Lorenz v. Weſtenrieder's

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Erſter Band.

v. Westenrieder
Werke

Kempten, 1831. 1
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Ely [illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Mit Bewunderung und Ehrfurcht ſprechen wir einen Namen aus, den jeder Bayer mit dem Gefühle des Stolzes und der Liebe im Herzen trägt — Die deutſchen Literaturhiſtoriker, welche den Namens- und Sterbetag jedes gelehrten Ausländers nachzuweiſen wiſſen, werden ſich wundern, daß ſie einen der glänzendſten Namen, die je der Unſterblichkeit überliefert wurden, einen der größten Schriftſteller deutſcher Zunge, in ihre Compendien und Lehrbücher einzuregiſtriren bis jetzt vergeſſen haben. Genie, Scharfſinn, Gelehrſamkeit, die Flamme der Phantaſie, Sentimentalität, Witz, Humor, das, was den Schriftſteller, den glänzenden, den ſchönen, den großen, den wiſſenſchaftlich gebildeten Geiſt, den Poeten und Gelehrten ausmacht, hat man in Deutſchland genug bewundert. Jetzt ſind die Zeiten gekommen, wo man anfangen wird, auch in unſerm Vaterlande die Großartigkeit der Geſinnung, das Feuer der Vaterlandsliebe, die Schönheit des Herzens, den willensfeſten Charakter, das, was den Menſchen, den Bürger und den Mann macht, anzuerkennen. Wir haben Göthe und Tieck um ihrer Schönheit willen, in Jean Paul das Gemüth, bei andern die Schärfe des Verſtandes, die Wärme des Gefühles, in Schiller zugleich den großen Charakter verehrt und geliebt. Jetzt werden wir einen Schriftſteller mehr haben, in dem wir Schönheit und Charakter, zarte Empfindung, Schwärmerei und Weiche des Gemüthes, und die Unerſchütterlichkeit der Grundſätze und des unbeugſamen Willens, das angeborne Genie und die erworbene Tugend des Menſchen lieben und bewundern können.

Es iſt der Bayer **Lorenz Weſtenrieder**, von dem nur die Gelehrten als Hiſtoriker, und auch als ſolchem bei weitem nicht nach ſeinem vollen Werthe reden. Gab es je einen univerſellen und wiſſenſchaftlichen Gelehrten; einen tiefſinnigen, gründlichen Denker; einen urſprünglichen in ſich gegründeten, unerſchrockenen, frommen, und umfaſſenden Geiſt, gab es je einen in tugendhaften Charakter; einen aufrichtigen Chriſtusjünger, einen Lehrer und Verkündiger der Religion und Moral; ſo iſt es Weſtenrieder. — Man hat Goethe nicht mit Unrecht den Dichter der Höfe und des Adels, Tieck den Liebling und Geſellſchafter der Salons und äſthetiſchen Theegeſellſchaften genannt. Weſtenrieder, ſo voll Geſchmack und innerer Liebenswürdigkeiten er iſt, iſt kein geſchmackvoller, liebenswürdiger Autor für die ſogenannten ſchönen Geiſter. Weſtenrieder iſt ein Bürgerſchriftſteller für das Volk, für die that- und willenskräftigen Naturen. Weſtenrieder war einer jener wenigen, von ihrem Volk und Vaterlande durch und durch erfüllten, von Recht und Freiheit erwärmten Autoren, deren patriotiſche Feder niemals in einem andern, als dem Dienſte für Recht und Freiheit, Moral und Religion, Menſchen- und Bürgerglück unermüdlich bis zum letzten Schrift- und Athemzuge thätig war. Der Patriot, der warme Bürgerfreund, der thatkräftige, zum Handeln ſtets bereite Menſch, der tolerante religiöſe Weiſe, der Eiferer für Recht und Wahrheit, der verklärte Geiſt, der in jenen

Regionen wandelt, ſprechen bei Weſtenrieder aus jeder Zeile.

Es könnte bedenklich ſcheinen, in Zeiten wie den unſrigen mit einem ſolchen Unternehmen aufzutreten. Aber eben in ſolchen Tagen der Befürchtungen und Hoffnungen, der äußern Ungewißheit bedürfen die Menſchen, bedürfen die bewegten, die irregeleiteten Geiſter eines feſten, eines geiſtigen Haltes. — »Ein großer Mann iſt allemal ein Geſchenk des Himmels; aber das meiſtemal auch ein Vorwurf für ſein Zeitalter, wenn dieſem der Geiſt, die Kraft und Bildung gebricht, ihn zu bemerken und nachzuahmen.« Wir ſind hier doppelt glücklich, einen großen Geiſt beſeſſen, und ihn ſchon in ſeinem Leben geehrt zu haben. — Wenn Bayern mit Recht ſtolz iſt, Weſtenrieder den ſeinigen zu nennen; ſo bleibt Deutſchland ein anderer eben ſo edler Stolz, ihn zu bewundern, ſich anzueignen, und durch Liebe und Bewunderung zu dem ſeinigen zu machen. Eine große Geſinnung, eine hochherzige Begeiſterung geht jetzt durch ganz Deutſchland hin. In andern Zeiten haben andere Geiſter einen andern Ruhm gefunden. Der Ruhm, einen Bürgerſchriftſteller, einen

Mann der Nation, der Freiheit, der Moral, des Rechtes anzuerkennen, konnte vielleicht nur dieſen Zeiten vorbehalten bleiben. Goethe, Tieck und andere, die in ihrer Jugend ſo manches, was ihre Nation nun immer ſchmerzlicher vermißt, von Weſtenrieder gelernt haben könnten — Goethe und Tieck haben wir lang genug nachgeahmt. Glücklich und groß wird Deutſchland ſeyn, und unſere Nachkommen werden ſich beſſer dabei befinden, wenn ſie Weſtenrieder an Mannesſinn und Mannestugend, an reinem Willen, an Kühnheit, Kraft, Selbſtſtändigkeit, Wahrheit und Charakter nur halb ſo ſehr als jene nachahmen werden.

Der Hiſtoriker, der Geſchichtsforſcher kann ſich, wie aus Johannes Müller und den wenigen, die ihm gleichen, die reine, große, menſchliche, welthiſtoriſche Anſicht aus Weſtenrieders Schriften holen. Sein kräftiger, männlicher Styl iſt Muſter eines kühnen männlichen Ausdrucks. An Kraft, Mächtigkeit und Erhabenheit der Geſinnung kommt ihm keiner gleich. Seine hiſtoriſchen Calender, die, wie Alles, was aus Weſtenrieder's Feder kam, in einer populären muſterhaften Sprache abgefaßt ſind, wurden ſelbſt unter dem Volke viel geleſen. Seine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges iſt von Männern, wie Luden und Heeren, wenn nicht als das Beſte, als ein Meiſterwerk hiſtoriſcher Kunſt und Vollendung in deutſcher Sprache anerkannt. Man unterrichte ſich in ſeinen wiſſenſchaftlichen und gelehrten Abhandlungen, ſeinen Schriften über Erziehung, ſeinen philoſophiſchen, kritiſchen und ökonomiſchen Aufſätzen; man leſe ſeine Beiträge über Kunſt, Literatur, ſeine Denkreden und dramaturgiſchen Abhandlungen nach, — und der Gelehrte vom Fach, der Geſchäfts- und Staats-, der Schulmann, der Theolog und Philolog, wie der Künſtler, der Schauſpieler, Aeſthetiker, der Freund der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte wird in Weſtenrieder's Werken Belehrung, Genuß und Erhebung, ausgebreitetes Wiſſen und nebenbei noch etwas, das mehr und eben ſo wie das Wiſſen Noth thut: jene friſch ſprudelnde Quelle, die bei den Studien über der nächtlichen Oellampe nicht austrocknet, einen Tiefſinn, eine Stille des Gemüthes, jenen Hauch des Geiſtes, der das Wiſſen friſch macht, aus dem Erkannten, aus Gefühl und Ueberzeugung überall zur That, zum Handeln hindrängt, finden. —

Man hat bisher Alles, was von Bayern kam, mit einer großen Erwartung in Deutſchland aufgenommen. Mit Berühmtheit und großen Namen hat man in unſerm Vaterlande einen wahren Götzendienſt getrieben. Jetzt reißt die Zeit, die im Kampf begriffen iſt, von den falſchen Autoritäten ſich los. — Wie ein Donnerſchlag wird die mächtige Stimme dieſes großen Todten, die man in der Welt nicht glaubte, in den Widerſtreit der Partheien fallen. Die Tieck und Schlegel, rühmt man, haben (und ich gebe es zu) für die — äſthetiſchen Zärtlinge und geſchmackvollen Empfinder, die an Charakter Schwachen, eine Dichterſchule gegründet. Weſtenrieder wird eine Schule des Volkes gründen! Weſtenrieder führt Moral und Bürgertugend in die zerflatterte Kunſt, das verpoetiſirte Leben hinein. — Ja, dieſe bayeriſche, dieſe deutſche Eiche wird durch ganz Deutſchland grünen und kräftige Wurzeln treiben. Unter ihrem Schatten wird die deutſche Jugend und das Alter ſich verſammeln. —

Obige Worte der Ankündigung, welche bereits im November v. J. geſchrieben wurden, haben in dem Herzen manches Patrioten an den Stufen des Thrones wie im Bürgerhauſe Anklang gefunden. Oeffentliche Blätter haben über den Werth und die volksthümliche Bedeutung des Weſtenrieder'ſchen Nationalunternehmens vor Bayern und Deutſchland ihre Stimmen erhoben. — Geiſter und Ereigniſſe ſind ſeitdem mit dem Jahrhundert rieſenhaft vorgeſchritten. Die Wiſſenſchaft fängt an auch in Deutſchland näher an das Leben heranzutreten. Man fordert von der Kunſt, dem Publiciſten, dem Schriftſteller nicht nur, daß ſie national, ſondern auch patriotiſch reden. Wie die politiſchen Kräfte gähren: ſo bereitet auch in der deutſchen Literatur eine Revolution, welche manche legitime Autorität von ihrem Throne zu ſtürzen droht, ſich vor. — Für die Verehrer Weſtenrieder's möge ein literariſch-poetiſches Gemälde altbayeriſcher Literatur, das im May 1830 in den Bayeriſchen Blättern abgedruckt wurde, als nähere Einleitung in den Werken dieſes Autors, der ſich den größten aller Zeiten zur Seite ſtellt, um zu zeigen, was Bayern an groſſem und tiefem Geiſt vermag, hier eine Stelle finden.

Die Winde rauſchten, die Wolken zogen über die Thürme der Hauptſtadt. Wenn der volle Mond aus dem ſchwarzen Gewölk am dunklen Nachthimmel hervortrat, lagen die ſchönen Gebäude und freien Plätze im bleichen Schimmer. Die Saiten der Harfeniſtinnen rauſchten aus den hellen Fenſtern der Caffeehäuſer, die voll Gäſte waren.

Die beiden bayeriſchen Jünglinge hatten den Fremden in ihrer Mitte. Wir wandelten Arm in Arm über die freien ſchönen Plätze und äußern Anlagen dieſes Theils der Reſidenz bis dort, wo an der offenen Heerſtraße die Säulen der Glyptothek, an der vordern Fronte dieſes großartigen Gebäudes mit ſeinen ſchönen Verhältniſſen im edelſten Style der Bauart der Alten ſich erheben. Wir ſetzten uns unter das hohe Portal. Der Mond erleuchtete die Gegend.

»Dieſe Räume hat König Ludwig der Kunſt und ſeinem Gedächtniß aufgebaut. Wie ſpricht ſein königlicher Geiſt uns groß und mächtig an! O ſagte der Jüngling: nicht nur Lettern, Leinwand und Wänden von Kalk, auch Erz und Steinen können die Könige ihre Gedanken, die der Unſterblichkeit überliefert werden, aufprägen!«

Dieſe Gegend, ſagt' ich, iſt weit und breit kein Blüthenthal und Paradies, die Natur hat ihre Reize, die karge Hand des Frühlings hat ihren Schmuck und ihre Blüthen nicht verſchwenderiſch ausgetheilt. Aber es blüht und duftet hier heimlich und von Vielen unbemerkt Etwas, das, wenn ſeine volle Knospe ausbricht —! Wie athmet ſichs in der Luft der Freiheit und des freien Denkens doch ſo ſüß, ſo frei! —

»O ich möchte mit Stürmen mich ausbrauſen, in Strömen meinen Geiſt über die Länder, wo die Freiheit noch nicht iſt, ausgießen! ſo weit die freien Lüfte Gottes und die Donnerſtimmen des Himmels über die Berge und Städte gehen, meinen Jubel ausſchütten: und den Königen und Fürſten, ſo weit ſie auf Thronen ſitzen, und den Völkern und Nationen, die ſich um die Throne lagern und hoffend und erwartend auf die Geſalbten des Herren warten, zurufen, und ungeſtümer wieder rufen, und immer ungeſtümer, wie die Stimme des Zeitgeiſts, bis die Throne und die Herzen der Fürſten Antwort geben, den Ruf, der

der Ruf der Zeiten und der Völker iſt, wiederholen: Kommt und ſeht und fühlt! lernt meine Hoffnungen, meine Wünſche, die eure Hoffnungen und Wünſche ſind, meinen ſtillen und lauten Jubel lernet theilen! So iſt es einem Menſchen zu Muthe, der freie Luft und freies Denken athmet! So ſtolze Gefühle quellen auf den herein, ſolch hoher Muth der Seele hebt dem die Bruſt, der unter einem Volke lebt, das frei iſt, oder frei ſeyn kann, ſobald es ſeine Rechte und Freiheit gebrauchen will!«

Als wir um die Straßenecke bogen, ſchimmerte im Bücherladen zu ebener Erde ein Licht uns entgegen. Der Antiquar, ein rüſtiger Alter, wie es in Bayern viele gibt, mit ſilberweißen Locken, die Stirne und Augen noch voll Heiterkeit und Lebensluſt und den gutmüthigen nationalen Zug, an dem man den Bayer erkennt, um die Lippen, hatte den Hut ſchon auf dem Kopfe, und war eben im Begriffe, den Laden zuzuſchließen.

»Grüß Gott im Bayernlande!« — Suchen die Herrn in ſtockfinſtrer Nacht die

Weisheit mit der Laterne? Heut zu Tage ſammelt man bei der mitternächtlichen Lampe, wie die fleißigen und unermüdeten Alten, die eiſernen Männer der Gelehrſamkeit, die Schätze der Weisheit in Folianten und Quartanten nicht mehr. Wie Tagesſchmetterlinge und Feuerwürmchen muß es in die lockern Morgen- und Abendblättchen hinausflattern und fliegen.«

O ſagt' ich, das Licht, das ich ſuche —. Findet man hier nicht alte Bayer'ſche Bücher, verſtehen Sie ſolche, welche Bayern, die bayeriſch fühlten, dachten, geſchrieben, bayeriſche Preſſen gedruckt, Bayern mit bayeriſchem Herzen geleſen, ihr Vaterland darin empfunden und zu allen Bürgertugenden, der Treue und dem Ernſt der Pflichten gegen König und Geſetze ſich durch ſie erhoben haben?

Der brave Mann ſah mich erſt mit großen Augen, indem er mich von Kopf bis zu den Füßen maß, verwundert an; dann lächelte er halb wehmüthig.

»Wahrhaftig! dieſe Frage iſt in dieſem Quartal des bayeriſchen Patriotismus noch nicht zum zweitenmal an mich gethan worden. Aber treiben Sie nicht ihren Muthwillen mit einem alten Manne, der kindiſch genug iſt und über Dinge, über die man heut zu Tage lacht und leichtſinnig ſich hinweggaukelt, in helle Thränen ausbrechen möchte. Sind Sie vom Adel, mein Herr! leben Sie viel in großen Cirkeln, nun ſo wiſſen Sie, daß Patriotismus und vaterländiſches Weſen nicht zur Mode und zum großen Tone gehört. Oder ſind Sie gar ein Schriftſteller — Die Schwaben, die Preußen und Sachſen ſind mit Recht auf ihre großen Geiſter ſtolz. O wir Bayern haben auch wohl Namen und Geiſter aufzuweiſen, die ſich vor Tiek und Göthe und Schlegel nicht zu ſchämen brauchen; ja auf die wir wohl, was den Kern des Charakters und der männlichen Geſinnung, den Bürger- und Vaterlandsſinn ausmacht, ſtolzer als jene zu ſeyn ein Recht haben. Von den Gelehrten und wahrhaft Gebildeten red' ich nicht. Aber nennen Sie einmal Weſtenrieders großen Namen in München in der größten Geſellſchaft. Wer iſt der Mann? Iſt er anziehend und unterhaltend? Wir müſſen doch einmal nachſchlagen — Steht er im Converſations-Lexikon? Nun für ſeine Zeit mag er gut genug geſchrieben haben! —«

O wohl dir, großer Schatten, daß du die Schande nicht erlebt haſt, rief mein junger Begleiter, dem das bayeriſche Herz aufwallte.

»Große Bücher haben wir viele — für große Seelen; da iſt z. B. der einzige Weſtenrieder, ein Mann für Könige, Herrſchaften, Nationalſchriftſteller, — mit einem Worte — für die Claſſe der Menſchen, die in Verrichtungen ſtehen, wo ſie ſchlecht handeln, wenn ſie nicht groß handeln. Auch könnte ein einziges Gemälde von — Weſtenrieder große Seelen aus kleinen machen; man lieſt ihn, und rühmt ihn, und ſtellt ihn ſchön gebunden in ſeinen Bücherſchrank; aber wo ſind die großen Seelen?« *)

»Griechen und Römer hätten dein Bild in Erz und Marmor in ihren Tempeln, wo den großen Patrioten vaterländiſche Feſte gefeiert wurden, in ihren Häuſern und auf den öffentlichen Plätzen, wo man ſich beim Anblick der großen Helden, Schriftſteller und Dichter für das Vaterland ſtärkte und erbaute, aufgeſtellt. Nicht nur in den Aka-

---

*) Eigene Worte Weſtenrieders über Klopſtock.

demien der Wiſſenſchaften und Bibliotheken, in allen Schulen, Hörſälen, Erziehungshäuſern, wo junge Seelen zur Freiheit und Bürgertugend gebildet werden, ſollte dein Beiſpiel, ſollten deine Bücher als Muſter aufgeſtellt, als ein Feſttag der Nation und Wiſſenſchaft dein unſterbliches Gedächtniß gefeiert werden. Ja es wird eine Zeit kommen, wo alle Patrioten, die wie du von hohem Sinn und Vaterland erfüllt ſind, jubeln, und alle bayeriſchen Herzen, wenn ſie Weſtenrieders Namen hören, vor Stolz und Freude hüpfen! Die Erwachſenen werden deine Bücher wie den Katechismus der Freiheit und des Vaterlandes auswendig wiſſen. In die kleinſte Bauernſchule, in die ſtillen Gebirgsdörfer hinein wird die Kunde deines Ruhmes dringen, und die Mütter werden ihren Kindern deinen hohen Namen, in dem alle Hoffnungen des Vaterlandes, alle Furcht, alle heilige Scheu der Gottheit, der Freiheit und des Geſetzes ſich vereinen, ausſprechen lehren! —

»Ich merke ſchon« ſagte der Alte, indem er mich an einer zahlreichen Reihe von alten Büchern, deren feſter und ſolider Einband in Schweinsleder (die Buckel und Ecken waren zum Theil mit gelbem oder weißem Blech beſchlagen) ſchon auf eine gewiſſe Solidität und Feſtigkeit des Inhalts ſchließen ließ, vorüberführte,«

»nun wenn Sie nach altbayeriſcher Hausmannskoſt begierig ſind, — hier die Altvordern und Urgroßväter meiner altbayeriſchen Bibliothek ſind freilich keine beliebten Erzähler und unterhaltenden Modeſchriftſteller, die mit aufgeputzter Phantaſie, gefälligem und blumenreichem Styl und zurechtgeſtutzten ſogenannten intereſſanten Gedanken ihren Leſern, die eben ſo hohl ſind, als ſie ſelber, die wüſteſten und langweiligſten Stunden vertreiben, mit Begierde greifen. Aber ſie waren Männer, vollkräftige, hochherzige Menſchen, die erſt handelten, als treue Bürger Pflichten übten, Unrecht erlitten, das Gute und Beſſere auszuführen verſuchten, ſo viel ſie es vermochten, über Dummes ſich ereiferten, über Niederträchtiges und Schlechtes ſich ärgerten, und als ihre Seelen großer Dinge voll waren, als ſie erhabene Angelegenheiten auf dem Herzen hatten, nach der Feder griffen, ihre Freude, ihren Zorn und ihren Jubel von der Seele wegzuſprechen, und was ſie für ihre Mitbürger, ihr Vaterland, Gegenwart und Zukunft für nöthig und nützlich hielten, in die Welt hinauszureden.

„Nur in das Roſaroth der Freude, oder das muntere Grün der Hoffnung und des Frühlings ſollte man deine heitern Geiſter binden, glücklicher, trefflicher Landsmann, von deſſen Lippen ewig Scherz und mildes Lächeln fließen!« rief der ſchöne Jüngling, indem er einen etwas zierlicheren Band aufſchlug: „Wie viel ſüße herzinnige Stunden, wie viel Sonnenſchein des Herzens und Gemüthes hab ich zu verdanken Dir, deſſen friſche Seele in den hellen Frühlingslichtern der Heiterkeit und des Frohſinns wandelt! der wenn du aufathmeſt, wie friſche Morgenwinde, Gedanken des Lebensgenuſſes hauchſt! und überall Roſen pflückend, um den Freudenbecher deiner Landleute zu kränzen, mit unſchuldigen Kinderaugen in die Blumen, welche Gottes Hand auf Erden gepflanzt hat, ſchauſt!«

»Dieſe ſüße Schwärmerei, dieſe zarte Empfindſamkeit, dieſe milde blumenreiche Weisheit, die warme Sinnlichkeit und Phantaſie, die feine Schalkheit, welche Moral und Sitte nie beleidigt, ſondern mit neuen Reizen kleidet, wird man in vielen berühmten Romanen, die als Muſter des Angenehmen und Geiſtreichen, geprieſen werden, vergebens ſuchen. Der friſche Born ſeiner ungetrübten Laune ſprudelt unerſchöpflich. Sein gewandter leichter Styl, ausgebildet und fließend, wie er iſt, iſt für alle Deutſche klaſſiſch zu nennen. Dietl iſt weich, ſüß und zart wie Tiek, aber weichlich, ſchlüpfrig iſt er nirgend. Die geſunde Nüchternheit und Einfalt des mannhaften bayeriſchen Charakters verläugnet ſich auf keiner Seite. Wenn man einen Autor bändereicher wünſcht, ſo iſt es dieſer. Die feinen und lüſternen äſthetiſchen Gaumen im Auslande ſollten unſeren bayeriſchen Yorik nur ſchmecken: ſie würden das attiſche Salz, den feinen Witz, das köſtliche Gewürz mit dem Beigeſchmack des Pikanten aus dieſer geſchmackvollen bayeriſchen Schüſſel ſchon herauskoſten. Die Engländer und Franzoſen müßten uns um Dietl*) beneiden.

»Hier das Gegenbild zu unſerm ſanften Weiſen, der mit der Wahrheit nur liebkoſend unter Scherzen und verſtohlenem Tändeln ihr ſüße Küſſe raubt: Bucher*) der ſcharfe ſtarke Geiſt, deſſen Worte ſcharfen Meſſern, deſſen Gedanken ſpitzigen Dolchen gleichen, der wie Blitze das Schwerdt des Verſtandes mit ſeiner ganzen Schneide ſchwingt, und mit Lanzenſtichen und Kolbenſchlägen den Gegner zu Boden ſchmettert!«

---

*) Vertraute Briefe eines Geiſtlichen (Yorik) in Baiern an ſeinen Freund. Freundſchaftliche Briefe, ein Pendant u. ſ. w. Dietls nachgelaſſene freundſchaftliche Briefe, herausgegeben von Joſeph von Chlingenſperg.

»Cajetan Weiler, der Mann Gottes voll Licht und Wahrheit, der nur ein Feind der Lüge war, und die Fackel der Vernunft, da es gefährlich war, anzuzünden wagte.«

»Aventin,**) Oefele, Zirngibl, Scholliner, die fleißigen Sammler der Schätze und Thaten ihres Volks, »die auf unbetretenen einſamen Spuren ſammelten die Denkmäler und die Männer unſeres Bayerns, und auf deren Ruf hervorkamen aus Schutt und Verweſung die Namen derer, die keine Auferſtehung dieſer Art hofften,« ***) und welche auch das Ausland als Muſter hiſtoriſcher Treue und forſchenden gelehrten Fleißes ehrt.

---

*) Ant. Buchers ſämmtl. Schriften, herausgegeben von Joſ. v. Kleſſing.

**) Eigentlich: Thurmayr oder Thurmajer, daher er ſich auch Thurniomarum und Joannem Aventinum Duramarum nannte.

***) Eigene Worte Weſtenrieders.

Der ritterliche von Aretin, der Stolz des bayeriſchen Adels, der wahrhaft Edle! der als die übrigen bayeriſchen Pairs unluſtig zu turniren, und die conſtitutionelle Lanze zu brechen, hinter die Schranken der öffentlichen Meinung ſich zurückzogen, mit aufgeſchlagenem Viſir als Gottes-Kämpfer der Freiheit, des Volkes und Geſetzes den Fehdehandſchuh hinwarf. Er, der, wenn er nicht adelig geboren, einen ſchönern Adel ſich erworben!«

»Aretin hat, wie die Freiheit ſelber, der er nichts vergibt, in des Thrones heiligen Schatten mitten zwiſchen Fürſten, Volk und unter die Bäume des Adels ſich hingeſtellt. Er iſt gewappnet mit Wiſſenſchaft, der Schild und der Panzer ſeiner Kenntniſſe ſind undurchdringlich. In ſeinem Kopfe ſind nichts als die hellen Gedanken der beſonnenen Wahrheit, und das leuchtende Schwerdt ſeines Verſtandes iſt ſtets bereit für das verletzte Recht des Volkes zuzuſchlagen. Aber ſein Herz klopft unter der Rüſtung und kann nicht ruhig bleiben; ſein ganzes Gemüth wallt auf, wenn die hohen Gegenſtände des Vaterlandes und der Menſchheit ſeine beredte Zunge in helltönende Begeiſterung ſetzen, und die Heroldſtimme dieſes unpartheiiſchen Mundes, wenn ſie für die hohe unantaſtbare Würde des Geſetzes, Recht und Gerechtigkeit und die Heiligkeit des Thrones ſich erhebt, bringt auch die Sprache der Freiheit, die aufhört dem Ohr der Fürſten und ihrer Miniſter ein Laut des Aufruhrs und des Verbrechens zu ſeyn, in die Kabinette hinein.

O Stolz! doch nicht des Wappens und des Stammbaums, ſondern wie bei dem Edlen von Aretin des gemeinſamen Menſchenadels! O Stand und Rang und Würde; doch nicht wie ſie angeboren, anerzogen und mit dem Titel und der Staatsuniform angezogen, ſondern Ausfluß und Inbegriff von Thätigkeit, Rechten und Pflichten, die für das Heil des Vaterlandes gewiſſenhaft ausgeübt werden, wie bei dieſem Würdigen, bei dieſem Geiſt vom erſten Rang ſie iſt! Ja hier iſt Lektion und Lektüre für den Adel und den Bürger! Auf den Schreibtiſchen und Büreaus der conſtitutionellen Miniſter ſollte man, wie jener Gottesgelehrte die Bibel, v. Aretins conſtitutionelles Staatsrecht mit der Kette anſchließen.

So redeten an jenem Abend der Alte und die bayeriſchen Jünglinge von den vaterländiſchen großen Schriftſtellern, berühmten bayeriſchen Gelehrten; und nannten über den Gräbern der unſterblichen Todten auch die Namen derer, die lebendig unter dem Volke wirken.

Und jubelten höher auf und fühlten ihr Vaterland und ihre Seelen größer: als ſie unter den großen gefeierten Dichtern nicht nur des bayeriſchen, ſondern des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes den königlichen Dichter begrüßten, in deſſen goldener Krone das grüne Eichenlaub des Bürger- und der Lorbeer des Dichter-Königs zum doppelten Kranze ſich ſchlingen! Und waren, wenn München durch Ihn ein Königs-Sitz der Wiſſenſchaft und deutſcher Muſen geworden iſt: großer Hoffnungen der Zukunft für Vaterland und Menſchheit voll, und wußten nicht begeiſtert genug von der freien großen Richtung, die König Ludwig den Geiſtern und Ideen in Wiſſenſchaft und Kunſt aufgethan, zu reden.

Nun ſagt' ich, indem ich dieſe Reihe glänzender Namen, (die zum Theil nur den Gelehrten und noch lange nicht genug der bayer'ſchen und deutſchen Nation, im Auslande aber, wo man viel geringere und weniger deutſche Namen überſetzt und lieſt, und nach ihnen urtheilt, gar nicht bekannt ſind,) um bei ihnen zu lernen und die Kraft und das geiſtige Vermögen des Volkes zu erforſchen und nach ihnen abzumeſſen, im Gedächtniß noch einmal überſchaute: Das ſind ſchon Männer und Namen, an denen ein Volk ſich aufbaun, und wenn es ſolche Geiſter und Kräfte aus ſich erzeugt hat, in Licht und Wiſſenſchaft und Wahrheit, Schönheit in aller Menſchengröße weiter ſchreiten —

»Still, ſagte der ehrwürdige Greis, (und ſeine Miene war feierlicher und ſein Auge von heiligem Feuer leuchtender geworden) indem er mich ſchweigend an ein mit grünſeidnen Vorhängen verhängtes Bücherbret führte, von welchem die Büſte eines Mannes ernſt und milde, wie der vaterlandsliebenden großen Alten einer, den königl. bekränzten Büſten Maximilians und Ludwigs gegenüber, herniederſchaute, »Still —!«

»Wie es kein Land gibt, welches nicht wenigſtens alle Jahrhunderte einen großen Geiſt hervorbringt, der über die gemeine Menſchenbahn wegtritt und mit ſeiner Größe die Schande ſeiner Nation deckt: ſo erhielt Bayern auch Männer, die es von dem tiefen Schlaf und von dem Gedankentod aufweckten, in welchem es begraben lag. Weſtenrieder trat auf mit ſtiller Feierlichkeit, wie ein ſeltenes Meteore am Himmel; er trat hin mit Rieſenſchritten und ſelbſtvertrauender Stärke.“ *)

»Seine Seele war ein Lied, und eine Muſik war ſein Leben. Wer nie in höheren Erſcheinungen das Bildniß einer großen Seele geſehen, nie die Miene eines begeiſterten Mannes kennen gelernt hat, der trete näher zu *Weſtenrieder*.« *)

»Hier lebet, ſtehet vor uns ſein Geiſt, *lehret und blühet mit ewigen Lorbern umkränzet der Ruhm ſeiner Verewigung!* Von da dringt Licht in das Aug des Blöden, von da ſprühen und entzünden geiſtige Funken die ſchöne Unruhe fähiger Gemüther. Siehſt mit dem Blick eines Boten, der Menſchheit durchſucht, kühn und ungekünſtelt umhergehen den Meiſter in ſeinem Reich; hörſt ausgehen aus ſeinem Munde wenige Worte, worüber andere Bücher geſchrieben hätten, klagſt und trauerſt mit ihm über die Kälte der Mitwelt, die manchen braven Mann vergeſſen hat, und wirſt vielleicht *das Erſtemal in deinem Leben patriotiſch und ſtolz auf den Ruhm un*-

---

*) Eigene Worte Weſtenrieders.

ſers Vaterlandes, und weißt vor edler Beklemmung nicht, wo du hin ſollſt in der Gegenwart des Landsmanns, der dieſe Saiten deines Herzens gerührt hat.«*)

»Ein großer Mann iſt allemal ein Geſchenk des Himmels; aber auch das meiſtemal ein Vorwurf für ſein Zeitalter, wenn dieſem Geiſt und Kraft und Bildung gebricht, ihn zu bemerken und nachzuahmen. Wir ſind hier doppelt glücklich, einen großen Geiſt beſeſſen, und ihn ſchon in ſeinem Leben geehrt zu haben. Man ſprach ſeinen Namen mit Ehrfurcht, und nannte Ihn, wenn man einen Mann, deſſen Verdienſte entſchieden ſind, nennen wollte. Unſer König gab ihm die thätigſten Proben wahrer überzeugter Hochachtung, und vernahm mit dem hohen Gefühl eines erleuchteten Fürſten, mit der Betrübniß eines Weiſen ſeinen Tod.«*)

»Ernſtere Stille und ahnenden Kummer ſchauerte die Nachricht ſeines Todes in fähige Seelen aus, und der wärmere Mann und der beſſere Jüngling fühlten Beklemmung und ſuchten mit bangem Schweigen Ermunterung einer in des andern Aug;

---

*) Eigene Worte Weſtenrieders.

denn ſie fühlten, wer Er war, denn in ihren Herzen begannen die männlichen Thränen, zu weinen am Grabe des frommen Chriſten, des guten Weiſen, des redlichen Bayern.« *)

»Und unſere Kindeskinder werden weinen die männliche Thräne auf dem Grabe des frommen Chriſten, des guten Weiſen, des redlichen Bayern!«*)

»Ihr Brüder unſers Vaterlandes, wenn wir ſtolz ſind, wie wir es denn alle ſind, einen Bürger wie Weſtenrieder zu beſitzen; ſo laßt uns auch ſtolz ſeyn, jeder nach ſeinen Kräften ihn nachzuahmen.«*)

»Er iſt es, der in den Zeiten des Wohlſtandes, wo alles die Hände in den Schoos legt, wo alles ſchweigt und genießt, an das Schickſal der Nachwelt denkt; er ſorget für die Eintracht der Nationen und für das Wohlſeyn derjenigen, die noch nicht geboren ſind, er opfert ſeine freien Stunden der Wohlfahrt des Staats auf, indeß ſich andere allen Freuden und Ermunterungen überlaſſen; er ſtirbt, wenn andere leben, um dann, wenn jene geſtorben ſind, wieder aufzuſtehen, wieder zu leben und Muth und That in alles Leben zu bringen.« *)

---

*) Eigene Worte Weſtenrieders S. 115. Beiträge Jahrg. 1780. 4. Stück. Zum Andenken des Andreas Felix von Oefele, eine Denkrede, die an hohem Styl, Kühnheit und Mächtigkeit der Gedanken und alles überragender Geſinnung nur den großen Muſtern des Alterthums an die Seite zu ſtellen iſt.

»Wenn ich in lauen Zeiten, wo der Muth der Meiſten geſunken iſt, einem Manne die Kraft zutrauen ſollte, ſchlafende Gemüther aufzuſtürmen, und ſie mit einer thätigen Gährung, und mit Eifer nach etwas Großem zu beleben, ſo wär' es Weſtenrieder. Der Mann war ganz eines deutſchen Sinnes, und was er in dieſem Ton ſagte, das glühte vor Ungeſtüm, das trieb muthigen Stolz und unternehmende Zuverſicht auf eigne Kraft in des Leſers Seele. Vielleicht ſchlägt einſt noch mancher ſeine Schriften nach, wenn er Muth und Feſtigkeit, zu ſtehen mit eigner Laſt, nöthig hat, und lieſt dann eine warme Stelle, um ſich aus ſeiner Kälte zu leſen.« **)

»Nichts von erweichendem Zittern durchbebt und erſchlafft deine Nerven hier, ſondern hohe Lieder vernimmſt du, Harmonien und Begeiſterungen der ſtärkenden Ewigkeit.« *)

---

*) Eigene Worte Weſtenrieders.

**) Weſtenrieders Worte über Schubert. Bayeriſche Beiträge 1780 1r. Bd. S. 242.

»Solche Seelen waren es, welche die großen Revolutionen in der Menſchheit verurſachten; welche glänzten hellſtrahlend auf dem Thron, oder in hinreißenden Schriften, und weckten aus der Nacht die Todtſchlummernden, und verbreiteten Licht und Wärme und Nahrung auf Jahrhunderte; oder als Eroberer ihren mächtigen Geiſt ausſtrömten auf dem Schlachtfeld, oder im Jammerbette, bedauert und beklagt von Himmel und Erde.«

»Um ihn blühet, reifet und duftet himmliſcher Ueberfluß der ſeligſten Heimath des erſten Menſchen. — So wurde der Schriftſteller, der in gewöhnlichen Dingen weit über alles Gewöhnliche erhaben, nicht idealiſche Zauberdinge der Einbildungskraft zum Leſen, ſondern wirklichen Genuß lebender Gefühle enthält; den keinen unſrer unzähligen Zuſätze und Zuſchnitte in der Natur um ſein Urgefühl betrog; der Schriftſteller, in deſſen Gegenwart man immer ſo Vieles auf dem Herzen hat, ſo ſchmerzlich von höherem Gefühl belaſtet, ſo voller Gelübde und Vorſätze,

---

*) Weſtenrieders bayer. Beiträge 1780. 1r Bd. S. 503.

und ſo müde, und ſo ſtark wird;*) der Huld und Starkmuth, Liebe und höheren Thatenernſt, Empfindung und Ueberlegung in Einem enthält!“ —

So ſprach an jenem Abend feierlich (und ſeine Stimme zitterte) mit den Geiſterlauten des unſterblichen Todten der gerührte Alte, und rief die erhabenen Gedanken der vaterländiſchen großen Geiſter aus ihren Gräbern und Särgen auf.

Wunderbare Schauer, eine hohe Feier ſchwebt um einen großen Mann. Es iſt etwas Heiliges um eine Seele, die von den Gedanken und Ideen eines großen Geiſtes ganz durchdrungen und erfüllt, mit kühnerem Aufſchwunge und erhöhten Kräften zu allem Unſterblichen und Ewigen ſich erhebt. Wir begegnen oft in Bildergallerien und Conzerten, (ſeltener in Theatern) auf einſamen Spaziergängen ſolchen empfindſamen und zarten Gemüthern, die von der Schönheit des Dichters, der Kunſt des Schauſpielers, der Fülle und Harmonie der Töne im innerſten Herzen mächtiglich berührt, in jene ſüßen Entzückungen und die Flammen der Begeiſterung aufwallen —

---

*) Weſtenrieders Worte über Jakobis Woldemar. Bayer. Beitr. 1779. S. 551 u. f.

Aber nicht das iſt uns die Bedeutung der Kunſt und Literatur; nicht für das Gefühl, die Erleuchtung und Entzückung des Einzelnen ſtellen wir unſere Gemälde und Bücher in den Muſeen und in unſeren Bibliotheken auf. In dem Ruhm der Wiſſenſchaft, der Geiſtesgröße eines Volkes, die für Thaten gelten, rühmlicher, größer und zuverſichtlicher ſich zu empfinden; in Allem, was der einzeln Begabte denkt, hervorbringt, in jedem Kunſt- und großen Gedankenwerke des unſterblichen Genius den Geiſt, den Schönheitsſinn der Nation; im Licht und Bewußtſeyn aller Geiſter mein Denken, moraliſches Gefühl, all meines Geiſtes Kräfte höher und lichter und vergrößert zu empfinden: — Davon wußte noch kein Literaturhiſtoriker und Compendienſchreiber, welcher die Geburts- und Sterbetäge und die Büchertitel der berühmten Autoren aufzählte, mir etwas zu ſagen. —

Auch die beiden bayeriſchen Jünglinge, als ob ſie in ein nationales Heiligthum, an den Hochaltar ihres Volkes, wo das Geiſtigſte ausgeſtellt wird, träten — — Ihre Seelen, an denen, über das Leben und die Gräber ſie hinüberrufend, wie Boten der Unſterblichkeit die großen Schatten vorübergingen, ſchauerten in hoher Feier.

»Ihr deutſchen Nachbarn am Main, an der Ilm, der Donau und der Elbe! Schwaben, Hannoveraner, Sachſen und Preußen! zeigt eure großen Namen auf! Es darf den Bayer nicht ſtumm und verlegen machen, wenn man das Glänzendſte und Größte zuerſt neben ſeinem Größten nennt.«

In Frankfurt ward Göthe geboren. Dieſer urſprüngliche, ſichere, ſeltene Geiſt, als er mit der ungeſchminkten Natur und hohen Einfalt, die ſie verlernt hatten, wie aus einer verjüngten vollkräftigen Welt unter ſeine Zeitgenoſſen trat, iſt er wie eine ſtolze friſche Eiche über ſein verkrüppeltes Jahrhundert, das an ihn nicht hinanreichte, emporgewachſen. Göthe hat nicht nur Deutſchland, ſondern auch England und Frankreich, die ihn mit Lorbern überſchütteten, ja der ganzen modernen Welt gezeigt: daß auch unter einem über Geldkaſten, Stammbäumen und in Bibliotheken abgewelkten und eingeſchrumpften, über ſeinem Wiſſen alt und grau gewordenen Geſchlechte, in unſern philoſophirenden, merkantiliſchen, ſpekulirenden, diplomatiſch pfiffigen und politiſch kniffigen Zeiten, wo man unter Müh, Liſt und Haſt des Lebens, vor dem Tode ſchon dem Leben abſterbend, den grünen Weg des Lebens ſich verrennt: der hohe bräutliche Reiz, die Heiterkeit und Jünglingskraft der Schönheit noch erfriſchend, auf die Herzen wirkt.«

„Es war und iſt noch immer ſo etwas Sieghaftes, Diktatoriſches, Imperatoriſches in den Ausſprüchen und gedruckten Parolen dieſes literariſchen Autokraten. — Der hitzige Enthuſiasmus unſrer Künſte ſteht auf gleichem Fiebergrade mit dem kalten Fieber unſrer Politik. — Und es iſt ganz daſſelbe: ob die phyſiſch und moraliſch ſich ſelbſt nicht mächtigen Naturen unſrer Tage politiſch feig ſich unter Bajonette und den Druck des Schwerdtes; oder hier, wo der Knechtsſinn unſrer Bildung unter der kranken Reizbarkeit eines der Schönheit zugewandten Herzens ſich verbirgt, unter die diktatoriſche Autorität und den Abſolutismus eines großen Namens ſich gefangen geben.«

»Göthe hat wie Napoleon ein Reich der Macht, eine Weltmonarchie der Kanonen und Bajonette, eine Literatenherrſchaft, wo er länger, als ein halb Jahrhundert unter ſeinen Bewundrern und Enthuſiaſten, die noch heut zu Tage ſeine Höflinge und Courmacher abgeben, thronte, ſich aufgebaut. Man hat dieſen eminenten Geiſt den größten und einzigen des Jahrhunderts, nach dem es keinen zweiten, der ihm gleiche, gebe, genannt. Als ob alle untergegangene Schönheit der alten Welt, was die Neuen groß und unſterblich und den Alten gleich macht, alle Bildung, alles, was die Zeit an Wiſſenſchaft und Fülle des Talentes in ſich hat, in ihm neu auferſtanden, in ihm ſich erfüllt; als ob die Natur in dieſer ihrer glänzendſten Geburt ſich erſchöpft habe: ſo haben ſie Göthe nicht nur als den Träger und Inbegriff aller deutſchen Nationalität, Herrlichkeit und volksthümlichen Größe, ſondern als den Glanz-, Mittel- und Wendepunkt, in dem alle Strahlen gegenwärtiger und zukünftiger Zeiten, das Licht der ganzen europäiſchen und modernen Bildung zuſammenfließen, hingeſtellt; und das Facit der Literatur und die Rechnung des Jahrhunderts mit dieſem Namen abgeſchloſſen.«

»Dem ächten Bayer iſt und ſey, was Deutſchland, das gemeinſame Vaterland angeht, niemals fremd. Den Weimarſchen Dichterfürſten hat unſer großer König, der ſich nur in Deutſchland groß und ſtark fühlt, wie kein Fürſt geehrt. Nur der gemeine Unverſtand und die dummfreche Bosheit bricht neidiſch Blätter aus dem Kranze großer Geiſter, um ſie ſich ſelber anzuheften. Es thut dem ſchönheittrunkenen, durch Reiz und Anmuth nur zu leicht verwöhnten und beſtochenen Herzen, das bei dem Dichter ſo oft genoſſen und geſchwelgt hat, nichts ſo weh, als auf Koſten des einen zum Ruhm des andern großen Geiſtes zu mäkeln. — Aber, wenn ich auch alle Univerſalität, allen poetiſchen Glanz, die griechiſche Heiterkeit und milde Klarheit, den Reiz, die Süßigkeit der Form, die unerreichliche Natureinfalt und Naivität, die hochgeprieſene Objektivität, welche die In- und Ausländer an Göthe nicht genug bewundern und verehren, zuſammennehme:

»So tief und fromm und rein und aus der Wurzel der Gottheit und der Seele heraus, im hohen Rauſch und der Trunkenheit des himmliſchen Reizes, wo das in alle Himmel entzückte und entrückte Herz in der Andacht der Ewigkeit und den Schauern und allen Süßigkeiten und unſterblichen Trieben des Himmels und der Erde nur für Tugend und hohe Thaten glüht: hat Göthe die Schönheit nickt gefühlt! — Wenn man den übertriebenen Bewunderern Göthes Schiller oder Jean Paul entgegenhielt: ſo konnten ſie dieſen durch ſeine übertriebene Sentimentalität, jenen durch ſeine Idealität und ſein Reflexions-weſen, beide durch eine gewiſſe krankhafte Modernität, die in Goethe nur auf eine andere Weiſe ſich verſteckt, von ſich weiſen. — Aber, wer noch etwa zweifelt und des friſch und voll aus Natur, Gottheit und Menſchenbruſt geſchöpften Geiſtertrunks zu koſten, den vollen Eindruck geſunder Menſchheit zu empfinden begierig iſt: der darf nur zehn Blätter mit Weſtenrieder durchdenken, aufſtürmen, Glut und Flamme in Herz und Seele, hoher Thaten und Entſchlüſſe für Vaterland und Menſchheit verlangend werden, um, wenn er höhrer Menſchenwürde voll zurückblickt, mit Bedauern und einer Betrübniß, die dem Großen das Größte wünſcht, zu geſtehen, daß es eine Religion des menſchlichen Geiſtes, (und zwar nicht die niedrigſte) gibt, wo Gottheit und Ewigkeit und das Süßeſte und Heiligſte der Erde liegt, die Goethe niemals oder doch nur im flüchtigen Hinübereilen berührte.

»Es thut weh, und ich möchte nicht geradezu behaupten, was viele Goethe vorgeworfen haben, daß er kein vaterländiſcher, wenigſtens kein chriſtlicher Dichter ſey. Wie die meiſten unſrer Poeten und Schriftſteller, nachdem ſie oft aus den unterſten Klaſſen des Volkes den Curſus der Noth und Armuth auf Gymnaſien und Akademien durchgemacht, wenn ſie berühmt, geadelt werden, Titel und Orden erhalten, mit ihren hof- und caſinofähigen Muſen zu Hof und den Schlöſſern und Tiſchen der Adeligen und großen Zirkel ſich halten; ſo iſt Goethe, der vornehme, der ver- und anſtändige und weltkluge Goethe, der noch dazu als geborner Patrizier keinen Anlaß hatte, als Vertheidiger ſeiner Rechte auf die Seite des Volkes zu treten, der Lieblingsſchriftſteller der Vornehmen, der Reichen, der Hof- und Weltleute, denen er ſich wohl hütet, jemals etwas Unangenehmes ins Ohr zu ſagen, geworden, und wird es bleiben, ſo lange es Ariſtokratenherrſchaft, das überwiegende Gewicht der Geldſäcke, Hofſtellen, die ſchroffe Scheidewand der ſogenannten Bildung und der Stände geben wird. Patriot, Burgerſchriftſteller, Volksdichter im Sinne der großen Alten, denen man ihn gerade der Hauptſache nach nur ſehr ſchlecht verglichen hat, iſt Goethe niemals geweſen.

»Der Streit über Schiller und Goethe hat eine tiefere als die äſthetiſche Bedeutung. Es zeugt von dem tüchtigen moraliſchen und freien Sinn des deutſchen Volkes, daß es ſich von den Feinheiten und Deklamationen der Kunſtrichter nicht irre machen läßt, und auf ſeinen Schiller hält. Schwaben und Bayern reichen in der Freiheit ſich brüderlich die Hände. Ich wollte, der Schwabe Schiller hätte den Bayer Weſtenrieder nur gekannt. Es iſt hier keine Floskel: Schiller bricht das grünſte Blatt aus ſeiner Bürgerkrone und reicht es Weſtenrieder!*)

»Die Schweizer, die ihre Alpen und halbtauſendjährige Freiheit haben, haben ihren Johannes Müller, und wahrlich ſie haben ſo viel, daß dieſer Name für den Stolz von ganz Deutſchland ſchon ein halb Jahrhundert ausreicht, und noch Jahrhunderte, bis ein Größerer kommt, ausreichen wird. Johannes Müller iſt die perſonifizirte, deutſche Wahrheit, Gründlichkeit und — Schwerfälligkeit. — Weſtenrieder hat Müllers Ehrlichkeit und tiefen deutſchen Sinn.

---

*) Wenn mich eines Wunder nimmt, ſo iſt es: daß ſich in Weſtenrieders gedruckten Schriften keine Stelle findet, wie Schillers Poeſie ſeinen ſtarken Geiſt berührte. Schiller hat mehr Glanz und Fülle, Weſtenrieder mehr innere Gediegenheit und Kern! An Ausdruck des Erhabenen, an Nationalität, Kühnheit und Schwung der Seele treffen ſie zuſammen. Im Jahre 1774 wurde auf dem Hoftheater in München ein Luſtſpiel von Weſtenrieder: die zween Kandidaten, das die gerade in München anweſende verwittwete Churfürſtin Maria Antonia von Sachſen mit eigner Hand für die Szene abkürzte, mit großem Beifall aufgeführt. Als Profeſſor der Dichtkunſt dichtete Weſtenrieder in Landshut den König Saul. 1776 wurde im churfürſtlichen Schulhauſe in München ſein heroiſches Drama: Mark Aurel, welches den Churfürſten Maximilian Joſeph ſo rührte, daß er den Verfaſſer unmittelbar nach der Vorſtellung zu ſehen verlangte, aufgeführt. Sind dieſe dramatiſchen Arbeiten gedruckt? oder wo finden ſich die Manuſcripte? — So haben ſich auch,

»Jean Paul hat die Güte, Zartheit, Weichheit, Sentimentalität des deutſchen Herzens in ſeiner ganzen — Schwäche und Liebenswürdigkeit gezeigt. Hier öffnet ſich und ſprudelt ewig friſch und lauter der unergründliche Urquell des Gemüthes. Ein ewig Sternenleuchten und Sonnenaufgang der Anſchauungen und Gefühle! Hier ſchwebt Begeiſterung, hier ſpielt Witz und Humor an Tiefen — Dabei eine rührende Kindlichkeit, Unſchuld und Tiefe des Gewiſſens,

---

wie die Sage lautet, und wie auch Herr Gandershofer in ſeiner akademiſchen Gedächtnißſchrift berichtet, wichtige Papiere in Weſtenrieders Nachlaß vorgefunden. Wer beſitzt ſie? wo werden ſie aufbewahrt? Sie ſind ein National-Eigenthum; jedes Blättchen iſt ein Schatz und darf Bayern, Deutſchland und der Welt nicht vorenthalten werden.

eine moraliſche Strenge, ein Scharfſinn, Umblicken, eine Weite und Höhe der Geiſtigkeit, ein Aufblühen und Ausduften des Geiſtes, wie ſie vielleicht kein Volk zum zweitenmal erreicht.

»Der deutſche weitumfaſſende Herder, der mit gleicher Milde ſeinen hellen Geiſt dem leuchtenden Angeſicht der Schönheit, wie der Wahrheit entgegen wandte, hat die hohe Anmuth und den Sinn für das Reizende und Heitre, in dem das Kunſtgeheimniß webt, den Griechen abgelernt. — Von hohen Gottheits- und Vaterlandstönen iſt Klopſtocks heilige Harfe ausgeklungen. — Leſſing hat die Schärfe und die Klarheit; aber Weſtenrieders Herz iſt weiter.

»Hamans Geiſt, der aus den verſchloſſenſten Winkeln der Seele hart, ſchroff und oft ſcheinbar unbehülflich hervorbricht, hat eine Originalität, etwas wahrhaft Orakelhaftes, Bibliſches und Prophetiſches und neben Gedrungenheit und ſprudelnder Fülle eine Klarheit! Sein Scharfſinn iſt brennend wie Phantaſie. — Jakob Böhme und Lavater, Haman,*) die nur von

---

*) Die Myſtik iſt eine kranke Ausgeburt unſrer Politik und bürgerlichen Geſellſchaft. Alle Myſtiker waren Geiſt- und Phantaſiereiche, ſtrebende zum Theil hochbegabte Naturen. Wenn

Unſterblichkeit und dem Schauer der Ewigkeit auflodern, die in ihrem göttlichen Schwung der Begeiſterung die erhabenſten Dichter ſind, haben an der Flamme und den Strahlen der Phantaſie, an der ſie alle Geiſteskräfte entzünden, Reſultate des größten Philoſophen aus den dunklen Regionen des Gemüthes heraufgeführt.

»In Tieks Dichtungen welch ein Glockenſpiel, welch eine muſikaliſche Virtuoſität! Zauberflöten, Zauberglöckchen des Gemüthes! alle muſikaliſchen Geiſter, alle zarten Saiten des menſchlichen Herzens ſind in ſingender und klingender Bewegung. Tiek hat Stellen ſo tief wie Böhme, ſo ſüß und klingend wie Mozart, ſo klar wie Goethe. Auch liegt ein Duft und Farbenſchmelz auf den Blüthenkelchen ſeines poetiſchen Frühlings, eine Glut und brennende Farbenpracht hängt an ſeinem roſenfarbenen Dichterhimmel *) — Aber wo iſt

---

aber die menſchlichen Kräfte aus ihrem natürlichen Wirkungskreiſe heraus und in ſich ſelbſt zurückgedrängt werden, ſo flüchten ſie ſich in jene dunklen und überirdiſchen Regionen. Die himmliſche Blüthe, welche die Myſtik getragen hat, ſoll uns tröſten, daß ſo viel edle und große Kräfte für die Welt verloren gingen.

*) Einen weichen und ſüßen dichtenden Corregio haben wir vielleicht in Tiek. Einen poetiſchen Michel Angelo haben wir noch nicht.

bei dieſem Virtuoſen jener erhabene Geiſt, der nur darum die tönenden Flügel ſich anheftet, um die hohe Seele zu Andacht, Gottheit und ſich ſelbſt zu rufen? Der Frühling mit ſeinen ſüßen Keimen und Vogelgezwitſcher wäre unausſtehlich, wenn nicht einmal ein Blitz, ein Donnerſchlag in die flötenden Nachtigallengebüſche ſchlüge. Von dieſem Blitz und Donnerſchlägen, von denen Shakeſpeare bei aller Süßigkeit voll iſt, iſt bei Goethe nicht zu viel, bei Tiek wenig oder gar nichts zu finden. Weſtenrieder iſt ein ſtehendes majeſtätiſches Gewitter.

»Novalis (Hardenberg) iſt mehr als Tiek vergeiſtigt. Aber ſeine Blumen und Geſtalten, die freilich alle auf Todtenäckern wandeln und blühen, ſind kränker und bleicher.

»Von Königsberg ging viel Licht und ſcharfes Denken aus Kants großem Kopfe. Leibnitz, unter deſſen ſtillem Denkmal in Hannover der ſinnende Betrachter auf das blutige Monument von Waterloo hinüberſchaut, hat die Fackel der hohen Weisheit im Tempel der Wiſſenſchaft entzündet, und wirft ſeine leuchtenden Gedankenblitze und kühnen Ideen in die Nacht der Seele und den Abgrund der Welt hinein. Man darf nur Fichte, Jakobi, Schelling und andre hohe Namen nennen, um über die Tiefe und Weite, das hohe Meer der Gedanken, das mit Sonnenſtrahlen, Lichtern, Glanz und Schimmer der Geſtirne übergoſſen, mit ewiger Bewegung durch die deutſchen Geiſter geht, die fremden Nationen, die auch tiefſinnig und in den Werkſtätten und Labyrinthen des denkenden Verſtandes zu Hauſe waren, erſtaunen zu machen. Der Neſtor der bayeriſchen Weiſen darf ſich kühn, wenn Plato, Leibnitz, Ariſtoteles, Sokrates, Chriſtus, Spinoza, Herder unter göttlichen Geſprächen wandeln, unter die großen Natur- und Gott-erfüllten weiſen Alten und die Geiſt-erregten und bewegten Neuen miſchen, und ſeine unſterblichen Gedanken, vollgefüllt mit Andacht und hoher Inbrunſt Gottes und der Glut der Tugend und des Vaterlandes in die Herzen ſeines Volkes herunterſchicken. Der Verſtand läßt oft die Seele hungern, und das Denken macht das Herz nicht ſatt. Die da ſich krank gedacht, und von Abſtraction und Philoſophie matt und abgezehrt im Gemüthe, in der Welt, wo nur das Thun und Wollen froh und friſch macht, ſich nicht mehr zurecht finden: ſie ſollen Weſtenrieders Schriften leſen. Er hat Schillers Ideale, Novalis fromme Schwärmerei, Hamans Bibelglauben zur That gemacht. Er hat all den unſtäten Aufwallungen, Gedanken, Phantaſien und Ideen, die in Philoſophen, Myſtikern und Dichtern in Regionen für menſchlichen Odem gar zu hoch und ätheriſch, ohne irdiſche Heimath umherirren, den bürgerlichen Boden, eine bleibende Stätte im Herzen dort, wo aus dem Denken, Fühlen und Empfinden das Wollen und die That hervorbricht, gegeben.

»Als die Fremden,« rief feuriger der Alte, Deutſchland, die bayeriſchen Ebnen mit ihren wilden Schaaren überzogen; als die franzöſiſchen Bajonette und Kanonen auf unſern Straßen, Plätzen, vor unſern Schlöſſern blitzten, unſere Bildergallerien und Muſeen ausgeleert wurden; als der Beſte aller Könige unter den Thränen und Wehklagen ſeiner Kinder aus den Mauern ſeiner Hauptſtadt eilte, und die königlichen Prinzen auf jämmerlicher Flucht, wie die jungen Lilien geknickt an ſeiner Seite ſanken;

damals als der Gram, die Trauer und Verzweiflung um das Vaterland allgemein war; als der Druck und das eiſerne Joch des Gewaltigſten alle Seelen erdrückte, alle freien Gedanken in Bann gethan waren, und auch der Freieſte kaum aufzuathmen wagte:—

»damals dacht' ich: In den Winkeln der Bücherläden verſteckt, werden die Franzoſen, die ſich nicht vor Waffen, aber vor jeder freien Regung fürchten, den bayeriſchen Patriotismus, der nur ſchläft, und in die dunkelſten Winkel der Seele, wo die Rache und der Haß der Fremden kochen, ſich verſteckt hat, nicht ſuchen. Wenn nur hundert und wieder hundert bayeriſche Herzen in Weſtenrieders Schriften, die ein Feldlager der Freiheit ſind, den hohen Muth, die Kraft und Würde ihres Volkes leſen, und dieſe Gedanken tauſend und wieder hunderttauſend freie Gedanken in Männerbrüſten, die dem Vaterlande geſchworen haben, rufen: dann wird auch über die Schwachen die Stärke des Rechtes kommen! dann wird kein bayeriſches Herz die Schmach und Schande der fremden Knechtſchaft, die über Deutſchland liegt, erdulden, dann wird das bayeriſche Volk ſich ſtolz und frei erheben!«

»Und als nach Krieg und Schlacht und Blut und Sieg und dem Jubel und Feſten des Sieges und des Friedens nun an jenem feſtlich großen Morgen der Herold mit der Stimme und dem Trompetenklang, den künftige Geſchlechter und Zeiten noch vernehmen, durch die Straßen der Hauptſtadt ritt; als der eherne Mund der Kanonen, der ſonſt nur zitternde Völker erſchreckte, um mit den Donnern des Himmels der Erde ihr Glück und ihre neugeborne Freiheit zu verkünden, ſich aufthat, und die Glocken auf den Thürmen, die nur zu oft mit geheuchelten und anbefohlnen Wünſchen und Gebeten den Himmel angelogen, mit ihren metallnen Zungen den Klang der neuen Freiheit bis an die Wolken trugen:

»O Maximilian! deſſen Gedächtniß die Völker ſegnen! es war ein großer, ein unſterblicher Augenblick, als Du Jahrhunderten und Millionen, die noch geboren werden, mit einem Federzuge Recht und Freiheit gabſt! — Weſtenrieder iſt unter den Miniſtern und geheimen Räthen, die bei der Unterzeichnung der Verfaſſungs-Urkunde zugegen waren, in den Arkaden nicht mit abgebildet. Aber der Geiſt des bayeriſchen Vaterlandes- und Freiheitspropheten, der in Deinem königlichen Herzen lebte, ſtand unſichtbar an Deiner Seite!

»Als ich die Gedichte König Ludwigs aufſchlug: In Glanz und Duft und das Morgenroth eines neuen poetiſchen Frühlings getaucht, nur mit Nachtigallenzungen und den Lippen feinerer Grazien ausgeſprochen, klangen auf dem königlichen Saitenſpiel deine Gedanken, Wünſche und die helltönende

Begeiſterung des Vaterlandes mir entgegen. — Ja es gibt keinen milderen und tiefſinnigeren Weiſen, keinen gewaltigeren Apoſtel, der Tugend und Wahrheit in die Herzen donnert, keinen populäreren Geſchichtsforſcher, keinen begeiſterteren Kunſtkenner, keinen wärmeren Menſchenfreund, keinen aufrichtigeren Bürgerſchriftſteller und nur einen bayeriſchen Patrioten Weſtenrieder!

Dr. E. Grosse.

Schriften

über

bildende Kunst.

Erster Band.

Erinnerung
an den
Schriftſteller und Künſtler.

Wenn du wiſſen willſt, ob es Beruf von Oben, und innere Stärke war, was in dir den großen Entſchluß bewirkte, die Feder, oder den Pinſel zu ergreifen, ſo unterſuche zuerſt, ob du das ſelbſt beſitzeſt, was du in andern erwecken willſt. Sprich zu deiner Seele: was weiſt du, das andern zu wiſſen obliegt? Und zu deinem Herzen: was willſt du, daß aus deinem Gefühle, das du mittheilſt, entſtehen ſoll? Wenn du merkſt, daß dein Eifer ein bloßer Trieb nach dem Vergnügen, das die Kunſt gewährt, oder eine unzeitige Hitze ſey, welche von einer partheiiſchen Leidenſchaft angefacht werden, ſo lege deine Feder und deinen Pinſel weg, und ſey größer, und ſtolzer auf dich ſelbſt, als daß du dich erniedrigen ſollteſt, etwas für die Vergänglichkeit zu ſchaffen.

Bemühe dich um den ſtillen, unveränderlichen Beifall der Kunſt, die im Stande einer ruhigen hohen Einfalt der Seele von der Natur ausgeht, und richte dich niemals ſklaviſch nach der Meinung derjenigen, welche zugleich mit dir die Kunſt treiben, oder ſie belohnend in ihre Häuſer aufnehmen. Die Menſchen können zwar Gebirge verſetzen, und dem Weltmeere Schranken anweiſen; aber ſie können mit aller ihrer Macht und Partheilichkeit nicht einer einzigen Linie eine Schönheit geben, wenn ſie die Natur nicht angelegt, und die Regel nicht ausgeführt hat. Betrachte die elenden Hölzer, und Steine, die man ehedem Wunder der Kunſt nannte, oder die unzähligen Bände, in denen man immer das nämliche wiederholte! Sie vermodern. Als die Vergeſſenheit ſie berührte, hüllten ſie ſich tauſendfach in den Ruhm ihrer Zeit; aber die Leiche eines hinfälligen Königs, in eine dreifache eherne Urne eingeſchloſſen, wird doch zuletzt, was ſie in ihrem Entſtehen war, — Staub.

Ehe du den erſten Schritt nach dem Tempel der Ehre wageſt, wo du die ewigen glänzenden Geſtalten dir winken ſiehſt, ſo prüfe dich, ob dir die Wahrheit und Kunſt über alles gelten. Stelle dir vor, was dir auf dem Wege begegnen kann, und gewöhne dich an den Anblick der Schickſale großer Geiſter. Ihr Looſungswort war, und das ſoll das erſte ſeyn, was du niederſchreibſt: Ohne Ruhm und Belohnung.

Suche deine Ehre niemals in dem, was bloße Mühe koſtet, noch in dem Ruf einer ſeltnen Gelehrſamkeit. Es iſt leicht, vieles zu ſagen, oder dem, was ſchon geſagt worden, vieles hinzu zu ſetzen. Unſere unzähligen Syſteme und Meinungen beruhen auf wenigen Grundſätzen. Dieſe, bemühe dich, herauszuziehen, und etwas zu ſammeln, das den Wechſel der Zeiten überlebt, und das alle Jahrhunderte verſtehen.

Mache, wenn du nachdenkſt, den Anfang nicht bei den Gedanken der Weiſen deiner Zeit. Sie haben vielleicht längſt den Faden der Wahrheit abgeriſſen. Sie beſſern manchmal an einer Uhr, derer ſämmtliche Räder veraltet ſind. Wohl handelſt du, wenn du dir niemals angelegen ſeyn laſſeſt, dich in ihre Zänke zu miſchen. Es ſind Zänke ihrer Thorheiten.

Laß dich niemals um dein Gefühl betrügen. Aber hüte dich ſorgfältig, eine ſiechelnde Empfindelei kranker, weibiſcher Seelen für zartes Gefühl, oder ein tolles Hinausſtürmen ohne Raſt und Zweck für Begeiſterung zu halten. Es gab Zeitalter, wo man die Tiefe des Gefühls, des Seligſten, was in eines Menſchen Herz kommen kann, in der höchſten Entnervung und in der Ohnmacht des Herzens ſuchte.

Werde nicht kleinmüthig, und entehre dich nicht, wenn du ſiehſt, daß man Sänger lobt, die bloß mit der Kehle ſingen, und Maler, die bloß mit den Fingern malen. Sing du aus dem Herzen, und male jeden Zug mit Gefühl, und ſey der Belohnung gewiß, daß die Zeit deiner ſchonen, und die Welt von dir ſagen wird, du warſt es. Wecke deine Tugenden, wenn ſie ſchlummern wollen, wecke das Zutrauen zu dir ſelbſt, und ehre dich ſelbſt.

Male keinen Jupiter, denn er iſt todt, und liefere uns keine Abhandlung über den Kopf des Anubis, und bekümmere dich nicht über die Höhe der Pyramiden, die weder du, noch deine Freunde jemals ſehen werden, ſondern bebaue den Boden, auf dem du lebſt, und ſchildere die That, die vor deinen Augen gelebt, und gehandelt hat.

Deine Hauptſorge ſey, es dahin zu bringen, daß du niemals veralteſt. Dein feſter Sinn ſoll weder in das männliche, noch minder in das Greisalter übergehen. Wenn für dich die Schöpfung einmal den Reiz der Neuheit verliert, wenn weder der Morgen, noch das Abendroth dich entzückt, wenn du einmal der Mißbräuche der Menſchen um dich ſo gewohnt biſt, daß du ſie entſchuldigeſt, und ſageſt, es war von jeher ſo: dann iſt es Zeit, aufzuhören. Es hat ſich etwas der Quelle, aus der deine Empfindung ſtrömte, bemeiſtert. Suche es, und reiße es heraus, es mag nun Kummer, oder Furcht, oder eine tödtende Leidenſchaft ſeyn.

Noch einmal, jene Kraft und Seligkeit des Gefühls, mit der du als Jüngling das erſte Werk entwarfſt, zu erhalten, ſey deine erſte und letzte Sorge. Nähre deine Seele täglich mit den Schriften der Weiſen, und erwärme dein Herz mit ſchmelzenden Bildern, gelagert an das unbeſuchte Ufer eines einſamen Flußes, oder an die Urne eines großen Mannes.

Eben ſo oft, als ich denke, daß die Künſte darum, daß man ſie nicht achtet, darnieder liegen, ahnde ich im Gegentheil, daß, lebteſt du in einem

Zeitalter, wo man die Künſte ehret, du den Muth verlieren würdeſt, dieſelbe zu treiben; denn, wer die Künſte ehrt, verlangt mehr, als Freuden eines Augenblicks, durch deinen Schweis, durch deine Empfindung zuwege gebracht, mehr, als erdichtete Reize für das Auge und das Ohr; will etwas, das er dir nur dann, wenn es vorhanden iſt, nennen kann; du aber lernteſt deine Künſte auf Erden, und ſchaffſt vergängliche Dinge, ähnlich dem Stoffe, woraus ſie genommen ſind.

Wenn das Urbild der Schönheit ſich deiner Seele bemächtiget hat, dann wird es deinem Eifer wohlthun, wenn ich dich erinnere, daß es Schriftſteller, und Künſtler gab, die Glück, und Zeitehre aufgaben, ehe ſie ſich bereden ließen, Einen ihrer Sätze, Eine ihrer Linien aufzugeben. Ihre Schriften blieben ruhig in der Mitte des Aufbrauſens, und die Geſichter ihrer Grazien errötheten ſchamhaft in dem Kreiſe der ſchamloſen, verführenden Frechheit.

So oft dein Kunſtwerk viel Aufwand fodert, dann unterſuche, ob dein Beginnen nicht ähnlich dem Einfall des Mannes ſey, der dich bereden wollte, deine Arbeit würde darum, weil ſie von Geld iſt, auch gut ſeyn. Die Kunſt iſt, wie die Natur, nicht zu finden im Schweren und Koſtbaren. Du kannſt wohl jeden

Kloz, wie einen Alexander, auf der Bühne kleiden, aber mit dem Purpurlappen kannſt du ihm darum noch nicht Leben und Ausdruck geben. Wenn du einen großen Tempel, prächtige Altäre, oder Palläſte baueſt, und mit koſtbarem Schmuck, und reichen Opfern ſie ziereſt, ſey das dein Entzweck, den gegenwärtigen Reichthümern einen Geiſt zu geben, der jeden, welcher ſie betritt, und anſieht, bewegen muß, dieſelben mit weit weniger Aufwand, mit der Frömmigkeit ſeines Herzens, mit dem Andenken ſeiner Thaten zu zieren.

Auch, wenn du fühlſt, daß es dir gleich viel iſt, ob du einen Cäſar, oder das Bild deines herrlichen Mitbürgers herſtelleſt, ob du einen Affen, oder einen Menſchen maleſt, ob du der Sache zu ſpotten, oder ſie zu rühmen gemiethet biſt, dann ſey dein eigen Gefühl dir verdächtig. Denn du wirſt nicht mehr ruhig gen Himmel ſehen, noch für das Werk deiner Hände Thränen der Liebe vergießen; du wirſt mit kalter Seele arbeiten, und den holden Frieden der Künſte jedem verrathen, der deinen Antheil ſich kaufen will. Und wirſt feindſelig werden, und dich zanken mit jedem, der deinen Unſinn mit Namen nennt.

Studire eine Begebenheit nicht in der Erzählung, noch betrachte den Aufgang der Sonne allein im Gedichte, ſondern empfinde ſelbſt die Freude, und empfinde ſelbſt den Schmerz; auf dieſe Weiſe wirſt du die Meiſterſtücke ſtudiren, welche die Freude, und den Schmerz geſchildert haben, und wirſt ſelbſt dem, was du ſchreibſt, und was du darſtellſt, die Seele einprägen, ähnliche Eindrücke mitzutheilen.

Wie deine Mühe und Anſtrengung unabläßlich, durch ſich ſelbſt ermuntert, und über alles Ausdauren in Ueberwindung der Beſchwerniſſe erhaben ſeyn ſoll: ſo ſollen deine Augen heller ſeyn, als die Augen derer, denen der nächſte Weg der bequemſte, der beſte iſt, und ſollen ſcharf, und geübt genug ſeyn, um in der Dämmerung jede Sache wahr zu nehmen, wie ſie iſt, und den Schimmer, der bloß beleuchtet, vom Feuer, das wärmet, zu unterſcheiden. O wie ſelten wirſt du dich darauf verlaſſen können, daß das ſittliche Gefühl und das Urtheil deines Volks auch das Gefühl der ſittlichen Natur, ſo, wie ſelbe durch die Grazien gebildet werden, und das Looswort der Weiſen ſey. Als man den Grazien jenes Grübchen, das die wahre Schönheit unterbricht, in das Kinn, und in die Wangen grub, ſie üppig mit Blumenkränzen umhing, und gefällig, halb einladend und ſchalkhaft lächeln ließ: dann waren ſie nicht mehr jene Huldgöttinnen mit dem unausſprechlich holden Weſen, dem ſittſamen Blick, der den Müden beruhigt. Es waren Früchte aufkeimender Begierden und entheiligter Geheimniſſe. Bald darauf traten, und ſchlüpften halbnackte Mädchen in rauſchender Seide und durchſichtigem Silberflor auf die Bühne, ſchamloſe Buhlerinnen, und begannen mit ſüßen lockenden Winken und weichen Bewegungen ihrer Glieder kühne Begierdentänze, welche das ruhige Herz des Jünglings verwunden, und jeder ſeiner Nerven die männliche Kraft benehmen; dann ſah man Helden mitten aus Schlachten hervortreten und tanzen, und Staatsmänner ihr unrühmliches Haupt in den Schooß feiler Kunſttöchter legen. Venus öffnete zuletzt den Mund und lechzte wie ein betrunknes Weib, und Cupido ward zu dem Dienſte des ausgeſchämteſten Bubens irgend eines verſchrienen Liebhabers herabgeſchändet. Volk und Ritter, Mädchen und Jünglinge hefteten ihre ſtarren Blicke auf ſie, und ſahen nicht, wie oft die Tugend und der Geſchmack eilig aus den ſchimmernden Hallen davon flohen, und ihr nach die männliche Stärke und der Eifer zu Thaten des Nachruhms.

Komm, wer du immer biſt, der du berufen biſt, mit dem Pinſel oder Meißel, mit Tönen oder Gebehrden das den Menſchen zu thun, was, nur auf eine andere Art, der Rathsherr und Feldherr thut, laß uns hoch denken von uns ſelbſt. Laß uns einander freundlich und vertraulich das Geſtändniß bekennen, wenn unſere Werke nichts, denn theure vergoldete Märchen waren, ohne irgend eine Wirkung auf die Sitten des Volkes, und laß uns endlich wieder die Gottheit aufſuchen, welche den erſten Künſtlern die Harmonie und die ewige Quelle aller Dinge gezeigt hat.

Ich ſehe bereits den heiligen Hain, wo man ſagt, daß ihr Bildniß ſteht, veraltet und unkennbar. An dem Eingang in das ſchweigende Dunkel wohnen geifernde Schlangen, müßige Kunſtrichter handelnder Menſchen; auch hört man ſchwelgeriſche Töne unmännlich gegriffner Leyern, und von Roſenhügeln vernimmt man einſchläfernde Wechſelſtimmen, Spott und Gelächter für den Wanderer, der, ihrer nicht achtend, vorübergeht. Wer ſtill ſteht und aufhorcht, den binden ſie unter Tanz und Scherz und Geſang mit Blumenfeſſeln, und legen ihn, ſo gebunden, nieder am Fuße des Hügels, nieder zu den Schaaren der Schlummernden, deren einige von Zeit zu Zeit ſich erheben, als wollten ſie der ſchändlichen Bande ſich ſchämen; aber ſogleich wieder, als ſie empor ſehen, willig zurück ſinken.

Selten, und halb verlöſcht ſind die Fußtritte derjenigen, die das Herz hatten, des Beiſpiels ihrer Geſpielen ungeachtet, ihren Weg weiter und allein zu gehen; aber ihre geraden Spuren bezeugen, es ſeyen Fußtritte beſſerer Männer. Sie fanden, was ſie ſuchten, und kamen zurück mit Eingebungen, und Gedanken himmliſcher Weſen;

und theilten allen Dingen, die ſie berührten, die Schönheit ihrer Begeiſterung mit, und verbreiteten umher Anmuth, Einfalt, Kraft; —

waren nicht zufrieden, die Tugend allein zu lehren, ſondern ließen den ſittlichen unzertrennlichen Reiz derſelben aus ihren Herzen unmittelbar in die Herzen der Zuhörer übergehen; ſchärften die Blicke der Fürſten zum Tiefſehen, und ſtimmten ihre Seele zur Traurigkeit, wenn ſie Unordnung, und Uebelergehen ſahen; erweckten den Hang nach dem großen Wenigen:

trugen, ohne Lärmen, ohne redneriſche Anrühmungen, mit feſtem Glauben an die innere Güte der Menſchheit, ihr Urbild unter das Volk, das, wie es aufſah, das hohe Werk erkannte, des ſchwelgeriſchen Puzes, der üppigen Haarlocken und des wilden Anſtrichs im Wollen und Thun ſich ſchämte, und bekannten einmüthig, daß nie etwas, das dieſem gleich war, erſchienen ſey.

Glaube mir, daß die Künſte geehrt würden, wenn du ſelbſt, der du ſie treibeſt, vorangehen und ſie ehren wollteſt. Der Menſch iſt gut ohne dich, und würde gemeiniglich beſſer ſeyn, wenn du nicht kämeſt. Wenn Geſchmack und Kenntniß und geſundes Urtheil verbannt werden, ſo biſt du daran Schuld. Daß man Dinge lobet, wobei die Grazien erröthen, daß weiches Kränkeln und Unzucht dir oft zur Laſt gelegt wird, daß deine Werkſtatt, deine Bühne, dein Hörſaal eine Sekte bleibt, und keine Schule, daran biſt du Schuld. Du bieteſt, als wenn es dir eine Ehre machte, den Schlemmern dein Haus zur Wohnung an, du ſchmelzeſt und betäubſt den Wollüſtigen argloſe Mädchen, biſt manchmal ſtolz darauf, der Schemmel eines jeden zu ſeyn, der dich darum bezahlt, daß er ſeinen Fuß auf dich ſetzt.

Zeige du, beſſerer Mann, deinem Volk etwas Gutes, ſo wird es jene Tempel verlaſſen, und etwas Gutes lieben, und etwas Gutes ſuchen. Der Reiz des Schönen, das die Seele mit Genuß und Ruhe erfüllt, iſt mächtiger, als der leere Geſchwulſt, tauſendfärbig bemalet. Vergiß, wenn du dichteſt, den Geſchmack deines Publikums; und ſieh allein darauf, wie du etwas hervorbringen mögeſt, das den Geſchmack der Wahrheit und Sittlichkeit aufweckt; werde, was die Weſen waren, die du vorſtelleſt, verbanne die nichtsbedeutenden Gaukeleien und Wirbelſprünge, womit die Thiere des Waldes ſich ausdrücken, und die Gewaltſamkeit deiner Gebehrden aus deinem Tanz, und hüte dich, grimmigen Zorn, ſtatt überlegten Eifer, in der Miene deines Helden zu malen; o! das ohnmächtige bange Zittern der untröſtlichen Todes-Angſt im Geſichte eines Heiligen!

Die

Familie Christi

in Schleißheim.

Von Van Dyck.

Als ich mir vornahm, die Werke der Kunſt in unſern Tempeln, Palläſten, und freien Plätzen zu beſchreiben, und zu dem Ende nach Schleißheim wallfahrtete, den unſterblichen Männern, deren Ideen daſelbſt leben, Denkmäler nach meiner Kraft und Reichthum zu geloben: hielt mich ein Bild, wobei mir war, als wünſchte ich, dieß einzige zu ſehen, und als würde mir nunmehr wenig an den übrigen, die ich ſehen könnte, gelegen ſeyn.

Ich will der Stimme aus den Hainen der Seligkeit nachrufen, und dem Wink herüber folgen, der ins Heiligthum neuer Gefühle mich führt.

Wenn du auch vom Tumult der Welt mit zerſtreutem Herzen hereinträteſt,* oder, noch unfähiger zu geiſtigen Empfindungen, ſterbliche Wünſche und hinfallende Begierden in deinem Buſen nährteſt, oder die ganze Erde durchgereist, und der Menſchengeſichter in allen Ländern ſatt dich geſehen hätteſt: ſo würdeſt du hier ſtill ſtehen, und ausrufen: Wer ſind dieſe Weſen? Mich erſchüttern Weſen mit dem himmliſchen Antlitz!

Und würdeſt in den feurigen Kreiſen, die um dich ſich herum webten, immer geiſtiger werden, und dich bereden, was du nie erblickteſt, in den Augenblicken deines reinern Lebens gefühlt zu haben, und wieder nicht wiſſen, wo du etwas Aehnliches nennen ſollteſt? denn die Flamme von oben zittert, und löſet zu neuen Gefühlen die gröbern Säfte des Herzens auf.

So wird dem, der die Familie Chriſti vom Van Dyck vorüber geht.

Ein lieblicher Wald voll friſcher Bäume, zwiſchen denen linker Hand durch eine kleine Oeffnung, die mit jüngern ſaftigen Stämmen und Geſträuchen beſetzt iſt, eine hellere Ausſicht in entfernten Hainen ſich hinverliert. Hieher kam Maria, vielleicht in den Tagen der Verfolgung nach einer ermüdenden Reiſe, noch zur Stunde, ehe der Tag ſich hinab neigt. Eben blicken noch die letzten gemilderten Strahlen der Sonne aus leichten ausglühenden Wölkchens zwiſchen Zweig und Zweig vom Horizont herauf, und übergülden hie und da die höhern Wipfel, und die ſchwülen Blätter der Bäume, indeß andere tiefer herein bereits im ſtärkern Grün liegen, und über ſelben der Himmel im dunklern Blau dem Auge verſchwindet.

Maria ſitzt, den Rücken gegen die Sonne gekehrt, auf einem niedern Hügel (der hinterher mit luſtigen Gebüſchen beſetzt iſt, nach welchen zween große Bäume, die ſich oben verlieren, und durch dieſe ein andrer von der ſchönſten Art in einiger Entfernung zu ſehen iſt) — ſo wie ihn die Natur mit weichem Moos bekleidet, und zur Luſt des erſchöpften Wandrers beſtimmt hat, im ganz ruhigen Licht der reinen ſtillern Luft, unter halb leiſem erfriſchenden Wehen des Abendthaues bei der fühlbaren heraufziehenden, erquickenden Dämmerung; in — einem gewirkten, weiten, rothen Kleid, deſſen etwas zurück gezogener rechter Ermel in wunderbare Falten gelegt, und über welchem am Schooße ein blauer Mantel gelegt iſt, der von den beiden Knien ungetheilt über die Füße herabrinnt, und zur Rechten ganz den kleinen Sitz bis auf die Erde, wo ein Endchen deſſelben mit altem Moos bewachſen zu ſehen iſt, bedecket. Ueber ihre braunen Haare, welche gegen die Stirn unbedeckt ſind, wallet ein gelber durchſichtiger Schleyer über die rechte Schulter, und zur Linken fällt er in ſanften Einbeugungen auf das Köpfchen des Kindes, über das Ohr deſſelben die linke Schulter herab, wo ihn die Mutter feſt hält, und dann weiter den kleinen Rücken hinab fließen läßt.

Hier iſt es, wo Dinge, die keinen Körper haben, eine ſichtbare Geſtalt erhielten, und wo Ideen himmliſcher Weſen in Gedanken der Menſchen ſich einhüllten. Wie ſoll ich die unnennbare Schönheit, und den Ausdruck des göttlichen Kindes, ſo, wie es hier vor mir liegt, dir ſchildern? Hier ſiehſt du einen Körper mit geiſtigen Speiſen genährt, dieſen Augenblick aus reinem Duft über einen Geiſt gefloßen im ſanfteſten Umriß, und voll, und nervicht, und zu etwas Großen beſtimmt in jedem bedeutenden Theile. Schöneres kannſt du nichts ſehen; und fühlteſt du hier, was es heiße: Werden, wie ein Kind; lieben und verlangen mit dem Sinn eines Kindes: wer könnte im Gefühle der Liebe dich aufwecken?

Es ſitzt, oder liegt vielmehr, ganz entblößt, auf dem linken Knie der Mutter, auf welchem über dem blauen Mantel ein weißes aufgelöstes Tuch gebreitet iſt, (das von Maria mit der rechten Hand an den rechten Schenkel gehalten wird) den linken Fuß über dieß Knie hinab losgelaſſen, den rechten, der ſich in dieſer Lage etwas zurück zieht, in den Schooß auf das weiße Tuch gelegt, — beuget und ſenket den mittlern ſaftvollen, und doch durchſichtigen Körper mit ſo vielem weichem, nachgiebigem Hineinfließen der zarten Pflaumgebeine und Muskeln, und lehnet das kleine Köpfchen (dem es das rechte Händchen, deſſen Arm dadurch unſichtbar wird, untergelegt hat, indeß daß ſich das linke im Schlaf ſorglos über die Bruſt dahin läßt, und das rothe Kleid, woran hier ein Streif weißen Saums zu ſehen iſt, etwas hinabſtreift) mit ſo ſüßer wohliger Vertraulichkeit, und ſo vieler unausſprechlicher Zärtlichkeit auf das Herz der Mutter, daß man zurück tritt, um mit keinem irdiſchen Hauch es zu wecken. Kein anders Auge hat ſich je ſo ſanft geſchloſſen, und mit ſo vielem Bewußtſeyn der Sicherheit, der Ruhe ſich überlaſſen. So wie es mit namloſer Innigkeit da liegt, ſich rothe Wänglein färbet, und im leiſen Athem der Mutter ſich wiegt: meint man, jede andere Stellung wäre weniger zärtlich, und jeder Ort, worauf es das Haupt legen würde, müßte traurig und peinlich ſeyn.

Dürfte ich von dem Ausdruck der Fabel, und den Bemühungen der Dichter, künftige Heldenſtärke in der Wiege vorher zu ſagen, zur Vergleichung ein Bild mir entlehnen: wie eckelt mir vor den trotzigen Mienen ihrer Heldenkinder, vor ihrem Zähnknirſchen, und ihrem Zuſammenſchlagen der Hände, und Herausfodern im Schlaf!

Sieh, ſein Roſenmund lächelt in Lieder, und ſeine Träume ſind holde Geſänge! Wenn er aufwacht, wirſt du vor der Gütigkeit ſeines Blickes zittern, und vor der Würde ſeiner Gebehrden mit heimlicher Angſt befallen werden; und du wirſt insgeheim wünſchen, als wäreſt du mit ihm in gleichem Alter, und in deinem Herzen dir bezeugen, du habeſt nie in ein männliches Aug geſehen, nach deſſen Freundſchaft du dich wahrhafter, als nach dieſer, geſehnt hätteſt, und dabei dich kränken, als könnteſt du nie ſeiner Güte, noch ſeiner Zärtlichkeit würdig ſeyn, denn er wird Thaten thun, die nie ein Sterblicher unternahm, und Dinge reden, die nie ein andrer geredet hat.

Weist du aber, wie der Nährvater Joſeph, der ſich hier im Gemälde an der rechten Seite der göttlichen Mutter, (in einem braunen gewirkten Rock) befindet; weist du, wer unter dieſem Kinde verborgen iſt: dann ſind deine Gefühle, wie die ſeinigen, von höher Natur.

Unter einem halbfinſtern Geſträuche ſteht und bückt er ſich durch das Gewölbe deſſelben gegen die Mutter herüber, die verklärte Geſtalt, und die wonnvolle Ruhe des Kindes zu betrachten; ein frommer, würdiger Greis mit noch friſcher männlicher Stärke, für den man beim erſten Anblick eingenommen wird. Seine gekräuſelten Silberhaare, die auf dem übrigens kahlen Kopf hie und da hingeſäet ſind, erwecken Achtung, und ſein ſcharfer Blick voll Redlichkeit, Vernunft und Ueberlegung flößt jedem, der ihn anſieht, Zutrauen ein. Innige Freude über dieſe gegenwärtige Ruhe des Kindes, und heißer Dank, zum Nährvater deſſelben gewürdigt zu ſeyn, funkelt aus ſeinen herzlich guten Augen; aber je länger und länger er das göttliche Kind betrachtet, deſto mehr fangen kümmerliche Ahndungen und bange Ueberlegungen in ſeinem Herzen an zu entſtehen. Seine ſtaunende Seele forſcht den tiefen Geheimniſſen der Zukunft nach, will darin immer tiefern und höhern Betrachtungen ſich überlaſſen, und ruft in dieſem Uebergang, wie unwillkürlich, aus: Unbegreiſlich ſind deine Wege, o Herr, und deine Liebe iſt ohne Grenzen! Er drückt mit einer unbeſchreiblichen Anmuth ſeine linke Hand auf das Herz, indem er die rechte, woran er, um ſeinen Ausruf zu beſtimmen, den Daumen und den Zeigfinger empor richtet, in einer ſanften Krümmung, doch mit jenem Nachdruck, womit man im Eifer viel ſagen will, von ſich hält; mit einem

Geſicht und einer Miene voll Gebets, voll Andacht, und Freudigkeit, worüber viele Züge eines entſtehenden Mitleidens, und Ergebung, wie leichte Nebel, zu ſchwimmen ſcheinen. Was ihn ſo entzückt, und ihn ſo ſehr, wiewohl noch im Anzug, betrübt, macht ihn gleichſam der Ruhe des göttlichen Kindes vergeſſen: Und reden will er, und, was ſeine Seele fühlt, ausſtrömen, worüber Maria aus der himmliſchen Fülle, in die ſie verſenkt war, erwachet.

Das mütterliche Herz in ihrem Kinde weidend, hieng und neigte ſie ſich über ſelbes, neigte ſich, als wollte ſie ſeinen Hauch einathmen, und zerfloß in Gefühlen der zärtlichſten Wonne. Ihre Seele wandelte verborgen aus ihrer Wohnung, und ſchwebte in Empfindungen, die ſich niemals einer andern Mutter bemächtigt haben. Abweſend auf dieſe Art war ſie doch gegenwärtig, vernahm ſie jede Bewegung um ſich her, und fürchtete ſich, damit die Ruhe des Schlafenden nicht geſtört werde, vor jedem Liſpeln der Winde, und dem Schatten der Blätter.

In dieſer zärtlichen Sorgfalt veränderte ſie, als ſie Joſephs Stimme vernahm, ihre Stellung nicht, noch erhub ſie das Haupt, ſondern ſie kehrt, wie du hier ſiehſt, den ſchmachtenden Blick leiſe und behutſam nach der Seite, und theilet mit ihm, und erwiedert ihm, ohne ihn anzublicken, indem ſie die Augen nach der Erde ſenkt, die Luſt ſeines Herzens. Freudige Heiterkeit ſtrahlt auf ihn zu; aber zärtliche warnende Bitten, und freundſchaftliche Liebkoſungen flehen in ihrem Blicke, und ſchweigend fließen beredte Vorſtellungen ihr aus ihren Lippen, als wünſchte ſie, leiſer zu vernehmen, was er ſagte, und als wäre ſie voll ängſtlicher Beſorgniß, den Schlummer ihres Geliebten zu ſtören. Wie ſorgfältig, und doch wie anſtändig, fließend und ruhig iſt dieß Senken des Kopfs, und wie groß, wie andeutend und vielfältig iſt die ſtille Beredſamkeit ihrer Gebehrden!

Betrachte hier die Würde einer ſchönen Geſtalt aus dem beſten Zeitalter! Wollte ſie ſich erheben, ſie würde deine Gebeine durchſchaudern, und ſtünde mit dem Anſehen eines überirdiſchen Weſens da. Nach dem Maaß deines Gefühls nimmſt du hier in dem unnachahmlichen ſchönen Umriß jene himmliſchen Reize der jungfräulichen Unſchuld und Sittſamkeit gewahr, und genießeſt den Anblick jener Schönheit der Liebe, die, ohne eine ſchwache Empfindung einzuflößen, edle Seelen an ſich feſſelt.

Wie die Töne einer vielſaitigen Harfe in einer ſtillen Sommernacht iſt das Lächeln ihres Mundes; gießt jetzt mit ſanfter Rührung Entzücken ins Herz, und ſchmelzt es wieder zur ſüßen Traurigkeit, wo man immer weg ſich wünſcht, und immer wieder zugegen bleibt.

Ihr bleiches Geſicht, und ihr hagers Kinn verkündigen mir die leichten Bewegungen ihrer Seele, und das abzehrende Feuer ihrer ſchmelzenden Empfindungen. Wenn ihrer Geliebten einem eine traurige Stunde das Herz bekümmerte: ſo würde der Schmerz darüber ihr Herz mit ſiebenfachem Schwerdt verwunden; ſie würde ſich abhärmen, und Marter leiden, die nie eine Mutter gelitten, weil nie eine Mutter, wie ſie liebt, geliebet hat.

Mir iſts, als hätte ſie ſchon lange den Tagen; die kommen werden, nachgeweilt, und mehr Thränen des Kummers, als Thränen der Freude geweinet. Dieſe glühenden Augen mit der Inbrunſt heißer Andacht, vermiſcht mit zurückgehaltner Freude der Zärtlichkeit, und, wenn ich ſo ſagen könnte, mit himmliſchem ſeligen Mutterſtolz! Dieſe Ergebung einer Magd und eines Opfers in deinem Geſicht, und dieß Anhalten des jungfräulichen Gebets im verſchloßnen Kämmerlein!

O Tag, den Gott mich erleben in dieſem Leben ließ, wo ich der Verklärungen viele mit endlichem Auge ſah, könnteſt du noch oft mir erſcheinen, könnteſt du jedem, der auf Erden mühſam im Staub wandelt, in ſeinem Leben erſcheinen!

Möchte ſich jeder Künſtler auf dieſem Weg ſeinem Berufe zur Begeiſterung nähern, und lernen, in lebloſe Dinge, in Stein und Baum, und Luft und Farbe lebendige Gefühle zu legen. Wie hier das Licht in unzählige herrliche Maſſen getheilt, und im Durchgang, im Brechen, und Zurückprallen in unzählige kleine eigne Scenen geſtaltet wird; deren jede die Frucht eines langen Nachſinnens, Verſuchens, und Beobachtens, und doch nichts als die natürliche Folge der nächſten Theile erſcheinet! Wie jegliche Theile, als wären ſie untrennbar, mit vereinigter Harmonie zum Einklang der Perſonen fließen! —

— über deren Anblick man, und befände ſich unſer Aug in einer Wüſte, glauben würde, in den ſeligen Gefilden Eliſiums zu wandern.

Weſſen Seele der heiligen Glut fähig iſt, die einen feurigen Mann zu edeln Entſchließungen, zu Gedanken des ſichern Nachruhms führt, der entferne ſich oft aus dem Umgang der Menſchen, und hänge hohen Betrachtungen nach in der Stille des dämmernden Lichts. Mächtiger, als Orpheus Leyer, iſt die Muſik des Augs, wo die Seele ſich eigen iſt, und

Dinge nennet, die man durch Zeichen ihr nennen kann.

Kömmſt du wieder, und kömmſt du immer wieder, ſo wirſt du hier ſtets etwas Neues, etwas Unempfundnes finden, und, als dürſteteſt du mehr, je mehr du dich ſättigſt, mit neuem Eifer zurückkehren; denn aus dieſer Quelle tranken vor dir, und werden nach dir trinken die Geiſter der Urwelt.

Ich ſtammelte im Eifer einer ſeligen Stunde der Entzückungen Ungeſtüm, den ich nie wieder mit kältrer Hand berühren, noch, was du drüber fühlen ſollſt, ſagen will; aber mit freudiger Hand will ich, wenn du ſelbſt einſt hinzu trittſt, Lilien und Veilchen um dich aufſtreuen, und Kränze von Roſen dir winden; denn deine Seele wird müde werden von höherer Liebe; denn deine Sinne werden ſchmelzen im Feuer der Gefühle des Himmels.

Die
Himmelfahrt Mariä.

Dieſes Frescogemälde, das den Marianiſchen Bürgerſaal zu einem der ſchönſten Tempel in München macht, und 110 Schuh lang und 33 breit iſt, ward an der Decke deſſelben von Martin Knoller, einem Tyroler 1775 verfertigt.

Wollte ich den Anblick des Ganzen faſſen mit Einem Male, und die herrlichen Erſcheinungen des hohen Drama im Himmel, und auf Erden genießen mit Einer Idee, ſo müßte ich den Gefühlen unterliegen; aber verſuchen will ichs, von Theile zu Theile zu gehen, und die Wundergeſtalten einzeln vorüber ſchaudern, deren jede für ſich ſelbſt ein eignes Werk iſt, fähig, wenn wirs fühlen, unſer Herz vom Irdiſchen aufzureißen, und zu einem wunderbaren Weſen zu machen.

Zu unterſt auf Erden ein ſteinernes Grabmal in einem länglichten Viereck, zwo Stufen erhoben. Der Deckel deſſelben iſt eröffnet, und man ſieht hie und da weiße Leichentücher zum Vorſchein kommen. An, und neben demſelben befinden ſich die Apoſtel und Jünger in verſchiednen Stellungen und Gruppen, alle im lebenden Ausdruck, und mit Mienen, und Gebehrden, woraus man beim erſten Anblick wahrnimmt, daß ſie erhöhter, begeiſterter Natur ſind.

Am Ende, zur linken Seite, legt einer ſeine gefalteten Hände auf das Herz, und richtet ſeine Augen, und ſeine ganze Seele gen Himmel, voll inbrünſtigen Gebets und glühender tiefer Andacht. Man ſieht es ihm an, daß ihm dieſer Augenblick unvergeßlich ſeyn, daß er darüber oft das Nichtige dieſes Lebens empfinden, und nach dieſen himmliſchen Gegenden ſich hinſehnen wird. Neben ihm ruft einer ganz vom mächtigen Gefühl hingeriſſen, indem er mit feurig emporgerichtetem Haupte die Hände auseinander ſtreckt, den Lobausruf in der höchſten Fülle der Seele, die ihm entfliehen will. An ſeiner Seite hält ein anderer das Leichentuch, und ſtaunt über das Unbegreifliche, das er ſah, in das leere Grabmal, und ſcheint kaum ſeinen Augen zu trauen. Neben ihm ſteht und ruft einer in vollem Feuer, indem er den Arm in die Höhe hebt, ſeine Verwunderung, als wollte er ſie einem ganzen Volk verkündigen.

Auf der andern Seite erblickt man einen Apoſtel, der die zuſammengelegten Hände herabſinken läßt, und Kopf und Augen ſcharf gegen die Erde heftet. Seine einwurzelnde Miene und Stellung zeigen von einem ernſthaften Tiefſinn, in welchen er ganz verſenkt, und dem unerforſchlichen Geheimniß und einer hohen Zukunft nachzudenken ſcheint.

Den herrlichſten Ort an dem vordern Theil, und beinahe in der Mitte des Grabmals nehmen Petrus und Johannes ein. Dieſer ſieht, voll hoher Fragen, indem er die Arme etwas von ſich hinſtreckt, und mit einem heiligen Schrecken über das gegenwärtige Wunder nach dem Petrus hin. Das Erſtaunen, traumähnliche Dinge zu ſehen, erſcheint mit Enthuſiasmus in allen Zügen und Muſkeln ſeines jungen, entzückten, etwas hagern und bleichen Geſichts. Er ſcheint unempfundene Dinge, deren Genuß nicht von dieſer Erde iſt, zu empfinden, und keine Worte, womit ſich das ſagen läßt, aufbringen zu können. So erklärt er, ſtrömt er ſeinen Drang nach Petrus hin, der mit Heiterkeit und heroiſcher Gegenwart des Geiſtes demſelben tiefe Geheimniſſe entdeckt. In ſeinen ſimpeln Mienen und mühloſen Gebehrden herrſcht geiſtige himmliſche Beredſamkeit; alles iſt daran mächtige Ruhe, überzeugende Würde und unbezweifelte Gewißheit, ſo, wie alles übrige, was an ſeiner ſelbſt vertrauenden Geſtalt erſcheint, eine unwiderſtehliche Kraft und ein gewaltiger Nachdruck iſt, daß man, treffe man ſeine Geſtalt irgend in einer Wüſte, mit ahndender Ehrfurcht vorübergehen, und ſagen würde: Dieſer Mann, und kein andrer wird dieſe Wüſte beleben. Ein dritter Apoſtel richtet ſeine ganze Aufmerkſamkeit nach dieſen zween, beſonders nach dem Petrus, und iſt voll Vertrauen, und freudigen Glaubens über das, was er hört. Ueberhaupt ſieht man, ſobald man die Augen öffnet, daß man ſich in der Gegenwart höherer Menſchen befinde, deren Verlangen, und heiße Gefühle nach unſichtbaren Dingen gerichtet, und deren Heimath nicht auf dieſer Erde iſt; man empfindet, wenn man je einmal in ſeinem Leben den Vorſchmack von dem ſtillen Geiſt der Sendung empfunden hat, daß die Kraft, die in ihnen lebt, höherer Natur, als die Natur der Weltweiſen, der Könige und Eroberer ſey; daß es jene ſtarken ſeyen, welche ausgegangen in alle Welt, das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen. Geländer, Farbenwechſel, Licht, und Schatten, alles herrlich, für ſich ein Ganzes und Einziges.

Rechter Hand befinden ſich in der Tiefe einige Bäume, und auf der andern Seite eine Anhöhe mit Gras bedeckt, die ſich unmerklich in einen ſtufenweis aufſteigenden Hügel hinverliert. Am äußerſten vordern Abhange derſelben ſteht ein kleiner Baum, und am Fuße eine ſchöne Olive, welche dem Orte eine unausſprechliche Anmuth, und eine hohe Feierlichkeit ertheilt.

Alles umher athmet und nährt ſich in Balſamdüften, und verliert ſich im ſüßen ſtarken Luſtwandeln und Wohlthun, welches das Aug und das Herz des Müden und Leidenden erfriſcht.

Wenn ein harter Kummer mein Herz durchnagte, oder wenn ich zu kämpfen hätte den Kampf ſchrecklicher Schickſale; — hieher würde ich dann wallfahrten, und im Anblick dieſer großen Geſtalten Stärke des Geiſtes ſuchen, und Muth und Freude des Lebens.

Aber herrlicher überirdiſcher theilt ſich nun in der Höhe das Licht aus. Unſer Aug hebt ſich durch die leichten Nebel, und durch den Schleier aus Glanz und weißem und farbigem Duft gewebet, empor mit einem zitternden Staunen (wie im weggeſunknen erſten Leben) im ſanft ſchauernden Wandeln durch die ungewohnte Morgendämmerung des werdenden unermeßlichen Lichts. Ich würde mich vor dem Menſchen fürchten, deſſen Herz hier empfindungslos bliebe. Man muß fühlen, und wenn man noch ſo fühllos iſt, daß man ſich nicht hienieden befinde, — fühlen ruhige Sättigung in dem, was man ſieht, und doch heißes Verlangen, immer mehr zu ſehen, höher zu rücken.

Auf beiden Seiten erblickt man Engel und Heilige, Joſeph den Nährvater, Johannes den Täufer ꝛc.

Theils ſind ſie, wie z. B. David, mit himmliſchen Inſtrumenten verſehen, theils ſchweben ſie, halb unſichtbar durch den herunterſtrömenden Glanz, und ſind verſunken im Himmelsgefühl, oder ſchauen anbetend zu Gott auf. So, wie man an ihnen vorbei kömmt, glaubt man Melodien der ſüßeſten Wonne, und leiſes Geliſpel der Engelharfen zu hören. In der Mitte derſelben erblickt man, wie einſam, die Maria, und man meint, man habe noch nichts geſehen, und wolle nichts weiter ſehen, nachdem man ſie geſehen hat. Ein weißes Gewand fließt in ſchönen Falten zu ihren Füßen, und ein blauer Mantel ſchwimmt um ſie herum im Freien; ſie ſcheint auf Wolken zu ſtehen, die von Engeln getragen werden. Doch ſieht man an ihrem verklärten Weſen, daß ſie dieſes Dienſtes nicht nöthig habe; daß ſie ſich nicht darauf verlaſſend feſthalte, ſondern ſelbſt ſich durch eigne Kraft ſchwinge und hebe, und man meint, zu empfinden das muſikaliſche Säuſeln ihres Hinaufwallens, ihres Wallens ſtrahlſchnell durch die Jubelregionen. Sie iſt es, die heraufgeht wie die Morgenröthe, wie der Mond hinter dem Hügel, furchtbar in der unbeſchreiblichen Huld und Schönheit einer unſterblichen Jugend, mit dem betenden himmliſchen Aug, mit der hohen Ruh und den Gebehrden der ewigen Wonne; ſie iſt es, und iſt die einzige in ihrer Art, die Braut, die Mutter, und Jungfrau.

Laſſen Sie uns die Idee ihres Ausdrucks ſuchen, und uns verlieren in den Tiefen neuer Gefühle.

Ich ſtelle mir den vergnügteſten Augenblick meines Lebens vor, — die Pauſe meines Lebens, wo ich aus dem gewöhnlichen Menſchenzuſtand weggehoben, und in eine namloſe Faſſung von Vergnügen verſetzt war, nicht der Faſſung ähnlich, in welcher etwa die Freude, eine Million gefunden zu haben, einem Geizigen ſein Herz aufziehen, ſeine Muskeln verzerren, und alle ſeine Nerven in ein dummes Hinſtaunen, in ein ſchmerzliches Gefühl von wühlender Freude verſetzen würde; alſo nicht ähnlich der ſtechenden Hitze am Mittage eines ſchwülen Sommertags, ſondern ähnlich dem leiſen Wandeln an einem Maymorgen durch wieder aufthauende, ſaftvolle Gräſer, und belebende Düfte und Blüthen. In dieſer genügſamen, befriedigten Faſſung, wo man alles, was man wünſchen könnte, zu beſitzen glaubt, befindet ſich die Seele in ihrem natürlichen Zuſtand, in dem einzigen wahren ihr angemeßnen Zuſtand, nämlich im völligen Genuß ihrer Geſundheit.

Das iſt nichts gegen das, was in dem Kopfe und der ganzen Geſtalt ſeyn ſollte, die ich hier meine. Und doch wäre es ſchon viel, wenn ein Maler dieſen Zuſtand ſo ausdrückte, ſo in ſein Geſchöpf verlegte, daß es mich, ſo bald ich es anblickte, an dieſen Zuſtand erinnerte, daß es meine Empfindungen gerade wieder ſo ſtimmte, ihnen dieſe Aehnlichkeit, dieſen Grad von Harmonie verſchaffte.

Setzen wir einen Menſchen, welcher des mächtigen Gefühls von entzückender Freude tauſendmal fähiger wäre, deſſen Freude alſo im Gegenmaaß der meinigen eben ſo viel größer wäre, als die meinige: — das wäre etwas von dem, was ich ſagen will; aber noch nicht der zehnte Theil von dem, was in dem Kopfe eines Neuſeligen, eines Engels, was in dem Kopfe Mariä liegen ſoll, wenn ſie durch die unzähligen Himmelshaine, alles Endliche durch, zum Jubel der Jubel, zum Thron des Allerheiligſten auffährt.

Schauernder Zweifel wegen des ungewohnten Freiſeyns nach verlaſſner Hülle in der augenblicklichen Unempfindlichkeit des Todes; — zitterndes frohes Erſchrecken im plötzlichen Daſtehen der tauſend und tauſend Weltſyſteme; — lichtſchnelle Ueberſchauung aller Ordnungen, aller Schönheiten der phyſiſchen und moraliſchen Leben; — Ueberzeugung, höchſte Billigung, Anbetung im Anblick der Menſchenſchickſale, der tiefen, vorher unbegriffnen Geheimniſſe; — wirklicher Genuß der Verſicherung ewiger Unſterblichkeit; — keine Ueberlegung, kein menſchenähnliches Fortſchreiten Schritt vor Schritt, ſondern innigſte Empfindungen dieſer Dinge; — dieß iſt etwas von dem erſten Augenblick jedes Seligen nach dieſem Leben; dieß wird unſer Augenblick ſeyn, wenn wir Gott ſchauen; aber nun hier —

Hohe, majeſtätiſche Verklärung nach dem Uebergang zum erſten der erſchaffnen Dinge in der gewölbten, marmornen Stirn; — feuriger Flug, und gränzloſes Verlangen in den ausgeſtreckten Händen; (aber nicht heftiges, wildes Emporringen; die Muskeln noch zerrinnend, wie im abſpannenden Gefühl, noch, wie im zu Mächtigen, verzerrt.) — Liebe und Ausguß gegen alles Erſchaffne in den Glutaugen, die nicht ſchwimmen, ſondern in der natürlichſten Feſtigkeit alles Wohlwollen auf alle Gegenſtände ausſtrömen; unaufhörlicher Zuwachs dieſer Freude, und doch keine Annäherung, kein peinlich eindringendes Ungeſtüm; immer Neuheit, gegenwärtigſte Sättigung der Seligkeit, und wieder anſcheinende Ohnmacht, Vergehenwollen in Wonngefühlen, und augenblickliches Wiederaufleben und Hinguß in unendliche Fernen, und Tiefen von höchſter Freude; und doch nicht Betäubung, doch Gegenwart, Bewußtſeyn des Genuſſes (kein faſelndes, beflügeltes, wütendes Einziehen, kein Einſchlingen der Entzückungen; der Mund nicht halb offen, nicht lechzend, wie in den geſchmackloſen Zeiten der Göttin der Freude) ſondern lächelnd in friſcher Blüthe, wie die Geſundheit, in der völleſten, ungeſtörteſten Freude, Ruhe und Gegenwart; — empfundner Hinwegſchwung über alles Irdiſche, und leiſe Ahndung, wie ähnlich der Erwartung eines neuen Verwandelns zu etwas mehr, als Irdiſchem.

Meine Seele unterliegt im Gedanken, dieſe Seligkeit zu denken, ruhet in Himmelshainen, belaſtet vom Himmelsgefühl. Daß ich bliebe, wie ich jetzt bin, und nie wieder zurück erwachte in mein Menſchenleben! —

Daß ich von nun an unaufhörlich dieß Vollendetſeyn meines Herzens fühlte!

Weiter fort, und rechter Hand erblicket man den Sohn Gottes mit geöffneten Armen zum erſten Empfangen; dann ſtrömet, öffnet ſich immer weiter des Himmels Herrlichkeit, oder, vielmehr, ſie hüllt ſich ein, immer glanzvoller, immer verſchlingender, bis man weit in unermeßlichen Fernen Gott Vater im weißen Kleid, und auf der rechten Seite des Gemäldes, den heiligen Geiſt ſieht, verhüllt in ſeinem Schimmer.

Oben, nämlich am höchſten Ende dieſer herrlichen Scene erblickt man die Urväter des alten Bunds in verſchiednen Stellungen, und ſämmtlich bekleidet, bis auf Abel, das wahre Bild der Unſchuld, und Adam, und Eva, die man im halben Leib mit himmliſchem Aether umfloſſen erblickt. Eine feſtliche, wunderbar rührende Entzückung ſtrömt aus Evens Geſtalt und Miene. Ihr Herz gießt ſich Marien entgegen mit ſo vielem heißen, unbeſchreiblichen Verlangen und holdſeliger Freude, daß, wer nie eine frohe Stunde gelebt hat, hier Mitfreude fühlen muß.

In allem, was unſerm Blicke entgegen kommt, gotteswürdiger Triumph u. ſ. w.

O du kalter Mann, der du, indem deine Augen nach dieſem Himmel gehen, den

Zirkel und den Maaßſtab in die Hand nimmſt, Gefühle auszumeſſen, die du nicht trennen, ſondern fühlen ſollteſt, wer wird für dich etwas malen, etwas ſchnitzen? Fürwahr, für dich, der du dich am heftigſten mit der Kunſt abgiebſt, iſt die Kunſt gerade am wenigſten; denn nur dich rührt ſie nicht, erhebt, adelt ſie nicht. Wohl, und ſeinem Berufe gemäß handelt der Maler, der ſich um die Geheimniſſe der Zeichnung und Farbengebung bemüht; aber beſitzen kann er dieß alles, und meiſterhaft auflöſen die unerreichbarſten Schwierigkeiten, und doch kein Maler ſeyn, wenn ihm das fehlt, was die Malerei erfunden hat, die Wahrheit und gute Wahl der Idee. Ohne dieſe ſind ſeine Bilder ſchöne Geſtalten; aber blutloſe Körper ohne Leben, und ohne Endzweck des Daſeyns. Wenn ein Gelehrter, ein Kriegsheld Gebrechen des Körpers hat, wenn er ſchielt, oder hinkt, ſo kann ich nicht umhin, ihm wohlgewachſene, vollblühende Glieder zu wünſchen, aber er iſt dennoch, was er für mich ſeyn ſoll, weil er dennoch ein Weiſer, ein Held iſt. — Hätte ich an dem gegenwärtigen Gemälde etwas zu erinnern, ſo wäre es eine Erinnerung, nicht, ob der Künſtler das, was er unternehmen wollte, trefflich ausführte, ſondern, ob vielleicht die Wirkung nicht größer geweſen wäre, wenn er dieß, und jenes geändert, weggelaſſen, oder auf eine andere Art ausgeführt hätte. So hätte ich z. B. die kleinen Engelsköpfe mit Flügeln, die über dem Grabmal ſchweben, weggelaſſen, ungeachtet die Gewohnheit dieſe Vorſtellung entſchuldiget. Hätte ich Talent und Feuer vom Himmel: ſo würde ich niemals auf mein Zeitalter Rückſicht haben, ſondern ſtets glauben, daß mich eine beſſere Nachwelt verſtehen und rechtfertigen wird. Wer ſolche Köpfe zum erſtenmal ſähe, würde unmöglich auf den Gedanken gerathen können, daß es Engelsköpfe ſeyn ſollten; denn ſie laſſen in Abſicht auf die Größe des übrigen Gemäldes, wie Schönpfläſterchen in dem Geſicht eines ernſten, geſunden, ſtarken Mannes, und ſind für die hohe Würde, welche wir mit der Idee eines Engels verbinden, zu niedrig. Eine gleiche Gewohnheit läßt Marien gemeiniglich durch Engel in den Himmel tragen. Ich weis wohl, daß es unſrer Einbildungskraft ſchwer iſt, ſich einen Körper in den Lüften vorzuſtellen; aber die Engelskörper ſind doch in dieſem Zeitpunkt von einer gleichen Natur mit Marien, ohne mit einem ähnlichen Unvermögen belaſtet zu ſeyn. Was endlich die Vorſtellung des Sohnes Gottes, und der andern göttlichen Perſonen betrifft: ſo weiß ich zwar, daß man ſchon gewohnt iſt, ſich nicht zu befremden, wenn ſich der ſchlechteſte Farbenreiber die Freiheit nimmt, auf dem nächſten dem beſten Täfelchen das Weſen der Weſen zu malen; aber ich weiß auch, daß man eben darum gewohnt iſt, dieſe, und andere Gemälde ohne alle Rührung und Erbauung anzuſehen, daß das Volk höchſtens die ſchönfarbichten Gewänder zu bewundern, und der Kenner an dem Verhältniß der Zeichnung zu meſſen pflegt. Es iſt nicht kühner Flug des Genies, ſondern Beweis von Geiſtes-Schwäche, wenn man ſich an Schwierigkeiten wagt, die ſich nicht überwinden laſſen. Den Kopf eines Heiligen in dieſem Leben zu malen, dieß iſt vielleicht das letzte, was ein Maler würdig ausführen, ganz erreichen kann; aber Engelsgeſtalten ins Leben zu ſtellen, ſo wie Klopſtock und Milton ſie ſchilderten, iſt ſchon nur noch die Einbildungskraft des epiſchen Dichters fähig; aber Gott zu ſchildern —

Und gäbſt du ihm erhabene Geſtalt,
aus welcher Allmacht und Gerechtigkeit,
Erbarmung, Gnade, Liebe, Langmuth, und
die höchſte Weisheit unſer aller Herz
Zur Anbetung aufforderten, an der
die großen Künſtler alle deine Kunſt,
und deines Geiſtes großes Ideal
bewundern müßten, demnach hätteſt du
den Unſichtbaren ſchlecht gebildet, und
nichts mehr als nur ein kleines Götzenbild
in deinen Tempel hingeſtellt zum Spott —
Zum Spott? O, nein, zum Mitleid, Aergerniß,
und zur Verengung der beklemmten Bruſt

des Weiſen, der in ſeiner Seele tief
den großen Gott der Götter und des Wurms,
der Sonnen, und der Erden, nur ſich denkt,
und hingeworfen auf den Staub, aus dem
ſein großer Schöpfer, wenn er will, den Geiſt
des Menſchen winket, oder Himmel wölbt,
anbetet, und in ſeiner Anbetung
den nahen Gott empfindet, oder ihn
in ſeinem Weſt, in ſeinem Meeresſturm,
in ſeinem Donner, und auf Fittigen
des Blitzes gegenwärtig hört, und ſieht.

Mich däucht, die höchſte Kunſt ſollte noch immer mehr zu denken, als zu ſehen geben, und ſo lange man, im Falle, daß man himmliſche Geſtalten ſchildern ſoll, des Ausdrucks, der ſich über alle irdiſche Aehnlichkeiten erhebt, nicht fähig iſt, würde ein großer Theil der Künſtler beſſer thun, ihr endliches Talent auf das unerforſchliche ſchauderhafte Dunkel des Heiligthums zu verwenden, und das Unausdenkliche der Einbildungskraft zu überlaſſen.

Die
Geburt Jeſu.

Dieſes Gemälde auf Leinwand vom Michael Angelo Caravaggio, in der Münchener-Stiftkirche bei U. L. Frau, iſt 9 S. hoch, und 6 breit.

Wer an dieſem Gemälde allein die Kunſt betrachten will, die im Ochs und Eſel, im Hut und Mantel, wie in Hand und Aug zu ſehen iſt, der thue es bald, der ſtudire die Zeichnung, und das Kolorit; und, was die Zuſammenſetzung betrifft: ſo glaube er, daß gerade dieſer Augenblick, den der Maler ſich wählte, der beſte ſey, daß jede Perſon am rechten Orte ſtehe, und, wenn man ſie an einen andern ſetzte, ſogleich am unrechten ſtehen, und das Ganze trennen würde. Hier ſieht er, ſo weit es im Dunkeln möglich iſt; einen verlaßnen tiefen Feldſtall, der von dem oben einfallenden Glanz etwa durch eine Ritze beleuchtet wird; in demſelben knieen linker Seits Maria die göttliche Mutter in einem ſimpeln rothen gewirkten feſtanliegenden Hausrock, (einen blauen darüber) neben einer elenden Wiege, die ihrer Länge nach in den Stall hineinſteht, und auf deren etwas höheres Fußgeſtell ſie ihre linke Hand legt, indeß ſie mit der rechten Hand (aber nicht mit dem Daumen und Zeigfinger, wo die drei übrigen ſich ſäuberlich hinausſpreizten,) ſie die Windel von dem Kinde nimmt, das alſo ganz entblößt, mit an beiden Seiten ruhenden Händen, ohne Aktion und Segengeben daliegt. Er betrachte den lieblichen Schatten, der ſich von der Mutter, indem ſie ſich über das Kind etwas neigt, über den halben kleinen Körper deſſelben hingießt, und das Licht, das unten bei den Füßen herausſcheint, und den Kopf beleuchtet, deſto wohlthätiger ſehen läßt. An der Wiege rechter Seits liegt ein alter fröhlicher Hirt in einer weißlichten Jacke, und gelben Beinkleidern, rückwärts hinab beleuchtet, indeß ſein Kopf in den Schatten der Mutter fällt, ohne Strümpfe; und oben am Kopfe einer in einem Kleid von etwa vierzig Jahren auf den Knieen, hinter welchem ein noch jüngerer, als ſtünde er auf den Zehen, nur mit dem Kopf und den Schultern herüber ſieht. Weiter hin in der Vertiefung ſteht der Ochs, an deſſen eines Horn der Nährvater Joſeph ſeine Hand legt, um ſich darauf zu ſtützen, oder aus zärtlicher Bangigkeit ſich ſeiner zu verſichern. Dieſes mit noch mehr andern Dingen, wird er ſehen, als ſtünde es von Bildhauerarbeit außer dem Gemälde; dabei mit dem wenigen Licht ſo gewirthſchaftet, und die Schatten ſo herrlich vertheilet, alles ſo ungezwungen, und ſo, wie es ſcheint, ohne viel Nachdenken, und ohne alle Anſtrengung beiſammen, daß man meinen ſollte, jeder ſtarraugigte Farbenreiber könnte es auch ſo machen, wenn ers nur einmal ſo weit brächte, daß er richtig zeichnen, und dann die Farben geſchickt und warm anlegen könnte.

Es war die Hand eines Meiſters, die hier gezeichnet und aufgetragen hat; und jeder Zug, mit Ueberlegung entworfen, und mit kühner Sicherheit ausgeführt, verdient reifes Nachſpüren, und Betrachten des unreifern Künſtlers; aber wer ſeine Augen bloß dazu aufmachen will, der ſuche ſeine Verhältniſſe immerhin. Uns laſſe er mit dem Geiſt des Malers, der dieß Gemälde herſchuf, allein.

Das wünſchte ich, daß wir einige Dinge nie ohne Vorbereitung thun, (weil ſie in dieſem Falle nur ſelten gut gethan werden) nie ohne

Vorbereitung beten, nie eine ſchöne Stelle aus einem rührenden Dichter leſen, oder ein Gemälde anſehen möchten, wenn unſer Nachdenken getrennt, und unſer Herz ſchon getheilt iſt. Sieh, wie es die Männer machten, die am beſten wußten, wie man uns große Dinge mit Erfolg und Nachdruck zu ſagen hat. Wenn Kleiſt will, daß wir den Frühling ſehen, wie er auf roſenfarbenem Gewölk, mit jungen Blumen umgürtet vom Himmel ſinkt, ſo beſteigt er ehe duftige Hügel, führt er in Schatten uns, deren hohe belaubte Gewölbe der ernſten Betrachtung geweiht ſind. Und wenn Haller uns zum Gefühl der Ewigkeit anſtimmt, führt er uns in Wälder.

— Wo kein Licht durch finſtere Tannen ſtrahlt,
Und ſich in jedem Buſch die Nacht des Grabes malt:
Oder in hohle Felſen,
— Wo in Geſträuch verirret,
Ein trauriges Geſchwärm einſamer Vögel ſchwirret.

Dieſe Vorſorge ſollen wir um ſo mehr bei Dingen gebrauchen, deren Anblick uns gemeiniglich wenig rührt, weil wir deſſelben von den erſten Jahren unſrer Jugend gewohnt ſind. Wenn wir irgend in einem geiſtreichen Roman die Geſchichte leſen ſollten, wie eine

Mutter, die unſrer ganzen Liebe, falls wir ſie nur ſehen ſollten, verſichert wäre, ſo gar arm und verlaſſen iſt, daß ſie in der ſchneidenden Kälte zur Nachtszeit ſich unter ein ſchlechtes Strohdach flüchten, und da Mutter werden ſollte: wie würden wir dieſe Geſchichte leſen, und wieder leſen, und darüber weinen? Und die Geburt Jeſu bewegt uns nicht! — Ganz gewiß, weil wir ſie ſeit dem nicht mehr überdacht; als wir ſie in einem Zeitalter, wo wir ſie nicht verſtehen, nicht in ihrem Umfang ſie fühlen konnten, gehört haben.

Wenn du fähig biſt, liebenswürdige Dinge, und hohe reine Schönheit zu fühlen: ſo fühle ſie hier, wo ſie ganz, ſo, wie ſie anderswo theilsweis zerſtreut liegt, beiſammen iſt, und keine ſchwache, keine andere Empfindung, als die deinen Zuſtand beſeligt, dich fühlen läßt. Den meiſten der berühmten weiblichen Schönheiten fehlte ein weſentlicher Theil, und irgend eine Lücke, eine Schwachheit, oder eine grobe Leidenſchaft, als Hochmuth, begehrende Wolluſt, Liſt, Rache- und Herrſchſucht haben ihrer Geſtalt die Grazien benommen, und alle ihre Züge für die Augen liebender weiſer Seelen häßlich gemacht. Mir iſt, als erinnerte ich mich noch der Zeit, wo ſie mit der Wonne und dem Gang einer Unſterblichen den Hügel heraufging, wie den Hügel das Morgenroth, das den ſüßen wohlthätigen Thau, und lebenbringendes, wohlriechendes Wehen vor ſich hergießt, und alles, was ſie anblickt, beſeligt, und aufrichtet; wie ſie, jetzt ſtark, wie ein Kriegsheer, jetzt ſchwach und krank vor himmliſcher Liebe und reinen Freuden ſich auf eine ihrer Geſpielinnen ſtützet, und ſie bittet, Roſen- und Lilienbette mit mitleidiger Hand um ſie herzuſtreuen. Nun liegt ſie dürftig und ungeſehen, und alles Beiſtands von Menſchen beraubt, im Stall.

In dieſer wahrhaften Armuth ließ ſie der Künſtler, da er ſie uns zeigte; und durch nichts hätte, als eben dadurch, dieſe Vorſtellung rührender werden können. Seine Abſicht war, an Maria eine Perſon vorzuſtellen, die keines Glanzes um das Haupt, keines geborgten Putzes nöthig haben ſollte, um dem Auge, das würdige Dinge zu ſehen vermag, im übermenſchlichen Werth zu erſcheinen; eine Perſon, deren eigne Geſtalt und Gebehrden, Ehrfurcht, und Würde erwecken ſollten.

Ich kann hier unmöglich fortfahren, ohne eine Erinnerung an einige Künſtler über die Schönheit zu machen, nachdem ſie von dieſen ſo oft und gewöhnlich, vielleicht aus guter Abſicht, aber aus mißverſtandnen Gründen und Mangel an eignem Gefühl und Erfahrung mißhandelt wird. Die höchſte Schönheit irdiſcher der Stelle zu heilen, ſo bin ich doch gewiß, daß ich Sie nicht verlaſſen werde, ohne Ihren Zuſtand zu erleichtern. Es kommt dabei ein großer Theil auf Sie an, fügte er auf eine ſchlaue Art hinzu; denn je mehr Sie geſunden Verſtand haben, deſto eher werden Sie, wo ich hinziele, begreifen. Ich habe wohl die Ehre gehabt, mit wichtigern Perſonen zu ſprechen, und bei Männern von hohem Stande, als da ſind, Statthalter, Bürgermeiſter, Generale, Tribunen, Ehre einzulegen. Alſo ſtellen Sie ſich vor *), daß Ihnen nichts widerfahren ſey, als was Ihnen, weil Sie einmal ein Menſch ſind, widerfahren konnte. Ich hoffe, daß dieſe Vorſtellung zu Ihrem Troſte nicht wenig beitragen werde.

„Allerdings.“

Geſetzt, es wäre nicht alſo, ſo denken Sie ſich nur, daß Ihnen damit gar nicht geholfen iſt, daß Sie betrübt werden, und daß Sie ſich dadurch freiwillig ein neues Unglück zuziehen; denn z. B. ein Talent Gold verlieren, iſt ein Unglück, und ſich darüber betrüben, iſt ein zweites Unglück, das wir doch nur ſelbſt

---

*) Dieſe ſind die wichtigen Gründe, mit welchen ſelbſt Cicero in ſeinen tuſculaniſchen Abhandlungen die Unglücklichen tröſtet.

hinzu thun. Alſo betrüben Sie ſich nicht. Auf dieſe Art werden Sie machen, daß ein Unglück kein Unglück iſt. Thun Sie es doch!

„Ich will es thun,“ guter Glakonius.

Ich merke wohl, daß Ihnen bereits merklich beſſer wird. Aber weil das Eiſen glüht, dürfen wir nicht mehr ruhen. Alſo denken Sie ſich weiter, daß dieß kein Unglück ſey, welches man nicht verdient hat, woraus dann folgt, daß auch Sie nicht unglücklich ſind. Und wenn ein Mann, wie Sie, nicht unglücklich iſt, ſo iſt er auch nicht elend. Nun? wie ſtände es nun?

„So wohl, daß ich Sie bitte, meiner zu ſchonen, und mich dieſen Zuſtand genießen zu laſſen.“

Deſto leichter werden wir das Uebrige vollenden, und das iſt, wie ich überzeugt bin, nunmehr ſelbſt Ihr Verlangen. Denn wer aus der Quelle der Philoſophie Einen Trunk gethan, deſſen Seele ruhet nicht mehr, bis er ſich des Ganzen bemächtiget hat. Auch mag Ihnen, wenn Sie an einem Grunde bereits ſich ſatt gedacht haben, dann ein anderer zu ſtatten kommen.

Wir ſind nie ſo unglücklich, daß es nicht allemal einen noch Unglücklichern, als wir ſind, geben ſollte. Stellen Sie ſich einen vor, der in die Mitte des Meeres gefallen iſt, einen, der von dem freſſenden Siechthume angegriffen, oder, wenn Sie wollen, einen, dem ein böſes Weib zu Theil geworden iſt, wiewohl ſich das ſchwer vorſtellen läßt; ſo werden Sie allemal Troſt fühlen, dieſem Elende entgangen zu ſeyn. O wenn Sie eher daran gedacht hätten, daß Ihnen dieſes hätte begegnen können, daß Ihnen noch weit was Aergeres hätte widerfahren können; ſo würden Sie nun um die Hälfte weniger empfinden. Ich verſichere Sie, ſchon in dieſem Gedanken allein liegt eine Kraft, die alle Uebel zerſtreut und austilgt.

Hier verſuchte es Servilius, auch einmal zur Rede zu kommen, da es gerade noch Zeit war, ſich einen kleinen Partikel der philoſophiſchen Ehre, welche Glakonius ganz allein an ſich zu reiſſen ſchien, herauszunehmen. Oder ſtellen Sie ſich vor, ſagte er, die Sache habe einen ganz andern Ausgang genommen, als den ſie genommen hat. Bilden Sie ſich ein, die Römer haben Sie mit Ehren überhäuft, haben Sie auf ihren Schultern nach Hauſe getragen. Oder da doch Alles auf die Meinung ankommt, welche wir von einem Gegenſtande haben, ſo könnten Sie auch allenfalls mit Ihrem Schickſale andere Begriffe verbinden. Doch, man kann ſich's weit bequemer machen. Wäre ich an Ihrer Stelle: ſo würde ich meine Einbildungskraft ganz damit anfüllen, daß ich mir vorſtellte, ich ſitze eben mit Salben und Roſen begoſſen, mitten in lieblichen Gerüchen bei einer feſtlichen Tafel, und trinke aus großen goldenen Pokalen, in der Geſellſchaft der Muſen und der Venus, köſtliche Weine; oder ich wandle ganz im Gefühle meiner Geſundheit, durch blumenreiche Thäler ſanfte Hügel hinan. Doch kommt es hier auf eines jeden beſondere Gemüthsart an; vielleicht behagt es Ihnen beſſer, wenn Sie ſich lebhaft einbilden, Sie ſeyen König in Perſien, oder haben eine Schlacht über die trotzenden Parther gewonnen, oder gehen mit dem ſchweigenden Fräulein als hoher Prieſter das Kapitol hinan.

Dieſer Meinung fiel Glakonius mit merklichem Verdruſſe ein, als wäre er unwillig, dieſen Troſtgrund nicht früher ſelbſt vorgebracht zu haben, dieſer Meinung, fiel er ein, die Sie dem Epikur abgeborgt haben, weiß ich etwas weit Beſſeres entgegen zu ſetzen; etwas, das ich allemal auf die Letzt ſpare, weil es das Beßte iſt, das man einem ſagen kann, wiewohl es bei allem dem ſo kitzlich iſt, daß man es ſtets mit einer gewiſſen Behutſamkeit ſagen muß. Dieſer Troſt gehört einzig und allein nur für diejenigen, welche durch die obigen Gründe nicht getröſtet werden können. Aber dazu wird ſehr viel Genie erfordert, eine ganz originelle Art von Seelengehör erfordert, um gegen alles Uebrige taub zu ſeyn. Soll ich ihm ſo viele Empfindung wohl zutrauen, ſagte er leiſe, doch ſo, daß ichs hören konnte. In der That, ſeine Geſichtsmuskeln ſind alle ausgetreten; ſein Geiſt muß ſich in einer gewaltigen Zerrüttung befinden. Daher kommt dieſe anſcheinende Ruhe. Hierauf wagte er es, mir den letzten Troſt zu ſagen, den letzten, verſicherte er ein über das anderemal, den die Naturphiloſophie, und ich Glakonius, einem Manne, wie du biſt, zu geben weiß.

Wenn einem Schiffenden, den die Räuber verfolgten, eine Gottheit zuriefe, ſtürze dich ins Meer hinaus; es wartet deiner ſchon entweder ein Delphin, der, wie den methymneiſchen Ario auf ſeinen Rücken dich nehmen wird; oder jene neptuniſchen Roſſe des Pelops, welche den feſtgemachten Wagen mitten durch die Fluten dahin riſſen, werden dir alſogleich zu Gebote ſtehen, und, wo du wünſcheſt, dich hinführen; wenn, ſage ich, dieſem Schiffenden eine Gottheit dieß zuriefe, ſo würde wohl alle Furcht ihn verlaſſen. Wenn alſo die Wuth eines Ungemachs ſo ungeſtüm und ſo ſchmerzlich auf dich eindringt, daß du glaubſt, du könneſt dich darüber mit nichts weiter tröſten, ſo ſiehſt du wohl, wohin du deine Zuflucht zu nehmen haſt.

„Ich verſtehe dich, war meine Antwort, ich ſoll mich von einem Felſen ins Meer ſtürzen, oder den Dolch mir ins Herz ſtoßen, oder Gift nehmen.

Richtig. Ich werde dann einen Roman oder eine Tragödie von dir ſchreiben.

Und ich eine Abhandlung, ſagte Servilius, von dem Einfluſſe der Troſtgründe auf die Schmerzen der Seele.

O ihr rauhen, doch zärtlichen Mütter der entfernten Barbaren, wer hat euch die grauſame Weisheit gelehrt, eure neugebornen Kinder in dem Augenblicke, wo ſie ihre ſchuldloſen Augen öffnen, um nach den holden Fernen des lieblichen Himmels zu lächeln, in die Fluten des Oceans zu tauchen, und ihre zarten Körper an den Kampf mit fühlloſen Elementen zu gewöhnen? Und ihr Aeltern von Sparta, warum ſchleppt ihr eure Söhne mit religiöſer Härte nach euern Tempeln, und peitſchet ſie daſelbſt mit Riemen, wie kein Sclave gepeitſcht wird? Euere Natur iſt Menſchennatur, hat keine Freude an Blut und Thränen, und euere Grauſamkeit entſteht aus Mitleid und Kummer der liebreichſten Weisheit.

Und Weisheit iſt es, du magſt nun vom reichen Inachus, oder vom Geringſten aus dem Pöbel geboren ſeyn, wenn du frühzeitig, und unabläſſig dich übeſt, übelriechende Speiſen zu eſſen, laues Waſſer zu trinken, naſſe Kleider auf deinem Leibe zu tragen, und den müden Kopf auf einen harten Stein gelegt, des kraftgebenden Schlummers zu genießen.

Ich ſpreche nicht, den Mund geſtopft mit Leckerbiſſen, von den Pflichten der Nüchternheit; davon würde ich, wenn dir nicht eckelte, fünf Stockwerke herauf, in ein Behältniß, worin für zwei kaum Raum genug iſt, zu treten, mein beſcheidenes Hausgeräth, ein kleiner irdener Krug überzeugen, aus dem ich das halb faule, mit kleinen Würmern gefüllte Waſſer nur ſparſam trinke, und mit dem Blatte haushalte, worauf dieſe Nachricht geſchrieben iſt.

Wie elend würde ich ſeyn, wenn ich ſo elend, als ich unglücklich bin, wäre! das Glück, welches ohne Wahl Gutes und Böſes aus der Urne des Schickſals zieht, und die Looſe ohne Ueberlegung unter die Sterblichen ſtreut, hat mir ſehr feindſelig mitgeſpielt; aber die Römer, die Erben der unbeſtochenen, beſiegenden Tugenden, haben es mit mir bei weitem nicht ſo ſchlimm, als mancher an meiner Stelle ſich denken möchte, gemeint; ſie ſuchten ſich längſt einen Mann, der ihre ſchönen Sprüche rechtfertigen würde, und ſie haben dieſe Ehre mir zugedacht. Dieß iſt es alles. Sie wollten mit aller Gewalt zum weiſen Manne mich machen.

So eben ſchwärmte eine Schaar junger Ritter von dem Schmauſe beim reichen Fanius nach Hauſe — das Licht ihrer Fackeln erleuchtete die dämmernden Straßen, und ihr unbändiger Wortwechſel, und ihr helles Gelächter erfüllte die Luft. Es ſind lauter ſchöne Geiſter, voll Hochachtung und Kenntniſſe für die Künſte, und voll ſüßer Gefühle für den Reiz alles deſſen, was ſchön iſt. Nun raſten und erholen ſich vom Sang und Tanz ihre erſchöpften Kräfte zu den Geſchäften des morgigen Tages, deren erſtes und vornehmſtes darin beſteht, ſich wechſelweiſe erkundigen zu laſſen, wie ſie geſchlafen haben.

Wie freundlich um mich dieſe Finſterniß ruht! Wie friedlich wandelt dort oben das Heer der Sternlein, in glücklichen Fernen, wo kein Laut des Getümmels auf Erden gehört wird!

Ich hätte euch ſagen ſollen, mit welcher Begegnung man mich von der Schaubühne entfernt hat; aber wenn ich euch eine Nachricht davon hinterlaſſe, ſo geſchieht es auf die Gefahr, daß ich nicht die vergeblichſte aller Bemühungen unternehme; denn ihr wißt es, und thut das wohl ſelbſt; oder, wo ſoll ich dich ahnen, glückliches Volk, das ſo verſtändig und gutherzig ſeyn wird, dieß nicht zu wiſſen?

Man hatte meine Entlaſſung, ohne jemals ausdrücklich darüber zu reden, ſtillſchweigend als eine Sache, über die zu reden es unnöthig wäre, vorausgeſetzt, und beſchäftigte ſich ſogleich damit, die erträglichſte Art, mit welcher man ſie mir zu verſtehen geben könnte, zu finden. Die Römer hatten irgendwo etwas von dem Daſeyn einer feinern Lebensart, und Schonung geleſen, und da ſie glaubten, ſie käme von den Griechen her, die ſie in allen Dingen überwinden müßten, ſo trieben ſie die Eitelkeit, feine Seelen, und Menſchenfreunde zu heißen, bis zum Unſinn, und überhäuften manchen, der durch ihre Unbilligkeit in Armuth verſetzt ward, in dem Augenblicke, wo ſie ihn verurtheilten, mit Beihülfe und Wohlthaten. Die liebreiche Sorgfalt, mit der man mich zu entfernen trachtete, ſetzte die Urſachen, warum man mich entfernte, die niemand wußte, bei jedermann außer Zweifel, und jeder, der ſich darauf etwas zu gut thun wollte, daß er zu leben wiſſe, beobachtete das Geſetz des Wohlſtandes, nicht einmal darnach zu fragen. Der Aedilis drückte jedem, dem er begegnete, die Hand, als wollte er jedem danken, daß er ihm nicht weiter die Hände binde, etwas zu thun, was er, wenn er allein ſeine Einſicht, und nicht den Geſchmack des Parterrs zu Rath ziehen müßte, lange gethan haben würde, und es war keiner, der ſeinen Dank nicht mit vieler Zufriedenheit annahm, und ſich ein paar Augenblicke beredete, als wäre es lediglich auf ihn angekommen, der Sache den Ausſchlag zu geben.

Indeſſen glich nichts der Geſchäftigkeit, mit der jeder, der mit mir ſprach, den Verdacht von ſich abzulehnen bemüht war, daran irgend einen Theil genommen zu haben. Hundert und hundert Römer, die ich vorher kaum dem Namen nach kannte, gaben ſich Mühe, mit mir ſprechen zu können, und verſicherten, und beſchworen mich, ſie nicht für Leute, die jemands Verdienſte mißkennten, oder jemand ſchaden könnten, zu halten. Was ſie etwa bei der Orelia, die freilich vielen Einfluß hätte, weil bei ihr der Aedilis u. ſ. w. geſagt hätten — das wäre nicht ſo zu verſtehen geweſen, und hätte vielmehr zu meinem Lobe gedient, wie die Herren, der Fanius und Balbutius, die ich nur fragen könnte, nicht anders, als bezeugen würden.

Die Römer machten es nie anders, hätten es noch allen braven Männern ſo gemacht, ſagten andere. Wir können nicht begreifen, wie es einem Menſchen mit geſundem Verſtande nur träumen könne, ſich mit der Schaubühne abzugeben. Gefühle verbreiten, Sitten und Charaktere bilden, das wären längſt abgedroſchene Sprüche gedungener oder höchſt unerfahrener Schriftſteller, und die liſtigen Schutzreden einiger unbärtigen Jungen und verliebten Mädchen, welche ihre Rechnung dabei fänden. Am Ende wäre das Werk nichts, als ein elendes Kabalenſpiel der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, und der Tänzer und Tänzerinnen unter ſich, an welchem weder das Volk, noch je ein ernſthafter Mann Antheil nähme; eine lumpige Geſindelei, die unter dem Schutze einiger verbuhlten römiſchen Damen, und verzogener junger Ritter ſtände, deren erſtern man aus Galanterie das Richteramt über die Kunſt, und ſchon als Frauenzimmern ein weit feineres und richtigeres Gefühl, als den Männern zuerkännte, welches zu glauben, dieſe endlich ſelbſt nicht mehr Bedenken tragen, und freilich mit Gefühl über die Schauſpieler urtheilen, mit dem nämlich, ob der auftretende Schauſpieler nach ihrem Geſchmack wäre, um ſich deſſen zu einem Liebeshandel zu bedienen. Dieſes Gefühl iſt die geheime Triebfeder der gewöhnlichen Urtheile dieſer Kunſtrichterinnen.

Gefühl! wiederholten ſie, und lachten. Wie kann in einem Seelchen, das ſich in dem eingeſchrumpften, ausgetrockneten Körperchen nie ausdehnte, nie zu Begriffen von den Dingen, die vor ihm liegen, gelangte, nie wählen, nie mit Maaß genießen lernte, ſondern in Begierden und Leidenſchaften ſich erſäufte, das unbefleckte Gefühl vom überirdiſchen Verhältniß der Ordnung und innern Schönheit wohnen, welches man beſitzen muß, um über die Künſte urtheilen zu können.

Es verſteht ſich, daß ein jeder, der die Schuld, mich beurtheilt zu haben, von ſich ablehnen wollte, ſich zu gleicher Zeit Mühe gab, einem andern ſie aufzubürden. „Er wäre der liſtige Herumſchleicher, der, um zu einer Mahlzeit gebeten zu werden, jedem verſagte, was er gern hörte, der, ohne jemals einen Begriff von der Kunſt oder eine Anlage zu derſelben beſeſſen zu haben, eine eigene Art hätte, jeden Künſtler, dem er nicht wohl wollte, giftige Streiche zu verſetzen.“ Die häßlichſten Geſchichten kamen bei dieſer Gelegenheit ans Tageslicht, und der beſten Freunde wurde nicht geſchont.

So viele mich beſuchten, ſo viele thaten mir einen Vorſchlag, meine Umſtände zu verbeſſern; — und dieß, um mich von ihrer gänzlichen Hochachtung gegen mich zu überzeugen, und in mir, wenn ich in mein Vaterland zurückkehrte, das Andenken zu hinterlaſſen, daß ich in ganz Italien wenigſtens Einen Inländer gefunden hätte, der das Verdienſt eines würdigen Ausländers und großen Künſtlers zu ſchätzen wüßte. Einige laſen mir ihre Kritiken, worin ſie mich gelobt hatten, vor, und verſprachen mir, ſie in alle Hände zu bringen; andere gaben mir Briefe an ihre Freunde in den griechiſchen Städten mit; wieder andere ſchworen, daß ſie mir zu Ehren und Genugthuung den Schauſpieler Trebatius ſtürzen, und dem Maſchinenmeiſter einen Poſſen, der ihn gewiß verdrießen müßte, ſpielen wollten; einige endlich trugen mir ſogar ihre magere Börſe an, mit dem Zuſatze, bei allen Geſellſchaften für mich zu ſammeln, und mit einem Worte, jeder wollte dieſer Einzige ſeyn, der das Verdienſt eines würdigen Ausländers, und großen Künſtlers zu ſchätzen wüßte.

Doch, wenn ich die Lobſprüche, welche ich erhielt, alle geſammelt hätte, ſo wäre ich jetzt wieder der größte Künſtler auf Erden geweſen. Keiner gab ſich mehr Mühe, das Andenken ſeiner Perſon in mir zu hinterlaſſen, als Janius, ein Mann, der es ſich zum Grundſatze gemacht hatte, immer viel zu wagen, und entweder auf einmal ein großes Glück zu machen, oder es auf einmal zu verlieren, das er ſehr leicht ertrug, weil er wenig verlieren konnte. Er ſtand täglich etliche Stunden unter dem Tiberthor mit einer Schrift in der Hand, worin er tiefſinnig zu leſen ſchien, indeſſen er, wie ich oft bemerkte, heimlich die Augenwinkel rechts und links auf die Vorübergehenden mit einer Gewaltſamkeit rieb, die ſeinem Blick eine gewiſſe Schärfe, und ein unangenehmes Hervorragen, das die Römer den Adlerblick nannten, mittheilte. Wenn irgend ein Fremder mit einem anſehnlichen Gefolge ſich genähert, ſo verließ er ſeinen Wagen von nun an nicht wieder, ſondern begleitete ihn bis an das Haus des Bewirthers, der, in der Meinung, es wäre ein Bekannter des Fremden, ihn mit vieler Freundlichkeit aufnahm. Er nannte ihm ſogleich alle Gelehrte, Künſtler, Staatsmänner, Generale, und trug ihm ſeine Dienſte an, ihn bei ihnen aufzuführen. „Wollen Sie unſern Pantil und Demetrius beſuchen? Es ſind große Gelehrte; ſie werden ſich eine Ehre daraus machen, Sie zu ſehen. Ich bin alle Tage bei ihnen. Den Hermogenes Tigellius müſſen Sie beſuchen; er iſt ein trefflicher Virtuos, und man würde es Ihnen übel nehmen, wenn Sie eine Stunde hier geweſen wären, ohne ihn einmal beſucht zu haben. Er iſt mein Kamerad. Den Plotius müſſen Sie auch kennen lernen, einen biedern, ehrlichen Römer, der nicht ſeines gleichen hat. Es hält ſehr ſchwer, zu ihm zu kommen, und ſelbſt die Römer ſehen ihn nur ſelten; aber ich bin bei ihm, wie zu Hauſe. Er denkt nichts, ohne es mir zu ſagen, und entſchließt ſich zu nichts, ohne meine Meinung zu vernehmen. Wenn er der überläſtigen Staatsſorgen ſich entſchlagen hat, und einmal eine gute Stunde genießen will, dann läßt er mich zu ſich bitten. Valgius, und Viſcus, und Servius, und Furnius ſind nach dieſen die berühmten, die zu beſuchen, nach jenen, ſich der Mühe lohnt. Die übrigen ſind, unter uns geſagt, gute, ehrliche Männer, aber mit dem Genie und der Gründlichkeit ihres Geſchmackes iſt's bald vorbei. Wenn Sie morgen die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften beſuchen wollen, und eines unſerer Nationalkabinete, oder die botaniſchen Gärten, oder einen Zwerg-Obſt- oder Thiergarten, oder ein Concert, oder Spiel, oder ſonſt etwas ſehen, hören, ſchmecken, fühlen, oder riechen wollen, ſo haben Sie die Güte, und machen keine Umſtände. Wenn Sie einen ſchwachen Magen haben, ſo genießen Sie ja nichts von einem umbriſchen Schweine, das mit Eicheln gemäſtet worden, es iſt ein ſtarkes Eſſen. Laſſen Sie ſich fein einen Kohl von trockenem Felde bringen, er iſt beſſer, als der in den Gärten, worin die Erde wegen dem vielen Begießen gemeiniglich bald kraftlos wird. Eſſen Sie ja nicht viel Salat, er ſchwimmt nur in dem Magen, wenn Sie wenig getrunken. Schinken und Würſte, gebratene Meerkrebſe, und afrikaniſche Schnecken werden Ihnen beſſer behagen."

Man kann die Kunſt, ſich ein Anſehen zu geben, nicht weiter treiben, als dieſer Fanius that. Sein Hauptgrundſatz war, den Römern in allen Dingen zu widerſprechen. Wenn dieſe z. B. einſtimmig ſagten, ein Gebäude wäre hoch, ſo konnte man verſichert ſeyn, daß er ſagen würde, es wäre niedrig. Quellen nannte er Ströme, und Thäler hieß er Hügel, ſobald jene behauptet hatten, an dem, was ſie ſahen, Quellen und Hügel zu ſehen. Anfangs war der Lärmen, mit welchem man dieſe Behauptungen belachte, widerlegte, läſterte, allgemein; alles bewegte ſich entgegen, und nur Fanius, der des Ausganges ſeiner Sache gewiß war, blieb ruhig und ſtandhaft, und wenn er einmal von einer Sache, die weiß war, betheuert hatte, ſie wäre ſchwarz, ſo fuhr er, ohne ſich im mindeſten nur zu begen, in deinen Mienen, was ich noch in keinem Buche ſo ganz geleſen habe, die Geſchichte unſers Herzens, das ſo gut, ſo ſanft und ſtark es iſt, ſo bald es abläßt, die Quelle iſt unſrer tiefſten Leiden, unſrer größten Unordnungen, unſrer ſchwerſten Vergehungen! u. ſ. w.

Chriſtus am Kreuz

von Franz von Quesnoy, auch Fiamengo.

Herr Hüsgen von Frankfurt (verſchiedner Akademien Mitglied ꝛc.) hatte bei ſeiner Reiſe durch München ein Bild bei ſich, deſſen Idee und Form dem Künſtler in einer außerordentlichen Erſcheinung ſich mitgetheilt, und (ſo darf ich wohl von einem Kunſtwerk ſagen, das zu erreichen ſich tauſend und wieder tauſend vergebens bemühen würden) durch eine beſondere Genehmhaltung Gottes, wie die Entſtehung großer Reiche, auf Erden gekommen iſt; —

Chriſtus am Kreuz (von Elfenbein, 1 1/2 Schuh lang.)

Winkelmann hat vielleicht nicht oft ein herrlicheres Werk erblickt, und als es zur Zeit, wo es herauskam, Pabſt Urban VIII. ſah, der den Laocoon, den Rumpf des Herkules und was von Menſchen je Schönes gemacht ward, geſehen hatte, ſtand er eine Weile vor freudigem Schrecken und Verwunderung außer ſich. Was jemals Reines und Hohes in Quellen der Schönheit und der Uebereinſtimmung floß, das floß hier zuſammen.

Die Geſtalt des großen Verſöhners erzähl ich, ſo, wie ſie der Sterblichen einem in einem Geſicht ſich gezeigt hat. Ich hebe mit Zittern mein Aug auf.

Er war, wie die Schrift ſagt, der Schönſte unter den Menſchenſöhnen, und wir können uns ihn nicht anders denken, da die edelſten Werkzeuge erfordert wurden, um der Seele zu den edelſten Verrichtungen zu dienen. Was ich hier vor mir ſehe, iſt gleich einem geiſtigen Fluß lang anhaltender Züge, deren einer den andern veranlaßt, und die ſämmtlich einen Körper hervorgebracht haben, wie nie einer erſchienen iſt. Seine Länge übertrifft die gemeine Mannslänge, und alle ſeine Maſſen enthalten die heroiſche Großheit eines im erhabenſten Gewächs ausgebildeten, herrlich vollendeten jungen Mannes. Wo er zugegen ſtünde unter einem Volk, würde ſtille Bewunderung ihm nachfolgen, und der feinere Geiſt bei ihm verweilen. Alle ſeine Gebeine kann man zählen, und durch ſeine Adern ſieht man das Blut laufen, ſo fein, und durchſichtig iſt das warme, weiche Fleiſch, das darüber gezogen iſt. Wie bei gelindem Wind auf der Fläche einer See ſanfte

Wellen dahin wallen: ſo verurſacht die mindeſte Bewegung leiſe Verſchlingungen der Muskeln, die ſich immer hervorbringen, und ſich immer ſelbſt wieder in ſich unmerklich verlieren; aber dieſer Körper iſt nicht im Schatten, noch auf Blüthen herangewachſen; ſondern er wurde im männlichen Ernſt herangezogen, und iſt wie man beim erſten Anblick ſieht, einer der ſtarken, reifen Helden, zu mächtigen Weltthaten beſtimmt. Alle Theile zeugen von verborgner Kraft und einem gewaltigen Uebervermögen, das zu erſchüttern nicht leicht etwas vermögend iſt. So werden die Alten ihren Herkules, oder einen dreimal gekrönten Olympier vorzuſtellen ſich bemüht haben.

Aber dieſe Füße werden niemals über Mauern klettern, noch dieſe Hände das Schwert ergreifen. Ich weiß nicht, wie und wo es in dieſem Körper liegt, und wie es hineinkommen konnte; aber zugegen iſt es, und man ſieht gleich, welche Art des Geiſtes in dieſem Herzen wohne, und daß hier nichts von ausgelaſſener und gewaltſamer Kühnheit zu fürchten ſey. Die Geſundheit der Seele half hier der Natur, ein vollkommnes Werk von Geſundheit des Körpers herzuſtellen, und dieſe dient dazu, uns jene in einem geiſtigen, verklärten Bilde ſichtbar zu machen. Dieſe Nerven hat nie eine Leidenſchaft zerrüttet, und an der Zerſtörung dieſer entzückenden Jugendformen hat nie eine nagende Neigung gearbeitet, ſondern in ſtrenger Mäßigkeit und enthaltſamer Ruhe hat er ſich, gleich der ſchönſten Ceder am Libanon, erhoben und ausgebreitet. Jenes ſtille, geſittete Weſen, das der Schönheit weſentlich zukommt und ihr gerne ſo eigen iſt, iſt wunderbarlich über alle Theile gegoſſen, und die Sittſamkeit und die ſittliche Huld haben da ihre Wohnung genommen. Hier geht der junge Held, den ich vor mir ſehe, von allen übrigen Helden ab, ſeinen einſamen, ihm eignen Weg. Er iſt kein Alexander, kein Theſeus und kein Cäſar; und ſchon mehr iſt er, als Sokrates.

Quellen öffnen dem Durſtigen in der Wüſte; dem Verwundeten Balſam in die Wunde gießen; den Ungeſtümen dulden, den Gefallnen entſchuldigen; Frieden und Ruhe wirken, und um der Wahrheit willen alles erdulden: das iſt er, und an Erdenmacht und Menſchenherrlichkeit iſt ihm nichts gelegen. Er wird im Angeſichte der Phariſäer die Käufer aus dem Tempel treiben, und wird neun und neunzig Schaafe verlaſſen, um das hunderte zu ſuchen. Er wird es ſuchen in Höhen und Tiefen; und hat er es gefunden, trägt er es auf ſeinen Schultern: — O wer beſchreibt es, und wer fühlt es ihm nach, wenn ers gefunden hat!

Wohlthun und Lieben ſcheint das einzige zu ſeyn, was ihm zukommt, und jener hohe Kummer, und jene beſtändige Arbeit in Unmuth, von der, wie Homer ſagt, das Herz aufſchwillt, iſt ihm vertraut. Und mit dieſem vollkommnen, zum Leiden in allen Theilen fähigſten Körper, mit dieſer Seele voll Liebe hängt und ſchwebt er in dem peinlichſten Augenblick, den die Vorſtellung erreichen kann.—

Es iſt Jeſus Chriſtus, wie er ſtirbt den Tod des Kreuzes.

Wie will ich beſchreiben, was über alle Beſchreibung geht! Und wie will ich da über die Kunſttheile Worte finden, wo Schweigen eine große Beredſamkeit iſt? So viel ich noch Kenner bei mir hatte, die mit mir hinſahen, ganz gewiß mit der Abſicht, viel Kunſtrichteriſches zu ſagen, ſo viele verſtummten ihrer. Wer ein gelehrtes und geübtes Auge für die Anatomie beſitzt, ruft im halbvoreiligen Enthuſiasmus aus, er habe nie etwas Herrlicheres geſehen, und wer auch die Vorſtellung einer Sache zu empfinden pflegt, die gut vorgeſtellt iſt, deſſen Seele wird müde von dem Drang der Gefühle. Und beiden iſt jetzt dieß, und iſt jetzt jenes das Schönſte, und das Schönſte iſt überall.

Unbeſchreiblich iſt das ſanfte, ſtille, beinahe unmerkliche Seitenſenken, das in der lieblichſten Wellenlinie von der Rechten durch den ſchlanken, ſaftigen Körper die weichen Lenden herabfließt, dann wieder in dem linken Schenkel ſich krümmet und ſtrömt, und ſich verliert. Doch ich kann und will hier nur die Wirkung beſchreiben, und der Leſer mag dann von dem, was dazu gehört, ſie hervorzubringen, ſeine Begriffe ſich machen.

Die Geſtalt des großen Verſöhners erzähl ich, ſo wie ſie der Sterblichen einem in einem Geſicht ſich gezeigt hat. Ich hebe mit Zittern mein Aug auf.

Und die Schöpfung ſtund ſtill, und durch die Pole ſchauerte Feierlichkeit. Die Erde verſank und verſchwand in ſtiller Dämmerung, und die Thiere verbargen ſich in die Tiefen der Wälder, und die Vögel ſchwiegen unter dem Laub. Und jetzt ward die Finſterniß noch finſtrer, und die Stille noch ſtiller, und durch den Erdkreis zitterte, und bebte und verſtummte, und erwartete alles Erſchaffne bang und feſtlich; da rieſ durch die Finſterniß hinauf zum Himmel —

— Um die neunte Stunde rief der Herr Jeſus mit lauter Stimme: Mein Gott! Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?

Dieß iſt hier der Augenblick, der ſchrecklichſte, der gewählt werden konnte. Und gleich darauf (nach nur noch wenigen Worten, als:

Mich durſtet! u. ſ. w.) neigte er ſein Haupt, und ſtarb.

Hier iſt das Entſetzlichſte mit Würde verbunden, und der Tod opferte nie ein feſtlicheres Opfer. Dieſer ſcheint jede Betäubung zurück zu halten, um jedes Glied und jede Nerve ſeine Annäherung empfinden zu machen. Er hat bereits den ganzen Körper mit mächtigen Erſchütterungen ergriffen, und jeder Theil fängt von neuem zu leben an, um zu ſterben; man ſieht dieß Sterben von unten auf und von allen äußern Theilen nach dem Herzen ſchleichen, und die eiſerne Erſtarrung in denſelben beginnen. Ich begreife nicht, wie das gemacht iſt, daß man die Bewegung inwendig ſieht, die bloß von außen gegeben werden konnte. Aber von der Zehe an, die grauenvoll geſtreckt wird, bemerkt und ſieht man heraufbeben den Krampf der letzten Zuckungen durch den linken Fuß und Schenkel, der ſich mit einer peinlichen Bemühung nach dem Herzen hinauf zieht, indeß andere Theile anfangen, zu erſtarren und die Empfindungsloſigkeit zu fühlen. Die Finger der rechten Hand zittern bereits auseinander, und die der linken ſind im Begriff, ſich auseinander zu löſen; nur der kleine und der folgende daran haben noch Kraft, ſich einwärts gegen den Nagel zu ziehen. Alles befindet ſich im großen Hingeben, in der letzten Beſtrebung, ſich an ſeiner Stelle zu halten, und in den aufſchwellenden Adern kämpft und rinnet ſichtbar das Leben ab; ſie erſcheinen, einzeln und in den feinſten Theilen eilfertig und fliehend und erlöſchend, gleich jenen letzten, zuckenden flämmlichten Strichen, die über eine große Glut einzeln und erſterbend dahin fahren.

Wie mächtig ſich im letzten Athem die Bruſt hebt, und aus den Tiefen des Herzens empor treibt, das liebte, wie nie eines geliebt hat. Es hebt ſich, und ſinket wieder, und erhebt ſich zum letztenmal mit aller Kraft und Ausdehnung des Menſchheitsgefühls; und ſtrenget ſich, da es leiden wollte, mit der äußerſten Gewalt an, aus allen Kräften zu leiden. Aber fern iſt davon alle Gewalt und alles Toben, das Grauen erweckt, und was in dieſem Zuſtand nothwendig aus dem Gleichgewicht gehoben wird, das gleicht der ſcheinenden Ebne des Meeres, deren Wellen in der Ferne verſchwinden.

Ehe ich zu dem Haupttheil dieſes Kunſtſtückes ſchreite, auf das man bei Betrachtung deſſelben immer zurück kommt, ich meine zu dem Ausdruck des Kopfs, muß ich eine Erinnerung vorausſetzen, die, ſo unentbehrlich ſie jedem angehenden Künſtler iſt, doch dem größten Theil unbekannt oder entgangen zu ſeyn ſcheint, da die Ausübung derſelben in ihren Werken ganz und gar nicht zum Vorſchein kommt; ich meine die Nothwendigkeit: den edeln, erhabnen Naturen auch edle Charaktere zu geben, und die Begriffe von ſittlicher Schönheit mit jenen der körperlichen zu verbinden. Die Figuren der Alten (die nicht gut ſind, weil ſie alt, ſondern weil ſie der Wahrheit und Anweiſung der Natur getreu gefolgt ſind) bewegen ſich alle ohne Mühe und mit jener Sittſamkeit, womit die Grazie beſteht, und aller Antheil, den ſie über etwas äußern, erſcheint in einem Maaß von Wohlſtand, deſſen Ausdruck ſittliche Vollkommenheit zeigt, und der Schönheit behülflich iſt. „Davon kann man ſich, ſagt Winkelmann, in zweien der ſchönſten Werke des Alterthums überzeugen, von welchen das eine ein Bild der Todesfurcht, das andere des höchſten Leidens und Schmerzens iſt. Die Töchter der Niobe, auf welche Diana ihre tödtlichen Pfeile gerichtet, ſind in dieſer unbeſchreiblichen Angſt mit übertäubter und erſtarrter Empfindung vorgeſtellt, wenn der gegenwärtige Tod der Seele alles Vermögen zu denken nimmt, und von ſolcher entſeelten Angſt gibt die Fabel ein Bild durch die Verwandlung der Niobe in einen Felſen: daher führte Aeſchylus die Niobe ſtillſchweigend auf in ſeinem Trauerſpiele Prometheus. Ein ſolcher Zuſtand, wo Empfindung und Ueberlegung aufhört, und welcher der Gleichgültigkeit ähnlich iſt, verändert keine Züge der Geſtalt und der Bildung, und der Künſtler konnte hier die höchſte Schönheit bilden, ſo, wie er ſie gebildet hat; denn Niobe und ihre Töchter ſind und bleiben die höchſten Ideen derſelben. Laocoon iſt ein Bild des empfindlichſten Schmerzens, welcher hier in allen Muskeln, Nerven und Adern wirket; das Geblüt iſt in höchſter Wallung durch den tödtlichen Biß der Schlangen, und alle Theile des Körpers ſind leidend und angeſtrengt ausgedrückt, wodurch der Künſtler alle Triebfedern der Natur ſichtbar gemacht, und ſeine große Wiſſenſchaft und Kunſt gezeigt hat. In Vorſtellung dieſes äußerſten Leidens aber erſcheinet der geprüfte Geiſt eines großen Mannes, der mit der Noth ringet, und den Ausbruch der Empfindung einhalten und unterdrücken will."

Dieſer große philoſophiſche Kenner beklagte, daß er faſt nirgends einen angemeßnen edeln Ausdruck in den Geſichtern des Heilands entdeckt habe, und erwähnet als einer ſehr ſeltnen Erſcheinung, einer kleinen Originalzeichnung von Raphael, die ſich in dem königlichen farneſiſchen Muſeum zu Neapel befindet, und die Beerdigung des Heilands vorſtellt, wo das Haupt deſſelben die Schönheit eines jungen

Helden ohne Bart zeigt. Wie edel, ruft er aus, hat Raphael gedacht! (was würde Winkelmann geſagt haben, hätte er unſer hieſiges Gemälde von ebendemſelben geſehen?)

Ich will zu dieſem, um unſrer Einbildungskraft für das folgende einen Schwung zu geben, noch die Vorſtellung von einem Dichter hinzuſetzen, den die Künſtler bei dem Tag ſtudiren, bei der Nacht ſtudiren ſollen. Mit welcher Kraft und Hoheit iſt die Geſtalt von Chriſtus in folgenden Bildern geſchildert:

Als die Juden kamen, ihn zu fangen, und ergrimmten, und riefen, und die bebenden Fackeln ſchwangen:

Mit göttlicher Ruh, als wenn er dem Wurme zu ſterben,
Oder dem kommenden Meere, vor ihm zu ſchweigen geböte,
Sprach der Meſſias: Ich bins! —
Hannas — bewunderte Jeſum, mit welcher Gebehrde
Eines Propheten er daſtund! mit welcher beſcheidneren Hoheit,
Unentheiligt vom Stolz!

Als er nach dem Pallaſt des Hohenprieſters geführt ward, und die Stufen herauftrat, und vor dem Richterſtuhl ſtund.

Alle Hoheit, ſogar die Hoheit des ſterblichen Weiſen
Hatt' er abgelegt, war nur ruhig: als ſäh er den Abfall
Einer Quelle vor ſich, und dächte nur ſanfte Gedanken,
Nach erhabnern an Gott, die Augenblicke, zu ruhen.
Von dem göttlichen Ernſt, von dem nur hatt' er noch Züge,
Leiſe Züge behalten. Doch konnte kein Engel ſie haben:
Wollt' er ſie haben. Allein auch nur ein Engel vermöchte
Dieſer Göttlichkeit Mienen, und ihren Geiſt zu bemerken.
Alſo ſtand er. —

Wenn je ein Künſtler dieſe Idee erreicht hat, ſo geſchah es hier. Ein Geſicht des höchſten Menſchenadels, voll unerklärbarer Vernunft und Güte, voll hoher Einfalt und Unſchuld, ſo daß der unbekannteſte, der ihn dieſen Augenblick ſähe, ſtill ſtehen und denken würde, hier liege ein Geheimniß verborgen, und er zahle nicht die Schulden ſeiner Miſſethaten. Und der Blick voll Friede und Verſöhnung iſt hier nicht der Siegerblick der Helden, die ſich, um gerühmt zu werden, dem Vaterland opferten.

Die Kennzeichen der Heldenſchönheit in den Theilen eines Kopfs werden dem Kunſtverſtändigen bekannt ſeyn; hier ſind ſie alle vereint; nur, daß hier der Hauptcharakter Liebe, Duldung und Friede, überall ſichtbar, und die göttliche Huld und Sanftmuth in der ganzen Form des begeiſterten Kopfs zu erkennen iſt. Mit dieſem unumſchränkten Wohlwollen für alle Menſchen! Mit dieſem Gehorſam bis an den Tod des Kreuzes! Ich ſah den Mann der Schmerzen.

Um das jetzige des gegenwärtigen Augenblicks zu begreifen, muß man ſich vorſtellen, wie er nun lange litt, was nie ein Menſch gelitten hat; wie ſein Leben mit dem Tod rang, von keinem Tode zu tödten, bis die Gottheit von ihm wich; wie die ganze Schöpfung auf dieſen Augenblick wartete, und er nun erſchien, und wie nun eben der Tod ihn plötzlich mit allen ſeinen Schrecken ergreift. Und die bangere Todesbläſſe ſtrömte jetzt die ſchauernden Wangen herab; aus brechenden, müden Augen voll Jammer entſinken verlöſchende Blicke, und die Erde umher wankt ihm in ſchwimmender Dämmerung. Sein Haupt beginnt, zum Herzen zu hängen; er will es aufheben; aber der Schmerzen Laſt drückt es nieder zum Herzen. Mit einer unausſprechlichen Todesmiene, und einer Stirne voll Angſt ſucht er nach Ruhe und Rettung; aber wo er hinblickt hinaus in die Schöpfung, oder auf die liegende Erde, ihn rettet nichts mehr, und kein Platz iſt für die Ruhe ſeines Hauptes. Keine Hülfe im

Himmel und auf Erden! Und ſo richtet Er nochmal mit aller Anſtrengung des Lebens ſein ausblutendes Haupt und ſeine belaſteten Augen empor, und mit unhörbarer Stimme aus den Tiefen der Seele ruft er, warum ihn der Himmel verlaſſen habe.

Nie iſt wohl die peinlichſte Ohnmacht und das Gefühl der Verlaſſenheit im Hinſchlummern nach dem Tode mit mehr Würde und Anſtändigkeit ausgedrückt worden. So wie ſich vom Zurückhalten des Athems die beklemmte Bruſt erhebt, tritt das Leiden in dem aufſchwellenden Halſe, (ein Theil, der weniger, als andre, in unſrer Gewalt iſt) wie geſammelt, hervor, hinauf nach dem Kopf, wo er mit bewußter Stärke, um mich ſo auszudrücken, alle Theile an ſich ziehet, und alle Muskeln erhalten ſich in dem Stand einer Feſtigkeit, die des ſchönſten Verhältniſſes fähig iſt. Man ſieht, daß er ſich noch des Gefühls aller ſeiner Leiden bewußt iſt, und daß er mit Hoheit leide; die brechenden Augen, nach höherer Hülfe gewandt, verlieren ſich, und der geöffnete rufende Mund voll Wehmuth, wovon deſſen Unterlippe ſchwer iſt, lechzet und dürſtet, und lechzet fort — unausſprechlich; aber man bemerkt noch überall der fliehenden Gottheit Spuren, und eine zurückgebliebene Wärme von Kraft, wie Wärme an den Stellen, welche an einem hellen Sommertag die Sonne beſchienen, und nun am Abend eben verlaſſen hat.

Ich ſage nicht zu viel, und ſchwärme auch nicht, wenn ich ſage, daß dieſes Bild niemand anſehen wird, ohne in ſeinem Herzen wunderbare, vielleicht ganz unbekannte Regungen gewahr zu werden. Und bin ich ganz der Meinung, daſſelbe müßte, wenn es in einer Kirche ausgeſtellt wäre, ſonderbare Wirkungen hervorbringen. Man kann ſein Aug nicht darauf erheben, ohne auf die ſüßeſte Art beſänftigt zu werden; und wer vertraut mit ihm würde, müßte (wär ers nicht) ein beſſerer Menſch werden. Man braucht hier nicht, ſich etwas vorſagen zu laſſen; man ſieht ſogleich beim erſten Anblick und fühlt Empfindungen, und eine gewiſſe Seligkeit der Herzensruh, wobei man ſich des Wunſches nicht enthalten kann, daß es immer ſo enthalten, und daß wir nie wieder eines andern Sinnes werden möchten. Und ſagt man, wenn Er reden könnte, was Er reden würde, das würde man thun, und würde man ihm folgen ohne Widerſtreben im Regen und im Sonnenſchein, und glauben, daß man ſeiner Wohlfahrt gewiß ſey.

Ich wollte den Künſtlern gerne etwas an den Mängeln der Geſchicklichkeit und des Fleißes nachſehen, wenn ſie ſich nur eines anſtändigen Ausdrucks wenigſtens in den Theilen befliſſen, woraus man ſehen und abnehmen könnte, was werden ſollte und nicht geworden iſt. Meiſterſtücke der Zeichnung und Farbengebung gibt es wohl; aber das Gezeichnete heißt nichts; aber das Ausgedrückte iſt der Farben und der Hand eines Künſtlers nicht würdig, da weder die Idee, noch der Entwurf derſelben von einem durch die Künſte aufgeklärten Geiſt entſtanden iſt. In ganzen Sammlungen kein Kennzeichen von gereinigten Begriffen der wahren Schönheit und des Wohlſtandes, und man kann nichts Unedlers ſehen, als die Geſichter und Abbildungen der Perſonen, deren Anblick in uns Ehrfurcht und Liebe erwecken ſoll. Viele Künſtler haben von der Würde anſtändiger Vorſtellungen nicht einmal den Begriff, den ſie auf jeder heutigen Bühne lernen können; ſie fahren noch immer fort, auf ihrer Leinwand zu köpfen, Gedärme herauszuziehen ꝛc. und ſtellen, um in ein paar nackten Rippen ihre Stärke in der Anatomie zu zeigen, ihre Henker und Scharfrichter mit entblößten Körpern herum, oder ſie zieren andere Perſonen, die beſchäftigt ſind, mit den prächtigſten Gallakleidern. Blutrünſtige, unkenntliche, zerriſſene, ganz mit Eiter und Beulen aufgeſchwollene und blaue Geſichter! — Alle

Bemühung um die Gabe des Ausdrucks iſt vergebens, wenn die Philoſophie des Ausdrucks mißkannt wird. Die Kunſt des Meißels und des Pinſels wird mißhandelt, wie der Tanz; bei dieſem lernt man die Füße durcheinander werfen, und ſich mit einer eckelhaften Grimaſſe, die man Grace nennt, bewegen; aber ſie fragen ſelten, woher, und wohin; daher lernen die Zuſchauer bei dem heftigſten Tanz nicht einmal gehen.

Das halte ich für ein gutes Zeichen bei einem jungen Menſchen, und für einen Beweis, daß in ihm ein Gefühl für das Geiſtige der Kunſt verhanden iſt, wenn er an einem guten Stück beim erſten Anblick keine Fehler ſuchet, wenn er keine Fehler findet, und parteilich keine finden will. Wer nicht verliebt werden kann, wie kann der etwas mit Liebe entwerfen? Und wer jenes iſt, ſo lange ers iſt, findet er nichts; und zeig mir, ſagt er, die Narbe nicht — aber du ſiehſt ſie doch? — Wohl! Auch die Narbe iſt ſchön. Lang ſollte bei einem feurigen Herzen der Eindruck des erſten Anblicks dauern, bis es ſo ſehr zu ſich kommt, vom Ganzen ins Einzelne zu gehen. Wenn ich dieſen Augenblick am Ufer des Oceans ſtünde, ich würde weder heute, noch morgen die kleinen Wellen in der Nähe betrachten, noch weniger aber würde ich mein Auge nach einem Stück Holz wenden, das in der Unermeßlichkeit der Fluten daher ſchwimmt.

Medea,

von Herrn Anton Hickel dem Jüngern.

Dieſes Gemälde auf Leinwand gemalet, iſt vier Schuh hoch, und drei Schuh breit.

Wenn es durch die Erfahrung beſtätigt iſt, daß man durch die beſten Bücher darum nicht gebeſſert werde, weil der größte Theil ſie lieſt, ohne zu wiſſen, wie er ſie leſen, und was er in denſelben ſuchen ſoll: — nun wie viel mehr wird dieſes bei den Werken der Kunſt ſtatt finden, wo die Sprache des innern Geiſtes weit leiſer, und die äußerliche Hülle weit verführeriſcher iſt, den Zuſeher vielmehr auf die Nebendinge, als auf den innern Werth aufmerkſam zu machen. Die ſogenannten Kenner treten gemeiniglich mit der Abſicht vor ein Gemälde hin, um es, wie die Kunſtrichter ein Buch, zu beſchnarchen, oder um dem Künſtler zu verſtehen zu geben, daß ſie klüger ſind, als er, und ſich daher auf ihre Einſicht etwas zu gut zu thun. Andere, und dieſe fangen nun an die gewöhnlichſten zu werden, merken ſich einige Unterſchiedszeichen in den Manieren der größten Meiſter, und wenn ſie nun vor irgend ein gutes Werk geführt werden, ſo iſt ihre Freude und Selbſtzufriedenheit nicht auszuſprechen, wenn es ihnen geglückt iſt, den Namen des Meiſters alſogleich zu errathen, und das große Räthſel aufzulöſen. Man kann ſich nichts abgeſchmackters und kälters denken, als die Kunſtmeinungen dieſer Beurtheiler, wovon diejenigen noch die beſten ſind, welche es ſo weit gebracht haben, mit ihren Beobachtungen auf die Zeichnung, auf das Colorit ꝛc. loszugehen. Daß der Maler auch ſeine Seele mitbringen mußte, wenn er an ſeiner Staffley ſitzt, daß er während ſeiner Arbeit wird begeiſtert ſeyn, und etwas empfinden müſſe, das ſich jedem Zuſeher mittheilen ſoll, daran wird nicht gedacht. Dieſe Unwiſſenheit der Beurtheiler hat auf die Künſtler zurück den ſchädlichſten Einfluß; ſie wiſſen nicht, daß man ſich um etwas bemühen ſoll, um was man nicht umfragt, und bleiben daher ſo blöde, wie jene. Man hört ſie ſelten etwas von der eigentlichen Idee, von dem innern Ausdruck ihres Werkes ſprechen, und wir ſagen vielleicht nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß es Künſtler gegeben, die in ihrem Ort und zu ihrer Zeit ſehr berühmt waren, ohne in ihrem Leben nur von weitem von dem, was man Empfindung, Leidenſchaft, eine geiſtige Stellung und Ausdruck nennt, etwas gehört, oder ſtudirt zu haben. Was ſollen wir vollends von dem Volke ſagen? Es kommt uns, ſo oft wir ein neues Gemälde erblicken, gerade vor, als wenn man demſelben eine neue gute Schrift mit arabiſchen Lettern vorgelegt hätte. Wie es bei dem Anblick dieſer leztern nichts vermuthen würde, ſo erwartet es auch von jenen nichts. Je nachdem es bekannt iſt, daß ſie theuer zu ſtehen gekommen, nach dem werden ſie hoch geſchätzt. Wir leben auf dieſe Art mitten in einem Walde, und pflanzen noch immer Bäume fort, ohne von denſelben einigen Gebrauch zu machen.

Wir haben daher ſchon lange gewünſcht, daß ſich ein Mann, der einer ſo würdigen, gemeinnützigen Unternehmung des Geiſtes und Herzens gewachſen wäre, hervorthun möchte, uns von den beſten hieſigen Gemälden, Statuen ꝛc. Ideale zu liefern, und uns auf dieſe Weiſe für die Kunſt aufmerkſam zu machen; denn dadurch würden die Künſtler bewegt werden, bei ihren Arbeiten immer mehr auf das

Weſen, als auf zufällige Dinge zu ſehen, und mehr auf geiſtige, als bloß künſtliche Gegenſtände bedacht zu ſeyn. Die Halbkenner würden mit ihrem Witze verſtummen, und das Volk würde an ſolchen Erklärungen ſowohl Nahrung, als Vergnügen finden. Dann würde man die guten Köpfe von den bloß mechaniſchen fleißigen Arbeitern wegſondern, und dem wahren Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen; dann würde man die Wiſſenſchaften wieder einmal unter ſich ausſöhnen, und von den Künſten die Lehre der Leidenſchaften herholen, und dieſe mit jenen vereinigen.

In dieſen Erklärungen müßte man jederzeit den Augenblick beſtimmen, welchen der Künſtler wählte, und dann die gegenwärtige Empfindung deſſelben, und den Ausdruck der vornehmſten Theile vor die Sinne bringen, und ſo erklären, daß auch derjenige, der das Bild ſelbſt nicht zu ſehen bekömmt, dennoch im Stande ſey, ſich auf eine lebhafte Art daſſelbe vorzuſtellen, und daran zu erbauen.

Wir freuen uns ausnehmend, ſo eben ein Beiſpiel dieſer Art von einem Manne mit dem wahren Gefühl über ein Gemälde mittheilen zu können, deſſen Hierſeyn uns unvergeßlich bleiben wird.

Mit welchem ſchwärmeriſchen Beifall würden die Alten dieſes Gemälde angerühmt, und wie würden ſie von allen Orten zuſammgeſtrömt ſeyn, es zu ſehen, und zu bewundern. Sie wußten gegenwärtige Genies zu ſchätzen, und die noch ſchweigenden zu erwecken. Man liest die Nachrichten von den Werken ihrer Künſtler mit einem freudigen Zittern, und erhebt dieſelben über alles, was man nachher ſah, ungeachtet man jene ſelbſt nicht mehr ſehen kann. Wir ſind ſtolz auf die Schilderung, die wir hier einrücken, wenn man einſt ſagen wird: Sein Zeitalter hat den Künſtler verſtanden, empfunden!

Es iſt hier die Rede nicht von Medea der Zauberinn, ſondern von der jammervollen Königstochter, der liebekranken, hingeriſſnen und boshaften Frau von Kolchis.

Sie war ein gutes Mädchen, zärtlich und unſchuldig, und vor geheimer Luſt und Wonne zitternd bei jedem Anblick der Freude, als Jaſon, der Feldherr der Argonauten, in ihres Vaters Land kam, das goldene Vließ abzuführen. Sie hörte täglich von ſeinen ruhmvollen Thaten, von ſeinem Muth in Gefahren, von ſeiner heroiſchen Geſtalt erzählen, und fing darüber an, etwas ganz fremdes, das ſie noch nie empfand, zu empfinden, wie in ein neues Weſen überzugehen. Es war ein mächtiges Gefühl von höherer Wehmuth, das ſie nicht zu nennen wußte, wenn ich es, ſagte ſie, nicht

Liebe nennen ſoll. Der Preis, welchen ihr Vater auf die Eroberung des goldnen Vließes ſetzte, war ihr ſchon zu hart, und eben ſo unbillig ſchien es ihr, ſich ihrem Vater zu widerſetzen. So kämpfte ſie lange mit ihrem eignen Herzen, und wurde nicht gewahr, daß ſie dadurch zuſehends verliere. Ich ſehe wohl das Beſſere, rief ſie endlich aus, ich billige es auch; aber ich wähle das Schlimmere. So ward ſie, wie durch eine fremde Macht unwillkürlich hingeriſſen, wo ſie nicht hingehen wollte.

Noch hatte ſie den Jaſon nicht geſehen; und als ſie nun erſt ſeiner anſichtig wurde, verlor ſie allen Sinn. Sie glaubte an ihm etwas Höhers, als einen Menſchen zu ſehen, und verging vor ſeinem Angeſicht.

Jeder Ort war ihr eine Einöde, wo er nicht war, und ſie wollte ihm nachfolgen, wo er hinzog, in das entfernteſte Eiland der Welt. Mit Freuden verließ ſie die königliche Burg, verließ ſie Vater, und Bruder und Schweſter, und ſchiffte mit Jaſon nach Jolcos —

Und liebte daſelbſt, im Vergeſſen aller Dinge der Welt, den Jaſon, und erklärte für ihren Feind jeden Sterblichen, der ihren Jaſon nicht liebte. So ermordete ſie den Pelias, und beredete durch Liſt ſeine Tochter, die grauſame That mit eignen Händen zu verüben.

Dennoch ward ſie von dieſem Jaſon verſtoßen, der ſich treulos mit einer andern Gemahlin verband. Als Medea darüber zur Beſinnung kam, war ihr, als wollte ſich die Erde aus ihren Angeln drehen; ſie machte dem Jupiter Vorwürfe, daß er ihretwegen die Welt nicht zerreißen, und nicht alle ſeine Donnerkeile auf ſie herabſchleudern wollte; ſie ſchrie alles an, wollte alles, was ſie konnte, und nicht konnte.

Alles was in ihr zu leiden fähig war, litt, und ſie verwandelte alles, was ihr nahe kam, in Werkzeuge der Rache. Wie ſie ehe liebte ohne Grenzen: ſo wollte ſie nun, ſie wußte ſelbſt nicht, was, das peinigen und doch nicht wehe thun ſollte, etwas ohne Grenzen. In dem Augenblicke, wo ſie um Rache rief, bemächtigte ſich ihrer die Liebe wieder, und ſie rief um Schonung, und ſank hin in Thränen, beſchämt, und ſtark, und ohnmächtig vor Wuth und Liebe.

Ich ihm alles, er mir alles geweſen, mir für Vater, Schweſter, und Bruder, und Vaterland, und nun nichts von allem! — Und nun ich die Verlaßne! die Beſchimpfte! — das Märchen der Völker, ewig, und überall, daß der Niedrigſte die Naſe über mir rümpfe, und ſage: Dieß iſt Medea, die Königstochter von Kolchis, die Verſtoßne! — Habe ihm alles aufgeopfert, habe verrathen, gemordet für ihn, und nun er mir alles geraubet, mich vor allem beſchimpfet, und hülflos und wehrlos gemacht vor den Augen aller. —

Bei dieſen Worten ſchlug ſie ein lautes Gelächter auf, hüllte aber bald ſchweigend und düſter ſich in ſich ſelbſt, und ward immer fürchterlicher in ihren Augen. Ein Gedanke von einem ſchauderhaften neuen Unternehmen durchfährt ihre Seele; ſie wird ſeiner mit einem kalten Schauder gewahr, und will ſich in ſich ſelbſt verhüllen. Es war das letzte Aufzittern vom Gefühl der Menſchheit im Herzen der Mutter.

Aber vor ihren Augen ſtunden die ſchrecklichen Geſtalten, und Megära ſchüttelte aufs neue die Wuthflamme in ihrem Herzen. Sie will das Andenken an ihn vertilgen in jedem Ding, worin es lebte, ihm wehthun überall, worin er Schmerz fühlen konnte.

„Soll ich das Blut meiner Kinder vergießen? Wie mir das Hirn ſiedet, wie mir das Herz tobet, und die Hand zittert, als könnte ſie nicht, was ſie will! Sie ſollen ſterben — es ſind nicht meine Kinder — ſie ſollen zu Grund gehen! — Aber es ſind ja meine Kinder! Sie haben keinen Theil an Schuld und Laſter, ſind unſchuldig!“ —

Die fürchterliche Stunde der Trennung kam; da vergiftete ſie Jaſons Braut mit einem Gift, das in Flammen ausbrach, und den prächtigen Pallaſt verzehrte, von deſſen gewaltſamem Brand weit hin das Meer beleuchtet ward.

Sie floh; aber dieſen Augenblick erblickte ſie ihre kleinen Söhne auf ſich zueilen, und ward ſogleich ganz Medea. Im Erinnern an ihre Schmach, an ihr Elend, in der Verzweiflung ihrer ſelbſt, ſah ſie in ihnen bloß die Söhne des Jaſon, und ward darüber ihrer nicht mehr mächtig. Sie ergriff ſie, und durchſtieß ſie zur Rechten und zur Linken, bis ſie fielen im eignen Blut.

Und, wie ſie fielen, und ſich von dem Kleid der Mutter, an das ſie in der Angſt ſich hiengen, hinabſtreiften, und dann zu ihren Füßen in ihrem Blute zuckten und zappelten, und, indem ihnen die Aeuglein finſter und ſtarr wurden, noch mit ihren Händchen herum tappten, und leiſe und zum letztenmal heraufwinſelten um Hülfe zur Mutter — ſah die Gemahlin hinab, und da ſie das Aechzen und Röcheln hörte, ſchüttete ſich aufs Neue die Wuthfreude durch jedes Gebein, und von dieſer Freude ergriffen riß ſich mächtig jede Nerve empor, und ſie ſchrie, wie tanzend und ſingend, und jauchzend zum Tanz: Ha, gerächet!

Der Dichter, und Maler hörte den Ruf, und, wie er die Rachgeſtalt ſtehen ſah, ſprach er: So ſollſt du ſtehen bleiben, und ſollſt rufen ewiglich: Ha, gerächet!

Ich ſah ſie ſtehen, und will nun etwas von dem auffaſſen, was ich unter profane Worte zu bringen fähig bin von der Wuth des Weibes, und den heimlichen Schmerzen der Mutter.

Ein pechſchwarzer Gewitterhimmel, tief ſiedend und krachend, und immer ſtiller und dumpfer ſich einwälzend in ſeine eigne Verwüſtung. Banges Schweigen, Schrecken, und Erwarten der hier unſichtbaren Natur, von der alles Licht erloſch, um die Greuelthat nicht zu beleuchten. Nur in einer weiten Ferne zur Linken entdeckt man ein unmerkliches zuckendes Blitzen, roth, wie ein vergoßnes Menſchenblut, und kaum ſichtbar im fühlbaren Dunkel. Unter dem Gewölbe dieſer Verheerungen Medea!

Sie lehnt ſich mit dem rechten Arm, den unten an der Spitze blutigen Dolch in der Hand, an eine alte in der Mitte zerſplitterte Säule, läßt den linken, wie ſeiner vergeſſend, herabſinken, als wäre ſie hieher gekommen, von einem herrlichen Unternehmen auszuruhen, und wirft gebieteriſch und triumphjauchzend nach der linken Seite den Kopf in die Höhe mit ſoviel losgelaſſner Wuth und eigner Pein, daß man zu ſehen meint, wie ſie um ihre Atmosphäre einen giftigen Thau aushauchet, worüber die Vögel vom Himmel fallen, und die Sterne verbleichen würden.

Unbeugſame Gewalt, und wirkliches Streben in allen Theilen, und Muskeln ihres Geſichts! Im ſtarken Emporringen und feſten Hinhalten ihres Nackens erkennt man, welcher Heldenkopf darauf ruhen, und von welchen mächtigen Gedanken er erfüllt ſeyn müſſe. Schon höre ich das Knirſchen ihrer in der hinaufgezognen Oberlippe etwas ſichtbaren Zähne, die zermalmen wollen, und ſehe den grauſamſten Grimm und Rachſchmerz aller Weſen, — den nichts ſchonenden, erfinderiſchen, aufgebrachten Frauengrimm wegen beleidigter, verſchmähter Liebe. Ich höre das hohle, verbißne Hohnauflachen ihres bleichen Mundes, aus dem ein wilder Feuerathem heraushaucht, brennend und verzehrend, wie aufgelöſtes Metall. Sie will die Wunde nicht bloß verſetzt haben; ſie möchte ſelbe befühlen, aufreißen, darauf ruhen, und nochmal ins Herz graben, und ſchreiben mit Blut an die Zonen des Himmels, daß ſie ihm nie vergeben, ſich nie vergeben, daß ſie erſchüttern möchte, wenn ſie könnte, die Säulen des Himmels, und begraben unter dem Schutt ihn, ſich ſelbſt, und alles, was ſterben kann. — Und daß es zur Luſtrache nichts gibt, als den Tod! Daß man nichts kann, als tödten, und zu peinigen aufhören muß, wenn man getödtet hat!

Wie ihre Wangen glühen und beben, und in der kämpfenden Erſchütterung leiden, zu gewaltſam für die mütterliche Natur!

Zwo faſt unmerkliche heiße Thränchen, in einem Augenblick, wo ſie dachte, es wäre zu hart, ſo hülflos, ſo gar weit getrieben zu ſeyn, entſchlüpft, und herausgepreßt vom bitterſten Zorn, rinnen, wie leibhaftes aqua toffana ihre Wangen herunter, gleich den kleinen, blauen, aufſprühenden Flämmchen einer ſchrecklichen Glut. Sie werden den Ort durch und durch ſengen, auf den ſie fallen werden.

Aber nun, ihre Augen! Schon ein eignes Werk ſie allein, und wenn ſonſt nichts zu ſehen wäre, als ſie allein! Schon eine vollſtändige Geſchichte mit allen geiſtigen Erklärungen vom großen Verfallen des Menſchen, vom innern Streit aufgebrachter Leidenſchaften, von der Verwandlung des ſeligſten Wonngeſchöpfes in den giftigſten Drachen. Ganz, wie ſich Plato ausdrückt, das halsſtarrige, und geile, und unbändige Thier, die Liebe, losgelaſſen mitten im Herzen des Menſchen, und mit den Huſen von ſich ſchlagend alle Tugenden, und alle heilſame Rathſchläge für ihr eignes Wohl.

Sie wälzen ſich, (wie ſchreckliche Kometen in der Luft) in aufgetriebnen, blutfarbigen Kreiſen frei und herrſchend wie im eignen Gebiete! Wie fürchterlich dieß Weiße und wie durchbohrend hinaufgedreht! Ich leſe in dem trüben, zerrütteten, aufgeſchwollnen Dunkel den langen Jammer der verwaiſten, elend durchweinten Nächte auf deinem einſamen, geſchändeten Lager, ſehe noch jenes bange, ſtumme, peinliche Hinſtaunen und Bezweifelnwollen der Untreue deines Gemahls, und dann jenes Zuſammſchaudern in dem Gedanken, daß dein Unglück gewiß ſey. Ich höre noch die unzähligen Vorwürfe, und das heiße Hinklagen und Rufen zum hohen Himmel um Rache wegen grauſamer Schmach. So wurden die Kräfte des Muttergefühls erſchöpft; ſo grub, kochte der drückende Gram in deiner Seele, bis er ſie unterdrückte, und du, das Spiel der Unordnung, und der Zerrüttung, ſchwammſt wie ein zerſplitterter Maſt im Wogentumult; verlorſt darüber, was noch von deiner Gattung an dir war, und wurdeſt zur Furie —

Schütteltеſt die Gifthaare, die wie ziſchende Schlangen, theils auf deinem Kopf empor borſten, theils rechter Seits los herunter hängen, und rauchen.

Der ganze Körper iſt noch in Bewegung und in der Hitze des vollbrachten Kindermords. Wie nach einem Sturm, wenn die Winde wegziehen, die aufgebrachten Wellen noch lange himmelhoch, und höllentief brauſen, und heulen: ſo ſieht man das Auf- und Niedertoben in jedem ihrer Glieder, und ſo iſts, als hörte man das ſchreckliche Keuchen und Arbeiten jeder Nerve, und als vernehme man das Wallen des Bluts, wie das heiße Sieden des heftig in einander vom Grund aufgewühlten Meerſands. Man glaubt alle Augenblick, daß ſie ſich auf das neue bewegen, herüberſehen, und nach allem, was ſie ſieht, ihren Dolch erheben werde.

Wie man vom Entſetzen dieſes Anblicks ergriffen wird, wendet man unwillkührlich, und vor Grauen das Geſicht weg, oder man wünſcht, wegeilen zu können, und fühlt die hindernden Glieder, und das Entgehen des Muths zur Flucht.

Was das Meiſterſtück ankündigt und vollendet, iſt, daß man hier keine Verzerrung, kein unangenehmes Verrenken und Spannen auch der leidendſten Theile wahrnimmt. Es ſcheint alles an ſeinem gehörigen Ort, und in die natürlichſte Lage verſenkt zu ſeyn. Hier iſt jenes unbeſchreiblich Viele in Wenigem, jene hohe Würde in G[illegible] und Bewegungen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

jene heroiſche Ruhe und einfache Macht des großen Geſchmacks der Alten. Man ſieht ſogleich, daß alles ſich ſelbſt angehöre, und von Einem Geiſt regiert werde.

Noch mitten in dieſer gegenwärtigen Unmenſchlichkeit erblickt man in ihrer Geſtalt deutliche Spuren, daß ihr Weſen nicht von Natur grauſam, daß ſie nicht zum Haß geboren ſey ſondern, daß ſie einſt beſſere Tage gelebt, und daß ſie gewiß nur aus Rache gegen ihren Gemahl, nicht aus Kinderhaß in einem unglücklichen Moment die Hände gegen dieſelben ausgeſtreckt habe. In ihren durchſichtigen runden Armen, und dem ſchön und groß gebildeten Körperbau erkennt man die reine Mutterfreude in den Tagen ihrer ehemaligen ungeſtörten Wonne, und der Geſundheit ihres Herzens. In ihrem noch vollen, wohlgeſtalteten Geſicht ſieht man (wie man die Herrlichkeit großer Palläſte in rauchenden Ruinen ſieht) Zeichen eines unbegränzten Wohlwollens und mächtiger Liebe im erſten Aufthauen unausſprechlich beſeligend, — und Merkmale von heimlicher, immerwährender Anſtrengung, und vom Anſchlingen an jede geiſtige, und ſichtbare Vollkommenheit.

Mit einem Wort: Man erräth ohne allen Unterricht gleich beim erſten Anblick, daß es nicht jene originelle Medea, von der Willkür des Künſtlers aus Ideen zuſammgeſetzt, ſondern, daß es eine angenommene nur vorgeſtellte Medea, daß es der geiſtreiche Kopf einer ſchönen Seele, und einer großen Künſtlerin unſers Zeitalters iſt —

Die wohl gewußt, empfunden haben mag einen Theil deſſen, was Medea empfand, aber nicht auf einmal verſchwinden laſſen konnte, was tief in ihre Natur verwebet, und zu Fleiſch und Blut in ihrem Geſicht unausſprechlich geprägt worden iſt, — (eine ſichtbare herrſchende geſunde Vernunft, tiefe Ueberlegung und ſcharfes Nachſinnen, das von der Miene der ſchwärmeriſchen, ihren Geiſtes nicht mächtigen Medea entfernet ſeyn muß) — ſich nicht auf einmal geben konnte, was in dem ganzen Angeſicht der wirklichen Kindermörderin verbreitet war, jene blutgeſtreifte bleiche Sünderfarbe in den zerrütteten ausſiedenden Augen, jene ſchreckliche Verwirrung, und jenes Eilen einer Kindermörderin; jenen Todesſtoß im hagern Kinn, und in dem von langem Gram zuſammgeſchwundnen, glänzenden Geſicht; jene ausgeſchämte, oder eben jetzt, nach langem, langem Verhalten, gleich einem Strom aus den Schleuſen, gewaltig losbrechende Verwegenheit.

— Die wohl gewußt haben wird, wie wenig man in dieſer Seelenangſt, in leiſem marternden Vorhaben des theatraliſchen Putzes, und des äußerlichen Anſtands in den Kleidern achtet, aber doch um die Ordnung und Gewohnheiten und um die Pracht der Damen ihrer Zeit in etwas beſorgt ſeyn mußte.

Sie iſt in einen prächtigen, mit goldnen Franzen behangenen rothen Atlas, (eine Schürze um die Mitte) gekleidet; in den Haaren drei Federn, und darüber ein ſchwarzer Flor; alles ſo lebend, daſtehend, wie außer der Leinwand.

Und dieß Gemälde ward aus Wien gelaſſen, fortgelaſſen, zu werden der Stolz und die Zierde des Auslands! Was wird darüber die Nachwelt ſagen? Was ſollen die Weiſen unſrer Zeiten ſagen? Iſt es Uberfluß an Meiſterſtücken dieſer Art? oder iſt es Mangel am Gefühl? oder Kälte der deutſchen Größe*)

Ich habe herrliche, unſägliche Dinge geſehen vom höhern Geiſt und Menſchenkraft, bin wieder geführt worden durch unbekannte Regionen, und bin gewandelt in einer andern Welt unter ewig grünenden Tannen, wo die Urväter der Menſchen mit hohem ſchauderhaften Tiefſinn in ſteter Kraft majeſtätiſch dahinwallen. Ich habe gehört die unſterblichen Urtheile über den Werth und die Größe menſchlicher Handlungen, und über die Nichtigkeit des gewöhnlichen Thuns und Wähnens auf dieſer Erde, habe geſehen die Verherrlichung großer und wohlthätiger Künſtler, und ihre Einführung in die Geſellſchaften der größten Seelen, habe vernommen, daß Künſtlermacht mehr ſey, als Rangs- und Geldes- und Kriegesmacht, daß ſie allein (gut aufgeweckt, und wohl angewandt) fähig ſey, der Welt eine andere Geſtalt zu geben, das Feuer und Verlangen nach vollkommnen Dingen, nach Tugend und Menſchenwürde in alle Herzen zu legen, und das Böſe in das Gute zu verwandeln.

---

*) Hr. Baron von Breteuil, franzöſiſcher Botſchafter am römiſch-kaiſerlichen Hof hat es zur ewigen Ehre und Zeugniß ſeines Gefühls für das große Talent an ſich gebracht, und wird es in Paris als ein Monument unſers Jahrhunderts aufſtellen, und in Kupfer ſtechen laſſen.

Ich kehre wieder zurück, betrachte dich noch einmal — noch einmal — zum letztenmal. Was ich ſah, wird nie aus meiner Seele, und, was ich hörte, nie aus meinem Herzen kommen. Mir ſchaudert hier ſo einſam und bei dir allein zu ſeyn, und ich ſträube mich mit allen Kräften, dein Leiden in mich kommen zu laſſen. Schon liegt es ſo ſchwer in mir, macht es ſo ängſtlich beben jede Nerv in mir!

Ich möchte dir ſo gerne etwas ſagen zum

Andenken, daß du einmal mitten unter uns, und zur Dankbarkeit, daß du bei mir warſt.

Wenn du nun gehſt von Volk zu Volk, und man von Volk zu Volk dich anſieht, (nicht beurtheilt bloß in der Zeichnung, im Gewande und Farbe, und darüber deiner ſelbſt vergißt,) wenn man dich anſieht mit dem Auge des Menſchen, der, ſelbſt der Uebel kundig, über fremde Uebel zu weinen weiß, wenn man dich ſo anſieht, und fühlt: dann wünſchte ich etwas, wenn ich gleich weiß, daß du bleiben mußt, was du biſt, und daß meine Wünſche vergebens ſind.

So, wie du nun biſt, erweckſt du Entſetzen, und ſchauderhaftes Schrecken jedem, der mit beſſerm Herzen dich anſieht. Du biſt weichen Seelen zur Aergerniß, guten zur Betrübniß, und den Böſen zur Züchtigung, biſt niemand zur Freude, biſt niemand zum Labſal, wenn er zu dir heran eilen wollte im Unternehmen einer großen That, oder im Kampf einer harten Stunde. Ich wollte dir ſagen, wie oft ich mich hingeriſſen von dir mit dieſen Gedanken von dir wegwandte, und wünſchte, daß du deine entſetzliche Miene einer Mörderin, einer Verwüſterin in eben ſo viele Liebe, in eben ſo viele Freude und Huld, und Tugendſtärke, und Gutmeinen verwandeln, daß du in deinen Augen einen Himmel öffnen, und noch ungeſagte Gefühle empfinden laſſen möchteſt jeden, der dich anſieht. Wie mächtig würdeſt du wirken? wer würde dich anſehen, ohne die Gottheit zu fühlen, die in dir lebt? — Du biſt das, was du vorſtellſt, ſo wahr, biſt ſo gut gemacht, daß ich weinen möchte, daß ſo etwas grauſames aus dir gemacht iſt!

Uns wird Hickels Andenken ewig unvergeßlich bleiben, da wir von ihm bereits einige Portraits beſitzen, die theils wegen der hohen Perſonen, deren Bild wir dadurch erhalten, theils wegen der Kunſt, völlig im Geiſt der Medea, unſchätzbar ſind. Aus Portraiten dieſer Art wäre es leicht, eine Geiſtesgeſchichte unſers Zeitalters zu verfaſſen; man ſieht nicht bloß die Aehnlichkeit und den aufſpürenden Fleiß, welchen die meiſten Portraitsmaler anwenden, jede kleine Erſcheinung des Aeußerlichen im Geſicht des Menſchen anzuzeigen; man ſieht hier die Seele des Menſchen, und ſein Inwendiges wie in einem klaren Spiegel. Es iſt Fleiſch von ſeinem Fleiſch, und Geiſt von ſeinem Geiſt. So ſtrahlet aus den Augen und dem ganzen Geſicht unſers durchlauchtigſten Churfürſten Karl Theodors hohe Fürſtenvernunft und Fürſtenhuld, daß jeder ſagen muß: das iſt mein Herr, und mein Vater. So lächelt eine unnennbare Güte in der Miene unſrer durchlauchtigſten Frau, der verwittibten Churfürſtin. —

Einige Maler ziehen ihren Portraiten, wenn ſie nur einmal die Köpfe aufgeſetzt, die Hand ab, und überlaſſen das übrige, das ſie nicht bearbeiten wollen, oder nicht ſo vortrefflich, als ſies wünſchten, bearbeiten können, ihren Schülern, oder wohl gar oft elenden Stümpern. Hickels Gewänder, und ganze Drapperie wird das Auge jedes Kenners in Verwunderung ſetzen.

Pſyche.

Pſyche wird wegen ihrer Schönheit als eine Göttin verehrt. (Geſtochen von P. Krahe 1778, und von der Düſſeldorfer Akademie mit dem Preis belohnt.)

Die Geſchichte findet ſich beim Apulejus im vierten Buch der Verwandlungen vom goldenen Eſel. „Es war einmal in einer Stadt ein König und eine Königin, die hatten drei ſchöne Töchter; doch bei den zwei ältern, ſo lieblich ſie anzuſchauen waren, konnte man doch noch Ausdrücke finden, um zu ſagen, wie ſchön ſie wären; aber dieß von der jüngſten zu thun, dazu fehlte die Sprache, wodurch ſich die Sterblichen ihre Begriffe mittheilen; dazu fehlte etwas Aehnliches, das ſich mit ihr vergleichen ließ, ſo hohe, überirdiſche Reize glänzten aus ihrem Weſen. Viele Bürger, und eben ſo viele Fremde, welche von dem Ruf dieſer außerordentlichen Schönheit neugierig gemacht, in zahlreicher Menge herbeizogen, kamen beim Anblick ihrer unbeſchreiblichen Anmuth vor Erſtaunen außer ſich, und indem ſie ihr die rechte Hand küßten, welche ſie mit dem Vorderfinger, worauf ſie ſanft den Daumen legten, berührten, erwieſen ſie ihr, ohne weitere Zurückhaltung, als wäre ſie nichts geringers, als ſelbſt die Venus, göttliche Ehrenbezeugungen" u. ſ. w.

Pſyche befindet ſich, in der Mitte ihrer Schweſtern in dem Augenblick, wo ſie auf ihrem Gange durch die Straße von dem Volk angebetet, und ihr von dem Prieſter, der ihr von Ferne den Oelzweig reicht, feierlich geopfert wird. Sie ſteht unter ihren Schweſtern auf einem, etliche Stufen erhabnen Ort, ganz in der Geſtalt, worin nach der Empfindung des Volkes, ſo viel Hohes und Schönes war.

Eine Erinnerung muß ich vorausſetzen, bei der ich glaube, den guten, und mithin, wie ich hoffe, den größten Theil meiner Landsleute zu beleidigen, wenn ich für ihn dieſelbe für nöthig hielte; aber mir iſt immer, als würde mir leichter ſeyn, wenn ich dieſe Erinnerung gemacht habe. Sie betrifft die Ergießungen meines Herzens bei dem Anblick der Schönheit, und den Endzweck, den ich haben kann, durch Gemälde derſelben Gefühle für ſie in die Herzen meiner Leſer zu flößen. Es ſcheint, als wollte mancher, wenn von Schönheit die Rede iſt, ſich ſchüchtern zurückziehen, und als pflegte er mit ſeinen Begriffen von Schönheit heimlich etwas zu verbinden, das er ſich ſchämen müßte, öffentlich zu geſtehen. Das iſt ein ſehr ſchlimmes Zeichen, und wem die Züchtigkeit und die Tugend am Herzen liegt, der müßte darüber betrübt werden.

Sorge dich nicht! Das, wovon ich hier rede, wovon ich, wenn ich es ſehe, aufhöre, zu ſeyn, was ich bin, wird nicht in den Gaſſen unſrer Stadt, und niemals vollkommen, und ſelten und nur theilweis unter Menſchen gefunden. Gott iſt das Höchſte und das Ende davon. Den Seelen der Tugendhaften erſcheint es, und in den Gedanken der Weiſen, und unter den Händen der weiſen Künſtler beginnt es, und wird nie von unreinen Augen geſehen. Durch die Schönheit ward alles, und ſie ward vom Anbeginn im Leben und Licht.

Aus der großen Stille der Seele, wo jedes Gefühl und jedes Verlangen im Gleichgewicht ruht, wo keine Begierde zur Leidenſchaft anwächst, und doch alles im vollen Genuſſe zugegen iſt, — im Genuſſe der ewig blühenden reinen Liebe und des Wohlwollens, das ſich mittheilen will, aus dem Zuſammfließen aller Tugenden kam hervor das geiſtige Weſen, die Schönheit.

Die Hülle, worin dieſer Geiſt ſichtbar werden, durch die er ſich ausdrücken und hervorſcheinen ſoll, konnte nur aus dem Vollkommenſten entſtehen, das in der Welt der Körper, und im Schönſten derſelben, im Körper des Menſchen vorhanden iſt. Man fand es, oder, weil man nichts vollkommneres ſah, man glaubte, es gefunden zu haben in jener hohen, ununterbrochnen einfachen Form, deren jegliche Theile geiſtig waren, und es verbarg, wie es daſtand, unter ſtrenger Einfalt und ſchreckbarer Ruhe unſterblichem Sinn, und war das letzte der ſinnlichen Dinge, die eines Bildes fähig ſind. Vom irdiſchen Menſchen war darin wenig zu ſehen, und dieß Wenige ſchwebte, wie ſanfter Duft über ſchweigenden Gebirgen ſchwebt.

Es waren noch immer Künſtler, die mit ihren Werken die Abſicht verbanden, himmliſche Dinge ins Irdiſche zu ziehen, oder was eins iſt, dieſe nach jenen zu erhöhen, welche der Schönheit eine gemilderte Geſtalt gaben, um ſie begreiflicher und ſichtbarer zu machen. Sie glaubten, daß ſie in ihrer erhabnen Strengigkeit zu wenig geſucht werden würde, und gaben ihr mehr von dem, worin ein größerer Theil der Menſchen einen klarern Ausdruck von Liebenswürdigkeit findet, und ließen ſie dahin wandeln und ſchweben, zwar noch immer in unſterblicher Geſtalt, wie keine auf Erden iſt, aber mit lieblicher Freundlichkeit und holdſeligem Lächeln von Unſchuld und Anmuth, und zärtlicher, gefälliger Herablaſſung, als ſollten wir uns nicht fürchten, zu werden, wie ſie, und ihr nahe zu kommen.

Wo in einem Körper jegliche oder die meiſten Theile ſo ſtark, ſo ausgebildet und fähig ſind, dieß Gepräge geiſtiger Eigenſchaften darzuſtellen, da iſt Schönheit, ſtets noch unvollendet, wo ſie von Menſchenhänden entſteht, ſo ſchön ſie ſeyn mag, und doch ſtets mächtig genug, das ſinnlichſte Herz vom Niedrigen aufzuziehen, und mit heißem Streben nach unnennbaren Reizen zu erfüllen; —

Bei deren Anblick in dir ſogleich diejenigen Empfindungen, woraus ſie ſelbſt entſtanden, aufwachen, und du keine ſchmerzhafte Unruhe, noch ein ungeſtümes Zittern, ſondern Frieden fühlſt und Ruhe männlicher, zärtlicher Liebe, und die Gewißheit der ewigen verſicherten Jünglingſchaft;

Und mit deinen Blicken beſeligen und dir ähnlich machen willſt, was du anſiehſt, und in Frieden und Liebe Himmel und Erde vereinigen.

Ich wünſchte, daß du oft, was ſo ſchön iſt, empfinden und anſchauen möchteſt. Wie einem Tonkünſtler an dem Gewirr unordentlicher peinlicher Töne, würde dir eckeln vor üppiger geiler Zierlichkeit, und dem Putz und dem Lächeln der Unzucht.

Es gehört viel Tugend, Reinigkeit und Edelmuth der Seele dazu, an einer ſchönen Geſtalt Gefallen zu finden. Mir iſt, als hörte ſie dich von ihr reden, und als ſehe ich, wie ſie ſanft und liebreich zu dir ſich herabneigt, und dich fraget: Weſſen Bildniß erklärſt du?

So dachte und lehrte der Künſtler, da Kunſt und Weisheit und Buch und Bild noch Eines waren, und er die Abſicht hatte, den Sitten ſeiner Zeiten, ſtatt ſie nachzuahmen, ſich zum Muſter zu machen. So denken, und unterrichten die Lehrer, aus deren Schulen ſo geiſtreiche Werke, wie die gegenwärtigen ſind, hervorkommen, an denen die Formen und Gebehrden, Gewänder und Zierden durchgehends nach dem hohen Styl des beßten griechiſchen Zeitalters gebildet ſind.

So erkläre ich mir den weiſen verborgnen Sinn in der Stellung der Pſyche. An einem Morgen ging ſie zwiſchen ihren liebenswürdigen Schweſtern mit jener unnennbaren Anmuth, die, wie man meinte, ihr allein eigen, und von ihr allein nicht bemerkt war. Sie ſah nichts von dem gewöhnlichen Schimmer ihrer Geſtalt, den andere an ihr zu bemerken glaubten, und ward nicht gewahr, wie mit ſtiller Bewunderung aller Augen auf ſie geheftet wären. Sie war, und wußte nicht, wie ſie anders ſeyn ſollte, als auf einmal der Ruf des Prieſters, und das Freudengeſchrei des Volks, das ihren Namen rief, ſie nöthigte, ihren Blick herumzuwenden.

Da ſtand, und rief, und bewunderte, und war (wie einſt über Harmonien ein Wald), in Bewegung ein Volk über die harmoniſchen Reize der Schönheit.

Mit feierlichem Eifer ſteht der Prieſter, ein herrlicher Greis mit einem Anſehen, worüber man ihm zutraut, daß er ſprechen und erhalten werde im Namen aller; und indem er mit der rechten Hand aus der Opferſchaale Wein in das geheiligte Feuer gießt, ſtreckt er die linke, worin er den Oelzweig hält, mit begeiſterter Würde nach Pſychen aus, und mit der Völle der Freude, womit ihn der Anblick einer vermeinten Göttin überſtrömen mußte, bittet und flehet er mit ebenſo vielem Kummer, daß ſichs die Göttin bei ihnen gefallen laſſen, und ihr Opfer mit ihrer Gegenwart lohnen möchte.

Sogleich ward ſie vom Volk umringt, das aus allen Plätzen herbeiflog. Linker Hand ſtürzt an einem bejahrten ruhigen Manne, der für ſich voll Ehrfurcht und Andacht ſteht, ein feuriger Jüngling, wie nicht mehr ſeiner mächtig, mit vorausgeſtreckten Armen im begierigſten Laufe vorbei, und neben ihm hat ein andrer auf das eine Knie ſich niedergelaſſen, und zeiget mit der linken Hand einer knienden Frau, um die er ſeine rechte ſchlingt, die erhabne Perſon, welcher man dieſe Verehrung erweiſen ſoll.

Dieſem gegenüber und zur rechten herrſchet und feiert bereits göttlicher Dienſt und Anbetung. Ein Mann, der die Hoheit des überirdiſchen Antlitzes nicht ertragen konnte, kniet, und krümmet ſich bis auf die Erde, und verhüllet ſeinen Kopf zwiſchen ſeinen Armen, die er bittend emporſtreckt; hinter ihm ein Frauenzimmer, eben im Begriff, ſich auf die Knie zu werfen, indem ſie ihre bittweis zuſammengelegten Hände, als leichtere Theile, mit heißer Eile voraus hält. Und ſo ſieht man abwechſelnd, nach dem Maaß von Erkenntniß und Gefühl, blaſſes Erſtaunen, und ſchüchterne Neugier, und Liebe und Bangigkeit der Anweſenden, und der Annahenden, die ſchaarenweis aus den Gaſſen herbeieilen, zu ſehen, und ihre Stimmen jauchzend zu vermiſchen mit dem Jubel, und dem Preiſen und Anrufen der Opfernden und Anbetenden, in deren Mitte Pſyche in holder ſanfter Unruhe und jungfräulicher Beſcheidenheit ſteht; —

Nicht um zu verweilen, und dieſer Ehre ſich anzumaßen, ſondern, wie noch eben im Umwenden, und ſchon halb im Begriff ihren Weg wieder fortzuſetzen, mit der eignen Anmuth ihre linke Hand auf das Herz legt, und mit der emporgehobenen, und uns flach zugekehrten rechten verſichert, daß ſie es nicht ſey, der dieſer Lobruf gebührete. „Wahrlich, ſagt ſie, ich bin wahrlich keine der Himmliſchen.“

Ein leichtes Gewand, dem ähnlich, welches eben der neuen Reize wegen Sokrates um die Lenden der ſittlichen Grazien goß, wallet in leichten Wellen, wie ein kaum vernehmliches Morgenlüſtchen die Oberfläche einer See bewegt, über den jugendlichen blühenden Körper bis auf die Ferſen herab, und verſchönert und erhebet den lieblichen Umriß der gebildetſten Glieder; —

Deren gemäßigter Wuchs und Fülle in unmerklichen flüßigen Vertiefungen, wie kühn gezognen krummen Streifen, ſich den ſanften ſchlanken Körper herab verliert, und in demſelben Augenblick wieder entſteht, und ohne in den einzelnen Theilen, welche jungen ſaftvollen Stämmen ohne Aeſte gleichen, durch irgend eine zu merkliche Erhöhung oder Einbug unterbrochen zu werden, das reizendſte Bild der friſchen Blüthe in einer unbefleckten Jugend, und dem Gefühl von Geſundheit und Stärke gibt.

Was man anſieht, an Formen und Geberdung und Kleidung, verräth ein fleißiges Nachſuchen über jede Theile der Schönheit, und eine genaue richtige Kenntniß der Muſter aus den ſchönſten Zeiten des Alterthums.

Die Kleidung iſt bei den drei Schweſtern die nämliche, und wird durch die verſchiednen Stellungen derſelben durchgehends ſichtbar. Erſt der lange weibliche Rock, der ohne Ermel und an der Schulter vermittelſt eines Knopfes zuſammgehängt, und dann eine Art von Weſte, welche durch den Gürtel feſt an den Leib angelegt wird; und endlich der Mantel, der nach Belieben, doch allemal mit einem gewiſſen Suchen der Grazie umgeworfen, und da dieſe nach verſchiednen Zeiten verſchieden iſt, auch als ein Theil zur Erkenntniß des Styls angenommen wird. Pſyche hat den ihrigen ordentlich über beide Schultern gehängt, und nahe an dem Gürtel durch einen Knopf zuſammgebunden. Die Schweſter zur Linken, welche, ſo, wie ſie ſich ebenfalls im Gehen voll Verwunderung umwendet, und uns das halbe Profil, und den Rücken zukehrt, ſchwingt ihn an einem Ende über die rechte Schulter hinauf, ſo, daß der andere Theil vorn an den Gürtel geſteckt ſeyn wird. Die andere, welche der Pſyche zur Rechten ſteht, hat einen Theil frei über den linken Arm, den ſie um ihre Schweſter Pſyche an die linke Schulter derſelben ſchwingt, hängen, und den andern hält ſie mit abwärts geſenkter und eingebogener rechter Hand, gleich der mediceiſchen Venus, an ſich, das bei der Senkung ihres Kopfs nach dem Volk, und dem, gleich weichem Marmor, flüſſigen Krümmen ihres Leibs über den ganzen Umriß deſſelben eine unbeſchreibliche Annehmlichkeit verbreitet.

Eben ſo iſt auch ihr Haarputz äußerſt einfältig und ſchmucklos; zwei haben die ſehr langen Haare ohne alle Zierlichkeit mit Bändern in einen Knoten gebunden, und nur die dritte hat eine leichte Art von Bindhaube über dieſelben gelegt. Die Haare bedecken bei allen dreien die Hälfte der Stirnen. An den Ohren keine Gehänge und kein Schwulſt, und kein Ueberfluß irgends, ſondern Genügſamkeit in ſich ſelbſt und Erſcheinung mit eignem Reiz, wie die Töchter der Natur.

Der Verfaſſer dieſer Preisarbeiten hat bereits mehrere Verſuche dieſer Art, auch wichtige Verſuche in Bauzeichnungen, die mancher unter ſeine Meiſterſtücke zählen würde, zu Stand gebracht, z. B. einen vollendeten Riß zu einem prächtigen Tempel, deſſen große Idee im hohen Styl ausgeführt, ſchon an ſich ein Beweis von der Fähigkeit und dem Kunſteifer dieſes jungen Mannes iſt, von dem ich mit Zuverſicht glaube vorausſagen zu können, daß er bald die Aufmerkſamkeit der Fürſten in der Kunſt auf ſich ziehen, und einſt eine der erſten Stellen unter den Wiederherſtellern und Verbreitern des wahren Geſchmacks, und Naturgefühls behaupten werde.

Jesus predigt im Tempel.

Nach einem Gemälde von Eckhondt, welches ſich in der Düſſeldorfer-Gallerie befindet, radirt und geſtochen von Carl Heß aus Darmſtadt.

„Nach dreien Tagen begab es ſich, daß ſie ihn in dem Tempel fanden, wie er mitten unter den Lehrern ſaß, ihnen zuhörete, und ſie auch befragte. Es erſtauneten aber alle, die ihn höreten, über ſeinen Verſtand und ſeine Antworten.“

Dieß iſt die Geſchichte dieſes Gemäldes, deſſen Erfindung und Zuſammenſetzung allerdings auch die großen Verdienſte der Ausführung von Seiten des Malers vermuthen läßt, die den Kupferſtecher Heß veranlaſſen konnten, daſſelbe vor andern zu wählen. Von der glücklichen Arbeit dieſes letztern will ich hier nicht mehr ſagen, als daß jede Figur aus einer reifen Ueberlegung hervorgegangen, und ganz mit der charakteriſtiſchen Einheit, woraus man ſieht, es könne und werde im Original nicht mehr, noch weniger ſeyn, begabt iſt.

Jeſus ſitzt auf der Stufe einer kleinen Kanzel, oder eines Betſtuhls, und lehrt die Lehren der Sendung, und erklärt hohe Geheimniſſe mit begeiſtertem Sinn und entzündeter Wärme, und um ihn horcht und denkt und bewundert und prüft, und bewundert wieder eine verſammelte Menge der Phariſäer und Schriftgelehrten, von denen man hier bis ſiebenzehn zu ſehen bekömmt, und hiemit gleichſam einen Auszug von der großen Geſchichte der Aufklärung menſchlicher Seelen, und von der Gewalt der gut vorgetragenen Wahrheit über dieſelben erhält, und ſie lieſt in der Aufmerkſamkeit, dem Kummer, der Verwirrung, und dem heimlichen Aerger der Einfältigen und Redlichen im Geiſt, oder der Verſteckten, der Heuchler, der Verfolger der Menſchen um der Lehre willen, welche darauf gegründet iſt, alle Menſchen zu lieben.

Man denke ſich die verſchiednen und gewaltſamen Bewegungen, die in den Herzen der Lehrer bei Anhörung dieſes Lehrmeiſters, der ihnen Dinge über ihre Begriffe ſagte, entſtehen mußten; gewiß es war nicht leicht, ſie in einem ruhigen Zeitpunkt, wo unter ſo vielen jeder eben derſelbe, und doch keiner der andere war, zu faſſen, und ein Stück zu ſammeln, deſſen Töne und Accorde, wie Horn, Violin und Baß zu einer Symphonie gehören ſollten.

Ich will nun lieber gleich, was ſie ſind, ſagen, um, warum ſie's ſind, zuletzt ſagen zu können. Ich ſchätze, wo ich ende, über alles eine Empſindung der Seligkeit.

Fünf der Anweſenden ſitzen auf Stühlen; nach und um welche die übrigen theils ſtehen, theils hie und da, wie es ihr Gemüthszuſtand ihnen anrieth, ſich auflehnen. Der gerade vor Jeſu ſitzt, einer der Aelteſten und Vornehmſten, ſcheint einer der Unwehrhafteſten in der ganzen Verſammlung zu ſeyn; ein fetter, gutlaunichter Greis mit einem erhobnen, ſtockenden Rücken und kurzem Hals, worauf der wohlgepflegte Kopf auf die eingewohnte Art ſitzt, die ſonſt auch außer dem durch irgend ein Zeichen z. B. durch eine beſondere Art, den Hut zu ſetzen, den Mantel zu werfen, beweiſet, daß man bereits ſeine eigne Weiſe und Manier, alle Dinge zu nehmen, und zu behandeln feſtgeſetzt habe. Er wird nicht leicht wieder aus ſeinem Gleichgewicht kommen, und ſich über nichts mit Heftigkeit betrüben oder freuen, und dieſes letztere auch nicht einmal darüber, daß man ihn ſeiner Ruhe wegen allenthalben als einen verträglichen, und zuweilen wohl gar als einen weiſen Mann erklärt. Er hat das geöffnete Buch auf ſeinem Schooß, und die Hände darüber gelegt, und hört die Lehre Jeſu mit heiterm Vergnügen und vieler Zufriedenheit an, doch eben nicht, als hörte er etwas Wunderbares, wohl aber viel Gottſeliges, das ihn dann herzlich erfreuet.

Der neben ihm ſitzt, ſcheint ein ganz andrer Mann, und einer derjenigen zu ſeyn, von denen einſt Cäſar ſagte, daß er ſie fürchte; ein finſtrer, düſtrer, zäher, etwas hagrer und mürriſcher Kopf, dem die Sache recht zu machen, man ſich wohl befleißen muß. Er hat die Hände aufeinander gelegt, und neigt ſich auf ſeinem Seſſel etwas vorwärts und mit ſtrenger Aufmerkſamkeit gegen den Prediger, und es ſcheint ihm nicht ſo faſt an der Lehre, als daran gelegen zu ſeyn, wie er an derſelben etwas Unorthodoxes finden möge; er runzelt wirklich mit einigem Verdruß die Stirne, daß ſich nichts dergleichen finden will. —

Auch ſich nie an dem jungen Lehrer etwas finden wird, der die Sache ſo fein zu erklären weiß, ſagt ein Doktor, der hinter ihm, und dem auf der hohen, hellen Stirne die Schulweisheit ſitzt. An ihm wird das göttliche Wort am letzten verfangen; denn man ſieht ihms an, daß er es mehr hören, als zu Herzen nehmen, und daß er den Augenblick, wo er ſein Angeſicht im Spiegel betrachtet, davongehen und es vergeſſen werde. Die rechte Hand legt er mit vornehmer Ruhe auf die Lehne des Seſſels, und wie wenn er auf dem Katheder ſäße, erhebt er die Linke mit einem Anſtand, als wollte er ſich eine ihm angehörige Grace geben, und indem er den Zeigefinger (die drei letztern etwas herausgekrümmt) auf dem Daumen ringelt, gut gegeben! ſagt er. Excellent! ſetzt er hinzu.

Hinter dieſen ſitzt ein andrer ganz für ſich ſelbſt, und mit ſich ſelbſt im Kampf, in einem Winkel. Er will ſich entziehen, den Geiſt fliehen, der ihn ſucht, und doch ſieht er, und iſt überzeugt, es habe nie ein Menſch ſo geredet. Er ſtützt ſeinen Kopf tiefſinnig auf ſeine rechte Hand, und lieſt in einem Buch, das er mit der Linken hält, und wünſcht mit heißem Kummer, die Wahrheit zu finden.

Neben dem göttlichen Lehrer, und dem ſorgloſen Alten, deſſen ich am erſten erwähnte, zur Linken ſteht ein frommer Greis, der ſich herzlich gern dabei einfindet, wo von himmliſchen Dingen geredet wird. Er ſcheint den meiſten Verſtand zu beſitzen, um an dem Knaben einen deſto größern zu bemerken, und mit Gewißheit zu ahnden, daß Gott mit demſelben etwas außerordentliches vorhaben müſſe. Große Dinge erleben wir noch an dir, ſagt er mit heimlicher Ehrfurcht.

Zur Linken dieſes Greiſes lehnt ſich hinter der Kanzel auf dieſe mit dem Vorderleib nieder ein ganz andrer Mann, der, wenn es auf Streitigkeiten ankäme, mit Witz und Hitze verſehen zu ſeyn ſcheint. Er hat ſich recht nahe an dem Lehrer in eine bequeme Stellung gelegt, indem er mit der linken Hand das Kinn unterſtützt, wodurch der Lefzen erhoben, und die Tadelſucht des Mannes in der Krümmung ſeines Mundes ausgedrückt wird. Hm! denkt er eben, es iſt bei allem dem doch wunderbar.

Und ſo denken die übrigen, jeder etwas, das ſeinem Charakter angemeſſen, und zum Drama gehörig iſt.

„Was wir jetzt für aufgeklärte Zeiten haben! — Man muß dieſen Knaben in Acht nehmen. — Wer ihm das geſagt haben muß! — Alles und alles überlegt, ſo iſt es doch wunderbar." Dieß denken ſie immer am Ende, und kommen immer verlegner in ſich zurück.

Jeſus aber lehrt in ihrer Mitte Worte des Honigs, die der Seele eines jeden gut ſind, die derſelben wahre Seligkeit und Beruhigung ausmachen. So himmliſch lächelt nur der Lehrer der Liebe und Sanftmuth, und ſieht man, daß es ihm wahrhaftig um die Menſchen, denen er dieſe Lehre einflößen will, zu thun, und daß alles auf das Heil und die Seligkeit derſelben gerichtet ſey. Sie müſſen auch wohl empfinden, daß ſie ruhig werden, wenn ſie auf dem Wege ſeines Worts wandeln, und daß ſie nicht zufrieden ſeyn können, wenn ſie ihn verlaſſen. Aus ſeinen Geberden erkennt man die Methode, mit der er lehrt, und die Art des Geiſtes, welchen er ſeinen Schülern einflößen, und den er den Zuhörern mittheilen will. Mit vertraulicher Sorgloſigkeit, als befände er ſich hier recht in ſeinem Haus, und unter ſeinen angewohnten Freunden ſchlägt er ſein linkes Knie über das rechte; (eine Stellung indeß, welche ich nicht nachahmen möchte; ſie ſcheint mir wider die Würde des Wohlſtands einer göttlichen Perſon zu ſeyn, und der Künſtler konnte hier nur das Alter des Knaben ausdrücken wollen; in den Werken aus dem beſten Zeitalter findet man, wie jedem Künſtler bekannt ſeyn wird, faſt niemals Figuren mit übereinander geſchlagenen Beinen, als etwa den Bacchus, bei dem es ein Zeichen der Weichlichkeit iſt;) — legt er die linke, offne Hand ſeitwärts auf daſſelbe, und mit der erhobenen, uns nach der Fläche zugekehrten rechten erklärt er ihnen den Sinn des göttlichen Wortes, und wird er, wie man ſieht, nicht müde, noch ungeduldig werden über ihre

Trägheit, daſſelbe zu begreifen, noch ablaſſen, bis ſie es begriffen haben. Er will nicht, daß ſie je etwas, worauf ſie keine Antwort finden, ungerührt ihm zugeben, ſondern daß ſie von jeglichem ſich ſelbſt überzeugen, daß ſie Verlangen darnach haben, ihn in ihren Herzen lehren zu laſſen. Wie er die Hände auseinander wickelt, will er die Zweifel ihres Zankgeiſtes zerſtreuen, und ihr Herz in Ordnung bringen, will er, daß ſie die Tugend um ſeines Vaters willen lieben, und wenn ſie das Laſter ausreuten, der Menſchen ſchonen. Dieß ſollten ſie von ihm lernen, daß er ſanftmüthig und demüthig von Herzen ſey! dieß ſollten ſie ſich angewöhnen, immer mehr und lieber und öfter zu entſchuldigen, als anzuklagen, immer lieber und öfter zu ſchonen, als zu ſtrafen. Gewiß hat ihn nachmals ſein Johannes am beſten in ſich aufgenommen, der denjenigen, welche ihn fragten, warum er immer und immer von der Liebe predige, zur Antwort gab, weil, wenn ihr dieß einzige thut, ihr alles gethan habt.

So viel von der Idee und Zuſammenſetzung dieſes ſchönen Stücks, über deſſen fernere Kunſttheile wir gern weitläufiger ſprechen möchten, wenn unſere Leſer ſelbſt mit ihren Augen urtheilen, und ſich von dem, was wir ſagen würden, überzeugen könnten. Wir werden uns künftig angelegen ſeyn laſſen, dieß in den bei uns vorhandenen Kunſtwerken zu beobachten. Jeſus iſt hier ohne Schuhe, und wie ſonſt gewöhnlich ohne Mütze auf dem Kopf, über den die ſchönen jugendlichen Haare zurück in Locken herabfließen. Er iſt außer ſeinem gewirkten Rock mit einem Mantel verſehen, der linker Seits auf ſeinen Sitz fällt, und nur auf und zwiſchen dem rechten Arm zum Vorſchein kömmt.

Eine Muſe,

etwa Polyhymnia, die Vorſteherin der Harmonie, von Langenhöffel.

Sie hält in der linken Hand eine Leyer, welche auf eben dieſem Arm ruht und ſpielt und ſchafft ſich mit den beflügelten Fingern der rechten Hand unbekanntere Töne, die keine Zunge auszuſprechen vermag. Sie ſelbſt erſcheint, wie bereits abweſend, und blickt, indem ſie den Kopf wie halb vor Wonne ſterbend, etwas vor ſich hin und ſeitwärts neigt, ſtatt aller Sprache nur himmelwärts;

— mit Augen, in welchen zu leſen man einen eignen Sinn haben muß.

Und darf man nur die Form des Körpers betrachten, um zu wiſſen, welche Seele voll unausſprechlichen Gefühls darin wohnen müßte. Hier gilt, was ich oben von der Schönheit geſagt habe. Womit vergleicht mans, das wie unzerbrechlicher Marmor und durchſichtig, wie die Tiefen eines friedfertigen Sees erſcheint; das gleichſam ohne Andeutung einiger Theile wie ununterbrochen fortrinnt, und doch in ſanften Ausſchweifungen und Einbiegungen, die ſich im Anfang und Ende verlieren, jegliche Zuſammenſetzung anzeigt? Huld und Starkmuth, Liebe und höheren Thatenernſt, Empfindung und Ueberlegung in Einem enthält?

Je länger und je mehr mans anſieht, je mehr meint man, die leiſen Töne trunkner Entzückungen, wie das Liſpeln über das duftende Gras in einer hellen, wonnichten Maynacht zu hören.

Doch nichts vom erweichenden Zittern durchbebt, und erſchlafft deine Nerven hier, ſondern hohe Lieder vernimmſt du, und Harmonien und Begeiſterungen der ſtärkenden Seligkeit.

Die Muſe iſt mit einem äußerſt leichten Kleide oder Hemde, deſſen zugeknöpfte Ermel in dem Obertheil des Arms aufhören, und dann mit einem eben ſo unbeläſtigenden Mantel bekleidet, den ſie um den Rücken herab, und über den linken Arm, ſo daß auf demſelben die Leyer ruht, geſchlungen hat, und von dem feſten, alabaſternen Kopf fällt ein Flor, der theils die rechte Schulter herabfließt, theils die dicken Haare bedeckt, welche in der Scheitel auseinander gekämmt, tief in das Hirn mit einem Band gebunden ſind, und die linke Schulter in lieblichen Kräuſelungen herabflattern.

Man bemerkt durchgehends den fleißigen, fähigen Beobachter des heroiſchen Styls, und freut ſich auf die Werke, die von der Hand dieſes Künſtlers hervorkommen werden, und ſeufzt, wenn man hier dieß lieſt, den heißen Wunſch, daß die Bahn dieſes Wettſtreits auch hier eröffnet, und was gut iſt, gewogen werden möchte.

Sohin noch ein Wort von Lampert Krahe, dem Mann, welchem die Kunſt ihre Aufnahme in dieſer Schule zu danken hat. So, wie er nicht allein mit Fähigkeit, ſondern mit dem Beruf zum Prieſter und Vorſteher der Kunſt geboren iſt, und keine Leidenſchaft fühlt, als die raſtloſe und unternehmende Begierde, dieſelbe allenthalben zu verbreiten: ſo machte er bereits vor 16 Jahren den Anfang zu einer Zeichnungsakademie mit vier Schülern, nicht mit dem Vermuthen, ſondern mit der gewiſſen Zuverſicht, dieſelbe ſo blühend und herrlich zu machen, als die Künſte an ſich ſelbſt mächtig und liebenswürdig ſind. Und ſo entſtand durch Verſuche und Arbeiten, die wir vorgelegt haben, die Schule wie ſie jetzt iſt; ſo ward

Düſſeldorf zum Sitz der bildenden Künſte, und zur Ehre Deutſchlands, von dem wir ohne etwas übertriebenes zu behaupten, mit gerechtem Stolz ſagen können, daß es auch in den zeichnenden Künſten die beſcheidne Lehrmeiſterin Europens geweſen.

Heil und Ehre ewig dem guten Krahe!

Zwei Gemälde

von Jakob Dorner, Hofmaler in München, das Kartenſpiel und die Balgerei um Baumfrüchte.

Wo du die Natur aufſuchſt, im Pallaſt des Königs oder in Schluchten, im Donnergebrüll betäubender Waſſerfälle, im ſchrecklichen Herabhangen der Felſenklumpen von ſchweigenden Gebirgen, oder bei einer frohen Geſellſchaft im häuslichen Zimmer, beim unbekümmerten Spiel und Scherz, im täglichen Thun, und auf der lachenden Wieſe und am einſchläfernden Quell; wo es iſt: du haſt von der großen Tafel der Natur, wohin kein Rang, noch Macht, noch Reichthum, ſondern allein Genie verhilft, genoſſen, und herausgenommen von den unzähligen Gerichten, die du alle kannteſt, eines das dir beliebte, und biſt der Mann, dem wir nachgehen, dem wir zuſehen, du magſt nun den rauſchenden Lärm wilder Tänze betrachten, oder vom ſtillen Abend angezogen, ein menſchenleeres Ufer hinabwandeln.

Wo ich noch hinſah, und wo ich ein Buch aufſchlug, da ſah ich, wie jedermann ſich damit beſchäftige und ſich noch oft viel damit zu gut thue, daß man den Dichtern, den Rednern, dem Moraliſten, dem Künſtler, und allen den Menſchen, denen eine gegründete Naturkenntniß unentbehrlich iſt, zurufe, ſie ſollten nur fleißig die Natur ſtudiren. Aber ich fand auch, daß es mit dieſem goldnen Sprüchlein noch gar nicht gethan ſey, wenn man nicht weiß und gelernt hat, wie man dann beobachten, und ſelbſt etwas Natürliches, das überall iſt, und nirgends gerade ſo angetroffen wird, ſchaffen ſoll. Es liegt allenthalben vor uns, wie Hund und Vogel, Laub und Stein; aber wir ſehen, und finden es ſelten, weil wir ſtets unſer Lehrbuch in der Sache ſuchen, und uns ſo feierlich und ängſtig dabei anſtellen, als ſollten wir eine Pflanze, die doch auf Erden zu haben iſt, vom Grund des Meeres heraufholen.

Hätte ich die Beredſamkeit für Schriften und Kunſtſachen zu lernen: dann wollte ich wahrlich keinen Magiſter der freien Künſte, noch einen Domprediger, noch den Verfaſſer einer Aeſthetik um Rath fragen; ſondern wo ich ſähe, daß ſich auf das Reden und Thun des andern etwas von ſeinem Ort bewegte, wo ich ſelbſt merkte, daß ich auf das Zureden eines andern Luſt bekomme, etwas zu thun, was ich ehe nicht thun wollte, wo ich bei einem Gemälde wahrnähme, daß ich es heimlich andern vorziehe, daß ich mich oft und gerne vor ſelbes hinſtelle: da würde ich fragen, worin das liege, was ſo ſonderbar wirkt, was meine Seele ſo weich und willig macht, und ſo gewaltig an ſich zieht.

Ich machte mir oft das Vergnügen, ſchreibt jemand, in einem Waarengewölbe den nächſten beſten gemeinen Mann zu ſtudiren, der etwas kaufte, und zugleich ſeinen Verkäufer zu beobachten. So was Schönes, ſo eine Natur findet ſich ſelten auf der Leinwand, und ſelten auf der Schaubühne. Der erſte, der jetzt hinzu trat, ſchien ein dürftiger Mann zu ſeyn, und das, wegen deſſen er hieher kam, war ihm unentbehrlich. Er trat mit vielem Kummer, und wie man meinen konnte, mit einiger Hoffnung herbei, als ſollte er in einer ihm wichtigen Sache ein Loos werfen, und fragte um den Preis; er that dieß mit dem Tone eines halbbittenden, und mit dem möglichſten Ausdruck von Ergebenheit und Hochachtung gegen den Verkäufer. Er ſuchte nicht lange in den Waaren herum, als wenn es ſich für ihn nicht ſchickte, ſich derjenigen Freiheit zu bedienen, welche ſich die Vermögenden mit vorgreifender Haſtigkeit herausnehmen. Er bückte ſich ſehr ehrerbietig, und bemühte ſich zum gefälligen Lächeln. Sehen Sie hierin die unſtudirteſten, und wenn es ſich ſagen läßt, die wahreſten Kunſtgriffe der Beredſamkeit, einen andern dadurch, daß man ihm Vorzüge zugeſteht, für ſeine Sache und für die Großmuth lieb zu gewinnen. Der Preis ward ihm geſagt, und dieſen Augenblick vermehrte ſich ſein Kummer. Die Runzeln um die Augen, welche die nagende Sorge ausdrückten, wurden tiefer, und das Geſicht ſchien ſich zu verlängern. Als er ſein Aug wieder aufhub, war darin kein Trotz, noch einiger Vorwurf, ſondern jene Verlegenheit und Beklemmung zu ſehen, deren Anblick uns ſo ſehr ſchmerzet, wenn wir ein empfindliches Herz beſitzen, und uns ſelbſt in Gemälden bis zu Thränen rührt. Er machte einige Vorſtellungen; es waren aber eigentlich Bitten, und weil es ihm Ernſt war, mit ſo gewählten Landesworten, in einem ſo angemeſſenen ſchmelzenden Tone vorgebracht, daß ich dachte, es müße ſchwer ſeyn, ein Kaufmann, und ſeinem Gefühl nach ein Enthuſiaſt zu ſeyn. Indeß blieb der Kaufmann immer eben derſelbe; ſein Geſicht, ſeine Stellung eben dieſelben, kalt und verdroſſen, und mit dummen Stolz vermiſcht. Ihm war dieſe Scene alltäglich, und ſtatt ein Wort darauf zu antworten, machte er eine Bewegung, die Waaren ſogleich wieder wegzutragen. Jetzt ſeufzte der Arme, der harte Mann! dachte er, und zahlte. Und auch darin war das ihm Eigne zu ſehen; denn er zählte langſam, ein Stück nach dem andern, ſo wie er eins nach dem andern mit Müh an ſich gebracht hatte, und ſah jedem nach, als wollte er von jedem insbeſondere Abſchied nehmen, ehe er es fremden Händen überließ. Oft aber, wenn ein andrer Käufer von der nämlichen Dürftigkeit, aber nicht von dem nämlichen Herzen, ſondern ausgeſchämt und liſtig, und der Verkäufer blöde war; und wenn dann jener die Gelegenheit bemerkte, ſeinen Vortheil zu ziehen: ſo ſah ich die Züge der liſtigen heimlichen Freude nach und nach hervorgehen. Und ſo merkte ich jedem etwas ab, wobei ich nicht nur auf den Ausdruck ſeines Kopfes, ſondern auch auf die Stellung ſeines Körpers aufmerkſam war, und oft die innigſte Verbindung in beiden entdeckte. Ich verſichere Sie, daß ſo klein und unerheblich und gemein dieſe Vorfälle ſcheinen, ich doch manchmal Gelegenheit hatte, die treffendſten Charaktere, und die rührendſten Auftritte wahrzunehmen.

Noch beſſer und geſchwinder läßt ſich bei einer Menge ſtudiren, und da, wo alle auch das Nämliche zu thun ſcheinen z. B. bei einer Truppe von Arbeitern, bei einer Verſammlung kann man eine ſonderbare Mannigfaltigkeit, und verſchiedne kleine einzelne Auftritte entdecken. Ich ſah einmal einem Arzt zu, um deſſen Bühne ſich eine Menge Volks herumdrängte. Die wenigſten waren aus der Abſicht gekommen, etwas zu kaufen, ſondern über den Affen, und den buntſcheckigen Kerl zu lachen. Man ſah das auf ihren neugierigen Geſichtern, die ſie ganz von der Perſon des Arztes abgewandt hatten. Dieſer ſchien ſeine Zuhörer ſchon zu kennen, und ſich wenig aus ihrer Gleichgültigkeit zu machen. Er ließ ſie ſchreien, ſich zuſammendrängen, und lachen. Aber auf einmal, da die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf den nahen Ausgang einer beluſtigenden Scene gerichtet war, mitten in dieſer Erwartung befahl er ſeinen Schauſpielern eine, nur, — wie er ſagte, und wiederholte, — nur eine minutenlange Pauſe zu machen, indem er eine Wurzel in die Hand nahm. Und ſogleich wollten die meiſten davon gehen; ſie blieben aber dennoch in der Nähe mit halb umgewandtem Leibe ſtehen, weil der Arzt wieder etwas ſagte, das ihnen auffiel. Bei ſolchen Vorfällen war ich aufmerkſam, zu entdecken, worin das, was ſie zum Stillſtehen bewegt hatte, beſtanden ſeyn müße. Nachdem ſie in voriger Stellung eine Weile verblieben, wandten ſie ſich nach und nach wieder um, fingen wieder allmählich an, halb und halb einen Schritt vorwärts nach der Bühne zu thun, näherten ſich bald derſelben, und blieben jetzt aufmerkſam ſtehen. Auch dieſe Art aufzumerken unterſchied ſich ſehr von einer andern. Einer hielt die Augen und den Mund weit offen nach Art der Leute, die ſich einem mit allen ihren Sinnen überlaſſen. Er vergaß ſeiner Hände, worin er etwas hielt; ſie ſanken, und die Kniee beugten ſich vorwärts. Dieſer war der erſte, der etwas kaufte. Er riß bei einer Stelle, die der Arzt mit einer ausnehmend guten Pantomime begleitete, mit vieler Hitze ſeinen Säckel heraus, und nahm ein Paquet. In einem andern Geſicht, welches anfangs heimtückiſch lächelte, ſah ich (Miene nach Miene) erſt Aufmerkſamkeit, dann Ernſt, dann Beifall, Ueberlegung, Einwilligung bis zum Kauf entſtehen; und gleich nach dieſem einige Spuren von Reue und Entſchloſſenheit, mit etwas Unwillen auf ſich ſelbſt, hervorgehen, als wenn er gedacht hätte: Nun haſt du's doch. Das Geld iſt hin. Und du mußt es behalten. — Und ſo bemerkte ich, wie dieſer Redner einen nach dem andern an ſich zog. Sein Geſicht war das Geſicht eines Meiſters, der ſeiner Sache verſichert, und ſich ſeiner Kraft bewußt iſt. Seine Miene drückte heimliche Liſt, Gierigkeit, Stolz eines Lehrers, und Verachtung gegen diejenigen aus, die ihm geglaubt hatten.

Doch ich vergeſſe, was ich vornehmen wollte, da ich mich Betrachtungen überlaſſe, die mir, ſo oft ich gehe, eine Kunſtſache zu betrachten, auf der Treppe, wenn ich ſo ſagen ſoll, häufig entgegen kommen, und mir freundlich zuwinken, ihrer nicht zu vergeſſen. Ich rede auch ſo gerne von ſo häuslichen Dingen, je gewiſſer ich weiß, wie wenig daran gedacht, und wie ſelten der junge Künſtler auf dieſem Wege geführt wird.

1. Das Kartenspiel.

Ruinen eines ehemals prächtigen Schloſſes oder Tempels im verwilderten Hain, deſſen noch verhandene prächtige Vorderſäulen, Außenwerke und bereits losgeriſſene Trümmer von einer einſt nicht gemeinen Herrlichkeit in den Tagen einer damals blühenden, jetzt längſt verlöſchten Familie zeugen. Oben auf den Geſimſen der abgedeckten Mauern haben ſich in den Ritzen derſelben Geſträuche angeſetzt, deren einige noch grünen, andere, die auf einen ſaftloſen Grund kamen, bereits verdorrt ſind, oder ihr Abwelken durch die farbloſen und abſtehenden Blätter ankündigen. Unten ein ſchon ausgehöhlter dürrer Stamm, deſſen obere Theile etwa ein Windſtoß gewaltſam abgeriſſen und weggeführt hat. Linkerſeits ein überaus ſchönes Bruchſtück, (vom Regen geſpaltet, und vom Alter und auch Muthwillen zerſtört) um deſſen abgeſprengte Hauptſäule, wovon die Stücke herumliegen, ein grünendes Kraut ſich herumſchlingt. Ein rührender Anblick, bei dem ſich unſer Herz verweilen, und ſich, wenn weiter nichts vorhanden wäre, ſchon an demſelben weiden würde. Es ſchmerzet ſüß, an die vergangne Zeit, an das Hinfallen aller Dinge zu denken, oder ſich an eine zerfallne Urne zu lehnen, und bei ſich zu ſagen: Stunden hier die Mauern unſrer Väter!

Hieher kamen aus Luſt in einer Freiſtunde vier luſtige junge Burſche, oder auch, und allem Anſchein nach: hieher ſchlichen, um deſto weniger geſehen werden, von einer nahen Arbeit weg vier junge Tagdiebe, um ſich die Zeit mit Spielen zu vertreiben. Ihre lumpichten Kleider, und die vernachläſſigte Art, womit ſie ſelbe an ihrem Körper hängen und ſchlenzen laſſen, geben ihr achtloſes Weſen in allem, was ſie thun werden, zu erkennen, und ihre ſich kräuſelnden oder klebenden Haare zeugen vom vielen Schwitzen und Herumrennen, gleich jungen Füllen, über Steg und Gräben. Drei derſelben haben hinter dem verfallnen Gebäude ſich theils auf die Erde, theils auf Trümmer geſetzt, und beluſtigen ſich mit Kartenſpiel, wobei die Sache eben dahin gekommen iſt, daß zwei, welche vermuthlich zuſammenſpielen, verlieren, und der dritte mit der blauen abgetragenen Jacke bereits das gewonnene Spiel hat. Dieſer liegt und ſtützt ſich mit dem rechten Ellenbogen, ſo daß die rechte Hand recht nachläſſig von ihm fällt, auf die Erde, worauf er nur halb und ſeitwärts ſitzt, indem er den linken über den rechten liegenden Fuß, an deſſen Schuhſolen man noch zwei Nägel ſieht, hinumgeſchlagen, aufrecht hält, und mit der Ferſe auf den Boden ſtützt. Ungeachtet er uns den Rücken wendet, und man nichts als eine Streife der rechten Wange von ihm wahrnehmen kann: ſo ſieht man doch deutlich, daß er im Beſitz des Vortheils iſt, und gewonnenes Spiel hat. Mit der rechten Hand deutet er auf das von ihm geworfene Blatt, mit ſo vieler zuverſichtlicher Ruhe, und ſo heimlich verſichertem Abwarten des Ausgangs, worüber er ſich im voraus freuet, indem er mit der linken Hand die guten Karten ab, und gegen uns hält, daß, wenn er reden könnte, er ſeine Erwartung kaum mit Worten beſſer würde ausdrücken können. Er wendet ſich gegen einen der zwei zuſammenſpielenden Burſche, welcher ihm gegenüber ſitzt, ſich dieſen Augenblick in der äuſerſten Verlegenheit befindet, und ſo zu ſagen, die erſte Perſon dieſer Geſellſchaft auszumachen ſcheint.

Ein verſchmitzter, ſchlauer, heimtückiſcher Junge mit einer feſten Stirn und braunem

Geſicht, der Anführer bei allem Unrath und Schelmereien wider ſeines gleichen, wenn es um Liſt zu thun iſt, und einſt, wenn er gerathen ſollte, der Redner für ſeine Gemeinde wider Eingriffe in Freiheiten und Obrigkeiten; oder, wenn das muthwillige Glück mit ihm ſeinen Scherz treiben will, ein berühmter Lector bei allen künftigen Diſputationen. An dem dringenden Eifer, mit dem er die Karten in die Runde drückt, und mit allen zehn Fingern knapp und feſt hält, und an der Art, wie ſeine rothe Pelzhaube, die er in der Angſt über das linke Ohr herabſchob, auf dem Kopfe ſitzt, bemerkt man ſein angeſtrengtes Nachſinnen und Ueberlegen aller möglichen Fälle, und hinten nach ſeine Verlegenheit, daß ihm nichts gerathen will; er ſieht, welches ſonſt ſeine Sache nicht iſt, ernſthaft und beklemmt aus, wie einer, dem ein unzeitiger Scherz mißlungen iſt, und der es ſelbſt merkt, und innehält. Bald wird er ſich hinter den Ohren kratzen, und ſagen bei ſich ſelbſt: Hm! dießmal hats mich gefangen.

Ueber ihm auf einem Stein ſitzt der dritte, ein ſehr gutherziger Knabe mit einem vollen weichen runden Kopf, und guter Bildung, nur daß ihm das Hemd über die rechte Schulter herabhängt. Mit vieler Freundlichkeit und Wärme zeigt er mit dem Zeigefinger ſeiner rechten Hand ſeinem Kameraden, dem er in die Karten ſieht, einen anſcheinenden Vortheil, worüber jener, ſobald ſich ihm eine Ausſicht öffnen ſoll, ganz gewiß mit ſeinem rechten Arm gegen ihn ſeitwärts emporſtoßen, und rufen wird, er verſtehe das Werk ſchon ſelbſt, und am Ende zur Dankbarkeit ſagen wird: Dieß wäre ihm ehe ſelbſt eingefallen.

Neben ihnen und an ihnen vorbei ſchlenzet linkerſeits der vierte Burſch, ein offner, ſorgloſer, jovialiſcher Kopf, mit einem Angeſicht und mit Augen, in die man nicht hineinſehen kann, ohne mit ihm heiter zu werden. In dem linken Arm trägt er ein kleines rundes Brod, wovon er ſich mit dem krummen Meſſer, das er noch in der linken Hand hält, das Ende abgeſchnitten, und eben einen gewaltigen Biß darein gethan, aber in demſelben Augenblick, als hätte er uns wahrgenommen, ſich mit dem Kopf gegen uns kehret, und ein ſo fröhliches, himmelblaues paar Augen gegen uns wendet, daß man hier, wenn man es auch nie ſelbſt geweſen iſt, deutlich erkläret ſieht, was unbekümmert ſeyn ſagen will. Noch hält er die rechte Hand, worin ein ganz kleiner Ueberreſt des Brodes zu ſehen, nahe an den Mund in der vorigen Stellung, worin er ſie an denſelben hielt; die linke Backe, worin er zu pampfen anfangen wollte, iſt ſo voll geſtopft, daß darüber die Haut geſpannt, und ſie gegen den Mund weiß wird. Ihn aber kümmert dieſes ſo wenig, und es fällt ihm ſo wenig etwas von der Möglichkeit eines Uebelſtandes ein, daß er ſich vielmehr alle Zeit läßt, uns zu betrachten. Er iſt, (um mich, wenn es erlaubt iſt, uralter deutſcher Ausdrücke zu bedienen) paarfüßig und paarköpſicht, und was man an ihm ſieht, ſeine Stellung und Kleidung iſt bequem, vernachläßigt, und faul. Er will ſich die Mühe nicht geben, das Hemd, das über die linke Schulter mit der Schleife eines Gewandes hinabgeſtreift iſt, aufzurichten, und das den Rücken hinabhängende Leibchen, und das kregle (wieder ein altes Wort) flankende Weſen, das jedem andern unausſtehlich ſeyn würde, in Ordnung zu bringen. Die Beine ſtehen ihm aus träger Ruhe vorwärts, ſo, daß er nur dahin ſchlenzen, und halb trippeln wird, wie man an ſeinen braunen und durch ſchweres Auftreten breiten Füßen ſieht, durch Pfützen und Lachen, über Blumen und Miſt, und Eydexen und Kröten.

II.

Die Balgerei um Baumfrüchte.

Hinter einem verfallenen Gebäude irgend eines Schloſſes, wovon man noch in der Ferne einen längſt ruinirten Thurm erblickt, wagten es zwei muthwillige Schlingel, einem wehrloſen kleinen Mädchen, das in einem Korbe Früchte trug, welche abzunehmen; dieſes rief um Hülfe, und zog durch ihr Geſchrei einen andern Jungen aus der Nähe herbei, welcher auf einen dieſer kleinen Räuber mit ſo raſcher Hitze herfiel, und indem er ihn mit der linken Hand bei dem Haar nächſt dem linken Ohr an ſich reißt, ihm mit der rechten Fauſt ſo gewaltſam in den Backen, und zugleich von ſich ſtoßt, daß man alle Augenblicke meint, eines würde aus einander reiſſen, und die mit ganzer Stärke gegriffenen Haare ihm in den Händen bleiben. Er ſcheint ein guter melancholiſcher und unternehmender Knabe zu ſeyn, dem ein plötzlicher edler Unwille, welchen man ihm in ſeinen ſchwarzen, hitzigen und leidenden Augen anſieht, den Muth gab, einen Anfall zu wagen, dem er in die Länge nicht gewachſen ſeyn wird. Noch ſtrenget er, indem er an ſeinen Gegner mit ausgedehntem Körper hinanringet, ſeine äußerſten Kräfte an, und das Zuſammenbeißen und Kneifen ſeines Mundes zeiget, daß es ſeine höchſten und letzten ſind.

Sein Gegner, ein großer ſtarkknochiger Bengel, etwa, wie man aus ſeiner zerriſſenen und durch einen Riemen über die Schulter feſtgemachten grünen Schürze meinen möchte, ein ausgelaſſener Lehrjunge mit einem breiten Geſicht, und ſo nervigen, zähen, fleiſchigen Gliedern, daß man bang iſt, wie es dem weit ſchwächern Knaben ergehen ſoll. In ſeinem Geſicht iſt ſo viele gereizte Wuth, und ſo viel von einem böſen gewaltthätigen Vorſatz, daß ich froh werde, wenn ich daran denke, wie dieß nur eine Vorſtellung auf dem Holz iſt. Alles ſcheint in demſelben verzogen, und gleichſam aus den Angeln geriſſen zu ſeyn. Sein Mund iſt von der linken Seite, wo ihn der rettende Jung heran drückt, und von ſich abhält, aufgedrückt; er ſelbſt zerrt ihn zugleich, in der Bemühung ſeinen von dem Gegner gegen uns entfernten Kopf wider denſelben zu drehen, ſo ſchrecklich gegen ihn hinum, knirſchet mit den ſichtbaren Zähnen ſo grimmig, und wälzt ſeine aufgeriſſenen Augen mit ſo vielem Ausdruck von Schmerz und Zornhitze ſchief und verdreht hinum — Uh! jauchzt er — faßt mit der linken Hand ſeinen von ihm abſtehenden Gegner ſo gewaltſam beim Hemd, und ballt ſo die ſtarke Fauſt ſeines rechten von Saft und Gift ſtrozenden Arms, daß man wohl ſieht, er werde ihn, ſobald er ſich los und in den Schwung kriegt, augenblicklich zu Boden ſchlagen.

In der Hitze des erſten Anfalls hat er das Mädchen zu Boden gerannt, und, indem er wankte, auf den nach der Seite umgeſtürzten offenen Korb mit dem linken Knie ſo feſt ſich aufgeſtützt, daß hiedurch dieſes in eine neue Gefahr gerieth, beſchädigt zu werden.

Das Mädchen ſtützt ſich, den Korb vor ſich, mit der linken Hand auf die Erde, um ſich von ſelber aufzuhelfen, und mit der rechten drückt ſie gegen den Stärkern mit ſichtbarlicher Angſt und Flehen empor, daß er ihrer ſchonen, und ſich entfernen möchte.

Doch, daß ich den dritten nicht vergeſſe, der ſich nichts anders zu wünſchen ſcheint, als daß alles um ihn herum mit etwas anderm beſchäftigt ſeyn, und ſeiner vergeſſen möge Er bekümmert ſich wenig, was mit den übrigen vorgehe, und wer dabei zu Schaden komme, ſondern kriecht auf dem Boden nach den Früchten; und indem er ſeine Augen auf das Mädchen, ob ſie's auch bemerken würde, richtet, ſchleicht er mit der linken Hand nach dem Korbe, aus welchem bereits einige Früchte gefallen ſind, mit ſo einem ſichtbarlichen böſen Vergnügen, und ſo heimlich und ſo frech, daß man fürchten ſollte, er werde dieß Handwerk weiter treiben, wenn niemand, der es ihm dießmal wehret, dazu kömmt.

Was ich hier angezeigt habe, wird nicht nur der Kunſtkenner, ſondern ein jeder, der geſunde Sinne hat, wird es ſo finden, und mit dem Finger hindeuten, und ſprechen: Hier iſt's, was er gemeint, und iſt mehr noch, und weit herrlicher noch, als er geſagt hat.

Der Kunſtverſtändige wird hier die weiſe Anordnung, und die Haushaltung jedes Theils, und die Wahrheit des Kolorits, und das Fleiſch und Leben in jedem Theile mit Vergnügen betrachten; er wird finden, wie ſo alles Hauptſächliche an den Hauptort geſetzt, wie alles beiſammen iſt ſo gerade an der rechten Stelle, daß, wie in einer ſchönen Periode ein einziges verlängertes oder verrücktes Wort oft den Wohllaut trennte, man ſich nie darauf einlaſſen würde, etwas weiter oder näher zu rücken.

Beide werden mit Luſt vor dir ſtehen, und hier ſehen, was Malen heißt.

Könnten die Geiſter der Meiſterſtücke, welche in der Schleißheimer-Gallerie, wo du hinkömmſt, ſich befinden, ſich deiner erfreuen; ſo würden ſie um dieſe Gemälde ſchweben, und ſich an einem Werke ergözen, woran ſie ſehen würden, was von mechaniſchen Farbaufträgern überall und von ihnen ſelten angetroffen wird, ſehen würden, was Malen heißt.

* * *

Fernere Anzeige

einiger Preisarbeiten

aus der

Zeichnungsſchule der Künſtler-Akademie zu Düſſeldorf.

Die Akademie der ſchönen Künſte zu Düſſeldorf, welche ihren Urſprung Sr. churfürſtlichen Durchlaucht zu danken hat, beſitzt bereits alle diejenigen Vortheile, und erfüllet die Erwartungen, die man ſich von ihr unter der Protektion des Grafen von Neſſelrode, und dem Direktor Hr. Lampert Krabe gemacht hat. Dieſem Letztern haben wir hier etwas zu danken, wofür jeder Bayer ihn ſegnen, und die Nachwelt ihn preiſen wird; denn vorzüglich auf ſeine Vorſtellungen, wozu ihn ein heißer Eifer trieb, als er die herrlichen

Gemälde in den churfürſtlichen Schlöſſern ſah, haben ſich Seine churfürſtliche Durchlaucht entſchloſſen, dieſe Schätze nach München zu ſammeln, und zu dem Ende eine eigene Gallerie, womit man eben anfängt, in dem der Reſidenz nahe gelegenen Hofgarten erbauen zu laſſen. Möchte dieß unſterbliche Fürſtenbeiſpiel ermunternd ſeyn, großmüthige Seelen zur Vollendung eines der herrlichſten Dinge, deren ein Land, in dem man die Künſte ſchätzt, fähig ſeyn kann, zur Errichtung einer Akademie der Künſte zu bewegen! Doch ſchon eine Gallerie in München! Freudiger Dankaufruf erhebet die Seele!

Die erwähnte Akademie zu Düſſeldorf beſteht aus dem Protektor, dem Direktor, einem beſtändigen Sekretär, aus einem Profeſſor der Bildhauerkunſt, der Malerei, der Baukunſt, der Perſpective, der Anatomie, der Mythologie, aus einem Lehrer der geiſt- und weltlichen Geſchichte. In dieſen Schulen wird nicht nur den jungen Anfängern der ſchönen, ſondern auch den Lehrjungen der mechaniſchen Künſte der ihnen nöthige Unterricht in dem Grade ertheilt, der ſie fähig macht, die Urſachen und Verbindungen ihrer Arbeiten einzuſehen, und das Gegenwärtige zu verbeſſern, oder zu neuen Erfindungen überzugehen. Jene beſteigen von Zeit zu Zeit höhere Stufen, je nachdem ſich ihre Fähigkeiten erweitern, von deren ſicherer Gewißheit ſie jährlich bei dem rühmlichen und ermunternden Wettſtreit um die Eroberung des Preiſes ihre Proben ablegen. Dieſe Proben beſtehen nicht bloß darin, daß man die Schüler einen bereits ausgearbeiteten Akt nachzeichnen läßt, nämlich nicht in einer Uebung der bloß mechaniſchen Kenntniſſe und Fertigkeiten, ſondern in Uebungen, woran hauptſächlich der Geiſt und der Verſtand des Künſtlers Antheil nehmen, und eigene Erfindung, Anordnung und Ausdruck herrſchen muß. Darin ſoll die Hauptſorge der Lehrer der Kunſt beſtehen, daß ſie ihren Schülern die wahre, ſtille, hohe Würde, und den zweckmäßigen Gebrauch ihres Künſtlerberufes an die Seele legen, und ſie dahin gewöhnen, mit ihren Arbeiten ſtets etwas zu ſuchen und zu wollen. Wenn die fähige Seele einmal ſo entzündet iſt, daß ſie nicht mehr ruhen kann, bis die Geſtalt, welche ſie im Geiſte erblickt, und welche ſie bei Tag und Nacht ſieht, jedermann ſichtbar durch den Pinſel oder den Griffel zugegen ſteht; ſo wird ſie ſich eben darum die nothwendigen Fähigkeiten, welche durch Geduld und Mühe erobert werden, um ſo eifriger angelegen ſeyn laſſen, da kein guter Ausdruck ohne dieſelben hervorkommen kann.

Den Schülern, welche bei dieſer Prüfung erſcheinen, wird die Geſchichte, die ſie bearbeiten ſollen, mit allen ihren Umſtänden und Theilen auf eine Art erklärt, durch welche ſie in den Stand geſetzt werden, ſich derſelben in allen Theilen zu bemächtigen, und dem körperlichen und geiſtigen Schönen des Ausdrucks in Formen und Zügen zu begegnen. Dem Genie allein kann und darf ſich hier der junge Künſtler nicht überlaſſen, da ihn deſſen feurige und beflügelte Hitze oft zu Schwärmereien hinreißen, oder für einzelne Theile einnehmen würde, welche die Einheit des Ganzen trennen und verunſtalten würden. Es gehört Ueberlegung dazu, welche durch Uebung, Erfahrung, und weiſe Betrachtungen gelernt wird, unter den vielen und mannigfaltigen Augenblicken, worin die Geſchichte vorgeſtellt werden kann, gerade denjenigen zu finden, der des ſinnlichſten Ausdruckes fähig iſt, gerade ſo viele Theile, als zur Wirkung des Ganzen nöthig ſind, herzuſchaffen, und dieſelben in ſolchen Gruppen, in ſolchen Stellungen, worin ihnen die Kunſt die heftigſte Anſtrengung geben kann, zu vereinigen, und in alles, was vorhanden iſt, eine Urſache und Abſicht, warum er vorzüglich an dieſem Ort, und in dieſer Geſtalt zugegen iſt, zu legen. So zubereitet, und ſo feurig und klug und vorſichtig gemacht, betreten nunmehr die Schüler den Weg auf dem Felde der Natur, und fangen an, zu ſammeln die Schätze des unendlichen Ueberfluſſes.

Zu einer der Aufgaben, welche ich eben vor mir habe, ward die Geſchichte gewählt, wie Jugurtha vom König Bochus verrathen, und dem Sulla in die Hände geliefert wird. Jugurtha war, wie ſeine Handlungen bezeugen, einer der fähigſten Prinzen und der beſten Generale, welche jemals Völker anführten. Was er rieth, das war klug, und was man auf ſein Wort unternahm, das ward ausgeführt, und alles ging unter ihm wohl von Statten. Mit dieſem außerordentlichen Scharfſinn des Geiſtes verband er eine eben ſo beſondere Leibesſtärke und Geſchicklichkeit, die Waffen zu führen, und niemand hatte leicht den Muth, ſich an ihn zu wagen, oder ihm nahe zu kommen. Da ihm die Römer, deren Verfolgungen er ſich durch ſein ungerechtes Betragen zugezogen hatte, hart zuſetzten, errichtete er mit dem König Bochus eine zärtliche Freundſchaft, und das engſte Bündniß. Und weil ſich dieſer eben bei einem der wichtigſten Römer, dem Sulla befand, trug er ihm auf, er möchte eine gemeinſchaftliche Unterredung bewirken, und ihm den Sulla in ſeine Hände liefern. Sulla hatte dem Bochus ſchon früher den nämlichen Auftrag gemacht, und Bochus, der ein ſchwacher, feiger, veränderlicher Herr war, hatte beiden das nämliche Verſprechen gethan. Salluſt erwähnt dieſer Begebenheit in der Geſchichte von dem jugurthiniſchen Krieg mit dem ſcharfſinnigſten Beobachtungsgeiſt, wodurch ſich dieſer Geſchichtſchreiber vorzüglich auszeichnet. Die letzte Nacht, ſagt er, worauf die Unterredung vor ſich gehen ſollte, wollte der König ſeine Freunde um ſich haben. Er änderte auf der Stelle ſeine Geſinnungen, und man ſagt, er habe, nachdem er die Ueberflüſſigen alle abtreten ließ, äußerſt unruhig mit ſich ſelbſt geſtritten. Er veränderte von Zeit zu Zeit ſeine Mienen und Geſichtsfarben, wechſelte unabläßlig ſeine Stellungen, und verwarf und ergriff bald dieſen bald jenen Entſchluß; die Veränderung ſeiner Geſtalt verrieth deutlich, was in ihm vorging, ungeachtet er in einem tiefen Stillſchweigen verharrte. Doch endlich ließ er den Sulla zu ſich bitten, und machte hierauf zur Aufhebung des Jugurtha die Anſtalten, welche Sulla gewünſcht hatte. Und als man ihm den folgenden Tag meldete, daß Jugurtha bereits heran komme, zog er ihm auf den Schein ſeiner Achtung für ihn unter Begleitung einiger wenigen Freunde und des römiſchen Zahlmeiſters auf einen Hügel entgegen, nach welchem diejenigen, welche bereits im Hinterhalt lagen, leicht ſehen konnten. Jugurtha begab ſich mit den meiſten ſeiner Vertrauten dahin, und er war unbewaffnet, ſo wie man es verabredet hatte. Dieſen Augenblick ſprangen die Nachſteller gemäß eines gegebenen Zeichens auf allen Seiten auf ihn zu. Sein Gefolg wurde ſogleich niedergemacht. Jugurtha aber ward dem Sulla gefeſſelt eingeliefert, und von dieſem zu dem Marius geführt.

Man ſtelle ſich einen Augenblick vor, was man ſelbſt im gegenwärtigen Falle gewählt, und wie man das Ganze angeordnet haben würde. Vielleicht würden manche eine Balgerei und kriegeriſche Unordnung geſchildert, und die Wirkung der Haupttheile vergeſſen haben; andere würden den Jugurtha bereits in Feſſeln vorgeſtellt, und was würde dieſer oder jener nicht gethan haben, um eine Lieblingsidee oder eine Stellung, die er einſt loben hörte, anzubringen.

Nicht alſo der junge Künſtler P. Krahe, der würdige Sohn des großen Vaters, der dieß Werk im Jahre 1778 ausgeführt hat, nachdem er ſich noch eben von Schulen her auf die Kunſt erſt anderthalb Jahre verlegt hatte.

Er wählte gerade den Zeitpunkt, wo Jugurtha ergriffen wird, den Zeitpunkt, welcher, weil von ihm das Vorhergehende und Nachfolgende abhing, der wichtigſte und mithin zum höchſten Ausdruck der fähigſte war.

Jugurtha erſcheint linker Seits unter der Menge der Soldaten, die ihn umringen, wie ein gewaltiger Mann in der äußerſten Anſtrengung ſeiner Kräfte. Er gräbt mit dem linken Fuß in die Erde, und ſtreckt, indem er ſich mit ſeinem rieſenmäßigen Körper hinausſchwingt, ſeinen rechten nervigen Arm, der von Zorn aufzuſchwellen ſcheint, mit einer ſchrecklichen Stärke empor, als wollte er ſeine Feinde wie leichtes heilloſes Geſindel von ſich abſtreifen. Sein zurückgezogener etwas offener Mund knirſchet vor Wuth, und aus ſeinen Augen blitzt verzehrende Rache und Verachtung. Jeder Theil des Körpers ſcheint in Bewegung, und ſcheint ſich mit einer Sicherheit, als könnten ihm ſeine Kräfte nicht verſagen, zu bewegen. Erſtaunen über das unwürdige Verfahren, und furchtloſe Entſchloſſenheit herrſcht in allen Theilen ſeines Geſichts, ſo daß es beinahe ungewiß bleiben möchte, ob er jemals denjenigen, die ihn feſſeln wollen, unterliegen würde, wenn man nicht andere zur Mithülfe herbeieilen ſähe.

Einer ergriff ihn mit aller ſeiner Stärke oben an der Hand am rechten Arm, wo er ihn kaum erreichen kann, und indem er mit ſeiner rechten Hand an des Königs Schulter ſich feſthält, ſucht er mit aller ſeiner Leibesſtärke denſelben nieder zu ziehen, und ſich dieſer Seite zu bemächtigen, ſo wie ſich bereits ein anderer der linken Seite verſichert zu haben ſcheint; doch ruft er mit ſichtbarer Angſt um Hülfe, und um Verſtärkung von ſeinen Mitſoldaten.

Dem erſten ſucht ein Freund des Jugurtha das Schwert von der Seite zu reißen, um damit ſeinen König zu vertheidigen; aber in demſelben Augenblicke faßt ihn ein Römer von hinten her, und würgt und drückt ihm mit der ganzen Gewalt ſeines Arms den Kopf hinunter, daß ihn die Gegenwart der Sinne verlaſſen muß.

Noch härter liegt ein anderer Numidier in einer höchſt leidenden Stellung zu Boden, wohin er auf den Rücken fiel, und eben in der Bemühung, ſich wieder zu erheben, von einem Römer zurückgeſtürzt wird, der mit furchtbarem Ungeſtüm auf ihn ſtößt und eindringt, indem er mit der linken Hand den Kopf ſeines Gegners, den er am Kinn faßt, zurückſtößt, und mit der rechten nach deſſen Schwert mit einem Mördergrimm langt, daß man bereits den dumpfen Hall des Stoßes ins Herz zu hören, und das Herausſchäumen des Bluts zu ſehen glaubt.

Aber noch immer bleibt Jugurtha der erhabenſte Kämpfer unter den Streitenden, und der Sieg wird viele Mühe koſten, und manchen in Noth bringen, wenn er auch, (wie man hinzuſetzen möchte, falls man den Ausgang der Geſchichte nicht ſchon wüßte) je von den Römern errungen werden ſollte. Daran ſcheint niemand ungewiſſer zu ſeyn, als der König Bochus, der wie vor Schrecken außer ſich, und in einer Höllenangſt im Hinterhalt ſitzt. O wenn er loskäme! ſchreit er mit knatterndem Zähnklappern, und ſtreckt, als geſchähe es wirklich, ſeine beiden Hände von ſich. O wenn er euch loskäme! Die Blödigkeit ſitzt ihm auf ſeinem todtblaſſen Geſichte, und es iſt nichts gewiſſers, als daß er dieſen Augenblick ſein Wort wieder zurücknehmen würde, wenn es noch in ſeiner Gewalt ſtehen könnte. Dieſe einer königlichen Würde unanſtändige, und vielleicht zweideutige Furcht des Bochus, macht ſelbſt den Sulla bekümmert, der ſich ganz mit ihm beſchäftigt, und um ihn zu ſtärken, ſich eben zu ihm niederneigt, und ſeine Hände angefaßt zu haben ſcheint, indem er mit ſeiner rechten Hand des Königs linken Arm unterſtützt, auch noch wirklich mit dem ihm ganz zugekehrten Körper vor ihm ſteht, aber nun gerade, vielleicht durch einen plötzlichen Schrei des Bochus eben dazu veranlaßt, den Kopf nach der Begebenheit wendet, und mit der heftigen unerſchrockenen Miene eines Befehlshabers, und dem Trotz eines Gebieters, der nie daran zweifelt, daß man ſeinen Willen vollziehen werde, unwillig iſt, daß man mit demſelben zaudere, und mit auffahrender Strenge befiehlt, ihn ungeſäumt zu vollſtrecken. Er befindet ſich in vollen Kräften männlicher Jahre, und ſcheint am geprüften und abgehärteten Kriegergeiſt dem Jugurtha nichts nachzugeben; wie er denn ſeine linke Hand mit einer hohen Geberde ausſtreckt, als wollte er mit dem hingehobenen Zeigefinger an Ort und Stelle weiſen, wo ſie zugreifen, und den Ueberwundenen feſthalten ſollten.

Hinter dem Bochus ſind vier Perſonen von ihren Begleitern, welche die einzigen ſind, an denen ich zu viele Ruhe und Antheilloſigkeit wahrzunehmen glaube.

In der Ferne zwiſchen Bäumen und Geſträuchen und Gräben lauft und ſtürzt, und ſtirbt alles, Sieger und Beſiegte durch einander im ſchrecklichen Gewühl der Flucht und des Gedränges, und der ſich aufbäumenden und zertretenden Streitroſſe, und des markdurchdringenden Hülferufens der Unterdrückten, deren Geſchrei bis in die Wolken dringt.

Stünde dieſen Augenblick dieſe Zeichnung im Leben, du würdeſt vor Schrecken an die Erde dich halten, und den nächſten Hügeln rufen, daß ſie dich bedeckten.

Von den

ökonomischen Vortheilen,

welche wir aus den zeichnenden Künſten ziehen können.

Wenn ein Künſtler in ſeinem Eifer ſich wundern ſollte, wie ich auf den Gedanken verfallen konnte, ſeinen hohen Beruf von einer Seite zu betrachten, die denſelben gleichſam entheiligt, und bis zur Klaſſe gemeiner Gewerbe herabſetzt: ſo wünſchte ich nur, daß dieß ſchöne Befremden ganz aus reiner Liebe und Hochachtung für die Kunſt, und nicht aus einem unzeitigen Stolz in ſeinem Herzen entſtanden ſey, der ihn hindern würde, ſelbſt auf die Verbreitung deſſen, was ihm ſo werth iſt, zu ſehen, und auf diejenigen, für welche ſeine eignen Talente einzig angelegt, und von welchen ſie unterſtützt werden, die nothwendige Rückſicht zu nehmen. So verzeihlich der Irthum ſeyn mag, wenn ein großer Mann, dem nur das Edle und Würdige ſeines Thuns im ganzen Umfange vor Augen liegt, darum verlanget, daß ſchon allein dieſer innere Werth den übrigen Theil der Menſchen zum Verlangen nach demſelben hinreißen ſoll: ſo bleibt es doch allemal ein Irthum, und man hat Unrecht, jene unumſchränkte Hochachtung für die Künſte im voraus zu fordern, die man erſt durch dieſe hervorbringen will. Zum Anſchauen der verborgenen Schönheit derſelben gehört ſchon ein geiſtiges Aug, und wer jene Verſicherung, daß ſie den Geiſt verfeinern und die Denkungsart erhöhen, richtig begreifen will, der muß ſchon ſelbſt dahin gelangt, oder auf dem Wege dahin zu kommen, begriffen ſeyn. Auch ſollten wir wohl kaum glauben, wie wenig oft ſelbſt diejenigen Meiſter, die auf ihre mit Mühe erworbene Geſchicklichkeit ſich am meiſten zu gut thun, in Grund und Wahrheit beitragen, die Ahndung des Publikums, daß es wie für die Ohren, ſo eine Muſik, eine Beredſamkeit für das Auge und das Herz gebe, zu erklären, und das Weſen, die Seele ihrer Kunſt von den Verdienſten, welche bloß mechaniſch ſind, zu unterſcheiden. Man kann das Talent ausüben, einen Waſſertropfen, einen Vorhang wie lebendig zu malen, ein Talent, das an ſich gewiß, ſo wie jeder unermüdete Fleiß, und jede bis zum Seltnen erhöhte Geſchicklichkeit alle Hochachtung und Aufmunterung verdient; aber man kann das ausüben, ohne die Kenntniß von dem Innern der Malerkunſt, oder überhaupt den wahren Begriff von den Geheimniſſen der Künſte zu beſitzen.

Doch je wahrer und fühlbarer der Einfluß der Künſte, da, wo ſie einmal ſich ausbreiten, ſich zeiget: deſto unermüdeter ſoll man daran ſeyn, die Wege, auf denen ſie ſich gewöhnlich befeſtigen, zu bahnen, und die Mittel, von denen die Erfahrung lehrt, daß ſie die zuverläſſigſten ſind, mit ernſtlichem Eifer zu unterſtützen. Es iſt eine weiſe Einrichtung, daß zur Erweckung des menſchlichen Fleißes auch den unkörperlichſten Dingen nebenſeitige Quellen äußerlicher Vortheile verliehen ſind, und ſie haben ſchon oft gethan, was die Weisheit nicht thun konnte, haben dem Menſchen zum Nachdenken, und vermittelſt ſolcher Belohnungen, die unter die Sinne fallen, zur Aufnahme nützlicher Kenntniſſe, und zu ſeiner Veredlung verholfen. Die wahren würdigen Gedanken und Werke ſind nichts weniger, als einſam; und gleichwie das Weſentlichſte derſelben weder im Beſchwerlichen, noch minder im Koſtbaren zu ſuchen iſt: ſo werden ſie, je weiter ſie ſich unſern auch gegenwärtigen Vortheilen und Augen entziehen, immer verdächtiger, rücken ſie immer näher zum Tand unnützer Spielwerke. Diejenige Flamme, welche, ſo zu reden, in dem Herzen des Künſtlers aus ſich ſelbſt entſteht, iſt zu überirdiſch, als daß ſie alle diejenigen, welche nachmals die Künſte mit gutem Erfolg getrieben, anfangs begeiſtert, und die einzige Urſache des mächtigen Anſehens und Schutzes, welchen die Künſte in ganzen Ländern vor andern genießen, geweſen ſeyn ſollten.

Oekonomiſche Vortheile fließen einer Stadt aus den zeichnenden Künſten zu, wenn dieſelbe eine lehrreiche zum öffentlichen Genuß gewidmete Sammlung berühmter Kunſtwerke beſitzt, oder in einer wohleingerichteten Schule eine Anzahl junger, fähiger Köpfe bildet, und zum Nacheifer aufweckt. Es iſt Schade, eines von dem andern zu trennen, da beide dazu gemacht ſind, ſich zu unterſtützen, und den gemeinſchaftlichen und den bürgerlichen Vortheil zu befördern.

Um Gemälde, Bildſäulen u. ſ. w. zu ſehen, reiſet man aus entfernten Ländern, und ſchleppt man Schätze nach Italien, welche ſich der Inländer gleich einem Zinſe, mit heimlichem Stolz entrichten läßt, ohne zu dem was von jeher jedermann ſehen wollte, das Geringſte hinzu zu thun. Manches Land beſitzt herrlichere Dinge, als es wohl ſelbſt weiß; (wenigſtens würde, was wir Bayern beſitzen, wäre es ausgehoben und geordnet, wie etwas Neues, wie etwas nie Geſehenes erſcheinen, und Deutſchlands edle Eiferſucht und Europens Verwunderung nach ſich ziehen) und Kenner und Liebhaber ſuchen ſolche Schätze von ſelbſt, wenn ſie einmal verſichert ſind, daß für den freien Zutritt, und die nothwendige Bequemlichkeit geſorgt iſt, dieſelben in den Stunden des Eifers, der Erholung und Muße ungehindert zu beſuchen. Wie man gerne einen Umweg nimmt, um eine ſeltne Feierlichkeit zu ſehen; ſo würde man es auch, und mit größerer Sehnſucht, wie vielleicht die meiſtenmale mit größrer Ehre, wenigſtens allemal mit größerm Nutzen thun, und es würde bald eine Schande ſeyn, durch Deutſchland zu reiſen, ohne nach dieſer Sammlung eine Wahlfahrt gemacht, und das Sehenswürdigſte, was der Geiſt des Menſchen hervorbringt, geſehen zu haben. Und einmal zugegen ſeyn, und lange zugegen bleiben, würde gewöhnlich eines die Folge des andern ſeyn. Ein ſchönes Gemälde iſt für ſchöne Seelen, was für ſie ein auf dem Wege gefundener Freund iſt. Man will mit vollem Herzen ſeiner ſich freuen, je mehr man weiß, daß man, was man an ihm fand, nicht bald wieder treffen wird, und man muß ſich losreißen, wenn man zu weiterer Reiſe von ſeiner Seite ſich trennen will. Wer außer dem einen Tage geblieben wäre, würde ſich zehen und länger verweilen, und zu dem, was ihn ergötzte, auch andere ermuntern. Hier würde mancher Fremde ſeine ſeligſten Stunden genießen, ſeine größten Gedanken denken; und, erinnerte er ſich der Tage, wo er ſein Leben, wie des Lebens unter Unſterblichen genoſſen: ſo würde er ſich dieſer Sammlung erinnern. Hier würde mancher, ſtrömten auf ihn die Ideen der Künſtler, von ſeiner Trägheit ſich aufmahnen, und mit heiligem Feuer irgend eine gute Geſinnung erwärmen. Hier würde vielleicht mancher ſeinen Freund, ſeinen Rathgeber finden, oder ein Talent entdecken, das kein andrer gekannt hat.

Und wenn dieſe Schätze Werke unſrer Hände wären, wenn es, liebe Brüder, Werke unſers Vaterlands wären! Wenn nicht nur der unbeſchreibliche Aufwand, der darauf verwendet worden, in dem Umlauf unſer, wenn auch die Ehre, ſie größtentheils verfertigt, das Schönſte und Herrlichſte davon verfertigt zu haben, unſer wäre! Es iſt die ehrenvollſte

Zierde für die Wohnung des Mannes, der eine mehr als gemeine Kenntniß beſitzt, dieſelbe mit den Werken des Pinſels oder Griffels zu ſchmücken; es iſt die anſtändigſte Ergötzung für den, deſſen Seele höhere, als gemeine Bedürfniſſe zu befriedigen hat, im Genuß der Künſte zu ruhen; es iſt Pflicht und Fürſtenberuf, die Denkmäler des menſchlichen Gefühls und der Empfindung zu bewahren und aufzurufen; aber wer für die Ehre ſeines Vaterlandes glühen und wünſchen kann, der betrachtet ſie nie, ohne in ſein Vergnügen den heimlichen Wunſch zu miſchen, daß ſie unſer ſeyn möchten. So viele Gemälde von den Händen der Ausländer in unſern Tempeln und Palläſten, ſo viele Kupferſtiche in unſern Häuſern, und unter denſelben ſo viele Bilder ihrer Thaten, ſo viele Portraite ihrer Helden! O wer das nicht beneiden ſollte! Wer nicht heiß wünſchen ſollte, dem Franzoſen und Niederländer u. ſ. w. jene Hochſchätzung, die ſie der Welt mit ſo baarem Recht von ſich aufdringen, zurückgeben zu können!

Doch ich ſpreche von der Ehre, und vergeſſe, daß ich allein von ökonomiſchen Vortheilen ſprechen wollte. Aber wie könnte ich die unermeßlichen Summen, die für dieſe Schätze, für dieſe Zierden ins Ausland gingen, und jährlich dahin gehen, vergeſſen? Wie könnte ein guter Haushalter nicht merken, daß, wenn dieſe Summen bei uns blieben, wenn ſie wohl noch verdoppelt zu uns, ſtatt fernhin, flöſſen, es wohl der thätigſten, großmüthigſten Anſtalten, und des Schweißes der Edelſten lohnen würde, dieſe Ehre mit dieſen Vortheilen an ſich zu ziehen?

Es gibt keinen dauerhaftern, freiern, verſichertern Handel, als den man (man erlaube mir, ſo zu ſprechen) mit Geiſt und Erfindung treibt. Der Fortgang aller inländiſchen Manufakturen hängt allemal von der beſondern Güte und Dauer der inländiſchen Produkte ab; aber jeder, der rauheſte Himmelsſtrich hat vortreffliche Köpfe, und man kann keinem verwehren, einen andern zu übertreffen, und die, welche bisher im Ruf der Meiſter ſtanden, verhältnißweiſe zu Schülern zu machen. So weit wird ſich wohl keiner von uns erniedrigen, daß er nicht mit redlichem Ungeſtüm behaupten ſollte, daß, wenn wir eine Künſtlerakademie hätten, wie die Ausländer, wir auch, wie ſie, die vielen großen Meiſter, die häufigen Arbeiten des Griffels, des Meißels und Pinſels haben würden. Wehe den übrigen Ländern, wenn es je möglich wäre, dieſe Seelenprodukte ganz allein an ſich zu ziehen! Ein Kupferhändler, wie es deren viele in

Holland und Frankreich und Italien gibt, würde nie ſeinen Handel mit dem beträchtlichſten unſrer Kaufleute vertauſchen, ſo wie die Staaten, für welche ſie ihre Reichthümer ſammeln, mit unabläßlichem Eifer beſorgt ſind, die Quellen, woraus dieſe herrlichen Arbeiten ſich fortpflanzen, zu unterhalten, und fähige Köpfe mit Unterricht und Unterſtützung zu ermuntern. Die für einen Staat, wie der unſrige iſt, unbeträchtlichen Ausgaben, welche ſie anfangs auf Lehrer und Schüler verwenden mußten, Ausgaben, die hier allemal im Inland verbleiben, ſind ihnen lange mit unendlichen Zinſen zurückgekommen, und ſie würden, wenn ſie nicht ſchon gleichſam in dem Beſitz dieſer Vortheile wären, tauſendmal ihre Schauſpielhäuſer, deren Nutzen gegenwärtig unendlich geringer iſt, ſchließen, um ihre Akademien wieder errichten und benutzen zu können. Welcher Schauſpieler gibt ſeinen Landsleuten das dauernde Vergnügen, die ergiebigen Vortheile, die Ehre bei den Ausländern, das Andenken bei der Nachwelt, wie z. B. die Kupferſtecher Wille und Waterloo, wie die Maler Rubens und van Dyk? Noch ſteht man mit Entzücken vor ihren lebenden Werken da; und je tiefer ſie in die Zeiten dahin gehen, deſto ſchätzbarer werden ſie daſtehen, und immer herrlicher erſcheinen.

Und könnte man auch nichts hoffen, als den Eifer des Inlands nach inländiſchen Produkten der Kunſt, ſo läge ſchon darin die heiligſte Urſache, einer Schule, woraus dieſelben hervorgiengen, Bewegung und Dauer zu geben. Ich meines Theils begreife nie, was man ſagen will, wenn man ſo zuverſichtlich von dem Blühen und dem goldnen Alter der Künſte ſpricht. Noch haben ſie auf das Publikum gar keinen Einfluß, und ihre Kenntniſſe ſind, wie die Diamanten an den Fingern der Großen, ſeltne Erſcheinungen. Unter zehen, die ſich ein Kabinet ſammeln, thun es neun aus der vornehmen Nothwendigkeit, die zu einer andern Zeit die Sammlung eines Schmetterlingcabinets ihnen eben ſo nothwendig macht, und die Folge davon iſt ein bischen Liebhaberei und die Beurtheilung ſolcher Dinge, an welche gewöhnlich kein Maler zu denken pflegt. Das Volk bleibt indeß unbelehrt, und in den Häuſern der Privatleute hängen Vorſtellungen und Abdrücke, die die Künſte, und manchmal die geſunde Vernunft mißhandeln. Daß gute oder ſchlechte Vorſtellungen ſinnlicher Dinge, an welche man von ſeinen erſten Jahren gewöhnt, von welchen man allenthalben umgeben wird, einen vorzüglichen Einfluß auf das Gefühl eines Volks, und auf ſeine Begriffe von ſittlicher Schönheit, Ordnung und Würde behaupten, iſt eben ſo gewiß, als bei einer wichtigen Sache ein Unterſchied zwiſchen Unordnung und geiſtvoller Wahrheit des Vortrags iſt. Dieſen Mangel an würdigen Bildern mit den Arbeiten der Ausländer zu beſetzen, iſt dem gemeinen Bürger wegen Höhe des Preiſes nicht möglich; und wäre es möglich: ſo möchte es auf einer andern Seite um ſo weniger tröſtlich ſeyn, ſich ſein Vergnügen, einen Theil ſeiner Bildung, ſeiner Seelennahrung von Ausländern reichen zu laſſen. Eine Pflanzſchule junger Künſtler, Zeichner und Kupferſtecher würde dem Hauſe des Edelmanns bald Produkte liefern, die ſeinem Geſchmack Ehre machen, und dem Hauſe des Bürgers Luſt und Erbauung verſchaffen. Mancher würde, wie ehemals, einem Künſtler Ermunterung geben; und wie einſt die einfache Lebensart den alten Enthuſiasmus für das Gefühl der Natur in den Kunſtwerken hervorbrachte: ſo läßt ſich hoffen, daß nunmehr dieſes vorausgeſetzt, fähig ſeyn würde, jene Einfalt zurückzuführen. Man kann von Künſten nicht urtheilen, ohne von dem, wohin die Künſte am Ende führen, genau bekannt, und dafür liebgewonnen zu werden. Ich wünſchte, daß auf gewiſſe Art jedermann ſich anmaßte, ein Kunſtkenner zu ſeyn, und daß wir, wie die Patriarchen der Kunſt, unſere Becher und Geſchirre zu Denkmälern der Kunſt, und zu Vorſtellungen derſelben umſchafften. Iſt eine Thorheit nützlich: ſo iſt es dieſe, und es iſt unendlichmal beſſer und rühmlicher, aus einer Eitelkeit, die am Ende doch zu guten Dingen führt, ſeinen alltäglichen Großvater in einen Luſtgarten ſchnitzen, als fremde ſchädliche Getränke, oder unnöthige und koſtbare Waaren aus fremden Ländern kommen zu laſſen. Es iſt unendlichmal beſſer mit ganzer Seele in ſeinem Zimmer vor einem Kunſtwerk zu ſitzen, und in demſelben etwas, das nicht darin liegt, zu finden, und dabei gutherzig und nüchtern zu bleiben, als ſich mit dem Nachahmen eines übertriebnen Aufwands, und allen Arten von Schwelgereien oft ſein Hausweſen, oft ſeine Sitten zu Grund zu richten.

Ich ſehe ſelten ein vortreffliches Werk eines inländiſchen Künſtlers, der ganz im Inlande ſich bildete, ohne eben aus dem, was er ſchon geleiſtet hat, auf das, was er unter beſſern Umſtänden geleiſtet haben würde, zu ſchließen. Iſt der Mann aus eignem Antrieb auf hohe Dinge verfallen, hat er aus eigner Erfindung große Schwierigkeiten überwunden, was würde er bei einem genauern wahren Unterricht, bei einer thätigern Aufmunterung gethan haben! Viele dieſer Künſtler würden ihre Kenntniſſe erweitert, ihren Geſchmack erhöhet, und ihre Werke mit ſchöpfriſcher Liebe gearbeitet haben, wenn ſie eine Anweiſung genoſſen hätten, — nicht wie in den meiſten Schulen geſchieht, an einen gewiſſen Styl, an die Formen gewiſſer Meiſter ſklaviſch ſich anzuhängen, ſondern jene allgemeine Anweiſung, welche der Seele den Begriff guter Ideen verſchafft, ohne ihr die Freiheit zu benehmen, ohne ſie partheiiſch mehr für das Gras, als für den Eichbaum, mehr für den Helden als den niedrigen Taglöhner, mehr für den Schmerz, als für die Freude zu bilden. Viele würden ihre Arbeiten mit inniger Liebe, und mit wenigerm Gefühl von ſaurer Mühe gearbeitet, und ſich den Muth genommen haben, den Liebhaber des Gemäldes für den des beſten Ausdrucks fähigſten Augenblick zu bereden, wenn ſie in einer guten Schule gehört, und durch eine gewählte Lectüre und Erfahrung ſich überzeugt hätten, daß der Ausdruck die Seele der Malerei, und daß Zeichnung und Farbengebung allein zu dieſem Ende vorhanden ſeyen; und eben dorum würden ſie die würdigſten Gegenſtände gewählt, und ihre Bemühung dahin gerichtet haben, mit ihrem Sammeln aus der Natur einen wohlthätigen

Endzweck zu verbinden, und ihrer Kunſt das gehörige Anſehen zu geben.

Doch eben ſo wichtig liegt mir die folgende Anmerkung auf dem Herzen, an die ich ſchon ſo oft gewünſcht habe, meine Landsleute erinnern, und ſie zum Nachdenken über ſelbe bewegen zu können. Die Söhne der Beamten, auch der Räthe, ſind faſt die einzigen, denen, (geſetzt nämlich, daß ihre Anzahl zu groß wäre, als daß die vorhandnen Aemter mit ihnen beſetzt werden könnten;) ſind, ſage ich, die einzigen, denen die Standswahl, und manchmal die Verſorgung am ſchwerſten fällt. Es iſt ihnen gemeiniglich nichts übrig, als in die Fußſtapfen ihrer Aeltern zu treten, oder einen Stand, wozu ſie vielleicht weder Neigung, noch Fähigkeit beſitzen, zu wählen. So kühn es ſeyn mag, ſo iſt es, däucht mich, ganz wahrſcheinlich, wenn ich behaupte, daß das trockene, meiſtentheils mit ſtetem Verdruß überhäufte Leben manches Rechtsgelehrten am ſeltenſten geſucht werden würde, wenn man Freiheit und Ausſicht hätte, in einen andern Stand mit gleichen Vortheilen einzutreten. Ein Handwerk zu lernen, dafür ſtreitet (und ich will auch gar nichts einwenden) gegenwärtig nun einmal das Vorurtheil; der Weg zur Handelſchaft iſt beinahe unbekannt, vielleicht wohl gar verſchloſſen. Sollte nicht der Weg zur Kunſt der einzige ſeyn, den man mit Ruhm, mit Ehre und Vortheil betreten kann? Sollte ein Baumeiſter, der den Grund ſeiner Kunſt ſtudirt, der ſich die Fähigkeit erworben hat, die wichtigſten Gebäude einer Stadt mit Einſicht und Geſchmack bequem und dauerhaft zu bauen, nicht würdig der Bemühung des Edlern ſeyn? Sollte es nicht ruhmwürdig ſeyn, eine Kunſt zu lernen, und auszuüben, deren Erlernung man in dem aufgeklärteſten Zeitalter allein den Fürſten, und den Großen vom erſten Range erlaubt hat? *) Sollte es nicht mancher Familie mehr Ehre und Vergnügen ſeyn, unter ihnen auch nur Einen Corregio, Einen Mann, der Geiſt und Kraft bewieſen, als hundert, die da thaten, was vielleicht jeder thun konnte, die einer nach dem andern vergeſſen ſind, zu zählen? Und ganz gewiß wäre das mancher geworden, der auf dem Poſten ſeines Amts, wozu er von Natur nicht geſchickt war, unglücklich zurückgeblieben.

---

*) Es war z. B. erſt zu Sicyon, dann im ganzen Griechenland durch ein öffentliches Edikt verboten, daß zur Schule des Pamphilus, damit dieſe Kunſt nicht zu allgemein und verachtet werden möchte, allein die Adelichen gelaſſen werden ſollten.

Auch die mechaniſchen Künſte würden, wenn in einer guten Zeichnungsſchule die Lehrjungen der Handwerker die erſten Grundſätze begriffen, Verſchönerung und Aufnahme gewinnen. Es iſt doch wenig Vortheil und Ehre, an keine Verbeſſerung zu denken, und bei dem, was man Mode nennt, zu warten, bis gleichwohl durch irgend einen Fremden etwas vom Ausland hereinkömmt. Die Induſtrie, von Geſchicklichkeit unterſtützt, würde tauſend Dinge erfinden, welche die manchmal ausſchweifenden Einfälle der Fremden verdrängen, und dem Inland beſſer gefallen, und beſſer anſtehen würden. Der feurige häusliche Junge, wenn er auch nichts weiter, als auf der Erde dahin ſtreifen gelernt, wird ſich unvermuthet den Muth nehmen, auf dieſe und jene Höhen zu lüpfen, und ſich überzeugen, daß er auch dahin, wohin andre geſtiegen ſind, und noch weiter zu ſteigen im Stande ſey.

Ich habe in ſüßer Stille des Herzens einen Traum geträumet, von dem ich mit dem Wunſch erwachte, daß ihn jedermann fühlen möchte. Obgleich das Geſicht, das vor meiner Seele ſtund, vorüber iſt: ſo iſt mir doch, wie einem, der, wenn er aus dem Licht in die Dämmerung tritt, vor ſich lange noch Licht ſieht, als ſähe ich auf unſern Straßen eine Menge Einwohner mit begeiſterten Mienen, ſtolz und unternehmend einher gehen; — mir iſt, als ſehe ich meine lieben Landsleute, nachdem ſie den Muth, welchen ſie beſitzen, für das Vaterland Feuer zu trinken, und dem Tode zu liebkoſen, zur Verſchönerung des Vaterlands anwandten, wie in verklärten Geſtalten; — als erzählte man mir, die niemals untergehenden Worte, die man in die Jahresbücher eintrug, welche dieſer und jener Große von den Künſten geſprochen und als ſehe ich die herrlichen kühnen Unternehmungen, die man zur Verfeinerung des menſchlichen Geiſtes vorgeſchlagen, unternommen und ausgeführt hat.

Die Welt iſt, ich ſehe es, von unſern Denkmälern voll. Unſere Künſtler tragen unſere Namen, bis in andere Welttheile und fremde Nationen nennen uns, wenn ſie Beiſpiele zur Nachahmung nennen wollen. Die Weiſen guter Völker kommen zu uns, um, was ſie, in der Ferne hören, daß es ſeyn ſollte, daß es iſt, in der Nähe mit ihren Augen zu ſehen, — und zu betrachten, und zu genießen die Ausführung eines Wunſches, den ein höheres Selbſtvertrauen uns eingab, Bayern zum Sitz der Künſte, und München zur ſchönſten der Städte zu machen.

An die Künstler meines Vaterlandes.

Ich bin geſinnt, meine theuern Freunde, und mache hiemit den Anfang, etwas zu thun, was längſt hätte geſchehen ſollen, nämlich eine ununterbrochene, und (ſo weit es in meiner Macht ſteht) vollſtändige Sammlung Ihrer Werke herauszugeben, und dadurch unſerm Vaterlande ein erfreuliches Denkmal von Ruhm und vielſeitigem Nutzen zu errichten. Es ſoll ſowohl dazu dienen, den Würdigſten aus Ihnen jene Ermunterung, welche edelmüthige Gemüther über eine zweckmäßige Verbreitung ihrer Werke empfinden, zu gewähren, als auch vorzüglich dazu, uns auf Ihren Beſitz ſtolz zu machen, und mit einer thätigen Hochachtung für die Künſte zu erfüllen. Noch ſcheinen viele unter uns nicht zu wiſſen, daß nicht Geld und Geburt, ſondern ein feiner Verſtand den Werth des Mannes beſtimme, und daß, wenn von den Vorzügen eines Landes bei dem Ausland oder der Nachwelt die Rede iſt, man nicht nach der Anzahl vornehmer und begüterter Leute, ſondern einzig nach den Künſtlern und Gelehrten, und nach den Wenigen, welche dieſen an Geiſteskräften gleichkommen, frage, und es nach dieſen beurtheile. Was ehmals ſieben griechiſche Städte thaten, daß ſie ſich um die Ehre ſtritten, den Homer geboren zu haben: das lebt noch bei jedem Volk, und jedes dünkt ſich dadurch groß zu werden, wenn es ſich rühmen kann, große Männer als Mitbürger gezählt zu haben. Und in der That liegt in dieſer rühmlichen Eiferſucht wenigſtens im Grunde immer etwas Großes, in ſo weit nämlich die Entſtehung und mächtige Wirkung außerordentlich fähiger und geſchickter Leute ein Beweis ſeyn ſoll, daß ſie in der Einrichtung ihres Vaterlandes und den Eigenſchaften ihrer Landsleute den Anlaß, ſich zu entwickeln, und die Ermunterung, ſich vollkommen zu machen, gefunden haben.

Wenn nun gründliche und ausgebreitete Begriffe von einer rühmlichen Kunſt die kürzeſten und einzigen Wege ſind, einen allgemeinen Eifer und belohnenden Geſchmack für denſelben zu verbreiten: ſo iſt es mehr, als Hoffnung und Zuverſicht, es iſt gegenwärtige

Gewißheit, daß wenn wir unſern Fleiß vereinigen, für die Künſte Aufmerkſamkeit zu erregen, wir bei denjenigen, welche dieſe unterſtützen können, bald eine heftige Neigung für ſie erwecken, und der beſten Sache vielfältig emporhelfen werden. Wenn dieß bisher nicht geſchah; wenn ein großer Theil unter den Reichen und Adelichen der Werke einer himmliſchen Eingebung nicht achtete: ſo war daran immer ein grober Mangel an hinlänglichen Kenntniſſen Schuld; denn der Reiz der Künſte nimmt, ſobald man ſeiner anſichtig wird, den Geiſt gefangen, und das Vergnügen über den Anblick und Genuß geiſtiger Schönheiten, welche uns die Ideen und Wahrnehmung der Verhältniſſe gewähren, wächſt mit jedem Tage, wo es einmal Grund gefaßt hat. Dann wird geſchehen, meine Freunde, was ich mir von andern Dingen, wenn ihre Kenntniſſe in die Häuſer kommen, verſprochen habe; es wird denjenigen, welche Arbeiten beſtellen, nicht mehr frei ſtehen, Ihnen alberne Vorſtellungen, welche die geſunde Vernunft verabſcheut, zuzumuthen, und Ihre Namen bei der Nachwelt in ein zweideutiges Licht zu ſetzen. Wie bedaure ich Sie, wenn man ſie nöthigt, auf die Spitze eines Kirchthurms eine Statue zu ſtellen, oder etwas zum Lachen zu zwingen, was ſeiner Natur nach Thränen vergießen will!

Ich hoffe, daß das Wenige, was ich gegenwärtig einrücke, Sie alle ermuntern ſoll, Nachrichten von ihren Werken mir zukommen zu laſſen, und an dieſer Geſchichte unſers Ruhms gemeinſchaftlichen Antheil zu nehmen. Was ich thun kann, Sie von der Ehre und der Erfüllung Ihres Endzwecks bei der Kunſt, welcher durch ſo ein gemeinſchaftliches Verſtändniß erhalten werden müßte, zu überzeugen, das werde ich mit dem angeſtrengteſten Eifer thun, und dieß hauptſächlich dadurch, daß ich jede Gelegenheit ergreife, ſowohl dem Theile des Publikums, welcher Ihre Werke noch nicht hinlänglich zu ſchätzen weiß, eine hohe Achtung für dieſelben einzuflößen, als auch meine freundſchaftlichſte Erinnerung, wo ich glaube, daß die Kunſt daraus eigene Vortheile ziehen könnte, unermüdet vorzulegen.

Ich bitte Sie, leſen ſie dieſen Aufſatz, welchen ich unter den Papieren des vortrefflichen **Kraft**, gefunden habe. Ich will ihn ganz ungeändert und buchſtäblich herſetzen:

„Die Malerei hat ihren Urſprung den Egyptiern zu danken. Sie war aber fürwahr ganz ungeſtaltet. Von dort kam ſie zu den Griechen, welche durch Aemſigkeit, Fleiß und durch die Stärke ihres Witzes und Geiſtes, dieſelbe fortpflanzten und bebauten. Durch die Griechen gelangte ſie zu einer ſolchen Vollkommenheit, daß es ſchien, ſie haben die Natur ſelbſt übertroffen.

Durch dieſe großen Leute von vortrefflichem Witz und Verſtand wurden vier Hauptſchulen der Kunſt oder Akademien aufgeſtellt, nämlich zu Athen, zu Sicyon, in Rhodus und in Corinth, unter welchen man ſehr wenig Unterſchied wahrnimmt, außer in der Manier zu arbeiten, wie ſolches die antiken Statuen beweiſen, welche die Regeln der Schönheit ſind, und dergleichen in mehr als tauſend Jahren nicht mehr hervorgebracht worden, obſchon es gelungen iſt, nicht weniger durch die Wiſſenſchaft, als durch die Manier, ſolche zu bearbeiten, ſich davon nicht viel zu entfernen.

Weil es nun in der Malerei darauf ankömmt, daß die Eintheilung und Verbindung der Sachen insgemein und insbeſondere gut ausfalle; ſo kommt es hauptſächlich auf die Erfindung an, welche der erſte Theil der Malerei iſt, zu welcher die Zeichnung und die Farbe gehört. Ohne dieſe drei kann ſich niemand einen Maler nennen; ſo wenig als jemand ohne Leib, Seele und Vernunft ein Menſch ſeyn kann, der aus dieſen dreien beſtehen muß.

Mit was für einem Grund und Recht kann ſich alſo derjenige einen Maler nennen, welcher nichts verrichtet, als Copiren, und fremde Arbeiten ſich zueignet, alſo raubet? Sie mögen noch ſo geſchickt ſeyn als ſie wollen, ſo erlangen ſie doch dadurch wenig Ehre. Solche Leute werden Nachahmer, ein verächtliches Thier genannt.

O Imitatores! Servum pecus!

Dieſen iſt es unbekannt, was ihnen doch am allernothwendigſten wäre, daß nämlich mit der Schönheit der Zeichnung die Hiſtorie und Poeſie verbunden ſeyn müſſe, wenn ein Stück von Malerei und Sculptur vortrefflich erſcheinen ſoll.

Die Erfindung iſt eine Muſe, welcher alle Wiſſenſchaften, abſonderlich aber die ſogenannten ſchönen und bildenden, als der Inhalt aller andern zugeſchrieben werden. Dieſe ermuntern den Geiſt, halten ihn aufrecht, machen ihn vollkommen, feurig und geſchickt.

Große Meiſter und Künſtler waren dieſen ganz ergeben, und wurden dadurch groß, um ſo mehr, als ſie viel geſehen, geleſen, und dadurch gelernet haben. Daher ſollten die Maler mit dem Vorrath ſolcher Schriften verſehen ſeyn. Dadurch würden ſie ſich in die Höhe ſchwingen, und nicht genöthigt ſeyn, immer nur in der Tiefe zu verharren, oder wenn ſie ſich hoch ſchwingen, deſto höher zu fallen, weil ſie ſich fremder Flügel bedienen, deren Kraft und Gebrauch ſie nicht verſtehen.

Die ſchönen Künſte beſtehen nicht ſchon in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache; ſondern in Büchern, welche Sachen enthalten, die zur Kunſt erforderlich ſind. Solche Bücher ſind: die heilige Schrift, die römiſche Geſchichte, der Homer, Virgil, die Verwandlungen des Ovid, die erklärte columna trajana, welche Julius Romanus ſehr durchſtudirt hatte, die Dichtkunſt des Horaz, und viele andere, welche die Einbildungskraft erheben, und der Seele des Menſchen einen großen Grad der Veredelung mittheilen.

Durch dieſe Gedanken komme ich auf mein Ziel.

Dieſes beſteht darin, daß man in der Akademie niemals ein Model aufſtellen ſollte, welches ohne Bedeutung wäre.

Mit Luſt und Freude würde der Schüler zeichnen und arbeiten, wenn er wüßte, was er zu machen habe. So aber ſtellt man ihm oft eine Figur vor Augen, an welcher er nichts verſtehen oder wahrnehmen kann, was vermögend ſeyn könnte, ſeinen Verſtand und Genie zu reizen und zu ermuntern. Blind macht er alſo, willkührlich und ungefähr hingebrachte Hände, Füße u. ſ. w. ohne zu wiſſen, was alles bedeuten ſollte.

Daher wäre es nützlich, und für die Kunſt vortheilhaft, wenn jederzeit ein Gelehrter zugegen wäre, welcher anfangs dem Schüler die mit Bedacht einer deutlichen Urſache hingeſtellte Figur erklärte, die jener nachzuzeichnen hätte.

Man ſtelle ein oder mehrere Figuren, meiſtens einfache Modelle, auch Gruppen und Bruſtbilder vor, welche eine unbezweifelte Bedeutung haben, wodurch der Schüler einen ſichern Begriff vom Gegenſtand, vom Modell und ſeiner Arbeit erlangt, folglich mit Verſtand und Luſt arbeitet, und ſich gewöhnt, in allen ſeinen Unternehmungen jederzeit aufmerkſam zu bleiben — Ein Modell, zum Beiſpiel, das ſich verwundert, das flieht, drohet, zornig iſt, ſich beſchützt, jammert, verliebt iſt, oder andere Leidenſchaften zu erkennen gibt.

Iſt es eine Gruppe: ſo iſt es leichter vorzuſtellen, was ſie bedeuten ſoll. Hiezu hilft die Götterhiſtorie, die Fabeln u. ſ. w.

Unter den Antiken ſieht man keine geſuchten, gezwungenen, gekünſtelten, eigenſinnigen Geberden; alle ſind die einfältige, wahre Natur. Man ſehe den Fechter, den Apollo und alle übrige, welche Fiamengo fleißig ſtudirt, und nichts von ſeinen Nachbarn angenommen hat, deßwegen er auch groß geworden iſt.

Damit nun alles deſto nützlicher und deutlicher geſchehe, ſo wäre es, wie ich dergleichen eben erinnert habe, ſehr verträglich, wenn öfters bei Stellung des Modells ein Gelehrter zugegen wäre, welcher den jungen Leuten das Modell, als den Gegenſtand ihrer Zeichnung erklären und begreiflich machen könnte, wodurch ſowohl Maler als Bildhauer geſchickt würden, ihre Arbeiten mit Verſtand und geziemender Bedeutung auszuführen, welche ſonſt ſehr oft, wie blinde Wanderer ihren Weg gehen, mit offenen Augen nichts ſehen, nicht wiſſen, was ſie machen oder unterlaſſen ſollen.

Je einfältiger ein Akt iſt, je natürlicher iſt er auch. Man ſehe den Apollo, den Antinous u. ſ. w., ſo ſcheinen die Statuen lebendig. Der Schüler zeichnet auch darnach mit mehr Fleiß und Eifer, als wenn er eine durch gezwungene Geberden gleichſam verhexte Figur vor Augen hat, worin die Muskeln, Adern und Flächſen ihre Natur verlieren, folglich den Schüler in einen ſolchen Irrthum führen, dem er hernach in allen ſeinen Arbeiten anhängt.“ —

Legen Sie doch, meine Freunde, dieſe Denkungsart denjenigen an das Herz, welchen Sie die Geheimniſſe der Künſte zu enthüllen ſich vorgenommen haben. Die erſte und letzte Urſache, warum unter ſo vielen, welche ſich von

Zeit zu Zeit auf die Kunſt verlegten, kaum einer und der andere ſich über das Mittelmäßige erhoben hat, iſt unſtreitig der Mangel an freien und wahren Begriffen der Kunſt, die vielfältige Nachahmung fremder Meiſter, und was daher entſteht, die Lähmung des Gefühls. Die wenigſten haben in ihrem Leben gehört, was das Malen, und überhaupt, was die Kunſt ſey, daß ſie im Grunde mit der Poeſie eine und ebendieſelbe Sache ſey, und aus dieſer hergeholt und verbunden werden müſſe. Sie denken nicht daran, daß der Meiſter, deſſen äußere Manier ſie nachahmen, ſo zu ſagen, ſich ſelbſt erfunden, und aus einer ganz andern Quelle, als die ihrige iſt, geſchöpft habe. Wenn ſolche, welche auf die gewöhnliche Art zur Kunſt, oder eigentlicher, zum künſtlichen Handwerk erzogen worden ſind, ihr etwa noch nicht ganz unterdrücktes Gefühl etwas Beſſeres ahnden läßt, ſo haben ſie den Muth nicht, ihren Eingebungen zu folgen, ſondern ziehen immer ein fremdes Gemälde zu Rath; und gibt man ihnen einen Dichter in die Hand, ſo wiſſen ſie nicht, welchen Gebrauch ſie davon machen ſollen. Und was menſchliche Leidenſchaften, Wahrheit der Zuſammenſetzung und des Ausdrucks, Veredelung der Natur, was die ſchöne, große Natur ſagen wolle, davon haben ſie kaum reden hören. Daß gute Dichter ihre Einbildungskraft entzünden und bilden, ſie die Art, wie man die Natur ſtudiren und ausheben und ſammeln ſoll, lehren; daß ſie ihr Leben in einer immerwährenden Beobachtung hinbringen, überall etwas für ſich finden, daß ſie die Schaubühne beſuchen und benutzen ſollen: davon wiſſen ſie nichts; das iſt ihnen lächerlich, wenn man es ihnen zumuthet; und der es thut, den lachen ſie aus, als hätte er, ich weiß nicht welche Albernheit vorgebracht. Daher bleiben ſie dann auch ewige Knechte, malen Chriſtliches und Heidniſches, Vögel und Fröſche, und was man beſtellt, durcheinander, und laſſen ſich, indem ihre Kunſttreiberei am wenigſten ſie ſelbſt bildet, von jedem wie Knechte behandeln.

Ueber dieſes Hinderniß der Kunſtaufnahme haben alle große Männer geklagt und geſchrieben, und niemand mehr, als die Künſtler, deren Werke Muſter geworden. Ich habe es nur im Vorbeigehen, und aus Hochachtung für die Kunſt, berührt, und weil ich glaube, daß, wer die Beförderung derſelben wünſcht, ſich mit mir vereinigen wird, mit dieſer Betrachtung den Anfang zu machen. —

Die Thaten des Herkules im hieſigen Hofgarten, von Roman Boos.

Herkules iſt ein Bild menſchlicher Stärke, zum Wohlthun angewandt. Die Alten hatten ihn überall auf ihre öffentlichen Plätze geſtellt, und ſeine Thaten in geiſtreichen Liedern beſungen, um hiedurch jedermann einen Muth zum Fleiß und zur Anſtrengung, einen Hang nach dem Großen und Heldenmäßigen einzuflößen, und die Einbildungskraft des Volkes über alles Gemeine zu erheben. Ein Herkules hat ohne Zweifel gelebt, und er war, was in unſern Tagen ein großer Geiſt ſeyn würde, ein Monarch ſeyn würde, der mit Hintanſetzung ſeiner Ruhe und Bequemlichkeit, die ihm mitgetheilte Macht dazu anwendete, ſchädlichen Ungeheuern, welche die Seelenkräfte ſeiner Völker verſchlingen, die Keule mit Unerſchrockenheit aus den Klauen zu reiſſen; oder ein Dichter und Philoſoph, welcher durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit über Millionen Menſchen wirkte, und die edelſten Leidenſchaften hervorbrächte. Dieß that Orpheus, Bacchus, Apollo; und in unſern Tagen ſehen wir vielleicht manchen Fürſten und großen Weiſen in ſeinem Bezirk etwas Aehnliches thun. Was die Vorſtellungen und Schilderungen in Betreff dieſer Helden anbelangt, ſo ſcheint nicht nur unſer natürlicher Hang, uns jede That, ſo groß ſie ſeyn mag, mit einem Zuſatze von Uneigennützigkeit und Beſchwerniß, und mithin größer und vollkommener zu denken, ſondern auch die weiſe Abſicht, dem Stolz und der Herzhaftigkeit des Menſchen kein Ziel der Endlichkeit zu ſetzen, die Urſache zu ſeyn, warum denſelben immer ſolche Eigenſchaften und Thaten, die alles Gewöhnliche überſteigen, zugetheilt werden. Die Alten entwarfen mit Begeiſterung und erhitzter Liebe, und daher erreichten die Ideen, welche ſie ausführten, immer den Grad hoher Ideale.

Die ſchönſte That, welche für den Helden Herkules erfunden, und welche der Grund aller übrigen geworden, iſt diejenige, wo ihm, als einem noch ſehr jungen Mann, und in vollem Saft ſeiner Kräfte, auf einem Scheidewege die Wolluſt und die Tugend (oder Tapferkeit) begegnete, und er ſich für dieſe erklärte. Der liebenswürdige Xenophon beſchreibt dieſe Scene mit der ihm eigenen Anmuth und Beredſamkeit. Die Wolluſt ſitzt zum Zeichen der Weichlichkeit und unmännlichen Ruhe, und macht dem jungen Menſchen eine Schilderung von allen den Vergnügungen, die ſeiner warten, falls er ihr folgen will. Die Tugend ſteht, und zeigt ihm ſteile und beſchwerliche Wege, die er beſteigen ſoll, und Kampf und Arbeit. Herkules befindet ſich in der Mitte, in einem Zuſtande, wo er die Sache eben zu überlegen ſcheint. Man erwartet, daß er ſich zum Vortheil der Tugend erklären werde; aber viel Kummer ſitzt auf ſeiner Stirne, und man ſieht, daß der Sieg ihn vielen Streit koſte. Die fähigſten und verſtändigſten Künſtler haben das Geiſtige dieſer Vortrefflichkeit in die Form des Körpers hingetragen, deren Anblick uns mehr oder weniger das fühlen läßt, was Winkelmann beim Anblick des Torſo im Belvedere außer ſich geſetzt hat.

„Durch eine geheime Kunſt," ſagt er in der Beſchreibung deſſelben, „wird der Geiſt durch alle Thaten ſeiner Stärke bis zur Vollkommenheit ſeiner Seele geführt, und in dieſem Stück iſt ein Denkmal derſelben, welches ihm kein Dichter, die nur die Stärke ſeiner Arme beſingen, errichtet: der Künſtler (Apollonius) hat ſie übertroffen. Sein Bild des Helden gibt keinem Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelaſſener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille offenbaret ſich der geſetzte große Geiſt; der Mann, der den Dichtern ein Beiſpiel der Tugend geworden iſt, der ſich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größten Gefährlichkeiten ausgeſetzt, der den Ländern Sicherheit und den Einwohnern Ruhe geſchafft."

Mit einem ſolchen, wenn auch nicht ſo geübten, ſo vielſehenden Auge, wünſchte ich, daß wir an jedem Kunſtwerk vorübergingen, daß wir lernten, eine große Bedeutung in einem wichtigen Werk zu ſuchen, und den ſchönen Fehler lernten, in der Verliebtheit lieber mehr zu ſehen, denn vorhanden iſt, als an einem herrlichen Bild mit allen Sinnen nichts wahrzunehmen. Noch ſind unſere Begriffe über die Vorſtellungen der ſogenannten Fabellehre ſo furchtſam und unbeſtimmt, daß man ſchon im Voraus nichts, als etwas Ungereimtes oder etwas Nichtsbedeutendes erwartet, das auf uns Jetztlebende nicht die geringſte Beziehung hat. Viele ſehen die Sache, ſo wie man es vielleicht ſie gelehrt hat, mit noch verwöhnteren Augen an. Es iſt etwas Heidniſches, ſagen ſie.

Der gegenwärtigen Statuen von Holz ſind acht; ſie ſtehen auf hölzernen Geſtellen in kleinen Vertiefungen der zwei zuſammenhängenden Gallerien (deren eine 800, und die andere 1500 Schuh lang iſt) und ſind acht bis neun Fuß hoch.

I. *Herkules erwürgt den ungeheuren Löwen im Wald Nemea*, deſſen Fell ihm nachgehends zur Kleidung diente.

Dieſe Statue, welche den Anfang macht, iſt gleich beim Eintritt in den Garten, zwiſchen dieſem und einem gemauerten Gang zu ſehen, durch welchen man von der Reſidenz herabkömmt. Der Löwe iſt gegen den Helden angelaufen, und hat ſeine Klauen mit aller Gewalt an ihn geſetzt. Dieſer faßt ihn mit beiden Armen um den Hals, und drückt ihn mit ſolcher Stärke an ſich, daß jener mit aller Anſtrengung kaum noch die Freiheit hat, den Kopf nach der Seite zu drehen. Der Held trägt hier noch ſeinen eigenen Mantel, der ihm in mächtigen Falten über den Rücken hinabſtrömt.

II. **Herkules** erdrückt den Rieſen Antäus, welcher, ſo oft man ihn auf den Boden warf, und er die Erde berührte, immer wieder neue Kräfte bekam. Der Held hält ihn empor, und indem er ihn mit beiden Armen, und Bein gegen Bein, mit einer Kraft an ſich gedrückt, als wenn er ihn zermalmen wollte, holt jener alle ſeine letzten Kräfte zuſammen, ſich von dem gewaltigen Druck und Preſſen loszuwinden. Er hat ſeinen rechten Fuß mit der möglichſten Stärke auf den linken Schenkel des Ueberwinders geſtemmt, und mit der linken Hand drückt er auf die rechte Schulter deſſelben, und bemüht ſich ſchrecklich, ſich der Beklemmung zu entſchwingen. Schon will ihm der Athem entgehen, und er ſchleudert, wie halb ohnmächtig, den obern Leib und den Kopf zurück, und den rechten Arm mit geballter Fauſt in die Höhe. Sein Heulen erfüllt die Luft.

III. Herkules erlegt den Centaur. Er hat ihn bereits zu Boden geworfen, tritt ihm mit dem linken Fuß nach aller Schwere in die durch die Krümmung verurſachte Tiefe, da, wo der Pferdetheil von dem des Mannes ſich ſcheidet, und ſtößt mit der Keule auf ihn herab. Mit den hintern Pferdefüßen ſteht der Centaur noch aufrecht, und die vordern ſetzt er in die Erde, und iſt bemüht, ſich aufzurichten. Der Mann aber wendet ſich nach dem Herkules, und klammert ſich mit beiden Händen an die Schenkel und Arme deſſelben, um ihn nieder zu ziehen. Der Kampf ſcheint erſt zu beginnen, und eben iſt Herkules im Begriff, dem Ungeheuer einen tödtlichen Stoß zu verſetzen. Die Löwenhaut hängt ihm um die Mitte den Rücken herab.

IV. Herkules führt den Cerberus aus der Hölle. Die Heldenthat iſt bereits vollbracht, und der Hund, der die Stärke ſeines Ueberwinders gefühlt hat, folgt ihm ganz gelaſſen. Sie ſind beide auf dem Wege nach der Erde. Herkules hat die Löwenhaut, welche mit einer Schleife von der Linken zur Rechten feſtgemacht iſt, ordentlich umgeworfen. Die Keule hat er unbekümmert auf die rechte Schulter gelegt, und in der Linken hält er die Kette, welche dem Hund um den Hals feſtgemacht iſt.

V. **Herkules hilft dem Atlas den Himmel tragen.** Eine herrliche Allegorie eines Weiſen, der es übernimmt, mit einem Könige die drückenden Sorgen ſeiner Geſchäfte zu theilen, und mit gutem Rath und ſiegender That ihm beizuſtehen. Dieſe iſt die ſchönſte That unter den gegenwärtigen. Herkules befindet ſich zur Linken, und tritt mit ſeiner rechten Schulter unter die Laſt, wobei er den rechten Fuß vorwärts ſetzt. Er will ſie ſeinem Freund nicht ganz abnehmen, ſondern nur mit ihm theilen. Er umſchlingt ihn rückwärts mit ſeiner Rechten, welches Atlas mit der Linken thut, ſo daß man ſieht, ſie wollen ein vereinigtes Werk beginnen. Mit der noch freien Hand unterſtützen ſie die Laſt vorwärts. Herkules hat ſeinen Kopf bedeckt, zum Zeichen der Ruhe und der Eintracht, womit er dieß Werk der Weisheit verrichten hilft. Die Ermüdung des Atlas iſt gut ausgedrückt; er lechzet, indeß Herkules in voller Luſt und friſcher Stärke zugegen ſteht.

VI. Herkules erlegt den ſiebenköpfigen Drachen. Er hält ihn zwiſchen ſeinen Beinen feſt, holt rechts mit beiden Händen aus, und ſchlägt die ſchwere Keule herunter in die ſieben Köpfe, welche mit aufgeſperrten zahnvollen Rachen gegen ihn aufblecken. Die Löwenhaut hängt ihm den Rücken hinab.

VII. Herkules bändigt das fürchterliche Schwein auf dem Berge Erymanthus. Er hält und drückt es zwiſchen ſeinen Beinen mit dem hintern Theil zur Erde, faßt es mit ſeiner linken Hand bei dem rechten Ohr, und ſchwingt mit der rechten die Keule, um es zu zähmen. Das Schwein iſt von außerordentlicher Stärke, und grinſet ſeitwärts fürchterlich empor; dennoch ſcheint ſeine Bezähmung einem Mann, wie Herkules, wenig Mühe zu machen. Er hat die Löwenhaut um den Kopf und den Rücken geworfen.

VIII. Herkules erlegt mit einem Pfeil einen der gefährlichen Vögel bei dem See Stymphalus. Dieſen Augenblick hat er einen Pfeil losgeſchoſſen; dennoch hält er den Bogen in der Richtung, wie er ihn aufgelegt hatte, und ſieht nach demſelben und nach dem Vogel, welcher aus den Lüften herabſtürzt. Dieſen Vogel erblickt man hier nicht, indem die Statue am Ende der Gallerie und einem daranſtoßenden Saal ſo nahe ſteht, daß es beinahe lächerlich geweſen ſeyn würde, den Vogel in einer Entfernung anzubringen, wo ihn Herkules eben ſo leicht mit dem Pfeile hätte erſchlagen können. Man nimmt alſo an, er befinde ſich in der Höhe außer dem Gebäude. Herkules trägt, vermittelſt einer Schnur von der Rechten zur Linken, einen Köcher mit Pfeilen gefüllt auf dem Rücken, und die Löwenhaut hat er um die Mitte gewunden.

Alle dieſe Arbeiten verrichtet Herkules mit einem gewiſſen Wohlſtand und einer ſtarken Ruhe und Zuverſicht, welche von ſeinen überwiegenden Kräften zeugt. Er kömmt nie ſo ins Gedränge, daß er gezwungen wäre, die äußerſten Kräfte mit einem Nachdruck anzuſpannen, wobei der Sieg zweifelhaft würde, und er in ſichtbarer Gefahr ſich befände, überwunden zu werden. Es iſt weder in ſeinen Mienen noch in ſeinen Stellungen etwas Gewaltſames, das die Muskeln aus der natürlichen Lage reißt, und allemal Schwäche verkündigt, ſondern ein höherer Geiſt ſcheint durch ihn zu wirken, und dieſe Art von Sicherheit in ſeinem Thun hervorzubringen.

Er iſt übrigens nach der Form, welche man an den beſten Antiken, oder den Nachbildungen derſelben wahrnimmt, mit großen, ganz ausgebildeten Theilen, welche eine beſondere Uebung derſelben vorausſetzen, gebildet, und ſcheint jeder Unternehmung fähig zu ſeyn.

Uebrigens kann ich nicht umhin, mir vorzuſtellen, was da geſchehen würde, wenn dieſe Figuren plötzlich ins Leben kommen ſollten, wie man denn annehmen ſoll, daß ſie darin ſich befinden. Welches Geſchrei, Geheul, welches Grunzen, Zähneknirſchen, Bluten und Morden! Und das an einem Ort, welchen man beſucht, um daſelbſt luſtzuwandeln.

Bei dieſer Gelegenheit erwähne ich auch der Predigtkanzel, welche Roman Boos vor ungefähr zwei Jahren für die hieſige große Frauenſtiftskirche verfertiget hat. Sie iſt ein merkwürdiger Beitrag zu einer Betrachtung über den Geſchmack und die Wahl unſerer Kirchenverzierungen. Stellen wir uns einen Menſchen vor, der einen rothen und einen blauen Strumpf, Sommer- und Winterbeinkleider, eine grüne Weſte und einen gelben Rock, und über denſelben einen Mantel, und über den Mantel einen Pelz angezogen, überdieß Ringe nicht nur an jedem Finger, ſondern auch welche durch die Ohren und Naſe gezogen hätte; ſo daß weder Größe noch Farbe zuſammen paßten: ſo haben wir ein Bild der Einbildungskraft, welcher ſich mancher überläßt, eine Verzierung aufzuhäufen, worin kein Verhältniß und kein Verſtand liegt, um der Sache jene Bedeutung und Kraft zu geben, welche ſie hervorbringen ſoll. Gewöhnlich wird auf den Altären, die man zieren will, die ſchönſte Zierde derſelben, ich meine das Gemälde, gänzlich mit Leuchtern und Tafeln, und ſogenannten Maibüſchen, ganz bedeckt, und nicht ſelten der nämliche Heilige öfters auf eben denſelben Altar geſtellt. Was an dem Werk unſers Künſtlers gut und ſchön, und im einfachen und großen Styl angelegt oder überhäuft, oder noch mehr iſt, wird jedem ſeine Einſicht ſagen, wenn ich deſſen auch mit keiner Sylbe gedenke. Der obere Theil, oder der Deckel, endigt ſich in einen Spitz, auf welchem Maria und neben ihr ein Engel ſteht. Weiter ſind auf dieſem Deckel und unter Maria ſechs Engel, zwei und zwei beiſammen, welche den Glauben, die Liebe und die Hoffnung vorſtellen, zu ſehen. Die Kanzel ſelbſt beſteht aus kleinen Quadraten, und zieht ſich in die Runde. Auf jenen, welche mit einem dergleichen Quadrate an der Wand, in allem ſieben ausmachen, ſind ſehr artige Basreliefs, und auf denſelben von Schnitzarbeit folgende Geſchichten vorhanden: An der Kanzelwand die Sendung des heil. Geiſtes, und beiderſeits ein Engel, welcher einen geſchnitzten Vorhang hält; dann folgen um die Kanzel: der evangeliſche Hauptmann, der Blinde am Weg, Johannes in der Wüſte, das iſraelitiſche Volk, und endlich Chriſtus, wie er Petrus die Schlüſſel übergibt. An dem untern Ranf der Kanzel ſitzen, oder eigentlicher ſind zwei große Statuen, Moſes und Petrus, feſtgemacht. Jener hält die Geſetztafeln, dieſer ein Buch in der Hand. Die Statuen ſind ſämmtlich vergoldet, und mit vieler Einſicht und großem Fleiß gearbeitet.

Von eben dieſem Künſtler ſah ich zwei Statuen von weißem Marmor, den Bacchus und die Ceres, welche in dem churfürſtlichen Garten zu Nymphenburg aufgeſtellt werden. Sie ſind, wie die übrigen, an deren Reihe ſie auf Geſtellen von rothem Marmor zu ſtehen kommen, 8 Schuh hoch, und gleich beim Eintritt in den prächtigen Garten zwiſchen hohen, parallel laufenden Bäumen, hinter welchen eine lange, hohe, lebendige Wand gezogen iſt, zu ſehen. Man überſchaut gleichfalls beim erſten Eintritt die ganze Länge dieſes Gartens, der ſich in geordneten Abtheilungen immer mehr und mehr erhebt, und erblickt in der Entfernung und nahe am Ende eine Caſcade, über welche das Waſſer, wie in ein Stück gegoſſen, herabrinnt, und an den Ufern derſelben wieder ſechs Statuen. Sie wurden anfangs ſämmtlich von Holz als Modelle aufgeſtellt, und ſind nachher aus weißem Marmor, von Sterzingen in Tyrol, theils ſchon verarbeitet worden, theils befinden ſie ſich noch wirklich in den Händen der Künſtler. Ich hoffe meinen Leſern keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihnen eine, wenigſtens ſummariſche Nachricht darüber mittheile. Die Statuen, welche man gleich beim Eintritt an den Seitenwänden zu ſehen bekömmt, ſind zur

rechten,	linken Seite
Saturn	Rhea
Juno	Jupiter
Neptun	Amphitrite
Proſerpina	Pluto
Merkur	Pallas
Venus	Mars
Bacchus	Ceres
Diana	Apollo.

Die Statuen, welche ſich am Ufer der genannten Caſcade befinden, ſind:
a) Aeolus und Flora,
b) Herkules und Pallas, dann
c) zwei ſitzende Flußgottheiten, welche die Donau und die Iſar vorſtellen.

Weiter ſind vorhanden bei Badoggenburg eine Pallas, dann bei einigen Brunnen ein Apollo zwiſchen zwei Satyren, und rechter Hand beim Eintritt in den Garten, in einem eingeſchloſſenen Viereck, verſchiedene Bruſtbilder, welche, wie alle Statuen, von weißem Tyrolermarmor verfertigt, und auf Geſtelle von rothem Marmor geſetzt ſind. —

Zu den Formen der Gottheiten wählten und ſchufen die Künſtler der Alten das Schönſte und Vollkommenſte, was ein begeiſtertes Gefühl und eine hohe Einbildungskraft aus der Natur erheben und ſammeln kann, und dieſe ſuchten ſie mit einem Ausdruck in Geberden und Stellungen voll Würde und Göttlichkeit zu vereinigen. Die Bilder des höchſten und erhabenſten Styls erſcheinen in einem Zuſtande von Ruhe und Sittſamkeit, welcher nicht nur der Schönheit vortheilhaft, ſondern auch dem Begriffe eines weiſen Weſens am angemeſſenſten iſt. —

aa) Die zwei erſten Statuen, Saturn und Cybele, ſind vom Johann Marchiori, einem Venetianer. (Saturn, oder Kronos, bedeutete jene Zeit der Unordnung, wo die Elemente im Auflöſen mit einander kämpften, oder auch überhaupt die Zeit, welche alles, was ſie hervorbringt, wieder verſchlingt. Rhea (auch Cybele oder Eris) bedeutet die ſiegende und fruchtbringende Erde, welche alles belebt. Saturn hält hier ein Kind bei dem rechten Fuß und der Schulter, und öffnet auf eine gräßliche Art ein Maul voll Zähne, um dem Kinde, das mit dem rechten Händchen nach ſeinen Haaren langt, in das Herz zu beißen. Um die Mitte hängt ihm ein Lappen, der zwiſchen den Beinen herabfällt. Rhea, ein altes dürres, grämliches Weib, hat auf dem Haupt eine mit Thürmen beſetzte Krone; mit der linken Hand hält ſie eine Schaufel, bei welcher ein Pflugeiſen liegt; mit der rechten hebt ſie einen Mantel. Ihr langes Unterkleid, welches ganz den Leib bedeckt, fließt denſelben hinunter, wie ein Gewand, das man eben aus dem Waſſer gezogen hat.

bb) Juno und Jupiter, von Aulizeck.

cc) Neptun, von Grofft zu München. Er hat eine Krone auf dem Haupt, hält in der rechten Hand eine dreizackige Gabel, und mit der linken langt er und lehnt er ſich nach einem Delphin. Sein Mantel iſt mit einem Band von der Linken zur Rechten feſtgebunden. Seinen Blick heftet er rechts gen Himmel. — Thetis oder Amphitrite (von Roman Boos in München.) In einer Hand hält ſie den dreizackigen Stab, in der andern das Gewand und eine Muſchel. Zu ihrer Linken befindet ſich ein Seethier.

dd) Pluto und Proſerpina (von Aulizeck in München). In der rechten Hand hält jener einen zweizackigen Stab und eine Kette, an welcher der Cerberus gebunden iſt; die linke ſtemmt er in die Seite. Sein Haupthaar ſträubt ſich in die Höhe, und ſein Bart iſt in zwei Theile auseinander getheilt. Proſerpina hebt mit der Rechten einen Scepter mit einem halben Mond in die Höhe, wohin ſie gleichfalls ihren Blick gerichtet hat; mit der Linken hebt ſie ihr Gewand.

ee) Merkur und Pallas (von Roman Boos). Jener lehnt ſich mit dem rechten Arm auf einen Stamm, neben welchem der Hahn ſteht, und in der Hand hält er den Stab; mit der linken Hand deutet er gen Himmel, wohin er auch ſeinen Blick richtet. Auf dem Kopfe hat er einen leichten runden

Hut, und vom Rücken fließt ihm der Mantel. Pallas hält in der Rechten einen doppelten Speer; in der Linken hält ſie den Schild mit dem Meduſenkopf hernieder. Ihr Kopf iſt mit einer Pickelhaube, und ihr Oberleib mit einem leichten Panzer bedeckt.

ff) Mars und Venus (von Roman Boos). In der rechten Hand hält jener ein kurzes, breites Schwert, im Begriff, auszuholen, und mit der linken hebt er den Mantel die linke Schulter herab. Auf dem Kopf ſitzt ihm eine Pickelhaube; er ſetzt den rechten Fuß vor, als wollte er gegen jemand anrücken. — Venus hält in der Rechten den Apfel, welchen ſie lächelnd betrachtet; mit der Linken hält ſie das Gewand, welches über dem rechten Arme liegt. Ihr zur Linken ſteht Amor, und ſieht gegen den Apfel.

gg) Bacchus und Ceres (von Roman Boos.) Jener hält in der Rechten einen Becher, in der Linken eine Weintraube, nach welcher linkerſeits ein junger Satyr hinauflangt. Ceres hält in der Rechten eine Fackel, und mit der Linken ihr Gewand.

hh) Apollo und Diana (von Auliczeck.)

Auf der Caskade:

aa) Herkules und Pallas (von Volpini.) Jener iſt mit dem Löwen beſchäftigt, der auf der linken Seite gegen ihn aufſpringt. Pallas hält in der Rechten den Spieß, wo auch die Nachteule angebracht iſt, in der Linken den Schild mit dem Meduſenkopf. Auf dem Haupte trägt ſie eine große Pickelhaube.

bb) Aeolus und Flora (von Carl Claudius Dübut.) Jener ſitzt, oder lehnt ſich an Wolken, welche rückwärts um ihn feſtgemacht ſind. Mit ſeiner Linken hält er Winde, die in kleinen blaſenden Köpfen vorgeſtellt ſind; in der Rechten hält er eine Blume. Flora iſt mit einem Mantel, der mit Blumen beſäet iſt, bedeckt; ſie hält denſelben auf beiden Seiten mit ihren Händen, und macht einen Schoos daraus, aus welchem ſie Blumen ſchüttet.

cc) Die Donau und die Iſar (von Volpini.) Dieſe wird weiblich, jene männlich vorgeſtellt. Sie ſitzen, halten in der Rechten eine Urne, woraus ſie Waſſer gießen; in der Linken hält die Donau ein Steuerruder, die Iſar verſchiedene Erdfrüchte.

Eine Pallas (von Aulizeck) ſteht an einem einſamen, ſanft erhöhten, und mit hohen Bäumen beſchatteten Ort, der wie ein Theater mit lebendigen Stufen und Bänken verziert iſt. Sie ſteht ganz ruhig und wie in Betrachtungen verſenkt auf einem Geſtell von weißem Marmor. In der Linken hält ſie den Spieß, mit der Rechten den Meduſenkopf hernieder. Ihr leichtes Gewand fließt ihr bis auf die Füße; darüber hat ſie einen Mantel, der ſich durch die kleine Bewegung des rechten Arms in ſchöne Falten bricht. Auf dem Haupt hat ſie einen leichten Helm und die langen Haare fließen ihr in Rollen zu beiden Seiten die Schultern herunter.

Noch iſt der Apollo zwiſchen den zwei Satyren (welches Bruſtbilder ſind) von Dübut übrig. Wenn es nicht bekannt wäre, daß die Alten den Apollo zuweilen wie den Bacchus gebildet, ja beide Perſonen ſogar vereinigt haben; ſo könnte und würde man dieſe Figur ohne Anſtand für einen jungen Bacchus halten. Sein von Wein und Fröhlichkeit genährter Körper, der in einer weichen Feiſtigkeit zu ſchwimmen ſcheint, läßt nicht gleich jenen edeln, zu hohen Abſichten gebornen Jüngling vermuthen. Er ſetzt den rechten Fuß vorwärts, und beugt ſeine weiblich ausſchweifenden Hüfte nach Art der Leute, welche in einem trunkenen Taumel zu wanken anfangen. Er lacht mit voller Fröhlichkeit, und, ſagt er, dulce est, furere in loco. Auf dem Kopf hat er einen Lorberkranz, und mit beiden Händen hebt er ſein Gewand.

Ich kann dieſe Gelegenheit unmöglich vorübergehen, ohne hier einer meiſterhaften und bewunderungswürdigen Schilderung des Apollo im Belvedere zu gedenken, und ich erſuche die jungen Künſtler meines Vaterlandes, ſich an das Anſchauen eines ſo überirdiſchen Bildes, wie uns die folgende Stelle malt, zu gewöhnen, und dadurch ihren Geiſt in das Gebiet hoher Ideen zu verſetzen.

„Die Statue des Apollo, ſagt Winkelmann, iſt das höchſte Ideal der Kunſt unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerſtörung derſelben entgangen ſind. Der Künſtler deſſelben hat dieſes Werk gänzlich auf das Ideal gebaut, und er hat nur eben ſo viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, ſeine Abſicht auszuführen und ſichtbar zu machen. Dieſer Apollo übertrifft alle andere Bilder deſſelben ſo weit, als der Apollo des Homer den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menſchheit erhaben iſt ſein

Gewächs, und ſein Stand zeigt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Eliſium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und ſpielt mit ſanften Zärtlichkeiten auf dem ſtolzen Gebäude ſeiner Glieder. Gehe mit deinem Geiſt in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und verſuche, ein Schöpfer himmliſcher Natur zu werden, um den Geiſt mit Schönheiten, die ſich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier iſt nichts Sterbliches, noch was die menſchliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern, noch Sehnen erhitzen und regen dieſen Körper, ſondern ein himmliſcher Geiſt, der ſich wie ein ſanfter Strom ergoſſen, hat gleichſam die ganze Umſchreibung dieſer Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerſt ſeinen Bogen gebraucht, verfolgt, und ſein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe ſeiner Genügſamkeit geht ſein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über ſeinen Sieg hinaus; Verachtung ſitzt auf ſeinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in ſich zieht, blähet ſich in den Nüſſen ſeiner Naſe, und tritt bis in die ſtolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer ſeligen Stille auf derſelben ſchwebt, bleibt ungeſtört, und ſein Auge iſt voll Süßigkeit, wie unter den Muſen, die ihn zu umarmen ſuchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunſt verehret, nähert er ſich nicht der Größe, in welcher er ſich dem Verſtande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Geſicht des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinſchaft zuſammen. Eine Stirn des Jupiter, die mit der Göttin der Weisheit ſchwanger iſt, und Augenbraunen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen, mit Großheit gewölbt, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüſte eingeflößet. Sein weiches Haar ſpielt wie die zarten und flüſſigen Schlingen edler Weinreben, gleichſam von einer ſanften Luft bewegt, um dieſes göttliche Haupt: es ſcheint geſalbt mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf ſeinem Scheitel gebunden. Ich vergeſſe alles andere über den Anblick dieſes Wunderwerkes der Kunſt, und ich nehme ſelbſt einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuſchauen. Mit Verehrung ſcheint ſich meine Bruſt zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich vom Geiſt der Weiſſagung aufgeſchwellt ſehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos, und in die lyciſchen Haine, Orte, welche Apollo mit ſeiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild ſcheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmaleons Schönheit. Wie iſt es möglich es zu malen und zu beſchreiben! Die Kunſt ſelbſt müßte mir rathen und mir die Hand leiten, die erſten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von dieſem Bilde gegeben habe, zu deſſen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welches ſie krönen wollten, nicht erreichen konnten."

Ich weiß nicht, ob es möglich iſt, vor dieſem Bild im Geiſt zu ſchweben, ohne, wie Winkelmann, einen erhabenen Stand anzunehmen, und ſich gleichſam neue Sinne zum Anſchauen des Vollkommenen zu öffnen. Der Genuß dieſes Weſens, das man, wie vom Himmel herabgezogen, zu ſehen bekömmt, erfüllt mich, ich weiß nicht, mit welcher ſtarken Empfindung, und ich halte dafür, wer davon nicht gerührt wird, der wird ſich um die Kunſt am beſten dadurch berühmt machen, daß er ſich von derſelben entfernt.

Scheifele (Joſeph Ignaz) hieſiger Medailleur; hat verfertigt eine Medaille des General Laudon, mit der Umſchrift: CID. L.

BARON. A. LAVDON AVST. SVPR. BELLI DVCI. Auf der Reversſeite: HEROI OB VIRTVT. BELL. CLARISS. PERPET. VENERAT. MONVMENTVM CONSECRAT JOS. SCHEIFEL. MDCCLXXXII. Weiter eine Medaille des General **Orlow**.

Egell (Hr. Auguſtin) kurfürſtl. Bildhauer zu Mannheim, welcher ſich gegenwärtig in München befindet, hat das Grabmal des Medailleurs **Kraft**, welches jüngſt bei den barmherzigen Brüdern aufgeſtellt worden, verfertiget. Es beſteht aus einer marmernen Urne, mit Aufſätzen, und führet die Inſchrift: MARTINVS KRAFFT. CAESA. CONS. ACCAD. VINDOB. ROM. MAN. ET PARMAE SOC. IN SCVLPTVRA NVMM. ELEGANTISSIMVS. NAT. III. CALENDAE. APR. MDCCXXXIIX † XIIX. CALENDAE. IVL. MDCCLXXXI. OB. R. I. P.

Ich erwähne bei dieſer Gelegenheit eines unlängſt aufgerichteten Grabſteines, welchen der hieſige berühmte Hofbildhauer, **Johann Baptiſt Straub**, ſeiner Gemahlin zum Andenken ſetzen, und von **Meſſerſchmid**, ſeinem ehemaligen Schüler, welcher ſich gegenwärtig in Preßburg befindet, verfertigen ließ. So klein es iſt, ſo klaget darin etwas Geiſtiges, das jeden Wanderer mit ſanfter Schwermuth erfüllen und anhalten muß, ohne jener Worte, Siste Viator iter, welche man faſt auf allen Steinen zu leſen bekömmt, bedürftig zu ſeyn. Es befindet ſich auf dem Kreuzgottesacker linker Hand an der Mauer — ein rother, viereckiger Marmor, welchen die Zeit ſchon hie und da, beſonders an den Ecken verletzt zu haben ſcheint: denn einige Streifen ſind bereits davon abgefallen, und man fühlet mit ſüßer Traurigkeit das Vergehen aller Dinge. Unter dieſen kleinen Ruinen ſteht das Wort Transit. Linkerſeits iſt der Stein dicker, welches ihn nicht nur heraushebt, ſondern ihm auch eine Art von Anmuth verſchafft, ungefähr derjenigen ähnlich, welche in einer ſanften Senkung des Kopfes zu liegen pflegt. In der Mitte des Steins, und einer verhältnißmäßigen Tiefe, ſieht man von weißem Marmor ein kleines Geſtell, und auf einem Buch das Bruſtſtück der Ruhenden, vermuthlich ganz der Lebenden ähnlich gearbeitet. Die Haare ſind auf der Scheitel aus einander gekämmt, oben in einen leichten Knoten, und über der Stirn mit einem ganz einfachen Band umwunden. Unter dem Buch ſteht das Wort Perennat.

Schweinberger, hieſiger Steinmetz, hat ſeit kurzem wieder zwei öffentliche Stadtbrunnen, einen in der Weinſtraße, und den andern in der Kaufingergaſſe aufgeſtellt. Sie ſind, wie die übrigen, welche ſeit Kurzem auf Koſten der hieſigen Stadtkammer in verſchiedenen Gaſſen geſetzt worden und theils von weißem, theils rothem Marmor, und mit verſchiedener Verzierung ſehr einfach, und dabei ſehr artig bearbeitet.

Kupferſtecher.

Von Hrn. Zimmermann (Joſeph Anton, hieſigen Hof- und Landſchafts-Kupferſtecher) erhielten wir das Portrait der regierenden Frau Churfürſtin, nach Edlinger, in Kupfer geſtochen. Derſelbe gibt auch das ganze Churhaus Bayern heraus, und es ſind davon bereits 55 Stück fertig.

Fieſſinger (Gabriel, von Offenburg im Breisgau gebürtig, ein noch junger Künſtler, der ſich aus freiem Trieb auf die Kunſt verlegte, und ſelbe ohne Anweiſung erlernte). Seine bisher mit vielem Glück verfertigten Kupferſtiche ſind:

1) Ein allegoriſches Bild, die Klugheit, nach Franceſchini.

2) Eine Madonna, nach Carl Cignani. Das Original befindet ſich in der lichtenſteiniſchen Gemäldeſammlung.

3) Der drohende Amor, nach Guido Reni.

4) Ein groſes Blatt, das Benedicite, das iſt, ein Bauernweib und ein Mädchen, welche beten, nach Abraham van Dyck.

5) Chriſtus, nach Joſeph von Arpino. Das Original befindet ſich in der kaiſerlichen Gallerie.

Ferner verfertigte er verſchiedene Portraite, namentlich der K. Königin, des Kaiſers, des Erzherzogs Maximilian, des Pabſts Pius VI., und des Durchl. Kurfürſten Carl Theodors.

Gegenwärtig arbeitet er ſechs Stücke, nach Murillo, wovon fünf in der hieſigen churfürſtl. Gallerie und eines zu Mannheim vorhanden iſt.

Dieſe angehenden und geringen Nachrichten mögen hinlänglich ſeyn, die guten und ruhmwürdigen Künſtler zu überzeugen, daß es mir ernſtlichſt um die Aufnahme der Kunſt, und um die Wiederherſtellung jener Ermunterung, welche allemal gute Werke veranlaßt, zu thun ſey. Dieſer hoffe ich auch nach und nach den Weg zu bahnen, indem ich es für unmöglich halte, daß, wenn die Dinge von wahrem Werth und geiſtigen Vorzügen oft und immer mit Nachdruck vorgelegt, und was eben ſo viel iſt, über alle andere erhoben werden, nicht endlich jene Hochachtung für die Künſte gemein werden ſollte, welche nicht bloß lobt und bewundert, ſondern Antheil nimmt, welche die Vornehmen und Reichen antreibt, in dem, was ihnen eine wahre Ehre und ein dauerhaftes Vergnügen verſchafft, Ehre zu ſuchen, und ihre Häuſer mit Denkmälern, welche ein unvergeßlicher Beweis ihres Verſtandes und Geſchmacks ſeyn können, zu zieren.

Was ich oben von den Schriften ſagte, daß man wahrnehmen und beſtimmen könne, bei welchen Klaſſen der Nation die Luſt, zu denken, in Bewegung gerathen, und von welcher Art die Bedürfniſſe ſind, über welche ſie ſchreiben: das wünſchte ich, daß man auch hier bemerken, und darüber ſeine Betrachtung anſtellen möchte, ob der Adel oder die Geiſtlichkeit, oder einzelne zufällige Privatliebhaber, oder einzig und allein der Hof die Künſte nähren und unterſtützen; ob die Vorſtellungen zur Erhebung der Seele, und Veredelung gemeinnütziger Gefühle und Begriffe führen, oder als bloße eitle Verzierungen und Werkzeuge einer verſchwenderiſchen Pracht dienen, und ohne Wirkung bleiben. Wo ſich dann Lücken ergeben; wo ſie bei einer zumal wichtigen Claſſe eine grobe Unwiſſenheit, ein elender Hang nach vornehmen Schwulſt, und eine ſchändliche Geſchmackloſigkeit offenbaret, welche jeder beſſern Bildung den Eingang verſperrt: da ſollen ſich die guten Köpfe, welchen die Natur Talente, und bei einer unerſchütterten Rechtſchaffenheit ein unbezwinglicher Geiſt die ehrenvolle Kraft, durch Schriften zu wirken, verliehen hat, ſich vereinigen, und die Hinderniſſe, welche im Wege ſtehen, fortzuſchaffen ſuchen. Aus ſolchen Abſichten und Veranlaſſungen ſollten unſere Schriften entſtehen, und geradezu auf einen Fehler oder ein Vorurtheil, das vorhanden iſt, losgehen; dann würden ſie ſelten ungehört bleiben, ſelten ihren Zweck verfehlen, und die Ehre verdienen, Vertheidiger der Vernunft und wahre Freunde der Bürger und des Vaterlandes zu heißen.

Noch muß ich anmerken, daß ſich die Werke der Kunſt keineswegs mit denen endigen, welche ich dießmal eingerückt habe. Ich werde aber nichts verſäumen, um im nächſten Bande ein Verzeichniß zu liefern, bei deſſen Ende ich werde ſagen können: Und nun, dieſes ſind im gegenwärtigen Jahre die Denkmäler unſers Geſchmacks! — zumal, da ich mir verſpreche, daß einige Künſtler (wenigſtens ahndet mir, daß es einige gebe) eine mißverſtandene und allzugewiſſenhafte Beſcheidenheit, vermöge welcher ſie ihre eigenen Werke, ſobald ſie aus ihren Händen ſind, nicht mehr achten, ablegen, und ſich bereden laſſen, daß es unſere Ehre betrifft, und daß, wenn ihnen der Nachruhm gleichgültig iſt, ſie wenigſtens nichts verſäumen möchten, den Ruhm unſers Vaterlandes zu verbreiten. Ein edler Stolz, und ein lebhaftes Gefühl ſeiner Würde würde vielleicht einem großen Theil dieſer Herren gute Dienſte thun, ihm manche Erniedrigung erſparen, und bei ſeinen Arbeiten Muth und Lebhaftigkeit einflößen. Sie ſollten wenigſtens bedenken, weſſen Namen man in den Jahrbüchern bekannt macht, daß man nicht die der Reichen und Vornehmen, ſo groß und glänzend ihr Anſehen ſeyn mag, ſondern die Namen der Künſtler bekannt macht, und daß die größten Geiſter aller Nationen ſich Mühe geben, ihre Verdienſte in ewigem Andenken zu erhalten.

Ueber
den Zustand der Künste
in Bayern.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für den gütigen Beifall, den Sie meinen geringen Bemühungen, der Kunſt einige Achtung zu verſchaffen, gegeben haben. Um mir denſelben und die Nachſicht, womit Sie meine letztern Anzeigen aufnahmen, zu verdienen, will ich dieſe Nachrichten mit der möglichſten Genauigkeit fortſetzen, und, wenn ich Ihnen nicht immer Meiſterſtücke der erſten Art nennen kann, mich begnügen, Sie an jenes, womit ich mich allemal tröſte, immer und immer zu erinnern: „Hätte man bei Uns die Kunſt geehrt, wie ſie von den Griechen geehrt ward: ſo hätten ſich auch bei Uns Künſtler, wie Polygnot und Parrhaſius waren, gefunden. Dennoch, wenn ich die hieſigen Anſtalten, welche unſre Künſtler bilden und nähren; wenn ich den Grad der Aufmunterung, wodurch jene begeiſtert werden ſollen, betrachte: ſo bin ich auf das, was ſie leiſten, ſehr ſtolz, und unter gleichen Umſtänden wird es kaum einen Ort geben, wo ſie ſich rühmen können, mehr geleiſtet zu haben.

Der öffentliche Unterricht, und die Uebung, welche junge Künſtler zur Vollkommenheit führen ſoll, beſteht in der akademiſchen Schule, worin alle Abend, den Winter hindurch von 5 Uhr bis 7 Uhr, nach der Natur gezeichnet wird. Dieß geſchieht meiſt unter der Direktion des Hrn. Profeſſor Oefele, eines verdienſtvollen und ehrwürdigen Greiſen, der viele Jahre in Rom und Italien ſtudirte. Er zieht bei dieſem Lehramt eine Penſion von hundert und fünfzig Gulden, womit er, da wenig Malerei beſtellt wird, ſehr kümmerlich leben muß. Er ſtellt alle Wochen einen neuen Akt, und theilet den Anweſenden gerne ſeinen Rath und Unterricht mit. Bei der Akademie befinden ſich auch einige Abgüſſe der berühmten Antiken, als Laocoon, die mediceiſche Venus, Apollo, der Torſo ꝛc. welche von Mannheim hierher gebracht worden ſind. Ich habe nie von einiger Belohnung gehört, wie dergleichen bei andern

Akademien *) denen, die ſich hervorthun, zur Belohnung und Ermunterung ausgetheilt wer-

---

*) So eben habe ich „die dritte Nachricht an das augsburgiſche Publikum, die öffentliche Ausſtellung verſchiedener Kunſtarbeiten und jährliche Austheilung der Preiſe bei der alten Stadt-Akademie, und der mit derſelben zu Ermunterung der Künſte verbundenen Privatgeſellſchaft vom Jahr 1782, vor mir.“ Hier wurden öffentliche Preiſe ertheilt 1) bei dem Zeichnen nach dem Leben, 2) bei den Zeichnungen nach dem Runden, 3) im Boßiren nach dem Leben, 4) im Zeichnen nach Goldſchmidtarbeiten, 5) im akademiſchen Fach, 6) in Zeichnungen nach Blumen, 7) in Converſationsſtücken, 8) im hiſtoriſchen Fach, 9) in der Malerei, 10) in Inventionen, 11) in Zeichnungen in Malereien, 12) in andern Zeichnungen, 13) in der Architektur, 14) im Kupferſtechen, 15) im Boßiren, 16) im Stahlſchneiden, 17) an Inventionen zu Zitz- und Cottonfabriken. — Das thun nun unſre Nachbarn vor unſern Augen zu einer Zeit, in welcher es rings um Uns brandmarkende Schande wird, bei der Menge von Dingen, wodurch man ſich auszeichnen kann, nichts Auszeichnendes gethan zu haben. Wir zählen innerhalb unſerer Mauern ſo viele reiche Partikuliers, die jährlich beträchtliche Summen auf Ausgaben der Mode verwenden, um ſich ein armſeliges Anſehen zu geben, leider in Dingen, worin kein Anſehen liegt. Wie leicht wäre es ſolchen Herren, durch eine großmüthige Nachahmung ſolcher Beiſpiele, wie es deren in Augsburg eine verbundene Privatgeſellſchaft gibt, ſich und ihrer Familie einen

den, und das Publikum, deſſen Beifall oder Erinnerung ganz gewiß ungemein viel beitragen müßte, einen Kunſtgeſchmack zu verbreiten, bekömmt nie etwas von Verſuchen junger Künſtler zu ſehen. Ich halte viel auf öffentliche Ausſtellungen der Kunſtarbeiten; und ſo ſehr ich mir vorſtellen kann, daß dabei viele Mißbräuche ſich einfinden, und daß, ſtatt einer wahren Kenntniß und gegründeten Liebe zur Kunſt, eine gewiſſe Beurtheilerei, und die Chikane, der guten Abſicht viel Abbruch thun mögen: ſo halte ich ſie doch für das thätigſte Mittel, eine gewiſſe Lebhaftigkeit unter das Publikum zu bringen, und der Sache eine nützliche Bewegung zu geben. Mancher, der ſich außer dem nie um die Kunſt bekümmerte, würde bei einer ſolchen Gelegenheit, wenn nicht ein Kenner, doch ein Liebhaber werden, und vielleicht ſeinen Reichthum, den er außerdem

---

ewigen Ruhm zu verſchaffen, unter dem Publikum Leben und Thätigkeit zu wecken, und, was die Hauptfolge wäre, unter ihrem Stande dieſe Arten von großmüthigen Verwendungen für das Vaterland gleichſam nothwendig zu machen. Der gerechte Vorwurf, daß dieſer und jener gar nichts zum gemeinen Wohl beiträgt, würde nicht lange ausbleiben; und wer nicht im Stande wäre, die gute Sache im Werk zu unterſtützen, würde ſich doch das Anſehen eines Weiſen, und einige Mühe geben, dieſelbe zu empfehlen.

auf unnützliche und wohl gar auf niederträchtige Dinge verſchwendet hätte, weit rühmlicher auf Werke der Kunſt, und zur Unterſtützung der Künſtler verwenden. Ich bin immer der Meinung, daß, wenn man es nur einmal dahin bringt, daß eine Sache frei und eifrig unterſucht, beurtheilt, und ihr Werth recht abgewogen wird, ſie allemal gewinnen und eine große Meinung von ſich erwecken werde. Wenn man bei öffentlichen Ausſtellungen der Kunſtſachen hören würde, wie viel natürliche Geiſtesanlage, Bildung, Fleiß und Verſtand dazu gehöre, um etwas, das ſich auch nur über das Mittelmäßige erhebt, zu Stande zu bringen: ſo hoffe ich, man würde anfangen, unſern Künſtler und ſein Geſchäft mit andern Augen zu betrachten, als man thut, und, hoffe ich, mancher würde mit heimlich zerknirſchtem Herzen davon gehen, und denken, daß er nicht werth ſey, dem Manne, aus welchem er ſich bisher nichts machte, die Schuhriemen zu löſen. Auch die Künſtler, welche man jetzt weder ſucht, noch kennt, hätten bei einer ſolchen Anſtalt Gelegenheit, ſich hervorzuthun und ihre Talente zu empfehlen. Es würde anfangs nur darauf ankommen, daß man die Sache feierlich behandelte, und durch eine rühmliche Ehrerbietung für die anweſenden Werke den blos Neugierigen zu verſtehen gäbe, daß hier mehr verborgen liege, als in allen den Dingen, welche man blos anſieht und beſucht, um ſeine Augen zu weiden, oder ein paar Stunden mit einem angenehmen Zeitvertreib durchzubringen.

Außer der erwähnten Akademie ſtehen unſern Künſtlern die vielen herrlichen Gemälde in unſern Kirchen, und dann die Werke der berühmteſten Meiſter in unſrer Gallerie zum Studiren offen. Bei dieſer leztern haben ſich dieſen Sommer eine Menge junger Leute eingefunden, um unter der Anweiſung des Hrn. Hofkammerraths und Gallerieinſpektors Dorner zu zeichnen, oder von Gemälden, welche nach ihrer Faſſung und Fähigkeit waren, zu copiren; und, aus dem Eifer zu ſchließen, zweifle ich nicht, daß es den meiſten ſehr geglückt haben werde. Hr. Dorner verbindet mit der vollkommenſten Kenntniß deſſen, was den zwar nothwendigen, aber großentheils nur mechaniſchen Theil der Kunſt betrifft, die Gabe, auch das Geiſtige eines Gemäldes, und das, was eigentlich die Seele weidet, zu erklären. Er bleibt nämlich nicht blos bei einem ſchönen Faltenwurf, einer herrlichen Drapperie, einer kühnen und meiſterhaften Zeichnung, und was dem ähnlich iſt, ſtehen; ſondern ſucht, was in der That auch das Weſen eines jeden Werkes der Kunſt iſt, das Erhabne und Zweckmäßige in der

Wahl des Augenblicks, in der Erfindung, der Zuſammenſetzung und dem Ausdruck zu zeigen, und den eigentlichen Verſtand eines Künſtlers nach ſolchen Dingen zu meſſen. Ich glaube auch, lieber Freund, daß ſolche Anmerkungen die einzigen ſind, welche die Seele erhitzen und jene Kühnheit der Kunſt, oder beſſer, ein Ideenreich, vermöge der Kunſt zu wirken und zu herrſchen, hervorbringen; und daß hundert Künſtler bei nicht unanſehnlichen Fähigkeiten, und bei allem übrigen Beſtreben, bloß darum mittelmäßig und unanſehnlich geblieben ſind, weil ſie bloß gelehrt werden, künſtlich zu arbeiten, ohne jemals die Kunſt zu kennen. Sie lernten, um mich deutlicher auszudrücken, alle Fertigkeiten, welche man ſich eigen gemacht haben muß, wenn man die Kunſt ausüben will, ohne jemals die wahre Bedeutung, das Weſen und die Begeiſterung dieſer Kunſt zu lernen, gerade ſo, wie man Sprachen, das iſt, franzöſiſche, engliſche und italieniſche Worte lernt, ohne die Kenntniſſe, den Verſtand und den Geiſt dieſer Nationen zu lernen. Daher ſieht man ſo viele Künſtler, welche gar nichts leſen, welches nach meinen Begriffen immer ein Zeichen iſt, daß ſie von dem Umfang ihrer Kunſt wenig verſtehen und noch weniger fühlen. Dieſer Mangel, wobei der Geiſt immer dünner und roher wird, rührt natürlich von dem erſten Unterricht her, wo man die Schüler immer nur zum Zeichnen und Kopiren anhält, ohne ſie weiter zu führen, oder ſie das Geringſte von der Poeſie zu lehren.

Wenn nun aber alles wäre, wie es ſeyn ſollte: ſo fehlt es der Aufnahme und Aufmunterung der Kunſt an einem weſentlichen Stück — an der Liebhaberei. Die Kunſt ſollte und könnte als eine Comersſache betrieben werden; und ſie wird nicht einmal als eine Staats- oder Erziehungsſache behandelt. Wenn von der Kunſt überhaupt die Rede iſt, ſo kommt hier vornehmlich auch das Theater in Betracht, deſſen Geſtalt und Weſen Sie aus den Beurtheilungen, welche von Zeit zu Zeit über daſſelbe, wie wohl vergebens,*) erſcheinen, kennen lernen mögen.

---

*) Ja wohl vergebens! Man hält das Schauſpiel noch faſt allgemein für eine bloße Ergötzung, für eine Galanterie der Seele. Das Spektakel, ſo nennen ſie's, beſucht man, um ſich aufzuheitern und zu beluſtigen. Der Seele ſoll das Spektakel das ſeyn, was dem Leib das Gefrorne oder eine andere Schleckerei iſt, die man während demſelben verzehrt; — als wenn es ſchon ſo ausgemacht wäre, daß es abgeſchmackt und toll zugehen müſſe, wenn man ſich aufheitern und beluſtigen will.

Wir gehen nun ſchon ſo viele Jahre nach dem Theater, und ſind, was den Geſchmack im Allgemeinen betrifft, noch immer ebendieſelben; wenn wir, was ich fürchte, nur nicht weniger geworden ſind; denn wer nie etwas Mittelmäßiges geſehen, der urtheilet und empfindet weit geſünder und ſtrenger, da man hingegen bei aller Geſundheit ſeines Gefühls vieler Dinge gewöhnt, und zuletzt von ihrem Unſinn gar nicht mehr gerührt wird. Ich will damit ſagen, wenn es nun bei dieſem Zweig der Kunſt, deſſen Darſtellung ſo allgemein, deſſen Wirkung ſo auf dem Fuß nachfolgend und wichtig iſt, an der gehörigen Aufmerkſamkeit fehlt: wie ſoll für die Kunſt welche zugegen ſeyn? Daß unſer gnädigſter Churfürſt ein wahrer Kenner und Liebhaber der Kunſt iſt, daß Höchſtderſelbe ein ermunternder und großmüthiger Freund der Künſtler iſt, das iſt der Welt bekannt. Die Herren Grafen von Tattenbach und Haimhauſen ſind eben ſo erklärte und geſchmackvolle Liebhaber als Beförderer der Kunſt; beide Herrn Grafen beſitzen auch überaus prächtige Kupferſammlungen, welche ſie noch immer vermehren, und ſich durch dieſe Denkmäler ihrer Achtung für die Kunſt, wozu ſie wahrlich kein Beiſpiel ermuntert hat, den Fremden und den Würdigſten und Verſtändigſten unſrer Nation ehrwürdiger und der Nachwelt unvergeßlicher machen, als hätten ſie — denn ſolche Dinge bleiben, wenn anderer nicht mehr gedacht wird. Einſt hat die Kaufmannſchaft die Künſte unterſtützt, und man findet noch in manchem Hauſe Spuren dieſer glücklichen Zeit. So finden ſich freilich auch noch einzelne Privatliebhaber; aber ihr Antheil iſt nicht hinlänglich, der Aufmunterung der Kunſt jene Bewegung zu geben, daß man ſagen könnte, ſie ſey unter uns. Das Meiſte und Ergiebigſte, was beſtellt wird, geht nach unſern Kirchen, eine Quelle von Malerei, die ſich natürlicher Weiſe endlich ſelbſt beſchränkt, die ſich immer nach den Unkoſten, die man darauf verwenden will, und gewöhnlich nach der Idee eines zwar andächtigen, aber geſchmackloſen Nichtkenners richten, und von der man, ſo gewiß ſie des Geiſtigſten fähig wäre (gemäß den Begriffen, die man in Kirchen gewöhnlich von den Regierungen derſelben hat und ausübt) nicht erwarten muß, daß ſie das Weſentlichſte der Künſte emporheben werde. Wie kann ich von jemand, der die unnatürlichſten Verwirrungen und oft offenbare Albernheiten als Zierden einer Kirche aufſtellt und leider hoffen, daß, wenn er ein Kunſtwerk zu übernehmen, und die Vorſtellung zu beſtimmen hat, er das Schicklichſte, das Reichſte an Idee und Ausdruck beſtimmen werde?

Das, wovon man eigentlich ſagen kann, daß es als Umlauf der Malerei im Publikum gewiſſermaßen herrſche, ſind Portraite, deren Liebhaberei einen unerſchöpflichen Grund in unſrer, meiſt belachenswürdigen Eitelkeit findet. Viele, und die Frauenzimmer beinahe ohne Ausnahme, treiben dieſelbe ſogar auf Gemälden ſo weit, daß ſie ſich in dem reichſten, üppigſten Putz, den jemals die ſchmutzige Koqueterie erfunden hat, ja mit dem dickſten Rouge auf den Geſichtern malen laſſen, worüber unſre Nachkömmlinge herzlich lachen, oder vielmehr ihre ganze Verachtung nicht werden zurückhalten können. Man ſollte ſich doch mit der Schande begnügen, ſich in ſeinem Leben, welch ein thörichtes Herz man habe, blosgegeben zu haben. Ach! mancher würde ſich nicht malen laſſen, wenn er wüßte, welch ein Geſicht er hat. Indeß betriegen wir uns alle recht gerne, laſſen nichts über uns kommen, und glauben, daß es unſern Zeitgenoſſen und Nachkömmlingen erfreulich und wichtig ſeyn werde, wenn man uns ſieht. Auch würde dieß dieſen letztern allerdings wichtig ſeyn, zumal, da ſie, wie ich eben ſagte, ſo ganz ohne alle Verſtellung uns ſehen werden; aber ich kenne niemand, der ſich etwas daraus machte, Portraite, deren ſich kein Verwandter annimmt, zu ſammeln, und ich fürchte, die meiſten gehen gar bald verloren.

Was wir noch weit unverzeihlicher vernachläſſigen, iſt die Kupferſtecherkunſt. Die Meiſterſtücke der Franzoſen und Engländer tragen den Ruhm der Länder, aus denen ſie kommen, durch die ganze Welt. Die Großen und Reichen in allen Theilen Europens thun groß damit, wenn ſie einen Fremden nach ihren Kabinetten führen, und ihm zeigen können, was ſie davon beſitzen. Alle Welt iſt mit Ehrfurcht und Hochachtung für die großen Männer, deren Bildniſſe man zu ſehen bekommt, für die herrlichen Gegenden u. ſ. w. erfüllt, und man beredet ſich, es müſſe daſelbſt, gleichſam ausſchlußweiſe, der Sitz des Geſchmacks und der Vernunft ſeyn. Wir Bayern können uns dieſer Ehre bemächtigen, ſobald wir nur wollen. Wir haben ſo gute, und nach Verhältniß ſo viele gute Köpfe aufzuweiſen, als England und Frankreich; aber wir haben die bedeutenden Männer, die einen großen Kopf ſchätzen, wir haben die großen Beförderer nicht aufzuweiſen, die allenthalben zugegen ſeyn müſſen, wo die Bemühung um das Große und Edle der Kunſt gemein und vaterländiſch werden ſoll. Es iſt mir nicht mehr unbegreiflich, wie unter ſo vielen Vätern, die nicht wiſſen, was ſie mit ihren Söhnen machen ſollen, keiner ſich einfallen läßt, aus dem Fähigſten (denn je dümmer der Kopf, deſto beſſer nun faſt zu allen übrigen Geſchäften) einen Kupferſtecher, einen Baumeiſter u. dgl. zu machen. Der Vater glaubt, und allerdings wird er dazu noch veranlaßt, ſeinen Sohn herabzuſetzen, wenn er einen Künſtler aus ihm macht, und er würde bis über die Ohren roth werden, wenn ihn einſt ſeine Anverwandten fragten, was ſein Sohn geworden wäre, und er müßte zur Antwort geben, er ſey ein Künſtler geworden. Jeder Rath und jeder Beamte glaubt dagegen ein halber Fürſt zu ſeyn — ungeachtet man gegenwärtig dieſen Herren ſo oft mit allem Recht ins Geſicht ſagt, wie leicht es ſey, und wie in Abſicht auf Talent und Wiſſenſchaft, gar nichts erfordert werde, um als eine ſehr glänzende Figur, an ihrer Stelle zu ſeyn.

Wir haben die herrlichſten Gegenden, und ſo ganz romantiſche Landſchaften in Bayern, daß ich verſichert bin, die größten Künſtler, wenn ſie dieſelben jemals geſehen hätten, würden ſich freuen, ihr Talent hier zu üben, und ihre Werke, worin ſie das Schönſte der Natur ſammeln, zu bereichern. Auch zweifle ich nicht, daß dieß noch geſchehen, und daß ein Ausländer kommen werde, ſeinen Namen durch das, woraus wir uns wenig zu machen ſcheinen, zu verherrlichen. Wir beſitzen ferner eine der ſchäzbarſten Gemäldegallerieen in der Welt, vortreffliche Gemälde in den Kirchen, welches zuſammen einen ganz unberührten und unerſchöpflichen Schatz für einen Kupferſtecher ausmachte — Doch genug davon.

Wie ich ſagte, lieber Freund, bei dieſen Ausſichten und Ermunterungen, daß etwas geſchehen möge, bin ich ſehr mit dem zufrieden, und ſehr ſtolz mit dem, was wirklich geſchieht. Unſre Künſtler thun wirklich viel, in Betracht, daß ihr Thun ſo wenig geachtet wird. Ich will meine Nachrichten von dem, was ich ſeit der erſten Anzeige geſehen habe, fortſetzen, und Sie nur noch erinnern, daß, da ich keine andere Gelegenheit habe, etwas zu ſehen, als daß ich jeden Künſtler perſönlich beſuche, und ihn bitte, mich über ſein Werk eine Anzeige ſchreiben zu laſſen, es leicht möglich iſt, daß ich manches brave Gemälde nicht geſehen habe.

Dorner (Hr. Jakob, hieſiger Hofmaler ꝛc.) verfertigte zwei allegoriſche Gemälde mit weiblichen Figuren. Auf einem ſieht man die Geſchichtskunde, welche ſich etwas an eine Säule lehnt, und in der linken Hand ein geöffnetes Buch hält; die rechte Hand reicht ſie der Malerkunſt, welche unten ſitzt und in der rechten eine Polite hält. Auf dem zweiten iſt die Bildhauerei und die Baukunſt vorgeſtellt, und beide ſind an den ihnen zugehörigen Zeichen zu erkennen. Die Gemälde ſind auf Kupfer 11/2 Schuh hoch, und 1 Sch. 2 Zoll breit.

Egel (Hr. Auguſtin) churfürſtl. Hofbildhauer, der zu ſeinem Privatvergnügen auch malt, verfertigte ein hiſtoriſches Stück aus dem vortrefflichen Schauſpiel: Otto von Wittelsbach. Er wählte dazu aus der dritten Scene des 5ten Akts, wo Otto, nachdem er eben ſeine Kinder fortgeſchickt hatte, ſich, voll Beklemmung an die Ruinen ſeines verwüſteten Schloſſes lehnt, und Wolf, ſein Waffenträger, allein noch bei ihm iſt, und ſagt: Und dieß war Otto! Man erblickt noch einige Säulenwerke und prächtige Stücke (faſt möchte ich ſagen, ſie ſeyen zu prächtig) des zerſtörten Schloſſes. Es iſt Nacht und Mondſchein, und die große Traurigkeit und das hohe ſchreckende Schweigen hat ſich auf die Trümmer ehemaliger Herrlichkeit und auf Stein und Baum geſenkt. Otto, der noch einen feierlichen Augenblick hier verweilen will, um dann auf ewig Abſchied zu nehmen, hat ſich auf einen Stein niedergelaſſen. Mit der rechten hält er das unglückliche Schwert;

in die linke Hand ſenkt er den Kopf, und ſtützt ſeinen Arm an ein Geſims, hinter welchem ſchöne, hie und da beſchädigte Säulen emporſtehen. Neben ihm liegt auf der Erde ſein Hut. Die Abſicht des Dichters, der ſeinem Helden bei aller unerſchrocknen Stärke und Hitze zu raſchen Thaten, auch ein eben ſo edles und menſchliches Herz, ein Gefühl, ganz zu leiden, was er, wie unwillkürlich gethan hatte, gegeben, und dieß vornehmlich in den zwei letzten Akten zeigen wollte, — dieſe Abſicht des Dichters hat der Künſtler trefflich erfüllt. Man erblickt an Otto keinen wilden unbändigen Kopf, ſondern einen Mann, der ſeine That, nicht ſo faſt der Folgen, als ihrer ſelbſt wegen zurücknehmen möchte, und man nimmt in den Zügen ſeines Geſichts die Vorwürfe wahr, die er ſich ſelbſt darüber dieſen Augenblick macht. Auf der einen Seite erblickt man den Wolf, welcher ſeiner wartet, einen Greiſen voll Redlichkeit, der von nun an ſeinen Herrn nicht mehr verlaſſen wird. Das Gemälde iſt auf Holz, etwa 4 Fuß hoch, und 21/2 breit.

Bei Hrn. Kirzinger (Franz) ſah ich jüngſt, außer einer Menge verſchiedener Konverſationsſtücke, fünf größere Gemälde, welche der Anzeige allerdings würdig ſind. 1) Aeneas mit dem Anchiſes auf dem Rücken, und dem Aſcanius zur Seite. 2) Cimon und Pera. 3) Der reuende Petrus. 4) Magdalena. Dieſe Gemälde auf Leinwand ſind von gleicher Größe, etwa 51/2 Schuh hoch, und 4 Schuh breit. Ich habe hier einmal eine Magdalena angetroffen, was, wie ich ſchon anderswo anmerkte, bei unſern Künſtlern etwas Seltenes iſt. Ich habe erſt jüngſt dieſes Bild von einem der berühmteſten Maler unſers Zeitalters geſehen. Es iſt ein überaus ſchönes Frauenzimmer in der ausgebildetſten Blüthe ihrer Reize; aber, wie mich däucht, iſt es keine Magdalena, außer man will annehmen, ſie ſey eben erſt im Begriff, Magdalena, die Büßerin zu werden. Dieß Bild ſoll Andacht, Ruhe und Zerknirſchung des Herzens erwecken; aber die gewöhnliche Vorſtellung, wornach man ein halbnacktes Mädchen mit herabfließenden Haaren, und ein paar Thränen im Auge abbildet, dieſe Vorſtellung, ſo maleriſch ſchön ſie iſt, iſt wahrhaftig nicht dazu gemacht, jenen Endzweck hervorzubringen, und für heilige Stätte ſcheint ſie mir übel gewählt zu ſeyn. Kirzinger hat ihr ein lichtgraues Kleid gegeben, das zu dem ſchönen Körper und zu dem etwas blaſſen, holden und kummervollen Geſicht überaus gut paßt. Das fünfte Gemälde ſtellt den Abraham vor, und iſt 8 Schuh hoch und 6 breit. Ich habe dieſe Vorſtellung, was zumal die Anordnung und den Ausdruck betrifft, kaum jemals ſchöner geſehen. Iſak iſt über und über mit den Schrecken des Todes bedeckt, den er jetzt — jetzt erwartet. Es iſt, als fühlte er das Opfermeſſer bereits in ſeinem Herzen, und er ſcheint kaum mehr zu wiſſen, was um ihn vorgeht. So wird er weder des Engels, noch der Bewegung ſeines Vaters gewahr, der mit einem Blick, als ſollte er verwandelt werden, nach dem Engel emporſchaut. Alle Theile ſeines Geſichts ſind im Hinumgehen von tiefſter Betrübniß zum Entzücken ohne Maaß und Ende, und der Kontraſt des Vaters und des Sohnes wird hiedurch unbeſchreiblich angenehm ꝛc. Kirzinger iſt ein geborner Münchner; er hielt ſich eine geraume Zeit in Italien auf, und ſtudirte in Rom ein Jahr unter dem berühmten Auguſtin Maſſucci, und zwei Jahre unter Raphael Mengs. Er lieſt, ſpricht mit Gefühl und Verſtand von ſeiner Kunſt, und hat es im Hiſtorienmalen ſehr weit gebracht. Im Jahre 1770 malte er zu Spalt im Kollegiatſtift zu St. Nikolaus, in 23 Tägen, nach eigner Erfindung, den 52 Schuh langen Plafond, und die in dem vordern Thor 84 Schuh in der Rundung und 17 Schuh ohne Laterne, in der Höhe haltende Kupel, nebſt vier ziemlich großen Zwerchfeldern. Er erhielt verſchiedene vortheilhafte Einladungen nach dem Ausland, zog aber immer den Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt vor, ungeachtet er beinahe nur von Ausländern unterſtützt, geachtet und ermuntert wird. Seine Arbeiten gehen faſt alle nach der Schweiz, wo ſie vermuthlich wieder weiter verhandelt werden.

Die Tochter dieſes Künſtlers, Mariane Kirzinger, ein Mädchen von etwa ſechzehn Jahren, verlegt ſich aus innerm Trieb, gleichfalls auf die Kunſt. Sie arbeitet mit Wärme, und ſcheint ſich Kabinetſtücke zu ihrem Fach zu wählen. Ich ſah von ihr zwei Kopien nach unſerm Jakob Dorner, die gut gerathen ſind, und den Kenner zu einer vortheilhaften Erwartung von der Zukunft dieſer jungen Künſtlerin berechtigen.

Merter, (Michael) der ſich auf das Landſchaftmalen verlegt, copirte eine Landſchaft nach Johann Heinrich Wüeſt, mit einer Vollkommenheit, wie man ſie von dieſem jungen Künſtler bereits zu erwarten gewohnt iſt. Von ihm hoffe ich, daß ihn die Natur und ſein eigner Künſtlertrieb ermuntern werden, uns einige Naturſcenen um München oder dem nahen Würmſee zu liefern, deſſen Lage außerordentlich mannigfaltig und prächtig iſt.

Seidel (Andreas) verfertigte das Veſperbild, ein Freſcogemälde, welches an der äußern zulaufenden Chormauer der hieſigen Frauenſtiftskirche zu ſehen iſt. Das ganze Gemälde iſt 9 Schuh 2 Zoll breit, 7 Schuh 3 Zoll hoch, jede Figur 7 Schuh.

Ebenderſelbe hat dieß Jahr auch die äußern Stücke an der Galleriemauer im Hofgarten zu Ende gebracht.

Winter (Joſeph der Sohn) malte die Thierſtücke und die 4 Bataillenſtücke. Dieſer junge Künſtler beſitzt in der Thiermalerei eine ganz außerordentliche Fähigkeit. Er iſt eben ſo erfinderiſch, und entwirft mit unglaublicher Geſchwindigkeit und eben ſo großem Feuer die herrlichſten Scenen. Schade, daß gegenwärtig die Thiermalerei nicht recht Mode ſeyn will! Ich würde es an der Stelle dieſes braven Künſtlers mit den äſopiſchen und andern Fabeln verſuchen, wo Handlungen und Ausdrücke vorkommen, und die Thierſtücke zugleich Konverſationsſtücke ſind. Da der Künſtler auch radirt, ſo wäre vielleicht eine Ankündigung, worin man dem Vaterlande eine vollſtändige Reihe und Sammlung unſrer inländiſchen wilden und heimiſchen Thiere, jedes in einer auszeichnenden Handlung, verſpräche, ein Mittel, ſeinem Talent alle die Ausſichten zu verſchaffen, wobei es ſich erweitern und den größten

Gipfel ſeines Ruhms (auch unſers Ruhms) erreichen könnte.

Wink (Hr. Johannes Amandus) unſer vortrefflicher Blumen- und Früchtenmaler, copirte nach Mignon ein Blumen- und Fruchtſtück von einer ſo außerordentlich kühnen, reichen und mannigfaltigen Zuſammenſetzung, daß ich dafür halte, das Stück reiche an das Vortrefflichſte, was man von dieſer Art ſehen kann. Und Wink hat es hergeſtellt, daß mancher Kenner verlegen ſeyn würde, eines von beiden zu wählen.

Von der Kupferſtecherkunſt ſah ich verſchiedne kleine Stücke vom Weiſſenhahn, z. B. das Portrait des Rouſſeau, nach Ingouf dem Jüngern, welches gut gerathen iſt.

Von Bildhauerarbeit ſah ich verſchiedne geiſtliche Bilder, welche die bürgerlichen Stadtbildhauer Prözner und Heringer nach dem churfürſtl. Krankenhaus zu Giesing verfertigt haben.

Ich wünſche ſo ſehnlich, alles, ſo klein es ſeyn mag, ſammeln zu können, daß ich mit Freuden einen halben Tag laufen will, um ein Täfelein zu ſehen, von dem ich höre, daß es aus den Händen eines Künſtlers, der nun auch lebt, da ich lebe, gekommen iſt. Wenn ich dann auch nicht ſehe, was ich mir unterwegs vorgeſtellt habe: dennoch glaube ich, etwas Wichtiges für unſern Nachruhm zu thun, wenn ich aufgezeichnet hinterlaſſe, was ich geſehen habe; denn nach dem Geiſte unſrer Schriften, welche wir jetzt ſchreiben, nach den Werken der Kunſt, die wir an ſie abtreten, werden uns unſere Nachkommen beurtheilen, und ſie werden gar viel ſehen, worüber wir kaltſinnig hinweggehen.

Was ich glaube, in Betracht der gegenwärtigen Achtung für die Kunſt immer in Erwägung ziehen zu müſſen, ſind die häuslichen, ermunternden oder niederſchlagenden Umſtände, worin ſich jemand, der mit der Seele arbeitet, befindet. Und ſo ſehr es mich kränket, einen Mann, der ſtets eines heitern Geiſtes ſeyn ſoll, dürftig zu finden: ſo weiß ich nicht, wie mirs bei allem dem ſo ſchmerzend angenehm wird, jemand, deſſen Seele durch Armuth nicht gebeugt wird, zu ſehen, indem dieß theils die Gewalt der Kunſt über die Herzen zeigt, theils für mißkannte, oder, bei aller Achtung, für unglückliche Künſtler, ein unſchätzbares Beiſpiel bleibt, in Tagen des Kummers nicht gleich zu verzagen. Ich ſagte eben, daß ich Ihnen noch etwas von Landſchaften zu erzählen hätte, und nun will ichs thun, aber Ihnen mehr von dem Manne, der ſie gemalt hat, erzählen. Ich beſuchte unſern alten Stephan, weil man mir ſagte, daß er etwas male. Er iſt ein braver Oelmaler, und beſonders beſitzt er ein geübtes Talent zum Landſchaftmalen. Ich werde den Eindruck nie wieder verlieren, welchen der Anblick deſſen, was mir bei Eröffnung ſeiner Stube in die Augen fiel, auf mich machte. An einer Seitenwand ſaß ſeine, ich vermuthe, beinahe achtzigjährige Frau, die ganz blind iſt. Und als der Mann mir entgegen ging, ſah ich, daß auch er nur Ein Auge habe. Die kleine Stube war ſehr reinlich, und ſo ſah das Ding ſo rührend und ſo maleriſch aus, wie ichs noch auf keinem Gemälde geſehen habe. Den Vormittag bringt der Mann mit Beſorgung des Hausweſens zu. Er bereitet das Mittagmahl und bringt die Stube in Ordnung. Nachmittag malt er. Er zeigte mir 4 Landſchaften, welche die vier Jahrszeiten vorſtellen, und zwei geiſtliche Stücke, den heil. Lorenz und Stephan, welche er etwas mehr als untermalt hatte. Wenn der Mann bei dieſen Umſtänden die erſten Meiſterſtücke verfertigte, das würde mich nicht ſo ſehr wundern, wie die heitre Gelaſſenheit, mit welcher er dieſe Umſtände erträgt. Er beklagte ſich nicht mit einem Worte, und klagte nur über die jetzige Kürze des Tags, der, da er für ihn eben erſt anfangen ſollte, wieder zu Ende ging. Ich erinnere mich bei dieſer Gelegenheit einer überaus rührenden Anekdote des großen Domenichino, die ich Ihnen erzählen, und dann dieſe Nachricht beſchließen will. Dieſer berühmte Künſtler, deſſen Werke man jetzt an großen und reichen Höfen als einen prächtigen Schatz bewahrt, lebte in Rom mühſelig und dürftig. Eines Tags bemerkte er einen Künſtler, der an einem ſeiner Gemälde copirte. Dieß war ein Franzos, den ſein Hof nach Rom geſchickt hatte, die Werke dieſes Meiſters, deren Werth die Ausländer kannten, copiren zu laſſen. Domenichino betrachtete die Kopie, und konnte ſich aus guter Abſicht nicht enthalten, den Fremden zu erinnern, was er verſehen und zu verbeſſern hätte. Dieß verleitete den Franzoſen, welchem ein ſolches Erinnern nicht allerdings erfreulich ſeyn mochte, dem ihm unbekannten Beurtheiler zu ſagen, daß ers beſſer machen ſollte, wenn ers beſſer verſtünde. Dieſer nahm das Anerbieten an, und kaum machte er etliche Striche, als der Franzos mit Erſtaunen ausrief, nur Domenichino ſelbſt könne ſo was verfertigen. Wie viel haben Sie für die Kopie? fragte dieſer nach einer Pauſe den Franzoſen. „Zwei tauſend Gulden!“ Bei dieſen Worten kehrte der gute Domenichino ſich um, und weinte bitterlich; denn ihm hatte man für das Original 300 fl. gegeben, und der Mann weinte Thränen, auf das Brod, das er aß, und auf die Quelle, woraus er trank.

Ein Fürſt ſollte ſich dieſe Scene malen laſſen; ſo wie ich längſt gewünſcht habe, daß man die zwei berühmten Helden, den Hanibal und den Scipio, wie ſie ſich, höchſt neugierig einander einmal zu ſehen, auf einem Hügel begegnen, und vor Verwunderung und hochachtendem Schrecken über ihren wechſelſeitigen Anblick ſtill ſtehen, und eine Weile kein Wort reden können. In kleinen Entfernungen ſtünden, vermöge der vorgegangenen Abrede, da die Römer, dort die Karthaginenſer, und äußerten verſchieden ihren gegenwärtigen Antheil. Mit der Hälfte der jährlichen Summe, welche man für die ſchädlichen Gaukeleien auf großen Theatern hingibt, könnte man dieſe verewigenden Denkmähler des menſchlichen Geiſtes von dem erſten jetztlebenden Künſtler erhalten u. ſ. w.

Vaterländische
Kunstnachrichten.

Die nachſtehenden angehenden Künſtler haben mir erlaubt, dem Publikum zu ſagen, daß ſie zu ihrem Beruf bereits muthig einen Weg angetreten, wo man, wenn man nicht die höchſten Stufen erreicht, gleich denen in den Tiefen zurückbleibt, — den Weg der Kunſt.

Felix Halm, ein Münchner, verlegt ſich auf Landſchaften, worin er bereits einige Verſuche theils im Zeichnen nach Waterloo und andern großen Meiſtern in dieſem Fache, theils auch im Malen, (und zwar in dieſem in zwei Stücken nach Bemel jedes zu 2 Schuh 101/2 Zoll hoch, 2 Schuh 1 Zoll breit) dann in andern zweien Querſtücken (jedes 81/4 Zoll hoch, 1 Schuh breit) nach Kobel, und zwar letztere auf Holz, auf eine ſehr glückliche Art ausgeführt hat, ſo daß man bald erwarten kann, von des Verfaſſers eigner Erfindung etwas ſeiner erſten Ankündigung zu erhalten, zumal da ihm einzig die Liebe zur Kunſt den Muth gegeben, ſich derſelben zu weihen.

Anton Zeller von Scherzingen aus Preißgau malt Portraite und Geſellſchaftsſtücke, beides bereits ſehr glücklich. Jene ſind nicht nur äußerſt kennbar, ſondern beinahe, als wärens wirkliche Ideale, mit auszeichnendem Gepräge ihres Geiſtes begabet, und mit kühner Hand dargeſtellt. Ein Geſellſchaftsſtück von ſeiner eignen Erfindung (es iſt auf Holz 1 Sch. 21/2 Zoll hoch, 1 Sch. 1/2 Z. breit) ſtellt einen Schulmeiſter vor, wie er in einem Wirthshauſe vor anweſenden Bauern die Zeitung verlieſt. Die Zuſammenſetzung iſt voll Natur, und wer die Stellungen der Bauern und ihre Köpfe anſieht, erräth, ohne eben ein Phyſionomiſt zu ſeyn, beim erſten Anblick den Ausdruck eines jeden. Man ſieht es dem Leſer an, daß er ſich für den Gelehrteſten in der Geſellſchaft hält; er ſcheint eben ein wichtiges Stück aus der Zeitung herabzuſprechen, denn einer der Zuhörer hält im Trinken inne; und doch ſcheint er ſich, als wären ihm ſolche Sachen längſt geläufig, nicht viel darüber zu verwundern; in den übrigen herrſcht und erwacht theils ſtolze Freude, womit man ſich denkt, wir ſinds, theils dummes lachendes Staunen, oder tiefes Nachdenken beim wilden Nichtdenker; ſo ſind auch die Gewänder und das Uebrige im Hausgeräth auf das ſorgfältigſte angezeigt.

Ich kann niemals ohne einen gewiſſen hohen Schauder einen jungen Künſtler ins Innere des Heiligthums gehen ſehen, um daraus Geheimniſſe zu holen, deren Weſen nur dazu berufnen Augen erſcheint, deren Geiſt den Meiſten eben ſo unſichtbar, als unerreichbar bleibt; denn allenthalben ſteht die Weisheit eben ſo hoch, als Mittel, wodurch ſie erlangt wird. Ein groſſer Theil bleibt allemal bei dieſen letztern ſtehen, ohne einmal das, wozu ſie führen, zu ahnden. Sie zeichnen und ordnen an, und geben Farben, und wiſſen nicht, warum.

Ich ſehe in den Arbeiten der eben genannten jungen Künſtler Spuren und Beweiſe reifender Betrachtungen über die Schönheit und Ordnung der Natur, und, wenn ich mir einiges Zutrauen erworben habe ſo ermuntere ich ſie bei demſelben, ſich nie zu andern Begriffen von der Kunſt bereden zu laſſen, und die untergeordneten Theile, ſo nothwendig ſie zur Erreichung des Hauptweſens ſind, ſtets nur als Mittel zu betrachten. Die beſten Dichter aus den alten und neuern Zeiten ſollen ſie nie aus den Händen legen, und ihre Gemälde und Anweiſungen ſollen ihnen immer zum Muſter dienen, und den Geiſt der Erfindung beleben, und ausbilden.

Man bemühe ſich erſt, dieß iſt die erſte und letzte Regel, die ich jedem Künſtler, (ſo wie jedem Schriftſteller) zu geben habe, die Sache, welche man darſtellen will, mit verliebten Augen zu ſehen, und ſich die Darſtellung derſelben zum Bedürfniß des Herzens zu machen, dann wird man ſinnreich und unermüdet ſeyn, ſich der Mittel, wodurch ſie dargeſtellt werden kann, zu bemächtigen. Das Gefühl ſeiner Kräfte, und die edle Kühnheit ſeiner Gedanken wird dem Künſtler die Mühe des Zeichnens erleichtern, und die unendlich reiche Verwiſchung der Farben ihm aufſchließen.

Man verderbe ſich nicht (ich rede hier zu einem Künſtler, der ſich ſelbſt empor ſchwingen kann; dem ſchwächern iſt freilich nichts übrig, als ſich auf fremden Rücken empor tragen zu laſſen) — mit der ſklaviſchen Uebung des vielen Copirens. Warum will man den pieriſchen Trank erſt aus fremdem Munde in den ſeinigen nehmen, und nicht lieber ſelbſt aus der Quelle trinken, aus welcher der andere geſchöpft hat? Die meiſten, wenigſtens überaus viele trachten nach dem Gefallenden und Angenehmen, und wenn ſie ſich nur einmal lebhafter und glänzender Farben verſichert haben, dann, wenn ſie auch den Mund immer voll von Anpreiſung der Natur haben, iſts, als hätten ſie alle Natur verſchworen. Sie halten ſich frühzeitig an gewiſſe Tinten, und glauben, die Farben in der Natur zu ſehen, die ſie auf ihrer Leinwand zu ſehen gewohnt ſind.

Wie der, welcher von der Aehnlichkeit eines Portraits urtheilen will, das Original vor ſich ſehen muß: ſo ſoll man, um von einer Copie etwas Weſentliches lernen zu können, die Natur, von der ſie gezogen iſt, beobachtet haben. Es iſt nützlicher, eine einzige Landſchaft aus der Natur zu malen, als zehen zu copiren, und ich wollte lieber einen Aſt vom Leben gemalt, als einen ganzen Baum auf der Leinwand. Anfänglich werden ſolche Gemälde ſehr überladen und roh ſeyn; aber wie die plumpen ungeſtalteten Gliedmaßen kindlicher Körper bei dem jugendlichen Wuchs in die ſchönſten Formen ſich ausbilden: ſo gehen in ſolchen Werken unmerklich die ſchönern Theile hervor, und der Geiſt der wahren Verhältniſſe und Harmonien gewinnt die Oberhand. Hier ſchärft ſich das Auge durch eigne Uebung, und jede Bemerkung öffnet den Weg zu einer neuen: jede Sättigung reizet den Hunger und immer heftiger von neuem. Der Zuſtand läßt ſich mit nichts vergleichen, wenn die Seele anfängt, über die Natur mit dem Blick des fühlenden und beobachtenden Künſtlers zu ſchauen, die tauſend und tauſend Partien, die B. in einem einzigen Baum oder Fels vorhanden ſind, wahr zu nehmen, die unendliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Lichter zu beobachten, alle die Regeln vom Zeichnen, von der Perſpective und andern Wiſſenſchaften hier aufs genaueſte, und doch nur wie von ungefähr, zu finden, und etwas Mächtigers, etwas noch immer Unerreichbarers zu ahnden. O dann du ſüße, verklärte, und verklärende Schwärmerei, du Gefühl gegenwärtiger Paradieſe, wobei der Himmel ſich niederläßt!

Von dir müſſe das Herz des Künſtlers überſtrömen! er ſehe bei Tag unſichtbare Weſen, und träume bei Nacht von der himmliſchen Anmuth der Grazien, die gemeinen Begierden ſollen ihm unbekannt ſeyn, und nur, was edel und würdig iſt, ſoll in ſeinem Herzen glühen, und ihn antreiben, durch herrliche Werke ſich Erleichterung zu verſchaffen. Ich würde mirs nie vergeben, wenn ich einem Künſtler jemals meine freundſchaftlichen Gedanken ſagte, ohne ihn an etwas, ohne das ers nicht werden, noch ſeyn kann, zu erinnern.

Er ſoll, (ſo auch der Schriftſteller) wie ein Pferd von edler Art, das auf der Laufbahn zu kämpfen hat, mit leichten Speiſen, und mit geiſtigen Dingen, (man begreift wohl, was ich meine) ſich nähren. Ihm ſoll über einer Tafel, wo bloß Speiſen zugegen ſind, eckeln, bei einer Geſellſchaft, wo nichts Würdiges vorkommt, langweilen, und bei Spiel und Trunk der Aerger davon treiben. Was Protogenes that, als er an ſeinem berühmten Meiſterſtück arbeitete, das diene ihm zum Muſter. Er genoß, während er mit dem vortrefflichen Werk beſchäftigt war, nur die leichteſten Speiſen, um ſich nicht durch gröbere Dünſte die feinern Säfte zu verderben, und die Stärke der Einbildungskraft zu ſchwächen. Und nie vergeſſe er, was Horaz dem Manne, deſſen Leben eine Begeiſterung ſeyn ſoll, zurief, vergeſſe nie ſich vom Wein und den Lüſten der Sinne zu enthalten, und bei ſteter Nüchternheit des Herzens, und dem Stillſchweigen theilender Leidenſchaften den Ruf der Natur und Kunſt zu vernehmen.

Nun wieder zu unſern Künſtlern auf der Bahn der Ehre und des Wohlthuns, das durch ihre Bemühungen ſich über die Menſchheit ergießen ſoll. Laßt uns nie vergeſſen, theure Freunde, daß wir uns nun einmal dahin geſtellt haben, wo wir nicht wieder zurück können, ohne uns ſelbſt, und uns allen Ehre oder Unehre einzuerndten, und daß die Nachwelt einſt fragen wird: Wo ſind die, deren

Namen wir laſen, und wie weit ſind ſie gekommen, die damals hinanſtiegen mit einem Muth, als würden ſie nicht ruhen, bis ſie den Himmel beſtiegen haben? Seht, uns voran auf ſeligen Höhen dort ruhen, und grünen die unſterblichen Lorbeer um die Scheitel der Großgeiſter aus Frankreich, Italien, und Deutſchland; dahin laßt uns eilen, wo Raphael und Rubens wohnen, auch, wenn man uns nicht wie Raphael und Rubens ehren, und lohnen ſollte. Die Liebe zur Kunſt iſt über alles, iſt ſich ſelbſt Belohnung und Schaubühne, iſt wie die Ehre, mächtiger, dann Rang und Reichthum.

Von den Urſachen

des geringen Einflusses der schönen Künste auf die Denkungsart und Sitten

des Volkes.

Wenn ich oft die Menge der Gemälde und Bilder in unſern Kirchen und öffentlichen Plätzen betrachte, und mir dann die unbeſchreibliche Kraft jenes Eindrucks vorſtelle, welchen ein einziges, das wahrhaft gut iſt, auf ein ganzes Volk zu wirken vermögend wäre, wenn ich mich an das begeiſterte Lob der Alten für den Jupiter Phydias, und an ihr Zeugniß, daß er allein der Religion ein neues Gewicht gegeben habe, erinnere, und dann wahrnehme, wie man unſere Bilder kaum anſieht, und wie keine Seele daran zu denken ſcheint, daß in denſelben die thätigſte Nahrung für den Geiſt und das Herz ſich befinde: dann weiß ich nicht, ob ich über die Geiſtloſigkeit und den Verfall der Künſte, oder über die Trägheit des Volks, das dieſelben anſieht, und weggehet, mich kränken ſoll. Jener ſcheint dieſe veranlaßt zu haben, und dieſe hingegen ſcheint jene unausbleiblich nach ſich zu ziehen. Doch es mag von dieſen beiden eines, welches es immer iſt, die Wirkung des andern ſeyn: ſo iſt es für jeden, dem daran liegt, mehr um gebildete, als rohe Menſchen zu leben, gewiß höchſt wichtig, den wahren Grund des geringen Einfluſſes der Künſte zu unterſuchen.

Ja, meine Herren, wem dieſes Gefühl fehlt, dem fehlt das Gefühl für die Ordnung in Gedanken und Handlungen, das Gefühl für feine und wohlthätige Empfindungen, und das beſte, was einen Menſchen ſchätzbar machen, und zu ſeiner hohen Beſtimmung ihn führen kann.

Ich will alſo einige von den Urſachen angeben, welche bei uns theils auf der Seite der Künſtler, theils des Volks ſich finden, und ich hoffe, daß, wenn ſie auch die vornehmſten nicht ſeyn ſollten, ſie doch dazu nützlich ſeyn könnten, daß man wenigſtens mehr, als man es bisher war, beſorgt werde, auf dieſe höchſtwichtige Sache zu merken, über ſie nachzudenken, und etwas beſſers, als ich hier erinnere, zu lehren.

Es ſcheint, daß vielen unſerer Künſtler ihre eigne Kunſt nur dem Namen nach bekannt ſey. Sie glauben, die Mühe und Geduld, welche ſie auf die Erlernung der erſten Anfangsgründe des Zeichnens, der Farbengebung ꝛc. verwenden mußten, ſey das einzige, worauf ſie zu ſehen hätten, und ſie gehen daher an ihre Arbeit, ohne an was anders, als dieſe Dinge zu denken. Wie die Schönſchreiber um nichts, als ihre Buchſtaben ſich kümmern, und wenn nur dieſe gut ſind, ſich einbilden, gut und ſchön geſchrieben zu haben: ſo begnügen ſich dieſe Künſtler, etwas nach dem Gemeinſinne mit Mühe gearbeitet, und den, der es forderte, befriedigt zu haben. Ihre Anſtrengung, während daß ſie arbeiten, iſt derjenigen gleich, welche etwa zur Auflöſung einer algebraiſchen Aufgabe erfordert wird, iſt ein bloſſes mühſames Anhalten nach Treue und Pünktlichkeit, und theilt indeß der Seele keine andere, als die Empfindung des Kaltſinns mit. Wie ſoll auf dieſe Art von einem Kunſtſtücke, dem der Künſtler nichts mitgab, etwas in den Zuſchauer übergehen? Aber beyde ſind ſchon gewohnt, nichts zu ſuchen, nichts in der Kunſt von Empfindungen und

Leben zu ahnden, und ein Gemälde, eine Statue für das, was dieſe auch wirklich ſind, für ein mühſames Spielwerk zu halten.

Dieſer ſchädliche, unrühmliche Irthum wird vornehmlich in den Akademien, welchen man die erſte Bildung der Künſtler auftrug, ernährt. In dieſen Anfangsſchulen ſagt man oft dem Verſtande ſehr viel, und dem Herzen ſehr wenig. Man lehrt gemeiniglich allein nur das, was den Künſtler unterſtützen, aber nicht regieren muß, nämlich das Zeichnen und den Auftrag der Farben, und vergißt oft das, was die Hauptſache ſeyn, und aller Zeichnung vorgehen ſoll, nämlich den Unterricht und die Erklärung, von welchen Leidenſchaften eigentlich dieſe Stellung verurſachet, und dieſe Zeichnung gefordert wird. Dieſes ſoll man, ſtatt daß man für einen todten Körper, ich meine, für einen Körper ohne Bewegung, ſich hinſtellt, voraus erklären; und, gleichwie man nicht die Sprachen, ſondern die Sachen, die in denſelben geſchrieben ſind, lernt: ſo ſoll man das, was zu dieſer Gruppe Anlaß gegeben, das, was dieſen Körper, der nun daſteht, ſo bewegt hat, vorausſetzen. Freilich kann das wahre Maaß und die Güte der Zeichnung, ſo wie die bloße Ordnung der Töne von ſich ſelbſt ſchon ergötzen; aber wenn gleich falſche Vorſtellungen auch wirkliche Empfindungen hervorbringen können:

ſo kann eine gute Zeichnung auch ohne den gehörigen Ausdruck zwar das Auge des mechaniſchen Künſtlers, aber niemals das Herz des wahren Kenners vergnügen, der von jeder Sache nicht nur, daß ſie gut ſey, ſondern daß ſie wahr, daß ſie ausdrückend, und allein für das, was ſie vorſtellen ſoll, gemacht ſey, verlangen wird.

Solche Künſtler, Maler, Bildhauer und Tonkünſtler, die um das Weſen, woraus ihre Kunſt hervorgeht, nichts wiſſen, arbeiten wie Dichter, die nur mit den drei Einheiten, und dem äußern Wohlſtande der Schaubühne bekannt ſind, niemals aus dem Innern heraus. Die Ermüdung ihrer Hände iſt der einzige Zeuge ihres Fleißes, und der Preis, mit welchem man ihre Mühe belohnt hat, iſt der Ausſpruch für den Werth und Unwerth ihrer Arbeiten. Da ſie in ihrem Leben nie nachdachten, wie jede Stellung von einer gewiſſen Leidenſchaft, die man in einem gewiſſen Zeitpunkte ausdrückt, beſtimmt wird: da ſie nicht wiſſen, daß die regelmäßigſte Zeichnung, die gewiſſeſte Farbengebung, die ſchönſte Anlage der Theile, gemäß den Gegenſtänden, von welchen ſie angelegt, denen ſie untergeordnet ſeyn ſollen, falſch, niedrig, ausdrucklos ſeyn können: ſo iſt es ihnen gänzlich gleichgültig, ob ſie dieſen oder jenen Zeitpunkt gewählt, dieſe oder jene

Anordnung getroffen, und ſich dem, was ſie ausdrücken ſollten, genähert haben. Sie begreifen nicht, daß ihre Werke, ſo wie die Werke der Dichter, mit der Natur in der engſten Verbindung ſtehen, daß man ſeinen Geiſt immer zu nähren, ſein Gefühl immer ſtärker, getreuer machen, und durch eine unausgeſetzte Lectüre und Beobachtung ſeiner Kunſt ſich ſtets gewiſſer verſichern ſoll. Die meiſten dieſer Maler haben vielleicht niemals die Schaubühne betreten, niemals einen Dichter in die Hände genommen, noch einer menſchlichen Handlung aus Künſtlerabſicht mitbeigewohnt; viele haben niemals im Freien als Künſtler geathmet, und doch beſitzen ſie die ſtolze Einbildung, ihre Arbeiten für Kunſt, und das, was ſie als Schüler die meiſte Anſtrengung ihrer Leibeskräfte, und die größte Ueberwindung gekoſtet, für das Einzige ihres Berufes zu halten.

Auf dieſe Art ſind ihre Werke Produkte des Brodzwangs, ſtatt daß ſie Früchte der Liebe, Geſchöpfe des höheren Eifers ſeyn ſollten. Die wahre Kunſt muß, wie die wahre Tugend, mit ſich ſelbſt vergnügt, von ſich ſelbſt belebt ſeyn. Beinahe alle andere Pflichten können vielleicht wohl verrichtet werden, wenn man ſie gleich nicht allemal mit der gehörigen Abſicht verrichtet, nur nicht die Werke des Herzens und Genies. Man kann vielleicht ein guter Arzt, ein guter Soldat ſeyn, wenn gleich die Beweggründe, mit welchen ſie ihre Pflicht erfüllen, diejenigen nicht ſind, die ſie ſeyn ſollten; aber wer etwas ſchaffen will, das Liebe einflößen ſoll, der muß ehe ſelbſt von der Liebe begeiſtert ſeyn. Wen nicht ein höheres Ungeſtüm nöthigt, ſich hinzuſetzen, und in einem überirdiſchen Taumel, und in dem Bewußtſeyn einer ungewöhnlichen Stärke, etwas zu entwerfen, von dem ihm während ſeiner Arbeit eine innere Gewißheit ſagt, daß es andere, wie ihn rühren, daß es ewig ſeyn werde, deſſen Werk verdient den Beifall des wahren Künſtlers, des empfindſamen Kenners nicht. Ich weiß es indeß wohl, die Anlage und Ausführung eines Werks ſteht nicht immer in der Willkühr des Künſtlers, den der Mangel verfolget. Gemeiniglich glaubt derjenige, der Geld beſitzt, den Maler zu bezahlen, daß ihm auch das Talent eigen ſey, denſelben zu belehren. Er nöthigt ihn oft, die zerriſſenen Bilder ſeines kranken Gehirns zu bearbeiten, und in die Wälder einen Delphin, und in die See einen Eber zu malen. Das weiß ich, und ich erinnere auch nur an meine Anmerkung diejenigen, die von dieſem Zwange befreit, und vollkommen ſo glücklich ſind, mit ihrem eignen Geiſte und Enthuſiasmus zu arbeiten, die Gottheit, welche ihre Herzen entflammen ſollte, zu erwarten, und ſich ihr ganz zu überlaſſen. Die Natur und Freude des Herzens war es, die den Zeuxis mahnte; ſie führte ihm, wann er malte, den Pinſel; und das Vergnügen, ſein eigenes Entzücken in die Herzen anderer Menſchen zu gießen, die Ehre, das Andenken ſeines Jahrhunderts in die entfernteſten Provinzen und Zeiten zu tragen, belohnte ihn, wenn er ſeine Meiſterſtücke an Prinzen und Städte verſchenkte, ſo wie ſie dem edelmüthigen Nicias die Großmuth gab, 60 Talente, die ihm das Ausland für ein einziges Gemälde anbot, auszuſchlagen, und den Geiſt, der in dieſem Werke lebte, glühte, nur ſeinen Landsleuten zu gönnen.

Aber es ſcheint ſchon überhaupt, daß der größte Theil der Künſtler, ſo wie der Dichter, auch wenn ſie mit Genie arbeiten, wenig nachdenke, warum er arbeite, und wohin er dann endlich einmal ſeine Ideen zu führen habe. Sie gleichen den Gelehrten, die zwar oft eine große Kenntniß, eine große Beleſenheit, aber keinen Verſtand beſitzen, dieſelbe nützlich und gehörig anzulegen. Ich ſoll durch ſinnliche Vorſtellungen dieſe oder jene Leidenſchaften in den Gemüthern meiner Leſer, meiner Zuſeher aufwecken: wohin führen dann aber meine Vorſtellungen? Sind ſie wohl auch fähig, Bewegungen in den Herzen hervorzubringen? Und wenn ſie's ſind, von welcher Art ſind am Ende dieſe Bewegungen? Habe ich ſie während meiner Arbeit wohl auch ſelbſt empfunden? Iſt mein Werk ein ganzes, das auf eine große und edle Leidenſchaft zielt? Welche Art von Leidenſchaften wird es eigentlich hervorbringen? Wird es Liebe, oder Abſcheu, Zufriedenheit oder Mißvergnügen einflößen? Wird es diejenigen, in deren Herzen ich dieſen Eindruck verurſache, edler, zufriedner, größer machen? Iſt der Staat glücklich, der nach der Empfindung, welche meine Vorſtellungen ihm einflößen, handeln würde?

Dieſe, allen ſchönen Künſten gemeinſchaftliche Unterſuchung, dieſer große, erſte Endzweck, ohne welchen das gröſte Meiſterſtück die Frucht einer verwegnen, gedankenloſen, oft gefährlichen Unternehmung iſt, wird von wenigen Künſtlern gekannt, und, was zu bewundern iſt, von wenigen Kunſtkennern gefordert. Wie dieſe die Stimme ihres eignen Herzens nicht hören, ſich nicht fragen, was ſie doch einzig fragen ſollten, ob ſie, während daß ſie ein Gemälde betrachten, auch gerührt, und wie ſie gerührt werden; ſondern allein diejenigen Stellen, wo die Kunſt ſich ausnimmt, beobachten: ſo arbeiten die Künſtler auf gerathewohl fort, ohne ſich um die Wirkung, welche ihr Ganzes hervorbringt, zu bekümmern. Sie begnügen ſich, ſchöne Geiſter, weiche Herzen zu bilden, und nehmen nicht wahr, daß all ihr Unternehmen dahin geht, ſchlechte, gemeine Seelen, und weibiſche oder laſterhafte Gemüther zu erwecken. Viele unſerer Künſtler und Dichter begehen das in ihren Werken, was ſie abwehren müſſen, und verſetzen eben denen, die ſie vergnügen und ſtärken ſollten, tödtliche Wunden. Wie Kinder mit ihrem Lämpchen herumjagen, und anzünden, und niemals um die Gefahr eines Schadens ſich umſehen: ſo treiben ſie mit ihren Talenten den liebloſeſten Muthwillen, und wühlen gerade das auf, was ſie unterdrücken, oder wenigſtens lenken ſollten. Die Triebe z. B. des edlen Stolzes, das Gefühl der empfindſamen Liebe, der Muth im Ungemach und gegenwärtigen Gefahren, ſind nothwendige Triebe, ſind wohlthätige Gefährten des Lebens, ohne welche kein Talent ſtatt findet, und nichts Großes gedeihet; aber den armen Menſchen aus dieſer Unempfindlichkeit aufreißen, jeden ſeiner Herzenstheile ausfüllen, jeder Nerve Saft und Kraft, und Verlangen geben, ſo daß der Menſch, betrunken von dieſen Trieben, nichts ſieht, nichts hört, nichts fühlt, als Ehre, Liebe, Unerſchrockenheit, und ſodann ihn hinſtellen in die Welt, die für ihn nur ein Trieb iſt, ihn laufen laſſen nach der jähen Wand eines Abgrunds, wo, wenn er hineinſtürzt, keine Rettung mehr iſt, — das iſt noch weit ſchrecklicher, verwüſtender, für das Privat- und allgemeine Wohl weit ſchädlicher, als im Gegentheile eine gänzliche Unempfindlichkeit, wo die Herzen in einer gänzlichen Stille, ohne alle Triebe darniederliegen, jemals hat werden können. Gleichwohl iſt dieß das unglückliche Bemühen vieler von unſern heutigen Dichtern und Künſtlern. Andere gehen ohne Unterſchied, ohne Wahl und Ordnung auf eine zufällige Ideenjagd los, werfen alle Arten von Gefühlen untereinander, und jagen die Seele in einem Kreiſe zweckloſer Schwärmereien herum.

Wie nun dieſe entweder leere, verderbliche, oder gar keine Leidenſchaften erwecken: ſo verfehlen andere den Ton, der dem Lande, für das ſie erfinden und arbeiten ſollen, vernehmlich und angemeſſen iſt. Sie halten ſich an die Vorſtellungen, welche im Auslande berühmt ſind, ſtellen dem Volke fremde Thaten, von fremden Trieben erzeugt, zur Schau aus, und rücken mit ihren Ideen, und ihrer Manier von dem Boden, auf dem ſie leben, für den ſie allein denken und empfinden ſollen, hinweg. Es iſt nothwendig, den Erfindungsgeiſt der Alten bei der Geſchichte ihrer Götter und Helden zu ſtudieren; aber es iſt widerſinnig, eben dieſelben Gegenſtände, welche einem Volke mit weit andern Begriffen, wichtig und heilig waren, vorſtellen zu wollen. Es iſt nützlich, die Art, mit welcher die Alten ihre Empfindungen anlegten, eintheilten und vollendeten, zu betrachten; aber es iſt unſchicklich, ſeine Empfindungen überall gerade ſo einrichten und austheilen zu wollen. Wie es höchſt abentheuerlich ſeyn würde, wenn ein Feldherr in unſern Zeiten die Schlachtordnung Alexanders nachahmen, und ſeine Waffen aus der Urſache annehmen wollte, weil er mit denſelben das unermeßliche Heer der Perſer zerſtreut hat: eben ſo ungereimt iſt es, unſere Einbildungskraft für einen Gegenſtand, der für uns niemals erheblich ſeyn kann, erhitzen zu wollen. Man ſieht ſolche Arbeiten an, bewundert ſie, aber man fühlt ſie ſo wenig, ſo wenig man etwa eine gute Satyre, welche für die großen Thorheiten der Pariſer geſchrieben, in Paris hoch geprieſen ward, in unſerm Lande benutzen kann. Je mehr ein Gegenſtand unſern eignen Angelegenheiten ſich nähert, je mehr wir darin uns ſelbſt oder andere erkennen: deſto beſſer wird er auf uns wirken. Die Werke großer Meiſter ſind nicht ſowohl wegen der Kunſt in der Ausarbeitung, ſondern auch vorzüglich wegen der Wahl häuslicher, paſſender Gegenſtände berühmt und nachahmungswürdig. Wie ſie allein die Natur, die ſie täglich ſahen, ſtudierten: ſo ſuchten ſie allemal ſolche Dinge, die jedermann angingen, auszudrücken, und Dichter und Künſtler haben ihre Gegenſtände von dem Volke ſich aus, bei dem ſie ihre beſten Stunden und die Jugend ihrer Talente verlebt haben.

Die gewöhnliche Methode unſerer Lehrbücher von Künſten, und überhaupt die Art, wie man hie und da die ſchönen Wiſſenſchaften auf Schulen lehret, trägt ſehr viel bei, das Gefühl für dieſelben zu unterdrücken, oder zu verſtimmen. Man ſcheint oft nicht zu glauben, daß man jedes Ding ſo, wie es entſtand, lehren, und mithin die Ausübung allemal der Theorie vorziehen müſſe, ſcheint manchmal nicht zu wiſſen, daß, ſo oft dieſe entſtanden iſt, jene ſich verloren habe. Man lieſt nur immer über das Gefühl, ſtatt daß man dieſes einflößen ſoll, lehrt immer, als wenn man aus ſeinen Schülern lauter Kunſtrichter machen wollte, und beſchäftigt ſich mit dem Schatten der Kunſt. Manchmal verſetzt man ſich in fremde Sphären, wenn man redet, ſieht das nicht, wovon man ſpricht, oder man ſtellt ſich vor ein Gemälde hin, und zerzauſet dem Bild, deſſen Gefühl heilig ſeyn ſollte, das Gewand. Auf dieſe Art entfernt man ſich immer weiter von dem, was man ſucht, wie einige Theologen das Leben des Glaubens immer weniger fühlen, und ausüben, je mehr ſie in die Zankſucht verſinken. Man glaubt, die Kunſt auszubreiten, und tödtet ſie in den Seelen, wo ſie noch ohnmächtig liegt, ehe ſie ſich regen und heben kann, durch ſeine Dogmatik. Und da es leichter iſt, von einer Sache zu ſagen, wie man ſie machen ſoll, als wie ſie wirklich gemacht iſt, zu lehren: ſo findet ſich heut zu Tage eine ſo große Menge ſogenannter Belletriſten, denen zwar zu andern Künſten alles Talent verſagt, aber gerade zu der ſchwereſten aller Künſte gegeben wird. Indem man von jenen Dingen, von denen man nichts erwartet, auch nichts erhält: ſo geht man von dem geiſtreichſten Gemälde eben ſo ungerührt, als man hintrat, hinweg. Mancher Große hat, wenn er in die Gallerie ſeiner Gemälde, die mit unſäglichen Koſten erkauft worden, hineintritt, und die Denkmäler betrachtet, deren geheime Züge, wenn er Gefühl hätte, ſeine Sinnen ergreifen müßten, keinen andern Nutzen, als den er haben würde, wenn er ſich indeß hingeſetzt, und, daß zwei und zwei die Zahl vier acht, berechnet hätte. Er glaubt an das Heiligthum der Künſte, aber er fühlt ſie nicht, und wenns ihm auch, ohne ſein Zuthun, davon ahndet: ſo iſt er gewohnt, bloße müßige Regungen, welche zu einem eben ſo nichtsbedeutenden Vergnügen führen, aber nicht Empfindung in That und Wirklichkeit, nicht Philoſophie für ſein Haus und Leben zu ſuchen. Hat dieſer Roſt, dieſe Habſucht das Gemüth einmal angeſteckt, glauben wir da, auf Gedichte hoffen zu können, die würdig wären, in Cedernöl getränkt, und in Cypreſſenholz aufbewahrt zu werden?

Möchte doch jedem, der von der Kunſt und Poeſie fürs Volk ſpricht, einmal das Gefühl ſeiner Brüder heilig ſeyn! Möchte doch jeder, wenn er für Bürger lehrt, das ſchöngefärbte Geſpenſt der Kunſt, die beſchauliche Theorie denen überlaſſen, die keinen Beruf haben, das Schöne ſelbſt zu ſuchen! und möchte er indeß, daß er ſeinem Schüler eine Stelle lieſt, oder mit ihm vor ein Gemälde ſich hinſtellt, nicht, wie er demſelben dunkle, abgeriſſene Laute beibringen, ſondern darauf ſehen, wie er den Sinn, den Geiſt des Dichters von ſeinem Herzen in das Herz des andern gießen, und, wenn er ihn verläßt, ſich verſichern könne, nicht bloß vorgeleſen, ſondern vorempfunden zu haben. Man ſoll überhaupt nicht die Kunſt, ſondern den Genuß, die Liebe für die Künſte, jenen Taumel, jene ſchöne Schwärmerei ſoll man lehren, von der Horaz ſagt, „daß ſie viel Gutes ſchaffe, daß ſie wichtige Wirkungen auf diejenigen, welche ſie einnimmt, nach ſich ziehe. Die Gemüther ſolcher Menſchen, ſagt er, ſind nicht leicht geizig; ſie lachen nur zu Unglücksfällen, zur Flucht der Sklaven, zu Feuersbrünſten; ſie denken nie auf einen Betrug wider ihren Freund oder Unmündigen, ſie leben von Hülſenfrüchten und ſchwarzem Brode. Man ſoll ſich, indem man die Abſicht des Künſtlers und Dichters lehrt, erinnern, daß er es ſey, der den zarten und ſtammelnden Mund der Knaben bildet, der ſchon jetzt ihr Ohr von pöbelhaften Reden wegwendet, dann ihr Herz durch freundſchaftliche Lehren beſſert, und ſie vor rauhen Sitten, vor Mißgunſt und Zorn warnet; daß er der Herold rühmlicher Thaten ſey, künftige Zeiten durch bekannte Beiſpiele unterrichte, und den Dürftigen und den Bekümmerten tröſte.“

So lange diejenigen, die es thun könnten, thun ſollten, nicht darauf denken, dieſen Hinderniſſen (und dieſe ſind nur noch die wenigſten, ſind nur noch die geringſten) einigermaßen abzuhelfen: ſo lange werden alle Vorſtellungen in dieſer Abſicht eitle Wünſche und leere Töne bleiben. Es iſt gemeiniglich zu viel, verlangen wollen, daß der Künſtler Genie, und zugleich die ſeltne Kraft beſitze, über die Gewohnheiten und Forderungen ſeines Jahrhunderts hinauszudenken. Wenn ſich der Geſetzgeber nicht überzeugt, daß alle Verordnungen, alle Anſtalten ſo lange vergebens und fruchtlos ſind, als das Gefühl ſeines Volks unaufgeweckt, oder verſtimmt bleibt: ſo wird er freilich nicht ahnden, daß die Eindrücke, welche die Natur durch das Aug und das Ohr bekömmt, unendlich wichtig, und gegeben ſeyen, den Charakter einer Nation zu vollenden; ſo wird er freilich die Arbeiten der Künſtler immer als etwas, das bloß zum Beluſtigen zugegen iſt, betrachten, und denſelben ſeine Aufmerkſamkeit entziehen. Welcher Widerſpruch! Man iſt in allen Ländern ſo beſorgt, den Gedanken der Schriftſteller gewiſſe Schranken zu ſetzen; man bemüht ſich ſo ſehr, ſie dahin zu bringen, daß ſie ihre Geſinnungen, und ihre ganze Denkungsart nach den Maximen und Bedürfniſſen ihrer Gegend einſchränken, mit einem Worte, man ſorgt ſo ſehr für den Verſtand: — und das, was dieſen Verſtand belebet, leitet, das Herz und Gefühl, wird jedem frei überlaſſen. Der Künſtler hat die Freiheit, mit ſeinen Ideen herumzujagen, wie er will, indeß ſich niemand einfallen läßt, ihm, falls nur ſein Kunſttheil zugegen iſt, das Falſche, das Leere, das Verführeriſche ſeiner Vorſtellungen zu zeigen. Ich meine nicht, daß der Staat den Künſtler ſo einengen ſoll, wie es in manchen Orten den Schriftſtellern geſchieht; aber die Vorſchrift: Du ſollſt ſolche Gegenſtände auf eine ſolche Art bearbeiten, welche die Kraft haben, die Tugenden, die einem Volke fehlen, zu erheben; dein Werk ſoll dieſe Eindrücke verbreiten, ſoll das Gefühl auf dieſer Seite verſchönern; dieſe Vorſchriften ſollte jeder weiſe Geſetzgeber ſeinen Künſtlern eben ſo ſorgfältig einprägen, als er ſich angelegen ſeyn läßt, wegen der Verbannung unſittlicher Grundſätze aller ſeiner Macht aufzubieten. Wenn es gewiß iſt, daß zum Beiſpiele eine unſinnige und barbariſche Sprache in öffentlichen Blättern, die an das Publikum gerichtet ſind, daß ein ungeſittetes oder hartes Betragen in öffentlichen Reden, die Kraft habe, ein ganzes Volk mit gleichen Begriffen zu feſſeln: was werden die wahnwitzigen Arbeiten der Künſtler, z. B. eine verwirrte Anlage und geſchmackloſe Pracht in Gebäuden, ſeelloſe Verzierungen in Tempeln und andern öffentlichen Orten, geiſtloſe Feierlichkeiten nicht nach ſich ziehen? Die Alten, welche die Kunſt verſtanden, in die Geheimniſſe der Menſchenbildung zu bringen, und alles, was ſie vor ſich hatten, zu benutzen wußten, haben keine Stelle, wo die Kunſt einen Einfluß haben konnte, unbenutzt, und keinen Gegenſtand, der in die Sinne fällt, ausdrucklos gelaſſen. Da ſelten ein Ort ohne öffentliche Bilder, und keine große Sache ohne ihre ſinnliche Vorſtellungen iſt: ſo waren ſie äußerſt beſorgt, in dieſelben die wahre Idee, welche ſie mit ihr verbinden wollten, zu bringen, und den gehörigen Ausdruck lebend und dauerhaft zu verbreiten. Sie waren überzeugt, daß der ſinnliche Eindruck der Künſte ganzen Staaten ihre Bildung, und ganzen Jahrhunderten ihre Denkungsart mitgab; und die Größten unter ihnen machten ſich die wichtigſten Angelegenheiten daraus, jeder That ein geiſtvolles Bild, jeder Feierlichkeit das Gepräge einer großen erhöhten Geſinnung zu geben. Jeder öffentliche Ort ward zugleich eine öffentliche Schule, ward eine reiche Quelle zur Empfindung des Nacheifers. Jeder hörte zu Athen den Zuruf der großen Männer, deren Bildſäulen an öffentlichen Plätzen aufgerichtet waren, und ganz Griechenland war von der Verherrlichung großer Seelen erfüllet. Wo ſie Pflichten hatten, da hatten ſie auch Denkmäler und das Gefühl des Ruhms, von der Kunſt herausgehoben, war der Ruf zu den edlen Thaten der

Bürger. Und wie die Künſte die neuen unverſuchten Wege zur Ehre bahnten, und die ſchöpferiſchen Geiſter weckten, dieſelben zu betreten: ſo ließen ſich dieſe dagegen angelegen ſeyn, der Künſte zu pflegen, und ſie gehörig zu rufen.

Aber wie läßt ſich hoffen, daß man da jemals die Künſte verbeſſere, wo man ſelten eine Probe hat, daß man ſie ſuche, wo man die Pflicht, den Muth des Volks zu erhöhen, vergeſſen zu haben ſcheint, und Laſten auflegt, ohne für die Kräfte zu ſorgen? Da hat jeder die vollkommene Freiheit, in die Tempel, auf die Häuſer, auf öffentliche Plätze die Geburten ſeiner Phantaſie zu ſetzen, oder eine Feierlichkeit nach ſeinen Gutdünken anzuordnen, und niemand fragt, ob es beſſer ſey, über dieſe oder jene Wahrheit, Traurigkeit oder Freude zu verbreiten; ob es der Sache weſentlicher ſey, das Andenken an dieſelbe mit Vorſtellungen, welche niederſchlagen, oder vielmehr mit ſolchen, welche Muth einflößen, zu umgeben; ob die eingeführten Vorſtellungen die gehörige Methode enthalten, das, was man aufwecken, oder wegheben will, zu bewirken. Was oft ein ſchwärmeriſcher Kopf in finſtern Zeiten mit Trübſinn und Kleinmuth umgab, und mit dem Kleide ſeiner kranken Empfindung und verengten Grundſätze verunſtaltete, wird hie und da oft als ein Heiligthum mit Pomp und Zierrath erhöht, und zum Weſen der Sache gemacht. Und da die Erfahrung lehrt, daß die Menſchen, wenn ſie ihren Muth zu einer Wahrheit einmal hingegeben haben, das, was ſie drücket, mehr lieben, als das, was ſie erhöhet: ſo werden oft gerade diejenigen Vorſtellungen, welche die Erhöhung der Seele, und das Recht derſelben auf Freude und Unerſchrockenheit zerſtören, gebilligt und angenommen. Bald enthalten die Vorſtellungen der wichtigſten Dinge gar keinen Ausdruck, bald werden Verhängniſſe, die Vergnügen erwecken, und den Muth in harten Schickſalen beleben ſollten, mit tödtenden Schrecken, Feſte, denen Freude gebühret, mit Traurigkeit, und das ſanfte zuverſichtliche Wandeln auf den Wegen der Tugend mit finſterm Ernſt umgeben. In manchen Städten errichtet die Kunſt kein anders Denkmal, als das Grab, und dieſes wird oft mit dem Gepräge der drückendſten Traurigkeit in abgeſonderten Gegenden, die niemand beſucht, oder in unterirdiſche Gewölbe und modernde Gruften verſenkt.

Allein die Künſte dringen manchmal noch durch, ſo lang man ſie nur nicht vernachläſſigt, und mancher gute Kopf, dem ſein Gefühl heilig und alles war, hat, ungeachtet der Gleichgültigkeit und Kälte ſeines Volks, Feuer unter daſſelbe verbreitet; aber da, wo es ſcheint, daß man ſich ordentlich bemühe, die wahren Begriffe von den Künſten zu zerſtreuen, was wird da das feine Gefühl für dieſelben noch retten können? Ja, daß man das Volk zu öffentlichen Spielen, an welchen weder die nützliche Kunſt, noch das Genie Antheil nehmen, ruft, daß man die lächerlichen Poſſen mit lautem Beifalle beehrt, daß man das Volk in dem Wahne ſtecken läßt, eine Vorſtellung, deren Ausführung große Schwierigkeit enthält, enthalte auch wirkliche Vortheile, eine wirkliche Ehre für den, der ſie ausführt, anſieht und nachahmt: das würdigt den Werth wahrer Künſte herab, und verdrängt auf immer die ſeelvolleſten Bemühungen ohne Geräuſch und die leiſen Schritte des Mannes mit Gefühl. Um einen Seiltänzer verſammelt ſich ein ganzes Volk; einen Waghals im Springen, einen Virtuoſen in der Tonkunſt beklatſchet ein ganzes Parterre, und jedermann ſchließt von dem Beifalle, mit welchem man ihn öffentlich und einhellig beehrt, von der Freigebigkeit, mit der man ihn willig belohnt, und von den Vorzügen, welche man vor verdienſtvollen Männern ſo häufig ihm zuerkennt, auf die Hoheit und Verdienſte dieſer todten

Bemühungen. Ich tadle hier den Muth zu der unbeſchreiblichen Mühe, welche gemeiniglich zu ſolchen Künſten erfordert wird, keinesweges; aber, daß dieſe Mühe bei ſich ſelbſt ſtehen bleibt, ſich in ſich ſelbſt verliert, das iſt es, was ich mit Unmuth betrachte. Der Seiltänzer, welcher die Abſicht hätte, die Fähigkeiten des Körpers zu entwickeln, einem trägen Volke, was es thun könnte, zu zeigen, und gleichſam die Natur zu zwingen, daß ſie Geheimniſſe von Kräften entdecke, die ſie ſonſt vor jedermann verborgen hält; der Pferdebezähmer, der unſern Bürgern die beſte Art, das Genie der Pferde zum bürgerlichen, und Kriegsdienſte zu benutzen, lehrte; der Virtuos, der ein neues Inſtrument, das den Ausdruck befördert, erfände, und überhaupt ein jeder dieſer Künſtler, der das Seltne ſeiner Bemühung mit irgend einem bürgerlichen Vortheile verbinden würde, wäre ein Mann, der unſere ganze Hochachtung und Nachahmung verdient. Aber wenn ſolche Künſte allein für die Augen und das Gehör ſind, (und nur dieß ſind ſie leider die meiſtenmale) wenn die Künſte des Springers nichts ſind, als Gaukeleien ſeiner Beine; wenn die Wunder des Virtuoſen in nichts beſtehen, als in der Anſtrengung ſeiner Stimme, in der Geſchwindigkeit ſeiner Finger, wenn dieſe Bemühungen, dieſe überwundenen

Schwierigkeiten keine Arbeiten fürs Publikum, und dieſe ſeltnen Töne keine Sprache ſind; wenn ſie weder dem Verſtande etwas ſagen, noch das Herz auf irgend eine Art rühren wollen, und doch reichlich belohnt, doch von anſehnlichen Leuten hochgeprieſen werden: ſo untergraben ſie den guten Geſchmack und mißwöhnen die Herzen vom Gefühle der Künſte. Der Glanz eines Mannes, der wegen ſeines Springens Anſehen und Reichthum erhält, zieht das Volk vom Begriffe des wahren Werthes der Dinge ab, und flößet ihm einen ſchädlichen Verdacht wider die Verdienſte des empfindſamen, mißkannten Künſtlers ein. Das Anſehen eines Virtuoſen, deſſen Kunſt etwa in einer ſeltnen Feinheit ſeiner Töne, die er durch langwierige Bemühungen vieler Jahre erreicht hat, beſtehet, wird jeden Tonkünſtler ſchwindlig machen, ſeine Kunſt in dieſen Tändeleien, im Spiel der Finger, oder in einem langen Athem zu trillern zu ſuchen.

Das ſchädlichſte iſt, daß man die Bemühungen des wahren Künſtlers mit dieſen Feinden der Empfindung vermengt, und im Stillen für beide eine gleiche Verachtung fühlt. Unſer Künſtler iſt noch überhaupt ein Miethling, und ein gedrückter Sklave ſeines Kummers um Brod. Sein Stand genießt weder unter den Bürgern einen Amtsrang, noch unter den Adeligen einen Platz. Als ein trauriges Mittelding lebt er unbeachtet dahin, arbeitet auf das Ungewiſſe fort, und iſt gemeiniglich gezwungen, dem elendſten Eigendünkel eines unwiſſenden aber reichen Menſchen ſeine Empfindung und Natur hinzuopfern. Viele ſetzen ihn, wie ſie den komiſchen Dichter und den Spaßmacher für eine und ebendieſelbe Perſon anſehen, mit jedem Farbenreiber in eine Claſſe. Das Volk hat im Ganzen noch nicht einmal eine Nachricht von dem Daſeyn ſeiner Kunſt. Wie klein iſt die Anzahl derjenigen, welche durch ein Gemälde, durch eine Statue erbaut, gerührt werden, und wie Wenige wiſſen es, daß es möglich ſey, ſich dadurch rühren zu laſſen! Wie kann man in dieſen Umſtänden von ſeinen Werken was Großes vermuthen? Dieſe niedrigen Begriffe benehmen ſeiner Seele alle Stärke der nöthigen Hochachtung für ſich ſelbſt, und er glaubt ſo wenig, als das Volk, daß er der Mann ſey, aus deſſen Werken der Adel des Menſchen, und der Geiſt eines höhern Weſens ſpricht, daß er berufen ſey, den Geſetzen den Weg zu bahnen, die Triebe großer Geſinnungen und die Tugenden des Heroismus zu wecken. Auch überlaſſen ſich die Meiſten ihrem drückenden Schickſal, und werden, für was man ſie hält, niedrig und dürftig, und klein im Geiſte, wie ihr Einkommen, und uns bleibt nichts übrig, als der Troſt des Alten: Wäre es bei uns rühmlich geweſen, ein Maler zu ſeyn, glauben wir nicht, daß ſich auch unter uns viele Polycleten und Parrhaſien gefunden hätten?

Die Hochachtung der Alten für die Werke der Kunſt war eben ſo groß, als der Geiſt ihrer Künſtler. Sie glaubten, ſich ſelbſt zu ehren, indem ſie ihre großen Genies ehrten, und ſie ſuchten darin ihren Stolz und Ruhm, daß ſie dieſelben belohnten. Jeder, der Fähigkeit und Ahndung der Zukunft beſaß, drängte, hing ſich an die Künſtler, damit wenn dieſe in die Tempel der Unſterblichkeit eingingen, wenigſtens ſein Name mitgetragen würde. Als der Rath der Amphiktyonen dem Polygnotus ſeine Hochachtung bezeigen wollte, beſchloß er, es auf eine Art zu thun, woran ganz Griechenland Theil nehmen ſollte, indem man öffentliche Einkünfte zuſammentrug, ihm in allen Städten ein eigenes Haus zu erbauen. Die Zeitgenoſſen des Pamphilus entdeckten an ſeiner Kunſt ſo viel Ueberirdiſches und Hohes, daß die Perſonen vom erſten Range ihn inſtändig darum angingen, ſie in ſeiner Kunſt zu unterrichten, ja ſie trieben ihren Eifer und ihre faſt übertriebene Hochachtung und Sorge, dieſe Kunſt möchte zu gemein werden, ſo weit, daß ſie auf das Verlangen des Künſtlers durch ein öffentliches Edikt, welches erſt zu Sicyon, dann durch das ganze Griechenland bekannt gemacht wurde, ſich erklärten, niemand, als den Adeligen, dieſen Unterricht zu erlauben. Wenn man die Geſtalt der herrlichen Kraft, welche den wahren Dichter und Künſtler während ſeiner Arbeit beſeelt, und ihn zum würdigſten überirdiſchen Weſen macht, mit Augen ſehen könnte; ſo würde ſich noch heute ein jedes Land, worin dieß außerordentliche Geſchenk des Himmels ſich findet, vereinigen, ihn mit Ehrfurcht auszuzeichnen, und in die Klaſſe der verdienſtvolleſten Bürger zu ſetzen. Ich kenne keinen höhern Vorzug, ſagt Cicero von dem Redner (und das iſt von einem jeden Künſtler, deſſen Werke Meiſterſtücke der Beredſamkeit ſind, zu verſtehen) als jene Kraft, Verſammlungen von Menſchen ganz an ſich ziehen, ihre Denkungsart wenden, ihre Neigungen, wohin man will, lenken oder wovon man will, abziehen zu können. Was verdient mehr unſere Verwunderung, als aus einer unendlichen Anzahl Menſchen der einzige zu ſeyn, der das, was von der Natur allen gegeben iſt, allein oder mit Hülfe einiger wenigen zuwegebringen kann? Was iſt mächtiger, herrlicher als die Bewegungen des Volks, die Gerechtigkeitsliebe der Gerichtshöfe, das Anſehen des Raths ganz in ſeiner Gewalt zu haben? — Ich ſehe nie einen Künſtler, ohne in ſeiner Gegenwart mit einer Art religiöſen Ehrfurcht für ihn und ſeine Kunſtkraft erfüllt zu werden, welche Wunder hervorbringen würde, wenn wir Achtung genug für ſie hätten, ſie gehörig und am rechten Orte zu verlangen, und Geiſt genug, ſie wahrhaft und tief zu empfinden.

Fresco=Gemälde

auf der

äußern Seite der Gemälde=Gallerie im Münchner=Hofgarten *).

Seit man anfängt, die Künſte zu ehren, fordert man von ihnen, was ſie leiſten können, was ſie gemäß ihrer Natur und Beſtimmung, gemäß dem Vertrag, mit welchem der Staat ſie aufnahm und beſchützte, leiſten ſollen, daß ſie nämlich nicht bloß etwas herſtellen, ſondern daß ſie etwas ausdrücken, und zum Herzen reden ſollen. Ein Gemälde ſoll ſeyn, wie ein geiſtreiches Buch, eine wahre Muſik u. ſ. w. iſt, — Darſtellung eines Gegenſtandes, deſſen Anblick nicht bloß meinen Augen gefällt, ſondern mich etwas Würdiges und gerade das empfinden läßt, was der be-

---

*) Aus den Bayeriſchen Beiträgen, September 1781.

geiſterte Künſtler während ſeiner Arbeit im Geiſte geſehen, und empfunden hat. Wenn man die Künſte betrachtet, ehrt und liebet: ſo ſoll man kein Gemälde öffentlich erſcheinen laſſen, das nicht geſchickt iſt, große und tugendhafte Empfindungen einzuflößen. Was nützen doch die ewig ohne Verſtand wiederholten, und wieder und wieder kopirten mythologiſchen Bilder, deren urſprüngliche philoſophiſche Bedeutung gemeiniglich der Maler ſo wenig verſteht, als ſein Farbenreiber? was nützen abgedroſchene Fabeln, und abgezogene Sinnbilder, welche verſtehen zu können man einen Dollmetſcher nöthig hat? Hier ſoll man am wenigſten Gelehrſamkeit zeigen, noch für den Zehntauſendſten etwas arbeiten, ſondern dem Volk etwas ſagen, und, wie es ehemals in der Philoſophie geſchah, ſo ſoll man auch die Kunſt, welche im Grund nichts anders iſt, als Philoſophie, in die Häuſer, und auf den Markt führen. Nachdem der Pedantismus, nämlich der Wahnſinn, eine große Mühe auf unnütze und fremde Dinge zu wenden, in den Wiſſenſchaften allmählig verbannt iſt: ſoll er denn noch in den Künſten fortdauern?

Der Menſch, welcher der erſte es wagte, zu malen, that es, um, was er innerlich empfand, und vor ſich ſah, äußerlich vorzuſtellen.

Aus dieſer Urſache lernte und erfand er Zeichnung und Verhältniſſe und Umriſſe, Licht und Schatten, Farben, Erſcheinungen u. ſ. w., mit Einem Wort alle die Dinge, welche der Idee zu Gehülfen gegeben, und ihr untergeordnet ſind.

Eine Schule, wo man die Künſtler zu Dichtern bildete, ſie die Philoſophie und den Geſchmack, auch die Geſchichte der Künſte lehrt, iſt daher ſo nothwendig, als es nur immer die beſte Anſtalt ſeyn kann, ſie im Zeichnen ꝛc. unterrichten zu laſſen. Es iſt hier nicht, wie bei den bloß mechaniſchen Künſten, wo man Arbeiten lernet, ohne ſich um die Erfindung und den Zuſammenhang derſelben zu bekümmern; hier ſoll und muß beides beiſammen ſeyn, und der das Werk ausführt, ſoll es auch gefühlt, und aus ſeiner Seele hervorgebracht haben.

Es gibt Künſtler, welche außer dem, daß ſie nicht ſtudirt, auch nie etwas, das die Kunſt angehet, geleſen haben. Während daß ihre Hand, ihr Aug dem Vollkommenen ſich näherte, blieb ihre Seele roh, ungebildet, und mit dem Großen und Edeln der Künſte ſo unbekannt, als nur immer der gemeinſte Taglöhner es ſeyn kann. Wohl haben ſie zuweilen das Glück, bei ihren Principalen alte Riſſe und

Zeichnungen, und Dinge, die man antik nennet, zu ſehen, oder in einem Fabelbuch Kupferſtiche, mitunter wohl gar die ovidiſchen Verwandlungen anzutreffen; da merken ſie ſich dann die Gewänder, den Kopfputz, und haben ſie ſelbſt etwas zu verfertigen, flugs bringen ſie's, wo es nur möglich iſt, an. Aber (geſetzt, daß die Sachen, welche ſie zu ſehen bekamen, auch trefflich ſind) wo iſt der Verſtand und Geſchmack des Künſtlers zu erkennen? Welche Leidenſchaft wollte er ausdrücken? War dieß der ſinnlichſte Zeitpunkt, den er wählte? Iſt es wahrſcheinlich, daß ein leidendes Weſen in dem gegenwärtigen Augenblick auch dieſe Stellung annehme, den Arm ſo bewege, den Mund ſo halte? Sind die Weſen, welche wir hier vor uns ſehen, weiſe, oder ſind es gemeine Seelen? Warum dieſe Ruhe, dieſes kaum ſichtbare Schweben der innern Bewegung in den Meiſterſtücken des Alterthums? — Davon iſt manchem noch nichts auch nur im Traume erſchienen.

Ein Künſtler, der oft ſolche Betrachtungen angeſtellt, der ſich mit dem Geiſte der Sache vertraut gemacht, und nebenbei den Fleiß, ſich das Mechaniſche der Künſte eigen zu machen, nicht außer Acht gelaſſen hat, wird ſich bald in der Wahl ſeiner Stücke verrathen, und ſolche

Gedanken zu bilden ſuchen, welche den Vorübergehenden etwas, das ſie angehen, das ſie ſie ſtill halten, und rühren muß, vorlegen.

„Alle die eben ſo abgeſchmackten, als ärgerlichen heidniſchen Gottheiten (ſo erzählt der große Träumer von einem Malerſaal einer geſchmackvollern Zukunft) beſchäftigten nicht mehr vortreffliche Pinſel, denen nunmehr die Sorge aufgetragen war, die wichtigſten Begebenheiten auf die Zukunft zu bringen: man verſtand durch dieſes Wort diejenigen, die einen edlern Begriff von dem Menſchen geben, als die Güte, die Großmuth, die Aufopferung ſeines Lebens für andere, die Tapferkeit, die Verachtung der Wollüſte.“

„Ich ſah, daß man alle ſchöne Handlungen bearbeitet hatte, die auf die Nachwelt gebracht zu werden verdienten; hauptſächlich hatte man die Großmuth der Monarchen zu verewigen geſucht. Ich ſah den Saladin, der ein Leintuch tragen ließ; Heinrich IV., der eine Stadt nährte, die er doch ſelbſt belagerte; den Sully, der eine Summe Geldes ſehr langſam abzählte, die ſein Herr zu ſeinen Luſtbarkeiten beſtimmt hatte; Ludwig XIV. auf dem Todtbette, welcher ſagte: „Ich habe den Krieg zu ſehr geliebt;“ den Trajan, der ſeine Kleider zerriß, um die Wunden eines Unglücklichen zu verbinden; den Marc Aurel, der nach einer dringenden Reiſe vom Pferde ſtieg, um das Bittſchreiben einer armen Frau anzunehmen; den Titus, der Brod und Arzneimittel austheilen ließ; den St. Hilaire, der einen Arm verloren, und ſeinem Sohne den in Staub geſtreckten Turenne zeigte; den edelmüthigen Faber, der ſich die Feſſeln eines Galeerenſclaven für ſeinen Vater anlegte u. ſ. w. Man fand nicht mehr die finſtern und traurigen Bilder. Es gab keine niederträchtigen Höflinge mehr, die mit einer ſpöttiſchen Miene ſagten: „Sogar die Maler laſſen ſich einfallen zu predigen!“ Man wußte es ihnen Dank, daß ſie die erhabenſten Züge der menſchlichen Natur geſammelt hätten; es waren große Gemälde aus der Geſchichte gezogen. Sie hatten ſehr weislich bedacht, daß nichts in der Welt nützlicher ſeyn könnte u. ſ. w.“

Doch, wenn ich dieß zu den Künſtlern ſage, ſo kann es nur diejenigen angehen, welche die Freiheit haben, ſich für ihre Arbeit, was ſie wollen, zu wählen. Leider iſt dieß in unſern Tagen bei den Künſtlern gewöhnlich noch ſeltener, als bei den Schriftſtellern, welche ihr Augenmerk auf irgend jemand, der ſich ihrer, wie immer, bemächtiget, zu richten haben.

Man beſtellt die Sache ſo, das iſt, ſo will man ſie, gerade ſo annehmen, und ſonſt nicht; mithin muß es ſo werden. Auch läßt man dem Manne wohl bisweilen die Freiheit; aber was man für ſeine Mühe überhaupt bezahlt, iſt ſo gering, daß er, um Vieles machen zu können, eilen und eilen muß, bald fertig zu werden. Zehnmal gegen eins begehet derjenige eine große Ungerechtigkeit, der aus dem, was ein Künſtler (welcher nicht aus eigenen Mitteln leben kann, gemacht hat, ſchließen wollte, was er machen könne.

Aber nun einmal zu den Gemälden, welche ich anzeigen wollte. Sie ſind zwar nur auf die Mauer gemalt, ſind der Luft, Näſſe, Sommerhitze und Witterung ausgeſetzt; aber Gemälde ſind es denn doch; unſern Augen ſind ſie denn doch als Gemälde ausgeſetzt, und mithin geſchickt, auch unſerm Verſtand etwas zu ſagen, unſerm Geſchmack, unſerer Aufklärung weiter zu helfen.

Es ſind 41 Tafeln, deren jede 6 Schuh breit, und 9 lang iſt, und jede ein Gemälde vorſtellt. Man ſieht leicht, welche herrliche Gelegenheit ſich hier fände, etwas darzuſtellen, wodurch das Volk, das noch kein populäres Buch ſeiner Geſchichte hat, auf die angenehmſte

Weiſe belehrt, und ſtillſchweigend gebildet werden könnte. Und man möchte nun etwas aus der Geſchichte des Staats, oder des groſſen Hauſes *), oder der hieſigen Stadt wählen: ſo würde man hinſehen, ſich einander erzählen, und ſich unvermerkt einander eine Bewegung beibringen, welche der Aufmunterung, und überhaupt der Erweckung des Nachdenkens, und der kühneren Thätigkeit ſo ungemein vortheilhaft iſt. Daher hat man ſich ſchon lange gefreut, hier etwas zu ſehen, das dieſem Endzweck entſpreche.

Die Wahl der Stücke iſt vom Herrn Ethenhuber, (einem Mann, deſſen Andenken ich dem Vaterlande nächſtens beſonders empfehlen werde, und dem ich die gute Ruhe wünſchte, die er wahrhaftig verdient hat; denn er hat außerordentlich viel gearbeitet, und unſer Vaterland lange Jahre unterhalten, leider in Zeiten, wo die Dichtkunſt und der Geſchmack ſchrecklich mißkannt waren). Die Ausführung, die dem Künſtler Ehre macht, iſt von Hr. Seidel.

---

*) Dieſer patriotiſche Wunſch des Bayeriſchen Neſtor iſt von König Ludwig in den Arcaden des Hofgartens ausgeführt.

Betrachtungen
über unſere
Kirchenzierden, in Rückſicht auf den Endzweck der Kunſt.

Wenn man unter den Hinderniſſen, welche der Aufnahme der Kunſt im Wege ſtehen, vorzüglich der geringen Achtung für wahrhaft gute Werke derſelben erwähnet; ſo iſt dieß nicht immer ſo zu erklären, als wäre ein gänzlicher Mangel an Gelegenheiten, wo man ſich des Dienſtes der Künſtler bedienet. Der Hang nach Pracht und Zierde wird nie abnehmen, und die Veranlaſſungen werden ſich immer finden, wo es die Nothwendigkeit und der Wohlſtand gebeut, für beide mit allem Ernſt, und nicht ſelten mit unſäglichem Aufwand zu ſorgen. Aber wo darin ein falſcher Geſchmack überhand genommen hat, da wird die Kunſt härter mißhandelt, als wo ſie gänzlich mißkannt wird. Ein Menſch, z. B. welcher niemals etwas, das man eigentlich eine Verzierung nennen kann, geſehen hätte, iſt leichter dahin zu bringen, am Einfachen und Anſtändigen ein Wohlgefallen zu finden, als ein anderer, deſſen Gefühl und Vorſtellungsart von Jugend auf mit geſchmackloſen Gegenſtänden und mit einer ſchwülſtigen und niedrigen Pracht entſtellt worden iſt. Was hiebei am meiſten beklagt zu werden verdient, iſt, daß durch die Gewöhnung an elende und falſche Vorſtellungen die Ahndung des Vollkommnern ſchüchtern gemacht und unterdrückt, und auch der fähigſte Kopf außer Stand geſetzt wird, ſeine Talente zu offenbaren.

Wenn ein ſolcher Verfall auf öffentliche Werke, deren Anblick einen wichtigen Theil unſerer Seelenbildung ausmacht, ſich erſtreckt, dann iſt es eine weſentliche Pflicht, beſcheidenen und wichtigen Erinnerungen hierüber Gehör zu geben, und das, was zu unſerm Nachtheil hintangeſetzt wird, zu verbeſſern.

Dieß habe ich in der nachſtehenden Betrachtung zu erreichen geſucht, worin ich in allgemeinen Zurechtweiſungen, welche man leicht auf Privatfälle anwenden kann, an der Hand der Klugheit bemüht war, uns über eine Sache, welche an ſich höchſt wichtig, und bei dem gegenwärtigen Fortſchritte der Aufklärung eine der erſten Angelegenheiten ſeyn ſoll, zum thätigen Nachdenken zu vereinigen.

Was nämlich der Aufnahme und der Verbreitung einer allgemeinen Hochachtung für die Kunſt am erſten im Wege ſteht, iſt die geringe und faſt gänzlich hintangeſetzte Aufmerkſamkeit auf die öffentlichen Werke des Geſchmacks und der Kunſt. Bei unſern Kirchen ſollten ſich die Baukunſt, die Bildhauerkunſt, die Malerei, Muſik und Verzierung vereinigen, unſere Sinne erheben, und unſer Aug und Herz an die Wahrnehmung erhabener Vorſtellungen gewöhnen. Allein, ſtatt daß man wenigſtens dahin ſehen ſollte, daß das Zweckmäßige, Würdige und Anſtändige beibehalten werde: ſo iſt es faſt durchgehends der Willkür und Einſicht eines jeden überlaſſen, hierin ſeiner ungebildeten Phantaſie zu folgen, und mit den Einfällen ſeiner Begriffe unſere Sinne zu beſchäftigen. Dieß hindert uns, zur wahren Erkenntniß der wichtigen Dienſte, welche uns die Künſte leiſten könnten und ſollten, zu gelangen, oder von ihnen jemals etwas, das unmittelbar auf uns wirken könnte, zu erwarten. Man denkt, die Statuen und Gemälde in unſern Kirchen wären allein zur Verehrung und zur Zierde da, und vielleicht kaum ein und der andere läßt ſich einfallen, ſie ſich auch als Werke der Beredſamkeit vorzuſtellen, welche durch ihren Ausdruck auf unſere Seele wirken, und an heroiſche Handlungen der Tugend nicht nur erinnern, ſondern uns vorzüglich dazu aufmuntern und anfeuern ſollen. Dieſe Sache iſt zu wichtig, als daß ich die Gelegenheit nicht ergreifen ſollte, hierüber etwas zu ſagen, das dazu dienen mag, uns wenigſtens für die Zukunft aufmerkſam zu machen.

Was die Bauart der Tempel anbelangt, ſo iſt dieſelbe faſt immer ein Beweis von den allgemein herrſchenden Kenntniſſen und dem Geſchmack des Jahrhunderts, worin ſie entſtanden iſt. Auch der Mangel an Geld, der Eigenſinn des Erbauers mag manchmal die Urſache ſeyn, daß ein Kirchengebäude die Vollkommenheit nicht erreicht hat, deren es fähig war. Ueberhaupt aber ſoll jedes Gebäude derjenigen Idee, welche es ausdrücken, und deſſen Hülle es gleichſam vorſtellen, dann dem Gebrauch, zu welchem es dienen ſoll, angemeſſen ſeyn. Auch die Schicklichkeit und die Beobachtung eines Maßes und Verhältniſſes mit den benachbarten Gebäuden ſoll, däucht mich, in Abſicht auf die Schönheit des Ganzen, nicht außer Acht gelaſſen werden. Unſere hieſige kleine

Wieſenkapelle würde, nicht bloß darum, weil ſie die Menge des Volkes nicht faſſen könnte, ſondern weil ſie im Vergleich mit dem Anſehen und der Pracht unſerer Häuſer ſehr verlieren würde, als Pfarrkirche nicht erträglich ſeyn; dieß ſcheint mir aber auch ein ungeheuer großer und prächtiger Tempel zu ſeyn, wenn ihn nichts als elende hölzerne Hütten umgeben, die mit Stroh bedeckt und in ihrer Höhe kaum an die Kirchenthüre reichen.

Daß ein Gebäude, worin der Menſch zur feierlichſten Faſſung ſich ſammeln, und jedes Auge, das ſich aufthut, zu Gott ſich erheben ſoll, ein Werk der ſimpelſten, edelſten und erhabenſten Bauart ſeyn müſſe, brauche ich nicht zu erinnern. Die Idee der gothiſchen Bauart, nach welcher unſere meiſten Stift- und Domkirchen erbaut ſind, iſt allerdings ernſthaft, groß und männlich; ſie flößet, zumal nun auch ſchon durch das Alterthum Ehrfurcht und Andacht ein: aber ſie hat auch viel Laſtendes; und, wenn ihr die Kraft eigen iſt, die Herzen zu ſammeln: ſo hat ſie etwa deſto weniger von jenem, das ſo mächtig iſt, die Seelen beim erſten Anblick gleich einem Hymnus voll Jubel zum Flug nach den Himmeln der Himmel zu heben. Mit dem nämlichen Vorrath von Steinen hätte ſich etwas Geiſtigeres bauen laſſen — wiewohl darum dieſe Gebäude nie aufhören werden, ſchöne, ehrwürdige und kunſtreiche Denkmäler einer originellen und geſunden Empfindung zu bleiben. Welche Form indeß die beſſere, und welche die gute ſey, läßt ſich bei Vergleichungen leicht bemerken, und es wird hoffentlich niemand zu finden ſeyn, der nicht einen großen Abſtand und Unterſchied, z. B. zwiſchen der hieſigen Franciſcaner- und der herrlichen Theatinerkirche ſollte gefühlt haben; allein es kömmt hiebei nicht nur die Form des Ganzen im Betracht, ſondern Gebäude verhalten ſich, wie der menſchliche Körper, welcher dann am ſchönſten und vollkommenſten iſt, wenn jede Theile im gehörigen Verhältniß, und den Verrichtungen, wozu ſie ihre Beſtimmung erhalten, am fähigſten ſind. Wären unſere Hände länger, unſer Hals dicker, als ſie gewöhnlich ſind: ſo würden wir das Verunſtaltende bald mit Mißvergnügen bemerken, wie wir dann des Unmäßigen an zu fetten oder zu magern Perſonen beim erſten Anblick gewahr werden. Dem zu Folge ſoll die Weite, Länge und Höhe der Kirchengebäude, die Höhe der Fenſter und Kirchenthüren, die Weite des Chors ꝛc. im gleichen Verhältniß ſeyn, wenn ſie Theile eines ſchönen Gebäudes ſeyn ſollen. Man darf ſich nur im Geiſte einige derſelben größer oder kleiner vorſtellen, um ſogleich das

Unſchickliche zu fühlen. Wem würde es nicht unausſtehlich ſeyn, an einem kleinen Kirchlein die hieſigen Frauenthürme zu ſehen? Und ſo verhält ſichs, mehr oder weniger, mit jedem Ding, das von der Regel und Mittellinie des Schönen und Zweckmäßigen entfernt iſt. Je geübter unſer Verſtand, und je gebildeter die Sinne: deſto geſchwinder und fühlbarer das Mißvergnügen, welches darüber in uns entſteht. Der Künſtler, welcher zu der Dicke der Säulen in der hieſigen Frauenſtiftskirche 7 Schuh gewählt, und mithin coloſſaliſche Formen hergeſtellt hat, welche das darüber ruhende dünne Gewölbe keineswegs fordert, glaubte ohne Zweifel durch ihre Dicke den Wohlſtand und das Anſehen des Gebäudes zu befördern. Wäre die Breite der hieſigen St. Johanneskirche mit ihrer Höhe im Verhältniß, wie es Bauherr Aſam gewünſcht hat: ſo gehörte ſie unter die herrlichſten Tempel, wie ſie dann bereits unter die ſchönen gehört. So wird auch die Niedrigkeit der Seitenſchiffe in einigen Kirchen Niemand entgehen, wie der Einfall, auf die Spitze eines hohen und oben zuſammenlaufenden Kirchthurms eine Statue zu ſetzen. — Viereckige Behältniſſe mit einer gleichlaufenden Oberdecke geben eine arme Idee, und werden gewöhnlich nur unter dem Namen der Säle den Kirchen beigezählt u. ſ. w. Doch dieß ſey genug von der

Bauart der Tempel, welche gegenwärtig nicht ſo leicht den Gefahren grober Verunſtaltungen ausgeſetzt iſt. Deſto allgemeiner und ahndungswürdiger iſt die Geſchmackloſigkeit an Verzierungen, womit man das Innere der Tempel, in der Meinung, ſie zu ſchmücken, erfüllet. Wir können nicht oft genug Betrachtungen hierüber anſtellen, und nicht zu eifrig ſeyn, das Bemerkte bekannt zu machen, da es Gegenſtände, welche gerade auf unſere Einbildungskraft wirken, betrifft, und die Vorfälle alltäglich ſind, wo es darauf ankömmt, das Vollkommnere von dem Mittelmäßigen und Ungereimten zu unterſcheiden, und jenes zu wählen. Ich betrachte hier bei Verzierungen theils die Vorſtellung und den Ausdruck der Bilder, theils die Art, ſelbe als Zierrathen anzubringen und zuſammenzuſetzen. Wie ſelten findet man beim Eintritt die Ordnung, welche man in dem Wohnzimmer eines anſehnlichen Mannes zu ſehen gewohnt iſt; ſo ſehr iſt gewöhnlich alles überhäuft, und ohne Geſchmack und Wahl untereinander geworfen, große und kleine Statuen und Bilder von allerlei Formen und Farben, ſitzend, hängend und ſchwebend, durchaus in einer geſchmackloſen Verwirrung.

Was beim erſten Anblick in die Augen fällt, Altäre, Kanzel, Emporkirchen u. ſ. w.

ſollen, als untergeordnete Theile eines Ganzen, von der nämlichen Bauart und Farbe ſeyn, damit die Kirche nicht das Ausſehen einer Kaufbude oder Kunſtkammer, wo man die Werke aller Zeitalter ſammelt, erhalte. Auch ſollte man nicht zu erinnern brauchen, daß die Geſetze der Optik genau beobachtet, und das Entferntere mit dem Nahen im Verhältniß ſtehen ſoll. Die vielen kleinen Gitter um die Seitenaltäre, welche letztere nicht erſt ſollen geſucht werden müſſen, dienen einer einfachen Einrichtung gar nicht zur Zierde, und machen faſt immer einen unangenehmen Eindruck, da ſie an die Urſache erinnern, weshalb man ſie hieher zu ſetzen für gut fand. Mit Einem Wort, was nicht dazu dient, die Hauptabſicht zu befördern, was vielmehr derſelben hinderlich iſt, indem es den Eindruck mindert und die Aufmerkſamkeit zerſtreuet, ſoll weggehoben und dafür das Weſentliche deſto ſorgfältiger in Acht genommen werden. Zu jenen gehören die ohne Nothwendigkeit an die Seitenwände der Kirche angehängten Bilder oder kleine Privataltärchen, welche zuweilen ein ſeltſames Gemiſch verurſachen, und den Unwiſſenden zu Nebenandachten Gelegenheit geben.

Statuen ſollten eben ſo wenig an gefährlichen, als an ungeſchickten Orten ſtehen. Zu jenen gehört die Gewohnheit, rieſenmäßige Bilder auf hohe und ſchmale Geſimſe, worauf ſich ein Menſch nur kümmerlich erhalten würde, zu ſtellen, zu dieſen aber der Gebrauch, von Engeln und andern Figuren ganze Emporkirchen und ſchwere Laſten tragen zu laſſen. Auch ſcheint es mir, der Würde hoher Perſonen nicht allerdings gemäß zu ſeyn, wenn man z. B. die Evangeliſten und andere Heilige in Lebensgröße an dem Ranf einer Predigtkanzel (wo man noch überdieß an das verborgene Eiſen, das dieſelben in dieſem unnatürlichen Stand feſthält, denken muß) herum ſitzen läßt.

In Abſicht auf die Zierde und den Putz iſt hierin Jenes, was allenthalben die Regel iſt, nämlich die karge und ſchmutzige Armuth, und die geſuchte und üppige Pracht zu vermeiden. Es wäre unanſtändig, einen Balken, in welchen, oben den Kopf anzuzeigen, ein Einſchnitt gemacht wäre, für das Bild einer verehrungswürdigen Perſon gelten zu laſſen; aber es iſt nicht minder unanſtändig, daſſelbe durch eine unmäßige Pracht, ſo, daß das Bild der kleinſte Theil deſſen wird, was man ſieht, zu ſchmücken, und auf eine puppenmäßige Art zu verunſtalten. So werden zuweilen ganze Altäre, ſo einzelne Gemälde und Statuen verelendet. Nicht nur, daß man auf jenen erſtern das Schönſte, was gemeiniglich auf denſelben vorhanden iſt, nämlich das Gemälde oft ganz mit den von dem Baldachin herabhängenden Lappen ganz zudeckt: ſo ſammelt man an Feſttagen nicht ſelten alles, was in dem Kirchenſchatz vorhanden iſt, und ſtellt es in Form einer Pyramide der Schau aus. Wenn man nur jederzeit zwei Dinge, die ſich an Größe und äußerer Geſtalt ähnlich ſind, zuſammenbringt, ſo, daß man eines zur Rechten, das andere zur Linken ſtellen kann: dann glaubt man ſey alles vollkommen, und Leuchter, Blumenbüſche, Statuen und Dinge von allen Geſtalten und Farben ſtehen untereinander. Manchmal iſt das nämliche Bild, weil es öfter vorhanden iſt, unter dieſen Zierden auch öfter zugegen; und, wer will die Erfindungen alle erzählen, auf welche ein falſcher Geſchmack in finſtern Zeiten verfallen iſt. Eines der auffallendſten Dinge ſind die vielen Lichter *), mit denen man zuweilen das Bild

---

*) Es iſt noch nicht ſo lange, als ich die Ausführung dieſer geſchmackloſen Idee auch auf dem hieſigen Theater ſah. Alle Scenen waren dicht mit kleinen Lämpchen behangen, und alles war ein lauterer Glanz. Wie übel dieß dem Schauſpieler bekommen muß, iſt leicht zu erachten; aber nicht minder unangenehm iſt es dem Zuſchauer, der, wenn er einen Blick dahin wagt, eine Weile die

eines Heiligen, oder überhaupt den Altar wie gleichſam ganz beſäet, auch vermittelſt derſelben verſchiedene Figuren und Namen vorſtellt, Dinge, welche in Spielbuden, wo man nun einmal etwas Glänzendes ſehen und ſich zerſtreuen will, anſtändiger ſind, als in Kirchen. Das Rituale romanum enthält hierüber die ſchönſten Verordnungen; allein ſie ſind dem gemeinen Manne ſo unbekannt, daß er ſich wundert und ärgert, wenn jemand ſeine Pflicht erfüllt, dieſelben bekannt zu machen.

Aber nichts geht vollends über den Unverſtand, womit man die einzelnen Gemälde und Statuen, in der nämlichen Meinung, daß man ſie ziere, mißhandelt. Ich will hier nichts von der alten Gewohnheit ſagen, heiligen Perſonen Scheine um die Köpfe zu malen: man ſieht Gemälde, wo auf die Häupter der Figuren Kronen und in ihre Hände Blumenkränze genagelt ſind, um hier der Baldachinen nicht zu erwähnen, deren Größe, Farbe und Beſchattung der Wirkung der Hauptſache höchſt hinderlich iſt. Den Statuen ergeht es noch ärger. Wem in der Welt ſollte es einfallen, eine Statue mit Tuch, Seide u. dgl. zu be-

---

erblindenden Augen zudrücken muß, um den Nächſten, der bei ihm ſitzt, wieder zu ſehen.

kleiden? Sie haben ja ſchon ihre Kleider, und zwar die ſchönſten, die anſtändigſten, da ſie ihnen der Künſtler gewählt, und gemäß jenes Wohlſtandes, wie ſie für ſein Werk paſſen, verfertiget hat. Entkleiden doch die Maler ihre Bilder in öffentlichen Kirchen ſogar ins Nackte: warum ſoll die Kleidung des Bildhauers nicht hinlänglich ſeyn? Aber ſie iſt es nun einmal nicht, und die Abſicht, Statuen zu kleiden, in der Meinung, ſie zu verſchönern, läßt ſchon vermuthen, welche Art von Verſchönerung dieß ſeyn mag. Ich glaube nicht, daß ein Mann von Erziehung es dulden würde, wenn man, ſeine Anverwandten zu ehren, ſie in einer Verzierung, welche man zu manchen Statuen wählt, darſtellen wollte. Es iſt lächerlich und ungeſchickt, Statuen, zumal wenn ſie trefflich geſchnitzt ſind, gepuderte Perücken aufzuſetzen, eine Zierde, die zugleich alles Koſtüm desjenigen Zeitalters, in welchem man ſich das Bild denken muß, zuwider iſt. Wenn man aber ein ſolches Bild noch obendrein mit Maſchen, Ketten, Perlen, Amuletten, Münzen, Roſenkränzen und andern Dingen umhängt; wenn man dasſelbe in einer Kleidung, welche niemals bei einem Volke des Erdbodens üblich, und eine gänzliche geſchmackloſe Erfindung einer ſchwärmeriſchen Einbildungskraft war, darſtellt? Wenn man ſie in dieſe nichts ausdrückende

Kleidung ſo einhüllt, daß kaum das Geſicht und etliche Finger, und dieſe ganz mit verſchiedenen Ringen überdeckt zu ſehen ſind? Wenn man dieſe unnatürliche Kleidung ſo auseinander zerrt, und zugleich in ſo ſeltſame und ſteife Falten zwingt, wie in der Natur unmöglich, welche ſich ergeben können? — Nunmehr werde ich nicht erſt ſagen dürfen, was von dem größten Theil der Vorſtellungen ſelbſt, ich meine, von ihrem Ausdruck und ihrer Zuſammenſetzung zu halten, und ob dieſe der Würde und dem Endzweck, den ſie erfüllen ſollen, gemäß ſey. Oft rührte die Erfindung, und alles Uebrige, was auf einem Gemälde zu ſehen iſt, von der ungebildeten Angebung desjenigen, der den Künſtler bezahlt hat, her; eben ſo oft war auch ſelbſt der Künſtler, was die Wahl des Zeitpunkts, worin etwas dargeſtellt werden ſoll, betrifft, nicht weniger ungeſchickt, etwas Vortreffliches auf die Bahn zu bringen, indem die Anfänger der Kunſt in vielen Gegenden, ſeit undenklichen Zeiten, bloß Zeichnen und Farben auftragen lernen, ohne das Geringſte von der Poeſie und dem philoſophiſchen Weſen ihrer Kunſt zu lernen, oder ſich mit ſolchen Schriften und Werken, welche den Verſtand verfeinern und den Geſchmack bilden, bekannt zu machen. Theils drückte ſie alſo die niedrige und geiſtloſe Denkungsart ihres Zeitalters zu Boden, theils hörten ſie auf, ihrer Kunſt einige Kraft zuzutrauen, indem ſie ihre Arbeiten für Kirchen, allein als Gegenſtände der Verehrung betrachteten. Daher wurden ihre Vorſtellungen entweder leer und ſachlos, oder Nachahmungen akademiſcher Akte und Stellungen, Früchte eines mißverſtandenen Eifers, das Schwere und Schöne im mechaniſchen Theil der Kunſt zu zeigen.

Ich muß aber hiebei wiede erinnern, daß man der Abſicht, die Bilder, ſie mögen hernach beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, zu verehren, hier einen Augenblick vergeſſen, und nur allein das, was den geſunden Künſtlerſinn betrifft, in Betrachtung ziehen muß. In dieſer Rückſicht iſt, däucht mich, das Bild oder die Statue einer ſchwangern Frauensperſon, welcher man das Kind im Leibe ſtehen ſieht (wie dann dieß mit dem Marienbilde geſchieht), wenigſtens eben ſo auffallend, als es eine andere Vorſtellung, wenn man nicht ſchon daran gewöhnt wäre, ſeyn würde, jene nämlich, ein Kind vor allem Volk von der Mutter ſtillen zu laſſen. So iſt auch der Gedanke, die Schmerzen einer leidenden Perſon dadurch auszudrücken, daß man ihr große lange Degen oder Schwerter beiderſeits aus dem Herzen ſtehen läßt, ohne allen Geſchmack, und kein Künſtler mit Verſtand, wenn anders ihm die

Wahl heimgeſtellt iſt, wird ſich deſſen bedienen. Die Vorſtellung, worin man den leidenden Heiland einen Dorn durch die herausgeſtreckte Zunge ſticht, oder durch das Hirn hervorſtehen, wo man ihm durch die Juden ins Angeſicht ſpeien läßt, iſt, wie mir ſcheint, ſowohl der Würde der Sache, als dem anſtändigen Künſtlerausdruck eben ſo wenig gemäß, als jene Gewohnheit, das Bildniß des Heilandes ganz blutrünſtig, geſchwollen und verunſtaltet vorzuſtellen. — Dieſes Wenige ſey genug, um diejenigen, deren Pflicht es längſt geweſen, hierüber nachzudenken, auf das Viele, was hierin gefehlt werden mag, und dagegen auf die Beiſpiele großer Künſtler und Dichter, welche zugleich Philoſophen ſind, aufmerkſam zu machen. Möchte ich meine Leſer, ſtatt aller Ermahnung, vor das unvergleichliche Veſperbild in der hieſigen Gallerie, das ganz im Styl des Raphaels verfaßt, wenn es nicht ſelbſt von ihm verfaßt iſt, hinſtellen, und ſie durch ihr eigenes Gefühl urtheilen laſſen können, was wahrhaft ſchön und groß, und ganz dazu gemacht iſt, Herzen wunderbar zu rühren, und ſie zur hohen Liebe und Verſöhnung, zur Andacht und zum erhabenen Wandeln in ſeliger Ruhe zu ſtimmen. Sieh, hier iſt kein Schmuck und kein Glanz und keine Entſtellung, ſondern hier iſt die Geſchichte, wie ſie war.;

hier iſt einfache Erhabenheit der Form im erhabenſten Leiden, ſo wie es die Bibel ſchildert, ſo wie Klopſtock bemüht war, es mitzuſchildern. Der Anblick dieſes Gemäldes wirkt auf jeden, der ſich ihm nähert, gleich dem ſanfteſten Klaglied von Pergoleſi; es iſt ein Meiſterſtück der einnehmendſten Beredſamkeit, und würde bei unſern Kirchenverzierungen auch in ſchwacher Nachahmung ſchöner ſtehen, als die manchmal mit größter Pracht ausgeführten Verziergedanken, die dem Herzen nichts ſagen.

Ueber einige
Gemälde aus der Gallerie
zu München.

Ich erinnere mich ſo oft und gerne an jene Stelle des Horaz, wo er ſagt, daß in Rom erſt die Liebe zu Fechtſpielen und Pferderennen, dann zu den Künſten des Marmors und Erzes, die herrſchende Mode des öffentlichen Vergnügens geworden, und daß unter allen den Raſereien eines bald vorübergehenden Taumels, welche bei unſern Ergötzungen gewöhnlich zum Grunde liegen, jene, wo der Vater und der Sohn mit bekränztem Haupte ſpeiſen und Verſe machen, die ſchönſte, beſte und wohlthätigſte ſey, die die Bürger ergreifen kann: denn hiebei meint er, lernte man jedermann Wohlwollen, ſich mit wenigem begnügen, nichts fürchten, und immer eines heitern, geſetzten und großen Gemüths bleiben.

Und das denke ich denn allemal, wenn ich unſere Gallerie vorüber gehe, ſtelle mir die unbeſchreiblichen Folgen vor, welche eine gleiche allgemeine Raſerei, vermöge welcher man ſchöne Gemälde mit Leidenſchaft lieben lernte, nach ſich ziehen würde, und überlaſſe mich ganz den Vorſtellungen des unſäglichen, vielfachen Guten, welches dies, wenn es in Erfüllung käme, ſtiften würde, ſtiften ſollte.

Allerdings ſollte es das, und hierüber können ein Paar Worte, im Vorbeigehen geſagt, nicht ganz überflüſſig ſeyn. Ich möchte die Antworten nicht alle ſammeln, welche man auf die Frage: warum man öffentliche Gallerien errichte, erhalten würde. Man denkt nicht immer daran, daß eine Bibliothek nicht für Schriftſteller, eine Schaubühne nicht für Schauſpieler; ſondern daß, in Betracht ihres erſten und letzten Endzwecks, beide zugegen ſeyen, einen größern Kreis, als der ihrer Perſon iſt, zu erfüllen, nämlich dem Publikum ſo ausgebreitet, als ſie können, zu nützen. Was ſoll das helfen, wenn zehn Homere und Xenophone, zehn Raphaele und Rubens in unſerm Lande wären, und das Land höchſtens ihre Namen verſtünde und nichts von ihren Werken fühlte? Sammlungen zum öffentlichen Gebrauche und Genuſſe ſind der öffentliche Schatz guter Begriffe und Gefühle, welche von da ausgehen ſollen in unſere Häuſer, und Wärme und Geſundheit verbreiten ſollen über unſere Gedanken und Sitten; und nur nach dem Umlauf des Vortrefflichen und Geiſtigen, welches von jenen in das Publikum abfließt, will ich glauben, man beſitze das wirklich, (und bewahre und hüte es nicht bloß) womit man, ſo bald man es eine Bibliothek oder Kunſtſammlung nennt, ich weiß nicht, wie viel Großes, zu ſagen meint.

Freilich dient eine Gallerie (wer ſollte ſo etwas nicht wiſſen können?) auch vorzüglich und unmittelbar einem Künſtler zur Bildung; wenn ers nun aber geworden, wenn er im Stande iſt, etwas Würdiges darzuſtellen, ſelbſt dahin zu ſtellen: warum thut ers, als um mitzutheilen? Warum ſchafft er etwas aus den Schätzen der Natur, als um jedermann das große Buch der Natur aufzuſchließen, um jedermann die Wunder derſelben, ſo, wie ſie nach ſchweigenden ewigen Geſetzen erſcheinen und eingerichtet ſind, wahrnehmen, und Mitfühler zu machen? Es kömmt immer auf das Nämliche hinaus; alles was öffentlich iſt, iſt wegen uns allen.

Ich ſehe dann aber eben dieß ſo ſelten! die herrlichſten Bücherſammlungen, — und magere ſchwache Begriffe unter den Hauptmännern, und rohe Unwiſſenheit unter dem Volk! die herrlichſten Kunſtſäle und die abgeſchmackteſten Erfindungen einer ganz elenden Einbildungskraft überall, wo der Geſchmack anordnet! Und dies ſo gar nicht ſelten!

Was mir daher ſchon im voraus leid thut, wann unſere hieſige Gemäldegallerie (unter den guten, die in der Welt ſind, eine der beſten) da ſtehen wird, daß es den gröſten Meiſterſtücken ergehen möchte, wie es denſelben gewöhnlich noch überall ergangen iſt, wo man, ſo zu reden, über das Dogma der Kunſt geſtritten, und indeß das, was ſie ausdrückte, vergeſſen hat: dem möchte ich, ſo viel an mir liegt, zuvorkommen. Ich möchte den Theil des Publikums, welchem man nicht ſo genau zumuthet, daß er jeden Kunſttheil mit dem Auge des geübten Künſtlers betrachten ſoll, dahin bringen, etwas Großes zu erwarten, und etwas Beſſers zu finden, als wohl oft ſelbſt der ſogenannte Kenner zu ſuchen pflegt. Wozu dienten bisher gewöhnlich die Gallerien, ſo wie jene jährlichen Gemäldeausſtellungen, als unter das Publikum eine gewiſſe Kennerſchaft, welche die Sache allen Saft benimmt, zu vertheilen, und die Fertigkeit, beim Anblick eines Werkes viele Kunſtwörter anzubringen, gemein zu machen?

Ich möchte etwas beitragen können, daß die Kultur der Kunſt unter uns dadurch gewänne, daß ſelbe immer mehr und mehr von ſolchen, die ſie nicht üben, geſchätzt würde; daß es für dieſe eine Art von Stolz, Vergnügen und Glückſeligkeit würde, ein gutes Stück zu beſitzen, und davon mit Partheilichkeit und mit Eiferſucht zu ſprechen; und, mit einem Wort, daß die Sache der Kunſt und der Künſtler wieder einmal, was ſie ehemals war, werden möchte.

Ehemals hatte die Kunſt an jedem reichen Manne ihren Gönner. Als man noch nichts um die laquirten Wägen, und um die jetzigen ſchwülſtigen Tapeziereréien in Zimmern, welche oft mit jenen erſtaunliche Summen koſten, und in einem Menſchenalter als abgenutzt verfallen, als man noch um ſo viele ſeelloſe Moden, die nichts ſagen, nichts wußte: da war die Kunſt, welche ſich noch gegenwärtig an der Stelle eines Gaſtes befindet, zu Haus. Wer es im Vermögen hatte, beeiferte ſich, etwas in ſein Zimmer zu ſchaffen, woran er ſich laben, oder meinetwegen, womit er Stadt machen könnte. Noch findet man dieſe ehrwürdigen Denkmäler der ehemaligen Denkungsart in den Bürgershäuſern der Reichs- und Handelsſtädte, und manches beſitzt, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen, Meiſterſtücke, deren jezt nicht jeder Große ſich rühmen kann. Dies iſt unter allen die ſchönſte Mode, (wärs auch bloß Mode) die möglich iſt. Es gewinnt nicht nur die Aufnahme der Kunſt und der Muth der Künſtler dabei, ſondern das Beſte des häuslichen, wirthſchaftlichen und ſittlichen Lebens wird dadurch befördert. Hier hat auch das Eingebildete, das man zu ſehen und zu beſizen glaubt, indeß es vielleicht nicht zugegen iſt, beſſere Wirkungen, als in vielen andern Dingen das Wahre. Tauſend Dinge, welche die Zufriedenheit des Herzens zerſtören, vergißt, zerſtreuet man dabei, und mit Leidenſchaft lernt, und wird man gewöhnt, ſich an dem Anblick eines Dinges, woraus man Ideen nach dem Vollkommnern ſchöpft, zu vergnügen, und ſich mit einer Unterhaltung zu beſchäftigen, die um das Geringſte, das von ſelber nur möglich, aber im Vergleich mit andern unendlich voran bleibt, zu ſagen, wenigſtens (verſteht ſich, ſittenloſe Dinge ausgenommen) unſchädlich iſt. Man gewöhnt ſich unvermerkt an etwas Menſchlicheres und Edlers in allem ſeinen Thun, gewinnt unvermerkt einen Geſchmack am Einfachern in ſeinem Aufwande, ſeiner Lebensart, und lernet auch, wenn man nicht wollte, einen großen Verſtand ſchäzen, das man nunmehr, da

Reichthum, und was dem nachfolgt, in Ehren iſt, nie lernen wird.

Und was die Kunſt anbelangt: je mehr ſie getrieben wird, deſto weniger wird darüber geſchwätzt, deſto weniger fällt mit ſeinem Wörterkram der Kunſtrichter einem braven Künſtler zur Laſt. Beide gewinnen, der arbeitet, und der, welcher Arbeit beſtellet, und vor allen der Theil, wegen dem alles iſt, — das Publikum.

Iſt das Verlangen, daß dieß geſchehen möchte, irgendwo mehr, als ein guter Wunſch, ſo bin ich da am eheſten berechtigt, alles Gute zu hoffen, wo auf gewiſſe Art, ich meine, auf die feierliche, mittheilende Art, wie etwa künftig geſchehen möchte, das Publikum erſt, ſo zu ſagen, anfängt, auf die großen Werke des Geſchmacks und der Wahrheit in Kunſt und Nachahmung hin zu blicken, als wo man ſelbe ſchon ſeit langem vor Augen zu haben, und nichts zu ſehen gewöhnt iſt. Ich will es daher verſuchen, durch einige wenige Schilderungen (wenn ſie ſich gleich gegen die Gemälde, wie Schatten gegen den Körper, verhalten mögen) zu zeigen, oder vielmehr erſt weiter vermuthen zu laſſen, wie vieles in den Werken liege, welche unſer Gefühl ſtärken, und unſere Nachbildung lenken. Es fehlt uns, wie bei Dingen des Verſtandes, nicht ſo faſt an guten Büchern und Muſtern, als an der rechten und nächſten Weiſe, dieſelben zu benutzen, und mancher gute Schriftſteller hätte ſeinem Publikum einen eben ſo großen Dienſt gethan, wenn er gelehrt hätte, wie man eine gute ſchon vorhandene Schrift leſen ſoll, als da er ſich Mühe gab, ſelbes mit einer neuen zu beſchenken. Benutzung des beſten Augenblicks, etwas darzuſtellen, Idee und Anordnung ſind die vortrefflichſten und einladendſten Dinge, auf die ich wünſchte, daß man Rückſicht nehmen, daß man etwas Gutes und Schönes erwarten möchte. Dieß iſt das Erſte jedes Kunſtſtücks, und für den, der es einmal zu finden weiß, wird es bald ein Weg zu weitern Schritten ſeyn, die indeß immer wieder dahin zurückkommen werden. Man wird nicht lange von Schönheit des Umriſſes urtheilen, ohne wiſſen zu wollen, was innerhalb der Oberfläche ſich befinde, und auf gewiſſe Weiſe in eben dem Maße ein Maler zu werden, indem man ein Kenner ſeyn will.

Was ich dießmal liefere, iſt nur ein Entwurf, dem ich gerne mit vollem Herzen mich überlaſſen hätte, wenn es nur möglich wäre, bei dem erſten Gemälde zu verweilen, und für das Redende, das in dem zweiten zugegen iſt, einige Worte zu finden.

Der Kindermord von Rubens.

Auf unſerer Gallerie eines der prächtigſten, geiſtigſten Gemälde, ſohin eines der beſten Gemälde in der Welt. (Es iſt 9 Schuh 3 Zoll breit, 6 Schuh 6 Zoll hoch auf Holz gemalt.)

Der Kindermord, die grauſamſte, die gräßlichſte, blutendſte Scene, die ſich malen läßt! Und Rubens hat ſie gemalt! hat ſie im höchſten Feuer ſich vorgeſtellt, ſie dargeſtellt und entworfen. Hier ſteht ſie vor mir, und wahrhaftig, ich vergeſſe das Holz, und das bischen Farbe darauf, und entſetzte mich, hin zu ſehen.

So vieler Menſchenverſtand und Geiſtesgegenwart, als hier mitten im Sturme lebt, kam ſelten unter unſere Geſchäfte, und ſo eine Stärke belebte kaum jemals ein Kriegsheer.

Das Höchſte und Heftigſte, das die Natur in der äußerſten Anſtrengung, wo ſich ihr ſelbſt unbekannte Kräfte zur Hilfe darbieten, zu äußern pflegt, iſt hier beiſammen, iſt hier in jeder Bewegung, in jedem Theile der Perſonen, gräßlich, wild und fürchterlich, in allen Körpern, und in den zerfetzten Gewändern, die von den Körpern fallen.

Wer will, kann ſich vorſtellen, wie ers gemacht haben würde. Ich mag das nicht thun, nachdem ich ſehe, wie es Rubens gemacht hat.

Das Gemälde iſt in drei Haupttheile, und dieſe ſind in verſchiedene Gruppen eingetheilt, wo bei der ſchönſten Anordnung die möglichſte Unordnung, und alles in Gewühl, und Schweiß, und Arbeit begriffen iſt; alles ſo im Gewitter aus einander geſprengt, und zuſammen gedrängt zugleich ſo im Aufruhr — ich möchte ſagen, was iſt gegen dieſe Scene eine Männerſchlacht, das Morden des bepanzerten Mannes, der am Fuße des Feindes hängt?

Das Morden geſchicht in einem großen Vorhofe eines Pallaſts, nach welchem linker Seits, unter einem ſteinernen Vorgiebel, der mit prächtigen Säulen unterſtützt iſt, eine runde, offne und breite Stiege führt. Rechter Seits ſieht man in einer kleinen Entfernung ein bereits ſinkendes Gebäude, und in der Mitte iſt eine Oeffnung und Ausſicht auf das Feld. Dahinab nun in den Hof hatten ſich die Bethlehemitinnen, Vornehme und Gemeine, wohl noch, weil der König ſie ſehen wollte, in ihren beſten Kleidern verſammelt, und ſich jede einzeln, jetzt in der Vergleichung mit andern, wohl vielleicht etwas beſſers zu ſeyn gedünkt, als ſie zu Haus an ſich wahrgenommen hatte.

Und wie ſie ſo da ſtanden im mütterlichen Stolze und Erwartung, daß der König erſcheinen möchte —

Ueberfall, Staunen, Entſetzen, Raub, Ohnmacht, Schrecken, Dahinſinken, höchſte Anſtrengung, Bluten, Verachtung aller Gefahr, Geſchrei, Aechzen, lebendiger Ruf bis an die Himmeln zum lebendigen Gott!

Ich bin verlegen, was ich zuerſt wählen, was ich zuerſt ſagen, wie ich ähnlich — das kann ich nicht. Nur der konnte es, der es entworfen hat.

In der Mitte des Gemäldes ſteht die einzige einzelne Perſon, die man zu ſehen bekömmt, eine ausnehmend ſchöne Frau, und gemäß ihrer Kleidung, ſo zu ſagen, die Königin unter den Frauen. Ihre wohlgehaltene Geſtalt und anſehnliches Weſen ſagt deutlich, daß ſie in ihrem Leben wenig Kränkendes empfunden, noch weniger jemals einen Begriff von einer Grauſamkeit, wie die gegenwärtige iſt, geahndet habe. Ihr zur Rechten liegen zwei Kinder auf einander, deren das Untere mit dem Geſicht auf der Erde ausgeblutet und erblaßt, das Obere noch in den letzten Krämpfungen zu leiden ſcheint. Ob nun eines dieſer Kinder der anſehnlichen Frau gehörte, oder nicht, ihr iſt das Ihrige bereits entriſſen; ſie hält das blutende Tuch zwiſchen beiden Händen, und zeigt es mit emporgeſtreckten Armen gegen Himmel, wohin ſie mit dahin gerichtetem Angeſicht aus aller Macht rufet. Eine große heiße Thräne rinnt ihr vom rechten Aug die Wange herunter. Man ſieht nie das Bild an, und verläßt es nie, ohne ſie noch einmal anzuſehen. Sie rufet zum Erbarmer und Richter im Himmel.

Die Gruppe rechter Hand beſtehet aus einer vielfachen Handlung in eine einzige zuſammen gebracht. Ein grauſer, wilder, überaus ſtarker Kerl, mit einer Thierhaut, welche noch rechtsſeits zu ſehen iſt, bekleidet, umſchlingt mit dem rechten Arm um die Mitte, und hält ein Kind, das beide Aermlein aus einander ſtreckt, von ſich weg, empor, und ein anderer greift dem ſchreienden Kind, das auf dieſe Weiſe in der Mitte ſchwebt, durch das linke Aermlein an die goldgelben Haare, und mit der aufgehobenen Rechten ſticht er das jammerrufende Kind mit einem Degen gerade ins Herz, mit einer Gewalt, daß die Spitze dieſen Augenblick auf der andern Seite hervor kommen wird. Er gibt ſich Kraft, indem er die Zähne zuſammen beißt, und ſtrenget auf eine gräßliche Art die Augen an, um zwiſchen die Rippen zu kommen, und des Herzens nicht zu verfehlen. Er ſchwingt ſich ordentlich in die Höhe, und tritt mit dem rechten Fuß nach aller ſeiner Schwere auf die Schenkel einer Frau, die zwiſchen den Füßen jenes grauſen Kerls, auf der Erde (das Angeſicht dahin gewendet) liegt, und ihr todtes um den Hals blutiges Kind mit beiden Armen umfaſſet, und an das Herz drückt. Die ſchönen braunen Haare, ganz aufgelöſt, ſind über die Stirne, welche dadurch bedeckt wird, und über den linken Arm gefallen, womit ſie den Kopf des Kindleins umſchließet. Sie fühlt nichts von dem harten Tritt, und liegt in einer Betäubung von Schmerzen, und will, gleich den Töchtern der Niobe, zu Stein werden. Neben dem Mörder liegt auf dem Rücken dahin geſtreckt ein über alle Beſchreibung holdſeliges Knäblein, über dem ſich ein Hund herverdrängt, das Blut aufzulecken.

Aber jener erſte ſchreckliche Kerl mit dem ſtarken Knochenbau, der mit ſeinem rechten Arm das Kind dem andern zum Mord hält, greift zu gleicher Zeit mit ſeiner linken Hand abwärts nach einem Knäblein, das er aber nun eben noch bei dem Hemdlein erwiſcht hat. Dieſes liegt auf dem Schoos einer ſehr jungen Frau, welche ſich mit dem einen Knie nach der Erde gebeugt, und, indem ſie ihr Kind mit der linken Hand feſt hält, mit der Rechten den grauſamen Unmenſchen, gegen welchen ſie ein leichtes Rohr iſt, vergebens von ſich drückt. Sie ſieht mit Entſetzen und vieler Erwartung, als wäre ihr noch kaum recht begreiflich, was geſchehen ſollte, nach jenem Kind, das eben getödtet wird; — indeß ihr vom Rücken eine gemeinere Frau, welcher die langen Haare über den ganzen Leib rückwärts hinab ſträuben, mit der losgelaſſenſten Wuth einer, ich möchte ſagen, thieriſchen Wildheit, alle ihre ausgeſpreiteten Finger oder Krallen ihm ins Geſicht gräbt, und mit einem gewaltſamen Riß, womit ſie hinter ſich ſetzt, indem ſie, um weit ſpringen zu können, mit dem etwas von der Erde gehobenen Fuß aushebt, den ganzen Backen ihm vom Geſicht reißt. Schon hat ſie ihn um die Augen tief verwundet, und ihr gewaltſam vorgeſtrecktes Kinn, und ihre ſtrotzenden Adern drohen, daß ſie den Kerl zerfetzen will, der über den Schmerz ein grimmiges Brüllen erhebt. Den Kerl zu retten, laufen von der Treppe des Schloſſes vier Soldaten eilfertig herab, und der erſte richtet mit Wuth ſeinen Speer nach dem Weibe, es zu durchbohren.

Ich will nicht weiter beſchreiben. Es iſt eine ſchreckliche Scene, und doch nur eine Vorbereitung zu dem, was in der Gruppe linker Seits vorgeht.

Dieſe beſtehet aus vier einzelnen Scenen, deren immer eine gräßlicher, denn die andere iſt.

Neben der Stiege liegt rückwärts und ſtützt ſich ein ſchönes Weib mit der linken Hand feſt an die Erde, um ihren halb empor gerichteten Oberleib, um den Kopf in der Höhe zu erhalten; und mit der rechten Hand fängt und hält ſie einem Soldaten das ſpitzige, ſcharfe, zweiſchneidige Meſſer auf, welches jener nach ihrem Söhnlein zuſtoßen will. Dieſes liegt ganz entblößt, und mit dem vordern ſüßen Körperchen auf dem Mutterſchooße, und hebt, den linken Arm über den Kopf geworfen, ſeine blauen unſchuldigen Aeuglein gegen den Mörder auf. Dies iſt der peinlichſte Augenblick im ganzen Gemälde. Das Kind iſt bereits allein in der Gewalt des Soldaten, der ſich bückt, und mit der linken Hand daſſelbe an der rechten Schulter faßt, und mit dem Meſſer in ſeiner rechten Hand nach aller Macht zudrückt. Er hat das Meſſer in der Hand der Mutter, womit dieſe es umgreift, bereits auf- und niedergezogen. Die Hand blutet über und über, und den Augenblick, wo das Meſſer ausklitſchen, oder die Finger durchſchnitten ſeyn werden, wird es das ganz wehrloſe Kind durchbohren. Daß Schrecken und Entſetzen, mit dem die todtblaſſe Mutter zu dem unbarmherzigen Mörder um Schonung auffleht, fühlt jeder mit Schaudern, auch wenn er nie etwas gefühlt hätte. Und er wünſcht an der Stelle eines gemeinen Weibes zu ſeyn, das dem Mörder mit allem Grimm in die Haare fällt, und ihn rückwärts zurück zieht. Es hat ihn ſo gut gefaßt, daß ſich das Weiße in den Augen mit dem etwas ſeitwärts gezerrten Kopfe nach ihr treibt.

Etliche Stufen über der Stiege bemühet ſich eine gleichfalls vornehme Frau (denn ſie iſt, wie eben die letztere, mit einem blauen ſeidenen Oberrock bekleidet) — die ſich ſchon lange mit dem über ihr mit ſchon blutigem und gezücktem Dolch ſtehenden Mann herum gerauft hat, (ſie iſt ganz in Unordnung, und die Haare ſind ihr hinab gezauſt) ihr vermuthlich bereits verwundetes Kind in ihr Kleid zu wickeln, und in ihrem Schooß zu verbergen. Sie neigt ſich über ſelbes, ſo daß ihm der Mörder nicht beikommen kann, hält es auf dem linken Knie, worauf ſie ſich niedergelaſſen, mit beiden Händen feſt, und beißt, da ſie in dieſer Stellung keine andere Wehre hat, dem Elenden aus aller Macht in den Arm, in deſſen Fleiſch ſie hinein fällt, daß ſich die Haut ringsum zuſammen zieht. — Ueber dieſen, an einem Säulengeſims, liegen todte Kinder.

Vorwärts auf der Stiege trägt einer von der Wache auf ſeiner linken Schulter ein Kind davon, das in der umgekehrten Stellung nach der ſich hinan drängenden Mutter ſchreiet, und die rechte Hand, worin er einen Dolch, von dem das Blut träuft, hält, ſetzt er dieſer auf das Herz, und drückt ſie rückwärts nieder, und zum Fall. Sie fängt eben zu ſtürzen an, und hält ſich nur noch an dem rechten Aermlein des Kindes feſt, das ſie mit ihrer linken Hand mit allen Kräften herab und nach ſich zieht.

Zwiſchen dieſer und der letzten ſchreiet eine anſehnliche gelb gekleidete Frau, mit empor geſtreckten Händen nach einem Soldaten, der mit ihrem Kinde, bereits etwas weit von ihr, die Stiege hinauf läuft, und ſelbes, unter ſich gekehrt, nur bei dem Schenkel des einen Fußes über ſeine linke Schulter mit beiden Händen feſt hält, um es oben mit dem Kopf an eine Säule zu ſchmettern, wie dieß eben über ihm ein anderer verübet. Dieſe Soldaten befinden ſich bereits und zueberſt in der dritten mittlern Gruppe, an welcher ganz unten, und wie ich anfangs ſagte, in der Mitte des Gemäldes, jene anſehnliche gegen Himmel rufende Frau ſteht, deren ich, als der erſten erwähnt habe. Gleich neben ihr, und auf der erſten Stufe der Stiege ſinket eine ohnmächtige, oder vielmehr ſterbende Frau, ihr todtes Kind vor ſich ans Herz gedrückt, einer andern, die ihre glühenden, thränenvollen Augen gegen Himmel hebt, in die Arme. Jener ihre Augen ſchließen ſich, und ihr Mund fällt zu, und ihr ganzes Sinken zeigt an, ſie werde beide nie wieder öffnen; indeß bei der nächſten Frau, die nach ihr, und höher, als ſie ſteht, jedes Glied in Bewegung iſt, und alles, was an ihr lebt, ſich vereinigt, um das Leben ihres Kindes zu erflehen. Ein überaus rührendes Bild! Der Soldat, an den ſie ſich richtet, trägt zwei Kinder die Stiege hinan, deren er das eine über der linken Schulter, das Köpfchen hinab gekehrt, das andere und das Ihrige in ſeinem rechten Arm hernieder hält, in welchem das Kind, den Rücken einwärts gekrümmt, mit dem Kopf hinabwärts liegt, und das Geſicht der Mutter zukehrt, und nach ihr die beiden Aermlein hinab ſtreckt, mit ſo einem ihr ohnehin ſchon volles Mitleiden und Beiſtehen fodernden Blick, mit ſo vielem Weinen der Hilfloſigkeit, daß jeder, der bloß Kind anſieht, in Gedanken auf das Bild näher zugeht, und etwas beginnen will, bis er wahrnimmt, es ſey nicht möglich, ſich in die Sache zu legen. Die Mutter aber ſtreckt mit aller Inbrunſt des Flehens ihre Arme dem Kind entgegen, und indem ſie ihre Augen auf den Soldaten richtet, der ſich nach ihr freiwillig gekehrt zu haben ſcheint — Hier kommen die wahren Worte. Ich höre, auch da ich es nicht vernehme, was ſie ihm ſagen wird, Worte, die jede Mutter auf Erden in gleichen Umſtänden ihm ſagen würde. Und erinnert mich das an jene rührende Ausdrücke des zwiſchen Himmel und Erden, und im Angeſicht zweier Kriegsheere, und der königlichen Familie um ſein Leben flehenden Königsſohns, das ihm kein anderer Menſch, als eben der Pius Aeneas, verſagt haben würde: Fuit et tibi talis Anchises genitor.

Doch, man komme mit einem Herzen, einer Faſſung, Kenntniß und Vorbereitung, mit welcher man will: jeder trifft hier ſeine Scene, die ihn rühren wird, an, jeder ſein Geſicht, ſeine Stellung, bei der er ſtehen bleiben, bei der er zürnen, ſchaudern, erſchrecken, und retten wollen, und weinen wird.

Von einem hohen, etwas heimlichen Erker des Pallaſtes, ſehen zwei Bethlehemiter dem Morden zu, wahrſcheinlich Herodes ſelbſt, wie an dem Geſichte des einen, worin ganz jene, den Wütherichen eigne Feigheit liegt, zu erkennen iſt.

Nach dem Felde zu reißen einige Weiber, mit den Kindern an ihren Herzen, mit bezügelter Eilfertigkeit aus, und ein Trupp Reiter wartet in einiger Ferne, die Flüchtigen einzuholen. Schon hat eine ihr Haus erreicht, hebt ſchon den Fuß, ihre Schwelle zu betreten: ſiehe, da greift ſie ein elender Kerl, der ſie eben einholt, bei den fliegenden Haaren. Ein Paar andere raufen ſich mit den Soldaten auf dem Felde herum.

Von dieſen Flüchtigen vernehmen die Männer und Väter, was im Pallaſte des Herodes geſchehe. Die Nachricht ſetzt ſie außer ſich ſelbſt, hebt den Unterſchied zwiſchen König und Knecht auf. Sie beſinnen ſich nicht, was ſie thun wollen; ſie thuns. Zwiſchen einer zerfallenden Halle, rechter Seits des Gemähldes, rennen ein Paar in raſender Verzweiflung heran. Das Entſetzen liegt, wie ein Ungewitter, auf ihren Geſichtern, und ihre Haare ſträuben ſich vor Grimm. Der eine, ein Greis, hat einen ſchweren Stein, den zu ſchleudern er nur jetzt Kraft hat, in ſeiner ſchwellenden Rechten, und der etwas jüngere Mann, der neben ihm herläuft, ballet beide Fäuſte entſetzlich. Beide ſenden nach dem Vorhof, von dem ſie bereits das Geſchrei hören, verzehrende Blicke; ſie werden mit allen es aufnehmen.

Sowohl aus der Unordnung, worin ſich ſowohl die Soldaten, die faſt alle ihre Pickelhauben verloren haben, als die Frauen befinden, denen die Kleider aufgeriſſen, und die Haare zerzauſt, aus den Stellungen, worein dieſe letztern eben geſtürzt ſind, läßt ſich auf die verſchiedenen Arten der verzweifeltſten Kämpfe ſchließen, mit denen ſich die troſtloſen Mütter zur Gegenwehr ſtellten, und in die Waffen ſich warfen.

Wer das Gemälde anſieht, er möge nun Feuer und Wahrheit im Ausdrucke, kühne Stellungen, ſchöne Gewänder ſuchen: hier wird er ſie, wie eine kleine Iliade, für ſein Studium finden. Daß Rubens Farbengebung nicht immer ſeine Hauptſorge war, iſt bekannt; aber die Wahl derſelben, eine jede da anzuwenden, wo ſie der ſchönſten Wirkung fähig war, iſt es darum nicht weniger. Jene erſte, welche in der Mitte ſteht, iſt mit einem rothſammeten Unterrock, der unten mit Hermelin verbrämt, und oben über das Hemd geſchnürt iſt, und über jenem mit einem ſchwarzen Oberkleid angezogen, das ſie leicht nachſchleppt, und linker Seits, wodurch ein gelbes ſeidenes Futter zum Vorſchein kömmt, aufgeſchürzt hat. Die übrigen haben blaue oder rothe Oberkleider, ſo wie es diente, ihre Geſtalten am beſten zu erheben. Alle, an denen der Kopf nicht gelitten hat, haben die Haare geflechten, und die Vornehmen tragen einen Kamm und Ohrenring. —

Chriſtus ſitzet zu Gericht.

Man ſollte kaum meinen, ſehe mans nicht wieder am Geiſt und Ausdruck, daß dieſes Gemälde voll häuslicher, wiewohl großer Natur, einen Verfaſſer mit jenem des Kindermords habe. So ſtill und friedſam geſchieht hier alles, wie in jenem erſten alles in tobendem Aufruhr, alles brauſend und wüthend war. Man mag dieſes oder jenes zuerſt betrachten: ſo wird man geneigt ſeyn, zu behaupten, dieſe wäre die erſte und einzige Lieblingsfaſſung vom Rubens geweſen, hier wäre es ihm am beſten geglückt; und ſieht man nun etwas anders, wo das Gegentheil dieſer Faſſung zugegen iſt: ſo möchte man von ihm ſogleich auch das Gegentheil ſagen. Es erfüllt uns andere, die wir gewöhnlich nur, wie wir ſelbſt uns ausdrücken, für Ein Ding gemacht, und für dies einzige ſehr mittelmäßig gebildet ſind, — es erfüllt uns andere mit Schauder, uns einen Geiſt dieſer Größe zu denken, dem nichts unerreichbar iſt, der alles umfaßt mit gleich ſcharfem Blick, wie jemand vom Shakeſpear ſagt, Sonnen und Sonnenſtäubchen, den Elephanten und die Milbe, den Engel und den Wurm; — der mit gleich meiſterhaftem Pinſel ſchildert den Menſchen und den Kaliban, den Mann und das Weib, den Helden und den Schurken, den Weiſen und den Narren, die große und die ſchwache, die reizende und die häßliche Seite der menſchlichen Natur.

Ich füge dieſes überaus ſchöne Gemälde einiger Maßen zur Schadloshaltung des erſtern, und ſohin darum bei, um mich eben ſo zu ermuntern, als mich jenes betrübt hat. Ich kenne auch nichts, kein Buch und kein Gedicht, wo ſo gar alles, was im Leben vorgeht, wo die Geſchichte unſers Lebens in einem ſolchen kurzen Auszug, und in dieſer Bedeutung beiſammen wäre. Dieſe Arten des Geiſtes und menſchlicher Philoſophie ſind es, durch die von jeher alles geſchehen iſt, und künftig unter verſchiedenen Kleidungen und Ständen geſchehen wird.

Auf dem Gemälde ſind acht, aber eigentlich nur ſechs Hauptperſonen, die zur Handlung gehören, und auf dieſem engen Raum von Leinwand in bewunderungswürdigen Stellen und Abſonderungen ſich befinden. Unter einem grünen ganz einfachen Baldachin ſitzt

Chriſtus, legt mit einer entzückenden Ungezwungenheit die linke Hand auf die Lehne des Seſſels, und läßt die rechte auf den mit einem grünen und geſtickten Teppich überzogenen Tiſch ſinken, über eine Schrift, die daſelbſt liegt; iſt und bleibt überhaupt nur er allein; ſo willig alles! ſo auf göttliche Art billig, duldend, und in Ruhe ſchwebend alles an ſeiner ganzen Geſtalt! Man fühlt gleich, er ſey der Erhabenſte unter ihnen, er ſey unterrichtet von allem, und ſeiner Sache gewiß. Und wer ihn in dieſer ſchweigenden Großheit bei jeder andern Gelegenheit ſich entgegen kommen ſähe, würde, ohne ihn zu fürchten, mit einer ſüßen Ehrfurcht gegen ihn aufblicken, und ſein Geſicht wählen, wenn er ein Künſtler, und eben in der Arbeit begriffen wäre, denjenigen darzuſtellen, der von ſich ſagte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Ihm zur Rechten ſitzt Petrus, als Geheimſchreiber und Protokolliſt dieſes Gerichts. Er iſt, nach meinem Gefühl, die Hauptfigur, welche alle die übrigen erklärt und beleuchtet; welche nicht geſehen zu haben, (ich trage kein Bedenken, mich des Ausdrucks eines Alten in Betreff des Wunderbildes zu Elis zu bedienen) ein kleines Unglück iſt. Ein Kopf, und darin ein Aug ſo voller Heiterkeit, ſo voller heimlichen Fröhlichkeit — doch ich will ehe von den übrigen Perſonen reden, und dann zu ihm zurück kommen, als bei dem auch jeder Nichtkenner, wenn er nur immer ein bischen Gefühl mitbringt, zuerſt und zuletzt verweilen wird.

Unten am Tiſche, auf der Seite des Petrus, knieen ein Paar deutſche grundehrliche Bürgersleute, ein häusliches treues Ehepaar, Mann und Weib. Das wird wohl keine Seele verkennen, wer dieſe Leute geweſen, und wie gottesfürchtig, und ganz und gar redlich ſie gelebt haben. Und was dabei zu jedermanns Troſt und Stolz gereicht: ſo ſind es Geſichter, die jedermann oft geſehen, gut gekannt zu haben glaubt. Man ſieht an beiden, daß ſie durch eine ruhige Gemüthsfaſſung und einfache Koſt nach der Arbeit, ſich bis zu den Greisjahren, an welche ſie gränzen, die blühende Geſundheit erhalten, welche auf ihren Geſichtern und ihren vollen Gliedern erſcheinet. Dieſe ſaftige Röthe zeugt von innerer Kraft und wohlbehaltener Stärke, und von ungeſchwächter Feſtigkeit ſein ſcharfes blitzendes Männeraug. Mit einem Wort, es ſind ein Paar Leute, die ihr Lebelang Gott und dem Land treu dienten, dem Dürftigen und Leidenden, ſo gut ſie konnten, beiſprangen, und keine Pflicht unerfüllt ließen: er, ein Mann, bei welchem ein Handſchlag galt; ſie, eine Mutter, die der Tochter nichts nachſah, und eine Hauswirthin, die beim Hahnengeſchrei wach geworden.

Dennoch ſind ſie beide voll Demuth, und nicht ohne heimlichen Kummer, ob ſie bei dem Richter beſtehen werden. So, wie ſie ihre Hände, an deren Bildung und Härte man ihr Tagwerk erkennet, zum Bitten falten, ſcheinen ſie ſich auf nichts mit Zuverſicht, als darauf zu verlaſſen, daß ſie es ganz ehrlich und redlich gemeinet haben.

Hinter dieſen, und nur mit dem halben Leib (da ein Engel, von dem ich gleich reden werde, vorſtehet) ſichtbar, befindet ſich ein geſchorner, ſehr ausgemergelter Kopf mit einem blaſſen, melancholiſchen Geſicht voll Sorgen und Kaſteiungen. Seine ganze Geſtalt iſt das Gegentheil der vorigen, und man ſieht ganz wohl, ſeine Gedanken müßten weiter, als über die Erde gegangen, und ſein entflammtes Herz müßte in Entzückungen oft über die Sterne gewandelt ſeyn. Ein unüberwindliches Ausharren auf dem Vorſatze, den er ſich einmal faßte, traue ich ihm zu, und große Opfer für das Ueberirdiſche, und eine Liebe bis in den Tod. Zum Außerordentlichen iſt er geneigt und zum Schweren, das nicht jeder erreichen kann. Er verlegte ſich darauf, ſich nie etwas zu gut zu thun, und was ſchon hart war, machte er ſich noch härter. Er wollte nicht bloß demüthig, ſondern er wollte erniedrigt ſeyn; und Einfälle, die ſich mit der Tugend nicht vertragen, wegzubringen, war er im Stande, ſich auf eine grauſame Art in Dörnern zu wälzen, und ſeinen Leib hieß er nur ſeinen Eſel. — Ich ſetze nichts überflüßiges hinzu. Man liest das, ohne geübte Augen, und noch mehr, auf ſeinem Angeſicht, und in der ſich verdemüthigenden Senkung ſeines Kopfes, ſeitwärts und hernieden, welche ſchon ganz zur Natur ihm geworden.

Er blicket mit größter Aufmerkſamkeit und Erwartung nach dem, welcher vor dem göttlichen Richter knieet, und iſt nicht ohne heilige Sorge, wie es demſelben ergehen werde.

Dieſer, wie geſagt, knieet vor dem Richter, mit geradem aufgerichtetem Körper und Haupt, in deſſen Aufhebung und der feſten Richtung des Halſes dasjenige liegt, was man Erhabenheit, oder Rechtfertigung ſeines Wandels nennen möchte. Er iſt ganz aufgeheiterten Angeſichts, und ſcheinet ſich vor nichts zu fürchten; er ſcheint ſich vielmehr nach dieſem Zeitpunkt, wo ſeine Thaten verklärt werden ſollten, geſehnt zu haben. Er ſcheint ſchon zu wiſſen, was geſchehen wird, und nun zu erwarten. Ich will nichts weiter hinzuſehen, und nur des ſeltſamen Einfalles gedenken, den der gute Rubens hiebei angebracht oder hineingelegt, oder losgelaſſen hat, dieſer Figur die Kleidung eines Geiſtlichen, und zumal (wie wenigſtens mir vorkam) eines Jeſuiten zu geben.

Aber dieſem letztern ſey, wie ihm wolle; auch dieſes gänzlich bei Seite geſetzt: ſo wird dieſe knieende Perſon vorzüglich dem Petrus wichtig, welcher die belebende Seele des Gemäldes iſt. Ich habe kaum noch einen ſolchen Kopf in meinem Leben geſehen! und Rubens hat kaum eine fröhlichere Stunde in ſeinem Leben genoſſen, als wie er die Idee dieſes Kopfes entworfen hat. Petrus lehnt ſich in etwas gegen den Tiſch hinein, läßt die linke Hand nachläſſig um den rechten Arm ſinken, und hält mit der rechten die Feder an den Mund, an welcher er fiſelt und naget, und dazu leiſe den Mund krümmt, und mit dem etwas ſeitwärts gekehrten Kopf auf den Knieenden hinab ſchielt, mit einem ſo ſchalkhaften und doch etwas verheimelten Lächeln im Mund und Aug. Man ſollte einem Petrus dieſes ſchlaue Weſen im Hinterhalt kaum zugetraut haben. Er hat ſich auf dieſen Augenblick ſchon lange gefreuet; er verſüßt ihm ſein Amt; er wird dieß ihm noch oft durch die bloße Erinnerung thun. Ich will doch ſehen, ſagt er, wie das ſich endigen wird.

Den Knieenden hält, aus einer Urſache, die ich nicht ganz errathen kann oder mag, ein Engel an beiden Schultern, und hinter Petrus und Chriſtus ſteht eine dritte Perſon, vermuthlich ein Apoſtel, jünger als Petrus, der mit ſcharfer Ernſthaftigkeit auf den, der bekennen oder gerichtet werden ſollte, hinabſieht.

Wie es doch möglich iſt, daß ein einziges ſolches Gemälde, die Trägheit, die mechaniſche Ruhe der gewöhnlichen Künſtler nicht zertheile, ihren bloß körperlichen Sinn, womit ſie ſo oft alles anſehen, nicht ein wenig veredeln, ſie nicht etwas Höheres in ihrem Berufe ahnden laſſe, als Faltenwurf und Farbe, Dinge, die ganz gut, aber nur immer nichts, als der Weg ſind, auf welchem man zur Hauptſache ſchreiten und eilen ſoll? Wie doch ſie die einzigen, denen das Recht, alles zu verſuchen, zugeſtanden iſt, ſich deſſen gerade am wenigſten bedienen, immer nur, was andere waren, ſeyn, ſo gar ſelten ſelbſt etwas ſeyn wollen? Für einen Künſtler lebt alles in der Natur auf eine ganz beſondere Art, und immer ſoll er, was er ſieht und fühlt, mittheilen und darſtellen wollen. Er ſoll das Vollkommenſte erreichen wollen, ſo wird er weniger ſpät zum Vollkommenen gelangen, und bei Dingen, welche er ſich nicht Zeit nahm, während ſeines Fluges, alle einzeln aufzuſammeln, unſere Nachſicht verdienen. Es thut mir leid, daß Rubens an der Seite vieler Koloriſten am Auftragen der Farben verliert; da findet man an dieſen keine Stelle, die nicht recht dicht übermalt, woran nicht alles mit der letzten Hand vollendet ſeyn ſollte, wie dann dieß auch ganz gewiß an und für ſich jedes Mannes Schuldigkeit iſt. Hat man aber dieſes alles angeſchauet, gezählet und ausgemeſſen: ſo will man auch weiter nichts mehr ſuchen, und kehrt dahin, wohin man durch wirkliches Leben gezogen wird. Wenn ich einen feurigen Ausdruck, einen kühnen Entwurf, wobei gleichwohl die Ausführung der Idee nicht gleich kömmt, ſehe, ſo denke ich: hat der Mann da ein Verſehen, und dort eine Nachläſſigkeit begangen, hat wohl gar, wenn man die Sache recht genau ſchulfüchſeln wollte, einen Finger zu kurz, und etwas an den Füßen zu lang gemacht, und hat bei allem dem das Werk doch vortrefflich hergeſtellt: was würde daraus geworden ſeyn, wenn ihm auch jenes geglückt wäre? Aber wo ich nichts von einer menſchlichen Seele finde, und indeſſen viele Anſtrengung, Kunſt und Mühe ſehe, da denke ich: hat der Mann bei dieſer genauen Zeichnung, bei dieſem ſchönen Kolorit ſo gar nichts geſagt, ſo gar gemeine Dinge hergeſtellt: was würde da geworden ſeyn, wenn er noch erſt das Knie zu lang, oder die eine Knieſcheibe zu kurz gemacht hätte? —

Sollte auch ein kleiner Theil der Leſer ein Vergnügen an dieſen Beſchreibungen finden: ſo iſt dieß Aufmunterung genug für mich, Ihnen noch eine, die gegenwärtige Fortſetzung, zu empfehlen. Viele Dinge gleichen den Denkmälern, welche zuweilen ein Wanderer an unbewohntern, oder ſtillern Orten zum Andenken ſeines Hierſeyns zu ſehen pflegt. So ungeſehen ſie manches Zeitalter liegen: doch findet ſie einmal eine gleichgeſtimmte Seele, welche ein günſtiges Ungefähr dahin geführt hat; dann ſchmelzen die Herzen derjenigen, die ſich nie einander ſahen, in Liebe zuſammen: und wer weiß, (wenn das Denkmal von Wichtigkeit iſt) ſetzt nicht der Nachtheil eines Einzigen die Herzen Vieler in Flammen.

Ein ſolches Denkmal, ſo ſelten erkannt und genoſſen, iſt der geiſtige Verſtand des Künſtlers in ſeinen Werken von vorzüglichem Werthe. In der Art, wie ſelbe angelegt, in den Abſichten, welche damit verbunden ſind, liegt das Unſterbliche, das demjenigen, der es darin finden, und ſich es erklären kann, zu großem Vorhaben ſtärkt. Man ſieht die Fußſtapfen eines außerordentlichen Menſchen auf einem Pfade, den wenige betreten haben, und wird hingeriſſen, denſelben zu folgen.

Ich erinnere mich, Empfindungen eines jungen Menſchen über Glucks Bildniß geleſen zu haben, worin er uns in einer Sprache, welche eine lautere Ode iſt, ſagt, was ihm daran erſchienen iſt. Wer dieſer verliebten Begeiſterung fähig iſt, der verräth, däucht mir, Talente zur Kunſt, und der darf nur nicht mit allem Fleiße irre geführt werden, um zum Tempel des Ruhmes zu gelangen. Ich wünſchte, daß man die Anfänger in der Kunſt auf alle Art aufmuntern möchte, Gemälde, welche mit Begeiſterung entworfen ſind, mit dieſem Auge voll ſchöner Schwärmerei zu betrachten, und ihren Geſchmack nach Leben und Bedeutung zu richten.

Die zwei folgenden Gemälde ſind vom Dominikus Zampieri, ſonſt Dominichino genannt. Sie ſind auf Leinwand gemalt; das erſte iſt 7 Fuß 4 Zoll breit, 5 Fuß hoch. Das zweite 9 Fuß 11½ Zoll breit, 7 Fuß 8 Zoll hoch.

Herkules mordet ſeine Kinder und Gemahlin Megara. Wie die Gottheiten der Alten, Sinnbilder phyſiſcher Kräfte, geiſtiger Eigenſchaften ſind,*) ſo ſind die ſogenannten Halbgötter Ideale vollkommener Menſchen, oder, welches eines iſt, ſolcher Menſchen, deren Betrachtung und Nachahmung zur Vollkommenheit führt. Und Herkules ſteht an der Spitze derſelben. Die Geſchichte läßt ihn himmliſcher Abkunſt, höherer Natur ſeyn, läßt ihn dann durch ſeine ſchöne Wahl am Scheideweg ſich für die Beſtimmung eines rechtſchaffenen und beherzteren Mannes erklären, dann unter ſchweren Arbeiten und Mühſeligkeiten, als einen Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts die Erde durchwandern, und vermählt ihn zuletzt mit Hebe, der Göttin der ewigen Jugend. Sie gibt ihm den höchſten Körper- und Seelenadel, und, was nothwendig damit verbunden iſt, die Heldengeſinnung, nie zu unterliegen, und alles, was des Menſchen Kraft vermag, für die Menſchheit zu thun. Er ſetzte gedrückte Völker in Freiheit, vereinigte ſie unter Geſetzen, lehrte ſie den Ackerbau, brachte ihnen Sitten bei, und die ſanfteren Künſte, wodurch ſie befördert werden. Dieſe Bedeutung haben alle ſeine Thaten zum Grunde; und die gewaltige Keule führte er nicht, um zu morden, ſondern um die einzelne Urſache, die zum vielfältigen Mord Anlaß gab, wegzuräumen; denn auch ein Freund der Muſen war er, und wo er empfindſamere Seelen fand, ergriff er die Leyer. Auch Schwachheiten und Fehler kannte er, und dann erregt ſein Anblick Mitleid und warnenden Schauder. So erfand ihn einſt der Weiſe, ſo ſchuf ihn der Künſtler, und ſo waren beide befliſſen, dem Wanderer auf allen Straßen ihn darzuſtellen.

---

*) Noch hat man von der Mythologie vielfältig ſolche Begriffe, daß es überaus beſſer wäre, ſie gar nicht, als auf eine ſo elende Art zu erklären. Man erzählet nämlich die fratzenhafteſten, oft auch die Geſchichten, die ſich kaum anders, als auf eine ſehr bedenkliche Art erklären laſſen, und dieß aus der Abſicht, zu zeigen, wie blind die Heiden geweſen ſeyn mußten, um an ſolche Gottheiten glauben zu können. Was aber vollends eine ſcharfe Züchtigung verdient, iſt die Gewohnheit in einigen, beſonders ſogenannten vornehmen Häuſern, Kinder darin auswendig lernen zu laſſen, als wenn daher, ich weiß nicht welche Kenntniſſe, die man gleichſam zum Grunde aller übrigen legen mußte, zu holen wären. Damit thut man bei den Prüfungen groß, und wenn der ſechsjährige Bube ſagen kann, wer die Gemahlin des Vulkans geweſen, ſo weint der Vater, und weint die Mutter. Und man hat ſo viel über die Erziehung geſchrieben!

Es mag nun der gegenwärtigen Geſchichte etwas zum Grunde liegen oder nicht; ſie iſt eine der tragiſchſten, die man ſich denken kann. Und Herkules durfte dabei nicht bleiben, was er war; er mußte von Sinnen ſeyn, um ſie verrichten zu können. Juno haßte ihn, haßte ſeine Stärke und ſeinen Ruhm; und ſo rief ſie eines Tages aus den tiefſten Schlünden der Hölle den Zorn und das Laſter, das ſein eigenes Blut ſaugt, und den Irrthum, und die wider ſich ſelbſt bewaffnete Wuth, und ſie ſollten ſich ſeiner bemächtigen eben im Beginnen einer unſterblichen That. Herkules genoß damals an der Seite ſeiner Gemahlin Megara, und im Kreiſe ſeiner vielen lieblichen Kinder aller Freuden häuslicher Glückſeligkeit. Er kam eben von einer beſchwerlichen Reiſe aus der Hölle zurück, und es iſt ein vortrefflicher Zug des Seneka, der ihn an den Altar hinſtellt, und ihn vom Jupiter den Segen über den ganzen Erdkreis erbitten läßt. „Der Himmel ſoll feſt ſtehen an ſeinem Orte, und feſt die Erde und die Luft! die ewigen Geſtirne ſollen nie ihre Laufbahn verfehlen! Ein geſicherter Frieden verbreite die Freude des Lebens auf Erden. In der Arbeit des friedſamen Feldes werde alles Eiſen verbraucht, und kein Schwert werde forthin geſehen! kein gewaltſamer Sturm mache wüthen das Meer! Jupiter ſchleudere keine Pfeile ſeines Zornes herab! Kein Strom, vom tiefen Schnee genähret, wälze mit ſich verwüſtete Felder fort! Das Gift verliere ſich, und keine Pflanze ſchwelle von giftigem Safte auf! Keine grauſamen und gefühlloſen Tyrannen ſollen künftig herrſchen! Und ſoll auf Erden je wieder ein Verbrechen entſtehen, ſo entſtehe es bald, und beginnt es irgend eine verruchte That: mein ſey die Rache!“

Und wie er ſo ſpricht und ſegnet, ergreift ihn der raſende Ungeſtüm. Der Tag verſchwindet vor ihm, und ihn deucht, die Sterne, und Sonne und Mond träten zurück. Schrecklich wälzt er die Augen, und ein wildes Feuer ſchwellt ihm die Adern. Die ungeheuren Rieſen und Geſtalten der Unterwelt ſieht er, und Wälder und Felſen will er aus den Wurzeln reißen, und Gebirge will er ausreißen, von gräßlichen Centauren erfüllet.

Und ſo ſtürzt er, mit dem Grimm von hundert Löwen, in den Kreis ſeiner Geliebten, ſchleudert ein Kind mit ſchrecklicher Gewalt nach der Erde, daß ihm, ehe es dahin kömmt, das Leben verfliegt, ergreift mit wüthender Schnelligkeit das zweite, und hält es in die Höhe. — Dies iſt der Augenblick, den der Künſtler gewählet hat.

Er ſchleudert, und tödtet alles Leben, das durch ihn lebte, und da alles vollbracht und Juno geſättigt iſt, kömmt er wieder zu ſich, ſieht die blutenden Leichen, ſieht kleben Blut und Gehirn an ſeinen Händen, und glaubt, daß er träume. Wo bin ich? ruft er. In welcher Gegend des Erdkreiſes befinde ich mich? ruft er, und ſchaut erſtaunt und erſchrocken auf dieſe und jene Leiche, und auf das Blut und Gehirn, das an ſeinen Händen klebt.

Wie ein gählinger Orkan leichtes Laub zerſtreut und vor ſich herjagt: ſo ſind Kinder und Weiber durcheinander geriſſen, ſo wie der Schrecken ſie dorthin und dahin geſchleudert hat. Linker Seits des Gemäldes ſtürzt eine der Wärterinen, den Rücken gegen den Zuſchauer gekehrt, mit einer grauſamen Angſt ohne Bewußtſeyn dahin; ſie wirft beide Arme auseinander und voraus, und ſieht ſich im Laufen um, als glaubte ſie, verfolgt zu werden. Sie weiß ſo wenig um ſich, daß ſie eines holdſeligen Knäbleins nicht achtet, welches ihr entgegen ſchreiet, und mit dem kindlichſten Zutrauen bei ihr Schutz ſucht. Es hat ſich mit dem linken halben Leib in ihren Schoos verborgen, und ſtreckt das rechte Aermlein mit der unwillkührlichen Bemühung, als wollte es etwas zurück drücken, von ſich, und wendet das Geſicht ſeitwärts nach dem Mörder — ſo durch und durch bebend und nach Mitleid rufend! Kaum begreife ich, wie man ſolche Gemälde doch malen, und das ſchmerzliche Gefühl, das zur Vollendung deſſelben gehört, ausdauern könne.

Rechter Seits des Gemäldes ſind vier Frauenzimmer zu ſehen, von denen zwei ebenfalls in höchſter Eile davon jagen. Die eine, welche voraus läuft, noch ſehr jung — (ſie hat etwas gekräuſelte, und mit einem kaum ſichtbaren Bande in einen Knoten gebundene Haare, einen rothen Rock bis auf die Füße, und über den einen gelben, ebenfalls zugebunden) faltet die Hände, nach der Art äußerſt erſchreckter Perſonen, übereinander und eilet, eilet, ohne ſich umzuſehen. Die ältere, welche ihr folgt, iſt vermuthlich diejenige, deren Kind, deſſen Wärterin ſie war, Herkules zuerſt getödtet hat. Sie iſt ganz außer Faſſung, und reißt ohne Beſinnung, und mit aller Anſtrengung ihrer Kräfte in die Flucht aus. Ihr hochrother Schlender, über den ſie einen blauen Ueberrock, welcher ihr über die rechte Schulter herabgefallen iſt, trägt, fliegt hoch in die Luft, und alles zittert und bebet an ihr. Sie hat ihr ganzes Geſicht, und den Oberleib gegen die gräßliche Scene zurückgekehrt, und ſendet zu gleicher Zeit ihre Arme voraus, die gewiſſermaßen durcheinander fallen, wie die ſchlotternden Kniee, die ihr bald brechen werden.

Die übrigen zwei, worunter ſich die Mutter Megara befindet, hat der Schrecken feſt an Ort und Stelle gehalten. Sie wollen, und können nicht fliehen, und wollen retten die Kinder, um die ſie ſich annehmen, und wiſſen nicht, was ſie thun. An die junge Frau, welche bei der Megara blieb, und ihr zur rechten iſt, hat ſich ein Kind um ihren linken Arm mit beiden Aermlein geklammert; ſie aber faßt es mit der rechten Hand, und drückt es rückwärts mit aller Gewalt nach ſich zurück, als würde ſelbiges bei ihr Sicherheit finden. Sie neiget ſich, theils durch das Ziehen des Kindes, theils um es zu verbergen, gegen ſelbiges herab, und das todtbleiche und knatternde Geſicht wendet ſie mit einem Blick voll Entſetzen nach dem Kinde, das ſich in des Mörders Händen befindet. Sie iſt in einen grünen Rock, unter welchem oben am Halſe das Hemd zu ſehen iſt, gekleidet, und lichtbraune Haare in dem Scheitel auseinander gekämmt, fließen ihr, ganz aufgelöſt, die linke Schulter herunter.

Was die Megara kenntlich macht, iſt nicht ſo faſt ihr beſſerer Anzug (ſie iſt mit einem gelben Schlender bekleidet, welcher auf der Schulter vermöge einer röthlichen, mit einer goldenen Schnur durchwirkten Schleife feſtgemacht iſt, hat Gehänge in den Ohren, und die hochſchwarzen Haare mit einem Bande, worauf koſtbare Steine zu ſehen, umwunden)— als ihre zärtliche Sorgfalt, woran man die Mutter erkennt. Sie iſt von Schrecken zur Erde, und auf das rechte Knie geſunken, faßt das ſchreiende Kind, das ſie retten will, mit der rechten Hand hinab am Schenkel, mit der linken am Köpfchen, daß die Finger über dem Geſichte tief liegen, und drückt es mit feuriger Inbrunſt an ſich. Sie befindet ſich noch eben in dem betäubenden Schrecken des erſten Augenblickes, und das Entſetzen iſt in ihren ſtarren und etwas hervorgetriebenen Augen, und in dem geöffneten Munde, aus dem der Athem wegbleibt, ſichtbar und lebendig. Sie begreift nicht, und ſieht, und weiß nicht — und bleibt, wie eingewurzelt da, wohin ſie die Angſt, und eine unwillkührliche Gewalt beim erſten Anblicke geſchleudert hat.

Ich komme zum Herkules, als der Hauptfigur dieſes Gemäldes. Und hier iſt das, was ich an dem Künſtler vorzüglich bewundere, jene hohe Ruhe mitten in der Wuth. Nie hat Herkules eine That verrichtet, wo alle ſeine Kräfte in eine ſolche Bewegung kamen, wie hier, ähnlich dem tobenden Aufruhr des aufgebrachten Meeres; dennoch iſt nichts gewaltſames, nichts außerordentliches, das, (die That ſelbſt ausgenommen) von Raſerei zeugte in der Stellung, oder in irgend einer Muskel zu ſehen, ſondern alles befindet ſich in jener einfachen Großheit, nach der die Alten mit ſo vieler Sorgfalt geſtrebet haben. Was Cicero dem Sophokles in Betreff eben dieſes Helden vorwirft, daß er ihn in ſeinen Schmerzen zu weibiſch klagen *) und jammern läßt, das ſuchten die philoſophiſchen Künſtler auch im Aeußern durch anſtändige Stellungen zu vermeiden, und ſie vermieden daher das Angeſtrengte, nach welchem die Erſchöpfung der Kräfte folgt.

Ein Körper, der unter tauſend andern immer der einzige ſeyn würde, wie der werden mußte, der durch Uebel wuchs, — doch Beſchreibungen des Herkules ſind bekannt, und es iſt Verwegenheit, hier etwas Neues, oder das Alte ſo trefflich beſchreiben zu wollen, wie der es konnte, der das Göttlichſte davon im Torſo geſehen hat. „Ich ſehe hier, ſchreibt er, den vornehmſten Bau der Gebeine dieſes Leibes, den Urſprung der Muskeln, und den

---

*) Siehſt du wohl, ſagt er bei dieſer Gelegenheit, wie viele Uebel die Dichter unter uns anrichten? Sie laſſen ihre größten Helden auf der Schaubühne weinen, und benehmen dadurch (indem ſie ſo ſehr gefallen, daß man ſie nicht liest, ſondern auswendig lernt) unſern Gemüthern alle männliche Feſtigkeit ꝛc.

Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieſes alles zeiget ſich, wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landſchaft, über welche die Natur den mannigfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegoſſen. So, wie deſſen luſtige Höhen ſich mit einem ſanften Abhang in geſenkte Thäler verlieren, dahier ſich ſchmälern, und dort erweitern: ſo mannigfaltig, prächtig und ſchön erheben ſich hier ſchwellende Hügel von Muskeln, um welche ſich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Geſichte, als dem Gefühle, offenbar werden.“

So wie ihn die Wuth bei einem ruhigen Geſchäfte ergriff, hat er die Löwenhaut über den Rücken und den Kopf, was indeſſen eben dazu dienet, die Schrecken ſeiner Geſtalt zu vermehren. Sein entflammter röthlicher Körper wird eben dadurch erhoben, und zwei Klauen, die von der Haut über beide Augen herabhängen, verbreiten Furcht und Grauen. Er wälzet dieſelben nach der Seite, wild und fürchterlich, und die zuſammengedrängte Kraft in allen Gliedern verrathet die entſetzliche Geſchwindigkeit, mit der er zu Werke geht. Er hat das Kind, welches mit aller Macht nach Hilfe ruft, und das kleine Köpfchen und beide Aermlein zurückwirft, um die Mitte mit beiden Händen gefaßt, und zuſammengepreßt, und holet, indem er den Körper zurück wendet, und mit dem rechten Fuße ſich in die Höhe ſchwingt, nach allen Kräften aus, um es augenblicklich zu zerſchmettern. Als er nachher den armen Lychas ergriff, ihn in das euböiſche Meer zu ſchleudern, wurde derſelbe in den Lüften zu Stein. So ſagt die Fabel, um die entſetzliche Gewalt anzuzeigen, womit jener geſchleudert ward. Und hier geſchieht das auf der Erde, die er mit ſeinen Füßen berührt. Ich weiß dem Künſtler Dank dafür, daß er uns das Kind, welches bereits todt liegt, nur bis zur Hälfte gezeigt hat.

Wie man die Scene anſieht, erblickt man immer nur ihn; ihn in der Flucht, und im Bleiben, und im Entſetzen, das die Anweſenden, wie leichte Splitter, zerſtäubt hat.

Die Scene geht im Zimmer vor, worin ſich Megara mit ihren Kindern und deren Wärterinnen, in mütterlichem Stolze und zärtlicher Fröhlichkeit befunden hat. Das getödtete Kind liegt neben dem kleinen Zimmerfeuer, welches ganz lichtgelblicht gemalt und von ſehr guter Wirkung iſt.

Die Kleider der Frauenzimmer beſtehen in einem langen Rocke und einem Mantel, welcher, ſo wie jener, in der heftigen Bewegung, verſchieden zurück fällt. Die goldgelben, oder ſchwarzen Haare ſind ihnen auf dem Scheitel meiſt auseinander gekämmt und ſehr einfach zuſammengebunden. So haben ſie auch ſonſt keine auffallende und geſuchte Zierde, wodurch ſie den geringſten Verdacht ſich zuziehen könnten, daß ſie die Abſicht gehabt hätten, ſich verſchönern zu wollen. Sie ſind ſämmtlich edler, ausgebildeter Natur, mit Geſichtszügen voll liebenswürdiger Einfalt, und in der Roſenblüthe ungekränkter Geſundheit. Sie ſind keine Erdichtungen; aber die Schminke unſerer Zeiten würde ſie häßlich entſtellen, und unſer Kopfputz würde ſie zu unausſtehlichen Abentheuern machen. Alle ihre Bewegungen ſind Beweiſe einer guten Bildung: denn bei aller der Heftigkeit ihrer Bewegungen bleiben ſie groß, und in den Schranken einer gewiſſen Anſtändigkeit, die edel erzogenen Perſonen ſtets eigen iſt. Ihre Geſtus ſind nicht reißend und verzerrt, noch weniger grinſen ihre Geſichter u. ſ. w.

Herkules ſpinnet im Dienſte der Omphale.

Ob man es nicht für eine Pedanterei halten würde, wenn jemand ſich, aus Achtung gegen den größten der Helden, jener gutherzigen Meinung annehmen wollte, Herkules ſey zum Spinnen gezwungen worden? Ganz gewiß, und niemand würde dabei geſchäftiger ſeyn, als unſere Theaterphiloſophen, (wer hat je von einer Philoſophie der Malerei gehört, oder einem Maler zugemuthet, daß er bei der Wahl und Anordnung ſeiner Scene, an Menſchenverſtand und Ehrbarkeit denken ſoll?) — nach deren Ausſpruch und Beiſpiele, die ſie uns geben, dies einmal eine artige, feine und galante Handlung war, die man bei einem Herkules gar nicht geſucht haben ſollte. Dies iſt es nun, was den Löwenbezwinger erſt liebenswürdig macht, und von ihm die vortheilhafte Meinung erweckt, daß er nicht blos die Tugenden eines großen Mannes, ſondern auch eine feine, gefällige Lebensart, den Ton der großen Welt, und die Gabe beſeſſen habe, den Beifall der Damen zu verdienen. Es wundert mich daher nichts mehr, als daß man dieſen Mann mit der Keule nicht öfters auf die Bühne bringt; denn es gibt nicht bald einen andern Gegenſtand, der ſo erquicken, ſo ganz dem Dinge, das man ſucht, und beklatſcht, ähnlich ſeyn, ich getraue mir zu ſagen, ſo einträglich ſeyn würde, wie dieſer. — Vergeben Sie mir dieſe Ausſchweifung, meine Freunde! der Inhalt, der für uns ſo wichtig und wahr iſt, daß ich glaube, kaum einer oder der andere, die für das Theater arbeiten, würde den Muth haben, der Vorſtellung die Wendung zu geben, die bei dieſer Geſchichte der Künſtler gewählet hat. „Aber er mußte doch die Liebe ſern laſſen, was ſie iſt.“ Freilich! Vielmehr, Herkules iſt bis über die Ohren verliebt.

Er iſt, in gewiſſem und entgegen geſetztem Verſtande, was er bei der vorhergehenden Handlung war; raſend iſt er, und ſeine Verlegenheit ſagt uns offenbar, er ſey das nur Einmal, nur jetzt in ſeinem Leben geweſen.

Man hatte ihm vermuthlich geſagt, daß es die Königin gerne ſähe, wenn er zu dieſem Dienſte ſich verſtehen wollte, und Herkules ließ ſich eben bereden, die Spindel anzunehmen, welche von einer ſchlauen Geſpielin der Königin einer Magd abgenommen wurde. Und jener fieng kaum an, ihrem Willen zu folgen, als ſie die Omphale herbeiführte, dies Wunder zu ſehen. Sie zeiget ihrer Gebieterin mit einem Geſichte voll losgelaſſener Luſtigkeit nach dem Helden hinab. Dacht' ichs nicht, ſagte ſie, daß er dazu ſich verſtehen würde! Und was der Muthwillen ihr eingibt, das ſagt ſie der Königin, welche ſich über ihre Einfälle zu beluſtigen ſcheinet.

Es iſt, als wäre ſie gekommen, ſich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen, ob die Sache ſich wirklich ſo befände. Halb ſieht ſie ſeiner Arbeit zu, und halb horcht ſie auf die ſchalkhaften Erzählungen ihrer Geſpielin. Auf ihr Angeſicht ſcheint nie etwas Gebieteriſches gekommen zu ſeyn; aber, was weit empfindlicher demüthigt, wenn man dem gehorchen muß, deſto mehr Leichtſinn, wobei man des Geliebten nicht zu achten ſcheinet, iſt darauf, und jene feine, unſchuldige Blödigkeit des argliſtigen, weibelnden Weſens. Sie hat die Löwenhaut, die ganz verſchönert ausſieht, über den Kopf und um den Rücken und die Mitte gezogen, und erſcheinet in einer Stellung, die ſogleich die Art erkläret, womit ſie den Helden behandelt. Mit dem linken Arm lehnt ſie ſich auf die Keule, und langt noch überdies mit der rechten hinab, um ſich daran feſtzuhalten, und ſich das Stehen gemächlicher zu machen. Sie wird ihren Helden nie mit Worten, worein etwas Zudringliches oder Befehlendes läge, beherrſchen, ſondern mit lauter Sanftmuth, mit zärtlichem Bitten und liebkoſender Gütigkeit wird ſie ihm vorſchreiben, wie viele Athemzüge er holen darf, und macht' er nur eine Miene, als wenn er nicht ganz entzückt wäre, ihre Befehle zu entrichten: ſo wird ſie von Undank und Rohheit ſprechen. Sie hält ſich für den Mittelpunkt der irdiſchen Verehrung, und glaubt, mit einem nachläſſigen Winke werde ſie alles in Bewegung ſetzen.

Dieſe Züge ſcheinen niemanden weniger, als dem Herkules entgangen zu ſeyn, und eben jezt befindet er ſich in einer peinlichen Lage. Er iſt gleichſam bis über die Ohren erröthet, und hat den Muth nicht, jemanden anzuſehen. Er heftet ſeinen Blick weder nach Omphale, noch auf die Erde, ſondern ſo hin blickt er, und ſcheuet alles, was auch unbelebt, ein Zeuge ſeiner Handlungen ſein kann. Er ſitzt auf einem niedern Stuhle, über deſſen Rückkehre ein Theil ſeines grünen Mantels, den er um die Mitte gewunden hat, zurück gelegt iſt. In der Linken hält er den Rockenſtiel, und mit den Fingern bringt er eben den werdenden Faden an den Mund, und mit der Rechten drehet und wirbelt er den Faden um die Spindel, welche er niederwärts fliegen läßt. Dies verrichtet er mit einer gewiſſen Verwirrung, wobei er wünſcht, daß die Ordnung der Dinge ſich ändern, oder er dieſen Augenblick weit von dannen ſeyn möchte. Wenn jemand ihn ſähe! Wenn einer ſeiner Gefährten dazu käme! Noch iſt das Ehrgefühl nicht in ihm erloſcht, und auf ſeinem bleichelnden, fieberiſch erhitzten Angeſicht erſcheint der Kampf, den er ſeit einiger Zeit wider ſeine eigene Empfindung gekämpft hat. Es iſt ihm nicht möglich, ſeinen gegenwärtigen Zuſtand mit ſeinen Eigenſchaften zu vereinigen, und es iſt ihm, ſo wähnt er, unmöglich, demſelben zu entfliehen. Er fühlt ſich zu ſtark und zu ſchwach zu gleicher Zeit, und fürchtet ſich vor ſeinen eigenen Kräften, und iſt auf dem Wege dumm zu werden. Schon glänzen ihm ſeine Haare und ſein Bart von weiblichen Salben.

Hinter ihm, und ihm zur Rechten ſteht ein geflügelter Genius, Amor vermuthlich, der in vollem Triumph gegen Omphale lächelt, und beide Arme nicht ohne bittern Hohn von ſich nach dem Herkules wirft. Da ſitzt er! ſcheint er zu ſagen. Tiefer iſt er, als wir je hoffen konnten, erniedrigt.

Eine der ſchönſten Figuren, und die bedeutendſte unter den weiblichen, nach meinem Gefühle, iſt eine Frauensperſon, welche hinter dem Herkules, ihm zur Linken ſteht. Sie hält die Arme übereinander geſchlungen, und ſenket den Kopf ſeitwärts auf den Helden herab, mit einem Lächeln, welches das Innerſte ihrer Gedanken anzeiget. Sie hält das Mittel zwiſchen der Koketterie der bereits beſchriebenen Weiber, und dem plumpen Weſen der Magd, von der ich nachher reden werde. Ihr Lächeln iſt nicht beißender Hohn, auch nicht ganz die Freude weiblicher Eitelkeit, einen ſo berühmten Helden von ihrem Geſchlechte ſo weit herab geſetzt zu ſehen; ſondern eine Art von beſchämendem Mitleiden. Nun, ſagt ſie, ſo iſt dann auch der —! Sie ſieht ihn, wie geſagt worden, nicht blos an; ſie betrachtet ihn und ſein Werk, und fühlt ganz das Belachenswürdige, das den Herkules vielleicht tief verwunden müßte, wenn er aufſähe. Er aber hebt ſeinen Blick weder nach der Omphale, noch ſenket er ihn nach der Erde; ſondern ſohin blickt er, und ſcheuet alles, was auch unbelebt, ein Zeuge ſeiner Handlungen ſeyn kann. Ich halte dies für den feinſten und geiſtreichſten Zug in dem ganzen Gemälde. Natürlich hört er das Flüſtern und den grauſamen Scherz, mit dem ſich Omphale, wie ſo ganz in Einfalt und Unſchuld über ihn luſtig macht; er wünſcht, mitſcherzen zu können; aber es geht nicht an; er kanns nicht von Herzen, und die Verlegenheit darüber macht ihn immer verlegener. Wenns nur diesmal vorüber wäre! denkt er heimlich bei ſich.

Die genannte Frauensperſon iſt mit einem ganz geſchloſſenen rothen Rocke bekleidet, was ihrem etwas bleichern Geſichte überaus wohl läßt. Von der rechten Seite fließt ihr ein blaßgelber Mantel von der Schulter.

Hinter derjenigen Frau, welche die ganze Scene ſo angerichtet, und dann die Omphale hergeführet zu haben ſcheinet, erblickt man eine etwas jüngere Frauensperſon in einem elben Rock, und röthlicht blauen Mantel, welche voll Bewunderung zu ſeyn ſcheint. Sie iſt mit der Omphale gekommen, das Wunder zu ſehen; und da ſie es ſieht, kann ſie ſich nicht enthalten, darüber auszurufen; ſie weiß nicht, wie ſie in dieſen Anblick ſich finden ſoll.

Noch iſt die Magd übrig, welcher von jener verſchmitzten Frau die Spindel abgenommen worden. Eine gut angelegte Figur. Sie iſt, in Vergleich mit den andern, ein dickes, ſtarkes, halb rohes Menſch; ſie blieb, ungeachtet der Ankunft ihrer Gebieterin, in ihrem Stuhle ſitzen, an deſſen Seitengeſtell ſie ſich mit der linken Hand ſtützt. Sie iſt jetzt gleichſam in ihrem Elemente, und lacht recht herzlich, aber nicht ſo ſehr über die Erniedrigung des Herkules, eine Erſcheinung, welche ſie kaum aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten weiß, ſondern vielmehr über die kleinen Ungeſchicklichkeiten, welche ſie, die ſie die Sache weit beſſer verſteht, den Helden begehen ſieht.

Ein Künſtler wird ohne Zweifel Schönheiten einer andern Art in dieſen Gemälden ſehen, die ich nicht berühret habe, nicht berühren wollte, weil ſie nichts zur Bedeutung, nichts zum geiſtigen Weſen des Gemäldes beitragen, und, wo man ſie hinmalt, überall das nämliche ſind.

Die Frauenzimmer haben ihre Haare ganz ſimpel oben in Knoten zuſammen gebunden, und nur die Frau, deren ich am erſten erwähnt habe, hat darüber eine Art violetner Haube gezogen.

Den Frauenzimmern, welche Mäntel haben, fließen dieſelben von den Schultern in die Luft. Man muß alſo annehmen, daß ſie dieſen Augenblick gekommen, oder an einen öffentlichen Ort geſtellet ſind. Im erſten Gemälde ſtrömt dem Frauenzimmer, das zur Rechten abjagt, ihr rother Schlender, über welchen ſie einen blauen Mantel gezogen hat, doch in die Luft, wodurch das Kind, welches Herkules in der Nähe dahin hebt, ſehr erhoben, und das Gemälde überhaupt angefüllt und verſchönert wird. Dies hat hier wohl ſeine guten Urſachen; aber außer dem iſt es nicht überflüſſig, nachdem man die Hauptſache eines ſolchen Gemäldes überſehen, ſeine Aufmerkſamkeit auch auf ſolche ſcheinende Nebendinge zu richten, wodurch man lernet, nichts ohne Urſache zu thun. Es ſcheinet, einige Künſtler haben die Regel, daß einem Maler und Dichter von jeher alles erlaubt geweſen, unrichtig verſtanden und ſie glauben, es ſey alles gut vollendet, wenn es nur gut gemalt iſt. Daher laſſen ſie die Mäntel mitten in geſchloſſenen Zimmern rechts und links in die Luft flattern und einem kleinen dünnen Wölkchen, oder dem Köpfchen eines Genius muthen ſie zu, große ſchwere Leiber durch die Lüfte zu tragen.

Eine arme Mutter kämmt ihrem Sohne den Kopf. Dieſes und das folgende Gemälde iſt von Barth. Murillo: beide ſind auf Leinwand gemalt und 4 Fuß, 5 ¼ Zoll hoch; 3 Fuß 6 Zoll breit.

So ſehr ich die Gemälde ſchätze, deren ich eben erwähnt habe, in meinem Zimmer möchte ich ſie nicht ſehen, und tauſendmal lieber wären mir die kleinen, ſtillen, lieblichen Scenen, wobei das Herz, wie das müde Auge von einem guten Glaſe erfriſchet und ſo leicht entlaſſen wird. Ich will mir die Freude machen, mit dieſen nach ihrem Inhalte, und zumal im Vergleiche mit den vorhergehenden unwichtigen Begebenheiten des häuslichen Lebens zu beſchließen, und will die friedfertige Hütte beſuchen.

Beim erſten Anblicke will man, wenn man eben eines von einem großen Inhalte geſehen hat, eines ſolchen, das, wie das gegenwärtige, ſo wenig aus ſich macht, kaum achten; aber ſo bald man es nun doch anſieht, ſieht man es wieder und wieder an, findet daran verſchiedene Dinge ganz artig, und zuletzt ruft man aus: Vortrefflich und herrlich in ſeiner Art!

Ein kleines, enges, armes Zimmer, worin ein irdener Waſſerkrug, und dann noch einer, ein kleinerer, von welchem der Lack ſchon häuſig gefallen iſt, das ganze Hausgeräthe ſind, wozu noch ein hölzerner Stuhl und ein ſolcher Fußſchemel kömmt, worauf ein Rocken, oder ein hölzerner Stiel mit Haar zu ſehen iſt. Oben an der Wand ein räuchliches Lämpchen. Darin lebt und ernährt in unbemerkter Niedrigkeit ein fleißiges Weib und ſorgfältige Mutter ihren heranwachſenden Sohn. Eine Wittwe vermuthlich, (weil kein Werkzeug männlicher Arbeit zu ſehen iſt), welche vom häuslichen Kummer und vieler Arbeit zu altern anfangt. Sie hat rauhe, breit gedrückte Hände und Finger, und die Freude ſcheint nicht ihre Gefährtin zu ſeyn. Und alles, was ihr angehört, iſt ihr Sohn und ihr Rocken, womit ſie ſich und ihn ernährt. Den Rocken hat ſie eben aus ihren Händen, und neben ſich auf ein niedriges Stühlchen gelegt, und der Sohn, welcher auf der Erde ſitzt, liegt ihr rückwärts im Schooſe. Hierin liegt der Inhalt ihrer Sorgen und ihrer Geſchäfte, und ſo oft ſie eines ſtehen läßt, unternimmt ſie das andere. Ein überaus rührender Anblick, wenn man ſeine Vorſtellung zu faſſen weiß! Ich wünſchte mir zum Gegengemälde das Bild eines Eroberers.

Der Bub iſt eben herangewachſen, daß er ſich ſeiner Füße zum Laufen bedienen kann, und iſt noch zur Arbeit nicht fähig. Die Gaſſe, ſo oft er entwiſchen kann, und die Spiele ſeines Gleichen, ſind nun ſeine Welt. Sein Geſicht iſt vom Wind, Staub und Sonnenſchein braun und gelblicht, und ſeine bloßen Füße, mit denen er durch die Straße ſchlenzt, ſind es desgleichen. So ganz mit allen Sorgen unbekannt iſt niemand außer ihm; er weiß nichts, und fragt nichts darnach, was außer ihm vorgeht, und hat noch nie daran gedacht, daß er bettelarm iſt. Er trägt gelblichte Beinkleider und ein kothfarbigtes Jäckel, das er mit einem Knopf in der Mitte geſchloſſen hat. Das Hemd oben am Halſe iſt offen, und bei dem Ermel ſchlampt es herunter, und iſt ganz dem ähnlich, der es trägt. So lehnt und liegt er mit dem Rücken in dem Schooſe ſeiner Mutter, die ihn eben aufgefangen, und, um ihn ruhig zu erhalten, mit einem kleinen Laiblein Brod beſchenket hat. Daran hat er bereits nach allen Kräften gebiſſen, und pampſt mit dem rechten Kinne, daß ihm der Backen ſchwillt. Ein kleiner Mops will davon haben; er ſpringt mit den vordern Pfötchen auf den rechten Schenkel des Bubens, und blöckt mit aller Gierigkeit nach dem Brode. Die Mutter nimmt an der ihr gewöhnlichen und unbedeutenden Sache nicht den geringſten Antheil, und ſie fährt fort, den Kopf, den ſie ſäubern will, feſt zu halten; ſohin dreht der kleine Schelm ſeine ſchwarzen Augen nach dem Hündchen ſeitwärts hinab, und indem er mit der linken Hand das Brod an ſich drückt, ſtreckt er die Rechte, mit einiger verſtellter Verwunderung über das Begehren von ſich. Hab nichts! ſagt er. Was willſt dann? Es iſt nichts da, ſagt er wieder. Und dabei hat er das Maul ſo voll, daß er es kaum bewegen kann, und praßt mit doppeltem Vergnügen, nachdem er einen Bettler bekommen hat.

Ich komme zur Mutter zurück. Sie hat ein ſchlechtes, weißes, abgetragenes Leiblein um den Oberleib, eine weiße leinene Haube, darüber ein Haupttuch, und ſitzt in den Hemdermeln zugegen, welche da und da ganz ſchliſſig und durchſichtig ſind. In Vergleich mit dem Kinde, das ſich um nichts bekümmert, und volle runde Backen hat, macht ihr gefaltetes Angeſicht und ihre Miene voll Sorgfalt, ihr Hinabwelken im Herbſte des Lebens, einen bewegenden Abſtand. Und ſo treu und fromm iſt ſie; noch trägt ſie an einem Finger ihrer linken Hand einen wiewohl ſehr ärmlichen Ring, vermuthlich ihren Brautring, und an der linken Seite ihres Leibleins hängt an einem Schnürchen ein Ablaßpfenning, der nie von ihrer Seite kömmt.

Der kleine Fruchthändler und das Mädchen.

Das Mädchen ſitzt auf einem Raſen, und neben ihr zur Linken ſteht in einiger Vertiefung der Knabe, der verſchiedene Früchte verkauft, welche er in einem Korbe vor ſich hingeſtellt hat. Davon hat ſich das Mädchen welche herausgenommen, ein paar Trauben und zwei Kitten, und hat ſelbe auf die Erde gelegt, und geht nun eben damit um, ſie zu bezahlen, wenn anders ihr Geld dazu hinreicht.

Ein züchtiges, naives, unſchuldiges Ding, das einem Thränen auspreſſen möchte, wenn man betrachtet, daß es ſo arm iſt. Sie hat ihre Haare ſäuberlich, aber ohne die ſtrenge Aengſtlichkeit, ſo daß hie und da die kurzen Härchen, weil ſie mit keiner Salbe geſtrichen ſind, abfallen; hat aber doch, dem Winde zum Spiel, ein paar Enden von einem blaßgelben Bande darein geflochten, das einſt roth geweſen ſeyn mag. Sie iſt ſo häuslich und aufmerkſam, daß ſie zum Sitzen den rothen Ueberrock aufgenommen hat, um ihn ja nicht durch Falten, die er dadurch bekommen möchte, zu verderben. Dadurch ſieht man ein kleines Beutelchen, das an einem kleinen Schnürlein den blauen Rock hinabhängt. Es iſt ganz ausgeleert, und enthielt ohne Zweifel die ganze Summe, die ſie ſeit langer Zeit ſich geſparet hat. Sie hat ſich manches abgedarbt, um ſie zuſammen zu kriegen, und trug, ehe ſie davon ausgab, lieber geflickte Strümpfe, und zerriſſene Schuhe, wie ſie dann eben einen ſolchen am rechten Fuße hat, an welchem wahrlich die fünf bloßen Zehen zu ſehen ſind. Aber den ſchönen Trauben zu widerſtehen, das thue, wer da kann. Wenn indeſſen das Geld nur auch zureicht! Ich fürchte, ſie habe ſelbiges ſchon öfters gezählet, und es will nicht mehrer werden. Sie zählt es eben wieder mit ihrer Rechten in die Linke, und wenn ſie ſich nun das vorige Mal nicht geirrt hat! wenn es nun noch nicht mehrer iſt!

Der Schalk von Buben lächelt mit verſchmitzter Argliſt auf das Geld, ſo daß das Mädchen darüber roth und ängſtig werden möchte. Die Art, womit er ſeine Haube über das rechte Ohr nach der Seite geworfen hat, und überhaupt ſein gieriges, krämeriſches Ausſehen läßt nichts Gutes, und am allerwenigſten hoffen, daß er mitleidig ſeyn werde. Er gibts nicht wohlfeiler; da hilft nichts; er wills nicht geben. Dann ſehe ichs vor, was geſchehen wird: das Mädchen wird weinen.

Die Scene geht auf einem offenen Platze an einem alten Gebäude vor, auf welchem Moos und kleine Geſträuche hervorwachſen.

Ueber die

Gemälde in der Augustiner-Kirche

zu München.

Es finden ſich in dieſer Kirche groſe Altarblätter vom Tinteret, Peter Candito, Rottenhammer, Rubens, Fiſcher, Faiſtenauer ꝛc. und dieſelbe ward ſowohl wegen der Menge, als der Schönheit der vorhandenen Gemälde von jeher die Kunſtkammer genannt. Wenn dies nicht zu viel geſagt iſt, und es iſt vielmehr ganz dem Werthe der Sachen gemäß; ſo glaube ich der Kunſt keinen gleichgültigen Dienſt zu leiſten, wenn ich durch eine Beſchreibung ihres Inhaltes, ſo wie dieſer vor dem Geiſte des malenden Dichters ſtand, mich bemühe, ſowohl unſere gewöhnliche Aufmerkſamkeit für ſelbe zu ermuntern, als vielleicht mehr dann Einem jungen Künſtler zum Nachdenken über den wichtigſten, über den erſten und letzten Theil der Kunſt, nämlich über Erfindung und Darſtellung, Muth und Luſt zu machen. Dieſe heiße Begierde, etwas Vollkommenes ins Leben zu bringen, iſt es, was vollkommene Dinge ſchafft, was den Bemühungen um ſie alle Beſchwerniſſe benimmt, und die Feſſeln der eingeſchränkten Nachahmung zerbricht. Wo dieſer Trieb in der Seele ſchlummert, da erwacht er beim Anblicke jener Quelle, aus der jeder ſchöpfen kann. Man würde nicht immer von Manieren, welche erreicht zu haben man ſich glücklich ſchätzt, reden, wenn man früh mit der kühnen Freiheit, welche unbekümmert um die Einrichtungen anderer, ſich ſelbſt ihre eigenen wählt, vertraut und gewöhnt worden wäre, alles aus eigener Luſt zu entwerfen, und ſich an jedem Dinge zu üben.

Wenn ich zuweilen ſo nachdrücklich, als ich konnte, gewünſcht habe, daß die Künſtler überhaupt nicht nur etwas in ſeiner Art Gutes und Vortreffliches, ſondern zugleich etwas Edles, etwas das die Seele nicht bloß ergötzt, ſondern auch die Sinne erhöhet und veredelt, darſtellen möchten; ſo wünſchte ich das immer am ſehnlichſten bei den Kunſtwerken in Tempeln. Die Kunſt hat keine nähere, keine würdigere Gelegenheit, den edelſten und beſten Endzweck, deſſen ſie fähig iſt, zu befördern, als eben hier; und hätten jene Alten, deren die Größten eben ſo gute philoſophiſche Dichter als Künſtler waren, die Wahl der heutigen gehabt: welche Denkmäler würden ſie uns hinterlaſſen haben? So viele Gemälde und Vorſtellungen in Kirchen: ſo viele Beiſpiele und Aufmunterungen zu großen und tugendhaften Geſinnungen, und zum lebendigen Gefühle der allgemeinen werkthätigen Liebe. Was es dann auch an Geſtalten, Phyſiognomien, Bewegungen und Zuſammenſetzungen Schönes und Edles gibt, läßt ſich hier vereinigen.

Was ich hier nun weiter anmerken will, kann keinem der wackern Künſtler, deren Werke ich beſchreiben werde, zum Nachtheile gereichen. Man weiß, daß derjenige, welcher das Gemälde bezahlt, auch gewöhnlich ſeinen Gedanken ſelbſt angibt, und den Maler nicht ſelten, (wenn ich nicht zu viel ſage) für den Handwerker anſieht, der ihn ausarbeiten ſoll, wo dann der Fall nicht unmöglich iſt, daß die Arbeit ein Meiſterſtück, aber der Inhalt derſelben der Einfall eines mit dem Geiſte der Kunſt ganz unbekannten Mannes ſey. Man kann daher nicht immer, und nur, wenn der Künſtler reich und mächtig genug iſt, um ſein eigener Herr zu ſeyn, beſtimmen, ob die Erfindung von des Künſtlers Einſicht gekommen ſey. Diejenigen, welche ein Altarblatt beſtellten, worauf ein Heiliger gemalt werden ſollte, ſcheinen allein auf die Verehrung desſelben gezielet zu haben, und waren oft zufrieden, wenn er nur zum Vorſchein kam, ohne ſich eben um eine gewähltere Handlung, welche der rührendſten Vorſtellung fähig wäre, oder um den beſten Augenblick zu bekümmern. Man dachte, ſcheint es, gar nicht daran, das Beſſere, oder nur etwas zu wählen, und wählte das Nächſte; daher erblickt man die Heiligen, mit dem Kleide, das ihnen auf Erden zukam, angethan, gewöhnlich ſchon als Patronen im Himmel oder auch auf der Bühne ihrer Marter, wohin ich freilich auch z. B. einen heil. Stephan, wie er den geöffneten Himmel ſieht, oder für ſeine Peiniger bittet, hinbringen, aber nicht immer geneigt ſeyn würde, jeden andern dahin zu ſtellen, bei welchem die Vorſtellung bloß ein Gemälde des phyſiſchen Leidens iſt. Ich wollte ſeine Marter in einiger Entfernung ihm zubereiten, und ihn ſelbſt in einer vorgehenden Handlung, wodurch er vielleicht jene ſich zuzog, erſcheinen laſſen. Auch bei andern Heiligen wollte ich das öfters beobachten, und mir immer eine ihrer ſchönſten Handlungen ausſuchen, um dadurch deſto allgemeinere Nachahmung ins Leben zu verbreiten. Für jede große Pflicht des Lebens wäre hier der Held, deſſen Beiſpiel hinreißen würde, in jedem ſchweren Kampfe das großmüthige Opfer und Muſter für den, welchem unaufhörlich Muth und Ermunterung nöthig iſt.

Hierüber kann ein Künſtler nicht oft genug mit ſich ſelbſt, und guten Schriftſtellern und Künſtlern zu Rathe gehen, um den großen Geſchmack des Schönſten und Würdigſten daraus zu erlernen, und mit der Philoſophie, und den einfachen Regeln, worin alle guten Künſte zuſammen kommen, bekannt zu machen. Vieles ſoll man, wie der alte Meiſter ſagt, den Augen entrücken, und Medea ſoll ihre Kinder nicht vor unſerm Angeſichte tödten.

Ein gutes Gemälde ſtellt einen Augenblick, aus einer Handlung entnommen, vor. Wie man alſo immer denjenigen, welcher die größte Wirkung thut, wählen ſoll: ſo ſoll man auch niemanden erſcheinen laſſen, der nicht zur Handlung gehört. Wenn die Sache nicht ſelbſt ſpricht, wenn ſie die Augen des Wanderers nicht ſelbſt ſchon nach ſich zieht, was ſoll es dann helfen, Zuſchauer dahin zu malen?

Nichts iſt hierbei lehrreicher und angenehmer, als Vergleichungen anſtellen, und dieſe kann man nirgends häufiger und nützlicher finden, als bei den Vorſtellungen geiſtlicher Geſchichten. Hier ſieht man den Reichthum, die Stärke und Mannigfaltigkeit der Einbildungskraft großer Seelen, deren jede den nämlichen Gegenſtand auf eine verſchiedene und eigene Weiſe angelegt und ausgeführt hat. In den hieſigen Kirchen ſind viele Gemälde des nämlichen Inhalts; aber anders iſt die Himmelfahrt Mariä in der Frauenſtiftskirche von Peter Candito, anders iſt ſie auf dem Bürgerſaale von Knoll behandelt; in beiden iſt ſie mit Wahrheit, aber mit veränderter Anlage ausgeführt worden.

Bemühe dich bei der Betrachtung dieſer Gemälde, die Abſicht, warum beide Künſtler ſo entworfen haben, zu erforſchen, und von der Verbindung jeglicher Figuren und Theile eine Urſache zu finden; dann werden ſich dir die Geheimniſſe der Kunſt bald entwickeln, und wo du bisher vielleicht nichts geſehen haſt, reiche Quellen des Nachdenkens ſich dir aufſchließen. Sieh, wie die Charaktere der Apoſtel beſchaffen, und in welchen von beiden ſelbe gemäßiget, und etwa ganz gemeiner Natur, oder ob ſie über alles Gewöhnliche erhoben, und ganz im Zuſtande begeiſterter Weſen ſind; dann wirſt du die Urſache jeder Stellung und Bewegung, nicht etwa aus der bequemern Stelle, worin jede Figur ſich befindet, ſondern aus der innern Faſſung herleiten, welche einer jeden gegeben iſt. Bemühe dich, dir vom Eindringen der Freude in das ganze Weſen einer verklärten Seele, und von mehr als allem Irdiſchen einen Begriff zu machen, und betrachte dann, wie der Künſtler dieſes nach unſern Vorſtellungen heftige Gefühl neuer mächtiger Empfindungen, mit der Schönheit, welche die Mäßigung und Ruhe liebet, verbunden, und was er ſich zu wagen getrauet, und was er behutſam unterlaſſen hat. —

Dieß iſt der Weg, auf welchem ich unſere jungen Künſtler ſo ſelten wandeln ſehe; daher wiſſen viele nicht, warum ſie nicht ſo viele Perſonen als nur immer auf der Leinwand Platz haben, dahin ſetzen, und aus welchem Grunde ſie eine Stellung der andern vorziehen ſollen. Wenn nur an Mantel und Haaren zu erkennen iſt, wer z. B. Petrus ſey, und wenn dann noch wider die Zeichnung kein grober Fehler begangen, ob dann das Geringſte, woraus man ſeine Geſtalt von jeder andern wegkennen möchte, vorhanden iſt, das iſt gänzlich nicht ihre Sorge; daher tritt aber die Kunſt ſo langſam aus der Werkſtatt, und wer nicht zur Zunft gehört, bekümmert ſich wenig, was darin vorgeht.

Wenn wir Beſchreibungen griechiſcher und ſpäterer Gemälde hätten, würden wir bald den nämlichen, und noch einen größern Unterſchied, als der in Büchern iſt, wahrnehmen. Wir würden ſehen, wie ſie Idee und Anordnung immer für die Hauptſache hielten, und eben darum nicht minder glücklich waren, ſich der Mittel zu bemächtigen; wie ſie mit veredelter Einbildungskraft entwarfen, und mit großer Vernunft ausführten, und wie ſie ſich beſtrebten, in ihren Tempeln, in ihren Rathsſtuben, auf ihren Schaubühnen, in ihren Schriften ꝛc. im Grunde immer das nämliche zu bewirken.

Ob einige Gemälde bloß zur eingeführten Zierde und Schau ausgeſtellt bleiben, oder ob ſie zugegen ſeyn ſollen, etwas anzudeuten und einzuflößen, das läßt ſich fühlen, ſo bald man ſie beſchreibt, ſo bald man den Veranlaſſungen nachſinnt, woraus jede Figur ihre gegenwärtige Lage, dieſe ihre Bewegung und Verbindung mit andern erhalten hat. Ich habe in den folgenden Beſchreibungen dieſe Abſicht einiger Maßen zu erreichen geſucht, und will mich freuen, wenn verſtändige Männer der Meinung ſeyn ſollten, daß dieſe geringe Mühe nicht ganz vergeblich geweſen.

I. Christus am Kreuz von Tintoretti.

Dieſes Gemälde, welches ſich auf dem Hochaltare befindet, iſt auf Leinwand gemalt, und 31 Schuh hoch, und 19 breit.

Es iſt der Augenblick gewählt, wo der Erlöſer zum rechten Schächer ſprach: Wahrlich, ich ſage es dir, heut wirſt du im Paradieſe mit mir ſeyn. Die Figuren ſind alle in Lebensgröße.

Ueber Golgatha und Jeruſalem, und die Welt hängt und ſchreckt ein grauſer Gewitterhimmel. Oben heulet der Sturm, und von unten herauf erſchüttert ein Getöſe, das nie gehört ward, alle Naturen und die Gebeine der Todten. Die Todten erwachen hie und da mit allem Erſtaunen, und ſchweben zwiſchen Werden und Wiedervergehen beim erſten Anblicke des Lichtes. Der ganze Erdkreis bebet. im Entſetzen und Erwarten deſſen, was kommen wird.

Das verſammelte Volk iſt bereits vom Berge der Stadt zugeflohen. Nahe bei dieſer ſieht man Reiter und Fußgänger, Soldaten und Bürger, und Mann und Weib, vom Schrecken Gottes gejagt, in einem ſchrecklichen Gedränge durcheinander ſtürzen. Die Roſſe der Heerführer ſind wild und ſcheu geworden, und reißen mit ihren Reitern davon. Sie ſchnauben Dampf aus den flammenden Naſenlöchern, und ſträuben ihre Mähnen, und ſuchen ihres Mannes ſich loszumachen. An dem Hügel herab hat eines ſich aufgebäumt, und da der Reiter es meiſtern will, ſtürzt er rücklings herunter. Jenem iſt die Sturmhaube bereits voran geflogen, und er fällt mit dem Kopfe unter ſich gekehrt, und indem er noch eben mit dem einen Schenkel aus dem Sattel ſchlottert, zur Erde, daß das Hirn ihm zerſchmettern möchte. Unten am Kreuze ruft eine von den Töchtern Jeruſalems mit gegen Himmel empor gerichteten Händen, aus allem Jammer und Todesangſt ihrer Seele. Und in Bewegung und Zerknirſchung befindet ſich alles in den Höhen und tiefſten Klüften. Durch zerriſſene blutgeſtreifte Wolken fällt ein trübes Licht, wie dämmernde Schatten, fürchterlich.

Unten am hohen Kreuze hängt zwiſchen den zwei Miſſethätern Chriſtus, indem zum Menſchenheile ſein Blut fließt. Der ihm zur Rechten hängt, ein großer ſtattlicher Mann, noch in voller Kraft ſeines Alters, mit einem Geſichte, dem mans ankennt, er ſey nicht verhärtet im Verbrechen, ſey mehr verführt und hingeriſſen zur Sünde, als geleitet vom ruchloſen Herzen geworden; dieſer hat bereits ſich mit ſeinem Mitſünder über die Unſchuld und Hoheit des Erlöſers beſprochen, und ihn wegen ſeiner Verhärtung beſtrafet; und ſieht nun voll von Vertrauen, und von ſüßeſter Freude und Troſt erfüllt, hinab nach Jeſu. *Er beſtrebt ſich*: (ſchöner läßt ſich das nicht beſchreiben, als es Klopſtock gethan hat).

„Und nun kehrt er ſich ganz zum Gottverſöhner, beſtrebt ſich
„Gegen ihn tief ſich hin zu neigen. Ihm fließen die Wunden
„Heftiger, als er es thut: allein er achtet des Blutes nicht;
„Nicht der offneren Wunden: er neigt zum Verſöhner ſich nieder,
„Ruft: Ach, Herr, wenn du zu deiner Herrlichkeit eingehſt,
„Dann erinner dich meiner! Mit zärtlich ſtrahlendem Lächeln
„Sah dem erſchütterten Sünder der ſterbende Mittler ins Antlitz:
„Heut, ich ſag es dir, wirſt du im Paradieſe mit mir ſeyn!
„Und er vernahm mit heiligem Schauer die Worte des Lebens.
„Ganz empfand er ſie, ganz war ſeine Seele durchdrungen:
„Und vor Seligkeit zittert er laut. —

Dieß wird, glaube ich, niemanden, der das Gemälde ſelbſt anſieht, entgehen, das Gefühl des gegenwärtigen, ſtärkenden Troſtes, und das Vergeſſen des nahen Todes bei dem Mörder, der Gnade fand, und das Auge voll Gottheit und Stärkung, mit welchem der Gottmenſch ihn anſieht. Jener wird ſein Auge nicht wegwenden, bis es ihm brechen wird.

Der Verbrecher zur linken Hand kehret verwildert von beiden ſich weg, ein verſteinerter Sünder.

Nicht weit vom Kreuze, herab den Hügel, erblickt man Maria, wie ſie, betäubt vom Leiden, in die Arme einer ihrer Geſpielinnen fließt, welche mit den Freunden Jeſu zugegen ſind, ihre Schmerzen mit ihr, wo möglich, zu theilen.

Oben vom hohen Himmel ſchaut, und hält die Welt, welche ſinken will, ſchaut mit allen Engeln umgeben, auf den Sohn Gott Vater herunter. Und ſeine Rechte ſtreckt ſich zum Segen aus. —

Und dieß iſt das erſte herrliche Gemälde, über das in der That jedermann in Verwunderung geräth, der es zum erſtenmal anblickt. Das Hauptlicht in demſelben fällt auf Chriſtum, deſſen ſchöner Körper mit aller Verklärtheit des göttlichen Dulders erſcheinet. Dieſer Altar ſtehet gerade nach Oſten.

II. Ueber die Auferweckung Lazari, von Auguſtin Heindl.

Dieſes Gemälde befindet ſich in der ſogenannten Becken-Kapelle, welche auf der Epiſtelſeite die erſte iſt. Es iſt an der Wand ſüdwärts zu ſehen, und es mag beiläufig 12 Fuß hoch, und nicht viel weniger breit ſeyn. Es ſind auf demſelben bei dreißig Figuren, worunter 23 ſichtbare Köpfe ſind.

Die Juden, die mit Chriſto zum Grabe gingen, und unter ſich ſprachen: Konnte, der den Blinden die Augen aufthat, nicht verſchaffen, daß auch dieſer nicht ſtürbe? — haben ſich hier zuſammengedrängt, mit der heißeſten Erwartung, was Chriſtus thun würde. Sie wußten, er habe ihn ſo lieb gehabt; aber Lazarus lag ſchon vier Tage im Grabe.

Chriſtus ſteht allmächtig und mit einer Miene voll Mitleid, auf dem geöffneten, ſchönen Grabe, leget ſeine Linke auf das Herz, und ſeine Rechte ſtrecket er über den Todten zum Segen aus. Und dieſen Augenblick erwacht Lazarus ins Leben.

Auf ſeinem Geſichte und ſeinem ganzen Körper ruht noch die Verweſung und die Zerſtörung des Todes. So, wie er eben anfängt, den erſten Odem zu ziehen, und auf einmal wieder hier iſt, wieder unter ſeinen Freunden, ſo nahe bei Chriſtus iſt, ſcheint er deſſen nicht gleich mächtig zu ſeyn. Er iſt noch wie ſchwebend zwiſchen tauſend dunkeln Gefühlen, und ganz von einem Freudenſchrecken erſchüttert. Er hat den Mund geöffnet, zum Preiſen, zum Dankrufen, reden will er, und redet nicht.

Unter den Juden ſind einige, wie verſteinert; es iſt ihnen dunkel vor den Augen geworden, und ſie wiſſen nicht, wie ſie das ſehen, was ſie mit ihren Augen erblicken. Ehrfurcht und heiliges Entſetzen wurzelt ſie in die Erde. Andere, die mit lebendigerm Glauben, daß Chriſtus die Auferſtehung und das Leben ſey, ſchon hieher kamen, blieben ſich gegenwärtiger, und glühen vor Freude und Liebe, und Dank gegen den Meiſter. — Dieſe Vorſtellung iſt durchgehends ſchön behandelt, wie ſie dann des größten Ausdrucks fähig iſt.

III. Die heil. Dreifaltigkeit, von Rubens.

Das Ganze mag etwa 12 bis 16 Schuh hoch, und 6 bis 8 breit ſeyn; die Figuren ſind in Lebensgröße. Beim Anblicke dieſes Gemäldes wird wohl niemand, auch wenn er kein gelehrter Kenner iſt, anſtehen, es für das Schönſte in dieſer Kirche zu halten, um dahin immer wieder, und wieder zurück zu kommen. Es iſt darin ſo alles erquickend, und am rechten Orte beiſammen, daß, wo man hinblickt, man immer das Ganze, und immer in neuerer Schönheit, wie eben von ſanfter Gluth geſchmolzen, zu ſehen bekömmt. Zuſammenſetzung und Stellungen haben ganz und gar nichts Ungewöhnliches, ſondern, wie man dieſe Vorſtellung immer zu ſehen bekömmt, ſitzt Gott Vater an der Seite des göttlichen Sohnes; ſeine Linke läßt er, wie ſie ſelbſt willig hinabſinkt, auf einer Wolke liegen, und ſeine Rechte, worin er den Scepter hält, auf dem Schooße. Ein goldgelber Mantel flattert in kleinen Brüchen rund um ihn, und bis an den Fuß, welchen man unten bei der Weltkugel, worauf er ihn ſtützt, hervor kommen ſieht. Alles iſt groß und ſtill, gleich der geebneten Fläche des beſänftigten Weltmeeres; aber eben dieſe Ruhe verbreitet über ihn das göttliche Anſehen, das in ſeinem ganzen Weſen, und vornehmlich aus ſeinem göttlichen Angeſichte ſtrahlt. Dieß übertrifft weit die geſunde, kräftige Farbe eines wohlbehaltenen Greiſes, und an den großen Zügen deſſelben, ſo wie überhaupt aus dem Baue des ganzen Kopfes und Nackens erkennt man eine gewaltige Stärke. Haar und Bart, und Augenbraunen ſitzen ſo kräftig und voll um ſein Haupt, daß man gleich ſieht, wie viel er könne, und was er mit ſeinem Wink vermöge. Dennoch verurſacht ſein Anblick keine Furcht, ſondern Vaterhuld und Majeſtät ſind wie zuſammen gefloſſen. So hat er dieſen Blick gegen den göttlichen Sohn gewendet, welcher in ſeiner Rechten das Kreuz hält, und die Linke hernieder beugt, als wäre er eben in einem Geſpräche mit dem Vater begriffen. Es iſt ſeltſam, wie man hier, wie es Anfangs ſcheinet, im Gewöhnlichen ſieht, was man gewöhnlich nicht zu ſehen bekömmt, etwas Außerordentliches, das Ehrfurcht und Andacht einflößt, je länger mans anſieht. —

IV. Die heil. Urſula und Cordula, von Peter Candit.

(Dieſe, ſo wie die folgenden Gemälde, ſind an Größe faſt alle gleich).

Die zwei Martyrinnen ſtehen, mit den Inſtrumenten ihrer Marter, an beiden Seiten des Gemäldes in Lebensgröße zugegen. Die heil. Urſula auf der Evangelienſeite hält in der Rechten zwei Pfeile, und in der Linken einen Lorbeerzweig. Desgleichen hält auch die heil. Cordula einen Zweig in der Linken; und indem ſie die Rechte mit ſehr vieler Anmuth auf das Herz legt, hebt ſie ihr Haupt und Auge gegen Himmel, von welchem herab Chriſtus der Herr den Segen gibt. Zwiſchen den beiden großen Figuren erblickt man in der Ferne die Hunnen, wie ſie die eilf tauſend Jungfrauen erſchlagen. In der Mitte derſelben erſcheint die heil. Urſula von neuem, mit der Krone auf dem Haupte.

V. Der heil. Biſchof Nikolaus, von Pfalach.

Auf dieſem Gemälde ſieht man oben den heil. Nikolaus in ſeinem völligen Biſchofsornate, mit vielen Engeln oder Genien umgeben, von denen einige ihm den Stab, andere die Biſchofshaube, und wieder andere das Buch mit drei Aepfeln halten. Unten iſt die ſchöne Begebenheit mit den drei adelichen armen Töchtern gemalt, welche dieſer, vorzüglich wegen ſeinen Wohlthaten bekannte Heilige, ausſteuerte, indem er heimlich in ihre Zimmer Geld geworfen. Die Figuren ſind länger als einen Fuß, und die Anordnung iſt ſehr artig. Man ſieht die drei Mädchen bei dem Lichte eines Kohlenfeuers, das in einer Ecke brennt, in einem ſehr armen Zimmer, welches indeſſen, wie ihre häusliche Kleidung, ſehr rein und nett iſt, eben mit wirthſchaftlicher Arbeit beſchäftigt. Im Hintertheile des Zimmers ſpinnt eine, indeß eine andere weiter heraus mit ungemeiner Emſigkeit nähet. Sie haben ein ſehr züchtiges, jungfräuliches Anſehen, und wollen gerne ihrer Hände nicht ſchonen Tag und Nacht, und ſich gern mit Wenigem behelfen, um ſich bei Ehren zu erhalten. Dieß iſt ſehr rührend, und wird es noch mehr durch die Gegenwart des Vaters, der ihnen durch angſtvolle Geberden ſeine Verlegenheit zu erkennen gibt, und ſich wohl gar dabei ſolcher Vorſtellungen bedienet, welche ihre Seelen verwunden. Auf der Seite ſieht man den heiligen Nikolaus (auch hier mit dem Biſchofsmantel und Mütze gekleidet) ſich zum Fenſter herein lehnen, und die Gabe in der Hand halten.

VI. Die Verklärung Chriſti auf Tabor, von Fiſcher.

Ich brauche nicht zu ſagen, daß hier die Apoſtel Petrus, Jakobus und Johannes die Hauptperſonen ſind; denn die übrigen, zumal Chriſtus, liegen da zu ſehr außer aller Kunſt, ſind zu unerreichbar. Jeſus iſt bereits über dem Berge Tabor erhoben, und mit dem Lichtkleide umgeben, und neben ihm ſind bereits auch ſchon Moſes und Elias erſchienen. Die Apoſtel befinden ſich im erſten Freudenſchrecken über die Stimme aus der Wolke: „Dieß iſt mein geliebter Sohn ꝛc.“

Die größte Wirkung machte dieß Wort auf Petrus. Der Schrecken hat ihn zurückgeſtürzt. Er ſtreckt beide Hände noch aus, wie ein Menſch, der ſich deſſen, was ihm begegnen ſoll, noch unbewußt iſt; ſchreien, danken, anbeten, Jubel rufen will er, und die Worte verſagen ihm. Es iſt zu viel für ihn, in dieſer Herrlichkeit, dieſer Glückſeligkeit Fülle. Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig, Gott! bebet er mit ſtammelndem Munde.

Ruhiger und inniger empfinden, ihm gegenüber, die himmliſche Erſcheinung Jakobus und Johannes. Jener hat die Arme auseinander gebreitet, iſt ganz durchdrungen von Ergebenheit und den heißen Gefühlen des Gebets und eifernder Ehrfurcht. Mein Herr, ruft er, mein Herr und mein Gott! Die ſchönſte Figur iſt nach meinem Gefühle Johannes; ein noch jüngerer ſtattlicher Mann in der vollen Kraft der Jahre. Er iſt die ruhigſte, und doch die feurigſte Perſon im Gemälde. Ihn ſetzt dieſe Erſcheinung nicht außer ſich, und mit Vorgefühlen dieſer Art war er längſt bekannt. Wenn ihm gleich des Glanzes zu viel iſt, ſo will er doch deſſelben, ſo viel ſein irdiſches Aug kann, genießen; er hebt die linke Hand vor die Augen, und richtet ſeinen Blick mit verſchlingender Schärfe dahin. Sein ganzes Geſicht iſt entflammt, und er iſt nicht auf Erden; er iſt höhern Freuden entflogen. — Die Gewänder dieſer Apoſtel ſind die gewöhnlichen.

VII. Der heil. Wolfgang, Veit und Georg, von Paſſetti aus Verona.

Dieſe drei Heiligen befinden ſich in Lebensgröße auf einem Gemälde, und zwar ohne die geringſte Verbindung unter ſich. Jede Figur iſt für ſich ein beſonders Gemälde.

In der Mitte derſelben befindet ſich der heil. Martyrer Veit bis auf den entblößten Oberleib in dem Keſſel, unter welchem kein Feuer zu ſehen iſt. Er ſtellet auch die erſte Perſon dieſes Gemäldes vor; denn nach ihm richten die Engel, welche ſich in der Höhe befinden, ihre Blicke voll Ermunterung und Mitleid, ſo, daß man annehmen muß, der Heilige leide wirklich die Marter. Er ringet ſeine ausgeſtreckten flehenden Hände gegen den Himmel empor mit einem Geſichte ganz lebendigen Glaubens, über deſſen Stärkung und Erwartung der nahenden Glückſeligkeit er die Qualen kaum zu fühlen ſcheint. Von der Rechten zur Linken hängt ihm eine grüne Schärpe den Leib herab, wodurch das Nackte ſehr vortheilhaft erhoben wird.

Ihm zur Rechten befindet ſich der heilige Biſchof Wolfgang, mit ſeinem Kirchenornate, nämlich dem feierlichen Mantel und der Biſchofsmütze bekleidet. Er ſitzet in der bequemſten Stellung, ſtützet ſich mit dem rechten Ellenbogen an der Seite auf, und legt ſeine linke Hand darüber zurück, wobei ſich, indem er rechts gegen Himmel ſieht, der Körper etwas wenden muß. Es iſt eine große, ſehr prächtige Figur, voll Würde und Vaterweſen, mit einer Geſtalt, an der man unter jeder andern Kleidung einen Mann von großem Verſtande erkennen würde.

Zur Linken ſtehet der heilige Ritter Georg, mit einer Pantomine, wodurch er zu erkennen gibt, wie ſehr er für die Ehre Gottes eifere. Er hält ein großes Ritterſchwert in ſeiner Linken, und greift mit der Rechten nach dem Hefte deſſelben mit einer großen Kraft, welche auch in ſeinem ſchönen, rüſtigen, hinangezogenen Körper zu erkennen iſt, um damit anzudeuten, daß er ſelbiges unerſchrocken bei Silena zum wohlthätigen Dienſte gebrauchet; auch nachher, da es wider ihn gezogen werden ſollte, nicht gefürchtet habe. Uebrigens iſt die Gruppe, womit das ganze vereiniget iſt, mit vielem Verſtande entworfen, und wie zu Einem Stücke gemacht.

Auf der Nord- und in dieſer Kirche auf der Evangelien-Seite befindet ſich:

I. Ein ſchönes Altarblatt, von Peter Candit.

Die heil. Anna und Maria ſitzen auf einer Bank; jene hält (zwiſchen ihnen beiden) das Jeſukindlein, welches aufrecht ſteht; und Maria hat mit ihren beiden Händen das linke Aermlein des göttlichen Kindes ergriffen, und küßt es mit einer unbeſchreiblichen Andacht und Inbrunſt. Eine ſtille liebliche Scene ganz herzlicher, himmliſcher Wonne und Zärtlichkeit. So, wie hier die Mutter Anna gebildet iſt, ſtelle ich mir in Gedanken jene tugendſame Frau vor, die, wem ſie beſcheret iſt, viel edler, dann die köſtlichſten Perlen, iſt. — Sie iſt, wie eines Kaufmannes Schiff, das ſeine Nahrung von Ferne bringet. — Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre. In Wahrheit, ein Geſicht voll Erfahrung und häuslichen Anſehens, und nun ihr frommes, zufriedenes Lächeln, das auf ihren heitern Zügen, wie das Erquicken eines ganz unbewölkten Sommerabendes, erſcheinet. Maria iſt voll Ehrfurcht und himmliſcher Demuth; es iſt der Welterlöſer, deſſen Hand ſie jetzt küßt; es iſt der Herr, und ſiehe, ſie iſt ſeine Dienerin. Ihr bleiches Angeſicht verkündiget ein Herz ganz von flammender Liebe und ſtillem Kummer über das Werden in der Zukunft; deren Geſchichte, ihr ſo klar bekannt, iſt erfüllet. Doch hier ſehe jeder ſelbſt, der Augen hat, und ein Herz hat, das ſtärkende, mit ſich ſelbſt ausſöhnende Wohlthun einer ſolchen Vorſtellung zu empfinden.

Wäre die Kunſt durch Talent und Geſchick mein Antheil geworden: in ſtillen Begeiſterungen wollte ich meinen Geiſt dann geübt haben, bis die Geſtalt mir erſchienen wäre, bei deren erſtem Anblicke die junge bleiche Römerin, wiewohl ſie in in ihrem Leben die ſchönſten Geſtalten geſehen hatte, bewundernd ſtill ſtand und ausrief:

— — — Sag, o ſage, wer biſt du? Wie du auch ſeyeſt, noch nie habe ich dieſe Hoheit geſehen.

Es ſollen hier nicht nur die ſchönſten Theile vereinigt ſeyn, um des Ausdrucks der geiſtigſten Eigenſchaften fähig zu ſeyn, ſondern die Empfindungen, welche darauf erſcheinen, ſollen der Inbegriff alles deſſen ſeyn, was das erſte irdiſche weibliche Weſen vom Großen und Guten in ſich faſſen kann. Ich wünſchte, daß hierüber einmal etwas geſagt würde, das die Maler nach dem Theile der Philoſophie führte, der ihnen vorzüglich mangelt. Eine hohe unumſchränkte Liebe und Wohlwollen gegen das ganze Menſchengeſchlecht, ein beſänftigtes Weſen, von allen beleidigenden Merkmalen ungeſtümerer Leidenſchaften befreit, eine durch reiſe Betrachtung, Beleuchtung und Fertigkeiten in Ausübung des Guten gebildete Natur ſoll auch in den Geſtalten der Heiligen das Ziel des Ausdruckes ſeyn, welchen zu erreichen, jeder, der ſo etwas unternimmt, ſich beſtreben ſoll; allein dazu gehört viel voraus, was man bei tauſend gezeichneten akademiſchen Figuren, und bei Ovids Verwandlungen, dem gewöhnlichen Buche, das die wenigen Künſtler, welche leſen, in die Hände nehmen, niemals lernen wird.

Ich komme nun wieder zu meinem Gemälde, das nun freilich, ſo geendet, auch ſchon ſehr herrlich ſeyn würde; aber noch iſt der heil. Mutter Anna zur Rechten die heil. Eliſabeth zu ſehen, welche in ihrem linken Arme ein Brodkörbchen hält, und mit der Rechten einem Bettler Allmoſen ertheilet. Auch ſtehen hinter der ſchönen Gruppe der heil. Perſonen drei Engel in Lebensgröße, welche Andacht und Ergebenheit ausdrücken.

II. Der h. Thomas von Villa Nova, von Feiſtenauer.

Der Heilige trat in den Orden des heil. Auguſtinus, und ward zum Erzbiſchofe zu Valenza erwählet. So bald er als Erzbiſchof vorgeſtellet worden, war das erſte, was er that, daß er die Gefangenen in eigener Perſon beſuchte, ihnen den thätigſten Beiſtand verſprach, und die finſtern elenden Kerker erweitern ließ. Es gezieme ſich nicht, waren ſeine Worte, daß man Gefangene ſo unbarmherzig behandle. Am nämlichen Tage ſchickte er ein Geſchenk von etlichen tauſend Kronen, welches ihm das Domkapitel machte, nach einem Spitale. Er lebte überaus mäßig und ſtreng, und was ihm angehörte, verwendete er auf verlaſſene Waiſen, Findlinge, Hausarme und arme Handwerker. Mit einem Worte, er war ein Herr, wie deren etliche jedes Land glücklich machen würden. Und was dann damals war, das bitten die Figuren auf dem Gemälde, daß es wieder ſeyn möchte.

Auf einer Seite ſchleppen zwei Kerl einen todtkranken Bettler nach dem Spital, einer hat ihn bei den Schultern, der andere bei den Füßen unter den Knien gefaſſet, ſo daß der ganze entblößte Körper zuſammen und hinabgekrümmt wird. Er ſtrenget ſeine letzten Kräfte an, ſein Haupt empor zu heben, und mit brechenden Augen um Hilfe zu rufen. — Auf der andern Seite befindet ſich ein halb nackter, äußerſt dürftiger Mann, mit Krücken unter den Schultern, und hinter dieſem hebt eine Mutter, mit einem Geſichte voll Angſt und Schmerz, ihr nacktes Kind vor ſich empor zu dem wohlthätigen Heiligen, der eben, als Biſchof gekleidet, in den Lüften auf einer leichten Wolke erſcheinet, welche viele Genii umflattern. Sein Schweben im Freien iſt ſehr ungezwungen und leicht.

III. Maria, genannt vom Troſte, von Rotthammer.

Maria erſcheint oben mit vielen Heiligen umgeben, und unten umgibt den h. Auguſtin eine zahlreiche Menge von Heiligen ſeines Ordens. Von vielen ſiehet man nur die Geſichter, welche indeſſen, beſonders die der Nonnen, die auf der einen Seite beiſammen ſtehen, ſehr charakteriſtiſch ſind.

IV. Die heil. Catharina, von Rotthammer.

Sie war eine adeliche Jungfrau, berühmt wegen hoher Gaben des Geiſtes, und ward der Religion wegen enthauptet. Auf dem Gemälde iſt die Vorſtellung dieſes letzten Zeitpunktes gewählet.

Sie knieet in der Mitte deſſelben auf einem hohen Gerüſte, und erwartet den tödtlichen Streich, vermöge dem in dem folgenden Augenblicke der Kopf auf das Blutgerüſt fallen wird. Sie iſt mit einem ſchönfarbigen rothen Kleide angezogen, und über die Schultern entblößt. Die Hände ſind ihr auf den Rücken, aber kein Tuch vor die Augen gebunden, und man kann ihr ins Geſicht ſehen. Sie beuget ihren Kopf ſeitwärts, und ein wenig nach der Erde, ſo, daß der Nachrichter des Streiches nicht fehlen kann. Die goldgelben Haare ſind ihr theils in einen Knoten gewunden, theils fallen ſie ſeitwärts den Nacken hinab. Ihr Geſicht iſt nicht entſtellt, und nur eine kleine Bläſſe erſcheinet wie ein leichter Hauch über ihrem ſchönen Geſichte, und ihren ſüßen Augen, welche geweint zu haben ſcheinen. Da ſie neben dem Nachrichter die einzige Perſon auf der Bühne, und in dieſer grauſamen Erwartung des tödtlichen Beiles iſt, das jener eben mit aller Kraft niederſchlägt; ſo iſt dieſer Anblick überaus ſchauderhaft.

Um die Bühne iſt alles mit heidniſchem Volke zu Pferd und zu Fuß beſetzt; darunter ſehen einige ſehr ſtolz, andere ſehr nachdenkend hin, und ein Jüngling wendet ſein Angeſicht weg, und bedeckt mit ſeinen Händen die Augen.

V. Der h. Nikolaus von Tolentin, und St. Sebaſtian, von Ulrich Lott.

Vor dieſem Gemälde ſtand ich oft viele Stunden, ehe ich noch wiſſen konnte, was ein Gemälde ſey. Hier iſt etwas, ſo anziehender, leidender Natur, daß man das Gemälde nie anſehen kann, ohne dabei zu verweilen, ein Bauernbube, der das Fieber hat.— Doch ich will ehe die andern Perſonen vorausſchicken. Es war ſo leicht nicht, hier eine gute Einrichtung zu treffen, da der Gegenſtand ſo bald Eckel erwecken kann. Es ſind fünf kranke Perſonen, welche die Hülfe der Heiligen anrufen, die in der Höhe zu ſehen ſind. An der einen Seite ſitzet auf der Erde ein wohlgebildetes, aber ſehr blaſſes, und vermuthlich an einer langwierigen Krankheit leidendes Weib. Sie ſieht nicht empor, ſondern ſtrecket die blaßgelben Hände vor ſich aus, welche ihr über die Kniee ſinken, wo ſie ſelbe wieder zuſammen hält. Sie ſcheinet von innerm Uebel ganz kalt zu ſeyn, erwartet aber getroſt mit andern, daß ſie geneſen werde. — Hinter ihr ſteht und ruft ein kranker Bauersmann mit lautem Schreien, wozu er beide Arme gegen die Höhe ſtrecket, nach den Heiligen, und das, wie man aus ſeinem Eifer ſiehet, mit dem lebendigſten Vertrauen. Vor ihm knieet ein anderer armer, älternder, nackter Mann, ſtützt ſich in dieſer Stellung mit zurück nach der Erde gedrehten Händen, und ſeine Andacht iſt ſehr herzlich, mit der er den Heiligen klaget, daß er verlaſſen und elend ſey. Auf der einen Seite hinter dem genannten Knaben liegt einer auf der Erde zuſammen gefallen; er drehet den Kopf gegen die Höhe mit einem Blicke, der den letzten ſeiner Nöthen gleichet. Aber nun der Bauernknabe! Er hat eben das Fieber, und ein Tolentinbrod in der Hand, deſſen Genuß ihn heilen ſollte. Er hält vorn die Arme, ſeinen Hut unter dem linken, bei der Bruſt zuſammen, blickt andächtiglichſt nach dem Brode in ſeiner Hand, und ziehet ſeinen ganzen Körper ein, um ſich des Froſtes zu erwehren. Er ſteht, die Schultern ein Bischen hinauf, und den Kopf gegen das Herz gezogen, ganz gebeugt da, und ſeine Kniee und Beine, an welchen die Kleider faltern, ſchlottern und wanken ihm. Er hat den Mund dem Brode entgegen geöffnet, hält die Hand, worin er es faßt, feſter mit der andern, und thut ſehr kümmerlich, daß er es zum Munde führe. Er ſchnattert vor Kälte, daß ihm die Zähne klappern. Schon ſind ihm die Beine eingefallen, und die Haupthaare dünne geworden. Er hat ein kurzes graulichtes Jöppel an, und ſchmieget und zieht ſich in ſelbiges hinein überall grämlich und armſelig. Man kann ihm ſein Mitleid nicht verſagen, und blicket oft, wenn man ſchon vorüber iſt, dahin wieder zurück, als wollte man ſich nach ihm umſehen, ob er ſich noch nicht beſſer befinde.

VI. Der h. Hieronymus, von Saraceno.

Der faſt ganz nackte Hieronymus ſitzt in ſeiner Zelle, und zu ſeinen Füßen ruhet ein Löwe, neben welchem ein Todtenkopf liegt. Er hat ein aufgeſchlagenes Buch auf ſeinem rechten Knie geſtützet, und erklärt, und lehret als ein Mann, der in langer Einſamkeit dem künftigen Auftönen der Poſaune zum Weltgerichte nachdachte, Worte der ernſten Ewigkeit. Neben und hinter ihm ſtehet auf ſeinen Stab gelehnet der h. Einſiedler Anton, und ihm zur Linken die h. Büßerin Magdalena, in einer noch ganz wohlgehaltenen Geſtalt. Sie legt ihre flachen Hände auf dem Herzen zuſammen, hier im Gemälde nicht ſo faſt aus

Zerknirſchung, als um ihr Oberkleid, welches (zumal auf eine Büßerin) zu frei hinabfallen möchte, feſt zu halten; eine ſonſt gar nicht ungewöhnliche Erſcheinung der Magdalena auf Gemälden, welche freilich ſehr maleriſch, aber, wie mir deucht, ſo eben nicht die anſtändigſte iſt; doch was erlaubt man ſich auf der Leinwand nicht? Da müſſen gewiß alle Scharfrichter entblößt erſcheinen; und wer ſich nur ein Bischen auf das Nackte verſtehet, ziehet, wo es ihm nur einfällt, ſeinen gemalten Leuten die Kleider aus.

In der Tiefe dieſes Gemäldes, und bereits in einiger Entfernung ſieht man, ganz von den vorigen Perſonen abgeſondert, den heiligen Franziscus von Aſis, wie er von einer Begeiſterung hingeriſſen, ſeine offenen, ausgebreiteten Arme, (die Hände, als wolle er die fünf Wundmale empfangen, flach hinauf gekehret), gegen Himmel wendet.

Nun ſind noch zwei große Gemälde übrig, welche ich zuletzt verſparet habe, weil ſie, hiſtoriſch betrachtet, die Hauptgemälde, auch an Perſonen die reichſten ſind. Sie haben etwa 8 Fuß in der Höhe, und bis 16 in der Länge oder Breite. Beide ſind von Fiſcher gemalt, und ſie befinden ſich auf den beiden Seiten zwiſchen der hintern Kirchenthüre.

VII. Der heilige Johann, der Evangeliſt,

wie ihn zu Rom Kaiſer Domitian zwinget, einen Becher voll des ſchärfſten Giftes zu trinken.

Es iſt öffentlicher Gerichtstag, und die Bekenner Chriſti werden bereits durch verſchiedene Martern gequälet; da, wo Domitian ſelbſt zu Gericht ſitzt, ſieht man vornehmlich drei, welche vor ſeinen Augen durch das Gift ſterben ſollten. Nicht weit von ihm ſteht ein zerſtümmelter Götze, zu deſſen Anbetung man ſie vermuthlich noch einmal hatte bewegen wollen.

Von den dreien hat einer das ſchnellwirkende Gift bereits getrunken. Er iſt rückwärts zur Erde geſunken, und iſt ganz dem Tode nahe, wenn er ihn nicht ſchon beſtanden hat. Zwei Kerls beſchäftigen ſich mit ihm; und ſo, wie ſie ihn eben auf die Erde niederlaſſen, und die Stricke, mit denen er gebunden war, abnehmen, ſchwanket ihm der Kopf etwas rückwärts, und die linke Hand kommt auf dem Herzen zu liegen. Man iſt gewiſſer Maßen froh, den, der ausgelitten hat, zu ſehen, wenn man die Augen auf den heftet, welcher, nicht weit von ihm, das Gift wirklich trinkt.

Er iſt bis auf die Hälfte des Leibes entblößt, und die Hände ſind ihm auf den Rücken gebunden, wo ſie einer feſthält. Der, welcher ihm das Gift in einem Becher reichet, hat ihn mit ſeiner Linken bei den Haaren ergriffen, und, indem er ihm den Kopf zurückzerret, gießet er ihm das Gift langſam und mit grauſamer Sorgfalt ein, daß kein Tropfen ſeitwärts rinnen möge, und in den Mund ſieht er ihm hinein, um zu ſehen, wie jeder Tropfen gegen das Herz rinnet. Er beuget ſich hierüber, und betrachtet jede Bewegung auf ſeinem Angeſichte, und jede Zuckung des ſich nahenden Todes. Den Martyrer ſcheinet das Gefühl des Giftes bereits ergriffen zu haben. Die Todesbläſſe ſenket ſich auf ſein Angeſicht, und auf ſeine Augen, welche zu erſtarren anfangen, und allgemach das Sonnenlicht verlieren. Schon zittert ſeine Seele auf den bleichen Lippen, und der leidet mehr, der ihn theilnehmend anſieht.

Dieß iſt Johannes, welcher erſt ſeine beiden Freunde ſterben ſehen, und hiemit die Schrecken der Marter peinlicher fühlen ſoll. Er wird beiderſeits von zwei Kerlen, die ihm durch die Arme greifen, ſo in ihrer Mitte gehalten, daß er ſeinen Blick auf den Sterbenden heften muß. Er ſtehet noch in ſeiner ſchönen langen Kleidung da, die man ihm nun bald abnehmen wird, wenn die Reihe an ihn kömmt. In der linken Hand hält er den Giftbecher, und die Rechte ſtreckt er über ſelbigen, oder auch über den Leidenden zum Segen aus, als nach welchem er mit einem zärtlichen Mitleiden hinſicht. In ſeiner ſimpeln Geſtalt herrſchet viel Anſehen und Einfalt des Herzens, und brennende Liebe, und ſein Wort muß der noch halten, dem Himmel und Erde vergehen.

Er iſt dem Wütherich gegenüber geſtellt, und dieſer beuget ſich ein wenig herunter, voll Grimm und Erſtaunen über die ſtandhafte Art, wie er die Kämpfer dem Tode entgegen gehen ſiehet. Die neben und um ihn ſtehen, drücken mehr und weniger ihres Tyrannes Bewegungen aus. Dieſe Figuren ſind alle in Lebensgröße.

Auf der andern Seite des Gemäldes ſiehet man tief in die Stadt auf einen Platz, wo ein anderes Gericht gehalten wird. Es iſt hier eine große Menge Volkes verſammelt, und die Richter erſcheinen zu Pferd. Der h. Martyrer ſitzt in einem Keſſel, und faltet ſeine Hände gegen Himmel.

Auf dieſem ganzen Gemälde ſind bei 18 größere Figuren zu ſehen, und die Verrichtung einer jeden iſt bedeutend, und mit großem Verſtande behandelt.

VIII. Die Enthauptung des h. Johannes, des Täufers.

Als Herodes die Tochter der Herodias, ſeines Bruders Weibes, tanzen ſah, verſprach er ihr mit einem Eide zu geben, was ſie fordern würde. Und wie ſie dann ſchon von ihrer Mutter unterrichtet war, ſprach ſie: Gib mir her auf einer Schüſſel das Haupt Johannis, des Täufers. Und der König ward traurig; doch um des Eides willen, und derer, die bei Tiſche zugegen waren, befahl er, es ihr zu geben. Alſo ſchickte er hin und enthauptete den Johannes im Kerker. Alſo brachte man das Haupt in einer Schüſſel, und gab es dem Mägdlein, und ſie brachte es ihrer Mutter.

Dieſe Geſchichte hat der Künſtler in zwei Vorſtellungen buchſtäblich ausgeführt. Auf einer Seite des Gemäldes ſieht man den Kerker, worin Johannes dieſen Augenblick enthauptet worden. Der Rumpf ſeines Körpers ſinkt (beide Arme voran) eben vorwärts auf die Erde, und hinter ihm ſtehen zwei Henkersknechte, deren einer noch den Strick hält, womit dem Heiligen die Hände auf den Rücken gebunden ſind. Vor ihnen ſtehet der Scharfrichter mit dem abwärts gekehrten und blutigen

Schwerdte in der Rechten, und mit der Linken hat er das Haupt bei den Haaren ergriffen, und ſetzt es ſo der Prinzeſſin, welche mit einem Gefolge von Frauenzimmern zugegen iſt, auf den Teller; er iſt ganz erhitzt von dem, was er verrichten mußte, und ſein Aug iſt hervorquillend und gräßlich. Auf den Geſichtern derer, welche das Mägdlein begleiten, iſt hie und da Mitleid und Entſetzen zu ſehen; ſie ſelbſt aber ſcheinet für nichts anderes, als für Putz und Ueppigkeit Gefühl zu haben. Sie blicket dem Scharfrichter nicht ohne Dreiſtigkeit ins Geſicht, und erwartet von ihm, was ſie zu fordern hieher gekommen war. Bei dieſer Vorſtellung ſind bei 18 Figuren in Lebensgröße.

Den einen und größern Theil des Gemäldes nimmt die zweite Vorſtellung ein. Man ſiehet den Speiſeſaal, und im Grunde an der Tafel den König, und an ſeiner linken Seite die Herodias, und um ſie herum die gegenwärtigen Gäſte. Um den Tiſch ſtehen einige Wachen, und ein Paar Pagen tragen Speiſen. — Dieſen Augenblick tritt das Mägdlein, mit dem Haupte des Johannes auf dem Teller, zum Saale herein. Es iſt ein ſchrecklicher, gräßlicher, aber für den Künſtler ein herrlicher Augenblick. Der ganze Saal iſt in Bewegung.

Herodes fährt erſchrocken zuſammen, wobei er, indem er inwendig erſchüttert wird, die Hände auseinander wirft. So war ihr denn doch Ernſt, denkt er, und hat noch immer gewünſcht, daß ihre Bitte ſie gereuen möchte; denn er achtete den Johannes hoch. An ihn ſchmieget und klammert ſich mit beiden Händen das feige, wollüſtige Weib, und weiß nicht, wo ſie vor Angſt ſich verbergen ſoll. Sie iſt ganz bleich vor Entſetzen, und ſcheint ſich zu weigern, daß man das Haupt näher bringe. Das Betragen der Anweſenden iſt mit vieler Einſicht und Menſchenkenntniß erfunden und geordnet. Ein Paar ſcheinen ohne ſonderliche Bewegung zu ſeyn, Leute, voll blinder Ehrfurcht, welche nichts für Unrecht halten, was ſich ihr Herr als recht erlaubet. Nächſt dem Könige aber ſitzt einer, deſſen finſterer, ernſthafter Blick dieſe That nicht ſo heimlich beurtheilet: ein anderer, am vordern Theile der Tafel, ſcheint als ein kluger Hofmann, unter einer heitern Miene, (denn er ſitzt dem Fürſten gegenüber) einen tiefen Ernſt zu verbergen. Und ſo iſt keine Perſon, welche nicht zur Sache mithält, in dem Gemälde zugegen, und der erfinderiſche Geiſt des Fiſchers leuchtet überall hervor. Einen guten Kontraſt zum Ganzen machen zwei noch ſehr junge Pagen, deren einer den Schlepp der Prinzeſſin nachträgt, und der andere mit einem Hund ſpielet, über welchen er ſich vorwärts hinein legt. Sie bekümmern ſich um die ganze Begebenheit nicht einen Augenblick, und lachen einander recht herzlich an. Man ſieht es jenem an, daß er nachtreppeln würde, es möchte zum Himmel oder zur Hölle gehen. Ein dritter, ſchon reifer an Jahren, trägt eben ein Gerücht zur Tafel, und blicket ganz durchdrungen von Wehmuth und Entſetzen nach dem Teller hin; und ein anderer, der ein Körbchen wegträgt, iſt ganz zerſchlagenen Gemüths; er hänget den Kopf nach der Seite herab, und des Schreckens und der Betrübniß iſt ihm zu viel auf einmal geworden.

Etwas für die Künstler.

Hier haben Sie den Abdruck von Mechels Grabmahl des Marſchalls von Sachſen, das in Straßburg aufgerichtet worden. Ich weiß nicht, ob der Abdruck treu iſt; denn, wahrlich! um das Ding reiſe ich nicht nach Straßburg. Der Meißel des Künſtlers mag ſo vortrefflich ſeyn, als er will, ſo kann ich die Kompoſition ohne Eckel nicht anſehen. Daß doch die Franzoſen nie mehr die edle Einfalt fühlen können! Wie wunderbar komponirt nicht die Natur! Hätte der edle Feldherr ganz allein geſtanden mit dem ruhigen Schritt in den Sarg, ſo würde kein fühlendes Herz ohne Thränen, ohne Erhebung ihn haben ſehen können. Was in aller Welt ſoll aber nun da die Madam Gallia zur Linken mit dem kleinen Buben; der Tod Bettuche mit dem offnen Maul; der gebundne Adler, und die andern Wappenzeichen, die die franzöſiſche

Prahlerei ſo geſchmacklos dahinlegt? Und wer am Ende, lieber B. wer kann den weinenden Herkules ertragen? Herkules, der im ganzen Glanz ſeiner Unſterblichkeit kommen, mit offnem Arm dem Helden entgegen gehen, ſich freuen mußte, ſeinen Sohn zu ſich aufzunehmen, und mit ihm die ewige Jugend zu leben! — Ich wundre mich nicht, daß hie und da ein Künſtler, der ſein ganzes Leben hingebracht hat, ſeiner Fauſt Geſchick zu geben, ſich hinreißen läßt, eine Kompoſition zu machen, in der er Figuren auf Figuren häuft, um ſeine geſchickte Fauſt zu zeigen, und daß er darüber die Wirkung des Ganzen vergißt; aber daß die Nation nun um das Werk herumſteht, und, anſtatt zu ſagen: Wie künſtlich! ausruft: Wie ſublim poetiſch! Das würde mich wundern, wenn wenigſtens nicht die Franzoſen ſchon ſo lang dafür bekannt wären, Empfindung zu heucheln. — Da ſteht denn nun wieder ein Werk, das die Kunſt und die Fühlloſigkeit, die Größe und die Schwäche unſrer Zeit beweiſt. — Noch was, B. iſt mir bei dem Werk eingefallen. Man ſagt, die Statue ſähe dem Marſchall ähnlich. Sein Geſicht iſt aber nicht erhaben; wenigſtens dünkt michs. Was glauben Sie? Sollten die Statuen, um den Eindruck zu veredeln, nicht ein bischen lügen dürfen? Iſt ſelbſt der ruhige Blick, das einzige Gute, was ich an der Statue ſehe, nicht vielleicht eine Lüge? — Einige bemerken, daß der Held einen Sprung in den Sarg thun muß, weil der Deckel die unterſten Stufen deckt. Das verzeihe ich dem Künſtler lieber, als die weinenden, froſtigen Allegorien, die ein für allemal nichts taugen, wo die Sache von ſelbſt ſpricht. Wer kennt den Marſchall nicht? Wer weiß nicht, daß Frankreich um ihn zu weinen Urſache hat? Wer braucht die Wappenzeichen, um ſich ſeiner Thaten zu erinnern? Und der Herkules — Schadet die Figur des Mannes, der alles allein that, nicht am Ende dem, dem ſo viel Tauſende helfen, mehr als ſie ihm nützt? Zwar ein weinender Herkules ſchadet niemand. —

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Lorenz v. Weſtenrieder's

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Zweiter Band. 2

Kempten, 1831.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

bq G Bbg 1 - 12

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Lorenz v. Westenrieders

sämmtliche Werke.

Erſte Originalausgabe.

Historische Schriften.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Geſchichte

des

dreisſigjährigen Krieges.

Erſter Band.

……

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geſchichte
des
# dreissigjährigen Krieges.

---

§ I.

Vorgänge des dreißigjährigen Krieges. Einige proteſtantiſche Fürſten bemächtigten ſich geiſtlicher Fürſtenthümer und Stifter, mit welchen Sitz und Stimme auf den Reichstagen verbunden waren. Die katholiſchen Fürſten ſprachen ihnen das Recht dazu ab, indem ſie behaupteten, daß geiſtliche Stiftungen, welche von Katholiken gegründet worden wären, auch nur von ſolchen in Beſitz und Genuß genommen werden könnten. Jene verwarfen dieſen und ähnliche Grundſätze, ſtellten nebſt einer Menge anderer Beſchwerden die Behauptung auf, daß auf Reichstagen die Mehrheit der Stimmen (dieſe war nämlich auf Seite der Katholiken) eben nicht entſcheidend ſeyn müßte, und vereinigten ſich auf den Fall, daß die katholiſchen Fürſten Gewalt brauchen ſollten, in einen Fürſtenbund oder Union zu Ahauſen (Aſchhauſen) am Odenwald im Fränkiſchen im J. 1608. Das Haupt der Union war der Churfürſt von der Pfalz, Friedrich der Vierte.

Die katholiſchen Fürſten waren darüber äußerſt beunruhigt; und da ſie fürchteten, daß ihnen von den Proteſtanten durch die Einziehung katholiſcher Stifter nach und nach nicht nur die Mehrheit der Stimmen auf Reichstagen, ſondern zuletzt wohl gar alles Anſehen entriſſen werden, und ein höchſt bedenkliches Uebergewicht erwachſen möchte; ſo traten ebenfalls unter ihnen einige, wozu ſich mit der Zeit mehrere geſellten, in ein Bündniß oder Liga zu München 1609. Das Haupt dieſer Liga, oder dieſes Fürſtenbundes war der Herzog von Bayern, Maximilian der Erſte.

Die Union ſowohl, als die Liga ſtanden mit dem Kaiſer und dem Erzhauſe Oeſterreich nicht in der geringſten Verbindung.

§. II.

Bald darauf entſtanden in Böhmen große Unruhen. Die Proteſtanten in Böhmen nämlich hatten im Jahre 1609 vom König (und Kaiſer) Rudolph dem Zweiten unter andern Dingen auch die Erlaubniß, Kirchen zu bauen erhalten, und einige proteſtantiſche Unterthanen des Erzbiſchofs von Prag und des Abts zu Braunau hatten auf dem Grund und Boden dieſer Herren Kirchen für ſich zu bauen angefangen. Die Grundherren widerſetzten ſich und behaupteten, daß die vom Könige Rudolph ertheilte Freiheit ſich allein auf die königlichen Krongüter erſtrecken könnte. Die Proteſtanten behaupteten entgegen, daß die ihnen ertheilte Freiheit keine Beſchränkung enthalte, und daß noch überdieß alle geiſtlichen Güter Krongüter ſeyen. Der Nachfolger Rudolphs, der König (und Kaiſer) Mathias mußte entſcheiden; er entſchied für die Behauptung der katholiſchen Geiſtlichkeit. und entfernte ſich, da er befürchtete, daß es Unruhen abgeben möchte, nach Wien. Die Unruhen begannen. Böhmiſche Herren mißhandelten gröblich einige Perſonen, welche der König als Statthalter zurückgelaſſen hatte, und griffen zu den Waffen.

§. III.

Der beleidigte König ſtarb 1619; ihm folgte Erzherzog Ferdinand, ein der katholiſchen Religion mit flammendem Eifer ergebener Fürſt, der bereits ganz Steyermark, Kärnthen und Krain, wo er bisher regierte, genöthigt hatte, ſich zur katholiſchen Religion zu bekennen. Die proteſtantiſchen Stände in Böhmen, Schleſien, Mähren, der Lauſiz, in Unter- und Oberöſterreich, dann in Ungarn verſagten ihm die Huldigung. Die proteſtantiſchen Stände von Böhmen eröffneten den Krieg, und ihre Truppen ſtürzten unter der Anführung des Grafen Heinrich Mathäus von Thurn bis vor die Mauern Wiens, wo ein glückliches Ereigniß den Ferdinand noch rettete. Sie verwarfen mit Unmuth alle Bedingniſſe, mittels deren ſie Ferdinand zu gewinnen ſuchte, und wählten den Churfürſten von der Pfalz, Friedrich den Fünften, zu ihrem Könige den 26. Aug. 1619.

§. IV.

Die deutſchen Churfürſten, die Fürſten der Union, der König von England und die vernünftigſten und anſehnlichſten Männer widerriethen dem jungen Churfürſten die Annahme der böhmiſchen Krone; allein Friedrich ließ ſich zu Prag krönen den 4. Nov. 1619.

§. V.

Aber das Glück lächelte den neuen König nur einen Augenblick an, um ſich von ihm auf immer zu entfernen. Die von auswärtigen Staaten erwartete Unterſtützung erſchien nicht. Zwei Heere, welche aus Böhmen und Ungarn bis vor Wien drangen, mußten ohne Erfolg wieder abziehen. Die böhmiſch=ſtändiſchen Geſandten, welche zur Wahl eines neuen Kaiſers nach Frankfurt gekommen waren, mußten ſich, ſtatt die böhmiſche Wahlſtimme ausüben zu dürfen, was ihre Abſicht war, am Wahltag ſogar aus der Stadt entfernen und König Ferdinand, wider welchen ſie alles in Bewegung zu ſetzen geſucht hatten, wurde den 28. Auguſt 1619 zum Kaiſer gewählt. Dieſer neue Kaiſer ſchloß ſogleich mit dem, damals wichtigſten deutſchen Fürſten, dem Herzoge Maximilian von Bayern (zu München den 8. October 1619) ein Bündniß, vermöge deſſen dieſer Herzog verſprach, dem Kaiſer wider alle ſeine Feinde beizuſtehen. Dieſem Herzog ſtand die ganze Macht der Liga zu Dienſten, welche vortrefflich gerüſtet und bei jedem Aufruf bereit ſtand.

§. VI.

In ganz andern Umſtänden, ohne vereinten Zweck und Muth befanden ſich die Fürſten der Union. Die Zumuthung, für den Churfürſten von der Pfalz zur Behauptung der böhmiſchen Krone ſich verwenden zu ſollen, mißfiel ihnen, theils, weil ſie für ſich keine Vortheile, theils weil ſie vielmehr für die lutheriſche Religion in der Rückſicht, daß der neue König von Böhmen ein Calviniſt war, viele Gefahren zu ſehen glaubten. Sie verſammelten ſich zwar mit einer Armee bei Ulm, allein da ſie dar=

über von dem Oberhaupt des katholiſchen Fürſtenbundes, dem Herzoge Maximilian von Bayern, welcher ebenfalls mit einer Armee ausrückte, zur Rede geſtellt wurden, erklärten ſie ſich in einem feierlichen Vertrag den 13. Juni 1620, unter andern, daß ſie dem Churfürſten von der Pfalz in der böhmiſchen Sache nicht beiſtehen, ſondern ihn hierin gleichwohl ſeinem Schickſal überlaſſen wollten. Auch Gabriel Bethlen von Siebenbürgen zog ſich zurück.

§. VII.

Sogleich nach dem Abſchluß des Ulmer-Vertrags eilte der Herzog Maximilian von Bayern nach Oberöſterreich; und nachdem ihm die Stände gehuldigt hatten, eilte er nach Böhmen, wo indeß der neue König Friederich wider ſein gegebenes Wort eine ſogenannte Religionsreinigung nach calviniſchen Grundſätzen vorgenommen, und ſich die Katholiken und Proteſtanten in Böhmen gleich abgeneigt gemacht hatte. Nach einem während einer höchſt ungünſtigen Witterung und eines gänzlichen Mangels an Lebensmitteln fortgeſetzten Marſche kam es am 8. Nov. 1620 am weißen Berg vor Prag zu einer Schlacht, welche in einer Stunde entſchied. Das vereinigte Heer der Bayern und Oeſterreicher erfocht einen vollkommnen Sieg.

Friedrich floh. Die Bürger von Prag, die Stände Böhmens huldigten. Maximilian ließ zu Prag den Tilly mit einer verhältnißmäßigen Beſatzung zurück, und traf den 25. Novemb. 1620 wieder zu München ein.

Indeß hatte der Churfürſt von Sachſen die Lauſitzer, Graf Bucquoi die Mährer, denen darauf auch die Schleſier folgten, zur Huldigung für Kaiſer Ferdinand zurückgebracht. Nachdem dieſer Kaiſer noch überdieß (wider alles Vermuthen) eine ſchreckliche Züchtigung an den vormaligen böhmiſchen Rebellen vorgenommen hatte: ſo ſchien jede Veranlaſſung des böhmiſchen Krieges entfernet, und der ganze Krieg geendigt zu ſeyn.

§. VIII.

Aber der Churfürſt Friedrich wollte die Fortſetzung des Krieges: er ernannte nunmehr den Grafen von Mansfeld zu ſeinem oberſten Feldherrn, und rief die Fürſten der Union, die geſammten proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland, die Höfe von Frankreich, England, Dänemark, Schweden, den Fürſten von Siebenbürgen zu ſeinem Beiſtand auf.

Der kaiſerliche Hof ſetzte ſeinem Gegner die Entſchloſſenheit entgegen, ihn nicht bloß zu beſiegen, ſondern auf immer zu entwaffnen. Kaiſer Ferdinand erklärte ihn und ſeine vornehmſten Anhänger den 22. Jäner 1621 in die Reichsacht, und aller Würden und Länder verluſtig.

Sämmtliche Freunde Friedrichs widerſprachen der Acht, und griffen zum Theil unverzüglich zu den Waffen; aber ſchon gleich der erſte, der auftrat, Gabriel Bethlen zog ſich mittels eines Vertrags mit dem Kaiſer noch im Jahre 1621 zurück. Mansfeld zog nach der Rheinpfalz. Die unirten Fürſten entſagten ſogar ihrer Union. Auch die Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes legten ihre Waffen in dem Augenblicke, da ſie dieſelben ergriffen, auf eine vom Kaiſer geſchehene Abmahnung, wieder bei Seite. Die ganze Rheinpfalz (die drei Hauptſtädte Heidelberg, Mannheim und Frankenthal ausgenommen) wurde unter der Anführung des Spinola von den ſpaniſch-niederländiſchen Truppen in Beſitz genommen.

§. IX.

Indeß war Mansfeld, Friedrichs Oberfeldherr, in der Rheinpfalz angekommen, um was verloren war, wieder zu erobern, und den Sachen überhaupt eine andere Wendung zu geben. Selbſt der Churfürſt Friedrich fand ſich ganz unvermuthet in Perſon bei ihm ein. Für ihn und ſeine vollkommene Wiedereinſetzung traten überdieß zwei andere Kriegshelden mit anſehnlichen rüſtigen Heeren, der Markgraf Georg Friedrich von Badendurlach, und Chriſtian Prinz von Braunſchweig auf den Kampfplatz. Der bayeriſche Oberfeldherr Tilly rückte nach den Rheingegenden jenen Armeen entgegen; ſchlug bei Wimpfen den 6. Mai 1622 den Markgrafen, und den 20. Juni darauf bei Höchſt den Plünderer, Prinzen Chriſtian, und ſuchte nunmehr das Heer des Grafen von Mansfeld, welcher ſich (nachdem er erſt einige Raubzüge vorgenommen hatte) nach Elſaß zurückzog, auf. Schon erwartete man eine entſcheidende Schlacht, als der Churfürſt Friedrich ſich dem Kaiſer Ferdinand dem Zweiten, mit dem unumſchränkteſten Vertrauen auf ſeine Gnade und Verſöhnung, und auf ſein Verſprechen, die Sache gütlich und geſetzlich ausgleichen zu laſſen, in die Arme warf; er entließ den Mansfeld und den Herzog Chriſtian mit ihren Heeren, entließ, bis auf wenige ſtädtiſche Beſatzungen, ſeine eignen Truppen, und verließ ſogar ſeine Stammländer in der Abſicht, eine vollkommene Unterwerfung und Ergebenheit zu bezeigen. Aller Krieg ſchien jetzt wieder geendigt zu ſeyn.

§. X.

Die Ausſöhnung, mit welcher ſich der geächtete Churfürſt Friedrich von der Pfalz geſchmeichelt hatte, daß ſie auf einem nach Brüſſel angeordneten Zuſammentritt erfolgen wurde, erfolgte nicht; vielmehr ſetzte Tilly den Krieg mit allem Eifer fort, und brachte Heidelberg und Mannheim in ſeine Gewalt. Kaiſer Ferdinand aber ſprach auf einer von ihm nach Regensburg beſchiednen Chur- und Fürſtenverſammlung aus eigner Macht dem Friedrich von der Pfalz die Churwürde auf ewige Zeiten ab, und übertrug dieſelbe dem Herzog Maximilian von Bayern, im Jener 1623.

§. XI.

Indeß hatten ſich Mansfeld und Herzog Chriſtian von Braunſchweig, nachdem ſie vom Churfürſten Maximilian, dem ſie ihre Dienſte anboten, nicht angenommen wurden, erſt auf einige Monate in die Beſtallung der Holländer, und da ſie von dieſen verabſchiedet wurden, an die Gränzen des niederſächſiſchen Kreiſes begeben. Dieſe Erſcheinung zog zuerſt die Fortſetzung des Kriegs, und in der Folge eine unüberſehbare Reihe neuer Kriege nach ſich. Die Nachricht davon, welche noch während der Chur- und Fürſtenverſammlung zu Regensburg ankam, beunruhigte die daſelbſt anweſenden Stände der Liga, indem ſie fürchteten, daß ſich die niederſächſiſchen Stände mit jenen beiden Feldherrn (und andern Mächten) vereinigen, und neuerdings für die Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen Friedrich fechten möchten. Tilly erhielt Befehl, alle Möglichkeiten von Gefahren in ihren Keimen zu unterdrücken, und den Chriſtian und Mansfeld unverzüglich aufzuſuchen. Tilly ſchlug den Chriſtian den 6. Aug. 1623 bei Stadtloo im Münſteriſchen aufs Haupt. Mansfeld entließ ſein Heer, und Bethlen Gabor legte die Waffen bei Seite. Der ganze Krieg ſchien jetzt abermal ſein Ende erreicht zu haben, und es war nichts mehr übrig, als daß Tilly mit ſeiner Armee von den niederſächſiſchen Gränzen ſich entferne; aber Tilly blieb.

§. XII.

Die Könige von England, Frankreich, und andere, welche bisher aus beſondern Rückſichten ſich um die Vorfälle in Deutſchland gar nicht, oder nicht mit Ernſt bekümmert hatten, änderten jetzt plötzlich ihre Syſteme, und kamen in Bewegung.

Die vornehmſten und vertrauteſten Fürſten der Liga erklärten ſich in einer im April 1624 zu Augsburg gehaltenen Verſammlung, daß bei den unvermutheten neuen Vorgängen der Krieg noch nicht geendigt, daß aber demſelben der Friede unendlich vorzuziehen, und daß zur Mitwirkung für denſelben vor allen Dingen der Kaiſer zu erſuchen ſey.

Dieſer hatte durch ſein Verfahren mit den Proteſtanten ſeiner Erbländer bei den deutſchen Proteſtanten überhaupt alles Zutrauen verloren. Sie fürchteten, daß er ſie alle, wenn er ſie nur erſt beſiegt hätte, auf eine gleiche Art behandeln, und daß er ihnen beſonders alle ſeit dem Religionsfrieden eingezogenen Stifter wieder abnehmen würde, und zogen in ſtillſchweigender Uebereinſtimmung einem unverbürgten Frieden den Krieg vor. Die auswärtigen Höfe von halb Europa unterſtützten dieſe Geſinnungen, und Frankreich, England, Venedig, Savoyen, dann die Könige von Dänemark und Schweden faßten das Vorhaben, die ſpaniſchöſterreichiſche Macht zu bekriegen. Auch Mansfeld und Herzog Chriſtian von Braunſchweig erſchienen wieder. Ein ſchreckliches Ungewitter drohte von allen Seiten wider den Tilly zuſammen zu ſtürzen; aber Tilly blieb ſtehen.

Vor allen Königen und Fürſten trat jetzt König Chriſtian der Vierte von Dänemark, als Herzog von Holſtein, zuerſt auf den Kampfplatz; er ließ ſich zum Oberſten des niederſächſiſchen Kreiſes wählen, und vereinigte ſeine däniſchen Truppen mit den deutſchen niederſächſiſchen Truppen.

Als er heranrückte, ſtellte ihn Tilly über ſeine Abſichten zur Rede. Der König verlangte, Tilly ſollte, um zu zeigen, daß er keinen Krieg wolle, mit ſeinen Truppen nach Hauſe ziehen. Tilly ſtellte an den König ebendieſelbe Forderung. Die Vortruppen der Armeen näherten ſich indeß, und drängten ſich einander in Gefechten, die nichts entſchieden.

Noch war von keinem Theil eine förmliche Kriegserklärung erfolgt, und man trat noch vielmehr zuſammen, um zu berathſchlagen, wie der Ausbruch eines neuen Krieges verhindert werden könnte; als unvermuthet eine neue Armee, eine zweite unmittelbar kaiſerliche Armee, und an ihrer Spitze Waldſtein, der fürchterlichſte aller Heerführer, heranzog.

Im Herbſt 1625.

Die Begebenheiten, welche ſich während des Zeitraumes von 1618 bis 1648 in Deutſchland, und wegen Deutſchland in Europa, zutrugen, gehören bei weitem unter die wichtigſten, und eben darum lehrreichſten Gegenſtände der deutſchen und europäiſchen Geſchichte. Die Veranlaſſungen eines Krieges, wie vor demſelben nie einer war, wie wahrſcheinlich nie wieder einer entſtehen wird, die Art und die Hülfsmittel, mit denen dieſer Krieg geführt, die Eigenſchaften der Feldherren, von welchen er unterhalten und fortgeſetzt, die kühnen Entwürfe und Vorhaben von Königen, Fürſten und ihren Rathgebern, und die ſchauerlichen Kämpfe einer wohlangelegten und menſchlichen, oder einer verſchlagenen, niedrigen und grauſamen Politik, die Folgen endlich aller dieſer Dinge auf den Verband der europäiſchen Staaten, auf die Religion und

Sitten, auf Wiſſenſchaften und Künſte, auf den Wohlſtand und die Induſtrie der Völker, auf die Selbſtſtändigkeit und die Macht ihrer Regenten, alles iſt groß, unterrichtend, warnend oder aufmunternd und anziehend, alles, wo man hinſieht, beſchäftiget unſer Nachdenken, und liefert tauſend vortreffliche Beiſpiele und Rathſchläge für ähnliche Fälle, welche, im Großen und Kleinen, unaufhörlich wieder zurück kommen.

Die dreißigjährige Dauer dieſes Krieges hatte verſchiedene Urſachen, welche durch das abwechſelnde Glück deſſelben veranlaßt wurden, zum Grunde. Bald ſuchte der Beſiegte in der Hoffnung, das Verlorne wieder zu erhalten, Freunde, die ſich nicht weniger eine Hoffnung machten, ſich für ihre Hülfleiſtung reichlich bezahlt machen zu können; bald glaubte der Sieger, ſolche Vortheile und ein ſolches Uebergewicht erlangt zu haben, bei welchem er ſich ſtark genug, und (was man in günſtigen Lagen nicht ſelten für Eines hält) hinlänglich berechtigt zu ſeyn glaubte, alte oft längſt erloſchene Vorrechte wieder hervor zu ſuchen, oder (vermöge der alles verſchlingenden Grundſätze oder Vorſpiegelungen von unvermeidlichen Erforderniſſen des großen Wohls der Staaten, oder vom Drang der Umſtände) ganz neue Gebäude und Verfaſſungen aufzuſtellen.

Die erſte Rüſtung, welche dem deutſchen Vaterlande mit einem fürchterlichen Kriege drohte, verzog ſich noch glücklich, ſo zu ſagen, aus Furcht vor ſich ſelbſt. Die Union der deutſchen Proteſtanten, welche ſich zehen Jahre hindurch auf Reichstagen ein bedeutendes Anſehen gab, zog ſich in dem Augenblicke, da ſie endlich mit Entſchloſſenheit hätte handeln ſollen, zurück, und hoffte mit mehr mildem, als klugem Sinn, ſich über die Vorrechte, um welche es ſich ſtritt, mit ihren Mitſtänden gütlich vergleichen zu können.

Der Krieg, welcher über die Krone von Böhmen entſtand, war eine Privatſache zwiſchen dem Erzhauſe Oeſterreich, und dem Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz. Ueber die Rechtmäßigkeit dieſes Krieges, als ihn der damalige Erzherzog (und Kaiſer) Ferdinand II. unternahm, war in Deutſchland niemand, der uneingenommen blieb, zweifelhaft, und man muß von der Sache mit ganz irrigen Vorſtellungen erfüllt, oder von einer ganz mißverſtandenen Vaterlandsliebe beſeelt ſeyn, wenn man es dem Haupte der Liga, Maximilian von Bayern, als ein gräßliches Verſehen anrechnet, die Gelegenheit, ſein Stammhaus mit einem Königreich zu vergrößern, nicht benutzt, und ſeinen Vetter Friedrich nicht mit allen Kräften unterſtützt zu haben. Mit der Behauptung der Krone Böhmens, wenn Widerſacher gethan haben würden) die Umſtände, und trat in die Fußſtapfen des fränkiſchen Carl und des ſächſiſchen Otto, und andrer, welche (weil es ihnen glückte) die Nachwelt angeſtaunt und die Großen genannt hat; er wurde beſchuldigt. daß er unter dem Vorwand, Zeit zu gewinnen, und den Gang der Geſchäfte zu beſchleunigen, die allgemeinen Reichsverſammlungen eingehen laſſe, und daß er zur Entſcheidung der wichtigſten Reichsgegenſtände nur einzelne, von ihm abhängige, oder ihm ganz und gar ergebene Reichsſtände berufe; daß er nach ſeinem Belieben Fürſten ſchaffe, und Fürſten (wie die Herzoge von Mecklenburg) ungehört entſetze; daß er im Fall eines beſchloſſenen Machtvollzuges nicht durch Reichsfürſten, ſondern unmittelbar durch ſeine Hausſoldaten den Vollzug ins Werk ſetze, und daß mittels ſeiner Hausmacht das Reich nicht nur ganz von ſeiner perſönlichen Willkühr abhängig gemacht, ſondern daß ebendemſelben Reich ſogar zugemuthet werde, für eben jene Truppen, durch welche es vernichtet werden ſollte, den Sold zu bezahlen. Alle deutſche Fürſten, alle Reichslehen, große und kleine, alle Religionsfreiheit befände ſich, hieß es, in der Hand des Kaiſers.

Dieſe Erſcheinung ſetzte alle jene auswärtigen Höfe in Bewegung, welche allein in der Freiheit von Deutſchland, das iſt, in der geſetzmäßigen Selbſtſtändigkeit der Reichsſtände, in ihrer beſtimmten Unabhängigkeit von der Herrſchaft des Kaiſers, ihre Sicherheit ſahen; welche ſich erinnerten, daß Deutſchlands Macht in jenen Zeiten, da ſie unter den Ottonen und den erſten fränkiſchen Kaiſern unter Einem Herrn ſtand, und vereinigt wirkte, für alle europäiſchen Königreiche die weit umher gebietende Herrſcherin war. Niemand beherzigte dieſe Wahrheit mehr, als der größte Miniſter, welcher damals lebte, der Cardinal Richelieu; er ſah in der eben genannten Freiheit Deutſchlands die Sicherheit Frankreichs, und er unternahm alles, um in Deutſchland das Beginnen einer Verfaſſung zu zernichten, durch welche in Frankreich die Könige, indem ſie durch wohlgenutzte Zufälle die vornehmſten franzöſiſchen Reichslehen an ihre Krone brachten, und dieſe erblich machten, mächtige Herren geworden ſind.

Mehrere Urſachen vereinigten ſich, daß der dreißigjährige Krieg mit einer Wuth und der Churfürſt Friedrich ſelbe durchgeſetzt hätte, würde ferner nicht nur die Stimmenmehrheit der katholiſchen Churfürſten aufgehört, ſondern alle katholiſchen Fürſten in Deutſchland würden ſich die Gefahr zugezogen haben, mit dem Verfall des kaiſerlichen Erzhauſes und des kaiſerlichen Anſehens alles Gleichgewicht gegen die proteſtantiſchen Fürſten, und in kurzer Zeit wohl gar ihre Länder zu verlieren. Wer einmal eine überlegene Macht, über welche keine Einrede etwas vermag, beſitzt, bedient ſich, wie die Geſchichte lehrt, in der Regel, ſeiner Macht. Das haben dann auch im gegentheiligen Falle die Proteſtanten von dem Augenblicke an erfahren, als Kaiſer Ferdinand über ſie jenes Uebergewicht, nach welchem ſie in einer glücklichen Lage, mit gleicher Begierde, geſtrebt haben würden, erhielt.

Noch ehe König Ferdinand dahin gekommen war, mit dem Tone eines unumſchränkten Gebieters ſprechen zu können, handelte er ſchon mit dem Geiſte eines ſolchen; er begnügte ſich nicht, ſeinen Gegner aus Böhmen vertrieben zu haben; er ſetzte nicht nur den Krieg ſelbſt in den Stammländern Friedrichs fort (wozu ihn freilich die fortgeſetzten Aeußerungen Friedrichs und ſeiner Freunde, welche nicht abließen, von der Wiedereroberung Böhmens zu ſprechen, aufmunterten); ſondern er behandelte ihn als Reichsvaſallen, ächtete ihn als einen ſolchen, und nahm ihm in Bezug auf ſeine Acht, ohne Beiziehung und Einwilligung der verſammelten Reichsſtände ſeine Stammländer und die Churwürde ab, ihm und ſeinen Kindern und Stammvettern, welche nichts verbrochen hatten.

Dieſes auſſerordentliche Verfahren verſchaffte dem Friedrich in und auſſer Deutſchland auſſerordentliche Freunde, und die Abſichten, die Bündniſſe dieſer Freunde unter ſich, die Bewegungen einiger derſelben im nördlichen Deutſchland gaben dem Kaiſer Ferdinand II. die ſchönſte Veranlaſſung, die urſprünglichen Urſachen des Krieges für fortdauernd, und mithin die Fortſetzung des Krieges ſeiner Seits für Nothwehr zu erklären, und die nördlichen deutſchen Länder zu überfallen. Da Ferdinand auch hier von gebeugten Fürſten umgeben, allein noch aufrecht ſtand, ſprach und handelte er als unumſchränkter Gebieter und Herr; er benutzte (was an ſeiner Stelle die meiſten ſeiner Raſerei geführt wurde, von welcher man in Deutſchland bis dahin kein Beiſpiel hatte.

Schon der Umſtand, daß die Soldaten aller Theile unmittelbar für die Religion zu fechten glaubten, trug dazu bei, ihr Benehmen gegen ihren Gegner härter zu machen. Aber damals waren nicht nur die Sitten der gemeinen Leute ohne Vergleich roher und gefühlloſer, als jetzt, ſondern die Begriffe und Gefühle ſelbſt derjenigen, bei denen man einige Empfindungen wenigſtens für den Wohlſtand voraus zu ſetzen berechtigt iſt, waren es; wie man denn z. B. nicht ohne Erſtaunen und Entſetzen leſen kann, daß man bei der peinlichen Exekution zu Prag 1621 dem berühmten Profeſſor der Arzneikunſt, Kanzler und Rektor der Univerſität Jeſſenius vor der Hinrichtung die Zunge aus dem Hals geriſſen, oder daß man einem Diener des Bürgermeiſters die Zunge eine Stunde lang an den Galgen (wovon derſelbe ſterben mußte) angenagelt habe. Während des dreißigjährigen Krieges focht zuletzt eine ganz eigene Art von Soldaten; Schaaren nämlich von ſolchen Leuten, welche, da ſie um alles gekommen waren, um ihre Weiber und Kinder, um ihr Haus und um ihr Vaterland, betäubt von Schmerzen, Grimm und Wuth mit einer Lanze auf der Schulter herumirrten, und auf den Wink eines Jeden, der ihnen eine Löhnung verſprach, in Biß und Riß ſich ſtürzten. Das Entſetzlichſte dabei war, daß die Löhnung nicht ſelten in nichts anderem beſtand, als geradezu in der Freiheit, ſich ſelbe durch Raub und Mord gleichwohl ſelbſt zu verſchaffen. Die bitterſte Noth und die Verzweiflung machten, daß am Ende wohl auch Hausväter und Söhne einſt unbeſcholtener Familien dem Raubgeſindel ſich beigeſellten, und daß ſie an andern eben die Mißhandlungen, durch welche ſie zu Grund gerichtet wurden, verübten. Daher es dann auch kam, daß, wenn ſolche Truppen zu tauſenden niedergemetzelt wurden, ſogleich wieder eben ſo viele neue tauſende ſich einſtellten. Es war eine lautere Vertilgung und Ausrottung. Ganz Deutſchland ſtand oft von einem Ende zum andern in Brand, und von der deutſchen Volksmenge blieb zuletzt kaum der dritte Theil noch übrig. Der Ackerbau, der Handel, Künſte und Gewerbe wurden zerſtört; und wo einſt gutbeſtellte Aecker und Felder blühten, da entſtanden gräßliche Wälder, von Wölfen und Bären bewohnt. Manche Dinge, welche damals fielen, ſind bis dieſe Stunde nicht wieder empor gekommen, und man hat Mühe, den hiſtoriſchen Nachrichten vom ehemaligen Wohlſtand mancher Gewerbszweige

Glauben beizumeſſen, und in den Ruinen und den kärglich vorhandenen Fußſtapfen die weltgeprieſenen Herrlichkeiten glücklicherer Vorältern zu erkennen.

Sonſt lehren uns auch die Abwechslungen des Glückes, mit welchen bald dieſe, bald jene Feldherren begünſtigt wurden, was im Kriege der Zuſall, die Kunſt und Geſchicklichkeit, was die Gegenwart des Geiſtes und ſchnelle Einfälle durchſetzen; oder was Unwiſſenheit, Schwächlichkeit des Geiſtes, Eigendünkel, Einbildung und Voreiligkeit verderben. Die Feldzüge und Schlachten, welche im dreißigjährigen Kriege vorfielen, müßten, wenn die Urſachen, warum ſie gewonnen oder verloren worden, genau angegeben würden, ein Buch für die Nachwelt, ſo lange ſie Waffen führen wird, ſeyn. Auch werden ächte Schilderungen der großen Feldherren und Staatsmänner, welche auf die Vorfälle und Veränderungen der Dinge den vorzüglichſten Einfluß hatten, für jeden Staatsmann und Feldherrn ein vortreffliches Handbuch ſeyn.

Geſchichte
des
dreiſsigjährigen Krieges.

§. 1.

Als ſich ſeit dem Jahre 1517 einige Deutſche von der katholiſchen Kirche und deren Oberhaupt, dem römiſchen Pabſte, trennten, erklärte Kaiſer Carl V. die Anhänger der neuen, im Weſentlichen von der katholiſchen Religion abweichenden Lehren, und zumal den Urheber derſelben, Martin Luther, auf einem im J. 1521 zu Worms gehaltenen Reichstage in die Acht, und erließ darüber ein beſonderes Edikt, welches aber ſo wenig zum Vollzug kam, daß, als auf einem andern, im Jahre

1529 zu Speyer gehaltenen Reichstage durch die Mehrheit der Stimmen, welche ſich auf der Seite der katholiſchen Reichsſtände befand, die lutheriſche Lehre wiederholt verboten wurde, die dieſer Lehre ergebenen Stände ſogleich eine Proteſtation wider den von den Katholiſchen bewirkten Reichstagsſchluß einlegten. Ein geſchärfteres Edikt, das Kaiſer Carl V. auf einem Reichstag zu Augsburg 1530 wider die neuen Lehren erließ, hatte die Folge, daß die wider ſolche Beſchlüſſe ein für allemal proteſtirenden Stände noch im nämlichen Jahre zu Schmalkalden in der Grafſchaft Henneberg, ein Schutzbündniß unter ſich errichteten, und mithin die erſte Trennung von ihren (katholiſchen) Mitſtänden begannen. Die von Kaiſer Carl V. im Jahre 1531, bloß mit Beiziehung der Churfürſten veranlaßte Wahl ſeines Bruders Ferdinand zum römiſchen Könige brachte jene proteſtirenden Stände vollends auf den Einfall, ſich um Unterſtützung wider eigenmächtige Unternehmungen des Kaiſers an die Höfe von Frankreich und England zu wenden, welchen jede Gelegenheit, ſich ein bedeutendes Anſehen in Deutſchland geben, und dieſes durch ſeine Veruneinigung ſchwächen zu können, ganz willkommen war. Der Kaiſer fand ſich auch bald darauf, (1532 zu Nürnberg) genöthigt, einen (den erſten) Religionsfrieden zu bewilligen, deſſen Hauptinhalt war, daß die Proteſtanten, bis zur Entſcheidung der nächſten allgemeinen Kirchenverſammlung, keine weitere Neuerung vornehmen ſollten. So wie aber den Proteſtanten die Zumuthung, ein Urtheil der römiſch katholiſchen Geiſtlichkeit in Glaubensſachen erkennen zu ſollen, eben ſo unerträglich war, als dem Kaiſer und den katholiſchen Fürſten der Gedanke an eine gänzliche Freiſtellung: ſo kam es zwiſchen dieſen letztern, und den ſchmalkaldiſchen Verbündeten bald zu einem offenen Kriege, in welchem der Kaiſer einige Zeit ſiegte, und ſogleich den gebietenden Ton eines Siegers anſtimmte, bald darauf aber vom widrigen Glücke überfallen wurde, und, was er nicht verſagen konnte, wieder bewilligte. Vermöge eines zu Paſſau 1552 geſchloſſenen Vertrages wurde endlich auf einem, im Jahre 1555 zu Augsburg verſammelten Reichstag auf ewige Zeiten ein Religionsfriede feſtgeſetzt, im Weſentlichen des Inhalts, daß den Bekennern der lutheriſchen Lehre eine vollkommene Gewiſſensfreiheit, und mit ihr jedes bürgerliche, den Katholiken zukommende Recht, dann auch der ungekränkte Beſitz der (ehmals katholiſchen) Kirchengüter, welche von ihnen, vor dem Vertrage zu Paſſau, eingezogen worden wären, eingeräumt; ferner, daß zwar allen Reichsunterthanen, welche ſich von der Religion ihres Landesfürſten trennen wollten, mit ihrem Hab und Gut auszuwandern erlaubt, ein katholiſcher Geiſtlicher aber, wenn er die katholiſche Religion verlaſſen wollte, zugleich auch ſeine Präbende, nämlich ein Biſchof ſein Bisthum, ein Domherr ſein Kanonikat, ein Pfarrer ſeine Pfarr zu verlaſſen ſchuldig ſeyn ſollte. Wider dieſen letzten Artikel und Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum) welchen, auf Bitten der katholiſchen geiſtlichen Reichsfürſten, Kaiſer Ferdinand eingeſchaltet hatte, legten die proteſtantiſchen Reichsſtände nicht nur eine ausdrückliche Verwahrung ein, ſondern ſie hielten ſich ſo wenig an denſelben, daß ſie von Zeit zu Zeit katholiſche Stifte, mit welchen nicht nur große Einkünfte, ſondern beträchtliche Reichsländer, Würden und Stimmen verbunden waren, an ſich brachten, und dabei fuhren ſie ununterbrochen fort, auf allen Reichstagen, welche von den Kaiſern Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II. und Mathias zuſammenberufen wurden, wider jenen Vorbehalt ihre Einwendungen zu wiederholen, und überhaupt auf eine neue Erklärung des augsburgiſchen Religionsfriedens zu bringen. In denjenigen Ländern und Reichsſtädten, in welchen vor dem Religionsfrieden die Landesfürſten, oder Bürger und Magiſtrate zur neuen Lehre ſich bekannt hatten, wurden (gemäß einer, in der Natur der Sache gegründeten Folge) die Bekenner der neuen Lehre vorzugsweiſe begünſtigt, und entgegen die katholiſchen Unterthanen und Einwohner unaufhörlich verhöhnt, gekränkt, geneckt und hintangeſetzt, oder zur Auswanderung gezwungen.

Die katholiſchen Fürſten und Stände waren und blieben nicht weniger wachſam, und wo ſie konnten, thätig; und, indem ſie auf dem Grundſatz, „daß Bisthümer, Kanonikate, Kirchen und milde Stiftungen, als nachdem ſolche von Katholiken nur für Bekenner des katholiſchen Glaubens geſtiftet, erbaut, begütert, und von dieſen ſeit Jahrhunderten hergebracht, und im rechtlichen Schutz der Reichsverfaſſung gegründet wären, allein den Katholiken geſetzlich zuſtänden“, unerſchütterlich beharrten, ſo lehnten ſie alle Zudringlichkeiten der Proteſtanten ſtandhaft von ſich ab; und wo es in ihrer Macht ſtand, einem zumal geiſtlichen Reichsſtand, welcher die katholiſche Religion verließ, und geiſtliche Stiftungen für ſich oder ſeine Glaubensgenoſſen einzog, oder ſich, ungeachtet der veränderten Religion, bei denſelben, und den damit vereinigten Würden und Vorrechten behaupten wollte, die eingezogenen geiſtlichen Güter, Kirchen und Präbenden abzunehmen, ſo verſäumten ſie keine Gelegenheit, unter einer gegebnen Vollmacht, und dem Schutze des Kaiſers, ihre Anſprüche hervorzunehmen, und den Bekennern ihrer, der altkatholiſchen, Religion, alles, was ihr entrückt worden ſeyn mochte, wieder einzuräumen. Dieſes war, unter vielen andern, beſonders der Fall mit dem Erzbiſchofe und Churfürſten von Cöln, Gebhard, welcher wegen ſeiner Religionsveränderung entſetzt, und an ſeine Stelle ein katholiſcher Nachfolger hergeſtellt worden war, was vielleicht von den proteſtantiſchen Fürſten und Ständen, nachdem es für ſie äußerſt erwünſcht ſeyn mußte, die Zahl nicht katholiſcher Churfürſten um einen vermehrt zu ſehen, nicht ſo ganz ruhig zugelaſſen worden ſeyn dürfte, wenn nicht wieder ſelbſt in der Religion, zu welcher ſich Gebhard bekannte, ein Umſtand, der ihnen viel Bedenken verurſachte, enthalten geweſen wäre.

Jener Gebhard nämlich ergriff nicht die von Luther aufgeſtellte, ſondern die von einem Franzoſen, Calvin, auf die Bahn gebrachte Religion, welche zwar von dem allen nicht katholiſchen Deutſchen gemeinſchaftlichen Grundſatze, daß in Glaubensdingen jeder ſich nach ſeinen Begriffen und Einſichten reformiren könne, ausgegangen, aber gleichwohl im Jahre 1555, da zu Augsburg der Religionsfriede errichtet wurde, in Deutſchland noch wenig bekannt, oder ausgebreitet, mithin in jenem Frieden nicht miteingeſchloſſen worden war. Was die Katholiken den Proteſtanten zur Laſt legten, daß ſie noch nach jenem Frieden katholiſche Kirchengüter an ſich riſſen, darüber mußten im Falle, wenn abermals eine neue Religion in deutſchen Landen geduldet werden ſollte, nunmehr auch die Proteſtanten in Sorgen ſtehen, und gewärtig ſeyn, daß auch ihnen von den neuen Reformirern Kirchen und geiſtliche Güter entwendet, und daß proteſtantiſche Glaubensgenoſſen mißhandelt, und wider ihr Gewiſſen genöthiget werden möchten, fremden Glaubensformeln zu huldigen; ein Fall der in kurzer Zeit auch nur zu bald eintraf, und frommen proteſtantiſchen Fürſten ein ſolcher Greuel war, daß ſie nicht ſelten in die Nothwendigkeit verſetzt zu ſeyn glaubten, mit katholiſchen Fürſten wider jene neuen Reformirer gemeinſchaftlich zu handeln, und ſich mittels ihrer Mithülfe wider Neuerungen zu verwahren. Aber die Klugheit, mit welcher ſogleich der erſte, der calviniſchen, oder reformirten Religion ergebene Reichsſtand, der Churfürſt Friederich III. von der Rheinpfalz auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 öffentlich auftrat, das Anſehen und die Macht des churpfälziſchen Hauſes, die raſtloſe und ſinnreiche Thätigkeit, und die inſtändigen, unaufhörlichen

Betheurungen der Prinzen dieſes Hauſes, daß man katholiſcher und zumal öſterreichiſcher Seits im ganzen Ernſte alles dahin anlege, nicht bloß nur die calviniſche, ſondern auch die lutheriſche Religion zu unterdrücken, verſchafften denſelben bald bei verſchiednen, dieſer letztern Religion ergebnen, Fürſten und Reichsſtänden ein günſtiges Gehör, woraus allmälig gleiche Sorgen, gleiche Angelegenheiten und Vereinigungen, gleiche Beſchwerden, Vorſchläge und Forderungen entſtanden, woraus verbrüderte Zuſammenſtimmungen und endlich im J. 1608 eine Union und förmlicher Fürſtenbund hervorging, welcher, wenn gleich nicht alle proteſtantiſche Fürſten und Reichsſtände mit ihm vereinigt waren, doch ſchon an ſich ſehr mächtig, dann bei dem Geiſt der Schwärmerei, welcher ſeine Maſchine trieb, ungemein kräftig, und vollends durch Einwirkungen und Unterſtützungen auswärtiger Höfe, vorzüglich des franzöſiſchen im höchſten Grade ernſthaft werden mußte. Der Churfürſt Friedrich IV. von der Pfalz war das Haupt dieſer Union.

Die gemeinſchaftliche, allgemeine Abſicht der lutheriſchen und calviniſchen Stände, welche jener Union beitraten, war, ſich in einer unbedingten Religionsfreiheit, einer ſolchen Freiheit, die ſich nicht bloß auf ein, von jedem fremden Einfluß unabhängiges Gewiſſen eines jeden Mitglieds, ſondern auch auf bürgerliche und politiſche Rechte erſtrecken ſollte, zu behaupten, dergeſtalt, daß ein katholiſcher Fürſtbiſchof die katholiſche Religion mit einer andern verwechſeln, und dennoch wie zuvor, alle ſeinem Bisthum zuſtändige Vortheile, Nutzungen und reichsſtändige Gerechtſame behalten, zwar nicht mehr die Verrichtungen eines katholiſchen Biſchofes fortſetzen, aber dieſe durch einen andern verrichten laſſen, und ſich im ungetheilten Genuß der Einkünfte ſollte befinden können. Um ſo mehr ſollte es einzelnen Kapitularen der Chorſtifter, oder geſammten Kapiteln frei ſtehen, die katholiſche Religion zu verändern, ſich zu verheirathen, und doch dabei im Beſitz und Genuß der urſprünglich für katholiſche Geiſtliche errichteten Stifter zu verbleiben. Ferner ſollten nichtkatholiſche Stände die Freiheit haben, ihre katholiſchen Unterthanen zu reformiren, die katholiſchen Kirchengebäude, Klöſter und Stiftungen mit andern Religionsverwandten zu theilen, oder dieſen vollends einzuräumen, was mit den Grundſätzen, welche man proteſtantiſcher Seits aufſtellte, daß die Gewiſſensfreiheit ungekränkt ſeyn müſſe, freilich ganz und gar nicht vereinbar, aber mit der Selbſtſüchtigkeit und den Hausvortheilen der Fürſten deſto enger verbunden war. Ueberhaupt waren die Folgen und Ausſichten, welche die nichtkatholiſchen Fürſten bei einer unbedingten Freiſtellung der Religion, mit der unverrückten Beibehaltung aller reichsſtändiſchen Gerechtſamen in der Zukunft ſich darſtellten, unendlich erfreulich; denn mit jedem Uebertritt eines katholiſchen Fürſtbiſchofes zur proteſtantiſchen oder reformirten Religion mußte für dieſe auf den Reichstagen eine vermehrte Reichsſtimme erwachſen; und hätte ein Erzbiſchof und Churfürſt von Mainz, Trier, oder Cöln den Einfall bekommen, von der katholiſchen Religion auszutreten, ſo hätte ſich auf der nichtkatholiſchen Seite die Mehrheit der Churſtimmen, und mit dieſer der Fall ergeben, daß zum Kaiſer ein proteſtantiſcher Fürſt gewählt worden ſeyn möchte, welcher dann ſeine Religionsverwandten mit eben dem Eifer, mit welchem der katholiſche Kaiſer die Katholiken ſchützte, unterſtützt, und der bis dahin beſtandnen Reichsverfaſſung eine ganz veränderte Geſtalt verſchafft haben dürfte.

Sollte nun aber jene, höchſt wichtige Freiſtellung in ihrem völligen Umfange errungen, geſetzlich befeſtigt, und im ganzen deutſchen Reich verallgemeinet werden: ſo mußte man ſich vor allen Dingen derjenigen höchſten Gewalt, von deren förmlicher Entſcheidung oder ſtillſchweigender Bewilligung alles abhieng, wie immer, bemächtigen. Seit der Entſtehung der Reformation ſahen die deutſchen Reichsſtände bei ihren allgemeinen Verſammlungen auf eine Eigenſchaft ihrer Mitſtände, von der man ehmals nichts wußte, nämlich — auf die Religion. Die katholiſchen Stände wachten mit reger Eiferſucht dafür, daß proteſtantiſchen Ständen nichts, was ihre Religion begünſtigte, eingeräumt werden möchte. Mit einer gleichen Sorgfalt beeiferten ſich dieſe, und nahmen Liſt und Trotz zu Hülfe, ſich in Reichsſachen ein bedeutendes Gewicht und Anſehen zu verſchaffen. Sie drangen auch unabläſſig darauf, daß die Beiſitzer bei dem Reichskammergericht, und ſo auch bei dem Reichshofrath ſowohl von Katholiken, als Proteſtanten in gleicher Zahl gewählt werden ſollten; aber der für ſie unabwendbare, und ihnen höchſt fürchterliche Umſtand blieb noch immer unverrückt, der Umſtand nämlich, daß auf Reichstagen, deren Abſchieden ſich jeder Reichsſtand fügen ſollte, die Zahl der katholiſchen Stimmengeber jene der Proteſtanten bei weitem übertraf. Weil hier nun ſchlechterdings, zumal wenn deutſche Fürſtbiſchöfe, gemäß der Behauptung der Katholiſchen, ſtets und immer treue Anhänger der katholiſchen Religion bleiben, oder ihre Bisthümer verlaſſen müßten, keine Hoffnung zu einer einsmaligen Abänderung vorhanden war: ſo blieb den unirten Fürſten, nachdem ſie nun einmal feſt entſchloſſen waren, ihre Abſichten durchzuſetzen, nichts übrig, als die Reichsverfaſſung ſelbſt anzugreifen, und die Mehrheit der Stimmen für eben nicht verbindlich zu erklären, was bereits im Jahre 1597 bei einer Verſammlung jener Fürſten in Vortrag kam. Zu gleicher Zeit ſuchten ſie ihre Stimmen dadurch, daß ſich Prinzen eben deſſelben Hauſes in ihre Stammgüter nutznießlich vertheilten, zu vervielfältigen, und überhaupt gewann es das Anſehen, daß die unirten Herren ſich kein Bedenken machen würden, nicht bloß ſolche Sachen, welche mit ihren Religionen in einigem Verband ſtanden, oder zur Beforderung derſelben dienten, in ihren Schutz zu nehmen, ſondern auch in ganz profanen Streitigkeiten, wenn ihre Glaubensgenoſſen darein verwickelt würden, als Entſcheider aufzutreten, ſo bald ſie ſich mächtig genug ſehen würden, als ſolche erſcheinen zu können. Keine bis dahin beſtandene Reichsverfaſſung, kein Reichsfriede, oder Reichsſchluß dürfte ferner eines ſichern Beſtandes ſich zu erfreuen gehabt, und zuletzt dürften die katholiſchen Fürſten des ſüdlichen und weſtlichen Deutſchlands vollends die Oberherrlichkeit über ihre Stände und Unterthanen verloren haben, ſo bald es dieſen eingefallen wäre, lutheriſch oder calviniſch zu werden, dann katholiſche Stifter, Pfarren, Klöſter an ſich zu ziehen, und mit dem Beiſtand der unirten Fürſten, welchen zu leiſten dieſe nie ermangelt haben würden, zu drohen. Ausſichten und Hoffnungen ſolcher Art mögen es auch geweſen ſeyn, wodurch endlich auch proteſtantiſche Fürſten ſich verleiten ließen, ſich mit den Calviniſten, ungeachtet ihrer Abneigung wider dieſelben, zu verbinden, und ihre Vortheile mit den Vortheilen derſelben für unzertrennlich zu halten. Was übrigens den Ernſt und Eifer, mit welchem die Unirten zu Werke gingen, betrifft: ſo ſtand ihnen bereits durch ihre gemeinſchaftlichen Mitwirkungen eine zahlreiche und wohlausgerüſtete Armee zu Gebot, und zwar eine Armee, welche mit einem unendlichen Groll, Haß und Verachtung gegen die Katholiken erfüllt war.

So ſahen und betrachteten die Katholiken das Thun und Treiben der nichtkatholiſchen Herren, und die Vorgänge und Erſcheinungen wurden ihnen endlich zu wichtig, als daß ſie nicht auch ihrer Seits auf gemeinſchaftliche Gegenanſtalten hätten denken ſollen. Nicht nur geiſtliche Fürſten, welche ſich im Fall, daß die Union die Oberhand erhalten ſollte, ihr Schickſal leicht vorher ſagen konnten, ſondern auch die weltlichen, welche in jenem Fall fürchten mußten, ſtatt des Kaiſers die Union zu ihrem Oberhaupt zu bekommen, wurden äußerſt beſorgt, und dachten auf ein gemeinſchaftliches Verſtändniß, deſſen Zweck im allgemeinen dahin gerichtet ſeyn ſollte, den feierlich errichteten Religionsfrieden vom J. 1555 zu beſchützen, und die deutſche Reichsverfaſſung bei ihrer geſetzlichen Kraft und Verbindlichkeit zu erhalten. Der Herzog Maximilian I. von Bayern machte mit einer ſolchen Anſtalt den Anfang, indem er im J. 1609 mit einigen gleichgeſinnten Fürſten in ſeiner Reſidenzſtadt München eine Liga oder ein Bündniß, deſſen Mitglieder ſich mit dem Fortſchritt der Zeit und den Gefahren vermehrten, errichtete. Dieſes Bündniß wurde keineswegs für die Hausangelegenheiten des Erzhauſes Oeſterreich errichtet, und es iſt daher ein recht häßlicher Irrthum, (von dem man wenigſtens zu einer Zeit, in welcher man von ſo vielen andern Vorurtheilen zurückgekommen ſeyn will, zurückkommen ſoll) wenn man in öffentlichen Schriften noch immer fortfährt, den bayeriſchen Herzog und Anführer der Liga als einen blinden Diener des Erzhauſes Oeſterreich und der Geiſtlichkeit zu ſchildern. Die verbündeten Fürſten der Liga richteten zuerſt ihre Abſicht allein auf die Erhaltung des geſetzlichen Anſehens des Kaiſers, mit welchem ihre eigne Erhaltung und die Sicherheit ihrer reichsſtändiſchen Rechte innigſt verbunden war. Man müßte, ſagten ſie ſich, entweder alles aufgeben, allen Reichsverband auflöſen, und das deutſche Reich in einen Zuſtand ohne Geſetz, Kraft und Sicherheit verfallen laſſen, oder man müßte ſich mit aller Anſtrengung dahin verwenden, daß die Beſchlüſſe der Reichstage geachtet, der Religions- und Profanfriede gehalten, daß ein Reichsoberhaupt mit dem, ihm durch die Geſetze beſtimmten Anſehen anerkannt, und ſeinen von der Mehrheit der Stimmen gebilligten Verfügungen nachgelebt würde. Daß der Kaiſer zugleich Erzherzog von Oeſterreich, und Beſitzer mächtiger Erbländer ſey, wußte Maximilian wohl, und daher ſchloß er ſeinen Fürſtenbund ohne Vorwiſſen des Kaiſers, und mit einer vollkommnen Unabhängigkeit von Oeſterreich, mit deſſen Prinzen er und ſeine Bundesgenoſſen ſchon gar nicht einmal in Verbindung ſtehen, ſondern dergeſtalt für ſich ſelbſtſtändig bleiben wollten, daß eine Entſchließung, ob und wann ſie ſich unmittelbar mit der Macht des Kaiſers vereinigen, oder wann ſie für die Aufrechthaltung des kaiſerlichen Anſehens ſich verwenden ſollten, ſtets von ihrem durchaus freien Gutbefinden abhangen, und daß ſie auch in dem Fall geeignete Maßregeln ſollten nehmen können, da ſich das kaiſerliche Erzhaus einer triumphirenden Uebermacht nähern, und ſich einfallen laſſen ſollte, nach einer höhern

Gewalt, als mit den Gerechtſamen der Reichsſtände verträglich wäre, zu ſtreben. Vermöge ſolcher Hinſichten weigerte ſich auch Maximilian bald nach der Entſtehung ſeines Fürſtenbundes, mit den Kräften deſſelben den Kaiſer zu unterſtützen, als dieſer ihn im J. 1610, da zwei damals proteſtantiſche Fürſten ſich im Beſitz der jülichſchen Lande mit Glück behaupteten, erſuchte, jenem Fürſten die Beſitzungen zu entreißen, indem man dem Kaiſer die Abſicht unterlegte, daß er ſelbſt geſinnt ſey, ſeine Erbſtaaten mit jenen Ländern zu vermehren. Wenn übrigens in der Folge und bei dem glückwechſelnden Fortlauf der Dinge manche Sachen eine andere Wendung nahmen, wenn manche nützliche Dienſte, welche Maximilian dem Erzhauſe Oeſterreich leiſtete, den Erfolg nicht hatten, den er zu erwarten berechtigt war: ſo ſind im Kriege, wo tauſend unvorhergeſehene Zufälle, und Ereigniſſe die Entwicklung des Streites beherrſchen, mißliche Schickſale und Erfahrungen keineswegs auch ſtets Beweiſe unkluger Maßregeln, und es bleibt ſchon überhaupt nichts unzuverläßiger und gewagter, als wenn man in Staatsſachen Ausgänge von Unternehmungen, oder auch ſelbſt Handlungen unmittelbar dazu benutzt, die geheimen Abſichten, und den Zweck des Handelnden zu beſtimmen.

Das Beiſpiel des Herzogs von Bayern veranlaßte auch andere ſüddeutſche katholiſche Fürſten, auf eine ähnliche Vereinigung bedacht zu ſeyn, und noch im nämlichen Jahre, da zu München die Liga entſtand, traten die drei geiſtlichen Churfürſten am Rhein mit mehreren rheinländiſchen Fürſten zuſammen, und errichteten einen Bund unter ſich, über welchen anfangs der mainziſche Churfürſt, Johann Schweickard, das Direktorium übernahm. Dieſer rheinländiſche Fürſtenbund legte mit dem oberländiſchen gleiche Abſichten zum Grunde, und ſtand, wiewohl er eine eigene Kaſſe, ſo wie ein eignes Oberhaupt hatte, mit den oberländiſchen Herren in einem gemeinſchaftlichen Einverſtändniß, welches ſich an dieſe, ſo wie die Gefahr zunahm, immer enger anſchloß, und zuletzt ſich derſelben, oder vielmehr ihrem Anführer, dem Herzog Maximilian mit einem unumſchränkten Zutrauen überließ. So wurde bei einer Zuſammenkunft der rheinländiſchen Herren zu Oberweſel im Jäner 1619, bei welcher ſie ihren Bund auf ſechs weitere Jahre erneuerten, und ihre wechſelſeitigen Anlagen beſtimmten, beſchloſſen, daß ihr Kriegsoberſter mit dem rheinländiſchen Bundesheer allenthalben dem oberländiſchen Bundesoberſten, dem Herzog von Bayern nämlich, untergeordnet ſeyn, und daß bei allen Unternehmungen bevor deſſen Einwilligung eingeholt werden ſollte. Maximilian hatte ſich auf alle Fälle bereits ſeit vielen Jahren in ſeinem eignen Lande vortrefflich vorbereitet, ſtand mit voller Macht ausgerüſtet da, und ſah auf die Anſtalten und Bewegungen der unirten Fürſten mit einem Ernſt hin, bei welchem es dieſe ſchwerlich gewagt haben dürften, ihre Forderungen mit einer offenbaren Kriegserklärung durchſetzen zu wollen. Auch ſind die eigentlichen Veranlaſſungen und erſten Vorfälle des dreißigjährigen Krieges, wiewohl ſie von Proteſtanten kamen, keinesweges von der Union gekommen.

§. II.

Die Proteſtanten in Böhmen nämlich hatten, was freilich an ihrer Stelle auch andere Religionsverwandte gethan haben würden, jede Gelegenheit benutzt, für die freie Ausübung ihrer Gottesdienſte, und für eine ungehinderte Vermehrung ihrer Glaubensgenoſſen eine dauerhafte Sicherheit, ja wo möglich, gleiche Rechte mit den Katholiken zu erhalten, und unter den Regierungen ihrer Könige (und deutſchen Kaiſer) Rudolphs II. und Mathias konnte es nicht fehlen, daß ſich die erwünſchteſten Gelegenheiten häufig darboten. Kaiſer Rudolph wurde von ſeinem Bruder Mathias, dieſer von ſeinem Anverwandten, Ferdinand, dergeſtalt in die Enge getrieben, daß ſich jene beiden Herren in die Nothwendigkeit verſetzt ſahen, wider ihre innere Neigung ihren proteſtantiſchen Ständen und Unterthanen, um ſich ihrer Treue und Anhänglichkeit zu verſichern, ſolche Bewilligungen, an welche ſie, außer dem Fall ihrer Beklemmung, ſchwerlich gedacht haben dürften, feierlich auszuſtellen, und der König (und Kaiſer) Rudolph ſtellte denſelben im J. 1609 einen, von ihm allein unterſchriebnen, mit dem großen Siegel bekräftigten Majeſtätsbrief aus, worin unter anderm vorkam: „Keine der beiden sub una und sub utraque, (nämlich die, welche das heil. Abendmahl unter einer, und die, welche es unter beiden Geſtalten empfiengen, unter den erſten wurden allein die Katholiken verſtanden, unter den letztern wollten auch die Proteſtanten verſtanden ſeyn) in Böhmen ſich befindenden Religionen ſollte die andere, wie ſchon in der Landesordnung 1532 befohlen, des Glaubens halber ſchänden oder läſtern, ſondern ſie ſollten vielmehr Freundſchaft gegen einander halten. Denen sub utraque werde die böhmiſche Confeſſion, bis zur gänzlichen Vereinigung der chriſtlichen Religions-Parteien gelaſſen, und die Uebung derſelben allen drei Ständen freigeſtellt. Das untere Conſiſtorium ſammt der

Univerſität zu Prag ſollte denen sub utraque wieder eingeräumt werden, und ſie gewiſſe Perſonen als Defenſoren derſelben zu ernennen, der König aber zu beſtätigen haben. Auch ſtehe denen sub utraque frei, nach Befinden noch mehrere Kirchen und Schulen zu bauen, und darin ihre Religion ungehindert auszuüben; wie ſie dann fernerhin niemand in Anſehung der Begräbniſſe auf den Gottes-Aeckern, des Läutens dabei u. ſ. w. zu bedrängen ſich unterſtehen ſolle. Gegen dieſen Brief ſollte aber keine andere Verordnung, ſie möge ausgehen von wem ſie wolle, gültig, und wer etwas dagegen unternehme, als ein Feind des allgemeinen Friedens zu beſtrafen ſeyn.“

Nachdem dieſer Majeſtätsbrief auf dem Rathhauſe zu Prag öffentlich geleſen, und in die Landtafel eingetragen worden, traten die Vornehmſten beider Religionen in der Landtagsſtube zuſammen, und machten auch unter ſich eine Vereinigung dahin: „daß die Katholiſchen ſich den Majeſtätsbrief gefallen laſſen; daß hingegen dieſelben im Geringſten nicht durch die sub utraque in Ausübung ihrer Religion geſtört werden ſollen; daß jeder Herr auf ſeinen eignen Herrſchaften, ſo wie auch insbeſondere der Kaiſer in den ſeinigen, Prieſter sub utraque, ſo er es nöthig finde, von dem Erzbiſchof geweihet, einſetzen könne. So hätten auch die Prager, und andere Städte des Reichs das Recht, ſich Prieſter sub utraque, noch nach der alten Art vom Erzbiſchof geweihet, zu halten. Das Begräbniß und Läuten dabei belangend, ſolle Keiner von der einen Religion in einer Kirche oder Pfarre der andern ohne Erlaubniß des Collators oder geiſtlichen Vorſtehers der Pfarre begraben werden dürfen, die dahin Zehend- oder Zinspflichtigen ausgenommen, bei denen es keiner Erlaubniß bedürfe. Wo aber die sub utraque in den königlichen Städten, oder Herrſchaften, noch keine Kirchen oder Begräbnißorte hätten, möchten ſie ſich ſolche anlegen. Wegen der Kirchen, die im Streit befangen, ſollen die, die jetzt im Beſitz ſind, von welcher Partei ſie ſeyen, auch darin ferner, bis zu Austrag der Sache, ruhig verbleiben. Schließlich werde dieſes alles auch vom Kaiſer beſtätigt, und ſollen hievon, als von dem Majeſtätsbrief, beiden Theilen beſiegelte Abſchriften zur Nachricht mitgetheilt werden."

König Mathias, als er im J. 1611 ſeinen Bruder Rudolph von der böhmiſchen Regierung vollends verdrängte, ſagte den Ständen von Böhmen die Beſtätigung aller ihnen in politiſchen und Religionsſachen ertheilten Freiheiten, Verträge und Verbündniſſe, namentlich auch vom J. 1609 feierlich zu, und König

Ferdinand ſtellte bei ſeiner Krönung zum böhmiſchen König im J. 1617 wegen der nämlichen Beſtätigung nicht weniger einen Revers aus. Allein ſchon im J. 1618 brachten bei einem zu Prag verſammelten Landtage ſämmtliche Unterthanen aller Stände sub utraque eine Klage vor, daß der, ihnen An. 1609 ertheilte Majeſtätsbrief nicht gehalten werde, indem ſowohl der Erzbiſchof von Prag denen zu Kloſter Grab, welche ſich zu den Böhmen sub utraque bekannt, und dann vollends die böhmiſche Confeſſion angenommen hätten, als auch der Abt von Braunau in der Stadt dieſes Namens den dortigen Proteſtanten den auf ihre Koſten unternommenen Kirchenbau, unter dem Vorwand, daß die in beiden Orten ſich befindenden Proteſtanten ihre Unterthanen ſeyen, einzuſtellen zugemuthet hätten; und die böhmiſchen Stände, nachdem ſie vom Kaiſer keine Antwort erhielten, befahlen den beſagten proteſtantiſchen Gemeinden, ſich durch keine Befehle ſchrecken zu laſſen, und den Bau fortzuſetzen. Die proteſtantiſchen Stände behaupteten nämlich, die Freiheit, Kirchen zu bauen, ſey den ſämmtlichen proteſtantiſchen Böhmen im Majeſtätsbrief und in der Vereinigungsurkunde vom J. 1609 unbedingt bewilliget worden, indem, wenn gleich darin nur „von königlichen Gütern und Herrſchaften eine namentliche

Meldung vorkäme, unter ſolchen alle im Königreich Böhmen vorhandene geiſtliche Güter zu verſtehen ſeyen. Die katholiſche Geiſtlichkeit verwarf dieſe Auslegung ein-für allemal, und im J. 1618 mußte der König (und Kaiſer) Mathias eine beſtimmte Entſcheidung geben. Mathias entſchied nach dem Sinne der katholiſchen Geiſtlichkeit, und der Erzbiſchof von Prag ſowohl, als der Abt zu Braunau erreichten ihren Zweck, und bemächtigten ſich der neuerbauten Kirchen. Die Einwendungen und Klagen der proteſtantiſchen Unterthanen wurden von ihren Grundherren nicht mehr gehört; aber dieſe Klagen wurden deſto mehr von andern proteſtantiſchen böhmiſchen Gemeinden beherziget, und als eine gemeinſchaftliche Angelegenheit ſämmtlicher Proteſtanten vorgeſtellt. Ihre Prediger verbreiteten auf den Kanzeln die nachtheiligſten Gerüchte über Gefahren, welche der proteſtantiſchen Religion bevorſtehen ſollten, und eine Flut von Flugſchriften, welche in ganz Böhmen vertheilt wurden, erhitzte die Gemüther durch Schmähungen wider den kaiſerlichen Hof, und wider die Katholiken überhaupt, welchen man nichts geringeres Schuld gab, als die feſte Abſicht, alles Proteſtantiſche auszurotten. Bald wurde aller Wohlſtand, alle Ehrfurcht gegen den kaiſerlichen Hof bei Seite geſetzt, und es kam endlich ſo weit, daß von einigen böhmiſchen Großen einige kaiſerliche Statthalter auf dem Schloß zu Prag gröblich mißhandelt, daß ſämmtliche entſetzt, und an ihrer Stelle dreißig proteſtantiſche Direktoren, welche das Königreich indeß verwalten ſollten, aufgeſtellt wurden. Ganz Böhmen (die Städte Budweiß, Krumau und Pilſen, deren Einwohner größtentheils katholiſch waren, ausgenommen) erklärte ſich für einen allgemeinen Aufſtand. Tauſende ergriffen die Waffen, welche das Glück anfangs begünſtigte. Einige ihrer Truppen waren bereits in Oeſterreich vorgedrungen, und bedrohten Wien, als Kaiſer Mathias den 20. März 1619 mit Tod abging. Das Glück ihrer erſten Unternehmungen machte ſie übermüthig, und in ihrem Vorhaben unbeugſam, und dieß um ſo mehr, als ſie ſich eines Theils Hoffnung machten, von den unirten Fürſten und andern ihnen geneigten, oder wenigſtens dem Hauſe Oeſterreich abgeneigten Mächten jede Unterſtützung erwarten zu dürfen, und anderer Seits fürchteten, von dem Nachfolger des Mathias allen nur erdenklichen Nachtheil, ja ihr gänzliches Verderben erwarten zu müſſen.

§. III.

Dieſer Nachfolger war Ferdinand, welchen ſie, wie oben vorkam, im J. 1617 noch bei Lebzeiten des Königs (und Kaiſers) Mathias, der ihn an Kindes Statt annahm, zu ihrem König gewählt, und gekrönt hatten. Ferdinand (den 9. Juli 1578 zu Grätz geboren) war ein Enkel Kaiſer Ferdinands I., ein Sohn des Erzherzogs Carl von Inneröſterreich (Steyermark, Kärnthen und Krain) dann der Maria, einer Tochter Herzog Alberts V., und Schweſter Wilhelms V. von Bayern, und wurde im zwölften Jahr ſeines Alters, nämlich nach dem im J. 1590 erfolgten Tode ſeines Vaters, von ſeiner frommen Mutter an ihren Bruder (er war Mitvormund) geſchickt, welcher ihn ſogleich nach der hohen Schule Ingolſtadt führen, und daſelbſt einige Jahre ganz nach ſeinen Grundſätzen und Abſichten erziehen ließ. Die bayeriſchen Herzoge, welchen die Erhaltung der katholiſchen Religion in Süddeutſchland vorzüglich zuzuſchreiben iſt, hatten ſichs vom erſten Augenblick, da unter den Deutſchen eine Verſchiedenheit von Religionsmeinungen begann, zum unverbrüchlichen Geſetz gemacht, in ihrem Lande keine andere, als allein die katholiſche Religion zu dulden, indem ſie (außer ihrer Vorliebe zu dieſer Religion) die täglichen Erfahrungen andrer Länder, in welchen die in Religionsdingen verſchieden denkenden Unterthanen unaufhörliche Unruhen verurſachten, vor ſich ſahen, und ferner nicht den geringſten Begriff davon hatten, wie ein Land mit Einer Religion, mit Einer Denkungsart nicht eben ſo bevölkert, wirthſchaftlich, arbeitſam, erfinderiſch und reich ſeyn könne, als ein Land mit verſchiedenen Religionen. Ferdinand handelte, als er im J. 1596 die Regierung ſeiner Länder übernahm, ganz nach jenen und ähnlichen, ihm in Bayern eingeflößten Grundſätzen, und folgte dem Beiſpiel, mit welchem ihm hierin die Beherrſcher anderer öſterreichiſchen Länder vorleuchteten, mit einer Unerſchrockenheit und einem Eifer, bei dem er ſelbſt ihr Muſter wurde; wovon wir dann auch ſo viel nachholen müſſen, als nöthig ſeyn wird, um uns die Vorfälle, in welche Ferdinand eintrat, erklären zu können. Als in Oeſterreich die Proteſtanten ſich ſehr vermehrt, und vorzüglich viele Herren und Ritter die augsburgiſche Confeſſion angenommen hatten; ſo ertheilte ihnen Kaiſer Maximilian II. im J. 1568 und 1569 für ihre Perſonen und Hausgenoſſen die Freiheit, ſich in ihren Häuſern und Schlöſſern proteſtantiſche Prediger halten zu dürfen. In Wien, wo den proteſtantiſchen Herren und Rittern das Landſchafthaus für ihren Gottesdienſt angewieſen worden war, entſtanden darüber große Unannehmlichkeiten, und Kaiſer Rudolph II. nahm jene Freiheit zurück; ſein Bruder und Statthalter zu Wien und in Oeſterreich aber (Kaiſer Rudolph II. hatte ſeine gewöhnliche Reſidenz in Prag genommen) Erzherzog Erneſt ging noch weiter; indem er ein allgemeines Reformationsdekret ausgehen ließ, vermöge deſſen den Unterthanen aller erzherzoglichen Städte und Märkte befehlen wurde, nicht nur die proteſtantiſchen Prediger und Schullehrer, wo ſich welche fänden, unverzüglich zu entlaſſen, und dann ſich ſelbſt, entweder zur katholiſchen Religion zu bekennen, oder binnen einer beſtimmten Zeit die öſterreichiſchen Erblande zu räumen. Die proteſtantiſchen Unterthanen erklärten aber die ihnen vom Kaiſer Maximilian ertheilte Religionsfreiheit für ein Recht, die Aufhebung derſelben für eine unſtatthafte Gewaltthätigkeit, und leiſteten jenem Edikte in ſolchen Städten und Gemeinden, wo ſie ſich auf ihr Anſehen oder ihre Anzahl verlaſſen zu können glaubten, keine Folge. Sie ließen es dabei ſtets auf das äußerſte ankommen, und weigerten ſich z. B. ſchlechterdings, ihre Landesherren mit außerordentlichen Hülfsleiſtungen zu unterſtützen, ehe ſie ihnen die Religionsfreiheit wieder zugeſagt hätten. Dies geſchah dann auch von Zeit zu Zeit; und wiewohl es, wie bei den Inneröſterreichiſchen, ſtets nur für ihre Perſonen, und keineswegs für ihre Erben und Nachkommen geſchah: ſo dürfte doch auch dieſen letztern die nämliche Freiheit nicht verweigert worden ſeyn, wenn ſich ihre Voreltern mit gehöriger Ruhe und Klugheit darauf verſtanden hätten, in der Stille für ſich zu bleiben, was ſie zu ſeyn wünſchten; allein ſie ſuchten mit dem eiferſüchtigſten Beſtreben Katholiken an ſich zu ziehen, bauten, was die Oberöſterreicher thaten, in der Nähe erzherzoglicher Städte und Flecken lutheriſche Kirchen, und die proteſtantiſchen Landſtände ließen ſich ſogar beigehen, die Katholiken von allen landſchaftlichen Bedienungen auszuſchließen. Sie hielten, was z. B. in Wien geſchah, heimliche Zuſammenkünfte und Unterredungen, und machten Plane, deren Folgen den Katholiken nicht verborgen blieben, und welche ſie ebenfalls veranlaßten, auf thätige Gegenanſtalten bedacht zu ſeyn. Die Nation fing täglich mehr an, ſich in erhitzte Parteien zu trennen, und die Regierung fand für nothwendig, das Religionsweſen wieder in den Stand zurück zu ſetzen, bei welchem ſich ſeit mehr, als einem Jahrtauſend, von dieſer Seite alles in der ungeſtörteſten Ruhe befunden hatte. Der Statthalter Erneſt errichtete in Wien eine eigene Stadtgarde, welche die geheimen Verſammlungen der Proteſtanten beobachten, und ſie zerſtören ſollte, verbannte unkatholiſche Bücher aus den Buchläden, unkatholiſche Lehrer von der Univerſität, und übertrug die Entſcheidung geiſtlicher Händel, welche bis dahin der niederöſterreichiſchen Regierung überlaſſen war, den aus lauter Katholiken zuſammengeſetzten geheimen und Reichshofräthen; ja, da alle Bemühungen, die Proteſtanten zu ermüden, gerade einen entgegengeſetzten Erfolg hatten; ſo wurde im Jahre 1590 eine ordentliche katholiſche Gegenreformation, über deren Einleitung und Behandlung der berühmte Kleſel geſtellt wurde, errichtet. Das von einer ruhigen Klugheit eben nicht gebilligte Benehmen dieſer Gegenreformation verurſachte bald hier und da auf dem Lande betrübte Unruhen, welche, wie im Hundsrucksviertel in Oberöſterreich, wo viele tauſend Bauern aufſtanden, ernſthaft genug geworden, aber doch anfänglich ſo ziemlich wieder beigelegt worden ſind. Die ſchlimmſte Folge von Zuſammenrottungen des gemeinen Volks iſt immer dieſe, daß ſie dem Volke eine muthwillige Neigung zur Wiederholung derſelben einflößen, und es glauben machen, daß es die Macht habe, etwas, das ihm nach ſeinem Sinne bewilligt werden ſollte, und nicht bewilligt wird, durch ſeine Menge zu ertrotzen. Der Kaiſer hatte den Bauern, welche den eben erwähnten Aufſtand erregt hatten, eine förmliche Unterſuchung ihrer Beſchwerden, welche theils die vergeblichen Erpreſſungen ihrer Gutsherren und der Beamten, theils Religionsbedrückungen zum Gegenſtande hatten, bewilligt, und in ſolcher Hinſicht zu Prag eine eigne Kommiſſion angeordnet. Da dieſe Kommiſſion in der kurzen Zeit, wie es die Bauern verlangten, nicht entſchied: ſo kamen erſt die Bauern des oberöſterreichiſchen Mühlviertels auf den einhellig ausgeführten Einfall, nach den Städten und Märkten keine Lebensmittel weiter zu führen, und da der Kaiſer zu gleicher Zeit wegen der Gefahren eines türkiſchen Einfalls genöthigt wurde, eine Aushebung von Soldaten, und die in ſolchen Fällen gewöhnlichen Rüſtgelder zu beſtimmen, rotteten ſich 1597 ſogleich wieder erſt die Bauern im Mühl- und dann in andern Vierteln zuſammen, und ſtanden in einer Maſſe von mehr als zwanzig tauſend Mann da, welche ſchlechterdings alles nach ihrem Kopfe gerichtet haben wollten, katholiſche Pfarren mit ihren Paſtoren beſetzten, und herrſchaftliche Schlöſſer plünderten. Man errichtete in der Eile eine wohlbewehrte Mannſchaft, bemächtigte ſich überall und an einem Tage der Anführer, zerſtreute die Menge, ſetzte alles wieder in den vorigen Stand, und dämpfte auch dieſmal noch mit vielem Glücke eine Empörung, welche bereits in das dritte Jahr angehalten hatte. Mit der angefangenen Gegenreformation wurde indeß auf das thätigſte fortgefahren.

Ungleich raſcher und verfänglicher war der Erzherzog Ferdinand ſogleich beim Antritte ſeiner Regierung 1596 im (inneröſterreichiſchen) Steyermark, Kärnthen und Krain zu Werk gegangen, wiewohl ihm gerade in ſeinen Landen alle Umſtände riethen, recht ſehr behutſam zu gehen. Die meiſten Stände der drei Provinzen waren proteſtantiſch, ja ſelbſt die Miniſter, welche er zu Gräz vorfand, waren es, und in dieſer ſeiner Reſidenzſtadt befanden ſich (ſeine unmittelbaren Hofbedienten abgerechtet) nur noch drei katholiſche Perſonen. So waren, mehr und weniger, ſämmtliche Städte, Flecken und Dorfſchaften der drei Länder beſtellt. Ferdinand bemerkte mit einem mit dem lebhafteſten Unmuth vermiſchten Erſtaunen, daß nicht mehr er, ſondern die Mehrheit der proteſtantiſchen Landſtände Herr im Lande, und daß dieſen jeder, mit der Religion gefärbte Vorwand hinlänglich ſey, ihm ihre Herrſchaft auf eine unerträgliche Art fühlen zu laſſen, wie ſie dann eigenmächtig Geſandte auf den Reichstag geſchickt, mit Fürſten und Reichsſtänden Unterhandlungen gepflogen, und ſich bereits wie ſelbſtſtändig betragen hatten; er wußte, daß die von ſeinem Vater ertheilte Religionsfreiheit allein den Perſonen der damaligen Stände ertheilt worden ſey, und erinnerte ſich an das Benehmen des Herzogs von Bayern und andrer Reichsfürſten, welche, weil ſie ſtandhaft erklärt hatten, welcher Religion ihre Unterthanen zugethan ſeyn ſollten, wenn ſie ihre Unterthanen bleiben wollten, eine ungeſtörte Ruhe, und die unumſchränkteſte Achtung in ihren Ländern genoſſen; er erklärte demnach, daß jeder Unterthan zur katholiſchen Religion ſich bekennen, oder das Land räumen müßte: (die vom Herrn und Ritterſtand ausgenommen, die für ihre Perſonen, doch ohne Uebung ihrer Religion, im Lande bleiben durften) und nachdem er ſich vorerſt in eine zweckmäßige Verfaſſung geſetzt hatte, fing er im Jahre 1598 Ort für Ort zu reformiren an, und mit Güte und Ernſt ward ohne Blutvergießen binnen wenigen Jahren ſeine Abſicht erreicht.

In Ober- und Unteröſterreich wurde ebendieſelbe Abſicht, die Stände und Unterthanen wieder auf Eine Religion zurück zu führen, deſto weniger erreicht, und Mathias, nachdem er im J. 1608 den öſterreichiſchen, ſo wie den böhmiſchen Ständen, in der Abſicht, ſeinen

Bruder, den Kaiſer Rudolph zu ſtürzen, alle nur erdenkliche Verſprechungen gemacht hatte, wurde ſogleich im darauf gefolgten Jahre, durch Zeitumſtände genöthigt, mittelſt einer feierlichen Urkunde zu erklären, „daß den Herren und Ständen die freie Ausübung ihrer Religion in ihren Schlöſſern, Dörfern und Feſtungen, wiewohl in Städten nur in Privathäuſern, geſtattet; daß ihnen zu ihren Gottesdienſten drei Kirchen eingeräumt; daß die Rathsherren und andere Staatsbeamten von den Religionsverwandten beider Theile beſtellt werden, die Erbämter aber in ihrer vorigen Verfaſſung bleiben ſollten; daß ferner in den Städten die Beſetzung der öffentlichen Aemter bloß auf dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft, und nicht auf der Einwilligung oder Genehmigung des Hofes beruhen; daß in denſelben künftig keine Kirche geſperrt, ſondern jeder Partei die ihrigen ungeſtört gelaſſen werden; daß endlich den Bürgern die Freiheit, ihre Prediger zu beſtellen, und dieſen die Freiheit, Kranke zu beſuchen, und denſelben das Abendmal zu reichen geſtattet ſeyn ſoll.“

Wenn nun gleich dieſe Freiheiten darum, weil ſie in Zeiten der Noth bewilligt worden waren, nicht weniger feierliche, von einem Kaiſer gegebne Freiheiten waren und blieben: ſo wurden ſie gleichwohl ſchon im J. 1614 wieder größtentheils zurückgenommen, und den Städten und Flecken die freie Religionsübung eingeſtellt; allein die Zeit der Noth kehrte im J. 1618, da die, im Aufſtande begriffnen proteſtantiſchen Böhmen nach Oeſterreich rückten, wieder, und zwar dringender, als jemals zurück. Der Kaiſer Mathias, der ſich damals in Wien befand, ſchrieb nach dieſer Hauptſtadt unverzüglich einen Landtag der öſterreichiſchen Stände aus, und verlangte ihren Beiſtand wider die Böhmen. Nun waren dieſe Stände, von welchen der größte Theil proteſtantiſch geſinnt war, nicht weniger bereits ebenfalls von den Böhmen erſucht worden, ſich mit ihnen zur gemeinſamen Beſchützung der proteſtantiſchen Religion zu vereinigen, waren aber nicht nur noch nicht entſchloſſen, es ihrer Religion wegen mit den Böhmen zu halten; ſondern ſie waren vielmehr ſo ehrlich und gutmüthig, dem Kaiſer das Einladungsſchreiben der Böhmen zu zeigen; nur verlangten ſie eine neue Beſtätigung der ihnen im Jahre 1609 zugeſtandenen Religionsfreiheit, und vom Kaiſer erhielten ſie zwar keine alles erſchöpfende, aber dann doch eine beruhigende Verbeſcheidung; allein von ihren katholiſchen Mitſtänden, von welchen ſie eine beſtimmte Erklärung verlangten, daß auch ſie miteinſtimmen, und vor al=

len Dingen das verſprochne, unparteiiſche, zur Unterſuchung ihrer Beſchwerden anzuordnende Gericht befördern helfen wollten, konnten ſie ſo wenig eine befriedigende Antwort erhalten, daß ſie Anſtand nahmen, in dieſer zweifelhaften Lage ihrer Religionsangelegenheiten ſich auf einem Landtag zu verſammeln, und für eine Kriegsanſtalt wider die Böhmen zu ſtimmen, bei deren Unterdrückung ſie deſto mehr für ſich ſelbſt neue Bedrückungen fürchten zu müſſen glaubten; ja, da die Gefahr von der einen oder andern Seite in die Mitte genommen zu werden, ſtündlich größer wurde, verſammelten ſich die Stände Oberöſterreichs eigenmächtig zu Linz, und fingen zu gleicher Zeit an, den kaiſerlichen Truppen die Zufuhr zu ſperren, und gegen Paſſau und Bayern an verſchiednen Orten Schanzen und Verhaue zu errichten. Die nämliche Geſchichte ergab ſich auch in Mähren, und die auf einem Landtage verſammelten proteſtantiſchen Stände wollten nichts vom Abſtimmen hören, weil die katholiſchen von einer beſtimmten Zuſicherung ihrer Religionsfreiheiten ebenfalls nichts hören wollten. Auch die Schleſier und Lauſitzer waren wie die Böhmen und die proteſtantiſchen Stände der Mähren geſinnt; und damit ja das Maß der traurigſten Unglücksfälle und Verwirrungen voll werden möchte: ſo entſtanden auch in

Ungarn und Siebenbürgen, wo ebenfalls der größte Theil der Einwohner proteſtantiſch war, nicht weniger ſchreckliche Unruhen. Unter dem Kaiſer Mathias hatte ein gewiſſer Gabriel Bethlen, oder Bethlen Gabor ſich zum Fürſten von Siebenbürgen aufgeworfen, und unter den Schutz der Türken begeben. Nun trug zwar ſelbſt der Großſultan Achmet, nachdem er eben damals von Seite der Perſer und Araber genug zu thun fand, dem Kaiſer Mathias im Jahre 1615 einen für dieſen, eben ſo unverhofften, als vortheilhaften, zwanzigjährigen Waffenſtillſtand an, und im Jahre 1617 verglich ſich Kaiſer Mathias auch mit dem Bethlen, als Fürſten von Siebenbürgen, dahin, daß er des Kaiſers Hoheit, wegen einiger Geſpannſchaften erkennen, und ihm wider alle Feinde (den türkiſchen Kaiſer ausgenommen) beiſtehen ſollte. Allein Gabriel Bethlen war ein wüthender Calviniſt, der ſich ein eignes Geſchäft daraus machte, die Katholiken zu unterdrücken, und ihre Prieſter auf das grauſamſte zu morden; er benutzte das Mißvergnügen der in Ungarn herrſchenden proteſtantiſchen Partei, ſchlug mit ihrer Hülfe in mehrern blutigen Gefechten die unbeträchtlichen, für den Kaiſer ſtreitenden katholiſchen Truppen, und bemächtigte ſich in kurzer Zeit des Königreichs, wo ihn nachher die Mehrheit der

Stimmen ſogar zu ihrem Könige wählte. In dieſen entſetzlichen Umſtänden trat Ferdinand im März 1619 als Regent von Ländern auf, worin ſeine Regierung niemand, als der damals unbeträchtliche und ohnmächtige Theil der Katholiken anerkennen wollte und man gab ſich von allen Seiten um ſo mehr alle erdenkliche Mühe, ihn gleich anfangs niederzudrücken, und von aller Hülfe zu entblößen, je mehr man wußte, wie er beſchaffen, daß er nämlich ein Mann von Verſtand, Kenntniß und Muth, und von einer eben ſo raſch zu Werk gehenden, als unbeugſamen Entſchloſſenheit, und dabei ein der katholiſchen Religion, welche und keine andere er in ſeinen Landen zu ſehen wünſchte, mit dem flammendſten Eifer ergebener Fürſt ſey. Man fürchtete ihn, als einen Herrn von perſönlicher Ueberlegenheit, der beim Ausbruche der Unruhen in Böhmen, ſtatt beſtürzt zu werden, vielmehr freudig und muthig wurde, und ſeinem Bruder Mathias, an den König von Spanien zu ſchreiben, zumuthete: „Gott habe die böhmiſchen Unruhen ohne Zweifel verhängt, um dem Kaiſer endlich Gelegenheit zu geben, ſich auf einmal von der Knechtſchaft, darin er bisher gegen ſeine Unterthanen, ſonderlich die Proteſtanten geſtanden, zu erledigen, und ſein ganzes landesherrliches Anſehen zu erlangen, dazu aber Gewalt gebraucht werden müßte, und in den eingezogenen Gütern der Rebellen der Koſtenerſatz gefunden werden könnte."

Ferdinand wandte ſich zuerſt an die Oeſterreicher, und muthete ihnen zu, (denn ſein Vetter, und nächſter Erbe des Mathias, Erzherzog Albert hatte ihm das Land freiwillig abgetreten) ihm zu huldigen; allein die niederöſterreichiſchen Stände forderten vorerſt, daß ihnen Ferdinand im voraus feierlich ihre Religionsfreiheit beſtätigen, und dann ihren ſonſtigen Beſchwerden abhelfen, und beſonders die läſtigen Einquartierungen ſeiner, meiſt aus Ausländern zuſammengeſetzten Truppen, zurück nehmen ſollte. Die oberöſterreichiſchen Stände bemächtigten ſich nun gleich ſelbſt des Regiments, wollten ſo lange, bis erſt ihre Landesfreiheiten beſtätiget worden wären, nichts von einer Huldigung wiſſen, beſchwerten ſich über eine an ſie geſtellte Zumuthung, daß ſie fremden Völkern den Durchzug geſtatten ſollten, und verharrten, wie ihre niederöſterreichiſchen Mitſtände, unabweichlich auf ihrer Erklärung.

Bei den Böhmen lief die Sache ungleich ſtürmiſcher und ſchlimmer ab. Ferdinand hatte an denjenigen Herren, welche ſein Bruder

Mathias im Jahre 1617 bei ſeiner Abreiſe von Prag nach Wien als Statthalter aufſtellte, einen Befehl erlaſſen, in ihren ſtatthalteriſchen Verrichtungen fortzufahren, und übrigens allen Räthen und den vornehmſten Perſonen der Stadt Prag zu eröffnen, daß er (König Ferdinand) ſich ſeines, vor ſeiner Erwählung und Krönung beeidigten Verſprechens, binnen den erſten vier Wochen nach des Mathias Abſterben alle Rechte und Freiheiten der böhmiſchen Nation zu beſtätigen, und die Urkunde darüber dem Burggrafen zu Prag zuzuſchicken, wohl erinnere, und daß er nicht ſäumen werde, jenes Verſprechen pünktlichſt zu erfüllen, wie auch Friede, Liebe und Einigkeit unter allen ſeinen Unterthanen herzuſtellen. Auch den zu Prag verſammelten Perſonen aus allen dreien Ständen des Königreichs ſchrieb er: „Weil er, der König, nicht wenig Mißverſtand, Zerrüttung und Kriegsverfaſſung im Königreiche Böhmen befinde, und derowegen begierig ſey, allen ſolchen Mißverſtand in friedlichen Stand zu ſetzen, als ſollten ſie aus ihrem Mittel gewiſſe Perſonen an ſeinen Hof nach Wien abfertigen, und durch ſie ihre Nothdurft verbringen laſſen. Er ſey bereit, alles ſanftmüthig anzuhören, reiflich zu überlegen, und daran zu ſeyn, daß alles zu gutem Ende und friedlichem

Stand gebracht werde. Er habe auch zu dieſem Ende dem General Bucquoi befohlen, nichts Feindliches gegen die Stände und ihr Volk vorzunehmen; wie dann dieſer ſolches auch den ſtändiſchen Offizieren bekannt machen werde.“

Dieſe zuvorkommende, gefällige Erklärung des Ferdinand, und dann ein Blick auf die mißlichen Umſtände, in welchen ſich derſelbe damals befand, ließen den Böhmen, wenn ſie Verſöhnung und den Frieden gewünſcht hätten, nichts mehr zu wünſchen übrig, und es kam nur auf ſie an, den günſtigen Zeitpunkt zu benutzen, ſich ihre Freiheiten auf die feierlichſte Art beſtätigen, und durch die Bürgſchaft vermittelnder Fürſten, und ſelbſt der Union bekräftigen zu laſſen; aber die böhmiſchen Direktoren würdigten ihn nicht einmal, zu antworten; ſie boten den zwanzigſten Mann im ganzen Königreich auf, verbannten acht und zwanzig der angeſehenſten katholiſchen Herren, und erklärten drei und zwanzig andere aller Dienſte unfähig. Auch die böhmiſchen Generale, welchen der öſterreichiſche General Bucquoi anzeigte, daß er Befehl zum Waffenſtillſtand habe, ſetzten nicht nur die Feindſeligkeiten fort, ſondern ihr erſter Anführer, Graf Thurn, unternahm bald darauf einen Hauptverſuch, welcher nichts geringeres zum

Zweck hatte, als daß von ihm ſelbſt die Hauptſtadt Wien erobert, und Ferdinand aufgehoben werden ſollte.

Thurn rückte mit einem Heer von ſechzehntauſend Mann nach Mähren, beredete den proteſtantiſchen Theil der Landſtände, das bisherige gemeinſchaftliche Oberhaupt der mähriſchen Stände, den Biſchof zu Ollmüz, und Cardinal Grafen Dietrichſtein, bei Seite zu ſetzen, die Städte Iglau, Ollmüz, Brünn u. a. zu öffnen, und mit ihm einen Vertheidigungsbund (ſogleich nach demſelben wurden an den meiſten Orten die Rathsherrenſtellen mit Proteſtanten beſetzt, der proteſtantiſche Gottesdienſt eingeführt, und die Jeſuiten verjagt) zu errichten. Nach dieſem glücklichen Anfang zog er nach Oeſterreich, wo er vor dem Gränzſtädtchen Laa (Laab) die Abgeordneten der öſterreichiſchen Proteſtanten ſehr liebreich, die niederöſterreichiſchen katholiſchen Stände aber mit Stolz und Trotz, und mit der Bedeutung empfing, daß er gekommen ſey, ſeine Feinde zu verfolgen, und das Religionsweſen in Ordnung zu bringen. Nichts widerſetzte ſich ſeinem Vordringen, und im Anfange des Juni 1619 ſtand er mit ſeinem Heere vor Wien. Dieſe Hauptſtadt ſchien im erſten Augenblicke verloren zu ſeyn. Sie hatte keinen

Feind vermuthet, und war auf keine Belagerung vorbereitet. Sie verſchloß zwar die Thore; aber auch dieſe, ſchon an ſich nicht aushaltende Anſtalt, welche höchſtens dazu dienen konnte, den erſten Anlauf feindlicher Truppen zu verhindern, war vergeblich. Es war eine große Anzahl proteſtantiſcher Stände in der Stadt, welche mit dem Obergeneral Thurn ein vorgehendes Verſtändniß unterhalten, und ihm verſprechen hatten, ihm ein oder mehrere Thore mit Hülfe ihres zahlreichen proteſtantiſchen Anhangs zu öffnen, welcher, da er um das Vorhaben wußte, ſich bereits öffentlich verlauten ließ, daß man binnen wenigen Tagen den Miniſtern des Ferdinand die Köpfe vor die Füße legen, ihn ſelbſt in ein Kloſter ſperren, und ſeine Söhne in der proteſtantiſchen Religion erziehen laſſen würde. Die Eröffnung eines Thors ſollte den 5. Juni vor ſich gehen, und an dieſem Tage traten bei ſechzehen proteſtantiſche Herren ganz unvermuthet und mit Ungeſtüm in Ferdinands Zimmer, und forderten, daß er ſeine Einwilligung zu einem von ihnen mit den Böhmen zu errichtenden Bündniß, oder vielmehr Defenſionswerk (welches, dem Vorgeben nach, zur Abſicht haben ſollte, die in Böhmen vorhandenen öſterreichiſchen Truppen zu einem beſcheidnern Betragen zu vermögen) geben, und dieſelbe unterſchreiben ſollte. Sie hatten mit Ferdinand bereits einige Tage darüber verhandelt, und drangen jetzt auf eine entſcheidende Antwort. Während der Zeit, als ſie bei ihm waren, hörte man unausgeſetzt den Knall der Kanonen, mit welchen heftig nach der Stadt geſchoſſen, und ſogar die kaiſerliche Burg nicht verſchont wurde. Die Heftigkeit der Leute, welche im Zimmer waren, wurde mit jedem Augenblicke drohender, und einer der Anweſenden, Andrá Thonrádl, Herr von Obergaſſing in Niederöſterreich, ſoll den Erzherzog und König Ferdinand ſogar bei den Rockknöpfen ergriffen, und indem er dieſelben umdrehte, ihm auf lateiniſch die Worte: Ferdinandule! non subscribes? zugerufen haben. Die Gefahr hatte jetzt den höchſten Grad für Ferdinanden erreicht, der feſt entſchloſſen war, nie ſeine Einwilligung in eine, ſeinen Grundſätzen und Abſichten höchſt nachtheilige Zumuthung zu geben, und in der grauſamen Verlegenheit, worin er ſich befand, weder Gegenwart des Geiſtes, noch ſeinen Muth verlor, und indem er ſich ganz auf den Beiſtand des Himmels verließ, (man fand ihn die vorgegangenen Tage oft vor einem in ſeinem Zimmer befindlichen Crucifix knieend) die Entwicklung und den Ausgang der Sache mit feſtem Sinne abwartete. Schon war es an dem, daß die

Herren gehen wollten, ihr Vorhaben, ein Thor zu öffnen, auszuführen, als plötzlich die ganze Burg vom Schall mehrerer Trompeten ertönte, und ein Herr von königlichen Küraſſieren auf dem Burgplatze zum Vorſchein kam. Die proteſtantiſchen Herren ſtürzten, von Furcht und Schrecken außer ſich, wo ſie konnten, davon. — Bald darauf zog ſich auch der General Graf Thurn nach Böhmen zurück.

Jene Küraſſiere beſtanden aus fünfhundert Mann vom Regiment Dampier (jetzt Hohenzollern), waren auf Befehl des Grafen von Bucquoi von Krems die Donau hinabgeſchifft, und unter der Anführung des Oberſten Santilier, oder St. Hilaire, und eines böhmiſchen Baron Michael Heinrich Iſterle, oder Hiſerle, (Kommandanten von Krems) eben zur rechten Zeit angekommen. Da ihnen auch ein Regiment Fußvolk unmittelbar nachfolgte, ſo verloren die proteſtantiſch geſinnten Einwohner von Wien in eben dem Grade allen Muth, in welchem ſich bei den Katholiken Muth und Zutrauen auf ihre Sache einſtellte. Fünfzehenhundert Bürger, an welche ſich ſechshundert Studenten anſchloſſen, ſtellten ſich als Freiwillige. Man konnte auch ſo viel Volks, als man brauchte, in die nicht ganz eingeſchloſſene Stadt ziehen, und der Stadtkommandant Johann von Reiffenberg fand ſich im Stande, es mit dem Grafen Thurn aufzunehmen. Thurns Rückzug wurde durch einen unglücklichen Vorfall der böhmiſch-ſtändiſchen Armee veranlaßt. Der ebenfalls für die böhmiſchen Stände ſtreitende Graf Erneſt von Mansfeld nämlich, der die Stadt Pilſen erobert, und darin in Quartier geſtanden hatte, zog nach der Stadt Budweiß, wo beide Heere (das königliche unter Graf Bucquoi, das ſtändiſche unter den Generalen Fels und Hohenlohe) ſich einander gegenüber ſtanden. Graf von Bucquoi zog dem Mansfeld, um deſſen Vereinigung mit den ſtändiſchen Truppen zuvorzukommen, entgegen, und lieferte ihm bei dem Dorfe Großen Lasken den 10. Jun. 1619 ein Treffen, in welchem die Reiterei ſeines Gegners bis auf wenige, welche mit ihrem Anführer die Flucht ergriffen, niedergehauen, das Fußvolk aber ſammt allem Geſchütze, der Kriegskaſſe und der Kanzlei mit allen Papieren gefangen wurde. Graf von Bucquoi bemächtigte ſich hierauf einiger böhmiſchen Städte, und bedrohte, indem er von Zeit zu Zeit friſche Truppen an ſich zog, ganz Böhmen. Die Direktoren in Prag hatten demnach dem Grafen Thurn befohlen, eiligſt nach Böhmen zu ziehen, und dem Grafen von Bucquoi ſich zu widerſetzen. Sie ließen auch zugleich ein allgemeines Aufgebot des fünften Manns durch das ganze Königreich Böhmen ergehen. Fehlgeſchlagene Unternehmungen und Unglücksfälle, welche ſonſt für Menſchen, die es noch in ihrer Gewalt haben, ſich zu helfen, eine heilſame Beſinnung herbeiführen, vermochten auf die proteſtantiſchen Böhmen, und zumal auf ihren Mann, Grafen Thurn, ſo wenig, daß ſie durch dieſelben vielmehr deſto heftiger aufgebracht, und deſto unverſöhnlicher wurden. Ferdinand hatte dem Thurn, nachdem er von Wien abgezogen war, den Grafen von Waldſtein (Wallenſtein) oberſten Hofmeiſter des Königreichs Böhmen, der einer der vielen böhmiſchen Herren war, welche Verſtand genug beſaßen, um alle Empörung zu verabſcheuen, mit Friedensvorſchlägen nachgeſchickt, welche vortheilhaftere Anträge enthielten, als die Aufrührer bei dem günſtigſten Waffenglück berechtigt waren zu hoffen. Ferdinand verſprach ihnen die Beſtätigung des von ſeinem Vorgänger, dem Könige (und Kaiſer) Rudolph II. ausgeſtellten Majeſtätsbriefes, dann eine vollkommne Beſtätigung der Verfügungen, (worunter auch die Vertreibung der Jeſuiten war) welche die böhmiſchen Stände ſeit der Herabwürdigung der königlichen Statthalter, und der Aufſtellung ſtändiſcher Direktoren zu treffen für gut befunden haben mochten; eine unbedingte Vergeſſenheit der an den königlichen Statthaltern Martiniz und Slawata verübten Mißhandlungen, und endlich die freie Anerkennung des freien Wahlrechts der böhmiſchen Stände. Dieſe Verſicherungen und Zugeſtändniſſe ſollten nicht nur durch öffentliche, feierliche Inſtrumente bekräftiget, ſondern durch den feierlichen Beitritt der Könige von Polen und Dänemark, dann der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, und des Herzogs von Bayern verbürget werden. Die königlichen Truppen ſollten aus Böhmen in dem Augenblicke, da die Stände ihre Bereitwilligkeit, ſeinen Vorſchlägen Gehör zu geben, unterzeichnet haben würden, abgeführt werden. Dieſe Anerbietungen voll reifer Klugheit, Großmuth und Mäßigung ſetzten die Welt in Erſtaunen; aber die böhmiſch-proteſtantiſchen Stände rührten ſie nicht. Sie beantworteten das königliche Schreiben nicht einmal, und zwar aus dem ſonderbaren Grunde, weil man es, falls man es beantworten wollte, freundlich beantworten müßte, was nun aber, indem Ferdinand ein unverſöhnlicher Feind der proteſtantiſchen Religion wäre (ein Vorwurf, der bei dem damaligen Benehmen Ferdinands an wirklichen Unſinn gränzte) nicht Statt finden könnte. Auch ein Schreiben der Churfürſten, welche ſich bereitwillig erklärten, die Misverſtändniſſe der Stände und Königs Ferdinands auf einer ordentlichen Tagſatzung, bei welcher alle Theile erſcheinen ſollten, beilegen zu wollen, würdigten ſie keiner Antwort; aber deſto weitläufiger ſagten ſie der Welt, daß, und warum ſie ſich veranlaßt fänden, den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich ferner nicht weiter für ihren König zu halten, und dagegen eine neue Wahl vorzunehmen. Dieſe Urſachen, worunter z. B. verkam, daß ſie zur Erwählung Ferdinands zu ihrem König im Jahre 1617 gezwungen worden ſeyen, hatten ſo wenig Gewicht, und trugen ſo offenbar ein durchgehends erdichtetes Gepräge, daß jedermann ſah, wie dieſelben aus ihrem verkehrten Sinn und Willen, und keineswegs aus ihrer Ueberzeugung gekommen ſeyen. Dieß ſchreckte ſie aber nicht im geringſten ab, ihr Vorhaben unverzüglich ins Werk zu ſetzen. Auf einem allgemeinen, für den 23. Juli nach Prag ausgeſchriebnen Landtag aller Kronländer ſollte zuerſt ein allgemeines, gemeinſchaftliches Vertheidigungswerk ihrer Religionsfreiheiten, und aller den Ständen zukömmlichen Vorrechte errichtet werden. Dieß geſchah. Die Kronländer, nämlich Böhmen, Mähren, Schleſien, und die beiden Lauſiz traten in eine aus hundert Artikeln beſtehende Verbrüderung zuſammen, welcher ſogar die öſterreichiſchen Proteſtanten ober und unter der Ens beitraten; übrigens aber die Unvorſichtigkeit, daß jeder Theil abgeſondert von dem andern auftrat, begingen. Nach dieſen Vorgängen wurde durch eine feierliche Akte Böhmen für ein Wahlreich, und zugleich für unbeſetzt erklärt. Bei den weitern Berathſchlagungen, wie es mit der Regierung Böhmens künftig gehalten werden ſollte, wurde der von einigen Anweſenden berührte Vorſchlag einer Republik, als eine Regierungsform, welche, gemäß den ununterbrochenen Welterfahrungen, das Glück der Völker in die Länge nirgends befördert hätte, ſogleich verworfen, und man ſchritt vielmehr zur Beſtimmung der Perſon, welcher die Krone ſollte angeboten werden; und wiewohl dieſe von der herrſchenden Partei, nämlich von den kalviniſchgeſinnten Böhmen, und den böhmiſchen Brüdern, welche letztere ſich in vielen ihrer Religionsſätze von den Utraquiſten und Lutheranern unterſchieden, und dem kalviniſchen Weſen näher kamen, bereits noch bei den Lebzeiten des Königs (und Kaiſers) Mathias beſtimmt worden, nämlich der Churfürſt von der Pfalz, Friedrich V., dazu auserſehen war: ſo kamen jetzt doch auch noch andere Fürſten in Vorſchlag, nach deren Zurückweiſung man immer wieder auf jenen Churfürſten, (weil er der Direktor der unirten Fürſten, der

Unterſtützung des Königs Jakobs I. von England verſichert, dann auch der Freundſchaft der vereinigten Staaten gewärtig war) zurück kam. Gleichwohl erſchien auf dem Wahltage ſelbſt, welcher den 26. Auguſt 1619 angeſetzt war, nur der kleinere Theil des Adels. Hundert und zwölf Barone und einige hundert Ritter wollten ſchlechterdings nichts von einer neuen Wahl wiſſen; aber, nachdem damals die Armee, welche Mansfeld in der Stadt vertheilt hatte, entſchied: ſo waren die Stimmen der Anweſenden, nämlich ſechs und dreißig aus dem Herrenſtand (ſieben fielen dem Churfürſten Johann Georg von Sachſen zu) ein und neunzig aus dem Ritterſtande, dann die offenbar erzwungenen Stimmen der königlichen Städte, allerdings mächtig genug, die neue Wahl, welche für den Churfürſten von der Pfalz entſchied, durchzuſetzen.

§. IV.

Es kam nun darauf an, zu was ſich der Churfürſt von der Rheinpfalz entſchließen würde. Dieſer Herr war damals drei und zwanzig Jahre alt, und beſaß allerdings als Menſch und Privatmann ſehr liebenswürdige, aber (wie ſein Benehmen zeigte,) als politiſcher

Seher und Staatsmann deſto weniger große Eigenſchaften, und er hatte ſogar, wenn er einmal Entſchlüſſe, ſo ſchief und verkehrt ſie auch ſeyn mochten, gefaßt hatte, die Schwachheit, aus Furcht, für wankelmüthig gehalten zu werden, ſelten wieder davon abzugehen, und Eigenſinn für Standhaftigkeit zu halten; er hatte ſich die Krone von Böhmen längſt gewünſcht, und der Sache manchen Vorſchub gethan; aber da ſie ihm nun wirklich angetragen wurde, meldete ſich dann doch in ſeinem Innerſten eine Stimme, welche ihn verlegen und unentſchloſſen machte. Der gute Herr wandte ſich unverzüglich an alle diejenigen, von denen er erwartete, daß ſie ihm einen heilſamen Rath ertheilen, oder ihren Beiſtand verſprechen würden; allein die Antworten fielen von allen Seiten wider ſeine Erwartung aus. Beinahe überall wiederholte man ihm, was ihm ſeine eignen (damals zu Frankfurt anweſenden) Geſandten in einem weitläufigen Schreiben, worin vierzehen Gründe wider die Annahme, und nur ſechs für dieſelbe vorkamen, dringendſt vorſtellten und baten: „wenigſtens nichts in der Sache thun zu wollen, bis man die genaue Erklärung deßhalben von England und Holland, d. i. von dem Schwiegervater, und von dem Onkel des Churfürſten, erhalten habe. — Pfalz habe den König Ferdinand bei der Kaiſerwahl als König von Böhmen neben ſich ſitzen laſſen, und ihm wenigſtens durch Beitritt zu den meiſten Stimmen die Kaiſerkrone mit zu gewilligt; man werde das ganze katholiſche Deutſchland, ja Spanien und den Papſt mehr als jemals gegen ſich aufbringen; die Rechtmäßigkeit der Abſetzung Ferdinands ſey noch nicht erwieſen; auch ſey Pfalz weder mit Geld, noch mit Mannſchaft genugſam gerüſtet, um mit Nachdruck die Krone annehmen zu können; man ſetze dabei ſeine Lande, auf welche der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zu Neuburg ſo ſchon ein Auge habe, ja Leib und Leben in Gefahr; auch ſey ja ſeinem Hauſe die Nachfolge, wegen der von Böhmen verlangten Wahlfreiheit, nicht geſichert; Pfalz werde inſonderheit bei Sachſen vielen Neid auf ſich laden; auf Frankreich ſey ſich gar nicht zu verlaſſen; Savoyen (Carl Emanuel, Herzog von Savoyen, der wegen einiger Beſitzungen in Italien, zumal des Herzogthums Mailand mit Spanien zerfallen war, hatte ſich viele Mühe um die böhmiſche Krone gegeben) werde, bei nunmehr mißlungener, ihm ſelbſt gemachter Hoffnung nichts mehr thun, und werde auch bei Venedig (es war im Plan, daß die Venetianer, die an ihr Gebiet gränzenden öſterreichiſchen Länder, als Kärnthen, Krain und Dalmatien angreifen ſollten) hinderlich ſeyn; auch die Unirten würden, wenigſtens in die Länge, ſchwerlich beiſtehen; es ſey endlich ſchon gegen alles Herkommen, daß ein Churfürſt zwei Churfürſtenthümer habe, welches, ſo wie dieſes, daß vier evangeliſche Churſtimmen würden, alle Katholiſche gewiß nicht zu leiden geneigt ſeyn dürften, alſo es zu einem allgemeinen Religionskrieg das Anſehen gewinne.“ Auch der Churfürſt Johann Georg von Sachſen antwortete: „ſo viel ſcheine ihm außer Zweifel, daß, wenn die Gründe für und wider die Annehmung gehörig gegen einander abgewogen werden ſollten, die abrathenden Gründe wohl den Vorzug behalten müßten.“ Der Herzog Maximilian von Bayern, an welchen Friedrich den Oberſten und Landrichter zu Amberg, Grafen Reinhard zu Solms, nach München abſandte, (mit dem Auftrag, dem Herzog zu melden, daß er ſich wegen der Zuſammenziehung mehrerer Truppen in der Oberpfalz und Böhmen keinen Verdacht ſollte beibringen laſſen, und dann um die Geſinnungen des Herzogs auszuforſchen) ſchrieb den 24. Sept. ganz offenherzig, und auf eine überaus milde und feine Art, was er von der Sache denke, was er dabei für ſeinen lieben Vetter fürchte, und was er für die Ruhe von ganz Deutſchland, ja von ganz Europa fürchten zu müſſen glaube; und fügte am Ende bei, daß er im Falle, wenn auch ſein Vetter der Krone ſich unterfangen ſollte, der gänzlichen Zuverſicht bleibe, derſelbe werde ſolche Maßregeln treffen, daß er und ſein Land Bayern dabei in keine Gefahr, Schaden und Bedrückung gerathen möchten. *) Auch die ſämmtlichen Mitchurfürſten erließen an Friedrich eine ſchriftliche Vorſtellung, in welcher ſie ſagten: „Daß ſie als Churfürſten nicht umhin könnten, ihn zu warnen, in was für eine gefährliche Sache er ſich einließe, wenn er die böhmiſche Wahl annähme, welches ſie zwar nicht hoffen wollten; er ſolle bedenken, wie ſehr unſicher ein ſolcher Schritt in Anſehung der Moralität ſowohl, als der Politik, ſey u. ſ. w., was für eine Unruhe daraus im ganzen Reich entſtehen werde; wie aus dieſem allen ein ſolcher allgemeiner Krieg und Aufſtand ſich erheben, und begeben möchte, daß von

---

*) Gründliche Anzeig, was zwiſchen Churpfalz und Bayern in jetziger betrübten Böhemiſchen, und durch dieſelb, faſt im ganzen Heil. Röm. Reich, auch in den benachbarten Landen entſtandener Unruhe, eine zeitlang geſchriben, gehandlet vnd tractiret worden. München gedruckt bei Anna Bergin, Wittib. Im J. 1621. Worinn viele zwiſchen Maximilian und Friedrich, vor und nach der behmiſchen Königswahl gewechſelte, höchſt merkwürdige Schreiben vorkommen.

dem ſchrecklichen Blutvergießen Land und Leute verderbt, und von deſſen Verurſachern die Hiſtorien, ſo lange die Welt ſtehet, zu reden haben würden; daß der Ausgang vielleicht viel zu ſpät zeigen werde, wie wenig er ſich auf die, die jetzo ſich etwan zum Beiſtand erböten', zu verlaſſen habe;" u. ſ. w. Dieſe Vorſtellung, wiewohl ſie zu ſpät ankam, dient zu einem Beweis, wie einhellig die Stimmen waren, welche ſich über dieſe Angelegenheit ſelbſt erhoben, oder verlangt wurden. Friedrich hatte bei der erſten Nachricht der für ihn ausgefallenen Wahl nichts angelegners gehabt, als dieſe den unirten Fürſten und Ständen zu eröffnen, und auf ihren Beifall und ihre Unterſtützung hatte er um ſo zuverſichtlicher gerechnet, als ſie ihm durch einen Deputirten Glück wünſchen ließen; allein als er ſeine Getreuen (auf den 2. Sept. 1619) nach Rotenburg verſammelte, fand er ſie gar ſehr geändert; ſie erinnerten, daß ihre Union oder Verbindung allein die Erhaltung ihrer Lande und Freiheiten, und nicht die Eroberung fremder Königreiche für einen Dritten zum Zweck habe, welcher noch überdieß nicht der lutheriſchen, ſondern der calviniſchen Religion ergeben wäre, deren Anhänger von jeher einen mörderiſchen Haß auf die Proteſtanten geworfen hätten, wie dann die nach dem Blut der

Proteſtanten dürſtenden, Verſe, welche ein Calviniſt an die Thüre des Pfalzgrafen Caſimir geheftet hatte (o Casimire potens servos expelle Lutheri! igne, rota, ponto, funibus, ense neca!) ſtets im friſchen Andenken blieben; ſie äußerten auch ſonſt noch viele politiſche Bedenken, und mit Einem Wort, die meiſten der anſehnlichen Mitglieder, als der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der Landgraf Moriz von Heſſen u. a., mißriethen die Annahme der Krone. Endlich gab auch der König Jakob I. von England nichts weniger, als eine befriedigende Antwort; und damit ja niemand, der ihm gut und aufrichtig rathen konnte, übrig blieb: ſo rieth ihm ſeine eigne Mutter, Louiſe Juliana (Tochter des Prinzen Wilhelm I. von Oranien) auf das inſtändigſte davon ab. Aber alle dieſe Vorſtellungen, Bitten und Ermahnungen waren in den Augen des von der neuen Königswürde ganz eingenommenen Friedrich nichts, als eben ſo viele Gelegenheiten, eine heroiſche Standhaftigkeit zu zeigen, und gleichſam ein Abentheuer, das ſeinen Ruhm unſterblich machen würde, zu einer Zeit, da jedermann vor demſelben zurückbebte, allein zu beſtehen. Bei dieſer Gemüthsſtimmung vermochte ſein calviniſcher Hofprediger Abraham Schulz (Scultetus), welcher ihm ſagte, daß er durch die Annahme der Krone die ſchönſte Gelegenheit, welche aus den Händen zu laſſen, ſündhaft wäre, die reine Religion (wie ſich gleich nachher zeigte, den Calvinismus) auszubreiten bekäme, mehr als Könige und Churfürſten; und als nun vollends ſeine Gemahlin Eliſabeth um die Unterſchrift bat: unterſchrieb Friedrich zu Heidelberg 1619. Und die erſten Tage rauſchten auch in dem bei ſolchen Vorfällen ſich einfindenden, frohen Taumel vorüber. Wo der neugewählte König durchreiſte, empfing ihn die gaffende Menge mit einem Jubel- und Freudengeſchrei, und die Bürgermeiſter, und die Vorſteher, dann die Botſchafter der Böhmen überſchütteten ihn und ſeine Gemahlin mit hochtönenden Anreden von Lobſprüchen und Glückwünſchen, unter deren ununterbrochener Fortſetzung er von der Rheinpfalz über Amberg und Waldſaſſen nach Prag zog, und den 4. Nov. in der Schloßkirche mit dem Pompe eines erhabenen Königs gekrönt wurde. Allen Königen der Chriſtenheit und allen Fürſten des deutſchen Reichs wurde durch ein weitläufiges Manifeſt (über deſſen Behauptungen und Verſicherungen Sachkenner lachten, und Männer von Verſtand und Gefühl trauerten) dies hohe Ereigniß bekannt gemacht.

§. V.

Auch ſchien es ſogar anfangs, als wenn die ſchlimmen Vorherkündigungen der Herren, welche ihn von der Annahme der Krone abzubringen geſucht hatten, noch ſo bald nicht eintreffen, oder vielmehr ganz vereitelt werden dürften. Zwar war der, ehmals gehoffte, Beiſtand der unirten Fürſten, dann der Kronen England, Frankreich, Dänemark und Schweden, des Herzogs von Savoyen, der Generalſtaaten, der Republik Venedig, theils gar nicht wieder, theils nur in einer großen Entfernung zu hoffen; aber dafür rückten jetzt zu gleicher Zeit zwei zahlreiche Armeen nach Wien, der General Thurn nämlich mit einem ungefähr zwanzig tauſend Mann ſtarken, aus Böhmen und Mähren beſtehenden Heer, und Gabriel Bethlen mit einer Armee von ſechzig tauſend Mann, worunter ſich auch Türken und Tartaren befanden. Es gewann jezt den Anſchein, daß dieſe Unternehmung das Ende aller Dinge herbeiführen, daß die Stadt Wien unmöglich widerſtehen, und daß der in derſelben anweſende König Ferdinand ſchlechterdings genöthiget werden würde, ſich alle Bedingniſſe, welche ihm von den Böhmen, Mähren, Schleſiern, Lauſizern, Ungarn, Siebenbürgern und Oeſterreichern vorgelegt würden, gefallen zu laſſen. Aber dieſer gewaltige, geräuſchvolle Ueberfall wurde durch die unüberlegteſte, leidenſchaftlichſte Art, mit welcher er von den Anführern unternommen wurde, in dem Augenblick, da er hätte ausgeführt werden ſollen, zernichtet. Gabriel Bethlen hatte bei ſeinem Heranſtürmen, ſo weit als ſeine unmenſchlich wüthenden Truppen reichen konnten, alles flache Land verwüſtet, und von allen Lebensmitteln entblößt, und beſann ſich erſt jetzt, da er vor Wien angelangt war, daß er ſeine Armee nicht bloß anführen, ſondern auch mit Proviant unterhalten müßte. Dazu hatte er ſich durch ſeine unſinnigen Verwüſtungen alle Möglichkeit benommen. Sogleich in den erſten Tagen ſtellte ſich an den unentbehrlichſten Dingen ein Mangel, über welchen die Heere laut murrten, ein, und überdieß drohte ein anhaltendes Regen- und Schneewetter, alle Wege grundlos zu machen. Auch traf die Nachricht ein, daß ſich der, dem Ferdinand mit der unbeſtechlichſten Treue ergebne, katholiſche, ungariſche Graf Georg Humanay in Polen einige tauſend Reuter angeworben und mit dieſen bereits nach Ungarn unter einem glücklichen Erfolg gewendet habe. Dann ſtand der erfahrne General Bucquoi, welcher ſich bei der der Stadt drohenden Gefahr aus Böhmen mit achtzehen tauſend Mann eiligſt zurückgezogen, und allein mit dieſem mäßigen Korps den überlegnen Armeen vor den Donaubrücken zu Wien drei Tage einen allgemein bewunderten Widerſtand gethan, ſodann aber die Brücken hinter ſich abgeworfen, und ſeinen Stand zunächſt an der Stadt, und ſelbſt in dieſer genommen hatte, in Bereitſchaft. Dieſe und noch mehrere ähnliche Umſtände zwangen ſowohl den Grafen Thurn, als den Gabriel Bethlen, von Wien eiligſt abzuziehen, und vielmehr auf ihre eigne Sicherheit Bedacht zu nehmen.

Zur Zeit dieſer Begebenheit hatten die Ausſichten Ferdinands bereits wieder eine ganz andere, eine für ihn, und ſeine Angelegenheiten ſehr erfreuliche Wendung genommen. Ferdinand war Kaiſer geworden, und hatte nunmehr das Zeugniß und die Beſtättigung des churfürſtlichen Kollegium für ſich, daß er nie aufgehört habe, König von Böhmen zu ſeyn. Es hatte nämlich der Churfürſt Johann Schweikard von Mainz, als Reichserzkanzler ſogleich nach dem Hintritte des Kaiſers Mathias eine neue Kaiſerwahl auf den 20. Juli 1619 nach Frankfurt ausgeſchrieben, und auch den Ferdinand, als König von Böhmen und deutſchen Churfürſten dazu berufen. Ferdinand erſchien auch zu Frankfurt in Perſon, allein auch die böhmiſchen Stände erſchienen durch Geſandte, welche den Auftrag hatten, dem Ferdinand die böhmiſche Wahlſtimme abzuſprechen, und an der Stelle deſſelben, als der, nach ihrer Behauptung nicht mehr König wäre, die Wahlſtimme zu führen, wobei ſie die Abſicht und Hoffnung hatten, daß, wenn ſie dießmal die böhmiſche Stimme führten, und die drei nicht katholiſchen Churfürſten von der Rheinpfalz, Sachſen und Brandenburg ſich mit ihnen vereinigten, durch die Mehrheit der Stimmen ein proteſtantiſch geſinnter Kaiſer aufgeſtellt werden dürfte. Die Fürſten der Union unterſtützten dieſen Antrag, und zumal gab ſich der Churfürſt Friedrich von der Rheinpfalz alle Mühe, denſelben durchzuſetzen; allein die drei geiſtlichen Churfürſten, welche, wie ſie ſagten, nichts anders wußten, als daß König Ferdinand auf eine rechtmäßige Art zum König von Böhmen gewählt und gekrönt worden ſey, nahmen auf die unzeitigen Einſtreuungen keine Rückſicht, und auch die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg fanden nicht für gut, ſich in die Sache einzulaſſen, und es wurde nicht einmal ein Aufſchub des Wahltags, um welchen die böhmiſchen Stände, in der Meinung, ſich während deſſelben um die Unterſtützung mächtiger auswärtiger Höfe umſehen zu können, anhielten, bewilligt. Eben ſo wenig glückte eine andere Bemühung der unirten Herren, daß, wenn ja doch ein katholiſcher Fürſt zum Kaiſer gewählt werden ſollte, wenigſtens ein anderer, als Ferdinand gewählt werden möchte, und diejenigen Fürſten, welche man zu bewegen ſuchte, daß ſie ſich als Mitbewerber um die Kaiſerkrone melden ſollten, machten theils unausführbare Forderungen an die Unirten, theils ließen ſie ſich, wie der Herzog Maximilian von Bayern, in den Vorſchlag ſchlechterdings nicht ein. Die böhmiſchen ſtändiſchen Geſandten mußten, ſtatt zur Wahl im geringſten beigezogen zu werden, vielmehr gleich andern fremden, die Stadt Frankfurt am Wahltag verlaſſen, an welchem dann auch die Stimmen der vier in Perſon anweſenden Churfürſten von Mainz-, Trier, Cöln und Böhmen ſich ſogleich für den Ferdinand erklärten, die Geſandten der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg willig beitraten, und der churpfälziſche Geſandte es nicht mehr ſchicklich fand, ſeine Stimme zu verſagen. Den 28. Auguſt 1619 wurde demnach die feierliche Wahl, und den 9. Septem. die Krönung vollzogen. In der vorhergegangenen Wahlkapitulation wurden zu denjenigen, welche König Mathias beſchworen, bei einigen Artikeln kleine Zuſäze gemacht.

Zur nämlichen Zeit hatte ſich König Ferdinand auch bereits des Beiſtandes eines mächtigen Freundes, auf deſſen Aufrichtigkeit, Stärke, Kraft und Geſchicklichkeit er ſich vollkommen verlaſſen konnte, zu ſeinem, deſto größern, Troſte verſichert, je geringer und unzuverläßiger die Unterſtützung, welche er von ſeinen eignen Ländern zu hoffen hatte, war. Zwar hatte ſich die ihm anverwandte ſpaniſche Linie zu gleichen Abſichten mit ihm vereinigt, und auf ihre Koſten ein Heer von ſechs tauſend Mann zu Fuß, und tauſend zu Pferd aus den Niederlanden, dann ſieben tauſend aus Italien zu ſchicken verſprochen; zwar zeigte ſich der Churfürſt Georg von Sachſen (theils weil er bei der jülichiſchen Erbſchaftsſache noch immer mit der Unterſtützung des kaiſerlichen Hofes ſich ſchmeichelte, theils weil er die Union, als deren Oberhaupt ein Calviniſt, der neue König Friedrich nämlich, war, mißbilligte, auch weil er vielleicht dem Friedrich die böhmiſche Krone, welche ihm ſelbſt gefallen haben würde, nicht gönnte) ſehr geneigt, das Erzhaus ebenfalls zu unterſtützen; zwar ſtand ihm ſelbſt noch in ſeinen Erbländern einige Kriegsmacht zu Gebot, und dann hatte er auch Werbungen anbefohlen; allein der fortdauernde Beſtand eines ergiebigen Heeres aus ſeinen Landen, worin damals die proteſtantiſch geſinnten Unterthanen herrſchten, war noch ſehr ungewiß; der Churfürſt von

Sachſen ſetzte ſich, wenn er dem katholiſchen Erzhauſe Oeſterreich beitrat, der Gefahr aus, am Ende alle Lutheraner und Calviniſten wider ſich zu reizen, und die Hülfe von Spanien befand ſich noch in einer ziemlich weiten Entfernung. Ferdinand wandte ſich demnach an ſeinen Jugendfreund und Schwager, den Herzog Maximilian I. von Bayern, mit welchem ihn die engſte Freundſchaft und gleiche Wünſche, Geſinnungen und Abſichten auf die Erhaltung der katholiſchen Religion und des Vaterlandes vereinigten. Maximilian unterließ nicht, dem König Ferdinand, welcher ſowohl bei ſeiner Reiſe nach Frankfurt, als bei ſeiner Zurückkehr perſönlich nach München gekommen war, die Anſtände, Müheſeligkeiten und Gefahren, welche er ſich in dem Fall, daß er ſich des Erzhauſes Oeſterreich annähme, unvermeidlich zuziehen würde, zu bemerken; erklärte ſich aber (in der Beherzigung, daß es um die Erhaltung des einem deutſchen Oberhaupte nöthigen Anſehens, welches bei der gänzlichen Zerſtörung der öſterreichiſchen Hausmacht verſchwinden müſte, um die Aufrechthaltung der gemeinen Rechte, ſelbſt endlich um die Sicherheit der katholiſchen deutſchen Reichsſtände und ihrer Verhältniſſe gegen andere Stände zu thun ſey) gleichwohl, daß er ſich „mit dem freien und abſoluten

Direktorio des katholiſchen Defenſionsweſens — beladen wolle;" unter den folgenden fünf Bedingniſſen, daß

1) Seine Verbindlichkeit bloß in der allgemeinen Obliegenheit, dem Kaiſer wider ſeine Feinde beizuſtehen, feſtgeſetzt, und daß es demnach ſtets allein von ihm (dem Herzog) und ſeinem freien Entſchluſſe abhängig ſeyn ſoll, „wie er es nach beſchaffenheit der zeit-läufft vnd vmbſtänden für nüzlich vnd für anſtändig erachten, auch hierzu verordnete mitl vnnd glegenheit zulaſſen, vnd erdulden werden. — Es ſollen auch Ihre Karſ. Mayeſt. noch jemand anderer von deroſelben Hauß, in keinerley weiß, oder ort ſolch Ihrer Frl. durchl. vberlaßne abſolut vnd völlige Direktion weder ſelbſten verhindern, noch andern zuthun geſtatten, ſondern vielmehr auff allerley weiß und weeg trachten, daß ſelbiges aller Orten befürdert werde." — Und nachdem vorauszuſehen iſt, daß der Herzog alle Feinde des Kaiſers, ja die ganze Union wider ſich ſelbſt erwecken werde, ſo iſt

2) „Dieſemnach austrucklich bedingt worden, daß ihr Majeſtät vnd dero Hauß ſich mit den Feinden in keinen Tractat,

Suspension, vnd Niderlegung der Waffen, oder ainicherley Friedensconditiones einlaſſen ſolle, ohne wiſſen, willen, vnnd zuziehung Ihrer fürſtl. Durchl. in Bayrn, mit vorbehalt der außgelegten Kriegskoſten, vnd erlitner ſchäden.“ — Und zumal weiter zu betrachten iſt, daß der Herzog in ſeinem Bayern nicht ganz ruhig und unangefochten bleiben würde, wenn er ſich dem Kaiſer und dem Hauſe Oeſterreich zum Beſten wider deſſen Feinde erklärte, welche, da ſie ohnehin das Land Bayern umgeben, dieſem von allen Seiten Schaden zufügen werden, ſo

3) „ſoll Ihre Kayſ. Mayſt. vnd dero ganzes lobl. Hauß, bey verpfendung aller dero Haab vnd Güter, nichts davon außgenommen, obligirt vnd verbunden ſeyn, Ihre Fürſtl. Durchl. in Bayrn ſo wol die erlitne Schäden (was anderſt groſſe vnd Landſchäden ſein) als auch alle angewendte Vnkoſten zu refundirn vnd abzuſtatten, welche ſie zu der Kriegsverfaſſung vnd der Soldateſca (die Sie auſſer Ihrer aignen Landesdefension, Ihrer Mayeſt. zu hilff aufführen, oder nach beſchaffenheit der Vmbſtänd auch in dero Landen zu behuf Ihrer Mayeſt. halten, vnnd mehr, als andere Vnirte Ständt

beitragen werden) angewendt zehaben liquidirn werden: Inmitels auch vnd biß ſolche abſtattung geſchicht, von den Oeſterreichiſchen Landen, Ihrer fürſtl. Durchl. auffs wenigſt Vnderpfandtsweiß ſovil einzeantworten.“

4) „da auch Ihre fürſtl. Durchl. in Bayrn durch diſe verfaſſung vmb Ihre Land, oder aines thails derſelben kommen, vnd verlieren wurden, verſprechen Ihre Kayſ. Mayeſt. der fürſtl. Durchl. in Bayrn zu dem verlornen widerumb zuhelffen, oder da es Ihre Kayſ. Mayeſt. vnd fürſtl. Durchl. in Bayrn für gut anſehen wurde, daß vnerwart der restitution deſſen, was Bayrn verlohren, mit dem Feind frid gemacht werde, oder wann auch nach vollendtem Krieg kein Friden folgen thete, ſoll höchſternannt Ihre Mayeſt. ſambt dero lobl. Hauß verbunden ſein, von Ihren Oeſterreichiſchen Landen eben ſovil als verloren worden, widerumb zuerſtatten.“

5) „Wofern auch Ihre fürſtl. Durchl. in Bayrn vnder diſem Zug vnd Kriegsweſen in den Oeſterreichiſchen Landen den Feinden widervmb etwas abnemmen, vnd in jhren gwalt bringen wurden, ſoll daſſelbig alles, mit allen vnd jeden Nuzungen,

Gerichten, Rechten, vnd Zubehörungen, Ihrer fürſtl. Durchl. vnd dero Nachkommen, Vnderpfands weiß verbleiben, vnd von denſelben ehender abzutretten, oder die Soldaten abzuführen nicht ſchuldig ſein, biß vnd ſo lang angeregte extraordinari Vncoſten, wie auch die liquidirte Schäden erſtatt, vnd abgethen ſein werden. Doch ſoll Ihre fürſtl. Durchl. vnd dero Erben in ſolchen Gütern keines andern Jurisdiction vnd superioritet erkennen, als eben deß höchſten Haubts ſelbiger Landen ſelbſt: Es ſollen auch vnder diſer Pfandtſchaffts-Inhabung die Cameral Güter deß Salz-Bergwerks- vnnd Mautweſens anderer geſtalt nit begriffen ſein, es ſey dann ſach daß die andern Güter zu der völligen erſtattung nit klecken."

„Letztlich iſt hoch vonnöthen, vnd beederſeits vil daran gelegen, daß der jenig, ſo Ihrer Kayſ. Mayeſt. Völcker führen würdt, mit Ihrer Fürſtl. Durchl. in Bayrn fleiſſig vnnd getreulich, von allem dem was fürgehet, vnd wohin die intention gericht ſey, allzeit communicir, vnd „correspondire."

Vermöge dieſes Vertrags, welcher zu München vom Kaiſer und dem Herzog den 8. Detober 1619 unterzeichnet, und ausgewechſelt wurde, machte der letztere unverzüglich Anſtalt, die mit ihm verbündeten Fürſten und Stände in Bewegung, und auf alle Fälle in Bereitſchaft zu ſetzen; er veranlaßte in Verbindung mit dem Churfürſten zu Mainz, auf den 1. December 1619 zu Würzburg einen Zuſammentritt ſämmtlicher, der rheinländiſchen und oberländiſchen Mitglieder, bei deſſen Eröffnung ſogleich alles, was die Berathſchlagungen auf irgend eine Art aufhalten, oder dem Vollzug derſelben Nachtheile zuziehen konnte, ſorgfältig beſeitigt wurde. Man kam überein, daß man bei dieſer Berathſchlagung ſchlechterdings auf keine Vorrechte und Rang der Stände ſehen, ſondern nach Art guter und vertraulicher Freunde ſich miteinander benehmen, daß ferner, außer den bevollmächtigten Geſandten, „kein ſcribent, Protocolliſt, Secretarius, oder einige andere Perſon zu der Berathſchlagung und Seſſion gelaſſen, die Protokolla durch die Geſandten ſelbſt gehalten, von denſelben der Receß begriffen vnd Ingroſſieret werden, vnd noch darzue alle vnd jede Anweſſende geuolmechtigte Geſandte ad Manus der Direktoren an Aidtsſtatt angeloben, vnd die geheimb verbindtlich promittiren ſolln, das ſie nemblich ein Handtgelübt thun an Aidtſtatt, alles das Jenig ſo ſie bey diſer Consultation hören vnd vernommen werden, bey Ihnen in Eng vnd geheimb halten, vnd davon niemanden nichts öffnen wöllen — “. Nachdem von allen, welche dazu aufgefordert wurden, das verlangte Verſprechen mit Mund und Hand wirklich geſchehen war, wurde von allen Anweſenden einhellig erklärt, daß, nachdem die Unirten ſich auf allen Seiten rüſteten, mit ihren Truppen ſogar durch die Länder der Katholiſchen zögen, ſich darin einlagerten, und unleidentlichen Unfug trieben, die Gefälle der Katholiſchen, wenn ſie in proteſtantiſchen Ländern Güter hätten, ſperrten u. ſ. w. auch die katholiſchen deutſchen Fürſten und Stände, allerdings von Rechten und Pflichten veranlaßt ſeyen, mit einer Kriegsmacht, welche der Gefahr, dem Frevel, und einer gänzlichen Unterdrückung ſteuern ſollte, öffentlich aufzutreten. Es ſollte demnach ungeſäumt eine Bundesarmee von ein und zwanzig tauſend Mann zu Fuß, und vier tauſend Mann zu Pferd hergeſtellt, und dazu von Seite der Rheinländer ein Heer von ſechs tauſend Mann zu Fuß, und tauſend zu Pferd geliefert, das oberländiſche Direktorium aber verbindlich gemacht werden, dem rheiniſchen wenigſtens nach dem Verhältniſſe der von ihm verſprochenen Hülfe, und nach oberländiſchen Direktoriums beſtehender Verfaſſung, oder wie ſich die zween Direktoren noch miteinander vergleichen würden, zu Hülfe zu kommen; und, ohne den Willen des rheiniſchen Direktoriums, und des beſchädigten Mitgliedes keinen Frieden zu machen. Maximilian erklärte ſich noch beſonders, daß er ebenfalls ſechs tauſend Mann zu Fuß, und tauſend zu Pferd liefern wolle; doch ſo, daß ſeine ſchwäbiſchen Herrſchaften, dann die Stadt Donauwerth geſchont blieben; daß man die Unterſtützungen, welche von auswärtigen Mächten, oder auch von Ständen des oberländiſchen Bezirkes geleiſtet würden, verhältnißmäßig auch ihm zukommen laſſe; daß man unter jener Mannſchaft die vom bayeriſchen Kreiſe zu unterhaltenden zwei tauſend Mann zu Fuß, und zweihundert zu Pferd miteinzähle, u. a. Zur Unterhaltung der Truppen wurde vom rheiniſchen Direktorio für jeden Monat eine Summe von hunderttauſend Gulden bewilligt. Im Oberland übernahm Maximilian ſeine ſiebentauſend Mann, und die Bundeskaſſe übernahm den Sold der Bundestruppen, wofür die Gelder zur beſtimmten Zeit nach München zur Hauptkaſſe eingeliefert werden ſollten. Weil dieſe Bewaffnung nicht allein zum Schutz katholiſcher Unterthanen, ſondern vorzüglich zur Sicherheit der katholiſchen Geiſtlichkeit, und ihrer Kirchen und Güter unternommen wurde, ſo wurde es für billig, und (ſchon in

Rückſicht, daß jeder, der vom Staat bei ſeinen Rechten und Eigenthümern geſchützt wird, ein Bürger ſey) für nothwendig erachtet, auch von der Geiſtlichkeit verhältnißmäßige Beiträge, ſo wie ſie von den Zeitbedürfniſſen veranlaßt wurden, zu fordern. Es wurde demnach von jeder geiſtlichen Communität, Kirche und Stiftung eine Decimation, dann von jedem Geiſtlichen insbeſondere ein Geldbeitrag gefordert, eine Auflage auf alle Conſumptibilien gemacht, die Steuer erhöhet, und in Bayern zumal wurde das ganze Land durch die dringendſten Befehle zur thätigſten Mitwirkung aufgefordert. So wurden auch die Unterthanen und Stände andrer Bundslande wegen ihrer Beiträge zweckmäßig unterrichtet, und in Rückſicht ſolcher Stände, welche bis dahin an der Liga noch keinen Theil genommen hatten, wurden geeignete Schlüſſe gefaßt, wie dann z. B. den ſchwäbiſchen Reichsprälaten ohne weiters angezeigt werden ſollte, daß man ſie zwar, ungeachtet ſie noch immer Bedenken geäußerſt hätten, der Liga beizutreten, im Nothfall darum nicht unbeſchützt laſſen; aber auch dafür auf ihre Koſten ſo vieles Volk, als ſie nach dem Römeranſchlag getroffen haben würde, halten, oder Geld aufnehmen und die Wiedererſtattung durch gebührende Mittel einzutreiben wiſſen werde; indem es jetzt nicht um

Daſeyn der katholiſchen Staaten zu thun ſey, und Leib und Seele gelte. Endlich wurde auch beſchloſſen, daß nicht nur der Pabſt um Geldhülfe und um Verwendung bei andern Staaten, um Indult zur allgemeinen Decimation, ſondern auch die Cardinäle um eine gleiche Unterſtützung, ferner die Stände und Republiken in Italien, auch Venedig und Savoyen, um einige Beihülfe erſucht, und daß ferner die Könige von Spanien, Frankreich und Polen, das Haus Lothringen, und die katholiſchen Schweizer zur Theilnahme eingeladen, übrigens aber dieſe, und ſämmtliche Verſuche und Geſchäfte dem Gutdünken und Entſchluß des Herzogs Maximilian von Bayern überlaſſen werden ſollten. Der Zuſtand der Liga war damals vortrefflich, und hatte, vor der Union der Proteſtanten, in mancherlei wichtiger Rückſicht, weſentliche Vortheile voraus. Ihre Mitglieder waren durch keine perſönlichen Nebenabſichten entzweiet, ſondern Ein Zweck, Ein Wille vereinigte ſie alle durch politiſche und religiöſe Bande. Sie hatten den Kaiſer, von welchem ſie Anſehen und Ermunterung erhielt, zum Schützer, und Rom, von welchem Einheit der Grundſätze, und öfters auch Kraft unter ſie alle ausfloß, zum feſthaltenden Mittelpunkte. Schon ihr Oberhaupt, Maximilian I. von Bayern, dem das ſämmt-

Bayerische Staatsbibliothek München

liche proteſtantiſche Deutſchland an Sachkenntniß, Muth, Freiheit und an Hausmacht, an beugſamer Kraft, ſeine Bundesglieder zuſammen zu halten und zu regieren, keinen ähnlichen an die Seite ſetzen konnte, gab ihr einen über alle Gefahren und widrige Schickſale gebietenden Vorzug.

§. VI.

Die Union ſtand demnach damals, in Vergleich mit der Liga, in einem tiefen Schatten. Als die Fürſten und Stände jener Union die kriegeriſchen Anſtalten der katholiſchen Fürſten wahrnahmen, beriefen die Hauptanführer, nachdem ſie im voraus einen und den andern vorbereitenden Zuſammentritt unter ſich gehalten hatten, im November 1619 eine Hauptunionsverſammlung nach Nürnberg, zu welcher alle proteſtantiſche Stände des Reichs eingeladen wurden. Auch erſchienen der Churfürſt von der Pfalz (und neue König von Böhmen) Friedrich, der Herzog von Würtemberg, Johann Friedrich, ſammt ſeinen Brüdern Julius Friedrich, und Magnus, der Landgraf von Heſſen, Moriz, der Herzog Johann Erneſt von Weimar, ſammt ſeinen Brüdern Friedrich, und Wilhelm, der Markgraf von

Anſpach, die Pfalzgrafen Auguſt und Johann Friedrich von Neuburg, der Markgraf Johann Friedrich von Baden (ſtatt des regierenden Herrn Georg Friedrich) in eigner Perſon, der Churfürſt von Brandenburg, die Herzoge von Braunſchweig, die Markgrafen von Bayreuth, die fränkiſchen und wetterauiſchen Grafen, die Ritterſchaften von Altmühl, dem Steigerwald, und dem Kreichgau, die Reichsſtädte Straßburg, Frankfurt, Nürnberg, Ulm, Worms, Speier, Nördlingen, Rotenburg, Schwäbiſch-Hall, Schweinfurt, Wimpfen, Kaufbeuern, Lindau, dann die oberöſterreichiſchen Stände durch Geſandte und Abgeordnete. Allein dieſen Verſammelten, deren vereinte Kraft fürchterlich genug geweſen ſeyn würde, fehlte es gänzlich am ächten Unionsgeiſt, an einem feſten, gemeinſchaftlichen Plan, und an einer, mit politiſchen Talenten nach Einem Ziel gerichteten und zuſammenſtrebenden Abſicht. Als die Anweſenden die Urſache, wegen welcher ſie zuſammen gerufen worden waren, vernahmen, geriethen ſie in eine Art von Verlegenheit, bei der es beinahe das Anſehen gewann, als wollten ſie ſich lieber zurückziehen, als mit Thätigkeit etwas vornehmen. Bei der Errichtung ihrer Union im Jahre 1608 wurde weſentlich ein gemeinſchaftlicher Zweck, der Zweck nämlich, wider den Kaiſer und die katholiſchen Reichsſtände, nicht nur das politiſche Gleichgewicht, ſondern eine beherrſchende Ueberlegenheit zu behaupten, zum Grund gelegt; jetzt hörten ſie, daß ſie verſammelt worden ſeyen, um zu berathſchlagen, wie der Churfürſt Friedrich von der Rheinpfalz bei dem Königreich Böhmen geſchützt werden wolle. Der Gegenſtand dieſes Vortrags und dieſer Zumuthung ſchien den meiſten Herren ganz außer dem Zweck ihrer Union zu liegen. Sie unterließen nicht, zu bemerken, daß die vom Churfürſten Friedrich gewagte Annahme der böhmiſchen Krone eine perſönliche, das rheinpfalzgräfliche Haus betreffende Angelegenheit dieſes Churfürſten ſey; und es kam ihnen ſeltſam vor, verlangen zu wollen, daß ſich fremde Fürſten mit einem gemeinſchaftlichen Aufwand von Geld und Leuten einer fremden Sache annehmen ſollten, von deren auch recht gutem Ausgang für ſie kein Vortheil, ſondern vielmehr manche Gefahr zu beſorgen ſeyn dürfte. Denn, (ſagten ſie ſich im Vertrauen einander) wenn gleich der Churfürſt von der Pfalz das Haupt, und der Direktor der proteſtantiſchen Union, und mithin mit ſeinem Sturz auch die Zertrümmerung der geſammten Union zu befürchten wäre: ſo wäre doch auch auf der andern Seite, wenn Friedrich im Königreich Böhmen erhalten, und ſeine

Hausmacht vergrößert werden ſollte, für die der altlutheriſchen Religion ergebnen, eben nichts tröſtliches zu hoffen.“ Friedrich, ein für die calviniſche Religion eifrig denkender Herr, wurde nämlich von einem raſenden Calviniſten, ſeinem Hofprediger Schulz oder Scultetus, regiert. Die proteſtantiſchen Mitglieder der Union ſtellten ſich die Bedrückungen, welche ihren Glaubensbrüdern, den Proteſtanten in Böhmen, von den Calviniſten, bevorſtehen würden, mit inniger Beſorgniß vor Augen, und der Herzog von Würtemberg dachte ganz, wie ſeine Theologen auf der Univerſität zu Tübingen, welche ihm ſchrieben: „daß ſie zwar nicht unterſuchen wollten, ob die unirten Stände dem neuen König um eine fremde Krone wider das Oberhaupt des Reichs beizuſtehen befugt ſeyen, um deſſen Wahl Gott auf öffentlichen Kanzeln angerufen worden, und für deſſen glückliche Regierung noch jetzt täglich gebetet werde; daß ſie auch nicht berühren wollten, was für Ungemach dem Herzog und deſſen ganzen Haus, Namen und Stamm, wie auch dem ganzen Land gezogen werden könnte, um der calviniſchen Lehre aufzuhelfen, von welcher man mit der Zeit wenigen Dank hoffen könnte; ſondern daß ſie nur erinnern wollten, ob es dem Herzog verantwortlich ſey, das ganze Königreich Böhmen, und die damit verbundenen Lande in die Gefahr einer deformation zu ſetzen, welche die Calviniſten wider alles Verſprechen nicht unterlaſſen würden; — denn man habe aus Erfahrung, wie ſich anfänglich dieſe Lehre eingeſchlichen, und wo ſie einmal feſten Fuß geſetzt, mit was Gewalt man durch Abſchaffung und Verfolgung reiner Lehrer und Prediger, und zwar noch ſchärfer, als die papiſtiſche Obrigkeit, und inſonderheit Oeſterreich, verfahren. Dieſes Erzhaus habe gleichwohl den Unterthanen an etlichen Orten die Ausübung der evangeliſchen Religion frei gelaſſen, welches die calviniſchen Fürſten bisher nie gethan hätten.“ So wie ferner jener Herzog auch politiſche Bedenken, welche ihm den Anwachs einer größern Macht des churpfälziſchen Hauſes in einem für ſein Hausintereſſe nachtheiligen Lichte zeigten, zu Gemüth führte, ſo äußerten auch andere Fürſten (jeder war bloß auf ſeine Rechte aufmerkſam, jeder wollte von der Union Vortheile ziehen) ihre Anliegen, aus welchen ihnen die Ankunft eines kaiſerlichen Geſandten, des Reichshofrathspräſidenten Grafen von Hohenzollern, ſtatt ſie in einige Verlegenheit zu ſetzen, vielmehr heraus geholfen zu haben ſcheint, indem ſie jetzt wieder die volle Gelegenheit erhielten, ihre, ſo oft wiederholten Beſchwerden in Betreff des Reichshofraths, des Reichskammergerichts u. a. vorzubringen, auch ihre alten Verſicherungen, daß ihnen nichts erwünſchter, als Friede und Einigkeit ſey, zu wiederholen. Doch unterließen ſie nicht, den Beiſatz zu machen, daß der Kaiſer, auf den Fall, daß zur wirklichen Abſtellung ihrer Beſchwerden gar keine Anſtalten weiter gemacht werden wollten, es den unirten und correſpondirenden Ständen nicht verdenken würde, wenn ſie die Sache Gott heimſtellten, und zu ihrer Vertheidigung alle von Natur zugelaſſenen Mittel anwendeten. — Die Evangeliſchen hätten ſich entſchloſſen, wenn einer oder der andere von ihnen, inſonderheit aber der jetzige König von Böhmen, vorzüglich in ſeinen Erblanden, angegriffen werden ſollte, denſelben nicht ohne Hülfe zu laſſen.“ Der kaiſerliche Geſandte verſprach ihnen die pünktlichſte Gerechtigkeit, wenn ſie nur mit Ruhe und Uneingenommenheit mitwirken wollten, und in einer Vorſtellung an die Stadt Nürnberg brachte er mit einer beſondern Feinheit einen Wink, daß ſich der Churfürſt Friedrich noch zur Zeit mit Ehren aus dem ſchlimmen Handel ziehen könne, vor, indem er ſagte: „Es wäre dem Churfürſten nicht zu verdenken, daß er die Krone angenommen, ſonderlich, wenn es in der Abſicht geſchehen, dadurch etwas Aergeres zu verhüten, indem er ſeines Orts bekennen müſſe, daß, wenn Pfalz oder Sachſen oder Bethlen Gabor dieſe ausgeſchlagen, die Böhmen, als verzweifelte Leute, ſolche wohl den Türken und Tartarn angeboten haben würden. Es könne aber nun der Churfürſt ſich auch einen unſterblichen Namen und großes Verdienſt bei dem Hauſe Oeſterreich machen, wenn er nun dieſe Krone demſelben wieder abtreten wollte.“ Der Beſchluß des nürnbergiſchen Bundstags fiel im Weſentlichen dahin aus, daß man ſich, da es ſcheine, daß wegen der Religionsbeſchwerden von dem andern Theile nichts mehr durch Güte zu erlangen ſey, in Verfaſſung ſetzen, und daß man ohne fernern Verzug den Herzog von Bayern fragen ſollte, wie er geſinnt, und gegen wen ſeine Rüſtung, und die Bewaffnung ſeiner Verbündeten gerichtet ſey. Der Graf Friedrich von Solms, Wolrad von Pleſſe, und zwei Patrizier von Nürnberg, Andreas Imhof und Johann Chriſtian Oelhafen kamen in ſolcher Abſicht nach München, und ſtellten an den Herzog (den 11. und 21. Dec. 1619) *) eine ſchriftliche Geſinnung in der

---

*) „Anbringen deren von den ſamptlichen Correſpondirendten Unirten Churfürſten vnd Ständen, von Nürnberg auß, abgefertigten Geſand-

Hauptſache des Inhalts, der Herzog ſollte die katholiſchen Mitſtände dahin vermögen, daß ſie ihre von den Proteſtanten nicht veranlaßten Zurüſtungen einſtellen, daß ferner die katholiſchen Fürſten die vielerlei, keine weitere Erörterung bedürfenden Beſchwerden abſtellen, dann den Nichtkatholiſchen eine gleiche Anzahl Beiſitzer bei dem Kammergerichte und deſſen Viſitationen einräumen, und ihnen wegen der inhabenden geiſtlichen Güter eine genugſame Verſicherung, ſie bei dem Beſitze derſelben nie ſtören zu wollen, ausſtellen, daß ferner die Katholiſchen mittels einer Tagſatzung ſich wegen der obwaltenden Zwiſtigkeiten vergleichen ſollten. Hierüber ſollte ihnen der Herzog binnen zwei Monaten eine kategoriſche Antwort geben, und während deſſen ſollten von den Katholiſchen alle Werbungen und Durchzüge eingeſtellt werden, welche letztere ſie ohnehin nicht mehr geſtatten, ſondern auf die Verſtärkung ihrer Defenſion bedacht ſeyn würden. Maximilian bezeigte über den drohenden Ton ſowohl, mit welchem ſich die Ab-

---

ten bey — Maximiliano etc. Vnnd Ihrer Durchleuchtigkeit Antwort auff der Correſpondirendten Vnirten Churfürſten und Stände gethanes anbringen etc. Getruckt im Jahr, Anno 1620.“

geordneten an ihn gewendet hätten, als auch über ihre Zumuthungen ſein Mißfallen und Befremden, und ſagte in ſeiner denſelben zugeſtellten ſehr ausführlichen Antwort, wie ſie dann von Beſchwerden, welche keiner weitern Erörterung bedürfend ſeyn ſollten, reden könnten, da ja doch die, von ihnen vorgebrachten Beſchwerden ſeit dem im Jahr 1555 errichteten Religionsfrieden, ſtreitig geweſen, und da die Beſchwerden der Katholiſchen nicht minder höchſt gerecht, wichtig, und zahlreich ſeyen. Wenn unter ihren, den proteſtantiſchen, Beſchwerden auch ſeine Beſitznehmung von Donauwörth enthalten ſey, ſo habe er oft genug erklärt, daß er die Stadt an dem Tage, wo er für ſeine aufgewandten Koſten bezahlt ſeyn würde, ausliefern werde. Mit den Werbungen und Durchzügen hätten die Proteſtanten zuerſt angefangen, und was die für ihn (den Maximilian) geworbnen Truppen beträfe, ſo ſtehe er für eine reichsgeſetzmäßige Caution und Schadloshaltung (falls, wider Verhoffen, irgendwo ein Schaden angerichtet werden ſollte) gut; unter dieſen Vorausſetzungen geſtatte er auch in ſeinem Land jedermann den Durchzug. Die Erfüllung der an ihn geſchehenen Zumuthung, daß er die katholiſchen deutſchen Stände zur Niederlegung der Waffen vermögen, und binnen zwei Monaten eine beſtimmte Antwort, weſſen ſich die Union zu denſelben zu verſehen habe, geben ſoll, ſtehe ſchon gar nicht in ſeiner Macht, und hätte ſich die Union vielmehr nur gleich ſelbſt an dieſelben, da ſie unlängſt in Würzburg verſammelt waren, wenden ſollen. Uebrigens meine er, die Sachen ſeyen ſo beſtellt, daß die correſpondirenden Fürſten allerdings Urſache hätten, ihren Ton herabzuſtimmen, zumal, wenn ſie bemerken wollten, daß ihre Forderungen und Anträge ſelbſt von vielen der augsburgiſchen Confeſſionsverwandten keineswegs gutgeheißen würden. In einer, auf eine wiederholte, von den Abgeordneten eingereichte Vorſtellung, zurückgegebnen Antwort verſicherte der Herzog, daß es von Seiten der katholiſchen Liga niemals auf eine gewaltthätige, angreifende Unternehmung wider die Unirten, ſondern immer nur auf die nothwendige Vertheidigung angeſehen geweſen ſey. Die Abgeordneten zogen in eben derſelben Ungewißheit, in der ſie nach München gekommen waren, zu den Ihrigen zurück.

Nunmehr zogen die Fürſten und Stände der Union, die Fürſten und Stände der Liga, dann auch die Fürſten, welche bisher zu keinem der beiden Fürſtenbündniſſe getreten waren (der Churfürſt von Sachſen, Johann Geerg war der vornehmſte dieſer letztern,) ihre Truppen zuſammen. Von den Niederlanden, von den Rheinlanden, aus Italien zogen zur Unterſtützung der Liga beträchtliche Heere heran, und alles war zum wirklichen Ausbruch eines Krieges reif, als Kaiſer Ferdinand II. den 19. Jäner 1620 mit einem Manifeſt zum Vorſchein kam, in welchem er ſein Recht auf die Krone von Böhmen, und die unvermeidliche Nothwendigkeit, dieſes ſein Recht gleichwohl, da alle gütliche Vorſtellungen ohne Erfolg geblieben, mit den Waffen zu ſuchen, weitläufig auseinander ſetzte, und ferner (in einem eignen Patent) alle Grafen, Herren, und Ritter aller Reichskreiſe ermahnte, ſich der Unterſtützung der Böhmen und ihres Anhangs zu enthalten. Sogleich verſammelte der Churfürſt Johann von Mainz nach der (am weſtlichen Ende des thüringiſchen Waldes an der Unſtrut und Schwemmotte gelegnen, zum niederſächſiſchen Kreiſe gehörigen) Reichsſtadt Mühlhauſen einen Chur- und Fürſtenausſchuß. Er ſelbſt, der Churfürſt, dann die Churfürſten Ferdinand von Cöln, (auch wahrſcheinlich) Lothar von Trier, Johann Georg von Sachſen, dann der Landgraf Ludwig von Heſſendarmſtadt erſchienen in Perſon; Bayern durch eine Abordnung; und nachdem ſich die Anweſenden erſt über einen vom Churfürſten von Mainz gemachten Vortrag, daß der Kaiſer in der böhmiſchen Sache nicht hülflos gelaſſen werden dürfte, vereinigt, auch berathſchlagt hatten, wie nächſt dem oberſächſiſchen, auch der niederſächſiſche Kreis für den Kaiſer gewonnen werden dürfte, beſchloß man, auf den Vorſchlag des Churfürſten von Sachſen, daß vor allen Dingen den, in beſagten Kreiſen, ſich befindenden proteſtantiſchen Ständen eine beruhigende Verſicherung über ihren Religionsſtand gegeben werden ſollte; wie dann auch die beiden Churfürſten von Mainz und Cöln, dann Maximilian von Bayern im Namen aller Katholiſchen eine Zuſage (jedoch ohne Nachtheil des Religionsfriedens, und ſonderlich des geiſtlichen Vorbehalts) ausſtellten, „daß die weltlichen Inhaber der geiſtlichen Stifter und Güter im ober- und niederſächſiſchen Kreis, wofern ſie dem Kaiſer, ſowohl bei jetzigem böhmiſchen Unweſen, als auch in andern Fällen, wo den Reichsgeſetzen zuwider gehandelt werden, Hülfe leiſten, und auch unter der Hand nichts gegen den Kaiſer unternehmen, ſonderlich den Katholiſchen nichts weiter von geiſtlichen Gütern entziehen, vielmehr die Katholiſchen bei den noch habenden Stiftern u. ſ. w. ſchützen würden, daß dieſe Stände alsdann weder von den Katholiſchen ſelbſt, noch von andern auf ihre Veranlaſſung, beleidigt, überzogen, vergewaltigt, oder ohne Recht von etwas verdrungen werden ſollten“ u. ſ. w.

Von dieſem Vorgang wurde an den Kaiſer eine Nachricht, an Pfalz aber, an Böhmen, und die mitvereinigten Länder, an die Stände von Ungarn, an die Unirten, an die Reichsſtädte, an den König von Dänemark, als Herzog von Holſtein, u. a. wurden Abmahnungsſchreiben, ſich in die böhmiſchen Angelegenheiten ferner nicht zu miſchen, erlaſſen; und niemand zeigte darin einen größern Eifer, als der Churfürſt von Sachſen, ſo, daß die Gegenvorſtellungen und Bitten, welche der Landgraf Moriz von Heſſen-Caſſel, der König von Dänemark, die Fürſten von Anhalt, und andere an ihn abſchickten, und worin ſie ihn „um Gottes, auch des Churfürſten Nachkommen, und Leute, dann zeitlicher und ewiger Wohlfahrt willen“ beſchworen, „ſich ja mit den Papiſten, und ihren hitzigen Rathſchlägen in nichts einzulaſſen, und am wenigſten ſich ſo weit verleiten zu laſſen, das Schwert gegen die Bekenner der wahren Religion zu ziehen, als wodurch nicht nur das ganze evangeliſche Weſen in Gefahr gerieth, ſondern auch Sachſen ſelbſt ſich in die Beſorgniß eines augenſcheinlichen Krieges und der Verwüſtung ſtürzte" u. ſ. w. ſo wenig etwas beitrugen, ihn eines andern Sinnes zu machen, daß er vielmehr dem Landgrafen ganz derb antwortete: „Er hätte in ſeiner Regierung bisher ſo viel erlernet, daß er auch ohne harte Ermahnung wohl wiſſe, was er zu thun habe. — Er wolle nicht ablaſſen, ſo zu handeln, wie er es vor Gott, dem Kaiſer, und allen getreuen Ständen des Reichs, zu verantworten ſich getraue. Der Landgraf aber möge ſich ſeines Ortes befleißen, bei andern die nöthigen Erinnerungen zu thun, daß das Reich im guten Stande bewahrt, des Oberhaupts Anſehen erhalten, und (nach des Königs von Frankreich eignem Ausdruck) jeder bei dem, was ihm zuſtehet, erhalten werde." Eben dieſer Churfürſt hatte ſchon ein anders Mal den böhmiſchen Geſandten, welche gekommen waren, ihn um Beiſtand zu bitten, geradezu erklärt: „daß ſie, nachdem ſie ja ganz, ohne ihn zu fragen, in allen Stücken verfahren hätten, auf ſeinen Beiſtand nicht hoffen ſollten; — er werde für die Religion, welche in der umgeänderten augsburgiſchen Confeſſion verfaßt wäre, das Beſte thun." Er hatte auch bei Zeiten Werbungen angeſtellt, die Kreisſtände zur Stellung von dreitauſend Mann zu Fuß, und tauſend Mann zu Roß beredet, und ein Heer von ungefähr zwanzig tauſend Mann, daß mit jedem Tag bereit ſtand, auf die Beine gebracht.

Während dieſer Vorgänge rückten die entfernten, für den Kaiſer beſtimmten, Hülfsvölker von allen Seiten heran. Die Unirten ſäumten nicht, ihre Truppen zu verſammeln, indem ſie glaubten, daß jetzt der entſcheidende Zeitpunkt, auf deſſen glücklichen Ausgang alles ankäme, vorhanden ſey. Sie zogen ihre Armee bei Ulm zuſammen, ſchickten davon ungefähr acht tauſend Mann unter Anführung des Markgrafen Georg Friedrich von Baden an den Rhein, um allen fremden Truppen den Uebergang zu verſperren, und die eigentliche Armee, welche unter dem Kommando des Markgrafen Joachim Erneſt von Brandenburg-Anſpach ſtand, beſtimmten ſie, die Donau frei zu halten, und (wie man am bayeriſchen Hof muthmaßte) den Herzog Maximilian zu überfallen, und ihn zur Entſagung ſeines Bündniſſes mit Oeſterreich zu zwingen. Ihre Fürſten und Mitglieder waren zu Ulm verſammelt; aber ehe ſie eine beſtimmte Entſchließung faſſen, und ihre Armee in Bewegung ſetzen konnten, erſchien Maximilian, der von allen Vorgängen eine genaue Nachricht erhalten, und ſich auf alle Fälle gefaßt gemacht hatte, mit einer wohlgerüſteten Armee*), welche, unter Anführung des Johann von Tilly, (eines Nieder-

---

*) Reuterei, welche in 3400 Küraſſieren und 2100 Archibuſſierreutern beſtand,

Oberſter von Benighauſen	500
Graf von Marcoſſay (Marenſis)	500
Oberſtlieutenant von Erwid	500
Oberſt von Herberſtorff	400
von Nerſen	300
von Lindelo	400
von Pappenheim	200
Frh. von Moriame	200
von Gumerſpach	200
Graf von der Lipp	600
Graf von Warttenberg	500
Harſelles	500
Oberſt Craz	400
Kapitän Wibard	100
Croaten	200
	5500

Fußvolk,

Oberſt von Haßlang	3000
Graf von Sulz	3000
Graf von Marcoſſay	3000
Frh. v. Anholt	3000
Oberſt Rouville	3000
Oberſt Montaigne	3000
Oberſt von Heudelberg (Herliberg)	2000
Oberſt Paer	2000
von Hemickhauſen (Haimbhauſen)	1000
Graubindner	600
Kapitän Premiers (Premers)	300
Kapitän Pöhmer	300
Kapitän Neuman	300
	24,500

länders von Geburt) zwiſchen Günzburg und Lauingen eine vortheilhafte Stellung, Maximilian ſelbſt aber ſein Hauptquartier zu Dillingen nahm. Ganz Deutſchland aber erwartete mit banger Ungeduld den erſten fürchterlichen Schlag, mit welchem die Union, nachdem ſie ſich ſo viele Jahre darauf gerüſtet, ſo viele Zuſammenkünfte und Tagſatzungen gehalten, ſo viele Entſchlüſſe feſtgeſetzt, und mit großen Koſten ſo viele Anſtalten gemacht hatte, auf ihre Gegner losbrechen würde. Schon war der eben erwähnte Markgraf von Baden auf ein Heer von einigen tauſend Mann, für Bayern und den Kaiſer jenſeits des Rheins geworbenen Volkes, das bei Breiſach über den Rhein ſetzen wollte, geſtoßen, und es kam nun darauf an, demſelben durchaus keinen Uebergang zu geſtatten; allein der Markgraf ließ ſich vom Erzherzog Leopold, als Biſchof von Straßburg, bereden, daß dieſes Volk nicht zurückgehalten werden könnte, nachdem daſſelbe zum Dienſte des Kaiſers beſtimmt, und nachdem die Union mit dieſem in keinen Krieg verwickelt ſey. Der Markgraf gab ſogleich alle ſeine, mit vieler Mühe gemachten Gegenanſtalten auf, und ließ die fremden Truppen, (freilich nicht durch Länder der bei der Union begriffenen Fürſten,) frei vorüber ziehen. So ging es auch mit dem Durchzug eines andern

Korps von mehrern tauſend Mann, welches von dem Churfürſten Ferdinand von Cöln geworben, und für ſeinen Bruder, den Herzog Max von Bayern, beſtimmt war. Wiewohl demſelben anfangs die Wege verlegt wurden, ſo wurde es doch auf eine kluge Vorſtellung des Herzogs durchgelaſſen, und kam in der Gegend von Donauwörth im bayeriſchen Lager an. Der gegenüberſtehende Markgraf Joachim Erneſt von Brandenburg zählte Anfangs ungefähr dreizehn tauſend Mann; allein wiewohl er täglich neue Verſtärkungen an ſich zog, und zuletzt auch der obengenannte Markgraf von Baden mit ſeiner Macht zu ihm ſtieß, ſo blieb gleichwohl die bayeriſche Armee dem Heere der Union weit überlegen. Dazu kam für dieſe noch ein anderer, in allem Betracht fürchterlicher Umſtand. Der König Philipp III. von Spanien begnügte ſich nicht damit, ſeinem Anverwandten, dem Kaiſer, Truppen aus dem Mailändiſchen zu ſchicken; er ließ auch ein überaus beträchtliches Heer in den Niederlanden anwerben, und die Union hatte Nachricht erhalten, daß der Anführer deſſelben, der General Spinola, bereits in voller Bewegung, daß ſeine Abſicht gegen die rheinpfälziſchen Länder gerichtet, und daß mithin das Heer der Unirten nicht nur ganz außer Stand, einem dritten, dem neuen König in Böhmen nämlich, zu helfen geſetzt, ſondern wohl gar ſelbſt mit der Gefahr, in die Mitte genommen zu werden, bedroht ſey. In dieſer mißlichen Lage war den unirten Herren die Ankunft bayeriſcher Geſandten zu Ulm (des Grafen Albin von Sulz, Joachim Donerſperg, und Lorenz von Wenzing) ſehr willkommen, indem ihnen nunmehr eine ſehr erwünſchte Gelegenheit eröffnet war, ſich von dem Vorhaben der Liga eine nähere Auskunft zu verſchaffen; und es ſchien ſogar anfangs, als wollten ſie noch einigen Trotz und Muth annehmen. Denn als ihnen von den bayeriſchen Geſandten angedeutet wurde, daß der Herzog Maximilian von Bayern eine beſtimmte Erklärung verlangte, warum ſich die Unirten zu Ulm verſammelt, und eine Arme zuſammengezogen hätten, zogen ſie mit einer Menge alter Beſchwerden auf, welche ſie veranlaßt hätten, ſolche Maßregeln zu ergreifen; verſicherten aber, als ihren Vorträgen von den bayeriſchen Geſandten ſtandhaft und entſchloſſen begegnet wurde, ſogleich, daß ſie nichts weniger, als die Abſicht hätten, den Herzog von Bayern und die Liga anzugreifen, ſondern ſich nur zu vertheidigen, falls ſie angegriffen werden ſollten. Die bayeriſchen Geſandten verſicherten ihres Theils das Nämliche, und erinnerten, daß ſich erſt dann katholiſche Fürſten in ein Bündniß begeben hätten, nachdem ſie erfahren müſſen, daß von proteſtantiſchen Fürſten ein ſolches Bündniß errichtet worden wäre. Nach ſolchen Unterredungen entfernten ſich die Geſandten, und die entſcheidende Stunde rückte heran, da es zu einem beiderſeitigen Verſtändniß oder zu einer Schlacht, und dann zu einem förmlichen Krieg kommen mußte. Niemand lag damals mehr daran, den Ausbruch eines ſolchen Krieges zu verhindern, als dem franzöſiſchen Hof, indem er damals ſelbſt mit den Calviniſten, oder den ſogenannten Hugenotten in Frankreich noch alle Hände voll zu thun hatte. Ein franzöſiſcher Geſandter mußte demnach den Mittler machen, und derſelbe verrichtete dieſen Auftrag mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit, als raſtloſem Eifer. Man fieng an einander näher zu kommen, und zu unterhandeln. Der ſchwerſte Punkt, auf welchem die Unirten mit der größten Inſtändigkeit beſtanden, war, daß, wenn ein Waffenſtillſtand oder ein Friede zu Stande käme, auch der ſpaniſche Statthalter in den Niederlanden, nämlich der Erzherzog Albert, mit eingeſchloſſen werden, und daran Theil nehmen ſollte, was aber von den Bayern, mit der Betheurung, daß der Erzherzog kein Mitglied der Liga, und daß er vom Herzog Max ganz unabhängig ſey, als eine Sache, die durchaus nicht in ihrer Macht ſtünde, zurückgewieſen wurde. Die bayeriſchen Geſandten bewilligten, um nicht ihren Gegnern Zeit zur Verſtärkung zu laſſen, ſchlechterdings keinen Waffenſtillſtand, wohl aber den Frieden. Dieſer kam dann zwiſchen den Häuptern der beiderſeitigen Armeen, nämlich zwiſchen dem Herzog Maximilian von Bayern, und dem Markgrafen Joachim Erneſt von Brandenburg-Anſpach den 13. Juni 1620 des Inhalts zu Stand, daß

1) kein bei der Liga oder der Union mitbegriffener Fürſt, oder Reichsſtand den andern wider den Religion und Profanfrieden auf eine Weiſe kränken, oder beleidigen, oder deſſen Ruhe ſtören, und daß demnach jeder Theil ſein Kriegsvolk unverzüglich, und ohne jemands Schaden abführen,

2) jeder Fürſt und Stand aber eines, oder des andern Theils befugt ſeyn ſoll, zu ſeiner nothwendigen Vertheidigung, vermöge der Reichsſatzungen, den Durchzug der für ihn beſtimmten Völker zu fordern; nur ſoll derſelbe bei Zeiten angekündigt, und ohne Nachtheil vorgenommen werden.

3) „Und nachdem zum Dritten wir Maximilian, Pfalzgraf bei Rhein, und andere

vereinte katholiſche Chur-Fürſten und Stånd das Kónigreich Böheim und deſſen incorporierte Landen wie auch alle des Hauſes Oeſterreich Erbland von dieſer gegenwärtigen Handlung ausgeſchloſſen und in ſolche Tractation nur diejenigen Churfürſtenthum und Lande, ſo beederſeits unierten Chur-Fürſten und Ständen gehörig, darunter auch die Churpfalz ſamt derſelben im Reich gelegner Erblanden (weil man diſer zeit mit andern in obgeſagtem Mißverſtand nit versiert, ſondern mit denſelben verhoffentlichen in gutem Vernehmen ſtehet) begriffen, und nit weiter extendiert werden ſoll. So laſſen bei diſer der catholiſchen Chur-Fürſten und Stånd erclerung ſovil das Kónigreich Böhmen und deſſen incorporirte, auch alle Oeſterreichiſche Erbland anlangt, Wir Joachim Ernſt von Brandenburg für uns und unſere Mit-Unirte Churfürſten und Stände es bewenden, und wollen nit weniger unſers theils beſagt Kónigreich Böheim und deſſen incorporirte Länder hierunder mit verſtanden, ſonder ſolchen Sachen den freien Lauf gelaſſen, und dieſe Vergleichung ebenmeſſig von denen im Reiche gelegenen Churfürſtenthumb und Landen obbedeuter maſſen alle gemeint haben."

4) Sollte wegen der beiderſeitigen Beſchwerden um ſo mehr zu einer andern Zeit und anderswo ein Vergleich getroffen werden, als alle Reichsfürſten ihre Stimme dabei zu geben hätten;

5) ſo ſollte auch wegen des Schadens, welchen das beiderſeitige Kriegsvolk (beſonders das bayeriſche in dem wirtembergiſchen Flecken Sontheim) angerichtet hätte, eine fernere Unterhandlung vorbehalten werden. —

Ueber dieſen Frieden, vermöge deſſen die unirten Fürſten, nachdem ſie zehn volle Jahre mit ihrer Union ſo hoch aufgehoben hatten, nun mit Einem Male alles ſchmählich aufgaben, und ihr Oberhaupt und Direktor den Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz, als König von Böhmen, ſeinem Schickſal überließen, und ebendaſſelbe Schickſal ſich ſelbſt und allen jetzt vereinzelten Mitgliedern der Union zubereiteten, wurde, je nachdem jemand ſeinen Theil daran zu nehmen hatte, mit Frohlocken, oder mit Verwünſchungen aufgenommen. Aber gemeinſchaftlich wurden Freunde and Feinde darüber in Erſtaunen geſetzt. und Leute, welche ſich bewußt waren, daß ſie anders gehandelt, daß ſie wenigſtens die Neutralität beider Bündniſſe, der Liga und der Union, in der böhmiſchen Sache, zur erſten Bedingniß eines Vertrages geſetzt haben würden, konnten ſich ſo wenig darein finden, und ſich die gutmüthige Kurzſichtigkeit der unirten Herren ſo wenig erklären, daß ſie zuletzt auf den nicht wenig ſeltſamen Einfall geriethen, den Anführer der unirten Armee, den Markgrafen Joachim Erneſt, von Brandenburg-Anſpach nämlich, in den Verdacht, daß er von Frankreich oder Spanien Geld genommen habe, zu ziehen.

Und nunmehr hatte der Kaiſer freie Hände, die ganze Macht der Liga zur Wiederherſtellung der Ordnung in Oeſterreich und Böhmen zu verwenden, und nur war Gabriel Bethlen noch übrig, von welchem zu beſorgen war, daß er dem Lauf der Dinge einiges Hinderniß in den Weg legen möchte. Aber auch dieſen hat ſeine eigene Unentſchloſſenheit ungleich weniger, als ſich dem erſten Anſchein nach hoffen ließ, fürchterlich gemacht; er hatte zu Anfang des Jahres 1620 einen Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer bis Michaeli eingegangen und zugleich zugeſagt, daß indeß auf einem Reichstag zu Neuſol in Ungarn alle Zwiſtigkeiten ausgeglichen werden ſollten; aber nicht nur zerſchlug ſich dieſer Vorſatz, ſondern Bethlen, der ſich bisher nur einen Fürſten von Ungarn nannte, ließ ſich während der Zeit zum König von Ungarn wählen und krönen, und fiel denſelben Augenblick, da der Termin zu Ende war, mit einem wüthenden Heereszug über Unteröſterreich her. Nichts widerſtand ſeinem Ungeſtüm, und nachdem noch der Graf Dampierre, welcher ſich mit einem, in der Eile zuſammengerafften Volk von ungefähr ſechs tauſend Mann dem Feind entgegen ſtellen mußte, das Unglück hatte, vor dem Schloßthor zu Preßburg den 9. Oktober 1620 mit einer Fahne in der Hand erſchoſſen zu werden, ſtand ihm der Weg bis Wien geöffnet. Allein er zauderte und überlegte, ob es für ihn zur Bewirkung eines Friedens, wie er ſich ihn wünſchte, nicht beſſer gethan ſeyn würde, jetzt nichts zu thun, ſo lange, bis die ligiſtiſchen und kaiſerlichen Heere in Böhmen alles, was ſie wünſchten, gethan hatten.

§. VII.

Ferdinand hatte die Stände der Länder, wider welche er ſich genöthigt ſah, Gewalt zu brauchen, zu wiederholten Malen zur Unterwerfung aufgefordert, und denſelben die Gründe, wegen deren er dazu berechtigt war, ausführlich, und immer mit der Verſicherung, daß alles Vergangene in einer ewigen Vergeſſenheit bleiben ſollte, vorgelegt; beſonders hatte er an den Churfürſten Friedrich von der Pfalz wegen Böhmen ein in öffentlichen Druck gelegtes Warnungsſchreiben ergehen laſſen, in welchem er ihm das Unrecht, das er ſich gegen den geſetzmäßig gewählten, und gekrönten König zu Schulden kommen laſſe, noch einmal vorlegte, und ihn zuletzt noch in Güte aufforderte, das Königreich bis den 1. Juni 1620 zu verlaſſen. Allein alle wiederholten Vorſtellungen fanden auf keiner Seite einen Eingang, und der Churfürſt Friedrich ſowohl, als die proteſtantiſchen Stände, waren entſchloſſen, (wiewohl lange nicht nach dem Bedürfniſſe gefaßt) es auf Gewalt ankommen zu laſſen. K. Ferdinand II. hatte nunmehr auch keine andere Wahl, und überließ die Unglücklichen, mit innigem Bedauern, daß mit den Schuldigen ſo viele tauſend unſchuldige Familien, welche, als gute Katholiken oder friedfertige Proteſtanten nie einen Antheil an dem Aufruhr genommen hätten, die entſetzlichen Uebel des Krieges würden mitleiden müſſen, ihrem endlichen Schickſal.

Kaum war der Vertrag zu Ulm geſchloſſen, ſo kehrte ſich Maximilian von Bayern, (gemäß ſeines mit dem Kaiſer zu München geſchloſſenen Vertrags wider des Kaiſers Feinde in Oeſterreich und Böhmen. Er beſchloß, vorerſt die Oeſterreicher anzugreifen, und dann die Böhmen. Er hatte bei beiden keinen Augenblick zu verſäumen, und es kam unendlich viel darauf an, ſie, ehe ſie ihre Anſtalten vollendet, oder ihre Hülfstruppen an ſich gezogen hätten, zu überfallen. Maximilian ſtand auch ſchon an den Grenzen der Oberöſterreicher, da es dieſe immer nur noch ſehr wahrſcheinlich vermutheten, daß er kommen würde. Sie waren noch eben mit Anſtalten und Vorbereitungen beſchäftigt, und erſtaunten daher, und geriethen in Verlegenheit und Verwirrung, als Maximilian in voller Rüſtung plötzlich vor ihnen ſtand. In der erſten Beſtürzung machten ſie an den Herzog eine Abordnung, welche im Namen der Stände bat, ſie, die ihm doch nie etwas zu Leide gethan hätten, mit feindlichen Behandlungen zu verſchonen. Der Herzog ließ durch Abgeordnete den zu Linz verſammelten Ständen eine an ſie gerichtete kaiſerliche Urkunde vorzeigen, in welcher ihnen die Entlaſſung des Landvolkes, die Oeffnung der von ihren Truppen beſetzten Stadt Linz, die Auslieferung ihrer ſämmtlichen Vereinigungsurkunden, die völlige Unterwerfung und einsweilige Huldigung anbefohlen, und in dieſem Falle alle Gnade verſprochen; aber zugleich eröffnet wurde, daß im entgegengeſetzten Fall der Herzog vom Kaiſer den Auftrag übernommen habe, ſie als öffentliche Ruheſtörer und Vaterlandsfeinde zu behandeln. Zu allem Ueberfluß wurden ihnen fünf Tage Bedenkzeit gegeben; als ſie aber nach dem Verfluß derſelben (in der Erwartung, daß der Graf von Mansfeld mit Hülfstruppen aus Böhmen bald ankommen werde,) einen weitern Aufſchub begehrten, wurde auf der Stelle mit der militäriſchen Gewalt vorgeſchritten, was bereits um ſo ungehinderter geſchehen konnte, als während jener fünf Tage die Päſſe des Landes erobert worden, wiewohl auch dabei ſehr unangenehme Auftritte vorgefallen waren. Maximilian hatte den General-Wachtmeiſter, Baron Alexander von Haßlang mit ſechs tauſend Mann zu Fuß, und zwei tauſend zu Pferd vorausgeſchickt, die öſterreichiſchen Grenzörter auf alle Fälle zu beſetzen. Da die öſterreichiſchen Bauern dieß nicht zugeben wollten, und hinter den Verſchanzungen und Verhauen auf die anrückende Mannſchaft herausfeuerten, und einige Mann tödteten: ſo war davon der Erfolg, daß die bayeriſchen Soldaten, theils durch die läſtige Arbeit, welcher ſie ſich unterziehen mußten, die Verhaue auf die Seite zu ſchaffen, theils durch den Verluſt ihrer Kameraden aufgebracht, des ihnen mit allem Nachdruck gemachten Auftrages, niemanden, der ohne Waffen wäre, oder ſich zum Gefangenen ergäbe, zu beleidigen, und ſich an den Wohnungen und Gütern der Eingebornen durchaus nicht zu vergreifen, vergaßen, und in der erſten Hitze mordeten und brannten. Maximilian überließ manche derſelben, ohne auf die perſönliche Tapferkeit zu ſehen, dem militäriſchen Gericht, und verbreitete durch dieſe Strenge ſowohl unter ſeinen Truppen, als unter den Oberöſterreichern einen heilſamen Schrecken. Eine neue Abordnung derſelben bat wiederholt um Schonung, und um eine allgemeine Verzeihung, und Vergeſſenheit alles Vergangenen, wurde aber vom Herzog nach Linz beſchieden, was derſelbe um ſo zuverſichtlicher ſagen konnte, als indeß auch der Hr. von Tilly mit der bayeriſchen Armee nachgerückt, und kein feſter Ort ſich beharrlich zu widerſetzen im Stande war. Auch nahm der Herzog, nachdem er ſich noch ehe mit dem kaiſerlichen Geſandten, Grafen von Harrach, wegen deſſen, was weiter geſchehen ſollte, verabredet hatte, den 4. Aug. 1620 vom Schloß zu Linz Beſitz, und ſtellte an die Stände unverzüglich die Forderungen, daß ſie ihm huldigen, alle verlangten Papiere und Urkunden einhändigen, und ihre Truppen überantworten ſollten. Die vier Stände, nämlich die Prälaten, die Herren, die Ritter, die Städte legten die Huldigung mit Bitten um die Beſtätigung ihrer Freiheiten (wegen deren der Herzog verſicherte, daß ihnen durch dieſe Huldigung nichts benommen ſeyn ſollte) ab, und überlieferten ihre Vereinigungsurkunden. Die Truppen der Stände wurden unter die bayeriſchen vertheilt, und übrigens alle Proteſtationen an den Kaiſer verwieſen, welcher die bei ihm um Gnade bittenden Stände an den Herzog, dem ſie nunmehr gleichwohl zu gefallen zu leben hätten, zurückwies. Die Oberöſterreicher ſtanden demnach, gemäß des oben angeführten Vertrages unter der bayeriſchen Herrſchaft, und der Oberſte Adam von Herberſtorf blieb mit einer Beſatzung von fünf hundert Reutern in der Stadt Linz als bayeriſcher Statthalter zurück.

In Unteröſterreich, welches der Kaiſer unmittelbar noch beherrſchte, ging die Unterwerfung nicht ſo allgemein von Statten. An dem vom Kaiſer nach Wien beſtimmten Huldigungstag fanden ſich zwar mehr, als ſiebenzig ſtändiſche Perſonen ein; baten aber um Abſtellung ihrer Beſchwerden, um Beſtätigung ihrer Freiheiten, und um einen Aufſchub der Huldigung. Die Anweſenheit von zweitauſend Koſaken in Wien, die Standhaftigkeit des Kaiſers, der ihnen übrigens die Verſicherung gab, daß ihnen ihre Religionsübung ſo, wie dieſe zu den Zeiten des Königs Mathias beſtand, geſtattet ſeyn ſollte, eine zur rechten Zeit gemachte Drohung, daß die nicht huldigenden und die nicht gegenwärtigen, nicht mehr als Stände erkannt werden, und daß ſich durch fernere Weigerungen ihre Umſtände ſehr verſchlimmern würden, that die gehörige Wirkung. Sie huldigten, und überließen ſich, da es noch eben rechte Zeit war, der Gnade des Kaiſers; denn diejenigen Stände, welche ebenfalls einberufen worden, aber nicht zu bewegen waren, der Stimme der Klugheit zu folgen, wurden ſogleich, nach dem fruchtlos verſtrichenen Termin für Rebellen, und Feinde des Kaiſers, und des Vaterlandes, dann ihrer Güter verluſtig erklärt.

Indeß hatte Herzog Maximilian von Bayern bereits auch ſeine Abſichten auf Böhmen in Vollzug zu ſetzen angefangen, wo ihm ſelbſt der neue König Friedrich, durch ſein bisheriges Betragen in Böhmen, gleichſam voraus den Weg gebahnt hatte. Da dieſer Herr zum Regieren weder eine wahre Kenntniß, noch einen ausgebildeten Verſtand, am wenigſten aber einen beſtimmten und feſten Charakter beſaß, wiewohl ſein Herz von Milde und Güte überfloß: ſo mußte er in allen Dingen fremden

Eingebungen folgen, wo er dann aus Mangel eines richtigen Blicks ſtets das Unglück hatte, unter den Rathſchlägen, welche man ihm gab, und unter verſchiedenen Maßregeln, welche man ihm zu ergreifen vorſchlug, immer gerade das Ungereimteſte zu wählen. Statt daß er vor allen Dingen ſeine Kaſſen hätte ſchonen ſollen, um Sold und Beſoldungen richtig bezahlen, und ſich dadurch der Achtung und Ergebenheit ſeiner Soldaten und Unterthanen verſichern zu können, verſchwendete er alles Geld auf Feſte, Gaſtereien und unzeitige Prachtſachen, auf Huldigungsreiſen, und tauſend andere unnöthige Dinge, von welchen er ſich einbildete, daß ſie zum Glanz, und zur Majeſtät eines königlichen Hofes gehörten, ohne zu ſehen und wahrzunehmen, daß leere Kaſſen und Soldrückſtände nachtheilige Begriffe von einer herabwürdigenden Armſeligkeit einflößen. Auch war der gute Friedrich, wiewohl es ihm an perſönlicher Thätigkeit und Unerſchrockenheit gar nicht fehlte, im Grunde mehr nicht, als ein galanter Offizier, und nichts weniger als ein Feldherr, der einen Krieg zu ordnen, und zu leiten verſtand.

Eben ſo wenig verſtand er die erſte aller Kriegskünſte, geſchickte und die für gewiſſe Zeit und Umſtände einzig paſſende Männer zu wählen, wie er dann gleich anfangs den groben Fehler beging, zwei böhmiſche Feldherren, auf welche das ganze Heer ſein Vertrauen geſetzt hatte, die Grafen von Thurn, und Mansfeld nämlich, einem neuen Oberfeldherrn, dem Fürſten Chriſtian von Anhalt unterzuordnen, wodurch er nicht nur jene beiden Herrn ſehr eiferſüchtig und mißmuthig, ſondern ſämmtliche Böhmen unwillig, mißtrauiſch und zaghaft machte. Die abgeſchmackteſten, und ſeiner Perſon und Sache höchſt nachtheiligen Thorheiten beging er vollends aus Mangel an geſundem Verſtand, in Rückſicht ſeiner vermeintlichen Religionsreinigung und Aufklärungsſucht. Er hatte, was auch ganz der Sache gemäß war, ſowohl vor der ihm geleiſteten Huldigung, als in ſeinen öffentlichen Ausſchreiben, das feierliche Verſprechen gegeben, jedermann bei ſeinen Rechten, Freiheiten und Herkommen, beſonders aber bei ſeiner Religion zu belaſſen, und zu beſchützen; wie man dann in Wahrheit die Menſchen aller Zeiten und Nationen durch nichts tiefer und unverſöhnlicher beleidiget, als wenn man ihre geheiligten Verfaſſungen, Gebräuche und Sitten angreift; aber kaum war er einige Wochen regierender Herr, als er, (auf die Verhetzung einiger wenigen wüthigen Calviniſten, die ihn beherrſchten) ohne daß es irgend eine Noth, oder ein Schein von Staatswohl, oder ſonſt eine nur halb vernünftige Betrachtung und Abſicht im geringſten forderte, in einem Zeitpunkt, da er auf tauſend andere, unmittelbar ſeine Perſon und ſeinen zerrütteten Staat betreffende Geſchäfte hätte denken, da er tauſend dringendere Anſtalten, Einrichtungen, und Vorkehrungen hätte treffen ſollen, auf eine Art, welche, wenn ſie auch in andern Umſtänden nach ſeinen Meinungen gerecht, billig und zuläſſig hätte ſeyn können, damals wenigſtens im höchſten Grad unzeitig und unklug war, ſich damit abgab, Religionsneuerungen einzuführen, die Religion der Katholiken und Proteſtanten zu beſchimpfen, und allein ſein calviniſches Thun und Treiben für ächt, und unfehlbar zu erklären. Man ſprach bei Hof unaufhörlich von den kraſſen, und rohen Begriffen, von Aberglauben, Unwiſſenheit, und abgöttiſchem Blendwerk, womit nicht bloß Katholiken, die ohnehin dem papiſtiſchen Greuel anhingen, ſondern auch die Lutheraner behaftet wären; und dann von der Nothwendigkeit, ſie auch wider ihren Willen (den ſie ja freilich nicht dazu gaben) aufzuklären, und ſie mit Gewalt zu vernünftigen, und glücklichen Menſchen nach den Grundſätzen einer ächten Verſtandeskultur umzumodeln. Um ja alles recht toll anzufangen, ließ der neue König, gegen ſeine Verſicherung, daß in Religionsſachen nichts geändert werden ſollte, den Katholiken die Domkirche zu Prag wegnehmen, und am St. Thomastag, den 21. Decemb. 1619 erſchien darin eine, aus dem calviniſchen Hofprediger Schulz, und verſchiedenen eingebornen Calviniſten vom Stande beſtehende königliche Commiſſion, welche ganz von Hitze tobend, und mit einem wüthenden Lärm und Ungeſtüm, ihre abgeſchmackte und raſende Verbeſſerung begann. „Alle Altäre, Crucifix, vnd Bilder wurden abgebrochen, theils ſelbſt mit Axt vnd Hacken drein geſchlagen. Das große Crucifix, ſo ober den Chor mit etlich andern Bildern vnderm Kreuz geſtanden, haben die arbeiter wollen gemach herablaſſen, daß es nit zerbrechen ſoll, hat man befohlen, ſolches herunter zu werffen, vnd nichts zu verſchonen, welches dann ſo ein erſchröcklichen fall gethan, als wann das ganze gebäw obern hauffen fiele: der von Barbiſtoff (ein böhmiſcher Calviniſt von Adel) hat darzu geſagt, mit dem Fuß daran ſtoſſent: Hie ligſt du armer etc. hilff dir ſelbſt! Unſer Frawen vnd St. Johannes Bilder haben ſie zuſammen gelegt, mit vermelden, Ihr habt beym Leben einander lieb gehabt, liebt jetzt auch einandern" etc. *) Die

---

*) Reformation der königlichen Schloßkirchen zu Prag, wie dieſelbe am S. Thomä vnd folgende

Gräber der Heiligen wurden aller Zierathen beraubt, zum Theil die Gebeine herausgeriſſen und verbrannt. Alle Altäre, Grabmäler, u. dgl. wurden herausgeriſſen und zerſchlagen. „Dabei vil ſchröckliche Läſterung wider Gott vnd die Heiligen geredt worden, ſo nicht zu ſchreiben iſt. Der königliche Doctor (Schulz oder Scultetus) ſagte er wollte nicht weckgehen, biß alle dieſe Kirchen, vnd Abgöttiſche ſachen, laut Irer Mayt. befelchs, hinauß geraumbt ſeyen. — Alles das Holzwerck von Altären und geſchnitzten Bildern, Crucifix, vnd anderen iſt der Calviniſchen Predicanten, die laſſens zerhacken, brauchens zum einhaizen und kochen." Nachdem nun alles hinaus geſchafft war, wurde am h. Chriſttag im Chor ein Tiſch mit zwölf Seſſeln hingeſtellt, auf welchem ein Kuchen lag. Der König kam dahin, ſetzte ſich, brach ein Stück von dem Kuchen, und aß, indem den andern, die das Abendmahl mithalten wollten, Stücke des Kuchens auf einem Teller gerichtet wurden, die dann alſo davon aßen, vnd einen Trunk darauf thaten.

Tag 1619 — verrichtet worden. Sambt den vornembſten Articuln, ſo in ſeiner Königl. Mayt. Kirchen hinfüro zu halten verordnet vnd gebotten ſeyn. Getruckt zu Prag, bei Lorenz Emmerich anno 1621.

Einige Tage darauf erſchien eine königliche Verordnung, deren vornehmſte Artikel waren:

1) Alle Bilder ſollen auß der Kirchen gethan werden.
2) Die ſtainen Altär, weil ſie auß dem Bapſtthumb ſeyn, ſollen zu grund abgeriſſen, vnd anſtatt derſelben ein hülzerner Tiſch vnd Käſtlin mit ſchwarzer Leinwath, bis auf die Erden bedeckt, wann man das Abentmal halten will, ſoll man ein weiß tuch darauf decken.
3) Alle Altär, Tafeln, Crucifix vnd Gemähl, weil ſie abgöttiſch, vnd aus dem Bapſtthumb herrühren, ſoll man ganz und gar abſchaffen, anſtatt der Hoſtien, ſoll man Brot und Semel, vnd braite Kuechen machen, welche in langen Riemen geſchniten, inn eine Schüſſel gelegt, alſo den Leuten inn die Hand gegeben, welches ſie ſelbſt eſſen vnd gebrauchen mögen, alſo auch den Kelch.
4) Die Worte vom Abentmahl ſollen nicht mehr geſungen, ſondern geleſen werden.
5) Das Gebett vnd Collect ſoll ausgelaſſen werden.
6) Die Meßgewändter, vnd andere Ornat ſollen nit mehr gebraucht werden.
7) Keine Liechter ſoll man auf den Altar ſetzen, oder brennen laſſen.

8) Den Communicanten ſoll man kein Tuch mehr fürhalten.

9) Man ſoll ſich auch nit mehr naigen, als wann Chriſtus vorhanden wäre.

10) Es ſollen auch die Communicanten nit mehr knyen.

11) Die Creuzmachung, oder Benedeyung ſoll vnderlaſſen werden.

12) Die Prieſter ſollen nit mehr ſtehen, vnd den Leuten den Rücken kehren.

13) Die Collecten und Epiſteln ſollen nit mehr geſungen, ſondern geleſen werden.

14) Man ſoll nit mehr beichten, ſonder durch wort vnd ſchreiben ſolches dem Prieſter anmelden.

15) Wann man ſagt, oder nennt den Namen Jeſu, ſoll man ſich nit naigen, noch den Huet abziehen.

16) Auf der Canzel ſoll man nit haimblich, ſondern offentlich betten.

17) Die Krancken ſoll man mit der Communion nicht beſuchen, dann es iſt gefährlich, ſonderlich in Peſtilenzzeiten.

18) Die Tauffſtein ſoll man außbrechen, vnd Meſſine, oder auß anderm Metall gemachte Becken brauchen.

19) Epitaphia vnd Crucifixa ſollen in der Kirchen nit mehr geduldet werden.

20) Die 10 Gebott vnd Catechismus ſollen geendert werden.

21) Auch ſoll die heilige Dreifaltigkeit in kein weg mehr geſchnitzt, noch gemalt werden.
22) Die Wort vom Sakrament ſollen geendert vnd vor ein Zeichen gehalten werden.
23) Man ſoll kein Epiſtel noch Evangelium mehr predigen, ſonder ein Stück aus der Bibel nemmen.“

Wenn man nun weiß, daß ſchon von jeher viele tauſend proteſtantiſche, aber gemäßigt und klug denkende, daß ſämmtliche katholiſche Böhmen mit allem, was ſchon im J. 1618 wider den Kaiſer Mathias, und jetzt wider Ferdinand II. vorgenommen wurde, nicht einverſtanden waren; ſo kann man ſich vorſtellen, wie jetzt dieſen, welche ohnehin ſeit dem J. 1618 von der herrſchenden Partei in allen böhmiſchen oder mit Böhmen vereinigten Länder mißhandelt wurden, und wie jenen, den Proteſtanten, welche gegen die Calviniſten einen unausſprechlichen Abſcheu trugen, zu Muth geworden ſeyn möge. Ein allgemeines Mißvergnügen über eine ſo ungeheuer thörichte Regierung verbreitete ſich über Hunderttauſende, und ſo groß und einhellig beim Einzug des neuen Königs an dem Tage, da man ſich, gemäß ſeiner feierlichen Aeußerungen, alles Gute von ihm verſprach, die Freude war: ſo einhellig und laut war jetzt der Wunſch, daß der Himmel die Waffen desjenigen ſegnen möchte, der, gemäß der öffentlichen Gerüchte, im Anzug war, den Abzug des neuen, eines ſolchen Königs zu bewirken. Auch berichteten Katholiken den Kaiſerlichen alle Anſchläge und alle Vorkehrungen, welche im Innern gemacht wurden, und auch die Proteſtanten thaten zum Nachtheil des Königs, ihre Befreiung von dem unerträglichen calviniſchen Joch erwartend, allen Vorſchub; aber der neue König hatte ſich noch gar viele andere Unbeſonnenheiten entſchlüpfen laſſen, welche ihn auch bei auswärtigen Proteſtanten verhaßt und lächerlich machten.

Bei allen dieſen für den neuen König Friedrich durchaus ungünſtigen Umſtänden war gleichwohl ſeine Sache noch immer nicht verzweifelt, und er hätte, wenn er ein feſterer Kopf und ein gründlicherer Feldherr geweſen wäre, ſeinen Gegnern den Sieg, wenn nicht ganz entreißen, doch unendlich erſchweren, wenigſtens ſeine gänzliche Niederlage verhüten können. Sein Oberfeldherr Fürſt Chriſtian von Anhalt verſtand das Kriegsweſen in einem vorzüglichen Grade; und wenn gleich ſein Heer nicht ſo zahlreich war, wie das Heer ſeiner Gegner (er ſoll nur 21500 Mann, nach andern Angaben aber 34000 Mann, nämlich 18000 Mann Fußvolk, 10000 Reiter und bei 6000 Ungarn, die vereinigte bayeriſche und kaiſerliche Armee aber ungleich mehrere gezählt haben *): ſo ſtritten für ihn gleichwohl

---

*) In: „Expeditionis in utramque Austriam et Bohemiam Ephemerides etc. Monachii Impensis Raphaelis Sadeleri, Serenissimi, Bojorum ducis chalcographi. M. DC. XXI. werden Tab. 2da folgende Feldherren bei der Schlacht zu Prag genannt:

Legionum (militis cæsariani) cohortium et turmarum ductores, tribuni et præfecti. 1) Tieffenbachii et Preuneri legiones. 2) Buquoy et Verdugonis legiones. 3) dn. Balthasaris Maradas 8 equitum turmæ 4) La Croy equitum turmæ quatuor. 5) Lebellii equitum turmæ quatuor. 6) Gauchier equitum turmæ quatuor. 7) Meggauii equitum turmæ quatuor. 8) Wallensteinii equitum turmæ sex. 9) Dampierenses equitum quinque turmæ. 10) Florentinorum equitum quinque turmæ. 11) Neapolitana legio. 12) Fuggeriana legio. 13) Saxonica et nassauiensis legiones. 14) Poloni Equites bis mille.

Boiarici. 15) Paurii legio. 16) Lotharingica legio. 17) Enneten quinque turmæ equitum. 18) Lotharingicorum turmæ equitum quinque. 19) Crazii de Scharfenstein quinque equitum turmæ. 20) Schmidii et Ruuilii legiones. 21) Herlebergeri legio.

unzählige, den Unternehmungen ſeiner Gegner höchſt ungünſtige Umſtände und Ereigniſſe, ja ſelbſt die Elemente.

---

22) Haslangiana et Sulziana legiones. 23) Harselli sex turmæ equitum. 24) Benikausii sex turmæ equitum, apud quos Serenissimus Bavariæ dux constitit. 25) Pappenheimii tres turmae equitum. 26) Præfectus equestris Grüen cum quinque turmis. 27) Martinus Robertus et San. Juliani capitanei cum 300 mosquetariis. 28) Alberti Comitis Wartenbergici equitum turmæ, et 200 Croatæ. 29) Pettingeri equitum turmæ quatuor.

Bohemorum duces militares et Tribuni. 1) Comitis Styrum equitum turmæ tres. 2) Comitis Schlikii vexilla quinque Peditum. 3) Silesiorum turmæ quinque. 4) Comitis Schlikii vexilla quinque reliqua. 5) Austriacorum rebellium turmæ equitum novem. 6) Comitis Hollachii legio. 7) Comitis Hollachii turmæ equitum quinque. 8) Streiffii equitum turmæ quinque. 9) Comitis de Solms quinque turmæ. 10) Comitis Turnii legio in tres partes divisa. 11) Anhaltini principis junioris 9 equitum turmæ, ubi notandum, quod postea in acie princeps anhaltinus comiti de Hollach sub n. 6. substitutus fuit. 12) Vngari equites mille. 13) Bechingi Signa sive Vexilla quinque peditum. 14) Stubennolii quatuor turmæ equitum. 15) Kaplierii quatuor Signa peditum. 16) Borzitæ quatuor turmæ equitum. 17) Kaplierii reliqua quatuor Signa.

Als der Herzog Maximilian von Bayern, (ungeachtet der nachdrücklichen Erinnerungen des die öſterreichiſche Armee commandirenden Oberfeldherrn, Grafen von Bucquoi) vorzüglich aus dem Beweggrunde, weil Friedrich in Böhmen noch nicht in der gehörigen Verfaſſung ſich befände, den Entſchluß faßte, ſogleich nach der Huldigung der oberöſterreichiſchen Stände, nach Böhmen zu rücken, war er wohl ſelbſt noch nicht auf alle Fälle gefaßt. Es fehlte ſeinem Heer, von welchem er in Oeſterreich vier tauſend fünf hundert Mann zu Fuß, und fünf hundert zu Pferd als Beſatzung zurück laſſen mußte, an der erſten weſentlichen Sache, am Proviant, welches ihm von Bayern aus weder auf der Stelle, wie und wo ers nöthig hatte, weder in der Menge, noch mit der Eilfertigkeit nachgeführt werden konnte. Der drückende Mangel wurde noch überdieß durch den Umſtand, daß, wegen der überall herumſtreifenden Feinde, ſeine Soldaten nicht weit in die Dörfer vertheilt werden konnten, ſondern in zahlreichen Korps ſich zu-

---

18) Kayn quinque turmæ equitum. 19) Zbubnæ quinque turmæ equitum. 20) Sex millia equitum Vngarorum. 21) Principis anhaltini vexilla septem peditum. 22) Principis Weimarii 7 Signa peditum. 23) Frid. palatini Elect. custodia corporis.

ſammen-halten mußten, vermehrt. Dieſes Umſtandes und der eintretenden ſpäten Jahrszeit wegen ſollte eilfertig fortgerückt, und allenthalben raſch und entſcheidend zu Werk gegangen werden. Allein man mußte des langſam und kärglich nachrückenden Proviants wegen unaufhörlich Halt machen, und die Soldaten, wiewohl ſie bayeriſcher Seits ihren Sold pünktlich erhielten, blieben von Zeit zu Zeit halbe Wochen ohne alle Nahrung. Zu dieſer höchſt mißlichen Lage kam noch der Umſtand, daß ſich ein beträchtliches böhmiſches Heer, das man ſich nicht im Rücken laſſen konnte, unter der Anführung des Fürſten Chriſtian von Anhalt, in Unteröſterreich befand, und daß das bayeriſche Heer anfangs viele Wochen mit einem verſtellten Marſch in Böhmen, bis drei Meilen an Budweis, herum ziehen mußte, um jenes Heer zum Aufbruch und Nachzug zu nöthigen. Auch nachdem endlich die bayeriſche Armee, von welcher ein Theil den 11. Auguſt, der Herzog Maximilian ſelbſt aber den 23. deſſelben Monats von Linz mit der Hauptmaſſe aufgebrochen, den 8. September bei Oberdorf mit der kaiſerlichen Armee zuſammen getroffen, und der Herzog mit dem kaiſerlichen General, Grafen von Bucquoi, in einer mit demſelben in dem Schloß Greilenſtein gepflogenen Unterredung, überein gekommen war, daß die bayeriſche Armee links, die kaiſerliche aber rechts ſich halten ſollte, ergaben ſich immer noch ſolche Hinderniſſe, bei welchen das Fortrücken, alles Eifers ungeachtet, nur ſehr langſam vor ſich gehen konnte. Beide Heere (das bayeriſche und kaiſerliche) ſtießen unaufhörlich auf Städte und befeſtigte Schlöſſer, deren Beſatzungen ſich, wenn gleich am Ende ſtets ohne Nutzen, wehrten, aber doch einen Theil des vereinigten Heers beſchäftigten, und dadurch ebenfalls den andern zum Stillſitzen nöthigten. Auch der böhmiſche Oberfeldherr unterließ nicht, die vereinigte Armee zu ermüden, und hinzuhalten, indem er bald da, bald dort den Schein annahm, ſich einmal ſtellen, und es zu einer Hauptſchlacht kommen laſſen zu wollen, ſich auch die feindliche Armee oft ziemlich nahe kommen ließ, aber wann es zum Ernſt kommen ſollte, wieder verſchwand. Mit einer gleichen Thätigkeit, und mit einer noch ungleich gefährlichern Verſchlagenheit benahm ſich der böhmiſch-ſtändiſche General, Graf Mansfeld; er hatte unlängſt die dem Kaiſer treu gebliebene, befeſtigte Stadt Pilſen erobert, und, (weil er den König Friedrich ſeinen Verdruß darüber, daß er das Obercommando dem Fürſten von Anhalt übergeben hatte, fühlen laſſen wollte) beſchloſſen, der Armee keineswegs zu folgen, ſondern ſich in Pilſen zu halten, und von dieſer Stadt aus, ſich Ruhm, und was überall ſein Hauptzweck war, Vortheile und reiche Beute zu verſchaffen; wie er dann zur Zeit, als die bayeriſche Armee nach Prag aufbrach, mit ſeinem Korps an die Grenzen von Bayern gezogen, und bei Fürth, Eſchlkam und Neukirchen einen Einfall vorzunehmen bedrohlich war, welchen ihm aber der (in Bayern mit einem Korps von 7000 Mann zu Fuß, und 1600 zu Pferd zurückgebliebene) General von Haimhauſen, mit Mitwirkung der bayeriſchen Oberſten von Lindelohe und Herlberg auf eine Art, daß man hoffen konnte, er werde nie wieder zurück kommen, vereitelten. Mansfeld ſuchte jetzt den Herzog von Bayern nach Pilſen zu locken, und machte ihm in ſolcher Abſicht mittels ſehr ſchmeichelhafter Briefe eine Hoffnung zur Uebergabe der Stadt. Allein, wiewohl der Herzog in der Stunde, da das Heer angekommen war, die Bedingniſſe zur Uebergabe einzuleiten angefangen hatte, ſo war man nach eilf Tagen, während deren das Heer unſäglich litt, im Weſentlichen noch nicht im Geringſten nahe gekommen, und Mansfeld that alles, und verſtand es meiſterlich, ſich bei aller ſeiner Verſtellung die Miene von der einfachſten Aufrichtigkeit zu geben, um den Herzog noch länger hinzuhalten, und die vereinigten Armeen ohne Schwertſtreich aufzureiben. Es war nämlich bei Mannsgedenken keine ungünſtigere Herbſtwitterung eingetreten, als eben damals. Schon im Auguſt und beim Ausmarſch der Armee war Regenwetter eingefallen, das durch ſein ununterbrochenes Anhalten alle Straßen und Wege grundlos machte, ſo daß man oft, ungeachtet aller Anſtrengung, an einem Tage eine kleine Meile fortzurücken nicht im Stande, und daß man unaufhörlich genöthigt war, zur Erholung der Pferde und zur Ausbeſſerung der Pferdegeſchirre und der Wagen den einen und andern Tag Halt zu machen. Die ganze Armee ſchleppte ſich mit unbeſchreiblichen Schwierigkeiten fort, und war, da ſie mit dem drückendſten Mangel zu kämpfen hatte, (das Getreide und anders Proviant, das man aus Bayern langſam zuführte, verdarb größtentheils unterwegs) auf dem Punkte, an der nöthigen Kraft und Munterkeit erſchöpft zu werden. Im Oktober ſtellte ſich Schnee und zugleich eine ungewöhnliche Kälte ein, eine Kälte, bei welcher ſogar Pferde, die gleich den Soldaten unter freiem Himmel aushalten mußten, erſtarrten und hinfielen. Die Soldaten, unter welchen ſchon zuvor Krankheiten eingeriſſen waren, ſtarben in einer ſolchen Anzahl, daß. wenn nicht unterwegs neue Truppen zur bayeriſchen Armee geſtoßen wären, (aus Bayern rückten noch die obengenannten ſechs tauſend ſechs hundert Mann zu Fuß, und tauſend ſieben hundert Reiſige; auch kamen aus dem Würzburgiſchen und Bambergiſchen einige tauſend, wozu noch eine große Anzahl katholiſcher Böhmen und gepreßter Oberöſterreicher kamen) der verſtorbenen bald eine größere Zahl, als der noch auf ihren Beinen ſtehenden, ſich eingeſtellt haben würde *); daher es dann auch kam, daß die Soldaten in Fällen, da ſie nebſt ihrem Kampf mit Hunger, Kälte und ſchlimmen Wegen, auch noch mit Menſchen, welche ſich in Städten und Schlöſſern halten wollten, kämpfen mußten, in Wuth geriethen, und ohne auf die Befehle und auf das Ge-

---

*) Der bayeriſche Oberfeldarzt Tobias Geiger ſagt in ſeinem Tagebuch: „Anno 1620 bin ich pro Medico castrensi in Bohem bei der Schlacht zu Prag und der Einnemmung des Lands ob der Ems: under Oeſterreich und ganz Bohem mit geweſt; allda allein von der bayer. Armada bis in die zwainzig tauſend Menſchen todt gebliben, der meiſte Theil aber geſtorben.“ Album Bavar. jatritæ seu catalogus celebriorum aliquot Medicorum qui suis in Bavaria scriptis Medicinam exornarunt etc. labore Franz Jos. Grienwaldt etc. Monachii. MDCCXXXII. p. 48. Friedenreich in panegyrico p. 26. gibt die Anzahl der bei dem bayeriſchen Heer allein an der lue ungarica verſtorbenen auf vierzehn tauſend an.

ſchrei der Offiziere um Schonung der Einwohner zu achten, auf dieſe im erſten Anlaufe manchmal auf das grauſamſte herſtürzten, und (was zumal von den Oeſterreichern in Prachatiz, dann in Piſeck geſchah) weder das Alter noch Geſchlecht ſchonten. Während daß Mansfeld die vereinigten Heere bei Pilſen ſo viele Tage hinhielt, trat für dieſelben eine neue Gefahr, hingehalten zu werden, welcher aber Maximilian mit Standhaftigkeit begegnete, ein. Es hatte ſich nämlich der neue König Friedrich in Begleitung ſeines Kriegsoberſten, des Fürſten von Anhalt, mit ſeiner Hauptarmee ebenfalls in die Gegend nach Pilſen gezogen, und den 20. October einen Abgeordneten (Balthaſar Jakob von Schlammersdorf, Oberſtlieutenant, und Landrichter zu Aurbach) an Herzog Maximilian abgeſchickt, mit der inſtändigen Bitte, ſich mit Maximilian perſönlich unterreden zu dürfen, und mit einem Schreiben, in welchem er den Herzog ſeiner unverrückten Freundſchaft verſicherte, ihn an ihre nahe Verwandtſchaft und gemeinſchaftliche Abſtammung, dann an das unzertrennliche Band ihres Geſammthauſes erinnerte, und ihn beſchwor, ihm doch nicht entgegen zu ſeyn. Maximilian wurde gerührt, ohne wankelmüthig zu werden; er hatte dem Friedrich in ſeinen vielen Briefen, welche er in der böhmiſchen Sache an ihn ſchrieb, alles, was ſich über dieſen Gegenſtand ſagen ließ, geſchrieben, und noch erſt jüngſt den 25. Aug. bei ſeinem Aufbruch von Linz nach Böhmen alles umſtändlich wiederholet. In Bezug demnach auf dieſe ſeine, dem Friedrich, gemachten Vorſtellungen und Erklärungen, antwortete er demſelben: „daß er ſeinen freundlichen lieben Vetter mit Vergnügen ſehen würde, aber nur in dem Fall ſehen könnte, wenn ſich derſelbe entſchließen würde, die Hinderniſſe wegzuräumen, und den Dingen zu entſagen, wegen welchen er, der Herzog, veranlaßt worden wäre, nicht wider ſeinen Vetter, ſondern wider den unrechtmäßigen Gewalthaber der böhmiſchen Krone die Waffen zu ergreifen.“ Friedrich beantwortete dieſe Erklärung mit wenigen Worten, und in allgemeinen Ausdrücken, welche weitläufiger Erörterungen fähig waren, welche aber der Herzog damit erwiderte, daß er, ohne ſich ferner vor Pilſen aufzuhalten, unverzüglich zum Aufbruch Befehl gab. Die Abſicht des Herzogs war, unmittelbar nach Prag zu rücken. Sobald Friedrich dieſe Abſicht für entſchieden hielt, eilte er voraus, um eine Verſchanzung, welche vor der Stadt am ſogenannten weißen Berg angelegt werden ſollte, durch ſeine Gegenwart zu beſchleunigen. Auch der böhmiſche Oberfeldherr eilte, ſo gut ſichs thun ließ, um mit ſeiner böhmiſchen Armee den vereinigten Heeren der Bayern und Oeſterreicher zuvor zu kommen, und vor Prag eine vortheilhafte Stellung zu gewinnen. Dieſe Märſche geſchahen am Ende des Oktobers unter unaufhörlichen Gefechten, und bayeriſcher Seits unter beſtändigen Verſuchen, den Feind zum Stehen zu zwingen, und den Feldzug durch eine Hauptſchlacht zu endigen. Sämmtliche Heere blieben faſt täglich bis Mittag in einem undurchdringlichen, und alle Ausſichten beraubenden Nebel eingehüllt, kamen ſich oft, ohne es zu wiſſen, oder zu wollen, ſehr nahe, und entfernten ſich wieder, ohne es zu merken. So oft ſie aber gewahr wurden, daß ſie ſich einander näherten, ſchrieen ſich die gemeinen Soldaten beiderſeits erbitternde Schimpfnamen zu, und wo ſie konnten, rannten ſie wider einander. Manche einzelne Partieen, z. B. die ſpaniſchen Wallonen und die vom Gabriel Bethlen den Böhmen zu Hülfe geſandten Ungarn gaben und nahmen niemals Pardon. Man brachte unaufhörlich Gefangene oder Bleſſirte ein, und die Thätigkeit, Bewegung, Spannung und Erbitterung aller Theile war ſchrecklich.

Den 7. November, als ſich um Mittag der Nebel ſchwang, zeigte ſich das böhmiſche Heer auf einer Anhöhe in Schlachtordnung.

zog ſich aber, als Maximilian von Bayern unverzüglich wider daſſelbe anrückte, gegen die Stadt Prag, welche nur noch einen kleinen Marſch entfernt war, zurück. Maximilian ließ den kaiſerlichen Oberfeldherrn von Bucquoi, der mit ſeiner Armee noch einige Stunden zurück ſtand, inſtändigſt aufrufen, ſo geſchwind, als möglich, herbei zu eilen, und rückte dem böhmiſchen Heere die ganze Nacht durch unter beſtändigen kleinen Kämpfen nach, ſo daß er den andern Tag, welches der achte November 1620 und ein Sonntag war, (an dem das Evangelium eintraf: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt!“) am Fuße des ſogenannten weißen Berges vor Prag ſtand. Wo der Feind auf den umliegenden Vorhügeln eine vortheilhafte Stellung nehmen wollte, ſtürzten die bayeriſchen Soldaten wider ſie los, und zwar mit einer dergeſtalt unaufhaltſamen Hitze, daß ſelbſt Maximilian in eigener Perſon ſich ihnen entgegen ſtellen, und ſie mit Nachdruck erinnern mußte, daß die Tapferkeit nicht blind zufahren, ſondern mit Klugheit, und Geiſtesgegenwart verbunden werden müſſe. Die kaiſerliche Armee war indeß nachgerückt. Man ſtellte ſich in Schlachtordnung, wiewohl die Stimmen der Generale, ob man wirklich angreifen ſollte, noch immer nicht einig waren. Die Böhmen hatten ſich nämlich am weißen Berg hinter ihre Verſchanzungen gezogen, dieſe, da ſie noch nicht vollendet waren, mit der größten Thätigkeit fortgeſetzt, und von denſelben unaufhörlich herabgefeuert. Maximilian rief: In Gottes Namen! und entſchied. Zum Loſungswort gab er: „Heilige Maria!“ Es war zwölf Uhr Mittags, als beide Heere, das bayeriſche unter der Anführung des bayeriſchen Generallieutenants von Tilly links, das öſterreichiſche unter der Leitung des kaiſerlichen Generalwachtmeiſters Grafen von Tiefenbach rechts, den weißen Berg hinauf rückten feſt und entſchloſſen. Die Bayern wurden vom Tilly (was man ihm nachher zum Fehler anrechnete) über ein enges Brücklein geführt, wo ihm leicht ein bedeutender Nachtheil hätte zugehen können; allein die Böhmen hatten bereits die Beſinnung oder die Kraft verloren, den Umſtand zu benutzen. Einige Regimenter derſelben, welche den Oeſterreichern gegenüber ſtanden, hatten, als dieſe in ihrem geſchloßnen Marſch unaufhaltſam fortfuhren, und in die Nähe kamen, ohne noch auf ein Commando zu hören, mit ihrem Gewehre mehrentheils in die Luft gefeuert, und waren ſogleich, ohne einen Schaden gelitten zu haben, davon gelaufen. Der Sohn des böhmiſchen Oberfeldherrn, Prinz Chriſtian der Jüngere von Anhalt, wollte die Eindrücke dieſes ſchlimmen Anfangs wieder verbeſſern, und ſtürzte ſich mit den ihm untergeordeten neun Compagnien Reitern mit ſolchem Nachdruck auf einige Regimenter öſterreichiſcher Reiterei, daß dieſe in Unordnung geriethen. Auch ein paar öſterreichiſche Regimenter zu Fuß, das tiefenbachiſche und breuneriſche fingen zu wanken an; allein der bayeriſche Feldherr Tilly bemerkte den bedenklichen Zufall, und befahl dem Oberſten Craz, der Unordnung zu ſteuern. Craz ſprengte mit den ihm damals zugetheilten fünf hundert bayeriſchen Reitern auf die siegwähnenden prinzanhaltiſchen Reiter mit einem unwiderſtehbaren Ungeſtüm los, ſo daß dieſelben ſogleich fielen, oder davon jagten. Der Prinz wurde verwundet und gefangen. Maximilian von Bayern war jetzt in Begleitung des ſpaniſchen Feldherrn Verdugo ſelbſt an die Stelle gekommen; als eben ſechs tauſend Ungarn, welche Befehl erhielten, wider den Craz anzurücken, ausriſſen und flohen; auch die böhmiſch-deutſchen Reiter flohen. Ihnen folgte das böhmiſche Fußvolk, und in einem unbeſchreiblichen Gemeng und Gewirr ſtürzten Ungarn, Böhmen, Deutſche, Engländer durch einander, der größte Theil vor Schrecken auſſer Beſinnung und unwiſſend, wohin, einige in die Stadt, einige in den nahen Thiergarten, in die umliegenden Pfützen, in den Fluß Moldau, wo die meiſten ertranken. Einige mähriſche Regimenter hielten unter der Anführung der beiden jungen Grafen Schlick und Thurn wiewohl mit einer fruchtloſen Tapferkeit, allein noch einige Zeit aus. Sie wurden, weil ſie ſich wie tolle Leute wehrten, von den bayeriſchen und öſterreichiſchen Völkern umrungen, und bis auf wenige Mann niedergemezelt. Ueber fünf tauſend des böhmiſchen Heeres zappelten, bluteten und röchelten auf der rauchenden Gegend; nur fünf hundert Böhmen wurden, weil ſich die Flüchtigen in die Moldau ſtürzten, gefangen. Von den Bayern und Oeſterreichern waren kaum drei hundert gefangen. Zehen Kanonen, wovon die Bayern ſieben, die Kaiſerlichen drei eroberten, hundert Fahnen, nebſt allem Gepäcke, der ganzen fürſtanhaltiſchen Kriegskanzlei fielen den Siegern in die Hände. Die entſcheidende Schlacht war geendigt. Es war 1 Uhr Nachmittags.

Während dieſer ſchrecklichen Begebenheit befand ſich der neue böhmiſche König Friedrich in Geſellſchaft des engliſchen Geſandten und einer Menge fröhlicher Damen bei der Mittagstafel in der Stadt, und ließ ſich gar nicht einfallen, daß es bereits zu einer Schlacht gekommen, und daß dieſe verloren ſey. Wiederholte Eilboten verkündigten ihm die mit jedem Augenblick wachſende Gefahr. Als er ſich endlich, um zu ſehen, wie denn die Sachen ſtünden, zu Pferd ſetzte, begegnete ihm der Fürſt Chriſtian von Anhalt mit der Nachricht, daß nichts mehr zu retten ſey. Schaaren ſeiner flüchtigen Truppen ſtürzten und drängten ſich in größter Unordnung dem geöffneten Thore zu, das man ſogleich ſchloß, aus Furcht, daß ſich unter dem Gemenge auch Feinde befinden, und vollends ſelbſt der Stadt ſich bemächtigen möchten.

In dieſem Augenblick ſchien für Friedrich noch nicht alles verloren zu ſeyn; er hatte noch eine nicht unbeträchtliche Beſatzung in Prag; und in Prag ſelbſt hätte ſich unverzüglich ein zahlreiches Heer zur Vertheidigung der Stadt aufbringen laſſen. Auch hätten ſeine flüchtigen Truppen wieder geſammelt und benützt werden können. Man erwartete auch mit jeder Stunde die Ankunft von zwölf tauſend Ungarn, welche Bethlen zu ſchicken verſprochen hatte. Und wenn vollends die Böhmen auf dem Lande für ihn gut geſinnt geblieben wären; ſo blieb zu einer beſſern Wendung der Sachen noch immer eine nicht ungegründete Hoffnung. Im bayeriſchen ſowohl, als im kaiſerlichen Lager herrſchte ein drückender Mangel an Lebensmitteln, und was noch mehr war, eine täglich mehr überhand nehmende Seuche, und der rauheſte Winter hatte bereits ſeinen Anfang genommen. Allein dieſe ſämmtlichen Umſtände dienten dem Friedrich zu nichts, als ihm ſein Unglück deſto härter fühlen zu laſſen; er hatte, indem er ſein Geld auf ganz unzeitige Ausgaben verſchleuderte, ſeine Truppen ſchon ſeit geraumer Zeit ohne Sold gelaſſen; er hatte die Prager durch ſeine höchſt unzeitige Religionsreinigung im höchſten Grad wider ſich aufgebracht, und er mußte befürchten, daß ſie ihn ausliefern würden. Den flüchtigen Truppen war kein Verſammlungsort angewieſen; jeder verlief und rettete ſich ſo gut er konnte. Die Böhmen auf dem Lande dachten von ihm gerade wie ihre Landsleute in der Stadt. Friedrich überſah nun mit einem Male die ganze Lage ſeines Unglücks, welche er noch vor Kurzem keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, und ſich ſie nichts weniger, als ſo verzweifelt vorgeſtellt hatte; er ließ ſeinen Ueberwinder Maximilian um vier und zwanzig Stunden Stillſtand bitten; er erhielt aber nur acht Stunden, und dabei die Aufforderung, ſich an den Kaiſer zu ergeben. Eine ſolche Ergebenheit dürfte ſeine künftigen Umſtände wenigſtens nicht noch mehr verſchlimmert haben; allein er war außer der Faſſung, einen ſolchen Entſchluß für gut zu halten; er begab ſich (denn die Bürger der kleinen Seite zu Prag, wo das Schloß liegt, hatten bereits eine Abordnung an Maximilian gemacht, und ſich unter der Hoffnung guter Bedingniſſe zur Uebergabe erboten) noch den nämlichen Abend über die Moldaubrücke nach der Altſtadt, und flüchtete ſich mit ſeiner Gemahlin, die ſich in geſegneten Umſtänden befand, in Begleitung des Fürſten von Anhalt, des alten Grafen von Thurn, des Grafen von Hohenlohe und einiger wenigen andern am früheſten Morgen mit einer ſolchen Eilfertigkeit und unter einer ſolchen Verlegenheit, daß er ſogar einige mit den koſtbarſten Sachen gepackte Wagen auf dem Markte in der Altſtadt ſtehen ließ, ja ſogar die Krone Böhmens (ohne deren Beſitz man ſich damals noch keinen König denken konnte) vergaß; aus Böhmen, erſt nach der ſchleſiſchen Hauptſtadt Breslau, und nach einem kurzen Aufenthalt in dieſer Stadt, wo er ſich mit ſechszig tauſend Gulden abfertigen ließ, zu ſeinem Schwager, dem Churfürſten Georg Wilhelm nach Brandenburg, und da er auch hier keine bleibende Stätte fand, nach Haag in Holland zum Prinzen Moriz, ſeinem Oheim.

Maximilian, der die vielſeitigen Lagen der Dinge genau kannte, und eben ſo gut wußte, daß einen Sieg weislich benutzen, gerade ſo wichtig, oft noch wichtiger ſey, als einen Sieg erfechten, ließ den beſtürzten und außer ſich geſetzten Pragern nicht Zeit, einen Entſchluß zu faſſen. Noch am Tage der Schlacht rückte ein Theil ſeiner Truppen näher an die Mauern der Stadt, nicht um ſie erſt zu erobern, ſondern um den Frieden und die ehemalige Ordnung, Ruhe und Sicherheit in derſelben wieder herzuſtellen. Da ſeine Soldaten, gemäß der damals noch allgemein herrſchenden unbändigen Sittenrohheit ſich nicht undeutlich vernehmen ließen, daß ſie ſich durch Plünderungen für ihr erlittenes Ungemach ſchadlos halten würden, auch wirklich in Rotten ſich zum Anlauf vereinigten, widerſetzte ſich ihnen Maximilian in eigener Perſon, und indem er ihnen ihre Zügelloſigkeit ſcharf verwies, erklärte er, daß er den Mann, der einen Unfug begehen, und den Offizier, der ihn nicht hindern würde, auf der Stelle (was auch nachher an mehr als Einem ohne Gnade vollzogen worden iſt) hängen laſſen würde; und nachdem er erſt die Thore der Kleinſtadt mit ſtarken Wachen beſetzt hatte, zog er daſelbſt den 9. November um Mittag ein, und hielt an einige Abgeordnete, welche den Wilhelm Popel (einen derjenigen, von denen ehemals das Stadtregiment behauptet worden war) an ihrer Spitze hatten, und um

Gnade baten, eine kurze, doch dergeſtalt nachdrückliche Anrede, daß ihnen die bitterſten Thränen aus den Augen ſtürzten. Auch die Altſtadt, deren Bürger noch einen dreitägigen Termin verlangten, aber keine Stunde erhielten, ergab ſich auf Gnade und Ungnade. Die in der Stadt verſammelten ſtändiſchen Truppen, welche mit Trotz ihren ausſtändigen Sold begehrten, mußten mit dem beigeſetzten Unverhalt, daß ſie noch von Glück und Gnade zu ſagen hätten, wenn man ſie als Rebellen wider den Kaiſer ungeſtraft abziehen ließe, unverzüglich die Stadt räumen. Die drei Prager-Städte ſtellten ſich, wie ihnen befohlen wurde, zur Auslieferung ſämmtlicher Urſchriften ihrer Bündniſſe, zur Abbitte, zur neuen Huldigung und zur Eidesleiſtung, daß ſie für ihren rechtmäßigen und einzigen Herrn niemanden, als ihren ordentlich gewählten und gekrönten König, Kaiſer Ferdinand II. erkennen wollten, an welchen ſie auch in Betreff der Beſtätigung ihrer bürgerlichen und Religionsfreiheiten unbedingt angewieſen wurden. Den 13. und 14. Nov. haben auch die Stände von Böhmen, welche erſt an Maximilians Rath, Kämmerer und Vizdom zu Landshut, Joh. Chriſtoph Preiſing von Hohenaſchau angewieſen wurden, die Originalurkunden ihrer Bündniſſe mit dem Gabriel Bethlen, mit den Schleſiern, Mährern, Niederlauſitzern und Oberöſterreichern ausgeliefert, und ebenfalls eine unbedingte Huldigung geleiſtet. Und nunmehr hatte Maximilian den Auftrag, das Königreich Böhmen ſeinem rechtmäßigen Herrn wieder zurückzuſtellen, im Weſentlichen vollzogen und geendigt; er ſtellte den Fürſten Carl von Lichtenſtein zum Statthalter, den Tilly zum erſten Oberbefehlshaber ſeiner Truppen, von denen der größte Theil zurück blieb, auf und eilte wieder nach München, wo er den 25. November unter einem unbeſchreiblichen Jubel der Seinigen ankam, zurück.

Mit einem gleichen Glücke wurden auch die mit Böhmen verbündeten Länder, die Lauſitz, Schleſien und Mähren wieder gewonnen. Der Churfürſt Johann Georg von Sachſen wies theils, weil er von der Unrechtmäßigkeit des Abfalls der Böhmen und ihrer Bundesgenoſſen überzeugt zu ſeyn, theils weil er ſich auf die ihm vom Kaiſer gemachten Zuſicherungen und Verſprechungen verlaſſen zu können glaubte, alle Vorſtellungen, Bitten und Vorwürfe, welche ihm von verſchiedenen Seiten ſeiner Glaubensgenoſſen gemacht wurden, von ſich, und betrat im Sept. 1620 mit zwölf tauſend Mann zu Roß und Fuß, ſechs hundert Schanzgräbern, zweitauſend Rüſt- und Proviantwagen die Markgrafſchaft Lauſitz, eroberte zu Anfang des Oktobers die Hauptſtadt Bauzen, und bemächtigte ſich in kurzer Zeit der meiſten Hauptplätze des Landes. Bald darauf baten die Mähren, durch eine nach Wien gemachte Abordnung, um Gnade, und erhielten auch, indem ſie die Briefe ihrer Bündniſſe aushändigten, und zweimal hundert tauſend Thaler als Strafe erlegten, eine allgemeine Vergebung, und vom Grafen Bucquoi, welcher während dieſes Vorganges mit Truppen nach Mähren auf dem Marſch war, eine gelinde Behandlung. Im Anfang des folgenden Jahres 1621 unterwarfen ſich auch die Schleſier, und der Churfürſt Johann Georg von Sachſen, an welchen ſie ſich um Vermittelung wandten, verſprach ihnen, mittels einer feierlichen, zu Dresden, den 18. Hornung 1621 unterzeichneten Urkunde, eine allgemeine Vergeſſenheit alles Vergangenen, und die Beſtätigung ihrer religiöſen und bürgerlichen Freiheiten.

Nach dieſen Vorgängen hätte man wohl von Seite des Kaiſers eine großmüthige Verſöhnung hoffen, und nichts weniger, als die folgende Begebenheit erwarten ſollen. Nachdem ſeit der entſcheidenden Schlacht am weiſſen Berge bei Prag drei Monate verfloſſen, und während derſelben die ehemaligen Haupter der Rebellion, zumal bei einem ſehr gelinden Benehmen des neuen kaiſerlichen Statthalters, Fürſt Carl von Lichtenſtein, recht ſicher geworden, und großentheils wieder nach Prag zurück gekommen waren, wurden an einem Tage und zu derſelben Stunde acht und vierzig der vornehmſten Theilnehmer des böhmiſchen Unweſens gefangen geſetzt; ſieben und zwanzig Abweſende, unter welche der Graf Heinrich Matthäus von Thurn, und der Graf Joachim Andre von Schlick gehörten, wurden aufgefordert, binnen ſechs Wochen bei dem Verluſt ihrer Güter und ihres Lebens, das nach dem verfloſſenen Termin vogelfrei erklärt werden würde, in Perſon ſich zu ſtellen, und wegen einiger Verſtorbenen wurden ihre Erben vorgeladen. Sämmtliche ſollten vor einem, aus zwölf vornehmen Böhmen und Oeſterreichern zuſammengeſetzten Gerichte erſcheinen, und das Weitere vernehmen. Dieſes Gericht nun unterſuchte die Vergehungen der Verhafteten und Vergeladenen, und ſchickte den Befund nebſt ſeinem Urtheil, dem Urtheil des Todes, an den kaiſerlichen Hof nach Wien um Beſtätigung. Dieſe erfolgte mit der Mäßigung, daß kein Verurtheilter lebendig geviertheilt werden ſollte, und den 20. Juni 1621 wurden ſämmtliche Verurtheilte aus ihren verſchiedenen Gefängniſſen in verſchloſſenen Wagen nach dem Altſtädter-Rathhaus, und den folgenden Tag, (nachdem man vorher noch jedem beſonders vor der in der Kanzlei verſammelten Commiſſion ſeine Vergehungen, und die über ihn verhängte Strafe abgeleſen), wurden ſieben und zwanzig zum Tode verurtheilt, unter welchen der erſte der nach Sachſen geflüchtete, und daſelbſt ausgelieferte Joachim Andre Graf von Schlick war, einer nach dem andern, auf eine vor dem Rathhaus aufgerichtete, mit ſchwarzen Tüchern bedeckte Bühne geführt, und davon vierundzwanzig mit dem Schwert, drei aber bürgerlichen Standes durch den Strang hingerichtet. Die übrigen wurden theils zur ewigen Gefangenſchaft, theils zu andern Leibesſtrafen, alle aber zu Verluſt ihrer ſämmtlichen Güter (das Eingebrachte der Frauen ausgenommen) verurtheilt. Die Namen der Abweſenden, welche auf die geſchehene Vorladuñg nicht erſchienen, wurden an den Galgen geſchlagen, und ihre Güter ebenfalls eingezogen. Man erſtaunte um ſo mehr über dieſe unvermuthete und ſchreckliche Beſtrafung, als Kaiſer Ferdinand von einer ganz und gar nicht grauſamen Gemüthsart (wie er dann das Urtheil nach langen Weigerungen mit zitternder Hand und thränenden Augen unterſchrieben; auch die Zumuthung, daß er auf gleiche Weiſe in Schleſien und Mähren verfahren ſollte, ſtets von ſich gewieſen hat) und als nach der Niederlage und nach der Unterwerfung der Aufrührer in Böhmen die Urſache, wegen welcher der böhmiſche Krieg entſtanden iſt, weggefallen war. König Ferdinand war auch überdieß für die Kriegskoſten durch die Einziehung ſo vieler Güter in Böhmen und Mähren, welche ſich auf die Summe von vierzig Millionen erſtreckt haben ſollen, vollkommen entſchädiget, und es dürfte ihm, auch wenn er ſchlechterdings die Fortſetzung eines Kriegs gewollt hätte, ſehr ſchwer geworden ſeyn, eine vor der Welt zu rechtfertigende Veranlaſſung, vermöge deren der Friede nicht eintreten konnte, zu finden, wenn ſich nur auch die Anhänger Friedrichs, oder dieſer ſelbſt dazu verſtanden hätten, von der Kriegsbühne abzutreten.

§. VIII.

Der Churfürſt Friedrich von der Rheinpfalz nämlich dachte an nichts weniger, als an eine Ausſöhnung mit dem Kaiſer, welche, ohne Verletzung ſeines erhabenen Standes durch eine anſtändige Unterwerfung und durch die Vermittelung anderer Höfe mit aller Wahrſcheinlichkeit zu erhalten geweſen ſeyn dürfte; er erklärte vielmehr noch während ſeines kümmerlichen Aufenthaltes zu Breslau, den Grafen Erneſt von Mansfeld zu ſeinem oberſten Feldherrn, und befahl ihm, ſo viele Truppen, als ihm möglich ſeyn würde, aufzubringen; er forderte die Fürſten und Stände der Union auf das nachdrücklichſte auf, ſich ſeiner, durch ihre Schuld, wie er hinzuſetzte, verunglückten Sache, mit welcher die Sicherheit aller Proteſtanten verbunden wäre, anzunehmen, und den Ulmer-Vertrag für nichts zu achten; er ſchrieb an den Gabriel Bethlen, daß ihm nichts angelegener ſey, als die abgefallenen Unterthanen mit Feuer und Schwert zu verfolgen, ſeine eigenen Unterthanen aber von der ſpaniſch-öſterreichiſchen Tyrannei zu befreien u. ſ. w.; er habe zu dieſem Ende bereits, mit Hülfe Englands, Dänemarks und Schwedens, auch des niederſächſiſchen Kreiſes, ein wohlgerüſtetes Heer von zwanzig tauſend Mann beiſammen, mit welchem er binnen zwei Monaten nach Böhmen zu gehen, und zuerſt dieſes Land, ſodann auch ſeine Pfalz, vom Mansfeld unterſtützt, zu erobern gedächte u. ſ. w.; Bethlen ſollte daher auch ſeiner Seits Anſtalten machen, „damit Oeſterreich, Steyer, Kärnthen verheert, Mähren verſtört, und Schleſien, ſammt andern incorporirten Landen, zu Grund in die Aſche gelegt werde.“ Eine ſolche Sprache führten auch manche andere Männer, auf deren Verſtand und bewährte Geſinnungen ſich der unglückliche Friedrich verlaſſen zu können glaubte; wie dann unter andern auch der gelehrte Camerarius in ſeinem Gutachten ſich äußerte, „daß die pragiſche Niederlage nicht darum von Gott zugelaſſen worden, um den Muth ganz ſinken zu laſſen; daß vielmehr die Sache Beſtändigkeit erfordere. Dänemark, Schweden, Holland, Bethlen, die deutſchen Fürſten müßten nur den Kaiſer mit vereinten Kräften angreifen; dann würde man nicht nur das Verlorne wieder erobern, ſondern auch wohl aller Länder des Kaiſers, ingleichen der Stifter, ſich bemächtigen können, und wer wüßte, ob nicht alsdann auch an Ferdinands Statt zu einem andern, nicht katholiſchen Kaiſer zu gelangen wäre.“

Dieſe Geſinnungen und Abſichten ſowohl, als die Bewegungen der Gegner blieben dem kaiſerlichen Hof nicht verborgen: und gleichwie ſie ſo beſchaffen waren, daß im Fall, da die deutſchen und auswärtigen Fürſten zu gleicher Zeit und mit vereinten Kräften aufgetreten wären, die Sachen eine ſehr gefährliche Wendung genommen haben müßten: ſo ergriff man an jenem Hof, wo ungleich mehr Wachſamkeit, Ernſt und Thätigkeit, als bei ſeinen Feinden herrſchte, wider alle Gefahren ſchleunige, und ſolche Maßregeln, von welchen man mit Zuverſicht erwartete, daß ſie den Muth der Gegner niederſchlagen, und Vorfälle von entſcheidenden Folgen nach ſich ziehen würden. Man nahm zum Grundſatze an, daß man ſolche Feinde, wie man vor ſich hätte, nicht beſiegen, ſondern entwaffnen, und auf alle Art unfähig machen müſſe, Unruhen zu erneuern, wenn man vor ihnen eine geſicherte Ruhe haben wollte; man nahm ferner als eine gar keinem Zweifel unterworfene, und als eine durch die Erfahrung beſtätigte Wahrheit an, daß ſich in den öſterreichiſchen Ländern ſo lange keine Ruhe, Treue und aufrichtige Geſinnung gegen das höchſte Oberhaupt und deſſen Miniſter wieder einſtellen würde, bis ſämmtliche Unterthanen wieder Einer, der katholiſchen Religion nämlich, zugethan ſeyn würden. Dieſe Vorausſetzungen waren es, welche die Grundſätze und Maßregeln des öſterreichiſchen Hofes beſtimmten. Zu Folge dieſer Vorausſetzungen wurden ſo viele vornehme Böhmen, von welchen man nie wieder eine wahre Verſöhnung erwartete, hingerichtet, und gleich darauf wurden erſt in Prag (nachmals in ganz Böhmen) die nachdrücklichſten Anſtalten zur allgemeinen Wiederherſtellung der katholiſchen Religion getroffen, und um ſo thätiger damit fortgefahren, als ſelbſt die nicht katholiſchen Prediger in

Prag zur höchſten Unzeit die unbeſcheidenſten Ausfälle wider die Katholiſchen, und zumal wider den kaiſerlichen Hof auf öffentlichen Kanzeln verbrachten, und durch ſolche (ein calviniſcher Prediger in Prag z. B. erklärte wenige Tage nach dem Prager Blutgericht die Hingerichteten für Märtyrer, und ihre Richter für Nerone und Diokletiane, welche von Gott ihre Strafe zu erwarten hätten) die Katholiſchen auf eine im Grunde muthwillige Art zum Unmuth reizten, dann den kaiſerlichen Hof zur Ergreifung ſchärferer Maßregeln gleichſam herausforderten. Die leicht vorherzuſehenden Folgen trafen auch ſogleich ein, indem, vermöge eines höchſten Befehls erſt die calviniſchen, dann die evangeliſch-böhmiſchen, und zuletzt auch die deutſchen nicht katholiſchen Prediger und Schullehrer aus Prag verwieſen, und die Schulen, dann die Kanzeln der Univerſität mit katholiſchen Lehrern, größtentheils mit den feierlich zurückgeführten Jeſuiten beſetzt wurden.

Aber dieſe Vorfälle waren, inſoferne ſie eben das deutſche Reich nicht betrafen, noch bei weitem nicht die wichtigſten. Kaiſer Ferdinand ſprach den 22. Jänner 1621 über den Churfürſten Friedrich von der Rheinpfalz, den er nicht nur einen Landfriedenbrecher, ſondern auch einen Majeſtätsverbrecher gegen den Kaiſer nannte, ferner über den Fürſten Chriſtian von Anhalt, über den Markgrafen Johann Georg, den ältern, Markgrafen von Brandenburg, welcher wegen des ſchleſiſchen Herzogthums Jägerndorf, das er beſaß, ein böhmiſcher Lehenträger war, endlich über den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, als Landfriedenbrecher, von ſeinem Throne aus die Reichsacht, und, indem er die Geächteten aller Würden und Länder für verluſtig erklärte, trug er ſämmtlichen Churfürſten, vor allen aber dem Herzog von Bayern gegen die Pfalz, den Biſchof von Bamberg gegen Hohenlohe, dem Churfürſten von Sachſen gegen den Markgrafen Johann Georg, und gegen den Fürſten von Anhalt die ungeſäumte Vollſtreckung der Acht auf. Die Nachricht von dieſer Achtserklärung erfüllte die Freunde des Churfürſten Friedrichs von der Pfalz, und alle dem Erzhauſe Oeſterreich abgeneigte Fürſten und Höfe, indem ſie ſogleich ahndeten, welchen Gebrauch der Kaiſer von ſeinem fürchterlichen Urtheil, falls er es durchſetzte, machen würde, mit Erſtaunen und Unwillen, und von allen Seiten erſchienen Widerſprechungen und Erinnerungen, daß Kaiſer Ferdinand nicht berechtigt ſey, in einer Sache, welche allein den König von Böhmen beträfe, als Kaiſer, da er in dieſer Würde niemals beleidigt worden wäre, zu ſprechen; und daß er auch als Kaiſer, vermöge der von ihm feierlich beſchwornen deutſchen Reichsgeſetze und der vor der Krönung ihm vorgelegten Kapitulationspunkte, keinen Reichsfürſten, ohne ihn vor ein Fürſtengericht geladen und gehört, und ohne die Einwilligung der Fürſten dazu geſetzmäßig erhalten zu haben, verurtheilen könne. Allein der Kaiſer, der auf ſolche Einwürfe vorbereitet, und dem es, ſo lange es ihm nicht an Macht gebrach, ſein Urtheil in Vollzug zu ſetzen, an Antworten nicht gebrechen konnte, erwiderte unter andern, daß er die Acht wider öffentliche Friedensſtörer in einer Sache, welche, weil ſie jedermann bekannt wäre, nicht erſt unterſucht zu werden brauchte, verhängt, und daß er dazu die ſtillſchweigende Einwilligung der 1620 zu Mühlhauſen verſammelten Churfürſten und Fürſten, auf deren Rath und Beiſtimmung er die Strafe der Acht voraus angedroht hätte, vor ſich habe, u. dgl. und mit ſolchen Antworten fertigte er auch diejenigen ab, welche ihn verſicherten, daß der Churfürſt Friedrich nunmehr ſich erklärt habe: „er wolle gern dem Kaiſer zu unterthänigen Ehren ſich bequemen, ſo viel ſeine Ehre und Gewiſſen litte, wollte auch demſelben allen Gehorſam, Ehre und Reſpekt bezeugen, wie es den Reichskonſtitutionen gemäß ſey.“ Der ſtaatskluge Ferdinand glaubte bei der großen Anzahl der deutſchen Fürſten und auswärtigen Höfe, welche ſich für den geächteten Churfürſten verwendeten, theils auf die zaghafte Unentſchloſſenheit einiger derſelben, und vorzüglich auf ihren Mangel an baarem Geld, ſo wie nicht minder auf die eigenen Beſchäftigungen derſelben in ihren Ländern, theils auf ſeine beredten Vorſtellungen, mit denen er ſie hinhalten zu können hoffte, und endlich auf das Glück ſeiner Heere, welche von geſchickten und tapfern Männern angeführt wurden, ſich verlaſſen zu können. Wir wollen auch ſogleich ſehen, was dann die dem Churfürſten Friedrich geneigten Herren für ihn gethan haben.

Gabriel Bethlen, deſſen Friedensvorſchläge König Ferdinand nach der für ihn glücklich ausgefallenen Pragerſchlacht nicht weiter gehört, deſſen Wahl zum König, und deſſen ſämmtliche als König vorgenommene Handlungen er für ungültig erklärt hatte, bewegte Himmel und Erde, um dem Kaiſer Feinde zu machen; er forderte den Türken, forderte, wie man wiſſen wollte, ſogar den Tartar-Chan auf, ſich mit ihm zu vereinigen, machte den Mähren und Schleſiern die heftigſten Vorwürfe darüber, daß ſie ihren König Friedrich verlaſſen hätten, mit den entſetzlichſten Drohungen, ſie ihrer Treuloſigkeit wegen ſchrecklich zu züchtigen, und ließ wirklich bereits nach Mähren Streifereien vornehmen, welche nach ſeiner Art nicht bloß in Plünderungen, ſondern in Verheerungen beſtanden. Dieſen wurde aber zum Glück der Einwohner bald ein Ende gemacht, als der kaiſerliche General Bucquoi eben durch Mähren mit einem beträchtlichen Heere nach Ungarn rückte, wo ſich ſogleich viele ungariſche Magnaten für ihn erklärten. Bucquoi eroberte in kurzer Zeit Preßburg, bekam mehrere Oerter, theils durch ein freiwilliges Entgegenkommen der Einwohner, theils durch gebrauchten Ernſt, in ſeine Gewalt, und war vor die Feſtung Neuheuſel gerückt, wo es vollends zu einer entſcheidenden Schlacht kommen ſollte. Bethlen kam mit einer Armee von dreißig tauſend Mann heran, die Stadt zu entſetzen, und der Vortrab, welchen der alte Graf Heinrich Mathäus Thurn, der ſich zu Breslau vom Churfürſten Friedrich beurlaubet, und zum Gabriel Bethlen geflüchtet hatte, anführte, war bereits in der Nähe, und das kaiſerliche Heer erwartete mit muthiger Zuverſicht einen guten Ausgang, als ein unvermuthetes Unglück ihres Feldherrn auch das geſammte Heer mit ſich fortriß. Bucquoi war nämlich mit einer kleinen Bedeckung ausgeritten, die Stadt und den heranrückenden Feind zu beobachten, wurde von einigen feindlichen Reitern entdeckt, und mit ſechszehn Wunden getödtet den 10. Juli 1621. Thurn benutzte die erſte Beſtürzung der kaiſerlichen Armee, und ſchlug ſie zurück. Bethlen fiel mit ſeinem Heere, zu welchem noch überdieß der geächtete Herzog von Jägerndorf mit acht tauſend Mann aus Schleſien ſtieß, in Oeſterreich und Mähren ein, eroberte einige Ortſchaften, wurde aber durch das wüthende Betragen ſeiner Truppen bald wieder außer Stand geſetzt, dieſelben zu erhalten; und da er auch bald wieder von den Kaiſerlichen, welche ſich von der erſten Unordnung geſammelt hatten, zurück nach Ungarn, ſo wie der Herzog von Jägerndorf nach Schleſien gedrängt worden, ſprach er ſogleich wieder vom Frieden, welchen er auch zu Ende des Jahres 1621 zu Niklasburg an der ungariſchen Grenze dahin unterzeichnete, daß er gegen die Stadt Kaſchau, und einige Beſitzungen in Ungarn, dann gegen die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor, ferner einer jährliche Summe Geldes, und dem Titel eines Fürſten des Reichs, der Krone und dem Königstitel von Ungarn entſagte, wozu der Kaiſer noch ferner eine Generalamneſtie und die Beſtätigung der Religionsfreiheit bewilligte; worauf Bethlen bis auf weiteres von der Kriegsſchaubühne abtrat.

Ganz anders verhielt ſich Graf Erneſt von Mansfeld in Böhmen, welcher während des Zuges der ligiſtiſchen Völker nach Prag in die böhmiſche Stadt Pilſen ſich zurückgezogen, und mit ſeinen Truppen dieſe Stadt, ſo wie die Städte Tabor, Ellbogen u. a., dann einige Schlöſſer beſetzt, und nach der Schlacht bei Prag (da die ligiſtiſchen und kaiſerlichen Völker größtentheils abgeführt, oder was bei der kaiſerlichen Armee mit den Koſaken und Polen geſchah, vollends abgedankt wurden) freiere Hände, und mit der ihm vom Churfürſten Friedrich neuerdings übertragenen Oberfeldherrnſtelle einen neuen Eifer, ſeine ganz für den Krieg gemachten Talente zu zeigen, bekommen hatte. Er ſtreifte weit und breit in Böhmen herum, bedrohte ſelbſt Prag, plünderte und verwüſtete die Güter derjenigen Herren, welche dem Kaiſer getreu geblieben, oder zur Treue zurück gekehrt waren, und that ſo vielen Schaden, daß der Kaiſer, nachdem er ihn in die Reichsacht erklärt, eine Belohnung von ſiebenzig tauſend Thalern demjenigen, der ihn todt, und eine noch weit beträchtlichere Summe dem, welcher ihn lebendig liefern würde, verſprach, und neuerdings ſich um den Beiſtand der Liga und des Churfürſten von Sachſen bewarb. Jene beſchloß auf einem zu Augsburg im Hornung und März 1621 gehaltenen Bundestage, daß wieder ein Korps von zwölf tauſend Mann zu Fuß und drei tauſend zu Pferd dem Herzog von Bayern geſtellt werden ſollte, und dieſer ſchickte auch ſogleich von Bayern aus einige tauſend Mann nach Böhmen, welche Tilly, der, ſobald es die Jahreszeit erlaubte, im offenen Felde erſchien, an ſich zog, verſchiedene Oerter eroberte, und dann den Mansfeld aufſuchte, welchen er bei Roßhaupt in einem verſchanzten Lager antraf. Da indeß die Sachſen Eger beſetzt, und die Bayern dem Mansfeld in verſchiedenen kleinern Gefechten gezeigt hatten, daß eine entſcheidende Schlacht gar nicht zu ſeinem Vortheile ausfallen dürfte: ſo ließ er durch den Grafen von Solms, oberpfälziſchen Statthalter, Unterhandlungen einleiten, während welcher er ſich nach der Oberpfalz begab, theils um daſelbſt neue Truppen zu erpreſſen, theils um diejenigen, welche (wie wir gleich hören werden) von der Union entlaſſen worden waren, an ſich zu ziehen, wie es ihm dann auch gelang, bei dreizehn tauſend Mann zu Fuß und ſieben tauſend zu Pferd zuſammen zu bringen. Da aber indeß die Beſatzung von Pilſen gegen Bezahlung des rückſtändigen Soldes an die Bayern ſich ergeben, auch der Herzog Maximilian ſelbſt mit einem ſtarken Korps der oberpfälziſchen Grenze ſich genähert, und das

Land aufgefordert, auch bereits Cham und Amberg in Beſitz genommen hatte, verſchwand Mansfeld ganz unvermuthet, nachdem er ſeinen Truppen den Befehl ertheilt hatte, ihm ſo eilig als möglich nach der Unterpfalz zu folgen; worauf ſich die ganze Oberpfalz an Maximilian von Bayern ergab, welchem Beiſpiel in Böhmen zuletzt auch Tabor und einige andere Ortſchaften, welche ſich lange nicht ergeben wollten, folgten; ſo daß nunmehr für den Friedrich von der Rheinpfalz nicht nur ganz Böhmen, ſondern auch die Oberpfalz, ſein Stammland, verloren war.

Gleichwohl war es noch lange nicht dahin gekommen, daß für Friedrich auch alle Hoffnung, das Entriſſene wieder zu erlangen, verloren geweſen seyn ſollte, und ſchon der unter dem Namen der Union vereinigte Fürſten- und Städte-Bund wäre, bei einem beherzten Muth, und bei einer eng zuſammen gehaltenen Thätigkeit allein im Stande geweſen, der geſunkenen Sache eine beſſere Wendung zu geben; auch ſprach von der Nothwendigkeit einer gemeinſchaftlichen Hülfe niemand eifriger, als ſelbſt die Fürſten jener Union, indem ſie unaufhörlich von Abſichten des Kaiſers Ferdinand ſie ſämmtlich zu unterdrücken, ſie aus dem theuer erworbenen Beſitz ihrer religiöſen und politiſchen Freiheit zu drängen, und eine Univerſalmonarchie in Deutſchland zu gründen, ſprachen. Eine gleiche Sprache führten auch bereits die Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes; und da für ſie damals, wenn gleich keine Veranlaſſungen einer gegründeten Furcht, dennoch die Gegenſtände einer ſolchen Furcht (nämlich die vielen, ſeit dem Religionsfrieden von ihnen eingezogenen, und unter proteſtantiſche Prinzen vertheilten Erzſtifter und Stifter) vorhanden waren: ſo hätte man allerdings erwarten ſollen, daß ſie den Entſchluß faſſen würden, ſich eine unumſtößliche, nicht bloß auf Worte, ſondern auf überzeugenden Thatſachen begründete Sicherheit deſſen, was ſie von dem Kaiſer auf alle Fälle zu erwarten haben dürften, zu verſchaffen, und wenn ihre Unterjochung und ihr Fall, worüber ſie ſo gewaltig lärmten, beſchloſſen geweſen ſeyn ſollte, wenigſtens mit dem Schwert in der Hand und mit Ehre zu fallen.

Als der, vom Erzherzog Albert, mit einem (fünf und zwanzig tauſend Mann ſtarken) Heer niederländiſcher Truppen verſehene, ſpaniſche General, Ambroſio Spinola im Auguſt 1620 nach der Rheinpfalz rückte, um den Churfürſten Friedrich zu eben der Zeit, da ihn der Herzog Maximilian von Bayern in Böhmen als König von Böhmen angreifen würde, auch in ſeinem churfürſtlichen Stammland anzufallen, hatte die Union, vermöge eines in Ulm geſchloſſenen Vertrages von Friedrich, in ſo fern er als König von Böhmen in dieſem Königreich ſollte angegriffen werden, ſich losgeſagt; aber es blieb der Union nicht nur freigeſtellt, es blieb vermöge ihres Bündniſſes ihre Pflicht, ihm, falls er als deutſcher Reichsfürſt etwas Nachtheiliges zu erfahren haben ſollte, mit vereinigten Kräften beizuſtehen. Sie entzog ſich auch dieſer Pflicht um ſo weniger, als ſie ſich ſtets mit dem Verdacht nährte, daß die Abſichten des Kaiſers und Spaniens nicht bloß auf die Unterwerfung Friedrichs, ſondern auf die Unterdrückung aller Proteſtanten gerichtet ſey, und in ſolcher Hinſicht rückte auch der General der Union, Markgraf Joachim Erneſt von Brandenburg, mit ſeiner bei Ulm gelagerten Armee durch das Herzogthum Würtemberg nach den Rhein, dem Spinola, der indeß in einem vorausgeſchickten Manifeſt verſichert hatte, daß ſeine Ankunft allein wider den Churfürſten von der Pfalz, und ſonſt wider niemanden abziele, entgegen, und es ſchien, daß die Armee kaum den Tag erwarten konnte, an welchem ſie die Gelegenheit bekommen würde, den Spinola anzufallen. Selbſt der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, wiewohl er, gemäß ſeines eigenen Geſtändniſſes, vom Kriegsweſen keine Kenntniß beſaß, begnügte ſich nicht damit, bereits ſeine Brüder, die Herzoge Ludwig, Friedrich und Julius Friedrich bei der unirten Armee zu wiſſen, ſondern ergriff ſelbſt, wider die dringendſten Vorſtellungen ſeiner Stände, als Reichsfähnrich die Reichsſturmfahne, und eilte in Perſon zur Armee, welche ſich erſt bei Oppenheim in der Rheinpfalz, und dann in der Gegend von Frankfurt, (weil man fürchtete, Spinola möchte ſich dieſer Stadt bemächtigen,) verſammelt, und als dieſer ſich plötzlich nach der Pfalz entfernte, wieder in das vorige Lager bei Oppenheim zurückgezogen hatte. Allein Spinola, der ſchon durch ſeine vortrefflichen, von langer Uebung und Erfahrung unterſtützten Kenntniſſe im Kriegsweſen, ſeinen Gegnern überlegen war, wußte dieſe Armee bald neuerdings von Oppenheim wegzulocken, kam aber, da dieß kaum geſchehen war, plötzlich wieder mit einem Korps von zwölf tauſend Mann zurück, eroberte dieſe Stadt, welche gegen die Verſicherung ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheiten dem Kaiſer huldigte, und brachte noch andere Plätze in ſeine Gewalt, worüber ſich die Anführer der unirten Armee, welche indeß nicht das Geringſte von Bedeutung vorgenommen hatte, unter andern damit entſchuldigten, daß ſie ſagten, ſie hätten erſt ſehen wollen, ob Spinola die Rheinpfalz auch wirklich feindlich angreifen würde; aber auch jetzt, nachdem ſie geſehen und erfahren hatten, daß es dieſem thätigen General mit der Eroberung der Pfalz wirklicher Ernſt ſey, thaten ſie nichts; ja als der Markgraf von Brandenburg auf den 2. Sept. 1620 einen Bundestag nach Worms ausgeſchrieben hatte, riethen ſogar einige Mitglieder, die Armee aus einander gehen zu laſſen, und ſelbſt die Häupter der Union ließen ſich unter der Vermittelung des dem Kaiſer ganz ergebenen Landgrafen Ludwig von Heſſendarmſtadt, ſowohl mit dem Spinola, als mit dem Kaiſer in Unterhandlungen ein, bei welchen es das Anſehen gewann, daß ſie weder Muth genug beſaßen, auf ihrem Bündniß beharrlich zu beſtehen, noch Entſchloſſenheit genug, daſſelbe zu trennen; ſo daß jetzt ſelbſt nur noch dieſe ihre ſeltſame Verlegenheit ihrem Zuſammenhang noch einige Fortdauer verſchaffte. Als nun aber vollends die Nachricht von der bei Prag unglücklich ausgefallenen Schlacht ankam, und als Spinola wiederholt erklärte, daß, gleichwie er keinem Reichsfürſten, der ihn in ſeinen Unternehmungen in der Rheinpfalz unangefochten ließe, das geringſte Leid zuzufügen geſinnt wäre, er entgegen diejenigen, welche ihm einige Hinderniſſe verurſachen würden, für Bundesgenoſſen Friedrichs von der Pfalz anſehen, und als ſolche behandeln müßte; als auch ſelbſt der Kaiſer die nämliche Sprache führte: wurden die meiſten der unirten Herren ſogleich andern Sinnes; ſie achteten weder auf die dringendſten Vorſtellungen einiger ihrer Mitglieder, weder auf die Unterſtützungen des Königs Jakob von England, der ihnen im October 1620 hundert tauſend Thaler, und zu Ende dieſes Jahres zwei tauſend vierhundert Mann unter der Anführung eines bewährten Kriegsmannes, des tapfern Horaz von Veer, zugeſchickt, noch auf die Hülfe der Generalſtaaten, welche unter der Leitung des Grafen Heinrich Friedrich von Naſſau (Bruder des Statthalters, Prinzen Moriz) eine ebenfalls nicht unbeträchtliche Mannſchaft herbeigeſchafft hatten, ſondern zauderten ſo lange etwas zu beſchließen, daß die Truppen der Generalſtaaten ſogleich beim einbrechenden Winter aus Verdruß, zu nichts benutzt worden zu ſeyn, mit einer ſtürmiſchen Eilfertigkeit (wegen welcher das Sprichwort: „er geht durch, wie ein Holländer," entſtanden ſeyn ſoll) nach Hauſe kehrten. Die verbündeten Reichsſtädte, welchen einige Zeit darauf auch der kluge Landgraf Moriz von Heſſenkaſſel folgte, und ſeine Truppen von der

Unionsarmee abrief, zogen ſich zuerſt zurück, und die übrigen Fürſten, welche wieder verſchiedene Unionstage zu Worms, zu Heilbronn u. a. hielten, berathſchlagten ſich gleichſam nur darüber, wie ſie dem Beiſpiel der Städte mit einigem Schein von Wohlſtand folgen könnten. Der Herzog von Würtemberg zumal, Johann Friedrich, zeigte ſein inſtändiges Verlangen, aus dem verſchlimmerten Handel und aus der Angſt vor einem Einfall des Spinola in ſeine Lande, gezogen zu werden, und auch die übrigen Fürſten, welche nach der über den Churfürſten Friedrich und ſeine Anhänger verhängten Reichsacht das nämliche Schickſal fürchteten, brachten an verſchiedenen Orten theils Entſchuldigungen, warum ſie eine Union fortſetzten, theils Bedingniſſe, unter welchen ſie dieſelbe ſogleich zu trennen gedächten, vor. Da aber der Kaiſer und deſſen Freunde unabänderlich darauf beharrten, daß, wenn eine Ausſöhnung mit den unirten Fürſten geſchehen ſollte, vor allen Dingen die Waffen niedergelegt, und die Unionstruppen entlaſſen werden müßten; ſo ſuchten die Häupter der Union in einer zu Weinheim bei Heidelberg im Anfang des März 1621 gehaltenen Zuſammenkunft wenigſtens einen Waffenſtillſtand auf einige Wochen, während deren ſie die Ankunft einiger Hülfstruppen von Dänemark und dem niederſächſiſchen Kreiſe hofften, zu bewirken. Da die Bedingniſſe, unter welchen ſie den Stillſtand wünſchten, dem Spinola nicht gefielen (wiewohl ſie ſo beſchaffen waren, daß um ihre Beſtätigung zu gleicher Zeit eine Abordnung nach Wien gemacht wurde): ſo ſtellten ſie es dieſem ſpaniſchen General, (gemäß der Vorſtellungen ihrer Vermittler, des Churfürſten Johann von Mainz und des Landgrafen Moriz von Heſſenkaſſel) ſogar wie unbedingt anheim, welche Verträge derſelbe ſich gefallen laſſen wollte, und zu Folge einer ſolchen Nachgiebigkeit wurde auch endlich zwiſchen dem Markgrafen von Brandenburg-Anſpach Joachim Erneſt, und dem Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, dann andrer Seits dem Spinola in einer, im April zu Mainz gehaltenen Verſammlung eine Uebereinkunft geſchloſſen: „daß alle Feindſeligkeiten aufhören, die Unirten dem Churfürſten Friedrich von der Pfalz weder mittel- noch unmittelbarer Weiſe mit Geld, Volk, oder Rath beiſtehen, keine neue Union zu deſſen Gunſten, oder dem Kaiſer zum Nachtheil errichten, ihre auf den Beinen habende Völker abdanken, und dem Kaiſer getreu und gehorſam ſeyn ſollten.“ Dieſe Uebereinkunft wurde auf alle an dem Ulmer-Vertrag theilhabende Stände, nur nicht auf die jülichſchen Lande ausgedehnt. Auch den Churfürſten von der Pfalz ging dieſer Vertrag nichts an; und ſoviel ihn betraf, ſo „hat Spinola, auf Erſuchen von England ſich anheiſchig gemacht, in der ihm aufgetragenen Execution nicht weiter zu gehen, bis der Termin (4/14 Mai) verlaufen, jedoch alſo, daß die Unirten einen gleichen Stillſtand von Beleidigungen von Seite der pfälziſchen Truppen gegen den Spinola ſowohl, als andere getreue Fürſten, bewirkten; wie dann auch von beiden Seiten alle Streifereien auf das ſchärfſte verboten ſeyn ſollten. Der Spinola aber ſollte für des Kaiſers und des Erzherzogs Albrechts Genehmigung dieſes alles beſorgt ſeyn.“ Bald darauf ſchrieb der Herzog von Würtemberg einen Unionstag auf den 24. April 1621 nach Heilbronn aus, und er ſelbſt und der Markgraf von Brandenburg-Anſpach, Joachim Erneſt, fanden ſich in Perſon dabei ein, und hier wurde nicht mehr über die Frage, ob man die Unionstruppen entlaſſen ſollte, was ſchon beſchloſſen war, ſondern über die Möglichkeit, (die Herren waren nämlich eine Million Sold ausſtändig geblieben) wie man ſie entlaſſen könnte, berathſchlagt. Der Herzog von Würtemberg übernahm, als ſchwäbiſcher Kreisoberſter zwei tauſend Mann zu Fuß, und neunhundert zu Pferd; und damit man übrigens reicher würde, als man war: ſo wurde mittels einer Münzordnung der

Werth des Geldes erhöhet. Sonſt machten ſich die Herren wechſelweiſe einander häßliche Vorwürfe, und gingen ſo aus einander. Die im Jahre 1608 entſtandene Union, welche unter den Kaiſern Rudolph II. und Mathias mit ſo vielem Nachdruck auftrat, war aufgehoben. Der Churfürſt Friedrich von der Pfalz, der ſich bitterlich über ſie beklagte, war von ihr gleichwohl ſeinem Schickſal überlaſſen. Die obenerwähnte nach Wien gemachte Abordnung erhielt daſelbſt einen Beſcheid voll vornehmer Kälte und Zuverſicht, und ſtatt ihr in Rückſicht des Churfürſten von der Pfalz eine beruhigende Antwort zu geben, ſagte man ihr nicht nur geradezu, daß man demſelben keine Gnade angedeihen laſſen könne, indem er vorerſt ſich ganz unterwerfen, und um Gnade bitten, und dann auch die dem Kaiſer verurſachten ungeheuren Kriegskoſten (die kaiſerlichen Miniſter wußten eine Rechnung von hundert Millionen heraus zu bringen) erſtatten müßte, ſondern man muthete vielmehr den unirten Fürſten zu, und machte es ihnen zur Pflicht, den Vollzug der kaiſerlichen Acht mit vereinten Kräften beſchleunigen zu helfen.

Die Hülfe, welche ſich Churfürſt Friedrich von andern Reichsfürſten und von fremden Mächten verſprochen hatte, blieb, in ſo fern wenigſtens ihre Thätigkeit nicht im rechten Zeitpunkt und nicht vereinigt handelte, ebenfalls ſo viel als unthätig. Es fehlte zwar keineswegs an raſchen Vorſätzen und geneigtem Willen, aber deſto mehr an derjenigen Art planvoller Begeiſterung, welche mit entſchloſſenem Eifer handelt. Da die Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes von der Furcht befallen wurden, daß bei dem unaufhaltſam fortſchreitenden Glück der kaiſerlichen Waffen ihre ſtändiſche Verfaſſung, und vor allen Dingen ihre Religionsfreiheit in Gefahr gerathen könnte; ſo benutzte der König Chriſtian IV. von Dänemark dieſe Stimmung, und lud als Herzog von Holſtein auf den Monat Hornung 1621 ſämmtliche niederſächſiſche Stände, und andere Fürſten zu einer Verſammlung nach Segeberg ein. Hier erſchienen dann auch (außer engländiſchen, ſchwediſchen, holländiſchen, brandenburgiſchen, heſſiſchen und pommeriſchen Geſandten) einige der anſehnlichſten evangeliſchen Fürſten, nämlich Herzog Chriſtian von Lüneburg, Kreisoberſter in Niederſachſen, und Biſchof von Münden, Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig, Herzog Auguſt von Lauenburg, und Herzog Johann Caſimir von Weimar, ja ſelbſt der Churfürſt Friedrich von der Pfalz in Perſon. Man beſchloß einmüthig, zum Schutz des niederſächſiſchen Kreiſes und zur Unterſtützung der Union in Oberdeutſchland eine Armee von zwanzig tauſend Mann Fußvolk, und von ſechs tauſend Reitern aufzurichten, und der König Chriſtian warb noch weiter für ſich beſonders vier tauſend Mann zu Fuß, und tauſend zu Pferd. Man ſuchte mit England und Holland Bündniſſe einzuleiten, und beſchloß zuletzt, daß der König eine Geſandtſchaft an den Kaiſer abordnen, und ihm nachdrückliche Vorſtellungen wegen Herſtellung des Friedens und wegen der Wiedereinſetzung des Churfürſten von der Pfalz machen ſollte. Dieſe Geſandtſchaft that auch wirklich alles, was geſchickte Männer in ihrem Fall thun konnten, ohne auf ihre wiederholten Vorträge eine andere Antwort zu erhalten, als dieſe: „daß der Kaiſer den Friedrich von der Pfalz mit allem Fug Rechtens geächtet, daß, ſo lange der Geächtete ſich nicht unterwerfen und mit allen ſeinen Anhängern die Waffen niederlegen würde, der Kaiſer alle Urſache habe, den Krieg wider ſeine erbitterten Feinde fortzuſetzen, und daß er ſich zu dem verſtändigen König Chriſtian zuverſichtlichſt verſehe, derſelbe werde ſich nicht zu des Kaiſers Feinden geſellen, ſondern vielmehr das gute Benehmen der niederſächſiſchen Kreisſtände nachahmen, welche unlängſt eine Verſammlung zu Lüneburg gehalten, und ſeinem dahin abgeordneten Geſandten, nachdem ihnen dieſer die gerechten Abſichten des Kaiſers erklärt hatte, verſichert hätten, daß ſie ruhig und ihm getreu bleiben, auch das Geringſte nicht zu ſeinem Nachtheil unternehmen wollten. Dieſer Erfolg, und die Erfahrung, daß weder Holland, noch England einen Ernſt bezeigten, (Holland hatte nach dem in dieſem Jahre 1621 eingetretenen Verfluß eines zwölfjährigen Waffenſtillſtandes mit den Spaniern ſelbſt einen neuen Krieg, und der König von England ſah auf ſeinen eigenen Vortheil) flößte dem König von Dänemark für dießmal die Meinung ein, daß für den Churfürſten von der Pfalz nichts übrig ſey, als ſich gleichwohl zu vergleichen; er dankte auch ſogleich den größten Theil ſeiner Truppen ab, was auch das Haus Braunſchweig-Lüneburg that.

So war die Hülfe beſchaffen, welche vom Bethlen, von der Union, vom König von Dänemark und von den niederſächſiſchen Fürſten zwar verſprochen, aber nicht ausgeführt wurde. Auch hatte ſich Spinola noch vor dem Ablauf des Jahres 1620 faſt der ganzen Rheinpfalz (Lautern, Mannheim, Heidelberg und Frankenthal ausgenommen) bemächtigt.

§. IX.

Aber bei allem dem war in der Rheinpfalz die Sache des Churfürſten Friedrich noch lange nicht verloren; denn außer dem Mansfeld ſtanden jetzt für ihn zwei neue Vertheidiger auf: nämlich der Markgraf von Baden-Durlach, Georg Friedrich, ein ehemaliges Mitglied der **Union**, und Chriſtian Prinz von Braunſchweig, und Beſitzer des Bisthums Halberſtadt; zwei rüſtige Streiter, entſchloſſen, alles zu gewinnen, oder alles zu verlieren. Der Letztere, ein Herr von einundzwanzig Jahren, beſaß nicht einmal ein ihm eigenthümliches Land, aber einen fürchterlichen Unternehmungsgeiſt mit einer raſenden Kühnheit verbunden; er hatte nicht die geringſte perſönliche Urſache, ſich des Churfürſten von der Pfalz anzunehmen, ſondern nahm ſich, wie er ſagte, der deutſchen Freiheit an, welche nach ſeiner Meinung mit dem Untergange jenes Churfürſten untergehen müßte; und er folgte allein dem Zuge einer romantiſchen Neigung, welche durch die Gemahlin des Churfürſten vollends unheilbar wurde; er ſah dieſe ſchöne Unglückliche auf ihrer Flucht, und ſah ſie weinen. Das drang ihm dergeſtalt durch die Seele, daß er einen ihrer Handſchuhe, den ſie eben hatte fallen laſſen, ergriff, ihn auf ſeinen Hut ſteckte, und ſchwor, ihn nicht eher wieder abzulegen, bis er ihrem Gemahl zu ſeinen Ländern und Würden verholfen haben würde. Sein ganzer Reichthum beſtand, als er ſich aus dem Dienſte des Statthalters der Generalſtaaten, wo er eine Compagnie Reiter kommandirte, nach Weſtphalen begab, um dort einen Lauf- und Werbplatz zu eröffnen, in zehn Thalern; allein er raubte, und ließ alle Freunden und Feinden angehörige Länder, welche er durchzog, berauben, und ſo erhielt er ſich und ſeine Armeen, welche er während ſeines vierjährigen Lärmens auf der Kriegsſchaubühne öfters zu zwanzig tauſend Mann, und noch ſtärker, oft ſelbſt nach den empfindlichſten Niederlagen, zuſammen brachte: gerade, wie ſein gleich wilder Spießgeſell und Abenteurer Graf von Mansfeld, welcher ſeine Heere, denen er einen ordentlichen Sold zu geben außer Stande war, ebenfalls bloß durch die Beraubung der Länder, welche das Unglück hatten, mit ſeinem Durchzug heimgeſucht zu werden, unterhielt, und ohne das Wohl eines Fürſten oder ſeines Vaterlandes zu ſeinem Zweck zu haben, keinen andern Zweck zu haben ſchien, als mit zügelloſen Rotten zu rauben. Dieſe drei militäriſchen Helden mit ihren gräßlichen Heeren waren allerdings im Stande, der ſpaniſchen und ligiſtiſchen Armee die künftigen Siege ſtreitig zu machen.

Als Graf von Mansfeld im Herbſt des Jahres 1621 in der Unterpfalz anlangte, ſtand das ſpaniſche Heer, welches jetzt (ſtatt des nach den Niederlanden abgerufenen Spinola) der ſpaniſche General Don Ferdinand Conſalvo von Cordova anführte, vor der Stadt Frankenthal. Die Einwohner, welche, ungeachtet ihrer tapfern Gegenwehr, nichts Erfreuliches vorausſahen, zahlten dem Mansfeld eine große Summe Geldes, daß er ſich ihrer annähme. Mansfeld zog den braven Kriegsmann Obentraut mit pfälziſchen, dann den Horaz Veer mit engliſchen Hilfsvölkern an ſich, und rückte auf Frankenthal zu. Der ſpaniſche Cordova, der mit ſeiner Mannſchaft keine Hauptſchlacht wagen wollte, entfernte ſich nach den Gegenden um Kreuznach und Oppenheim in die Winterquartiere, und Mansfeld, ſtatt ihm nachzurücken und ihn zu einer Schlacht zu zwingen, zog lieber auf Unternehmungen aus, welche ihm zwar wenig Ehre, und dem Herrn, in deſſen Namen er auftrat, wenig Nutzen, aber ihm deſto mehr Geld eintrugen. Er beraubte erſt das ſpeieriſche Bisthum (von den Feinden, den katholiſchen Geiſtlichen nämlich erpreßte er unerhörte Brandſchatzungen, die Freunde aber lud er eben ſo unnachſichtlich ein, Ritterzehrungen zu erlegen) und rückte dann ins Elſaßiſche, um den Erzherzog und Biſchof Leopold, vielmehr die Bewohner von Elſaß ebenfalls auszurauben; wie er denn in kurzer Zeit Landau und Weiſſenburg, ſodann Hagenau eroberte, und ſeinem Volke die üppigſten Winterquartiere verſchaffte, und deßwegen zwar allenthalben gehaßt, aber eben ſo ſehr gefürchtet, von ſeinen Anhängern aber noch obendrein als ein politiſcher Kopf, der den Freunden der Liga recht empfindlich zu Leibe ging, hoch geprieſen wurde.

Indeß war der bayeriſche General Tilly mit einem wohlgerüſteten Heere in der Rheinpfalz angelangt, ohne jedoch beim Eintritt des Winters etwas beſonders Wichtiges vorzunehmen. Auch Mansfeld, nachdem er den Grafen von Löwenſtein zu Landau und auch in andern Ortſchaften mit Beſatzungen zurück gelaſſen, war nach den rheinpfälziſchen Landen zurück gekehrt, und alle Theile ſetzten ſich nicht nur in Bereitſchaft, um im folgenden Jahre 1622 mit allem möglichen Nachdruck auftreten zu können, ſondern erhielten ihre Truppen durch kleine Streifereien in einer beſtändigen Thätigkeit. Der ganze Krieg ſchien entſcheidend zu werden, und dabei gewann es das Anſehen, als wenn das Glück einmal auch die rheinpfälziſche Sache begünſtigen wollte. Der

Churfürſt Friedrich nämlich war den 12. April 1622 höchſt unvermuthet zu Germersheim bei ſeinem Oberfeldherrn Mansfeld angekommen, und in der vollen Begeiſterung, mit welcher ſeine Gegenwart alle für ihn ſtreitende Truppen befeuerte, rückte er mit der ganzen mansfeldiſchen Armee über den Rhein, und eilte nach Wisloch, um den Tilly in ſeinen Standquartieren daſelbſt zu überfallen. Seine Vortruppen ſetzten das Dorf Mingolzheim im Speieriſchen, wo ſie zuerſt bayeriſche Völker antrafen, in Brand, und überfielen einige herbeieilende Korps der Bayern, welche der Rauch verhindert hatte, die Stellung ihrer Gegner zu erkennen. Vierhundert Mann derſelben blieben auf dem Platze, und hundert wurden verwundet. Auch zwei Fahnen und zwei Standarten nebſt vier Feldſtücken gingen verloren *). Unmittelbar darauf wurde auch die Feſtung Ladenburg, worin der ſpaniſche General Adolph von Einoten ſich lange gehalten hatte, erobert. Die Freude des pfälziſchen Heeres über dieſe Siege war unbeſchreiblich, und der Stolz der Heerführer, welche daran einigen Theil genommen hatten, ſo groß, und die Begierde nach neuen Siegen ſo unbändig und zufahrend, daß (wie man dafür hielt) die

---

*) Adlzreiter.

Eiferſucht den Markgrafen von Badendurlach Georg Friedrich ſogar auf den Einfall brachte, ſich von dem pfälziſchen Churfürſten und dem Mansfeld zu trennen, um ſich ſelbſt einen Ruhm, den er nicht erſt mit einem andern würde theilen müſſen, zu erkämpfen, ſondern vielmehr eigene Lorber zu ſammeln; er bezog mit ſeiner Armee, welche dem Heer des Tilly an Mannſchaft allerdings gewachſen, und an der Artillerie wohl noch überlegen war, zwiſchen Heilbronn und Wimpfen ein gut gewähltes Lager, das er mit einer zahlreichen Wagenburg umgab. Tilly, nachdem er in größter Eile den Don Cordova an ſich gezogen hatte, griff ihn den 6. Mai 1622 am früheſten Morgen an, und brachte ihm nach einem höchſt hartnäckigen Kampfe, der einen ganzen Tag oft mit abwechſelndem Glücke fortgedauert hatte, eine gänzliche Niederlage bei. Das ganze Lager, alles Geſchütz, die Wagenburg, das Proviant, die ganze Kriegskaſſe blieben den Siegern. Der größte Theil des badiſchen Heeres, und unter dieſen der Prinz von Würtemberg, Magnus, dann der Pfalzgraf von Birkenfeld, Chriſtian, waren umgekommen, und ſelbſt der Markgraf war bereits gefangen, als der Bürgermeiſter von (der badendurlachiſchen Stadt) Pforzheim, Berthold Deimling, mit drei hundert gewählten jungen Leuten herbeieilte, ſeinen Landesfürſten zu befreien. Die jungen Leute wurden ſämmtlich niedergehauen; aber ihr Markgraf wurde gerettet, und kam ganz entkräftet zu Stuttgart beim Herzog von Würtemberg, Johann Friedrich, an, welcher (wiewohl er, wenn er an der auf würtembergiſchen Grund und Boden gehaltenen Schlacht nur einigen Antheil hätte nehmen wollen, den Tilly, wie dieſer nachher ſelbſt geſtand, hätte aufreiben können) ſeinem, in dem mainziſchen Vertrage dem Kaiſer gegebenen Worte, in die rheinpfälziſche Sache ſich ferner nicht mengen zu wollen, getreu geblieben war.

Bald darauf traf den Prinzen Chriſtian von Braunſchweig die Reihe. Als dieſer wild aufſtürmende Jüngling unter lauter Rauben, Brennen und Morden ſeines von der Beute lebenden Heeres aus Weſtphalen nach Heſſen heranzog, widerſetzten ſich ſeiner Raſerei alle benachbarten Fürſten, und ſelbſt ſein eigener Bruder, der regierende Herzog Friedrich Ulrich zu Wolfenbüttel, nachdem er mit den brüderlichſten Vorſtellungen und Ermahnungen zur Ruhe nichts ausrichten konnte, half mit vereinigten Kräften die herumſchwärmenden Räuberhorden aufreiben und aus dem Eichsfeld zurückdrängen. Allein Chriſtian zog ſich mit ſeinem übel zugerichteten Heere, welches durch den Zulauf liederlicher, oder ganz zu Grund gerichteter Leute bald wieder verſtärkt wurde, über Corvey an der Weſer nach dem (im oberrheiniſchen Kreiſe gelegenen, dem Churfürſten von Mainz angehörigen wohlhabenden) Städtchen Amöneburg an der Ohm in Oberheſſen, brachte dieſes Städtchen mit dem feſten Schloß durch einen Betrug (er gab nämlich vor, nur Proviant kaufen zu wollen, und überrumpelte die freundſchaftlich geöffneten Thore) in ſeine Gewalt, und lagerte ſich darauf im Puſeckerthal, wo er ſich mit ſeiner Wagenburg verſchanzte. Als er hier von dem bayeriſchen General, Freiherrn Johann Jakob Anholt, welcher mit einem, durch Mainzer und Darmſtädter unterwegs verſtärkten bayeriſchen Korps herbeigeeilt war, mit einem Verluſt von einigen hundert Mann vertrieben wurde, plünderte er Amöneburg, verbrannte die umliegenden Dorfſchaften, überzog Weſtphalen, und brandſchatzte die Städte Lippſtadt und Soeſt, und überſtrömte zuletzt die beiden Stifter Münſter und Paderborn, wo er ſich, wie in allen katholiſchen Stiftern, ſo ganz in ſeiner Heimat befand. Hier fand und raubte er aus den Kirchen einen unermeßlichen Schatz an Geld und Silber, aus welchem letzteren er zum ewigen Andenken ſeines Heldenwerks die bekannten Thaler mit der Umſchrift „Gottes Freund, der Pfaffen Feind" prägen ließ. Nachdem er ſich hier recht nach ſeiner Art ergötzt, die Unterthanen weit und breit ins Elend geſtürzt, und wieder eine über zwanzig tauſend Mann ſtarke Armee geſammelt hatte, machte er ſich auf, mit dem Vorhaben, auch die katholiſchen Stifter am Rhein, als deren Fürſten Mitglieder der Liga waren, zu beſuchen. Er ſetzte bei der Stadt Hörter über die Weſer, brandſchatzte unterwegs die Abtei Fulda, mißhandelte im Fortziehen alles, was ihm in den Weg kam, und erreichte bereits das Erzſtift Mainz, wo er bei der Stadt Höchſt eine Brücke über den Main ſchlug, mittels deren er ſich mit einer zweiten Armee, mit welcher zu ſeiner Unterſtützung der pfälziſche Oberfeldherr Graf von Mansfeld herbeieilte, hätte vereinigen können; allein der ſtürmende Jüngling erwartete den Mansfeld nicht; er ſah nicht weit von Höchſt bei dem Städtchen Nidda ſeinen Hauptfeind den bayeriſchen Tilly, der in Vereinigung mit Truppen des Don Cordova und andern ein Heer von ſechsundzwanzig tauſend Mann beiſammen hatte, ſtehen, und ſtürzte ſogleich (den 20. Juni 1622) auf ihn los; allein er wurde vom Tilly, der ſeinen unbedachtſamen Feind genau beobachtet, und mit Ueberlegung auf alle Fälle ſeine Anſtalten vorbereitet hatte, mit einem Nachdruck empfangen, daß er beim Anblick der gräßlichen Niederlage, welche ſich über ſein Heer verbreitete, voll Schrecken und Beſtürzung das Zeichen zum Rückzug gab, der ſogleich in eine volle Flucht voll Unordnung überging. Die Mainbrücke, über welche ſich gedrängte Schaaren zu retten ſuchten, ſtürzte zuſammen, und fünfzehn hundert Reiter, unter welchen der Graf Löwenſtein war, nebſt vielen hundert Flüchtigen zu Fuß, gingen in den Fluten zu Grund. Ueberhaupt verloren bei zwölf tauſend Mann, theils auf dem Schlachtfeld, theils in dem Waſſer, theils auf der Flucht ihr Leben. Viele hundert, und unter dieſen der Pfalzgraf Friedrich (welcher aber bald wieder in Freiheit geſetzt worden), dann der Graf Philipp Mansfeld wurden gefangen. Prinz Chriſtian eilte mit dem Reſt von einigen tauſend Mann der Armee des Churfürſten Friedrich und Mansfeld zu. Während der Schlacht lagen die Einwohner der Stadt Mainz und aller umliegenden Gegenden, welche ein Sieg des Chriſtian ihr Gut, und vielfältig auch ihr Leben gekoſtet haben würde, in den Kirchen auf den Knieen. Die Menge von Leichen, welche vor Mainz auf dem Waſſer ankamen, und ſogleich für Feinde erkannt wurden, verkündigte ihnen ihre Befreiung.

Mansfeld, zu welchem der Prinz Chriſtian flüchtete, hatte indeß nicht gefeiert. Nach dem bei Mingolzheim über den Tilly erhaltenen Vortheil machte er erſt in Begleitung des pfälziſchen Generals Obentraut einen kleinen Abſprung nach Elſaß, mit dem Vorhaben, das ihm auch gelang, die Stadt Hagenau, welcher indeß der Erzherzog und Biſchof von Straßburg, Leopold, hart zuſetzte, zu befreien; dann rückte er mit dem Churfürſten die Bergſtraße bis Darmſtadt hinab, plünderte das Land, worin ihn keine Seele beleidigt, und bemächtigte ſich ſogar der Perſon des Landgrafen Ludwig, welcher ſich in dieſen Krieg nicht im geringſten gemiſcht hatte, nahm dann, indem ihm Tilly mit dem bayeriſchen General Anholt und einigen ſpaniſchen Truppen nachſetzte, eilfertig ſeinen Rückzug nach Mannheim, und von da nach Elſaß, wo er, nachdem auch Prinz Chriſtian von Braunſchweig zu ihm gekommen war, mit ſeiner ganzen Macht ſich ſammelte, und zu einem entſcheidenden Treffen (denn Tilly folgte ihm auf dem Fuße nach) ſich vorbereitete.

Aber der Churfürſt Friedrich ließ es nicht dazu kommen, indem er mit einer gutmüthigen Aufrichtigkeit, welche ihm zur wahren Ehre gereichte, einen Entſchluß faßte, durch deſſen

Befolgung er gar nicht zweifelte, ſich in ſeinen Erbländern mit Einem Male die gewünſchte Ruhe verſchaffen und dem verwüſtenden Krieg ein Ende machen zu können. Der kaiſerliche Hof hatte nämlich, auch nach der Wiedereroberung von ganz Böhmen, immer behauptet, daß er gezwungen ſey, den Krieg fortzuſetzen, und Friedrich auch in ſeinen angeſtammten Ländern zu verfolgen, weil dieſer die Waffen nicht niederlegte. Wenn Friedrich zu einer Zeit, da ihn viele mächtige Freunde zur Fortſetzung des Krieges aufmunterten, und ihm außerordentliche Unterſtützungen verſprachen, nichts von einer gänzlichen Unterwerfung hören wollte; ſo bezeigte er ſich jetzt deſto geneigter, alles, was man ohne Nachtheil ſeiner Ehre und Erbrechte mit Billigkeit fordern würde, einzugehen; er erſuchte die Könige von England und Dänemark, dann den Churfürſten von Sachſen und andere um Vermittelung, und brachte es durch ſeine Vorſtellungen bei dieſen Herren, von denen wenigſtens die erſteren ohnehin ſchon zu gleichen Geſinnungen geſtimmt waren, dahin, daß ſie ſich durch ihre nach Wien gemachten Abordnungen des Friedenswerkes ernſtlich bei dem Kaiſer annahmen, welcher auch ſogleich eine Zuſammenkunft nach Brüſſel, wo alles ausgeglichen werden ſollte, veranſtaltete. Friedrich erſchöpfte alles Mögliche, was einer gütlichen Ausgleichung und einer aufrichtigen Verſöhnung auch nur von weitem den Schein eines Hinderniſſes hätte zuziehen können. Er hatte ſchon gleich nach der Schlacht bei Höchſt den Landgrafen Ludwig von Heſſendarmſtadt gegen die Verheiſſung, daß er ſich für ſeine Verſöhnung mit dem Kaiſer ins Mittel legen ſollte, losgelaſſen, und jede Feindſeligkeit eingeſtellt; er ließ in einer, ſeinem Stellvertreter zu Brüſſel gegebenen Vollmacht nicht nur ſogar ſeinen Churfürſtentitel weg, um dem Kaiſer, nachdem ihn dieſer durch ſeine Achtserklärung der churfürſtlichen Würde für verluſtig erklärt hatte, ſo recht ſeine unbeſchränkte Ergebenheit zu bezeigen, ſondern er dankte auch den Prinzen Chriſtian von Braunſchweig, und den Grafen Mansfeld ſammt ihren Armeen, ja er dankte ſeine eigenen Truppen (die Beſatzungen in den Städten ausgenommen) ab, und verließ, (damit er ja alles erfüllte, was man ihm gerathen hatte) ſogar ſeine Erbſtaaten, indem er ſich erſt nach der franzöſiſchen Stadt Sedan an der Maas, zu ſeinem angeheiratheten Onkel, dem Herzog von Bouillon, und bald darauf wieder nach Gravenhaag begab, um daſelbſt die erfreuliche Nachricht von ſeiner Ausſöhnung mit dem Kaiſer, von ſeiner Herſtellung in die ihm angeſtammten Länder und Würden, und von einer gründlichen Befeſtigung des allgemeinen Friedens zu erwarten. Auch waren dieſe Erwartungen nichts weniger, als überſpannt, und Friedrich war berechtigt zu hoffen, daß, nachdem jetzt jene Urſachen, wegen welcher der Kaiſer nach der Eroberung von Böhmen den Krieg fortſetzen zu müſſen, behauptet hatte, nicht mehr vorhanden waren, der Friede nicht länger erſchwert werden, und daß, wenn über ſein Schickſal die Reichsfürſten nach den Geſetzen entſcheiden würden, dieſe wenigſtens nicht zu ſeinem Nachtheil ausfallen könnten. Aber ſchon im September ſchrieb Friedrich von Gravenhaag aus an ſeine Gemahlin, welche ſich damals bei ihrem Vater, dem König Jakob von England, aufhielt, „daß er alles, was ihn in dieſer Welt hätte glücklich machen ſollen, verloren habe, bis auf das Glück ſie zu lieben, und von ihr geliebt zu werden.“ Man verunglimpfte jetzt ſogar ſein Zutrauen zu dem Kaiſer; ja ſeine Redlichkeit, welche man, wenn die Sache einen glücklichen Ausgang genommen hätte, nicht genug würde haben rühmen können, ward jetzt ein ganz verkehrtes albernes Benehmen, und eine bedauernswürdige Geiſtesſchwäche, wovon die Geſchichte kaum noch ein Beiſpiel dieſer Art geliefert hätte, genannt.

§. X.

Wir kommen nun zu einer der wichtigſten Begebenheiten in dieſem Kriege, nämlich zu dem auch nach einer gänzlichen Unterwerfung des Churfürſten Friedrich von der Rheinpfalz, vom Kaiſer Ferdinand II. gefaßten Entſchluß, durch welchen die Fortſetzung des Krieges neuerdings veranlaßt wurde. Kaiſer Ferdinand hatte zwar zur Zeit, da dem Churfürſten von allen Seiten eine Verſöhnung mit dem Kaiſer, und in ſolcher Abſicht eine vollkommene Ergebung angerathen wurde, die Hoffnung zur Verſöhnung nicht geradezu von ſich gewieſen; er hatte vielmehr den Königen von Dänemark und England ziemlich willfährige Antworten gegeben, und an dieſen letzteren ſogar einen Geſandten, den Grafen von Schwarzenberg mit den beſten Verſprechungen geſchickt; doch nie hatte er ſich dabei für etwas Beſtimmtes erklärt. Die Sache, hieß es zuerſt, ſollte in einer Zuſammenkunft zu Brüſſel auseinander geſetzt werden, und dahin kam auch von Seite des Kaiſers der eben genannte Graf von Schwarzenberg, und von Seite des Königs von England der Geſandte Weſton, welcher auch vom Churfürſten Friedrich in ſeinem Namen zu unterhandeln bevollmächtigt war. Es wurde in äußerlichen Anſtalten und Geprängsſachen ein

Ernſt bezeigt, bei welchem man in der That hätte meinen ſollen, daß es allen ein wirklicher Ernſt ſey; allein die Sachen erſchienen für Sachkenner gleich anfangs in einem ſehr zweideutigen Lichte. Man gab geringfügigen Dingen eine Wichtigkeit, und brachte eine Menge nichtsbedeutender Schwierigkeiten und Anſtände auf die Bahn, welche, wie man vorgab, erſt ins Reine gebracht werden müßten, ehe man zu einer Haupthandlung ſchreiten könnte; und da man zuletzt keinen weitern Vorwand, die Sache länger zu verzögern, fand (denn der Churfürſt Friedrich ließ ſich alles gefallen): ſo hieß es zuletzt, was man gleich anfangs offenherzig hätte ſagen ſollen, man könne zu Brüſſel nichts Endliches ſchließen, indem die Sachen ſo beſchaffen wären, daß ſie nur vom geſammten Reich geſchloſſen werden könnten, was auch noch in dem J. 1622 zu Regensburg geſchehen werde.

So endigte ſich die Zuſammenkunft in Brüſſel. Die ſchlimmſte Folge ihrer Vereitlung, und eine noch ſchlimmere Vorbedeutung, wie es mit einer künftigen Entſcheidung zu Regensburg ausfallen würde, war, daß die Feindſeligkeiten in der Rheinpfalz gleich wieder fortgeſetzt wurden. Die zwei Schreckensmänner Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig waren mit ihren Armeen dem Churfürſten Friedrich nach Sedan nachgezogen. Die pfälziſchen Truppen, welche ſowohl in einigen elſaßiſchen, als churrheiniſchen Städten zurückgelaſſen worden, waren zu ſchwach, um ſich wider zahlreiche Heere in die Länge zu halten. Der Erzherzog und ſtraßburgiſche Biſchof Leopold bemächtigte ſich nicht nur einiger elſaßiſchen und anderer Städte, ſondern ſchickte noch überdieß Verſtärkungen an den bayeriſchen General Tilly, welcher ſogleich die ernſthafteſten Anſtalten machte, ſich der pfälziſchen Hauptſtädte Heidelberg, Mannheim und Frankenthal zu bemächtigen. Die Reſidenzſtadt Heidelberg traf das Loos zuerſt. Dieſe Stadt wurde, nachdem ſich der tapfere Statthalter Heinrich von der Merven gütlich nicht ergeben wollte, nach einer durch ein vierzehntägiges Kanoniren in einem Theil der Mauer gemachten Oeffnung, den 16. September 1622 mit Sturm erobert, und von den erhitzten Soldaten, ungeachtet der ſchärfſten Mannszucht des Tilly, ſehr mißhandelt. Zwei Tage nachher wurde vom Statthalter auch das Schloß, gegen die Bedingung eines freien Abzuges mit Sack und Pack, Gewehr und allen militäriſchen Ehrenzeichen übergeben. Bald darauf fiel auch Mannheim, wo der geſchickte Veer commandirte, aus Mangel an den nöthigen Bedürfniſſen, und nur Frankenthal widerſtand allen Verſuchen ſeiner Feinde, von welchen dieſe Stadt den Winter hindurch eingeſchloſſen, und um welche, damit ihr keine Lebensmittel zukommen könnten, alle nahe gelegenen Dörfer abgebrannt wurden. Nichts wurde übrigens bei den Unglücksfällen dieſer drei Städte mehr bedauert, als der unerſetzliche Verluſt der wegen ihrer höchſt ſchätzbaren Handſchriften und ſeltenen Bücher berühmten Heidelberger-Bibliothek, welche ſchon gleich beim erſten Anlauf und Einſtürmen der wüthenden Soldaten in die Stadt übel zugerichtet wurde (einige Reiter, welche Mangel an Streu hatten, fielen, bis ihr Unfug bemerkt wurde, über Bücher und Handſchriften her, zerriſſen dieſelben, und machten mit dem Papier ihren Pferden weiche Lager), und im folgenden Jahr für Deutſchland vollends verloren ging. Pabſt Gregor XV. nämlich hatte ein Verlangen nach jener Bibliothek geäußert, und der Herzog Maximilian hatte eben damals dieſem Pabſt ſo viele Verbindlichkeiten, und von den Gefälligkeiten deſſelben ſo hoffnungsvolle und glänzende Erwartungen, daß er ſich, ungeachtet er den Werth der heidelbergiſchen Bücher und Handſchriften ganz wohl kannte und hochſchätzte, in die traurige Nothwendigkeit verſetzt zu ſeyn glaubte, dem Pabſt eine Gegengefälligkeit, und zwar diejenige, welche derſelbe vorzüglich gewünſcht hatte, zu erzeigen. Das Ende war, daß der päbſtliche Bibliothekar, Leo Allatius, nach Heidelberg kam, und die literariſchen Kleinodien mit welſchen Eſeln nach Rom führte.

Eine vorzügliche Verbindlichkeit, welche der Herzog Maximilian von Bayern dem Pabſt Gregor XV. ſchuldig geworden, bezog ſich ebenfalls auf die Befriedigung einer alten Abſicht des Hauſes Bayern, ein ihm einſt durch kaiſerliche Uebermacht entriſſenes Vorrecht wieder an ſich zu bringen. Seit der Zeit nämlich, da die deutſchen gemeinſchaftlichen Oberhäupter und Könige gewählt wurden, erſchienen die gewaltigen Herzoge der damals mächtigen Bajoarn, ſo wie die großen Herzoge der andern deutſchen Hauptnationen Sachſen, Franken und Schwaben, als Vorſteller der Hauptſtämme deutſcher Nation bei den deutſchen Königswahlen, und waren, wenn ſie gleich eben noch nicht Churfürſten genannt wurden, wahre wählende Fürſten. Die Regenten der Rheinpfalz nahmen ſchon als Pfalzgrafen (ſo wie die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe in Rückſicht ihrer Reichswürden) an den Königswahlen einen Antheil, und als die bayeriſchen Regenten in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die rheinpfälziſchen Würden und Länder erhielten, übten ſie zwei Wahlſtimmen aus, bis im Jahre 1329 von den damals vorhandenen bayeriſch-pfälziſchen Herren zu Pavia ein Hausvertrag dahin errichtet wurde, daß das Geſammthaus ſeine Wahlrechte vereinigen, und daß die nutzgetheilten Linien in Bayern und der Rheinpfalz jene Rechte abwechſelungsweiſe ausüben ſollten, was aber Kaiſer Carl IV. von Böhmen aus Abneigung gegen die bayeriſchen Prinzen, durch einen Machtſpruch geändert und die Chur allein der rheinpfälziſchen Linie zuerkannt hat. Gleichwie ſich nun die bayeriſchen Regenten bei jeder Gelegenheit um die Wiederherſtellung der ihnen durch eine leidenſchaftliche Uebermacht entriſſenen Rechte meldeten; ſo iſt leicht zu erachten, daß eine nahe Hoffnung, dieſe Rechte endlich wieder erobern zu können, auch dem mildgeſinnten und gerechten Maximilian äußerſt willkommen geweſen ſeyn müſſe. Aber nicht weniger willkommen und erfreulich war die Erfüllung dieſes Wunſches ſelbſt ſchon denjenigen, welche ihn durch das Anſehen ihrer Empfehlungen, aber vollends durch ihre Macht zur Erfüllung bringen konnten, dem Pabſt nämlich und dem Kaiſer; aber was dieſe Sache vollends in vielen Rückſichten höchſt außerordentlich und wichtig machte, war der Umſtand, daß für den Herzog von Bayern nicht eine neue Chur errichtet, oder die alte bayeriſche Chur wieder erneuert werden (was weniger eine gerechte Verwunderung erreget, und weniger Widerſpruch gefunden haben dürfte), ſondern daß demſelben die dem Friedrich von der Pfalz vermöge der kaiſerlichen Acht aberkannte Chur zugetheilt werden ſollte, da doch jene Acht allein vom kaiſerlichen Hofgericht, ohne Beiziehung und Einverſtändniß der Reichsfürſten beſchloſſen, und da ferner nicht wohl abzuſehen war, wie eine Würde, welche nicht bloß auf der alleinigen Perſon des geächteten Friedrichs, ſondern auf deſſen Linie und Nachkommenſchaft haftete, auch in der traurigen Vorausſetzung, daß der Vater ſie, nach einem klaren Inhalt der Reichsgeſetze, verwirkt haben ſollte, den Söhnen mit Recht und Beſtand entriſſen werden könnte. Allein der Pabſt ſowohl als der Kaiſer hatten zu viele Beweggründe, die Ausführung ihrer Plane zu wünſchen, als daß ſie durch irgend einige Vorſtellungen hätten zurückgehalten werden ſollen, die Ausführung zu unternehmen. Jener wünſchte nichts ſehnlicher, als daß die Feinde der katholiſchen Religion, unter welchen die Calviniſten bei weitem die ſchlimmſten waren, auf alle Weiſe geſchwächt werden möchten, und der Kaiſer hatte außer ſeinen frommen Rückſichten auf die katholiſche Religion noch gar viele, ſeine eigene und die Verherrlichung ſeines Hauſes betreffende Abſichten, mit welchen er, ſo wie ihn das Glück immer mehr begünſtigte, immer deutlicher zum Vorſchein kam; er hoffte ſchon nicht mehr (wie er ſich in ſeinen Briefen an Don Balthaſar von Zuniga in Spanien weitläufig äußerte) daß ſich Friedrich von der Rheinpfalz, nach dem, was vorgefallen war, jemals wieder mit ihm aufrichtig verſöhnen, ſondern glaubte, voraus zu wiſſen, daß derſelbe, ſobald er ſich in ſeine Länder und Würden wieder eingeſetzt ſähe, neuerdings alles bewegen, und den Krieg von vornen anfangen werde; er vertraute in jedem Fall auf den Beiſtand aller derjenigen, deren Wunſch, ihres eigenen Vortheils wegen es ſeyn mußte, daß in deutſchen Reichsangelegenheiten das beherrſchende Gewicht und Anſehen bei den katholiſchen Churfürſten und Fürſten verbleiben, daß die Stimmen der nicht katholiſchen Churfürſten um eine Stimme verringert, und die der katholiſchen um eine vermehrt würden. Endlich hoffte er, daß er ſich den Herzog von Bayern, welchem er ſeine bisherigen Siege und Vortheile hauptſächlich zu danken hatte, neuerdings, ja daß er ſich deſſen ganze Nachkommenſchaft auf ewig verbinden, und daß er dem erzherzoglichen Hauſe Oeſterreich die Kaiſerkrone auf ewige Zeiten verſichern werde.

Die den 1. October 1622 in Regensburg zu eröffnende Verſammlung ſollte, da die nichtkatholiſchen Stände die Mehrheit der Stimmen nicht mehr erkennen wollten, kein allgemeiner Reichstag, auch kein Churfürſtentag, ſondern eine aus Churfürſten und Fürſten zuſammengeſetzte Verſammlung ſeyn, zu welcher Kaiſer Ferdinand zwar Fürſten von beiderlei Religionsverwandten, aber lauter ſolche, auf deren Willfährigkeit er ſich verlaſſen zu können meinte, berief, dieſe waren, außer den Churfürſten insgeſammt, der Erzbiſchof von Salzburg, der Biſchof von Bamberg und Würzburg, der Herzog von Bayern, der Landgraf Ludwig von Heſſendarmſtadt, der Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Friedrich Ulrich, und der Herzog Philipp Julius von Pommern. Die katholiſchen Churfürſten und Fürſten erſchienen (den Churfürſten von Trier, welcher Alters und Gebrechen halber nicht erſcheinen konnte, dafür aber einen Abgeordneten ſchickte, ausgenommen,) in eigener Perſon; allein von Seite der Proteſtanten, wiewohl ſie, außer dem Churfürſten von Sachſen, von der Hauptabſicht des Kaiſers nichts wußten, fiel die Erwartung, welche ſich der Kaiſer von dem geneigten Willen der von ihm mit aller Vorſicht gewählten Herren machte, nicht nach der Erwartung aus, und nur der einzige Landgraf von Heſſendarmſtadt erſchien perſönlich. Die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg ſchickten endlich, ungeachtet aller erdenklichen Mühe, welche ſich alle anweſenden Theile gaben, den erſteren zur perſönlichen Erſcheinung zu bewegen, nur Abgeordnete; die Herzoge von Braunſchweig Wolfen-Büttel und von Pommern aber erſchienen weder in Perſon, noch durch Geſandte.

Da alle Verſammelten den einhelligen Wunſch äußerten, und da auch die Höfe von England, Spanien, Dänemark nichts anders erwarteten, als daß man mit der redlichſten Einhelligkeit ſich beſtreben würde, endlich einmal den Drangſalen ſo vieler Länder ein Ende zu machen, und, auf dem Wege der Verſöhnung, der Billigkeit und Großmuth einen allgemeinen und dauerhaften Frieden abzuſchließen; ſo kamen in ſolcher Rückſicht verſchiedene Vorſchläge zum Vorſchein, und diejenigen, welche ſolche vorbrachten, unterließen nicht, die entſetzlichen Folgen, welche durch eine gänzliche Vereitelung ihrer Verſammlung herbeigeführt werden müßten, auf das lebhafteſte zu ſchildern. Sie ſagten im Voraus, daß, wenn jetzt keine Ausgleichung zu Stande kommen, ſondern eine neue Fortſetzung des Krieges veranlaßt werden ſollte; dann auch ſolche Fürſten, welche an den bisherigen Vorfällen keinen Theil genommen, oder ſich zurückgezogen hätten, genöthigt werden würden, zu ihrer eigenen Sicherheit und Erhaltung die Waffen zu ergreifen; ja daß dann auch alle europäiſchen Höfe ſich in die Sache mengen, und daß in ganz Europa allgemeine Kriege und Verheerungen, und die unabſehbarſten Zerrüttungen aller Reiche entſtehen müßten, welchen ſämmtlichen Unglücksfällen auf der Stelle abgeholfen werden könnte, wenn der Kaiſer, da er ja doch das Seinige erhalten, mit dem Pfalzgrafen Friedrich, nachdem dieſer für ſeine Vergehungen doch wirklich lange genug gebüßt hätte, ſich zum Ziele legen, und gemäß der heißen Wünſche ſo vieler Millionen Menſchen, ſich zur Vergeſſenheit alles Vorgefallenen entſchlieſſen, und der Stimme der Verſöhnung Gehör geben wollte. Der Kaiſer hatte ſeinen Entſchluß längſt vor dieſer Verſammlung gefaßt, und war vorbereitet, ſeine Rolle zu ſpielen. Anfangs verſicherte er die Anweſenden ſeiner Bereitwilligkeit zur Verſöhnung, wenn ihm anders ſolche Vorſchläge, mit denen er ſich beruhigen könnte, gemacht werden würden; als man ihm aber ſolche, bis zur Erſchöpfung aller möglichen Entwürfe, vorlegte, ſetzte er denſelben unaufhörliche Zweifel, Anſtände und Beſorgniſſe, wegen derer er ſich zu nichts entſchließen könnte, entgegen; und nachdem er endlich geglaubt haben mochte, der Wohlanſtändigkeit durch die Anhörung und Beantwortung ihrer Meinungen und Vorſchläge ein hinlängliches Genüge geleiſtet zu haben, berief er im Monat Jäner 1623 ſämmtliche Verſammelte auf ſein Zimmer, erzählte ihnen, was ſie ſchon wußten, alle wider ihn vom Pfalzgrafen Friedrich gewagte Unternehmungen, und ſchloß mit der Erklärung: daß er nimmermehr geſinnt ſey, dieſem Friedrich die ihm durch ſeine feierliche Acht aberkannte Churwürde zurück zu geben, ſondern daß er vielmehr entſchloſſen ſey, dieſelbe aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit dem um ihn beſtens verdienten Maximilian von Bayern zu verleihen; wie er dann auch hoffte, daß die Churfürſten und Fürſten, als ſeine innerſten geheimſten und getreueſten Räthe, ſein Vorhaben befördern helfen, und was dann weiter zum Frieden, und zur Beruhigung von Deutſchland dienen kann, thätigſt mit beizutragen nicht verſäumen werden u. ſ. w. Dieſen Vortrag ließen ſich die anweſenden katholiſchen Herren, was vorher zu ſehen war, ſogleich gefallen. Die übrigen aber verſagten ihre Einwilligung ſchlechterdings, was zwar für den Kaiſer gerade nicht angenehm, aber für ihn nicht von der Wichtigkeit, daß er wegen ſeiner Erklärung im geringſten hätte verlegen werden ſollen, war; zumal da ſich mit Grund hoffen ließ, daß ſich der anſehnlichſte derſelben, der Churfürſt Johann Georg von Sachſen wohl noch werde gewinnen laſſen. Es hatte nämlich dieſer Herr, theils weil er der calviniſchen Religion nicht abgeneigter war, als der katholiſchen, theils weil er ſich vom Kaiſer wichtige Vortheile verſprach, ſchon gleich beim Ausbruch der böhmiſchen Unruhen, eine ſeltſame Rolle übernommen; er half dem Kaiſer die Lauſitz erobern, und ſchmiegte ſich ſo ganz und gar den Geſinnungen deſſelben an, daß er ſich lange vor dieſer regensburgiſchen Verſammlung wegen der Uebertragung der Chur an Maximilian von Bayern äußerte: „wie er nichts mehr wünſche, als daß der Pfalzgraf ſogar dem Kaiſer in die Hände geriethe, damit derſelbe in Anſehung ſeiner und der Chur es nach dem Beiſpiel Carls V. machen könne, wie er dann auch dem Herzog von Bayern die Chur herzlich gönne, und ſolle ſich der Kaiſer desfalls nichts irren laſſen, wenn er, der Churfürſt, ſich dort und da, gegen Proteſtanten, auch ſelbſt vielleicht öffentlich bei der Zuſammenkunft zu Regensburg, anders äußere.“ Allein da er vom Kaiſer noch nie eine beſtimmte Erklärung wegen der Belohnung ſeiner Verdienſte, und des für ihn gemachten Kriegsaufwandes erhalten hatte, ſo benutzte er jetzt die Gelegenheit, ihn lebhaft daran zu erinnern, indem er nicht nur einen mit Mißtrauen vermiſchten Verdruß darüber zeigte, daß der Kaiſer die Proteſtanten in Böhmen, ungeachtet ſeiner bei ihm eingelegten Fürbitte nicht ſchonte, ſondern auch ſeine Stimme für die Uebertragung der bisher von der Pfalz ausgeübten Churwürde an Bayern (wenigſtens einſtweilen für damals) verſagte; wie dann auch die übrigen anweſenden proteſtantiſchen Churfürſten und Fürſten eine Menge von Schwierigkeiten, wegen welcher nach ihrem Dafürhalten die Churveränderung unmöglich gebilligt werden könnte, vorbrachten. Auch der Pfalzgraf und Herzog von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, meldete ſich, und behauptete, daß die Churwürde in dem Fall, daß ſie dem Friedrich nun ſchon einmal abgenommen werden ſollte, ihm früher als dem Hauſe Bayern gebühre. Der Kaiſer ließ ſich wieder einige Zeit gefallen, die vorgebrachten Zweifel zu beantworten, und gab zuletzt ſeine endliche Erklärung unter andern dahin: „daß er den Pfalzgrafen Friedrich wieder in ſeine Gnade aufnehmen wolle, wenn er ſich derſelben würdig mache, und darum bitte. Die Chur aber ſey ein für allemal davon ausgenommen, und wolle er mit derſelben, weil ſich ſchon verſchiedene, wiewohl noch nicht einmal alle Agnaten um ſie gemeldet, einſtweilen, bis die Rechte eines jeden erörtert werden könnten, den Herzog von Bayern, Maximilian belehnen; und da er wegen der pfälziſchen Kinder Begnadigung, dann der Forderung der Agnaten ſowohl auf die Churwürde als die pfälziſchen Lande, demnächſt das Gehörige einleiten, und befördern werde; ſo ſollte indeß jene Belehnung mit der Churwürde dem Herzog von Bayern nur mit Vorbehalt des Rechts der Kinder und Agnaten des Pfalzgrafen geſchehen, alſo daß, wenn der Anſchlag der Chur halber für einen der Anſprecher ergangen ſeyn werde, demſelben dann das Zuerkannte nach Herzogs Maximilians Hintritt ſogleich anfallen ſoll; wie ſich dann der Herzog ſelbſt dazu willig verſtanden habe." Bei dieſer Erklärung blieb der Kaiſer ſtehen, und den 25. Hornung 1623 ertheilte er dem neuen Churfürſten die feierliche Belehnung. Weder die Geſandten der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, noch der perſönlich in Regensburg anweſende Herzog von Neuburg, noch ſelbſt der ſpaniſche Geſandte wohnten der Feierlichkeit bei, noch wünſchten ſie dem neuen Churfürſten Glück.

Außer der Churſache ſprach der Kaiſer noch von fünf andern Punkten, als:

1) von dem ſeit vielen Jahren unterbliebenen Geldbeitrag zur Erhaltung der Grenzfeſtungen in Ungarn,
2) von dem Beiſtand wider die Holländer, welche in deutſchen Landen Gewaltthätigkeiten verübten,
3) von der Abſtellung der im Jahre 1613 vorgebrachten Beſchwerden,
4) von der Handhabung und Beförderung des Juſtizweſens beim Kammergericht,
5) von dem damaligen Verfall und der Wiederherſtellung des Münzweſens;

worüber nichts Beſtimmtes beſchloſſen, ſondern vielmehr geäußert wurde, daß ſolche Punkte in Beiſeyn mehrerer Fürſten, ja auf einer förmlichen Reichsverſammlung vorgenommen werden müßten.

§. XI.

Die Nachricht von dem Entſchluße, welchen Kaiſer Ferdinand II. auf der regensburgiſchen Verſammlung einiger Churfürſten und Fürſten in Betreff der pfälziſchen Churwürde gefaßt, ſeine Erklärung, welche er öffentlich und unwiderruflich gemacht, dem Pfalzgrafen Friedrich die ihm abgenommene Churwürde nie wieder zuſtellen zu wollen, die Abneigung, welche er gezeigt hatte, ſich mit dieſem unglücklichen

Fürſten jemals wieder zu verſöhnen, und ihm wenigſtens ſeine Länder zurückzuſtellen, erfüllte die norddeutſchen und auswärtigen Höfe mit tauſend beunruhigenden Gedanken und Beſorgniſſen. Es war ihnen, als würden ihnen nunmehr mit einem Male die Augen, welche ihnen bisher aus gutmüthiger Redlichkeit geſchloſſen geblieben waren, geöffnet, und als ſähen ſie jetzt eine ganze Reihe von fürchterlichen Abſichten und großen Planen, welche der Kaiſer und deſſen Miniſterium längſt feſtgeſetzt, und worin ſie die Eroberung einer monarchiſchen Herrſchaft über ganz Deutſchland beſchloſſen hätten. Nachdem in ganz Oberdeutſchland dem Kaiſer alles nach ſeinen Wünſchen gegangen, und alles beruhigt war, ſo geriethen die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes in bange Sorgen, daß es nunmehr auch ihnen gelten, und daß die den Katholiken nach dem Religionsfrieden abgenommenen, und mit proteſtantiſchen Prinzen beſetzten Stifter in Anſpruch genommen werden dürften. Ein Umſtand, dem eine tiefverſteckte Abſicht zum Grunde liegen konnte, gab ihrem Verdacht mehr als einen Schein von Wahrſcheinlichkeit. Es hatten ſich nämlich im Monat Juli 1622 ſowohl der Graf von Mansfeld, als der Prinz Chriſtian von Braunſchweig, nachdem ſie vom Pfalzgrafen Friedrich entlaſſen worden waren, gegen den bayeriſchen General Tilly geäußert, daß ſie, wenn man das Geſchehene vergeſſen, wenn man ſie als Freunde behandeln, und als ſolche handeln laſſen wollte, nicht nur zu ihm in ſeine Dienſte übertreten, ſondern ihm auch ihre Truppen zuführen wollten. Hätte man dieſes Verſprechen angenommen, ſo hätte man ſich der Perſonen jener fürchterlichen Krieger verſichert, und im ganzen Deutſchland keinen Feind weiter zu fürchten und zu verfolgen gehabt; allein der Churfürſt Maximilian von Bayern ſowohl, als der Kaiſer wieſen ſie als unverläſſige Leute, welche ohne feſten Sinn und Grundſatz niedrig genug wären, für diejenigen fechten zu wollen, wider welche ſie bisher aus Pflicht fechten zu müſſen vorgaben, mit Verachtung von ſich, und zeigten zwar dadurch, daß ſie ſolche Feinde nicht fürchteten, aber auch (wie man wenigſtens ihre abſchlägige Antwort, ſo edel ſie im Grunde war, möchte haben auslegen können) daß ſie dieſelben ferner als Feinde erwarteten. Denn wenn ſich gleich keineswegs mit Gewißheit vorausſagen ließ, zu was ſich die beiden Männer in ihrer verzweiflungsvollen Lage entſchließen möchten; ſo war doch vorauszuſehen, daß ſie etwas unternehmen würden, wodurch man hernach einen ſchicklichen Verwand erhalten müßte, den Krieg weiter fort, und in andere Länder zu leiten. Der Erfolg traf nur zu bald vollkommen ein.

Mansfeld und Chriſtian zogen auf Koſten der Länder, durch welche ſie den Zug mit ihrem Raubgeſindel nahmen, durch das Lothringiſche nach Sedan, wo ihnen faſt zu gleicher Zeit von dem Herrn dieſes Orts, nämlich dem Herzog von Bouillon, welcher als ein Hugenot oder Calviniſt ſeinen Glaubensgenoſſen wider den König von Frankreich gerne zu Hülfe gekommen wäre, dann von der ſpaniſchen Statthalterin zu Brüſſel, der Infantin Iſabella, und von den Holländern Beſtallungen angeboten wurden. Sie wählten dieſe letztern, welche ihnen auf einige Monate zugeſagt wurden, brachen mit einem ungefähr fünfundzwanzig tauſend Mann ſtarken Heere nach den Niederlanden auf, ſchlugen ſich den 29. Auguſt (neuen Styls) 1622 bei Fleury zwiſchen Namur und Brüſſel nach einem mörderiſchen Gefecht und mit einem Verluſt von vielen tauſend Mann durch eine zahlreiche Armee, mit welcher der ſpaniſche General Don Cordova aus der Pfalz, mit der Abſicht, ihnen den Weg zu verlegen, herbei geeilt war, rückten dann nach der (am nördlichen Ausfluß der Schelde gelegenen) feſten Stadt Bergen op-Zoom, und befreiten ſie von einer harten Belagerung, mit welcher ihr die ſpaniſchen Truppen unter der Anführung des Grafen Spinola und Don Cordova zuſetzten. Dieſe eben ſo tapfern als klugen Feldherren ſtanden von dem Generalſturm, welchen ſie wider die Stadt vorzunehmen beſchloſſen hatten, bei der Ankunft neuer feindlicher Heere ſogleich ab, und zogen, nach einem Verluſt von zehn bis zwölf tauſend Mann der Stadt Antwerpen zu.

Nachdem die Holländer, und deren Statthalter, Prinz Moriz von Oranien, ihre Abſicht, ſich aus dem Gedränge mit den Spaniern zu ziehen, erreicht hatten, dankten ſie den Mansfeld und den Herzog Chriſtian von Braunſchweig, um nicht länger den koſtbaren Unterhalt ihrer Heere tragen zu müſſen, ſogleich wieder, doch *mit allen Ehren*, ab. Dieſe fürchterlichen Freibeuter kehrten hierauf wieder nach Deutſchland zurück. Mansfeld ſetzte ſich in Oſtfriesland feſt, ließ ſeine Soldaten ſich von den ganz und gar unſchuldigen Einwohnern gute Winterquartiere erpreſſen, und von Zeit zu Zeit feindliche Einfälle nach dem Stift Münſter vornehmen, und Proviant und Geld rauben. Chriſtian von Braunſchweig aber zehrte mit ſeinem Korps, das ſich täglich mit ganzen Haufen zu Grunde gerichteter, verzweifelter Leute verſtärkte, auf Koſten der Unterthanen, im Hildesheimiſchen, Halberſtädtiſchen, Schaumburgiſchen und andern benachbarten Ortſchaften. Niemand wußte, wohin die beiden Abenteurer in der Folge ihre Abſicht richten, aber ſoviel war leicht voraus zu ſehen, daß ſie mit dem Ende des Winters aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt ſeyn würden, andere Länder zu beziehen, und irgend ein Unternehmen von Bedeutung zu wagen, was um ſo mehr zu fürchten war, als zwar in der Grafſchaft Mark, im Bergiſchen, Münſteriſchen und andern angrenzenden Ländern ſpaniſche Truppen unter der Anführung des Don Cordova, und bayeriſche unter dem Befehl des Johann Jakob Freiherrn von Anholt vorhanden, aber nicht hinreichend waren, zweien Heeren, die ſich ſtündlich vergrößerten, zu widerſtehen.

Die Nachricht von dieſen Vorgängen langte noch im Jahre 1622 bei der Chur- und Fürſtenverſammlung zu Regensburg an. Der Bundesoberſte der Liga, Churfürſt Maximilian I. von Bayern, berief ſogleich diejenigen ſeiner Bundesgenoſſen, welche in Perſon, oder durch Abgeordnete anweſend waren, zu einer Berathſchlagung; und ſo, wie ſchon bei der Errichtung der Liga in Vorſchlag kam, daß zu dem Bündniß auch die der augsburgiſchen Confeſſion ergebenen Reichsſtände eingeladen werden ſollten und müßten, weil der Hauptzweck deſſelben die Aufrechthaltung des Religionsfriedens und des nöthigen Anſehens der Reichsgeſetze zur Abſicht habe; ſo waren auch jetzt die meiſten Anweſenden, als beſonders die Mitſtimmenden von Mainz, Trier, Cöln, Bayern, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Augsburg, Regensburg, Ellwangen, Kempten der Meinung, daß, weil die Gefahr, beunruhiget und beſchädiget zu werden, nicht bloß den katholiſchen, ſondern allen deutſchen Ländern drohe, auch nicht allein nur die ligiſtiſchen, ſondern alle deutſchen, ſohin auch die Stände der augsburgiſchen Confeſſionsverwandten, welche an den bisherigen Kriegsunruhen keinen Theil zu nehmen für gut befunden hätten, zum gemeinſchaftlichen Antheil an den unverſchieblichen Unternehmungen wider die beiden öffentlichen Reichsfriedensſtörer und Räuber gezogen werden müßten. Dieſer Vorſchlag, welcher nicht weniger bei der nächſtfolgenden, im Jahre 1624 zu Augsburg gehaltenen, Bundesverſammlung inſtändig wiederholt wurde, war allerdings ſo beſchaffen, daß deſſen wirkliche Befolgung, wenn dieſe bei den bisher ruhig gebliebenen Ständen zu Stande zu bringen geweſen wäre, wieder eine ganz andere Reihe von Begebenheiten, als die nachher erfolgten waren, nach ſich gezogen, und daß ſie die dem kaiſerlichen Hof aufgebürdeten geheimen Plane (wenn damals ſchon welche angelegt geweſen ſeyn ſollten) geradezu zerſtöret haben müßte. Allein da man ſich ſchlechterdings keine Hoffnung machte, daß man die bis dahin neutral gebliebenen deutſchen Stände, und am wenigſten die Reichsſtädte bewegen würde können, Antheil an einem Krieg zu nehmen, welcher mit einem beträchtlichen Aufwand, und mit der Gefahr, in widrigen Fällen von feindlichen Truppen mißhandelt zu werden, verbunden; da ferner keine Zeit zu verlieren war, einem Feind, der mit jedem Tage aufzubrechen drohte, zuvorzukommen: ſo ermahnten die verbündeten Herren, ſtatt erſt mit zweifelhaften Verſuchen ſich hinhalten zu laſſen, vielmehr ſich ſelbſt zur neuen Thätigkeit; ſie trafen in Rückſicht der Beiträge an Mannſchaft oder Geld eine wiederholte pünktliche Uebereinkunft, und der Churfürſt Maximilian von Bayern verſprach, außer ſeinem verhältnißmäßigen Antheil an der Bundesarmee, noch überdieß zwei Regimenter oder ſechs tauſend Mann, deren Monatsſold ſich auf ſechszig tauſend Gulden belief, zu unterhalten. Auch der Kaiſer und der Pabſt, oder vielmehr der zu Regensburg anweſende päbſtliche Nuntius Carl Karaffa, erboten ſich, der erſte ſechs tauſend Mann zu Fuß und zwei tauſend zu Pferd zu ſtellen, der Nuntius aber nebſt einem monatlichen Beitrag von zwanzig tauſend Gulden, ein Regiment zu Pferd, und zwei tauſend Mann zu Fuß zu unterhalten. Sonſt wurde beſchloſſen, daß, wenn die Holländer den Mansfeld mit Truppen unterſtützen, oder wenn dieſer nach holländiſchen Ländern ſich zurückziehen ſollte, man in jenem Fall auch die holländiſchen Truppen (ohne ſich übrigens in die Kriege derſelben mit Spanien zu miſchen) angreifen, in jedem Fall aber den Mansfeld auch auf dem Gebiet der Holländer verfolgen, dieſen aber davon vorher Nachricht ertheilen, und ſie um die Gefälligkeit, ſich in ihre Unternehmungen wider den Mansfeld nicht zu miſchen, erſuchen ſollte. Das Bedenklichſte und Traurigſte war, daß, wenn Mansfeld oder Chriſtian von Braunſchweig aufgeſucht und angegriffen werden ſollten, die Völker der Liga durch die Länder neutraler Fürſten, welche dadurch unvermeidlich ſehr beunruhiget und gequält werden würden, geführt, oder wohl gar auf eine längere Zeit darin gelagert werden müßten; allein dieſem Umſtand war unmöglich auszuweichen. Man beſchloß daher im Allgemeinen, daß die Truppen dahin, wo die größte Gefahr ſeyn würde, geführt werden ſollten.

Dieſe Beſchlüſſe des Bundes waren noch nicht von allen Theilhabern unterzeichnet (was den 2. April 1623 geſchah), als **Tilly** (welcher in Perſon nach Regensburg berufen, und daſelbſt vom Kaiſer zum Reichsgrafen erhoben worden war) von dem Bundesoberſten, Churfürſten Maximilian von Bayern nämlich, Befehl bekam, den Feinden mit allen ſeinen Truppen entgegen zu rücken. Dieſe Truppen waren in der Rheinpfalz und in den benachbarten Ländern in Winterquartieren gelegen, und konnten um ſo ungehinderter abgeführt werden, als ſich vor Kurzem der König Jakob von England, Friedrichs Schwiegervater, hatte bereden laſſen, die bisher mit engliſchen Truppen beſetzte Feſtung Frankenthal der ſpaniſchen Infantin, und der ſpaniſch-niederländiſchen Statthalterin Eliſabeth auf achtzehn Monate, während welcher in der Rheinpfalz Friede gehalten und für die gänzliche Wiederherſtellung des Pfalzgrafen unterhandelt werden ſollte, einzuräumen. Gleichwohl hatte Tilly eben nicht die erfreulichſten Ausſichten vor ſich. Der Herzog Chriſtian von Braunſchweig hatte nichts Geringers im Sinn, als durch Sachſen nach Böhmen vor Prag zu rücken, wo indeß auch Bethlen Gabor (der ſich aus Urſachen, welche nachher vorkommen werden, wieder entſchloſſen hatte, den Kaiſer zu bekriegen) ankommen, und ſich mit ihm vereinigen ſollte; wovon ſich Bethlen um ſo zuverſichtlicher den beſten Erfolg verſprach, als ihm von allen Seiten ſeiner Anhänger die Hoffnung gemacht wurde, daß in Böhmen unzählige Mißvergnügte ihn mit Freuden aufnehmen, und ſich an ihn mit der thätigſten Ergebenheit anſchließen würden. Im niederſächſiſchen Kreiſe war ſchon die vereinigte Macht des Braunſchweig-Lüneburgiſchen Hauſes allein im Stande, dem Tilly Widerſtand zu thun, und die Fürſten und Herren jenes Kreiſes waren wirklich in voller Bewegung, eine wohlgerüſtete Armee, nicht zum Angriffe, wie ſie verſicherten, ſondern auf alle Fälle wider denjenigen, der ſie angreifen würde, herzuſtellen. Aber Tilly hatte noch andere Schwierigkeiten, welche einem feurigen Kriegsmann Kummer machen, zu beſiegen; er hatte nämlich nicht einmal die freie Vollmacht, das Glück ſeiner Waffen ſo weit als es ihm günſtig ſeyn würde, zu verfolgen, und war an beſtimmte Verhaltungsbefehle, welche ihm Schranken in ſeinen Unternehmungen ſetzten, gebunden; ja ſelbſt der Bundesoberſte, Maximilian, mußte, wenn er im Namen des Bundes neue Truppen werben wollte, erſt bei den vornehmſten Häuptern deſſelben anfragen, und die Beſtätigung abwarten. Schon mit den feierlich verſprochenen Unterſtützungen an Geld oder Leuten hielten einige Verbündete ſehr unrichtig, oder gar nicht ein, und Tilly befand ſich oft, was ihm ſtets tief zu Herzen ging, lange Zeit außer Stande, den Offizieren und Gemeinen den Sold (die tillyſche Armee erforderte damals monatlich 265600 Reichsthaler) zu bezahlen, und wurde in die fürchterliche Unvermeidlichkeit verſetzt, auf Koſten ſolcher Länder, an deren Zufriedenheit und guter Meinung von ihm und von der Zucht ſeiner Truppen, ihm alles gelegen war, zu leben. Doch Tilly wußte alle dieſe Hinderniſſe und Unannehmlichkeiten zu beſiegen, oder wenn dieß ſchlechterdings unmöglich war, dieſelben zu umgehen, oder ohne Abbruch ſeines Muthes und ſeiner Kräfte ſtandhaft zu ertragen.

Die Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes hatten ſich theils überhaupt bei ihren Berathſchlagungen, was ſie thun ſollten, vom Geiſt der unentſchloſſenen Bedächtlichkeit beherrſchen laſſen, und nichts mit nachdrücklichem Ernſt gethan, theils waren ſie durch Familienzwiſte, und Privatabſichten und durch Eiferſucht unter ſich getheilt, und eines gemeinſchaftlichen, ſtandhaften Zuſammenwirkens ſo viel, als unfähig. Sie ſuchten vollends den ganzen Kriegszug des Tilly unnöthig zu machen, und der König von Dänemark, Chriſtian IV. als Herzog von Holſtein, gab ſich alle Mühe, die Urheber der gefährlichen Unruhen, den Mansſeld und Herzog Chriſtian nämlich, zur Abdankung ihrer Truppen zu bewegen, und ihnen eine gänzliche Verzeihung und Ausſöhnung mit dem Kaiſer, der ſich dazu nicht abgeneigt bezeigte, zu bewirken; und da jene auf ſolchen Bedingniſſen, welche jede Annäherung nothwendig vernichten mußten, beharrten: ſo gerieth der niederſächſiſche Kreis auf den guten Einfall, den Herzog Chriſtian, um ihn wenigſtens von dem wilden Mansfelder abzuziehen, mit ſeinem ganzen Volk auf drei Monate in Beſtallung zu nehmen, wobei er ein ſchriftliches Verſprechen ausſtellte, ſich nach den Befehlen des Kreisoberſten zu richten, nichts, was den Kaiſer beleidigen könnte, zu unternehmen, und nach jenen Monaten ſeine Truppen, welche in ſechszehn tauſend Mann Fußvolk und fünf tauſend Reiter beſtanden, abzudanken, und ſie ruhig auseinander gehen zu laſſen.

Während dieſes Zeitraums ſetzte ſich Chriſtian in einen guten Vertheidigungsſtand, und dachte an nichts weniger, als ſich jemals wieder von ſeinen Truppen zu trennen. Indeß rückte Tilly durch das Heſſiſche, wo er den vom Landgrafen Moriz von Heſſenkaſſel aufgerufenen Landſturm zerſtäubt hatte, dem niederſächſiſchen Kreis in ſtarken Märſchen immer näher. Die Verlegenheit der niederſächſiſchen Kreisſtände nahm in eben dem Grade zu, in welchem ſich die Gefahr, ſich eine drückende Kriegslaſt zuzuziehen, vermehrte; ſie berathſchlagten ſich zu Lüneburg, ſchickten dem Prinzen Chriſtian eine feierliche Entlaſſung zu, ſchnitten ihm alle Zufuhr von Lebensmitteln ab, und drohten zuletzt, daß ſie im Falle, wenn er auf ſeiner Verweigerung des Abzugs beſtehen ſollte, genöthigt ſeyn würden, wider ihn ihre eigene Macht mit der Macht des Tilly zu vereinigen. Sie verſprachen ihm ſogar noch, daß ſie ſich nochmal ernſtlichſt verwenden wollten, ihm bei dem Kaiſer Verſöhnung und Gnade auszuwirken; wirkten aber mit allen ihren Verſuchen und Vorſchlägen bei dem Herzog Chriſtian nicht mehr aus, als daß er von ſeinem damals bei Nordheim, nicht weit von Göttingen genommenen Hauptquartier nächtlicher Weile aufbrach, und mit ſeinem ganzen Heere durch das Osnabrückiſche, Münſteriſche und Bentheimiſche dem Rhein zueilte, in der vermuthlichen Abſicht, bei den Holländern Dienſte zu ſuchen. Tilly befahl dem Grafen Anholt, mit den ihm untergeordneten Truppen den Nachtrab des Feindes unausgeſetzt zu beunruhigen, (was der Oberſte Kniphauſen vortrefflich ausführte); er ſelbſt rückte mit der Hauptarmee ſo ſchnell als möglich nach; und den 6. Auguſt 1623 kam es endlich bei Loo im Münſteriſchen zu einer Schlacht, in welcher die Völker Chriſtians gänzlich zu Grunde gerichtet wurden. Es war auch mehr eine Flucht und Niedermezelung, als eine Schlacht. In einem Zeitraum von zwei Stunden wurden, wie der Bericht des Tilly lautet, ſechs tauſend Mann getödtet, und über vier tauſend, worunter die Herzoge Wilhelm von Sachſen-Weimar, und Friedrich von Sachſen-Altenburg, und bei drei hundert Offiziere vom erſten Range waren, gefangen. Sechszehn große und drei kleinere Stücke, ſechszig Fahnen, alle Kriegsgeräthe und Gepäcke mit 3000 Pferden, alles Proviant und aller Geldvorrath geriethen dem Tilly in die Hände *). Chri-

---

*) Adlzreiter ſagt, Tilly hätte, da er ſah, daß ſeine Leute auf den ſich in die Flucht ſtürzenden Feind noch immer einhauten, mehrere Trompeter abgeſchickt, welche ihnen zum Rückzug blaſen ſollten, und das hat auch in Betreff der feindlichen Fußvölker, welche ſich (was ganze Regimenter thaten) auf die Kniee warfen, um Pardon zu erbitten, ſeine Richtigkeit; ſonſt aber ſagte Tilly in ſeinem von dieſer Schlacht erſtatteten Bericht: „Wann man mir eine freie Handt gelaſſen, und ich den Feindt mehrer perſequiren hätte dürfen, wie ich öfters und jüngſtens zu Regensburg ſollicitiert, hätte ich bei dieſer Occaſion mittels göttlicher Gnaden eine ſolche Victorie erhalten, daß das ganze römiſche Reich wieder in Fridt und Ruehe geſtellt, vnd in den alten ſtandt hätte gerichtet werden können. Vnd möchte vielleicht

ſtian erreichte mit einem kleinen Gefolge, worunter der junge Graf Thurn war, das holländiſche Gebiet, wohin ihm auch nach und nach der Ueberreſt ſeines Heeres, drei hundert Fußknechte, fünf hundert Dragoner und drei tauſend Reiter folgten, welche durch ihre ſchnellen Pferde der Niederlage entkommen waren.

Sogleich nach jener Schlacht rückte Tilly wider den Grafen von Mansfeld; allein da er von den Oſtfriesländern, welche er aufforderte, ſich mit ihm wider den Mansfeld zu vereinigen, keineswegs (ſie wollten lieber an die Holländer ſich anſchließen) unterſtützt, da er ferner von Ueberſchwemmungen, welche Mansfeld veranſtaltet hatte, abgehalten wurde, ihm zu Leibe zu gehen, ſo war er genöthigt, ſich wieder zurück zu ziehen, und gleichwohl im Heſſiſchen und der umliegenden Gegend ſeine

---

noch waſ glickhliches erfolgen, wenn man mir die handt ungeſtört, und offen laſſen ſollte, da man ſonſt etwa noch lange Jahr mit ſolcher Unruehe zu thun haben werde, weil dieſen Leuten doch nit zu thrauen ſey, noch ſich zur Ruehe begeben werden. Zufalls es aber je an den begehrten mitln, vnd freien disposition ermangeln ſollte, bitte ich, man wolle mich zu hohen Gnaden meines Charge, darauf erfolgenten ſchweren purdte, Vnd laſſts gdigſt entheben, und mich wider nachher hof laſſen.“

Winterquartiere zu ſuchen. Was aber Tilly dem Mansfeld nicht abgewinnen konnte, dazu zwang dieſen dann doch endlich die Noth. Seine Armee, welche mit ſechs tauſend Franzoſen, und mit dem Reſt jener Truppen, welche aus der Niederlage bei Loo entronnen, und über Züpten und Oberyſſel nach Oſtfriesland gekommen waren, verme[illegible]rden war, zählte ohne den Troß bei 25[illegible] Mann, welche, da ſie von ihrem Oberfeldherrn keinen Sold erhielten, einige Zeit vom Stehlen und Rauben lebten, und ſich dann größtentheils verliefen, ſo daß die Oſtfriesländer endlich den Muth faßten, ſich den Reſt mit vereinigter Kraft vom Halſe zu ſchaffen. Ehe es aber zu allgemeinen Thätlichkeiten kam, wurde eine Unterhandlung vermittelt. Mansfeld forderte für ſeine Perſon 300,000 Gulden, und die Holländer ſtreckten ſie den Oſtfrieſiſchen Ständen mit der Bedingniß, die vom Mansfeld zu räumenden Orte indeſſen als Unterpfand beſetzen zu dürfen, vor. Mansfeld entließ hierauf ſeine Truppen, welche noch in 6500 Mann beſtanden, und nunmehr in andern Ländern Dienſte ſuchten, und begab ſich als ein reicher Privatmann nach Haag in Holland am Ende des Decembers 1623.

Auch das Vorhaben des Bethlen Gabor erreichte ein baldiges Ende. Dieſer, vom Geiſt der Unruhe und Eiferſucht ewig herum getriebene, ſtets mit ſich ſelbſt uneinige Fürſt, hatte (vielleicht weil ihm der Beſitz der ſchleſiſchen Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor nicht hinlänglich, oder weil ihm, wie man lieſt, dieſer Beſitz noch nicht eingeräumt, oder weil er ſeines Wunſches, eine kaiſerliche Prinzeſſin heirathen zu können, nicht gewähret worden war) neuerdings das Schwert ergriffen, und nachdem ihm der alte Graf Thurn, den er, ſo wie den geächteten Johann Georg Markgrafen von Brandenburg, zu Jägerndorf, in ſeinen Schutz nahm, beim türkiſchen Hof, mittels einer eigenen, nach Conſtantinopel gemachten Reiſe, eine ergiebige Unterſtützung an Mannſchaft erwirkte, eine Armee von mehr als 60,000 Mann auf die Beine gebracht. Mit dieſer, von allerlei Völkern zuſammen gerafften Macht, überſtrömte er viele, dem Kaiſer in Ungarn angehörige Ortſchaften, und drang unaufhaltſam bis an die Grenzen von Oeſterreich, Böhmen und Mähren, ja im letztern ſchloß er bei Hadonin (Göding) den kaiſerlichen General Montenegro mit einem Korps von 9000 Mann dergeſtalt ein, daß derſelbe verloren zu ſeyn, und daß es auf nichts weiter anzukommen ſchien, als daß das Lager, worin ſich Montenegro eingeſchloſſen hatte, geſtürmt werde. Da ſich die Ungarn nicht dazu verſtehen, die

Türken aber das verlangte Wageſtück allein nicht übernehmen wollten; ſo verzog ſich die Sache, bis eine (ungegründete) Nachricht ankam, daß einige tauſend, für den Kaiſer geworbene Polen im Begriff ſeyen, nach Siebenbürgen und Ungarn einzufallen, und ihm den Rückzug abzuſchneiden. Sogleich ſprach Bethlen Gabor nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe von Errichtung eines Waffenſtillſtandes, der auch zwiſchen dem Kaiſer und ihm wirklich erſt auf zwei Monate, dann bis auf den März des Jahres 1624 errichtet, und welchem zu Folge die Armee wieder abgeführt wurde.

Und jetzt hatte es wieder neuerdings das Anſehen, daß aller Zweck, den ſich ſämmtliche Parteien zu erreichen beſtrebt hatten, für einen Theil durch verſchiedene unglückliche Zufälle und Ereigniſſe unwiderbringlich zernichtet, für den andern Theil durch Siege und Triumphe, welche jeden ferneren Widerſtand unmöglich zu machen ſchienen, erobert und befeſtigt, und daß man mithin zur Hoffnung eines dauerhaften Friedens von allen Seiten berechtigt ſey. Kaiſer Ferdinand hatte ſein Böhmen, ſeine geforderten Entſchädigungen, ſogar die Genugthuung für die ihm vom Friedrich von der Rheinpfalz zugefügten Beleidigungen ſo vollſtändig, als er nur wünſchen konnte, erhalten; und für die ligiſtiſche Vollzugsarmee war nichts weiter, das noch vollzogen werden ſollte, vorhanden. Dieſe Armee war, wie ſelbſt der Feldherr Tilly ankündigte, aus der einzigen Urſache nach Niederſachſen gerückt, weil Mansfeld und der Herzog Chriſtian von Braunſchweig mit zahlreichen Heeren im Felde ſtanden, von welchen man keine andere Abſicht vermuthen konnte, als die, für den Friedrich von der Rheinpfalz zu kämpfen, und, wenn ſie vom Glück begünſtigt werden ſollten, einen neuen höchſt beſchwerlichen Krieg zu veranlaſſen. Mansfeld und Chriſtian waren auf dem Kampfplatze verſchwunden; und ſonſt war, wie man ſich allgemein ſagte, niemand namhaft zu machen, der die Abſicht hätte, denſelben zu betreten; aber Tilly hörte in der Entfernung das leiſe Murmeln eines neuen, von allen Seiten ſich wieder zuſammen ziehenden gewaltigen Ungewitters, und Tilly blieb ſtehen.

§. XII.

Jenes Ungewitter würde längſt ausgebrochen ſeyn, wenn nicht der König Jakob I. von England durch Privatabſichten hingehalten worden wäre. Dieſer König nährte ſeit vielen Jahren den Wunſch, ſeinen Thronerben, den

Prinzen Carl von Wallis, mit der Schweſter des Königs Philipps IV. von Spanien, Maria Anna, verheirathen zu können, und in der zuverſichtlichen Hoffnung, ſeinen Zweck zu erreichen, womit man ihm am ſpaniſchen Hofe fortfuhr zu ſchmeicheln, hütete er ſich ſorgfältig, dem mit Spanien verbündeten öſterreichiſchen Hauſe, ſo wie den Verwendungen der ſpaniſchen Krone für daſſelbe, einen wirkſamen Einhalt zu thun; er pflog mit dieſen in ihren Unternehmungen raſch fortſchreitenden Mächten immer nur freundſchaftliche Unterhandlungen, und vernachläſſigte darüber ſeinen Schwiegerſohn, Friedrich von der Rheinpfalz, gänzlich. Im Jahre 1623 ſchickte er ſeinen Kronprinzen ſogar in Perſon nach Madrid, wo er ſich vom März bis zum Auguſt aufhielt, um endlich zu bemerken, daß man daſelbſt nichts weniger geſinnt ſey, als ihm die Infantin Maria Anna jemals zuzuſagen *).

---

*) Daran ſoll nach Schlegel (Geſchichte Chriſtians IV. Königs in Dänemark vom Slangen. 1624. p. 223. N. 233.) der Uebermuth und die Rachgier des Herzogs von Buckingham die Urſache geweſen ſeyn, welcher den Prinzen von Wallis nach Spanien begleitete, und weil er da ungleich weniger als der Prinz gefiel, ein Gebäude, daß er ſelbſt aufführen half, geſtürzt haben ſoll; allein der am ſpaniſchen Hof angeſtellte, und mit den Geheimniſſen deſſelben genau bekannte kaiſerliche Geſandte Graf Kheven-

Der engliſche Hof benahm ſich dabei mit Beſonnenheit und Würde. Man ließ ſich von der unerwarteten Entdeckung kein Wort entfallen, ſondern drang jetzt nur inſtändiger als bisher auf die Wiedereinſetzung Friedrichs von der Rheinpfalz in ſeine vorigen Würden und Stammländer, welche der Gegenſtand der bisherigen, mit freundſchaftlicher Milde und Beſcheidenheit gepflogenen Unterhandlungen war. Aber ſtatt daß bisher jene Wiedereinſetzung als eine Folge der, zwiſchen dem Kronprinzen von England und der Prinzeſſin von Spanien abzuſchließenden Heirath erwartet wurde: ſo wurde jetzt dieſe Heirath als Folge und die Wiedereinſetzung als vorgängige Bedingniß erklärt, und da (wie vorauszuſehen war) keine genügliche Antwort vom ſpaniſchen Hof erfolgte, ſogleich alle fernere Unterhandlung abgebrochen, und die zu Madrid anweſende engliſche Geſandſchaft zurück berufen. Jakob that, als zürnte er über ſeine Gutmüthigkeit, bei welcher er die Dinge ganz anders wollte geſehen haben, als er ſie jetzt zu ſehen behauptete. Als ihm

---

hüller ſagte, (T. X. S. 707.) daß ſchon der (1621 verſtorbene) König Philipp III. von Spanien ſeine Tochter Maria Anna längſt dem jungen kaiſerlichen Erbprinzen Ferdinand zugedacht gehabt habe, wie ſie dann auch mit demſelben im Jahre 1631 wirklich vermählt worden.

vollends die Zurückſtellung der Stadt Frankenthal, welche vorhin mit engliſchen Truppen beſetzt geweſen, und welche der ſpaniſch-niederländiſchen Statthalterin mit der ausdrücklichen Bedingniß, daß ſie wieder ausgeliefert werden ſollte, falls ſich die Unterhandlungen zerſchlügen, überlaſſen worden war, von jener Statthalterin nicht wieder zurückgeſtellt wurde, indem ſie ſich entſchuldigte, daß es nicht mehr in ihrer Macht ſtünde, es zu thun, ſchickte der König augenblicklich ſowohl an König Chriſtian IV. von Dänemark, ſeinen Schwager, als an den König von Schweden, Guſtav Adolph, Geſandte, welche den Auftrag hatten, dieſe Herren zu einem Bündniß, durch deſſen vereinte Kraft und Wirkung die Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen Friedrich erzwungen werden ſollte, zu bereden. Bei dem König Chriſtian IV. von Dänemark kam zu gleicher Zeit ein brandenburgiſcher Geſandter an, welcher ein ihm ſchon einmal gemachtes Verſprechen wiederholte, daß er in dem Falle, da er zur Vertreibung der ligiſtiſchen und ſpaniſchen Völker beitragen wollte, von evangeliſchen Fürſten und Ständen mit 12000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd unterſtützt werden würde. Was endlich dieſen ſämmtlichen neuen Ereigniſſen und den ſchnellen Fortſchritten derſelben gleichſam das Siegel aufdrückte, war daß auch am franzöſiſchen Hofe zu eben der Zeit ebendieſelbe Stimmung herrſchend wurde. Der dreiundzwanzigjährige König Ludwig XIII. nämlich (Sohn K. Heinrichs IV. und der Maria von Medicis) hatte im Jahre 1624 den Cardinal Richelieu zum Staatsrath, und bald darauf zum erſten Miniſter erhalten, welcher mit der Kraft ſeines durchdringenden und nach kühnen Unternehmungen ſtrebenden Verſtandes, zwar das, (einige Zeit vorher geſunkene) königliche Anſehen ſchnell wieder empor brachte, aber bis an ſein (im Jahre 1642 erfolgtes) Lebensende den König und ganz Frankreich beherrſchte, und im franzöſiſchen Staatsrath den Grundſatz, als den höchſten Zweck, dem Frankreich unausgeſetzt nachſtreben müßte, förmlich aufſtellte und befeſtigte, den Grundſatz nämlich: daß man alle Kräfte und Künſte aufbieten müſſe, um die Uebermacht des verbrüderten öſterreichiſch-ſpaniſchen Hauſes in allen ſeinen Zweigen herunter zu bringen, und dann die Macht der deutſchen Nation überhaupt, welche, wenn ſie vereinigt wäre, über alle Welt gebieten würde, durch Theilungen, durch Ausſtreuungen wechſelſeitiger Uneinigkeiten und Zerrüttungen, und vor allen Dingen wieder durch die Schwächung des kaiſerlichen Anſehens unkräftig zu machen. Die erſte Folge dieſer Plane war, daß am däniſchen Hofe ein fran zöſiſcher Geſandter des Hayes, Baron von Courmeswin, mit Vorſchlägen zu einem groſſen Bündniß gegen Oeſterreich, an welchem, außer Frankreich, die Staaten Dänemark, England, Venedig und Savoyen Theil nehmen ſollten, auftrat, und daß noch im nämlichen Jahre 1624 die Schweſter König Ludwigs XIII. Henriette, an den engliſchen Kronprinzen Carl von Wallis verſprochen, im folgenden Jahre, da Carl den Thron beſtieg, wirklich vermählt, und daß mithin der ohnehin ſchon verſicherte Beitritt von England noch mehr befeſtiget wurde.

Dieſe plötzlichen Veränderungen ereigneten ſich zum Theile noch im Jahre 1623, und konnten nicht ſo geheim gehalten werden, daß der Kaiſer, der überall ſeine zuverläſſigen Kundſchafter hatte, daß vor allen Graf Tilly nicht hätte gewahr werden ſollen, daß etwas Wichtiges für die Zukunft vorgehe. Tilly, der ſich bei den neuen Bewegungen nichts Gutes verſah, blieb demnach mit ſeiner Armee in den Winterquartieren ſtehen, und die Häupter der Liga verſammelten die Vertrauteſten ihres Bundes auf den 22. April 1624 zu einer Berathſchlagung nach Augsburg. Man beſchloß bei der Umfrage, ob der Krieg für geendigt anzuſehen ſey, einhellig, daß die Gefahr eines neuen Ausbruches deſſelben ſo lange für fortdauernd zu halten, und mithin die Bundes-Armee ſo lange zu unterſtützen ſey, bis von ſämmtlichen deutſchen Ständen eine allgemeine Uebereinkunft über die Ausgleichung der noch lange nicht berichtigten Gegenſtände getroffen, und ein verſicherter Friede hergeſtellt ſeyn würde. Sämmtliche Anweſende äußerten ihr lebhaftes Verlangen nach dieſem Frieden, deſſen Herſtellung und Befeſtigung ſie dem bisher zwar behaupteten, aber ewig unſichern und ſtets mit unzähligem Ungemach verknüpften Glück des Krieges unendlich vorzogen, und ſie gingen ihr rheinländiſches Bundesoberhaupt, den Churfürſten von Mainz, mit inſtändigen Bitten an, als Direktor des Churfürſtenkollegii, eine Zuſammenkunft ſämmtlicher Churfürſten auszuſchreiben *), und von denſelben die Bedingniſſe des Friedens und die Art und Weiſe, wie

---

*) Auch auf der im nämlichen Jahre 1624 angeſtellten Verſammlung zu Schleuſingen wurde von einigen Churfürſten, beſonders von Mainz und Bayern die Fortſetzung eines Churfürſtentags ſehr betrieben, aber vom Kaiſer nicht befördert; vielleicht weil man meinte, daß Brandenburg, nachdem es in die Chur von Bayern noch nicht gewilligt hatte, nicht erſcheinen; vielleicht weil dem Kaiſer zu einer Zeit, da für ihn noch alles gut gegangen war, eine Beſchränkung ſeiner Siege nicht erwünſcht geweſen ſeyn möchte.

er bald und dauerhaft hergeſtellt werden könnte, entwerfen, und dem Kaiſer vorlegen zu laſſen, welchen ſie beſonders erſuchen wollten, daß er Bedacht nehmen möchte, durch ſein Anſehen zur Handhabung des allgemeinen Friedens nicht nur die katholiſchen, ſondern auch proteſtantiſchen Stände und Churfürſten zu vereinigen, und auf wirkſame Mittel und Wege, wie allem dem Unweſen einmal ein Ende werde, zu denken. Sie wünſchten ſogar, daß wenigſtens ein Theil der Bundesarmee von den verbündeten Ständen in Quartiere aufgenommen werden möchte; und da dieſe Zumuthung keinen Eingang fand, indem die Stände glaubten, es ſey zu viel gefordert, ihnen nebſt der Bezahlung an den Bund auch noch die Laſt von Quartieren aufbürden zu wollen: ſo machten ſie dem Tilly, welchem ſie einſtweilen mit einem Geſchenk von 20,000 Thalern ihre Erkenntlichkeit für ſeine bisherigen Dienſte bezeigten, den Auftrag, dem Churfürſten Johann Georg von Sachſen und andern proteſtantiſchen Fürſten die feierliche Verſicherung zu ertheilen, daß die Bundesarmee ſchlechterdings nicht die Abſicht habe, wider die Länder der proteſtantiſchen Fürſten und Stände, in welchen ſie durch die Gewalt unvermeidlicher Umſtände Quartier zu ſuchen gezwungen ſeyn würde, etwas Gefährliches oder Feindliches vorzunehmen, daß man jene Armee zur ſtrengſten Mannszucht anhalten, und daß man Sorge tragen werde, da, wo ſich bei den Einwohnern ein Mangel an Lebensmitteln zeigen ſollte, das nöthige Proviant um einen mäßigen Anſchlag an Ort und Stelle herbeizuſchaffen. Da man übrigens mit der Bundesarmee nicht bloß erſt auf Kriege gefaßt ſeyn, ſondern alle Erneuerungen von Kriegen in ihrem Keime zerſtören wollte, ſo kam man überein: „daß man nicht nur diejenigen als Feinde anſehen müſſe, welche ſich durch Worte und Thaten gegen den Kaiſer und den Bund als ſolche gezeigt hätten, ſondern auch diejenigen, welche zwar bis jetzt noch ſtille geſeſſen, doch damit umgingen, Volk im Lande zu werben, und fremdes Volk gegen die Geſetze des Reichs, und ohne des Kaiſers Wiſſen einzuführen, und auf deſſelben Abmahnen nicht ſogleich ihre verdächtigen Werbungen einſtellten. In ſolchen Fällen dürfe man keinen Vorwand, auch nicht den eigener Landesvertheidigung gelten laſſen, ſondern man müſſe geradehin die Werbungen und Muſterplätze zerſtören, um die Plane der Feinde zu zernichten, ehe ſie reif zur Ausführung geworden wären.“

Auf den Fall, welcher den anweſenden Ständen nicht nur möglich, ſondern ſelbſt wahrſcheinlich vorkam, daß es im Plane der Gegner liegen ſollte, nichts zu thun, was den Bund veranlaſſen konnte, ſich an ſie zu wagen, ſondern ihn ohne Schwertſtreich und durch ſich ſelbſt, durch ewige Rüſtung und Anſtrengung ſeiner Kraft aufzureiben, wurde es gleichwohl dem Kaiſer und dem Bundesoberſten überlaſſen, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Sonſt glaubten die Anweſenden hinlänglich befugt zu ſeyn, in Betreff der Quartiere die Länder der vereinigten Stände zu ſchonen, und dort Quartiere zu ſuchen, wo man feindlichen Angriffen leicht begegnen könne: endlich beſchloſſen ſie, die Feſtungen Heidelberg und Mannheim, welche die Bundesarmee im Namen des Kaiſers eingenommen hatte, an niemanden, es möge es auch verlangen, wer da wolle, herauszugeben.

Wiewohl nun ſolche Geſinnungen und Entſchlüſſe anzuzeigen und zu beweiſen ſchienen, daß man von Seite der Liga nicht geſinnt ſey, den Krieg fortzuſetzen, ſobald man verſichert ſeyn würde, daß ihn die Freunde und Anhänger des Pfalzgrafen Friedrich nicht fortſetzten: ſo wurden dennoch von dieſen gerade jene Entſchlüſſe für eben ſo viele Beweiſe, daß die Liga den Krieg ſchlechterdings beabſichtige, und daß dieſer Krieg nichts anders, als die gänzliche Ausrottung alles proteſtantiſchen Religionsweſens in Niederdeutſchland zum unmittelbaren Zweck habe, gehalten; und wenn man aus dem, was in Oberdeutſchland, was in Böhmen und andern kaiſerlichen Erbländern, welche bereits beſiegt worden waren, geſchah, den Schluß abzog, daß ebendaſſelbe Schickſal auch Niederdeutſchland, falls es ebenfalls beſiegt werden ſollte, bevorſtehen würde: ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Vorgänge in den eroberten Ländern nicht dazu geeignet waren, den Proteſtanten in Niederdeutſchland eine gute Meinung von ihren Gegnern, oder einiges Zutrauen auf ihre Verſicherungen, daß der augsburgiſche Religionsfriede pünktlich gehalten werden ſollte, einzuflößen. Die Bayern und Spanier räumten in den Ländern und Städten, welche ſie eroberten, den Katholiken nicht nur alles, was ihnen von ihren Glaubensgegnern abgenommen worden war, wieder ein, ſondern verdrängten (was freilich auch die Proteſtanten und vorzüglich die Calviniſten ihrer Seits, wo ſie konnten, nicht weniger für ſich thaten) vollends überall die nicht katholiſch geſinnten Einwohner, und in der Rheinpfalz z. B. mußten alle Calviniſten das Land räumen, welches dann auch durch den Abzug derſelben dergeſtalt verödet worden ſeyn ſoll, daß die übrig gebliebenen einige Zeit genöthiget waren, ihr Leben mit Sammlung der Wurzeln von Feldkräutern zu erhalten. In den unmittelbar dem Kaiſer unterworfenen Erbländern wurde noch weit ſchneller ohne alle Nachſicht verfahren. In Böhmen wurden alle Bibliotheken unterſucht, und alle die proteſtantiſche Lehre begünſtigenden Bücher mit größter Sorgfalt entfernt. Die Pfarren wurden den evangeliſchen Predigern abgenommen, und mit katholiſchen Prieſtern beſetzt. So ging es auch in Mähren, aus welchem allein an Wiedertäufern über 20000 Bürger das Land verlieſſen, nachdem alle ihre Bitten, Vorſtellungen und Erinnerungen an ehemalige kaiſerliche Zuſagen abgewieſen wurden. Nicht weniger wurden in Oeſterreich unter und ober der Ens die wirkſamſten Vorkehrungen zur Wiederherſtellung der katholiſchen Religion getroffen, wie dann ſelbſt in Wien erſt den proteſtantiſchen Predigern, und einige Zeit darauf ſämmtlichen nicht katholiſchen Einwohnern der Befehl zuging, binnen einem gewiſſen Termin ſich entweder zur katholiſchen Religion zu bekennen, oder das Land zu meiden. Im Land ob der Ens wurde allen evangeliſchen Predigern und Schulmeiſtern geboten, binnen acht Tagen das Land zu verlaſſen, und dem Statthalter, Adam von Herberſtorf, wurde die Macht und der Auftrag ertheilt, alle die, welche ſich widerſetzen, oder einen evangeliſchen Pfarrer oder Schulmeiſter heimlich behalten würden, an Leib und Gut andern zum Beiſpiel zu ſtrafen. Durch ein anderes Edikt wurde befohlen, daß jedermann den katholiſchen Gottesdienſt an Sonn- und Feiertagen beſuchen, und daß alle jene Eltern, welche ihre Kinder zur Erziehung außer Landes an proteſtantiſche Orte geſchickt hätten, dieſelben binnen ſechs Monaten an katholiſche Orte zur Erziehung geben, und alle proteſtantiſchen Hauslehrer entlaſſen ſollten; ja binnen einem halben Jahre ſollte jeder Einwohner des Landes ob der Ens anzeigen, ob er ſich in der katholiſchen Religion wolle unterrichten laſſen, oder das Land meiden u. ſ. w. Sämmtlichen Landoffizieren wurde bedeutet, daß ſie binnen einem Jahre zur katholiſchen Religion ſich bekennen, oder der Entfernung von ihren Stellen gewärtig ſeyn ſollten. Binnen einem Monat ſollten alle verbotenen Bücher abgegeben, oder außer Lands geſchickt werden. Den Landſtänden wurde aufgegeben, binnen ſechs Wochen wegen der, unter ihrer Verwaltung ſtehenden geiſtlichen Güter den ſchon längſt erwarteten Bericht zu erſtatten, und als ſie hierüber eine ſchriftliche Vorſtellung machten, wurde ihnen vom Kaiſer bedeutet: „Er habe mit Befremden ihre, in Worten und Sachen ungeziemende Bittſchrift geleſen, laſſe es bei ſeinem gefaßten Schluß bewenden, verbiete ihnen alles Nachſuchen, befehle auch anbei, den Verfaſſer derſelben binnen dreien Tagen namhaft zu machen. Hätten ſie aber in politiſchen Sachen etwas anzubringen, ſo wolle er ſie hören.“ Auch die Entſcheidung einiger in Streit gezogenen Rechtsfälle am kaiſerlichen Hof zu Gunſten ſolcher Fürſten, welche die Sache des Kaiſers in Schutz nahmen *), machte die Freunde des Kaiſers,

---

*) Ein ſolcher Streit ergab ſich zwiſchen dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel, Moriz, und dem Landgrafen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt, nach dem im Jahre 1604 erfolgten Hintritt des Landgrafen Ludwigs V. von Heſſen-Marburg, indem dieſer vermöge eines Teſtaments ſeine Ländereien ſeinen Vettern von der caſſeliſchen und darmſtädtiſchen Linie mit dem Vorbehalt hinterließ, daß derjenige ſeines Erbtheils verluſtig ſeyn ſollte, welcher die lutheriſche Religion verlaſſen, oder die geringſte Einwendung wider das Teſtament machen würde. Die darmſtädtiſche Linie zählte damals drei Brüder. Dieſe zogen von der Landgrafſchaft Marburg drei Viertheil aus dem Grunde an ſich, daß die Seitenverwandten im vierten Grade nach den Stämmen und nicht nach den Köpfen erben. Der Landgraf Moriz von Heſſen-Caſſel widerſprach jenem Grundſatz; eben dieſer Moriz war zur calviniſchen Religion übergetreten. Daher erklärten ihn die Landgrafen von Heſſendarmſtadt ſeines Erbtheils aus einem zweifachen Grunde verluſtig, weil er das Teſtament angeſtritten, und weil er die Religion verlaſſen hatte. Allein der Landgraf Moriz von Heſſen-Caſſel bemäch-

und ihn ſelbſt bei allen denjenigen, die ſich zu ihnen nichts Gutes verſehen zu können glaubten, zu Gegenſtänden der Furcht und des Haſſes, und man hielt es überhaupt für unmöglich, daß es dem Kaiſer, wenn er vom Frieden und von Friedensunterhandlungen ſpräche, jemals ein wahrer Ernſt ſeyn könne, nachdem derſelbe ſchon aus dem Grunde, weil wegen und ſeit der Reformation ſo viele Kriege und Zerrüttungen entſtanden, überall, wo er mit Macht wirken konnte, jede Spur von Reformation austilgte; nachdem ferner derſelbe behauptete, die von Katholiken für dieſe gegründeten Bisthümer, Stifter und Klöſter ge-

---

tigte ſich mit Gewalt der Stadt Marburg, und blieb bei zwanzig Jahre im Beſitz, als der Landgraf Ludwig von Heſſen-Darmſtadt auf dem zu Regensburg 1623 gehaltenen Churfürſten- und Fürſtentag ein, nach dem eingeholten Rath der drei geiſtlichen Churfürſten und des Herzogs von Bayern abgefaßtes kaiſerliches Urtheil erwirkte, vermöge deſſen dem Landgrafen Moriz wegen der, dem ſelbſt anerkannten Teſtament Landgrafen Ludwigs V. zu Heſſen-Marburg zuwider geſchehenen Unternehmungen, das ihm im gedachten Teſtament zugedachte Erbtheil ab, und nebſt allen von der Zeit dieſer Veränderungen eingekommenen Nutzungen dem Landgrafen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt zugeſprochen, dieß Urtheil auch im Jahre 1624 mit Hülfe ligiſtiſcher Truppen, welche den Winter 1623 ohnehin in den Heſſen-Caſſeliſchen Landen einquartiert waren, vollzogen wurde.

hörten zu ewigen Zeiten allein den Katholiken, und könnten nie andern Glaubensgenoſſen angehörig ſeyn; nachdem derſelbe den in Deutſchland erſt nach dem Religionsfrieden entſtandenen Calviniſten noch niemals eine beruhigende Verſicherung wegen einer geſetzlich feſt zu ſetzenden Duldung ihres Glaubensbekenntniſſes gegeben; nachdem er endlich auf allen bisher zur Ausgleichung der Uneinigkeiten angeſtellten Verhandlungen die Wiederherſtellung des Pfalzgrafen Friedrichs, ſtatt für ſie wenigſtens einige Hoffnung offen zu laſſen, ſtets zu vereiteln und unheilbar zu machen, und im Jahre 1624 ſogar den Churfürſten Johann Georg von Sachſen (welchem er im Jahre 1623 die bisher nur zum Unterpfande wegen ſieben Millionen Kriegskoſten ſchriftlich eingeſetzte Ober- und Niederlauſitz wirklich einräumte) dahin gebracht hatte, in einer zu Schleuſingen (im Hennebergiſchen) im Monat Juni 1624 angeſtellten Verſammlung den Herzog Maximilian von Bayern als Churfürſten (wiewohl nur mit der Klauſel auf Lebenslang und ohne allen Nachtheil des Rechts des pfälziſchen Hauſes) zu erkennen, und in die wirkliche Aufnahme des bayeriſchen Churfürſten, welche Aufnahme auch unverzüglich in Nürnberg vollzogen wurde, zu willigen.

Jene Klauſel wurde beinahe von allen den Fürſten, welche ſich für die Bewirkung des Friedens lebhaft verwendeten, als der beſte und einzige Mittelweg (zwiſchen den Forderungen des Pfalzgrafen und einiger ſeiner Vertheidiger, welche, die böhmiſche Krone ausgenommen, alles übrige in den alten Stand geſetzt wiſſen, und zwiſchen den Handlungen des Kaiſers und den ligiſtiſchen Fürſten, welche von einer Wiederherſtellung des Pfalzgrafen, wenigſtens nach dem Scheine ihrer bisherigen Unternehmungen im Ernſte nichts weiter hören wollten) angeſehen, welchen ſich beide Theile aus Liebe zum Frieden und aus Erbarmung gegen Millionen unſchuldiger Familien, welche die Schrecken und verheerenden Folgen des Krieges ohne die geringſte, ihrer Seits gegebene Veranlaſſung würden leiden müſſen, gefallen laſſen ſollten. Aber jener Mittelweg wurde von dem Augenblicke an verſchmähet, ſeitdem einer der Theile ſich ſtark genug fühlte, deſſelben entbehren, und geradezu fordern zu können. So zeigte ſich, und ſo ſprach der König von Dänemark, Chriſtian IV., von der Stunde an, da ſich ihm Großbrittanien in einer veränderten, von ihm längſt gewünſchten Umſtimmung zeigte. Ohne einmal eine Antwort des Kaiſers, welchem er jenen Mittelweg, als den zuverläßigſten, wodurch ein allgemeiner Friede zu Stande gebracht werden könnte, vorgeſchlagen hatte, abzuwarten, erklärte er ſogleich noch im Juli 1624, daß man von keinem Mittelweg ſprechen, daß man dem Pfalzgrafen Friedrich ohne weiters die Churwürde zurückſtellen, und daß man deſſen völlige Wiedereinſetzung ohne einige Ausnahme bei einem künftigen Vergleich zum Grunde legen, mithin demſelben ſeine ſämmtlichen Würden und Erbländer wieder einräumen müſſe. Hierauf hat der Kaiſer die entſcheidendſte Antwort, die er geben konnte, nämlich keine Antwort gegeben.

Der ganze Norden gerieth in Bewegung. Der König Jakob von England hatte von ſeinem Parlament die Errichtung einer Landarmee von fünfzig tauſend Mann, und eine andere zur See von zehn tauſend bewilligt bekommen; er verſprach den Holländern die Summe von einer Million und 500000 Gulden, mit denen ſie zum Dienſt des Pfalzgrafen gegen die ſpaniſchen Niederlande 6000 Mann unterhalten ſollten. Auch den Grafen von Mansfeld, welchem er bei dieſer Gelegenheit eine Herrſchaft von jährlichen 30000 Gulden auf ſeine Lebenszeit überließ, nahm er in Beſtallung, und ſchickte ihn mit 12000 Mann nach der Unterpfalz; und endlich ſchloß er zur

Beſchützung der franzöſiſchen Küſte und Italiens wider Spanien mit Frankreich, Venedig, und Holland, das gleich anfangs in Vorſchlag gebrachte Bündniß. Die Könige von Dänemark und Schweden ſchienen in die Wette zu ſtreiten, wer von ihnen zuerſt die Ehre haben ſollte, die geſunkene Sache des Pfalzgrafen wieder aufzurichten, und mit der Befeſtigung eines ſichern Friedens in Deutſchland ſeine eigenen Vortheile in Sicherheit zu bringen.

Wären dieſe ſämmtlichen Mächte unverzüglich mit vereinigten Kräften aufgebrochen, und hätten ſie das Heer des Tilly, ohne ihm zur Sammlung neuer Verſtärkungen Zeit zu laſſen, in die Mitte genommen: ſo hätten ſie ſich, wenn auch nicht alles nach ihren Wünſchen ausgefallen ſeyn ſollte, wenigſtens keinen Vorwurf zu machen gehabt, nicht alles Thunliche zur rechten Zeit mit Muth und Eifer gethan zu haben; aber neue Vorfälle, neue perſönliche Abſichten und Zögerungen machten, daß zur Zeit nicht die Hälfte deſſen, was man ſich vorgenommen hatte, zu Stande kam. Der König Jakob I. von England ſtarb im März 1625, und ſein Sohn und Nachfolger Carl fand beim Antritt ſeiner Regierung in ſeinem eigenen Staat zu viel zu beſorgen, um an auswärtige Angelegenheiten mit Ernſt denken zu können. Auf eine ähnliche Weiſe wurde auch der König Ludwig XIII. von Frankreich durch einheimiſche Unruhen abgehalten, an den Unruhen in Deutſchland mit Nachdruck Theil zu nehmen. Mansfeld wurde zwar in England mit 12000 Mann eingeſchifft, aber nirgends, wo er landen wollte, mit einer freundlichen Aufnahme unterſtützt, ſo daß er ſein Korps theils durch Krankheiten, theils durch Ausreiſſungen der mißvergnügten Soldaten gänzlich verlor. Die übrigen Mächte zauderten ſämmtlich mit ihren Ausrüſtungen, und in Deutſchland wurde zwar von den Fürſten und Ständen, welche die Furcht auftrieb, viel geklagt und berathſchlagt, aber wenig mit Erfolg beſchloſſen. Der Churfürſt Johann Georg von Sachſen, wiewohl ihm das Verfahren des Kaiſers mit den in den öſterreichiſchen Erbſtaaten ſich befindenden Proteſtanten ſehr zu Herzen ging, hielt noch immer mit allen Zurüſtungen, welche dem Kaiſer mißfällig oder verdächtig hätten werden können, zurück, und alles, was der Churfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg, der übrigens kein Bedenken trug, ſeine Schweſter Katharina mit dem Fürſten von Siebenbürgen, Bethlem Gabor, zu vermählen, unternahm, war, daß er auf den Fall, da er angegriffen werden ſollte, zu ſeiner Vertheidigung Anſtalten machte. Die Fürſten und Stände des niederſächſiſchen Kreiſes waren zwar wegen der Kriegsdrangſale, welche ſie theils bereits zu leiden anfingen, theils noch mehr fürchteten, in den tiefſten Kummer verſetzt, blieben aber, wie bereits oben bemerkt wurde, ohne allen feſten Zuſammenhalt und ſo lange ſie nicht von einer anſehnlichen fremden Macht gleichſam mitgezogen wurden, bei aller ihrer Stärke ohne alle Kraft. Eine ſolche zur Ausführung großer Dinge hinlängliche Macht fand ſich allerdings bei den Königen von Dänemark und Schweden, welche jetzt noch die einzigen waren, bei denen ſich eine freie Entſchloſſenheit, und dabei mehr als ein Beweggrund fand, wider den Kaiſer die Waffen zu ergreifen. Der König Chriſtian IV. von Dänemark war theils wegen der Erhebung der Grafen von Schaumburg zu Reichsfürſten (der Kaiſer hatte noch gar viele andere, als die Grafen von Salm, die Freiherrn von Eggenberg, die Grafen von Hohenzollern-Hechingen, die Freiherren von Lobkowiz ꝛc. in den Reichsfürſtenſtand erhoben), und wegen des Entſchluſſes jener neuen Reichsfürſten von Schaumburg, Titel und Wappen von Holſtein, welches ihre Vorfahren einſt beſaßen, wieder anzunehmen, ſehr wider den Kaiſer entrüſtet, theils war er der zuverſichtlichen Hoffnung, daß ihm ein Krieg in Deutſchland die ſchönſte Gelegenheit darbieten würde, den jüngern Prinzen ſeines Hauſes das Erzbisthum Bremen, nebſt den Bisthümern Verden und Minden zu verſchaffen. Mit dem König von Schweden, Guſtav Adolph, hatte es die nämliche Bewandtniß; er hoffte den verwirrten Zuſtand von Deutſchland benutzen, und einige Ländereien an ſich reiſſen zu können. Allein zwiſchen dieſen Königen, welche übrigens, wie ſichs für jeden Kenner ſolcher Dinge ohnehin verſteht, von nichts weniger als von ihrem großen Eigennutz, ſondern immer nur von ihrer Pflicht und Großmuth, vermöge welcher ſie die Freiheit und Erhaltung der proteſtantiſchen Religion, und die deutſche Freiheit überhaupt wider das Erzhaus Oeſterreich in Schutz nehmen würden, ſprachen, walteten ſolche Verhältniſſe ob, welche ſchlechterdings allem Zuſammenwirken ungünſtig waren. Das Königreich Schweden nämlich war ehemals mit dem Königreich Dänemark vereiniget, und erſt 1523 hatte Guſtav Waſa, ein Abkömmling des alten ſchwediſchen Königsſtammes, das Königreich Schweden wieder ſelbſtſtändig gemacht; aber ohne die beiden getrennten Nationen zu wechſelſeitigen, wohlwollenden, oder doch friedlichen Geſinnungen wieder empfänglich machen zu können. Die Schweden haßten jede, auch nur dem Scheine nach anwachſende Ueberlegenheit der däniſchen Könige; dieſe hielten es noch immer nicht für ganz unmöglich, Schweden wieder erobern zu können; wie denn ſelbſt König Chriſtian IV. von Dänemark die ſchwediſchen Grenzen unter der Regierung König Carls (des Vaters des Guſtav Adolph) angefallen, und mit Glück einen Krieg fortgeſetzt hatte, welchen eben dieſer Guſtav Adolph unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung durch viele Aufopferungen beilegte. Beide Könige beneideten einander die Vortheile, welche ſie auf deutſchem Boden, und zwar ſelbſt durch die militäriſche Unterſtützung deutſcher Fürſten erobern zu können wünſchten, und der ſchwediſche König forderte ſogleich im Voraus ſolche Vortheile, welche ſeine ganze Abſicht verriethen; indem er nämlich mit 12000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd im niederſächſiſchen Kreiſe zu erſcheinen verſprach, verlangte er nicht nur, daß man ſeine Truppen mit einem ermunternden Sold und allen Arten von Kriegsbedürfniſſen verſehen, daß man eine Armee von doppelter Anzahl, ſo daß die ganze Rüſtung in 36000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferd beſtünde, ſtellen, und ihm über das Ganze das unumſchränkte Commando überlaſſen, ſondern daß man ihm überdieß und vor allen Dingen zwei feſte Plätze in Deutſchland, den einen an der Oſt- den andern an der

Nordſee zum ſichern Rückzug ſeiner Truppen einräumen ſollte. Dieſe Erklärung des Königs von Schweden und zumal der hohe Preis, welchen derſelbe auf ſeinen Beiſtand ſetzte, erfüllte den König von Dänemark mit der lebhafteſten Begierde, bei den niederſächſiſchen Kreisſtänden den Vorſprung zu gewinnen, wobei ſich Guſtav Adolph noch zur Zeit deſto ruhiger verhielt, als er damals ſelbſt in einen Krieg, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit erforderte, verwickelt war. Der ebengenannte neue Stifter des ſchwediſchen Reichs, Guſtav Waſa, hatte in Schweden die Lehre Luthers eingeführt, auch durch die Einziehung der von katholiſchen Vorfahren gegründeten Kirchengüter ſeinem Reiche eben die feſteſte Stütze verſchafft; und damit dieſe für die Zukunft nicht wieder in die Gefahr kommen ſollte, zu wanken: ſo ſetzte er als ein Reichsgrundgeſetz feſt, daß die Katholiken aller Staatsämter in Schweden unfähig, und daß kein künftiger ſchwediſcher König ermächtigt ſeyn ſolle, den Religionszuſtand zu ändern. Aber ſchon der zweite Sohn und zweite Nachfolger des Guſtav Waſa, König Johann nämlich, trat wieder zur katholiſchen Religion zurück, und deſſen katholiſch erzogener Sohn und Nachfolger Sigmund, begünſtigte jene Religion mit einem Eifer, bei welchem die herrſchende lutheriſche Lehre ihr

Anſehen und ihre Fortdauer im Königreich zu verlieren ſchien. König Sigmund hatte den ſchwächlichen Ehrgeiz gehabt, ſich auch zum König von Polen wählen zu laſſen, was ihn nöthigte, ſeinen Wohnſitz in Polen zu nehmen, und in ſeinem Erbkönigreich Schweden gleichwohl einen Statthalter zu beſtellen, wozu er den dritten Sohn ſeines Großvaters, Guſtav Waſa, den Prinzen Carl nämlich, Herzog von Südermanland wählte. Dieſer Prinz war der lutheriſchen Religion zugethan; und gleichwie er eben dieſes Umſtandes wegen dem Volke in Schweden angenehmer war, als der eifrig katholiſche Sigmund: ſo benutzte er die ihm günſtige Stimmung, und bemächtigte ſich mittels des Ausſpruchs und Schutzes einer allgemeinen Reichsverſammlung des Thrones, von welchem, ungeachtet des in der ſchwediſchen Thronfolge eingeführten Rechts der Erſtgeburt, Sigmund mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft ausgeſchloſſen ſeyn ſollte. Sigmund griff deshalb zum Schwerdt, und ſetzte einen hitzigen, wiewohl von ſeiner Seite übel geleiteten, und daher unglücklichen Krieg nicht nur unter König Karl, (IX.) ſondern auch unter deſſen Sohn, Guſtav Adolph, der im Jahre 1611, im ſiebenzehenten Jahre ſeines Alters den ſchwediſchen Thron beſtieg, fort, und im März 1625 ging ein mit beiderſeitigem Verlangen getroffner Waffenſtillſtand zu Ende. Guſtav Adolph hatte demnach alle Urſache, und auch Klugheit genug, ſich zuerſt mit ungetheilten Kräften nach Polen zu wenden, und dann erſt, wenn er den Krieg in dieſem Königreich mit Vortheil geendigt haben würde, in Niederſachſen ſich umzuſehen; er gab ſich dabei noch das Verdienſt, zu verſichern, daß er mittels ſeines Zugs wider die Polen den niederſächſiſchen Fürſten einen wichtigen Dienſt leiſte, indem er die Polen verhinderte, den Kaiſer mit ihrer geſammten Macht zu unterſtützen.

Deſto thätiger zeigte ſich König Chriſtian IV. von Dänemark. Schon im März 1625 ſchloß er zu Lauenburg mit dem Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig, mit dem Adminiſtrator von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm, Markgrafen von Brandenburg, mit dem Erzbiſchof von Bremen, den Herzogen Adolph Friedrich, und Johann Albrecht von Meklenburg, und Herzog Friedrich von Holſtein-Gottorp, dann (wie einige bezeugen) mit dem Landgrafen Moriz von Heſſenkaſſel, ein Bündniß, und bald darauf wurde er (zu Lüneburg, oder zu Braunſchweig) im May, während ſeines Aufenthalts zu Segeberg zum Oberſten des niederſächſiſchen Kreiſes (der bisherige Kreisoberſte, Herzog Chriſtian von Lüneburg hatte das, von ihm bisher geführte Kreisoberſtenamt niedergelegt) gewählt. Die Stände machten ſich unter einander verbindlich, ein neunfaches gewöhnliches Reichscontingent wegen des ganzen Kreiſes zu ſtellen, dem König Chriſtian von Dänemark mit Zuordnung einiger Fürſten völlige Gewalt über die Armee zu überlaſſen, und übrigens, wenn es zu einem offenbaren Krieg kommen ſollte, keinen Frieden, den nicht alle Verbündete bewilligt, und daran Theil genommen haben würden, zu ſchließen. Man enthielt ſich noch immer gefliſſentlich aller Erwähnung eines offenbaren, und unvermeidlichen Krieges, und fertigte vielmehr ſämmtliche Befehle unter der ausdrücklichen Form und Verwahrung aus, daß alle Zurüſtungen allein dazu dienen ſollten, den Religions- und Profanfrieden zu erhalten und ſich wider Bedrückungen und Angriffe in eine Verfaſſung, welche ſchon der geſunde Menſchenverſtand anrieth, zu ſetzen; und damit jederman überzeugt werden möchte, daß die Rüſtung geradezu niemanden, der die Ruhe des Kreiſes nicht ſtören würde, und am wenigſten dem Kaiſer gelte: ſo gaben die Verbündeten ſowohl dem Tilly, als dem Kaiſer von dem Zweck ihres Bündniſſes, und von der Erwählung des Königs von Dänemark zum Kreisoberſten eine, wenigſtens dem Scheine nach unbefangne Nachricht, ja ſie erſchöpften gleichſam alles, was ihre Aufrichtigkeit außer allen Verdacht ſetzen ſollte, indem ſie ſogar die Befehle, welche der Kaiſer wider die Werbungen des Mansfeld, und wider alle Dienſte bei und für denſelben hatte ausgehen laſſen, zur öffentlichen Kundmachung an die Kreisgeſandten vertheilten. Allein da in den wiederholten Schreiben an den Kaiſer vorkam, daß man vorhabe, ſich der Nothwehr zu bedienen, nämlich den verderblichen Einquartierungen und Kriegsbürden, welche einige Stände des Kreiſes, (den Reichsgeſetzen, und dem Religionsfrieden zuwider,) dulden, und mit denen ſich die übrigen, ohne daß ſie ein gütliches Mittel ſähen, ſich zu helfen, vom General Tilly bedroht ſehen müßten, abzuhelfen; da ferner darin vorkam, daß man die Hoffnung nicht fahren laſſe, daß der Kaiſer wenigſtens aus Mitleiden, aus Großmuth, und aus Liebe für Deutſchlands Beruhigung, den vertriebenen Churfürſten von der Pfalz, deſſen Verſehen nur von übeln Rathgebern herrühre, wieder einſetzen werde: ſo glaubte man in dem benachrichtigten Bündniß keineswegs bloß Anſtalten zur Vertheidigung auf den Fall eines Angriffes, ſondern geradezu förmliche Kriegsrüſtungen und Abſichten zu Angriffen, welchen man auf das thätigſte zuvorkommen müßte, zu ſehen. Man eröffnete auch auf der Stelle die Vorſpiele des Kriegs.

Tilly, deſſen Armee ſchon in der Nähe im Heſſiſchen ſtand, ſchickte in dem ganzen niederſächſiſchen Kreiſe offene Patente herum, worin er die Stände vor allen ſchädlichen Bündniſſen warnte, diejenigen, welche ſich fügen würden, ſeiner aufrichtigen Geſinnungen, bei denen ſie für ihre Freiheit nichts zu fürchten haben würden, verſicherte und beſonders die Erwählung des Königs von Dänemark zum Kreisoberſten höchſtens mißbilligte. Aehnliche Schreiben erließ auch der Kaiſer, auf welche von den Kreisſtänden und dem König von Dänemark Widerlegungen, Erläuterungen, und (wie es ſolche Fälle mit ſich bringen) mit verſchiednen Worten und Wendungen, immer dieſelben Aeußerungen erfolgten. Während dieſer Vorgänge muſterte der König Chriſtian IV. von Dänemark bei Itzehoe an der Stör im Holſteiniſchen den größten Theil ſeiner ſchon damals 25000 Mann, (worunter 10000 Reiter waren,) ſtarken Armee, welche mit Generälen vom erſten Range (als dem Adminiſtrator von Magdeburg, und brandenburgiſchen Markgrafen, Chriſtian Wilhelm, dem Herzog von Sachſen-Weimar, Johann Ernſt, dem Herzog von Altenburg, Friedrich) und überhaupt mit den auserleſenſten däniſchen und ſolchen fremden Offizieren, die ſich in der Pfalz und in Böhmen wohl verſucht hatten (unter ſolchen befand ſich der pfälziſche General Johann Wilhelm Obentraut) vortrefflich verſehen war. Tilly, der indeß aus den ſpaniſchen Niederlanden, und aus Polen, aus welchem ihm der Oberſte Radzivil einige tauſend Koſaken zuführte, verſtärkt worden war, wartete nicht bis der König von Dänemark die ſeinen Planen gemäße Maßregeln genommen haben würde, ſondern überfiel, da ſich niemand ſeiner Ankunft verſehen hatte, einen wichtigen Paß an der Weſer, die (in der gefürſteten Abtei Corvey gelegne) Stadt Hörter, nicht, wie er ſagte, um Feindſeligkeiten anzufangen, ſondern nur um den Unternehmungen des Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig, welche mit friſch geſammelten Korps heran rückten, vorzubeugen. Dies nöthigte den König Chriſtian ſich ebenfalls in Marſch zu ſetzen; er rückte über die Elbe durch die Gegend von Stade nach Verden, und zog jenſeits der Weſer herauf nach Nienburg, Stolzenau und Hameln, in welcher letztern Stadt er dem Tilly ſo nahe gekommen war, daß die Vorpoſten beider Heere bereits an einander geriethen, ſo daß es bald zu ernſthaftern Auftritten gekommen ſeyn dürfte, wenn nicht König Chriſtian IV. das Unglück gehabt hätte, auf dem Wall vor Hameln mit dem Pferd in einen, 22 Fuß tiefen, Graben einen Sturz zu machen, von dem er für todt herauf gebracht wurde. Dieſer Unfall bewog ſeine ganze Generalität, zu beſchließen, daß der König, der ſich nach einigen Tagen wieder allmählig erholte, nach einem vom Feind entfernten Platz in Sicherheit gebracht werden, und daß zu ſolchem Ende die Armee ihm folgen müſſe. Man brachte den König nach Verden zurück, und die Armee zog ihm nach, doch ſo, daß in den haltbarern Orten Beſatzungen blieben. Tilly beſetzte ſogleich Hameln, Minden und Stolzenau welches letztere ſich freiwillig ergab, verlor aber vor Nienburg, ohne dieſe Stadt erobern zu können, bei 2000 Mann, wofür er aber dadurch wieder entſchädigt wurde, daß er Calenberg, durch eine freiwillige Uebergabe, und daß er (1625 den 25. Oct. d. 4. Nov.) vor Hannover, auf welche Stadt er ebenfalls Abſichten hatte, durch das beſondere Wohlverhalten des Grafen von Anholt, in einem Gefecht wider ein däniſches Korps obſiegte, worin von 5000 Dänen bei 600 erlegt, überhaupt aber bei 3000 vermißt, und die vortrefflichen Generale Obentraut, und Herzog Friedrich von Sachſen-Altenburg, jener getödtet, dieſer gefangen wurden. Hingegen brachte der König Chriſtian IV. von Dänemark Stolzenau wieder in ſeine Gewalt.

Dieſe ſämmtliche Begebenheiten gingen vor ſich, während von beiden Theilen noch immer mit gleicher Beharrlichkeit die Bahauptung, daß ſie durch ihre Unternehmungen nichts als den Frieden bezweckten, aufgeſtellt, und während in ſolcher Hinſicht noch immer unterhandelt wurde. Tilly verſicherte, daß er ohne Verzug abziehen würde, ſobald ihm die niederſächſiſchen Fürſten nebſt ihrem Kreisoberſten überzeugende Beweiſe, daß ſie keinen Krieg zu führen im Sinn hätten, geben, und in dieſer Hinſicht ihre Truppen entlaſſen würden; dieſe betheuerten, daß ſie ihrer Seits nichts weniger, als angriffsweiſe Krieg zu führen gedächten, und daß ſie mit ihren Truppen ſogleich abziehen würden, ſobald man ihnen von Seite des Gegentheils mit einem gleichen Beiſpiele vorausgehen, und ſie durch die Entfernung der ligiſtiſchen Truppen; und durch eine förmliche Aufhebung der bei dem eintretenden Frieden zu keinem weitern Kriegszweck dann noch brauchbaren Liga überzeugen würde, daß man nicht vorhabe, eine, von ihnen zu veranſtaltende voreilige Entlaſſung ihrer Truppen zu benutzen, und wenn ſie gutmüthig, aber unklug allen an ſie gemachten Forderungen Genüge geleiſtet hätten, über entwaffnete wehrloſe Länder herzufallen. Wiewohl nun hierüber unaufhörlich Schriften gewechſelt, mehrere Kreisverſammlungen gehalten, und die Kreisſtände noch am Ende des Jahrs 1625 nach Braunſchweig, wo, während eines von ſämmtlichen Theilen beliebten Waffenſtillſtandes die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg vermitteln ſollten, berufen wurden: ſo gaben doch beide Theile zu gleicher Zeit ſchon aus dem Ernſt von Zubereitungen und Anſtalten, welche ſie zu einer baldigen Eröffnung eines neuen, wiewohl durch kein neues Manifeſt angekündigten Krieges vornahmen (König Chriſtian IV. ſchloß ſogar während der eröffneten Kreisverſammlung ein Bündniß mit England und Holland), dann aus verſchiednen immer höher ſteigenden Forderungen, welche beide Theile zum Grund eines Friedens feſtſetzten, klar zu verſtehen, daß die Sache, welche entſchieden werden ſollte, nur noch durch einen neuen Krieg entſchieden werden könne. Die niederſächſiſchen Stände verlangten, außer der Entfernung und Entlaſſung der ligiſtiſchen Völker, eine vollkommne Sicherheit wegen ihrer ordentlichen Gerichtsbarkeit in geiſtlichen und weltlichen Sachen, ſowohl in Erz- und Hochſtiftern, als in ihren Erblanden, eine vollkommne Wahl- und Poſtulationsfreiheit der Capitel u. ſ. w.; ja, im Grunde zielte ihr Vorhaben auf nichts Geringers ab, als auf die vom König von Dänemark geforderte

Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen Friedrich in alle ſeine Länder und Würden, und (wenn das Kriegsglück für ſie entſcheiden ſollte) ſelbſt Zurückgabe der böhmiſchen Krone; dann ferner auf eine geſetzliche Anerkennung aller Forderungen, welche die Proteſtanten überhaupt auf den vorigen Reichstagen unter den letztern Kaiſern gemacht haben. Auf eine ähnliche Weiſe ſtieg auch Tilly mit ſeinen Bedingniſſen, und die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg thaten als Vermittler wenig mehr, als daß ſie die Schriften beider Theile denſelben wechſelweiſe zuſendeten. Man befand ſich demnach am Ende der Jahrs 1625 wieder an die Stelle zurückgeſetzt, in der man ſich bei dem Anfang des Krieges in Böhmen befand; nur war jetzt das nördliche Deutſchland der Schauplatz eines Krieges, von dem man in Deutſchland, ja von dem man bis dahin in Europa kaum ein ähnliches Beiſpiel hatte. Auch brachte das Schickſal hier Kriegshelden, und Kriegsungeheuer zuſammen, von denen ein einziger im Stande war, unerwartete Begebenheiten und Veränderungen zu bewirken, Königreiche zu ſtürzen, und neue hervor zu rufen.

Unter den Heerführern, welche jetzt auftraten, war beſonders einer von einer ungewöhnlichen Art, wie die griechiſche und römiſche

Geſchichte nur wenige ſchildert und preiſet. Dieſer Mann zog ſchon in ſeinen frühen Jahren durch ſonderbare Einfälle, und durch raſches Streben nach kühnen, ſchweren, ungemeinen Dingen die Aufmerkſamkeit und Bewunderung aller, die ihn in der Nähe ſahen, auf ſich, und zeigte ſich, er mochte nun handeln, oder dem Schein nach ruhen, mit jedem Tage, gewaltiger. Als Führer, oder vielmehr als unumſchränkter Herr und Gebieter über zahlreiche Armeen befand er ſich in ſeinem Element, und dann war alles, wo er hinkam ſein; er achtete dann keines Menſchen, ſondern trat Feunde und Feinde mit gleicher Kälte nieder. Unerbittlich, und bis zur Wildheit ſtreng gegen die Werkzeuge ſeines Willens, gegen diejenigen ſeiner Soldaten, welche nicht taub und blind vor Wuth hinſtürzten, wo er winkte, belohnte er die folgſamen, und übrig gebliebnen mit Reichthümern von Städten, und gab ihnen Provinzen zum Schmaus. Alles ſollte ſich vor ihm beugen, alles, im Himmel und auf der Erde ſich auf ihn beziehen, ihn verherrlichen; daher kannte er nichts von dem ächten, erhabnen Seelen beiwohnenden Stolz, bei welchem man auch in der Dunkelheit groß, und im Bewußtſeyn und im Gefühl ſeiner Größe glücklich iſt; ſondern ihn beherrſchte und trieb die grobſinnlichſte ſelbſtſüchtigſte Eitelkeit, die ihre Glückſeligkeit, oder vielmehr ihre Betäubung in einem rauſchenden Gefolge von Dienern, in goldnen Palläſten, und in einer allen Königsſchimmer verdunkelnden Pracht ſucht. Der Anblick fremder Verdienſte peinigte ihn, machte ihn mißmuthig, und (was niemand mehr, als Tilly erfuhr,) unerträglich*). Er ſchien nach nichts geringerm zu trachten, als ein weitherrſchender König zu werden, aber wenn er ein König geworden wäre, würde ihm die Welt zu eng geworden ſeyn. Er war von einer großen, hervorragenden hagern Geſtalt, und von einem äußerſt ſpröden, ſtummen, ſtrengblickenden und gebieteriſchen Weſen; er ſcherzte niemals; aber wann alles um hin ſtürzte und dampfte, und in ſchrecklichen Todesgräueln wimmerte; wann alles mit Schrecken und Angſtgeſchrei vor ihm auf den Knieen lag, und er ſeine Hand von Müttern und Kindern, die ſich an ihn klammerten, und um ihr Leben baten, abſtreifte, dann glänzte eine ſtumme Zufriedenheit auf ſeinem Angeſicht.

Dieſer Mann, von einem in Böhmen nahe an der Stadt Turnov gelegnen Stammſchloß, Waldſtein (gewöhnlich Wallenſtein) Albrecht genannt, geboren 1583 zu Prag, erzogen als Edelknabe am Hofe des Markgrafen Carl von Burgau (Erzherzog Ferdinands zu Inſpruck Sohn) durchreiſte als Jüngling Frankreich, Spanien, England und Italien, in welchem letztern er zu Padua die Politik und Aſtrologie ſtudierte, erklärte ſich dann für das Militär, deſſen Dienſt er zuerſt wider die Türken verſuchte, und zeichnete ſich in dem Kriege, welchen Oeſterreich im Jahre 1617 wider die Venezianer führte, zuerſt nach ſeiner Art aus, indem er bei der für Oeſterreich ſtreitenden Armee nicht bloß in Perſon, ſondern mit einem beträchtlichen Korps Reiter, das er auf ſeine Koſten warb und unterhielt, (er hatte durch eine Heirath mit einer alten reichen Wittwe in Mähren ein unermeßliches Vermögen erworben) ankam, und Proben von einer ſeltnen Tapferkeit und Geiſtesgegenwart ablegte. Sein Hauptbeſtreben richtete er ſtets nach der Gunſt und dem Zutrauen des Kaiſers; daher er beim Ausbruch der böhmiſchen Unruhen nicht nur alles, was wider den Kaiſer unternommen wurde, mißbilligte, ſondern, als Oberſter eines, von den mähriſchen Ständen zu ihrem Schutz geworbnen Regiments, dieſes für den Kaiſer zu gewinnen ſuchte, und diejenigen welche ſich gewinnen ließen, nebſt einer, aus der Kaſſe der mähriſchen Stände genommenen Geldſumme von hundert tauſend Gulden, (der Kaiſer gab ſie den Eigenthümern wieder zurück) wirklich nach Wien führte. Da er ſich ferner in der Schlacht am weißen Berge vor Prag, bei welcher er ſich mit tauſend, auf eigne Koſten geworbnen Küraſſiren einfand, auf eine ungemeine Art hervorthat; ſo ging ihm nunmehr auch der Kaiſer mit ſeinen Gunſtbezeigungen entgegen, indem er ihn nicht nur zum Generalmajor ernannte, ſondern ihn im Jahre 1622 auch mit Gütern, welche in Böhmen und Mähren eingezogen wurden, unter andern mit der, dem Chriſtoph von Redern, als einem Anhänger des Pfalzgrafen, abgeſprochenen, (im niederſchleſiſchen Fürſtenthum Schweidnitz gelegnen) Herrſchaft Friedland ſammt Zugehör für ihn und ſeine männliche Erben belehnte, und im folgenden Jahr 1623 ihn, unter dem Titel eines Herzogs von Friedland, ſogar in den Fürſtenſtand verſetzte. Auf dieſer Stufe von Glanz erblickte dieſer neue Herzog von Friedland in der Entfernung noch unendliche Herrlichkeiten, nach welchen ſein unerſättlicher Ehrgeiz mit entflammter Begierde ſtrebte. Er ſetzte ſich mit ſeinen Entwürfen über alles Gemeine hinaus, und hielt unerreichbare Dinge für möglich und leicht. Die Nachricht von den Vorfällen in Niederſachſen eröffnete ihm ein neues Feld; er ſtellte dem Kaiſer vor, daß Tilly, ſo glücklich er bisher bei ſeinen großen Kriegskenntniſſen geweſen wäre, bei dem Anwachs ſo vieler neuer und mächtiger Feinde, in Verlegenheit, ſich gegen ſie mit ſeinem bisherigen Glück zu behaupten, kommen möchte, und bat um die Erlaubniß, auf ſeine Koſten eine Armee von 50000 Mann werben, und ſie gegen die Feinde, welche jetzt wider den Kaiſer auftreten würden, anführen zu dürfen; er bat dabei um nichts, als um Werbpatente, und um die Freiheit, die Offiziere zu ernennen. Eine Bitte dieſer Art kam anfangs dem Hofe zu Wien abentheuerlich und lächerlich vor; allein eben ſobald kam die Ueberlegung nach, welche große und mannigfaltige Vortheile der Kaiſer von einer ihm nicht bloß ergebnen, aber unabhängigen Armee, (wie bisher die Armee der ligiſtiſchen Fürſten, und zumal ihres Oberſten, des Churfürſten Maximilian von Bayern war) ſondern von einer, unmittelbar unter ſeinem Befehl für ſeine perſönlichen Abſichten ſtreitenden Armee ziehen, und zu welchen neuen Hoffnungen er durch dieſelbe berechtigt werden könnte; und ſo, wie man ſich nun bald mit der Möglichkeit der Sache, welche man ſo ſehr wünſchte, vertrauter machte: ſo fand man ſich bewogen, indeß mit Werbpatenten auf 20000 Mann, welche Patente aber nachher mit Vergnügen auf mehrere ausgedehnt wurden, einen Verſuch zu machen. Waldſtein trat in Böhmen, wo ihm zu Werbplätzen drei Kreiſe angewieſen wurden, unverzüglich auf, und ſammelte, indem er ein ungewöhnliches Handgeld zahlte, dann den gemeinen Soldaten gute Quartiere und reiche Beuten, den Offizieren aber baldige und glänzende Beförderungen verſprach, in kurzer Zeit bei 15000 Mann zu Fuß, und bei 8000 zu Pferd um ſich her. Mit dieſer Mannſchaft rückte er noch im Herbſt 1625 durch den ſchwäbiſchen, fränkiſchen, zum Theil churrheiniſchen Kreis (wo er überall Leute und Gelder an ſich zog, wie denn z. B. Nürnberg 100000 Gulden bezahlen mußte) weiter fort durch Heſſen nach Niederſachſen, wo er eben zur Zeit, da zu Braunſchweig unterhandelt wurde, ankam, und da er Krieg wollte, jede Ausſicht für den Frieden vollends zernichtete.

---

*) Siehe Seite 275.

Anmerkung zur Seite 270.

*) Dieſer, nicht bloß herrſchſüchtige, ſondern bis zur gröbſten Unbändigkeit ſelbſtſüchtige Mann hat dem Tilly ſeine ligiſtiſche Oberfeldherrnſtelle unſäglich erſchwert und verbittert. Niemand befand ſich dabei mehr in Verlegenheit, als ſelbſt der Churfürſt von Bayern, Maximilian: er konnte den Anmaßungen Wallenſteins, welcher im Namen des Kaiſers auftrat, nicht Einhalt thun, und mußte gleichwohl ſeinem Feldherrn Tilly etwas ſagen, das dieſem ſeinen erſchwerten Stand in etwas verſüßen ſollte. Maximilian benahm ſich dabei ſehr fein und klug, indem er den Tilly zu überreden ſuchte, daß ſein Kriegsruhm bereits ſchon in aller Welt zu befeſtigt ſey, um noch von einem andern verdunkelt werden zu können.

Schon den 21. Dez. 1625 wurde dem Tilly von München aus bedeutet: „Wenn der Hörzog von Friedland (Wallenſtein) die Præeminenz verlangen ſollte, ſollte Tilly die alternativam ein Tag vmb den andern zu erhalten ſuchen: da Friedlandt aber nicht nachgeben wollte, ſollte er Tilly des gemeinen beſtens willen die Præeminenz nicht ferner difficultiren. In Feldſachen hoffe man, Friedland werde ſich mit ihm wohl vergleichen.“

Den 24. Hornung 1626 wurde dem Tilly vom Churfürſten Maximilian geſchrieben: „Demnach Wür auſ euren berichtſchreiben etwaſ muthmaſſung genommen, alſ ob ſich zwiſchen dem Hörzogen von Wallenſtein, vnnd Euch nit allzeit die guette Correspondenz anzeigen wolte, Nun iſt Eure discretion vnnd beywohnenter Verſtandt nicht allein vnnſ: ſondern meniglich ſoweith bekandt, daß Ihr von deſ gemaines weeſens Wohlfahrth, vnnd aufnemmenn willen euch einen andern Respect nit hindern, noch irren würdet laſſen, wie Wür dann, da Wür in Perſohn im Veldt wehren, Vnnſ ſelbſt mit dem Hörzogen vonn Fridtlandt vmb deſ gemeinen weeſens, vnd befürderung, in etwas accomodieren wollen, weillen ſonderlich eines ieden, vnnd vornemblich Eur biſherige Verrichtung, vnnd valor nit allein meniglich bekant, ſondern bej ieden occasionen Eure dapfere Actiones nichts deſtoweniger Vnverborgen bleiben, vnnd waſ ein ieder gethon, kundtbar worden, wie Ihr Euch ſolches ſelbſt zu gemüth werdet fiehren können. Dahero wollet Euch deſs von Wallenſtein bekandten humor nit irren laſſen, Eur Reputation vnd Merita werden nur deſto gröſſer.“

Den 14. März 1626 beſchwerte ſich Tilly neuerdings „vber deſ Friedländers vngereimbte Zuemuethung, daſ Er Tilly ſich mit Ihme conjungieren ſolle, oder Friedtländter wolle ſich retiriern, wie Ihme vmbs herz, laſſe Er ſelbſt erkennen, aber zuuerwundern ſey es, daſ ſich Fridtländter bei ſeiner ſo ſtarkhen: vnnd anſechlichen Armee förchten ſolle, da er doch 9 Regimenter Fueßvolkh, vnnd vber 12000 Pferdt Complet beyſammen, ohne was Er noch täglich Werbe, deren Anzahl auch 3000 zu pferdt, vnnd 5 Regimenter zu Fueß ſein ſollen, were ſonſt beſſer, man zalte die alte Völckher dafür, Niemandt treffe es mehrer, alſ Ihne Tilly, vnnd ſeine Armee, welche in Ermanglung der Quartier darunder leiden müeſſe, weill Fridtländter Heſſen, vnd ſelbe Relier, alles in ſeine Devotion gebracht, vnd an ſich gezogen, könnte bey Ihme nichts erhalten, helffte weder Remonstration, noch Motivum. wan man nit zeitlich ins mitl komme, vnnd Ihme Fridtlendter nit ein noch woll qualificiertes Subjectum adiungiert werden ſollte, ſeye zu beſorgen, Er werde in mangl der bezahlung, Proviant, und Füeterung, den Catholiſchen, vnd andern gehorſammen Stänndten, woll noch gar ins Lanndt ruckhen, dieſelbe zu Feundt machen, vnd alſo im ganzen Reich Unruhe, vnd Vnhaill erweckhen, darauf' Er ſeine gedanckhen, Gemüethsmainung, vnd Resolution zu erkennen gebe. Er Tilly könnt Ihme derzeit, ohne ſonderbare hoche gefahr, und Ruin der ganzen Armee, weill Sye beede ſich beiſammen nit erhalten, noch leben könten, nit succurirern, vnd were faſſt noch das maiſſte, daß Er Hörzog ſich gegen Ihme Tilly nit avanziern woll, ſondern lige Ihme ſteths an, ſich gegen Ihme zu nahen, da er doch weit ſtörckher, vnd Er, weill Ihme der Feindt vſm halſ lige, ohne hechſter gefahr, Ihme nit entgegen ziechen könte, man ſolte dahero auch auf recrutiern, vnnd bezahlung der Völker gedenckhen, ſo lang Er mit dem Hörzog zu Fridtlandt zu ſchaffen haben müeſſe, ſolang verurſache er Ihme alle ſtundt Vnruehe, vnnd einigen Aufruehr, vnnd Lermmen yber den andern."

Den 30. März 1626 an Tilly: „Iſt Euch bereith etlichmahlen vnſer wollmeinente erinnerung beſchechen, vnnd Wür haben zwar auſſer deſſen Euch allezeit der Discretion gewüſſt, vnnd erkent, daſ Ihr Euch ainigen disgusto an Eurem löbl. Vorhaben ganz nit werdet hindern laſſen, ſondern villmehr daſ allgemaine weeſen, vnnd Eur biſhero in ſouillen Victoriis erhaltenes lob, vnnd Reputation, ſo bey meniglich bekant, vnnd vnauſlöſchlich iſt, allen andern prævalern laſſen, Alſ ſein Wür nochmahlen der zuuerſicht, vnnd getroſten Vnnſ gegen Euch Gdigſt: Ihr werdet bei allen diſem, ſonderlich bei der vnentpörlich erforderten Assistenz nichts vnderlaſſen, waſ zu Verhiettung der Friedtländtiſchen Armee beſorgenten ſchadens, oder woll gänzlich eruolgenden Ruin, erſprieſſlich ſein mag.“

Den 13. Juni 1626: „würdt dem Tilly nachricht gegeben, daſ der Graf von Trauttmanſtorff vom Kayſer befelcht ſeye, zum Hörzogen von Fridtlandt zu raiſen, vnd ſelbigen capace zumachen, damit die guete Correspondenz zwiſchen Ihme Hörzogen, vnd Ihme Tilly erhebt, vnd Stabiliert werde.“ — „Wann man ſich nun erinnere, wie nothwendig, vnnd ganz vnentpehrlich ſich die Vrſachen gezaigt haben, vnnd noch zaigen, daſ beede Generalen, vnnd beede Armeen in gueter Correspondenz, verainter Zuſambſetzung, vnnd Assistenz, beharrlich begriffen ſein ſollen, vnnd müeſſen, wan man anderſt daſ vorhabente intent erlangen, ſich von den anthrohenten Feindsgefahren entledigen, vnd den gewüntſchten Frieden einfiehren will, alſ hab man Ihme bey eignen Curier zu dem Endte notificiern wollen, weillen ſich die occasion zaigen thuet, nit allein mit dem Hörzogen von Fridtlandt wider in einen guetten verſtandt zukommen, ſonder da etwa zum thaill die ſchuldt der biſhero vnderlaſſenen correspondenz am Kayſ. Hoff Ihme Tilly hette wollen zuegemeſſen werden, mit gueten Glimpfen, vnnd Maniern (wie Er zuthuen wiſſe) zu exculpiern, vnd einen gewiſen Succurs von ainer gewiſen Anzahl Volckh zu Beſtörckhung ſeiner Armee, vnnd Beförderung der angeſtellten impresen verhoffentlich zuerlangen.“

Manus Serenissimi: „wollet derowegen mit dem vom Fridtlandt guette Confidenz zu pflegen nit vnderlaſſen, Ihr ſeyet doch diſer prudenz, daſ Ihr ſolchen humor mit Euren groſſen Ruehmb in etwaſ zu compatiern, vnd nachzugeben, ohne daſ werdet geneigt ſein.“

Tilly ſagte in ſeinem Bericht über die Schlacht bei Lutter von ſeinem damaligen Obriſtlieutenant Wahl, dem er das Prädicat Wohledelgeſtreng gab, „daß er Wahl vom Anfang des Kriegs diene, ſich allzeit tapfer gehalten, wie er dann ſeinen linken Arm in der Pragerſchlacht in Stich gelaſſen. Bey Eroberung der Stadt Heidelberg ſey ihm der eine Schenkel geſchmettert, bey der neuerlichen Schlacht vor Lutter aber der ander auch verletzt worden, daß er alſo vor andern Cavalieren ein großmüthiger Soldat, und ein rechter Spiegl des wandelbaren Glücks, von deme wohl geſagt werden könnte, fortuna est moribus impar, ſehr viel Elends, vnd Schmerzliches ausgeſtanden, dabey er ihme auch dieſes Zeugniß geben kann, daß er mit Partitenmachen niemals nichts zu ſchaffen gehabt, noch, gleich viel andere, ſeinen vortl und gewün geſuecht, ſondern ſich mit ſeinem Sold vnd Deputat iederzeit friedlich contentieren, vnd begnügen laſſe.“

Die Resolutio hierauf war: „Soll ſich, bis ein Regiment ledig wird, mit dem Oberſtentitel begnügen; ſoll alſo für dero beſtellten Oberſten zu Fueß gehalten werden.“

In Betreff des Gronsfeld hieß es: „ſoll accomodirt werden: iedoch, bis ein Regiment ledig würdt, nur mit dem Kammerſchlüſſl und Oberſtstitel ſammt etlichen untergebnen Compagnien.“

Den 2. Jäner 1627 ſchrieb der Churfürſt Maximilian an den Tilly: „lieber Graf, Ich weiſ zwar gar woll, daſ Ihr in Euren ſchweren Caricho mehr alſ zuuil vberheufft, auch bey einem ſo weitſchichtigen werckh nit woll allen inconvenientien remediern, oder auch wie dieſelbe beſchaffen, gründlich wiſſen könt, ſonder ohnne Zweifel Euren vnderhabenten hochen vnd nidern Officiern ſouil verthrauen thuet, daſ ein ieglicher ſich der Gebühr nach in ſeiner function verhalten werde. Dannenhero Ich ie herkommentes ſchreiben lieber einſtellen wollt. Dieweill es aber an dem, daß beſagter Officiern biſhero geiebte Eigennützigkeit gar zu groſs, auch alle Inconvenientia bey einer vnwilligen Soldatesca faſſt einig daher entſprüſſen, desgleichen weill mir eben ſo wenig, als einem vill höcheren Veldtherrn möglich ſolchergeſtalt zu continuiern, ſondern da nit remediert würdet, Ich vnd Ihr mitten, ja faſſt am Endt der biſhero verlichenen wunderbarlichen glücklichen Victorien, erligen, waſ zu der Röm. Kayſ. Mayt. vnd der Catholiſchen Stänndte Verſicherung löbl. erhalten, widerumb verlohren, ja nichts gewiſers, als das Wür ſamentlich in die groſſe gefahr, vnd woll genzlichen Ruin geſezt werden mieſſen, vnnd zwar nit von vnſern Feundten, die Ihr, vnd diſe Mannhaffte Armada faſſt gedemfft, ſondern auf vnſern aignen verurſachen, darumben Ich in meinem gewiſſen mich ſchuldig fande, Euch die Vmbſtändt, vnnd wie es an ihm ſelbſt iſt, etwas weithleuffigers zuentdeckhen, darneben Euch ganz beweglich, vnd ſo weith Ich kan, zuermahnen vnnd zu erſuchen, daß Ihr umb der Ehr Gottes, Conservation der catholiſchen Religion, vnd der catholiſchen Stänndte willen, Euer hoches Ambt bey den eingeriſſenen Unordnungen interponiern, ſolſie mit Ernſt, vnd nothwendiger Straff abſchaffen, auch eben dardurch die an euch ſelbſt beſorgte gefahr bey der Soldatesca verhüetten wollet, dann ie ſowohl vnerhört, alſ vnmiglich iſt, bei lang continuierten Kriege, bey ſo groſſen vnerhörten exactionen, auch villmahlſ guetten Quartiern, dannoch iederzeit ſo groſſe, vnnd gegen andern Kriegenten thaillen ganz vngleiche Geltſumma einzuſchickhen, welche, wo nit alle, doch maiſten thailſ, nit den armen ſich woll verhaltenten Soldaten zu guetten kommen, ſondern in die officier ſchlieſſen, auf welchen dann der gemaine Soldat, ſo ſeine Dienſt vfs beſte laiſtet, vnwillig, verdroſſen, auch woll durch Anſtüfftung ettlicher geitſichtigen, zu aufſtandt angereizt würdet, ſonderlich wan er ſicht, daß Er nur fechten, ſein leib auffezen, daneben hunger, kummer vnd noth leiden muß, entgegen alles Gelt, forthl, vnnd waſ Sye verhoffen können, nur Ihren Officiern bleibt, So kombt es den Bundesſtänndten, vnd andern, etwaſ wunderbarlich für, daſ, wan ain= oder zween Monath Soldt auſzuthaillen, alſdann ſovil Soldaten verhanden, entgegen wan man fechten mueß, die Armada ſo ſchwach, vnnd ſowohl von dem Kaiſer, als den Spaniern hilf geſuecht werden."

Ich waiſ woll, daſ Euch alſ einen ſo beriehmbten vnnd der ganzen Welt bekanten General ſolche Vngelegenheit vnlieb, Ihr daran vnſchulldig, auch alles nur von andern herriehrt, dahero Ich Euch hierinn nit Verdenckhe, villweniger mein ſchreiben dahin gemeint, ſonder ich gib Euch nur mein Beſchaffenheit, vnnd meine vorſchläg, wie den ſachen zu remedieren, vnd die von Euch beſorgente gefahr bei der Soldatesca zu verhietten wollmeinend zueerkennen, alſ zu deme Ich vnd die Bundtſtändt all vnſer verthrauen geſezt, vnd deme wür in effectu all vnſer wolfahrt, Lanndt, vnd Leuth anbefolchen, deſſwegen Ihr dann mein Schreiben nit vngleich, oder alſ wan Ihr an den Inconvenientien ſchuldig, ſolt aufnemmen, ſonder vergewiſt ſein, das Ich Euch biſhero iederzeit alſo auch noch, vnd hinvorthan hochachte, Ehre, vnd Liebe, mein ganze hoffnung auf Euch fundire, ohne zweifel Ihr werdet entgegen von Euren ſo löbl. Gemüeth nit ablaſſen, auch deſto mehr Vrſach nemmen, wann, wie wohl zu vermuthen, mann Euch dergleichen Vmbſtändt nit alſo vorbracht, oder woll gar verborgen, oder verbliembt, alſobaldt genuegſambe erfahrung einzunemmen, vnd allenthalben nach Möglichkeit zu Remediern. Bleib Euch annebens mit ſonderbahren Gnaden zuegethon.

München den 3. Jenner A. 1627.

Maximilian.

Tilly ſcheint einige Ausdrücke dieſes Schreibens etwas empfindlich aufgenommen, und ſich, und das Verhalten ſeiner Armee von Seite der geleiſteten Dienſte vertheidigt zu haben, indem ihm der Churfürſt in einem weitern Schreiben d. 16. März 1627 ſagte: „daß aber Eur Vnderhabente Armee biſhero Ihre Dienſt threulich erwieſen, vnd denckhwürdig: auch erſprieſſliche Officia præſtiert habe, daſ iſt nit allein vnnſ, vnd meniglich vnuerborgen, ſonder thuen es mit der ganzen Welt bezeigen, inmaſſen keine Hiſtorien daſienige zeigen werden, waſ Ihr vnnd diſe Armee alleinig verrichtet habe, derowegen auch Ihr inſonderheit Eures aller ohrten geprieſenen hochen Valors, Verſtandt, Gethreu: Dapferkeit, vnnd in mancher

Thatten halber, ſambt Eurer Vnderhabenten Armee billich lob: und liebenswerth ſeyet, dabey wür aber auch weeder von Euch, noch iemand andern, billich zuuerdenckhen ſein, daſ Wür hierneben erindern, wie threulich Wür auch bisher mit allen möglichen mitln concuriert haben. Es iſt auch vorige erinnerung gar nit darumb geſchechen das Wür in Euch ein Miſthrauen ſezen, oder Euch wegen der inconvenientien, ſo durch andere fürgehen, in Verdacht ziehen, weill Wür Eur aufrechte, gethreue, Gottſelige intention, daneben die groſſe dabey Vnderlauffende Müehe, Arbeit, fleiſs, vnnd Sorg, woll wiſſend."

„Sonſt iſt Vns, Vnnd zwar bereith öffters vorkommen, daſ etliche lang anweſente, vnd bey den Regimentern verdiente Befelchshaber von den Obriſten mit deren beförderung offt zurückh geſtelt werden, vnnd Jhnen andere erſt ankommente, ſonderlich Franzoſen, vnd Auſländter, diſſfahls vorgezogen werden, welches gleichwohl, wie Jhr ſelbſt ermeſſen kündt, alſdann vnwillige Gemiether macht, vnd verurſachet, daß ein ſolcher, nach ſo lang geleiſten gethreuen Dienſten in ſeiner hoffnung frustrierter Befehlshaber ſein hayl weiter zu ſuechen begierig, vnnd in den alten Dienſten vertroſſen würdet."

Gleichzeitige Anekdoten.

Glückliche Folgen einer kühnen Geiſtesgegenwart.

Gemäß des am öſterreichiſchen Hof feſtgeſetzten Planes ſollte zur nämlichen Zeit, da der Herzog Maximilian von Bayern nach Böhmen rücken würde, um daraus den Churfürſten Friedrich von der Pfalz zu vertreiben, der König von Spanien auch noch die Erbſtaaten dieſes Churfürſten in der Rheinpfalz angreifen, und der öſterreichiſche Geſandte Graf von Khevenhüller ſollte dieß am Hofe zu Madrid betreiben. Dieſer Geſandte ſtellte das Anſuchen vor, bat, wurde dringend, brachte es aber nicht weiter, als daß der König endlich das Verſprechen von ſich gab, eine Million Gulden beitragen zu wollen. Da der Graf von Khevenhüller ſah, daß ſich der König auf dieſen Beitrag noch obendrein ſehr viel zu gut that erklärte er in einem geſetzten Tone, daß er, wenn der König keine Truppen bewilligen, und die rheinpfälziſchen Länder nicht angreifen wollte, augenblicklich nach Wien reiſen, und dem Kaiſer, ſeinem Herrn anrathen, ihn auch gewiß dahin bringen würde, ſich mit allen ſeinen Feinden zu vergleichen, und dann ſogleich mit geſammter Macht über Spanien, als über ſeinen heimlichen Feind, herzufallen. Dieſe muthvolle Entſchloſſenheit wirkte auf den König und ſeine Miniſter dergeſtalt, daß auf der Stelle an den ſpaniſchen General in den Niederlanden, Spinola, der Befehl erlaſſen wurde, mit 25000 Mann nach der Rheinpfalz aufzubrechen.“

Wohlangebrachte Geſchenke.

Als im Herbſt 1620 die ligiſtiſchen Truppen durch Böhmen zogen, litten ſie auch an den unentbehrlichſten Dingen einen grauſamen Mangel. Sie hatten ganze Tage weder Brod noch Fleiſch. Die ſtets in einer kleinen Entfernung nebenherziehenden Soldaten des böhmiſchen Heeres, welche mit allem Nothdürftigen reichlich verſehen waren, wußten davon, und eines Tages ſchickten ſie ihren Feinden ſpottweiſe einen Laib Brod ins Lager. Die ligiſtiſchen Soldaten verſtanden den Scherz, und erwiederten ihn damit, daß ſie den Ueberbringern des Brods einen Hammel zum Gegengeſchenk machten.

Pappenheims glückliche Errettung 1620.

In der Schlacht am weißen Berg bei Prag wurde der bei der Liga dienende General Gottfried Heinrich von Pappenheim dergeſtalt heftig verwundet, daß er unter den Getödteten betäubt liegen blieb. Allein wiewohl er ganz unbeweglich, und ohne alle äußerlichen Zeichen des Lebens war; ſo blieb er ſich doch (nicht ſeines Zuſtandes, aber) ſeines Daſeyns bewußt, und da er nicht zweifelte, daß er von ſeiner Verwundung geſtorben ſey, ſo fing er bei ſich zu überlegen an, wohin er dann eigentlich in jener Welt verſetzt worden ſeyn möge. Im Himmel, dachte er bei ſich, befinde ich mich nicht, weil ich keine Freuden, aber auch nicht in der Hölle, weil ich keine Schmerzen empfinde; ich muß mich alſo, fuhr er fort, in einem dritten Ort, vielleicht im Fegfeuer befinden, und ich will doch ſehn, was für eine Geſellſchaft ich habe. In der Abſicht, Kameraden zu entdecken, ſtrengte er ſein ganzes Weſen an, ſich umzuwenden, und dieſer Anſtrengung hatte er es zu danken, daß die Umſtehenden Zeichen des Lebens an ihm verſpürten. Man zog ihn alſo unter den Getödteten hervor, verband ſeine Wunden mit gehöriger Sorgfalt, und rettete ihn.

Seltſames Zuſammentreffen von Begebenheiten.

Als den 21. Juni 1621 ſieben und zwanzig anſehnliche Männer, welche mit in den böhmiſchen Aufruhr verwickelt waren, zu Prag hingerichtet wurden, rief einer derſelben, Johann Kutnauer, Bürgerhauptmann der Altſtadt inſtändig zum Himmel empor, daß ihm und ſeinen Mitbrüdern ein Zeichen ſeiner Gnade gegeben werden möchte, und dieß mit ſo vielem Vertrauen, daß er ſagte, er zweifle gar nicht, ein ſolches Zeichen zu erhalten. Als nun der Vollzug der Todesſtrafen eben anfangen ſollte, erſchien, nach einem vorgegangnen kleinen Regen, über dem ſogenannten Lorenzberg ein kreuzweis übereinander gehender Regenbogen, der bei einer Stunde ſtehen blieb, zum Troſt der Verurtheilten.

Der kühne Schaafhirt.

Nachdem der ſpaniſche General Don Ferdinand Gonſalvo von Cordova, welchem ſtatt des, nach den Niederlanden zurückgekehrten Spinola, die oberſte Befehlshaberſtelle über die ſpaniſchen Truppen in der Rheinpfalz aufgetragen ward, verſchiedene Ortſchaften derſelben erobert hatte, rückte er auch vor den, damals etwas befeſtigten Ort, Ogersheim, und forderte die Bürgerſchaft ſogleich zur Uebergabe auf. Die Bürger hatten keine Beſatzung bei ſich; und da ſie die Stadt weder vertheidigen, noch auch ſich zur Uebergabe an ihre Feinde, vor deren Mißhandlung ihnen bang war, entſchließen konnten; ſo entſchlüpften ſie durch verſchiedne, dem Feinde verborgen gebliebne Pfade aus der Stadt, ohne dieſe zu eröffnen; nur der einzige Schaafhirt Hans Warſch blieb zurück, indem er ſein der Entbindung nahes Weib nicht verlaſſen wollte. Dieſer Hans ſtieg auf ein mit Doppelhacken beſetztes Thor, und rief den Spaniern mit zuverſichtlichem Trotz zu, ob ſie, wenn man den Ort übergäbe, jedem Einwohner Sicherheit für ſich, für ſeine Familie und für ſein Eigenthum verſprechen wollten. Cordova verſprach dieß ſogleich, worauf Hans das Thor den Spaniern eröffnete, die über den guten

Einfall und über die Geiſtesgegenwart dieſes Mannes eben ſo ſehr erſtaunten, als ſich ergötzten. Cordova verſchaffte ihm alle Sicherheit, und ſtand bei ſeinem bald darauf entbundnem Weib zu Gevatter.

Die unvermuthete Zuſammenkunft.

Als der Graf von Mansfeld im J. 1622 Landau und andere Plätze im Elſaßiſchen beſetzt, und ſich dann wieder nach Germersheim in der Rheinpfalz begeben hatte, in der Abſicht, eine entſcheidende Unternehmung wider den Tilly von Bayern auszuführen, faßte der vertriebene Churfürſt von der Rheinpfalz den beherzten Entſchluß, ſich in Perſon bei der, für ihn fechtenden Armee des Mansfeld zu ſtellen, und derſelben durch ſeine Gegenwart Muth und Kraft einzuflößen. Er reiste von ſeinem Aufenthaltsort, Gravenhaag im Holländiſchen, in einer ganz gemeinen Kleidung, und (um-nicht erkannt zu werden) nur in Geſellſchaft von ſehr wenigen Perſonen, worunter ſich ein böhmiſcher Herr und ein ſtraßburger Kaufmann befanden, über Waſſer nach Frankreich, und dann durch Lothringen ins Elſaßiſche, wo er unter kaiſerliche Soldaten gerieth, welche er unter andern Dingen auch über den

Churfürſten von der Pfalz reden und ſpotten hörte, und mit welchen er, um keinen Verdacht über ſeine Perſon zu erwecken, ſelbſt mitſcherzte. Als er endlich, nach vielen Abentheuern den 12. April 1622 nach Germersheim kam, eröffnete ihm Mansfeld, daß ſich bei ihm eben zwei Niederländer von Brüſſel befänden, welche die Infantinn Iſabella an ihn geſchickt hätte, um ihn mittels der größten Verheißungen zu bereden, daß er mit ſeiner ganzen Armee zu den Spaniern übergehen möchte; er habe bisher ihre Anträge (auf den Schein, ſetzte er hinzu) nicht zurückgewieſen, ſondern die Unterhandlungen vielmehr ſo weit kommen laſſen, daß denſelben nichts weiter, als die Unterſchrift fehle. Es wurde verabredet, daß Mansfeld die Niederländer zu Tafel laden, und ihnen bedeuten ſollte, daß eben ein Fremder angelangt wäre, welcher dabei erſcheinen, und ihrem Geſuch einen entſcheidenden Nachdruck geben würde. Der Fremde trat herein; es war der Churfürſt, der aber ſtatt zu zürnen, die höchſt beſtürzten Niederländer vielmehr ermunterte, und ſie ohne die geringſte Unannehmlichkeit fortreiſen ließ.

Berthold Deimling.

In der mörderiſchen Schlacht, welche den 6. May 1622 bei Wimpfen im Wirtembergiſchen zwiſchen Tilly und dem Markgrafen von Badenburlach vorfiel, wurde dieſer von den Bayern gefangen, und er ſollte eben weggeführt werden, als der Bürgermeiſter von Pforzheim, Berthold Deimling, dreihundert junge Leute aufmunterte, ihm zu folgen, und ihren Landesfürſten zu befreien. Dieſe jungen auserleſenen Leute wurden mit ihrem Anführer ſämmtlich niedergehauen; aber ſie hatten dem Herzog Platz gemacht, daß er entkommen konnte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
Dr. Ernst Grosse.

Dritter Band.

Kempten, 1831.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Ubg/6 3

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erſte Originalausgabe.

Hiſtoriſche Schriften.

Geſchichte

des

dreiſsigjährigen Krieges.

Zweiter Band.

◆

[illegible]
[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geſchichte
des
dreiſſigjährigen Krieges.

Inhalt.

---

§. XIII.

Krieg mit Dänemark vom Jahr 1626 — 1629.

Die am Ende des J. 1625 zu Braunſchweig angeſtellte Friedensunterhandlung zerſchlug ſich; und weil jede Parthei die andere in Verdacht hatte und beſchuldigte, daß ſie einen Krieg beabſichte; ſo begann der Krieg mit einer ganz neuen Wuth 1626; einer Seits zwiſchen dem niederſächſiſchen Kreiſe, oder eigentlicher, zwiſchen dem König von Dänemark, Chriſtian dem Vierten, als Kreisoberſten, und andrer Seits zwiſchen der vereinigten Armee der Liga und des Kaiſers Ferdinand des Zweiten. Jene wurde von Tilly, dieſe von Wallenſtein angeführt.

Der König Chriſtian vertheilte die Kriegsrollen unter ſeine Heersführer dergeſtalt, daß Mansfeld den Wallenſtein ſchlagen, und dann nach den Ländern des Kaiſers vorrücken; der Herzog Chriſtian von Braunſchweig aber die Stadt Wolfenbüttel und das Brauſchweigiſche beſetzen ſollte; er ſelbſt entſchloß ſich den Tilly an der Weſer anzugreifen.

König Chriſtian rückte ſogleich dem Tilly entgegen unter verſchiednen, für ſein Kriegsglück widrigen Ereigniſſen. Der junge Prinz Chriſtian von Braunſchweig nämlich ſtarb, indem er eben auftreten wollte. Die meiſten niederſächſiſchen Kreisſtände legten nicht nur das Schwert weg, ehe ſie es gezogen hatten, ſondern drohten noch, für den Kaiſer zu fechten. Dennoch rückte König Chriſtian fort, aber indem er den Tilly zu überliſten glaubte, wurde er von dieſem Feldherrn überfallen, und bei Lutter am Barenberg den 27. Auguſt 1626 aufs Haupt geſchlagen.

Auch im J. 1627 war König Chriſtian nicht glücklicher. Tilly bekam nicht nur den größten Theil der feſten Plätze an der Weſer in ſeine Gewalt, ſondern drang ſogar über die Elbe, wo ihm nichts mehr im Wege ſtand, ſogleich nach Hamburg zu rücken; als indeſſen nunmehr auch Wallenſtein, welcher nicht minder große Dinge mit Glück ausgeführt hatte, herbei eilte.

Wallenſtein hatte nämlich indeß den Mansfeld den 25. April 1626 bei der Deſſauerbrücke geſchlagen, und ihn nach Schleſien und Ungarn, wo er noch in demſelben Jahre ſtarb, verfolgt, hatte mit dem Bethlen Gabor ſich verſtändigt und zog jetzt (nachdem auch ein in Oberöſterreich entſtandener Bauernaufſtand hauptſächlich von dem bayeriſchen General Pappenheim unterdrückt worden war), im Aug. 1627 durch Schleſien, Brandenburg dem Tilly zu. Beide Generale trafen die Uebereinkunft, daß Tilly Bremen und Braunſchweig von den feindlichen Beſatzungen räumen, Wallenſtein aber dem König Chriſtian zu Leibe gehen ſollte.

Tilly bekam Nienburg, Wolfenbüttel, Stade u. a. in ſeine Gewalt; Wallenſtein aber, nachdem ſein General Schlick bis nach Schleswig und Jütland vorgedrungen war, breitete ſich mit ſeinem Heer nicht nur in dieſen eben genannten Ländern, ſondern in ganz Holſtein, Pommern und Mecklenburg, mit welchem Herzogthum er ſich 1629 ſogar vom Kaiſer belehnen ließ, u. w. aus, und richtete im J. 1628 ſeine Abſicht auf die Unterjochung ſelbſt von Dänemark, und auf die Eroberung einer unumſchränkten Herrſchaft auf der Nord- und Oſtſee. Da ſich die Hanſeeſtädte, von welchen er einen gemeinſchaftlichen Beiſtand zur Unterjochung Dänemarks unter prächtigen Verſprechungen foderte, ſchlechterdings weigerten, ſeine Abſichten zu unterſtützen, und ſich vielmehr ſelbſt in einen guten Vertheidigungsſtand ſetzten, belagerte er im J. 1628 erſt durch ſeinen General Arnheim, und zuletzt in eigner Perſon die Hanſeeſtadt Stralſund, wo ſein Glück zum erſten Mal ſcheiterte; er verlor nach einem Verluſt von beinahe achtzehen tauſend Mann, alle Hoffnung, ſich der Stadt bemeiſtern zu können; und da in den Jahren 1628 und 1629 auch der König Chriſtian mit einem guten Fortgange zur See focht: ſo kam endlich zu Lübeck den 12. Mai 1629 zwiſchen den Oberfeldherrn Tilly und Wallenſtein, dann dem König Chriſtian von Dänemark ein Friede zu Stand, daß der König alles, ihm Abgenommene, wieder zurück erhalten, dagegen aber angeloben ſollte, ſich aller Einmiſchung in deutſche Reichsſachen (außer ſolchen, welche ihn als Herzog von Holſtein angehen wurden) zu enthalten.

§. XIV.

Friedensunterhandlungen und neue Veranlaſſungen zu einem neuen Kriege.

Während dieſer Begebenheiten hatten ſich die deutſchen Fürſten, und vor allen das Haupt der Liga, Maximilian von Bayern unabläßig bemüht, dem Frieden einen Eingang zu eroffnen. Die Liga verſammelte ſich im Hornung 1627 zu Würzburg, und beſchloß unter andern, den Gewaltthätigkeiten des Wallenſteins Gewalt entgegen zu ſetzen. Allein eine Verſammlung der Churfürſten zu Mühlhauſen im Okt. 1627, durch welche die Verſohnung mit dem Pfalzgrafen vermittelt, und ein allgemeiner Friede eingeleitet werden ſollte, erkannte die Achtserklärung Friedrichs, und die Entſetzung deſſelben von Ländern und Würden für rechtmäßig, worauf der Kaiſer ſogleich im folgenden Jahre 1628 einen Theil der pfalzgräflichen Länder, nämlich die Oberpfalz und einige Aemter der Unterpfalz an den Churfürſten Maximilian von Bayern verkaufte, und mithin alle diejenigen Höfe, welche die Unterdrückung des Pfalzgrafen ſchlechterdings nicht zugeben wollten, zur Fortſetzung des Krieges wider ſich reitzte.

Bald darauf ſetzte ein, den 6. März 1629 erlaſſenes kaiſerl. Reſtitutionsedikt, vermöge deſſen von den Proteſtanten alle geiſtliche Güter, welche ſie ſeit dem Religionsfrieden 1555 reformirt hätten, auf der Stelle zurückgeſtellt werden ſollten, alle deutſche proteſtantiſche Fürſten und Stände in die höchſte Unruhe und Beſtürzung, und zu gleicher Zeit ſetzte die raſende Verachtung und Grauſamkeit, mit welcher der kaiſerliche Oberfeldherr Wallenſtein den deutſchen Fürſten ohne Unterſchied begegnete, und ihre Zernichtung vorbereitete, auch ſämmtliche katholiſche deutſche Fürſten in Bewegung.

Die Liga verſammelte ſich im Hornung 1629 zu Heidelberg, und bedeutete dem Kaiſer, daß er ſich wegen einer unverzüglichen Herſtellung des Friedens in eigner Perſon mit dem Churfürſten zu benehmen, und den Frieden um ſo gewiſſer herzuſtellen hätte, als ſie außer dem zur Selbſthülfe ſchreiten würden. Die Liga rüſtete ſich neuerdings, und ſetzte ſich wider das kaiſerliche Heer, falls ſie von demſelben gekränkt werden ſollte, in den Stand der Selbſtvertheidigung, wozu ſie ihrem Obergeneral Tilly auf einem neuen, zu Mergentheim im Dez. 1629 gehaltnen Bundestage gemeßne Befehle ertheilte.

Der Kaiſer verſammelte die Churfürſten zu einer gemeinſchaftlichen Berathſchlagung nach Regensburg, erweckte aber durch ſeinen den 3. Juli 1630 gemachten Vortrag bei den Anweſenden ein mit dem bitterſten Unwillen vermiſchtes Erſtaunen, da er, anſtatt vom Frieden, wie alle hofften, zu ſprechen, von der Fortſetzung verſchiedener Kriege ſprach. Die Churfürſten erhoben, wie freie Fürſten, ihren Ton, und indem ſie den Kaiſer erinnern, daß er nicht wegen Oeſterreich, ſondern wegen Deutſchland ihr Kaiſer ſey, nöthigten ſie ihn, den Wallenſtein, und mit ihm den größten Theil ſeiner Truppen, über deren Reſt nunmehr Tilly das mit der ligiſtiſchen Armee gemeinſchaftliche Kommando erhielt, zu entlaſſen.

Aber der Vollzug des Reſtitutionsedikts wurde beſtätigt. Dieſer Vollzug und die Härte, mit welcher er unternommen wurde, veranlaßte die proteſtantiſchen Fürſten, ſich nach fremder Hülfe umzuſehen, und dem Könige Guſtav Adolph von Schweden ſich in die Arme zu werfen. Guſtav Adolph trat auf.

§. XV.

Krieg mit Schweden. 1630 — 1632.

Verſchiedne Umſtände vereinigten ſich, das Waffenglück dieſes außerordentlichen Mannes zu begünſtigen. Das Reſtitutionsedikt, das unerträgliche Verfahren des Wallenſteins, dann ſelbſt die Abdankung dieſes Mannes und des größten Theils ſeines Heeres, die ſchreckliche Unordnung, in welcher ſich der Reſt dieſes Heeres befand, die Belagerung Magdeburgs, durch welche die Macht Tillys getheilt und entfernt gehalten wurde, eröffneten den ſchwediſchen Waffen, wo ſie erſchienen, die Thore.

1631. Während Tilly vor Magdeburg, welches den 30. Mai 1631 mit Sturm erobert wurde, ſtand, bemächtigte ſich Guſtav Adolph, der den Krieg auch im Winter fortſetzte, verſchiedner Städte, berief die vertriebnen Herzoge von Mecklenburg wieder in ihr Land, verſicherte ſich des Beiſtandes des Churfürſten von Brandenburg, des Beiſtandes verſchiedner deutſcher proteſtantiſcher Fürſten, und endlich auch des Churfürſten Johann Georg von Sachſen, welcher im Hornung 1631 mit den anſehnlichſten proteſtantiſchen Ständen einen Neutralitätsbund errichtet, und darüber einen Einfall des Tilly in ſein Land zu erfahren hatte. Guſtav Adolph zog die Truppen dieſes Churfürſten an ſich, und erfocht in einer, den 7 — 17. Sept. 1631 bei Breitenfeld unweit Leipzig, vorgefallnen Schlacht, über Tilly, der ſchwer verwundet die Flucht ergriff, einen vollkommnen Sieg; — ließ den General Banner mit einigen tauſend Mann im Mecklenburgiſchen und Halberſtadt zurück, und zog, unmittelbar nach jenem Siege, in die Länder der mit der Liga verbündeten Fürſten, (der Churfürſt von Sachſen rückte nach den kaiſerlichen) und wurde noch im J. 1631 von Sachſen, Franken, Schwaben, dem Oberrhein, dem Mainziſchen und Pfälziſchen Meiſter; rückte dann im Jahr 1632 (nachdem er erſt einen von Frankreich entworfenen, mit dem Churfürſten von Bayern zu errichtenden Neutralitätsbund zu vereiteln, und die Liga zu trennen gewußt hatte) nach Bayern, bemächtigte ſich der bayeriſchen Städte Donauwörth, Friedberg, Landsberg, Rhain, (vor welcher Tilly eine tödtliche Wunde bekam, und nach einigen Tagen zu Ingolſtadt ſtarb) u. a. und zog dann, nach einer vergeblichen Belagerung der Feſtung Ingolſtadt, über Landshut, Mosburg und Freyſing nach der Haupt- und Reſidenzſtadt München, wo er den 17. Mai 1632 ſeinen Einzug hielt, und im Juni wieder abzog —

Um dem Wallenſtein entgegen zu rücken, welcher neuerdings wieder über eine von ihm geworbne Armee das Kommando angenommen, dann die ſächſiſche Armee aus Böhmen verjagt, das Heer des Churfürſten von Bayern an ſich gezogen, und ſeinen Marſch nach Nürnberg gerichtet hatte. Guſtav Adolph griff ihn in ſeinem Lager daſelbſt (doch ohne Erfolg) an, und folgte ihm dann bald darauf nach Sachſen, wo er ihn bei dem zwei Meilen von Leipzig entfernten Dorf Lüzen antraf, und ihm eine Schlacht lieferte, welche für ſeine Armee glücklich ausfiel, ihn ſelbſt aber, den König, ſo wie dem bayeriſchen Pappenheim das Leben koſtete den 6—16. Nov. 1632.

§. XVI.

1633 — 1635.

Fortſetzung des ſchwediſchen Waffenglücks, dann Verfall deſſelben. Nachdem die Schweden den größten Theil des katholiſchen Deutſchlands für erobert hielten, ſuchten ſie auch über die proteſtantiſchen Fürſten ein herrſchendes Anſehen zu gewinnen, und der ſchwediſche Reichskanzler Oxenſtirna beredete erſt die vier obern deutſchen Kreiſe, eine Vereinigung unter ſich zu ſchließen, und ihn zum Vorſtand derſelben zu erklären im April 1633.

Auch im kleinen Krieg, welcher im Jahr 1633 beinahe in allen deutſchen Ländern fortgeſetzt wurde, fochten die Schweden meiſt glücklich, und der Herzog Bernhard von Weimar bemächtigte ſich im Nov. 1633 der Stadt Regensburg und aller in Bayern an der Donau liegenden Städte, welche er bis in den Juni 1634 behauptete, da der bisherige Zuſtand der Sachen endlich einmal eine ganz andere Wendung nahm.

Im Hornung 1634 nämlich wurde zu Eger Wallenſtein aus dem Wege geräumt, und die kaiſerlich-bayeriſche Armee wurde nunmehr von dem erſtgebornen Sohn des Kaiſers, dem König Ferdinand angeführt, welcher ſeine Feinde unverzüglich aufſuchte, im Juli 1634 die Stadt Regensburg, und dann ſämmtliche bayeriſche Donauſtädte eroberte, und bald darauf (in der Abſicht, die Schweden, welche die bayeriſchen Länder entſetzlich mißhandelten, nach ſich zu ziehen) vor Nördlingen rückte, und in einer Hauptſchlacht vor dieſer Stadt im Sept. 1634, die ſchwediſche Armee faſt gänzlich vernichtete, welches zur Folge hatte, daß alles, was die Armee in Schwaben, Franken, u. a. beſezt hatte, wieder erobert, und daß den proteſtantiſchen Fürſten eine lebhafte Neigung zum endlichen Frieden eingeflößt wurde. Die meiſten proteſtantiſchen Stände entſagten ihren Verbindungen mit den Schweden, und folgten dem Beiſpiel des Churfürſten Johann Georg von Sachſen, welcher zu Prag mit dem **Kaiſer Frieden** ſchloß, den 30. Mai 1635.

Geſchichte
des
# dreissigjährigen Krieges.

§. XIII.

Die zwei Armeen, welche für den Kaiſer ſtreiten ſollten, wurden gleich anfangs durch einen glücklichen Umſtand begünſtigt, durch den Umſtand nämlich, daß ihre oberſten Feldherrn, Tilly und Wallenſtein, nicht genöthiget wurden, in Gemeinſchaft zu ſtreiten. Wallenſtein war nicht nur dem Tilly, deſſen Kriegsruhm er längſt beneidet, ſondern auch ſelbſt dem Churfürſten Maximilian, und zwar dieſem, weil er ihn vor einigen Jahren bei der ligiſtiſchen Armee nach ſeinen Wünſchen nicht angeſtellt hatte, ſehr gram, und der Gedanke, von Tilly, als älterm Feldherrn, auf irgend eine Weiſe abhängig ſeyn zu ſollen, war ihm unerträglich; er foderte ſchon als Herzog von Friedland den Vorrang vor Tilly; und da dieſer die von dem neuen Feldherrn an ihn geſtellten Zumuthungen nicht weniger zu Herzen nahm: ſo dürften dadurch den künftigen Unternehmungen eben keine großen Vortheile zugegangen ſeyn, wenn nicht die gegentheiligen verbündeten Feldherrn bei Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1626 ſolche Plane ergriffen hätten, bei welchen Tilly und Wallenſtein, wenigſtens auf einige Zeit, jeder ſeine beſondern Beſchäftigungen erhielten.

König Chriſtian IV. von Dänemark hatte, nachdem er vorausſehen konnte, daß ſich die Friedensunterhandlungen, welche zu Braunſchweig am Ende des Jahrs 1625 vor ſich gehen ſollten, zerſchlagen würden, (was im Monat März 1626 wirklich geſchah) Mansfeld, und den Prinzen Chriſtian von Braunſchweig wieder an ſich gezogen. Dieſe ſtreitfertigen Ritter hatten indeß bereits wieder neue Truppen geſammelt, und mit denſelben der Entſetzung der holländiſchen Stadt und Gränzfeſtung Breda, welche Spinola belagerte, beigewohnt. Nachdem ſich dieſe Feſtung, theils weil der berühmte holländiſche Statthalter, Prinz Moriz von Naſſau-Oranien 1625 mit Tod abgegangen, theils, und hauptſächlich aber weil in derſelben ein gräßlicher Mangel und mit ihm eine ſchreckliche Seuche eingeriſſen war, an den ſpaniſchen Feldherrn ergeben hatte, eilten ſie zum neuen Kriege unverzüglich herbei, und blieben ſchon den Winter über (Mansfeld befand ſich während deſſelben bei Lübeck im Eutiniſchen) nicht müßig; aber König Chriſtian IV. wies ihnen ſogleich ihre fernere Verrichtung an.

Wallenſtein nämlich, der ſeine Truppen und ſämmtliche Kriegsbedürfniſſe ſtets auf Koſten der Länder, welche er erreichen konnte, unterhielt, hatte bei ſeinem Heranzug vorzüglich auf ſolche Länder, welche bis dahin noch weniger, als andere, gelitten hatten, ſein Abſicht gerichtet. Sein General, Graf Heinrich Schlick, mußte das Halberſtädtiſche, der Oberſt Johann Altringer aber das Magdeburgiſche, und bald darauf (im Jäner 1626) die Brücke über die Elbe bei Deſſau beſetzen. Durch dieſen letztern Einfall, und durch die glückliche Ausführung deſſelben bekam Wallenſtein nicht nur alle Länder an den beiden Ufern der Elbe in ſeine Gewalt, ſondern zugleich eine Stellung, bei welcher er der Armee des Königs Chriſtian von Dänemark in den Rücken fallen, und ſogar deſſen Länder angreifen konnte. Nach dieſer Unternehmung ſetzte König Chriſtian ſeinen Kriegsplan feſt. Mansfeld ſollte Wallenſtein angreifen, und den Krieg in die Erbländer des Kaiſers zu ziehen ſuchen; Chriſtian von Braunſchweig ſollte Wolfenbüttel beſetzen; er ſelbſt, der König, entſchloß ſich, dem Tilly, welcher ſeine Hauptmacht an der Weſer zuſammenzog, zu Leibe zu gehen. *) Wir wollen zuerſt den letztern Theil dieſes Krieges vornehmen.

Der König von Dänemark verlor ſchon, ehe er erſt recht begann. Die Herzoge (und Brüder) von Lüneburg, Chriſtian und Georg, zwei überaus tapfere Prinzen, hatten ſchon eher (vielleicht, weil ſie ihre Unterthanen mit den Uebeln eines Krieges verſchonen, vielleicht, weil ſie ſich die Gunſt des Kaiſers auf den Hintrittsfall des unbeerbten Herzogs Friedrich Ulrich von Braunſchweig verdienen wollten) an dem Bündniſſe der niederſächſiſchen Kreisſtände keinen Theil genommen, und ſich vom Könige von Dänemark feierlich losgeſagt; jetzt erklärten ſie ſich eben ſo feierlich für den Kaiſer, und ſetzten ſich in Bereitſchaft, für ihn zu fechten. Prinz Georg ſtellte bereits ſtarke

---

*) Slange 279.

Werbungen an. Eine zweite Begebenheit war für den König von Dänemark noch ungleich wichtiger und betrübter. Der rüſtige Herzog Chriſtian von Braunſchweig, nachdem er in die Ländereien der lüneburgiſchen Prinzen Einfälle gemacht, und im Lande ſeines Bruders, des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich von Braunſchweig, die Städte Göttingen, Nordheim, Wolfenbüttel beſetzt (aber auch nach ſeiner Art, mit ſchweren Gelderpreſſungen gequält) hatte, ſtarb im Juni 1626 im 29. Jahre ſeines Alters zu Wolfenbüttel. Auch der Landgraf Moriz von Heſſenkaſſel, deſſen Muth, Eifer und Geſchicklichkeit dem Könige Chriſtian ſehr nützlich hätte werden können, wurde vom Obergeneral Tilly, ſo viel als auf immer entwaffnet. Tilly, nachdem er vorerſt im Gebiete des Landgrafen, ſo wie in einigen weſtphäliſchen und niederrheiniſchen, von Proteſtanten bewohnten Gegenden, große Geldſummen erpreßt, dann das Calenbergiſche betreten, und ſich der darin, am Zuſammenfluſſe der Fulda und Werra gelegnen Stadt Münden vermittels eines Sturmes (wobei die Eroberer in eine dergeſtalt raſende Hitze verſetzt wurden, daß von der in acht hundert Mann beſtandenen Garniſon nur noch ſieben Mann und von den Einwohnern, Männern und Weibern, kaum fünfzig am Leben blieben) bemächtigt hatte, kehrte, auf erhaltenen neuen Befehl, wieder nach Heſſenkaſſel zurück, und nöthigte den Landgrafen Moriz, dem er verſprach, daß er künftig gleich andern neutralen Fürſten behandelt werden ſollte, allen Verbindungen wider den Kaiſer zu entſagen, und den freien Durchzug, ſo oft es verlangt werden würde, zu bewilligen; dann ferner zu geloben, daß er den Feinden des Kaiſers nicht den geringſten Vorſchub thun, ſondern ſich dieſem vielmehr baldigſt gehörig unterwerfen wolle. Damit endlich das Maß ungünſtiger Ereigniſſe voll werden möchte: ſo ſagte ſich auch der regierende Herzog von Braunſchweig, Friedrich Ulrich (als der ohnehin nie eine andere Abſicht hatte, als ſich des Vertheidigungsrechts gegen Angriffe und Bedrückungen zu bedienen) unmittelbar nach der Erſcheinung eines kaiſerlichen Manifeſtes, welches Tilly bei ſeinem Marſche nach dem niederſächſiſchen Kreiſe an die Stände deſſelben vorausſchickte, und worin er ſie ermahnte, die Waffen niederzulegen, feierlichſt von jedem däniſchen Bündniſſe los, indem er ſich die Hoffnung machte, daß ſein Land von feindlichen Gewaltthätigkeiten verſchont bleiben würde. In dieſer Hinſicht ſtellte er dem Kaiſer über ſeine und der braunſchweigiſchen Stände unbedingte Unterwerfung ſchriftliche Urkunden aus, rief alle ſeine Unterthanen von den däniſchen Dienſten, dann aus ſeinen feſten Städten alle Beſatzungen, welche der König von Dänemark, als Kreisoberſter in dieſelben verlegt hatte, ab, und überließ ſich mit vollem Vertrauen ganz der Großmuth des Tilly, welcher mit großen Märſchen nach Niederſachſen heranzog, die Stadt Göttingen durch Capitulation einnahm, und, weil er in dieſer Stadt von einer Unpäßlichkeit überfallen wurde, einen Theil ſeiner Truppen nach dem, vier Stunden davon entfernten, mit einer däniſchen Beſatzung verſehenen Nordheim, abſchickte, mit dem Befehl, auch dieſen kleinen Ort in Beſitz zu nehmen.

Der König von Dänemark, deſſen Armee ſich bei der Eröffnung des Feldzugs ziemlich weit ausgebreitet, nämlich den größten Theil von Niederſachſen, dann auf einer Seite einen großen Strich der Mark Brandenburg beſetzt, auf der andern über das Stift Osnabrück, und einen Theil von Münſter hinaus ſich gezogen, verſchiedne kleine Oerter erobert, und im Magdeburgiſchen einige, vom Wallenſtein zurückgelaſſene Beſatzungen vertrieben hatte, rückte jetzt mit geſammelter Macht heran, und ſeinem Schickſale entgegen. Ein Verſuch auf das Schloß Calenberg, nach welchem er zur Zeit, da Tilly vor Göttingen, das ſich viele Wochen hielt, lag, in der Abſicht, dieſer Stadt einige Erleichterung zu verſchaffen, ſeinen Vortrab voraus ſchickte, war ihm mißlungen, und jener Vortrab wurde vom tillyſchen General-Feldzeugmeiſter, Grafen von Fürſtenberg, mit einem Verluſte von einigen hundert Mann zurückgewieſen. Aber nunmehr erſchien der König mit ſeiner ganzen Armee vor Nordheim; er drängte das feindliche Belagerungskorps nach Göttingen zurück; allein anſtatt jenes Korps im geringſten zu verfolgen, und die Armee des noch immer nicht ganz hergeſtellten Tilly anzugreifen, beſann er ſich hier in unthätiger Ruhe erſt einige Tage, was er thun ſollte, und glaubte endlich, einen ungleich glänzendern Plan, als der einer Schlacht war, gefunden zu haben. Er brach nämlich nach der Stadt Duderſtadt im Eichsfeldiſchen auf, in der Abſicht, ſich erſt des dort angelegten Magazins zu bemächtigen, dann nach Thüringen zu dringen, und den Schauplatz des Krieges in ligiſtiſche Länder zu verſetzen; allein, Tilly, welcher ſich indeß mit einem, vom Wallenſtein ihm geſchickten, und vom Herzog Georg von Lüneburg zugeführten Korps von einigen tauſend Mann verſtärkt, und ſeine Geſundheit wieder befeſtigt hatte, machte ſich, als er kaum jene Abſicht des

Königs bemerkt hatte, unverzüglich auf, ereilte bald den feindlichen Nachtrab, den er unaufhörlich beunruhigte, und nöthigte den König, ſich auf einer andern Seite wieder zurück, nämlich nordwärts gegen Sachſen und Wolfenbüttel zu ziehen. Beide Armeen zogen in einer ſo kleinen Entfernung, daß ohne Unterlaß in kleinen Gefechten geſtritten wurde, drei Tage fort, bis es endlich bei dem hannöveriſchen Städtchen Luther dahin kam, daß eine Schlacht unvermeidlich war. Hier traten nun am 27. Auguſt 1626, unter der Anführung der geſchickteſten und tapferſten Feldherrn zwei Heere wider einander auf, welche durch eine verjährte, unverſöhnliche Erbitterung erhitzt und entſchloſſen waren, zu ſiegen, oder zu ſterben. Tilly war bisher in achtzehen Schlachten noch immer Sieger geblieben, und dieſer Tilly rühmte in ſeinem an den Churfürſten Maximilian erſtatteten Bericht vom König Chriſtian, daß „er nie einen Feldherrn geſehen, der ſein Heer beſſer zu ordnen gewußt, der es mit größerem Muthe zum Gefechte geführt, und der mehr Gegenwart des Geiſtes beſeſſen, Verwirrungen abzuhelfen, und die Weichenden aufs neue zu beleben, als dieſen König, Chriſtian von Dänemark.“ Dieſe zwei erhabnen Helden hatten jetzt um ſo mehr alle Gelegenheit, Beweiſe ihrer Geſchicklichkeiten und großen Eigenſchaften abzulegen, als die bergigte Gegend zu einer Schlacht wenig geſchickt war. Beide Heere ſchied ein mit Gebüſchen und Moräſten umgebner Bach; doch hatten die Dänen den Vortheil, ſich auf einer, dicht bei der Stadt gelegnen Anhöhe, der Barenberg genannt, zu befinden. Eine heftige Kanonade eröffnete die Schlacht, welche, da ſie viele Leute wegriß, beide Theile um ſo begieriger machte, ſich einander zu nähern. Die Dänen verließen ſogar ihre vortheilhafte Stellung, und ſtürzten mit einer ſo ungeſtümen Hitze, daß ſie unter ihre eignen Kanonen kamen, und mit einer dergeſtalt überlegnen, unwiderſtehlichen Kraft wider ihre Feinde los, daß augenblicklich vier Regimenter, und unter dieſen die, in vielen blutigen Schlachten abgehärteten, Veteranen der Bayern, gleichſam betäubt von dem Drange, zurückwichen. Tilly, der ſich ſelbſt bei dieſen Leuten befand, ergriff in dieſem entſcheidenden Augenblicke das einzige Rettungsmittel, indem er ſein zweites Treffen vorrücken, und auf die Weichenden ſtechen, hauen und ſchießen ließ, und er ſelbſt ſtellte ſich in die erſte Reihe, und brachte durch Bitten, Drohen und durch Vorwürfe die Flut wieder zum Stehen, und führte ſie zu einem neuen Angriff, bei welchem die Dänen zurückgeſchreckt, aber von ihrem König

Chriſtian auf eben die Art, wie die Bayern von Tilly, empfangen, und wieder zurückgeführt wurden. Dreimal wurde dieſer Wechſel vom Weichen und Wiederangreifen, während deſſen man die beiden Heersführer, den bloßen Degen in der einen, den Commandoſtab in der andern Hand, durch die Reihen fliegen, und die Ihrigen ermuntern ſah, wiederholt, und der Ausgang der Schlacht war nach einigen Stunden noch immer zweifelhaft, als auf der Seite der Dänen einige ausländiſche Reiterregimenter (welche wegen ausgebliebener Zahlung keine Luſt zum Fechten hatten) davonjagten, und das Fußvolk entblößten, über welches nunmehr der Herzog Georg von Lüneburg mit vier tauſend ſieben hundert Reitern, mit denen er ſchon lange im Hinterhalte lauerte, rückwärts herſtürzte, und die Weichenden nach einem Gebüſche trieb, von welchem aus ſie von einer Reihe ſchwerer Kanonen, welche Tilly auf einer Anhöhe aufgepflanzt und ſorgfältig verhüllt hatte, empfangen, getrennt, und zum Ausreißen genöthigt wurden. Das Schlachtfeld war mit vielen tauſend Gebliebnen, deren Zahl auf beiden Seiten ſehr beträchtlich, und unter welchen mancher berühmte Held (z. B. von däniſcher Seite der General Fuchs, dann der junge Landgraf von Heſſenkaſſel Philipp) war, bedeckt. Tilly machte beſonders viele Gefangene, wie ſich dann unmittelbar nach der Schlacht dreißig Fähnlein-Knechte, welche ſich in das Schloß oder Amthaus Lutter geworfen hatten, ergaben. Ueber ſechzig Fahnen, ſechs Standarten, ſämmtliche Kanonen des Königs fielen ihm in die Hände. Tilly zog dieſen Sieg allen Siegen, die er bis dahin erkämpft hatte, vor, und rühmte in ſeinem nach München an den Churfürſten Maximilian erſtatteten Berichte beſonders die Tapferkeit des Grafen Joachim Chriſtian von Wal, und des Jodok Max Gronsfeld, welchem letztern auch die Ehre zu Theil wurde, die Nachricht von dem Siege zu überbringen.

So erfreulich der Ausgang dieſer Schlacht für Tilly war: ſo wenig war dieſe Schlacht noch entſcheidend. Sie flößte vielmehr dem ſiegenden Heere Achtung für die Tapferkeit ſeiner Feinde ein, und ließ Tilly wahrnehmen, daß er am König Chriſtian einen Gegner gefunden habe, dem es wenigſtens nicht am perſönlichen Muthe fehlte, um ihm beim weitern Vorrücken jeden Schritt zu erſchweren. Unmittelbar nach der Schlacht bei Lutter fanden ſich zu Wolfenbüttel, wo der neue Sammelplatz der däniſchen Truppen war, noch fünfzehn tauſend Mann zu Fuß, vier tauſend

Arquebuſierer und drei tauſend Küraſſier ein, und die Macht der verbündeten deutſchen Fürſten, dann der auswärtigen Höfe berechtigte den König zur Hoffnung neuer Unterſtützungen; und ſchon der Unternehmungsgeiſt Mansfelds, der ſich ſtets neue Hülfsquellen zu ſchaffen wußte, zeigte ihm in der Entfernung beſſere Ausſichten, welche aber ſämmtlich von verſchiedenen widrigen Begebenheiten vernichtet wurden. Der König befolgte zuerſt einen in ſeiner Lage mißverſtandenen Plan, indem er ſeine Armee, ſtatt die Stärke derſelben beiſammen zu halten, dadurch ſchwächte, daß er in ſehr vielen haltbaren Plätzen, als Nordheim, Nienburg, Wolfenbüttel u. a. Beſatzungen hinterließ, welche in der Folge theils aufgerieben, theils ſonſt für ihn unbrauchbar wurden. Die Fortſchritte Tillys, der ſeinen Vortheil mit der größten Thätigkeit verfolgte, und Hannover, das ihm freiwillig die Thore öffnete, dann theils in eigner Perſon, theils durch ſeine Generale, Neuſtadt am Rübenberg, Steinbrüg, Steuerwald, Hoya, Verden, Rotenburg, und endlich überhaupt alle auf dieſer Seite bis nach Bremen hin liegende Feſtungen und Städte, Wolfenbüttel ausgenommen, eroberte, veranlaßten den König, ſeine Quartiere im Bremiſchen, wo er Stade beſſer befeſtigen ließ, zu ſuchen; und wiewohl er hier erſt recht das Mißvergnügen hatte, ſehen zu müſſen, daß ſämmtliche niederſächſiſche Fürſten aus Furcht vor den kaiſerlichen Waffen ſeine Partei verließen, daß ſich ferner bald nacheinander die Herzoge von Mecklenburg und Pommern, die Domcapitel von Magdeburg und Halberſtadt, die Städte Lübeck, Goslar und Mühlhauſen u. a. tillyſche Truppen einnehmen zu wollen erboten, daß noch viele andere Herren, z. B. der Churfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg, wankten, daß der Erzbiſchof von Bremen, Johann Friedrich (geborner Herzog von Holſtein) dann der Herzog Friedrich von Holſtein-Gottorp (dieſer entſchuldigte ſich bei dem Kaiſer auf alle Weiſe, daß er die Bundshülfe, nicht als Feind, ſondern gemäß Verträgen, als Kreisſtand geſtellt habe) ſich zurückzogen: ſo verlor er dennoch den Muth ſo wenig, daß er zu Rendsburg im Holſteiniſchen einen Landtag, welchem er perſönlich beiwohnte, auf den 28. November zuſammenberief, die Ritterſchaft, ja das ganze Land (wiewohl, da Tilly drohte, ohne großen Erfolg) aufbot, und daß er alle Bundesgenoſſen, welche ſich nicht offenbar von ihm losgeſagt hatten, in den muthigſten Ausdrücken, worin er ihnen ſagte, daß er wegen Einer Widerwärtigkeit willen die gemeine Sache keineswegs verlaſſen wolle, aufrief, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Er beſaß noch, oder erſetzte die vortrefflichen Generale, welche er im Jahre 1626 das Unglück hatte, zu verlieren (als den Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Obentraut Fuchs, die Herzoge Friedrich und, wie gleich geſagt werden ſoll, Johann Erneſt von Weimar und Mansfeld) mit vielen andern, nicht weniger berühmten, und ihm und ſeinen Abſichten ganz ergebnen Feldherrn, unter welchen der Markgraf von Brandenburg und Adminiſtrator von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm, der (ſechzigjährige) Graf Mathias von Thurn, (welcher nach der Vertreibung ſeines ehemaligen Herrn, des Pfalzgrafen Friedrich, erſt den Holländern, und jetzt, als General den Venetianern gedient, und von dieſen, auf Bitten des Königs Chriſtian im April 1627 eine ehrenvolle Entlaſſung erhalten hatte), der ältere Markgraf von Baden-Durlach, Georg Friedrich, nebſt andern ſich einfanden, und welche alle Eigenſchaften beſaſſen, um große und glückliche Unternehmungen von ſich erwarten zu laſſen.

Die Hauptabſicht des Königs Chriſtian IV. bei der Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1627 war dahin gerichtet, Tilly von der Elbe entfernt zu halten, und dazu beſtimmte er dann auch ſeine Armee, deren Macht (außer den verſchickten beträchtlichen Korps, außer den Beſatzungen, welche in den damals vom Feinde noch nicht eroberten Städten Nordheim, Nienburg an der Weſer, und Wolfenbüttel an der Ocker ſich befunden, und welche, während des Winters, die Quartiere des Königs im Bremiſchen gedeckt hatten,) in vier und zwanzig tauſend Mann zu Fuß und fünf tauſend zu Pferd beſtand. Der König hatte an den Hauptflüſſen der Weſer und der Elbe Verſchanzungen angelegt, und der Armee des Tilly dergeſtalt alle Zufuhr abgeſchnitten, daß, dem Anſcheine nach, dieſer General unvermeidlich in die größte Verlegenheit kommen ſollte; allein die Anſtalten des Königs, anſtatt Tilly in eine Verlegenheit zu ziehen, hatten keine andere Folge, als daß ſie die Thätigkeit dieſes Generals vermehrten, und ihn veranlaßten, einige Zeit früher auszuführen, was er auszuführen beſchloſſen hatte. Schon im April ſetzte ſein Oberſtwachtmeiſter Wurm mit etlichen tauſend Mann bei Tangermünden über die Elbe, und nahm, nachdem er ſich mit dem Oberſten Altringer vereinigt hatte, den, eine Meile von der Stadt Brandenburg an der Havel gelegnen, befeſtigten Platz Plawe weg. Auch Havelberg, vor welchem ſich der mit vier tauſend Mann angekommene kaiſerlich geſinnte Herzog Georg von Lüneburg wieder ſehr auszeichnete, fiel; ſo wie nicht minder im Anfange des Juli 1627, die Stadt Nordheim, worin die däniſche Beſatzung an den bayeriſchen General, Grafen Fürſtenberg, aber, wie von den Dänen an andern Orten geſchah, erſt nach einer Gegenwehr ſich ergab, deren Andenken erhalten zu werden verdient. Die Beſatzung in Nordheim beſtand nur in einigen Compagnien, welche ſich ſo tapfer hielten, daß, als ſie am 2. Juli dem General Fürſtenberg, welcher an jenem Tage alle Anſtalten zu einem allgemeinen Sturm machte, eine Capitulation anboten, dieſe ihnen vom Fürſtenberg aus der Urſache, weil ſie ſich ſo hartnäckig gewehrt hätten, abgeſchlagen, und eine umbedingte Uebergabe gefordert wurde. Da die Mannſchaft damals bereits harten Mangel an Lebensmitteln, und dabei keinen Erſatz zu hoffen hatte, ſo wiederholte ſie ihr erſtes Anſuchen, und da ſie wieder eine abſchlägige Antwort erhielt: ſo ließ ſie durch einen abgeſchickten Trompeter erklären, daß ſie ſich nunmehr bis auf den letzten Mann wehren würde. Einige Tage darauf unternahm der General Fürſtenberg einen allgemeinen fürchterlichen Sturm; allein er hatte in kurzer Zeit, außer vielen Offizieren, zwei hundert getödtete und fünf hundert verwundete Soldaten, ohne in der Hauptſache weiter gekommen zu ſeyn. Er bot der Mannſchaft einen Stillſtand an, um die Todten wegſchaffen zu können; allein ſie ſchlug den Stillſtand nicht nur ab, ſondern unternahm vielmehr einen Ausfall nach den andern; und als die Mauern der Stadt an einigen Orten einzuſtürzen begannen, verſchanzte ſie den Kirchhof in der Stadt, und, indem ſie ſich nach demſelben zurückzog, zeigte ſie ſich entſchloſſen, ſich hier wirklich bis auf den letzten Mann zu wehren. Aber nunmehr bot ihr Fürſtenberg, der ſeine Leute keinem fernern Verluſte ausſetzen wollte, wodurch er zuletzt nichts, als todte Leute erobern würde, einen freien Abzug nach Welfenbüttel an, und entließ ſie mit allen militäriſchen Ehrenbezeigungen. Tilly überfiel zu Ende des Juli eine bei Luttershauſen, anderthalb Meilen von Hamburg gegen Lübeck zu angelegte Verſchanzung und Paß an der Elbe, ſchlug bei Blekede eine Schiffbrücke, machte ſich, während einer Abweſenheit des Königs von Dänemark, von deſſen Hauptquartier zu Boizenburg, und dann von der Feſtung Lauenburg, ferner von dem, vier Meilen davon entfernten Ort Neuhaus, Meiſter, und ſah jetzt den Weg nach Hamburg für ſich offen, als faſt zu gleicher Zeit auch Wallenſtein, nachdem er bereits ſeinen Feldherrn, Grafen Schlick, mit einem beträchtlichen Korps zur Unterſtützung Tillys vorausgeſchickt hatte, aus Schleſien durch die Mark Brandenburg herbeieilte, und bei Winſen mit ſeiner ganzen Macht über die Elbe ging.

Wir müſſen nun wieder dahin, wo wir den Wallenſtein (oben S. 88.) verlaſſen haben, zurückkehren. Wallenſtein hatte ſich, wie wir daſelbſt hörten, im Jäner 1626 bei Deſſau der Elbe verſichert. Mansfeld ſuchte ihn auf, und kam mit einem, über zwölf tauſend Mann ſtarken Heer, ſchon im Monat Hornung 1626 aus dem Stifte Lübeck, durch Mecklenburg und Brandenburg, nach dem Fürſtenthume Anhalt, wo er die Stadt Zerbſt überrumpelte, und auf eine gleiche Art Deſſau überrumpeln zu können hoffte; allein hier traf er den von Wallenſtein dahin beorderten Altringer in einer beſſern Verfaſſung, als er vermuthet hatte, an. Da er aber dieſes Umſtands halber keineswegs den Muth verlor, das, was ihm im erſten Augenblicke nicht gelang, von der Zeit zu hoffen; da er ſich ſogar zu verſchanzen anfing, und da er noch überdieß den brandenburgiſchen Prinzen und Adminiſtrator von Magdeburg, Prinzen Chriſtian Wilhelm, mit deſſen Truppen an ſich zog, und zuletzt den, vom Altringer vor der Elbebrücke errichteten, Schanzen hart zuſetzte: ſo eilte ſelbſt Wallenſtein, ſo heimlich, daß er nicht bemerkt wurde, von der andern Seite der Elbe über die Mulda herbei, ließ während eines heftigen, gegen das Lager Mansfelds gerichteten, Kanonenfeuers, mit welchem er die Aufmerkſamkeit deſſelben beſchäftigte, den Grafen Schlick mit einer beträchtlichen Kavallerie in ein, zum Hinterhalte wohl gelegnes Wäldchen ſich ziehen, trieb dann den Mansfeld aus ſeinem Lager dieſem Wäldchen zu, und brachte ihm, indem nunmehr auch die ſchlickiſche Reiterei aus ihrem Hinterhalte hervorbrach, und ihn in die Mitte nahm, den 25. April 1626 eine empfindliche Niederlage bei. Er verlor an Getödteten drei tauſend Mann, und an gefangenen (worunter der Oberſte Knipphauſen war) eine beträchtliche Menge; aber Mansfeld verlor nichts weniger, als ſeinen Muth; er zog ſich gemächlich nach der Mark Brandenburg, welche ihm ſeinen vor Deſſau erlittenen Verluſt reichlich wieder erſetzen mußte, erhielt hier eine neue Verſtärkung von drei tauſend Schotten und zwei tauſend Dänen, und, indem er noch überdieß den Herzog von Sachſen-Weimar, Johann Erneſt, mit einem Korps von ſechs tauſend Mann zum Begleiter erhielt, rückte er zu Ende des Juni 1626 mit einer ſolchen Behutſamkeit, daß Wallenſtein erſt nach drei

Tagen ſeines Aufbruchs gewahr wurde, über Frankfurt an der Oder nach Schleſien, um in aller Geſchwindigkeit einen vom König Chriſtian meiſterhaft ausgedachten Plan zu vollziehen. Schleſien war voll von Mißvergnügten, von welchen Mansfeld ſich die Hoffnung machte, daß ſie ihn als den Retter ihrer Glaubensfreiheit betrachten, daß ſie zu Tauſenden ſich zu ihm ſchlagen, und zu entſcheidenden Verrichtungen in den Ländern des Kaiſers den thätigſten Beiſtand leiſten würden. Zu gleicher Zeit ſetzte ſich auch der Fürſt von Siebenbürgen, Bethlen Gabor in Bewegung, der ſich, bald nach der Schlacht bei Lutter, in ein formliches Bündniß mit dem König Chriſtian von Dänemark eingelaſſen, und verſprochen hatte, gegen eine monatliche Unterſtützung von vierzig tauſend Reichsthalern, fünfzehn tauſend Mann ins Feld zu ſtellen. Zu allem dieſem kam noch ein allgemeiner Aufſtand der Bauern in Oeſterreich, welcher, wenn auch deſſen Ausgang eben nicht unſchwer vorher zu ſehen, dennoch einer eignen Armee bedürftig, und dabei ſo beſchaffen war, daß er bei einer thätigen Zuſammenwirkung Mansfelds und Bethlen Gabers ſehr bedeutend werden konnte.

Je gröſſer und verwickelter die Schwierigkeiten waren, mit welchen jetzt Wallenſtein zu kämpfen hatte, deſto thätiger, hinreißender und freudiger zeigte ſich ſein überlegner Geiſt. Das erſte, was er bei der Nachricht von dem Abmarſche Mansfelds nach Schleſien that, war, daß er in größter Eile drei Regimenter Reiterei, welche zugleich zwei Regimenter Fußvolk auf ihre Pferde nahmen, unter dem Oberſten Pechmann nachſetzen, und die mansfeldiſchen Truppen unaufhörlich beunruhigen ließ. Er ſelbſt, nachdem er vorerſt noch dem Grafen von Merode ein Korps von ſechs tauſend Mann zur Beſetzung des Stifts Magdeburg und der umliegenden Länder übergeben hatte, eilte mit ſeiner ganzen Armee dem Mansfeld nach, der ſich bei dem feſten Paſſe Jablunka, welcher Schleſien von Ungarn ſcheidet, zu verſchanzen, auch bereits aus Ungarn, Mähren und Oeſterreich, Truppen an ſich zu ziehen, und die, dem Pfalzgrafen Friedrich noch heimlich ergebnen, Schleſier zum Aufſtande zu reizen begann. Die unerwartete ſchnelle Ankunft der wallenſteiniſchen Armee vernichtete ſein Vorhaben. Auch ein anderer Verſuch, in Mähren feſten Fuß zu faſſen, mißlang ihm, und er mußte aus dieſem kaiſerlichen Lande, nachdem er die Güter des Fürſten von Lichtenſtein und des Cardinals Dietrichſtein geplündert hatte, nicht ohne Verluſt, ſich wieder entfernen. Dazu kam noch, daß der Herzog Johann Erneſt von Weimar den Entſchluß faßte, in Schleſien ſich zu halten, und mit ſeinem Korps, und durch die Unterſtützung mißvergnügter Schleſier, für ſich ſelbſt einen beſondern Krieg zu führen. Bei dieſen Umſtänden blieb Mansfeld nichts übrig, als gleichwohl dem Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zuzueilen, was er dann auch that, und wobei er ſogleich in einigen, freilich nichts entſcheidenden, Vorfällen mit ſeinen Feinden Beweiſe gab, was er an der Spitze eines verhältnißmäßigen Heeres zu thun im Stande ſeyn würde; allein auch hier verfolgte ihn ſein Mißgeſchick. Bethlen Gabor, nachdem er ſchon zur Zeit, da Wallenſtein noch ſehr weit entfernt war, nichts von Bedeutung unternommen hatte, ſprach jetzt beim Anblicke wallenſteiniſcher Truppen unverzüglich wieder von einem freundſchaftlichen Waffenſtillſtand, und von Friedensunterhandlungen, welche auch noch vor dem Ablaufe des Jahrs 1626 wirklich zu Stande kamen. Mansfeld ſah ſein Heer durch Mangel, durch Krankheiten und Ausreißungen täglich abnehmen, und erblickte dabei keine Hoffnung zur Ergänzung deſſelben. Er faßte demnach den Entſchluß, den Reſt dem Herzog Johann Erneſt von Weimar nach Schleſien zuzuſenden; er ſelbſt aber entfernte ſich mit einem Gefolge von nur zwölf Perſonen, in der Abſicht, über Dalmatien und Venedig, wo ſich damals der alte Graf Thurn aufhielt, nach London zu reiſen, und daſelbſt wegen Errichtung einer neuen Armee zu unterhandeln. Allein ſeine durch Kummer und Ungemach erſchöpften Leibeskräfte, die er (ungeachtet ſeines Vorgefühls ihrer Abnahme) nicht geſchont hatte, verſagten ihm unterwegs ihre Dienſte, ſo daß er in einem Flecken von Bosnien, Rackau, oder Wrakowitz, an der venetianiſchen Gränze, ſeine Reiſe einſtellte. Als ihn nun hier ſeine bisherige Betäubung verließ; als ihn bei einem feierlichen Stillſchweigen aller leidenſchaftlichen Aufbrauſungen, nach welchen er bisher Religion und Feinde geändert, und die Stimme der feinern Menſchlichkeit niemals vernommen hatte, eine verlegne Unruhe über manche Gräuel ſeines Lebens befiel, erinnerte er ſich, daß er in der katholiſchen Religion (er bekannte ſich im 30. Jahre zur proteſtantiſchen) erzogen worden ſey, und ſuchte jetzt wieder die katholiſche hervor; und wenn ſeine Andacht auch eine wirkliche Reue und Buße war: ſo ſtarb er ſehr reumüthig; aber bei aller Zerknirſchung verließ ihn ſeine Vorſtellung vom ſogenannten Heldenthum ſo wenig, daß er noch in der letzten Stunde die erbärmliche Eitelkeit beging, ſich von ſeinen Dienern mit einer Uniform bekleiden und aufrecht halten zu laſſen. So ſtarb er im 46. Jahre ſeines Alters zu Ende des Nov. 1626, von Leuten ſeiner Art bewundert, und von vernünftigen Menſchen wegen des Mißbrauchs ſeiner Talente bedauert, bei welchen er den gegründeten Ruhm eines großen Feldherrn ſich erworben haben würde, wenn er auch einen beſtimmten und rühmlichen Zweck ſeines kriegeriſchen Weſens ſich vorgeſetzt, und wenn er ſeinen unerſchrocknen Muth nicht durch unmenſchliche Grauſamkeiten, nicht durch Brand und Raub geſchändet hätte.

Auch in Schleſien trat ein gleich großer Gegner Wallenſteins, und ein weit würdigerer Feldherr, der ſich durch eine unausgeſetzte Lektüre der alten Klaſſiker zum Kriegsmann gebildet, und mit einer ſeltnen Geſchicklichkeit, und Stärke des Geiſtes noch immer in allen Vorfällen ein geſetztes und menſchliches Betragen verbunden hatte, der junge Herzog von Sachſen Weimar nämlich, Johann Erneſt, vom Kampfplatze. Dieſer Prinz war, wie eben geſagt wurde, in Schleſien zurückgeblieben, wo er ſich mit ſeinem Korps, das er bis auf zwölf tauſend Mann vermehrte, gegen die ihm vom Wallenſtein entgegengeſtellten Feldherrn Schlick und Serini, dann gegen den kaiſerlichen Oberhauptmann in Schleſien, den Herzog von Liegniz, mit einem glücklichen Erfolge vertheidigte, er hörte dabei weder auf die Vorſtellungen und Drohungen des Kaiſers, noch auf die Bitten ſeiner Anverwandten welche ihn von der ihm bevorſtehenden Reichsacht retten wollten, ſondern folgte allein ſeiner Ueberzeugung, daß er für eine gerechte Sache ſtreite. Schon war er vollends in Ungarn eingerückt, und hatte die ganze Aufmerkſamkeit des Kaiſers und Wallenſteins auf ſich gezogen; als ihn in der ungariſchen Stadt St. Martin die ſogenannte ungariſche Krankheit im drei und dreißigſten Jahre ſeines Alters im Dec. 1626 unvermuthet hinwegnahm. Aber der Krieg in Schleſien wurde nicht geendigt, indem die durch jenen Unfall erledigte Oberfeldherrnſtelle der weimariſche Generalmajor Baudis übernahm. Dieſer beherzte Krieger ließ den von ſeinem Vorfahren gefaßten Plan, in kaiſerliche Erbländer einzudringen, nicht aus den Augen; er eroberte ſogleich mit dem Anfange des Jahres 1627 im Fürſtenthume Oppeln verſchiedne Orte, als Kleinglogau, Gleywiz, Roſenberg u. a., und ſogar die Feſtung Koſel, unternahm Streifereien nach Mähren, ſchlug wiederholter Malen einige ihm entgegengeſtellte kaiſerliche Korps mit vielem Nachdrucke zurück, und machte ſich durch ſeine unwiderſtehlich heftigen und geſchickten Angriffe ſo gefürchtet, daß er bei einem Marſch nach Troppau mit vier Compagnien ſechszehn kaiſerliche Compagnien auseinander jagte.

Wallenſtein kämpfte während dieſer Vorgänge mit Feinden von einer ganz andern Art, mit Mangel, Krankheiten, und mit Verunglimpfungen am kaiſerlichen Hofe; er konnte in Ungarn weder plündern, noch brandſchatzen. Seine Soldaten hatten oft viele Tage nacheinander kein Brod, und mußten überdieß bei einer anhaltend naſſen Witterung unter freiem Himmel aushalten. Ganze Schaaren rannten am hellen Tage davon, und ungleich mehr, bei fünf und zwanzig tauſend nämlich, wurden durch eine eingeriſſne Seuche weggerafft. Der Reſt der Truppen zog ſich in einem elenden Zuſtande nach der Inſel Schütt. Selbſt Wallenſtein kränkelte, und begab ſich, in der Abſicht, ſeine Kräfte wieder herzuſtellen, und vorzüglich, um wider ſeine Neider, welche ihm alles Unglück ſeiner Truppen Schuld gaben, und beim Kaiſer ſogar auf ſeine Abſetzung drangen, aufzutreten, nach Wien, wo er den Dingen wieder eine dergeſtalt glückliche Wendung zu geben, und ſich bei dem Kaiſer neuerdings ein ſolches Zutrauen zu verſchaffen wußte, daß ihn der Kaiſer nicht nur zum Fürſten von Sagan in Schleſien ernannte, ſondern ihn noch überdieß ſo ernſtlich unterſtützte, daß er in kurzer Zeit wieder ein friſches Heer von vierzig tauſend Mann um ſich her verſammelt ſah, mit welchem er im Juni 1627 von Neyſe, wo er es muſterte, aufbrach.

Ehe wir weiter ſchreiten, müſſen wir noch einer höchſt traurigen Begebenheit, des Bauernaufruhrs nämlich in Oberöſterreich erwähnen. Wir haben gehört, daß Kaiſer Ferdinand II. in ſeinen Erbſtaaten die allgemeine Wiedereinführung der katholiſchen Religion mit militäriſcher Gewalt betrieb. Dieß hatte in Böhmen, Mähren, und im Inneröſterreich zwar ſehr traurige Folgen (denn über dreißig tauſend Familien, und darunter der größte Theil des alten Adels, nebſt vielen tauſend reichen Kaufleuten, geſchickten Künſtlern, Handwerkern, Gelehrten, u. ſ. w. wanderten nach Sachſen, Brandenburg, Preußen u. ſ. w), aber doch, einzelne Fälle ausgenommen, kein allgemeines Blutvergießen nach ſich gezogen; aber in Oberöſterreich wurde die Sache von Tag zu Tag ernſthafter, und zu einem gemeinſchaftlichen Aufſtand der Einwohner reifer. Dieſes Land wurde ſeit dem Jahre 1620 vom

Maximilian aus Bayern beherrſcht, von welchem ſich leicht denken läßt, daß er nichts unterlaſſen haben werde, das dazu beitragen konnte, die katholiſche Religion allgemein herzuſtellen. Einige Beamte und Kommiſſarien, (wie dann ſehr oft auch ſonſt geſchickte Leute zur Ausführung wichtiger Dinge ſchlechterdings ungeeignete, und kopfloſe Leute ſind) mögen wohl auch mit einer groben, empörenden Hitze verfahren ſeyn. Dazu kam noch, daß die Einwohner manchmal Quartiere tragen, Kriegsſteuern bezahlen, und daß ſie, was die unvermeidliche Nothdurft mit ſich brachte, wahrſcheinlich ungewöhnliche Bürden, derer ſie zu Friedenszeiten enthoben geweſen ſeyn würden, tragen mußten. Die Unzufriedenheit der Vornehmen und Gemeinen im Lande ging zuletzt in eine allgemeine Gährung über, bei welcher es nur noch eines Anführers bedurfte, um ſie zu einem allgemeinen Aufruhr zu entflammen. Dieß geſchah dann auch ſogleich, als ſich die Nachricht verbreitete, daß Mansfeld und Bethlen Gabor entſchloſſen ſeyen, jener durch Schleſien und Mähren, dieſer durch Ungarn nach Oeſterreich zu rücken, und ſich daſelbſt mit den Proteſtanten zu vereinigen. Zuerſt ſtanden an der böhmiſchen Gränze einige tauſend Bauern auf, zu welchen ſich während ihres Zugs gegen, und über die Donau wieder neue Haufen geſellten, welche täglich zahlreicher wurden, ſo daß endlich bei achtzig tauſend beiſammen waren. Gleichwie dieſe Leute in aller Eilfertigkeit mitrannten, ſo waren ſie anfangs nur mit Spieſen, Prügeln und Morgenſternen, nämlich mit ſtarken, vorne am dickern Ort mit eiſernen Stacheln verſehenen, Keulen (welche übrigens fürchterlicher, als die ſtärkſten Säbel werden können) verſehen; aber in der Folge, da ſie Waffenbehältniſſe verſchiedner Städte, Schlöſſer und Gemeinheiten geplündert hatten, fehlte ihnen wenig, um es in dieſer Rückſicht mit einem ordentlichen Militär aufnehmen zu können. Sie zogen auch keineswegs in unordentlichen ſtürmenden Maſſen einher, ſondern waren geſchickt eingetheilt, und beobachteten eine ſo gute Ordnung, daß man nicht mehr zweifelte, daß ſie von ſachverſtändigen Männern geleitet würden; gleichwohl wurde als ihr Hauptanführer nur ein gemeiner Bürger, ein Hutmacher von Streham, oder Streheim in Oberöſterreich, Stephan Faidinger, und nachdem dieſer umgekommen war, ein Schuſter, Achaz Wellinger, und zuletzt ein lutheriſcher Kandidat genannt. Beide, beſonders der erſtere, zeigten eine außerordentliche Fähigkeit in ſolchem Kriegsweſen, und einen unerſchütterlichen

Muth. Ihr Lager nannten ſie das chriſtliche Lager, und auf ihrer Fahne ſtand:

„Dieweil's gilt Seel und Gut,
So gilts auch Leib und Blut;
Gott geb uns Heldenmuth!“

Als im Mai 1626 die erſten Schwärme heranrückten, ſchickte ihnen der bayeriſche Statthalter zu Linz, Adam von Herberſtorf, ein Abmahnungsſchreiben entgegen, in welchem er ſie erſuchte, von ihrem Zuſammenlaufe abzuſtehen, und die Unterſuchung und Beilegung ihrer Beſchwerden in Ruhe zu erwarten. Die Bauern zerriſſen die Schrift. Der Statthalter ging ihnen hierauf mit einer gewählten Mannſchaft in Perſon entgegen. Die Bauern ſchlugen den größten Theil der Mannſchaft todt, nahmen bald nachher einige wichtige Ortſchaften, als Wels, Steier, Lambach, Gemünden in Beſitz, und plünderten das Kloſter Krems. Der Kaiſer ſowohl, als Herberſtorf, ſuchten die Sache durch wiederholte Abgeordnete auf dem Wege der Güte auszugleichen. Die Bauern, welche im offnen Felde weder das Feuer noch das Schwert fürchteten, wichen jetzt einen Augenblick der Breedſamkeit; ſie horchten erſt, indem ſie ſich auf ihre Waffen lehnten und einen kurzen

Stillſtand eingingen, den Vorſtellungen, welche man an ſie richtete, ſtillgerührt zu, und ihre treuherzige, zurückkehrende Gutmüthigkeit ließ ſich ſogar dahin bereden, einen Tag zu beſtimmen, an welchem ſie ihre Waffen auszuliefern, und dem Kaiſer eine ſchriftliche Abbitte auszuſtellen verſprachen. Allein da einige ihrer Forderungen, als überſpannt, und unthunlich verworfen, (ſie verlangten z. B. die Entfernung aller bayeriſchen Beamten aus Oberöſterreich, die Zurückberufung aller vor ſechs Jahren vertriebnen Edelleute, die Ausſchaffung der Jeſuiten, u. dgl.) da ihnen zumal wegen ihrer Religionsfreiheit, welche der weſentlichſte Punkt war, keine befriedigenden Verheißungen zugeſichert wurden: ſo brachen ſie alle Unterredungen, als unnützliche Verzögerungen, ab; und als ſie vollends Nachrichten erhielten, daß einige kaiſerliche Soldaten ſogar während des Waffenſtillſtands verſchiedne Gewaltthätigkeiten ſich erlaubt, und beſonders, daß einige, in Schwaben für den Kaiſer neugeworbne, Truppen, des ſogenannten holſteiniſchen Regiments, gräuliche Mißhandlungen im Hausruckviertel verübt hätten (man erzählte, daß ſchwangere Weiber aufgeſchnitten, und Kinder verbrannt worden ſeyen): ſo griffen ſie mit einem Geiſt voll Wuth und Verzweiflung wieder zu den Waffen. Sie hatten ſich ſchon vor der Unterredung in Oberöſterreich weiter ausgebreitet, Lieferungen ausgeſchrieben, ein allgemeines Aufgebot an den Adel in Oberöſterreich ergehen laſſen, von den Bürgern zu Linz die Auslieferung des Statthalters gefodert, und, da ſie eine abſchlägige Antwort erhielten, mit einem, auf acht und dreißig tauſend Mann geſchätzten Heere, um die Stadt gelagert. Jetzt betrieben ſie ihre Abſicht, dieſelbe zu erobern, auf das thätigſte, und ließen ſich durch die verſchiednen Unglücksfälle, welche ihnen bei ihren Unternehmungen manche empfindliche Wunde verſetzten, ihren Muth nicht nehmen. Sie rächten vorzüglich an den Klöſtern die, an ihren Mitbauern, und deren Weibern und Kindern von den holſteiniſchen Soldaten ausgeübten Gewaltthätigkeiten, rächten ſich auch unmittelbar an dieſen Soldaten ſehr nachdrücklich, und verſetzten einigen bayeriſchen (unter dem Oberbefehl des von Haimhauſen, und der Hauptleute Lindelo und Hübner) wider ſie angerückten Truppen manche Schlappe, und die Sache wurde täglich bedenklicher und gefahrvoller, als endlich der Churfürſt Maximilian aus Bayern ſeinem Generalwachtmeiſter, Gottfried Heinrich Grafen von Pappenheim, ein Korps von ſechs tauſend Bayern, mit welchen ſich dieſer erfahrne Feldherr den Sieg verſprach, übergab, mit dem Auftrag, den Bauern Ernſt zu zeigen. Pappenheim kam vermittelſt einer Liſt, (indem er nämlich eine ſcheinbare Anſtalt machte, ſeinen Weg auf der Donau nehmen zu wollen, nahm er, da die Bauern nach den Ufern dieſes Fluſſes rannten, ſeinen Marſch eilfertigſt auf dem Lande) glücklich bis nach Linz, wo er ſeinen Truppen ein paar Tage die nöthige Ruhe gönnte, und ſie ſodann geradezu wider die Bauernheere anführte. Den 19. November 1626 kam es bei der Stadt Efferdingen zur erſten Schlacht, bei welcher der kaiſerliche Oberſt Löbel mit öſterreichiſchen Truppen den rechten, Graf Pappenheim den linken Flügel anführte. Das Hauptgefecht dauerte, während eines heftigen Regens, zwei Stunden, wobei die Bauern ſich dergeſtalt verzweifelt wehrten, und einige Male ſo bedeutende Vortheile erhielten, daß es dem Pappenheim, der im Gedränge perſönlich mitfocht, die größte Ehre machte, geſiegt zu haben. Bei drei tauſend Bauern lagen getödtet auf dem Kampfplatze. Die Stadt ergab ſich. Die zweite Schlacht, welche bald darauf vor der Stadt Gemünden vorfiel, war noch ungleich gefährlicher. Hier griffen acht tauſend Bauern, unter der, bei ihnen ſtets eingeführten Abſingung eines Pſalms, die ungleich zahlreichere Macht der öſterreichiſchen und bayeriſchen Korps mit einer ſolchen Heftigkeit an, daß der ganze Flügel der Oeſterreicher gleich anfangs die Flucht ergriff, und daß auch ſelbſt das bayeriſche Heer einige Schritte zurückwich, und erſt nach einem vierſtündigen Gefechte die Oberhand erhielt. Die Hälfte der Bauern blieb auf dem Platze; die übrigen, nachdem ſie den größten Theil ihrer Kriegsgeräthe verloren, wurden zerſtreut. Aber noch vor dem Ende des Monats November 1626 fielen bei Böcklabruck, und bei Wolfseck wieder zwei blutige Schlachten vor, mit welchen endlich in dem kurzen Zeitraume von fünfzehn Tagen die Hauptſache geendigt, und von den Bauern nichts ferner von Belang unternommen wurde. Achtzehn ihrer Anführer, welche im Einverſtändniſſe mit der Menge, ihre Glaubensfreiheit erkämpfen wollten, wurden hingerichtet; bei fünfzig wurden zur ewigen Gefängnißſtrafe, oder Arbeit verurtheilt. Viele tauſend ließen ihre Häuſer und Habſchaften zurück, und verließen ſich nach andern Ländern; die zurückgebliebenen verſprachen gleichwohl, nachdem es ſonſt ſchlechterdings kein Rettungsmittel gab, zur katholiſchen Religion ſich bekennen zu wollen, und ſtellten noch überdieß den 30. April 1627 den kaiſerlichen Commiſſarien zu Linz eine ſchriftliche Abbitte wegen ihrer verübten Gewaltthätigkeiten mit vieler Zerknirſchung aus. Adam von Herberſtorf wurde wegen ſeiner Standhaftigkeit vom Marimilian aus Bayern zum Generalmajor bei der Kavallerie, und vom Kaiſer Ferdinand zu ſeinem geheimen Rathe, und in den Grafenſtand erhoben. Wir kehren nun wieder zum Wallenſtein, von welchem eben vorkam, daß er im Juni 1627 nach Schleſien aufbrach, zurück.

Wallenſtein ſiegte durch ſeine Ueberlegenheit, wo er nur einen Fuß hinſetzte; er nöthigte den weimariſchen Generalmajor Baudis vor Koſel, wo ſich dieſer tapfere Feldherr mit vier tauſend ſechs hundert Reitern, und einigen Fußvölkern verſchanzt hatte, abzuziehen, und brachte bald darauf, im Juli 1627 die Stadt ſelbſt, aus welcher der Commandant Carpezan, gegen das eidliche Verſprechen, ſechs Monate nicht wider den Kaiſer zu dienen, einen freien Abzug erhielt, in ſeine Gewalt. Einige Tage darauf ergab ſich auch der Commandant in Troppau, Marquard Ranzov, und was ſonſt noch ſtand, muſte fallen oder weichen, welches letztere von den dänemarkiſchen Völkern mit vielem Ruhme geſchah. Sie machten ihren Feinden jeden Schritt ſtreitig, und zumal Baudis, nachdem er ſchon vor Koſel bei tauſend kaiſerliche Reiter aufgerieben hatte, wehrete ſich noch auf ſeinem Rückmarſche gegen ein, unter dem Grafen von Merode, und dem Oberſten Pechmann ihm nachgeſchicktes Korps von ſieben tauſend Reitern (bei Landsberg im ſchleſiſchen Fürſtenthum Schweidnitz) ſo geſchickt und tapfer, daß er den Ausgang lange unentſchieden hielt, und daß ihn zuletzt nur die augenſcheinliche Ueberlegenheit der Kaiſerlichen, welchen während des Gefechtes neue Verſtärkungen zugeführt wurden, bewog, von einem Kampfe ſich zurückzuziehen, der den Kaiſerlichen, wenn ſie gleich die Oberhand behielten, theuer genug (nebſt andern blieb der kaiſerliche Oberſt Pechmann auf dem Platze) zu ſtehen kam. Aber ſolche Vorfälle änderten in der Hauptſache nichts, und binnen wenigen Wochen war ganz Schleſien geräumt.

Nachdem Wallenſtein im Monat Auguſt über die Elbe gegangen war, hielt er den 4. Sept. 1627 zu Lauenburg mit dem Grafen von Tilly eine Unterredung, bei der er die Abſicht hatte, ſich von ihm unter einem geſchickten Vorwande, ſobald es thunlich ſeyn würde, wieder zu trennen, um ſich ganz allein der künftigen Siege über den König von Dänemark, und der Früchte derſelben erfreuen zu können. Es glückte ihm bei dem Tilly auch wirklich, die Annahme eines Kriegsplanes durchzuſetzen, vermöge deſſen Tilly ins Bremiſche und Braunſchweigiſche, wo in einigen Städten noch immer dänemarkiſche Beſatzungen lagen, ſich begeben, Wallenſtein aber unmittelbar dem zu Leibe gehen, und der Feldmarſchall Schlick unter ſeinem Befehle eine dritte Armee anführen ſollte. Tilly, welchem der perſönliche Umgang mit Wallenſtein eben ſo wenig erfreulich ſeyn mochte, als dieſem Feldherrn die Geſellſchaft des Tilly wenig erwünſcht war, machte noch einige Märſche gemeinſchaftlich über Holſtein hinaus, belagerte in Perſon die Stadt Pinneberg, wo er verwundet wurde, überließ dann dem Wallenſtein, unter der Anführung des Grafen von Fürſtenberg, einige Regimenter, und beſorgte einige Zeit von Lauenburg aus, wohin er ſich mit einer hinlänglichen Bedeckung zurückzog, um ſich von einer Wunde heilen zu laſſen, die ſeinen Unternehmungen im niederſächſiſchen Kreiſe überlaſſenen Geſchäfte.

Die Beſatzungen, welche im Braunſchweigiſchen, zu Nienburg an der Lahn in der Grafſchaft Hoya, dann zu Wolfenbüttel, zu Stade im Bremiſchen, ſo wie zu Mecklenburg u. a. lagen, beſtanden aus däniſchen Truppen, welche in jenen und andern Städten, wider den Willen ihrer Landesfürſten (wie ſich dann z. B. der Herzog von Braunſchweig, Friedrich Ulrich, alle erdenkliche Mühe gab, ihre Entfernung zu bewirken) zurückgeblieben waren. Da zu fürchten war, daß auch die Generalſtaaten zur Unterſtützung des Königs von Dänemark in dieſer Gegend auftreten, und die Eroberung jener Städte erſchweren, oder gar vereiteln möchten, ſo mußte man eilen, um ſich ihrer ſobald möglich zu verſichern. Zuerſt fiel Nienburg, worin ſich die Beſatzung unter ihrem Oberſten Limpach auf das tapferſte wehrte, und ſich erſt, nachdem dieſer wackere Commandant an der herrſchenden Seuche geſtorben, und dieſe Seuche ſowohl als der bitterſte Mangel, einen fernern Widerſtand unmöglich gemacht hatte, an den bayeriſchen Feldmarſchall, Grafen von Anholt, im Nov. 1627 gegen freien Abzug ergab. Die Stadt Wolfenbüttel, worin der Graf Philipp Reinhard von Solms Stand hielt, that den ganzen Sommer hindurch wider den bayeriſchen Oberſten Cortenbach, einen noch ungleich hartnäckigern Widerſtand, und auch der Graf von Pappenheim, der zu Anfang Septembers mit jenem Korps, das er im vorigen Jahr wider die Oberöſterreicher angeführt, und das ſich jetzt auf zwölf tauſend Mann vermehrt hatte, herbeigekommen war, hatte die Einnahme der Stadt, welche endlich am Chriſtabend 1627 erfolgte, allein ſeinem Einfall zu danken, vermöge deſſen er die Kanäle des Ockerfluſſes, welche die Stadt Wolfenbüttel umgeben, dergeſtalt aufdämmte, daß das Waſſer bis zum zweiten Stock der Häuſer drang. Die Beſatzung erhielt über Lübeck nach Dänemark einen freien Abzug. Vor Stade im Bremiſchen fanden die thätigſten Unternehmungen vollends einen ſolchen Widerſtand, daß im Jahre 1627 kein beträchtlicher Fortſchritt gemacht werden konnte. Dieſe Stadt wurde vorzüglich von Carl Morgan, welchen der König Carl I. von England im Anfang des Jahrs 1627 mit einigen tauſend Mann dem Könige Chriſtian IV. zugeſandt hatte, auf das lebhafteſte vertheidigt. Dieſer vortreffliche General hatte die Zugänge der um Stade liegenden Moräſte beſetzt, und den wider ihn abgeſchickten Grafen von Anholt nicht nur in der Entfernung gehalten, ſondern ihn durch unvermuthete und raſch ausgeführte Ueberfälle, ſo oft und nachdrücklich beunruhigt, daß Anholt, um von andern wichtigen Ausführungen nicht zurückgehalten zu werden, ihn einige Zeit durch den Grafen von Fürſtenberg beobachten ließ, und nach Nienburg eilte, um dieſe Stadt noch im Jahre 1627, was ihm auch glückte, zu erobern.

Nun verſuchte ſelbſt Tilly vor Stade ſein Glück; er zog jene Regimenter, welche, wie eben geſagt wurde, das Heer des Wallenſtein begleitet, und welche indeß unter ſeinem Commando den Eroberungen verſchiedener befeſtigter Städte, als Itzehoe, Rendsburg u. a. beigewohnt hatten, wieder an ſich; vereinigte ſich ferner bei Burtehude an der Eſte mit dem Heere des Anholt, und rückte in der Mitte Dezembers auf Stade zu, wo er bald wahrnahm, daß er wenig Hoffnung habe, ſich dieſer Stadt noch im Jahre 1627 bemächtigen zu können; er ſchloß ſie demnach mit einigen Regimentern zu Fuß, (des Grafen von Fürſtenberg, welcher aber den 1. Dec. zu Lauenburg ſtarb, von Grensfeld, Reinach und Herberſtorf) und einem beträchtlichen Korps zu Pferd auf allen Seiten ein, und erſt den 27. April 7. Mai 1628 war er ſo glücklich, gegen den freien Abzug Morgans, und andere Bedingniſſe die Stadt in ſeine Gewalt zu bekommen, wo er auch ſogleich ſein Hauptquartier nahm, welches er während der Winterszeit zu Burtehude in Bremen aufgeſchlagen, ſeine Völker aber in Niederſachſen um die Gegend der Weſer, in Heſſen, Franken und Schwaben verlegt, dem Anholt aber Oldenburg und Oſtfriesland angewieſen hatte.

Wallenſtein und Schlick hatten indeß, wie ſich leicht vorher ſehen ließ, nicht weniger glänzende Unternehmungen ausgeführt, und der letztere zumal bahnte ſich in kurzer Zeit bis nach Schleswig und Jütland den Weg. Der Markgraf von Baden-Durlach, Georg Friedrich, war mit einem Korps däniſcher Truppen nach Brandenburg gezogen, um jene Truppen, welche der General Baudis aus Schleſien herbeiführte, an ſich zu ziehen, und ſich ſodann mit dem Könige Chriſtian IV. zu vereinigen. Der Verluſt von Beizenburg und Lauenburg, und der Marſch der feindlichen Truppen trennte ihn vom König, und machte es ihm unmöglich, zu Land den Weg nach Holſtein zu nehmen; er zog ſich demnach aus Ruppin und der Prigniz, Wismar vorbei nach der Halbinſel Pöl im Mecklenburgiſchen, mit der Abſicht, ſein Korps zu Waſſer nach Heiligenhafen in Wagrien überzuführen. Dieß geſchah auch mit dem größten Theil des Heers, und der Markgraf fing bei Oldenburg an, ſich zu verſchanzen, als einſt am früheſten Morgen ganz unvermuthet Graf Schlick mit einer Armee von acht und zwanzig tauſend Mann erſchien, und dieſe ſogleich wider das Lager des Markgrafen anführte. Dieſer wehrte ſich den ganzen Tag auf das tapferſte, und beſchloß dann, weil es ihm an Munition fehlte, in der Nacht ſich auf dem Waſſer wieder zurückzuziehen; allein beim anbrechenden Tag ſtanden noch bei vierzehn tauſend Mann am Ufer, welche ſich, ſammt zwei und dreißig Kanonen, und allem Feldgeräth an den Schlick ergaben, und (mit Ausnahme der Offiziere) unter deſſen Truppen vertheilt wurden den 25. Sept. 1627.

Dieſem Unglücke folgte bald ein anders nach. Die auf Schiffen geretteten Truppen, ſo wie viele andere aus andern Gegenden, kamen zum König nach Flensburg im Herzogthum Schleswig, und eilten, da ſich jener nach Fünen begab, über Koldingen nach Wiburg, wo ſie bei einem wieder ganz unvermutheten Anzug ſchlickiſcher Truppen ſich trennten, und ihre Flucht zum Theil (worunter der Herzog Bernard von Weimar, Baudis, Heinrich Holk, und der Rheingraf Otto Ludwig waren) nach Aarhus, zum Theil (als die Regimenter von Sachſenlauenburg, Nelle, Calenberg, und vier ſchleswig-holſteiniſche) nach Aalburg, ergriffen. Dieſe letztern, vier tauſend an der Zahl, wurden in der Nähe jenes Stifts bei der Halsſchanze von Schlick den 18. Okt. 1627 gefangen, und von ihm unter ſeine Truppen geſteckt, oder als unbrauchbar fortgejagt.

Wallenſtein rückte ſeinen ſiegreichen Vortruppen auf dem Fuße nach; er nahm erſt ſeinen Weg gegen die holſteiniſchen Marſch- oder Maſchländer, wo ihn ſelbſt das Glück weiter führte. König Chriſtian nämlich hatte bereits im Anfang des Septembers, als er ſich von Glückſtadt und Krempe entfernte, die Dämme, durch welche jene Maſchländer vor Ueberſchwemmungen geſichert ſind, durchſtechen laſſen, in der Abſicht, die feindlichen Heere vom weitern Vorrücken abzuhalten: allein anhaltende widrige Winde, welche das Waſſer vom Lande wegtrieben, vereitelten jene Abſicht, und Wallenſtein hatte bei der gänzlichen Zerrüttung, in welcher ſich das däniſche Heer befand, wenig Mühe, die zerſtreuten Schaaren, welche ihm aufſtießen, überall vor ſich her zu treiben, und ſelbſt die däniſchen Länder zu betreten. Als er ſein Hauptquartier noch zu Koldingen hatte, meldete ſich, in der Perſon des Caſpar von Buchwald, eine Abordnung der däniſchen Reichsräthe, welche, (nachdem ſie mit Bewilligung ihres Königs bereits ſchon dem Kaiſer eine Vorſtellung gemacht, und nichts als eine Hinweiſung auf Wallenſtein erhalten hatten) mit Vorwiſſen und Bewilligung des Königs, an Wallenſtein eine ſchriftliche Vorſtellung überſchickten, in welcher ſie ihn erſuchten, das

Königreich ja doch nicht mit feindlicher Macht zu betreten, indem der König Chriſtian IV. nur als Herzog von Holſtein, und als gewählter Oberſter des niederſächſiſchen Kreiſes, und keineswegs als König von Dänemark aufgetreten, und mithin dieſes Reich, und deſſen Stände und Einwohner an dem ganzen Kriege ganz und gar unſchuldig ſeyen. Wallenſtein ließ den von Buchwald nicht vor ſich, ſondern ließ ihm nur ſagen, daß er gekommen ſey, ſeinen Feind zu verfolgen, und daß er dieſen da aufſuche, wo er zu finden ſey. Er vertheilte hierauf ſeine Truppen in Jütland, Schleswig, Holſtein, Mecklenburg, Pommern, und zum Theile auch in Brandenburg in die Winterquartiere; er ſelbſt aber ging über Frankfurt an der Oder, unter einer Begleitung von drei Kavallerieregimentern nach Prag. Weit umher befand ſich der Norden in der traurigſten Lage und in der bangſten Erwartung.

In der That bekam der fürchterliche Krieg, ſo wie er im Jahre 1628 fortgeſetzt wurde, einen ganz unerwarteten, und höchſt bedeutenden Zweck, gegen welchen jede bisherige Abſicht nur noch ſehr beſchränkt zu ſeyn ſchien. Bisher handelte es ſich im Grunde hauptſächlich um die Wiedereinſetzung des

Pfalzgrafen Friedrich in ſeine Länder und Würden; jetzt ſollte, nebſt andern Dingen, um die Unterjochung von ganz Dänemark, um die Freiheit des Handels auf der Nord- und Oſtſee, ja um die Freiheit von Deutſchland geſtritten werden. Wallenſtein hatte ſich bereits noch im vorigen Jahre 1627 der deutſchen Herzogthümer Mecklenburg und Pommern ſo gut als bemächtigt. Das mecklenburgiſche Land nämlich hatte der König von Dänemark, als Oberſter des niederſächſiſchen Kreiſes, bald nach dem Ausbruch des Krieges mit ſeinen Truppen beſetzt, und dieſe ſo, wie die Gefahr ſtieg, vermehrt. Nun ſtellte Wallenſtein an die mecklenburgiſchen Herzoge, Adolph Friedrich zu Schwerin, und Johann Albrecht zu Güſtrow, die Forderung, daß ſie die däniſchen Truppen entfernen, und dann kaiſerliche Völker einquartiren ſollten. Wiewohl nun die Herzoge alles, was in ihrer Macht ſtand, thaten; wiewohl ſie dem Bündniß mit dem Kreisoberſten entſagten, und dieſem inſtändigſt anlagen, ſeine Beſatzungen aus ihrem Gebiete abzuführen: ſo wurden ſie gleichwohl eines fortdauernden, engen Verſtändniſſes mit dem Könige von Dänemark, dann einer gefliſſentlichen Verlängerung des Krieges beſchuldigt. Um dieſen harten und gefährlichen Vorwurf ſo gut ſie konnten, zu widerlegen, liefern ſie an den

Grafen Schlick den feſten Platz Dömitz aus, und ſetzten ſich, als endlich von den Kaiſerlichen das ganze Land überſchwemmt wurde, nichts weniger, als feindlich entgegen. Dennoch wurden die beiden Herzoge, ohne einmal zur Verantwortung gezogen zu ſeyn, in die Acht erklärt, und mit ihren Gemahlinnen und Kindern ihres uralten Stammlandes verwieſen; dieſes aber, als ein erledigtes Reichslehen, dem Wallenſtein vermöge eines kaiſerlichen Reſcripts vom 1. April 1628, erſt als Unterpfand für die von ihm beſtrittenen Kriegskoſten, überlaſſen, im J. 1629 d. 9. Juni aber, durch ein förmliches Manifeſt zuerkannt, und einige Tage darauf mit einer feierlichen Belehnung für ihn und ſeine Nachkommen bekräftigt. Auch der Herzog Bogislau von Pommern ließ ſich vom wallenſteiniſchen General, Johann Georg von Arnheim (eigentlich Arnim) welchen der Kaiſer dafür mit der Würde eines Feldmarſchalls belohnte, bereden, kaiſerliche Truppen ins Quartier zu nehmen, wobei der gutmüthige Herzog das Verſprechen erhielt, daß ihm die Vertheilung der Quartiere überlaſſen, und daß dieſe im pünktlichſten Verſtande höchſt mäßig ſeyn würden. Aber eine Armee von vierzig tauſend Mann, welche ſich in Pommern ausbreitete, und beinahe vom ganzen Herzogthum unumſchränkten Beſitz nahm, erinnerte ſich an keine Verſprechungen, und das ganze Land war ſo viel, als ein Eigenthum Wallenſteins, nach deſſen Winken nunmehr ſich ganz Norddeutſchland zu richten ſchien. Doch alle dieſe Vorgänge waren nur noch Vorbereitungen zu ungleich wichtigern Dingen, welche jetzt ausgeführt werden ſollten. Das ununterbrochene Glück, mit welchem bisher alle Unternehmungen für den Kaiſer zu Stande kamen, machte am kaiſerlichen Hof den Einfall entſtehen, daß noch viel mehr gethan, und daß die Herrſchaft und der ganze Seehandel auf dem nordiſchen und baltiſchen Meere erobert werden könne. Dazu gehöre nach dem, was ſchon gewonnen worden, mehr nicht, als daß man die däniſche Macht vollends unterdrücke, und daß man die deutſchen Hanſeſtädte, Lübeck, Hamburg, Roſtock, Wismar, Stralſund und Lüneburg, deren Lage und vereinigte Macht demjenigen Theil, welchem ſie zu Gebote ſtünde, das entſchiedenſte Uebergewicht geben würde, gewinne. Man freute ſich des der Eitelkeit, und dem Eigennutz ſchmeichelnden Entwurfes ſo ſehr und ſo zuverſichtlich, als wenn es nichts weiter brauchte, als denſelben zu vollziehen. Zumal war Wallenſtein von der Hoheit und Größe der Dinge, welche nunmehr folgen ſollten, ſo eingenommen, und von den unermeßlichen Vortheilen, welche er in der Folge für ſich ſelbſt einerndten würde, ſo voll, daß ihm mehr, als einmal, die höchſt merkwürdige Aeuſſerung entwiſchte, was er mit den Herren von Deutſchland zu thun geſinnt wäre, wenn er die Herrſchaft über ſie erobern könnte; er behauptete bereits, daß man keine Chur- und Fürſten in Deutſchland, ſondern, wie in Spanien und Frankreich, (was dieſe Reiche eben darum mächtig machte) nur Einen Herrn und Monarchen, den Kaiſer, brauchte, von welchem er dann der Regent zu bleiben hoffte; er unterſchrieb ſich indeß: „Herzog zu Sagan, vnnd Groſsglockhau, Fürſt zu Wenden, Graf zu Schwerin, der Lanndte Roſtockh vnnd Starckgart Herr ꝛc. General, Obriſt Veldhaubtman, wie auch deſs oceaniſchen, vnnd baltiſchen Meeres General.“

Man machte mit den Hanſeſtädten den Anfang, und muthete ihnen zu, daß ſie ſich wider den König Chriſtian IV. von Dänemark erklären, und zur Unterſtützung der Unternehmungen des Wallenſteins Schiffe ausrüſten ſollten. Schon dieſe bloße Zumuthung mußte auf jeden Fall wichtige Folgen nach ſich ziehen. Erklärten ſie ſich für jene Zumuthung geneigt: ſo konnte man die Forderung an ſie ſtellen, daß ſie, um gegen ihre Feinde ſicher zu ſeyn, kaiſerliche Beſatzung einnehmen ſollten. Weigerten ſie ſich aber, dem Begehren Folge zu leiſten: ſo konnte man ſie der Freundſchaft für den König von Dänemark beſchuldigen, und als Feinde behandeln. Um indeß ihrem Stolz zu ſchmeicheln, wurde der Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg, als Geſandter des Kaiſers an ſie abgeſchickt, welcher ihnen weitläufige Verſprechungen von glänzenden Entwürfen vorlegen mußte, welche alle dazu dienen ſollten, ihrem Handel die größten Vortheile zu verſchaffen. Sie ſollten künftig den ausſchließenden Handel nach Spanien beſitzen, ſo, daß alle Waaren, welche Spanien aus Dänemark, Schweden, Frankreich, England und Holland brauchte, allein bei ihnen gekauft, und allein mit ihren Schiffen nach Spanien gebracht werden ſollten; ſie ſollten ferner allein das Recht haben, Deutſchland mit ſpaniſchen Waaren zu verſorgen. Darüber würden ihnen der Kaiſer, und der König von Spanien die feierlichſten Verſicherungen ausſtellen. Die Stadt Lübeck, an welche ſich der Geſandte zuerſt und vorzüglich wandte, ſchien dem Vorſchlag ein geneigtes Gehör zu geben. Die Hanſeſtadt Wismar hatte ſich bereits eine kaiſerliche Beſatzung aufdringen laſſen, und hier wurden, auf Befehl Wallenſteins, große Zurüſtungen gemacht, Kriegsſchiffe gebaut, und viele Fahrzeuge aus Deutſchland und Polen, beſonders aus Danzig zuſammengebracht, mit welchen die däniſche Seemacht zu Grunde gerichtet, der Sund, mit der viele Millionen tragenden Zollgerechtigkeit, gewonnen, Koppenhagen bombardirt, und Fühnen und Seeland erobert werden ſollten.

Dieſes ungeheure Vorhaben nahm bald eine andere Wendung. Die Hanſeſtädte hielten im Hornung 1628 zu Lübeck eine Verſammlung, worin ſie die Vorſchläge und Zumuthungen des kaiſerlichen Geſandten in reife Betrachtung zogen, und am Ende derſelben allen Antheil an dem Kriege von ſich ablehnten, indem es, wie ſie ſich äußerten, weder billig, noch räthlich wäre, wider die benachbarten Seemächte, mit welchen ſie Bündniſſe errichtet, und durch deren Gebiet ſie zu ſchiffen hätten, feindlich aufzutreten. Zu Folge dieſes Entſchluſſes weigerten ſie ſich nicht nur ſchlechterdings, dem Kaiſer Schiffe zu lehnen, ſondern ſie verboten auch noch weiter ihren Seeleuten ernſtlich, in eines fremden Prinzen, oder Staats Dienſte zu treten. Damit ſie in dem Fall, da der Kaiſer oder einer ſeiner Generale die Neutralität ihnen nicht zugeſtehen wollte, gefaßt wären ſie zu behaupten, richteten ſie unverzüglich ihre Feſtungswerke in den gehörigen Stand, und warben Kriegsvölker, wie denn z. B. Hamburg ſogleich Patente ausgab, ſo eilig als möglich dreitauſend Mann zu werben. Dieſe Standhaftigkeit der Hanſeſtädte veranlaßte den Wallenſtein, einen Blick auf die Schwierigkeiten, welche er bei der Ausführung ſeiner Plane zu beſiegen haben würde, zu werfen; und da er wohl beherziget haben mochte, daß er mit ſeinen Rüſtungen zu Waſſer gegen die vereinigten Kräfte der Seemächte wenig ausrichten, daß er vielmehr einen ſehr ungleichen und höchſt ungewiſſen Kampf zu beſtehen haben würde, ſo beſchloß er, ſich noch zur Zeit den Beſitz der Länder, wovon er bereits Herr, oder wovon er, mittels ſeiner Beſatzungen Gewalthaber geworden war, erſt recht zu befeſtigen, und das Weitere von der Zeit und vom Glück der Umſtände zu erwarten. Er war nun bereits ſoviel als Fürſt von Mecklenburg geworden, und machte ſich jetzt Hoffnung, in kurzer Zeit auch Herzog von Pommern (nach dem Hintritt nämlich des damals regierenden, unbeerbten Herzogs Bogislaus XIV.) werden zu können. In ſolcher Hinſicht ſuchte er nunmehr die Freundſchaft, wenigſtens die Nachſicht des Königs von Dänemark zu gewinnen, und wider die Widerſprüche und Gegenanſtalten des ſchwediſchen Hofes ſich im voraus ſicher zu ſtellen. Jenes glaubte er dadurch leicht zu bewirken, daß er dem König von Dänemark allen Verdacht wegen der den Hanſeſtädten gemachten Zumuthungen benahm, und ihm zu gleicher Zeit zu einem nahen, und ehrenvollen Frieden unter ſeiner Verwendung, eine ſchmeichelhafte Ausſicht eröffnete; wie er es denn auch ſogleich durch Drohungen wirklich dahin brachte, daß der Kaiſer ſich entſchließen mußte, alle Herrlichkeit ſeines Planes einzuſtellen, die Unterhandlungen mit den Hanſeſtädten abzubrechen, und ſeinen Geſandten Schwarzenberg eiligſt zurückzurufen. Wider den König von Schweden glaubte er ſich nicht beſſer verwahren zu können, als wenn er ſich bei Zeiten der pommeriſchen Seeſtädte und ihrer Häfen, und vor allen der beſten, und für ſein Mecklenburg trefflichſt gelegnen, von der Natur ſowohl, als der Kunſt befeſtigten, Hanſeſtadt Stalſund bemächtigte. Er ſtellte ſich vor, daß er zur Erreichung ſeiner Abſicht nichts weiter zu thun brauchte, als der Stadt zu bedeuten, daß ſie, aus Ergebenheit gegen den Kaiſer, einer Beſatzung, welche er auf 1800 Mann beſtimmte, Quartiere in der Stadt geben ſollte, und damit ſie keinen Argwohn irgend eines Mißbrauchs ſchöpfen könnte, verſicherte er, daß die Truppen dem Magiſtrat unter geben ſeyn ſollten. Als der Magiſtrat dieſe

Zumuthung ablehnte, meldete ſich der kaiſerliche Oberſte Göz, mit dem Anſuchen, daß ihm erlaubt werden möchte, mit vier bis fünf tauſend Mann durch die Stadt nach der Inſel Rügen, auf welcher ſchon ſeit dem Herbſt 1627 kaiſerliche Truppen lagen, zu ziehen. Als der Magiſtrat mit aller Achtung, (er beſchenkte ſogar den Oberſten, vertheilte unter ſeine Mannſchaft Proviant, und verſchaffte ihr Fahrzeuge zur Ueberfahrt) auch dieſe Forderung ablehnte: ſo erſchien jetzt ein anderer Oberſter, Sparen, welcher im Namen des Feldmarſchalls Arnheim, und auf ausdrücklichen Befehl Wallenſteins, für die Befreiung von aller Einquartierung, hundert und fünfzigtauſend Rthl. forderte. Da nun der Magiſtrat eine ſehr beträchtliche Summe, achtzigtauſend Thaler nämlich, bewilligte, und einen Theil davon ſogleich entrichtete, ſo ſuchte Arnheim auf verſchiedene Art, die Stadt zu irgend einer Handlung, welche ihm eine Gelegenheit, ihr feindlich zu begegnen, verſchaffen könnte, zu reizen; und da es ihm nicht gelang, die Geduld derſelben zu ermüden: ſo wollte und behauptete er durchaus, daß ſie an einer Beleidigung und feindlichen Unternehmung, welche vom König von Dänemark, Chriſtian IV., herrührte, Theil genommen haben ſollte, und rückte im Mai mit achttauſend Mann in das, nahe vor der Stadt liegende Heinholz, verſchanzte ſich daſelbſt, verwarf alle Vermittlungen zu einem Vergleich, und machte Anſtalten und Verſuche, welche keinen Zweifel mehr übrig ließen, daß es auf eine wirkliche und harte Belagerung angeſehen ſey. In dieſer traurigen Lage ſuchten die Bürger der Stadt alles hervor, was Muth und Entſchloſſenheit einflößen kann; und nachdem ſie den Hanſeſtädten, den Königen von Dänemark und Schweden, dann dem Herzog von Pommern die Gefahr, in der ſie ſchwebten, mit der Bitte um Beiſtand benachrichtet; nachdem ſie ihre Weiber, Kinder, und vornehmſten Schätze nach benachbarten Städten in Sicherheit gebracht hatten, machten ſie unverzüglich ihre Gegenanſtalten, wobei übrigens ihre entſchloſſene Herzhaftigkeit größer, als der Nachdruck und Erfolg derſelben geweſen ſeyn dürfte, wenn nicht an der Erhaltung der Stadt Stralſund den benachbarten Seemächten eben ſo viel, als ſelbſt den Bürgern, gelegen geweſen wäre.

Der König von Dänemark nahm ſich der Wohlfahrt der beängſtigten Stadt, wie ſeines eigenen Landes an, und dieſer Herr war nunmehr, da er zur See kämpfen ſollte, ungleich beſſer gefaßt, als er es bei ſeiner, zu ſehr zerſtückelten Landmacht zu ſeyn ſchien. „Seine Kriegsſchiffe erſchienen ſchon im Hornung 1628 in der See, und ſein Unteradmiral Pros Mundt, der an der mecklenburgiſchen und pommerſchen Küſte kreuzte, verſenkte, oder verderbte eine Menge Schiffe, welche Wallenſtein aus Mecklenburg, Pommern und Holſtein zu Wismar zuſammengebracht hatte, um ſich ihrer zu einer Landung auf den gegenüber liegenden Inſeln, Laaland, und Falſter, zu bedienen, und er verſtopfte die Warnemünde, indem er mit Steinen belaſtete Fahrzeuge in der Einfahrt verſenkte. Gabriel Kruſe deckte mit acht Kriegsſchiffen, und zwei Fregatten die Mündung der Elbe,“ nach welcher auch Heinrich Wind als Admiral geſchickt wurde, um auf dieſem Fluſſe, ſo wie auf der Weſer, keine fremden Schiffe ziehen zu laſſen, und zu Stralſund ſelbſt erſchien ſogleich im Anfang der Belagerung, im Mai nämlich, der däniſche Oberſte, Heinrich Holk, der das Commando der Stadt übernahm, in welcher noch im nämlichen Monat Robert Monro mit ſeinem ſchottiſchen Regiment, und von Zeit zu Zeit andere, ſehr ergiebige Verſtärkungen an Mannſchaft, Munition, Proviant und Geld unmittelbar aus Dänemark, aus Lübeck, Schweden, Hamburg ꝛc. erſchienen. Die Anführer Holk und Arnheim zogen jetzt die Erwartung von ganz Europa nach ſich, und die Geſchichte liefert wenige Beiſpiele, daß irgend eine Stadt muthiger vertheidigt, und ungeſtümer belagert wurde. Arnheim machte ſich kein Bedenken, während der Unterhandlungen, da die von ununterbrochenen Wachen, Gefahren und Arbeiten erſchöpften Bürger und Soldaten ausruhen zu können glaubten, dieſelben nach Mitternacht plötzlich zu überfallen, was ihm aber ſo wenig gelang, daß er zweitauſend Mann unter den Wällen verlor, und tauſend verwundete bekam, welche nach Grifswalde abgeführt wurden. Im Monat Juni kam ſelbſt Wallenſtein aus Prag im Lager bei Arnheim an. Sowohl der langſame Gang der Belagerung, als beſonders ein kaiſerlicher Befehl, welchen eine nach Prag abgeſchickte bürgerliche Deputation ausgewirkt hatte, daß die Belagerung unverzüglich aufgehoben werden ſollte, entrüſtete ihn dergeſtalt, daß er einen heftigen Schwur that, Stralſund, wenn die Stadt auch mit Ketten an dem Himmel hienge, erobern zu wollen. Die Stadt erhielt jetzt wieder von allen Seiten neue Unterſtützungen, und in der That, ſie bedurfte derſelben. Wallenſtein unternahm ſogleich, in der Nacht nach ſeiner Ankunft, einen ſchrecklichen Sturm, und beinahe einige Wochen hindurch ununterbrochen wiederholte er wüthende Stürme, bei welchen einige Male mehrere Regimenter zugleich, und wenn dieſe ermüdet, oder durch Niederlagen verdünnet worden waren, immer wieder friſche nachrücken mußten. Aber jeder neue Verſuch zog für Wallenſtein einen neuen Verluſt nach ſich, und in einem Ausfalle des Holks wurde ihm eines Tages eines der beſten und älteſten kaiſerlichen Regimenter, von Tiefenbach, faſt gänzlich zu Grunde gerichtet. Wallenſtein nahm ſogar zur Beſtechung ſeine Zuflucht. Zwei Rathsherrn, und eben ſo viele Bürger, ließen ſich vom Geld verblenden, Feuer in eine verfallne Kirche, worin Pulver nebſt andern Kriegsgeräthſchaften aufbewahrt wurde, zu legen. Allein die Abſicht, welche Wallenſtein dabei hatte, daß die Bürger und die Beſatzung während der Rettung des Innern der Stadt, die Vertheidigung derſelben verſäumen möchten, gelang nicht, und die Bürger trieben ihn mit einem Verluſt von fünfhundert ſeiner Leute zurück. Dieſe und andere Abfertigungen, mit welchen die Belagerten ihre Feinde empfingen und zurückwieſen, erfüllten den Wallenſtein mit einer ſolchen Erbitterung und Begierde, ſich an den Bürgern rächen zu können, daß er alle Vermittelung, welche ihm der Churfürſt von Brandenburg, und der Herzog von Pommern, welche perſönlich zu ihm ins

Lager kamen, machten, ausſchlug, und Bedingungen ſetzte, deren bloße Zumuthung die Stadt von ſich wies. Als aber zuletzt der König Chriſtian IV. von Dänemark, welcher ſich bereits im März des J. 1628 mit einer Flotte von zwölf bis vierzehn Kriegsſchiffen in die See begeben, die Kaiſerlichen aus der Inſel Femern vertrieben, und bei achtzig Fahrzeuge erbeutet hatte, ſelbſt in Perſon vor Stralſund erſchien, die feindlichen Truppen durch eine geſchickte Stellung von der Inſel Rügen abſchnitt, und den Bürgern und der Beſatzung von Stralſund zu neuen Ausfällen Muth machte; als er durch einen andern Theil ſeiner Truppen Mecklenburg bedrohte, und als noch ferner ein ſchwediſches Korps aus Preußen nach Pommern rückte, entſchloß er ſich, mit dem Herzog Bogislaw von Pommern, wegen Stralſund, einen Vergleich zu ſchließen, und die Belagerung der Stadt, vor welcher er 16800 Mann Fußvolk, und 1200 Reiter verlor, den 24 Juli 1628 aufzuheben, und ſich nach Mecklenburg zu begeben. Weil aber die Stralſunder die ohne ihr Vorwiſſen vom Herzog von Pommern einſeitig abgeſchloßnen Bedingungen, nach deren Inhalt ſie alles Kriegsvolk abdanken, oder entfernen, alle neuen Außenwerke niederreißen, eine pommerſche Beſatzung einnehmen, und in zwei

Friſten die rückſtändigen fünfzigtauſend Thaler bezahlen ſollten, u. ſ. w. keineswegs ſo ganz beſtätigen wollten, erſchien er im Sept. 1628 neuerdings vor der Stadt, deren Eroberung er aber eben ſo bald wieder aufgab, als er zu die Außenwerke nicht nur nicht zerſtört, ſondern vergrößert, und überdieß die Stadt von den Schweden vertheidigt fand, deren König, Guſtav Adolph, ſich die Bürger, ſtatt ihres bisherigen, jetzt ſelbſt unterdrückten Herzogs von Pommern, mit Einverſtändniß des Königs von Dänemark, zu ihrem Schutzherrn gewählt hatten.

Noch hatte Wallenſtein die Stadt Roſtock in Mecklenburg, und die Feſtungen Glückſtadt, und Krempe im Hollſteiniſchen nicht in ſeiner Gewalt; allein, nachdem es ſeinen Truppen bereits gelang, dem König von Dänemark verſchiedene Unternehmungen auf Kiel, Oldenburg, die Inſel Rügen, Wolgaſt, (wo gleichwohl Chriſtian ſechzig, dem Herzog von Pommern gehörige metallene Kanonen, nebſt vielem Kriegs- und Pulvervorrath aus dem fürſtlichen Schloß mit ſich nahm) zu vereiteln, erſchien er ganz unvermuthet vor der Hanſeſtadt Roſtock, welche, da ſie bereits hundert und fünfzigtauſend Thaler zur Abwendung der Einquartierung erlegt hatte, ſicher und unbeſorgt geworden, mit keiner Gegenwehr gerüſtet, und mithin ganz außer Stande war, den Zumuthungen Wallenſteins, daß ſie eine Beſatzung, wiewohl nur von tauſend Musketierern, und mit der Freiheit, ihr eigenes Regiment zu behalten, einnehmen ſollte, zu widerſtehen; daher ſie die Beſatzung den 27. Okt. 1628 aufnahm. Auch mit der kleinen Feſtung Krempe gelang es ihm, indem ſich der Kommandant derſelben, Georg Alefeld aus Mangel an Proviant, gegen einen freien ehrenvollen Abzug, den 14. Nov. 1628 an den bayeriſchen General Pappenheim ergab; aber Glückſtadt, worin Marquard Ranzov kommandirte, hielt ſich nicht nur, ſondern fügte noch überdieß den Kaiſerlichen ſo vielen Schaden zu (im Auguſt bekam Ranzov in einem Ausfalle unter vielen andern den General Hanibal Freiherrn von Schaumburg gefangen), daß Wallenſtein die einige Monate fortgeſetzte Einſchließung derſelben aufzuheben befahl.

Und überhaupt nahm dieſer Seekrieg bei der, vom Glücke begünſtigten, Thätigkeit des Königs Chriſtian für Wallenſtein, und für den Vortheil ſeines Herrn, des Kaiſers, eine ſehr mißliche Wendung, bei welcher dieſen ſchon die Klugheit geneigt machte, einen Frieden zu wünſchen, und einer baldigen Einleitung für denſelben Gehör zu geben. Da die mit ſo vieler Heftigkeit ſo viele Jahre fortgeſetzten Streitigkeiten für alle deutſche Länder, auch für ſolche, welche nicht unmittelbar an dem Kampfe Antheil nahmen, drückend und gefährlich waren, ſo hatten ſich ſchon im J. 1627 bei einer zu Colmar in Elſaß angeſtellten Verſammlung (wovon nachher die Rede ſeyn wird) die Herzoge von Lothringen und Wirtemberg alle Mühe gegeben, Friedensvorſchläge einzuleiten, und bei dem auf den 13. Sept. des nämlichen Jahrs nach Mühlhauſen ausgeſchriebnen Churfürſtentag hatte ſich ſelbſt der König Chriſtian unmittelbar an den Kaiſer gewandt; allein da damals dem Kaiſer noch alles nach ſeinen Wünſchen ging, ſo fand er für gut, die Sache dergeſtalt zu erſchweren, daß von Seite Dänemarks, und der Pfalz nicht einmal Geſandte erſchienen; aber nunmehr brachten es die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg endlich dahin, daß der Kaiſer, nachdem er ſich noch einige Zeit eine vornehme Miene gegeben, das ſchriftlich an ihn geſtellte Anſuchen der däniſchen Reichsräthe um die Herſtellung eines guten Verſtändniſſes nicht weiter abwies, ſondern die ganze Verhandlung mit einer unumſchränkten Vollmacht dem Tilly und Wallenſtein auftrug. Dieſe Feldherrn beſtimmten, nach einigen über die Wahl eines Orts, an welchem die Unterhandlungen vor ſich gehen ſollten, gethanen Vorſchlägen die Hanſeſtadt Lübeck, und den 16. Jener 1629 zum erſten Zuſammentritt. Dieſer kam auch im gedachten Monate wirklich zu Stande; aber an der Stelle jener Feldherrn erſchienen bloß ihre Abgeordneten, nämlich der Freiherr von Altringer, kaiſerlicher Kriegsrath und Generalwachtmeiſter, Juſt Maximilian Freiherr von Gronsfeld, kaiſerlicher Oberſter und churbayeriſcher Kämmerer, Johann Balthaſar Freiherr von Dietrichſtein, kaiſerlicher Kämmerer, Johann Chriſtoph von Rupa, Oberſtlieutenant, bayeriſcher Hofkämmerer, Kriegsrath und Kriegscommiſſär, Reinhard von Walmerode, kaiſerlicher Kofkammerrath, und endlich der obengenannte Hannibal von Schaumburg, welcher indeß gegen den däniſchen Oberſten Nelle ausgewechſelt worden war. Die däniſchen Geſandten waren wegen Dänemark der Kanzler, Chriſtian Früs, der Reichskanzler, Jakob Ulfeld, und der Reichsrath, Albrecht Scheel; wegen der Herzogthümer der deutſche Kanzler, Levin Marſchalk, die beiden Landräthe Ditlev Ranzov auf Panker, dann Heinrich Ranzov auf Schmoll, und der königliche geheime Sekretär, Friedrich Günther. Die Geſandten des

Königs von Schweden, Guſtav Adolph, welcher behauptete, daß er, als Schutzherr von Stralſund nothwendig zur bevorſtehenden Friedensunterhandlung gezogen werden müßte, wurden von den kaiſerlichen Abgeordneten, und zwar auf ihre wiederholten ſchriftlichen Vorſtellungen, nur mündlich, ſchlechterdings abgewieſen.

Aber auch dieſer Zuſammentritt dürfte, wenn während deſſelben die kaiſerlichen Waffen das Glück wieder angelächelt hätte, ohne Wirkung geblieben ſeyn. Nachdem nämlich die Anweſenden (nach der gewöhnlichen Art ſolcher Verſammlungen, zumal wenn noch immer auf die Entwickelung eines wichtigen Umſtandes gewartet, und ein Zeitaufſchub geſucht wird) erſt noch eine Weile über Titel, Rang und die Vollmachten ihre Bedenken geäußert, und ihre Zweifel wieder beigelegt, nachdem ſie von der Billigkeit und Mäßigung ihrer Anträge geſprochen, und dann über die Nothwendigkeit, ſich etwas billiger zu erklären, und dem Zwecke beſſer zu nähern, wechſelweiſe das Nöthige erſchöpft hatten, blieb noch immer wenig Hoffnung zu einem guten Ausgange übrig. Man beſchuldigte ſich wechſelweiſe, daß man keinen wahren Ernſt, einen Frieden zu Stand zu bringen, zeige. Allein der König Christian von Dänemark widerlegte dieſe Beſchuldigung ſeiner Seits bloß dadurch, daß er alles, was bisher in Lübeck vorgegangen, die däniſchen Vorſchläge, die kaiſerlichen Forderungen, und die Antworten und Gegenantworten zuſammen drucken ließ, und dann legte er den Kaiſerlichen noch ganz andere Beweggründe, welche zur Beförderung des Friedens riethen, ans Herz; gleichwie er nämlich niemals in einen Waffenſtillſtand gewilligt hatte, ſo hatte er ſeinen Feldzug im J. 1629 frühzeitig eröffnet, ja noch im Winter ſeine meiſte Stärke gegen das Herzogthum Schleswig gerichtet, in der Abſicht, die kaiſerlichen Truppen in Jütland abzuſchneiden, und den übrigen, die um die Elbe herumlagen, von der weſtlichen Küſte und den dabei liegenden Inſeln aus alle Zufuhr auf der Nordſee zu benehmen. Dieſe Abſichten wurden durch den beſten Erfolg begünſtigt. General Morgan landete im Mai 1629 mit einem Korps von ſechs tauſend Mann, und ſechs Compagnien zu Pferd auf der Inſel Nordſtrand, welche der Herzog von Holſtein Gottorp mit Gewalt gezwungen hatte, eine kaiſerliche Beſatzung einzunehmen, eroberte dieſe Inſel, verjagte die kaiſerlichen und herzoglichen Truppen, wo er welche fand, tödtete einen großen Theil derſelben, und nahm allein bei der Stadt Huſum von einem in fünf tauſend Mann beſtandenen Korps alles, was am Leben blieb, gefangen. Der König ſelbſt, welcher beſchloſſen hatte, das Herzogthum Schleswig von der öſtlichen Seite anzugreifen, war, nach einigen glücklichen Fortſchritten, vor Gottorp gerückt, wo er von einigen herzoglichen Räthen das Verſprechen erhielt, daß alle kaiſerliche Soldaten aus dem herzoglichen Gebiete weggeſchafft werden ſollten; und nebſt allem dieſem ließen ſich däniſche Kriegsſchiffe, welche die Unternehmungen auf dem Lande decken ſollten, in der Oſt- und Nordſee ſehen; und mit Einem Wort, die Furcht der Kaiſerlichen, daß ihre in Jütland verlegten Truppen von den übrigen abgeſchnitten werden möchten, wurde mit jeder neuen Nachricht, welche über die glücklichen Fortſchritte der däniſchen Waffen einliefen, gegründeter. Zu dem allem kam das beſonders gute Vernehmen, mit welchem ſich der König von Dänemark, Chriſtian IV., mit dem König von Schweden, Guſtav Adolph, (beide Könige waren im Hornung 1629 auf der hall- oder hochlandiſchen Gränze in Südgothland vier Tage lang in höchſter Vertraulichkeit beiſammen geweſen) immer näher vereinigte, und es war zu beſorgen, daß der ſchwediſche König, welcher ſich wegen der ſchmählichen Zurückweiſung ſeiner Geſandten von den eben erwähnten, zu Lübeck angeſtellten Friedensunterhandlungen, tief beleidigt fand, aus Rache, gemeinſchaftlich mit dem däniſchen Könige auftreten, und den Krieg mit friſcher Kraft und Anſtrengung fortſetzen möchte. Dieſe ſämmtlichen Umſtände trieben die Kaiſerlichen, den endlichen Entwurf des Friedens zu beſchleunigen, welcher dann zu Lübeck den 22. Mai abgeſchloſſen, den 27. Mai, zu Wien den 13. Juni 1629 unterzeichnet worden, und im Weſentlichen des Inhalts war:

a) „Der König von Dänemark, Chriſtian IV verſpricht, ſich anders nicht in die Sachen des römiſchen Reichs zu miſchen, als inſofern es ihm, als einem Fürſten und Stand deſſelben wegen des Herzogthums Holſtein gebührt, noch unter einigem Scheine für ſich oder ſeine Söhne ſich deutſche Stifter anzumaßen, noch dem Kaiſer in ſeiner Regierung Eintrag zu thun; dagegen verſpricht auch dieſer, ſich keiner in den Königreichen und ſouverainen Landen des Königs vorgehenden Sachen anzumaßen. Dabei wird beſchloſſen, künftig unverhoffte Mißverſtändniſſe zwiſchen beiderſeits Majeſtäten, oder dero Nachfolgern, ohne Ergreifung der Thätlichkeiten, entweder in Güte, oder durch beiderſeits erſuchte Schiedsrichter beizulegen.

b) Alle Forderungen wegen einer Schadloshaltung werden aufgehoben; doch wird dem König alles vorbehalten, was er vor dem Kriege in dem niederſächſiſchen Kreiſe rechtmäßig zu fordern gehabt. Bei der freien und unſchädlichen Wiedereinräumung der durch die Kaiſerlichen eroberten Provinzen wird dem Kaiſer und dem römiſchen Reich ihr Recht auf Holſtein vorbehalten.

c) Alle Gefangene von beiden Seiten ſollen, ohne einige Beſchwerung, losgelaſſen werden.

d) Auf kaiſerliches Begehren ſollen in dieſen Frieden eingeſchloſſen ſeyn die Kronen Spanien und Polen, die Infantinn zu Brüſſel mit dem geſammten Hauſe Oeſterreich, dann mit Churbayern, und allen übrigen ihm beiſtehenden gehorſamen Churfürſten und Ständen des römiſchen Reichs; dann auf däniſcher Seite die Kronen Frankreich, Großbritanien und Schweden, und die Staaten der vereinigten Niederlande.

e) Obwohl der König beweglich erinnert, und eifrig darauf beſtanden, dieſem Vertrage ausdrücklich beizufügen, daß Fürſten und Stände über ordentlich Recht nicht beſchwert werden möchten, ſo wolle er doch, weil man beſtändig dagegen angeführt, daß der Kaiſer niemand wider Recht und Billigkeit zu beſchweren gemeint ſey, allerdings damit ſich befriedigen. Der König verſpricht überdieß dem Hauſe Holſtein-Gottorp die Inſeln Femern und Nordſtrand, wie auch deſſelben Antheil an Föhr und Sylt ohne Entgeld wieder einzuräumen, doch der Krone Dänemark ihr Recht an dieſen Ländern vorbehalten; er verbindet ſich auch, das in dieſem Kriege Vorgegangene keinem Fürſten oder Stand des römiſchen Reichs entgelten zu laſſen."

Das Ende dieſes Krieges war für den König Chriſtian allerdings ſo beſchaffen, daß er in Hinſicht ſeiner perſönlichen Anſtrengungen, dann der gutgegründeten Ausſichten, unter welchen er den Krieg anfieg, berechtigt war, ein Beſſeres zu hoffen. Er mußte ſein feierlich gegebenes Wort, daß er ohne Beiziehung ſeiner Bundesgenoſſen keinen Frieden ſchließen wolle, aufgeben; er mußte den Pfalzgrafen Friedrich, deſſen Wiederherſtellung von ihm, als Hauptzweck ſeines Krieges, aufgeſtellt wurde, er mußte die Herzoge von Mecklenburg, und überhaupt die niederſächſiſchen Kreisſtände ihrem Schickſale überlaſſen; er mußte auf die für ſeine Söhne mühſam gewonnenen oder gehofften Stifter, Bremen, Verden, Halberſtadt, Osnabrück, Schwerin Verzicht thun, und ſich am Ende für ſeine ſo ungeheuren Aufwände, und ertragnen Mühſeligkeiten mit nichts weiter belohnt ſehen, als mit der Wiedererhaltung ſeiner ganz zerrütteten und erſchöpften Länder. Allein er wich dem Looſe der eiſernen Nothwendigkeit. Seine Bundesgenoſſen, ohne deren vereinte Mitwirkung er den Krieg wahrſcheinlich nie unternommen haben würde, hatten ihn gleich anfangs verlaſſen. Frankreich, das mit England ſelbſt zerfiel, und England, das zwar ein Korps Truppen, aber wenig Geld ſchickte, hatten mehr verſprochen, als geleiſtet. Die niederſächſiſchen Kreisſtände hatten ſich größtentheils gleich anfangs zurückgezogen, und die Erwartungen von Bethlen Gabor, und deſſen Verbündeten wurden durch den Wankelmuth jenes Fürſten und durch Unglücksfälle vereitelt; und dem tapfern und gutmüthigen König Chriſtian IV. blieb zuletzt, da ihn endlich das Glück, aber zu ſpät, anlächelte, nichts übrig, als der Muth, ſich in ſein Bewußtſeyn, alles, was er für ſeinen Zweck thun mußte, oder thun zu müſſen glaubte, redlich und eifrig gethan zu haben, zu hüllen, und die Vorwürfe welche man ihm wegen der, von ihm unterzeichneten, Friedensbedingniſſe von vielen

Seiten machte, zu verachten; er verewigte auch dieſen Frieden durch eine Denkmünze mit der Aufſchrift: „Tandem bona causa triumphat. 1629.“

§. XIV.

Die Urſachen und Beweggründe, wegen welcher im J. 1626 die Fortſetzung des Krieges beſchloſſen wurde, waren nunmehr gänzlich weggeräumt. Die rüſtigen Vorfechter, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, und Mansfeld hatten mit vielen andern heftigen und geſchickten Feldherren den Kriegsſchauplatz auf ewig verlaſſen. Der König Chriſtian IV. von Dänemark hatte ſich von demſelben, vermittelſt feierlicher Verträge, zurückgezogen, und Kaiſer Ferdinand II. hatte jetzt wieder die ſchönſte Gelegenheit erhalten, den für ihn ſtreitenden und ſiegreichen Armeen ebenfalls den Rückzug zu gebieten, das was in Deutſchland noch zu berichtigen war, auf dem Wege der Unterhandlungen vollends beizulegen, und dem deutſchen Vaterlande endlich den Frieden, von welchem er ſelbſt ſo oft verſichert hatte, daß er ſein innigſter Wunſch ſey, zu geben. Ganz Deutſchland ſehnte ſich auch nach dieſem Frieden unausſprechlich, und ſämmtliche Fürſten und Stände boten alles auf, um ihn zu bewirken. Ihre Länder, auch die Länder derjenigen, welche ſich ganz ruhig, und ſchlechterdings von allem Kriege entfernt gehalten hatten, wurden, ſeit Wallenſtein aufgetreten war, durch Einquartierungen, Expreſſungen, und durch alle erdenkliche Arten von Ausſchweifungen der zügelloſeſten Truppen gedrückt und mißhandelt. So mußte, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, das ſchon durch unaufhörliche Durchzüge feindlicher Truppen ganz erſchöpfte Wirtemberg an ein daſelbſt einquartiertes Wallenſteiniſches Korps monatlich erſt 120, dann 160 tauſend Gulden bezahlen, und alle Vorſtellungen und Bitten halfen ſo wenig, daß Wallenſtein, der in dieſem eben ſo unglücklichen als unſchuldigen Lande, einigemal mit ſeiner Leibgarde, welche er auf das Beſte bewirthet wiſſen wollte, perſönlich das Quartier nahm, den beſtürzten Einwohnern anſtatt eines Troſtes, die ſchreckliche Antwort gab, „wie er hie ſo ſengen und brennen laſſen wolle, daß die Engel und alle Heilige im Himmel die Hitze ſpüren, und ihre Füße an ſich ziehen ſollten;“ eine Antwort, welche mit der Abſicht Wallenſteins ganz überein kam, welche dahin zu gehen ſchien, den Herzog Johann Friedrich (der darüber den 18. Juli 1628 aus Kummer ſtarb) zu irgend einer

Handlung einer entſchloſſenen Widerſetzlichkeit zu zwingen, um ſich dann des Herzogthums vollends bemächtigen, und daſſelbe, wie es ihm mit Mecklenburg gelang, an ſich reißen zu können. Selbſt die Länder der zur Liga gehörigen Bundesfürſten wurden von Wallenſtein, wie vom Feind eroberte Provinzen, behandelt, indem er in denſelben nach ſeinem Belieben Quartiere nahm, Werbungen anſtellte, und alle Arten von Muthwillen, welche ſich ſeine Generale und Soldaten darin zu Schulden kommen ließen, duldete. Und je fortreißender und unaufhaltſamer das Glück ſeiner Waffen wurde: deſto unerträglicher und unabſehbarer wurde ſein Verfahren. Die Macht des Kaiſers, in deſſen Namen, wenn gleich nicht immer auf deſſen unmittelbaren Befehl, Wallenſtein handelte, wurde zuletzt nicht nur den proteſtantiſchen, ſondern auch ſelbſt den katholiſchen Fürſten gleich bedenklich und fürchterlich. Die Freiheit von Deutſchland ſchien jetzt in Gefahr zu ſeyn; und in der That war jetzt der Zeitpunkt vorhanden, da die Furcht vor einer alles verſchlingenden Macht des Kaiſers wirklich gegründet war.

In dieſem kritiſchen Zeitpunkte, und ſchon in der Annäherung deſſelben, ſprach zuerſt die Liga, und vor allen das Haupt derſelben, Maximilian von Bayern, ein nachdrückliches Wort. Schon im J. 1627 den 22. Hornung verſammelten ſich die vornehmſten Glieder jener Liga (aus dem rheiniſchen Bezirk, Mainz, Trier, Cöln, aus dem oberländiſchen, Bayern, Bamberg, Würzburg, Eichſtädt und Augsburg) zu Würzburg. *) Hier wurde bereits von der Nothwendigkeit geſprochen, daß man den Gewaltthätigkeiten Wallenſteins und ſeiner Generale Gewalt entgegen ſetzen müßte, und nur noch aus Achtung für den Kaiſer, und nur noch in der Erwartung, daß er den dringendſten Vorſtellungen Gehör geben würde, wurde beſchloſſen, daß an denſelben eine Geſandtſchaft, welche von rheiniſcher Seite dem Rheinhart Metternich, von der oberländiſchen dem Maximilian Kurz aufgetragen wurde, abgefertigt, und um die ſchleunigſte Abſtellung aller Bedrückungen angeſucht, indeß aber den wallenſteiniſchen Werb- und Muſterplätzen ſogleich, ſo viel möglich, Einhalt gethan, dem geworbenen Volke der Durchzug verwehrt, und die kleinen Haufen deſſelben, ehe ſie beträchtlich angewachſen ſeyn würden, doch ohne beſondere Gewalt, zerſtreut werden ſollten;

---

*) Diplomatiſche Geſchichte der deutſchen Liga. S. 219.

und damit die Truppen der Liga, aus Mangel an Unterſtützung, über welchen Tilly ſchon ſo oft auf das nachdrücklichſte geklagt, und um Kleidung, Lebensmittel, Fourage und andere Kriegsbedürfniſſe dringendſt geſchrieben hatte, nicht ſelbſt in die unvermeidliche Nothwendigkeit verſetzt werden möchten, ſich ihre Bedürfniſſe in ihren Quartieren mit Gewalt zu verſchaffen, ſo wurde für die ligiſtiſche Armee, welche damals auf 15000 Fußknechte und 7000 Reiter berechnet wurde, eine Anlage von 972500 Thalern (wovon 315000 von den rheiniſchen, 387500 von den oberländiſchen, und insbeſondere vom Churfürſten in Bayern 270000 in kurzen Friſten zu entrichten kamen) feſtgeſetzt, und ferner beſchloſſen, daß für die Armee Magazine angelegt, und daß zur Unterſtützung des Artillerie- und Fuhrweſens eine beträchtliche Anzahl mit Leuten und Pferden gerüſteter Wagen, gemäß des Anſuchens Tillys, abgeſchickt werden ſollten. Die Antwort, welche der Kaiſer der Geſandtſchaft ertheilte, war, daß er die Sachen in Ueberlegung nehmen, und zu ſolchem Ende binnen kurzer Zeit die Churfürſten nach Mühlhauſen beſcheiden, übrigens billigen Friedensvorſchlägen ein williges Gehör geben wollte.

Da die bisherigen Erfahrungen gezeigt hatten, daß auf ſolchen Verſammlungen die

Zeit gewöhnlich mit weitläufigen Einleitungen zugebracht, neue Schwierigkeiten hervorgeſucht, und am Ende die beſten Abſichten vereitelt werden: ſo nahmen jetzt die Herzoge von Wirtemberg und Lothringen, in Betreff der Angelegenheiten des Pfalzgrafen Friedrich V. im Juli 1627, eine einleitende Vermittlung auf ſich, und ihre Geſandten mußten ſich zu Colmar im Elſaßiſchen mit den rheinpfälziſchen Abgeordneten über die Forderungen, auf welchen der Pfalzgraf zu beſtehen, oder welchen er zu entſagen entſchloſſen wäre, vorläufig benehmen. Dieſe Abgeordneten erklärten, „daß ihr Herr, der Pfalzgraf, erbietig und geſinnet ſey, dem Kaiſer durch eine Abordnung ſeine herzliche und aufrichtige Reue über alles vorgefallene zu bezeigen, ihn um ſeine Verſöhnung und Gnade, aber auch zu gleicher Zeit um die Wiedereinſetzung in alle ſeine Länder und Würden für ſich und ſeine Nachkommenſchaft zu bitten; wo er übrigens unter ſeinen Ländern das Königreich Böhmen nicht weiter verſtanden, ſondern gerne alle Verzicht mit allen Formeln, wie mans von ihm verlangen würde, leiſten wolle. Was den Maximilian von Bayern beträfe, ſo möge er Pfalzgraf ſich zwar zu Sr. kaiſerl. Majeſtät nicht verſehen, daß Höchſtſelbe den Maximilian zur Herausgabe der Würden und Länder, welche von ihm erobert, oder ihm eingeräumt worden wären, mit einigem Zwange anhalten werde; allein er getraue ſich, zu hoffen, daß ſelbſt der großmüthige Maximilian Güte und Billigkeit eintreten laſſen, und ihm das, was ihm, und zumal ſeinen, an allem Vorgefallenen gänzlich unſchuldigen, Kindern und Nachkommen in allem Recht gebühre, zu ſeinem unſterblichen Dank und Ruhm bei der Nachwelt, wieder zurückſtellen werde; wie er denn in dem für ihn höchſt betrübten Fall, daß man ſeine Erwartung für zu groß anſehen ſollte, ſogar bereit ſey, den Maximilian von Bayern auf die Tage ſeines Lebens als Mitchurfürſten anzuerkennen, und ihm abwechslungsweiſe, die mit der churfürſtlichen Würde vereinigten Vorrechte und Handlungen zu überlaſſen. Wegen der Religion, welche man ſeinen Unterthanen beſchränkt, und überall nur die katholiſche einzuführen ſich beſtrebt hätte, müſſe er Se. kaiſerl. Majeſtät erinnern, wie Höchſtſelbe gleich beim Ausbruche des Krieges wiederholt ſich erklärt hätten, daß der Krieg nichts weniger als wegen der Religion unternommen, und daß die Abſicht ſchlechterdings niemals dahin gerichtet worden ſey, das Gewiſſen eines Unterthans wider ſeine Ueberzeugung zu kränken. Auch gäbe es kein Reichsgeſetz, welches verordnete, daß, wenn während der

Zeit, da ein Reichsſtand in die Ungnade des Kaiſers verfallen, und ſeiner Länder verluſtig erklärt wäre, eine andere Religion eingeführt worden, dieſe unwiederbringlich auch nach der erfolgten Wiederverſöhnung und kaiſerlichen Gnade, bei dem neueingeführten Zuſtand beharren müſſe. Gerne wolle er übrigens einige von den, in ſeinen Ländern eingeführten, katholiſchen Klöſtern und in denſelben die freie Religionsübung für katholiſche Unterthanen, doch mit dem Vorbehalt der jedem Landesherrn zuſtändigen Rechte, gedulden. Zur Erſtattung der Kriegskoſten glaubte er nicht verbunden, auch müßte er bedauern, durchaus außer Stand zu ſeyn, von den Unterthanen ſeiner zu Grund gerichteten Länder etwas zu erholen; wiewohl er dennoch gerne leiſten würde, was ihm zu leiſten eine Möglichkeit ſeyn würde." Da in dieſer Erklärung, bei welcher die pfälziſchen Abgeordneten ein für allemal ſtehen blieben, Punkte enthalten waren, von welchen ſich voraus ſehen ließ, daß ihre Annahme nicht Statt finden würde, ſo zerſchlug ſich die Vermittlung.

Dennoch erwartete man von dem Churfürſtentag zu Mühlhauſen eine beſſere Wendung der Sachen; vorzüglich ſchon aus der Urſache, weil ſich bei demſelben eine ſo große

Anzahl von Geſandten einfand; denn außer den kaiſerlichen Abgeordneten erſchienen ein franzöſiſcher, ſpaniſcher, magdeburgiſcher, bremiſcher, oldenburgiſcher, halberſtädtiſcher, braunſchweigiſcher, lübeckiſcher Geſandter, einer vom Pfalzgrafen Ludwig Philipp, ein heſſenkaſſeliſcher, ein Abgeordneter des päbſtlichen Nuntius zu Wien; ferner Abgeordnete von Regensburg, Straßburg, Nürnberg, Frankfurt, Ulm, und von andern Reichsſtädten. Von den Churfürſten erſchienen nur zwei, nämlich der Churfürſt Georg Friedrich von Mainz, und Joh. Georg von Sachſen in Perſon; *) die von Cöln, Trier, Bayern, Brandenburg ſchickten mit beſtimmten Aufträgen ihre Abgeordneten; nur dieſe letzteren, nämlich die Churfürſten und die churfürſtlichen Abgeordneten, dann die kaiſerlichen Bevollmächtigten, welche durch einen mainziſchen und einen bayeriſchen Geſandten in die Ver-

---

*) Ita passim: aber in der diplomatiſchen Geſchichte der deutſchen Liga heißt es S. 233: Der Kurfürſt von Sachſen entſchuldigte ſich, und erklärte, er werde nicht eher perſönlich eintreffen, bis gewiſſe Hinderniſſe aus dem Wege geräumt ſeyn würden: dieſe Hinderniſſe beſtanden vorzüglich in den bisherigen Verfügungen des Kaiſers in Rückſicht geiſtlicher Güter, in deſſen ſtarker Kriegsrüſtung und fortdauernder Werbung ꝛc."

ſammlung eingeführt wurden, nahmen unmittelbar an den Verhandlungen Theil, deren Ausgang nicht unſchwer ſchon vor ihrem Anfang vorauszuſehen war. Der Kaiſer hatte dieſe Zuſammenkunft bis ſpät im Okt. 1627 verlängert, um ſeine Anträge und Forderungen nach den glücklichen oder widrigen Fortſchritten der für ihn fechtenden Armeen bemeſſen zu können. Dieſe Fortſchritte waren, wie wir gehört haben, damals ſo glücklich, als man ſie nur immer wünſchen konnte, und ſetzten den Kaiſer in den Stand, ſeinen Ton, ſo hoch er wollte, zu ſtimmen. Indeß kam in dem Vortrag der kaiſerlichen Geſandtſchaft nichts Neues, noch Ungewöhnliches vor. Nachdem ſie, was ſie ſtets that, wieder in Erinnerung brachte, daß der Krieg, welcher in Böhmen ſeinen Anfang genommen, nicht vom Kaiſer, ſondern von ſeinen Feinden verurſacht, daß er auch lediglich von dieſen ſeit ſo vielen Jahren fortgeſetzt, und daß der Kaiſer, wider ſeinen Willen, und zum höchſten Nachtheile ſeiner Erbländer, bloß die unvermeidliche Nothwehr eintreten zu laſſen gezwungen worden, und daß es der ſehnlichſte Wunſch des Kaiſers ſey, einen allgemeinen und dauerhaften Frieden erhalten und dazu beitragen zu können, ſtellte ſie es dem verſammelten Churfürſtenkollegio vollkommen anheim, die Mittel anzugeben, wie der König von Dänemark von dem Beiſtande, welchen er dem Pfalzgrafen Friedrich leiſtetete, abzuſtehen bewegt, wie Se. kaiſerl. Majeſtät zur Schadloshaltung für den Aufwand ſo vieler Millionen, wobei Höchſtſelbe ſogar genöthigt worden ſeyen, einige ihrer Erbländer (die Lauſitz an den Churfürſten von Sachſen, Oberöſterreich an den Churfürſten von Bayern) zu verpfänden, verholfen, und welcher Beiſtand von den Churfürſten, im Falle, daß der Krieg noch länger fortgeſetzt werden müßte, erwartet werden könne. Die Churfürſtenverſammlung eröffnete hierauf ihre Antwort mit der lebhafteſten Schilderung der gräuelvollen Ausſchweifungen, Bedrückungen und Grauſamkeiten, welche ſich bei der wallenſteiniſchen Armee ſowohl Offiziere als Gemeine zu Schulden kommen, und welche eine gänzliche Zerrüttung, und das unvermeidliche Verderben aller deutſchen Länder und ihrer Verfaſſungen vorausſehen ließen, und äußerte die Hoffnung, daß Se. kaiſerl. Majeſtät nicht nur die erſt neuerdings am Rhein und in andern Ländern angeworbenen Truppen, ſondern auch einen beträchtlichen Theil der wirklich im Feld ſtehenden Armee entlaſſen würden. In Betreff der Mittel, durch welche der Friede in Deutſchland wieder hergeſtellt werden könnte, machten die Churfürſten folgende Vorſchläge:

1) Nachdem ſie wohl bedacht hätten, daß der Pfalzgraf Friedrich der wahre Urheber des entſetzlichen Kriegs, von welchem Deutſchland ſchon ſo viele Jahre ſo hart mitgenommen würde, ſey, ſo ſoll derſelbe Sr. kaiſerl. Majeſtät nach dem in ſolchen Fällen üblichen, deutſchen Herkommen eine Abbitte thun;
2) er ſoll dem Königreich Böhmen und der ungültigen Wahl auf ewig entſagen;
3) auch der verwirkten Churpfalz ſoll er entſagen; und
4) allen, wie immer genannten, wider den Kaiſer oder die Churfürſten gerichteten Bündniſſen; worauf ſie ſich
5) zu hoffen getrauten, daß Sr. kaiſerl. Majeſtät, wegen der Erſtattung der Kriegskoſten, dem Pfalzgrafen, welcher ſelbe zwar ſchuldig, aber ſie zu leiſten nun einmal außer Stand iſt, Gnade widerfahren und eine kaiſerliche Mäßigung werden eintreten laſſen; wie auch

6) daß Sr. kaiſerl. Majeſtät nicht aus Schuldigkeit, ſondern aus Gnade die über den Pfalzgrafen verhängte Reichsacht zu-

rücknehmen, und dazu ihm und ſeinen Kindern einen Theil ſeiner eignen Länder wieder einräumen werden. Sonſt ſtellten ſie

7) an den Kaiſer die nachdrücklichſte Bitte, daß er doch einmal die wechſelſeitigen Forderungen und Beſchwerden ſo vieler Reichsſtände, welche wegen derſelben in einem fortdauernden Unfrieden lebten, nach den Geſetzen des Reichs möchte entſcheiden laſſen. Dieſen Vorſchlägen fügten die Churfürſten noch die Verſicherung bei, daß ſie ſich in dem Falle, daß der Pfalzgraf und ſeine Bundsgenoſſen jene Vorſchläge nicht annehmen, und den Krieg fortſetzen ſollten, keineswegs weigern würden dem Kaiſer den ihnen möglichſten Beiſtand zu leiſten; doch mit der Bedingung, daß ihre eignen Länder mit Einquartierungen und andern Erpreſſungen verſchont blieben. Ein gleiches Gutachten gaben die Churfürſten wegen der Beilegung der däniſchen Händel ab, indem ſie den Kaiſer, nachdem er den König Chriſtian IV. in den deutſchen Landen nicht mehr zu fürchten hätte, die kaiſerliche Großmuth eintreten zu laſſen baten, und ihre willige Vermittlung, falls ſolche dem Kaiſer erwünſcht ſeyn

ſollte, verſprachen. Die Churfürſten waren über dieſe Punkte vollkommen einig, und über dieſe Einigkeit ſo getröſtet und erfreut, daß der Churfürſt von Sachſen öffentlich auf den Kanzeln für das wiederhergeſtellte Einverſtändniß der Churfürſten danken, und daß zumal der kaiſerliche Geſandte, Peter Heinrich von Stralendorf, bei ſeiner Abreiſe alle Hoffnung zurückließ, daß der von ganz Deutſchland ſo ſehnlichſt gewünſchte Friede endlich wieder zurückkehren, und daß vor allen die entſetzlichen Laſten der Quartiere, Durchmärſche, Forderungen u. ſ. w. auf der Stelle gehoben, oder doch erleichtert werden würden.

Gleichwohl lag in den Grundſätzen, welche von dieſer Churfürſtenverſammlung feierlich aufgeſtellt, und in den Beſchlüſſen, welche zur Folge jener Grundſätze von ihr gefaßt wurden, offenbar ſchon wieder der Stoff und die Aufforderung zu einem neuen unabſehbaren Krieg. Der Kaiſer hatte nunmehr einen einhelligen Ausſpruch der Churfürſten, daß der Pfalzgraf Friedrich Länder und Würden nach den Reichsgeſetzen verwirkt habe, vor ſich, und da er dieſe Länder und Würden nicht bloß für verwirkt, ſondern auch für erobert, und ſoldie Eroberung für ſein Eigenthum, mit welchem er nach ſeinem Gutdünken ſchalten könnte, anſah; ſo war ſchon im Anfang des J. 1628 ein kaiſerlicher Geſandter in der Perſon des Grafen Maximilian von Trautmannstorff, nach München mit dem Auftrage gekommen, dem Churfürſten von Bayern anſtatt des ihm verpfändeten Landes ob der Ens, die von dem Kaiſer eroberte, und ſonſt ihm heimgefallne Oberpfalz, nebſt einem Theil der rheiniſchen Pfalz, und zwar nicht weiter als Pfand, ſondern kaufweiſe als Eigenthum anzubieten, dergeſtalt, daß für den Kaufſchilling dreizehn Millionen (die eigentliche Summe der Forderungen war fünfzehn, und von zwei ſtand der Churfürſt Maximilian, wie er in einer öffentlichen Schrift *) ſagte, freiwillig ab)

---

*) „Summariſcher und auß den Original Actis ſelbſten gezogner gründlicher Bericht: wie es mit denen am kayſ. Hof Anno 1641 und 42 angeſtellten gütlichen Tractaten, über die Pfälziſche Chur Würde, und Lande abgangen, und an weme es für dießmal erwunden, daß man zu keinem Vergleich gelangt iſt. Zum andernmal getruckt Anno M. DC. XLII." In dieſem Bericht ſind die Verhandlungen Maximilians von Bayern mit dem Kaiſer
a) d. München den 8. Oct. 1619. wegen der Uebernahme der Böhmiſch. Execution.

erlegt, oder vielmehr, weil ſie von Maximilian ſchon erlegt, und ordentlich berechnet worden waren, abgeſchrieben werden ſollten. Wiewohl nun der Churfürſt von Bayern die zum Kaufe angebotenen Länder ſo wenig jemals gewünſcht, noch verlangt hatte, daß er ſich in der Folge öfters öffentlich erklärte, dieſelben in der Stunde wieder abtreten zu wollen, da ihm das kaiſerliche Haus die Kaufſumme der dreizehn Millionen zurückbezahlen, oder das Land ob der Ens wieder als Pfand einliefern würde: ſo ließ er ſich doch den Antrag gefallen, und, nachdem hierüber zu München d. 22. Febr. 1628 zwiſchen den eben erwähnten kaiſerlichen Geſandten, dann den bayeriſchen Deputirten (dem geheimen Raths- und Hofrathspräſidenten Johann Chriſtoph Frhrn. von Preyſing, dem Doktor und geheimen Rath Johann Beringer, dem geheimen Rath und Hofkammerpräſidenten Oswald Schuß, und

---

b) d. München den 22. Febr. 1628. wegen des Kaufs der Ober- und Unterpfalz. Dann
c) der vom Kaiſer Ferdinand II. d. Prag den 4. März 1628 ausgeſtellte Kaufbrief.
d) sub e. d der Schuz- Schadlos- und Gewehrſchaftsbrief über jenen Kaufbrief, und endlich
e) eine gleichmäßige Obligation des Erzh. Leopold v. Insbruck d. 13. März 1628. in extenso abgedruckt.

dem Doktor und Hofkammerrath Joh. Mändl) ein ordentlicher Vertrag abgeſchloſſen worden, erfolgte von Seite des Kaiſers ſogleich d. 4. März 1628 dat. zu Prag ein feierlicher Verkauf, und unter dem nämlichen Dato ein Gewährsbrief des Inhalts, daß die „Landt vnd Leut der obern Churfürſtl. Pfalz in Bayrn, mit vnd neben allen in der vndern Pfalz am Rhein herſeyts des Rheins auff der Haydelbergiſchen ſeyten gelegnen Landt, Leuten, Aembtern, Stätt“ — dem Churfürſten von Bayern, dann deſſen Erben und Nachkommen verkauft, übergeben, und eingeantwortet ſeyn ſollen. — „Allein in der obern Pfalz in Bayern die Gmain Aembter Barchſtain, Weyden vnd Bleyenſtain, welche Wir beraits anderwärts transferirt, vnd in der Vndern Pfalz am Rhein dasienige, was Wir ewiger und unwiderruflicher alienationsweiß gänzlichen anderwerts berait verwendt, vnd in dieſen Kauff nit wollen verſtanden haben.“ Auf dieſe Länder, und denſelben anklebende Würden ſollen „gedachts Herzogs und Churfürſten in Bayern Ld. deroſelben Erben und Nachkommen, von weyland dem — Wilhelm dem fünften Pfalzgrafen bei Rhein, Herzog in Obern- und Niedern Bayern lobſel. angedenckens herkommenden mannlichen Nammen — und Stammens von vns (Ferdinand IIten) vnd unſern Nachkommen am Reich, zum

Mann — und Fahnenlehen zu erkennen und zu empfangen ſchuldig ſeyn“ — In dem, an demſelben Ort und Tag, ausgefertigen, Schuz-Schirm- Schadlos- und Gewährſchaftsbrief machte ſich Kaiſer Ferdinand für ſich und alle ſeine Nachkommen verbindlich, daß er und ſie den Churfürſten Maximilian und deſſen Nachkommen und Erben, im Fall, daß ſie wegen der beſagten gekauften Länder mit Krieg, oder wie immer angefochten werden ſollten, es geſchehe, wann, wie oft, und auf was Weiſe, dann auf ſeine, des kaiſerl. Erzhauſes Koſten, denſelben mit aller Macht und aufs äußerſte beiſtehen wollen. — Sollten Maximilian oder ſeinen Erben und Nachkommen über kurz oder lang, oft gedachte Fürſtenthümer der obern und untern Pfalz diſſeits Rhein, ganz oder zum Theil, durch Gewalt oder andere Weiſe, abgedrungen werden, ſo ſollten auf dieſen unverhofften Fall, den erlittenen Verluſt der Kaiſer und deſſen Erben dem Maximilian von Bayern und deſſen Erben wieder erſetzen, und die dreizehen Millionen wieder ſchuldig ſeyn, erſtatten und bezahlen, und ſollen dafür in genere alle öſterreichiſchen Lande, namentlich aber das Erzherzogthum ob der Ens wieder als Pfand eintreten, und vom Maximilian oder deſſen Erben wieder pfandweiſe in Beſitz genommen werden können; wie denn Maximilian und deſſen Erben für ſolchen Fall als rechtmäßige Pfandinhaber wieder angewieſen werden ſollen. Und wenn gleich, da die von den Churfürſten zu Mühlhauſen jüngſt gefaßte Gutachten und Beſchlüſſe, nach ihrem am Ende ihrer ſchriftlichen Erklärungen geäußerten Verlangen, vom geſammten Reiche beſtättiget, mithin auch dann dieſer Verkauf vom geſammten Reich in Gewährſchaft genommen werden ſollte: ſo wollen dann doch Se. kaiſerl. Majeſtät und deren Erben die ſonderheitliche Gewährſchaft noch fünfzehn Jahre leiſten, und dreißig Jahre in dem Fall, da die Gewährſchaft vom geſammten Reich nicht angenommen werden ſoll."

Da durch dieſen Verkauf dem Pfalzgrafen Friedrich, aber nicht nur ihm, ſondern auch ſeinen Söhnen, und allen Nachkommen ſeiner Stammlinie, welche, wie ſchon erinnert wurde, den Reichsbann, und die Entfernung von Ländern und Würden keineswegs verſchuldet hatten, die (bisher wenigſtens) und zwar noch immer mit Grund genährte Hoffnung einer, nach ſo vielen Jahren von Ungemach, doch endlich wiederkehrenden Gnade, Verſöhnung und Wiederherſtellung nunmehr durch eine feierliche Handlung auf immer vernichtet, da dabei von Seite des Kaiſers bereits eine dergeſtalt über alle Einrede erhabne Macht, welcher nichts ferner widerſtehen könnte, vorausgeſetzt wurde: ſo läßt ſich leicht erachten, welche Betrachtungen über den, eben erwähnten Verkauf nicht nur deutſche Fürſten, deren Scharfſinn die Folgen einer gebieteriſchen Macht nicht entgiengen, ſondern alle europäiſchen Höfe angeſtellt, und welche Entſchlüſſe ſie insgeheim gefaßt haben werden. Das Verlangen nach einer Veranlaſſung, durch welche mehrere europäiſche Höfe genöthigt werden müßten, alle ihre Kräfte wider Oeſterreichs Macht anzuſtrengen, war ſo allgemein und groß, daß, als Kaiſer Ferdinand II., einige Zeit nach jenem Verkauf, ein Edikt, durch welches er wirklich alle deutſche proteſtantiſche Fürſten und ihre Freunde auffordern, und ſie ſeine tiefe Verachtung ihres Unwillens fühlen laſſen zu wollen ſchien, öffentlich anſchlagen, und vollziehen ließ, man die Erfindung und unmittelbare Veranlaſſung jenes Edikts denjenigen zuſchrieb, welchen daran lag, den Kaiſer zu einem Schritt zu verleiten, durch welchen er ſich nothwendig überall verhaßt machen, und Feinde zuziehen müßte. Man nannte, nachdem die Sache geſchehen war, ſogar einen Kardinal, (und meinte damit wahrſcheinlichſt den am franzöſiſchen Hof herrſchenden

Kardinal Richelieu) welcher zuerſt jenen Einfall gehabt, ihn ausgebildet und ausgeführt haben ſoll, und einer der vortrefflichſten damaligen kaiſerlichen Miniſter, der Graf Franz Chriſtoph Khevenhiller erzählt (annal. Ferd. l. XI. p. 427) mit dem ſtärkſten Gefühl von Unmuth, den Inhalt des in der That ſehr ſinnreichen Entwurfes, der, im Vorbeigehen einer Erwähnung wohl würdig iſt. — „Die Erfahrung, ſoll der Kardinal geſagt haben, lehret, daß das Haus Oeſterreich mit vielen Köpfen verſehen, und daß die Menge derſelben ſo beſchaffen ſey, daß, wenn man einen abhaut, ſogleich wieder ein anderer hervorkomme, und daß bei einem ſolchen ungleichen Kampf allzeit derjenige, der angreift, beſchädiget werde. Man müſſe ſich daher, nachdem mit den Waffen nichts auszurichten wäre, ganz anderer Mittel bedienen, dem Kaiſer Abbruch zu thun. Der Kaiſer ſey über alle Vorſtellung gottesfürchtig und gütig; und es gehe nichts über ſeinen Eifer, die Pracht des Gottesdienſtes, und den Reichthum geiſtlicher Güter zu vermehren. Dieſe ſeine bekannten Eigenſchaften müſſe man benutzen, und ihm durch vornehme katholiſche Geiſtliche die Vorſtellung beibringen, wie unverantwortlich es wäre, ſo viele Bißthümer, Domſtifter und Abteien, welche von den Proteſtanten erſt nach dem paſſauiſchen Frieden widerrechtlich eingezogen worden wären, in den Händen derſelben, zu einer Zeit nämlich, da das öſterreichiſche Waffenglück dieſe Ketzerhände auf ewig gebunden hätte, noch ferner zu belaſſen. Da nun nicht zu zweifeln ſey, daß der Kaiſer wegen der Zurückſtellung jener Bißthümer u. a. ein Edikt herausgeben, und auf den Vollzug deſſelben dringen werde, ſo ſoll man ihn zu gleicher Zeit bei ſeiner frommen Herzensgüte angreifen, und indem man ihm die entſetzlichen Ausſchweifungen, durch welche von der wallenſteiniſchen Armee ſo viele Völker gleichſam zermalmet, und noch dieſelbe Stunde unbeſchreiblich mißhandelt würden, ſchildern würde, ihn zur Abdankung wenigſtens eines beträchtlichen Theils der Truppen, und ſelbſt des durch ſeinen Hochmuth und ſeine Ueppigkeit längſt jedermann unerträglich gewordenen Wallenſteins, bereden. Geſchehe nun das erſtere, und käme ein Reſtitutionsedikt zu Stand: ſo würden ſämmtliche proteſtirende Churfürſten und Stände wider den Kaiſer äußerſt aufgebracht werden; und käme noch das zweite, nämlich die Abdankung eines beträchtlichen Theils ſeiner Völker, und vielleicht ſelbſt Wallenſteins, hinzu, ſo würden ſie ſeine Macht wenig mehr fürchten; und dann ſollte der König von Frankreich jene mißvergnügten deutſchen Fürſten mit Truppen und Geld unterſtützen, und ihnen zu einer unumſchränkten Religionsfreiheit Hoffnung machen; ſo ſollte dieſer König auch die katholiſchen Churfürſten und Fürſten theils durch ſeine Macht, theils durch Begünſtigungen (wie man dann z. B. dem Churfürſten von Bayern die Chur beſtätigen, und ihm das Land ob der Ens als Eigenthum verſchaffen könnte) an ſich ziehen, und ſich, unter dem Vorwande, daß der alternde Kaiſer für die gefahrvollen Zeiten wenig mehr tauge, zum römiſchen König wählen laſſen. Wenn man dann auch noch die Niederländer zum Aufſtande, und zu einem gemeinſchaftlichen Verſtändniſſe mit den Holländern reizte; ſo könnte man der Krone Spanien vielleicht gar Indien wegnehmen, wenigſtens ihren Handel dergeſtalt hemmen, daß ſie in der Zukunft mit ihrem verbündeten Erzhauſe Oeſterreich keine bedeutende Rolle weiter in Europa ſpielen könnte.“

Wie es ſich nun mit dieſem Einfalle im Grunde verhalten haben möchte: ſo wurden die Hauptpunkte, nämlich das Reſtitutionsedikt, und die Abdankung kaiſerlicher Truppen wirklich nachgeſucht und zu Stand gebracht. Die Biſchöfe von Augsburg und Koſtnitz, dann der Abt von Kaiſersheim erhoben zu Mühlhauſen wegen der vielen von Brandenburg-Anſpach und Wirtemberg eingezogenen Klöſter und Stifter, als Lorch, Alzenhauſen, Heilsbronn, Königsbrunn, Bebenhauſen, Hebertingen, Maulbronn, Reichenbach, ihre alten Klagen, und die vier katholiſchen Churfürſten baten ſogleich den Kaiſer, in dieſer Sache, wegen welcher ſich, ſeit dem paſſauiſchen Vertrage, zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Fürſten unaufhörliche Beſchwerden ergeben hatten, endlich einmal ein entſcheidendes Urtheil ergehen zu laſſen. Man erinnerte den Kaiſer an die andern Stifter, nämlich an das Erzbißthum Magdeburg, das Erzbißthum Bremen, die Bißthümer Minden, Halberſtadt, Verden, Lübeck und Razeburg, Weiſſen, Merſeburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus und Camin, welche die Proteſtanten eingezogen, und wegen welcher ſie auf den Reichstagen die den Katholiken zugehörigen Stimmen zu behaupten verſucht hätten; und nachdem hier keineswegs erſt die Frage ſeyn könnte, ob man katholiſcher Seits das Recht habe, jene Stifter wieder einzuziehen, (denn darauf ſey man ja von jeher unabänderlich verharret) ſondern nachdem vielmehr lediglich überlegt werden müßte, ob man jezt Kraft und Macht genug habe, um die Herausgabe jener Stifter mit Erfolg durchſetzen, und behaupten zu können: ſo ſeyen ſie der Meinung, daß das große Werk jetzt, oder vielleicht niemals wieder ausgeführt, und in einen dauerhaften Stand geſetzt werden könne und müſſe. Der fränkiſche, ſchwäbiſche, der ganze niederſächſiſche Kreis befänden ſich in einem Zuſtand, daß ſie Sr. kaiſerl. Majeſtät unbedingt gehorſamen müßten. Der König von Dänemark ſey ſo gut als zum Schweigen gebracht, und ſo wüßten ſie von den deutſchen und den auswärtigen Fürſten keinen weiter, von welchem eine bedeutende Einrede zu erwarten oder zu fürchten wäre. Der Kaiſer wies dieſe Vorſtellungen nicht zurück, war aber eben ſo weit entfernet, ſie mit einem raſchen, voreiligen Eifer in Schutz zu nehmen; er ſchickte den katholiſchen Churfürſten, und andern ſowohl geiſtlichen als weltlichen Ständen einen Aufſatz, wie das Reſtitutionsedikt abgefaßt werden könnte, zu, und fügte demſelben noch zwei andere Fragen,

a) ob in dem Edikte auch der ſchon vor dem Religionsfrieden von den Proteſtanten eingezognen katholiſchen Stifter, Erwähnung geſchehen, und

b) ob die Calviniſten als vom Religionsfrieden ausgeſchloſſen erklärt werden ſollten, bei, und verlangte hierüber ihr beſtimmtes Gutachten. Dieſe fielen verſchieden aus, und viele katholiſche Fürſten und Stände, ja auch manche andere, in die Zukunft blickende, und dem kaiſerlichen Hauſe aufrichtigſt ergebne Männer mißriethen das Unternehmen mit einem Nachdruck *), und mit einer Freimüthig-

---

*) Selbſt Pabſt Urban VIII ſoll mit dem Reſtitutionsedikt nicht zufrieden geweſen ſeyn. In dem Buch: „Scriptores Rerum hungaricarum minores, hactenus inediti etc. quos edidit Mart. Georg. Kovachich, Senquiciensis. Tom. I. etc. Budae, typ. reg. Univers. 1798 kömmt vor: 35. Relatio legationis romanae, quam obiit cardinalis Petrus Pazmanij, iussu suae caes. Maj. apud suam Sanctitatem, Urbanum Papam VIII. anno 1632. Dieſer Cardinal ſollte den Pabſt bewegen, dem Kaiſer gegen die Schweden und Proteſtanten überhaupt in Deutſchland, aber nicht mit langſam aufzubringenden Soldaten, ſondern mit einer ſtarken Geldſumme beizuſtehen, und erreichte ſeine Abſicht nicht. Unter andern erzählt dieſer Cardinal, p. 290.) wie wenig dieſer kluge Pabſt mit dem Reſtitutionsedikt zufrieden ſey: Vbi ad illud ventum, quod Motus hos Saxo excitavit ob Edictum ad Restitutionem Ecclesiae a sua Sanctitate laudatum, interlocutus magna cum vehementia Pontifex dixit, se illud Edictum non laudasse, quin potius in Consistorio (uti ex articulis constare potest) ita ambigue locutum esse, ut ostendat potius, Edictum illud sibi non

keit, daß ſelbſt Proteſtanten (dieſe freilich wieder mit andern Gründen) nicht eifriger hätten entgegen ſprechen können. Aber die katholiſchen Churfürſten und andere Stände ließen ſich deſto mehr angelegen ſeyn, für das Edikt ihr Gutachten abzugeben, unter welchen wir ein beſonders merkwürdiges, welches der Churfürſt Maximilian I. von Bayern abgab, im Weſentlichen anführen wollen. „Er habe, ſchrieb er an den Churfürſten von Mainz, an dem Ediktsaufſatz in der Hauptſache nichts zu verbeſſern gefunden; doch habe er einige Bemerkungen beigeſetzt, wovon vielleicht ein Gebrauch in dem Edikt gemacht werden könnte; und nachdem in dieſem den unſtatthaften Vorgriffen der Proteſtanten überhaupt ein für allemal vorgebeugt werden ſollte, ſo ſey er der Meinung, daß in demſelben auf jene Beſchwerden eine Rückſicht genommen werden ſollte, welche vielfältig wider die Magiſtrate einiger Reichsſtädte erhoben worden wären, in wel-

---

placere; et licet Pietatem ac Zelum Imperatoris laudaverit, si tamen Secretarii ulterius progressi sint, non ex Mente sua factum. Subjunxit, quod ex restitutis bonis Ecclesiarum nihil sit redditum iis, quibus reddi debebant, sed Principes pro se reservasse, et fortasse id nunc Deum vindicare."

chen ſich die proteſtantiſchen Obrigkeiten, wider den Inhalt des Religionsfriedens, alle Mühe gäben, ihre katholiſchen Mitbürger nicht nur von allen Stadtämtern auszuſchließen, ſondern auch die freie Ausübung der katholiſchen Religion auf alle Weiſe zu beſchränken, und zu unterdrücken. Da man auch, wie er verſtehe, davon geſprochen habe, daß man, zur größern Handhabung des kaiſerlichen Anſehens, zum Troſte der katholiſchen Einwohner, und zur Verhütung künftiger Gewaltthätigkeiten, welche ſich proteſtantiſche Obrigkeiten zu Schulden kommen ließen, wo nicht beſtändig, doch auf einige Zeit, und bis man erführe, wie dem Edikt der ſchuldige Gehorſam geleiſtet würde, in jeder ſolcher Reichsſtadt einen beſondern Reichsvogt aufſtellen, und etwa zugleich auch den benachbarten katholiſchen Chur- und andern Fürſten die Oberaufſicht dießfalls übertragen und anbefehlen möchte: ſo laſſe er dieß zu einem weitern Ermeſſen dahin geſtellt, wie weit eine ſolche Aufſtellung zu begutachten, und Sr. kaiſerl. Majeſtät anzurathen ſeyn möchte. Was die Vollziehung des Edikts beträfe; ſo wäre er Churfürſt der Meinung, daß mit den geringern Stiftern anzufangen, und gleichſam erſt ein Verſuch zu machen wäre, ob ſich nicht die übrigen proteſtantiſchen Fürſten und Stände, beſonders Churſachſen, jener geringern annehmen, und was ſich ferner ſonſt für Verhältniſſe und Umſtände ereignen möchten, bei denen man dann die Vollziehung auch bei größern Stiftern, als bei dem Erzſtifte Magdeburg, wo Sr. kaiſerl. Majeſtät ohnehin bereits das Meiſte durch ihre Truppen beſetzt hielten, vornehmen könnte; und wiewohl er übrigens nicht ſehe; wie ſich noch jemand unterfangen ſollte, ſich Sr. kaiſerl. Majeſtät bei dem alles beherrſchenden Glück ihrer Waffen, noch mit Gewalt zu widerſetzen: ſo werde es in dem Fall, daß der Beiſtand der katholiſchen Churfürſten und Stände erforderlich werden ſollte, an der beſtändigen Treue und Gehorſam nicht erwinden. Wegen der Stifter, welche von den Proteſtanten vor dem paſſauiſchen Vertrag eingezogen worden wären, trete er der Meinung des Churfürſten von Mainz, daß man dieſe Sache auf ſich beruhen laſſen ſollte, um ſo mehr bei, als über jene Einziehung noch keine Klagen erhoben worden wären. In Betreff der Calviniſten, welche bekanntlich die eigentlichen Urheber aller Unruhen in Deutſchland, und die einzigen Veranlaſſer des ſchrecklichen Krieges ſeyen, wäre er der Meinung, daß man ſie zwar nicht namentlich verbieten, noch im Edikt eine ausdrückliche Meldung davon machen, aber doch ſo viel einrücken ſoll.

daß die Zulaſſung der Religionen im Reiche einzig und allein auf die katholiſche Religion, und auf die Formel der 1530 zu Augsburg übergebnen Confeſſion beſchränket, und daß außer dieſen Religionen alle übrige verdammt, verboten, und zu unterdrücken ſeyn ſollen.“

Solche Gutachten, und die von Zeit zu Zeit mit neuen Eroberungen gekrönten Waffen des Wallenſteins haben endlich den Kaiſer bewogen, dem ihm vorgelegten Aufſatz die Unterſchrift, mit welcher er viele Monate gezaudert hatte, nicht länger zu verſagen, und Wien d. 6. März 1629 erſchien demnach das berühmte Reſtitutionsedikt, in deſſen Eingang geſagt wurde, „daß, nachdem die vielfältigen bisherigen Beſchwerden und Unruhen im deutſchen Reiche aus der ungleichen Auslegung des Religionsfriedens entſtanden, und die Entſcheidung darüber größtentheils von den Proteſtanten vereitelt worden ſey; ſo wolle der Kaiſer nunmehr wenigſtens diejenigen Beſchwerden, welche aus dem klaren Buchſtaben des Religionsfriedens entſchieden werden konnten, vorerſt zur Entſcheidung vornehmen. Dahin gehörten nun vorzüglich diejenigen, welche wegen der, unter der Stände Hoheit gelegnen katholiſchen Stifter, erhoben wurden, wo dann der klare Buchſtabe des Religionsfriedens zu erkennen gebe, daß in demſelben den Proteſtanten allein der Beſitz derjenigen katholiſchen Stifter, welche ſie bereits vor dem Religionsfrieden eingezogen hätten, und keineswegs das Recht, noch andere katholiſche Stifter einzuziehen und zu reformiren, zugeſtanden, daß der Zuſatz des geiſtlichen Vorbehalts dem Reichsabſchied einverleibt, und ſelbſt von den proteſtantiſchen Geſandten, welche, nach einigem Widerſpruche die Klauſel „die Abtretung der geiſtlichen Stifter ſoll niemanden an ſeinen Ehren ſchädlich ſeyn" eingerückt wiſſen wollten, zugeſtanden, und daß endlich katholiſcher Seits die Gültigkeit des geiſtlichen Vorbehalts ſtets werkthätig, wie die Fälle mit dem Erzſtifte Cöln und Straßburg bewieſen hätten, behauptet worden ſey. Und nachdem ferner auch die Frage, ob die Unterthanen, welche der augsburgiſchen Confeſſion zugethan, in katholiſchen Ländern des Religionsfriedens mit zu genießen hätten, ebenfalls dadurch, daß in jenem Frieden den proteſtantiſchen Unterthanen der katholiſchen Stände das Recht, frei abzuziehen, zugeſtanden, dem Religionsfrieden nichts mehr, dann dieſes, einverleibt, dem Reichskammergericht nichts mehr, als dieſes, bekannt gemacht wurde, hinlänglich entſchieden ſey u. ſ. w., ſo befehle demnach der Kaiſer dem

Reichskammergericht, nunmehr künftig, wie auch bisher geſchehen, auf den, ſolchergeſtalt erklärten Religionsfrieden zu ſprechen; wie er dann, da die widerrechtlichen Eingriffe und Spolien proteſtantiſcher Stände bekannt ſeyen, ſich entſchloſſen habe, kaiſerliche Commiſſarien in das Reich zu ſenden, durch ſolche die, auf ein oder andere Art, den Katholiſchen entzogenen Erz- und Bißthümer, Prälaturen u. ſ. w. von den unrechtmäßigen Beſitzern abfordern, und ſie mit tauglichen Perſonen beſetzen zu laſſen. Anbei erkläre der Kaiſer zugleich, daß nach Inhalt des Reichsabſchiedes von 1566, der Religionsfriede bloß die, der uralten katholiſchen Religion, und der 1530, Kaiſer Carl dem fünften übergebnen ungeänderten augsburgiſchen Confeſſion Verwandte angehe, alle andere widrige Sekten aber, wie dieſelben auch genannt, und bereits aufgekommen, oder noch aufkommen möchten, als unzuläſſig, davon ausgeſchloſſen, verboten, auch nicht geduldet oder gelitten werden ſollten. Demnach ſollte ſich dieſer kaiſerlichen Verordnung niemand widerſetzen, ſondern vielmehr ſollte jedermann zum Vollzuge derſelben den Commiſſarien hülfreiche Hände leiſten, damit ſolchen die den Katholiſchen entrißnen Erz- und Bißthümer, Prälaturen u. a. ungeſäumt und mit allem dazu Gehörigen zugeſtellt werden. Alles bei Strafe des Religions- und Landesfriedens, nämlich der Acht und Oberacht, bei Verluſt aller ihrer Freiheiten, Rechte und Gerechtigkeiten, in welchen jeder Uebertreter ohne weiters verfallen ſeyn, auch wider ſelbe alſogleich der Vollzug vorgenommen werden ſollte.“

War die Erſcheinung dieſes Edikts, ſelbſt nach dem Urtheile uneingenommener Katholiken ſchon an ſich in vielem Betrachte unklug und voreilig, ſo war es die ungeſtüme, höchſt kränkende Art, mit welcher es vollzogen wurde, noch ungleich mehr. In allen Reichskreiſen nämlich folgten unmittelbar, nach der an Hauptkirchen und Rathshäuſern geſchehenen öffentlichen Anheftung jenes Edikts, kaiſerliche Commiſſionen, welche aus einer fürſtlichen Perſon, einem Prälaten, einem vom Grafen- oder Herrenſtande, und einem Ritter oder Gelehrten zuſammengeſetzt, und angewieſen waren, von den Obern der Klöſter, und von den Ordinariis oder Biſchöfen ein Verzeichniß der Güter, auf welche ſie glaubten, mit Recht Anſpruch machen zu können, abzufordern, und erſt jenen, dann dieſen zur Herausgabe der angezeigten Güter an ſie zu verhelfen; ſohin allen den Inhabern ſolcher geiſtlichen Güter, welche erſt nach dem Paſſauer-

Vertrag eingezogen worden, ſolche ohne weiters abzunehmen, hierin keinen verjährten Beſitz, keinen Kauftitel (denn ſolche Güter habe man weder verkaufen, noch kaufen können) gelten zu laſſen, die Einrede der Beſitzer, daß wegen eines Kloſters oder geiſtlichen Guts die Unterſuchung am Reichskammergericht zu Speier, oder am kaiſerlichen Reichshofrath zu Wien anhängig ſey, nicht anzunehmen, ſo auch die Behauptung, daß ſolche Händel nur zur Entſcheidung eines allgemeinen Reichstages geeignet ſeyen, nicht zu hören, übrigens außerordentliche Fälle durch Eilboten, mit Gutachten an den Kaiſer zu berichten; die Kathedral- und Kollegiatkirchen zwar indeß mit tauglichen Perſonen zu beſetzen, ſonſt aber, bis zu des Pabſtes weiterer Verordnung, nichts vorzunehmen; im Fall einer Widerſetzlichkeit die Truppen Wallenſteins oder der Liga, welche bereits darüber ihre Weiſungen erhalten hätten, zu Hülfe zu nehmen, Fälle, wo ganze Länder mit einem allgemeinen Aufſtand drohten, ungeſäumt dem kaiſerlichen Hofe anzuzeigen, übrigens aber denjenigen, welche ſich willig fügen würden, die Verſicherung, daß ihnen die ſchuldige Vergütung des von den widerrechtlich ingehabten Kirchengütern gezogenen Genuſſes, nachgeſehen, den Widerſpenſtigen entgegen die Eröffnung, daß ſie alles würden zurück bezahlen müſſen, zu machen. Mit Augsburg, welches nun wieder ganz katholiſch werden ſollte, wurde der Anfang gemacht; dieſem folgten Kaufbeuern, Wirtemberg, überhaupt der ganze ſchwäbiſche und fränkiſche Kreis; dann Halberſtadt, Braunſchweig, Calenberg, Magdeburg u. a. Die wiederholten, ausführlichſten und nachdrücklichſten Vorſtellungen der in eine unbeſchreibliche Verlegenheit geſtürzten Stände, die rührendſten Bitten und Einwendungen des wirtembergiſchen Hauſes, die eifrigſten Verwendungen und Ermahnuugen des Churfürſten Johann Georg von Sachſen und andrer halfen nichts. Ueberall verſchlang und vollzog, ſchnell und ſchrecklich, die kaiſerliche Uebermacht. Wallenſtein wies die deutſchen Fürſten, welche in Perſon zu ihm ins Lager kamen, um ihn demüthig um Abhülfe zu bitten, mit ſtolzer, vornehmer Kälte von ſich. Das ganze proteſtantiſche Deutſchland, aber auch das katholiſche, ſah ſich voll der ängſtlichſten Beſtürzung nach einer Unterſtützung um.

Dieſe Unterſtützung erſchien zuerſt wieder von Seite der Liga, und zwar mit einem ſolchen Nachdrucke, und einem ſolchen Erfolg, bei welchem die allgemein gefürchtete Uebermacht des kaiſerlichen Hauſes eine ganz unvermuthete Veränderung erhielt. Der Churfürſt Maximilian von Bayern ſchrieb, in Vereinigung mit dem rheiniſchen Bundesoberhaupt, eine Verſammlung der verbündeten Fürſten und Stände nach Heidelberg, wo ſie den 5ten Hornung 1629 ihren Anfang nahm, aus. Die große Anzahl der Geſandten, welche dabei erſchienen, ließ ſchon im voraus hoffen, daß ſie mit einem, den Umſtänden der Sachen angemeßnen, Eifer mitwirken würden. Sämmtliche Anweſende äußerten hier wieder den einhelligen Wunſch, daß der allgemeinen Zerrüttung im Reich abgeholfen, die Eintracht der deutſchen Fürſten durch perſönliche und aufrichtige Maßregeln, und überzeugende Verſicherungen wieder hergeſtellt, daß vor allen Dingen von dem Kaiſer die Beſchleunigung des Friedens auf das nachdrücklichſte gefordert, und daß zu ſolchem Ende, nachdem die Verſammlung zu Mühlhauſen keinen Erfolg gehabt, auf einem neuen Kollegialtag, auf welchem der Kaiſer in Perſon zu erſcheinen hätte, beſtanden werden ſollte. Sollte der Kaiſer zum Frieden nicht geneigt, und für die Mittel, welche denſelben bezwecken könnten, nicht geſtimmt ſeyn, ſo ſollte ihm geradezu eröffnet werden, daß die verbündeten Fürſten, nachdem ſie bereits eilf Jahre mit allem Aufwande ihrer Kräfte für ihn geſtritten hätten, ſich ermüßigt ſehen würden, auf ihre eigne Rettung unverzüglich den Bedacht zu nehmen. Dieſe Entſchließung wurde dem Kaiſer von den beiden Direktoren durch ihre Geſandte bekannt gemacht. Nichts fiel dem Bund ſchmerzlicher, als die Verlegenheit, in welcher er ſich in Rückſicht der Stände, in deren Ländern ſeine Truppen einquartiert waren, befand. Da derſelbe ſtets aufrichtig zu Werke gegangen war, ſo hatte er, ſeit dem letzten Bundestage 24 Compagnien Reiter, deren er entbehren zu können glaubte, abgedankt. Allein jetzt, da bei dem übermüthigen Benehmen des Wallenſtein, der die klare Abſicht zu haben ſchien, die ligiſtiſche Armee ganz auf die Seite zu ſchaffen, die Erhaltung dieſer Armee als das einzige Rettungsmittel wider eine allgemeine Unterdrückung der ſämmtlichen deutſchen Stände noch übrig blieb, mußte für den fernern Beſtand derſelben hinlänglich geſorgt werden. Man beſchloß demnach bis zum allgemeinen Frieden 27300 Mann Fußvolk, und 40 Compagnien Reiter zu unterhalten, dann die wiederholten Befehle des Churfürſten und ſeines Oberfeldherrn Tilly, daß ſich niemand einige Erpreſſungen erlauben ſollte, auf das äußerſte zu ſchärfen, und anbei den Kaiſer wiſſen zu laſſen, daß, wenn ohne ſeinen perſönlichen Befehl, kaiſerliche Truppen den ligiſtiſchen irgendwo zumuthen ſollten, ihnen ihre Quartiere zu laſſen, man ſich gezwungen ſehen würde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. — Als dieſe heidelbergiſche Bundesverſammlung den 9. März 1629 zu Ende ging, war eben, drei Tage vorher, nämlich den 6. März, das Reſtitutionsedikt zu Stande gekommen, und bald darauf brachte die an den kaiſerlichen Hof abgefertigte ligiſtiſche Geſandtſchaft die Verſicherung des Kaiſers zurück, daß er ſich beſtens für den Frieden verwenden, und den von der Liga gewünſchten Kollegialtag ausſchreiben werde. Die verbündeten Stände beſchloſſen ſogleich wieder einen neuen Bundestag auf den 9. Dec. 1629 nach Mergentheim, und indeß machten ſie ſich auf alle Fälle gefaßt, und behaupteten mit edler Kühnheit den Stand ihrer Selbſtvertheidigung. In der Abſicht, ihre Gegner in Verlegenheit zu ſetzen, verbreiteten ſie den Ruf, daß ſie ihre Armee durch neue öffentliche Werbungen, welche ſie gleichwohl nicht vornahmen, verſtärken würden; und um den Ländern, wo ihre Truppen ſtanden, zu zeigen, daß ſie derſelben, ſo viel es nur immer ihre Kräfte zuließen, gerne ſchonen wollten, übernahmen ſie nicht nur bis zum Ausgange des Kollegialtages, den Unterhalt von 20000 Mann, ſondenn baten zugleich die kaiſerlichen Geſandten, dringendſt, ihnen einen größern Raum für ihre Truppen zu geſtatten. Allein dieſes Geſuch wurde von der kaiſerlichen Geſandtſchaft abgelehnt, und dieſe wiederholte vielmehr eine, vom Kaiſer bereits ſchon einmal gemachte Forderung, daß der Bundesoberſte, Maximilian von Bayern, zwei und zwanzig auf den Gütern der Reichsritterſchaft in Franken und Schwaben einquartierte Reitercompagnien aus denſelben entfernen möchte. Maximilian ſchlug dieſe Zumuthung ſchlechterdings ab, mit dem Beiſatze, daß er auch dann, wann er die beſetzten Gebiete verlaſſen ſollte, dennoch aus denſelben den Unterhalt ſeines Heeres beziehen, und daß er ſich darüber mit den Herren jener Gebiete, mit den Reichsſtänden und dem Adel, vergleichen würde. Eine andere Forderung des Kaiſers, welche ſein Geſandter auf dem Bundestag zu Mergentheim vorbrachte, daß ſich, nachdem die Kriegsgefahren immer drohender würden, die Bundsarmee näher mit der kaiſerlichen vereinigen möchte, wurde, daß dieſe kaiſerliche Armee die gerade Abſicht zu haben ſchien, die Bundesarmee dem Oberbefehle des Wallenſtein zu überliefern, noch entſchloſſner zurückgewieſen; ſo wie ſich die Bundsſtände ſchon auf ihrer Verſammlung zu Heidelberg, wo kaiſerlicher Seits ein

Verſuch gemacht wurde, ſie in die Angelegenheiten mit Spanien und den Niederlanden zu verwickeln, und in der Folge ihre Truppen aus Norddeutſchland, damit daſelbſt der einzige Wallenſtein nach ſeiner Willkühr ſchalten könnte, zu entfernen, erklärt hatten, daß es ganz außer ihrem Zwecke liege, ſich in ſo weit ausſehende Geſchäfte zu miſchen, und zumal ihr friedliches Verhältniß mit den Holländern zu unterbrechen; doch dieſe, welche ſeit einiger Zeit, unter dem Vorwand, die kaiſerlichen und ſpaniſchen Truppen zu verfolgen, im Reich immer weiter vorrückten, ſollte Tilly im Namen des Bundes um ihre eigentliche Abſicht zur Rede ſtellen, und wenn ihre Antwort nicht beſtimmt und befriedigend ausfallen würde, wider ihr weiteres Vorrücken, wiewohl ſtets mit der Verſicherung, daß man ſich in ihre innern Angelegenheiten nicht zu miſchen gedenke, Maßregeln vorkehren. Ueberhaupt bekam Tilly, auf Verlangen der Bundesſtände, von ſeinem Herrn, dem Churfürſten Maximilian, den gemeſſenſten Befehl, mit ſeiner Armee vorzüglich für die Sicherheit der Bundesſtände zu ſorgen, und auf die Vertheidigung ihrer Länder den erſten Bedacht zu nehmen.

Unter ſolchen Umſtänden kam der ſehnlichſt gewünſchte Churfürſtentag, welcher von

Churmainz auf den 6. Juni 1630 nach Regensburg ausgeſchrieben worden war, herbei. Der Kaiſer kam dießmal wirklich, und zwar in Geſellſchaft der Kaiſerinn, dann ſeines Thronfolgers Ferdinand, ſeines andern Prinzen Leopold Wilhelm, ſeiner beiden Prinzeſſinnen, und mit einem außerordentlich zahlreichen Prachtgefolg, ſo daß bei Hof täglich 99 Tafeln gehalten wurden, dahin. Auch die vier Churfürſten von Mainz, Trier, Cöln, Bayern erſchienen perſönlich; aber die Churfürſten Johann Georg von Sachſen, und Georg Wilhelm von Brandenburg, waren ungeachtet wiederholter Einladungen des Kaiſers, nicht zu bewegen, anders als bloß durch Geſandte zu erſcheinen. Jener hatte kurz vor dieſer Zuſammenkunft durch eine beſondere feierliche Geſandtſchaft, deren Haupt Graf Philipp Erneſt von Mansfeld war, dem Kaiſer nachdrücklichſt die große Noth vorgeſtellt, in welche er, und überhaupt ſeine ſämmtliche Kreismitſtände durch die langwierigen Drangſale des Kriegs verſetzt, und welche nach ſo vielen Vertröſtungen des Kaiſers (worauf ſich Sachſen verlaſſen, und womit es auch andere getröſtet hätte, daß nach der Ueberwindung der Feinde die Proteſtantiſchen mit keiner fernern Laſt gekränkt werden ſollten) ſo wenig in Erfüllung gekommen, daß vielmehr die unerträglichen Bedrückungen und Laſten theils durch den Vollzug des Reſtitutionsedikts, theils durch neue Einquartierungen in einem ſolchen Grad vermehrt und vervielfacht worden wären, daß ihm ſchlechterdings keine Möglichkeit übrig ſey, ſich aus ſeinem Land zu entfernen. Noch kläglicher lauteten die Vorſtellungen und Entſchuldigungen des Churfürſten von Brandenburg, und dieſer Herr ſagte geradezu, daß ſeine Unterthanen und ſeine Kaſſen durch die entſetzlichen Erpreſſungen dergeſtalt erſchöpft ſeyen, daß er kaum mehr zu Hauſe zu leben, die Koſten aber einer Reiſe nach Regensburg durchaus nicht mehr zu beſtreiten wüßte. Dieſer Churfürſt berechnete, ohne die unbeſchreiblich drückenden Quartiere, und andere, mit der höchſten, und mit einer höhnenden Grauſamkeit verübte Erpreſſungen, allein die Geldſummen, welche an Wallenſtein und ſeine Offiziere in weniger als vier Jahren bezahlt werden mußten, auf zwanzig Millionen Thaler; Heſſenkaſſel auf ſieben Millionen; und ſo war kein Reichsſtand, der auf dieſem Churfürſtentag nicht die bitterſten Klagen wider den Krieg geführt und dargethan hätte, daß ſein Land ſchlechterdings zu Grund gerichtet ſey. So überreichten vorzüglich die Abgeordneten von Pommern, wo der Herzog Bogislaus die wallenſteiniſchen

Truppen gutwillig aufgenommen hatte, in 45 Punkten, eine erſchütternde Schilderung der Mißhandlungen, womit die Unterthanen gemartert worden ſind. Das Fürſtenthum Stettin allein mußte an zehen Millionen erlegen. Man riß den Unterthanen ihre Kleider, ſogar die Hemden, vom Leibe. Man ſchätzte, wenn die armen Unterthanen, anſtatt des baaren Geldes, das ſie nicht mehr aufzubringen wußten, ihre fahrende Habe darboten, einen Zug Ochſen für zwei Thaler, und entriß ſie ihnen um dieſen geringen Preis. Die zügelloſen Soldaten mißhandelten die Einwohner mit Schlägen, verbrannten und verheerten alles weit und breit, wie denn ſogar ſieben pommeriſche Städte abgebrannt, und ganze Aemter und Kirchſpiele, ja ganze Bezirke von ſechs und mehreren Meilen in Einöden verwandelt, Kirchen beraubt, Weiber und Jungfrauen auf den Tod genothzüchtigt, ſogar an den todten Körpern noch die viehiſchen Ausſchweifungen befriedigt, und dann die Leichname den Hunden vorgeworfen wurden. Der Herzog konnte ſogar für ſeine Tafel nichts mehr aufbringen, indeß Wallenſtein und ſeine Offiziere mit einer königlichen Pracht und Ueppigkeit Tafel hielten, und praßten. Und noch befanden ſich allein in Pommern, ohne dem Troß, 31500 Mann Fußvolk, und 7540 Reiter, welche ſo zu ſagen, das letzte Blatt auf den Bäumen verzehrten. — Dieſer entſetzliche Zuſtand, unter welchem alle deutſche Stände, mehr und weniger, ſeufzten, mag uns einen Begriff geben, mit welchem heißen Verlangen ſich ganz Deutſchland nach dem Frieden geſehnt, und mit welcher gerechten Zuverſicht es ihn von dem Kaiſer, auf deſſen Erklärung jetzt alles ankam, erwartet habe.

Dieſe Erklärung erfolgte den 3. Juli 1630 auf dem Rathhauſe zu Regensburg, und erfüllte im erſten Augenblicke alle Anweſende mit der lebhafteſten Freude. Nachdem nämlich der Kaiſer in einem weitläufigen Eingange der Geſchichte des Krieges, ſeit deſſen Entſtehung erwähnt hatte, verlangte er von den Churfürſten ein Gutachten, wie der allgemeine Friede am beſten hergeſtellt werden könnte. Aber, ohne hier ſtehen zu bleiben, und die Rathſchläge der Churfürſten zu erwarten, fuhr er ſogleich mit den übrigen Punkten fort, und zwar:

a) brachte er vor, daß, nachdem der geächtete Pfalzgraf Friedrich ſich nicht gehörig unterwerfe, ſondern vielmehr bei den Holländern und andern Staaten noch immer Unterſtützung ſuche, und feindſelige

Anſchläge entwerfe, es dem Kaiſer nicht zu verdenken ſey, wenn er demſelben alle Gnadenthüren vollends verſchließe; und

b) weil die Holländer zur Entſtehung der Unruhen in Deutſchland vieles beigetragen, ſich um den Pfalzgrafen angenommen, und erſt im J. 1629 im weſtphäliſchen Kreiſe ſich, mit Einnehmung verſchiedner Ortſchaften, feindſelig bezeigt hätten, ſo wäre er der Meinung, daß man denſelben mit Nachdruck begegnen, und ihnen das, was ſie gegenwärtig vom Reich im Beſitz hätten, wieder abnehmen müßte. So

c) müßte man ſich auch gegen den König von Schweden, Guſtav Adolph rüſten, welcher ſich, wie bekannt, um die ſtralſundiſchen Händel angenommen, und bereits mit einem Heereszug wider den Kaiſer gedrohet hätte.

d) Da er wegen der erblichen Nachfolge des im J. 1628 verſtorbenen Herzogs von Mantua, Vincenz II., in einen Krieg verwickelt worden ſey, ſo hoffe er auch hierin der Churfürſten Rath und Beiſtand; und endlich

e) weil ſich die Reichsſtände über die ſchlechte Zucht der kaiſerlichen Truppen, und über die Ausſchweifungen der Offiziere ſowohl, als der Gemeinen beklagt hätten, ſo erſuche er die Churfürſten um Vorſchläge, wie in dem Falle, daß man keinen ſichern und fortdauernden Frieden zu Stand bringen könne, künftig der Krieg mit einer beſſern Ordnung, bei welcher die Unterthanen weniger eine Urſache zu gegründeten Beſchwerden fänden, geführet werden ſollte.

Dieſen Vortrag, dieſe Geſinnungen und Zumuthungen des Kaiſers hörten alle diejenigen, welche gehofft hatten, daß auf dieſer Churfürſtenverſammlung von nichts als von der Herſtellung eines allgemeinen Friedens die Rede ſeyn würde, mit Erſtaunen, und dem bitterſten Unmuth. Die Noth gab Muth; und unverzüglich erſchienen verſchiedne Schriften, worin dem Kaiſer die heftigſten Vorwürfe gemacht, und geſagt wurde, wie höchſt unerwartet und auffallend es ſey, daß er anſtatt des Friedens nichts als Krieg, nichts als die unumſchränkte Herrſchaft des Hauſes Oeſterreich befördert und alle deutſche Reichsſtände zur Unterſtützung und Vollendung ſolcher ungeheuern Abſichten aufgefordert wiſſen wolle. Die Kriege mit

Böhmen, mit dem Mansfeld, mit dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig, mit dem König von Dänemark wären niemals Kriege des deutſchen Reichs, ſondern alle des Erzhauſes Oeſterreich geweſen; und nach dem, mit dem beſagten König zu Lübeck geſchloßnen Frieden ſehe man nicht die geringſte Urſache zur Fortſetzung eines Krieges in Deutſchland; und was in dem kaiſerlichen Vertrag wegen des Pfalzgrafen, wegen der Holländer, wegen des Königs von Schweden, und wegen Mantua vorgekommen ſey, enthalte offenbar nichts, als die Abſicht, die Streitigkeiten des öſterreichiſchen Hauſes mit Hülfe der deutſchen Reichsſtände auszuführen, und dieſe in neue Händel zu verwickeln. Wenn der Pfalzgraf Friedrich wegen ſeiner widerrechtlichen Beſitznehmung von Böhmen eine Strafe verſchuldet hätte, was man nicht widerſprechen wolle, ſo hätte gleichwohl der Vollzug jener Strafe ohne Vorwiſſen und Einwilligung der deutſchen Reichsſtände niemals eintreten ſollen. Der Krieg wegen Mantua betreffe im Grunde nichts, als allein die Vortheile des öſterreichiſch-ſpaniſchen Hauſes;*) und wenn der

---

*) Im Dez. 1627 war der Herzog von Mantua Vincenz II. von Gonzaga, ohne leibliche Erben geſtorben, und ſein angeheiratheter Oheim, der

König von Schweden unzufrieden ſey, ſo ſey er es keineswegs wider die deutſchen Fürſten, mit welchen er Friede und Einigkeit zu unterhalten wünſchte, ſondern allein wider den Kaiſer, welcher wider ihn den König von Polen mit Truppen unterſtützt, und den Herzogen von Mecklenburg, ſeinen Vettern, ihr Land eigenmächtig, ohne ſie einmal gehört, ohne die Erkenntniß der Reichsgerichte erwartet zu haben, entriſſen hätte u. ſ. w.

Mit einer ähnlichen Freimüthigkeit war die Antwort der Churfürſten abgefaßt; ſie verlangten ſchlechterdings den Frieden, und ſchlu-

---

Herzog Carl von Nevers machte, als nächſter Anverwandter auf die Verlaſſenſchaft Anſpruch. Allein die Krone Spanien wollte, daß dieſe Verlaſſenſchaft einem, ihr gegebnen Fürſten, dem Herzoge von Guaſtalla, wiewohl dieſer mit dem verſtorbnen Herzog um einige Grade weiter verwandt war, zukommen ſollte, und der Herzog von Savoyen forderte bei dieſer Gelegenheit das Herzogthum Montferrat. Kaiſer Ferdinand II. erklärte, daß ihm die Entſcheidung gebühre, und verordnete, daß bis zum Erfolg dieſer Entſcheidung Spanien die Verlaſſenſchaft in Beſitz nehmen ſollte. Der König von Frankreich Ludwig XIII., ergriff dieſe Gelegenheit, dem Kaiſer außer Deutſchland eine Beſchäftigung zu geben, und nahm ſich des Herzogs von Nevers an.

gen die Mittel dazu vor. Der Kaiſer ſollte die Churfürſten bei ihrem Anſehen ſchützen, die Reichsgeſetze beobachten, und vor allem das Weſentlichſte, das Vertrauen nämlich, und die Vereinigung zwiſchen Haupt und Gliedern wieder herſtellen, den Pfalzgrafen Friedrich auf die ſchon im Jahre 1627 zu Mühlhauſen bemerkten Bedingungen wieder zu Gnaden annehmen, und deſſen anweſenden Geſandten zum Gehör laſſen; die Spanier bewegen, daß ſie die, in Deutſchland von ihnen beſetzten Oerter räumen, indem dann auch die Holländer, welche mit Spanien, und nicht mit Deutſchland in Krieg verwickelt wären, abziehen würden, was ſie bereits gegen Chur-Cöln verſichert hätten. Was den König von Schweden, welchen der Kaiſer, und nicht die deutſchen Stände gereizt hätten, beträfe, ſo ſollte der Kaiſer durch ein Schreiben ihn bewegen, (was auch ſie die Stände zu bewirken ſich bemühen würden) von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, und zu ſolchem Ende ſollte der Kaiſer unverzüglich die Herzoge von Mecklenburg zur reichsgeſetzmäßigen Vertheidigung laſſen. Da der Kaiſer endlich auch den mantuaniſchen Krieg, ohne Vorwiſſen und Zuziehung der deutſchen Stände zum höchſten Nachtheil ihrer Länder, (denn nicht nur ſey das nach Italien beſtimmte Kriegsvolk in

Deutſchland geworben, ſondern auch, was ganz unerhört und unerträglich wäre, der Unterhalt jenes Kriegsvolks ſey noch überdieß aus Deutſchland erpreßt, und demſelben zugeſchickt worden) angefangen hätte, ſo möge er alle dienliche Mittel hervorſuchen, Frankreich, das ſich in jenen Krieg gemiſcht hätte, zu beſänftigen; wozu ſie ihre Vermittlung antrügen. —

In den folgenden Antworten, welche der Kaiſer durch ſeine weitern Erklärungen veranlaßte, richteten ſie ihre Hauptbeſchwerde wider die kaiſerliche Armee, und wider den Wallenſtein: „Man habe zur Zeit, da der Pfalzgraf mit allen ſeinen Anhängern bereits geſchlagen, und faſt kein Feind mehr vorhanden geweſen, einen neuen Feldhauptmann, ohne Vorwiſſen eines Reichsſtandes, ohne Geldmittel, und mit einer ſo unumſchränkten Gewalt ins Reich verordnet, daß er alles nach eigenem Gefallen einrichten möge. Dieſer habe eine außerordentliche Menge Soldaten, mehr, als man gebraucht, anwerben laſſen, Patente zum Werben, ohne Geld dazu, ausgeſtellt, und die Oberſten ihr ausgelegtes Geld von dem Land, in welchem ſie lägen, wieder einzutreiben, angewieſen, welches nachher noch dazu mit ſolcher Unordnung geſchehen, daß auf das Vermögen der Länder gar keine Rückſicht genommen, auch manchmal für Ein Regiment ſo viel gefordert worden, daß man vier dafür hätte anwerben können." — „Dieſer übermüthige Friedländer, der es dem Kaiſer an Pracht und Anſehen weit bevorthun wolle (eben während des Churfürſtentags war Wallenſtein durch Nürnberg zu einem Theil ſeiner Truppen nach Memmingen in Schwaben mit faſt 100 Fuhrwerken, 700 Pferden, und einem Gefolg, darunter ſechs Fürſten, und bei 150 andere adelige Perſonen geweſen, gezogen), der ſelbſt den Kaiſer verachtete (denn oft legte er deſſen Befehle mit den höhnelnden Worten weg, „der Kaiſer ſoll lieber bei ſeiner Jagd und Muſik bleiben, als ſich um den Krieg und die Soldaten bekümmern") dieſer Friedländer würde noch, was er im Grunde ſchon gethan hätte, ganz Deutſchland zu Grund richten."

Eine allgemeine Stimme aller Anweſenden forderte die Entlaſſung wenigſtens des größten Theils der kaiſerlichen Armee, und vor allen die Entfernung Wallenſteins. Vergeblich erinnerte ſie der Kaiſer an die Verdienſte dieſes ſeines Obergenerals, an ſeine ſiegreichen Schlachten, an die Gefahr, in welche der Reſt ſeiner Truppen kommen müßte, wenn der abzudankende, zahlreichere Theil derſelben zu den Feinden hinumgehen ſollte. Die allgemeine Stimme erhob ſich mit Verwünſchungen des Urhebers ihrer Drangſalen lauter und ungeſtümer: „Der Kaiſer ſey wegen Deutſchland Kaiſer; er müſſe beſchließen, was allein noch übrig ſey, den gänzlichen Untergang deſſelben zu entfernen, was er auch wohl von ſelbſt thun würde, wenn er nicht immer von ſeinen in dieſer Sache übel berathnen Gewiſſensräthen (man nannte beſonders die zwei Jeſuiten, ſeinen Beichtvater Wilhelm Lemmermann, und den Hofprediger Johann Weingärtner) wohin dieſe wollten, ſich leiten ließ." — Der Churfürſt Maximilian von Bayern drang vor allem mit dem nachdrücklichſten Ernſt auf die geforderten Abdankungen, und der Churfürſt von Mainz rief aus: „Sollte der Diktator des Reichs ferner Diktator bleiben, ſollte Wallenſtein ſeinen Abſchied nicht bekommen: ſo wird auf dieſer Verſammlung wenig zu Stand kommen." Der Kaiſer gab nach; ſchickte ſeinen Hofkanzler, den Grafen von Wartenberg, und den Kriegsrath von Queſtenberg nach Memmingen, um dem Wallenſtein ſeine Entlaſſung von der oberſten Feldherrnſtelle eröffnen zu laſſen, welche Wallenſtein mit Würde und Gelaſſenheit, und mit der Aeußerung annahm, daß er jene Entlaſſung ſchon ſelbſt erwartet hätte, indem jetzt eben der Geiſt des Churfürſten von Bayern den Geiſt des Kaiſers beherrſchte. Der Kaiſer dankte auch ſeine Kriegsvölker bis auf vierzig tauſend Mann, welche mit den dreißig tauſend Mann der ligiſtiſchen Armee für mehr als hinlänglich gehalten wurden, allen Feinden zu widerſtehen, gutmüthig ab. Und nunmehr wurde Tilly, wiewohl wider alle ſeine Neigung (denn er ſehnte ſich damals nach nichts als nach Ruhe) des Kaiſers und der Liga oberſter Feldmarſchall.

Doch in andern Punkten zeigte ſich der Kaiſer ungleich weniger beugſam, und er war z. B. nicht zu bewegen, dem unglücklichen Churfürſten von der Pfalz, (ungeachtet dieſer Herr ſich zur Abbitte, zur Entſagung auf Böhmen, und ſogar zur Verzicht auf die Churwürde verſtanden, und den Kaiſer in einem Schreiben gebeten hatte: „Dasjenige, was zu ſeinem Mißfallen geſchehen ſeyn möchte, der damals verleiteten Jugend zu gut zu halten, und das Seufzen der armen unſchuldigen Unterthanen mit den Augen der Barmherzigkeit anzuſehen,“) wegen der Länder, welche ihm nach der wieder erlangten kaiſerlichen genheit beſchäftigt, mit einer Entſchließung nämlich, wie es ferner mit dem Vollzuge des Reſtitutionsedikts gehalten werden ſollte. Der

Churfürſt von Sachſen hatte erſt dem Kaiſer, dann dem Reichserzkanzler, und zuletzt den katholiſchen Churfürſten dringende Vorſtellungen wegen des Vollzuges jenes Edikts gemacht, und ſich dabei geäußert, daß, da ihn ſeine proteſtantiſchen Mitſtände unaufhörlich um Hülfe angingen, er ſich auf den Fall, daß keine Hülfe und kein Inſtand erfolgen ſollte, entſchloſſen habe, mit jenen Mitſtänden in einer beſondern Verſammlung zu überlegen, was dieſer Sachen halber zu thun ſeyn dürfte. Der Kaiſer, welcher gefürchtet haben mochte, daß aus einer Verſammlung proteſtantiſcher Fürſten zuletzt wohl gar wieder ein Gegenbund entſtehen dürfte, gab zwar eine, eben nicht ganz und gar abſchlägige, ſondern eine nicht beſtimmte Antwort. Aber die katholiſchen Churfürſten erklärten ſich beruhigender dahin, daß ſie, nachdem ſie von dem einmal feſtbeſtehenden Religionsfrieden nicht abgehen könnten, eine Zuſammenkunft der katholiſchen Mitſtände zu Frankfurt am Main auf den 3. Hornung des folgenden Jahres 1631 veranlaſſen, indeß einen Inſtand mit aller Execution bewirken, und dann das Weitere auf das Beſte mit den proteſtantiſchen Ständen einzuleiten ſich bemühen wollten. Niemand ließ ſich dieſe Sache angelegener ſeyn, als der Churfürſt Maximilian von Bayern, welcher ſich in Vereinigung mit ſeinem Obergeneral Tilly, alle erdenkliche Mühe gab, den Kaiſer und die katholiſchen Churfürſten zu einem allgemeinen Frieden mit den übrigen deutſchen Churfürſten und Ständen zu bereden, und welcher mit dem tiefſten Blick in die Zukunft, und mit der lebhafteſten Erinnerung, wie veränderlich das Kriegsglück ſey, und zugleich mit der klugen Warnung, daß man ſich ja doch hüten ſollte, bei der Drohung und dem wirklichen Anzug eines auswärtigen neuen Feindes, des Königs von Schweden, ſich auch Feinde ſelbſt in Deutſchland zu machen, den Vorſchlag that, daß man den Vollzug des Reſtitutionsedikts noch vierzig Jahre beruhen laſſen, und eine freundſchaftliche Eintracht mit allen deutſchen Fürſten herſtellen und befeſtigen ſollte; ein Vorſchlag, welcher, wenn er befolgt worden wäre, dem, mit einem auswärtigen Feinde, dem Könige von Schweden nämlich, bevorſtehenden Kriege einen ganz andern Erfolg, welchen dieſer Krieg nach Gnade zurückgeſtellt werden ſollten, eine beruhigende Antwort zu geben. Auch wegen der Wiedereinſetzung der Herzoge von Mecklenburg blieben alle Bitten dieſer Herzoge, alle Verwendungen anderer Höfe ohne Erfolg.

Gleichwohl ſchmeichelte ſich der Kaiſer, durch die Entlaſſung Wallenſteins, und eines großen Theils ſeiner Armee den Churfürſten ſo vieles bewilligt, und ihre Willfährigkeit in andern Dingen dergeſtalt gewonnen zu haben, daß es jetzt die ſchicklichſte Zeit ſeyn dürfte, einen ſeiner innigſten Wünſche, zu deſſen Bewirkung er dieſen Churfürſtentag hauptſächlich zu benutzen ſich vorgenommen hatte, zu äußern; er wünſchte nämlich, daß ſein älteſter Sohn und Nachfolger in ſeinen Erbſtaaten, Ferdinand, nachdem derſelbe bereits ſchon zum Könige von Ungarn ernannt worden war, zu ſeinem Nachfolger im Kaiſerthume gewählt werden möchte. Allein die Churfürſten waren ſo wenig dazu geneigt (eine beträchtliche Partei ſoll vielmehr ihre Abſichten auf den Churfürſten Maximilian von Bayern gerichtet *), und dieſer ſelbſt ſoll insgeheim auf den Fall, wenn ja eine Wahl geſchähe, ſich angeboten haben **), daß die Sache nicht einmal zum ordentlichen Vortrage kam. Die Geſandten der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg entſchuldigten ſich gegen den kaiſerlichen Miniſter, und gegen andere Herren, von welchen ihnen der Wunſch des Kaiſers eröffnet wurde, daß ſie von ihren Churfürſten keinen Auftrag darüber, wie ſie ſich erklären ſollten, hätten; und zugleich erinnerten alle Anweſende, daß niemand beſſer, als der Kaiſer wiſſen werde, daß zu einer deutſchen Königswahl nicht Regensburg, ſondern Frankfurt die herkömmliche und geſetzliche Wahlſtadt, und daß es ferner nicht wohl ſchicklich ſey, eine ſolche Wahl zu einer Zeit zu unternehmen, in welcher die Länder der Churfürſten mit kaiſerlichen Truppen theils erfüllt, theils umgeben ſeyen, und mithin, wenigſtens dem Scheine nach, ihre Stimmen nicht für frei angeſehen werden dürften; doch zur Krönung der Kaiſerinn gaben ſie allerdings ihre Einwilligung.

---

*) Pfeffl.

**) Puffendorf Rer. suec. l. I. §. 58.

Die Churfürſten wurden auf dieſer Verſammlung noch mit einer wichtigern Angeleſich zog, gegeben, und dem deutſchen Vaterlande unendliche Drangſalen erſpart haben würde. Aber ein unglückliches Verhängniß bewirkte durch die Mehrheit der Stimmen einen Beſchluß, daß wegen des Vollzugs des Reſtitutionsedikts nichts nachgegeben, und daß dem auswärtigen Feinde, nachdem er keine Urſache zu einem Kriege hätte, mit gemeinſamem Nachdruck begegnet werden ſollte. Man verließ ſich auf das bisherige Kriegsglück, und der Kaiſer zumal freute ſich über den glücklichen Umſtand, daß, noch während ſeiner Anweſenheit in Regensburg, wegen Mantua ein Friede zu Stande gekommen, worin Frankreich, unter der Bedingung, daß dem Herzog von Nevers das Herzogthum Mantua im vollkommnen Zuſtand wieder eingeräumt werden ſollte, ſich anheiſchig machte, „nichts gegen den Kaiſer und das Reich vorzunehmen, noch denen, welche dem Kaiſer und dem Reich, jetzt zuwider ſeyen, oder noch werden können, auf einige Weiſe beizuſtehen, ſondern ſolche vielmehr zur Billigkeit, zum Reſpekt und Gehorſam gegen den Kaiſer zu ermahnen.“

Bei dieſen Umſtänden verſammelten die Direktoren der Liga, ſogleich noch zu Regensburg, auf den 1. Sept. 1630, ihre Bundesgenoſſen zu einer Berathſchlagung, in welcher die Uebereinkunft getroffen ward, daß die Bundesarmee, deren Truppen damals, anſtatt der beſtimmten 21000 Mann aus dreißig tauſend beſtanden, ferner noch, aber wie bisher, allein für ſich beſtehen, *) und daß (mit Bewilligung des Kaiſers) jeder der katholiſchen Stände, von welchen man mit Recht fordern konnte, zur Unterhaltung der Bundesarmee beizutragen, zur thätigen Mitwirkung angehalten wer-

---

*) Geſchichte der Liga p. 276.

den ſollte. Tilly ſah ſich mit Muth, aber auch nicht ohne Bekümmerniß über die ungewiſſen Ereigniſſe, nach ſeinem neuen Gegner um, der bereits aus Norden in ſchnellen Märſchen heranzog. Ganz Deutſchland erwartete mit bangen Ahndungen die künftigen Dinge, und die gemeine Menge hörte bereits Vorboten künftiger Schreckniſſe, das nächtliche Geheul reißender Thiere, ſah bluthrothe Flüſſe, und am hohen Himmel ſtreitende Heere auf feurigen Roſſen, und Fluchten und gräßliche Niederlagen.

§. XV.

Der neue Krieg, welcher zur Zeit, da der Kollegialtag zu Regensburg ſein Ende nahm, bereits ausgebrochen war, wurde vom Könige von Schweden, Guſtav Adolph, unternommen, den man darum den Retter der deutſchen Freiheit (nämlich der geſetzlichen Selbſtſtändigkeit der deutſchen Fürſten und Stände) nannte; wiewohl damals dieſe Freiheit von der Liga, und beſonders von ihrem Oberhaupte, Maximilian von Bayern, dadurch, daß ſie die Entlaſſung Wallenſteins, und des größten Theils des kaiſerlichen Heeres bewirkte, bereits gerettet geweſen, und wiewohl der Hauptzweck des ſchwediſchen Königs, in Deutſchland Eroberungen zu machen, und für ſich einen neuen Staat zu gründen, nur zu bald ſichtbar geworden war. Wir haben bereits gehört, daß dieſer König ſchon im Jahre 1625, wo von einem Religionsedikt, und von einer dringenden Gefahr der deutſchen Freiheit noch gar keine Rede gewechſelt, ſondern bloß nur noch die Wiederherſtellung des unglücklichen Churfürſten Friedrich geſucht wurde, in den darüber entſtandenen Krieg ſich gemiſcht haben würde, wenn diejenigen, in derer Geſellſchaft er wider die Liga auftreten wollte, für gut befunden hätten, ihm die Vortheile, welche er im voraus zur Bedingniß machte, zu bewilligen; und wenn er damals von ſeinem Vorhaben abſtand: ſo geſchah's, theils weil er wegen des Königs von Dänemark, welcher die Leitung des Krieges ebenfalls für ſich wünſchte, verlegen, theils weil er in einen Krieg mit Polen verwickelt, und weil alle Hoffnung vorhanden war, daß die Zeit ſolche Umſtände und Vorbereitungen herbeiführen werde, bei welchen er den deutſchen Boden mit ungleich vortheilhaftern Ausſichten betreten, und wohl auch Veranlaſſungen, es zu thun, erhalten würde. An ſolchen Veranlaſſungen ließen es dann auch der Kaiſer, und ſeine Miniſter und Generale wirklich nicht fehlen. Der Kaiſer hatte dem Könige Sigmund von Polen, ſeinem Schwager, im Jahre 1629 zehn tauſend Mann unter der Anführung ſeines Feldmarſchalls Arnheim zu Hülfe geſchickt, und (was den König von Schweden noch ungleich mehr beleidigte) hatte, wie man wiſſen wollte, zu verſtehen gegeben, daß er, ſobald er in Deutſchland freie Hände bekommen hätte, ſeine ganze Macht dahin verwenden würde, um ſeinem Schwager, dem polniſchen Könige, wieder zur ſchwediſchen Krone zu verhelfen. Beinahe noch empfindlicher wurde Guſtav Adolph durch die Beſitznehmungen Wallenſteins von den Seehäfen Mecklenburg und Pommern, und vor allen Dingen durch die Anmaſſungen dieſes Wallenſteins gekränkt, als der ſich einen Admiral des baltiſchen Meeres, worüber doch die Krone Schweden von undenklichen Jahren im Beſitz des Schutzrechtes war, genannt, und in ſolcher Abſicht Stralſund, um dieſes zum Sitze ſeiner neuen Herrſchaft über das baltiſche Meer zu machen, zu erobern verſucht; ja, welcher auch ſogar die königlichen ſchwediſchen Geſandten vom Friedenskongreß zu Lübeck, wozu ſie in der beſten Abſicht beordert wurden, ſchimpflich ausgeſchloſſen hatte. Je unangenehmer dem ſchwediſchen Könige dieſe Vorfälle waren, deſto ernſthafter waren auch ſeine

Maßregeln, den Folgen derſelben zuvor zu kommen, und ſeine Gegner in Schranken zu halten; er hatte ſich, wie oben vorkam, der Stadt Stralſund angenommen, und der Befehlshaber der dahin gezogenen ſchwediſchen Truppen, Alexander Leßle hatte ſich (im Jun. 1630) theils durch ſeine ihm untergeordnete Offiziere, theils in Perſon, der (ſieben deutſche Meilen im Umkreis haltenden, der Stadt Stralſund dicht gegenüber liegenden) Inſel Rügen, welche dem Könige von Schweden zu einem künftigen Zug nach Deutſchland ſehr nützlich werden könnte, bemächtigt. Dieſen Zug hatte der König, nachdem er wahrnehmen zu müſſen glaubte, daß der Kaiſer ſich mit ihm durchaus in keine friedliche Unterhandlung einlaſſen wollte (zu Danzig, wo wegen Pommern, im April 1630, eine Unterredung zwiſchen dem ſchwediſchen Reichskanzler, Axel Oxenſtirna, und dem kaiſerlichen Geſandten, Carl Hannibal Burggraf von Dohna u. a. angeſetzt war, that letzterer nicht den geringſten Schritt, ſo, daß er wieder abreiste, ohne einmal den ſchwediſchen Geſandten geſehen zu haben) zur Zeit, da jene Eroberung von Rügen vorging, bereits unternommen; er war im Mai 1630 von Stockholm, wo er ſeiner vierjährigen Tochter Chriſtine auf alle Fälle feierlich hatte huldigen laſſen, mit einer Flotte, auf welcher ſich 13800

Mann befanden, abgefahren, und im Juli auf der kleinen, nicht weit von Rügen gelegenen Inſel Rüden angekommen, und war ſowohl in Rückſicht ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, als der Zeitumſtände, berechtigt, von ſeinen Unternehmungen die glücklichſten Fortſchritte zu erwarten.

Guſtav Adolph ragte ſowohl an körperlicher Geſtalt, als an Geiſtesgaben über alles, was man damals unter Menſchen Vortreffliches ſah, hervor. Er hatte eine klaſſiſche Bildung erhalten, und redete die lateiniſche, deutſche, italiäniſche und franzöſiſche Sprache mit einer ausnehmenden Fertigkeit; er war in der Mathematik und der Kriegsbaukunſt vortrefflich bewandert. Von früher Jugend an hatte er ſich im Kriege geübt und abgehärtet, und für alles, was verfallen konnte, Erfahrungen geſammelt, und einen Blick in die Sachen, und eine Gegenwart und Feſtigkeit des Geiſtes erworben, bei welcher ſeine Offiziere und Gemeine ſich überall für vollkommen geſichert, und für unüberwindlich gehalten haben. Nie ſahen ihn dieſe bei einem Unfalle oder einer Gefahr verzagt, ſo wie bei den günſtigſten Ereigniſſen niemals übermüthig. Ueberall war ſein Aug im Gegenwärtigen und im Zukünftigen, und was unter ihm ſtand, das leitete und behandelte er mit einem groſſen Verſtand, und mit einer Menſchenkenntniß, bei welcher kein Feldherr ihm gleich kam. Für das erſte und weſentlichſte Stück bei ſeiner Armee ſah er die Zucht und pünktlichſte Ordnung bei derſelben an, und hierauf hielt er bei Vornehmen und Niedern ſeiner Truppen unabläßlich mit der unerbittlichſten Strenge. Er pflegte zu ſagen (was auch der Erfolg beſtätigte) daß man die Einwohner einer feindlichen Stadt oder eines Landes ſchon halb gewonnen hätte, wenn man bei denſelben das zuverſichtliche Vertrauen, daß ſie mit Schonung und Menſchlichkeit behandelt werden würden, zu gewinnen verſtände, und in ſeiner, im J. 1631 verkündigten Militärordnung ſetzte er feſt: „daß ſich bei Leib und Lebensſtrafe kein Soldat an Kirchen, Schulen, Spitälern, Geiſtlichen oder andern Perſonen vergreifen, oder dieſelben mit Einquartierung, oder Schätzung beſchweren, oder denſelben in ihrem Gottesdienſt hinderlich oder ärgerlich ſeyn, daß die Einquartierung in Städten überall allein den Magiſtraten, und ſonſt Niemand, zuſtehe, und daß Befehlshaber und Soldaten über die Quartierordnung durchaus nichts fordern, und daß ſie von Bürgern und Landleuten ſchlechterdings nichts weiter, als die Lagerſtatt, Holz, Licht, Eſſig und Salz annehmen, Offiziere aber ihre Aufwärter ſelbſt unterhalten ſollten u. ſ. w.“ Ueberhaupt war ſeine Kriegszucht die ſtrengſte in der Welt, und ſein Soldat mußte, damit er nicht müßig gehen, und ſchwelgen lernte, beſtändig arbeiten. Sein Soldat mußte auch Religion, welche, wie er ſagte, die Herrſchaft über ſich ſelbſt, Enthaltſamkeit und Genügſamkeit einflößte, und die Furcht vor dem Tode benehme, beſitzen, und täglich einmal zur Predigt, und zweimal zur Betſtunde kommen. Er empfahl auch ſeinen Soldaten das Gebet, und das Andenken und Vertrauen auf Gott („Je mehr Betens, je mehr Sieg. Fleißig gebetet, iſt ſchon halb gewonnen“ pflegte er zu ſagen) inſtändig und unaufhörlich, und das erſte, was er that, als er auf der Inſel Rüden ans Land kam, war, daß er unter freiem Himmel, ſich auf die Kniee warf, und mit emporgerichteten Augen und Händen, mit lauter Stimme Gott für die Gnade ſeiner glücklichen Ueberfahrt dankte, und ihn für die Unterſtützung ſeiner Waffen anflehte, „wie du weißt, ſagte er, daß dieſer mein Zug nicht zu meinen, ſondern zu deinen Ehren, und deiner armen bedrängten Kirche zu Troſt und Hülfe angeſehen iſt.“ In der That ein ſo außerordentlicher Feldherr mußte außerordentliche Thaten verrichten. Vornehme und Gemeine, als ſie ihren König ſo knieen ſahen, und ſo beten hörten, zitterten vor innerem Ungeſtüm, und die älteſten Krieger brachen in Thränen aus.

Von dem, was hier der König in ſein Gebet von der Religion einfließen ließ, war in der gedruckten Schrift, welche ſein Kriegsmanifeſt genannt wurde, nichts enthalten, und es wurde, (was die tiefe Klugheit dieſes Königs anzeigte) in jener Schrift überhaupt nur allgemeiner Beſchwerden, wozu ihm der Kaiſer Anlaß gegeben, und mit keinem Worte der Beſchützung der proteſtantiſchen Religion; (es befanden ſich nämlich bei der ſchwediſchen Armee viele katholiſche Offiziere und Gemeine) ferner mit keinem Worte des Reſtitutionsedikts, oder der vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, oder der gekränkten, und ihrem Untergange nahe gebrachten deutſchen Freiheit einige Meldung, jener Beſchwerden aber nur in ſehr anſtändigen, von aller Beleidigung oder Bitterkeit entfernten Ausdrücken eine Erwähnung gethan, ſo, daß der Krieg der Schweden ſchlechterdings nur eine, ihrem Könige abgedrungene Nothwehr, deren er recht gerne enthoben geblieben wäre, zu ſeyn ſchien. Noch bedächtlicher benahm ſich der König bei ſeiner Ankunft in Pommern, wo er den Herzog Bogislaus, in einer mit ihm abgeſchloſſenen Verhandlung verſicherte, daß „ſeine Vereinigung mit ihm nicht gegen den Kaiſer und das Reich, ſondern nur zum Schutz gegen alle Störer des Religions- und Profanfriedens gehe.“

Guſtav Adolph war jetzt 36 Jahre alt; er hatte verſuchte Generale, Banner, Torſtenſohn, Baudis, Horn, Knipphauſen u. a. bei ſich, und erblickte vor ſich die ſonderbarſten Umſtände und Eintreffungen, welche ſein Vorhaben begünſtigten. Unter dieſen war die Beendigung des polniſchen Krieges, welche beſonders die Geſandten von Frankreich und England betrieben, und noch im Jahre 1629 einen Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre bewirkten, nur gleichſam einer der geringſten Vortheile; und die beſten wurden für ihn ſelbſt vom Kaiſer und ſeinem Obergeneral Wallenſtein mit einer eben ſo großen Thätigkeit, als unbegreiflicher Unklugheit vorbereitet und unterhalten. Die Kriegszucht der kaiſerlichen Armee war in allen Stücken gerade das Gegentheil der ſchwediſchen. Man haßte und verabſcheute die wallenſteiniſchen Soldaten allgemein auf das bitterſte, und es war nichts leichter vorauszuſehen, als daß man ſie, ſo wie beim Heranzuge einer beſſer gearteten und ſiegreichen Armee die Furcht vor ihnen verſchwinden würde, jenen Haß allenthalben würde fühlen laſſen. Die

Zügelloſigkeit, welche Wallenſtein, um nur immer viele neue Leute aufſtellen, und mit ſolchen alles niederdrücken zu können, duldete, war ſo ausſchweifend, daß ſie ſelbſt die Länder der Freunde nicht im geringſten ſchonte, aber auch, ſo lange ſie zuſammengehalten, und von Wallenſtein angeführt wurde, ſo fürchterlich, daß ſie, wenn ſie zur Zeit, da Guſtav Adolph auszog, noch in vollem Zuſtande geweſen wäre, alle ſchwediſche Macht ſchlechterdings zernichtet haben müßte. Aber ſchon im Jahre 1629 verringerte der Kaiſer ihre Stärke durch die Verſendung dreier beträchtlicher Heere nach Italien *), nach den Niederlanden, und einige

---

*) Als das nach Italien beſtimmte, wallenſteiniſche Volk von 20000 Mann alter Kerntruppen durch einen Theil der vorderöſterreiſchen Lande und der Schweiz im Monat Mai 1629 ſeinen Weg nehmen ſollte, und den Landen Erzherzogs Leopold nahe kam, ſchrieb dieſer an den Kaiſer: „Eure kayſ. Majeſtät können nicht glauben, wie das Volk in Durchzügen hauſet. Ich bin etliche Jahre dem Kriegsweſen auch nachgezogen, verſichere aber E. K. M., daß ich es nie geſtattet habe, wiewohl es ohne Schaden nicht abgehen mag, aber Brennen, Weiber ſchänden, die Leute todt ſchlagen, Ohren und Naſen abſchneiden, Fenſter und Oefen einſchlagen, will geſchweigen andrer Marter und Verſchwendungen, ſo ſie den armen Leuten anthun, das iſt den Officieren gar wohl möglich, zu remediren. Ich weiß wohl, daß man begehret,

Zeit darauf nach Polen, und im J. 1630 ließ er ſich, wie wir hörten, auf dem Reichstag zu Regensburg bewegen, den größten Theil der übrigen Truppen mit ihrem Anführer abzudanken, und ſie gleichſam dem Könige von Schweden, der eben damals wider ihn im Anzuge war, zu überliefern, welchem ſie dann auch wirklich dem tauſend nach zuliefen, ſo daß es eben nicht ganz ungereimt war, wenn von einigen Freunden des Kaiſers behauptet

---

E. K. M. dergleichen Sachen auszureden; aber ich verſichere E. K. M., daß das, was ich ſchreibe, mehr als wahr iſt: denn ich will es mit vielen anſehnlichen Chur- und Fürſten bezeugen. Es können E. K. M. mir, als Dero getreueſten Bruder, gewiß ſo viel glauben, als denen, die intereſſirt ſeyn, und aus der armen Leute Schweiß und Blut ihre Beutel geſpickt haben. Ich wollte E. K. M. viele vornehme Officiere nennen, die vor weniger Zeit ſchlecht aufgezogen, jetzo zu drei- oder viermal hundert tauſend Gulden baares Geldes haben, und die es nicht von dem Feinde bekommen, ſondern das Meiſte von der katholiſchen Chur- und Fürſten armen Leuten. — Gedenken E. K. M. wie jetzo die Leute in Italien hauſen werden, da ſie alles voll auf finden, und die meiſten Soldaten, ja ſogar die meiſten Officiere calviniſch und lutheriſch ſeyn. Helfe Gott den armen Frauenklöſtern, die in ſo großer Anzahl ſich aller Orten befinden! Eine gute Anmahnung an den Herzog zu Friedland wird nicht ſchaden können."

wurde, Guſtav Adolph habe den Kaiſer Ferdinand mit deſſen eigenen Leuten geſchlagen. Aber auch die dem Kaiſer übrig gebliebene Armee von vierzig tauſend Mann, welche mit der Armee des Tilly noch immer zahlreich genug geweſen ſeyn würde, um einem Könige von Schweden einen Zug nach Deutſchland zu verwehren, verlief ſich, nachdem Wallenſtein entfernt war, weit mehr als die Hälfte, und der übrig gebliebene Theil fuhr ſogar noch zur Zeit, da die Schweden bereits mit dem beſten Beiſpiel, wie ſich Soldaten betragen müßten, vorausgingen, fort, die armen Einwohner, durch derer Heimath ſie ſich zurückzogen, oder darin Schutz und Unterſtützung ſuchten, zu plündern, und auf das unmenſchlichſte zu mißhandeln, ſo, daß ſich endlich die Landleute nicht anders mehr zu helfen wußten, als bei der erſten Nachricht von der Ankunft kaiſerlicher Truppen mit Weibern und Kindern, Vieh und beweglicher Fahrniß abzuziehen, und gleichwohl ihre Erretter, die Schweden zu erwarten. Die Armee des Tilly ſtand und erhielt ſich zwar noch immer in einer gleichen Achtung, und wider ihr Benehmen und ihre Einquartierungen kamen in der Hauptſache keine erheblichen Beſchwerden vor; aber außerdem, daß alle feindliche Quartiere mit verſchiedenen Unannehmlichkeiten und Plackereien verbunden ſind, und mithin die unſchuldigen Einwohner, die keinen Krieg wollen, ſtets geneigt bleiben, ſich von denſelben, wie immer, zu helfen: ſo hatte ſich Tilly, ſo oft, als ihn die Liga in einem bittern Mangel an Geld und Proviant oft nur zu lange ſtecken ließ, genöthigt geſehen, den Leuten, außer dem, was ſie zum Unterhalt ſeiner Armee ſchon beitragen mußten, noch mit neuen Forderungen beſchwerlich zu fallen; und überdieß hatte er ſich durch eine beſondere Weiſe, mit der er ſich vom Kaiſer für ſeine Anſprüche an ihn bezahlen ließ, das Mißtrauen und die Abneigung des ganzen niederſächſiſchen Kreiſes zugezogen. Der König Chriſtian von Dänemark hatte, während der lübeckiſchen Friedensunterhandlungen, eine beim Herzog von Braunſchweig, Friedrich Ulrich, ihm gut ſtehende Forderung von 300000 Gulden an den Kaiſer, und dieſer hatte jene Forderung an Tilly theils wegen ſeiner Verdienſte, theils auch wegen ſeiner baaren, vorgeſtreckten Auslagen hinumgewieſen; Tilly aber hatte, nach einer am kaiſerlichen Hofe vorgelegten Rechnung ſeiner Forderungen zu viermal hundert tauſend Reichsthaler, für gut befunden, nach dem Vorſchlage Wallenſteins (den dieſer vorbrachte, vielleicht um dem Tilly nach unzähligen ihm verurſachten Unannehmlichkeiten doch auch einmal etwas Gefälliges zu erweiſen, vielleicht auch, um ihm perſönliche Feinde zuzuziehen) das Fürſtenthum Calenberg ſich pfandweiſe einräumen, und in einem Theile deſſelben ſich huldigen zu laſſen. Wiewohl er ſich nun dieſes Fürſtenthum keineswegs, wie es Wallenſtein mit Mecklenburg machte, als Eigenthum, ſondern allein als Pfandgut zueignete, und nach einigen Ausgleichungen nur drei Aemter pfandweiſe behielt: ſo gab man ihm dennoch unmäßige und keine geringere Abſichten Schuld, als daß er geſinnt ſey, ganz Calenberg und Wolfenbüttel, nebſt den dazu gehörigen Grafſchaften an ſich reißen, und ſich hier einen eigenen Staat errichten zu wollen. Auch andern deutſchen Fürſten wurde die Furcht vor einem ähnlichen Schickſal beigebracht, und man ſprach von den beträchtlichſten deutſchen Ländern, welche durch einen kaiſerlichen Machtſpruch ihren rechtmäßigen Herren abgenommen, und an Günſtlinge vergeben werden ſollten. Auch die katholiſchen geiſtlichen Fürſten wurden durch eine unvorſichtige Aeußerung, welche der ſpaniſche Geſandte, Graf Ognati, ſich hatte entfallen laſſen: „die deutſchen Biſchöfe tragen zu lange Mäntel“ beunruhigt, und veranlaßt, zu wünſchen, daß die Macht, welche ihnen gefährlich werden könnte, gedemüthigt werden möchte.

So war Deutſchland beſtellt, ſo waren deſſen Fürſten geſtimmt, als Guſtav Adolph heranzog. Zu dieſen überaus günſtigen Umſtänden kamen noch die Freundſchaftsverſicherungen, Verheißungen und Unterſtützungen vieler auswärtiger Staaten, Englands, Hollands, Venedigs, und beſonders Frankreichs. Mit dieſer letztern Krone ging Guſtav Adolph eine beſondere Verbindung, bei welcher von Seite Frankreichs ein beſonderer Vorgang Statt hatte, ein. Wir haben eben eines Krieges, in welchen der Kaiſer wegen Mantua verwickelt wurde, erwähnt. Dieſer Krieg wurde im Octob. 1630 zu Regensburg, durch einen Frieden, vermöge deſſen der Herzog von Nevers vom Kaiſer mit Mantua belehnt werden mußte, auf beſondere Verwendungen des franzöſiſchen Hofes beigelegt, indem deſſen zu Regensburg anweſender Geſandte, Carl von Leon-Brûlart, das feierliche Verſprechen ausſtellte, und unterzeichnete, daß ſein König ſich hiemit verbindlich mache, „nichts gegen den Kaiſer und das Reich vorzunehmen, noch denen, die dem Kaiſer und dem Reich jetzt zuwider ſeyen, oder noch werden könnten, auf einigerlei Weiſe beizuſtehen, ſondern ſolche vielmehr zur Billigkeit, Reſpekt und Gehorſam gegen den Kaiſer zu ermahnen.“ Vermöge dieſes Artikels nun wurden dem franzöſiſchen Hofe die Hände gebunden, ſich in ein, wider den Kaiſer gerichtetes Kriegsbündniß einzulaſſen. Allein, wie es jetzt dazu kam, daß Guſtav Adolph unterſtützt werden ſollte, wußte man ſich am franzöſiſchen Hofe ſehr leicht aus der Verlegenheit zu ziehen. Man erklärte nämlich den zu Regensburg von dem franzöſiſchen Geſandten unterzeichneten Frieden, worin jener Geſandte ſeine Vollmacht überſchritten hätte, für ungültig, und es mußte ein neuer Friedensaufſatz, worin das obenerwähnte Verſprechen wegblieb, entworfen, und von allen Theilen genehmigt werden. Zu Folge dieſes Vorgangs ſchloß Guſtav Adolph ein, bereits vor ſeiner Abreiſe aus Stockholm entworfenes, wiewohl erſt im Jän. 1631 zu Stande gekommenes Bündniß, worin er ſich gegen eine jährliche Penſion von viermal hundert tauſend Reichsthalern, welche Frankreich an ihn bezahlen ſollte, auf ſechs Jahre verbindlich machte, in Deutſchland eine Armee von dreißig tauſend Mann zu Fuß, und ſechs tauſend zu Pferd zu unterhalten, und mit derſelben für die Handelsfreiheit, für die Sicherheit des baltiſchen Meeres, und wider die Unterdrücker der deutſchen Freiheit zu kämpfen.

Guſtav Adolph dachte, ehe er weiter ging, vor allen Dingen darauf, auf alle Fälle ſeinen Rücken frei und gedeckt zu halten, und zu ſolchem Ende ſich in allen Ländern einiger feſten Plätze zu verſichern. Er eroberte im Juli 1630 die Inſeln Uſedom und Wollin, dann die Stadt, und einige Zeit darauf auch das Schloß Wolgaſt, bekam vom Herzog Bogislaus von Pommern die Stadt Stettin an der Oder ausgeliefert, bemächtigte ſich der feſten Städte Stargard, Greifenhagen, Garz, und hatte ſchon am Ende des Jahres 1630 ganz Pommern (Colberg und Greifswalde ausgenommen) in ſeiner Gewalt. Er hatte jetzt, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, anſtatt einer überlegenen, und im Kampfe unwiderſtehbaren, wallenſteiniſchen Armee einige zerſtreute Schaaren derſelben, und dieſe in einem muthloſen, und ganz herabgekommenen Zuſtande vor ſich, bei welchem ſelbſt der (anſtatt des Italieners Conti, der die Kälte nicht aushalten konnte), neu angekommene kaiſerliche General Graf Hannibal von Schaumburg nicht Stand hielt, ſondern ſich, nachdem er einige, überall verunglückte Verſuche gemacht, und einen Verluſt von beinahe dreihundert Bagagewagen, und einen noch empfindlicheren Verluſt an Leuten gelitten, voll Beſtürzung und Unordnung, mit einem erbärmlichen Reſt von kaum acht tauſend Mann zu Fuß, und vier tauſend zu Pferd, nach Frankfurt an der Oder, und nach Landsberg zurückzog.

So ſtanden die Sachen am Ende des Jahres 1630. Einige Schreiben des Kaiſers und der Churfürſten, welche an den König von Schweden noch während der Verſammlung zu Regensburg abgeſchickt wurden, blieben, da in jenen Schreiben nicht des geringſten Mittels und Anſinnens um Herſtellung des Friedens gedacht worden war, ohne allen Erfolg. Man ſchien am kaiſerlichen Hofe einen Krieg von Seite Schwedens, ohne an die Zeitumſtände zu denken, noch immer für eine Kleinigkeit zu halten, und den Tilly, welcher tiefer geſehen, und im Fall, daß man kaiſerlicher Seits gar nicht nachgeben würde, die Folgen vorher geſagt, und ſich übrigens, ſo gut es ſeine Umſtände, und die Unterſtützungen, welche er von der Liga erhielt, zuließen, gefaßt gemacht hatte, hielt Guſtav Adolph, während ſeiner erſten Unternehmungen, mit einer wohl ausgedachten Liſt, wovon gleich die Rede ſeyn wird, von ſich entfernt.

1631. Tilly befand ſich mit ſeiner ihm, über die kaiſerliche Armee übertragenen Befehlshaberſtelle in der größten Verlegenheit, indem jene Armee von Leuten, Geld, Munition, Geſchütz und Lebensmitteln entblößt, und mit Einem Worte, ſo viel als aufgelöst war. Da der König von Schweden ihm bisher mit einer zuvorkommenden Achtung begegnet*), da die Bundesarmee, welche er anführte, mit dem Könige nicht zerfallen, nämlich ihr kein ausdrücklicher Krieg angekündigt worden war: ſo ſuchte er, in der Abſicht, die kaiſerliche Armee zu vermehren, und ſie überhaupt in einen beſſern Stand zu ſetzen, bei dem Könige um einen Waffenſtillſtand, wenigſtens ſo lange die härteſte Winterszeit anhalten würde, nach. Allein Guſtav Adolph, der die Fortſetzung des Krieges auch im härteſten Winter, wo er wohl wußte, daß die Kaiſerlichen ſchon wegen ihres Mangels an gehöriger Kleidung nicht würden aushalten können, bereits beſchloſſen, auch für ſeine Leute viele tauſend Pelze aus Lappland hatte kommen laſſen, lehnte die Zumuthung ab, theils weil er den Tilly, deſſen Abſicht er wohl merkte, nicht bloß als ligiſtiſchen, ſondern auch als kaiſerlichen Feldmarſchall betrachtete, theils weil er denſelben nicht bewegen konnte, auch mit der Belagerung von Magdeburg Stillſtand zu machen. Dieſer Vorwand war um ſo ſeltſamer, als der König hier den Schein annahm, etwas zu wünſchen, und darauf zu beſtehen, wovon er im Herzen gerade das Gegentheil gewünſcht, und ſelbſt veranlaßt hatte, indem die Belagerung von Magdeburg, von der ſich der erfolgte Ausgang unmöglich vermuthen ließ, ihm alle Freiheit und Hoffnung gewährte, mit ſeinen Eroberungen fortfahren, und dieſe am Ende mit der Entſetzung jener Stadt krönen zu können.

---

*) Er ſchrieb an Tilly den 22. April 1629 von Stockholm aus: „Gustavus Adolphus, Dei Gratia Suecorum, Gothorum, Vandalorumque Rex, Magnus Princeps Finlandiæ, Dux Estoniæ Careliæque nec non Ingriæ Dominus etc. Illustris et Excellentissime Comes, sincere nobis dilecte. Virtutum tuarum fama et quam nobis de Excell. T. non minus, quam Exercitu et Principalibus tuis, catholicæ Ligæ directoribus, amicitiam pollicemur, fecit, ut præsenti cum occasione Excell. T. salutaremus, certamque faceremus, ut, si quid a nobis proficisci poterit, ad Honorem et Emolumentum Excell. T. promovendum, id sibi de Benevolentia nostra, quacunque sub occasione indubie promittat. Iniunximus præsentium Exhibitori, ablegato Senatus nostri Baroni Bielke, ut pluribus hunc animum nostrum Excell. T. contestaretur, quem, quin eo Nomine Tua Exc. sibi commendatum habeat, omnino non dubitamus. Sumus T. Excell. ad omnia regii favoris Officia præstandum semper benevoli, atque his eam Deo commendamus. Ex arce nostra Stockholmensi, die XXII. Aprilis anno MDCXXIX. Gustavus Adolphus.“

Die freie Hanſeſtadt Magdeburg hatte bereits ſeit vielen Jahren mit verſchiedenen Unruhen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Im Jahre 1628 hatte das Domkapitel daſelbſt ſeinen Adminiſtrator, den Prinzen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, weil er ſich mit dem Könige von Dänemark zu weit einließ, u. ſ. a. entſetzt, und an deſſen Stelle den Prinzen Auguſt von Sachſen, zweiten Sohn des Churfürſten Johann Georg I., gewählt. Allein Kaiſer Ferdinand II. erklärte jene Wahl, indem ſie, wie er behauptete, nur für einen katholiſchen Prinzen von katholiſchen Domherren hätte geſchehen können, für ungültig, und da auch der Papſt eben dieſelbe Wahl aus gleichen Grundſätzen verwarf, ließ Ferdinand im Jahre 1629 anſtatt des ſächſiſchen Prinzen vielmehr einen ſeiner Söhne, den Erzherzog Leopold Wilhelm zum Erzbiſchofe von Magdeburg (dieß geſchah auch für eben dieſen Prinzen mit dem Erzbisthum Bremen, wo der Herzog von Holſtein, Johann Adolph, weichen mußte) erklären, und die Verwaltung des Stifts durch kaiſerliche Abgeordnete beſorgen. Ueber dieſe Veränderungen wurden die Bürger und Einwohner von Magdeburg, nachdem ſie in eben dieſem Jahre 1629 vom wallenſteiniſchen General Altringer, und ſelbſt vom Wallenſtein durch eine förmliche Sperrung aller Zugänge auf das härteſte mißhandelt worden waren, äußerſt bekümmert, und, da ſie jetzt von einem kaiſerlichen Prinzen als Erzbiſchof, eine gänzliche Religionsreformation befürchteten, äußerſt geneigt, ſich um den Schutz irgend einer fremden Macht zu bewerben. Dieſe Stimmung der Bürger verleitete den ehemaligen Adminiſtrator, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, zu dem Einfall, ſich mit der Stadt Magdeburg in eine Verbindung einzulaſſen, und nachdem er ſich zuerſt des Beifalls Guſtav Adolphs, zu welchem er perſönlich nach Stockholm gekommen war, verſichert, und von demſelben verſchiedene Aufträge und Anleitungen, wie das Vorhaben zu unternehmen, und wozu es vorzüglich zu benutzen wäre, erhalten hatte, verſammelte er den 1. Auguſt 1630 Morgens früh um 5 Uhr die Bürger auf dem Rathhaus, und brachte hier, mit Hülfe eines ſchwediſchen Geſandten, Stalmann, eine Verbindung zu Stande, worin er der Stadt die Erweiterung ihrer Vorrechte und Freiheiten, dann die thätigſte Unterſtützung des Königs von Schweden, die Stadt dagegen in ihre nachdruckſamſte Verwendung zu ſeiner Wiedereinſetzung in die Adminiſtration des Erzſtiftes, und noch überdieß dem König von Schweden den freien Durchzug durch ihre Stadt, und ſogar die Freiheit, zu werben, verſprach. Die Stadt übernahm noch ferner die Stellung und den Unterhalt von zwei tauſend Mann Fußvolk, und einigen hundert Reitern zu ihrer Vertheidigung. Dieſer gute Erfolg ließ den Chriſtian Wilhelm die ihm vom Könige gemachten Aufträge, ſo lange zurück zu halten, bis er, der König, auch auf ſeiner Seite, andere mächtige deutſche Fürſten an ſich gezogen haben würde, gänzlich vergeſſen; er ließ nicht nur ſogleich mit dem voreiligſten Eifer ein öffentliches Mandat ausgehen, worin er alle Vaſallen und Unterthanen des Erzſtifts aufforderte, ihm zur Vertreibung der katholiſchen Unterdrücker behülflich zu ſeyn, ſondern er ſtellte auch unverzüglich im ganzen Stift Werbungen (wozu er vom König eine Anweiſung von hundert tauſend Thalern auf deutſche Wechsler erhalten hatte) an, nahm verſchiedene Städte und Ortſchaften, als Querfurt, Halle, Kalbe u. a. ein, trieb mit Glück, zerſtreut liegende, einzelne Poſten der ligiſtiſchen Armee, aus ihren Quartieren, und mit einem Worte, ſchien, da ihm jedermann, der vom Reſtitutionsedikt gekränkt, oder überhaupt für die proteſtantiſche Religion beſorgt war, zufiel, einen zweiten allgemeinen Krieg im niederſächſiſchen Kreiſe veranlaſſen zu wollen. Auch fanden Tilly und Pappenheim die Sachen ſo ernſthaft, daß ſie unverweilt die thätigſten Gegenanſtalten vorkehrten, um noch zur rechten Zeit die Verbreitung des angelegten Feuers zu unterdrücken. Sie zogen ihre Truppen zuſammen, bemächtigten ſich der Ortſchaften, welche der Adminiſtrator beſetzt hatte, wieder und zogen von allen Seiten nach der Stadt Magdeburg heran, welche reichlichſt mit allen Nothwendigkeiten verſehen, und in einen trefflichen Vertheidigungsſtand geſetzt war. Die Beſatzung wurde von einem ſchwediſchen Oberſten, Dietrich von Falkenberg, welchen Guſtav Adolph zur Unterſtützung des, im Kriegsweſen weniger erfahrenen Adminiſtrators, nach der Stadt beordert hatte, wohl angeführt, und that ihre Schuldigkeit vollkommen. Kaiſerlicher Seits wurde der Graf Wolfgang von Mansfeld zum Statthalter des Stifts (er nahm zu Halle auf der Moritzburg ſeinen Sitz) zum Zeichen, daß man deſſen gänzliche Eroberung bereits vorausſetzte, erklärt. Die Einſchließung und förmliche Belagerung der Stadt, welche von Tilly angeordnet, und auf einer Seite vom Pappenheim mit ligiſtiſchen, und auf der andern vom Grafen Wolf Mansfeld mit kaiſerlichen Truppen ausgeführt wurde, hatte bereits länger, als ein halbes Jahr, während deſſen von den Belagerten verſchiedene neue Schanzen aufgeworfen, und wieder verloren, durch zahlreiche und tapfere Ausfälle kleine Vortheile gewonnen, aber eben ſobald wieder durch empfindliche Unglücksfälle gebüßt wurden, gedauert, als ſich endlich die Belagerungswerke der Stadt dergeſtalt genähert hatten, daß die Belagerten alle Urſache zu haben ſchienen, ſich, vermittelſt erträglicher Bedingniſſe, von dem äußerſten Unglücke, das eine mit Sturm erzwungene Eroberung nach ſich zu ziehen pflegt, zu befreien. Dieſen Entſchluß hatte ihnen Tilly mehr als einmal einzuflößen geſucht, und ihnen durch bewegliche Schreiben alles, was im widrigen Falle erfolgen könnte, vorgeſtellt. Allein die Belagerten verließen ſich theils auf ihren Muth, theils und vorzüglich auf die Ankunft Guſtav Adolphs, welcher auch wirklich im vollen Heranzug war, ſo, daß Tilly keine Wahl mehr hatte, als einen Sturm zu wagen, oder, um nicht in die Mitte genommen zu werden, die Belagerung aufzuheben. So wie dieſe Verlegenheit des Tilly täglich größer wurde, begünſtigte ein ſonderbarer Einfall der Belagerten die Unternehmung eines Sturms. Sie gaben nämlich auf eine wiederholte ſchriftliche Aufforderung des Tilly zur Antwort, daß ſie Geſandte an die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, und an die Hanſeſtädte ſchicken, und dann das, wozu ihnen gerathen werden würde, befolgen wollten, und baten in ſolcher Abſicht für ihre Abgeordnete um den Durchzug, zu welchem ihnen Tilly anfangs Hoffnung machte, nachher aber, da er wahrnahm, daß es nur auf eine Gewinnung der Zeit abgeſehen ſey, eine abſchlägige Antwort ertheilte, und durch einen Trompeter beſondere Schreiben (was er ſchon öfters gethan hatte) an den Adminiſtrator, an den Kommandanten Falkenberg, und an den Magiſtrat und die Bürger ſchickte, worin er den letztern ſagte: „daß er ſie nochmals hiemit wohlmeinentlich erinnern und ermahnen wolle, daß ſie ihren Zuſtand, und in was augenſcheinliche Leib- und Lebensgefahr, auch Verluſt aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt ſie und die ihrigen unfehlbar gerathen würden, wohl und reiflich beherzigen, und der kaiſ. Majeſtät und höchſten Obrigkeit ſich unterwerfen möchten, welchen Falls noch heilſame Mittel bevorſtünden, durch welche ſie ſich und die Ihrigen erhalten; auch eine ſolche Capitulation treffen könnten, wozu ſie ſonſt nimmer gelangen würden. Wollten ſie nun dieſe ſeine wohlmeinende Ermahnung bei ſich gelten laſſen, ſo würde ſolches zu ihrem Beſten gereichen. Im widrigen Falle müßte er dieſes an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen; er würde aber vor Gott und der Welt entſchuldigt, und in ſeinem chriſtlichen Gewiſſen geſichert ſeyn, daß nicht er, ſondern ſie ſelbſt, und diejenigen, von welchen ſie in ihrer Halsſtärrigkeit geſtärkt würden, die Urſache ihres Unglücks und Verderbens wären, und daß ſie die Verantwortung, welche bei Gott und der Nachwelt deſto ſchwerer fallen würde, allein auf ſich laden würden." — Dem Kommandanten ſchrieb Tilly, daß in den Umſtänden, worin ſich die Stadt bereits befände, ſelbſt die königl. Majeſtät von Schweden nichts anders (als die Uebergabe der Stadt) verlangen würden. Dabei ließ es Tilly noch nicht bewenden, ſondern er ſchrieb auch an die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, und bat ſie, die Magdeburger zur Ergebung zu bewegen. Aber ehe noch eine Antwort ankam, war das Schickſal der Stadt ſchon entſchieden. Tilly hatte den Trompeter den 8 — 18. Mai mit den drei Schreiben in die Stadt geſchickt, wo man ihn, ohne eine Antwort zu geben, bis den 20. Mai zurückhielt, indem die ſtädtiſchen Befehlshaber mit jeder Stunde ein Zeichen von der Ankunft ſchwediſcher Truppen, und übrigens ſo lange, als der tillyſche Trompeter in der Stadt ſeyn würde, keinen Sturm von Tilly erwarteten; wiewohl, nachdem kein Waffenſtillſtand bedungen worden war, das Schießen wider die Stadt unaufhörlich fortdauerte. Aber den 19. Mai Nachmittags wurde damit nicht nur aufgehört, ſondern es wurden auch große Belagerungsſtücke abgeführt, wie es zu geſchehen pflegt, wenn man von einer Belagerung abſteht. Die Hoffnung, welche man ſich im Lager machte, daß die Belagerten bei jener Scheinanſtalt ſich ſicher glauben, und von ihrem Eifer, mit welchem ſie bisher alle Zugänge beſetzt hielten, ablaſſen würden, traf ein. Den 20. Mai, da es zu tagen anfing, fingen auch die Wachen der Stadt an, von verſchiedenen Poſten größtentheils abzuziehen, und ſich, da man am hellen Tage nichts befürchtete, nach ſo lange angehaltenen Anſtrengungen der Ruhe zu überlaſſen, was auch ſelbſt die zurückgebliebenen Poſten ſich erlaubten. Die Belagerer, welche die ganze Nacht hindurch auf den Sturm ſich vorbereitet hatten, rückten jetzt von verſchiedenen Seiten an, und nach ſieben Uhr beſtieg Graf Pappenheim zuerſt den Wall, an einem Ort, wo er am wenigſten ſteil, und vor ihm ein trockener Graben war; und bald darauf drang eine andere Abtheilung pappenheimiſcher Truppen an der ſogenannten hohen Pforte, wo die Soldaten mehr ſchliefen als wachten, durch; aber die Stadt war jetzt noch nichts weniger als erobert. Der ſchwediſche Oberſte Falkenberg, der ſich eben auf dem Rathhauſe befand, den tillyſchen Trompeter abzufertigen, eilte bei dem erſten Lärm herbei, trieb mit einer, in der Eile zuſammengerafften Mannſchaft den Pappenheim zurück, und würde auch, wenn in demſelben Augenblick eine hinlängliche Anzahl von Soldaten ihn unterſtützt hätte, die andere Abtheilung zurückgetrieben haben; allein er hatte nebſt dem Mangel an gehöriger ſchneller Unterſtützung noch das Unglück, tödtlich verwundet zu werden; was auch einem Hauptmann, Schmidt, welcher nach ihm das meiſte Anſehen hatte, und in der Folge dem Adminiſtrator, Chriſtian Wilhelm, welcher aber, wiewohl ſchwer verwundet, beim Leben erhalten, und gefangen wurde, geſchah. Die Beſtürzung, die Unordnung, und mit einem Worte, der ſchreckliche Zuſtand der Belagerten kann leichter gedacht, als beſchrieben werden. Die Soldaten thaten zwar überall, wo ſie ſich ſammeln konnten, einen heldenmüthigen Widerſtand; allein viele hatten bald Mangel an Pulver, und die übrigen wurden von den pappenheimiſchen Truppen übermannt, und bei den Thoren auf den Rücken angefallen. Die Thore wurden von den Siegern geöffnet, und nun drangen der Herzog Adolph von Hollſtein, dann der Graf Wolf von Mansfeld, welche ſich noch immer vergeblich bemühet hatten, ſich einen Eingang zu verſchaffen, mit ihren Truppen zu Pferd und zu Fuß in die Stadt, welche bereits um 11 Uhr Mittags ein gräßlicher Schauplatz von Plünderung und Ermordungen aller Art war. Die Croaten, welche nicht einmal Theilnehmer an der Eroberung der Stadt, und zuletzt gekommen waren, waren unter den Wütherichen die grauſamſten und unbändigſten. Nicht nur die Soldaten und Bürger, ſondern die wehrloſen Kinder, Frauen und Jungfrauen wurden, und zwar letztere zuerſt mißhandelt, dann niedergehauen. In der Katharinakirche fand man 53 Perſonen, größtentheils Frauenzimmer, denen die Köpfe abgehauen waren, mit gefalteten Händen. Viele junge Mädchen liefen der Elbe zu, umarmten ſich, und ſprangen in den Fluß. Um die Mittagszeit ging in verſchiedenen Gaſſen Feuer auf, das ſich, weil eben ein heftiger Wind entſtand, dergeſtalt ſchnell und allgemein verbreitete, daß es ſchlechterdings unmöglich war, an eine Rettung zu denken. Um 10 Uhr Nachts lag, bis auf die ganz ſteinerne Domkirche, und einem, von den Soldaten noch geretteten Kloſter zu u. l. Frau genannt, und etwa 139 ſchlechten, meiſt an der Elbe gelegenen Fiſcherhütten, die ganze Stadt in Schutt. Ueber die Urheber der angelegten Feuer wurde, ſo viel auch von Leuten, welche keine Augenzeugen, und welche von dem Unglücke der Stadt unendlich gerührt, wider die Belagerer aber, beſonders wider den Tilly und Pappenheim mit der unausſprechlichſten Erbitterung erfüllt waren, erzählt und geſchrieben worden (und wohl noch dieſen Tag geſchrieben wird), nichts Beſtimmtes mit Zuverläſſigkeit bekannt. So weiß man auch von der Anzahl der Einwohner, welche durch das Schwert, durch das Feuer, durch den Rauch und Dampf in den Kellern umgekommen (ſie wird von 7000 bis auf 40000 angegeben), nichts mit Gewißheit. Am vierten Tage ritt Tilly in die Stadt; er ließ die Gaſſen von den Todten ſäubern, und einige Kinder, welche in den Gaſſen herum rannten, und ihren Eltern riefen, oder welche bei ihren todten Eltern ſaßen, ſammeln und laben. Als er zur Domkirche, in welche ſich an die tauſend Frauen und Kinder, nebſt einigen Soldaten und Bürgern verſchloſſen, und darin drei Tage und Nächte ohne Speis und Trank zugebracht hatten, kam, ließ er die Trommel rühren. Sogleich erſchien der Superintendent, Dr. Bake, und bat mit aufgehobenen Händen um Gnade. Tilly befahl ſogleich, Brod unter die Leute auszutheilen, und ließ ausrufen, daß derjenige am Leben geſtraft werden ſollte, der ſich beigehen laſſen würde, den übrig gebliebenen Einwohnern einiges Leid zuzufügen. Uebrigens betrachtete Tilly die gräßliche Zerſtörung nicht ohne Wehmuth, und niemand hatte auch mehr Urſache, als er, den Verluſt dieſer Stadt, welche ihm auf alle Fälle zum ſichern Sammlungsort, und zur Unterſtüzung ſeiner Truppen mit

Lebensmitteln vortreffliche Dienſte geleiſtet haben würde, zu bedauern.

Während der Zeit, daß Magdeburg belagert und zerſtört wurde, hatte Guſtav Adolph mit ſeinen Eroberungen mitten im Winter immer weitere und höchſt beträchtliche Fortſchritte gemacht; er hatte im Hornung 1631 die, im Mecklenburgiſchen zwiſchen Prenzlau und Treptow gelegene Stadt Brandenburg, dann Demmin, hatte im April die gut befeſtigte Stadt Frankfurt an der Oder, aus welcher der Graf von Schaumburg und Rudolph von Tiefenbach (mit dem Verluſt alles Vorraths, und der in 8000 Mann beſtandenen Garniſon, welche bis auf einige Offiziere, und 800 Mann Gemeine niedergemacht wurde) nur noch mit der genaueſten Noth ſich nach Landsberg retteten; hatte im Monate April auch dieſe Stadt erobert, und (nachdem er das Schickſal von Magdeburg, nach welchem er eben auf dem Wege war, vernommen) den Churfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg genöthigt, ihm zu einem ſichern Rückzug die Stadt und das Schloß Spandau einzuräumen, auch auf allen Fall die Oeffnung von Cüſtrin, und als einen Kriegsbeitrag eine monatliche Summe von dreißig tauſend Thalern zu bewilligen. Jetzt zog er wieder nach Pommern und Mecklenburg (wo er den vertriebenen Herzogen, welche bis auf Roſtock und Wismar alles von den Kaiſerlichen erobert hatten, huldigen ließ) bekam Greifswald, dann Tangermünde in ſeine Gewalt, und bezog endlich im Juli bei Werben, an dem Ort, wo die Havel in die Elbe fließt, ein, wider alle Angriffe wohl verſichertes Lager, von welchem aus er mit einer ſehr aufmerkſamen Ruhe erwartete, wohin die proteſtantiſchen deutſchen Fürſten durch die Unternehmungen des Kaiſers geführt werden, und wohin ſie am Ende ſich neigen würden. Wiewohl er jetzt an der Stärke und Rüſtung ſeiner Armee (nicht ſelten hatten ganze Beſatzungen kaiſerlicher, in eroberten Städten vorgefundener Truppen bei ihm Dienſte genommen; unaufhörlich hatten ſich auch bei ihm neue Verſtärkungen, und eben jetzt im genannten Lager, unter der Anführung des Hamilton 8000 Mann engliſcher Hülfstruppen eingefunden) dem Tilly bereits überlegen war: ſo vermied er dennoch noch immer jede Gelegenheit zu einer Schlacht. Tilly war ihm bereits zweimal, nach dem oben genannten Brandenburg, das er (Tilly) mit Sturm eroberte, dann nach Frankfurt an der Oder, wo er zum Entſatz zu ſpät kam, und jetzt nach Werben entgegen gerückt. Allein Guſtav Adolph erwiederte die Schlachtluſt nicht, und im letztern

Lager ließ er den Tilly ruhig ſtehen, indem er vorausſah, das ihn der Mangel an Lebensmitteln bald wieder, was auch eintraf, entfernen, und daß ihm ſelbſt dieſer ſein Gegner Tilly noch überdieß durch ein, den Zeitumſtänden ganz entgegen geſetztes Benehmen, mithin freilich wider alle ſeine und des Kaiſers Abſicht und Erwartung, die nützlichſten Dienſte bei den proteſtantiſchen Fürſten leiſten, und daß er dieſe Fürſten ihm zuletzt noch wohl gar mit Gewalt zuſchicken würde. Schon waren die Herzoge von Sachſenlauenburg, Franz Carl und Franz Albert, (der erſte wurde vom Pappenheim zu Ratzeburg 1630 aufgehoben) dann die geächteten Herzoge von Mecklenburg; ferner der Landgraf Wilhelm von Heſſenkaſſel, dann der Herzog Bernhard von Weimar öffentlich auf die ſchwediſche Seite getreten, und wie jetzt der Kaiſer und Tilly die Sachen angegriffen, konnte es nicht fehlen, daß auch andere, zumal der, dem Kaiſer mit der aufrichtigſten Treue bisher ergebne Johann Georg, Churfürſt von Sachſen, veranlaßt werden mußten, jenen Beiſpielen zu folgen.

Wir haben gehört, daß der Churfürſt Johann Georg von Sachſen, während des Churfürſtentags zu Regensburg, ſich geäußert habe, daß er ſich bemüßigt ſehen dürfte, ſeine proteſtantiſchen Mitſtände zu verſammeln; ferner daß die katholiſchen Fürſten ſich erklärten, eine Verſammlung auf den 3. Hornung 1631 zu Frankfurt veranlaſſen, und daſelbſt auf die Beſchwerden der Proteſtanten allen Bedacht nehmen zu wollen. Da dieſer Compoſitions- oder Vertragstag, der ſich übrigens bis den 11. Auguſt verzögerte, entſcheidend werden ſollte; ſo lud der Churfürſt von Sachſen die ſämmtlichen proteſtantiſchen Stände auf den 8. Hornung 1631 zu einer Verſammlung nach Leipzig ein, „um, wie es im Ausſchreiben hieß, wegen deſſen, was man mit den Katholiſchen auf dem Compoſitionstag zu Wiederherſtellung des Friedens und alten Vertrauens zwiſchen beiden Religionen zu handeln hätte, ſo, daß man es auch gegen den Kaiſer verantworten könne, die nöthige Abrede zu nehmen.“ Die Stände, welche bei dieſer, mit einer beſondern Feierlichkeit eröffneten Verſammlung in Perſon erſchienen, (nämlich die beiden Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, Markgraf Chriſtian von Baireuth, Herzog Johann Philipp von Sachſen-Altenburg, die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar, Herzog Johann Caſimir von Sachſen-Coburg, Pfalzgraf Auguſt von Sulzbach, Landgraf Wilhelm von Heſſenkaſſel, Markgraf Friedrich von Baden, Fürſt Auguſt von Anhalt, Graf Johann Georg von Mansfeld, Graf Friedrich zu Solms, Graf Erneſt Ludwig zu Mansfeld, wozu noch die Geſandten vieler andrer kamen) erklärten dem Kaiſer in einer ſehr ausführlichen Schrift, „ſie hätten bei dem Anfang ihrer Berathſchlagungen den Zuſtand des Reichs recht erbärmlich gefunden, und ſey das Elend kaum genug mit Worten zu beſchreiben. Das Mißtrauen zwiſchen den Ständen der beiderlei Religionen ſey bekannt, und zu einem ſehr hohen Grade durch die beſchwerlichen Executionen des Reſtitutionsedikts gewachſen. Die deutſche Freiheit werde auf eine unerhörte Art gedrückt. Die beiden ſtarken Pfeiler des Reichs, der Land- und Religionsfriede, ſeyen merklich geſunken, und die Reichsgeſetze und Kreisverfaſſungen würden ſo ſchlecht beobachtet, daß es ſcheine, als wenn man ihnen gar den Abſchied geben wollte. Da nun die katholiſchen Stände ſich zu gütlichen Traktaten wegen der geiſtlichen Güter erboten, ſo werde der Kaiſer von ſelbſt einſehen, daß, wenn dieſe gut von ſtatten gehen ſollten, vor allen Dingen das Reſtitutionsedikt mit allen, in Gemäßheit deſſelben erkannten Executionscommiſſionen abgeſtellt, und alles wegen der wechſelweiſen Beſchwerden der Stände — in den vorigen Stand geſetzt werden müſſe.“ Sie zählten hierauf eine lange Reihe von Beſchwerden auf, und baten noch einmal inſtändigſt; ſolche große Bedrückungen der Proteſtanten abſtellen, und niemand gegen die Reichsgeſetze, und gegen den kaiſerlichen Wahlvertrag beſchweren zu laſſen; denn im Entſtehungsfall werde der Kaiſer leicht ermeſſen, daß endlich die beiden Churfürſten ſowohl, als die übrigen Stände, das thun müßten, was ſie ſchon lange erklärt hätten, ſich und ihren Unterthanen ſchuldig zu ſeyn, nämlich, daß ſie ſolche Bedrückungen nicht mehr leiden, auch ſich zu keinen, den Reichsgeſetzen zuwider laufenden Contributionen, ſonſtigen Erpreſſungen, unordentlichen Durchzügen, Sammel- und Muſterplätzen, Einquartierungen u. ſ. w. verſtehen würden, welches ſie hiemit nochmals erklären, auch da ſie hierwieder von den Soldaten vergewaltigt werden ſollten, und ſich zur Wehre ſetzten, keine Ungnade vom Kaiſer, dem ſie ſonſt allen Gehorſam zuſagten, zu erfahren, verhoffen wollten.“ Von dieſen Erklärungen und Beſchlüſſen ertheilten die zu Leipzig verſammelten Stände auch den katholiſchen Churfürſten eine umſtändliche Nachricht und Wiederholung, mit der Bitte, um eine baldige Antwort und Tagsſatzung an einem ſichern Orte. Zuletzt wurde von den

Anweſenden beſchloſſen, daß ſich ſämmtliche theilhabende Fürſten und Stände, nach Maaßgabe der Kreisordnungen, ſogleich in einige Verfaſſung ſetzen, die Ritterſchaft und den Ausſchuß des Landes, doch nicht zum Angriff, ſondern zur rechtmäßigen Vertheidigung, bereit halten, dann, wenn ein Kreis wider die Reichsgeſetze angegriffen würde, demſelben nach Möglichkeit zu Hülfe kommen, übrigens aber in des Kaiſers Gehorſam verbleiben ſollten. Sie errichteten demnach, in der Vorausſetzung, daß der neue ſchwediſche Krieg allein den Kaiſer und die Liga, und keineswegs andere deutſche Fürſten und Stände angehe, einen bewaffneten Neutralitätsbund, vermöge deſſen der ganze künftige Krieg von ihren Ländern entfernt, und mithin in dieſen Ländern keinem Theil einige Werbungen, Durchzüge, Einquartierungen ſ. a. geſtattet, ſondern ſolche gleichwohl in den kaiſerlichen und ligiſtiſchen Ländern vorgenommen, und ſonſt mit allen Vorſchritten des Reſtitutionsedikts eingehalten, und über dieſen letzten Punkt auf dem Compoſitionstag zu Frankfurt beſonders unterhandelt werden ſollte. Gleichwie nun dieſer Punkt in den Augen ſämmtlicher proteſtantiſcher Fürſten und Stände das noch einzige Mittel war, ihre Unterthanen vor allen weitern Kriegsplagen, und ſich ſelbſt vor dem, ihnen unausſprechlich verhaßten Vollzug des Reſtitutionsedikts zu retten: ſo war es eine ganz natürliche Folge, daß jenem Bunde ſogleich mehrere proteſtantiſche Fürſten, auch ſolche, welche keine Geſandte zur leipziger Verſammlung geſchickt hatten, beitraten. Dieß thaten in einer zu Nürnberg angeſtellten Zuſammenkunft ſchon im Monat April viele ſchwäbiſche, fränkiſche und einige rheiniſche Stände; dieß thaten in einer Verſammlung zu Lübeck viele nordiſche proteſtantiſche Stände; doch immer noch mit dem ausdrücklichen Beiſatze, daß ihr Bund weder zu Gunſten des Königs von Schweden, noch weniger zur Hintanſetzung ihrer aufrichtigen Ergebenheit für den Kaiſer und das Reich gemeint ſeyn ſollte, ſo daß es noch immer in der Macht des Kaiſers ſtand, durch eine den Zeitumſtänden angemeßne, kluge Nachgiebigkeit und vertrauliches Benehmen die proteſtantiſchen Stände zu beruhigen; zumal da die wichtigſten derſelben, die Churfürſten von Brandenburg und Sachſen, noch bis zur letzten Stunde nicht abließen, Beweiſe einer beſonders treuherzigen Gutmüthigkeit zu geben. Jener hatte dem Kaiſer von dem Zwang, welcher ihm von dem Könige von Schweden wiederfuhr, einen ausführlichen Bericht, worin er verſicherte, daß es ihm unmöglich war, den Zudringlichkeiten zu widerſtehen, anſtatt einer Entſchuldigung, abgeſtattet, und der Churfürſt von Sachſen, wiewohl er alle Urſache hatte unzufrieden zu ſeyn, indem nicht nur für ſein Haus beinahe alle Hoffnung auf eine kaiſerliche Unterſtützung wegen der jülich-cleviſchen Erbſchaft (der Churfürſt von Brandenburg und der Herzog von Neuburg verglichen ſich im Jahre 1629 wegen ihres Beſitzſtandes neuerdings auf weitere fünf und zwanzig Jahre) zerſtört, ſondern noch erſt jüngſt im Jahre 1628 ſeinem Sohne Auguſt das Erzſtift Magdeburg entriſſen worden war, ſo eröffnete er gleichwohl dem Kaiſer noch immer, in einer zwar nachdrücklichen, aber ehrfurchtsvollen Rückſprache ſeine Anliegen und Bedrängniſſe mit der Bitte, ſeines Hauſes und ſeiner Unterthanen zu ſchonen. Nichts war jetzt in der That leichter voraus zu ſehen, als daß dieſer Churfürſt, ſo wie ſämmtliche proteſtantiſche Fürſten und Stände, zuletzt ſich in einen Zuſtand, bei welchem allein die Selbſthülfe noch übrig bleibt, verſetzt ſehen, daß ſie mit dem Guſtav Adolph ſich vereinigen, und dem Kriege dieſes Königs ein entſcheidendes Uebergewicht verſchaffen würden, und nichts ſchien begreiflicher, als welche Maßregeln man ergreifen müßte, um den drohendſten Gefahren zu entgehen. Allein diejenigen, welche dieſe Gefahren hätten zu Gemüth führen ſollen, ſahen auf nichts, als auf ihr bisheriges Kriegsglück, und ließen ſich gar nicht einfallen, daß die proteſtantiſchen Fürſten ihren noch immer unbeſiegbaren Truppen gefährlich werden, oder daß der König von Schweden jemals die Oberhand gewinnen könnte. Der Kaiſer erklärte den leipziger Bund für eine den Reichsgeſetzen zuwider laufende Handlung, befahl den verbündeten Ständen durch gebieteriſche Schreiben an dieſelben, ihrem Bündniß zu entſagen, und vertröſtete ſie auf den nächſt bevorſtehenden Compoſitionstag zu Frankfurt, ohne übrigens wegen des Reſtitutionsedikts, und der Kriegsbeſchwerden (er äußerte vielmehr durch eine beſondere Abordnung an den Churfürſten von Sachſen den Wunſch, daß ihm zum Kriegsweſen beigeſtanden werden möchte) im geringſten eine beruhigende Aeußerung zu geben; allein jener ſo ſehnlich erwartete Compoſitionstag nahm erſt den 11. Auguſt 1631 ſeinen Anfang, zu einer Zeit, da die Sachen bereits ſehr widrige Wendungen genommen hatten. Die Mitglieder der Liga hatten zwar von Dünkelsbühl aus, wo ſie ſich im Monat Juni verſammelten, in einer Antwort auf das Schreiben, welches von dem Bunde zu Leipzig an die geiſtlichen Churfürſten erlaſſen worden war, ſehr tröſtliche Worte, welche von dem Compoſitionstage vieles Gute erwarten ließen, einfließen laſſen; allein hier ſtellten die katholiſchen Stände, welche ſich erſt beſonders unterredeten, und welche ſich noch immer nicht vorſtellen konnten, daß die Gefahren ſo groß und dringend ſeyen, gleich anfangs wieder den Grundſatz auf, daß ohne buchſtäbliche Beſtättigung des Religionsfriedens (was im Grunde freilich ſelbſt der Wunſch der Proteſtanten war) und des Religionsedikts kein Friede zu Stand kommen ſollte. Vergeblich machten wegen des letztern Punktes die Geſandten von Cöln und Bayern mildernde Vorſtellungen. Der Geſandte des Kaiſers beſtand darauf, und die Geſandten anderer Herren, wiewohl ſie nicht undeutlich merken ließen, daß ſie meinten, man ſollte mit dem Religionsedikt es nicht auf das ſtrengſte nehmen, ließen es nicht nur dabei bewenden: ſondern der Biſchof von Augsburg ſammt dem Pfalzgrafen von Neuburg wollten jetzt ſogar nicht einmal in die Beſtättigung des Religionsfriedens willigen; allein die Zeit war gekommen, da ihnen endlich die Augen geöffnet werden ſollten. Die Geſandten von Sachſen und Brandenburg, welche von dem, was in der Entfernung vorging, beſſer unterrichtet geweſen ſeyn dürften, zauderten (die brandenburgiſchen Geſandten kamen erſt im Septemb. an) ſo lange, und ſuchten die Unterhandlungen zu Frankfurt ſo lange unter verſchiedenen Entſchuldigungen zu verzögern, und mit ihrer Antwort auf die erſten Vorträge ſo lange zurück zu halten, bis endlich die Nachricht von einer bei Leipzig vorgefallnen Schlacht, durch welche das Schickſal der Liga entſchieden wurde, ankam. Die Geſandten beider Theile verſchwanden.

Die eben genannte Schlacht wurde durch verſchiedne, von den Kaiſerlichen zur Unzeit unternommene Einfälle in Länder der Proteſtanten veranlaßt. Dieſe hatten erwartet, daß ſie bis zum frankfurtiſchen Compoſitionstage keine fernere Gewaltthätigkeiten von dem tillyſchen und kaiſerlichen Volke zu erfahren haben würden. Allein, da ſie, gemäß der zu Leipzig gefaßten Beſchlüſſe anfingen, ſich in eine militäriſche Verfaſſung zu ſetzen, ſo glaubte man kaiſerlicher Seits nicht genug eilen zu können, um einer allgemeinen Bewaffnung zuvor zu kommen, und demnach rückten in verſchiedene Länder der Verbündeten verſchiedene kaiſerliche oder ligiſtiſche Korps ein. Im Juni 1631 kam der kaiſerliche General, Graf von Fürſtenberg, nach Franken und Schwaben, wo eben damals die aus Italien zurückkehrenden kaiſerlichen Völker anlangten, eroberte Memmingen, Kempten, Ulm u. a., und nöthigte den damaligen Adminiſtrator von Wirtemberg, Julius Friedrich, dem leipziger Bund zu entſagen, die von ihm bereits geſammelten Truppen zu 16 tauſend Mann augenblicklich, nämlich noch in der Nacht, vor welcher zu Tübingen ein Vergleich geſchloſſen wurde, zu entlaſſen, und für 24 tauſend Mann kaiſerlicher Truppen Quartiere und Lebensmittel zu verſprechen. Ein anderer kaiſerlicher General, Altringer, lagerte ſich mit einem Korps von acht tauſend Mann um Nürnberg, unterjochte dieſe Stadt, und verſuchte dann das nämliche mit Heſſen, wo er einen ſtarken Widerſtand fand, und die Sachen unentſchieden ließ, indem er Befehle erhielt, ſich mit dem Tilly zu vereinigen. Dieſer hatte ſich indeſſen an den Churfürſten von Sachſen gemacht, welcher, da er von den entſetzlichen Gewaltthätigkeiten hörte, welche die kaiſerlichen Völker in Schwaben, Franken, Thüringen und Heſſen verübten, mit Bewilligung und thätiger Unterſtützung ſeiner Landſtände, eine Vertheidigungsarmee von 13000 Mann zu Fuß und 5350 zu Pferd, welche der berühmte kaiſerliche General Arnheim (nach der Entlaſſung Wallenſteins hatte er ſächſiſche Dienſte genommen) kommandirte, aufgebracht hatte. Tilly, welcher noch immer die Sprache des Siegers, der Geſetze vorſchreiben kann, führen zu können glaubte, zog ſich an die ſächſiſche Gränze, und ſchickte von Wolmerſtedt aus, die in ſeinem Lager anweſenden zwei Geſandten, den kaiſerl. geheimen Rath und Reichshofrathspräſidenten, Johann Reinhard von Metternich, dann den kaiſerl. und bayer. Feldzeugmeiſter, Otto Friedrich von Schönburg, nach Merſeburg, um dem Churfürſten, welcher ſich daſelbſt aufhielt, bedeuten zu laſſen, daß er keine verzweifelte Anſchläge ergreifen, ſein geworbenes Volk dem Kaiſer überlaſſen, und die übrigen mitverwandten Stände zum Gehorſam anhalten ſollte, damit die Sachen nicht auf das äußerſte geriethen. Da ſich nun der Churfürſt erklärte, daß er von dem leipziger Bunde, von welchem er dem Kaiſer eine ausführliche Nachricht ertheilt hätte, nicht ablaſſen, daß er ſich ferner nicht vorſtellen könne, wie ihm der Kaiſer, oder der berühmte Held Tilly eine unbillige Gewalt zufügen ſollten, indem er ſogar zur Beförderung der Ausgleichungen mit dem Kaiſer Geſandte an denſelben nach Wien geſchickt hätte; da er auf ein wiederholtes Schreiben des Tilly von Halle aus, worin ihm unter andern bedeutet wurde, daß er den Mandaten ſich fügen, das kaiſerliche Heer unterſtützen, durch Gehorſam ſein eigenes Beſtes befördern, und ja nicht das äußerſte abwarten ſollte, zur Antwort gab, „daß er wohl ſelbſt wüßte, was er dem Kaiſer ſchuldig ſey, daß er zu ſeiner höchſten Betrübniß vernehmen müßte, wie barbariſch die Truppen des Kaiſers und Tilly mit den Unterthanen verführen, daß er ſich gedrungen ſähe, auf ſolche Mittel zu denken, durch welche allen Gewaltthätigkeiten eine Ende gemacht würde; wie denn ſolche Mittel die Rechte, die Natur und das Herkommen lehrten, und die ihm, als der er in des Kaiſers und Reichs ſchuldiger Treue, Liebe und Gehorſam ungeändert verbleiben wolle, ſonſt nie in den Sinn gekommen wären:“ ſo rückte Tilly unverzüglich in Sachſen ein, ließ durch den Grafen Pappenheim Merſeburg, wo für die Truppen Lieferungen ausgeſchrieben wurden, in Beſitz nehmen, bemächtigte ſich Weißenfels, das ſeiner Wehrloſigkeit ungeachtet, rein ausgeplündert wurde, ferner Naumburg, Jena, Zeiz, und zuletzt mit Gewalt der Stadt Leipzig. Dieſer Schritt, welchen Tilly, in der Meinung, den Churfürſten entwaffnen zu können, ohne einen Auftrag vom Churfürſten Maximilian von Bayern, welcher hierüber nachdrücklich ſein Mißfallen bezeigte, that, zog eine unüberſehbare Reihe ſchlimmer Folgen nach ſich. Der Churfürſt von Sachſen ſchloß mit dem König von Schweden eine Unterhandlung, worin er verſprach, ſein Volk mit dem ſchwediſchen zu vereinigen, ihm das Obercommando zu überlaſſen, alle Päſſe offen zu halten, das ſchwediſche Heer mit Lebensmitteln zu verſehen, und keinen Frieden ohne den König einzugehen. Guſtav Adolph brach unverzüglich aus ſeinem Lager bei Werben auf, zog die ſächſiſchen Truppen an ſich, und eilte, in Geſellſchaft der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, dem Tilly entgegen, deſſen Heer bei Breitenfeld, etwa eine halbe Meile von Leipzig, ſich einfand. Die ſchwediſch = ſächſiſche Armee (Guſtav Adolph ſoll von Werben 13 tauſend Mann zu Fuß, und bei 9000 zu Pferd abgeführt haben) zählte bei vierzig tauſend Mann, und eben ſo viele mochte auch das ligiſtiſch = kaiſerliche Heer (nachdem der General Altringer mit ſeinem beträchtlichen Korps noch nicht angelangt, und überdieß ein großer Theil von Truppen in eroberten Städten verlegt war) gezählt haben.

Wiewohl die Heersführer beider Theile die Gelegenheit zu einer Hauptſchlacht, die ſich ihnen jetzt anbot, längſt gewünſcht haben mochten: ſo wurden ſie gleichwohl, da es jetzt zum Ernſt kommen ſollte, von der Ungewißheit des Ausganges derſelben, und von der Betrachtung der Folgen, welche ein unglücklicher Ausgang nach ſich ziehen würde, ſehr durchdrungen, und Tilly ſowohl, als Guſtav Adolph brachten in der letzten Berathſchlagung mit ihren Obergeneralen viele Bedenken vor, wegen welcher die Schlacht nicht gleich auf der Stelle gewagt, ſondern unter recht ſichern Umſtänden, und in einer recht vortheilhaften Stellung unternommen werden ſollte; und wenn gleich auf beiden Theilen die Hauptſtimmen für die Schlacht ſich erklärten: ſo dürfte ſie ſich gleichwohl noch nicht an dem Tag, an welchem ſie vorfiel, ergeben haben, wenn nicht eine kleine Unternehmung die größere veranlaßt hätte. Den 7 — 17. September ritt Pappenheim mit einigen tauſend Reitern um Futter aus, und da er auf Sachſen ſtieß, griff er ſie an, und drängte ſie zurück. Die Sachſen erhielten eine Verſtärkung, und eine ſolche erhielt von Seite des Tilly auch Pappenheim. Dieſe Vorſpiele beunruhigten erſt, und ſetzten dann die Armeen in Bewegung, ſo daß die Schlacht um Mittag begann. Die Heere beider Theile waren in drei Abtheilungen geſtellt. Bei der ligiſtiſch-kaiſerlichen Armee führte Pappenheim den rechten, Fürſtenberg den linken Flügel, Tilly das Mittel an. Schwediſcher Seits kommandirte der König den rechten Flügel, General Horn den linken, und ein Oberſter, genannt Teuffl, das Mittel. Eine ähnliche Ordnung war auch bei den Sachſen. Guſtav Adolph ſtand mit ſeinem Flügel dem Fürſtenberg gegenüber; Tilly hatte den Horn, Pappenheim die Sachſen vor ſich. Bald, nachdem die Schlacht angefangen hatte, ſchien ſie auch ſchon entſchieden zu ſeyn. Die neugeworbnen, und noch nicht abgehärteten Sachſen hielten den Angriff der Truppen, mit welchen Fürſtenberg über ſie herfiel, nicht aus, ſondern ergriffen, bis auf wenige Regimenter, welche Arnheim der Aufſicht des Generals Horn übergab, die Flucht, ungeachtet aller Gegenbemühungen des tapfern Churfürſten, der ſich endlich ſelbſt nach Eilenburg retten mußte. Durch dieſe Flucht wurde eine Hauptabſicht des Tilly, welcher den Sachſen alte Kerntruppen entgegenſtellte, um dadurch deſto eher und allgemeiner ihre Flucht zu bewirken, und durch das Schauſpiel derſelben die Schweden zu ſchrecken, zu gleicher Zeit erfüllt und vereitelt. Die Sachſen flohen zwar; aber die Sieger eilten den Flüchtigen aus Begierde nach Beute nach, und zwar, ungeachtet alles Abmahnens und Zurufens des Tilly, daß ſie umkehren, und jezt wider die Schweden mit ihm fechten ſollten, in ſolcher Menge, daß dadurch die nicht wieder zurückgekehrte Gelegenheit zur Beſiegung des ſämmtlichen feindlichen Heeres verloren ging. Tilly und Pappenheim thaten alles, was von verſtändigen und erfahrnen Feldherrn zu erwarten war. Jener ſtürzte ſiebenmale wider die Schweden los, ohne ſie zum Weichen zu bringen. Und Pappenheim ſowohl, als Tilly befanden ſich, wie die gemeinen Soldaten, im Gemenge, und ſtachen und ſchoſſen wie dieſe auf den Feind, ohne ihn trennen zu können. Endlich wurden Tilly und Pappenheim, jener ſo ſchwer, daß man ihn für todt hielt, verwundet. Der König machte jetzt, was er in mehreren Schlachten mit Glück that, eine Schwenkung gegen das kaiſerliche Geſchütz, eroberte es, und kehrte es gegen die Kaiſerlichen. Dieſes Feuer, verbunden mit dem Feuer der ſchwediſchen, dem kaiſerlichen Geſchütz an der Zahl weit überlegnen, Kanonen, raffte ganze Reihen der Kaiſerlichen weg, und entſchied, aber wenn gleich zum Nachtheil, doch auch zum Ruhm der alten ligiſtiſchen Truppen. So wie Lücken entſtanden, füllten ſie die Uebriggebliebnen unverzüglich wieder aus, und fünf Regimenter, welche in beträchtlichen Entfernungen von einander ſtanden, und keinen Anführer mehr hatten, ſtellten ſich ſelbſt, vermittelſt ihrer Kriegsübung, wieder in Ordnung, und fochten, wie man es an Männern bewundert, aber gleichwohl, auch von Männern, kaum fodert. Die Verwundeten fochten noch auf den Knieen, und kein Stehender rief um Quartier. Als die Nacht anbrach, führten die noch Uebrigen (es waren ihrer noch ſechs hundert) Tilly vom Schlachtfeld. Und als ſchon alles verloren war, kehrte der mit mehrern Wunden bedeckte Pappenheim mit ſechszehen Eſcadronen Reiter, welche er ungefähr wahrnahm, wie ſie ſich (ohne Offiziere, die alle todt oder verwundet waren) von ſelbſt in Ordnung geſtellt hatten, wieder nach dem Schlachtfeld zurück, um da zu retten, wo noch eine Rettung möglich ſeyn möchte. Allein er fand, nachdem er ſich auch noch hier eine Wunde geholt hatte, alles entſchieden, und folgte den beſiegten Truppen, welche ihren Weg größtentheils nach Halberſtadt genommen hatten, nach. Ueber ſieben tauſend Mann alter, der Schlachten gewöhnter Leute (unter welchen beſonders der Feldzeugmeiſter Schönburg ſehr bedauert wurde) lagen von der ligiſtiſch-kaiſerlichen Armee auf dem Schlachtfeld hingeſtreckt; der Gefangenen waren nicht weniger. Mehr denn hundert Fahnen, 26 ſchwere Stücke, das ganze Lager mit allem Gepäcke wurden den Schweden zu Theil. Von den Schweden ſollen nur 1500, und von den Sachſen 2 bis 3000 geblieben ſeyn. Dieſe eben ſo ſchreckliche, als vollkommen entſcheidende Begebenheit, durch welche alles, was von der ligiſtiſchen Armee ſeit der Pragerſchlacht gewonnen, alles, was vom Wallenſtein ausgeführt worden war, mit Einem Male zerſtört und zernichtet wurde, war ein Werk von fünf Stunden. (den 7 — 17. Sept. 1631.)

Der König von Schweden und der Churfürſt von Sachſen hatten nichts Angelegners zu thun, als ihren Sieg zu vollenden. Die kaiſerlichen Länder ſowohl, als die Länder der ligiſtiſchen Bundesverwandten ſtanden ihnen offen, und es lag vollkommen bei ihnen, geradezu nach Wien oder München zu ziehen. Sie theilten unter ſich dieſes Geſchäft, und zwar auf eine etwas unerwartete Weiſe. Guſtav Adolph zog nämlich nach den Ländern der ligiſtiſchen Herrn, der Churfürſt Johann Georg von Sachſen aber richtete ſeinen Marſch nach den kaiſerlichen.

Guſtav Adolph ließ ſeinen Feldmarſchall Banner mit einigen tauſend Mann im Erzſtift Mecklenburg, dann dem Stift Halberſtadt ſtehen, und verfolgte ſein Ziel mit einer Entſchloſſenheit, welche keine Hinderniſſe kannte. Noch im J. 1631 hatte er Halle, Erfurt, Gotha, die würzburgiſche Feſtung Königshofen an der Saale, Schweinfurt, Würzburg, die Stadt und das Schloß, Nürnberg, Hanau, Aſchaffenburg, Steinheim, Frankfurt, Oppenheim, Frankenthal, Mainz, Simmern, Bacharach, Kaub, Boppard, Ober-Weſel, Speyer, Germersheim, Neuſtadt an der Hardt, Landau, Kron-Weißenburg, Mannheim, mit Einem Wort, ganz Sachſen, Franken, Schwaben, den Oberrhein, das Mainziſche und Pfälziſche theils in Perſon, theils durch ſeine Generale und Oberſte, worunter ſich der Herzog Bernhard von Weimar, der Rheingraf, und andere, beſonders auszeichneten, größtentheils in ſeine Gewalt bekommen, und eine unendliche Beute, und einen höchſt beträchtlichen Zuwachs von Mannſchaft erobert. Er behandelte dieſe Länder wie ſein Eigenthum, ließ ſich in Hauptſtädten huldigen, ſtellte königliche Regierungen an, und legte ſchwediſche Beſatzungen unter den Befehlen eines ſchwediſchen Befehlshabers ein; nur die katholiſche Religion ließ er unberührt, ſo wie er überall des Lebens der Unterthanen und ihres Privatguts ſchonte.

1632. Wenn die Triumphe Guſtav Adolphs vollſtändig werden ſollten, ſo mußte auch Bayern erobert werden. Aber hier waren erſt zwei, nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden; denn vor allen Dingen ſollte Frankreich, welches die Feindſeligkeiten der Krone Schweden mit Bayern und mit der Liga überhaupt gerne eingeſtellt geſehen hätte, beruhigt, und, wenn dieß nicht Statt fände, ſollte, wie leicht voraus zu ſehen war, der Weg nach Bayern vermittelſt einer neuen Schlacht geöffnet werden.

Was Frankreich betrifft, ſo ging die Abſicht des Königs, oder vielmehr ſeines Miniſters Richelieu ſchon lange dahin, die Liga, oder was im Grunde ebendaſſelbe war, den Churfürſten von Bayern vom Kaiſer, damit dieſer einmal ſich ſelbſt überlaſſen bliebe, zu trennen. Da es wenigſtens möglich und denkbar war, daß der Churfürſt, falls er ſich zurückzöge, vom Kaiſer beunruhigt, oder ſonſt von einer Gefahr bedroht werden könnte: ſo trug ihm der König von Frankreich ſchon im Mai 1631 ein Schutzbündniß, vermöge deſſen jeder Theil dem andern wider alle Angriffe beiſtehen ſollte, auf acht Jahre an, was der Churfürſt, dem die Unbeſtändigkeit des Kriegsglücks ſtets vor Augen ſchwebte, um ſo weniger ein Bedenken trug, anzunehmen, als ſich damals der franzöſiſche Hof wegen des Kaiſers nicht weiter erklärte, und auch bei dem Zuſatz, den der Churfürſt machte, daß das Bündniß ſeinen Pflichten gegen den Kaiſer und das Reich unbeſchadet ſeyn ſollte, nichts Widriges bemerkte. Der franzöſiſche Hof vergaß zwar, als nach der unglücklichen leipziger Schlacht der Schutzfall einzutreten ſchien, der Verbindlichkeit jenes Bündniſſes, indem er behauptete, daß der Vertrag bloß auf den Fall, wenn ein Theil angegriffen würde, und nicht, wenn er, (was Tilly that) ſelbſt angreifen ſollte, verſtanden werden konne; aber bald darauf trug jener Hof (durch den Baron von Charnace, welcher im Nov. 1631 nach München kam) dem Churfürſten einen Neutralitätsbund zwiſchen Schweden und der Liga an, „indem Frankreich in dem Freundſchaftsvertrage mit Schweden ſich vorzüglich habe verſprechen laſſen, daß Schweden die katholiſche Religion in den eroberten Ländern nicht verdrängen, und der Liga und ihrem Oberſten Neutralität geſtatten wolle; es habe ſich ſogar noch einen beſondern Revers wegen der dem Churfürſten bewilligten Neutralität ausſtellen laſſen, und denſelben, ungeachtet Schweden ſchon oft um deſſen Zurückgabe gebeten habe, doch immer zurück behalten. Die vorgeſchlagene Neutralität werde um ſo vortheilhafter ſeyn, weil der Churfürſt und die Liga ihre Armee auf dem Kriegsfuße ferner erhalten würden, oder auch zuletzt, wenn der Kaiſer und die Schweden den Krieg mit einander fortſetzen ſollten, den Ausſchlag geben könnten; weil dann auch der Sieger ſo entkräftet ſeyn werde, daß man ihn nicht zu fürchten habe; und auf jeden Fall Frankreich ſie unterſtützen werde. Schlage der Churfürſt die angebotene Neutralität aus, ſo werde er wohl den ſchwediſchen Waffen unterliegen, und um ſo mehr dabei leiden, weil der Kaiſer den Proteſtanten die Meinung beigebracht habe, Churbayern habe das Reſtitutionsedikt und deſſen grauſame Exekution vorzüglich betrieben.“ *) Wahrſcheinlich dürfte der Churfürſt von Bayern aus überwiegenden Gründen, **) zu welchen jetzt noch der neue

---

*) Dipl. Geſch. der deutſchen Liga. p. 300.

**) Ueber welche Gründe ſich Maximilian in einem, an ſeinen Bruder, den Churfürſten Ferdinand zu Cöln, geſchriebnen Brief äußerte: „Es ſey ein wichtiger Entſchluß, die angetragne Neutralität anzunehmen, oder auszuſchlagen. Im erſten Falle werde der Kaiſer die Liga beſchuldigen, daß ſie nicht nur die Pflichten gegen ihn, als des Reiches Oberhaupt, verletzet, ſondern auch ihr Wort gebrochen hätte, indem ſie die Hülfe ihm verweigerte, welche im vorigen Jahre auf dem Bundestag zu Regensburg, und ſchon vorher zu Würzburg und Mergentheim von dem Bund verſprochen worden; er werde ſich beklagen, daß man durch die Annahme der Neutralität die ganze Laſt auf ihn gewälzet, ſeine Erbſtaaten in die äußerſte Gefahr gebracht, und zur Vertilgung der kathoſchen Religion beigetragen habe. Schlage man die Neutralität aus, ſo werde der König von Schweden die bereits eroberten katholiſchen Länder in ſeiner Gewalt behalten, und ferner einen

Umſtand kam, daß der Kaiſer entſchloſſen war, wieder ein eignes kaiſerliches Heer, wie im

---

Fürſten nach dem andern verjagen. Er wiſſe nicht, wo man die Mittel auffinden könne, dieſes zu verhindern. Der Kaiſer werde in Böhmen und Schleſien von ſeinen Feinden angegriffen. Die Unterthanen in Ober- und Unteröſterreich ſeyen zur Empörung geneigt; das kaiſerliche Volk habe man deswegen in die Erbſtaaten zurück gerufen, und das Reich ſich ſelbſt und ſeinem Schickſal überlaſſen: am kaiſerlichen Hofe wiſſe man ſich vor Beſtürzung ſich ſelbſt nicht zu rathen, noch zu helfen. Offenbar ſey alſo bei ſo hülfloſem Zuſtande alles für die katholiſchen Stände zu fürchten, wenn ſie nicht, da ſich die Gelegenheit zur Rettung biete, ſie zu benutzen eilten. Komme auch, wie man ſage, der Herzog von Friedland entweder als Generallieutenant des Königs von Hungarn, oder in ſeiner vorigen Eigenſchaft eines kaiſerlichen oberſten Feldhauptmanns wieder zum Vorſcheine, ſo habe man ſich deſto weniger einige Hülfe von der kaiſerlichen Armee zu verſprechen, weil derſelbe wohl eher den Untergang der katholiſchen Stände befördern, als zu ihrer Erhaltung beitragen werde. Die Bundesarmee ſey im mißlichſten Zuſtande. Neue Werbungen könne man wegen des Mangels an Sammel- und Muſterplätzen nicht anſtellen, und der kleine Haufen neugeworbenen Volkes, den man in Eile aufbringen könne, ſey bald geſchlagen und zerſtreuet. Von den Bundesſtänden, deren Länder verheeret und verwüſtet worden, ſey kein hinlänglicher Beitrag zu erwarten, und er allein könne nicht alles erſchwingen. Ein Widerſtand gegen das feindliche

Jahr 1625 zu errichten, und dieſes neuerdings dem Wallenſtein zu überlaſſen, mit Einver-

---

Heer, das täglich anwachſe, und dann erſt, wenn Magdeburg, wie wegen des ſchlechten Vorrathes nicht anders zu erwarten ſey, wieder in deſſen Gewalt gerathen ſeyn werde, noch ſtärker anwachſen müſſe, werde ganz fruchtlos ſeyn. Und dann habe man es auch nicht allein mit Schweden und mit den Proteſtanten in Deutſchland, ſondern noch mit England, Dänemark und Holland zu thun. Aus England ſey bereits neues Volk angekommen; der Sohn des Königs von Dänemark habe ſich etlicher Orte in den Stiften Bremen und Verden bemächtiget; von den Holländern ſeyen dem Pfalzgrafen Friedrich 70 Kompagnien überlaſſen worden, deren Fahnen derſelbe zu Niederweſel mit ſeinem Churfürſtlichen Wappen habe zurichten laſſen. Da man nun bei dieſen Umſtänden weder ſich ſelbſt ſchützen, noch von dem Kaiſer Schutz erwarten, und keines dem andern helfen könne, ſo ſey wohl der Klugheit angemeſſener, auf eigene Rettung zu denken. Man leiſte ſogar, indem man durch die Annahme der Neutralität Land und Leute aus der Gewalt des Feindes ziehe, dem öſterreichiſchen Hauſe einen Dienſt, weil im entgegengeſetzten Falle dieſe Länder dem feindlichen Heere die Mittel geben müßten, die kaiſerlichen Erbſtaaten zu unterjochen. Auch würden die neutralen katholiſchen Stände im Stande ſeyn, den Frieden zu beſchleunigen, indem der König von Schweden nach dem Berichte des franzöſiſchen Geſandten ſich erklärt habe, daß er ſich in Friedensunterhandlungen einlaſſen werde, ſobald die angebotene Neutralität angenommen ſeyn würde."

ſtändniß der ganzen Liga, oder für ſich die Neutralität gewählt haben. Aber der König von Schweden, der die Folgen einer ſolchen Neutralität reifer bei ſich überlegt, und geſehen haben mochte, daß es ihm, wenn er alle neutralen Länder räumen müßte, bald an Mitteln, dem Kaiſer nachdrücklich zu Leib zu gehen, fehlen, und daß er zuletzt wohl noch gar von Frankreich und der Liga abhängig gemacht werden würde, brach die Unterhandlung, welche er ſich wahrſcheinlich ohnehin nur aus Gefälligkeit gegen Frankreich einige Zeit hatte gefallen laſſen, unter dem Vorwande ab, daß es dem Churfürſten von Bayern mit allen Unterhandlungen kein Ernſt, ſondern daß ihm nur um einen Gewinn von längerer Zeit, während welcher er ſich beſſer rüſten könnte, zu thun ſey, indem der Churfürſt ſeinem General Pappenheim in einem Briefe, welchen er in ſeine Hände bekommen, eine Geldhülfe von hundert tauſend Thalern verſprochen hätte. Wiewohl nun von Seite Guſtav Adolphs ein ſolcher Vorwand ſehr kahl war, weil Maximilian ſo lange, als der Krieg auf ſeiner Seite noch nicht geendigt war, nothwendig fortfahren mußte, auf den Fall, daß er nicht geendigt werden ſollte, alle erforderlichen Maßregeln zu ſeiner und des Bundes Vertheidigung zu treffen: ſo erfuhr gleichwohl Frankreich das Mißvergnügen, zu ſehen, nicht nur, daß die Liga keine Neutralität gewährt, ſondern daß dieſe Liga, nachdem ſie ſeit dem Jahre 1609 eine ſo große Rolle geſpielt hatte, jetzt vollends aufgelöſet werde, indem ſich jetzt jeder, ſo gut er konnte, zu retten, und ſich einem mächtigen Beſchützer (der Biſchof von Würzburg z. B. hielt ſich an den Kaiſer, und eröffnete ihm, was er von den Geheimniſſen der Liga wußte; der Churfürſt von Trier rief die Krone Frankreich zu Hülfe, und übergab einem franzöſiſchen Korps ſeine Feſtung Ehrenbreitſtein) in die Arme werfen zu können ſuchte; den Maximilian von Bayern ausgenommen, der, nachdem er ſich noch einige Zeit alle erdenkliche, aber eine ganz vergebliche Mühe gegeben hatte, dem Bund eine neue Kraft und ein feſtes Zutrauen auf ſich ſelbſt einzuflößen, ſeinen Gegner Guſtav Adolph ſtandhaft erwartete, welcher mit einer Armee von 45000 Mann, und mit großer Zuverſicht ſich in den Marſch geſetzt hatte, den Tilly, welcher damals mit ſeinem Heere um die Donau gelagert ſtand, aufzuſuchen.

Tilly hatte, wie oben dargeſtellt wurde, nach der Schlacht bei Leipzig, ſeinen Weg erſt nach Halberſtadt, wo ſich an geſunden Leuten etwa noch ein Korps von ſechs tauſend Mann um ihn ſammelte, genommen. Nach einer Ruhe von einigen Tagen rückte er in langſamen Märſchen (denn ſeine Wunden zwangen ihn oft, Halt zu machen), nach Hildesheim, dann auf einer, bei Corvey geſchlagenen Brücke über die Weſer, wo er drei cölniſche Regimenter mit 12 Stücken erhielt, nach Warburg im Paderborniſchen, dann über Fritzlar und Ziegenhain, in deſſen Gegend er den Altringer nebſt dem Grafen Fugger (welche, nachdem ſie vom Unglück des Tilly Nachricht erhalten hatten, in Heſſen ſtehen geblieben, und ſeitdem in einem unaufhörlichen kleinen Krieg mit dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen beſchäftigt waren) mit ihrer, ziemlich beträchtlichen Mannſchaft an ſich zog, nach Fulda, wo er eben zur Zeit, da Guſtav Adolph im Anfange des October 1631 die Stadt Würzburg belagerte, ankam, aber (wiewohl er neuerdings eine Armee von vierzig tauſend Mann geſammelt, auch noch der Herzog Carl von Lothringen ein bei zehn (nach andern bei achtzehn) tauſend Mann zählendes Heer ihm zugeführt, und noch überdieß der Graf von Sulz bei Saalmünſter mit vier tauſend Mann ſich gelagert hatte) dennoch, ohne Würzburg zu entſetzen, oder dem Guſtav Adolph eine Schlacht (geheime höhere Befehle ſollen ihn davon abgehalten haben) anzubieten, nach Aſchaffenburg abzog, wo er mehrere Leute verlor, als er durch eine blutige Schlacht hätte verlieren können. Ein harter Mangel an Lebensmitteln nämlich, die in der Gegend nicht aufzubringen waren, machte, daß ſich ein überaus beträchtlicher Theil der Armee verlief, oder gar zum Feinde überging, und daß eine eben ſo große Zahl erkrankte. Ferner bekam Tilly, außer der Beſorgung verſchiedener Beſatzungen, Befehl, nach Böhmen Truppen zu ſchicken; und, damit ja kein widriger Umſtand fehlte: ſo wurde auch der Herzog von Lothringen durch einen Einfall der Franzoſen in ſein Land genöthiget, mit ſeinem Heer ſich zu entfernen. Tilly zog mit ſeiner geſchwächten Armee, mit welcher er unterwegs Bodenhauſen, Rotenburg, Lichtenau und Weinsheim wegnahm, nach Bayern und der Oberpfalz zurück, wo er ſich wieder in etwas verſtärkte, und ſchon im Hornung des J. 1632 einige Unternehmungen glücklich ausführte. Der ſchwediſche General Horn hatte ſich, nachdem ſich die Unterhandlungen einer, mit der Liga zu errichtenden, Neutralität zerſchlugen, des Biſthums und der Stadt Bamberg bemächtigt, und war, was ſein König ſeit dem erſten Eintritt in Deutſchland bei dem größten Theil der von ihm eroberten Städte that, eben beſchäftigt, einige Befeſtigungswerke anzulegen; als Tilly herbei kam, den

Horn die Stadt zu verlaſſen nöthigte, und ihn nicht ohne einen beträchtlichen Verluſt verfolgte, ſo, daß er ſich erſt nach Schweinfurt, und dann nach Geltersheim zurückzog. Aber nun eilte Guſtav Adolph (der Herzog Bernhard von Weimar blieb mit einem Theil ſchwediſcher Truppen in der Rheinpfalz, mit einem andern blieb Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld weiter oben am Rhein ſtehen), in vollem Eifer herbei, zog unterwegs den Horn, und unweit Erlangen den aus dem Magdeburgiſchen eben angekommenen General Banner, von deſſen Verrichtungen das Gehörige an ſeinem Ort vorkommen wird, an ſich, und nahm mit einem, dem Tilly weit überlegenen, bis fünfundvierzig tauſend Mann zählenden Heere (begleitet von dem, aus Haag in Holland angekommenen, Pfalzgrafen Friedrich, den er nicht bloß als Churfürſten von der Pfalz, ſondern als König von Böhmen anerkannte, ferner vom Pfalzgrafen Auguſt von Sulzbach, vom Herzog Wilhelm von Weimar u. a.) über Fürt und Nürnberg nach der Stadt Donauwörth, und nachdem dieſe von dem Kommandanten Herzog Rudolph Maximilian von Lauenburg verlaſſen wurde, nach der, an dem Flüßchen Acha und dem Lech, nicht weit von dem Einfluß dieſes letztern Fluſſes in die Donau gelegenen, bayeriſchen Stadt Rain ſelnen Weg, wo er gegenüber den Tilly, und in einem bei Thierhaupten wohl gewählten Lager, ſelbſt den Churfürſten Maximilian von Bayern fand, und eine Gelegenheit zu einer entſcheidenden Schlacht gefunden haben würde, wenn nicht ſein Glück ihm, ohne die Gefahr einer Schlacht, mehr noch, als eine ſolche ihm, auch bei einem für ihn erfreulichen Ausgang, genutzt haben möchte, gewährt hätte. Tilly nämlich und Altringer wurden, da ſie ſich zu kühn in die Nähe des feindlichen Geſchützes wagten, verwundet, und ohne Bewußtſeyn nach dem Lager gebracht. Jener, welchem durch eine Falkonetkugel das Schenkelbein ober dem Knie des rechten Fußes zerſchmettert worden war, ſtarb an ſeiner Wunde den 30. April 1632 in der Feſtung Ingolſtadt, wohin er geführt wurde, und wohin ihm auch der Churfürſt (auf die dringendſten Vorſtellungen ſeiner Generale, daß er mit ſeinen, großen Theils erſt neu ausgehobenen, Truppen einer in Schlachten geübten und ungleich zahlreichern Armee noch einige Zeit ausweichen möchte) folgte, und zum Empfang ſeines Gegners ſich vorbereitete. Auch hatte Guſtav Adolph, nachdem er erſt Augsburg, wo die bayeriſche Beſatzung einen freien Abzug erhielt, und dann die bayeriſchen Städte Landsberg und Friedberg, wie nicht minder die Reichsſtädte Mem=

mingen, Nördlingen, Kempten, Leutkirch, theils vermittelſt Unterhandlungen, theils durch Gewalt erobert hatte, nichts Wichtigers vor ſich, als die Belagerung von Ingolſtadt vorzunehmen, und durch ihre Eroberung den Churfürſten und ganz Bayern zu entwaffnen. Aber hier wurde der, bisher durch kein Hinderniß unterbrochene, Lauf ſeines Kriegsglücks, das ihm von der Zeit an niemals wieder ſo vollkommen, wie bisher, günſtig war, zum erſten Male gehemmt, und er hatte nicht nur das Mißvergnügen, dieſe Stadt, vor welcher an ſeiner Seite der Prinz Chriſtoph von Baden erſchoſſen, und ihm ſelbſt ſein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, ohne Hoffnung, ſie bezwingen zu können, verlaſſen zu müſſen, ſondern er mußte auch ſehen, wie ihm Maximilian in eigener Perſon mit der Beſetzung von Regensburg, ſo wie ihm dieſe Tilly in den letzten Augenblicken ſeines Lebens noch empfohlen hatte, zuvorkam. Dieſe Unannehmlichkeiten verſüßte ihm gleichwohl der freie Blick auf die Ebenen Bayerns, welche nunmehr ganz geöffnet vor ihm lagen, und ihm das Verlangen einflößten, die Hauptſtadt und den Sitz des Fürſten, der die Liga geleitet, ſeit ſeinem erſten Zug nach Böhmen ſo vieles Aufſehen gemacht, und ſich die ungetheilte Achtung von ganz Europa erworben hatte, zu beſuchen; er that dieß auch mit einer Art von beſonderer Feſtlichkeit und Würde; und nachdem er noch zu Mosburg, wohin er über Landshut kam, den 3. Mai eine geſchärfte Ordnung, wie es mit der Verpflegung der Soldaten gehalten werden ſollte, herausgegeben, und dann zu Freiſing den ihm entgegengeſchickten Abgeordneten von München den Schutz und die Erhaltung dieſer Stadt, wiewohl freilich wenigſtens dem Scheine nach, nicht ohne Schwierigkeit (ſelbſt der franzöſiſche, am Churhof anweſende Geſandte, St. Etienne mußte fürbitten) zugeſagt hatte, hielt er in der Reſidenzſtadt München den 7 — 17. Mai 1632 um Mittagszeit durch das Iſarthor, in Begleitung des Pfalzgrafen Friedrich, des Pfalzgrafen Auguſt von Sulzbach, des Herzogs Wilhelm von Weimar, dann vieler Grafen, Freiherren, Ritter und Adelsperſonen ſeinen feierlichen Einzug dem churfürſtlichen Reſidenzſchloſſe zu, wo er (ohne in der Folge das Geringſte zu berühren) *) ſein Abſteigquartier nahm. Nichts

---

*) R. K. Frh. von Senkenberg ſagt in ſeinem „Verſuch einer Geſchichte des deutſchen Reichs ꝛc. 5. B. p. 448. n. 8.“ „Aus einem mit Koſtbarkeiten angefüllten Gewölbe ſoll doch, wie alle Geſchichtſchreiber ſagen, ohne des Königs Wiſſen, viel ſeyn entwendet worden. Auch aus der Bibliothek mußte damals manche überaus ſchöne und

war auch mit der ſtrengen Zucht und Ordnung zu vergleichen, in welcher er die ſehr mäßige Mannſchaft, welche die Stadt betreten durfte (die Armee mußte außerhalb derſelben gelagert bleiben) hielt, nichts der offenen und heitern Freundlichkeit, und der unbefangenen Herablaſſung, mit welcher er mit den Einwohnern umging und ſprach, nichts der Ehrerbietung, mit welcher er, ſammt ſeiner vornehmen Geſellſchaft in den katholiſchen Kirchen dem Gottesdienſte, und den Ceremonien (am Auffahrtstage den 20. Mai. hielt er ſich bei zwei Stunden in der Frauenſtiftskirche auf) zuſah. Er benahm ſich überall, als wäre er zu Hauſe in der Mitte der Seinigen, hörte gerne ſinnreiche, wenn auch gleich beißende, Antworten, die er mit freundlichem Scherz erwiederte, und gefiel ſich inniglich, wenn er, falls er zu Fuß ging, ins Gedräng von Kindern und Erwachſenen, unter welche er gewöhnlich Geld auswarf, kam.

---

koſtbare Handſchrift mit den ſächſiſchen Prinzen Bernhard und Wilhelm wandern; dergleichen noch heutzutage den Fremden in der gothaiſchen Hofbibliothek vorgezeigt werden, z. B. des Jac. Strada großes 33 Foliobände ſtarkes Werk von prächtigen Zeichnungen alter Münzen, das 1550 ein Graf von Fugger dem Herzog Albrecht von Bayern verehrt, deſſen Namen und Bildniß auf jedem der rothſaffianenen Bände des Werkes zu ſehen ſind.“

Hier war auch von keiner Huldigung die Rede, wohl aber (was auch, mehr und weniger, bei allen andern Städten geſchah) von einer Gelderlage von dreimal hundert tauſend Reichsthalern, auf deren Erlegung ſo ſtreng beſtanden wurde, daß, da bei dem Abzuge der Armee noch nicht die Hälfte erlegt worden war, zwei und vierzig Geißeln der Armee nach Augsburg folgen mußten. Dieſer Abzug, bei welchem aber noch einige ſchwediſche Mannſchaft in der Stadt zurückblieb, geſchah im Anfang des Juni, da den König bereits wieder wichtige Vorkehrungen ſeiner Gegner nach dem Kampfplatze riefen.

Dieſe Vorkehrungen kamen jetzt vorzüglich von Seite Wallenſteins, von welchem oben geſagt wurde, daß er wieder angeſtellt werden ſollte. Nichts war auch begreiflicher, als daß der Kaiſer, nachdem ihm ſeit der, auf dem Churfürſtentag zu Regensburg 1630 von ihm ſo nachgiebig bewilligten Entlaſſung des größten Theiles ſeiner Truppen und Wallenſteins, alle Früchte eines mehr als eilfjährigen Krieges entriſſen wurden, wieder auf den Gedanken verfiel, beides, eine eigene Armee und einen eigenen Feldherrn neuerdings herzuſtellen, ſo groß auch die Schwierigkeiten ſeyn mochten, zugleich beide, und zwar gleichſam auf der

Stelle zu Stande zu bringen. Wie ſehr man Urſache hatte, ſich von Seite Wallenſteins die Schwierigkeit, ihn zur wiederholten Dienſtannahme zu bewegen, als gleichſam unüberſteiglich vorzuſtellen, kann man daraus ſchließen, wenn man hört, wie ganz außerordentlich und unerhört die Lebensweiſe deſſelben, als eines Privatmannes, beſchaffen war, zu welcher Lebensweiſe ihm die Zinſen von ſechzig Millionen, welche er in Deutſchland erpreßt haben ſoll, dann ſeine ererbten, vom Kaiſer erhaltenen, den Proteſtanten abgenommenen, Güter unerſchöpfliche Quellen darboten. Außer vielen Luſtſchlöſſern nämlich hatte er ſich zu Prag auf einem Platz von hundert Häuſern einen Pallaſt erbauen laſſen, der an Pracht und innerer Auszierung Alles, was man in königlichen Palläſten zu ſehen bekömmt, weit übertraf. „Seine Tafel war täglich mit hundert der ausgewählteſten Speiſen beſetzt, und es bedienten ihn ſechzig Edelknaben aus den vornehmſten Häuſern, welche er von den geſchickteſten Lehrmeiſtern unterrichten, und welche er in hellblauen, mit Gold und rother Seide geſtickten Sammet kleiden ließ. Eine Leibwache von fünfzig Mann, die beherzteſten und ſchönſten Leute ſeines Heeres, eben ſo, wie die Pagen, nur etwas einfacher gekleidet, und mit Helleparthen bewaffnet, paradirten im Schloßhofe, und hielten Wache vor ſeinen Zimmern. Alle übrigen Bedienten beſtanden aus den ausgewählteſten Leuten. Er hatte ſeinen Oberhofmeiſter und Kammerherren, von welchen einige vorher beim Kaiſer in eben dieſer Bedienung ſtanden, und welche ebenfalls wieder Pagen zur Bedienung hatten. Sechs Freiherren und eben ſo viele Ritter warteten ſtets auf ſeinen Wink und Befehl. Künſtler und Virtuoſen aller Art zierten ſeinen Hof. In ſeinen Ställen, worin die Krippen und Tröge von Marmor, die Rauffen von Kupfer waren, befanden ſich dreihundert auserleſen ſchöne Pferde. Zog er zu Feld: ſo waren zu ſeinem Gepäcke und zu ſeiner Tafel fünfzig ſechsſpännige Wägen, und eben ſo viele vierſpännige Wägen zum Kriegsvorrath beſtimmt. Seine vornehmen Diener fuhren überdieß noch in ſechs andern Kutſchen. Fünfzig ſehr koſtbar geſchmückte Handpferde wurden von fünfzig gleichfalls auf ſchönen Pferden reitenden Stallknechten geführt.“ Als der Kaiſer verlangte, daß Wallenſtein nach Wien kommen ſollte, ſchlug dieſer es aus; doch verſprach er, nach Znaim in Mähren zu kommen, und dort des Kaiſers Verlangen vernehmen zu wollen. Gleichwie er ſchon im Voraus wußte, was ihm hier im Namen des Kaiſers angetragen werden würde: ſo war er auch auf die Rolle, welche er ſpielen zu müſſen glaubte, vollkommen gefaßt, und alles, was er dem an ihn geſchickten erſten kaiſerlichen Miniſter, dem Fürſten von Fürſtenberg, nachdem er erſt eine lange Zeit die dringendſten Vorſtellungen deſſelben mit vornehmer Kälte abgewieſen, zuſagte, war, daß er, wenn er vom Kaiſer ſogleich Werbpatente erhielte, vierzig tauſend Mann binnen drei Monaten ſammeln, und dieſelben dem General, welchen der Kaiſer bis dahin gewählt haben würde, übergeben wollte. Als nach dem Verlauf jener kurzen Zeit die verſprochene Armee wirklich beiſammen war; denn alle Offiziere und Gemeine, welche bei der Verabſchiedung Wallenſteins davon liefen, kamen jetzt wieder zurück, und alles, was zum Plündern Luſt hatte, ſtrömte herzu: hatte der Kaiſer ſo wenig noch eine Wahl, welchem von ſeinen vielen, eben ſo geſchickten, als erfahrenen, Generalen er die Oberbefehlshaberſtelle übertragen ſollte, und Wallenſtein war mit ſeinem neugeworbenen Heere ſo unzertrennlich verbunden, daß der Kaiſer ſchlechterdings genöthigt war, ſich ſehr demüthigende Herablaſſungen gegen Wallenſtein, um ihn zur Annahme der Generalſtelle zu bewegen, gefallen zu laſſen, und die ungeheuern Bedingungen, welche derſelbe ohne Ausnahme ſich zugeſagt wiſſen wollte, unbedingt zu unterzeichnen. Wallenſtein nämlich forderte:

1) daß er nicht nur des Hauſes Oeſterreich, ſondern auch der Krone Spanien (denn Spanien wollte ebenfalls Truppen ſchicken, um den König von Schweden zu vertreiben) Generaliſſimus ſeyn und bleiben ſollte, und dieß

2) ohne allen Vorbehalt, und mit einer unumſchränkten Gewalt, ſo, daß ſich

3) der Kaiſer niemals bei der Armee einfinden, niemals das Kommando verlangen, ſondern vielmehr, ſobald Böhmen wieder erobert ſeyn würde, nach Prag ſich begeben, und da ſeinen Sitz zur Verſicherung der Ruhe in Böhmen aufſchlagen ſollte;

4) daß ihm zur Sicherheit ſeiner ordentlichen Belohnung ein öſterreichiſches Erbland auf eine feierliche Art zum Unterpfand verſchrieben; und

5) zur außerordentlichen Belohnung in den Ländern, welche er erobern würde, das höchſte Regal zugeſagt; dann

6) alle Confiscationen im Reich, ohne alle Einrede des Reichshofrathes, oder des Kammergerichts, zuerkannt werden ſollten.

7) Auch ſollte in Pardonſachen niemand, als er, zu beſchließen, und eine Pardon ſollte ohne ſeine Beſtätigung keine Kraft, und eine Pardon überhaupt nur auf Leben und Ehre, und niemals auf die Güter Statt haben;

8) welche Pardon, in Erwägung, daß der Kaiſer viel zu gnädig wäre, allein ihm, Wallenſtein, überlaſſen ſeyn ſollte.

9) Bei einem künftigen Frieden ſollte beſonders darauf geſehen werden, daß ihm der Beſitz des Herzogthums Mecklenburg verſichert werde; endlich ſollten ihm alle Koſten und Mittel zur Fortſetzung des Krieges gereicht werden, und ihm und ſeinem Heere alle kaiſerliche Erbländer offen bleiben.

Einem ſolchen Feldherrn mußte ſeine eigene Macht und Ueberlegenheit läſtig, und am Ende die Welt zu eng werden. Als Wallenſtein den König von Schweden zur Zeit, da ſich dieſer König im Mai 1632 zu München aufhielt, durch Vorkehrungen, von welchen ſogleich die Rede ſeyn wird, nöthigte, Bayern zu verlaſſen, hatte er bereits einen Theil der Feinde des Kaiſers, die Sachſen nämlich, welche, wie oben geſagt wurde, in die kaiſerlichen Länder einfallen ſollten, mit leichter Mühe entfernet. Zu dieſem Einfall, wiewohl er gemeinſchaftlich mit dem Könige von Schweden beſchloſſen worden war, zeigte erſt der äußerſt gutmüthige und friedfertige Churfürſt, Johann Georg von Sachſen, eine ſo geringe Neigung, daß es beinahe das Anſehen gewann, als wenn er unterbleiben ſollte, und daß er vielleicht auch wirklich unterblieben wäre, wenn der Churfürſt nicht ſelbſt von einem kaiſerlichen General, dem Feldmarſchall, Grafen von Tiefenbach, aus ſeiner Unentſchloſſenheit aufgeweckt, und genöthigt worden wäre, die Waffen zu ſeiner eigenen Nothwehre zu ergreifen. Dieſer tapfere General, welcher ſich aus Frankfurt an der Oder erſt nach Landsberg im Brandenburgiſchen, und dann nach Schleſien begeben, dann indeſſen wieder ein Korps von ungefähr zehn tauſend Mann geſammelt, und welcher es, nach dem Uebertritt des Churfürſten von Sachſen zum König von Schweden, für ſeine Pflicht gehalten hatte, jenem Churfürſten, wo er nur konnte, Abbruch zu thun, war nach der (demſelben ſeit dem Jahre 1623 angehörigen) Lauſiz eingefallen, und einige ſeiner Vortruppen waren ſogar ſelbſt in Sachſen ziemlich weit vorgedrungen. Dieſer, von Tiefenbach zwar gutgemeinte, aber wahrſcheinlich wider die Abſichten des Kaiſers, der ſich jetzt eine ganz vergebliche Mühe gab, den mißtrauiſch gemachten Churfürſten zu einem Vergleich zu bewegen, etwas voreilig unternommene Schritt, nöthigte den Churfürſten, mit ſeiner Armee aufzubrechen, welche denn auch, da ſich Tiefenbach, auf einem ihm vom kaiſerlichen Hof gegebenen Wink, überall zurückzog, die Lauſiz ohne Schwertſtreich wieder eroberte, dann Böhmen betrat, und, da auch hier kein Feind ihr im Wege ſtand, in kurzer Zeit, unter einem beſtändigen Plündern bis Prag kam. Dieſe mit einer geringen Beſatzung unter dem Statthalter Balthaſar Marradas verſehene Hauptſtadt, in welcher jetzt die im Jahre 1620 Ausgewanderten, und unter dieſen vorzüglich der alte Graf Heinrich Matthäus Thurn mit Jubel aufgenommen, und die auf dem Brückenthurm aufgeſteckten Köpfe einiger Hingerichteten mit einer feierlichen Pracht zur Erde beſtattet, und viele andere, dieſen Vorgängen ähnliche Veränderungen vorgenommen wurden, ergab ſich, gegen eine billige Uebereinkunft, den 5 — 15. Nov. 1631, ſo wie ſich noch in dieſem Jahre ganz Böhmen ergab; Pilſen und Tabor, von welchen Feſtungen keine angegriffen wurde und Budweis ausgenommen, das vom Marradas vortrefflich vertheidigt wurde. So ſchnell übrigens jene Eroberungen waren, ſo war gleichwohl dabei nichts mehr zu bewundern, als daß der Churfürſt von Sachſen durch keine Vorſtellungen zu bewegen war, ſeine Eroberungen auch nach andern kaiſerlichen Ländern, welche ihm bis vor Wien offen ſtanden, zu verfolgen, und den Kaiſer in eine Verlegenheit, worin dieſer vieles, ihm Unerwartete hätte bewilligen müſſen, zu verſetzen. Dieſe Abneigung, die Macht des kaiſerlichen Hauſes zu unterdrücken, und dieſe handgreifliche Schonung deſſelben (wozu den Churfürſten die Betrachtung, daß, wenn der König von Schweden niemanden im ganzen Deutſchland weiter zu fürchten hätte, der Pfalzgraf Friedrich wieder zur Churwürde, und wohl gar auch der Herzog Bernhard von Weimar, als ein Abkömmling des unglücklichen Johann Friedrich zu den Rechten ſeiner Voraltern gelangen könnte beſtimmt haben ſoll) offenbarte ſich erſt recht deutlich, als zu Ende des April 1632 der, damals mit ſeiner neuen Armee bereits ausgerüſtete Wallenſtein von Znaim in Mähren nach Böhmen ſich aufmachte. Wo nämlich die Wallenſteiner ſich ſehen ließen, da, als wäre es eine verabredete Sache, entfernten ſich die Sachſen; und gleichwie der ſächſiſche Feldmarſchall Arnheim, mit welchem Wallenſtein wirklich mehr als eine Unterredung gehalten hatte, ſchon vorher nichts that, um die Werbungen desſelben zu hindern: ſo ſchien er jetzt, anſtatt ſich den Unternehmungen ſeines Gegners zu widerſetzen, vielmehr alles zu thun, um ihm dieſelbe zu erleichtern; wie er denn z. B. die Stadt Prag von Truppen entblößte, damit die zurückgelaſſene geringe Beſatzung einen rechtlichen Vorwand bekäme, ſich ohne eine hartnäckige Gegenwehr zu ergeben. Schon im Juni 1632 war Wallenſtein von ganz Böhmen Meiſter, und jetzt zog er ſich, nachdem er noch erſt den Marradas mit einigen Truppen auf alle Fälle zurückließ, nach Eger; wo er einige Zeit, nicht ohne Vergnügen, zuſah, wie Guſtav Adolph das Land des Churfürſten von Bayern, dem er äußerſt gram war, beängſtigte, und wo er erſt nach vielen Befehlen des Kaiſers, und nach vielen inſtändigen Vorſtelluugen des Churfürſten, der ſich im Drang, worin er ſich befand, zu allem, was Wallenſtein wünſchte, verſtand, gefallen ließ, die Vereinigung bayeriſcher Truppen mit den ſeinigen geſchehen zu laſſen. Dieſe Vereinigung nun war es, welche, wie oben geſagt wurde, Guſtav Adolph veranlaßte, ſich aus München und Bayern, doch ſo, daß hie und da Beſatzungen zurückblieben, zu ziehen, und alles anzuwenden, um jene Vereinigung der beiden Heere ſeiner Feinde, welche gleichwohl über Weiden und Tirſchenreit, ohnweit Eger, glücklich vor ſich ging, zu hindern.

Guſtav Adolph zog ſich nach Nürnberg, welche Stadt ſich von Wallenſtein eines Beſuches beſorgte, und bezog daſelbſt, weil er noch eine Verſtärkung von Truppen erwartete, ein wohl befeſtigtes Lager, deſſen Schanzen er mit dreihundert Kanonen beſetzte. Plötzlich erſchien das ſechzig tauſend Mann zählende, vereinigte wallenſteiniſch-bayeriſche Heer, und ſchlug auf dem alten Berg an der Rednitz, drei Viertelſtunden von den Schweden, ſein Lager auf, in der Abſicht, den König Guſtav von Franken und Schwaben abzuſchneiden, und ihn aus Mangel an Lebensmitteln zu Friedensvorſchlägen zu zwingen, was auch, wenn nicht die Stadt Nürnberg beinahe drei Monate lang alles erdenkliche gethan hätte, um für den König Lebensmittel herbei zu ſchaffen, erfolgt ſeyn müßte. Der Mangel dieſer Lebensmittel, welcher ſich in der Länge der Zeit auch bei dem wallenſteiniſchen Heere ſehr drückend einſtellte, nahm um ſo mehr zu, je mehr durch neue, vom Banner, dem Herzoge von Weimar, dem Kanzler Oxenſtirna u. a.

herbeigeführte Truppen auch die Stärke der ſchwediſchen Armee, die ſich zuletzt auf ſiebenzig tauſend Mann belief, zunahm. Dieſe anſehnliche Macht bewog den König zu dem Entſchluß, das, in einer unangreiflichen Stellung errichtete feindliche Lager zu beſtürmen, indem er ſogar glaubte, daß die wallenſteiniſchen Truppen, wenn ſie ſich in jener Stellung angegriffen ſähen, über dieſe Kühnheit erſchrecken, und Faſſung und Muth verlieren würden. Nachdem er nun zuerſt das beſagte Lager einigemale durch Kanonen beunruhigt hatte, griff er eines Morgens (den 24. Aug. — 3. Sept. 1632) auf der Seite, wo die Bayern gelagert waren, ſo unvermuthet und ungeſtüm an, daß eine Menge ſchlafender Soldaten getödtet, und diejenigen, welche durch die plötzliche und ſchreckliche Kanonade aus ſechzig Stücken erwachten, den erſten Augenblick in keine geringe Verlegenheit und Unordnung verſetzt wurden; allein der Schrecken, der ſonſt zur Flucht eilt, vermehrte hier, je größer er war, die Thätigkeit des vereinigten Heeres. Die bayeriſchen Reiter bekamen gleich anfangs den Leonard Torſtenſohn gefangen, und trieben den Herzog Bernhard von Weimar mehr als einmal zurück, und da nun erſt der Vortheil des hochliegenden Lagers dazu kam, ſo zogen ſich endlich die Schweden nach einem Wald zurück, wo die wechſelſeitige mörderiſche Kanonade noch zwei Stunden fortdauerte, bis endlich die Nacht das zehnſtündige Gefecht, bei welchem kein Theil eines entſcheidenden Sieges ſich zu rühmen hatte, geendigt wurde. Das wallenſtein-bayeriſche Heer verlor vier Generale, worunter ein bayeriſcher, Graf Jakob Fugger war, nebſt vielen andern vornehmen Offizieren, und bei zwei tauſend Gemeine. Die Schweden zählten drei tauſend Todte und viele Verwundete, deren Untergang der König Guſtav Adolph damit entſchuldigte, daß er dem Pfalzgrafen Friedrich bekannte: „Herr Vetter, wir haben heute einen dummen Streich gemacht.“

Ein paar Monate nachher lieferte Guſtav Adolph dem Wallenſtein eine Hauptſchlacht, welche zwar für ſeine ſchwediſche Armee äußerſt vortheilhaft, aber für ſeine Perſon deſto unglücklicher ausfiel. Er zog von Nürnberg, nachdem er, um zu zeigen, daß er in dem eben erwähnten Treffen nicht beſiegt worden ſey, noch einige Tage in ſeinem Lager ſtehen geblieben war, zuerſt nach Bayern (wo es mit dem Churfürſten Maximilian, welcher bei der erſten, ihm zugekommenen, Nachricht der ſchwediſchen Abſichten, den, nach Sachſen, Brandenburg und Mecklenburg eilenden Wallenſtein verließ, und mit ſeinem Heere ſeinem

Lande ſich näherte, zu einer ernſthaften Begebenheit gekommen ſeyn würde) wandte ſich aber unvermuthet zurück nach Sachſen, um daſelbſt den Unternehmungen Wallenſteins Einhalt zu thun, welchen ſehr wichtige Vorfälle und Betrachtungen dahin gezogen hatten. Der Churfürſt von Sachſen hatte die Kaiſerlichen, welche ſich einfallen ließen, neuerdings einen Beſuch in der Lauſiz abzuſtatten, nicht nur aus dieſem ſeinem Lande vertrieben, ſondern unmittelbar darauf Schleſien angegriffen, aus welchem ihm der Weg bis vor Wien offen ſtand. Da es nun wenigſtens nicht unmöglich war, daß dieſer Herr auf den Einfall käme, die gute Gelegenheit zu ergreifen, nach Wien zu rücken, und ſich daſelbſt wohl gar mit dem Guſtav Adolph, welcher dahin aus Bayern gar leicht hätte nachfolgen können, zu vereinigen: ſo glaubte Wallenſtein, daß er alles Mögliche thun müßte, den Churfürſten von Sachſen zum Abzuge aus den kaiſerlichen Ländern zu nöthigen, und ihm in ſeinen eigenen ſächſiſchen Ländern eine dringendere Beſchäftigung zu geben. Sein (des Wallenſtein) General Gallas erſchien auch vermittelſt unausgeſetzter Märſche mit zwölf tauſend Mann wider alle Erwartung in Sachſen, und ein anderer ſeiner Generale, Holk, fiel mit ſechs tauſend Mann zügelloſer Truppen in das Voigtland ein; er ſelbſt aber überſchwemmte mit ſeiner Hauptarmee das Land dieſſeits der Elbe, und war jetzt, da zu Leipzig auch der berühmte Pappenheim mit einem beträchtlichen Heere zu ihm ſtieß, fürchterlicher, als jemals geworden, ſo daß eine gänzliche Unterdrückung von Sachſen, dann die Wiedereroberung von Mecklenburg und eine unabſehbare Reihe wichtiger Folgen zu erwarten war, unter welchen dieſe nur noch eine der geringern zu ſeyn ſchien, daß der Churfürſt von Sachſen, um ſeinem Land unendliche Uebel und Drangſale zu erſparen, gezwungen werden könnte, ſein Bündniß mit den Schweden, von welchem ihn keine gütlichen Vorſtellungen abzubringen vermocht hatten, zu brechen, und wohl gar mit dem Wallenſtein ſich zu vereinigen. Dieſe Gefahr, in welcher jetzt die churfürſtlich-ſächſiſchen Länder und viele andere ſchwebten, veranlaßte den Guſtav Adolph, Bayern, wie eben vorkam, zu verlaſſen, und dem Wallenſtein ſo geſchwind, als möglich, zu folgen; was er mit einer ſolchen Eilfertigkeit that, daß er ſich nicht einmal Zeit nahm, ſeine, in einigen Entfernungen ſtehenden, Korps an ſich zu ziehen, und daß er bei einer Muſterung ſeines Heeres zu Erfurt (wo er von ſeiner Gemahlin, Maria Eleonora, welche im Anfange des Jahres 1632 zu ihm nach Frankfurt gekommen, dann während des Zuges Guſtav Adolphs nach Ingolſtadt und München, zu Donauwörth geblieben, jetzt aber wieder die Begleiterin desſelben geworden war, Abſchied nahm) ungeachtet unterwegs der General Banner zu ihm ſtieß, nur bei 20, nach andern bei 27 tauſend Mann gezählt haben ſoll. Er ging bei Altenburg, unweit der Stadt Naumburg, über die Saale, und verſchanzte ſich hier (in der Abſicht, die Armee des Churfürſten von Sachſen und des Herzogs Georg von Lüneburg zu erwarten) ſo gut es in der höchſten Eilfertigkeit möglich war; aber dieſe Hülfstruppen erreichten ihn nicht mehr; denn ſchon hatte er hier den Mann, den er ſuchte, gefunden. Wallenſtein ſtand nur wenige Stunden von ihm entfernt, und bei ihm, wie eben geſagt wurde, befand ſich mit mehr als zehn Regimentern ein ähnlicher Held, der überall gefürchtete Pappenheim.

Ehe wir weiter fahren, wollen wir, wegen des Zuſammenhanges der Dinge, die Verrichtungen Pappenheims ſeit der leipziger Schlacht nur kurz berühren. Pappenheim war, nach jener Schlacht, mit dem Tilly bis Anſpach, von hier aus aber mit einem kleinen Korps nach Weſtphalen gezogen, wo er, ſo weit es ſeine Kaſſe zuließ, Werbungen anſtellte, und dann im Jänner 1632 mit einer Geſchwindigkeit, bei der ihn da, wo er ankam, niemand erwartet, und mit einer Geräuſchloſigkeit, bei der ihn in einer nahen Entfernung niemand bemerkt hatte, nach Magdeburg eilte, und unweit dieſer Stadt mit einer ſolchen Stille, daß ſeiner Ankunft niemand, dem er verborgen bleiben wollte, gewahr werden konnte, ſich lagerte; in der Abſicht, den ſchwediſchen General Banner, welcher die Stadt Magdeburg von einer andern Seite eingeſchloſſen hielt, plötzlich zu überfallen. Dieſer ſchwediſche Feldherr hatte ſeit der erwähnten Schlacht ebenfalls gute Fortſchritte für die Sache der Schweden gemacht, hatte einige kaiſerliche Feldherren, nämlich die Generale Virmont und Bönnighauſen, welche, nachdem ſie die ihrer Vertheidigung anvertrauten Städte Roſtock, Wismar und Dömnitz nicht länger behaupten konnten, zur Verſtärkung des vom Tilly zu Magdeburg zurückgelaſſenen Kommandanten, Grafen Wolf von Mansfeld, gezogen waren, geſchlagen, und wollte jetzt die Stadt Magdeburg in ſeine Gewalt bringen, was ihm auch, wiewohl nicht ſo, wie ers wünſchte, gelang. Pappenheim hatte dem Kommandanten in Magdeburg in einem Laib Brod, welchen ein Bauer nach der Stadt bringen ſollte, eine geſchriebene Weiſung, wie und wann er einen Ausfall wider den

Banner unternehmen ſollte, überſchickt, aber bald darauf bemerkt, daß der Bauer von den Schweden aufgefangen, und daß ſeine ſchriftliche Weiſung dem Banner überliefert worden ſey. Da Pappenheim, der kaum etwas über acht tauſend Mann hatte, zu gleicher Zeit die Nachricht erhielt, daß zur Verſtärkung des Banners der Herzog Wilhelm von Weimar mit zehn tauſend Mann herbei eilte, ſo zog er zu Ende des Jänners 1632 von Magdeburg, nachdem er zuvor die Feſtungswerke vollends zerſtört hatte, mit dem Kommandanten ab, und kehrte nach Weſtphalen zurück. Banner nahm den zerſtörten Platz in Beſitz, befahl, die Feſtungswerke herzuſtellen, ließ den General Tott mit ungefähr neun tauſend Mann in Niederſachſen zurück, und folgte dem Pappenheim mit voller Rüſtigkeit nach, wurde aber bald darauf von ſeinem König nach Franken zur Vereinigung mit ſeinem Heere berufen. Sogleich erſchien Pappenheim wieder in Niederſachſen, ſetzte im März 1632 über die Weſer, nahm Eimbeck, Hörter und andere Orte weg, entſetzte das, noch immer von den Kaiſerlichen behauptete Stade, und ſchlug die Schweden, und die für Schweden fechtenden Deutſchen mehrmal, und jagte alles vor ſich her und von ſich weg, bis die feindliche Macht (der General Tott nämlich, und bald darauf an deſſen Stelle der General Baudis, ferner der Herzog Georg von Lüneburg u. a. hatten ein überlegenes Heer zuſammengebracht) wieder ſo anwuchs, daß es keine Möglichkeit war, ihr auf allen Seiten zu Leibe zu gehen. Während jene Macht in voller Beſchäftigung war, ſich zuſammen zu ziehen, ſtürzte er mit ſeinem Korps die Weſer herauf bis an Heſſen, und da ſich ſeiner Ankunft kein Menſch verſehen hatte, durch verſchiedene Städte und Flecken, kam nach Calenberg, deſſen Feſtungswerke er zerſtörte, eilte dann dem Rhein zu, um das von den Holländern belagerte Maſtricht zu entſetzen, kam aber ſchon wieder ganz unerwartet zurück, jagte den ſchwediſchen General Baudis von Paderborn und Hörter weg, befreite auch Wolfenbüttel, eroberte Hildesheim, ließ den General Gronsfeld an der Weſer ſtehen, und eilte, unter Eroberungen und Plünderungen, über den Fluß Saale bei Merſeburg dem, ihn ſchon erwartenden, Wallenſtein zu; aber anſtatt daß ihn dieſer zur Beſiegung der ſchwediſchen Armee benützt haben ſollte, ſchickte er ihn zur Einnahme des von den Schweden beſetzten, feſten Schloſſes von Halle, die Morizburg genannt, und er ſelbſt zog nach dem, zwei Meilen von Leipzig entfernten, Dorfe Lützen.

Dieſer Vorgang veranlaßte die berühmte Schlacht bei Lützen. Guſtav Adolph wollte die Entfernung Pappenheims benutzen, und ſtand, ehe ſichs Wallenſtein verſah, Abends den 5 — 15. Nov. 1632 eine Stunde von jenem Dorfe, das von den Kaiſerlichen ſogleich in Feuer geſetzt wurde. Beim Licht deſſelben ſtellten ſich während der Nacht beide Heere in Ordnung, indeß die Vortruppen ſich einander unaufhörlich begegneten, und ſcharmuzirten. Wallenſtein hatte einen beträchtlichen Vortheil, nämlich zwei zu beiden Seiten einer Straße gezogne, ziemlich tiefe Gräben, welche er mit Fußvolk beſetzte, vor ſich. Ein dicker Nebel umhüllte am Morgen (den 6 — 16. Nov.) die ganze Gegend, verzog ſich erſt um 11 Uhr Mittag, und ſtellte ſich ſchon frühzeitig (daher man von dieſer Schlacht verſchiedene, ſich oft widerſprechende, Nachrichten erhielt) wieder ein. Die Schweden wurden, als ſie vor die, eben genannten Gräben kamen, von den Wallenſteiniſchen mit einem Feuer empfangen, welches ſie für unbezwingbar hielten, und zurückwichen; aber der König, der keine Furcht kannte, hielt ſie, und ſtürmte mit ihnen, ohne ſie noch ferner zu einiger Beſinnung kommen zu laſſen, mit einer ſolchen Hitze auf die, durch die Gräben bedeckte, kaiſerliche Mannſchaft los, daß dieſe von einem unwillkührlichen Schrecken ergriffen und außer Faſſung in die Flucht geriſſen wurde. Mehrere, auf Schießhügeln gepflanzte, Kanonen fielen den Schweden in die Hände, und dem König ſchien dieß ein ſo guter Anfang zu ſeyn, daß er dem Himmel mit dem Hut in der Hand laut dafür dankte; und daß er, da ſich ihm zwei feindliche Küraſſierregimenter näherten, mit dem ſteinbockiſchen Kavallerieregiment, welches er perſönlich anführte, ſogleich auf ſie losging, aber vermöge des in ſolchen Fällen ihm eigenthümlichen Ungeſtüms, zuweit voraus, und den Feinden ſo nahe kam, daß einige derſelben auf ihn ſchoßen, und ſein Pferd in den Hals trafen, ihm aber das linke Armbein zerſchmetterten. Als indeß ſein Regiment herbeigekommen war, ritt er, vom Schmerzen überwältigt, aus dem Gedräng, und ſank bald darauf vom Pferd. Einer ſeiner Begleiter (es waren ihm nur wenige Perſonen, die er vermuthlich ſelbſt wählte, gefolgt), der Edelknabe Leibelfing ſtrengte alle ſeine Kräfte an, ihn von der Erde aufzurichten, wie ihm denn der König beide Hände darbot, konnte aber den ſchweren Herrn nicht emporbringen. Die Neugierde, zu ſehen, wer dieſe Leute wären, zog wieder einige feindliche Reiter herbei, welche ſowohl auf den König, als auf den Edelknaben, nachdem ſie von beiden nicht hörten, was ſie wünſchten, ſchoßen und ſtachen. Der König, dem eine Kugel durch den Kopf fuhr, blieb auf der Stelle, der Edelknabe aber ſtarb einige Tage darauf zu Naumburg. Während dieſer Vorfälle war auch Pappenheim, welcher vom Wallenſtein bei der erſten Nachricht von dem Anzug der Schweden wieder herbei gerufen wurde, mit der Reiterei (denn das Fußvolk konnte unmöglich ſo bald, als es nöthig war, eintreffen) angekommen. Aber, nachdem er die Feinde, welche er erreichen konnte, mehr als einmal zurückgetrieben, wurde er von einer Muſketenkugel getroffen, ſo daß er, nach einer halben Stunde in einer Kutſche, in welcher ihn ein Feldwundarzt nach Leipzig bringen ſollte, ſtarb. Seine Stelle wurde vom Piccolomini, ſo wie die Stelle des Guſtav Adolph vom Herzog Bernhard von Weimar erſetzt. Piccolomini wurde ſechsmal durch Muſketenkugeln verwundet, und verlor mehr als ſechs Pferde, die unter ihm erſchoſſen wurden. Die meiſten ſeiner vornehmern Offiziere wurden theils getödtet, theils verwundet. Die Kaiſerlichen verloren mehrere Male ihre Kanonen, und eroberten ſie wieder, ließen aber dann doch zuletzt eine ſehr beträchtliche Anzahl derſelben in den Händen der Schweden. Die Schweden flohen mehrere Male, und kamen wieder zurück; und da der Nebel bald hier, bald dort, ſich niederließ, ſo wußte man nicht, wer auf der Flucht und wer im Anzuge ſey, ſondern wie man einander ſchon in der Nähe erblickte, tödtete man einander. Sieben tauſend Mann lagen getödtet, und eben ſo viele verwundet auf dem Schlachtfeld. Die Nacht endigte das mörderiſche Gefecht, während welchem kein Theil die Flucht ergriff.

Kaiſerlicher Seits gehörten unter die vornehmern Getödteten, oder an tödtlichen Wunden Verſtorbenen Graf Berthold von Wallenſtein, ein Prinz Dietrichſtein, der Generalmajor von Preuner, und ſechs Oberſte. Schwediſcher Seits kamen um Prinz Erneſt von Anhalt-Bernberg, ein Graf Schlick, ein Graf Fels, der Graf Niklas Brahe von Wiſingsburg, der Oberſte Gersdorf, der Generalmajor Uslar, der Oberſte Wildenſtein u. a. So ſehr dieſe und andere Männer bedauert wurden: ſo wurden ſie jetzt gleichwohl von den zwei erhabnen Helden, Guſtav Adolph und Pappenheim, verdunkelt. Ueber jenen, nachdem man in entfernten Gegenden ſeinen Tod erſt eine Weile bezweifelt hatte, erſchien eine ganze Fluth von Lobreden, Gedichten, Geſängen, Erzählungen und Grabſchriften, in welchen alles, was der König jemals dachte, ſagte, that, oder gedacht, geſagt und gethan haben konnte oder ſollte, vorgebracht, tauſend Male wiederholt, und als das Vollkommenſte, was die Weltgeſchichte an Helden und Heldenthaten aufzuweiſen hat, vergöttert wurde. Sein Körper wurde den Tag nach der Schlacht, kaum noch mit einem Hemd bedeckt, von den Pferden ganz zertreten, in der Nähe eines großen Feldſteins, von der Zeit der Schwedenſtein genannt, mit großer Mühe gefunden, und zuerſt nach Wolgaſt, dann aber nach Stockholm gebracht, und in der königlichen Gruft daſelbſt beigeſetzt. Dem bayeriſchen Pappenheim, deſſen kriegeriſche Talente um ſo mehr erkannt und geſchätzt wurden, je größer der Mann war, der ſie beurtheilte, ließ Wallenſtein zu Prag ein prächtiges Leichenbegängniß halten; er ſelbſt begleitete den Sarg nach der Kirche des Stifts Strahow, wo er verſenkt wurde, und warf, tief gerührt, die erſte Schaufel leichter Erde auf den Mann, der bei mehr als zwei und dreißig Schlachten, und bei unzähligen kleinern Gefechten und Belagerungen, der Held, durch deſſen Stimme Tauſende erſchreckt, Tauſende geſtärkt wurden, geweſen, und der mit mehr als hundert Narben bedeckt war; er war, wie der König von Schweden, acht und dreißig Jahre alt. Die beiden Helden ſuchten einander während der

Schlacht. Fremde Hände erſparten ihnen die Mühe, ſich wechſelweiſe zu tödten, und machten ihnen zu gleicher Zeit die Gelegenheit, ſich einander jenſeits zu finden.

Noch in eben dem Monat, den 18—29. Nov. 1632, ſtarb zu Mainz der eben ſo gutmüthige, als übel geleitete, und eben darum höchſt unglückliche Pfalzgraf Friedrich im ſieben und dreißigſten Jahre ſeines Alters, entfernt von ſeiner in Holland lebenden Gemahlinn und zehen unmündigen Kindern, (der erſtgeborne Sohn, Carl Ludwig, war fünfzehen Jahre alt) und tief gebeugt und gekränkt ſelbſt von demjenigen, den er für ſeinen thätigſten Unterſtützer und Freund hielt, von Guſtav Adolph nämlich, von welchem er, nachdem er ihn gegen acht Monate auf ſeinen Zügen begleitet, und ihn unzählige Male um die Wiedereinſetzung in ſeine pfälziſchen Stammländer inſtändigſt angefleht hatte, am Ende nichts weiter erhalten konnte, als die eben ſo unerwartete, als höchſt niederſchlagende Zuſage, daß er (Pfalzgraf Friedrich) vom Eroberer, Guſtav Adolph, einen Theil der rheinpfälziſchen Länder zurück erhalten, in ſolcher Hinſicht aber an den König die Entſchädigung wegen der Kriegskoſten zu leiſten, und übrigens für die Zukunft in einer Art von förmlicher Abhängigkeit gegen Schweden zu verbleiben haben ſollte; aber auch dieſe Zuſage, ſo traurig ſie für den Pfalzgrafen war, wurde durch den Unfall des Königs bei Lüzen zernichtet.

§. XVI.

1633 — 1635.

Seit jenem Unglück des Königs in der Schlacht bei Lüzen wurden die Waffen der Schweden zwar noch einige Zeit vom Glück begleitet, aber durch keinen entſcheidenden Vorfall ferner begünſtigt. Selbſt jene Schlacht, ſo ungünſtig ſie für das kaiſerlich-bayeriſche Heer ausgefallen war, ſo wenig war ſie entſcheidend, ſo, daß ſich beide Theile für berechtigt hielten, von der Zukunft etwas zu erwarten, das die Wirkung haben würde, dem einen Theil nachgiebige und friedfertige Geſinnungen einzuflößen. Dieſer Fall dürfte auch für eine der kämpfenden Armeen in kurzer Zeit ſich eingeſtellt haben, wenn beide mit gleichem vereintem Ernſt und Eifer ſich hätten angelegen ſeyn laſſen, ihre Kräfte anzuſtrengen, und den Dingen einen bedeutenden Ausſchlag zu geben. Auf Seite der Schweden hatte der Tod des Königs manche Ausſicht getrübt. Die deutſchen Fürſten zogen ihr Vertrauen gegen die ſchwediſche Macht ſichtbar zurück, und der franzöſiſche Hof fand ſich von den eigenmächtigen Schritten dieſer Macht nicht wenig beunruhigt. Aber der ſchwediſche Reichsrath, welcher bei der Minderjährigkeit der königlichen Thronerbinn, Chriſtine, die Regierung übernahm, that alles, was man von einer raſchen, mit einer genauen Sachkenntniß vergeſellſchafteten, Entſchloſſenheit fodern kann; er beſchloß die Fortſetzung des Kriegs auf deutſchem Boden um ſo mehr, als dieſer Krieg auf Koſten der katholiſchen deutſchen Stände, ja größtentheils ſogar mit deutſchen Truppen geführt wurde, und erklärte den, in Deutſchland ohnehin ſchon anweſenden, ſchwediſchen Reichskanzler Axel Oxenſtirna zum Stellvertreter des Königs. Was demnach Herzog Bernhard von Weimar, welcher bei dem ſchwediſchen Kriegsweſen das größte Anſehen behauptete, im Felde war, das war jetzt Oxenſtirna in Kriegs- und Verhandlungsſachen zugleich, und ſein großer Geiſt zeigte ſich um ſo herrlicher im vollen Glanz, je verwickelter gerade zu der Zeit, da er als Bevollmächtigter auftrat, die Stimmung der verbündeten Fürſten war. Der Churfürſt Johann Georg von Sachſen, gleichwie er ſich als das

Haupt und den Anführer des von proteſtantiſchen deutſchen Fürſten und Ständen zu Leipzig errichteten Bündniſſes betrachtet, und das Oberkommando über das proteſtantiſche Kriegsweſen in Deutſchland nur aus einer beſonders großmüthigen Nachgiebigkeit dem König Guſtav Adolph überlaſſen hatte, glaubte nunmehr, daß, nach dem Tod dieſes Königs, jenes Oberkommando, ſo wie überhaupt das höchſte Anſehen über die Leitung der proteſtantiſchen Angelegenheiten, niemanden als ihm, dem Churfürſten, mit einem nähern Recht gebühren könne; wie er denn auch nicht ſäumte, ſeine Geſinnungen ſolchen Fürſten, an deren Beifall und Unterſtützung ihm am meiſten gelegen war, zu eröffnen. Allein die Beibehaltung der oberſten Befehlshaberſtelle über ſämmtliche, in Deutſchland für die Proteſtanten fechtende, Truppen lag niemanden mehr am Herzen, als dem ſchwediſchen Reichskanzler Oxenſtirna, und er war jetzt um ſo weniger geneigt, ſich von derſelben verdrängen, und von einem deutſchen Churfürſten abhängig machen zu laſſen, als er vielmehr feſt entſchloſſen war, einen Plan auszuführen, welchen er mit ſeinem Herrn, dem König, während ihrer letzten Reiſe nach Sachſen, verabredet, und bei welchem er keine geringere Abſicht hatte, als jenem ſeinem Herrn, und überhaupt der Krone

Schweden einen ſichern Weg zu einer gleichſam geſetzlichen Herrſchaft über das ſämmtliche proteſtantiſche Deutſchland (den größten Theil des katholiſchen Deutſchlands hielt er damals ohnehin für erobert) zu bahnen. Vermöge jenes Planes nämlich ſollten ſich alle proteſtantiſche Fürſten in Oberdeutſchland in ein gemeinſchaftliches Bündniß begeben, über welches der Krone Schweden die Leitung und das höchſte Anſehen übertragen werden ſollte. Der Reichskanzler hatte die Wünſche und Einleitungen des Churfürſten von Sachſen bald entdeckt, und eilte der rechtlichen und ruhigen Bedächtlichkeit dieſes Herrn zuvor; und gleichwie es, was ihm wohl bekannt war, ſelbſt unter den deutſchen Fürſten ſolche gab, welche das Oberkommando lieber einem Fremden, als einem Deutſchen gönnten, ſo hatte er ſchon im April 1633 das Vergnügen, auf ſeine Auffoderung die Fürſten und Stände der vier obern Kreiſe, nämlich des ſchwäbiſchen, fränkiſchen, und der beiden rheiniſchen, zu ſich nach Heilbronn kommen, und ſie (nachdem ſie erſt einige Verſicherungen, daß die ſchwediſchen Waffen allein aus der großmüthigen Abſicht, die deutſche, religiöſe und politiſche Freiheit wider die kaiſerliche Uebermacht zu retten, in Deutſchland erſchienen ſeyen, mit großer Gutmüthigkeit angehört hatten) ein förmliches Bündniß, und zehen Punkte deſſelben unterzeichnen zu ſehen, unter welchen der vornehmſte war, „daß die Stände mit der Krone Schweden ſo lange für einen Mann ſtehen ſollten, bis die deutſche Freiheit und die Obſervanz der Reichsſatzungen wieder hergeſtellt, auch die Reſtitution der evangeliſchen Stände erlangt, in Religions- und Profanſachen ein richtiger und ſicherer Friede, deſſen alle Verbündete zu genießen hätten, geſchloſſen, auch der Krone Schweden die gebührende Genugthuung geſchehen ſeyn werde.“ — Dem Oxenſtirna wurde die Leitung des Kriegsweſens (er that jetzt, als nähme er jene Leitung ungerne, und nur aus Gefälligkeit an) übertragen, zur Anordnung andrer gemeinſchaftlicher Angelegenheiten aber ein „consilium formatum“ beigegeben, welches aus eilf Perſonen, doch unter dem Vorſitz des ſchwediſchen Reichskanzlers, beſtehen, und zu Frankfurt am Main ſeinen beſtändigen Sitz haben ſollte. Oxenſtirna erneuerte hier auch das im Jahr 1631 zwiſchen Frankreich und Schweden geſchloſſene, jetzt mit einigen Artikeln vermehrte Bündniß, und gab übrigens, auf inſtändiges Anſuchen der churfürſtlichen Wittwe von der Pfalz, und auf Verwendung einiger Geſandten, zu, daß dem Hauſe Pfalz die Wiedereinräumung der Stammländer nebſt der Churwürde und andern

Vorrechten, gegen die Bezahlung einer Summa Gelds an Schweden, zugeſagt wurde. Damit übrigens die Stände gewöhnt werden möchten, auf vorgegangene Einberufungen zu erſcheinen, ſo berief Oxenſtirna bald nach der heilbronner Verſammlung erſt mehrere Fürſten nach Heidelberg, und bald darauf, im Juli 1633 unmittelbar zu ſich nach Frankfurt ſämmtliche Stände der oben genannten vier Kreiſe, welche dießmal einen förmlichen Beitritt zu dem franzöſiſch-ſchwediſchen Bündniß unterzeichneten, und hier ſchon wieder einer andern Verſammlung, welche mit ſämmtlichen proteſtantiſchen Fürſten und Ständen zu Stande kommen, und mit dem Anfang des folgenden Jahrs 1634 wieder zu Frankfurt gehalten werden ſollte, entgegen ſahen.

So glücklich die Schweden in dieſen Verhandlungen, vermöge welcher ihnen das höchſte Anſehen über die proteſtantiſchen deutſchen Fürſten eingeräumt wurde, waren: ſo ſehr waren ſie, und blieben ſie es auch noch einige Zeit hindurch in ihren Kriegsunternehmungen; ſo lange dieſe nichts Entſcheidendes nach ſich zogen, was während des ganzen Jahres 1633 der Fall war; weil während deſſelben in allen deutſchen Ländern (den öſterreichiſchen Kreis, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern und

Holſtein ausgenommen) ein abwechſelnder, vertheilter Krieg, fortgeſetzt, und an der Weſer, am Ober- und Niederrhein, in Elſaß, Franken, Schwaben, Bayern, Böhmen, Sachſen, der Lauſitz, u. a. ohne bleibendem Erfolg gefochten worden war. Der anſehnlichſte der ſchwediſchen Heersführer, Herzog Bernhard von Weimar, war noch im Jahre 1632 mit ſchwediſchen Truppen nach Franken gezogen, wo er ſchon im Jäner 1633 Bamberg, und andere Ortſchaften in Beſitz nahm, einen Streifzug nach der Oberpfalz, wo ſich ihm der bayeriſche General Johann von Werth entgegen ſetzte, vernahm, ſich bei Augsburg mit dem ſchwediſchen General Horn, (dieſer hatte im Sommer und Herbſt 1632 mit vielem Glück wider die kaiſerlichen Feldherrn, den Oberſten Oſſa und den Grafen Montecuculi, am Rhein und im Elſaß, gefochten, und nachdem er im letztern Lande ſeinen Gefährten, den Rheingrafen Otto Ludwig hinterlaſſen, ſeinen Zug durch Oberſchwaben, wo er Freiburg eroberte, genommen) vereinigte, die Städte Landsberg am Lech, Neuburg an der Donau, Eichſtädt u. a. in ſeine Gewalt brachte, und, nach einem auf die Feſtung Ingelſtadt vergeblich gemachten Verſuch, zwiſchen Neuburg und Donauwörth ſich verſchanzte, bald darauf ganz Schwaben durchſtreifte, aber ſchon im Oktober

1633 wieder nach Bayern zurückkehrte, und auch hier noch immer einige Zeit vom Glück unterſtützt wurde. Er hatte in Bayern zwei eben ſo geſchickte, als tapfere Kriegsmänner wider ſich, den eben genannten Johann von Werth, welcher bayeriſche, und den kaiſerlichen General Johann Altringer, welcher theils wallenſteiniſche, theils bayeriſche Truppen anführte. Dieſer letztere erhielt unlängſt, vierzehn tauſend von einem ſpaniſchen Feldherrn-dem Herzog Feria, ihm zugeführte Hülfstruppen, hatte aber das Unglück, ſie, ehe ſie nach Bayern kamen, durch eine eingeriſſene Seuche größtentheils (ſelbſt der Herzog ſtarb) zu verlieren. Den Johann von Werth, welcher ſich den Schweden im kleinen Krieg ſehr fürchterlich gemacht hatte, entfernte Bernhard von Weimar durch eine Liſt. Er ſtellte ſich nämlich, als wollte er einen Marſch nach München vornehmen, und da nun, was er erwartete, daß nämlich der Johann von Werth unverzüglich vorausrücken, und ihm ſeine Abſicht zu vereiteln ſuchen würde, eintraf, ließ er dieſen Feldherrn, der bereits bis Freyſingen vorausgeeilt war, ſtehen, marſchirte im Nov. 1633 ganz unerwartet die Donau hinab, bemächtigte ſich der bayeriſchen Städte Kellheim, Regensburg, wo die bayeriſche, zu ſchwache Beſatzung kapitulirte, Straubingen, Cham, und der ganzen umliegenden Gegend, in welcher er ſeine Truppen in guten Quartieren bis zum Juni des folgenden Jahrs 1634 ſtehen ließ, da ſich die Verhältniſſe der Dinge gar ſehr änderten, und ganz neue Auftritte ergaben.

Dieſe neuen Auftritte wurden durch eine höchſt unvermuthete, gräßliche Begebenheit, bei welcher Wallenſtein der Hauptgegenſtand war, herbeigeführt. Wir haben gehört, daß dieſer Feldherr, als er die Anführung einer von ihm zum zweiten Male neu geworbnen Armee neuerdings übernahm, eine unumſchränkte Gewalt über dieſelbe gefodert, und ſie (die damaligen Umſtände nöthigten den Kaiſer zur Einwilligung) auch wirklich erhalten habe. Eine ſolche Gewalt mußte, ſo zu ſagen, nothwendig einen Mann zu Grund richten, den das Gefühl ſeiner Kraft mit einem, nicht ſelten an Tollheit gränzenden Uebermuth und Starrſinn erfüllte, bei welchem er nur nach großen, ungeheuren, Schrecken und Erſtaunen verbreitenden Dingen trachtete, ohne mit ſich ſelbſt einig zu ſeyn, wornach er trachten, und was er dann am Ende zum Ziel ſeines gewaltigen Strebens für ſich feſtſetzen wolle. Da er niemanden fürchtete, und da er von dem, was man eine kluge Rückſicht, Beſcheidenheit, Behutſamkeit oder Schonung der Schwachen nennt, keinen Begriff hatte; ſo erlaubte er ſich mit der geradeſten Unbefangenheit die verdächtigſten Handlungen, ohne ſich im geringſten darum zu bekümmern, welchen Sinn und welche Abſicht man ſeinem Verhalten beilegen, und wie man ihn am kaiſerlichen Hof ſchildern würde. Ihm galten der Kaiſer, wie die deutſchen Fürſten, gleich wenig, und er wollte dieſe letztern niederdrücken, um auf ihren Ruinen ſich über jenen erheben zu können. Er kaufte ſich Menſchen, an denen er vorzügliche Eigenſchaften bemerkte, durch unmäßige Preiſe, und behandelte ſie dann ohne das geringſte Gefühl für ihre Erhaltung als bloße Werkzeuge ſeiner Abſichten, und züchtigte ſie zuletzt noch der Fehler wegen, die er etwa ſelbſt begangen hatte. So nahm er wegen der Unglücksfälle ſeiner Armee in der Schlacht bei Lützen an Offizieren und Gemeinen, welche er beſchuldigte, daß ſie ihrer Pflicht nicht nachgekommen ſeyen, zu Prag eine Mezelei vor, welche jedermann verabſcheute, indeß man es ihm ſelbſt ſehr übel nahm, daß er ſich unmittelbar nach jener Schlacht aus Sachſen über Zwickau nach Böhmen zurückzog, und er ſchien auch nach Prag bloß in der Abſicht gekommen zu ſeyn, um diejenigen, welche während der Anweſenheit des

Churfürſten von Sachſen, bei der damaligen Aenderung der Dinge auch ihre Geſinnungen geändert hatten, ihre Güter und Habſchaften berauben, und durch ſolche ſich wieder eine höchſt beträchtliche Summa Geldes erwerben zu können; wie er denn, ohne etwas wider ſeine Feinde vorzunehmen, den ganzen Winter über in Böhmen blieb. Als er endlich im Mai 1633 nach dem, von Sachſen und Schweden (jene führte Arnheim, dieſe der alte Thurn an) beſetzten, kaiſerlichen Schleſien zog, ging er ſeinen Feinden, ungeachtet ſeiner Ueberlegenheit (er ſoll vierzig tauſend Mann, die Schweden und Sachſen aber nur vier und zwanzig gezählt haben) nicht nur nicht zu Leibe, ſondern verlangte, oder bewilligte einen zweimaligen Stillſtand, und machte während deſſelben, ohne dem Kaiſer davon eine Nachricht zu geben, zu einem Frieden ſolche Plane, welchen man wegen ihrer überſpannten Foderungen (er ſoll für ſich das Königreich Böhmen, und, anſtatt Mecklenburg, Sagan und Glogau, die Markgrafſchaft Mähren verlangt haben) ungeachtet der Zeugniſſe einiger, nicht unwichtiger Schriftſteller, Mühe haben dürfte, zu glauben. Endlich beſann er ſich, daß er doch auch zeigen müßte, was er thun könnte, wenn er etwas thun wollte; er lockte den Arnheim aus Schleſien, nahm dann den Thurn ſammt ſeinen Truppen gefangen, und nöthigte den alten Herrn, an alle ſächſiſche oder ſchwediſche Kommandanten, die ſich in ſchleſiſchen Städten befanden, Befehle zu ſchreiben, daß ſie die Städte augenblicklich verlaſſen ſollten, wodurch dann ganz Schleſien, Breßlau ausgenommen, dem Kaiſer wieder erobert wurde. Allein wie man zu Wien nichts anders erwartet haben mochte, als daß er den General Thurn, welcher dem Erzhauſe Oeſterreich ſchon ſo viele böſe Händel verurſacht, und den Untergang deſſelben auf alle erdenkliche Art geſucht hatte, wohl verwahren, und nach Wien ſchicken würde, kam die höchſt unvermuthete Nachricht an, daß er jenen Thurn, und zwar ohne einmal ein Löſegeld zu fodern, in Freiheit geſetzt habe; was ſeine vielen Feinde am kaiſerlichen Hof, wie leicht zu erachten war, dazu benutzten, ihn eines offenbaren Verſtändniſſes mit den Schweden zu bezüchtigen. Dieſe Bezüchtigung gewann auch bald nachher durch einen andern Schritt, der ſich wirklich nicht anders, als zu ſeinem Nachtheil erklären ließ, einen Grad von einer beinahe unwiderſprechlichen Wahrſcheinlichkeit. Nichts ſchien dem Zweck ſeiner Armee angemeßner zu ſeyn, als dieſelbe zur Unterſtützung des Churfürſten von Bayern zu gebrauchen, und den Herzog Bernhard von Weimar nebſt deſſen Gefährten aus einem Lande, von welchem aus der gerade Weg nach Wien offen ſtand, vertreiben zu helfen; wie er (Wallenſtein) denn auch deßwegen unaufhörliche rührende Vorſtellungen, und gleichſam Bittſchriften vom beſagten Churfürſten, und die nachdrücklichſten Auffoderungen und Ermahnungen vom Kaiſer erhielt. Allein er nahm auf das, was die Lage der Sachen, was die dem Kaiſer, und einem, um dieſen Monarchen beſtverdienteſten, Churfürſten zu leiſtende Achtung, und ſchon ein hoher Wohlſtand erfoderte, ſo wenig einige Rückſicht, daß er nach der Eroberung von Schleſien vielmehr nach Brandenburg und Pommern (ſo wie einer ſeiner Generale, Holk, Sachſen überfiel, und unter andern die Stadt Leipzig ſehr mißhandelte) rückte, und wohl gar nach Mecklenburg gerückt ſeyn würde, wenn ihn nicht eine von allen Seiten herzuſtrömende Macht ſeiner Gegner veranlaßt hätte, ſeinen Rückzug wieder nach Böhmen zu nehmen. Und nunmehr erſt, nachdem Regensburg mit der umliegenden Gegend in die Hände des Feindes gerathen, und nachdem dieſer Feind, (wenigſtens aus den Anſtalten, die er machte, zu ſchließen) nach Oeſterreich zu gehen im Begriff war, beliebte es ihm, ſich im Nov. 1633 mit ſeiner Armee nach der Oberpfalz und Bayern in Bewegung zu ſetzen;

kehrte aber bei der erſten Nachricht, daß der Herzog Bernhard von Weimar ihm das Angeſicht zukehrte, ſogleich wieder nach ſeinen Standquartieren in Böhmen zurück. Dieſes unerwartete und unerklärbare Benehmen, wozu noch manche andere Handlung und Aeußerung kam, ſo z. B. weigerte er ſich, ſechs tauſend Reiter, welche der Kaiſer zum Geleit des nach den Niederlanden anziehenden Cardinals-Infanten von Spanien begehrte, abfolgen zu laſſen) wurde am kaiſerlichen Hof auf das nachtheiligſte beurtheilt. Man erklärte nicht nur eine kaiſerliche Armee, welche nicht für den Kaiſer, ſondern ſchlechterdings nur für ihren General fechte, dann einen General, welcher die dringendſten Befehle ſeines Herrn durchaus nicht achtete, für ein Unding; ſondern beſchuldigte den Wallenſtein geradezu eines geheimen Verſtändniſſes mit den Feinden, und bekräftigte dieſe Beſchuldigung mit ſo vielen Erzählungen und Thatſachen, denen man einen offenbaren Sinn von Verrätherei unterlegte, daß es alles Anſehen gewann, daß der Kaiſer ſchon aus kluger Vorſicht bewogen werden müßte, dem Ausbruch der drohenden Gefahr zuvor zu kommen, und den General, welcher ſo gräßlicher Vorhaben von allen Seiten bezüchtigt wurde, zu entfernen, oder wohl gar ſeiner Perſon ſich zu bemächtigen. Wallenſtein, der durch eine neue Abdankung, falls ſie nämlich der Kaiſer durchſetzen würde, aller Früchte ſeiner bisherigen Unternehmungen, und aller ſeiner prächtigen Erwartungen beraubt zu werden fürchtete, faßte in der Verlegenheit, worin er ſich damals befand, einen Entſchluß, welcher dem, bisher noch immer unſchlüßigen Kaiſer keinen Zweifel mehr darüber übrig ließ, weſſen er ſich zu verſehen, und was er zu thun habe. Wallenſtein ließ nämlich im Jän. 1634 alle in der Nähe ſich befindende Oberoffiziere auf Einen Tag zu einem Kriegsrath nach Pilſen berufen, und nachdem zur beſtimmten Zeit zwei und fünfzig jener Offiziere (nur Gallas, Altringer und Piccolomini blieben aus) zuſammen gekommen waren, ließ er ihnen durch ſeinen Feldmarſchall Illo, unter andern Vorträgen, die Lage, in welcher er ſich befände, eröffnen, und zugleich bedeuten, daß er ſeine Abdankung nicht erſt erwarten, ſondern vielmehr ſich freiwillig entfernen wollte. Da nun geſchah, was er gewünſcht, und vorausgeſehen hatte, da nämlich die meiſten der Anweſenden, welche ihm ihre Erhebung zu danken, und welche mit ſeiner Entfernung eine Aenderung der Dinge gefürchtet hatten, ihn inſtändig bitten ließen, daß er doch nicht abdanken, und ſie nicht verlaſſen möchte: ſo verſprach ers endlich, (wiewohl nach dem Schein, den er annahm, nicht ohne große Mühe) doch mit der ausdrücklichen Bedingniß, daß auch ſie ihn auf keinen Fall verließen. Als ſich hiezu alle einhellig verſtanden, legte er ihnen einen Aufſatz oder Revers, daß ſie dem Wallenſtein, ſo lange er in kaiſerlichen Dienſten bleiben, und ſie zur Beförderung deſſelben brauchen würde, gehorſam ſeyn wollten, vor, welchen während einer fröhlichen Mahlzeit alle unterſchrieben. Weil indeß in dem Aufſatz, der zur Unterſchrift vorgelegt wurde, vom Kaiſer, und dem ihm zu leiſtenden Dienſt nichts zu ſehen, und dieſer Umſtand von einigen Offizieren mit Befremden bemerkt worden war; ſo ließ Wallenſtein ſie den folgenden Tag ſich wieder verſammeln, und den nämlichen Revers, worin vom Kaiſer nichts vorkam, vorlegen, welchen ſie, nachdem er ihnen wieder von ſeiner freiwilligen Abdankung geſprochen, wiederholt unterzeichneten. Von dieſem Revers wurden Abſchriften an die, unter dem Kommando des Feldmarſchalls Altringer, in Oeſterreich unter der Ens ſtehende Armee, ferner an die Truppen in Schleſien geſchickt, damit ſie von den anführenden Offizieren ebenfalls unterſchrieben werden ſollten. Wiewohl nun dieſe Vorgänge keineswegs verheimlicht blieben, ſondern von verſchiednen Offizieren nach Wien berichtet, ſandten wechſelweiſe von Paris und Petersburg zurück.

Die Lage, in welcher ſich jetzt die ſämmtlichen Höfe von Europa, in Hinſicht auf Frankreich, befanden, war höchſt ſonderbar. Sie wurden (ungeachtet das berüchtigte, pariſiſche Hof-Journal, der ſogenannte Moniteur, welcher die Obliegenheit hat, mit der Leichtgläubigkeit ſchafmäßiger Leute einen (unerträglich üppigen) Scherz zu treiben, unaufhörlich von friedlichen Geſinnungen des Napoleon, und von den beſten Einverſtändniſſen anderer Höfe ſprach) von vielen Seiten gewahr, daß Napoleon von neuem ſich rüſte, und bald auf neue Umſtürzungen fremder Staaten, und auf neue Unterjochungen ausgehen werde. Die Staaten waren darüber mit dem bangſten Kummer erfüllt, und fürchteten ſich gleichſam vor ihrem eigenen Muth, der ihnen rieth, durch eine feſte Entſchloſſenheit und beharrliche Anſtrengung ſich ihres Kummers zu entledigen. Oeſterreich, nachdem es ſchon im Mai 1805 beträchtliche Verſtärkungen nach Italien abgeſchickt hatte, ſchloß ſich endlich (den 9ten Auguſt 1805) an Rußland an, welches letztere mit England verbündet war; allein dieſen Verbindungen ſchien jene vereinigte Kraft zu fehlen, mit welcher große Unternehmungen, wenn ſie gelingen ſollen, entworfen, belebt, beherrſcht, zuſammengehalten, und mit einer zuverſichtlichen, alles beſiegenden Ueberlegenheit ausgeführt werden müſſen. Der Krieg ſollte in Italien und in Deutſchland zugleich beginnen. In jenem hatte Oeſterreich 120,000 Mann, deren Anführung dem Erzherzog Karl übertragen ward, an der Etſch aufgeſtellt; nach dem ſüdlichen Deutſchland ſollten unter der Anführung des Generals Mack und des Erzherzogs Ferdinand, 80,000 Mann, wobei man auch auf die beträchtlichen und tapfern Korps von Bayern, Würtemberg und Baden gerechnet zu haben ſchien, abgehen. Dieſe 80,000 Mann giengen (den 8. Sept. 1805) über den Inn, eilten durch Bayern, dann durch Schwaben (wie es den Anſchein hatte) dem Rhein zu. Schon waren einzelne Abtheilungen bis ins Würtembergiſche gekommen, als ein hoher Befehl erſt zum Stillſtande, dann zum Rückzuge ankam. Gemäß dieſes Befehles, wurde die Armee hinter die Iller zurückgeführt, und zwiſchen Ulm und Memmingen aufgeſtellt. Der Beiſtand der ſüdlichen Fürſten war nicht erfolgt. Auch die Krone Preuſſen nahm an dieſer Unternehmung keinen Theil, ſondern hatte ſich (was der franzöſiſche Hof bewirkt hatte) für die ſtrengſte Neutralität erklärt; aber ein ruſſiſches Hilfsheer für Oeſterreich von wenigſtens 100,000

Mann war im Anzug, und auch von Seite der Kronen Schweden und England waren Truppen auf dem Marſch, um für die gemeinſchaftliche deutſche Sache mit Oeſterreich und Rußland zu kämpfen.

So ſtanden die Sachen, als Napoleon, welcher von allem, was vorgieng, umſtändlich unterrichtet war, (d. 26. Sept. 1805) mit 100,000 Franzoſen über den Rhein gieng, dann (durch Ueberredung und Drohung) die Truppen von Bayern, Würtemberg und Baden an ſich zog, und bald auf den Einfall gerieth, daß es ihm gar leicht möglich ſeyn würde, die öſterreichiſche Armee zu umgehen, und ihr auf den Rücken zu kommen, und ſie vollends einzuſchließen, wenn er ſich nur kein Bedenken machen würde, ſeine Truppen durch ein neutrales Land, durch das dem König von Preuſſen zuſtändige Ansbach nämlich, zu führen. Napoleon machte ſich nicht das geringſte Bedenken, und (zur höchſten Befremdung der Preuſſen, welche dagegen die dringendſten Vorſtellungen machten) zogen 100,000 Franzoſen durch Ansbach, zogen dann ſchnell über die Donau, und erſchienen plötzlich hinter der öſterreichiſchen Armee, bei welcher man ſich von einer ſolchen Unternehmung durchaus nichts vermuthet hatte, ſchlugen oder zerſtreuten die vereinzelten auf einen Hauptangriff gänzlich unvorbereiteten Korps, und ſchloſſen vollends die Stadt Ulm ein, in welcher der, von dem wahren Zuſtand der Dinge ganz und gar nicht unterrichtete, öſterreichiſche Oberfeldherr Mack 25,000 Mann geſammelt, und mit dieſem ſehr beträchtlichen Korps (den 19. u. 20. Oct. 1805) ſich als kriegsgefangen ergeben hat. Und von der noch vor wenigen Tagen 80,000 Mann zählenden Armee war jetzt nur ein Reſt von wenigen tauſenden, den ſein entſchloſſener Widerſtand und eine eilige Flucht gerettet hatte, noch übrig. Auch der Erzherzog Carl, der in Italien, ſeit den den 14. Oct. 1805 daſelbſt begonnenen Feindſeligkeiten, mit eben ſo vielem Muth als Glück, wider den franzöſiſchen Marſchall Maſſena gefochten hatte, wurde jetzt durch den Unfall bei Ulm veranlaßt, ſeinen Poſten zu verlaſſen, und ſich der Donau zu nähern; aber aus dieſer für die Oeſterreicher troſtloſen Lage gieng ein Ereigniß hervor, welches allerdings wichtig genug war, um alle Gemüther aufrichten, und die geſunkne Sache in Bälde wieder herſtellen zu können. Der König von Preuſſen nämlich, welcher bei den letzten Begebenheiten ſich ganz antheillos verhalten, und nach den Wünſchen des Napoleon benommen hatte, wurde durch die Verletzung ſeines Gebiets in Franken dergeſtalt beleidigt, daß er ſich gegen dieſe

Mißhandlung des Staatenrechts mit dem nachdrücklichſten Unmuth äußerte, und mit Entſchloſſenheit erklärte, wie er ſich aller ehemaligen Verbindungen mit Frankreich für entbunden halte, und veranlaßt ſehe, ſolche Maßregeln zu ergreifen, welche er bei ſo gewaltſamen Schritten von Seite Frankreichs, für ſeine Sicherheit als nothwendig erachtete. Und unverzüglich verſammelten ſich von allen Seiten preußiſche Heere, und alle Unterthanen der preußiſchen Monarchie wünſchten den offenen Kampf, an welchem auch die Heſſen und Sachſen Theil nehmen ſollten. Die Macht der Ruſſen war höchſt bedeutend, und ſtand in voller Bereitſchaft, einen gemeinſchaftlichen Feind zu beſiegen. Selbſt der Kaiſer Alexander hatte ſeine Armee begleitet, und war nach Berlin, wo auch der Erzherzog Anton erſchien, gekommen. Vermög einer Uebereinkunft (d. 3. Nov. 1805) war Preuſſen der Verbündung mit Oeſterreich und Rußland beigetreten; mit dem Beiſatz jedoch, daß es an dem Krieg nur dann, wenn Napoleon ſeine angebotene Vermittlung ausſchlagen ſollte, einen wirklichen Antheil nehmen würde. Zu dieſer Geſammtmacht kam noch das Heer des Erzherzogs Carl, und da auch in Bälde die Inſurrektion der Ungarn zu hoffen war: ſo ſchien es, daß zu der glücklichſten Ausführung der von den Verbündeten verabredeten Plane durchaus nichts weiter erfordert werde, als eine richtig zuſammenwirkende feſte Entſchloſſenheit, jene Ausführung ſo unverzüglich, als möglich, mit einem zuverſichtlichen, unbeſiegbaren Muth ins Werk zu ſetzen.

Nach der Uebergabe von Ulm ſtand dem Sieger Napoleon der Weg bis zur Hauptſtadt Wien ſo viel, als geöffnet. Sein Heer trat auch den Marſch nach dieſer Hauptſtadt unverzüglich an. An der Gränze von Bayern giengen einige Abtheilungen nach Kärnthen, nach Krain, nach Tyrol; die Hauptmacht aber gerade nach Wien, wo (den 11. Nov. 1805) Mürat ſeinen Einzug hielt.

Nun erfolgte nach wenigen Tagen ein neuer Hauptſchlag, welchen die Liſt und Behendigkeit der Franzoſen zu ihrem Vortheil entſchied. Bei der Beſitznahme von Wien waren die Ruſſen, welche in der Nähe ſtanden, in der Abſicht, ſich mit einer zweiten ruſſiſchen Armee zu vereinigen, nach Mähren gezogen. Auch die Oeſterreicher zogen einsweilen dahin; indem ſie ein beträchtliches Korps zurückließen, welches den Auftrag hatte, den Franzoſen den Uebergang an das linke Donauufer zu verwehren, und in dem Fall, das die Franzoſen es verſuchen ſollten, das linke Ufer zu gewinnen, die Brücke über dieſen Fluß zu zerſtören; aber die redliche deutſche Geradheit wurde jetzt von der Verſchlagenheit der Franzoſen berückt. Da dieſe überall die Nachricht von einem nahen Frieden herumgehen ließen, ſo wurde die Brücke nicht nur erhalten, ſondern ſo wenig mit jener ſtrengſten Aufmerkſamkeit, mit welcher es hätte geſchehen ſollen, bewachet, daß die Franzoſen eines Tags ruhig über die Brücke zogen, und das öſterreichiſche Korps, welchem ſie anvertraut worden war, ſammt ſeinem Anführer, dem Fürſten Auersberg gefangen nahmen. Einen gleichen Uebergang an das jenſeitige Donauufer unternahmen die Franzoſen bei Stein; und da ſie nunmehr den Ruſſen, welche ſie vor ſich hatten, weit überlegen waren: ſo drängten ſie dieſe Ruſſen, welche übrigens auf ihrem Marſch durch ganz außerordentliche Proben der ſeltenſten Tapferkeit zu erkennen gaben, was ſie bei ihrer Vereinigung leiſten würden, einige Tage vor ſich her. Dieſe Vereinigung geſchah, und das ruſſiſche Heer, bei welchem jetzt ſelbſt der Kaiſer Alexander angekommen war, ſtellte zwiſchen Brünn und Olmüz ſich auf. Gegenüber ſtand das franzöſiſche Heer ebenfalls mit ſeinem Kaiſer, dem eben ſo verſchlagenen, als tollkühnen Napoleon, welcher ſich jetzt der eben erwähnten Liſt, ſeine Gegner ſo lange, bis ſich für ihn ein entſcheidender Vortheil erge:

ben haben würde, hinzuhalten, bediente, auf den Schein Unterhandlungen von Frieden einleitete, während derſelben aber die nachdrücklichſten und vortheilhafteſten Anſtalten zu einer entſcheidenden Schlacht vorbereitete. Dieſe Schlacht gieng bei einer kleinen mähriſchen Stadt, genannt Auſterlitz, (oder wie ſie von den Böhmen genannt wird,) Slawkow, (den 2. Dec. 1805) vor ſich, und (wie man ſich bei Armeen, welche beiderſeits von gleich vortrefflichen Feldherren angeführt und von gleicher Tapferkeit, gleicher Ehrbegierde beſeelt werden, ausdrücken muß) — das launenhafte Glück entſchied hier abermal für die Franzoſen. Die Ruſſen litten einen beträchtlichen Verluſt; aber einen noch beträchtlichern Nachtheil litten bald nachher die Oeſterreicher, indem ſie ſich nach jener Schlacht, welche ganz und gar nicht entſcheidend geweſen, ſondern welche dieß erſt durch ihre Folgen geworden war, dringend veranlaßt glaubten, (den 6. Dec. 1805) einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, durch welchen den Franzoſen nebſt Oeſterreich, ganz Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Iſtrien, Tyrol, Venedig, dann der größte Theil von Mähren nebſt einem Strich von Ungarn und Böhmen, einsweilen (bis zum Abſchluß eines Friedens nämlich) eingeräumt wurde. Erſt durch einen ſolchen Waffenſtillſtand wurde jetzt die Schlacht bei Auſterlitz entſcheidend, und der Inhalt des erfolgten Friedensſchluſſes ſo fürchterlich wichtig. Dieſer Frieden, welcher (den 26. Dec. 1805) zu Preßburg geſchloſſen wurde, enthielt nichts Geringeres, als daß Oeſterreich von ſeinen Staaten über tauſend Quadratmeilen, auf welchen bei drei Millionen Unterthanen wohnten, abtreten, und in Verlegenheiten von der ſonderbarſten und peinlichſten Art verſetzt werden ſollte.

Man hatte nämlich zu dieſer Zeit bemerket, daß ſich eine Menge ſogenannter Broſchürenſchreiber, Zeitungsſchreiber und Journaliſten in die Wette bemühten, die Verfaſſung des deutſchen Reiches herab zu ſetzen, ſie ein altgothiſches, morſches, durch ihre eigene Unbehilflichkeit in ſich ſelbſt hineinſtürzendes Gebäude zu nennen, ſie als ein ſolches verhaßt, und lächerlich zu machen, und (was man bei tauſend Aenderungen, welche man vorbereiten will, zu veranſtalten pflegt) die Anſichten und Meinungen des ſogenannten Publikums, welches mit ſeinen Ohren und Augen gewöhnlich weder hört, noch ſieht (nach dem gewöhnlichen Sinn und Ausdruck) zu bearbeiten. Und hier bewährte ſich dann auch ſogleich wieder, was ſich ſeit dem Anfang der franzöſiſchen Revolution (da die eiteln und ſachloſen Worte

„Freiheit, Gleichheit, Gruß und Bruderſchaft“ nicht bloß von Nichtdenkern, ſondern von den berüchtigſten deutſchen Renommée-Männern bis an die Sterne erhoben, geprieſen, nachgeäfft, und empfohlen wurden) unzählige Male bewährt hat, wie wenig wahre Einſicht und Kenntniß, wie wenig geſunder Menſchenverſtand und richtige Beurtheilungskraft, wie wenig ſelbſtſtändige, über den gemeinen Schlamm ſich emporhebende, Charakterſtärke bei den ungeheuern Anpreiſungen der Aufklärung unſers Zeitalters in Umlauf geſetzt, gegründet, oder auch nur wenigſt eingeimpft worden ſey; denn man ſprach ſogleich allenthalben ſchafmäßig nach, was man ſich von Zeitungsſchreibern und Journaliſten vorſprechen hörte, und aus einer ſchmählichen Unkunde wurde der Zuſtand und die Beſchaffenheit der uralten und ganz vortrefflichen deutſchen Verfaſſung und ihrer Geſetze allenthalben geläſtert.

Gemäß der geſetzlichen Verfaſſung des deutſchen Reichs blieb dem deutſchen Reich ein ewiger Friede geſichert. Glaubte ein Reichsſtand gegründete Anſprüche auf ein eröffnetes deutſches Lehen, oder auf was immer für Rechte machen zu können: ſo hatte er die Obliegenheit, den Fall bei dem Reichstag anzuzeigen, und die Fürſten und Reichsſtände beſaßen das Recht und die Pflicht, zu ent-

und wiewohl noch überdieß unzählige Nachrichten von den Planen Wallenſteins, wodurch das öſterreichiſche Erzhaus auf immer geſtürzt und zertrümmert werden ſollte, einliefen: ſo begaben ſich gleichwohl zwei der vornehmſten Befehlshaber der Armee, Gallas und Piccolomini, um der Sache auf den Grund zu kommen, in Perſon nach Pilſen, wo ſie ſich mit ſo vieler Gewandtheit gegen den Wallenſtein benahmen, daß dieſer ſonſt ſo ſcharfſehende General einen wie den andern, mit ſeinen eignen Pferden und Wägen, wieder fortbringen ließ, indem ſie ihm beide verſprachen, daß ſie ſich zum Feldmarſchall Altringer begeben, und über die Sache mit ihm ſich unterreden würden. Hierin hielten ſie auch ihr Verſprechen wirklich; aber ihre Unterredungen betrafen Entwürfe unverweilter Anſtalten, welche man bei der Armee zu treffen hätte, um dieſe in der Treue für den Kaiſer zu erhalten, und die Plane Wallenſteins zu vereiteln. Schon den 24 Jäner 1634 hatte der Kaiſer in einem öffentlichen Patent bekannt gemacht, „daß, nachdem er aus hochwichtigen Urſachen mit dem Generaliſſimus eine Aenderung treffen müſſe, demſelben, oder einem von ihm kommenden Befehl niemand mehr nachzukommen, ſondern, bis auf weitere Verordnung, jedermann dem General=

ſcheiden. Glaubte jemand, von der Landesregierung, unter welcher er zu ſtehen hatte, oder von einem fürſtlichen Gewalthaber in wichtigen Dingen auf eine offenbar geſetzwidrige Art in ſeinen Rechten verkürzt, oder ſonſt, wie immer ſchwer mißhandelt, und von der Behörde, welche ihn hätte unterſtützen ſollen, ganz nicht gehört, oder vernachläſſigt geworden zu ſeyn: ſo berechtigte ihn die deutſche Freiheit, bei den Reichsgerichten Hilfe zu ſuchen, und die Reichsgerichte hatten die Obliegenheit, ihn unter den Schutz der Geſetze zu nehmen, und ihn wider offenbare Ungerechtigkeiten, wider Gewaltthätigkeiten und Tyranneien zu ſchützen. Hierin beſtand dann auch von jeher die berühmte deutſche Freiheit, daß alle Fürſten und Stände des deutſchen Reichs durch die feierlichen Geſetze, über welche die freien Stände unter ſich ſelbſt übereingekommen waren, rechtlichſt vereinigt und verbündet, daß ſie vermög ihrer eigenen Uebereinkunft in allen Dingen an einen Mittelpunkt, (an den Kaiſer, und das Reich,) angewieſen waren. Der Reichstag zu Regensburg, das Kammergericht zu Wezlar, das Hofgericht zu Wien waren beauftragt und dazu geeignet, die deutſche freie Verfaſſung zu erhalten, und ſie befanden ſich (wie der Sachkenner Pütter verſicherte *) in einem guten Zuſtande. Die große Anzahl der unmittelbaren Reichsſtände machte den Reichskörper ſo wenig ungeſtaltet, und hinderte dieſen Körper ſo wenig daran, groß, ſtark, glücklich zu ſeyn, als der menſchliche Körper, ein vortreffliches Ganzes, und das Meiſterſtück der phyſiſchen Schöpfung zu ſeyn, darum nicht gehindert wird, weil er aus höchſt zahlreichen Theilen zuſammen geſetzt iſt. Warum auch ſollten ein Reichsſtand (und ſeine Unterthanen,) deren Land und Gebiet nur zwei Quadratmeilen enthielt, nicht eben ſo glücklich haben ſeyn können, als ein anderer, deſſen Reich zweitauſend Quadratmeilen zählte? Warum ſollte der minder Mächtige neben dem Großen, und ihm an Macht überlegnen nicht ſicher haben leben können, wenn nämlich der Mächtigere ſeinen Ruhm, und ſeine Glückſeligkeit darin ſucht, über das, was ihm anvertraut iſt, gut regieren, und nicht bloß über Vieles, über ſo Vieles, als er (per fas et nefas) zuſammen raffen kann, herrſchen

---

*) Hiſtor. Entwicklung der heutigen Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs, 3ter und letzter Th. Götting. Anno 1787, S. 214. wo vorkommen: „Einige allgemeine Bemerkungen über die Verfaſſung des deutſchen Reichs, wie ſie (nämlich 1787) wirklich iſt.“

zu wollen? Wenn demnach bei der deutſchen Reichsverfaſſung etwas morſch geworden, wenn etwas veraltet, verfallen und verſchwunden ſeyn ſollte: ſo war dieſe Erſcheinung keineswegs in der Verfaſſung, ſondern in *denjenigen*, welche (vermög der deutſchen Reichsgeſetze) auf die Erhaltung der Verfaſſung ohne Unterlaß ihr Augenmerk hätten richten ſollen, gelegen. Es war allerdings ſeit vielen Menſchenaltern, es war zumal ſchon ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, (ſeit der Zeit nämlich, da man, anſtatt ſeine Freiheit, da, wo ſie eigentlich lag, bei der Entſcheidung der deutſchen Geſetze zu ſuchen, ſie in dem neuen Fauſtrechte, nämlich in der von den Franzoſen jenem Frieden einverleibten, höchſt ſonderbaren Befugniß ſuchte, mit Hintanſetzung der deutſchen Reichsgerichte, ſich mit einer auswärtigen Macht verbinden, und mithin ſeine Anſprüche mit dem Schwerte erobern zu können) — unmöglich geworden, die geſetzliche Einheit des deutſchen Staatskörpers zu retten, und dem (mit den Reichsſtänden verbündeten) Reichsoberhaupt das nöthige Anſehen zu erhalten. Der in neuern Zeiten zur Mode gewordene ſchlimme Grundſatz, daß der Friede unter den Mächten nur durch ein Gleichgewicht von Macht erhalten werden könne, verdarb vollends alles, und entfernte die Fürſten und Höfe immer mehr, und immer unwiederbringlicher von der einzig wahren Anſicht der Dinge, welche darin beſteht, daß **allein die Gerechtigkeit** und eine pünktliche Anerkennung der Geſetze die Reiche ſicher ſtellen, und den Fürſten und Völkern jenen Frieden und jenen erfreulichen Wohlſtand gewähren könne, wegen deſſen ſie in die Welt geſetzt, und Staatsbürger und Regenten der Staaten geworden ſind.

Napoleon, welchen weder das Syſtem des Gleichgewichts, noch (was mit dieſem gerühmten Gleichgewicht im Widerſpruch ſtand) eine Eintheilung der Staaten in Klaſſen des erſten, zweiten und dritten Rangs gefiel, nahm ſich vor, eine allgemeine Alleinherrſchaft, bei welcher (wie man ſagte) niemand ferner die Ruhe ſollte ſtören können, zu begründen, dieſer Herrſchaft ſich zu bemächtigen, und ſie am Ende der Krone Frankreich erblich auf ewige Zeiten zu überlaſſen. Die Herrſchaft über das ganze Deutſchland ſollte ihm den Weg zur Herrſchaft über das ganze Europa bahnen. Indem er dieſes Werk begann, benahm er ſich mit den Fürſten, welche er jetzt unterjochen wollte, auf eine Weiſe, bei welcher er den Schein annahm, als ſey ſeine Abſicht, gerade das Gegentheil zu bezwecken. In dem eben erwähnten Frieden von Preßburg wurden Bayern und Würtemberg zu Königreichen erhoben und, (ſo wie Baden als ein Churfürſtenthum), für ganz unabhängig und ſelbſtſtändig (doch ſo, daß ſie einsweilen noch zum deutſchen Staatenverein gehören ſollten) erklärt, in dieſer Eigenſchaft auch von Oeſterreich anerkannt, und den 1. Jänner des J. 1806 wurden jene Königreiche in den Hauptſtädten derſelben feierlich verkündiget.

Während dieſer Vorgänge, welche, wenn nicht allenthalben mit einem lauten Beifall, doch mit Ruhe aufgenommen wurden, weil man glaubte, die Trennung der für veraltet, für morſch und verfallen erklärten, deutſchen Reichsverfaſſung wenig beklagen zu dürfen, hörte man von einem, von Napoleon in Vorſchlag gebrachten, ſogenannten Föderativſyſtem, das iſt, von einer neuen Verbindung der ſüddeutſchen Fürſten ſprechen. Der Erzbiſchof Carl Theodor von Dallberg ſollte der Primas dieſer Verbindung, (welche den Namen „der Rheinbund" erhielt) und zugleich Fürſt und Eigenthümer von der Stadt Frankfurt, und einigem Gebiete; Napoleon endlich ſollte der Protektor (eigentlich der unumſchränkteſte Herr) dieſes Rheinbundes ſeyn, welcher zu Paris den 12. Juli 1806 wirklich geſchloſſen, welcher aus ſechzehn ſüddeutſchen Fürſten zuſammengeſetzt, deſſen Inhalt aber einsweilen ein bloßer Entwurf, und mithin wieder zu neuen Aenderungen auf den Fall, daß dem Napoleon welche belieben ſollten, geeignet war. Dieſer Rheinbund nämlich ſollte von allem deutſchen Reichsverband getrennt, und von jeder fremden Macht unabhängig; ſollte auf immer mit dem franzöſiſchen Reich verbündet, und jedes Mitglied deſſelben ſollte an den Kriegen Frankreichs auf dem feſten Lande Theil zu nehmen, und eine beſtimmte Anzahl von Soldaten zu ſtellen pflichtig, übrigens aber in Hinſicht auf die innern Angelegenheiten ſeiner Länder vollkommen unabhängig ſeyn. Nachdem dieſer Bund öffentlich verkündiget ward, legte (den 6. Aug. 1806) der deutſche Kaiſer die deutſche Krone nieder. Dieſes Ende nahm das deutſche Reich, (einſt das erſte Reich der Welt;) — nicht, weil es ſeine unendliche Stärke, ſondern weil es (durch alle Arten von Mißverſtändniſſen, und ſchmählichen Mißhelligkeiten) alle Kraft und Zuſammenwirkung verloren hatte.

Nachdem Napoleon mit dem ganzen Süddeutſchland ſo viel, als zu Ende gekommen war, ſo kehrte er jetzt ſeinen Blick nach den Ländern der norddeutſchen Fürſten, wo für ihn eigentlich nur noch der König von Preuſſen zu beſiegen, und (wie die Sachen damals in dieſem Königreich ſtanden) bereits im voraus ſo viel, als beſiegt war. Wir haben gehört, daß die Krone Preuſſen (den 3. Nov. 1805) mit Oeſterreich und Rußland in ein Bündniß getreten, und es darf nicht erſt bemerkt werden, daß dieſe dreifache vereinigte Macht mehr, als nur hinlänglich geweſen ſey, der franzöſiſchen Macht auf die nachdrücklichſte Weiſe zu begegnen; allein das gegründete Vertrauen, welches man auf dieſe vereinigte, überlegene Macht ſetzte, wurde bald über alle Erwartung vereitelt. Preuſſen hatte ſich gegen ſeine Verbündete erklärt, vor ſeiner Eröffnung des Kriegs bei dem Napoleon noch einen Verſuch, ob dann nicht ſeine Vermittlung friedliche Einleitungen herbeiführen könnte, wagen, und dann, im widrigen Falle, in der Mitte des Decembers 1805 auftreten zu wollen. Ehe nun aber dieſe Zeit herbeikam, hatte der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Auſterlitz, und bald darauf noch mehr der Friede zu Preßburg bereits den Bund weſentlich aufgelöſt; und nachdem ſich Rußland von Oeſterreich getrennt hatte, glaubte der zu Wien mit dem Napoleon unterhandelnde preußiſche Miniſter, daß ihm, wenn anders das jetzt ſich allein überlaſſene Preuſſen nicht in einen unabſehbaren Krieg mit Frankreich geſtürzt werden ſollte, nichts übrig ſey, als einen Vertrag zu unterzeichnen, vermög deſſen ſich Preuſſen zu einem Bundsgenoſſen von Napoleon erklären, und an Frankreich Cleve und Neuſchatel, ferner an Bayern Ansbach abtreten, dafür aber die deutſchen Staaten der Krone Englands, Hannover nämlich, u. a. erhalten ſollte. So groß über ſolche Bedingniſſe die Beſtürzung des preußiſchen Hofes war: ſo groß war auch, in Hinſicht auf England ſeine mit klugen Rückſichten verbundene Rechtlichkeit, indem er ſich erklärte, daß er das Land Hannover erſt dann in bürgerlichen Beſitz nehmen würde, wenn Napoleon die Krone Englands in einem förmlichen Friedensſchluß vermocht haben würde, ihr bisheriges Eigenthum der Krone Preuſſen zu überlaſſen. Napoleon, der mit Preuſſen durchaus brechen, und ſchlechterdings einen Vorwand zu einem neuen Krieg ſich erkünſteln wollte, nahm die preußiſche Vorſtellung mit Unmuth auf, vermehrte ſeine Forderungen, und nöthigte den zur Ausgleichung dieſer Zwiſtigkeiten nach Paris gekommenen Geſandten des preußiſchen Hofes, den 15. Horn. 1806 einen neuen Vertrag zu unterzeichnen, worin ſich dieſer Hof verbindlich machte, nicht nur unverzüglich von Hannover einen bürgerlichen Beſitz zu nehmen, ſondern auch eine allgemeine Sperrung der Häfen und Flüſſe der Nordſee gegen England zu verhängen. Auch dieſer, wiewohl äußerſt gehäßigen

Zumuthung gab die Krone Preuſſen nach, in der Hoffnung, daß, nachdem ſich die Lagen der Dinge mit jedem Jahre änderten, andere Umſtände die Begünſtigung anderer Maßregeln herbeiführen dürften; aber nachdem auch mit den demüthigſten Nachgebungen der Plan des Napoleon, welcher kein anderer war, als die preußiſche Macht durchaus zu zerſtören, und dann auch in Norddeutſchland ſeine Herrſchaft zu befeſtigen, nicht in Erfüllung kam, ſo mußte Preuſſen ungleich härtere, und ſolche Kränkungen erfahren, bei welchen es (auch ſelbſt wider ſeinen Willen), genöthigt werden ſollte, eben das, was es bisher (in Meinung, ſich zu retten), bedächtlichſt vermieden hatte, endlich als das noch einzige Mittel ſeiner Rettung, den Krieg nämlich, zu wählen, von welchem ſich Napoleon im voraus verſprach, daß er für ihn günſtigſt ausfallen, und daß er die Krönung ſeiner Abſichten im vollſten Maße herbeiführen würde. Die Wünſche des Napoleon kamen zur Wirklichkeit. Der preuſſiſche Hof fand endlich die unwürdigen Begegnungen, welche er von der franzöſiſchen Seite hatte erdulden müſſen, unerträglich, und die ganze preußiſche Nation ward darüber dergeſtalt empört, daß, da bisher der franzöſiſche Hof Forderungen gemacht, und dieſe immer höher getrieben hatte, jetzt der preußiſche Hof

Zumuthungen an Frankreich ſtellte, welche von der Art waren, daß man wahrnehmen mußte, daß er nichts anders wünſche und erwarte, als abgewieſen zu werden. Nämlich den 1. Oct. 1806 äußerte ſich der preußiſche Abgeſandte, General Knobelsdorf, daß ſein König ein für allemal verlange, die Franzoſen ſollten ſogleich aus Deutſchland ſich entfernen; ſollten auch Weſel u. a. räumen, und ſollten ſich ſchlechterdings nicht darein mengen, wenn diejenigen ſämmtlichen deutſchen Fürſten, welche etwa nicht ſchon beim Rheinbunde wären, zu einem norddeutſchen Bunde ſich vereinigen würden.

Was den preußiſchen Hof vorzüglichſt ermuntert hatte, dieſe Forderungen vorzubringen, und darauf zu beſtehen, war der ihm von Rußland, England, Sachſen und Schweden verſprochene Beiſtand, vor allen Dingen aber die allgemeine und entſchiedenſte Stimmung der preußiſchen Nation, welche die Erklärung ihres Königs für den Krieg mit Jubel aufgenommen, und einen dergeſtalt feurigen Eifer und Ungeſtüm geäußert hatte, bei welchem man es nicht erſt für nöthig hielt, noch einige Zögerungen oder Bedenklichkeiten wider die augenblickliche Eröffnung des Kriegs eintreten zu laſſen, oder wenigſtens die Ankunft der Hilfsvölker abzuwarten. Die Nalieutenant Grafen Gallas zu gehorchen, und daß übrigens der Kaiſer für alle Offiziere, welche den Revers unterſchrieben (zwei einzige, nämlich Illo und Terzky, Wallenſteins Schwager, ausgenommen) eine Generalpardon bewilligt habe."

Wallenſtein wurde durch dieſe Vorgänge nichts weniger, als muthlos, ſondern er hielt es jetzt für die höchſte Zeit, mit ſeinen längſt genährten Abſichten zum Vorſchein zu kommen. Er hatte bisher bei allen Gelegenheiten die Schweden und ihre Anhänger ſichtbar geſchont, und ſie gleichſam in ſeinen Schutz genommen, um wenn der ſchicklichſte Zeitpunkt käme, auch auf ihre Unterſtützung rechnen zu können. Jetzt ſchickte er an den Herzog Bernhard von Weimar, dann an Franz Albert von Lauenburg, und andere ſchwediſche Freunde die dringendſten Auffoderungen, daß ſie ſich zur Ausführung gemeinſchaftlicher Abſichten mit ihm vereinigen möchten, und, um ihnen näher zu ſeyn, begab er ſich (nachdem er noch zuerſt an alle Regimenter Befehle, ihm zu folgen, verſenden, und ſie zugleich ſeiner beſtgemeinteſten Geſinnungen für den Kaiſer und die katholiſche Religion verſichern laſſen) nach Eger, wo ein terzkyſches Regiment lag, deſſen Offiziere Ausländer, größtentheils proteſtantiſch, tion hatte die unverwelklichen Lorbeere, welche ſich ihre Helden im ſiebenjährigen Krieg, unter der Anführung König Friedrichs II. geſammelt hatten, im lebendigſten Andenken, und ſchmeichelte ſich, nicht geringer, wie ſie, und mithin unüberwindlich zu ſeyn; aber jene Helden waren größtentheils nicht mehr vorhanden, und die noch wenigen vorhandenen befanden ſich bereits in einem Alter, wo, wenigſtens nach dem gewöhnlichen Weg der Natur, mit den Kräften, und mit der Beweglichkeit des Körpers auch die Wirkungskraft und Lebhaftigkeit des Geiſtes abgenommen haben. Die einſt jedem Ungemach und jeder Gefahr trotzenden Väter haben ihre kriegeriſchen Eigenſchaften an ihre Nachkömmlinge nicht vererben können, und dieſe Nachkömmlinge hatten ſich von den Tugenden ihrer Großältern, welche ſehr religiös, welche an eine ſtrenge Sittlichkeit, an eine ſehr wirthſchaftliche und nüchterne Lebensart gewöhnt, mithin auch überaus brav und tapfer waren, ſehr gräßlich entfernet, hatten ſich ganz und gar in die Folgen jener moraliſchen Uebel, zu welchen der von den häßlichſten Irrthümmern hingeriſſene König Friedrich II. den Grund gelegt hat, verſenkt, und hatten, anſtatt durch Wort und That nach der Achtung der Welt zu trachten, ſehr allgemein nur noch anmaßende Großſprechereien, dann lächerliche Einbildungen und kleinliche Anſichten an ſich wahrnehmen laſſen; was der Geſchichtſchreiber des (jetzt nachgefolgten) Krieges, Maſſenbach, *) und nach ihm, Herr Fr. Roth, **) und zwar dieſer mit den köſtlichſten, (aus dem Salluſt und andern Klaſſikern ausgeſuchten) Worten ſo treffend geſchildert hat, daß es in ſolcher Hinſicht für den verſtändigen Leſer nicht anders, als ſehr willkommen ſeyn kann, ſich die ſchöne Stelle, (und zwar in der Sprache des Verfaſſers) mittheilen zu laſſen: ***)

---

*) „Maſſenbachs Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Verfalls des preußiſchen Staats ſeit dem J. 1794, nebſt, einem Tagebuch über den Feldzug von 1806.

**) Friederici Rothii. J. U. D. de bello Borussico Commentarius. Stuttgartiæ apud J. F. Steinkopf. MDCCCVIII. pag. 126. u. w.

***) „At quibusnam causis Ignavia, velut morbus, nequaquam sordida ex plebe Homines, sed Nobiles plerosque et locupletes, nec imbelli in populo, aut natura levi, sed apud Borussos corripuerit, ut saepe, antequam adesset Necessitas, non exspectata, nedum tolerata vi, cum magnis copiis turpissimas deditiones fecerint, id paulo altius quaerendum est."

„Rudes olim mortalium animos Deorum praecipue Metus, ut Honesta vellent facerentque, sive ut nefaria fugerent, im-

Der Ausgang des Kriegs war leicht vorauszuſehen; denn außer der eben treffend

---

pellebat; neque fortius aliud reperiebatur adversus improbas cupiditates remedium. Sed ea aetate, quae proxima ante nostram fuit, dum Superstitiones exagitantur, coepere res divinae sperni, atque negligi, multique persuasum habere, casu omnia regi, omnia Fortuita, Mortalia, esse, neque superstitem post mortem animum; denique fruentis vitae hujus deliciis felicitatem omnem contineri. Eam qui sectam sequebantur, ita plerumque vitam instituebant, ut a poenis Maleficiorum tuti essent; de reliquo dum cupiditates suas explerent, nihil pensi neque sancti habebant. Nec ei malo a civitatibus regibusque occursum est; cum alii exempla, quae Fridericus magnus ediderat, ultro aemularentur, alii per imperitiam, vi agere conati frustra niterentur. Invaluit tum perniciosa consuetudo, ut, qui maxime ingenium in promptu haberet, is praecipuis honoribus extolleretur, quamvis animo vitiis contaminato; securis etiam tum regibus opinione potentiae, quae nec ut boni ex improbis fierent, unquam effecit, nec ut diu recta facerent, qui vacui virtute sunt. Eodem tempore, humanitatis specie et saeculi, antiqui mores, tanquam horridi tristesque, ludibrio haberi caepere. Exinde immutato cultu, victuque, nulla in plerisque viris gravitas, nec in feminis pudor. Promiscui crebrique ad tempus terendum coetus et quotidiana libidinum irgeſchilderten Beſchaffenheit der Preuſſen, hatten ſich zum Nachtheil derſelben, noch viele andere Umſtände vereiniget, welche den un-

---

ritamenta. Omnis sexus, omnis aetas festivam quamdam levitatem, quae in Germanos minime cadit, consectabantur; saepe ejus rei auctores liberis parentes erant. Qui prisca severitate ageret, trux et inhumanus habebatur. Ad hoc fabulae ubique fere docebantur, non quae animos erigerent, sed tenerae et molles; et, qui ante infimi hominum visi erant, histriones ut magistros elegantiae in familiaritatem splendidissimus quisque recipiebat. Accedebant innumeri scriptores, absurdo plerique ingenio, qui multa tempori accommodata vulgarent; legebanturque avide a viris feminisque omnium ordinum ineptissima commenta, quibus, fictarum exemplo personarum proposito, specie virtutis aut vocabulo, ars quaedam voluptatis mollitudoque muliebris, commendabatur. Ita virtutes, quibus ante alias nationes germani clari fuerant, quibusque tempus maxime egebat, apud Borussos inprimis abolitae; neque sistere corruptelam morum, quam parentis aula foverat, egregio exemplo rex et suae sanctitate domus potuit, invenitque subitum bellum senes, viros, adolescentes, ad officia quemque sua nec animo, nec corpore idoneos, denique ignavos omnis aetatis plurimos, qui vitam otiumque omnibus, quae cara olim et sancta habebantur, anteponerent."

gleichen Kampf im voraus entſchieden, nämlich die ganz unverhältnißmäßige fürchterliche Ueberlegenheit der franzöſiſchen Truppen ſchon an der Zahl (denn ſie hatten auch die Truppen des Rheinbundes und Italiens an ſich gezogen) und dann an Muth und an der ſeit vielen Jahren geübten Fertigkeit, endlich an Hilfsmitteln und Unterſtützungen aller Art, durch welche auch derbe Unglücksfälle unverzüglich wieder geheilt werden. Selbſt den einſichtsvollern preußiſchen Feldherrn konnte dieſe Ungleichheit der Dinge nicht entgehen; allein die beſſere Kenntniß ihrer Lage konnte bei dem Drang der ſchon von allen Seiten herannahenden Gefahren und Verlegenheiten nichts weiter helfen, und trug vielmehr bei, die Verſchiedenheiten ihrer Meinungen, und am Ende ihre Zögerungen und Unentſchloſſenheiten zu vermehren. Das den 9. Oct. 1806 aus dem Hauptquartiere zu Erfurt erlaſſene preußiſche Kriegsmanifeſt, in welchem die Kränkungen, mit denen der König von Preuſſen, und ſeine Nation von den Franzoſen auf die unerträglichſte Art mißhandelt worden waren, in einer langen Reihe aufgezählt wurden, führte zu nichts.

Nachdem die Franzoſen bereits in den erſten Tagen des Octobers 1806 beträchtliche Vortheile errungen, und der den Preuſſen unentbehrlichſten Magazine ſich bemächtigt hatten, kam es den 14. October bei Auerſtädt, und bei Jena und Vierzehenheiligen zu zwei entſcheidenden Hauptſchlachten. Die Armee des Königs bei Auerſtädt führte ein im ſiebenjährigen Kriege berühmter, nunmehr aber von Alter und Gebrechlichkeiten geſchwächter Feldherr, der Herzog von Braunſchweig an, und dieſer Feldherr hatte gleich beim Anfang der Schlacht das Unglück, tödtlich verwundet, und, (was für ihn noch ſchmerzhafter geweſen ſeyn möchte), einer unter ſeinem Heere auf allen Seiten einbrechenden Unordnung gewahr zu werden. Dieſes Heer nämlich, nachdem ſein linker Flügel von den Franzoſen ſich umgangen ſah, zog ſich betroffen zurück. Den Feldherrn, von welchen die zweite Armee bei Jena angeführt wurde, Hohenlohe und Rüchel, ergieng es nicht beſſer. Da ihre Kräfte wegen Mißverſtändniſſen nicht zuſammen wirkten, koſtete es den Napoleon, welcher ſich auf dieſer Seite perſönlich einfand, keine außerordentliche Anſtrengung, die Korps ſeiner Gegner zu überflügeln, ſie zu trennen, ſie zu einer allgemeinen, gräßlichen Flucht zu vermögen, und (was für ihn noch ein größerer Vortheil war) unter die flüchtige Armee, in den erſten Tagen wenigſtens, ein niederſchlagendes Gefühl von Zaghaftigkeit und Mißtrauen auf ſich ſelbſt zu verbreiten. Schon den 16. Oct. 1806 ergab ſich Erfurt mit dem Prinzen von Oranien, mit dem verwundeten Feldmarſchall Möllendorf, und einer Beſatzung von 14,000 Mann. Spandau, Stettin, Küſtrin, mit Einem Wort, die feſteſten Plätze, welche mit Proviant und Truppen hinlänglichſt verſehen waren, ergaben ſich an ſehr mäßige franzöſiſche Korps; wie dann den 8. Nov. 1806 ſelbſt die Feſtung Magdeburg, in welcher ſich über 20,000 Mann, und alle zur Aushaltung einer Belagerung dienliche Erforderniſſe im Ueberfluß befanden, ausgeliefert wurde; Napoleon aber hatte den 24. Oct. zu Potsdam, den 27. Oct. 1806 zu Berlin ſeinen Einzug gehalten. Alles ſchien für die Preuſſen, ſelbſt ihr Daſeyn unter den deutſchen Völkern, ſchien für ſie verloren zu ſeyn. Sogar ihre Freunde, welche eigentlich nur ihre Feldherrn waren, wurden vernichtet; und den 31. Oct. 1806, wurden der Herzog von Braunſchweig, und der Prinz von Oranien für entſetzt, und ihrer Länder für verluſtig erklärt, was auch dem Churfürſten von Heſſen-Kaſſel widerfahren iſt. Zwar mit den Sachſen, deren Hauptſtadt Dreßden den 25. Oct. 1806 von den Bayern beſetzt worden war, verfuhr der Ueberwinder und Eroberer einsweilen etwas milder, indem er ihnen einen freien Abzug geſtattete, und dann mit dem Churfürſten zu Poſen den 11. Dec. 1806 einen mit dem Namen eines Friedens verſchönerten Vertrag errichtete, vermöge deſſen ſich der Churfürſt in der Zukunft einen König nennen, als ſolcher dem Rheinbund beitreten, und mithin, als Genoſſe dieſes Bundes alles das, was andere (von dem Napoleon ſtreng beherrſchte) Mitverbündete der Krone Frankreichs zu leiſten eingeladen werden möchten, zu leiſten ſchuldig ſeyn ſollte. Aber die Preuſſen ließ er ſeine ganze Härte empfinden, und mit einem höhnenden Muthwillen legte er ihren Bevollmächtigten, mit welchen er den 16. Nov. 1806 zu Charlottenburg einen Waffenſtillſtand unterhandelte, ſolche Bedingniſſe vor, denen offenbar die Abſicht, das Daſeyn der Preuſſen bürgerlich zu vernichten, zum Grund lag. Alle Hauptfeſtungen ſollten ihm eingeräumt werden. Die noch vorhandenen preußiſchen Truppen ſollten ſich nach dem alten Königreich Preuſſen begeben, und ſollten, während des Waffenſtillſtandes, alle ruſſiſche Truppen von preußiſchen Ländern entfernt halten. Der König, Friedrich Wilhelm, las in ſolchen Forderungen den Sinn derſelben, und da er, wenn er nun einmal fallen ſollte, mit Ehren fallen wollte, faßte er einen Entſchluß, den gerade ſein wilder Gegner erwartet haben mochte; er verkündigte nämlich den 1. Dec. 1806, daß ihm nichts weiter übrig ſey, als zwiſchen ihm und dem Napoleon das Schwert entſcheiden zu laſſen.

Nachdem Napoleon die Preuſſen entwaffnet zu haben glaubte, ſo trug er ſeine Siegesfahnen weiter nach einer andern Nation, theils um ſich derſelben ebenfalls zu bemächtigen, theils um die Zerſtörung der preußiſchen Macht unerſetzlich zu vollenden. Dieſe neue Nation, mit welcher ſich jetzt Napoleon einließ, waren die Polen. Wir haben gehört, daß im J. 1772 von Rußland, Preuſſen und Oeſterreich eine Theilung des Königreichs Polen vorgenommen worden ſey. Nun kündigte Napoleon den Polen an, daß er mit einer Armee von 300,000 Mann an ihren Gränzen ſtehe, mit dem feſten Vorhaben, ſie von dem Joche ihrer unrechtmäßigen Herrn, der Ruſſen und Preuſſen nämlich (mit den Polen, welche im gedachten Jahre 1772 das Erzhaus Oeſterreich an ſich gezogen hatte, wollte er einsweilen nichts zu thun haben) zu befreien, und zu gleicher Zeit (den 3. Nov. 1806) rückten auch ſchon franzöſiſche Truppen in Poſen ein. Wiewohl nun ein Unverſtand von einer ganz außerordentlichen Art dazu gehörte, um nicht vorher zu ſehen, daß, wenn die preußiſche und ruſſiſche Herrſchaft aufhörte, ſogleich die franzöſiſche eintreten würde: ſo ward gleichwohl von dem polniſchen Volke der Aufruf mit einem allgemeinen Jubel empfangen, und Tauſende ergriffen auf der Stelle die Waffen, um, unter der Leitung des Napoleon, für ſeine Abſichten, im Grunde nämlich für ihre Knechtſchaft zu kämpfen.

Und nun dieſe war die Veranlaſſung des in der Folge für den Napoleon ſo höchſt wichtig gewordenen Kriegs mit den Ruſſen, welche bisher bloße Hilfsvölker der Preuſſen geweſen, jetzt aber als Kämpfer für ſich ſelbſt, für ihre Länder in Polen nämlich, aufgetreten ſind. Sie waren eben mit einem Korps von 73,000 Mann durch das preußiſche Polen herangezogen, in der Abſicht, das preußiſche Schleſien zu decken, als ſie die Unfälle der preußiſchen Armee, und zugleich die Nachricht von den neuen Unternehmungen und Einfällen der Franzoſen in Polen vernahmen. Unverzüglich und noch im J. 1806 fielen in Polen zwiſchen Ruſſen, bei denen ſich auch einige preußiſche Korps eingefunden hatten, und den Franzoſen, verſchiedene Gefechte vor, bei welchen gewöhnlich mit einer ſolchen Heftigkeit geſtritten wurde, daß beide Heere, wenn ſie durch die einbrechende Nacht getrennt wurden, ſich mit der Meinung zurückzogen, den Sieg erfochten und am kaiſerlichen Hof eben nicht ſehr mit vertrauten Freunden verbunden waren. Schon während der Reiſe nach Eger ſprach Wallenſtein gegen ſeinen Begleiter, den Oberſtwachtmeiſter Lesle, mit Bitterkeit von dem Undank des Kaiſers, von ſeinem Vorſatz, ſich zu rächen, und von dem Beiſtand, den er von den Schweden erwarte, und zu Eger erhielt er wirklich vom Herzog Franz Albert von Lauenburg ein Schreiben, in welchem ihm dieſer Herzog eröffnete, daß er ſich mit einiger Mannſchaft in der Nähe befinde, und daß er den folgenden Tag mit dem Herzog von Friedland zu ſprechen verlange, zu welchem Ende man ihm hundert Reiter entgegen ſchicken ſollte; und nun gewann es freilich das Anſehen, daß wirklich eine Vereinigung der kaiſerlichen Truppen mit den feindlichen vor ſich gehen ſollte. Aber ſo gewiß dieſe Vereinigung zu ſeyn ſchien: ſo wenig war es noch bis zur rechtlichen Ueberzeugung entſchieden, ob des Wallenſteins Abſicht dahin gehe, vollkommen in ſchwediſche Dienſte zu treten, oder ob er bloß geſinnt ſey, den Kaiſer empfindlichſt zu demüthigen, ihn vermittelſt der vereinigten ſchwediſchen Hülfe zu ſolchen Friedensbedingniſſen, welche alles, was der ſchwediſchen Krone und ihm angenehm ſeyn könnte, erſchöpfen ſollten, zu zwingen, und über ſeine zu haben; aber von der Seite der Ruſſen blieben ſolche Gefechte einsweilen nur Vorſpiele, worin ſie zeigten, was ſie künftig vermögen würden. Noch im Dec. 1806 wurde ein ruſſiſches Heer von mehr, als 600,000 Mann aufgebothen; und auch die Preuſſen hatten wieder angefangen, von der erſten Beſtürzung, mit welcher ſie ihr ihnen unerwartetes Schickſal auf einige Zeit gleichſam betäubt hatte, ſich zu erholen, und wie Helden zu ſtreiten,

1807. In einer Reihe unzählbarer Korps ſtrömten die Ruſſen heran, und ſo, wie eine beträchtliche Anzahl derſelben zuſammen gekommen war, ſahen ſie ſich ſtets ſogleich nach ihren Feinden um. So kam es den 7. Horn. 1807 bei dem (in Oſtpreuſſen unweit Königsberg gelegenen) Städtchen Eylau zu einer Schlacht, bei der es ſchien, daß beide Theile übereingekommen ſeyen, nicht wieder aus einander zu gehen, ſondern ſich wechſelweiſe aufzureiben. Als die Schlacht des erſten Tags durch die Nacht unterbrochen ward, blieben ſich beide Heere gegenüber mit dem Entſchluß ſtehen, am folgenden Morgen (den 8. Horn.) mit dem erſten Strahl des Tages wieder zu beginnen. Auch nach der mörderiſchen Schlacht dieſes Tags blieben die Heere ſtehen, als die Ruſſen eines bei ihnen eingetretenen höchſt gefährlichen Gebrechens, des Mangels an Pulver (was übrigens auch, ohne daß ſies erfuhren, bei den Franzoſen der Fall war) gewahr wurden, und nach Königsberg abzogen.

Aber die Wagſchale des Glücks begünſtigte fortwährend die Waffen der Franzoſen; indem ſie den 24. May 1807 Danzig in ihre Gewalt bekommen, und in Schleſien ſchon mit dem Anfang dieſes Jahrs die wichtigſten Feſtungen, den 7. Jänner nämlich Breslau, dann Brieg, den 6. Hornung Schweidnitz erobert, auch, ſo zu ſagen, keinen Tag unterlaſſen hatten, auf neue Eroberungen auszugehen.

Dieſe Ereigniſſe waren in ihren Folgen zu bedenklich, als daß die Ruſſen, bei welchen ſelbſt ihr Kaiſer Alexander, angekommen war, ſich nicht hätten aufmachen ſollen, dem Wüthen ihres Feindes Einhalt zu thun. Die Ruſſen glaubten, daß es, um zu ſiegen, genug ſey, nichts zu fürchten, und alles zu wagen. Sie fiengen den 4. Juni 1807 an, auf die von den Franzoſen vor verſchiedenen Brücken errichteten Schanzen loszuſtürmen, und trugen bei ihren Unternehmungen unſterbliche Lorbeere, aber keine entſcheidende Siege davon. So kämpften ſie mit einem eiſernen Trotz gegen ihr unerbittliches Schickſal, bis zum 14. Juni 1807, an welchem Tage Napoleon bei Friedberg über die Ruſſen und Preuſſen einen entſcheidenden Sieg gewann, bald darauf die Hauptſtadt des Königreichs Preuſſen, Königsberg, und (indem er ſeinem vorausziehenden Gegner ſo zu ſagen, immer auf die Ferſen trat) ſchon den 29. Juni Tilſit beſetzte, und in dieſer Stadt mit dem Kaiſer von Rußland und dem König von Preuſſen, welche Monarchen in Perſon dahin kamen, den Frieden unterhandelte.

Vermög des zu Tilſit den 7. Juli 1807 mit Rußland geſchloſſenen, und zwei Tage nachher beſtättigten Friedens ſollte Rußland von dem preußiſchen Polen einen Kreis von etwa hundert tauſend Einwohnern erhalten, welchen, ſo wie allen Polen überhaupt, eine vollkommene ſogenannte Amneſtie zugeſagt wurde. Die Vermittlung Rußlands zur Herſtellung des Friedens mit England ſollte angenommen werden, doch nur in dem Falle, wenn auch England ſich bereit erklären würde, ſie anzunehmen. Nachdem auch Napoleon ſeine Brüder, den Joſeph zum König von Neapel, den Ludwig zum König von Holland erklärt, und ferner den Entſchluß gefaßt hatte, auch für ſeinen jüngſten Bruder, Hieronymus, ein Königreich, nämlich Weſtphalen, und zwar vorzüglich aus den Provinzen, welche Preuſſen zwiſchen dem Rhein und der

Elbe beſeſſen, zu bilden, ſo ſollten dieſe eben genannte Königreiche, und deren Beſitzer, ſo wie der Rheinbund, und deſſen Verfaſſungen und Verhältniſſe vom Kaiſer von Rußland in allen Punkten anerkannt und genehmigt, und dieſe Anerkennung und Genehmigung ſollte vor allen Dingen in Rückſicht der Verfügungen, welche Napoleon mit dem König von Preuſſen zu treffen für gut befinden würde, feierlichſt ausgeſtellt werden, u. a.

Dieſe letztern Verfügungen wurden in dem zu Tilſit mit Preuſſen den 9. Juli 1807 geſchloßnen Frieden, im Weſentlichen auf die folgenden Punkte feſtgeſetzt, daß Preuſſen alle ſeit dem 1. Jänner 1772 erhaltenen polniſchen Provinzen (mit einer kleinen Ausnahme) dem König von Sachſen, für welchen daraus ein Herzogthum Warſchau errichtet werden ſollte, daß es nicht weniger alle Provinzen und Gebiete, Eigenthümer und Krongüter, welche es zwiſchen dem Rhein und der Elbe beim Ausbruche des Krieges beſeſſen hätte, abtreten, daß es demnach beinahe die Hälfte ſeiner Staaten verlieren, und für die Zukunft in der Reihe der mittelmäßig begüterten Fürſten ſich einzufinden haben ſollte; daß es die Anerkennung der neuen Königreiche Neapel, Holland und Weſtphalen, ſo wie den Rheinbund feierlich beſtätigen, daß es die Stadt Danzig, welche ein Gebiet von zwei Stunden im Umkreis erhalten würde, als eine freie, (wie vormals unabhängige) Stadt erkennen, und ſie unter einem gemeinſchaftlichen Schutz mit dem König von Sachſen nehmen; daß es dem König von Sachſen den freien Gebrauch einer militäriſchen Straße durch die preußiſchen Staaten nach Warſchau geſtatten ſollte, u. a. Das Sonderbarſte und Unerträglichſte dabei war, daß Napoleon die vornehmſten Mittel und Unterſtützungen, welche ihm die preußiſchen Länder und Völker erobern und beſiegen halfen, eben von dieſen preußiſchen Ländern und Völkern erhoben, daß er ihre Gewehre, ihre Pferde, und (vermittels einer ungeheuren Kriegsſteuer) ihr Vermögen, um ſich damit zu ihrem Verderben zu rüſten, in Anſpruch genommen hat, ſo, wie er bei dieſem Krieg die Süddeutſchen aufgefordert und genöthigt hat, die Norddeutſchen unterjochen zu helfen; was wieder unmittelbar dazu führte, ihre eigene Unterjochung deſto mehr zu befeſtigen.

Dem König von Schweden, Guſtav Adolph, ergieng es in ſeinem Antheil von Pommern nicht beſſer. Auch dieſer König hatte geglaubt, daß man, wenn man ein Freund der allgemeinen guten Sache ſeyn wollte, unmöglich ein Freund des Napoleon ſeyn könnte; und da ihm die Preuſſen und Engländer Hülfstruppen verſprochen, auch dieſe Truppen ihm wirklich zugeſandt hatten, ſo ſchmeichelte er ſich, daß es ihm gelingen würde, dem übermüthigen Benehmen des Napoleon nachdrücklich zu begegnen; allein nach dem erwähnten zu Tilſit geſchloßnen Frieden, waren die Preuſſen veranlaßt, ſich nach ihrem pommeriſchen Antheil zurückzuziehen, und auch die Engländer fanden für gut, ſich zum Abzug zu rüſten, und den König von Schweden gleichwohl ſeinem Schickſal zu überlaſſen, welches ſchnell über ihn entſchied. Die Franzoſen überfielen ihn mit einer überlegnen Macht, und es blieb ihm nichts übrig, als (den 20 Aug. 1807) die Hauptſtadt von ſeinem Pommern, Stralſund nämlich, und bald darauf (den 7. Sept.) auch die Inſel und das Fürſtenthum Rügen ſeinen Feinden Preis zugeben.

Napoleon ſah mit Unmuth, und mit einem tiefnagenden Gram um ſich; denn was er bisher ausgeführt hatte, das war ihm nur noch immer eine Einleitung zu den ungleich bedeutendern Dingen, welche auszuführen er bei ſich beſchloſſen hatte. So raſch und erſchütternd die neuen Umwälzungen für die Staaten, welche ihm zum Gegenſtand derſelben hatten dienen müſſen, auch waren: für ihn wälzte ſich der brauſende Strom, auf welchem er, wie ein Geiſt der Zerſtörung ein=

her fuhr, noch immer zu langſam. Das für ſeine ungeheuern Plane bei weitem zu enge Europa war noch lange nicht beſiegt, und wie vieles gab es dann noch im unermeßlichen Aſien, und darin zumal in Oſtindien zu thun! Aber das erſte, was vor allen Dingen unerläßlich gethan werden mußte, war eine neue Herbeiſchaffung neuer Armeen, wobei von ihm die Franzoſen eben ſo wenig, wie die ſogenannten Bundesſtaaten, geſchont, und jene noch anbei mit einer recht unverſchämten Höhnung mißhandelt wurden. Man hatte nämlich ſchon im J. 1807. (zum Entſetzen und zur höchſten Beſtürzung der Eltern) die Mannſchaft für das folgende Jahr, überhaupt zwei Armeen, jede zu 80,000 Mann ausgehoben. Wiewohl nun die Abneigung der jungen Franzoſen, zu einer neuen Abſchlachtung (welche man das Bette der Ehre hieß) geſchleppt zu werden, ſo groß war, daß man ſich ihrer allenthalben nur mit fürchterlichen Drohungen, und mit Liſt bemächtigen, und ſie dann auf den offenen Straßen aneinandergebunden und geknebelt, und mit Gensdarmen begleitet, bis an die Gränzen Deutſchlands, mit Gewalt ſchleppen mußte: ſo mußten ſie ſich doch in ihren, und den deutſchen Zeitungen (in welchen es zur Tagsmode geworden war, vom Glück der Völker, welche vor Elend und Jammer kaum noch ſeufzen konnten, zu ſprechen) ins Angeſicht ſagen laſſen, daß ſie ſich mit Ungeſtüm herbei gedrängt, und gleichſam aufgedrungen hätten, um für den Ruhm ihrer, der allein großen Nation zu fechten, und mit ihren Perſonen ihrem Kaiſer ein Opfer zu bringen.

Napoleon ließ jetzt auf einige Zeit die Ruſſen und Oeſterreicher in Ruhe, um mittlerweile im Süden von Europa aufzuräumen. Hier ſah er Spanien, Portugal, die Staaten des Pabſtes u. a., deren Eroberung er für ſo leicht hielt, daß er geglaubt zu haben ſcheint, dieſelbe würde nur eines Marſches, und keines ernſthaften Krieges bedürfen. Dieſe Anſicht hatte einigen Schein. Die Spanier ſowohl, als die Portugieſen, hatten ſeit langer Zeit in einer ruhigen Zurückgezogenheit gelebt, und mithin, nachdem gewöhnlich allein der Krieg ein (armſeliges) ſogenanntes Renomée verſchafft, zwar wenig Zeitungsruhm, aber deſto mehr innere Kraft und Selbſtſtändigkeit erhalten; wofür aber das gemeine große Publikum ſo ganz und gar keinen Sinn hatte, daß es die Spanier und Portugieſen für ganz herabgekommene, höchſt träge, und äuſſerſt ſchwächliche Völker erklärte, welche man nur leiſe zu berühren brauchte, um ſie niederzuwerfen. Wenn nun aber gleich auch der gewaltige Napoleon den vermeintlichen innern Gehalt dieſer Nation von ebenderſelben niedrigen Seite betrachtet, und ihn verachtet hatte: ſo konnte er doch auch hier ſeinen Charakter, (Völkereroberungen mit Künſten einer niedrigen Verſchlagenheit auszuführen), ſo wenig bei Seite ſetzen, daß er ſich hier vielmehr durch ein rechtes Meiſterſtück ſeiner ihm eigenen Verfahrungsart auszeichnete. Er griff nämlich keineswegs beide Nationen zu gleicher Zeit an, ſondern richtete ſeine Abſichten zuerſt wider die portugieſiſche; und die ſpaniſche ſprach er an, ſie ihm ausführen zu helfen, wobei er nicht unterließ, dem König von Spanien ungeheure Verheiſſungen zu machen, und ihm ſogar das Verſprechen auszuſtellen, daß er ihn, längſtens binnen dreien Jahren zum Kaiſer beider Indien ausrufen laſſen, und ewig als ſolchen beſtätigen werde. Als Veranlaſſung und Bewegurſache ſeiner Unternehmung wider Portugal und deſſen Prinzen Regenten gab er an, daß dieſer Prinz den Engländern ſeine Häfen nicht verſchloſſen, noch die engliſchen Waaren in Liſſabon in Beſchlag genommen habe; (bekanntlich nämlich forderte Napoleon nachher im J. 1810 von allen europäiſchen Regenten, welche ſeine Rache zu fürchten hatten, daß ſie mit den Engländern allen Handelsverkehr aufheben, ja, daß ſie ihre Unterthanen, welche engländiſche Waaren hätten, zwingen ſollten, dieſe Waaren auf öffentlichen Plätzen zu verbrennen; was auch (denn bei dem Napoleon verfieng keine Einrede) zum größten Nachtheil der Waarenverleger, und zum Erſtaunen der Völker vollzogen worden iſt.) Wiewohl nun die ganze unbefangene Welt der Meinung war, daß ein ganz unabhängiger Staat, wie Portugal, von keiner fremden Macht genöthigt werden könnte, Beſchlüſſe einer ſolchen Macht in Handlungsſachen zu befolgen: ſo wurde gleichwohl vom Napoleon auf ſolche Betrachtungen ſo wenig einige Rückſicht genommen, daß ſeine Truppen ohne weiters (den 30. Nov. 1807) in die Hauptſtadt von Portugal, Liſſabon, eingerückt, daß ſie darin, (und im ganzen Königreiche) wie in ihrem Eigenthume geherrſcht, und alle in jener Stadt vorhandenen engländiſchen Waaren für verfallen erklärt haben; aber des größten Kleinods, deſſen ſich zu bemächtigen ſie gekommen waren, des Prinzen Regenten, konnten ſie nicht habhaft werden; denn dieſer hatte ſich (in den letzten Tagen des Nov. 1807) auf einer vorſichtigſt ausgerüſteten portugieſiſchen Flotte, mit den vornehmſten Schätzen, und der ganzen königlichen Familie nach ſeinen Beſitzungen in Braſilien eingeſchifft; wobei ihm die Engländer, Feinde einen Triumph, von dem die Geſchichte kein Beiſpiel aufzuweiſen hätte, zu feiern. Wiewohl nun ſelbſt der ſchwediſche Erzkanzler Oxenſtirna, dann der Herzog Bernhard, und andere in den Wallenſtein ſo wenig ein unbedingtes Vertrauen ſetzten, daß ſie vielmehr ſich ſehr behutſam benahmen, und an die Möglichkeit dachten, vermöge welcher Wallenſtein bei allen ſeinen freundſchaftlichen Verſicherungen die Abſicht haben könnte, ſie in die Falle zu locken, und den Kaiſer gerade mit dem Gegentheil deſſen, was ihm ſeine Feinde am Hofe deſſelben Schuld gaben, angenehm zu überraſchen: ſo machten ſich gleichwohl einige der vornehmſten Offiziere zu Eger, und gerade ſolche, welche dem Wallenſtein ihre Würden zu danken, und ſein ganzes Vertrauen beſeſſen hatten, die ſchlimmſte Auslegung, und erklärten ſich das Verſtändniß ihres Obergenerals mit den Schweden für eine ſchreckliche Verrätherei, worin ſie ſelbſt durch die Aufrichtigkeit oder Unvorſichtigkeit deſſelben beſtärkt wurden, indem er beim Empfang des vom lauenburgiſchen Herzog ihm zugefertigten Schreibens den Anweſenden, denen er den Inhalt deſſelben vertraulich eröffnete, ſagte: „wer nun bei ihm halten wollte, möge es thun; wer dazu nicht Luſt habe, den wolle er nicht hindern, ſich wegzubegeben.“

deren Parthei er ſtandhaft gehalten hatte, das Wort gaben, ihm in dem Falle, daß er ſein Portugal nicht wieder erhalten ſollte, zu einer hinlänglichen Entſchädigung, nämlich zur Eroberung des ſpaniſchen Amerika mit aller Anſtrengung ihrer engländiſchen Seemacht verhelfen zu wollen.

Faſt zu gleicher Zeit mit Portugal fiel Hetrurien, oder das Großherzogthum Toskana, nachdem den 7. Dec. 1807, bei der Ankunft eines franzöſiſchen Generals in der Hauptſtadt Florenz, die Königinn im Namen ihres noch unmündigen Sohnes, Carl Ludwig, bekannt gemacht hatte, daß der Kaiſer Napoleon, mit Einverſtändniß des Königs von Spanien, (wohin ſie ſich auch mit ihrem Hof ſogleich begab) das Großherzogthum für ſich beſtimmt, und ihr dafür anderswo eine Entſchädigung verheißen habe. Ein gleiches Schickſal hatten ſchon vorher Parma und Piacenza erfahren.

1808. Nachdem ſich der König Carl IV. von Spanien mit ſo vieler Ergebenheit für den Napoleon verwendet, und ihm den wichtigen Dienſt geleiſtet hatte, ihm das Königreich Portugal erobern zu helfen, ſo ſchickte ſich nunmehr Napoleon unverzüglich an, ihn dafür, (nach ſeiner Gewohnheit), zu belohnen, nämlich auch ihm die Mühe, ferner König in Spanien zu ſeyn, abzunehmen.

Die nunmehr folgende Geſchichte liefert ſolche Erſcheinungen einer Seits von gränzenloſer Schwächlichkeit, und von den aus derſelben hervorgegangenen unerwartet niedrigen Benehmungen, anderer (nämlich franzöſiſcher) Seits, von einer dergeſtalt übermüthig und plump zufahrenden Gewaltthätigkeit, von einer ſolchen ſchamloſen Hintanſetzung aller völkerrechtlichen Sitte, daß, da der Inhalt der Thatſachen ins Ekelhafte fällt, hier nur das Weſentlichſte vorkommen, und dieſes nur mit wenigen Linien berührt werden ſoll.

Der ſpaniſche Hof war damals ganz anders, als die ſpaniſche Nation, beſchaffen. Dieſe war, wie ſchon oben vorkam, charaktervoll, ernſthaft und feſt, und in Dingen, welche ihre Religion und ihre alten väterlichen Gewohnheiten und Sitten betrafen, unerſchütterlich; indeſſen der Hof ſchwächlich, unwiſſend, und von den Vorgängen im Vaterlande, und außer deſſelben, ganz ſchief unterrichtet, und in ſolcher Eigenſchaft der Spielball des nächſten verſchlagnen Kopfes war, der ſich ſeiner Schwäche und Unwiſſenheit zu bemächtigen verſtand. Ein ſolcher Kopf hatte ſich am ſpaniſchen Hofe gefunden. Don Manoel Godoy, der Sohn eines gemeinen Mannes (unter dem Namen, der Friedensfürſt, bekannt) hatte ſich des Zutrauens des Königs und der

Königinn in einem Grade zu bemächtigen gewußt, bei welchem die Regierung von Spanien eigentlich nur er, und jene den Namen führten. Er hatte ſich mit der königlichen Familie verſchwägert, hatte ſich des Zutrauens des Königs bemächtigt, und mit den erſten Würden des Reichs auch die Macht an ſich gezogen, auf alles, woran den Großen der Nation gelegen war, den erſten Einfluß zu behaupten. Dieß ſchmerzte die Großen des Reichs und (was ſolche Lagen veranlaſſen) einige derſelben verfielen auf den Einfall, ſich in der Abſicht zu vereinigen, um den übermüthig gewordenen Emporkömmling zu entfernen. Sie wandten ſich an den Kronprinzen, Ferdinand, welcher, wenn gleich bei einer unumſchränkten Ehrfurcht gegen ſeinen Vater, den König, doch in einem Alter von dreiundzwanzig Jahren, reitzbar genug war, um zu bemerken und zu fühlen, daß er am Hofe ſeines Vaters die nichtsbedeutendſte Perſon ſey, und der dabei (bei einem tiefen Mangel von Weltkenntniß, und zumal an der Kenntniß der Geſchichten ſeiner Zeit) kühn und lebhaft genug war, um etwas zu wagen, wovon er glaubte, daß es ihn unfehlbar zu ſeinem Ziele führen müßte. Er folgte hierin den Eingebungen des in Spanien anweſenden, und von der Lage der Dinge unterrichteten, franzöſiſchen Geſandten, und ließ ſich bereden, daß der Monarch Napoleon der einzige Mann wäre, der ihm zu dem am Hofe ſeines Vaters ihm gebührenden Anſehen verhelfen könnte. Er müßte demnach etwas thun, was ihm die Gunſt und den Schutz des Napoleons in einem vorzüglichen Grad erwerben würde, und dieß wäre, daß er ihm (dem Napoleon) ſchriftlich ſeinen Wunſch zu erkennen gebe, ſeine Nichte heirathen, und dadurch ſich einer engen Verbindung mit ihm erfreuen zu können. Der Prinz ſchrieb, und bat um die Nichte.

Napoleon, welcher eben zu dieſer Zeit wegen ſeiner vorgehabten Eroberung von Portugal, mit dem ſpaniſchen Hof, (eigentlich mit dem Godoy) in Unterhandlung begriffen, und von dieſem Günſtling dergeſtalt zufrieden geſtellt worden war, daß er ihm verſprochen hatte, ihn mit den portugieſiſchen Provinzen Alentejo und Algarbien belohnen, und ihn zum Fürſten von Algarbien erheben zu wollen, war und konnte in dieſem Augenblicke nicht geneigt ſeyn, auf die Unzufriedenheit der wider den Godoy entſtandenen Verbindung einige Rückſicht zu nehmen, nahm aber gleichwohl die Aeußerung des Kronprinzen Ferdinand indeſſen mit einer Wohlgefälligkeit auf, welche ſolchen Leuten, die ſich angelegen ſeyn ließen, die leiſeſten Winke des Napoleon zu beobachten, nicht entgangen, und deren Entdeckung von den wichtigſten Folgen war.

Dieſe Entdeckung nämlich wurde von einem Vertrauten ſogleich dem Godoy mitgetheilt, welchem das Vorhaben des Kronprinzen, ſich mit einer Nichte des Napoleon zu verheirathen, für ſich ſelbſt von einer ſolchen, und von einer ſo dringenden Wichtigkeit zu ſeyn ſchien, (er mochte ſich nämlich vorgeſtellt haben, daß es dem Kronprinzen, wenn die gewünſchte Vermählung zu Stande käme, ein leichtes ſeyn würde, ihn zu ſtürzen) daß er alle Beſinnung verlor, und daß er ſeine Rettung in einem Entſchluß ſuchte, welcher eben ſo ungeheuer laſterhaft, als unüberlegt war. Er entſchloß ſich nämlich, den Kronprinzen auf immer zu entfernen, und in ſolcher Abſicht machte er dem König, mit allem Anſchein eines getreuen, und ihm unendlich ergebnen Dieners eine Anzeige, deren Inhalt nichts Geringers betraf, als daß ſein Sohn, der königliche Kronprinz Ferdinand die Abſicht habe, dem König, ſeinem Vater, die Krone und das Leben zu rauben; und nun folgten ſchnell nach einander die ſonderbarſten Auftritte. Der König Carl IV., welchen die höchſt unerwartete Anzeige dergeſtalt erſchütterte, daß er alle Beſonnenheit verloren zu haben ſchien, ließ ſeinen Sohn verhaften, und den Vorfall der ganzen Nation öffentlich anzeigen. Zu dieſer ungeheuren Unklugheit fügte er noch eine andere, nicht weniger auffallende, dieſe nämlich hinzu, daß er auch an den Napoleon ſchrieb, und ſich über geheime Verhandlungen ſeines Sohnes und Kronprinzen mit dem franzöſiſchen Geſandten, und über das gänzliche Stillſchweigen des Kaiſers, welchem alles, was vorgegangen wäre, ganz genau bekannt ſeyn müßte, beklagte. Kaum hatte König Carl IV. dieſe Schritte gethan, ſo erſchreckte ihn, ſo zu ſagen, ſein eigener Schatten. Die häßlichen Uebereilungen, zu denen er ſich hatte hinreißen laſſen, gereuten ihn; er wollte jetzt alles thun, ſie zu verbeſſern, wollte aber nicht geſtehen, daß er ſie begangen habe. Um ſich aus der Verlegenheit zu helfen, nahm man ſeine Zuflucht zu einer neuen Unbeſonnenheit. Der Kronprinz mußte ſeinem Vater ein Geſtändniß machen, daß er ſich der Vergehungen, deren man ihn bezüchtigte, ſchuldig gemacht habe, und der König mußte nun ſogleich ſeine väterliche Großmuth eintreten laſſen, ſeinem Sohne, dem Erbprinzen verzeihen, und ihn in Freiheit ſetzen. Der gemeinſte Mann in Spanien begriff die Nichtigkeit dieſer plumpen Wickeleien, und brach mit den größten Verwünſchungen wider den

Günſtling Godoy, welchen man für den Urheber und Erfinder aller am königlichen Hof entſtandenen Mißhelligkeiten erklärte, los. Der Unmuth des Volks wider dieſen Günſtling äußerte ſich ſo allgemein und nachdrücklich, und der heftige Ungeſtüm über die letztern Vorfälle. überhaupt wurde ſo fürchterlich und zufahrend, daß der höchſt beſorgte König Carl IV. nicht genug eilen zu können glaubte, zwei Auswege zu ergreifen, welche nach ſeiner Meinung, alles erſchöpften, was dazu dienen könnte, die öffentliche Gährung zu ſtillen. Er dankte den Günſtling Godoy, und andere, welche man für ſeine Anhänger hielt, ab, und und machte (den 19. März 1808) durch eine feierliche Erklärung bekannt, daß er ſich, wegen ſeiner mißlichen Geſundheitsumſtände, deren Herſtellung ihn nöthigte, ein angemeſſenes Klima zu wählen, entſchloſſen habe, die Regierung von Spanien und Indien ſeinem geliebten Sohne und Kronprinzen Ferdinand abzutreten.

Ferdinand (dieſes Namens der VII.) beſtieg mit einem gränzenloſen Jubel von ganz Spanien den Thron, und meldete, des Wohlſtandes und guten Verſtändniſſes halber, ſeine Beſitznahme dem auf die Vorgänge in Spanien mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit lauernden Napoleon.

Napoleon erſchien, nachdem er vorerſt eine Ankündigung vorausgeſchickt, und darin geſagt hatte, daß er einzig und allein in der lauterſten Abſicht, das zerrüttete Spanien wieder in Ordnung zu bringen, und es, (was er mit andern Ländern noch überall gethan hätte), unendlich glücklich zu machen, erſcheinen werde. Er hatte vor allen Dingen die beiden Könige (den Carl, welcher abgedankt, und deſſen Sohn Ferdinand, welcher die Regierung von Spanien wirklich angetreten) nach der franzöſiſchen Grenzſtadt Bayonne, wo er ſeine Plane auszuführen vorhatte, zu locken gewußt, und hatte hier, nach einigen tückiſchen Vorſpielen, den beiden Herren ohne eine weitere Zurückhaltung erklärt, daß ſie, ja daß ſchon überhaupt alle Perſonen ihres, des bourboniſchen Geſchlechts, zu ſehr veraltet und verfallen, dann zu weit herabgekommen ſeyen, um bei einer ſo ganz und gar vernachläßigten, und ſo tief geſunkenen Nation ferner beſtehen, und wirken zu können. Die Herren hörten zwar dieſe Erklärung mit Entſetzen, ſahen aber, daß an einige Widerſetzlichkeit in Bayonne für dieſen Augenblick nicht zu denken wäre. Damit ihnen auch für die Zukunft jeder Gedanke an eine Rettung benommen werden ſollte, ließ ſie Napoleon, nachdem ſie noch vorher (Carl den 5., Ferdinand den 10. May

1808) eine Verzicht auf ihr Erbkönigreich ausgeſtellt, und mithin alles, was von ihrem Unterdrücker gefordert wurde, erſchöpft hatten, in das Innere von Frankreich entführen; er ſelbſt aber ergriff jetzt den Scepter von Spanien, und von den ſämmtlichen ſpaniſchen Staaten in Europa, Afrika, Aſien und Amerika, und übergab den Scepter, wie einer, der frei und unbefangen, mit ſeinem Eigenthume handelt, ſeinem älteſten Bruder Joſeph, welcher als neuer König von Spanien, in der Hauptſtadt Madrid, wohin Napoleon ſchon verlängſt ſeinen, (von ihm jetzt den 15. Juli 1808 zum König beider Sicilien ernannten) General Joachim Mürat mit einem franzöſiſchen Heer vorausgeſchickt hatte, durch ein mit dem tiefſten Grame erfülltes Volk einen triumphirenden Einzug hielt, den 20. Juli 1808. Das Königreich war bereits größtentheils mit franzöſiſchen Truppen erfüllt, und neu ausgehobene 160,000 Mann ſollten eilfertigſt nachrücken, um alles zu unterdrücken, oder (wie ſich Napoleon in ſeiner höhniſchen Sprache bei allen von ihm mißhandelten Nationen auszudrücken pflegte) um die einhelligen, heiſſen Wünſche der Spanier zu erfüllen, und ſie alle glücklich zu machen. Und wenigſtens ſchien es in demſelben Augenblick, als ſollte Spanien verloren ſeyn.

1809. Wenn man die bisherigen Vorgänge in Erwägung zog, und dabei auf die entſchiedenen Abſichten des Napoleon Rückſicht nahm, ſo konnte man jetzt nichts anders erwarten, als daß er nach jeder Unterjochung einer Nation ſogleich wieder gegen eine andere ſich wenden, und neue Unterdrückungen ausführen würde. Dieß hatte ſeit dem letzten Frieden zu Preßburg Niemand ſorgfältiger beobachtet und beherzigt, als Oeſterreich, wo man allerdings vorausſehen konnte, daß es in Bälde wieder zu einem Bruch kommen würde, und wo man glaubte, daß man, um zu ſeiner Sicherheit etwas zu unternehmen, nicht erſt den Zeitpunkt abwarten müßte, da Napoleon ganz freie Hände haben, und mit ſeiner geſammten Macht losſchlagen würde. Man fand ſich dringenſt veranlaßt, einem ſolchen Zeitpunkt zuvor zu kommen, und die Unſicherheit ſeiner Lage auf der Stelle zu bekämpfen. Dieß kündigte der tapfere Erzherzog Carl, welcher jetzt die neue Unternehmung zu leiten übernommen hatte, den 6. April 1809 in einem Tagsbefehl an ſeine Armee an, worin er ſagte, „daß alle Verſuche fruchtlos geweſen ſeyen, die Selbſtſtändigkeit Oeſterreichs gegen den unerſättlichen Ehrgeiz des fremden Eroberers zu bewahren; rund umher ſielen Nationen, und rechtmäßige

Jene Anweſenden waren Johann Gordon, Oberſtlieutenant vom Terzkyregiment, und Kommandant zu Eger, dann Walther Lesle, Oberſtwachtmeiſter dieſes Regiments (beide Schottländer und Proteſtanten) ferner der Oberſte des buttleriſchen Regiments, Buttler, (ein Irländer und Katholik). Da dieſe Offiziere ganz der Meinung waren, daß ſie den folgenden Morgen mit ihren Truppen an die Schweden ausgeliefert, und mithin, nachdem ſie davon wüßten, des Hochverraths theilhaftig werden ſollten, und da ſie eine ſolche Handlung im höchſten Grad verabſcheuten: ſo glaubten ſie, daß für ſie alle Verbindung mit ihrem Obergeneral aufgehört, und daß ſich für ſie vielmehr der Fall ergeben habe, in welchem ſie aus Pflicht das Aeußerſte unternehmen müßten, um dem Obergeneral und einigen ſeiner Vertrauten die Vollendung ihrer meineidigen Vorhaben unmöglich zu machen. Mit einem Wort, ſie faßten den Entſchluß, noch in derſelben Nacht den Wallenſtein ſammt denjenigen ſeiner vertrauten Anhänger, von welchen ſie überzeugt zu ſeyn glaubten, daß ſie ihm in allen Dingen Beifall gäben, aus dem Wege zu räumen. Der Oberſtlieutenant Gordon ſollte die wallenſteiniſchen Vertrauten, Terzky, Illo, Wilhelm Kinsky, und den Rittmeiſter Neumann, ja ſelbſt Wallenſtein zu ſich auf

Regenten würden losgeriſſen von den Herzen ihrer Völker. Auch Oeſterreichs Monarchie drohe die Gefahr allgemeiner Unterjochung. Nicht, um andere zu unterdrücken, nicht aus Ehrgeiz unternehme Oeſterreich den Krieg. Nicht der Fluch ſolle ſeine Krieger treffen, ſchuldloſe Völker zu vernichten, und auf den Leichen erſchlagener Vaterlandsvertheidiger dem Fremdling den Weg zum geraubten Throne zu bahnen. „Die Freiheit Europens, ſchloß er, hat ſich unter unſere Fahnen geflüchtet. Eure Siege, Soldaten, werden ihre Feſſeln löſen. Ihr geht in einen rechtmäßigen Kampf; denn ich ſtehe an eurer Spitze.“ Nicht weniger nachdrücklich ſprach der Kaiſer, welcher bei der Armee perſönlich ſich einfand, indem er verſicherte, daß er vergeblich geſucht habe, den Frieden mit dem Kaiſer von Frankreich zu erhalten. So, wie dieſer Kaiſer Spanien zu unterjochen getrachtet, wie er das Oberhaupt der Kirche mißhandelt, wie er Italiens Provinzen ſich zugeeignet, wie er die Länder Deutſchlands verſchenkt und unterdrückt, ſo ſoll auch Oeſterreich, was er ſeit Jahren laut verkündet, dem großen Reiche huldigen. Nur die Selbſtvertheidigung ſey Oeſterreichs Abſicht (indem es auf ſeiner Bewaffnung beſtand) geweſen; aber der Eroberer könne es nicht ertragen, daß der Fürſt und ſein Volk, durch wechſelſeitiges Vertrauen vereint, ſtark genug ſeyen, ſeinen Anmaßungen zu widerſtehen; daher habe er verlangt, Oeſterreich ſollte ſeine Vertheidigungsmaßregeln einſtellen, und ſich unbewaffnet ſeiner Willkühr preis geben, und weil es den unwürdigen Antrag verworfen, ſehe es ſich jetzt von franzöſiſchen Heeren bedroht. Als der Kaiſer dieſen Aufruf (den 8. April 1809) machte, rückten die beiderſeitigen Heere bereits ſich mit Eilmärſchen entgegen. Die Franzoſen in vielen Heeren, und mit allen ihren Verbündeten; der Kaiſer von Oeſterreich allein mit ſeinen muthvollen Oeſterreichern.

Der Krieg der beiderſeitigen Hauptarmeen wurde in Bayern eröffnet, und gehörte unter die unerwartetſten Erſcheinungen der Zeit. Der Kampf war in fünf Tagen entſchieden. Den 19. April 1809 wurden öſterreichiſche Korps von Davouſt und Oudinot bei Tann und Pfaffenhofen, den 20. von Napoleon bei Abensberg geſchlagen, den 21. verloren die von einem unglücklichen Geſchick verfolgten Truppen die von ihnen mit großen Vorräthen verſehene Stadt Landshut an der Iſar, und den 22. April verloren ſie die Schlacht bei Eckmühl, was auch den Verluſt von Regensburg, und die Beendigung dieſes Krieges in Bayern zur Folge hatte. Nicht günſtiger war den Oeſterreichern das Glück in ihren eignen Landen, wohin ihnen ihre Gegner auf dem Fuße gefolgt, und, nach einigen für ſie am Ende immer glücklich ausgefallenen Gefechten, bis zur Hauptſtadt Wien vorgedrungen, welche dem Napoleon (den 12. May 1809) ihre Thore öffnete. Ein ſehr rühmlicher Sieg, welchen der aus Böhmen herbeigeeilte Erzherzog Carl in der Nähe von Wien, bei Aſpern und Eßlingen in einer (den 21. u. 22. May 1809) vorgefallenen Schlacht wider den Napoleon erfocht, und ihn mit einem ſehr beträchtlichen Verluſt über die Donau trieb, wurde nicht entſcheidend, aber bald darauf wurden dieß für die Franzoſen die nach einigen Tagen erfolgten Schlachten. Der Erzherzog Johann, welcher, nachdem er in Italien glücklich gefochten, aber bei der Nachricht der unglücklichen Vorfälle Italien unverzüglich verlaſſen, und ſeinen Zug, um in der Nähe zu ſeyn, nach Ungarn genommen hatte, focht (bei Raab den 14. Juni 1809) wider den Vizekönig Eugen, welcher ihm unter beſtändigen Gefechten nachgefolgt war, nicht glücklich, und nun erfolgten vollends (den 5. und 16. Juli) bei Enzersdorf und Wagram ſehr unglückliche Schlachten, von welchen zumal die letztere entſcheidend, und die nächſte Veranlaſſung zuerſt eines kurzen Waffenſtillſtandes, und dann eines für Oeſterreich höchſt traurigen, in Schönbrunn (den 14. October 1809) abgeſchloſſenen Friedens war. Oeſterreich verlor beinahe zweitauſend Quadratmeilen und wenigſtens vierthalb Millionen an Einwohnern, verlor nämlich a) an Bayern, Salzburg und Berchtoldsgaden, und einen Theil ob der Ens; b) an Napoleon die Grafſchaft Görz, und das Gebiet von Monfalcone, Trieſt, Krain, den Villacher-Kreis von Kärnthen, den größten Theil von Croatien, Fiume, das ungariſche Littorale und Iſtrien, welche ſämmtliche Provinzen der Sieger Napoleon in einem beſondern Staat vereiniget, und ihn Illyrien genannt hat; c) an Rußland in dem öſtlichſten Theil von Altgallicien einen Bezirk von viermal hundert tauſend Einwohnern, d) an Sachſen einige Ortſchaften von Böhmen, dann an das Herzogthum Warſchau, ganz Weſt- oder Neugallicien, einen Bezirk um die Stadt Krakau auf dem rechten Ufer der Weichſel, und den Zumozeer-Kreis in Oſt-Gallicien.

Während dieſer Vorgänge führte Napoleon auch in dem von ihm damals großentheils bereits unterjochten Italien durch ſeine (daſelbſt geſtandenen) Truppen, einen alles Völkerrecht von ſich ſtoßenden Krieg, wider einen Staat, der allein noch übrig, der übrigens ſo viel als wehrlos und in gar keinem Betracht geeignet war, ihm jemals gefährlich zu ſeyn, wider den päbſtlichen Staat nämlich, mit welchem er ſchon im vorigen Jahre (1808) und wohl ſchon früher angefangen hatte, ſeine Abſichten einzuleiten; indem er, nach ſeiner Gewohnheit, ſolche Forderungen, von welchen er wußte, daß ſie abgelehnt werden würden, an ihn ſtellte, und dann, ſobald dieſe Ablehnung geſchehen war, unmittelbar ſich äußerte, daß derjenige, der ſeinen Forderungen (welche er allemal als ewige Beiſpiele von Mäßigkeit und Großmuth darſtellte) nicht beiſtimmte, wider ihn feindliche Geſinnungen hege, und den offenbaren Krieg wolle, welcher Krieg dann ganz gewiß die Folge haben müßte, daß er (Napoleon) die Staaten des Widerſpenſtigen erobern, und daß er mit dieſen ſeinen Eroberungen, als mit ſeinem rechtmäßigen Eigenthume, nach ſeinem Gutdünken verfahren würde. Die Forderungen, welche Napoleon (im J. 1808) an den Pabſt geſtellt hatte, betrafen nichts Geringeres, als daß der Pabſt den Engländern den Krieg ankündigen, und in ſeinen Staaten das Geſetzbuch oder den Codex des Napoleon einführen, daß er die Aufſtellung eines unabhängigen Patriarchen in Frankreich zugeben, ferner eine Reform der Biethümer, und die Unabhängigkeit derſelben vom römiſchen Stuhle, daß er die öffentliche Ausübung einer jeden Religion geſtatten, daß er den Cölibat, dann alle Mönchs- und Nonnenorden aufheben, und mit einem Worte, daß er bei allen dieſen und andern Bewilligungen, welche von ihm noch gefordert werden möchten, glauben ſollte, Napoleon verſtehe die Kirchenzucht und ihre Geſetze, und überhaupt die Regierung der Kirche ungleich beſſer als er (Pabſt), welchem es, im Vergleich mit ihm, geziemte, ſich wie einen Unmündigen behandeln zu laſſen.

Der Pabſt benahm ſich, wie ſich Päbſte in ſolchen Fällen benehmen müſſen. Er ſah ſich einem verblendeten, übermüthigen und tollen Menſchen gegenüber; aber er ſah an dieſem Menſchen bloß einen körperlich ſtärkern, der einen ſtandhaften Mann zwar mißhandeln, aber nicht beugen könnte. Er benahm ſich nach ſeiner großen Art, wie Napoleon nach ſeiner kleinlichen; aber ſchon gleich bei der Verweigerung des erſten Punktes fielen franzöſiſche Truppen in die päbſtlichen Länder, indem ſie Ancona und Civita Vecchia beſetzten, und bald darauf kam ein General, genannt Miollis, nach Rom, wo er (weil er nur um einen Durchzug gebeten hatte, den 2. Horn. 1808) eingelaſſen wurde, aber ſogleich die Engelsburg beſetzte, und der päbſtlichen Truppen ſich bemächtigte. Gleichwie eine ſolche Unternehmung wider alles Völkerrecht war, ſo war es die Pflicht des Pabſtes, dieß zu erinnern, ſeine Rechte im Angeſicht von Europa zu verwahren, und nach den beſtehenden Kirchengeſetzen zu erklären, daß einem Mitgliede der katholiſchen Kirche, welches ſich wider das Oberhaupt derſelben ſolcher Vergehungen, wie Napoleon, ſchuldig gemacht hätte, vor aller Welt erklärt werden müßte, daß es aufgehört habe, ein Mitglied der katholiſchen Kirche zu ſeyn. Dieſe Aeußerungen des Pabſtes, anſtatt daß ſie auf Napoleon (auf ihn, der ſich vor der Welt den Schein der Rechtgläubigkeit ſo pünktlich zu geben beſtrebte, daß er in ſeinem Moniteur nie unterließ, ſagen zu laſſen, er habe dieß oder jenes vor oder nach der Meſſe gethan) den geringſten Eindruck hätten machen ſollen, ſetzten ſeinen bereits unbändigen Geiſt, der jeden Widerſpruch für einen Aufruhr gegen ihn anſah, in eine raſende Heftigkeit, bei der er nur noch die Verſchlagenheit beibehielt, vor ſeinen endlichen Unternehmungen wider den Pabſt noch erſt den Ausgang ſeines Krieges wider den Kaiſer von Oeſterreich abzuwarten. Sobald dieſer Krieg für ihn ſo glücklich, als wir eben hörten, ausgefallen, und er triumphirend in Wien eingezogen war, kam er auch ſogleich (den 17. Mai 1809 zu Schönbrunn) mit einem pomphaften Manifeſt zum Vorſchein, in welchem er der Welt ſagte, daß er ſich veranlaßt gefunden habe, den ſogenannten Kirchenſtaat dem Reiche der großen Nation einzuverleiben, was die Verſtändigen nichts weniger als befremden würde; denn der Kirchenſtaat ſey nur ein dem Pabſte von Karl dem Großen aus damaligen Rückſichten verliehenes Lehen geweſen, welches Lehen aus triftigen Gründen von dem Hauptherrn wieder zurückgenommen werden könnte. Solche Gründe hätte die lange Erfahrung vielfältig herbeigeführt. Dieſe Erfahrung nämlich hätte, wie die Geſchichte bezeugte, gelehret, daß die Vereinigung der geiſtlichen und der weltlichen Macht mit ſich ſelbſt in einem Widerſpruche ſtehe, aus welchem nur ewige Mißverſtändniſſe, Streitigkeiten und Spaltungen hervorgehen müßten. Das Reich, welches Jeſus Chriſtus geſtiftet, ſey nicht von dieſer Welt, wie dann auch dieſer Stifter ſeinen Apoſteln keine weltlichen Beſitzthümer hinterlaſſen, ſondern ihnen vielmehr die Verachtung aller weltlichen Herrlichkeit empfohlen, und ſie auf ihre einzige Pflicht, auf die Beſorgung des Seelenheiles ihrer Gläubigen, auf die Verbreitung des Unterrichtes, und auf die Pflicht, durch ein tadelloſes und erbauliches Leben auf ihre im Geiſte verſammelten Gläubigen zu wirken, und ſich dadurch ihre Ehrfurcht und Liebe zu verdienen, hingewieſen hätte. Andere Anſichten und Behauptungen wären ſolche Irrthümmer und Thorheiten, welche nur aus einer tiefen, mit der äußerſten Schwächlichkeit verbündeten Unwiſſenheit hervorgehen könnten. Er aber ſey durch die Gnade Gottes zu höhern Einſichten und Ueberzeugungen gelangt, von welchen er zu keiner Zeit wieder abgehen werde, und das um ſo weniger, als ſeine Abſicht allein dahin ſtrebe, die Unterthanen des Kirchenſtaats durch ihre Einverleibung mit dem großen Reiche zu beglücken, und ſich dann über ihr Glück recht herzlich zu freuen. Wenn nun gleich der Unſinn dieſer eben ſo unrichtig vorgetragenen als ganz mißverſtandenen und von allen Seiten längſt in der Vorzeit berichtigten Grundſätze ſo groß war, daß ihm ſelbſt das Gefühl ſeines Wahnes unmöglich entgehen konnte, ſo erröthete er gleichwohl ſo wenig darüber, und das Bewußtſeyn, daß die beſſer unterrichteten Menſchen aller Länder und Zeiten ſeine Niedrigkeit verabſcheuen würden, ſetzte ihn ſo wenig in einige Verlegenheit, daß er, indem er ſein Vorhaben ausführte, allen Schein von Zurückhaltung und Wohlanſtändigkeit bei Seite ſetzte. Nachdem er vorerſt die Stadt Rom zu einer kaiſerlichen und freien Stadt, in welcher eine ganz neue Ordnung und Verfaſſung aller Dinge eingeführt werden ſollte, erklärt hatte, ließ er dem Pabſte bedeuten, daß er Ihm zu ſeinem Unterhalte die Summe von jährlichen zwei Millionen Franken auszahlen, und daß er Ihm dabei zu ſeiner Wohnung zu Rom und in Paris einen Pallaſt anweiſen laſſen werde. Als hierauf der Pabſt das, wovon Er geſagt hatte, daß er es zu verhängen im äuſſerſten Falle genöthiget ſeyn würde, in wirklichen Vollzug ſetzte, als er nämlich (den 12. Juni 1809) den Kirchenbann über ihn verkündigte, ließ Ihn Napoleon (den 6. Juli 1809) in ſeinem Pallaſte zu Rom nächtlicher Weile überfallen, und von Rom wegführen, erſt über Florenz nach Grenoble, und bald nachher nach der genueſiſchen Stadt Savona, wo er dem Kummer und Mangel Preis gegeben, und von Napoleon verläſtert und verhöhnt ward. Die Edelſten aller Völker dachten anders, und (weil in denſelben Tagen durch ein lautes Reden das Uebel nur noch ärger gemacht wurde) ſchwiegen. Hunderttauſende aber ſetzten den ſchönen Grundſatz bei Seite, der da heißt: „Man muß nicht immer ſagen, was man denkt; aber man muß das denken, was man ſagt,“ und ſprachen dem Napoleon bei ſeiner Zurückkehr nach Paris ins Angeſicht ſolche Lobpreiſungen, welche, weil ſie die Welt zu den verkehrteſten Anſichten verdas Schloß zur Abendtafel laden, und der Oberſtwachmeiſter des buttleriſchen Regiments, Robert Geraldin, dann der Hauptmann Walther Deverour ſollten ſich mit einiger zuverläßiger Mannſchaft in ein paar benachbarte Zimmer von dem Speiſeſaal begeben, und auf den erſten Wink von zwei Seiten hereinſtürmen. Ein anderer Offizier, Edmund Borke, ein Irländer, ſollte bei dem Schloß mit hundert Mann patrouilliren. Sämmtliche Mitwiſſende verbanden ſich mit einem Eide, ihren Auftrag pünktlichſt zu vollziehen. Die Gäſte erſchienen, Wallenſtein ausgenommen, der wegen des Podagra, an dem er litt, von nächtlichen Gaſtereien kein Freund war. Nachdem die Anweſenden gut bewirthet, und die Bedienten in ein abgelegnes Zimmer ebenfalls zu einer Mahlzeit geführt worden waren, entſtand unter den Offizieren im Saale, wegen einer für den Churfürſten von Sachſen aufgebrachten Geſundheit, welche Buttler nicht mittrinken wollte, ein Zank, und ſogleich ſtürzten von den, in den Nebenzimmern in Bereitſchaft geſtandenen, buttleriſchen Dragonern, mit ihren Anführern einige unter dem Geſchrei: „Es lebe Ferdinand!“ herein, und machten die vier wallenſteiniſchen Freunde nieder, während deſſen Gordon, Lesle und Buttler die von der Tafel genommenen Lichter in die Höhe leiten, und alle Begriffe von Schande und Ehre, von Unrecht und Gerechtigkeit verwirren, zu keiner Zeit gerechtfertiget werden können. So ſagte jene Verſammlung von Männern, die den eigentlichſten Beruf haben, nebſt den nützlichen menſchlichen Kenntniſſen, (uneingenommen und unbeſtechbar) nur ſo zu ſprechen, wie man herüber aus den ernſten Hallen der Ewigkeit ſpricht, und in allen denkbaren Fällen und Umſtänden (kühn und feſt) diejenige Weisheit zu bekennen, quae populum falsis dedocet uti vocibus, das ſogenannte Nationalinſtitut in Paris nämlich, ſagte (den 16. Nov. 1809) nach ſo vielen himmelanſchreienden Unthaten des Napoleon: „daß dieſer Napoleon über alles Lob erhaben ſey; daß er ſelbſt das Gebiet der Dichtkunſt, als welcher er den Helden aller Helden darſtelle, und dann auch die Grenzen der Geſchichte, als in welcher jetzt nie geſehene Thaten verewigt werden müßten, erweitere. Die Geſchichtſchreiber und die Dichter Frankreichs verewigten ihre eigenen Namen ſchon dadurch, daß ſie ſeine unſterblichen Thaten beſchrieben; indem, wenn ſie den großen Namen Napoleon nennen, mit dieſem Namen auch der ihrige verherrlichet bleiben würde, und die Menſchen der ſpäteſten Nachwelt noch diejenigen preiſen würden, welche durch ihre Lobpreiſungen die Wunderthaten des Napoleon ihrem Andenken überliefert haben. Dieſe Lobpreiſungen würden ihnen einen Erhabenen darſtellen, deſſen Großthaten und Triumphe nie ein Unfall unterbrochen, die Unbeſtändigkeit des Glückes nie berührt, und die ſonſt gewöhnliche Undankbarkeit der Zeitgenoſſen nie getrübet hat. Dieſe ſeine Zeitgenoſſen ließen ihm die ſtrengſte Gerechtigkeit widerfahren, was auch die ſpäteſten Nachkommen nachahmen werden. Und wenn dann die Geſchichte einſt erzählen wird, daß der Zweck ſeiner Thaten kein anderer geweſen ſey, als ſich die Liebe ſeiner Unterthanen zu verdienen, ſo wird ſie nicht unterlaſſen, hinzuzufügen, daß der unbegrenzte Beſitz dieſer Liebe die Krone und Zierde ſeines verherrlichten Lebens, und daß der größte Mann auch der glücklichſte geweſen ſey." So gedankenlos, und ſo (für den Regenten und für die Welt) höchſt verderblich lobten ſchon die ältern Akademiker Ludwig den **XIV.**, und es möchte daher wohl begreiflich ſeyn (wenn es gleich für einen Mann, der mit einer ſo großen als frechen Anmaßung ein großer Mann ſeyn wollte, niemals verzeihlich ſeyn kann) wie der richtige Blick eines auch nicht ſchwächlichen Menſchen verderbt werden könne, wenn ſich die denkendſten Menſchen (wofür man wenigſtens die mit ſo vieler Aengſtlichkeit zuſammengeſuchten Akademiker zu halten veranlaßt ſeyn ſollte) ſo ſehr erniedrigen, und mit aller Anſtrengung vereinigen, um jenen Blick zu verfinſtern, und einem ohnehin entzündbaren Kopfe tolle Bilder eines raſenden Uebermuthes einzuimpfen. „Franzoſen!“ ſagte Napoleon bei einer Sitzung des geſetzgebenden Körpers den 3. Dec. 1809: „Franzoſen! Alles, was ſich euch widerſetzen wird, wird von euch beſiegt, und dem großen Reiche unterworfen werden. Selbſt der geſammte Haß eurer Feinde wird nur dazu dienen, euere Größe zu vermehren. Ich werde euch noch eine lange Laufbahn öffnen, auf welcher euch ein unſterblicher Ruhm und ein ununterbrochenes Glück begleiten werden. Ihr gleichet dem Herkules der Alten, welcher mit einer unüberwindlichen Kraft umherzog, wilde Völker zu bezähmen, und die Ungeheuer, welche das Fett der Völker verzehrten, zu vertilgen.“ Dem Volke, das er die große Nation nannte, ſagte er unaufhörlich die ſchmeichelhafteſten Sachen, und während er dieſe Nation mit fortgeſetzten ungeheuern Aushebungen und unzähligen andern Einſchränkungen und Erpreſſungen zu Boden drückte, wünſchte er ihr zu ihrer wonnevollen Glückſeligkeit alles Glück, verſicherte er ſie, daß er ſie und alle Einzelne in ſeinem Herzen trage, und daß er raſtlos ſeinen Zweck verfolge, ſeinen einzigen Zweck nämlich, ſie wo möglich, immer größer und glücklicher zu machen.

1810. Schon ſtand nunmehr (mit der Ausnahme von Spanien und Portugal, dann von England und Rußland) faſt das ganze übrige Europa, mit verſchiedenen Namen und in verſchiedenen Verhältniſſen, unter ſeiner Botmäßigkeit, und ſeiner unermeßlichen Freude darüber fehlte nur noch der Troſt, ſeine große Errungenſchaft einem leiblichen Erben hinterlaſſen zu können. Zwar hatte er, nachdem er im J. 1796 die Wittwe des Generals Beauharnois, Joſephine, geheirathet hatte, mit ſeinem von ihm (den 7. Juni 1805) zum Vizekönig von Italien ernannten Stiefſohne, Eugen, große Abſichten zu verbinden geſchienen; allein, gleichwie er mit ſeinen Verfügungen über Länder und Menſchen ſo zu ſagen alle Augenblicke eines andern Sinnes wurde, und jedem Phantom von Launen und Einfällen nachjagte, ſo fiel es ihm jetzt ein, daß das Glück ihn ſelbſt begünſtigen, ihm ſelbſt Thronerben verſchaffen müßte. Und ohne Verzug und ohne alle Rückſicht auf Schwierigkeiten, führte er das aus, was ſeinen Vorausſetzungen und Wünſchen gemäß war. Er entließ nämlich (den 16. Dec. 1809) die Joſephine, indem er Gott zum Zeugen nahm, wie ſchwer dieſer Entſchluß ſeinem Herzen geworden, wie aber kein Opfer größer, als ſeine Entſchloſſenheit ſey, ſobald ihm ſeine Ueberzeugung ſage, daß es mit der Wohlfahrt der großen Nation verbunden ſey. Dann vermählte er ſich (zu Paris den 2. April 1810) mit der älteſten Tochter des Kaiſers Franz, mit der Erzherzoginn Marie Luiſe nämlich, und den 20. März 1811 giengen ſeine Wünſche in die vollſte Erfüllung. Es wurde ihm ein Sohn geboren. Napoleon nannte ihn einen König von Rom. Die Größten der großen Nation näherten ſich ehrerbietigſt der ſchimmernden Wiege dieſes Königs von Rom, verbeugten ſich demüthigſt, und huldigten. Napoleon ſah jetzt von ſeiner Höhe, wie ein Ueberirdiſcher und Verklärter, auf die armen Würmer von Sterblichen herab. Er hatte den höchſten Standpunkt ſeines Geſchickes erreicht. Da verlor er im Schweben durch die ſchauerlichen Regionen das Gleichgewicht, da begann er zu fallen.

1811. Und kaum begann er den Fall, ſo ſtürzten von allen Seiten wilde Gewitter, zu welchen er ſelbſt den Stoff vorbereitet und entzündet hatte, wider ihn los, und das zu der Zeit, da er, ſo wie alle Mäßigung, auch alle Beſinnung zu verlieren begann. Ohne in irgend einem Lande, das er um ſeine Freiheit und Verfaſſung gebracht hatte, auch nur das geringſte bleibende Denkmal von irgend einer wohlthätigen oder großmüthigen edeln Anſtalt errichtet zu haben, hat er vielmehr alles gethan, was wider ihn ſeyn mußte. So wie man ihn fürchtete, ſo haßte, verabſcheute, verwünſchte man ihn allenthalben, wo er ſeinen Fuß hingeſetzt, oder wohin er Einen der Seinigen geſchickt hatte. Er ließ keine Seite, welche verwundet werden konnte, unberührt. Noch im vorigen Jahre (1810) hatte er gegen Holland, das ſich doch in alle ſeine Verfügungen auf das pünktlichſte geſchickt hatte, ſolche Maßregeln ergriffen, durch welche ſein (von ihm im J. 1806 zum König der holländiſchen Nation ernannter) Bruder Ludwig ſchon gleich im J. 1807 das Geſtändniß „ſo ſchwierig ſey die Lage des Staates, daß nur wenig Gutes bewirkt, nur wenig Böſes abgewandt werden könne,“ öffentlich abgelegt, und ſich bald darauf genöthigt geſehen hatte, die Regierung niederzulegen. Um aber den Kränkungen, mit welchen Napoleon dieſe ſeit Jahrhunderten wohl beſtandene Nation mißhandelt, vollends eine eiſerne Krone aufzuſetzen, hatte er wider alle von ihm ſelbſt ausgeſprochenen Geſetze des Reiches (den 9. Juli 1810) eine vollkommene Vereinigung Hollands mit Frankreich verhängt, und hatte, was er bei allen ſeinen auch den ungerechteſten und grauſamſten Spielereien mit den Nationen zu thun pflegte, jene Vereinigung, recht zum Hohn der Holländer, als eine Wohlthat für Holland preiſen laſſen. Noch in eben dieſem Jahre 1810 hatte er, wie er ſelbſt ſich ausdrückte, „für gut gefunden, um die Dienſte des Fürſten Primas zu belohnen, deſſen Staaten zu vergrößern, und Frankfurt zu einem Großherzogthume zu erheben, zugleich aber ſeine Rechte an den Prinzen Eugen abzutreten, und ihn zum künftigen erblichen Großherzog von Frankfurt zu ernennen." Endlich hatte er, nachdem er im voraus den (wegen ſeines Unſinnes unbegreiflichen) Grundſatz, „Frankreich müſſe im Beſitz der Mündungen aller der Flüſſe ſeyn, die ſein Gebiet durchſtrömten," aufgeſtellt, und nachdem er, vermöge dieſes Grundſatzes, die Vereinigung der Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins, der Ems, der Weſer und der Elbe beſchloſſen hatte, die Einverleibung der deutſchen Hanſeſtädte, dann des weſtphäliſchen Herzogthumes Aremberg u. a. mit einer Unbefangenheit, als wären dieſe Räubereien auf das beſte gegründet, und mit ſeiner gewöhnlichen Verſicherung, alles glücklich zu machen, vollzogen. Dann verkündigte er eine neue Aushebung von 120,000 Mann, um wahr zu machen, was er vor kurzem geſagt hatte: „das franzöſiſche Reich hat das Leben der Jugend; es kann nur wachſen und ſich ſtärken. Das Reich meiner Feinde iſt im Greiſenalter. Alles verkündigt ſeine zunehmende Schwäche. Jedes Jahr, um welches ſie den Frieden der Welt verzögern, wird nur meine Macht vermehren.“ Den Frieden mit ihm verzögern, wollte nichts anders ſagen, als ſich ihm nicht blindlings unterwerfen, ſich im Beſitz von Rechten, welche das Völkerrecht heiligte, erhalten wollen. Seiner eigenen, der franzöſiſchen Nation ſprach er unerträglichen Hohn und Trug ins Geſicht, und während bei ihr alle öffentliche und Privatinduſtrie, aller Handel, aller Wohlſtand, alle Freiheit und Freudigkeit verſchwunden, und die unerträglichſte Tyrannei und Willkührlichkeit der militäriſchen Uebermacht eingetreten war, ließ er pomphafte Schilderungen von dem ſchnellen beiſpielloſen Aufblühen, und der Verbreitung des Handels und aller Gewerbe, von der Freiheit der Nation unter ſeinem Schutz, und von dem wonnevollſten Zuſtande aller Volksklaſſen in allen Provinzen vertheilen, deren Einwohner ſo tief geſunken, und überdieß genöthigt waren, ihm für das Joch, unter welchem ſie ſeufzten, noch ſogenannte Dankadreſſen zu ſchicken.

Die Aenderung dieſer ungeheuern Erſcheinungen fieng eigentlich in Spanien an, wo die Nation, ungeachtet ſo vieler traurigen Vorfälle, nicht beſiegt werden konnte, weil ſie bei ihrem unerſchütterlichen Muth, den feſten Vorſatz gefaßt hatte, nicht beſiegt ſeyn zu wollen. Der Hauptſitz des Königreichs, Madrid, ſo wie die zunächſt gelegenen Provinzen waren (wie wir oben hörten) mit franzöſiſchen Truppen erfüllt. Dieß hinderte nicht, daß ſich nicht in entfernten und nahen Gegenden ſogenannte Juntas oder vereinigte Heere bildeten, wovon zumal in Sevilla eine Zentraljunta entſtanden war. Unbekannte Feldherren, ungeübte Truppen, Caſtannos und Theodor von Reding zogen berühmten franzöſiſchen Generalen Düpont und Vedel und ihren geübten Heeren entgegen, ſchlugen ſie, und nahmen (im Juli 1808) 16,000 Mann gefangen. Zu gleicher Zeit gaben die Einwohner der unbefeſtigten Stadt Saragoſſa ihren Belagerern, welche ſich ihrer bemächtigen wollten, ſolche Beweiſe von Stärke und Entſchloſſenheit, daß der neue König Joſeph für rathſam fand, Madrid (den 1. Aug. 1808) zu verlaſſen, welchem Beiſpiele auch die franzöſiſche Armee folgte, indem ſie ſich an die Grenzen zurückzog. Napoleon hatte im Jahre 1807 von König Karl IV. 16,000 Mann regulirter ſpaniſcher Truppen zu erhalten gewußt, und hatte dieſe Truppen, um ſie von ihrem Vaterlande recht entfernt zu halten, bis nach Fühnen und Jüttland verſchickt. Dieſes muthvolle Korps brachte (den 11. Auguſt 1808) ihr Anführer, der Marquis la Romana, der von den Vorgängen in Spanien Nachricht erhalten hatte, auf engländiſchen Schiffen zurück. Das Beiſpiel der Spanier ermunterte auch bald die Portugieſen, das ihnen im höchſten Grad verhaßte Joch abzuſchütteln. Da ſie anfänglich in ungeübten Maſſen wider ihre erfahrene Feinde heranſtürmten, ſiegten ſie zwar nicht immer, vermehrten ſich aber immer, und erreichten dabei ihren Zweck, die Franzoſen aus ihren Stationen zu verjagen; und als nun vollends (im Anfange des Auguſts 1808) ein engländiſches Hilfskorps unter der Anführung des Lords Wellington (damals Wellesley, jetzt Herzog von Ciudad Rodrigo) in Portugal erſchien, als dieſer Meiſter der Kriegskunſt, und (was damit weſentlich verbunden iſt,) der Kunſt, ſich der Anhänglichkeit jeder ihm untergebenen, auch der verſchiedenartigſten Truppen zu verſichern, erſchien, fanden ſich die von ihm ſogleich in mehreren Treffen beſiegten Franzoſen zu ihrer Rettung in dieſem Lande genöthigt, (den 30. Aug. 1808) die Erklärung auszuſtellen, daß ſie Portugal räumen, und (was ſie auch ſogleich vollzogen) zur See nach Frankreich zurückkehren wollten; aber in Spanien, für deſſen Befreiung ſich Wellington nicht weniger auf das thätigſte verwendete, wurde, hauptſächlich wegen der Ueberlegenheit der franzöſiſchen Heere, (ſie zählten wenigſtens 200,000 heben, und „es lebe Ferdinand!“ riefen. Deveroux eilte jetzt mit ſeinen entſchloſſnen Dragonern nach der Wohnung Wallenſteins, der bei dem ungewöhnlichen Lärm die Thüre ſeines Zimmers verriegelt hatte, welche aber Deveroux, nachdem ſie ungeachtet ſeines heftigen Pochens nicht geöffnet wurde, mit Gewalt einſtieß, und Wallenſtein, welcher in ſeinem Nachtkleid an einem Tiſche gelehnt ſtand, und auf den an ihn geſtellten Anruf: „Biſt du der Schelm, der des Kaiſers Volk zum Feinde führen, und ihm die Krone vom Haupt reiſſen will! Du mußt ſterben!“ kein Wort erwiederte, mit einer Pike, welche er beim Eintritte einem Soldaten abgenommen hatte, niederſtieß, den 14. — 25. Febr. 1634. Es war zwiſchen 9 — 10 Uhr Nachts, und es war eine gräßliche Sturmnacht. Wallenſtenſtein war fünfzig Jahre alt. Niemand (ſeine Anverwandten ausgenommen) bedauerte, niemand vermißte ihn; und der Koloß von Mann, deſſen Daſeyn man für ſo unentbehrlich, daß ohne ihn die kaiſerliche Armee gar nicht beſtehen würde, gehalten haben ſollte, hatte nach ſeiner Entfernung ſo wenig eine nachtheilige Wirkung auf dieſe Armee zurückgelaſſen, daß ſie vielmehr freier athmetete, und unter ihrem neuen Anführer, mit einer ganz neuen Kraft belebt wurde. Die Offiziere, welche die Vor-

Mann, bei welchen unaufhörlich friſche Truppen ankamen) eine längere Zeit erfordert, jene Befreiung zu bewirken. Die ſpaniſchen Truppen litten noch im Jahre 1808, da Napoleon ſelbſt die Seinigen anführte, ſehr empfindliche Niederlagen, verloren wieder (den 4. December 1808) ihre Hauptſtadt Madrid, und für dieſes Jahr ſogar die Hoffnung, daß ihnen die Engländer, welche zwar einmal ſiegten, doch ſich gleich darauf einige Zeit entfernten, beſſere Umſtände herbeiführen würden; aber das Allerwichtigſte verloren ſie nicht, den ausdauernden, den ſtolz auf ſich ſelbſt vertrauenden Muth; und im J. 1809, da ſich die Franzoſen (den 21. Horn.) der offenen Stadt Saragoſſa neuerdings bemächtigten, und (wegen ſehr trauriger Umſtände, welche Wellington nicht von ſich entfernen konnte) auch im Felde Vortheile erhielten, fochten die Spanier mit einer Tapferkeit, welche in der ganzen Weltgeſchichte ſtets eine Seltenheit bleiben wird, und erfochten auch bei ihren Niederlagen einen den glänzendſten Siegen gleichen Ruhm. Die Belagerung von Saragoſſa allein koſtete die Franſen über 60,000 Mann, und es ſtand zu erwarten, daß dieſe Franzoſen bei weitem eher ihre Mannſchaft, als die Entſchloſſenheit der Spanier erſchöpfen würden. Auch überſtrömten unaufhörlich neue franzöſiſche Heere die ſpaniſchen Länder, und allein nach Portugal kam im Jahre 1810 der franzöſiſche Feldherr Maſſena mit 100,000 Mann, welche laut den nahen Untergang dieſes Königreiches, ſo wie den Untergang aller ſpaniſchen Lande verkündigten, aber ſich ſehr irrten. Wellington hatte in Portugal eine Stellung zu nehmen gewußt, durch welche Maſſena die Hälfte ſeines Heeres durch Krankheiten, Hunger und andere Arten von Ungemach verlor, und die andere Hälfte ſchlug ebenderſelbe Wellington (im Mai 1811) auf das Haupt; was den Maſſena veranlaßte, ſich eilfertigſt zurückzuziehen, und bald darauf abzudanken. In Spanien war jetzt jeder Eingeborne ein Soldat, und die Franzoſen verloren in Gefechten mit Einzelnen mehr Leute, als ſie in blutigen Schlachten verloren haben würden; aber den 22. Juli 1812 ſchlug ſie Wellington bei Salamanca auch in einer entſcheidenden Schlacht, und in vollendenden Schlachten ſchlug er bei Vittoria (den 21. Juni 1813) die von dem aufgedrungenen König Joſeph und dem Marſchall Jourdan angeführten Heere, und bald darauf bei Roncevalles (den 29. Juli 1813) die vom Marſchall Soult wieder zuſammengeraffte Armee, verfolgte dann unaufhaltſam den Reſt der Flüchtigen, und ſtand jetzt (den 9. Sept. 1813) mit ſeinen ſiegreichen Truppen auf Frankreichs

Boden. Napoleon aber ſpielte das erbärmliche Nachſpiel, dem rechtmäßigen Könige Ferdinand VII. zu erklären, daß er nunmehr bereit ſey, ihn wieder als König zu erkennen, und auf Spanien Verzicht zu thun (den 11. December 1813).

Als dieß vorgieng, nahte ſich bereits ſelbſt für dieſen Napoleon eine ganz andere Art von Verzichtthun. Er ſah nämlich ſchon lange mit einer nagenden Unruhe nach Rußland, dem einzigen Lande in Europa, das ſeiner wüthigen Eitelkeit noch nicht gehuldiget hatte, und machte jetzt, ohne ſich deutlich bewußt zu ſeyn, wie er einen Krieg wider den ruſſiſchen Kaiſer einleiten würde, Anſtalten zu einem ſolchen Krieg. Schon im J. 1811 wurden die Beſatzungen in Norddeutſchland, wo ſie dieß eben nicht bedurften, verſtärkt, und die Aushebungen in Frankreich verdoppelt. Auch die Bundesfürſten ſchickten ſich an, ihre Bewaffnungen bereit zu halten. Rußland hatte ſich nach dem (oben vorgekommenen) Tilſiterfrieden bereden laſſen, dem von Napoleon aufgeſtellten Continentalſyſtem beizutreten, und vermöge desſelben den Engländern ſeine Häfen zu verſchließen, hatte aber, ſobald es von dem Nachtheile dieſes Entſchluſſes durch die Erfahrung belehrt ward, die Einfuhr von Colonialwaaren wieder geſtattet, zugleich aber die Einfuhr mehrerer franzöſiſcher Waaren verboten u. a. m. Dieſe Maßregeln, ſo wie die Erinnerungen, welche von dem ruſſiſchen Hofe wegen der gewaltthätigen Vereinigung Oldenburgs mit Frankreich den Franzoſen gemacht worden waren, nannte Napoleon offenbare Feindſeligkeiten, unzweideutige Herausforderungen, welche er (denn er ſuche ja, hieß es, und habe ja von jeher nichts ſehnlicher, als den allgemeinen Frieden gewünſcht) gleichwohl widerwilligſt annehmen müßte. Sogleich lud er diejenigen deutſchen Mächte, deren Beiſtandes er ſich vor allen zu verſichern wünſchte, zu Verbindungen ein, welche auch wirklich (den 24. Hornung 1812) mit Preußen, dann (den 14. März) mit Oeſterreich erfolgten, und ſchon im Anfange des Sommers 1812 ſtanden 350,000 Mann an der Weichſel, und noch waren alle Wege und Straßen der weſtlichen Länder mit Kanonen und Pulverwägen, mit Soldaten und Pferden, welche eiligſt nachzogen, erfüllt. Es war ſichtbar, daß dieß der letzte Feldzug, welcher das künftige Schickſal von ganz Europa entſcheiden ſollte, ſeyn würde. Napoleon zweifelte nicht, daß nunmehr binnen wenigen Wochen der glänzendſte ſeiner Siege erfochten ſeyn, und daß der kühnſte ſeiner Wünſche, welchen er ſich ſelbſt noch vor kurzer Zeit kaum leiſe zu geſtehen getraute, in Erfüllung gehen würde. Er ſah Rußland für verloren an. „Sein Verhängniß, ſagte er zu ſeinem unermeßlichen Heere, ſein Verhängniß reißt Rußland hin. Sein Schickſal muß erfüllt werden.“

Die Ruſſen zogen mit einem ungleich beſcheidnern Muth, und mit wohlüberlegten Verſätzen heran. Ihr Hauptheer, kaum 140,000 Mann ſtark, ſtand bei der am Dnieper gelegenen Feſtung und Handelsſtadt Smolensk; die Nebenheere waren, auch zuſammen genommen, für dieſen Zeitpunkt ungleich weniger zahlreich. „Die Macht unſerer Feinde, rief der Kaiſer Alexander ſeinen Ruſſen zu, iſt groß. Auch iſt die Noth der Zeit groß, und wir müſſen jetzt alle zuſammen helfen, und unſer Hab und Gut, unſere Weiber und Kinder wider die Rotten der Mordbrenner ſchützen. Der Adel und die Prieſter, und die Männer des Volkes, mit dem Kreuz im Herzen, mit dem Eiſen in der Hand, müſſen ſich jetzt zuſammenhalten. Dann laßt alle Völker der Erde wider uns ziehen. Wir ſiegen!“ Sogleich eilten aus Moskau 60,000 Mann, aus Petersburg 40,000 Mann, und vortrefflichſt gerüſtete Männer aus allen Gegenden zur Verſtärkung der Heere herbei. Die Ruſſen zitterten vor Streitbegierde, und ſahen mit glühenden Augen nach der Gegend, aus der ihre Feinde heranraſſelten.

Mehrere bedeutende Treffen fielen in den Monaten Juli und Auguſt 1812 bei Oſtrowna und Krasnoi, bei Smolensky, wo allein 25,000 Franzoſen, und 15,000 Ruſſen blieben, und an andern Orten mit einer ſolchen Erbitterung und Anſtrengung beider Theile vor, daß man nichts weiter erwarten konnte, als daß das Ende ſolcher Gefechte nur mit dem gänzlichen Mangel der Truppen von einer, oder von beiden Seiten erfolgen würde. Die Ruſſen zogen (gemäß eines wohlausgedachten Planes) ins Innere von ihrem Lande zurück, und wo ſie vorüber kamen, zogen die Bewohner der Städte und Dörfer größtentheils mit. Sie richteten ihren Zug nach Moskau. Und Napoleon zog ihnen (wohl trieb ihn jetzt ſein Verhängniß) mit Ungeſtüm nach. Die Ruſſen ſtanden manchmal bedächtlich ſtill, als wäre ihre Abſicht, ihre Feinde zu erwarten. Dieß thaten ſie bei einem (zwölf Meilen von Moskau gelegenen) Dorfe, Borodino, wo die Anführung ihres Heeres ein im Krieg ergrauter Feldherr, der Fürſt Kutuſow, übernommen hatte. Hier kam es, nachdem ſchon mehrere Vorgefechte geſchehen waren (den 7. Sept. 1812), zu einer entſetzlichen Metzelei, vor deren Anfang Napoleon den Seinigen zurief: „Sie müßten und würden jetzt ſiegen, damit er ihnen den künftigen Winter Quartiere, welche ſie für ihre Anſtrengungen entſchädigen ſollten, nämlich einen Ueberfluß an allen Dingen, und eine ſchnelle Rückkehr nach Frankreich verſchaffen könne." Am Abend dieſes ſchrecklichen Tages bedeckten 80,000 Todte (worunter 20 franzöſiſche Generäle waren) das Schlachtfeld. Die Ruſſen, von welchen in dieſer Schlacht 1700 Officiere theils getödtet, theils verwundet worden waren, zogen jetzt durch Moskau, und Männer, Weiber und Kinder, wenigſtens mehr als 320,000 Einwohner folgten ihnen in das tiefere Rußland. Napoleon näherte ſich der Stadt (Niemand war ihm entgegen gekommen), und hielt am 15. September 1812 ſeinen Einzug durch die ſchauerlich menſchenleeren Gaſſen. Ein dumpfes Vorgefühl der Dinge, welche jetzt kommen würden, wehte weit umher. Die wenig Zurückgebliebenen ſchienen nur zurückgeblieben zu ſeyn, um den Auftrag, welchen ihnen die Abgezogenen ans Herz legten, zu vollſtrecken. Den zweiten Tag, nachdem Napoleon die Stadt betreten hatte, ſtand die ungeheuer große Stadt in Flammen, und mehr als zwei Drittel der Häuſer wurden vernichtet. Napoleon hatte ſich nach einem kaiſerlichen Luſtſchloſſe entfernet, ſeine Heere aber hatten in der Stadt, während ihrer Verheerung, geplündert, und (nach ihrer Sitte) vergeſſen, daß das, was man heute im Ueberfluß vor ſich ſehe, und nicht verzehren könne, morgen unentbehrlich ſeyn würde. Bald riß ein gräßlicher Mangel an Lebensmitteln, und die mit demſelben unter großen Heeren unzertrennliche Zerrüttung ein. Gleichwohl verharrete man auf der Stelle, und ertrug das Aeußerſte, indem man ſich die Hoffnung machte, daß die Ruſſen dieſe oder jene Friedensvorſchläge, welche ihnen Napoleon hatte anbieten laſſen, annehmen, und daß ſie (Franzoſen) dann aus den fruchtbaren Gegenden Rußlands, vor welchen unter Kutuſow das ruſſiſche Heer ſtand, hinlängliche Lebensmittel erhalten würden; allein die Ruſſen wieſen jetzt alle Friedensvorſchläge von ſich, und nunmehr wurde aus dem Abzuge der Franzoſen, welcher den 18. Oktober 1812 (einen Tag nach der Abreiſe des Napoleon) begann eine von allen Seiten dahin ſtürzende Flucht. Und wo die Flüchtigen, mit dem bitterſten Ungemach aller Art kämpfend, ſich mühſam dahin ſchleppten, wurden ſie von allen Seiten von Ruſſen überfallen, und zu Tauſenden niedergemacht. Viele Tauſende fielen erſchöpft zur Erde, und verſchmachteten. Da geſchah, vom 6. November 1812 angefangen, was einſt ein Schriftſteller in einem ähnlichen Falle der großen Weltgerichte ſagte: „Gott blies in die Luft, und Mann und Roſſ' waren nicht mehr.“ Nur ſehr wenige von einer halben Million rüſtiger (aus Frankreich, Deutſchland, den Niederlanden, Italien und Polen nach Moskau getriebener) Männer erreichten, ohne Gepäck und Waffen, in elenden, nur mit Lumpen bedeckten, fieberhaften und todtblaſſen Geſtalten, welche kaum noch die Kraft hatten, vor den Hütten der Ruſſen zu knieen, und mit einem wimmernden Aechzen ſchimmlichte ſchwarze Brodrinden zu erbetteln, die polniſche Grenze. Kanonen, Fuhrwerke, Pferde, Geldwägen, Gepäcke und Koſtbarkeiten aller Art, alles blieb in Rußland. Napoleon aber, nachdem er noch vorher eine Menge der Seinigen verloren, eilte durch Haufen erſtarrter oder zerſchmetterter Leichname, von welchen alle Straßen erfüllt waren, durch Wilna (der Hauptſtadt des Großherzogthums Litthauen) nach der franzöſiſchen Hauptſtadt, wo er bereits den 10. Dec. 1812 ſich einfand, und verſicherte, daß die franzöſiſche Armee ſich des Namens der großen, unüberwindlichen Armee, welchen ſie führe, würdig zu erhalten, niemals aufgehört, und daß ſie nur durch die Elemente einigen Verluſt erlitten habe, welchen eine neue Aushebung, wozu ſich jeder Franzos bereitwilligſt erklären müßte, auf der Stelle wieder erſetzen, und den franzöſiſchen Adlern einen neuen Glanz verſchaffen würde. Die große Nation dankte (auf dem Papier) in einem jubilirenden Ton über dieſe Eröffnung, welche wieder ein unſterbliches Denkmal der heißeſten Liebe wäre, mit welcher Napoleon ſich raſtlos beſtrebte, die große Nation glücklich zu machen. Dieſen ſchönen Dank ſuchte Napoleon auf der Stelle zu erwiedern. Dreimalhundertfünfzigtauſend Mann ſollten die Ehre haben, zu der großen Armee zu ſtoßen, und der in Frankreich zurückbleibenden großen Nation ſollte das Verdienſt zukommen, die Ausgaben, welche das Jahr 1813 fordern würde, mit tauſendeinhundertfünfzig Millionen auf den mit ewiggrünenden Lorbeern bekränzten Altar des Vaterlandes zu legen.

1813. Wie im Sturm begannen die beiderſeitigen Rüſtungen. In Deutſchland ſchleuderte Preußen, welches ſeit dem Frieden zu Tilſit, von dem tollen und grauſamen Uebermuthe des Napoleon und ſeiner Franzoſen unendliche Mißhandlungen erfahren, und am Ende nichts als ſeine vollkommene Zernichtung zu erwarten hatte, zuerſt das Joch ab, mit einer Kühnheit, mit der es allen deutſchen Völkern zum Beiſpiel diente. Schon den 1. März 1813 hatte es zu Breslau mit Rußland einen Bund geſchloſſen, und den 27. März hatte es dem Napoleon den Krieg angekündigt, wobei es den Abſtand ſeiner Macht von der franzöſiſchen Macht ganz wohl kannte. Etwa 85,000 gänge zu Eger veranlaßt und ausgeführt hatten, wurden vom Kaiſer mit den Gütern der Umgekommenen, und mit Beförderungen (Buttler z. B. wurde Kammerherr und Graf, ſo auch Lesle) belohnt. Der Herzog Franz Albert von Lauenburg wurde am folgenden Morgen von hundert Reitern, nach ſeinem Verlangen, aber wider alle ſeine Erwartnng, als ein kaiſerlicher Gefangener, bewillkommt, und von Eger nach Wien gebracht. Niemand hatte mehr Urſache, den Verluſt Wallenſteins zu beklagen, als die ſchwediſchen Heeresführer, welche es zu ſpät bereuet haben mögen, ſich ſeiner Erbiethungen nicht thätiger verſichert zu haben. Sie hatten, ſeit der Schlacht bei Lützen den größten Theil ihrer glücklichen Unternehmungen der Nachſicht Wallenſteins, der ihren zerſtreuten Heeren mehr als einmal mit einem entſcheidenden Nachdruck hätte begegnen können, zu danken, und hatten es jetzt mit einem ganz andern Anführer, der mit vollem Ernſte heranzog, zu thun.

Dieſer Anführer war kein anderer, als den der Kaiſer bereits vor der zweiten Anſtellung Wallenſteins gewünſcht hatte, ſein erſtgeborner Sohn, und Thronfolger Ferdinand, damals bereits gekrönter König von Ungarn und Böhmen. Dieſer Herr war jetzt ſechsundzwanzig

Mann war alles, was es, in Verbindung mit einem ruſſiſchen Hilfskorps, den erſten Augenblick dem Napoleon, welcher zwar jetzt ebenfalls keineswegs noch mit ſeiner ganzen (über 400,000 Mann betragenden) Macht, ſondern einſtweilen doch mit 120,000 Mann herbeigeeilt war, entgegen ſetzen konnte; allein bei dem ſtarken Muth und bei der alles Gute ahnenden Zuverſicht auf ſich ſelbſt, hielten ſich die Preußen im Voraus des Sieges wider ein feindliches, meiſtens aus ſehr jungen, und des Krieges ganz und gar ungewohnten Truppen beſtandenes Heer hinlänglich verſichert. Sie hatten bereits im Monat April dieſes Jahres 1813 in verſchiedenen kleinern Gefechten wider die Franzoſen ihre Zuverſicht erprobt gefunden, und nun den 2. Mai griffen ſie bei Lützen und Großgörſchen den Napoleon an. Der Sieg ſcheint ſich für keinen Theil vollkommen entſchieden, aber dem vereinigten preuſſiſch-ruſſiſchen Heere ſcheint ſeine unverhältnißmäßige Zahl gerathen zu haben, ſeine errungenen Vortheile nicht nachdrücklicher zu verfolgen. Das Heer zog ruhig über die Elbe nach der Oberlauſitz bis hinter Bautzen zurück. Hier erwartete es den Napoleon, welcher indeſſen (den 8. Mai 1813) die Hauptſtadt Dresden beſetzt hatte, neuerdings, und den 20. Mai griff es bei Bautzen den weit Ueberlegenen zum zweiten Male an. Zwar erfolgte, wie ſich leicht vorher ſehen ließ, auch dießmal nichts Entſcheidendes. Die vereinigten Preuſſen und Ruſſen verloren bei 15,000 Mann; allein die Franzoſen führten 18,000 ſchwer Verwundete nach Dresden, und gleich darauf brachte Napoleon (was er bereits vor Kurzem gethan hatte) einen Waffenſtillſtand in Vorſchlag, bis zu deſſen Eröffnung (am 1. Juni 1813 wurde mit den Feindſeligkeiten eingehalten) es den franzöſiſchen Generälen Vandamme und Davouſt geglückt hatte, den däniſchen Hof zu gewinnen, und die wichtigen Städte Hamburg und Lübeck, wohin däniſche Truppen mit dem Verſprechen, ſie zu beſchützen, gekommen waren, von dieſen Dänen ſich ausgeliefert zu ſehen. Da beide Theile nicht umhin konnten, zu wünſchen, daß ihnen noch einige Zeit zu ihren Hauptrüſtungen gegönnt werden möchte, ſo wurde mit beiderſeitigem Einverſtändniſſe (vom 4. Juni bis zum 26. Juli 1813) ein Stillſtand geſchloſſen, welcher aber von beiden Seiten dergeſtalt benützt wurde, daß an der Erwartung von ganz Europa, daß dieſer Feldzug der letzte ſeyn werde, nicht mehr zu zweifeln war. Rußland und Preußen ſtellten zuſammen ein Heer von wenigſtens 240,000 Mann; dazu kam ein ſchwediſches Hilfsheer, und (was vollends die Hauptſache war) die geſammte öſterreichiſche Macht, welche bereits ſeit einiger Zeit in Böhmen, an den Grenzen von Illyrien, dann an den Grenzen von Bayern vertheilt ſtand, und ihre Beſtimmung erwartete, welcher jetzt Napoleon mit einem raſenden blinden Uebermuth ihre endliche Richtung gab. Höhniſch und zurückweiſend hatte er ſich (den 10. März 1813) gegen eine öſterreichiſche Geſandtſchaft, welche nach Paris gekommen war, um ihn für Grundſätze, welche den allgemeinen Frieden herbeiführen ſollten, empfänglich zu machen, benommen; niederträchtig hatte er dem Kaiſer von Oeſterreich auf den Fall, daß Er ihm beiſtehen würde, Preußen zu unterdrücken, das Anerbieten, Ihm einen Theil der Beute geben zu wollen (was der Kaiſer von Oeſterreich mit Verachtung von ſich wies) ohne Erröthung gemacht. Mit einer recht einfältigen Verſchlagenheit endlich hatte Napoleon einen von Oeſterreich auf den 12. Juli 1813 nach Prag mit Vorwiſſen ſämmtlicher hohen Theilnehmer zur Beilegung der Zwiſtigkeiten feſtgeſetzten Zuſammentritt zu vereiteln geſucht. Oeſterreichs Langmuth ward erſchöpft, und den 10. Auguſt 1813 kündigte der Kaiſer (welcher ſchon den 27. Juli dem Bündniſſe zwiſchen Rußland und Preußen beigetreten war) dem von ſeinen Träumereien geblendeten Napoleon den Krieg an.

Der Krieg begann; und das Gedränge, und der Sturz, und die ſich anfangs durchkreuzende Abwechslung der Dinge war fürchterlich; aber die glückliche Entſcheidung entwickelte ſich gleich anfangs für die Verbündeten, und was Blücher mit ſeinem preußiſch-ruſſiſchen Heere, was der Kronprinz Karl Johann von Schweden, und die in weſtphäliſchen und benachbarten Gegenden entſtandenen leichten Truppen ausführten, hatte die Folge, daß die franzöſiſche Armee theils zerſtückelt, theils im Rücken genommen, und in der Verbindung mit Frankreich geſtört wurde. Das glücklichſte aller Ereigniſſe endlich, daß Bayern dem Rheinbunde entſagte, und daß der bayeriſche General (jetziger Fürſt) von Wrede (den 8. Oct. 1813) in dem (zwiſchen Braunau und Scharding gelegenen) Markt Ried mit dem öſterreichiſchen Feldzeugmeiſter Fürſten von Reuß (beide im Namen ihrer Monarchen) einen Freundſchafts- und Bundakt unterzeichnete, und daß die Truppen Bayerns ſich unverzüglich mit den Verbündeten vereinigten, gab der bereits glücklichſt vorbereiteten Vollendung des Krieges vollends den Ausſchlag. Wrede, welcher mit öſterreichiſchen Truppen verſtärkt ward, eilte dem Rhein zu. Napoleon hatte ſein Heer bei Leipzig in einer gedrängten Ordnung aufgeſtellt, wo es von den Verbündeten auf allen Seiten beunruhigt, am 16., am 18. October 1813 angegriffen und geſchlagen (die widerwillig unter die Franzoſen geſtellten Sachſen und Würtemberger ergriffen während der Schlacht die deutſche Sache), und endlich den 19. October entſcheidend geſchlagen ward. Die Franzoſen hatten in den letzten drei Tagen wenigſtens 50,000 Mann nebſt 250 Kanonen, 900 Munitionswagen ꝛc. verloren, und nahmen ihre Flucht in einem Zuſtand, bei welchem man die Beendigung des vieljährigen und grauſamen Krieges zu verkündigen berechtigt war. Ganz Deutſchland, und nachher ganz Europa jubelten, und dankten Gott, was von Niemanden herzlicher und rührender, als von den Monarchen geſchah. „Die drei Monarchen befanden ſich kaum eine halbe Stunde von dem Kriegsſchauplatze entfernt auf einer Anhöhe. Der kaiſerl. königl. Feldmarſchall, Fürſt von Schwarzenberg, nachdem er durch die Niederlage und Flucht des Feindes die dreitägige Schlacht bei Leipzig am 19. Oct. entſchieden ſah, ſprengte im ſtrengſten Gallopp von dem Kampfplatze, um ſeinem Souverain die erſte Nachricht von dem glorreichen Siege zu überbringen. Er eilte auf ſie zu, ſalutirte mit dem Degen; und ſprach zu dem Kaiſer, ſeinem Herrn: Eure Majeſtät! die Schlacht iſt geendet; der Feind auf allen Punkten geſchlagen.

Er flieht. Der Sieg iſt in unſern Händen. — In demſelben Augenblicke ſtiegen Se. Majeſtät vom Pferde, legten Hut und Degen auf die Erde, knieten nieder, und dankten Gott mit lauten Worten. Dieſem frommen Beiſpiele folgten der Kaiſer von Rußland, und der König von Preußen. Knieend, und mit geneigtem Haupte ſprachen Sie: Bruder! der Herr iſt mit dir! und plötzlich ſank auch die geſammte Generalität auf die Knie. Es war ein herzergreifender Anblick, die drei gekrönten Häupter mit ihrem Generalſtabe und ihren Garden unter Gottes freiem Himmel knieend dem Herrn der Heerſchaaren danken zu ſehen. Eine feierliche Stille herrſchte. Auf einmal riefen hundert Stimmen, wie aus Einem Munde: Der Herr iſt mit Ihm! — Nach dieſem erhabenen Beweiſe ächter Frömmigkeit und Gottesfurcht ſprachen Se. Majeſtät, der Kaiſer von Oeſterreich, als Höchdieſelben aufgeſtanden waren, mit ruhig heiterer Miene: Das Schickſal Europas iſt zu ſeinem Beſten entſchieden! Hierauf nahm der geliebte Monarch ſeinen eigenen Orden, und zierte damit die Bruſt des tapfern Fürſten von Schwarzenberg. — Einhellig erſcholl im ganzen Heere der verbündeten Mächte in ihren verſchiedenen Mutterſprachen das Loſungswort: Der Herr iſt mit uns!“

Napoleon floh von Leipzig (den 19. Oct. 1813), und ſein ganz zerrüttetes Heer floh. Die große Sache war nunmehr geendigt; aber noch war ſie keineswegs vollendet. Die Reſte der geſchlagenen Truppen, ihres Zuſtandes ungewohnt, ſammelten ſich hier und da in beträchtliche Korps, welche mit Nachdruck zurückgewieſen werden mußten. Dieß geſchah (den 21. Oct. 1813) bei Freiburg von den Preußen, bald darauf von den Bayern a) den 29. Oct. (unter der Anführung des Generals de la Motte) bei Gelnhauſen, wo 4000 Franzoſen gefangen wurden, b) den 30. Oct. (unter der Anführung des Wrede) bei Hanau, wo 30,000 Bayern den mehr als zweimal ſtärkern Feind geſchlagen, ihm 10,000 getödtet oder tödtlich verwundet, und 10,000 nebſt vielen Kanonen ꝛc. gefangen haben. Von allen Seiten erſchollen die freudigen Nachrichten, daß Städte und Länder von ihren Unterdrückern geräumt, und die Fahnen der holden Freiheit wieder geſehen würden. Die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland, die Könige von Bayern und Preußen fanden in der deutſchen Krönungsſtadt, im uralten Frankfurt ſich ein, wo ſie dem geſammten Europa die öffentliche Verſicherung, daß ſie von den Franzoſen keine Eroberung, keine Verkleinerung ihres Gebietes und ihrer Macht, ſondern allein eine auf ſichern Hauptgrundlagen befeſtigte Verſicherung eines allgemeinen und dauerhaften Friedens verlangten. Napoleon aber, der (wiewohl er die Lage ſeiner Umſtände ſehen mußte,) mehr als Einmal in einem hohen Tone, bei dem man hätte glauben ſollen, daß er ſogleich wieder ſiegen würde, geſprochen hatte, forderte (den 14. Nov. 1813) von ſeinem ihm bis zur tiefſten Niederträchtigkeit ergebenen Senat eine neue Aushebung von 300,000 Mann, bezeigte dann den Männern Lainé und Raynouard (die, weil ſie ihre Meinung, welche zu ſagen ſie aufgefordert worden waren, mit einer unter dem Napoleon bereits beiſpiellos gewordenen Offenherzigkeit geſagt, weil ſie zu einer ſchleunigen Abſchließung des Friedens gerathen, und das unermeßliche Elend der franzöſiſchen Verfaſſung, ſo, wie ſie dasſelbe ſahen, geſchildert hatten,) in den bitterſten Ausdrücken ſeinen unbegrenzten Unmuth, und verſicherte: „in drei Monaten werde Frankreich den Frieden haben, oder er wolle untergehen. Man müſſe jetzt Kraft zeigen. Er werde den Feind aufſuchen, und ihn ſchlagen. Darum ſtehe er an der Spitze der Nation, weil die gegenwärtige Verfaſſung für die Franzoſen paſſe. Sollte Frankreich eine andere Conſtitution, welche ihm nicht gefalle, verlangen, ſo würde er ſagen, man ſolle ſich ein anderes Oberhaupt ſuchen. Frankreich bedürfe ſeiner mehr, als er Frankreichs."

Die Verbündeten giengen (vom 17. Dec. 1813 angefangen) über den Rhein, dem ſich neuerdings bewaffnenden Frankreich zu.

1814. Und die Heere der Oeſterreicher, der Ruſſen, Preußen, Bayern, Würtemberger, Badner, Niederländer, Engländer, Italiener erſchienen jetzt auf franzöſiſchem Gebiete, um den Völkern der Franzoſen den Frieden zu gebieten, und um dieſen ſehnlichſt erwünſchten Frieden dem ganzen Europa zu verſichern. So überlegen und erdrückend aber die Macht der Verbündeten war, ſo war doch von dem wüthigen Tieger, wider welchen jene Macht ſich vereiniget hatte, nichts anders zu erwarten, als daß er, ehe ſeine Kräfte ganz erſchöpft ſeyn würden, ſich hier und da noch zur Wehre ſtellen, und mit Ingrimm um ſich beißen würde. Dieß that er dann auch, und die großen Feldherren Wrede, Blücher, und andere erhielten mehr als eine Gelegenheit, ihren an Gewandtheit und Erfahrung bewährten Muth zu zeigen. Napoleon nahm jetzt alle nur erdenkliche Kunſtgriffe und Maßregeln zu Hülfe, und ſuchte ſogar, um die Völker zu beruhigen, mit dem Pabſte ſich auszuſöhnen, welchen er noch im J. 1811 durch ein von ihm den 25. April ausgeſchriebenes ſogenanntes National-Concilium aller franzöſiſchen und italieniſchen Biſchöfe (wiewohl ganz vergeblich) zu beängſtigen vorgehabt, welchen er im J. 1812 von ſeinem Gefängniſſe zu Savona nach Fontainebleau in eine engere Verwahrung zu überſetzen befohlen, und ihm hier den 25. Jan. 1813 ein die Ernennung und Beſtätigung franzöſiſcher Biſchöfe betreffendes (von dem Pabſte nicht beſtätigtes) Konkordat abgedrungen, jetzt ihm aber (den 13. März 1814) die Departements Rom und Traſimene zurückgeſtellt, und in ſeine Entlaſſung (wie dann der Pabſt den 25. März bei Parma von Truppen der Verbündeten übernommen wurde) gewilliget hat. Doch alle ſeine jetzigen Verſuche und Unternehmungen, welche er ſich (falls er der Vernunft und Mäßigung gefolgt wäre) noch vor wenigen Wochen hätte erſparen, und dann den Thron als ein geprieſener Monarch hätte erhalten können, kamen jetzt zu ſpät. Die Verbündeten, wenn ſie gleich hier und da durch die tollen Haufen verirrter feindlicher Truppen ſich hatten Platz machen müſſen, konnten durch nichts mehr zurück gehalten werden, ſich der Hauptſtadt zu nähern. Sie zogen (den 31. März 1814) in Paris ein, den Kaiſer von Rußland und den König von Preußen an ihrer Spitze, und vom berüchtigten Pariſervolk mit einem raſenden Geſchrei bewillkommt: „Vivent les Alliées! A pas Napoleon! La paix a tout prix!“

Jahre alt, und voll ungeſtümen Muths und Luſt zum Kampf; er ſtellte ſich an die Spitze eines, ſechzig tauſend Mann zählenden Heeres, das er im Mai 1634 in Böhmen muſterte, und unverzüglich nach Regensburg führte, wo ſich auch der Churfürſt Maximilian von Bayern bei ſeinen Truppen einfand, welche damals der General Altringer anführte. Ein Korps dieſer Letztern bemächtigte ſich zuerſt der von Schweden beſetzten Stadt Kellheim, worauf ſich den 16 — 26. Juli auch die Beſatzung von Regensburg, nach einer äußerſt hartnäckigen Vertheidigung, gegen den zugeſtandenen freien Abzug ergab. Wiewohl es nun feindlicher Seits darauf angelegt ſchien, den König Ferdinand zur Theilung ſeiner vereinigten Macht, und zur Fortſetzung des Krieges mit verſchiedenen getrennten Korps zu bewegen, und zu ſolchem Ende die Sachſen in Böhmen, die Schweden in Bayern einfielen: ſo blieb man doch bei dem feſtgeſetzten Plan, zwar einzelne Korps zur Abwendung einzelner Drangſalen, wo es die höchſte Noth fordern ſollte, zu verſenden, aber indeß ſtets eine Hauptarmee, bei welcher es zu entſcheidenden Dingen kommen müßte, beiſammen zu halten, und mit dieſer Armee jetzt diejenigen Länder zu beziehen, deren Erhaltung den Feind, der ſie bereits für ſeine Eroberungen, oder für die

Und nun, ſobald Napoleon im Unglück war, erklärte ebenderſelbe Pariſer-Senat, welcher ihn noch vor wenigen Tagen ſeiner unverbrüchlichen Treue und unbegrenzten Ehrfurcht verſichert hatte: 1) „Napoleon Bonaparte wird vom Thron verſtoſſen, und das in ſeiner Familie etablirte Erbrecht abgeſchafft. 2) Das franzöſiſche Volk und die Armee ſind von dem Eid der Treue gegen Napoleon Bonaparte entbunden.“ Den Mitgliedern dieſes Senats ſagte Napoleon: „So lange das Glück ihrem Fürſten ſich treu bezeigte, ſeyen ſie bei ihm geblieben, und es war keine Klage über den Mißbrauch der Gewalt. Wenn er (Napoleon) die Menſchen verachtet hat, wie man ihm jetzt vorwirft, dann wird die Welt gegenwärtig erkennen, daß er dazu einigen Grund gehabt habe. Seine Würde habe er immer als eine Laſt, und nie als etwas Begehrungswürdiges betrachtet. Wenn er ſich jedoch ihr unterzog, ſo geſchah es im Gefühle ſeiner Kraft, und im Bewußtſeyn, daß von allen allein Er ihr gewachſen ſey. Sein Glück habe ihm ſein Beruf geſchienen u. ſ. w.“ Den 11. April 1814 ſtellte er zu Fontainebleau die Urkunde von ſich, „daß, da die verbündeten Mächte proklamirt haben, daß der Kaiſer Napoleon das einzige Hinderniß gegen die Herſtellung des Friedens in Europa ſey, der Kaiſer Napoleon hiemit erkläre, ſeinem Eide getreu, daß er für ſich und ſeine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien Verzicht leiſte." Bald darauf (den 20. April 1814) reiſte er nach der ihm eingeräumten (an der toscaniſchen Küſte gelegenen Inſel) Elba ab; auch jetzt immer eben derſelbe Napoleon, verzagt und kleinlich im Unglück, übermüthig und eckelhaft eitel und wegwerfend im Glück, ziellos und zwecklos, in einem ewigen Widerſpruche mit ſich ſelbſt, indem Er, der ganz Europa erſchütterte, um der erſte aller Menſchen zu heißen, jetzt oft verſicherte, daß er die Menſchen auf das bitterſte verachte.

Die in Paris anweſenden verbündeten Monarchen (der Kaiſer von Oeſterreich war den 15. April daſelbſt eingetroffen) hatten jetzt den erhabenen Beruf übernommen, dem befreiten Europa einen dauerhaften Frieden zu geben.

§. VII.

Aus der religiöſen, wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Geſchichte ſeit dem Jahre 1790.

Wenn die Begebenheiten, welche ſich in der politiſchen Geſchichte ſeit dem Jahre 1790 zutrugen, höchſt außerordentlich, wenn ſie ein kurzer, aber ſchrecklicher Abriß der gräßlichſten Begebenheiten vieler Jahrtauſende der Vorwelt ſind, ſo ſind dieß die Erſcheinungen, welche ſich ſeit jenem Jahre im religiöſen, wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Fache ergeben haben, noch weit mehr. Dieſe Erſcheinungen ſind von einer ſolchen Art, daß (wegen ihrer Vernunftloſigkeit) jeder beſonnene Menſch berechtigt ſeyn würde, ſie für unmöglich zu halten, und als hämiſche Mährchen zu verwerfen, wenn ſie ſich nicht in unſern Tagen vor den Augen unzähliger noch lebender Menſchen zugetragen hätten. Was in der ganzen Vorwelt kein noch ſo ſehr herabgekommenes Volk den mehr als tollen Einfall hatte, zu thun, nämlich den Glauben an Gott zu verbannen, das thaten Franzoſen, indem ſich unter ihnen eine ordentliche Geſellſchaft, „Hommes sans dieu” genannt, zuſammen that, deren Mitglieder ſich gemäß ihrer Statuten verbindlich machten, den Glauben an das Daſeyn eines Gottes, als einen großen und ſchädlichen Irrthum, mit den Waffen der Vernunft zu beſtreiten *). Wiewohl nun unter den Franzoſen, zumal den Pariſern, kein Unſinn, ſo wie keine Art von Ruchloſigkeit, noch neu, unerhört, auffallend ſeyn konnte; ſo brachten doch einige Aeußerungen von Gottesläugnern das damalige Oberhaupt Robespierre auf die Bemerkung, daß von einer ſolchen Verläugnung eine gänzliche Geſetzloſigkeit, und ein wechſelweiſes Aufreiben, ja die Zerſtörung alles Lebens die Folge ſeyn müßte, und daher ließ er die berüchtigte, in der ganzen Weltgeſchichte nicht vorkommende Erklärung: „le Peuple français reconnoit l'Etre supreme” öffentlich anſchlagen, worüber der deutſche Dichter Pfeffel ſang;

---

*) Dück Natur, Urſache und Reſultate der franzöſiſchen Revolution. S. 191 ꝛc.

„Darfſt lieber Herr Gott wieder ſeyn,
So wollen es die Franken.
Geſchwind ſchick' dein lieb's Engelein,
Und laß dich ſchön bedanken!“

Der nunmehr für diejenigen, welche die Gemäßigten genannt werden wollten, zur Tagesmode gewordene Deismus war blos eine andere Lappe eben deſſelben Gehalts, vermöge deſſen man alles, was der katholiſchen oder einer andern Religion angehörig und erreichbar war, zerſtörte, ihre Prieſter vertilgte, ihre Güter raubte, und durch die Aufhebung des Sabbats und des Sonntags, und durch die an ihre Stellen eingeführte Decade und Umſtaltung des ganzen Kalenderweſens, ſogar alles Andenken an die vormalige Religion und Ordnung auszurotten ſuchte; aber eine ſo gewaltſame Spannung der aufgeregten wildeſten Leidenſchaft mußte auch großentheils bald wieder ſich ſelbſt verzehren, und einigen Funken von Ueberlegung Platz machen, bei welcher man tief aufſeufzen und rufen hörte: „Welche Folgen haben bisher die raſenden Lehren der erhitzten philoſophiſchen Schreier hervorgebracht? Der Thron iſt umgeſtürzt, und die Nation zur Sklaverei gebracht. Der Altar iſt zerſtört, und an ſeiner Stelle wurde der empörendſte Fanatismus aufgeſtellt. Die Prieſter ſind verjagt, und Henker an ihre Stätte getreten.

Der Adel iſt vertilgt, und eine viel gehäſſigere und moraliſch niedrigere Ungleichheit iſt demſelben gefolgt. Man hat eine oberſte Gewalt des Volkes ausgerufen, und das zu Unthaten verleitete Volk wird mit Füßen getreten. Man hat von dem Licht einer allgemeinen Glückſeligkeit geſprochen, und alle unſere Begriffe und Anſichten ſind verwirrt, und unſere Noth, unſere Knechtſchaft, und unſer Elend ſind ohne Grenzen.“ Da dem Scharfblicke Napoleons die Bemerkung nicht entgehen konnte, daß er bei den nach den neuphiloſophiſchen Planen verbildeten höchſt anmaßenden und dünkelvollen, dabei höchſt unwiſſenden, ſelbſtſüchtigen, ganz verwilderten, höchſt verwegenen, und alles, was von weitem auf eine Ordnung, eine Einſchränkung, oder ein Geſetz hindeutete, mit dem tobendſten Ingrimm von ſich ſchleudernden Menſchen unmöglich jemals eine monarchiſche Regierung würde gründen können, ſo ließ er ſich nicht nur äußerſt angelegen ſeyn, ſolche Schriftſteller, welche die berüchtigte franzöſiſche Revolution, nämlich den Umſturz aller Ordnung und aller gemäßigten Anſichten herbeigeführt, und die Pariſer zu wilden Thieren gemacht hatten, außer Achtung zu ſetzen, und ſie für die Peſt und für die Verräther der Staaten, welche durch ihre verruchten Grundſätze zertrümmert werden müßten, zu erklären, und dieſer Erklärung Eingang zu verſchaffen, ſondern er fieng zu gleicher Zeit an, die Wiedereinführung der katholiſchen Religion, als ein unerläßliches Bedürfniß des Staates anzupreiſen, und da es ſtets ſeine Gewohnheit war, Anſtalten, welche ihm für ſeine Abſichten vortheilhaft zu ſeyn ſchienen, nicht bloß zu preiſen, ſondern unverzüglich aufzuſtellen; ſo ſetzte er die Wiedereinführung der katholiſchen Religion (ſo wie des Sonntages) ſogleich dadurch in's Werk, daß er mit dem Pabſt, als dem Oberhaupte dieſer Religion (im April 1802) ein ſogenanntes Konkordat abſchloß, bei welchem aber die vorzüglichſte und weſentlichſte Abſicht ſeiner Seits offenbar nur dahin gieng, alles ſogenannte poſitive Religionsweſen, ſorgfältigſt aber die geiſtlichen Vorſteher auf das engſte unter ſeiner Staatsgewalt feſtzuhalten, und im Grunde das katholiſche, ſo wie alles religiöſe Weſen, als eine bloße polizeiliche (zu ſeiner Sicherheit dienende) Anſtalt zu behandeln. Da ein Staat, welcher ſich einmal (nicht bloß für die bürgerliche Duldung, ſondern) für die Aufnahme und für gleiche Rechte mehrerer Religionen erklärt hat, ſich für keine Religion insbeſondere erklären kann; ſo ergab ſich jetzt hieraus in Hinſicht auf ſolche bürgerliche Angelegenheiten, welche ehemals (wie z. B. die Ehe) mit religiöſen Obliegenheiten unmittelbar in Verbindung ſtanden, die Folge, daß ſie ohne alle fernere Rückſichten, ſobald ſie nach bürgerlichen Geſetzen abgeſchloſſen waren, eine volle bürgerliche Gültigkeit erlangten, und daß mithin die Regierungen ihrer Seits die Entbehrlichkeit des religiöſen Theils anerkannten; was allein ſchon, wie leicht zu begreifen, eine Sache des ſonderbarſten Widerſpruches mit den eigentlichen Abſichten des Napoleon, und was zumal dem Zutrauen des Volkes in die Aufrichtigkeit und Lauterkeit ſeiner Sprechereien für die Religion höchſt nachtheilig werden mußte. Da ferner den katholiſchen Geiſtlichen und Kirchen nichts weniger als ihre ehemaligen von der Nation ihnen gewidmeten Güter wieder zurückgegeben, ſondern ihnen zu ihrem Unterhalt aus dem Staatsfond ſolche Penſionen, bei welchen ſie in einen armſeligen Zuſtand, und in den Stand der niedrigen Volksklaſſe verſetzt blieben, angewieſen wurden, ſo konnte dieſe Benehmung der Regierung, welche ein offenbarer Beweis ihrer Geringſchätzigkeit war, unmöglich dazu dienen, die Achtung der Nation für die Religion, und für ihre Prieſter zu wecken *). Dazu kam endlich die von Na-

---

*) Es iſt erwieſen, daß die niedere Geiſtlichkeit auch vor der Revolution ſehr arm und daß nur die

poleon (den 1. Mai 1802) verkündigte neue, den Nationalunterricht betreffende Einrichtung, welche darin beſtand, daß die Schulen in Primär- und Sekundär-Schulen eingetheilt, daß darin hauptſächlich ſogenannte Militaria (bei den Lyceiſten, welche Uniformen tragen mußten, machte das Exercieren einen weſentlichen Theil des Unterrichtes aus) getrieben, daß Gegenſtände, welche ein verſtändiger Schulmann für die allerwichtigſten gehalten haben würde, (vor allen der Religionsunterricht) gar nicht berückſichtiget, daß bald darauf (den 10. Juni 1803) durch eine neue Verordnung, in welcher Napoleon ſagte: „**Trois maitres des mathematiques et trois de la langue latine, ça suffit**" die Schulen noch ſoldatiſcher zugeſchnitten, daß alle Studien und ſonſtige Uebungen nach der Trommel verrichtet, alle über zwölf Jahre alte Studenten in Uniformen gekleidet und exercirt, daß (was ſchon gleich anfangs zum Grunde gelegt worden war) alle Privaterziehung verboten ſeyn, und daß demnach alle Eltern kein ferneres Recht auf ihre Kinder, ſondern allein nur noch die Pflicht haben ſollten, dem franzöſiſchen Militair-Staat

---

höhere Geiſtlichkeit reich war. — Napoleon that mehr für den niedern Klerus.

A. d. H.

(zur Unterdrückung ihrer ſelbſt und des ganzen Europa) Soldaten zu liefern.

In Deutſchland, wo man ſeit einigen Menſchenaltern die franzöſiſchen Moden und Unarten ohnehin mit einer knechtiſchen Selbſtvernichtung nachahmte, (dergeſtalt, daß, wenn ſich ein faſelnder Franzoſe durch deutſche Straſſen getragen, und ſich aus Scherz unaufhörlich auf die Schulter geklopft hätte, tauſend und tauſend Deutſche das Schulterklopfen viele Monate nachgemacht haben würden) wurden die in Frankreich, ſeit dem Jahre 1790 entſtandenen Raſereien, und Abgeſchmacktheiten mehr und weniger nicht nur pünktlichſt befolgt, ſondern gar häufig noch übertrieben; aber in Deutſchland trat gerade zur Zeit der franzöſiſchen Sündflut eine eigentlich beſonders für Deutſchland im ungeheuerſten Grade wichtig gewordene Erſcheinung in die Mitte, nämlich die ſo betitelte Philoſophie des Imanuel Kant, welche (es möchte nun das, was man gleich anfangs von ihr ſagte, daß ſie mit neuerfundenen barbariſchen, und an ſich ganz ſinnloſen Wörtern großentheils einen uralten Schulwuſt wieder aufwärme, und daß ſie als erſte Wichtigkeiten ſolche Dinge vorbringe, welche mit dem Wohle der Staaten und des bürgerlichen Lebens nicht die geringſte Verbindung hätten, gegründet geweſen ſeyn oder nicht) die

Stützen derſelben anſah, nöthigen würde, zu folgen, und einen Kampf, bei welchem die Sachen nicht bleiben könnten, wie ſie waren, zu verſuchen. Mit dieſem Vorhaben rückte die vereinigte Armee die Donau hinauf, verjagte überall aus den bayeriſchen Städten die ſchwediſchen Beſatzungen, und ſtand im Anfange des Auguſtmonats in Schwaben vor Nördlingen, welche Reichsſtadt damals ziemlich befeſtiget, und mit einer ſchwediſchen Beſatzung verſehen war. Die Erhaltung dieſer Stadt, ſo wie überhaupt die Erhaltung von Schwaben und Franken zog, was man gewünſcht hatte, die Schweden aus Bayern, wo ſie ſeit der Erſcheinung des K. Ferdinand vor Regensburg durch Grauſamkeiten aller Art ſich auszeichneten. Der Herzog Bernhard von Weimar nämlich, der ſich bald nach der Ankunft der kaiſerlichen Armee vor jener Stadt mit ſeinem etwa zwanzig tauſend Mann ſtarken Heere, nach Franken zurückgezogen hatte, kam jetzt mit dem Gen. Horn, der vierzehn tauſend Mann anführte, neuerdings nach Bayern zurück, und fing (in der Abſicht, die Belagerer von Regensburg von dieſer Stadt wegzuziehen) an, die Plätze, welche durch die Mißhandlungen ſchwediſcher Truppen in den Jahren 1632 und 1633 noch nicht gänzlich zu Grunde gerichtet worden waren, zu verheeren.

entſetzliche Wirkung hatte, daß ſie in allen deutſchen Landen unzähligen Gelehrten, Lehrern und Schülern ihre Köpfe verrückte, ſo, daß ſie Dinge, an welchen nicht das Geringſte gelegen war, mit der ſonderbarſten Ernſthaftigkeit vorbrachten, und ſich dabei ſo ungebehrdig benahmen, wie nur verlorene Irren thun konnten, dergeſtalt, daß der unangeſteckt gebliebene Herder ſagte, wie man wahrhaftig fürchten ſollte, es ſey ein neuer St. Veitstanz zum Vorſchein gekommen. Die Haupteigenſchaften, welche man an den Männern, die das Unglück hatten, in dieſe Hirnkrankheit zu verfallen, wahrnahm, waren, daß ſie im Himmel und auf Erden, in ſich und außer ſich, alles ganz anders ſahen als andere Menſchen, daß ſie Jedermann, der nicht ſprach wie ſie, wüthend verachteten, daß ſie alle Erinnerungen nüchterner Leute tobend von ſich ſtießen, daß ſie alle Andersdenkenden unverſöhnlichſt verfolgten, und wo ſie konnten, zerknickten, daß ſie von Wiſſenſchaften aller Art ganz neue Anſichten aufſtellten, und überhaupt alles in der Welt niedergeworfen, und nach ihrer aufgeregten und ganz verwirrten Einbildungskraft geändert wiſſen wollten. Das Fieber wüthete ſo heftig, daß nüchterne Männer, nachdem ſie dieſe Vorgänge mit Entſetzen betrachtet hatten, wenn ſie anders nicht mit Beſchimpfungen aller Art in öffentlichen Blättern überſchüttet werden wollten, nichts thun konnten, als durch öffentliche Fragen (z. B. „welche ſind die Kennzeichen des geſunden Menſchenverſtandes?“) zu verſtehen zu geben, daß ſie meinten, der geſunde Menſchenverſtand befinde ſich in der Gefahr, Schaden zu leiden. Aber ſolche Stimmen wurden bei dem entſetzlichen Lärmen und Poſaunen der neuen Weisheit nicht gehört; und was das Traurigſte war, ſo wurde nach den Anſichten und Grundſätzen dieſer Afterweisheit in wiſſenſchaftlichen, und in den von den Wiſſenſchaften ausgehenden Gegenſtänden hier und da gehandelt. Die Verfaſſungen der öffentlichen Schulen zumal litten unerſetzlich. Die lateiniſche Litteratur mit der lateiniſchen Geſchäftsſprache wurde nur nebenher betrieben, häufig aber verachtet, und dafür die franzöſiſche Sprache, und eine häßliche Manie vom griechiſchen müßigen Dilletantenweſen eingeführt. Man wußte jetzt überall Vieles, ohne etwas gelernt zu haben, und lernte Vieles, was man nicht zu wiſſen brauchte. Aus Einem Schulfache wurden jetzt zehn andere geſchaffen, und Benennungen und Bedürfniſſe wurden erfunden, welche zu nichts führen konnten, als alle ächte Begriffe zu verwirren, den Verſtand irre zu leiten, und Selbſtdünkler und Phantaſten zu liefern. Eine unbegreifliche Luſt für das Umändern und Einreiſſen *) und eine tolle Wuth für die übereilteſten und unzeitigſten Unternehmungen, ein Aufſtellen von ganz kopfloſen Anſichten und Grundſätzen galt damals (und wirkte, leider nicht ſelten mit der brennendſten Eilfertigkeit) als großer Ton, welcher, weil man ihn unter dem Namen einer neuen Philoſophie, mithin die ſchwärmeriſchſten Tollhäusler als Philoſophen auftreten ließ, den ehrwürdigen Namen Philoſophie in das nachtheiligſte Licht ſetzte. Dieſe bemitleidenswürdige Kopfſucht hielt ſehr allgemein viele Jahre an, und noch im Jahre 1810 ſchrieb ein großer Denker **):

„**Wenn** einige unſerer exaltirten philoſophiſchen Köpfe, durch das Geiſterhebende einer beſſern Zukunft ermuntert, aus gewiſſen an ſich ſehr wahren Sätzen ſonderbare Folgen ableiten, der Anwendung zueilen, und in ihrem Feuereiſer verlangen:

---

*) „Wir ſehen jetzt, ſchrieb Jemand, junge Männer mit brennenden Köpfen, welchen der alte Lauf der Sonne mißfällt, und welche die Geſtalt der Erde darum tadeln, weil ſie kein Viereck iſt. Die Flüſſe ſollten, nach ihrer Meinung, alle vom Aufgang gegen Niedergang laufen, und die vierfüßigen Thiere gefielen ihnen beſſer, wenn ſie Flügel hätten.“

**) Materialien zur Beförderung der Welt- und Menſchenkunde ꝛc von Adam Weishaupt 3tes Heft, Gotha. 1810. S. 314.

— daß alles Gute und Menſchenbeglückende auf Einmal, nicht morgen, ſondern heute ſchon geſchehe;

— wenn ſie ſich über alle beſtehende Rechte hinwegſetzen, und ſich bei jeder Veranlaſſung auf Menſchenrechte berufen;

— von einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit ſprechen;

— auf der unbeſchränkteſten Toleranz aller Meinungen beſtehen;

— eine unbedingte Preßfreiheit fordern;

— gegen die uralten hergebrachten Rechte der privilegirten Stände ohne Ausnahme eifern, und ſolche als widerrechtliche Uſurpation verſchreien;

— wenn ſie gegen den Luxus, gegen die Schwelgerei und Ueppigkeit der Höfe, gegen das Geld und den Reichthum, oder ſelbſt gegen das Eigenthum declamiren;

— wenn ſie die Gemeinſchaft der Weiber und eine gemeinſchaftliche Erziehung der Kinder empfehlen;

— wenn ſie von unſern Fürſten die Abſtellung aller Feindſeligkeiten, die Abſchaffung ihrer Armeen. die Aufhebung des Ceremoniels und Hofgepränges, die Vernichtung aller Feudalrechte, die Vertilgung des Adels, der Mönche, der Geiſtlichkeit, der Hierarchie, der chriſtlichen Religion verlangen, und die Vernunftreligion zur herrſchenden und einzigen erheben wollen;

— wenn ſie Plane zu einem ewigen Frieden, zu einer vollkommenen Republik entwerfen, und zu dieſem Ende die Welt theilen;

— wenn ſie alle Auflagen, die Leibeigenſchaft, den Negerhandel, die Todesſtrafen abgeſchafft, und eine unbedingte Handelsfreiheit hergeſtellt wünſchen;

— wenn ſie die Türken aus Europa vertreiben, und alle Raubſtaaten ſogleich zerſtört wiſſen wollen, und was ſonſt der frommen Wünſche mehr ſind; wenn, ſage ich, ſolche Anwendungen gemacht werden, dann erſt läßt ſich erwarten, wie ſolche Blößen gierig aufgefangen, hervorgezogen, vergrößert, belacht, zur Schau ausgeſtellt, und der Weltweisheit zur Laſt gelegt werden.“

Wirklich fieng man allgemein an, wenn man ſich einen Philoſophen jener Tage dachte, ſich einen ganz und gar verſchobenen, zerrütteten und wildfeuerigen Brauſekopf, der ſogar für die ſüße Ruhe und Freude des geſellſchaftlichen Lebens verdorben wäre, zu denken, und ſich an die fürchterliche, aber richtige Aeußerung des Königs von Preußen zu erinnern, und man klagte ſich überall, daß man bei den vernachläſſigtſten Menſchen der niedrigſten Klaſſe eine ungleich richtigere Art zu ſehen und zu urtheilen antreffe, als bei einem großen Theile der Neuphiloſophen, welche ſich des heiligen Berufes bemächtiget hätten, andere zu unterrichten, andere denken zu lehren, und ihnen mit Beiſpielen eines beſcheidenen, duldſamen, ruhigen und männlich geſetzten Weſens (wie es Männern von guter Erziehung und feiner Bildung geziemt,) vorzuleuchten.

Unter die traurigſten Erſcheinungen, welche ſich ſeit dem J. 1790 herbeiführten und ausbreiteten, gehört, in religiöſer und moraliſcher Hinſicht, die Verbildung der gemeinern Volksklaſſen. Eine faſt überall höchſt mißverſtandene und ganz verfehlte Volksaufklärung führte nach und nach das Verlangen nach einer Menge eingebildeter Bedürfniſſe, und eine blinde Verhätſchelung und Duldung der ihre alten ſtrengen Bande raſch auflöſenden Verweichlichung und Unſittlichkeit herbei, welcher die ſchönen Namen, Volksbildung, Verfeinerung und Veredlung der Sitten gegeben wurden. Bald zielte alles nur dahin, ſeine Sinnlichkeit zu befriedigen, und die Wenigen, welche noch den (gewagten) Muth hatten, zu erinnern, daß es ja doch eine Pflicht gebe, die Sinnlichkeit ſtreng zu bezähmen, ſie zu unterjochen, und die Herrſchaft über ſich ſelbſt zu behaupten, wurden als Pedanten und Narren höhniſch belacht, und was ſtets nachfolgte, von jeder Gelegenheit, auf irgend etwas einen Einfluß zu haben, entfernet. Die Prediger mußten alles verſüßen, und Unarten mit dem ſchonendſten Glimpfe berühren, und die harten Worte, „Sünde und Laſter,“ durften, wenn man nicht als ein roher Verfinſterer behandelt werden wollte, nicht mehr genannt werden. Bald trieb die Ueppigkeit mit vollen Segeln dahin, und die gemeinſten Volksklaſſen rannten aus den ihnen zukömmlichen Grenzen. Das große Beiſpiel von Volksverfeinerung wurde zuerſt wieder in Norddeutſchland gegeben, und ſchon im J. 1791 ſagte ein „Schreiben über den Luxus in Mittelorten in Churſachſen *): Der Luxus — je nun bei den hieſigen Bauern kömmt, wenn Ehrengelage ſind, der Kaffee zwei bis drei Tage nicht vom Tiſche. Mehr Aufgeklärte (denn wir ſind verzweifelt aufgeklärt) laſſen ſich auch Chocolade gefallen. An unſerm Orte, der etwa ſechzehn bis ſiebenzehn hundert Einwohner und ein mäßiges Gewerbe hat, trinken alle Tuchknappen Punſch, der in

---

*) Schlözers Staatsanzeigen 17ter Band. S. 359. Aus Hr. Prof. Titius würtembergiſchen Wochenblatt. B. XXIV. St. 18. S. 141.

etlichen Häuſern immer zu haben iſt. Den Winter liegt hier manchmal eine Truppe Komödianten, die alle Wochen viermal ſpielen, und unſer Geld mit ins Ausland nehmen; wobei wöchentlich einmal Concert gegeben wird. Jede Bürgersfrau von einiger Cultur und Vermögen, hält das Journal des Luxus und der Moden mit, und ſetzt eine von den hieſigen Putzmacherinnen, deren wir hier bald ein Dutzend aufweiſen können, in beſtändige Thätigkeit. Das Lotto di Genova hat in der Nachbarſchaft ein Comptoir, welches wöchentlich viele hundert Rthlr. von uns zieht. Eine große Zahl wohlhabender Familien ſind dadurch ſchon ruinirt, und doch wird noch eingelegt; auch wenn die Betten unter dem Leib fort ſollten, und alle zehn Schritte ein Galgen ſtände. Dennoch aber lamentirt alles über ſchwere Zeiten, und murret, daß der Bettelvogt überall die Ordonanz habe, ohne abgelöſt zu werden. Wie gefällt Ihnen das? Zweifeln Sie noch an der Erleuchtung unſerer Tage? Indeſſen ſcheint mir der Luxus nicht ſo gefährlich, als Sie denken. Wenn das Geld alle iſt, hört er von ſich ſelbſt auf. Mancher ſäuft heute Punſch und frißt Bricken, morgen aber Erdäpfel und Waſſer. Wir haben einen ganz andern und ſchweren Feind unſers Wohles unter uns. Das iſt das Ricochet von der franzöſiſchen Revolution, wo in aller Bauern und Taglöhner Herzen durch die ausgebreitete Leſewuth ein Haß gegen die Obrigkeiten gelegt wird, der wie ein Krebs um ſich frißt, und durch Irreligioſität, woran unſere theologiſchen Windbeutel Schuld ſind, mächtiglich genährt wird. Nun ſehen wir, was Voltaire und Conſorten hungrigen Andenkens in Deutſchland geſtiftet haben. Mit einer Hälfte der großen Wahrheit: Fürchte Gott! wären wir fertig. Nun, da die andere, Ehre den König, ſchlechterdings mitſinken muß, machen wir große Augen. Ich breche indeſſen von einem Thema ab, worüber ſich Tage lang ſprechen ließ, und das Sie ſelbſt überſehen. Genug, es iſt eine heimliche Wunde, die, wofern nicht bald Friede wird, tüchtig bluten wird. Luxus ſieht aus wie Preßfreiheit. Beide gleichen einer Treppe, auf welcher ein vernünftiger Mann ganz bedächtig und glücklich auf und nieder ſpazirt, der Narr und Trunkenbold aber ſtolpert, den Hals bricht, und allenfalls ein Paar ehrlichen Leuten, die ihm begegnen, Beulen an den Kopf ſtößt. Mit der Irreligioſität aber iſt es anders; und es muß bei dergleichen aufgelöſter Moralität dahin kommen, daß die ſo verachteten Pfarrer und Schulmeiſter für ihre bisherige Geringſchätzung Genugthuung bekommen werden; denn dieſe ſind allein die Säulen wahrer Aufklärung, oder die ganze Weltgeſchichte müßte erlogen ſeyn.“

Mehr und weniger haben ſich dieſe und ähnliche Erſcheinungen auch in ſüddeutſchen Provinzen nur zu gräßlich gezeigt; und da, wo das geſchehen iſt, ſtehen jene Säulen wahrer Aufklärung nicht mehr. Man hat in ſolchen Provinzen, anſtatt verwelkende Aeſte wegzunehmen, mit einer ganz unberechneten und höchſt leidenſchaftlichen Hitze den Baum ſelbſt angegriffen und die Wurzel verletzt. Wenn man da je noch grüne Blätter, und ſogar noch einzelne Früchte ſieht, ein neuer Saft tritt nicht mehr herauf, und neue Blüthen kommen nicht mehr. Die Ordnung und der Zuſammenhang der allerwichtigſten Dinge iſt zerriſſen, und der Sinn zur Wiederherſtellung iſt vollends verſchwunden. Man gibt wohl ſogar (mit einem unbegreiflichen Blödſinn) die Unordnungen den Verfaſſungen und Anſtalten der vorigen Zeit, zu welcher Zeit ſie ja doch nicht vorhanden waren, Schuld, und beharret auf ſeiner entſetzlichen Verblendung. Man hat den Faden verloren, und hat diejenigen geblendet, welche Augen gehabt hätten, ihn zu ſuchen. Das Hauptgebrechen der Länder, welche das Unglück hatten, von dem Strudel des Zeitgeiſtes ergriffen zu werden, beſteht darin, daß man das gegenwärtige Leben von dem, So kamen die Schweden über Freiſing und Mosburg im Monat Juli 1634 nach Landshut, wo die bayeriſche Armee das Unglück hatte, einen Anführer, deſſen Verluſt gleichſam unerſetzlich war, einzubüßen. Der Feldmarſchall Altringer wurde jener bayeriſchen Hauptſtadt mit einem Korps von zwölf tauſend Mann zur Hülfe geſchickt, und hatte ſich perſönlich in die Stadt, um ihre Vertheidigungsanſtalten zu ſehen, begeben, als die Schweden bald darauf, da ein durch eine Bombe entzündetes Pulvermagazin einen großen Theil der Schloßmauer niederwarf, in die Stadt drangen, und den Altringer, deſſen Korps außer der Stadt gelagert ſtand, keine andere Wahl ließen, als durch eine ſchnelle Flucht ſich zu retten. Der Ausweg führte über die Iſarbrücke, welche für die Menge der ſich flüchtenden Bürger, dann ihrer Frauen und Kinder bei weitem nicht Raum genug hatte, ſo daß im Gedränge viele hundert Perſonen in die Flut geſtürzt wurden, und umkamen. Hier fiel Altringer durch einen Schuß tödtlich verwundet vom Pferd, und wurde wenigſtens dem Schmerz, die Stadt, welche er zu erhalten, und das Land, welches er zu beſchützen gekommen war, mißhandelt zu ſehen, entriſſen. Die Stadt wurde an mehreren Orten angeſteckt, wiewohl nicht ganz verwüſtet; die Ein-

Glauben und Denken an ein Zukünftiges ganz getrennt, ja daß man ſich bei den ernſthafteſten Angelegenheiten ſo, als wäre mit dem, was hienieden iſt, alles geendigt, benommen, und daß man hierin das Volk, welches nunmehr bereits ohne noch von einer Leitung hören zu wollen, ſeinen eigenen Gang geht, ſich ſelbſt überlaſſen hat. Wer aber nicht gelernt hat, für ein künftiges Leben zu leben, der lebt das gegenwärtige gewiß ſchlecht, — als ein unverläſſiger Unterthan, als ein gehaltloſer Bürger, als ein gewiſſenloſer Staatsmann. Das heidniſche **Honestum**, an das man ſich durch das Dreſſiren (nicht Bilden) der Jugend und der Volksmaſſen gewöhnen will, hält kein Gebäude, weil es keinen Grund hat. Auch werden Grundſätze darum nicht wahr noch gut, weil ſie aufgeſtellt werden, und die ewigen Verbindungen und Verhältniſſe der Dinge bleiben unverändert, wenn man ſich auch unzählige Male erlauben ſollte, aus zwei und zwei bald drei bald fünf zu machen, und (in Verhandlungen) über die ehemals allgemein und einhelligſt anerkannten und befeſtigten Satzungen der Völker- und Länderrechte ſich hinwegzuſetzen. Der allertraurigſte Umſtand, welchen man an den Kopfkranken des Zeitgeiſtes mit Betrübniß und mit Schrecken wahrnehmen muß, beſteht vollends darin, daß es dieſen Kranken, während daß ſie in manchen Fächern, z. B. im wiſſenſchaftlichen Fache, um dreißig Jahre zurückgekommen ſind, und täglich tiefer hinabſinken, vorkommt, als wären ſie um hundert Jahre vorwärts gerückt, und daß ſie ſich dieſes ihres traurigen Wahnes höchlich und frohlockend rühmen, ſich Glück wünſchen und Glück wünſchen laſſen. Bei dem tödtendſten Froſt wähnen ſie (dieſe bemitleidenswürdigen Irren des Zeitgeiſtes) ſich in einer alles belebenden Wärme und bei der Finſterniß der Mitternacht bilden ſie ſich ein, ſich im vollen Glanze der Mittagsſonne zu befinden; gleich unheilbaren Kranken, welche von ihrem Wohlſeyn ſprechen, indem ſie ſterben.

Ja! dieſe ſeit dem Jahre 1790 zum Vorſchein gekommene Erſcheinungen ſind wegen ihrer in vielen Menſchenaltern unheilbarer Folgen, noch ungleich wichtiger, als dieſes der ſeit eben jenem Jahre entſtandene Krieg (ſo höchſt ſelten in ſeiner Art, und ſo unendlich ernſthaft und wichtig er war) nur immer ſeyn kann; denn ſollte es in einigen Orten fortgehen, wie es ſeit einigen Jahren gegangen iſt, ſo müßte es „Wohin wohl?“ gehen. Man vernehme die Weltgeſchichte, die den Gegenwärtigen aus dem Alterthume zuruft, daß man aus dem, was in der Vorwelt geſchah, das, was in der Folge geſchehen werde, lernen und abziehen, daß man mit feinen Augen ohne Brille ſehen, mit unverſtopften Ohren hören ſoll. Die Oberfläche der ganzen Erde, lehrt ſie, (die Weltgeſchichte) ſey ein lauterer Schutt von Königreichen und Völkerſchaften, welche die Urſache und die Abſicht ihres vorübereilenden Daſeyns vergeſſen, welche bei einem unglücklichen Wahn und Dünkel alle Empfänglichkeit für das, was ihren eingebildeten Stolz hätte niederſchlagen und ſie ihre Barbarei hätte fühlen laſſen können, verloren, und welche, da ſie aus der Reihe beſonnener, religiöſer und moraliſcher Völker abtraten, das Andenken an ihr ehemaliges Daſeyn nur noch durch die Aufſchrift, welche vom hohen Himmel herab mit flammenden Buchſtaben ſpricht: „discite justitiam moniti et non temnere Divos!" erhalten haben. Dieſe ewige Aufſchrift hat man da, wo man das „intellectum da mihi et vivam!" vor Augen gehabt, und wo man den richtigen Schluß, daß eine Nationalkrankheit nur durch eine Nationalanſtalt geheilet werden könne, zur weiſen Beherzigung genommen; und es gereicht dem Oberhaupte der katholiſchen Kirche, Pabſt Pius VII., zum unſterblichen Ruhme, daß Er, der Erſte, eine ſolche Anſtalt in ſeinen Staaten unternommen, und daß Er (nachdem Er nach ſeiner Ueberzeugung die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens für das beſte Mittel, der Religion und den Sitten wieder aufzuhelfen, die Sicherheit der Fürſten zu befeſtigen, und die Völker zu beruhigen, erkannte) dieſen Orden vermöge einer (den 7. Aug. 1814 unterzeichneten Bulle) wieder in die Welt zurückgeführt hat *), mit ſeinem feſten, ſelbſt eigenen, mit ſeinem für das von ihm erkannte Gute unbeugſamen Sinn, ohne alle Hinſicht auf die **frivolas et inanes voces, tum fraudes ac fabulas Mundi, in maligno positi.**

---

*) Was natürlicher Weiſe zu vielen beſtellten und raffinirten Plaudereien Gelegenheit geben, und (nisi nos omnia fallant) am Ende zum Ruhm und Gewinn der Jeſuiten und der Welt ausfallen wird.

* * *

Bayerische
Staat[illegible]
[illegible]

Fortſetzung der menſchenfleiſchen-geſchichte
a. in Hamburg
b. in Stuttgart

Lorenz v. Weſtenrieders
sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Einunddreißigſter Band.

Kempten, 1837.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Bbg 1623/3

Abriſs
der
bayeriſchen
Geſchichte.

wohner aber anfangs ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters niedergemacht, und dann dreizehn Tage lang mit allen Arten von Qualen gemartert [*]. Die Drangſale des Landes waren unbeſchreiblich. Die Städte Friedberg, Aichach, Erding, Mosburg u. a. lagen nebſt vielen andern, welche eben nicht ganz durch das Feuer, aber durch unzählige Gewaltthätigkeiten zerſtört wurden, im Schutt; ja die ganze Gegend vom Lech bis München, und von der Iſar bis zur Donau lag, (München, in welcher Stadt jetzt 1634 eine verheerende Peſt ſich einſtellte, ausgenommen) von Menſchen und Vieh entblößt und zerſtört. Dieſes Elend und der dadurch verurſachte gänzliche Mangel an Lebensmitteln mag eine vorzügliche Miturſache geweſen ſeyn, daß jetzt der Herzog Bernhard von Weimar ſeine Feinde zu einer Schlacht aufſuchte, ungeachtet der Ueberlegenheit derſelben, welche ſo groß geweſen ſeyn ſoll, daß ſelbſt der General Horn ſich viele Mühe gab, den Herzog zu bereden, daß er

---

[*] Hier beſonders nöthigten die Schweden die Einwohner zu dem ſogenannten Schwedentrunk, das iſt, ſie zwangen die Unglücklichen, ſo lange Waſſer zu verſchlingen, bis ſie ohnmächtig wurden, und ſprangen mit Gelächter auf ihren Leibern herum, um das Waſſer wieder abzutreiben.

Vorrede.

Ich liefere hiemit einen Abriß der Geſchichte unſers uralten, durch Thaten und Schickſale längſt verewigten Vaterlandes. Es iſt zur Zeit nur noch ein Abriß, was ich liefere; aber es iſt genug, um uns mehr als ahnen zu laſſen, wer wir waren, wer wir ſind, und ſeyn ſollten.

Die Geſchichte, welche ſich, wie die praktiſche Phyſik, auf Erfahrungen gründet, weiſet überhaupt auf die ewigen Grundſätze hin, daß unſer Glück und Wohlſtand auf der Ausbildung unſerer Anlagen und Fähigkeiten, und auf einem reichen Beſitz nützlicher Einſichten (nach unſern eigentlichen Bedürfniſſen) beruhe, und daß demnach derjenige, welcher (aus Bosheit, Mißverſtand, oder heimtückiſcher Abſicht) den Rath gäbe, daß man Unwiſſenheit und Stupidität erhalten oder verbreiten ſoll, einen höchſt ungeſchickten und (wenn ein ſolcher weiß, was er ſpricht) einen höchſt laſterhaften Rath geben würde, welcher unmittelbar dahin führte, dem Landesherrn und dem Vaterlande unſittliche, unbrauchbare und ungehorſame Unterthanen zu liefern; denn es iſt ja nicht das Verbrechen allein, was unglücklich und elend macht; ſondern auch dem Irrthume und der Unwiſſenheit folgt die Strafe auf dem Fuße nach, und verbreitet gedankenloſe Trägheit, Armuth, Verachtung und Tod.

Mit dem Xenophon, Livius, Cäſar (oder einem andern der alten Klaſſiker) in der Hand, rettete mancher weiſe Fürſt ſein Vaterland, und machte es ſittlich, thätig, wohlhabend und groß. Von der vaterländiſchen Geſchichte würde man ungleich mehr erwarten, ungleich beſſer ſich mit ihr berathen und wirken können, indem ſich kaum ein mißlicher Fall, wo ein guter Rath theuer iſt, ergeben kann, wo ſie nicht einen guten, auf Erfahrungen befeſtigten Rath ertheilte; wo ſie nicht leitete, tröſtete, ermunterte, und im unvermeidlichen Nothfall ſtandhaften Muth und männliche Beharrlichkeit einflößte. Niemand bleibt bei der Geſchichte ſeines Vaterlandes ungerührt, Niemand unbelehrt, und der Richter und Rathsherr, der Erzieher und Lehrer, der Künſtler, der Handelsmann, der Handwerker und Landbebauer kann ſich darin Raths erholen. Und ſo gebe Gott, daß wir durch dieſe köſtliche Wiſſenſchaft ſtets auch weiſer, thätiger, nachdenkender, und in jeder Art des Guten beſſer, edler und vortrefflicher werden!

* * *

Erſtes Kapitel.

§. 1.

1) Abkunft, 2) Wanderungen, 3) Uebergang der Boier nach Vindelicien, Norikum, Rhätien. 4) Anſtalten der Römer in dieſen Ländern. 5) Verfall, 6) Abzug derſelben im J. 480. — Befreiung der Boier.

1) Wenn gleich die erſte Geſchichte der Boier mit vielen Dunkelheiten umgeben iſt, ſo kommen doch die Zeugniſſe und Nachrichten der bewährteſten alten Geſchichtſchreiber darin überein, daß ſie eine berühmte, gewaltige Völkerſchaft waren. Sie waren celtiſcher Abkunft, und gleich andern celtiſchen Stämmen aus Nordaſien die Donau herauf über den Rhein nach dem heutigen Frankreich oder Gallien gezogen, und wurden überhaupt Celten oder Gal-

lier, von ihrem beſondern Wohnſitz aber, welchen ſie unterhalb dem heutigen Bourdeaux im Pays de Buch, in einer damals ganz mit Wald und Geſträuch überwachſenen Gegend nahmen, Boier, Boarn, das iſt, Waldbewohner, genannt. Man findet von dieſen Boiern oder Boarn noch einige Ueberbleibſel in dieſen Gegenden unter dem Namen les Büyes.

2) Jene Boarn hatten ſich binnen einiger Zeit dergeſtalt vermehrt, daß ſie unter ſich einig wurden, neue Wohnplätze aufzuſuchen. Dieſen Entſchluß führten ſie um das Jahr der Welt 3400, oder ungefähr 600 Jahre vor Chriſti Geburt, zur Zeit, da in Rom Tarquinius Priscus, der fünfte römiſche König regierte, wirklich aus. Sie hatten zwei junge Prinzen und Brüder, genannt Bellowes und Sigowes, zu ihren Anführern, und richteten nach geworfenem Loos ihre Züge oder Wanderungen nach verſchiedenen Gegenden. Sie erfuhren auch die verſchiedenſten Schickſale.

Jene Boier, welche ſich mit dem Bellowes vereinigten, drangen über die Alpen bis an den Po vor, bauten an dieſem Fluſſe eine Stadt, nachmals Laus pompeia, jetzt Lodi genannt, und führten mit den Römern unter abwechſelndem Glück unaufhörliche Kriege. Um das Jahr 390 vor Chriſti Geburt rückten ſie unter der Anführung ihres Feldherrn Brennus, und in Geſellſchaft der Senoner und Lingoner (galliſcher Völkerſchaften, welche ihnen ſeit ihrer Niederlaſſung in Italien nachgezogen waren) bis nach Rom, eroberten dieſe Stadt, und belagerten das Kapitolium; ſie wurden aber von neuangekommenen Römern überfallen, zerſtreut und geſchlagen, und verloren nach mehreren Niederlagen ihre Freiheit. Als aber um das J. 218 vor Chriſti Geburt der berühmte carthaginenſiſche Feldherr Hannibal ſeinen Heereszug nach Italien über die Gebirge begann, benützte der Boierfürſt Magil dieſe Gelegenheit ſich und ſein Volk wieder frei zu machen, und führte den Hannibal durch die unwegſamſten Pfade über die Gebirge. Die Römer litten am Teßino, und bald darauf bei Traſymene erſchöpfende Niederlagen, und eine andere römiſche Armee von 25,000 Mann, welche unter der Anführung des Poſthumus wider die Boier aufzog, wurde von dieſen durch abgeſägte und plötzlich umgeſtürzte Bäume verſchüttet; aber nach einiger Zeit verließ dieſe Boier das Glück wieder, und ſcheint ſie nie wieder begünſtigt zu haben. Sie geriethen nach verſchiedenen unglücklichen Schlachten in die Dienſtbarkeit der Römer, und da ihnen dieſe unerträglich fiel, verließen ſie um das J. 188 vor Chriſti Gegurt ihre Heimat in Italien, welche ſie über

400 Jahre bewohnt hatten. Sie zogen über die Tauren im heutigen Steyermark durch Norikum und Illyrien, und ließen ſich im damaligen Obermöſien oder dem heutigen Servien nieder. Hier bekamen ſie die jenſeits der Donau wohnenden Dacier zu Feinden, von denen ſie ohne Unterlaß beunruhigt, und im J. 42 vor Chriſti Geburt durch einen ſchrecklichen Ueberfall beinahe aufgerieben wurden, ſo, daß ihrer ſeit dieſer Zeit die Geſchichte nicht mehr erwähnte.

Jene Boier, welche dem Prinzen Sigowes folgten, erfuhren beſſere Schickſale. Sie zogen (nach dem Flug der Vögel) in den hercyniſchen Wald, und ließen ſich in der Gegend nieder, welche von ihnen den Namen Boienheimat, **Boiohemum**, Böhmen, welchen Namen dieſes Land noch heute führt, erhielt. Sie bekamen die Teutonen oder Deutſche zu Nachbarn, und vertheidigten ſich tapfer wider ihre Einfälle. Als im J. 112 vor Chriſti Geburt Cimbrer und Teutonen nach den Ländern der Römer zogen, verwehrten ſie denſelben mit bewaffneter Hand den Durchzug durch ihr Land. Da ſie die Thaten ihrer Voreltern, welche ſie bei ihren feſtlichen Volksverſammlungen durch gottesdienſtliche Lieder beſangen, ſtets im friſchen Andenken erhielten, ſo faßten von Zeit zu Zeit einige junge Leute den Entſchluß, die verherrlichten Unternehmungen ihrer Vorväter nachzuahmen, und entfernte Länder zu erobern. Schon im J. 280 vor Chriſti Geburt war eine Colonie dieſer böhmiſchen Boier nach Thracien und bis nach Aſien gezogen, wo ſie ſich durch ihren kriegeriſchen Muth den Namen Toliſtoboier oder Heldenboier erwarben. Im Jahre 58 vor Chriſti Geburt zog eine Colonie nach Oberſteyermark, und machte ſich dieſes Land und deſſen Hauptſtadt Noreia unterwürfig. Unter dieſer letztern Colonie verfielen einige auf weitere Unternehmungen. Indem ſie nämlich nicht vergeſſen hatten, daß ihre Voraͤltern einſt in Gallien anſäſſig, und aus dieſem nach Böhmen gezogen waren, äußerten einige das Verlangen, nach ihrer uralten ehemaligen Heimat in Gallien zurückzukehren. Eine Schaar von 32,000 dieſer noriſchen Boier machte mit den Helvetiern, welche ebenfalls von galliſcher Abkunft, und mit einer gleichen Begierde, ihr altes Vaterland wieder zu behaupten, erfüllt waren, einen gemeinſchaftlichen Bund. Die vereinigten Heere brachen mit einer ſolchen Zuverſicht eines glücklichen Erfolgs nach Gallien auf, daß die Helvetier beim Abzuge ſogar ihre Wohnungen verbrannten, indem ſie ſich gar nicht vorſtellten, daß ſie durch irgend eine Macht genöthigt werden könnten, nach ihrer Heimat wieder zurückzukehren. Auch würden die Gallier wenig wider ſie ausgerichtet haben; allein einige galliſche Völkerſchaften waren bereits Bundesgenoſſen der Römer, welche den Neuangekommenen ein Heer entgegen ſtellten, welches Julius Cäſar anführte. Dieſer berühmte Feldherr ſchlug die Helvetier und Boier in einer entſcheidenden Schlacht bei Bibracte in Burgund, zwang die übrig gebliebenen Helvetier nach ihren verlaſſenen Wohnplätzen wieder zurückzukehren; den Boiern aber, deren Tapferkeit und Biederkeit er vorzüglich bewunderte, geſtattete er auf Anhalten ſeiner galliſchen Bundesgenoſſen, der Aeduer (Bewohner des heutigen Burgund), in den Landſchaften zwiſchen den Flüſſen Liger oder Loire, und Elaver oder Allier (im heutigen Bourbonois) ſich nieder zu laſſen, und nach ihren uralten Rechten und Freiheiten zu leben. Sie lebten unter dem Schutze der Aeduer, und hatten die Ehre, aus ihrem Mittel, dem Stammſitz Bourbon, die franzöſiſchen Könige des bourboniſchen Geſchlechts abſtammen zu ſehen.

Die Schickſale eben dieſer Aeduer gaben bald darauf zu Begebenheiten Anlaß, welche am Ende die wichtigſten Folgen für die Boier in Böhmen nach ſich zogen. Die Aeduer wurden nämlich von benachbarten galliſchen Völkerſchaften, den Sequanern, beſtändig beunruhiget, und dieſe letztern verfielen endlich auf den Einfall, ihre deutſchen Nachbarn, welche jenſeits des Rheines wohnten, und aus deutſchen Sueven beſtanden, zu Hilfe wider die Aeduer zu rufen. Die Sueven erſchienen unter der Anführung ihres Königs Arioviſt, beſiegten die Aeduer, und hielten nunmehr auch die Sequaner für beſiegt. Sie ließen ſich in ihren Ländern nieder, und zogen ſo viele deutſche Völker an ſich, daß es das Anſehen gewann, als wollten ſie ganz Gallien erobern. Ein ſolches Vorhaben ſetzte die Römer, als welche Gallien bereits für ihr Land anſahen, in Bewegung; ſie ſchickten den Julius Cäſar mit einem Heere ab, und es glückte der römiſchen Kriegskunſt, über die deutſche Tapferkeit in einem gräßlichen Kampfe (in der Nähe von Montbeliard) zu ſiegen. Cäſar wagte ſich ſogar zweimal über den Rhein, unterwarf ſich die nächſten deutſchen Stämme, welche unter ſich ſelbſt uneinig waren, bis nach Coblenz, und legte nunmehr den bezwungenen Rheingegenden den Namen Germania bei, welches in zwei Theile abgetheilt wurde. Der Strich von Baſel bis Mainz, welches die Hauptſtadt war, hieß Germania prima; die Landſchaft, welche beim Einfluß der Moſel in den Rhein anfieng, und im belgiſchen Gallien beim Einfalle des Rheins in das deutſche Meer ſich endete, und Cöln zur Hauptſtadt bekam, wurde Germania ſecunda genannt.

ſich gefallen laſſen möchte, den von ihm beſchloſſenen Angriff der feindlichen Armee wenigſtens ſo lange, bis ſeine ſämmtlichen aus der Ferne herbeigerufenen Heere, zumal der Rheingraf Otto Ludwig mit ſeiner zahlreichen Reiterei angekommen ſeyn würde, nicht vorzunehmen. Die ſchwediſche Armee mit den ſämmtlichen Korps des Herzogs Bernhard, des Horn, des (ehemals bayeriſchen Generals) Kratz, der mit ſeinen Truppen einen Tag vor der Schlacht ankam, des in zwei Regimentern beſtandenen wirtembergiſchen Korps, ſoll nur ſechszehn tauſend Mann zu Fuß, und etwas über neun tauſend zu Pferd, die kaiſerliche Armee aber, bei welcher ſich nebſt einem bayeriſchen, vom Herzog Carl von Lothringen, und dem bayeriſchen General von Werth (denn Maximilian hatte ſich während der ſchwediſchen Streifereien in ſeinem Lande nach München begeben) angeführte Heer, auch der erſt mit etwa vierzehn tauſend Mann nach den Niederlanden ziehende, aber gerade jetzt zur rechten Zeit bei dem kaiſerlichen Heere angekommene ſpaniſche Infant, Cardinal Ferdinand, befand, ſoll wenigſtens eine doppelt ſo zahlreiche Mannſchaft gezählt haben. Die ſchwediſchen Heeresführer verließen ſich mit größter Zuverſicht auf ihre mit Erfahrungen begeiſterte Tapferkeit, und ihre Truppen waren nicht weni-

Nunmehr dauerten die Streifereien der Römer in dieſſeitigen Gegenden des Rheins unaufhörlich fort, und die unterjochten deutſchen Stämme wurden den Römern zinsbar; auch wurde die junge Mannſchaft häufig in entfernte Provinzen verſetzt. Dieſe Umſtände brachten einige ſueviſche Völkerſchaften, welche zwiſchen dem Rhein, dem Main und der Donau wohnten, und Markomanner, Haruden und Seduſier genannt wurden, auf den Entſchluß, ihre Gegenden zu verlaſſen, und neue Wohnſitze aufzuſuchen. Sie hatten einen marcomanniſchen Edelmann, Marbod, welcher lange in Rom gelebt, und die römiſche Kriegskunſt vollkommen begriffen hatte, zu ihrem Anführer und König gewählt, und drangen bis nach Böhmen, wo ſich ihnen die Boier entgegen ſetzten, aber auch bald die Unmöglichkeit einſahen, ihre Heimat wider die Anfälle der marcomanniſchen Fremdlinge in die Länge behaupten zu können. Man findet übrigens bei keinem Geſchichtſchreiber, was ſich bei dieſem Streite eigentlich zugetragen, oder durch welche Zufälle ſich derſelbe wider die Boier ſo ungünſtig geendet hat, und man kann nur ſo vieles muthmaſſen, daß ſich überaus wichtige Vorfälle und harte Kämpfe ergeben haben müſſen, indem der berühmte Geſchichtſchreiber Tacitus, welcher ein vortreffliches Buch von den

Sitten der Deutſchen ſchrieb, ſagt, daß ſich die Marcomanner den höchſten Ruhm dadurch erworben hätten, daß ſie über die Boier geſiegt haben. Die Boier hätten nun die fremde Herrſchaft ihrer Beſieger anerkennen, und denſelben ihre Güter und Beſitzungen preis geben ſollen; allein wenn ſie ſich dem Verluſte ihrer liegenden Habſchaften nicht widerſetzen konnten, ſo ſtand es doch in ihrer Gewalt, der erſtern zu entgehen. Sie wollten ſich lieber aus freiem Entſchluſſe neue Herren wählen, als ſich denjenigen, von welchen ſie ſo harte Kränkungen erfahren hatten, unterwerfen.

3) Um dieſelbe Zeit ſind mit drei uralten und mächtigen Nationen, welche den Boiern ſüdlich dieſſeits der Donau lagen, höchſt wichtige Veränderungen vorgegangen. Die Bewohner der Landſchaften zwiſchen der Donau, dem Inn und dem Lech nordweſtlich bis an den Urſprung der Donau, und ſüdweſtlich bis an den Bodenſee, hieſſen Vindelicier, und ihr Land Vindelicien, welcher Name von Vindo (oder Wertach) und Lycus (Lech) abgeleitet wird. Die andere Nation führte den Namen Noriker, deren Gebiet ſich gegen Abend an Vindelicien, nämlich bis an den Inn, gegen Norden an die Donau oder das alte eigentliche Deutſchland, gegen Oſten an das cetiſche Gebirg (mons cetius, oder den Kalenberg,

welcher eine Stunde oberhalb Wien an der Donau anfängt, und auf 50 Meilen bis an den Savfluß reicht) erſtreckte, wo ſie (die Noriker) ein anderes Volk, Pannonier genannt, zu Nachbarn hatten, deren Gebiet ſich an den Ort, wo der Savfluß in die Donau fällt, ſich ausdehnte, und wovon ein Theil, welcher zwiſchen dem Kalenberg, dem Rabfluß, der Donau und der Sav lag, Oberpannonien genannt wurde. Gegen Mittag grenzten die Noriker an das Kraingebirg hinter Laubach (Caravancas) an die Kärner und Japidier bis nach Italien. Die dritte Nation waren die Rhätier (**Rhäti**), deren Gebiet gegen Oſten an das noriſche Gebirg, gegen Süden an Italien bei dem Comerſee und Verona, gegen Weſten an den Urſprung des Rheins, an Helvetien und den Bodenſee, gegen Norden an Vindelicien grenzte.

Von der Abkunft dieſer drei großen Nationen, der Vindelicier, Noriker und Rhätier, ſo wie überhaupt von den Schickſalen derſelben, während der Zeit, als ſie die drei großen Landſchaften beherrſchten, hat uns die Geſchichte wenig Zuverläſſiges aufbewahrt, und nur die Namen einiger beſonderer Stämme oder Völkerſchaften derſelben ſind uns, wiewohl nicht immer genau bekannt gemacht worden. In Vindelicien z. B. hießen die Bewohner um den Lech Licatier oder Lechrainer. Zwiſchen der Iſar und der Ilm ſetzen einige die Leuner oder Genauner; dann zwiſchen dem Inn und der Iſar die Katenatier; an der Sempt die Senoner; zwiſchen der Iſar und der Amber (Ammer) die Ruginatier; an der Donau die Cunicatier oder Tunkgauer, Donaugauer; bei Kempten die Eſtioner; bei Bregenz am Bodenſee die Brigantiner oder Bregenzer u. a. Unter den Norikern werden die Savazer vom Savfluß, die Ambidraver von der Drau, die Ambiliſer vom Fluſſe Liſara in Kärnthen, die Tauriſcer wegen ihren Spitzen auf den hohen Gebirgen, oder Tauern in Oberſteyer, Salzburg, Oberkärnthen u. a.; in Rhätien endlich die Tridentiner, Iſarcer oder Eiſarker vom Fluſſe Eiſach bei Bozen, die Breones oder Brenner vom Berge dieſes Namens u. a. genannt. So vieles weiß man indeſſen von dieſen drei Nationen, daß ſie eigene Oberhäupter oder Könige, und eigene freie Verfaſſungen hatten. Da die Römer ihre Nachbarn waren, ſo konnte es an beſtändigen Gelegenheiten zu unaufhörlichen Streitigkeiten mit denſelben nicht fehlen, worin ſie ſich durch ihre Tapferkeit einen ausnehmenden Ruhm erfochten. Die Brenner zumal, die Bregenzer und die Lechrainer waren die Schrecken der Römer, welche Römer aber, da es ihnen am Ende gleichwohl glückte, durch ihre Geſchicklichkeit im Kriegsweſen die Oberhand zu erhalten, an ihren Feinden eine deſto ſchrecklichere Rache nahmen. Als ſich nämlich die Pannonier wider die römiſche Herrſchaft empörten, unter welche ſie Auguſtus (der 30 Jahre vor Chriſti Geburt der erſte Alleinherr der Römer geworden iſt) gebracht hat, ließen ſich die Noriker mit den Pannoniern in ein gemeinſchaftliches Bündniß ein, welches für ſie ſo unglückliche Folgen hatte, daß ſie von dem römiſchen Feldherrn Silius vollends unterjocht wurden. Dieß geſchah 15 Jahre vor Chriſti Geburt. Im folgenden Jahre wurden durch Druſus und Tiberius (Stiefſöhne des Auguſtus) auch die Rhätier und Vindelicier gänzlich entwaffnet; wobei ſich die Römer nicht begnügten, dieſe uralten freien Länder zu römiſchen Provinzen zu machen, ſondern eine gänzliche Ausrottung ihrer Nationen vornahmen. Sie führten aus Vindelicien, dem Noriko, Rhätien und Pannonien die jungen und ſtreitbaren Einwohner theils nach entfernten Pflanzörtern, theils nach Rom, und zerſtörten alles, was ſie erreichen konnten. Die ganze Gegend vom Urſprunge der Donau durch Vindelicien und Norikum bis hinab nach Pannonien an den Savfluß war verwüſtet, und bekam, da nunmehr die böhmiſchen Boier in derſelben ſich ausbreiteten, den Namen Wüſteneien (**deserta. solitudo Bojorum,**) der Boier.

So betrübt dieſe Begebenheiten für die alten Bewohner des Norikum, Vindeliciens und Rhätiens waren, ſo ſehr ereigneten ſie ſich für die Boier, welche bald nachher aus Böhmen zogen, eben zur rechten Zeit. Sie ſammelten ſich (denn die Römer nahmen ſie mit Vergnügen auf) zuerſt in der Gegend, wo der Inn in die Donau tritt. Hier bauten ſie eine Stadt, welche ſie von ihrem Hinumgang (**Transitu**) aus Böhmen nach Vindelicien, oder vom Eingange des Inns in die Donau, **Bojodurum** (jetzt Paſſau) nannten, und von dieſem Sammelplatze aus verbreiteten ſie ſich an der Donau hinab links bis Oberpannonien, und hinauf, oder weſtlich, bis an den Urſprung der Donau. Dieſe Einwanderung geſchah 8 Jahre vor Chriſti Geburt, und von dieſer Zeit an blieben die Boier bis um das Jahr 480 nach Chriſti Geburt unter der Herrſchaft der Römer. Die von ihnen bezogenen Landſchaften bekamen aber keineswegs den Namen Bayern, ſondern behielten, unter einigen Abänderungen, von welchen ſogleich die Rede ſeyn wird, ihre ehemaligen Namen Norikum, Vindelicia und Rhätia, als welche Namen auf den Ländern hafteten, und in öffentlichen Schriften wurde nicht der Boier, ſondern immer nur der Noriker, Vindelicier, Rhätier, und ſehr gewöhnlich nur der Römer erwähnet, ſo lange nämlich als dieſe Römer die drei Provinzen beherrſchten. Man weiß daher während dieſes ganzen Zeitraumes von den beſondern Thaten und Schickſalen der Boier ſehr wenig Beſtimmtes zu erzählen.

4) Anfangs mag es den Boiern ſehr wohl ergangen ſeyn; denn acht Jahre nach ihrem Uebergange nach den Wüſteneien, worin ſie ſich niederließen, zur Zeit nämlich der Geburt Chriſti, war überall Friede; und gleichwie jeder Anfang mit Ernſt und Eifer belebt wird; ſo wußten die erſten römiſchen Kaiſer, welche ſich den Auguſt zum Muſter nahmen, die gemeine Ruhe ſo ziemlich zu erhalten; allein der römiſche Staat enthielt ſo viele Provinzen, daß ihm die Größe, Weitläufigkeit und große Entlegenheit derſelben in die Länge nothwendig läſtig und gefährlich werden mußte. Dieſer ungeheure Staat konnte nur durch die Beibehaltung eines ſtehenden Militärs erhalten werden, deſſen betrübte Folgen ſich nur zu bald äußerten. Die römiſchen Statthalter, welche in den Grenzprovinzen Pannonien, Norikum, Rhätien und Vindelicien die Oberaufſicht führten, und Präſides genannt wurden, erhielten bald den Namen **Duces**, zum Zeichen, daß Kriegsgeſchäfte ihre Hauptbeſchäftigung waren. Die ganze weitläufige Strecke von Pannonien her-

auf bis zum Urſprunge der Donau (und ſo auch am Main und Rhein) wurde wider die, jenſeits der Donau gelegenen deutſchen Völker mit befeſtigten Kaſtellen bewahret, und in jeder Entfernung von acht bis zehn Stunden wurde eine Hauptſtation mit einer Stadt (Oppido, Municipio) errichtet, und mit einer römiſchen Beſatzung verſehen. Dieſe Hauptſtationen ſtanden mit kleinern oder Nebenſtationen, welche im Innern der Provinzen zur Beſchützung oder auch zur Bezähmung derſelben errichtet waren, in genauer Verbindung. Zu dieſen ſämmtlichen Stationen oder Lagern (Castra) waren (zum bequemen Marſch der Heere und der Zufuhren) breite und erhöhte Straßen gezogen, welche wieder mit Nebenſtraßen zuſammen hiengen. Zur Zeit des Kaiſers Antoninus, genannt Pius oder der Fromme, welcher in der Mitte des zweiten Jahrhunderts regierte, und im J. 161 ſtarb, kam ein Itinerarium Antonini, das iſt, ein Verzeichniß der römiſchen Heerſtraßen und der Meilenzeiger, welche auf denſelben errichtet waren, zum Vorſchein, auf welcher die Entfernung der Stationen durch die Buchſtaben: P. M. (millia passuum) angezeigt ſind. Tauſend römiſche Schritte, oder fünftauſend römiſche Schuhe beſtimmten eine römiſche Meile. (Indeſſen daß fünftauſend römiſche Schritte eine deutſche Meile ausmachen.) Schon um das Jahr 16 nach Chriſti Geburt wagten ſich Boier über die Donau, um in dem von den Marcomannern verlaſſenen Gebiet zwiſchen dem Rhein, der Donau und dem Main, Felder anzubauen, und die Römer riefen zu gleicher Zeit einige Legionen von dem Rheine ab, dieſe Gegend zu beſetzen, und die Boier und andere Coloniſten gegen Entrichtung des Zehends von den Feldern, welche daher Agri decumates hießen, zu ſchützen. Kaiſer Hadrian († im J. 138) gab den Provinzen Rhätien und Vindelicien Eine Benennung (indem er jenes Rhätia prima, dieſes Rhätia ſecunda nannte), und ließ in einem Bezirke jenſeits der Donau, welchen Boier bewohnten, von Pföring an über Gunzenhauſen bei Anſpach und Dünkelſpiel bis an den Neckar, als bis wohin ſich die Boier nach und nach ausbreiteten, ein Vallatum, einen Wall oder Landwehre von Erde und Pfählen (Pfahlranken) aufrichten, welche nachmals um das J. 276 vom Kaiſer Probus († im J. 282) ergänzet und erweitert worden, und welche in der Folge von dem gemeinen Manne wegen ihrer bewunderungswürdigen Leitung und Stärke (ſie wurde über Hügel und Thäler geführt) als ein Werk des Teufels betrachtet, und die Teufelsmauer genannt worden iſt. Auch der ger voll des feurigſten Muthes, zumal da es dem Herzog von Weimar bereits geglückt war, einige kaiſerliche Regimenter, auf welche er bei ſeiner Ankunft ſtieß, in die Flucht zu ſchlagen. Den 6. Sept. (27. Aug.) 1634 kam es mit dem Anbruch des Tages zu einer entſcheidenden Schlacht. Horn führte auf dem rechten Flügel die Veteranen der Schweden gegen einen Berg, den Arnberg oder Arzberg, auf deſſen, die ganze Gegend umher beherrſchender, Anhöhe die Spanier mit einer dreifachen mit Kanonen beſetzten Batterie ſich verſchanzt hatten. Die Horn'ſchen Regimenter griffen mit der, ihnen zur Gewohnheit gewordenen, Herzhaftigkeit an, wiederholten mit der äußerſten Heftigkeit mehrere Angriffe, wurden aber von den Spaniern und andern für den Kaiſer fechtenden Truppen, über welche der alte erfahrene Gallas das Hauptkommando führte, (der Kardinal-Infant war ſo beſcheiden, ihm dieſes Kommando in der Schlacht zu überlaſſen) ſtets mit Verluſt zurück getrieben. Als die tapfern Schweden endlich einige Schanzen mit Glück erſtürmt hatten, ſollen einige Pulverfäſſer, welche durch einen unbekannten Zufall entzündet wurden, eine ſchreckliche Verwüſtung unter ihnen angerichtet, und zugleich einen Schrecken, bei dem ſie ſich nicht mehr faſſen konnten, unter ſie verbreitet haben. Auf dem linken ſchwe-

Zeit das Volk und die Nation. Die Anführer der Soldaten verſtanden ſich auf nichts, als aufs Befehlen, Großthun und Genießen. Alle Verfaſſungen und Herkommen, Rechte und Geſetze wurden lächerlich, und Erinnerungen an dieſelben wurden für Beleidigungen gehalten, welche unzählige brave Männer ſchrecklich büßen mußten. Die Hauptſtadt Rom, auf deren ungeheure Bevölkerung man (ſtatt daß man dieſelbe hätte fürchten und vermindern ſollen) mit einem unbegreiflichen Unſinne groß that, war der Sammelplatz der ſinnloſeſten Leute, welche ihre Zügelloſigkeiten und ſchlechten Streiche mit dem Namen, „Größe und Freiheit,“ belegten. Wer ſich beliebt machen und auszeichnen wollte, mußte es durch eine üppige Haushaltung, durch Gaſtereien und Verſchwendungen thun. Solche Dinge wurden große Eigenſchaften und Verdienſte, dann die ehemaligen ſittlichen Tugenden entgegen wurden Phantaſtereien genannt. Da man der groben Wollüſte bald müde wurde, dachte man auf die Verfeinerungen derſelben, und dazu mußten die erhabenen Künſte, das Theater, die Muſik, und die feinere Kunſt überhaupt dienen. Je frecher, unſittlicher und ſchamloſer eine Darſtellung war, deſto mehr war ſie in ihren Augen ein Werk des Geſchmackes. Man dachte auf nichts weiter, als auf Zerſtreuungen und Beluſtigungen, und die Summen, welche man auf Schauſpiele, Tänze, Muſiken, Gebäude, auf Ergötzungen und Ueppigkeiten verſchwendete, überſteigen, ſo wahr ſie ſind, allen Glauben. Da die Einkünfte der Verſchwender in die Länge nicht hinreichen wollten, drückte man das Landvolk mit unerſchwinglichen Abgaben, und bot zuletzt alles, die Stellen bei den Armeen, ſelbſt die Staatsdienſte, und die Statthalterſchaften in den Provinzen feil. Das Verderben der Hauptſtadt verbreitete ſich ſchnell durch die Landſtädte, und die Verſunkenheit wurde bald allgemein. Die Folge davon äußerte ſich am ſchlimmſten bei den Armeen, bei welchen man keine abgehärteten, und an eine ſtrenge Zucht (ohne welche ſich kein entſcheidender Sieg hoffen läßt) gewöhnte Soldaten, ſondern ſchwelgeriſche, ausgeartete und feige Männer mit ganzen Zügen von Weibern, überflüſſigen Pferden, und üppigen, nur zur Pracht geeigneten hinderlichen Feldgeräthſchaften zu ſehen bekam. Gleichwohl maßten ſich dieſe Armeen des höchſten Anſehens an, und behaupteten bei den Kaiſerwahlen den wichtigſten Einfluß, ſo daß es bald dahin kam, daß ſie ſich geradezu die Freiheit nahmen, ſelbſt Kaiſer zu wählen. Sie wählten, wie leicht zu erachten, ſolche, welche mit ihren Geſinnungen und Sitten am meiſten übereinſtimmten, und da die Armeen oft nicht einig waren, ſo wurden zu gleicher Zeit mehrere Kaiſer gewählt, oder von den gewählten zu Gehülfen angenommen. Solche waren Conſtantius Chlorus, und Galerius, welche im J. 292 das Reich theilten, ſo daß Chlorus das Rhätien, Galerius aber das Norikum und Oberpannonien bekam. Da ſich dieſe Herren bei den Römern, von welchen ihr Daſeyn abhieng, beliebt machen wollten, ſo theilten ſie, um mehrere Statthalterſchaften und Aemter errichten zu können, ſowohl das Norikum, als Oberpannonien. Im Noriko mußte derjenige Theil, welcher an dem Ufer der Donau lag, das ripenſe, der andere Theil landeinwärts gegen das Gebirg, das mittelländiſche, oder mediterraneum genannt werden. Eben ſo wurde dem Theile von Oberpannonien zwiſchen der Donau und Drau der Name Valeria, dem einen Theile zwiſchen der Donau und der Sav der Name Savia beigelegt. Conſtantin, genannt der Große, verlegte im Jahre 330 ſeinen Sitz nach Byzanz, welcher Stadt er den Namen Conſtantinopel beilegte, und im J. 395 theilte Theodoſius, genannt der Große, die Monarchie vollends in zwei Kaiſerthümer, das morgenländiſche und abendländiſche. Damals wurden die römiſchen Legionen allenthalben ſchon ſehr von den jenſeitigen Deutſchen beunruhiget, welche bereits im Jahre 162 unter dem Kaiſer Marc Aurel Einfälle über die Donau anfiengen, und ſolche von Zeit zu Zeit fortſetzten. Im J. 376 kam ein tartariſches Volk, Hunnen genannt, aus dem nördlichen Aſien, und drängte die deutſchen Gothen, welche ſeit 213 in Dacien wohnten, durch die Wallachei und Moldau über die Donau in Thracien, wo ein Theil derſelben, die Weſtgothen oder Viſigothen genannt (der andere Theil, Oſtgothen genannt, zog ſich an den Nieſter, welcher Fluß zwiſchen der Donau und dem Nieper liegt, zurück), von den Römern aufgenommen wurde.

6) Um das Jahr 400 nach Chriſti Geburt kamen alle jenſeits der Donau wohnenden Deutſchen in Bewegung, und eine Völkerſchaft drängte die andere nach den römiſchen Ländern über die Donau und den Rhein. Nach dem im J. 453 erfolgten Tod des Hunnenkönigs Attila (der im J. 451 jenſeits der Donau einen Zug nach Gallien vornahm, und im folgenden Jahre Italien verwüſtete) erhielten die Oſtgothen von den Römern Wohnplätze in Pannonien, und jenſeits der Donau rückten deutſche Völkerſchaften, Heruler und Rügier genannt, von der Oſtſee und dem heutigen Pommern an. Nun ſetzten die Oſtgothen, nachdem ſie ſich der Suavier (welche in Pan-

nonia ſuavia (savia) zwiſchen der Drau und Sav wohnten) bemächtigt hatten, im J. 473 theils nach Möſien und theils nach Italien, und ein Jahr darauf ſchlugen ſich die Rügier und Heruler, unter der Anführung ihres Königs Ottokar oder Odoacer, zwiſchen Norikum und Rhätien über Juvavium (Salzburg), welches bei dieſem Vorfalle verwüſtet wurde, ebenfalls nach Italien durch, wohin ſie der römiſche Kaiſer Julius Nepos wider einen Rebellen, Oreſtes, zu Hilfe gerufen hatte, und als der Sohn dieſes Oreſtes, genannt Auguſtulus, im J. 475 zu Ravenna öffentlich als Kaiſer ausgerufen wurde, nahm ihn Ottokar im J. 476 gefangen, und ließ dafür in eben demſelben Ravenna ſich ſelbſt zum König in Italien ausrufen. Einige Jahre nachher, nämlich im J. 480 verjagten Allemannier und Thüringer die noch vorhandenen römiſchen Truppen aus Künzen (Quintana), Bojodurum (Paſſau), und aus andern Kaſtellen an der Donau, bis nach Lorch und Fabiana (Wien), und endlich im J. 488 ließ Ottokar alle im Noriko noch übrig gebliebenen haltbaren Oerter ſchleifen, und den Reſt der noch vorhandenen römiſchen Legionen nach Italien abführen.

Verzeichniß der römiſchen Kaiſer.

1. Auguſt wurde 30 Jahre vor Chriſti Geburt unumſchränkter Herr und Kaiſer, † im J. 14 nach Chr. Geburt. 2. Tiberius, Auguſti Stiefſohn, † im J. 37. 3. Caligula, Sohn des Germanicus, ermordet im J. 41. 4. Claudius I., Oheim des vorigen, vergiftet im J. 54. 5. Nero, Stiefſohn des vorigen, entleibt ſich im J. 68. 6. Galba, nach 9 Monaten ermordet im J. 69. 7. Otto erſticht ſich im 3ten Monat im J. 69. 8. Vitellius, ermordet im J. 69. 9. Flavius Veſpaſianus von Rieti, † im J. 79. 10. Titus, des vorigen Sohn, † im J. 81. 11. Domitianus, des vor. Bruder, umgeb. im J. 96. 12. Nerva, ein Cretenſer, † im J. 98. Anmerk. Dieſe erſten 12 Kaiſer wurden vorzugsweiſe Cäſares genannt. Die folgenden Kaiſer kämpften wider die Deutſchen meiſtens ſchon vertheidigungsweiſe. 13. Trajan, ein Spanier, † im J. 117. 14. Hadrian, ein Römer, † im J. 138. 15. Antoninus Pius, aus Nimes, † im J. 161. 16. Marcus Aurelius, ein Römer, † im J. 180. 17. L. Verus, wurde vom vorigen im J. 191 zum Mitregenten angenommen, und ſtarb im 9ten Jahre ſeiner Mitregierung ao. 169. 18. Commodus, Sohn des Marc Aurels, ermordet im J. 192. 19. Pertinax,

Sohn eines Kohlenhändlers, ermordet im J. 193. 20. Septimius Severus, aus Afrika, † im J. 211. 21. Caracalla, des vorigen Sohn, ermordet im J. 216. 22. Macrinus, ein Algierer (Mörder des Caracalla) ermordet im J. 218. 23. Heliogabalus, ein Römer, ermordet im J. 222. 24. Alexander Severus, ermordet im J. 235. 25. Maximinus, ein Gothe, ermordet im J. 238. 26. Gordianus, ermordet im J. 244. 27. Philippus, ein Araber, (Mörder ſeines Vorfahrers) † in einer Schlacht im J. 249. 28. Decius, ein Pannonier, † im Kriege wider die Gothen im J. 251. 29. Valerian, gefangen von den Perſern im Jahre 260. 30. Gallienus, Sohn des vorigen, ermordet im J. 267. 31. Claudius II. von Illyrien, † im J. 270. 32. Aurelianus, ein Dacier, ermordet im J. 275. 33. Tacitus, ermordet im J. 276. 34. Probus, ein Pannonier, ermordet im J. 282. 35. Carus, ein Gallier, endete ſeine Regierung im J. 284. 36. Diocletianus, ein Dalmatier, nahm im J. 286 einen Pannonier, Maximianus, zum Gehülfen an, machte im J. 292 den Conſtantius Chlorus und Maximinus Galerius zum Cäſar, trat mit ſeinem Gehülfen ab im J. 305. 37. Conſtantius Chlorus, † im J. 306. 38. Galerius, ein Bauernſohn aus Möſien, † im J. 311. 39. Severus, Cäſar, bekömmt nach dem Tode des Chlorus Rhätien, ermordet im J. 306. 40. Maxentius, regiert das Norikum von 312 — 314. 41. Conſtantin d. Große, Sohn des Conſtantius Chlorus und der Helena. Erſter chriſtlicher Kaiſer, † im J. 337. 42. Conſtans, dritter Sohn des vorigen, ermordet im J. 350. 43. Conſtantius II., zweiter Sohn Canſtantins des Großen, † im J. 361. 44. Julian, Bruderſohn Conſtantins des Großen, blieb im Felde im J. 363. 45. Jovianus, † im J. 364. 46. Valentinian I., ein geborner Pannonier, † im J. 375. 47. Gratian, Sohn des vor., ermordet im J. 383. 48. Valentinian II. (Bruder des vor.) ermordet im J. 392. 49. Theodoſius I., ein Spanier, theilte das Kaiſerthum unter ſeine zwei Söhne, † im J. 395. 50. Honorius, zweiter Sohn des vorigen, † im J. 423. 51. Valentinian III. (Sohn eines Generals Conſtans, und der Placitia, Tochter Theodoſius des Großen), ermordet im J. 455. 52. Maximus, (Mörder des vor.) ermordet im J. 455. 53. Avitus, ein Gallier, entſetzt im J. 456. 54. Majoranus, ein General, entſetzt im J. 461. 55. Severus, † im J. 465. 56. Anthemius, ein röm. Patricius, ermordet im J. 472. 57. Olybrius, ein Römer, † im J. 472. 58. Glycerius, wurde Biſchof zu Salona im J.

474. 59. Julius Nepos, ein Dalmatier, ermordet im J. 475. 60. Auguſtulus, (Sohn eines röm. Patricius, Oreſtes) entſetzt von Ottokar, König der deutſchen Heruler, im J. 476. Er war der letzte römiſche Kaiſer.

Seit dem J. 476. ſtanden demnach die Provinzen, in welchen die Boier wohnten, unter der Herrſchaft des Ottokar, Königs der Rügier und Heruler, als Königs von Italien; allein dieſe Herrſchaft dauerte nicht lange; denn 13 Jahre nach dem Anfange derſelben, nämlich im J. 489 zog der König der Oſtgothen, Theodorich, mit Bewilligung des Kaiſers in Konſtantinopel, Zeno, wider den Ottokar, ſchlug ihn in drei Hauptſchlachten, bemächtigte ſich deſſelben (nach einer dreijährigen Belagerung der Stadt Ravenna, wo er ſich eingeſchloſſen hatte), und ließ ihn tödten im Jahre 493. Zu gleicher Zeit ließ ſich Theoderich zum Könige von Italien ausrufen, und gründete einen neuen, nämlich den oſtgothiſchen Staat, welcher ganz Italien nebſt Sicilien, Dalmatien, Pannonien oder Ungarn, das Norikum (nämlich das heutige Oeſterreich, Kärnthen, Steyermark und Krain), ferner beide Rhätien (Bayern nämlich und Tyrol), dann die Provenze in ſich begriff. Dieſer König ſetzte über beide Rhätien, oder wie er ſich ausdrückte, über den ducatum Rhaetiarum einen Statthalter, Servatus genannt, und im J. 496 räumte er den Allemannen, welche im nämlichen Jahre bei Tolpiac oder Zülpich, unweit Bonn, eine Schlacht gegen die Franken verloren, und von dieſen ihrer meiſten Länder beraubt wurden, einen Theil von Rhätien, vom obern Lech bis in das Hochgebirg ein, ſo daß von dieſem Jahre an, der Lechfluß die Grenze zwiſchen den Allemannen (nachher Schwaben) und den Boiern geworden iſt.

Auch dieſer, der oſtgothiſche Staat, dauerte nur 60 Jahre. Der Kaiſer von Conſtantinopel, welcher nach dem Verfall des abendländiſchen Kaiſerthums Erbe deſſelben zu ſeyn, und nähere Anſprüche auf Italien zu haben glaubte, rückte mit ſolchen hervor, und ſchon der erſte König und Stifter des oſtgothiſchen Staats, Theoderich, erfuhr manche Beunruhigung. Nach dem im J. 526 erfolgten Hintritt dieſes Theodorichs, munterte der morgenländiſche Kaiſer Juſtinian die Longobarden, ein deutſches Volk, das ehemals hinter dem heutigen Brandenburg, oder an der Spree gewohnet, und die von den (nach römiſchen Ländern gewanderten) Markomannern, Herulern und Rügiern verlaſſenen Gegenden beſetzt hatte, auf, die oſtgothiſchen Provinzen jenſeits der Donau, Pannonien und Norikum anzufallen. Juſtinian zweifelte nicht, daß die Oſtgothen wider die Longobarden losdiſchen Flügel, welchen der Herzog Bernhard wider die kaiſerlichen und bayeriſchen Truppen anführete, wurde indeß mit einer Wuth, als wenn beide Theile ſchlechterdings entſchloſſen wären, ſich einander aufzureiben, gefochten; allein nach einem achtſtündigen mörderiſchen Gefecht fingen auch die weimar'ſchen Truppen zu wanken an, und einige Reiterregimenter jagten auf Horns rechten Flügel, und riſſen die ihnen entgegen kommenden Truppen mit ſich in die Flucht, welche endlich unter der ganzen ſchwediſchen Armee, ſoviel davon noch übrig blieb, allgemein wurde. Zwölf tauſend der Schweden ſollen auf dem Platz geblieben, und einige tauſend ſollen gefangen worden ſeyn. Achtzig Stück ſchweres Geſchütz, vier tauſend Wagen, zwölfhundert Pferde, dreihundert Fahnen und Standarten, nebſt allem Gepäck, und ſehr vielen Schriften fielen den Siegern in die Hände. Unter den vornehmern Gebliebenen befand ſich auch der junge Markgraf Friedrich von Anſpach, unter den vornehmern Gefangenen ſelbſt der General Horn und Kraz, welcher leztere nach Wien geführet, und als ein Ueberläufer daſelbſt geköpft wurde. Die Kaiſerlichen ſollen nur bei zwölf hundert Mann verloren haben, unter welchen ſich der bayeriſche Generallieutenant Pillehoe, dann die Oberſten Aldobrandini, Salm, Wurmſer und Achaz beziehen würden, und dann wollte er zu gleicher Zeit in Italien einfallen. Die Longobarden ſetzten ſich in den oſtgothiſchen Provinzen, Pannonien und den Grenzen von Noriko, wirklich feſt, und Juſtinian ſchickte einige Jahre nachher, nämlich im Jahre 535 eine Armee unter der Anführung des Beliſar nach Italien ab, in der Abſicht, dieſes Königreich den Oſtgothen zu entreiſſen; und damit ihm ſein Vorhaben deſto eher gelingen ſollte, ſchickte er Geſchenke an die Könige der Franken, und ließ ſie erſuchen, ihm beizuſtehen. Dieß ſetzte den damaligen oſtgothiſchen König Vitiges wirklich in keine geringe Verlegenheit, und nöthigte ihn, ſich von den fränkiſchen Königen den Frieden zu erkaufen; er ſchickte ihnen in ſolcher Abſicht nicht nur eine beträchtliche Summe Geldes, ſondern trat ihnen noch überdieß im J 546 jenen ganzen Theil von Rhätien ab, welchen ſein Vorfahrer Theodorich den Allemannen oder Schwaben nach der Schlacht bei Zülpich im J. 496, wie oben vorkam, eingeräumt hatte. Gleichwohl hatte dieſer König Vitiges das Unglück, im J. 539 von Beliſar in Ravenna gefangen und nach Conſtantinopel abgeführt zu werden. Die unmittelbar darauf folgenden oſtgothiſchen Könige erfuhren nicht minder höchſt traurige Schickſale, und im J. 553 hatte der letzte derſelben, genannt Teias, das Unglück, von dem Narſes, Heerführer der morgenländiſchen oder griechiſchen Armee, zu Nocera an dem Berge Veſuvius geſchlagen und getödtet zu werden, worauf der oſtgothiſche Staat, nachdem er ſechzig Jahre gedauert hatte, ein Ende nahm.

Während des ganzen Zeitraumes dieſes oſtgothiſchen Reiches vom J. 493 bis 553 genoßen die Bewohner der Provinzen Norikum, Rhätien und Vindelicien einen beſtändigen Frieden. Sie erholten ſich nicht nur während dieſer ſechzig Jahre von ihren ehemaligen Zerrüttungen, und breiteten ſich in den Ebenen dieſer Provinzen aus, ſondern da während der Kriege um Italien weder die Gothen noch die Griechen die Herrſchaft über dieſelben mit Nachdruck behaupten konnten, ſo ergriffen ſie dieſe Herrſchaft ſelbſt, und wählten ſich einen eigenen Herzog, welcher um das J. 554 — 555 in der Geſchichte zum Vorſchein kömmt. Er hieß Garibald, und ſtammte aus dem Geſchlechte der Agilolfinger.

Schriftſteller.

Von der Abkunft und Wanderung der Boier ins Norikum und Vindelicien. Abhandl. der baier. Akadem. Band 10; ferner Joachimi Mejeri de Bojorum Migrationibus disſertatio in Weſtenrieders Beiträgen zur vaterl. Hiſt. ꝛc. B. 2.

---

§. II.

1) Inhalt des bayeriſchen Staats im J. 555. 2) Verſchiedene Völkerſchaften im damals verwüſteten Bayern. 3) Verſchiedene Sprachen, unter denen die römiſche oder lateiniſche die herrſchende war. 4) Verfaſſung der bayeriſchen Nation nach dem Inhalt des erſten bayeriſchen zwiſchen den Jahren 626 — 630 verfaßten Geſetzbuches. Eintheilung der Einwohner in freie Grundherren und Knechte. Zuſtand dieſer letztern. Rechte und Pflichten der erſtern. 5) Sittlicher Zuſtand der Nation. 6) Statiſtiſcher und wirthſchaftlicher Zuſtand.

---

1) Mit dem Jahre 554 oder 555 nimmt demnach die Geſchichte der Boier, welche in der damaligen verdorbenen Mundart Bajobari, Baiuuarii, Bavecari, Boioarii, nachmals **Bavari**, Boarn, Bayern genannt wurden, ihren Anfang. Die Nation begann zu handeln und

ſich zu einer eigenen Verfaſſung durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, oder durch ausgedrückte Verträge und Anordnungen einen Weg zu bahnen. Wir müſſen alſo vor allen Dingen die eigentliche Beſchaffenheit und den wahren Zuſtand des Landes ſowohl, als deſſen Einwohner kennen lernen, damit wir ſehen, wo, und mit welchen Eigenſchaften ſie ausgiengen, welche Art von Wohlſtand und Glückſeligkeit ſie genoßen, nach welchem Ziele, und mit welchen Begriffen von gemeiner Wohlfahrt, von Ruhm, Ehre und Größe ſie nach demſelben ſtrebten, und in welchem Maße ſie (gemäß ihrer Einſichten, Bedürfniſſe und Hilfsmittel) weiſe oder thöricht, groß oder niedrig, und ob ſie mit Ueberlegung oder auf Geradewohl handelten. Eine genauere Ueberſicht ihres Zuſtandes wird uns auch die wahrhaften Urſachen, welche den Wohlſtand einer Nation ewig hindern, oder ihn ſchnell und dauerhaft befördern, wahrnehmen laſſen, und uns lehren, welches Ziel wir vor Augen haben, und welche Anſtalten, Maßregeln und Beſtrebungen wir uns feſtſetzen ſollten, um daſſelbe zu erreichen und zu befeſtigen. Wir wollen von dem damaligen Inhalt des Landes anfangen.

Die Grenzen des Landes Bayern (es wurde jetzt auch Norikum genannt) erſtreckten ſich bis an die Ens und Murr; (nach andern) bis an den Kahlenberg gegen den Leytafluß. Nachbarn waren hier die Avarer, ein Stamm der Hunnen. Die ſüdlichen Grenzen waren der Fluß Noſius bei deutſch und welſch Mez; (nach andern) von den noriſchen Alpen, oder Innichen in gerader Linie bis an den Urſprung des Lechs. Nachbarn waren hier ſüdöſtlich die Slaven; endlich die Longobarden in Italien. Weſtlich war der Lech die Grenze; nordweſtlich wurde Bayern durch die Donau von den Thüringern abgeſondert; doch war auch jenſeits der Donau ein Strich Landes bis an die Teufelsmauer mit bayeriſchen Einwohnern beſetzt. Gegen Norden wohnten im Großgermanien die eigentlichen Deutſchen, zu welchen die Bayern damals nicht gezählt, ſondern für ein beſonderes (celtiſches) Volk gehalten worden ſind. Der hier genannten Avaren, Slaven, Thüringer und Longobarden wird im folgenden Abſchnitte eine Erwähnung geſchehen.

2) Dieſes weitläufige Land war damals nichts weniger als allein mit Bayern beſetzt. Zuverläſſigſt haben ſich von den alten urſprünglichen Bewohnern des Norikum, Vindelicien und Rhätien noch gar viele Geſchlechter erhalten, welche von den Römern, da dieſe einige Jahre vor Chriſti Geburt dieſer Länder ſich bemächtigten, nicht ausgerottet noch fortgeſchleppt worden ſind. Noch zahlreicher waren

die Geſchlechter der Römer, welche in Vindelicien, dem Rhätien und Noriko anſäſſig und einheimiſch geworden ſind; denn es haben ſich nicht nur in verſchiedenen Gegenden, zumal in der Nähe der römiſchen Stationen, römiſche Groß- und Kleinhändler niedergelaſſen (wie ihre noch hier und da vorhandenen Grabſteine bezeugen), ſondern es wurden den römiſchen Soldaten (wie z. B. von den Kaiſern Alexander Severus, dann dem Theodoſius bekannt iſt) Gründe, zumal in den (jenſeits der Donau eroberten) Ländereien angewieſen, und ſolchen Soldaten, dann einigen dahin gewanderten boiſchen Familien, zu den ihnen angewieſenen Höfen Vieh und Knechte geſchenkt, damit ſie, wie die eben genannten Kaiſer ſagten, die Grenzen deſto ſtandhafter gegen feindliche Einfälle beſchützen, und für die Erhaltung und Ergänzung der jenſeits der Donau angelegten Befeſtigungswerke ſorgen ſollten. Auch waren die rhätiſchen Alpen (das heutige Tyrol, Salzburg, das heutige bayeriſche Gebirge ꝛc.) mit zahlreichen römiſchen Abkömmlingen beſetzt, von welchen unter dem Namen Romanisci, Romanenses, Romani im ſiebenten und achten Jahrhunderte, und noch ſpäter, ganze Schaaren in den Schankungsurkunden anzutreffen, deren Geſchlechter theils als freie dienſtpflichtige Freibauern (bare, freie Schalken, Eindiener, Barſchalken), theils, und zwar ſehr häufig, als Knechte, unter die bayeriſche Botmäßigkeit gekommen, und von denen die Benennungen Wallen, welches im Altdeutſchen einen Fremden anzeigt, noch heut zu Tage in den Namen der Ortſchaften Walchengau, Walchenſee, Walls, Walldeck, Straßwalchen u. a. vorhanden ſind. Endlich haben ſich auch die Slaven oder Slaveni (ein ſarmatiſches Volk, und ein Stamm der Wenden, der im Jahre 547 über die Donau in Illyrien herüberkam, dem Lande Slavonien, wo ſich ein Theil niederließ, den Namen gab, und ſich ſeit dem J. 595 in Kärnthen, Krain und Steyermark ausbreitete) zahlreich in dem ſüdöſtlichen Bayern angeſiedelt.

Von dieſen ſämmtlichen uralten Einwohnern Bayerns finden ſich noch heut zu Tage häufige Spuren und Denkmäler. Die eingeſunkenen bemooſten Grabhügel, welche man im heutigen Bayern ſo häufig antrifft, ſind vermuthlich noch von den alten Vindeliciern, oder den erſten in Vindelicien angekommenen Boiern. Man hat vor einigen Jahren unweit Geiſelbuelach bei Dachau einige derſelben eröffnet (I.) (wie dann ihre Durchſuchung ſehr leicht und ohne großen Aufwand möglich iſt) und hat verſchiedene Merkwürdigkeiten uralter Kunſt darin angetroffen *). Von der Anweſenheit der Römer trifft man im ganzen Lande die ſichtbarſten Spuren an. Man ſieht noch hier und da lange Strecken ihrer für den Zug der Heere errichteten Straſſen (Heerſtraſſen) bewahret, noch alte Grabſteine und Inſchriften, einzelne Steinwerke und Altäre (II.), und beſonders gräbt man noch immer, zumal an der Donau, römiſche Kaiſermünzen, in Gold, Silber und Kupfer aus. Uebrigens lag im Jahre 555 faſt alles, was die Römer mit ſo vieler Kunſt und Mühe errichtet hatten, zerſtört. Die Straſſen waren verdorben, die ſchönen und zahlreichen Kaſtelle lagen im Schutte, und ſogar die eigentlichen Stellen, wo ſie ſtanden, wurden aus dem Gedächtniſſe der Nachwelt vertilgt. Die Gebäude, welche jetzt manchmal noch die alten Namen führen, wurden, aus Haß gegen die Römer, oder aus Zufall, oder

---

*) Man findet in ſolchen Grabhügeln nicht ſelten die ſchönſten Metalle, deren Compoſition man außer Stand iſt, zu beſtimmen. Die Arbeit derſelben zeigt ebenfalls nicht ſelten von einem ungleich größern Grade von Geſchicklichkeit, als man von Völkern, welche noch halbe Barbaren waren, vermuthen ſollte Sie ſind nicht römiſch; wie dann auch römiſche Münzen, welche man in ſolchen Gräbern manchmal findet, kein Beweis ſind, daß ſolche Gräber von Römern herrühren.

aus Hinſicht auf eine neuere Bequemlichkeit, größtentheils an neuen Stellen errichtet.

3) So wie die Einwohner Bayerns im J. 555 verſchieden, nämlich mit alten Vindeliciern, Norikern und Rhätiern, mit Römern, dann ſlaviſchen und vielen andern Völkerſchaften vermengt waren, ſo waren es auch ihre Gebräuche, Herkommen, Sitten und Sprachen. Die alten Boier ſprachen theils celtiſch, theils deutſch, die Römer lateiniſch, die Slaven ſlaviſch. Von dieſen Sprachen war damals die lateiniſche die Kanzleiſprache. Die Römer drangen zwar, was ſie ſonſt bei eroberten Nationen aus kluger Abſicht thaten, ihre Sprache den Boiern nicht auf; allein wenn dieſe verſtehen wollten, was die Römer (ihre Beherrſcher) ſprachen und wünſchten, ſo mußten ſie wohl ihre Sprache verſtehen lernen. Auch beſaßen die Römer unzählige Sachen, welche die Boier vor ihrer Gemeinſchaft mit den Römern nicht kannten, und für welche ſie mithin auch keine Worte hatten. Was aber die Hauptſache war, ſo ſchrieben die Römer ihre Befehle, Verordnungen, Nachrichten und bürgerlichen Geſchäftsverhandlungen, die Aufſchriften auf ihre Denkmäler u. ſ. w. in lateiniſcher Sprache, mit deren Bedeutung ſich wenigſtens alle vornehmern Landeseinwohner bekannt machen mußten. Die Boier, welche in der Nähe der

römiſchen Kaſtelle und Stationen wohnten, oder als Krieger unter den römiſchen Legionen dienten, lernten (wiewohl freilich höchſt unvollkommen, und nur um das Unentbehrlichſte zu verſtehen) die lateiniſche Sprache ohnehin; und mit einem Worte in ganz Norikum, Vindelicien und Rhätien war die lateiniſche Sprache eine herrſchende Landesſprache, ohne daß darum die hergebrachte boiſche, als welche die Religionsſprache der Boier blieb, aufhörte, vorhanden zu ſeyn. Man ſprach demnach beides vermiſcht, und da man es bloß vom Hören lernte, ohne im geringſten mit einer Regel bekannt zu ſeyn, ſo verunſtaltete man mehr, als ſich jetzt denken läßt, beides. Man nahm nicht nur unzählige lateiniſche Worte in die boiſche Sprache auf (wovon noch heut zu Tage viele z. B. Wein, **Vinum**, Fenſter, **Fenestra**, Münſter, **Monasterium**, Kaiſer, **Caesar** ꝛc. in Uebung ſind), ſondern man glaubte lateiniſch zu ſprechen, wenn man ſich angelegen ſeyn ließ, einheimiſchen Benennungen einen lateiſchen Ausgang anzuhängen. Selbſt die Römer, deren Wohlſtand zuletzt in allen Dingen verfiel, wo ein Verfall möglich war, ſprachen und ſchrieben damals, wenigſtens in unſern Gegenden, nicht beſſer. Sie waren in halbe Barbaren ausgeartet, und nahmen zuletzt das Weſen der Völker an, welche ſie, weil ſie diefanden. Die Folgen dieſer Schlacht waren für den Kaiſer außerordentlich günſtig. Die Stadt Nördlingen ergab ſich. Ganz Anſpach, ganz Würtemberg, wo eine kaiſerliche Regierung angelegt wurde, Würzburg (das Schloß ausgenommen), mit einem Wort, faſt ganz Franken und Schwaben, die ganze Wetterau, die Bergſtraße, ein großer Theil der Pfalz, ſammt Heidelberg (das Schloß ausgenommen), die Feſtung Philippsburg ſammt dem Schloß (wo außer einer unbeſchreiblichen Menge Getreide, Mehl und Wein, 4000 Fäſſer Pulver, 1290 Schäffel Salz, 1600000 franzöſiſche Duplonen, zwei Kiſten mit Gold, und ein unermeßlicher Reichthum verſchiedener dahin geflüchteter Güter den Siegern blieben) Speier, Koburg, Augsburg, Trier (von welcher Stadt der anweſende Churfürſt, Philipp Chriſtoph, gefangen nach Wien abgeführt wurde) u. a. wurden theils noch im Jahre 1634, theils in der erſten Hälfte des folgenden, von kaiſerlichen, ſpaniſchen, bayeriſchen Truppen erobert.

Dieſe für den Kaiſer freudenvollen Begebenheiten wurden noch mit ganz andern verherrlichet. Wir haben oben einer allgemeinen Verſammlung der proteſtantiſchen Stände, welche vom ſchwediſchen Reichskanzler Oxenſelben beherrſchten, zu einer vollkommenern Verfaſſung hätten leiten und bilden ſollen.

4) Dieſe Verfaſſung war unter den boiſchen Bewohnern des Norikum, Vindelicien und Rhätien beinahe noch ſo beſchaffen, wie ſie bei Völkern, welche eben erſt in einen geſellſchaftlichen Verband zuſammentreten, zu ſeyn pflegt. Der oben erwähnte erſte bayeriſche Herzog Garibald übernahm dieſe Verfaſſung in der nämlichen Geſtalt, wie dieſelbe von den Römern ſeit beinahe vier Jahrhunderten unterhalten worden war. Er war oberſter Regierer (**Rex**), oberſter Heerführer und Richter. Alle Anſtalten, deren Aufſicht er übernahm, waren kriegeriſch. Das ganze Land war nach den Flüſſen und Thälern in beſondere Erdſtriche oder Gauen eingetheilt, wovon die größern wieder in kleinere abgeſondert waren. Man weiß noch die Namen derſelben, und wir beſitzen von ihrer Lage und ihrem Umfange eine ſehr umſtändliche Beſchreibung (III.). Die vornehmſten dieſer Gauen führten die Namen: Ammergau, Augſtgau, Attergau, Chiemingau, Donaugau, Filsgau, Huoſigau, Inthal, Iſengau, Lungau, Matagau, Nordgau, Norithal, Poapinthal, Pongau, Pinzgau, Puſterthal, Pinzengau, Rothagau, Salzburggau, Schweinachgau, Sundergau, Traungau, Vintſchgau, Walchgau, Weſtergau u. a. (IV.). Jeder die-

ſer Gauen enthielt (nach der heutigen Art zu reden) ein mehr oder weniger zahlreiches Regiment Soldaten, über welches ein General (der, wie wir gleich hören werden, ein Gaugraf, ein **Comes** genannt wurde) aufgeſtellt war. Weil dieſer General die ganze Schaar der Krieger, welche in einem ganzen Gau vorhanden waren, in eigener Perſon nicht überſehen konnte, ſo hatte er die Anweiſung, über jegliche hundert Mann einen Unterfeldherrn oder Hauptmann, welcher **Centenarius** hieß, zu ſtellen, und die hundert weiter in einzelne Glieder dergeſtalt abzutheilen, daß zehn Mann ein Glied ausmachten, über welches ein Zehnter, **Decanus** genannt, geſtellt war. Es war demnach die ganze Nation eine ſtehende Armee, welche bei jedem Nothfalle auf den erſten Wink ausrücken konnte und mußte. Dieſe kriegeriſchen Anſtalten waren im Entſtehen hauptſächlich wider die Anfälle äußerlicher Feinde gerichtet; aber im Grunde bedurfte die Nation derſelben eigentlicher für ſich ſelbſt, und um ſich ſelbſt eine öffentliche Ruhe und die Sicherheit des perſönlichen Eigenthums zu verſchaffen. Die freien Grundeigenthümer oder Hausväter maßten ſich noch häufig und eigenmächtig ſolcher Freiheiten an, bei welchen der geſellſchaftliche Verband der ſämmtlichen Haushaltungen des Landes nicht beſtehen konnte.

Man hatte aber endlich durch wiederholte traurige Erfahrungen und Unglücksfälle einſehen und ſich überzeugen gelernet, daß zwiſchen Freiheit und muthwilliger Zügelloſigkeit ein Unterſchied ſey, und daß der freieſte Hausvater nicht bloß Rechte für ſich allein, ſondern daß er auch Pflichten habe, die Rechte anderer Hausväter zu achten, und nichts eigenmächtig zu unternehmen, was die Rechte anderer offenbar verletzte. Keiner ſollte unabhängig für ſich, ſondern in Gemeinſchaft mit andern leben, und gehalten ſeyn, auf dieſe Rückſicht zu nehmen. Eine natürliche Folge dieſer Ueberzeugung war, daß von demjenigen, welcher einem andern in der Gemeinde ſein Gut oder ſein Leben raubte, geſagt und angenommen wurde, daß er nicht bloß die Familie des Beraubten oder Erſchlagenen, ſondern daß er die ganze Gemeinde beleidigt, und den öffentlichen Frieden, die Ruhe und Sicherheit derſelben geſtört habe. Die Gemeinde vertrug ſich unter ſich, daß derjenige, welcher vermeinen würde, daß er ein Recht, oder eine Genugthuung zu fordern habe, ſich dieſes Recht und dieſe Genugthuung nicht ſelbſt verſchaffen, ſondern daß er ſich an die Gemeinde wenden, und von ihr fordern ſoll, ihm dieſelbe zu gewähren. Dieſe feſtgeſetzten wechſelſeitigen Verträge, welche die geſunde Vernunft eingab, nannte man Geſetze, und den Willen der Gemeinde, daß ſolche geſetzte Verträge beobachtet werden ſollten, hieß man die geſetzgebende Macht; und da dieſe Macht nicht jeder Einzelne ausüben konnte, ſo mußten nothwendig ſichtbare und gewalthabende Stellvertreter erkieſen und ein obrigkeitlicher Stand feſtgeſetzt werden, welcher die Gewalt hätte, die Geſellſchaft oder Gemeinſchaft zu regieren, ihre einzelnen Mitglieder zu ihren Pflichten anzuhalten, und ihre Rechte zu ſchützen. Das geſellſchaftliche Recht begründete dieſen geſellſchaftlichen Vertrag, und das nothwendige Verhunftgeſetz, und die urſprüngliche Menſchenpflicht legte ihn an, und bildete ihn; denn jemehr der Menſch zum Nachdenken gebracht, und je aufgeklärter er wird, deſto mehr findet er ſeine Glückſeligkeit darin, gütig, billig, gerecht zu ſeyn und zu handeln. Hier liegt ſeine endliche wahre Ruhe, ſein Stolz, ſeine Zufriedenheit. Das Geſetz, welches auf Gerechtigkeit und perſönliche und wechſelſeitige Pflicht hinweiſet, iſt nicht erfunden; es iſt in des Menſchen Herz gegraben. Der Landesregent war der ſichtbare und allgemein anerkannte Stellvertreter der wechſelſeitigen Rechte, Freiheiten und Geſetze der Nation. Er wählte ſich im Angeſichte, und mit allgemeiner Einwilligung der Nation, Männer, welche mit dem Inhalt und der Beſchaffenheit der allgemeinen

Rechte und der beſondern Herkommen, Gewohnheiten und örtlichen Verfaſſungen jeglicher Gauen wohl bekannt waren, alte, erfahrne, ſchon graue Männer (Grauen, Graven, Grafen, Graviones), welche ihm, wenn er perſönlich in den Gauen erſchien, um die vorgefallenen Händel zu richten, ſeine Begleiter (Comites) ſeyn, und ihm durch ihre Kenntniß und Erfahrenheit behilflich ſeyn mußten, das gerechteſte Urtheil zu fällen, und das Gericht zu vollenden. Der Landesfürſt war demnach nicht bloß der höchſte Heerführer, oder Herzog, **Dux**, ſondern auch zugleich der Regierer, **Rex**, der Nation, und die Gaugrafen waren nicht bloß Unterheerführer, ſondern auch Beamte, welche wieder ihre untergeordneten Beamte, die **Centenarios** und **Decanos** zur Seite hatten. Dieſen lag ob, kleinere Händel zu ſchlichten, und eine niedere Gerichtsbarkeit und Unteraufſicht auszuüben. Aus den Gaugrafen ſind in der Folge der Zeit unſere Obergerichtsbeamte (Landrichter, Pfleger), aus den Centenariis die Hofmarksrichter, und aus den Decanis die Dorfrichter (judices villani, oder pedanei) hervorgegangen.

Die erſte und uralte Verfaſſung der bayeriſchen Nation muß und kann demnach vorzüglichſt aus dem älteſten Geſetzbuche von Bayern erklärt werden. Dieſes, das älteſte und erſte Urkundenbuch, welches wir aufzuweiſen haben, erſchien zwiſchen den Jahren 626 bis 630, und liefert uns den Inhalt längſt beſtandener, urgrauer Herkommen, Einrichtungen und Ueberlieferungen, nebſt einem Theile der eben damals neu aufkeimenden Verhältniſſe und Verfaſſungen (V.). Man hat von dieſem erſten Geſetzbuche zur Zeit noch kein Original, ſondern nur einzelne, etwas ſpäter geſchriebene Abſchriften entdeckt. Dieſes Geſetzbuch iſt (zum Beweiſe, daß in Bayern die lateiniſche Sprache die Haupt- und Gerichtsſprache war) in einem ſehr verdorbenen, meiſtens unverſtändlichen Latein abgefaßt; wovon wir vor einigen Jahren eine genaue Verdeutſchung mit vortrefflichen Erklärungen erhalten haben (VI.). Die Gegenſtände dieſes Geſetzbuches, welches jedem denkenden Inländer unendlich wichtig iſt, handeln: a) Von den Geſetzen, welche die Geiſtlichkeit und die Kirchenrechte betreffen. b) Von dem Herzoge und den Händeln, die ihn angehen. c) Von den Geſchlechtern und ihrer Vergütung. d) Von freien Menſchen, wie ſie vergütet werden. e) Von den Freigelaſſenen, die ſie Frilatz nennen. f) Von Knechten und ihrer Vergütung. g) Von unerlaubten Ehen. h) Von den Weibern und den Händeln, die ſich oft mit ihnen zutragen. i) Vom Diebſtahl. k) Vom Brande der Häuſer und ihrer Vergütung. l) Von Gewaltthätigkeiten. m) Von verrückten Markzeichen. n) Von Pfändern. o) Von beſchädigten Thieren und ihrer Gutmachung. p) Von in Verwahr gegebenen und geliehenen Gütern. q) Vom Verkaufen. r) Von den Zeugen und einſchlagenden Händeln. s) Von den Kämpfern. t) Von den Todten und ihrer Gutmachung. v) Von den Hunden und ihrer Vergütung. x) Von den Habichten und Vögeln. y) Von den Obſtgärten, Wäldern und Bienen. z) Von den Schweinen. — Das Geſetzbuch ſelbſt heißt Pactum, ein Vertrag, zum Beweiſe, daß daſſelbe mit gemeinſamer Einverſtändniß der Vornehmen und Freien des Landes verfaßt worden iſt.

Die Nation beſtand überhaupt aus den freien Landeigenthümern oder Grundherren, welche alle, weil ſie freie Männer waren, im Grunde zwar in einem gleichen Grade Ethelinge (Edle), aber in Rückſicht ihres Grundvermögens mehr und weniger mächtig, wichtig und angeſehen waren, und aus Leibeigenen oder Knechten. Jene allein waren das, was man damals das Volk nannte; ſie allein hatten ein bürgerliches Daſeyn, eine Ehre und Stimme, und beſaßen gleiche Anſprüche auf Aemter und Würden. Keine der letztern war erblich, und kein Vorzug gieng, der bloßen

Geburt wegen, vom Vater auf den Sohn; doch genoßen fünf bayeriſche Geſchlechter, genannt Huoſi, Throzza, Fagana, Habilinqua, Aeniona (**VII.**) eine beſondere Auszeichnung, und ihre Häupter wurden mit dem Titel: **Principes**, Fürſten, beehrt. Unter dieſen fünf Geſchlechtern waren die Agilolfinger mitbegriffen, und aus ihnen wurden von der Nation die bayeriſchen Regenten gewählt, welche (gleich den Königen der Gothen und Franken) **summi Principes**, **Reges**, **Viri illustres**, **Illustrissimi** genannt wurden.

Die eigentlichen Knechte (**Servi**, **Mancipia**, **Homines proprii**), welche den zahlreichern Theil der Landesbewohner ausmachten, hatten kein bürgerliches Daſeyn, auch lange Zeit keinen unmittelbaren Schutz der Geſetze, noch weniger eine Stimme. Sie waren ehr- und rechtlos, und ein vollkommenes Eigenthum ihres Herrn, der ihnen für ihre Arbeiten den bloßen Unterhalt, und keinen Lohn gab, der ſie als freier Herr ſeines Hauſes behandeln, ſie ſtrafen, und nach Belieben verſchenken und verkaufen konnte. Knechte durften keine Waffen tragen, noch weniger den geiſtlichen Stand antreten. Ihr Zuſtand war in der That im höchſten Grade ſchimpflich und erniedrigend, und höchſt unglücklich; er wurde aber bald durch verſchiedene Veranlaſſungen weniger drückend, als man wohl denken mochte. Sobald nämlich ihre Herren den Werth des Feldbaues und der Viehzucht beſſer kennen lernten, ſetzten ſie auch auf ihre Knechte einen höhern Werth; ſie räumten ihnen neben ihren Herrnhöfen (**curtis dominica**) eigene Wohnungen und Gründe ein, und gönnten ihnen, doch ſo, daß ſie darum nicht aufhörten, Leibeigene zu bleiben, mehr und weniger einen guten oder drückenden Genuß von denſelben *).

---

*) In dem Geſetzbuche kommt vor: „Von den Dienſtbauern und Knechten der Kirchen, wie ſie dienen, und was für Abgaben ſie reichen ſollen; als das Hufen (Huben-Geld) oder den Ackerzins nach der Schätzung des Richters; dieſer muß Vorſehung thun, daß ſie nach Maß deſſen, was ſie inne haben, auch ihre Abgaben entrichten; als von 30 Metzen ſollen ſie drei Metzen geben. Den Weidezins, an dem ſie zahlen ſollen, was landesgebräuchlich iſt. Die geſetzmäßigen Feldſtücke, von 4 Ruthen nämlich in der Breite, und 40 in der Länge (jede Ruthe zu 10 Schuhe gerechnet) ſollen ſie ackern, beſäen, einzäunen, einſammeln, heimführen, in die Scheune bringen, und im Stock anrichten. Von der Sommerfrucht ſoll jeder Stiftbauer 2 Metzen zur Saat ausleſen, ſie ausſäen, dann einſchneiden, und an ſeinen Ort bringen. Auch die Weinberge ſollen ſie pflanzen, karſten oder graben, durch eingelegte Fechſer zur Vermehrung bringen, beſchneiden, und endlich die Trauben einſammeln Vom Flachs ſollen ſie den zehnten Büſchel geben, vom Honig die zehnte

Sie durften ſich, jedoch nur wieder mit leibeigenen Perſonen ihres Herrn, verheirathen, und gelangten nach und nach zu der Möglichkeit, ihren Zuſtand zu verbeſſern. Da dieſe Bedingniſſe, mit welchen ihnen Höfe und Gründe eingeräumt wurden, von ihren Herrn abhiengen, ſo wurde ihr Zuſtand in den ver-

---

Maß, wie auch 4 Hühnlein und 15 Eier. Sie ſollen Dienſtpferde liefern, oder ſelbſt gehen, wohin es ihnen auferlegt wird. Die Frohndienſte mit dem Wagen ſollen ſie bis auf 50 kleine Meilen (jede zu 1500 Schritten, alſo über 18 deutſche Meilen) verrichten; weiter ſollen ſie nicht fahren müſſen. Zur Reparirung der herrſchaftlichen Häuſer, Stallungen, Heuſtädel, Getreidekäſten und Zwinger, und, wenn es Noth thut, zu deren gänzlichen Aufbauung ſollen ſie die, ihnen den Schutzen nach angewieſene, doch nicht übertriebene Arbeit übernehmen. Zum Kalkofen, wenn er in der Nähe iſt, ſollen 50 Mann Holz und Steine zuführen; wenn er aber weit entfernt iſt, ſollen 100 Mann dazu angewieſen werden, die auch den Kalk ſelbſt in die Stadt oder zum Malerhof, wohin es nämlich nöthig ſeyn wird, bringen müſſen. Die Knechte aber der Kirche ſollen ihre Steuern nach dem Maße ihrer Beſitzungen entrichten. Drei Tage in der Woche ſollen ſie für ihre Herrſchaft, drei Tage aber für ſich arbeiten. Wenn ihnen aber ihr Herr Ochſen oder etwas anderes von dem Seinigen gibt, ſollen ſie ſo viele Dienſte thun, als ihnen, doch nach Möglichkeit, wird auferlegt werden. Nur ſollſt du Niemanden ungerechter Weiſe unterdrücken.“ Mederer S. 62.

ſtierna auf das Jahr 1634 nach Frankfurt am Main ausgeſchrieben wurde, erwähnt. Dieſe und die vergangenen Verſammlungen, bei welchen der beſagte Reichskanzler ſich einer förmlichen Herrſchaft über ſämmtliche proteſtantiſche deutſche Fürſten und Stände anmaßen zu wollen ſchien, waren den mächtigern dieſer Fürſten nichts weniger, als ganz angenehm, und, unter andern, gab der Herzog von Braunſchweig Wolfenbüttel, Friedrich Ulrich, ſeine Abneigung, ſich unter ein fremdes Joch zu ſchmiegen, ſehr deutlich zu erkennen, indem er noch im Jahre 1633, wahrſcheinlich ſchon in der Abſicht, ſich näher an Churſachſen anzuſchließen, einen niederſächſiſchen Kreistag nach Lüneburg ausſchrieb, auch in ſeinem eigenen Namen Truppen warb, und an alle ſeine Lehensleute ein Aufgebot ergehen ließ. Dieſer Kreistag kam aber erſt im Hornung 1634 zu Halberſtadt, nach dem Willen, und unter der Leitung des Oxenſtierna zu Stande, wo die Anweſenden ſich ganz nach den Geſinnungen deſſelben fügen und einwilligen mußten, daß Oxenſtierna zum Direktor des ganzen Kriegsweſens gewählt, der ſchwediſche Banner zum Feldmarſchall, Friedrich Ulrich aber gleichwohl noch zum General ernannt wurde. Aber die große, im März 1634 eröffnete, Frankfurter Verſammlung, bei welcher ſich auch der ſchiedenen Gauen auch ſehr verſchieden, und mehr und weniger gut und erträglich. Manche wußten ſich die Gunſt ihrer Herren ſo ſehr zu gewinnen, daß ſie von dieſen vollends frei gelaſſen, und ſogenannte Frilazzi, Liberti, wurden; doch mit der Bedingniß, ihrem Grundherrn wegen der Benutzung ſeiner eigenthümlichen Gründe theils perſönliche Dienſte, theils jährliche beſtimmte Abgaben zu leiſten. Da der Ackerbau nicht entadelte, ſo nahmen gegen ähnliche Bedingniſſe auch gar oft freie Leute Höfe und Bauerngüter in Pacht oder Beſtand; ſie hießen Barſchalken (wie ſchon oben vorkam), indem ſie aus freiwilligen Verträgen zu Herrendienſten verpflichtet wurden, ohne daß ſie darum aufhörten, freie Leute zu ſeyn.

Der eigentliche Zuſtand der Knechte, mithin des zahlreichſten Theiles der Bewohner Bayerns, erhellet am deutlichſten aus den bayeriſchen Geſetzen. Die Knechtſchaft war die größte Strafe, in welche ein freier Menſch verfallen konnte, und dieſes Unglück wartete auf die Gefangenen im Kriege, und dann auf diejenigen Verbrecher unter den Freien, welche außer Stand waren, die Geldſtrafe, mit welcher ſie für ihr Verbrechen hätten büßen ſollen, zu erlegen. Das Leben einer knechtiſchen Perſon wurde ungleich weniger geachtet, als das Leben eines Freien, und die Strafe für einen ermordeten Knecht war ungleich geringer. Knechte wurden ſo unumſchränkt für das Eigenthum ihres Herrn gehalten, daß dieſer ſogar den Schaden, welchen ein Knecht einer andern Familie zugefügt hatte, erſtatten mußte, und nebſt dieſer Erſtattung wurden einem Knechte wegen Diebſtählen die Hände abgehauen und die Augen ausgeſtochen, „damit er, ſagt das Geſetz, nicht mehr ſehe, um Uebels zu thun.“ Wenn ſich ein Knecht mit einer freien Weibsperſon erweislich verfehlte, ſo mußte ihn ſein Herr den Anverwandten der freien Weibsperſon überlaſſen, welchen frei ſtand, ihn nach ihrer Willkühr zu züchtigen, und ihm das Leben zu nehmen.

Für freie Leute gab es durchaus keine Todesſtrafe, drei Fälle ausgenommen, a) wenn einer den Landesfürſten mordete, oder auf deſſen Leben erweislich einen Anſchlag führte, b) wenn er Feinde ins Land lockte, oder c) einem Auswärtigen einen Ort in die Hände ſpielte. Auf alle übrigen Vergehungen und Verbrechen waren bloße Geldſtrafen geſetzt, deren Entrichtung aber ungleich ſchwerer, und in ihren Folgen wichtiger war, als man ſich beim erſten Anblicke denken möchte. Der Beleidiger hatte eine dreifache Strafe zu büßen; er mußte ſich, wenn er zur Wahlſtatt, oder dem öffentlichen Verſammlungs- oder Gerichtsplatze gerufen ward, vor allem mit dem Beleidigten und deſſen Familie abfinden und vertragen (**componere**), und ihm, nebſt der Erſetzung des Schadens, eine Genugthuung (**compositio**) leiſten. Hatte er dieſe abgeführt, ſo wurde er von dem Gaurichter wieder für einen Mann erklärt, an welchem ſich die Familie des Beleidigten nicht weiter rächen durfte; es wurde ihm der Friede (**Fredum**), oder ſeine perſönliche Sicherheit wieder zugeſagt, wofür er dem Richter den neunten Theil der Buße, welche bereits für die Genugthuung erlegt worden war, bezahlen mußte. Endlich mußte auch dem Publiko oder der landesherrlichen Kammer (**Fisco**) eine Genugthuung entrichtet werden. Die Strafe mußte nach Pfunden in ſogenannten **Solidis** (Schillinge) und **Denariis** oder Saigis (Pfenningen) entrichtet werden. Jene waren von Gold und Silber, und der goldene war 40, der ſilberne **Solidus** 12 **Denariis** gleich; und ein **Solidus** (deren 20 auf ein römiſches Pfund von 12 Unzen giengen, und deren einer über ein Loth ſchwer war) betrug, nach dem heutigen Werthe, weit mehr, als einen Gulden, ſo daß es bei der damaligen Seltenheit des Geldes ſehr ſchwer, und bei größern Verbrechen ſchlechterdings unmöglich war, die geſetzmäßige Strafe zu erlegen, in welchem nicht ſeltenen Falle der Verbrecher ohne Schonung, aber nicht nur er allein für ſeine Perſon, ſondern deſſen Weib und Kinder zur Knechtſchaft verurtheilt wurden.

Jeder freie Landeigenthümer oder Hausvater, der ein Gut beſaß, war ein Wehr- oder ein wehrpflichtiger Mann, und ſchuldig, einem allgemeinen Aufgebote, oder dem Bann des vaterländiſchen Heeres (auf ſeine Verköſtung, und mit ſeinen Waffen, doch nur auf eine beſtimmte Zeit und Weite) wider die Feinde des Vaterlandes zu folgen; und wer ſich der Entweichung vom Heere (Heeriſliz, Heerverlaſſung) ſchuldig machte, und dadurch, ſo viel an ihm lag, das Vaterland verließ, mußte eine Buße bezahlen, bei welcher einem ſolchen gewöhnlich die unmittelbare Knechtſchaft bevorſtand. Ueberhaupt war die Zucht während eines Heerzuges äußerſt ſtreng, und wer z. B. zwiſchen dem eigenen Kriegsvolke zu einem Gerauf, wobei Leute ums Leben kamen, Anlaß gab, war verloren; denn er mußte 600 Solidos oder Schillinge bezahlen. Dieß war aber nur von Kriegen, welche wider öffentliche Feinde des geſammten Vaterlandes geführt wurden, zu verſtehen. Wenn der Herzog, oder ein anderer der großen Fürſten, in ſeiner eigenen Familienangelegenheit, oder allein zum Nutzen ſeines Hauſes einen Krieg führen wollte, ſo mußte er ſich zu einem ſolchen Kriege beſondere Leute, welchen er Geſchenke oder Ländereien in dem zu erobernden feindlichen Lande verſprach, verpflichten. Dieſer Umſtand zog aber auch ganz beſondere und höchſt wichtige Folgen nach ſich. Die Fürſten gaben den Leuten, welche ihnen in ihren Fehden folgen ſollten, und welche darum das Gefolg oder Fehdeleute genannt wurden, liegende Gründe und Höfe ſtatt eines militäriſchen Soldes, forderten von ſolchen Leuten für ſich und auf alle Fälle den Vaſallen-Eid, oder den Eid der Treue, und nannten die Männer, welche ihnen auf dieſe Weiſe angehörig wurden, ihre Leute (**Liti**), und ihre Getreuen (**Fideles**). Sie räumten aber ſolche Lehengüter (**Beneficia**, **Feuda**, von **Fé**, **Fides**, Treue) ihren Vaſallen nicht erblich, ſondern allein zu ihrem lebenslänglichen Genuſſe oder Solde ein, und durch dieſe Anſtalt bekamen ſie frühzeitig für ihre Höfe und Familien eine eigene ſtehende Lehenmiliz, welche von der Vaterlandsarmee oder dem allgemeinen Heerbanne ganz unterſchieden war, indem ein Lehenmann oder Vaſall für ſeinen Lehenherrn, deſſen Gut er als Lohn genoß, unbedingt fechten mußte, indeſſen daß der freie Landeigenthümer oder Wehr nicht für die perſönlichen Vortheile eines Lehenherrn, ſondern allein für die Erhaltung und den gemeinen Vortheil des ganzen Vaterlandes ficht. Da indeſſen ein zahlreiches Vaſallengefolge das Anſehen desjenigen, welchem daſſelbe angehörte, ungemein erhöhte, ſo ſuchten die Großen auf alle Art und Weiſe daſſelbe zu vermehren, und ſie vertheilten unter ihre Lehenleute nicht nur ſo viele ihrer Güter, als ſie entbehren konnten, ſondern ſie räumten denſelben bei Vertheilung der Aemter, und bei jeder Gelegenheit, ſolche Vorzüge und Begünſtigungen ein, daß durch dieſe nothwendig viele Freie ermuntert werden mußten, ein Lehen zu ſuchen, und die Zahl des Gefolges zu vermehren. Dieſe Einrichtung wurde (wie wir im Verlaufe dieſer Geſchichte hören werden) in der Folge zur allgemeinen Länderverfaſſung, hatte aber bei ihrer Entſtehung einen ſehr nachtheiligen Umſtand zur Seite, dieſen nämlich, daß ſich jeder Freie für befugt hielt, ſich einen Lehenherrn, welchen, und wo er wollte, zu wählen. Ebenderſelbe Bayer, welcher zum vaterländiſchen Heerbanne verbunden war, konnte ſich zu gleicher Zeit, mit Umgehung ſeines Landesfürſten, von einem auswärtigen Hofe und Fürſten ein Lehen ertheilen, und mithin in die Zahl ſeiner Getreuen ſich aufnehmen, und zum Aufgebote ſeiner Privatfehden ſich verpflichten laſſen, wie dann wirklich einige bayeriſche Herren Vaſallen der fränkiſchen Könige zum Nachtheile ihres vaterländiſchen Heerbannes geworden ſind. So lieſt man, daß im Kriege, welchen der fränkiſche Karl Martel wider die Saracenen führte, ſechs vornehme Herren oder Fürſten aus Bayern Lohnkriegsdienſte mitgemacht, und zum Lohne den größten Theil eines Biſthums (Autisiodorensis) erhalten haben (VIII.).

Aber den inländiſchen Gerichtsſtellen und Landesgeſetzen durfte ſich darum Niemand entziehen. „Jeden erſten Tag des Monats, heißt es im erwähnten Geſetzbuche, oder auch nach fünfzehn Tagen, wenn es vonnöthen iſt, ſoll zur Unterſuchung der Händel ein Gericht (Placitum) gehalten werden, damit der Friede im Lande erhalten werde. Alle freien Männer ſollen an den beſtimmten Tagen an dem Orte zuſammen kommen, den der Richter oder Gaugraf vorſchreiben wird; und Niemand, der in derſelben Grafſchaft wohnet, ſoll ſich unterfangen, vom Landtage weg zu bleiben; alle, ſie mögen des (fränkiſchen) Königs, oder des Herzogs Vaſallen ſeyn, ſollen, bei Vermeidung einer Strafe von fünfzehn Schillinge, dabei erſcheinen; und der Gaugraf ſoll den in ſeinem Gau aufgeſtellten Richter und das Geſetzbuch bei ſich haben, damit das Urtheil allzeit nach der Gerechtigkeit geſprochen werde." Der Herzog ſelbſt ſchickte nicht nur einen beſtändigen Abgeordneten oder Missum, welcher den Fleiß und die Redlichkeit der Gaugrafen beobachten mußte, im Lande herum, ſondern er hielt ſelbſt auf einem ſeiner Kammerhöfe alle Samſtage für diejenigen ein öffentliches Gericht, welche ſich mit dem Ausſpruche des Gaugerichtes nicht befriedigen wollten. Dieſe herzoglichen Kammergüter und (der herzoglichen Würde anklebenden) Amtshöfe (villa publica, locus publicus) als z. B. Regensburg, wo ſich die Agilolfinger ein Wohnhaus (Palatinum, Pfalz) bauten, Wöringen, Aſchheim, Aufhauſen, Neuching, Holzkirchen oberhalb München, Hocherachbach oder Hohenburg jenſeits Burghauſen, Mattichhofen, Mosburg, Frisinga, Altenheim im Ries, Forchheim, Matikofen, Rosinberg, Oſtermüting, Rantesdorf oder Ranshofen, Salz, Aibling, Oſterhofen, Oetting u. ſ. w. waren durch das ganze Land zerſtreut, und zu denſelben geſchahen von den dahin gehörigen Höfen zur Unterhaltung des Herzogs und ſeiner Familie beſtimmte Lieferungen von Naturalien. Zweimal im Jahre, im Mai und im Herbſte, verſammelte ſich die ganze Nation, nämlich alle freie Hausväter und Grundherren, auch Biſchöfe und Aebte, um über die allgemeinen, das Wohl des ganzen Landes betreffenden Angelegenheiten eine Berathſchlagung zu halten. Zur Unterhaltung dieſer allgemeinen Landtage mußte dem Herzoge jede freie Familie eine Abgabe an Naturalien entrichten, aus welcher nachher die Mai- und Herbſtſteuern entſtanden ſind.

5) Dem erwähnten bayeriſchen Geſetzbuche ſind noch manche andere Verordnungen in Hinſicht auf die chriſtliche Religion beigefügt, woraus man, da die chriſtliche Religion im J. 630 noch lange nicht allgemein in Bayern eingeführt war, ſchließen muß, daß einige Verordnungen erſt ſpäter, im folgenden Jahrhunderte, hinzugefügt worden ſind. So ſtrenge aber, und den damaligen Umſtänden angemeſſen dieſe bayeriſchen Geſetze überhaupt waren, ſo wenig wurden ſie im Grunde beobachtet. Je unwiſſender und roher nämlich ein Volk, je ſinnlicher und leidenſchaftlicher deſſen ſittlicher Zuſtand iſt, deſto ſchwerer iſt es, daſſelbe durch friedliche Geſetze zu regieren. Die freien Geſchlechter hatten noch keinen hinlänglichen Begriff von dem, was man eine öffentliche bürgerliche Ordnung und gemeinſchaftliche Wohlfahrt nennt, ſondern jedes Geſchlecht lebte noch für ſich in ſeinem Kreiſe, wohin es alles zog und riß, deſſen es bedurfte und habhaft werden konnte. Die Hausväter der freien Geſchlechter hatten überhaupt keine andere Vorſtellung von Ehre und Größe, als die Behauptung ihrer perſönlichen Freiheit, bei welcher ihnen jede Einſchränkung und geſetzliche

Pflicht läſtig und verhaßt war; ja ſelbſt die bayeriſchen Geſetze erlaubten ihnen, in Fällen, wo ſich die Richter nicht zu helfen, und keinen der ſtreitenden Theile zu überführen wußten, ihren Streithandel durch einen Zweikampf auszumachen, oder durch andere, welche für ſie kämpften, und Campiones genannt wurden, ausmachen zu laſſen, wobei man noch überdieß glaubte, daß Gott ſelbſt das wahre, geeignete Urtheil (Ordale, daher Gozprob, Gozurtl) fällen, und dem, welcher Recht hätte, den Sieg verſchaffen würde. Man kannte keine größere Glückſeligkeit, als die, einem andern ſeine körperliche Stärke und Ueberlegenheit zu zeigen, und ſich übrigens nichts, was nur immer auf die Sinnlichkeit des Körpers ſich bezog, zu verſagen.

Man hat lange die Meinung genährt, daß unſere Vorältern ungleich einfacher, aufrichtiger, gerechter, worthaltender, mäßiger und enthaltſamer, mit einem Worte ungleich beſſer geweſen ſeyen, als wir Jetztlebende ſind. Dieſe Meinung iſt höchſt irrig; ſie iſt aber nicht nur durchaus irrig, ſondern höchſt gefährlich und ſchädlich, weil durch ſie eine andere, die verabſcheuungswürdigſte Meinung genährt und fortgepflanzt wird, daß eine grobe Unwiſſenheit und Rohheit mit dem Beſtreben nach ſittlicher Vollkommenheit beſtehen, und daß ein Volk

Churfürſt von Brandenburg, Georg Wilhelm, zu welchem, um ihn einzuladen, Oxenſtirna perſönlich nach Berlin gekommen war, einfand, entſprach deſto weniger den Wünſchen Oxenſtirna's. Viele eingeladene Stände, als die beiden Häuſer Hollſtein, der Graf von Oldenburg, der Graf von Oſtfriesland u. a. erſchienen nicht. Der Churfürſt von Brandenburg war wegen der Anſprüche, welche die Krone Schweden auf Pommern machte, mißvergnügt, und der Churfürſt von Sachſen, welchem die Anmaßungen Oxenſtirna's, und deſſen Direktorium in Deutſchland noch immer gar ſehr mißfielen, hatte ſeinem Geſandten befohlen, unmittelbar auf einen Friedensſchluß zu dringen, und dem Oxenſtirna zu eröffnen, wie er, der Churfürſt, allerdings hoffe, daß die Kriegsentſchädigung, welche die Krone Schweden fordern zu können glaubte, billig und ausführbar ſeyn werde, „indem ja ſelbſt der verſtorbene König bei ſeiner Ankunft in deutſchen Landen überall erklärt hätte, daß er die Waffen nicht wider die deutſchen Fürſten, gegen welche er keine Feindſchaft trüge, ſondern wegen der ihm zugefügten Beleidigungen ergriffen habe.“ Eben dieſer Churfürſt ließ den proteſtantiſchen Ständen insgeſammt ſogar nachdrückliche Vorwürfe über ihren zaghaften Wankelmuth, vermöge deſſen ſie ihn ohne Unterſtützung ließen, madumm und gefühllos, und doch zu gleicher Zeit gut und edel ſeyn könne. Nein, unſere Vorältern, von denen hier die Rede iſt (und ſo die damaligen Deutſchen überhaupt) waren ſo wenig beſſere Menſchen, als wir, daß ſie vielmehr in einem ungeheuern Grade verdorben und elend waren. Sie waren bloß körperliche Menſchen, und hatten kaum eine Ahnung, daß es ſittliche, gute Eigenſchaften, und geiſtige Vollkommenheiten, geiſtige Geſchäfte und Freuden gebe. Sie hatten in ihrer Sprache nicht einmal noch Worte für ſolche Vorzüge, und alles, was ſie zu nennen und auszudrücken wußten, bezog ſich allein auf die körperliche Eigennützigkeit. Um uns eine richtige Vorſtellung zu machen, welche ganz verwilderte und unbändige Menſchen ſie damals waren, dürfen wir nur etwas von den Schilderungen hören, welche uns von ihren Nachfolgern noch im achten Jahrhunderte von gleichzeitigen und unverwerflichen Augenzeugen in Schriften hinterlaſſen worden ſind. Der heil. Bonifacius beſchreibet noch im Jahre 741 die Bayern (Schwaben und Franken) in einem Briefe an den Pabſt Gregor III., als „unverſtändige und ſinnliche Leute, welche alles nachäfften, was ſie ſahen, welche am erſten Jänner das Bachusfeſt hielten, auf den Gaſſen herumtanzten, den Tag und die Nacht ſchwelgten, unflätige Lieder ſangen, und alles trieben, was ihnen die viehiſchen Begierden eingaben.“ — Gleichwohl hatten ſie damals ſchon chriſtliche Lehrer, und ſahen die größten Beiſpiele von Zucht und Frömmigkeit; allein ſie verabſcheuten alles, was ſich auch nur von weitem auf die Unterjochung der Sinnlichkeit, und auf eine freiwillige Bezähmung der Leidenſchaften bezog. Jede Einſchränkung war ihnen ein Aergerniß, und die Zumuthung, daß ein Menſch ſich ſelbſt beherrſchen ſollte, die allergrößte. Sie ſträubten ſich aus allen Kräften wider jede Anſtalten, durch welche man wenigſtens ihren Kindern einige Empfänglichkeit für beſſere Sitten beibringen wollte, und haßten alles, was man Wiſſenſchaft heißt, weil, ſagten ſie, keine Wiſſenſchaft in junge Gemüther ohne Zucht und Strenge gepflanzt werden könne, bei der Zucht und Strenge aber dieſelbe nothwendig aus ihrer Art ſchlagen, den Hang ihrer Väter nach Freiheit verlieren, und bedächtlich, ſittſam und zaghaft werden müßten. Sie bezogen ſich ſogar auf die Römer, welche im Vergleiche mit ihnen vieles von dem, was man Wiſſenſchaften nennt, beſeſſen hätten, und (ſo ſchloſſen ſie) eben darum als feige und verächtliche Leute überall überwunden worden wären. Mit einem Worte, ſie wußten gar nicht, was das heißen ſollte, ſich in etwas einſchränken und mäßigen, oder aus ſittlichen Grundſätzen ſich etwas verſagen, wozu ſie Macht und Neigung hätten. Sie kannten keine Geſetze der Enthaltſamkeit, und nur die Entfernung ihrer Wohnungen, und die Gefahr, welche mit der Mißhandlung einer freien Weibsperſon verbunden war (die ganze Familie einer mißhandelten Freiinn rächte nämlich an dem Beleidiger die Mißhandlung) hielt ſie in einer Art von Schranken, oder machte es ihnen vielmehr nicht möglich, ihrer Zügelloſigkeit nachzuhängen. Die meiſten hatten mehrere Weiber, und es hielt, als ſie das Chriſtenthum annahmen, ſehr ſchwer, ſie davon abzubringen. Wie wenig ſie von einem beſcheidenen Betragen, und von wechſelſeitiger Duldung und Nachſicht wußten, und wie gewöhnlich und gräßlich die Raufhändel unter ihnen waren, beweiſen die bayeriſchen Geſetze, worin eine zahlreiche Aufzählung von Verwundungen und von den Strafen, mit welchen ſie vergütet und gebüßet werden mußten, vorkömmt. Man lieſt von Strafen „wenn man einem eine Ader abſchlägt; wenn man ihm ein Gebein zerbricht; wenn das Hirn herausſchaut; wenn man einen mit Stricken bindet; wenn man ihm ein Auge ausſticht; wenn man ihn ſtümmelt, das iſt, Hände oder Füße abhauet; wenn man einem den Daumen oder die Finger bricht; wenn man einem die Arme durchſticht; wenn man einem die Naſe abhaut, oder die Ohren, oder die Lefzen verwundet, oder die Zähne ausſchlägt; wenn man einen vom Geſtade ins Waſſer wirft; wenn man einen vom Pferde herabreißt; wenn man einen von der Stiege herabſtürzt; wenn man einen ins Feuer wirft; wenn man einen mit einem vergifteten Pfeil ſchießt; wenn man einem ein tödtliches Getränk aufſetzt u. ſ. w." Nichts aber beweiſet deutlicher, wie wenig ſie ſich in irgend einer Sache zu mäßigen wußten, als ihre Spielſucht, worin ſie ſo weit giengen, daß ſie nicht ſelten ihre eigenen Perſonen auf das Spiel, und mithin ſich der Gefahr ausſetzten, im Falle des Verluſtes, unverzüglich in die Knechtſchaft des Gewinners zu gerathen. Sie waren, ſo zu ſagen, berühmt wegen ihrem wilden, unbändigen, jaſtigen Weſen, worin ſie ſich (und die Deutſchen überhaupt) ſo wenig beſſerten, daß noch tief im Mittelalter ein aufbrauſendes Betragen, wobei man ohne alle Beſinnung und Ueberlegung zu Werke gieng, geradezu die deutſche Wuth (furor teutonicus) genannt wurde.

Als ſie im ſiebenten und achten Jahrhundert das Chriſtenthum annehmen, bildeten ſie ſich vielfältig ein, daß ſie nur die Namen der Sachen geändert, und z. B. ſtatt ihren ehemaligen Göttern Heilige angenommen hätten, und ihr Betragen änderten ſie ſo wenig, daß man noch um die Mitte des achten Jahrhunderts von einer Kirchenbuße lieſt, welcher derjenige unterworfen ſeyn ſollte, der ſeinen Vater, Mutter, Bruder oder Schweſter getödtet haben würde. Ihre religiöſen Vorſtellungsarten waren von der ſinnlichſten und gröbſten Art, ganz für uralte abergläubige Gebräuche, welche ſie theils ſelbſt hergebracht, theils, und vorzüglich von den heidniſchen Römern erlernet hatten, geſtimmt, und z. B. auf Träumeauslegungen, Zeichendeutungen, Wahrſagereien und Zauberkünſte gerichtet. Die wiſſenden, oder weiſen Frauen (Alrunnen, von All, Alles, und runnen, wiſſen), alte grämliche Weiber nämlich, ſtanden bei ihnen im größten Anſehen, und ſie ließen ſich von denſelben mit unumſchränktem Zutrauen ihre Träume auslegen. So beobachteten ſie auch die Eingeweide der geſchlachteten Thiere, den Flug, oder das Geſchrei der Vögel, das Wiehern der Pferde, das Begegnen gewiſſer Thiere auf dem Wege, um ſich Glück oder Unglück vorher zu ſagen, und ihre Geſchäfte und Handlungen darnach einzurichten. Die Looſungen (Sortilegia) galten ihnen über alles, und ſie ſchlugen z. B. das Evangelienbuch auf (wie ehemals die Römer den Dichter Virgilius), und der erſte Spruch, der ihnen in die Augen fiel, galt ihnen für einen geheimnißvollen Ausſpruch, nach dem ſie ſich richteten. Wie ſie ehemals bei ihren heidniſchen Opferfeſten zu Ehren ihrer Götter tranken, zechten und tanzten, ſo nahmen ſie als Chriſten ihre Becher mit in die Kirche, um z. B. an den Feſttägen des heil. Veits, Martins und Niklas wacker zu trinken. Mit dem ſogenannten Nodfuir, oder dem Feuer, welches ſie aus Zaunpfählen durch ſtarkes Zuſammenreiben aus denſelben herausnöthigten, trieben ſie den unſinnigſten Aberglauben. Sie ſprangen über daſſelbe, in der Meinung, dadurch auf ein ganzes Jahr vom Fieber befreit zu bleiben, und kochten ſich bei demſelben Wurzeln und Kräuter, um durch deren Genuß ihre Geſundheit zu ſichern. (IX.). Im Jahre 743 übergab der heil. Bonifacius der deutſchen Kirchenverſammlung zu Leptina (Leſtinas im Kambrekreiſe, oder Kammerrichtergebiete in den Niederlanden) ein Verzeichniß von dreißig heidniſchen Abgöttereien und abergläubigen Gebräuchen, welche er ſelbſt in Bayern (Schwaben und Franken) wahrgenommen, und mit ſeinen Augen geſehen hatte (X). Dieſes Verzeichniß bezeuget, daß man noch im achten Jahrhunderte die Gewohnheit hatte, Verſtorbene mit ihren Waffen und Koſtbarkeiten zu verbrennen, Todtenmahle oder Todteneſſen (Dadiſcas, vom Dad, Tod, und Aß, Eß, Eſſen) bei den Gräbern zu halten, im Monate

Februar Opfer- und Todtenſchmäuſe, bei welchen aus krummen Hörnern (daher Hornung) viele Täge nach einander getrunken wurde, zu feiern; die Tempel der damals noch vorhandenen Heiden, wenn bei denſelben Trinkfeſte einfielen, zu beſuchen; ähnliche Trinkfeſte auch in den chriſtlichen Kirchen zu begehen; zu ſichtbaren Schutzgöttern, welche ſich, nach der Meinung der Heiden, in Wäldern, Wäſſern und Brünnen aufhalten, und dieſelben beſchützen ſollten, die Zuflucht zu nehmen; bei großen Landplagen dem erzürnten Weſen, welches dieſelben verhängt haben ſollte, Menſchen zu ſchlachten (was an der Altmühl noch im achten Jahrhunderte nicht ganz aufgehört hatte); zauberiſche Amulete von Holz, Metall oder Pergament, worauf unverſtändliche Figuren und Zeichen ſtanden, wider Krankheiten als Heilmittel zu tragen; zauberiſche Beſchwörungen, Beſingungen, und andere geheimnißvolle Gebräuche, mit welchen man den Menſchen ſchaden oder helfen, Ungewitter erregen oder dieſelben vertreiben zu können ſich einbildete, fortzuſetzen; zu glauben, daß es Hexen gäbe, welche mit ihren Beſchwörungen ſogar dem Monde gebieten, und Haß oder Liebe in die Menſchen zaubern könnten; und was dergleichen Dinge, welche eine höchſt ſchädliche Verfinſterung und Roheit des menſchlichen Verſtandes anzeigen, mehr waren. So war die religiöſe und ſittliche Beſchaffenheit unſerer Voráltern noch im achten Jahrhundert beſtellt, und wir haben die Schilderung derſelben in der Abſicht aus der Mitte des achten Jahrhunderts entnommen, damit man ſich einen Begriff machen könne, wie die Sache in frühern Zeiten, im ſechsten Jahrhundert beſtellt geweſen ſeyn möge. Das Grobſinnliche behauptete über dieſe ganz und gar ungebildeten Menſchen überall eine unumſchränkte Herrſchaft; und ſie ſehnten ſich daher auch noch als Chriſten immer nur nach ſolchen Gebräuchen, Feierlichkeiten und Anſtalten, welche mit äußerlichen Uebungen und Beobachtungen verbunden, und ſo beſchaffen waren, daß man ſich bei denſelben pünktlich mit ſeiner körperlichen Gegenwart einfinden konnte, ohne daß mit denſelben die unmittelbare Zumuthung verbunden war, der Religion mit einer ſündhaften Lieblingsneigung ein Opfer zu bringen, eine böſe Gewohnheit abzulegen, ſeinen Feinden zu verzeihen, ein ungerechtes Gut zurückzuſtellen, ſeine Nebenmenſchen mit Wahrheit und im Werk zu lieben, und mit einem Worte ſein Leben zu ändern. Daß übrigens ſchon die damaligen Bayern tapfere und beherzte Leute, vortreffliche Krieger waren (was ſie ja wohl ſeyn konnten, ohne vortreffliche Menſchen zu ſeyn) beweiſen ihre Thaten im Kriege; ſie waren auch, weil beherzte Leute nichts fürchten, noch heucheln, offenherzige, gerade Leute, welche nicht einmal wußten, daß es eine Verſtellung gäbe, bei welcher man ſcheinen will, was man nicht iſt; ſie waren, da ſie nichts durch Unterrichtsanſtalten lernten, ſondern ſelbſt denken mußten, kluge Leute, und manche Anſtalt iſt ein ſchönes Denkmal von einem geſunden Verſtande und richtigen Scharfſinn; aber von ſolchen Menſchen, wenn ſie ſo geblieben, und mit keiner höhern Art von Vollkommenheit bekannt geworden wären, würde nie etwas Vortreffliches zu hoffen geweſen ſeyn; und ſolche, und noch weit ſchlimmere waren es (mehr und weniger) mit welchen die agilolfingiſchen Herzoge im J. 555 ihre Regierung begannen. Ehe wir die Geſchichte derſelben vornehmen, wollen wir nur noch eine allgemeine Ueberſicht über den ſtatiſtiſchen und wirthſchaftlichen Zuſtand des damaligen Bayern vorausſetzen.

6) Bayern zählte damals zuverläſſig kaum die Hälfte der Einwohner, von welchen es heut zu Tage bevölkert iſt, und vielleicht waren damals im ganzen Deutſchland, welches jetzt über 24 Millionen zählet, kaum ſechs Millionen Menſchen. Man lieſt zwar in Bayern die Namen von ſehr vielen Ortſchaften; allein dieſe ſind wahrſcheinlichſt keineswegs den heutigen Dorfſchaften ähnlich, ſondern ein ärmlicher

Sammelplatz von wenigen Häuſern, oder wohl gar bloß einſchichtige Höfe (Einöden) geweſen. Die römiſchen Kaſtelle lagen größtentheils zerſtört, und es gab im ganzen Bayern, wiewohl darin Regensburg bereits der herzogliche Sitz war, keine einzige Stadt im heutigen Verſtande. Es gab keine Handelsleute, Künſtler und Handwerker heutiger Art. Es gab keine einzige öffentliche Anſtalt. Man' wußte nichts von Schulhäuſern, Arzneianſtalten, Spitälern, Waiſenhäuſern, Gaſthöfen u. dgl. Jede Familie mußte gleichwohl für ſich ſelbſt ſorgen, und in der Regel hatte die Edelfrau (Wirthinn) des Hauſes die Obſorge, alles Nöthige für die Männer und die übrige Familie herbeizuſchaffen. Unter ihrer Veranſtaltung und Aufſicht mußten die männlichen und weiblichen Leibeigenen ſpinnen, weben und nähen, Bier brauen, Leder u. dgl. zubereiten, und vom beſtellten Feld- und Viehſtande das Nöthige liefern. Sie ſelbſt arbeitete mit ihren Maged oder Töchtern das Leichtere und Feinere, und beſtellte und überſah alles Uebrige. Sie gab dem Herrn und den Kindern des Hauſes ihre Kleidungen, und zu beſtimmten Zeiten machte ſie gleiche Auslieferungen (daher ſpäter der Name Livree entſtand) an die Angehörigen des Hauſes. Für vornehme und zahlreiche Familien mußten die Eigenleute, welchen man in der chen, und ſie zu einer ſolchen feſten Zuſammenhaltung, bei welcher ihnen, und nicht einem Auswärtigen, die Direktion ihrer Angelegenheiten verbliebe, ermuntern. Die, während ſolcher Vorgänge angekommene Nachricht von der Schlacht bei Nördlingen veranlaßte zwar die Verſammlung, dem Orenſtirna einen baldigen Beiſtand zuzuſagen, womit es aber ſo wenig zu einem Vollzug, der ſchwediſche Reichskanzler aber ſo ſehr in Verlegenheit kam, daß er die Stände im November 1634 neuerdings nach Worms zuſammen berief, um ſie zur Thätigkeit zu ermahnen. Allein ſehr viele erſchienen nicht, und die Anweſenden brachten über verſchiedene Zumuthungen wechſelweiſe ſo viel Bedenken und Anſtände vor, und zögerten ſo lange, einen Hauptabſchluß zu faſſen, bis der Landgraf Georg von Darmſtadt mit einer erſchütternden Nachricht ankam, welche nichts Geringers enthielt, als daß der Churfürſt von Sachſen in vollem Begriffe ſtehe, mit dem Kaiſer einen Frieden zu ſchließen.

Der Churfürſt Johann Georg von Sachſen, welcher dem Erzhauſe Oeſterreich, ſchon vom erſten Ausbruch des Krieges in Böhmen an, aufrichtig zugethan, und welcher zur Ergreifung der Waffen wider ſeine Neigung im Drang ſeiner Selbſtvertheidigung genöthiget, übrigens aber des zerſtörenden Krieges herzlich

Nähe des Herrnhofes einzelne Köthen (von Casa, Casula) und Felder einräumte, Geſpinnſte u. dgl. zur Frohn arbeiten und eindienen. Dieſe Leute, welche wegen ihrer perſönlichen Abhängigkeit, und ihrem auch nicht ſelten harten Zuſtande im mittlern Zeitalter arme Leute genannt wurden, trugen ein kurzes Kamiſol oder Schalk, und Beinkleider von Linnen und Loden, von eben dieſem zuſammengenähte Strümpfe (im Winter) und Holzſchuhe und eine Kappe oder Kapuze von Schaffellen (von Hemden und Hüten wußte man nichts), und ließen den Bart wachſen. Die vornehmen Fürſten und reichſten Geſchlechter, welche mehrere Landgüter beſaßen, deren Ueberſicht weitläufiger und wichtiger war, nahmen geringere Edelleute zu ihrem Dienſte in ihre Familie auf, und beſtellten ſich Aufſeher über das ſämmtliche Geſinde, welche den Namen Sinneſchalken (von Schalk, Diener, Aufſeher und Sinne, Geſind) auch Hofmeiſter, Oberſthofmeiſter, **Majores domus**, oder Meier genannt wurden, und nach der Anordnung des Herrn die Oberaufſicht über ſämmtliche Länder und Leute deſſelben führten. Zu dieſem kamen nachher die Aufſeher über die Pferde, Geſtüte und Ställe, oder die Marſchalken (von Mähre ein Pferd, und Schalk) und ſpäter die Kämmerer oder Verwalter der Einkünfte des

Herren; die Truchſeß oder Aufſeher über die Küche und Speiſen; die Schenken oder Aufſeher über die Keller und Getränke; und manche andere Herren oder Hofbeamte, welche mit dem Namen Hausgenoſſen (Domestici, Ministri) beehrt, und gewöhnlich bei wichtigen Vorfällen des Hofherren zu Rathe gezogen wurden. Der Ackerbau und Viehſtand, und überhaupt die Landwirthſchaft bei den größern Höfen mag auch ſo gar dürftig und übel beſtellt nicht geweſen ſeyn, als man ſich in Hinſicht auf die gänzliche Unwiſſenheit in tauſend Dingen, von welchen jeder wohlerzogene Menſch unſers Zeitalters unterrichtet iſt, denken möchte. In Bayern zumal, und in allen den Gegenden, wo ſich ſo viele Jahrhunderte Römer einfanden, haben die Einwohner wahrſcheinlich vieles nachgeahmt und einheimiſch gemacht, was den Einwohnern im eigentlichen und tiefen Deutſchland unbekannt, wenigſtens fremder blieb. Wir haben vom J. 640 ein Verzeichniß der Lieferungen an Naturalien, welche für einen reiſenden Viſitator oder königlichen fränkiſchen Abgeordneten von den Gemeinden oder Landeigenthümern, zu deren Beſten er die Unterſuchung der gemeinen Ordnung vornahm, zu ſeiner unentgeldlichen Verpflegung zuſammen gebracht und in Bereitſchaft (dieſe Lieferungen hieſſen daher Paratae, Pastus) gehalten werden mußten, wovon man auch auf den Zuſtand der größern Herrenhöfe in Bayern ſchließen kann. „Für den Oberkommiſſär, heißt es, ſoll man in Bereitſchaft halten, Pferde, weißes Brod, Wein, Bier, Speck, Fleiſch, Schweine, Ferklein, Hämmel, Lämmer, Gänſe, Faſanen, Hühnlein, Eier, Oel, Fett, Honig, Eſſig, Kümmel, Pfeffer, Münzen, Nägelein, Spick, Zimmet, Maſtix, Datteln, Piſtazien, Mandeln, pfündige Wachskerzen, Käſe, Salz, Kräuter, Hülſenfrüchte, Holz, Fackeln, Pferdefutter, Heu, Ausguß, und dieſes alles in einem beſtimmten Maß“ (XI.). Der Weinbau ſcheint in Bayern allgemein bekannt geweſen zu ſeyn, wie derſelbe dann wirklich noch bis ins ſechszehnte Jahrhundert, wo man endlich häufiger beſſere Weine einführte, vorhanden blieb. Das Bier braute ſich jede Familie ſelbſt, und man hatte natürlicher Weiſe keinen Begriff von der ſpätern Erfindung und Einführung der heutigen Bierbrauereien. Daß die Bienenzucht in Bayern ſchon damals ſehr blühend war, beweiſet die häufige Erwähnung (man kochte ſogar eine Art von ſtärkerm Bier mit Honig) und die genauen und ſtrengen Verordnungen wegen derſelben in den erwähnten bayeriſchen Geſetzen (XII.). Ein vorzüglicher Theil der Nahrung für die Herren war das Wildprät, ſo wie die Jagd eine Lieblingsbeſchäftigung derſelben war. In den bayeriſchen Geſetzen wird einer großen Menge von Hunden und Vögeln erwähnet, auf deren Entwendung oder Verletzung eine empfindliche Strafe geſetzt war. Man hatte Spür- oder Suchhunde (**Seuces**, **Sagaces**, Spürer, Sucher, **Leitihunde**, Leithunde, welche man mit einem Seile führte und leitete, bis ſie die Spur eines Wildes fanden); Triphunte (Treibhunde), Spurihunte (Spurhunde), Piparhunte (Biberhunde, welche den Bibern in ihrem unterirdiſchen Bau nachgruben), Windhunde, oder Winde (**Canis ueltricus**, Feldhunde, von ihrer Geſchwindigkeit, Haaſen zu verfolgen, Winde, Windſpiele genannt), Hapuchhunte (Habichthunde), große Hunde, mit denen man Bären, Waldochſen, und überhaupt größere Thiere verfolgte, Huthunte (Hunde, welche die Heerden vor Wölfen beſchützten), Houawarten (Hofwarten, oder Hunde, welche den Hof hüteten, Haushunde). Von den Vögeln kommen abgerichtete Cronohari (Kranlcharen oder Adler, welche auf Kraniche flogen), Habichte (**Accipiter**), Canshapuch (Ganshabichte, Vögel, welche auf wilde Gänſe ſtießſen), Anothapuch (Enten-Habicht), Sparavari, Sparewarii (Sperber, oder kleine Falkenarten, welche auf kleinere Vögel ſtießen) vor, und dieſe zahlreichen Hund- und Vögelarten, und die Thiere, welchen man mit den Hunden nachſtrebte, dienen zugleich zu einem Beweiſe, welche ungeheure Wälder und weitläufige menſchenleere Strecken Landes es damals in Bayern noch gegeben haben müſſe. Man aß damals in Bayern auch noch Pferdefleiſch, Storchen, Krähen, Höher u. dgl., und verzehrte manche andere Dinge, deren Namen uns Eckel verurſachen, als Leckerbiſſen. Die Namen der bayeriſchen Landgüter waren römiſch. Ein Inbegriff von Grundſtücken oder Ländereien, wobei ein Oekonomiegebäude oder Landhaus war, hieß **Villa** (Weiler, Maierſchaft), und der Baumeiſter oder Aufſeher über das geſammte Bauweſen (gewöhnlich ein geſchickterer Leibeigener oder auch ein Freigelaſſener) hieß **Major** (Maier) und **Villicus**. Ein Landgut, bei welchem ſich eine **Curtis** oder **Casa dominica**, Herrenhof, und um denſelben eine Anzahl landbauender Knechte oder Leibeigener befand, wurde (wie einige meinen, von den zu dem Herrnhof zu entrichtenden Präſtationen oder Eindienungen) **Praedium** genannt. Bei den Landgütern waren Umzäunungen und Plätze angebracht, welche **Horti** (Gürten, Gärten vom umgürten, umzäunen) genannt wurden. Dieſe Gärten oder umzäunte Plätze waren keineswegs nach heutiger Art angelegt, verſchönert und bereichert; noch weniger glichen ſie den prachtvollen römiſchen Gärten in Italien; denn in den Schankungsurkunden der folgenden Jahrhunderte, in deren Folge ſich gute und wahre Hausgärten, wenn ſie einmal vorhanden geweſen wären, vielmehr vermehrt als verloren haben würden, läßt ſich kaum eine Spur von einem Garten entdecken; aber doch ſcheint es, daß man einige Fruchtbäume gekannt, und die Erhaltung und Vermehrung derſelben ſehr gewünſcht hat. Die bayeriſchen Geſetze enthalten ein eigenes Kapitel von den Obſtgärten und deren Vergütung, und verhängen wider die Verletzer der Fruchtbäume eine ſehr nachdrückliche Strafe mit einem Beiſatze, welcher noch jetzt beobachtet zu werden verdiente: „Wenn einer, heißt es (XIII.), aus Bosheit einen fremden Obſtgarten umgräbt, oder fruchttragende Bäume umhauet, wo derer zwölf oder noch mehrere beiſammen ſtehen, ſo ſoll er erſtens mit 40 Schillingen büßen, wovon 20 dem Eigenthümer des Gartens, die andern 20 dem Fiskus gehören, weil er gegen das Geſetz gehandelt hat; hernach ſoll er andere gleichartige Bäume dahin pflanzen, und jeden Baum beſonders mit 1 Schilling vergüten; und dieſen Schilling ſoll er jährlich zur Obſtzeit ſo lange zahlen, bis jene Bäume Frucht bringen, die er von neuem gepflanzt hat.“ Wenn man übrigens auf den ſchlechten Zuſtand der Wohnungen und Gebäude der bamaligen Bewohner Bayerns hinſieht, ſo kann man ſich auch von ihrem Feldbau keinen großen Begriff machen. Die Armſeligkeit damaliger Gebäude iſt ein Beweis von einer lange und beſtändig angehaltenen Unſicherheit bei ſeinem Eigenthum während den Einfällen deutſcher Völkerſchaften in das römiſche Gebiet. Die Häuſer waren ſämmtlich von Holz und von Balken zuſammengefügt, welche auf einem obern Hauptbalken (Fürſt, Fürſtſtall) ruhten, und mit Brettern verſchlagen, dann mit Schinteln bedeckt, und oben mit großen Steinen beſchwert waren. Man lieſt auch wirklich in den bayeriſchen Geſetzen von Strafen für diejenigen, welche den Fürſtſtall umwerfen, ein Haus untergraben, und auf dem Grunde deſſelben (in dieſem Falle durfte man den Thäter auf der Stelle todtſchlagen) einbrechen würden. Häufig befanden ſich Menſchen und Vieh in Einer Hütte, und wo das nicht war, baute man für jedes beſondere Bedürfniß ein eigenes Behältniß. Von unſern Stiegen wußte man nichts, und wenn irgendwo ein oberes Stockwerk errichtet wurde, bediente man ſich der Leitern (daher man auch in den bayeriſchen Geſetzen von umgeworfenen oder verletzten Leitern lieſt) um zu denſelben zu gelangen. Die Vornehmern errichteten ſich eigene Beſuchhütten, welche den Namen Sale führten, und worin die Gäſte empfangen und bewirthet, Zuſammenkünfte gehalten, und wohin die zum Hofe gehörigen Unterthanen (Salleute) vom Aufſeher derſelben (Salmann) beſchieden wurden. Selbſt die herzoglichen Kammerhöfe oder **villae publicae**, auf welchen Verſammlungen und Landtäge gehalten wurden, waren nicht viel beſſer. Höchſtens war die perſönliche Wohnung des Herzogs gemauert (denn den Kalk kannte man von den Römern her wohl, bediente ſich aber deſſelben ſehr ſelten); das Uebrige war, im Vergleiche mit Gebäuden unſerer Zeit, armſelig und dürftig genug. Muſter und Beiſpiele der beſſern Bauart fiengen eigentlich mit der Errichtung der Klöſter an, und ihren Kirchen wurde (die **Ecclesiae** oder gemeinen Kirchen waren faſt alle von Holz), weil ſie von Königen mit königlicher Pracht errichtet und gemauert wurden, der Namen **Basilica**, königliche Kirche, auch Münſter, von **Monasterium**, beigelegt. In der Folge der Zeit, als die friedliche Gerechtigkeitspflege verfiel, und das ſogenannte Fauſtrecht herrſchend wurde, zwang die Noth die Fürſten und die vornehmern Grundherrn ihre Wohnungen von Mauern aufzuführen, und dieſelben ſoviel nur möglich zu befeſtigen, und wohl ganze Dorfſchaften, woraus ſich in der Folge Städte bildeten, mit Mauern zu umgeben.

Wir wollen nun ſehen, welche Fortſchritte oder welche Hinderniſſe derſelben unter den bayeriſchen Regenten des agilolfingiſchen Zeitraumes erſchienen, und durch welche Umſtände und Veranlaſſungen dieſelben herbeigeführt und unternommen worden ſind.

Schriftſteller.

1) **Weſtenrieders** Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte. Bd. 4. S. 363. u. ſ. w. 2) Hiſt. Abhandlung über die in den bayeriſchen Abhandlungen befindliche Ara Jovis; ſieh Abhandl. der bayer. Akad. B. 10. S. 373. 3. Hiſtoriſche Unterſuchung der Grenzen, Gaue und Ortſchaften des Herzogthums Bayern unter den Herzogen des agilolfingiſchen Stammes. Akadem. Abhandl. Bd. 7. 4. Ebendaſelbſt. 5. Sieh Abhandlung von den Geſetzen der Boier vor dem Könige Theoderich. Akad. Abhandl. Bd. 1. — 6) leges Baiuuariorum, oder älteſtes Geſetzbuch der Baiuuarier ꝛc. von Joh. Nep. Mederer ꝛc. Ingolſtadt 1793 bei Joh. Wilhelm Krüll, akademiſchen Buchhändler. 7. Sieh Mederers Beiträge. 8. in commentariis de Rebus Franc. orientalis apud Eckart. T. 1. p. 381, und Mabillon Annal. benedict. lib. XX. cap. 47. 9. Entwurf von dem Zuſtande der bayeriſchen Kirche

unter dem chriſtlichen Herzog Theodo II. Akadem. Abhandlung. Bd. 10. 10. Neue akadem. Abhandlung. Bd. II. p. 330. u. ſ. w. 11. Marculfus I. 1. c. 2. (Formula 2da.) Veredos, seu paraveredos (equos), panem nitidum, Vinum, Cerevisiam, Lardum, Carnem, Porcos, Porcellos, Verveces, Agnellos, Aucas, (Anseres), Fasianos, Pullos, Ova, Oleum, Garum, Mel, Acetum, Cyminum, Piper, Costum, Gariofile, Spicum, Cinanum, Granomasticen, Dactylas, Pistacias, Amandolas, Cereos librales, Caseos, Sal, Olera, Legumina, Ligna, Faculas, Victum caballorum, Foenum et Suffusum. 12. Tit. XXII. p. 274. Mederer. 13. Tit. XXII. p. 270.

---

§. III.

Agilolfinger 555 — 788.

1) Bayerns mißliche Lage in Rückſicht ſeiner Nachbarn; Bündniß mit dem fränkiſchen Hofe. 2) Freundſchaft des bayeriſchen mit dem longobardiſchen Hofe, und Vermählung einer bayeriſchen Prinzeſſinn, Theodelinde, mit einem longobardiſchen Könige. 3) Hintritt Garibalds I. im J. 595.

müde, und über die Anſichten der Kronen Schweden und Frankreich nur zu gut unterrichtet war, mochte ſich längſt eine Gelegenheit, ſich zurückziehen zu können, gewünſcht haben, als er vom kaiſerlichen Oberfeldherrn, König Ferdinand, bald nach der nördlinger Schlacht eine ſchriftliche Einladung zu einer freundſchaftlichen Friedenseinleitung erhielt. Selbſt verſchiedene proteſtantiſche Fürſten, als der Landgraf Georg von Heſſen, und andere, gaben ſich alle erdenkliche Mühe, eine ſolche Verhandlung zu befördern, und den 7 — 17. Sept. 1634 verſammelten ſich zu Pirna in Meißen drei kaiſerliche und drei churſächſiſche Abgeordnete (unter jenen befand ſich der Graf Trautmannsdorf, unter dieſen Herr von Miltiz, geheimer Rathspräſident) welche ſich in kurzer Zeit über weſentliche Punkte vereinigten, und, nachdem auch ihre Herren über ſämmtliche Punkte übereingekommen waren, im folgenden Jahre zu Prag ſich verſammelten, wo den 30. Mai 1635 ein, in zwei und dreißig Punkten beſtandenes Friedensinſtrument von ſämmtlichen Theilen förmlich unterzeichnet, und zur unausſprechlichen Freude der Länder, welche jetzt hofften, endlich wieder Ruhe und Frieden zu erhalten, bekannt gemacht wurde. Vermöge jenes Inſtrumentes wurde der Vollzug jenes Reſtitutionsediktes auf 40

Die Herzoge aus dem Geſchlechte der Agilolfinger regierten in Bayern vom J. 555 bis 788. Da ihre Handlungen und Schickſale mit den Unternehmungen des fränkiſchen Hofes durchaus verwebt ſind, ſo wollen wir das Verzeichnis ſowohl der bayeriſchen als der fränkiſchen Monarchen vorausſetzen.

Könige der Franken.

1. Chlodwig (Clodoveus), Abkömmling des fränkiſchen Heerführers und Königs Mehrweg oder Meroväus, Stifter der fränkiſchen Monarchie, † 511. 2. Theodorich I. König von Auſtraſien, † 534. 3. Theodobert I. † 547. 4. Theodebald, † 553. 5. Chlotar I. † 562. 6. Sigebert I. † 575. 7. Childebert, † 596. 8. Theodebert II. † 612. 9. Chlotar II., erhielt die ganze fränkiſche Monarchie; blieb in Neuſtrien, und ſetzte in Auſtraſien Vicekönige oder Großhofmeiſter ein, † 628. 10. Dagobert I. in Neuſtrien, † 638. 11. Sigebert II. in N., † 656 (unter ihm wurde Pipin von Herſtal, genannt der Aeltere, Großhofmeiſter in Auſtraſien, und ihm folgte in dieſer Würde deſſen Nachkommenſchaft ununterbrochen). 12. Childerich I. in Neuſtrien, † 674. 13. Dagobert II. in N., † 680. 14. Theodorich II. † 692; er wollte Auſtraſien wieder

mit Neuſtrien vereinigen. Pipin der Aeltere, Großhofmeiſter in Auſtraſien, widerſetzte ſich, ſchlug den König im Jahre 686 in einer entſcheidenden Schlacht, nahm ihn gefangen, und regierte als Oberherr in Auſtraſien bis 714, wo ihm ſein Sohn, Carl Martell, als Herzog von Auſtraſien folgte. Pipin der Aeltere machte den Entwurf, ſich die benachbarten Staaten und Bayern zu unterwerfen. Auch hatte Bayern ſeit dieſer Zeit allein mit dieſen auſtraſiſchen Großhofmeiſtern und Herzogen zu thun. 15. Chlodowig III., König in Neuſtrien, † 695 im 14. Jahre ſeines Alters. 16. Childebert III. in Neuſtrien, † 711. 17. Dagobert III. in Neuſtrien, † 715. 18. Childerich II. in Neuſtrien, † 717. 19. Chlotar IV. in Neuſtrien, † 720. 20. Theodorich IV. in Neuſtrien, † 738. Nach ſeinem Hintritte widerſetzte ſich der obengenannte Carl Martell einer neuen Königswahl in Neuſtrien, und ließ im Jahre 740 ſeinen älteſten Sohn, Carlmann, zum Großhofmeiſter in Auſtraſien, ſeinen jüngern Sohn aber, Pipin, genannt der Kurze, zum Herzog in Neuſtrien wählen; er ſelbſt † 741; aber im J. 743 verlangte die Nation wieder einen König vom vorgehenden rechtmäßigen Geſchlechte des Merovälus, Carlmann gieng in das berühmte Kloſter zu Mont Caſſin, und den Thron in Neuſtrien beſtieg Childerich III. ein Merovinger. 21. Childerich III.; dieſen ließ Pipin der Kurze in einem Kloſter ſo unwiſſend erziehen, daß er als König alle Achtung und alles Zutrauen verlor. Pipin ſperrte ihn im J. 750 neuerdings in ein Kloſter, wo er bald ſtarb; erklärte den Thron als erledigt, und beſtieg ihn ſelbſt im J. 752. 22. Pipin der Kurze, König von Weſt- und Oſtfranken. Dieſer Pipin unterdrückte im J. 757 das Herzogthum Allemannien, und zwang den fünfzehnjährigen Taſſilo II. von Bayern zu einem Lehenseid. Pipin ſtarb im J. 768, nachdem er 54 Jahre gelebt, und 17 Jahre als König regiert hatte. Ihm folgte 23. Carl, genannt der Große, und ſein Bruder Carlmann, welcher letztere im J. 771 ſtarb.

Die bayeriſchen (agilolfingiſchen) Regenten waren:

1. Garibald I., von 554 (555) bis 595. 2. Taſſilo I., ein Anverwandter des vorigen, † um 609. 3. Garibald II., Sohn des vorigen, † um 640. 4. Theodo I., Sohn d. v., † um 680. 5. Theodo II., S. d. v., † 717, deſſen drei Söhne: 6. a) Theodebert, † 724. 7. b) Grimoald, † 725. 8. c) Theodoald, † 712. 9. Hugibert, Sohn des Theodebert, † 737. 10. Odilo, † 749. 11. Taſſilo II., entſetzt ao. 788.

Noch hat man über die Abkunft und über das Geſchlecht der Agilolfinger keine ganz befriedigende Auskunft erhalten; aber die Begebenheiten, welche ſich unter ihnen ereigneten, und bei welchen ſie als Hauptperſonen handelten, ſind im Weſentlichen bis zur Gewißheit berichtigt und ins Licht geſtellt worden. (I.) Die Geſchichte der Agilolfinger iſt auch, wenn ſie gleich die älteſte iſt, ſo lange man Nachrichten von Bayern hat, bei weitem die lehrreichſte, und in den edelſten Dingen die ruhmwürdigſte, wie wir gleich hören werden. Die Regenten dieſes Geſchlechts wurden von gleichzeitigen Geſchichtſchreibern bald Duces oder Herzoge, bald Reges oder Könige genannt, welcher letztere Titel (wenn je das Wort Rex damals mehr als einen Regenten angezeigt haben ſollte) ihnen auch wirklich gebührte, weil ſie ſelbſtſtändige, unabhängige Regenten waren.

Garibald I. vom J. 555 — 595.

1) Wir haben oben (§. 2. n. 1.) des Umfanges und der Grenzen von Bayern im J. 555 erwähnet. Dieſe Grenzländer wurden um das J. 555, oder bald nachher von folgenden Nationen bewohnt. In Pannonien waren die

Hünnen, oder vielmehr ein Stamm oder eine Völkerſchaft derſelben, die Avaren genannt, welchen dieſe Ländereien von den Longobarden eingeräumt wurden. Dieſe zogen im J. 568 nach Italien, wohin ſie der griechiſche Hof zu Konſtantinopel wider die Franken, welche ſich bereits verſchiedener italieniſcher Plätze bemächtiget hatten, rief; den Longobarden gefiel aber Italien ſo wohl, daß ſie ſich ſelbſt in den Beſitz deſſelben, nämlich des größten Theiles des ehemaligen oſtgothiſchen Königreiches ſetzten, und einen neuen Staat, wovon noch jetzt der Name Lombardei übrig iſt, gründeten. Damals beſtand dieſes Reich aus Mailand, Parma, Mantua, Modena, dem Florentiniſchen und Genueſiſchen. Die Stadt Pavia im Mailändiſchen war die Reſidenzſtadt des longobardiſchen Königs. In Kärnthen, Krain und Steiermark wurden nach einigen Jahren, nämlich ſeit dem J. 595 die Slaven Nachbarn. Gegen Weſten am Lech befanden ſich die Allemannen oder Schwaben, und dieſen zur Seite nordwärts im ehemaligen Thüringen, welches bis an die Donau reichte, die Franken, als welche im J. 530 dieſes Reiches ſich bemächtigt hatten.

Die Eigenſchaften und Abſichten dieſer Grenzvölker und bayeriſchen Nachbarn hätten nicht ſchlimmer gedacht werden können, und waren durchaus ſo beſchaffen, daß ſich ſchlechterdings keine Ruhe, bei welcher an fortdauernde Verbeſſerungen des innern Wohlſtandes hätte gedacht werden können, hoffen ließ. Die Avarer und Slaven waren nämlich noch mehr dem Herumſtreifen, als dem Feldbau, und einer ſtändigen Landwirthſchaft ergeben, und wenn es ihnen demnach an der Nahrung gebrach, ſo fielen ſie in die benachbarten Länder ein, und raubten den Einwohnern nicht nur ihr Getreid und Vieh, ſondern führten gewöhnlich ganze Schaaren derſelben, um ſie als Knechte zu gebrauchen, mit ſich fort. Noch gefährlicher waren für Bayern die Franken. Die Könige derſelben kannten nichts, als Eroberungen, und hatten nichts Geringeres im Sinn, als ſich aller benachbarten Reiche zu bemächtigen. Vorzüglich richteten ſie damals ihre Abſichten und Waffen wider die Longobarden, gegen welche ſie den bitterſten Haß trugen.

In ſolchen Umſtänden trat Garibald I. die Regierung in Bayern an. Die Klugheit legte ihm die traurige Nothwendigkeit auf, ſich an einen der zwei mächtigen Höfe, den longobardiſchen nämlich, oder den fränkiſchen, anzuſchließen; und verſchiedene Umſtände machten ihm eine nähere Verbindung mit dem letztern zuträglicher. Garibald hatte, ehe er von den bayeriſchen Fürſten und Edeln zu ihrem Landesregenten gewählt wurde, eine der vornehmſten Würden am fränkiſchen Hofe bekleidet; er war Hauptmann oder General der königlichen Leibgarde, und ſtand am königlichen Hofe in einem ſolchen Anſehen, daß er im J. 554 die Wultorada (eine longobardiſche Prinzeſſinn und Wittwe des im J. 553 verſtorbenen fränkiſchen Königs Theodebald) zur Gemahlinn erhielt. Bei dieſer Gelegenheit wurde zwiſchen den Franken und Bayern ein Bündniß verabredet und geſchloſſen, welches darin beſtand, daß ſich beide Nationen und deren Könige verbindlich machten, ſich einander in ihren Kriegen beizuſtehen.

2) Dieſes Bündniß hatte auf die Unabhängigkeit des bayeriſchen Königs Garibald, und auf deſſen freie Regierung des Landes keinen Bezug; aber der fränkiſche Hof nahm die Sache ſchon näher, und erwartete, daß Garibald mit Niemand, als mit ihm, einiges freundſchaftliches Verſtändniß unterhalten ſollte. Garibald hatte zwei Töchter, von denen er die erſte (ihr Name iſt noch unbekannt) im Jahre 576 an Evin, Herzog zu Trient, verheirathete. Die zweite Tochter hieß Theodelinde, um welche ſich im J. 588 der longobardiſche König Autharis, und zwar auf eine beſondere Art bewarb, welche, weil ſie merkwürdige Züge von damaligen Sitten und Begriffen enthält, eine

Erwähnung verdient. Autharis ſchickte zum König Garibald an deſſen Hof zu Regensburg Geſandte, unter welchen er ſich unbekannt in eigener Perſon befand. Er bat den Garibald ihm die Prinzeſſinn zu zeigen, von deren ſittſamen und anmuthigen Weſen und Betragen er ganz durchdrungen wurde, und ausrief, ſie wäre ganz dazu geboren, Königinn eines großen Volkes zu ſeyn. Als man nun mit den damaligen Feierlichkeiten die Becher wechſelte, und die Prinzeſſinn ihm einen Becher darbot, ergriff er ſie bei der Hand, welches man für eine ſolche Unbeſcheidenheit hielt, daß man, weil man eine ſolche Freiheit keinem gemeinern Edlen zumuthete, bereits auf den Verdacht gerieth, ob er nicht ein vornehmerer Herr ſey, als den er vorſtellte. Ein anſehnliches Gefolge von bayeriſchen Edeln begleitete die Geſandtſchaft bis an die bayeriſchen Grenzen. Beim Abſchiede ſchlug Autharis ſein Handbeil gegen den nächſten Baum, und indem er es tief in denſelben hinein ſenkte, rief er aus: „Solche Hiebe führt Autharis!" womit er zugleich zu verſtehen geben wollte, daß eine außerordentliche körperliche Stärke ein königlicher Vorzug ſey. Theodelinde wurde nach Italien, wo im J. 589 die Vermählung vor ſich gieng, von ihrem jüngern Bruder Gundoald abgeführt, welcher Herzog zu Aſti, und deſſen Sohn Aribert im J. 653 longobardiſcher König wurde, deſſen Nachkommenſchaft ſich auf dieſem Throne bis zum J. 712, in welchem ſie ausſtarb, erhielt.

Die Heirath der bayeriſchen Theodelinde mit einem longobardiſchen Könige mißfiel dem fränkiſchen Hofe auf das äußerſte. Man zweifelte an demſelben nicht, daß bei dieſer Gelegenheit von Seite des bayeriſchen Hofes geheime Verſtändniſſe errichtet worden ſeyen, und beſchloß, eher das Aeußerſte zu wagen, als eine ſo nahe Vereinigung zuzugeben. Der fränkiſche König Childebert brach demnach mit ſeiner geſammten Macht nach Italien auf, und zu gleicher Zeit rückten durch ſeine Veranſtaltung zwanzig griechiſche Heerführer gegen daſſelbe von Oſten an. Damit die Bayern den Longobarden keine Hilfe leiſten konnten, ſo fiel auch in ihre Länder ein fränkiſches Heer ein, wo man ſich deſſen gar nicht verſehen, und nicht die geringſte Vorkehr getroffen hatte. Die Longobarden waren dießmal ſo unglücklich, daß ſie den Frieden ſuchten, und den Bayern blieb nichts übrig, als ihr ehemaliges Bündniß mit den Franken zu erneuern.

3) Garibald I. ſtarb im J. 595. Die Schickſale ſeines erſtgebornen Sohnes, genannt Grimoald, ſind unbekannt. Sein zweiter Sohn, der longobardiſche Herzog Gundoald, gieng im

J. 611 (durch einen Pfeilſchuß), Theodelinde aber, welche ſich nach dem Hintritte ihres erſten Gemahls Autharis, an den König Agilulf vermählt hatte, im J. 725 mit Tod. ab

Schriftſteller.

Abhandlung von den bayeriſchen Herzogen vor Carl des Großen Zeiten, von ihren Regierungsjahren, Familien, und vorzüglichen Thaten. Neue akadem. Abhandlung. Bd. 1.

---

§. IV.

Taſſilo I. vom J. 595 — 609.

Taſſilos Wahl. — Feldzüge wider die Slaven. — Hintritt.

Die Franken miſchten ſich nun in alles, was ihnen bei den Bayern einigen Einfluß verſchaffen konnte. König Childebert brachte es bei der neuen bayeriſchen Königswahl dahin, daß von den bayeriſchen Ständen nicht der Sohn des verſtorbenen Garibald, ſondern ein Anverwand-

Jahre, nach welchen die Sache in friedlicher Güte behandelt werden ſollte, aufgehoben, und mithin ſämmtlichen Proteſtanten der Genuß der mittel- oder unmittelbaren geiſtlichen Güter, wie ſie den 2 — 12. November 1627 noch in ihrer Gewalt geweſen, zugeſichert, doch ſo, daß ſie darum nicht berechtigt ſeyn ſollten, die etwa auf ſolchen geiſtlichen Gütern haftenden Stimmen auf allgemeinen Reichs- und Deputationstagen zu führen. Mit dieſer Klauſel wurde das Erzſtift Magdeburg dem ſächſiſchen Prinzen Auguſt lebenslänglich gelaſſen. Die Herzoge von Mecklenburg wurden, wenn ſie den Frieden beitreten ſollten, gegen eine Erlage von 40000 Thalern, und eine Abbitte, in ihre Länder wieder eingeſetzt. Dem Kaiſer, ſo wie ſämmtlichen Ständen, welche binnen zehn Tagen nach der Bekanntmachung dieſes Friedens ſich für denſelben erklären würden, ſollte Alles, was ihnen ſeit der Ankunft des Königs von Schweden auf deutſchem Boden entzogen worden, wieder zugeſtellt, und ihnen von dem Kaiſer dazu verholfen werden, welcher in ſolcher Hinſicht unter den Waffen bleiben, und welchem alle, dieſem Frieden beitretenden Stände ihre Truppen (diejenigen, welche ſie zu Beſatzungen nöthig hätten, ausgenommen) überlaſſen ſollten, aus denen eine einzige Armee, unter der Benennung „Kaiſer und ter deſſelben, Taſſilo I., gewählt wurde; und dieſer hatte die Regierung kaum angetreten, als er vom fränkiſchen Hofe des Bündniſſes, vermöge welchem es ſeine Pflicht wäre, den Franken wider alle ihre Feinde beizuſtehen, erinnert und aufgefordert wurde, wider ſeine öſtlichen Nachbarn, die Avaren und Slaven, einen Zug vorzunehmen. Nun war es zwar ſelbſt für die Bayern eine erwünſchte Sache, dieſen gefährlichen Völkern Schranken zu ſetzen; allein dem fränkiſchen Hofe lag nicht weniger an ihrer Einſchränkung; denn ſo entfernt auch die Avarer von ihrem Lande waren, ſo hatten ſie doch ſchon einige Streifereien dahin vorgenommen, und ihnen ſehr vielen Schaden zugefügt. Solche Einfälle hatte man fränkiſcher Seits deſto mehr zu befürchten, als die Avarer niemals durch das Bayerland, wo man ihnen bei den vielen Flüſſen den Durchzug ſehr erſchwert haben würde, ſondern ſtets durch Böhmen zogen. Die Franken hatten aber noch einen andern Vortheil davon, daß ſie die Bayern wider ihre Feinde aufforderten; denn eines Theils konnten ſie voraus ſehen, daß die Bayern bei einer ſolchen Unternehmung ſtets viele tapfere Leute verlieren, und auf dieſe Weiſe ſich entkräften würden; andern Theils durften ſie nicht mehr fürchten, daß, wenn ihre Abſichten auf Bayern der bayeriſchen Nation einſt zu verdächtig werden, und nicht mehr anſtändig ſeyn ſollten, derſelben dann die Hunnen und Slaven beiſtehen würden. Taſſilo I. ſah indeſſen bei jener Zumuthung des fränkiſchen Hofes nur auf die Billigkeit der Sache, und auf ſeine eigene Gefahr. Er rückte ſogleich nach dem Antritte ſeiner Regierung im J. 595 wider die Slaven, erſchlug ihrer eine große Anzahl, und kam mit einer großen Beute zurück; aber ſein zweiter Feldzug, welchen er im folgenden Jahre unternahm, lief deſto unglücklicher ab. Es hatten ſich nämlich indeſſen die Avarer, welche ſich bereits zu Schutzherren der Slaven aufgeworfen hatten, mit dieſen vereiniget, und die anrückenden Bayern allenthalben dergeſtalt überfallen, daß ihrer 2000 auf dem Platze blieben. Dieſe Feldzüge der Bayern hatten gleichwohl dieſe Wirkung, daß jene Raubvölker ſich einige Zeit ruhig hielten, und Taſſilo hätte den Frieden gewiß dauerhafter hergeſtellt, wenn ihn nicht ſein Hintritt daran verhindert hätte; er ſtarb um das Jahr 609.

§. V.

Garibald II. von 609 — 640.

1) Garibalds II. Kriege wider die Slaven; unrühmliche Gefälligkeit deſſelben für den fränkiſchen Hof. 2) Einführung eines geſchriebenen Geſetzbuches in Bayern. 3) Garibalds Hintritt.

---

1) Garibald II. wird für einen Sohn des vorigen Herzogs und Königs Taſſilo I. gehalten. Er hatte die Regierung kaum angetreten, als die Slaven einen Verſuch machten, wie ſie mit den Bayern unter dem neuen Herzog zurecht kommen würden. Sie gewannen im J. 610 wirklich einige Vortheile über ihn; indem ſie ſein Heer bei Aguntum oder Innichen in Tyrol zurücktrieben, und darauf in Bayern plünderten; aber der Herzog überfiel ſie in ihrer vollen Freude, ſchlug ſie aufs Haupt, und nahm ihnen nicht nur den Raub, ſondern ihre Feldgeräthſchaften, mit welchen ſie ausgezogen waren, ab. Dieſe Siege waren indeſſen nichts weniger, als von guten Folgen, indem ſie viel-

mehr neue Vorboten zu neuen feindlichen Streifereien waren. Man war derſelben von bayeriſcher Seite herzlich müde. Der Herzog wendete ſich an den fränkiſchen Hof um Unterſtützung, und erneuerte, mit Einſtimmung der Fürſten und Edlen das wechſelſeitige Bündniß mit demſelben; allein die Unterſtützung blieb aus, und die fränkiſchen Könige hüteten ſich wohl, Bayern durch die Beförderung von allgemeiner Ruhe und Sicherheit mächtiger und rüſtiger zu machen, als es bei unaufhörlichen Einfällen feindlicher Grenzvölker werden konnte. Auch ſtieg die Ergebenheit und Gefälligkeit des bayeriſchen Hofes gegen den fränkiſchen auf einen Grad, bei welchem man oft ſelbſt in den Augen derjenigen, welche man ſich gewinnen will, herabgeſetzt und verächtlich wird. Im J. 628 beſtieg Dagobert I. den fränkiſchen Thron, und bald nachher ereignete ſich in Pannonien ein Streit um die Regentenſtelle, wovon das Ende war, daß neuntauſend Familien aus ihren Wohnſitzen gejagt wurden. Dieſe Unglücklichen kehrten ſich an den fränkiſchen Hof, und baten um Wohnplätze. Dagobert I. ſagte ihnen die Aufnahme zu, und erließ zu gleicher Zeit (denn es war bereits ſpäte Herbſtzeit) das Anſuchen an die Bayern, denſelben während des Winters Quartiere zu gönnen. Die Bayern nahmen die Hilfloſen zu ſich, und dieſe ſetzten in ihre Wohlthäter das vollkommenſte Zutrauen, als vom fränkiſchen Hofe eine Aufforderung an den Garibald ergieng, ſie alle ermorden zu laſſen. Man weiß nicht, ſoll man die Eintracht der Nation bei einer ſo häßlichen Zumuthung, oder die gar nicht rühmliche Gefälligkeit des Garibald, mit welcher er dem fränkiſchen Hofe eine Probe der Freundſchaft geben, und deſſen Beiſtand wider die Avarer und Slaven gewinnen wollte, mit größerer Verlegenheit anſehen. In Einer Nacht wurden die armen Hilfloſen, Väter, Mütter und Kinder auf die grauſamſte Weiſe bis auf 700 ermordet; welche (vielleicht durch die Hilfe einzelner mitleidiger Herzen, vielleicht unter einer beſondern Begünſtigung des Glücks) entronnen, und in die wendiſche Mark zu den Slaven geflohen ſind.

2) Dieſe einzige That läßt uns ſehen, wie unſere rohen Vorältern damals geartet, und welche Begriffe von Worthaltung und Ehre ſie gehabt haben müſſen, um derſelben fähig zu ſeyn. Dieſe entſetzliche Gefühlloſigkeit gegen alles, was gebildete Menſchen Würdig, Groß und Edel nennen, mag auch den Herzog Garibald II. veranlaßt, und ſelbſt die Nation der Bayern geneigt gemacht haben, ſich wenigſtens eine Formel von Geſetzen, nach welcher ſich jeder Landeigenthümer ſeiner eigenen Ruhe und Sicherheit wegen zu richten haben ſollte, ge-

fallen zu laſſen. Die Geſetze, von welchen oben die Rede war, ſind unter dieſem Herzoge, und zwar, wie die Geſchichtforſcher dafür halten, zwiſchen den Jahren 626 — 630 erſchienen. Sie enthalten eigentlich, wie ſchon erinnert worden, größtentheils eine Sammlung von uralten bayeriſchen Satzungen und Gewohnheiten, und in den Abſchriften, welche bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, erſcheinen manche Zuſätze, welche von ſpätern Abſchreibern auch in ſpätern Zeiten eingetragen wurden. Die ſich ſelbſt widerſprechende Vorrede, welche dieſen Abſchriften vorausſteht, und welche zu erkennen geben will, als wären die bayeriſchen Regenten von den fränkiſchen Königen abhängig geweſen, iſt zuverſichtlich von einem fränkiſch geſinnten, und noch dabei ſehr unwiſſenden Verfaſſer hinzugeſetzt und erdichtet worden. So vieles iſt indeſſen ganz möglich und wahrſcheinlich, daß man ſich bayeriſcher Seits, da man in Bayern noch kein Geſetzformular hatte, an den fränkiſchen König Dagobert I. um die Mittheilung der in Franken und Schwaben vorhandenen Formulare gewendet, und daß dieſer ſolche nicht nur mitgetheilt, ſondern dieſelben ſogar, wie die Vorrede ſagt, durch erfahrene Männer ſeines Landes mit Beiziehung bayerſcher Edlen in Ordnung bringen, und nach dem Wunſche der bayeriſchen Nation habe zuſammentragen laſſen; daher dann auch kömmt, daß vieles, was in den alleman niſchen Geſetzen auf Bayern paßte, in die bayeriſchen Geſetze wörtlich aufgenommen worden iſt.

3) Herzog Garibald II. ſtarb um das J. 640, und hinterließ einen Sohn, genannt Diet oder Theodo, welcher ihm in der Regierung gefolgt iſt.

§. VI.

Theodo I. 640 — 680.

1) Ankunft des heil. Emmeram, und trauriges Schickſal dieſes Heiligen unter Herzog Theodo; 2) Kriege wider die Hunnen; 3) Hintritt dieſes Herzogs um 680.

1) Je zahlreicher und betrübter die Erfahrungen waren, daß bei einem rohen und halb verwilderten Volke kein Landesfürſt ruhig und glücklich regieren, und überhaupt keine wohlgeordnete Regierung beſtehen könne; deſto mehr fiengen die Aeltern und Verſtändigern der Na-

tion bereits an, ſich nach Anſtalten, wodurch einige Bildung derſelben bezwecket, und nach Männern, durch welche ſolche Anſtalten errichtet und zweckmäßig ausgebreitet werden konnten, zu ſehnen. Die weiſen Vorſchriften und ſanften Lehren der chriſtlichen Religion waren damals in Bayern nicht unbekannt, und die eigentlichen Denker der Nation waren lange überzeugt, daß Einwohner, welche nach der chriſtlichen Religion lebten, ganz andere Menſchen, daß ſie die vortrefflichſten Staatsbürger ſeyn müßten. Einiges Licht darüber hatte ſchon der heil. Severin, welcher nach dem im Jahre 453 erfolgten Tode des Hunnenkönigs Attila von Aſien nach Pannonien und das ripenſiſche Norikum gekommen war, ausgebreitet. Dieſer unvergleichliche heilige Mann († im J. 482) hielt ſich einige Zeit zu Künzen bei Oſterhofen auf (I.), zog durch ſeinen liebreichen Unterricht viele hundert Einwohner vom Heidenthume ab, und erwarb ſich durch ſeine Wohlthaten und ſeinen unſträflichen Lebenswandel eine allgemeine Achtung und Liebe. Es fanden ſich in den Ländern, in welchen das Chriſtenthum bereits allgemeiner eingeführt war, von Zeit zu Zeit weiſe Männer, welche den Entſchluß faßten, nach andern Ländern, worin daſſelbe noch nicht allgemein angenommen war, zu reiſen, und den Völkern die Wahrheit zu erklären und zu empfehlen. So kamen im Jahre 617 die Heiligen, Euſtaſius aus dem Kloſter Luxen, und Agilus aus dem Kloſter zu Resbach nach Bayern, und brachten viele Familien zur wahren Religion. Herzog Theodo I. hörte von einem großen Manne dieſer Art, welcher den Vorſatz gefaßt hatte, ſich zu den Hunnen nach Pannonien zu begeben, und dieſelben im Chriſtenthume zu unterrichten. Sein Name war Emmeram, und ſein Vaterland war wahrſcheinlich Pütten (Putina), im bayeriſchen Norikum, oder dem heutigen Oberöſterreich, nach andern Petovium im damaligen Oberpannonien, jetzt Petau in Unterſteyermark (II.) Theodo erſuchte ihn, nach Regensburg zu kommen, und die Aufſicht über die Lehrer des Chriſtenthums, deren er bereits einige an ſeinen Hof gezogen hatte, und über ſämmtliche Gläubige zu übernehmen. Emmeram erſchien auch im J. 649 zu Regensburg, hielt ſich 3 Jahre daſelbſt auf, und beſchloß dann, eine Reiſe nach Rom vorzunehmen, von welcher er wieder nach Bayern zurückgekehrt ſeyn würde. Er hatte ſich bereits von Regensburg entfernet, als die Tochter des Herzogs, Utha, welche von einem bayeriſchen Edelmann, Sigibald, entehrt worden war, dem Herzoge das Geſtändniß ihres Vergehens ablegte, und den hl. Emmeram, von welchem ſie geglaubt haben mochte, daß er bereits über die Grenzen des Landes, und mithin ſeiner Perſon wegen in Sicherheit ſey, als den Verbrecher angab. Ueber dieſe Nachricht entrüſtete ſich der Sohn des Herzogs Theodo, genannt Lambert (Landbert) dergeſtalt, daß er, ohne Jemanden von ſeinem Vorhaben etwas zu ſagen, mit einigen Vertrauten dem heiligen Biſchofe nachjagte, ihn bei Helfendorf (in Oberbayern unweit der heutigen Hauptſtadt München) einholte, und daſelbſt ohne eine weitere Unterſuchung auf eine grauſame Art ermorden ließ im Jahre 652*). So handelt die rohe, ungebändigte Leidenſchaft. Theodo verabſcheute dieſe That, und verbannte ſeinen Sohn (ſo wie er die Utha nach Italien verwies) nach Pannonien, von welchem derſelbe nach dem Tode ſeines Vaters wieder zurückgekommen, ſeine Wohnungen in dem bayeriſchen Nordgau aufgeſchlagen, und die Linie

---

*) Der Körper des unſchuldig Ermordeten wurde erſt zu Aſchheim, einem herzoglichen Hofe am Flüßchen Seebach, beigeſetzt; nachher aber, auf Befehl des Herzogs, nach Regensburg geführt, und daſelbſt in einer Kirche, zu St. Georg genannt, begraben. Theodo verwandelte bald darauf dieſes Kirchlein in ein prächtiges Münſter, St. Emmeram genannt, welches in ſpätern Zeiten zu einem Reichsſtift erhoben worden iſt.

Reichskriegsheer" gebildet werden ſollte, doch ſo, daß ein guter Theil dieſer Armee dem Churfürſten von Sachſen überlaſſen werde. Alle Verbindungen der Stände (den Churverein, oder die vom Kaiſer beſtätigten Erbvereinigungen ausgenommen) ſollten, ſie möchten Union, Liga, oder wie immer ſonſt heißen, aufgehoben, und niemals wieder errichtet, und dagegen auf den Land- und Religionsfrieden pünktlichſt gehalten werden; wie denn der Kaiſer ſogleich einen Reichstag auszuſchreiben, und in freundſchaftlichem Verſtändniß mit den Ständen alle, dieſem Frieden nachtheilige Anſtände zu heben, und wenn zur Befeſtigung deſſelben ein Krieg unvermeidlich wäre, ſich mit dem Beiſtand der Stände in die gehörige Verfaſſung ſetzen ſollte u. a. —

Die Bekanntmachung des pragiſchen Friedensſchluſſes hatte für den Kaiſer die erfreulichſten Folgen. Sämmtliche Stände des niederſächſiſchen Kreiſes, der Churfürſt von Brandenburg (wiewohl dieſer erſt im Herbſt), der Herzog von Pommern, der Herzog Wilhelm von Weimar, die Herzoge von Mecklenburg, ſämmtliche Hanſee- und andere Reichsſtädte, und mit einem Wort, beinahe ſämmtliche proteſtantiſche Reichsſtände traten dem Frieden bei. Das von Oxenſtirna zu Frankfurt feſtgeſetzte ſogenannte Consilium formatum ging der Grafen von Vohburg, welche im J. 1204 abgieng, gegründet haben ſoll (III.).

2) Theodo I. hat wider die Hunnen einige Kriege geführt, von welchen man aber mit Zuverläſſigkeit mehr nicht ſagen kann, als daß er ſie glücklich geführt hat.

3) Theodo ſtarb um das Jahr 680, und hatte zum Nachfolger Theodo II., welchen einige für ſeinen jüngern Sohn, andere aber für einen Anverwandten halten.

Schriftſteller.

1) Auszug aus der Lebensbeſchreibung des heil. Severin mit Anmerk. in Weſtenrieders Beiträgen zur vaterländiſchen Geſchichte. Bd. 1. S. 57. u. f. 2) Hermann Scholiner de Patria, Episcopatu et Martyrio S. Emmerami. Ebendaſelbſt. Bd. 2. und B. 3. S. 63. 3) Verſuch einer verbeſſerten Stammreihe der Grafen von Vohburg und der Markgrafen in Cham. Ebendaſelbſt 6. Bd.

§. VII.

Theodo II.; dann deſſen drei Söhne, Theodobert (Theodebert), Grimoald, Theodoald. Hugibert, Sohn des Theodobert. 680 — 737.

1) Theilung des bayeriſchen Staats, welche gräßliche Unruhen nach ſich zog. 2) Fortſchritte des Chriſtenthums. Ankunft der Heiligen Rupert, Corbinian, Bonifacius. 3) Hintritt des Hugibert im J. 737.

---

1) Herzog Theodo II. hatte drei Söhne, genannt a) Theodobert, b) Grimoald, c) Theodoald (Theodobald). Da ſich dieſe Prinzen zu Regierungsgeſchäften ſehr fähig, und eine große Neigung zu denſelben zeigten, ſo glaubte er, daß es zum beſondern Nutzen des Landes gereichen würde, wenn er die Regierung mit denſelben theilte, indem auf dieſe Weiſe das Land, worin noch viele Gegenden in großer Unordnung ſich befanden, geſchwinder mit guten Anſtalten verſehen, und die ſittliche und wirth-

ſchaftliche Cultur deſto nachdrücklicher befördert werden könnte. Mit ſolchen Geſinnungen und Wünſchen nahm er im J. 702 eine Theilung des bayeriſchen Staates, welche aber bloß nutznießlich ſeyn, und vermöge welcher der Antheil einer abgehenden Linie wieder an den Gemeinſtaat zurückfallen ſollte, vor. Der älteſte Prinz Theodobert erhielt das Land Rhätien, oder die bayeriſchen ſüdlichen Gebirge, und der Ort Botzen wurde ſeine Reſidenzſtadt. Der zweite Prinz Grimoald bekam ſeinen Theil im ſüdlichen Bayern, oder den Südgau, wo Freiſing der Hauptort war. Dem dritten Sohne Theodoald wurde ein Diſtrikt vom öſtlichen Bayern, nämlich vom Noriko (nachher Oeſterreich) zu Theil, und Paſſau wurde der Hauptſitz. Er ſelbſt, der Vater und Herzog Theodo II. behielt den übrigen Theil von Oſtbayern, Regensburg zur Reſidenzſtadt.

So wohlgemeint dieſe Theilung war, ſo bald zog ſie doch traurige Folgen nach ſich. Herzog Theodoald (von welchem merkwürdig iſt, daß er bei Gelegenheit eines Aufruhrs der Thüringer wider ihre Herzoge, eines großen Theils ihres Landes, nachher der bayeriſche Nordgau genannt, ſich bemächtigt hat) ſtarb im J. 712, und im J. 717 erfolgte der Hintritt ſeines Vaters, Herzogs Theodo II., ſo, daß damals nur noch zwei Brüder und Herzoge übrig waren, nämlich Theodobert und Grimoald. Auch dieſe zwei haben ſich ganz friedlich betragen, und ihre Länder umgetauſcht, wodurch Theodobert den nördlichen Theil von Bayern ſammt dem Noriko, Grimoald aber den ſüdlichen Theil mit Rhätien erhielt; allein im J. 724 ſtarb auch Theodobert, und zwar mit Hinterlaſſung eines Sohnes, Hugibert genannt. Nun war die Frage, ob der Bruder den Bruder, oder der Sohn den Vater erben ſollte, vermuthlich durch kein Geſetz entſchieden, und die Vornehmen und Edlen hiengen dem Herzoge, in deſſen Gebiet ſie begütert waren, an. Jeder Theil glaubte, daß ſein Herzog das Recht für ſich habe, und daß der andere nachgeben müſſe. Auf dieſe Weiſe gab keiner nach, und die zwei nächſten Anverwandten entſchloßen ſich, ihre Sache durch die Waffen zu entſcheiden. Grimoald ſiegte und bemächtigte ſich des ganzen bayeriſchen Staates; allein weder der fränkiſche noch der longobardiſche Hof blieben bei dieſem Vorgange gleichgültig. An dem letztern herrſchte König Luitprand, welcher eine Tochter des Theodobert, genannt Guntraud zur Gemahlinn hatte. Er nahm ſich um den Hugibert, als den Bruder ſeiner Gemahlinn, an, fiel in die bayeriſchen Gebirgländer ein, und eroberte einige Ortſchaften, als Mais, Sabiona oder Seben, Teriolis und andere, welche aber bald darauf wieder an Bayern gekommen ſind. Am fränkiſchen Hofe hatte damals ein Großmeiſter in Auſtraſien (von deſſen Eigenſchaften und Anmaſſungen im Verfolge dieſer Geſchichte das Nähere vorkommen wird) Carl Martell das größte Anſehen. Dieſer kam noch im J. 725 eilends mit einem großen Heere nach Bayern, und bemächtigte ſich des bayeriſchen Nordgaues, und dann ſelbſt des Grimoald. Dieſer unglückliche Prinz wurde noch im nämlichen Jahre von Meuchelmördern getödtet, und ſeine Gemahlinn Plectrude (Pilitrůde) wurde mit allen Schätzen ihres Gemahls nach Auſtraſien abgeführt, und bald darauf nach Italien ins Elend verwieſen, wo ſie vor Mangel und Kummer geſtorben iſt.

2) Deſto erfreulicher waren die Fortſchritte, welche während den Regierungen Theodo II., und ſeiner Söhne, das Chriſtenthum in Bayern gewann. Theodo hatte eine fränkiſche und im Chriſtenthume bereits wohlunterrichtete Prinzeſſinn, Ehrentraud (Regentrud, Reginotrud), zur Gemahlinn. Nicht nur die Vorſtellungen dieſer Prinzeſſinn, ſondern ſeine eigene Ueberzeugung, und die gleichgeſtimmten Geſinnungen der vornehmſten Geſchlechter in Bayern, welche täglich mehr erkannten, daß ſie bei der unſinnigen Abgötterei des Heidenthums unmöglich

würden beſtehen können (ſie ſahen nämlich auch zu deutlich den Abſtand ihrer Sittlichkeit von den Sitten derjenigen, welche das Chriſtenthum bereits angenommen hatten), flößten ihm die inſtändigſte Begierde ein, das Chriſtenthum einzuführen. Es lebte damals zu Worms im größten Ruhme der heil. Rupert. Dieſen bat er durch eine feierliche Geſandtſchaft, an ſeinen Hof nach Regensburg zu kommen. Der heilige Mann erſchien auch im J. 696, und taufte den Herzog mit ſeinen Söhnen, ſeinem ganzen Hofſtaate und unzähligen Freien und Knechten. Theodo ertheilte dem heiligen Rupert nicht nur die Erlaubniß, überall in ſeinem Lande das Chriſtenthum zu predigen, ſondern er wünſchte ſehnlichſt, eine dauernde Anſtalt gründen, und ein beſtändiges Bisthum ſtiften zu können. In dieſer Abſicht ſchenkte er dem heil. Rupert nicht nur die damals noch in ihrem Schutte begrabene Stadt Juvavium, jetzt Salzburg, ſondern auch den umliegenden Bezirk von mehr als zwei Meilen, nebſt einigen Dorfſchaften (II.), welche Freigebigkeit der hl. Rupert damit dankbar erwiederte, daß er, weil ſich in Bayern noch keine Einwohner fanden, welche die erforderliche Neigung und Geſchicklichkeit beſaßen, den geiſtlichen Stand anzutreten, nach Franken zurückgieng, zwölf Mitarbeiter mit ſich brachte, und eine Kirche zu

Ehren des heiligen Maximilians, nebſt einem Prieſterhauſe oder Kloſter zu St. Peter genannt, erbaute, worin die neuangekommenen Prieſter nach der Regel des heil. Benedikt († 543) ein gemeinſames Leben führen ſollten. Auch baute er auf einem Berge (am Nonnberg, Nunnberg) ein Klöſterlein, das erſte in Bayern, für Nonnen, deren erſte Vorſteherinn und Abtiſſinn ſeine Nichte, Ehrentrud war. Theodo II., durch deſſen Freigebigkeit, und mit deſſen und ſeines Sohnes Theodebert ausdrücklicher Erlaubniß und Unterſtützung der heil. Rupert ſeine Anſtalten traf, that noch mehr; er reiſte im J. 716 nach Rom, um ſich mit dem Pabſte Gregor II. zu berathſchlagen, wie das noch übrige Heidenthum in Bayern vollends entfernt, und eine allgemeine chriſtliche Bildungs- und Erziehungsanſtalt eingeführt werden könnte; er brachte bei ſeiner Rückkehr im nämlichen Jahre drei päbſtliche Abgeordnete oder Legaten, nämlich den Biſchof Martinian, einen Prieſter Georg, und einen Unterdiacon Dorotheus mit ſich, welche eine genaue Vorſchrift ihres Verhaltens, und den Auftrag erhielten, nach Regensburg eine allgemeine Verſammlung der damals ſchon vorhandenen Prieſter, dann der Richter oder Gaugrafen, und aller Stände des Landes zu veranſtalten, und mit denſelben über die Errichtung von drei oder vier Bisthümern in Bayern, Rath zu halten, wie ſich dann wirklich, außer dem heil. Rupert zu Salzburg auch zu Regensburg Wicterp, und zu Paſſau und Lorch (Laureacum) Theodor, als Biſchöfe, welche aber noch keinen ordentlichen Kirchenſprengel oder Diöces hatten, befanden. Die Kirchenverſammlung gieng im gedachten Jahre vor ſich; allein die Ausführung wurde durch den Hintritt des Theodo II. im J. 717, und durch die Auftritte, welche ſich bald darauf in Bayern ergaben, unterbrochen. Auch der hl. Rupert gieng im J. 718 mit Tod ab.

Herzog Theodo II. hatte kurz vor ſeinem Lebensende im J. 717 das Vergnügen, noch einen berühmten und heiligen Biſchof, welcher ſich mit der Bildung und dem Unterrichte roher Menſchen beſchäftigte, zu ſehen. Dieſer war der heil. Corbinian, ein geborner Franzos aus Chartres, welcher auf einer (und zwar ſeiner zweiten) Reiſe nach Rom den Weg durch das Norikum nehmen wollte. Theodo II. lud ihn zu ſich nach Regensburg ein; und da er ihn nicht bereden konnte, die Römerreiſe aufzugeben und bei ihm zu bleiben, entließ er ihn mit vielen Geſchenken.

Durch die Anſtalten, welche Theodo II., und Theodebert in Regensburg und Salzburg gegründet hatten, wurde auch Herzog Grimoald aufgemuntert, ähnliche Einrichtungen in den ihm zugetheilten bayeriſchen Landen zu treffen. Er lud den heil. Corbinian ebenfalls zu ſich nach Freiſing, und bat ihn, bei ſeiner Rückreiſe von Rom, wieder dahin zurückzukehren. Der heilige Mann machte es dem Grimoald zur Bedingniß, daß er ſich von der Plectrüde oder Pilitrüde, welche er nach heidniſchen Sitten (ſie war die Wittwe ſeines Bruders, Herzogs Theodoald) geheirathet hatte, ſcheiden ſollte, und da ſich Grimoald dazu entſchloß, kehrte er nach Freiſing zurück. Grimoald machte ſogleich den Anfang, auch in ſeiner Reſidenzſtadt einen biſchöflichen Sitz zu gründen; er kaufte nicht weit von Mais in Tyrol eine Gegend, Kamina genannt, mit den dazu gehörigen Gründen, ſchenkte ſie der Kirche zu U. L. Frauen in Freiſing, wozu noch viele andere Schankungen kamen, und erlaubte dem heil. Corbinian, auf dem Berge Tetmons nächſt Freiſing, ein Klöſterlein für Geiſtliche, welche nach der Regel des heil. Benedikt leben ſollten, nämlich Weihenſtephan, wozu er den Unterhalt auszeigte, zu bauen; aber die ordentliche Gründung eines Biſthums wurde durch unangenehme Vorfälle unterbrochen. Der hl. Corbinian fand ſich bei der Anweſenheit der Pilitrüde, welche Grimoald von ſeinem ehelichen Bündniſſe, aber nicht von Freiſing entfernt hatte, nicht mehr ſicher, und flüchtete ſich nach Mais zurück, welches damals (wie oben vorkam) in der Gewalt des longobardiſchen Hofes war.

3) Herzog Hugibert, welcher im J. 725 die Regierung von ganz Bayern übernommen hatte, ſetzte die Bemühungen ſeiner Vorfahrer, das Chriſtenthum zu verbreiten, fort; er berief unverzüglich den hl. Corbinian von Mais nach Freiſing zurück; wo dieſer auch ungeſäumt angekommen, aber bald darauf, nämlich im Jahre 730 geſtorben, und nach ſeinem Begehren erſt zu Mais begraben, im J. 769 aber wieder nach Freiſing überſetzt worden iſt. Dieſer Verluſt wurde dem Herzoge einige Jahre darauf, nämlich im J. 736 durch die Ankunft eines andern berühmten Biſchofes, eines gebornen Engländers (welcher im J. 723, da er in Rom zum Biſchofe geweiht wurde, ſtatt ſeines Geburtsnamens Wunfried, den Namen Bonifacius erhalten, in Thüringen und andern Orten das Glaubenslicht verbreitet, und Bayern bereits im J. 719 durchwandert hatte) vergütet; allein dieſer große Mann fand in Bayern eine ſolche Verſchiedenheit und Unordnung von Meinungen und Gebräuchen in religiöſen Sachen, daß er ſich erſt vom päbſtlichen Stuhle eine ſchriftliche Anweiſung erbat, und dann ſelbſt nach Rom begab. Hugibert

auseinander. Die heiße Sehnſucht nach Frieden machte, daß man ſich über alle Einſtreuungen widriggeſtimmter Gemüther, und über alle Bedenklichkeiten wegſetzte, und daß man überall mit geöffneten Armen den Frieden begrüßte, mit dem feſten Entſchluſſe, für ihn zu ſtehen, und mit der zuverſichtlichen Hoffnung, daß die deutſche Macht, wenn ſie vereiniget bliebe, ſtark und anſehnlich genug ſeyn würde, ihn zu bewahren.

ließ indeſſen nicht ab, ſeinen Eifer für Religionsanſtalten zu bezeigen, indem er die Kirche zu Salzburg und das Stift zu St. Emmeram reichlichſt beſchenkte; aber die Vollendung ſeines Wunſches, fortdauernde Anſtalten durch eine ordentliche Anlegung von Biethümern gründen zu können, erlebte er nicht; denn im J. 737 gieng er mit Tod ab.

§. VIII.

Odilo 737 — 748.

1) Stiftung der bayeriſchen Biethümer und bayeriſchen Klöſter. 2) Gewaltthätigkeiten des oſtfränkiſchen Hofes wider den bayeriſchen. 3) Hintritt des Odilo.

1) Dieſe erhabene Freude war dem Herzoge Odilo (er wird auch in verſchiedenen Urkunden, nämlich nach der Mundart der verſchiedenen Schreiber Utilo, Oatilo, Idolo, Oato, Oaton genannt) vorbehalten. Als dieſer Fürſt im Jahre 737 die Regierung antrat, war im

ganzen bayeriſchen Staate nur noch Ein Biſchof vorhanden, der Biſchof zu Lorch, Wiwilo; und auch dieſe alte Stadt wurde noch im nämlichen Jahre 737 von den Hunnen, welche die Kraft jedes neuen Herzogs auf die Probe ſtellten, und Einfälle nach Bayern wagten, verwüſtet, ſo daß Wiwilo ſeine Flucht nach Paſſau nahm. Dazu kamen noch viele andere Uebel, welche die Ausbreitung der reinen und wahren Religion bedrohten. Es waren nämlich viele Ausländer, welche vernommen haben mochten, daß man in Bayern chriſtliche Lehrer zu ſehen wünſchte, nach Bayern gekommen; ſie hatten ſich für Biſchöfe und Prieſter ausgegeben, und dem Volke, von deſſen Freigebigkeit ſie ihre Vortheile zogen, ſolche Lehren vorgetragen, welche der Sinnlichkeit eines jeden am meiſten ſchmeichelten. Odilo jagte dieſe ſchädlichen Fremdlinge aus dem Lande, und berief alle Fürſten, Grafen, freie Grundherren und Edle zu einer Nationalverſammlung nach Regensburg; er bat den h. Bonifacius auf derſelben zu erſcheinen, und lud alle rechtmäßigen Prieſter des Landes, und ſogar die benachbarten Biſchöfe aus Schwaben, damit ſie mit ihrem Rathe behilflich ſeyn möchten, dazu ein. Seine große Abſicht war, ein allgemeines vaterländiſches Religions- Bildungs- und Erziehungsinſtitut zu gründen, und zu dieſem

Ende vor allen Dingen an einigen Hauptplätzen des Landes Pflanzſchulen oder Seminaria zu errichten, in welchen unter der Aufſicht ununterbrochener Biſchöfe, die Inländer ſowohl zu chriſtlichen Lehrern und Prieſtern gebildet, als auch überhaupt von der Wildheit abgezogen, und im chriſtlichen Gottesdienſte und in der von der chriſtlichen Religion unzertrennlichen, einfachen, höchſt wohlthätigen und tröſtlichen Sittenlehre (welche die rohen Leidenſchaften bezähmen, nach edlen Beſtrebungen trachten, und überhaupt Dinge lehrt, welche vor Chriſto nie ein Mund gelehrt hatte) wohl unterrichtet, und endlich auch mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden bekannt gemacht werden ſollten, damit ſie fähig und geſchickt würden, gute Richter des Volkes, und nützliche Rathgeber des Fürſten zu werden. Dieſe Biethümer und vaterländiſchen Pflanzſchulen ſollten von dem Landesfürſten durch eine großmüthige Auszeigung eines zweckmäßigen und fortdauernden Unterhaltes und durch die Beſtätigung der ſchon vorhandenen herzoglichen Stiftungen gegründet, und dann von den reichen Grundeigenthümern des Landes durch ähnliche Verwendungen verbreitet und nach und nach in jeglichen Bezirken eingeführt werden. Dieſer war der unvergleichliche Endzweck der im verewigten Jahre 739 zu Regensburg gehaltenen bayeriſchen National- und Kirchenverſammlung. Nicht nur der Herzog Odilo, durch deſſen eifrige Veranſtaltung und Bewilligung alles geſchah, ſondern alle Großen, Edlen und Freien des Landes nahmen an dieſem Vorhaben einen perſönlichen Antheil, und hier ſah man, was man in der Weltgeſchichte ganze Jahrtauſende nicht zu ſehen bekömmt, ein vereintes Beſtreben eines geſammten Volkes, welches mit Ueberlegung und mit deutlichem Bewußtſeyn ſeiner Bedürfniſſe das feſtgeſetzte Ziel vor Augen hatte, ſich eine vollkommenere moraliſche Verfaſſung zu geben, und zu dieſem Ende mit überlegter Wahl die Vorſchriften des Chriſtenthumes zum Grunde zu legen. Nie iſt ein bayeriſcher Landtag wichtiger, rühmlicher, erhabener in ſeinem Zwecke und in den erfolgten Anſtalten geweſen. Die Aufklärung der Nation in den wichtigſten Dingen, welche einen Menſchen betreffen können, ſollte hergeſtellt, eine allgemeine Sittenveredlung ſollte bezweckt werden. Mit dieſem großen Sinne und Verſtande handelten unſere bayeriſchen Voraltern im achten Jahrhundert.

Man legte jene Eintheilung des Landes, welche der Herzog Theodo II. im J. 702 mit der Vertheilung der Regierungen unter ſeine drei Söhne getroffen hatte, zu Grunde, und ſetzte nunmehr feſt, daß zu Regensburg, Freiſing, Paſſau und Salzburg ewig fortdauernde biſchöfliche Sitze errichtet, und daß den Biſchöfen ihre Bezirke oder Diöceſen ordentlich ausgezeigt werden ſollten. Nachdem dieſe Eintheilung mit dem Beifalle aller Stände des Landes vor ſich gegangen, wurde vom Herzoge Odilo zum Biſchofe von Salzburg Johann, zum Biſchofe von Freiſing Erimbert (Erembrecht), zum Biſchofe von Regensburg Gaubald, und endlich zum Biſchofe von Paſſau der ſchon vorhandene Biſchof Wiwilo (Vivilo) ernannt (präſentirt), worauf die ordentliche geiſtliche Einſetzung und Weihung der neuen Biſchöfe vom heil. Bonifacius, welcher als päbſtlicher Legat zugegen war, feierlich vor ſich gieng. Pabſt Gregor III., an welchen Herzog Odilo ſogleich nach dem Antritte ſeiner Regierung eine feierliche Geſandtſchaft abgeſchickt, und ihn um Unterſtützung ſeines Vorhabens erſucht hatte, beſtätigte dieſe Handlungen mit Freuden, und bezeigte dem heil. Bonifacius in einem Briefe an denſelben ſeinen vollkommenen Beifall, „daß er, mit Bewilligung des Herzogs und der Großen von Bayern, drei Biſchöfe (Johann, Erimbert und Gaubald; Vivilo nämlich war ſchon Biſchof) geweihet, und das Land in vier Diöceſen eingetheilt habe.“

Dieſes große Beiſpiel munterte die reichen Grundherren des Landes auf, daſſelbe nach ihren Kräften mit größter Thätigkeit nachzuahmen. Der bayeriſche Graf von Hirſchberg, Schwiger oder Suitgar ſchenkte mit Einwilligung des Herzogs zur Errichtung eines Bisthums in ſeiner Grafſchaft, einen Bezirk her, welcher, weil der auf dem Grunde geſtandene Eichenwald zur Errichtung einer bleibenden Stätte erſt ausgerottet werden mußte, den Namen Eichſtatt (Eichſtadt) bekam. Der heil. Willibald wurde dahin im J. 641 vom heil. Bonifacius, als deſſen Schweſterſohn er war, zum erſten Biſchofe geweiht. Der Eifer, überall im Lande Prieſter- und Erziehungshäuſer zu errichten, wurde jetzt allgemein, und die Veranlaſſung von den Stiftungen der Klöſter.

Die Prieſter, welche, weil ſie die Wohlfahrt und Bildung des menſchlichen Geiſtes zum Zwecke hatten, Geiſtliche genannt wurden, führten damals überhaupt ein gemeinſames Leben, und es war zwiſchen Weltprieſtern und Kloſtergeiſtlichen im Grunde nur der Unterſchied, daß jene in biſchöflichen Seminariis nach einer vom Biſchofe feſtgeſetzten Lebensordnung, oder Canon (daher der Name Canonici, oder zuſammengezogen, Knichen), dieſe nach der auf dem Monte Caſſino um 529 vom heil. Benedikt († 543) eingeführten Regel lebten, und weil ſie abgeſondert, oder in abgeſonderten Ortſchaften ſich niederließen (vom griechiſchen Worte

Monos, einſam, alleinlebend), Monachi oder Mönche genannt wurden. Die Stiftung dieſer Mönche und ihrer Klöſter geſchah gewöhnlich keineswegs dadurch, daß man ihnen vorhandene Güter und Unterthanen, von welchen ſie ohne weiteres Zuthun ihren Unterhalt zu ziehen gehabt hätten, anwies, ſondern man wies ihnen unbewohnte, verwilderte Gegenden an, welche ſie gleichwohl erſt ſelbſt ausreuten und bebauen, und für die Anſiedlung von Unterthanen (mit welchen, als Leibeigenen, ihnen die edlen Grundherren mit der Zeit freigebige Geſchenke machten) ſorgen mußten. Der heutige Chorgeſang, und die Menge der ſpäter geſtifteten Jahrtäge war noch nicht bekannt, und ihre Verrichtung war daher, nebſt dem Gebete, die Handarbeit oder Landeskultur und der Unterricht der Jugend, von deſſen eigentlicher Beſchaffenheit bei Carl dem Großen die Rede ſeyn wird.

Die zuvorkommende Bereitwilligkeit und Sorgfalt des Herzogs Odilo, ſowohl die Erhaltung der biſchöflichen Sitze in den Hauptſtädten zu befeſtigen, als auch auf dem Lande geiſtliche Bildungshäuſer und Klöſter herzuſtellen, war gleichſam ohne Grenzen. Er ſorgte für ſeine 5 Bisthümer (denn auch von Eichſtadt verdient er den Namen eines Stifters, weil die Grafſchaft Eichſtadt ſein Lehen war) mit königlicher Milde. Dem Stifte Salzburg ſchenkte er Metunugham und Ellesnawang und viele andere Ortſchaften. Dem Bisthume Paſſau ſchenkte er die Stadt dieſes Namens, ſo wie er die verwüſtete Kirche Lorch wieder aufbaute. Dem Biſchofe zu Regensburg räumte er die Kirche und das Kloſter zu Regensburg ein. Der freiſingiſchen Kirche verehrte er die Villa Haſelbeck, und der Kirche zu St. Zenno in Iſen acht bebaute Höfe (Mansus vestitos). Er war der Stifter der Klöſter Monſee (Mondſee), Pfaffenmünſter, Oſterhofen (wo er mit ſeiner Gemahlinn begraben liegt), Niedernburg in Paſſau, Altomünſter, und wird für den Stifter von Ober- und Niederalteich gehalten. Seine Anverwandten und andere begüterte Grundherren waren nicht weniger beeifert, zur Cultur des Landes Stiftungen zu machen. Die Brüder Landfried, Eliland und Waldram, welche von einigen für Söhne des Herzogs Theodoald (8) aus der Ehe mit Pilitrud gehalten werden, ſtifteten im J. 740 das Kloſter Benedictbeuern (welches in eben demſelben Jahre der hl. Bonifacius eingeweihet, und Herzog Odilo mit den Ortſchaften Muilſtat, Ohingen und Rotbach beſchenkt hat) und ſie ſollen auch die Stifter von den Klöſtern Schlehdorf, Sieverſtadt, Weſſobrunn, Sandau, Polling, Staffelſee und Kochelſee geweſen ſeyn. Die Brüder Adalbert und Otkar wurden die Stifter der Klöſter Tegernſee und Illmünſter.

Die Geiſtlichen, welche durch die Ueberlaſſung von Gründen wirkliche Grundherren, oder vielmehr damals größtentheils nur lebenslängliche Nutznießer von Grundſtücken oder Unterthanen geworden, hörten darum, weil ſie Geiſtliche waren, in Rückſicht der ihnen zugetheilten Güter, nicht auf, Bürger des Staats, und Unterthanen des Herzogs zu ſeyn. Der Landesfürſt von Bayern übte die Gerichtsbarkeit über alle weltlichen Beſitzungen der Biſchöfe und Aebte, und der ganzen Kleriſei unmittelbar aus, und es hieng von ſeiner Willkühr und Gnade ab, ob er denſelben erlauben wollte, beſondere Pfleger und Richter, welche (in ſeinem Namen, und nach ſeinen bayeriſchen Geſetzen und Verordnungen) die Verwaltung der den Geiſtlichen überlaſſenen Güter beſorgen ſollten, zu wählen. Der größte Theil der geiſtlichen Güter blieb noch ein Lehen, welches der Lehenherr nach ſeinem Gutdünken veräußern, das iſt, andern geiſtlichen Stiftungen einverleiben konnte. So hat Herzog Taſſilo II. der Nachfolger des Odilo, die Klöſter Gars und Au an den Biſchof von Salzburg überlaſſen; und wenn Grundherren einen Bezirk ihrer Güter, auf welchem ſich eine von ihnen geſtiftete Pfarr befand, an einen dritten überließen, ſo giengen auch an dieſen die vorher bei derſelben dem Grundherrn zuſtändigen Rechte mit hinüber. Wer mit ſeinen Gütern eine Pfarr ſtiftete, dem ſtand auch das Ernennungsrecht (Jus praesentandi, Lehenrecht) des Pfarrers, doch dergeſtalt zu, daß dem Biſchofe, welcher einen Präſentirten weihen ſollte, die Befugniß blieb, über die Tauglichkeit deſſelben zu erkennen, und ihn, falls er ihn unwürdig fand, abzuweiſen. Da die bayeriſchen Herzoge Stifter der Bisthümer waren, ſo ernannten ſie auch die Biſchöfe; wie dann Herzog Odilo nach dem Hintritt des Biſchofs Johann von Salzburg, den heil. Virgilius, einen engländiſchen Mönch, auf Empfehlung des fränkiſchen Herzogs Pipin zu Neuſtrien, zum Biſchofe daſelbſt ernannt hat. So ernannte der Herzog auch die Aebte in den von ihm und ſeinem Hauſe geſtifteten Klöſtern, wie dann jeder Stifter dieſes Recht ausübte. Die Güter, welche, ehe ſie ein geiſtliches Lehen wurden, gemeinſchaftliche Landesbürden zu leiſten hatten, blieben, da ſie Geiſtlichen überlaſſen wurden, verbunden, ſolche wie ehemals zu leiſten, und es geſchah noch überdieß, wie aus den bayeriſchen Geſetzen erhellet, durch die Erlaubniß des Landesregenten, daß Güter an Kirchen und Geiſtliche übergehen durften, wie dann auch ohne ausdrückliche Bewilligung des Landesregenten keine geiſtliche Stiftung geſchehen könnte (I.). Auch über die Kirchen- und Kloſterzucht, und

Geſchichte des Dreißigjährigen Kriegs

überhaupt über die geiſtliche Polizei ſchrieb der bayeriſche Landesherr, wie gleichfalls aus dem bayeriſchen Urgeſetz und aus Thatſachen erhellet, Verordnungen und Geſetze vor; und ohne ſeine Bewilligung und Beſtätigung (daher das noch beſtehende Placetum regium) konnte in geiſtlichen Dingen nicht nur keine Verordnung ausgeſchrieben werden, ſondern es wurde ihm ohne allen Widerſpruch das Recht zugeſtanden, Synoden oder Verſammlungen der Biſchöfe und Aebte zur Berathung der größern Kirchengeſchäfte zu berufen und zu dirigiren, und die Schlüſſe eines ſolchen Synods als Geſetze auszuſchreiben, wovon wir in der Folge Beiſpiele ſehen werden.

So vortrefflich übrigens und höchſtrühmlich die unter dem Herzoge Odilo und ſeinem unmittelbaren Nachfolger getroffenen Anſtalten zur Verbreitung des Chriſtenthums, und chriſtlicher Sitten waren, ſo waren ſie gleichwohl noch bei weitem nicht hinreichend, ſogleich auf der Stelle eine Verfaſſung, welche mit der heutigen in einigen Vergleich geſetzt werden könnte, einzuführen. Es gab noch keine oder äußerſt wenige Pfarren, und die Geiſtlichen, welche aus den Münſtern als Missionarii herumwanderten, mußten zufrieden ſeyn, wenn ſie es dahin brachten, daß die Landleute das Vater unſer, das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß (Credo) und die zehn Gebote (und dieß in der deutſchen Sprache, welche jetzt anfieng einheimiſch zu werden) lernten. Es zogen auch, zum Unglücke dieſer Landleute von Zeit zu Zeit, ungeachtet der ſcharfen Aufſicht, ausländiſche Geiſtliche herum, welche das Volk nicht ſelten geradezu irre führten. Die Eingebornen, welche den geiſtlichen Stand wählten, wollten ſich von den Sitten der Weltlichen nicht entfernen, und durchaus alles, was dieſe thaten, mitmachen. Sie wollten z. B. die Waffen fortragen, und an den Kriegshändeln, zu welchen ſie ihre Väter und Brüder ziehen ſahen, Theil nehmen. Dieſe Beſchäftigung war ihnen ungleich angenehmer, als das ſtille friedfertige Leben, wozu ſie ſich als Geiſtliche bequemen ſollten, und die Erlernung der Wiſſenſchaften fiel ihnen durchaus beſchwerlich. Sie blieben auch noch als Geiſtliche größtentheils höchſt unwiſſend, ſo daß ſie weder die deutſche (damals, wie eben geſagt worden, in Bayern allgemein werdende) Sprache, noch die lateiniſche verſtanden, wie ſich dann der heil. Bonifacius bei dem Pabſte Zacharias Raths erholte, ob die Taufe eines bayeriſchen Geiſtlichen, welcher mit den Worten: Baptizo te in nomine Patria, et filia, et spiritua sancta, taufte, gültig wäre, welche von dieſem Pabſte als gültig erkannt worden (II.). Die Unwiſſenheit in allen wiſſenſchaftlichen Dingen war aber nicht nur in Bayern, ſondern überhaupt noch in ganz Europa, ſo groß, daß eine Meinung des obengenannten Biſchofes Virgil, eines in mathematiſchen Wiſſenſchaften erfahrnen Herrn, daß es auf unſerer Erde Gegenfüßler gebe, für ketzeriſch erklärt und verdammt worden iſt.

Indeſſen ließ der unermüdete Eifer des bayeriſchen Hofes und der Biſchöfe, die noch allgemein herrſchenden Gebrechen und Mängel durch kluge und fortzuſetzende Vorkehrungen zu heilen, alles Gute hoffen. Es wurde beſchloſſen, daß alle Jahre unter der Einberufung des Herzogs eine Verſammlung der geſammten Prieſterſchaft gehalten werden ſollte, wie dann eine ſolche (welche in Bayern die zweite war) im J. 740 zu Regensburg unter der Anleitung des h. Bonifacius gehalten, und auf derſelben mancher heidniſche Unfug abgeſtellt, den Mönchen eine beſſere Zucht vorgeſchrieben, und wider gröbere Verbrechen (nebſt der weltlichen Compoſition und fredum) auch eine Kirchenbuße eingeführt wurde.

2) Doch alle ſchönen Anſtalten und Ausſichten wurden wieder durch Kriege unterbrochen, deren Folgen noch ſchlimmer waren, als ſelbſt jene, welche ſonſt durch die Einfälle der Hunnen und Slaven verurſacht wurden. Dieſe Kriege kamen von Seite der Franken, mit de-

ten Königen ſich wichtige Aenderungen ergeben haben, deren Hauptinhalt in folgenden Ereigniſſen beſtand. Die erſten fränkiſchen Könige, welche von Meroweus und Clodwig I. abſtammten, ließen ſich, wenn ſie mehrere Brüder hatten, gefallen, die Länder unter ſich zu theilen. Dieſe Theilung geſchah nicht immer auf die nämliche Weiſe; doch, wenn nur zwei Prinzen vorhanden waren, geſchah die Theilung gewöhnlich ſo, daß der eine unter dem Namen Auſtraſien diejenigen Länder, die ſich von der Loire oſtwärts über den Rhein bis in Deutſchland erſtreckten, und Oberbelgien, beide Germanien, einen Theil von Niederbelgien, wo Rheims und Chalons an der Marne die Hauptſtädte waren, dann die fränkiſchen Länder dieſſeits des Rheins enthielten, bekam; indeſſen dem andern unter dem Namen Neuſtrien oder Weſtfranken die Länder, welche auf der weſtlichen Seite der Loire gegen den Ocean und die Pyrenäen lagen, zugetheilt wurden. König Chlotar II., welcher im J. 612 die ganze fränkiſche Monarchie zuſammenbrachte, mochte die Laſt, ein ſo großes Reich durch eine unmittelbare perſönliche Aufſicht und ſtetes Herumreiſen zu regieren, zu drückend gefunden haben, und fiel auf den Einfall, ſich auf Neuſtrien einzuſchränken, und in Auſtraſien einen Vicekönig (Großhofmeiſter, Majorem domus) aufzuſtellen, der daſelbſt in ſeinem Namen regieren ſollte. Anfangs erſtreckte ſich die Würde eines ſolchen auſtraſiſchen Vicekönigs allein auf die Zeit ſeines Lebens, ſo daß nach deſſen Hintritt vom Könige von Neuſtrien ein anderer geſetzt wurde; allein als im J. 638 König Dagobert I. ſtarb, und zwei Söhne, Klodwig und Sigebert II., deren der erſte fünf, der letztere neun Jahre alt war, hinterließ, drängte ſich ein Edelmann aus Brabant, Pipin von Heriſtall oder Herſtall (einem Schloſſe an der Maas nicht weit von Lüttich), genannt der Alte, in die Großhofmeiſterſtelle in Auſtraſien, wo der junge Sigebert II. König wurde, ein, und behauptete dieſe Würde erblich; und als im J. 680 ein Nachfolger Sigeberts II. nämlich Dagobert II. König von Auſtraſien mit Tod abgieng, maßte ſich der Großhofmeiſter Pipin der Regierung von Auſtraſien mit Gewalt an; er führte einen Krieg wider ſeinen rechtmäßigen König Theodorich in Neuſtrien, bemächtigte ſich im J. 687 ſogar ſeiner Perſon, und ließ ſich auch zum Großhofmeiſter von Neuſtrien erklären. Als der eben genannte König Theodorich im Jahre 692 mit Tod abgieng, folgte demſelben zwar in Neuſtrien deſſen älteſter Sohn Chlodwig III.; aber das Auſtraſien behielt Pipin, und regierte es, doch ohne ſich noch einen König zu nennen, bis auf das J. 714, wo er ſtarb, und Auſtraſien ſeinem Sohne Carl (von ſeinen ſchnellen und zerquetſchenden Siegen Hammer oder Martellus genannt) hinterließ, welcher nicht nur die Regierung in Auſtraſien, unter dem Titel eines Herzogs, ſondern im J. 738 nach dem Hintritt Theodorichs IV. auch in Neuſtrien übernahm, und im J. 740 einen Reichstag berief, auf welchem er es dahin brachte, daß ihm ſeine zwei ältern Söhne erſter Ehe, nämlich Carlmann der ältere in Auſtraſien, Pipin der jüngere, genannt der Kurze, in Neuſtrien unter dem Titel von Herzogen (nach ſeinem Hintritte im J. 741) folgten. So blieb es 3 Jahre. Die fränkiſche Nation ſehnte ſich jetzt wieder nach einem König aus dem rechtmäßigen (von Merowäus und Klodwig abſtammenden) Königsgeſchlechte, und im Jahre 743 wurde wieder ein Abkömmling aus demſelben, Childerich III., gewählt; doch dieſer Herr regierte eigentlich nur in Neuſtrien; denn in Auſtraſien behauptete Pipin der jüngere (ſein Bruder Carlmann verſchloß ſich in das Kloſter Monte Caſſino) die Regierung, und nun gieng ſein ganzer Plan dahin, den König Childerich III. in Neuſtrien zu ſtürzen, und ſich endlich zum allgemeinen Könige der Franken zu erklären. Dieß koſtete ihn eben keine große Schwierigkeiten. Seit König Dagobert I. waren nämlich die meiſten fränkiſchen Könige minderjährig zur Regierung gekommen, und durch eine lautere Hoferziehung abſichtlich in einer beſtändigen Minderjährigkeit in Rückſicht ihres Verſtandes erhalten worden. „Schon lange, ſchrieb der (unter Carl dem Großen lebende) Eginhard, hatte die ganze Familie (der Merowinger) alle Thätigkeit, alles Leben der Seele verloren, und von dem alten Glanze war ihnen nichts als der Königstitel übrig. Die wirkliche Macht und Gewalt des Reiches war in den Händen der erſten Hofbedienten, welche Majores domus genannt wurden.“ König Childerich III. wurde vollends wie ein Kind behandelt *), und nun endlich, nachdem der lange angelegte liſtige Plan reif, und Jedermann ſolcher Könige, in welchen kein königlicher Geiſt mehr zu ſehen war, müde geworden, ließ Pipin der Kurze die Franken oder Franzoſen, indem er ſie im J. 750 auf einen Reichstag zu Soiſſons zuſammen berief, ſelbſt urtheilen, ob ihnen ſolche kraftloſe Könige ferner angenehm ſeyn könnten. Die Stimmung der Großen war, wie Pipin ſie vorher ſah und wünſchte. Childerich III. wurde abgedankt, und mit ſeinem Sohne auf ewig in ein Kloſter geſperrt; Pipin aber

---

*) Siehe meinen Abriß der deutſchen Geſchichte.

beſtieg zwei Jahre nachher den Thron als König der Franken.

Seit nun die rechtmäßigen fränkiſchen Könige in Neuſtrien blieben, und in Auſtraſien ihre Vicekönige oder Großhofmeiſter walten ließen, hatte man bayeriſcher Seits nicht mehr mit jenen, ſondern eigentlicher mit dieſen, den Großhofmeiſtern zu thun. Auch hat ſich bereits (wie oben vorkam) Carl, genannt Martell, in bayeriſche Angelegenheiten gemiſcht. Auch handelten dieſe auſtraſiſchen Herren nach einem feſtgeſetzten Plan (Kabinetsſyſtem), und ihre Abſichten (eine weitläufige Monarchie zu errichten, und alle benachbarten Länder mit ihren Regenten zu verſchlingen) waren deſto fürchterlicher, je mehr ſie von ihren Ergebenen dazu ermuntert und geprieſen wurden; denn die ſogenannten Völkerbezwinger, ſo wie überhaupt willkührlich handelnde, ja gerade die ſchlimmſten Herren, werden (aus Mißverſtand, Eigennutz, Furcht und knechtiſchem Weſen) oft gerade am meiſten, ſo lange ſie nämlich leben, gelobt und geſchmeichelt. Die benachbarten Völker und Höfe blieben auf ihrer Hut, und zogen ſich, ſo viel ſie konnten, von allen Verhältniſſen mit ſolchen Herren zurück. Wir haben gehört, daß die vorigen bayeriſchen Regenten mit den merowingiſchen Königen Bündniſſe oder Pakte einer wechſelſeitigen Hilfe (jetzt alliance) errichtet, und nach denſelben ſich in allen Fällen gerichtet haben. Da nun dieſe Könige zu verſchwinden anfiengen, und an ihrer Stelle deren Großhofmeiſter traten, glaubte man bayeriſcher Seits (wie es dann auch wirklich ſo war) an jenes nur mit den Merovingern errichtete Bündniß ferner nicht gehalten zu ſeyn, und die bayeriſchen Herzoge handelten (was ſie aber auch während dem Beſtande jenes Bündniſſes ſchon thaten, und zu thun befugt waren) als unabhängige Regenten, ſo daß ſie ohne dem geringſten Einfluſſe des fränkiſchen Hofes, z. B. Biſthümer errichteten, und das Ernennungsrecht der Biſchöfe, und (Jus regium) ausübten. Sie glaubten auch, indem ſie ſich auf ihre mächtige und tapfere Nation allerdings verlaſſen konnten, ihre vollkommene Selbſtſtändigkeit wider jede Angriffe eines dritten behaupten zu können; aber das Glück des Krieges, wenn es einmal auf Kriege ankömmt, bleibt ſtets ungewiß und wandelbar, und kleine Zufälle und Umſtände haben oft, wie die Geſchichte aller Völker und Höfe beweiſet, in kurzer Zeit ein Gebäude zerſtört, das unzerſtörbar, und auf ewigdauernde Grundfeſten geſtützt zu ſeyn ſchien.

Eine ſolche Erfahrung traf am bayeriſchen Hofe nur zu bald ein. Carl Martell hatte bei zwei Gemahlinnen vier Kinder hinterlaſſen, nämlich aus der erſten Ehe die eben genannten zwei Prinzen Carlmann und Pipin den Kurzen, nebſt einer Tochter Hiltrude; aus der zweiten Ehe mit Sunehilde (einer bayeriſchen Prinzeſſinn und vermuthlichen Tochter des Herzogs Theobald) einen Prinzen Greifo. Die zwei ältern Brüder der erſten Ehe bemächtigten ſich, wie eben vorkam, nach dem Hintritte ihres Vaters, der Oberherrſchaft in Neuſtrien und Auſtraſien, und ſchloſſen ihren Stiefbruder, den jungen Greifo, davon aus. Dieß gieng der Sunehilde durch das Herz; und da ſie eine unternehmende Frau war, ſo bewarb ſie ſich heimlich um die Freundſchaft benachbarter Fürſten, denen die Vorſchritte der Großhofmeiſter ohnehin verdächtig und verhaßt waren, und zu gleicher Zeit um einen Anhang ſelbſt in den fränkiſchen Ländern. Sobald ſie das Verſprechen ihres Beiſtandes erhalten hatte, führte ſie eine andere Liſt aus, bei der ſie ſich die Hoffnung machte, daß zwiſchen ihren fränkiſchen Stiefſöhnen und den Bayern ein Krieg entſtehen würde, während welchem die übrigen Fürſten, und ihre Freunde in Frankreich ſich vereinigen, und ihrem Sohne Greifo zu einem Lande verhelfen ſollten. Sie hatte das Vertrauen der jungen Hiltrude ſo ſehr gewonnen, daß ſich dieſelbe ihrer Führung ganz überließ. Hiltrude mißbilligte das Verfahren ihrer Brü-

der mit ihrem Halbbruder Greifo ebenfalls von ganzem Herzen, und war ſo eifrig, wie ſelbſt Sunehilde, demſelben beizuſtehen. Wie ſie nun vollends mit dieſer Denkungsart erfüllt war, eröffnete ihr die Sunehilde eines Tages ihren ganzen Plan. Sie verſicherte die junge Prinzeſſinn, daß es allein von ihr abhänge, der Sache eine andere Geſtalt zu geben, und beſchwor ſie bei ihrer zärtlichen Freundſchaft, ihr eine Bitte, auf deren Erfüllung alles ankäme, nicht zu verſagen. Dieſe Bitte war, daß Hiltrüde heimlich nach Regensburg abreiſen, und um die Neigung des jungen Herzogs Odilo werben ſollte. Hiltrüde war jung und unſchuldig, und ganz fähig, Liebe einzuflößen, und für einen ſo vortrefflichen Prinzen, wie Herzog Odilo war, Liebe zu fühlen. Sie gieng, und kam nach Regensburg heimlich und unerkannt. Sie wollte die Geſinnungen des Mannes, der die Freuden und Widerwärtigkeiten des Lebens mit ihr theilen ſollte, zuerſt auf die Probe ſtellen, und man erzählt, ſie hätte anfangs ihren Stand nicht gleich entdeckt, aber ihr Betragen voll Klugheit und rührender Sittſamkeit verrieth eine hohe Geburt, und zog ihr die Bewunderung des Hofes, und die Aufmerkſamkeit des Herzogs zu, der ſogleich aus ihrem ſeltenern Weſen ſchloß, daß ſie von fürſtlicher Abkunft ſeyn müſſe; aber ſelbſt die Brüder der erhabenen Unbekannten Carlmann und Pipin der Kurze ließen den Herzog nicht lange in Zweifel. Sie hatten die Flucht und Abſicht ihrer Schweſter kaum vernommen, als ſie dieſe unverzüglich durch Eilboten zurückforderten; ja ſie waren ſo aufgebracht und erbittert, daß ſie, ohne erſt eine Antwort oder den Erfolg zu erwarten, wiederholtermalen neue Botſchafter, und dieſe immer mit ungeſtümern Aufträgen abſchickten. Sie wurden zuletzt frech, und drohten; und nun traf die Erwartung der Sunehilde genau zu. Heftige und drohende Forderungen waren ſo wenig geſchickt, den bayeriſchen Prinzen zu beugen, daß ſie ihm vielmehr die nun erkannte Prinzeſſinn doppelt angenehm machten, und ſeinen ganzen Stolz erweckten. Die Antwort, welche er den Abgeſandten gab, war, daß er die Prinzeſſinn ehelichte, im Jahre 741. Sunehilde konnte nun leicht ſehen, daß die Folge davon ein Krieg wider die Bayern ſeyn würde; aber ſie konnte vor Begierde, ihre Abſichten auszuführen, die wirkliche Eröffnung dieſes Krieges nicht abwarten; ſie begab ſich mit ihrem Sohne Grifo nach Laon, wo ihr die anſehnlichſten Familien zugethan waren, und rief, indem ſie nunmehr ihre Geſinnungen öffentlich erklärte, alle jene Franken, welche ihr ihren Beiſtand verſprochen hatten, auf, ſich an ihrer Seite zu verſammeln, und rief die Schwaben auf, ihr Möglichſtes zu thun; aber Carlmann und Pipin kamen durch ihre ſchnellen Vorkehrungen dem fürchterlichen Aufſtande, der alle ihre Plane zu zernichten drohte, zuvor. Sie zogen unverzüglich nach Laon, eroberten dieſe Stadt, ſchickten die Sunehilde nach einem Kloſter, den jungen Grifo nach einer Feſtung, wo er erzogen werden ſollte, und rückten jetzt mit der geſammten franzöſiſchen Macht nach Bayern, wo ſich Odilo indeſſen, zum Zeichen ſeiner gänzlichen Unabhängigkeit, den Titel eines Königs beigelegt, und mit den Sachſen und Schwaben einen Bund errichtet, und die Hilfsvölker derſelben an ſich gezogen hatte. Im J. 743 kam eine vortrefflich gerüſtete fränkiſche Armee zum Vorſchein. Odilo erwartete ſie an den Grenzen von Bayern dieſſeits des Lechfluſſes in einem wohlverſchanzten Lager, und die Heere, welche einander ſehen und hören konnten, forderten ſich durch wechſelſeitige Zurufungen zum Kampfe auf. Nachdem ſie ſich fünfzehn Tage einander gegenüber ſtanden und beobachteten, ſieng man bayeriſcher Seits an, den Feind allmählig weniger zu achten, und eine Furt oder ſeichtern Ort, wo man ohne Brücke über das Waſſer ziehen konnte, ſorgloſer zu bewachen. Die Franken entdeckten dieſen Fehler, und in einer finſtern Nacht wagten ſich einige über den Fluß, welchen, da jene keine Gefahr wahrnahmen, andere folgten, ſich am Ufer ſammelten, und da ſie verſichert wurden, daß die geſammte Armee nachrücke, mit einem plötzlichen und gräßlichen Geſchrei wider das bayeriſche Lager, wo alles ruhig und unvorbereitet war, anſtürmten, und unter dem bayeriſchen Heere und deſſen Hilfsvölkern eine allgemeine Beſtürzung und Unordnung verurſachten. Man dachte ſich im erſten Schrecken die Sache gefährlicher, als ſie anfangs war, und da ſich in der Dunkelheit der Nacht weder Freunde noch Feinde deutlich erkennen konnten, bildete man ſich ein, bereits von der ganzen fränkiſchen Armee überfallen zu ſeyn. Dieſe rückte auch wirklich gegen den Anbruch des Tages in der beſten Ordnung heran, und gieng auf die in unordentlichen Haufen zerſtreuten Bayern los, deren Hülfsvölker gleich anfangs für gut befanden, ſeitwärts davon zu jagen. Die Franken überfielen eine kleine Abtheilung der Bayern nach der andern, und traten den Flüchtigen in die Fußſtapfen und auf die Ferſen. Es war eine einzige und unaufhörliche Schlacht durch das ganze Land vom Lech bis an den Inn, wo die Franken ſchon wieder am dieſſeitigen Ufer ſtanden, als die Bayern hinübergeſetzt hatten. Da dieſe letztern, ſo wie ſie ihre Häuſer vorüberzogen, und ihre Weiber und

Kinder erblickten, ſich truppenweiſe einander Muth zuſprachen, und oft Halt machten, mit der Entſchloſſenheit, ihre Niederlage an den Feinden wenigſtens zu rächen, ſo war am Ende die Zahl der Erſchlagenen beiderſeits ſehr groß. Bei dieſer höchſt unglücklichen Begebenheit hatte Odilo einen ausnehmenden Muth bezeigt; er blieb die ganze Zeit dieſer Flucht immer in Perſon und bei den dringendſten Gefahren gegenwärtig; fiel aber doch zuletzt in die Hände ſeiner Feinde, die ihn nach Weſtfranken abführten. Bei dem Rückzuge plünderten, verbrannten und verheerten dieſe das Land 52 Tage lang, und hinterließen daſſelbe mit Leichen und Schutt erfüllt. Im folgenden Jahre reiſte die unglückliche Hiltrüde ihrem Gemahle nach Frankreich nach, und hielt eine ſo rührende Rede an ihre Brüder Carlmann und Pipin, daß dieſe bewogen wurden, dem Odilo ſeine Freiheit und ſein Land wieder zurückzuſtellen; aber mit Bedingniſſen und Verträgen, welche, wenn ſie gleich nicht bekannt geworden, hart genug geweſen ſeyn mögen; was dann auch der Erfolg unter Odilo's Nachfolger bewieſen hat.

3) Odilo ſtarb im J. 749, und nahm ſeine Ruheſtätte in dem von ihm geſtifteten Kloſter Oſterhofen, wo auch Hiltrüde († 754) begraben liegt.

Schriftſteller.

1) Neue akad. Abhandl. B. I. S. 193. 194. in not. 2) Ebend. B. II. p. 364.

---

§. IX.

Taſſilo II. vom J. 748 — 788.

1) Taſſilo II. erklärte ſich im J. 763 als einen freien Regenten; 2) hielt Landtäge zu Aſchheim ao. 763; zu Dingolfing ao. 772, zu Neuching ao. 774 — 777; 3) wurde von Carl dem Großen unterdrückt im J. 788.

---

1) Taſſilo II. war bei dem Hintritte ſeines Vaters Odilo im J. 748 ſechs Jahre alt, und blieb unter der Aufſicht und Vormundſchaft ſeiner Mutter Hiltrude und der bayeriſchen Stände, ſo lange jene lebte; aber nach ihrem im J. 754 erfolgten zu frühen Hintritte behauptete über ihn ſein Oheim Pipin der Kurze die Obervormundſchaft. Pipin ließ den jungen Prinzen im J. 755 zu ſich an ſei-

nen Hof bringen, und mit ſeinen eigenen Söhnen Carlmann und Carl (dem Großen) gemeinſchaftlich erziehen. Dieſer Pipin ließ ſich, wie oben geſagt wurde, im J. 752 zum König aller Franken erklären und ſalben, und fieng ſogleich an, ſein längſt gefaßtes Vorhaben, alle benachbarten Staaten an ſich zu reiſſen, und eine weitläufige Monarchie herzuſtellen, in Ausübung zu bringen. Im J. 757 bemächtigte er ſich vollends des Herzogthumes Allemannien oder Schwaben, und machte nun auch mit dem jungen Erbprinzen von Bayern nicht viele Umſtände; er führte ihn ſogleich nach einer ebenfalls noch im J. 757 nach Compiegne berufenen fränkiſchen Reichsverſammlung, und befahl ihm, in Gegenwart derſelben, den Eid der Treue, vermöge welchem künftig der bayeriſche Regent und die Nation vom fränkiſchen Hofe abhängig ſeyn ſollte, zu ſchwören, und damit die Feierlichkeit einen deſto größern Nachdruck erhielt, ſeine Hände auf die Reliquien der vier franzöſiſchen Schutzheiligen (des h. Dionyſius, Ruſticus, Eleutherius und Martinus) zu legen. Alle anweſenden vornehmen Bayern in des Prinzen Gefolge mußten den Eid ihres Herzogs mit den ihrigen bekräftigen. Von nun an behandelte Pipin den jungen Herzog wie ſeinen Vaſallen und Unterthan, und Bayern wie ſein eigenthümliches Land. So muſte Taſſilo im Jahre 758 in einen Krieg, welchen Pipin wider die Sachſen vornahm, dann im J. 760, 761 und 762 in den Feldzügen wider den Herzog von Aquitanien perſönliche Dienſte leiſten, und von Zeit zu Zeit wurden aus Bayern Truppen ausgehoben; endlich wurden ſowohl die Bayern, als am meiſten Taſſilo dieſer Knechtſchaft müde. Taſſilo hatte nunmehr ſeine Minderjährigkeit zurückgelegt, und hatte wahrſcheinlich von den Ständen in Bayern einen Ruf erhalten, in ſein Vaterland zurückzukehren und die Regierung anzutreten. Als er nun im J. 763 den Pipin auf einem Feldzuge wider die Aquitanier begleiten ſollte, verließ er, ohne von Jemand Abſchied zu nehmen, plötzlich das Lager, und kam, von ſeiner Würde begleitet, zu ſeinen Bayern zurück, welche ihn mit unausſprechlichen Freuden empfiengen. Sogleich erklärte er ſich als den rechtmäßigen, als einen ganz freien und von Niemand abhängigen Regenten von Bayern, und jenen Eid, welchen ihm, als einem zwölfjährigen Prinzen, Pipin im J. 757 abgenöthigt hatte, für unrechtmäßig und ungültig.

2) Wir beſitzen von der unvergleichlichen Regierung dieſes Regenten noch viele köſtliche Denkmäler, worunter vorzüglich vier Landtäge, a) im J. 763 zu Aſchheim, b) im J. 772 zu Dingolfing, c) im J. 774 zu Neuching,

d) im J. 777 ebenfalls zu Neuching zu zählen ſind. Da uns dieſe vier Landtäge mit dem Zuſtande der damaligen Landesverfaſſung Bayerns und dem Fortſchritte derſelben genau bekannt machen, ſo liegt uns daran, wenigſtens des Hauptinhaltes derſelben zu erwähnen.

Der Landtag zu Aſchheim, einer herzoglichen Villa am Flüßchen Seebach (drei Stunden vom heutigen München entlegen) wurde ſogleich bei der höchſt erfreulichen Zurückkunft des Taſſilo im Jahre 763 (oder gemäß einer neuern Behauptung ſchon im J. 754) gehalten, und ihm auf demſelben die Regierung des Landes übertragen und gehuldigt. Bei dieſer feierlichen Handlung unterrichteten die verſammelten Stände ihren Regenten von der Verfaſſung des Landes, und legten ihm in ſolcher Abſicht ſowohl die geiſtlichen als weltlichen Geſetze vor. Von jenen (welche aus 15 Kapiteln beſtehen, und welche erſt in unſern Zeiten vorgefunden wurden) haben wir eine ſchöne Ueberſetzung und Erklärung erhalten (1.); allein von den eigentlichen Verhandlungen der weltlichen Stände hat ſich bis jetzt noch nichts vorgefunden, und nur aus dem XIII. Kapitel der geiſtlichen Verordnungen zeiget ſich, daß auch weltliche Geſetze gemacht oder wiederholt und beſtätiget wurden, indem die Biſchöfe und Aebte in jenem Kapitel erinnern, „wie höchſt billig es ſey, daß der Herzog ſein Dekret, welches er im gegenwärtigen Gerichtshofe, Aſchheim genannt, wegen der blutſchänderiſchen Ehen gegeben zu haben ſich erinnern wird, allerdings vollſtrecke.“ Die geiſtlichen Schlüſſe, um deren Handhabung und Beſtätigung der junge Herzog von den Biſchöfen und Aebten erſucht worden, enthalten manche Merkwürdigkeit, wie der verſtändige Leſer, welcher dieſelben nachleſen will, leicht ſelbſt beobachten wird. Im Voraus ſagen dieſe geiſtlichen Stände, „daß zwar den Chriſten die Vorſchriften und das Anſehen der alten Kirchenväter ſchon erklecklich ſeyen, um nach denſelben ihr Leben anzuſtellen, und den Himmel zu beſteigen; man müſſe aber wegen veränderten Zeiten auch andere Verordnungen machen“ (eine Erinnerung, welche man in ſpätern Zeiten ganz vergeſſen zu haben ſcheint). „Wir danken, fahren ſie fort, Gott ohne Unterlaß, daß er dich in unſern Zeiten zum Fürſten beſtellt hat; denn obgleich dein Alter noch ſehr zart iſt (Taſſilo war damals 20 Jahre alt), ſo ſcheint doch dein Verſtand in der heil. Schrift reifer, als deiner Vorfahrer zu ſeyn; daher fürchte Gott, und bewahre ſeine Wege!“ Aus dieſer Stelle iſt zu ſchließen, daß Taſſilo am fränkiſchen Hofe eine gute Erziehung erhalten haben müſſe, und daß die Behauptung einiger Schriftſteller, als wenn die-

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
Dr. Ernst Grosse.

Vierter Band.

Kempten, 1831.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

[illegible] 16313

ſer Fürſt nicht einmal ſeinen Namen hätte ſchreiben können, keinen Grund habe. Im V. Kapitel machten die Biſchöfe den erſten Verſuch, den Herzog zu bitten, daß er ſeine Unterthanen zur Abreichung des Zehends für die Prieſter (welche in den erſten Zeiten nur von den freiwilligen Gaben des Volkes und vom Opfer lebten) anhalten möchte, was aber vermuthlich ohne Erfolg geblieben, indem die Zehenden auch in Frankreich ſpäter durch das Capitulare Carls des Großen vom J. 779 eingeführt worden ſind (II.). Im VIII. und IX. Kapitel erſuchten ſie den Herzog, die Mönche und Nonnen (welche letztere damals bei jedem anſehnlichen Kloſter in einem abgeſonderten Gebäude lebten) in ihre Klöſter zu ſchaffen, und zum regelmäßigen Leben anzuweiſen. Im XIV. und XV. Kapitel baten ſie den Herzog, er möchte doch beim Umritt ſeines Hofkommiſſairs (Missi), und bei den Hofgerichtstagen, welche alle Samſtage, und am erſten Tage jedes Monats vorgenommen werden müſſen, jederzeit einen Prieſter mitſenden und beiziehen, „damit die Unſchuldigen durch Argliſt und Betrug (der Beamten, oder grauen Männer, Grafen) nicht bedrückt, die Rechtsſachen, um des Gewinnſtes willen, nicht verdrehet, und die Unſchuldigen unterdrückt, die Schuldigen aber losgeſprochen werden.“ Sehr naid iſt das Verſprechen, welches ſie dem jungen Herzoge bei dieſer Gelegenheit am Ende machten, „daß, wenn er ſich dieſes zu thun beſtreben würde, ſie ſich ihn zu verſichern getrauten, daß er wegen dieſen Tagen ein köſtliches Mahl haben werde.“

Auf dem Landtage zu Dingolfing im Jahre 772 (nach einer neuern Meinung im J. 769) waren ſechs bayeriſche Biſchöfe, als der von Neuburg (wovon gleich die Rede ſeyn wird), von Seben, Salzburg, Paſſau, Regensburg und Freiſing, dann dreizehn Aebte, nämlich der von Monſee, Niederalteich, Tegernſee, Schärniz, Illmünſter, Benediktbeuern, Sandau, Iſen, Oberalteich, Mosburg, Oſterhofen, Chiemſee und Weltenburg, ſammt allen weltlichen Ständen gegenwärtig. Man hat bisher davon nur eine (verſtümmelte) Abſchrift (der Original-Aufſatz liegt vielleicht noch irgendwo in einem Dom- oder Kloſter-Archiv verborgen) entdeckt, welcher zwölf Satzungen oder Kapitel enthält, worin geiſtliche und weltliche Gegenſtände untereinander vorkommen. Im Eingange wird geſagt, der gottesfürchtigſte Herzog habe dieſen Landtag zuſammenberufen, um in heiliger Zucht ſowohl das reguläre Leben der Mönche und Nonnen, als auch die Dienſte der Biſchöfe zu ordnen, und die hergebrachten Geſetze ſeiner Nation durch den Rath der Vornehmen und Gelehrten, und mit Einſtimmung des ganzen Volkes (aller freien Grundherren) zu beſtimmen; Mißbräuche, welche im Laufe der Zeit eingeſchlichen wären, zu berichtigen; Dinge, welche eine Abſtellung erforderten, wegzuräumen, und was für erſprieslich gehalten würde, feſtzuſetzen. Vor allen hätten die ſo zahlreich Verſammelten, nachdem man in ſeiner Gegenwart die Schriften der Biſchöfe und Aebte nachgeſchlagen, und die Satzungen des Mönchslebens, dann die Canonen und Schlüſſe der Väter nachgeſehen hat, durch keine Zeugniſſe beweiſen können, daß man Kloſtergeiſtlichen Pfarren überlaſſen, und die Mittheilung der Taufe (außer in Todesgefahren) auftragen ſollte u. ſ. w. (**III.**). Dann wurde das Gebot der Sonntagsfeier nach dem Inhalt der bayeriſchen Geſetze, welche in dieſem Stücke ſehr wachſam und ſcharf waren (**IV.**), ferner die Erlaubniß, Güter an die Kirchen zu verſchenken, das Verbot, Nonnen zu heirathen, worüber die bayeriſchen Geſetze ebenfalls ſchon erkannten (**V.**), wiederholt und neuerdings eingeſchärft. Die übrigen Satzungen enthalten weltliche Gegenſtände, durch welche die ältern Geſetze berichtigt und näher beſtimmt wurden.

Die Landsordnung von Neuching im J. 774 (oder 772) (**Nivvihinga in pago Hertingae**), einem zwei Stunden von Aſchheim entfernten, zwiſchen München und Erding im Pfleggerichte Schwaben liegenden Orte, (damals einer herzoglichen Villa) (VI.) enthält 13 ſehr merkwürdige Kapitel, welche uns von der damaligen Verfaſſung unſers Vaterlandes, und den Begriffen und Sitten unſerer Voreltern wichtige Denkmäler überliefern. Die freien Grundherren (Landherren) verkauften ihre Leibeigenen noch allgemein um einen theuern Preis auf öffentlichen Märkten, und zwar häufig (aber nicht zum Krieg, ſondern zum Feldbau) an Lombarden und Juden ins Ausland. Dieſer Verkauf, in ſo weit er ins Ausland geſchah, wurde hier verboten, und ein gleiches Verbot ergieng über den Verkauf einer geſtohlenen Sache. Man lieſt vom Durchgraben der Häuſer; vom Buehading (oder Wichding, vom Weih, heilig, und Ding, Gericht), nämlich vom Zweikampf, als einem Gottesurtheil (wie oben vorkam), und daß die Waffen nicht eher, als ſie beſchworen worden wären, durch das Loos gewählt werden ſollen, damit nicht durch zauberiſche Lieder, teufliſche Betrüge und Künſte eine Gefährde unterlaufen möge; von Strafgefällen über verſchiedene Diebſtähle; von Verletzungen der Siegel u. ſ. w. Am Ende wird befohlen, daß keiner, der einmal die geiſtliche Tonſur angenommen, ſeine Haare ferner nach Art der Laien wachſen laſſen, und daß keine eingekleidete Nonne ihre ehemaligen weltlichen Kleider tragen ſoll. Dieſen Geſetzen ſind unvergleichliche Vorſchriften, wie ein Seelenhirt beſchaffen ſeyn, und wie er ſich gegen die Gläubigen verhalten ſoll, beigefügt: „er ſoll mehr mit dem Beiſpiele ſeines Lebens, als nur mit Worten lehren; er ſoll kein Idiot, ſondern ein in der Schrift und andern Wiſſenſchaften wohlunterrichteter Mann ſeyn. Jeder Biſchof ſoll in ſeiner Stadt eine Schule errichten, und geſchickte Lehrer anſtellen; er ſoll ſich mit jedem Jahre nicht nur fleißig bei der gewöhnlichen Landſynod einfinden, ſondern überdieß jährlich zweimal mit ſeiner Geiſtlichkeit Berathſchlagungen anſtellen, wie die Lehren an das Volk eingerichtet, wie Mißbräuche abgeſtellt, und ſchlimme Dinge verbeſſert werden ſollen.“ Am Ende wird geſagt, daß die Prieſter um ſo eifriger ſeyn ſollen, ihre Schafe wohl zu leiten, als man aus dem zunehmenden Verfalle aller Dinge wohl abnehmen könne, daß das Ende der Welt nicht mehr weit entfernt ſey.

Im J. 777 nahm Taſſilo ſeinen erſtgebornen Sohn Theodo zum Mitregenten an, und ſtiftete das Kloſter Krembsmünſter; er ſtiftete noch viele andere Klöſter, als Religions- Kulturs- und Lehranſtalten, wie er dann für den Urheber oder Verbeſſerer von Polling, Weſſebrun, Thierhaupten, Weltenburg, Scheftlarn, Matſee, Scharniz (Skarantia), Indichen, Herren- und Frauenchiemſee u. a. gehalten wird. In Herrenchiemſee errichtete er eine öffentliche Schule, über welche er einen gelehrten griechiſchen Biſchof Dabda, der mit dem heil. Virgil nach Bayern kam, anſtellte, und zu deren Unterhalt er Gefälle einiger Kirchen, welche ehevor dem Biſthume Freiſing einverleibt waren, beſtimmte; er machte überdieß eine Menge frommer und wohlthätiger Stiftungen, und ſchien alle ſeine Vorfahrer an großmüthigem Eifer übertreffen zu wollen. Sein Beiſpiel wurde von den reichen Familien des Landes häufig nachgeahmt, wie dann z. B. im J. 755 von einem Landfried das Kloſter Schlechdorf (mit welchem ſich im J. 772 die Mönche von Scharnitz vereinigten) im Jahre 760 — 770 von Adalung und ſeinen vier Brüdern (Grundherren der Herrſchaft Waldeck und der Einöde Schliers) das Kloſter Schliers oder Schlierſee geſtiftet wurde.

3) Lange gieng alles vortrefflich, als der fränkiſche Hof wieder mit ſeinen Eroberungsplanen zum Vorſchein kam. Taſſilo, welchem die Abſichten jenes Hofes wohl bekannt ſeyn mochten, hatte ſich auf alle Fälle vorbereitet; er hatte mit dem Herzoge von Aquitanien ein wechſelſeitiges Bündniß errichtet, und mit dem

Könige der Longobarden Deſiderius, deſſen Tochter Luitberg er um das Jahr 763 heirathete, und zugleich die (von Luitprand abgeriſſenen) rhätiſchen Ortſchaften Mais, Bozen, Seben, das Schloß Tyrol und andere wieder an ſich brachte, eine enge Freundſchaft geſtiftet. Der fränkiſche Pipin bemerkte dieſe Verbindungen ganz wohl, hielt ſich aber zurück, und wartete nur auf einen günſtigen Zeitpunkt, wo es ihm gelingen möchte, die verbündeten Fürſten zu trennen, oder dieſelben zu überfallen. Nach deſſen im J. 768 erfolgtem Hintritt kam Carl, genannt der Große, zur Regierung, und bald darauf zum Beſitze des ganzen fränkiſchen Reichs. Taſſilo war mit Carl erzogen und ſeiner Freundſchaft verſichert worden. Er wünſchte ſich ſelbſt Glück zur Thronbeſteigung dieſes Carls, von deſſen großen Eigenſchaften er ſich alles Gute verſprach. Wahre Größe iſt gerecht und großmüthig, und Carl hatte ſich von Jugend auf beſtrebt, ſich über alles Gemeine und Mittelmäßige zu erheben. Er trachtete nach nichts, als was der Menſchheit Ehre macht, und wählte zur Ausführung ſeiner Entwürfe ſtets ſolche Mittel, welche einen hohen Verſtand anzeigten. Was ihn beſonders verherrlichte, und ein gerechtes Vertrauen in ſeine Gemüthsart einflößte, war, daß er nicht wie ein Deſpot über Knechte, ſondern wie ein großmüthiger und liebreicher Regent über Menſchen zu herrſchen wünſchte, und daß er allenthalben die vortrefflichſten Anſtalten machte, die Nationalerziehung in ſeinen Ländern herzuſtellen, das Chriſtenthum zu verbreiten und zu unterſtützen, Gelehrte und Künſtler zu ermuntern, und den Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten aller Arten den thätigſten Vorſchub zu thun. So hatte ihn Taſſilo im perſönlichen Umgange kennen gelernt, und ſo glaubte er, ihn noch zu kennen. Carl hatte auch jetzt, da er den Thron beſtieg, ſeine Eigenſchaften ſo wenig abgelegt, daß er vielmehr gleich beim Antritte ſeiner Regierung den größten Eifer bezeigte, Denkmäler ſeiner Denkungsart zu ſtiften, und allen Völkern, welche er würde erreichen können, ſeine Denkungsart einzuflößen. Dieſe Begierde war aber bei ihm mit der Neigung verbunden, alle Völker, welche nicht ſo beſchaffen waren, wie er ſie wünſchte, unter ſeine Herrſchaft zu bringen, und nach einer ſolchen Herrſchaft ſtrebte er mit allen Kräften ſeines Geiſtes.

Nach Bayern ſchickte Karl einen eigenen Abgeſandten, den Abt zu Fulda, Sturm (einen gebornen Bayer), der den Taſſilo zur Rede ſtellen ſollte, wie er in Abſicht auf ſeine Verbindung mit dem fränkiſchen Hofe geſinnt wäre. Taſſilo erklärte ſich, daß er ſich in dem Stande der ihm angebornen Unabhängigkeit behaupten, aber doch von jenen ältern Bündniſſen ſeiner Voraltern, vermöge welcher ſich dieſe verpflichtet hätten, dem fränkiſchen Hofe wider deſſen Feinde beizuſtehen, nicht abgehen würde. Mit dieſer Erklärung ſchien Carl zufrieden zu ſeyn, und Taſſilo dachte gar nicht daran, warum er es nicht ſeyn ſollte. Seine Rechte zur freien Selbſtſtändigkeit waren unläugbar, ſo wie die Herkunft ſeines Geſchlechtes edler und erhabener, und dieſes Geſchlecht lange vorher, da die Voraltern Carls noch als fränkiſche Hofbediente lebten, am bayeriſchen Throne, und dem Range nach königlich war. Taſſilo übte auch ſeit dem J. 763 alle Rechte eines unabhängigen Regenten aus; hielt, ohne den geringſten fremden Einfluß, Verſammlungen ſeiner Nation, ſtiftete Klöſter, ſchloß Bündniſſe, führte Kriege, und unterhandelte wie jeder andere freie König der Welt. So brachte er z. B. im Jahre 772 das von Slaven bewohnte Kärnthen in ſeine Gewalt, ohne Jemanden die geringſte Rechenſchaft abzulegen. Indeſſen gerieth der longobardiſche König Deſiderius mit dem römiſchen Hofe in Streitigkeiten des Exarchats oder der Statthalterſchaft wegen, welche ein Beamter des Hofes zu Conſtantinopel in den (zum griechiſchen oder orientaliſchen Kaiſerthume noch gehörigen) italieniſchen Staaten verwaltet, und ſeinen Sitz zu Ravenna genommen hatte. Da die griechiſchen Kaiſer es ſich zum Staatsſyſtem gemacht hatten, den Königen der Longobarden auf alle mögliche Weiſe Abbruch zu thun, ſo bedienten ſich auch dieſe des Vergeltungsrechts, und bemächtigten ſich im J. 752 des Exarchats, welchen ihnen aber im J. 755 der fränkiſche König Pipin wieder abnahm, und ihn dem Pabſt verehrte.

Carls des Großen Bruder, nämlich der im Jahre 771 verſtorbene Carlmann hatte zwei Söhne hinterlaſſen, welchen von Rechts wegen einiger Antheil an den fränkiſchen Ländern gehört hätte. Da Carl in nichts willigen wollte, begab ſich Carlmanns Wittwe Gerbirga (eine Tochter des longobardiſchen Königs Deſiderius) mit ihren beiden Söhnen nach Pavia, und bat ihren Vater um Unterſtützung. Deſiderius erſuchte den Pabſt, die zwei Prinzen als rechtmäßige Miterben des fränkiſchen Reiches zu krönen; und da dieſer ſich weigerte, drohte er dem römiſchen Stuhle mit der Einziehung des Exarchats. Dieſer wendete ſich ſogleich an den fränkiſchen Hof, und Carl der Große ergriff mit Freuden die lange gewünſchte Gelegenheit die Longobarden demüthigen, und derſelben, wenn ihm das Glück günſtig wäre, ſich bemächtigen zu können. Er verſammelte ſeine Armee mit größter Eilfertigkeit, und ließ dem Herzog

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Taſſilo melden, daß er ſich ebenfall brüſten und (gemäß der alten Verträge, welche er mit dem fränkiſchen Hofe geſchloſſen, und welche er unlängſt ſelbſt erneuert hätte) wider den Feind, den er anzugreifen Willens wäre, ſich mit ihm vereinigen ſollte. Nun gieng dieſer Feldzug wider den König Deſiderius, deſſen Tochter Taſſilo zur Ehe hatte. Taſſilo betrachtete zugleich eben dieſen Deſiderius als ſeine vornehmſte Stütze, und er konnte leicht vorherſehen, daß es dem Carl, wenn dieſer einmal die Longobarden überwunden hätte, eben nicht ſchwer fallen würde, auch ihm harte Dinge zuzumuthen. Die Klugheit rieth ihm, ſich vielmehr mit ſeinem Schwiegervater wider Carl zu verbinden, als dieſem wider jenen beizuſtehen, und ſelbſt am fränkiſchen Hofe gab es in der Folge ſogenannte ſtaatskluge Herren, welche es ihm als einen großen Fehler anrechneten, daß er der Klugheit kein Gehör gab; aber Taſſilo hatte dem Carl ſein Wort gegeben, und (ſo ſchwer und mißlich die Sache war) hielt ſein Wort. Taſſilo erſchien mit ſeinen bayeriſchen Hilfsvölkern, und die Longobarden wurden beſiegt. Carl bekam ſogar die Perſon des Königs Deſiderius, nebſt deſſen Gemahlinn in ſeine Gewalt, ſperrte ſie beide in franzöſiſche Klöſter, und nahm darauf den Titel eines longobardiſchen Königs an im J. 774.

Taſſilo bedauerte den unglücklichen Deſiderius, und hielt ſich zugleich in ſeinem Lande ruhig und ſtandhaft; er fuhr fort, ſeine Unabhängigkeit zu behaupten, und bei den Vorkehrungen in ſeinem Lande auf den Hof der Franken (wie es bis dahin noch immer geſchehen war) keine Rückſicht zu nehmen; aber dieſes gefaßte und ruhige Betragen war dem Carl verdächtig, und indem er ſelbſt das Unwürdige, das in ſeinem Verfahren mit dem Könige Deſiderius lag, gefühlt haben mochte, zweifelte er nicht, daß Taſſilo im Stillen nur eine Gelegenheit abwarte, um ſich und ſeinem Schwiegervater Genugthuung zu verſchaffen, und er faßte daher, um alles, was er fürchtete, frühzeitig zu zernichten, den Entſchluß, ſich des Taſſilo zu verſichern.

Im Jahre 781 kamen ganz unvermuthet vier Geſandte, zwei vom römiſchen, und zwei vom fränkiſchen Hofe nach Regensburg, und forderten, ohne ſich in irgend eine Unterhandlung einzulaſſen, Taſſilo ſollte jenen Eid, welchen er im J. 757 zu Compiegne dem König Pipin geſchworen hatte, neuerdings ſchwören, und zur Sicherheit ſeines Wortes zwölf Geiſeln ſtellen. Dieß ſollte feierlich auf einer Reichsverſammlung, welche Carl nach Worms zuſammenberief, geſchehen. Taſſilo überſah auf einmal die Größe ſeines Unglücks, das ihn zwar beſtürzt, aber nicht muthlos machte; er antwortete den Abgeordneten, daß er erſcheinen würde. Und am beſtimmten Tage erſchien er, legte den Eid ab, und ſtellte die Geiſeln.

Noch hielt Taſſilo die Wiedererlangung ſeiner Rechte nicht für verloren. Er ſtellte ſich vor, daß Carl durch irgend einen beigebrachten falſchen Verdacht hingeriſſen worden ſey, an ihm hart zu handeln, und er hoffte, daß es ihm bei einer günſtigen Gelegenheit gelingen würde, dieſen ſeinen ehemaligen großmüthigen Jugendfreund auf andere Gedanken zu bringen. Eine ſolche Gelegenheit ſchien vorhanden zu ſeyn, da ſich Carl im J. 787 am päbſtlichen Hofe zu Rom befand. Taſſilo ſchickte ſogleich zwei Abgeordnete, den Biſchof Arno von Salzburg, und den Abt Hunrich zu Monſee, nach Rom, mit dem Auftrage, den Pabſt zwiſchen ihm und dem König Carl um das Mittleramt zu erſuchen. Man betrachtete aber daſelbſt dieſes Anſuchen des Taſſilo ebenfalls in einem widrigen Lichte, und alle Vorſtellungen der bayeriſchen Abgeordneten blieben vergeblich. Man wollte vielmehr noch weiter muthmaſſen, was Taſſilo auf den Fall, daß ſeine Bitte um Erlaſſung des Leheneides fehlſchlagen würde, vorzunehmen geſonnen ſey, und bedrohte die Abgeordneten hart und heftig, zu offenbaren, was ſie davon wüßten. Dieſe erſtaunten über eine ſolche Begegnung, ſchwiegen und entfernten ſich. Da nunmehr Carl dieſen Verſuch des Taſſilo, ſeine Unabhängigkeit neuerdings hervorzuſuchen, für eine entſcheidende Erklärung hielt, daß derſelbe feſt entſchloſſen ſey, kein Mittel, wodurch er zu ſeinem Zwecke gelangen könnte, unverſucht zu laſſen, und ſich allenfalls auch durch die Waffen in Freiheit zu ſetzen; ſo hielt er es, gemäß ſeinen Grundſätzen, für nothwendig, jedem Schritte dieſer Art zuvorzukommen. Er befahl alſo dem Taſſilo, daß er alſogleich in Worms erſcheinen, und in Gegenwart der Reichsſtände, welche er dahin neuerdings verſammelt hatte, den Leheneid wiederholen ſollte. Taſſilo erſchien nicht, und Carl ſchloß daraus, was er von ihm zu erwarten hätte. Er rückte demnach noch im Jahre 787 mit drei Armeen nach Bayern, deren eine unter der Anführung ſeines Sohnes Pipin mit einem longobardiſchen Heere nach Bozen, eine andere, welche aus Sachſen, Thüringern und Oſtfranken beſtand, bei Pföring über die Donau, und die dritte, welche Carl ſelbſt anführte, gegen das Lechfeld anzog. An einen glücklichen Widerſtand zu denken, war unmöglich, und Taſſilo hatte keine Wahl, als ſich, falls er die Waffen ergreifen wollte, mit ſeiner Familie zu Grunde zu richten, oder ſich gleichwohl der Großmuth des Carl unbedingt zu überlaſſen. Er gieng alſo dieſem Carl, nachdem ſich derſelbe auf dem Lechfelde gelagert hatte, entgegen, und erwartete, was er von ihm fordern würde. Auf Carls Begehren legte er neuerdings den Leheneid ab, und reichte demſelben zum Zeichen der Unterwürfigkeit den Herzogsſtab dar. Bei dieſem Vorgange blieb der unglückliche Herzog noch aufrecht und ſtandhaft, und demüthigte ſich, ohne ſich zu erniedrigen; als aber neuerdings zwölf Geiſeln, und unter dieſen ſein erſtgeborner Sohn Theodo gefordert wurden, gerieth er auf einen Augenblick in eine Beſtürzung, wo er unentſchloſſen zu ſeyn ſchien, was er thun ſollte; ſah bald den König, welchen er nie beleidigt hatte, bald ſeine Gefährten an, in deren Blicken und Geberden er wahrnahm, was ſie auf ſeinen Wink vorzunehmen bereit wären, er verſchmähte aber eine Hilfe, welche bloß ein Werk der Verzweiflung geweſen ſeyn würde, und überlieferte ſeinen Sohn und Nachfolger in die Hände Carls, der dieſes Sieges vollkommen genoß; denn alle, welche um ſeinen Thron ſtanden, ſeinen Glanz zu verherrlichen, lobten dieſen Schritt, und nannte ihn eine kluge und rechtmäßige Vorſicht, ſo wie ſie entgegen jede Bemühung, welche ſich Taſſilo möchte gegeben haben, ſein Recht für die Freiheit zu behaupten, mit den gehäſſigen Namen von Untreue, Verrätherei und Meineid belegten. Kein Mund öffnete ſich, dem Unterdrückten das Wort zu reden. Sogar hatten ſich manche aus Wohldienerei oder Kleinmuth entfernt, und Taſſilo lernte an dieſem Tage ſeine Freunde und Feinde kennen.

So wie damals die Sachen in Deutſchland und in Europa überhaupt ſtanden, konnten ſie unmöglich lange fortdauern. Die Macht des Carl, welcher täglich weiter um ſich griff, wurde allenthalben gefürchtet und gehaßt, und Carl mußte bald über alles ſiegen oder alles aufgeben. Der Herzog von Benevent, welchen Carl ebenfalls unterdrückte, hatte auch eine Tochter des entſetzten Königs Deſiderius zur Gemahlinn, und befand ſich mit dem Herzog Taſſilo in gleichen Umſtänden. Der griechiſche Hof war wegen ſeiner Beſitzungen in Italien, die Avarer in Pannonien waren wegen ihrer Freiheit beſorgt; Niemand aber bezeigte mehr Mißvergnügen, als die edlen und tapfern Sachſen, welchen das Joch, das ihnen Carl auflegte, unerträglich war. Als nun dieſe ſich im J. 788 empörten, glaubten auch andere Nationen, daß dieß der ſchicklichſte Zeitpunkt wäre, auch ihrer Seits etwas für ihre Freiheit zu unternehmen, und ſie verbanden ſich theils unter ſich, theils ſorgten ſie für ſich einzeln. Die zwei Herzoginnen von Bayern und Benevent, beide Töchter des Deſiderius, thaten das Aeußerſte, um ſowohl den Glanz ihrer Eheherren, als die Befreiung ihres Vaters wieder herzuſtellen; ja die bayeriſche Herzoginn Luitberg beredete den Taſſilo, mit den Avaren in ein Bündniß zu treten. Taſſilo ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und die Avarer geriethen alſogleich in Bewegung. Nun wohnten an den öſtlichen bayeriſchen Grenzen einige Familien, die zwar zu Bayern gehörig, aber gemäß der damaligen ſehr ſeltſamen Verfaſſung durch beſondere Verträge Lehenleute des fränkiſchen Hofes waren. Sobald dieſe die Kriegsanſtalten der Avarer wahrnahmen, gaben ſie ihrem Lehenherrn, dem König Carl, augenblicklich Nachricht davon; und ſie mochten nun den Urheber dieſer Anſtalten, und den Endzweck derſelben gewußt und berichtet, oder der fränkiſche Hof mochte ſchon ohnehin nicht gezweifelt haben, daß die Verſammlung avariſcher Truppen ein Bündniß mit Bayern zum Grunde habe; Taſſilo wurde von Carl nach Ingelheim, wo die fränkiſchen Stände nebſt den Häuptern jener Grenzfamilien bereits anweſend waren, berufen. Da ſich Taſſilo unmöglich vorſtellen konnte, wie Jemand ſeine Abſichten und Anſchläge erfahren haben konnte, ſo trug er kein Bedenken, daſelbſt zu erſcheinen. Er hatte ſich aber kaum von Regensburg entfernt, als fränkiſche Abgeordnete dahin kamen, und des Herzogs Gemahlinn, Kinder und Schätze mit ſich nach Ingelheim abführten. Die Reichsverſammlung wurde eröffnet, und Carl fragte die anweſenden Herren, welche Strafe ein rückfälliger und meineidiger Lehenmann nach den Geſetzen verſchuldet hätte, und als die Antwort, daß die Geſetze auf ein ſolches Vergehen die Todesſtrafe legten, erfolgte, wurde Taſſilo, der von allem nichts vermuthete, vorgeführt. Hier ſah er nun mit Erſtaunen und Entſetzen, was vorgehe, und ſah ſeine eigenen Landesunterthanen als Zeugen wider ihn auftreten, von denen einige, welche nicht wußten, daß ihr Landesfürſt mit den Avaren im Verſtändniß ſey, vor Reue, Scham und Betrübniß zu vergehen glaubten. Während Taſſilo in Beſtürzung und Schmerz verſenkt daſtand, wurde deſſen Gemahlinn mit ihren Kindern herbeigeführt, und in ihrer Gegenwart, und im Angeſichte der verſammelten Reichsverſammlung wurde der unglückliche Herzog des Hochverraths ſchuldig, ſeines Landes und ſeiner Freiheit verluſtig erklärt, dann zum Mönchsleben verurtheilt, und ihm befohlen, die Haare ſich abzuſchneiden. Er hörte dieſes Urtheil mit Standhaftigkeit an, und wurde nur bei der letzten Zumuthung etwas beſtürzt, und heftete ſeinen thränenden Blick bald auf ſeine Gemahlinn und Kinder, bald auf ſeine Bayern, ohne ein Wort zu reden, oder der harten Zumuthung nachzukommen. Selbſt Carl begnügte ſich mit dem Urtheil, vermöge deſſen Taſſilo, dann ſeine Gemahlinn und ſeine Kinder in verſchiedene Klöſter geſperrt, diejenigen edeln Bayern aber, welche ihm getreu geblieben waren, in's Elend verwieſen werden ſollten.

Als Taſſilo von ſeiner Gemahlinn und von ſeinen Kindern Abſchied nahm, gieng keine Thräne verloren. Sein Geſchlecht hat höchſt wahrſcheinlich, was damals mit Kummer geſäet ward, in einem Segen, und in einer Verherrlichung, deren kaum noch ein Fürſtenhaus in Europa ſich wird rühmen können, geärntet. Die Meinung unſerer fleißigſten Geſchichtforſcher, daß das luitpoldiſche Geſchlecht (von welchem das heutige Churhaus Pfalzbayern unmittelbar abſtammt) aus dem Geſchlechte der Agilolfinger herzuleiten ſey, enthält viel Glaubwürdiges; ſo wie die Meinungen der bewährteſten Geſchichtſchreiber, welche von den Agilolfingern die größten Fürſtenhäuſer von Europa herleiten, viel Rühmliches haben.

Taſſilo wurde (mit ſeinem ältern Sohne Theodo) erſt nach dem Kloſter St. Maximin bei Trier, dann im J. 794 nach dem Kloſter Gemetius (in der Normandie und der Diöces Rouen), ein anderer Sohn, Theodobert, nach einem noch unbekannten Kloſter abgeführt, und zum Mönche geſchoren. Die Schickſale der übrigen Söhne (welche verſchieden angegeben werden), ſo wie die Schickſale ihrer Mutter, ſind noch unbekannt. Die eine der Töchter wurde nach Landau, die andere nach Kala (dem heutigen, im Biſthume Paris liegenden Kloſter Chelles) abgeführt.

Schriftſteller.

1) Ferdinand Forſters (Benediktiners zu St. Emmeram, nachmaligen Fürſten dieſes Reichsſtifts) Abhandlung von dem zu Aſchheim ꝛc. gehaltenen Concilio. Akad. Abh. 1. B. 2) Eckart Commentar. de Reb. Franc. orient. Tom. 1. p. 661. 3) Welſer Lippertiſche Ausgabe p. 340 u. ſ. w. Ferner in Weſtenrieders hiſtor. Beiträgen, B. 1. S. 15. 4) Welſer 343. 344. 5) Mederer Leges Baiuuariorum, S. 69. 6) Ebend. S. 35. 58. Synodus Nivhingana etc. in Weſtenrieders hiſt. Beiträgen B. 1. 7) Neue akad. Abh. B. 1. S. 239 u. ſ. w.

Lorenz v. Westenrieders

sämmtliche Werke.

Erſte Originalausgabe.

Poetische Schriften.

Zweites Kapitel.

Bayeriſche Regenten aus dem carolingiſchen Geſchlechte vom Jahre 788 — 911.

Die Regenten des carolingiſchen Geſchlechts in Bayern waren:

1. Carl der Große, vom J. 788 — 813, † 814. 2. Bernhard, 813 — 814. 3. Lothar, 814 — 817. 4. Ludwig, Sohn Kaiſer Ludw. 817 — 876. 5. Carlmann, 876 bis 880. 6. Ludwig III., 880 — 882. 7. Carl der Dicke, 882 — 887. 8. Arnulph, 887 — 898. 9. Ludwig IV. 899 — 911.

§. 1.

1) Carl vernichtete im J. 799 die Hunnen, beſetzte ihre Plätze mit bayeriſchen Einwohnern, und ſtellte Markgrafen auf; verei-

nigte den Nordgau wieder mit Bayern; deſſen großer Eifer um die Religion und Sittenzucht; um die Einführung guter Prieſterſeminarien, Dom- und Kloſterſchulen; deſſen Achtung gegen die Lehrer, und Begünſtigung derſelben. Immunität der Geiſtlichen, ihre Perſonen und Güter betreffend. Erſte Folgen davon. 2) Deſſen wirthſchaftliche Anſtalten. 3) Theilung ſeiner Länder; Hintritt im J. 814.

1) Carl, genannt der Große (geboren im J. 742), regierte Bayern 25 Jahre, und zwar mit ſo vieler Güte, Klugheit und Sorgfalt, daß man nicht umhin kann, auf die Art, mit der er ſich der Regierung über daſſelbe bemächtigte, mit ſtillſchweigender Schonung hinzuſehen, und dieß um ſo mehr, als zu ſeiner Zeit die wahren Grundſätze, vermöge welcher ein Regent berechtigt werden kann, ein fremdes Land zu erobern, und daſſelbe wie ſein Eigenthum zu behandeln, nicht ſo ausführlich berichtigt und beſtimmt geweſen ſeyn mögen, als ſie es in unſerm Zeitalter ſind, — oder vielmehr ſeyn ſollten. Carls Hauptbeweggrund, ſich der Herrſchaft über die nahen und entfernten Völker zu bemächtigen, war zuverſichtlich die-

ſer, daß er nicht ohne Grund fürchten mußte, daß dieſe Völker, wenn er ſie nicht bei Zeiten entwaffnete, ihm die Herrſchaft ſeiner Länder durch wiederholte Angriffe und Einfälle wieder ſtreitig machen, und ihn vollends außer Stand ſetzen würden, ſeine auf Ruhe, Geſetzlichkeit und Cultur abzielenden Plane jemals mit Beſtand ausführen zu können. So verhielt es ſich mit den Avaren oder Hunnen, von welchen vorauszuſehen war, daß ſie in das angrenzende Bayern von Zeit zu Zeit Streifereien unternehmen, und ſich, was ſie in vorgehenden Zeiten ſchon öfters gethan hatten, bis in die fränkiſchen Länder wagen würden. Carl benutzte die Gelegenheiten eines Grenzſtreites, welcher ſich im J. 790 ergab, verſammelte im J. 791 von Regensburg aus ſeine Truppen, und rückte mit drei Armeen, einer bayeriſchen auf der Donau, und zwei andern, dieß und jenſeits dieſes Fluſſes wider die Avaren an, welche er durch die Beihilfe ſeines Sohnes Pipin und des Herzogs Erick von Friaul, bis über den Rabfluß hinabtrieb, dann dieſen Fluß, ſtatt des Enefluſſes, zur Grenze von Bayern erklärte, und die Aufſicht über das neueroberte Gebiet dem (von ihm im J. 788 in Bayern aufgeſtellten Statthalter Gerold, einem Schwaben, übertrug. Da er leicht vorausſehen konnte, daß ſich die Avaren nicht zur Ruhe bequemen, ſondern daß ſie die Waffen bald wieder und unausgeſetzt ergreifen würden, ſo traf er die thätigſten Vorkehrungen, und unternahm im Jahre 793 zur Beförderung der Zufuhr von dem Rheine her die Herſtellung eines Kanals, durch welchen der Rhein mit der Donau hätte verbunden werden ſollen; — ein höchſt rühmliches Unternehmen, das aber aus Mangel wiſſenſchaftlicher und praktiſcher Einſichten und Erfahrungen nicht zu Stande kam. Was Carl vermuthete, traf bald ein. Die Avaren erneuerten ihre Anfälle, und wurden, da zum Glück ihre Anführer unter ſich ſelbſt uneinig waren, von dem oben genannten Herzog Erick immer weiter zurückgedrängt und endlich in ihrem Hauptorte angegriffen. Dieſer lag an der Theiß, und beſtand aus vielen hohen, breiten, und im Umkreis weitläufigen Schanzen, innerhalb welcher befeſtigte Schlöſſer und häufige Ortſchaften lagen, welche ebenfalls wieder mit ſtarken Schanzen umgeben waren. Sie wurden der Ring (Rink) genannt, und die Hunnen hatten alle Schätze und Koſtbarkeiten, welche ſie ſeit vielen Jahrhunderten in Europa raubten, dahin geſchleppt. Erick bemächtigte ſich eines Rings, und Pipin nach und nach der übrigen Ringe mit allen Reichthümern und Schätzen. Endlich im J. 799 den 18. Sept. kam es zu einer Hauptſchlacht, welche die aus allen Orten verſammelten und ganz in Wuth geſetzten Avaren mit einer Raſerei begannen, bei welcher ſie entſchloſſen waren, dem Kriege ein Ende zu machen, und vollends zu ſiegen oder umzukommen. Dieß letztere widerfuhr ihnen auch; und wiewohl der Statthalter Gerold auf der Wahlſtatt geblieben, auch der tapfere Erick kurz vorher bei einer Belagerung umgekommen war, ſo ſiegte gleichwohl das bayeriſche Heer, und die Avaren wurden an dieſem Tage bis auf eine kleine Anzahl ausgerottet, welche ſich zwiſchen dem Leutafluſſe und dem Kalenberg niedergelaſſen, und unter der Herrſchaft der Bayern verloren hat. Die eroberten und nunmehr ganz verödeten Landſchaften Avaria, und das eigentliche Hunnien (dieſes begriff faſt das ganze heutige weſtliche Oeſterreich zwiſchen der Ens, der Donau und Erlaff, jenes enthielt das öſtliche Oeſterreich und Ungarn dieſſeits der Donau) wurden von Carl zu Bayern geſchlagen, auch auf ſeine Veranſtaltung mit Bayern und bayeriſchen Kärnthnern bevölkert, und ein eigner bayeriſcher Statthalter oder Grenzgraf (Markgraf) Gotram, bisheriger Graf im Hertigau (Erding ſieben Stunden von München), aufgeſtellt. Im J. 811 wurden ganz Pannonien und Slavonien bis an den Einfluß der Sav in die Donau, und jenſeits der Donau bis an die Theiß zu bayeriſchen Provinzen gemacht.

Dieſe waren demnach unter Carl dem Großen die öſtlichen Grenzen Bayerns. Die Grenzen gegen Weſten und Süden blieben die nämlichen, wie ſie es unter den Agilolfingern waren; aber die nördlichen Grenzen Bayerns wurden von Carl, wie ſie es ſchon ehemals waren, erweitert, indem er den im J. 725 von Bayern abgeriſſenen Nordgau wieder mit Bayern vereinigte, und in demſelben zwei Mark- oder Grenzgrafen aufſtellte; einen wider die Soraben (einen ſlaviſchen Stamm), den andern wider die Böhmen (ebenfalls Slaven). Die ſorabiſche bayeriſche Mark begriff das heutige Franken (nachmals Oſtfranken genannt) zwiſchen dem Main und der thüringiſchen Saale, oder zwiſchen der Rednitz, der Saale und den thüringiſchen Grenzen, und Babenberg oder Bamberg war der Hauptſitz der Markgrafen; die böhmiſche Mark (deren Grafen vermuthlich zu Regensburg ihren Sitz hatten) enthielt alle Ländereien, welche zwiſchen den Flüſſen Pegnitz und der Naab, und unterhalb des Einfluſſes der Pegnitz in die Rednitz, zwiſchen der Pegnitz und Naab, und zwiſchen der Naab und dem Regen liegen; ſo daß überhaupt der Böhmerwald gegen Morgen, die thüringiſche Saale und der thüringer Wald gegen Norden, dann die fränkiſche Saale, der Speßhart, und eine noch unbeſtimmte Linie an der Tauber bis an den Kocher, und endlich die Grenze gegen Abend, die Grenzen des bayeriſchen Nordgaues ausmachten, der demnach damals alles in ſich begriff, was heute die obere Pfalz, die beiden Fürſtenthümer Bayreuth und Anſpach, die Bisthümer Bamberg und Eichſtädt, das Herzogthum Koburg, die beiden großen Gauen Saalfeld und Ries, ſammt der Reichsſtadt Nördlingen ausmachen. Wir haben hierüber vortreffliche Beweiſe und Erklärungen (I.).

Carl traf ſogleich beim Antritte ſeiner Regierung in Bayern allgemeine, ſeinen Abſichten vortrefflich entſprechende Einrichtungen. Da bei der Entſetzung des Taſſilo viele Edle des Landes verwieſen, und die Aemter der Landbeamten oder Gaugrafen überhaupt nicht als erblich betrachtet wurden, ſo ſtellte er über die bayeriſchen Gauen eine Menge neuer Beamten, meiſtens Franken von Geburt, oder ſolche Bayern, welche ſelbſt einträgliche Güter beſaßen, und nicht nöthig hatten, von ihrer Comitie oder Grafenambacht zu leben; und über dieſelben ſetzte er einen allgemeinen Statthalter, welchem er einen königlichen herumreiſenden Commiſſär oder Missus vom geiſtlichen Stande zur Seite ſtellte, und auf ſolche Weiſe jeden zum ſcharfen Aufſeher des andern machte (II.); aber an der Landesverfaſſung Bayerns, und den bayeriſchen Geſetzen änderte er nichts, außer daß er dieſe in den Jahren 788, 794 und 806 mit drei neuen Kapiteln vermehrte (III.), und darin die Strafen, mit denen bis dahin einige Verbrechen gebüßt wurden, wegen der Ueberhandnehmung derſelben, ſchärfte. Nichts iſt mit der Sorgfalt zu vergleichen, welche ſich unſer Monarch gab, die Cultur ſeiner Länder ſobald als thunlich, und ſo allgemein als möglich, blühend zu machen; und er ſuchte (was ihm eben den Ehrentitel, „der Große," mit Recht erwarb) die Glückſeligkeit derſelben unmittelbar da, wo ſie allein erzielt werden muß und kann, — in der Verbeſſerung der Sitten, und Verbreitung nützlicher Wiſſenſchaften und Kenntniſſe. Er fand ſich unaufhörlich auf den Verſammlungen der Prieſter ein, von deren Vollkommenheit und guter Zucht alles abhieng, und man lieſt die ſchönſten Verordnungen, welche von ihm veranlaßt, oder als ſchon vorgehende Schlüſſe von Kirchenverſammlungen eingeführt, beſtätigt, und ſogleich verbreitet wurden. Im J. 798 wurde auf ſein Begehren der Biſchof Arno zu Salzburg, der ſich um die Ausbreitung der chriſtlichen Religion in Pannonien außerordentliche Verdienſte erworben hatte, von Pabſt Leo III. zum Erzbiſchofe und Metropolitan von Bayern, welchem die übrigen bayeriſchen Biſchöfe zu Seben (jetzt Brixen), Freiſing, Regensburg, Paſſau und Neuburg untergeordnet ſeyn ſollten, erhoben. Der Biſchof von Paſſau (der und deſſen Nachfolger zu dieſer Erhebung ein älteres Recht zu haben behaupteten) wurde mit der Uebergabe vieler Güter im Lande der ehemaligen Hunnen befriedigt. Der Sitz des regensburgiſchen Biſchofes, welcher bis dahin im Kloſter zu St. Emmeram war, wurde in die St. Stephanskirche verſetzt, und dem Kloſter wurden eigene Aebte gegeben. Carl befahl die Sammlung der Kirchenſatzungen, wie ſie der Abt Dionyſius, genannt der Kleine († um 540), zuſammengetragen hatte, abzuſchreiben, und ſie unter die Biſchöfe zu vertheilen, die Abſchriften des alten und neuen Teſtaments, welche durch ungeſchickte und nachläſſige Abſchreiber ſehr verunſtaltet erſchienen, zu verbeſſern, die Schriften der heil. Väter von barbariſchen Ausdrücken zu reinigen, den römiſchen Chorgeſang einzuführen, und den Gottesdienſt nach dem römiſchen Gebrauche zu feiern. Auf einer zu Reißbach in Niederbayern im J. 799 gehaltenen Kirchenverſammlung wurde geboten: „daß man in der Kirche weder klappern, noch herumgehen, oder aus derſelben vor dem Ende des Gottesdienſtes herausgehen; daß man keinen vor 30 Jahren, und ohne ſeine Sitten geprüft zu haben, zum Prieſter weihen; daß (gewiſſe Zeiten ausgenommen) jeder Geiſtliche am Mittwoch und Freitag vom Genuſſe des Fleiſches und des Weines ſich enthalten; daß jeder ſich nach dem eingeführten Landesgebrauch kleiden; daß der den Geiſtlichen zu entrichtende geiſtliche Zehend in vier Theile getheilt, und der erſte dem Biſchofe, der zweite den Prieſtern, der dritte den Armen, der vierte der Kirche angewieſen; daß jeder Biſchof für Wittwen und Waiſen, Blinde und Arme Sorge tragen, und daß kein öffentlicher Bettler geduldet, ſondern jeder Dürftige an ſeinen Ort angewieſen werden; daß man keines unbekannten Heiligen oder Martyrers Gedächtniß feierlich begehen; daß jeder angegebene Zauberer und Beſinger, wenn er unſchuldig befunden werden will, der Probe mit dem glühenden Eiſen ſich unterwerfen; daß Niemand, außer den Mönchen, und außer einer heftigen Kälte, eine Kappe tragen; daß keinem Mönche eine Pfarre verliehen werden; daß kein Biſchof die Abteien, kein Abt oder Geiſtlicher königliche Güter, die dem Adel (Lehenleuten) gewiedmet ſind, an ſich ziehen ſoll." Nichts konnte der Monarch weniger leiden, als den Aberglauben und die falſche Andacht; er bezeigte ſich äußerſt ſtreng gegen die vorgeblichen Hexereien, und den Glauben an dieſelben; er befahl, daß man alle verdächtige und zweifelhafte Legenden ausmerzen, und deſto fleißi-

ger die hl. Schrift, die Schriften der h. Väter und die canoniſchen Bücher leſen, dann daß man keine Herumſtreicher, und beſonders Nackte mit Ketten und Eiſen, welche vorgeben, daß es ihnen zur Buße auferlegt worden, dulden ſoll, indem es für ſolche, welche ein Hauptverbrechen begangen haben ſollten, beſſer wäre, daß ſie an einem Ort bleiben, arbeiten, und nach der ihnen ertheilten Vorſchrift Buße wirken.

Nichts aber ließ ſich der Monarch mehr und inſtändiger angelegen ſeyn, als die Errichtung guter Schulen, als welche er für das einzige Mittel hielt, den Verſtand ſeines Volkes mit berichtigten und nützlichen Einſichten zu bereichern, die Sitten zu verbeſſern, und den nothwendigen Wetteifer und edlen Ehrgeiz für nützliche und allgemein erſprießliche Unternehmungen zu verbreiten. An jedem Orte, wo eine Hauptkirche war, befahl er eine Schule anzulegen, in welcher die jungen Leute im Leſen, Schreiben, Rechnen, Singen, und in der lateiniſchen und deutſchen Sprachlehre (er ſelbſt verfertigte eine ſolche) unterwieſen wurden. Da die Geiſtlichen die Lehrer des Volkes waren, ſo ſorgte er mit einer raſtloſen und immer perſönlichen Thätigkeit für gut eingerichtete Seminarien oder Prieſterhäuſer, indem er unzählige Male ſagte, daß eine beſſere Zucht, Ordnung und Cultur ſo lange nicht unter das Volk verbreitet werden könne, bis nicht ehevor diejenigen, welche dieſe Cultur gemein machen ſollten, ſelbſt wohl cultivirt wären. Im J. 787 erließ er ein Circularſchreiben an alle Biſchöfe und Aebte, worin er ſagte: „er habe mit ſeinen Getreuen bedacht, daß die Biſthümer und Klöſter nicht bloß denen, die ſich einem gottesdienſtlichen Leben wiedmeten, ſondern auch denen, die ſich gerne in den Wiſſenſchaften üben wollten, ſchicklich zum Aufenthalte dienen könnten. Es ſey demnach anſtändig, daß diejenigen, welche Gott durch ihren Wandel zu gefallen ſuchten, Sorge trügen, durch eine richtige Sprache zu gefallen. Gut handeln ſey zwar beſſer, als bloß wiſſen; aber je reicher Jemand an Kenntniſſen iſt, deſto fähiger ſey er, gut zu handeln.“ „Er habe, ſagte er in eben dieſem Schreiben, oft Briefe aus den Klöſtern bekommen, worin er zwar immer einen gutgemeinten Sinn, aber eine barbariſche Sprache gefunden habe. Es wären, fügte er hinzu, Gedanken frommer und getreuer Männer, welche aber, weil ſie dazu nicht angeleitet worden, die Sprache nicht in ihrer Gewalt hätten, um ſich ohne Fehler auszudrücken.“ Dieſes veranlaßte bei ihm die Beſorgniß, daß Leute, welche ſich ſo wenig auf das richtige Schreiben gelegt haben, wahrſcheinlich auch zum Verſtehen der hl. Schrift nicht geſchickt ſeyen. Er ermahne ſie aber, das Studium der Litteratur nicht allein nicht nachläſſig, ſondern vielmehr mit Wetteifer zu treiben. Er ſchließt mit dem innigſten und nachdrücklichſten Wunſche, daß in jedem Bisthume, und bei jedem Kloſter geſchickte Männer zu Lehrern möchten aufgeſtellt werden. Dieß geſchah auch, und wir haben Nachrichten von dem Zuſtande dieſer, nach Carls Wunſch und Plan errichteten Schulen in Deutſchland aus dem neunten, zehnten und eilften Jahrhundert, die klaſſiſchen Schriftſteller wurden fleißig geleſen, und bei den Domſchulen und in Klöſtern lebten Männer, die ungleich beſſer ſchrieben, als man von den Schriftſtellern der nachgefolgten Jahrhunderte, beinahe bis auf unſere Zeiten, zu rühmen im Stande iſt. Aber Carl ließ es bei bloßen Wünſchen und Befehlen keineswegs bewenden, ſondern er war weiſe und billig genug, zu begreifen, daß Männer, durch welche die Wirkungen, deren Früchte er ſehnlichſt erwartete, nämlich die Aufklärung ſeiner Unterthanen, und die Veredlung der Sitten hervorgebracht werden ſollten, in eine Lage verſetzt werden müßten, wo auch ihre äußerlichen Vorzüge dem Volke Achtung gegen ſie einflößen könnten. Er machte daher das Amt eines Lehrers bei dieſen Schulen zu einem ſehr angeſehenen und ſeinen Mann reichlich nährenden Amte. Es iſt bekannt, daß aus dieſen von Carl geſtifteten Lehrſtellen allmählig diejenigen Domherrenſtellen entſtanden, wie denen zwar noch die äußerlichen Vorzüge, die beträchtlichen Einkünfte, und auch noch der Titel eines Schullehrers (Scholasticus), aber nicht mehr die Geſchäfte, um derentwillen der Stifter ihnen jene Vorzüge und Einkünfte beilegte, verknüpft ſind. Mit der nämlichen Großmuth und Freigebigkeit, mit welcher Karl für Lehrer bei Domſtiftern ſorgte, pflegte er auch der gelehrten Mönche, und es iſt bekannt, daß er ihnen in ſeinen Wäldern ſogar die Jagd zu dem Ende erlaubte, damit ſie ſich, wie er ſagte, mit Wildprät gütlich thun, und mit den Pelzen der Thiere kleiden könnten.

Noch eine Gunſt erwies Carl der Geiſtlichkeit, welche in der Folge der Zeit von Seite der Biſchöfe und einiger Abteien wichtige Veränderungen nach ſich zog. Wir haben oben gehört, daß auf der Kirchenverſammlung zu Aſchheim die verſammelten Geiſtlichen den Herzog Taſſilo baten, er möchte doch dem weltlichen Richter und ſeinem Misso einen Geiſtlichen beiordnen, damit nämlich dieſer ſehen möge, ob der Richter alles geſetzmäßig, und nicht vielmehr willkührlich behandle, was freilich nicht ſelten der Fall geweſen ſeyn mag, indem dieſe

Gaubeamte nicht bloß Friedensrichter, ſondern auch Feldherren ihres Gaues waren, und als ſolche ſich gewöhnt hatten, von den ihnen im Kriege untergeordneten Freien die ſtrengſte Unterwürfigkeit (welche da, wo allein das Recht ſpricht, gänzlich aufhören ſoll) zu fordern. In dem Anhange, welcher dem erſten Landtage zu Neuching beigefügt iſt, heißt es: „Ein Prieſter ſoll ſein Leben für ſeine Heerde opfern; er ſoll denen, welche Böſes thun, mit der größten Kühnheit widerſtehen; er ſoll die Unterdrückten aus den Händen der Mächtigen befreien; er ſoll ſich wegen den Armen, wegen Wittwen und Waiſen wider die Richter auflehnen, und es ihnen, wenn er jene geſetzwidrig unterdrückt ſieht, ins Angeſicht ſagen; er ſoll die Richter ohne alle Furcht ermahnen, ſich des Unrechts zu enthalten, wodurch ſie die Armen wider das Geſetz drückten; und wenn dieſes alles nicht fruchtet, ſoll er ſich ſelbſt bis zu dem Herzog, welchem Gott die Regierung ſeines Volkes anvertraute, begeben, oder ſeinen Diacon dahin ſchicken (IV.).“ Wenn ſich die Geiſtlichen mit einem ſolchen Eifer ihrer Gemeinden wider die Mißbräuche weltlicher Gerichte annahmen, ſo läßt ſich leicht ſchließen, wie ſie ſich der Leute, welche unmittelbar auf ihren geiſtlichen Gütern ſaßen, oder noch vielmehr, wie ſie ſich ihrer eigenen geiſtlichen Perſonen werden angenommen haben. Die Biſchöfe und Aebte ſtanden als Güterbeſitzer ohnehin unmittelbar unter dem landesherrlichen Hofgerichte; und auch in Rückſicht der Pfarrer, Diakonen, und überhaupt der geringern Geiſtlichkeit, waren bereits Verordnungen, welche Carl nunmehr erneuerte, vorhanden, daß kein Richter ſich unterſtehen ſoll, einen Prieſter, Diakon, oder auch geringen Geiſtlichen ohne Wiſſen ſeines Biſchofes vor Gericht zu fordern, und ein Urtheil über ihn zu ſprechen. Wenn aber ein Geiſtlicher und ein Weltlicher in einer Streitſache mit einander befangen wären, ſo ſollen dieſelben von dem Biſchofe und dem landesherrlichen Beamten oder Grafen zugleich abgethan; Händel aber der Geiſtlichen unter ſich ſollten allein vom Biſchofe geſchlichtet werden. Man nannte dieſe Freiheit der Geiſtlichen, weil ſie ihre Perſonen betraf, die perſönliche Immunität, welche durch eine andere Einrichtung des Monarchen außerordentlich verherrlichet, und durch dieſe der vornehmen Geiſtlichkeit ein Weg zur mittelbaren Gerichtsbarkeit über die Weltlichen eröffnet wurde. Carl brannte gleichſam vor Eifer, die Sitten ſeiner Unterthanen zu bilden, und eine ſtrenge Sittlichkeit einzuführen, wenigſtens die groben Verbrechen, nämlich den gräflichen Aberglauben, Mord und andere Gewaltthätigkeiten auf die Seite zu ſchaffen. Dieß gieng aber nicht auf der Stelle nach ſeinen frommen und lobenswürdigen Wünſchen. Die Leute, welche von undenklichen Zeiten her an nichts als an Kriege gewöhnt waren, waren noch zu verwildert und zu roh, als daß ſie nach den friedlichen Pflichten der Sittlichkeit ſogleich eine allgemeine Neigung hätten empfinden lernen, und dieſelbe ausüben ſollen. Carl befahl demnach, daß der Biſchof, welcher gewöhnlich ſeinen Kirchenſprengel in Perſon bereiſen, und das Verhalten der Landprieſter unterſuchen mußte, auch das Verhalten ihrer Gemeinden unterſuchen, und eine Nachfrage (Inquiſition, Rüge) über die Perſonen, welche ſeit ſeiner letzten Anweſenheit Verbrechen begangen hätten, halten, und dieſe Perſonen mit geiſtlichen Bußen oder Strafen belegen ſollte. Dieſe Strafen beſtanden in Verrichtung einiger Gebeter, in Entrichtungen von Geld, welches unter die Armen vertheilt worden, und bei gar groben Verbrechen in der Excommunication oder Verbannung und Ausſchließung von der Kirche und dem Gottesdienſte. Da aber bald die Erfahrung lehrte, daß es Leute gab, auf welche dieſe Excommunication den gewünſchten Eindruck nicht machte, ſo wurde unter Carls Nachfolgern beſchloſſen, daß derjenige, welcher Jahr und Tag in der Excommunication verbleiben würde, ohne ſich um den Nachlaß oder Ablaß derſelben zu bewerben, und eine ernſtliche Beſſerung zu zeigen, auch in einen weltlichen Bann verfallen ſeyn, und daß er von ſeinem Gaugrafen geächtet, das iſt, ſeiner Güter oder Würden für verluſtig erklärt werden ſoll. Beide dieſe im Grunde gutgemeinten Einrichtungen, das Rüge- oder Sitten- (Send-) Gericht nämlich, und die dem geiſtlichen Banne beigeordnete weltliche Acht, haben mit der Zeit, wie der Verlauf dieſer Geſchichte lehren wird, die traurigſten Folgen nach ſich gezogen.

Der perſönlichen geiſtlichen Immunität gieng eine andere, welche die Sachen oder Güter der Geiſtlichen betraf (**Immunitas realis**), zur Seite. Die Biſchöfe und Aebte nämlich konnten die ihren Kirchen geſchenkten Güter nicht ſelbſt in Perſon verwalten; ſie mußten Verwalter, Oekonomos, anſtellen. Die Unterthanen, Freie oder Leibeigene, welche auf geiſtlichen Gütern ſaßen, ſtanden urſprünglich unter der Gerichtsbarkeit des landesherrlichen Beamten oder Grafen des Gaues; und wenn ſich Händel und Streitigkeiten unter den Gutſaſſen, oder mit auswärtigen Unterthanen ergaben, konnten ſie dieſelben weder ſelbſt ſchlichten, und eben ſo wenig ſchicklich war es, daß ſie in Perſon vor dem Gaugerichte erſchienen, und ihre Unterthanen, und unmittelbar den

Nutzen ihrer Kirche vertraten; ſie mußten alſo andere weltliche Leute aufſtellen, welche gegen gewiſſe Belohnungen die Bürde oder die Obliegenheit über ſich nahmen, die geiſtlichen Unterthanen zu vertheidigen, für dieſelben zu reden, und gleichſam der Mund der Kirchen, die ſich nicht ſelbſt vertheidigen konnten, zu ſeyn; dieſe zur Vertheidigung der Kirchen herbeigerufenen Männer hießen darum Advocati (Vertreter, Verwalter, Stiftvögte), Causidici, (Sprecher bei gerichtlichen Verhandlungen) auch (von der übernommenen Bürde, der Mund der Stifter zu ſeyn) Mundbürden, und ihre Verrichtung hieß Mundiburdium. Weil aber die weltlichen Richter, wie wir eben hörten, gar oft partheiiſch, gewinnſüchtig und eigenmächtig zu Werke giengen, und (gar gewöhnlich) in den Rechten wenig erfahren waren, ſo veranlaßte dieß die Biſchöfe und Aebte, ihre Landesherrſchaft um die Gnade zu bitten, daß ſie ihre Kirchenunterthanen durch ihre bisherigen Mundbürden oder Advokaten dürften richten laſſen. Da der Landesregent bei der Beſtellung der Richterämter keine andere Abſicht hatte, als den Landfrieden zu beſchützen, ſo fand ſich eben kein Bedenken, und gar kein weſentlicher Unterſchied darüber, ob die Juſtizpflege im Namen des Landesfürſten, und nach dem Inhalt der bayeriſchen Geſetze, allein von den

Gaurichtern, oder auch zugleich von Privatrichtern ausgeübt wurde. Die Landesfürſten nahmen daher nicht nur keinen Anſtand, Biſchöfen und Aebten die erbetene Freiheit — oder Real (ihre weltlichen Sachen, Güter und Gutſaſſen betreffende) Immunität, vermöge welcher künftig kein Graf oder Gaubeamter auf den Gütern der Kirche Gericht halten, die den Kirchen angehörigen Leute nicht mehr vor ſein Gericht fordern, noch Fried- und Strafgelder von denſelben erheben dürfte, zu bewilligen, ſondern den bisherigen Advokaten der Kirchen auch das Richteramt zu übertragen. Schon von Herzog Taſſilo II. wurde dieſe Gerichtsbarkeit geiſtlichen Stiftern (z. B. dem Stifte Frauenchiemſee), und wahrſcheinlich vielen andern Klöſtern, welche dieſe Freiheit (weil die erſten ſchriftlichen Urkunden durch Unglücksfälle zu Grunde giengen) in ſpätern Zeiten wieder nachſuchten, auf ihren Höfen und eingemarkten Unterthanen oder Hofmarken verliehen, und dieſe Gerichtsbarkeit begriff keineswegs nur die heutige Hofmarks- oder niedere Gerichtsbarkeit (deren Namen und Unterſchied von einer höhern anfangs gar nicht bekannt war), ſondern die vollkommen gaugräfliche, was um ſo leichter Angang hatte, als anfänglich die auf den Todſchlag, Nothnunft- und Diebſtähle ſpäter eingeführten Todesſtrafen noch nicht bekannt waren, ſondern dieſe Verbrechen allein

Leben

des

guten Jünglings Engelhof.

Erſter Band.

---

* * *

mit Geldbußen vergütet werden mußten; ja auch nachher, als ſolche Todesſtrafen eingeführt, und dieſelben allein zum landesherrlichen oder königlichen Gerichte (Bann) geeignet erklärt (noch ſpäter Blutrügen, Vizedomhändel genannt) wurden, erhielten viele Stifter auch dieſe Freiheit, durch ihre Stiftvögte und Kloſterrichter den Königsbann auszuüben; und gleichwie alſo in den gräflichen Gaugerichten von freien Männern (Beiſitzern) der Grafſchaft oder des Gaues die Stimmen nach dem Inhalt der Landesgeſetze (legitime) und nach dem Gebrauche oder dem Ritu der Grafſchaft (rite) abgegeben, und nach Mehrheit derſelben entſchieden wurde, ſo wurden bei den Privatgerichten der geiſtlichen Stifter oder Hofmarken die Stimmen der Hofſaſſen oder Bauern geſammelt, und dieſe zum Grunde des advokatiſchen Spruches gelegt. Dieſer iſt auch der erſte wahre Urſprung der ſtändiſchen Gerichtsbarkeit in Bayern, wobei ſich übrigens ohnehin verſteht, daß die Biſchöfe und Aebte dem landesherrlichen Hofgerichte, und der Unterſuchung der Hofkommiſſarien oder Miſſen in Civilſachen untergeordnet, und daß von ihren Privatgerichten den Partheien die Wege zu den höhern landesherrlichen Gerichten offen geblieben ſind. Was übrigens die Aufſtellung der Mundbürden, oder der biſchöflichen und klöſterlichen Advokaten betrifft, ſo hieng es von der Gnade des Landesfürſten ab, ob er dieſelben ſelbſt ernennen, oder ihre Wahl den Geiſtlichen überlaſſen, und dieſelben bloß beſtätigen wollte.

Da Carl unaufhörlich mit gelehrten und aufgeklärten Männern, welche er aus allen Ländern an ſich zog, Umgang hatte, und da ſich ſolche damals beinahe ausſchlüſſig allein unter den Geiſtlichen fanden, ſo erwies er dieſen noch viele andere Gunſtbezeugungen, und räumte ihnen recht herrliche äußerliche Vorzüge ein, welche von dem Monarchen herzlich gut gemeint, aber welche zu gleicher Zeit eine ſtillſchweigende Veranlaſſung zu nachmaligen Aenderungen waren, bei welchen das geiſtliche Weſen eben nicht gewann. So lange nämlich die Geiſtlichen in einer Art von Mühſeligkeit und großer perſönlicher Anſtrengung leben mußten, was zur Zeit der Einführung der chriſtlichen Religion der Fall war, nahmen meiſtens nur ſolche Männer, welche der innere Drang nach Vollkommenheit, und ein großer erleuchteter Verſtand antrieb, die Völker durch die Ausbreitung der Religion zu verbeſſern, den geiſtlichen Stand an, und nur wenige Söhne der reichern und (was eben ſo viel war) der mächtigen Geſchlechter wollten ſich dazu verſtehen; aber ſo wie äußerliche Vorzüge, ſo wie die

Würde des landſtändiſchen Anſehens, und einer gaugräflichen Gerichtsbarkeit mit dieſem Stande verbunden wurde, drängten ſich auch in die Wette die Söhne der anſehnlichſten Geſchlechter herzu, und andere Männer, deren Aeltern keine Beamte (Grafen) und Feldherren, keine Fideles und Hofdiener waren, wurden von biſchöflichen Stellen und Domwürden allmählig und immer mehr ausgeſchloſſen, ſo daß ebenfalls immer mehr die gemeine Meinung entſtand, daß es Grade und Stufen des Adels gebe, und daß ſich der Reichere und Mächtigere von dem minder Reichen und Mächtigen mit ſchnellen Fortſchritten abſonderte, und einen Beamten- oder Grafenadel, welcher den unbegraften zurückließ, bildete. Solche vornehme Geiſtliche wollten dann nicht ſelten wie ihre weltlichen Väter, Brüder und Anverwandte leben, und z. B. ſogar perſönliche Kriegsdienſte mitmachen, wovon wir Beiſpiele, aber auch die Folgen in dem Verlaufe dieſer Geſchichte vernehmen werden.

2) Da Carl auch ſogar auf ſeinen unaufhörlichen Reiſen und Feldzügen beſtändig die beſten Bücher las, und was eben ſo viel war als leſen, mit beleſenen und geſchickten Leuten Umgang hatte, ſo wurde ihm ein Ideal von Größe zur Natur, ſo daß er nichts auf eine gemeine Weiſe, ſondern alles, was ihn und

ſeine Völker angieng, auf eine Art unternahm, als wenn das, was er wirklich that, das Einzige geweſen wäre, was er in ſeinem Leben unternommen und gethan hatte. Wir haben z. B. von ihm Verordnungen über die Landwirthſchaft auf ſeinen Krongütern (Capitulare de Villis) (V.), welches mit ſo vieler Sachkenntniß und Genauigkeit abgefaßt iſt, daß man ſich (wenn man nämlich mit ſeiner Zeit nicht hauszuhalten gelernt hat) nicht genug wundern kann, wo dieſer Herr bei ſeinen übrigen unüberſehbaren Geſchäften und Zerſtreuungen, die Muße gewinnen konnte, ſich von wirthſchaftlichen Dingen ſo umſtändlich zu unterrichten. Da dieſe wirthſchaftlichen Vorſchriften auch Bayern angehen, weil Carl (bei der Entſetzung des Taſſilo II. im J. 788, und nachher im J. 794, wo er denſelben auf einer Verſammlung zu Frankfurt noch einmal vorführen, und eine eidliche Verzicht auf ſeine ehemaligen Würden und Güter ablegen ließ) alle bayeriſchen Kron- und herzoglichen Allodiale- oder eigenthümlichen Familiengüter an ſich zog, ſo würde man aus eben jener Verordnung auf den Zuſtand der bayeriſchen Landwirthſchaft ſchließen können, wenn man nicht aus manchen Umſtänden den Schluß faſſen müßte, daß ſeine Verordnungen vielmehr Vorſchriften und Wünſche, wie die Sachen künftig werden ſollten, als wie ſie bereits waren, enthalten. Uebrigens lebte der Monarch, nach der Art aller großen Männer, äußerſt genügſam und einfach. Seine Kleidung war gewöhnlich ein gemeines Landtuch, und nur bei den größten Feierlichkeiten hieng er einen Prachtmantel um. Auf ſeinem Tiſche erſchienen einzige vier Speiſen, und einiges Wildprät, und nur an den höchſten Feſttagen, welche feierlichſt begangen wurden, lud er Gäſte zu ſeiner Tafel, und ließ dann dieſe mit mehrern Speiſen beſetzen. Alle ſeine Leute mußten, wenn ſie ihm gefallen wollten, beſtändig arbeiten, und ſogar ſeine Töchter mußten, auch auf Reiſen, ſpinnen und ſtricken.

3) Carl, genannt der Große, hatte drei Söhne, von welchen Pipin und Carl vor ihm mit Tod abgiengen. Der jüngſte Sohn hieß Ludwig I. Da jener Pipin ebenfalls einen Sohn, genannt Bernhard, hinterließ, ſo machte Carl im J. 813 auf einem Reichstage zu Aachen zwiſchen dieſem Bernhard und ſeinem eigenen noch übrigen Sohne Ludwig I. eine Theilung, worin er dieſen Ludwig I. zum Kaiſer und Nachfolger in der ganzen fränkiſchen Monarchie erklärte, das Königreich Italien und Bayern aber dem Bernhard zuerkannte, wobei er noch überdieß in ſeinem Teſtamente die ausdrückliche Verordnung feſtſetzte, daß künftig

von den Landſtänden, nach dem Inhalt ihrer uralten Rechte, ſtets der tauglichſte aus den Prinzen des carolingiſchen Geſchlechts zum bayeriſchen Regenten gewählt werden ſollte. Carl ſtarb den 28. Jänner 814 im 71. Jahre ſeines Alters, und im fünfundzwanzigſten ſeiner Regierung in Bayern; er wurde zu Aachen begraben.

Schriftſteller.

1) Abhandl. von den Grenzen des bayer. Nordgaues, akad. Abh. Bd. 1.; ferner: Verſuch einer gründlichen Geſchichtsbeſchreibung der alten Markgrafen auf dem Nordgau aus den bambergiſchen und vohburgiſchen Geſchlechtern, ebd. Ferner: Zweiter Verſuch über die Grenzen des bayer. Nordgaues im XI. Jahrhunderte, ebd. Bd. 2. Ferner: Von den Markgrafen auf dem Nordgau aus dem vohburgiſchen Hauſe, ebd. Ferner: Von der Lage und den Grafſchaften des carolingiſchen Bayerns. Neue akad. Abh. 2. Bd. 2) Ebend. 3) Welſer Lippertiſche Ausgabe, S. 374. u. w. 4) Weſtenrieders Beiträge, 1. B. S. 26. ꝛc. 5) Sieh „des Kaiſers Carl ꝛc. Capitulare de villis etc. überſetzt und erläutert von J. Heinr. Reß ꝛc. Helmſtädt bei Carl Gottfried Fleckeiſen, 1794.

§. II.

1) Bayeriſche Regenten nach Carl dem Groſſen: Bernhard von 813 — 814; Lothar von 814 - 817. 2) Ludwig, genannt der Deutſche, welcher bei der Theilung zu Verdün im J. 843 König von Deutſchland wurde, und die Pfalzgrafen einführte, † 876; deſſen Söhne und Regenten in Bayern: Carlmann von 876 — 880; Ludwig III. von 880 — 882; Carl der Dicke, von 882 — 887, da er entſetzt wurde. Der erſte Wahlkönig Arnulph (887) eroberte im J. 895 Italien, und 896 Rom, wo er zum Kaiſer gekrönt wurde, † 899; deſſen Sohn Ludwig IV., das Kind (unter welchem Bayern von den Ungarn verwüſtet wurde), † 911. 3) Verfall der Juſtiz und Erſcheinung des Fauſtrechts; Verfall der Cultur; Zuſtand des Handels; Werth des Geldes; Preis der Victualien.

---

1) Da wir nunmehr von ſo vielen vortrefflichen Anſtalten und Einrichtungen hörten, mit welchen ſich die letztern agilolfingiſchen Herzoge, dann eben auch Carl der Große ausgezeichnet, und mit welchen ſie ſich um die Aufnahme

der menſchlichen Cultur unſterbliche Verdienſte erworben haben, ſo müſſen wir uns darum nicht vorſtellen, als wenn ſich nach dem Abgange dieſer Regenten bereits alles in einem verbeſſerten und erhöhten Zuſtande befunden hätte. Es war vielmehr alles nur noch ein guter Anfang, der nach einem Ziele von Vollkommenheit führte, zu deſſen endlichen Erreichung ähnliche und ununterbrochene große Beſtrebungen erfordert wurden. Man beſaß noch von unzähligen nützlichen Begriffen und Einſichten nicht einmal Ahnungen, und es war noch in tauſend Dingen gar nicht einmal daran gedacht worden, gemeinnützliche Anſtalten zu treffen, ohne welche kein wohlgeordneter Staat in die Länge beſtehen kann. Die freien Leute, nämlich die Adeligen, waren noch im höchſten Grade roh und unwiſſend, und waren eben darum wider alle Geiſtescultur eingenommen; und die ſogenannten armen Leute waren ſo zu ſagen noch halb Wilde, welche, wie jene, mit Zwang und Strafen bezähmt werden mußten. Die Gemeinden oder Plebes hatten noch großentheils keine eigene Pfarrer (Plebanos), und an Dorfſchulen wurde noch gar nicht gedacht; ja wie langſam, unvollkommen, und nur ſtückweis es (bei der Trägheit und eiſernen Neigung der Menſchen nach Sinnlichkeit) mit der menſchlichen Cultur überhaupt zu gehen pflegt, davon können wir uns nicht beſſer überzeugen, als daß wir auch noch ſelbſt nach der Einführung der wohlthätigſten aller Erfindungen, der Buchdruckerkunſt, durch welche die beſten Lehren, die wohlthätigſten Wahrheiten, Rathſchläge und hiſtoriſchen Erfahrungen ſchnell und allgemein durch alle Volksklaſſen verbreitet werden können, in unzähligen Dingen zur Stunde wenig weiter gerückt, ja in manchen ſogar wieder zurückgekommen ſind. Gleichwohl war der Zeitraum von Theodo II. angefangen, bis zum Lebensende Carls des Großen, der einzige, von dem man ſagen kann, daß man die ſittliche und bürgerliche Verbeſſerung zur Staats- und Regierungsabſicht genommen, und daß man den Gang der Sachen in einem wahren Geſichtspunkte betrachtet und geleitet habe. Was nach dieſem kurzen, unvergleichlichen Zeitraume von Großen und Kleinen überhaupt geſchah, hatte ſchon wieder ganz andere Ziele zum Zwecke, nämlich Eroberung, Macht und Herrſchaft, welche Beſtrebungen, in ſo weit ſie nämlich den Staaten Ruhe und Sicherheit verſchaffen ſollten, zwar auch Mittel zur Vollkommenheit werden können, aber es faſt niemals zu werden pflegen; ſie verkehren vielmehr alle guten und wohlthätigen Begriffe, und führen am Ende zu einer neuen Verwilderung, wie die Geſchichten aller der

Höfe und Länder, welche das Unglück hatten, in einen unheilbaren Mißverſtand von wahrer Größe und Ehre zu verfallen, bezeugen. Dieſer unglückliche Zeitpunkt, wo ſich alles um Herrſchaft und ausſchließenden Rang, und um Vortheile ohne eine würdige Arbeit ſtritt, verhinderte das Fortrücken der menſchlichen Cultur viele Jahrhunderte, und erſt im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte fieng man (wiewohl nur auf eine kurze Zeit) wieder an (anſtatt, oder wenigſtens neben der wilden Waffenführung) auch den Anbau des Verſtandes zu ſchätzen, ſeine ungleich beſſern Folgen und Früchte zu erkennen, und Wiſſenſchaften, Künſte und geiſtige Geſchicklichkeiten zu ermuntern oder wenigſtens zu dulden; aber es ſind im Grunde noch kaum zwei Menſchenalter verfloſſen, ſeit denen man, wiewohl noch lange nicht allgemein, einſehen lernte, wohin man ſtreben, und daß man die Größe und Sicherheit der Staaten, den Glanz der Höfe allein in einer ungeheuchelten Handhabung der Religion und einer ſtrengen Sittlichkeit im verhältnißmäßigen und ſtufenweiſen Unterrichte aller Volksklaſſen in wohlangelegten und unterſtützten Stadt- und Landſchulen, in der Ausbreitung und Berichtigung wichtiger Kenntniſſe, und in einer wachſamen und beſeelenden Ermunterung der guten Köpfe eines Landes ſu-

chen müſſe. Wir wollen nunmehr die Schickſale der Nachfolger Carls des Großen in Bayern vernehmen.

1) Der im Jahre 813 zum Regenten von Bayern (und Italien) ernannte Bernhard blieb es nur bis zum J. 814, in welchem ihm der zum Kaiſer beförderte Ludwig I., genannt der Fromme (der noch einzige lebende Sohn Carls des Großen), zwar Italien beſtätigte, aber Bayern ihm wieder abnahm, und dieſes ſeinem erſtgebornen Sohne Lothar, unter dem Namen eines Königreiches übergab. So blieb es bis zum J. 817, da Kaiſer Ludwig I. auf einem Reichstage zu Aachen den Lothar zum Kaiſer und Mitregenten annahm, und Bayern damals ſeinem jüngſten Sohne Ludwig II., welcher nachmals den Ehrentitel „der Deutſche“ erhielt, übertrug, doch ſo, daß er, weil dieſer Ludwig noch minderjährig war, die Regierung in Bayern bis zum J. 825 ſelbſt übernahm. In der Theilungsurkunde bekam Ludwig II. auch das Land der Böhmen unter ſeine Aufſicht, ohne daß daſſelbe darum unmittelbar zu Bayern gehörte.

2) Im J. 829 entſtanden unter der kaiſerlichen Familie Uneinigkeiten, an welchen unſer Regent, Ludwig II., einen nahen Antheil nahm. Es hatte ſich nämlich Kaiſer Ludwig I. oder der Fromme nach dem Hintritte ſeiner er-

ſten Gemahlinn Irmengard, mit Judit, der Tochter eines bayeriſchen Fürſten (Welfs I. Herrn von Lechrain) vermählet, und in dieſer Ehe einen Prinzen, Carl, (genannt Calvus, oder der Kahle) erhalten. Dieſem Prinzen gab er im gedachten Jahre 829 auch einige Länder, nämlich Allemannien, einen Theil von Burgund, und das zu Bayern gehörige Rhätien. Die Folge davon war, daß ſich die 3 ältern Söhne im J. 830 wider ihren Vater empörten, und ſich ſogar der Perſon deſſelben, ſo wie der Judit bemächtigten. Ludwig der Fromme kam zwar (ſo wie die Judit) bald wieder los, wurde aber von jenen drei Söhnen im J. 833 neuerdings verhaftet, und ſeiner Regierung förmlich entſetzt; aber König Ludwig II. verſchaffte ihm nach einem Jahre die Freiheit wieder, ſetzte aber mit der Abſicht, noch mehrere Länder zu bekommen, eifrige Unterhandlungen mit ſeinen Brüdern ſowohl, als ſeinem Vater fort. Dieſer ſtarb endlich im J. 840, worauf im J. 843 zu Verdün in Lothringen eine berühmte Theilung unter den damals noch lebenden Söhnen Ludwigs des Frommen, nämlich unter Lothar, Ludwig II., und Carl dem Kahlen vorgieng. Lothar erhielt zur kaiſerlichen Würde ganz Italien, und alle zwiſchen Frankreich und Deutſchland gelegenen Länder, nämlich das mittlere Franken zwiſchen Burgund, der Schelde, der Moſel und dem Rhein, worin Coblenz, Bonn, Cöln und Aachen begriffen, und welche nachmals unter dem Namen Lothringen (wiewohl das heutige nur einen geringen Theil davon ausmacht) bekannt geworden ſind. Ludwig II. bekam zu ſeinem Königreiche Bayern, alle oſtfränkiſchen Provinzen dieſſeits des Rheins, nämlich a) Allemannien oder Schwaben, b) das rheiniſche Franken oder Oſtfranken, c) Sachſen, d) Thüringen; ferner (des Weinwuchſes wegen) jenſeits des Rheins die Städte Speier, Worms und Mainz. Carl der Kahle endlich erhielt zu Aquitanien ganz Gallien oder das Weſtfranken, heute Frankreich genannt.

Ludwig II. wurde ſeit dieſer Theilung nicht mehr König in Bayern (wiewohl er König von Bayern blieb), ſondern König von Deutſchland, oder der Deutſche, oder auch überhaupt (damit er von dem König in Weſtfranken deſto beſtimmter unterſchieden werden konnte) König in Oſtfranken genannt. Uebrigens beſtand die Vereinigung der vier deutſchen Nationen mit Bayern bloß darin, daß nunmehr alle fünf deutſchen Hauptnationen nur Einen gemeinſamen König hatten. Bayern erbte die Herrſchaft über jene vier Nationen keineswegs, ſondern dieſe waren auf den Fall, daß Ludwig der Deutſche oder ſeine rechtmäßige Nachkommenſchaft abgieng, gänzlich wieder von Bayern geſchieden, und befugt, ſich ſelbſt Vorſehung zu thun. So hatten auch die damaligen fünf deutſchen Hauptnationen keinen Vorzug unter ſich; ſie wurden auch jederzeit einzeln unter ihren eigenen Namen aufgerufen, und der Name oſtfränkiſches Reich, oder Oſtfranken wurde, wie eben geſagt worden, nur dann noch einige Zeit von ganz Deutſchland gehört, wenn man dieſes von Weſtfranken oder dem weſtlichen Reiche, oder dem eigentlichen Frankreich unterſcheiden wollte.

Ludwig II. nahm mit dem Regiment von Bayern eine Anſtalt vor, welche mit der Zeit die wichtigſten Folgen nach ſich zog. Da er nämlich meiſtens perſönlich in Bayern anweſend, und dem zu Folge keiner Statthalter, welche der oft abweſende Carl der Große aufgeſtellt, und welchen er geiſtliche Miſſos beigeordnet hatte, benöthigt war, ſo führte er die unter den Agilolfingern üblichen Hofgerichte wieder ein, und ſetzte über dieſe einen königlichen Hofrichter, welcher, weil jene Gerichte im Hof oder Pallaſt (Palatio) des Königs gehalten wurden, den Namen Pallaſt- (oder zuſammengezogen) Pfalzgraf, Pfalzrichter erhielt. Die in den Gauen herumreiſenden königlichen Kommiſſarien, ſo wie die geiſtlichen Miſſen, kamen in Abnahme, und die Landbeamten oder Gaugrafen bekamen freiere Hände. Sonſt ließ dieſer

Monarch und erſter eigentlicher deutſcher König die Böhmen und Mähren, welche ſich ſehr unruhig betrugen, ſeine Macht fühlen; er brachte auch die Städte Cöln, Trier, Utrecht, Straßburg und Baſel mit den dazu gehörigen Ländereien an Deutſchland, und machte ſich bei allen Völkern zu einem Gegenſtand der Ehrfurcht und Liebe; er war nach Carl dem Großen der größte unter allen Carolingern. Sein Hintritt erfolgte zu Frankfurt im J. 876. Er liegt im Kloſter des h. Nazarii zu Laurisheim begraben; ſeine Gemahlinn Hemma aber, welche im nämlichen Jahre ſtarb, liegt zu Niedermünſter in Regensburg, wo ſie jenes Stift im J. 831 errichtet hatte.

Ludwig der Deutſche hinterließ drei Söhne: a) Carlmann, b) Ludwig, dieſes Namens der **III.**, c) Carl, mit ſeinem Beinamen crassus oder der Dicke genannt. Dieſe drei Brüder nahmen noch im J. 876 im Rieß (Rezzia, Retia vom Fluſſe Rezat), einem Gau des bayeriſchen Nordgaues, eine Theilung von Deutſchland vor. Carlmann blieb König von Bayern, wohin damals Kärnthen, Pannonien, Krain, Liburnien, Iſtrien und Friaul (von Slaven bewohnte Provinzen, in welchen Ludwig **II.** im Jahre 829 Markgrafen aufgeſtellt hatte), dann Böhmen und Mähren gehörten. Ludwig **III.** bekam Sachſen, Rheinfranken, Thüringen, Frieſsland und einen Theil von Lothringen; Carl dem Dicken wurde Allemannien mit allen Ländern dieſſeits des Mains bis an die Alpen zu Theil. Dieſe drei Herren folgten ſich auch nach einander in der Regierung Bayerns.

Carlmanns Regierung dauerte nur vier Jahre. Gleichwohl vertrat er während dieſer kurzen Zeit eine ſehr wichtige Rolle. Jener Lothar, welcher (wie oben vorkam) bei der Theilung zu Verdün im J. 843 zu dem Königreiche Italien auch die kaiſerliche Würde erhielt, hinterließ dieſe bei ſeinem im J. 855 erfolgten Hintritt ſeinem Sohne, genannt Ludwig (als Kaiſer dieſes Namens II.). Da dieſer Ludwig im J. 875 ebenfalls ohne männlichen Erben mit Tod abgieng, erklärte er zum Erben der Kaiſerkrone und Italien die Linie unſers bayeriſchen Carlmanns; allein der jüngſte Bruder des Lothars I., Carl der Kahle, welcher in der Theilung zu Verdün das Weſtfranken bekommen hatte, glaubte (ungeachtet des klaren Vermächtniſſes, das für den Carlmann ſprach) ein näheres Recht, ſowohl auf das Königreich Italien, als auf die kaiſerliche Krone zu haben, und ſetzte ſich mit Gewalt und Liſt in den Beſitz von beiden; allein im J. 877 nahm ihm der König von Bayern, Carlmann, beides wieder ab, und wollte bereits zur kaiſerlichen Krönung nach Rom reiſen, als er, um ſich ehevor von einer gefährlichen Kränklichkeit zu erholen, nach Bayern, und zwar nach ſeinem geliebten Altötting, wo er im J. 876 zu dem bereits unter dem h. Rupert erbauten Kirchlein ein Münſter errichtet, und dieſem das von Herzog Taſſilo II. geſtiftete Kloſter Matſee einverleibt hat. Hier ſtarb er den 22. September 880 an einem Schlagfluſſe, und wurde in der von ihm erbauten Münſterkirche begraben. Er hinterließ von ſeiner zweiten Gemahlinn Luiswinde (die erſte im Jahre 856 verſtorbene hieß Hildegarde) einen Sohn, genannt Arnulph (Arnolph).

Dem Könige Carlmann folgte in der Regierung Bayerns deſſen zweiter Bruder, Ludwig III., und zwar durch eine freie Wahl der bayeriſchen Stände zu Regensburg noch im J. 880; aber auch ſeine Regierung, bei deren Antritt er das Königreich Italien ſeinem Bruder Carl dem Dicken, dem eben genannten Prinzen Arnulph aber Kärnthen abtrat, dauerte nur zwei Jahre, indem er im Jahre 882 zu Frankfurt geſtorben, und zu Lauriſsheim an der Seite ſeines Vaters begraben worden iſt. Er hatte in der Ehe mit ſeiner Gemahlinn Luitgarde (einer Tochter des ſächſiſchen Herzogs Rudolph) einen Sohn Ludwig erhalten, der aber im J. 880 zu Regensburg das Unglück hatte, aus einem Fenſter zu ſtürzen.

Ludwig dem III. folgte in der Regierung Bayerns deſſen jüngſter Bruder Carl der Dicke, ein gutmüthiger aber ſchwacher Herr, den das Glück auf einen Augenblick zur höchſten Stufe vom äußerlichen Glanze erhob, um ihn mit einem Male deſto tiefer ſinken zu laſſen; er wurde, wie wir eben hörten, im J. 876 Regent von Allemannien oder Schwaben, im J. 880, oder im folgenden Jahre König von Italien und Kaiſer, im J. 882 König von Bayern und dem ganzen Deutſchland, und im J. 885 wählten ihn auch die Weſtfranken oder Franzoſen zu ihrem König, ſo daß er die ganze ehemalige fränkiſche Monarchie beiſammen beſaß. Die Völker, welche ihn wählten, glaubten an ihm einen tapfern Beſchützer wider die vielen Feinde, von welchen ſie beunruhigt wurden, zu erhalten; allein Carl der Dicke, wiewohl er nicht ohne guten Willen war, blieb in allen ſeinen Unternehmungen unglücklich, und zog ſich bald eine allgemeine Verachtung zu. Da er nun im J. 887 einen Reichstag nach Tribur (Trebur, einem heutigen Flecken in der Grafſchaft Katzenellenbogen) ausſchrieb, und daſelbſt die Unvorſichtigkeit begieng, ſeinen natürlichen Sohn Bernhard zum Nachfolger vorzuſchlagen, ſo mißfiel dieß den daſelbſt anweſenden Franken, Sachſen und Thüringern ſo ſehr, daß ſie von ihm ſogleich abfielen, und den bayeriſchen Prinzen Arnulph in Kärnthen durch eine Geſandtſchaft zu ſich rieſen. Arnulph erſchien zu Frankfurt mit einem Heere von Bayern und Slaven, und nun erſchienen auch die Allemannen oder Schwaben. Die 5 Nationen wählten hierauf den 11. Nov. 887 dieſen Arnulph zu ihrem gemeinſchaftlichen König. Carl der Dicke wurde nunmehr auch von den Franzoſen und Italienern verlaſſen, und ſtarb nach ſieben Wochen in größter Armuth.

3) Arnulph war demnach der erſte deutſche König, welcher durch eine freie Wahl der damaligen fünf deutſchen Hauptnationen, der Franken, Bayern, Sachſen, Thüringer und Schwaben gewählt wurde. Dieſer überaus thätige und kraftvolle Regent unternahm und veranlaßte verſchiedene Begebenheiten, welche in der Folge ſehr wichtig wurden.

Wir haben eben gehört, daß, da Carl der Dicke auf dem Reichstage zu Tribur von den Deutſchen entſetzt, dieſes Beiſpiel auch von den Franzoſen und Italienern ſogleich nachgeahmt wurde. Die Italiener wählten ſich zu ihren Oberhäuptern zwei Grafen, Guido und Berengar. Dieſe zwei Herren wurden aber unter ſich bald uneinig, und Berengar, welcher von Guido ſehr in die Enge getrieben wurde, rief den deutſchen König Arnulph um Hilfe an. Arnulph hielt dieß für die beſte Gelegenheit, die Oberherrſchaft ſeiner Vorältern über Italien für ſich und ſeine Nachkommenſchaft wieder herzuſtellen, und brach im Jahre 895 mit einer Armee dahin auf. Die Stände Italiens unterwarfen ſich ihm auch ohne vielen Widerſtand, und viele Städte, als z. B. Mailand und Pavia, trugen ihm die Schlüſſel entgegen. Nun gieng es auf die Stadt Rom zu, in welcher eine feindſelige Gegenparthei den Pabſt Formoſus ſehr beängſtigte. Arnulph eroberte dieſe Stadt im J. 896 mit Sturm, und wurde darauf von dem Pabſte noch im nämlichen Jahre zum Kaiſer gekrönt. Die folgenden deutſchen Könige ſetzten dieſe Züge, Römerzüge genannt, viele Jahrhunderte fort, und ließen ſich zu Pavia zu Königen von Italien, und in Rom zu Kaiſern krönen.

Die folgende Begebenheit war für die Nachwelt nicht weniger wichtig. Um das J. 826 kamen aus Norden wilde Völker in Europa an, die ſich in der Gegend der Moldau und in den von den ehemaligen Hunnen entblößten Gegenden niederließen. Dieſe Völker, **Vngri**, **Ungari**, Ungarn genannt, lebten damals, wie ehemals die Hunnen; ſie nährten ſich nämlich, da ſie wenig Neigung zum Landbau hatten, von dem Vorrath anderer Völker, welche ſie bei ihren Einfällen auf das grauſamſte mißhandelten. Nun unternahm Arnulph im J. 892 wider

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dieſes war ſtets mein Wunſch, etwas zu ſchreiben, das, wenn man es geleſen hätte, Frieden zurücklaſſe in unſerm Herzen und in unſern Begierden Beruhigung.

So will ich in einen Krug die Thränen eines Edlen ſammeln, den ſie nicht kannten, und den ſie dahin gehen ließen, ohne ſeiner zu achten. „Die Einzelnen thaten groß damit, daß ſie fragten: Wer iſt er?

Sie werden, dacht' ich, Züge eines redlichen Herzens gewahr werden, wie je eines liebenswürdig und redlich war, und — aus einer langen Reihe von gutem Rath, den uns die Erfahrung eines andern zu geben pflegte, den Theil, der für ihren Zuſtand der nächſte ſeyn wird, herausnehmen, und unvermerkt dieſe und jene Wahrheit ſich liebgewinnen, wie Aetrum von ſeinem den König in Mähren, Zwentibold, einen Feldzug, bei welchem ſich mit den deutſchen Truppen einige ungariſche Herden als Hilfsvölker vereinigten, und bei dieſer Gelegenheit das eigentliche Daſeyn von Deutſchland, und den Weg nach demſelben kennen lernten; ſie hüteten ſich aber, ſo lange Arnulph lebte, ſorgfältig, etwas wider Deutſchland zu unternehmen.

Im J. 895 hat Arnulph einen ſeiner Anverwandten, genannt Luitpold (Leopold), deſſen Abſtammung noch jetzt am wahrſcheinlichſten von Herzog Ernſt I., einem Schwager des Königs Carlmann, abgeleitet wird, zum Grafen im Donaugau, und Markgrafen im Nordgau eingeſetzt; ja Arnulph übertrug dieſem, ſeinem lieben Vetter, eine Art von Statthalterſchaft über ganz Bayern, und zwar wie ein Lehen. Dieſer Luitpold iſt der Stammvater des noch heute blühenden allerdurchlauchtigſten königlichen bayeriſchen Hauſes. Seine Nachkommen beherrſchen nach mehr als neunhundert Jahren eine der älteſten und berühmteſten Nationen, welche in der Geſchichte bekannt ſind, und ſein Geſchlecht, das von Königen und Kaiſern abſtammt, iſt eines der älteſten, wenn nicht unſtreitig das älteſte aller heutigen Regentengeſchlechter in Europa.

Kaiſer Arnulph ſtarb den 8. Dec. im J. 899, und wurde anfangs im Kloſter zu Altötting, dann zu St. Emmeram begraben. Seine Gemahlinn hieß Oda (Uta), und war eine Tochter eines noch unbekannten bayeriſchen Grafen, nach andern eine Schweſter des eben genannten Luitpolds. Ihm folgte Ludwig IV., ſein erſtgeborner, wiewohl noch unmündiger Sohn (Ludwig wurde im J. 893 zu Oetting in Bayern geboren), durch eine einſtimmige Wahl der fünf deutſchen Hauptnationen auf einem im Jänner des J. 900 zu Forchheim gehaltenen Reichstag.

Die kurze Regierung dieſes Ludwigs IV., welcher wegen ſeinem noch zarten Alter den Beinamen das Kind erhielt, war eine lautere Kette von Unglücksfällen. Im J. 902 hatte er das Mißvergnügen, einen Krieg in Nordbayern zwiſchen dem bayeriſchen Markgrafen Adalbert (Albert) zu Bamberg, und deſſen Brüdern, dann den rheinfränkiſchen Grafen Conrad zu Frizlar und in der Wetterau und deren Bruder, Biſchof Rudolph von Würzburg, ausbrechen zu ſehen. Der Markgraf Albert wurde anfangs beſiegt, fiel aber im J. 903 in Würzburg ein, und verheerte das Land. Hierüber wurden von der Vormundſchaft des jungen Ludwigs geiſtliche bambergiſche (zwiſchen dem Main und der Saale in Nordbayern gelegene) Güter eingezogen, und an das Bisthum Würzburg zu deſſen Entſchädigung verſchenkt. Da der Markgraf Albert ſich nunmehr noch weniger zur Ruhe gab; da er vielmehr neue Einfälle in das rheiniſche Franken vornahm, ſelbſt den Grafen Conrad von Frizlar tödtete, und kein geſetzmäßiges Urtheil anhören wollte, ſo wurde er, wiewohl er ſich endlich auf Gnade ergab, zum Tod verurtheilt und enthauptet; die Grafſchaft Bamberg aber wurde von Ludwig zur bayeriſchen Kammer eingezogen im J. 905.

Ungleich gräßlichere Auftritte verurſachten die Ungarn. Dieſe nahmen ſogleich nach dem Hintritte des Kaiſers Arnulph einen Zug nach Italien vor, auf dem ſie die ganze Gegend von Aquileja bis Pavia verwüſteten, und dann ſchickten ſie eine Geſandtſchaft nach Regensburg, welche vorgab, mit dem kaiſerlichen Hofe daſelbſt Friedensverträge ſchließen zu wollen, in der That aber keine andere Abſicht hatte, als denſelben einige Zeit hinzuhalten, und ſich indeſſen mit der Lage und dem Zuſtande des Landes näher bekannt zu machen; denn dieſe Geſandtſchaft, nachdem ſie auf den Schein einige Verträge errichtet hatte, war bei ihrer Zurückreiſe noch kaum über die bayeriſche Grenze gekommen, als die Ungarn in zwei Schwärmen, nämlich durch Mähren an der Nordſeite jenſeits der Donau, und durch Pannonien herauf kamen, das Land auf fünfzig Meilen in der Länge und Breite, von der Sav bis an die Ens verwüſteten, und mit der aus den Schlöſſern und Klöſtern geraubten Beute zurückkehrten. Dieſer Einfall geſchah zu plötzlich und zu unvermuthet, als daß man bayeriſcher Seits eine nachdrückliche Vorkehr hätte treffen können, und nur dem Markgrafen Luitpold, nebſt dem Biſchofe von Paſſau gelang es, jenſeits der Donau eine Horde einzuholen; aber unverzüglich errichtete man unweit der ehemaligen Stadt Lorch eine Feſtung an der Ens, unter dem Nam̄en Ensburg (jetzt Ens), welche der Biſchof von Paſſau zum Geſchenke erhielt. Da den Ungarn jene Unternehmung glückte, ſo wagten ſie ſogleich im J. 901 einen neuen Einfall nach den öſtlichen Gegenden von Bayern, nämlich nach Steyermark und Kärnthen, in welches letztere ſie im J. 902 wieder zurückkehrten, aber dießmal von den bayeriſchen Einwohnern überfallen und zurückgeſchlagen wurden. Man faßte endlich den Entſchluß, dieſen Raubvölkern einen entſcheidenden Widerſtand zu thun, und ſammelte in ſolcher Abſicht im Jahre 907 zu Ensburg eine bayeriſche Armee, mit welcher der Markgraf Luitpold gegen dieſelben ausrückte. Unweit Preßburg kam es im Monat Juli zu einer Schlacht, welche 3 Tage nach einander fortgeſetzt ward. Dieſe Länge des Streits zog den bayeriſchen Truppen das höchſte Unglück zu. Sie wurden endlich ganz erſchöpft, und von den Ungarn, welche täglich mit friſchen Truppen ankamen, übermannt. Luitpold blieb mit neunzehn bayeriſchen Grafen, dann den Biſchöfen von Salzburg, Freiſing und Seben, nebſt drei Aebten auf dem Schlachtfelde. Selbſt den jungen König Ludwig brachte man nur noch mit der äußerſten Mühe von Ensburg nach Paſſau, wo er ſich in höchſter Beſtürzung einſchloß, indeſſen die Ungarn das ganze Land Bayern bis an den Lechſtrom plünderten und verwüſteten. Von den 53 Klöſtern, welche damals in Bayern waren, wurden 21, als beide Alteich, Benediktbeuern, Kremsmünſter, Dieſſen, St. Pölten, Monſee, Matſee, Münchsmünſter, Oſterhofen, Oetting, Polling, Sandau, Scheftlarn, Schlehdorf, Schlierſee, Siberſtadt (Seiberſtetten am Lech), Tegernbach (im Gericht Erding), Tegernſee, Thierhaupten und Weſſobrun gänzlich abgebrannt und verwüſtet, und die meiſten der übrigen übel zugerichtet. Die ſämmtlichen Einwohner des Landes, welche noch entrinnen konnten (die unglücklichen, welche in die Hände der Ungarn fielen, wurden auf das unmenſchlichſte mißhandelt und ermordet), flüchteten ſich in die tiefſten Wälder und unwegſamſten Gegenden, wie dann noch im heutigen Bayern viele Ortſchaften, in welchen, als damaligen unbewohnten Plätzen, ſich Mönche verbargen, ihre Namen von ihnen herleiten. Für ſolche werden die Namen München (die heutige Hauptſtadt), Kleinmünchen, Obermünchen, Waldmünchen, Münchdorf, Münchheim, Münchhauſen u. a. gehalten.

Wiewohl nun die Ungarn dießmal allein das flache Land verheeret, und die Städte und feſten Flecken vermieden hatten, ſo fürchtete Ludwig gleichwohl, daß ſie in einem künftigen Jahre auch dieſe überfallen, und vollends alles zu Grunde richten möchten; er verſprach demnach den Ungarn, wenn ſie ſeine Länder ſchonen wollten, einen jährlichen Tribut, zu deſſen erſten Entrichtung die Biſchöfe in Bayern, wegen Mangel an baarem Gelde, ihre prächtigen Kirchenkleider, goldenen und ſilbernen Gefäſſe, dann Statuen u. dgl. zuſammentragen mußten. Dennoch war der Friede von einer kurzen Dauer; denn ſchon im J. 909 drangen die Ungarn in Schwaben, und im folgenden Jahre in Franken ein, wo ihnen König Ludwig eine Schlacht anbot, und dieſelbe verlor. Der Schmerz über dieſe Unglücksfälle drückte den jungen Monarchen vollends nieder; er erkrankte vor Kummer, und ſtarb im 13. Jahr ſeines Alters den 20. Juni des J. 911;

er liegt zu Regensburg bei St. Emmeram begraben. Mit ihm gieng in Deutſchland die carolingiſche männliche Linie, nachdem dieſelbe in Bayern 122 Jahre geherrſcht hatte, zu Grabe.

3) Um nun endlich wieder einmal auf die Hauptangelegenheit alles geſellſchaftlichen Lebens, nämlich auf den Fortſchritt der menſchlichen, ſittlichen, wiſſenſchaftlichen und bürgerlichen Cultur zu kommen, ſo gieng ſogleich nach dem Hintritte Carls des Großen alles Gute, was unter ihm und den letzten agilolfingiſchen Herzogen zu keimen anfieng, wieder den Rückweg in die alte und in manchen Dingen in eine ungleich größere Barbarei. Wir haben oben gehört, daß unter den agilolfingiſchen Herzogen in zweifelhaften Rechtsfällen, oder bei abzulehnenden Beſchuldigungen der Zweikampf und andere Gotturdel geſtattet und eingeführt wurden. Dieſer Mißbrauch, den man durch mißverſtandene Vorſtellungen unterſtützte, unterhielt ſich lange, und zwar mit Erlaubniß und unter der Leitung der obrigkeitlichen Juſtizverwaltung; aber unter den Nachfolgern Carls wurde dieſe ſelbſt untergraben, und ein gräßlicher Unfug, der bis tief ins fünfzehnte Jahrhundert anhielt, wurde herrſchend. Da nämlich jene Nachfolger ſtets unter ſich uneinig, in einheimiſche Kriege ver-

wickelt, da ſie mithin des kriegeriſchen Beiſtandes ſowohl der Heerbannmänner, als der Getreuen oder Lehenleute unaufhörlich benöthigt, oft abweſend, und überhaupt genöthigt waren, die Gaugrafen und reichen Grundherren nachſichtig zu behandeln, ſo fiengen dieſe an, ſich ganz neue Freiheiten, die bis dahin unerhört, oder äußerſt ſelten erſchienen waren, herauszunehmen; ſie fiengen an, bei ihren bürgerlichen Streitigkeiten um Güter, um Genugthuungen u. dgl. den richterlichen Spruch nicht mehr abzuwarten, ſondern ihr Recht (dieſes mochte nun wirklich gegründet, oder auf falſchen Anzeigen und Vorausſetzungen beruhend ſeyn) ſich unmittelbar ſelbſt und mit gewaltthätigen Vorgriffen nämlich mit dem Schwert in der Fauſt (daher der Name Fauſtrecht) zu verſchaffen; ſie fiengen an, die Abnahme eines Beamtendienſtes oder einer gaugräflichen Stelle, welche vor und unter Carl willkührlich von dem Landesherrn vertheilt wurde, für eine Herabwürdigung, Beleidigung und Strafe zu halten, und durch eine ſtillſchweigende Forderung die Fortſetzung dieſer Aemter für ihre Familien erblich feſtzuſetzen. Bei der Verwaltung ihres Gaugrafenamtes verfuhren ſie oft mit der äußerſten Willkühr, und ſie zwangen z. B. die Heerbannmänner auch zu ſolchen Kriegsdienſten, bei welchen allein die Lehenleute zu erſcheinen hatten, bloß um jene, wenn ſie auf ihr Angebot nicht erſchienen, nach den Geſetzen des Heerbannes ſtrafen, und ihre Güter einziehen zu können, ſo daß viele tauſend edle, das iſt, ehemals freie Familien aus Mangel und Armuth in den Stand der Knechte getreten, und noch heute unter dem Bauernſtande verborgen ſind. Und mit einem Worte das geſetz- und bildungsloſe Handwerk des Schwertes, oder das Kriegshandwerk, wodurch nie etwas ruhmwürdiges gebaut, ſondern vielmehr das Gebaute zerſtört worden, bekam neuerdings ein Gewicht und Anſehen, ſo daß nur jeder wieder in dem Maß geachtet, geſchätzt und hervorgezogen wurde, in welchem er als ein gewalthabender und ungebändigter Kopf gefürchtet werden mußte. Alle Bildung des Geiſtes wurde von den Häuptern ſolcher Familien und ihren Söhnen neuerdings für kindiſch und überflüſſig erklärt, gehaßt und verachtet, und die bei Domkirchen und in Klöſtern errichteten Schulen ſtanden nicht nur von ſolchen Laien unbeſucht, ſondern vielmehr wurden die Einkünfte derſelben von allen Seiten beunruhigt und der Gewaltthätigkeit preis gegeben.

Das Traurigſte war vollends, daß dieſe Sitte mehr und weniger auch auf die Geiſtlichkeit übergieng. Wir haben gehört, daß mit den Gütern, welche an Münſter und Abteien verſchenkt wurden, an dieſe auch die weltlichen Bürden, welche auf denſelben hafteten, übergiengen. Sie ſollten alſo (wenn nicht, was mit einigen geſchah, Ausnahmen eine Nachſicht bewilligten) auch Kriegsdienſte thun. Da ihnen nun zu einer Zeit, wo ſie dieſes noch ſelbſt unanſtändig gefunden haben mochten, Carl Martel zumuthete, daß ſie an diejenigen unter den Weltleuten, welche ihre Perſonen im Kriege vertreten würden, einige von ihren Pfründen abgeben ſollten, ſo ergriffen ſie gleichwohl auch das Handwerk ſelbſt, und ſetzten den perſönlichen Kriegsdienſt, den ſie anfangs aus Beſorgniß, ihr Habe zu verlieren, ungern trieben, bald aus Gewohnheit und Neigung fort, ſo daß einige nachdrückliche Verordnungen, welche Carl der Große wider dieſen Unfug ergehen ließ, wenig Eindruck machten, und dieß um ſo mehr, als ihre Güter theils von den Ungarn und andern Streifvölkern, theils ſelbſt von einheimiſchen Räubern zu einer Zeit, wo ihnen auf der Stelle Niemand beiſpringen konnte, angefallen wurden.

Da übrigens die Biſchöfe und Aebte an den Höfen großer Fürſten die einzigen noch brauchbaren Männer, und derſelben geheime Rathgeber, Kanzler, Geſandte, fürſtliche Hofmeiſter blieben, da ſie in dieſen Rückſichten

Großvater lernte, leutſelig zu ſeyn, und ſich nicht zu erzürnen, von ſeinem Vater, beſcheiden und männlich zu werden, von ſeiner Mutter, gottesfürchtig und freigebig zu ſeyn, und nicht nur nichts Böſes zu thun, ſondern nicht einmal zu denken.

Um zufrieden in dieſer Welt zu leben, wünſchte ich, wir lernten frühzeitig, unzufrieden zu werden. Seelen, für deren Gefühl alles, was in der Natur vorhanden iſt, lebt, deren Leidenſchaften alles mit mächtigen, und dauerhaften Banden umſchlingen, finden das Begnügende und Vollkommene nicht, das andere ſich träumen, und laſſen daher nicht ab, nach dem Vollkommnen zu trachten. Und wenn von Glück und Vergnügen die Rede iſt, ſo werde ich nie glauben, daß ein lachendes Leben uns glücklich mache; denn nicht jeder, der die Bewegung der Luft hört, hört und fühlt Lieder der Nachtigall.

Die Traurigkeit, die bei den Weiſen wohl, macht das Herz menſchlich, und Furcht und Mitleid öffnen die Quellen, woraus die Güte des Herzens, die wahre Wonne des Lebens fließt; aber eine heilige und große Gabe ſind Thränen um das Leiden weltlichen Herren nicht nur gleich geachtet, ſondern überall vorgezogen, und mit Ehren und Freiheiten, welche ihnen einen weitern Weg zu neuen Hoheitsrechten öffneten, überhäuft wurden, ſo wurden auf eine ganz begreifliche Weiſe weltliche Angelegenheiten zu Hauptgegenſtänden ihrer Beſchäftigungen, bei welchen man ſich allmählig gewöhnte, Bisthümer und Abteien als bloße Verſorgungen der jüngern Söhne aus den angeſehenſten Familien zu betrachten. Nun wurden noch vollends in Bayern eine Menge Klöſter zerſtört, die unſchätzbarſten Urkunden verbrannt, die Güter verwüſtet, und die herrlichſten Bildungsanſtalten zu Grunde gerichtet.

Sonſt finden ſich in Rückſicht des Handels, des Geldwerthes, des Preiſes der Lebensmittel, und der Verhältniſſe derſelben gegen das Geld verſchiedene hiſtoriſche Nachrichten, deren Inhalt bemerkt zu werden verdient. Der Handel, deſſen Waaren in Salz, Gewürz, Wein, Kleidung, edlen Steinen, Pferden, Waffen und Sklaven beſtanden, gieng von Norden her durch Anlegung der Straſſen von Bardewick, wo die Hauptniederlage war, über Magdeburg, Forchheim, Brennberg oder Callmünz in Bayern, oder der heutigen Pfalz, wo die Waaren auf die Flüſſe Vils und Naab geſetzt, über Regensburg und Paſſau nach

Ebersburg oder Mautern rechter Hand, und gleich dabei linker Hand nach Crems, und von dort theils nach Mähren, theils nach Pannonien und Kärnthen weiter verführt wurden. Wo Brücken und Ueberfahrten oder Furten unterhalten werden mußten, waren Zölle oder Mauthen angelegt, welche von Handelsgütern, nicht aber von der Hausnothdurft entrichtet, aber gar oft, wie in der Folge häufiger vorkommen wird, beſonders den Biſchöfen und Aebten nachgeſehen wurden. Die Bergwerke ſtanden, ſo wie die damals ſchon bekannten Goldwäſchereien in den bayeriſchen Flüſſen, der bayeriſchen königlichen Hofkammer, als ein Regale, ausſchlüſſig zu; doch wurden darüber ebenfalls häufige Freiheiten ertheilt. Es war auch damals mehr Gold als Silber zu finden, ſo daß der Werth des letztern gegen jenes ſehr hoch, und wie Eins zu zehn oder höchſtens zwölf ſtand. Ein damaliger ſilberner Carolinger Pfenning oder Denarius betrug (nach dem heutigen Conventionsgeld) ſieben Kreuzer, oder (weil er von feinem Silber war) wohl noch etwas weniges darüber; ein Schilling oder Solidus 1 fl. 24 kr., und ein Pfund Silberpfenninge 28 fl. Das Recht, Münzen zu prägen, war ebenfalls ein Regale, das aber in der Folge gar häufig an Biſchöfe und Grafen u. a. verliehen, wohl auch verpachtet wurde.

In Bayern war anfangs allein zu Regensburg eine königliche Münzſtatt, von welcher noch Münzen vorhanden ſind, mit der Aufſchrift **Radoltus dux** (er war nordgauiſcher Markgraf oder **dux**, Burggraf in Regensburg und Münzaufſeher) und auf der Gegenſeite **Regina civitas.** Wer nun eine Münze haben wollte, der brachte ſein rohes Silber zur Münzſtatt, wo man ihm ſtatt deſſelben die in der Stadt oder dem Lande eingeführten Münzen gab, und von jedem Pfund eine Vergütung (Schlagſchatz) abzog, wovon ein Theil dem Münzmeiſter, der andere dem Münzherrn oder dem Hoffiſco zufiel. In der Folge mußten alle Kaufleute, welche Märkte bezogen, und wenn ſie auch gleich keiner Münze bedürftig waren, rohes Silber zur Münzſtatt, gegen Auswechslung nämlich, liefern, weil an dieſem Metalle lange ein großer Mangel war. Eben dieſer Mangel gab den Münzen ihren damaligen großen Werth, ſo daß das Geld ſehr theuer, die Sachen aber, dem erſten Scheine nach, ſehr wohlfeil waren. Auf der Kirchenverſammlung zu Frankfurt im J. 794 wurden, weil damals eine allgemeine Hungersnoth einfiel, die Preiſe der Lebensmittel feſtgeſetzt, und beſchloſſen, daß von einem **Modio de avena** (von einer Muth oder einem Metzen Haber) 1 Pfenning, **de Modio Hardei** (**Hordei**, Gerſten) 2 Pfenninge, **de Modio**

Sigali (einem Metzen Korn oder Rocken) 3 Pfenninge, de Modio frumenti (einem Metzen Weizen) vier Pfenninge genommen werden ſollten. Wenn man aber anſtatt des rohen Getraides gebackenes Brod nehmen wollte, ſo bekam man damals (da der Metzen 30 Pfund Brod, jedes zu zwölf Unzen enthielt) a) für einen Carolinger Pfenning vom Weizen zwölf Stücke 24 Pfund damaligen, 18 Pfund heutigen Gewichts, oder b) vom Rocken 15 Stück, 30 Pfund damaligen, 22 Pfund heutigen Gewichts, oder c) von der Gerſte 20 Stücke, 40 Pf. damaligen, 30 Pfund heutigen Gewichts, oder d) vom Haber 25 Stücke, 50 Pfund damaligen, 38 Pf. heutigen Gewichts. Wenn man nun annimmt, daß das Getraid und Brod in guten Zeiten um die Hälfte wohlfeiler geweſen, ſo ergiebt ſich, daß man in ſolchen Zeiten ein Weizenbrod nach heutigem Gewicht zu 18 Pfund um einen halben Carolinger Pfenning oder drei (gute) Kreuzer bekommen habe, oder am rohen Getraide einen beiläufig 40 Pfund ſchweren Metzen Weizen für zwei Pfenninge oder Siebner; einen ſolchen Metzen Korn für 1 Siebner; einen Metzen Gerſten für einen halben Siebner; einen Metzen Haber von 40 Pfund für 1½ Kreuzer unſers Geldes. Unter Kaiſer Ludwig dem Frommen wurde verordnet, daß ein Biſchof für ſich und ſein Gefolge unter andern Dingen von der Gemeinde, wo er ſich würde aufhalten müſſen, erhalten ſoll, 4 Schweine, jedes zu 12 Pfenning, oder 8 Hammel, gleichfalls zu 12 Pfenning, daß alſo ein (ungemäſtetes) Schwein 12 Pfenninge, ein Hammel oder Widder halb ſo viel galt (II.). Unter dem freiſingiſchen Biſchofe Hitto († 836) kaufte deſſen Mundbürd um ein Pferd (von 10 Solidis mit Sattel und Zaum) dann um 5 Solidos an Geld, einen Wald von 30 Tagwerken. Wer demnach damals ſeine Feldgründe auf immer für Geld verſtiftet, oder irgend eine milde Stiftung mit einer bloßen jährlichen Geldgilt angelegt hätte, würde in der Folge der Zeit, da die Münzen wohlfeiler, und die Sachen theurer wurden, ſehr verloren haben; wer aber damals, und noch in ſpätern Zeiten, als reicher Grundherr einen Bau zu führen gehabt hätte, würde ungleich leichter, als ſichs heute thun läßt, gebaut haben; woraus ſich von ſelbſt ergiebt, ob es (zum Grunde gelegt nämlich, daß man ſich vom Auslande nichts von allen den Dingen anſchaffen wollte, welche man wirklich zum frohen und langen Lebensgenuß nicht braucht) beſſer und vernünftiger ſey, ſich geldreich aber ſacharm, oder geldarm und ſachreich zu erhalten.

Schriftſteller.

1) Neue akad. Abhandl. B. 5. S. 303. u. ſ. w. 2) Deſings Reichsgeſchichte. Seite 635 — 647.

Drittes Kapitel.

Bayeriſche Regenten aus dem luitpoldiſchen Geſchlechte von 911 — 948.

a) Arnulph I. von 911 — 936; b) Eberhard 937, vertrieben 938; c) Berthold I. 938 — 948.

Inhalt. 1) Arnulph I. wird von den Bayern zu ihrem König gewählt, und herrſcht als König; legt aber im Jahre 920 mit Beibehaltung aller Rechte eines ſelbſtſtändigen Königs den Königstitel ab; verbindet ſich wieder mit den übrigen deutſchen Hauptnationen, und wird, mit Anerkennung eines gemeinſamen deutſchen Königs, ihr Mitſtand. — Deſſen übrige Handlungen und Hintritt im J. 937. 2) Entſtehung der kaiſerlichen herzoglichen Statthalter in Bayern mit Berthold I. und der bayeriſchen Pfalzgrafen, zugleich Kammerpfleger mit Arnulph II. 3) Entſtehung eines neuen Streits um Rang und Herrſchaft, und Erlöſchung des Eifers um Sitten und Wiſſenſchaften.

---

1) Nach der Erlöſchung des carolingiſchen Mannsſtammes in Deutſchland wurde Bayern, ſo wie die vier andern damaligen deutſchen Hauptnationen, nämlich die Rheinfranken, die Sachſen (mit den von Ludwig dem Kind ihnen einverleibten Thüringern), Schwaben, und die Lothringer wieder in eben denſelben Zuſtand verſetzt, in welchem es ſich unter den Agilolfingern, ehe Carl der Große dieſe Fürſten im Jahre 788 unterdrückte, befunden hatte. Es gab keine geſetzliche Verbindung unter dieſen Nationen, indem ſich ihre ehemalige Pflicht, unter Einem gemeinſamen deutſchen König zu ſtehen, allein auf das carolingiſche Geſchlecht, welches nun nicht mehr vorhanden war, bezog, und es mußte wieder ein ganz neues freiwilliges Einverſtändniß der fünf deutſchen Nationen vorausgehen und zum Grunde gelegt werden, wenn neuerdings ein gemein-

ſchaftlicher deutſcher König anerkannt und eingeführt werden ſollte. Der Umſtand, daß Deutſchland eben damals von auswärtigen Völkern, als den Ungarn, Slaven u. a. grauſame Einfälle zu befürchten hatte, ſchien wenigſtens einen gemeinſamen deutſchen Heerführer, oder ein kriegeriſches Oberhaupt mit der Gewalt in gemeinſamen Gefahren den deutſchen Heerbann und das Lehengefolg aus allen deutſchen Ländern an ſich zu ziehen, wünſchenswerth zu machen; allein eben dieſer Heerbann und dieſe Lehenmiliz waren zu drückend geworden, als daß nicht jede Nation hätte wünſchen ſollen, von der Verbindung mit ihren benachbarten deutſchen Nationen befreit zu werden. Der freie Mann, der um kein Lehen diente, wurde zwar nur in Vaterlandskriegen, welche nicht außer Landes giengen, aufgefordert; allein in dieſem Falle mußte er, wenn er auch nur drei eigenthümliche Höfe beſaß, in Perſon und auf ſeine Koſten zu Felde gehen, und dieſer Fall traf unaufhörlich ein, indem die Gaugrafen, welchen um Strafgefälle zu thun war, die freien Leute und die Vaſallen gar oft ohne Unterſchied aufforderten. Die Vaſallen mußten ſich ohnehin zu allen Feldzügen auch in entfernte Länder gebrauchen laſſen, und ſich jederzeit auf ein halbes Jahr mit Kleidung und Waffen, nämlich mit Spies und Schild, oder einem Bogen mit zwei Sennen, und 12 Pfeilen, dann auf drei Monate mit Proviant verſehen; die Reichern mußten zu Pferd dienen daher ſie Cavallerie oder Reiter, Ritter, und vorzugsweiſe Milites genannt wurden), und ſich mit Harniſchen, Sturmhauben, Schild, Speer und Schwert, mit Futter für ihre und ihrer Knechte Pferde verſorgen. Dieſe Laſt war ſehr drückend, und daher blieb es ſchon nach dem Hintritte des carolingiſchen Königs Arnulph ſehr ungewiß, ob ſich die deutſchen Völker zur Wahl eines deutſchen Königs verſtehen würden, indem der Erzbiſchof Hatto von Mainz an den Pabſt Johann IX. ſchrieb: „Nachdem wir einen ſolchen Herrn, Beherrſcher und Regierer (den Arnulph nämlich) verloren hatten, wankte das Schiff der Kirche (Deutſchland), und blieb einige Zeit ungewiß, wen es zum König wählen ſollte. Man hatte große Urſache zu fürchten, das feſte Reich möchte ſich in Theile abſondern.“

In Bayern wählten die Stände ſogleich nach dem Abgange der Carolinger im J. 911 den erſtgebornen Sohn des oben genannten Luitpold, Arnulph (unter den bayeriſchen Regenten der II., unter den Luitpoldern der I.), welcher ſeit dem J. 907 die Stelle ſeines Vaters als Markgraf und oberſter Feldherr behauptet, und ſich bei ſeinen Landsleuten wegen ſeiner ſcharfſinnigen und ſeiner (Achtung und Ehrfurcht einflößenden) äußerlichen Geſtalt ein allgemeines Zutrauen, und den unſchätzbaren Beinamen, optimus Princeps, erworben hatte, zum König. Auch legte dieſer vortreffliche Prinz ſogleich einen herrlichen Beweis ab, daß er eben ſo fähig als bereit ſey, das Zutrauen der bayeriſchen Stände zu erwiedern. Wir haben gehört, daß König Ludwig, genannt das Kind, den Ungarn einen jährlichen Tribut verſprochen habe. Da dieß ein Monarch, welchem der Heerbann und die Lehenarmee von ganz Deutſchland zu Gebot ſtand, that, ſo zweifelten die Ungarn um ſo weniger, daß ſich der Fürſt einer einzelnen Nation ebenfalls dazu verſtehen würde; ſie ſchickten unverzüglich Geſandte nach Regensburg, den Tribut zu fordern; aber Arnulph empfieng ſie mit der äußerſten Verachtung. Er nannte ſie ein heilloſes Raubgeſindel, befahl ihnen, da ſie mit Verwüſtungen drohten, zu ſchweigen, und ſich zu entfernen, indem er im Gefühle ſeiner Kraft ſagte: „Ich habe von Jugend auf befehlen und nicht gehorchen gelernt. Saget euern Barbaren, daß ſie kommen. Sie ſollen erfahren, daß wir Schwerter, und eine Fauſt haben, dieſe zu regieren.“ Im folgenden Jahre 912 erſchienen ſie auch wirklich, und zwar ſo ſchnell und unvermuthet, daß es ihnen gelang, bis an den Lech vorzudrinder der Unſchuld, und nicht jeder verdient ſie zu weinen.

Und da kommt viel darauf an, nach welchem Ort wir hineilen (den einen Ort werden wir haben!), uns unſrer Gefühle zu entladen, unſre Freuden jedem Ding, das wir dort antreffen, mitzutheilen, und die Bitterkeiten trüber Stunden zu klagen. Nie wirſt du den rechten finden, betrittſt du jemals die Hallen des Leichtſinns.

Sieh, ich wandle ſo gerne mit dem Mann, dem in einer hellen lieblichen Sommernacht ſich eine Wehmuth, welche ſüßer, denn alle Freude iſt, ins Herz gießt, und ich liebe, Blumen auf das Grab des Vergeßnen zu ſtreuen, und mich in Gefilde zu verlieren, wo, leiſe und rührend, die magere Diſtel weht. Oft umſchimmert mein Aug dann was Himmliſches, und Gedanken umgeben mich, welche zu nennen, keine Sprache vorhanden iſt.

Die Thoren bilden ſich ein, die dürften im Sommer nicht eſſen, welche Nahrung im Sommer für den Winter ſich ſammeln. Ich aber dachte nicht, dich zu betrüben in frohen Tagen, ſondern in trüben ſich aufzumuntern.

gen, wo ſie, weil ihnen die Schwaben entgegen zogen, wieder umkehrten; allein bei Oetting am Inn erwartete ſie jetzt Arnulph mit ſeinem indeſſen geſammelten Heere, und erſchlug ſie bis auf dreißig Mann. König Arnulph ſetzte hierauf an den befreiten bayeriſchen Grenzen Markgrafen ein, nämlich einen Graf Rudiger unter der Ens, den Graf Ratold von der Sempt, in Kärnthen, und ſeinen leiblichen Bruder Berthold (nachmaligen bayeriſchen Herzog) an die Etſch.

So zufrieden die Bayern mit ihrem König waren, ſo wenig war dieß mit ihm ein anderer König, welchen im Jahre 911 die Rheinfranken und Sachſen zu ihrem gemeinſamen Oberhaupte zu wählen für gut befunden hatten; dieſer war der rheinfränkiſche Graf Conrad von Frizlar (einer im churmainziſchen Amt dieſes Namens zwiſchen Niederheſſen und der Grafſchaft Waldeck gelegenen Stadt), ein kluger und tapferer Mann, der vor Begierde brannte, ein wahrer Nachfolger der Carolinger, und ein gemeinſamer deutſcher König zu werden, der aber auch vorſichtig genug war, um ſich keinen gemeinſamen Krieg zuzuziehen. Da unter andern deutſchen Nationen auch die Schwaben, wo die Grafen und Brüder Erchanger und Berchtold die Regierung übernommen hatten, von einem deutſchen König nichts wiſſen wollten, ſo verſuchte Conrad anfangs den Weg der Güte. Die ſchwäbiſchen Brüder hatten eine Schweſter, Kunigunde, welche an den bayeriſchen Markgrafen Luitpold verheirathet geweſen, und nun eine Wittwe war. Conrad vermählte ſich mit ihr im Jahre 913, und machte ſich die zuverſichtliche Hoffnung, ſowohl die ſchwäbiſchen Brüder, als den Arnulph in Bayern gewinnen zu können. Indeſſen zog er mit vieler Schlauheit durch Geſchenke und Verſprechungen die Biſchöfe an ſich, welche ſich auch wirklich nicht ungeneigt zeigten, ſich mit ihm zu verſtehen; allein mit den weltlichen Herren gelang es ihm nur deſto weniger. Conrad wartete alſo auf eine Gelegenheit zum Krieg, welche ſich auch bald ergab. Die ſchwäbiſchen Grafen zerfielen mit dem Biſchof Salomon von Conſtanz, und Arnulph in Bayern ſtand mit jenen Grafen in enger Verbindung. König Conrad nahm ſich alſo um den Biſchof an, fiel im Jahre 914 plötzlich nach Schwaben ein, vertrieb den Erchanger, und ſtürzte mit einer gleichen Eilfertigkeit und unter entſetzlichen Verwüſtungen über Forchheim durch Bayern nach Regensburg, daß Arnulph kaum noch Zeit gewann, ſich und ſeine Familie durch die Flucht, die er ins Gebirg nahm, zu retten. Im Jahre 917 fand ſich zwar Arnulph zu Regensburg wieder ein, mußte ſich aber, da Conrad unverzüglich mit einer Armee herbeieilte, neuerdings flüchten. Dieſer Conrad ſtarb im Dec. 918, und mit ſeinem Tode traten die nämlichen Umſtände ein, welche ſich nach dem Abgange der Carolinger im J. 911 ergeben hatten. Die Lothringer, Schwaben und Bayern wollten von einem neuen deutſchen Könige nichts wiſſen; aber die Sachſen und Rheinfranken traten neuerdings zuſammen, und wählten zu Frizlar bereits den 19. Febr. 919 einen gemeinſamen König, Heinrich I. von Sachſen, welcher, wiewohl er den vorigen König Conrad ſelbſt nicht anerkannt hatte, nunmehr, da die nämliche Würde ihm zugedacht wurde, den Entſchluß faßte, die übrigen deutſchen Völker unter ſeinen Scepter zu vereinigen; er hatte auch die Würde ſeines Vorfahrers kaum angetreten, als er mit einer großen Macht die Schwaben überfiel, und hatte auch dieſe kaum bezwungen, als er über den Rhein nach Lothringen eilte, und auch hier die Anerkennung ſeiner Würde durch Zwang erhielt. Und nun war zur Vollendung ſeiner Abſichten nur Bayern noch übrig.

Aber dießmal hatte man ſich in Bayern auf alle Fälle gefaßt gemacht. Arnulph war bei der erſten Nachricht von dem Hintritte Conrads nach Regensburg zurückgekommen, wo ihn die Bayern, und die zu Bayern gehörigen Oſtfranken auf das freudigſte als ihren König grüßten und beſtätigten. Da er vorausſah, daß ihm der ſächſiſche Heinrich ſeine Selbſtſtändigkeit ſtreitig machen würde, ſo umgab er jetzt die Stadt Regensburg mit feſten Mauern und Thürmen, auf deren einem ſein damals aufgerichtetes Bildniß mit einer ſilbernen Krone auf dem Haupte noch bis auf unſere Zeiten zu ſehen war; er rief den Heerbann und die Lehenmänner zu ſich, und erwartete gelaſſen die Ankunft des Heinrich. Dieſer erſchien auch im J. 920 mit einer großen Armee vor Regensburg, wurde aber, als ein Herr, der ſich ſelbſt auf das Kriegsweſen wohl verſtand, bald überzeugt, daß er ſich eine vergebliche Mühe geben würde, die Stadt zu erobern; indeſſen nahm gleichwohl dieſe Unternehmung einen höchſt erfreulichen Ausgang, bei welchem Arnulph ſowohl als Heinrich im Grunde ihre Abſichten vollkommen erreichten, und ewig ruhmwürdige Beweiſe von Mäßigung und Edelmuth ablegten. Heinrich, der das Blut der Seinigen nicht vergeblich aufopfern wollte, hob nämlich die Belagerung auf, und entfernte ſich eines Tages mit ſeiner Armee, mußte aber bald wahrnehmen, daß ihm aus der Stadt eine bayeriſche Armee nachzog. Die Heere ſtellten ſich beiderſeits in die Schlachtordnung, und es kam nun darauf an, wer zuerſt angreifen würde, als Heinrich den Arnulph durch eine Botſchaft erſuchen ließ, mit ihm zu einer Unterredung heraus zu treten. Arnulph trat hervor, und zwar (da er der Meinung war, daß Heinrich, um das Leben vieler tauſenden zu ſchonen, die Entſcheidung der Sache auf einen Zweikampf würde ankommen laſſen) in völliger Rüſtung, fand aber ſogleich, daß er ſich geirrt hätte. Heinrich empfieng ihn mit dem freundſchaftlichſten Weſen, und gab ihm zu verſtehen, daß ſeine Abſicht keineswegs ſey, ſich zu ſchlagen, ſondern ſich vielmehr auf das beſte zu verſöhnen; er trug dem Arnulph mit den beredſamſten Gründen vor, wie nützlich und nothwendig es für das geſammte Deutſchland ſey, daß alle deutſchen Nationen durch ein gemeinſchaftliches Band unter einem gemeinſchaftlichen deutſchen König beiſammen vereinigt bleiben, und verſicherte, daß er von der bayeriſchen Nation nichts verlange, als daß ihr Herr und Herzog, mit ungekränkter Beibehaltung aller Vorzüge, welche einem ſelbſtſtändigen König zuſtänden, nur den alleinigen Titel eines Königs ablege, und daß er in ſolchen Dingen, welche die Wohlfahrt von ganz Deutſchland betreffen, mit Deutſchland halte, und die Armee des deutſchen Königs wider auswärtige Feinde unterſtütze. Arnulph fand dieſen Vorſchlag billig, und nachdem die bayeriſche Nation, welcher er ihn eröffnet hatte, denſelben ebenfalls billigte, ſo kam es zu einem feierlichen Vertrag, vermöge deſſen einer Seits zwiſchen dem geſammten deutſchen Reiche, deſſen Oberhaupt Heinrich war, und zwiſchen der bayeriſchen Nation und deren Regenten anderer Seits, die wechſelſeitige geſetzmäßige Zuſage feſtgeſetzt wurde, daß die bayeriſche Nation mit ihrem Regenten gleich andern deutſchen Nationen in gemein deutſchen Sachen einen deutſchen König anerkennen, und in Reichsſachen gemeinſame Bürden tragen, daß der Landesfürſt in Bayern den Titel eines Königs ablegen, zugleich aber als Herzog alle und jede einem ſelbſtſtändigen König zuſtändigen Hoheitsrechte und Gerechtſamen ausüben, und daß ſein Bayern überhaupt bei ſeiner uralten hergebrachten Verfaſſung und innern Freiheit beſtehen ſollte. Dieſer Vertrag wurde noch im J. 920 von ſämmtlichen Theilen feierlich abgeſchloſſen

Arnulph legte den Titel eines Königs ab, fuhr aber als Herzog fort, die ſeinem Hauſe und Volke angebornen Rechte auszuüben, und wie ein König zu handeln. Er fertigte Urkunden aus, die er mit ſeinem Siegel bekräftigte; er bediente ſich des freien Rechtes, Geſandtſchaften in ſeinem Namen zu ſchicken, Kriege zu führen, und Bündniſſe zu ſchließen, ſo wie des freien Münzrechts (welches damals bei andern Völkern ein Vorrecht der königlichen Hoheit war), und die von ihm und seinem Bruder Berthold noch vorhandenen in Regensburg geprägten Münzen mit der Aufſchrift: **Arnulphus** oder **Bertoldus dux**, und auf der Gegenſeite **Regina Civitas** ſind in Deutſchland die erſten fürſtlichen Münzen, und (unter den gegenwärtig regierenden Häuſern) zuverläſſig die älteſten in Europa. Da die bayeriſchen Biſchöfe bereits nach einer freien Wahl trachteten, wie dann ſchon König Ludwig, genannt das Kind, auf einem im Jahre 906 zu Holzkirchen (oberhalb München) gehaltenen Landtage dem Volke und dem Clerus von Freiſing die freie Wahl ihres Biſchofes zugeſtand, ſo übte Arnulph dieſes von den Agilolfingern, als den Stiftern der bayeriſchen Biſthümer, hergebrachte Königsrecht, Biſchöfe und Aebte zu ernennen, über ihre Perſonen in bürgerlichen Dingen zu richten, Kirchenverſammlungen zu berufen, in Sachen, welche die chriſtliche Lehre oder das divinum derſelben nicht unmittelbar betreffen, Verordnungen zu machen, und die Synodalſchlüſſe mit ſeinem königlichen placeto zu beſtätigen, mit der vollkommenſten Hoheit wieder aus, wie er dann z. B. im J. 931 nach dem Hintritte des Biſchofes Meginbert zu Seben, den Nithart zum

Biſchof ernannt, und auf das Jahr 932 eine Kirchenverſammlung nach Regensburg, und im nämlichen Jahre einen Landtag nach Dingolfing ausgeſchrieben, und auf dieſem die Zurückgabe der von den Ungarn verwüſteten geiſtlichen Güter an ihre Behörden, die Wiederaufbauung der abgebrannten Kirchen, und die Verbeſſerung der unter der hohen und niedern Geiſtlichkeit verfallenen Kirchenzucht anbefohlen, und überhaupt mit den berühmten bayeriſchen Hof- und Landtagen, bei welchen auf Befehl des Herzogs alle Biſchöfe, Aebte, Mark- und Gaugrafen in Perſon erſcheinen mußten, den eigentlichen Anfang gemacht hat (I.).

Dieſer unvergleichliche Fürſt, welcher nachmals aus Mißverſtand den Beinamen Malus bekommen, aber auch darüber ſeinen guten Vertheidiger gefunden hat (II), ſtarb den 12. Juni 937 zu Regensburg, wo er bei St. Emmeram begraben liegt. Seine Gemahlinn (Tochter Rudolphs eines fränkiſchen Grafen und nachmaligen Biſchofs zu Würzburg) hieß Gerbirg, und die Kinder dieſer Ehe waren: 1) Eberhard, 2) Arnulph, 3) Hermann, 4) Ludwig, 5) Judith, Gemahlinn Heinrichs I. Herzogs in Bayern, 6) Adelheit, Gemahlinn Graf Burkhards zu Geiſenhauſen.

2) Als Herzog Arnulph I. mit Tod abgieng, waren von ihm noch drei Söhne, Eber-

hard, Arnulph II. und Hermann (das Schickſal des vierten Sohnes Ludwig iſt unbekannt) vorhanden. Auch lebte damals noch der Bruder Arnulphs I., nämlich Berthold I. Da nun Niemand ein Recht hatte, ſich in die innere Verfaſſung Bayerns zu miſchen, ſo übernahm ſogleich im Jahre 937 der älteſte Prinz Eberhard (mit Einſtimmung ſeiner Brüder und der bayeriſchen Stände) die Regierung, und dieſe Nachfolge geſchah in der beſten Ordnung, ſo daß ſelbſt Pabſt Leo VII. ſich in einem Schreiben an die bayeriſchen Biſchöfe ſogleich an unſern Eberhard wandte, und ihn als Herzog von Bayern begrüßte; allein, wenn Jedermann mit dieſer Nachfolge zufrieden war, ſo war es der damalige neue deutſche König deſto weniger. König Heinrich I. von Sachſen war nämlich den 2. Jul. 935 mit Tod abgegangen, und im J. 936 wurde deſſen Sohn Otto I. durch einhellige Stimmen der deutſchen Nationen zu Aachen zum deutſchen Oberhaupte gewählt; allein dieſer nach Herrſchaft ſtrebende Herr wollte nicht bloß ein Oberhaupt der Deutſchen, ſondern (nach Art der Carolinger) Herr und Monarch von Deutſchland ſeyn; er gab dieſe Abſicht ſchon bei ſeiner Krönung zu Aachen zu verſtehen, bei welcher er durch eine neue Feierlichkeit einen majeſtätiſchen Glanz um ſich herumzog *). Otto berief den Herzog Eberhard an ſeinen Hof, wahrſcheinlichſt um ihm über ſeine herzogliche Würde eine Belehnung zu ertheilen, und um, wenn Eberhard nicht erſcheinen würde, eine Veranlaſſung zu erhalten, ihm unverzüglich zu Leibe zu gehen. So fiel es auch aus. Eberhard erſchien nicht, und Otto drang im J. 938 mit einer überlegenen Armee zweimal nach Bayern, und ſiegte das zweitemal; er bekam die drei Brüder in ſeine Gewalt, und verfuhr ſogleich mit ihnen und überhaupt mit den Rechten der bayeriſchen Nation wie ein eigenmächtiger Herr. Den Eberhard verbannte er nach Schwaben, wo man von deſſen Schickſalen nichts weiter erfuhr. So wurde auch einige Zeit nachher deſſen jüngerer Bruder Hermann, man weiß nicht wie und wohin entfernt. Nunmehr war der mittlere Bruder Arnulph II. noch übrig, welchen Otto auf eine gute Art nicht mochte haben entfernen können; er verſchaffte dieſem einige Beförderung, aber auf eine Art, welche denſelben ſehr kränken mußte. Die herzogliche Würde in Bayern ertheilte er Berthold I. (Bruder Herzog Arnulphs I.), bisherigem Markgrafen an der

---

*) Siehe meinen Abriß der deutſchen Geſchichte.

Wenn ein giftiges Mährchen deine Thaten anrügt, deine Redlichkeit in Zweifel zieht, deine Einſicht zum Spott macht, und weder die Unſchuld des Herzens, noch die Unſträflichkeit deines vorigen Lebens dich retten kann; — wenn niemand Gutes von dir ſpricht, und der letzte deiner Freunde, der mit dir aufwuchs, denen, die kommen, dich zu binden, heimlich die Thüre öffnet; wenn Aufruhr in deinem Herzen iſt, und es ſpricht niemand, es ſey Friede mit deinem Herzen, und du Dinge leideſt, die niemand erfahren kann: dann wirſt du finden, daß es gut ſey, wenn man mit Weisheit betrübt ward, und wirſt ſtill und geduldig dich führen laſſen über Stein und Graben, wohin deine Schwermuth dich führen will.

Möchteſt du nie einen Ort ſehen, wo du ſeitswärts hinblickſt, und ſageſt: Hier war der Ort meiner Jugend, wo mir einſt jede Freude willkommen war! Möchte dir an jedem Ort, und in jedem Alter weiſe Freude willkommen ſeyn!

Etſch, und Grafen in Vinſtgau; er nahm ihm aber den größten Theil der herzoglich bayeriſchen Kammergüter ab, und ſetzte über dieſe nunmehr ſeiner Krone einverleibten Güter als königlichen Verwalter oder Vogt den Arnulph II. Zugleich ernannte er ihn zu ſeinem Hofrichter oder Pfalzgrafen in Bayern, ſo daß nunmehr mit dieſem Amte, welches König Ludwig II. in Bayern eingeführt hatte, auch die königliche Vogtei mit verbunden war. Dieſes Pfalzgrafenamt dauerte in Bayern bis 1249, wo es, weil die Herzoge wieder ſelbſtſtändig geworden, und keine kaiſerlichen Kammergüter mehr in Bayern vorhanden waren, erloſch.

Herzog Berthold I. hat ſich vorzüglich durch ſeine Siege wider die Ungarn, welche im J. 943 Bayern, und ein Jahr darauf Kärnthen anfielen, berühmt gemacht; er ſtarb den 23. Nov. 948, wurde zu Niederalteich begraben, und hinterließ von ſeiner Gemahlinn Wiltrüde, des Herzogs Giſelbert in Lothringen und Gebergs, Kaiſer Otto I. Schweſter Tochter, einen zweijährigen Sohn, genannt Heinrich oder (wegen ſeines jugendlichen Alters) Hezel, Hezilo. Kaiſer Otto I. übergab nun das Herzogthum Bäyern ſeinem eigenen Bruder Heinrich I. (zweiten Sohn König Heinrich I.), und der rechtmäßige bayeriſche luitpoldiſche Regentenſtamm blieb von dieſer Zeit, nämlich von 948 bis 1180 (in welchem Jahre wieder ein Abkömmling Luitpolds, Otto der Größere von Wittelsbach, bayeriſcher Herzog wurde) unterdrückt. Während dieſes Zwiſchenraumes haben die deutſchen, monarchiſch regierenden Kaiſer das Wahlrecht der bayeriſchen Nation zwar nicht abgewürdigt, aber gar oft verletzt, haben nach ihrem Belieben Herzoge aufgeſtellt, und dieſe (wie die Herzoge der übrigen deutſchen Herzogthümer) als bloße kaiſerliche Statthalter, deren Würde mit ihrem Leben wieder aufhörte, betrachtet, und ſie, wo ſie konnten, als ſolche behandelt. Dieſe Herzoge waren (mit Untermiſchung weniger anderer) a) vom J. 948 bis 1026 aus dem Hauſe der ſächſiſchen Kaiſer, b) vom J. 1027 — 1070 aus dem Hauſe der fränkiſchen Kaiſer, und c) vom J. 1070 bis 1179 aus dem Hauſe der Welfen.

3) Durch die Gewaltthätigkeiten Kaiſers Otto I. und bei dem Plane, den dieſer Kaiſer ſich zum Ziele ſetzte, und auch wirklich gründete, ganz Deutſchland und Italien von der kaiſerlichen Krone abhängig, und alle Würden, und (wenn es auf der Stelle möglich geweſen wäre) allen Güterbeſitz zu Lehen zu machen, wurde jede herzogliche, und jede andere Reichswürde verdunkelt und verſchlungen. Die herkömmlichen Rechte der Nationen wurden in ihren Grundpfeilern erſchüttert, und jener Adel,

den ehemals der freie Beſitz eines Eigenthums, und die Pflicht, ein Wehrmann für das Vaterland zu ſeyn, gab, begann ſich zu verlieren, und nur die Lehen und der Lehendienſt begann zu adeln. Auch die leidenſchaftliche Hofpolitik des Kaiſers Otto I., welche ſeine Nachfolger fortſetzten, die Biſchöfe zu weltlichen Reichsfürſten zu machen *), erwies der Geiſtlichkeit einen ſchlimmen Dienſt. Sie ſchien bald zu vergeſſen, daß ſie ihren erhabenen Namen wegen ihrer weſentlichen Pflicht, die Cultur des Geiſtes zu beſorgen, erhalten habe, und ſtrebte, gleich den Laien, nach Macht und Herrſchaft. Der neue adelige Lehen- und Hofmann glaubte allein ein Recht auf hohe geiſtliche Stellen zu haben, und die Geburt von einem beamteten und begraften Geſchlechte verdrängt das bloß perſönliche Verdienſt eines auch ſonſt freien Mannes, dem die herrſchende Meinung ungleich weniger Adel einräumte, ſo daß ſich der h. Wolfgang, als er im J. 972 zum Biſchofe von Regensburg wider ſeinen Willen gewählt wurde, bei dem Kaiſer Otto II. damit entſchuldigte, se ignobilem esse; denn er ſtammte von freien, und mithin edlen, aber nicht von gauadeligen Aeltern ab. Bei dieſem neuen

---

*) Siehe meinen Abriß der deutſchen Geſchichte.

Gange der Sachen, und bei der gräßlichen Mißkennung des natürlichen Werthes derſelben wurde der Plan der Agilolfinger und Carls des Großen durch gute Schulanſtalten, und durch eine verhältnißmäßige Verbreitung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe das Glück der Völker zu bewirken, faſt gänzlich hintangeſetzt, und eine neue Barbarei pflanzte ſich auf viele Jahrhunderte fort, wie in der Fortſetzung dieſer Geſchichte ſich zeigen wird.

Schriftſteller.

1) Schelliners Beantwortung der Frage: Wann, wie und auf welche Art iſt Arnulph, der Sohn Luitpolds, zum Herzogthume Bayern gekommen? Worin beſtanden deſſen landesherrliche Gerechtſamen, die ihm entweder beſonders eigen waren, oder die er mit andern Herzogen Deutſchlands gemein hatte. Akad. Abh. B. 4. 2) Arnulphus male malus von Candler.

Viertes Kapitel.

Bayeriſche Regenten aus dem ſächſiſchen Hauſe (mit Untermiſchung eines Bayers und Luxemburgers)

von 948 — 1026.

Die Herzoge dieſes Zeitraumes waren:

1) Heinrich I., Bruder des Kaiſers Otto I. aus Sachſen, † 955.
2) Heinrich II., Sohn des vorigen, abgeſetzt im J. 976, wieder eingeſetzt im J. 985, † 995. Während ſeiner Entſetzung regierten:
3) Otto I., Sohn des Herzogs Ludolph in Schwaben und Enkel des Kaiſers Otto I. von 976, † 982.
4) Heinrich III., (Hezilo), Sohn des bayeriſchen luitpoldiſchen Herzogs Berthold, von 983, trat Bayern ab 985, † als Herzog in Kärnthen im J. 989.
5) Heinrich IV., Sohn Herzogs Heinrich II., wurde im J. 1002 Kaiſer dieſes Namens II., legte die Regierung von Bayern nieder im J. 1004, † 1024.

6) Heinrich V. von Luxemburg, Bruder der Kaiſerinn Cunigunde; wurde bayeriſcher Herzog 1004, entſetzt 1008, wieder eingeſetzt 1017, † 1026.

---

§. I.

Heinrich I.

Inhalt. Kriege zwiſchen Heinrich I. und dem bayeriſchen Pfalzgrafen Arnulph II. um die herzogliche Würde in Bayern. Dieſer letztere fiel im J. 954. — Schlacht mit den Ungarn auf dem Lechfelde im J. 955. — Herzog Heinrichs I. Hintritt im J. 955.

§. I.

1) Herzog Heinrich II. (Sohn des vorigen), genannt der Zänker, ſtrebte nach der königlichen Krone, und wurde entſetzt im J. 976. Seine Stelle erhielt zuerſt Otto I., zugleich Herzog in Schwaben, und als dieſer im J. 982 ſtarb, Heinrich, genannt der jüngere, oder Heſſe (unter den bayeriſchen Herzogen der III.), durch die Wahl

der bayeriſchen Stände. Dieſer Heinrich III. trat aus Liebe zum Frieden die herzogliche Würde im J. 985 dem entſetzten Heinrich II., dem Zänker, wieder ab, und begnügte ſich mit dem Herzogthume Kärnthen, wo er im J. 989 ſtarb. — Hintritt Herzogs Heinrich II. oder des Zänkers im J. 995. Einſetzung eines bayeriſchen Markgrafen im Oſtrichgau oder Oſterreich, welcher Gau das zweitemal durch bayeriſche Coloniſten bevölkert wurde. §. III Trennung des Herzogthums Kärnthen von Bayern durch Kaiſer Otto III. im J. 995. Trennung der Grafſchaft Bamberg durch Kaiſer Heinrich II. (vormaligen bayeriſchen Herzog, dieſes Namens des IV.) im J. 1009. 2) Widrige Schickſale Herzogs Heinrich V. von Luxemburg. 3) Verfall der ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Cultur.

---

1) Wie König Otto I. mit Bayern verfuhr, gerade ſo behandelte er auch andere deutſche Nationen, er drang ihnen theils ſeine Anverwandten, theils, wo er nur immer Gelegenheit fand, Biſchöfe zu Landesregenten auf, welche, wie jene, bloße kaiſerliche Beamte oder

Statthalter ſeyn ſollten. So ernannte er ſeinen jüngſten Bruder Bruno zum Erzbiſchofe von Cöln, und zum Herzog oder Statthalter von Lothringen; ſeinen Sohn Ludolph ernannte er zum Herzog von Schwaben, und einen andern, Wilhelm, beförderte er zum Erzbisthume Mainz. Die Folge davon war, daß ſelbſt dieſe ſeine Anverwandten, weil jeder noch mehr erhalten wollte, als er bereits erhalten hatte, eiferſüchtig unter ſich wurden und ſich verfolgten. Noch mißvergnügter wurden die Völker, die ſich ſo willkührlich behandeln ſahen, und ſo wartete man von allen Seiten mit Sehnſucht auf günſtige Veranlaſſungen, bei welchen man ſich Hoffnung machte, einige Vortheile gewinnen, oder ſeine gekränkten Rechte wieder behaupten zu können. In Bayern bot ſich eine ſolche Veranlaſſung auch bald an. König Otto I. zog im J. 951 nach Italien, welches Königreich er ſich auch noch in eben dieſem Jahre unterwarf, und nachmals im J. 962 zu Rom die kaiſerliche Krone erhielt. Sein Bruder, der bayeriſche Herzog Heinrich I. begleitete ihn, und eroberte noch im J. 951 mit bayeriſchen Truppen die Markgrafſchaften Verona und Aquileja, und wurde mit dieſen Markgrafſchaften, in welchen damals nicht nur das veroneſiſche Gebiet, ſondern auch das tridentiniſche und ganz Friaul und Iſtrien gehörten, im 952ſten Jahre auf einem Reichstage zu Augsburg von König Otto I. wirklich belehnt. Dieſer Heinrich I. wich ſeinem Bruder, dem Kaiſer Otto I. nicht von der Seite, und als derſelbe im J. 953 nach Mainz zog, um dieſe Stadt, wo eine Verſchwörung wider ihn ausgebrochen war, zu belagern, ſchloß ſich Heinrich I. mit bayeriſchen Truppen ſogleich wieder an ihn an. Bei ſeiner Abreiſe übergab er die Verwaltung von Bayern dem bayeriſch-kaiſerlichen Pfalzgrafen Arnulph II., was er auch ſchon bei ſeiner Abreiſe nach Italien im J. 951 gethan hatte. Dieſer Arnulph konnte die Unterdrückung ſeines Geſchlechts (ſo wenig als die Großen in Bayern) vergeſſen, und Heinrich I. hatte ſich dießmal kaum entfernt, als er nach Regensburg eilte, ſich dieſer Stadt und der Familie des Heinrich, welche er aus dem Lande ſchickte, bemächtigte, und ſich zum Herzog von Bayern erklärte. Auf die erſte Nachricht von dieſem Vorfalle verließen auch jene bayeriſchen Truppen, welche Heinrich I. mit ſich zur Belagerung von Mainz geführt hatte, das Lager, und eilten nach Bayern, um dem Arnulph II. beizuſtehen. Nun war ein Krieg unvermeidlich. Der deutſche König (und nachmalige Kaiſer) Otto I. und Herzog Heinrich I. hoben die Belagerung unverzüglich auf, und rückten mit einem großen Heere nach Regensburg, in welche

Stadt ſich Arnulph II. mit ſeinem Bruder Hermann und den tapferſten Bayern eingeſchloſſen hatte, und ſich ſo gut wehrte, daß das königliche Heer ſich genöthigt ſah, nach einer Belagerung von drei Monaten abzuziehen; worauf Arnulph II. mit einem kleinen Heere nach Augsburg ſtreifte, dieſe königlich geſinnte Stadt eroberte, aber bei einer Belagerung von Schwabmünchen, worin ſich der augsburgiſche Biſchof Ulrich befand, das Unglück hatte, von den Grafen von Marchthal und Dillingen geſchlagen zu werden, und ſeinen Bruder Hermann, von deſſen Schickſal man nie wieder etwas erfuhr, zu verlieren. Im J. 954 wurde von K. Otto I. und Heinrich I. die Belagerung der Stadt Regensburg zweimal, und jederzeit vergeblich wiederholt, aber das letztemal ſo lange fortgeſetzt, bis in der Stadt, wo man nicht Zeit gefunden hatte, ſich mit hinlänglichen Lebensmitteln zu verſehen, eine ſchreckliche Hungersnoth entſtand. In dieſer grauſamen Lage hielt Arnulph II. eine feuerige Rede an ſeine Bayern, und ſtürzte mit einer gewählten Schaar durch das Oſterthor auf ſeine Feinde, welche der Markgraf von Brandenburg anführte, los. Das Gefecht dauerte bereits fünf Stunden, ohne daß etwas entſchieden wurde, als Arnulph II. in die Mitte des feindlichen Heeres drang, aber ſogleich von Pfeilen, Ich ſtand im Jahre — den 1. December in unſerm großen Kirchhofe außer der Stadt, auf einem der Hügel, worunter die Bürger und Bauern, welche im Jahre 1705 von den Kaiſerlichen erſchlagen worden, begraben liegen.

Vier Träger trugen einen Sarg heraus, ſetzten ihn nieder, nahmen ein farbloſes Baartuch herab, banden die Stricke los, und gingen davon. Nicht Einer hat ſich nochmal umgeſehen.

Ein halb finſtrer Mann nahm den Sarg mit aller möglichen Gleichgültigkeit, ließ ihn eilfertig durch ein Bret, das ſchief lag, hinabrollen, zog das Bret heraus, ſo, daß es einen dumpfen Schall heraufgab, überwühlte ihn in etlichen Minuten mit Erde und Stein und halben Schädeln, und ging davon. Nicht ein einzigesmal hat er ſich umgeſehen.

die man von allen Seiten auf ihn abſchoß, niedergedrückt, und erſt nach zwei Tagen mit dem Schwert in der Hand gefunden wurde. So ſtarb im J. 954 für die Freiheit und die Rechte von Bayern der dritte Stammvater ſeines Hauſes Arnulph II. Dieſer Arnulph hatte in Huoſigau unweit des Ilmfluſſes das Schloß Scheyern erbaut. Er hinterließ einen Sohn, Berthold II, der von einigen auch Werner und Babo genannt wird. Dieſem Berthold II. wurde nachher die Pfalzgrafſchaft von Bayern wie es ſcheint abgenommen, und erſt Otto IV. (Vater des im J. 1180 zum bayeriſchen Herzoge eingeſetzten Otto des Größern) wieder mitgetheilt; daher wurden in dieſer Zwiſchenzeit die Nachkömmlinge Bertholds II., die Grafen von Scheyern, und (da eben jener Otto IV., Vater Otto des Größern das Schloß Scheyern um 1123 in ein Kloſter verwandelte, und das Schloß Wittelsbach baute) von dieſem ihrem neuen Hauptſitze, auch Pfalzgrafen von Wittelsbach genannt. Sie wurden nach und nach die Eigenthümer vieler anderer Grafſchaften in Bayern, und die bayeriſche Nation hat ſie von jeher als die erſten ihrer Fürſten verehrt.

Nach Arnulph II. Tod wehrte ſich die Stadt Regensburg noch einige Zeit, bis ſie ein gänzlicher Mangel an Lebensmitteln nöthigte, ſich im J. 955 zu ergeben, und dem Heinrich I. als Herzog von Bayern neuerdings zu huldigen.

Das Andenken dieſes Jahres wurde durch eine berühmte Schlacht, welche den 10. Auguſt auf dem Lechfelde in Bayern mit den Ungarn vorfiel, verewigt. Während der erſten Belagerung von Regensburg im J. 953 wurden die Ungarn vom Erzbiſchofe von Salzburg Herold (einem Vetter des Arnulph von Bayern) wider den König Otto I. zu Hilfe gerufen. Die Ungarn kamen, ſtreiften aber bis nach Lothringen, und kehrten dann durch Italien mit einer ſo großen Beute zurück, daß ihre Landsleute ſich begierigſt nach einem zweiten Zuge ſehnten, und im J. 955 wirklich mit einem Heere, das ſich nach dem Zeugniſſe glaubwürdiger Schriftſteller auf 100,000 Mann belief, heraufſtürmten. Sie plünderten zuerſt Bayern aus, und zogen dann vor Augsburg, wo der h. Biſchof Ulrich Stadthauptmann war. Zu Gunzenlech (zwiſchen Küſſing und Möhring dieſſeits des Lechs) hatten ſie ihr Hauptlager. Man bot in Deutſchland die Heerbann- und Lehenleute auf, und es ſammelte ſich eine Armee von ungefähr 50,000 Mann, welche in acht Legionen eingetheilt wurde. Den erſten, oder wie man ihn damals nannte, den Ehrenpoſten nahmen die Bayern ein, welche aus drei Legionen beſtanden, und von Eberhard, Grafen von Sempt und Eberſperg (denn der bayeriſche Herzog Heinrich I. lag zu Regensburg frank) angeführt wurden. Die vierte Legion beſtand aus Franken; die fünfte, die königliche genannt, weil ſie König Otto I. in Perſon anführte, aus Sachſen; die ſechste und ſiebente machten die Schwaben aus, und die achte ſchloß ſich mit tauſend Böhmen, welche das Feldgeräth bewachten. Den 10. Auguſt ſetzten die Ungarn mit dem früheſten Morgen über den Lech, ſchloßen die deutſche Armee ein, und ſtürzten auf die Böhmen los, welche ſie in einem Augenblicke niedermetzelten. Und mit einer gleichen Wuth, und unter einem entſetzlichen Geheul drangen ſie bis an die vierte Legion vor, ſo daß gleich im Anfange der Schlacht die höchſte Gefahr vorhanden, und die höchſte Anſtrengung nöthig war. König Otto rief den folgenden Legionen, und nun erfolgte ein Gefecht, bei welchem man nicht bloß um die Ehre und Länder, ſondern um ſein Daſeyn ſtritt. Es endete ſich am ſpäten Abend mit einer gänzlichen Niederlage der Ungarn, von denen die übrigen, welche denſelben Tag dem Schwerte entrannen, den zweiten und dritten Tag bei Thierhaupten und andern Dörfern dieſſeits des Lechs von den Bayern aufgerieben wurden. Unter den Gefangenen waren die drei vornehmſten ungariſchen Heerführer. Dieſe wurden nach Regensburg geführt, und daſelbſt von Herzog Heinrich I. zum Strange verurtheilt. Eine noch übrige Schaar führte Graf **Eberhard** mit ſich nach Eberſperg, wo er ſie lebendig in eine Grube werfen und verſchütten ließ. Deutſcher Seits ſind Conrad, Herzog von Franken, Theobald, Bruder des h. Ulrich, Reginald, ſein Vetter, und andere von der ſchwäbiſchen Nation, dann von den vornehmen Bayern der Biſchof von Eichſtädt auf dem Schlachtfelde umgekommen. Der Biſchof Michael von Regensburg wurde gefährlich verwundet. Seit dieſer Schlacht haben die Ungarn nie wider einen allgemeinen Streifzug gewagt.

Noch in dieſem Jahre (955) ſtarb den 1. Nov. der bayeriſche Herzog Heinrich, und wurde bei St. Emmeram begraben. Er hinterließ von ſeiner Gemahlinn Judith (einer Tochter Arnulphs II. von Bayern und Stifterinn des Kloſters (jetzigen Reichsſtifts) Niedermünſter zu Regensburg, † 987) einen Sohn Heinrich II. ſeinen Nachfolger.

---

§. II.

Heinrich II., Otto I., Heinrich III. (Hezilo),
† 995. † 982. † 989.

Herzog Heinrich II. folgte ſeinem Vater unmittelbar nach deſſen Hintritt als Herzog in

Bayern, und regierte, ſo lange Kaiſer Otto I. lebte, ziemlich wohl und ruhig; als aber dieſer Kaiſer im Jahre 973 mit Tod abgieng, und hierauf deſſen Sohn Otto II., ein achtzehnjähriger Herr, als Kaiſer auftrat, veranlaßte er in Bayern und Deutſchland ſolche Unruhen, daß er den Namen rixosus, der Zänker, erhielt. Er faßte nämlich den Entſchluß, den jungen Kaiſer, der ſich von verkehrten Leuten regieren ließ, vom Throne zu ſtürzen, und ſelbſt Kaiſer zu werden, wozu er ſich um ſo mehr alle Hoffnung machte, als nicht nur vielen auswärtigen Fürſten, z. B. den König von Dänemark, den Herzogen von Polen und Böhmen u. a., jede Gelegenheit, den Kaiſer zu ſchwächen, ſehr erwünſcht war, ſondern auch viele deutſche Biſchöfe, als Biſchof Heinrich von Augsburg, Abraham von Freiſing, welchen letztern doch Otto II. vor kurzer Zeit mit Wohlthaten überhäuft hatte, dann die Biſchöfe von Mainz und Magdeburg, ferner der kaiſerliche Pfalzgraf in Bayern, Berthold II. (Arnulph II. Sohn), dann Heinrich (Sohn Herzog Bertholds I. in Bayern) der jüngere, oder Hezilo genannt, Theil daran nahmen. Seine Abſicht wurde entdeckt, und Kaiſer Otto II. ließ ihn nach Ingelheim bringen; er entkam aber, eilte nach Regensburg, und ließ ſich in der Kirche zu St. Emmeram vom Biſchofe Abraham zu

Freiſing (der Biſchof von Regensburg, der h. Wolfgang hatte ſich bei dieſen Unruhen entfernet) im Jahre 976 wirklich zum deutſchen König krönen. Kaiſer Otto II. eilte mit einer Armee nach Bayern, erklärte die herzogliche Würde für erledigt, und übertrug ſie (mit der Ausnahme von Kärnthen, wo er den obengenannten Hezilo zum Herzog ſetzte) dem Herzog in Schwaben, welcher ebenfalls Otto hieß, und ein Sohn des Herzogs Ludolph, mithin ein Enkel Kaiſers Otto I. war. Zwei Jahre nachher, nämlich im Jahre 978 bekam er den entſetzten Herzog Heinrich II., der ſich indeſſen nichts weniger als ruhig verhielt, vollends gefangen, und ließ ihn mit dem Hezilo, der ſich wiederholt an ihn angeſchloſſen hatte, nach Utrecht in Verwahrung bringen.

Die Regierung des neuen Herzogs Otto I., welcher (wie eben vorkam) zugleich Herzog in Schwaben war, dauerte nur ſechs Jahre, während welcher er dem Kaiſer auf deſſen Feldzügen ſtets mit einem Heere von Bayern und Schwaben nachzog, und im J. 982 ein ſolches Heer ſogar bis Calabrien kommen ließ, wo es in eben dieſem Jahre in einer mit den Saracenen und Griechen den 15. Juli vorgefallenen Schlacht faſt gänzlich aufgerieben wurde. Herzog Otto I. ſelbſt ſtarb bald darauf, nämlich den 1. Oct. deſſelben Jahres zu Lucca in Italien.

Der Hintritt dieſes Herzogs Otto I. ſchien die Umſtände in Bayern noch verwickelter zu machen, und dürfte dieſen Umſtänden höchſt nachtheilig geworden ſeyn, wenn nicht einige großmüthige Handlungen ins Mittel getreten wären. Die Stände von Bayern verſammelten ſich zu einer neuen Wahl, und erklärten den Hezilo oder Heinrich den jüngern zu ihrem Herzog. Dieſer Herr befand ſich aber damals noch zu Utrecht, und es kam nun darauf an, ob ihn Kaiſer Otto II. in Freiheit ſetzen, und als Herzog beſtätigen würde. Der Monarch entſchloß ſich dazu aus Achtung gegen die bayeriſche Nation, und aus Liebe zum Frieden, und krönte mit dieſer edlen Handlung auf einem Reichstage zu Verona im J. 983 das Ende ſeines Lebens, welches den 7. Dec. des nämlichen Jahres zu Rom erfolgt iſt.

Dieſer neue Herzog, Heinrich III. (Hezilo), hat ſich bald nachher durch eine ähnliche Großmuth um die bayeriſche Nation und um ganz Deutſchland verdient gemacht. Kaiſer Otto II. hinterließ einen Sohn, Otto III., welcher noch bei den Lebzeiten ſeines Vaters auf dem oben genannten Reichstage zum deutſchen König gewählt wurde. Da dieſer Otto III. erſt drei Jahre alt, und da mithin bis zu ſeiner Volljährigkeit die Verwaltung des deutſchen Reiches durch königliche Vormünder und Statthalter (Vikarien) zu beſorgen war; ſo bekam der entſetzte bayeriſche Herzog Heinrich II. oder der Zänker neuerdings den Einfall, die deutſche Krone an ſich zu ziehen; er entfernte ſich aus ſeinem Arreſt zu Utrecht, eilte nach Cöln, führte den jungen König Otto III., der ſich daſelbſt aufhielt, mit ſich nach Sachſen, und ließ ſich bald darauf, nämlich im J. 984 zu Quedlinburg (wie ehemals zu Regensburg) zum deutſchen König krönen; dann zog er noch im nämlichen Jahre mit einem Heere in das bayeriſche Nordgau, und erwartete in einem Lager vor Weiſſenſtadt an der Eger die bayeriſchen Stände, in der Hoffnung, daß ſie nunmehr ihn wieder zu ihrem Herzog erklären würden; allein alle weltlichen Stände blieben Heinrich dem jüngern, als welcher von Luitpold abſtammte, getreu, und nur die Biſchöfe ließen ſich durch den Biſchof Abraham von Freiſing verleiten, ſich nach Weiſſenſtadt zu begeben. Indeſſen rüſteten ſich ſowohl die bayeriſchen, als die übrigen deutſchen Stände auf alle Fälle zum Widerſtand, und die Sache nahm eine ſo ernſthafte Wendung, und drohte mit einem ſo fürchterlichen Ausbruche, daß endlich ſelbſt Heinrich II. oder der Zänker ſich bewegen ließ, den jungen Kaiſer Otto III. auszuliefern, und im J. 985 deſſen Verſöhnung nachzuſuchen; aber jetzt kamen die Reichsfürſten in eine neue Verlegenheit. Heinrich der Zänker hatte kein Land, und es war leicht vorauszuſehen, daß er ſich, ohne in ein Land eingeſetzt zu werden, nicht zufrieden geben, ſondern wohl gar wieder neue Verwirrungen anrichten würde. Das Herzogthum Bayern, auf welches ſeine Wünſche abzielten, war ſchon beſetzt, und ſo war auch kein anderes Land vorhanden, welches vergeben werden konnte. Jedermann war über den Ausgang bekümmert, als der wirkliche Herzog in Bayern, Heinrich der Jüngere hervortrat, und ſich anbot, der herzoglichen Würde von Bayern freiwillig zu entſagen, und nach Kärnthen zurückzukehren. Dieſer großmüthige Vorſchlag wurde vom jungen Kaiſer Otto III. und den deutſchen Fürſten, welche zu Frankfurt verſammelt waren, mit allgemeinem Beifalle angenommen. Heinrich der Zänker wurde neuerdings als Herzog von Bayern angeſtellt, und Heinrich der Jüngere zog wieder nach Kärnthen zurück, wo dieſer auch im J. 989 unbeerbt ſtarb, und zu Niederalteich bei ſeinem Vater, Herzog Berthold I. beerdiget, das Herzogthum Kärnthen aber mit Bayern wieder vereiniget wurde.

Herzog Heinrich der Zänker betrug ſich nach ſeiner Wiedereinſetzung eben ſo beſcheiden und ruhig, als er ehemals zankſüchtig war, und endete ſeine Laufbahn den 28. Aug. des

J. 995 zu Gandersheim, wo er (einige Schriftſteller nennen Regensburg) begraben liegt; er hinterließ aus ſeiner Ehe mit Giſela (Eliſabet) Königs Conrad von Oberburgund Tochter, folgende Kinder: a) Heinrich, welcher ihm als Herzog in Bayern dieſes Namens IV. nachfolgte, und nachmals Kaiſer wurde, dieſes Namens II. b) Bruno, Biſchof zu Augsburg, † 1028. c) Arnulph, Erzbiſchof von Ravena, † 1018. d) Giſela oder Eliſabet, die Heilige, 1001 an König Stephan I. in Ungarn vermählet, † 1038. e) Brigitta, Aebtiſſinn zu St. Paul in Regensburg.

Zur Zeit ſowohl, da dieſer Heinrich zum zweitenmale bayeriſcher Herzog geworden, dann bald nach ſeinem Hintritte, ereigneten ſich zwei ſehr wichtige Begebenheiten, welche die Grenzen von Bayern betrafen. Es hatten nämlich die Ungarn ſeit der im J. 955 am Lechfelde vorgefallenen Schlacht verſchiedene Streifereien in das öſtliche Bayern gewagt, ſo daß ſie ſich endlich wieder bis an den Kalenberg ausbreiteten, in Melk ſich feſtſetzten, und bis an die Ens alles verwüſteten. Man beſchloß demnach bayeriſcher Seits in jene öſtliche Gegend einen Grafen, welcher die bayeriſchen Marken beſchützen ſollte, einzuſetzen, und übertrug dieſe Stelle dem Grafen im Donaugau, Leopold, welcher ein Abkömmling der bayeriſchen Grafen von

Ich ſah dem Sarg nach, wie er hinabſank, hörte jeden hohlen Schaufelwurf, ſah Erde auf Erde, und endlich nichts mehr. Kein Menſch war ringsum, der nur eine Thräne vergoſſen oder nur wenigſtens mit einem trüben Auge herübergeſehen, und geſagt hätte: Gott gebe ihm die ewige Ruhe!

Hier ſtand ich, grüßte ich freudig die Verweſung, die bereits, wie es mir ſchien, auf ſein Grab ſich ſetzte, und ſagte überlaut: Heil dir, du biſt nun, wer du immer geweſen, du biſt zur Ruhe gekommen.

Ich hätte nun meinen Gedanken nachhängen und hier bleiben, oder ruhig meines Wegs gehen ſollen: aber ich weiß nicht, was mich antrieb, dem Todtengräber nachzueilen, und mich um die Perſon, die hier läge, zu erkundigen. Ich erfuhr, daß es ein junger Mann von etlichen dreißig Jahren wäre, der an der Auszehrung ſtarb. Das iſt auch das beſte, ſagte der Todtengräber, was er thun konnte; denn er war ein Gelehrter ohne Amt, äußerſt arm, und ohne Hoffnung, daß er jemals geneſen werde, ſchon bettlägrig ein halbes Jahr. Er machte mir außer dieſem, ohne daß ers ſelbſt wußte, von dem Charakter des Verſtorbenen eine kurze Beſchreibung, die mich äußerſt rührte, und nannte mir das Haus, wo er gewohnt hatte.

Ammerthal bei Amberg, und ein Enkel Alberts I. bayeriſch nordgauiſchen Markgrafen war, welcher, wie oben vorkam, wegen einiger Händel wider die rheinfränkiſchen Grafen, unter Kaiſer Ludwig dem Kind im Jahre 905 enthauptet wurde. Dieſer Leopold hatte auch einen Bruder, Berthold, welcher mit der bayeriſchen nordgauiſchen Markgrafſchaft von neuem belehnt wurde. Die Gegend, in welcher Leopold als öſtlicher Markgraf eingeſetzt wurde, war ein bayeriſcher Gau unter der Ens, welcher, weil er ſich im öſtlichen Theile des bayeriſchen Landes befand, von dieſer ſeiner öſtlichen Lage den Namen Oſtreich oder Oeſterreich (ſo wie der bayeriſche Gau am Chamfluſſe Chamreich oder Chamrich hieß) erhielt. Aus dieſem bayeriſchen Oeſterreich wurde nachher, wie weiter unten vorkommen wird, das Herzogthum dieſes Namens errichtet, und die Nachkömmlinge jenes Leopolds wurden als Herzoge aufgeſtellt. Leopold nahm jetzt ſeinen Sitz auf dem Kalenberg, unter welchem er im J. 985 mit bayeriſchen Truppen die Ungarn zurückgetrieben, und die Feſtung Melk, welche in ein Chorſtift verändert wurde, erobert hat. Im nämlichen Jahre hielt auch der bayeriſche Herzog Heinrich II. zu Tuln einen Landtag, auf welchem er ſelbſt, dann alle bayeriſchen Biſchöfe, Mark- und Gaugrafen erſchienen, und die öden, von den Ungarn entblößten Bezirke mit bayeriſchen Coloniſten unter guten Bedingniſſen (Herzog Heinrich II. verſprach nämlich den bayeriſchen Biſchöfen und Edelleuten, welche Coloniſten dahin ſenden würden, die Freiheit von Tributen und Kriegsdienſten, nebſt der Freiheit, ihre Schlöſſer wider die Ungarn zu befeſtigen) neuerdings beſetzt und bevölkert worden ſind.

§. III.

Heinrich IV, 995 — 1004 (der Heilige), Herzog ao. 995, Kaiſer 1002, tritt Bayern ab 1004, † 1024. Heinrich V., Herzog 1004, † 1026.

1) Die zweite wichtige Begebenheit, welche die Grenzen Bayerns betraf, ereignete ſich ſogleich nach dem im J. 995 erfolgten Hintritt Herzogs Heinrich II., nach welchem die bayeriſchen Stände unverzüglich deſſen (im J. 971 zu Abach in Bayern gebornen) Sohn, Heinrich IV. *), wählten. Der noch im nämlichen

---

*) Nach andern (welche den Heilig, oder Heinrich den jüngern, weil dieſer nicht als bayeriſcher Herzog

Jahre in Rom zum Kaiſer gekrönte Otto III. beſtätigte dieſe Wahl; riß aber zu gleicher Zeit das Herzogthum Kärnthen, mit der Markgrafſchaft Verona, wo wahrſcheinlich auch Iſtrien und Krain mit fortgieng, vom Mutterlande Bayern ab, mit deſſen Einwohnern es gleichwohl größtentheils bevölkert worden war, und übergab es dem fränkiſchen Prinzen Otto I.

Wenn dieſe Trennung den bayeriſchen Ständen ſchmerzlich gefallen ſeyn mag, ſo mußte ſie eine weitere Trennung, welche ihr eigener Landesfürſt einige Jahre darauf vornahm, noch mehr befremden. Der eben genannte Herzog Heinrich IV. wurde (nach dem im J. 1002 erfolgten Hintritt des noch ſehr jungen Kaiſers Otto III.) zum deutſchen König (er war unter den deutſchen Königen dieſes Namens der Zweite) gewählt; er hatte als Herzog die Rechte der bayeriſchen Stände eifrig verfochten, und als nach ſeiner Erwählung zum deutſchen König, nach welcher er (wie alle deutſchen Könige des Mittelalters) kein Land beibehalten durfte, der Markgraf des bayeriſchen Nordgaues, Heinrich, um die herzogliche Würde von Bayern bei ihm ſich meldete, hat er die-

---

ſtarb, auch nicht unter die bayeriſchen Herzoge zählen der dritte dieſes Namens.

ſen **Herrn nicht nur** an die **bayeriſchen** Stände, **welchen**, wie er ſagte, **das Wahlrecht** gebührte, gewieſen, ſondern eben **denſelben, weil** er über die abſchlägige Antwort **Unruhen** erregte, wie einen Friedensſtörer **behandelt, und** ihm **unter** andern **das** Schloß **Ammerthal** zerſtört, **welches**, wie oben **vorkam, das Stamm**ſchloß des Geſchlechts dieſer **nordgauiſchen Mark**grafen **war**. Die bayeriſchen Stände **wählten** hierauf den 21. März des J. 1004 (denn **bis** zu dieſem Jahre behielt **König Heinrich das** Herzogthum Bayern) den Grafen **Heinrich von** Ardenne **und** Luxemburg (Bruder der **Königinn** Cunigunde, **König** Heinrichs **IV. Gemahlinn**) zum bayeriſchen Herzoge in **Regensburg. Kö**nig **Heinrich** beſtätigte ihn **als deutſcher König** unverzüglich; aber zwei Jahre darauf **verfiel** er **auf** den Einfall, die **Grafſchaft Bamberg** oder **Babenberg von** Bayern **abzureiſſen. Dieſe** urſprünglich bayeriſche nordgauiſche **Grafſchaft** war ein den nordgauiſchen Markgrafen **über**laſſenes Lehen, **und der** Hauptſitz **derſelben, bis** zum J. 905, **in welchem es Kaiſer Ludwig** das **Kind** (**wie oben vorkam**) **als ein bayeri**ſches Kammergut einzog, **und als ein ſolches** auch Kaiſer Otto I. es innen hatte. **Kaiſer** Otto II. ſchenkte aber dieſe **Grafſchaft dem** Herzog Heinrich II. (oder dem Zänker) **wieder**, als ein eigenthümliches bayeriſches **Kammergut**, und eben der jetzige deutſche König hat dieſelbe, da er noch bayeriſcher Herzog war, ſeiner Gemahlinn Cunegunde als ein Leibgeding angewieſen; aber jetzt im J. 1006 entſchloß er ſich, eben dieſer Grafſchaft ſich neuerdings zu bemächtigen, und aus derſelben ein Bisthum zu ſchaffen. Die Biſchöfe von Würzburg und Eichſtädt, deren Kirchenſprengel ſich durch die Grafſchaft Bamberg erſtreckten, widerſetzten ſich dieſer neuen und unnöthigen Verfügung aufs äußerſte, und der neue bayeriſche Herzog Heinrich V. ſuchte ebenfalls nach allen Kräften, dieſelbe zu hintertreiben; allein der Kaiſer Heinrich II. ſetzte auf einer im J. 1006 zu Frankfurt verſammelten Synode, bei welcher alle bayeriſchen Biſchöfe zugegen waren, dieſe und die übrigen anweſenden Biſchöfe durch ſeine inſtändigen Bitten, wobei er ſich ſogar auf die Kniee niederließ, in eine ſolche Beſtürzung und Verlegenheit, daß ſie ſich nicht ferner widerſetzten, und daß demnach das Bisthum Bamberg ſogleich errichtet, und im folgenden Jahre vom päbſtlichen Stuhle beſtätiget wurde. Dieſer fromme Kaiſer ſtarb im Jahre 1024; er wurde zu Bamberg in dem Kloſter zu St. Peter begraben, und im J. 1152 von Pabſt Eugen III. der Zahl der Heiligen einverleibt, was auch (im J. 1201) mit deſſen Gemahlinn Cunegunde geſchah, welche im Jahre 1025 in dem von ihr geſtifteten Kloſter Kauffungen bei Caſſel das Ordenskleid anlegte, im J. 1040 ſtarb, und zu Bamberg begraben wurde.

2) Herzog Heinrich V. von Luxemburg erfuhr in Bayern ſehr widrige Schickſale; er nahm ſich im Jahre 1008 um ſeinen Bruder Adalbero oder Albert an, welcher in eben dieſem Jahre zum Erzbiſchofe von Trier gewählt wurde. Kaiſer Heinrich II. mißbilligte aber dieſe Wahl ſo ſehr, daß er den Albert in ſeinem Schloſſe zu Trier viele Wochen belagerte, und den Herzog Heinrich V. der herzoglichen Würde in Bayern für verluſtig erklärte, auch dieſe Erklärung auf dem Landtage zu Regensburg im J. 1009 bei den bayeriſchen Ständen durch Schmeicheleien und Drohungen wirklich durchſetzte. Die Regierung von Bayern blieb hierauf wieder in ſeiner perſönlichen Willkühr bis zum J. 1017, in welchem die Verſöhnung erfolgte, und Heinrich V. wieder eingeſetzt wurde. Dieſer Heinrich V. ſtarb, ohne für die Aufnahme der innern Verfaſſung von Bayern eine große Anſtalt bewirkt (oder es gekonnt) zu haben, den 1. Sept. 1026, und wurde, ſo wie ſeine Gemahlinn Maria, zu Oſterhofen in Bayern begraben.

3) Ueberhaupt war dieſer ganze Zeitraum, während deſſen die Herzoge aus dem ſächſiſchen Geſchlechte als Statthalter der ſächſiſchen

Kaiſer regierten, großen friedlichen Anſtalten, in welchen der weſentliche Entzweck wohlgeordneter Regierungen beſtehet, durchaus nicht günſtig, und man braucht mehr nicht zu wiſſen, als daß man in dieſem Zeitalter in einem großen Grade unwiſſend war, um behaupten zu können, daß man während deſſelben ſehr unglücklich, und daß die Landesregierung übel beſtellt war. Nun vernachläßigten aber, oder verachteten geradezu eben diejenigen, durch deren perſönliches Beiſpiel und Beſtreben die Wiſſenſchaften gepflegt werden ſollen, alle Gelehrſamkeit ſo ſehr, daß man das zehnte Jahrhundert, (wiewohl erſt ſpäter noch alles viel tiefer ſank) das Jahrhundert der Unwiſſenheit nannte. Die meiſten Großen konnten kaum leſen und ſchreiben, und ſie hatten weder Neigung noch Zeit, es zu lernen, da ſeit den Carolingern, und vorzüglich ſeit dem von Kaiſer Otto I. gefaßten Plane, alle Herrſchaft unmittelbar von der kaiſerlichen Krone abhängig zu machen, die Führung der Waffen, und die Fortſetzung großer und kleiner Kriege das herrſchende Geſchäft geworden war. Die Schulen bei den Domkirchen und in den Klöſtern dauerten zwar noch fort; allein von dieſen letztern war, was Bayern betrifft, eine große Anzahl zerſtört, oder durch andere Unglücksfälle herabgekommen, und von den biſchöflichen Domſchulen muß man ſich ſchon daraus einen ſchlimmen Begriff machen, daß die Biſchöfe förmliche Kriegsoberſte und Generale wurden, und auf dem Wege waren, zugleich bei ihrer geiſtlichen Würde weltliche Fürſten zu werden. Die ſächſiſchen Kaiſer ſchenkten den Biſchöfen und vielen Klöſtern nicht mehr bloß, wie ehemals geſchah, einzelne Höfe und Güter, ſondern ganze Städte, Grafſchaften und Gauen, indem ſie ſich wider die Anmaſſungen der weltlichen Herren eine beſchränkende Gegenmacht herſtellen wollten. Dieſe Bereicherung und anwachſende Macht zog aber den Geiſtlichen einen allgemeinen Neid, und eine immerwährende Verfolgung von den weltlichen Herren zu, und diejenigen, welche ihre Mundbürden vorſtellten, behaupteten beinahe eine Art von perſönlicher Herrſchaft über die Bisthümer und Klöſter, und zogen von den ſtiftiſchen Unterthanen nicht nur ungeheure Vortheile, welche in jährlichen Eindienungen, Steuern, und mancherlei Abgaben beſtanden, ſondern ſie bemächtigten ſich auch nicht ſelten der ſtiftiſchen Güter, und behaupteten die Vortheile, welche ſie als Vögte der Stifter zogen, als Vorrechte ihrer Familien. Man drohte den Verletzern geiſtlicher Stiftungen von weltlicher und geiſtlicher Seite mit den ſchwerſten Strafen, und fügte den alten kirchlichen Bannformeln neue bei, indem man die Namen Core, Dathan, Abiron und Judas nebſt allen Verfluchungen des 108ten Pſalmes gebrauchte, und ſie mit Auslöſchung der Kerzen und dem Geläute der Glocken begleitete, um auf die ganz rohen, und in dieſem Zeitraume ganz verwilderten Gemüther den gewünſchten Eindruck zu machen, welcher deſſen ungeachtet gar oft nicht erfolgte. Man veränderte die ehemaligen Compoſitionen häufig in körperliche Züchtigungen und grauſame Todesſtrafen, welche im Ganzen nicht das Geringſte beſſerten; wie dann auch wirklich bloße Strafen die wahren Mittel nicht ſind, die Sittlichkeit herzuſtellen, als welche allein durch eine wahre Aufklärung des Verſtandes, und zweckmäßige Bildung des Herzens, nämlich allein durch eifrige Religions- und kluge Schul- und Polizeianſtalten hergeſtellt und erhalten wird.

Fünftes Kapitel.

Bayeriſche Herzoge aus dem fränkiſchen Hauſe (mit Untermengung von drei andern) vom Jahre 1027 — 1070.

1) Heinrich VI. (Sohn Kaiſer Conrads II. von Rheinfranken) von 1027 — 1040, † als Kaiſer dieſes Namens III. im J. 1056.
2) Heinrich VII. von Luxemburg, † 1047.
3) Conrad I. von Züphen, entſetzt 1053, †1055.
4) Heinrich VIII. (Sohn Heinrichs VI.) wurde Herzog 1053, Kaiſer dieſes Namens der Vierte ao. 1056, † 1106.
5) Conrad II. (Bruder Heinrichs VIII.) wurde Herzog in Bayern 1056, † in dieſem Jahre.
6) Agnes (Gemahlinn Heinrichs VI., welcher im Jahre 1039 Kaiſer dieſes Namens der Dritte geworden) vom J. 1057 — 1061, † in Rom 1077.
7) Otto II. von Sachſen, eingeſetzt 1061, entſetzt 1070, † 1083.

Ich ſah nochmal nach ſeiner Ruheſtätte zurück, und ich werde hier niemals vorbeigehen, ſagte ich, ohne an dich zu denken, und mich an die Worte deines Landsmanns, der dich zur Erde brachte, zu erinnern, daß dieß das Beſte, was du thun konnteſt, geweſen ſey. Als ich darauf an dem Hauſe, worin er krank lag, vorbeiging, ſaß bereits ein altes, altes Weib vor der Thüre, das neben ſich auf einem Bret etliche Bücher feil hatte, um die ſich niemand umſah, vielleicht, weil ſie nicht in Franzband gebunden waren. Es war Homer, ein Evangelium, Erasmi Colloquia, ein Concilium Tridentinum, des Plautus und Terenz Comödien, und dieſe letztern mit den Anmerkungen des Donatus. Ich durchſah dieſe Bücher mit Bewunderung und Ehrfurcht; da ſie mich desjenigen, dem ſie zugehörten, erinnerten, und indem mir die Verkäuferin ſagte, daß ſie in ihrem Zimmer noch etliche alte Blätter hätte, die ihr aber, wie ſie meinte, niemand abkaufen würde, ſo erſuchte ich ſie, ſogleich alles zuſammen zu nehmen, und mich hinauf zu führen.

Ich will meine Leſer mit keiner Beſchreibung des Zimmers aufhalten, in welchem er wohnte. Es war kein Zimmer, ſondern ein enges, feuchtes, elendes Behältniß unter dem Dach, das ihm die Alte, welche ſelbſt von

§. I.

1) Herzog Heinrich VI. wurde im Jahre 1039 Kaiſer dieſes Namens III.; unterdrückte das bayeriſche Wahlrecht; deſſen Hintritt, Gemahlinnen, Kinder. 2) Unter Herzog Heinrich VII. von Luxemburg wurde von Bayern die Landſchaft von Kalenberg bis an den Leuthafluß erobert und zu Bayern geſchlagen im J. 1044. Beſchenkung der Ungarn mit den bayeriſchen Geſetzen. Hintritt Herzog Heinrichs VII. im J. 1047.

§. II.

1) Kriege mit den Ungarn unter Herzog Conrad I. Entſetzung dieſes Herzogs im J. 1053. 2) Eigenmächtige, von K. Heinrich III. unternommene Aufſtellung eines dreijährigen Prinzen, Heinrichs VIII. zum Herzog, und 3) Erlöſchung des altbayeriſchen welfiſchen Mannsſtammes im Jahre 1055. Ankunft eines Welfen aus Italien.

§. III.

1) Herzog Heinrich VIII. wurde im J. 1056 Kaiſer dieſes Namens IV.; beförderte erſt ſeinen dreijährigen Bruder Conrad II. 2) und dann ſeine Mutter Agnes zur herzoglichen Würde in Bayern. Erlöſchung des

nordgaugräflichen Mannsſtammes im J. 1057, und Entſtehung der Markgrafſchaft Cham. — Kriege mit den Ungarn, welche die Herzoginn Agnes veranlaßten, die Regierung niederzulegen, und dieſelbe einem ſächſiſchen Grafen, Otto von Nordheim, im J. 1061 aufzutragen. 3) Schickſale dieſes Otto II., und Entſetzung deſſelben im J. 1070.

§. IV.

Folgen der willkührlichen Alleinherrſchaft, welche die fränkiſchen Kaiſer nach dem Beiſpiele der ſächſiſchen, fortſetzten. Die Gaugrafen bemächtigten ſich ihrer Würden und Lehengüter, machten beide erblich, und ſchöpften ſich Geſchlechtsnamen. Ueberhandnehmung von öffentlichen Gewaltthätigkeiten (welche die aufgetragenen Lehen zur Folge haben), und der öffentlichen Räubereien.

§. I.

Heinrich VI. 1027 — 1040.

Heinrich VII. 1040 — 1047.

1) Wenn unter dem Kaiſer Otto I. aus Sachſen wegen der willkührlichen Behandlung der deutſchen Nationen und ihrer Herzoge unaufhörliche Unruhen und Kriege entſtanden, ſo traf dieß noch weit mehr unter den darauf gefolgten Kaiſern aus dem rheinfränkiſchen Hauſe, welche ſich eine unumſchränkte Herrſchaft über ganz Deutſchland anmaßten, zu. Nach dem Hintritt Heinrich II. des Heiligen (des letzten Kaiſers aus dem ſächſiſchen Geſchlecht) im J. 1024 wurde noch im nämlichen Jahre von den deutſchen Hauptvölkern der rheinfränkiſche Herzog Conrad zum deutſchen König (er war der II. dieſes Namens) gewählt, und zu Mainz gekrönt. Dieſer Conrad war ein überaus thätiger, beherzter und hochſtrebender Herr, der aber noch ungleich feueriger, als ſeine ſächſiſchen Vorfahrer, das Syſtem ergriff, Deutſchland allein mit dem Winke ſeines Scepters zu regieren, wobei er ſo klug und vorſichtig zu Werke gieng, daß er gewöhnlich mehr durch gütliche Vorſtellungen, Bitten, und ſchmeichelhafte Herablaſſungen, und durch geſchickte

Drohungen, als durch wirkliche Gewaltthätigkeiten ſeinen Zweck erreichte.

Als im J. 1026 der Herzog Heinrich V. von Luxemburg ſtarb, fand ſich K. Conrad ſogleich in Regensburg ein, und empfahl den bayeriſchen Ständen ſeinen (im J. 1017 gebornen, mithin noch unmündigen) Sohn Heinrich. Da K. Conrad nicht nur von einiger Einſchränkung des bayeriſchen Wahlrechts nichts meldete, ſondern den Ständen vielmehr auf alle erdenkliche Art ſchmeichelte, ſo erhielt er auch ſogleich, was er wünſchte. Heinrich (als Herzog in Bayern der VI. dieſes Namens) wurde den 24. Juni 1027 zum Herzog erklärt und beſtätigt; aber Conrad vertrat ſeine Stelle, und da er hörte, daß verſchiedene Große in Bayern königliche Lehengüter als ein Familieneigenthum an ſich gezogen hätten, ließ er eine allgemeine Unterſuchung der Güter, welche zur Krone gehört haben mochten, anſtellen, und die anweſenden Grafen oder Beamten einen Eid ſchwören, daß ſie die Wahrheit nicht verhehlen wollten. Den jungen Heinrich übergab er den Biſchöfen Bruno von Augsburg, und Engelbert von Freiſing, welcher letztere (jener ſtarb im J. 1028) den Prinzen auf dem Schloſſe (nachmaligen Kloſter) Andex in Bayern erziehen ließ.

Das Auffallendſte von dieſem Herzog Heinrich VI. war, daß er, da er doch durch die Wahl der bayeriſchen Stände zur herzoglichen Würde befördert wurde, die Wahlfreiheit unterdrückte. Er war ſchon im J. 1025 zu dem Nachfolger ſeines Vaters in der königlichen Würde erklärt worden, und trat nach dem (im J. 1039 erfolgten) Hintritt deſſelben unverzüglich als regierender deutſcher König (dieſes Namens III.) auf, und da er nun die herzogliche Würde ablegen ſollte, verlieh er ſie im J. 1040 einem jungen Grafen Heinrich von Luxemburg, Brudersſohn ſeines Vorfahrers (des bayeriſchen Herzogs Heinrich V.), welchen er aber durchaus wie ſeinen bloßen Statthalter behandelte. Heinrich (als Kaiſer III.) ſtarb 1056; er hatte zwei Gemahlinnen, a) Cunigunde, Tochter Kanuts des Großen, Königs in England und Dänemark, welche 1034 zu Regensburg ſtarb. b) Agnes von Poitou, Herzogs Wilhelm in Aquitanien Tochter, welche nachmals als kaiſerliche Wittwe ſogar regierende Herzoginn von Bayern wurde. Aus der erſten Ehe hatte er eine Tochter Beatrix, Abtiſſinn zu Germersheim; aus der zweiten a) Mathilde, Gemahlinn Rudolphs von Rheinfelden, Herzogs in Schwaben, † 1060. b) Mathilde, ſtarb zu Goslar. c) Heinrich, Herzog in Bayern, dieſes Namens VIII. d) Conrad,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05576/019

Herzog in Bayern, dieſes Namens II. e) Sophia, vermählt an König Salomo in Ungarn, und nach deſſen im J. 1075 erfolgten Hintritt an Wladislaus König in Polen. f) Adelheid, Abtiſſinn zu Quedlinburg.

2) Herzog Heinrich von Luxemburg, als Herzog in Bayern dieſes Namens der VII., war, wie eben geſagt wurde, mehr ein bloßer Statthalter und General des Kaiſers Heinrich III., als ein ſelbſtſtändiger Herzog. Das Wichtigſte, was ſich während ſeiner Regierung ereignete, waren heftige Kriege mit den Ungarn. Dieſe hatten nach dem im J. 1038 erfolgten Hintritt ihres Königs Stephan I. (des Heiligen) deſſen Schweſterſohn Peter, und zwar durch Verwendung der Wittwe des verſtorbenen Stephans, Giſela (Tochter des bayeriſchen Herzogs Heinrichs II. oder des Zänkers), zum König gewählt; aber dieſen Peter, indem er ſich unartig, und zumal gegen die Königinn Wittwe Giſela, ſeine Wohlthäterinn, ſehr undankbar betrug, bald wieder verſtoſſen, und einen gewiſſen Ovo, oder Aba, welcher eine Schweſter des eben genannten, verſtorbenen Königs Stephan zur Ehe hatte, an ſeine Stelle geſetzt. Peter begab ſich nach Regensburg (wo, ſo wie überhaupt in Bayern, ſich Kaiſer Heinrich III. meiſtens aufhielt) und bat um Hilfe und Schutz wider die Ungarn, wozu man ihm

auch Hoffnung machte, indem er dem Kaiſer verſprach, daß er ein deutſcher Vaſall werden wollte. König Ovo, welcher von dieſer Unterhandlung ſogleich Nachricht erhielt, wollte den wirklichen Ausbruch eines Krieges wider ihn nicht abwarten, ſondern brach noch im Winter 1042 mit zwei Heeren dieß- und jenſeits der Donau in Bayern, und mit einem dritten Heere in Kärnthen ein. Die bayeriſchen öſtlichen Markgrafen ſchlugen ſeine Heere zurück; aber im Herbſt des nämlichen Jahres rückte Kaiſer Heinrich III. mit bayeriſchen und böhmiſchen Truppen nach Ungarn, und drang, nachdem er Preßburg und Heimburg zerſtört hatte, bis an den Granfluß vor. Im folgenden Jahre unternahm der Kaiſer einen neuen Feldzug, durch welchen er den Ovo vollends bezwang, und ihn nöthigte, um den Frieden zu bitten, welcher ihm auch gegen Abtretung der Landſchaft von dem Kalenberg bis an den Fluß Leitha, zugeſagt wurde. Dieſer Friede dauerte aber nur bis zum folgenden Jahre. Ovo behandelte die Ungarn, von welchen er geglaubt haben mochte, daß ſie ſich in dem letzten Kriege nicht tapfer genug gehalten hätten, ſo grauſam, daß ſich die Magnaten genöthigt ſahen, den Kaiſer Heinrich III. wider ihn um Beiſtand zu bitten. Dieſer rückte alſo im J. 1044 mit einer neuen in Bayern geſammelten

Armee nach Ungarn, und den 5. Juli kam es zwiſchen den bayeriſchen Truppen und dem Heere des Ovo bei Rab zu einer Hauptſchlacht, in welcher die Bayern zwar zuletzt obſiegten, aber ſo viele Leute verloren, daß die Gegend, wo dieſe Schlacht vorfiel, noch lange nachher den Namen Veſtnempti, oder das verlorne Bayern, beibehielt. Kaiſer Heinrich III. aber hielt zu Stuhlweiſſenburg (welche Stadt damals die Reſidenzſtadt der ungariſchen Könige war) einen prächtigen Einzug; er belehnte auch daſelbſt den verdrängten König Peter, als deutſchen Vaſall mit der königlichen Würde von Ungarn, und beſchenkte die ungariſche Nation, auf ihr Anſuchen, mit den bayeriſchen Geſetzen im J. 1044. Die neueroberte Landſchaft von dem Kalenberg bis an den Leithafluß, welche Kaiſer Heinrich III. an verſchiedene bayeriſche Stände verſchenkte, wurde nunmehr neuerdings mit bayeriſchen Einwohnern ſoweit hinab bevölkert, ſo weit noch heut zu Tage die deutſche Sprache nach Ungarn hinabreicht, ſo daß die heutigen Ober- und Unteröſterreicher, zum Theil auch die Oberungarn urſprüngliche Bayern ſind. Es wurde auch in die bayeriſche Landſchaft unter dem Kalenberg ein beſonderer bayeriſcher Markgraf, welcher von dem Markgrafen ober dem Kalenberg im bayeriſchen Oeſterreichgau verſchieden war, eingeſetzt.

Es war Graf Siegfried von Pleien, und er wurde vom Kaiſer Heinrich III. nebſt andern Gütern an der Donau, mit 450 zwiſchen der Fiſchach und der Leitha gelegenen Höfen beſchenkt *).

3) Was den Herzog Heinrich VII. betrifft: ſo war er bereits zum Nachfolger Kaiſer Heinrichs III. beſtimmt, und eben im Begriff, ſich zu vermählen, als er während eines Feldzuges in Niederdeutſchland wider Herzog Gottfried in Niederlothringen, auf welchem er dem Kaiſer, wie in allen andern Feldzügen deſſelben gefolgt war, im J. 1047 unvermuthet ſtarb, und zu Trier begraben wurde.

§. II.

Conrad I.	Heinrich VIII.
1049 — 1053.	1053 — 1056.

1) Kaiſer Heinrich III., nachdem er zur Alleinherrſchaft über Deutſchland bereits die auf-

---

*) Hermann contract. ad an. 1044. it. Hund Metrop. salisb. I. I. p. 364. 365. 366.

Allmoſen lebt, aus Mitleiden einräumte, weil er halt gar nichts hatte, und weiter niemand beleidigte, ſetzte ſie hinzu. Sie führte mich an das kleine Fenſter, und ſagte: Hier ſtand er noch vor zwei Tagen. Ich mußte ihn bei der Nacht herführen, weil ſie da drüben eine Muſik machten, die er gerne hörte, und weil der Mond ſo hell ſchien. Es muß dort ſchon nicht richtig mit ihm geweſen ſeyn; denn, ſagte er zu mir: Sieh ſie da einmal das Mondlicht an, wie es ſich die Gaſſe ſo bleich und traurig hinab legt, und den Schatten gegenüber, und die Häuſer, die ſich ins Dunkel verlieren. Wie die Frauenthürme daſtehen, majeſtätiſch und fürchterlich und ſtill, und wie ſie bis an die Sterne zu reichen ſcheinen, daß es einem ſchaudert! Ich eilte, fuhr ſie fort, ſo gut ich konnte, ihn zur Ruhe zu bringen; denn ich fürchte die närriſchen Leute ſo ſehr, und zu Zeiten ſchien es immer, als wenn er im Kopf verrückt werden wollte. Doch mir, wollte ich wetten, hätte er nichts zu Leid gethan. Ich habe ihn nun drei viertel Jahre hier, wovon er die Hälfte krank lag, und ich kann nicht ſagen, daß er mir eine läſtige Stunde gemacht hätte. Aber wunderlich war er immer. Wenn ein rechtes Ungewitter heraufzog, oder ein fürchterliches Gewölk am Himmel ſtand, ſo kam er in ſeinen beſten Humor, fallendſten Vorſchritte unternommen hatte (nach dem im J. 1039 erfolgten Hintritt Conrad III., Herzogs in Rheinfranken, zog er dieſes Herzogthum ſogar zur Kammer der königlichen Krone ein), beherrſchte jetzt um ſo mehr das Herzogthum Bayern nach ſeiner freien Willkühr; er ließ es nach dem Hintritte des Herzogs Heinrich VII. zwei Jahre vollends unbeſetzt, und endlich im J. 1049 gefiel es ihm, einen Niederländer, Conrad I. (Sohn Ludolphs, Grafen zu Züphen in Geldern), zum Herzog zu ernennen. Unter dieſem Herzog entſtand wieder ein heftiger Krieg mit den Ungarn, welchen der Biſchof Gebhard zu Regensburg, des Kaiſers Vaters Bruder, durch einen aus unbekannten Urſachen im J. 1050 unternommenen Einfall über den Leithafluß veranlaßte, und bei welchem wieder mehr der Kaiſer Heinrich III., als der bayeriſche Herzog, die Hauptrolle vertrat. Nachdem die Ungarn noch im Jahre 1050 einen Einfall in das öſtliche Bayern vorgenommen, und dieſes bis an den Kalenberg verheeret hatten, berief Kaiſer Heinrich III. nach Nürnberg (welche Stadt damals noch eine bayeriſche Landſtadt war) einen Landtag zuſammen, auf welchem alle bayeriſche Mark- und Landgrafen, und die bayeriſchen Biſchöfe von Salzburg, Bamberg, Eichſtädt, Augsburg, Regensburg, Paſſau, Freiſing und Brixen (der biſchöfliche Sitz zu Seben wurde um das J. 993 nach Brixen verlegt) erſchienen. Man beſchloß die Herſtellung der im J. 1042 zerſtörten Feſtung Haimburg, und der Herzog Conrad I., der Biſchof von Regensburg, und der Markgraf von Oeſterreich führten dieſelbe noch im nämlichen Jahre aus; allein der Krieg mit den Ungarn wurde noch zwei Jahre fortgeſetzt, und Kaiſer Heinrich III. belagerte im J. 1052 eben die Stadt Preßburg, als Pabſt Leo IV., welcher dem Kaiſer, ſeinem Beförderer, einen Beſuch abzuſtatten kam, im deutſchen Lager anlangte, und einen Frieden vermittelte. Indeſſen zog ſich Herzog Conrad I., welcher wie es ſcheint an dieſen letztern Feldzügen keinen beſondern Antheil nahm, durch Mißhelligkeiten mit dem Biſchofe Gebhard, die Abneigung des K. Heinrich III. in eben dem Grade, in welchem er kurz zuvor deſſen Gunſt beſaß, zu, ſo daß ihm derſelbe auf einem Reichstage zu Merſeburg im J. 1053 die herzogliche Würde von Bayern vollends wieder abnahm. Der entſetzte Conrad I. begab ſich nach Ungarn, und ſtarb daſelbſt um 1055.

2) Da Kaiſer Heinrich III. bereits zwei bayeriſche Herzoge, als Heinrich VII. von Luxemburg, und eben dieſen Conrad I. von Zütphen eingeſetzt hatte, ohne ſich um eine Wahl, oder auch nur um eine Einwilligung der baye-

riſchen Stände zu bekümmern, ſo ernannte er jetzt im Jahre 1053 auf einem Reichstage zu Tribur ſeinen Sohn Heinrich (unter den bayeriſchen Herzogen VIII.) zum Herzog von Bayern, und zu gleicher Zeit ernannte er ihn zu ſeinem Nachfolger in der kaiſerlichen Würde; und da dieſer Prinz erſt drei Jahre alt war, ſo ſetzte er den Biſchof Gebhard von Eichſtädt zu deſſen Hofmeiſter und Vormünder, ja zum Statthalter von ganz Bayern, worüber dießmal die ganze Nation ihr äußerſtes Mißfallen bezeigte, und Graf Otto II. von Scheyern ſich an die Spitze derſelben ſtellte; allein der Biſchof Gebhard von Eichſtädt kam dem Ausbruche eines Aufſtandes zuvor, indem er unverzüglich über die Güter des Grafen Otto II. herfiel, und ihn durch die Verwüſtungen derſelben außer Stand ſetzte, etwas ferner zu unternehmen.

3) Unter die merkwürdigſten Begebenheiten, welche ſich während des Zeitraumes des jungen Herzogs Heinrich VIII. ereigneten, gehört die Erlöſchung des männlichen Stammes der berühmten Welfen im Jahre 1055. Dieſe Welfen, welche von den Geſchichtſchreibern bald Grafen, bald Herzoge genannt werden, ſtanden ſchon unter den Agilolfingern im größten Anſehen, und gehörten unter die fünf fürſtlichen Geſchlechter, deren in den bayeriſchen Geſetzen

erwähnt wurde. Auch heirathete, wie oben vorkam, Kaiſer Ludwig der Fromme im J. 819 eine welfiſche Prinzeſſinn, Judith. Dieſe Welfen waren Herren am Lechrain und weitläufiger Güter im Augſtgau und Ammergau, dann Herren der Grafſchaft Altdorf und anderer Güter in Schwaben, und ſo eiferſüchtig auf ihre Selbſtſtändigkeit, daß, als einer derſelben, Heinrich, von dem carolingiſchen Hofe 4000 Höfe zwiſchen dem Lech und der Ammer als Lehengüter annahm, und ſich als carolingiſchen Lehenmann aufnehmen ließ, deſſen Vater, Welf (oder Eticho) dieß als die höchſte Beſchimpfung ſeines Adels und ſeiner Freiheit anſah, ſich von ſeinem Sohne und allen Menſchen abſonderte, und in den Gebirgen bei Ammergau oder Etal aus Gram ſein Leben beſchloß. Im J. 1047 wurde ein Welf, der III., von K. Heinrich III. zum Herzog in Kärnthen und Markgrafen in Verona ernannt, welcher nun im J. 1055, ohne einen männlichen Erben zu hinterlaſſen mit Tod abgieng. Seine Schweſter Cuniga (Cunegunde), Erbinn der Güter in Bayern und Schwaben, heirathete den Grafen Albert Azo II. (den Stammvater der Markgrafen zu Eſte in Italien), und wurde Mutter von zwei Söhnen, Welf und Fulko, welcher letztere die Linie der Markgrafen zu Eſte in Italien fortpflanzte, indeſſen ſich der erſtgeborne, Welf, nach Bayern begab, und den welfiſchen Stamm daſelbſt fortſetzte, dann (wie im nächſten Kapitel vorkommen wird) im J. 1070 Herzog in Bayern, Stammvater der welfiſchen Herzoge in Bayern und Sachſen, und des heutigen Hauſes Braunſchweig und Lüneburg, und der heutigen Könige von England wurde *).

§. III.

Conrad II, 1056, † in eben dieſem Jahre. Agnes, 1057 — 1061. Otto II., ein Sachs, 1061 — 1070.

1) Im J. 1056 gieng (wie oben vorkam) Kaiſer Heinrich III. mit Tod ab, und hinterließ von ſeiner Gemahlinn Agnes von Poitou zwei Söhne, Heinrich und Conrad, von denen in dieſem Jahre jener ſechs, dieſer drei Jahre des Alters zählte. Jener, welcher ſeit dem Jahre 1053 zum Herzog von Bayern ernannt worden war, folgte ſeinem Vater in der königlichen Regierung, dieſes Namens der IV., ſogleich nach; Conrad wurde durch die

---

*) Siehe Abriß der deutſchen Geſchichte.

Verwendung der verwittibten Kaiſerinn Agnes zum Herzog von Bayern erklärt. Beide Prinzen ſtanden unter der Vormundſchaft dieſer Agnes, oder vielmehr unter der Aufſicht Biſchofs Heinrich von Augsburg, welcher des Kaiſers Heinrich III. Kanzler geweſen, und des jungen K. Heinrichs IV. Hofmeiſter war. Der junge Prinz und bayeriſche Herzog Conrad II. ſtarb aber noch im J. 1056.

2) Hierauf ergriff die Kaiſerinn Agnes ſelbſt das Ruder der Regierung, und ließ ſich durch ihren Sohn K. Heinrich IV. zur Herzoginn von Bayern erklären. Niemand brachte dabei eine Einwendung vor, und die Stände von Bayern ſcheinen gar nicht in der Verfaſſung geweſen zu ſeyn, um einige Bewegung zu machen.

Unter der Regierung dieſer Frau ereignete ſich im J. 1057 die Erlöſchung des männlichen Stammes der nordbayeriſchen Markgrafen, mit Markgrafen Otto I. zu Schweinfurt (denn von dieſer Stadt nannten ſich dieſe Markgrafen ſeit der Zerſtörung von Ammerthal), welcher vom Kaiſer Heinrich II. im J. 1048 auch mit der herzoglichen Würde von Schwaben belehnt worden war. Dieſer Otto hinterließ drei Töchter, Bertha, Judith und Beatrix, welche mit den ihrem Vater angehörigen Ländereien eine Theilung vornahmen, durch welche der jüngſten Tochter Beatrix die Grafſchaften Neumarkt und Cham, auf welcher letztern die Würde und das Hauptlehen der nordbayeriſchen Markgrafſchaft haftend blieb, zukam. Sie verheirathete ſich an einen Grafen von Vohburg, Conrad, welcher die markgräfliche Würde bis zur Erlöſchung ſeines Geſchlechts im J. 1004, wo ſeine Güter an den Herzog von Bayern heimfielen, fortführte. Die übrigen zur nordbayeriſchen Markgrafſchaft gehörigen, und unter der bayeriſchen Oberlandesherrſchaft geſtandenen fränkiſchen Ländereien giengen, da Niemand mit Nachdruck ſich um ſie annahm, bei dieſem Vorfalle für Bayern verloren, ſo daß nunmehr die Grenzen des bayeriſchen Nordgaues gegen Morgen der Böhmerwald, gegen Norden die bis Königsberg hinlaufende Eger, gegen Abend die heutige herzoglich ſulzbachiſche Grenze, und gegen Süden die Altmühl ausmachten.

Das Wichtigſte, was die verwittibte Kaiſerinn Agnes als Herzoginn von Bayern erfuhr, war ein Krieg mit den Ungarn. Sie hatte im J. 1058 eine ihrer Töchter, Sophia, an Salomo, Sohn des Andreas, Königs in Ungarn, vermählt. Dieſem Andreas ſtrebte ſein Bruder Bela nach Krone und Leben, ſo daß ſich jener im J. 1060 genöthigt fand, die Flucht zu ergreifen, und die Herzoginn

Agnes in Bayern um Beiſtand anzurufen. Die Bayern zogen ſogleich hinab, und die Böhmen folgten nach, in der Abſicht, ſich mit denſelben zu vereinigen. Jene waren aber kaum angelangt, als Andreas, ohne die Ankunft der Böhmen abzuwarten, ſeinen Bruder Bela unweit der Theiß aufſuchte und obſiegte; ehe er aber ſeines Sieges genoß, rückten aus dem Innern des Landes von allen Seiten friſche Völker herbei, mit welchen Bela die Schlacht erneuerte, und einen vollkommenen Sieg erfocht. Der Biſchof von Zeiz, ja ſelbſt der König Andreas verloren, der letztere auf der Flucht nach Bayern, das Leben.

Niemand war bei dieſem Vorfalle (welcher einige Zeit nachher, nämlich im J. 1063, da Bela ſtarb, und Salomo zum König von Ungarn erhoben ward, glücklich beigelegt wurde) mehr bekümmert, als die bayeriſche Regentinn Agnes. Sie fürchtete einen Einfall des Bela nach Bayern, und entſchloß ſich unverzüglich, die Regierung nieder zu legen, und einen würdigen Nachfolger, welcher dieſen Umſtänden gewachſen war, zu ernennen. Sie wählte den Sohn des Grafen Benno zu Nordheim (einem damaligen Dorf) und Boimenburg (einem Schloß unterhalb Göttingen), und ſie betrog ſich nicht in ihrer Wahl. Otto, ſo hieß dieſer Graf, war ein ſehr geſchickter und thätiger Herr, und wegen ſeinen vortrefflichen Eigenſchaften in ganz Sachſen geehrt und geliebt. Seine Einſetzung zum Herzog in Bayern gieng im J. 1061 vor ſich.

3) Dieſer Herzog Otto, der II. dieſes Namens, dachte als Herzog von Bayern ganz anders, als er, da er noch Graf war, gedacht haben mochte. Er fühlte die Kränkung ſeiner nunmehrigen Würde, vermöge welcher er einen bloßen Statthalter vorſtellen, und von der Gnade der königlichen Vormundſchaft, welche die Kaiſerinn Agnes mit dem Biſchofe Heinrich von Augsburg beibehielt, abhängen ſollte. Ueber dieſen letztern Umſtand waren auch andere geiſtliche und weltliche Reichsfürſten längſt unzufrieden, und Herzog Otto II. ſchloß ſich ſogleich an die vornehmſten derſelben an. Der junge Kaiſer, Heinrich IV. befand ſich im J. 1062 zu Kaiserswört am Rhein, wo ihn der Erzbiſchof Hanno von Cöln in ſein neuerbautes Schiff, unter dem Vorwand, daß er es beſehen möchte, lockte, und ſogleich nach Cöln mit ſich abführte. Herzog Otto II. hatte an dieſer Liſt Antheil genommen, wie er ſich dann auch alſogleich mit Beiziehung des eben genannten Hanno und des Erzbiſchofes von Mainz der Reichsverweſung unterzog.

Aber eben dieſer Unternehmungsgeiſt, dieſe kühne Beſtrebung, ſich wieder einen bedeutenden Rang zu verſchaffen, welche Herzog Otto II. in allen ſeinen Handlungen äußerte, zog ihm auch bald nachher den Untergang zu. Kaiſer Heinrich IV. hielt ſich nämlich, da er die Regierung als deutſcher König ſelbſt zu führen anfieng, in Sachſen, wo ihm und ſeinem Hofe die Nation den Unterhalt verſchaffen mußte, ſehr lange auf, und zog ſich (durch ſeine jugendliche ausſchweifende Lebensart und durch viele Bedrückungen) bei den ſächſiſchen Ständen einen allgemeinen Haß zu. Da es nun endlich dahin kam, daß ein wirklicher Aufſtand der Sachſen (wie dann dieſer auch in der That erfolgte) zu befürchten war, und da bei dieſen Umſtänden der bayeriſche Herzog Otto II. als ſelbſt ein geborner Sachs, ſich um ſeine Landsleute anzunehmen und den ſächſiſchen Erbprinzen Magnus unterſtützen zu wollen ſchien, ſo ſuchte ihn Kaiſer Heinrich IV. zu entfernen, und ihm alle Macht, durch welche er ihm gefährlich werden konnte, zu benehmen; er bediente ſich dazu einer ſehr niederträchtigen Erfindung; er beſtellte nämlich einen berüchtigten Straſſenräuber, Egino, welcher den Herzog anklagen mußte, als hätte er auf das Leben des Kaiſers Anſchläge gemacht. Der Herzog wurde ſogleich zur ſtrengſten Verantwortung gezogen; und da er der Beſchuldigung widerſprach, ſo wurde ihm aufgetragen, und konnte halbe Stunden hinausſehen. Auch war er ſehr ſtolz, und wollte lieber Hunger leiden, als Geld borgen. Er hatte oft, wie ich ein paarmal gewiß weiß, nichts zu eſſen, und damals hörte ich ihn auf ſeinem Zimmer da ſehr weinen. Dennoch machte er ein freundliches Geſicht, wie ich hineinging, und ſah heiter und freudig aus, als wenn ihm nichts fehlte. Er ſagte oft in ſeiner Krankheit, wenn ich ihm einen Trunk Waſſer brachte, nichts ſchmerze ihn mehr, als daß er mir gar nichts für die Dienſte geben könnte, die ich ihm leiſtete. Ich habe ſeine Aeltern wohl gekannt; ſie waren anſehnliche, wohlhabende Leute; aber ſie ſtarben bald, und er da (ſie meinte den Engelhof) — ich kann freilich nicht alles glauben, was man ſagt — —

Während die Alte dieß ſagte, ſuchte ich in den Papieren um, welche in einer offnen Kiſte durcheinander gewühlt vor meinen Augen lagen. Ich fand ſogleich auf dem erſten Blatt, welches mir in die Hände fiel, etwas, wodurch meine ganze Seele gerührt ward. Ich bat die Alte um dieſe Papiere, und ſie war ſehr willig, mir dieſen Plunder, wie ſie ſelbe nannte, zu überlaſſen.

Ich kann mich nicht enthalten, den Aufſatz, der mein ganzes Herz für den jungen Menſchen gewann, herzuſetzen, und dieß um ſo ſeine Unſchuld durch einen Zweikampf mit dem Egino zu erproben. Otto weigerte ſich mit einem ſolchen verworfenen Menſchen ſchon aus dem rechtlichen Grunde, weil er ihm nicht gleichbürtig war, zu kämpfen; er erbot ſich, ſeine Unſchuld vor der Reichsverſammlung darzuthun; er kam auch in die Gegend von Goßlar, wo K. Heinrich IV. ſich aufhielt, und bat um ein ſicheres Geleit; aber K. Heinrich ſchlug es ihm ab, und der Herzog wurde von treuen Leuten, welche wiſſen konnten, wie die Sachen ſtehen, gewarnet, nicht weiter zu gehen, indem ſein Untergang auf alle Fälle beſchloſſen wäre. Otto zog ſich alſo zurück, was K. Heinrich IV. gewünſcht hatte, indem er ſogleich die Stimmen einiger ſächſiſchen Stände, welche den Otto wegen ehemaliger Privatſtreitigkeiten haßten, ſammelte. Dieſe ſprachen ihm ohne Bedenken, als einem Beleidiger der Majeſtät, das Herzogthum ab, und gaben ſeine eigenthümlichen Lande an der Weſer und im Harz der Plünderung preis, im Jahre 1070. Herzog Otto II. nahm zwar nachmals an dem K. Heinrich IV. zumal an den königlichen Schlöſſern in Sachſen, eine Rache, welche ſo groß und empfindlich, als das Unrecht, das man ihm angethan hatte, war; aber zur herzoglichen Würde in Bayern konnte er niemals wieder gelangen; er ſtarb im J. 1083 durch einen Pferdeſturz in Sachſen, und wurde zu Nordheim begraben. Unter ſeinen Kindern, welche er in ſeiner Ehe mit Richza (Richenza) erhielt, iſt für uns eine Tochter, Athelinde, merkwürdig, welche an ſeinen Nachfolger im Herzogthume Bayern, Welf I. verheirathet oder verlobt, und von dieſem, wie im folgenden Kapitel vorkommen wird, verſtoſſen wurde.

§. IV.

In dieſem Zeitraume wurde die Verwirrung, die Geſetzloſigkeit, und die öffentliche Gewaltthätigkeit in Deutſchland allgemein. Das Syſtem der ſächſiſchen Kaiſer, alle Herren und Stände ihrem Scepter unterwürfig zu machen, welches die Kaiſer fränkiſcher Abkunft fortſetzten, konnte auch keine andern Folgen nach ſich ziehen. Nach dieſem Syſtem ſollten die weltlichen deutſchen Fürſten entkräftet und unterdrückt, und allein die Biſchöfe mächtig werden, indem ſich die Kaiſer aus Mangel an wahrer Sach- und Menſchenkenntniß einbildeten, daß dieſe, weil ſie keine Familien fortpflanzten, beſſer dazu taugen würden, perſönliche, bloß lebenslängliche Statthalter vorzuſtellen. Die Biſchöfe, und zum Theil auch die Aebte wurden zu ſolchem Ende mit allen Vorrechten überhäuft, welche ihnen Macht und Anſehen verſchaffen konnten. Kaiſer Otto III. z. B. verlieh im J. 986 dem Biſchofe von Freiſing, im J. 999 den Biſchöfen von Salzburg und Paſſau das Münzrecht nach dem herzoglichen Fuße zu Regensburg, und allen dreien das Markt- und Zollrecht. Kaiſer Conrad II. ſtellte die Biſchöfe Bruno von Augsburg und Engilbert zu Freiſing als Lehr- und Hofmeiſter ſeines Sohnes, des nachmaligen Kaiſers Heinrich III. auf. Dieſer Kaiſer erklärte (wie wir hörten) den Biſchof Gebhard zu Regensburg zu ſeinem Feldmarſchall, den Biſchof Gebhard von Eichſtädt zum Statthalter von Bayern. Eben dieſer K. Heinrich III. behauptete nicht nur (was ſeine Vorfahrer ſorgfältig in Acht nahmen) über die Ernennung der Biſchöfe den größten Einfluß, ſondern beförderte vier deutſche Biſchöfe, worunter drei bayeriſche waren, als im Jahre 1046 den Biſchof Suidger von Bamberg (Clemens III.), und nach deſſen Hintritt im J. 1047 den Biſchof Poppo von Brixen (Damaſus II., † 1048), dann im J. 1049 den Biſchof Bruno von Tull, ſeinen Anverwandten (Leo IX.), und endlich nach dem Hintritt dieſes Leo IX. im J. 1054 den Biſchof Gebhard von Eichſtädt (Victor II.), welcher Landesſtatthalter von Bayern war, zum päbſtlichen Stuhle. So verfuhren auch eben dieſe Kaiſer zu gleicher Zeit, da ſie die Biſchöfe und Aebte außerordentlich bereicherten und begünſtigten, mit denſelben manchmal nicht anders, als wenn ſie dieſelben für bloße Verwalter ihres königlichen Eigenthums hielten, und K. Heinrich IV. verſchenkte nicht nur Abteien nach ſeinem Belieben, ſondern wies ſeine Kriegsleute, denen er ſelbſt nicht Lehen geben konnte, auf Bisthümer und Abteien, theils mit Befehlen, theils mit Bitten an. Auch zogen dieſe Kaiſer, wenn ein Biſchof oder Abt ſtarb, die Verlaſſenſchaft deſſelben, als oberſte Lehenherren an ſich. Seit die Biſchöfe die Stellen von Generalen und Statthaltern übernahmen, verloren ſie Zeit und Neigung, Schulmeiſter bei ihren Seminariis, wozu ſie von den Agilolfingern und Carl dem Großen beſtimmt wurden, zu bleiben, und die Zucht der ihnen anvertrauten Canonicorum (Knichen), oder Domprieſter zu beſorgen; dieſe fiengen jetzt auch an, ihren Haupt-Canon (das gemeinſame Leben) zu verlaſſen, in abgeſonderten Häuſern zu leben, und ſogar Vicarios oder geringere Geiſtliche, welche ihre Verrichtungen beſorgen mußten, aufzuſtellen, ſo, daß einige fromme Männer, welchen dieſer Verfall, dem ſie nicht ſteuern konnten, zu Herzen gieng, einige Zeit nachher auf den Gedanken verfielen, jenen Canonicis wieder andere, welche an die Regel des heil. Auguſtinus angewieſen, und daher Regulares genannt wurden, an die Seite zu ſtellen, und denſelben ordentliche Klöſter einzuräumen. Eben ſo ſchlimme, und dem Syſteme der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer, die Herzoge als Statthalter zu behandeln, höchſt widerſprechende Folgen ereigneten und entwickelten ſich in der innern Regierung und Verfaſſung von Bayern (und anderer deutſcher Länder), ſo daß es bald dahin kam, daß die Kaiſer ein eignes Staatsrecht für ſich, welches die Fürſten, ihre Statthalter, nicht anerkannten, und daß zu gleicher Zeit die Fürſten ein eigenes hatten, welches die Kaiſer mißbilligten. Niemand aber gewann dabei mehr, als die Gaugrafen, welche ſich, da ſowohl die Kaiſer, als die Herzoge und Fürſten ihre Hilfe bedurften, bald an jene, bald an dieſe hielten, und ſich von beiden ſolche Freiheiten, welche ſelbſt wieder zur fürſtlichen Würde und Größe führten, ertheilen oder beſtätigen ließen; ſie fingen auch jetzt an, zu vergeſſen, daß ſie nur in ſo ferne Grafen ſeyen, weil ſie Beamte waren, und daß ſie, wie ihre Vorfahrer, ſtatt einer Beſoldung an Geld, Lehengüter bloß nutznießlich zu verwalten hätten; ſie ſchlugen vielmehr dieſe Lehengüter allenthalben zu ihren Familiengütern, und nahmen ſich endlich im

11ten und im folgenden Jahrhundert häufig die Freiheit heraus, den Namen Gaugrafen vollends wegzulaſſen, und ſich ſogleich unmittelbar von ihren Gauen, manchmal auch von ihren Hauptſitzen einen Geſchlechtsnamen beizulegen. Kein Gutsherr in ihrer Nachbarſchaft war wider ihre Anmaſſungen und Gewaltthätigkeiten geſichert, und daher kam es auch, daß viele hundert geringere Edelleute, um durch eine Fehde nicht alles zu verlieren, auf den Einfall geriethen, ihre eigenthümlichen Güter irgend einem mächtigen Herrn in ihrer Nachbarſchaft freiwillig als ein Lehen (feudum oblatum) mit verſchiedenen Bedingniſſen aufzutragen, deren Hauptinhalt dahin gieng, daß der neue Vaſall und deſſen Nachkommenſchaft den Genuß der aufgetragenen Güter beibehalten, der Lehenherr aber dieſe Güter nach dem Abgange der Vaſallenfamilie erben, und indeſſen ſchuldig ſeyn ſoll, dieſelben wider alle Gewaltthätigkeiten eines Dritten in ſeinen unmittelbaren Schutz zu nehmen, und in bürgerlichen ſowohl als kriegeriſchen Vorfällen zu vertheidigen. Viele hundert einzelne Familien ſchenkten ſich unter verſchiedenen Verträgen, zumal den Biſchöfen und den Klöſtern, weil dieſe unverletzbarer, auch gewöhnlich milder und uneigennütziger, und zugleich im Beſitz verſchiedener Freiheiten waren, bei denen ein Vaſall ſicherer und ruhiger leben konnte, ſo daß das Sprichwort „unter dem Krumſtab (biſchöflichen oder abteilichen Stab) oder Herrſchaft iſt gut leben“ entſtanden iſt. Da nun unzählige Höfe, welche bis dahin ein freies eigenes Gut waren, in Lehen verändert wurden, ſo gerieth dabei der vaterländiſche Heerbann oder die Landmiliz außerordentlich in Verfall, und da zu gleicher Zeit die Gaugrafen, als Hauptherren, ihre Lehen als ein Eigenthum zu behaupten anfiengen, ſo litt auch nicht weniger die Lehenmiliz, indem ſich ſolche Hauptherren weigerten, dem Aufgebot der Kaiſer zu auswärtigen, beſonders den immerzu wiederholten italieniſchen Kriegen eine Folge zu leiſten, wenn ihnen nicht im voraus beträchtliche Vortheile und Freiheiten bewilliget, oder ſolche, die ſich dieſelben ohne weiters ſelbſt herausgenommen hatten, beſtätiget wurden. Da die Hauptgüter damals noch nicht untheilbar, nicht bloß den Erſtgebornen einer Familie zuſtändig, da nach dem Hintritte eines Gutsherren deſſen ſämmtliche Söhne berechtiget waren, einen gleichen Erbantheil an der Verlaſſenſchaft zu fordern, ſo kamen die mäßig begüterten Familien ungemein herab, und ganze Dorfſchaften waren mit niedern Edelleuten angefüllt, welche einen oder mehrere einzelne Höfe beſaßen, welche ſie mit ſogenannten Hinterſaſſen, die ſie ernähren mußten, beſetzten. Solche geringere Edelleute begaben ſich, aus Mangel an hinlänglichem Unterhalt, in ganzen Schaaren an die Höfe der Kaiſer, Herzoge, Biſchöfe und der Grafen, welche letztere überall eigene Höfe zu bilden, und gleich jenen, glänzende Hofämter zu halten anfiengen, und baten, in die Zahl der Hofdiener (daher ſie Famuli, Ministeriales, überhaupt aber die Familia oder das Hofgeſind genannt wurden, und abhängig waren) aufgenommen zu werden. Noch ſchlimmer verhielt es ſich mit den niedrigen Volksklaſſen, und es gab bereits überall eine Menge Leute, welche ſo zu ſagen Niemanden angehörten, und keinen beſtimmten Nahrungszweig hatten, ſondern ſich ſchlechterdings auf das niedrige Gewerb (welches damals entehrte) verlegten, den Großen zur Kurzweil zu dienen, und an den Höfen derſelben herumzuziehen, wie man dann lieſt, daß ſich bei der Hochzeit, welche Kaiſer Heinrich III. mit der Agnes von Poitou im J. 1043 zu Ingelheim hielt, ganze Schaaren von Muſicis, Tänzern, Schauſpielern und andern Poſſenreiſſern einfanden, welche der Kaiſer als müſſige, loſe und verächtliche Geſellen von ſich wies. Da die Grafen den Hofſtaat der Fürſten nachzuahmen, und ſich nicht mehr undeutlich in den Fürſtenrang zu ſchwingen trachteten, ſo griffen ſie, was die eben erwähnte

Auftragung der Lehen veranlaßte, allenthalben mit Liſt und Gewalt um ſich, und die Fehde vermehrte ſich jetzt in einem ungeheuern Grade. Sie machten ſich ſelbſt, einer dem andern, ihr Eigenthum dergeſtalt unſicher, daß ſie ſich gleichſam von der Erde entfernen, ihre Wohnungen auf Felſen und ſteilen Anhöhen nehmen, und das ganze Land, als ſollte es in einem ewigen Kriegsſtande verbleiben, mit Feſtungen erfüllen mußten. Dieſe Berg-Feſten, von welchen in unſerm Vaterlande noch hie und da einige verfallene Bruchſtücke oder ſpätere Nachahmungen vorhanden ſind, hatten eine beſondere Bauart. Bei dem Plan derſelben wurde weder auf ein Ebenmaß, Raum, Hellung, Bequemlichkeit noch Schönheit, ſondern allein auf die Feſtigkeit geſehen. Alles war mit Mauern, Bollwerken und Thürmen umgeben, innerhalb welchen ſich Vorhöfe, und in dieſen die Wirthſchaftsgebäude, Burgſtälle, dann die Wohnungen für den Kapellan, Stallmeiſter, Burgvogt oder Kaſtellan, die Knappen und andere Diener, dann die Ställe für die Roſinanten der im zwölften Jahrhundert üblich gewordenen irrenden Ritter befanden. Zu dem Hauptthor, bei welchem, wie bei andern Thoren, Zugbrücken angebracht waren, führten krumme enge Zwinger, und das gewöhnlich viereckige Hauptſchloß war nicht ſelten mit einer hohen Mauer umgeben, welche dem Sonnenlicht nur einen ſparſamen Eingang verſtattete. Selbſt die Hauptgebäude hatten faſt immer nur wenige und enge Fenſter, welche den Schießſcharten ähnlich waren. Dieſe Gebäude hatten unten ſechs bis acht Fuß dicke Mauern, welche ſich nach oben zu etwas abſchrägten und von innen erweiterten. Hin und wieder waren Schlupfwinkel, auch unterirdiſche Gänge angebracht, durch welche man manchmal auf eine Viertelmeile fortgehen, und in ein anderes Schloß ſich begeben, oder zu einem Ausgange in einen Wald kommen konnte, angelegt. Nicht ſelten waren, damit man bei einer längern Belagerung keinen Mangel an Waſſer litt, Brunnen von ungeheurer Tiefe gegraben, und mit beſonderm Fleiße ausgemauert. Bei den meiſten dieſer Schlöſſer befand ſich ein über alle übrigen Gebäude emporragender, feſtgemauerter Thurm, der Wachtthurm (auch der Lueg ins Land) genannt, zu welchem eine Fallbrücke vom Hauptgebäude hinum gelaſſen wurde, und welcher inwendig mit vielen einander folgenden Gewölben verſehen war, welche keine Treppen, ſondern in der Mitte eine viereckige Oeffnung hatten, durch welche man die Gefangenen in finſtere, tief unter der Erde gegrabene Behältniſſe (der Burgverließ) in Stricken hinab, und darin nicht mehr, da von den Jahren, wo er dieſen geſchrieben, mehrere dieſer Art, welche ich an ſeinem Orte einrücken werde, vorhanden ſind. Er war mit Bleiſtift geſchrieben, und beinahe halb ausgelöſcht. Oben an ſtand:

Der Rumpf

im Garten zu Nymphenburg.

Geſchrieben 1760 im zwanzigſten Jahre meines Lebens.

„Es war ein alter Rumpf, auf den ich ſtieß, als ich im großen herrlichen Garten zu Nymphenburg immer weiter und weiter kam, geführt von ſtillem Kummer und von ſtiller Freude. Er lag da, ohne Arme und Bein, mit dem Reſt halb in den Sand verſenkt, und von aller Welt vernachläſſigt und vergeſſen. Sein Kopf lag etwas erhaben, aber verſtümmelt überall; und doch wars, als wenn er ſagte: *Sieh, auch ich war in dieſem Garten.* Und ſo, wie ichs zu hören glaubte, gab ich zur Antwort: Ach! auch du warſt in dieſem Garten! Dieß war tief auf einem abgelegnen Seitenweg, in einem Gang, den beinahe kein Sonnenſtrahl durchdrang, und nur ein leiſe ſeufzendes Lüftchen durchflüſterte, und ſelten verſchmachten ließ. Aus dieſen öffentlichen und allgemeinen Anſtalten läßt ſich leicht ſchließen, wie öffentlich und allgemein der Unfug des Fauſtrechts, oder die Verachtung der ordentlichen Geſetze und Gerechtigkeitspflege geweſen ſeyn möge. Dieſem Uebel konnte bereits ſo wenig mehr einiger Einhalt gethan werden, daß man zufrieden war, daſſelbe wenigſtens durch Geſetze leiten und mäßigen zu können. So wurde geboten, daß man Niemanden befehden ſollte, ohne ihm die Fehde drei Tage zuvor angekündigt zu haben, und die Biſchöfe führten einen von ihnen ſogenannten Gottesfriede (Treuga dei genannt) ein, vermöge deſſen, bei der Strafe des Kirchenbannes, zu gewiſſen heiligen Zeiten, und an hohen Feſten kein Fehdezug vorgenommen werden durfte; aber die eben beſchriebenen Schlöſſer dienten den Inhabern derſelben bald nicht mehr bloß zu ihrer Vertheidigung, ſondern ſie wurden ſehr häufig förmliche Raubſchlöſſer, von welchen aus reiſende Herren, und zumal Kaufleute beobachtet und geplündert wurden. Man beſchuldigte ſogar ſelbſt Herzog Otto II. von Bayern, daß er nicht nur die Fehden der Adeligen, in der Hoffnung, daß ſie ſich dadurch ſchwächen würden, geduldet, ſondern auch die Räubereien nachgeſehen, ja, daß er auf dieſem ſchändlichen Wege ſelbſt Vortheile geſucht habe.

Sechstes Kapitel.

Welfiſche Herzoge
(mit Untermiſchung zweier Oſtbayern)
1070 — 1079.

Welf I., wurde bayer. Herzog ao. 1070, † 1101 zu Paphos auf der Inſel Cypern.

Welf II. wurde Herzog ao. 1101, heirathete die Erbtochter des Markgrafen Bonifacius in Tuſcien, Mathilde, † kinderlos 1120 zu Kaufringen am Lech, liegt zu Weingarten.

Heinrich IX., der Nachfolger Welfs des II., gen der Schwarze, heirathete die Erbtochter des ſächſiſchen Herzogs Magnus, † 1126, liegt zu Weingarten.

Conrad ein Ciſterzienſer Mönch, † 1126.

Heinrich IX., gen. der Stolze, heirathete die Erbtochter des ſächſiſchen Herzogs (und Kaiſers) Lothar von Suplinburg, † 1139.

Heinrich XII., gen. der Löw, entſetzt 1179, † 1195.

Welf III., Erbe der welfiſchen Güter in Italien, und der Stammgüter in Payern und Schwaben, welche er an Kaiſer Friedrich I. verkaufte, † 1191, liegt zu Steingaden.

Welf IV. ſtarb unbeerbt 1167, liegt zu Steingaden.

Heinrich wurde Pfalzgraf am Rhein, deſſen einzige Tochter an Herzog Otto, den Erlauchten, von Bayern vermählt wurde.

Otto IV. wurde Kaiſer, † 1218.

Wilhelm, Fürſt zu Lüneburg, Stammvater des Hauſes Braunſchweig u. Hannover, und der jetzigen Könige von England.

Die zwei untermiſchten Herzoge waren:

a) Leopold, oſtbayeriſcher Markgraf von 1139 — 1141.

b) Heinrich XI., gen. Jaſomirgott, von 1142 — 1156, † 1177.

§. I.

Inhalt. 1) Welf I. wurde im J. 1070 Herzog in Bayern; 2) hielt ſich während der Streitigkeiten Kaiſers Heinrich III. mit Pabſt Gregor VII., mit den Feinden des Kaiſers, und wurde im Jahre 1077 von dieſem entſetzt; 3) verſöhnte ſich aber, als ihm ſeine Hoffnung auf die mathildiſchen Güter in Italien fehlſchlug, mit dem Kaiſer wieder. Deſſen Hintritt im J. 1101. Kinder.

§. II.

1) Ende des Inveſtiturſtreites im J. 1122. 2) Errichtung des Herzogthums Franken für die Hohenſtauffen. Hintritt Welfs II. im J. 1120. 3) Vergrößerung der herzoglichen Länder durch Herzog Heinrich IX. oder den Schwarzen. Deſſen Hintritt im J. 1126; Gemahlinn. Kinder.

§. III.

1) Zuwachs der herzoglichen Macht unter Heinrich X. oder dem Stolzen, Herzog von Bayern und Sachſen; 2) deren Größe vom Kaiſer und dem Reich gehaßt und gefürchtet, und dem zu Folge der Herzog Heinrich X. ſeiner Herzogthümer entſetzt wurde, im J. 1138. 3) Deſſen Hintritt im J. 1139. Kinder.

§. IV.

1) Unruhige Regierung Leopolds von Oeſterreich. 2) Fortſetzung derſelben von Heinrich XI., gen. Jaſomirgott, indeſſen Heinrich XII., gen. der Löw, das ſeinem Vater entriſſene Herzogthum Bayern zurückforderte; 3) in welches ihn auch Kaiſer Friedrich I., gen. der Rothbart, im J. 1156 zurückſetzte; aber zugleich die Mark Oeſterreich von Bayern trennte, und ſie zu einem ſelbſtſtändigen Herzogthum erklärte im J. 1156.

§. V.

Sturz Heinrichs XII., des Löwen, und Entſetzung deſſelben im J. 1179.

§. I.

Welf I.

1) Herzog Welf I. war (wie oben vorkam) ein Sohn des Markgrafen Azo II. zu Eſte, und der Cunigunde, Erbtochter des im Jahre 1055 verſtorbenen Welfs III., letzten männlichen Sproſſen der Welfen in Bayern. Man beſchuldiget ihn, daß er ſich niedriger Kunſtgriffe bedient haben ſoll, um ſich bei dem K. Heinrich IV. in Gunſt zu ſetzen, und zur herzoglichen Würde in Bayern zu gelangen. Er hatte ſich nämlich mit ſeinem Vorfahrer Herzog Otto II. in Bayern, ſo lange dieſer glücklich war, ſehr gut benommen, und ſich ſogar mit deſſen Tochter Ethelinde vermählet; aber ſobald er merkte, daß dieſer Otto in die Ungnade des Kaiſers verfallen, und ſeinem Sturze nahe ſey, brach er alle Freundſchaft mit ihm ab, und verſtieß ſogar die Ethelinde. So wird die Sache von einem ſonſt glaubwürdigen Schriftſteller, Lambert von Aſchaffenburg, erzählet; wiewohl da ſich nicht findet, daß irgend ein Biſchof derſelben Zeit eine Klage, welche in ſolchen Fällen nie unterblieb, darüber geführt habe, es wohl auch wahrſcheinlich bleibt, daß ihm die Prinzeſſinn nur angelobt, und nicht wirklich mit ihm vermählt geweſen. Welf I. wurde von Kaiſer Heinrich IV. in Goßlar zum Herzog ernannt den 25. December 1070.

2) Wir haben gehört, wie muthwillig ſich Kaiſer Heinrich IV. in Sachſen betragen, und wie willkührlich er die deutſchen geiſtlichen und weltlichen Fürſten behandelt habe. Er lebte unter den Augen des Erzbiſchofes Albert von Bremen, der die Leitung des jungen Kaiſers übernommen, und der jugendlichen lockern Lebensart deſſelben, und ſeinem unzeitigen Hange nach Willkühr keine Schranken geſetzt hatte. Das Mißvergnügen der deutſchen Fürſten wuchs darüber bald auf einen ſolchen Grad, daß ſie ſich unter der Anführung der Erzbiſchöfe von Mainz und Cöln bereits im Jahre 1066 zu Tribur zu einer Berathſchlagung, wie dem Uebermuthe zu ſteuern ſeyn möchte, eigenmächtig verſammelten, und dem jungen Monarchen, als er ſich den Muth nahm, ebenfalls nach Tribur zu kommen, ins Angeſicht ſagten, er müſſe entweder als Kaiſer abdanken, oder den Erzbiſchof Albert entlaſſen. Kaiſer Heinrich IV. entließ ihn auch auf eine kurze Zeit, nach welcher aber ſein Verhalten wider die Sachſen noch ſchlimmer wurde. Dieſe entſchloſſen ſich endlich, das gleich ſchimpfliche als unerträgliche Joch abzuſchütteln, und ergriffen die Waffen. Sie riefen zugleich andere deutſche Fürſten auf, mit ihnen ſich gemeinſchaftlich zu verbinden, und Herzog Welf I. war im J. 1073 im Begriff, auf ihre Seite zu

treten; allein als bei verſchiedenen Unterhandlungen, in welche ſich Kaiſer Heinrich IV. mit den ſächſiſchen Ständen einließ, dieſe die Wiedereinſetzung des im J. 1070 in die Acht erklärten Herzogs Otto II. forderten, hielt ſich Herzog Welf I. wieder an den Kaiſer; er führte ihm Truppen aus Bayern zu, und als es im J. 1075 zu Hohenburg unweit Langenſalza an der Unſtrut zwiſchen den Sachſen und K. Heinrich IV. zu einer Schlacht kam, half dieſem Herzog Welf I. hauptſächlich den Sieg erfechten, welchen aber jener dergeſtalt mißbrauchte, und die Sachſen auf eine ſo auffallende Art mißhandelte, daß die übrigen deutſchen Fürſten, indem ſie ein gleiches Schickſal befürchteten, mit allem Ernſte auf Mittel dachten, der Macht eines ſolchen deutſchen Kaiſers endlich einmal Schranken zu ſetzen. Dazu bot ſich ihnen um eben dieſe Zeit die gewünſchteſte Gelegenheit an. Im J. 1073 beſtieg Pabſt Gregor VII., ein Herr von großem Eifer und eben ſo großem Muth den päbſtlichen Stuhl. Damals waren die Grundſätze, daß die weltliche Macht, weil ſie bloß zeitliche Dinge beſorgte, der geiſtlichen Macht, welche nach dem Ewigen trachtete, untergeordnet ſey, bereits durch die (ſeit einigen Jahrhunderten geſchehenen Vorbereitungen, und durch die öffentlichen Lehren auf Schulen) befeſtigt, und zu einer endlichen Anwendung reif und ſo gemein geworden, daß es bereits nicht mehr an Beiſpielen fehlte, daß ſelbſt die weltlichen Fürſten eine ſolche Macht anerkannt haben. So haben ſich eben wider den gedachten Kaiſer Heinrich IV. die gedrückten deutſchen Fürſten und Biſchöfe, und wider dieſe auch ſelbſt Heinrich ſich klagweis an den päbſtlichen Stuhl gewendet, und um Beſtrafung des ſtrafbaren Theils, und um Abſtellung gebeten. Dieſer Kaiſer that noch viel mehr; er verſprach dem Pabſte Gregor VII., welcher ihm auftrug, daß er jene Biſchöfe, welche ihre Stellen gekauft hatten, entfernen ſollte, feierlich, dem Auftrage nachzukommen. Pabſt Gregor VII. entſchloß ſich alſo, der ihm zuerkannten Gewalt gemäß mit Nachdruck zu handeln, und im J. 1075 ſetzte er feſt, daß ein deutſcher König künftig keinen Biſchof oder Abt mit dem Biſchofſtabe und Ring (als welche Zeichen das Geiſtliche anzeigten) zu belehnen (inveſtiren) ſich unterfangen ſollte. Bald darauf belegte er den Biſchof Hermann von Bamberg mit vier Hofdienern Kaiſers Heinrich IV., welche angeklagt wurden, Abtenſtellen verkauft zu haben, mit dem Kirchenbanne, und zu gleicher Zeit erließ er an K. Heinrich IV. einen Befehl, daß er in Rom perſönlich erſcheinen, und ſich wegen der vielen Beſchuldigungen, welche man wider ihn bei dem päbſtlichen Stuhle angebracht hatte, rechtfertigen ſollte. Als nun Kaiſer Heinrich IV. nicht nur nicht erſchien, ſondern dem Pabſt vielmehr ein heftiges Schreiben, mit der Nachricht, daß auf einer von ihm den 24. Jän. 1076 zu Worms veranſtalteten Verſammlung der deutſchen Biſchöfe beſchloſſen worden ſey, den Gregor nicht mehr als rechtmäßigen Pabſt zu erkennen, zuſchickte, unterſagte Gregor VII. dieſen deutſchen Biſchöfen die geiſtlichen Verrichtungen, und ſprach über einige derſelben, und endlich ſelbſt über Kaiſer Heinrich IV. die Excommunication aus, wobei er ihn aller ſeiner Würden entſetzte, alle königlichen Unterthanen vom Eid der Treue loszählte, und die deutſchen Fürſten ermahnte, einen neuen Kaiſer zu wählen. Dieſe Excommunication war die erſte, mit welcher ein deutſcher König belegt wurde, und die deutſchen Fürſten hätten den Vollzug derſelben allerdings unterlaſſen, und ſich vielmehr deſto enger an ihren König anſchließen können; allein dieſe Fürſten fürchteten eine Macht der Krone, bei welcher ſie keinen Augenblick ſicher waren, wenn es einem deutſchen König einfallen würde, ſie zu demüthigen, oder willkührlich zu entfernen. Die Sachſen waren, wie leicht zu erachten, die erſten, welche ſich für die Rechtmäßigkeit der päbſtlichen Excommunication erklärten, und ihnen folgten viele andere Fürſten; aber keiner mit dem Eifer, welchen der Herzog Welf I. von Bayern zeigte. Ihm war eben die Macht, welche ihn zum Herzog erhoben hatte, aus der Hinſicht, weil ſie willkührlich handeln konnte, äußerſt verhaßt, und er ſagte bei dem gegenwärtigen Vorfalle, daß es der äußerſte Grad von Thorheit ſeyn würde, wenn man dieſe Gelegenheit, welche man längſt gewünſcht hätte, nicht mit beiden Händen ergreifen wollte. Der Erzbiſchof von Salzburg, der Biſchof von Paſſau, dann der bayeriſche Markgraf in Oeſterreich, Leopold, waren mit dem Herzog Welf verſtanden; alle übrigen bayeriſchen Biſchöfe und Grafen (den von Neuburg am Inn ausgenommen) dachten ganz anders; und ſo ſehr ſie eine ſolche Einſchränkung der königlichen Macht, bei welcher ihre hergebrachten Nationalrechte ferner nicht gekränkt werden könnten, gewünſcht haben mochten, ſo hielten ſie es doch für ungerecht, ihren König zu verlaſſen, und ſich gleichſam unbedingt einer neuen Herrſchaft im Auslande zu unterwerfen.

So mächtig die Parthei, an welche ſich Herzog Welf I. anſchloß, zu ſeyn ſchien, ſo nahm ſie doch für ihn eher, als er ſichs dachte, einen ſchlimmen Ausgang. K. Heinrich IV. hatte ſich im J. 1077 zu Kanoſſa in Italien vor dem Pabſte Gregor VII. gedemüthigt, und das nur fühlbar für den, der dazu Sinne hat. Es ſchien das Wehen einer empfindſamen Seele zu ſeyn, welche dieſen Ort zum Heiligthum ihres Herzens gewidmet hat.

Ich ſtand mit kummervollem Herzen, dem Rumpf gegen über, ſtill und wehmüthig, wie der Ort, und voll von Ewigkeit, wie die Gegenſtände vor mir. O ich kann das empfinden, was keines Menſchen Auge ſehen, was keines Menſchen Zunge ausſprechen kann: O gewiß, das iſt mein Geiſt, das bin ich, und ich bin ewig.

Ewig in dieſe Augenblicke, die ich jetzt eben fühle, verſenkt, werde ich nicht veralten, werde ich weder den Wechſel der Zeiten, noch die Aenderungen dieſer Welt über mir, und um mich bemerken. Ich werde ewig ſeyn.

Was biſt du, und wo biſt du immer eben daſſelbe? Dieſer Rumpf vor mir lag vielleicht ein Jahrtauſend und noch eines, bis er das ward, was er jetzt iſt, — ein Stein; lag dann wieder ein Jahrtauſend, bis man ihn aufſuchte, herauswühlte — (indeß daß tauſend ſeiner Art in dunkle, nie geſehne Kluften verſenkt, oder zum Fußſchemmel der Menſchen gemacht wurden) — herauswühlte, hier zu werden eine ſtumme Gottheit im Garten, zu werden die höchſte Beſchäftigung eines Künſtlers, und zu deſſen Verſöhnung erhalten, welcher er aber, da die Italiener von ihm abzufallen drohten; bald wieder entſagte, und in die vorige Ungnade fiel. Die deutſchen Fürſten dachten nun im Ernſte auf eine neue Königswahl, welche ſie auch den 13. März 1077 zu Forchheim wirklich vornahmen, und den Herzog Rudolph von Schwaben zum deutſchen König erklärten; aber K. Heinrich IV. zerrüttete dieſen Plan; drang noch im Jahre 1077 unvermuthet aus Italien über die Kraingebirge in Bayern ein, drang mit Hilfe der bayeriſchen Grafen bis nach Regensburg vor, und zwang den Herzog Welf I., den er ſogleich des Herzogthums entſetzte, aus Bayern auf ſeine Güter in Schwaben, und den Gegenkönig Rudolph nach Sachſen zu flüchten. Im J. 1080 trug K. Heinrich IV. über ſeine Feinde in Deutſchland in einer Schlacht zu Wolksheim an der Elſter bei Merſeburg einen entſcheidenden Sieg davon, durch welchen das Heer des Rudolph von Schwaben gänzlich zerſtreut worden, und ſelbſt Rudolph auf ſeiner Flucht ums Leben gekommen iſt.

3) Herzog Welf I. ließ jeden, der für den K. Heinrich IV. geſtimmt war, ſeine Rache fühlen; er ſetzte ihm in der Perſon des Hermann von Salm, Grafen von Luxemburg, einen neuen Gegenkaiſer (die Wahl gieng zu

Bamberg den 9. Auguſt 1081 vor ſich) entgegen, und da die Stände von Bayern dieſe Wahl hindern wollten, und bei Höchſtädt ſich zuſammenzogen, überfiel ſie Welf daſelbſt (den 12. Auguſt 1081), und ſchlug ſie zurück. So überfiel er auch wiederholter Malen die Städte Freiſing und Augsburg, deren Biſchöfe dem K. Heinrich IV. getreu geblieben waren, und brachte es im J. 1086 dahin, daß Freiſing, Regensburg, Salzburg und der größte Theil von Bayern ſich endlich für die welfiſche Parthei erklärten, und ließ ſich bald darauf mit dem römiſchen Hofe in ein Verſtändniß ein, durch welches ſein Anſehen und Einfluß vollends entſcheidend zu werden ſchien. Schon Pabſt Gregor VII. hielt ihn für den Hauptfürſten, auf deſſen Unterſtützung er vorzüglichſt rechnen könnte, und er verſprach ihm die Beſtätigung des Herzogthums Ferrara, welches der Herzog Azo II. zu Eſte, Welfs I. Vater, als ein päbſtliches Lehen genoß; aber der Nachfolger dieſes (im J. 1085 zu Salerno verſtorbenen) Gregors VII. trieb ſeine Abſichten mit Welf I. noch weiter, und wählte ſich ihn als ſeinen Schutzfürſten. In Italien lebte damals eine berühmte Gräfinn und Wittwe, genannt Mathilde, welche ſehr weitläufige Güter beſaß. Der alte Markgraf Azo II. von Eſte wünſchte dieſe Güter an ſein Haus zu bringen, und glaubte, daß dieß durch eine Heirath ſeines Enkels Welfs II. von Bayern mit der gedachten Mathilde geſchehen könnte. Dieſer Entwurf wurde von Pabſt Urban II. auf das thätigſte unterſtützt, und die Heirath kam im J. 1089 wirklich zu Stande; aber dieſe Verbindung, durch welche K. Heinrich IV. ungemein beängſtiget wurde, war von keiner Dauer. Mathilde hatte ihre Güter ſchon vor ihrer Vermählung dem päbſtlichen Stuhle zugedacht, und ließ dieß ihrem Gemahl, Welf II., wahrnehmen. Dieſer that hierauf, was die ſchlaue Frau ſelbſt gewünſcht zu haben ſcheint; er verließ ſie im Jahre 1095 mit größtem Unwillen, und mit dem Vorſatze, die päbſtliche Parthei zu verlaſſen, und künftig die Sache K. Heinrich IV. zu vertheidigen. Dieſen Entſchluß faßte nunmehr auch ſein Vater, Herzog Welf I.; er verſöhnte ſich im J. 1096 mit K. Heinrich IV., und wurde zum Herzog von Bayern neuerdings eingeſetzt; aber ſo ergeben er dem Kaiſer Heinrich IV. von dieſer Zeit an blieb, ſo konnte er ihm doch den Schaden, welchen er ihm während ſeiner Feindſchaft zugefügt hatte, nicht mehr erſetzen, und es blieb ihm nichts übrig, als darüber wenigſtens ſeine Reue zu bezeigen. In dieſer Rückſicht ſtellte er im J. 1101 einen Kreuzzug *) nach dem hl. Grabe

---

*) S. Abriß der deutſchen Geſchichte.

an, und ſtarb in eben dieſem Jahre zu Paphos auf der Inſel Cypern; aber ſeine Gebeine wurden nach dem Kloſter Weingarten gebracht. Er hinterließ zwei Söhne, Welf II. und Heinrich IX., genannt der Schwarze, welche ihm nach einander als Herzoge von Bayern gefolgt ſind.

§. 11.

Welf II. von 1101, † 1120.

Heinrich IX., gen. der Schwarze, von 1120, † 1126.

1) Welf II., nachdem er von K. Heinrich IV. bereits im J. 1098 das Verſprechen der Nachfolge im Herzogthume Bayern erhalten hatte, trat unmittelbar nach dem Hintritte ſeines Vaters, Welfs I., die Regierung an, und ſetzte die Freundſchaft mit der kaiſerlichen Parthei ſtandhaft fort. Auch hatte Kaiſer Heinrich V. (Sohn und Nachfolger K. Heinrichs IV., † 1106) keinen getreuern Freund, auf deſſen Unterſtützung er ſich während des eben erwähnten Inveſtiturſtreites zuverſichtlicher hätte verlaſſen können, ſo daß er ſich ſeiner Perſon zu den wichtigſten Geſchäften und Geſandt-

ſchaften bediente. Dieſer berühmte Streit wurde endlich im J. 1122 unter Pabſt Calixt II. geendet, und die Biſchöfe und Aebte erhielten ein, wenigſtens vom weltlichen Einfluſſe, unabhängiges, freies Wahlrecht *).

2) Eine merkwürdige Begebenheit, welche ſich während der Regierung Welfs II. ereignete, war die Errichtung des Herzogthums Franken für einen hohenſtauffiſchen Prinzen, deſſen Geſchlecht erſt ſeit einigen Jahren ein beſonderes Anſehen erhalten hatte. Es hatte nämlich Friedrich I. von Bürn (Herr zu Hohenſtauffen in Schwaben) unweit Göppingen im J. 1080 die Schlacht bei Wolksheim angeführt, und K. Heinrich IV. belohnte ihn damit, daß er ihn zum Herzog von Schwaben ernannte, und ihm ſeine Tochter Agnes zur Gemahlinn gab. Dieſer Friedrich I. hinterließ bei ſeinem im J. 1105 erfolgten Hintritt zwei Söhne a) Friedrich II. und b) Conrad. Jener wurde der Nachfolger ſeines Vaters, nämlich Herzog in Schwaben, und nun ſorgte K. Heinrich V. auch für ſeinen Vetter Conrad, indem er im J. 1116 aus den Trümmern der (im J. 1057) verfallenen nordbayeriſchen Markgrafſchaft ein neues Herzogthum, Franken, er-

---

*) S. Abriß der deutſchen Geſchichte.

Zu Seite 308.

Stammtafel der Hohenſtauffer.

Friedrich I., Herzog, † 1105.

Friedrich II., Herzog, † 1147.

Conrad, wurde 1116 Herzog in Franken, ao. 1138 deutſcher Kaiſer dieſes Namens III., † 1152.

Friedrich III., genannt der Rothbart, wurde 1152 Kaiſer dieſes Namens der I., † 1190.

Heinrich, † 1150.

Friedrich von Rotenburg, Herzog in Franken, † 1167.

Heinrich VI., Kaiſer, † 1197, erbte durch ſeine Gemahlinn Neapel und Sicilien.

Friedrich IV. Herzog in Schwaben, † 1190.

Conrad, Herzog von Franken u. Schwaben, † 1196.

Otto, Erbe von Burgund.

Philipp, Kaiſer, † 1208.

Friedrich, Kaiſer dieſes Namens II., † 1250.

Heinrich, † post 1235.

Conrad, Kaiſer dieſes Namens der IV., † 1254.

Heinrich, Statthalter von Sicilien 1254.

Friedrich — Heinrich † unbeerbt.

Conradin im 16. J. ſeines Lebens zu Neapel enthauptet 1268.

---

richtete, welches einen großen Theil der heutigen bayeriſchen Oberpfalz und der Burggrafſchaft Nürnberg, dann die unmittelbaren Herrſchaften des heutigen fränkiſchen Kreiſes in ſich enthielt. — Herzog Welf II. gieng im Jahre 1120 zu Kaufring unweit Landsberg unbeerbt mit Tod ab.

3) Herzog Heinrich IX., wegen ſeiner Geſichtsfarbe der Schwarze genannt, regierte nur ſechs Jahre, binnen welcher er gleichwohl den Grund zu einer großen Erweiterung des bayeriſchen Staats, aber auch zugleich den erſten Saamen zur allgemeinen Eiferſucht wider denſelben legte; er heirathete um das Jahr 1100 die Wulfhilde, Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachſen (des letzten männlichen Sproſſen aus dem Hauſe Billungen), und wurde dadurch Miterbe der billungiſchen Erbgüter, welche in einem Theile des jetzigen Herzogthums Lüneburg und der Provinz Engern, oder des Striches der beiden Seiten an der Weſer um Bodenwerder, Hammeln, Loccum u. ſ. w. bis nach Bremen und an die See, ferner in einigen Stücken der Leine, in den jetzigen hildesheimiſchen und calenbergiſchen Landen beſtanden. Er hatte nebſt zwei Töchtern, Judit und Sophia (jene wurde an Friedrich II. von Hohenſtauffen, Herzog in Schwaben, dieſe an Berchthold, Herzog zu Zähringen, und

nach deſſen Tod an Leopold, Markgrafen in Steiermark verheirathet) drei Söhne, Conrad, Heinrich X., gen. der Stolze, und Welf III. oder (wenn man die Welfen von den urſprünglich bayeriſchen Welfen anzählet) der VI. Conrad wurde zu Claravalle ein Ciſterzienſer, wallfahrtete nach Jeruſalem, und ſtarb im Neapolitaniſchen im J. 1126. Welf III. wurde Erbe der welfiſchen Güter in Italien und am Lechrain; Heinrich X. aber folgte in den ſächſiſchen Gütern und dem Herzogthume Bayern ſeinem Vater, deſſen Hintritt im J. 1126 erfolgt iſt.

§. III.

Heinrich X., gen. der Stolze, wurde Herzog 1126, wurde entſetzt 1138, † 1139.

1) Dieſe Macht, welche der Herzog Heinrich X. bei dem Antritte ſeiner Regierung in Bayern (er trat ſie gewiſſer Maſſen erblich an) erhielt, verſchaffte ihm eine noch ungleich größere. Kaiſer Heinrich V. war der letzte aus dem rheinfränkiſchen Kaiſerhauſe, und nach

ſeyn das Lob, und die Bewunderung von Kaiſern und Königen und aller Welt.

Und du, immer Ebendaſſelbe, ſahſt es, und ſtaunteſt nicht, nahmſt nicht ab.

Unſere alten Fürſten, unſere Helden und großen Seelen gingen mit Gedanken, welche das Schickſal ganzer Länder beſtimmten, vor dir vorbei, und du ſiehſt hin, wie auf einen ſchönen Morgen, deſſen man nicht mehr gedenkt, wenn der Mittag ihn auslöſcht.

Auch mancher Unglückliche ging an dir troſtlos vorüber; er ſah dich an, als wenn er ſagen wollte: Hilf mir! Und du weinteſt nicht, halfſt ihm nicht.

Eben ſo kalt bliebſt du, und freuteſt dich nicht, wenn ein Mann mit Luſt und Wonne vorüberging.

O könnte ich in dieſe Laube, wo ich dieß ſchreibe, meine Empfindung ſtatt eines Bildes errichten, und könnte ich machen, daß jeder, der nach mir herkömmt, dieß fühlte, daß er fühlte das Ewige, das Unüberwindliche in ſich ſelbſt —„ —

Hier endete ſich dieſer Aufſatz, und ich konnte das übrige dazu unmöglich zuſammen finden. Der größte Theil ſolcher Empfindungen, von welchen ich muthmaße, daß er ſie auf einſamen Spaziergängen ohne Vorbereitung und Abſicht, zur Erleichterung ſeines vollen ſeinem Hintritte, welcher 1125 erfolgt iſt, wurde Lothar von Suplinburg, Herzog von Sachſen, zur kaiſerlichen Würde befördert. Dieß verdroß den hohenſtauffiſchen Herzog Friedrich II. von Schwaben; denn er glaubte nichts anders, als daß er Kaiſer werden würde. Er ließ ſich nur mit Mühe bereden dem Kaiſer Lothar zu huldigen, und dieſer merkte wohl, daß es nur auf den Schein geſchehen ſey. Dieſer Kaiſer hielt es daher der Klugheit gemäß, die Macht der Hohenſtauffer einzuſchränken, und er bediente ſich der Mittel, welche er dazu in ſeinen Händen hatte. Er erklärte nämlich auf einem Hoftage, welchen er gleich nach ſeiner Erhebung zu Regensburg hielt, daß die Güter derjenigen, welche in die Acht verfallen, und auch die, welche durch die Abtretung kaiſerlicher Kammergüter ſind eingetauſcht worden, nicht zu des Kaiſers Eigenthum, ſondern zu eben dieſen Kammergütern oder dem Reichsfiscus ſollten gezählt werden. Dieſe Erklärung that auf die hohenſtauffiſchen Brüder ſogleich die Wirkung, welche der Kaiſer voraus ſah und wünſchte. Jene Brüder beſaßen eine Menge ſolcher Güter, auf welche die kaiſerliche Kammer Anſpruch machen konnte, und zeigten ſogleich, daß ſie nicht geſinnt ſeyen, einige herauszugeben. Der Herzog Friedrich II. von Schwaben vergieng ſich ſo weit, daß er ſich dem Ausſpruche des Kaiſers mit Gewalt widerſetzte. Hierüber erklärte ihn der Kaiſer Lothar zum Reichsfeind, und beſchloß ſogleich wider ihn die Vollſtreckung der Reichsacht.

Um dieß deſto nachdrücklicher ins Werk ſetzen zu können, bewarb er ſich um die Gunſt eines Fürſten, der ihn durch ſeine Macht unterſtützen könnte. Dieſen Fürſten ſah er an dem bayeriſchen Herzog Heinrich X., und damit er ſich dieſen Heinrich um ſo näher verbinden möchte, ſo trug er ihm ſeine Erbtochter Gertraud zur Gemahlinn an. Er beſchenkte ſeinen Tochtermann zugleich mit der herzoglichen Würde in Sachſen, und gab ihm Supplingenburg, Königslutter, Sommerſchenburg, Hallensleber, das iſt einen großen Theil des ſchöningiſchen Diſtrikts im Herzogthum Braunſchweig, und des Holzkreiſes im Erzſtift Magdeburg, dann einen Theil des jetzigen göttingiſchen Diſtrikts, ferner Blankenburg, ingleichen das Land um der Oker, wo jetzt Braunſchweig und Wolfenbüttel liegen. Die Hochzeit wurde 1127 zu Gunzenlech im Beiſeyn des ſämmtlichen bayeriſchen und ſchwäbiſchen Adels, mit einer Pracht, welche dem Herzog Heinrich X. den Beinamen des Stolzen zuzog, gefeiert. Der Kaiſer Lothar ließ es dabei noch nicht bewenden. Er belohnte den Herzog Heinrich X., ſeinen Tochtermann, gleich nach der Hochzeit mit Nürnberg, doch mit der Bedingniß, daß ſich der Herzog daſſelbe (denn es war in den Händen des hohenſtauffiſchen Herzogs Conrad von Franken) erſt erobern ſollte, welches Heinrich X. nach drei Jahren 1130 auch wirklich zu Stand gebracht, und mithin dieſen urſprünglich bayriſchen Ort, welchen die Kaiſer im zehnten Jahrhundert wider die Einfälle der Ungarn mit Mauern umgeben und befeſtiget hatten, wieder mit Bayern vereiniget hat. Bald darauf, nämlich 1133, brachte es Kaiſer Lothar durch einige Freundſchaftsdienſte, womit er den Pabſt Innocenz II. unterſtützt hatte, dahin, daß ſich dieſer Pabſt gefallen ließ, dem Herzog Heinrich X. die Erbgüter der (1115 verſtorbenen) Mathilde, welche in einem Theile des Herzogthums Mantua, Parma, Reggio, Modena und Garfagnana beſtanden, durch eine eigene Bulle (wiewohl nicht erblich) zuzuſtellen. Drei Jahre nachher gab Lothar ſeinem Tochtermann auch die reichslehenbare, ehemals mathildiſche Markgrafſchaft Toſcana, und wenn der Erdkreis ſein geweſen wäre, er hätte ihm alle Güter des Erdkreiſes gegeben. Der Herzog Heinrich X. ſelbſt fühlte ſeine Macht, und er ſoll öfters geſagt haben, das Gebiet ſeiner Herrſchaft erſtrecke ſich von einem Meere zum andern.

Man kann ſich bei dieſen Umſtänden leicht vorſtellen, daß der Herzog Heinrich X. nichts werde unterlaſſen haben, die Wünſche ſeines Schwiegervaters, des Kaiſers Lothar zu erfüllen, und die zwei hohenſtauffiſchen Brüder und Herzoge zu erniedrigen. Er that dieß in der That auf eine Art, welche dieſe Brüder auf das empfindlichſte kränken mußte. Er brannte 1134 die Stadt Ulm ab, wohin ſich dieſe Brüder mit zwölf der Vornehmſten geflüchtet hatten, verheerte das Land von Congindorf an der Donau bis nach Stauffen, und ſetzte demnach jene Brüder ſowohl in Rückſicht ihrer Länder als Würden in die äußerſte Verlegenheit. Dieſe Brüder ſahen kein anderes Mittel ſich zu retten, als eine gänzliche Ergebung. Sie ließen ſich auch ſtandhaft und ſtillſchweigend alle Demüthigungen, ſo ſehr ſie dagegen in ihrem Innerſten zu kämpfen haben mochten, gefallen, nur um ſich zu erhalten. Sie hofften, daß die Umſtände ſich ändern würden, und faßten einſtweilen ihre Maßregeln, worunter dieſe die erſte war, daß ſie es zu ihrem ordentlichen Hausſyſtem machen wollten, das Haus Bayern zu ſchwächen.

2) Damals ſtand es in Deutſchland mit der Macht eines Hauſes nie mißlicher, als eben dann, wann dieſe Macht ungleich größer als die Macht anderer, und dieſen fürchterlich

war. Im Gefühl von Uebermacht bemerkte weder der Kaiſer Lothar, noch der Herzog Heinrich X. die Gefahr, welche ſich zuſammenzog, nicht einmal in der Entfernung, da dieſe Gefahr doch ganz in der Nähe war. Der K. Lothar ſtarb 1137 den 3ten Dec. auf ſeiner Rückreiſe aus Italien (in einer armen Hütte zu Breitenwang in Bayern, einem Dorfe, welches oberhalb Hohenſchwangau an der Landſtraße von Italien unweit des Lechſtroms, in dem heute tyroliſchen Gebirg Ehremberg liegt), und nun glaubte Herzog Heinrich X. es würde gar keinen Anſtand haben, daß man ihn zum Kaiſer wählen würde. Er glaubte, daß ſich die Reichsfürſten darum, weil er ſo viele Länder beſaß, nicht getrauen würden, einen andern zu wählen, und nahm die Reichskleinodien ſogleich zu ſich; allein die deutſchen Reichsſtände, welche zwar an ihrem König ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, aber keinen unabhängigen Herrn erkennen wollten, trugen Bedenken, die kaiſerliche Würde einem Reichsmitſtande aufzutragen, welcher die große Macht ſeiner Länder dazu mißbrauchen könnte, ſich zu ihrem frei gebietenden Herrn aufzuwerfen, die kaiſerliche Würde auf ſein Haus erblich zu machen, und die freie Wahl von Deutſchland zu unterdrücken. Heinrich X. mochte ſich zuweilen ſchon etwas ähnliches haben merken laſſen, und ſein ſtolzes Betragen war den Fürſten ſchon ſeit langer Zeit verdächtig. Selbſt der Pabſt Innocenz II., welcher ihm doch bei Lebzeiten des Kaiſers Lothar ſehr geſchmeichelt, und welcher dieſem Lothar, ſo wie ſelbſt dem Herzog Heinrich X. unendlich viel zu danken hatte, dachte jetzt ebenfalls wie die Reichsfürſten, und mit einem Worte, Herzog Heinrich X. wurde übergangen, und was für ihn höchſt ſchmerzlich ſeyn mußte, ſo wurde der hohenſtauffiſche Herzog Conrad von Franken 1138 den 22. Febr. zum Kaiſer gewählt, und zwar durch eine einſeitige, offenbar erſchlichene Wahl, welche zu zernichten, zu einer jeden andern Zeit leicht geweſen, und welche von ſelbſt zerfallen wäre; aber jetzt war man zufrieden, nur einen Kaiſer, deſſen Haus nicht übermächtig wäre, bekommen zu haben. Der päbſtliche Legat krönte den Conrad ſogleich zu Aachen, und die Reichsfürſten huldigten ihm.

Herzog Heinrich X. oder der Stolze huldigte nicht. Er ſah die Wahl Conrads (dieſes Namens als Kaiſer III.) für das an, was ſie wirklich war, nämlich für eine erſchlichene Wahl, und verließ ſich auf ſeine Macht. Indeſſen ließ er ſich bereden, auf einen Tag nach Regensburg zu kommen, und daſelbſt ließ er ſich die Reichsinſignien, die Lanze, das Kreuz und die Krone unter Verſprechungen abſchwatzen, welche ihm nicht gehalten wurden. Alſo gieng die Verſammlung auseinander, und die Sache wurde immer gefährlicher. Der damalige Erzbiſchof Conrad von Salzburg nahm ſich um den Herzog Heinrich X. an, und brachte einen andern Vergleichstag zu Stand. Wie die Sache geendet worden iſt, will ich mit den Worten des Aventinus erzählen. „Auf Anhalten und Fleiß dieſes Erzbiſchofs Conrads von Salzburg, Graf Babons mit den zweiunddreißig Söhnen von Abendsberg Urenkel, wurde ein anderer Tag gen Augsburg gelegt. Dahin kam Herzog Heinrich mit einem großen reiſigen Gezeug, lag vor der Stadt heraus, König Conrad in der Stadt, da wurde viel gehandelt zwiſchen den Herzogen und König, aber alles vergebens. Der König wollte Toſcan und andere Gegend mehr in Italien, zu Nürnberg, vom Herzog zum Reich wieder haben. Der Herzog wollt behalten, was ihm der alte Kaiſer geliehen, er vom Reich empfangen, und daſſelbig ruhiglich nun nach nütz und gut erſeſſen hätte. Der Kaiſer, als er nun das Nachtmahl geeſſen hatte, that er gleich, als ob er ſchlafen wollt gehen, macht ſich heimlich bei der Nacht mit gar wenigen aus der Stadt, ſagt niemand nichts davon, eilt gegen Würzburg, da hielt er einen neuen Reichstag, da ward Herzog Heinrich verurtheilt, und erkannt vor einen Widerſpenſtigen des h. Reichs, und als ein Feind des Kaiſers öffentlich ausgerufen. Demnach auf einem andern Reichstag zu Goßlar in Sachſen (um Weihnachten) wurde er entſetzet von allen Fürſtenthümern, und in die Acht und Oberacht gethan, und verliehe König Conrad Sachſen Herzog Albrecht, Markgrafen in der Nordmark, (gen. der Bär) und zohe darnach für Nürnberg, gewann daſſelbig, und ließ überall anſchlagen über den Herzog die Achtbrief. Da fiel jedermann (ſo ein groß Anſehen hätte, dieſelbe Zeit die kaiſerliche, königliche, und des heiligen Reichs-Acht) von dem Herzog. Und das ein erbärmliches Ding war, daß der allerreichſte Fürſt Herzog Heinrich in Bayern, gleich den Königen, der von einem Meer bis zum andern gewaltig war, von dem Venediſchen und Lombardiſchen, bis an das Teutſche hinan, ſo liederlich und kurz von jedermann verlaſſen wurde, daß er nur ſelbſt vierdte, heimlich davon, aus Bayern von Land und Leuthen entrinnen muſt in Sachſen. Dieß geſchah im J. 1138."

3) Im folgenden Jahre ſtarb derſelbe, da er eben im Begriffe war, dem K. Conrad III. mit bayeriſchen und ſächſiſchen Truppen zu Leib zu gehen (gemäß dem Zeugniß der meiſten Geſchichtſchreiber) an beigebrachtem Gift.

Er hinterließ einen unmündigen Sohn Heinrich, den Löwen, und einen Bruder, Welf III.

§. IV.

Leopold I. von 1139, † 1141. Heinrich XI. von 1142 — 1156.

1) Nach dem Hintritte Herzog Heinrichs des Stolzen erkannten die braven Sachſen deſſen zehnjährigen Sohn Heinrich (gen. der Löw) die herzogliche Würde in Sachſen zu, und unterſtützten ihn wider den Markgrafen, Albert den Bären; aber in Bayern war Kaiſer Conrad III. allen Erklärungen der Stände zuvorgekommen, indem er ſogleich im Frühjahr 1139 den bayeriſch-öſterreichiſchen Markgrafen Leopold (einen Abkömmling Leopolds, Grafen im Donaugau und Sohn Leopolds IV. oder des Heiligen) zum Herzog in Bayern ernannte, welcher auch die Regierung unverzüglich und mit vieler Thätigkeit antrat, mit Truppen im Lande herumzog, und zu Künzenlech drei Tage ein öffentliches Gericht hielt. Die meiſten Stände in Bayern huldigten ihm; einige in der Hoff-

nung, neue Vortheile zu erhalten; einige aus Furcht, wenige aus Neigung; indem ſich viele, nachdem ſie ſich von der erſten Beſtürzung erholt hatten, unter dem Vorwande einer heil. Wallfahrt, aus dem Lande, und nach Sachſen begaben, um den (damals noch lebenden) Heinrich den Stolzen zu unterſtützen. Der neue Herzog wurde in ſeiner neuen Würde überhaupt mehr beunruhigt, als er geglaubt haben mochte, und er ließ es auch ſeiner Seits nicht an heftigen Beunruhigungen des Landes fehlen. Im J. 1146 belagerte er das (im Pfleggerichte Aibling an dem Flüßchen Manfalt gelegene) Schloß Phaley, deſſen Inhaber und Grafen ihm nicht huldigen wollten, als Welf III., welcher auf die herzogliche Würde in Bayern entweder für ſich, als Bruder des letztverſtorbenen Herzogs, oder für deſſen Sohn Heinrich den Löwen Anſprüche machte, vom Lechrain herbeieilte, das Schloß Phaley entſetzte, und vielleicht der Sache eine ganz andere Wendung gegeben haben würde, wenn er nicht noch den 12. Oct. eben deſſelben Jahres ein Unglück gehabt hätte, welches ihn außer Stand ſetzte, ſein Vorhaben mit verfänglichem Nachdruck auszuführen. Kaiſer Conrad III. hatte nämlich während der Zeit, als Welf nach dem Schloſſe Phaley zog, das demſelben angehörige (jetzt würtembergiſche) Städtchen Weinsberg belagert. Welf eilte her-

Herzens, niedergeſchrieben habe, waren, denn der Bleiſtift war weggewiſcht, bereits unleſerlich. Die übrigen Papiere beſtanden aus abgeriſſenen Aufſätzen einiger Briefe an ſeine Freunde, von denen noch ſehr viele am Leben und ihre Antworten zugegen ſind, und aus einer bewunderungswürdigen Menge von Verſuchen und Aufſätzen.

Ich fand außer verſchiednen einzelnen Dialogen, worin charakteriſirte Perſonen über die wichtigſten Dinge des Lebens ſprechen, gewiß wenigſtens zehn Plane zu dramatiſchen Stücken, worin durchgehends inländiſche und häusliche Gegenſtände behandelt, aber davon allemal nur ein oder zwei Aufzüge vollendet, und denſelben eine kleine Beſchreibung, bei welcher Gelegenheit ſie entſtanden, und warum die übrigen unvollendet geblieben, allemal die Urſache beigefüget ward. Eine Abhandlung von dem Unterſchied der Privat- und öffentlichen Erziehung iſt beinahe ganz und meiſterhaft verfaßt. Er hatte, wie wir in der Folge ſehen werden, ſeltſame und eigne Begriffe von Erziehung und Unterricht. Alle Bücher, die er las, fand ich angezeigt, und bei jedem war eine Kritik, über deren Richtigkeit und Kühnheit ich manchmal recht freudig erſchrack. Sein gewöhnlicher Ausdruck iſt: „Von dieſem Buche bin ich größer geworden, als ich war.“ —

zu, ſeine Stadt zu entſetzen, griff zwar mit ſeiner gewöhnlichen Tapferkeit, aber ganz zur Unzeit an, und wurde mit großem Verluſt der Seinigen geſchlagen. Um eben dieſelbe Zeit empörten ſich die Bürger zu Regensburg wider ihren neuen Herzog Leopold, weil er verſchiedene Einrichtungen, die ihnen nachtheilig zu ſeyn ſchienen, vornahm. Sie zerſtörten zuerſt das dem Grafen Berchthold zu Graisbach, welcher ihrem Handel Abbruch that, zugeſtandene Schloß Lechsgmünd, und kehrten dann ihre Waffen wider den Leopold, der die Stadt, in welcher er weiter keine ſichere Stätte fand, an vielen Orten zugleich in Brand ſteckte, die Gegend um die Stadt verwüſtete, ſich dann nach dem Lechrain zog, und daſelbſt faſt alle dem Welf III. angehörige Schlöſſer und Dörfer verwüſtete. Auf ſeiner Rückkehr nach Regensburg nahm er mit den Unterthanen des Bisthums Freiſing, weil er wußte, daß die Stadt Freiſing größtentheils welfiſch geſinnt war, eine gleiche Mißhandlung vor. Er kam kränkelnd in Regensburg an, und machte ſich auf den Weg nach Oeſterreich, um daſelbſt ſeiner Geſundheit zu pflegen, als er zu Niederaltaich den 18. Oct. 1141 im 33ſten Jahre ſeines Alters ſtarb; er wurde im Kloſter heil. Kreuz oberhalb Wien begraben.

2) Nunmehr beförderte K. Conrad III. den Bruder des H. Leopold Heinrich XI. (genannt Jaſomirgott) zum Herzog von Bayern, und zwar aus eben dem Beweggrunde, aus welchem er jenen gewählt hatte. Dieſe beiden Brüder und oſtbayeriſchen Markgrafen waren des K. Conrad Stiefbrüder. Wir haben nämlich gehört, daß K. Heinrich IV. im J. 1080 eine ſeiner Töchter, Agnes, an Friedrich I. von Hohenſtauffen und Herzog in Schwaben verheirathet, und daß dieſer Friedrich I. in dieſer Ehe zwei Söhne, Friedrich II., Herzog in Schwaben, und Conrad (Kaiſer dieſes Namens III.) gezeugt habe. Als Friedrich I. von Hohenſtauffen im J. 1105 ſtarb, heirathete die genannte Agnes den oſtbayeriſchen Markgrafen Leopold, den Heiligen, in welcher Ehe ſie Mutter von drei Prinzen wurde, a) Leopold, b) Heinrich (welcher letztere wegen ſeiner Gewohnheit, alles mit den Worten: „Ja! ſo wahr mir Gott helfe!“ zu betheuern, Heinrich Jaſomirgott genannt wurde), und c) Otto, Biſchof in Freiſing. Heinrich war jetzt 27 Jahre alt, und war bayeriſcher Markgraf unter und ober dem Kalenberg. Damit ſeine Einſetzung in das Herzogthum Bayern den bayeriſchen Ständen deſto weniger mißfallen möchte, ſo brachte es K. Conrad III. dahin, daß dieſer neue Herzog Heinrich XI., gen. Jaſomirgott, die Ger-

traud, Wittwe des im J. 1139 verſtorbenen Herzogs Heinrichs des Stolzen und Mutter Heinrichs des Löwen heirathete. Getraud willigte auch nicht nur in dieſe Heirath, ſondern ſie beredete noch überdieß ihren Sohn Heinrich den Löwen, welcher damals 13 Jahre alt war, ſich mit dem Herzogthume Sachſen, mit welchem er auch wirklich belehnt wurde, zu begnügen, und auf das Herzogthum Bayern Verzicht zu thun. Dieſer Plan kam auf einem zu Frankfurt im Mai 1142 gehaltenen Reichstag zu Stande, und K. Conrad III. war ſo vergnügt darüber, daß er auf ſeine Köſten eine prächtige Hochzeit, deren Feierlichkeiten 14 Tage anhielten, beſtritt; er glaubte, daß nunmehr alles vollkommen beigelegt ſey, und dachte nicht weiter an Herzog Heinrichs des Stolzen Bruder, Welf III., Herrn am Lechrain, als dieſer während der Hochzeit, im Angeſicht des Heinrichs Jaſomirgott und der hohen Gäſte mit einem wohlgerüſteten Heere eilfertig vorüber nach Bayern zog.

Dieſer Welf III. nahm jetzt das Herzogthum Bayern für ſich, und als Erbe ſeines Bruders in Anſpruch, und bemächtigte ſich ſogleich eines großen Theils des Landes. Heinrich Jaſomirgott folgte ihm mit einem von K. Conrad verſtärkten Heer auf dem Fuße nach, zwang ihn, aus dem Lande zu fliehen, riß die Mauern der welfiſchgeſinnten Stadt Freiſing nieder, und zerſtörte das Schloß Dachau. Dieß alles geſchah noch im J. 1142, ohne daß darum die Sache geendet wurde. Das Schlimmſte war vollends, daß auch die Grafen und Herren in Bayern unter ſich getheilt waren, und daß es ein Theil mit dem Welf III., ein anderer mit dem Heinrich Jaſomirgott hielt. Die Partheien zogen wider einander, und zerſtörten ſich ihre Dörfer und Schlöſſer. Dazu kam noch, daß Welf III. vom König Roger in Sicilien, und vom König Geyſa in Ungarn das Verſprechen ihres Beiſtandes erhielt, und da ſich nun auch Kaiſer Conrad III. aus allen Kräften rüſtete, ſo ſchien ein fürchterlicher Krieg ausbrechen zu wollen; allein im Jahre 1146 verkündigte Pabſt Eugen III. einen Kreuzzug, und die Sache wurde beruhend; aber für die Zukunft kündigte ſich eine neue Gefahr und allgemeine Verlegenheit an. K. Conrad III. berief im J. 1147 einen Reichstag nach Frankfurt, theils um die Anſtalten zum Kreuzzug, an welchem er einen perſönlichen Antheil nahm, zu ordnen, theils um den Frieden in Deutſchland während ſeiner Abweſenheit feſtzuſetzen. Hier erſchien nun höchſt unerwartet der junge Herzog von Sachſen, Heinrich der Löw, und forderte für ſich vom Kaiſer und dem Reich das Herzogthum Bayern zurück: „Wenn der

Herzog, mein Vater, ſagte er, verdient hat, dieß Herzogthum zu verlieren, ſo iſt es doch unbillig, daß man die Beſtrafung ſeines Fehlers auch auf ſeinen Sohn erſtrecke, und der Kaiſer hat Bayern nicht an jemand andern zu meinem Nachtheil verſchenken können." Man beſänftigte dießmal den jungen Herzog, und K. Conrad III. verſprach ihm nach vollendetem Kreuzzuge Gerechtigkeit, that aber nachher bei ſeiner Zurückkunft von demſelben nichts, was Heinrich den Löwen befriedigen konnte; er verglich ſich vielmehr im J. 1150 mit Welf III. um ſeine ganze Macht allein wider jenen anwenden zu können; aber ehe ein Krieg zum Ausbruche kam, gieng K. Conrad III. im J. 1152 mit Tod ab; er hatte eine Tochter des bayeriſchen Grafen Berengar I. von Sulzbach Judit († 1146) zur Gemahlinn, deren jüngere Schweſter Bertha Kaiſerinn in Konſtantinopel wurde, ſo daß zwei bayeriſche Gräfinnen und Schweſtern Kaiſerinnen geworden ſind.

3) K. Conrad III. folgte als Kaiſer Friedrich III., genannt der Rothbart (**Barba rufa**); er war ein Sohn des Herzogs Friedrich II. von Schwaben, und der Judit, Tochter des bayeriſch-welfiſchen Herzogs Heinrich des Schwarzen, mithin ein naher Anverwandter Heinrichs des Löwen, als deſſen Großvater jener Heinrich der Schwarze war. Dieſer Friedrich, als

Kaiſer dieſes Namens I., wurde durch die Forderungen Herzogs Heinrich des Löwen in keine geringe Verlegenheit geſetzt; er hatte ſich nämlich die Eroberung Italiens zum Ziele aller ſeiner Wünſche und ſeiner glänzendſten Thaten feſtgeſetzt, und ſah keine Möglichkeit, dieſe Laufbahn anzutreten, ſo lange der Streit zwiſchen Heinrich dem Löwen, und Heinrich, gen. Jaſomirgott unentſchieden blieb. Er nahm endlich die Parthei Heinrichs des Löwen, und ſelbſt Heinrich, gen. Jaſomirgott, erleichterte ihm ſein Vorhaben; dieſer erſchien nämlich auf mehreren Reichstägen nicht, und ermüdete durch ſeine unſtatthaften Ausflüchte die Geduld der Reichsfürſten, ſo daß endlich auf einem im J. 1154 zu Goßlar gehaltenen Reichstag ein Urtheil gefällt, und Heinrich dem Löwen das Herzogthum Bayern zugeſprochen wurde. Nun gieng noch im nämlichen Jahre der erſte Zug nach Italien vor ſich, auf welchem Heinrich der Löw dem Kaiſer die wichtigſten Dienſte geleiſtet, und zum glänzenden Erfolg dieſes Zuges das Meiſte beigetragen hat. Jener hielt ſich jetzt um ſo mehr berechtigt, auf den wirklichen Vollzug des zu Goßlar ausgeſprochenen Urtheils zu dringen, und K. Friedrich I. hielt ſich aus mehr als Einem Beweggrunde veranlaßt, ihm dazu zu verhelfen; er ſprach ihm demnach auf einem den 15. Oct. 1155 zu

Regensburg gehaltenen Reichstag das Herzogthum Bayern neuerdings rechtlich zu, ſetzte ihn in Beſitz der bayeriſchen Hauptſtadt Regensburg, ließ ihn von den Ständen die Huldigung leiſten, und von den Bürgern zu Regensburg, zur Verſicherung der Treue, Geiſeln ausliefern. Bisher war Heinrich, gen. Jaſomirgott, nicht zu bewegen, das Urtheil anzuerkennen, ohne daß Kaiſer Friedrich I. darüber eine beſondere Unzufriedenheit bezeigte; ja der Widerſpruch deſſelben ſoll ihm ſogar, wie einige muthmaſſen, erwünſcht geweſen ſeyn, indem er dadurch die Gelegenheit bekam, dieſen Heinrich, ſeinen Stiefbruder, auf eine andere befriedigende Art ſchadlos zu halten. Der Verlauf und Ausgang der Sache iſt auch einer ſolchen Muthmaſſung nicht entgegen. Kaiſer Friedrich I., ſagt der gleichzeitige Biſchof Otto von Freiſing, reiſte in der Abſicht, das Pfingſtfeſt in ungeſtörter Ruhe zu feiern, im Jahre 1156 vom Rhein herauf zum bayeriſchen Pfalzgrafen Otto (dem VI.) nach Kelheim in Bayern, und kam den dritten Feiertag in die Gegend von Regensburg, wo ihm Heinrich, gen. Jaſomirgott (man kann ſich leicht denken, daß dieß verabredet war) begegnete. Die Unterredung war ruhig, und endete ſich zum vollkommenſten Vergnügen beider Theile; ja, der Kaiſer verſicherte, daß er dieſen Tag unter die glücklichſten ſeines Lebens zähle, ohne ſich jedoch über den Gegenſtand, der ihn ſo glücklich machte, zu äußern. Dazu beſtimmte er den 8. September. An dieſem Tage erſchien er zwei Meilen von Regensburg unter einem offenen Gezelte, mit einer beſondern Feierlichkeit; er war von Fürſten und Biſchöfen umgeben, hatte ſich die beiden Heinriche zur Seite geſtellt, und winkte endlich dem Herzog Ladislaus IV. von Böhmen, den kaiſerlichen Ausſpruch, der bis dahin ein Geheimniß geblieben war, kund zu thun. „Heinrich der Löw ſollte aus den Händen K. Friedrichs 7 Fahnen, als die Belehnungszeichen der bayeriſchen Staaten erhalten, zwei Fahnen aber, welche die unterenſiſche öſtliche Markgrafſchaften des bayeriſchen Staats, nebſt den von Alters her dazu gehörigen Grafſchaften anzeigten, an Heinrich, gen. Jaſomirgott, zurückgeben, ſo daß die öſterreichiſche Markgrafſchaft, welche bis dahin von Bayern zu Lehen gegangen, und von dieſem abhängig geweſen iſt, in Zukunft von aller Gerichtsbarkeit des Herzogs von Bayern befreit, und daß alle Rechte, und alle jene Lehen, welche ehmals der Markgraf Leopold vom Herzogthum Bayern innen gehabt hatte, aufhören, vielmehr das neue Oeſterreich ein ſelbſtſtändiges, reichsunmittelbares Land ſeyn ſollte. Kein Fürſt wußte, wie weit die andern Fürſten mit dieſer Erklärung bereits bekannt, oder mit derſelben einverſtanden waren, und keiner widerſprach. Die bayeriſchen Stände mußten ſchwören, daß ſie ein Jahr lang Friede halten wollten, und nun verſammelte K. Friedrich I. den 15. Sept. die Reichsſtände neuerdings zu einer Verſammlung, in welcher er den Ausſpruch kund machte, daß der von Bayern den 8. Sept. getrennte öſterreichiſche Staat von nun an ein ſelbſtſtändiges Herzogthum ſeyn und verbleiben ſollte. Aventin ſagt: „nachgeſchriben Brief hab ich zu Lantzhut gefunden, welcher auch zu nidern Altach behalten wird,“ und er hat die Urkunde in der folgenden Verdeutſchung herausgegeben.

„In dem namen der heiligen vnd vntailpern dreyerainigkeit. Friedrich, auß gunſt götlicher gnade, Romiſcher Kayſer, dieweil vbertreffenliche kaiſerliche hoheit ſchuldig iſt, zu verhüten, damit das ihenig, ſo nach ſatzung vnd ordnung der rechten, Rechtlich gehandelt wirdt, an (ohne) alles widerruffen, krefftig bleybe, vnd in vergeſſen nit kommen müge. Darvmb kund ſey allen vnſern getrewen gegenwirtigen vnd künfftigen, das wir (durch wirckung der gnaden des, ſo den fryd von Hymel auffs Erdtrich den menſchen geſendt hat) auf dem gemainen Reichſtag zu Regenſpurg an der geburt der heiligen junckfrawen Marie gehalten, in gegenwirtigkeit vil geiſtlicher vnd chriſtenlicher Fürſten, den langwerigen krieg irrung vnd widerwertigkaypt, zwiſchen vnſerm freundlichiſten vnſers vaters bruder Heinrichen Hertzog in Oeſterreich, vnnd vnſerm liebſten öheim Heinrichen Hertzogen zu ſachſen, vmb das Herzogthumb bayern, dyſer maß geendet, vnd an eyn ort pracht haben. Der hertzog von Oeſterreich hat vnns vbergeben das Hertzogthumb bayern, welches wir von ſtund an verlihen haben dem Hertzogen aus ſachſen, vnd alſo dyſer Hertzog in bayrn hat ſich verzigen vnd vnns vbergeben die mark Oſterreich mit allem irem rechten, vnd mit allen ihren lehen, ſo weylent Margraff Leopold het von dem Hertzogthumb zu Bayrn, damit aber durch diſe tatht nit geſchmälert würd die eer vnd ſtand vnſers freundtlichiſten vorgeſagten vnſers vaters bruder, haben wir, (durch rath vnd rechtſprechen der Fürſten, ſo Laſla (Ladislaus) der durchleuchtig Hertzog in Behem das vrtayl ausſprach, vnd alle Fürſten darein verwilligten) die marck Oſterreich in ein Hertzogthumb verwandelt, vnnd dasſelbig Hertzogthumb verlihen mit allen rechten, vorgeſagtem vnnſers vaters bruder, Heinrichen, vnd ſeiner gar edelichſten hawßfrawen Theodore, Beſtetten hiemit in ewig, das ſie vnd jre kinder nach jnen, an vnterſchaidt, ſune oder töchter, das gemelt Herzog-

„Dieß Buch hat mir viele gute Stunden gemacht, Dank ſey dem Verfaſſer!“ Und dann führte er oft einzelne Stellen an, wobei ſtand: „Bei dieſer Stelle habe ich geweint, „habe ich mein Herz gefunden, und ſo weiter.“ Auch traf ich außer dem, was in ſeinen Briefen ſtand, auf verſchiednen Papieren wichtige Anekdoten ſeines Lebens an, und es ſchien, als wenn er geſinnt geweſen wäre, eine förmliche Geſchichte deſſelben zu verfaſſen. Es iſt, wo er von ſich ſelbſt ſpricht, alles ſo aufrichtig, und wo er von andern, auch von ſeinen Peinigern redet, alles ſo duldend und liebreich geſagt, daß mir unter dem Leſen manche Thräne auf das Papier fiel. Ueberhaupt erſtaunte ich, wie ein junger Menſch, der ſo vieles gelitten, bei dem ſich ſo vieles vereinigt hat, ſeinen Muth niederzudrücken, und das Mark aller ſeiner Seelenkräfte auszutrocknen, dennoch dieſe Wärme des Herzens, dieſes Ausharren gegen die Härte ſeines Schickſals, und dieſes Zutrauen, und dieſe unveränderte Liebe zu den Menſchen, die ihn hungern und verſchmachten, und ſterben ließen, und beſonders zu ſeinen lieben Landsleuten, wie er ſie ſtets nannte, unverändert beibehalten habe.

Ich ſah in jeder Zeile, die ich las, daß er eine von jenen einzig fähigen, einſamen, empfindungsvollen Seelen geweſen ſeyn, und thumb Oeſterreich erblich von dem reich inhaben und beſitzen ſollen, Vnd ſo der vorgenant Hertzog zu Oſterreich vnſers vaters bruder vnd ſein Hawsfraw an Leibserben abgiengen, haben ſie macht das Hertzogthumb zu verſchaffen, wem ſie wöllen, Wir ſetzen auch vnd ordnen, das keyn perſon klain oder groß in dem Hertzogthum Oſterreich ainicherley Rechtfertigung oder Gerichtzwang an (ohne) des Hertzogen verwilligung vnd zulaſſung zu vben oder treyben ſich vermeſſe vnnd vnterſtehe. Weiter iſt der Hertzog von Oſterreich von ſeinem Hertzogthumb kain andern dinſt dem reich ſchuldig, dann das er auff die reichßtag in Bayrn gehalten erfodert kome, er ſol auch in keiner rayß hilflich ſein, dann die eyn kaiſer in künigreich vnd Lender an Oſterreich ſtoſſend verordnet. Damit aber dyſe vnſer kayſerliche ſatzung ewigklich bey wirn (Würden) vnzerbrochen beleib, haben wir dyſen gegenwertigen brieff, zu beſchreiben, vnd mit vnſers ſigel auffdruckung zu bezaichen verſchafft, vnd darzu genomen Teuglich zeugen; ſo mit namen ſindt Pilgrain Patriarch zu Agla (Aquileja) Eberhardt Ertzbiſchoff zu Salzburg, Otto Biſchof zu Freiſing, Conrad Biſchoff zu Paſſaw, Eberhart Biſchof zu Babenberg, Hartman Biſchof zu Brixen, Hertwic Biſchoff zu Regenſpurg, vnd der Biſchof zu Trient, her Welffo Hertzog zu Spolet, Conrad des Kayſers Bruder, Friedrich künig Conradts ſune, Heinrich Hertzog in Kerndten, Margraff Engelprecht von Iſterreich, Marggraff Diepolt vonn Vohburgk, Herman Pfaltzgraff vom Rhein, Otto Pfalzgraff von Witelſpach und ſein Bruder Friedrich, gebhardt graff von Sultzbach, Engelbrecht graff von Hall, Gebhart graff zu Burghawſen, vnd vil ander mer. Handtzeichen Herrn Friedrichs (Monograma) des unüberwintlichiſten Romiſchen kayſers. Ich Reynlodt Cantzler an ſtat Arnolds Ertzbiſchoff zu Maintz, vnd ertzcantzler, hab dieſen Brieff verfertigt. Do da regiert her Friedrich Romiſcher kayſer, alzeit merer des Reichs im 5. jar ſeines Reichs vnd anderm des kaiſerthumbs. Geben zu Regenſburg am XVI. tag des Herbſtmonats, in dem vierden jar, der kaiſerlichen ſteur anlegung im jar nach der menſchwerdung Chriſti 1156 mit glücke. Amen.“

Dieſes war nun das dritte Herzogthum, welches aus den Ländern des Stamm- und Hauptlandes Bayern errichtet, und von dieſem getrennt worden iſt. Zwei derſelben, nämlich Kärnthen (wozu im J. 1127 das Ober- und Niederſteier geſchlagen ward) und das heutige Ober- und Unteröſterreich ſind, zumal das letztere von bayeriſchen Coloniſten mehr als Einmal bevölkert, und dieſe letztern ſind nun im

J. 1156 (mit großer Zufriedenheit vieler damaliger Reichsſtände) den bayeriſchen Herzogen entzogen worden, „damit, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt, ihr Stolz künftig deſto weniger gegen das Reich ſich erheben könne.“

§. V.

Heinrich XII., gen. der Löw, von 1156 — 1179, † 1195.

Heinrich der Löw war ein Herr von auſſerordentlichen Geiſtesgaben, welche er mit raſtloſer Anſtrengung dazu anwendete, ſeinen Ländern eine wohlgeordnete und dauerhafte Verfaſſung zu geben, und neue Länder zu erobern. Im Jahre 1144, da der Graf Rudolph von Stade durch die Ditmarſen (Slaven im Holſteiniſchen) ums Leben kam, zog er dieſe Grafſchaft als ein ſächſiſches Lehen ein, und unterjochte bald darauf die Ditmarſen. Im J. 1147 zog er wider die Slaven, nämlich wider die Wenden, Obotriten und Rüger, und rottete ſie unter dem Vorwande, daß ſie noch

Heiden wären, beinahe aus. Die Länder (Bayern, Braunſchweig, Weſtphalen, Holſtein, Mecklenburg, theils auch Schwaben) über welche er zu gebieten, und worin er eigene Güter hatte, beliefen ſich auf 2600 Quadratmeilen, und verſchafften ihm eine Macht, welche allen ſeinen Nachbarn fürchterlich, und durch den gebieteriſchen Gebrauch, welchen er davon machte, eben ſo läſtig, als verhaßt war. Als er ſah, daß ſeine (im Herzogthum Lüneburg am Fluß Ilmenau gelegene) Stadt Bardewick von der Stadt Lübeck, und daß ſeine lüneburgiſchen Salinen durch jene zu Oldeslo im Holſteiniſchen beträchtlich am Abſatz litten, erſuchte er den Grafen Adolph von Holſtein, ihm die Hälfte von beiden abzutreten, und da er eine abſchlägige Antwort erhielt, ſperrte er im J. 1153 den Zugang zu der Stadt Lübeck, und die ihm hinderlichen Salzgruben ließ er abgraben; ja, als im J. 1157 Lübeck abbrannte, baute er auf ratzeburgiſchem Boden eine neue Stadt, Löwenſtadt genannt, bis er endlich ſelbſt die Stadt Lübeck und deren Hafen erhielt, worauf er dieſe Stadt verſchönerte und vortreffliche Handlungseinrichtungen anlegte. Im J. 1153 zerſtörte er den unweit dem (damaligen Dörflein der heutigen Hauptſtadt) München gelegenen, dem Biſchof zu Freiſing gehörigen Ort Vering, nebſt der über die Iſar geſchlagenen Brücke, um die Salzniederlage und Münzſtadt nach München, wo jetzt eine Stadt begann, zu ziehen. Das meiſte Aufſehen machten vollends ſeine Vorkehrungen in den ſlaviſchen Ländern jenſeits der Elbe, indem er die Bisthümer a) Mecklenburg (welches nach der Verwüſtung dieſer Stadt nach Schwerin kam), b) Altenburg (welches einige Zeit darauf nach Lübeck überſetzt wurde), und c) Ratzeburg aufrichtete, und die neuen Biſchöfe nicht nur ernannte, ſondern dieſelben mit dem Ring und Stab inveſtirte, welchen Schritt die deutſchen Biſchöfe für eine Freiheit, die ihnen allen gefährlich werden könnte, anſahen. Heinrich der Löw war überhaupt eines ſtrengen und ernſthaften Weſens, und ertrug, wenn er einmal etwas beſchloſſen hatte, keinen fernern Widerſpruch, ſondern drang mit Ungeſtüm auf den Vollzug. Der freiſingiſche Domherr Radevic, welcher ihn perſönlich kannte, nannte ihn den Kato ſeiner Zeit, und verſicherte, man habe aus Achtung und Furcht gegen ihn, ſeine Verordnungen auch in ſeiner Abweſenheit mit eben der Pünktlichkeit, wie in ſeiner Gegenwart beobachtet, und von ſeiner Gemüthsart ſagte er, daß dieſer Fürſt lieber in der That gut zu ſeyn, als es bloß zu ſcheinen getrachtet, daß er an allen ruhmwürdigen Dingen immer den erſten Antheil genommen, und ſich deſſen niemals gerühmt habe. Dieſer Charakter iſt zwar allemal erhaben, aber nicht allemal empfehlend und angenehm, und Heinrich dem Löwen iſt er unſtreitig eine Haupturſache ſeines Unglücks geworden.

Die Fürſten, deren Gebiete an ſeine Länder gränzten, hatten von Zeit zu Zeit theils ihre Eiferſucht, und ihr in der That nicht immer ungegründetes Mißvergnügen wider die Verſtärkung ſeiner Macht geäußert, und in den Jahren 1155 und 1166 ſogar förmliche Bündniſſe wider ihn errichtet. Dieſes letztere Bündniß, bei welchem ſich die Erzbiſchöfe von Lübeck und Hildesheim, der Markgraf von Brandenburg, der Markgraf von Thüringen u. a. befanden, war gleich anfangs fürchterlich, und pflanzte ſich, ungeachtet demſelben Heinrich der Löw nachdrücklichſt begegnete (er befeſtigte damals die Stadt Braunſchweig, und ſtellte vor der Reſidenz den ungeheuern, noch vorhandenen, ehernen Löwen auf) wie ein feſtgegründetes Syſtem dauerhaft fort, bis ſich endlich eine Gelegenheit ergab, daſſelbe mit Erfolg zum Ausbruch kommen zu laſſen.

Kaiſer Friedrich I. trat im J. 1174 ſeinen fünften Zug nach Italien an, und kam dießmal in große Verlegenheiten; er bat die deutſchen Fürſten auf das inſtändigſte, ihm Truppen zu ſchicken, und wendete ſich vor allen an Herzog Heinrich den Löwen, als deſſen Beiſtand ihm jetzt höchſt nöthig war; er demüthigte ſich vor ihm, und bei einer perſönlichen Zuſammenkunft zu Chiavenna ſoll er ihm ſogar zu Füßen gefallen ſeyn; aber Heinrich der Löw war nicht zu bewegen, ihm einige Truppen zuzuführen, weil ſchon ehemals ein einziger ſolcher Kriegszug im J. 1159 alle ſeine Kaſſen erſchöpft hatte. Auch hatten ſich ſeitdem noch andere Vorfälle ergeben, wegen welcher er auf K. Friedrich nicht gut zu ſprechen war. Wir haben gehört, daß nach dem Hintritt Herzogs Heinrich IX., gen. der Schwarze, deſſen einer Sohn Welf III. die welfiſchen Güter in Italien und am Lechrain erhielt. Dieſer Herr verlor im J. 1167 ſeinen einzigen Sohn Welf IV. im Lager vor der Stadt Rom, und verkaufte bald darauf ſeine Güter in Italien, am Lechrain und in Schwaben an K. Friedrich I., der ſie mit großer Begierde an ſich zog. Dieß verdroß Heinrich den Löwen dergeſtalt, daß er dem K. Friedrich gänzlich abhold wurde; er ließ ihn alſo dießmal ohne Hilfe, und der Erfolg war, daß K. Friedrich den 29. Mai 1176 bei Legniano eine gänzliche Niederlage gelitten, und alles verlor, was er in Italien ſeit vielen Jahren erobert, und noch erobern zu können ſich Hoffnung gemacht hatte. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie K. Friedrich I. das Betragen Heinrichs des Löwen aufgenommen haben möge. Die Fürſten, welchen Heinrich der Löw vormals einige Urſache zum Mißvergnügen über ihn gegeben hatte, rechneten jetzt im voraus auf die Ungnade, in welche er bei dem Kaiſer verfallen wäre, und fielen ſeine Staaten von allen Seiten an. Nun wurde Heinrich gezwungen, ſich im J. 1178 bei K. Friedrich I. zu beſchweren, und dieſer beſchied ihn auf einen Reichstag nach Worms, wo er auf die vielen Klagen der Biſchöfe und anderer Herren antworten ſollte. Dieſer Reichstag gieng im Jän. 1179 vor ſich; aber Heinrich erſchien nicht, indem er voraus zu ſehen glaubte, daß dort ſeine Kläger auch ſeine Richter ſeyn würden. Bald darauf wurde ein zweiter Reichstag zu Magdeburg gehalten. Heinrich erſchien wieder nicht, ſondern bat den Kaiſer um eine perſönliche Zuſammenkunft. Dieſe gieng auch zu Haldensleben wirklich vor ſich, und K. Friedrich I. ſcheint nicht ungeneigt geweſen zu ſeyn, ſich mit ihm zu verſöhnen; er ſchlug ihm vor, daß, da die Fürſten auf einer Genugthuung beſtünden, er 5000 Mark Silber erlegen ſollte; aber Heinrich der Löw weigerte ſich, dieſe Summe zu erlegen, und nunmehr überließ K. Friedrich I. die Sache ihrem Lauf; er ſetzte einen neuen Reichstag nach Goßlar an, und da Heinrich jetzt wieder ausblieb, fragte er die anweſenden Fürſten, was in dem Fall, wo ein Reichsvaſall auf dreimalige Vorladung nicht erſchiene, Rechtens ſey. Die Fürſten ſtimmten auf den Verluſt aller Reichslehen, und baten um einen andern Reichstag, auf welchem das förmliche Urtheil gefällt werden ſollte. Dem zu Folge wurde auf den 23. Dec. 1179 ein vierter Reichstag nach Würzburg angeſetzt; und als Heinrich der Löw auch auf dieſem nicht erſchien, wurde das Urtheil, nicht ſo faſt in Hinſicht der anfangs wider ihn vorgebrachten Beſchwerden, wiewohl man dieſe mit einfließen ließ, ſondern in Bezug auf die gemeinen Reichslehengeſetze ſogleich ausgeſprochen, und dieſem zu Folge Heinrich der Löw in die Reichsacht erklärt, und der Herzogthümer Bayern, Weſt- und Oſtphalen, und Engern, dann aller übrigen Reichslehen (ſo daß ihm nur noch ſeine Eigenthümer Braunſchweig und Lüneburg bleiben ſollten) verluſtig und dem Kaiſer als heimgefallen erklärt. Mit eben dieſer Inſtändigkeit wurde dieſes Urtheil im J. 1180 zu Gelnhauſen und Regensburg vollzogen, und mithin dort (wo allein die ſächſiſchen und rheiniſchen Fürſten ſich einfanden) die ſächſiſchen, hier (wo die bayeriſchen Stände nebſt drei päbſtlichen Legaten gegenwärtig waren) die bayeriſchen Staaten mit einem neuen Herzoge beſetzt, und, was wenigſtens Sachſen betrifft, ganz zertrümmert. In dieſem wurde Bernhard, ein Sohn Alberts des Bären, in

Bayern Otto der Größere von Wittelsbach, ein Abkömmling Herzogs Arnulph I. zum Herzog ernannt. Hier gieng die Einſetzung des neuen Herzogs ruhig vor ſich, indem Heinrich der Löw in Bayern wenig mehr, als allein die herzogliche Würde beſaß; allein in Sachſen war die Vollſtreckung dieſes Urtheils mehrern Schwierigkeiten unterworfen, und die Fürſten und Biſchöfe ſäumten keinen Augenblick, ſich in dem Beſitz deſſen, was ihnen zugeſprochen wurde, zu befeſtigen. Heinrich der Löw trieb ſie auch, wo er ſie antraf, zurück, ſah ſich aber von allen ſeinen ehemaligen Bundesgenoſſen verlaſſen, als noch überdieß K. Friedrich I. herbeieilte. Der größte Theil der ſächſiſchen Stände unterwarf ſich dem Kaiſer. Auch die Slaven unterwarfen ſich, und der König von Dänemark, Woldemar, deſſen Sohn Heinrichs Tochter zur Ehe hatte, verlobte jetzt ſeine ſiebenjährige Tochter mit K. Friedrichs zweitem Sohne, und hielt jetzt mit K. Friedrich, bei deſſen Parthei er größere Vortheile ſah. Wo Heinrich der Löw hinflüchten, und gegen wen er ſeine Arme ausſtrecken wollte, da fand er jetzt einen Feind, und im J. 1182 war er bereits dergeſtalt in die Enge getrieben, daß es ihm nur noch mit der äußerſten Mühe gelang, ſich die Elbe hinab auf einem ſchlechten Fahrzeug nach Stade zu flüchten. Von hier aus bat er den Kaiſer Friedrich um Gerechtigkeit, ſich bis auf den letzten Augenblick, wo ſeine Geſundheit zerfiel, in jenem ſchwärmeriſchen Taumel müſſe befunden haben, wo einem alles, was man ſieht, zu klein, und die ganze Welt zu eng iſt, wo man unaufhörlich nach einem grenzloſen Ideal von Schönheit, von Größe und Tugend, mit einem zehrenden Enthuſiasmus ringt, wo man keine Mislingung ſeiner Unternehmungen glaubt, und alles unternimmt, und jeder heroiſchen Handlung fähig iſt, und jedermann für ſo gut hält, als ſich ſelbſt; wo dieß Anhalten der Ideen alle andern Vorſtellungen verſchlingt, wo man über eine ſchöne Stelle eines rührenden, ſeelvollen Dichters alles Kummers, aller Beſchwerniſſe ſeines Standes und ſeiner Ausſichten vergißt, und bei dieſer Stärke und Seligkeit des zu Thaten treibenden Gefühls, auch in einem elenden Winkel, und in Lumpen, bei nichts, als Waſſer und hartem Brod, allen Schickſalen Trotz bietet.

Werden mich hier meine Leſer wohl auch verſtehen, und werden ſie ſich mit mir freuen, wenn ich ihnen bezeuge, daß es in unſerm Vaterlande ſchöne Seelen gebe, und, ohne daß wirs wußten, oder ihrer achteten, von Zeit zu Zeit welche gegeben habe? — Seelen, derer Leben zum Leiden beſtimmt, nicht wie das Leben anderer Menſchen war, denen ſchon als Kinindem er noch immer darauf beſtand, daß man ihn nicht nach dem Reichsherkommen behandelt hätte, und um die Erlaubniß, ſich dem Kaiſer, der ſich damals vor Lüneburg gelagert hatte, perſönlich ſtellen zu dürfen. Er ließ freiwillig den Landgrafen von Thüringen, nebſt deſſen Bruder, dem Pfalzgrafen, los, und ſchickte verſchiedene Perſonen an den K. Friedrich ab, um ihn vorzubereiten, und ihm günſtigere Geſinnungen einzuflößen. Er war von ſeinem grauſamen Schickſal zwar nicht gebeugt, aber ganz von Schmerzen durchdrungen, und gleichſam über ſich ſelbſt gerührt. Als ihm einige Abgeordnete, welche ihm auf des Kaiſers Befehl auf einer Reiſe durch die ihm vor kurzem noch eigenen Staaten zur Sicherheit dienen ſollten, den Geleitbrief überbrachten, ſagte er mit Wehmuth: „Hier nahm ich keine Geleitbriefe; ich gab ſie.“ K. Friedrich verſprach ihm ſeinen Beiſtand, und ſetzte zuerſt nach Quedlinburg, und als ſich hier wegen des Widerſpruchs des Herzogs Bernard alles zerſchlug, einen Reichstag nach Erfurt an. Hier warf ſich Heinrich dem K. Friedrich zu Füßen, der ihn mit allen Zeichen von Beſtürzung in ſeine Arme ſchloß, und küßte, und, indem ihm häufige Thränen über das Geſicht herabfloßen, ihr beiderſeitiges langes Mißverſtändniß beklagte, und zumal des Herzogs ehemalige Unbeugſamkeit, welche ihn in dieſe Lage geſtürzt hätte, beklagte; aber dieß war alles. Was geſchehen war, blieb geſchehen. K. Friedrich hatte den Fürſten mit einem Eid zugeſagt, nichts ohne ihre Einwilligung zu ändern, und dieſe waren nicht zu bewegen zu einer abermaligen Aenderung, bei der ſie ihre Eroberungen wieder hätten zurückſtellen müſſen, ihre Einwilligung zu geben. Sie glaubten noch großmüthig zu handeln, indem ſie dem Heinrich den unbeſchränkten Genuß ſeiner Erbherzogthümer Braunſchweig und Lüneburg zuſicherten, und dieß mit der Bedingniß, ſich auf drei Jahre aus Deutſchland zu entfernen. Heinrich der Löw ſchwieg jetzt, und entfernte ſich im J. 1182.

Er ſah das Glück nie wieder ſich anlächeln. Als er nach dem Verlauf von drei Jahren nach Deutſchland zurückkam, ſchien ſeine Gegenwart den Fürſten noch immer ſo fürchterlich zu ſeyn, daß der Kaiſer Friedrich I., als er im J. 1189 wegen eines Kreuzzuges auf eine längere Zeit ſich aus Deutſchland entfernen mußte, ihm die Wahl ließ, mitzuziehen, oder ſich mit allen Fürſten, die ihn fürchteten, zu verſöhnen, oder ſich neuerdings aus Deutſchland zu entfernen. Heinrich der Löw wählte das letztere, und kehrte wieder nach England, wohin er ſich ſchon das erſtemal begeben hatte, zu König Heinrich II., deſſen Tochter Mechtilde er im J. 1168 geheirathet hatte, zurück, erſchien aber im nämlichen Jahre wieder, und zeigte zwar verſchiedenen ſeiner Feinde, welche indeß ſeine Erbländer angegriffen hatten, was ſein Muth vermöge; aber die Zahl dieſer Feinde, welche plötzlich wieder von allen Seiten ihn anfielen, war zu groß, und im J. 1190 wurde er von K. Heinrich (Reichsſtatthalter und Sohn K. Friedrichs) auf einem Reichstage zu Fulda genöthigt, den Frieden anzugeloben, und zu verſprechen, daß er die Mauern von Braunſchweig an vier Orten niederreiſſen, daß er das Schloß Lauenburg ſchleifen ꝛc., und zwei ſeiner Söhne, Heinrich und Lothar, zu einem Feldzug, welchen der eben genannte Reichsſtatthalter K. Heinrich nach Sicilien vornahm, ſtellen ſollte; wobei man ihm noch mit der Hoffnung, daß er in ſeine Staaten wieder eingeſetzt werden würde, ſchmeichelte; allein dieſe Hoffnung war auch alles, was ſein Schickſal ihm gewährte; wiewohl die Sache einen mildern Ausgang nahm, als bei den Umſtänden, in welche er neuerdings verwickelt wurde, ſich hoffen ließ. Der ältere ſeiner Söhne Heinrich (der jüngere Lothar gieng im Jahre 1189 zu Augsburg mit Tod ab) ſtellte ſich bei der königlichen Armee, welche im November 1190 aus Deutſchland aufbrach. In eben dieſem Jahre den 10. Juni ſtarb Kaiſer Friedrich der Rothbart. Sein Sohn, der bisherige Reichsſtatthalter, Heinrich, eilte nach Rom, um ſich daſelbſt zum Kaiſer krönen zu laſſen.

Der damalige Pabſt Cöleſtin III. aus dem Hauſe Orſini, war ein Anverwandter des welfiſchen Hauſes, und da ſich jetzt der junge welfiſche Prinz Heinrich, welcher im Gefolge des Königs Heinrich ſich befand, in ſeine Arme warf, ſetzte der Pabſt unter andern Bedingniſſen, welche der Krönung des neuen Kaiſers vorhergiengen, auch dieſe, daß der Vater des jungen Welf, Heinrich der Löw, in ſeine Staaten und Würden zurückgeſtellt werden ſollte. Der neue Kaiſer verſprach es, begegnete aber, nachdem er die Krönung erhalten hatte, dem jungen Welfen Heinrich mit einem Kaltſinn, aus welchem dieſer ſchließen mußte, daß ihm von dem neuen Kaiſer nichts als Ungnade bevorſtehe; er verließ alſo die Armee des Kaiſers, da ſie nach dem Rückzug von Neapel bei St. Germano ſtand, und kehrte über Rom, und von da (in der verſtellten Perſon eines armen und einäugigen Menſchen) durch das Neapolitaniſche, und über das adriatiſche Meer, durch Ungarn und Böhmen nach Braunſchweig zu ſeinem alten Vater, der ihn mit offenen Armen empfieng, zurück Dieſer hatte, in der Hoffnung ſeiner Wiedereinſetzung jene Bedingniſſe, wozu er ſich auf dem Reichstag zu Fulda im J. 1190 verbindlich machte, erfüllt, und jene Wiedereinſetzung ſollte nun der Kaiſer Heinrich VI., gemäß ſeines zu Rom gemachten Verſprechens, da er am Ende des

Jahres 1191 nach Deutſchland zurück kam, ins Werk ſetzen; er war aber ſo wenig dazu geneigt, daß er vielmehr im J. 1192 einen fürchterlichen Fürſtenbund (an deſſen Spitze Graf Adolph von Holſtein, Herzog Bernhard von Sachſen, Markgraf Otto II. von Brandenburg, u. a. ſtanden) wider das welfiſche Haus veranlaßte, deſſen gänzliche Unterdrückung jetzt verabredet zu ſeyn ſchien. Der junge welfiſche Heinrich begab ſich aus Geheiß ſeines Vaters Heinrichs des Löwen nach dem kaiſerlichen Hof, und erhielt von K. Heinrich VI. zwar, aus Wohlſtand, einige tröſtliche Worte, aber keinen Troſt. In dieſer Lage wagte der junge Welf Heinrich einen Schritt, der ihn dem erſten Anſcheine nach gänzlich hätte verderben ſollen, aber ihn gleichwohl glücklich rettete. Er liebte die Prinzeſſinn Agnes, Erbtochter des rheiniſchen Pfalzgrafen Conrad (eines Halbbruders K. Friedrichs I. oder des Rothbarts), und ſelbſt dieſer Conrad hatte ihm ſeine Tochter ehemals zugeſagt, hatte aber ſeine Geſinnungen geändert, als ſich die Umſtände des welfiſchen Hauſes verſchlimmerten. Die beiden Liebenden ſchienen auf ewig getrennt zu ſeyn, und die junge Prinzeſſinn Agnes ſollte ſich dem König Philipp II. von Frankreich, welcher ſich durch dieſe Heirath dem Kaiſer empfehlen wollte, ihre Hand reichen. Sie weigerte ſich aber, und blieb dem jungen Welſen Heinrich unabänderlich zugethan. Dieſer unglückliche Prinz erſchien jetzt in der Abweſenheit des Pfalzgrafen, der ſich eben bei dem Kaiſer befand, am pfälziſchen Hofe, und ließ ſich, ſelbſt auf Geheiß der Mutter der Prinzeſſinn (dieſe Mutter hieß Irmengarde, und war eine Gräfinn von Henneberg) mit der Prinzeſſinn Agnes trauen. Die erſte Nachricht dieſer Heirath ſetzte alle Anweſende am kaiſerlichen Hofe in Erſtaunen und in die heftigſte Entrüſtung; aber die kluge Mutter der Prinzeſſinn, welche dieſen Sturm wohl vorhergeſehen hatte, hatte ihr Benehmen auch vorbereitet, und wußte den Sturm zu leiten. Der Pfalzgraf Conrad wurde gewonnen, und Kaiſer Heinrich VI., der in dieſe Heirath erſt durchaus nicht willigen wollte, gab am Ende der Großmuth Gehör; er erlaubte dem Pfalzgrafen Conrad, eine Unterredung mit den Welfen, Vater und Sohn zu vermitteln, und ein Fürſtengericht nach Saalfeld zu beſtellen; aber indem nun der alte Held, Heinrich der Löw, im vollen Vertrauen auf die kaiſerliche Gnade, womit man ihn getröſtet hatte, auf den Weg ſich machte, verſetzte ihm ſein Schickſal den letzten Streich; er fiel in dem Harze bei Bothfeld mit dem Pferde, brach ein Bein, und zog ſich, da er zur geſetzten Zeit nicht erſchien, das Mißtrauen des Kaiſers neuerdings zu; aber auf einem zweiten Tag, der im J. 1194 zu

Dullethe (einem Dorfe bei Kelbra im Schwarzenburgiſchen) beſtimmt wurde, fand er ſich ein. Hier ſahen ſich demnach die Häupter der berühmten Menſchengeſchlechter, der Welfen und Hohenſtauffer, in einem erſchütternden Abſtand von Glück und Unglück. Heinrich der Löw bat mit allen Zeichen von Ergebenheit um Gnade für ſich, und um Gnade für ſeinen Sohn, und erwartete, indem er wehmüthig ſeinen Blick auf den jungen Kaiſer Heinrich VI. heftete, eine erfreuliche Antwort, welche dieſer dahin ertheilte, daß ihm und ſeinem Sohn die kaiſerliche Gnade bewilliget, daß die Heirath dieſes Sohnes anerkannt ſeyn, und daß derſelbe mit der Würde der rheiniſchen Pfalzgrafſchaft, in deren Beſitz er (nach dem 1195 erfolgten Hintritt ſeines Schwiegervaters wirklich eintrat) belehnt werden, aber einem neuen Kriegszug nach Apulien zu folgen gehalten ſeyn ſollte. Von einer weitern Begnadigung und der Wiedereinſetzung in Würden und Länder geſchah keine Meldung, und Heinrich der Löw erwähnte ihrer auch nicht; er beredete vielmehr ſeinen Sohn Heinrich, welchen die letztere Bedingniß kränkte, dem Kaiſer zu folgen, und neigte beim Abſchied gegen dieſen Kaiſer duldend und ſtillſchweigend ſein von Jahren graues, und von den harten Schlägen des Unglücks geheiligtes Haupt, indem er ſich begnügte, ferner wenigſtens kein Gegenſtand des Haſſes ſeiner Gegner zu ſeyn, und ſich herzlich nach Ruhe ſehnte. Dann umarmte und ſegnete er ſeinen hoffnungsvollen Sohn, den neuen Pfalzgrafen Heinrich, und gieng nach Braunſchweig zurück, wo er im J. 1195 im 66ſten Jahre ſeines Alters ſtarb, und an der Seite ſeiner zweiten Gemahlinn ſeine Ruheſtatt nahm.

Seine erſte Gemahlinn war Clementia, Conrads Herzogs zu Zähringen Tochter, welche von ihm wegen Anverwandtſchaft im J. 1162 geſchieden ward. Die zweite war Mechtilde, K. Heinrichs in England Tochter, vermählt 1168, † 1189. Die Kinder der erſten Ehe waren: a) eine Prinzeſſinn, welche als Braut des däniſchen Prinzen Kanuts ſtarb. b) Gertraud, vermählt: 1) an Friedrich, Herzog in Schwaben, welcher 1167 ſtarb. 2) an obigen Kanut, König von Dänemark, vermählt im J. 1176, † 1196; der zweiten Ehe: a) Heinrich, Pfalzgraf am Rhein, deſſen einzige Tochter Agnes mit Herzog Otto, dem Erlauchten, von Bayern vermählt wurde. b) Lothar, † 1189. c) Otto IV., nachmaliger Kaiſer. d) Wilhelm, Fürſt zu Lüneburg, Stammvater des Hauſes Braunſchweig und Hannover. e) Richenza, (nach einigen) Gemahlinn Woldemars II., Königs in Dänemark. f) Mechtild. g) Ingelram.

Abriß der bayeriſchen Geſchichte

dern die Einſamkeit ſüßer war, als alle Freuden des Lebens geworden; die gleich dem Knaben, den Jeſus unter die Hörer geſtellt, Blüthe trugen, und Frucht; im Beginnen dem Lenze des Lebens reif, wie Jünglinge, voll Verſtandes, und göttlicher Gnade. — Wo andere tief ſchlafen, da hören ſie, und wo andere die Augen ſchließen, da ſind die ihrigen voll Glanz. Es fühlen ſich alle Naturen um ſie herum; ſie aber empfinden die unſterbliche Seele. Erklären kann ich es demjenigen nicht, dem die Natur das leiſe Gefühl zur Muſik des Lebens verſagt hat. Aber wer du immer biſt, junger Mann, der du vielleicht noch von Niemand geſehen, noch von Niemand bemerket biſt, der du die Macht, und den Werth der Dinge ganz fühlſt, an die unſers Engelhofs Herz und Seele ſich hing, der du manchmal das Unbegnügende, und die Langeweile des Lebens fühlſt, das dich umgibt, und dann, fern vom kalten hirnloſen Umgange, in dich ſelbſt verſchloſſen, herrliche Träume denkſt, du, nach dem ich mich ſehnte, den ich in mein Auge legte, da ich dieß ſchrieb, laß dieſe höhere Wehmuth, die dich zu großen Gedanken führt, laß dieß Gefühl dir ſtets heilig ſeyn. Nie trenne eine zerſtörende Leidenſchaft die Jugend deiner Empfindung, und niemals entehre ein Hohngelächter deines Zeitalters das Heiligthum deiner

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

32

Zweiunddreißigſter Band.

Kempten, 1838.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

91 ff Bbg 1513

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Des Abriſſes
der
bayeriſchen
Geſchichte
zweiter Theil.

Von 1180 bis 1799.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Zeitraum von der Einſetzung Otto des Größern im J. 1180 bis zur erſten Nutzabtheilung Bayerns im J. 1255. Die Herzoge dieſes Zeitraums waren:

Otto, gen. der Größere,
von 1180 — 1183.

Ludwig I., † 1231.

Otto, gen. der Erlauchte, † 1253.

Ludwig II., gen. der Strenge, † 1294. Heinrich, † 1290.

Kaiſer ſeit Conrad IV. (ſieh Stammtafel der Hohenſtauffer) bis zum Ludwig dem Bayer: a) Wilhelm, ein Graf von Holland, † 1256. b) Richard von England, † 1271. c) Rudolph von Habsburg 1291. d) Adolph, Graf von Naſſau, 1298. e) Albert von Oeſterreich, Sohn des Kaiſers Rudolph von Habsburg, 1308. H. Heinrich VII., † 1313.

---

§. I.

Inhalt. 1) Einſetzung Otto des Größern im J. 1180. Damaliger Inhalt des bayeriſchen Staats, bei welchem die Stände, nämlich die Biſchöfe und Grafen das Uebergewicht hatten. Jene trennten ſich vom herzoglichen Hofgericht; dieſe ſtarben aus. 2) Verfaſſung der Juſtizpflege und der Erziehung; 3) des Handels und der Landwirthſchaft. 4) Hintritt Otto des Größern, Gemahlinnen, Kinder.

§. II.

1) Ludwig I. erfuhr eine beunruhigte Regierung durch inländiſche Fehden, und durch deſſen Vetter den Pfalzgrafen Otto VIII. 2) brachte im J. 1215 die rheinpfalzgräfliche Würde, und im J. 1225 die rheinpfälziſchen Güter an Bayern. 3) Deſſen Hintritt, Gemahlinn, Kinder.

§. III.

1) Ottos des Erlauchten beunruhigte Regierung durch König Heinrich, Kaiſers Friedrich **II.** Sohn; 2) durch Mißhelligkeiten mit dem päbſtlichen Hofe und den bayeriſchen Biſchöfen. 3) Deſſen Hintritt, Gemahlinnen, Kinder.

§. IV.

1) Erſte Nutztheilung von Bayern im Jahre 1255 zwiſchen Ludwig dem Strengen und Heinrich **XIII.** Theilung der conradiniſchen Güter im J. 1269. 2) Ludwig der Strenge verhalf im J. 1273 dem Grafen Rudolph von Habsburg zum deutſchen Thron; — deſſen übereilte Handlung in Betreff ſeiner Gemahlinn Maria; vergebliche Bemühung, das im J. 1246 erledigte Oeſterreich wieder an Bayern zu bringen. 3) Deſſen Hintritt, Gemahlinnen, Kinder.

---

§. I.

Otto (geboren im Jahre 1128, unter den Pfalzgrafen von Scheyern und Wittelsbach der ſechste, genannt der Größere (major) ſtammte, wie die vorhandenen Stammtafeln beweiſen (I.), von jenem berühmten Luitpold ab, der im J. 907 in einer Schlacht bei Preßburg ums Leben kam. Sein Geſchlecht blieb, ungeachtet daſſelbe vom Kaiſer Otto I. von der herzoglichen Würde gewaltſam entfernt worden, immer das vornehmſte in Bayern, und eben dieſer Otto der Größere beſaß das bayeriſche Pfalzgrafenamt, welche Würde nach der herzoglichen die erſte und vornehmſte war; er vertrat bei der Reichsarmee die ehrenvollſte und wichtigſte Stelle, die Führung nämlich des kaiſerlichen Paniers, und hatte ſich durch ſeinen Muth und ſeine Geſchicklichkeit das unumſchränkteſte Vertrauen des Kaiſers Friedrich I. erworben. Seine Einſetzung in die herzogliche Würde von Bayern geſchah im J. 1180 zu Regensburg nach der damaligen Rechtsform, nämlich in der feierlichen Verſammlung der Reichsſtände, für ihn und ſeine Nachkömmlinge, welche gemäß einem natürlichen Erbrechte bis auf den heutigen Tag ſich nachgefolgt ſind.

Wir haben gehört, in welcher mißlichen Verfaſſung ſich Bayern befand, als Herzog Garibald der erſte im J. 555 als Regent von Bayern auftrat. Wir wollen nun vor allem ſehen, wie dieſe Verfaſſung im J. 1180 beſchaffen, und ob ſeit ſo vielen Jahrhunderten einige Verbeſſerungen, und welche, bewirkt worden waren.

Was den Umfang vom damaligen Bayern (welches nunmehr den Namen Norikum in öffentlichen Urkunden ablegte) betrifft, ſo waren die Grenzen gegen Norden die vom bayeriſchen Staatskörper abhangende nördliche Markgrafſchaft Cham, nebſt der Herrſchaft Neumarkt, und überhaupt der Böhmenwald, die Eger bis Königsberg, die heutige herzoglich ſulzbachiſche Grenze, und weiter gegen Süden hinab die Altmühl, wo noch die Hohenſtauffer einzelne Stücke, als Herzoge von Oſtfranken beſaßen; gegen Oſten wahrſcheinlich der Wald Saláth bei Paſſau, und der dabei befindliche große Sumpf, das rothe Moos genannt; woraus der Name Rotenſala, bis zu welchem Ort das Herzogthum Oeſterreich ſchon im Jahre 1156 (nach einigen erſt ſpäter) ausgedehnt worden ſeyn ſoll, entſtanden ſeyn mag (II.). Gegen Süden die ſüdlichen Grenzen der heutigen Grafſchaft Tyrol, und gegen Weſten endlich der Lech, und die ſüdweſtlich gelegenen welfiſchen Güter, wohin Schongau, Ammergau ꝛc. und der größte Theil vom Augſtgau gehörten. Es iſt demnach unmittelbar bei der Einſetzung Heinrichs des Löwen wahrſcheinlich keine Zerſplitterung von Bayern vorgegangen, ſondern dieſe iſt erſt ſpäter, im 13. Jahrhundert, unter der Begünſtigung der damaligen Verfaſſung des bayeriſchen Staats, und des deutſchen Reichs überhaupt, erfolgt.

Seit der Zeit nämlich, als die Kaiſer, nach dem Syſteme des Kaiſers Otto I., anfiengen, die bayeriſchen (und andere) Herzoge als bloße kaiſerliche Statthalter zu behandeln, und ausſchlüſſig alle Oberherrſchaft in Deutſchland als einen unmittelbaren Ausfluß der königlichen Krone zu behaupten, begann die Verfaſſung der deutſchen Länder immer mehr in einen Zuſtand, bei welchem ſie ſich einer gänzlichen Auflöſung (Anarchie) näherte, zu verfallen. Die Biſchöfe und Gaugrafen, welche durch die Gnaden der Kaiſer reich und mächtig geworden waren, verſuchten es unaufhörlich, ſich der Gerichtsbarkeit der deutſchen Herzoge zu entziehen und ſich ſelbſtſtändig zu machen. Wir haben gehört, daß die Gaugrafen ſeit dem eilften und zwölften Jahrhundert ihre gräflichen Würden in erbliche Grafſchaften, und ihre Lehengüter in Familiengüter umänderten, ordentliche Höfe bildeten, und Hofämter, nämlich Truchſeſſen, Marſchälle, Schenken und Kämmerer hielten. Seit der Zeit ſchrieben ſie ſich, gleich den Herzogen, von Gottes Gnaden, und behaupteten den Titel Landherren und Fürſten, mit welchem ſie auch von den Herzogen wirklich beehrt wurden. Sie behaupteten auf ihren Gütern und Grafſchaften eine beinahe unumſchränkte Gerichtsbarkeit, errichteten nicht ſelten nach ihrem Belieben

Begeiſterungen! Dieſe waren es, die uns jene Menſchen von höherer Art ſchufen. Durch ſie ward Plato, Sokrates, und Phidias, der, da er den Jupiter oder die Minerva bildete, niemand vor ſich hatte, den er anſchaute und nachbildete, ſondern in deſſen Seele irgend eine überirdiſche Idee von Schönheit ſaß, auf die ſein inneres Auge ſich geheftet, und nach deren Zügen ſeine Hand gearbeitet hat.

Ich habe die Aeltern des Engelhof eben ſo wenig, als ihn ſelbſt, gekannt; allein einer meiner Freunde, mit dem ich die zurückgelaſſenen Papiere noch manchmal in einer belohnenden Stunde durchleſe, machte mir von ſeiner Familie eine genaue Beſchreibung, wovon ich dem Leſer ſo viel mittheilen muß, als ich wenigſtens für unentbehrlich erachte, wenn ich ihn anders in den Stand ſetzen will, ſogleich mit den nöthigſten Umſtänden an die Geſchichte zu gehen.

Engelhofs Vater war auf der Univerſität zu — einer derjenigen Köpfe, die man gemeiniglich für ſeltne Wunder hält. Er wollte nicht nur ſein Fach, das er ſich zum Lebensruf machte (und dieß war das bürgerliche Recht) vom Grund, und nach allen Theilen gleich vollkommen verſtehen; er gab auch in allen den andern Wiſſenſchaften den Ton an.

Mauth- und Zollhäuſer, bauten Feſtungen, und führten Kriege wider ihre Nachbarn, ohne die Herzoge zu begrüßen, ja ſie ſchloſſen wohl noch Bündniſſe unter ſich, und bekriegten ſelbſt die Herzoge. So betrugen ſich auch die Biſchöfe und Aebte, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert der Gerichtsbarkeit ihrer Mundbürden oder Advokaten doch ſo, daß dieſe noch ihre Vogtfrüchte genoßen, ſich entzogen, Hofämter hielten, und ſich (viele Klöſter wurden von den Kaiſern unter ihren unmittelbaren Schutz genommen) als Principes Terrae ebenfalls von Gottes Gnaden ſchrieben. Als Otto der Größere im J. 1180 als Herzog in Bayern auftrat, waren folgende bayeriſche Biſchöfe vorhanden: 1) Der Erzbiſchof von Salzburg, 2) der Biſchof von Gurk (deſſen Bisthum der Erzbiſchof Gebhart von Salzburg im J. 1071 mit Erlaubniß K. Heinrichs IV. aus dem Kloſter dieſes Namens geſtiftet hat), 3) der Biſchof von Paſſau, 4) der Biſchof von Freiſing, 5) der Biſchof von Augsburg, 6) der Biſchof von Regensburg, 7) der Biſchof von Eichſtädt, 8) der Biſchof von Bamberg, 9) der Biſchof von Brixen. Die Mark-, Land- und Gaugrafen waren: 1) Der Markgraf von Cham aus dem Haus Vohburg, wohin auch Eſchelcham gehörte. 2) Der Graf von Hochenburg. 3) Die Landgrafen von Stephaning, Regenſtauf, Lengfeld, Kallmünz und Nor. 4) Die Landgrafen von Leuchtenberg. 5) Die Grafen von Abensberg, wohin auch Altmannſtein, Sollern, Hagenhill, Schamhaupten und Münching gehörten. 6) Die Grafen von Andechs, zu deren Haus die Grafſchaften Craiburg, Neuburg am Inn, und Wolfertshauſen, ferner weitläufige Güter in Tyrol, als Meran, Inſbruck ꝛc., dann die herzogliche Würde in Croatien und Dalmatien, und die markgräfliche in Iſtrien gehörte. 7) Die Grafen von Bogen, deren Gebiet ſich längs der jenſeitigen Donau bis auf Deckendorf erſtreckte, und Windberg, Bogen, Bogenberg, Walkenſtein, Mitterfels, Wieſenſtein, Flinsberg, Plädling, Natternberg, Iſenhofen, und den ganzen obern Wald in ſich begriff. 8) — von Dachau. 9) — von Eſchenloh oberhalb Murnau. 10) Der Graf von Frontenhauſen, der auch Teyſpach, Pilſting, Wördt und Königswart (jetzt Hohenburg am Inn) beſaß. 11) Die Grafen von Hals, deren Geſammthaus eine Menge Burgen und Schlöſſer, die ſie theils vom Stift Paſſau, wo ſie das Marſchallamt verſahen, theils von verſchiedenen andern Stiftern und Klöſtern zu Lehen trugen, beſaß. 12) — von Hirſchberg, wohin auch der Markt Berſching und das herumliegende Gebiet gehörte. 13) — von Kirchberg, wohin die Märkte Geiſelhöring und Pfaffenberg dann die Eckmühl gehörten. 14) — von Lechsgmünd, denen auch Graysbach, Mauerſtetten, Burgeck und Weiſenhorn eigen waren. 15) — von Leonsberg und Dornberg. 16) — von Liebenau an der ſalzburgiſchen Grenze aus dem Stamm von Ortenburg. 17) — von Meglingen nächſt dem Kloſter Au. 18) — von Mitterſil im obern Pinzgau. 19) — von Mosburg, deren Gebiet vermuthlich das heutige Landgericht Mosburg war. 20) — von Neuburg an der Manquald, wohin auch Habermarsberg, Weyarn, Aibling, Hermansſtein, Antwördt und Walkenſtein am Inn gehörten. 21) — von Ortenburg, wohin auch Meßing, Pleinting, Dachenberg, Reichenberg, Rotenburg, Griesbach, das Schloß Marquartſtein, Gern und Truchtlaching gehörten. 22) — von Plain im Salzburgiſchen. 23) — von Phaley. 24) — von Roning (jetzt Reining unterhalb Abensberg), wohin Roningen und Rotenburg an der Laber, ſammt dem Pfleggericht gehörte. 25) — von Roteneck, aus der Linie der Grafen von Abensberg, welchen auch Alnpach ſammt allem Zugehör eigen war. 26) — von Sulzbach. 27) — von Trungau, welches der Stammort der Markgrafen von Steiermark war, welches 1180 zu einem Herzogthum erhoben worden. 28) — von Tyrol.

29) — von Tollenſtein. 30) — von Waſſerburg, wohin auch Fichtenſtein gehörte.

So mächtig, und beinahe unabhängig dieſe Herren im Bezirke ihrer Güter und Grafſchaften handelten, ſo waren ſie doch ihrem Herzog, als oberſtem Richter und Feldherrn, untergeordnet. Sie leiſteten zwar dem herzoglichen Hofe von ihren Gütern keine Abgaben oder Steuern; aber im Vaterlandskriege mußten ſie auf ihre Koſten die ihnen beſtimmte Mannſchaft (jetzt Contingent) ausrüſten, und nach dem Befehl des Herzogs anführen; ſie mußten auf ſeine Einberufung bei den Land- und Hoftägen (nicht nach der Art der nachmaligen Kreisſtände, ſondern als Untergeordnete) erſcheinen, und die Urtheile und die Verordnungen des Herzogs anerkennen, und in ihren Privathändeln (welche übrigens nicht willkührlich behandelt, ſondern nach den beſtehenden bayeriſchen Geſetzen, und nach dem Herkommen geſchlichtet, und zu welchen die Grafen, als Mitſtimmer und angeborne herzogliche Staatsräthe, beigezogen werden mußten) in ſeine rechtlichen Entſcheidungen ſich fügen, wovon die überzeugendſten Beweiſe und Erläuterungen vorhanden ſind (II.); aber ſo wohlgegründet dieſe Vorrechte, welche im Jahr 1180 dem bayeriſchen Herzog zuſtanden, waren, ſo wenig konnten dieſem die bloßen Rechte dazu verhelfen, dieſelben mit Nachdruck zu behaupten, wenn ihn nicht eine eigene Hausmacht in den Stand ſetzte, über die Macht jener damaligen Grafen das Uebergewicht zu behaupten, und den Beſtrebungen derſelben nach einer gänzlichen Unabhängigkeit mit Nachdruck und Erfolg zu begegnen. Dieſer Umſtand war für Otto den Größern und ſeine erſten Nachfolger überaus bedenklich und fürchterlich. Schon entzogen ſich die Markgrafen von Iſtrien (III.), die Grafen von Meran (IV.), welche ſo, wie jene, den herzoglichen Titel annahmen, und endlich die ſämmtlichen bayeriſchen Hochſtifter der Gerichtsbarkeit des Herzogs von Bayern, und behaupteten die Unmittelbarkeit unabhängiger Reichsſtände. So wurde nach dem im J. 1191 erfolgten Hintritt des alten Welfs der ganze Augſtgau, den jener an K. Friedrich I. verkauft hatte, zu dem hohenſtauffiſchen Herzogthum Schwaben geſchlagen, und ſo würden ſich in der Folge manche gräfliche Häuſer der herzoglichen Oberherrlichkeit entzogen haben, indem die Kaiſer ſolche Unternehmungen nicht nur nicht unterdrückt, ſondern in der Abſicht, den Herzog von Bayern vollends zu entkräften, noch ſpäterhin es verſucht haben, bayeriſche Landſaſſen die Unmittelbarkeit zu ertheilen. Die Folge davon wäre für Bayern unausſprechlich bedenklich und betrübt geweſen;

allein die Wachſamkeit, beharrliche Klugheit, und wirthſchaftliche Lebensart, und der daraus fließende baare Geldvorrath der ſcheyeriſchen Regenten verſchaffte denſelben bald eine Menge neuer Güter, und bei ihren eigenen Stammgütern, welche ſie um und zu Straubing, Kellheim, Neuburg, Wartenberg, Wittelsbach, Aichach, Augsburg, Pfaffenhofen, Höchſtädt ꝛc. nebſt der Advokatie über Freiſing und viele Abteien beſaßen, ein herrſchendes Anſehen; aber das Meiſte that der wider alle Erwartung eintretende Umſtand, daß in kurzer Zeit faſt alle Grafenhäuſer ausſtarben. Schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren nur noch wenige vorhanden, und endlich ſind, bis auf das heut noch beſtehende Haus Ortenburg, alle erloſchen, welches damals, gleich den Hofſtiftern, reichsunmittelbar blieb. Die von den ausgeſtorbenen Grafenhäuſern ausgeübte Gerichtsbarkeit nebſt den Advokatien, oder den davon abhangenden Vortheilen, welche dieſelben bei Bisthümern und Abteien ausgeübt und genoſſen hatten, fielen den Herzogen anheim, welche dadurch endlich das ihrem herzoglichen Anſehen unentbehrliche Uebergewicht erhielten, und mit ihrer Majeſtät das ganze Land erfüllten.

2) So lange Bayern in ſo viele gräfliche Höfe und Fürſtenthümer zerſtückelt blieb, war es auch dem beſten und thätigſten Herzog ſchlech-

terdings unmöglich, eine allgemeine geſetzliche Ordnung und Ruhe im Lande zu befeſtigen. Die Juſtizpflege war jetzt im J. 1180 in mancher Rückſicht wenig beſſer, in mancher wohl noch ſchlimmer, als ſie es im J. 555, da Garibald I. auftrat, war. Damals herrſchte der Herzog mehr mit militäriſcher, als bürgerlicher Gewalt; aber dieß war im zwölften Jahrhundert nicht mehr der Fall. Wenn bei der Entſtehung der Streitigkeiten der ſchwächere und unterdrückte Theil am Hofgericht des Herzogs erſchien, und um Schutz und Gerechtigkeit bat, ſo kam es, wenn der Gegentheil eine große Hausmacht, und mächtige Freunde zählte, noch erſt darauf an, ob er auf die herzogliche Einberufung erſcheinen wollte, und ob er dazu gezwungen werden konnte. Gewöhnlich wandten ſich ſtreitende Partheien (freie oder adelige Geſchlechter nämlich) weder an ein gräfliches, oder an ein höheres Gericht, ſondern ſie wählten ſich von beiden Seiten verſtändige Männer oder Schiedrichter (Arbitri, Arbitratores, Taydinger, Tatinger, Tritinger), und verſprachen mit einem vereinten Eid (Compromissum), daß ſie den Ausſpruch erkennen und vollziehen wollten. Man nannte ſolche Gerichte auch Austräge, Austregalen, oder Austragalgerichte. Da der Vollzug die Hauptſache war, ſo ſahen ſich beide Partheien gewöhnlich noch weiter um

Männer um, welche das Verſprechen oder die Gewähr leiſteten (daher ſie auch Gewährer und Leiſter hießen), daß ſie für den Vollzug bürgen, und daß ſie ſich, wenn ſie ihrem Verſprechen nicht nachkommen, und von der Gegenparthei daran erinnert würden, auf ihre Koſten in einem öffentlichen Gaſthaus ſo lange einlegen (daher Einlager oder Obstagium) und zehren wollten, bis ſie ihrem Verſprechen nachgekommen wären. Sie ſtraften ſich alſo in dieſem Falle ſelbſt, und es geſchah nicht ſelten, daß ſie ſich wirklich dazu bequemten; denn im Weigerungsfalle wurden ſie für ehrlos erklärt, und gewöhnlich von allen Geſellſchaften und Verbindungen ausgeſchloſſen, und auch gewöhnlich von allen Seiten befehdet; aber mächtige Herren achteten nicht ſelten weder ſolche freiwillige Gerichte, noch die Drohungen ihrer Gegenpartheien, ſondern ſie ſahen ſich um gleichgeſinnte Freunde um, und verwüſteten die Länder ihres Gegentheils auf eine Art, welche nur unter Barbaren Sitte ſeyn konnte. Im J. 1192 z. B. entſtand zwiſchen Graf Albert von Bogen, und den Grafen von Ortenburg ein Proceß, welcher theils Grenzſachen, theils die Advokatie über das Kloſter Niederalteich betraf. Die Herzoge Ottokar von Böhmen, Leopold von Oeſterreich, und der Graf Berthold von Andechs nahmen an der Fehde Theil, „und die

Fürſten, ſagt ein gleichzeitiger Chroniſt, verwüſteten unſer Vaterland mit Brand und Raub, auf die grauſamſte, und alles menſchliche Gefühl empörende Weiſe. Sie ſchonten weder Klöſter noch Kirchen, ſondern brachen ſelbe mit Gewalt auf, verbrannten ſie zum Theil, und ſchleppten, nach Art wahrer Straſſenräuber, alles mit ſich fort, was ſie an heil. Gefäſſen, Prieſterkleidern, und von den (zur Sicherheit dahin gelegten, armen Leuten angehörigen) Geldern darin fanden; und ſo mißhandelten ſie nicht nur ihre Feinde, ſondern auch Freunde und unſchuldige Leute, welche mit ihrer Streitſache nicht im geringſten befangen waren; ſie verſchonten weder das Alter noch das Geſchlecht." Aber ſolche Fürſten erſchienen noch immer als rechtliche Männer, wenn ſie nur die Treugen und die Landfrieden, welche ſie auf Befehl der Kaiſer und Herzoge auf den Landtagen bis zu einer beſtimmten Zeit ſchwören mußten, beobachteten; ja (wie ſchon im vorgehenden Theile dieſer Geſchichte vorkam) ganze Schaaren ſolcher Ritter, welche allein vom Raube lebten, und welche dieſem Raub nicht ſelten ihre anwachſende Größe und Macht zuzuſchreiben hatten, gab es überall; ſo daß Herzog Heinrich X., genannt der Stolze, im J. 1126 eine förmliche Landarmee aufbot, um die Schlöſſer ſolcher Herren zu zerſtören; er zerſtörte auch wirklich eine große Anzahl derſelben, ohne dieſem ſchrecklichen Unfug, welcher noch viele Jahrhunderte nach ihm anhielt, unterdrücken zu können. Das Vaterland wüthete ſo zu ſagen unaufhörlich wider ſich ſelbſt. So viele Grafſchaften es gab, ſo viele abgeſonderte kleine Staaten waren vorhanden, die ſich gleichſam in einem beſtändigen Kriegsſtand wider einander hielten, und deren Einwohner ſich gewöhnlich wechſelweiſe haßten. Sogar in bürgerlichen Dingen waren Gewichte, Maaße, Kleidungen verſchieden, was dieſe noch heut zu Tag ſind, und vielleicht in keinem deutſchen Land von gleichem Umfang ſo ſehr ſeyn mögen.

Bei einer ſolchen Verfaſſung blieben, was ſeit den Carolingern der Fall war, Waffen und Waffenführung der Hauptgegenſtand, und die vorzüglichſte, gewöhnlich die einzige Beſchäftigung des Adels. Nichts war mit dem feierlichſten Ernſt zu vergleichen, mit welchem ein Prinz des Herzogs oder eines Landfürſten in glänzende Waffen eingehüllt, mit dem Schwert umgürtet und wehrhaft gemacht, d. i., für würdig erklärt wurde, ſich unter den Wehren oder den Rittern einzufinden. Alle Anverwandte, alle benachbarten Fürſten und Edle feierten ein ſolches Feſt mit, und halfen den jungen Ritter in der Meinung beſtärken, daß es nichts Größeres und Herrlicheres unter den Menſchen gebe, als den

Ja er pflegte von denjenigen Dingen am liebſten zu ſprechen, bei denen man es ihm, wenn er ſie auch nicht ganz verſtanden hätte, wie es denn auch ſo war, keineswegs zur Schande gehalten haben würde. Damals waren die Zeiten noch nicht vorhanden, daß ein Gelehrter alles, was unter der Sonne einen Namen hat, wiſſen mußte. Man hielt vielmehr ein aufrichtiges Geſtändniß der Unwiſſenheit, und eine gründliche Verlegenheit eines Gelehrten ſo gar für ein gutes Zeichen, und man durfte, ohne Gefahr, für einen Idioten ausgeſchrieen zu werden, ſeine Mitcollegen frei um ihre Meinung fragen, und ihre Einſichten und Unterſtützung benutzen. Mit einem Worte, die Gelehrten auf dieſer Univerſität — verhielten ſich, wie wahre Herzensfreunde, welche eine Laſt gemeinſchaftlich heben wollen; ſie trugen ihre Kräfte zuſammen. Aber es gab auch damals einzelne Leute, bei denen es nicht mehr darauf ankam, ob man in der That gründliche Einſichten beſitze, oder nicht. Wer die Sache des andern am liſtigſten anfallen, und den Vertheidiger derſelben am eheſten in die Verlegenheit ſetzen konnte, der hatte gewonnen. Dazu gehörte nun nichts, als eine Art recht unverſchämter Frechheit, oder der beleidigende Hochmuth, ſich einzubilden, man ſey überall ſeiner Sache gewiß. Allein es mag nun dieſe Einbildung, Ruhm, Menſchen zu beſiegen. Solche Begriffe und Vorſtellungen wurden wohl manchmal, in ſo fern ſie rüſtige Männer zum Kampf für das Vaterland lieferten, in ihren Folgen wohlthätig und gut; aber wo ſolche Begriffe, wie damals der Fall war, die einzigen ſind, womit der Kopf und die Einbildungskraft der bedeutendſten Volksklaſſen erfüllt wird, ſo verſcheuchen ſie alle wahre menſchliche Cultur, und wirken nichts Gutes. Die Gallanterie der Rittersitten, welche vorzüglich während der Regierung der Kaiſer aus dem hohenſtauffiſchen Geſchlechte gebildet wurden [*]), verhinderte nicht, daß die damaligen Ritter nicht neuerdings gänzlich ausarteten und verwilderten. Dieſe Ritter oder Adeligen beſaßen nichts weniger als ſolche Eigenſchaften, welche ihnen in den heutigen (eben ſo albernen als höchſt verderblichen) ſogenannten Rittergeſchichten (wider alle Wahrheit der Geſchichte) angedichtet werden; ſie waren vielmehr, wenigſtens im Vergleich mit unſern Zeiten, unbeſchreiblich roh, ſelbſtſüchtig und unbändig, ſittenlos, und zu gleicher Zeit im höchſten abergläubig; denn ſie waren in einem ungeheuern Grade unwiſſend.

Jene Erziehungsanſtalten, welche die agilolfingiſchen Herzoge und Carl der Große bei den Domkirchen und in Klöſtern gründeten, hatten ſehr gelitten. Viele Klöſter wurden durch die Ungarn und andere Feinde zerſtört; viele Domſchulen löſten ſich auf, da die Domherren oder Canonici das gemeinſame Leben verließen, und während der Kreuzzüge *) verfiel beinahe alle Zucht und Ordnung. Man hatte auch damals nur noch den kleinſten Theil der alten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller (indem ſie erſt ſpäter vorgefunden worden) gekannt, und auch die vorhandenen waren eine Seltenheit, weil ſie mühſam abgeſchrieben werden mußten. Noch weniger kannte oder ahndete man auch nur noch ihren innern Werth, und erwarb ſich durch ihre Lektüre weder beſſere Kenntniſſe, noch einen richtigern Geſchmack. Das Vorzüglichſte, worin man weiter vorrückte, war, daß man die lateiniſche Sprache nach Regeln lernte, wie dann dieſe Sprache, ſo wie ſie in den Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts vorkommt, zwar keineswegs ausgebildet, aber ohne Vergleich gebildeter erſcheint, als ſie es zur Zeit der Carolinger war. Eben dieſe Sprache war noch im zwölften Jahrhundert durchaus die Gerichts- und Urkundenſprache, ſo daß alle Stiftbriefe, landesherrliche

---

[*]) Siehe Abriß der deutſchen Geſchichte.

---

*) Siehe meinen Abriß der deutſchen Geſchichte.

Befehle, und hiſtoriſche Nachrichten in derſelben verfaßt wurden. Indeſſen erſchien einige Hoffnung, daß ſichs wenigſtens für die Zukunft beſſern würde, indem man im eilften und zwölften Jahrhundert in die Wette eiferte, theils die alten Benediktinerklöſter, und mit dieſen ihre Schulen wieder herzuſtellen, theils neue Orden zu errichten. So ſtiftete der hl. Bruno im J. 1080 die Kartheuſer, die ſtrengſte Klaſſe der Benediktiner; ſo gründete im Jahre 1120 der hl. Norbert in der Wüſte zu Prämonſtrat die Prämonſtratenſer, einen ſtrengen Orden regulirter Chorherren; ſo der h. Bernard im J. 1113 zu Ciſterz die Ciſterzienſer u. a. m. Bayern wurde mit Klöſtern aller Art angefüllt; aber ihre Schulen, was in ganz Deutſchland der Fall war, verbeſſerten ſich anfangs wenig. Man verlegte ſich, ſeit der Zeit, als der Biſchof Otto von Freiſing im J. 1138 den Ariſtoteles (welchen man, wie andere klaſſiſche Schriften, durchaus mißverſtand) von Paris mit ſich nach Bayern brachte, vielmehr nur auf theologiſche Streitigkeiten, und in den auswärtigen Schulen, welche man zum Muſter nahm, kannte man nichts Angelegeners, als die Verfechtung und Erhebung päbſtlicher und kaiſerlicher Hoheitsrechte *). In der Folge wurde

---

*) Siehe meinen Abriß der deutſchen Geſchichte.

in den Schulen vollends die von den Schulſekten ſogenannte Scolaſtik herrſchend. Die Unwiſſenheit wurde noch gräßlicher, als ſie es ſelbſt in dem 10ten und 11ten Jahrhundert war, und mit dieſer ſtieg die Unſittlichkeit auf einen ungeheuern Grad.

3) Wiewohl zur Zeit, da Otto der Größere die Regierung antrat, außer Regensburg und den biſchöflichen Städten, noch keine andere Stadt heutiger Art in Bayern vorhanden war, ſo ſcheinen doch bereits ſchon ſehr blühende Weber- und Tuchmachereien, dann Färbereien vorhanden geweſen zu ſeyn. Der bayeriſche Scharlach, der Barchent, und die Leinwand waren ſehr berühmt, und manche andere Fabrikaturen, von denen man in Urkunden lieſt, mögen es nicht weniger geweſen ſeyn. Zu Regensburg befand ſich eine Hauptniederlage der Waaren, welche unter den welfiſchen Herzogen von Norden und Süden dahin geführt wurden, und der damalige Handel in Bayern war allerdings wichtig. Auch waren bereits höhere Künſtler vorhanden, und z. B. der Maler wird ſchon im 12ten Jahrhundert erwähnt. Die Landwirthſchaft war zuverläſſig nicht minder blühend. Die klöſterlichen Urkunden liefern die ſchönſten Beweiſe, daß das Land gut bebaut, und die Bevölkerung ſehr groß war. Die Hauptflecken der Grafen, welche an ihre

Schlöſſer angebaut waren, glichen großen Städten, wie ſich dann noch dieſe Stunde bei dem Landmann die Sage fortpflanzt, daß z. B. zu Weilheim, Wolfertshauſen, Erding u. a. große Städte geſtanden ſeyn ſollen. Da die Fürſten und andere Freie durchaus noch auf ihren Schlöſſern wohnten, ſo haben ſie ganz gewiß für den Anbau ihrer Güter ungleich thätiger, als es nachher, da die begüterten Geſchlechter nach einer Hauptſtadt zogen, und vom Hofe lebten, geſchah, geſorgt. Otto der Große, welcher von ſeinem Lieblingsorte Kellheim gar oft nach Wartenberg (einem zwiſchen Erding und Mosburg gelegenen Schloß) kam, hatte unweit davon in der ſogenannten Potenaw eine berühmte Ochſenfütterei, und die ganze viele Stunden lange, jetzt verödete und mooſige Gegend von Erding bis Landshut ſcheint damals in einem ganz andern Zuſtande geweſen, und vortrefflich benutzt worden zu ſeyn. Wein wurde im ganzen Lande gebaut, und das bayeriſche Bier, wozu der Hopfen im Lande erzielt wurde, war damals ſchon vor allen deutſchen Bieren berühmt, ſo wie es noch jetzt vor allen den Vorzug hat. So war auch die (für Bayern beſonders wichtige, und erſt im dreißigjährigen Krieg zerſtörte) Bienenzucht, wegen welcher eigene ſogenannte Zeidlergerichte angeordnet waren, überaus blühend, und mit einem Worte, die Landwirthſchaft und die Bevölkerung Bayerns ſcheint ſich bei weitem nicht in der dürftigen Verfaſſung, als man ſich dieſelbe jetzt, wo man alles für neue Erfindungen hält, gewöhnlich vorſtellt, befunden zu haben.

4) Dieſer war in der Hauptſache der Zuſtand Bayerns, als Otto der Größere im J. 1180 die Regierung antrat. Dieſer Herr durchreiſte ſogleich mit einem ſeiner Brüder, dem Erzbiſchofe Conrad zu Salzburg, das ganze Land, und hinterließ, als er im Jahre 1183 ſtarb, das Land in Ruhe und Ordnung; er legte bei ſeinem Schloſſe zu Kellheim eine Stadt an, und legte den Grund zur Erbauung der Stadt Landshut. Er hatte zwei Gemahlinnen a) Agnes, Tochter Graf Ludwigs von Loos, welche vor 1179 ſtarb, b) Agnes, Tochter des Grafen Theodorichs von Waſſerburg, vermählt 1179, † um 1190. In der erſten Ehe erhielt er einen Sohn, genannt Ludwig, geb. 1174. Mehrere Töchter.

§. II.

Ludwig I., † 1231.

Dieſer Herzog und Churfürſt wurde bis zum J. 1191 unter der Vormundſchaft zweier Brüder ſeines Vaters, des eben genannten Erzbiſchofs Conrad, und Otto VII. (welcher letztere bei der Erhebung Otto des Größern zur herzoglichen Würde, die bayeriſche Pfalzgrafſchaft erhielt) im Schloſſe Wartenberg erzogen, und gerieth bald nach dem Antritte ſeiner Regierung mit einigen Ständen in ſehr unangenehme Händel, und im Jahre 1193 wurde er vom Grafen Albert III. von Bogen, welchem der K. Ottokar von Böhmen beiſtand, ſogar zur Flucht genöthigt, während welcher das Vaterland Bayern von den feindlichen Heeren ſehr mißhandelt, und eine große Anzahl bayeriſcher Unterthanen nach Böhmen fortgeſchleppt wurde. Die Grafen von Ortenburg, die Biſchöfe von Regensburg und Salzburg machten dem guten Herzog nicht weniger viel Kummer; aber den größten Schmerzen verurſachte ihm vollends Otto VIII. von Wittelsbach (der Sohn ſeines ehemaligen Vormünders des ebengenannten Pfalzgrafen Otto VII.). Dieſer Otto VIII. hatte von ſeinem Vater die pfalzgräfliche Würde erhalten, und dieſelbe mit großer, ja, wie ſich aus gleichzeitigen Chroniken ſchließen läßt, manchmal mit unmäßiger Strenge ausgeübt. Dieſe Chroniken erzählen, daß er bei ſeinem Umritt auf den kaiſerlichen Pfalzen gewöhnlich einige Stricke in ſeinem Gürtel mit ſich nahm, um diejenigen, wel[illegible] ſchuldig befinden würde, ſogleich züchtigen zu laſſen; er war einer ſehr ſtürmiſchen und rohen Gemüthsart, aber ein beherzter Mann im Feld, und wurde als ein ſolcher von dem König Philipp von Hohenſtauffen ſehr geſchätzt. Eines Tages fiel es ihm ein, ſich mit einer polniſchen Prinzeſſinn zu verehelichen, und damit er ſeinen Zweck deſto eher erreichen möchte, verlangte er vom König Philipp ein Empfehlungsſchreiben. Dieſer ſtellte ihm auch wirklich ein ſolches Schreiben aus, worin er zwar die Tapferkeit des Pfalzgrafen ſehr anrühmte, aber auch die Beſchaffenheit ſeiner Gemüthsart nicht verheimlicht haben mochte. Otto VIII. ließ ſich unterwegs das Schreiben vorleſen (denn er ſelbſt verſtand die lateiniſche Sprache nicht), und da er den Inhalt deſſelben hörte, eilte er nach Bamberg, wo ſich K. Philipp eben aufhielt, und verſetzte ihm in ſeinem Zimmer eine tödtliche Wunde, an welcher der König ſtarb im Jahre 1208. Otto wurde hierauf von dem Nachfolger dieſes Königs, nämlich vom Kaiſer Otto IV., ſeiner

Würden und des Lebens verluſtig erklärt, und von Heinrich Marſchall von Kalatin (jetzt Pappenheim) unweit Regensburg getödtet. Herzog Ludwig I. zerſtörte hierauf, zu einem Beweis, wie ſehr er dieſen Meuchelmord verabſcheute, das Schloß Wittelsbach, ſo wie das Schloß Andechs, indem ein Graf von Andechs an jener That ebenfalls Theil genommen, und den Otto nach Bamberg begleitet hatte. Die pfalzgräfliche Würde wurde dem Grafen zu Crayburg, Rapoto II. (ortenburgiſchen Geſchlechts) zu Theil, deſſen Sohn Rapoto III. im Jahre 1249, ohne einen männlichen Erben zu hinterlaſſen, ſtarb, worauf, da die kaiſerlichen Pfalzen in Bayern ſich verloren hatten, die bayeriſche Pfalzgrafſchaft für immer ein Ende nahm.

2) Andere Begebenheiten waren für dieſen Herzog deſto erfreulicher. Im J. 1194 wurde die Pfalzgrafſchaft am Rhein, mit welcher beträchtliche Vorzüge verbunden waren, dem erſtgebornen Sohn Heinrichs des Löwen, und zwar durch eine beſondere Vermittlung, vermöge welcher dieſer Sohn, genannt Heinrich der Schöne, die Agnes, Tochter des damaligen Rheinpfalzgrafen Conrads, heirathete, zu Theil u. ſ. f. Der zweite Sohn Heinrichs des Löwen, gen. Otto, wurde ſogar zum König in Deutſchland gewählt; hatte aber das Unglück, dem römiſchen Hof, welcher damals

die deutſchen Könige beſtätigte, zu mißfallen, und es wurde ihm in der Perſon Friedrichs II. (Enkel Kaiſers Friedrich I.)*) ein Gegenkönig an die Seite geſtellt. Dieſer letztere wurde im Jahre 1212 wirklicher deutſcher König, und als ſolcher entſetzte er den Pfalzgrafen Heinrich den Schönen, als welcher, wie leicht zu erachten, die Parthei ſeines Bruders hielt, der pfalzgräflichen Würde am Rhein, und übertrug dieſe im J. 1215 dem Herzog und Churfürſten aus Bayern Ludwig I., welcher ſich in der Folge mit Heinrich dem Schönen ſo gut benahm, daß ihm dieſer Herr, der keinen männlichen Erben hatte, ſeine Erbtochter Agnes zur Heirath für Otto, gen. der Erlauchte (des Herzogs Ludwig I. Sohn), bewilligte. Dieſe Heirath wurde im Jahre 1225 zu Straubing vollzogen, worauf auch die in der Pfalz gelegenen Güter Heinrichs des Schönen mit Bayern vereinigt wurden.

3) Herzog Ludwig I. ſtellte ſich für das oberſte Richteramt in Bayern, welches die vorgehenden bayeriſchen Herzoge, ſo lange ſie ſich für bloße kaiſerliche Statthalter behandelt ſehen mußten, in Perſon vertreten hatten, einen herzoglichen Statthalter (Judicem provin-

---

*) Siehe Stammtafel der Hohenſtauffer.

oder eine andere Urſache geweſen ſeyn, die Engelhofs Vater antrieb, auf dieſes Gewerb ſich zu legen: genug, er hatte es darin zu einer ſolchen Fertigkeit gebracht, daß er von jedermann, der nicht ſo kühn wie er ſeyn wollte, gefürchtet, und mit dem Namen eines außerordentlichen Kopfes belegt wurde. Alle ſeine Einſichten und Kenntniſſe waren nur zum Umwerfen in der Eile, und mit Leidenſchaft aufgerafft. Außer dem, daß er fremde Recenſionen auswendig lernte, und mithin andern die Meinung beibrachte, als beſäße er eine erſtaunliche Lektüre, ſammelte er ſich beſonders in den Materien, welche die Religion betrafen, und damals eben in einige Gährung gerathen waren, einen ſolchen Vorrath ungewöhnlicher und unvermutheter Einwürfe, daß ſelbſt ſeine Lehrer, welche nicht weiter laſen, als was von jeher von ihren Vorgängern geleſen ward, nicht umhin konnten zu erſtaunen. Daß man ſtudiren ſolle, um einſt ſeinem Vaterlande zu nutzen, daran dachte er niemals. Er verachtete vielmehr ſein Vaterland von ganzem Herzen, und ſchien recht alle Gelegenheiten aufzuſuchen, wo er ſeine Landsleute herabſetzen konnte. Und (wer ſollte es glauben?) ſogar dieſe Verachtung trug zu ſeinem Ruhme nicht wenig bei. Mit einem Wort, Engelhofs Vater war ein gelehrter Wildling, ciae, oder Vice-dominum) auf, und handelte als rechtmäßiger Erbherr. Eben dieſer Herzog brachte die Stadt Landshut, ſammt dem Schloſſe zu Stande; baute die Stadt Straubing; ferner die Stadt Landau, die Burg Abach, und umgab viele Ortſchaften, als Braunau, Reichenhall, Aicha u. a. mit Mauern. Im J. 1221 hatte er aus Freundſchaft für K. Friedrich II. einen Kreuzzug, der ihn viele Leute koſtete, unternommen, und mit dieſem Kaiſer ſtand er überhaupt bis auf die letzte Zeit ſeines Lebens, da die Neigung für denſelben zu erkalten ſchien, ſehr gut; er hatte das Unglück, im Jahre 1231 außerhalb der Brücke zu Kellheim (vor einer Kapelle, und zwar an der Stelle, wo jetzt in jener der Altar Johann des Täufers und des Evangeliſten ſtehet) von einem wahnſinnigen Menſchen ermordet zu werden. Im J. 1204 hatte er ſich mit Ludmilla (Tochter des Königs Primislai von Böhmen, und Wittwe Graf Alberts von Bogen) verheirathet, und in dieſer Ehe folgende Kinder erhalten, als 1) Otto, gen. der Erlauchte, 2) Friedrich, welcher bald ſtarb. 3) Anna, Gemahlinn Herzogs Rudolph aus Sachſen. Perchta. Ludmilla ſtarb im J. 1240, und wurde in dem von ihr geſtifteten Kloſter zu Selligenthal bei Landshut begraben.

§. III.

Otto, genannt der Erlauchte, von 1231 — 1253.

1) Otto, Herzog und Churfürſt von Bayern, Pfalzgraf und Churfürſt bei Rhein, wurde im J. 1206 geboren, und trat ſogleich im J. 1231 die Regierung an, welcher er mit ſo vielem Muth und Ruhm, daß er den Ehrennamen illuſtris, oder der Erlauchte, erhielt, vorſtand; er hatte mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Dieſe wurden von **Heinrich VII.**, Sohn des damals regierenden **Kaiſers Friedrich II.**, und dann von und wegen dieſem Kaiſer veranlaßt. Jener wurde im Jahr 1220 zum römiſchen König, und mithin zum Nachfolger ſeines Vaters erklärt, und verfiel, da dieſer ſein Vater ſich ſehr oft außer Deutſchland befand, auf den häßlichen Einfall, nach dem wirklichen Beſitze der königlichen Gewalt in Deutſchland zu ſtreben. Otto der Erlauchte mißbilligte dieſes Vorhaben, und zog ſich dadurch die Feindſchaft dieſes Prinzen zu. Otto ſchrieb im J. 1232 einen Landtag nach der Stadt Regensburg aus, in welcher Stadt die bayeriſchen Herzoge von jeher ausnehmende

Rechte behauptet hatten. Der junge K. Heinrich VII. benutzte dieſen Umſtand ſogleich, und fiel, um zu verhindern, daß die Stadt Regensburg nicht weiter als eine bayeriſche Landſtadt behandelt werden könnte, mit einer beträchtlichen Armee, und mit allem dem Ungeſtüm, wozu die Rachſucht verleitet, in Bayern ein, aber dießmal kam es gleichwohl zu keinem Krieg. Der ausgeſchriebene Landtag, bei welchem der Erzbiſchof von Salzburg mit ſeinen Sufraganen, dann die Biſchöfe von Freiſing, Regensburg, Eichſtädt, Paſſau, Augsburg, Bamberg, nebſt vielen bayeriſchen Aebten, Grafen und Herren erſchienen, verſammelte ſich zu Landshut. Der Erzbiſchof Eberhard von Salzburg vermittelte bei dieſer Gelegenheit den Frieden; und da zu gleicher Zeit ſcharfe Befehle des Kaiſers Friedrich II. ankamen, ſo erhielt Otto der Erlauchte auch noch die Erlaubniß, ſeinen Landtag ungehindert nach Regensburg zu verlegen.

2) Aber die Unruhen, welche in Bayern wegen des K. Friedrich II. entſtanden, waren deſto ernſthafter. Ueberhaupt nämlich befanden ſich die bayeriſchen (und andere deutſche) Herzoge wegen der ewigen Streitigkeiten der Kaiſer mit den Päbſten in einer ſehr mißlichen Lage. Die Herzoge mußten ſich für einen Theil erklären. Hielten ſie es mit den Kaiſern, ſo zogen ſie

ſich die Ungnade der Päbſte zu, von welchen ſie in dieſem Fall mit dem Kirchenbann, und ihre Geiſtlichkeit und Unterthanen gewöhnlich noch mit dem Interdikt, oder dem Verbot des öffentlichen Gottesdienſtes belegt wurden. Stimmten ſie aber den Päbſten bei, ſo wurden ſie von den Kaiſern und deren Freunden bei jeder Gelegenheit gekränkt und verfolgt. Nun wurde K. Friedrich II., indem er ſeinem Verſprechen, einen Kreuzzug zu unternehmen, nicht nachkommen wollte, vom Pabſte Gregor IX. im J. 1239 mit dem Kirchenbann belegt, und es kam ein päbſtlicher Nuntius, Albert von Böhmen, nach Bayern, mit dem Auftrag, den Bann in allen Diöceſen zu verkündigen. Herzog Otto der Erlauchte fand kein Bedenken, dieſe Verkündigung geſchehen zu laſſen; aber die bayeriſchen Biſchöfe wollten ſie durchaus nicht zugeben, und der päbſtliche Nuntius, der ein ſehr ſtürmiſcher Herr war, verdarb die Sache vollends, indem er, anſtatt daß er die Mißhelligkeit durch kluge und friedliche Vermittelungen hätte beizulegen trachten ſollen, die ſämmtlichen Biſchöfe von Bayern mit dem Bann belegte. Die Unordnungen und Gefahren, welche daraus für Bayern entſtanden, wurden bald ſo vielfältig und wichtig, daß endlich ſelbſt H. Otto ſich genöthigt ſah, dem unzeitigen Eifer dieſes Nuntii Einhalt zu thun, ſich ſeine Gegenwart zu verbitten, und ihn, da er bei dem Grafen Conrad von Waſſerburg Schutz ſuchte, durch ernſthaftere Mittel zu entfernen. Nun ſtand alſo Herzog Otto mit den bayeriſchen Biſchöfen auf der Seite des Kaiſers, und das Land blieb ruhig; aber bald nachher änderten die Biſchöfe ihre Geſinnungen, und erklärten ſich für die Sache des römiſchen Hofes. Der Nachfolger Pabſt Gregors IX., gen. Innocenz IV., hatte nämlich den K. Friedrich II. nicht nur neuerdings mit dem Banne belegt, ſondern demſelben im J. 1247 einen Gegenkaiſer, Wilhelm, Grafen von Holland, an die Seite geſtellt. Philipp, der Nachfolger des (im Jahre 1246 verſtorbenen) ſalzburgiſchen Erzbiſchofes Eberhard, ließ dieſen Bann verkündigen, und die übrigen bayeriſchen Biſchöfe vereinigten ſich jetzt mit demſelben. Herzog Otto, der ſeinen einmal gefaßten Entſchluß, dem Kaiſer treu zu bleiben, nicht änderte, wurde hierauf im J. 1247 mit dem Kirchenbann, und das ganze Land Bayern auf ſieben Jahre mit dem Interdikt belegt. Alle Kirchen wurden geſchloſſen. Aller Gottesdienſt wurde aufgehoben, und ſogar die Begräbniſſe nach dem üblichen Kirchengebrauche wurden allen Unterthanen in Bayern, welche ihrem Herzoge anhiengen, unterſagt. Wenn man dabei die Abſicht hatte, die Unterthanen, welche an dem ganzen Handel keinen Theil hatten, mißvergnügt zu machen, und durch ihr Mißvergnügen den Herzog zu beunruhigen, ſo wurde wenigſtens dieſes Ziel nicht erreicht. Die Unterthanen ſtellten die Sache Gott dem Herrn anheim, und ſehnten ſich zwar nach dem öffentlichen Gottesdienſt, blieben aber ruhig; allein die bayeriſchen Biſchöfe giengen endlich ſo weit, daß ſie den Herzog Otto im J. 1249 auf einen Synod nach Mühldorf beriefen. Otto erſchien nicht, ſandte aber einen Abgeordneten, welcher den verſammelten Biſchöfen ins Angeſicht ſagen mußte, daß es der Herzog ſehr ſchimpflich für ſeine Treue und Standhaftigkeit halten würde, ſein dem Kaiſer feierlich gegebenes Wort zu brechen, und dem Wilhelm von Holland, in deſſen Erwählung er niemals gewilligt, und deſſen Freundſchaft er niemals geſucht hätte, anzuhängen. Die Biſchöfe betrieben hierauf das Interdikt mit verdoppelter Inſtändigkeit, und nun erſt bekamen ſie viele von den adeligen Landſaſſen, welche ſich zu großen Vortheilen Hoffnung machten, zu Anhängern. Da Herzog Otto dieſe für Rebellen erklärte, und überall befehdete, ſo entſtand darüber in ganz Bayern ein wechſelſeitiges Brennen, Morden und Verheeren.

3) Otto verharrte auf ſeinen Geſinnungen unabänderlich, und gieng zu Landshut den 29.

Nov. 1253 mit Tod ab; er erhielt in der Ehe mit der rheinpfälziſchen Agnes folgende Kinder: 1) Ludwig II., gen. der Strenge. 2) Eliſabeth, welche im J. 1246 an Conrad von Hohenſtauffen (deutſchen König dieſes Namens IV.) (und nach deſſen im J. 1254 erfolgtem Hintritt) im J. 1259 an Grafen Mainhard III. zu Görz und Tyrol vermählt wurde, † 1273. 3) Heinrich XIII., Herzog von Niederbayern. 4) Sophia, welche im J. 1269 an Graf Gebhard von Hirſchberg vermählt wurde. 5) Agnes, Nonne am Anger zu München, † 1306.

§. IV.

Ludwig II., gen. der Strenge, † 1294.

1) Die eben genannten zwei Prinzen, Ludwig, geb. 1229, und Heinrich, geb. 1235, nahmen im J. 1255 eine nutznießliche Theilung vor, nämlich eine ſolche, vermög welcher auf den Fall, daß eine Linie der zwei Brüder erlöſchen würde, der andern Linie die nutzgetheilten Güter, gemäß eines natürlichen Erb-

rechts, wieder zufallen ſollten. Die Theilungen, welche unter den bayeriſchen und pfälziſchen Herren geſchahen, waren von jeher nur ſolche Nutztheilungen, dergeſtalt, daß es in keines bayeriſchen Fürſten Macht ſtand, ein Gut, Recht, oder eine Würde vom Geſammthaus zu veräußern. In jener Theilung, welche die erſte war, wurde Bayern in das obere, oder gebirgige, und in das niedere getheilt. Ludwig erhielt die Rheinpfalz nebſt Oberbayern, mit den Städten München, Waſſerburg, Ingolſtadt, ferner die Burggrafſchaft Regensburg, und was dahin gehörte, Stephaning, Lengenfeld, Rietenburg, Regenſtauf, Kalmünz u. ſ. w. Dem jüngern Bruder Heinrich wurde Niederbayern, nebſt dem bayeriſchen Nordgau mit den Städten Freiſtadt, Sulzbach, Dietfurt, Waldmünchen, Weiden, Altdorf, Waldſachſen, Cham, Kellheim, Landshut, Erding, Oetting, Burghauſen, Traunſtein, Halle, Schärding, Braunau, Vilshofen, Landau, Dingelfing, Straubing und was dazwiſchen liegt, zu Theil. Ludwig hielt ſich meiſtens zu München und Heidelberg, Heinrich zu Landshut auf. Der Titel Pfalzgraf am Rhein, Herzog in Bayern, dann das Wappen (die Wecken wegen Bayern, der Löw wegen der Rheinpfalz) blieben, ſo wie das gemeinſchaftliche Verhältniß gegen das Reich, den beiden Brüdern und ihren Nachkömmlingen gemeinſchaftlich und unabänderlich.

Im J. 1269 nahmen dieſe beiden Brüder eine andere Theilung von Gütern vor, welche von dem jungen Conradin aus Schwaben, (Sohn K. Conrads IV.) an Bayern gekommen. Dieſe Güter, zu welchen der Augſtgau oder die alten welfiſchen Güter am Lech und dem Gebirge, dann die im Nordgau gelegenen Güter gehörten, hat der alte Welf an Kaiſer Friedrich von Hohenſtauffen verkauft, deſſen Nachfolger, K. Heinrich VI. ſie (nach dem im J. 1191 erfolgten Hintritt des alten Welfs) wahrſcheinlich von Bayern getrennt, und zu dem ſchwäbiſchen Herzogthume geſchlagen hatte. Der eben genannte Conradin war der Erbe von Schwaben, Franken, Elſaß, dann von Neapel und Sicilien. Er war der letzte Sproſſe des berühmten hohenſtauffiſchen Kaiſerhauſes, und der einzige Sohn K. Conrad IV., und wurde, da dieſer Kaiſer im J. 1254 ſtarb, an dem Hof Herzogs Heinrich zu Landshut erzogen, indem die Schweſter dieſes Herzogs, Eliſabet, die Mutter des jungen Prinzen war, deſſen höchſt betrübtes Schickſal bekannt genug iſt. Von dieſem Prinzen nun kamen durch Pfand und Erbſchaft die ehemaligen welfiſchen Güter wieder an Bayern, und im J. 1269 wurden ſie von acht Schiedrichtern unter die 2 bayerriſchen Brüder nutzgetheilt, ſo daß dem Herzog Heinrich das Schloß Floß, Parkſtein, Weiden, und Adelnburg mit allen Zugehörungen, dem Herzog Ludwig aber die Stadt Amberg, das Schloß Hohenſtein, die Vogtei Vilſeck, Auerbach, Plech, Herſpruck, das neue Schloß Neumarkt, Berngau, Schwäbiſchwörth, Schwabeck, die Stadt Schongau, und alle vor dem Gebirg und zwiſchen dem Fluß Wertach, dem Gebirg und der Donau gelegenen Güter zu Theil wurden. Das Schloß und die Stadt Nürnberg, die Stadt Lauingen, und die Stadt Nördlingen, ſo wie die auf derſelben Eroberung zu verwendenden Ausgaben, ſind den beiden Brüdern zu gleichen Theilen geblieben.

2) Unter die vorzüglichern Handlungen dieſes großen Herzogs, Ludwigs des Strengen, gehört, daß er im J. 1273 den Grafen Rudolph von Habsburg zum deutſchen König befördern half, indem die Churfürſten lange nicht darüber einig werden konnten, wem ſie dieſe deutſche Würde anvertrauen ſollten, und unſerm Ludwig die Entſcheidung überließen. Dieſer ergriff auch einen ſolchen ehrenvollen Antrag mit Freuden, indem er durch denſelben zugleich aus einer Verlegenheit geriſſen wurde, welche ihm noch manche Unannehmlichkeit zugezogen haben möchte. Ludwig hatte ſich nämlich im Jahre 1256 eines harten Vergehens

ohne Sittlichkeit und Gefühl. Was er wußte, das wußte er ohne Grund, ohne Zuſammenhang, ohne jemals daran zu denken, warum man es wiſſen ſollte. Er handelte in der That nach keiner Religion, er dachte auch nach keiner, ohne darum diejenige, in der er geboren war, zu läſtern. Ihm kam alles vor, als wenn ihn nichts von dieſen Dingen anginge, ſondern als wenn er nur auf die Welt geſetzt wäre, um, was andere denken und handeln, zu wiſſen. Er lachte zum Beiſpiel über die Unſterblichkeit der Seele aus vollem Hals, wenn gerade wer zugegen war, der ihm vorauslachte, und ſchüttete eine halbe Stunde nachher Weihwaſſer mit vollem Ernſt auf ein Grab, wenn ers eben andere thun ſah. Er eiferte aus warmem Herzen für die Glaubensduldung, wenn er von einem Irrgläubigen etwas Schönes hörte, und verfluchte gleich darauf alle Freigeiſter, wenn ihm einer wider ſeinen Willen begegnet iſt.

Dieß iſt ganz gewiß der fürchterlichſte Zuſtand, in welchem ſich ein junger Menſch, der Talente hat, befinden kann. Es braucht nur eine unglückliche Wendung, um alle böſen Triebe des Herzens in Bewegung zu ſetzen. Indeß erhielt er von ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen ein Zeugniß, das ganz ungewöhnſchuldig gemacht, und Feinde zugezogen, wider welche ihm die Freundſchaft und der Schutz eines Kaiſers ſehr erwünſcht kommen mußte. Er war im gedachten Jahr mit dem Vorſatz, in Verbindung mit rheiniſchen Städten einige Raubſchlöſſer zu zerſtören, nach der Rheingegend abgereiſt, und hatte ſeine noch junge Gemahlinn, Maria, eine Tochter Herzogs Heinrich des Großmüthigen aus Brabant (nebſt ſeiner Schweſter Eliſabet, der Wittwe des K. Conrad IV.), im Schloſſe zu Wört zurückgelaſſen. In der Abweſenheit ſchrieb Maria an Ludwig, und zu gleicher Zeit an einen gewiſſen Grafen; aber der Bote verwechſelte dieſe Briefe, und händigte denjenigen, welcher dem Grafen gehört hatte, dem Herzog Ludwig ein. Wiewohl nun, wie ſich nachher zeigte, deſſen Inhalt nichts weniger als ſtrafbar war, ſo wurde der Herzog gleichwohl von einem wüthenden Geiſt der Eiferſucht, bei dem ihn alle Ueberlegung verließ, in einem ſolchen Grade fortgeriſſen, daß er nach Wörth eilte, und daſelbſt erſt den Schloßhauptmann, dann ein Hoffräulein, Helica von Bremberg, welche beide Perſonen ihm zuerſt begegneten, niederſtieß, dann die Oberſthofmeiſterinn von einem Thurm herabſtürzen, und ſeine Gemahlinn enthaupten ließ, den 19. Jän. 1256. Bald darauf kehrte die Beſinnungskraft zurück, und nun war auch ſeine Reue und ſein Schmerz, wie zuvor ſeine Zornhitze, ohne Grenzen. Er verrichtete Wallfahrten und Bußwerke, ſtiftete das Kloſter Fürſtenfeld in Bayern, und peinigte ſich ſelbſt im heiſſen Gefühl ſeines Grames dergeſtalt, daß er in ſeinem blühendſten Alter vor Kummer grau wurde. Jener Graf, auf welchen Ludwig einen entehrenden Verdacht geworfen hatte, ließ ſich mit deſſen Reue und Zerknirſchung nicht begnügen; er forderte das ganze Reich um Rache auf, und dieſe Sache möchte vielleicht noch ziemlich unangenehm für den Ludwig geworden ſeyn, wenn nicht Rudolph von Habsburg, als deutſcher König, ins Mittel getreten wäre. Der Churfürſt und Herzog Ludwig ſtand auch ſo gut mit dieſem König, daß er ſich im J. 1273 ſogar mit einer Tochter deſſelben, Mathilde, vermählte, und daß er bei einem für ſein Haus ſehr wichtigen Fall, der einige Jahre nachher eintrat, gar nicht zweifelte, ſich auf die Gnade und Billigkeit dieſes Königs vollkommen verlaſſen zu können.

Dieſer Fall betraf die neue Beſetzung des Herzogthums Oeſterreich. Es war nämlich der Mannesſtamm, der im J. 1156 eingeſetzten Herzoge im Jahre 1246 mit Herzog Friedrich dem Streitbaren erloſchen, und damals wurde von K. Friedrich II. erklärt, daß ſowohl Oeſterreich als Steiermark und Krain künftig jedem Kaiſer zum Genuß, als ein Krongut, angewieſen bleiben, und Wien eine Reichsſtadt ſeyn ſollte; aber nach dem im J. 1250 erfolgten Tod dieſes Kaiſers brachte es der damalige König von Böhmen, Wenzeslaus, dahin, daß eine Schweſter des letzten öſterreichiſchen Herzogs Margaretha, ſeinen Sohn Ottokar heirathete, und ihm die Länder zubrachte. Da dieſe Heirath mit vollkommener Zufriedenheit der öſterreichiſchen Stände geſchehen, dem Ottokar im J. 1262 eine förmliche Belehnung mit Oeſterreich vom deutſchen König Richard ertheilt worden war, ſo wäre die Krone Böhmen im ruhigen Beſitz von Oeſterreich, wozu im J. 1269 auch Kärnthen durch Kauf gekommen war, wahrſcheinlich geblieben, wenn ſich Ottokar gütig gegen ſeine neue Unterthanen, und zugleich gegen König Rudolph von Habsburg ehrerbietig betragen hätte; allein dieſer Ottokar, den ſeine Macht durchaus blendete, behandelte die öſterreichiſchen Unterhanen höchſt unbeſcheiden und hart, und dem K. Rudolph von Habsburg verſagte er ſogar die Huldigung. Es kam darüber zu einem heftigen Krieg, der ſich damit endigte, daß Ottokar im J. 1278 in einer Schlacht auf dem Marchfeld vor Wien getödtet, und daß Oeſterreich mit Steiermark, Kärnthen und Krain, als ein deutſches Reichslehen eröffnet wurde. Im J. 1282 berief K. Rudolph einen Reichstag nach Augsburg, um dieſe Länder neuerdings zu beſetzen, wozu ſich Niemand eine nähere Hoffnung machte, als die Fürſten von Bayern, Ludwig der Strenge, und Heinrich XIII. Beide Brüder begaben ſich mit ihren Kindern und ihrem ganzen Hofſtaat nach Augsburg, und ſtellten dem K. Rudolph vor, daß die Bayern dieſe Länder erſt von den Römern, dann von den Hunnen, Wenden oder Slaven, endlich von den Ungarn durch Kriege, welche viele Jahrhunderte gedauert, mit Vergießung ihres Blutes, und mit Aufopferung unzähliger bayeriſcher Unterthanen erobert, und zu Bayern, mithin zu Deutſchland gebracht; daß ferner die Bayern beſagte Länder mit Einwohnern beſetzt, bebaut und verſchönert, und daß die bayeriſchen Herzoge dieſelben Länder im J. 1156 ohne alles Verſchulden verloren hätten. Sie endeten ihre Vorſtellungen mit dem lebhafteſten Vertrauen auf die Großmuth und Gerechtigkeit des Königs Rudolph. Dieſer hörte ſie wohl ſehr geduldig an; aber das war auch alles; er hatte viele Söhne, und ſelbſt für dieſe hatte er bereits die Gunſt der Reichsfürſten zu gewinnen gewußt; und dem zu Folge geſchah den 27. Dec. 1282 das Endurtheil dahin, daß Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen (welches letztere aber im J. 1286 dem Grafen Mainhard von Tyrol verliehen ward), Krain, und die windiſche Mark mit allen Zugehörungen dem Albert und Rudolph (Söhnen des Königs Rudolph) verliehen ſeyn ſollten. So geſchah und blieb es auch, und es begann demnach ein zweiter Stamm öſterreichiſcher Regenten, welcher männlicher Seits im J. 1740 mit Kaiſer Carl VI. erloſch.

3) Ludwig, welcher wegen ſeiner übereilten That mit Maria von Brabant, oder wie andere meinen, wegen ſeiner Schärfe wider öffentliche Verbrecher, den Beinamen, der Strenge, erhielt, ſtarb im J. 1294 im Schloſſe zu Heidelberg, und wurde in Fürſtenfeld begraben. Gemahlinnen: a) Maria, † 1256, liegt zu Donauwörth. b) Anna, Herzogs Conrad II. in Schleſien, und Herrn zu Glogau Tochter verm. 1260, † 1268. c) 1273 mit Mechtilde, Tochter des K. Rudolph von Habsburg. Dieſe zwei letzten Frauen (Mechtilde ſtarb im Jahr 1304) wurden zu Fürſtenfeld begraben. Die Kinder der zweiten Ehe waren: 1) Ludwig III., geb. 1267, welcher an eine Prinzeſſinn von Lothringen verlobt, aber vor der Vermählung in einem Turnier zu Nürnberg 1290 von einem Grafen von Hohenloh, Kraft, getödtet und zu Fürſtenfeld begraben worden iſt. 2) Agnes, welche zweimal, nämlich an

Heinrich I., Landgrafen in Heſſen, und nach deſſen Tod, an Heinrich den ältern, Markgrafen zu Brandenburg vermählt wurde (V.). Die Kinder 3ter Ehe waren: 1) Rudolph I., geb. 1274. 2) Mechtilde, Gemahlinn Herzogs Otto von Braunſchweig. 3) Ludwig IV., geb. um 1287.

Schriftſteller.

1) Vollſtändige Reihe der Voraͤltern Ottos des Großen, neue akad. Abh. B. 3. 2) Neue akad. Abh. B. 3. p. 419 — 427 u. ſ. w. it. B. 4. S. 490 — 498. 506 — 516. 3) Neue akad. Abh. B. 3. S. 589. 4) Hiſt. Verſuch über das ehemalige Herzogthum Meran in Weſtenrieders Beiträgen zur vaterl. Geſch. B. 16. 5) Ebend. B. 5. S. 4.

Zweites Kapitel.

Niederbayerſche Herzoge von 1255 — 1340.

Heinrich XIII., † 1290.

Otto, † 1312.
Heinrich XIV. ſtarb bald.
Ludwig, † 1296.
Stephan, † 1310.

Heinrich XIV., gen. der Jüngere; auch der Natterberger, † 1333.
Heinrich XV., gen. der Aeltere, † 1339.
Otto, † 1335.

Johann, † 1340.

§. I.

Inhalt. Unruhige Regierung Herzogs Heinrich XIII., deſſen Kriege, dann Bündniſſe mit dem König von Böhmen, Ottokar. Hintritt, Gemahlinn, Kinder.

§. II.

1) Fortſetzung der Kriegsunruhen unter Heinrichs XIII. Söhnen, Otto und Stephan;

jener wurde im J. 1305 zum König von Ungarn gekrönt, gerieth aber daſelbſt im J. 1307 in die Gefangenſchaft, und kam im J. 1308 mit einer Braut nach Straubing zurück. 2) Kriege mit Oeſterreich, und Friede im J. 1311. Hintritt des Herzogs Stephan im J. 1310; deſſen Gemahlinn, Kinder. 3) die Ottoniſche Handveſte.

§. III.

1) Krieg mit Oeſterreich wegen der Vormundſchaft dreier niederbayeriſchen Prinzen. 1) Heinrichs XV. 2) Ottos. 3) Heinrichs XVI. Schlacht bei Gamelſtorf im J. 1313. Unruhige Regierungen und Nutztheilungen jener drei Prinzen. Abgang der niederbayeriſchen Linie im J. 1340.

---

§. I.

Heinrich XIII., 1255 — 1290.

Wenn die Nutztheilungen jemals für ein Land ſchlimme Folgen nach ſich zogen, ſo traf dieß in Bayern zu. Die nutzgetheilten Fürſten hielten eigene Höfe und Regierungen, wobei ſich von Zeit zu Zeit üble Rathgeber einfanden, welche in der Abſicht, ſich bei ihren Herren in eine beſondere Gunſt zu ſetzen, auf das gemeine Vaterland wenig Rückſicht nahmen, ſondern allein den nicht ſelten mißverſtandenen Vortheil ihrer Herren zu befördern ſuchten, und dieſe zu höchſt ſchädlichen Mißhelligkeiten wider ihre Stammvettern, und zu Kriegen verleiteten, bei welchen die Kaſſen der Fürſten erſchöpft, die innern Landeskräfte geſchwächt und getheilt, und bei welchen am Ende die Vortheile auswärtigen Staaten zugeführt wurden, denen die einheimiſchen Unruhen in Bayern ſehr erwünſcht waren. Die höchſt betrübte Erſcheinung, welche bis zur gänzlichen Einführung des Rechts der Erſtgeburt, durch Thatſachen erwieſen iſt, gehört unter die Haupturſachen, wegen welcher Bayern, ungeachtet das Glück nicht ſelten die Hände bot, nie wieder zu jener Macht und Größe, wobei man ſeine Geſchäfte in ſtolzer Ruhe beſorgt, und ſeiner ſichern Selbſtſtändigkeit froh genießt, nach dem Beiſpiel benachbarter Häuſer emporſtieg.

Schon gleich Herzog Heinrich XIII. verurſachte ſeinem Bruder, Ludwig dem Strengen, große Unruhen, welche dieſen um ſo mehr ſchmerzen mußten, als er ſeinem Bruder Heinrich mehr als einmal aus dringenden Nöthen geholfen hatte. Im J. 1258 fiel der unruhige

König Ottokar von Böhmen plötzlich in Niederbayern ein, indem er die Abſicht hatte, ſich der bayeriſchen Grafſchaft Scharding und Neuburg am Inn, welche im J. 1230 durch eine Heirath an Herzog Friedrich II. in Oeſterreich kamen, aber 1244, da jene Heirath zernichtet wurde, wieder an Bayern zurückkehrten, zu bemächtigen; er nahm auch dieſe Städte, wo man ſeinen Einfall gar nicht vermuthet hatte, wirklich in Beſitz, und rückte bis Frauenhofen, unweit Landshut, vor. Ludwig der Strenge befand ſich damals in der Rheinpfalz; eilte aber bei der erſten Nachricht dieſes Ueberfalls nach Bayern, führte ſeinem Bruder ein wohlgerüſtetes Heer zu, und half ihm, da es bei Mühldorf zu einer Schlacht gekommen war, einen herrlichen Sieg erkämpfen, nach welchem Ottokar auf Scharding und Neuburg am Inn, Ried und Schuttenhof durch einen feierlichen Vertrag eine ewige Verzicht that.

Einige Zeit darauf verlangte Herzog Heinrich XIII. von ſeinem Bruder, daß er ſich allein mit dem Titel Pfalzgraf am Rhein begnügen, ihm aber den Titel Herzog von Bayern ausſchlüſſig überlaſſen ſollte, wobei er entweder die Abſicht hatte, die Chur von Bayern allein auszuüben, oder ſich von ſeinem Bruder zu trennen; er ließ ſich ſogar, da dieſer ihn an das gemeinſame unzertrennliche Band ihres lich war, und ſeine Gönner fingen an, ihn allenthalben mit einem Nachdruck zu empfehlen, von dem ſich alles verſprechen ließ. Aber da lebte die einzige Tochter eines Bürgers, die, ungeachtet der ungemeinen Sorgloſigkeit und Blödigkeit ihres Vaters, noch kein Juriſt, ſo liſtig ſie ſeyn möchten, rühren, oder vielmehr nach ſeinem Willen lenken konnte. Engelhof ſah ſie, heirathete ſie, und dieß allein, um ſeinen Kollegen zu zeigen, daß er alles vermöge. Sein Hochzeittag war der Tag ſeines Triumphs, und der Anfang ſeines Elends. Er hatte noch nie geliebt; er empfand auch, (denn der wüthende Ehrgeiz hatte ſein Herz längſt getödtet,) keinen Trieb, jemals lieben zu wollen. Er wußte alle Sprüche großer Männer, von denen es bekannt iſt, daß ſie Frauenfeinde waren, auswendig und brachte ſie allen Geſellſchaften, wo Frauenzimmer zugegen waren, mit großem Geſchrei auf die Bahn. Als an dem Tag, der ſein Freudentag hätte ſeyn ſollen, die Gäſte ſich alle entfernet hatten, und er ſich mit ſeiner neuen Frau allein befand: ſah er ſie mit einem Blick an, worüber ſie einen lauten Schrei that. Die Reue über dieſen Schritt trat wie ein Höllengeſpenſt in ſein Herz ein. Er trachtete nunmehr nach einer Bedienung, wo er ſo vieles Einkommen hätte, daß er ſeine Laſt, Hauſes erinnerte, vom König Ottokar durch Geld erkaufen, ſeine Parthei wider K. Rudolph von Habsburg zu nehmen. Nun gab ſich ſein Bruder Ludwig der Strenge alle erdenkliche Mühe, ihn von einem Bündniß, wodurch er ſich aus Leichtſinn und einem ganz verkehrten Stolz, ein unabſehbares Unglück bereitete, abzuziehen, welches Ludwig mit einer ſo guten Art that, und zugleich bei dem K. Rudolph die Sache mit ſo vieler Geſchicklichkeit einleitete, daß dieſer über die Rückkehr des Heinrich, wie über einen großen Sieg ſich freute, und daß er dem erſtgebornen Sohn deſſelben, Otto, ſogar eine ſeiner Töchter, Catharina genannt, zur Gemahlinn, und das Land ob der Ens zum Brautſchatz mitgab im Jahr 1277. Zwei Jahre nachher, als es zwiſchen K. Rudolph von Habsburg, und dem K. Ottokar von Böhmen neuerdings zum Bruche kam, ließ ſich Herzog Heinrich auf eine unbegreifliche Weiſe neuerdings einfallen, die Parthei des Ottokar zu ergreifen, und ihm Hülfstruppen zuzuſenden, worauf ihm K. Rudolph von Habsburg das Land ob der Ens ſogleich wieder abnahm. Das Rühmlichſte, was dieſer Heinrich XIII. überhaupt that, war, daß er alles Schlimme, das er gethan hatte, endlich erkannte und unausſprechlich bereute; er ſtarb auch mit zerknirſchtem Herzen im Schloß zu Burghauſen 1290 den 4. Horn. und wurde zu Seligenthal begraben. Seine Gemahlinn war Eliſabeth, Tochter des Königs Bela IV. in Ungarn, welche im J. 1271 ſtarb, und zu Seligenthal begraben wurde. Die Kinder waren: a) Eliſabeth, Nonne zu Seligenthal, † 1314. b) Otto, geb. 1261. c) Heinrich XIV., welcher bald ſtarb. d) Catharina, welche an Friedrich den Teut, Markgrafen von Landsberg, Meißen und Lauſitz vermählt wurde, als Wittwe nach Seligenthal kam, und hier begraben wurde. e) Ludwig, † 1296. f) Stephan, geb. 1271.

§. II.

Otto, † 1312. Stephan, † 1310.

1) Die Regierung, welche die zwei Brüder Otto und Stephan gemeinſchaftlich führten, war nicht weniger unruhig. Sie waren Zeitverwandte des Herzogs Albert von Oeſterreich, welcher die Vergrößerung ſeines neuen Fürſtenhauſes mit einem höchſt leidenſchaftlichen Eifer betrieb, ſo daß er ſich ſogar wider den damaligen deutſchen König Adolph von Naſſau im Jahre 1298 zum Gegenkönig wählen

ließ, und dieſen in einer Schlacht bei Gelheim, unweit Worms (nach dem Zeugniß bewährter Schriftſteller mit eigener Hand) tödtete. Herzog Otto von Niederbayern hielt es mit dem Adolph, und wurde in jener Schlacht ſehr gefährlich verwundet. Da nun der Herzog Albert von Oeſterreich ſeine Abſicht wirklich erreichte, und deutſcher König wurde, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie er auf die niederbayeriſchen Herzoge zu ſprechen ſeyn mußte. Es fielen zwiſchen Oeſterreich und Bayern mehrere Streifzüge, welche aber in der Hauptſache nichts änderten, vor, als endlich dem Herzog Otto eine Ehre zu Theil wurde, welche den ganzen Unwillen des Herzogs und K. Albert in Bewegung ſetzte. Es ſtarb nämlich im J. 1300 der K. von Ungarn, Andreas **III.**, ohne Erben, und die Stände dieſes Königreichs wählten hierauf den Otto von Niederbayern, als deſſen Mutter eine königliche ungariſche Prinzeſſinn war, zu ihrem König. Otto wurde im J. 1305 zu Stuhlweiſſenburg im Beiſeyn der ungariſchen Magnaten feierlich gekrönt. Wiewohl nun dieſe königliche Würde für den Otto mehr eine Ehre, als ein wahres Glück, und am wenigſten für ſein Niederbayern beförderlich war, ſo ärgerte ſich gleichwohl der K. Albert (er hätte gern einem ſeiner Anverwandten zu dieſer Krone verholfen) unbeſchreiblich darüber, und er ließ es an nichts erwinden, ſich an K. Otto zu rächen; er kaufte ſich unter den ungariſchen Großen durch Geld und Verſprechungen bald einige Anhänger, welche nichts unterließen, den K. Otto bei den Ungarn verhaßt zu machen, und auf ſeine Entfernung hinzudeuten. Einige ungariſche Magnaten forderten erſt von ihm, daß er ſeine Miniſter und vornehmere Hofbeamte, welche er aus Bayern mit ſich gebracht hatte, entlaſſen, und ſtatt derſelben geborne Ungarn wählen ſollte. Als Otto dieſem Verlangen nachgekommen war, ſchlugen ſie ihm vor, daß er in Ungarn herumreiſen, und ſich dadurch der Zuneigung der Großen und des Volkes deſto dauerhafter verſichern ſollte; auch hierin fügte ſich Otto nach ihren Wünſchen; als er aber im Jahre 1307 nach Siebenbürgen kam, wurde er gefangen geſetzt. K. Albert, welchem von dieſem Vorfalle die erſte Nachricht ertheilt wurde, nahm unverzüglich einen Einfall nach Niederbayern vor, welches er, weil man von dem Schickſal des K. Otto noch nicht das Geringſte erfahren hatte, und überdieß der Herzog Stephan krank darnieder lag, ehe man ſich rüſten konnte, allenthalben verheerte und plünderte. Herzog und König Otto mußte ein volles Jahr aushalten, bis es ihm gelang, aus der Gefangenſchaft zu entkommen, und auf ſeiner Flucht war er genöthigt, in einer Verkleidung höchſt beſchwerliche Umwege zu nehmen, durch welche er nach Breslau kam, wo er aber bald erkannt, und einer neuen Gefahr ausgeſetzt wurde, ſeinen Feinden ausgeliefert zu werden. Damit er ſich nun aus dieſer Verlegenheit befreite, verſprach er dem Herzog Heinrich von Glogau, deſſen Tochter Agnes zu ehelichen, worauf er unter einem ſichern Geleit nach Bayern zurück begleitet wurde, und im J. 1308 am Pfingſtfeſt die Hochzeit feierte.

2) Bald darauf fiengen die Fehden mit Oeſterreich neuerdings an, welche dießmal ſelbſt die öſterreichiſchen Stände veranlaßten. Dieſe waren mit ihrem damaligen Herzog Friedrich (K. Albert kam im J. 1308 ums Leben) zerfallen, und riefen heimlich die zwei Herzoge von Niederbayern wider ihn auf. Dieſe benutzten auch eine ſolche Gelegenheit, ſich wegen der vorgegangenen Streifzüge zu rächen, auf der Stelle, belagerten im J. 1309 im ſtrengſten Winter Neuburg am Inn, welches von öſterreichiſchen Truppen beſetzt war, ſchlugen im Angeſichte ihrer Feinde eine Brücke über den Inn, und bemächtigten ſich der Feſtung, welche in Brand geſteckt ward. Die Belagerten, welche einigen am Ufer des Inns in Bereitſchaft geſtandenen Schiffen zuliefen, und in dem Augenblicke, da ſie vom Ufer ſtoßen woll-

ten, eingeholt wurden, wären unter dem Schwerte der Sieger, welche der lange Widerſtand erbittert hatte, zu Grund gegangen, wenn nicht der Herzog und K. Otto ſich perſönlich der Unglücklichen angenommen, und den Seinigen befohlen hätte, derſelben zu ſchonen. „Ich ehre, ſagte er, auch an meinen Feinden die Tapferkeit.“ Aus dieſer Fehde möchte ein blutiger Krieg erwachſen ſeyn, wenn nicht gleich anfangs eine günſtige Wendung alles entſchieden hätte. Herzog Friedrich von Oeſterreich hatte ſich nämlich bereits auf das Beſte gerüſtet, und im Sept. des Jahres 1310 eine gewaltige Armee nach Bayern geführt, mit welcher er ſogleich Ried wegnahm, das flache Land plünderte, und die Stadt Scharding belagerte. Die niederbayeriſchen Herzoge boten unverzüglich den Landſturm auf, und es ſtrömte ſogleich eine Armee von 60,000 Fußgängern und 1500 Reitern zuſammen, welche Otto ſelbſt anführte. Dieſe Armee eilte dem Feinde zu, und ſah ſich von dieſem bald nur von dem Innfluß getrennt. Ein bayeriſcher Hauptmann Hartlieb von Puchberg ſtellte mit außerordentlicher Geſchicklichkeit in kurzer Zeit eine Brücke her, über welche die Armee nächtlicher Weile, und von den Oeſterreichern unbemerkt, ſetzte. Als dieſe beim Anbruche des Tages eine ganz unvermuthete, und eine ſolche Armee in Schlachtordnung ſtehen ſahen, wurden ſie von einem dergeſtalt übermannenden Schrecken überfallen, daß ſie ohne Beſinnung über Thäler und Hügel ausriſſen, und den bayeriſchen Bauern ihr ganzes Lager mit allem Feldgeräth preis gaben. Hierauf erfolgte den 24. Mai 1311 ein Zuſammentritt zu Paſſau, auf welchem ein Friede geſchloſſen wurde.

Kurz vorher, nämlich den 21. Dec. 1310 gieng Herzog Stephan, der mitregierende Herzog, mit Tod ab. Dieſer Herzog hielt ſich meiſtens zu Landshut auf, und wurde daſelbſt zu Seligenthal begraben. Seine Gemahlinn, mit welcher er ſich im Jahre 1299 vermählt hatte, hieß Judith, und war des Königs Boleslaus in Schleſien und der Schweidnitz Tochter. Die Kinder dieſer Ehe waren zwei Prinzen, und zwei Prinzeſſinnen. a) Heinrich XV., ſonſt der ältere genannt. b) Otto. c) Beatrix, Gemahlinn Ruperts II. von der Pfalz. d) Eliſabeth, Gemahlinn Herzogs Otto von Oeſterreich, eines Bruders Friedrichs des Schönen, von welchem letztern im Leben K. Ludwig des Bayers die Rede ſeyn wird.

3) Otto hatte mit dem Hauſe Oeſterreich kaum Friede gemacht, als ihm einfiel, einen Feldzug nach Ungarn zu unternehmen, und ſich der ihm entriſſenen Krone mit Gewalt zu bemächtigen. Da ihm das benöthigte Geld da-

zu fehlte, ſo verkaufte er vielen Adeligen, Klöſtern und Städten das kleinere Gericht in Schimpf- und Raufhändeln, auch andern kleinen Streitigkeiten, welches Gericht man, wenn es bloß die zu einem Hof gehörigen und innerhalb den Marken des Hofes wohnenden Stiftleute betraf, ein Hofmarkgericht, wenn es aber ganze Dörfer angieng, Dorfgericht genannt wurde. Solche Richter, welche anfangs unter den Römern und den Agilolfingern als Centenarii, decani, kriegeriſche, dem Gaugrafen untergeordnete Beamte waren, wurden, ſo wie die kriegeriſche Verfaſſung, als Hauptſache, immer mehr zu erlöſchen, und dafür die bürgerliche Geſetzlichkeit einzutreten anfieng, richterliche Unterbeamte, und ſchon Carl der Große befahl, daß, weil manche Gauen zu groß waren, als daß der Gaurichter oder Gaugraf ſie gehörig überſehen, und bei kleinern Vorfällen und Händeln überall gegenwärtig ſeyn könnte, mehrere Unterbeamte aufgeſtellt werden ſollten. Da die Grafen- oder Landrichterämter endlich Erbgerichte, und die Grafen oder Beamte ſelbſtſtändige Herren, Erbrichter, Landherren wurden, ſo ſtellten ſie um ſo mehr ſolche Dorfrichter, die man auch Scultetos, Schultheißen, Schulzen hieß, auf, als ſie immer vornehmer zu leben und Höfe zu halten anfiengen. Sie ertheilten auch einzelnen, in ihrer Grafſchaft einbezirkten, mindern Grundeigenthümern oder Edelleuten Hofmarksgerichte, was auch die Biſchöfe auf ihren Bezirken thaten. Nun waren aber in Niederbayern (was auch in Oberbayern der Fall war) ſeit dem J. 1180, da Otto der Größere Herzog wurde, bereits ſehr viele Gaugrafen geſtorben, in welchen Fällen die Herzoge die erloſchenen gräflichen Richterämter, ſo wie die Vogteien über die biſchöflichen und klöſterlichen Güter, nebſt den mit denſelben verbundenen Vortheilen, in ſo weit dieſe noch vorhanden waren, erbten, ſo wie ſie auch die Güter der ausgeſtorbenen Grafen, theils mit baarem Geld, theils durch Erbſchaft, oder vermöge des an den Landesfürſten eröffneten Lehenfalls an ſich brachten. Auch beſaßen manche, damals noch vorhandene Grafen (oder auch Biſchöfe), außer ihren Grafſchaften, in den Bezirken der ausgeſtorbenen Geſchlechter einzelne Güter oder Schlöſſer, bei welchen ſie über ihre dort vorhandenen Unterthanen noch keine Gerichte auszuüben hatten. Die Städte, welche ſeit dem J. 1180 von den Herzogen gebaut, und mit ihrer Gunſt bevölkert wurden, ſtanden ohnehin unter der unmittelbaren herzoglichen Gerichtsbarkeit. Ungeachtet nun die Grundherren, als ſolche, nicht berechtigt waren, die Privathändel ihrer Bauern zu entſcheiden, ſo ſtand ihnen doch über dieſe in Rückſicht der Grundherrlichkeit vieles Anſehen zu, indem ſie jährlich zu beſtimmten Zeiten eine Verſammlung hielten, bei welcher alle ihre Bauern erſcheinen mußten. Dieſe damaligen Bauern waren nämlich faſt allgemein bloße Freiſtifter oder Hinterſaſſen, das iſt, freie Leute, welche ſich von den Grundherren das Recht kauften, auf (hinter) ihren Gründen zu ſitzen, und dieſelben zu bebauen. Dieſes Recht erhielten ſie von den Grundherren nur auf einige Jahre, oder auf unbeſtimmte Zeiten, und ſo wie es dem Grundherrn frei ſtand, ihnen die verpachteten Höfe nach dem Verlaufe der beſtimmten Jahre abzunehmen; ſo ſtand es auch den Stiftern frei, von denſelben abzuziehen. Weil man nun an dem Tag, an welchem zwiſchen dem Grundherrn und den Stiftern oder Pächtern die Bedingniſſe, unter welchen ein Grund zum Bauen überlaſſen wurde, feſtſetzte oder bedingte (betaydingte), ſo hieß ein ſolcher Verſammlungstag Bauding, Pautading, die Bauſtift, oder geradezu die Stift, welche letztere Benennung noch üblich iſt, und den Tag anzeigt, an welchem dem Grundherrn die beſtimmte, und auf das Gut gelegte grundherrliche Reichniß oder Stift entrichtet werden muß. Da nun die Grundherren das Recht des Baudings (Jus instituendi et destituendi) über ihre Hofbauſtifter oder Beſtändwie er ſie nannte, wenigſtens von ſeinem Angeſicht entfernen könnte; und da er dieß Verlangen nicht gleich auf der Stelle zu Werk bringen konnte, ſo gerieth er in eine Art Raſerei. Er fiel jedermann an, der ihn nicht erheben, oder zu ſeiner Beförderung nichts beitragen wollte. Kein Menſch hatte den Muth, ſich ihm zu widerſetzen. Sogar redliche Männer, und Männer, die ihm an Kenntniſſen weit überlegen waren, erwieſen ihm eine gewiſſe Art der Achtung und des Vorzugs, weil ſie ſich der Gefahr nicht ausſetzen wollten, ſich von ihm in allen Geſellſchaften herunter machen zu laſſen, oder weil ſie die Mühe ſcheuten, die man entgegen anwenden muß, ſolche Anfälle zu vernichten. Der Ruf von ſeinem Glanze kam bis nach Hof, und er ſchien einem beneidenswerthen Glücke nahe zu ſeyn, als redliche, uneigennützige Männer, welche wohl ſahen, was für einen Tyrannen ſie mitten in ihrem Schoos nehmen müßten, ſeinen Charakter entdeckten. Man erſchrack und verließ ihn; und ſogleich verließ ihn die ganze übrige Welt.

Er erhielt gleichwohl eine Bedienung, wobei er zwar ein hinlängliches, aber nicht das Auskommen hatte, das er ſich wünſchte. Er wurde von Tag zu Tage wilder und undänner ausübten, ſo wünſchten ſie auch, oder mögen ſie größtentheils auch das Recht, die kleinen Händel oder Frevel und Ungezogenheiten (Unzucht) derſelben zu richten gewünſcht haben, und dieſe niedere Gerichtsbarkeit iſt es, welche Otto im J. 1311 ſolchen adeligen Geſchlechtern, Klöſtern und Städten in Niederbayern, welche dieſelbe noch gar nicht, oder auf gewiſſen Gütern noch nicht beſaßen, ertheilt, und für baares Geld verkauft hat.

Mit dem Hofmarkgericht war auch die Befugniß, zu beſtimmten Zeiten ein Ehehaftsgericht zu halten, verbunden. Dieſes Gericht hatte ſolche Dinge, welche die Wohlfahrt einer ganzen Gemeinde in Dorf-, Feld- und Waſſerſachen betrafen, zum Gegenſtand, und war eigentlich ein Dorfpolizeigericht, welches auch Aynung hieß, weil ſich alle Gemeindsglieder vereinigten, die feſtgeſetzten Verabredungen oder Ehehaften (von Ee, Ehe, ein Pakt, Pactum) zu halten, nämlich nur zur beſtimmten Zeit Holz zu ſchlagen, Felder zu leeren, Stege und kleinere Brücken zu unterhalten u. dgl. Man ſtellte bei ſolchen Ehehaften auch die Hayen (Hüter, Hirten), nämlich Holzhayen, Holzhüter, Wishayen (Feldhüter), Prückhayen (Brückenhüter), Eſchhayen (Hüter über die bebauten Aecker, von Eſch, Aſch, ein mit Frucht bewachſenes Feld), auf, und wer die Ehehaft verletzte, mußte bei dem Ehehaftgericht eine geringe Geldbuße, welche (was vortrefflich hätte benutzt werden können) der Gemeindekaſſe zufiel, erlegen.

Die mit K. Ottos Handunterſchrift befeſtigte Urkunde oder Handveſte wurde darum, weil von den frühern Handveſten, durch welche die niedere Gerichtsbarkeit ebenfalls ertheilt wurde, noch zur Zeit keine vorgefunden worden iſt, die erſte Handveſte, und weil ſie 70 adeligen Geſchlechtern, und 19 Städten ertheilt worden ſeyn ſoll, die große Handveſte, oder der große Gerichtskauf genannt, wofür die Bezahlung darin beſtand, daß die Grundherren, welche das niedere Gericht (von welchem das Blutgericht, und was ſich ohnehin verſtand, das Gericht über die Grundherren ſelbſt, nebſt andern Dingen, dem Herzog ausdrücklich vorbehalten wurde) kauften, dem Herzog Otto auf ein ganzes Jahr alle ihre grundherrlichen Einkünfte an Gilten, Getraide, Fronſchweinen, kleinerm Vieh, Käſen u. ſ. f., ja von ihrem eigenen Vieh, nach dem damaligen ſehr hohen Preis, in baaren guten regensburger Pfenningen in die herzogliche Kammer lieferten, oder liefern ſollten, welches vielleicht von vielen nicht geſchehen ſeyn mag, indem Otto, ohne mit ſeiner Armee zu Stande gekommen zu ſeyn, den 9. Sept. 1312 zu Landshut mit Tod abgieng. Er wurde zu Seligenthal begraben.

Otto hatte ſich zweimal vermählt: a) mit Catharina, Tochter K. Rudolphs von Habsburg, und nach ihrem im J. 1283 erfolgten Hintritt b) im J. 1308 mit Agnes, Tochter Herzogs Heinrich III. zu Glogau; er hinterließ aus der zweiten Ehe einen Sohn, Heinrich XVI., oder den Jüngern, welcher, weil er auf dem Schloſſe Natterberg erzogen wurde, den Namen, der Natterberger, erhielt.

---

§. III.

Heinrich XV., gen. der Aeltere, † 1339.	Otto, † 1335.	Heinrich XVI., gen. der Jüngere, oder der Natterberger, † 1333.
Johann, † 1340.		

---

1) Es waren demnach bei dem im Jahre 1312 erfolgten Hintritt des bayeriſchen Herzogs und ungariſchen Königs Otto, drei niederbayeriſche, und zwar drei unmündige Prinzen vorhanden; denn was die Söhne des verſtorbenen Herzogs Stephan betrifft, ſo war Heinrich XV. 1304, Otto aber 1307 geboren. Heinrich XVI. aber war erſt 13 Tage alt.

Dieſe Vormundſchaft, welche über dieſe drei Prinzen gefühet werden ſollte, gab zu einem Kriege mit Oeſterreich Anlaß. Der Herzog und K. Otto hatte kurz vor ſeinem Tod die Pflegung der unmündigen Prinzen den Städten Straubing und Landshut, und die Vormundſchaft ſeinen Vettern in Oberbayern dem Rudolph und Ludwig dem Bayer übertragen. Der Vorzug und die Ehre, welche durch eine ſolche Verfügung den Bürgern der Städte Landshut und Straubing ertheilt werden ſollte, verdroß die Adeligen von Niederbayern ſo ſehr, daß ſie den Entſchluß faßten, den Bürgerlichen dieſe Ehre durchaus nicht zu gönnen, und den Herzog Friedrich den Schönen von Oeſterreich zum Beſchützer ihrer vermeintlichen Vorrechte, ja ſogar zum Vormünder von Niederbayern zu erklären. Friedrich der Schöne machte ſogleich alle Anſtalten zu einem Krieg, und während daß er am Rhein in eigener Perſon Truppen anwarb, zogen ſeine Brüder Heinrich und Otto mit einem Heer, das aus Oeſterreichern, Ungarn, Slaven und andern wilden Völkern, dann aus einigen niederbayeriſchen Adeligen beſtand, nach Niederbayern herauf. Unweit der Stadt Mosburg nächſt den Dörfern Iſereck und Gamelſtorf ſchlugen ſie ihr Lager, in der Abſicht, eine Verſtärkung vom Rhein und Schwaben zu erwarten. Ludwig der Bayer zog in Oberbayern eine zwar kleine, aber beherzte Armee, mit welcher ſich die Bürger von Straubing und Landshut vereinigten, zuſammen, und rückte dem Feinde entgegen. Er verließ ſich ſo ſehr auf die Tapferkeit ſeiner Leute, daß er ſich von ſeinem Heere nur etliche hundert auswählte, und mit dieſen dem Lager ſich näherte. Da eben ein dicker Nebel angezogen war, wurde er von den Oeſterreichern nicht eher bemerkt, als bis er ſchon vor ihrem Lager ſtand. Es kam ſogleich zu einem hartnäckigen Gefecht, worin Ludwig der Bayer die Oberhand erhielt. Die Feinde wurden theils niedergehauen, theils kamen viele bei Volkmannsdorf, wo eine Brücke über den Semptfluß mit ihnen brach, ums Leben. Eine Menge, worunter allein 350 Adelige waren, wurde gefangen. Die Beute blieb den umliegenden Bauersleuten, und den Bürgern von Mosburg und Landshut, welche letztere wegen ihrer Tapferkeit die Erlaubniß erhalten haben ſollen, in ihrem Stadtwappen drei Helme zu führen. Dieſe Schlacht geſchah 1313 den 9. November. Herzog Ludwig von München, welcher im Jahre 1314 zum römiſchen König gewählt wurde, führte nunmehr, und zwar bis zum J. 1322 die Verwaltung von Niederbayern.

Im J. 1322 gelangten die zwei Söhne des Stephan, als die Aeltern, zur Regierung, welche ſehr unruhig war. Erſt zogen ſie ihrem Lande durch eigenmächtige Steuern, wieder welche, als unbillige Forderungen, ſich die Biſchöfe ſetzten, das Interdikt, und ſich ſelbſt den Kirchenbann zu, und nachdem ſie feierlich verſprechen mußten, dergleichen Erpreſſungen nie wieder vorzunehmen, ließen ſie ſich eine ſo üble Wirthſchaft zu Schulden kommen, daß ſich die Landſtände genöthigt ſahen, ſich ins Mittel zu legen, und den jungen Herzogen, deren Räthe ſie erſt abdankten, eine wirthſchaftliche Ordnung, und andere Maßregeln, wozu ſich dieſe auch wirklich verbindlich machten, vorzulegen. Im J. 1331 wurde eine Nutztheilung beliebt, worin Heinrich XV. außer Landshut, wo er reſidirte, die Städte Straubing und Scharding, dann Pfarrkirchen mit allem Zugehör, Otto Burghauſen, wo er reſidirte, dann Braunau, Oettingen, Traunſtein und Reichenhall mit aller Zugehör, Heinrich XVI. endlich Deckendorf, wo er reſidirte, dann Dingolfing, Landau, Wilshofen, Cham und Bogen ſammt aller Zugehör erhielt; aber auch nach dieſer Theilung erweckte der ältere Prinz Heinrich XV. noch manche Unruhen, ſo daß Ludwig der Bayer genöthigt wurde, ihn 1332 zu Straubing zu belagern. Es entſtanden alſo wieder mehrere nutzgetheilte Höfe und Hofhaltungen, welche für Bayern ſchlimme Folgen gehabt haben möchten; aber dieſe drei Prinzen ſtarben bald nach einander, und zwar Heinrich XVI. oder der Natterberger (welcher mit einer Tochter Friedrichs des Schönen von Oeſterreich Anna vermählt geweſen) 1333, Otto 1335, und Heinrich XV. 1339, welcher letztere einen neunjährigen Sohn, gen. Johann, hinterließ; aber auch dieſer gieng 1340 mit Tod ab. Mit dieſem Johann gieng die niederbayeriſche Linie, nachdem ſie fünfundachtzig Jahre gedauert hatte, zu Ende.

Drittes Kapitel.

Ludwig, gen. der Bayer. Von 1347.

Inhalt. 1) Ludwigs Erziehung zu Wien; zerfiel mit ſeinem ältern Bruder Rudolph; 2) wurde im Jahre 1314 zum Kaiſer gewählt. 3) Kriege mit Oeſterreich; entſcheidende Schlacht zu Mühldorf 1322, in welcher Friedrich der Schöne gefangen wurde. Großmüthige Handlungen Ludwigs und Friedrichs. 4) Ludwigs Schickſale in Italien, und Streitigkeiten mit dem päbſtlichen Hofe, welche im J. 1338 den erſten Churverein zu Renſe, und die Erklärung der Freiheit der deutſchen Krone nach ſich zogen. 5) Vertrag zu Pavia im J. 1329. 6) Verſtärkungen Ludwigs mit Brandenburg, Holland, Tyrol. 7) Rechtbuch des K. Ludwig. 8) Hintritt, Gemahlinnen, Kinder.

1) Ludwig, genannt der Bayer, war der jüngere von den zwei Söhnen, welche der Herzog und Churfürſt Ludwig der Strenge bei ſeinem Hintritt im J. 1294 hinterließ, und war damals noch unmündig, daß demnach die Regierung und Nutznieſſung der Geſammtländer Bayern und Pfalz (ſo wie die Vormundſchaft über den jungen Ludwig) von dem ältern Bruder Rudolph I., und von der Mutter beider Prinzen, Mechtilde, gemeinſchaftlich hätte geführt werden ſollen; aber Rudolph überließ ſich unglücklicher Weiſe der Leitung eines ſeiner Hofräthe, Otto Kronberger (eines ſehr geſchickten, aber auch aus Ehrgeiz oder Wohldienerei ſehr unklugen Mannes), nach deſſen Plan er ſich einfallen ließ, die Regierung ganz ausſchlüſſig an ſich zu ziehen. Damit er aber

nicht etwa bei dem kaiſerlichen Hofgerichte zur Rede geſtellt, und in ſeinen Abſichten gehindert werden möchte, ſo vermählte er ſich mit Mechtilde, einer Tochter des damals regierenden deutſchen Königs Adolph, und ſchloß ſich ſogleich dergeſtalt mit ſeiner ganzen Macht und Ergebenheit an dieſen König Adolph an, daß die betrübte Mutter, die ſich gleich anfangs mit dem kleinen Antheil an Gütern und Anſehen nicht begnügen wollte, nunmehr alle Hoffnung aufgab, an dem kaiſerlichen Hofe einige Unterſtützung zu finden. Sie nahm alſo ihre Zuflucht zu ihrem Bruder Albert, regierenden Herzog in Oeſterreich, und überließ ihm den jungen Ludwig, der dann auch mit Alberts Söhnen (wider welche er nachher im Angeſichte von Deutſchland auf den Kampfplatz zu treten genöthigt wurde) eine gemeinſchaftliche Erziehung erhielt. Rudolph blieb alſo im ungeſtörten Beſitz ſeiner Anmaßung; aber im J. 1298 nahm die Sache eine gegentheilige Wendung. K. Adolph wurde, wie wir oben hörten, vom Herzog Albert getödtet, und dieſer Albert kam nunmehr an Adolphs Stelle. Dieſer neue König ſchien es nicht bemerken zu wollen, daß Rudolph mit ſeinem Feinde gemeinſchaftliche Sache wider ihn unterhalten hatte; als ſich aber Rudolph ſeinen Abſichten, womit er im J. 1299 zum Verſchein kam, Holland nach dem Hintritt des letzten unbeerbten Grafen Johann einzuziehen, mit andern Reichsfürſten widerſetzte, kam es zu Feindſeligkeiten, bei welchen Rudolph ſehr in die Enge getrieben wurde. Dieſen Zeitpunkt benutzte der junge Ludwig, welcher indeſſen wieder nach Bayern zurückgekommen war, und im J. 1301 traf K. Albert die Verfügung, daß beide Brüder ſowohl in Bayern als in der Rheinpfalz (einige Ortſchaften, welche jedem abgeſondert angewieſen wurden, ausgenommen) gemeinſchaftlich regieren ſollten. Dieſe Gemeinſchaft war von keiner Dauer, und im J. 1310 nahmen beide Brüder eine Nutztheilung vor, vermöge welcher Oberbayern (in Niederbayern befand ſich damals die 1255 dahin getheilte Linie) in das öſtliche und weſtliche getheilt ward, die Rheinpfalz aber in der Gemeinſchaft blieb; doch im J. 1313 wurde dieſe Nutztheilung wieder aufgehoben, und neuerdings die Gemeinſchaft beliebet; aber die heimliche Eiferſucht der beiden Brüder wurde dadurch nicht getilgt, und ſie bekam ſogleich im folgenden Jahre eine neue Nahrung, bei der ſie vollends unheilbar wurde.

2) Im J. 1313 gieng K. Heinrich VII. von Luxemburg (der im J. 1308 nach dem Hintritt K. Alberts von Oeſterreich gewählt worden war) mit Tod ab, und die Churfür-

diger. Und ſo lebte und quälte er zwei und zwanzig Jahre ſeine Freunde, ſich ſelbſt, und ſein Weib, derer Peiniger er war, und ſtarb endlich ſo mißvergnügt, als er gelebt hatte.

Engelhof hatte von ſeinem Vater wenig Erziehung erhalten; denn wenn dieſer gleich wiſſen konnte, was das ſey, jemand unterrichten: ſo hatte er doch keinen Begriff, was das ſagen wolle, jemand erziehen.

Der arme Mann! Wie machte er ſich ſein Leben ſo ſauer! Und wie viel ließ er ſich koſten, um zu den unvermeidlichen Uebeln ſo viele neue Bitterkeiten als möglich, über ſein Leben zu ſtreuen! Er war als Menſch, als Vater und Beamter gleich elend und unglücklich.

Er bezog die Hauptſtadt, wo anfangs ſeine Beſchäftigung in kleinen, zufälligen Advokatien beſtand, die er theils ſelbſt in München aufgebracht, theils vom Lande herein erhalten hatte. Sein unbändiger Hochmuth benahm ihm bei ſeinen Einſichten allen Verſtand, und machte ſein Verfahren bei allem, was er dachte und that, unausſtehlich. Er wollte immer höher rücken; und kaum hatte es ihm geglückt, die Verwaltung in — zu bekommen, ſo war ſeine erſte Sorge, ſich den Rathstitel zu erkaufen. Er nahm ſich die Vorzüge, welche er ſich einbildete, fordern zu können, mit ſten befanden ſich wegen der künftigen Wahl in einer großen Verlegenheit. Sie hatten nämlich nicht ohne heimliche Beſorgniß, die raſtloſen und glücklichen Bemühungen der öſterreichiſchen Prinzen um die Erhöhung ihres Hauſes mehr als einmal wahrgenommen, und eben jetzt hatte ſich Friedrich, gen. der Schöne, mit einem ſolchen Eifer um die erledigte deutſche Krone beworben, daß dem Anſcheine nach die neue Wahl für ihn ſo viel als entſchieden zu ſeyn ſchien. Selbſt die beiden Brüder Rudolph und Ludwig hatten dieſem Friedrich ihre Stimmen verſprochen; allein eine mächtige Gegenparthei, an deren Spitze der König Johann von Böhmen ſtand, ſuchte einen andern Prinzen zum Kaiſer, der Macht und Muth genug, um ſich wider Friedrich den Schönen zu wehren, aber nicht die Macht noch die Neigung beſäße, um der Freiheit der deutſchen Fürſten einen Eintrag zu thun. Der Sieg, welchen Ludwig von Bayern im J. 1313 wider Friedrich den Schönen erfocht, entſchied auch die Sache. Ludwig wurde auf dem gewöhnlichen Wahlfeld vor Frankfurt den 20. Oct. 1314 von den Erzbiſchöfen und Churfürſten Peter von Mainz, und Balduin von Trier, dem Könige und Churfürſten Johann von Böhmen, dem Markgrafen Woldemar von Brandenburg, und dem Herzog Johann von Sachſen gewählt und zu Aachen gekrönt; aber auch Friedrich der Schöne war mit den Fürſten, welche ihm anhiengen, erſchienen. Dieſe, welche in dem Churfürſten von Cöln Heinrich, und dem Rudolph von Bayern und der Pfalz (Ludwigs Bruder), ferner in dem Herzog Rudolph von Sachſen und Heinrich von Kärnthen, welchen beiden letztern aber keine Wahlſtimme eigen war, beſtanden, hatten ſich bereits den 19. Oct. zu Sachſenhauſen verſammelt, und Friedrich den Schönen, ſo viel an ihnen lag, zum deutſchen König gewählt, wie ihn dann auch der Churfürſt und Erzbiſchof Heinrich von Cöln zu Bonn gekrönt hat.

3) Nun war ein Krieg unvermeidlich, und gleichwohl waren die Kräfte und Hilfsmittel der beiden kriegführenden Häupter ſehr ungleich. Friedrich der Schöne konnte ſich nicht nur auf die weitläufigen und reichen öſterreichiſchen Länder, ſondern er konnte ſich auch vollkommen auf die Eintracht und thätige Mitwirkung ſeiner Brüder verlaſſen, von welchen Leopold in Schwaben und im Elſaß von Zeit zu Zeit beträchtliche Heere aufzubringen, und dieſe, als ein ſehr kriegeriſcher und überaus thätiger Herr, trefflich anzuführen wußte. Die Reichsſtädte hatten ſich zwar größtentheils für den Ludwig, aber viele hatten ſich für den Friedrich erklärt. Ludwigs Hausmacht, welche allein in Ober-

bayern und der Pfalz beſtand, war ſehr mäßig; und zudem ſtand ihm die Regierung über dieſe Länder nur gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Rudolph zu, der ſeine Eiferſucht und die durch ſie verurſachte Abneigung wider den Ludwig ſo wenig verheimlichte, daß er ſich auch noch nach der Erwählung deſſelben viele Mühe gab, ihm überall Abbruch zu thun. Die Churfürſten, welche den Ludwig zu ihrem König wählten, hatten zwar durch eben dieſe Wahl die Pflicht auf ſich geladen, ihren König zu beſchützen; allein dieſe Fürſten wollten, nach damaliger Weiſe, für jeden Schritt im voraus belohnt werden, und es war nicht immer möglich, jede Forderung zu befriedigen. Zu dieſen Umſtänden kam die beſondere Gemüthsart des K. Ludwig, indem ſolche mehr für Gegenſtände des Friedens und der geſellſchaftlichen Cultur, als für die Auflaurungen, Verheerungen und Mordſcenen des Krieges geſtimmt war; es fehlte ihm zwar weder an Einſicht im Kriegsweſen, noch an perſönlicher Herzhaftigkeit, und er war ſeinen Feinden ſtets fürchterlich, wenn er einmal das Schwert ergriffen hatte; aber er war auch eben ſo bald wieder zur herzlichen Verſöhnung erbietig, und traute ſeinen Feinden immer mehr Redlichkeit und Verträglichkeit zu, als von Feinden gewöhnlich zu erwarten iſt; er hatte unter ſeinen Feinden ſo verabſcheuungswürdige Leute, daß er, zumal in Italien, genöthigt war, täglich, ehe er eine Speiſe zu ſich nahm, eine Arznei wider das Vergiften zu ſich zu nehmen.

Dieſer Krieg, durch welchen Oeſterreich, Bayern, Franken, Schwaben, Elſaß und die Rheinländer unaufhörlich litten, wurde ſieben Jahre fortgeführt, bis es endlich zu einer entſcheidenden Schlacht kam. Zu dieſer Schlacht hatten ſich die öſterreichiſchen Prinzen ein ganzes Jahr gerüſtet, und wie alles in Bereitſchaft war, ſich verabredet, daß eine Armee von Oeſterreich herauf, eine andere, unter der Anführung des Leopold, von Schwaben herein, zu gleicher Zeit nach Bayern anrücken, und dem Ludwig die Wahl gelaſſen werden ſollte, ſich unbedingt zu ergeben, oder das Aeußerſte abzuwarten. Friedrich der Schöne brachte von ſeinen Erbländern, dann von den Völkern ſeiner Bundesgenoſſen (des Königs Carl von Ungarn, welcher allein 4000 geübte Schützen ſtellte, des Herzogs Heinrich von Kärnthen, der Biſchöfe von Salzburg, Paſſau u. a.) ein Heer von 30,000 Mann zuſammen, und rückte, nachdem ſich ſein Bruder Leopold in Schwaben, Franken und Elſaß nicht weniger gerüſtet, und mit ſeiner Armee in Bewegung geſetzt hatte, im Sept. 1322 durch das Gebiet des Erzbiſchofs Friedrich von Salzburg, welcher eine große Anzahl der Seinigen, um ihnen mehr Muth zu machen, zu Rittern ſchlug, in Bayern ein, mit einer ſolchen Zuverſicht auf ſeine Macht, daß es ſchien, als wäre er vielmehr gekommen, ein bereits erobertes Land in Beſitz zu nehmen, als erſt um den Sieg zu kämpfen; er war, ohne den geringſten Widerſtand gefunden zu haben, bis nach Mühldorf vorgerückt. Sein ganzes Heer war voll Muth und Freudigkeit.

K. Ludwig ließ zwar alle ſeine Freunde und Bundesgenoſſen von der Gefahr, die ihm drohte, benachrichten, und ſie um ihren Beiſtand erſuchen, mußte es aber lediglich ihrer Treue und Freundſchaft anheim ſtellen, wie weit ſie ſich entſchließen würden, ihn zu unterſtützen; er war weder mit einem ergiebigen Vorrath an Geld, noch mit hinlänglichen Lebensmitteln verſehen, und man mußte die Bewaffnung ſeiner Leute, und den Marſch, und den entſcheidenden Streit ſo eilfertig, als möglich, unternehmen. Als er aus ſeiner Hauptſtadt München rückte, begleiteten ihn alle Bürger und Handwerker, welche Waffen führen konnten, und unterwegs ſtrömten die Einwohner der Landſtädte und Dörfer herbei, mit der Entſchloſſenheit, für ihren Landesherrn, und für den Ruhm ihrer Nation, zu ſiegen oder zu ſterben. Was die Bundesgenoſſen betrifft, ſo hat, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller bemerkt, einige ihr eigener Edelmuth und ihre freundſchaftliche Geſinnung gegen den Ludwig, einige ſelbſt die Furcht vor den Oeſterreichern, denen ſie im Fall, daß Ludwig unterliegen ſollte, in die Hände gefallen ſeyn würden, herbeigezogen. Unter jenen waren die zwei Grafen, Ludwig und Friedrich von Oettingen, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, und der Graf Wilhelm von Montfort, der Graf Berthold von Henneberg u. a. Auch die Erzbiſchöfe von Trier und Mainz, dann der Markgraf Friedrich von Baden, zwei Grafen von Hohenlohe, und andere ſchickten Hilfetruppen. Der Herzog von Niederbayern, Heinrich der ältere, und König Johann von Böhmen waren ebenfalls mit einem beträchtlichen Volke angelangt. Da es K. Ludwig wegen ſeiner perſönlichen Erhaltung und Sicherheit nicht für räthlich hielt, in der bevorſtehenden Schlacht ſelbſt zu fechten, ſo übergab er die Anordnung des ganzen Heeres dem Seyfried Schweppermann, einem gebornen Nürnberger, auf deſſen Treue, Muth, Einſicht und Erfahrenheit er ſich gänzlich verlaſſen konnte, wie man dann von dieſem einſichtsvollen und klugen Feldherrn erzählt, daß, als Ludwig am Abend vor der Schlacht mit ſeinen Hauptleuten ausgeritten war, die Stellung des öſterreichiſchen Heeres zu betrachten, und die Hauptleute, welche ihn begleiteten, alles tadelten und gering ſchätzten, was ſie an den Feinden wahrnahmen, er allein geſchwiegen, die Anordnung des öſterreichiſchen Heeres mit ſichtbarem Kummer betrachtet, und den Ludwig, der ſeine Meinung zu wiſſen verlangte, verſichert habe, daß die Anordnungen Friedrichs des Schönen ſo beſchaffen wären, daß der Sieg über ihn außerordentlich rühmlich ſeyn würde. Man hat von dieſer berühmten Schlacht, welche den 28. Sept. 1322 auf den ſogenannten Vechwieſen zwiſchen Ampfing und Mühldorf verfiel, mehr als Eine Nachricht von gleichzeitigen Schriftſtellern, welche in der Hauptſache alle in ihren Erzählungen übereinkommen. Der rechte Flügel der Oeſterreicher beſtand aus den ungariſchen und den an Ungarn grenzenden Völkern, an deren Spitze eine ausgewählte zahlreiche Menge der geübteſten Pfeilſchützen geſtellt war. Den linken Flügel machten die öſterreichiſchen und ſteiermärkiſchen Truppen aus. Bei dieſen letzten, welche der Herzog Heinrich, Friedrichs Bruder, anführte, befand ſich Friedrich ſelbſt an der Spitze ſeiner Leibwache, und flößte jedem der Seinigen durch ſein entſchloſſenes und zuverſichtliches Weſen, mit dem ſeine prächtige Rüſtung ganz übereinſtimmte, einen gleichen, unbeſiegbaren Muth ein. Er war ganz in einen vergoldeten Harniſch gekleidet, und auf ſeinem ſchimmernden Helm thronte der Reichsadler; er hatte wider den Rath ſeiner Feldherren die Ankunft Leopolds durchaus nicht abwarten wollen, und glaubte ſich ſelbſt mehr als genug, und des Sieges verſichert zu ſeyn. Die Bayern waren in zwei Haufen oder Flügel abgetheilt, von welchen der rechte vom Conrad von Bayerbrunn, der linke vom Pfleger zu Neuſtadt, Albrecht Rindsmaul, angeführt, das Ganze aber vom Seyfried Schweppermann geordnet wurde. K. Ludwig befand ſich, mit einer gemeinen Rüſtung bewaffnet, in der Mitte tapferer Bayern, und hatte, damit man ſeine Perſon nicht ſo leicht erkennen möchte, die Vorſicht gebraucht, einige bewährte Kriegsmänner, welche mit ſeiner Geſtalt die meiſte Aehnlichkeit hatten, in einer gleichen Rüſtung erſcheinen zu laſſen. Schlachten, welche wie dieſe mit einem gleichen Ungeſtüm, und einer gleichen Erbitterung der beiden ſtreitenden Partheien angefangen, und mit einer gleichen Thätigkeit und Geſchicklichkeit der beiderſeitigen Feldherren fortgeſetzt werden, werden allemal durch ein glückliches Ereigniß zufälliger Umſtände, welche einer der Feldherren auf der Stelle zu benutzen verſteht, oder durch einen meiſterhaften Einfall entſchieden. Bayeriſcher Seits wurden gleich anfangs die Böhmen, welche das Vordertreffen über ſich genommen hatten, durch die Pfeile der ungariſchen Schützen in Unordnung gebracht, und einige hundert gefangen, was aber auf das bayeriſche Hauptheer eben keinen Einfluß hatte. Nachdem das Gefecht bereits einige Stunden gedauert hatte, ohne daß einer Parthei der geringſte entſcheidende Vortheil zugegangen war, ließ Seyfried Schweppermann das bayeriſche Heer unmerklich eine Wendung machen, deren Vorgang von den Oeſterreichern in der Hitze der Schlacht nicht bemerkt, wovon aber die Folge ſehr wichtig wurde. Die Oeſterreicher bekamen nämlich die Sonne, den Wind und Staub in das Geſicht. Unmittelbar darauf ſah man in der Ferne einige hundert Reiter heranziehen, welche über das Flüßchen Iſen ſetzten, das öſterreichiſche Panier führten, und Völker des Herzogs Leopold zu ſeyn ſchienen, ſo daß die Oeſterreicher, welche der Ankunft derſelben mit unbeſchreiblicher Freude entgegen ſahen, nichts anders erwarteten, als daß ſie den Bayern in den Rücken fallen würden. Es waren gewählte Küraſſiere, mit welchen ſich, auf Befehl des Schweppermanns, der Burggraf von Nürnberg vor der Schlacht in den Hinterhalt gezogen, und welche er nun auf ein gegebenes Zeichen, in der Abſicht, der Schlacht den gewünſchten Ausſchlag zu geben, herbeigeführt hatte. Das Erſcheinen und plötzliche Eindringen dieſer Reiterrei verbreitete über das öſterreichiſche Heer Schrecken und Unordnung, und das Drängen und Ausreiſſen wurde bald allgemein. Das Hauptpanier, nebſt dem Herzog Heinrich von Oeſterreich und einige hundert öſterreichiſche Ritter, fiel dem Sieger in die Hände, und zuletzt konnte ſich auch Friedrich, welchen der lange Kampf ganz erſchöpft hatte, eines bayeriſchen Ritters, auf deſſen Schild ein Rindsmaul zu ſehen war, nicht erwehren, und ergab ſich an den Burggrafen von Nürnberg, zu deſſen Gefolg jener Ritter gehörte. Friedrich hatte an dem Kampfe ohne Unterlaß einen perſönlichen Antheil genommen, hatte mit eigener Hand viele Männer erſchlagen, und erſchrack heftig, als man ihm ankündigte, daß man ihn zum K. Ludwig führen würde, indem er nicht anders glaubte, als (nach dem Beiſpiele ſeines Vaters des K. Albert, der den K. Adolph mit eigener Hand erlegte) auch den K. Ludwig erſchlagen zu haben. Dieſer empfieng den Friedrich mit aller ſeinem Stande gebührenden Achtung, nannte ihn ſeinen Vetter, und verſicherte, mit der ihm ganz eigenen Güte und Treuherzigkeit, daß er erfreut wäre, ihn (auſſer Gefahr) zu ſehen. Den andern Tag ließ er ihn nach Trauſnitz (einem in Nordbayern oder der nachmals ſogenannten Oberpfalz an dem Flüßchen Pfriemt gelegenen Schloſſe) abeinem beleidigenden Ungeſtüm heraus, und wehe dem, der ſich geweigert, oder es vergeſſen hatte, ihm den Titel: Euer Gnaden *) zu geben! Um dieſe Zeit bekam ihn mein Freund, von welchem ich dieſe Nachricht habe, zu ſehen, und fand keine Kraft mehr in ihm. Man ſah es ihm an, daß er dieß ſelbſt fühlte, und alle Achtung gegen ſich ſelbſt verloren hatte. Er ſuchte überall Ruhe; und da er ſie nirgends fand, gab er unaufhörlich ſeiner Heirath alle Schuld. Der Anblick eines Sohnes that auf ihn keine Wirkung; denn außer dem, daß er zu dieſer Empfindung zu wild war, ſo war ſein Herz ſchon lange ausgetrocknet. Es hing ſich an nichts mehr, wußte nichts um die herrliche Freude, die würdigſte Menſchenfreude, Vater, Herr einer Familie zu ſeyn, nichts um die überirdiſche Wonne, ſich ſagen zu können: Da bin ich zu Hauſe; dieſe Geſchöpfe haben nur ein Herz, nur einen Sinn. Sie gehören mir zu, und ich gehöre ihnen an.

---

*) Es gibt Gegenden, wo dieſer Titel ſo gemein, und doch ſo nothwendig geworden, daß man ihn nicht zu oft wiederholen kann. Das bloße: Herr Rath, wird nicht nur für eine Unhöflichkeit, ſondern manchmal für ein Verbrechen gehalten, das nichts geringers, als den Verluſt aller Gewogenheit nach ſich zieht.

führen; den Prinzen Heinrich übergab er der Verwahrung des K. Johann von Böhmen, und die gefangenen Adeligen dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg.

Zu dieſem Siege, der allerdings für ſo entſcheidend gehalten wurde, daß ſich unmittelbar nach demſelben die meiſten Städte und Grafen, welche dem Friedrich bis dahin anhiengen, nunmehr für den Ludwig erklärten, kamen in kurzer Zeit noch mehrere günſtige Umſtände, welche denſelben vollends krönten, was für den K. Ludwig um ſo erwünſchter war, als ſeine Gemüthsart zu friedfertig, und zu leicht verſöhnlich blieb, um bei allen Gelegenheiten ſeinen Feinden Abbruch zu thun, welche auf der Stelle und mit Nachdruck hätten benutzt werden ſollen, wirklich zu benutzen. Seine Bemühungen nach der Schlacht bei Mühldorf erſtreckten ſich faſt allein auf die Sorgfalt, wie er diejenigen, welche ihm ſolche gewinnen halfen, ehren und belohnen möchte, und er benutzte hierin mit einer feinen und zärtlichen Aufmerkſamkeit auch die unerheblichſten Umſtände, um dem Mann, den er ſchätzte, Beweiſe von Achtung zu geben, welche demſelben durch die Art, mit welcher ſie ihm gegeben wurden, theuer und unvergeßlich geworden ſind. Als er am Abend nach der Schlacht mit ſeinen Feldherren die Abendmahlzeit einnahm, bei welcher ſich ein Mangel an Speiſen äußerte, ſo daß jeder Anweſende nur Ein Ey erhielt, legte er ſeinem oberſten Feldherrn zwei vor, mit den Worten: „Jedem Mann Ein Ey, dem frommen Schweppermann zwey.“ Seinem erhabenen Gefangenen, dem Herzog Friedrich, begegnete er nicht weniger mit einer Großmuth, welche ſelbſt von ſeinen erbittertſten Feinden bewundert, und ſelbſt von Friedrich mit einem gleichen Beiſpiel altdeutſcher Redlichkeit erwiedert worden iſt. Als Herzog Leopold von Oeſterreich, nachdem er die unbedingte Befreiung ſeines Bruders zu erhalten einige Male vergeblich geſucht hatte, die Feindſeligkeiten erneuerte, ließ Ludwig im März 1324 durch Graf Berthold von Henneberg und den öſterreichiſchen Marſchall Dietrich Püllichſtorfer zu Trausnitz einen Vergleich entwerfen, vermöge welchem Friedrich ohne Lösgeld auf freien Fuß geſtellt werden, aber auf die Reichskrone Verzicht thun, den Ludwig als Kaiſer anerkennen, ihm die Reichskleinodien, welche deſſen Bruder Leopold in Verwahrung hatte, ausliefern, die ihm noch ergebenen Reichsſtände und Städte einpflichten laſſen, und ſeinem kaiſerlichen Sohne Herzog Stephan die öſterreichiſche Prinzeſſinn Eliſabeth zur Gemahlinn geben ſollte (I.). Leopold ließ ſich zwar nach einigen Schwierigkeiten, welche er zur Unzeit vorbrachte, bewegen, die Reichskleinodien, welche nach München überbracht, und dem bürgerlichen Magiſtrate daſelbſt in Verwahrung gegeben wurden, auszuliefern, weigerte ſich aber ein für allemal, die ihm ergebenen Reichsſtände mit ihrer Verpflichtung an den Ludwig anzuweiſen, und ſetzte den Krieg von Schwaben aus mit einer Heftigkeit fort, welche den K. Ludwig wider ſeine Neigung zur Gegenwehr nöthigte. Er mußte noch im J. 1324 ſeine Bundesgenoſſen auffordern, ihm das befeſtigte Städtchen Burgau, deren Beſatzung ſowohl die bayeriſchen Grenzen, als die ihm in Schwaben getreuen Stände äußerſt beunruhigte, belagern zu helfen, und hätte ſeine Abſicht unfehlbar ohne große Anſtrengung erreicht, wenn er ſich der Strenge eines Feldherrn, der, um zu erobern, weder das Leben noch die Güter ſeiner Gegner ſchont, hätte bedienen wollen; aber er konnte ſich durch ſeine (damals unſtreitig ganz zur Unzeit gemachten) Bedenklichkeiten nicht entſchließen, den Seinigen die Bitte, daß er ihnen einen Sturm erlauben möchte, zu gewähren, und wäre darüber bald in die Hände des Herzogs Leopold gefallen, welcher, wie er durch ſeine Kundſchafter die Nachricht erhielt, daß Ludwig von dem größten Theil ſeiner Bundesgenoſſen, welche es verdroß, länger müßig vor Burgau zu liegen, verlaſſen worden ſey, unvorzüglich herbeigeeilt war, ſich der Perſon ſeines Gegners zu bemächtigen. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg, welcher die Abſichten des Leopold in deſſen Lager erfahren hatte, rettete ihn noch, und machte es ihm möglich, erſt nach Lauingen zu flüchten, und dann in Bayern durch ernſtere Maßregeln ſeine Umſtände zu verbeſſern. Wiewohl er nun von ſeiner Gegenparthei niemals mehr als damals gekränkt, und zur thätigſten Gegenwehr aufgefordert wurde, ſo war er gleichwohl ſo wenig zur Fortſetzung des Krieges geneigt, daß er vielmehr einen ganz unerwarteten Entſchluß voll Großmuth faßte, in der zuverſichtlichen Hoffnung, daß es ihm gelingen müßte, alle Feindſeligkeiten mit einem Male, und für immer beizulegen. Er begab ſich perſönlich nach Trauenitz, und ſetzte den Herzog Friedrich den Schönen, welcher ſich bei K. Ludwigs Ankunft vor Schrecken nicht faſſen konnte, durch ſeine Anrede und freundliche Begegnung in Erſtaunen, indem er ihm nicht nur ohne alle Bedingniß eines Löſegelds die Freiheit antrug, ſondern ihm zugleich den Vorſchlag that, aus Liebe zum Frieden die Reichswürde mit ihm dergeſtalt zu theilen, daß ſie beide dem deutſchen Reiche mit gleichem Anſehen vorſtehen, und die Stände dazu anhalten wollten. Er führte hierauf den innigſt gerührten Friedrich mit ſich nach München, wo beide Herren den 6. Sept. 1325 über ihre zu Trausnitz getroffene Verabredung eine ordentliche Urkunde ausfertigten (**II.**), und ſolche mit wechſelſeitigen Zeugen bewährten, ſich aber jetzt dahin verſtanden (**III.**), daß dem Ludwig die Reichsregierung in Deutſchland, dem Friedrich aber in Italien überlaſſen werden ſollte, welche letztere Entſchließung Ludwig den 8. Jän. 1326 den zu Ulm anweſenden Ständen öffentlich kund machte **IV.**; allein die Reichsſtände genehmigten weder das eine noch das andere; ſo daß kein bewährtes Denkmal von einer wirklich gemeinſchaftlich geführten Regierung vorhanden (V.), auch noch erſt jüngſt eine Urkunde, worin ſich Friedrich bloß einen Herzog in Oeſterreich und in Steyer nennet, erſchienen iſt (**VI.**).

Dieſe Urkunde enthält ein unvergleichliches Denkmal altdeutſcher Redlichkeit. Herzog Leopold von Oeſterreich ſetzte, ungeachtet ſein Bruder Friedrich der Schöne in Freiheit war, den Krieg mit der äußerſten Anſtrengung fort, und da er zu gleicher Zeit vom päbſtlichen Stuhle durch eine außerordentliche Begünſtigung unterſtützt wurde, ſo war es nicht unwahrſcheinlich, daß er nicht nur die dem K. Ludwig getreuen Stände in Schwaben, Franken und am Rhein neuerdings überfallen, ſondern wohl wieder in Bayern einzudringen verſuchen würde; und K. Ludwig wurde eben damals durch neue Vorfälle genöthigt, ſich perſönlich nach der Mark Brandenburg zu begeben, und wichtige Unruhen, welche das Glück ſeines erſtgebornen Sohnes betrafen, in ihrem Entſtehen zu unterdrücken. In dieſer grauſamen Verlegenheit erſuchte K. Ludwig den Friedrich, während der Zeit ſeiner Abweſenheit, ſeine Gemahlinn und Kinder, und das Land Bayern überhaupt gegen Jedermann, der indeſſen mit feindlichen Abſichten ſich nähern möchte, in Schutz zu nehmen, und Friedrich verſprach und bekannte in ſeiner eben erwähnten Urkunde, „daß er ſich unterwunden habe, ſeines lieben Herrn Künig Ludwig von Rom Würtinn Frau Margareth, der Küniginn, und des Künig Ludwigs Chinder, vnd ires Landes ze Bayern, vnd aller irer andrer Lande, Leute vnd Güter, ze pflegen in ſeines vorgenannten Herrn des Küniges namen.“ Da ſich Friedrich auf eine kurze Zeit zu den Seinigen, die ihn ſehnlichſt erwarteten, nach Wien begeben hatte, hätte er ſich, wenn er weniger edelmüthig geweſen wäre, als er war, leicht irgend eines künſtlichen Vorwandes bedienen können, die Zurückkunft nach München von ſich abzulehnen; allein er kam zurück, und übernahm den verſprochenen Schutz mit einer vertraulichen Großmuth, und K. Ludwig vertraute ihm die Seinigen mit einer gleichen herzlichen Zuverſicht, worüber der damalige Pabſt Johann XXII. ein großes Erſtaunen geäußert, und deſſen die Nachwelt ſich noch ſtets mit Bewunderung und Ehrfurcht erinnert hat. Was indeſſen K. Ludwig hoffte, daß Leopold aus Achtung gegen ſeinen Bruder nichts Feindliches wider Bayern unternehmen würde, das möchte vielleicht nicht ganz eingetroffen, und in der Folge wohl ſelbſt zwiſchen den öſterreichiſchen Brüdern ein Streit der ſeltenſten Art entſtanden ſeyn. Leopold rüſtete ſich nämlich außerordentlich, und war eben bereit, die vom Pabſt Johann XXII. ihm bewilligte Unterſtützung an Geld zu erheben, als er in der Blüthe ſeines jugendlichen Alters den letzten Hornung 1326 zu Straßburg ſtarb. Auch Friedrich der Schöne überlebte den für ihn widrigen Ausgang der Sachen nicht lange, ſondern ſtarb zu Anfang des Jahres 1329 auf ſeinem Schloſſe Gutenſtein in Unteröſterreich.

Als ſich dieſer Todfall ereignete, war K. Ludwig von Bayern bereits wieder in ſo betrübte Umſtände, daß gegen dieſelben alle bisherigen Unglücksfälle nur Kleinigkeiten zu ſeyn ſchienen, verſetzt. Unſer Ludwig hatte, außer den Prinzen von Oeſterreich, mit welchen nunmehr die Feindſeligkeiten beigelegt zu ſeyn ſchienen, noch mit drei andern Hauptgegnern, ſo lange er lebte, zu kämpfen, nämlich a) mit dem päbſtlichen Hofe, b) mit den franzöſiſchen Königen, c) mit den böhmiſchen Königen, welche dem Hauſe Bayern jetzt (unter Kaiſer Ludwig nämlich) und in der Folge den größten Schaden zufügten. Dieſe Könige waren anfangs unſerm Ludwig nicht abhold, und Ludwig ließ ſich durch ſeine Gutmüthigkeit (man möchte ſagen) verleiten, dem böhmiſchen König Johann die Belehnung mit der damals erledigt geſtandenen Mark und Chur-Brandenburg zu verſprechen. Auch focht König Johann in der Schlacht bei Mühldorf ſehr thätig, und ihm wurde der Prinz Heinrich von Oeſterreich zur Verwahrung anvertraut; aber jene Belehnung erfolgte nicht, und dann brachte der K. Ludwig nach einigen Jahren (wie wir hören werden) auch noch Tyrol an ſein Haus, was die böhmiſchen Herren im höchſten Grad erbitterte, und ſie zu den unverſöhnlichſten Feinden des Hauſes Bayern machte.

Was nun den päbſtlichen Hof betraf, ſo kam mit dieſem Hofe unſer Ludwig, als König von Deutſchland, in ſolche Verhältniſſe, bei welchen für ihn die bitterſten Unannehmlichkeiten kaum zu vermeiden waren. Der päbſtliche Hof nämlich, oder ſeine ſogenannte Curia, glaubte damals noch, das Recht, die Wahl deutſcher Könige zu beſtätigen *), behaupten zu können. Dieſer Hof befand ſich ſeit dem J. 1305 zu Avignon, mithin in den Staaten des Königs von Frankreich, welcher ſich alle Mühe gab, die deutſche Kaiſerkrone durch die Unterſtützung der Päbſte an ſich zu ziehen, wodurch Deutſchland gleichſam nichts weiter als eine franzöſiſche Provinz geblieben ſeyn würde. Der damalige Pabſt Johann XXII. war ein geborner Franzoſe, und dem franzöſiſchen König Carl äußerſt ergeben, und es wurde bereits zur Zeit, da Friedrich der Schöne noch zu Trausnitz ſaß, die Verabredung getroffen, daß der König von Frankreich mit einer Armee nach Bayern rücken, den Friedrich befreien, und den Prinzen Leopold von Oeſterreich zum franzöſiſchen Statthalter von Deutſchland ernennen ſollte. Dieſer ungeheure Plan wäre auch ſelbſt von den deutſchen Fürſten aus einer gedankenloſen Unthätigkeit beinahe genehmigt worden, wenn nicht der bei der Verſammlung zu Renſee anweſende Graf Berthold von Buchech durch ſeine nachdrücklichen Vorſtellungen die Stimmen wieder umgelenkt hätte; aber die Gefahr, daß bei einer andern Gelegenheit das nämliche franzöſiſche

---

*) S. Abriß der deutſchen Geſchichte.

Vorhaben wieder auf die Bahn gebracht und durchgeſetzt werden möchte, war noch nicht vorüber. Auch Italien, auf welches ſich ein beliebter deutſcher König im Nothfalle noch hätte verlaſſen können, war damals in Gefahr, der deutſchen Krone entriſſen zu werden. Die Stadt Mailand wurde wirklich von päbſtlichen Truppen belagert, und der Statthalter dieſer Stadt, Galeacio Viſconti, erſuchte den K. Ludwig auf das inſtändigſte um Beiſtand. K. Ludwig ſchickte deutſche Truppen dahin, welche die Stadt entſetzten. Hierauf ließ Pabſt Johann XXII. den 8. Oct. 1323 an die Kirchen zu Avignon einen Befehl anheften, daß ſich K. Ludwig innerhalb drei Monaten rechtfertigen, und ſich indeſſen und bis er beſtätigt ſeyn würde, aller Reichshandlungen enthalten ſollte. K. Ludwig, welchem dieſer Befehl nicht einmal zugeſchickt wurde, ordnete eine Geſandtſchaft nach Avignon ab, welche auf den Fall, daß wirklich ein ſolches päbſtliches Urtheil erlaſſen worden wäre, einen Termin, binnen welchem er ſich rechtfertigen wollte, begehren ſollte; allein dieſer Geſandtſchaft wurde bedeutet, daß man vom K. Ludwig keine Rechtfertigung, ſondern den pünktlichſten Gehorſam verlange, und daß man ihm noch eine Friſt von zwei Monaten gönnen wolle. Als nun dieſer Termin verſtrich, ohne daß ſich K. Ludwig in die päbſt-

Es war ihm, als wenn er nach einem Gefängniß ging, wenn er nach Haus gehen mußte, und daſelbſt redete er entweder gar nichts, oder er brummte und zankte, und warf herum, ſo lange er zu Hauſe war.

Es iſt ſchrecklich, in einer brennenden Sandwüſte dahin zu watten, ohne Fußſteig, ohne Quelle und Schatten, zur Zeit wo kein freundſchaftliches Lüftchen weht; aber das hat keinen Namen, was es iſt, aus ſeiner eignen Schuld Niemand zu haben, an deſſen Herz man ſich lehnen, dem man, wenn man inwendig blutet, ſagen könnte: Hier thuts mir wehe!

Engelhof, der Sohn, war ſich alſo ſchon in der früheſten Jugend größtentheils ſelbſt überlaſſen; denn ſein Vater bekümmerte ſich nichts um ihn, und ſeine Mutter konnte ihm nichts geben, als ihre Liebe, und ihre Thränen. Sie mußten beide äuſerſt kümmerlich leben, (denn der Herr Rath achtete ihrer nicht,) und die gute duldende Frau that ihr Aeußerſtes, um durch ihre Näharbeit, worin ſie ausnehmend künſtlich war, ſo viel zu erwerben, daß ſie ſich und ihrem Sohn wenigſtens die unentbehrlichſten Dinge anſchaffen konnte, ohne ihrem Manne beſchwerlich zu fallen. Sie ſaß gewöhnlich bis Mitternacht auf, wo er gemeiniglich halb betrunken nach Hauſe kam. Denlichen Zumuthungen gefügt hatte, wurde er den 1. März 1324 förmlich excommunicirt, und zugleich wurde allen Glaubigen, Geiſtlichen und Weltlichen, bei Vermeidung eines gleichen Kirchenbannes, und bei dem Verluſte ihrer Aemter und Würden befohlen, ihm nicht mehr als deutſchem König zu gehorſamen, und durchaus alle Gemeinſchaft mit ihm zu meiden. Dieſer Sentenz folgte noch im nämlichen Jahre eine andere ähnlichen Inhalts nach. Aus dieſen ſämmtlichen Begebenheiten entſtanden die betrübteſten Folgen. K. Ludwig ſtellte den deutſchen Fürſten ſeine Umſtände vor, und zog mit dem Anfange des J. 1327 nach Italien, in Begleitung einer gewählten aber kleinen Armee, welche ſich aber durch den Zulauf von Söldnern, in dem Maß vermehrte, als ihm ein hinlänglicher Geldvorrath zukam, um ſie beſolden zu können; er wurde zu Mailand gekrönt, und ſetzte ſeinen Zug nach Rom fort, wo man ihn mit der größten Begierde erwartete. Ehe er daſelbſt anlangte, fragte er, als ein religiöſer und frommer Herr, einige Theologen um Rath, was er von dem Verfahren des Pabſtes zu ſchließen hätte, und dieſe (es waren Minoriten, welche wegen ihrer ſonderbaren Sätze ebenfalls mit dem päbſtlichen Banne belegt waren) verſicherten, daß die wider ihn erlaſſene päbſtliche Sentenz ganz ungültig wäre.

Sie ſchrieben ſogar manche heftige Schriften, in welchen ſie dieſe Behauptungen öffentlich vertheidigten. K. Ludwig hielt den 7. Jän. 1328 ſeinen Einzug in Rom, und wurde den 17. Jän. mit ſeiner damaligen Gemahlinn, Margaretha von Holland, gekrönt; aber die Römer waren damit noch lange nicht zufrieden; ſie waren wider Pabſt Johann XXII. wegen ſeines Aufenthalts zu Avignon äußerſt aufgebracht, und verlangten mit größtem Ungeſtüm, daß ein anderer Pabſt, welcher ſeinen Sitz zu Rom zu nehmen hätte, gewählt werden ſollte. Es wurde auch wirklich ein ſolcher Pabſt gewählt, ein Minorit, gen. Nicolaus V. Dieſe neue Aenderung der Sachen hatte aber nur eine kurze Dauer. K. Ludwig beſaß nicht Geld genug, eine Armee, oder auch nur den Hofſtaat des neuen Pabſtes zu unterhalten, und die Römer und Italiener überhaupt wollten ſich dazu keineswegs verſtehen. K. Ludwig ſah ſich von aller Unterſtützung entblößt, und zog über Piſa, Pavia, Trient wieder nach Bayern zurück, wo er noch im J. 1330 zu München ankam, in Begleitung gelehrter Minoriten, an deren Spitze der berühmte Wilhelm Occam, und der Ordensgeneral Michael von Cäſennas, ſich befanden. Dieſe Herren vertheidigten zwar den K. Ludwig aus allen Kräften, konnten ihm aber keine Ruhe verſchaffen. Dieſe entfernte ſich von dem guten Kaiſer täglich um ſo mehr, als der Anhang des franzöſiſchen Hofes immer ſtärker, und die Anmaſſungen deſſelben immer kühner wurden. Dem im J. 1334 verſtorbenen Pabſt Johann XXII. folgte Pabſt Benedikt XII., zwar ebenfalls ein Franzoſe, aber ein äußerſt gütiger Herr, nach, welcher der Billigkeit Gehör gab, und dem K. Ludwig die Verſöhnung ſelbſt anbot, welche, da ſich K. Ludwig in allem folgſam und klug verhielt, auch erfolgt ſeyn würde, wenn ſich nicht die Könige von Frankreich, Neapel und Böhmen der Ausſöhnung widerſetzt, und zumal der erſtere dem Pabſte ſogar heftig gedroht hätte. Die Sache gieng demnach bei aller Ergebenheit, welche Kaiſer Ludwig dem h. Stuhle bezeigte, wieder zurück; zog aber zuletzt höchſt wichtige, und eben ſo unvermuthete Folgen nach ſich. Die deutſchen Fürſten nahmen nämlich die ihren Monarchen erniedrigenden Behandlungen ſehr übel auf, und bemerkten mit Beſtürzung, daß dadurch, daß man einen von ihnen frei gewählten König am römiſchen Hofe nicht anerkenne, und am franzöſiſchen Hofe mißhandle, ihre eigene deutſche Freiheit am Ende Gefahr laufen und unterdrückt werden müßte. K. Ludwig nahm dieſe Stimmung nicht ſo bald gewahr, als er nicht nur alle Churfürſten, ſondern alle Fürſten, Freie und Edle, alle Domkapitel, Städte und Herren des Reichs zu einer allgemeinen Verſammlung nach Frankfurt berief. In ihrer feierlichen Gegenwart beſtieg er mit Kron und Scepter und mit allen Zierden der kaiſerlichen Würde geſchmückt, den Thron. Hier erzählte er den Anweſenden die Geſchichte ſeiner vielfältigen Leiden und Demüthigungen von ſeiner Erwählung bis an denſelben Tag; er ſuchte ſie zu überzeugen, daß er in Rückſicht auf den päbſtlichen Hof nichts, als was ſeine Pflicht und das Anſehen des Reichs mit ſich brachte, gethan, und ſtellte es ihnen heim, zu beſtimmen, was er ferner thun ſollte, den päbſtlichen Hof zu befriedigen; er bedauerte und beweinte, daß man ihn, als deſſen Geſinnungen für den Glauben und die Kirche Niemanden unbekannt ſeyn könnten, wie einen Abtrünnigen und Verfolger der Kirche behandelte, und zugleich ſtieg er vom Throne und betete vor allem Volk und mit lauter Stimme das Vater Unſer, den engliſchen Gruß, und das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß. Niemand ſah und hörte ihn, ohne innigſt gerührt zu werden. Die Fürſten des Reichs erklärten auf der Stelle, und zwar mit einem Eid, daß K. Ludwig nach ſeiner Pflicht gehandelt, und die Bannflüche des Pabſtes Johann XXII. nichts weniger als verwirkt habe. Bald darauf begaben ſich ſämmtliche Churfürſten nach Renſee, und errichteten daſelbſt den 15. Juli 1338 den berühmten erſten Churverein, vermöge deſſen ſie für ſich und ihre Nachkommen mit einem Eid gelobten, das deutſche Reich bei ſeinen Freiheiten, Rechten, Ehren und Herkommen zu ſchützen, und bei uneinigen Stimmen ſtets der Mehrheit derſelben beizutreten. Dieſen Entſchluß berichteten ſie dem Pabſte Benedikt XII. mit dem Beiſatze, daß ſie die Uneinigkeiten zwiſchen dem päbſtlichen Hofe innigſt bedauerten, zugleich aber ſich für überzeugt hielten, daß Kaiſer Ludwig vom Pabſt Johann XXII. ungeziemend behandelt worden ſey. Nach dieſen Verhandlungen kehrten die Churfürſten nach Frankfurt zurück, um den Reichsſchlüſſen, welche der K. Ludwig den verſammelten deutſchen Ständen daſelbſt eröffnen würde, beizutreten. Hier beſtieg Ludwig den 8. Auguſt 1338 in voller Pracht der einen Kaiſer umgebenden Majeſtät neuerdings feierlich den Thron, und nachdem er zuvor in einer ausführlichen Vertheidigung ſeine aufrichtigen Geſinnungen gegen die Kirche bezeugte, und die Beſchuldigungen, vermöge welcher er ſich die päbſtlichen Bannbullen zugezogen hatte, widerlegte, erklärte er in ſeinem und des Reichs Namen die Wahl eines deutſchen Königs auf ewige Zeiten für unabhängig und frei, welche unſterbliche Erklärung er noch an eben dem=

ſelben Tage mit einer vortrefflich gefaßten, feierlichen, kaiſerlichen Urkunde, und dem Majeſtätsſiegel bekräftigte. Zu gleicher Zeit hob er das päbſtliche Interdikt auf, verbot, dergleichen Bullen ohne Erlaubniß der Erzbiſchöfe anzunehmen oder zu befolgen, erklärte den Eid, den der Kaiſer dem Pabſte leiſtete, für einen bloßen Schutzeid, und erklärte das päbſtliche Anſehen in Reichsſachen für ungegründet und aufgehoben.

5) Unter die wichtigſten Handlungen des Kaiſers Ludwig, als Regenten von Bayern, gehört der berühmte Hausvertrag, welcher in Betreff der Unzertrennlichkeit des verbrüderten Geſammthauſes Pfalzbayern, geſetzmäßig und für ewige Zeiten, zu Pavia (Ticinum) im Mailändiſchen, im Jahre 1329 errichtet worden iſt.

Wir wollen zuerſt einiger Vorfälle, woraus die Veranlaſſung dieſes Vertrags entſtanden iſt, Erwähnung thun. Wir haben oben zur Genüge von den Uneinigkeiten gehört, welche zwiſchen den zweien Brüdern Ludwig und Rudolph entſtanden ſind. Bei der Kaiſerwahl 1314 gab Rudolph nicht ſeinem Bruder Ludwig, ſondern dem Herzoge Friedrich dem Schönen von Oeſterreich ſeine Wahlſtimme. Rudolph handelte hierin ſeinem Verſprechen gemäß, welches er, ehe Ludwig in Vorſchlag gekommen iſt, dem Friedrich von Oeſterreich gegeben hatte; aber Rudolph blieb auch nachher, da ſein Bruder Ludwig ſchon wirklich zum rechtmäßigen Kaiſer gewählt war, noch immer ein Anhänger des Friedrich, entfernte ſich aus der Reſidenzſtadt München, und verfügte ſich nach Wolfrathshauſen, und da es endlich doch zu Thätlichkeiten kam, flüchtete er vollends aus dem Lande. Er kam aber bald wieder zurück, und errichtete mit Ludwig einen Vertrag, vermöge deſſen er dieſem ſo lange, als der Krieg mit Oeſterreich anhalten würde, die Nutznieſſung von Bayern und der Rheinpfalz gegen den geringen Vorbehalt von jährlichen 5000 Pfund Münchnerpfenninge frei überließ. Darauf entfernte er ſich wieder, ſtarb aber den 19. Aug. 1319 (man weiß nicht, ob in England oder in Oeſterreich) von Gram und Mißmuth verzehrt. Er war ein Fürſt von edeln und an ſich liebenswürdigen Eigenſchaften, und würde, hätte er in ſeiner Jugend einen weiſern Freund erhalten, eben ſo glücklich, als er groß war, geworden ſeyn. Er hinterließ nebſt ſeiner Gemahlinn Mechtilde (Tochter des Kaiſers Adolph) drei Söhne, Adolph, Rudolph II., und Rupert I., welche zu Wolfertshauſen in Bayern geboren wurden. Mechtilde hielt es, ſo lange ſie lebte, mit dem Hauſe Oeſterreich wider den Kaiſer Ludwig, welchem ſie viele

Staatsbibliothek München

Verdruſſe machte; allein ſie ſtarb 1323, und im J. 1327 gieng auch der erſtgeborne Sohn Adolph mit Tod ab. Dieſer Adolph hinterließ einen unmündigen Sohn, genannt Rupert II. oder der Jüngere. Es lebten demnach jetzt 1329, da der Kaiſer Ludwig zu Pavia ſich aufhielt, von Seite ſeines verſtorbenen Bruders Rudolph, noch Rudolph II. und Rupert I., ferner Rupert II., der Sohn des verſtorbenen Adolphs. Da der K. Ludwig das wahre Wohl, und die Verherrlichung ſeines Hauſes ſtets im Herzen trug, ſo entſchloß er ſich, die Glückſeligkeit deſſelben auf eine beſondere Art zu befeſtigen, indem er zwiſchen den genannten drei Prinzen und deren Erben einer Seits, anderer Seits zwiſchen ſeinen eigenen zweien älteſten Söhnen Ludwig, genannt der Brandenburger, und Stephan und deren Erben, eine Nutztheilung der bayeriſch-pfälziſchen Länder vornahm, vermöge welcher im bayeriſch-pfälziſchen Geſammthauſe zwei nutzgetheilte Hauptlinien, nämlich die bayeriſche und die rheinpfälziſche entſtanden ſind. Was dieſe berühmte Nutztheilung überhaupt betrifft, ſo wurde dem Kaiſer Ludwig und ſeiner Nachkommenſchaft ganz Oberbayern nebſt einigen Ländereien auf dem Nordgau, jenen drei rudolphiſchen Prinzen aber die ganze Rheinpfalz nebſt dem größten Theile des bayeriſchen Nordgaues, welcher von dieſer Zeit an den bis dahin unbekannten Namen Oberpfalz erhielt, zu Theil. In Betreff der pfalzbayeriſchen Churwürde wurde beſchloſſen, daß die beiden Hauptäſte Bayern und Pfalz, dieſelbe künftig wechſelweiſe ausüben ſollten. Dieſe paviſche Nutztheilung und der dabei errichtete fideicommiſſariſche und rechtsſtändige Vertrag, welchen die Churfürſten mit eigenen Urkunden beſtätiget haben, iſt der Grund der pfalzbayeriſchen Hausgrundſätze, vermöge deren eine ewige Unzertrennlichkeit des Geſammthauſes Bayernpfalz feſtgeſetzt, dann jede Veräußerung der Lande außer der Familie verboten, und das wechſelweiſe Erbrecht in beſitzenden und zu erwerbenden Landen, ſowohl Lehen als Eigen, für ewige Zeiten, weſentlich und geſetzmäßig beſtimmt worden iſt, dergeſtalt, daß die regierenden Fürſten zu Bayern und Pfalz zwar unabhängige Genießer und Regenten, aber in Rückſicht auf das Erbrecht ihrer Nachfolger, keineswegs unabhängige Herren ſind. Dieſer berühmte Vertrag wurde zu Pavia 1329 den 4. Aug. errichtet, und alle Verträge, welche nach demſelben bis auf dieſen Tag im Geſammthauſe errichtet wurden, ſind demſelben durchaus gleichlautend. Es ſind daher alle Handlungen, welche dieſem Vertrage entgegen ſind, widerrechtlich und ungültig, und wenn derſelbe von irgend einem Fürſten des pfalzbayeriſchen Geſammthauſes verletzt worden ſeyn ſollte, ſo konnte dieſes ungeſetzmäßige Vergehen, oder Verſehen, ſeinen folgenden Erben und Agnaten nicht im geringſten ſchaden (denn ein Geſetz hört ja darum nicht auf, weil es jemand verletzt), und dieſe Agnaten ſind berechtigt und ſchuldig, alles widerrechtlich Veräußerte, Länder und Würden, nach Kräften zurück zu fordern.

Gemäß dieſes Vertrags, und gemäß der weſentlichen Grundſätze des bayeriſchpfälziſchen Geſammthauſes fiel 1340 dem Kaiſer Ludwig, nicht weil er Kaiſer, ſondern weil er Herzog in Oberbayern war, ganz Niederbayern, von rechter Erbſchaft wegen, anheim.

6) Dieſer Zuwachs war lange nicht der einzige mit welchem Ludwig von Bayern ſeine Kräfte verſtärkte. Die traurigen Umſtände, in welchen er ſich unaufhörlich mit einer Menge mächtiger und unverſöhnlicher Feinde umgeben ſah, nöthigten ihn, jede Gelegenheit, durch welche er ſeine Macht vergrößern, und ſeinen Feinden fürchterlich werden könnte, zu ergreifen. Im Jahre 1319 gieng ohne männliche Erben der Markgraf von Brandenburg, Waldemar, und im J. 1320 der junge Markgraf Heinrich von Anhalt, der letzte Sproſſe jener anhaltiſchen Linie, welche auf die Mark Brandenburg ein Belehnungsrecht hatten, mit Tod

noch erſchien ſie vor ihm ſtets gelaſſen, und freundlich, und die ſie geſehen haben, erinnern ſich nicht, jemals ein hartes ungeduldiges Wort wider ihren Gemahl gehört zu haben.

Wieder ein freudiger Beweis von der ſeltnen, geſunden Einſicht unſers jungen Engelhofs iſt, daß er ſeine eigene geheime Lebensgeſchichte auf diejenige Art niederzuſchreiben anfing, wie ſie längſt alle wahren Gelehrten wünſchten, weil ſie die einzige iſt, die zur Erbauung und Kenntniß unſers Herzens etwas beitragen kann. Es nützt mir noch wenig, wenn ich bloß das weiß, was uns gemeiniglich die Geſchichte ſagt, was der andere that; aber was hat ihn dazu bewogen? Welche Empfindung hat ihn dabei begleitet? War er, da er dieß oder jenes that, in freudigen, oder in betrübten Umſtänden? Hatte er Aufmunterung, oder mußte er ſich ſelbſt alles ſeyn? — Dieß zu wiſſen, lohnt der Mühe des Leſers, und des beſſernden Schriftſtellers. Engelhof that dieß von ſich ſelbſt, und wollte Gott, daß ers ganz thun, und ſo, wie ers anfing, hätte vollenden können! Ach, er dachte nicht, daß ſein Ziel ſich ſo bald nahen, und ſeine Lebenskraft ſo bald ihn verlaſſen würde. Die rührendſten Anekdoten fanden ſich auf zerſtreuten Fragmenten, und nur der folgende Aufſatz ab. Kaiſer Ludwig ſcheint anfänglich die dem Kaiſer und Reich erledigte Mark Brandenburg dem König Johann von Böhmen zugedacht zu haben; nachdem aber dieſer König offenbar mehr mit ſeinen Feinden als mit ihm, dem Kaiſer hielt, ſo trug er auf einem Reichstag zu Nürnberg im J. 1323 den verſammelten Ständen vor, wie er wünſchte, mit der erledigten Mark ſeinen erſtgebornen Sohn Ludwig belehnen zu können. Die Fürſten gaben dazu mit Vergnügen ihre Einwilligung, und dieſer zufolge wurde jener erſtgeborne Sohn Ludwig, welcher von nun an der Brandenburger genannt wurde, mit der Mark Brandenburg im J. 1324 wirklich belehnt.

In eben dieſem Jahre 1324 verheirathete ſich K. Ludwig (deſſen erſte Gemahlinn Beatrix aus Polen im J. 1322 geſtorben war) mit Margaretha (Tochter Wilhelms III. oder des Guten, und Schweſter Wilhelms IV. von Hennegau, Holland, Seeland und Frießland), und da dieſe Herren (jener 1337, dieſer 1345) ohne weitere männliche Erben ſtarben, ſo belehnte K. Ludwig ſeine Gemahlinn, als Erbinn ihres Bruders, mit den von dieſem beſeſſenen Ländern.

Einige Jahre zuvor, nämlich im J. 1342, brachte K. Ludwig auch Tyrol an ſein Haus. Die Erbprinzeſſinn von Tyrol, Margaretha, wegen ihres weiten Mundes die Maultaſche genannt, war mit Johann Heinrich, zweitem Prinzen des Königs Johann von Böhmen, vermählt, aber in dieſer Ehe äußerſt mißvergnügt, ſo daß ſie im J. 1341 den K. Ludwig bat, ihr zur Eheſcheidung zu verhelfen, wobei ſie ihr Verlangen äußerte, ſich mit dem Churfürſten Ludwig von Brandenburg, deſſen erſte Gemahlinn, Margaretha von Dänemark im J. 1341 geſtorben war, vermählen zu können. K. Ludwig ließ, nach dem Rath anſehnlicher Männer, auf deren Einſicht und Redlichkeit er ſich verlaſſen zu können glaubte, die Eheſcheidung ſowohl, als die Trauung ſeines Sohnes Ludwig, des Brandenburgers, mit der Margaretha im J. 1342 vollziehen, wodurch er die Grafſchaft Tyrol, welche ihm, als der Eingang nach Italien, äußerſt wichtig war, an ſein Haus brachte.

7) Unter den vortrefflichen Einrichtungen, welche K. Ludwig in ſeinem Bayern, als Landesfürſt deſſelben, machte, ſtehet deſſen bayeriſches Landrecht, welches auf ſeinen Befehl aus allen Gerichtern, Städten und Märkten geſammelt, und durch die Verwendung ſeiner Söhne Ludwigs des Brandenburgers, Stephans, Ludwigs des Römers, und Wilhelms, im J. 1346 zum Vorſchein kam, oben an. Wir haben gehört, wie für Bayern um 626

bis 630 Geſetze entſtanden und vermehret worden ſind. Da ſich die Sitten änderten, Lehen (feuda) in Eigenthum (Allodium) verwandelt, die Beamten- oder Grafenwürden erblich gemacht, Güter getheilt, oder getheilte Güter unter Eine Herrſchaft gebracht wurden, ſo iſt der natürliche Schluß zu ziehen, daß für neue Fälle auch neue Geſetze gemacht werden mußten, und wir finden davon häufige Spuren; wiewohl wir von dem Zeitraume der Carolinger bis zu unſerm Ludwig von Bayern, noch zur Zeit keine geſchriebene (wenigſtens noch keine gedruckte) Sammlung derſelben beſitzen, wiewohl eine ſolche vorhanden geweſen ſeyn muß, weil im J. 1044 die Ungarn mit den bayeriſchen Geſetzen beſchenkt worden ſind. Man ließ auch noch in den bayeriſchen Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts gewöhnlich, daß man etwas entſchieden habe „secundum Jus bavaricum" oder „secundum Jura Regionis"; ferner „als des Landes und aigenes recht iſt;" oder „nach der Grafſchaft Recht, und gewonheit darin das Gut inne laet" (liegt). In eben dieſem dreizehnten Jahrhundert kamen in Sachſen und Schwaben, unter dem Titel, Spiegel, Sammlungen von kaiſerlichen Reichstagſchlüſſen (das Kaiſerrecht) zum Vorſchein, welche von den damaligen ſogenannten Vorſprechern (Fürſprechern, Advokaten, Causidicis) auch für andere Länder ſehr zahlreich abgeſchrieben, und den Partheien, welchen es frei blieb, ſich ſelbſt ein Recht, nach welchem geſprochen werden ſollte, zu wählen, vorgelegt worden ſind. Auch die fremden römiſchen Rechte, welche ſeit Kaiſer Friedrich I. von Hohenſtauffen immer mehr Eingang fanden, wurden nicht weniger den vaterländiſchen in manchen Fällen untergelegt. So ungereimt dieſe Verſchiedenheit von Rechtsquellen und ſo leicht vorauszuſehen war, daß durch dieſelbe in der Folge neue Irrungen und Streitigkeiten entſtehen müßten, ſo wenig konnten gleichwohl die erſten unmittelbaren Nachfolger Herzogs Otto des Größern dieſer Sache ſteuern, ſo lange die mächtigen Grafenfamilien, welche in ihren weitläufigen Gebieten eine erbliche Gerichtsbarkeit behaupteten, vorhanden waren, und nur mit dem Abgang dieſer Landherren fand endlich eine in allen Theilen des Landes gleichförmigere, ordentlich eingerichtete Geſetzgebung und Regierung ſtatt; wiewohl auch nach dem Jahre 1346, in welchem das Rechtbuch des Kaiſers Ludwig unter dem Namen „des Kaiſers Puch, Rechtbuch, Puech," in Oberbayern eingeführt wurde, die erwähnte Sammlung der allgemeinen deutſchen Rechte unter dem Namen Landrecht noch lange zur Aushülfe in ſolchen Fällen, welche durch kein bayeriſches Geſetz beſtimmt waren, beibehalten worden iſt. Auch die Stadt München verſah K. Ludwig mit einem eigenen Stadtrechtbuch; und im J. 1330 verlieh er den meiſten bayeriſchen Klöſtern im Oberland die niedere Gerichtsbarkeit.

8) Dieſer große Kaiſer, dieſer für Bayern höchſt wohlthätige Regent ſtarb durch einen Schlagfluß unweit dem Kloſter Fürſtenfeld den 11. Oct. 1347, und wurde in der Frauenpfarrkirche zu München, in welcher ihm Churfürſt Maximilian I. ein prächtiges Grabmal errichtete, begraben. Er hatte ſich zweimal vermählt, a) mit Beatrix, Tochter Heinrichs HI., Herzogs von Glogau in Schleſien, und nach deren im J. 1322 erfolgtem Hintritt mit b) Margaretha, älteſten Schweſter Graf Wilhelms IV. von Holland. Die Kinder der erſten Ehe waren: 1) Mechtilde, Gemahlinn Friedrichs, Markgrafen von Meißen. 2) Ludwig, genannt der Brandenburger. 3) Stephan, genannt Fibulatus, oder mit der Haft, 4) Agnes, welche frühzeitig ſtarb, gleich einer andern Tochter, welche gemäß der Grabſchrift im dritten Jahre ihres Alters 1319 geſtorben, und deren Körper zu Kaſtel noch unverweſen vorhanden iſt. Die Kinder der zweiten Ehe waren: 1) Margaretha, Gemahlinn a) Stephans, Bruders Königs Ludwig von Ungarn, und nach deſſen Hintritt b) des Grafen Ger-

lach von Hohenlohe. 2) Ludwig, genannt der Römer, weil er im J. 1328 in Rom geboren worden. 3) Wilhelm, geb. 1330. 4) Albert I., geb. um 1336. 5) Otto, geb. 1347. 6) Eliſabeth, Gemahlinn a) des Pr. Magnus Canis von der Leiter (de la scala), und nach deſſen 1359 erfolgtem Hintritt b) des Ulrich, Grafen von Würtemberg.

Schriftſteller.

1) Ludwig Rel. Ms. T. I. p. 52. 311. 2) Neue akad. hiſt. Abhandl. B. I. S. 305. 3) Villani Chron. lib. IX. c. 514. bei Muratori script. ital. T. XIII. p. 852. 4) Ebengen. akad. Abh. S. 317. 5) Ebd. S. 318. 6) Weſtenrieders Beitr. zur vaterl. Hiſt. ꝛc. B. V. S. 240.

Böhmiſche Könige Luxemburgiſcher Abkunft.

Johann von Luxemburg wurde im Jahre 1309 von ſeinem Vater, Kaiſer Heinrich VII. zum König von Böhmen erklärt.

- Carl IV., Kaiſer, † 1358.
  - Wenzel, König in Böhmen', Kaiſer, entſetzt 1400, † 1419. Gemahlinnen: 1) Johanna, Tochter des Herzogs Albert I. von Straubing Holland, † 1386. 2) Sophia, Tochter Herzog Johanns von München, † 1428.
  - Sigmund, König in Ungarn u. Böhmen, Kaiſer, † 1437.
    - Eliſabeth, Gemahlinn Herzogs Albert von Oeſterreich.
  - Johann, Herzog von Görliz, † 1395.
    - Eliſabeth, Gemahlinn 1) des Herzogs Anton von Brabant, 2) des Herzogs Johann von Straubing Holland.
- Johann Heinrich, Herzog in Kärnthen, Markgraf von Mähren. Gemahlinnen: 1) Margaretha, gen. die Maultaſche. 2) Margaretha von Troppau.
  - Jodoc, Markgraf von Mähren, und ao. 1388 Markgraf zu Brandenburg, † 1411.
  - Johann Sobieslaw, Patriarch zu Aquileja.
  - Procop von Mähren, † 1405.
- Wenzel, Herzog zu Luxemburg, † 1384.

Viertes Kapitel.

Inhalt. Fortſchritte zur ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Cultur. Die Sitten blieben verſchlimmert, indem die Geſetzgebung roh und unzweckmäßig blieb. Erſte Schritte zur Cultur durch die Einführung der deutſchen Sprache bei Gerichten; durch die Zunftgeſetze und bürgerlichen Polizeianſtalten in Städten.

Wir haben nun ſeit Otto dem Größern beinahe von nichts anderm, als von Kriegen, Eroberungen, Zerſtörungen, Ländertheilungen, und Umänderungen der Regierungen und Rechte, und mit einem Worte von lauter ſolchen Begebenheiten gehört, welche nicht als endlicher Zweck, ſondern vielmehr nur als Mittel zum Zweck, welcher in einer wohlgeordneten friedlichen Verfaſſung der Länder beſteht, anzuſehen ſind. Wir wollen nun auch wieder ſehen, was dieſe Verfaſſung gewonnen, und durch weſſen Zuthun ſie eigentlich vervollkommnet oder verſchlimmert worden iſt. Was die Religion betrifft, ſo hat die ſcolaſtiſche Gelehrſamkeit, bei ſchien den Anfang zu einem Ganzen zu machen.

— — — felix, quicunque dolore
Alterius disces posse carere tuo.
TIB.

„Ich weiß von meinen erſten Jahren nichts weiter, als daß ich gerne allein und oft, beſonders wenn ich außerordentlich vergnügt war, mit vollem und gedrücktem Herzen an einſame Orte gegangen, und ohne eine Urſache zu wiſſen, aus Schwermuth geweinet habe.

Meine Aeltern verließen mich frühzeitig, und machten mich, indem auch meine Freunde dahin waren, zu einem Waiſen ohne allen Schutz. Da war ich; die ganze Welt war mein; und ich gehörte der ganzen Welt.“

„Du kennſt meine Grillen, Freund meines Herzens und meiner Jugend, und du weiſt, wohin all mein Verlangen ſtrebt, und woran mein Herz ſich hängt.“

„Der Ort, wo ich bin, iſt mir oft noch immer zu läſtig. Ich bin noch, was ich in den erſten Jahren meiner Kindheit war. Ich habe keine meiner Neigungen, bei denen ich dir damals ſo ſeltſam vorkam, geändert.“

welcher man nicht ſo faſt die Wahrheit aufſuchen, als vielmehr nur aus Eitelkeit zanken und ſiegen wollte, hier und da Ketzereien ausgeheckt, zu deren Ausrottung man im Jahre 1233 die ſogenannte Inquiſition einführte, welche der Dominikanerorden über ſich nahm. Man überlegte nicht, daß man ſich zur Ausbreitung der Wahrheit nicht ſolcher Mittel bedienen ſollte, durch welche auch die Unwahrheit ausgebreitet werden kann (denn Furcht und Zwang betäuben wenigſtens auf einige Zeit die Menge); und man mußte erſt traurige Erfahrungen erhalten, um zu begreifen, daß man die Lehre der Liebe und Sanftmuth durch einen wohlbeſtellten, fleißigen und redlichen Unterricht, durch eigene Beiſpiele in That und Leben, und nicht durch zeitliches Unglück und Schrecken einflößen und befeſtigen müſſe. Da es an jenem Unterricht allenthalben fehlte, ſo verbreitete ſich im 13. und 14ten Jahrhundert ein noch ungleich gräßlicherer Aberglaube, als in den vorgehenden Jahrhunderten vorhanden war; und wenn man in Zeiten allgemeiner Seuchen und anderer Drangſalen außerordentliche Mittel hervorſuchte, den Himmel zu verſöhnen, ſo wählte man jetzt geräuſchvolle und lärmende Andachten und grobſinnliche Anſtalten, welche Bußwerke vorſtellen ſollten, ohne daß dabei eine Buße, und eine Aenderung des böſen Lebens erfolgte. So haben ſich in Bayern im J. 1260 einige tauſend Menſchen verſammelt, welche ihre Hausarbeiten verließen, in einer langen müßigen Pilgrimſchaft herumzogen und ſich öffentlich geißelten, welche aber vom Herzog Ludwig dem Strengen mit einem ordentlichen Heere bei Freiſing angehalten und auseinander getrieben wurden. Vor allem glaubte man (was ſo recht das heimtückiſche Weſen heuchelnder und falſchfrömmelnder Menſchen bezeichnet), dem Himmel ſich als einen guten Chriſten zu empfehlen, wenn man andere Menſchen, die ſich zum Chriſtenthume nicht bekannten, auf den Tod verfolgte, wie dann in unſerer Gegend viele tauſend Juden ermordet wurden, ſo, daß die einſtimmigen Erzählungen gleichzeitiger Chroniken ganz glaubwürdig ſind, daß die Juden endlich dergeſtalt erbittert wurden, daß ſie den Chriſtenkindern auflauerten, und dieſelben durch gräßliche Martern tödteten. Die Sittenloſigkeit gieng (wie immer) mit der Unwiſſenheit und dem Aberglauben gleichen Schrittes nebenher. Auch wider dieſe kannte man damals noch kein anderes Mittel, als das ſogenannte Rügegericht, welches mit dem Sendgericht *) viele Aehnlichkeit hatte, indem es die

---

*) S. Abriß der deutſchen Geſchichte.

Glieder der Gemeinden aufforderte, ſich wegen Vergehungen, welche dem Richter nicht bekannt wurden, einander zu verklagen, und ſich ſelbſt zu wechſelſeitigen Aufſehern und Anklägern (heimlichen Denuncianten) zu machen. Da bei dieſen Gerichten von Seite der Richter ſowohl, als der Angeber die ungerechteſten Handlungen unterliefen, da durch dieſelben die niederträchtigſten, nicht ſelten die laſterhafteſten Menſchen ein Gewicht bekamen, da unter den Gemeinden gräßliche und ewige Feindſchaften unterhalten wurden (was man, wiewohl es der gemeinſte Verſtand begreifen konnte, lange nicht begriff oder nicht beherzigte), ſo hob ſie endlich Kaiſer Ludwig in ſeinem Rechtbuch mit einem Male auf, und die nachfolgenden Herzoge wiederholten dieſes Verbot. Ueberhaupt war eben gerade dasjenige Mittel, durch welches man ſich aus Mangel beſſerer Kenntniſſe einbildete, daß verderbte Sitten gebeſſert werden müßten, eigentlich recht dazu gemacht, die Menſchen in die gräßlichſte Verwilderung ſo zu ſagen hinein zu jagen, und ſie in der größten Roheit und Gefühlloſigkeit nieder zu halten. Man war nicht zufrieden, anſtatt der ehemaligen Geldſtrafen, weil dieſe unzulänglich zu werden angefangen hatten, die Leibs- und Lebensſtrafen einzuführen, ſondern man führte, wie alle Stadt- und Landrechte des

Mittelalters bezeugen, ganz unverhältnißmäßige, und unmenſchliche Strafen ein; als ein langſames Rädern und Verbrennen, lebendig begraben, in Oehl kochen und ſchinden, und bei den geringſten Vergehungen die zweckwidrigſten Verſtümmelungen, bei welchen man zwar zum Rauben und Stehlen, aber auch zum Arbeiten unfähig wurde. Ueberhaupt belehren uns dieſe Land- und Stadtrechte, was ſchon bei der Erwähnung der Sitten im erſten Zeitalter geſagt worden iſt, daß der Aberglaube und die Unſittlichkeit überall in dem Grade ſich einfinde und erhalten werde, in welchem eine grobe Unwiſſenheit, und ein allgemeiner Mangel an wahren Wiſſenſchaften und Erziehungsanſtalten fortgepflanzt und erhalten wird. Indeſſen würde das Schlimme noch weit länger ſchlimm geblieben, und das Uebel ärger geworden ſeyn, wenn nicht die Herzoge manche gute Anſtalten, welche als eben ſo viele Grundpfeiler der geſellſchaftlichen Cultur betrachtet werden konnten, theils ſelbſt aufgerichtet, theils, wenn ſie von ihren Unterthanen herrührten, begünſtigt hätten. Die Herzoge Ludwig I. und Otto der Erlauchte waren die erſten, welche in der deutſchen Sprache (denn bis in die erſte Hälfte des 13ten Jahrhunderts blieb die lateiniſche Sprache ununterbrochen die Gerichtsſprache) Urkunden herausgaben, und mithin zur weitern

Ausbildung der Mutterſprache den erſten Grund legten. Man ahmte dieſe Beiſpiele überall in Bayern mit einem ſolchen Eifer nach, daß unter dem K. Ludwig (einem ächten Deutſchen) die bayeriſche Sprache die allgemeine deutſche Hofſprache, und das Muſter für Ober- und Niederſachſen, Schwaben, die Schweiz, und die Rheinländer geworden, und daß ſie dieß bis tief ins ſechzehnte Jahrhundert, wie wir noch hören werden, geblieben iſt. Da um dieſe Zeit das Lumpenpapier erfunden wurde (man ſchrieb bis tief ins 13te Jahrhundert noch immer auf Pergament, oder auf egyptiſchem Papier, deſſen Anſchaffung nicht Jedermanns Sache war), ſo fieng mancher gute Kopf aus innerm Triebe an, ſich im Schreiben zu üben, und die hiſtoriſchen Chroniken, welche man größtentheils den Benediktinern zu danken hat, wurden zahlreicher und mit der Zeit beſſer. Kaiſer Ludwig beförderte die deutſche Litteratur ungemein dadurch, daß er an ſeinem Hofe zu München eine Akademie gelehrter Männer verſammelte, welche unter dem Namen Nominaliſten (wodurch die Anhänger einer gewiſſen Schulmeinung verſtanden wurden) lange fortdauerten, und auf den hohen Schulen zu Prag, und nachher zu Leipzig ſich einen ausnehmenden Ruhm erwarben. Was aber ſowohl die Aufnahme der Sittlichkeit, als des geſchickten

Fleißes am vorzüglichſten beförderte, war die Vermehrung der bayeriſchen Städte, mit welchen Otto der Größere, wie oben vorkam, den Anfang machte. Dieſe Städte und Marktflecken dienten damals nicht ſo faſt noch zu Feſtungen, wozu einige derſelben erſt während dem Huſſitenkriege im 15ten Jahrhundert umgeſchaffen wurden, ſondern vielmehr (wozu ſie auch eigentlich vorhanden ſind) zu einem Sammelplatz der Handwerker für die umliegenden Dorfſchaften, dann für einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, wo mit einheimiſchen und andern Produkten zu beſtimmten Zeiten Markt gehalten, und die Juſtizpflege ausgeübt wurde. Die Nutztheilung der bayeriſchen Länder zog die nebenſeitige Folge nach ſich, daß viele Städte Hof- und Reſidenzſtädte geworden, und dadurch in einen ungleich blühendern Zuſtand, als ſie außerdem erreicht haben würden, verſetzt worden ſind. Was aber die Aufnahme der Städte und der Künſtler (unter dieſem Namen wurden im 12ten und den folgenden Jahrhunderten auch die Handwerker verſtanden) beſonders begünſtigte, war der Umſtand, daß die Handwerker, ſo wie andere eigentliche Bürger der Städte, damals bereits freie Leute, und der gemeinen Ehre theilhaftig waren, was ſie anfänglich (als bloße Hausdiener, oder Hörige, von Privatgeſchlechtern) nicht geweſen ſind *). Sie waren jetzt ſelbſtſtändig, waffenfähig, konnten den geiſtlichen Stand, und jeden andern Ehrenſtand antreten. Sie waren auch dergeſtalt eiferſüchtig auf ihre Ehre und Freiheit, daß ſie jeden, auf deſſen Geburt irgend eine Mackel (welche damals, aus Rückſichten der Klugheit, auf die uneheliche Geburt, auf die Einſperrung in Malefizgefängniſſe, und andere Umſtände geſchlagen war) haftete, von der Aufnahme in ihre Innungen, ſo lange ein ſolcher nicht unmittelbar von dem Landesfürſten hergeſtellt, oder frei und ehrlich (der Ehre theilhaftig) geſprochen wurde, mit der größten Strenge ausſchloſſen. Dieß gieng ſo weit, daß ſie ſich bei den Lehrjungen, wenn ſie nach dem Verlaufe ihrer Lehrjahre zu Geſellen erklärt wurden, des Wortes Freiſagen ſich bedienten, um damit anzuzeigen, daß die Jungen von einem Zuſtande, während welches ſie mit Schlägen, mithin knechtiſch behandelt werden konnten, losgeſagt, und des Ehrenſtandes theilhaftig erklärt wurden. Die Zünfte oder Innungen führten auch gewöhnlich unter ſich eigene und ſtrenge die Sittlichkeit und den Wohlſtand betreffende Geſetze oder Zunftartikel ein, welche, gleich den

---

*) Siehe meinen Abriß der deutſchen Geſchichte

Rittergeſetzen, die Cultur des geſellſchaftlichen Lebens vortrefflich befördern halfen. Was aber vollends ein wahres Meiſterſtück genannt zu werden verdient, war die Erfindung und Einführung der Lehrjahre, der Wanderſchaft, und des Probe- oder Meiſterſtücks, welches letztere derjenige liefern mußte, welcher auf dem Punkte ſtand, ſelbſt ein Meiſter und Lehrer von Geſellen zu werden. Durch die Feſtſetzung der Lehrjahre ſowohl, als durch das Probeſtück wurde dem Einſchleichen unreifer und ungeſchickter Handwerker vortrefflich vorgebeugt, und das Wandern zog vollends unzählige Vortheile nach ſich. Durch daſſelbe lernten die Handwerker die Erfindungen, Geſchicklichkeiten und Verbeſſerungen anderer deutſchen Länder unmittelbar kennen; ſie wurden geſchmeidiger, geſelliger, beſcheidener, vorurtheilsfreier, als ſie außerdem geworden ſeyn würden, und kamen mit manchem löblichen Vorſatze in ihr Vaterland zurück. Auch wurde vorzüglich durch dieſe unvergleichliche Erfindung der deutſche Kunſtfleiß in ganz Europa berühmt, und die deutſchen Arbeiten wurden im 14ten und 15ten Jahrhunderte und noch ſpäter, von England, Frankreich, Spanien und von ganz Europa, als die kunſtreichſten, geſchmackvollſten, und zugleich dauerhafteſten Arbeiten verſchrieben. Was bei dieſer Einrichtung am meiſten bewundert zu werden verdient, beſteht unſtreitig darin, daß es bei der mannigfaltigen Verſchiedenheit der deutſchen Länder möglich war, eine pünktliche Einförmigkeit der Zunftgeſetze herzuſtellen, und dieſelben bis auf unſere Zeiten zu erhalten. Die Städte und vorzüglichern Märkte erhielten von den Herzogen, gewöhnlich aber nach ihrer Entſtehung, die Erlaubniß, ſich ſelbſt einen Magiſtrat zu wählen, die niedere (manchmal auch die höhere) Gerichtsbarkeit auszuüben, und die Polizei der Städte zu beſorgen, in deren Rückſicht die Städte ſich ihre Söldner oder Polizeiſoldaten, oder Wächter und Gerichtsdiener (die Landesfürſten hielten und beſoldeten damals in Friedenszeiten keine Miliz) hielten, und was man rühmen muß, mit einer nachahmungswürdigen Wachſamkeit die vernünftigſten, und den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſenſten Verordnungen erließen, und dieſe mit der größten Strenge befolgten. So erließ der Magiſtrat zu München im Jahre 1370 eine Polizeiverordnung, „daz man ab ſoll prechen alle die päw, di hie ze München unordentlich geſchehen ſind;“ er beſtimmte dazu eine kurze Zeitfriſt, mit dem Beiſatze, daß man den Saumſeligen dem Richter und der Stadtkammer eine Geldbuße zu erlegen anhalten, und daß dieſe auf Koſten des Säumigen die Gebäude wegreiſſen werde. In dieſer Verordnung kömmt eine ſo große Menge der Gebäude, welche weggeriſſen werden mußten, vor, daß man nicht anders, als auf die größte Achtung ſchließen muß, in welcher damals der Magiſtrat bei den Bürgern ſtand (I.). Uebrigens läßt ſich aus der damaligen Beſchaffenheit und Einrichtung der Haupt- und Reſidenzſtadt München ſchließen, wie die übrigen Städte in Bayern damals beſchaffen geweſen ſeyn mögen. Zwar was die erſte Anlage dieſer Stadt, welche ihren eigentlichen Wachsthum dem Herzog Ludwig dem Strengen, der daſelbſt im Jahre 1255 den alten Hof baute, zu danken hatte, betrifft; ſo verdient dieſelbe als ein Muſter aufgeſtellt zu werden, indem alle lärmende und ſudelnde Handwerker außer der Stadt angebracht, und z. B. den Metzgern, Schäflern, Färbern, Lederern beſondere Plätze angewieſen worden waren, von welchen die Namen noch einige Gaſſen tragen, welche in die heutige, vom Herzoge Rudolph (Bruder des K. Ludwig) in den Jahren 1294 — 1300 erweiterte Stadt eingeſchloſſen wurden. Die Stadt war im J. 1301, in welchem die Bürgerſchaft anfieng, ſie mit Mauern zu umgeben, noch nicht gepflaſtert, und erſt im J. 1394 findet ſich, daß man das Pflaſtern angefangen, aber noch nicht vollendet hatte. Wiewohl der Kaiſer Ludwig im J. 1342 den Bürgern zu Mün-

„Ich gehe oft ſo hinaus, ſchlendere ſo fort, und folge dem Pfade, auf den mein Herz, und der Zufall mich führen, manchmal bis auf das nächſte Dorf. Ich weiß nicht, was dann in mir vorgeht; denn es kömmt mir vor, als wenn alle Gegenſtände klagten, und Antheil an dieſer Art von Kummer und Freude nehmen, die ich nicht nennen kann.“

„Da gerathe ich zuweilen an Abgründe, oder an dicke Gebüſche, ſo, daß ich ſchon manches arme Thier verjagt habe. Es floh, als wenn es fürchtete, von meiner Einſiedelei angeſteckt zu werden. Aber wenn ich an einem grauenvollen Orte ſtehe, etwa tief in einem Hain, wo mich eine ſüße Angſt überfällt, ſo bleibe ich mit Fleiß in demſelben ſtehen, ziehe jedes Grauen an mich, und laſſe in mich ein Gefühl einſtrömen, bei dem ich am Ende gemeiniglich mit einem tiefen Seufzer mich weghebe und wünſche, daß ich im Grabe läge.“ —

„Oder meine Neigung zieht zu einem ſinkenden Baume mich hin. Ich betrachte mit Wehmuth ſein Alter, und, indem ich mit herzlichem Mitleid, ach du verweſeſt! ihm zuſeufze, ſenke ich meine Augen hinab, und denke mit ahnendem Kummer der Geſchichte der Welt nach, wie alles ſo dahin fließt, gleich einer chen einen Gnadenbrief ertheilt hatte, wegen vieler ausgekommener Feuersbrünſte die Dächer mit Ziegeln zu decken, ſo war im Jahre 1370 doch der größte Theil der Häuſer noch von Holz, und in der obengenannten Policeiordnung heißt es: „daz niemant fürbas mit Schaitten decken ſoll vberal in der ſtat, aber mit Schinteln bezzert jedermann ob er wil ſein Dach;“ nur die Schmitten, welche in der Straſſe ſtanden, mußten gemauert und mit Ziegeln gedeckt werden. Auf den Fall, daß eine Brunſt entſtand, gebot die Policeiordnung, daß, „zu dem fewr lauffen, vnd chomen ſollen zechant (ſobald) alz die Stürmen glocken erhällt, all pader vnd ir chalten, die Ambt habent in den Badheuſern, vnd ſollen irew padſchauffel (jetzt Schaffel) zu dem fewr pringen, vnd die geſworn Omer mit iren Zubern, die Zimmerläut und maurer mit iren Ackſten, und die kornmezger und die ſchaffler, vnd Salzmezzer vnd die Salzlader vnd die aufleger an der holzſtat ſollen all zu dem ffewr chommen mit iren Ackſten, oder Swaz ſie habent daz ze den fewr gut iſt vnd ſollen vaſt retten (II.). Uebrigens wurde, wie aus dieſer ſchönen Policeiordnung erhellet, für die Reinlichkeit und geſunde Luft der Stadt ſorgfältig gewachet (III.), und der bürgerliche Magiſtrat, als welcher wohl beherzigte, daß die Menge ſich nicht ſelbſt leite, ſondern daß ſie (ſo zu ſagen) als ſtets unmündig, geleitet werden müßte, hielt ſich genau an die alte Polizeiregel: „nicht was ſie wollen, ſondern was ſie ſollen,“ und beſchränkte auf alle Weiſe das ſpäte Sitzen in Wirthshäuſern, und das Nachtſchwärmen: „Es ſol nach Pirglocken niemand auf der Strazz gen on liecht od' man hat in für einen ſchedlichen man.“ (IV.) Man wußte damals noch nichts von der großen Zahl unſerer heutigen ſtädtiſchen Wirthshäuſer, ſondern die Städte hielten ſich ſogenannte Trinkſtuben, aus welchen man die Gäſte bei guter Zeit heraus und nach Hauſe läutete; daher das ſeinem Namen nach noch bekannte Huß- oder Hausausläuten entſtanden iſt. Was übrigens die Juſtizpflege betrifft, ſo wurde ſie ſeit der Zeit, als die Herzoge die Grafſchaften an ſich brachten, allgemach ordentlicher, und nach beſtimmten Einrichtungen verwaltet, wiewohl es nichts weniger, als Regierungen und Dikaſterien heutiger Art gab, ſondern der Landesfürſt mit ſeinem wandelnden (ambulatoriſchen) Hofgerichte noch immer von Zeit zu Zeit im Lande herumzog. Die Verträge, Kauf- und Tauſchfälle wurden, als die deutſche Sprache bei den Gerichten immer allgemeiner wurde, fleißiger aufgezeichnet, ſo daß der alte bayeriſche Gebrauch, die Zeugen bei den Ohren zu ziehen, um ſie an das, was ſie gehört oder geſehen hatten, zu erinnern, im 13ten Jahrhundert aufhörte. Sonſt wurde alles mit gar großem Ernſt behandelt, und in einem Rechtbuch des 13ten Jahrhunderts heißt es: „der richter ſolle ſitzen als ein griesgrimmiger Löw, vnd ſoll den rechten Fuß ſchlagen vber den linckhen.“

Schriftſteller.

1) Weſtenrieders Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte, 6. Bd. S. 87 u. ſ. w. 2) Ebd. S. 102. 3) Ebend. S. 106 u. a. 4) Ebend. S. 106.

Fünftes Kapitel.

§. I.

Nutztheilungen.

Kaiſer Ludwig hinterließ, wie wir eben hörten, ſechs Söhne, nämlich (aus der erſten Ehe) 1) Ludwig der Brandenburger, 2) Stephan mit der Hafte; dann (aus der zweiten

Ehe) 3) Ludwig, gen. der Römer. 4) Wilhelm I. 5) Albert I. 6) Otto. Dieſe ſechs Söhne regierten zwei Jahre gemeinſchaftlich, nach welchen ſie im J. 1349 zu Landsberg eine Nutztheilung vornahmen. Die zwei älteſten Brüder, Ludwig der Brandenburger und Stephan mit der Hafte, nahmen jeder zwei Brüder der zweiten Ehe ihres Vaters zu ſich. Ludwig der Brandenburger erhielt mit Ludwig dem Römer und Otto die Mark- und Chur-Brandenburg, und ganz Oberbayern, wie es K. Ludwig beſeſſen hat. Dem Stephan mit der Hafte, nebſt den Brüdern Wilhelm und Albert wurde Niederbayern, nebſt den holländiſchen Provinzen zu Theil. Da ſich bei dieſer Gelegenheit die pfalzbayeriſchen Fürſten der ao. 1329 nutzgetheilten rheiniſchen Linie um einen Theil des im J. 1340 erledigten, und vom K. Ludwig, als nächſten Erben, eingezogenen Niederbayern meldeten, fand man ſich gütlich mit ihnen ab, was nachher bei andern Vorfällen dieſer Art nicht immer geſchehen iſt.

2) Jener erſten Hauptnutztheilung folgten bald mehrere nach. Im J. 1351 theilte Ludwig der Brandenburger mit den ihm zugetheilten Brüdern dergeſtalt, daß er Ludwig dem Römer und Otto die Mark- und Chur-Brandenburg überließ, für ſich aber Oberbayern und Tyrol, die Grafſchaft Graisbach, und alles,

was ihr Vater in Franken, Schwaben und andern Orten beſaß, mit allen Pfandſchaften und Lehen, welche eben derſelbe hinterlaſſen hatte, erhielt.

3) Im J. 1353 nutztheilten auch die niederbayeriſchen Prinzen. Stephan mit der Hafte bekam Landshut, mit den im Vertrag beſtimmten Ortſchaften. Wilhelm und Albert erhielten Straubing, und was dazu geſetzt wurde, mit den holländiſchen Provinzen. Es waren alſo jetzt vier nutzgetheilte Linien vorhanden, als 1) die Linie Ludwigs des Brandenburgers in Oberbayern und Tyrol, 2) die Linie Ludwigs des Römers und Otto zu Brandenburg, 3) die Linie Stephans mit der Hafte zu Landshut, 4) die Linie Wilhelms und Alberts zu Straubing-Holland. Dieſe ſämmtliche nutzgetheilten Linien führten gleiche Titel und Wappen, und behielten ſich, gemäß der erſten Nutztheilung im J. 1255, und des paviſchen Vertrags, im J. 1329, den Rückfall ausdrücklich bevor. Wir wollen demnach mit der brandenburgiſchen Linie den Anfang machen, und nur noch das Verzeichniß der deutſchen Kaiſer vorausſetzen. Nach dem (1347 verſtorbenen) Kaiſer Ludwig dem Bayer folgte 1) Carl IV. aus Böhmen, † 1358. 2) Wenzeslaus, Sohn des vorigen, abgeſetzt ao. 1400, † 1419. 3) Rupert von der Rheinpfalz, † 1410. 4) Siegmund, Sohn

Kaiſers Carl IV., † 1437. Die folgenden Kaiſer waren ſämmtlich habsburgiſch-öſterreichiſchen Geſchlechts. 5) Albert II. erwarb ſich durch ſeine Vermählung mit der Erbtochter des K. Siegmund, Eliſabeth, Ungarn und Böhmen, † 1439. 6) Friedrich III., † 1493. 7) Maximilian I., † 1519. (Dieſer Herr heirathete die Erbprinzeſſinn Maria von Burgund, und erhielt durch ſie ihre ſchönen Länder.) Sein Sohn Philipp, † 1506, erhielt durch ſeine Vermählung mit der ſpaniſchen Erbprinzeſſinn Johanna, das Königreich Spanien, und unermeßliche Gebiete in Amerika. Dieſer Philipp hinterließ zwei Söhne, Carl und Ferdinand, welche ſeine Nachfolger und Kaiſer geworden ſind. 8) Carl, als Kaiſer der V. (Sohn des eben genannten Philipps), † 1558. 9) Ferdinand I. (Bruder des vorigen), † 1564. 10) Maximilian II., † 1576. 11) Rudolph II., † 1612. 12) Mathias, † 1619. 13) Ferdinand II., † 1637. 14) Ferdinand III., † 1657. 15) Leopold I., † 1705. 16) Joseph I., † 1711. 17) Carl VI., † 1740; der letzte Mannsſtamm.

§. 11.

Ludwig der Brandenburger, † 1361.

1) Ludwig der Brandenburger wurde mit der Mark und Chur-Brandenburg im J. 1324 feierlich belehnt, mußte aber viele Jahre kämpfen, um ſich in den Beſitz der ihm zuſtändigen Länder zu ſetzen, und bei denſelben zu ſchützen. Carl IV. von Böhmen, der Nachfolger des Kaiſers Ludwig, war ein geſchworner Feind des bayeriſchen Hauſes, und ſuchte nicht nur gewaltſame, ſondern recht abentheuerliche Mittel hervor, dieſem Hauſe zu ſchaden. Sogleich nach dem Hintritte des K. Ludwigs, nämlich im J. 1347 belehnte er, wider alle Gerechtigkeit, den Herzog Rudolph von Sachſen mit der alten Mark Brandenburg (von welcher unſer Ludwig der Brandenburger endlich im J. 1344 alleiniger Herr geworden war), zog die Lauſitz an ſich, und befreite viele andere Fürſten von dem brandenburgiſchen Lehenverband. Eben dieſer K. Carl ließ, wie man gründlich vermuthet, mit vollem Wiſſen und Bedacht geſchehen, daß ein gemeiner Mann, ein Müller nämlich, ſonſt Rehbock genannt, zum Vorſchein gebracht wurde, welcher ausſa-

gen mußte, daß er jener Woldemar, Churfürſt von Brandenburg ſey, welcher im J. 1319 ſtarb, und vor Zeugen begraben wurde. Rehbock betheuerte, daß man ihn fälſchlich todt geſagt hätte, indem er ſich damals aus heimlichen Beweggründen aus Brandenburg entfernt, und ſich bis zum J. 1348 auf einer Wallfahrtsreiſe befunden hätte. Dieſer Müller hatte mit dem verſtorbenen Churfürſten Woldemar viele Aehnlichkeit, und lernte am ſächſiſchen Hofe lange vorher die Rolle ſpielen, welche er jetzt vorſtellen ſollte, um unſern Ludwig zu unterdrücken. So ungereimt dieſe Fabel war, ſo wußte ihr doch K. Carl IV. bei vielen Fürſten, welche aus derſelben große Vortheile zu hoffen hatten, ſo vielen Beifall zu verſchaffen, daß unſer Ludwig in ſeiner Mark Brandenburg auf allen Seiten mit feindlichen Heeren belagert wurde; aber die Tapferkeit unſers Ludwigs und ſeiner redlichen Bundesgenoſſen ſiegte über den fürchterlichen Bund ſeiner Feinde, ſo daß K. Carl IV. ſich genöthigt ſah, ihn im J. 1350 neuerdings mit einer feierlichen Belehnung in die Mark Brandenburg einzuſetzen, wo er aber wieder neue Kriege führen mußte, um die Länder, welche ihm während den von K. Carl IV. erregten Unruhen entriſſen worden waren, neuerdings an ſich zu bringen. Dieſe Widerwärtigkeiten veranlaßten ihn aber auch zu dem Entſchluß, mit ſeinen (im J. 1349 zugetheilten) Brüdern Ludwig dem Römer, und Otto im J. 1351 eine neue Nutztheilung zu treffen, dieſen die Mark Brandenburg zu überlaſſen, und ſich nach Oberbayern und Tyrol zurückzuziehen.

2) Wir haben oben gehört, daß Ludwig der Brandenburger die Grafſchaft Tyrol im J. 1342 durch ſeine Heirath mit der Erbgräfinn Margaretha, genannt die Maultaſche, erhielt. Dieſe neue Eroberung zog ihm neue und die empfindlichſten Verdrießlichkeiten zu; er wurde wegen dieſer Heirath excommunicirt, und die ganze Grafſchaft Tyrol wurde mit dem Interdict belegt, welcher Zuſtand auch ſo lange anhielt, bis unſer Ludwig, nachdem er ſeinen Sohn Mainhard mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſinn, Margaretha, jüngſten Tochter Alberts II. verlobte, bei dieſer Gelegenheit dieſen Herzog bewegte, mit ihm eine gemeinſchaftliche Geſandtſchaft nach Avignon an den damaligen Pabſt Innocenz VI. abzufertigen. Dieſe bewirkte endlich eine Wiederverſöhnung, vermöge welcher er zu München im Monat Auguſt 1359 vom Biſchof Paul zu Freiſing, wegen ſeiner im J. 1342 mit der Margaretha Maultaſch eingegangenen Eheverlöbniß (welche bis dahin noch immer für ungültig erklärt blieb), wie auch wegen ſeiner Verwandtſchaft mit der Mar-

garetha diſpenſirt und neuerdings getraut wurde. Eine gleiche Diſpenſation wurde dem jungen Mainhard wegen deſſen Anverwandtſchaft mit ſeiner Braut, der Margaretha von Oeſterreich ertheilt, und darauf ebenfalls die Einſegnung (in der Frauenkirche zu München) vorgenommen, worauf auch das Interdict, welches nicht nur auf Tyrol, ſondern auch auf Bayern gelegt war, ein Ende nahm.

3) Dieſer kluge und tapfere Fürſt machte ſich um Bayern vielfältig verdient. Im J. 1335 ſchloß er zu Ueberlingen mit ſeinen damaligen Brüdern Stephan, Ludwig dem Römer, und Wilhelm, und allen ſeinen etwa noch folgenden Brüdern, dem paviſchen Vertrag zu Folge, einen Erbverein, und eine Erbverbrüderung, vermöge welcher, wenn er ohne leibliche Erben ſtürbe, dieſe Brüder, und deren Söhne und Erben, in der Mark Brandenburg, er entgegen auf den Fall eines kinderloſen Hintritts ſeiner Brüder in Bayern und allen dazu gehörigen Ländern nachfolgen, und jede dawider handelnde künftige Unternehmung im voraus für ungültig erklärt ſeyn ſollte, wozu auch Kaiſer Ludwig im nämlichen Jahre ſeine Beſtätigung ertheilte. — Ludwig der Brandenburger ſtarb den 18. Sept. 1361 zu Zorneding unweit München eines plötzlichen Todes, und wurde zu Seligenthal bei Lands-

Quelle, und wie keine Quelle zu ihrem Urſprung zurückkehrt. Oft auch führt mich eine geheime Ahndung zu den abgelegnen Wohnungen einſiedleriſcher Menſchen, wo ich ſchon manchmal das Glück genoß, eine Haushaltung uralter deutſcher Sitten, und reine redliche Herzen zu finden, oder den ſchwachen Laut eines verlaſſenen Unglücklichen; und das letzte ausjammernde Flüſtern des unbedauerten Rohrs im zerſtörten Schilfe zu hören, — und dann zu retten, wo Rettung noch möglich war, und wenns nicht möglich war, mit zu leiden.“

„Ich ſah die Menſchen ſtets mit einer gewiſſen Befremdung an, und ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ſo wenige antraf, über die ich, wenn ich ihnen ins Geſicht ſah, mich freute, und derer Umgang ich zu beſitzen wünſchte. Ich liebte ſie gewiß, und ich war in einer Entzückung, wenn ich einem abſehen konnte, daß er es mit ſich und andern aufrichtig meinte. Dennoch ſchlug mein Herz für ſo wenige, und ich wollte lieber betrübt und allein, als in der Geſellſchaft derer, die ich zu ſehen bekam, leben. Mir däucht, man könne wohl viele Bekanntſchaften in der Welt finden, aber ſelten einen guten Freund. Darüber kränkte ich mich, und zankte ich oft mit mir ſelbſt; aber gewiß, der wird ſelten jemandes hut (nach dem Zeugniß des Todtenbuchs daſelbſt) begraben. Von ſeinen mit der Margaretha Maultaſch erzeugten mehreren Kindern war bei ſeinem Hintritt der einzige Mainhard am Leben.

§. III.

Mainhard, † 1363.

1) Herzog Mainhard war im J. 1361 ungefähr zwanzig Jahre alt, und fertigte unmittelbar nach dem Hintritte ſeines Vaters Urkunden aus, worin er ſich „einen Markgrafen zu Brandenbürg und zu Lauſitz, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogen in Bayern und in Kärnthen, Grafen zu Tyrol und zu Görz, Vogten der Gozhäuſer Agley, Triend und Brichſen" nannte. Wiewohl er nun ein vollkommen regierender Herr war, ſo ſcheint er ſich doch ſo jugendlich betragen zu haben, daß ſich eine Parthei von Adeligen die Freiheit nahm, ſich einer Art von Vormundſchaft über ihn anzumaſſen, und ſich gleichſam ſeiner Perſon zu bemächtigen. Die Folge davon war, daß einige bayeriſche Fürſten, dann die Städte Mün-

chen, Waſſerburg und Landsberg, ferner viele oberbayeriſche Ritter Bündniſſe unter ſich errichteten, welche die Abſicht hatten, jene Vormundſchaft zu zerſtören, und den Prinzen dahin zu vermögen, daß er zu München der Regierung ſich annehme. Mainhard, der wirklich einige Zeit von München entfernt war, kam auch dahin wieder zurück, entfernte ſich aber im Spätjahre 1362 mit einer Art von Flucht nach Tyrol, wo er im Schloß daſelbſt den 13. Jän. 1363 mit Tod abgieng, und zu Meran (nach Arnpeck zu Stamms) begraben wurde. Seine hinterlaſſene noch junge Gemahlinn, Margaretha von Oeſterreich, wurde an Johann von Mähren (K. Carls IV. Bruder) vermählt, und ſtarb zu Brünn im J. 1366.

2) Nun hatte die Grafſchaft Tyrol von rechter Erbſchaft wegen an den Herzog Stephan mit der Hafte, als den älteſten Prinzen vom Hauſe, fallen ſollen, ſo wie demſelben jetzt Oberbayern wirklich anfiel, und die Sache ſchien keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn, indem die Erbtochter Margaretha, genannt die Maultaſche, ihrem Gemahl Ludwig dem Brandenburger, durch Heirathverträge das Verſprechen ausgeſtellt hatte, daß Tyrol auch auf den Fall, daß ihre Ehe kinderlos ſeyn würde, bei Bayern verbleiben ſollte. Nach dem Zeugniſſe des Arnpecks ſoll auch die Margaretha, gen.

Maultaſch, ſogleich nach dem Hintritte des Mainhards, den Herzog Stephan mit der Haſte, der ſich damals zu Landshut aufhielt, erſucht haben, wegen der erledigten Grafſchaft Tyrol nach München zu kommen, Stephan aber geantwortet haben, er hätte ſich bereits zu einem Luſtfeſt nach Heidelberg verſagt, und von dieſer Reiſe dahin wolle er ſich auch nicht abwendig machen laſſen, 1) und die Prinzeſſinn wolle gleichwohl belieben, bis zu ſeiner Wiederkunft mit der Grafſchaft nichts zu unternehmen. Die Prinzeſſinn beliebte dieß aber nicht, ſondern begab ſich unverzüglich nach Tyrol, und ſtellte, ſo weit es nämlich von ihr abhieng, dem Hauſe Oeſterreich, welches mit der äußerſten Wachſamkeit, und mit der thätigſten Verwendung zu Werke gieng, noch den 25ſten Jänner 1363 zu Bozen eine Schankungsurkunde aus. Der öſterreichiſche Prinz Rudolph eilte im härteſten Winter nach Tyrol, und kletterte, wie ein Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt, 2) mit den Händen über die mit Schnee und Eis erfüllten Gebirge, um ſich des Beſitzes von Tyrol zu verſichern; was ihm auch gelang, ſo daß es zu ſpät war, als man endlich auch bayeriſcher Seits mit Gegenanſtalten zum Vorſchein kam. Da indeſſen der Krieg gleichwohl ausbrach, ſo befahl Kaiſer Carl IV., daß der Streit durch

Schiedrichter geſchlichtet werden ſollte, und zu ſolchen wählte er den Churfürſten Rupert I. von der Pfalz, und den Erzbiſchof Pilgrin von Salzburg, von denen der erſte ſein Tochtermann, der zweite ein erklärter Feind des Hauſes Bayern war. Die Entſcheidung dieſer Richter war leicht vorauszuſehen. Die Grafſchaft Tyrol wurde (mit der einzigen Bedingniß, daß an Bayern zu einer Entſchädigung 116,000 Gulden bezahlt werden, dann Kufſtein, Küzbüchel und Ratenberg, welche Ortſchaften der Grafſchaft Tyrol ohnehin nie einverleibt, ſondern von jeher ein bayeriſches Land geweſen ſind, bei demſelben verbleiben ſollen) dem Hauſe Oeſterreich zugeſprochen.

3) Margaretha, die Maultaſche, nahm ihren Wittwenſitz zu Wien, wo ſie im J. 1369 geſtorben, und im Kloſter zum hl. Kreuz begraben worden iſt.

§. IV.

Ludwig der Römer, † 1365. Otto, † 1379.

1) Auf eine ähnliche Art, wie Tyrol, gieng für die Prinzen von Bayern auch die Mark

und Chur-Brandenburg verloren, welche vermöge des Vertrags zu Pavia, dann der oben erwähnten Erbverbrüderungen vom J. 1334, von einer Linie auf die andere, erblich hätte fallen ſollen. Auch waren ſelbſt die brandenburgiſchen Stände keiner andern Meinung, und im J. 1353 huldigten ſie auf alle Fälle auch dem Herzoge Stephan (welcher damals zu Landshut in Bayern reſidirte), weil er, wie alle übrigen Söhne des Kaiſers Ludwig und deren Söhne, zur geſammten Hand belehnt war. So klar, beſtimmt und kräftig dieſe Hausverträge der bayeriſchen Prinzen waren, ſo hoffte Kaiſer Carl IV. von Böhmen gleichwohl von dieſen Prinzen etwas erhaſchen zu können, ſobald ſich der Fall ergäbe, daß ſie aus Mißverſtand, kleinlicher Eiferſucht, falſchem Eigennutz, oder aus Achtloſigkeit gegen die Einwirkungen eines fremden Hofes, unter ſich uneinig würden. Dieß traf unter den ſo vielen nutzgetheilten bayeriſchen Herren nur zu oft ein. Wir haben eben gehört, daß nach dem im J. 1363 erfolgten Hintritt des Herzogs Mainhard, der Herzog Stephan, gen. mit der Haſte, von Oberbayern Beſitz nahm. Da nun jener Mainhard, ein Sohn Ludwigs des Brandenburgers war, welcher letztere bei der im J. 1349 geſchehenen Nutztheilung die zwei einbündigen Brüder, Ludwig den Römer und Otto zu ſeinem Antheil genommen hatte, ſo meinten dieſe zwei einbündigen Brüder, daß ſie ein näheres Recht auf das erledigte Oberbayern hätten, als Stephan mit der Hafte, welcher daſſelbe, als älteſter Prinz, in Beſitz nahm. Sie fiengen zwar keine offenbaren Feindſeligkeiten an, gaben aber ihr Mißvergnügen laut genug zu erkennen. K. Carl IV., der überall ſeine Auflaurer hielt, hatte von dieſer Stimmung der brandenburgiſchen Prinzen kaum einige Nachricht erhalten, als er mit denſelben zu Nürnberg eine Zuſammenkunft veranſtaltete, und ſie durch ſeine einſchmeichelnde Beredſamkeit und ſein Anſehen dahin brachte (dem Prinzen Otto bot er ſeine älteſte Tochter, Catharina, Wittwe des im J. 1354 verſtorbenen Herzogs Rudolph IV. von Oeſterreich, mit welcher die Vermählung auch bald nachher erfolgte, an), daß ſie daſelbſt mit ſeinem, dem luxemburgiſchen böhmiſchen Hauſe, eine Erbverbrüderung, vermöge welcher auf ihrem unbeerbten Hintritt Brandenburg an jenes Haus fallen ſollte, errichteten, und darüber noch im J. 1363 eine Urkunde ausſtellten, auf welche K. Carl von dieſer Zeit an ſein Recht auf Brandenburg gründete. Im J. 1365 (oder im folgenden) gieng Ludwig der Römer ohne in ſeiner Ehe mit der Prinzeſſinn Ingel- oder Engelberg, Albrechts III., Herzogs von Mecklenburg Tochter, einen Erben erhalten zu haben, mit Tod ab.

2) Churfürſt Otto trat nun als alleiniger Regent in Brandenburg auf; er zählte erſt das achtzehnte Jahr ſeines Alters, und fand ſich vermuthlich nicht mit den beſten Rathgebern umgeben; er führte eine ſehr ſchlimme Wirthſchaft, und zog ſich durch ſeine ziemlich lockere Lebensart unaufhörliche Unruhen und Verdrießlichkeiten zu; er verſetzte ſogar ſeine ordentliche Landesgefälle, und verkaufte das Münzrecht, wodurch er die Achtung der Auswärtigen, und die Ehrfurcht ſeiner eigenen Unterthanen verlor, und eine Schwäche verrieth, bei der Jedermann über ihn herfiel. Im J. 1370 wurde er in einen Krieg mit Pommern verwickelt, und durch denſelben in die größten Verlegenheiten geſetzt. Dieſe weckten ihn endlich aus ſeiner Unthätigkeit, und zwangen ihn, von ſeinen guten natürlichen Anlagen Hilfe zu ſuchen; er wurde jetzt thätig, klug und tapfer, und gab ſich die größte Mühe, durch Güte und Wohlthaten ſeine brandenburgiſchen Unterthanen zu gewinnen, welche auch ſogleich wieder ihr Aeußerſtes thaten, ihren gleichſam erneuerten Herrn möglichſt zu unterſtützen, wie ſich dann beſonders der Biſchof Dietrich von Brandenburg auf die großmüthigſte Art für ihn verwendete. Otto erinnerte ſich vollends wieder mit der innigſten Zuneigung ſeiner Anverwandten in Bayern, und erſuchte den Her-

zog Stephan I. mit der Haſte, der ſeit 1363 zu München reſidirte, um Unterſtützung, wobei er ihn ſeiner brüderlichſten Ergebenheit verſicherte. Stephan I. zauderte auch keinen Augenblick, ſeinem lieben Bruder Otto, der nunmehr jene übereilte Erbverbrüderung mit dem luxemburgiſchen Hauſe ſelbſt für ungültig hielt, den möglichſten Beiſtand zu leiſten, indem er einen ſeiner Söhne, Friedrich, nach Brandenburg abſchickte, der auch durch einen großen Umweg durch Oeſterreich, Ungarn und Polen wirklich in Brandenburg ankam, und durch ſein leutſeliges und beherztes Weſen ſich bei den Unterthanen allgemein beliebt machte. Dieſer junge Prinz beredete ſeinen Onkel Otto nicht nur zu manchen Entſchließungen, deren Großmuth ihm die gerührten Unterthanen täglich mehr gewann, ſondern er zeigte auch im Angeſichte der brandenburgiſchen Feinde eine geübte, kluge und entſcheidende Tapferkeit. Der Krieg erreichte auch bald ein glückliches Ende. Das gute Einverſtändniß des Otto mit dem verbrüderten bayeriſchen Hauſe wurde jetzt wieder vollkommen befeſtigt, und Herzog Stephan I. verſprach bereits mit ſeinen drei Söhnen denen von Alvensleben die Belehnung über ihre Güter mit geſammter Hand, ſobald ſich, wie er in der darüber ausgeſtellten Urkunde (III.) ſagt, begeben würde, „daß der Markgraf Otto, ihr Bruder und Vetter ohne ehelichen Lebenserben von dieſer Welt verſchiede, das Gott wenden wolle, und ſie dann dieſem Lande, die Markt zu Brandenburg, als mit ihrem rechten erblichen Anfall inne hätten und verſtünden." Auch ließen die bayeriſchen Herren ſich wirklich wieder in Brandenburg huldigen, und Otto, der ſich bei ſeiner Gemahlinn Catharina, mit welcher er uneinig lebte, ſchon damals keiner Leibeserben verſah, entſchloß ſich, die Nachfolge ſeinen Vettern auf der Stelle zu verſichern, und bediente ſich in ſolcher Abſicht im Jahr 1373 des Vorwands, dem Prinzen Friedrich die alte Mark und Priegnitz pfandweis zu überlaſſen. Schon war es an dem, daß Friedrich in den wirklichen Beſitz geſetzt werden ſollte, als K. Carl IV. bei der erſten Nachricht dieſes Vorgangs, mit einem eiligſt zuſammengerafften, aber überlegenen Heere in die Neumark eindrang, und den Otto, der ſich nichts weniger als dieſes Einfalls verſah, und ſich ſogleich in Perſon zum Carl, ſeinem Schwiegervater, nach Frankfurt an der Oder begab, nöthigte, der Ueberlegenheit des Schwertrechts nachzugeben. Carl verſprach ihm für den Abſtand von der Mark Brandenburg (die Würde der Chur ſagte er ihm lebenslänglich zu) die Summe von 200,000 Gulden, gab ihm für die Hälfte dieſer Summe einige der von der

Oberpfalz einſeitig an ſich gebrachten Ortſchaften (wovon gleich die Rede ſeyn wird), nämlich Sulzbach, Laufen, Heersbruck, Reidſtein, Liechtenſtein, Breitenſtein, Hirſchau, Roſenberg, Floß, die Märkte Bohendreß und Floß, Buchberg und Reicheneck, und blieb die andere Hälfte (wofür er gleichwohl bis zu ſeinem im J. 1378 erfolgten Hintritt 10,000 Gulden Intereſſe bezahlte) ihm und dem bayeriſchen Hauſe ſchuldig (**IV**.). An eine Gegenwehr war nicht zu denken. Otto war ringsum in Magdeburg, Mecklenburg, Pommern und Polen von Anhängern des K. Carl IV. umgeben, und die Herzoge in Bayern konnten der damaligen Macht des K. Carl nicht widerſtehen, und mußten die nachtheiligſten Dinge geſchehen laſſen. Otto zog ſich nach Bayern, lebte in einem Schloß Wolfſtein an der Iſar unterhalb Landshut in einer ziemlich trägen Ruhe, ſtarb den 15. Nov. im J. 1379, und wurde zu Seligenthal begraben; deſſen Gemahlinn Catharina, welche von ihm getrennt geweſen zu ſeyn ſcheint, ſtarb im J. 1395, und wurde zu Wien begraben.

3) Mit den oben erwähnten oberpfälziſchen Ortſchaften, welche K. Carl IV. an ſich brachte, hatte es dieſes Bewandtniß. K. Carl IV. heirathete im J. 1349 die pfälziſche Prinzeſſinn Anna, Tochter des Churfürſten Rudolph II. von

wahrer Freund ſeyn, der ſogleich jedermanns Freund ſeyn kann.“

„Ich ſuchte immer etwas, das ich nicht fand, den Mann, der ſich nicht mit jeder Kleinigkeit nähren, ſondern etwas Männliches reden, und ſich ſo bezeigen würde, daß ich mit wahrem Vertrauen und Kinderſinn zu ihm treten, und ſprechen könnte: Lehre mich doch auch die Kunſt, zu leben. Mit dieſem Vorſatz ging ich an alle öffentlichen Orte und Geſellſchaften, und ſo oft ich den Mann nicht fand, ging ich mit zerſchlagenem Herzen weg, und ſeufzte: Hier war er wieder nicht!“

Am glücklichſten in meinem Leben war ich gewiß nur dann, wann ich recht in die glühende Faſſung geſetzt wurde, mir etwas zu wünſchen, das mir niemals wurde, und vielleicht niemals werden konnte.“ — —

Hier wurde ich eines Zeichens gewahr, welches auch auf dem Rande des folgenden Aufſatzes ſtand, den er vielleicht als einen Beweis der letzten Stelle anführen wollte. Er heißt:

Der Vorſatz.

„Einige von euch werden herzlich lachen, wenn ich ihnen nun ſage, warum der heutige der Rheinpfalz, in der Abſicht, dieſen Herrn, und überhaupt das pfälziſche Haus von dem bayeriſchen Hauſe abzuziehen, was ihm auch gelang. Schon bei dieſer Heirath erhielt K. Carl IV. von ſeinem Schwiegervater einige oberpfälziſche Oerter, als Zugeld, wiewohl mit der Bedingung des freien Rückfalls, wenn dieſe Prinzeſſinn ohne Kinder ſtürbe; bald darauf gieng aber Carl noch weiter, und da er wußte, daß die rheinpfälziſchen Prinzen Geld brauchten, ſo kaufte er dem Pfalzgrafen Rupert I. (Bruder des im Jahr 1353 verſtorbenen Rudolphs II.) einen großen Theil der Oberpfalz ab, und ließ ſich dieſen Kauf zu eben der Zeit, da er durch ſeine im J. 1356 verfaßte goldene Bulle ſolche Veräußerungen für ungültig erklärte, vielfältig beſtätigen; allein da dieſe Veräußerung vermöge der bayeriſchen Hausgrundgeſetze durchaus ungültig und widerrechtlich war, ſo vereinigten ſich im Jahre 1384 ſämmtliche Prinzen von Bayern und Pfalz, forderten von Carls Nachfolger, dem Kaiſer Wenzel, ihre väterlichen Erbgüter zurück, und ſetzten ſich bald darauf in den Beſitz derſelben.

Schriftſteller.

1) Vitus Arnpeck. in Pez thesaur. T. III. part. II. p. 348. 2) Hasebach Hist.

aust. Ms. lib. 3. p. 279. 3) Gerken. cod. dipl. VI. N. CLVI. p. 638. 4) Attenkofer.

Sechſtes Kapitel.

Linie von Straubing = Holland, 1353 — 1425.

Wilhelm I., † 1377.		Albert I., † 1404.		
Wilhelm II., † 1417, deſſen 2te Gemahlin war Margaretha, Tochter Herzogs Philipp d. Kühnen von Burgund.	Albert II., † 1399.	Johann, † 1425, Gemahlinn Eliſabeth, Herzoginn von Luxemburg.	Margaretha, Gemahlinn Herzogs Johann von Burgund.	Johanna, Gemahlinn Herzogs Albert IV. von Oeſterreich.
Jacobäa, † 1436.				

§. I.

Inhalt. Unruhige Regierungen **Wilhelms I.** und Alberts I.; Entſtehung der Kabeliau, und der Häcks, oder Häckenſer. Hintritt Wilhelms I. im Jahr 1377. Fortdauer jener Partheien unter Herzog Albert I. Hintritt, Gemahlinnen, Kinder dieſes Herzogs.

§. II.

Wilhelm II., Sohn Alberts I., hinterläßt eine Tochter, Jakobäa, welche ſich der Regierung in Holland bemächtiget, ungeachtet der Bruder ihres Vaters, Johann, rechtmäßiger Erbe war; allein ſie ſowohl, als Johann, werden vom Hauſe Burgund unterdrückt, welches im Jahr 1436 von den holländiſchen Provinzen Beſitz nahm.

§. III.

Theilung von Bayern = Straubing unter vier bayeriſche Prinzen im J. 1429.

§. I.

Wilhelm I. † 1377. Albert I. † 1404.

Die Regierungen der bayeriſchen Prinzen von Straubing = Holland waren nicht weniger unruhig, und endigten ſich für das Geſammthaus Bayern und Pfalz nicht weniger unglücklich, als jene zu Brandenburg und Tyrol. Die Linie dieſer Herzoge entſtand durch die Nutztheilung im J. 1353, vermöge welcher dem Stephan I. mit der Hafte der landshutiſche, den im J. 1349 zugetheilten einbündigen Brüdern, Wilhelm I. und Albert I. aber Straubing nebſt den holländiſchen Provinzen angewieſen wurde. Dieſer letztere Prinz hielt ſich anfangs zu Straubing auf, und Wilhelm I. begab ſich nach Holland, wo ſich ſogleich gräßliche Vorfälle ereigneten. Die holländiſchen Provinzen ſind, wie wir hörten, durch die Erbprinzeſſinn Margaretha, zweiten Gemahlinn des Kaiſers Ludwig an Bayern gekommen. Margaretha behielt ſich von jenen Provinzen zehntauſend Dukaten jährlicher Einkünfte bevor, welche ihr Wilhelm I. auch zuſagte, ſie aber nicht bezahlen wollte, oder nicht konnte. Die Folge davon war, daß ſich Margaretha um einen Anhang bewarb, welcher ihr zu ihrer

Forderung verhelfen ſollte. Wilhelm I. ſetzte ihr einen andern entgegen, und ſo entſtanden im ganzen Holland zwei Partheien, welche bald darauf in ordentliche Staats-Partheien übergiengen, die ſich wechſelweiſe einander verfolgten. Eines Tages jagte ein Schiff, auf welchem ſich Anhänger der Margaretha befanden, einem andern Schiffe, welches mit Anhängern des Wilhelms beſetzt war, nach, und jenes antwortete dieſem auf die Frage, was es denn vorhabe, es wolle Kabeliau (große Raubfiſche) fangen. Seit der Zeit wurden die Partheigänger des Wilhelms I. Kabeliau, oder Kabelgenſer, die Freunde der Kaiſerinn Margaretha aber Häckenſer, von Häcks (ſtarken Angeln oder Hacken, womit man die Kabeliau fängt) genannt. Die Kaiſerinn ſtarb im Jahr 1356; und zwei Jahre nachher trat auch Wilhelm I. in einen Zuſtand über, wo er, als Regent zu leben, aufhörte; er verfiel in einen Wahnſinn, von welchem er ſich bis an ſeinen im Jahre 1377 erfolgten Hintritt nicht mehr erholte; er war mit Mechtilde, Herzogs Heinrich zu Lancaſter Tochter, vermählt, erhielt aber in dieſer Ehe keine Kinder.

Herzog Albert I. übernahm ſogleich im J. 1358 die Regierung von Holland; er hatte 3 Söhne: a) Wilhelm II. b) Albert II. c) Johann, und einige Töchter. Den erſtgebornen beſtimmte er zu ſeinem Nachfolger in Holland; den zweiten ließ er zu Straubing, wo derſelbe als Statthalter oder Rentmeiſter im J. 1399 unverehelicht ſtarb; der dritte wurde im Jahr 1390 im 17. Jahre ſeines Alters Biſchof zu Lüttich. Von den Töchtern wurde eine, Margaretha, an Herzog Johann von Burgund, eine andere, Johanna, aber an Albert IV., Herzog von Oeſterreich, vermählt u. ſ. w.

Die Regierung des Herzogs Albert I. war äußerſt ſtürmiſch; er hatte ſein unumſchränktes Vertrauen einem gewiſſen Johann von Arkel geſchenkt, welcher als ein heftiger Kabelgenſer, die Parthei der Häckenſer ſehr unbeſcheiden behandelte. Es kam mehr als ein Mal zu Thätigkeiten, worüber 54 der anſehnlichſten Familien das Land räumen mußten. Alles war voll innerer Gährungen, als Herzog Albert I. im J. 1404 mit Tod abgieng; er liegt zu Grafenhag begraben. Er hatte zwei Gemahlinnen: a) Margaretha, Herzogs Ludwig zu Brieg Tochter. b) Margaretha, Herzogs Adolph zu Cleve Tochter.

§. II.

Wilhelm II., † 1417. Johann, † 1425. Jakobäa, Tochter Wilhelms II., † 1436.

Bei den Unruhen, welche während der Regierung Herzogs Albert I. zwiſchen den zwei Staatspartheien, den Kabelgenſern und Häckenſern, herrſchten, gewannen die letztern deſſen Sohn Wilhelm II., und dieſe traten alſo jetzt auf, als dieſer Wilhelm II., ihr Beſchützer, zur Regierung kam. Sie verfuhren demnach mit den Kabelgenſern, wie dieſe zur Zeit, als ſie die herrſchende Parthei waren, mit ihnen verfahren waren, und beſetzten alle Staatsämter mit Häckenſern; ſie erhielten ſich auch in der Gnade des Wilhelms II. bis an ſein im Jahre 1417 erfolgtes Lebensende, nahmen auch deſſen hinterlaſſene Tochter Jakobäa, oder Jakeline, nicht nur ſogleich in ihren Schutz, ſondern räumten ihr auch die Regierung ein, bei welcher ſie den vornehmſten Vortheil behaupten zu können hofften; allein der rechtmäßige Erbe von Straubing-Holland war der oben genannte Johann, ernannter Biſchof zu Lüttich, der, da er ſich niemals zum Prieſter weihen ließ, nach dem Hintritte ſeines Bruders Wilhelm II., dem Bisthume Lüttich ſogleich entſagte, und ſich auch nachher mit Eliſabeth von Görlitz, Wittwe des im Jahre 1415 verſtorbenen Herzogs Anton von Brabant und Limburg vermählte.

So rechtmäßig die Anſprüche dieſes Johanns von Bayern waren, ſo wenig hatte es gleich anfangs das Anſehen, daß er ſie würde behaupten können, indem ein benachbartes mächtiges Haus, das burgundiſche nämlich, den Entſchluß faßte, ſich der holländiſchen Provinzen zu bemächtigen.

Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, Sohn des Königs Johann von Frankreich.

Johann der Unerſchrockene, Herzog in Burgund. Gemahlinn: Margaretha, Schweſter des Herzogs Wilhelm II. von Straubing-Holland.	Anton, Herzog zu Brabant und Limburg, † 1415.	Margaretha, Gemahlinn Herzogs Wilhelm II. von Straubing-Holland.
Philipp, gen. der Gute, Herzog von Burgund.	Johann, † 1426, Gemahlinn: Jakobäa Tochter Herzogs Wilhelm II. von Straubing-Holland.	Jacobäa von Straubing-Holland.
Carl, vor Nanci erſchlagen 1477.		

Philipp, gen. der Kühne, hatte nach dem im J. 1364 erfolgten Hintritt des Königs Johannes von Frankreich, ſeines Vaters, das Herzogthum Burgund (wo im Jahr 1361 der Capetinger = Stamm erloſchen war) von der Krone Frankreich abgeſondert erhalten, und den Plan ſich feſtgeſetzt, ein ſelbſtſtändiges Königreich zu errichten. Er ſchlug demnach alle nur erdenkliche Wege ein, ſeine Staaten zu vermehren; wie es ihm dann im J. 1369 glückte, durch ſeine Vermählung mit der Gräfinn Margaretha von Flandern ſein Herzogthum Burgund mit der Grafſchaft Burgund, nebſt Flandern, Artois, Mecheln, Antwerpen, Nevers und Rethel zu vergrößern. Auch mit den Herzogen von Straubing Holland war er (wie aus dem oben ſtehenden Stammbaum klärer erhellet) bereits ſehr nahe verwandt. Seine Tochter Margaretha war die Gemahlinn Herzogs Wilhelm II., und die oben genannte Jakobäa war die Tochter dieſer Ehe. Eine Schweſter dieſes Wilhelms II., auch Margaretha genannt, war an den erſtgebornen Sohn Philipp des Kühnen, Johann den Unerſchrockenen, vermählt, und nun kamen die Häckenſer, um ſich und der Prinzeſſinn Jakobäa eine entſcheidende Macht zu verſchaffen, vollends auf den Einfall, die Prinzeſſinn mit einem Enkel Philipps des Kühnen, dem burgundiſchen Prinzen Johann zu ver=

Abend ein vergnügter Abend meines Lebens geweſen, wo ich wieder einmal ins unendliche Blaue des Himmels hinaufathmete, und voll Saft und That, es mir ſelbſt bezeugte, daß ich gelebt habe.“

„Da, wo unſere Flöße abgehen, kömmt man, wenn man an dem Ufer immer ſo fortgeht, an etliche einzelne hohe alte Bäume, unter denen die Soldaten des Guſtaph Adolph, der Königin Thereſia, und ſo mancher Freund und Feind, ſo manche ehrwürdige, und niederträchtige Seele geſchlummert hatte.“

„Es iſt die verlaſſenſte Gegend um die Stadt, die Niemand beſucht, als ein Menſch, der etwa hieher kömmt, ſich nach etwas, das er ſich wünſchte, ungeſtört zu ſehnen, oder irgend etwas dem Himmel zu klagen.“

Ipse suum cor edens, hominum vestigia
vitans.

„Da war ich, fühlte ich, vergaß ich meiner und der Welt. Gegenüber kletterten an der hohen Wand des Berges einige Ziegen, und nagten an den kleinen Geſträuchen, die hie und da ſparſam aus dem Berge hervorwachſen. Es war ſo grauſend angenehm, ſie an dieſen pfadloſen, ſteilen Abhängen klettern zu ſehen, daß ich oft furchtſam wegſah. Oben mählen, was im J. 1418 auch geſchah, und den Erfolg hatte, daß ſich ſogleich das ganze Haus Burgund um ſie annahm, und daß dem ehemaligen Biſchof von Lüttich, Johann, nichts übrig blieb, als mit dem Hauſe Burgund im J. 1419 einen Vertrag einzugehen, vermöge deſſen er drei Jahre Tutor von Holland, Seeland und Weſtfriesland verbleiben, die Beſetzung der Aemter aber zwiſchen ihm und ſeiner Bruderstochter, der Jakobäa, gemeinſchaftlich ſeyn, ihm endlich Südholland ſammt den Städten Gorkum, Rotterdam u. a. (doch bei den Lebzeiten der Jakobäa, als Lehen derſelben) angewieſen ſeyn ſollte. So nachtheilig dieſer Vertrag dem Herzog Johann von Bayern war, ſo heilſam war er gleichwohl für die Unterthanen, indem er denſelben den Frieden gewährte; allein gerade ein ſolcher Vertrag war der Faction der Häckenſer durchaus nicht anſtändig; ſie verloren ihren Einfluß, und konnten die Prinzeſſinn, welche nunmehr unter dem unmittelbaren Schutz des burgundiſchen Hofes ſtand, nicht mehr wie bisher nach ihren Privatabſichten regieren. Sie verfielen daher, um ſich wieder in ihr voriges Anſehen zu ſetzen, auf einen beſondern Einfall, zu deſſen glücklicher Ausführung ihnen die Jugend und Unerfahrenheit der Jakobäa, und die bisherige Behandlung derſelben alle Hoffnung machte. Dieſe unglückliche Prinzeſſinn, welche von ihrer früheſten Jugend an das Opfer von Hofkabalen war, mußte ſich bereits im fünften Jahre ihres Alters, nämlich im J. 1406, an einen franzöſiſchen Prinzen, Johann (vierten Sohn Königs Carl IV., und Iſabella, einer Tochter des Herzogs Stephan von Bayern-Ingolſtadt) verloben, und nach deſſen im J. 1417 erfolgten Hintritt, im J. 1418, wie wir eben hörten, an den Prinzen Johann von Brabant vermählen laſſen. Da ſie mit dieſem Johann (wie aus der obigen Stammtafel erhellet) ſehr nahe verwandt war, ließ man ſie in der größten Eilfertigkeit vom Pabſt Martin V. diſpenſiren, und Niemand achtete damals darauf, daß ſie gegen dieſen ihren Gemahl eine unüberwindliche Abneigung laut äußerte; aber jetzt ſuchten die Häckenſer aus eben dieſem Umſtande Vortheile zu ziehen, indem ſie über die nahe Verwandtſchaft der Prinzeſſinn mit ihrem brabantiſchen Johann eine ſchwere Gewiſſensangſt blicken ließen, die päbſtliche Diſpenſation für erſchlichen, und ihre Ehe für ungültig erklärten. Sie brachten die Mutter der Prinzeſſinn auf ihre Seite, ſtellten ihr vor, daß, da der Beitritt des brabantiſchen Johanns nicht zu erwarten wäre, die Prinzeſſinn, ihre Tochter, unverzüglich mit einem andern mächtigen Prinzen vermählt werden müßte, und ſchlugen ihr den Herzog von Gloceſter, Humphred, (Bruder Königs Heinrich V. in England) vor. Margaretha, welche nach ihren Einſichten die Sache klar, und den Entwurf vortrefflich fand, führte ihre Tochter Jakobäa ohne Verzug nach England, wo die verabredete Heirath mit Humphred ſogleich vor ſich gieng im Jahre 1423. Der Erfolg davon war leicht vorher zu ſehen, und der Ausgang war für die Prinzeſſinn eben ſo unglücklich, als am Ende bis zum Romantiſchen ſeltſam. Der Herzog von Gloceſter begab ſich mit ſeiner neuen Gemahlinn unverzüglich nach Hennegau, wo man ihm huldigte, allein der Herzog Johann von Brabant, welcher ſich im rechtmäßigen Beſitze ſowohl der ihm entführten Jakobäa, als deren Länder zu ſeyn glaubte, kam nicht weniger eilfertig herbei, zwang den Humphred, ſich nach England zu flüchten, und nachdem er ſich von Holland und Seeland, und von Hennegau zum Meiſter gemacht hatte, zog er nach Mons, um ſich der Jakobäa zu bemächtigen, welche ſich daſelbſt mit ihrer Mutter und ihren Räthen eingeſchloſſen, und an den höchſt aufgebrachten Prinzen bereits mehr als Eine Geſandtſchaft mit Entſchuldigungen und flehentlichen Bitten um Vergebung und Nachſicht abgeſchickt hatte; allein Johann von Brabant blieb unverſöhnlich, und Jakobäa mußte das traurigſte Schickſal befürchten, falls ſie unbedingt in ſeine Gewalt kommen ſollte. Selbſt ihr Anverwandter, Johann von Straubing-Holland, hatte ſich wider ſie erklärt, und für den Johann von Brabant, auf deſſen Anrufen, die Waffen ergriffen. Das war noch nicht alles, was ſich vereinigte, die Prinzeſſinn in rettungsloſe Umſtände zu verſetzen. Der Pabſt, an welchen ſich Johann von Brabant um einen Ausſpruch wegen der Gültigkeit ſeiner Ehe wandte, erklärte die Ehe allerdings für gültig, und der Herzog Humphreds ſchritt ſogleich zu einer andern Ehe. In dieſer dringenden Lage, worin Jakobäa keine Rettung für ſich ſah, wandte ſich ihre Mutter Margaretha heimlich an den Herzog Philipp von Burgund um Vermittlung, wozu ſich dieſer mit Freuden einverſtand, und einen Vergleich zu Stande brachte, vermöge deſſen dem Johann von Brabant ganz Hennegau verbleiben, die Prinzeſſinn aber einen freien Abzug erhalten ſollte. Herzog Philipp trieb ſeine Dienſtfertigkeit noch weiter, und führte die Prinzeſſinn mit ſich nach Gent in Flandern, um ſie, wie er vorgab, wider alle mögliche Gefahren zu ſchützen 1425. Dieſe Gefahren ſchienen zwar verſchwunden zu ſeyn, da ſich kurz nach einander zwei höchſt unvermuthete Todesfälle ereigneten, welche der Sache eine ganz andere Geſtalt gaben. Herzog Johann von Straubing = Holland ſtarb mit dem Anfange des Jahres 1425, und im folgenden Jahre gieng auch Herzog Johann von Brabant mit Tod ab, ſo daß eine weitere Beſchützung der Prinzeſſinn nicht mehr erforderlich, und ſie vielmehr in den Zuſtand, in welchem ſie ſich bei dem Hintritt ihres Vaters befand, eingetreten war; allein Herzog Philipp betrachtete ſich bereits als Erbe der holländiſchen Provinzen, und da ihn ein Krieg, in welchen er mit Frankreich verwickelt wurde, von Gent ſich zu entfernen nöthigte, traf er bei ſeiner Abreiſe ſolche Anſtalten, bei welchen er deutlich die Abſicht verrieth, ſich der Perſon der Prinzeſſinn auf immer verſichert zu halten. Dieſe hielt das Loos einer ewigen Gefangenſchaft für zu hart, als daß ſie nicht auf ihre Befreiung hätte bedacht ſeyn ſollen, und da ihr ihre getreuen Räthe den Vorſchlag machten, daß ſie ſie in einer männlichen Verkleidung auf Eilpferden nach Holland führen wollten, willigte ſie ein, und wurde, als ſie plötzlich wieder zu Workum in Holland erſchien, mit einer unbeſchreiblichen Freude aller Einwohner empfangen. Auch wurde ihr von ganz Holland gehuldigt. Das ganze Land rüſtete ſich zu ihrer Vertheidigung, und ſelbſt Herzog Humphred hatte die Großmuth, ihr aus England Hilfsvölker zu ſchicken. Schon hatten die

Burgunder, welche bei der erſten Entdeckung die Waffen ergriffen, bei dem Dorfe Alphen zwiſchen Harlem und Leiden zwei Hauptſchlachten verloren, als Herzog Philipp in Perſon herbei eilte, und die Prinzeſſinn zu einem Vergleich, welcher zu Delfft 1428 geſchloſſen wurde, beredete, vermöge deſſen ſie Regentinn von allen holländiſchen Provinzen verbleiben, aber ohne Einwilligung des Herzogs nicht mehr heirathen ſollte; wobei es alſo offenbar darauf angelegt war, daß jene Provinzen ihm nach dem Hintritt der Jakobäa zufallen ſollten. Herzog Philipp erreichte aber ſeinen Zweck weit eher. Jakobäa lebte einige Zeit zu Haag, wo ſie ihr Hoflager hielt, ſehr ruhig, litt aber nicht ſelten einen drückenden Geldmangel, indem ihre Länder und ihre Kaſſen durch die vorgehenden Kriege ſehr erſchöpft worden waren. Eines Tages wurden ihr von ihrer Mutter Margaretha anſehnliche Geſchenke an Kleinodien und ſchönen Pferden durch Edelleute gebracht, welche ſie Wohlſtands halber mit Gegengeſchenken hätte zurückfertigen ſollen; ſie befand ſich damals eben in einer ſehr großen Noth, und nahm zu verſchiedenen Herren und Vaſallen des Landes ihre Zuflucht, welche ſich aber alle mit ihren eigenen mißlichen Umſtänden entſchuldigten. In dieſer Verlegenheit gab man ihr den Rath, ſich an einen gewiſſen Herrn

Franco von Borſelem zu wenden, der einſt ihr General, aber von ihr nicht am beſten behandelt worden war, und ſie ließ es, wiewohl ungern, und ohne ſich eine zuverſichtliche Hoffnung auf ſeine Unterſtützung zu machen, geſchehen, daß man ihm ihr Anliegen entdeckte. Dieſer General äußerte nicht nur keinen Unwillen wegen des Vergangenen, ſondern überhäufte die Abgeordneten mit Höflichkeit und Ehrenbezeugungen, bewilligte ihnen auch nicht nur auf der Stelle die verlangte Summe, ſondern bot ſeiner Fürſtinn mit Freuden ſein ganzes Vermögen an, und ließ ſie verſichern, daß er nie eine andere Geſinnung gegen ſie, und keinen andern Wunſch genährt habe, als dieſen, ſie von ſeiner unumſchränkten Ehrfurcht, Treue und Ergebenheit überzeugen zu können. Jakobäa brach bei dieſer Nachricht in einen Strom von Thränen aus, und fühlte von dieſem Augenblicke, daß alle künftige Zufriedenheit ihres Lebens davon abhänge, in der innigſten Freundſchaft und Verbindung mit dieſem Manne zu leben. Sie trat mit ihm in eine eheliche Verbindung, und glaubte, ihrem Vertrag mit dem Herzog Philipp um ſo weniger entgegen zu handeln, als dieſe Privatheirath nie einige Staatsfolge, und nie einen Anſpruch auf einige Erbſchaft von Ländern nach ſich ziehen könnte. Auch war dieſe Heirath dem

Hofe und dem Lande verheimlichet, und nur einigen wenigen Perſonen, vor welchen die Prinzeſſinn kein Geheimniß beobachten zu müſſen glaubte, anvertraut worden; aber auch unter dieſen Wenigen hielt ſich Philipp ſeine geheimen Freunde, und der Vorgang wurde ihm unverzüglich entdeckt. Sein Entſchluß war eben ſo grauſam als liſtig. Er beſuchte die Prinzeſſinn zu Haag unter dem Vorwande, ſich auf einige Tage von ſeinen Arbeiten zu erholen, und während dieſelbe alle ihre Kräfte aufbot, ihm gütlich zu thun, ließ er den General Borſelem durch beſtellte Leute ſeines Gefolges entführen, und nach dem Schloſſe Repalmont ſchleppen, wo man ihn in ein hartes Gefängniß warf. Die Nachricht dieſes Vorgangs, welche die unglückliche Prinzeſſinn erſt nach der Abreiſe des Herzogs erhielt, ſetzte ſie in Verzweiflung. Philipp kündigte ihr an, daß ſie die Wahl hätte, den Franco von Borſelem in einem ewigen Gefängniß verſchmachten zu laſſen, oder dem Hauſe Burgund ihre Länder abzutreten. Jakobäa wählte das letzte, und begnügte ſich mit der Grafſchaft und dem Titel einer Gräfinn von Oſtermund; aber der Schmerz über dieſe Mißhandlung brach ihr das Herz 1436 im 35ſten Jahre ihres Alters. Philipp nahm von Holland, Seeland, Frießland und Hennegau Beſitz.

§. III.

Nach dem Hintritt des Herzogs Wilhelm II. im J. 1417 war deſſen Bruder Johann unſtreitiger Erbe von Straubing-Holland, wiewohl er nie perſönlich nach Straubing gekommen, ſondern immer in Holland, welches er aber dem ungeachtet verlor, hingehalten worden iſt. Als nun aber dieſer Johann im J. 1425 ebenfalls mit Tod abgieng, fielen ſeine ihm nutznießlich angehörigen Länder an das Geſammthaus Bayern zurück. Hier lebten und regierten damals vier Prinzen, welche Enkel des Herzogs Stephan I., genannt mit der Hafte, waren. Dieſer Stephan I. hatte nämlich bei ſeinem im Jahre 1375 erfolgten Hintritt drei Söhne hinterlaſſen: 1) Stephan II., 2) Friedrich, 3) Johann, welche im J. 1392 wieder eine Nutztheilung vornahmen. Stephan II. erhielt Ingolſtadt, und hielt daſelbſt ſeinen Hof. Friedrich bekam Landshut, Johann München, mit allem, was dazu angewieſen wurde. Bei dem Hintritt des Herzogs Johann zu Straubing-Holland im J. 1425 waren vier Söhne jener drei Prinzen vorhanden, nämlich zu Ingolſtadt Ludwig, gen. der Gebartete, zu Landshut Heinrich, gen. der Reiche, zu München Erneſt und Wilhelm III. Dieſe vier Prinzen nahmen ſich zwar um die Erbſchaft in Holland alſogleich an, und es kam mehr als eine bayeriſche Geſandtſchaft dahin; allein dieß war auch alles, was ſie thaten und thun konnten, indem ſie ſogleich wegen der Erbſchaft von Straubing in ſehr weitläufige Verlegenheiten und Streitigkeiten unter ſich geriethen. Erſt traten zwei fremde Herren mit Anſprüchen auf, die eben ſo ſeltſam als unerwartet waren. Der erſte war Kaiſer Siegmund, welcher ganz Bayern forderte, weil die bayeriſchen Herzoge ohne Beiziehung des Kaiſers Nutztheilungen vorgenommen, Kriege geführt, Frieden und Bündniſſe geſchloſſen hatten. Der zweite Prinz war Herzog Albert V. von Oeſterreich; dieſer machte aber nur auf den Theil von Straubing Anſprüche, weil ſeine Mutter Johanna eine Schweſter des im Jahre 1425 verſtorbenen Herzogs Johann von Straubing-Holland war. Dieſe zwei Herren fiengen aber ihre Anſprüche nicht gleich mit einer gewaltſamen Beſitznehmung an, ſondern erwarteten, was dann auch der Gerechtigkeit gemäß war, Belehrungen ab. Man belehrte alſo den K. Siegmund, daß die Herzoge von Bayern befugt waren, ohne alle Beiziehung des kaiſerlichen Hofes, Nutztheilungen zu treffen, Kriege zu führen, Frieden und Bündniſſe zu ſchließen. So überzeugte man auch den Herzog Albert V. von Oeſterreich, daß, vermöge der fideicommiſſariſchen Rechte und Verträge des am Rande des Berges ſaß der Hirtenknab und flötete. Er ließ ſeine Füße über den Berg herunterhängen, und formirte in ſeiner Sorgloſigkeit, in ſeinem fröhlichen Flöten, und ſeiner einzigen Gegenwart auf der Höhe die rührendſte Idee. Hinab das Ufer zur Linken ſtand ein alter Mann am gegenſeitigen Ufer, und angelte. Er hatte verbrannte leere Füße, ein bleiches eingefallenes Geſicht, aber eine duldende redliche Miene, welche andeutete, daß er das Pfund noch nicht vergrabe, das ihm gegeben iſt. Er hatte vermuthlich das Nagen eines Fiſches an ſeiner Stange empfunden; denn in ſeinen Händen, welche die Stange freizulaſſen ſchienen, und in allen ſeinen Muskeln war eine ſolche Spannung, Schärfe und Sorgfalt, daß man, wären es auch goldene Fiſche, kaum mit mehrerer Aufmerkſamkeit ſich anſtrengen könnte. Rings um mich her war alles ſtille. Der grüne Schatten hüpfte von Stelle zu Stelle, wie ein Weſen, das fröhlich tanzt, und die lebenathmenden Winde durchſäuſelten meine Haare.“

Mein Blick verlor ſich in dem Strome zu meinen Füßen. Laufſt immer fort, und kommſt immer wieder! dachte ich. Dieß ewige Verſchlingen aller Weſen, und dieß ewige Wiederleben, dieß Hinfallen jedes Dinges, Geſammthauſes Bayern und der Pfalz, keine Tochter erben könne, ſo lange von Bayern und der Pfalz ein Mannsſtamm vorhanden iſt; wie dann auch das löbliche Haus Oeſterreich bei dem Abgang der erſten niederbayeriſchen Linie im J. 1340, aus welcher ebenfalls eine Prinzeſſinn, Eliſabeth, an einen öſterreichiſchen Prinzen, Otto (Bruder Friedrichs des Schönen) vermählt wurde, aus gleichen Gründen mit ſeinen Anſprüchen zum Vorſchein kam. Dieſe beiden Herren zogen ſich alſo mit ihren Anſprüchen zurück; aber nun war die Frage: ob die Erbſchaft von Straubing nach den drei Linien, welche auf dieſelbe den rechtmäßigen Zuſpruch hatten, mithin in drei Theile, oder nach den Perſonen abgetheilt werden ſollte. Der Streit, der darüber entſtand, wurde erſt nach vier Jahren, nämlich im J. 1429 zu Preßburg von K. Siegmund, als erkieſtem Richter, dahin entſchieden, daß die Erbſchaft in eben ſo viele Theile, als gleichgeſippte Perſonen vorhanden waren, vertheilt werden ſollte. Ludwig der Gebartete bekam Scharding, Neuhauſen, Tiefenſtein, Dingolfing, Kirchberg, Geiſelhöring, dann die Juden zu Regensburg; Heinrich, gen. der Reiche, von Landshut, bekam Naternberg, Pladling, Winzer, Hilkersperg, Hofkirchen, Vilshofen; dem Erneſt von München fielen Straubing, Heidau, Mitterfels, Bogen, der Herzogenhof zu Regensburg, der Hof, die Maut, die Münz, das Schultheißenamt und andere Gerechtigkeiten heim; dem Wilhelm endlich (Bruder des Herzogs Erneſt) wurde Wildenſtein, Dietfurt, Kellheim, Abach, Schönberg, Siegenſtein, Falkenſtein, Werd, Gaulberg, Lindel, Peylſtein, Aigen, Eſchelkam, Neukirchen, Furt, Kötzting, Deckendorf, Kam zu Theil.

Siebentes Kapitel.

Linie von Bayern-Ingolſtadt, 1392 — 1447.

Stephan II., † 1413.
Ludwig der Gebartete, † 1447.
Ludwig, gen. der Höckerichte, † 1445.

Inhalt. §. I. Unruhige Regierung Stephans II. §. II. Ludwigs des Gebarteten prächtige Hofhaltung und Unruhen. §. III. Er wurde von ſeinem eigenen Sohne Ludwig dem Höckerichten bekriegt, und ſtarb im Gefäng-

niß zu Burghauſen im J. 1447. Ende der Linie Bayern-Ingolſtadt.

§. I.

Die nutzgetheilte Linie zu Ingolſtadt entſtand, wie wir am Ende des vorigen Kapitels hörten, im J. 1392, in welchem die drei Brüder: Stephan II., Friedrich und Johann die Länder ihres Vaters theilten. Dem erſtgebornen Stephan II. wurde Ingolſtadt mit der Zugehör angewieſen. Dieſer Herr führte eine prächtige Haushaltung, fand ſich bei allen Turnieren in Deutſchland ein, und verpfändete nicht nur viele Güter, um ſeinen übermäßigen Aufwand beſtreiten, und ſeiner üppigen Lebensart anhängen zu können; ſondern beunruhigte auch unaufhörlich ſeine Brüder und deren Söhne, um noch mehrere Güter zu erhalten, als ihm bei der Theilung im J. 1392 zugefallen waren. Als im J. 1393 Herzog Friedrich von Landshut ſtarb, und nunmehr die Vormundſchaft über den hinterlaſſenen minderjährigen Sohn deſſelben, Heinrich, gemeinſchaftlich von Stephan II. und deſſen Bruder Johann in München geführt werden ſollte, maßte ſich Stephan II., vermuthlich um größere Vortheile zu ziehen, größerer Rechte an, ſo daß Johann zu München auf den Fall, daß er in ſeinen Rechten gekränkt werden ſollte, ſich um den Schutz des Biſchofs von Freiſing bewarb. Stephan **II.** wollte ſich hierauf eines Tages der Stadt Freiſing bemächtigen, und als ihm deren Eroberung fehl ſchlug, fiel er die Ländereien des Herzogs Johann von München an. Nach dem im J. 1397 erfolgten Hintritt dieſes Johann verurſachte Stephan **II.** noch weit ſchlimmere Unordnungen, wie gleich geſagt werden ſoll. Dieſer Stephan **II.**, nachdem er, um Eroberungen zu machen, noch manche andere Fehden, z. B. nach Tyrol verſucht, aber nicht ausgeführt hat, gieng im J. 1413 (nach andern ſchon früher) zu Schönfeld (wo er erſt begraben, einige Jahre darauf aber nach Ingolſtadt in die Pfarrkirche zu U. L. F. überſetzt wurde) mit Tod ab; er hatte ſich zweimal vermählt, 1) mit Thadäa, Herzog Bournabonis zu Mailand Tochter, † 1381, 2) mit einer Gräfinn von Cleve. Seine Kinder (erſter Ehe) waren, 1) Ludwig, gen. **Barbatus** oder der Gebartete, ſein Nachfolger, 2) Eliſabeth, welche im J. 1384 an Carl VI., König von Frankreich, verheirathet wurde.

§. II.

Ludwig, gen. der Gebartete, † 1447.

Dieſer Herzog, ein hochſtrebender und unternehmender Herr, brachte ſein ganzes Leben in Kriegen und Unruhen zu. Im Jahre 1395 nöthigte er mit Einverſtändniß ſeines Vaters Stephan II., den Herzog Johann zu München, die im J. 1392 getroffene Nutztheilung des Oberlandes Bayern wieder aufzuheben, ſo daß beide Prinzen den ihnen angewieſenen Antheil an Ländern, mit Ausnahme einiger Städte, welche Johann für ſeine Gemahlinn an ſich brachte, wieder einige Zeit gemeinſchaftlich regierten. Nach dem im Jahre 1397 erfolgten Hintritt des Johanns wollte er, als älterer Prinz, die Stadt München ausſchlüſſig an ſich ziehen, und veranlaßte dadurch große Unruhen und Zerrüttungen, welche erſt zu Ende des J. 1403 durch Schiedrichter beigelegt, und die beiden Prinzen, Ludwig der Gebartete an ſeinen ingolſtädtiſchen, die Söhne des Johanns aber, Erneſt und Wilhelm III., an den münchneriſchen Antheil angewieſen wurden. Im J. 1417 wurde er zu Conſtanz, wo er in Gegenwart des auf der Kirchenverſammlung gegenwärtigen K. Siegmund, ſeinen Vetter, den Herzog Heinrich von Landshut beſchimpfte, von dieſem auf öffentlicher Straße gefährlich verwundet, worauf er eine vieljährige Fehde wider den Herzog Heinrich fortſetzte, und eine wechſelſeitige Verwüſtung ihrer Länder veranlaßte. Im J. 1421 brannte er ein den Herzogen Erneſt und Wilhelm III. zu München zugeſtandenes Städtchen, Neuburg an der Donau ab, und da er nun auch von dieſen Herzogen einen Krieg zu erwarten hatte, ſo ſchickte er im Jahr 1422 gegen die Stadt München Truppen aus, welche einige dieſer Stadt nahe gelegene Dorfſchaften, z. B. Paſing, Germering, Gauting, Aubingen verbrannten, von dem münchneriſchen Herzoge Erneſt und deſſen Sohn Albert III. aber bei Alling und Hoflach (wo zur Gedächtniß eine Kapelle errichtet wurde) im September geſchlagen, und 200 Gefangene nach München geführt wurden. Die ſchlimmſten Eindrücke machte auf ihn vollends ſein langer Aufenthalt in Paris, wohin ihn ſeine Schweſter, Eliſabeth, die an K. Carl VI. verheirathet war, zu kommen bat, indem dieſer König aus Geiſtesſchwäche zur Regierung unfähig war. Ludwig der Gebartete ſtellte einige Zeit den Regenten von Frankreich vor, und ſchlichtete die wichtigſten Geſchäfte, wofür er auch von ſeiner Schweſter reiche Geſchenke erhielt; er verheirathete ſich daſelbſt mit einer franzöſiſchen Prinzeſſinn, Anna von Bourbon, welche ihm die Grafſchaft Mortan zubrachte, und gewöhnte ſich dergeſtalt an das prächtige Hofleben, welches er in Paris zu ſehen bekam, daß er bei ſeiner Zurückkehr nach Ingolſtadt im J. 1413 alle Anſtalten traf, daſſelbe fortzuſetzen, eine zahlreiche Dienerſchaft zu halten, und zumal üppige Jagden (er hielt eine Menge Jäger, und ließ die Hunde und Vögel von Klöſtern und Pfarrern nähren) anzuſtellen; er beunruhigte beinahe alle benachbarten Fürſten, und wurde im J. 1434 von der Kirchenverſammlung zu Baſel ſogar mit dem Kirchenbanne belegt, worauf er ſich harte Bedingniſſe gefallen laſſen mußte, um nicht auch mit der Reichsacht belegt zu werden.

§. III.

Ludwig, gen. der Höckerichte, (Gibbosus), † 1445.

Die größte Verdrießlichkeit erfuhr er zuletzt von ſeinem eigenen Sohne Ludwig, der wegen ſeinem Höcker oder hohen Rücken, der Höckerichte genannt, und eben wegen dieſer Mißgeſtalt von ſeinem Vater wenig geachtet wurde.

Dieſer zog ihm vielmehr bei allen Gelegenheiten ſeinen natürlichen Sohn, gen. Wieland von Freiberg, einen wohlgebildeten jungen Herrn, vor, und er ſoll dieſem nicht nur große Geldſummen, ſondern auch viele Güter beſtimmt haben. Dieſe Mißhelligkeiten vermehrten ſich, als Ludwig der Höckerrichte im J. 1438 wider den Willen ſeines Vaters die brandenburgiſche Prinzeſſinn Margareth (Tochter Friedrichs, nürnbergiſchen Burggrafen, und erſten Markgrafen von Brandenburg, und der Eliſabet, Tochter Herzogs Friedrich von Landshut) heirathete, in einem ſolchen Grade, daß Ludwig der Gebartete ſein Land zuletzt durch einen Vicedom, einen Grafen von Werthheim, regieren ließ, ohne auf ſeinen Sohn, der ſelbſt gerne einen Einfluß in die Regierung gehabt hätte, die geringſte Rückſicht zu nehmen. Dieß verdroß Ludwig den Höckerichten dergeſtalt, daß er ſich im Jahr 1443 mit dem Bruder ſeiner Gemahlinn Albert Achilles verband, und mit den Truppen, welche dieſer aus dem Anſpachiſchen herbeiführte, dann mit einigen Bayern, die er ſich durch Verſprechungen gewann, nach Neuburg an der Donau, wo ſein Vater ſich aufhielt, eilte, und dieſe Stadt nach einer dreimonatlichen Belagerung wirklich eroberte. Damit es nun nicht das Anſehen hätte, als wenn der Sohn ſeinen Vater gefangen hielt, ſo nahm ihn Albert Achilles mit ſich nach Anſpach. Zwei Jahre nachher, nämlich im J. 1445 (nach einigen früher) ſtarb Ludwig der Höckerichte, ohne bei ſeiner Gemahlinn Margaretha (welche im J. 1465 ſtarb, und zu Seligenthal begraben wurde) einige Kinder erhalten zu haben.

Der alte Herzog Ludwig befand ſich noch immer zu Anſpach, und verſchmähte, ſo gern er frei geweſen war, jede Bedingniß, unter welcher er es werden konnte, und wenn man ihm ſagte, daß Albert von Brandenburg nichts weiter verlange, als die Erſtattung der Koſten, welche er auf den Krieg wider ihn hätte auslegen müſſen, ſo antwortete er allemal, es wäre ein gottloſer Krieg geweſen, und Niemand hätte ein Recht gehabt, ihn gefangen zu nehmen. Dieß gab er auch ſtets dem Herzog Heinrich von Landshut zur Antwort, welcher ihn vom Markgraf Albert im Jahr 1446 um 32,000 Gulden auslöſte, und nach Landshut abführte. Der alte Herr nannte dieſe Einlöſung einen ſchändlichen Kaufhandel, und wurde wider ſeinen Vetter Heinrich auf das Aeußerſte aufgebracht; er begegnete demſelben mit Verachtung, ſtand niemals auf, und dankte niemals, wenn ihn Heinrich in ſeinem Verhaft zu Landshut beſuchte und grüßte. Heinrich ließ ihn endlich nach dem Schloſſe Burghauſen abführen. Die Nachricht davon entrüſtete alle deutſche Fürſten, und ſelbſt Ludwigs Feinde wurden gerührt. Der König von Frankreich, die ſämmtlichen Churfürſten, und ſelbſt Kaiſer Friedrich **III.** verwendeten ſich für ihn, und dieſer letztere ließ ein nachdrückliches Schreiben an Herzog Heinrich von Landshut ergehen, ſo daß Ludwigs Loslaſſung zuverſichtlich erfolgt ſeyn würde, als dieſer im J. 1447 im 81ſten Jahre ſeines Alters ſtarb; er hatte ſeinen unbeugſamen Trotz bis zur letzten Stunde behalten, und ſich wie ein Monarch, der unumſchränkt regieret, betragen; er hielt es auch ſeiner Würde für unanſtändig, ſich zu beklagen, und nur gegen ſeine vertrauteſten Freunde ließ er ſichs merken, daß ihn manchmal der Kummer beſchleiche. In ſolchen Augenblicken wiſchte er ſich heimlich Thränen aus den Augen, wobei er manchmal in die Worte ausbrach: „Wer mir dieſes geſagt hiet in meinen jungen Tagen, das ich alſo vil leiden ſolt, ich het nit glaubt, das mich all deutſch Fürſten darzu hieten bringen mogen.“ Ludwig der Gebartete liegt zu Raitenhaslach begraben. Seine Länder fielen dem Herzog Heinrich von Landshut, als Nächſtverwandtem, anheim.

das iſt und war, wie ſchrecklich, wie betrübend, und wie freudig iſt es! Meine Landsleute, die vor fünfzig Jahren hier waren, ſie liegen und ſchweigen. Ich, ich ſelbſt bin ſchon zum Theil dahin. Was mich als Kind freute, weiß ich nicht, und was mich als Knabe, als Jüngling an ſich zog, das iſt größtentheils ſchon dahin. Man tritt aus ſeinen Freuden, wie aus ſeinen Kleidern. Und ein Zeichen, daß das Folgende nicht beſſer war, iſt, daß man immer das Vorhergehende lobet. Einſt wird an unſere Weltgeſchichte, an unſere jetzigen Kriege, Künſte, Aufklärungen nicht mehr gedacht werden. Unſere Sprache, unſere Sitten, unſere Entwürfe werden vergeſſen werden.“

„Wenn dann dieß alles ſo fortſtürzt, ſagte ich, und wenn einſt nichts lebt, als die That der Edeln! — Und zugleich ſtand ich da mit dem kühnſten Vorſatz, irgend etwas unter den Menſchen zu thun, das ſo lange leben ſoll, als die älteſte der Pyramiden. Dieſe Erde iſt eine Schaubühne, warum ſoll ich meine Rolle nicht auch ſpielen, daß man, wenn ich abgehe, ſagen könne, daß ich wohl geſpielt habe. Alſo eine Geſchichte will ich ſchreiben, welche meine Landsleute thätig machen ſoll; — den Luxus, und die Faulheit will ich verbannen; — den Ackerbau will ich

Achtes Kapitel.

Linie von Bayern - Landshut, 1292 — 1503.

Friedrich, 1392, † 1393.
Heinrich, gen. der Reiche, † 1450.
Ludwig der Reiche, † 1479.
Georg der Reiche, † 1503.

§. I.

Inhalt. Friedrich wurde der Stifter der zweiten niederbayeriſchen Linie; deſſen Gemahlinnen, Kinder.

§. II.

Heinrich veranlaßte in ſeiner Jugend eine ſogenannte Bürgeraufruhr zu Landshut; regierte aber nachmals ſehr löblich, und erhielt und hinterließ ſeinem Sohne und Enkel den Namen, der Reiche. Hintritt. Gemahlinn, Kinder.

§. III.

Ludwigs des Reichen kluge Haushaltung. Krieg wegen der Stadt Donauwörth. Schlacht bei Giengen 1462. Eröffnung der Univerſität zu Ingolſtadt im J. 1472. Ludwigs Hintritt, Gemahlinn, Kinder.

§. IV.

Georg des Reichen löbliche Regierung; widerrechtliches Teſtament; Hintritt 1503.

---

§. I.

Friedrich war der erſtgeborne Sohn Herzogs Stephan I. mit der Hafte, welcher Stephan bei der Nutztheilung im J. 1349 Landshut erhalten, und nach dem Hintritte des Herzogs Mainhard München mit dem Zugehör in Beſitz genommen hat. Seine drei Söhne theilten im J. 1392, und der erſtgeborne Friedrich erhielt Landshut nebſt Burghauſen, wobei er, weil ſein Antheil der beſſere geweſen ſeyn ſoll, ſeinen nutzgetheilten Brüdern eine jährliche Zulage an Geld zu entrichten verſprochen, und ſein Verſprechen bis an das Ende ſeines Lebens, das im J. 1393 (nach andern im J. 1392) erfolgt iſt, genau erfüllt hat; er war ein ſehr kluger, beſcheidener und unternehmender Herr, und wurde von ſeinem Vater gewählt, die Mark und Chur-Brandenburg, was aber nicht gelang, zu behaupten. Er hatte ſich zweimal, 1) mit Anna, Tochter des Grafen von Maurſtetten und Neyffen, und nach deren 1380 erfolgten Hintritt 2) mit Magdalena, Herzogs Bournabens zu Mailand Tochter, und Schweſter der Thaddä, Gemahlinn ſeines Bruders, Herzogs Stephan II. zu Ingolſtadt, vermählt. Dieſe Magdalena ſtarb im J. 1404. In dieſer letzten Ehe erhielt Friedrich 5 Kinder, als zwei Prinzen: 1) Johann, † 1396, 2) Heinrich, gen. der Reiche, und drei Prinzeſſinnen: Eliſabeth, Margareth, Magdalena, davon die erſte im Jahre 1401 an Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, und erſten Markgrafen von Brandenburg, und deren Tochter Margareth an Ludwig den Höckerichten von Ingolſtadt vermählt wurde.

§. II.

Heinrich, † 1450.

Herzog Heinrich war noch ſehr jung, als ſein Vater Friedrich mit Tod abgieng, und hatte anfangs an ſeinen Hofleuten ſehr ſchlimme Rathgeber, die ihn immer mit abwechſelnden Luſtbarkeiten unterhielten, und ſich dadurch bei dem jungen Herrn in Gunſt zu ſetzen ſuchten. Da das Geld nicht immer dazu vorhanden war, ſo gaben ſie dem jungen Herrn den Rath, er ſollte nur von den Bürgern Geld fordern. Die Bürger, welche ihre gewöhnlichen Abgaben gern, und die außerordentlichen in Fällen beſonderer Ereigniſſe immer willig entrichteten, ließen ſich, aus Liebe zu ihrem Herzog, wohl auch jetzt eine Weile drücken; aber wie ſie die Abgaben nicht mehr erſchwingen konnten, baten ſie den Herzog um Schonung; und da ſie nicht gehört wurden, wendeten ſie ſich an den damaligen Kaiſer Rupert, von der Pfalz, mit der Bitte, ſie bei ihren Freiheiten zu ſchützen. Hierüber wurde der junge Herzog ſo zornig, daß er vierzig Bürger ſehr hart mit Geld ſtrafte, vier andere aber von Haus und Hof jagte, und ihre Güter confiſcirte 1408. Dieſe vier Männer waren bei jedermann beliebt, und ihre Verbannung gieng den zurückgebliebenen Bürgern ſehr zu Herzen. Da ſie wußten, daß an allen Unarten des Herzogs ſeine Hofherren Schuld waren, ſo wurden ſie einig, ſich an denſelben zu rächen. Sie hielten zu dem Ende an einem Abend in dem Hauſe eines Bürgers, Dietrich Röckel, eine Berathſchlagung, wie ſie die Sache angehen ſollten, wurden aber von der ſchwatzhaften Gemahlinn dieſes Bürgers einem Hofjunker verrathen. Die Sache wurde ſogleich dem Herzog hinterbracht, der vor Angſt nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte. Er überließ die Anſtalten, womit man dieſe Verſammlung unthätig machen könnte, ſeinen Hofleuten, welche das Haus des Bürgers ſogleich mit Soldaten umgaben, und ſtürmten. Einige Bürger ſprangen über die Stadtmauer, an welche das Haus gebaut war, andere entkamen durch die Dunkelheit der Nacht. Von denen aber, welche man gefangen bekam, wurden viele theils ins Elend gejagt, theils gar hingerichtet. Es ſtand nicht lange an, ſo reute den jungen Herzog ſein Verfahren, ſo wie jeder unvorſichtige und übereilte Schritt, zu welchem er ſich von ſeinen Hofjunkern hatte verleiten laſſen. Gegen die Verſchwendung bekam er einen ſolchen Abſcheu, daß er in den entgegen geſetzten Fehler einer zu übertriebenen Sparſamkeit und Geldbegierde verfiel. Den Anfang machte er damit, daß er an ſeinem Hofe alle müßigen Leute abdankte, und dann nach Preußen gieng, und daſelbſt den deutſchen Ordensrittern 9 Jahre um den ordentlichen Sold diente. Bei ſeiner Zurückkunft ſetzte er ſeine eingeſchränkte Lebensart, und ſeine Begierde, Geld zu ſammeln, fort, worin er ſo weit gieng, daß er die Richterämter ſeines Hofes meiſtens ſelbſt in Perſon verrichtete. Er machte zwei wichtige Erbſchaften (die erſte 1425 bei dem Abgang der ſtraubingiſchen, und die zweite 1447 bei dem Abgang der ingolſtädtiſchen Linie), und ſammelte ſich ſolche Schätze, daß er nicht nur ſelbſt, ſondern auch ſein Sohn und ſein Enkel die Beinamen „die Reichen" erhielten.

Herzog Heinrich ſtarb zu Landshut, wo er auch begraben liegt, 1450. Seine Gemahlinn war Margaretha, Tochter Alberts IV. von Oeſterreich. Die Kinder dieſer Ehe waren: 1) Ludwig, gen. der Reiche, 2) Johanna, vermählt an Pfalzgraf Otto von Neuenmarkt, 3) Eliſabeth, vermählt an Graf Ulrich von Würtemberg, 4) Margaretha, Nonne zu Seligenthal.

§. III.

Ludwig, gen. der Reiche, † 1479.

Ludwig befand ſich bis in ſein dreißigſtes Jahr (und zwar einige Jahre in Geſellſchaft des jungen Markgrafen Albert von Brandenburg, deſſen Mutter Eliſabeth, eine Tochter des Herzogs Friedrich von Landshut war) im Schloſſe zu Burghauſen, wohin ihn ſein Vater Heinrich aus Rückſichten einer übertriebenen Sparſamkeit gleichſam verwieſen, und ihm in dieſem Erziehungsverhaft nicht ſelten das nöthige Geld zu den unentbehrlichſten Kleidungsſtücken verſagt hatte, welches um ſo auffallender war, als dieſer Heinrich auf einem Thurm eben dieſes Schloſſes ungeheure Schätze geſammelt hatte, bei welchen der Sohn täglich (nach der Schloßkapelle) vorübergehen und dabei darben mußte. Ludwig hatte aber im J. 1450 kaum die Regierung übernommen, als er ſolche Einrichtungen machte, welche von der unbeſchreiblichen Kargheit ſeines Vaters, und einer üppigen Haushaltung gleichweit entfernt waren; er zog ſich von allen Seiten Zutrauen, Ehre und Liebe zu. Sein Hof wurde von den anſehnlichſten Fürſten beſucht, und war damals einer der glänzendſten in Deutſchland.

Eine ſeiner erſten Unternehmungen war, daß er die Juden, welche ſich unter der Begünſtigung ſeines Vaters, dem ſie als ſogenannte Kammerknechte ſteuern mußten, ungemein in Landshut vermehrt, und da ſie allein vom Geldwucher lebten, nicht nur in dieſer Stadt, ſondern allenthalben im Lande, Vornehme und Niedere, Bürger und Bauern, zu ihrem Vortheil benutzt, und ſie ſich zu Schuldnern gemacht hatten, mit Einem Male, als ſchädliche Gäſte, wegſchaffte, und nach dem damaligen Beiſpiele anderer Staaten, ſeine

Unterthanen der verſprochenen Wucherzinſe wegen losſagte; ſo auch überall das müßige Geſindel aus den Städten entfernte, und ſtrenge Polizeigeſetze, welche allenthalben von den öffentlichen Kanzeln verkündiget werden mußten, einführte. Er hielt ſich an den vortrefflichen Grundſatz, an welchen er ſeine Hofleute öfters nachdrücklich erinnerte, daß er nur dann ſich für reich halten würde, wenn ſeine Bürger und Bauern wohlhabend ſeyn würden, und er kehrte zu ſolchem Ende die dienlichſten Mittel vor, die Wohlhabenheit ſeiner Unterthanen zu befördern; er nahm den Ackerbau in ſeinen beſondern Schutz, und bemühte ſich, den Bergbau und die Handlung empor zu bringen, und machte wiederholte vortreffliche Anſtalten, die Bergwerke in Küzbüchel und Rattenberg zu verbeſſern, und das Salzweſen in Reichenhall und den halleiniſchen Salzhandel in den möglichſt vollkommenen Zuſtand zu ſetzen.

Eben ſo eifrig bezeigte ſich Ludwig, ſeinem Vaterlande zu den Ländereien und Rechten, welche ihm unter ſchlimmen Umſtänden rechtswidrig entriſſen worden waren, wieder zu verhelfen, und der Krieg, welchen er wegen der Stadt Donauwörth unternahm, iſt, unter andern Verſuchen dieſer Art, vorzüglich berühmt. Dieſe bayeriſche Stadt wurde erſt von dem ländersüchtigen Kaiſer Carl IV. im J. 1347 von Bayern abgeriſſen, und zu einer Reichsſtadt umgeändert, doch vermöge eines Spruches des Reichsoberamts bald wieder zurückgeſtellt; im J. 1434 aber vom K. Siegmund, welchem die Bürger dieſer Stadt ſeine Schulden bezahlten, neuerdings zu einer Reichsſtadt erklärt. Ludwig beſchwerte ſich dieſes Verluſtes wegen bei vielen Reichsfürſten, Grafen und Edelleuten, und da dieſe ſein Vorhaben, ſich der Stadt ohne weiters zu bemächtigen, nicht nur billigten, ſondern ihm ihre thätige Unterſtützung verſprachen, erſchien er, nachdem er die nöthigen Anſtalten mit vieler Klugheit getroffen hatte, im J. 1458 den 19. Okt. mit einem Heere von 12,000 Mann zu Fuß, und 3000 zu Pferd plötzlich und unvermuthet vor den Mauern der Stadt, welche ſich auch, ohne ſich lange belagern zu laſſen, an ihn ergab. Durch dieſen Schritt zog er ſich die Mißgunſt des Kaiſers Friedrich III. von Oeſterreich in einem ſolchen Grade zu, daß dieſer ſogleich im Hornung des J. 1459 einen Reichstag zu Eßlingen hielt, den Ludwig als einen Reichsfeind erklärte, eine Reichsarmee, welche ſich auf 20,000 Mann belaufen ſollte, wider ihn aufbot, und den Markgrafen Albert von Brandenburg, mit welchem ſich Ludwig einiger Streitigkeiten wegen entzweit hatte, zum Oberſten dieſer Armee erklärte. Nachdem einige Unterhandlungen fruchtlos verſucht worden waren, kam es im Jahre 1461 zu einem allgemeinen Reichskrieg, welchen K. Friedrich damit eröffnete, daß er dem Ludwig einen förmlichen Fehde- oder Abſagebrief zuſchickte, und mit eilf Fürſten, einer großen Anzahl Grafen, und 32 Reichsſtädten ein Bündniß errichtete, deſſen Abſicht Ludwig durch angehaltene Boten und deren Briefereien erfuhr. Gleichwie ſich nun Ludwig auf alle Fälle vorbereitet hatte, ſo erſchien er noch in demſelben Jahre mit einem Heere, das aus 25,000 Mann zu Fuß, 1600 Mann zu Pferd, und 2600 Wagen beſtand, im Feld, und begann den kleinen Krieg. Im. J. 1462 den 19. Juli kam es bei Giengen zu einer Hauptſchlacht, welche Johann Jakob Fugger in ſeinem öſterreichiſchen Ehrenſpiegel beſchrieb: „Als der Markgraf (Albert von Brandenburg, welcher auf der feindlichen Seite) dem Stättlein Haydenheim (worin Ludwigs des Reichen leite waren) nichts abgewinnen mocht, iſt er auf die Stadt Giengen zugezogen, und auf dieſem Zug iſt des jungen Grauen zu Würtenbergs Hilff, deren dreyhundert zu roß und bey tauſend zu Fueß geweſen, zu Jme geſtoßen, alſo das der Markgraf dießmal bey acht tauſend zu Fueß und ſechshundert Pferdt, auch bei vierhundert Wägen, und bey zehen Stück Puchſen auf Redern gehapt; domit er auf den verbeſſern; — den Erfindungsgeiſt will ich in die Werkſtätte führen; — den Gelehrten will ich zum Bürger machen, dem Gefühlloſen will ich Empfindung, und dem Feurigen Beſcheidenheit einflößen.“ —

„Indeß kam ich in Gedanken fort, und ſtand unter dem Thore im Thal. Welcher Qualm von übeln, ſiechelnden Gerüchen! Welches Geräuſch, und welches Durcheinanderlaufen, und Geplauder von tauſend Stimmen!“

„Ich wußte kaum mehr, was ich gedacht hatte.“

Dieß ſchrieb Engelhof die letzten Tage, als er München verließ, um an ſeine Beſtimmung zu gehen, welche ihm zum erſtenmal angeboten, und ſo ſchwer es ihm fiel, von ihm auch angenommen wurde. Er hatte bereits die Jura gehört, und war ſchon einige Zeit in München, ſeiner Geburtsſtadt, wo er ſeinen Vater, oder ſonſt einen wohlthätigen Mann zu gewinnen hoffte, daß er den ſogenannten Gradum nehmen, und ordentlich um eine Bedienung anhalten könnte. Er würde dieſen wohlthätigen Mann bald gefunden haben, wenn er ihn geſucht, und ſich ihm in ſeiner wahren Geſtalt gezeigt hätte; allein er war theils zu ſchüchtern, theils zu ſtolz, jemand, wo es ihm fehle, zu klagen; und eben ſo ſelten waren

Berg bey Glengen zugeruckt, und daſelben ſein Geleger ſchlagen wollen. Herzog Ludwig aber hat ſich mit allem ſeinem Kriegsfolck ain wenig geſchwankt, und dem Markgrauen plaz geben, ſein Wagenburg auf dem Berg zu ſchlagen, und dieſen Liſt erſehen. Dieweil der Marckgraf ain neues unerfahrnes Volk, auch nicht viel rayſſiger pferde hatte, und darunter vil neuer Reytter, ſo aus den Handwerkern in den Reichsſtetten zuſammen gepracht, geweſen, welche den hauffen Fueßvolk nicht wol beſchützen mögen, hat er Jme entlich fürgenommen, das er den Markgrauen, emalen er die Wagenburg gar beſchlieſſen möchte, anzugreifen, und ſich mit Jme ſchlagen wölte. Hatte darauf den ſeinen tapfer zugeſprochen, daß ſie ſich gerüſt machen, und die feindlichen Schwaben tapfer und beherzt angreifen ſollen. Seines Hörs heimliche kreyden was ein aichnes Laub; ſo war jr Veyndsgeſchrey Hailige Maria! Markgraf Albrecht, als er vernommen, das der Feind in den nehen vorhanden, hat er ſein Volk auch jnn ordnung ziehen laſſen, und ihnen auch tapfer zugeſprochen, und jnen die heimliche kreyden welche ſanct Wilhelm geweſen, durch ſeine Hauptlaut anſagen laſſen; ſo was ſein kriegsgeſchrey, das Römiſch Reich: und vermeinet, wann er ſein Wagenburg ſchlagen, und ſein kriegsfolck beſchlieſſen möcht, das er, ſoverr es zu einem ſchlagen kommen möcht, die Victorien an den Bayern erſtreiten wolte. Und was faſt fro, das er den berg erlanget hett. Wie aber das hör auf den berg kommen, und die Wägen hernach gefaren, auch angefangen, die Wagenburg zu beſchlieſſen, welche auch ziemlich beſchloſſen, aber nicht recht nach ordnung beſetzt was, ſehend da zeucht Herzog Ludwig mit ſeinem rayßigen Zeug vor, und ſein Fueſſfolck auf der ſeiten daher, und fallen mit groſſem Geſchrey an die Wagenburg, dieſelbig zu ſtürmen. Es hat aber der Markgraf ſein ordnung auch gemacht; und ſtanden die von Augsburg mit jrenn fanen neben andern in Ordnung, und ſchüſſen tapfer unter den feind. Nachdem aber der Bayriſch rayß'g zeug erſtlich ſo tapfer in des Reichs rayßigen zeug ſezet, da hat ſich des jungen Grauen von Würtembergs kriegsfolck, mit dem panier von Thubingen, gewendet, welliches ain gemaine flucht under des reichskriegsfolck gemachet hat. Als ſolches der Markgraf erſehen, hat er ſich auch gewendet, und zu den Fußknechten geſagt: Lieben ſun, flicht der Stadt Giengen zu! hierauf die Schweizer, ſo von der Stadt Augſburg beſtelt, und bei dir Stadt panier waren, geſchryen: Ach nicht, gnediger Herr, laß uns mannlich wehren! ſteet nur, und laſſet uns mechen! Es war aber umbſonſt, dan es was eine gantze flucht under des kayſers Kriegsfolck kommen. Die bayeriſchen und Behmiſchen jagten auch dem Volk nicht nach, ſondern fielen in die Wagenburg, und namen, was ſie funden. In dieſem Ueberfal ſeynd von den Kaiſerl. nicht über hundert rayſſig erſtochen und gefangen worden, darunter ein Freiherr, und vierundzwainzig vom Adel geweſen, und haben die von Augsburg darunter vierundzwainzig Mann ritterlich verlohren. Bey dem panier ward Herr Hilbold von Knöringen, und Herr Wilhalm Wallſeſſer, und andre des Adels gefangen. Inn ſumma bei 300 Fußknecht ſeynd todt blieben, und bei zwayhundert gefangen worden. Bey dreyhundert allerley pferdt hat Herzog Ludwig gefangen. Alles was die furſten und Stett für Kriegsrüſtung, als wägen, püchſen, pulare und anders in dem Veld gehapt (on allain die Gezeldt nicht, die von Ulm aus auff dem Wege geweſen) das haben die Beheim geplündert und gewunnen. Des hailigen Reichs panier, welches ainen Schwarzen Adler mit ainem Haupt gehabt, und aller Reichsſtett, ſo dem Kayſer in dieſem kriege geholffen, Wappen darinnen gemacht geweſen, auch das Kayſerliche panier, welches den Adler mit zwayen Hauptern und das Wappen Oeſterreich in der Bruſt hatte, item des Markgrafen panier mit dem Roten Adler, der des

Burggrauen von Nürnberg Wappen im Herzen des Adlers gehapt, jtem des Reichs Marckſchalcks Wappen, mit der zwayen blutigen ſchwertern, jtem des Grafen von Würtenbergs fanen mit den dreyen Hirſchenhorn und zwen Viſchen, und ſonſt viler Stett panier, die alle gewunnen, und in Herzog Ludwig Gewalt gebracht worden ſeind. Wie nun der Markgraf Albrecht mit den ſeinen die Flucht auf die Statt Giengen genommen, do iſt das folck zu roß und zu Fueß, vor groſſen ſchrecken in der gehen und reuttenden Flucht, gar vaſt beſchädigt worden. Vil ſind den Berg hinabgefallen, die andern ſind mit Roß und Mann übergangen, auch andere mit jnen den Berg hinabgeſchlagen, und haben mit irenn Gewehren einander faſt übel verwundet. So ſind etliche in dem Waſſer, die prenz genannt, ertruncken. Alſo das in dieſer eylenden, und wüettenden flucht mer aus aigner beſchedigung umbkommen, dann erſchlagen worden. Und als die in Giengen flüchtig kommen, do haben ſie die Thor zugeſchlagen, der Marckgraf iſt aber zu den andern Thor hinauß auf ain ſchloß, Albeck genannt, mit wenig pferden kommen, alldort er ainen ſeiner Diener des Adels abgefertiget, welcher auf Ulm poſtieren, und dem Rat daſelbſt anſagen, daß ſie ſein fürſtlich Gnade mit etlichen rayſſigen gen Ulm auf das bäldeſt beladen ſolle, welches auch alſo beſchehen. Auf Herzogs Ludwigs ſeytten, ſind im Anfang, bey hundert, und zwey und dreyßig Mann gar bald erſchoſſen, und erſtochen, die gen Laugingen gefürret vnnd daſelben begraben worden, darunder drey vom Adel, ain Hauzenberger, ain Ryetterer, und ain Florſtett, ſo ain Oeſterreicher geweſen. Dieſer Vberfall und des Reichs Niderlag, iſt auff den Montag vor Maria Magdalena, welcher der neunzehnd July geweſen, umb die zehend ſtund vormittag beſchehen: vnnd hatte Herzog Ludwig ſeine hauffen alſo geordnet. Das Rennpanier, mitt dem Bayrland, hat er Herrn Heinrichen von Gumppenperg zu fueren befohlen, er hat fünfhundert pferd gefuerret. Den gewaltigen Hauffen, ſo auff tauſend pferd ſtarck geweſen, mit dem Hauptpanner, hat Herr Georg Töringer, Herr Friederich Penzenawer, Herr Heinrich Ahaimer, Heinerich Moreltinger, und Hans Ebran, alle Ritter, im erſten Glied gefüeret, vnnd hat Herr Wolfgang von Chamer das fürſtlich Panier, mit dem Löwen von Bayrland, gefüeret, vnd hinter dem Paner iſt Herzog Ludwig perſönlich, Her Thoman Preyſinger, Herr Hans Frawenberger, und Herr Wilhalm Fronhofer, neben ſeiner Fürſtlich Gnad geritten. Vnnd als die Brüeder (das ſind die Boheim) daher gezogen, do iſt Graff Wolffgang von Schaumburg vom Pferd abgeſtanden, und den Boheim jnn jr ſprach tapfer zugeſprochenn, auch den Angriff zu fueß mit jnen thon helffen. Bey vierzig Herrn des Adels ſind von Herzog Ludwigen von Bayern, nach der ſchlacht auf der Walſtatt zu Ritter geſchlagen worden.“ Ungeachtet des glücklichen Ausgangs dieſer Schlacht hat ſich der Herzog Ludwig im J. 1463 dennoch aus Großmuth und Liebe zum Frieden, der Stadt Donauwörth begeben.

Ludwig hatte ſchon im J. 1450, mithin unmittelbar nach dem Antritt ſeiner Regierung den Entſchluß gefaßt, eine Univerſität zu Ingolſtadt anzulegen, wie er dann an der Vollendung derſelben mitten im Kriege gearbeitet, im J. 1459 zur Gründung derſelben, wozu er einige fromme Stiftungen Ludwigs des Gebarteten benutzte, die erſte päbſtliche Bulle erhalten, und dieſelbe endlich im J. 1472 im Beiſeyn vieler Biſchöfe mit der größten Feierlichkeit eröffnet hat. Dieſer Fürſt ſtarb den 17. Jänner 1479. Seine Gemahlinn war Amalia, Churfürſt Friedrichs II. von Sachſen Tochter, und ſeine Kinder waren 1) Georg, genannt der Reiche, 2) Margaretha, vermählt an Churfürſt Philipp von der Rheinpfalz.

§. IV.

Georg der Reiche, † 1503.

Herzog Georg war nicht weniger wirthſchaftlich, als ſein Vater und Großvater geweſen ſind; er liebte das Geld beinahe bis zum Geiz, und verwahrte den Schatz im Schloſſe zu Burghauſen nicht nur ſorgfältig, ſondern vermehrte ihn mit großen Summen, und kaufte ferner von Zeit zu Zeit ſchöne Güter, um ſeinen jährlichen Einkünften einen Zuwachs zu verſchaffen; zog ſich aber dadurch manchmal viele Verdrießlichkeiten zu, wie dann in Schwaben ein allgemeiner Bund wider ihn errichtet wurde, wozu ſeine Beamten in Burgau durch ihr unbeſcheidenes Betragen die Veranlaſſung gaben. Herzog Georg brachte dieſe Grafſchaft vom Stift Augsburg, an deſſen Biſchof Johann II. ſie der Erzherzog Sigmund von Oeſterreich verpfändet hatte, an ſich; räumte aber im Jahr 1485 auf dieſelbe dem Erzhaus Oeſterreich das Wiederlöſungsrecht ein, wie ſie dann der Kaiſer Maximilian im J. 1492 wirklich eingelöſet hat. So wirthſchaftlich übrigens Herzog Georg war, ſo gab er doch manchmal, beſonders wenn ihn Fürſten beſuchten, prächtige Luſtfeſte, und ſchon ſeine Hochzeitfeier im J. 1475, als er ſich mit der polniſchen Prinzeſſinn Hedwig verwählte, machte ihn in ganz Deutſchland berühmt. Die Beſchwerden ſeiner Unterthanen ſuchte er mit Sorgfalt zu erfahren, und zu entfernen, und als ihm die Bauern eines Tages klagten, daß die Hirſchen und Schweine ihre Felder verwüſteten, ſtellte er unverzüglich alle lärmenden Jagden ein, ſo ſehr er dieſe liebte, und verſchenkte ſeine Fangvögel und Jagdhunde an auswärtige Höfe. Auch verbot er ſeinen Pflegern und Beamten bei Lebensſtrafe, Geſchenke anzunehmen, ſo daß man ihn, wie die gleichzeitigen Chroniken ſagen, ſehr fürchtete, aber zu gleicher Zeit nicht weniger liebte und ehrte. Er wählte ſich wenige, aber ſehr geſchickte und redliche Männer zu ſeinen Miniſtern, wie er dann den Doktor Friedrich Maurkircher, auch, nachdem dieſer Herr Biſchof zu Paſſau geworden war, noch bei ſich als Kanzler behielt (Maurkircher ſtarb im J. 1485 zu Landshut, und wurde bei ſeinen Vorältern zu Braunau begraben), und nach ihm die Kanzlerſtelle einem nicht weniger geſchickten Manne, Wolfgang Kollberger, welchen K. Friedrich III. in den Adelſtand erhob, anvertraute. Herzog Georg gieng in den letzten Jahren ſeines Lebens mit einer Entſchließung um, deren Vollzug dem geſammten Lande Bayern ein unbeſchreibliches Elend zuzog. Er hatte in der Ehe mit der Hedwig zwei Töchter erhalten, und die ältere derſelben, Eliſabeth (die jüngere, Margareth, war zuerſt zu Altenhohenau, und dann zu Neuburg an der Donau Nonne geworden), an den Pfalzgrafen Rupert (Sohn des Churfürſten Philipp von der Pfalz) vermählet, und er mag nun eine beſondere Liebe gegen dieſe ſeine Tochter, oder eine nicht weniger beſondere Abneigung gegen den Herzog Albert IV. zu München, welcher ſein rechtmäßiger Erbe war, genährt haben (wovon man keine gegründete Urſache anzugeben weiß); ſo faßte er den Entſchluß, ſeinen Tochtermann, Rupert, zu ſeinem Nachfolger und zum Erben ſeiner Länder zu erklären. Er errichtete in ſolcher Abſicht im J. 1496 zu Heidelberg ganz in Geheim ein Teſtament, und erſuchte den Kaiſer Maximilian I. um die Beſtätigung, welche ihm aber dieſer Monarch nicht nur verſagte, ſondern ihm vielmehr nachdrücklich der Verträge und fideicommiſſariſchen Grundgeſetze ſeines Geſammthauſes erinnerte. Dennoch verharrte Georg auf ſeinem Vorhaben, und als er im J. 1503 zu Ingolſtadt ſehr erkrankte, ließ er den Pfalzgrafen Rupert zu ſich kommen, und weil die Bürger von Ingolſtadt dieſem Herrn nicht huldigen wollten, ſchrieb er einen allgemeinen Landtag auf den 11. Dec. nach Landehut aus, während welcher Zeit bereits einige Fähnlein fremder Soldaten bei Neuburg und Ingolſtadt vorüber tiefer ins Land zogen. Die Schlöſſer zu Landshut und Burghauſen wurden von dieſen und ihren Anhängern bereits in Beſitz genommen, und nun ſollte auch die Beſtätigung der niederbayeriſchen Landſtände erfolgen, als Georg den 1. Dec. 1503 mit Tod abgieng; er wurde nach Landshut geführt und daſelbſt begraben. Die Bürger der Städte faßten hierauf den Entſchluß, bis zum Ausgang der Sache, weder dem Pfalzgrafen Rupert noch den Herzogen zu München, zu huldigen. Alle Städte wurden geſchloſſen, und im ganzen Lande herrſchte eine unbeſchreibliche Beſtürzung. Wir werden die Geſchichte dieſes Erbfolgeſtreites bei Herzog Albert IV. vernehmen.

diejenigen, die ihn ſahen, im Stande, ihn zu beurtheilen. Engelhof war gar nicht gemacht, ihnen zu gefallen. Es kam ihnen alles, was er that und ſagte, fremd vor; gemeiniglich verſtunden ſie den einen Theil nicht, und über den andern ärgerten ſie ſich. Kurz, ſie wußten nicht, was ſie aus ihm machen ſollten, und läſterten ihn entweder, welches der gewöhnliche Fall war, oder wenn ſie recht gutherzig waren, ſo ließen ſie ihn gehen. Denn heimlich war ihnen angſt, wenn er auf ſie zuging, weil ſie eine geheime Hoheit fühlten, bei der ſie nicht wußten, wie ſie daſtehen, oder ſich gebährden ſollten. Einzelne Männer ahndeten ihn ſchon. Ein gewiſſer Lehrer in Ingolſtadt, der nachher einer unſerer erſten Staatsmänner geworden, ſchrieb von ihm einen Brief nach München dieſe merkwürdigen ahndenden Worte: „Dieß Jahr hatten wir ein ſeltſames Phänomenon auf unſrer Akademie, auf deſſen weiteres Schickſal ich ſehr begierig bin, si diu vixero. Er begriff das Ganze mit einem Blick, und redete oft etwas, das mich ſehr bekümmerte, weil es ihm Verdruß machen wird. Er genoß meiſtens nur ein wenig Suppe, trocknes Brod und Waſſer. Ob er es aus Armuth thun mußte, weiß man nicht. Aber die Juriſten verſuchten es oft, und boten ihm Geld an, das er niemals angenommen hat. Noch ſcheint er

Neuntes Kapitel.

Herzoge von Bayern = München.

1) Stephan, Fibulatus, oder mit der Hafte, † 1375. 2) Johann, † 1397. 3) Erneſt, † 1438. 4) Albert III., † 1460. 5) Albert IV., † 1508.

Inhalt. §. I. Stephan (**Fibulatus**) erbte Oberbayern; verlor Tyrol. Deſſen Gemahlinn, Kinder. Nutztheilungen ſeiner drei Söhne im J. 1392, und Entſtehung der Linien zu München, Ingolſtadt, Landshut. §. II. Johann aus München; Hintritt, Gemahlinn, Kinder. §. III. Erneſts I. gemeinſchaftliche Regierung mit ſeinem Bruder Wilhelm III. Hintritt dieſes letztern, Gemahlinn; dann des Erneſts im J. 1438. §. IV. Albert III. ſchlug die böhmiſche Krone aus. Deſſen Hintritt, Gemahlinn, Kinder. §. V. Gemeinſchaftliche Regierung a) des Johanns und Sigmunds, b) des Sigmunds und Alberts IV., welcher ſich mit ſeinen nachfolgenden Brüdern Chriſtoph und Wolfgang abfand, und den Grund zum Recht der Erſtgeburt legte. Landshutiſcher Krieg.

§. 1.

Stephan I., genannt mit der Hafte (Fibulatus), † 1375.

Herzog Stephan, welcher wegen ſeiner zierlichen und gehäftelten Kleider den Namen, der Gehäftelte, erhielt, war der zweite Sohn Kaiſers Ludwig von Bayern, und würde (wenn die ſchönen Ausſichten, welche ſich ihm verſchiedene Male öffneten, durch widrige Zufälle nicht immer wieder vernichtet worden wären) einer der glücklichſten jener Söhne (ſeiner Brüder) geworden ſeyn. Gleichwie ſein Vater (der Kaiſer) jede Gelegenheit benützte, um jedem ſeiner Söhne den Beſitz irgend eines anſehnlichen Reichslehens zu verſchaffen, ſo hatte er auch mit unſerm Stephan ſehr wichtige Abſichten, und weil die erſte Gemahlinn dieſes Stephans, Eliſabeth, mit den Hohenſtauffern verwandt war, ſo glaubte der Kaiſer, daß ſein Sohn Stephan wegen dieſer ſeiner Gemahlinn befugt ſeyn könne, auf das (nach dem traurigen Schickſale Conradins) erloſchene Herzogthum Schwaben Anſprüche zu machen, und ſo belehnte er (der Kaiſer) ihn im J. 1341 mit jenem Herzogthum (oder eigentlich mit der

Reichsvogtei) Schwaben. Der neue Herzog erklärte einſtweilen Ravensburg für ſeinen Hauptſitz, und er würde ſich, da er die ſchwäbiſchen Ritter bereits wieder nach dem ehemaligen Geleiſe zu führen, glücklich verſucht hatte, in ſeinem neuen Herzogthum Schwaben wahrſcheinlich befeſtiget haben, wenn ihm oder einem ſeiner Brüder geglückt hätte, nach dem Hintritt ihres Vaters, die kaiſerliche Würde bei dem bayeriſchen Hauſe zu erhalten. Im J. 1363 (da Herzog Mainhard ſtarb) nahm er Oberbayern in Beſitz, und auch Tyrol dürfte ihm nicht entgangen ſeyn, wenn er dafür hätte (was er nicht geweſen ſeyn ſoll) beſorgter und thätiger ſeyn wollen. Der Verluſt aber von Brandenburg kränkte ihn unausſprechlich, und der Gram über dieſen Verluſt ſoll ihn ſeinem Lebensende zugeführt haben. Sein Hintritt erfolgte im J. 1375; er hatte ſich zweimal vermählet, a) mit Eliſabeth, König Friedrichs II. in Sicilien und Neapel Tochter, † 1349. b) mit Margaretha, Burggrafen Johanns II. zu Nürnberg Tochter, † 1377. In der erſten Ehe erhielt er drei Söhne, a) Stephan II., b) Friedrich, c) Johann, welche im J. 1392 nutzgetheilt, und die drei Linien zu Ingolſtadt, Landshut und München gegründet haben.

an Kaiſer Wenzel vermählt worden, und im J. 1428 geſtorben iſt.

---

§. III.

Erneſt I., † 1438. Wilhelm III., † 1435.

Dieſe zwei Herren und Brüder Erneſt I. und Wilhelm III. regierten gemeinſchaftlich, klug und friedlich. Sie betrugen ſich ſtandhaft gegen ihre Vettern von Jngolſtadt, und zeichneten ſich im Huſſittenkriege (1419 — 1436) durch vorſichtige und beherzte Anſtalten aus. Nach dem Hintritt des Herzogs Johann von Straubing-Holland fiel ihnen, jedem insbeſondere, ein Theil ſeiner Erbſchaft an. Herzog Wilhelm III. wurde im J. 1431 vom K. Sigmund zum Protektor der Kirchenverſammlung zu Baſel gewählt, und erwarb ſich durch ſeine kluge Benehmung eine allgemeine Achtung; er ſtarb zu München im J. 1435. Seine Gemahlinn war Margaretha, Tochter des Herzogs Adolph von Cleve, welche ſich nach dem Hintritt des Herzogs Wilhelm III. an den Grafen Ulrich von Würtemberg verheirathete.

Sie hatte dem Wilhelm zwei Söhne, Adolph und Wilhelm, geboren, welche aber wieder ſtarben.

Herzog Erneſt I. war ein beſonderer Liebhaber der vaterländiſchen Geſchichte, wie dann der bayeriſche Chronikſchreiber Andreas, ein Kloſtergeiſtlicher zu St. Mang bei Regensburg, erzählet, daß, als er ſich in Geſchäften ſeines Kloſters nach Straubing, wo Erneſt eben anweſend war, begab, dieſer auf ihn zugegangen, ihn umarmt, und ſich ſorgfältig erkundiget habe, welchen Gegenſtand der bayeriſchen Geſchichte er künftig bearbeiten werde. Dieſer Herr ſtarb zu München im J. 1438. Seine Gemahlinn war Eliſabeth, Herzogs Johann Galeaz oder Bournabon von Mailand Tochter († 1432), und ſeine Kinder waren: 1) Albert III., gen. der Fromme. 2) Beatrix, vermählt a) an Grafen Hermann von Cilley, und nach deſſen Hintritt b) an Herzog Johann von dem Nordgau. 3) Eliſabeth, vermählt a) an Herzog Adolph von Gülich und Berg, und (nach einigen Zeugniſſen) nach Adolphs Hintritt, b) an Grafen Heſſo von Leiningen.

§. IV.

Albert III., † 1460.

Die Jugendgeſchichte dieſes Herzogs mit der Agnes Bernauerinn iſt bekannt genug. Albert faßte gegen dieſes Frauenzimmer, eine Bürgerstochter aus dem ſchwäbiſchen Reichsſtädtchen Biberach am Rieß, eine ſo leidenſchaftliche Neigung, daß er ſich, wie ſich nicht ungegründet vermuthen läßt, insgeheim mit ihr verehelichte. Wenn dem ſo war, ſo hätte der Prinz ſein Vaterland freilich einer unmittelbaren Gefahr eines verwüſtenden Krieges ausgeſetzt, wenn er in dieſer Ehe Söhne erhalten, und für dieſelben das Erbrecht, das ihm die nächſten Anverwandten angeſtritten haben möchten, behauptet hätte. Sein Vater, Erneſt I., ließ aber eines Tages die Agnes, in Abweſenheit des Alberts, gefangen ſetzen, und einem Hofgerichte überliefern, durch welches ſie verurtheilt wurde, in der Donau ertränkt zu werden. Dieſes Urtheil wurde auch ſogleich in Straubing vollzogen den 12. Oct. 1436, worüber Albert unausſprechlich betrübt, und in der Folge ſelbſt Herzog Erneſt gerührt, das Vaterland aber von der Gefahr einer grauſamen Zerrüttung befreit wurde. Sein Vater verwählte ihn bald darauf mit des Herzogs Erich von Braunſchweig Tochter, Anna, mit welcher er, wie am Ende geſagt werden ſoll, viele Kinder erhielt.

Herzog Albert III. legte bald nach dem Antritt ſeiner Regierung eine herrliche Probe einer fürſtlichen Großmuth ab. Im J. 1439 gieng nämlich Kaiſer Albert II., König von Ungarn und Böhmen, mit Tod ab, ohne einen wirklich vorhandenen Erben zu hinterlaſſen; er hinterließ aber eine geſegnete Gemahlinn, welche erſt nach ſeinem Tode einen Sohn gebar, **Ladislaus**, genannt **Posthumus**. Die Stände jener Königreiche ſchritten zu neuen Wahlen, und die Stände von Böhmen wählten zu ihrem König den Herzog Albert III., als welcher ihnen (denn er hatte ſich einige Zeit bei der Königinn Sophia, der Schweſter ſeines Vaters, aufgehalten) wohl bekannt, und der böhmiſchen Sprache und Verfaſſung kundig war. Es kamen demnach im J. 1440 die Herren Ulrich von Roſenberg, Meinhard von Neuhaus, Heinrich Praczeck, Georg Podiebrad, dann vier Ritter und die Bürgermeiſter von Prag, als Abgeordnete, nach München, und boten dem Herzog Albert die böhmiſche Krone an; allein der Herzog bezeigte ihnen darüber ſeine große Verwunderung, daß ſie kein Bedenken trügen, ihm eine Krone anzubieten, welche dem jungen Ladislaus von Rechtswegen gehörte; er betheuerte ihnen, daß er weit entfernt ſey, ein Königreich mit Unrecht an ſich zu bringen, und entließ ſie. Eine gleiche Großmuth und Mäßigung äußerte er nach dem Hintritt des Herzogs Ludwig des Gebarteten von Ingolſtadt im J. 1447, deſſen Erbſchaft an Herzog Heinrich von Landshut fiel. Als ihm einige Herren ſeines Hofes den Rath gaben, er möchte ſich, da er doch ebenfalls ein naher Anverwandter des verſtorbenen Herzogs wäre, wenigſtens einiger Städte aus der Verlaſſenſchaft deſſelben bemächtigen, gab Albert zur Antwort: „Auch wenn ich ein Recht hätte, würde ich nichts nehmen, was dem Hauſe nicht verloren geht, und was ich meinem Vetter, der das nächſte Recht hat, mit Gewalt nehmen müßte.“

Albert III. war ein ſtrenger, gerechter und frommer Herr *). Da er fünf lebende Söhne hinterließ, ſo brachte er, damit nicht wieder Nutztheilungen geſchehen möchten, einen Vorſchlag einer Art von einer Primogenitur, oder eines Rechts der Erſtgeburt auf die Bahn, indem er verordnete, daß jederzeit nur die zwei älteſten Söhne regieren ſollten. Er ſtarb im

---

*) Siehe Weſtenrieders hiſt. Beiträge.

J. 1460, und wurde auf dem Berge Andex, wo er ſtatt regulirter Chorherren Benediktiner einſetzte, begraben. Seine Gemahlinn Anna (welche ſich als Wittwe an den Herzog Friedrich von Braunſchweig-Calenberg verheirathete, aber von ihm bald wieder geſchieden wurde, und nach München zurückkehrte) ſtarb 1474, und wurde zu Andex beigeſetzt. Die Kinder dieſer Ehe waren: a) Johann, geb. 1437. b) Erneſt, geb. 1438, der früh ſtarb. c) Sigmund, geb. 1439. d) Albert, geb. 1440, der bald ſtarb. e) Margaretha, geb. 1441, welche im J. 1462 an des Markgrafen Friedrichs von Mantua erſtgebornen Sohn, Friedrich Gonzaga, vermählet worden, und 1479 geſtorben iſt. f) Eliſabeth, geb. 1442, verheirathet an Herzog und Churfürſt Erneſt von Sachſen, Sohn des Churfürſten Friedrichs. g) Albert IV., gen. der Weiſe, geb. 1447. h) Chriſtoph, geb. 1449. i) Wolfgang, geb. 1451. k) Barbara, geb. 1454, welche die Hand Königs Ludwig XI. von Frankreich ausſchlug, und zu München im Kloſter, gen. am Anger, eine Nonne wurde, wo ſie im J. 1474 ſtarb.

beinahe keine Schwachheit an ſich zu haben, si sic permanserit, spero et confido, eum futurum ingentem virum. Laden Sie ihn einmal zu ſich, nur Wunders halber. Er verdient wenigſtens ſo geſehen zu werden, wie ein Kameel, oder ein Elephant. Ich gab ihm die Worte auf den Weg: noli esse incredulus, sed fidelis. Wofür er mir Mund und Hand küßte, das die andern Juriſten ſehr wunderte. Ja, laden Sie ihn zu ſich."

Wenn es gewiß iſt, und es ſcheint ſo zu ſeyn, daß man manchmal, wenn man von jemanden ſcharf und bitter beurtheilt, und durch dieſe Wege bekannt gemacht wird, ſtatt vernachläßigt zu werden, hervorgeſucht, ja noch wohl vertheidiget, und mit einer gewiſſen Achtung betrachtet wird, ſo würde ſich Engelhof, wäre er in Geſellſchaften gekommen, bald dieſen Vorzug erworben haben. Der wohlgeborne Mann, an welchen der Lehrer geſchrieben hatte, ließ ihn zu ſich kommen, und ich bin durch einen beſondern Zufall ſo glücklich geweſen, das Rückſchreiben zu erhalten, worin er dem Lehrer den Verlauf dieſes Beſuches gemeldet hat. Und wenn gleich derſelbe auf ſein Leben, ſoviel ich weiß, keinen weitern Bezug hat: ſo will ich ihn doch hier einrücken, da dieſer Vorfall uns wenigſtens dazu dient, ſeinen Charakter näher kennen zu lernen.

§. V.

Johann, Sigmund, Albert IV., gen. der
† 1463. † 1501. Weiſe, † 1508.
Chriſtoph, Wolfgang,
† 1493. † 1514.

Gemäß der Verordnung Herzogs Albert III. führten von ſeinen hinterlaſſenen fünf Söhnen erſt die zwei ältern, Johann und Sigmund, und (als Johann im J. 1463 zu München mit Tod abgieng) Sigmund und Albert IV. die Regierung gemeinſchaftlich. Im J. 1467 überließ Herzog Sigmund ſeinem Bruder Albert IV. die Regierung von Oberbayern, doch ſo, daß er ſich noch einige Zeit die gemeinſchaftliche Mitherrſchaft über die Gerichte Dachau und Starenberg, und die gemeinſchaftliche Advokatie über verſchiedene Klöſter, dann die Schlöſſer Nänhofen (Neinhof, Neuenhof), Menzing, Grünwald u. a. vorbehielt, im J. 1485 mit ſeinem Bruder Albert IV. einen neuen Vertrag traf, vermöge deſſen er dieſem die Schlöſſer Starenberg und Grünwald, die Schwaig Laufzern, Neuried und Forſtenried u. a. zurückgab, und dafür den Burgſtall mit dem Dorf Bayerbrunn, und einige Höfe mit den Gerichten und

Herrlichkeiten bekam, ſich in ſeinem Privatleben mit Gelehrten und Künſtlern unterhielt (im J. 1468 legte er den Grund zu der berühmten Frauenkirche in München), und im J. 1501 unverehelicht ſtarb.

So ruhig und ordentlich die Verträge des Herzogs Sigmund mit ſeinem Bruder Albert IV. geſchlichtet wurden, ſo konnten ſie dieſen doch nicht wider ſehr unangenehme Mißhelligkeiten ſichern. Sein Bruder Chriſtoph nämlich behauptete, daß, weil Sigmund der Regierung entſagt hätte, nunmehr auch ihm ein gemeinſchaftlicher Antheil an derſelben zuſtehe. Herzog Albert beredete ihn, die Sache auf eine Entſcheidung des Herzogs von Landshut, Ludwigs des Reichen, ankommen zu laſſen. Herzog Chriſtoph ließ ſich den Vorſchlag gefallen, wurde aber höchſt unzufrieden, als das Urtheil des Schiedrichters dahin ausfiel, daß die Regierung dem Herzog Albert IV. zuſtehen ſolle. Dieſer gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſeinen Bruder zu beſänftigen, und machte mit ihm, um ihn zu zerſtreuen, eine Luſtreiſe nach Italien; allein Chriſtoph vergaß die Sache nicht, und nach ſeiner Zurückkunft betrug er ſich ſo ungeſtüm, daß ihn Albert IV. im J. 1451 durch den Grafen Niklas von Abensberg, und andere vom Adel in Verhaft nehmen, und ihn, ungeachtet ſich K. Friedrich III.

eifrig für ihn verwendete, erſt nach achtzehn Monaten in Freiheit ſetzte, wobei er ihm die Städte Weilheim und Landsberg, nächſt dem Schloſſe Päll auf zehn Jahre überließ. Chriſtoph bedrückte aber dieſe Städte dergeſtalt mit Abgaben, daß Herzog Albert **IV.** auf höchſt nachdrückliche und gegründete Beſchwerden der Bürger von Landsberg, ſich entſchloß, ihm die Städte, zumal da die zehn Jahre zu Ende giengen, wieder abzunehmen, was zwar geſchehen, aber vom Herzog Chriſtoph mit einer großen Frevelthat geendet worden iſt. Herzog Albert **IV.** hatte nämlich die Abnahme der Städte einigen von Adel übertragen, an deren Spitze ſich der eben erwähnte Niklas von Abensberg, der letzte ſeines Geſchlechts, befand. Herzog Chriſtoph bekam von der Reiſe dieſes Grafen nach München Nachricht, und da er geglaubt haben mochte, daß dieſer Graf neuerdings ankomme, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, überfiel er ihn auf der Straße nach Freiſing, und tödtete ihn im J. 1485; er hätte auch jetzt ſeine Feindſeligkeiten vermuthlich noch weiter getrieben, wenn ihn nicht Herzog Albert **IV.** durch dringende Vorſtellungen, und vorzüglich damit, daß er ihm Schongau, Weilheim und Päll, und ſtatt Landsberg das Pfleggericht Rauchenlechsberg nutznießlich nebſt andern Vortheilen überließ, beſänftigt hätte. Im Jahre

1493 endlich trat Chriſtoph mit Friedrich von Meiſſen eine Andachtsreiſe nach Paläſtina an, wo er auf der Inſel Rhodus unverehelicht ſtarb. Nunmehr war der Herzog Wolfgang, der ſich ebenfalls niemals verehelichte, der mitregierende Herr, der ſich aber beſcheidener betragen, nachmals ſogar in die Einführung des Rechts der Erſtgeburt gewilligt, und ſeinem Bruder Albert IV. in ſeinen Unternehmungen getreulich geholfen hat.

Herzog Albert IV. machte verſchiedene Verſuche, ſein Land zu vergrößern, von welchen ihm aber die wenigſten gelangen, und auch ſolche, wozu er ein offenes Recht hatte, mißlich ausfielen. Im J. 1486 erhielt er die Reichsſtadt Regensburg, durch eine freiwillige Ergebung, und im J. 1487 heirathete er zu Innsbruck die kaiſerliche Prinzeſſinn Cunegunde, und erhielt vom Erzherzog Sigmund, welchem ſein Vetter, der Kaiſer Friedrich III. jene Cunegunde, ſeine Tochter, anvertraut hatte, ſogar die Grafſchaft Tyrol als Heirathgut. Beides geſchah ohne Vorwiſſen und ohne Einwilligung des Kaiſers Friedrich III., welcher ſich darüber außerordentlich entrüſtete. Zwar billigte er durch die Vermittlung ſeines Sohnes Maximilian die Heirath ſeiner Tochter, und verſohnte ſich im J. 1489 mit Herzog Albert IV. zu Linz, wohin ſich dieſer perſönlich zu ihm begab; aber die Uebergabe der Reichsſtadt Regensburg wollte der Kaiſer durchaus nicht zugeben, und Herzog Albert IV. zog ſich dadurch die ſchwäbiſchen Stände, welche im J. 1488 zu Eßlingen einen Bund wider ihn und den Herzog Georg von Landshut errichteten, auf den Hals. Dieſer Bund brachte, unter der Anführung des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, als oberſten Hauptmanns, dann des Grafen Eberhard von Würtemberg, und des Grafen Ulrich von Montfort, eine Armee, welche ſich auf 18,000 Mann Fußvolk, auf mehr als 2000 Reiter, und eine große Anzahl freiwilliger Reiter und Knechte belief, zuſammen, und im J. 1492 lagerte ſich dieſe Armee am Lech. Herzog Albert IV. hatte von ſeinen Bundesgenoſſen wenig Hilfe zu erwarten, und ſogar der Herzog Georg von Landshut hatte ſich mit K. Friedrich III. vertragen. Schon ſollten die Feindſeligkeiten ihren Anfang nehmen, als der Erzherzog und römiſche König Maximilian im Lager ankam, und den Frieden vermittelte. Regensburg mußte zurückgeſtellt werden. Jener Heirathsvertrag, vermöge welcher der Gemahlinn des Alberts IV. Tyrol als ein Heirathgut mitgegeben wurde, war ſchon vorher vernichtet worden, und Herzog Albert IV. erhielt nichts, als die an Bayern ohnehin heimgefallene Grafſchaft Abensberg, deren Beſitz ihm König Maximilian im Jahre 1493 beſtätigte.

Aber nichts war vollends mit den Unglücksfällen zu vergleichen, welche jenes Vermächtniß des Herzogs Georg des Reichen, deſſen oben erwähnt wurde, nach ſich zog. Zuerſt gieng die Grafſchaft Görz zu Verluſt. Die bayeriſche Anwartſchaft auf dieſe Grafſchaft gründete ſich auf die Heirath des Herzogs Johann von München mit Catharina, Tochter des Grafen Mainhard von Görz. Vermöge derſelben wurde dem Herzog Johann im Jahr 1391 die Miterbſchaft der Grafſchaft Görz mit einem Drittheil zugeſprochen, im folgenden Jahr aber die Sache dahin verglichen, daß den damals lebenden zwei Brüdern der Catharina, dann ihren männlichen Erben, die ganze Grafſchaft ungetheilt verbleiben, dem Herzog von Bayern aber nicht nur 100,000 Gulden bezahlt werden, ſondern auch auf Abſterben des gräflichen Mannsſtamms die ganze Grafſchaft erblich zufallen ſollte. Auch ſtellte der Herzog Albert von Oeſterreich im J. 1397 einen Revers aus, daß er nach dem Lande zu Görz, und allen andern Herrſchaften, die der von Görz dem Herzog Johann vermacht hat, nicht ſtellen noch trachten wolle. Im J. 1501 erloſch der männliche Stamm der görziſchen Grafen, und die Herzoge von München hätten dieſelben erben ſollen; allein da dieſe eben damals wegen des Vermächtniſſes des Herzogs Georg von Landshut in der größten Verlegenheit, und des Beiſtandes des K. Maximilian I. (Erzherzogs von Oeſterreich) benöthigt waren, ſo zog dieſer, in der Erwartung, daß ſich jetzt die Herzoge von München mit ihm nicht abwerfen würden, die Grafſchaft an ſich. Sogleich nach dem Hintritt jenes Georgs im J. 1503 entſtanden in Bayern unbeſchreibliche Unruhen. Der Pfalzgraf Rupert, welcher von ſeinem Vater, dem Churfürſten Philipp, unterſtützt wurde, wollte die Erbſchaft (ungeachtet ihm bekannt ſeyn mußte, daß er kein Recht darauf haben könne) wirklich behaupten. Er bemächtigte ſich des Schatzes des verſtorbenen Herzogs, dann der Stadt Landshut, und anderer Ortſchaften, und ſchickte durch alle niederbayeriſchen Städte ſeine Abgeordneten, welchen die Bürger hätten huldigen ſollen. Die Herzoge von München, nämlich Albert IV. und Wolfgang, ſchickten ebenfalls ihre Abgeordneten aus, welchen die Einwohner von Niederbayern hätten huldigen ſollen. Die Bürger wußten nicht, wem ſie gehorſamen und für ihren Herrn erkennen ſollten. Es wurden alſo faſt überall die Thore geſperrt, und die Bürger auf alle Fälle bewaffnet. Während dieſer Vorgänge ſahen ſich beide Partheien um den Beiſtand auswärtiger Fürſten um, welche ſich um ſo geneigter dazu finden ließen, als ſie eine gute Gelegenheit fahen, eigene Vortheile einzuärnten. Der Erzherzog von Oeſterreich, und K. Maximilian I., deſſen Amt und Pflicht es ohnehin war, mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte dem leidenden Theile zu ſeinen Rechten zu verhelfen, bedung ſich bei den Herzogen zu München im voraus, die Städte Kizbüchel, Kuefſtein und Ratenberg ſammt dem Graſerthal, dann die Grafſchaften Kirchberg, Weiſſenhorn und Maurſtetten zur Belohnung aus, und die Herzoge, welche ſich nicht anders zu helfen wußten, ſagten ſie ihm zu. Dann ſprach er denſelben auf einem Reichstage zu Augsburg 1504 den 5. Febr. ihr Recht zu, und erklärte ſie als alleinige rechtmäßige Erben; den Pfalzgrafen Rupert entgegen, welcher während der Unterhandlungen den Krieg eröffnete, erklärte er, ſo wie deſſen Anhänger, in die Reichsacht. Nunmehr nahm ein verwüſtender Krieg in Bayern ſowohl als in der Rheinpfalz den Anfang. Während deſſelben ſtarb der junge Pfalzgraf Rupert 1504 den 19. Juli zu Landshut, mit Hinterlaſſung zweier Söhne, Otto Heinrich und Philipp, für welche ihr Ahnherr, der Churfürſt Philipp von der Pfalz, die Feindſeligkeiten ſo lange fortſetzte, bis endlich ſowohl die Hilfsvölker, als die Hauptpartheien geneigt wurden, Friede zu machen. Zu dem Ende wurde 1505 im Monat Juli zu Köln am Rhein ein Reichstag zuſammenberufen, auf welchem die Herzoge von München, dann der Vormünder der jungen rupertiſchen Söhne, nämlich der Pfalzgraf Friedrich (Bruder des verſtorbenen Ruperts) ein feierliches Verſprechen ausſtellten, daß ſie ſich mit dem Ausſpruche der Reichsfürſten, wie er immer ausfallen möchte, beruhigen wollten. Ungeachtet nun die Herzoge von München allein die rechtmäßigen und die unſtreitigen Erben von Niederbayern waren, ſo haben ſich die Schiedsrichter doch bewegen laſſen, auch den jungen Pfalzgrafen etwas zu geben, und haben geurtheilt, daß zur Befriedigung derſelben von den erbſchaftlichen Ländern ein Stück zwiſchen der Donau und Naab, und die Stadt Neuburg zur Hauptſtadt ausgezeigt, und überall ſo viel, als zu jährlicher Erträgniß von zwanzigtauſend Goldgulden erforderlich wäre, ausgehoben werden ſollte. Zwei Jahre nachher erfolgte durch einen kaiſerlichen Ausſpruch zu Koſtnitz das Endurtheil, vermöge deſſen eine Menge der ſchönſten Ländereien theils nutznießlich an das neue Herzogthum Neuburg, oder (wie es gleichfalls genannt wurde) an die junge Pfalz, theils gänzlich an auswärtige Fürſten und Städte, zumal an das Erzhaus Oeſterreich überlaſſen worden ſind.

Herzog Albert IV., welcher wegen ſeinem klugen Betragen, beſonders wegen der Feſtſeſung der Primogenitur, von welcher gleich die Rede ſeyn wird, den Namen Sapiens, oder der Weiſe, bekam, ſtarb im Jahr 1508 den 17. Mai, und wurde bei U. L. Fr. begraben. In ſeiner Ehe mit Cunegunde (die 1520 geſtorben, und bei U. L. Frau begraben worden iſt) erhielt er drei Söhne und vier Töchter. Jene waren: 1) Wilhelm IV., gen. der Standhafte, geb. 1493. 2) Ludwig, geb. 1495, † 1545 zu Landshut, und daſelbſt zu Seligenthal begraben. 3) Erneſt II., geb. 1500, wurde 1515 Biſchof zu Paſſau, 1540 Erzbiſchof zu Salzburg, reſignirte 1554, † 1560, und wurde zu München bei U. L. Fr. begraben. Die Töchter waren: 1) Sidonia, ſtarb 1505 als Braut des Churfürſten Ludwigs von der Pfalz. 2) Sybilla (vermählt 1511 an Churfürſten Ludwig von der Pfalz), † 1519. 3) Sabina (vermählt 1511 an Ulrich, Herzog von Würtemberg), † 1564. 4) Suſanna, vermählt a) an Markgrafen Caſimir von Brandenburg, und nach deſſen (1527 erfolgtem) Hintritt b) an Otto Heinrich von Neuburg 1543.

Lieber, alter Freund!

Gewiß und wahrhaftig, Sie haben mich, wie Sie es denn auch gleich ſagten, mit einem wunderlichen Menſchen bekannt gemacht. Ich habe recht meinen Spaß mit ihm gehabt, und es reuet mich gar nicht, daß ich ihn habe kommen laſſen, wenn es gleich, wie man zu ſagen pflegt, mit ihm nicht zum Auskommen iſt. Er iſt entweder ein Narr oder ein Weiſer, oder vielmehr, wenn es möglich ſeyn könnte, beides zugleich. Er ſchien mir anfangs ganz blöde zu ſeyn, wie es die Leute gemeiniglich ſind, die, wie er es macht, immer über Bücher ſitzen, und ich wollte ihn daher ſogleich mit etwas Gelehrtem unterhalten. Wie ſind Sie denn mit den Juribus ausgekommen? ſagte ich.

Sehr gut, war die Antwort. Ich habe ſie fleißig auswendig gelernet.

Ei, ſagte ich, da thaten Sie nicht wohl daran, ſie hätten Sie aus dem Grund ſtudiren ſollen.

Das that ich auch, wo ſich ein Grund finden ließ; aber das war beinahe ſo was Seltenes, wie Goldſand in Flüſſen. Freilich lag allemal etwas zum Grunde; aber ich kann mir

Zehntes Kapitel.

Fortſchritte zur ſtaatiſtiſchen, wirthſchaftlichen und litterariſchen Cultur.

Inhalt. §. I. Vertrag wegen des Rechts der Erſtgeburt 1506. §. II. Vereinigung der Landſtände von ganz Bayern. Erklärungen der Landsfreiheit. §. III. Landsverordnungen von 1516; derſelben Reformation 1518. Gerichtsordnung 1520. §. IV. Religiöſe und ſittliche Begriffe; Ueppigkeit in Kleidern, in Mahlzeiten u. dgl. Erſcheinung und Vermehrung des Geſindels. §. V. Schritte zur Beſſerung. Errichtung der Stadt- und Dorfſchulen.

§. I.

So traurig der Landshutiſche Erbfolgeſtreit für Bayern war, ſo zog er doch am Ende dieſe gute Folge nach ſich, daß nunmehr, nach ſo vielen höchſt betrübten Erfahrungen, die bayeriſchen Prinzen ſelbſt geneigt wurden, ſolche Vorkehrungen feſtzuſetzen, daß wenigſtens für die Zukunft keine fernere Mißhelligkeiten dieſer

Art entſtehen konnten. Durch den kölniſchen Spruch wurde Ober- und Niederbayern, das ſeit 1255 nutzgetheilt war, endlich wieder vereiniget, und nun trafen die zwei Brüder, Albert IV. und Wolfgang eine Uebereinkunft, daß Bayern nicht nur niemals wieder getheilt, ſondern daß es künftig ſtets nur von dem Erſtgebornen regiert werden ſollte. Dieſe Uebereinkunft geſchah durch einen feierlichen Vertrag, welchen die genannten zwei Brüder auf einem Landtage zu München, durch die Vermittlung der Landſtände, oder vielmehr eines Ausſchuſſes von 64 Perſonen, errichteten, und worüber ſie am Mittwoch nach St. Ulrich 1506 eine feierliche Urkunde ausfertigten (I.), welche im J. 1508 nach dem in eben demſelben Jahre erfolgten Hintritt des Herzogs Albert IV., von deſſen Bruder Wolfgang und den ihm zugeordneten ſechs Vormündern des noch unmündigen Erbprinzen Wilhelms IV. beſtätigt wurde (II.). Wiewohl jener Vertrag, wie wir nachher hören werden, nicht gleich in Erfüllung kam, ſo blieb er doch der einhellige Wunſch der Landſtände; ſo wurde doch Bayern ſeit demſelben nie wieder getheilt, nie wieder durch brüderliche Uneinigkeiten zerrüttet, und es konnte nicht fehlen, daß die Primogenitur in kurzer Zeit vollends von allen Theilen zugeſtanden, und auf ewige Zeiten feſtgeſetzt wurde, was durch eine Beſtätigung des Kaiſers Rudolph II. im J. 1578 unter Herzog Albert V. wirklich geſchah.

§. II.

Im gedachten J. 1506 wurden auch die Landſtände von Ober- und Niederbayern in ein gemeinſchaftliches Bündniß vereinigt. Dieſe Landſtände ſind aber mit denjenigen, welche zur Zeit Ottos des Größern im J. 1180 vorhanden, und welche nicht durch herzogliche Gnaden Verträge und Bewilligungen, ſondern im uralten Herkommen gegründet, und durch ihre überwiegende erbliche Hausmacht geborne Staatsräthe des bayeriſchen Herzogs geworden waren, nicht zu vermengen. Dieſe Herren (welche, im Vorbeigehen geſagt, zu ihren Zeiten nirgends unter dem Namen Landſtände vorkommen, ſondern Dynastae, Principes u. dgl. genannt wurden) benahmen ſich mit den Landesfürſten nur in eigentlichen Landesangelegenheiten, wenn Landeskriege beſchloſſen, Friedensſchlüſſe berichtigt, innere Händel zwiſchen mächtigen Partheien beigelegt, langwierige Fehden unterdrückt, allgemeine Geſetze feſtgeſetzt (wohl auch, wenn große Feierlichkeiten, als Wehrhafterklärungen der landesfürſtlichen Prinzen, Hochzeiten, Leichenbegängniſſe ꝛc. begangen) werden ſollten, und ihre Beiziehung war unvermeidlich, weil, nachdem ſie das Uebergewicht hatten, ihre Mitwirkung, außer einer vorgehenden Miteinſtimmung, ſchwerlich zu hoffen war. Ihre Freiheiten und Rechte hafteten auf ihren Geſchlechtern erblich, und bei ihrem Ausſterben giengen ihre Rechte, ſo wie die von den großen Geſchlechtern inne gehabten Vogtrechte oder Mundibürden erblich auf die Herzoge über. Jene Geſchlechter, wiewohl ſie, bis auf das Ortenburgiſche, alle bald erloſchen, giengen aber dennoch nicht zu gleicher Zeit aus, und daher kam es, daß die nachrückenden Grundherren, Edle und Ritter, wiewohl ſie gewöhnlich nur Miniſterialen großer Geſchlechter waren, mit den noch vorhandenen großen Geſchlechtern ſich zu vermengen, und da es mit ihren Vorrechten eben nicht gleich zur Sprache kam, oder kommen konnte, gleichen Schritt mit denſelben zu halten begannen. So hielten ſie im J. 1324, da die jungen niederbayeriſchen Prinzen Heinrich XV., Otto, und Heinrich XVI. eine ſehr unordentliche Regierung führten, zu Landshut einen Landtag, auf welchem ſie mehrere landesfürſtliche Räthe vom Hofe und ihren Aemtern entfernten, eine eigene Vorſchrift für die künftige Landesregierung entwarfen, zur Handhabung derſelben zwölf Landſtände beordneten, und unter anderm feſtſetzten, „daß das Land binnen zwei Jahren und vier Monaten nicht vertheilt, daß die Streitigkeiten der Prinzen von beſtimmten Schiedrichtern geſchlichtet, daß ohne Verwiſſen und dem Rath jener beigeordneten zwölf Landſtände von den dreien Prinzen nichts unter ſich, oder an andere veräuſſert, kein Graf, Freyer, Dienſtmann, Ritter, Knecht, Bürger, Reicher oder Armer gerichtet, auch weder Krieg noch Friede geſchloſſen werden ſollte, außerdem ſie, wenn ſie die Handveſte nicht halten würden, zu gewärtigen haben ſollten, daß Land und Leute ſich wider ſie vereinigen, um ſich bei ihren Freiheiten zu ſchützen." (III.) Aber die Herzoge ſelbſt rechtfertigten bald darauf dieſe Sprache, und gaben einer neuen Standſchaft ein mit Briefen und Siegeln befeſtigtes Daſeyn. Sie ſonderten ſich, wie wir hörten, ſeit dem J. 1255 in mehrere Höfe ab, mußten alſo auch eigene Hofhaltungen beſtreiten, Fehden unternehmen, oder aushalten, wozu die Einkünfte ihrer Kammergüter, von deren Ertrag die alten Herzoge ihre Hofhaltung meiſtens beſtritten, dann die Vogtei- und andere gewöhnliche Gefälle um ſo weniger hinreichen wollten, als von Zeit zu Zeit Kammergüter verpfändet, oder gar veräußert worden ſeyn mochten. Die Herzoge ſahen ſich alſo in dringenden Fällen veranlaßt, die Grundherren zu Verſammlungen einzuberufen, denſelben ihre Umſtände zu eröffnen, und an ſie ſogenannte Bethen um Geldunterſtützungen oder Steuern zu erlaſſen. Die Grundherren bewilligten auch ſolche Steuern, oder (wie mans auslegt) ſie lieferten einen Theil jener Gefälle, welche ſie von ihren Grundunterthanen zu fordern hatten, an die herzogliche Kammer ab; ließen ſich aber von den Herzogen jederzeit ein ſchriftliches Bekenntniß (Revers) ausſtellen, daß ſie die bewilligte Steuer für den gegenwärtigen Fall freiwillig zugeſagt hätten. Da ſolche Steuerfälle häufig wiederholt wurden, ſo rückten die Herzoge in die den Grundherren ertheilten Handveſten oder Freiheitsbriefe nicht nur den höchſt bedeutenden Zuſatz ein, daß die Grundherren in dem Falle, da die Herzoge ihrer Handveſte nicht nachkommen ſollten, wider dieſe (ohne eine Untreue an ihrem Landlehenherrn zu begehen) ſich vereinigen und ſetzen dürften, ſondern (weil Fehden eine Hauptursache der Steuern geweſen) ſie verſprachen auch, ohne Vorwiſſen und Rath der Grundherren, (Grafen, Herren und Baronen) keinen Krieg anzufangen, das Land nicht zu vertheilen, zu verpfänden, oder etwas davon zu veräußern. Die Grundherren ließen ſich ſolche Handveſten gewöhnlich, ehe ſie huldigten, ertheilen, und beeiferten ſich ferner, in Streitigkeiten zwiſchen den Herzogen, und in Succeſſionsfällen, in das Mittel zu treten, und der Sache einen friedlichen Ausſchlag zu geben. Nach und nach bedienten ſie ſich auch des ihnen zugeſtandenen Rechtes, ſich zu vereinigen, und allmählig fiengen erſt die Ritter, dann mit ihnen die Prälaten, und endlich auch die Städte an, ohne Beiziehung des Herzogs (welcher allein ehemals Landtäge zuſammen berief) ſonderheitliche Berathſchlagungen zu halten, aus welchen ſich erſt unter den oberbayeriſchen Ständen im J. 1430 ein förmliches ſtändiſches Collegium bildete (**IV.**), welches den (ſchon ſeit einigen Jahren geſchöpften) Namen Landſtandſchaft, oder Landſchaft annahm, eine landſchaftliche Collegialverfaſſung, einen ſtändiſchen Kanzler mit einer Kanzlei, und im J. 1513 ein ordentliches Landhaus errichtete, in welchem die Landtagsakten, welche ehedem meiſtens den Klöſtern in Verwahr gegeben wurden, ſeit der Zeit mit gehöriger Sorgfalt hinterlegt wurden. Da nun, wie eben geſagt wurde, im Jahre 1506 die Stände von Ober- und Niederbayern in Einen Körper vereinigt, und da in Betreff ihrer Freiheiten verſchiedene Dunkelheiten vorgebracht wurden, ſo erſchien (was zum Theil ſchon in vorgehenden Zeiten geſchehen ſeyn mag) im J. 1508 eine Erklärung, worin eigentlich die ſtändiſche Landsfreiheit beſtünde, welcher verſchiedene andere im J. 1516, 1553 nachgefolget, wie dann auch im J. 1514, 1568 und 1778

Sammlungen von Freiheitsbriefen in Druck gelegt worden ſind.

§. III.

Die glückliche Wiedervereinigung des geſammten Bayerns veranlaßte auch bald nachher in der Juſtizpflege verſchiedene Verbeſſerungen; ſo erſchien im J. 1516 das „buech der gemeinen Landbot (Gebote), landſordnung, Satzung vnnd Gebreuch des Fürſtenthumbs in Ober- vnnd Nidern-Bayern,“ dann im Jahr 1518 „Reformation der bayeriſchen Landrecht“ und im J. 1520 „Gerichtsordnung im Fürſtenthumb Obern vnd Nidern Bayrn.“ Auch wurde bald nach dieſem Jahr das herzogliche Hofgericht, oder der Hofrath, als welcher bis dahin an keine beſtimmte Stadt gebunden, auch nicht mit ordentlichen Räthen beſetzt war, zu München (und ſo die untergeordneten Regierungen in andern Hauptſtädten) als ein ordentliches Collegium feſtgeſetzt, wie dann im J. 1599 bereits die zwei Bänke (die Ritter- und Gelehrten Bank) vorhanden geweſen ſind (V.).

§. IV.

Wenn durch die Vereinigung von ganz Bayern, und durch die Einführung des Rechts der Erſtgeburt unſer Vaterland Bayern auf den Weg gerieth, zu einer recht vortrefflichen Verfaſſung zu gelangen, ſo kam es nun erſt wieder hauptſächlich darauf an, ob auch die Einwohner für beſſere Geſetze und Einrichtungen empfänglich, und ob ſie fähig ſeyn würden, den Geſetzgeber zu verſtehen, und bereitwillig genug, ſeine Verordnungen aus eignem Sinn und Trieb zu vollziehen. Hierauf beruhet das Hauptweſen von der Glückſeligkeit eines jeden Landes, und von dem Glück, und dem Wohlſtand, und Ruhm eines Regenten. Gut ſind aber die Menſchen nur dann, wenn ſie von ihren allgemeinen und beſondern Pflichten und Obliegenheiten wohl unterrichtet, wenn ſie wohlgeſittet, wirthſchaftlich, fleißig und thätig, und den Geſetzen mehr aus eigener Ueberzeugung und Neigung, als aus knechtiſchem Zwang, gehorſam ſind. Wo ſie das nicht ſind, da arten ſie überall aus; da verderben und verunſtalten ſie alles, was auch die wohlthätigſte Regierung vortrefflich einrichten und anordnen mag, und da bleibt zuletzt dem beſten Landesfürſten nichts übrig, als die höchſt traurige Nothwendigkeit, überall nur ſchlimme Leute unſchädlich zu machen, und ſtatt der Denkmäler der Belohnung, allenthalben Strafgerichte und Schädelſtätte zu errichten. Dieſe an ſich ganz gemeine Bemerkung iſt um ſo weniger überflüſſig, als ſie (aus grober Unwiſſenheit, und aus Mißverſtand) nicht immer als eine Hauptangelegenheit, ſondern gar oft nur als eine Nebenſache betrachtet wird. Seit dem Zeitraum, deſſen wir im vierten Kapitel dieſes zweiten Theiles erwähnten, ſchritt man, theils aus Nachahmung und Hinſicht auf fremde Hilfsmittel und Beiſpiele, theils aus eigener Kraft und Neigung in vielen und ſehr wichtigen Dingen zu einer Verbeſſerung, welche alles Gute erwarten ließ. Man war nichts weniger als vollkommen; aber man nahm ſeine Unvollkommenheiten und Mängel zu Herzen, und die Obrigkeit befliß ſich, denſelben, wo ſie konnte, Schranken zu ſetzen, und guten Dingen Eingang zu verſchaffen. Was nun vor allem die Religion betrifft, ſo war man häufig mehr einer prunkvollen Andacht, als einer wahren ſtillen Frömmigkeit ergeben, und das gemeine Volk hieng noch in vielen Dingen ſehr allgemein dem finſterſten Aberglauben an. Der mißverſtandene, alles Gute vernichtende Glaube an die Zauber- und Hexereien, für deſſen Ausrottung ſich ſchon Carl der Große eifrigſt verwendete, war im fünfzehnten Jahrhundert lebhafter und gemeiner, als jemals. Dieſer Glaube war ſo zu ſagen der erſte und tägliche Unterricht, mit welchem vornehme und gemeine Eltern die Einbildungskraft ihrer Kinder erfüllten, und mitnicht helfen, mir kam es gerade vor, als wenn ſich einer ein Kleid verfertigen, und ſich dazu das Tuch, und den Schneider aus Arabien wollte kommen laſſen.

Ich kann nicht anders denken, fuhr er fort, als daß die Menſchen immer mehr gute, als ſchlimme Geſchöpfe zu ſeyn wünſchten, und daß mithin die beſten Verordnungen, welche auf ſie paſſen, auch die beſten Wirkungen hervorbringen würden; aber ich möchte nicht unterſuchen, der wie vielte Theil der Geſetze eine Willkür iſt, welche durch die Gewalt der Geſetze befeſtiget worden; — eine Willkür, zu der man ſich ohne Unterſuchung der menſchlichen Kräfte und Leidenſchaften, ohne Prüfung und Zuziehen des Nationalhanges, ohne Nachdenken, welcher Eindruck daraus auf den Geiſt entſtehen würde, bloß weil man einmal entſcheiden mußte, entſchloſſen hat. Ich möchte, wenn ich krank werden ſollte, meine Arznei nicht aus China verſchreiben, wenn ſie gleich dort einem Kranken geholfen hat. Doch verhält ſichs ſo mit vielen Verordnungen, welche in einem gewaltigen Zwiſchenraum der Zeit von ganz andern Völkern für fremde Bedürfniſſe verfertiget, und von mancher deutſchen Provinz, welche ihre Gelehrſamkeit aus Italien holte, ohne Bedingniß angenommen worden.

hin das Uebel immer mehr verbreiteten und verſchlimmerten. Zum Unglück hatten damals auch die Obrigkeiten keine hellere Begriffe, und ſie waren es vielmehr ſelbſt, welche das Volk mit unaufhörlichen Hinrichtungen von Hexen und Zauberern in der Meinung ſolcher Dinge beſtärkten. Ganze Städte und Dorfſchaften wurden der Hexerei beſchuldigt, und eine einzige Perſon, welcher man einen Proceß machte, nannte gewöhnlich ſo viele Mitſchuldige, welche ebenfalls eingezogen werden ſollten, daß ſich die Richter manchmal gar nicht mehr zu helfen wußten, und daß es zum Sprichwort geworden iſt, einen Prozeß, der aus Ungeſchicklichkeit verlängert und vervielfältigt wird, einen Hexenproceß zu nennen. Aus einer ähnlichen Unwiſſenheit ſchrieb man manche Krankheiten, welche man damals nicht zu heilen verſtand, einer unmittelbaren Strafe Gottes zu. Man ſah die Leproſen für ehrloſe Leute an, und es fehlte wenig, daß man ſie nicht auch mit dem Kirchenbann belegte. Die Krankheit dieſer Leproſen beſtand in einer Krätze, oder einem Hautausſchlag, welcher durch die damalige, in einem ungeheuern Grade unreinliche Lebensart, und durch die höchſt unſchickliche Heilungsart (man gab den mit der Krätze Behafteten, in der Abſicht, ſie zu heilen, Schweinfleiſch zu eſſen, und Wein zu trinken) nicht ſelten unheilbar wurde. Da man wahrnahm, daß das Uebel anſteckend war, ſo baute man außer den Städten und Flecken Kranken- oder Siechenhäuſer, in welche man dieſe Kranken, welche daher Sonderſiechen, oder abgeſonderte Siechen genannt wurden, ſorgfältig einſchloß. Auch den Juden gab man manchmal die Entſtehung allgemeiner Krankheiten Schuld, und mißhandelte ſie, wo man ſie fand. Solche Krankheiten, Peſten genannt, kehrten von Zeit zu Zeit zurück, und entvölkerten, was im J. 1448 und 1449 geſchah, ganze Städte und Provinzen; ohne daß man ſich einfallen ließ, den wahren Quellen ſolcher ſchrecklichen Ereigniſſe mit wahrem Forſchgeiſte nachzuſpüren, und ſchickliche Vorkehrungen zu treffen; nur wider die Krätze wurden endlich allenthalben Bäder eingeführt, welche, weil ſie von reichen Leuten manchmal aus Andacht geſtiftet wurden, Seelbäder genannt wurden. Die Arzneikunſt, welche im ganzen Mittelalter beinahe allein von Geiſtlichen ausgeübt wurde, war äußerſt unbehilflich, und die ſogenannte Quackſalberei war fürchterlicher, als die Krankheiten ſelbſt. Ueberhaupt nahm man bei allen Uebeln, wofür in den von Gott erſchaffenen natürlichen Dingen Heilmittel vorhanden ſind, zu übernatürlichen Dingen ſeine Zuflucht, und nicht nur Fürſten, ſondern reiche Privatperſonen hielten ſich ſogenannte

Aſtronomen oder Nativitätſteller, welche ihnen aus dem Geſtirn, das bei ihrer Geburt geherrſcht hatte, und aus dem Laufe und Stande der Sterne ein Rettungsmittel angeben, und den Ausgang künftiger Dinge vorherſagen mußten.

Bei dieſer Rohheit von Begriffen kann man ſich leicht vorſtellen, wie die ſittliche Lebensart beſchaffen geweſen ſeyn müſſe. Alle gleichzeitigen Chroniken bemerken, daß die Unſittlichkeit hauptſächlich durch die Vermehrung und Bevölkerung der Städte vermehrt, und gleichſam durch neue Erfindungen vervielfachet worden ſey. So lange die Grundherren auf ihren Gütern noch abgeſondert lebten, blieben manche Ueppigkeiten und Ausſchweifungen unbekannt; aber durch die Städte entſtanden immer mehr reiche Kaufleute und Handwerker, und es kamen endlich die ſogenannten Kapitaliſten, welche, ohne zu arbeiten, von den Geldzinſen lebten, und die adeligen Grundherren zum Vorſchein, welche zahlreich nach den Reſidenzſtädten der Fürſten zogen, und zu verſchiedenen Arten von Pracht und Aufwand verleiteten. Wie weit es hierin bei wohlhabenden Leuten gekommen ſeyn mag, kann man aus den Polizeigeſetzen, welche von Zeit zu Zeit von den bürgerlichen Magiſtraten in Bezug auf anſehnlichere Bürger erlaſſen wurden, ſchließen.

n einem von dem Magiſtrate zu München im
. 1405 erlaſſenen Polizeimandat wurde feſt-
eſetzt: „daß künftig bei Gevatterſchaften Nie-
and mit mehr, als mit zehn oder acht Mann
am Wein gehen, daß zur Tauſe mit einem
ind nicht mehr als zehn oder zwölf Frauen
hen, daß man künftig kein Hochzeitbad hal-
n, daß man zu Hochzeiten nicht mehr Frauen,
s XXIV laden, und kein Kind unter zehn
ahren mitnehmen, daß man künftig nur zwei
ochzeitmahle geben, daß die Bürgerinnen und
eren Töchter auf ihren Haarkränzen nicht mehr
s zwei Loth Perlen, kein Burger oder Bür-
erinn mehr bis anderthalb Mark Silber tra-
n, daß keine Bürgerinn, oder deren Tochter
nen Rock von Behem unterzogen, noch offne
ermel tragen, daß keine ihren Mantel, oder
ock länger als zween zwerche Finger auf der
rde nachſchleppen ſoll.“ (VI.) Die Vorneh-
en änderten bei Hochzeiten, Kindstaufen und
dern Feierlichkeiten ihre Kleider an Einem
age mehrere Male, und kamen immer wie-
r mit einem prächtigern Kleid, als wenn
erin ihr ganzer Werth beſtünde, zum Vor-
hein. Die Kleider waren gewöhnlich von den
erſchiedenſten Farben, und wenn z. B. die
chte Seite roth war, ſo war die linke weiß,
der von einer andern Farbe. Ueberhaupt wa-
n ſolche Kleider vom feinſten Scharlach, oder

Sammet und Seite, und auch bei der größten Sommerhitze mit koſtbarem Pelzwerk verbrämt, und zumal bei Frauenzimmern ganz mit Perlen und Edelſteinen beſäet, ſo daß ſie ſich nur mit vieler Anſtrengung, und einem großen Geräuſch bewegen konnten. So waren auch die Gaſtmahle beſchaffen. Bei der Hochzeit Ludwigs des Reichen von Landshut im J. 1475 (VII.) wurden 6500 Pferde der Gäſte auf Koſten des Herzogs gefüttert. Die Gäſte verzehrten 333 Ochſen, 1130 ungariſche Schafe, 285 Schweine, 625 halbjährige Schafe, 1537 Lämmer und Kitze, 490 Kälber, 684 Ferkel, 12,000 Gänſe, und über 40,000 Hühner, 194,045 Eier; ferner wurden in der Küche 220 Zentner Schmalz, 12 Schaff Erbſen, 82 Schaff und 9 Metzen Semmelmehl, 8 Schaff Zwiebel, 7 Tonnen Häringe, 14 Zentner Hauſen, dann an Spezereien und Gewürzen 6 Zentner Weinbeere, 5 Zentner Mandeln, 140 Zentner Roſinen, 3 Eimer Honig, 2 Zentner 7 Pfund Safran, 286 Pfund Pfeffer, eben ſo viel Ingwer, 205 Pfund Zimmet, eben ſo viele Nägeli, 85 Pfund Muſcatblüthe, und 6 Zentner Zucker verbraucht. An Wein wurden verzehrt 25 kleine Fäßl Malvaſier und Romanier, 5 Eimer 20 Maß Muſcateller, 193 Fäßchen Rheinfall, 18 Eimer Vernetſcher, 307 Eimer Heppſwein, über 5616 Eimer gemeinen

Weins, 2 Eimer Meth. Die Tafeln wurden aber nicht nur mit genießbaren Speiſſen und Getränken aller Art, ſondern mit vielen von Wachs, Zucker und Teig verfertigten Schaueſſen beſetzt, welche zugleich von dem Geſchmack des damaligen Zeitalters zeugen (**VIII.**). Bei der im J. 1568 vom Herzog Wilhelm **IV.** gehaltenen (prächtig gedruckten, und mit vielen Kupfern gezierten) Hochzeitfeier wurden aufgetragen: „Erſtlichen ain Schiff, jn welchem ain Paum mit des Menſchen alter geſtanden. Zum andern, das vrtel Paridis mit dreyen Göttinnen. Das drit, die Tauff Chriſti im Jordan. Das viert, die Hiſtori Judit mit dem Holoferne. Das fünfft, die Hiſtori von dem Haydniſchen Freulein bei dem Pronnen. Das ſechſt, die Hiſtori von der Suſanna, vnd der zwaien alten im Garten. Das ſibend, Juſtitia mit dem Schwert, vnd Wag. Das acht, St. Maria Magdalena mit dem Engel in der Wüſten, wie ſie Gott anrüefft. Das neundt, Adam und Eua, mit der Schlangen im Paradeys. Die zehend, die Hiſtori von den ſtarckhen Sambſon, wie er den Löwen vberwindt. Das ailft, die Hiſtori Lucretia. Das zwölfft, die Hiſtori Meluſina, wie ſie ſich in ain Siren verenderet. Das dreyzehend zwen Scharpffrenner. Dieſe Gſchaweſſen, ſeind vaſt alle von Wachs und eſſender ſpeiß, darunter, aufs künſtlichſt vnd natürlichſt gemacht geweſt. Das vierzehend, ain Adler von lauter Puter. Das fünffzehend, ain Pelican gleichßfalls von Puter gemacht. Das ſechzehend, ain Panckhet, in ainem Luſtgarten, mit allerley eſſender ſpeis. Das ſibenzehend, ain Ofen von gebachenem Zeug. Das achzehend, ain gebachne Gutſchi. Das neunzehend, ain gebachner Wagen mit Weinfäſſern, ſo voller Wein, auch daran ain Zäpfflein geweſt, daraus man den wein ablaſſen mögen. Das zwanzigiſt, ain gebachnes Schloß vnd Thurn. Das Ainvundzwainzigiſt ain Paſteten, darinne der F. D. Erzherzogen Ferdinands ꝛc. Zwerglein, in ainem ganz wohlgepuzten Kiris, vnnd ſeinem habenden Rennfanen verborgen, vnnd ſehr luſtig zeſehen. Welcher Zwerg auch vber drey ſpan lang nit geweſen iſt. Als nun ſolche Paſteten auf die fürſtlich Preut Taffel geſezt vnd eröffnet werden, iſt vorermelt Zwerglein herauß geſprungen, auff der Taffel umbgangen, geſungen, vnnd den Fürſten Perſonen mit gar gebürender vnd ſitſamer Reuerenz die hand geboten" ꝛc. -

So prächtig übrigens die Bewirthungen und Feierlichkeiten ſolcher Feſte waren, ſo waren die gewöhnlichen Haushaltungen ungleich einfacher und wirthſchaftlicher, als ſie es nachher geworden ſind. Die meiſten adeligen und andere Hofbediente zogen ihre jährliche Beſtallungen hauptſächlich in Naturalien, welche den Herzogen von ihren Höfen eingedient wurden, und die Herzoginnen hatten über die Haushaltung noch meiſtens die Oberaufſicht, wie ſie dann in ihre Hauſapotheken die (aus eingeſottenen Früchten und Sulzen) gezogenen Hausarzneimittel aus Zeitvertreib verfertigten, die Spinnereien beſorgten, Tapeten wirkten u. dgl. Auch herrſchte zwiſchen den Landesherrſchaften und den Bürgern eine rührende Vertraulichkeit, indem z. B. dieſe nicht ſelten auf feſtliche Zeiten den Herzogen Geſchenke mit Naturalien machten, jene ſich bei den Freudenfeſten der Bürger einfanden, mit ihnen aßen, tranken und tanzten, wie dann z. B. im J. 1401 Herzog Stephan von Jngolſtadt „und ſein gemachel vnd daz Frawel (Eliſabeth, nachmalige Königinn von Frankreich) auf den margt (zu München) tanzten mit den pürgerinnen bei dem Sunbentfewr.“ Auch lieſt man, daß die Herzoge und Herzoginnen anſehnlichen Bürgern, Gelehrten, Künſtlern zu ihren Hochzeiten, Kindetaufen u. dgl. Geſchenke ſchickten, welche nicht ſo faſt wegen ihres außerordentlichen Werthes, als wegen der herzlichen Großmuth, von der ſie kamen, köſtlich und unſchätzbar wurden.

Wenn übrigens in dieſem Zeitalter Mißbräuche und Mängel vorhanden waren, ſo muß man auch zur Ehre unſerer Voraͤltern geſtehen, daß dieſe unſere Voraͤltern nichts weniger, als gefuͤhllos gegen dieſelben, ſondern vielmehr ſehr thaͤtig und wachſam waren, dem einreiſſenden Strome zu begegnen, und die gemeine Wohlfahrt zu befoͤrdern. Im J. 1420 erließ der buͤrgerliche Magiſtrat zu Muͤnchen in Betreff der Apotheker, Metzger, Weinwirthe, Bierbraͤuer, Baͤcker, Ziegelmeiſter, Maurer, Muͤller, Schuſter u. a. ſehr paſſende Verordnungen (IX.), und nichts iſt mit dem Eifer zu vergleichen, mit welchem ſowohl die Magiſtrate innerhalb des Bezirks der Staͤdte, als die Landesfuͤrſten uͤberhaupt im Lande das muͤßige ſchlechte Geſindel, welches unter den Namen der Rayſigen und Fußknechte, Ziegeuner, Saͤnger, Pfeiffer, Schalkenarren, Spielleute, Stationirer, Landſterzer u. a. vorkommen, auszurotten ſuchten.

Was indeſſen der Sittlichkeit und jeder Art von Wohlſtand eine ganz neue Wendung zu geben verſprach, war die nicht weniger ganz neue Erſcheinung, daß man bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt *), allenthalben eine Ahnung von der Moͤglichkeit einer hoͤhern menſchlichen Cultur lebhaft zu empfinden, und

---

*) Siehe Abriß der deutſchen Geſchichte.

nach derſelben ſich zu ſehnen anfieng. Ehe eine Erfindung gemacht wurde, konnten nur bemittelte Leute zu einigen Büchern, welche abgeſchrieben werden mußten, gelangen; aber nun wurden die Werke der alten Griechen und Römer gedruckt, und in Umlauf gebracht. Die beſſern Köpfe fiengen zuerſt Licht, und Bayern zählte (gleich andern deutſchen Ländern) in kurzer Zeit eine Menge geſchickter und zum Theil verewigter Männer. Ein Wirthsſohn von Abensberg an der Donau, gen. Johann Thurmair, oder (wie er ſich nach dem damaligen Gebrauch, ſeinen Namen zu latiniſiren, nannte) Aventinus (er wurde daſelbſt 1477 geboren), that ſich vor andern hervor. Er bekam den (1459 zu Schweinfurt gebornen) berühmten Conrad Celtes, welchem K. Friedrich III. im J. 1491 zu Nürnberg mit eigener Hand den Lorberkranz aufſetzte, zum Lehrmeiſter, und wurde in der Folge ſeinem Vaterlande unausſprechlich theuer und nützlich. Es gab damals in keiner bayeriſchen Stadt (Ingolſtadt, wo die vom Ludwig dem Reichen geſtiftete Univerſität war, ausgenommen) ein ſtändiges Gymnaſium, ſondern die Magiſtrate nahmen und beſtellten für ſich ſelbſt irgend einen Mann, der im Ruf von Gelehrſamkeit ſtand, und dieſer bewies oder kündigte ſelbſt ſeinen Lehrſtuhl an, und verſuchte es, ob er Schüler bekommen würde. So kam

Die natürliche Folge davon iſt, daß von Zeit zu Zeit neue Zweifel, und mithin neue Geſetze, und endlich bei der großen Anzahl derſelben Widerſprüche entſtehen, welche die Abſicht aller Geſetze vereiteln. Ich wollte wetten, wenn man die Sache fortgehen läßt, wie ſie will, der dritte Theil des Volkes werde endlich aus Richtern und Sachwaltern beſtehen.

In dieſem Ton war beinahe alles, was er ſagte, ſo, daß ich immer Unrecht gehabt haben würde, wenn ich mich nicht der Vorſicht bedient hätte, nichts zu behaupten; aber auch in dieſem Falle würde ich über ihn nicht haben böſe werden können, indem er nichts mit einem voreiligen unzeitigen Eifer, als wollte er zu verſtehen geben, er wiſſe die Sache beſſer, ſondern alles mit einer gewiſſen, wie ſoll ich ſagen, vertraulichen Wärme und Zuverſicht vorbringt, als wenn er glaubte, man habe das Nämliche längſt ſelbſt gewußt, und als wenn er ſuchte ſich darin immer noch von einem andern beſtärken zu laſſen. Und ſieht man auch, daß ers gut mit den Menſchen meint, und daß alles gut gehen würde, wenn es ſo ging, wie er will. Er hat närriſche Einfälle, worüber man ſich nicht enthalten kann zu lachen, da er ſie mit ſo vielem Ernſte herſagt; aber wenn man nachher darüber nach-

Aventin, nachdem er, um zu lernen, und zu lehren, Paris, Krakau, Wien ꝛc. beſucht hatte, im J. 1509 nach Ingolſtadt, wo er über den Cicero las, und im J. 1512 eine lateiniſche Sprachlehre (gedruckt zu München) herausgab, deren Druck oft wiederholt, und nach welcher noch nach ſeinem (im J. 1534 zu Regensburg erfolgten Hintritt) viele Menſchenalter hindurch gelehrt wurde. Im gedachten J. 1512 wurde dieſer Aventin vom Herzog Wilhelm **IV.** nach München berufen, um deſſen jüngere Brüder, Ludwig und Erneſt, welche zu Burghauſen ſtudirten, zu unterrichten. Mit dieſem letztern, welcher nachmals Biſchof zu Paſſau, und Erzbiſchof zu Salzburg geworden, durchreiſte er Italien, und kam mit neuen Schätzen von Gelehrſamkeit, und einem neuen Ruhme zurück. Im J. 1516 errichtete er zu Ingolſtadt eine Akademie oder litterariſche Geſellſchaft (**X.**), und im J. 1519 gab er (zu Augsburg) auch eine griechiſche Grammatik heraus, durchreiſte auf Befehl des Herzogs Wilhelm **IV.** ganz Bayern, um Sammlungen für ſeine bayeriſche Geſchichte zu machen, und verbreitete überall Neigung für die Litteratur, und Geſchmack für die Lektüre klaſſiſcher Schriften. Alle junge Leute von Stand und beſſerer Erziehung lernten damals gründlich, und in kurzer Zeit (Aventin ſelbſt beſaß eine beſondere Geſchicklichkeit, ſeine Schüler binnen kurzer Zeit die lateiniſche Sprache ſo zu lehren, daß ſie, wie ſeine Selbſtworte lauten: **Rudimenta Grammaticae ad vnquem callerent**) Latein, und beinahe alle Frauenzimmer vom Stande lernten es, und zwar unſtreitig mit größerm Nutzen, als mit der man jetzt (aus Mode) die franzöſiſche lernt, und die deutſche vernachläſſigt. Auch in der deutſchen Sprache drückte man ſich mit einer bewunderungswürdigen Kürze, Kraft und Nachdruck aus. Die bayeriſche Kanzleiſprache unter den Herzogen Albert IV., Wilhelm IV., Albert V. war muſterhaft, und vielleicht die beſte in Deutſchland, ſo wie die damalige bayeriſche Kanzleiſchrift planmäßig, und in allem Betracht unvergleichlich war. Da die Landesfürſten (dieſe ſtudirten bekanntermaſſen auf der öffentlichen Schule zu Ingolſtadt, welche damals von Fürſten und Grafen häufig beſucht wurde), da die Landbeamten und Pfarrer, wenigſtens größtentheils, mit dem klaſſiſchen Geiſte der Wiſſenſchaften bekannt wurden, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſolche Männer bald die Nothwendigkeit einſahen, auch für den gemeinen Bürger und Bauern Lehranſtalten zu gründen, und ihn in ſolchen Kenntniſſen, welche dem Berufe und den Bedürfniſſen dieſer Volksklaſſe nicht nur nützlich, ſondern unentbehrlich ſind, zu unterrichten. Man legte, was bis dahin nicht erhört worden war, gemeine Volks- und Dorfſchulen an, und noch im Jahre 1553 wurde (in dem zu Landshut durch Martin Apianus, in Duodez, für gemeine Bürger und Bauern gedruckten Auszug aus der bayeriſchen Landsordnung) nachdrücklichſt anbefohlen: „überall auf den Dörfern Schulmeiſter zu beſtellen, und wo die Kirchen deſſen Unterhalt nicht ſollten beſtreiten können, es der fürſtlichen Obrigkeit anzuzeigen.“ In dieſem Auszug, welcher wieder vortreffliche Polizeigeſetze enthält, wurde (im Vorbeigehen geſagt) die in alten Zeiten ſcharf und pünktlichſt vorgenommene Beſchau aller Eß- und Trinkwaaren (die Maß Bier koſtete damals im Winter 2 Pf. im Sommer 5 Heller) nachdrücklichſt erneuert und eingeſchärft. Ueber acht Uhr durfte bei einer empfindlichen Strafe Niemand zechen, und Niemand durfte über 15 Kr. verſpielen. Mit einem Wort, alles, (wie man damals anfieng) verbeſſerte ſich, als ſich Begebenheiten ereigneten, vermöge deren ſich bald alles wieder verſchlimmerte.

Schriftſteller.

1) Attenkofer p. 356. 2) Ebend. p. 398. 3) Falkenſtein Geſch. v. Bayern. 3. Th. S. 164. 4) 38r Freiheitsbrief. 5) Weſten-

rieders Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte, Bd. 3. S. 118. 6) Ebd. Bd. 6. S. 120. u. ſ. w. 7) Ebend. 2. S. 210. u. ſ. w. 8) Ebend. hiſt. Calender 1788. S. 173. 9) Ebend. Beiträge zur vaterl. Hiſt. Bd. VI. S. 141. 10) Akad. Abh. Bd. I. S. 13.

Eilftes Kapitel.

Wilhelm IV., † 1550. Albert V., † 1579. Wilhelm V., † 1626.

Inhalt. §. I. a) Wilhelms IV. beſcheidenes Betragen gegen ſeinen Bruder Ludwig. b) Wilhelm IV. widerſetzte ſich der Verbreitung der lutheriſchen Lehre. c) Hintritt, Gemahlinn und Kinder. §. II. a) Alberts V. gute Erziehung; Ertheilung des ſechzigſten Freiheitsbriefes; b) beſchickte das Concilium zu Trient, und befolgte deſſen Ausſpruch. c) Hintritt, Gemahlinn, Kinder. §. III. a) Wilhelm V. verhalf ſeinem Bruder Erneſt zum Erzbisthum Cöln; b) deſſen fromme Regierung, welcher er in den beſten Jahren entſagte. c) Hintritt, Gemahlinn, Kinder.

§. I.

Wilhelm IV., genannt der Standhafte, † 1550.

a) Wilhelm IV. (geb. 1493) ſtand bis zum J. 1511 unter der Vormundſchaft ſeines Vaters-Bruders, Herzogs Wolfgang, und ſechs Landſchaftsverordneten (des Doktors Johann Neuhauſer, Probſt zu München, Johanns von der Layter, Johanns von Pfeffenhauſen zu Reicherhauſen, Georgs von Trenbach zu Waldbach, Bartholomäus Schrenk von München, und Veits Peringer von Ingolſtadt). Als Wilhelm IV. die Regierung allein übernehmen wollte, wurde ſie ihm von ſeinem nächſtfolgenden Bruder Ludwig ſtreitig gemacht, indem dieſer Prinz das vom Herzog Albert IV. feſtgeſetzte Recht der Erſtgeburt nicht-erkennen, ſondern an der Regierung einen gleichen Antheil behaupten wollte. Beide Brüder ließen die Sache gleichwohl auf einen Spruch K. Maximilian I. ankommen, deſſen Entſcheidung dahin gieng, daß dem Ludwig der vierte Theil von Bayern überlaſſen werden ſollte. Wilhelm IV. benahm ſich dabei ſehr klug und großmüthig, indem er ſeinem Bruder Ludwig nicht nur den vierten, ſondern den dritten Theil des Landes nebſt der Stadt Landshut überließ, und ſich dadurch das Vertrauen und die Zuneigung des Ludwig vollkommen gewann. Beide Brüder regierten bald darauf gemeinſchaftlich, und in vollkommener Eintracht, bis endlich Ludwig im J. 1545 zu Landshut, wo er ſeinen Hof hielt, unbeerbt ſtarb.

b) Während der Regierung des Herzogs Wilhelm IV. kam im J. 1517 die Lehre des Luther *) zum Vorſchein, und Bayern war nicht weniger, als andere deutſche Länder, in Gefahr, von derſelben ergriffen zu werden; denn in Bayern herrſchten die gemeinſamen Mängel und Gebrechen anderer Länder, und die neue Lehre bekam überall Anhänger und Vertheidiger. Unter andern war die Gräfinn Argula von Stauf (Gemahlinn Friedrichs von Grumbach) bis zum Unſinn bemüht, der Lehre des Luther in Bayern Eingang zu verſchaffen. Sie ſchrieb in ſolcher Abſicht an Herzog Wilhelm IV.; ja ſie forderte den Profeſſor Eckius und die Univerſität zu Ingolſtadt öffentlich auf, ſich mit ihr in einen Glaubensſtreit einzulaſſen. In Salzburg ſtanden im J. 1525 die Bauern, welche der Herzog Ludwig bezähmen half, auf, und die Gährung wurde auf allen Seiten ſo ernſthaft, daß ſich endlich

---

*) S. Abriß der deutſchen Geſchichte.

Herzog Wilhelm IV. genöthigt ſah, derſelben mit ſcharfen Mitteln (viele Anhänger des Luther wurden des Landes verwieſen, einige Ruheſtörer auch mit dem Tode beſtraft) Einhalt zu thun. Im J. 1538 vereinigte er ſich mit der heiligen Liga *), wies ſeine Unterthanen auf die allgemeine Kirchenverſammlung, welche zu Trient **) im J. 1545 eröffnet wurde, an, und beſtand auf der katholiſchen Religion mit einer ſolchen Beharrlichkeit, daß er ſich durch dieſelbe den Namen des Standhaften erwarb. Unter dieſem Herzoge kamen, wie wir nachher hören werden, im J. 1543 die erſten Jeſuiten nach Ingolſtadt.

c) Wilhelm IV. ſtarb zu München den 6. März 1550. Seine Gemahlinn war Maria Jakobäa, Markgrafen Philipps von Baden Tochter, † 1580. Die Kinder dieſer Ehe waren: 1) Theodo, welcher 1526 geb., und nach ſeinem (1534 zu Wolfratshauſen erfolgten) Hintritt zu Andex begraben wurde. 2) Albert V. 3) Wilhelm, † 1530. 4) Mechtilde, vermählt an Philibert, Markgrafen zu Baden.

---

*) Siehe meinen Abriß der deutſchen Geſchichte.
**) Ebend.

§. 11.

Albert V., genannt der Großmüthige, † 1579.

a) Herzog Albert V. (geb. 1528) ſtudierte einige Jahre (von 1537 bis 1544) zu Ingolſtadt, durchreiſte dann das damals ſehr gelehrte Italien, und kam mit vortrefflichen Kenntniſſen und Neigungen bereichert nach Bayern, wo er im J. 1550 die Regierung antrat, zurück; er war und blieb mitten in der groſen Welt, unter den wichtigſten Staatsgeſchäften und Zerſtreuungen, welche den Geiſt gewöhnlicher Menſchen ermüden und erſchöpfen, ein warmer und thätiger Freund der Gelehrſamkeit und der ſchönen Künſte, wie er dann im ſogenannten alten Hof eine Bibliothek, wozu er die ſeltenſten Bücher und Handſchriften ſorgfältig aufkaufen ließ, anlegte, dieſelbe gewöhnlich am Abend zu ſeiner Erholung beſuchte (man ſah noch vor einiger Zeit die hölzernen Pulte, auf welchen er Auszüge aus Büchern ſchrieb), und dort die geſchickten Leute ſeiner Nation, die ſich durch Talente und Fleiß auszeichneten, kennen lernte. Er hielt das damals glänzendſte Muſikorcheſter in Deutſchland, und ermunterte die bayeriſchen Künſtler, Maler, Bildhauer u. ſ. w., deren Namen noch in Deutſchland berühmt ſind.

Unter ſeine merkwürdigſten innern Staatshandlungen gehört ein Freiheitsbrief (der ſechzigſte in den bisherigen Sammlungen) welchen er der bayeriſchen Ritterſchaft im J. 1557, da die drei Stände eine Türkenſteuer von 800,000 Gulden zuſagten, ertheilte; er bewilligte nämlich in dieſem Briefe der damaligen Ritterſchaft, welche man aus einer gedruckten Landtafel (in den auserleſenen Nachrichten vom Lang und Blondeau) kennen lernet, die in Bayern höchſt wichtige Edelmannsfreiheit, welche hauptſächlich in der Ausdehnung der hofmarchiſchen Niedergerichtsbarkeit auf den einſchichtigen Bauerngütern im Landgericht, dann in der Freiheit des kleinen Weidwerks auf landgerichtiſchem Boden, und bei Succeſſionen in dem ſogenannten Mannsvortheil und Ausſchließung der Töchter von Vater- Mütter- und brüderlichen Verlaſſenſchaft beſtand, und welche kein Graf, Freiherr oder Edelmann, wenn auch ſein Herkommen noch ſo alt und ſtiftmäßig war, beſitzen konnte, welcher nicht bereits ſeit 1557 dem bayeriſchen Ritterſtande beigezählt, oder durch eine beſondere Begnadigung des Landesherrn dazu befähigt werden war.

b) Im J. 1557 errichtete Herzog Albert V. nachdem er, wie nachher geſagt werden ſoll, um eben dieſe Zeit einen geiſtlichen Rath zu München errichtete, mit allen Biſchöfen von

Bayern einen Bund, die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten, und im Jahre 1561 beſchickte er die Kirchenverſammlung zu Trient, welcher er durch ſeine Abgeordnete, Auguſtin Baumgärtner, und P. Cavilonius (einen Jeſuiten und Prof. zu Ingolſtadt), den Vortrag machen ließ, daß, wegen der Gefahr des Abfalls, a) eine ſchleunige Verbeſſerung der Kirchenzucht und der Sitten vorgenommen, b) (damals verheiratheten) Weltprieſtern ihre Ehe beſtätigt, daß c) den Weltleuten das heilige Abendmahl unter beiden Geſtalten gereicht werden möchte; er wiederholte dieſe Bitten im J. 1564, und zwar unmittelbar bei dem Pabſt Pius IV., noch einmal, wurde aber an die Verordnungen der im Jahre 1563 geſchloſſenen Kirchenverſammlung zu Trient angewieſen, und erklärte auch ſogleich durch öffentliche Mandate, daß er ſich genau an jene Verordnungen halten, und alle ſeine Unterthanen an die ſtrengſte Beobachtung derſelben angewieſen haben wolle. Hierauf beſtand er unabänderlich, und brachte die Widerſpenſtigen durch ſtrenge Maßregeln zum Gehorſam. — Dieſer thätige Herr führte eine ſehr wirthſchaftliche Haushaltung, er brachte viele Güter an ſein Haus, wie er dann auch noch im J. 1578 die Beſtätigung über das Recht der Erſtgeburt von K. Rudolph II. bewirkte.

denkt, ſo findet man doch am Ende, er habe in der That die lautere Wahrheit geredet. Er kann ſich nicht verſtellen, wie ein offenbar erwieſener Mißbrauch nicht abgeſtellt, ein offenbar guter Vorſchlag nicht angenommen werden ſollte, und ſein ſtetes Reden iſt von Männern, welche etwas Groſes verrichtet, und ihr Andenken bei ihren Mitbürgern unvergeßlich gemacht haben. Ich konnte mich einmal nicht enthalten, ihn an einige zu erinnern, welche mit allen ihren Bemühungen nichts befördert hätten, und ihn von weitem merken zu laſſen, wie ich dafür hielte, alle dieſe Gedanken wären ſchöne Träume. O! ſagte er, daß wir alle ſo träumen lernten!

Ich denke in der That wie Sie, daß es, wenn ich ſo ſagen ſoll, Schade ſey um den jungen Mann. Er hätte ein Künſtler werden ſollen, und kein Gelehrter, noch weniger ein Jurist. Hier iſt er gewiß nicht auf dem rechten Poſten; und wenn er ſich nur nicht alles verderbt: ſein Glück wird er gewiß nicht machen.

Meiner Frau gefällt er gar nicht, und meiner Tochter noch weniger. Er nannte dieſe nur ſchlechtweg Fräulein, und hatte, wie ſie ſich beklagte, überhaupt zu wenig Eſtime für ſie. Er aß faſt nichts, ungeachtet ſie unzäh-

c) Albert V. ſtarb zu München den 24. Oct. 1579 und wurde bei U. L. Fr. begraben. Seine Gemahlinn war Anna (Tochter Kaiſer Ferdinands I.), † 1590. Seine Kinder waren: 1) Carl, welcher bald ſtarb. 2) Wilhelm V., ſein Nachfolger. 3) Ferdinand I., welcher ſich mit Bewilligung ſeines Bruders mit der Tochter eines Rentmeiſters zu München, Maria Pettenbeckinn verheirathete, und deſſen Nachkommenſchaft im J. 1736 abgieng. 4) Maria, vermählt an Carl, Erzherzog von Oeſterreich (Bruder Kaiſers Maximilian II.). 5) Maria Maximiliana, welche 1614 unvermählt ſtarb. 6) Erneſt, welcher 1566 Biſchof zu Freiſing, 1573 zu Hildesheim, 1580 zu Lüttich, 1583 Erzbiſchof und Churfürſt zu Cöln geworden, und 1612 geſtorben iſt.

§. III.

Wilhelm V., gen. der Fromme, † 1626.

a) Wilhelm V. (geb. 1548) erbte mit der Regierung ſeines Vaters auch deſſen Frömmigkeit und Eifer, die katholiſche Religion in Bayern und andern Ländern zu erhalten. Als im Jahre 1582 der damalige Erzbiſchof und

Churfürſt von Cöln, Gebhard, Truchſes von Waldburg, ſich zur reformirten oder calviniſchen Religion bekannte, und hierauf im J. 1585 das cölniſche Domkapitel einen neuen Erzbiſchof in der Perſon des bayeriſchen Herzogs Erneſt (Bruder Wilhelms V., und damaligen wirklichen Biſchofs von Freiſing, Hildesheim und Lüttich) wählte, ſchickte Wilhelm V., unter der Anführung des Herzogs Ferdinand, einige tauſend Mann nach Cöln, um ſeinen Bruder wider den entſetzten Gebhard zu ſchützen, wie dann noch im J. 1583 die Feſtung Godeſperg, im folgenden Jahre die Stadt Bonn erobert, und bald darauf der Herzog Heinrich von Braunſchweig, welcher des entſetzten Erzbiſchofes (dieſer ſtarb zu Straßburg 1601) ſich annahm, bei Burg geſchlagen wurde.

b) Dieſer Herr führte für die ſtudierende Jugend herrliche Gebäude auf, als das Convict zu Ingolſtatt, das Seminarium, das Gymnaſium, und (von 1582 — 1596) das prächtige Jeſuitenkollegium nebſt der berühmten Kirche zu München, welche den 6ten Juli 1597 in Gegenwart von 24 Fürſtenperſonen eingeweiht wurde. Er war ein kluger Staatsmann, hatte aber eine unwiderſtehliche Neigung zur Einſamkeit, und wandelte oft ganze Wochen in melancholiſchen Gegenden, von ſtillem Tiefſinn geleitet, dahin; er entſagte ſogar im fünfzigſten Jahre ſeines Alters, und 29 Jahre vor ſeinem Hintritt, der Regierung, welche er an ſeinen erſtgebornen Sohn Maximilian I. feierlich abtrat, im J. 1596.

c) Im J. 1626 den 7. Hornung ſtarb er, und wurde in der von ihm erbauten Jeſuitenkirche begraben. Seine Gemahlinn, mit welcher er ſich im J. 1568 vermählte, war Renata (Franz I., Herzogs aus Lothringen, und Chriſtina, deſſen Gemahlinn Tochter), † 1602. Die Kinder dieſer Ehe waren: 1) Chriſtoph, geb. 1571, † in demſelben Jahr. 2) Chriſtina, geb. 1572, † 1580. 3) Maximilian I., geb. 1573. 4) Maria Anna, geb. 1574, vermählt an Erzherzog Ferdinand II. von Oeſterreich. 5) Philipp, geb. 1576, Biſchof zu Regensburg, † 1598 zu Regensburg. 6) Ferdinand II., geb. 1577, welcher 1601 Coadjutor, 1612 Churfürſt von Cöln geworden, dann Biſchof zu Lüttich, Münſter, Hildesheim und Paderborn geweſen, und 1650 geſtorben iſt. 7) Eleonora Magdalena, geb. 1578, † zu Landshut 1579. 8) Carl, geb. 1570, † in demſelben Jahr. 9) Albert IV., geb. 1584, † 1666; er vermählte ſich mit Mechtilde, Markgräfinn von Leuchtenberg († 1634), und erhielt in dieſer Ehe folgende Kinder: a) Maria Renata, geb. 1616, † 1630. b) Johann Franz Carl, geb. 1618, † 1640. c) Ferdinand

Wilhelm, geb. 1620, † 1630. d) Max Heinrich, geb. 1521; wurde Biſchof zu Lüttich und Hildesheim, 1651 Churf. zu Cöln, dann 1683 Biſchof zu Münſter, † 1688. e) Albert Sigmund, Biſchof zu Freiſing und Regensburg, † 1685. 10) Magdalena, geb. 1587, vermählt an Wilhelm Pfalzgraf Wolfgang zu Neuburg.

Zwölftes Kapitel.

Maximilian I., † 1651. Ferdinand Maria, † 1679. Max Emanuel, † 1726. Carl Albrecht, † 1745. Max Joſeph, † 1777.

Inhalt. §. 1. Maximilian I. wurde das Haupt der wider die proteſtantiſche Union errichteten Liga. Anfang des dreißigjährigen Krieges im J. 1618. Schlacht bei Prag 1620. Maximilian erhält die Churwürde und die Oberpfalz. b) Fortſetzung und Ende des 30jährigen Krieges durch den weſtphäliſchen Frieden im J. 1648.

c) Löbliche Regierung Max I., deſſen Hintritt, Gemahlinn, Kinder. §. II. a) Ferdinand Maria ſchlägt die kaiſerliche Krone aus. b) Deſſen Verdienſte um die Landeskultur. c) Hintritt, Gemahlinn, Kinder. §. III. a) Maximilian III. nahm Antheil an dem Türkenkriege für Oeſterreich, an dem orleaniſchen für das Haus Pfalz, wurde Statthalter der ſpaniſchen Niederlande, verlor ſeinen Sohn Joſeph Ferdinand, Erben der ſpaniſchen Monarchie. b) Hielt es im Succeſſionskriege mit Frankreich, Schlacht bei Höchſtädt 1704. Friede, badiſcher 1713. c) Hintritt, Gemahlinn, Kinder. §. IV. a) Carl Albert diente dem Hauſe Oeſterreich wider die Türken. b) Wurde Kaiſer, führte aber einen unglücklichen Succeſſionskrieg. c) Deſſen Hintritt, Gemahlinn, Kinder. §. V. Maximilian III. Fortſchritte der Cultur, der Wiſſenſchaften und der Künſte u. ſ. w.

§. 1.

Maximilian I., 1596 — 1651.

---

a) Wir kommen nun zu dem Zeitraume der Geſchichte, welcher an wichtigen Begebenheiten bei weitem der reichſte, und da er unmittelbar unſer gegenwärtiges Schickſal enthält, für uns der unterrichtendſte iſt. Während dieſes Zeitraums wurde Bayern mehr als Einmal verheeret und wieder erneuert, mehr als Einmal von fremden Grundſätzen, Sitten und Moden durchſtrömt, und durch ſeine innern Kräfte gerettet.

Als Maximilian I. die Regierung antrat, befand ſich ganz Deutſchland in einer fürchterlichen Gährung. Deutſchland war in zwei Hälften getheilt. Anders dachte der nördliche Theil, wo die Lehre des Luthers herrſchte, anders der ſüdliche, wo die katholiſche Religion noch aufrecht ſtand. Im Jahre 1555 wurde zwar ein Religionsfriede geſchloſſen *), der aber nichts weniger als den Frieden von Deutſchland befeſtigte. Beide Theile beobachteten ſich mit Unruhe und Eiferſucht; beide Theile rü-

---

*) Siehe meinen Abriß der deutſchen Geſchichte

ſteten ſich heimlich zu einem fürchterlichen Kriege, von welchem man keine Urſache anzugeben wußte, als das wechſelweiſe Mißtrauen, bei dem es nicht ſo bleiben konnte, wie es war. Ein Anfang des öffentlichen Ausbruches geſchah im J. 1607 zu Donauwörth, einer damaligen Reichsſtadt. In dieſer Stadt war damals, wie in vielen andern Reichsſtädten, ein Theil der Bürger der katholiſchen, ein anderer der proteſtantiſchen Religion zugethan. Die Anhänger dieſer letztern ſtörten und mißhandelten ihre katholiſchen Mitbürger bei einer öffentlichen kirchlichen Feierlichkeit. Sie wurden vom K. Rudolph II. mit der Reichsacht belegt, und Maximilian I. von Bayern vollzog ſie, indem er ſich noch im J. 1607 der Stadt bemächtigte, und dieſelbe, bis ihm die Kriegskoſten erſtattet würden, als ein Unterpfand behielt. Dieſer Vorfall erfüllte die proteſtantiſchen Fürſten, welche ſich ſeit langer Zeit in vielen Dingen beſchwert zu ſeyn glaubten, mit einer unſäglichen Furcht und Beſtürzung, ſo daß einige derſelben in einer zu Ahauſen oder Ahhauſen (einem im Anſpachiſchen, nicht weit von der Stadt Waſſertrüdingen gelegenen großen Dorf) den 4. Mai 1608 auf zehn Jahre eine Verbindung oder Union unterzeichneten, in welcher ſie aus Klugheit der Religion nicht erwähnten, ſondern in allgemeinen Ausdrücken ſagten, daß ihre

Abſicht dahin gehe, ſich ſolchen Verfügungen, welche dem Landfrieden, oder ſonſtigen Reichsanordnungen entgegen handelten, zu widerſetzen. Dieſer Union ſetzten die katholiſchen Fürſten eine ſogenannte heilige Liga entgegen, zu welcher der Grund bereits im Jahre 1609 zu München gelegt, und welche im J. 1610 zu Würzburg förmlich geſchloſſen wurde. Das Seltſamſte dabei war, daß die Häupter dieſer Bündniſſe, die zwei regierenden Fürſten Eines und eben deſſelben Geſammthauſes waren. Das Haupt der Union war Friedrich IV., Churfürſt von der Pfalz, welcher in der reformirten Religion erzogen worden war; zum Haupt der Liga wurde der Herzog Maximilian I. aus Bayern gewählt.

Im J. 1618 kam endlich der entſetzlichſte aller Kriege (er dauerte volle dreißig Jahre, nämlich bis 1648) zum Ausbruch. Den Proteſtanten in Böhmen hatte der Kaiſer und König von Böhmen und Ungarn, Rudolph II, die freie Religionsübung zugeſagt; was aber von den katholiſchen Geiſtlichen daſelbſt in der Folge dahin ausgelegt wurde, als wenn der Kaiſer ſeine Bewilligung allein auf ſeine königlichen Kammergüter ausgeſtellt hätte, und gemäß dieſer Auslegung ſchränkten ſie die freie Religionsübung ihrer Glaubensgegner, wo ſie konnten, ein. Hierüber wurden die böhmiſchen

Proteſtanten dergeſtalt aufgebracht, daß ſie nicht nur einige kaiſerliche Commiſſarien, welche der K. Mathias (Nachfolger des im J. 1612 verſtorbenen K. Rudolph II.) im J. 1618 nach Prag abſandte, ſehr mißhandelten *), ſondern ſich nach dem (im Jahr 1619 den 20. März erfolgten) Hintritt des K. Mathias ſogar erklärten, daß ſie deſſen Nachfolger, Ferdinand II., nicht mehr als König von Böhmen erkennen würden. Sie wählten ſich auch ſogleich einen neuen König, den Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz (Nachfolger des im Jahre 1610 verſtorbenen Churfürſten Friedrichs IV.). Nun war ein Krieg einer Seits zwiſchen Böhmen und der Pfalz, und anderer Seits zwiſchen Oeſterreich unvermeidlich. Beide Theile ſuchten den Herzog Maximilian von Bayern, welcher ſehr reich, und mit einem vortrefflichen Kriegsheere verſehen war, auf ihre Seite zu ziehen. Churfürſt Friedrich V. von der Pfalz war ſchon im J. 1618 nach München gekommen, und hatte ſich alle Mühe gegeben, den Herzog Maximilian I. zu bereden, daß er um die kaiſerliche Krone, welche der (damals noch lebende) Kaiſer Mathias ſeinen nahen Anverwandten zuſichern wollte, ſich bewerben möchte,

---

*) Ebend.

und auch jetzt ſchrieb Friedrich V., ein ſonſt mit vortrefflichen Eigenſchaften begabter Fürſt, mehr als Einmal die dringendſten Briefe an Maximilian I., ſeinen Vetter, mit dem Erſuchen, ſich, wenn er ihm ja nicht unmittelbar beiſtehen wollte, wenigſtens in die böhmiſche Sache nicht zu miſchen. Aber auch K. Ferdinand II. war nicht weniger beeifert, den Maximilian I. zu gewinnen; er kam im J. 1619 nach ſeiner Krönung zu Frankfurt nach München, und erſuchte den Herzog um ſeine Unterſtützung, deren er um ſo dringender benöthigt war, als er nicht nur wegen des Königreichs Böhmen, ſondern auch wegen eines beträchtlichen Theils ſeiner eigentlichen ältern Unterthanen in die größte Verlegenheit gekommen war; nämlich auch Oberöſterreich, wo die proteſtantiſche Religion ebenfalls Eingang fand, hatte ihm den Gehorſam aufgekündigt, und mit den Böhmen eine gemeinſchaftliche Sache gemacht. K. Ferdinand II. verſprach dem Herzoge Maximilian, daß ihm alles, was er in Oberöſterreich erobern würde, ſo lange als ein Unterpfand angehören ſollte, bis die Kriegskoſten vom Hauſe Oeſterreich erſtattet würden. Nun ſah Maximilian wohl, daß er wider ſeinen eigenen Anverwandten, den Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz, zu Felde ziehen, und daß er ſeinem eigenen Geſammthauſe würde ligemal vorbrachte, ſie hätte dieß und jenes ſelbſt zugerichtet; und ihre Geſundheit konnte er auch nicht trinken, weil er keinen Wein trank. Da ſie alſo, wie ſichs gebührt, mir und der Frau die Geſundheit trank, ließ ſie ihn aus, indem ſie glaubte, wie ſie uns nachher ſagte, es würde ihn ärgern. Er aber bemerkte ihr Vorhaben ganz und gar nicht, und ſchien es auch ganz und gar nicht der Mühe werth zu halten, daß er auf ſie acht geben ſollte. Alſo bekam ſie zum Lohne auch dieſen Verdruß, und empfand ihn ſo ſehr, daß ſie vom Tiſch aufſtund, wo ihre Mutter ihr nachfolgte. Dieſe wollte, wie ſie es gewöhnlich bei mir thut, auch einmal drein reden, wie wir eben im Diſcurs de juribus waren; aber ſie hatte kaum den Mund geöffnet, ſo blickte er ſie an, daß es eben ſo viel geweſen wäre, als wenn er geſagt hätte, Frauen gehören unter die Bank hinunter. Das Aergſte war, daß er mitten in der Rede eine Weile ſtill ſchwieg, damit mans recht merken könnte. Ich habe herzlich lachen müſſen; denn die Frau und das Fräulein Töchterchen bekamen alle Farben, und griffen in der Verlegenheit jede nach einem Glas Wein, das ſie rein austranken. Sie haben indeß eine Cabale wider ihn geſchmiedet, und nach dem Eſſen baten ſie mich, ich möchte ihn nicht mehr einladen. Hat er ſich dann, Abbruch thun müſſen; allein die Erinnerung, daß er das oberſte Haupt der heiligen Liga (welche ihn dazu im September neuerdings wählte) ſey, und die Betrachtung, daß es im Ganzen eigentlich darauf ankomme, ob künftig in Deutſchland die katholiſchen oder die proteſtantiſchen Fürſten das Uebergewicht behaupten würden, bewog ihn, dem K. Ferdinand II. ſeinen Beiſtand zu verſprechen. Der Herzog hatte eine Armee, welche über 30,000 Mann ſtark war, geſammelt, und da er hörte, daß die proteſtantiſche Union in Schwaben ſich mit zahlreichen Heeren zuſammen ziehe, rückte er unverzüglich nach Lauingen, um ſie zu beobachten. Hier kam es aber bald zwiſchen der Liga und Union zu einem Vergleich, vermöge deſſen jene verſprach, die Länder des Churfürſten von der Pfalz nicht anzugreifen, dieſe aber ſich erklärte, den Churfürſten von der Pfalz in ſeiner böhmiſchen Sache nicht zu unterſtützen. Nun rückte Maximilian mit ſeiner Armee, über welche er den berühmten Tilly, einen Niederländer von Geburt, zum oberſten Feldhauptmann ernannt hatte, 1620 nach Oberöſterreich, welches er ohne vieles Blutvergieſſen in ſeine Gewalt brachte, die katholiſche Religion in demſelben herſtellte, und gleich darauf ſeinen Marſch nach Böhmen richtete, ungeachtet ihm der öſterreichiſche General Buquoi, welcher beordert war, mit ungefähr 20,000 Oeſterreichern ſich an die bayeriſche Armee anzuſchließen, die dringendſten Vorſtellungen machte, bei der ſpäten Jahreszeit die Truppen vielmehr ins Winterquartier, als ins Feld zu führen. Es war jetzt der Novembermonat, und die lange anhaltenden Regen hatten alle Straſſen und Wege nicht nur zur Fortbringung des ſchweren Geſchützes und der Feldgeräthe, ſondern auch zum Marſchiren höchſt beſchwerlich gemacht. Da ſich die Armee im Fortrücken nothwendiger Weiſe zuſammenhalten mußte, ſo waren die Soldaten genöthigt, in den naſſen kalten Nächten auf freiem Felde zu übernachten. Mitten auf dem Marſche fiel plötzlich eine ſo ſtrenge Kälte ein, daß viele Pferde und Leute erfroren. Die Soldaten mußten aus dieſer Urſache, und weil ſeitwärts immer ein feindliches Heer, unter Anführung des Grafen von Anhalt marſchirte, und die Armee unausgeſetzt beunruhigte, in einer beſtändigen Bewegung ſeyn. Dazu kam noch ein faſt gänzlicher Abgang an Lebensmitteln, indem man dieſe ſo geſchwind nicht herbeiſchaffen konnte, als die Armee fortgerückt war. Es blieben daher täglich eine Menge Soldaten todt oder entkräftet liegen, und es ſchien, daß derjenigen, welche man zurück ließ, bald mehr ſeyn würden, als derer, welche noch Kraft hatten, fortzurücken.

Endlich den 7. Nov. 1620 ereignete ſich, daß, da ſich die dicken Nebel plötzlich zerſtreuten, die beiden Armeen zu ihrer Verwunderung wahrnahmen, daß ſie einander, ohne es zu wiſſen, auf dem Marſche ziemlich nahe gekommen waren. Die öſterreichiſchen Truppen waren damals noch einige Stunden zurück, und Maximilian würde nicht ohne Verlegenheit geweſen ſeyn, wenn die Feinde entſchloſſen geweſen wären, alſogleich anzugreifen; da ihnen aber jener Zuſtand unbekannt war, ſo ſorgten ſie vielmehr ſelbſt für ihre Sicherheit, und fiengen an, ſich auf einem nahe gelegenen Berg, welcher der weiße Berg genannt wird, zu verſchanzen. In der Nacht rückten die öſterreichiſchen Truppen nach, und nun beſchloß Maximilian I. den folgenden Tag, welches der 8. November war, das böhmiſche Heer in ſeinen in der Eile aufgeworfenen Verſchanzungen anzugreifen. Auf dem linken Flügel, wo die Bayern zu ſtehen kamen, kommandirte Maximilian, in Begleitung des Tilly, zu Pferd und in eigener Perſon; den rechten Flügel, wo das öſterreichiſche Heer war, führte Buquoi mit dem General von Tieffenbach an. Um die Mittagszeit rückte Maximilian unter einem heftigen feindlichen Kanonenfeuer, den weißen Berg hinan, und man gieng ſogleich beiderſeits ſehr hitzig wider einander los. Wie nun kein Theil dem andern nachgeben wollte, ſo wurde böhmiſcher Seits der jüngere Prinz von Anhalt ſo ungeduldig, daß er einige Truppen zu ſich nahm, und dieſe mit einer ſolchen Hitze mit ſich fortriß, daß darüber einige öſterreichiſche Regimenter in Unordnung geriethen. Maximilian ſchickte hierauf unter Anführung des Oberſten Graz, 500 bayeriſche Reiter ab, welche die Ordnung wieder herſtellen ſollten. Die Truppen, welche der Prinz von Anhalt anführte, wurden in einem Augenblicke zerſtreut und niedergehauen, und der Prinz ſelbſt wurde verwundet vom Pferd geſtürzt. Dieß wurde mit einer ſolchen Stärke und Herzhaftigkeit ausgeführt, daß einige ungariſche Regimenter, welche auf der böhmiſchen Seite, und etliche tauſend Mann ſtark waren, vor Schrecken ausriſſen, mit einem entſetzlichen Geſchrei den Berg hinabſtürzten, und haufenweiſe in der unten vorbeifließenden Moldau zu Grunde giengen. Dieſen folgte ſogleich das ganze böhmiſche Heer, und die Schlacht, welche noch keine Stunde gedauert hatte, war entſchieden. Feindlicher Seits hatten ungefähr 6000 Mann das Leben eingebüßt; etliche hundert wurden gefangen. Von den Bayern und Oeſterreichern wurden 300 theils getödtet, theils verwundet. Friedrich V. flüchtete ſich erſt nach Schleſien, dann nach den Niederlanden; Maximilian aber nahm im Namen des Erzherzogs und Kaiſers Ferdinands II. von Prag und von ganz Böhmen Beſitz.

Dieſer Feldzug koſtete den Herzog Maximilian I. (wie der Oberfeldarzt Tobias Geiger, welcher den Zug mitmachte, in ſeiner darüber gedruckten Nachricht meldet) bei 20,000 Mann, von welchen der größte Theil durch Kälte, Hunger, Krankheiten und Ungemach umkam. Das Merkwürdigſte war die Belohnung, welche Maximilian I. für dieſen Dienſt erhielt und annahm. K. Ferdinand II. erklärte in der Schlacht bei Prag die böhmiſche Sache, welche im Grunde allein das Erzhaus Oeſterreich, und nicht das geſammte deutſche Reich angieng, für eine deutſche Reichsſache, und verhängte über den Churfürſten von der Pfalz, Friedrich V., die Reichsacht, vermöge welcher dieſer Herr aller ſeiner Würden und Länder beraubt werden, mithin die churfürſtliche Würde, dann die untere und obere Pfalz verlieren ſollte. Der Erzherzog Albert von Oeſterreich (Sohn des im J. 1576 verſtorbenen Kaiſers Max II., und Herr der ſpaniſchen Niederlande, welche er durch eine Heirath mit der Erbprinzeſſinn Iſabella aus Spanien erhielt) machte den Anfang, jene Reichsacht zu vollziehen, und ſein General Spinola mißhandelte die an allem unſchuldige Rheinpfälzer auf das grauſamſte. Spinola wurde aber von dem General Mannsfeld, einem getreuen und tapfern Freund des Churfürſten Friedrichs V., dergeſtalt in die Enge getrieben, daß die Sache des Friedrichs V., zumal da ſich auch andere Mächte, als Braunſchweig, Brandenburg, Holland, Mecklenburg, England u. a. um ihn annahmen, neuerdings eine gute Wendung zu nehmen ſchien. Nun ließ ſich Maximilian I. neuerdings bewegen, als Vollzieher der kaiſerlichen Reichsacht aufzutreten. Sein General Tilly, nachdem er die Oberpfalz von fremden Truppen gereinigt hatte, rückte nach der Unterpfalz am Rhein. Der Churfürſt Friedrich V., welcher wohl beherzigte, von welchen unabſehlichen Folgen ein fortgeſetzter Krieg ſeyn müßte, erbot ſich zum Frieden, dankte, zum Beweis ſeiner aufrichtigen Geſinnung, ſeine Truppen ab, und entließ ſeine Freunde, als eben Tilly ankam, und ſich mit Hilfe ſpaniſcher Truppen der Rheinpfalz und der damaligen Reſidenzſtadt Heidelberg bemächtigte, in welcher letztern er eine köſtliche Bibliothek fand, mit deren größtem und ſchätzbarſtem Theil Maximilian I. dem Pabſt Gregor XV. ein Geſchenk machte 1622. Aber von dieſem Augenblick ſtanden alle proteſtantiſchen, niederſächſiſchen, und andere Fürſten auf, den unglücklichen Friedrich V., oder vielmehr ihre eigene Sicherheit zu vertheidigen, und den Beiſtand Maximilians I.

von Bayern wurde nunmehr dem Kaiſer Ferdinand II. erſt recht wichtig und unentbehrlich. Ferdinand ſuchte daher den Maximilian neuerdings an ſich zu ziehen, und ihn einmal mit einer Belohnung voll Seltſamkeit aufzumuntern.

Wir haben gehört, daß Bayern und Pfalz eine gemeinſchaftliche Churwürde mit der Würde des Erztruchſeſſenamts, beſaß, wegen welcher im Vertrag zu Pavia beſchloſſen wurde, daß dieſelbe von den verbrüderten Linien der Rheinpfalz und Bayern wechſelweiſe ausgeübt werden ſollte. Kaiſer Carl IV. ſprach aber dieſe Churwürde in ſeiner goldenen Bulle *), wider alle Billigkeit, allein der pfälziſchen Linie zu, um zwiſchen dieſer und der bayeriſchen Linie Uneinigkeiten zu ſtiften, und die ihm fürchterliche Macht des bayeriſchen Geſammthauſes zu trennen. Mit dieſer Churwürde nun, welche dem Geſammthauſe Pfalzbayern ohnehin angehörig war, belehnte K. Ferdinand II. den Maximilian von Bayern auf einer Reichsverſammlung zu Regensburg im J. 1623; aber ein anderer Einfall dieſes Kaiſers war noch ungleich ſeltſamer. Die obere Pfalz war ein unmittelbares bayeriſches Mutterland, und wurde in der Theilung zu Pavia 1329 der pfälzi-

---

*) Siehe Abriß der deutſchen Geſchichte.

ſchen Linie, als welche natürlicher Weiſe einen gleichen Umfang von dem in zwei Hälften nutznießlich abzuſondernden Geſammtlande erhalten mußte, zu Theil, bekam auch aus dieſer Urſache erſt damals den Namen der Oberpfalz. Dieſe Oberpfalz nun gehörte nicht der rheinpfälziſchen Linie allein, wiewohl dieſe ſeit 1329 ſie innen hatte und regierte, ſondern ſie war dem Geſammthauſe angehörig, und auf den Fall, daß ein regierender Pfalzgraf und Churfürſt in der Pfalz derſelben aus reichsrechtlichen Urſachen vom Kaiſer und dem geſammten Reiche verluſtig erklärt worden wäre, fiel ſie dem nächſten Anverwandten der rheinpfälziſchen Linie (und falls dieſe abgegangen wäre) der bayeriſchen Linie, vermöge des natürlichen Erbrechts zu. Dieſes pfalzbayeriſchen Landes nun hatte ſich Kaiſer Ferdinand II., als eines durch ſeine über Churfürſten Friedrich V. verhängte Reichsacht, ihm als Kaiſer angefallenen und eroberten Landes bemächtigt, und daſſelbe bis 1628 als ſein Eigenthum behandelt; er war dem Churfürſten Maximilian I. fünfzehn Millionen (wie in einem im J. 1642 gedruckten Berichte bezeugt wird), von welchen aber Maximilian aus gutem Willen 2 nachließ, ſchuldig geworden, und der Churfürſt beſaß dafür, vermöge feierlich errichteter Verträge, Oberöſterreich als Unterpfand; aber im Jahr 1628 gab K. Ferdinand II. dem Churfürſten Maximilian ſtatt der dreizehn Millionen die (damals verheerte und ganz erſchöpfte) Oberpfalz, und zog Oberöſterreich wieder an ſich. Wir kehren nun zu den Folgen, welche die Einnahme von Heidelberg und der Rheinpfalz nach ſich zog, zurück.

b) Bei der Nachricht, daß die niederſächſiſchen Fürſten ein förmliches Bündniß, und eine vereinte Macht errichten wollten, ſtürzte ſich Tilly mit ſeinen bayeriſchen, und 18,000 Mann öſterreichiſchen Truppen mitten unter ſie, ſchlug einen feindlichen Haufen nach dem andern, und war im J. 1627 Meiſter von ganz Niederſachſen, Pommern, Mecklenburg und ganz Holſtein. Bald darauf kam K. Ferdinand II. mit dem bekannten Reſtitutionsedikt zum Vorſchein, vermöge deſſen die Proteſtanten alle Kirchengüter, welche ſie ſeit dem J. 1555 ſich zugeeignet hatten, zurückſtellen ſollten, und dieſes Edikt betrieb er ſogleich mit aller Strenge.

So ſtanden die Sachen, als Guſtav Adolph, König von Schweden, hervortrat, theils und vorzüglich um ſeinen Glaubensgenoſſen (denn er war der eifrigſte Proteſtant), theils um den deutſchen Fürſten überhaupt die Hände zu bieten, deren Freiheit er bei dem glücklichen Fortgange der kaiſerlichen Waffen für verloren hielt. Als er im Monat Juni 1630 auf der Inſel

Rügen ans Land ſtieg, fiel er, im Angeſichte ſeiner Armee, auf die Kniee, und rief, indem er ſeine Hände gegen den Himmel emporſtreckte, daß er nicht komme, um Land und Leute zu erobern, ſondern die Religion ſeines Volkes zu ſchützen, den Unterdrückten beizuſtehen, und der Welt die allgemeine Ruhe zu geben. Er ſetzte hinzu, daß, ſo wahr dieß ſeine Abſicht wäre, Gott der Freund und Beſchützer ſeines Heeres ſeyn ſollte. Dieſes Heer war ein kleiner Haufe von 15,000 Mann, wurde aber bald mit neuen Völkern, welche aus allen proteſtantiſchen Ländern herbeiſtrömten, vermehrt, und von einem tapfern und geſchickten König angeführt. Guſtav ſchlug im J. 1631 den 17. Sept. bei Breitenfeld, unweit Leipzig, den bayeriſchen Tilly, welcher kurz vorher Magdeburg einbüßte, in einer Hauptſchlacht, und hatte in drei Monaten nach dieſer Schlacht ganz Sachſen, Franken, Schwaben, den Oberrhein in ſeiner Gewalt, rückte im J. 1632 mit einer 30,000 Mann ſtarken Armee nach Bayern, eroberte Donauwörth, und den Schellenberg (wo Tilly verwundet, nach Ingolſtadt gebracht, und daſelbſt den 30. April 1632 geſtorben), und zog über Ingolſtadt, das er vergeblich belagerte, nach Landshut, Moosburg, Freiſing und München, wo er den 17. Mai ſeinen Einzug hielt. Dieſer war der erſte, und hieß es, hat er ſich dann uns beim Abſchiede gar nicht empfehlen laſſen? — „Nicht mit einer einzigen Silbe.“ — Das Mädchen wächſt heran, und ich habe meinen Spaß mit ihr und ihrer Mutter.

Ich habe meiner Compagnie davon erzählt, und ſie wollen ihn alle nach einander einladen. —

Dieß geſchah nicht mehr. Engelhofs Vater führte die Proceſſe des Grafen, — der ſich damals in andern Angelegenheiten außer Land befand, indeß ſeine Gemahlin die Frau Gräfin in München war. Dieſe Familie war mit einem jungen Sohne von 10. und einem Fräulein von etwa 16 Jahren, verſehen, welche bis zur Wiederkunft des Grafen auf eines ihrer Landgüter, das bei dem Pfleggericht — lag, verſchickt worden, theils weil es wohlfeiler zu leben war, und beſonders, weil die Mama ihrer gar nicht bedurfte. Nun pflog Engelhofs Vater mit beiden gräflichen Häuptern ſehr viele Unterhandlungen; und da ſie einſt wegen den Kindern zu reden kamen, und die Gräfin unter andern ſagte, daß ſie keinen Hofmeiſter hätten, erbot er ſeinen Sohn mit der Bedingniß, daß ſie ihm den förmlichen Unterhalt verſchaffen, und anbei erlauben und ungeachtet vieler Verheerungen, ungeachtet der erpreßten unerſchwinglichen Brandſchatzungen (von der Stadt München allein wurden 300,000 Reichsthaler, oder 450 000 Gulden gefordert) noch der gelindeſte ſchwediſche Zug. Noch im J. 1632 den 6. Nov. verlor Guſtav Adolph in einer Schlacht bei Lüzen im Stift Merſeburg ſein Leben, wiewohl von den Schweden die Schlacht gewonnen wurde. Bald darauf wurde Bayern vom Pfalzgrafen Chriſtian von Birkenfeld, welcher mit einigen ſchwediſchen Truppen zurückgeblieben war, und dann vom General Horn, und dem Herzoge Bernhard von Weimar, neuerdings mißhandelt. Die Städte Landsberg, Eichſtädt, die obere Pfalz, wo die Stadt Neumarkt vollends zerſtört wurde, dann die ganze Gegend längs der Donau, zwiſchen Regensburg und Vilshofen, wurden theils rein ausgeplündert, theils gänzlich verheert; doch im J. 1634 den 27. Auguſt kam es bei Nördlingen wieder zu einer Hauptſchlacht, in welcher, meiſtens durch die Tapferkeit der Bayern, die Schweden geſchlagen, 12,000 derſelben getödtet, und der ſchwediſche General Horn gefangen wurde; aber nun nahm ſich der franzöſiſche Hof um die Schweden, und überhaupt um die deutſchen proteſtantiſchen Fürſten an. Der Krieg wurde zwar unter den bayeriſchen Generalen Mercy, Wahl, und von

Werth, mit abwechſelndem Glück geführt, aber nichts weniger als ein entſcheidender Sieg gewonnen. Im Jahr 1646 kam der ſchwediſche General Wrangel mit dem franzöſiſchen General Türenne nach Bayern, und die Grenzſtädte Donauwörth, Rhain, Dachau, Freiſing, Weilheim, Schongau wurden geplündert, Landsberg ganz abgebrannt, und das flache Land verheeret. Im J. 1647 ſchloß endlich Maximilian mit den Schweden und Franzoſen einen Waffenſtillſtand, und rief ſeine Völker von der kaiſerlichen Armee zurück, worauf aber die Feinde, ſtatt einen Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen, wie Maximilian hoffte, vielmehr anfiengen, unerträgliche Bedingniſſe vorzubringen. Dieß bewog den Churfürſten, den Stillſtand aufzuheben, und die bayeriſche Armee nach Böhmen den kaiſerlichen Truppen zu Hilfe zu ſchicken. Kaum war Bayern von Truppen entblößt, ſo fielen mit dem Anfange des J. 1648 die Schweden und Franzoſen (jene zählten 16,000, dieſe 8000 Mann) in Bayern ein, zogen über Freiſing, Moosburg, Landshut, und dann bis an den Inn. Neumark am Rotfluß, Pfarrkirchen, Iſareck, Leoneberg, Hohenburg, Erding wurden abgebrannt, und das ganze flache Land verheeret. Im October deſſelben Jahres zog endlich Wrangel über Donauwörth, Türenne über Lauingen ab. Noch in dieſem J. 1648 wurde in Weſtphalen zu Münſter und Osnabrück endlich der Friede geſchloſſen *), und im J. 1650 ein ſogenannter Haupt-Executionsreceß bekannt gemacht. Was Bayern und die Pfalz insbeſondere betraf, ſo wurde (im 4. Art. §. 3. 4, 5, 6, 9 und 14) folgendes feſtgeſetzt: „1) Die churfürſtliche Würde, welche die Churfürſten zu Pfalz ehemals gehabt, mit allen Regalien, Aemtern, Vorzügen, Inſignien und Gerechtigkeiten, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, wenn ſie nur zu dieſer Würde gehören, nichts davon im geringſten ausgeſchlagen, ſoll, wie 2) die ganze Oberpfalz, nebſt der Grafſchaft Cham mit allen ihren Zugehörungen, Regalien und Rechten, wie bisher, alſo inskünftige, bei Herrn Maximilian, Pfalzgrafen am Rhein, Herzogen in Bayern, deſſelben Kindern, der ganzen wilhelminiſchen Linie, ſo lange, als von derſelben männliche Erben werden vorhanden ſeyn, verbleiben. 3) Hingegen will der Churfürſt von Bayern für ſich, ſeine Erben, und Nachkommen, gänzlich der Schuld der dreizehn Millionen, und aller Anſprüche auf Oberöſterreich ſich begeben, und, ſobald der Friede wird publicirt worden ſeyn, alle Inſtrumente, ſo er

---

*) Siehe Abriß der deutſchen Geſchichte.

darüber erhalten, Sr. kaiſerlichen Majeſtät auszuantworten, damit dieſelben möchten caßirt und vernichtet werden; 4) dagegen ſtimmet der Kaiſer, ſammt dem Reiche, zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe, darein ein, daß die achte Churwürde möge aufgerichtet werden, welche Herr Carl Ludwig, Pfalzgraf am Rhein, und deſſelben Erben, und Agnaten, der ganzen rudolphiniſchen Linie, nach der in der güldenen Bulle ausgedrückten Succeſſionsordnung inskünftige genießen ſollen. Hingegen ſoll dem Carl Ludwig, oder deſſen Nachkommen, auſſer der Mitbelehnſchaft kein weiteres Recht zu denjenigen Stücken, welche mit der Churwürde, dem Herrn Churfürſten von Bayern, und der ganzen wilhelminiſchen Linie übergeben worden, gehören. 5) Ferner ſoll die ganze Unterpfalz, mit allen und jeden, geiſt= und weltlichen, Gütern, Gerechtigkeiten, und Zugehörungen, ſo vor den böhmiſchen Unruhen, dem Churfürſten, Fürſten, und Pfalzgrafen zugeſtanden, mit allen Documenten, Regiſtern, Rechnungsbüchern, und den andern, hieher gehörigen, Akten, demſelben gänzlich wieder gegeben werden, wobei dann alles, was dawider geſchehen iſt, ſoll aufgehoben ſeyn, und wird kaiſ. Majeſtät dazu behülflich ſeyn, damit weder der katholiſche König, noch etwa ein anderer, welcher etwas davon in Händen hat, ſich dieſer Wiedereinſetzung entgegen ſtellen könne; 6) wenn es ſich aber zutragen ſollte, daß die wilhelminiſche Linie männlichen Geſchlechts gänzlich ausſterben, das pfälziſche Haus aber noch ſtehen würde, ſo ſoll nicht allein die Oberpfalz, ſondern auch die churfürſtliche Würde, welche die Herzoge von Bayern geführet, an die überlebenden Pfalzgrafen, ſo ſich indeß der Mitbelehnſchaft zu erfreuen haben, wieder kommen, die achte Churwürde aber alsdann gänzlich ausgelöſcht werden, jedoch ſoll die Oberpfalz, auf erwähnten Fall an die überlebenden Pfalzgrafen alſo zurückfallen, daß den Allodialerben des Churfürſten von Bayern, alle Actiones et Beneficia, ſo ihnen darin von rechtswegen gehören, vorbehalten bleiben. Hingegen ſoll Hr. Carl Ludwig mit ſeinen Hrn. Brüdern, der kaiſ. Majeſtät Gehorſam und Treue, wie die übrigen Churfürſten und Fürſten des Reichs, leiſten, und überdieß der Oberpfalz für ſich und ſeine Erben, ſowohl er ſelbſt, als auch ſeine Brüder, auf ſo lange, als in der wilhelminiſchen Linie rechtmäßige und männliche Erben werden vorhanden ſeyn, abſagen.“

Bayern lag vom Lech bis an den Innfluß öde und verwüſtet. Unzählige Flecken und Dörfer lagen im Schutt. Die Aecker wurden dem Unkraut preis gegeben, und von wilden Geſträuchen und Waldungen überzogen, in welchen ſich die Wölfe und andere Raubthiere (daher bis beinahe auf unſere Zeiten die jährlichen Wolfsjagden in Uebung blieben) vermehrten. Mit einer Geldſumme von 100 fl. konnte man damals Güter, welche heut zu Tage den Werth von 20,000 überſteigen, kaufen; aber es ſtellten ſich keine Käufer ein. In manchen Gegenden des Landes war auf viele Meilen kein Einwohner, kein Vieh, und kein Fruchtbaum. Die Einwohner waren theils getödtet worden, theils aus Mangel an Lebensmitteln, oder aus Verzweiflung ſelbſt dem Kriege nachgezogen, theils an der Peſt (in München allein ſtarben in dem J. 1634 und den zwei folgenden bei 12,000 Menſchen) umgekommen. Noch erblickt der Wanderer, und noch mehr fühlet der Kenner die Spuren dieſes Krieges. Einige Zweige der Haus- und Feldwirthſchaft ſind, wie z. B. die ehemals unvergleichliche bayeriſche Bienenzucht, ſeit dieſer Zeit nie wieder blühend geworden. Und dieſem Kriege ſind ſeit dem J. 1648 noch viele andere, während welcher das Blut der Bayern in Strömen abfloß, gefolget.

c) Gleichwohl errichtete der Churfürſt Maximilian I. (der einzige deutſche Fürſt, der den dreißigjährigen Krieg ganz aushielt) friedliche Denkmäler voll Pracht und Herrlichkeit, als wenn er noch nie einen Krieg beſtanden hätte, und hinterließ noch große Summen an baarem Geld. Da unter ihm der ſtehende oder beſtändige Soldat begann, ſo baute er zu München und anderswo Caſernen. Um München zog oder vollendete er im Jahre 1638 die äußern Wälle und Befeſtigungswerke, welche allein auf zwei Millionen zu ſtehen kamen; ferner baute er in dieſer Stadt ein großes Spital, das Joſephsſpital genannt, und eine prächtige, die heutige Reſidenz; er baute oder verſtärkte die Befeſtigungen von Braunau, Schärding, Ingolſtadt, Burghauſen, Rhain, Landsberg, und Amberg; er errichtete im J. 1616 durch ſeinen Hofbaumeiſter zu München, Hans Reifenſtuhl, mit unſäglichem Aufwand die berühmte Salzwaſſerleitung, vermöge welcher das Salzwaſſer von der Quelle in bleiernen Röhren ſieben Stunden weit von Reichenhall über eine Höhe von 2168 Schuhen nach Traunſtein geleitet wird; er baute zu Burghauſen, Amberg, Mindelheim, und ſogar im Auslande, Schulhäuſer und Wohnhäuſer für die Jeſuiten, welchen die Erziehung der Jugend übergeben war. Er war ein gründlicher Kenner der Wiſſenſchaften, beſonders der hiſtoriſchen, wie er ſich dann von den Abteien ein Verzeichniß der in ihren Bibliotheken vorhandenen Handſchriften einſchicken ließ. Was er für die Künſte that, zeigen die Maler, Bildhauer und andere, welche unter ihm Gelegenheit fanden, ſich auszuzeichnen, und Meiſterwerke hinterließen, welche noch bewundert werden; dahin gehört zum B. das prächtige Grabmal Kaiſers Ludwig des Bayers, welches Maximilian im J. 1622 errichtete, (wahrſcheinlich) Peter Candido zeichnete, und der Holfbildhauer und Gieſſer Johann Krumper goß und ausführte.

Dieſer große Fürſt ſtarb zu Ingolſtadt den 27. Sept. 1651, und wurde zu München in der Jeſuitenkirche beigeſetzt; er hatte ſich zweimal vermählt a) mit Eliſabeth (Carls II. Herzogs zu Lothringen und Claudia Tochter), † den 4. Jän. 1635, b) mit Maria Anna (Kaiſers Ferdinand II. Tochter), † den 25. Sept. 1665. In dieſer zweiten Ehe erhielt er zwei Prinzen: 1) Ferdinand Maria, 2) Max Philipp, welcher letztere ſich 1668 mit Mauritia febronia de la tour einer Tochter Friedrichs Moriz, Herzogs von Bouillon vermählte, und 1705 unbeerbt ſtarb.

§. II.

Ferdinand Maria, † 1679.

a) Churfürſt Ferdinand Maria hatte bei dem Hintritte ſeines Vaters das zur Regierung beſtimmte Alter von 18 Jahren noch nicht erreicht (er wurde 1636 geboren) und die Regierungsgeſchäfte wurden bis zu ſeiner Volljährigkeit von ſeiner Mutter Maria Anna, und einem Landesadminiſtrationscollegio, deſſen Haupt der berühmte Graf Maximilian von Kurz war, geführt, die Churgeſchäfte aber vom Herzog Albert VI. (Bruder Maximilians I.) beſorget. Gleichwie der junge Churfürſt eine vortreffliche Erziehung erhalten hatte, ſo gab er durch ſein ganzes Leben unaufhörliche Beweiſe von einem großen Verſtande, von Mäßigung, Klugheit, und einer weiſen Wirthſchaft. Nach dem im J. 1657 erfolgten Hintritte Kaiſers Ferdinand III., wurde ihm vom Könige Ludwig XIV. von Frankreich die kaiſerliche Krone (nach welcher dieſer König anfangs ſelbſt trachtete) unter den glänzendſten Verſprechungen beinahe aufgedrungen, auch von vielen Reichsfürſten, welchen man die Macht des Erzhauſes Oeſterreich verdächtig zu machen gewußt hatte, angeboten; allein der junge Ferdinand gab den Vorſtellungen ſeiner Mutter, und vorzüglich des Grafen von Kurz weislich nach, und ſchlug die Krone mit dem Bewußtſeyn aus, daß er, um ein großer und mächtiger Herr zu ſeyn, nach nichts zu ſtreben brauche, als nach dem Ruhm, ein guter, gerechter, und wirthſchaftlicher Regent von ſeinem Bayern zu ſeyn. Dieſer war auch ſein einziger Zweck, nach welchem er alle ſeine Bemühungen richtete; er überließ die kaiſerliche Krone dem Leopold von Oeſterreich (Sohn Kaiſers Ferdinand III.), und vermied auch ſonſt ſorgfältigſt alle Gelegenheit, ſeinen Ruhm oder Geldnutzen auf Koſten ſeiner Unterthanen zu ſuchen, wie er ſich dann in dem Krieg der Holländer mit den Franzoſen*) durchaus nicht bewegen ließ, einigen Antheil zu nehmen, ſondern vielmehr eine Armee von 20.000 Mann in Bereitſchaft hielt, den Frieden ſeinem Lande zu erhalten.

b) Churfürſt Ferdinand Maria richtete ſein hauptſächliches Beſtreben dahin, das durch den dreißigjährigen Krieg erſchöpfte Land, ſo zu ſagen, wieder neuerdings anzubauen, und verbreitete über daſſelbe Segen und Wohlſtand; er ermunterte den Ackerbau und die Viehzucht; führte auf ſeinen Schlöſſern, zumal zu Schleißheim, eine äußerſt ergiebige Wirthſchaft, und lebte, ohne darum ins Kleinliche zu verfallen, äußerſt ſparſam und haushälteriſch; er legte den Grund zum Schloß Nymphenburg; er baute die prächtige Kirche der Theatiner zu München, bereicherte die Bibliothek und die Kunſtkammer, und hinterließ manche Denkmäfrei laſſen möchten, im gegenwärtigen Pfleggericht die Praxis zu nehmen. Der Handel wurde geſchloſſen, und der Herr Rath, der ſeinen Sohn kannte, war liſtig genug, ihm die Sache ſo vorzutragen, daß er die Praxis zur Hauptſache, und die Hofmeiſterei als eine Nebenſache vorſtellte; die er nicht hätte abſchlagen können, ſetzte er hinzu, weil er der Familie, die auch alles für ihn thun würde, ſehr verbunden wäre. Merkwürdig iſt, was der Graf wegen dieſer Sache an den Engelhof, den Vater, ſchrieb, nicht im Brief, verſteht ſich; denn es betraf ja weiter nichts, als die Erziehung ſeiner Kinder, ſondern in dem Poſtſcript.

---

*) Siehe Abriß der deutſchen Geſchichte.

P. S.

„Hätte bald vergeſſen, daß ich es mir gefallen laſſen will, wenn der Herr Rath ſeinen Sohn zu meinen Kindern ſchickt. Es iſt à propos. Brauchte ohnehin einen Hofmeiſter. Die Große, meine Tochter, hat ſchon mit zehn Jahren Billets d'amour geſchrieben, daß ich mich oft hätte auflachen mögen. Wie halt jetzt die Kinder ſind, immer geſcheider als die Väter, Diable! ſie wird dem Herrn Sohn zu ſchaffen geben. Sie iſt voll Witz und Feuer, und gleich in der Höhe. Huh! Point d'honler eines verſtandvollen Kunſtgeſchmackes; er ſprach jeden ſeiner Unterthanen, mit denen er vertraulich und liebreich umgieng, und erleichterte ſchon durch ſeinen Zuſpruch ihre Schickſale; er wurde von ganz Bayern innigſt geliebt in ſeinem Leben, und aufrichtig beweint bei ſeinem Tode, der zu frühzeitig, den 29. Mai 1679 erfolgte. Seine Gemahlinn war Henriette Adelheit, Viktors Amadei I. Herzogs in Savoyen Tochter († 1676), mit welcher er folgende Kinder erhielt: 1) Maria Anna Chriſtina, geb. 1660, vermählt 1680 an den Dauphin Ludwig, gen. omnium sanctorum, König Ludwigs XIV. Kronprinzen; ſie ſtarb 1690. 2) Max Emanuel. 3) Ludovica Margareth, geb. 1663, † 1665. 4) Ludwig Amadeus, geb. 1665, † bald. 5) Ein Prinz, geb. und † 1666. 6) Cajetan Maria, geb. und † 1670. 7) Joſeph Clemens, geb. 1671; dieſer wurde 1685 zum Biſchof von Freiſing und Regensburg gewählt, 1688 zum Erzbiſchof und Churfürſten von Cöln; dann in eben dieſem Jahre zum Fürſten zu Berchtoldsgaden; dann 1694 zum Coadjutor zu Hildesheim und zu Lüttich; † 1723. 8) Violanta, Gemahlinn des Erbprinzen Ferdinand III. von Florenz, † 1731.

§. III.

Maximilian Emanuel, † 1726.

a) **Maximilian Emanuel** leiſtete in den erſten Jahren ſeiner Regierung dem Erzhauſe Oeſterreich wider den Türken treffliche Dienſte; er half im Jahre 1683 in Perſon die Stadt Wien entſetzen, wohnte 1684 der Belagerung von Ofen bei; half 1685 die Türken bei Gran ſchlagen, und Neuhäuſel erobern; eroberte 1686 die Stadt Ofen; half 1687 die Schlacht bei Mohaz gewinnen, und gewann 1688 den 6ten Sept. die Stadt Belgrad, ſetzte ſein Leben mehr als einmal in Gefahr, opferte mehr als 30,000 Unterthanen, und viele Millionen zum Dienſte des Erzhauſes Oeſterreich auf. Gleichwohl hatte er das Unglück, mit dieſem Hauſe zu zerfallen, und bald darauf alle jene Drangſale erneuert zu ſehen, von welchen die Wunden ſeit dem 30jährigen Krieg noch nicht geheilt waren.

b) Er hatte ſich im J. 1685 mit Maria Antonia (Kaiſer Leopolds und Margaretha Thereſia von Spanien Tochter) vermählt. Dieſe Margaretha Thereſia war die jüngere Schweſter des damals regierenden ſpaniſchen Königs Carls II., welcher vom Erzhauſe Oeſterreich auf folgende Weiſe abſtammte. Es hatte nämlich im J. 1496 der Erzherzog Philipp von Oeſterreich (erſtgeborner Sohn des Kaiſers Maximilian I.) die ſpaniſche Infantinn und Erbtochter des ſpaniſchen Königs Ferdinandi catholici, Johanna, geheirathet, und in dieſer Ehe zwei Prinzen erhalten, Carl und Ferdinand, welche beide nach einander deutſche Könige und Kaiſer geworden ſind, Carl, als Kaiſer dieſes Namens V., wurde im Jahr 1517 auch König von Spanien, und der Stammvater der öſterreichiſchen Linie in Spanien, von welcher der eben genannte König Carl II. der letzte männliche Sproſſe war. Dieſer Carl II. hatte keine Kinder, wohl aber zwei Schweſtern, a) Maria Thereſia, welche an König Ludwig XIV. in Frankreich ſich vermählet, und auf die ſpaniſche Erbſchaft Verzicht gethan hatte; b) Margaretha Thereſia, welche an K. Leopold I. vermählt, und Mutter der Maria Antonia, welche unſer Maximilian Emanuel im Jahre 1685 zur Gemahlinn erhielt, geworden war. Maximilian Emanuel erhielt in dieſer Ehe im J. 1692 einen Prinzen Joſeph Ferdinand, welchen König Carl II. vermöge eines im J. 1698 errichteten Teſtaments zum Erben der ganzen ſpaniſchen Monarchie eingeſetzt, dann unſerm Churfürſten Max Emanuel bereits im J. 1692 die Statthalterſchaft in den ſpaniſchen Niederlanden eingeräumt hatte. Schon ſollte der junge Prinz Joſeph Ferdinand nach Spanien abgehen, als er den 5. Horn. 1699 ſtarb. Nun ſetzte König Carl II. von Spanien einen franzöſiſchen Prinzen, Philipp, zu ſeinem Erben ein, und im J. 1700 den 1. Nov. gieng er mit Tod ab.

Frankreich und Oeſterreich erklärten ſich jetzt für die Erben der Krone Spaniens, und da durchaus kein Vergleich ſtatt fand, erklärten ſie ſich den Krieg. Beide Mächte ſahen ſich um Bundesgenoſſen um, und Holland und England, und (in Deutſchland) der ſchwäbiſche und fränkiſche Kreis verbanden ſich mit Oeſterreich. Max Emanuel wollte an dieſem Kriege keinen Theil nehmen. Als er ſich aber von Oeſterreich und deſſen Bundesgenoſſen, den Schwaben und Franken, wie eingeſchloſſen ſah, nahm er 1702 den 8. Sept. die Stadt Ulm weg, und erklärte ſich für die Franzoſen, welche ihm auch unter der Anführung des Marſchalls Villars unverzüglich Hilfsvölker ſchickten; aber ſogleich folgte für Bayern ein Unglück dem andern nach. Ein Theil der franzöſiſchen Hilfsvölker rückte durch Italien heraus, und Maximilian Emanuel zog ihnen durch Tyrol, in der Abſicht, ihnen den Durchgang zu öffnen, mit 9000 Bayern, und 2500 Franzoſen entgegen; ſah ſich aber, nachdem er einige Ortſchaften ohne vielen Widerſtand eingenommen hatte, auf allen Seiten von den Einwohnern Tyrols umgeben, und verlor, wiewohl er ſich eiligſt zurückzog, einige tauſend Mann, indem ſie außer Stand waren, ſich wider ihre Feinde, welche ſich auf ſteilen Hügeln befanden, zu wehren. Auch ſelbſt der Churfürſt wäre, ohne einen glücklichen Einfall ſeines Begleiters, des Kammerherrn Grafen Ferdinand von Arco (im Vorbeigehen ſey es geſagt, daß der General-Feldmarſchall Joh. Bapt. Graf von Arco den 21. März 1715 mit Tod abgieng), verloren geweſen, welcher ſich prächtiger als der Churfürſt gekleidet, auch die rechte Hand genommen, und durch eine Kugel, welche von oben herab kam, bei der ſogenannten Martinswand (1703) ſein Leben verloren hat. Im Jahre 1704 rückten drei Armeen wider Bayern an. Unter der Anführung des engliſchen Herzogs Marlborough näherte ſich eine Armee, welche aus 30,000 Engländern und Holländern beſtand, und welche ſich ſehr geſchickt mit der Reichsarmee, welche der Markgraf von Baden anführte, vereinigte. Zu gleicher Zeit ſetzte ſich der berühmte Eugen, Prinz von Savoyen, mit einer öſterreichiſchen Armee in Bewegung. Dieſen letztern hatte Max Emanuel im orleaniſchen Kriege *) kennen gelernt; er hatte ihm im Jahr 1691 die bayeriſchen und kaiſerlichen

Truppen nach Italien zugeführt, und mit ihm die von den Franzoſen beſetzte Stadt Carmagnola erobert.

Die verbündeten Armeen zogen ſich nach vielen geſchickten Wendungen näher zuſammen, und den 2. Juli 1704 wurden am Schellenberg unweit Donauwörth, 12,000 Bayern, welche auf dieſem Berge ſich eben zu verſchanzen anfiengen, von engliſchen und kaiſerlichen Truppen unter der Anführung des Marlborough und des Markgrafen von Baden auf verſchiedenen Seiten angegriffen, und mit einem Verluſt von mehr als 6000 Mann verdrängt. Die Feinde, welche ebenfalls bei 5000 Mann einbüßten, überſchwemmten hierauf die Gegend um Aichach, Rhain, Schrobenhauſen, Friedberg, und 4000 Reiter ſtreiften bis nach München, und ſteckten über 300 Ortſchaften in Brand. Zu gleicher Zeit fielen Tyroler über Reichenhall tiefer ins Land, plünderten bis Burghauſen, und führten alles Vieh weg. Je trauriger die Nachrichten waren, welche Max Emanuel von allen Seiten erhielt, deſto mehr machten ſich die Verbündeten eine gegründete Hoffnung, daß es ihnen noch gelingen würde, denſelben von ſeinem Bündniſſe mit den Fran-

---

*) S. Abriß der deutſchen Geſchichte.

zoſen abzuziehen. Sie befanden ſich den 25. Juli 1704 mit ihren vereinigten Truppen bei Friedberg, und hatten das Lager der Bayern, welches bei Augsburg ſtand, bereits im Angeſichte. Sie machten dem Churfürſten ſehr ehrenvolle und vortheilhafte Bedingniſſe, und der Herzog Max Philipp (2ter Sohn Max I.) und die bayeriſchen Landſtände unterſtützten dieſe Anträge mit inſtändigen Bitten und Vorſtellungen. Der Churfürſt war auch wirklich ſehr gerührt, und er ſoll bereits die Feder ergriffen haben, den Vertrag zu unterzeichnen, als ein franzöſiſcher Eilbote ankam, mit der Nachricht, daß zu ſeiner Unterſtützung eine neue franzöſiſche Armee, unter Anführung des Marſchall Tallard (Marſchall Villars hatte abgedankt), im Anzuge ſey. Die Ankunft dieſer Armee hatte der Churfürſt längſt erwartet, und von dieſem Augenblicke wollte er von einem Vertrage nichts mehr hören. Marſchall Tallard ſtellte ihm ſeine Truppen, welche etwas über 32,000 Mann betrugen, mit dem Ausdrucke: „daß es die unüberwindlichen Haustruppen ſeines Königs wären,“ vor. Den 13. Auguſt 1704 kam es endlich in der Ebene zwiſchen Dillingen und Donauwörth, bei Blindheim unweit Höchſtädt, zu einer Hauptſchlacht. Die Franzoſen beſetzten die Dörfer Blindheim, Oberklau und andere ſehr ſtark mit Truppen, lieſen aber die Linien in den Zwiſchenräumen ſehr dünne, indem ſie ſich gar nicht vorſtellten, daß die feindlichen Anführer das Herz haben würden, dieſe Linien zu durchbrechen, und ſich beim weitern Fortrücken die Truppen der wohlbeſetzten Dörfer auf den Rücken zu laden. Der Churfürſt führte den linken Flügel ſeiner Bayern an, der ſich durch das Dorf Luzingen zog, und an einen Wald ſchloß. Hier begann auch vom rechten Flügel der Feinde, den der Prinz Eugen anführte, Nachmittags um 1 Uhr das Treffen, und die Bayern fochten eben ſo tapfer als glücklich. Sie drängten die Feinde verſchiedene Male zurück. Indeſſen rückte Marlborough wider die Franzoſen an; er bemerkte ſogleich den Fehler, welchen ihr Marſchall Tallard dadurch gemacht hatte, daß er weite Strecken mit dünnen Linien, und dafür die Dörfer ſtark beſetzt hatte. Marlborough ließ einige Truppen vor den Dörfern ſtehen, durchbrach die Linien, und trieb die Franzoſen, da ſie ſogleich ausriſſen, bis an die Donau, wo ſie ſich zu tauſend in den Fluß ſtürzten. Selbſt Tallard wurde mit ſeinem Sohne am Ufer dieſes Fluſſes gefangen. Die Truppen in den Dörfern mußten das Gewehr ſtrecken. Alles war von Seite der Franzoſen und jetzt auch der Bayern verloren. Wenigſtens 25,000 lagen hingeſtreckt, und das ganze Lager mit allem Feldgeräthe fiel in die Hände der verbündeten Armeen. Max Emanuel zog ſich mit dem Reſt ſeiner Völker über den Rhein, und von da nach den Niederlanden.

Das J. 1705 war für Bayern nicht weniger unglücklich. Die Oeſterreicher hielten das Land beſetzt, die Bauern mußten ſtarke Abgaben erlegen, und fürchteten, auch Mannſchaft ſelbſt wider ihren Fürſten liefern zu müſſen. Sie ſtanden im Monat November zuerſt im Vilsthal, von Vilsbiburg bis Vilshofen, auf, und vermehrten ſich bald auf 24,000. Sie vertrieben die Oeſterreicher aus verſchiedenen Städten, und in der Chriſtnacht kamen einige tauſend nach München, wurden aber den 25ſten Dec. von den Oeſterreichern bei dem Dorfe Sendling nächſt München angegriffen, und da ſie weder gleiche Waffen, noch weniger einen geſchickten Anführer hatten, bis auf 500 niedergemacht. Bald nachher wurden unweit dem Markt Altenbach, zwei Stunden von Vilshofen, weiter bei 7000 zuſammen gehauen.

Im J. 1706 erklärte der Kaiſer Joſeph I. ſowohl den Churfürſten von Bayern, Max Emanuel, als deſſen Bruder Joſeph Clemens, Churfürſten zu Cöln, in die Reichsacht, und vermöge derſelben wurden beide Herren ihrer Länder und Würden verluſtig erklärt. Die von Bayern ſeit 1621 ausgeübte Churwürde mit dem Erztruchſeſſenamt wurde jetzt der pfälziſchen Linie zuerkannt, und von dem Lande Bayern wurde eine beträchtliche Anzahl Güter verſchenkt. Marlborough z. B. erhielt vom Kaiſer zur Belohnung ſeiner Dienſte die Herrſchaft Mindelheim, und wurde zum deutſchen Reichsfürſten erklärt; allein dieſer Marlborough verlor, wie bekannt iſt, die Gunſt ſeines Hofes, und als andere Günſtlinge an ſeine Stelle traten, war die natürliche Folge, daß dieſe ein anderes Syſtem, andere Plane aufſtellten. Man hörte auf, das Haus Oeſterreich zu unterſtützen, und behauptete jetzt, daß man daſſelbe nicht zu mächtig machen müßte. Nun ließ man die Franzoſen wieder ſiegen, und ſo kam es 1713 zu Raſtadt (einem Luſtſchloſſe in der Niedermarkgrafſchaft Baden) zu Friedensunterhandlungen, vermöge welcher die völlige Wiedereinſetzung des Maximilian Emanuel, und ſeines Bruders Joſeph Clemens in ihre Länder und Würden, wie ſie dieſe vor dem Kriege beſaßen, im voraus feſtgeſetzt wurde. Den 7. Sept. eben dieſes Jahres wurde endlich zu Baden der allgemeine Friede geſchloſſen *), und den 9. Oct. von Seite des Reichs beſtätigt.

c) Max Emanuel kam den 15. April 1715 endlich wieder nach München zurück, wo er den

---

*) Sieh Abriß der deutſchen Geſchichte.

neu, wie ein Teufel. Darin gerath ſie dem Vater nach, der ich bin. Der Herr Sohn darf ihr nichts weiter lernen, als (es hat mir es hier eine Dame ſo aufgeſchrieben, die in allen Stücken ſehr ſtark iſt) — Wie ich ſagte, nichts weiter als ein wenig Zeichnen auf dem Papier, und hernach ein wenig Geometrie auf dem Papier; Rechnen und die Gabula iſt nicht nothwendig. Und hernach die Philoſophiam, wollt ich ſagen Logica oder wies heißt. Und hernach die Landcharten, c'est a dire, den Globus von den Sternen, und Winden und Planeten meine ich, damit ſie nicht jeden Poſſen glaubt, als da ſeind, Erſcheinungen, Poltergeiſter, Erdhämmerlein, Pfaffereien und dergleichen, welches jetzt nicht mehr Mode iſt. Und hernach die Geſchichte, Histoire, von den Dörfern und Königreichen in der Welt. Und hernach die jetzige Poeticam, wie ſies nennen, worin die hieſigen Damen, id est, wo ich jetzt bin, ſehr verſirt ſind, und ein Weſen, und große Gloire daraus machen, wenns einer nicht ſo weiß, wie ſie. Und hernach endlich das Briefſchreiben nach der jetzigen Delicateße, ſo wie die Babe, (ſteht auf dem Zeddul) oder wie die Sevigne. En verité, die Weiber ſchreiben elegant, und zierlich, wie, holl mich, keine Dame in ganz München. Sollte anbei auch das Clavierſpielen nicht negligirt werden;

26. Horn. 1726 mit Tod abgieng. Er hatte ſich zweimal vermählt: 1) 1685 mit Maria Antonia (Kaiſers Leopold I. und Margaretha Thereſia von Spanien Tochter), und 2) nach deren im Jahr 1692 zu Wien erfolgten Hintritt, mit Thereſia Cunigunda, Königs Johann II. Sobiesky von Polen und Maria Thereſia, deſſen Gemahlinn Tochter. Die Kinder der erſten Ehe waren: 1) Leopold Ferdinand, geb. und † 1689. 2) Ein Prinz, geb. und † 1690. 3) Joſeph Ferdinand, geb. 1692, † 1699. Die Kinder der zweiten Ehe waren: 1) Maria Anna Carolina, geb. zu Brüſſel, gieng 1719 ins Kloſter am Anger zu München, † 1750. 2) Carl Albrecht. 3) Philipp Moriz, geb. zu Brüſſel 1698; wurde Biſchof zu Paderborn 1719 den 14. März, und den 21. deſſelben Monats zu Münſter, indeſſen er bereits den 12. März 1719 zu Rom geſtorben war. 4) Ferdinand Maria, geb. zu Brüſſel 1699, † 1738, als kaiſerlicher Generalfeldzeugmeiſter (er hatte ſich 1719 vermählt mit Maria Anna Carolina, Pfalzgrafen Philipp Wilhelms zu Neuburg Tochter, und erhielt in dieſer Ehe folgende Kinder: a) Max Franz, geb. 1720, † 1738 an Blattern. b) Clemens Franz de Paul, geb. 1722, † 1770; er hatte ſich zu Mannheim 1742 vermählt mit Amalia Maria Anna, Joſephs Carls Ema-

nuels Auguſts Pfalzgrafen zu Sulzbach Tochter, welche den 25. April 1790 ſtarb. c) Thereſia Emanuela, geb. 1723. † 1743. 5) Clemens Auguſt, geb. zu Brüſſel 1700; er wurde 1715 Coadjutor zu Regensburg, Biſchof zu Münſter, und 1719 zu Paderborn, 1722 Coadjutor zu Cöln, 1723 Erzbiſchof und Churfürſt daſelbſt, 1724 Biſchof zu Hildesheim, 1728 Biſchof zu Osnabrück, 1732 Großmeiſter des deutſchen Ordens zu Mergentheim, † 1761. 6) Wilhelm, geb. zu Schleisheim 1701, † 1704. 7) Johann Aloyſius, geb. 1702, † 1705. 8) Johann Theodor, geb. zu München 1703, † den 27. Jänner 1763 als Cardinal, Biſchof zu Regensburg, Freiſing und Lüttich. 9) Max Emanuel, geb. 1704, † 1709.

§. IV.

Carl Albert, Churfürſt, Kaiſer.

1726 — 1745.

1) Auch Carl Albert leiſtete, wie Max Emanuel, in ſeinen Kriegen wider die Türken wichtige Dienſte; er führte in Begleitung ſeines Bruders des Ferdinand Maria, 6000

Mann bayeriſche Truppen, welche Max Emanuel in dem Kriege, den die Türken 1714 den Venetianern angekündigt hatten, dem Erzhauſe Oeſterreich bewilligte, perſönlich an, wohnte 1717 den 16. Auguſt der Schlacht bei Belgrad, ferner der Eroberung dieſer Stadt, und überhaupt dem ganzen Feldzuge bei, welcher 1718 durch den Frieden zu Paſſarowiz geendigt wurde*). Als 1737 Oeſterreich in einen neuen Krieg mit den Türken verwickelt wurde**), ſchickte Carl Albrecht 1738 bei 10,000 Mann Hilfsvölker nach Ungarn, welche er im J. 1739 wieder mit einigen tauſend ergänzte. Auch ſtand Carl Albrecht mit dem Erzhauſe Oeſterreich in einem ſo guten Einverſtändniß, daß er ſich im J. 1722 mit Maria Amalia (Tochter K. Joſephs I.) vermählte; aber im J. 1740 änderten ſich die Sachen.

2) In dieſem J. 1740 den 20. Oct. ſtarb zu Wien Kaiſer Carl VI., der letzte männliche Sproſſe des habsburgiſchen Geſchlechts. Da dieſer Herr keinen männlichen Erben hinterließ, ſo errichtete er eine pragmatiſche Sanction, vermöge welcher eine ſeiner Töchter, Maria Thereſia, Erbinn ſeiner Erbſtaaten ſeyn ſollte;

---

*) S. Abriß der deutſchen Geſchichte.

**) Ebend.

allein nach dem Hintritte dieſes Kaiſers trat der Churfürſt Carl Albert mit Anſprüchen auf Oeſterreich und Tyrol, Ungarn und Böhmen hervor, welche er hauptſächlich aus dem Erbrecht der öſterreichiſchen Prinzeſſinn und Tochter Kaiſers Ferdinand I., Anna, welche Herzog Albert V. von Bayern im J. 1546 geheirathet, und mit ihr jene Anſprüche erworben hatte, herleitete. Hierüber brach im J. 1741 ein Krieg aus, in welchem Carl Albrecht von den Franzoſen (aber ſeltſam genug) unterſtützt wurde; er eroberte noch im J. 1741 Oberöſterreich, bediente ſich aber ſeines Sieges nicht, ſondern ließ ſich bereden, nach Böhmen zu ziehen, und zu Prag zum König ſich ausrufen zu laſſen, was den 7. Dec. geſchah. Im J. 1742 den 24. Jänner wurde er zum Kaiſer gewählt, und nun folgte ein unglücklicher Zufall dem andern. Während der Zeit nämlich, als Carl Albrecht von Bayern und ſeiner Armee entfernt war, ſammelten ſich die Ungarn und Oeſterreicher, vertrieben noch im December 1741 die zerſtreuten, und meiſtens nicht wohl angeführten Bayern aus den öſterreichiſchen Städten, nahmen in Bayern die Städte Ried, Schärdingen, Braunau, Vilshofen und andere weg, und drangen bis nach München vor, wo ſie den 13. Horn. 1742 einzogen, und bald darauf ganz Bayern in ihre Gewalt bekamen. Böhmen gieng, ungeachtet der ſchönen franzöſiſchen Armee, welche dahin beordert war, ebenfalls verloren. Der bayeriſche General, Graf von Seckendorf, dem es nicht an Geſchicklichkeit, ſo wie den Bayern nicht an Muth fehlte, trieb zwar noch im J. 1742 die Oeſterreicher bis nach Schärding hinab, und der Kaiſer kam im J. 1743 den 13. April wieder nach München zurück; allein die Oeſterreicher kamen mit überlegenen Verſtärkungen zurück, beſetzten München neuerdings, und erklärten daſelbſt den 3. Aug. 1743, daß das ganze Land unter ihrer Adminiſtration ſtehe. Der Kaiſer, der ſich wieder nach Frankfurt begeben hatte, errichtete daſelbſt den 22. Mai 1744 einen neuen Unionstraktat mit Preußen, mit der Churpfalz u. a. Vermöge deſſen zog K. Friedrich II. von Preußen nach Böhmen, und nahm Prag weg. Dieß nöthigte den Hauptfeldherrn der Oeſterreicher, Carl von Lothringen, die Rheingegend, wo er als Sieger ſtand, zu verlaſſen, und dem Königreiche Böhmen zu Hilfe zu eilen. Das Heer der Franzoſen und Bayern rückte ihm nach, und da man jetzt das öſterreichiſche Heer in die Mitte hätte nehmen können, hätte die Sache für Bayern wahrſcheinlichſt eine günſtigere Wendung erhalten; allein die Franzoſen geriethen auf den ſonderbaren Einfall, eine Stadt am Bodenſee

(Freiburg) zu belagern, und die bayeriſchen Truppen gleichwohl ihrem Glücke zu überlaſſen. Dieſe drangen neuerdings vor, und bemächtigten ſich des Landes, die Städte Braunau und Schärding ausgenommen, wo die Oeſterreicher ihre Macht vereinigt hatten. Der Kaiſer kam den 23. Oct. 1744 nach München zurück, und es ſchien, als wollten ſich für ihn von allen Seiten beſſere Ausſichten öffnen, als er den 20. Jänner 1745 im 48ſten Jahre ſeines Alters ſtarb.

3) Seine Gemahlinn war Maria Amalia, vermählt 1722, † den 11. December 1756. Die Kinder waren: 1) Maria Antonia, geb. 1724, vermählt 1747 mit dem königl. Prinzen von Polen und Churfürſten von Sachſen, Herrn Friedrich Chriſtian Leopold; ſie wurde Wittwe 1763, und ſtarb zu Dresden 1779. 2) Thereſia Benedikta, geb. 1725, † 1743. 3) Maximilian Joſeph. 4) Joſeph Ludwig, geb. 1728, † 1733. 5) Maria Joſepha Anna Auguſta, geb. 1734, vermählt 1755 an Ludwig Georg, Markgrafen zu Baden-Baden, wurde Wittwe 1761, ſtarb zu München den 7. Mai 1776. 6) Joſepha Maria Antonia, geb. 1739, vermählt 1765 an Joſeph II., röm. Kaiſer; ſie ſtarb zu Wien 1767.

§. V.

Maximilian Joſeph, † 1777.

Maximilian III. gab ſeinem Vaterlande durch einen zu Füßen (einer biſchöflich augsburgiſchen Stadt) den 28. April 1745 genehmigten Friedensplan (vermöge deſſen er allen Anſprüchen auf öſterreichiſche Länder, dann dem Bündniſſe der Franzoſen entſagte, ferner dem Großherzoge von Toscana, und Gemahl der Maria Thereſia, Franz I. ſeine Stimme zur kaiſerl. Würde gab), die längſt gewünſchte Ruhe, welche daſſelbe unter ſeiner in mancher Rückſicht verewigten Regierung nie wieder verlor. Dieſer Herr erwarb ſich durch ſeine vielen wohlthätigen Verordnungen die lebhafteſte Achtung des Auslandes, und den Dank der Nachwelt, die ſich einſt ſeiner Geſchichte mit Rührung erinnern wird; er beförderte (durch ſeine perſönliche und großmüthige Aufmunterung geſchickter Köpfe) die gründliche Gelehrſamkeit zu einer Zeit, zu der im ſüdlichen Deutſchland wenig an die Cultur der Wiſſenſchaft gedacht wurde, und legte einen herrlichen Grund zu einer beſſern Nationalerziehung. So blühten auch unter ihm alle Arten von Künſten vortrefflich. Im J. 1777 den 30. Dec. ſtarb er unter den Thränen aller Einwohner der Hauptſtadt, und unter dem Gebet und den Segnungen aller Bayern, welche in der Entfernung an dieſem Tage für ſeine vermeintliche Geneſung dem Himmel dankten, der es anders verordnete. Seine Gemahlinn war Maria Anna, Friedrichs Auguſts, Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, und Maria Joſepha, deſſen Gemahlinn, Tochter, † den 17. Febr. 1797. Mit Maximilians unbeerbtem Hintritt wurde das im J. 1329 zu Pavia nutzgetheilte bayeriſche Geſammthaus wieder vereinigt, und der Churfürſt von der Rheinpfalz, Carl Theodor, übernahm die Regierung von Bayern.

Fortſchritte der Landesverfaſſung, dann der ſittlichen, litterariſchen und ſtaatiſtiſchen Cultur.

Man kann ſich leicht denken, daß während der anhaltenden und verwüſtenden Kriege Manches, das ehe aufrecht ſtand, in ſeinem Fortſchritte gehindert, oder ganz verfallen, Manches eine andere Wendung nehmen mußte. Indeſſen gieng im Weſentlichen manche Hauptſache ungleich beſſer, als man bei ſo vielen gewaltſamen Zerrüttungen hätte vermuthen ſollen. Was die Verhältniſſe der Landſtände betraf, ſo wurden dieſelben auf den Landtagen immer näher theils erklärt, theils beſtimmt. Solcher Landtage wurden ſeit dem J. 1514 noch 32, zu München, Landshut, Straubing und Ingolſtadt gehalten, wobei noch zu bemerken kömmt, daß 1514 und 1515 zwei, und 1519 ebenfalls zwei (wiewohl dieſen nur der große Ausſchuß beiwohnte) gehalten wurden. Der Inhalt dieſer Landtage (deren Geſchichte ſehr lehrreich ſeyn müßte), ſo wie der Inhalt aller Landtage überhaupt, enthielt in der Hauptſache zwei Gegenſtände: a) die landesherrlichen Poſtulate oder Steuerforderungen, und b) die ſtändiſchen Beſchwerden (gravamina statuum). Da die Urſachen, wegen welcher Steuern gefordert wurden, theils durch die Einführung der ſtändigen Soldaten (militis perpetui), welche bereits im J. 1555 ihren eigentlichen Anfang nahm, dann der ſtändigen landesherrl. Kollegien, und vieler anderer ſtändiger Hofbedürfniſſe, ebenfalls ſtändig oder verbleibend wurden, ſo wurde auch eine jährliche Zuſammenkunft von Landſchaftsverordneten eingeführt. Im Jahr 1543, wo wegen dem Türkenkriege eine Summe von 600,000 Gulden gefordert wurde, führte man neben der Güterſteuer, auch die Trankſteuer, oder den ſogenannten Aufſchlag ein, welcher ſehr große Summen betrug, auch von jedem Unterthan richtigſt bezahlt, aber nur vermöge einer ſogenannten Compoſition eingeliefert wurde. Ueber die im Jahre 1557 den Ständen ertheilte Edelmannsfreiheit, ohne deren Beſitz auch der reichſte und adelichſte Grundherr kein Landſtand iſt, ließ der Churfürſt Maximilian I. den 1. März 1641 ein Erläuterungsdekret ergehen, in welchem er befahl, daß zur weitern Ertheilung der Edelmannsfreiheit nicht mehr angerathen werden ſoll. Eben dieſer Churfürſt gab im J. 1616 ein „Landrecht, Polizei-Gerichts-Malefiz, und andere Ordnungen der Fürſtenthumben Obern- und Nidern-Bayrn“ (München in Fol.) heraus, in welchem die im J. 1516 herausgegebene, und 1553 vermehrte Erklärung der Landsfreiheit abgedruckt, und welches Landrecht eigentlich das erſte iſt, das im geſammten Lande Bayern eingeführt wurde, welchem die Rechtsbücher des von Chlingensberg, und des Freiherrn von Kreitmair gefolgt ſind. Was den Zuſtand der heutigen Landbewohner Bayerns betrifft, ſo iſt nicht nur die alte Knechtſchaft gänzlich un-

ſeind der Herr Sohn darin qualificirt, tant
mieux. Der Herr Sohn ſoll meine Tochter
zuweilen mit dem Lieutenant — tribuliren.
Sie weiß es hernach ſchon. Was meinen Sohn
anbelangt, ſo verſichere den Herrn Rath, Ver-
ſtand für zehne, und einen Kreuzkopf noch
obendrein. Der vorige Herr Hofmeiſter hat
ihn zu ſehr angeſtrengt, er weiß zu viel auf
ſeine Jahre. Ich ging ihm oft aus dem
Wege, wenn er mir was zeigen wollte, ich
ſolls nicht ſagen. Alle Herzogthümer und ade-
liche Schlöſſer in Afrika kennt er, und alle
Gäſſen in Paris. Ein wenig leichtfertig iſt
er, beſonders auf die Domeſtiken. Hm, ſo
was weiß man zu diſſimuliren. De caetero
können der Herr Rath verſichert ſeyn, daß ich
mir eine Honneur daraus machen werde, dem
Herrn Sohn zu einer guten Accomodation zu
concurriren.“

Nach dieſem Briefe reiſte Engelhof nach dem Pfleggericht, woſelbſt er in dem Hauſe des Herrn Pflegers, das nicht weit von dem adelichen Gut entfernt war, abſtieg, und weil ſein Vater ſchon vorläufig dahin geſchrieben, auch angenommen ward. Der Abſchied von ſeiner lieben Mutter, die damals ſchon ſehr krank lag, und nunmehr alles Troſtes beraubt wurde, ward ihm ſehr ſchwer. Dazu kam noch bekannt, ſondern es ſind nur hie und da noch einige Unterthanen mit einer geringen Art von Leibeigenſchaft behaftet. Vielmehr ſind die heutigen Bebauer des Landes, oder die Bauern in Bayern überhaupt wahre **Ingenui** oder Freigeborne, Nachfolger der ehemaligen Barſchalken, deren Namen ſich im 13ten Jahrhundert verlor, und ſie ſind theils freie Grundeigenthümer, theils Erbrechter, Pachter und Grundholden, und alſo durch Verträge, aber nicht durch Knechtſchaft dienſtpflichtig. Gleichwie übrigens die Verträge ſehr verſchieden ſind, ſo giebt es vermöge derſelben Erbrechter (bei welchen dem Grundherrn das Eigenthumsrecht, oder **dominium directum**, dem Grundholden das Nutzungsrecht, **dominium utile**, verbleibt, und bei den Sterbfällen dem Grundherrn ein ſogenanntes Laudemium, oder Anfall und Abfahrt bezahlt werden muß); Leibgedinger, welche die Nutzung allein auf ihren Leib eingedungen, Freiſtifter oder Herrngünſtler, welche nach dem Belieben des Grundherrn entfernt werden können; Neuſtifter, welche nur bis zum Tode ihres Grundherrn eine Grundgerechtigkeit beſitzen u. dgl.

Gleichwie in Betreff des weltlichen Regiments und der Geſetze u. dgl. gute Ordnungen zu Stande kamen, ſo geſchah dieß auch in Rückſicht der geiſtlichen Geſchäfte, welche im

Mittelalter einen ſonderbaren Gang nahmen. Man vergaß beinahe allen Unterſchied zwiſchen dem, was eigentlich **Spirituale**, und was **Ecclesiasticum** genannt werden muß, und zog, was man konnte, zur Gerichtsbarkeit der biſchöflichen Curien (**forum Ecclesiasticum**), auf welche wohl ſelbſt die bayeriſchen Herzoge, zumal während der beſtändig anhaltenden Kriege, vertraulich compromitirt, wohl auch ihre eigene Rechte oder Pflichten bei der Vermengung geiſtlicher Rechtslehren mit den weltlichen nicht immer genau gekannt haben mögen. Da man von Seite der Geiſtlichkeit bei irgend einer Verletzung geiſtlicher Gerechtſamen, oder auch errungener Freiheiten, nicht ſelten mit dem Kirchenbann drohte, ſo giengen die Herzoge, um alle Mißhelligkeiten zu vermeiden, behutſam zu Werke, und Herzog Albert IV., welcher ſich einiger Domherren von Augsburg, Freiſing und Regensburg zu ſeinen Räthen in geiſtlichen Sachen bedienen wollte, begehrte vom Pabſte Sixtus IV. für ſolche Domherren die Erlaubniß, ihre Dompräbenden an ſeinem herzoglichen Hofe genießen zu dürfen, was ihm auch durch päbſtliche Bullen im J. 1483 zugeſtanden, und im J. 1485 vom Pabſte Innocenz VIII. beſtätigt wurde. Als ſich aber jene drei Domſtifter einer ſolchen Entfernung ihrer Domherren heftig widerſetzten, zog eben derſelbe Herzog, auf den Vorſchlag des berühmten Johann Neuhauſer (Domherrn zu Regensburg und Freiſing, erſten Probſtes zu München, und herzoglichen Kanzlers, † 1516), die Chorſtifter von Schlierſee und Illmünſter nach München, mit dem Vorſatze, in das, nach ſeiner Reſidenzſtadt überſetzte Chorſtift ſtets ſolche Geiſtliche zu verſetzen, welche durch Frömmigkeit, Gelehrſamkeit und Fleiß ſich ausgezeichnet, und ſich der Ernennung zu geiſtlichen Räthen fähig und würdig gezeigt haben würden. Pabſt Leo X., welchem die Herzoge Wilhelm IV. und Ludwig die damaligen Religionsgefahren nachdrücklich berichteten, verordnete eine Commiſſion bayeriſcher Aebte (von Niederalteich, Aldersbach, Tegernſee, Fürſtenfeld und Polling) mit dem Auftrage, die Nachläſſigkeit biſchöflicher Curien zu erſetzen, Klöſter, ohne Anfrage an die Biſchöfe, zu unterſuchen, die Sitten der Geiſtlichkeit zu verbeſſern, und jede der Erhaltung der katholiſchen Religion gedeihliche Vorkehrungen zu treffen, worüber vom Pabſt Adrian VI. (Leo X. Nachfolger) im J. 1522 eine eigene Bulle ausgefertiget, dieſelbe im folgenden Jahre beſtätiget, und vom Pabſte Clemens VIII. im Jahr 1526 neuerdings bekräftigt und erneuert wurde. Im J. 1528, in welchem auf dem Reichstage zu Nürnberg, mit Einwilligung der bayeriſchen Herzoge und einiger Biſchöfe zur Erhaltung der katholiſchen Religion ein eigenes Reformationsdekret abgefaßt wurde, ernannten die Herzoge eine eigene herzogliche Commiſſion, welche in dem Grafen von Schwarzenberg, dem Leonhard Eck (nachmaligen bayeriſchen Kanzler), und Johann Eck (Profeſſor zu Ingolſtadt), dann dem damaligen Kanzler Auguſtin von Löſch, und einigen Geiſtlichen beſtand, und welche den Vollzug jenes Reformationsdekrets beſorgen ſollte. In ältern Zeiten wurde das Vermögen der Kirchen allein durch die ſogenannten Zechpröbſte verwaltet, und erſt im J. 1516 verordneten die Herzoge Wilhelm IV. und Ludwig, daß von ſolchen Zechpröbſten für künftig den herzoglichen Beamten, in Gegenwart des Pfarrers und einiger aus der Dorfgemeinde, Rechnung abgelegt, und daß die Baarſchaften unter einer dreifachen Sperr, des Beamten, des Pfarrers und der Zechpröbſte, gehalten werden ſollten. Dieſe Verordnung wurde im Jahr 1528 nicht nur beſtätigt, ſondern die Herzoge übernahmen, als Landesregenten und als oberſte Vögte aller Kirchen (ex suprema advocatia) die allgemeine und oberſte Aufſicht aller Kirchen; und da ſich, nach der Vereinigung des ganzen Bayerlandes, die Geſchäfte aller Art immer mehr häuften, ſo auch die Pflichten und Rechte der Landesherren immer deutlicher erkannt und zurückgenommen wurden, oder zurückgefordert werden ſollten, ſo errichtete Herzog Albert V. im J. 1556 unter dem Namen eines Religionsraths eine ſtändige Commiſſion (Collegium, Dicasterium) deren erſter Präſident Wilhelm von Löſch, Wiguläus Hund aber, Georg von Gumpenberg, die Doktoren Seld und Perbinger, als Räthe zugeordnet wurden. Dieſes Collegium bekam entweder, weil man ſich eben nicht an einen Namen, ſondern an die Sache halten wollte, verſchiedene Benennungen, wurde 1559 eine landesherrliche Commiſſion, 1570 ein Religions- und Lehenrath, 1573 aber endlich (wo eine eigene Inſtruktion, vermöge welcher die Räthe angeloben mußten, „nach dem löbl. Herkommen, und dem Gebrauch des Fürſtenthums Bayern“ zu rathen) der herzogl. geiſtliche Rath, oder geiſtlicher Hofrath genannt, im J. 1583 in Rückſicht der Perſonen, mit welchen er beſetzt werden ſollte, mit einer neuen Einrichtung verſehen, und ſeit dem bald mit weltlichen, bald mit geiſtlichen Präſidenten beſetzt. Da ſich ſeit der Errichtung eines geiſtlichen Raths die bayeriſchen Biſchöfe in verſchiedenen, Ecclesiastica betreffenden, Dingen beſchwert zu ſeyn glaubten, ſo ließ ſichs Herzog Wilhelm V. (nach dem Beiſpiele ſeines Vaters Herzogs Alberts V., welcher bereits einzelnen Biſchöfen Beruhigungen ertheilt hatte) unter der Vermittlung des päbſtlichen Nuntius, Felicianus, gefallen, zu München im J. 1583 mit den ſämmtlichen Biſchöfen beſtimmte Ordnungen, ſogenannte **Concordata**, doch mit merkwürdigen Clauſeln, zu errichten, worüber ſeitdem mit verſchiedenen Biſchöfen beſondere Receſſe nachgefolgt, ſo auch den churfürſtl. geiſtlichen Räthen von Zeit zu Zeit, als 1608, 1627, 1779, 1783 neue Inſtruktionen ertheilt, und die äuſerſt ſachreiche, und den Landesherren höchſt wichtige *) geiſtliche Rathsgeſchäfte näher beſtimmt worden ſind.

Die Polizeiverordnungen, welche ſeit Maximilian I. erlaſſen wurden, ſind vortrefflich, und die „Landes- und Polizeiordnung der Fürſtenthumben Obern, und Nidern Bayrn" von 1616 (welcher die, im Buech der gemeinen Landpot von 1516 enthaltene Ordnungen zum Grunde gelegt, und in welcher alle weſentliche Polizeigegenſtände behandelt ſind) iſt ein Meiſterſtück von eben ſo billigen und gerechten, als mit kluger Ueberlegung entworfenen Vorſchriften, welche theilweiſe unter den Churfürſten Ferdinand Maria, Max Emanuel, und den nachfolgenden Churfürſten, oft und ernſtlich (z. B. in Betreff des Bettels den 5. Jän.

---

*) Siehe Weſtenrieders Jahrbuch 1783.

1655, den 11. Oct. 1714 u. a.), dann in Betreff der Kleiderordnung, der Titelſucht, des Maßes und Gewichts, der Getränke, der Feilſchaften, der Gaſtereien u. ſ. w. erlaſſen, und worin den Ueppigkeiten, wodurch Sitten und Hauswirthſchaften nothwendig untergraben werden und verfallen müſſen, Schranken geſetzt wurden.

Indeſſen zeigen eben dieſe Polizeigeſetze, welche durch die unaufhörlichen ſchrecklichen Kriege und Zerrüttungen immer wieder unterbrochen und unwirkſam gemacht wurden, wie die gemeine Sittlichkeit, häusliche Ordnung und Induſtrie beſchaffen war. Die Züge und Verwüſtungen der Kriege hinterließen ſtets ganze Schaaren verarmter und brodloſer Leute, zu denen ſich die abgedankten, oder zum Krüppel verelendeten Soldaten geſellten, und das Land gleichſam verpeſteten, und welche, da es zu einer ergiebigen öffentlichen Armenanſtalt an zureichenden Fonds, zum Theil auch an Nahrungszweigen dieſer Art fehlte, (für München wurden einzelne Arbeitsanſtalten unter dem Churfürſten Max Emanuel durch eine Fabrik in der Au errichtet) ihr Leben zu Hunderten auf den Schädelſtätten endeten, mit denen alle Gegenden des Landes erfüllt waren. Aber wie ſehr auch, theils durch die Kriege, theils durch die ſeit der Entdeckung von Amerika veränderte

Handelsſtraße, theils auch durch ganz mißverſtandene Grundſätze, oder Mangel an Aufmunterung, die ordentlichen ſtädtiſchen Nahrungszweige abnahmen, und in manchen Orten wohl ganz verfielen, läßt ſich daraus ſchließen, daß noch im J. 1688 im geſammten Bayern 399 Tuchmacher, 800 Tuchknappen, im J. 1716 171 Meiſter, 125 Knappen, im Jahre 1782 endlich 144 Meiſter, 145 Geſellen vorhanden waren. In Rückſicht der häuslichen Lebensart, der Kleidungen, der Speiſen u. dgl. nahm alles den Gang, welchen das Beiſpiel und der Strom neuer Ueppigkeiten und Erfindungen vorſchrieb. Im J. 1580 beſtand eine beſonders gute Morgenſuppe noch in einem guten Stück Fleiſch, Brod, und einem Becher Weins, und vom Kaffee und Thee wußte man in Bayern noch zu Anfang des 18ten Jahrhunderts unter der mittlern Klaſſe von Einwohnern wenig oder gar nichts; indem in der Hauptſtadt München z. B. noch im J. 1740, glücklicher Weiſe kaum 3 — 4 Kaffeehäuſer vorhanden waren, deren im J. 1763 (aus Grundſätzen einer durchaus mißverſtandenen Bevölkerung) 53 gezählt wurden *). Die Kleidung bei Hof, und unter der vornehmern Klaſſe änderte ſich

---

*) Siehe Weſtenrieders Jahrbuch 1783.

plötzlich unter dem Churfürſten Maximilian, wo man ſich allgemein im ſüdlichen Deutſchland, nach den Beiſpielen der ſpaniſchen und franzöſiſchen Höfe, an welchen man ſich durch die Einführung eines äußerlichen Prunks, eines ſteifen Ceremoniels, und einer im Grunde höchſt läſtigen Pracht, ein Anſehen geben zu müſſen vermeinte. Churfürſt Maximilian I. trug noch, wie deſſen Sohn und Nachfolger, Ferdinand Maria, abgeſchnittene Haare, und jener nährte noch einen Bart (welchen man nach damaliger Sitte vor dem Schlaf einbalſamirte, und in einem ſeidenen Säcklein oder Haarbeutel verwahrte); aber der Churfürſt Max Emanuel erſchien ſchon in einer ungeheuern ſpaniſchen Perücke, welche den halben Rücken bedeckte. Die Frauenzimmer vom Stande trugen, in der Meinung, ein vornehmes Weſen vorzuſtellen, weite, mit Reifen von Fiſchbein auf beiden Seiten viele Ellen ausgedehnte Reifröcke mit ungeheuern Manſchetten, welche in vielen Reihen herabhiengen, und mit ungeheuern Ohrengehängen. So wurde auch in andern Dingen Schwulſt und üppige, koſtbare Pracht, und vornehme Unbequemlichkeit herrſchender Ton; wobei das Schlimmſte war, daß es ſeit dieſer Zeit Mode wurde, und es bis dieſe Stunde noch blieb, nicht mehr nach ſeinem deutſchen Bedürfniß, und innern ſelbſtſtändigen Sinn und

Geſchmack, ſondern (auf eine ſehr demüthigende Weiſe) alles nach der Mode fremder Länder zu thun, wo man dafür von dieſen Nachäffungen mit Hohn und unausſtehlicher Verachtung ſpricht; aber alle dieſe Erſcheinungen waren gleichſam nur üppige Nebengeſchoſſe weit ſchlimmerer Dinge, die ſich ſeit dem J. 1516 einfanden und ausbreiteten. Wir haben gehört, daß zu Anfang des 16ten Jahrhunderts eine vielverſprechende Morgenröthe einer den Verſtand und die Sitten verbeſſernden Litteratur erſchien. Bayern zählte damals, und noch einige Zeit nachher, eine Menge klaſſiſcher Männer; dergleichen waren, außer dem Johann Thurmair, gen. Aventin, deſſen Gönner, der geſchmackvolle und berühmte bayeriſche Kanzler, Leonhard von Eck (geb. 1480, † 1550 zu München), von welchem Kaiſer Carl V. öfters ſagte: „was Eck (in Staatsſachen) nicht beſchließt, wird ſchwerlich beſchloſſen werden;" Johann Mayr (von ſeinem Geburtsort Eck in Algaw, Eckius genannt), † 1543 zu Ingolſtadt, wo er Profeſſor war; Wolfgang Mayr, oder Marius, Abt zu Adlerſpach (geb. 1469 zu Dorfbach unweit Vilshofen, † 1544); Petrus Apianus (geb. zu Meißnick in Meißen, † 1552), Profeſſor zu Ingolſtadt, dann deſſen Sohn, Philipp Apian (geb. zu Ingolſtadt 1531 und Profeſſor daſelbſt), der 1561 eine kleinere, und die Vorſtellung ſeiner eigenen Schickſale in der Zukunft, worin er keine Ausſicht ſah, ſo, daß er mit gepreßtem, ſchwerem Herzen wegging. Hier iſt der Brief, den er gleich nach ſeiner Ankunft geſchrieben hat.

— den 6. Jänner 17 —

„Ich bin nun ſechs Stunden hier, und habe ſchon ſo Vieles auf dem Herzen, daß ich zweifle, ob ich Ihnen wieder in ſechs Stunden alles würde erzählen können. Bei meiner Ankunft war der Herr Beamte eben mit Verfertigung eines Berichts, der keinen Aufſchub leiden konnte, beſchäftiget. Er iſt ein Original vom Geſicht, ein langer, angeſtopfter, rothbrüchiger Mann, mit einer ihm eigenen Miene, hat einen Gang, als wenn er zwei Körper hätte, oder zweimal gehen ſollte, und ſieht überall ſo her, daß mans gleich merkt, er ſey der größte Mann in dieſem Haus. Er kam mir auf der Treppe entgegen, ſchüttelte mir die Hand, daß ſie mich ſchmerzte, deprecirte, daß er mich jetzt nicht gleich ſprechen könnte, weil er eben etwas Preſſantes hätte, und ging davon. Er zeigte übrigens über meine Perſon weder Freude noch Verdruß. Im Weggehen öffnete er mir eine große Stube, wo ich indeß hingehen und mich unterhalten ſollte. Dieß

1566 eine große Karte von Bayern herausgab; Auguſtin Chölner oder Koelner (geb. zu Neuſtadt an der Donau), Archivar und Sekretär Alberts IV. und Wilhelms IV.; Lorenz Hochwart (geb. zu Türſchenreith in der Oberpfalz), Domherr zu Regensburg und Paſſau, berühmt als Hiſtorikus und Philolog; Martin Eiſengrein (Probſt zu Altötting, und Profeſſor zu Ingolſtadt, † 1569); Wiguläus Hund von Sulzemos und Lenting; Pfleger zu Dachau, † 1588; und viele andere, denen im 17ten Jahrhundert Chriſtoph Gewold (geb. zu Amberg, † 1621), geheimer Archivar Max I.; Johann Georg Hörwart von Hohenburg, Landſchaftskanzler und Hiſt., † 1622; der gelehrte Jeſuit und Hiſt. Andreas Brunner, † 1650; der berühmte Dichter und Jeſuit Jakob Balde, † 1668 zu Neuburg; Johann Adlzreiter, geheimer Kanzler (ein Bürgersſohn von Roſenheim, geb. 1596, † 1662 zu München); Corbinian von Prielmeyer, geheimer Rath unter Wilhelm V., und manche andere Gelehrte und berühmte Staatsmänner folgten; allein dieſe Herren bildeten unter glücklichen Umſtänden ſich ſelbſt, und waren gleichſam Ausnahmen von der Regel, in welcher alles einen traurigen Rückgang nahm. Jener beſſere Geiſt von Litteratur, welcher unter den Herzogen Albert IV. und Wilhelm IV. mehr zu keimen, als zu wirken begann, hatte ſich nur erſt gezeigt, und nichts weniger als gegründet; und die Unordnungen, welche die ſogenannten reformirenden Glaubenslehren des Luther und anderer nach ſich zogen, verdarben vollends alles. Da unter den Männern, welche den neuen Lehren beitraten, viele Gelehrte waren, ſo konnte es nicht an gelehrten, andern und wichtigen, Leuten fehlen, welche geradezu der neuern Gelehrſamkeit (deren Abweſenheit und Mangel vielmehr die meiſte Schuld aller bösartigen Erſcheinungen trug) alle Schuld beilegten, und jeden, bei dem ſie eine Art von litterariſcher Denkkraft wahrnahmen, verfolgten. Ueberhaupt wurde das nördliche Deutſchland, wo ſich die proteſtantiſche Religion verbreitet, von dem ſüdlichen, wo ſich die katholiſche erhalten hatte, in den wiſſenſchaftlichen Dingen ganz getrennt, und man fieng beiderſeits an, die Wiſſenſchaften größtentheils wieder nur auf theologiſche, und ſpäter auf juridiſche Studien einzuſchränken, klaſſiſche Bücher und Sprachen hintanzuſetzen, und in dicken Folianten, und in einer barbariſchen Sprache Controverſen zu ſchreiben. Zur Zeit Herzog Wilhelms V. war man ſchon weit herabgekommen, und in der Inſtruktion, nach welcher Maximilian I. unterrichtet wurde, werden die klaſſiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer „heydniſche Schwätzer und Fabel=

hannßen, welche das maiſte mit Haidniſcher Phantaſey, Götzen und Puehlwerk, oder doch andern vergebenen Geſchwez und fablen zuebringen" *) genannt. Wo man gleichwohl noch etwas von lateiniſchen Klaſſikern beibehielt, geſchah es ohne Erklärung des Sinns, allein der lateiniſchen Wörter wegen, und in einer Lehrart, bei der auch die vortrefflichen Schriften der Alten nicht die geringſte Wirkung auf den Geiſt und Verſtand, oder auch nur eine Achtung für ſolche Schriften hervorbringen konnte. Von der deutſchen Sprache war gar die Rede nicht, und während man ſich mit der lateiniſchen Schulſprache einige Jahre herum marterte, um es dahin zu bringen, daß man keinen Fehler in den Endungen und Wortfügungen begieng, ahndete man nicht einmal, daß es auch in der Mutterſprache Regeln und Anweiſungen gebe, nach welcher dieſelbe geſprochen, oder wenigſtens geſchrieben werden ſollte; aber die ſogenannten Gelehrten ſchrieben ſchon gewöhnlich nicht in der deutſchen Sprache, und wenn ſie je nicht umhin konnten, es zu thun, ſo verrathen ihre Schriften eine eckelhafte Barbarei, und ſchauderhafte Eingeſchränktheit und Armuth des Geiſtes. Die in der deutſchen

---

*) Weſtenrieders Beiträge.

Sprache geſchriebenen ſogenannten Poeſien konnte man nicht ohne Mitleiden leſen, und mit einem Worte, die deutſche Sprache (und mit ihr aller Scharfſinn, Geſchmack, männliche Denkkraft) verfiel auf den Schulen, auf den Kirchenkanzeln, in den Kanzleien, und im bürgerlichen Schriftenwechſel; ſie verfiel aber nicht nur, ſondern ſie wurde zuletzt fremden Sprachen nachgeſetzt, und hörte eben da, wo ſie am vorzüglichſten gekannt, geſchützt, und geehrt werden ſollte, auf, die Ehrenſprache zu ſeyn. Unter Churfürſt Ferdinand Maria wurde die italieniſche, unter Churfürſt Max Emanuel aber die franzöſiſche Sprache die Hofſprache, und die letztere blieb ſeit dieſer Zeit überhaupt die ordentliche Modeſprache, ſo daß man ſich nicht ſchämte, die Sprache ſolcher Ausländer, welche uns dafür (nicht ſelten ins Angeſicht) auf das bitterſte verachten zu lernen, und in der Meiſterſprache ſeines deutſchen Vaterlandes, und (im Durchſchnitt) in der deutſchen Litteratur überhaupt, in einem ſolchen Grade unwiſſend zu bleiben, daß man, wenn davon einmal geredet wurde, gar nicht begriff, wovon die Rede ſey, und daß man deutſch keine Zeile ſchreiben konnte, ohne ſich ſelbſt das nachtheiligſte Zeugniß ſeiner Ungeſchicklichkeit und barbariſchen Erziehung zu ſchreiben. Auch ſogar die mechaniſchen Geſchicklichkeiten, welche mit der Cultur der deutſchen Sprache und Gelehrſamkeit in einigem Verband ſtanden, verfielen, und die Kanzleiſchrift z. B. nahm dergeſtalt ab, daß der Churfürſt Ferdinand Maria, da er den Entſchluß faßte, wichtige Berichte ſelbſt zu leſen, dieß aber wegen ihrer Unleſerlichkeit nicht thun konnte, ſich veranlaßt fand, ein Mandat zu erlaſſen: „daß alle churfürſtliche Bediente, vornehmlich diejenigen, welche in Kanzleyen oder Gerichten, oder Kammern ſäſſen, ihre Hand nach der zu ſolchem Ende in Kupfer geſtochenen Vorſchrift ändern, und einrichten möchten; widrigenfalls ſie zu gewärtigen hätten, auf ihre Koſten Subſtituten zu bekommen, oder gar ihrer Dienſte entlaſſen zu werden; wie dann ins Künftige niemand in churfürſtliche Dienſte aufgenommen werden ſollte, wenn er ſich in der bayeriſchen Kanzleyhand nicht geübt hätte;" *).

Die Geſchichte der gemeinen Volksklaſſe war noch ungleich trauriger. Die Stadt- und Landſchulen, welche im 16ten Jahrhundert errichtet worden waren, verfielen zwar nicht ſämmtlich, und die Regierungen und Magiſtrate erließen ſogar von Zeit zu Zeit nachdrückliche, auf Zucht und Sittlichkeit abzweckende Schulmeiſterordnungen (ſolche wurden für das geſammte Land

---

*) Weſtenrieders Beiträge.

z. B. im J. 1659, 1682 u. a. in Druck gelegt); allein ſie blieben, wie die Wiederholungen derſelben beweiſen, ohne Wirkung, und die Kenntniſſe und Begriffe des Volkes blieben in den wichtigſten Dingen höchſt dürftig, mangelhaft, unbeſtimmt, und zum Theil gänzlich verkehrt. Man kann das „Landtgebott wider die Aberglauben, Zauberey, Hexerey vnd andere ſträfliche Teufelskünſte,“ welches im J. 1611 vom Maximilian I. herausgegeben, und zu München mit einem ausführlichen Verzeichniß der damals herrſchenden Aberglauben, und der auf dieſelben geſetzten Strafen, abgedruckt wurde, nicht ohne Beſtürzung leſen; aber in Erſtaunen geräth man vollends, wenn man weiß, daß eben dieſes Mandat noch im J. 1746 zu München neuerdings meiſtens wörtlich durch den öffentlichen Druck wiederholt wurde, und man braucht mehr nicht, als den Inhalt deſſelben zu wiſſen, um ſich von dem Inhalt der noch im gedachten Jahre herrſchenden Volksbegriffe eine Vorſtellung zu machen. Eben ſo merkwürdig und albern war dabei das Benehmen derjenigen, welche die Abſicht hatten, ſolche Begriffe, deren höchſt ſchädliche Folgen zu auffallend waren, auszurotten; ſie rotteten nämlich die unglücklichen Menſchen aus, welche mit denſelben angeſteckt waren, thaten aber im Grunde nicht nur nichts, dieſer Anſteckung vorzubeugen, ſondern duldeten mit einer Langmuth, welche einen traurigen Mangel an geübter Denkkraft vorausſetzt, öffentliche Mißbräuche, welche die unmittelbare Wirkung hatten, das Volk in ſeinem unglücklichen Wahne zu erhalten. Man duldete nicht nur den Verkauf elender Legenden, oder gedruckter Sammlungen der albernſten und bösartigſten Erzählungen und Geſchichten, ſondern man ließ geſchehen, daß viele Leute mit der Lehre und Verbreitung derſelben ihren Unterhalt ſuchten, indem noch bei Mannsgedenken auf öffentlichen Schrannen und Jahrmärkten Leute herumzogen, welche auf einer öffentlichen Bühne aufſtanden, und eine ordentliche Profeſſion davon machten, dem ſich herzudrängenden Volke auf großen Tafeln gemalte Geſchichten von Geſpenſtern, Zaubereien, ſcheußlichen Mißgeburten, Hexentänzen, und von tauſend gräßlichen Begebenheiten, welche ſich mit Straßenräubern und Mördern, Schatzgräbern, Wahrſagern, Goldmachern, Wettermachern, Geiſterbeſchwörern, Feſt- und Unſichtbarmachern, in alten Schlöſſern, grauenvollen Wäldern, auf Kirchhöfen, und Schädelſtätten zugetragen haben ſollten, mit feierlichem Ernſte zu erzählen, oder vorzuſingen, und die Beſchreibungen davon zu verkaufen ꝛc. So blieb es bis in die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo im nördlichen Deutſchland ein beſſerer Geſchmack begann *). Dieſer fand unter den ſüdlichen Deutſchen zuerſt in Bayern Eingang, und der verewigte Churfürſt Maximilian Joſeph gründete im Jahr 1759 eine Akademie der Wiſſenſchaften, deren Beſtrebung die Berichtigung der vaterländiſchen Geſchichte in allen ihren Theilen, und die theoretiſche und praktiſche Phyſik zum Hauptzweck erhalten, und welche ſich durch ihre Bemühungen den ungeheucheltſten Beifall von ganz Deutſchland erworben hat. Nun erſchien auch eine (eigentlich die erſte) deutſche Sprachlehre in Bayern, über welche öffentliche Vorleſungen gehalten, und klaſſiſche Muſter einer reinen Schreibart verbreitet, und bald einheimiſch wurden. Die Litteratur nahm einen neuen emporſtrebenden Gang, und in allen Fächern zeichneten ſich Männer mit einem klaſſiſchen Geſchmack, und wirkenden Scharfſinn, (deren Andenken das Vaterland ſtets ſegnen wird) aus; ſolche Männer waren Johann Dominikus von Linbrun, † 1787, Johann Georg von Lori, † 1786, Ferdinand Sterzinger, † 1786, Michael von Bergmann; Graf Sigmund von Haimhauſen, und viele andere, die ſich um das Vaterland wahrhaft verdient machten. Man

---

*) S. Abriß der deutſchen Geſchichte.

verbeſſerte die Stadt- und Landſchulen, und fühlte in unzähligen Dingen das Bedürfniß einer Verbeſſerung.

Bayern iſt noch immer eines der vorzüglichſten, achtungswürdigſten deutſchen Länder. Es zählte (ao. 1783) im eigentlichen bayeriſchen Herzogthume bei 576, und mit Einfluß der Oberpfalz, und der Herzogthümer Neuburg und Sulzbach, welche Länder ehemals durch Nutztheilungen auf einige Zeit von demſelben getrennt, aber mit demſelben nun wieder vereinigt wurden, bei 792 Quadratmeilen, und zählet nach der im J. 1792 vorgenommenen Beſchreibung **) in Bayern 924,234, im Herzogthume Amberg mit Sulzbach 280,047, im Neuburgiſchen 44,161, im Ganzen alſo 1'252,442 Einwohner, eine allerdings beträchtliche Summe, wenn man bedenkt, daß ſeit dem 30jährigen Kriege wenigſtens 200,000 rüſtige Männer umgekommen oder verloren gegangen (nämlich, um nur Hauptſachen zu berühren, in eben dieſem 30jährigen Kriege wenigſtens 100,000, in den Türkenkriegen unter Max Emanuel 10,000, im ſpaniſchen Succeſſionskriege 60,000, in den Türkenkriegen unter Carl Albrecht 6000, und in dem von dieſem Herrn geführten Suc-

---

**) S. Weſtenrieders Beiträge zur vaterl. Geſch.

ceſſionskriege 20,000 Mann) und die weitläufigſten Strecken des Landes verwüſtet worden ſind. Bayern liefert in ſeinem Umfange einen unermeßlichen Reichthum an dem beſten Getreid aller Arten, an Vieh, Salz und Holz u a. m., und beſitzt und liefert alles, was das geſegnetſte Land wünſchen kann, um ſich ſelbſt mit Wohlhabenheit zu nähren, und zur Beſtreitung der Bedürfniſſe (welche ſeit 150, oder höchſtens 200 Jahren an fremden Weinen, Kaffee, Gewürzen, Tüchern, Seidenzeugen u. a. einheimiſch wurden) an benachbarte Länder abzugeben. Es erholet ſich, nach den erſchöpfendſten Unfällen, immer bald wieder, und blühet in jugendlicher Kraft eines auf Grund und Boden gegründeten innern Wohlſtandes; es wird von Flüſſen und Seen, und Bächen von der vortrefflichſten Art in allen ſeinen Theilen durchſtrömt, genießt die reinſte Luft, und in ordentlichen Jahrgängen die angenehmſte Witterung. Das bayeriſche Bier iſt das beſte in Deutſchland, ſo wie die Nahrung überhaupt gut, und (anhaltende Kriegszeiten ausgenommen) jede Art von Lebensmitteln in den gemäßigſten Preiſen überflüſſig vorhanden iſt. Die bayeriſchen Städte gehören vielleicht nicht unter die prächtigſten, aber doch unter die ſchönſten in Deutſchland, ſo wie die vom Churfürſten Max Joſeph errichteten Hochſtraſſen ꝛc.

war das Schreibzimmer, und ſo wie ich hineintrat, ſtunden vier bis 5 Schreiber auf, und das mit einem gewiſſen höhniſchen, neugierigen Befremden, das mich ſehr beleidigte. Sie hatten die Unverſchämtheit (denn meine ſächſiſche Winterhaube war die erſte, die ſie geſehen hatten,) daß ſie ſich in meinem Beiſeyn einander Anmerkungen über mich in die Ohren ſagten. Sie wußten übrigens nicht, wie ſie daſtehen oder wie ſie die Hände auf eine anſtändige Art halten ſollten; auch wechſelten ſie alle Augenblicke mit ihren Füßen, und zwangen ſich in dem Bewußtſeyn dieſer Unſchicklichkeit zu den unnatürlichſten Stellungen. Sie thaten ſämmtlich, als wenn ſie mit mir ganz ungezwungen ſprechen wollten, und ich ſah ihnen an, daß ſie heimlich mit ſich zu Rathe gingen, ehe ſie mich etwas fragten. Das Luſtigſte war, daß ſie jedes Wort hochdeutſch ausſprachen, und dann mitten in der Rede die erbärmlichſte Redensart mit der roheſten Mundart vorbrachten. Als ich keine Luſt mehr hatte, mich mit ihrer ſichtbaren Verlegenheit zu ergötzen, und darauf das Verlangen äußerte, indeß um die Hofmarkt ſpazieren zu gehen, wollte mich die Hälfte begleiten; aber zum Glück ward ich ihrer los."

„Der Ort iſt ſehr niedlich und reinlich, und die Einwohner ſcheinen nicht unglücklich

Wie die phyſiſchen Eigenſchaften des Landes, ſo ſind auch die bürgerlichen und geiſtigen Vorzüge deſſelben nicht weniger groß, ausgezeichnet und achtungswürdig. Das erhabene Geſchlecht der bayeriſchen Landesfürſten iſt das älteſte in Deutſchland, und eines der älteſten in Europa, (ſchon im achten Jahrhundert regierten in Bayern die tapfern Vorältern der heutigen Regenten mächtig und hochberühmt) und keine Fürſten werden von ihren Unterthanen ſo innig geliebt, wie die bayeriſchen. Viele dieſer Fürſten bekannten öffentlich, und rühmten ſich, daß ſie im Schoße eines jeden ihrer Unterthanen ſicher ruhen könnten. Die bayeriſche Nation iſt vielleicht nicht die verfeinertſte (was zu einer Zeit, wo die Verfeinerung von der Mode beherrſcht wird, ein wahres Glück iſt), aber die wohlerhaltenſte in jeder Art, aus welcher gute Dinge hervorkommen. Sie iſt bieder, einfach, aufrichtig und tapfer, und aushaltend im Kriege, und gegen eine verhältnißmäßige Anzahl von Gegnern fürchterlich in der Schlacht, wenn ſie gut angeführt wird. Sie äußert in Dingen, welche das Wohlſeyn und den Ruhm ihrer Landesherren, und ihrer Nation betreffen, von einer Grenze zur andern, nur Eine Denkungsart, und äußert mit Ungeſtüm das lebendigſte Gefühl beim Aufruf von Nation und Vaterland. In allen ihren Gebräuchen, Gewohnheiten, Begriffen und Vorſtellungsarten zeigen ſich noch Spuren vom graueſten Alterthume, und vom Daſeyn erhaltener uralter Stämme. Noch verſammelt ſich z. B. der Landmann, nach 18hundert Jahren, beim ſogenannten Sunwendfeuer, wovon er den Aberglauben längſt abgelegt, und die ländliche Ergötzlichkeit behalten hat. Die bayeriſche Sprache (auch in der Mundart des gemeinen Mannes unſtreitig eine der verſtändlichſten in allen deutſchen Provinzen) iſt voll uralter ſogenannter Idiotismen, oder Provinzialausdrücke, welche, weil ſie nicht ſelten voll Kraft und Nachdruck ſind, von Ausländern nicht verhöhnt, ſondern vielmehr gar oft nachgeahmt, und in die Schriftſtellerſprache aufgenommen zu werden verdienten. Die Bayern haben ſich, auch ohne Aufruf, Ermunterung und Belohnung, ja wohl oft im Kampfe mit Unterdrückung und Unglimpf, in allen Fächern der Gelehrſamkeit und der Künſte auf eine ſehr rühmliche Art von jeher ausgezeichnet. Die bayeriſchen Tonkünſtler z. B. Paul Conrad Ritter, † 1473, Orlando Laſſo, † 1594 u. a.; die bayeriſchen Mahler und Bildhauer z. B. Johann Mielich, † 1572, Chriſtoph Schwarz, † 1594, Joh. Rottenhammer, † 1604, Ulrich Loth, † 1660, Joh. Carl Loth, † 1698, Carl Guſtav Amling, Peter Candito, die Cosmas Damian und

Aegidi, Aſam, Nikolaus Prucker, Franz Joachim Beich, Heinrich Watterſchoot, Paul Wachsſchlunger, Andreas Wolf, Baltaſar Beermoſer, Michael Wening, Johann Ableitner, Egid Verhelſt, Andreas Faiſtenberger, Franz Ignaz Günther, Joh. Bapt. Straub, und beinahe unzählige andere, ältere *) und neuere Künſtler waren vorlängſt und ſind noch jetzt in ganz Deutſchland wohl gekannt und geſchätzt. So haben auch vorlängſt, und in neuern Zeiten, bayeriſche Gelehrte die ungeheucheltſte Achtung des Auslandes auf ſich gezogen, und hohe Begriffe von der Regierung und dem Lande, wo ſich ſolche Köpfe auszeichneten, mit vollem Beifalle verbreitet. Niemand kennet ſeine Mängel, wenn hie und da welche herrſchen ſollten, beſſer, als der Bayer. Niemand äußert ſie freimüthiger, und Niemand geht redlicher, als er, wo er gut gewählt und unterſtützt wird, zu Werke; aber nur ſich ſelbſt und ſeinen Werth kennet oder vielmehr achtet der Bayer, manchmal zu ſeinem größten Nachtheil, zu wenig; er ſchweigt, in ſich ſelbſt zurückgezogen, verſchwindet ſo zu ſagen vor Demuth, wenn ihm ins Angeſicht ein redſeliger Fremder von ſich leere Wunder erzählt, und das **Summe Su-**

---

*) S. Weſtenrieders Beiträge zur vaterl. Geſch.

percilium quaesitum Meritis (welches ihm zu ſeiner Zeit, und in Gegenwart blöder Augen eben ſo nothwendig, als die wahre Beſcheidenheit werden kann) iſt ihm ganz unbekannt.

Zur kleinen Nachleſe wollen wir das Weſentlichſte, was nach der (am Ende des Jahrs 1777 vorgegangenen) Erlöſchung der im Hauptvertrag zu Pavia, ao. 1329 nutzgetheilten Ludwigiſchen Linie, ſich zutrug, berühren. Nach dem Abgang dieſer Linie (den 30. Dec. 1777) trat die Linie des Herzogs und Churfürſten Rudolphs (Bruders des K. Ludwig) in das Erbe von Bayern ein, welches dem nächſtgeſippten Anverwandten gebührte. Dieſer Anverwandte war ein Herzog von Sulzbach, Carl Theodor, welcher bereits im J. 1742 im achtzehnten Jahre ſeines Alters die Rheinpfalz mit aller Zugehör geerbt, und welcher ſich wegen ſeines thätigen Eifers um die Verbreitung aller Arten nützlicher Kenntniſſe einen weitverbreiteten und gegründeten Ruhm erworben, welcher auch während ſeiner Regierung in Bayern (er ſtarb an einem Schlagfluß den 16. Horn. 1799) mit inniger Freude gerne alles Gute und Wohlthätige befördert, übrigens aber manchmal das, bei den auch beſtgeartetſten Regenten ſich nicht ſelten einfindende Schickſal, durch Mißverſtändniſſe, irrige Anſichten und irrführende Berichte verleitet zu werden, erfahren hat. Weil er gleich beim Antritt ſeiner Regierung, da der öſterreichiſche, irrig berichtete Hof auf einen höchſt beträchtlichen Theil von Bayern Anſprüche machte, nicht unterrichtet geweſen, daß (vermöge das paviſchen Vertrags, und der befeſtigten bayeriſchen Hausgrundſätze) die gemachten Anſprüche keinen Beſtand haben könnten, und weil darüber am Ende ein ſehr ſchätzbarer Theil des bayeriſchen Landes (das ſogenannte Inviertl nämlich) wirklich an Oeſterreich gekommen iſt, ſo läßt ſich leicht vermuthen, daß ein ſolcher Unfall für die bayeriſche Nation eben keine erfreuliche Erſcheinung geweſen ſeyn möge. Aehnliche Empfindungen mag bei der bayeriſchen Nation der von dem höchſtſeligen Churfürſten im J. 1781 gefaßte Entſchluß, den ehemaligen Fond der Jeſuitengüter, welcher allgemein für einen den Erziehungsanſtalten angehörigen Fond gehalten ward, zur Errichtung einer ſogenannten bayeriſchen Zunge für den Ritterorden von Malta zu verwenden. Am allerwenigſten aber mag ſich die bayeriſche Nation durch die Nachricht geſchmeichelt gefunden haben, daß ihr Landesregent im ganzen Ernſt geſinnt ſey, ſein uraltes Stammland Bayern an Oeſterreich gegen die öſterreichiſchen Niederlande zu vertauſchen; was aber bekanntlich durch den lebhafteſten Widerſpruch der deutſchen Fürſten, welche zur Zernichtung jenes Vorhabens im J. 1785 einen allgemeinen Bund errichteten, glücklich unterblieben iſt.

Die Erſcheinung der Illuminaten, und des franzöſiſchen Kriegszugs nach Bayern, beunruhigten den friedfertigen, und eigentlich für die Künſte des Friedens geſchaffenen Fürſten, ganz ſonderbar, und der Kummer darüber mag ihn wohl auch ſeinem Lebensende näher gebracht haben. Er hatte ſich zweimal verheirathet, a) mit Maria Eliſabeth (Joſeph Carls Emanuels, Pfalzgrafen von Sulzbach Tochter), geb. den 17. Jänner 1721, vermählt den 17. Jän. 1742, † 1794. b) Mit Maria Leopoldina (zweite geborne Prinzeſſinn Ferdinands, Erzherzogs von Oeſterreich, Gouverneurs der öſterreichiſchen Lombardei, oder Mailand, und der Beatrix von Eſte), geb. herzogl. Prinzeſſinn von Modena, geb. den 10. Dec. 1776, vermählt den 15. Horn. 1795.

Carl Theodor hatte noch die erſten Ausbrüche des ungeheuern Umſturzes aller bis dahin beſtandenen moraliſchen und bürgerlichen Weltordnung, einer Begebenheit, dergleichen ſich ſeit dem Daſeyn der Menſchen auf dieſer Erde kaum jemals in dieſer Gräßlichkeit und Ausdehnung ereignet haben mögen, geſehen.

Dieſe Ereigniſſe hatten ihren Keim und ihre Entwicklung in Frankreich, eigentlich in Paris, der Hauptſtadt dieſes Reiches, erhalten. Nach dieſer Hauptſtadt wurden ſeit vielen Menſchenaltern die Einkünfte der Nation geführt, und daſelbſt größtentheils verzehret. In dieſer Hauptſtadt hatten ſich die vornehmſten und reichſten Leute geſammelt, wovon die Folge war, daß nach und nach die ungeheuerſte Pracht und Ueppigkeit zu einer Tagesordnung, welcher nicht zu folgen für kleinſtädtiſch und abgeſchmackt gehalten wurde, erwachſen, und daß dieſe Tagesordnung mit jedem Jahre gräßlicher, allgemeiner, wildraſender geworden iſt. Man wurde angewieſen und gewöhnt, allen Werth des Lebens in den ſinnlichen Genuß des Lebens zu ſetzen, und ſo wie dieſer Genuß vervielfältigt wurde, auch eine unumſchränkte Vervielfältigung der Leute, welche mit der Herbeiſchaffung aller Arten von Genuß ſich nährten, zu begünſtigen, ja zuletzt ſich einzubilden, daß man die Bevölkerung der Hauptſtadt mit ſolchen Leuten (aus der Rückſicht, weil ſie die ſogenannte rafinirte Induſtrie, und weil ſie den Umlauf des Geldes beförderten) nicht genug ermuntern könnte. So geſchah zuletzt, daß ſich in der Hauptſtadt eine Menſchenmenge von einigen hunderttauſend Köpfen ſammelte, von welchen wenigſtens der dritte Theil nicht wußte, wovon er ſtändig leben ſollte, und (wie man ſagt) in den Tag hinein lebte. Dieſe Menſchenmaſſe war, was immer ihre Eigenſchaft iſt, im höchſten Grade käuflich, grundſatzlos, halb thieriſch, und zu allen Unternehmungen, durch welche ihr Maul geſtopft würde, willfährig.

Der große Aufwand, welchen ein prächtiges und üppiges Leben erforderte, machte große Einnahmen zur Beſtreitung derſelben, machte große Abgaben, und unzählige künſtliche Gelderpreſſungen, denen man den Namen von unerläßlichen Bedürfniſſen gab, nothwendig. Das gemeine Volk verfiel nicht bloß in eine gewöhnliche Armuth, ſondern in die unerträglichſte Dürftigkeit, bei welcher man zuletzt geneigt wird, nichts für unzuläſſig zu halten, um ſich zu retten.

Aber wenn jetzt der phyſiſche Zuſtand der Vornehmen und Gemeinen grund- und rettungslos war, ſo würde dieß der moraliſche Zuſtand des franzöſiſchen Volkes (einzelne Ausnahmen heben die Regel nicht auf) noch weit mehr. Als das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften von Italien nach Frankreich drang, erwachte der Witz und wiſſenſchaftliche Geſchmack der guten Köpfe der Nation ſchnell und kräftig, und während der Regierung K. Ludwigs XIV. († 1715) kamen im Fach der humaniſtiſchen Litteratur geſchmackvolle und geiſtreiche Schriften zum Vorſchein. Die franzöſiſche Sprache bildete, verfeinerte und vervollkommnete ſich dergeſtalt, daß ſie im ganzen Europa das Muſter der lebenden Sprachen geworden iſt. Der Beifall und die ſchmeichelhaften Auszeichnungen, welche anfangs den Verfaſſern muſterhafter Werke zu Theil geworden waren, wurden bald für hundert andere aufgeweckte Köpfe eine treibende Lockſpeiſe, ſich durch witzige Aufſätze zu verſuchen, bei welchem ſie keineswegs die Abſicht hatten, ihre Mitmenſchen zu erbauen, und ihnen zu nützen, ſondern allein die ſelbſtſüchtige und verächtliche Abſicht und leidenſchaftliche Begierde, Aufſehen zu erregen, und ſich ein vielbedeutendes Gewicht zu verſchaffen. Da ſie ſich an den Sitten und Beiſpielen der Großen ihrer Nation nicht vergreifen durften (indem das einigen, welche ſich über die Großen luſtig gemacht hatten, ſehr übel bekam), ſo wählten ſie einige in religiöſen, außerweſentlichen Dingen eingeſchlichene Mißbräuche, bald darauf aber die Religion ſelbſt und ihre Prieſter zur Zielſcheibe ihrer ſatyriſchen und verläumderiſchen Schriften, welche wegen ihrer ernſthaften Folgen mit jedem Jahre verfänglicher, und durch welche nicht wenige (wegen ihres mächtigen Einfluſſes höchſt bedeutende) Große, mit ähnlichen Geſinnungen angeſteckt, und mit ihrer öffentlichen Verhöhnung alles Religiöſen, und mit ihrem ruchloſen Lebenswandel die Verderber des gemeinen

Volkes wurden. Der vergiftende Geiſt jener heilloſen Schriften, welche wegen ihres gewöhnlich witzigen, wohl auch ſchönen Vortrags, als Meiſterſtücke gerühmt, und welche, je mehr ſie verboten, deſto häufiger in Umlauf geſetzt wurden, führte (zuletzt nicht mehr heimlich) dahin, die weltlichen und geiſtlichen Regierungen verächtlich, anbei das Volk gegen alle obrigkeitliche Gewalt höchſt mißvergnügt zu machen, und ihm mit verſchiedenen Hindeutungen zu verſtehen zu geben, daß es ja doch nur bei ihm ſtände, ſich zu helfen.

So gefährlich dieſe Erſcheinungen wegen der gräßlichen Folgen, welche ſich früh oder ſpät einſtellen mußten, waren, ſo dürften gleichwohl dieſe Folgen gar nicht, oder doch bei weitem nicht in dem entſetzlichen Gräuel, mit welchem ſie ausbrachen, ſich eingefunden haben, wenn nicht die Häupter derjenigen, welche ſich damals in den Ruf von Aufklärern und Verbeſſerern zu ſetzen gewußt hatten, auf den Einfall gekommen wären, daß ſie, um nachdrücklich wirken, und ihre Abſichten in Vollzug ſetzen zu können, vor allen Dingen dahin arbeiten müßten, diejenigen auf die Seite zu ſchaffen, welche, ſo lange ſie vorhanden wären, ihre ewigen Widerſacher, ihre thätigſten Gegzu ſeyn. Sie machten mir ehrerbietige, aber keine furchtſamen Verbeugungen. Auf dem Rücken hörte ich allemal, daß ſie fragten, wer der wäre. In etlichen Häuſern, wo man arbeitete, hörte ich ſingen, das mich in der Seele gefreuet hat. Als ich nach Hauſe kam, ſaßen wir bald zu Tiſche. Der Herr Beamte kam im Schlafrock und einer Nachtmütze, und ſetzte ſich in ſeinem Lehnſeſſel in eine Stellung, in der er vielleicht noch ruhen mag; denn gleich nach dem Tiſch ſchlief er darin ein. Ich habe in meinem Leben keinen gleichgiltigern Mann geſehen. Ich verſuchte es auf verſchiedene Art: ihm eine Bewegung und eine Unterredung abzugewinnen; aber vergebens. Ich ſagte z. B., man dringt jetzt ſtark darauf, die Bienenzucht in Flor zu bringen, wie ſies vor Zeiten in Bayern geweſen. Seine Antwort war: So? — Allein das tönte er ſo langſam hinaus, indem er zugleich mit der Stimme herabſank, daß es dem Laut eines Feuerhorns nicht unähnlich war.

Man könnte daraus ſehr vielen Vortheil ziehen, ſagte ich, und dürfte nicht viel auslegen.

„Nun! gellte er in einem langſamen Ton.
„Aber gewiſſe Bäume ſagte ich, müſſen in der Nähe ſtehen.

„Ja! Bäume müſſen in der Nähe ſtehen.

ner bleiben, welche jeder Zügelloſigkeit ſich entgegen ſetzen, und das Volk in einer unwandelbaren Ergebenheit gegen ihren König, und in einer geduldigen Folgſamkeit gegen alle geiſtliche und weltliche Obrigkeit erhalten würden.

Als nämlich im 16ten Jahrhundert ein ungewöhnlicher Sittenverfall überhand genommen, und als ſich (was, wenn dieſer Verfall lange anhält, immer ſich einzuſtellen pflegt) in Glaubensſachen eine Menge von Irrlehrern hervorgethan, und den Umſturz aller bis dahin beſtandenen Ordnung gedrohet, als das Uebel bereits eine dringende Oeffentlichkeit erhalten hatte, trat ein ſpaniſcher Offizier hervor, welcher glaubte, daß einem öffentlichen allgemeinen Uebel eine allgemeine Heilanſtalt entgegengeſetzt werden müßte, und da er in ſich den hohen Muth und die Kraft fühlte, eine ſolche Anſtalt zu gründen und zu leiten, und für ihre Fortſetzung zu ſorgen, ſo unternahm er das Werk, durch welches eine neue Verbeſſerung der Welt neu geſchaffen werden ſollte. In dieſer Abſicht trat er den geiſtlichen Stand an, verband ſich mit ähnlich geſinnten Männern dieſes Standes, und errichtete mit ihnen nach ganz einfachen Vorſchriften, einen geſellſchaftlichen Bund, ſich der Verbreitung ſchädlicher

Irrlehren zu widerſetzen, der eingeriſſenen Sittenloſigkeit einen wirkenden Einhalt zu verſchaffen, ſich, da man überall mit der Jugend anfangen müßte, dem Unterricht derſelben, überhaupt dem Volksunterricht zu widmen, und in allen Dingen den Weg Jeſu, der überall wohlthuend vorübergieng, zu gehen. Der große Mann, welcher den erhabenen Vorſatz, auf ſein Zeitalter, und auf künftige Zeitalter zu wirken, faßte, nannte ſich Ignatius von Loyola (geb. 1491, † 1555 in Rom), und ſeine tapfern Gefährten, welche den Weg Jeſu gehen, welche keine Drohungen und Gefahren, keinen Undank oder Verachtung ſcheuen, ſondern im ſtillen Gefühl ihres Verdienſtes, ihren ſich gebahnten Weg gehen wollten, nannten ſich Jeſuiten. Das oberſte Kirchenhaupt, Paul III., beſtätigte im Jahre 1540 die Geſellſchaft dieſer Männer, und nachdem er ſie lange mit hohen Ahnungen betrachtet, und wohlwollendſt geſegnet hatte, entließ er ſie, **praedicare evangelium omni creaturae.**

In den meiſten katholiſchen Staaten von Europa empfieng man die Geſellſchaft ſolcher Männer mit offenen Armen. Man hielt ſolche Männer, in Hinſicht auf die Zeit, zu welcher ſie erſchienen, für Boten des Himmels, welche gekommen wären, die (allenthalben aus ihrem Geleiſe geriſſenen) Dinge wieder in Ordnung zu bringen, und den verſcheuchten religiöſen Geſinnungen wieder den gewünſchten Eingang zu verſchaffen. Man überließ ihrem Unterricht die Jugend mit dem unumſchränkteſten Vertrauen, und überließ ſich ſelbſt ihrer Führung, ihrem Rath, ihren Lehren mit der innigſten Zuneigung. Was ſie ſagten, grub ſich in die Herzen der Vornehmen und Gemeinen unauslöſchlich, und die gerührten Eltern prägten, was ſie ſahen und hörten, ſorgfältigſt in die zarten Gemüther ihrer Enkel und Urenkel. In Bayern wurden ihnen in Amberg, Burghauſen, Ingolſtadt, Biburg, Landshut, Landsberg, Mindelheim, München, Ebersberg, Oetting, Regensburg und Straubing Kollegien erbaut, welche im Jahr 1773 von 391 Prieſtern und Klerikern, und von 164 Hausdienern (Brüdern) bewohnt wurden. In eben dieſem Jahre 1773 wurde dieſe Geſellſchaft der Jeſuiten durch eine den 21. Juli erlaſſene Bulle vom Pabſt Clemens XIV. für aufgehoben erklärt. Tauſend gedungene Bücherſchreiber, welchen die Arbeiten der Jeſuiten unerträglich waren, hatten ſeit vielen Menſchenaltern die Aufhebung eingeleitet, und einige Miniſter an den ſogenannten bourboniſchen Höfen (Spanien und Frankreich) haben endlich bei ihren verleiteten Königen die Aufhebung bewirkt, was ſelbſt Clemens XIV. zu ſpät bereuet hat. Aber nachdem das wirklich erfolgt war, was von wohl unterrichteten in die Ferne ſehenden Männern gefürchtet worden war, hat der jetztlebende Pabſt Pius VII. vermöge einer den 7. Aug. 1814 erlaſſenen Bulle die Geſellſchaft wieder für hergeſtellt erklärt.

Was ſeit 1790 geſchehen iſt, iſt in unſern Tagen geſchehen, und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Man hat unendlich theuer die Erfahrung erhalten, daß es der Natur des Menſchen widerſtreite, recedere a **Bono**, et **Malum** facere. Und man iſt jetzt allenthalben beeifert, jener Erfahrung gemäß zu handeln, verfallene Dinge wieder aufzurichten, und alles zu thun, einen künftigen Verfall unmöglich zu machen.

In Bayern iſt mit dem Anfange des J. 1806 (den 6. Jänner) die unter den Agilolfingern behauptete Königswürde, feierlichſt wieder hergeſtellt, und der Glanz und Ruhm von Bayern auf das vollſtändigſte wieder verherrlichet worden. Auch hat unſer König Maximilian (als König dieſes Namens I.) die Stände unſerer Nation mit neuen Rechten, Ordnungen und Verhältniſſen wieder hergeſtellt, und vermöge eines Concordats mit dem päbſtlichen Hofe, und durch die Wiederherſtellung der Bisthümer und Domſtifter dem katholiſchen Religionsweſen ein neues Leben gegeben. Nichts, was hergeſtellt, was verbeſſert und verſchönert werden ſoll, hat unſer König unbeachtet gelaſſen. Gott erhalte Ihn uns in die ſpäteſten Zeiten!

„Und auch Waſſer, ſagte ich.

„Ja, und auch Waſſer.

„Man darf nur den Bauern aufmuntern. Wenn er ſeinen Vortheil ſieht, ſo wird er ihn wohl angreifen.

„Freilich, er wird ihn angreifen.

„Aber das muß man doch ſagen, daß man jetzt auf reele Dinge bedacht zu ſeyn anfängt.

„Ja, das muß man ſagen.

„Aber man muß auch ſagen, daß man ſehr zu Schaden kommen kann, wenn man alles ſogleich einführt, ohne es geprüft zu haben.

„Ja, das muß man auch ſagen.

„Seine Gemahlin kam auch zu Tiſch, ein breites, ſchmutziges Weib, das man ohne Eckel nicht anſehen kann. Sie nannte ihren Gemahl den Alten, er ſie die Alte, wozu auch zuweilen von beiden Theilen das theure Wort, Schatz, gebraucht ward, aber ſo kalt und verbraucht, daß man gleich ſehen mußte, wie an ihnen längſt alle Wärme des Herzens veraltet iſt. Sie unterhielt mich mit ihren ehemaligen Bekanntſchaften und Freiereien in der Stadt, von denen letztern ſie in Gegenwart ihres Gemahls, der, ſtatt ſich zu ärgern, darüber ſehr fröhlich geworden, eine ziemliche Menge vorbrachte; auch erzählte ſie bei dieſer Gelegenheit alles, woran ſie ſich erinnerte, von den Komödien, Tänzen, und andern herrlichen

Luſtbarkeiten, die nun bei weitem nicht mehr ſo luſtig wären, als zur Zeit, wo ihre Perſonen dabei geweſen, geſehen und genoſſen hatte; aber einige dieſer Erzählungen waren immer mit ſo vielen andern vermengt und unterbrochen, daß wir noch nicht zu Ende wären, wenn uns nicht der Beſuch der Fräulein Gräfin, und des jungen Grafen, die auf den Abend öfters in das Haus kommen, darin geſtört hätte. Sie hatte meine Ankunft und Abſicht bereits erfahren. Sie iſt ſchlank, und ſchön gewachſen, weiß aber ihren Körper nicht zu tragen; ſie legt ihn mit dem ſteifeſten Zwang vorwärts, und hält dabei den Kopf ſo unnatürlich gerade, daß es einem wehe thut, ſie in dieſer Stellung zu ſehen. Ihr Geſicht iſt blaß und ſaftlos. Sie iſt ſehr hochmüthig und dummdreiſt, aber nicht ſtolz. Ich ging ihr mit der möglichſten Ehrerbietung entgegen; allein ſie war zu vornehm, mich nur zu grüßen. Sie neigte kaum ihren Kopf ein wenig, und das nach der Seite. Darauf nahm ſie Platz, ich aber blieb ſtehen. Sie ſah mich vom Fuß auf unverſchämt an. Und in dieſem Augenblick wand ich ihr mit dem Gefühle der Verachtung den Rücken, und ging ans Fenſter. Sie muß es gemerkt haben; denn ſie ſagte zu ihrer Hofmeiſterin in einem gebrochenen Franzöſiſch, wo ſie ſich merklich auf die

Worte beſann: Pour lui nous sommes les Hommes ordinaires. Darauf trillerte ſie eine Arie, und ſchoß zur Thüre in die Küche hinaus.

Der junge Graf, den ein franzöſiſcher Abbé erzogen hatte, weiß von allem zu reden. Man ſollte meinen, man habe mit einem erwachſenen Franzoſen zu thun. Ich habe in meinem Leben nicht ſo vielen Unſinn gehört. Das erſte war, daß er mir eine algebraiſche Demonſtration vormachte, die dem Herrn Grafen auſſerordentlich gefallen hatte. Er kritiſirte die Schriften der größten Männer, und ſagte von uns, wir hätten keinen Esprit, welches er immer wiederholte. Mich corrigirte er ein paarmal in meinen Urtheilen. Uebrigens weiß er im Deutſchen noch keinen Unterſchied zwiſchen einem großen und kleinen Buchſtaben zu machen. Während ich mich mit dieſem Jungen, der, wenn er von mir gebildet werden will, wieder neu geboren werden muß, unterredete, hatte ſich die Frau Pflegerin entfernet. Sie kam jetzt mit der Fräulein herein, welche Abſchied nahm und Mühe hatte, mit einigem Zwang zu ſagen, daß ich ihr morgen die Ehre auf ein Frühſtück geben möchte.

Der Herr Beamte, an deſſen Unhöflichkeit man ſich gar nicht zu befremden ſchien, ſchnarchte in ſeinem Seſſel, und da ich nicht die zweite Unhöflichkeit begehen, und ihn im Schlaf ſtören wollte, ſo bat ich um Erlaubniß, mich auf mein Zimmer, das künftig das meinige ſeyn ſollte, zu begeben.

Da ſitze ich nun, und denke mit ganzer Seele an Sie. Es iſt meinem Herzen ſo wehemüthig und bang, und doch fließt es in ſüßen Gefühlen über. Ach, dieſe Einſamkeit, dieſe heimliche ſtille Vertraulichkeit in dieſem Zimmer! Troſten Sie mich. Es that mir niemand ein Leid: aber mir iſt ſo ungewöhnlich ſchwer. Ich möchte weinen. Ja, tröſten Sie mich. Dieß iſt der Ort nicht für mich. Und wenn ich die Zukunft bedenke, und meine arme Mutter! —

Ich ging nach dieſen Worten mit geſenktem Haupt und übereinander geſchlungenen Armen in meinem Zimmer auf und nieder, denn ich begann in eine Faſſung zu gerathen, die ich noch nie empfunden habe. Um mich aufzumuntern, betrachtete ich die Portraite, die in meinem Zimmer hängen. Und weil ich nicht ſchlafen kann: ſo will ich ſie Ihnen niederſchreiben, und einen Verſuch wagen, ob ich aus den Zügen und Mienen dieſer Köpfe nicht errathen kann, wer ſie inwendig geweſen, und was ſie, wenn ſie reden könnten, ſogleich ſprechen würden. Es ſind ihrer drei, ein Mann und zwei Frauenzimmer, und wie ich vermuthe, Familienſtücke.

Der Mann in einem weißen reich bordirten Kleid, mit einem rothen Mantel umworfen; doch auf eine ſo unglückliche Art, daß dieſer nothwendig herabfallen, oder höchſt unnatürlich liegen müßte, wenn er an einem lebenden Menſchen ſo angebracht ſeyn ſollte. Sie können dieß auf ſehr vielen unſerer Portraite ſehen. Sein langes, breites, weißes Halstuch hängt (die zwei großen Locken nicht zu vergeſſen, die von der Perücke herabhangen) zu beiden Seiten über den halben Leib herum, bis wohin auch eine außerordentliche Hemdkrauſe zu ſehen iſt, ſo, daß es klar ſcheint, er habe ſich der Nachkommenſchaft recht feſtlich, und ſtattlich zeigen wollen. Aber nun ſein Kopf, auf dem äußerſt gerade ſtehenden Leib, der mit dem Winkelmaß aufgerichtet zu ſeyn ſcheint, weil er auf dem ſtarren Hals vollkommen perpendikular liegt! — Eine lange aber flache Stirne, dünne, weißliche Augenbraune über hellblaue Augen, die gravitätiſch, aber auf eine mäßige Art gedankenlos ſich herabſenken, als wenn ein Client vor ihm ſtünde: eine herabgezogene Naſe, das Maul in einer höhniſch lächelnden, verzerrten Krümmung, ſo daß die Unterlippe an die Zähne anliegt; dabei die eine Hand mit der ſteifſten Armhaltung flach auf ein Tiſchchen gelegt; an dem kleinen Finger, der mit Fleiß gekrümmt iſt, ein Brillant; die vordern zwei zuſammengehalten, als wenn er den Saum eines Kleides berühren wollte. — Ich brauche nicht mehr zu ſagen; wenn dieſer Mann reden könnte, ſo würde ſein erſtes Wort ſeyn: Nu — u fein — langſam, — und — in — Forma! oder: Geh der Herr nur: Wir — wollen — ſchon — ſe — hen. —

Das ältere Frauenzimmer reich und koſtbar, aber plump und ſchwer gekleidet, als Ehrenmutter auf einer Hochzeit. Es ſlankt alles über ihren Körper, ſo, daß man gleich die Seele heraus ſieht, die ihn bewohnt. Eine ſchwerfällige Inquiſitionshaube, mit gelben Bändern, umhüllt ihren Kopf, der auf einem krummen, aber mit vieler Sorgfalt bepackten Hals liegt. Ein paar unangenehme aſchfärbige ſchleichende Augen ſchielen einen auf ſeine argliſtige Art an, und ſcheinen zu ſagen: Seht, ich bin die Frau von — die züchtigſte Frau in der ganzen Gegend. Gott verzeih mir die Sünden meiner Jugend! — Sie möchte etwa fünfzig Jahre haben, und eine Elle dick ſeyn. Man ſieht ihr das an, daß ſie eine

Liebhaberin vom Kaffee, gutem Eſſen, und ſtillen freiwilligen Andachten iſt.

Das eine Frauenzimmer, eine junge Frau von etlich und zwanzig Jahren, hat nette auf den Leib paſſende Kleider; aber wenn ich mich nicht irre, ſo merkt man, daß es Kleider einer glücklichern Zeit waren. Sie ſenkt den Kopf willig und ſanft herab, und ſcheint nach nichts mehr neugierig zu ſeyn, und den Maler keineswegs aufmuntern zu wollen, daß er ſie ſchöner mache, als ſie iſt. Ihr duldendes Geſicht, worin ein paar groſſe ſchwarze, doch müde Augen liegen, iſt etwas bleich, kränklich hager, und um die Augen eingefallen. Es ſcheint, der Maler habe ſie aufgefordert, eine muntere Miene zu machen, und ſie habe ſich zu einem ſanften Lächeln gezwungen. Je länger ich ſie anſehe, deſto gewiſſer kommt ſie mir vor, als wenn ſie über etwas tiefſinnig nachdächte, und eben ſagen wollte: Ich achte meiner nicht mehr.

Daß ich dich niemals geſehen hätte! Dein ſanfter Mund! Deine duldenden, leidenden Augen! Und nicht reden können oder reden, und nicht verſtanden werden! Dein Geſicht iſt anſteckend. O daß ich dich niemals geſehen hätte!

Ich verfalle in meine vorige Schwermuth. Geſchwind laſſen Sie mich Abſchied nehmen, leben Sie wohl, lieber Freund!

Die Antwort ſeines Freundes, den ich übrigens nicht kenne, weil nur ſein Name, welcher mehreren gemein ſeyn kann, unterſchrieben iſt, lag ordentlich nach dieſem Briefe, auf deſſen Rande oben die folgenden Worte ſtunden, an denen ich Engelhofs Züge erkannte. „Meine größte Glückſeligkeit auf Erden war dieſe, ich hatte einen Freund. Wer dieſes Glück nicht genoſſen hat, der kann es auch nicht ſchätzen. Es gibt wohl viele Bekannte, aber ſelten einen Freund. Ich ſah Große dieſer Welt, und ſie hatten keinen Freund. Der, dem nach ihm in ſeinem Herzen niemals ahndet, der iſt ein Menſch ohne Liebe, und das ſchrecklichſte Weſen aller Weſen. — Dank ſey dir für deine Liebe, für deine Nachſicht, für dein Wohlmeynen! Ohne dich hätte ich viele Thorheiten begangen, ohne dich hätte ich viel Gutes unterlaſſen. Ich dachte allemal: Aber was würde mein Freund denken! Ich ſchämte mich ſo gar kleinmüthig zu ſeyn, weil ich glaubte, in deinen Augen geringer zu werden. Als ſchon mein Herz brach, redete ich wenigſtens noch muthig, bis mich die Sinne verließen. Möchteſt du nie die Hälfte von dem leiden, was ich gelitten habe! Wenn du vernimmſt, daß ich todt bin, ſo ſey nicht zu traurig! weinen magſt du wohl, aber dich nicht abhärmen. Du weißt, daß ich in dieſem Leben wenig zu verlieren hatte, und wenig zu hoffen, wenn ich auch im Leben geblieben wäre. Noch einmal, lebe du glücklicher, als ich. Erzähle deiner Frau und deinen Kindern, wer ich war, und wer ich geweſen ſeyn würde, wenn mir die Menſchen nicht Luft und Licht weggeräumt hätten. Ich hoffe und glaube, daß wir einſt alle einander verſtehen, und einander herzlich lieben werden. Ein Irrthum in dieſer Zwiſchenzeit.“ —

Das Uebrige konnte ich, ungeachtet alles Suchens, nicht finden. Dieſer Freund muß, wie man durchgehends aus ſeinen Briefen und Handlungen überzeugt wird, gewiß ein Mann von beſondern Eigenſchaften, und mit einem eben ſo feinen und ausgebildeten Verſtand, als einem guten, großmüthigen Herzen begabet, und ihre Trennung muß beiden unausſprechlich ſchmerzlich geweſen ſeyn.

Antwort auf den vorigen Brief.

„Ich habe in Ihrem Brief nichts geleſen, das ich nicht ſchon im Voraus erwartet hatte. Ihnen werden die Menſchen, Sie mögen hinkommen, wo Sie wollen, ſtets fremd bleiben, und in dem Abſtand erſcheinen, in welchem ſie ſich vor Ihnen befinden. Das iſt ein großer

Vorzug und ein eben ſo großes Glück, wenn nur auch Sie in die nöthige Faſſung ſich ſetzen, ſelbes zu behaupten, und für das Maß von Gefühl beſorgt ſind, welches erfordert wird, es gehörig zu genießen.

Laſſen Sie ſich die Wildniß, die um Sie herum iſt, nicht gar zu öde und zu widrig werden. Schwermüthige Stunden in jungen Jahren, und bei denkenden Seelen, führen, wenn man denſelben nachgibt, oft weiter und verunſtalten uns mehr, als man wohl jemals denken kann. Jene Melancholie, welche ein Kennzeichen eines weiſen Herzens, und in gewiſſen Stunden eine heilſame Arznei iſt, wird, wenn aus derſelben eine Gewohnheit entſteht, oft ein Gift, welches das Herz durchſchleicht, und angreift. Das Landleben unter ſolchen Menſchen, wie die Ihrigen ſind, iſt für einen Mann von Ihrer Gemüthsart freilich eine drückende Laſt; allein es laſſen ſich, wenn man nur will, viele Dinge, die uns vorher unmöglich ſchienen, gewöhnen. Es wird ſich ſchon eine Stelle in Ihrem Herzen finden, welche die böſen Tage aufnimmt, doch auch dieſe werden immer weniger, wenn man nur im Anfange herzhaft entgegen ſteht. Glauben Sie mir, es iſt weit leichter, die Stille des Landlebens, als den ewigen Lärmen der Städte zu gewöhnen. Es leben wirklich viele tauſend Menſchen, die ehemals in großen Städten geweſen, auf dem Lande vergnügt und zufrieden. Die Sehnſucht nach dem Umgang großer und edler Seelen, wie äußerſt ſelten kann man dieſe auch in volkreichen Städten befriedigen! Je beſſer man iſt, deſto weniger. Wo man Einſicht antrifft, fehlt ſo manchmal ein gutes Herz; und wo ſich dieſes findet, da geben oft ſeichte Begriffe zu kleinen Mißvergnügen, und Zänkereien Anlaß.

Ich lebe hier nun freilich, wo ich lieber ſeyn möchte, als ohne Ihnen in Ihrem Ort auf dem Lande; allein, wie ſelten genieße ich die Laune meines Herzens! wie ſelten mich ſelbſt, ſo wie ich mir wünſche! Wie oft bin ich bei meinem Amte gezwungen, Niederträchtigkeiten zu entdecken, den boshaften Kaltſinn gegen das Verdienſt mit anzuſehen, Kleinigkeiten mit großem Lärmen ausführen zu helfen, — und von tauſend andern Dingen Augenzeuge zu ſeyn, die mich ganze Tage ſtumm und niedergeſchlagen, und mit mir ſelbſt mißvergnügt machen! O mein lieber Freund! wir mögen ſeyn, wo wir wollen, ſo glauben wir ſtets, daß es da, wo wir wirklich nicht ſind, beſſer ſeyn werde.

Beleidigen Sie niemanden durch ihre Einſichten, und niemanden mit der Empfindung Ihres

Herzens. Ich möchte gerne auf meinen Freund ſtolz ſeyn dürfen. Und ſo wenig ich das Urtheil achte, das die Dummen über Sie fällen: ſo iſt es mir doch unendlich lieber, wenn ich Ihnen nachſagen höre, daß Sie mehr die Geſchicklichkeit beſitzen, ſich mit den Dummen gütlich zu vertragen, als mit ſelben zu zanken.

Endlich denken Sie, daß edle Seelen nirgends nothwendiger ſeyn, als wo es viele unedle gibt. Es kann Ihnen Ihr Ort in der Folge ſo angenehm werden, als unerträglich er Ihnen im Anfange ſeyn muß, wenn Sie nach und nach bemerken, daß hie und da einzelne Perſonen Ihre ganze Aufmerkſamkeit nach Ihrem Betragen richten, und Sie insgeheim nachahmen werden.

Ihrer Frau Mutter habe ich geſtern meine Aufwartung gemacht. Ich fand ſie ſehr krank und matt. Sie redete unaufhörlich von Ihnen, und ſcheint keinen andern Troſt zu haben, als von Ihnen reden zu hören. Ich weiß, wie Ihnen das zu Herzen gehen muß; aber vergeſſen Sie ja nicht, daß Gott den Leidenden in ſeinen Händen hält wie den Glücklichen, und ſeyn Sie getroſt. Wenn meine Briefe zu Ihrer Ruhe etwas beitragen können, ſo will ich Ihnen ſo viel ſchreiben, als ich reden würde, wenn ich das Glück hätte, Sie perſönlich zu ſprechen. Ich bin ꝛc.“

In der That war dieſe gute Frau die unglücklichſte Perſon, die man ſich denken kann. Sie litt mehr, als man wünſcht, daß ein Menſch ſoll leiden können. Ohne Hilfe und Troſt lebte ſie eine lange Marter vom Leben, die ich, wenn ich auch jene wüßte, nicht erzählen wollte. Ich möchte ſchon keinen Menſchen durch eine ſolche Erzählung peinigen. Sie bekam durch einen Stoß, den ihr ihr grober Gemahl, der Herr Rath, da er einſt ſpät, und äußerſt aufgebracht nach Hauſe kam, verſetzte, einen ſiechelnden Huſten, der ſich in eine unheilbare Krankheit verwandelte. Da ihre Unterhaltung bei geſunden Tagen ſchlecht war, ſo kann man ſich leicht denken, wie ſelbe jetzt möge beſchaffen geweſen ſeyn. Ihr Mann aß außer Haus, und ihr ward ein ſchlechtes armes Aufwartmädchen zugegeben *), das kaum

---

*) Ich glaube meinen empfindſamen Leſern und Leſerinnen nicht zur Laſt zu fallen, wenn ich ihnen ein ähnliches Leiden aus Gellerts Briefen vorlege, das mich an ſich und in der ſimpeln Art, womit es erzählt wird, immer aufs neue rührt. „Leiden ſind wohl gut, wenn ſie chriſtlich ertragen werden. Geſtern rührte, erfreute, und erbaute mich auch der Beſuch einer ſehr guten Frauensperſon vom niedrigen Stande, die ſonſt bei meiner ſeligen Großmutter einige Jahre mit vieler Treue und Geduld gedient hat. Nachher heirathete ſie, und riß durch ihren Fleiß, und gute Haushaltung,

die nothwendigſten Dienſte zu leiſten im Stande war. Er redete mit ihr nur ſelten, und allemal in einem harten unwilligen Ton.

---

und vielleicht noch mehr durch den göttlichen Segen, der ihr frommes Leben begleitete, ihren Mann einen durch ſchlechte Lebensart ſeiner erſten Frauen verarmten Leinweber, mit drei unerzogenen Söhnen, aus großer Unordnung und Armuth, ob es gleich Gott ſo fügte, daß ſie beim andern Brande in der Vorſtadt ihr Wohnhäuschen,* auf welches ſie noch drei oder vierhundert Thaler ſchuldig waren, verloren, und auf einem eine Stunde von hier gelegenen Dorfe ihre Zuflucht ſuchen mußten. Und ſelbſt damals erwies ſie einer ebenfalls abgebrannten Nachbarin, die noch ärmer geworden war, als ſie, Wohlthaten, und theilte ihr von der Wäſche, und den Betten mit, die ſie noch erhalten hatte. Sie blieben ſechs Jahre auf dem Lande, um wohlfeiler zu leben. Da mußte ſie wöchentlich ihre Waaren mit ſaurer Mühe zum Verkaufe in die Stadt tragen, und ihren Mann, der achtzehn Wochen lang gefährlich krank lag, mit ſeinen, und auch ihren eigenen kleinen Kindern verſorgen. Hierauf zogen dieſe Leute wieder in die Stadt, kamen in gute Umſtände, bezahlten ihre Schulden, und lebten einige Jahre in ihrer Art ſehr zufrieden.

Vor neun Monaten bekam dieſe gute Frau von einem plötzlichen Schrecken die ſogenannte weiße Roſe an der Bruſt. Durch eine unverſtändige Kur iſt ein ſchmerzhafter, und langwieriger Schaden daraus entſtanden, der ihre Nahrung hindert, ihr Vermögen verzehrt, und die Frau wahrſcheinlicher

Beſonders ließ er ſie ſeinen ganzen Groll empfinden, wenn ſie ihn mit Zittern um ein wenig Geld zu ihrer nur nothwendigſten Un-

---

Weiſe ins Grab bringen wird. Ihr Verhalten in dieſer großen Prüfung erhöht alle Tugenden ihrer Seele in meinen Augen. Sie ſah einer Leiche gleich, aber freundlich und heiter. Sie erzählte von der Größe und Menge ihrer Schmerzen, vom Verfall ihrer Nahrung, von der Nothwendigkeit, ihr Erſpartes zuzuſetzen, und miſchte nur wenige, ſehr beſcheidene Klagen unter; aber viel Vertrauen auf Gott, viel Gelaſſenheit und Ergebung war in ihrer Miene, und in ihren Reden. Mit Sanftmuth und Nachſicht erwähnte ſie, daß ihr Mann mit ihrem Zuſtande keine Geduld, und kein Mitleiden habe, und keine Hoffnung zu Gott, daß er ſie aus dieſer Noth wieder erretten, und ſie wieder ſegnen könne, wie er doch ſchon ſonſt gethan hätte. Voll Erkenntlichkeit und Rührung redete ſie von den Dienſten, die ihr jetzt ein junges Mädchen leiſtete, deren Mutter ſie eben nach dem Brande Gutes erwieſen, und die Gott oft um die Gnade angerufen hätte, daß er ihr doch Gelegenheit geben möchte, ihr dieſe Gutthat wieder zu vergelten. Mit den gleichen Empfindungen rühmte ſie die Liebe, die ihr ältester Stiefſohn (ſie iſt eine der beſten Mütter für ihre Stiefkinder) der jetzt als Geſell beim Vater arbeitet, ihr in ihrer Krankheit erweiſet. Sie iſt ſiebenunddreißig Jahre alt; macht ſich keine Hoffnung zur Geneſung, und zum Leben; und ſieht dem Tode ruhig und heiter entgegen. Wir erinnerten ſie an ihr eigenes Kind, ein Mädchen von ſieben Jahren, an welchem ſonſt ihr Herz hieng. Gott, ſo tröſtete ſie ſich, werde terhaltung hat; er brummte dann und fluchte, und warf auf eine fürchterliche Art in dem Zimmer herum. Dieß ſchmerzte ſie mehr, als ihre Krankheit, und ſie wollte lieber manchen Tag ohne alle Erquickung ſchmachten, als dieſem Anfall der härteſten Begegnung ſich ausſetzen. Weſſen Herz über dieſes Elend nicht weint: worüber wird es weinen? Es war außerdem keine Möglichkeit, daß ſie von fremdem Mitleid unterſtützt, oder wenigſtens getröſtet werden konnte; denn ihr Gemahl that ihrer nirgends Erwähnung; und wenn man ſein äußerliches Betragen ſah, ſo hätte man Mühe gehabt, dieſe Härte in ihm zu vermuthen. Er war höflich, und ſogar manchmal freigebig gegen andere, war allemal nach der beſten Mode gekleidet, erſchien täglich bei öffentlichen

---

ſchen für ihr Kind ſorgen. Sie wäre auch jung verwaiſt, und doch gut in der Welt fortgekommen: Iſt nicht ein ſolches Verhalten, und eine ſolche Gemüthsverfaſſung bei einem ſolchen Leiden groß und nachahmungswürdig? Vielleicht habe ich wohl ein wenig zu lange von ihr geredet, da ſie Ihnen ganz fremd iſt. Aber alle gute und tugendhafte Menſchen gehen einander an, haben Gemeinſchaft unter einander, und gehören zuſammen; und nach meinen Begriffen von Güte und Tugend, iſt es dieſe fromme Kranke wohl werth, daß Sie etwas von ihr wiſſen, und ihr Gutes wünſchen.

Spielen und Geſellſchaften, und war, wenn es darauf ankam, Geld auf eine verſchwenderiſche und prahleriſche Art zu verthun, gar nicht derjenige, der jemals, wie man zu reden pflegt, den guten Muth geſtört hätte. Während er bei Luſtbarkeiten, bei Mahlzeiten, Saitenſpiel und Tanz ſich beluſtigte, hatte ſeine arme Frau Niemand, der ihr geſagt hätte: Auch dieſe lange, lange ſchwere Nacht wird vorüber gehen.

Ich fand ein paar Fragmente eines Briefes, welchen dieſer Tirann an unſern Engelhof ſchrieb, und worin er ſeiner Mutter erwähnt. Dieſer muß ſelbe vermuthlich lange bei ſich getragen haben, denn ſie waren mürbe und zerriſſen.

„Deine Mutter iſt wieder kränker geworden. Was weiß ich, was ihr wieder fehlt, es fehlt ihr alle Augenblick was. Hat einer den ganzen Tag keine Ruhe und Raſt vor ihrem Aechzen und Seufzen und dergleichen. Das beſte iſt, fleißig zu beten, daß der Höchſte bald eine Aenderung mache und ſie aufnehme. Requiescat! Sie hat etwas hinein geſchrieben in den Brief; aber ſie iſt mit den Händen immer hin und her gefahren, und hat hernach wieder auf die Buchſtaben hinaufgeweint, und nicht fertig werden können, wie es die Weiber machen, ſo daß ich recht böſe geworden, und ihr den Brief weggeriſſen habe. Du hätteſt es ohnedas nicht leſen können.

Das war vor vierzehen Tagen. Seit dem liegt ſie beſtändig auf einer Seite; ſie muß ſich wund gelegen haben, denke ich; denn ſie ächzt oft gewaltig. Ihre Augen, wenn ſie noch Augen hat, ſind, wie will ich gleich ſagen? ſie haben gar kein Couleur und liegen ſchon tief im Kopf verſteckt. Es würde dir grauſen wie mir, wenn du ſie anſehen ſollteſt. Aber ein Hirn, denke ich, muß ſie wohl gar nicht mehr haben. Jakob, Jakob (dieß war des Raths Vorname) ſchrie ſie geſtern, und raffte ſich auf, das iſt und wollte ſich aufraffen; ſie konnte es aber nicht; denn die Hände, welche ſie dazu brauchen wollte, tappen nur ſo hin und her. Ich war ſo gut, hineinzugehen und zu fragen, warum ſie ſo lärme. Woher kommt der Rauch, ſagte ſie. Ich kann kaum mehr ſehen, ich bin davon ganz ſchwindlicht. Du träumſt, antwortete ich, oder du biſt betrunken. Du brauchteſt wohl wen eignen, der dich bediente. Ich ſagte es ein wenig friſch. Sie zog darüber die Augen zuſammen wie ſies vor etlichen Wochen machte, wenn ſie weinte; aber ſie weinte nicht, wenigſtens kam keine Thräne. Iſt es denn kein Rauch? ſagte ſie; und faltete die Hände. Nun, ſo vergib mir, daß ich dich gerufen habe. Ich hätte dir gar viel zu vergeben, ſagte ich und ging weg.

Hier können wir in Engelhofs Papieren wieder fortfahren, worin ſich außer einigen kleinen Lücken die folgenden Beilagen ununterbrochen gefunden haben.

„Ich ſchlief erſt um die Zeit ein, wo bekümmerte Herzen gemeiniglich ein leichter Schlummer, wie das wohlthätige Thau welke Blumen zu erfriſchen pflegt, und ging zur beſtimmten Stunde nach den gräflichen Verwalter hin, wobei ich mir feſt und ernſtlich vernahm, mich immer ſo gut, als möglich in den Auftrag meines Vaters, von dem vielleicht meine künftige Beſtimmung abhängen ſollte, zu ſchicken. Es war, ſo oft ich in meinem Leben etwas Hartes übernehmen mußte, meine Gewohnheit, mir allemal im voraus zu denken, was mir begegnen könnte, und mir dann einen gewiſſen Grundſatz zu wählen, an den ich mich den Tag über ſtets zu halten ſuchte. Dieſe Art von Vorbereitung hat mir bei manchem ſchweren Kampf unglaubliche gute Dienſte gethan, und ich habe ſie keinen Morgen unterlaſſen, wo es in meiner Gewalt ſtand, ſolche vorzunehmen. Ich wurde täglich um etwas beſſer, und in meinem Charakter feſter und gleichmüthiger, und es kam mich immer leichter an, etwas, wobei ich mit mir ſelbſt zufrieden war zu thun, je öfter ich es bereits gethan hatte. Ich ſtellte mir alſo im Hingehen alle Unarten und Ungezogenheiten vor, die mir daſelbſt von den gräflichen Kindern begegnen könnten und beſchloß dieſelben, wenn ſie anders meiner Ehre nicht nachtheilig wären zu dulden, oder mich vielmehr, als wenn ichs nicht merkte zu ſtellen; aber die Niedrigkeit, in der ich ſie antraf, ging beinahe über meine Verſtellung. Man ließ mich mit Fleiß eine Weile ſtehen, als ich mich zu melden bat, indeß mir eine Art von Gubernantinn, die mich im Nebenzimmer unterhielt, zu verſtehen gab, daß ihre junge Herrſchaft mein geſtriges Betragen geahndet hätte, und mich hiemit zu warnen ſchien, daß ich es ja heute nicht verderben möchte. Ich antwortete ihr mit einer Verbeugung, und dachte ſtillſchweigend an die Lehre meines Freundes, daß es mir mehr Ehre ſeyn würde, wenn man von mir ſagte, daß ich geſchickter ſey, mich mit Menſchen dieſer Art gütig zu vertragen, als mit denſelben zu zanken. Indeß klingelte man, und die Gubernantinn ſagte mir, daß dieß das Zeichen ſey, daß ich nun hinein kommen ſollte. Es ſchien alles im voraus ſo verabredet zu ſeyn. Die Fräulein Gräfin ſaß auf einem Sopha im völligen Putz, ungeachtet ſie außer mir niemand, als die tägliche Geſellſchaft zu ſehen bekam. Sie neigte ſich ein wenig vorwärts, ſtund aber nicht auf; der Junge ſtelperte mir auf eine ungeſchickte Art entgegen. Man hatte ihm ohne Zweifel eingebunden, vornehm zu thun; allein ſeine Natur kam immer wieder dazwiſchen, und es wollte ſich bei ihm gar nicht thun laſſen, nur eine Minute ſeine Lection zu behaupten, ſo, daß die Fräulein alle Augenblicke etwas an ihm auszuſetzen fand, und ihn auf eine lächerliche Art erinnerte, ſich doch cavalierement aufzuführen. Er ſchluckte und wühlte den Kaffee, welchen man uns aufſetzte, mit der ungezogenſten Gierigkeit hinein, worüber er ein paarmal in einen lärmenden Huſten verfiel, und die Taſſe auf ſeine Weſte fallen ließ. Seine erſte Frage war von dem Paradeplatz, und von einem gewiſſen Pferd in München, das er mir umſtändlich beſchrieb, und das er, wie er mir auf eine plumpe unanſtändige Art, denn er fluchte dazu, verſicherte, noch todt geritten haben würde, wenn er daſelbſt länger hätte bleiben dürfen. Er verrieth keine Spur von einer Anlage oder Fähigkeit, wodurch ich mir hätte Hoffnung machen können, daß man ihm zu einem männlichen Nachdenken verhelfen, und in ſeinem Herzen ein Gefühl des Edelmuths werde aufwecken können. Dieſes ſchien längſt unterdrückt, und auf einen andern

Weg geleitet worden zu ſeyn. Was mich darin vollkommen beſtärket, war, daß man ihn bereits gewöhnt hatte, mit Verachtung unſers Vaterlandes, immer vom Auslande zu plaudern, über alles dummdreiſt zu urtheilen, und dabei ein gewiſſes vornehmes kaltes Weſen anzunehmen, welches bei jedem jungen Menſchen, wo es ſich findet, ein mathematiſcher Beweis einer verunglückten Erziehung, und eines ausgetrockneten Herzens iſt, welches an keiner Sache einen aufrichtigen warmen Antheil nehmen wird. Ich habe die beſcheidenen ſtillen Jünglinge, die bei einer reizenden Schüchternheit wenig urtheilen und ſprechen, weil ſie ſtets glauben, etwas Ungeſchicktes zu ſagen, immer mit beſonderer Hochachtung angeſehen. Ein guter Kopf ahndet ſchon in ſeiner Jugend zuweilen unnennbare Fernen; er ſieht in Stunden, wo ihn ein mächtiges Gefühl ergreift, unſichtbare, höhere Weſen, und fühlt das Leere des Gegenwärtigen. Dann iſt er mit allem, was er bisher gethan und gedacht hat, unzufrieden, es eckelt ihm an ſeinen ſchriftlichen Aufſätzen, die er verwirft, er wird kleinmüthig, wird auf eine gewiſſe Art ſich ſelbſt unausſtehlich; er hält jedermann für beſſer, als er iſt, flieht mit einer ſchwermüthigen Aengſtlichkeit die Menſchen, und grämet ſich irgend in einem Winkel ſeines Hauſes ab. Man ſchließe daraus, welchen Widerwillen ich empfand, als ich das zehnjährige Kind ſo viele Albernheiten ſagen hörte. Er behandelte mich wie ſeines gleichen, widerſprach und fiel mir, wenn ich ihm mit allem möglichen Glimpf irgend eine Einwendung machen wollte, mit einer unverſchämten Hitze in die Rede, und erzählte mir mit Ungeſtüm, als wenn er mich belehren wollte, vom hohen Thurme, und von der Feſtung Straßburg, von der Straße bis nach Paris, von Verſailles, vom Louvre, von der Pontneuf, vom großen Colbert, von Ludwig dem Vierzehnten, und wußte indeß nicht, wer unſers Churfürſten Großvater geweſen. Auch erzählte er mir, wie er bereits wiſſe, daß der große Haufen überall ſeine Thorheiten und albernen Meinungen in Religionsdingen hätte, und daß man daher um ſeines Rufes, und Friedens willen gehalten wäre, die Gewohnheiten und Gebräuche des Landes, worin man lebte, mit zu machen. Mit Gott, und der Rechtſchaffenheit, ſagte er, müſſe man es allerdings halten; aber auch eben dieſes ſagte er ſo auswendig, ſo trocken und leichtfertig, mit ſo vieler Kälte und Liebloſigkeit, daß ich klar ſah, er werde bei keiner ſeiner Handlungen davon etwas empfinden, noch jemals ſo glücklich ſeyn, ſich durch das Andenken an dieſelben im Glück zu freuen, oder im Unglück zu tröſten. Indeß war er, in Abſicht auf die Religion, im Grunde weder für, noch wider dieſelbe eingenommen, ſondern noch eben im Anzug, einer derjenigen zu werden, deren ich hie und da einige kennen gelernet, nämlich ein toller, aufbrauſender, unbändiger Wildfang ohne Schranken und Nachdenken, ohne Geſetz und Ordnung, deſſen unſinnige Einfälle und Streiche man manchmal mit dem Namen eines großen unternehmenden Kopfes beehren wird; höchſt eitel und verſchwenderiſch aus Prahlerei, erſoffen in den ſinnlichen Wollüſten aller Arten, wenn die Säfte des Körpers nicht ehe ſchon vertrocknet ſind, und ſo als Jüngling; — denn ohne eheliche Liebe, und häusliche Freude, ohne Kraft und Luſt zur Arbeit, ohne Neigung für ſein Vaterland und ſeine Mitbürger, der fürchterliche Verwickler guter Vorſchläge, und der gewöhnliche Parteigänger der jetzt überwiegenden Faktion; der allgemeine Schmauſer, und Tongeber in Geſellſchaften, auf Bällen und bei guten Tafeln; der gleichgültige Wollüſtling aus Gewohnheit, der Mitſpötter aus Gefälligkeit, und der zweideutige Rath in Kriegszeiten für die Sicherheit ſeines Vaterlandes als Mann; — endlich, wenn die ſiechen Täge meiſt vor den Jahren kommen, ein armſeliger, zitternder Geck, in den wichtigſten Dingen ein Schüler jedes alten Weibes, ein Wiederherſteller und ängſtlicher Anhänger jeder Andächtelei, und ein aufſuchender Verfolger jedes hellern Kopfes. Dieß iſt die gewöhnliche Lebensgeſchichte der Zöglinge dieſer Art. Er brachte dabei in einem luſtigen Ton eine Menge Hausgeſchichten von übelgeſitteten Geiſtlichen, von Mönchsintriquen, Glaubensbedrückungen, andächtigen Betrügereien und Einwürfen aus Heiden und Chriſten, aus Dichtern und Philoſophen ſo abentheuerlich, und unordentlich durcheinander, daß mir bange ward, wo ich der Rede halten, und wie ich es angehen ſollte, ein vernünftiges Geſpräch einzuleiten. Bei jedem dritten Worte erwähnte er ſeines vorigen Hofmeiſters, dem er alles dieſes zu danken, und dem ſein Papa zur Dankbarkeit ein gutes Einkommen in ſeinem Vaterlande zuwegen gebracht hätte.

Dieſer Mann, der allein ein Collegium der franzöſiſchen Schön= und Kleingeiſterei vorſtellte, hatte in der That das Geheimniß einer vornehmen Erziehung, ſo, wie man ſie nur zu oft verlangt, vollkommen ausgelernet. Er lehrte den jungen Grafen, wie er mit Anſtand daſtehen, wie er Gäſte empfangen, um was er ſich bei denſelben erkundigen, und wie er ſie beurlauben, wie er ungezwungen eine Hand in den Schubſack und die andere in die

Weſte ſtecken, wie er jetzt übler, jetzt guter Laune ſeyn, ſich bei ſeines gleichen verſtellen, und bei dem gemeinen Pöbel ſich in der gehörigen Entfernung halten ſoll. Er lehrte ihn von allen Wiſſenſchaften einige Kunſtwörter, die er mit artigen kleinen Anekdötchen, meiſtens auf Koſten der Deutſchen untermengte, ſo, daß der Junge von allem zu reden, und überall etwas Unterhaltendes zu ſagen wußte. Jährlich ward ein Tag zu einer Art von Examen beſtimmt, das im Beiſeyn der hochadelichen Freunde mit vielem Gepräng vorgenommen ward. Der Kleine beantwortete die Fragen, welche ihm der Hofmeiſter ſetzte, mit ſo vieler Fertigkeit, daß die Anweſenden ſich einander verwundernd anſahen, und die Aeltern in Freudenthränen ausbrachen. Wehe dem, der nur erinnert hätte, daß die Kenntniß des Verſtandes und die Güte des Herzens unſichtbar zunehmen, daß die wahre Gelehrſamkeit und die wahre Erziehung ſich nicht examiniren, und daß ſich von dem beſten Hofmeiſter auf eine ſolche Zumuthung unmöglich eine andere Antwort geben laſſe, als die, welche, ich weiß nicht, welcher Alte einem Vater in dem nämlichen Falle gegeben hat: „Davon werden dich die Handlungen deines Sohnes überführen.“

Mit der Fräulein Gräfin kam ich beſſer zurecht, als ich gehofft hatte. Es wollte ihr nicht immer gelingen, vornehm zu thun; denn ſie trieb es zu weit, und verfiel zuweilen auf ein unnatürlich geziertes Weſen, deſſen Armſeligkeit ſie bei ſich ſelbſt gewahr zu werden ſchien. Sie ſprach franzöſiſch, aber ſehr elend, und was ſie darin ſagte, war noch weit elender. Ich half ihr ein paarmal auf das, was ſie beginnen wollte, aber auf eine Art, daß ſie das Ungereimte ihres Satzes entdecken mußte, wobei ſie erröthete, und in einer merklichen Verlegenheit zur Erde ſah. Ich that indeſſen nicht, als wenn ich etwas merkte, und begegnete ihr auf die ehrerbietigſte Weiſe, worüber ſie ſehr vergnügt und endlich ſo herablaſſend war, daß ſie mir einige bemalte Papiere wies, die ſie Zeichnungen nannte. Sie beſtunden aus Soldaten, Türken, franzöſiſchen Seehäfen, dem Markusplatz von Venedig ꝛc. deren Inhalt ſie mir jederzeit erklärte. Auch erzählte ſie mir ſehr viele Fabeln aus der Mythologie, dieſer in Abſicht auf Kinder und junge Frauenzimmer eiteln Wiſſenſchaft, (um das gelindeſte Wort zu ſagen) — erzählte mir, wer Apollo und Diana geweſen, und daß des Jupiters Gemahlin die ſtolze Juno geweſen ſey. Sie wußte, was Venus für einen Gemahl gehabt, und wie man ſie einſt mit dem Mars erwiſcht habe, u. dgl. Ich ſah ſie ſtillſchweigend an, was ſie ohne Zweifel, denn ſie ward ſehr geſprächig, für einen Beifall aufgenommen hat. Vor dem Fenſter, woraus man nach dem Garten ſehen konnte, ſtund ein Baum, der über und über mit Stroh, das etliche rothe Bänder umwanden, eingepolſtert, und durch eine beſondere Sorgfalt vor allen den übrigen ausgezeichnet ward. Dieſer Baum ſey ſo alt, als ſie, war ihre Antwort, als ich ſie hierüber fragte, und trüge auch die ſüßeſten Früchte im ganzen Garten. Sie ſprach es mit einem kindlichen Wohlwollen, und einer herzlichen Parteilichkeit für denſelben, woraus ich ſchloß, daß ihr Herz empfindſamer Eindrücke fähig ſeyn müſſe. Mit einem Wort, ich ging, zumal, da der junge Wildling gleich anfangs davon rannte, und ſich nicht wieder ſehen ließ, zufriedner nach Hauſe, als ich gekommen war.

Mein Beamter war einer derjenigen Männer, deren ich nachher viele dergleichen kennen gelernt, und an denſelben oft rühmen gehört habe, daß dieſe Art von Männern gute, ehrliche Männer wären. Er that Niemand mit Vorſatz Unrecht; er that aber auch Niemand aus innerlichem Vorſatz Gutes, und manchem viel Böſes durch ſeine innerliche Unthätigkeit. Er hatte einige Sprüchwörter von ſeinen Großurältern, an welche er ſich, ſo wie an die

Hausordnung ſeines Lebens, die er ſich angewöhnt hatte, unabbringlich hielt. Jede Stunde des Tages war ſchon ausgeſteckt; und im Falle, daß die erſte Stunde nicht geſchehen war, was nach ſeinem Sinne hätte geſchehen ſollen, und z. B. das Frühſtück nicht um die gewöhnliche Minute gebracht war: ſo hatte man es mit ihm auf den ganzen übrigen Tag verdorben. Er that dann alles unwillig, und zankte mit jedermann, der ihm in den Weg kam. Um ſieben Uhr ſtund er auf, betete dann aus einem alten Gebetbuch ſeiner Ahnfrau das Morgengebet, das gerade in einer Viertelſtunde vollendet, und deſſen erſte Frucht war, daß er gleich darauf drei Viertelſtunden vor das Fenſter hinſtund, den Kopf an daſſelbe hineinlehnte, und gar nichts that, als daß er unter dieſer Zeit die Woche ein paarmal die Tauben fütterte, und ſich bei dieſer Gelegenheit gewaltſam ärgerte, wenn ſie auf ſein Pfeifen nicht alſogleich herbeiflogen. Dann ging es über das Frühſtück los, und dann gemeiniglich nach der Kirche, worauf er bis zwölf Uhr von ſeinem Zimmer in die Schreibſtube, und von dieſer wieder zurückſchlerfelte. Auf den Schlag 12 Uhr ward gegeſſen, die Zeitung geleſen, und darauf bis 2 Uhr geſchlafen, und dann wieder hin und wieder getrettelt bis fünf Uhr; hierauf ſchluttete man im Hauſe, in der Küche, und bei dem Geſinde herum, aß, trank und fuhr fort zu trinken, bis man wieder eingeſchlafen hatte. Dieß war ſeine tägliche Ordnung, an die er ſich pünktlich hielt, außer, daß er Abends zuweilen etwas Schmutziges von ſeinen Univerſitätsjahren unter vielem Lachen erzählte, oder in einer Legende, oder halbverfaulten Chronik las, worin vom Turniren und von ſtattlichen Ritterſpielen, von Wallfahrten nach Jeruſalem, von Ritter Seyfried, und andern raren Begebenheiten der alten Chriſtenheit gehandelt ward. Wie er nun ſeinen Körper (denn ſeiner Seele hatte er ſich längſt nicht mehr bedient) ſorgfältig in Ruhe erhielt: ſo wollte er auch alle die Dinge, die außer ihm waren, ſtets im nämlichen Stande erhalten ſehen. Wenn man ein Gemälde an der Wand, oder ſonſt etwas, an das er gewöhnt war, verrückt hatte, ſo ruhte er nicht, bis es weggenommen, und an den nämlichen Ort, wo es vorher ſtund, geſetzt ward. Bei allem dieſem war er ein ehrlicher Mann, und man war ſicher, daß er dem Landesherrn keinen Heller veruntreue. Hätte ich mich mit ihm vertragen, und mit ihm, was er ſchalt, tadeln, und was er lobte, rühmen können: ſo wären bei ihm meine Tage wenigſtens ohne Leid und Freud dahin gegangen; allein dieß war mir damals unmöglich, wo ich noch ohne alle Muthmaßung, daß die Wahrheit beleidigen könnte, ohne alle Erfahrung und voll von meinen Grundſätzen, Muth genug hatte, jedermann, der nicht meines Sinnes war, zu trotzen, und an einer Wand, die mir vorſtund, zu rütteln. Seine Kälte für alles, was mir heiß auf dem Herzen lag, war mir unausſtehlich. Seine Vergnügungen verurſachten mir die grauſamſte Langeweile, und alle ſeine Reden und Handlungen den unüberwindlichſten Eckel. Ich hatte das bürgerliche Recht, wovon ich freilich nur den theoretiſchen Theil verſtund, aus Neigung ſtudirt, und ich ſtellte mir das unausſprechliche Vergnügen, das ich genießen ſollte, wenn ich Gelegenheit haben würde, einem leidenden Geſchöpfe zu helfen, ihm ſeinen Kummer zu benehmen und in ſeiner Miene den Glauben an Gerechtigkeit zurückkommen zu ſehen, ſo oft vor, daß ich mit einer ungeſtümen Leidenſchaft den Unterricht erwartete, der mich fähig machen ſollte, das Verlangen meines Herzens zu erfüllen. Dieß geſchah zwei Tage nach meiner Ankunft; denn, ungeachtet meines Weigerns, verlangte er ausdrücklich, daß ich ſo lange ausruhen ſollte. Es hatte für mich etwas ungemein Feierliches, als er mir meldete, daß er mich nunmehr nach ſeiner Regiſtratur führen wollte, woſelbſt ich mich in einigen Akten umſehen, und mir von der Praxis einigen vorläufigen Begriff machen ſollte. Im Hingehen bemächtigte ſich meiner eine Art feſtlicher Empfindung. Ich vergaß, wer der Mann war, der mir zur Seite ging, und indem ich mit Heftigkeit eine ſeiner Hände ergriff, und dieſelbe an mein Herz drückte, ſagte ich mit zitternder Stimme: Ich verlaſſe mich von nun an ganz auf Sie. Er ſah mich mit einem kalten Befremden an, kehrte ſich aber keinen Augenblick an mich, ſondern öffnete das Zimmer, worin die Regiſtratur ſtund. Es waren alte Käſten mit hölzernen Gittern verſehen, worin ſchon halb verfaulte, ſchwarze und überhaupt ſtaubige Papiere lagen. Er legte mir ein Paket, das er ſelbſt aufſuchte, und einen Ausbund guter Arbeit nannte, auf den Tiſch, und ging davon. Es war eine Klage, worin ein Bauer wegen einer offenbaren Kränkung um Schutz und Gerechtigkeit bat. Mit welchem Antheil griff ich nach der zweiten Schrift, in der Hoffnung, darin die Entſcheidung zu finden! Ich las ſie, las die darauf folgende, las immer fort, und als ich ſah, daß der Gegner eines Wörtchens wegen Gelegenheit nahm, das offenbare Recht, wie es vor meinen Augen da lag, zu untergraben, als ich ſah, daß man aus ebendemſelben Geſetzbuch Regeln wider Regeln anführte, daß die Sache immer verwirrter, ja in der Folge gar von der erſten Hauptfrage weg, und nach einem ganz andern Geſichtspunkte geführt, daß ſie von Jahr zu Jahr hinausgezogen, und endlich, nachdem der Kläger und der Beſchuldigte ermüdet waren, mit einem Vergleich geendiget wurde, als ich dieſen romantiſchen Knoten von Intriquen ſah, den man nach meiner Meinung auf einmal hätte zerhauen können: ſtund ich wie verſteinert da. Ich habe niemals ſo viel Kummer auf einmal empfunden, und ich kann meine Verlegenheit, in die ich dieſen Augenblick verſetzt worden, niemand beſchreiben. Wie elend werde ich ſeyn, rief ich überlaut, wenn dieß der ordentliche Weg iſt, auf dem ich gehen ſoll, und wie elender noch, wenn ich jemals ſo abgehärtet werden ſoll, ihn mit Gleichgültigkeit zu gehen! — Das bin ich auch zu meinem Glück und Unglück niemals geworden. Wenn ich bei Auftritten und Handlungen dieſer Art zugegen ſeyn mußte, verließ mich allemal Geiſt und Leben. Ich verſchloß mich mit Wehmuth manche Stunde auf mein Zimmer, trennte mich feindſelig von allen Menſchen, von allen Büchern, und von aller Welt, wo von Gelehrſamkeit, von Recht und Billigkeit geſprochen wurde. In dieſem erſten Falle ging ich endlich ſo weit, daß ich die ganze Sache für einen erträglich guten Scherz des Beamten hielt, und mir über meine Albernheit Vorwürfe machte.

Aber wie bald wurde ich zurecht gewieſen, als ich ſchriftliche Aufſätze verfertigen und abgeben ſah, als ich zu Verhören gezogen, und ſelbſt angehalten ward, daran Theil zu nehmen! Ich konnte dem Beamten keine Zeile ſchreiben, wie es nach ſeinem Sinne ſeyn ſollte, und entgegen ſchien mir alles, was er that, unnatürlich gethan zu ſeyn. Darüber wurde er oft ſo ungehalten, daß ich alle Tage der Gefahr ausgeſetzt war, mich mit ihm abzuwerfen. Mir däuchte, man könnte die gerichtlichen Aufſätze weit kürzer, deutlicher und nachdrucksvoller geben; er hielt ſelbe im Gegentheile immer für deſto ſchöner, je länger man die Perioden untereinander verwirren, und je verworrener man überhaupt das Ganze machen könnte. Dieß iſt unſre wahre Praxis, ſagte er; denn, wenn man die Sache ſo klar macht, daß ſie ſchon da liegt, ſo verſtehen ſies drinn (er meinte die Stadt München) nicht einmal. Er war nicht dahin zu bringen, daß er nur von einem Wörtchen oder Partikel wegging, ſobald ſelbes bei ſeinen Großältern üblich geweſen. Wenn ich ein lateiniſches Wort deutſch, oder eines abgekürzt, und ſo, wie man es ſchreiben ſoll, geſchrieben hatte, ſo mußte das Ganze geändert werden. Er ließ mich anfangs aus Hochachtung auf ſein Zimmer kommen, damit man, wie er ſich gütlich ausdrückte, meiner Unwiſſenheit nicht gewahr würde; allein, da ich meiner Sache gewiß zu ſeyn glaubte, und vieler Ausdrücke, die ihm zu deutſch waren, ſchon gewohnt war, und mithin oft wider meine Abſicht die nämlichen Fehler beging: ſo hielt er es für nothwendig, es auf eine andere Art zu thun, die mich ſehr ärgerte. Er kam mit einem gewiſſen Lächeln, womit man einem ſeine Ungeſchicklichkeit mitleidig zu verſtehen gibt, auf die Schreibſtube, gab meinen Aufſatz dem unterſten Schreiber hin, damit er ihn verbeſſern ſollte, und ſagte im Weggehen: Ich habe noch Niemand gehabt, der die Praxis ſo gar hart begriffen hätte. Die Schreiber, die ſchon lange nicht faſſen konnten, wie ich mit ihnen, wenn ſie auf die Nacht ausſchwärmten, nicht Gemeinſchaft machte, lachten insgeſammt, und ſchienen ſich damit für meine Gleichgültigkeit, welche ich für ſie zeigte, zu rächen.

Die Langeweile, die ſich um dieſe Zeit auf mein Herz legte, und mein ganzes Weſen angriff, kann ich niemand begreiflich machen. Es gibt, däucht mir, keine größere Pein, als die Empfindung dieſes Leeren in unſerm Herzen, oder vielmehr dieſer Völle, welche alle unſere Neigungen auf einen Punkt zuſammen preßt, und feſt hält; und was das wunderbarſte iſt: ſo muß man noch ſehr edel ſeyn, wenn man fähig ſeyn ſoll, dieſelbe zu empfinden. Wer da nichts braucht, als Eſſen und Trinken, und etwa zur Unterhaltung ein Spiel: der kann ſich davon keinen Begriff machen. O ein zu empfindſames Herz iſt wahrhaftig kein Glück in dieſem Leben, wo unſere Wünſche ſo ſelten ganz erfüllt, und immer mit ſo vielen Bitterkeiten begleitet werden. Tauſend Dinge, die niemand bemerkte, machten mich unruhig, und tauſend andere, die mich gefreut hätten, blieben mir unſchmackhaft, wenn ich gar niemand um mich ſah, der mich verſtehen, und Gefühl genug aufbringen konnte, ſich mit mir zu freuen. Wie oft glaubte ich mir ſelbſt nicht, und wie oft ſagte ich zu meinen Augen: Ihr betrügt mich! zu meinem Verſtand: Steh ſtill! und zu meinem Herzen: Stirb, oder haſſe das, was du lieben ſollteſt! Mein Beamter, der mich, ungeachtet meiner Sprödigkeit gegen ihn, wider ſeinen Willen lieb gewann, ließ es an nichts ermangeln, meinen Trübſinn, den er gar nicht begreifen konnte, ſo viel an ihm lag, zu zerſtreuen; allein, je mehr er ſich Mühe gab, mich aufzumuntern, und wie er ſagte, andern Menſchen gleich zu machen: deſto tiefer verſank ich in meine Traurigkeit. Er machte mich mit vielen herumliegenden kleinen Herrſchaften und Verwaltern bekannt, und nöthigte mich, unter dem Vorwand einiger Verrichtungen, dieſelben zu beſuchen. Ich fand überall, was ich nirgends zu hören und zu ſehen gewünſcht hatte, herrliche Gaſtereien, wo man es übel nahm, wenn ich mich nicht mit Speiſen überladen wollte, Nachrichten von neuen Beförderungen, und der niederträchtigen Art, womit dieſelben erſchlichen wurden, von Heurathen, und den Fehlern und Thorheiten der Neuvermählten, und was mich am meiſten ärgerte, vom Leben und Wandel ihrer Nachbarn. Wo Töchter waren, da fanden ſich die Mütter mit einem gewiſſen ſteifen Ernſt ein, als wollten ſie ſtolz auf ſie thun, oder es wohl verhüten, wenn man ſie zu dreiſt anſehen, oder ihnen einen heimlichen Wink geben wollte. Dennoch ſtellten ſie ſelbe gemeiniglich vor mich hin, und erzählten mir nach der Ordnung ihre ganze Tagordnung, und „wie ſie bereits das Hausweſen verſtünden, und nicht wären, ſo wie die Töchter anderer Leute, die nur tändelnde Puppen wären, und dann folgten mitunter auch alle ihre Unarten, und Schelmereien, wie ſie der Mutter nicht genug Reſpect erwieſen, und wie man ſie nicht einen Augenblick aus den Augen laſſen durfte, weil ſie der Donner flugs auf Unrath hätte, und dann zuletzt, wie dieſer und jener um ſie zwar werben wollte, ſie aber, die Mutter, ihm die Tochter abgeſchlagen hätte, weil ſie wohl noch eines Beſſern werth wäre; worauf dann die Tugenden der Fräulein Tochter, die während ſolcher Erzählungen jede neue Hiſtorie der Mutter mit einer neuen Geſichtsfarbe, einem neuen Maulkrümmen, Lächeln, Augenzwitſchern, Zahnknirſchen begleitete, wieder von vorne anfingen. Das Luſtigſte war, daß ſie alle wider die heutige Koquetterie ſchmälten, und während deſſelben an ihren Töchtern immer etwas zu erheben, oder zu erniedrigen, oder herauszuputzen hatten. Auch die Liebeshändel und Streiche der Beamtentöchter in der ganzen Gegend wurden mir bei dieſer Gelegenheit bekannt. Es ſchien, man wolle mich überall zum Vertrauten des Hauſes machen, indem man mir mit einer geheimnißvollen Vertraulichkeit auch die ärgerliche Aufführung der benachbarten Beamten mit einem geheimnißvollen Ton erzählte, und dabei mit Hilfe der gewiſſenloſeſten Auslegungen, womit man gleichgültige Handlungen beurtheilte, oft die ſchwärzeſten Charaktere geſchildert hat. Ich ſah ſie anfangs für unverſöhnliche Feinde an, die ſich ihre geheimen Ausſpäher hielten, und darauf ausgingen, einander durch heimliche Ränke zu untergraben; allein ich entdeckte, daß dieß die Gewohnheit der meiſten kleinen Flecken wäre, die nicht immer auf tödtliche Verfolgungen hinausging, und daß der Mangel an Unterhaltung ſie nöthigte, ſich auf dieſe Art für die Einförmigkeit ihres Lebens ſchadlos zu halten. Sie verſtunden nichts von den Vergnügungen der Muſik, des Zeichnens, und wußten noch weniger von einem vernünftigen Buch, dem wohlthätigſten Freunde in der müßigen Einſamkeit. Sie ſahen albern und verlegen aus, wenn man ihnen eines in die Hände gab, und legten es ſogleich wieder verdrießlich aus denſelben weg. Ihre Nahrungswünſche (weiter ging der Trieb ihrer Begierden ſelten) waren größtentheils geſättigt; und da es unmöglich iſt, immer bei der Tafel zu ſitzen, immer zu ſpielen, oder ſpatzieren zu fahren, da ihr Verſtand mit nichts neuem genährt, ihr Herz von keiner edeln Empfindung aufgefriſcht wurde: ſo errichteten ſie gleichſam eine Art von Stillſchweigen, dem Vertrag, daß ſie ſich wechſelweiſe Mühe geben wollten, ſich einander zu beunruhigen, und von Zeit zu Zeit das Leben ſauer zu machen. Ich wußte mich in dieſe Geſellſchaften gänzlich nicht zu ſchicken. Dieß engherzige boshafte Bekümmern um fremdes Thun, die Wiederholungen des eingeſchränkteſten Unſinns, und die Entdeckungen, die ich täglich machte, wie im Allgemeinen Verdienſt und Tugend mißkannt und das ſchmutzigſte Intereſſe die gemeine Triebfeder der wichtigſten Handlungen wäre, wie man für die tolleſten Unternehmungen ſchöne Namen erfände, und wie es nicht darauf ankäme, rechtſchaffen zu ſeyn, ſondern es zu ſcheinen, und wie man endlich keineswegs geſinnt ſey, das Gegenwärtige zu verbeſſern, ſondern von dem, was noch vorhanden wäre, ſo viel als möglich, zu ſeinem Genuſſe zu erpreſſen; dieſe täglichen Entdeckungen machten mich, wo ich hinkam, ſtumm und betäubt. Ich redete entweder gar nichts, oder ich that es, wenn man ſich zu ſehr an mich hing, mit einem losgelaſſenen Ungeſtüm, von dem ich oft ſo ſehr hingeriſſen ward, daß ich gar nicht aufhören konnte, meinen Verdruß an dieſem ſaft- und thatloſen Leben auf das lebhafteſte zu äußern.

Ich eilte oft mit vieler Sehnſucht nach meiner Wohnung zurück, wo ich mich ermüdet und verwundet einſchloß; und mir alle Mühe gab, das, was ich den Tag durch geſehen hatte, zu vergeſſen. Da war ich allein, da überließ ich mich mir ſelbſt. Ich klagte mir das Unrecht, das man auf allen Seiten, nach meiner Meinung mir anthat, dachte dann dabei ſo weiter fort an mein zukünftiges Leben, an meine Mutter u. ſ. w., und überſchüttete mich mit Schwermuth und Langeweile; aber zu eben der Zeit, wo es oft in meinem Herzen am heftigſten wüthete, wo ich alle Ausſichten ſchwarz, und alle Hoffnung, daß es je beſſer würde, verſchloſſen ſah, löſete gemeiniglich ein kleiner Zufall meine ſchmerzlichen Empfindungen in die ſüßeſten Freuden auf. Ein Blick in die Dämmerung am Abend, des traurige Tönen einer Glocke von einem entfernten Dorfe, oder ein einſamer Rabe, der mit ſeinem ſchweren Flug, und melancholiſchem Klang dem nächſten Walde zuflog, machte mein Herz erſt in einem angenehmen Gefühl von Mitleid und Wehmuth, und vom Genuſſe des reinſten Vergnügens überfließen. Ich weiß nun nicht mehr, was es war; aber es mag nun erhitzte Einbildungskraft, oder gegründete weiſe Freude geweſen ſeyn; es war ein glücklicher Zuſtand um das Gefühl dieſer Schwärmerei. Es war mir ſo bange und ſo wohl, daß ich nicht wußte, wo ich mich hinwenden ſollte. Ich ſuchte etwas, und beſtimmte nicht, was es wäre, und konnte es nie finden. Ich wollte es zu gleicher Zeit weg haben und an mich ziehen, und ſah nicht, wo es aber, noch wie ich's an mich ziehen könnte. Wie oft nahm ich zu meiner Freundin im Portrait mit kindlichem Vertrauen meine herzliche Zuflucht! Eigentlich, däucht mir, betrachtete ich in dieſem Gemälde mich ſelbſt. Sie ſchien mir ihr Anliegen, das kein Arzt, keine Zeit, keine Veränderung des Ortes heilen würde, zu klagen, und ich nahm daran den lebhafteſten Antheil. Sie vertraute ſich mir an, und mir öffnete die Betrübniß den Mund. Ich redete oft laut zu ihr hin; und ſo übertrieben dieß ſeyn mag: ſo war es doch für mich ein Vergnügen von unnennbarem Werthe. Mein Herz ward dadurch leichter; ich vergaß oft, daß es ein Bild ohne Gefühl wäre. Sie ſchien ſich zu bewegen, herauszugehen, mich zu verſtehen. Sie ſprach aus meinem Herzen, und ich redete zu dem ihrigen. Ihre Blicke durchdrangen mich, forderten mich auf, daß ich mit ihr Mitleiden haben ſollte. Ich gerieth darüber nach und nach in eine höhere Hitze, empfand eine gegenwärtige Stärke, bei der ich mir angelobte, meinen Grundſätzen und meiner Gemüthsart in allen Fällen getreu zu bleiben.

Noch war es mir nicht möglich, nur daran zu denken, daß ich hier bleiben, und ich zählte alle Tage, wo ich befreiet werden, und nach einer glücklichern Beſtimmung gelangen würde. Wohin, — das wußte ich eben ſo wenig, als ich mir nicht vorſtellen konnte, wie man ein Menſch ſeyn, und an den Arbeiten, an die ich manchmal gehalten ward, jemals ein Vergnügen gewinnen könnte. Und wenn ich in der Schreibſtube die jungen Leute betrachtete, wie ſie den ganzen Tag darüber ſaßen, eine Sache, die ſich eben ſo gut mündlich und mit zehn Worten hätte entſcheiden laſſen, in tauſend ſchriftliche auszudehnen, und was ehe klar war, durch eingeführte Formalitäten dunkel und zweifelhaft zu machen, wie ſie ſtolz darauf waren, ein juriſtiſches Sprüchel zum Aushelfen gefunden, und dadurch die Sache des Gegners verlängert zu haben; wie ſie gar nicht ahndeten, daß man ſeine Sache jemals beſſer machen könne, und wie ſie nichts Herrlicheres kannten, als ſchleppen und ſchleppen, was von andern vor ihnen und neben ihnen geſchleppt ward, ſo ſtürzte ich oft mit vieler Eilfertigkeit, als würde ich von einem grimmigen Thiere verfolget, hinaus ins Freie, und fort, fort, bis es heller wurde, und bis der Gedanke zurück blieb, daß dieß meine Beſtimmung ſeyn, daß ich kleben und ſeyn ſollte lebenslänglich, wo alles, was ich bisher war und zu werden wähnte, zu Grunde gehen ſollte. Ich machte die ſeltſamſten Vorſätze, wie ich mich losbringen könnte, und ich wäre ſtark genug geweſen, mich zu den erſten Lehrjahren irgend einer edeln Kunſt zurückzuſetzen. Wer gebunden iſt, oder ſich einbildet, er ſey es, glaubt, wenn er nur gleich frei wäre, alles thun und dem ſchnellſten bevorlaufen zu können. „Wer weiß ſagte ich oft zu mir, ob ich, wenn ichs nur verſuchte, nicht malen würde, wie Rubens, ob ich nicht ſchreiben würde, wie viele, die ein großes Geſchäft verrichteten, da ſie ſchrieben! Aber wie würde meine arme Mutter ſich kränken! Und wie empfindlich würde ich meinen Freund nicht betrüben! Ich hatte ſo viele Liebe für jene, und ſo viele Hochachtung für dieſen, daß ich, je unzufriedener ich ward, mir alle Mühe gab, es deſto weniger zu ſcheinen. Dennoch kam mir dieſer immer zuvor, und er bemühte ſich, mich im Voraus über Dinge zu tröſten, über die ich ihm niemals geklagt hatte. Er wußte, daß ich ein jedes Ding, um das ich mich einmal annähme, zum Geſchäft machte, daß ich keines nur zur Hälfte verrichten könnte, und war daher wegen dem Unterrichte ſehr beſorgt, welchen ich im gräflichen Schloſſe zu geben verſprochen hatte.“

„Ich würde Sie, ſchrieb er mir, lieber zu allem in der Welt fähig halten, nur zu keinem Lehrer. So, wie Sie jede Sache, und die Welt und Menſchen, und Bücher betrachten, beſitzen, ſie zu betrachten, nur wenige Menſchen Anlage und Beruf. Es muß Ihnen unausſprechlich wehe thun, jemand bei Gedanken, wo Sie eifern, und bei Stellen, wo Sie glühen, gleichgültig und wohl gar verdrüßlich zu ſehen. Und das wird gewöhnlich der

Fall bei Ihrem Zögling ſeyn, wo ſich, wenn kein Wunderwerk vorgegangen, alles vereinigt haben wird, das natürliche Gefühl zu erſticken, und dafür die wilden Triebe der Eitelkeit und und des Vergnügens mit ſchönen Namen zu belegen.

Ich bitte Sie, martern Sie ſich nicht mit Vorſtellungen und Bemühungen, deren Erfolg nicht von uns abhängen kann, noch bemühen Sie ſich, Eigenſchaften und Empfindungen in eines andern Seele, wo keine Anlage dazu iſt, wenn ich ſo ſagen darf, hinein pfropfen zu wollen, ſondern ſuchen Sie das, was in ihm liegt, zu entdecken, und dieſes zu benutzen. Es iſt ein Hauptfehler der Erziehung, daß man andre immer nach ſich zu bilden bemüht iſt, und weder auf die oft einzigen Fähigkeiten eines andern zu einer gewiſſen Sache, noch auf das Bedürfniß ſeines Zeitalters einige Rückſicht nimmt. Ich habe an den meiſten Erziehungsſchriften dieſe Schwachheit beobachtet, daß es der Verfaſſer immer heimlich dahin anzing, die Sache, wozu er Luſt und Neigung hatte, zu erheben, und alle die andern Kenntniſſe zu Zweigen derſelben zu machen, es möchte nun die Zeit, oder der Stand, worin ſich der Schüler befindet, darauf paſſen oder nicht.

Hätte ich jemals die Bildung und den Unterricht eines jungen fähigen Kopfes übernehmen müſſen, gewiß, ich würde an meinen Beruf mit aller Sorgfalt gegangen, aber ohne alle künſtlich ausſtudirte Methode darin verfahren ſeyn. Die Hauptſache, für die man die eigentliche Art des Unterrichtes wählen und feſtſetzen muß, iſt, die Beſtimmung des Schülers zu wiſſen, und gemäß dieſer voraus zu beſtimmen, welche Kenntniſſe man vorzüglich betreiben, und welche Neigungen man vor andern erwecken ſoll. Was ich immer ſagte, würde ich dahin wenden, und überall Gelegenheit ſuchen, ihm eine Neigung für ſeinen künftigen Beruf beizubringen. Aber vor allem wollte ich ihn an etwas gewöhnen, was ein unläugbarer, und unſchätzbarer Vorzug der alten Schulen, die man außer dem mit Recht des Pedantismus beſchuldigt, geweſen iſt, nämlich, ich wollte ihn gewöhnen, Mühe über ſich zu nehmen. Ein junger Menſch ſollte, ohne zu erkranken, oder aus Mangel an Geduld ſeine Sache ſchlecht zu machen, gewöhnt ſeyn, etliche Stunden oder wohl gar halbe Tage unausgeſetzt an mühſamen, auch an trockenen Dingen zu arbeiten. Dieß iſt jedem wackern Mann, der ſeine Pflichten einſt mit Redlichkeit erfüllen ſoll, unentbehrlich, wenn er auch nicht beſtimmt iſt, ſich die Wiſſenſchaften, als Lehrer oder Schriftſteller, zum Beruf zu machen, zu deren gründlichem Beſitz man nicht ohne heldenmäßige Anſtrengung gelangen kann. Mir iſt allemal für die Zukunft bange, ſo oft ich einen jungen Menſchen ſehe, dem man das Studiren zur bloßen Luſt, und zum Zeitvertreibe macht, mit dem man über die ernſthafteſten und unentbehrlichſten Kenntniſſe wegeilt, um wieder zu Gegenſtänden des Vergnügens zu kommen. Man lehrt den Schüler Vergnügen und Gefühle ſuchen und empfinden, ſtatt daß man ihn lehren ſollte, Geſchäfte und Arbeit über ſich zu nehmen, und auch die Ruhe nützlich zu verwenden.

Ich bin der herrſchenden Mode, der Seele übertriebene Gefühle beibringen zu wollen, ſehr gram, und ich bitte Sie, helfen Sie mir, wo Sie können, das Mißfallen gegen dieſelbe verbreiten. So wenig ich ein Veilchen zur Ceder machen wollte, ſo wenig würde ich, wenn es auch, ſo oft ich wollte, bei mir ſtünde, jemandem das Gefühl eines Homer, oder Alexander geben, wenn ich ihm nicht auch zugleich die Unüberwindlichkeit in harten Schickſalen geben könnte. Wie unglücklich müßte der Mann ſeyn, der bei einem ewigen Feuerdurſt nie Hoffnung hätte, an eine Quelle zu kommen! der bei rieſenmäßigen Kräften angehalten wäre, in einer niedern, engen Hütte gekrümmt zu ſitzen, und kleine Sandkörner zu zählen! Auch habe ich beobachtet, daß die Sorgfalt, das Gefühl in unreifen Jahren aufzuwecken, gemeiniglich dazu diene, daſſelbe zu erſticken. Ich habe Kinder geſehen, welche auf Geheiß oder Nachahmung ihres Lehrers bei ſchönen Stellen der Dichter raſeten, und dann als Jünglinge kalt wurden, nichts davon zu ſagen, daß ſie zu jeder Art anhaltender Geſchäfte unbrauchbar geworden ſind. Sie ſuchten bei allen Dingen Vergnügen, und wo ſie keines fanden, da fingen ſie an, ſie zu verachten, oder zu vernachläßigen.

Noch eine Erinnerung hätte ich Ihnen zu machen; doch wie weiß ich, ob es für Sie möglich, oder rathſam iſt, derſelben zu folgen. Sie betrifft die Leibesübung, einen weſentlichen Theil der Erziehung, der beinahe ganz und gar mißkannt wird. Die Kinder vornehmer Eltern werden für zu vornehm, und die vom mittlern Stande werden für zu niedrig gehalten, als daß man ihnen tägliche ordentliche Uebungen geſtatten ſollte, welche die Nerven ſtärken, den Umlauf des Blutes befördern, und die Geſundheit zu den Verrichtungen der Seele dauerhaft machen würden. Wenn Sie können, ſo führen Sie Ihren jungen Grafen täglich, die Witterung mag ſeyn wie ſie will, ins Freie, wie Sies zu thun gewohnt ſind, und laſſen Sie ihn ſtark gehen, auch laufen, auch Laſten tragen, oder Bäume klettern, wenn er Luſt hat. Können Sie ein Ballſpiel anordnen; deſto beſſer. Je ſpäter man aufhört, an den Ergötzungen dieſer Art ein Vergnügen zu finden, deſto beſſer. Es iſt ein gutes Zeichen, wenn im Betreff ſolcher Dinge ein Mann recht lange ein Jüngling bleibt. Doch, Sie wiſſen das wohl ſelbſt, und ich erinnere Sie daran nur, um Sie zu überzeugen, wie ſehr ich mit ganzer Seele an allem Ihrem Thun Antheil nehme ꝛc."

Engelhofs Antwort auf dieſen Brief war nicht vorhanden, wohl aber ein Fragment, von dem es ſcheint, daß er es um dieſe Zeit geſchrieben habe. Ich würde glauben, an ihm ein Unrecht zu begehen, wenn ich es nicht herſetzte, da es ſo rührende Stellen enthält, und ſo ſichtbar jene Traurigkeit des Lebens, und jene unwillkührliche Unzufriedenheit, welche ihn bei allem, was er ſah und that, begleitet hat.

„Ich habe Erlaubniß, im Schloß herum zu gehen, und ich bediene mich derſelben, ſo oft ich kann. Ich wandle tiefſinnig und ſchweigend in alten Gemäuern und Gängen herum, öffne manch ödes, verlaſſenes Zimmer, wo mir ſeltſame Gerüche entgegen kommen, lehne mich bald auf ein Geſims, und ſetze mich bald auf eine hölzerne Bank, und bin einer der alten

Bewohner. Neulich fand ich hinter einem Kamin auf dem Kaſten wohl ein Dutzend alte Portraits von ſtattlichen Herren, und hochgekraußten Frauen, und hochäugigen ſtolzen Fräulein, alles herrlich gepudert und geſchmückt. Ich beſuche ſie ſeitdem täglich, nehme ſie, eines nach dem andern hervor, und lege nie eines zurück, ohne ihm etwas geſagt zu haben. Die Geſichter ſind faſt alle ein wenig verzerrt, und ich wollte wetten, ſie haben ſich unterm Malen ein fremdes vornehmes Weſen gegeben, und mehr, als ſie waren, aus ſich zu machen geſucht. Die Frauenzimmer ſind alle in ihrem Staat, haben alle hochrothe Wangen, und lächeln alle. Und das waren einſt liebliche und roſige Geſchöpfe! — Und es gab eine Zeit, wo ſich männliche kühne Ritter um ſie bewarben, und wo unter Trompetenſchall in Feſten und Turnieren um das Glück, ſie zu beſitzen, geſtritten ward! Ach daran werden ſie wohl nie gedacht haben!

Denn hätten ſie zur Zeit, wo der Künſtler ſie malte, daran gedacht, daß ſie hieher kommen, und es ihnen eine Ehre, und ihr letztes unter Menſchen, worauf ihr Andenken verlöſchen wird, ſeyn ſollte, daß eine ſchwermüthige Seele in ihrer Angſt ſie aufſuche, ihnen noch das letzte — letzte Lebewohl ſage: was würden wir nun vielleicht uns einander zu ſagen haben? Aber ſo — ich wiſche euch herzlich gerne den Staub von der Stirne, von den Augen und dem Munde; aber es will nicht helfen. Die Farben verlöſchen, die Wangen werden bleich, und eines nach dem andern verliert ſich, und ihr ſelbſt habt nicht Acht darauf. Lebt wohl, und verbleichet! Ich bitte euch, verbleichet bald, ehe ein anderer nach mir euch umwendet; denn er möchte nicht daran denken, wie es auch ihm gehen werde, und möchte eurer ſpotten, und ſagen: Es ſind nur alte Geſichter und Graubärte.

Mein letzter Ort, wo ich allemal am Ende hingehe, und wo ich ausruhe, iſt ein Verſchlag unter dem Dache, den man die Bibliothek nennt; ſie beſteht aus zerfreſſenen Foliobänden, und dieſe aus alten Türkenkriegen, Beſchreibungen von Turnieren, Einzügen, Geſandtſchaften, wunderſeltſamen Begebenheiten dortiger Zeiten, und andern Schriften dieſer Art, wovon die meiſten zweihundert Jahre, oder wohl noch älter, und in den erſten Tagen, da die Buchdruckerkunſt erfunden worden, dahin gekommen ſeyn mögen. Ich nähere mich ſolchen Schriften immer mit vieler Liebe und Ehrfurcht, weil ſie ſo ſichtbar von jener alten Redlichkeit, und von einer Mühe zeugen, welche unter den heutigen Schriftſtellern beinahe beiſpiellos iſt. Auch finden ſich in ſolchen Verhältniſſen nicht ſelten einige Urkunden und Bücher, die manche Lücke in der Staats- und Literargeſchichte beleuchten würden, und vergebens geſucht werden. Wie freudig erſchrack ich, als ich den Aventin und viele andere, welche am innern Werth ihm gleich kommen, und überhaupt den Kern der Schriften, die damals heraus kamen, antraf. Auch fand ich hier: Türkiſcher Kaiſer Ankunft, Krieg und Sieg wider die Chriſten ꝛc. an den edlen und veſten, Hanſen Trenbecken zu Waltberg, des durchlauchtigſten, hochgebornen jungen Fürſten und Herrn, Herzog Albrechts zu Bayern ꝛc. Hofmeiſter, jetzt zu Ingolſtadt. MDXLIII.

Wie auch: Odyſſea — erſt durch Maiſter Simon Schaidenreiſſer, genannt Minervium, dieſer Zeit der fürſtlichen Stadt München Stadtſchreiber mit Fleiß zu Teutſch transferirt. Alexander Weiſſenhorn Augustae Vindelicorum excudebat. MCCCCCXXXVII.

Aber leider fand ich das Meiſte in einem Zuſtande, daß man ſehen konnte, ſie ſeyen ſeit etlichen Menſchenaltern nicht wieder in die Hand eines Menſchen gekommen, ja Vieles davon ſchon mißhandelt und verderbt. Man hielt dieß ganze Bücherweſen für alten Quark, und riß das Papier ſchon ſeit langer Zeit heraus, um es zum Einwickeln zu verbrauchen. Ich brachte es vermittelſt einer Bedrohung, daß ich es dem Grafen alſogleich ſchreiben wollte, dahin, daß man das Behältniß indeß ſchließen mußte, welches den Verwalter ſehr hart verdroß, „weil er wohl ſelbſt wiſſen würde, ſagte er, was in ſeiner Haushaltung zu thun ſey.“

An einem Seitenſchrank fand ich eine Sammlung alter, ſchon brauner Papiere, welche aus allerlei Sendſchreiben, Briefen und Antworten theils von den benachbarten Landedelleuten beſtehen; auch ſind hier eine Menge Einladungsſchreiben zu Hochzeiten, Pferderennen, Schützenwetten, Jagden und andern Feſten, worunter auch ein paar Aufgebot zu Kriegszeiten vorhanden, und in einer kurzen fürchterlichen Schreibart abgefaßt ſind. Wie ich ſo herumſehe, finde ich in einem Handbuch ein Verzeichniß aller Familienfreunde, die hier im Schloſſe zugeſprochen, und Tage der Freude daſelbſt genoſſen haben. Jeder ſchrieb ſeinen Namen mit eigener Hand, ſo, daß eben ſo viele verſchiedene Schriften als Seiten ſind, auf ein beſonderes Blatt; dazu kritzelte er, ſo gut ers konnte, ſein Wappen hin, und drun-

Staatsbibliothek München

ter einen Denkſpruch, oder ein durch und durch ehrliches Reimlein, als:

Ware Freundt
überwindt kain Feundt
oder:
ware Freundtſchaft
iſt die gröſte Bahrſchaft.
hiemit durch dieſes raimblein ſolſt leſen,
das ich bin auch einſt hier geweſen.
im jahr

Bei allen heißt es: Dieß zum ewigen Andenken.

Und:

Der Deinige bis in den Tod.

Als ich dieß Buch das erſtemal ſah, ging eben die Sonne unter, und die düſtern Wände wurden ſanft und dunkel geröthet, und goldene Streifen kamen hin und wieder auf die Trümmer des Alterthums. Das würde kein lichter prächtiger Tempel thun, was mir dieſe Stelle der Dämmerung gethan hat. Gewiß der Ort muß ſelbſt alt ſeyn, wo man das Alterthum fühlen ſoll. Wenn ich mir denke, wie hier einſt an einem Feſt ein Lärmen, ein Auflachen und Jauchzen, und ein Gemenge von Stimmen, und ein Geſchlepp und Gezier vornehmer Gäſte vorhanden, und das ganze Schloß, wie in einem Aufruhr gerauſcht haben wird, und nun ſind ſie alle fort! — Und es iſt ſchon etwas, wenn ein magerer Käfer durch die leeren Gemäuer ſumſt! — Ich legte das Buch vor mir hin, ſah es lange mit unausſprechlicher Wehmuth an, und ſchrieb auch meinen Namen mit Bleiſtift dazu, und, dieß zum ewigen Angedenken.

Ach, warum reden wir ſo gerne von den Dingen, die waren und ſeyn werden, und von denen, die zugegen ſind, reden wir ſo wenig. Und doch ſagen wir: Dieß zum ewigen Andenken.

Ich bin gefangen, ich bin verliebt in dieß Wort. Ich komme ſeitdem alle Tage hieher, und leſe es, und blättere mit ſchmerzlicher Luſt in dem Buch herum, und ſehe in Gedanken oft um mich, ob denn nicht Einer, deren Namen hier ſtehen, zugegen ſey.

Ich weiß nicht, lieber Freund, wie dahin ſo alles an mir altert, und wie ich anfange, mich immer mehr, und lieber der vergangenen Dinge zu erinnern, als auf die künftigen zu hoffen. Ich werde zuſehends alles der Dinge, und der Menſchen um mich ſo müde, und ſchon jüngſt in München, als ich meine gewöhnlichen Wege, durch die ich einſt mit ſo vieler Luſt ſpazierte, dahin ging, ſo wars, als wandelte ich unter hinfallenden Trümmern.

Hier fand ich einen Steg, dort ein Haus nicht mehr, und anderswo ſtund ein neues. Und ſo wirds mit mir immer mehr. Wo ich hinſehe, Abblühen, Verweſen!

Es iſt ein Uhr Nachts, da ich dieß ſchreibe, und alles rings um mich her ruht. Es athmet, bewegt ſich nichts, und es iſt kein Vertrauter hier, als das geſchäftige Pochen meiner Uhr an der Wand, und mein Clavier, das nie müde, noch meiner überdrüßig wird, wenn ich es beſuche, ſondern wie ein zärtlicher Freund, die Töne, die ich angebe, herzlich willig und duldend zurück gibt. Auch ſagt es zuweilen, ſoll ich denn nicht auch nur Einen fröhlichen Ton mit einmiſchen? Wie du willſt, antworte ich.

Ich fange faſt täglich mit einer neuen Abhandlung, manchmal wohl gar etwas von einem Luſt- oder Trauerſpiel an, wobei ich nicht unterlaſſe, mir mit vieler Zuverſicht vorzuſtellen, wie es binnen etlichen Wochen herrlich daſtehen ſoll, aber es allemal bei dieſer Vorſtellung beruhen laſſe. Ich kann den andern Tag nicht mehr dahin kommen, wo ich den vorigen war. Ich bin etweder müder oder ſtärker, und beginne etwas Neues, das ſo wenig, als das erſte zu Stand kömmt. Das Ueberſetzen, wozu man alle Stunden aufgelegter ſeyn kann, unterlaſſe ich keinen Tag, und ich hoffe, Ihnen bald eine Probe zu Ihrer Einſicht überſenden zu können.“

Dieſer Ton herrſcht in allen ſeinen Briefen, und dieſe Unzufriedenheit, und dieſes Ermüden fand ſich überall ein. Was er that, und mitten in ſeinen Freuden und feurigen Vorſätzen, was er thun wollte, wars, als berührte leiſe mit kalter Hand ein unſichtbares Weſen ſein Herz, worüber es einhielt, und (als wollte etwas Zerſtörendes von Ferne herankommen) ſich plötzlich zurück zog.

Von den Verſuchen, deren er hier erwähnte, ſind noch ſehr viele, doch ohne Zuſammenhang, und unbrauchbar für den Leſer vorhanden. Was ich an denſelben beſonders merkwürdig finde, iſt, daß faſt in allen eine Schilderung eines unerſchütterten Betragens großer Seelen im Unglücke vorkömmt. Unter andern fand ich einen Aufſatz zu einem Trauerſpiele aus der Geſchichte des Thomas Morus, wovon ich, damit doch etwas erhalten werde, einige Stellen herſetzen will.

„Ehe Thomas Morus in Verhaft gebracht ward, läßt er ihn noch von einem Hoffreund warnen, und ihm die Folge vorſtellen, welche ſein Beharren auf der Urſache, wegen welcher er unglücklich geworden, nach ſich ziehen würde.

Froomſon. Aber mein Herr Kanzler, bedenken Sie doch!

Thomas Morus. Er findet ſich in ſeinem Kabinet, und legt verſchiedene Schriften hin und wieder, als könnte er eine nicht finden, deren er bedürftig iſt; er antwortet, wie ein längſt entſchloſſener Mann, ganz kalt:

Das habe ich lange gethan.

Froomſon. Man ſollt' es nicht denken. Sehen Sie, man wird Sie wahrſcheinlich Ihres Dienſtes entlaſſen.

Thom. Das wird man.

Froomſon. Man wird Ihre Ehre brandmarken. Ihre Ehre, Herr Kanzler.

Thom. Das wird man.

Froomſon. Vielleicht wird man ſich auch Ihrer Perſon bemächtigen.

Thom. Das wird man.

Froomſon. Und vielleicht nimmt ſich dann niemand Ihrer an; vielleicht vergißt man Sie darinne, und Sie haben dann den Muth nicht, die Qual des Kerkers auszuſtehen.

Thom. Indem er aufſteht und hervorgeht. Sie wiſſen, mein Herr, noch nicht alles. Sehen Sie, ich habe ein liebenswürdiges Weib, und eine Tochter, die ich herzlich liebe. Sie kennen ſie doch. Nun denn, an dem Tage, wo man mich verurtheilt, will ich nach Hauſe gehen, und meine Familie um mich herum verſammeln, und ſagen: Mein liebes Weib, meine lieben Kinder, ihr habt mich bisher lieb gehabt, und mir wohl gethan, und ſaht ihr einen Wunſch in meinen Augen, ſo habt ihr euch mit einander berathſchlaget, und mir ihn entgegen getragen. Was ſoll ich euch dafür thun, daß ihr mich bisher geliebt, und mir wohl gethan habt? Stellen Sie ſich vor, wie ſie da um mich herum gehen, und mir die Hände und den Mund küſſen werden. Gefällt es Ihnen ſo noch?

Froomſon. Seltſamer Mann!

Thom. Eine Weile will ich nichts reden, und dann rufe ich: Kinder, ich habe euch alle zu Grunde gerichtet! Kleidet euch, will ich dann in einem gleichgültigen Tone fortfahren, in Thierhäute, und eſſet Wurzeln, und werdet Wilde; denn unter den Menſchen habt ihr alles verloren. Mittlerweile klopft man an der Thüre; der Gerichtsbediente tritt herein, ein kalter, harter Mann, der ſolcher Auftritte ſchon gewohnt iſt. Wir ſchweigen alle. Ich gebe jedem nochmal die Hände, und folge ihm. Meine Frau und Kinder hängen ſich an mein Kleid, winden ſich um meine Füße; aber ich ſtreife ihre Hände ab. Da fällt eins in Ohnmacht, dort wälzt ſich eins auf dem Boden, ein anderes läuft mir nach. Ich ſage kein Wort, ſtoße ſie zurück, und folge, und ſehe nicht einmal wieder zurück.

Froomſon. Grauſamer Mann! Sie machen mich närriſch. Man muß Sie haſſen und lieben.

Thom. Das iſt noch nicht alles. Meine Frau, und o meine Kinder! Mit hohem Haupt, und ſtolz auf mich und ſich, ging ſie einher, und was Schönes und Prächtiges in England war, das trug ſie am Leibe. Ich möchte doch ſehen, wie ſie ſich geberden wird, wenn ſie ein Stück nach dem andern aus Mangel verkauft, bis ſie zur Bettlerin herabkommt; oder wie ſie ſich auf das Handwerk verſtehen wird, wenn ſie der Hunger noch weiter treibt. Sie wird das Tagslicht ſcheuen und um die Zeit der Dämmerung vor die Thüren der Engländer ſchüchtern und verborgen, gleich einer Diebin, ſchleichen, und leiſe, und ſo — ſo furchtſam pochen: Gebt um des Schöpfers willen Almoſen einer armen Frau, ehe ſie Hungers ſtirbt. Mancher wackere Engländer wird ihr dann eine Rinde zuwerfen, und die Gutherzigen werden ihr zur Mahlzeit noch obendrein einen Platz gönnen, — gleich neben dem Hund im Hauſe. Sie aber wird an der Rinde nagen, und nicht ein einzigesmal antworten: Ich war des Kanzlers Frau.

Froomſon. Dafür ſorgen gewiß Ihre Freunde.

Thom. Freunde, Freunde! Schreien und Lärmen ſchlagen, das werden ſie wohl anfangs. Aber der Unglücklichen wird man bald überdrüßig; es iſt ein überläſtiger Anblick um Menſchen, die Hilfe brauchen, und man iſt froh, ſie entfernen zu können. Hier in dieſem Zimmer verſicherten mich die reichſten, und die mächtigſten Engländer ihrer unveränderlichen Freundſchaft; aber glauben Sie mir, wenn dieſe Herren irgendwo bei einem Gaſtmahl ſitzen, und den Mund, und den Wanſt voll haben werden, und ergibt ſich die Rede von mir: ſo werden ſie lieber vom Wetter reden.

Froomſon. Es thut mir leid, daß Sie ſo entehrend von unſerm Vaterlande ſprechen, das an weiſen Männern ſo wenig einen Mangel hat, als irgend ein Land in der Welt.

Thom. Ja der weiſen Männer hätte ich wahrlich bald vergeſſen. Was meinen Sie, daß ſie ſagen werden?

Froomſon. Sie werden ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Thom. Ich aber denke, ſie werden ſagen: Er hätts nicht thun ſollen, hätt' nicht in ſeinem Vorſatz verharren ſollen. Und jeder feige Kerl wird ſich jetzt prahlen, daß er nichts in ſeinem Leben gethan hat. Jeder wird ſich an mir reiben, oder mir einen Stoß geben, wie die Thiere in der Fabel dem Löwen, und am

Ende von mir ſagen: Er war ein Lärmenſchlager, ein gefährlicher Kopf, ein Reichsfeind.

Froomſon. Nein ſo weit —

Thom. Sie wiſſen noch nicht alles. Ich habe mich auf ſo viel gefaßt gemacht, als mir kaum begegnen kann. Ich ſah meine Kinder zu mir in den Kerker kommen, in Lumpen, und mit ausgenagten Geſichtern. Sie knieeten vor mir nieder, und baten um Brod und ſagten: Der uns ſo elend machte, war unſer Vater. Sie ſagten etwas ſehr hartes, und doch beſah ich ihre Geſichter, und es däuchte mir nicht anders, als könnte ich in den Furchen derſelben leſen: Er war euer Vater.

Froomſon. Ich erſchrecke.

Thom. Auch ſtellte ich mir vor, was das für ein herrliches Gemälde geben müſſe. Ich ſitze in einer Keuche bei einem oder zweien Schelmen, etwa bei einem Straßenräuber, oder Brudermörder in einer Peſtluft, und einem Höllengeſtank. Auch liegen rund um mich Schelme, die man hängen, verbrennen, radbrechen wird, und dann höre ich unaufhörlich das Raſſeln der Ketten, oder das Fluchen der verruchteſten Böſewichter. Dazu ſchleicht ein Sonnenſtrahl durch das kleine eiſerne Gitter herein, ſo, daß ich gerade meine zwei Gefährten vor mir ſehen kann. Das iſt recht fürchterlich ſchön. Es ſchaudert einem, und iſt einem doch ſo wohl dabei. Ich bitte Sie, mein Herr, erzählen Sie dieß doch weiter. Vielleicht läßt einer unſrer empfindſamen Lords einen Roman daraus machen, und liest ihn einer ſchönen Dame vor, daß ſie ihre kleine Aeuglein roth weine. Ha, ha!

Froomſon. Unbiegſamer Mann, was kann ſie ſo verhärten?

Thom. Mein Eigenſinn. Es iſt nichts, als Eigenſinn, daß ich kein Schelm werde, wie ihr.

Froomſon. Sie ſpotten, aber der Ausgang —

Thom. Der Ausgang wird ſeyn. Man wird mich endlich einmal einſcharren, und wenns gar hoch kommt, ſo ſtoßt und ſtolpert etwa ein Engländer über mein Grab, und wenn er unwillig zurück ſieht, ſo ſagt er: S' iſt nur der Thomas Morus!

„In dieſer Faſſung, heißt es, wo ich wider alle Ungerechtigkeiten einen unüberwindlichen Widerwillen empfand, war ich allen denjenigen, die nicht meines Sinnes geweſen, unerträglich. Ich konnte die ſklaviſchen Bücklinge, die man ſeinen Obern des lieben Brodes willen macht, niemals leiden, und in ſolchen Stunden widerſprach ich meinem Beamten, ſo oft ich glaubte, daß er offenbar unrecht handelte.

Die Gewohnheit an eine gewiſſe Ordnung und an angenommene Formalitäten unverbrüchlich zu halten, die in ſeinen Augen Tugend, und in den meinigen bloße faule Bequemlichkeit war, gab zu vielen Zänkereien Anlaß. Ich will nur eine davon erzählen. Wir ſaßen einſt an einem Sonnabend, nach welchem drei Feiertage waren, bei Tiſche. Der Beamte, ſatt und voll, hatte bereits ſeinen gewöhnlichen Wunſch, auf den er ſich ſehr vieles einbildete, gethan, daß nämlich heute jedermann, ſo gut und genug gegeſſen haben möchte, wie er; er hatte ſich außerdem in ſeinem Seſſel bereits in die bequemſte Lage gerichtet, um den Schlaf den er ſchon angähnte, zu erwarten, indeß ſeine Frau aus einem der großen Hausbücher eine Geſchichte von einem Kreuzzieher nach Jeruſalem anfieng — als ein Bauersweib mit der äußerſten Heftigkeit die Treppe heraufrannte, und als man ſie nicht gleich vorlaſſen wollte, unangemeldet ſich zur Thüre hereindrängte. Schon dieſer Ungeſtüm, der wider alle Ordnung im Hauſe lief, hätte ihr die Sache verdorben, wenn wir auch nicht eben in andächtigen Betrachtungen begriffen geweſen wären. Das Weib, das eigentlich mehr einem aufblühenden Mädchen, als einer Frau gleichſah, mochte kaum noch über zwanzig Jahre haben. „Helfen, retten ſie meinen Mann, ſchrie ſie, dort führt ihn der Amtmann des — Gerichts (es war unſer benachbartes Gericht, deſſen Gränzen eine viertel Meile von dem unſrigen anſiengen) ins Gefängniß. Er hat ihn für den Wildſchützen Thomas, mit dem er etwas ähnliches hat, und auf den man ſchon lange lauerte, angeſehen. Ach, wer hätte das denken ſollen, als du heute früh fortgingſt, daß du nicht wieder kommen würdeſt! Sehen ſie dort führen ſie ihn fort." — Sie erwartete keine Antwort, ſondern rannte zum Fenſter, von welchem man auf einen Hügel ſehen konnte, wo ihr Mann, dem zwei Gerichtsdiener zur Seite ſtanden, an einen Zaun ſich lehnte, und auszuruhen ſchien. Oben am Hügel befanden ſich Geſträuche, ſo daß wir ihn aus dem Geſicht verlieren mußten, wenn er dahin käme. Er ſah unverwandt nach unſerm Haus herum. Die Knechte trieben ihn auf; allein er gieng ſehr langſam, ſah ſich immer um, und ſchien immer eine Urſache zu ſuchen, ſich verweilen zu können. So, wie er bald fortgieng, bald wieder ſtill ſtand, machte das Weib mit dem Kopf und den Händen wunderbare Bewegungen. Sie ſchluchzte, wimmerte und murmelte etwas mit dem Mund, das ſie nie ausſprach. Sie ſchien bald zu bitten, bald ihn losreißen zu wollen. Als er aber auf die Anhöhe kam, wo er ſich unſern Augen entziehen mußte, und da ſtehen blieb, und das letztemal herumſah: kam eine wilde Verzerrung in ihre ganze Stellung; ſie ſtreckte eine Hand nach ihm hin, mit einem Blick, den ich nicht beſchreiben kann. Mir däucht, es war in demſelben etwas von derjenigen Ruhe, worin alle Empfindungen zu erſtarren ſcheinen. Sie hatte ein Kind, das ſie feſt an ſich drückte, auf dem Arm, welches eine Hand in die langen Haare, die ihr im Laufen losgekommen waren, verwickelt hatte, und mit ſeiner ſorgloſen lächelnden Heiterkeit, den rührendſten Contraſt zu dem Schmerzen der Mutter verurſachte. Ich ſtand, litt neben ihr; der Herr Beamte, der ſich indeß nicht von ſeiner Stelle bewegt hatte, griff nach dem Glas, und ſeine fette ſchmutzige Frau, mit dem Buche in der Hand, kaute ſtill fort, und hatte übrigens gar keinen Ausdruck.

Was für ein herrliches Gemälde, zum Lachen und Weinen, würde dieſer Augenblick auf der Schaubühne oder in einem Roman gegeben haben! Welche unvergleichlichen Gruppen zu einem Gemälde in dem Kabinet eines Großen! Dieſer ſprachloſe Schmerz, wie tragiſch! Und dann das leibhaftige Phlegma im Lehnſeſſel, wie ärgerlich!

Zwei Dinge ſah ich unter Menſchen, welche von Beſſerung und Bildung ſprachen, die ich nicht begreifen konnte. Erſtens, wie ſie ihre eignen Geſchichten anſehen und leſen können, ohne jemals bei ſich ſelbſt zu ſagen: Das bin ich. Und dann wie ſie an dem Anſchauen der fremden Schmerzen ein müßiges Vergnügen fühlen, ein Gemälde von tragiſchem Inhalt mit unſäglichen Köſten an ſich handeln, und bei den Farben weinen konnten, ohne die nämlichen Vorfälle im Leben zu kennen, und davon gerührt zu werden.

Als das Weib nichts mehr ſehen konnte, blieb ſie noch eine Minute ſinnlos, und wie in Gedanken ſtehen, dann wiederholte ſie, indem ſie ſich nach dem Beamten wandte, ihre Bitte mit einem Ton, worin die Gerechtigkeit ihrer Sache zu liegen ſchien. Ich griff nach Hut und Degen, und wollte forteilen, und wartete nur noch auf das erſte Wort, das der Beamte reden würde. Er redete es auch, indem er gähnend ſagte:

„Das iſt jetzt doch curios!“

Der Sache kann leicht geholfen werden, ſagte ich, man darf nur —

„S' kann nicht ſeyn, war ſeine Antwort.

— Man darf ja aber nur melden laſſen, erwiederte ich, daß ein Irrthum —

„Ach, es hat noch Zeit, fiel er mir ein. Nur der Zeit abgewartet, ſag ich allemal. Es läßt ſich nicht ſo auf einmal thun, wie man meint, dieſes Wörtchens man bediente er ſich, wenn er böſe zu werden anfieng.) Man muß die Sache ad Protocolum nehmen, und dann mit unſerm Nachbarn darüber compaßiren, wenn er es nicht zuvor thut.

Ich ſehe nicht, widerſetzte ich etwas hitzig, was es da Umwege braucht. Die Sache iſt ja klar und entſchieden.

„Man irrt ſich. S'kann nicht ſeyn. Jede Sache muß ſeinen Weg gehen.“ Dieß ſchrie er in einem ärgerlichen Ton.

So muß ja aber der Mann in Verhaft bleiben, ſagte ich noch ärgerlicher. Und ſehen Sie doch die Frau hier, und das Kind! — indem ich ſie zu ihm hinführte.

Er ſtand auf, und „das ſoll er, ſchrie er wieder, indem er die Frau gewaltſam umdrehte. Man wird wegen euch die Geſetze nicht ändern.

Geſetze! fiel ich ein. Billigen Geſetze Faulheit und Härte? Wider Hitze und Kälte, wider Schelme und Betrüger ſorget der Staat; aber für den Kummer, für die gewaltſamen Einbrüche ins Herz, ſorget niemand. Wenn man mir heute hundert Gulden ſtiehlt, das iſt ein Lärmen, da laufen Richter, Advocaten, Schergen, Zeitungsſchreiber, Protocolliſten; da werden Codices nachgeſchlagen, Leges citirt; aber, wenn ich mich etliche Tage abkümmere, ſo, daß mir der Kopf ſchwer wird, und das zuſammengepreßte Herz einſchrumpft, wenn ich Luſt zum Leben verliere, und mich herumwälze im verwaiſten Lager, und ächze, und mich winde wie ein Wurm: ſo hört es niemand, ſo kümmert ſich niemand. Dulden dann die Geſetzedie Härte, welche ſich kein Gewiſſen daraus macht, einem andern auch nur eine ſchlafloſe Nacht zu verurſachen?

Er gieng mit einer Heftigkeit, die ich an ihm noch niemals geſehen hatte, die Stube auf und nieder, redete aber kein Wort. Er hätte vor Bosheit berſten mögen.

Da tretteln Sie ſo herum, fuhr ich fort, da ſtehen Sie ſo hin vor den Knoten, verſuchen es immer von weitem, eine Schleife aufzulöſen, und ſehen dabei einander immer ins Geſicht, wie das Kind dem Schulmeiſter, wenn es ſein Penſum herſagt. O ihr kalbsäugigen, hirnloſen Schneemänner, greift zu, ehe ein Jahrhundert vergeht, oder tretet auseinander! Du ſollſt deinen Mann haben, ſagt ich zur Bauersfrau.

„Das wollen wir ſehen, ſagte der Beamte. — Ja, das wollen wir ſehen, wiederholte ich, und lief fort.

Ich war kaum etliche Schritte von Haus, als ich mich wieder faßte. Ich war noch niemals ſo aufgebracht geweſen, und ich wußte nicht, daß ichs werden konnte, bis es mich dieſe Gelegenheit lehrte. Ich ſchämte mich meiner Hitze, wie eines Verbrechens, ich ſchämte mich vor mir ſelbſt.

Doch die Sache liegen laſſen, wie ſie lag, das war mir nicht möglich. Ich war ſo überzeugt, daß ich für Recht und Menſchheit ſpreche, daß ich glaubte, ich durfte unſerm benachbarten Beamten die Sache nur vorſtellen, um ſie zu erhalten.

Ich kann, ſchrieb ich ihm, nicht genug eilen, Ihnen eine Gelegenheit, etwas Gutes zu thun, zu melden, denn Sie ſind ein rechtſchaffner, und verſtändiger Mann, und das Bewußtſeyn, etwas für die Menſchheit gethan zu haben, gibt Ihnen eben ſo viele Beruhigung, als ſie Ihnen Vergnügen macht. Ihr Amtmann hat dieſen Augenblick einen Bauern von unſrer Gerichtsbarkeit eingezogen, weil er ihn mit einem Wildpretſchützen, der ihm ähnlich ſehen ſoll, vermengt hat. Ich ſtehe für die Unſchuld unſers Bauers, bei dem gar keine Vermuthung ſtatt findet, daß er ſich jemals auf dieſem Frevel ſollte betreten laſſen. Wenn Sie wollen, ſo kann er noch heute entlaſſen werden. Sie dürfen nur die Güte haben, ſich ihn vorführen, und von dem Irrthum überzeugen zu laſſen. Sie geben dadurch einem jungen untröſtlichen Weib ihren Mann, einem Kind ſeinen Vater, und einem ſchweren Hausweſen den unentbehrlichſten Arbeiter zurück. Meine ganze Seele wünſcht an Ihrer Stelle zu ſeyn; denn wie unausſprechlich werden Sie ſich freuen, wenn Sie den heutigen Tag mit einer guten Handlung beſchließen, und mit dem troſtvollen Gedanken ſich zur Ruhe legen werden, die grenzloſeſte Wonne über eine Familie verbreitet, und den Segen vieler Glücklichen verdient zu haben!

Doch ich ſtelle Ihnen die Sache beinahe ſo vor, als wenn ich glaubte, Sie dazu erſt bereden zu müſſen. Vergeben Sie dieß meinem Eifer, der mir nothwendig dieſe Worte eingeben mußte, nachdem ich Augenzeuge dieſer Begebenheit war. Es muß allemal eine ſchwere Sache ſeyn, jemanden in Verhaft nehmen zu laſſen, und ich kann mir nicht vorſtellen, wie man ruhig eſſen und ſchlafen könnte, wenn man nicht wenigſtens einige Gewißheit weiß, der Gefangene ſey aus ſeiner Schuld im Gefängniſſe.

Dieſe Handlung wird Sie in Ihrer ganzen Gegend beliebt machen, und Sie werden in die Gemüther derſelben etliche Züge des Edelmuths mehr legen; denn ich halte dafür, es ſey dem Menſchen leichter und lieber, gut, als ſchlimm zu ſeyn, da es ſeiner Natur gemäßer iſt, und ich glaube auch, daß er edler ſeyn würde, wenn man ihn edler behandelte. Denn der Menſch verzweifelt an ſeinen Fähigkeiten, und traut ſich nichts mehr zu, wenn er ſieht, daß ſeiner ſo wenig, als des Viehes, geachtet wird. Man würde weit öfter ſein Ehrenwort halten, wenn man ſich, ſtatt unſerer ängſtlichen gerichtlichen Verſicherungen begnügen wollte, ſich mit einem deutſchen Ehrenwort verſichern zu laſſen.

Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu ſeyn ꝛc.

Ich zweifelte nicht, daß dieſer benachbarte Beamte die Pflichten der Menſchenliebe beobachtet, und den Bauern entlaſſen haben werde; aber wie erſtaunte ich, als dieſer Beamte, da er etliche Monate nachher bei uns zu Gaſt war, und ich ihm für ſeine Wohlthat danken wollte, ſich kaum mehr erinnerte, daß ich ihm einſt geſchrieben hätte. „Er mag ſehen, ſagte er, wie er herauskömmt.“

Woraus? fragte ich.

„Sie haben ihn hinein, gab er kalt zur Antwort, und drin gehts ſogleich nicht aus. Wie ſie mir geſchrieben haben, fuhr er fort, habe ich ihn nicht gleich examiren können. Es war närriſch, daß Sie mir dieß geſchrieben haben; ich habs noch den dritten Tag nicht thun können, weil immer was Wichtigers drein kam. Endlich wie ich ihn vorgenommen habe, ſo war nicht draus zu kommen. Er ſchiens zu ſeyn, den man ſuchte, und daß ers nicht ſey, konnte er nicht beweiſen. Ich habe es hinein berichtet, wo ſie ihn dann stante Pede nach vierzehn Tagen weggeführt, und dem — Rathsſohn übergeben haben, der ſchon lange gern einen Malefikanten gehabt hätte. Er wird ihn wohl torquiren laſſen wollen, denn er hat ſich ſchon lange darauf gefreut."

Er wird ihn torquiren laſſen?

„Ja, denn der Wildſchütz, auf den man geſtreift, iſt wegen einem Raub verdächtig, und da wirds denn wohl darauf ankommen."

Wenn er aber unſchuldig iſt?

„Dann erhält er deßwegen ein ſchriftliches Zeugniß, wenn er ſeiner Zeit losgelaſſen wird."

Wer beſtellt dann indeß ſeine Aecker, oder wer beſorgt ſein Hausweſen?

„Niemand. Es iſt auch nicht viel zu beſtellen, er hat erſt angefangen."

So wird er ſich auch nicht wieder erholen können.

„Ja freilich wird ers nicht können.

Wovon ſoll er ſich denn aber erhalten?

„So lang er hat, gibt er; und hat er nichts weiter: ſo pfändet man ihn aus."

O! ſeit wann haben die menſchlichen Rechte angefangen, eine Partei wider die Menſchen zu ſeyn! Seit wann ſind diejenigen Kläger wider das Landvolk, welche die Pflicht haben, Beſchützer deſſelben zu ſeyn! Ich erinnere

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7

WESTENRIEDER,L.VON FN. 05560/003

mich nicht mehr, was ich weiter ſagte; nur weiß ich noch, daß der benachbarte Beamte den meinigen fragte, ob ich denn bei ihm nicht die Praxis nähme.

Noch zur Zeit hat es wenig Anſchein, antwortete mein Beamter, daß ſich ihm etwas Brauchbares wird beibringen laſſen, ſo viel ich mir auch Mühe gebe. Er muß noch immer glauben, fuhr er leiſer zu ſeinem Nachbarn fort, er befände ſich auf der hohen Schule. Da habens den Caſum natürlich allemal in Terminis, und könnens zu Ende gehen laſſen, wenns wollen, weil in der Hauptſache nichts daran liegt. Aber wenn es um Geld, oder um den Kopf zu thun, da ſage ich allemal, lernt man erſt die Subſtanz davon.

Und das Feine davon, erwiederte der Nachbar. Ich glaube nicht, daß jemals in der Welt ſolche Zeiten geweſen ſind, wo mans ſo weit zu treiben wußte. Wer kann heute, und wenn hernach eine Sache noch ſo klar iſt, vorausſagen, wie ſie entſchieden werden könnte? Wers gewinnt, der gewinnt. Wenn ich das Jus mit etwas vergleichen müßte, ſo würde ich es mit einem Stück Eiſen vergleichen, woraus man machen kann, was man will, Hämmer, Zangen, Roßzäume, Säbeln, und dieſe wieder gerade, oder krumm, ſpitzig oder ſchneidend, wie man will. Ein geſchickter Ad=

vocat kann, ohne noch eine Sylbe von ſeinem Handel, den er übernehmen ſoll, zu wiſſen, gleich einem Kegelſcheiber, oder Scheibenſchieſ= ßer, allemal im voraus wetten, daß er gewinnen wird, und ich, wenn ich Luſt und Geld hätte, getraute mir mit dem reichſten Mann im Lande zu wetten, daß ich ihn, ohne noch zur Zeit die geringſte Urſache an der Hand zu haben, binnen einer gewiſſen Zeit um alles ſein Haab und Gut bringen wollte.

Auf mein Befremden, daß er die Proceßordnung für ein bloßes Spiel anſehe, ſagte er: „Sie iſt denn doch nichts anders. Denn wo iſt in einer Sache eine Gewißheit, ſo, daß ich von einem Ausſpruch ſagen könnte, dieſer iſt der wahre, der gerechte, der einzige gute. Wenn von zehen Richtern, die über meine Sache zu entſcheiden haben, ſechs bis ſieben Ja ſagen, und mithin durch die Mehrheit der Stimmen, wie bei Wahlen, entſcheiden, und wenn man glaubt, daß nie anders entſchieden werden könne: wo iſt da eine Gewißheit? Wie kann ich da ſagen, dieß Urtheil war das gerechte, und einzige gute? Wer ſteht mir dafür, ob nicht unter denen, die nein ſagten, ſich einer befinde, der an Geiſt, und Verſtand, und Gerechtigkeitsliebe die übrigen neun weit hinter ſich läßt? —

Solche Vorfälle ereigneten ſich öfters, wiewohl ich mir nachher immer Gewalt anthat, mich zu mäßigen. Ich verfiel darüber anfangs in ein gewiſſes mürriſches, unfreundliches Weſen, bei dem ich mich ſelbſt nicht mehr leiden konnte. Es benahm mir meine Laune, und das war ſo viel, als wenn man mir mein Leben benommen hätte. Alles verdroß mich, beleidigte mich. Die Luft, welche ich einhauchte, ward mir ſchwer, und die Sonne that mir wehe, weil ſie mir Gegenſtände zeigte, für die ich nicht mehr ſo freudig, wie bei meiner Ankunft fühlte. Indeß ſah ich wohl, daß, da man mir verſagte, den kurzen und ebnern Weg zu gehen, ich gar nicht zum Ziel gelangen könnte, wenn ich mich nicht entſchließen würde, den Umweg zu gehen. Ich zwang mich daher, den alten unnatürlichen Schlendrian nachzuahmen, und erwarb mir dadurch die Gewogenheit meines Beamten auf eine außerordentliche Art. Er hielt das für Beſſerung, was ich heimlich für eine Verſchlimmerung, für die ich den unverſöhnlichſten Abſcheu fühlte, halten mußte. Er ſchenkte mir allmälig nicht nur ſeine Neigung, ſondern vorzüglich ſein Vertrauen; und zog mich oft bei den wichtigſten Vorfällen zu Rath. Er überließ mir die wichtigſten Sachen, wenn ich nur in meinen Aufſätzen ſeine Anfang- und Bindwörter behielt, und ich hatte oft Gelegenheit, der Gerechtigkeit wichtige Dienſte zu leiſten. Er konnte ſich nicht darein finden, wo ich manchen Einfall hernahm, oder wie ich dazu kommen konnte, ihn gleich auszuführen. Der Unterſchied war: ich dachte, wann ich arbeitete, an die Menſchen, denen damit gedient ſeyn würde, und er an ſeinen Codex. Ich konnte mich nicht zur Ruhe legen, wenn ich wußte, daß denſelben Tag einem Nothleidenden oder Bedrängten geholfen werden könnte; er freute ſich darüber, wenn es (aber nur zur geſetzten Stunde) geſchehen mußte, nachher ſo wenig, als er ſich vorher darum bekümmert hatte. Er rühmte mich indeß, wo er hinkam, und ſprach mir öffentlich die Fähigkeit zu der wichtigſten Bedienung zu; und um alles zu ſagen, er erhob mich ſo ſehr, als er mich anfangs erniedrigt hatte. Indeß war doch dieß Leben ein immerwährender Kampf, bei dem ich vorausſah, daß ich bald genöthiget ſeyn würde, meinen erſten unbiegſamen Eifer zurückzunehmen, oder unvermerklich den Schlaf meiner Gegend zu ſchlafen. Ich verlangte fort, es möchte gehen, wie es wollte, ich verlangte fort.

Ich ſchrieb daher an meinen Vater, und bat ihn unaufhörlich, mich bei dem Cavalier — bekannt zu machen, indem ich nicht zweifelte, daß man mich, wenn man mich nur kennen ſollte, gewiß hervorziehen, und eines der Aemter, wobei ich ſo viele Taugenichts ſah, anvertrauen würde. Ich konnte mir nicht vorſtellen, wie ein Mann um ſeine Unterhaltung ängſtlich ſollte ſorgen müſſen, und ich glaubte, man dürfte nur hingehen und ſagen: „Ich bin ſtark und geſund; ich kann auch fechten, und habe Muth und Redlichkeit. Sage, wo ſoll ich hingehen, und welchen Poſten ſoll ich beſetzen?

So war ich, als ich von meinem Freund den folgenden Brief erhielt.

„Erſchrecken Sie nicht, lieber Freund, wenn ich Ihnen eine Nachricht melde, die Ihnen eben ſo unverhofft, als für Sie traurig ſeyn muß. Ich verlaſſe mich auf Ihren Muth, Ihnen ohne längere Umwege ſagen zu dürfen, daß Ihr Herr Vater geſtorben ſey. Die Art ſeines Todes wird Ihnen der Ueberbringer dieſes Briefes erzählen. Man hat ihn heute zur Erde beſtattet, und ſodann auf ſeinen ausdrücklichen Willen ſogleich das Teſtament geöffnet, bei welchem er mich zum Executor gemacht hat. Er wollte darin, daß man ſeine Meubeln, welche in etlichen prächtigen Kleidern, und ein paar Ringen und einigen Gallanterieen beſtanden, verkaufen, die Schulden, die angezeigt waren, damit abtragen, und das übrige Ihrer Mutter überlaſſen ſoll. Hr. — der bei Oeffnung des Teſtaments zugegen ſeyn mußte, war, als er den Zuſtand Ihrer Frau Mutter ſah, ſo gerührt, daß er die Verlaſſenſchaft ſogleich zu ſich nahm, und dafür ſechshundert Gulden auszahlte, wovon nach Abtrag der Schulden beiläufig die Hälfte an Ihre Frau Mutter kommen dürfte. Sie liegt, wie Sie wiſſen, in dem hintern Zimmer, wo ſie von allem, was vorgieng, nichts vernehmen konnte. Wir hielten es für beſſer und menſchenfreundlicher, ihr alles nach und nach zu ſagen, da ſie noch immer ſehr ſchwach iſt. Auch dieß ward mir aufgetragen, da weder Hr. D. — noch Hr. v. K. — den Muth haben, es auf ſich zu nehmen. Ich ehre ſie wegen dieſer Furchtſamkeit. Als wir von der Begräbniß nach Hauſe kamen, beſuchte ich Ihre Frau Mutter. Ich ſetzte mich voll Kummer an ihr Bett, und wie ich ſie ſo anſah, floß mir mein Herz in die Augen. Sie bemerkte es, nahm eine meiner Hände und ſagte: Warum ſo traurig, Freund meines Sohnes und meines Hauſes? Sie fragte bald darauf, ob ich Ihren Herrn Vater ſchon lange nicht geſprochen hätte, ſie habe ihn nun ſchon ſeit acht Tagen nicht mehr geſehen." — Sie muß wegen dem ungewöhnlichen Auf- und Niedergehen etwas muthmaßen; denn ſie bat mich, ihr zu ſagen, ob er etwa krank wäre. Unpäßlich, ſagt ich, ja das iſt er. Sie ſah mich bei dieſen Worten ſehr bedeutend an, ſo, daß ich alſogleich aufſtand, und mich wegwandte; denn ich hätte keinen Augenblick für mich ſtehen können. Sie ſeufzte und ſagte halb gebrochen: Der gute Mann! Gott gebe ihm Geduld und Geſundheit! — Das Geld liegt alſo noch bei mir, und ich kann ihr nicht eher davon ſagen, bis ich Gelegenheit gefunden habe, ihr den Hintritt Ihres Herrn Vaters zu melden.

Nun muß ich Ihnen etwas eben ſo wunderbares melden, wobei ich nur wünſche, daß es Ihnen eben ſo angenehm und erwünſcht ſeyn möge. Zu — — iſt die Pfleg ledig geworden. Sie iſt ſehr einträglich, nicht viel mit drückenden, verdrüßlichen Geſchäften verwickelt, und liegt außerdem in einer der ſchönſten Gegenden im ganzen Lande. Aber, lieber Freund, der Dienſt iſt bereits der Wittwe, welche mit ihrer achtzehnjährigen Tochter um den Dienſt anhielt, zugeſagt, und dieſer zugleich die freie Wahl überlaſſen worden, ſich einen tauglichen Mann, den das Miniſterium beſtätigen würde, zu wählen. Ich habe bei der Wittwe durch meine guten Bekannten für Sie Anſpruch thun laſſen, und ich habe ſchon ſelbſt etliche Male im Gaſthof bei Hrn. A — wo ſie logiren, über Tiſch mit der Tochter von

Ihnen geſprochen. Es iſt ein liebes, naives, unſchuldiges, erzgutes, wehrloſes Ding, ganz aufrichtiger, ergebner Schüchternheit. Keine witzelnde, kränkelnde, naſenweiſe Puppe, ſondern beſcheiden, gottesfürchtig, und zur Hauswirthſchaft gewöhnt, mit einem Herzen voll natürlicher, unverderbter Empfindung, und der blühendſten, geſundeſten Röthe auf ihren Wangen. Ich habe ihr einzelne Stellen aus Ihren Briefen an mich vorgeleſen, und ſie war dabei ſehr aufmerkſam und nachdenkend. Sie fragt mich tauſend Dinge wegen Ihnen, und wird dann halbtraurig, wenn ich darauf ſchweige, oder, wie ich es oft aus Bosheit gethan habe, zweideutig, oder gleichgültig antworte. Es haben ſich verſchiedene junge Herren gemeldet, allein ihr Anſuchen iſt vergebens, ſo lange ſie an Sie denken kann. Sie hat ihrer Frau Mutter, der Wittwe, ſchon ſo ſehr wegen Ihnen angelegen, daß ich dieſer verſprechen mußte, es Ihnen zu ſchreiben. Es kommt alſo nur auf Ihre Erklärung und auf die erſte Meinung an, welche man Sr. Excellenz — von Ihnen beibringt. An dieſer letzten zweifle ich nicht, denn Sie ſind hier bereits ſehr rühmlich bekannt.

Man erzählt hier von Ihnen hie und da verſchiedene Mährchen, die theils lächerlich ſind, theils Ihre Ehre kränken. Wenn es möglich iſt, ſo vermeiden Sie um Ihrer Ruhe willen alle Gelegenheiten, wodurch Sie zu liebloſen Erzählungen, die oft ernſthaften Verdruß nach ſich ziehen, Anlaß geben könnten.

Die Briefe ihrer Schülerin, der Fräulein Gräfin, werden zwar immer ſchöner, aber immer geheimnißvoller und dunkler. Lieber Freund, begehen Sie kein Unrecht an ſich ſelbſt, und laſſen Sie keiner Empfindung einen Raum, die Sie ſich ſchämen würden mir zu geſtehen.

Ich bin unaufhörlich ꝛc.

Ganz gewiß würden hundert an meiner Stelle das Glück, das mir hier angeboten ward, mit beiden Händen ergriffen haben; allein auf mich that damals die Vorſtellung deſſelben ganz und gar keine Wirkung; ja der Gedanke, daß ich in den Vorſchlag meines Freundes jemals ſollte einwilligen können, beſtärkte mich vielmehr in dem unbeugſamen Sinn meiner Faſſung, worin ich die Schätze eines Königreichs ausgeſchlagen haben würde. Meine Betrübniß über den unvermutheten Tod meines Vaters, der, ſo hart er geweſen, dennoch mein Vater war, und über den Jammer meiner Mutter, erweckte in mir jene ſtarken Empfindungen, worin ich über die Begebenheiten dieſer Welt, wie über kindiſche Tändeleien weg, und nichts, was ich in derſelben unternehmen wollte für unmöglich anſah. Die Bemühung meines Freundes um mich ſchien mir ein läſtiges Zudringen zu ſeyn, dem ich auf alle Weiſe zu entgehen ſuchte. Zudem glaubte ich zu wenig Erfahrung in den eigentlichen Landesbedürfniſſen, und in der Ausübung des Rechts zu beſitzen, wovon oft das Wohlſein ganzer Familien abhängt. Dennoch würde ich vielleicht dieſe Gelegenheit nicht unbenützt haben vorbei gehen laſſen, wenn ich die Pfleg allein für meine Perſon hätte erhalten können; allein die Bedingniß, welche damit verbunden war, machte es mir unmöglich, nur daran zu denken. Es ſchien mir höchſt widerſinnig und niederträchtig, das Wichtigſte und Heiligſte, was ich im Menſchenleben kannte, die lebenslängliche, unauflösliche Verbindung einzugehen, und das nächſte Recht auf meine Freundſchaft einer Perſon zu ſchenken, mit deren Gemüthsart ich nicht bekannt wäre. Ich hatte noch niemals geliebt, und war noch vollkommen frei und unbekannt mit allen ſchwachen Empfindungen, welche gemeiniglich die Feſtigkeit männlicher Gefühle aufzulöſen und den uneigennützigen Eifer großer Geſinnungen abzuſpannen pflegen.

(Vergib mir, Geiſt meines Zeitalters, wenn ich lebte, ohne jemals das, was du Liebe nannteſt, zu kennen. So wie ich ſie ſah, ſchien ſie mir das Werk der Phantaſie der Leidenſchaft und der ſchamloſeſten Ausſchweifung zu ſeyn. Sie begegnete mir einſt in der Dämmerung zu einer Zeit, wo mein Herz ſie rief auf dem Wege nach Ruhm. Ich bemerkte ſie nicht; aber ein heftiger Geruch von Wein und Salben ließen mich vermuthen, daß etwas in der Nähe wäre. Sie ſah mich und hielt mich feſt, und nannte ſich Liebe. Biſt du es, fragte ich, die da wandelt in friſcher Fruchtbarkeit voll Saft, voll ſüßer Huld und Traulichkeit, wie eine Roſe an der Morgenſonne? — Die in dem Herzen des Jünglings, wo du throneſt, das Gefühl der ſittlichen Grazien aufweckt, ſein Gemüth zu einer mehr als menſchlichen Hoheit, Reinigkeit und Stärke erhebt, ihm die Beſchwerden des Lebens verſüßt, und zu ſchweren Arbeiten ihn munter macht? — Sie ſah mich blödſinnig an, als verſtünde ſie nicht, was ich ſagte, und als würde ſie nie erwiedern können, was ich wähnte. Mit einem vernachläßigten, ermatteten Anſehen zitterte ſie vor mir in einer fiebriſchen Hitze und weinte, als wollte ihr die Seele entfliehen, über einen Spatzen, der todt zu ihren Füßen lag. Trockne Kinder mit hohlen Augen buhlten, mit Hintanſetzung alles Wohlſtands um ſie herum, und ſchienen ſich mit thatloſen Anſchauungen, mit Seufzern und Thränen, und Ohnmachten zu nähren. Ich riß mich los, und ſie ſank mit einem Geſchrei zurück in die Arme ihrer Begleiterinnen, — der Weichlichkeit, der Heuchelei, der ehelichen Untreue, der häuslichen Unordnung, der Geiſtesarmuth, und der Heldentugenden in manchen hochgeprieſenen Romanen Englands, Frankreichs, Spaniens, und Welſchlands.)

Die Eindrücke der ſinnlichen Reize hatten wenig, oder gar keine Gewalt auf mich. Ich hatte mir eine Leidenſchaft zur Natur gemacht, welche alle andere fremde Gewalt erſtickte. Dieß war die Begierde, bei allem, was ich dachte und that, himmelan zu ſteigen, und der Stolz, mir immer mehr als andern Menſchen zuzutrauen. Ich las gemeiniglich, ehe ich mich zur Ruhe begab, eine Stelle aus irgend einem Dichter, oder einem andern guten Buche, und ich hatte mein Vergnügen an Gemälden von kühner Wildheit, welche viel umfaſſen, und die Seele mit einem ſchauderhaften hohen Schrecken zerreißen. Ich konnte ganze Stunden an den Mann denken, der vom Umgange der Menſchen getrennt, getrennt von dem Tageslicht, einſam in tiefen Schlünden am Felſen ſein Leben verſchlägt, oder an die empfindſame Seele, an das Genie, das unbenützt abfällt in Grönlands Nächten. O ſüße ſchmelzende Schwermuth meines lieben Kronegs! O hohe Begeiſterungen und Schlachten Miltons! O Nächte des Joungs! O ihr bleichen Haine der ſtummen unglücklichen Dido: O Einſamkeiten, und ſchaudervolle Melancholien des Abbadonna in den Klüften des finſtern Felſengebirgs! —

— Er ſaß am Hange des Felſen,
Sah dem ſtürzenden Strom, ſo bei ſeinen Füßen herabfiel,
Starrend nach, begleitete mit hinhörendem Ohre
Jeden Donner des ſchäumenden Stroms, der hinab von den Höhen
Ueberhangender Berge von Abgrund zu Abgrund ſich wälzte.

O wie oft, ihr heiligen Bilder, habt ihr mich alles um mich her vergeſſen gemacht! Wie oft bin ich in Tiefen verſunken, wo ich hohe unnennbare Geſtalten ſah, und bin daraus mit Schrecken erwacht, ganz von euch erfüllt, ganz bei euch, ganz ihr ſelbſt!

In dieſer Gemüthsverfaſſung ſah ich über alles, was ich an dem andern Geſchlechte bemerkte, mit Verachtung, oder wenigſtens mit der äußerſten Gleichgültigkeit hin. Die Achtung für mich ſelbſt ließ keinen Gedanken in meinem Gemüthe reifen, deſſen ich mich nun mit

Schamröthe zu erinnern hätte. Beſitze ich einmal ein Amt, ſagte ich zu mir ſelbſt, und meine vollkommene Freiheit: dann will ich die Freundin ſuchen, die mir die ähnlichſte, für mein Herz mir geſchaffen iſt. Dieſes hoffte ich deſto gewiſſer und bälder erfüllt zu ſehen, als ich von der gräflichen Herrſchaft außerordentliche Verſicherungen einer aufrichtigen Gewogenheit erhielt. Selbſt der Herr Graf, der mit meinem Verfahren ungemein vergnügt war, verſprach mir in einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben, mein Glück bei ſeiner Ankunft, die bald erfolgen ſollte, zu befeſtigen.

Ich dachte, als ich von dem erſten Beſuche, welchen ich bei den beiden gräflichen Kindern ablegte, nach Hauſe kam, dem höchſt wichtigen Einfluß nach, den oft ein einziger Menſch, welchem ſeine Geburt ein Recht zum Umgang der Großen gibt, auch nur zufälliger Weiſe auf ein ganzes Land zu verbreiten pflegt. Nicht Könige, noch Armeen, ſondern Privatmenſchen erfanden Geſetze, Künſte und alle die herrlichſten Wege und Mittel, welche die Menſchen auf dem Erdboden, wie zu einer Familie vereinigen, ſie zieren und unterſtützen; aber um nichts von dieſen außerordentlichen Seelen zu ſagen, welche, ſo oft ein Land eine neue Geſtalt erhalten ſoll, ungerufen entſtehen:

ſo darf oft der alltäglichſte Kopf nur eine an ſich nichtsbedeutende, aber unterhaltende oder liebenswürdige Eigenſchaft beſitzen, um ſich bei dem, der das Ruder führt, beliebt zu machen, und ihm bald die Einfälle ſeines Dünkels auf eine gefällige Art einzureden, bald der guten Sache Abbruch zu thun. Ich entſchloß mich daher, wenigſtens einen Verſuch zu machen, ob ich nicht noch etliche Funken von Edelmuth und rühmlicher Lehrbegierde aufwecken, oder wohl gar eine glückliche Veränderung in ihren Seelen hervorzubringen vermögend wäre. Die Vorſtellung dieſer Möglichkeit, und der ſeligen Folgen, welche daraus entſtehen würden, beſtärkten mich in dem Vorſatz, alles zu verſuchen, und mir die Hoffnung, daß es beſſer gehen werde, durch nichts als die Erfahrung des Gegentheils, benehmen zu laſſen. O wer uns die Kunſt lehren könnte, (ſie iſt ein Geſchenk des Himmels, und wird durch kein Schulbuch gelehrt) die Wurzeln der verderbten Begierden aus jungen Herzen zu ziehen, und die allzu verzärtelten Seelen durch männlichere Uebungen umzubilden!

Da ſie beide das Lernen haßten, ſo nahm ich mir allererſt vor, niemals etwas, das ich lehren würde, mit dieſem Namen zu benennen, und alles auf eine Art, als wenn ich zufälliger Weiſe dazu gekommen wäre, vorzutragen. Allererſt nahm ich mir vor, mich niemals an den Gebrauch einer mechaniſchen Ordnung, welche, ſo unſchuldig ſie an ſich ſelbſt iſt, dem Unterricht, ich weiß nicht, welchen unangenehmen Zwang auflegt, zu halten, ſondern alles, wie es die Umſtände und Gelegenheiten geben würden, zu nehmen. Jene Pünktlichkeit, nach dem Schlag der Uhr ſeinen Unterricht anzufangen, und ſich dazu mit einer ſteifen Feierlichkeit nieder zu ſetzen, verbreitet über die Lehrſtunde eine gewiſſe ermüdende Traurigkeit, die der Seele des Schülers das Nothwendigſte, — Luſt und Fröhlichkeit, benimmt. Gelehrt und vielwiſſend werden auch halbfähige Köpfe durch Zwang und Anſtrengung faſt allemal; aber nicht allemal wird dadurch ihr Verſtand in Ordnung gebracht, und noch ſeltner dadurch ihr Herz gebildet. Gleichwohl beſteht darin die Seele der Erziehung, und der große Endzweck, ohne deſſen Erhaltung alle Gelehrſamkeit eine höchſt gefährliche Gabe iſt; aber auch in fähigen Gemüthern wird es nur durch Zeit und Anhaltung bewirket, und durch ganz einfache, unſichtbare Mittel zu Stand gebracht. Wie die Säfte in einer Eiche, ſo ziehen die heilſamen Lehren, die einſt zur Natur werden, die Seele ſtill und unmerklich durch, und man ſieht es daſtehen, aber nicht wachſen. Sokrates wußte, und übte das aus; er mäßigte das Gefühlte; er lehrte denken, und lehrte, das Gedachte thun; aber wer auch fragen, und ſich antworten, und den Schüler antreiben wollte, wie ers that, würde darum noch nicht lehren, wie er lehrte, und die Geſchichte nennt uns niemand nach ihm, der mit dem Geiſt ſeiner Methode gelehrt hat.

Als ich ſie an dem Tage, wo ich meinen Unterricht hätte anfangen ſollen, beſuchte, bat ich mich zu entſchuldigen, wenn ich noch einen Monat verhindert wäre, darin etwas vorzunehmen. Indeß wünſchte ich mir die Erlaubniß, ſie alle Tage zu beſuchen, in die ſie mit vieler Gefälligkeit willigten, und aus einer ungeſtümen Freude über die Befreiung von der Lehrſtunde mit ihrem Ja zuſammen fielen. Ich gieng es darauf an, ſie bei ihren Neigungen, welche in ihrem Herzen verſtimmt worden, anzuhalten, und dadurch, ohne daß ſies merkten, auf andere Wege zu leiten. Der Charakter des jungen Grafen war ein unüberlegendes, raſches Weſen, eine flatterhafte Leichtfertigkeit, welche ihn nicht eine Minute einer Sache ernſthaft nachdenken ließ, eine unverſchämte Dreiſtigkeit, mit einem vornehmen, beleidigenden Blick jedermann unter die Augen zu ſehen, mit einem Wort, eine wilde Unbändigkeit, die ihn zu allen Eindrücken der Vernunft und des Herzens unfähig machte. Das Traurigſte war, daß er bereits alles zu wiſſen glaubte, daß er, ohne das geringſte verſtanden, oder empfunden zu haben, in der Oberfläche beinahe aller möglichen Wiſſenſchaften unterwieſen, und an die Galanterie der Gelehrſamkeit, und an den Ton der größern Welt ſchon gewöhnt war. Es iſt gemeiniglich ein unerſetzlicher Fehler, der in manchen Häuſern der Großen herrſcht, wenn man Kinder täglich zu der großen Gaſttafel zieht, wo oft ohne alle Beſcheidenheit und Rückſicht über alle Dinge geſprochen wird. Außer dem, daß ſie ſich an eine langanhaltende prächtige Tafel gewöhnen, ſo kommen aus dem gewöhnlichen Mangel vernünftiger, und aufmunternder Unterhaltungen gemeiniglich alle Neuigkeiten der Stadt, alle Klatſchereien nur möglicher Kleinigkeiten, Liebeshändel, Intriquen, und herumgehender Mährchen vor, die entweder lieblos beurtheilt, oder halb entſchuldigt und fröhlich belacht werden; — nichts von den zweiſinnigen Unflätereien, denen ein Kind, je dünkler ſie ſind, gemeiniglich deſto länger nachdenkt; nichts von der eiteln Geſchwätzigkeit, womit man, um ſich ein Anſehen zu geben, über die wichtigſten Dinge, und über Perſonen entſcheidet, noch von jener groben feigen Unterwürfigkeit zu ſagen, womit die Gäſte an ihrem Bewirther alles ſchön und wahr, und bewunderungswürdig finden. O wie ſehr ſind unſere Gaſtmahle von jenen nüchternen Mahlzeiten der Väter, welche große Söhne zeugten, unterſchieden, wo bei einer Flöte von den Tugenden und Thaten großer Seelen geſungen ward! Alle Spuren der künftigen Laſter, des ausgelaſſenen Muthwillens gegen das Frauenzimmer, des vornehmen Faulenzens, der unausſtehlichen Eitelkeit, und des Trotzens auf ererbte Vorzüge eines von braven, einſt gemeinen Vorältern erworbnen Adels waren in ſeinem Herzen bereits, wie kleine Drachen im Neſt, in Bewegung, und mir ward Angſt in der Seele, ſo oft ich den jungen Wildling betrachtete. Dennoch wollte ich es verſuchen, oder vielmehr alles thun, was ich feſt glaubte, daß es mir gelingen würde. Ich wollte ſeinen Sinn umändern. Mein erſtes Abſehen gieng dahin, ihn bei irgend einer Sache feſt zu halten, dann dachte ich, ſollte es mir leicht ſeyn, derſelben eine Wendung, welche ich wollte, und eine wirkende Kraft zu ſeiner Beſſerung zu geben. Ich nahm daher bei meinem erſten Beſuch, welchen ich mit dieſem verborgenen Endzweck abſtattete, das Leben Carl des Zwölften zu mir, ein Buch, das mir vorzüglich geſchickt zu ſeyn ſchien, die Aufmerkſamkeit eines ſtürmiſchen Kopfs zu gewinnen, und zu verſchiednen Anmerkungen Gelegenheit zu geben. Die großen Gemälde, welche darin vorkommen, und die Charaktere von tollkühner, aber oft ehrlicher Unerſchrockenheit in Gefahren, von Unbiegſamkeit des Sinns, von verhärtetem Muth, ſchrecklichem Ungemach, Nachtwachen, Hitze und Kälte, Hunger und Durſt auszuhalten, bewirken in einem jungen fähigen Herzen nicht allemal den Kriegsgeiſt, aber allemal eine gewiße Unruhe, bei der man mehr ſeyn will, als man iſt, machen einen gewiſſen ſtarken Stolz rege, bei dem man wenigſtens Verſuche wagt, etwas Mühe auf ſich zu nehmen. Dieſem Buch ließ ich den Curtius von den Thaten des Alexander nachfolgen, wo ich noch öfters darauf geführt werden konnte, die Sache nicht gerade ſo, wie ſie daliegt, zu nehmen, ſondern ſelbe immer auf unſere Zeiten anzuwenden, immer nach dem Endzweck zu fragen, den Unterſchied zwiſchen den Thaten eines Waghalſes, und eines wahren Helden zu zeigen, zwiſchen dem bloßen Soldaten, und dem weiſen Staatsmann Vergleichungen anzuſtellen, beide dahin zu führen, wo ſie zuſammentreffen, mit einem Wort, etwas zu ſagen, das mich, in Betreff des Erfolges freuen würde, geſagt zu haben. Dieſes nun immer mit einer andern Wendung wiederholt, immer auf eben denſelben Punkt zuſammengeführt, und in einem Ton, wo man ohne zu urtheilen empfindet, daß es wahrhaft und redlich geſagt iſt, und doch allemal mit einer gewiſſen Zurückhaltung, die einen mehr vermuthen läßt, vorgetragen, muß wirken, oder es müßte keine Wirkung auf junge Gemüther mehr möglich ſeyn. Ich war, als ich damit anfieng, weit entfernt, mich ſogleich ſelbſt an den jungen Grafen zu wenden. Ich ſchien ſeine Gegenwart gar nicht einmal zu bemerken, und leitete meine Unterredung mit dem Schloßverwalter, der am Abend, wo ich kam, gemeiniglich ſeine Aufwartung machte, auf das gegenwärtige Staats- und Kriegsweſen, wovon er ein außerordentlicher Liebhaber war, und mehr redete, als vielleicht die Herrn, welche darin verwickelt waren, geſprochen haben mögen. Ich zog dann bei Gelegenheiten, die ſich häufig anboten, mein Buch hervor, und kaum hatte ich etliche Stellen geleſen, ſo merkte ich, daß der junge Graf in Verlegenheit kam, ob er das Spiel, worin er mit ſeiner Schweſter und der Frau Verwalterin begriffen war, fortſetzen, oder mir zuhören ſollte. Es währte nicht lange, ſo that ers, und ſtand mit halbgeöffnetem Mund vor mich hin. Ich hielt oft ein, bezeigte meine Verwunderung, gab zuweilen meinen Beifall, und machte allenthalben, wo ich etwas Nützliches ſagen konnte, meine Anmerkungen. Der Junge wollte, ſeiner Gewohnheit nach, überall das Wort führen, und bei jedem Ding entſcheiden, und ich ließ es geſchehen, weil ich ihm oft eine Falle legen konnte, ihn etwas Ungeſchicktes, deſſen Ungereimtheit er ſelbſt fühlen mußte, ſagen zu laſſen. Manchmal ließ ich ihn ſeine Noth gewahr werden; aber öfter that ich, als wenn ich nichts bemerkte, und verfiel ſogleich auf etwas neues, wobei ich ihm gemeiniglich abſehen konnte, daß er ſehr froh, ja nach und nach behutſamer ward, nicht ſogleich mit allem, was ihm auf die Zunge kam, heraus zu fahren. Ich benützte, ſo oft ich konnte, die Gelegenheit, den Kriegshelden die friedfertigen Weiſen entgegen zu ſetzen, niemand allein wegen ſeiner Gelehrſamkeit, noch allein wegen ſeiner Thaten, wenn jene nicht mit guten Handlungen, und dieſe nicht mit einer guten Abſicht verbunden waren, zu loben, und allein das Verdienſt um das Wohl der Menſchen zu preiſen. Beſonders blieb ich bei einzelnen Männern ſtehen, die durch Rath und That Einfluß auf viele Zeitalter gehabt haben, die mitten unter dem Verderbniß ihres Jahrhunderts aufrecht geblieben, und ſich ſelbſt groß genug, ſich ſelbſt Schaubühne genug, aus der Genügſamkeit ihrer trägen Landsleute ſich aufgehoben, und mit dem Glauben an eine beſſere Zukunft, weder der Undankbarkeit, noch des Spottes ihrer Zeitgenoſſen geachtet, ſondern zum anhaltenden Fleiß, und zur ſtillen wirkenden Größe ſich aufgemuntert haben. Ich benützte alle möglichen Fälle, ihm das tugendloſe Vorurtheil für die Vorzüge der Stände, der Macht und des Reichthums zu benehmen, und ſetzte einen Perikles und Phidias, einen Alexander und Ariſtoteles, einen Virgil und Auguſt, mit einem Wort die großen unternehmenden Geiſter alle, ſie möchten Könige oder Bettler ſeyn, in eine und eben dieſelbe Klaſſe großer Seelen, ja manchen derſelben, deſſen Abſicht bei ſeinen Handlungen oder deſſen perſönlicher Charakter aus der Geſchichte unrühmlich bekannt war, ſetzte ich in die Klaſſe der gemeinſten roheſten Menſchen herab. Wie ich die Thaten der erhabenſten Männer des Alterthums erſt ſtückweis, und ſobald die Begierde, mehr zu hören, vorhanden war, aus dem Cornel und Plutarch im Zuſammenhange vorlas: ſo erwähnte ich der großen Männer Englands, Frankreichs und Deutſchlands; und indem ich dieſen alle mögliche Hochachtung erwies, unterließ ich nicht, der ſeichten Köpfe, und der gedankenloſen, faulen, witzigen Bel-esprits mit der möglichſten Verachtung zu gedenken. Ich ſchilderte ſie gemeiniglich mit ſolchen Zügen, deren der

Junge viele in ſich ſelbſt möchte angetroffen haben; denn er änderte manchmal die Farbe, und wandte ſich verlegen herum, als wünſchte er ſich verbergen zu können. Ich nannte ihm die großen Männer unſers Vaterlandes, und lehrte ihn die innern Vorzüge, wie die Mängel deſſelben kennen. Er ſollte ſich freuen, daß er ein Bayer ſey, ſollte ſich, wenn er in dem Kreiſe verſchiedner ausländiſcher Männer ſtünde, mit dieſem Namen ein Anſehen geben, ſollte kein Inländer und Bürger jedes Landes, ſondern hartnäckig, und auf eine edle Art parteiiſch, allein ein Bürger unſers Vaterlandes ſeyn wollen. Wo ich an uns Gebrechen zu finden glaubte, da ſprach ich, ohne uns zu verachten, was wahr iſt, und ſetzte immer hinzu, daß es uns keineswegs an Kraft und Geiſt, aber manchmal an zuverſichtlichem Stolz und an Lehrbegierde und Feuer fehle, es dem Auslande bevor zu thun. Ein einziger Kopf, ſagte ich oft, der Muth und Uebermacht des Geiſtes genug hätte, etwas Großes zu ahnden, und ſich dieſe Ahndung von niemand, der etwa aus gutem Willen von ſeinen geringen Kräften auf die Möglichkeit großer Unternehmungen ſchließt, ausreden zu laſſen, könnte mit uns machen, was er wollte, könnte mit ſeinem Feuer uns alle entzünden, wie in einer Reihe von elektriſchen

Kugeln eine einzige allen übrigen die innere Bewegung mittheilt. Nichts lag mir mehr am Herzen, als wie ich ihm ein feuriges Gefühl von Schande wider die feige Bequemlichkeit des Lebens z. B. wider die Gewohnheit, weich und lange zu ſchlafen, bequem und gierig zu eſſen ꝛc. ꝛc. beibringen, wie ich ihm ſo weiter gegen alle Dinge, die man nur im Vorbeigehen, als eine Zehrung auf der Reiſe, aber nicht als den Endzweck der Reiſe betrachten kann, eine Verachtung ins Herz legen, und die Flamme nach etwas Ungewöhnlichem, und eine rühmliche Begierde des Rufes bei unſern Zeitgenoſſen, und der Nachwelt aufwecken könnte. Die trefflichſten Dienſte thaten mir hierin Virgil und Milton, und Klopſtock und Horaz, deren letzter das ſanftere Jünglingsherz vorzüglich zur ſtillen Ruhe, der Erzeugerin weiſer Vorſätze bildet, und manchmal in ganz kleinen Sprüchen fähige Seelen zur Liebe der Tugend, und zur Tapferkeit mächtig empor ruft. Ich las ſie nicht vor (denn was nützt dem Unerfahrnen, der in Worten nichts ſucht, das Leſen?) ich erklärte auch anfangs die dunkeln Stellen und andere gelehrte Dinge, die bloß zum Wiſſen gehören, nicht, dieß war allemal das letzte, was ich that, und ich ließ es den Jungen gemeiniglich ſelbſt thun; ſondern ich redete anfangs, was die erhitz-

Seele mir eingab, und malte den Gegenſtand, deſſen Ausdruck im Dichter ich leſen würde, ſo lang und ſo viel, bis das Gemälde ganz in ſeiner Stärke, wie auf Leinwand, vor uns ſtund; — bis wir mit heimlichem Schaudern den lebendigen Gewitterhimmel, und die ſchrecklich durcheinander eilenden Nachtwolken, und die gräßliche Finſterniß in den Tiefen des Luftraumes ſahen, ober uns und unter uns hörten das fürchterliche Geheul, und ſiedende Auf- und Niederwälzen der ſchäumenden Wogen des Meeres, das von Sturmwinden vom Grund aus durchwühlt ward; — dann mitten im Kampf der aufgebrachten, ſich zerſtörenden Elemente den unglücklichen Ajax ſahen, wie er aus ſeinem bebenden todtblaſſen Mund wildes Feuer ausblies, womit die ſich rächende Pallas ſein Herz durchbohrt, und ihn mit einem Wirbelwind ergriffen, und an einen ſpitzigen Felſen geſchleudert hat. Stund nun einmal der Aufruhr im Hohen und im Tiefen vor uns, und mitten drin das einzelne Weſen unſerer Natur mit allem Schrecken und Leiden, dann ſagte ich, dieß grauenvolle Gemälde, das von keinen Menſchenhänden nachgeahmt, und allein von einer geübten feuerigen Einbildungskraft ausgemalt werden kann, läge ganz in dieſen wenigen, meiſterhaften vier Verſen:

Ipsa Jovis rapidum, iaculata e Nubibus Ignem
Disiecitque Rates, euertitque aequora Ventis.
Illum exspirantem transfixo Pectore flammas,
Turbine corripuit, Scopuloque infixit acuto.

Worin jedes Wort malte, und von denjenigen, dem das Talent und die Kunſt zu leſen fehlt, keines verſtanden würde. — Ich war ſtets der Meinung, daß über fähige Gemüther ſolche auch nur einzelne Stellen eine wunderbare Kraft ausübten, und fähig wären, denſelben über außerordentliche Beſchwerniſſe des Lebens den Sieg zu erleichtern. Ich brachte es nie weiter, als zu einer oder zwei Stellen, und manchmal wagte ichs dann, auch etwas weniges aus dem Klopſtock zu leſen, dem ſchwerſten Dichter, den ich kenne, und von dem ich glaube, daß ein junger Menſch, der weder an das Höchſte der Sprache, noch an das Stärkſte und Feinſte menſchlicher Gefühle gewöhnt iſt, nur ſehr ſparſam und niemals ohne Anleitung eines warmen Freundes ihn leſen ſoll. Ich wurde allemal traurig, wenn ich ſo oft die Verſicherung hörte, man habe dieß Buch lange in Händen gehabt, und indeß keine Spur edlerer Ahndungen, und kein

Entſtehen höherer Gedanken bemerkt. Wohl hatte man ihn in den Händen gehabt.

Es war ein Glück für mich und den jungen Grafen, daß er von demſelben nichts gehört, und bei der Art, wie ich ihn ihm bekannt machen wollte, ſich mir ganz überlaſſen hat. Ich wollte, daß der Abend, wo wir davon ſprachen, ihm unvergeßlich ſeyn ſollte, und ich wartete daher immer einen beſondern Zeitpunkt ab, wo ſein Gemüth durch irgend etwas zu einer Art höherer Ruhe geſtimmt, und zum Gefühle geiſtiger Dinge geneigt war. Oft auch geſchah es nachher bei der Gelegenheit, wo ich von den Vorzügen und dem Erfindungsgeiſt, und der männlichen Stärke der deutſchen Gelehrten, Dichter und Künſtler ſprach, und wo dann bei dem Stolz auf allgemeine Ehre, wovon er heimlich ſtets einen Theil ſich heraus nahm, das Verlangen ſich einfand, irgend eine Stelle voll innerer Schönheit zu hören. Ich wählte dazu, ſo wie ich das Buch öffnete, allemal die nächſte, die mir auffiel, erklärte, ehe ich ſie vorlas, ſo gut ich konnte, den Inhalt, und machte ihn beſonders auf gewiſſe Ausdrücke und Schilderungen begierig und aufmerkſam. So las ich zum Beiſpiel, wie auf eine zufällige Art, die Stelle von der Auferſtehung der Rahel im eilften Geſang; eine Schilderung voll unausſprechlicher

Hoheit und Anmuth, wie ſie ins neue Leben heraufging, nie wieder weg zu welken. Mich dünkt, weſſen Auge dieſe himmliſche Schönheit ſah, dem muß vor dem Gemeinen, vor dem mit irdiſchen Augen Sichtbaren, eckeln, und deſſen Herz muß überfließen von der Seligkeit Wonne. Was dachte und wünſchte Rahels Seele? Wie ſah ſie den Körper? Wie legte ſie ihn an? Und was fühlte ſie zuerſt, als ſie wieder mit demſelben vereiniget war?

Rahel ſah den göttlichen Wecker, ohne zu vermuthen, daß er ſie wecken wird, und ſie wünſcht ſich eben die Auferſtehung. „Ich werde, ſagte ſie, einſt erwachen, wo mein Gebein im Staube verweſte, hier! — Und dieſen Augenblick ſtieg ihr Körper aus der Erde; — aber ein verklärter Körper, ätheriſch, durchſichtig, durchdringend, wie ſoll der uns ſichtbar werden? Es wallte, ſagt der Dichter, aus dem Grabe ſanft ein Duft auf, und dieſen Duft vergleicht er mit einem Aushauch oder Wölkchen, das eine Roſe, oder ein junges Laub einhüllt, von dem ein weißer Athem herabträuft. Rahels Seele war voll Schimmer, und wie nun der Duft aufwallte, vergoldete ſie mit ihrem Glanz denſelben (wie die Sonne ein Wölkchen am Abend) er floß rund um ſie, und floß bald tiefer, bald höher, wobei er ihr immer näher kam. Und Rahel ſah dem vergoldeten Duft, wo er hinfloß, nach, und betrachtete ihn, und neigte ſich über ihn mit unausſprechlicher Freude. — Ich ließ meinem jungen Freunde Zeit, ſich dieß unnennbar ſüße und anmuthige Bild, das durch die ſchönen Vergleichungen immer entzückender wird, vorzuſtellen, und ſich dabei, ſo lange er wollte, zu verweilen. Etliche Male geſchah es, daß wir ganz auf andere Geſpräche und Fragen verfielen, z. B. ob die Muſik auch fähig wäre, ſo feine Gefühle in uns aufzuwecken, und ich freute mich, daß er auf dieſe Zweifel verfiel, weil ſie ein Beweis waren, daß er das verborgene Schöne des Textes geſehen hat; aber meiſtens wollte er mit Ungeſtüm wiſſen, wie ſich die Sache geendet hat. Was wird Rahel, als ſie dieſen Duft anzog, gefühlt, was wird ſie zuerſt gethan, was wird ſie zuerſt ausgerufen haben? Dieſe, und zehn ähnliche Fragen ſollte ich ihm ſogleich beantworten; er wollte mir oft das Buch aus der Hand nehmen, und wurde halb unwillig, wenn ich es ihm hinzugeben mich weigerte. Ich machte uns gemeiniglich die Luſt, ihn rathen und nicht ſelten es ihn niederſchreiben zu laſſen, wie er die Sache ausgeführt haben würde, wobei ich Gelegenheit erhielt, ihm manche gute Anmerkung zu machen. — Rahel ſtund, ſobald die Stimme des

Allmächtigen ſcholl, plötzlich im verklärten Körper da; aber wie ihr nun war, das wußte der Dichter nicht im ganzen Umfange zu ſagen; er ſagt es daher in Gleichniſſen; er verſucht es, uns an ähnliche Gefühle zu erinnern, und uns zu ſagen, gerade ſo war ihr. Sie war ſo ſtark nicht, um ſich ihres Gefühls ganz bewußt zu bleiben, und doch war ſie ſich bewußt, daß ſies fühlte. Leere und Völle, Entſtehen und Untergehen, Traum und Leben! — Es war ihr, als ſänke ſie in ein Thal hinab, aber auf die ſanfteſte Art, gleich einer Quelle; — wieder war ihr, als erhübe ſie ſich über ein Geſtade voll Blumen und ſanften Wehens, und als befände ſie ſich neu geſchaffen unter den Gerüchen ſeiner Düfte; ſo war ihr bis ſie ganz erwachte." — Und nun erſt, nachdem ich über jeden Vers eine vorläufige Auslegung gemacht hatte, las ich ihm dieſelben vor, worin er, ſie zu verſtehen, keine Beſchwerniß mehr hatte, und oft über den kurzen, kräftigen Ausdruck erſtaunte *). Manchmal mußte ich ihm

---

*) Hier iſt die Stelle:

Rahel: Ich werde
Einſt erwachen! wo mein Gebein im Staube verweſte,
Hier! Auch Auferſtehung hat mir der Verſöhner erworben!

einen Vers wiederholen, bis er ihn nicht mehr vergeſſen konnte, und nicht ſelten ſchrieb er ſich einige auf, weil ich noch zur Zeit für gut be-

---

Als ſie noch redet', erhub ſich um ihren Fuß von dem Grabe
Sanftaufwallender Duft, ein Wölkchen, wie etwa die Roſe
Oder ein Frühlingslaub einhüllt, das Silber herabträuft.
Rahels Schimmer umzog den ſchwimmenden Duft mit Golde,
Wie die Sonne den Saum der Abendwolke vergoldet.
Und ihr Auge begleitet des Duftes Wallen. Sie ſieht ihn,
Anders um ſich, und wieder anders gebildet, herumziehn,
Steigen, ſinken, zuletzt ſtets mehr ſich nahen, und ſchimmern.
Und ſie bewundert den Tiefſinn der immer ändernden Schöpfung,
Unergründlich im Großen, und unergründlich in Kleinem,
Ohne zu wiſſen, wie noch der ſchwebende Duft ihr verwandt ſey,
Und wozu ihn bald des Allmächtigen Stimme, Verſöhner,
Deine Stimme nun bald erſchaffen werde! Sie neigt ſich
Ueber ihn, und betrachtet ihn, ſtets mit froherem Blicke.
  Mit gefalteten Händen, voll ſüßer namloſer Freuden,

fand, ihm das Buch nicht ſelbſt in die Hände zu geben, worin er ſich ermüdet, und das Wenigſte genoſſen haben würde. Ich richtete meine einzige Abſicht dahin, ihn den Geiſt einer Stelle empfinden zu machen, und ein Verlangen nach der Wiederholung dieſes Genuſſes in ſeinem Herzen aufzuwec[illegible] So machte ichs auch bei dem Horaz un[illegible] Virgil, wovon ich aber allemal nur, wie im Vorbeigehen, einzelne Stellen heraushob und erklärte. Die ſogenannten gelehrten Kenntniſſe, Auslegungen, Beurtheilungen ließ ich allemal erſt nachfolgen. Gelehrter ſind wir zwar noch zur Zeit ſelten auseinander gegangen; aber wir

---

Stand ihr Engel und ſah's. — Jetzt ſcholl des Allmächtigen Stimme!
Rahel ſank. Ihr däucht es, als ob ſie in Thränen zerflöße,
Sanft in Freudenthränen; hinab in ſchattende Thale
Quölle; ſich über ein webendes, blumenvolles Geſtade
Leicht erhübe; dann neugeſchaffen unter den Blumen
Dieſes Geſtades, und ſeiner Düfte Gerüchen ſich fände.
Jetzt erwachte ſie ganz! Sie fühlte ſich, ſahe ſich, wußt' es,
Daß ein neuer unſterblicher Leib ſie umgab.

Eilfter Geſang.

giengen niemals auseinander, ohne das Gute feuriger gewünſcht, und unſer Herz mit Gleichgültigkeit gegen die ſinnlichen Bedürfniſſe, und mit Muth und Begierde für die höhern erfüllt zu haben. Der Verwalter hing bei ſolchen Fällen mit offenem Munde an mir, und der Kleine zeigte eine Freudigkeit, und oft am Ende eine Beſtürzung, von der ſich alles Gute vermuthen ließ. Er hielt ſchon weniger auf Kleider, auf Eſſen und Trinken, und fing an, ſich zu ſchämen, wenn er etwa zu lange geſchlafen, oder etliche Stunden unthätig zugebracht hatte. Er fing an, ohne daß ichs ihm ſagte, einzuſehen, daß es mit dem, was er bisher gelernt und gehört hätte, nicht gethan wäre, und daß es etwas Höheres und Gewiſſeres gebe, wornach er trachten müßte. Er wollte etwas, und wußte es nicht zu nennen, und hatte keine Kraft, es zu unternehmen. Mit einem Wort, er verſtund mich, als ich ihm einſt den herrlichſten aller Geſänge vorlas, den jemals ein Dichter zur Aufmunterung eines Jünglings, und zum Ausdauern auf der Bahn der Ehre geſungen hat. Ich habe ihn gleichſam nur auf die ſchwerſten Fälle geſpart, wo er mir Stolz und Unbiegſamkeit gab, und habe ihn nie geleſen, ohne außerordentlich hingeriſſen zu werden. Es iſt ein ſehr trauriges Zeichen, wenn ein junger Mann, ohne

Rührung ſeines Herzens, ihn leſen, und ſich ſeiner erinnern kann, ohne etwas Starkes zu fühlen.

„Harte Armuth ertragen lerne der im ſtrengen Kriegsdienſte abgehärtete Jüngling, und bezähme die unbändigen Parther, furchtbar im Lanzenritt; er ſchlafe unter freiem Himmel, und erfahre Tage des Kummers. Von den feindlichen Mauern ſehe ihn dann die Gemahlin des kriegenden Königs, und die blühende Königsbraut, und ſchreie den Angſtruf: Ach, daß doch der königliche Bräutigam, unerfahren in Kriegen den grimmigen Löwen nicht reize, den die blutige Wuth mitten durch Leichen reißt." —

Der Dichter, däucht mir, wollte nichts anders ſagen, als: der Jüngling lerne Mühe auf ſich nehmen, lerne entbehren, in harten Schickſalen unerſchüttert bleiben, und ſtets nach etwas Großem trachten. Er ſuche durch irgend ein ſchönes Beginnen ſich bei Zeiten hervorzuthun, und im frühen Leben zu zeigen, daß es nicht gleichgültig ſey, ob er oder ein anderer ſeinen Namen trage, in ſeinem Stand ſich befinde, ſondern ſuche zu zeigen, daß er lebe. Er weine bei eines andern Siegen, und werde eiferſüchtig bei eines andern Gelehrſamkeit, und fühle in ſeinem Herzen die Schläge der rühmlichen Unruhe wegen des Rufes ſeines Namens in der Geſchichte der Nachkommenſchaft. Er denke auf irgend etwas, das mit ihm nicht verwelken ſoll; und wärs auch nur ein Pfahl einem ſinkenden Baume zur Stütze gegeben;

Und wärs auch nur
Ein ſtiller frommer Wunſch, auch nur
Ein leiſes Lied der Seele,
Das, wer, wenn ſich der Himmel trübt,
Doch freudig noch die Tugend übt,
Zu ſeinem Lied ſich wähle.

Der Dichter wählte den ſinnlichſten, und den für die Bedürfniſſe ſeiner Zeiten nothwendigſten Heroismus, — den Muth in den Gefahren des Krieges. Wie fürchterlich ſchön, und vor Kraft jauchzend iſt das Bild eines rüſtigen jungen Mannes zu Pferd, wie er heranſtürmt vor die feindliche Stadt, auf deren Wällen die Greiſen, und Mutter und Braut dem jungen Prinzen voll Schrecken zurufen, daß er entweichen möchte dem jungen Helden, dem nichts Einhalt thut. Herrlich iſt der Blick eines verſammelten Heeres nach Einem Mann; aber herrlicher noch das Segnen, und das Andenken des Vaterlandes an den Mann, der nicht zerſtörte, ſondern aufbaute; — an den Miniſter, der in der Jugend durch Fleiß und

Enthaltſamkeit, durch Bemühung um Einſicht und Gefühl gelernt hat, im männlichen Alter ſich ähnlich und thätig zu ſeyn; — an den Gelehrten und erfindenden Künſtler, der die Sitten und die Denkungsart ſeiner Landsleute zum Gefühl der Geſetze, und zum Stolz, der niedrige Laſter entfernt, und zur Eintracht gebildet, — an den beobachtenden und kühnern Hauswirth, der ſich zum Herrn der Natur, und ſeine Gegend zum fruchttragenden Garten gemacht, und an den unternehmenden ſtillen Weiſen überhaupt, der, da er durch das Herkommen bei ſeinen Zeitgenoſſen wegen ſeines Standes geehrt war, durch adeliche Thaten bei der Nachwelt geehrt ſeyn wollte; der, da er von ſeinen Renten geſchäftlos und bequem und müßig leben konnte, ſtolzer als die übrigen ſeines Standes und Glückes die ſchlummernden Tugenden in ſich aufgeweckt, der Wolluſt und des feilen, kraftloſen Lobes nicht geachtet, oft ein hartes Lager bei einem kurzen Schlaf einem weichlichen Bette, oft eine nüchterne ſtärkende Mahlzeit einem ſchwelgeriſchen Gaſtmahle, und den Weiſen im dürftigen, unbekannten, aber reinlichen Hauſe, dem vornehmen Thoren im bewachten und vergoldeten Zimmer vorgezogen hat, und (Er immer ſein eigenes Beiſpiel, ſeine eigene Ermunterung), nicht nach der Genügſamkeit und den Begriffen ſeiner

Zeitgenoſſen von Ehre und Verdienſt gelebt, ſondern auf einſamen Wegen eine unverſuchte Bahn betreten hat. „Die Tugend, vor ſchändlicher Mißlingung ſicher, glänzt im unbefleckten Glanze; nimmt und legt nicht weg die Faſces nach der Willkür des unbeſtändigen Volkes; die Tugend ſchließt denen, die unſterblich zu ſeyn verdienen, den Himmel auf, waget die Reiſe durch unverſuchte Bahn, und entſchwingt ſich ſtolz, und mit fliehendem Gefieder dem niedrigen Pöbel, und der ſchlammigen Erde.“ *)

---

*) Angustam, amici, Pauperiem pati
Robustus acri Militia puer
Condiscat, et Parthos feroces
Vexet eques metuendus hasta;

Vitamque sub divo, et trepidis agat
In rebus. Illum ex moenibus hosticis
Matrona bellantis tyranni
Prospiciens et adulta Virgo

Suspiret: Eheu, ne rudis agminum
Sponsus lacessat regius asperum
Tactu Leonem, quem cruenta
Per medias rapit ira caedes.

Dulce et decorum est pro patria mori.
Mors et fugacem persequitur Virum;
Nec parcit imbellis Juventae
Poplitibus, timidoque tergo.

Je mehr ich ſah, daß dieſer Funke in dem Herzen des jungen Grafen zur Flamme ward: deſto mehr war ich darauf bedacht, dieſelbe ſich nicht bloß in ſich ſelbſt abzehren zu laſſen, ſondern nach Beſchäftigungen zu lenken, die ſeinen Verſtand erweitern, ſein Herz nähren, und ihn dahin gewöhnen würden, ſich nicht bloß mit ſchönen und angenehmen, ſondern vorzüglich mit gegenwärtigen und nützlichen Dingen zu beſchäftigen und alle Gedanken, und alle Gefühle dahin, wie nach einem Mittelpunkte, zu lenken. Ich zeigte bei allen Gelegenheiten, daß die großen würdigen Dichter und Künſtler niemals die unrühmliche Abſicht hatten, allein bei den Freuden der Empfindungen ſtehen zu bleiben, ſondern immer den ſtillſchweigenden oder offenbaren Endzweck ausübten, zu Handlungen des Lebens zu führen und dieſes zu verſchönern. Nach ermüdenden Geſchäften iſt das Vergnügen der Kunſt die würdigſte

---

Virtus repulsae nescia sordidae
Intaminatis fulget Honoribus,
Nec sumit aut ponit secures
  Arbitrio popularis aurae.

Virtus recludens immeritis mori
Caelum, negata tendat iter Via:
Coetusque vulgares, et udam
  Spernit humum fugiente penna etc.

Erholung, und vor wichtigen Geſchäften das wirkſamſte Mittel zur Kraft und Anſtrengung; ſie iſt der Freund in Verſuchungen, der Troſt in Widerwärtigkeiten, und der nützlichſte Gefährte in allen Fällen des Lebens; aber das Leben des geſellſchaftlichen Handelns iſt ſie nicht, und nur bei Dichtern oder Künſtlern kann ſie Pflicht und Beruf ſeyn. Wir machten auf dieſe Art ſehr langſame Schritte, da ich mich immer bemühte, mit ihm zurück zu gehen, und ich würde zufrieden geweſen ſeyn, wenn ich binnen einem Jahr den Anfang hätte machen können, neue Schritte voran zu thun. Vielleicht hätte er bei ſeinem Hofmeiſter nun ſchon lange die Kunſt zu denken gelernet, und dann in ſeinem Leben niemals innen geworden, was denken heiße. Wie lächerlich und dem geſunden Menſchenverſtand höchſt nachtheilig iſt dieſe Methode, bei der man den Schüler nur immer lehrt, wie er bei einer Sache denken ſoll, und von der Sache ſelbſt nie was meldet! Ich ſchlug ihm vor, ob er ſich entſchließen möchte, eine Sammlung von den Gräſern und Gewächſen um ſeine Gegend herum zu verſuchen, und die Zeichnung derſelben in ein Buch zuſammen zu tragen. Ich ſchilderte ihm den Nutzen davon und das Vergnügen, das er haben würde, wenn das Ganze vollendet wäre, ſo lebhaft, ſagte ihm oft das alte

Sapere aude, incipe! vor, daß er ſich ſogleich dazu entſchloß. Meine Sorge gieng immer dahin, ihm niemals, wie viele Schwierigkeiten er zu überwinden hätte, vorzuhalten, und zugleich ſein Thun zwar ſehr rühmlich aufzunehmen, aber ihm immer merken zu laſſen, daß es gegen das noch ſehr wenig wäre, was andere ſeines Alters und Standes in andern Ländern thun, und vor ihm gethan hätten. Ich erſuchte ihn, mich bei ſeinen Zeichnungen zu Rath zu ziehen, und ich war nicht zufrieden, einen Baum in der nächſten beſten Form zu zeichnen, ſondern legte es immer ſo an, ihm einen maleriſchen Charakter, den Ausdruck einer gewiſſen Idee geben zu laſſen. Ich führte ihn nach und nach darauf, wahrzunehmen, daß unſer Herz Fähigkeiten habe, von allen Dingen gewiſſe beſtimmte Eindrücke und Empfindungen zu erhalten, und daß, wie wir beim Anblick gewiſſer Gegenſtände, Haine und Wälder, eine muntere oder traurige, eine erhebende oder niederdrückende Empfindung in uns verſpüren, ſich die nämlichen Lagen in den Theilen ein und ebendeſſelben Baumes befänden. Ich zeigte ihm, was ich ihm ſagte, in der Natur, und las es ihm einzeln aus Dichtern vor, und endlich ſetzte ich allemal hinzu, wie wenige Menſchen es gäbe, deren Fähigkeit man entwickelt, und deren Seele man dahin gebildet habe, die ausdruckvolle, überall gegenwärtige Sprache der Natur zu verſtehen, und ſich an gute Dinge zu hängen. Die Geſchichte und Vortheile eines Gewächſes, das er aufgenommen hatte, ſchrieb er allemal ſelbſt, und zwar in Form eines Briefes nieder, wo es mehr Natur erhielt. So dauerte es ungefähr ein halbes Jahr, ohne daß er daran dachte, daß dieß Lernen heiße. Auch würde er nicht viel haben erzählen können, was er gelernt habe, denn er fing an, ſich zu bilden, und das läßt ſich nur wahrnehmen. Er ward gelaſſener, ſtiller, gieng freundlicher mit jedermann um, blieb gerne an Einem Orte ſitzen, beobachtete, ahndete in die Zukunft, vergaß Eſſen, Trinken, und das Vornehmthun, und empfand jenes ſchöpferiſche Feuer, welches alle nützliche Wiſſenſchaften erfunden, geordnet und benutzt hat, ohne welches alles Wiſſen und Dünkel eitler Tand, und nichts als ſchädliches Beſtreben iſt, die Welt mit Worten anzufüllen, und an Sachen leer zu machen, und endlich lernte er vornehmlich, daß es nicht um das Wiſſen zu thun ſey, und daß er ehe bei allem ſeinem Wörterkram nichts, dann Unſinn oder todtes Zeug gelernet habe.

Eben ſo vermied ich anfangs, mit der jungen Gräfin irgend etwas, das geradezu auf die Bildung gerichtet geweſen wäre, zu reden. Sie hatte im Grunde gar keine Sitten, keine Grundſätze, und keine Denkungsart, und nicht die mindeſte Kenntniß, was in ihr, und um ſie vergieng. Ihr Herz war ſpröde, ungelehrig, und verwöhnt; aber ſie wußte alle Sänger und Tänzer zu nennen, konnte eine artige Reverenz machen, und wer ſie an einem Feiertage geſehen hatte, wie ſie mit einem vornehmen Weſen den Kopf zurück ſchlug, und den weiten ſeidenen Schlender in der Luft fliegen ließ, der würde geglaubt haben, etwas Höheres, als ſeine Augen ſehen, zu erblicken. Wer an andern Tagen ſo glücklich war, ein freundliches Geſicht von ihr zu erhalten, wurde bei ſolchen Gelegenheiten kaum eines Blickes gewürdigt, und jedermann ward dann in einer gewiſſen Entfernung angeſehen. Es war Winter, und die langen traurigen Abende nöthigten ſie, gemeinſchaftlicher ſich zu Menſchen zu halten, als ſonſt geſchehen ſeyn würde. Wir ſahen uns wechſelweiſe entweder bei meinem Beamten, oder bei ihrem Verwalter. Bei meiner Ankunft vertrieb man ſich die Zeit gemeiniglich mit einem Spiel, das kalt angefangen und noch kälter geendiget ward. Ich konnte dieſer Unterhaltung kein Vergnügen abgewinnen; und, da ich noch zu ſehr eigenes Sinnes war, um mich wider meine Neigung zu einer Gefälligkeit des Wohlſtandes bereden zu laſſen: ſo vertrieb ich mir die Zeit weit lieber damit, mit den Männern von den Tartaren, von den Saracenern und dem Erbfeinde zu reden. Der junge Graf ſchlug ſich bald zu uns, und als ich endlich ſo weit mit ihm gekommen war, daß ich mir Hoffnung machte, immer weiter kommen zu können, verſuchte ich einſt, Gellerts Fabeln vorzuleſen. Sie waren vielleicht mit mir das erſtemal in dieſe Gegend gekommen, und ich erfuhr, was ich ſtets bei Schriften dieſes liebenswürdigen deutſchen Mannes, den ich den meiſten nachfolgenden Schriftſtellern jederzeit unendlich vorzog, erfahren habe, daß dieſe harten ſchlafenden Seelen, die niemals von etwas mittelmäßig Schönem gerührt worden waren, hier etwas fühlten, was ihre Herzen in ihre Mienen fließen machte. Sie waren dieſe Augenblicke beſſer, offenherziger, wohlwollender, als jemals in ihrem Leben. Ich drang mich indeß niemals auf, und las niemals ſo viel mit Einem Male, daß ſie ſatt oder müde hätten werden können. Wo mir etwas auf das Herz kam, ſagte ich es heraus, und unſere bald wechſelweiſen Anmerkungen über das, was uns gefiel, und über den guten naiven Ton, mit dem alles im Buche geſagt iſt, ſetzten uns oft in die freudigſte Faſſung. Das Fräulein ſchien an dieſer Unterhaltung bald ſo vielen Geſchmack zu finden, daß ſie das gewöhnliche Spiel eher abbrach, oder wohl gar unterließ; wenn ich auf der Nebenſeite zu leſen anfing; und da manchmal beides durch Beſuche fremder Gäſte unterbrochen werden ſollte: ſo hieß ſie mich oft auf ihr Zimmer kommen, oder ſie beſuchte mich auf dem meinigen, wo ich mich ganz der Freude überließ, nach Herzensluſt zu leſen. Ich bediente mich aller der geſunden Schriften, die vielleicht ſtets Deutſchlands ſchönſte Epoche ausmachen werden, eines Gellerts, Kleiſts, Rabners ꝛc. und wir gewöhnten uns ſo ſehr an dieſes Vergnügen, daß wir recht eilten, es zu befriedigen. Schon der deutſche Ausdruck hatte für ſie etwas Neues und Reizendes. Unſere Hausgeſellſchaft überließ uns nach und nach uns ſelbſt. Der junge Graf ſchrieb entweder etwas, das er unter Tags gezeichnet hatte, oder er ſaß dicht an meiner Seite, und hauchte jedes Wort in ſeinen Mund. Es war für mich ein unausſprechliches Vergnügen, auf eine Art belohnt zu werden, die ich mir kaum zu wünſchen getrauet hätte. Sie waren oft ſo ſtill, und in ſich ſelbſt gezogen, daß ſie kaum Athem holten, und jeden unwillkürlichen Seufzer erſtickten. Mein Ton, denn ich las mit dem Herzen, war oft wehmüthig, zitternd, und dann merkte ich oft, daß die Gräfin heimlich eine

Thräne wegwiſchte, und ſich ſchüchtern und verlegen wegwandte, als wenn ſie glaubte, ſie hätte ſich derſelben, wenn man ſie ſähe, zu ſchämen. „Ich weiß nicht, unterbrach ſie mich einſt ſehr eifrig, wie Sie auf eine ſo ſeltſame Art leſen. Sie nehmen einem das Herz. Sie erwecken in mir Gefühle, die ich nicht geglaubt habe, zu beſitzen. Dennoch glaube ich, ich wollte Ihnen immer zuhören.“ Niemand konnte ſich darüber mehr freuen, als ihre Gouvernantin, die, wie ich bald wahrnahm, eine große Seltenheit, nämlich eine vernünftige Franzöſin war, mit viel Weltkenntniß, mit geſunden Begriffen, und mit geprüften Erfahrungen, vermöge welchen ſie, wie die Folge lehrte, immer etwas ſah, wo ich nichts zu ſehen glaubte. Das Fräulein redete den Tag über immer von dem, was ſie am Abende gehört hatte, und dieſe gute Dame bediente ſich dieſer Unterredung mit vielem Vergnügen, weil ſie ſtets Gelegenheit zu lehrreichen Anmerkungen fand. Mein wahrer Vorſatz, die Gräfin zu bilden, und die Entdeckungen, daß meine Bemühungen nicht ganz unnützlich ſeyen, brachten mich auf einen Vorſchlag, der zwar ſehr gut gemeint, ſehr nützlich, aber mir nachher ſehr gefährlich, und, wiewohl zufälliger Weiſe, eine von den Urſachen war, die mich bald zum Grabe bringen werden. Ich dachte nämlich, daß ſich ein Menſch, in deſſen Herz einmal die Empfindung aufthaut, allemal von ſelbſt bilde, wenn er nur jemand hat, dem er ſich anvertrauen, und bei dem er ſich ausreden kann. Die junge Gräfin hatte früher gar kein Gefühl, und nun kamen ihre Säfte auf einmal in Bewegung. In dieſem Zuſtande ſoll die Seele eine Nahrung haben, wenn ſie nicht auf eine gefährlichere Art erſticken ſoll. Ich ſchrieb daher an meinen Freund, ob er nicht unter dem erdichteten Namen eines Frauenzimmers vom Stande mit der Gräfin einen Briefwechſel unternehmen wollte; und als ich darüber ſeine Einwilligung erhielt, entdeckte ich ihr ſogleich meinen Gedanken. Ich habe, ſagte ich, an dieß Frauenzimmer, das gleichfalls nicht wiſſen wird, mit wem ſie Briefe wechſelt, ſchon geſchrieben, und es ſteht nur bei Ihnen, von ihr den erſten Brief zu erhalten. Sie willigte mit Freuden ein, und mein Freund ſchrieb ihr ſogleich einen ſehr rührenden Brief, der bei ihr eine unbeſchreibliche Wirkung hervorbrachte. Sie hatte noch nie einen ſolchen Brief geleſen, und ſie wußte nicht, wie ſie ſich darein finden, und ſich genug darüber freuen ſollte. Sie zog ihn immer wieder hervor, und legte ihn wieder weg, und las ihn aufs neue wieder, mit einer Begierde, als wenn ſie ihn das erſtemal läſe; allein, als der erſte Taumal vorüber war, wurde ſie ſehr kleinmüthig. Sie ſah nun auf einmal, daß es etwas anders gäbe, als alles, was ſie bisher gehört hätte, und gerieth darüber in die Beſtürzung, welche alle diejenigen überfällt, die aus ihrem rohen Zuſtande aufgeweckt, und auf einmal Schönheiten gewahr werden, deren Namen ſie ehemals nicht kannten. Sie wußte nicht, wie ſie bei Beantwortung dieſes Briefes ſo feine Gefühle aufbringen, oder ihre Gedanken in Ordnung bringen ſollte. Sie zog mich zu Rath; allein, da ich wünſchte, daß ſie zu meinem Freunde, auf deſſen Rechtſchaffenheit ich mich verlaſſen konnte, frei und ungezwungen ihr freundſchaftliches Zutrauen nehmen möchte, ſo war ich entſchloſſen, ihrer Seits niemals der Vertraute dieſes Briefwechſels zu werden. Ich hielt es für beſſer, wenn ſie nach und nach ſelbſt frei gehen lernte, als wenn ſie ſich daran gewöhnen ſollte, ſich der Krücken zu bedienen. Ich überließ ihr die Bücher, welche ich vorgeleſen hatte, zu ihrem eigenen Gebrauch; daraus ſchrieb ſie oft ganze Stellen in ihre Briefe ab, die ich mir vorleſen laſſen mußte; und wenn ich nichts merkte (wie ich dann niemals etwas gemerkt habe) und ſolche Stellen lobte: ſo krümmte ſie auf eine naive Art den Mund zu einem liſtigen Lächeln, das mich verſicherte, ſie würde ſich dieſen Beifall öfters verdienen wollen. Es war genug, daß ihr ſchöne Ausdrücke, worin eine wahre Empfindung lag, gefielen, und ich ſah zu meiner unausſprechlichen Freude, daß ihr keineswegs die ſchlechten oder ſachloſen gefallen haben, und immer beſſere und beſſere gefielen. Zuweilen ahndete ich dann doch etwas, und ſagte die Urſache warum ichs that, welches ſie mit vielem Dank annahm. Sie fing an, Hochachtung und Zutrauen zu mir zu bekommen, und mir alle ihre Bemerkungen zu ſagen, welche ihr unter dem Leſen eingefallen waren. Ich erſtaunte über manchen Gedanken, den ſie ungeſchmückt, mit redlicher Einfalt herſagte, und ward oft bis zum Weinen gerührt, wenn ich die Geſchichte ihres Herzens wahrnahm, wie allmählig gute Begriffe hervorgiengen, wie ſich ihre Empfindungen entwickelten, wie ihr eines nach dem andern an ſich ſelbſt mißfiel, wie in ihrer Seele das Wohlgefallen an Ordnung und Sittlichkeit, und der geheime Hang nach etwas Vollkommnerm ſich meldete, und die neue Verwandelung über ihr ganzes Weſen, wie das Sonnenlicht durch zerriſſene Wolken, ſich auszugießen begann. Sie wurde ſtill und ſittſam, herablaſſend gegen die Fremden, freundlich gegen die Domeſtiken, und beſonders ehrte und liebte ſie ihre Gouvernantin mit einer heißen Zärtlichkeit, die dieſe in Verwunderung ſetzte. Sie überließ ſich ihr zu den häuslichen Geſchäften, welche einer wohlgezogenen Dame anſtändig und nothwendig ſind, mit einem kindlichen Gehorſam, und widerſprach ihr niemals wieder, wie ſies ehemals that, wenn ſie belehrt ward, daß ſie unrecht hätte. Sie bat ſelbe oft, ihr kleine Wohlthaten an Dürftige anlegen zu helfen, und war ganze Tage freudig, wenn ſie einer Perſon wohlthun konnte, ohne daß dieſelbe errieth, woher die Wohlthat käme. Die Gouvernantin machte ſich ein Geſchäft daraus, dieſe glückliche Aenderung der gnädigen Herrſchaft mit beigelegten Proben zu melden, und beide, beſonders der Graf, waren ſo gütig, mich ihrer Gewogenheit von Zeit zu Zeit zu verſichern, und ſie zeigten bei dem Vorfall, welchen mir mein Freund in ſeinem Briefe meldete, daß ihnen Ernſt geweſen, mich davon thätig zu überzeugen. Dieſer Brief brachte bei der Fräulein Gräfin etwas zur Reife, das ſeinen Augen ſchon lange nicht mehr verborgen ſeyn konnte. Sie verlor nämlich ſeit einiger Zeit ihre Lebhaftigkeit, und ward außerordentlich gelaſſen, und nachgiebig. Sie vergaß oft, wenn man mit ihr ſprach, ihre Rede, und ſprach, außer allem Zuſammenhange, närriſche Dinge; oft hielt ſie in ihrer Arbeit ein, und ſah mit unverwandten Augen lange an einen Ort, als wenn ſie tief über etwas nachdächte. Sie bezeigte keine Freude mehr, Juwelen in ihre Haare zu ſtecken, oder ſich prächtig zu kleiden; aber eine friſche Feldblume, beſonders, wenn ſie einſam ſtund, und ein leichter, reinlicher Anzug waren ihr willkommen. Sie wurde auf eine ungewöhnliche Art ſchüchtern, und zitterte ſchamhaft, wenn viele Gäſte zugegen waren, und eilte, ſobald ſie loskommen konnte, in ihr Zimmer. Sie ſchien keine Freude mehr an hellen heitern Tagen zu haben, und ſie ſchloß immer einige Läden zu, um im Dunkeln zu ſitzen. Wenn es trüb ward und traurig, dann gieng ſie mit ihrer Freundin in den Garten, wo ſie gewöhnlich die dunkeln Alleen, und melancholiſchen Gegenden ſuchte, und oft für eine welkende Blume hinſtund, als ſuche ſie ihr Bild, und als wollte ſie zu ihr ihre Zuflucht nehmen. Ihre ganze Geſtalt war mit Wehmuth überzogen, wobei ſie, indem ihr Thränen in die Augen kamen, ſanft und wie mitleidig lächelte, und oft den Mund öffnete, als wollte ſie etwas offenbaren, das ihr Kummer verurſachte; aber ſie offenbarte es nicht, ſondern ließ die Sorge, wie einen Wurm in der Knoſpe nagen. Manchmal ſah ſie ſcharf vor ſich hin, und horchte auf alle Bewegungen, als vermißte ſie etwas, oder als wünſchte ſie, daß wer kommen möchte, und dann ſeufzte ſie, oder ſie legte ſich, wie unwillkürlich, in die Arme ihrer Freundin, Hilfe bei ihr zu ſuchen, und ſchmeichelte ihr, und gab ihr zärtliche Namen, und bat ſie, ihr traurige Geſchichten zu erzählen. Aber mitten in der Erzählung unterbrach ſie ſie oft, und fing von mir zu reden an, und erſchrack, und erröthete dann wieder, wenn ſie die Unſchicklichkeit merkte. Wenn ſie meinen Namen hörte, ſo ſtund ſie ſchnell auf, oder gieng hurtiger, wenn ſie eben im Gehen war, und ſchien das Geſpräch ablehnen zu wollen, das ſie, ſobald es geſchah, immer wieder auf eine gezwungene Weiſe herbeizog. Wer mit ihr redete, dem gab ſie Gelegenheit, etwas zu meinem Lobe zu reden, und ſobald ers that, widerſprach ſie ihm, um, wenn man ihrer Meinung war, Gelegenheit zu haben, ſich meiner anzunehmen. Wenn ich ſie von ungefähr antraf, und mich ihr zugeſellte, ſo heiterte ſich ihr Geſicht ſtets auf, und ihr Betragen war munter und vergnügt. Aber dann gieng ſie gemeiniglich etliche Tage nicht mehr an dieſen Ort, ſondern betrat einen andern, indem ſie ſtets fragte, wo ich jetzt ſeyn, und was ich jetzt thun möchte. Sie wollte mich heimlich ſuchen, und wollte mir, wie es ſchien, ausweichen, und ich weiß nicht, wie es kam, daß wir immer zuſammen treffen mußten. Ich verbarg mich oft hinter einem Geſträuche oder einer Allee, wo ſie vorüber gehen mußte, und ſah ihr nach, ſo lange ich ſie erreichen konnte. Es ſchmerzte einen auf eine unnennbar angenehme Weiſe, ſie in einem ſimpeln weißen Anzuge, eine Roſe dazu, dahin wallen zu ſehen, mit dieſem Nachdenken in ihren Augen, mit dieſem Sinken ihres Kopfes, dem Ausdruck des feinen Kummers. Die Franzöſin verrieth darüber ihre Sorge nicht unmerklich. Sie wurde gegen mich ſehr zurückhaltend, und betrachtete mich immer mit einer vielbedeutenden Aufmerkſamkeit. Ich ließ mir nicht einfallen, bei der ganzen Sache etwas Bedenkliches oder Seltſames zu finden. Wie ich in Wahrheit keine andere Abſicht hatte, als andern Herzen das, was mir gefiel, gefallen zu machen: ſo freute ich mich ungemein, dieſen Endzweck ſo bald, und ſo wirkend erreicht zu haben. Ich hielt ihr niedergeſchlagenes Weſen, ſo wie das ſittſamere Betragen des jungen Grafen für natürliche Folgen ihrer Gemüthsänderung, und ich wandte vielmehr alle meine Bemühungen dazu an, ſie darin zu erhalten. Ihr Zutrauen und freundſchaftliche Neigung zu mir war mir eine angenehme Belohnung, und ich dachte nicht daran, behutſamer zu ſeyn, als ich vielleicht hätte ſeyn ſollen, oder jemand aus meinem Umgange ein Geheimniß zu machen.

Das Folgende meiner Geſchichte läßt ſich beſſer aus den Beilagen abnehmen, zu deren Beſitz ich glücklicher Weiſe gekommen bin. Ich würde mich mancher Umſtände, und meines Verhaltens bei denſelben nicht mehr erinnern, oder denſelben kaum mehr noch einigen Glauben beimeſſen, wenn ich nicht meine eigene Handſchrift vor mir hätte. Gott! durch wie viel Ungemach mußte ich gehen, die Menſchen kennen zu lernen, ſo ſtill und gelaſſen zu werden, als ich jetzt bin, und enthuſiaſtiſchen Jünglingen durch meine Unfälle von dem Mittelwege, auf dem man ſeinen Eifer vortragen, und nützlich werden ſoll, ein Beiſpiel zu geben! Ich beantwortete den Brief meines Freundes auf dieſe Art.

Liebſter Freund!

Ich erhielt Ihren Brief geſtern bei einem zahlreichen Gaſtmahl, das mein Beamter ſeinen Nachbarn gab, und ich glaube, es war das Unvermuthete der Nachricht, was mich ganz aus meiner Faſſung ſetzte. Ich kenne mein Herz, und ich habe mir dieſen möglichen Fall tauſendmal in meinem Leben vorgeſtellt, damit er mich nicht, wenn er mich treffen würde, unverſehens überfalle, und muthlos mache. Ich that einen lauten Schrei, als ich die erſten Zeilen las, und ſtürzte, meiner nicht mehr mächtig, und jammernd nach meinem Zimmer. Der Beamte kam mir nach, und wollte anfangen, mir einen Verweis zu geben, daß ich in keiner Sache ein Maaß zu halten wüßte, daß ich nunmehr die ganze Freude des heutigen Tages geſtört hätte, daß ich ja die Sache hätte diſſimuliren können, wenn ich Ehrfurcht für die Geſellſchaft gehabt hätte, daß ich unvermerkt hätte weggehen können. Ich antwortete nichts. Ich lag auf meinen Knieen betete, flog hin, und wandelte mit meines Vaters Seele in der ſtillen Majeſtät der Ewigkeit. Mir war, als wenn etwas Höheres, etwas Unſichtbares um mich ſchwebte, und mich einen feierlichen Ernſt fühlen ließ, der mich auf eine nie empfundene Art ruhig machte, indem ich dachte, daß unſer aller Leben hienieden in dem Plan der Schöpfung allemal nur ein Augenblick wäre, daß uns Gottes Hand überall halte, und jeden Athemzug zähle, wie jede geheime Bewegung der tauſend und tauſend Weltſyſteme über uns. Ich gieng zur Geſellſchaft zurück, und ward durch dieſe Gedanken ſo ruhig und geſtärkt, daß man ſich nunmehr über meine Gelaſſenheit eben ſo ſehr wunderte, als man ſich vorher über den Ausbruch meines Schmerzens befremdet hatte. Ich entdeckte nunmehr die Urſache deſſelben; und indem ich nun auch den übrigen Theil Ihres Briefes las, ſo konnte ich nichts Böſes darin finden, die neuen Beweiſe Ihrer Güte um mich, laut herabzuleſen. Vergeben Sie mir, wenn ich hierin gefehlt habe. Ich gebe mir ein Anſehen mit ihrer Freundſchaft, und ich kann mich nicht enthalten, überall mit derſelben groß zu thun. Aber wenn ich auf mich ſelbſt eitel ſeyn will, dann werde ich wieder kleinmüthig, weil ich dieſelbe nicht erwiedern, und nichts in mir finden kann, das mich fähig machte, ſie zu verdienen.

Man bewunderte mein Glück, das ich, wie man meinte, mit beiden Händen ergreifen ſollte, und konnte meine Verkehrtheit nicht genug tadeln, als ich mich erklärte, daß ich noch nicht wüßte, ob ich mich um daſſelbe bewerben würde, theils, weil ich billig fürchtete, man möchte mir eine ſo wichtige Bedienung wegen meiner vielleicht noch zu unzulänglichen Erfahrenheit abſchlagen, theils auch, weil ich mit der Tochter der Wittwe in gar keiner Bekanntſchaft ſtünde. Niemand wollte meine Gründe recht billigen, als der Beamte zu — Herr Eckhofer; allein, ich weiß nicht, was den Augenblick, da ers that, in ſeine Miene kam, das mir ſehr mißfiel. Ich bitte Sie, mein lieber, mein einziger Freund, Sie wollen zu der Güte, welche Sie gegen mich hatten, meiner bei dieſem Vorfall zu gedenken, auch dieſe hinzuſetzen, mir nichts wider die Neigung meines Herzens aufzudringen. Dieſes ſagt mir nicht, daß ich glücklich ſeyn, oder die Perſon, die Sie mir ſo liebenswürdig ſchildern, nach dem Maaß ihrer Hoffnung glücklich machen würde. Es iſt mir ſchon nicht möglich, nur daran zu denken, daß ich mein ganzes Leben auf dem Lande zubringen ſollte, wo mir alles ſo öde, ſo gedanken- und thatenlos vorkommt. Ich hoffe gewiß, daß ich ſo glücklich ſeyn werde, in meiner Vaterſtadt ein Amt zu erhalten, und an Ihrer Seite ſo zufrieden, als ein Menſch nur ſeyn kann, zu leben. Ich bin ſtark, wenn ich bei Ihnen bin; Sie ſind der Athem meines Lebens.

Ich bin ſeit ein paar Wochen mit dem Herrn Beamten Eckhofer, und einem gewiſſen v. Berghauſer, der bei ihm prakticirt, und ihn allemal begleitet, bekannt geworden. Sie gelten hier beide für große Gelehrte, deren Reden man mit Ehrfurcht aufnimmt, und immer ſchweigt, wenn ſie reden; aber ich kann nichts finden, das mir eine Luſt machen könnte, ihre Bekanntſchaft, die ſie mir beinahe mit Ungeſtüm aufdringen wollen, zu ſuchen. Sie ſprechen beide, beſonders Herr Eckhofer, immer vom Denken, vom Vorurtheilablegen, von Dummheiten und Pfaffenweſen, wobei er ſich der ungezogenſten Ausdrücke bedienet, und alles unter einander wirft. Sein drittes Wort iſt vom Helvetius und Voltair, und es ſcheint, als wenn ihm nicht wohl wäre, wenn andere nicht auch ſo dächten, wie er. Er ſpricht von der Inquiſition mit einer raſenden Galle, und wüthet ſelbſt auf die bitterſte Art wider diejenigen, welche anders denken, als er, indem er ſie für ausgemachte Dummköpfe erklärt. Mir däucht, wer die wahre Duldung beſitzt, müſſe jederman dulden, müſſe mit jedermann friedfertig leben, er mag denken, wie er will, wenn nur ſeine Grundſätze den moraliſchen und bürgerlichen Pflichten nicht entgegen ſind. Als ihm mein Beamter ſagte, daß ich bei allen Sachen ſo voreilig wäre, und durch meine Hitze jedermann beleidigte, meinte er, es fehle mir nur noch an Weltkenntniß, und ich würde wohl noch vernünftiger werden. Dieß Wort konnte ich nicht ertragen. Aber ſagte ich, ich begreife nicht, wie ein vernünftiger Menſch bei den wichtigſten Dingen kaltblütig ſeyn könne, beſonders, wenn ſie ſich leicht ändern laſſen.

Was iſt zu machen? ſagte er, und lachte. Ich bin wohl auch hitzig geweſen, als ich von der Univerſität kam. Und nun? fiel ich ein. Ein plötzlicher Kummer öffnete mir den Mund.

Hören Sie nur. Ich glaubte, es müßte alles ſo gehen, wie es in meinen Büchern ſtand. Ich dachte mir tauſend ſchöne Syſteme; aber ich fand nie die Menſchen, denen dieſelben anpaſſen wollten. Dazu las ich auch treffliche Romane, und weinte herzlich über die vielen Ungemache, die den guten Menſchen immer mehr zu treffen ſcheinen, als den böſen. Da war denn alles recht gut. Wo ich hingieng, ſah ich nichts am rechten Ort; denn ich faßte alles mit meiner eigenen Weiſe in die Augen.

(Meine Seele gieng ſeinen Reden entgegen.)

„Es fehlte mir nicht an Leuten, die mich bewunderten, die da ſagten, ich wäre ein Genie, wäre wieder einmal ein Menſch, den man im großen Lazareth des Staates wenigſtens zum Aufwärter machen ſollte. Geſund war ich freilich; aber abgehärtet war ich nicht, böſe Gerüche zu vertragen. Ich ſagte jedem: Du ſiechelſt, und deckte jedem das Gewand dem, und zeigte den Vorübergehenden ſeine verborgenen Geſchwüre. Ich argwöhnte nichts, denn ich war meiner Sache gewiß, daß ich deutlich merkte, die Neigung zu mir, und die Hochachtung für meinen Eifer habe ich hie und da abgenommen. Man ließ mich fein ſtehen, und hielt ſich lieber zu denen, die ich verachten mußte. Es hieß, ich wäre ein ſchwärmeriſcher Phantaſt, der, wo man ihn hinſtellte, alles aus der Ordnung reißen, und in Unruhe verſetzen würde. Man ward meiner müde, und untergrub meine Ehre, meinen Verſtand, mein Glück, wie man ſie vorher erhoben hatte.“ — (Dieß ſchien mir alles auf mich geredet zu ſeyn. Ich konnte nichts antworten.)

Da gab ich dann, denn das war immer ſo meine Sache, genau auf alles Thun und Reden derjenigen Acht, von welchen man mir ſagte, daß ſie gut denken, und welche man mit ihrer Verdienſte wegen vorzog; denn bei meiner Seele, es waren die dümmſten und boshafteſten Leute, die ich kaum eines Blickes gewürdiget habe. Ich traf ſie meiſtentheils in den Vorzimmern derer an, die ſie befördern konnten. Da ſtanden ſie als gewöhnliche Aufwärter, und übten ihre Kunſt, die darin beſtand, daß ſie vom Wetter redeten, den gnädigen Herrn um ſein Befinden fragten, ihm alle Neuigkeiten in der Stadt erzählten, ihm vorſchwatzten, was andere von ihm ſagten, ſeine Kleider, ſeine Art, ſich friſiren zu laſſen, lobten, ihm niemals widerſprechen, überall ſeine Meinung bewunderten, alles anprieſen, Späſſe vormachten, und über ſeine Späſſe lachten, der gnädigen Frau fleißig die Hände küßten, ihre Kinder lobten, wenn ſie welche hatte, und die Informatores, wenn die Kinder über dieſelben klagten, Idioten und Pedanten ſchalten, keinen Namens- und keinen andern Glücks- und Ceremonientags vergaßen, — das war es, ich verſichere Sie; es war um kein Jota mehr, was ihr Glück machte. Indem ſie der Mann, der ſie befördern konnte, immer ſah, ſo gewöhnte er ſich an ſie; er ſah ſie für Freunde ſeines Hauſes an; er zog ſie zur Tafel, machte ſich ihnen durch kleine Gefälligkeiten, die ſie ihm erwieſen, verbindlich, und dachte bei allen Gelegenheiten auf ihre Beförderung, die ſie auch, einer nach dem andern, erhielten. Man lachte des ehrlichen Mannes, dem die Zeit zu koſtbar, oder ſein Sinn zu hoch war, als daß er jene auf eine ſo elende Art verſchleudern, und ſich zu ſo ſchändlichen Mißhandlungen herablaſſen ſollte, wenn er kam, und ſeine Verdienſte aufwies. Man machte ihm ein froſtiges Compliment, und ließ ihn gehen. Und kaum kehrte er den Rücken, ſo gaben jene Müßiggänger, die ihm gemeiniglich gram waren, ihre Meinung über ſeine Verdienſte ab, und der Beförderer, der nicht Kraft oder nicht Muth genug hatte, Verdienſte zu unterſuchen, oder zu kennen, glaubte und handelte darnach. So war es, und ſo waren ſie alle, Helfer und Helfershelfer, Eine Kette und Ein Geſinde untereinander.

Ich hoffe immer, ſagte ich, daß es beſſer werden ſollte. Das Licht der Literatur glänzt zu hell, als daß es die Wahrheit nicht bald beleuchten ſollte.

Er lachte, als wenn ich die größte Thorheit vorgebracht hätte. Gerade ſo, ſagte er, ſprach ich. Das Feuer der Sonne, fuhr er mit einem bittern Lächeln fort, das Feuer der Sonne, lieber Freund, erwärmet ganze Schwärme von Unziefern, bis es einen Adler belebt und erwärmet. Es kommt nicht darauf an, daß man Dichter lieſt, ſondern, daß man ſie zu leſen wiſſe, man ſieht euch Literaten für Schulknaben an, die man zu ernſthaften Dingen gar nicht zuziehen kann, und gebraucht euch in müßigen Stunden, ſeine ſchlaffen Nerven wieder aufzukitzeln und vergnügen zu laſſen, oder wohl gar zu was ärgerm.

Was ſollte man denn alſo —

Nichts muß man thun, fiel er heftig ein. Hinſetzen muß man ſich, wie alle andere, und freſſen, und ſich wohl ſeyn laſſen mit ihnen. Denn, ſagen ſie mir, was nützt am Ende all ihr Bemühen, und verbeſſern wollen? Sie grämen ſich ab, und wenn es weit kommt, geht vielleicht einmal ein Schwärmer, wie ſie, bei ihrem Grab vorbei, und ſagt: Da liegt der gute Mann. Der Narr, ſollte er ſagen.

Der junge Berghauſen iſt etwa ſiebenzehn Jahre alt. Er iſt auf keinem Gymnaſium geweſen, ſondern hat zu Hauſe die Humaniora, die Philoſophie, (er nannte ſie Summeln) und das Jus gehört; darauf gieng er etliche Monate nach Ingolſtadt, gradirte, und nun erwartet er täglich eine Bedienung. Er trägt zwei Sackuhren voll Deviſen, deren Zuſammenklappern ihn von weitem ankündiget, zwei Ringe an den Fingern, die er ohne Unterlaß herumdreht, wenn er nicht ſeine Steinſchnallen betrachtet, und damit ſie glänzen, den Fuß verſchieden nach dem Licht wendet. Unaufhörlich zieht er entweder die Hemdſpitzen hervor, oder richtet ſeine Haare in Ordnung, an denen rückwärts der Haarbeutel faſt bis auf die Mitte des Rückens herabhängt. Indeß iſt er ein Feind des Zwangs, den eine unnatürliche Höflichkeit auflegt; er nahm bei der Tafel zuweilen mit den Händen heraus, oder ſtützte und legte ſich mit beiden Ellbogen auf dem Tiſch hin, oder er bediente ſich einiger ſchmutzigen Ausdrücke, die man kaum dem ungebildetſten niedrigſten Pöbel vergeben würde. Uebrigens ſpricht er, wie ſein Meiſter, immer von der Aufklärung, von der Faulheit, und der Dummheit unſeres Landes, und ohne eine Gelegenheit zu haben, lacht, und ſpottet er der religiöſeſten Dinge, wo er immer verſichert, daß er bereits darüber hinaus ſey, und mit Zorn und Fluchen droht, wie er einſt ſeinen Pfarrer, oder wenn etwa ein Kloſter im Revier ſeyn ſollte, daſſelbe es empfinden laſſen wollte; er ſtellte ordentliche Fragen an mich, was ich von dieſem oder jenem Sittengeſetz, dieſer oder jener Glaubenslehre dächte, und wollte durchaus meine ganze Denkungsart wiſſen. Dieß verdroß mich, und ich nannte ihm, ſtatt einer Antwort, etliche geſunde Bücher, die er leſen ſollte, und gab ihm zu verſtehen, daß ich ihn für einen Knaben halte, der nicht denken, ſondern erſt ſeinen Verſtand auf einer guten Schule in Ordnung bringen ſollte. Sie zogen mich beide mit der Fräulein Gräfin auf, nach deren Umgang mit mir ſie ſich bei meinem Beamten, wie mir dieſer nachher erzählte, genau erkundigten. Sie bedienten ſich einiger dunkeln Ausdrücke, wobei ſie ſehr heftig lachten, und ich ſehr albern ausgeſehen haben muß; denn ich ſchämte mich, daß ich den Sinn derſelben nicht verſtand. Sie thaten indeß, als wenn ſie ihrer Sache ganz ſicher wären, und, ich ſollte nur bei den Männern, die gut dächten, nicht ſo verlegen werden, ſetzten ſie hinzu, und keinen Heuchler machen, indem wir alle ein natürliches Bedürfniß hätten, deſſen ſich ein Weiſer bei einem mäßigen Gebrauch nicht zu ſchämen hätte. Sie erwähnten zugleich verſchiedener Heirathen, und lachten auf eine höhniſche Art über die Thorheit, welche dieſe Männer begangen hätten, ſich an eine Heirath zu feſſeln. Das macht wieder die elende Denkungsart dieſer Schäfer, ſagten ſie, die es zu ſpät bereuen werden.“

Dieß betrübte mich, ungeachtet ich kaum die Hälfte von dem, was ſie ſagten, verſtanden habe. Ich ward zugleich mit einer ſolchen Laſt von Erudition, Büchertiteln, und Redensarten, und Formeln von allen Fächern der Gelehrſamkeit ſo überworfen und betäubt, daß ich vor Erſtaunen, und auf eine gewiſſe Art vor Ehrfurcht für ſo viele Kenntniß, wofür ich ihre Reden hielt, kaum reden konnte. Ich ſchlich beſchämt und kleinmüthig auf mein Zimmer, und quälte mich mit einem peinigenden Mißtrauen in mich ſelbſt. Doch was es immer iſt:

Freund! die Tugend iſt kein leerer Name,
Aus dem Herzen keimt des Guten Same,
Und ein Gott iſts, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.

Ach, es geht ſo viel, und manches in mir vor, mein theuerſter Freund, das ich nicht nennen kann! Ich ſchreibe geſtern und heute an dieſem Brief, und doch nichts von dem, was ich ſchreiben wollte. Es wird mir immer beſſer und immer ſchlimmer.

Seyen Sie wegen den Mährchen, die man von mir, wie Sie ſchreiben, in Betreff der Fräulein Gräfin erzählt, unbeſorgt. Es iſt mir lieb, wenn ſie ein Vertrauen zu mir hat, das ſie in der That zu haben ſcheint. Ihre, und ihres Bruders Geſellſchaft macht hier die einzige Glückſeligkeit meines Lebens aus. Es giebt kein größeres Vergnügen, als unſere Neigungen und Gedanken in andern wahrzunehmen, und aufkeimen zu ſehen.

Sie ſtiehlt mir meine Empfindungen ab, und gewöhnt ſich ſo ſehr an mein Betragen, und mein aufrichtiges Beſtreben um ſie, daß ſie allemal munter wird, wenn ſie mich kommen ſieht. Seyen Sie ſo gütig, mir die Briefe zu ſchicken, von welchen Sie ſagen, daß Sie viel Dunkles darin finden.

Wenn man von mir bei Sr. Excellenz bereits geſprochen haben ſollte, ſo bitte ich Sie, die Sache wieder ſo abzuleiten, daß ſie mir nicht zum Nachtheil meines fernern Glücks gereiche, und daß ich nicht Urſache gebe, mir Ihr Mißvergnügen zuzuziehen. In dieſem Falle glaube ich, daß ich mich entſchließen würde, wider mein eignes Herz zu handeln. Ich will alles thun, alles um meines Freundes Willen. Ich bin mit der Ueberſetzung des Tacitus ſchon ſehr weit gekommen, und ich werde Ihnen mit nächſtem einen Theil davon ſchicken; auch werde ich Ihnen einige Verſuche ökonomiſcher Beobachtungen beilegen, und Sie bitten, ſelbe Sr. Excellenz zu zeigen, wenn Sie nämlich meinen, daß dieſes etwas beitragen könne, von mir eine gute Meinung zu erwecken.

Nun hätte ich Ihnen die Kleinigkeiten alle geſchrieben, die meine Perſon angehen; aber meine liebe Mutter! Ich überlaſſe Sie Ihnen ganz, und verlaſſe mich in dieſem Falle ohne Ausnahme auf Sie. Machen Sie, daß ihr die Verlaſſenſchaft meines Vaters bald zu Nutzen komme. Ich finde nicht, was die großen Spiegel, und manches Hausgeräth in unſern Zimmern zu thun habe. Geben Sie ihr den beigelegten Brief. Ich ſchreibe Ihnen mit der nächſten Gelegenheit wieder, und bin unaufhörlich Ihr ergebenſter Freund

Engelhof.

Die junge Gräfin war im Herzen bereits für Engelhof eingenommen, ohne es zu wiſſen, ohne es zu unterſuchen, ob dabei etwas Arges zu vermuthen wäre. Die fernen Ahndungen vom Ungebührlichen der ſinnlichen Leidenſchaft, welche bei den Geſellſchaften in der Stadt nicht lange außen geblieben ſeyn würden, waren wieder erlöſcht, und ſie hatte kein anderes Verlangen, als denjenigen, nach dem ihr Herz ſich ſehnte, oft ſehen, und mit ihm ſprechen zu können, und ſie würde, wenn man es von ihr verlangt hätte, die Verſicherungen, ich liebe ihn, ohne Umſtand geſprochen haben, weil es doch wahr wäre, wie ſie einſt in aller Unſchuld ſagte. Noch weniger dachte Engelhof darüber nach. Er ſah wohl, daß die Gräfin mit vieler Zuneigung an ihm hienge; aber er ſah darin nichts, als was er zuletzt von jedermann, der ihn näher kannte, allemal erfahren hätte; und nach der Art der Seelen, die mit Leidenſchaft für hohe Dinge und für Fleiß und Thätigkeit erfüllt ſind, war er der letzte, der darauf fiel, etwas zu argwöhnen, und ſich behutſam zurück zu ziehen. Wenn ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf alles, was ſeine Schülerin angieng, einigen verdächtig ſchien, ſo benahm ihnen ſeine freie und ungezwungene Art, öffentlich mit ihr zu handeln, allen Argwohn. Man bemerkte, daß er den täglichen Beſuch im Schloß allen andern Vergnügen vorzog; man bemerkte aber nicht, daß er daſelbſt Gelegenheit ſuchte, jemanden beſonders auszuzeichnen, und was ſeine Beobachter am verlegenſten machte, war, daß er, wenn ſich dringende Geſchäfte ergaben, etliche Abende zu Haus arbeiten konnte, ohne die mindeſte Sehnſucht nach einem Beſuch zu zeigen. Auf dieſe Art unterließ er auch, die kleinen Begebenheiten, welche ſich mit ihm und der Fräulein Gräfin zutrugen, ſeinem Freund zu benachrichtigen. Das Meiſte, was im Betragen der Fräulein andere beunruhigt oder erfreut haben würde, erweckte bei ihm kein Nachdenken; und, als es geſchah, hielt er es für beſſer, dazu zu ſchweigen, indem er glaubte, daß ſeine Abreiſe, die er nun bald hoffte, der Sache eine andere Geſtalt geben, und mit ſeiner Entfernung auch das Andenken der jungen Gräfin an ihn ſich mindern würde. Indeß wußte ſein Freund nicht, was er von dieſer Verſchwiegenheit denken ſollte. Ganz entſchuldigen konnte er den Engelhof nicht, nachdem es gewiß war, daß in dieſer höchſt wichtigen Sache, wo jeder Schritt gefährlich iſt, er das nächſte Recht auf Theilnahme hätte; aber ihn eines unanſtändigen Geheimniſſes zu beſchuldigen, war ihm eben ſo wenig möglich, da ihm das ſonderbare Betragen ſeines Freundes bei allem, was er that, und die ſtolze Zurückhaltung, und ſeine Schonung anderer Menſchen bekannt war. Gleichwohl war ihm die Verlegenheit, in die er durch dieſe unwillkürliche Ungewißheit geſetzt ward, höchſt heimlich, und er wußte nichts beſſeres zu thun, als dem Engelhof die Briefe zu ſchicken, welche ihm die Gräfin, als der vermeinten Fräulein, geſchrieben hatte.

Ich will einige von denjenigen einrücken, welche vor andern dazu dienen, die kleinen Vorfälle, welche in dem Herzen der Gräfin eine unüberwindliche Flamme anfachten, in ein helleres Licht zu ſetzen. Der folgende Brief iſt von Engelhofs Freund, welchen er unter dem Namen Fräulein von Weſtwald geſchrieben hat:

München den 12. Jäner 17—

Mein theuerſtes Fräulein Gräfin!

Liebſte Freundin!

„Ich kann Ihnen heute nicht mehr ſchreiben, als daß ich Ihnen nicht mehr, als Sie hier antreffen, ſchreiben kann!

Die Tage ſind jetzt ſo kurz, und ich habe ſo viel zu arbeiten, daß ich, wo ich hinſehe, alle Hände voll kriege. Ich, und meine Frau Mutter wechſeln alle Wochen im Hausweſen ab. Dieſe Woche iſt die Reihe an mir, und da muß ich dann alle fünf Sinne zuſammen nehmen, daß ich alles an End und Ort bringe. Wenn ich das mindeſte verſehe, ſo heißt es: Das Mädchen lieſt immer Bücher, und kann nicht einmal eine Suppe kochen, kann nicht einmal eine Schleife zunähen, kann nicht einmal ein Zugemüß einkaufen, das eine Form hätte, ſagt meine Frau Mutter. Und bei Tiſch muß ich immer das Ding ſo anhören, wenn mein Herr Vater dabei ſitzt, der zwar nichts ſagt, aber dabei ſo heimlich lacht, daß mir es lieber wäre, wenn er was ſagte. Ich bin voll Rauch und Ruß, indem ich Ihnen dieß ſchreibe, und ich kann es nur einen Augenblick thun, da meine Frau Mutter in der Kirche iſt. Vergeben Sie mir, daß ich das Papier ſo um und um ſchwarz gemacht, und bekleckſet habe; ich wollte ausſchlenken, und da fiels ins Papier.

Sie haben es weit beſſer; dürfen nichts thun, als ſich ſchön ankleiden laſſen, und ſchöne Bücher leſen; aber ſehen Sie einmal, ich möchte denn doch nicht an Ihrer Stelle ſeyn, und dieß darum, weil jedermann an derſelben ſeyn könnte; denn Singen und ſchöne Bücher leſen, und Clavier ſpielen kann doch jedermann. Fragen Sie nur unſern gemeinſchaftlichen —

Holla!

(Hier mußte ich abbrechen, es iſt am Feuer übergelaufen, und unſre Köchin bewegte keinen Finger, wenn alles weglaufen ſollte.)

— Freund; er wird es Ihnen eben ſo ſagen. Ich liebe Sie darum, daß Sie ihn lieb haben. Mein Herr Vater ſagt immer, es könnten ihn nur gute Leute lieben. Schreiben Sie mir bald wieder etwas ſo Schönes von ihm, wie das letztemal. Er lobt Sie auch allemal recht ſehr, ſo oft er mir ſchreibt. — Daß Sie auf ſeinen Rath das Mediciniren ſeyn laſſen, darum thun Sie überaus wohl. Doch ich ſchreibe Ihnen einen langen Brief, indem ich immer daran bin, Ihnen einen kurzen zu ſchreiben. Adieu Herzensfreundin, ich bin ganz Ihre

ergebene Dienerin.

J — v. Weſterwald.

Antwort der Fräulein Gräfin.

Den 19. Jäner 17 —

Allerliebſte Freundin!

Ich beantworte Ihnen Ihren Brief den Augenblick wieder, da ich ihn erhalte; aber ich weiß nicht, wann ich ihn werde fortſchicken können, da ich ihn nicht auf einmal ſchreiben kann. Ich darf meiner Gubernantin nichts davon wiſſen laſſen, und muß daher die Zeit abwarten, oder ſie ſtehlen, wo ich an Sie eine Zeile ſchreiben kann. Und mitten drin kommt ſie wieder daher. Das Franzöſiſche — wird mir noch in den Tod zuwider; auf alle Tritte und Schritt läuft ſie mir nach, und macht die Thüren, wo ich bin, leiſe auf, und guckt dann mit ihren hohlen Spionenaugen ſo hinein. Etliche mal bemerkte ich, daß ſie die Federn anſah; verſtehen Sie mich, ob ich geſchrieben hätte. Ich ſchreibe dieſen Brief auf unſerm Getraidekaſten, wo ich auf dem Boden kniee, und das Papier auf dem Gerſtenſacke liegt, der morgen nach dem Markt gefahren wird. Gerade ſchreit ſie drunten hören Sie's! Gräfin! Gräfin! — Schrei du dir den Hals aus, du franzöſiſch —. Schon wieder! — Ou êtes vous donc? ici Mademoiselle. Sie kommt herauf. —

Den 20. Jäner.

Ich habe geſtern, da ich das Schreibzeug in aller Eile eingepackt, die Finger ſchwarz gekriegt, und da ſie es gleich merkte, ſagte ſie zwar nichts, ſondern machte nur, wie gewöhnlich, ein paar große Augen, wobei ich allemal noch größere mache, und ließ mich den ganzen Tag nicht mehr aus dem Zimmer. Jetzt iſt es drei Uhr früh, da ich dieſen Brief fortſetzte, bei dem Nachtlicht. Ich bin zu ihr hingeſchlichen; ſie liegt auf dem Ohr, und ſchläft und hat den Mund mit den Zahnlücken offen, und weiß nichts von ſich. Es iſt ein häßliches Ding um den Schlaf.

Wenn ich nur recht herumſehen dürfte; denn ich habe nie gewußt, daß es ſo lieblich iſt, wenn man bei der Nacht allein iſt, und im Zimmer herumſieht. Aber ich kann mich kaum bewegen, oder auf ein Bret treten, ſo leiſe ich treten mag vornen auf den Zehen einen Fuß langſam nach dem andern, ſo knarrt und kracht alles, als wenn ich eine Rieſin wäre; auch fürchte ich mich vor den Mäuſen. Meinethalben, wenn eine durch's Zimmer läuft, ich ſchreie Mordio!

Sie haben mir geſchrieben, daß Ihnen unſer gemeinſchaftlicher Freund ſehr oft ſchreibe; aber was ſchreibt er Ihnen denn? Und warum ſchreibt er Ihnen denn oft? Freilich, Sie kennen ihn länger als ich, und werden ihn ohne Zweifel auch beſſer kennen. — Ich bitte Sie, Sie wollen von mir nichts hinter dem Rücken ſprechen; denn darüber würde ich krank werden, und ſterben. Sterben dennoch nicht; aber das dunkle Licht, bei dem ich ſchreibe, macht mich ſo traurig! Ich bitte Sie, ſprechen Sie von mir nichts hinter dem Rücken.

Dieſen Augenblick ſeufzte die Gubernantin; ſie wird erwachen. Himmel! ſie iſt erwacht; — und dieſen Augenblick wieder hingeſchlummert. Daran war nun niemand Urſach, als ich ſelbſt, indem ich in der Eile das Papier zuſammen runzelte, welches ſie dann aus dem Schlaf weckte. Sie ſtreckte ihren Kopf aus den Vorhängen, und wie ſie mich ſah:

„Fräulein! was machen Sie dort?“

Wachen und beten, ſagte ich.

„Wa — —! ſagte ſie, ich wollte der Zeit ſechs Worte geſagt haben, und ſchlief wieder ein.

Es iſt vier Uhr, und ich habe meinen Brief noch nicht angefangen. Daß ich nicht mehr medicinire, davon darf meine gnädige Mama nichts wiſſen. Sie ſchickt mir, und meinem Bruder noch alle Wochen die Eſſenzen und Spiritus, wie ſie's nennt, und die Gubernantin muß ihr ſchreiben, was uns jede Woche gefehlt hat. Sie will immer, daß uns etwas fehlen ſoll, weil wir keine gemeine Kinder ſind. Auch hat uns immer etwas gefehlt; aber nun ſind wir geſund, und werden ſo ſtark, daß es der gnädigen Mama nicht recht ſeyn würde, wenn ſie uns ſehen ſollte. Daran glaube ich, iſt die Bewegung Urſach, wozu wir von der Gubernantin Erlaubniß gekriegt haben. Unſer Freund ſtellte ihr vor, daß es nothwendig wäre, daß ich doch auch von der Oekonomie (ich meine, er nannte es ſo) etwas verſtünde, und ſeit dem darf ich zuweilen nach der Dreſchtenne, zuweilen in den Viehſtall, und täglich in die Küche gehen, und auch, wenn ich will, eine Speiſe zubereiten. Ich unterlaſſe dieß keinen Tag, weil ich meine eigne Luſt daran kriege, und weil ich weiß, daß er's gern ſieht, wenn ich mich dazu anſchicke, etwas im Hausweſen zu lernen. Aber man weiß nicht, wie man ſich in ihn ſchicken ſoll. Geſtern kam er eben, als ich aus der Küche gieng; ich ſtrich mein weißes leinenes Kleid, und meine Augen mit Kohlruß an, damit er ſehen ſollte, wie ich gearbeitet habe; aber, ſtatt daß er gelacht, und mich gelobt hätte, wie es ſein Beamter und unſer Verwalter that, ward er den ganzen Abend ſo ſtumm und kalt, wie ers macht, wenn ihm etwas mißfällt. Nun bin ich wieder froh, daß Sie ihn länger kennen, als ich; denn Sie werden ſo gütig ſeyn, mir zu ſagen, warum Sie glauben, daß ihm dieß mißfallen habe.

Ich ſehne mich keinen Augenblick nach der Stadt, noch nach den Bällen und Opern, welche ich vor einem Jahre in der Stadt geſehen habe. Ich muß Ihnen ſagen, daß wir etwas im Sinn haben, worauf ich mich weit ſehnlicher freue. Engelhofs Beamter fährt den 11. Februar mit ſeiner Frau nach einem kleinen Städtchen, wo der Baron — auch mit ſeiner Frau, und viele Beamte zuſammen kommen, und einen maskirten Ball halten werden. Ich ſage kein Wort davon, daß ich dabei ſeyn werde; es ſoll auch niemand etwas davon wiſſen; aber in der Stille hilft mir die Mamſell ein Maskenkleid machen, mit dem ich dann hinfahren, und weil mich niemand vermuthet, recht nach meiner Luſt zuſehen will.

Ich bin eine chineſiſche Kaiſerin, und meine Mamſell eine Zigeunerin, und unſer Bedienter, den wir mitnehmen, kleidet ſich, wie ein franzöſiſcher Lord. Die Perſon muß einen Ducaten bezahlen, und ich habe die Mamſell gebeten, es mit dem Beamten ſo abzumachen, daß Engelhof nicht innen wird, wie viel man bezahlen muß. Ach! ich höre, liebe Freundin! er achte ſeiner in keinem Stück, und lebe ſehr ſtreng und hart mit ſich ſelbſt; er ißt faſt nichts, und Schlaf hat er faſt gar nicht.

Aber wie überglücklich bin ich, daß ich ihn kennen gelernt habe! Ich lerne in ſeinem Umgang Freuden kennen, von denen ich niemals einen Begriff hatte; mir iſt, wenn er zugegen iſt, als braucht ich nun nichts mehr, als wäre ich nun völlig aufgehoben, als — doch — doch, das Lämpchen verliſcht! Adieu.

Den 21. Jäner.

Adieu! ich kann nur noch Abſchied von Ihnen nehmen; denn der Brief ſoll den Augenblick fort. Adieu! Schreiben Sie mir bald wieder.

Ihre ergebene Dienerin.

Friederike Gräfin —

Antwort.

München den 1. Febr.

Theuere Gräfin!

Liebenswürdige Freundin!

Vor allem muß ich Ihnen meine Muthmaßung ſchreiben, warum Engelhof, da Sie von der Küche voll Schmutz hereintraten, nicht mitgelacht, ſondern kalt und ernſt ſich weggewandt hat. Wie Sie ſagen, (wenn ich gleich wünſchte, Sie hättens nicht gethan); (aber doch ja), ich kenne ihn länger, und ich weiß, wie er, wenn ihn etwas kränkt, ſein Mißfallen zu bezeugen pflegt. Ich wollte wetten, der unreinliche Anzug, und die häßliche Unordnung, welche darüber in Ihre Geſtalt gekommen ſeyn muß, haben ihm mißfallen. Ich erinnere mich wohl, daß er mir die Reinlichkeit als eine der vorzüglichſten Tugenden unſeres Geſchlechtes oft eingeprägt, und mich dabei gebeten hat, dieſe höchſt wichtige Pflicht, wie er ſie nannte, niemals aus den Augen zu ſetzen. Gewiß iſt die Reinlichkeit ein Zeichen einer wohlgeordneten Seele, und wer ein innerliches Gefühl von Ordnung und Wohlſtand hat, den ſchmerzt es, etwas, wobei dieſer verdunkelt wird, zu verſäumen, oder etwas, wodurch er verzerrt wird, zu übertreiben. Ich habe dieſe Worte aus Engelhofs eignem Mund, und daher kommt es, daß ich Ihnen ſelbe ſo ordentlich ſagen kann. Ich erinnere mich, daß er mir einmal die Urſache erklärte, warum die meiſten Männer ihrer Frauen ſo bald ſatt würden. Es geſchehe, ſagt er, vornehmlich aus dieſer Urſache, daß ſie als Frauen, wo ſie doch ſorgfältiger ſeyn ſollten, zu thun unterließen, was ſie als Bräute gethan haben. Sie zierten und ſchmückten ſich, damit ſie dem Mann gefielen, und wenn ſie ihn haben, laſſen ſie die erſte Bemühung, ihm zu gefallen, außer Acht. An manchem überaus gefallenden Frauenzimmer, ſetzte er ſcherzhaft hinzu, iſt ihre Perſon ſelbſt der kleinſte Theil; und haben ſie nichts, um artig zu ſeyn; ſchön zu ſeyn, werden ſie dann bald aufhören. Die Unreinlichkeit verurſachet allemal Eckel, und der Eckel iſt der Hochachtung und der Liebe Tod; und ein einziger Anblick hat ihn oft gewirket, hat oft die Binde von den Augen des liebenden Mannes genommen, und ihn in ſeiner Gemahlin, ſtatt eines angebeteten, mehr als irdiſchen Weſens, ſehen laſſen ein endliches, geiſtloſes, ſchmutziges Weib, ſammt ihren Mängeln und Gebrechen. Wahrhaftig, theuere Freundin! wäre niemand in der Welt, als ich, dennoch würde ich, nicht nur der Geſundheit, ſondern meines eigenen Wohlgefallens wegen, daß ich an der Reinlichkeit empfinde, mich rein halten, und der Zierlichkeit wegen eine Roſe in meine Haare ſtecken, und mich, ob ſie mir gut ſitzt, an der friſchen Quelle beſchauen.

Ich wünſchte, theuerſte Gräfin! daß Sie an dem Hausweſen in allem Ernſte Geſchmack finden, und daſſelbe mit Neigung treiben möchten. Eine kleine Kenntniß und Erfahrenheit in demſelben wird Ihnen noch im Leben eben ſo wohl zu mancher Unterhaltung, als zur Ehre gereichen. Gott hat mich in Umſtände verſetzen laſſen, meine Freundin! daß ich eben ſo wenig, als Sie, nöthig habe, meinen Unterhalt durch irgend eine Arbeit zu verdienen; aber wenn ich Fürſtin wäre, ſo möchte ich mich nicht auf den Händen tragen laſſen, ohne meine eigenen zu bewegen. Es iſt, denke ich mir oft, kein härterer Kampf für einen Mann von Verſtand und feiner Empfindung, als wenn er die Laſt der häuslichen Geſchäfte einer dritten Perſon anvertrauen, und ſeine Frau, wie eine leibhaftige Puppe, die ſich nichts als aufwarten, und zieren laſſen will, behandeln ſoll, und mein ganzes Herz empört ſich vor der Erniedrigung, die müßige Aufwärterin eines herzhaften oder die Herrin eines feigen, und nicht vielmehr die Gehülfin eines liebenswürdigen Mannes ſeyn zu ſollen.

Sie vergeben mir meinen ernſthaften Ton, theuerſte Gräfin! in welchen ich heute verfallen bin. Ich bin das meiſtemal ſehr aufgeräumt; aber zuweilen werde ich ſo ernſthaft, und dann, wann ich aufrichtig ſeyn darf, ſo muß ich es auch in meinen Briefen ſeyn dürfen. Das darf ich auch, geliebteſte Freundin! ich darf es bei Ihnen! Ich muß alſo ſchon in dieſem Tone fortfahren.

Sie ſagen, daß Sie ſich nach unſern Bällen und Opern, und Theaterſachen nicht ſehnen. Das freut mich inniglich, und ich wünſchte, Ihnen auch nach den gewöhnlichen Büchern dieſer Art die Sehnſucht benehmen zu können. Wenn ich die Eindrücke betrachte, welche die gewöhnlichen Spiele und Bücher auf unſer Gemüth ordentlicher Weiſe machen ſollen, ſo bewundere ich die unglücklichen Schritte, wozu manchmal die beſten Frauenzimmer verleitet werden, ganz und gar nicht. Ich bewundere vielmehr, daß unter der Klaſſe derjenigen, welche leſen, dieſe traurigen Geſchichten nicht häufiger werden. Dieß ſagte auch unſer Engelhof ſehr oft, und „wozu dienen, ſetzte er hinzu, ſeit etlichen Jahren die Schriften der Galanterie, als die Einbildungskraft zu erhitzen, und das Herz mit beunruhigenden Bildern anzufüllen? Die Meiſten ſcheinen nichts anders zu ſuchen, als wie ſie die Seele verwunden, und ihr die Meinung, als wäre es eine große Ehre, krank zu ſeyn, beibringen können. Iſt ein Frauenzimmer empfindſam, und erdichtet ſich das Ideal eines Mannes, welches ſie auf einmal gefunden zu haben glaubt: weh dann der Unglücklichen."

Ich habe dieſe letzten Worte wieder wegſtreichen wollen; denn wozu habe ich ſie Ihnen denn geſchrieben? Sie ſchicken ſich nicht einmal für uns; aber wer weiß, ob Sie nicht einmal Gelegenheit haben werden, ſie einer guten Freundin zu ſagen.

Ich bin überhaupt voll mürriſcher Grillen, und Aengſte, und Zweifel, ohne eine Urſache zu haben. Die Worte, wo Sie ſagen: Sie lernten täglich in Engelhofs Umgang neue Freuden, von denen Sie ehe nie einen Begriff gehabt, kennen, haben mich ſehr geängſtigt; dieß wird mir allemal geſchehen, ſo oft Sie mich ſo was verſichern; denn ich fürchte immer, Sie möchten es darauf ausgehen, auch Leiden, von denen Sie gleichfalls noch keinen Begriff haben, kennen zu lernen.

Leben Sie wohl, Theuerſte, einzige Herzensfreundin! und vergeben Sie mir, wie ich Sie darum ſchon bat, mein trauriges Weſen, dem ich heute nicht widerſtehen konnte. Ich werde mich jederzeit bemühen, Ihnen immer mehr und mehr zu beweiſen, wie ich mit ganzem Herzen bin meiner liebenswürdigen Gräfin

aufrichtigſte Freundin

J. v. Weſterwald.

Schreiben Sie mir bald, wie es mit Ihrer Maskerade abgelaufen. Es ſollte mich ſehr wundern, wenn Engelhof zu bewegen ſeyn ſollte, ſolche Freudenfeſte zu beſuchen.

Antwort der jungen Gräfin.

Den 6. Febr. 17—

Ich fange den Augenblick, wo ich Ihre Briefe erhalte, allemal gleich an, ſie zu beantworten; denn ich weiß nicht, ob ich auch viel davon ſchreiben, und, wenn ich einmal einen ganzen Brief werde vollenden können. Meine Mamſel kömmt mir immer verdächtiger vor, als wenn ſie mich behorchen wollte, und mir doch Freiheit ließe, um zu ſehen, was ich machen werde. Sie ſchleicht bisweilen bei mir vorbei, ohne etwas zu ſagen. Ich ſchreibe daher, wo ich dazu komme, an Wänden, Heuböden, im Viehſtall, auf der Treppe, und wenn ich ſie höre, ſo laufe ich davon. Wo laufen ſie denn hin? ſchreit ſie; aber ich bin wohl klüger, und laſſe mir fein nicht einfallen, einmal halt zu machen. Alſo kann ſie nichts merken, und — da iſt ſie ſchon wieder! —

Den 8. Febr.

Sie ahndeten wohl die Wahrheit, liebſte Freundin! Es koſtete vieles Zureden und viele Mühe, ihn zu bewegen, daß er verſprach, nach dem Ball zu gehen, und beinahe wäre aus allen meinen Freuden nichts geworden. „Es iſt nur, ſagte ſein Beamter, daß Sie verſchiedene Leute kennen lernen. Sie können ſich hinſetzen, und denken und thun, was Sie wollen.“ Alſo verſprach ers. Man ſollte nicht glauben, daß er wen beobachtete. Ich gebe ſehr genau auf ihn Acht, um ihn kennen zu lernen; aber es ſieht gar nicht darnach aus, als wenn er wen anſehe, und ein heimliches Lächeln, oder ein Paar Falten auf ſeiner Stirne iſt alles, was man an ihm wahrnimmt. Gewiß, er iſt zu gutherzig; und gutherzige Leute, ſagte er mir ſelbſt, pflegten nicht die Fehler ihrer Mitmenſchen aufzuſuchen.

Ich bin wie ausgelaſſen vor Freude; ich ziehe mein Maskenkleid alle Tage ein paarmal an, und lege es wieder ordentlich in die Kommode, und kehre wohl zwei-, dreimal zurück, ob ich auch gewiß zugeſchoben habe; denn ſehen Sie, wenn man einmal etwas entdecken ſollte, ſo wäre meine Bemühung dahin. Aber die Mamſell weiß zu ſchweigen; o die weiß zu ſchweigen! Was das anbelangt, ſo iſt ſie ſehr brav; ſie iſt überhaupt ſehr gütig, und aufrichtig gegen mich; und mit einem Wort, ich hätte keine beſſere kriegen können.

Alſo noch Einen Tag, und dann noch Einen Tag!

Den 11. Febr.

Um 1 Uhr in der Nacht.

Wir ſind eben zurückgekommen, und die Mamſell hat ſich hinein geworfen, und ſchläft ſchon, wie ein Pferd. Ich kann mir gar nicht vorſtellen, wie man ſchlafen kann.

Wir kamen, wie wir's wünſchten, gerade um die Zeit an, wo man den Saal beleuchtete, und die Masken anfingen, einzeln herein zu treten. Einige derſelben waren in ungeheure Masken gewickelt, und wo ſie hingiengen, da neckten ſie die Gäſte, die dann wechſelweiſe riethen, wer ſie ſeyn könnten, und ſie durch verſchiedene geſchwinde Anreden dahin zu bringen ſuchten, daß ſie ſich verrathen möchten. Bei unſerm Eintritt hörte die Muſik auf, und alle Tiſche ſchienen aufzuſtehen, um uns zu beſehen. Mir war bang am ganzen Leib, und ich wünſchte tauſend mal, in die abgetragenen Lumpen anderer Masken gekleidet zu ſeyn, die um mich herumſtanden.

Zum Glück erkannte mich niemand, außer Engelhofs Beamten, welcher der Gubernantin ſogleich ins Ohr mauete: „Ich kenne ſie gut", und ſich ſehr viel darauf einbildete, daß es nunmehr bei ihm ſtünde, zu ſagen: Ich könnte wohl reden, wenn ich wollte. Engelhof, ſagte er, habe ſich ſchon vor einer Stunde verloren; er ſey anfangs ſehr gutes Muths geweſen, bis er eine Schildwache erblickte, welche gerade gegenüber an des Oberſten Hauſe ſtand; da ſey er auf einmal ſtumm geworden, und ſey, nachdem er ſie eine Weile betrachtet, endlich ſelbſt hinabgegangen. Er glaube nichts anders, ſetzte er hinzu, als daß er ein heimliches Anliegen haben müſſe. Wie wir ſo reden, tritt er ſelbſt herein, mit einer ſehr nachdenkenden Miene, — kam es mir vor; er blickte ſchnell und flüchtig über den Saal hin, und mir ſchien es, er habe ſehr ſcharf nach mir geſehen, und dieſen Augenblick wünſchte ich, daß er mich entdecken möchte; aber, liebe Freundin — doch laſſen Sie mich hier ein wenig inhalten. Sehen Sie, zuweilen iſt es, als wollte ich alle Worte ſogleich hinſchreiben, wie ich ſie denke, und als wollte ich einen Theil zurück behalten. Das iſt, ich weiß es, ſehr unartig von mir gehandelt, und auch ſehr närriſch; denn was ſollte ich Ihnen verhehlen wollen, und was liegt denn

Böſes in den Worten, wo ich ingehalten habe? Aber liebe Freundin, wollt ich ſchreiben, er hat mich von andern nicht unterſchieden, ſondern verfügte ſich zu ſeinen Beamten, ſo, daß ich gerade vor ihm zu ſtehen kam, und was er ſagte, hören konnte. Ach, er fragte nicht einmal, wer ich wäre, ſondern machte die Anmerkung, daß viel Geziertes, und Steifes in den Bewegungen der Tanzenden wäre, und daß es ſchien, ſie giengen darauf aus, ſich einander zu fangen, nicht, ſich zu beluſtigen. Als man hierauf den Wirbeltanz anfing, wo Tänzer und Tänzerinnen auf eine eckelhafte Art ſchnaubten, und keuchten, und in jedem Gliede vor Heftigkeit der Bewegung zuckten, ſagte er, daß es nicht zu begreifen wäre, wie in einer geſitteten Geſellſchaft dieſe barbariſche Gewohnheit noch Platz finden könne, nachdem ſie nicht nur einen Hang nach wilder Luſtbarkeit voraus ſetze, ſondern auch der Geſundheit ſo gefährlich ſey, daß ſich alle Jahre Beiſpiele verunglückter Perſonen ergeben. Als hierauf einige Masken kamen, die von ihm verlangten, daß er rathen ſollte, wer ſie wären, begab er ſich, ohne die mindeſte Aufmerkſamkeit auf ihre Späſſe zu haben, in die Ecke des Saals, wo einige Kinder, welche ihre Eltern zu dieſer Luſtbarkeit mitbrachten, mit Karten Häuſerchen bauten. Sie wechſelten eines nach dem andern ab, und bauten in die Wette die Reihe herum. Jedes fing mit einer Zuverſicht, und einem Eifer an, als wollte es die Vorgänger alle übertreffen, und etwas aufführen, das nie wieder einſtürzen würde; aber allemal gabs wieder etwas, das den Bauherrn irre führte, und gemeiniglich ſtürzte das Gebäude, ehe es die Hälfte erreichte, durch ſeine eigene Laſt. Diejenigen, welche, ſo zu ſagen, der erſte am nächſten blieben, brachtens aufs höchſte, die andern, welche viele Nebenkämmerchen, und kleine zierliche Ecke bauten, kamen am wenigſten weit damit. Aber nie fiel ein Gebäude zuſammen, ohne daß eins dem andern die Schuld davon beimaß, oder begangene Fehler vorbrachte; ſondern jedes lehrte mit vielem Aufdringen, wie man die Sache klüger angeben, und wie man etwas, das zugleich ſchön und dauerhaft wäre, hätte zu Stand bringen ſollen. Einige bauten aus eigener Phantaſie; andere aber folgten genau ihrem Vorgänger, ſo lange bei dieſem das Gebäude feſt hielt, und hielten dann voll Verlegenheit inne; einige begannen ohne alles Nachdenken und ohne Ordnung, zogen einen Augenblick die Bewunderung und die Neugier der Umſtehenden auf ſich, und geriethen in Unordnungen, woraus ſie ſich beſchämt, aber zu ſpät, zurückziehen wollten, oder ſie bauten mit verzweifelnder Luſt ihr Werk der Verwirrung. Merken Sie wohl, theure Freundin, wo ich dieſe Betrachtung her habe? Er wußte nicht, daß wir auf dem Ball, und ihm ſo nahe geweſen, und wie wir ihn baten, uns etwas von demſelben zu erzählen, war dieß das einzige, was er, wie er ſagte, merkwürdig gefunden, und mit vieler Rührung betrachtet hätte." Es wäre, ſagte er, die alte und die gegenwärtige, und die künftige Geſchichte alles Thuns unter Menſchen. Nicht mit einem Wort erwähnte er des gräßlichen Vorfalls, der ihm daſelbſt begegnet, und auf ſein Zuthun nur von etlichen Perſonen bemerkt, und vielleicht auch ſchon von dieſen wieder, nur von mir nicht, vergeſſen worden iſt. Er trank an einem leeren Tiſch ſchwarzen Kaffe; wir, ich und die Gubernantin, ſtanden hinter demſelben, weil es da etwas dunkel war, und wir am bequemſten den Saal ausſehen konnten. Als man ihm die Schaalen hinſtellte, nahm er die obere von der untern weg, und, wie er ſie wider ſeine Gewohnheit, und ohne Zweifel ohne alle Abſicht betrachtete, merkten wir, daß er mit einiger Befremdung von der letzten etwas herausſchüttete, und in der Hand betrachtete. Gott, es waren ſechs bis acht kleine Stecknadeln, und die Gubernantin, welche ſie zuerſt ſah, lief in vollem Schrecken auf ihn zu, und wollte Lärmen machen. Zum Glück, die Magd würde gewiß geſtraft, und vom Dienſt gejagt werden, ſagte ſie. Ebendarum, ſagte er, ſollte ſie ſchweigen, und gebot ihr dieß mit einem Ton, worüber ſie verſtummte; aber deſſen konnte ſich dieſe doch nicht enthalten, daß ſies der unachtſamen Magd nicht vorhielt, die alſogleich herbei kam, und den Engelhof, der ſeinen Kaffe ruhig forttrank, um Verzeihung bat. „Ich gebe ihr die Nadeln zurück, ſagte er, indem er ſie ihr in die Hand legte, ich hoffe, ſie werde es nicht darauf ankommen laſſen, daß man ſie ihr einmal nicht zurückgeben könne."

Mir war ſo bang, ſo bang, er würde Verdacht bekommen, wer die Maske, die ſich um ihn ſo ſehr bekümmerte, ſeyn möchte; aber er muthmaßte nichts, und ich weiß nicht, ob mich das freuen oder betrüben ſoll.

Ich hätte Ihnen noch vieles zu ſchreiben von den Fräulein, und den Junkern, die zugegen, und recht luſtig anzuſehen waren. Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, was dieſe für tiefe Bücklinge und Kratzfüße gemacht, und wie ſie jene kaum angeſehen, wie ſich ein vornehmes Weſen gegeben, und die armen

Dienerchen ſehr ernſthaft und ſpröd, kaum mit einem und dem andern Kopfnicken ſeitwärts begrüßt haben.

Ich freute mich inniglich über Engelhofs Betragen, indem er ſich wie einer ſeiner Untergebenen betrug, und weit über ſie hinaus, und, wie ich ſagen kann, der einzige war. Er bückte ſich, wie mir vorkam, ehrerbietig, wenn er bei ihnen vorübergieng, aber ſie mußten augenſcheinlich merken, daß ihm an ihnen nichts gelegen ſey. Sie ſahen ſich oft nach ihm um, ob er ſie nicht anſehen würde, und ſeine Gleichgültigkeit verdroß ſie. Aber mich rührt ſie, liebſte Freundin! und ſehen Sie, als er der Magd die Nadeln zurückgab, ſtanden mir Thränen in den Augen. Ich habe mich auch gleich darauf nach Hauſe begeben.

Den 13. Febr.

Ich bitte Sie, liebe Freundin! werden Sie nicht mehr fröhlich, wie Sie jüngſt ſagten, daß Sie es ſeyn wollten. Mich dünkt, ich wünſche mir jetzt keine andere Glückſeligkeit, als meinen Arm um Sie ſchlingen, und an Ihrem Herzen weinen zu können. Es geht etwas in mir vor, ich weiß nicht was es iſt; aber ich beſchwöre Sie, ſchreiben Sie es unſerm Freunde nicht; denn er ſoll es am wenigſten wiſſen; ich werde ſchon allemal ängſtlich, wenn ich ihn ſehe, weil ich glaube, er könne es, ſo bald er mir ins Geſicht ſieht, errathen. Ich habe die erſte Falte in mein Geſicht bekommen, und bis morgen habe ich graue Haare. Ich möchte ſterben! —

Guten Morgen! theuerſte Freundin! wenn man mir ſagte, ich ſollte Sie um Vergebung bitten, ſo wüßte ich nicht, womit ich Sie beleidiget hätte; und doch bitte ich Sie darum, und um Nachſicht und Geduld bei meinen Fehlern und Thorheiten. Ich bin mit dem aufrichtigſten Herzen Ihre

Dienerin und Freundin

Friderike Gräfin —

Die Antwort auf dieſen Brief war nicht vorhanden; wohl aber ein Aufſatz von Engelhofs eigener Hand, die Schildwache betitelt. Er hat ihn vermuthlich nach ſeiner Zurückkunft vom erwähnten Saal niedergeſchrieben, und ich hoffe, meine Landsleute werden ihn mit Vergnügen leſen, da ich, auch ein Menſch, ihn nie ohne Troſt und Erbauung geleſen habe.

Die Schildwache.

Ob es Muſik thut, oder der Anblick einer Menge fröhlicher Menſchen, oder beides zugleich; (ich verhehle euch meiner Schwachheiten keine) — bei Muſik und Menſchen, wo in den Herzen aller Anweſenden das Vergnügen erwacht, entſteht in meinem Herzen der Schmerz, daß ich nicht ſchnell, wie der Wind, mich bewegen, noch mich hoch, wie der Adler, erheben kann. Hätte die Freude nur eine Hülle, wie Luft und Feuer, ich wollte ſie feſſeln, daß ſie ewig zugegen bliebe, und eine Beſatzung wollt' ich verjagen, fürchterlicher und zahlreicher, als die der kühne aufgebrachte Krieger (im Horaz) verjagt hat*).

---

*) Vermuthlich der Soldat, durch deſſen Beiſpiel Horaz im 2. Buch 2. Brief lehren will, daß ungewöhnliche Thaten nur im Feuer eines ungewöhnlichen Eifers verrichtet werden können. Dem Soldaten wurde, da er ſchlief, ſein mühſam erworbenes Geld geſtohlen, und da er es beim Erwachen gewahr ward, ſtürmte und verjagte er in der Zornhitze von einem ſehr befeſtigten Ort eine feindliche Beſatzung. Als ihn nachher bei einer andern Gelegenheit ſein Feldherr zu einer ähnlichen That aufmunterte, gab der nunmehr gelaſſen gewordene Krieger zur Antwort: Da mag der hingehen, der einen Geldbeutel verloren hat.

Eifer iſt nothwendig, und iſt, ſagt man, nur einigen gegeben; aber ihn bewahren im Herzen, heiß, wie eine Flamme, und nicht verzehrt werden, wie jede Flamme verzehrt, das iſt denn doch die Hauptſache des Eifers.

Wie ſollte ich das lernen? ſagte ich oft. Und nun lernte ichs, wie jener Weiſe, welcher von einem Bauernjungen, den er die Quelle aus der hohlen Hand trinken ſah, die beſte Art zu trinken gelernt hat.

Alſo in der Mitte von Jubel und Taumel von Freuden, wozu man mit der Muſik das Zeichen gab, ſuchte mein Herz ſich eine Stelle der Ruhe. Was mir in die Augen fiel, als von da, wo ich keine Ruhe gefunden, mich wegwand, war ein kleines, enges, ſchmales Häuschen, worin gerade für einen Mann Raum genug, und für dieſen Bedeckung genug war, wenn Schnee und Wind ihn nöthigen ſollten, Schutz und Zuflucht zu ſuchen. Und neben dem engen, ſchmalen Häuschen war ein kurzes ſchmales Brett, und auf dem Brette gieng ein ſtattlicher Mann auf und nieder, und nicht dort und nicht dahin, noch wo er wollte, ſondern, wo er mußte, auf und nieder; er ſah keine Abwechslung, noch hatte er die Hoffnung eines beſſern Aufhörens vor ſich; auch war hier kein Platz für ihn zum Sitzen und Ruhen; ſondern wenn er an einer Ecke anfieng, ſah er ſchon das zweite, wo er wieder anfangen würde; und hätte er Augen gehabt, bis ans Ende der Welt zu ſehen, und eherne Füße, einem Hirſch vorauszulaufen, es hätte ihm hier nichts geholfen. Es gieng immer nur am kurzen ſchmalen Brett auf und nieder. Es war nicht möglich, daß er das Jauchzen und Genießen von dem Saal, wo ich hinſah, nicht hörte; dennoch kam nicht die mindeſte Unruhe auf ſein Angeſicht, ſondern Leib und Seele iſt ihm gehorſam, und beides gieng, ſo lange ichs betrachtete, den Weg des Gehorſams, und der Mann trat auf und nieder.

Ich habe ſo oft, was ihr ſaht, geſehen, ohne, wie ihr, was mich das helfen, und was mich das lehren ſollte, ein einzigesmal geſehen zu haben.

Es war ein ſchöner, wohlgewachſener, herrlicher Mann, mit einem, wie ich hier ſagen konnte, aufgerichteten Körper, und jenem unerſchrockenen ruhigen Antlitz, das aus einer Reihe überſtandener Prüfungen entſteht. Er mochte etliche und fünfzig Jahre haben, aber nur noch einzelne hatte die Zeit mit leichten Strichen in ſein Geſicht die Erinnerung gegraben, daß keines derſelben zurückkehren würde.

Wie wenig fordert die Natur zu dem Beruf, welchem er gewidmet war! wahr=

ſcheinlich ſind die wenigſten ſeiner Fähigkeiten geweckt worden; und was von dem Wenigen aufkeimte, das ermüdete in ihm zuſehends täglich und ſtündlich. Und was den meiſten unſerer Lehrer der Weisheit das Herz abhärmen würde, ſagte ich, das überträgt er ohne alle Grübelei, und ohne Kummer und Ausruf des Jammers, als gäbe es Menſchen, deren Beruf es wäre, mit Schlagbäumen gefüllte Wege zu gehen, in Schlamm zu waten, ſich von ſtolzen Reitern beſpritzen zu laſſen, den Faulen ihre Mantelſäcke zu tragen, den Wollüſtigen ſpäte Roſen zu pflücken, mit hagern Händen den fetten Tiſch für Faulenzer zu decken, und am Ende keinen Dank zu verdienen.

Mit jedem Schritt, den er that, und wieder that, zog ernſte Betrachtung und Unruhe in meine Seele; und auf einmal, ohne zu wiſſen, wie ich zu ihm gekommen, gieng ich, als ich wieder zu mir kam, an der Seite des kurzen, ſchmalen Bretts mit ihm auf und nieder.

Er hatte fürs Vaterland ſchon unter Karl dem VII. gedient, da ſeine Heimath zerſtört ward. Er war zum Gelehrten beſtimmt und iſt darin nicht einmal zum Stümper geworden. Dieß erzählte er mir mit aller Gelaſſenheit, und, wie es ſchien, ohne Vermuthung, wie man darüber unzufrieden werden könne, und ſo fuhr er mit eben ſo wenigem Aufheben fort, zu erzählen, was er gelernt hätte, nämlich — Hunger und Durſt, Hitze und Kälte zu ertragen, dem Feind in die Augen zu rücken, zu ſiegen, oder zu ſterben den Tod fürs Vaterland.

Nun das war es nicht, was ich wiſſen wollte; auch das nicht, warum er längſt nicht höher gerücket; dieß hatte er mir haarklein erzählt; aber wie er gelernt hätte, mit dem ſchweren Schickſal ſeiner einförmigen Lebensart, und (wenn etwa ein inwendiges Feuer nach Thaten ihn antrieb,) bei der Ruhe gelaſſen zu bleiben, wie er das gelernt hätte, das verlangt' ich zu wiſſen.

Seit der langen Zeit, ſagte ich, hätte mans wohl weit bringen können.

Oh! antwortete er, indem er den rechten Arm empor warf, als wollte er den hohen Raum meſſen, wohin ers gebracht haben würde.

„Ich bin nicht die Hälfte von dem geworden, ſagte er, was ich unter andern Umſtänden ſeyn würde, und das, was ich bin, ermüdet in mir zuſehends, täglich und ſtündlich.“

Ich dachte nicht anders, als er würde in heftige Klagen ausbrechen, und ich machte mich auf Troſtgründe gefaßt, womit ich ihn aufrichten wollte. Wir giengen ſtillſchweigend auf und nieder.

Ich kann mich meiner Begebenheiten noch wohl erinnern, ſagte er, und ſtand bei den Worten ſtill mit einem Blick, als wollte er weit auf verlaſſene Wege zurückſehen, und iſt mir noch, als wäre es heute, wie ich oft verſchimmelt Brod gegeſſen, und in Moräſten viele Nächte geſchlafen habe.

Das wird jeder ſagen müſſen, fuhr er fort, daß ich nichts verſäumte, den Dienſt, was an mir war, zu erfüllen. Ich ſah dem Flügelmann in das Weiße im Auge, und wenn er winkte, ſo hatte ichs ſchon gethan. Ich trat, wenn ich im Glied gieng, nie einem Manne vor, und wenn es ſich traf, daß ich in eine ſumpfige Stelle treten ſollte, ſo trat ich in die ſumpfige Stelle. Nun werde ich dann auch dafür belohnt, und als Invalid mit Corporalsgage aufgenommen im Hofgarten zu Schleißheim."

Jedes Wort, das er auf dieſe Art vorbrachte, war mir ein Vorwurf, und ich wußte vor Verwirrung nicht, was ich antworten ſollte. Das würde mich kränken, ſagte ich endlich, wenn ich in eine Schlacht gehen, und einen Poſten erhalten ſollte, wo ich keine Gelegenheit hätte, durch eine beſondere That, daß ich Herz habe, zu zeigen.

Der Krieger lächelte, mir däucht, als dächte er bei ſich, es wäre ein Einfall ohne

Ueberlegung. „Es kommt nicht auf den Poſten an, gab er mir zur Antwort, ſondern auf die Pünktlichkeit und Treue, mit der man die Pflichten ſeines Poſtens beobachtet. Der Soldat, der während der Schlacht die Bagage hütet, iſt ſo nothwendig, und ſo wacker, als der, welcher Befehl erhielt, mit ſeinen Kameraden einen General zu fangen.“

Ich ſehe, wenn ich bei der Nacht Wache halte, ſehr oft dahinauf, wo ſo eine ewige Stille iſt, und dann denke ich mir, was herunten geſchieht, ſey lauter Ameiſenwerk, und ſey auch ganz gleich, ob ich an dem Strohhalm, woran wir alle ziehen, am Ende oder am Anfange deſſelben ziehe.

Ich ſah dem Manne ins Geſicht, ob er wohl, wer ich wäre, und was in mir inwendig kochte, wahrgenommen haben könnte. Ich wünſchte in der Angſt, daß er aufhören möchte, und zu gleicher Zeit ſchalt ich mich, und wünſchte von ganzem Herzen, daß er fortfahren möchte.

Er that es. — „So machte ich mir, fuhr er fort, auch darüber, was man vornehm und gemein nennt, meine eigenen Gedanken. Es iſt das Gehorchen leichter, als das Befehlen, und dacht' ich dann, wenn mir von manchem Vornehmen einfiel, er habe etwas Beſſeres an ſeiner Tafel; — er genieße, dachte ich, mit Ruhe weit mehr ſeltener das Beſſere, als ich genügſam das Gemeinere verzehre. Und ſind wir beide ſatt; ſo wär's am Ende wohl ſehr unnützlich, wenn er, indeß ich aus einer Quelle trinke, ſich rühmen wollte, aus einem Fluß getrunken zu haben.

Der ruhige Ton, mit dem er dieß vorbrachte, und (bei dem Feuer in ſeinen Augen) das ganz zufriedene Weſen in allen ſeinen Bewegungen, machte mir den Mann zum Weiſen, und (ohne ihn zu fragen, ob er auf irgend einer hohen Schule ein Diplom erhalten hätte) ſeine Worte zu Worten der Weisheit. Meine Unruhe, die mich nirgends zufrieden ſeyn ließ, war mir verdächtig. Ich will, rief ich aus, keine Träume haſchen, und keine Gebäude an eine Stelle bauen, wo niemand wohnen will. Ich will, wenn ich Kraft habe, zwar ſtärkere Laſten heben, und öfter zurückkehren, als andere, aber nur an den Ort, wo wirklich Laſten liegen, und auch die andern ſie wegheben. Das iſt die Pflicht eines vollkommenen Menſchen, wornach ich trachte und ein vollkommener Menſch iſt in jedem Stand, ſo, wie in jedem Kleid, ein König, ein Heeresführer, ein edler Mann."

Briefe
der
Fräulein Gräfin
an
Engelhofs Freund.

Mein liebes Fräulein!

Liebe Freundin!

Den 3ten April.

Weil Sie es ſo haben wollen, meine edle Freundin! ſo will ich nicht mehr traurig ſeyn, ich will mich aufmuntern, ſo gut ich kann. Aber ich meine immer, ich werde nicht mehr ſo ruhig ſeyn können, bis Sie die Urſache wiſſen, warum ich ſo unruhig geweſen. Doch ich darf es Ihnen nicht ſagen; denn ſehen Sie, Sie möchten mich auslachen, und ich bin ſchon über und über roth, indem ich dieß ſchreibe. Sagen Sie, denn Sie meinen es aufrichtig, und ich weiß, Sie plaudern nicht aus, ſagen Sie mir alſo, was hat das Ding für einen Namen, das mich roth macht? Doch es iſt ſchon vorbei. Mir fehlt nichts, in der That, mir fehlt nichts. Wenn ich nur immer ſchreiben könnte! Ich finde eine rechte Luſt im Schreiben, zumal an Sie, wertheſte Freundin! Doch mit Einem Male geht es nicht immer fort! Es fällt mir ſo vieles dabei ein, und dann wird mir bang und heiß am Leibe, und kommen mir Thränen in die Augen. So geſchieht es mir gerade jetzt. Alſo das Uebrige morgen. —

Hilf Himmel! Engelhof hat einen ſchrecklichen Brief bekommen. Sein Vater iſt geſtorben, und ihm hat man einen Dienſt angetragen, und er ſoll fort, und ſoll die Tochter heirathen. Ich bin äußerſt betrübt; nein, erfreut, wollt' ich ſagen; ich habe mich verſchrieben, und will das Wort ſtehen laſſen, weil Sie das ausdrücklich haben wollen, daß ich nichts ausſtreichen ſoll. Wenn ich nur ſeinen Freund kennte, ich ſchriebe an ihn, ſo ſchlecht ich ſchreibe, daß er ihn davon abhalten ſollte — (wie ich doch heute immer fehl ſchreiben muß!) ich wollte ſagen, daß er ihm bald dazu verhelfen ſoll. Denn es iſt ja doch ſein Glück, nicht wahr, liebe Freundin? Wenn Sie ja ſagen: ſo werde ich Ihnen nicht mehr antworten. Ich werde dann alles wieder vergeſſen, was ich gelernt habe, und recht ſchlimm will ich werden. Das iſt feſt. Ich glaube nicht, daß die Tochter, die er nehmen ſoll, ſo ſchön, ſo gut iſt, wie in dem Briefe ſeines Freundes ſteht, das iſt gewiß nur erdichtet. Sein Freund muß nicht ſo aufrichtig ſeyn, wie er. Meine Gouvernantin ſchrieb an meinen Herrn Vater, daß er den Engelhof ſeiner Excellenz — empfehlen ſollte. Sie zweifelt nicht, daß er es erhalten wird. Ich habe ſie darum häßlich ausgeſcholten. Und da ſah ſie mich an mit großen Augen, der Maulaffe! Sie ſieht mich ſeit kurzem immer ſo wunderlich an, daß es mir durch den Leib fährt.

Ich bin nach Engelhofs Zimmer auf den Zehen geſchlichen; denn ich dachte, ich müßte den Brief ganz leſen, wer weiß, was noch weiter drin ſteht; ich traue ſeinem Freunde nicht, und nun habe ich den Brief geleſen. Ach! ſeine Mutter, ſeine Mutter! Und doch ſagte er mir kein Wort davon. Aber nun errathe ichs, warum er zuweilen ſo unfreundlich, nein, das iſt das rechte Wort nicht, ſo betrübt iſt. Es iſt ein ſchrecklich Ding, in ſich ſelbſt allen Kummer verſchließen ſollen. Ich leg Ihnen hier meinen Ring bei, liebe Freundin! verkaufen Sie ihn, und ſchicken Sie der guten Frau das Geld; ſie wohnt — Man fragt mich nicht um den Ring, ich habe noch mehrere. Morgen ſchreibe ich Ihnen wieder. Beten Sie für mich, daß nichts daraus wird, aber gewiß! Ich umarme Sie Ihre

Dienerin und Freundin

Friderike Gräfin —

Antwort.

Den 14. April.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, theuerſte, liebſte Freundin! wie ſehr Sie mich mit Ihrem Brief erſchreckt, und wie viele Urſache Sie mir gegeben haben, mich um ſie zu bekümmern. Sie ſcheinen mir ſehr verwirrt geweſen zu ſeyn; denn Sie ſagen, die vorgeſchlagene Heirath gereiche zu Engelhofs Glück, und zugleich drohen Sie mir, daß Sie mir nicht mehr ſchreiben wollten, wenn ich es gleichfalls ſagte. Ach, mein theures Fräulein! Sie haben nie mehr, als jetzt, eine Freundin nothwendig gehabt, die Sie fragen könnten: „Wie iſt mir? Und wie ſoll ichs machen, daß mir beſſer werde? —“

Wenn Sie mich es jetzt gleich fragen ſollten, ich wüßte Ihnen nicht darauf zu antworten, noch dem Ding, das, wie Sie ſagen, Sie roth macht, einen Namen zu geben. Glückſeligkeit des Lebens, Seligkeit des Herzens heißt es nicht. Wäre dieß, ſo müßten Sie zufriedener und freudiger ſeyn; auch würden Sie dann das Vertrauen zu mir haben, das ich verdiene, und glauben, daß ich bei allem, was ich Ihnen ſage, keine andere Abſicht haben könne, als die, Ihnen etwas Gutes zu ſagen. Ich will Ihnen indeß mittheilen, was ich weiß. Ich habe einſt von einer Neigung geleſen, welche die Frauenzimmer gegen die Männer, und dieſe gegen jene manchmal in ſich entzünden, und ach, meine Freundin, wenn es das wäre, was Sie beunruhigt! Wenn es das wäre! „Es iſt anfangs nur, ſagt das Buch, als wenn uns auf allen Wegen etwas heimlich nachſchliche, oder, wenn wir wo ausruhen wollen, oder ſich wohl gar, daß wir's fühlen, dicht neben uns ſetzte, und uns bitten wollte, es nicht wegzujagen, aber man ſoll, ſobald mans merkt, nie einen Weg antreten, noch einen Wagen beſteigen, ohne ſich ehe umzuſehen, ob es nicht hinten aufſtehe, und wo man es antrifft, es fortjagen. Denn es iſt ein feiges, weiches, armſeliges Ding um — (ſehen Sie, hier nennt es das Buch nun ausdrücklich mit Namen,) um die Liebe. Wen ſie berührt, der glaubt, er könne nicht mehr ohne ſie ſeyn;

der läuft ihr nach, und wenn ihn ſeine Eltern, ſeine Freunde, ſeine Brüder und Schweſtern bitten, er ſolle nur einen Augenblick ſtill halten, ſollte nur vor ſich ſehen, ſo hält er nicht einen Augenblick, ſieht auch nicht vor ſich, ſondern läuft und ſtürzt, ohne zu hören, über Gräben und Gewäſſer, und durchs Feuer. Wenn ſie einen Körper hätte, ſo ſollte man ſie in den Abgrund verſchließen, und ſie nur dann und wann einen Blick auf die Menſchen thun laſſen, wenn ſie zu langweilig werden wollen.“ Ich ſelbſt, theuerſte Freundin! wollte mit Freuden den Kerkermeiſter machen, und glauben, ich habe den herrlichſten Dienſt auf Erden; aber ſo läßt ſichs nicht thun; es läßt ſich nicht fangen. Ach! wie die Feder beim Papier, ſo nahe iſt mein Kummer bei Ihnen, indem ich dieß ſchreibe. Sie ſind ſo gütig gegen mich, daß Sie ſich gewiß den kleinen Finger abſchneiden ließen, wenn die Glückſeligkeit meiner Tage davon abhängen ſollte, und daher zweifle ich nicht, Sie werden Alles thun, um was ich Sie bitte, mir ihn zu benehmen. Sagen Sie, Sie ſeyen ruhig, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie es, wenn Sie mir wohl wollen.

Ich habe erſt kein Wort von dem ſchreiben wollen, was ich Ihnen gerade geſchrieben habe; aber ich dachte, es iſt beſſer, du bitteſt deine

Freundin darum, daß du ſie warneteſt, um Vergebung, als daß du dir vorwerfen ſollteſt, ſie nicht gewarnet zu haben. Ich bin überall ſo, theuerſte Freundin! ich kann, wenn mir etwas auf dem Herzen liegt, unmöglich erſt warten, bis man mir Gelegenheit giebt, davon zu reden. Ich muß es allemal gleich geradezu thun, und wenn meine lieben Eltern nicht ſo freundlich ſind, wie ſie es zu ſeyn pflegen, wenn ſie gut ſind, ſo kann ichs nicht eine Minute über mir liegen laſſen. Ich bitte, ſage ich denn, geben Sie mir einen Verweis, wenn ich etwas verſehen habe. Thun Sie es auch, theure Gräſin! und ſchreiben Sie mir, ich hätte Sie beleidiget; ich hätte ſie böſe gemacht. Ich will Ihnen abbitten, und nicht aufhören, es zu thun, bis ich Sie wieder gut gemacht habe.

Ich bitte Sie, bleiben Sie nicht viel allein; zerſtreuen, beſchäftigen Sie ſich, und ſehen Sie, wie Sie ſich müde machen können, ehe Sie ſchlafen gehen. Sie verſtehen franzöſiſch; verſuchen ſie es einmal ein paar Stunden, etwas aus dem Deutſchen zu überſetzen. Verſuchen ſie es wenigſtens, Sie werden, wenn Sie aufhören, finden, daß Sie ruhig ſind, und ruhig bleiben könnten, wenn Sie dieſe Arbeit fortſetzen wollten.

Es iſt Engelhofs Glück, liebſte Freundin! daß er den Vorſchlag annehme, der ſich ihm anbietet. Für einen Mann, der für ein Amt Fähigkeit und Eifer beſitzt, giebt es kein größeres Glück, als nur bald eins zu erhalten. So denken die Edeln dieſes Geſchlechtes alle, und daher würden Sie gar nicht gut handeln, wenn Sie an ſeinen Freund ſchreiben, und ihn bitten wollten, daß er ihm abrathe. Ja! ich getraue mir zu ſagen, daß, wenn Engelhof es merken ſoll, er ſeine gute Meinung von Ihnen verlieren würde. Das würde mich unausſprechlich ſchmerzen; denn einen Briefwechſel wollen wir immer mit ihm unterhalten. Ich ſchicke Ihnen hiemit auch den Ring wieder, und danke Ihnen im Namen unſers Freundes, wenn er gleich nichts darum wiſſen darf. Wenn Sie bereits vorgegeben haben, Sie hätten den Ring verloren, ſo können Sie ihn auf einem Spaziergange leicht wieder finden. Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir, ſobald Sie können, etwas, das mich beruhigen und erfreuen ſoll. Ihre

ergebenſte Freundin

J. v. Weſtwald.

Antwort der Fräulein Gräfin.

Meine liebſte Freundin!

Den 23. April.

Freuen Sie ſich, ich bitte Sie, freuen Sie ſich mit mir! Ich kann Ihnen nicht anders ſchreiben, wenn ich nunmehr gleich weiß, daß es Sie nicht freuen werde; allein es würde eine Unwahrheit ſeyn, wenn ich ſchriebe, daß ich betrübt ſey. Wenn ich Ihren Brief eher erhalten hätte, ſo würde ich nun das gewiß nicht ſagen; ich würde mich durch Ihre Verſicherung, daß ich unſerm Freund, wenn ich ihn da zu bleiben erſuchte, mißfallen würde, vermuthlich haben erſchrecken laſſen, es zu thun; aber ſo wußte ich nichts darum, und ſo that ich es, und, o wie zufrieden bin ich mit mir, daß ichs gethan habe! Er iſt nicht gar ſo leicht gegen einen aufgebracht, wie Sie meinen, und man meinen ſollte, wenn man ihn, ohne mit ihm zu ſprechen, ernſt ins Geſicht ſieht. Ich habe ihn noch niemals böſe werden ſehen, und wem er anſieht, daß ers gut meint, der kann, wie meine Mamſel oft anmerkt, alles aus ihm machen. Sehen Sie, liebe Freundin, ich habe noch gar wenig gelernt, und nur ſo viel, daß ich jetzt weiß, wie viel ich noch zu lernen habe. Und dieß würde ich wieder vergeſſen, wenn ich ihn nun auf einmal wieder verlieren ſollte. Ich kann mich, wie Sie vor zwei Monaten ſelbſt geſchrieben haben, ganz auf ihn verlaſſen, und verſichert ſeyn, daß ers gut mit mir meine. Seine Freundſchaft, ſagen Sie, würde mir Ehre und Freude machen; dieſe macht ſie mir auch, liebſte Freundin! und daher will ich mir alle Mühe geben, ſie mir zu erhalten. Es iſt ein Beweis, daß man ſelbſt gut ſeyn müſſe, ſetzten Sie damals hinzu, wenn man das Gute an ſeiner Perſon wahrnimmt; darauf getraue ich mir nicht, Ihnen etwas zu antworten, weil Sie ſagen möchten, ich ſey eitel und hochmüthig; aber das können Sie verſichert ſeyn, daß ich zu den ſieben Weiſen aus Griechenland, von deren guten Einrichtungen Engelhof ſeinem Beamten erzählte, das Zutrauen nicht haben würde, welches ich zu ihm habe. Wenn ich ihm nur anſehe, daß es ihm wohlgefallen würde, wenn ich dieß und jenes thäte; ſo thue ichs. Dazu würde mich ein anderer nicht bederen. Aber noch, liebe Freundin! lebe ich in einer peinlichen Ungewißheit; er hat ſeinem Freunde geſchrieben, ohne uns zu ſagen, zu was er ſich entſchloſſen habe. Ich habe die Gouvernantin gebeten, ihn zu fragen; ſie that es, erhielt aber keine andere Antwort, als daß, wenn es geſchieht, es bald geſchehen werde. Ich glaube aber, bemerkt zu haben, daß er hier bleibt, weil er einmal, da er ſich vergeſſen haben muß, von Einrichtungen ſagte, welche er in etlichen Monaten bei einem Pfarrer in der Nachbarſchaft wird vornehmen helfen. Das iſt auch die Urſache, warum ich ſo freudig bin; doch ich laſſe es mir nicht anſehen, und bin es nur inwendig.

Ich ſchrieb Ihnen dieß vor einer Stunde; und ſeitdem hat ſich in mir gar viel geändert. Ich ſagte Ihnen, ich ſey freudig. Ich bin es nun ſchon nicht wieder. Ich kann nicht fröhlich ſeyn, bis ich gewiß weiß, wie ich daran bin. Ach, ich dachte, ich wollte es Ihnen niemals ſagen; aber nun kann ich nicht anders. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ihn ſeit acht Tagen alle Abend gebeten habe, er möchte mir erlauben, zu ihm auf ſein Zimmer zu kommen, weil ich ihm daſelbſt ſagen würde, was ich für ihn thun wollte, wovon ich mir nichts kann merken laſſen, wenn die Gouvernantin zugegen iſt; denn das häßliche Ding meint, ihm einen großen Gefallen zu erweiſen, wenn ſie etwas dazu verhilft, daß er wegkömmt. Und was ich ihr auch ſchon vorgeſagt habe, das bringt ſie nicht von ihrer Meinung ab. Nein, ich muß heute noch erfahren, wie es ſteht; ich will ihm ſchreiben, und das gleich. Vergeben Sie mir, wenn ich die Feder einen Augenblick wieder weglege. —

Ich habe ihm geſchrieben, habe dieſen Augenblick den Brief fort geſchickt, und was ſoll ich indeß thun [illegible] ich eine Antwort erhalte? — Schreiben kann [illegible] nicht weiter; ich kann kaum die Feder zwiſchen den Fingern halten — Ich habe ihm gemeldet, daß ich heute doch kommen würde, wenn ers auch durchaus nicht haben wollte — und noch ſo viele Geſchäfte hätte —

Ich kann nicht ſitzen bleiben — — — Ich kann auch nicht im Zimmer herum gehen — — Der Zeiger an der Uhr geht ſo langſam; mir däucht, jede Minute iſt ein Jahr —

Meine Briefträgerin kommt noch nicht, — Sie kann aber den Weg über den Fußſteig genommen haben, und der iſt weit länger; — ach! er iſt eine Stunde lang —

Und die Grete hält ſich auch leicht überall auf.

Wo ſie eine Heerde Gänſe beiſammen ſieht, da bleibt ſie ſtehen, kneipt ein kohlrabenſchwarzes Brod aus der Taſche, und dann bringt ſie niemand weiter mit ihrem Schlu! Schlu!

— — —

Das iſt gewiß, wenn Engelhof ſonſt keinen Fehler hätte, ſo hätte er den, daß er langſam ſchreibt; ich habe es zwar ſonſt nie an ihm bemerkt; — aber genug, daß ichs jezt erfahre; das iſt ein abſcheulicher Fehler — —

Erſt eine halbe Stunde vorüber; — und iſt doch an der Uhr alles aufgezogen —

Man kann aber auch vor dem Ecke an unſerm Schloſſe nicht hinausſehen, wie man will. Der es gebaut hat, dem muß es im Hirn gefehlt haben —

Und wo ich hinſehe, iſt alles ſo langſam — und die Tiſche und Stühle bewegen ſich nicht —

Wenn ſich indeſſen nur etwas bewegte! Es iſt unausſtehlich, wie alles ſo da liegt —

Noch nicht da — — —

Du Gans, wo du ſteckſt! —

Ach! da kommt das liebe Mädchen. Ich ſchicke Ihnen das Billet, wie ichs eben erhalten habe —

Ich bin vor Freude außer mir —

Engelhof
an die
Fräulein Gräfin.

Den 23.

Ich bin weit betrübter, als Sie es immer ſeyn können, theuerſte Gräfin, wenn ich von jemand, dem ich gut bin, mich trennen ſoll. Dennoch kann man ſelten in ſeinem Leben weit gehen, ohne ein über das anderemal ſich trennen zu müſſen, denn was iſt Leben, als ein ewiger Abſchied.

Ich wüßte nicht, was Sie mir zu ſagen hätten, das Sie veranlaſſen könnte, ſo heftig, als Sie's thaten, auf eine Zuſammenkunft zu dringen. Sie ſagten mir viele verwirrte Dinge; Sie drohen mir ſogar auf eine gewiſſe Art. Gewiß, daß hat mich eben ſo ſehr betrübt, als es mich befremdet hat.

Ich bin ſtolz darauf, daß Sie nach meinem Umgang ſich ſehnen, und über meine Entfernung, wenn ſie vor ſich gehen ſollte, traurig werden. Hätte ich mich jemals um Sie verdient gemacht; ſo wäre dieß der größte Beweis einer auf die edelſte Art dankbaren Seele. Aber, theuerſte Gräfin! das nämliche Gefühl, das uns antreibt, edle Dinge zu verlangen, und uns derſelben, wenn wir ſie beſitzen, nach Art der Weiſen zu erfreuen, ſoll uns ſtärken, ſie, wenn ſie ſich entfernen, zu vermiſſen; denn leider! gehen dieſe beiden Schickſale ſtets neben einander, und ich möchte mich nie um das eine bemühen, ohne mich zu gleicher Zeit um das andere zu bewerben.

Ich werde Sie nicht in meinem Zimmer ſehen, wo mein Beamter, aus Hochachtung gegen Sie, ſtets zugegen bleiben würde, ſondern ich werde dem Nußgeſträuche, wo Sie ſich gewöhnlich niederzuſetzen pflegen, gegenüber, ganz langſam vorbeigehen. Da Sie nun wiſſen, daß ich komme: ſo können Sie ſich, während die Mamſel im Schatten ruht, unter dem Vorwande, Blumen zu ſuchen, nach dieſer Seite verlieren, wo ich dann bald erſcheinen, und die ungehinderte Freiheit haben werde, mit Ihnen unter den Augen der Gouvernantin zu reden, die weit genug entfernt iſt, um uns nicht zu hören, wenn Sie mir ja etwas zu ſagen haben, das dieſelbe nicht hören ſoll.

Ich werde Ihnen indeß ein Verzeichniß der beſten deutſchen und auch der ausländiſchen Schriftſteller zuſammen ſchreiben, die Sie ſich nach und nach ſammeln, und deren Geſchmack Sie unter die Damen Ihres Alters verbreiten können. Ich hoffe, Sie werden nicht vergeſſen, was ich ſo oft widerholet habe, daß eine einzige gute Seele zehn andere gut machen kann, welche den nämlichen Einfluß auf unzählige andere haben werden. Allemal nehmen ſich etliche Familien eine gewiſſe edlere oder ſchlimmere zum Muſter, und, o wie herrlich iſt es, ein Beiſpiel für jene zu werden! Sie verſprachen mir, Sie wollten nie von deutſcher Art abweichen, und ſtets an die Vorzüge unſers Vaterlandes glauben. Das werden Sie auch thun.

Ich habe eben Ihren Brief wieder geleſen, und ich weiß nicht, was darin liegt, das mich ſo ängſtlich macht. Es iſt mir, als wünſchte ich, Sie zu unſerer Zuſammenkunft vorbereiten zu können.

Was giebſt du mir denn mit auf den Weg? ſagte Eliſe, (ein Frauenzimmer, das ich hochſchätze, ungeachtet es von mir einen ganzen Welttheil getrennt iſt) was giebſt du mir denn mit auf den Weg? ſagte ſie zu Yorik, dem guten Engländer. „Ich bitte dich, theures Mädchen, ehre dich ſelbſt!“

So bitte ich Sie, zärtliche, liebenswürdige Gräfin und Freundin, und das in einem Tone, daß mir hier eine Thräne auf das Papier gefallen iſt: wenn wir uns ſehen: ehre dich ſelbſt.

Ich wünſchte den heutigen Tag mit freudigem Herzen beſchließen, und über die Ihrigen eine ununterbrochene Freude verbreiten zu können.

Ich bin mit aller möglichen Hochachtung
Ihr
ergebener Diener
Engelhof.

Briefe
des
# jungen Berghausen
an den
Baron Wicky
nach München.

Ich hoffe, daß wir noch immer die nämlichen Freunde ſeyn werden, die wir in Ingolſtadt geworden ſind, Herr Bruder, Herr Schwager und Alles. In der möglichſten Eile melde ich Ihnen eine Nachricht, die ich Sie eben ſo bald zu beſorgen bitte. Ich ſpeiſte heute bei dem Beamten — da war ein gewiſſer Engelhof, ſein Praktikant, ein einfältiger Pedant, ein ſtolzer Narr, der an Hölle und Teufel glaubt, voll Gewinſel und Andacht, zugegen; der erhielt dann einen Brief, daß man ihm die ledig gewordene Pflege zugedacht habe. Er ſtellte ſich, als wollte er ſie nicht annehmen, und mein Beamter unterſtützte ihn zum Schein. Ich kenne die Tochter, und ich glaube, ſie würde mich nicht ausſchlagen. Der obige Pinſel giebt ſich hier damit ab, die junge Gräfin von — und ihren Bruder zu bilden. Jene wäre für Sie. Sie wiſſen, bei dieſem Hauſe iſt Geld und Anſehen. Es iſt Schade, wenn der Narr länger mit ihr umgehen ſoll. Er verderbt ſie beide, bringt ihnen pedantiſche Principien bei. Ich ſag es Ihnen, es iſt ein ſchönes Geſicht mit glühenden Augen. Sie ſieht den Pedanten immer an, und will immer bei ihm ſeyn. Ich zog ihn darüber auf, und er zitterte. Holla! dacht' ich. Sagen Sie das ihrer Mama, und ſchmeicheln Sie ſich bei ihr ein. Sie iſt ein eitles Weib, und alſo leicht zu gewinnen. Meine Sache geht durch die Hände Sr. Excellenz — Ich weiß, daß Sie gut bei ihm bekannt ſind. Haben Sie die Güte, meiner zu gedenken. Setzen Sie zu dem, was ich Ihnen von meinem Antagoniſten ſagte, hinzu, daß er ſich immer mit Bücherleſen abgebe. Ich habe ihm angerathen, den Tacitus zu überſetzen, und ihn Sr. Excellenz zu überſchicken. Ich weiß warum. Ein andermal ein Mehreres. Man beſiehlt ſich

Gehorſamſter Diener

v. Berghauſen.

Ein Brief an Engelhof von ſeinem Freunde.

Und du könnteſt dich zur Ruhe legen, ſagte ich, als ich von ihrer Frau Mutter (es war ſchon ſpät Abend) nach Hauſe kam, und denkſt nicht daran, daß die arme Wittwe die unruhigſte Nacht durch deine Schuld leben könnte? Ich hatte zwar der kleinen Aufwärterin das tiefſte Stillſchweigen anbefohlen, und der andern gemeinſchaftlichen Hausmagd auf das ſorgfältigſte eingepräget, daß ſie nicht öfter, als ſies ehemals gewohnt war, in ihr Zimmer treten, und ſich überhaupt in ihrem Betragen nichts merken laſſen ſollte. Allein der Kummer iſt ſinnreich, und es bedarf nur einer unüberlegten Antwort, ſo weiß ſie das Geheimniß, das ihr, indem es unvermuthet kömmt, vielleicht todtſchwer auf das Herz fallen könnte. Ich gieng alſo wieder hin, wo meine Ruhe, und die einzige gegenwärtige Angelegenheit meines Herzens lag. Ich ſetzte mich, wie vorhin, zu ihrem Bett, ſah ſie trauriger an, als vorhin, und wußte nicht, was ich ſprechen ſollte. Mein Wiederkommen fiel ihr gleich ſehr auf, aber noch mehr meine traurige Verlegenheit, mit der ich ſie angeſeden und ſtillgeſchwiegen habe. Ich komme, fieng ich endlich zitternd an, Ihnen noch einmal eine gute Nacht zu wünſchen, nachdem mich mein Weg eben bei Ihrem Hauſe vorbeigeführt hat. Ich fragte ſie hierauf um ihr Wohlbefinden, als wenn ich ſie ſchon lange nicht mehr geſehen hätte, und erkundigte mich um viele Dinge, von denen ſie gewiß wußte, daß ſie mir gut bekannt ſeyn müßten. So oft ich meine Verlegenheit über meine vorige Frage merkte, that ich in der Eile gleich wieder eine neue, und ſagte, und that Alles, nur von dem nichts, was ich, wenn ich nichts auf dem Herzen gehabt hätte, gethan haben würde. Sie ſchien in meiner Seele zu leſen. Sie beantwortete mir alles, ſo gut ſie konnte, mit einem ſanften, betrübten Lächeln, und ſagte endlich, ohne daß ich ihr dazu Gelegenheit gab, daß, wenn ihr lieber Mann ſchwer krank werden ſollte, ſie ihn durch mich um Erlaubniß wollte bitten laſſen, ihn zu ſehen. Ich will dazu, fuhr ſie fort, alle Kräfte, die ich habe, anwenden, und kann ich nicht gehen: ſo will ich gerne nach ihm hinkriechen, wenn ich ihm nur einen vergnügten Augenblick machen könnte. Gehen Sie hin, und ſagen Sie mir Ihre Meinung darüber; aber aufrichtig. Ich habe keinen Willen mehr, und ich will mich in Allem Gottes Fügung überlaſſen. Ich gieng alſo gleich fort, ohne darauf etwas zu antworten, und ohne zu wiſſen, wie ich wieder zurückkommen ſollte. Ich kam mit einem kleinen Lämpchen in der Hand in das Zimmer Ihres Vaters, wo ein ſchauderhaftes, hohes Stillſchweigen herrſchte. Das Zimmer ward von einem Licht, das mir, ich weiß nicht, wie ſeltſam und düſter vorkam, kaum halb beleuchtet, und ſo ſaß ich im Dunkeln, und ward verſenkt in Ahndungen, in Geiſterleben und Todesgefühlen, und merkte nichts, warum und wie lang ich hier ſäße, bis ich in dem kleinen Gang etwas an der Mauer wiſchen und ächzen hörte. Ich flog hinaus, indem ich nicht zweifeln konnte, wer es wäre; denn wer konnte es ſonſt ſeyn, als Ihre Frau Mutter, die ſich mit beiden Händen an die Mauer ſtützte, und dieſe Anſtrengung nicht mehr würde ausgehalten haben, indem ſie bereits heftig zitterte, und der hinabſinkende Kopf von einem Schwindel befallen wurde. Ich konnte mich bei dieſem Anblick auf gar nichts beſinnen, ich wollte ſie in meine Arme faſſen, ſobald ich ſie ſah, indem ich ihr zugleich ſagte, daß ſie heute gar nicht zu ihm kommen könnte. Sie that, indem ſie die Hand gegen mich ausſtreckte, als wollte ſie mich von ſich entfernen, ſank aber zu gleicher Zeit an die Mauer hin, und würde einen harten Fall gethan haben, wenn ich ſie nicht ſogleich mit beiden Händen gehalten hätte. Sie bat mich nur wenigſtens die Thüre zu öffnen, denn er werde ſie nicht abweiſen, meinte ſie, wenn er ſie nur einmal ſehe. Er will Sie durchaus nicht ſehen, ſagte ich; o Gott! ich wußte nichts Beſſeres zu ſagen.

Sie bemühte ſich bei dieſen Worten, den Kopf in die Höhe zu bringen, und mir ſchien, als wollte ihr etwas Röthe ins Angeſicht kommen; aber es war wohl nicht alſo; denn wie es mit dem Kopfe nicht gehen wollte, wand ſie ſich alſo mit der größten Gelaſſenheit nach ihrem Zimmer, und nun denn, Freund meines Sohnes! war alles, was ſie ſagte. Ich trug ſie zurück auf das Lager ihrer Leiden. Eine Weile ſchwiegen wir beide ſtill; endlich entſchloß ich mich, ihr alles zu ſagen, es möchte gehen, wie es wolle.

Wenn ich Ihnen nun eine große Freude verkündigte, hub ich an, wollten Sie mir wohl verſprechen, bei einer unglücklichen Nachricht, die in Gottes Hand ſtand, gelaſſen zu bleiben?

„Ich verſpreche es Ihnen; ich will gelaſſen bleiben, und ſollten ſie mir ankündigen, daß ich binnen einer Stunde todt ſeyn werde.“

Aber, fuhr ich fort, wenn es die Nachricht von dem Tode einer Perſon beträfe, die Ihnen ſehr lieb iſt?

Nur nicht meines Sohnes, fiel ſie mir wehmüthig und erſchrocken ins Wort. Hierauf ſchwieg ſie ein wenig ſtill, um Athem zu holen, und wiederholte dann: Nur nicht meines Sohnes!

Dieſer iſt glücklich, ſagte ich, gute Frau, und ſogleich erzählte ich ihr alles, was ich von Ihrem künftigen Glück wußte, alle Hoffnungen und Ausſichten, und machte dadurch ihr Herz ſo voll Freude, daß ſie die Nachricht von Ihres Herrn Vaters Tod, dem ich immer näher rückte, ſehr ſtandhaft anhörte, und mich nicht hinderte, die Rede wieder auf ihre Umſtände zu wenden. Sie war recht unruhig, wie ſie Ihnen von dem Geld, das ihr nun zugefallen iſt, etwas ſoll zu gute kommen laſſen. Wenigſtens, ſagte ſie, muß ich ihm das Kleid ſchicken, das im Verſatz iſt, und deſſen im Teſtament nicht gedacht worden. Dieſes ſchickt ſie Ihnen nun auch mit dieſer Gelegenheit. Ich verſprach ihr morgen die Frau Pflegerin und ihre Tochter herzuführen, und ſie ward darüber mit ſo hohem Troſt erfüllt, daß ich glaube, es ſey noch Hoffnung zur Geneſung vorhanden, wenn dieſer Zuſtand dauerhaft ſeyn könnte, denn die Freude und Heiterkeit des Herzens iſt die beſte Arznei. Ich verließ ſie erſt um Mitternacht, und nicht eher, als bis ſie vor Ermüdung ein ſanfter Schlummer überfiel; dann betrachtete ich ſie, und ward erfüllt und belohnt mit dem himmliſchen Vergnügen, in die Wunde eines leidenden Herzens heilenden Balſam gegoſſen, meinem lieben Freund einen kleinen Dienſt erwieſen, und alſo überhaupt zur Ruhe und zum Glück vieler künftigen Familien etwas beigetragen zu haben.

Leben Sie wohl, und wenn Sie, da Sie dieſen Brief erhalten, meinen letzten Brief noch nicht beantwortet haben; ſo machen Sie mir die Freude, mich die Entſchließung Ihres Herzens, ſo bald als ein Bote abgeht, wiſſen zu laſſen Ihrem aufrichtigſten wahren Freund ꝛc.

Ein Brief an Engelhof von ebendemſelben.

Ich habe Ihre höchſt unerwartete Antwort und zu gleicher Zeit eine eben ſo unerwartete Beilage, (ſie mögen ſchon errathen von wem) erhalten, und ich weiß in Wahrheit nicht, was ich von beiden denken, und wo ich den Kummer, den mir darüber die Zukunft verurſacht, hinlegen ſoll. O mein lieber Freund!

Wenn Sie künftig durch Ihr Betragen jemand Urſache geben ſollten, von Ihrem Herzen, und Ihrer Rechtſchaffenheit hart zu urtheilen, oder wenn Sie vollends unglückliche Folgen ſich zuziehen ſollten, wird man nicht von mir ſagen, das war ſein Freund, der war's, der ihm mit ſeinen Geſinnungen am nächſten kam, und ihn darin unterſtützte? Man hat ſich gegen ſeinen Freund nie eines Geſtändniſſes ſeiner Schwachheiten zu ſchämen, wenn man ſie nicht mit Fleiß nährt, und einwurzeln läßt. Sollten wir nicht Hand in Hand gehen, damit jeder des andern Straucheln empfinden, und den Fall verhindern könnte? Mir das gefährlichſte Fieber Ihres Herzens zu verhehlen, der ich an jedem Athemzug Antheil nahm! Vergeben Sie mir, wenn ich mich ſolcher Ausdrücke bediene, die Sie im Falle, daß Sie dieſelben nicht verdienen, mit meinem Eifer für Ihr Wohlſeyn entſchuldigen müſſen. Dieſer verleitete mich bereits, für Sie etwas zu thun, daß ich nunmehr nicht weiß, wie ich es zurücknehmen, und Ihnen zum Beſten lenken ſoll. Als die verwittibte Frau Pflegerin den Beſuch, von welchem ich neulich meldete, bei Ihrer Frau Mutter abſtattete, wurde ſie von dem Anblick derſelben, und den Beſchreibungen, welche ſie von Ihrem Charakter hörte, ſo erfreut, daß ſie recht eilte, Sie bei Sr. Excellenz in Vorſchlag zu bringen. Dieſer ſchien ſehr geneigt, ſich Ihrer anzunehmen, und antwortete, daß es nur einer Bittſchrift bedürfe, um die Sache den ordentlichen Weg gehen zu laſſen. Ich verfertigte ſie, indeß wir Ihre Antwort erwarteten, mit vieler Freude, und warb alſo um den Dienſt in Ihrem Namen. Wer hätte auch dieſe Erklärung vermuthen ſollen, welche nun alle unſere Plane, und wahrſcheinlich auch die Geſundheit Ihrer Frau Mutter vollends zerſtört. Sie fragt alle Augenblicke, ob von Ihnen noch keine Briefe angekommen ſeyen. Noch habe ich ihr nichts geſagt, weil ich immer hoffe, daß Sie ſich bei Ihrer erſten Entſchließung übereilt, und indeß eines Beſſern beſonnen haben werden. Ich habe immer geglaubt, Sie würden, wenn es um die Geſundheit Ihrer Frau Mutter zu thun wäre, Sohn genug ſeyn, ihr auch ein hartes Opfer zu bringen; aber dieſer Fall iſt hier nicht zugegen. Wenn ich Ihre Gemüthsart zu Rathe ziehe, ſo glaube ich gewiß, daß die Tochter der Pflegerin die Perſon ſey, die Ihres Vertrauens und Ihrer Zuneigung ſich würdig machen wird. Doch wenn eine andere Urſache, wie ich vermuthen muß, zu dieſem Entſchluß Sie gebracht hat, ſo weiß ich wohl, daß dieſe Verſicherung vergebens, und daß Ihr Herz nicht fähig iſt, die Möglichkeit davon zu fühlen. Ich muß es Ihnen mit wahrem Kummer geſtehen, daß mir die Fräulein Gräfin einen Ring, den ich verkaufen, und das Geld davon Ihrer Frau Mutter geben ſollte, geſchickt, und mir mit kindlicher Einfalt geſchrieben hat, daß, wenn ſie Ihren Freund kennete, ſie an ihn ſchreiben würde, damit er Sie von dem Dienſt abhalten möchte. Wenn Sie an Ihrer Schülerin noch gar keine Entdeckung eines ſolchen übermäßigen Gefühls gemacht haben ſollten: ſo bitte ich Sie, dieſelbe nicht weiter zu machen, ſondern ſich, ſobald Sie können, zu entfernen. Sind Sie aber bereits ſelbſt mit einverſtanden: ſo wiſſen Sie ja ſelbſt, daß, je länger der Strom der Leidenſchaften in das Herz läuft, er es deſto tiefer anfülle, und endlich erſäufe. Ich wüßte keinen kläglichern Anblick in der Natur, als den Brand eines Herzens, wie das Ihrige iſt. Ich glaube, er wäre durch menſchliche Hülfe unauslöſchlich. Aber da noch Zeit iſt: Sapere aude, incipe!

Aber noch glaube ich von allem nichts, und ich habe, und werde ſtets ſo viele Hochachtung für Sie behalten, daß ich, wenn Sie auch jedermann hart beurtheilen ſollte, der letzte ſeyn würde, etwas zu glauben. Antworten Sie mir bald, und leben Sie tauſendmal wohl! u. ſ. w.

Engelhof gab ihm hierauf, wie auf die vorigen Briefe dieſer Art, keine Antwort, und er ſah überhaupt ſeine Bekanntſchaft mit der Gräfin immer noch als eine Nebenſache auf dem Wege ſeines Berufes an, deren er ſich, wenn ſie gut gieng, erfreuen, wie man ſich auf einer mühſeligen Reiſe des Schattens erfreut, und die er, wenn ſie wohl beſtellt wäre, um ſo mehr mit Freuden verlaſſen würde. Indeß befand ſich ſein Freund in einer Marter von Argwohn und Ungewißheit, daß er auf Engelhofs männliche und tugendhafte Geſinnungen ſich verlaſſen zu können glaubte, aber auch die ſehr zärtlichen und bedenklichen Briefe, welche die junge Gräfin an ihn ſchickte, in den Händen hatte. Wahrſcheinlicher Weiſe hat dieſe ihm (als ihrer Freundin), auch den Hergang ihrer letzthin mit Engelhof verabredeten Zuſammenkunft berichtet, und vielleicht vortheilhafter und freudiger, als ſie wohl Urſache gehabt hätte, geſchrieben. So erkläre ich mir wenigſtens den Inhalt des folgenden Briefes an Engelhof, wovon dieſes Fragment noch vorhanden iſt:

— „Sie müſſen nicht glauben, daß ich Ihnen durch ein kaltes Ueberlegen Ihre Empfindungen rauben wollte, dieſe Triebfeder von allem, was gut, edel und groß iſt. Nein, liebſter Freund, würden Sie wohl ohne dieſelben ein rechtſchaffener Mann, ein zärtlicher Freund, mein Freund ſeyn können? aber deßwegen kann ich Sie doch immer erſuchen, ſich ſo viele Herrſchaft über Ihre Empfindungen anzueignen, daß Sie darüber nicht gänzlich unglücklich und nebenbei muthlos werden, die vielen Beſchwerniſſe, die Ihnen auf dem Wege der Hoffnungsloſigkeit begegnen werden, zu überwinden, und entſchloſſen zu bleiben.“

„Wozu ſoll am Ende alles Studiren, alle Einſicht uns nützen, wenn ſie nicht dazu nützt, uns gemäßigter, ſtandhafter, ſtiller, wohlthätiger und weiſer als alle andere Menſchen zu machen? Mancher gemeine Mann, der nie eine Zeile von dem gehört hat, wovon Sie ganze Bücher geleſen haben, ſieget dennoch bei heftigen Anfällen, und Verſuchungen; und freilich mag oft ſein Temperament, oft ſeine Schüchternheit ihm dazu verhelfen; aber was dieſer bei allem Mangel des Geiſtes vermag: ſollen das bei Ihnen nicht die Kräfte des Geiſtes ausrichten? Schon als Knabe haben Sie angefangen, an ſich zu verbeſſern, und ließen keinen Tag vorüber, wo Sie nicht unruhig wurden, wenn Sie nicht beſſer geworden ſind. *Ich werd' es Ihnen nie vergeben, wenn Sie kein großer Mann werden.* Wie weit müſſen Sie's nun ſchon gebracht haben? Wie nahe müſſen Sie dem Ziele, das Sie ſich ſteckten, gerückt ſeyn? Und nun wollen Sie das auf einmal abreiſſen, und einen Schwertſtreich thun in das Gewebe, das Sie ſeit ſo vielen Jahren angelegt haben? Auch hat man Sie, ſo wenig Sie geſehen ſeyn wollen, beobachtet, und Ihr Betragen fieng an, vielen zum Muſter zu werden. In der That, wenn Sie nachgeben, thun es hundert nach Ihnen, und wenn Sie fallen, ſo werden hundert ſagen: Es iſt nicht möglich, aufrecht zu ſtehen.“

„Laſſen Sie uns, aus einer unzeitigen Schüchternheit, nicht von der Wunde ſchweigen, die wir geheilt wiſſen wollen. Ich kenne die Liebe, und ich weiß, wie dem Armen, den ſie ergreifet, zu Muth iſt. Sie füllt das Innerſte ſeines Herzens aus, und lebt, und webt in allen Säften und Nerven und Adern. Sie iſt dem kranken Menſchen über alles, und beſſer, meint er, beſſer nicht leben, als nicht lieben. Aber, lieber Freund, wider Orkane von Feuer und Waſſer giebt es Mittel, ſoll es ſie wider dieſe Peinen nicht geben? Vergeben Sie mir dieſen Ausdruck, wenn er Ihnen nicht ganz edelmüthig ſcheint, und ich bitte Sie, machen Sie mir den Vorwurf, er ſey es nicht. Sie wußten längſt, daß es Tugenden giebt, die ſo mächtig ſind, als die Liebe, und länger, als die Liebe, dauern; die uns eben ſo feurig, und gutherzig, und entſchloſſener zum uneigennützigen Guten machen, als man bei der Schwachheit, die am Ende doch allemal mit der Liebe verbunden iſt, nie werden kann. Aber dieſe Tugenden und Kräfte bieten ſich nicht, wie die Liebe, bei Spiel und Müſſiggang an; ſondern wollen durch Mühe, und Ernſt und Streben erlangt werden. Nehmen Sie ſich den Muth, zu thun, was Sie einſt mit Vergnügen ſich erinnern werden, gethan zu haben. Beobachten Sie nun auch das, was Sie andern ſo oft gerathen haben, und leſen Sie keine Schriften, welche von einer abentheuerlichen, und doch glücklich gewordenen Liebe, oder von andern Gegenſtänden, welche das Gefühl erweichen, handeln. Das Oel iſt ein heilſames Geſchenk, aber wer auslöſchen will, muß Waſſer, nicht Oel in Feuer ſchütten. Und ſo iſt es gewiß kein pedantiſcher Rath, wenn ich Sie bitte, alle die Dinge, welche die Einbildungskraft nach der kranken Stelle lenken, zu meiden. Ich fürchte mich vor nichts mehr, als vor Ihrem Stolz, und jener Zuverſicht auf ſich ſelbſt, vermöge welcher Sie glauben, Sie wären ſtark genug, jeder Gefahr zu trotzen. Ziehen Sie ſich zurück, wo freiwilliges Stehenbleiben keine Ehre macht. Ein herzhafter Mann, der die Gefahr beſtehen würde, vergißt niemals, daß er umkommen kann, und ſucht daher die Gefahr auch gerade am wenigſten."

Dieſer Brief war allerdings hart für einen Mann, der ſo wenig, als Engelhof, beitrug, ihn zu veranlaſſen; er beantwortete ihn nur mit den Worten: „Sie haben mir mit Ihrem Briefe ſehr weh gethan.“

Ein Brief von Herrn Baron Wickh an Berghauſen.

Dero werthes Schreiben habe richtig erhalten, und daraus erſehen, wie wir beide unſer Glück machen könnten, dafür ich Ihnen ſehr verbunden bin. Ich habe Ihretwegen einige Schritte gethan, und ich kann Ihnen verſichern, ich werde ihm zu ſeinem Glück behülflich ſeyn. Das muß mir niemand ſagen, daß ich nicht alles durchſetzen kann, was ich mir vornehme. Geſagt iſt es bald, aber die Brühe recht durcheinander zu miſchen, das iſt die Hauptſache, und darin ſchmeichle ich mir, es weit gebracht zu haben. Wie hätten Sies zum Beiſpiel angegangen, Ihren Rivalen (zum Teufel er hat wirklich um den Dienſt angehalten, und wie Sie mir avertirten, ſagte er Ihnen, daß er es nicht thun wolle); wie hätten Sies, ſag ich, angegangen, ihn Sr. Excellenz auf eine ſolche Art bekannt zu machen, daß ſelbe ſeinen Namen nicht hören können, ohne in Hitze zu gerathen? Sr. Excellenz haben viele Geſchäfte, und ſind, wo ſie gehen, und ſtehen, voll Gedanken, ſo daß ſie, wenn man derſelben etwas erzählt, über die Sache oft nur halb nachdenken, ſelbe, wenn ſie nicht preſſant iſt, bald wieder vergeſſen, oder wohl gar den andern Tag ſie eben denjenigen, als eine Neuigkeit, erzählen, von denen ſie ſelbe gehört haben. Ich traf Sr. Excellenz im Hofgarten, und nachdem ich mich um dero hohes Wohlſeyn erkundiget, über der Laſt von Geſchäften, womit ſelbe überhäuft wären, mein Bedauern gezeigt, und anbei verſichert hatte, daß man davon im ganzen Land, und weiter noch auf das rühmlichſte ſpreche, wobei er ein paar Runzeln fallen ließ, kamen wir, wie natürlich, nur von ungefähr, von den Vakaturen zu Rede. Er nannte mir ſogleich die Pflege zu — wo ſich bereits ein gewiſſer Engelhof gemeldet hätte. Er ſoll ein geſchickter Menſch ſeyn, ſetzte ich hinzu, er liebt alle neue Bücher, lieſt immer Poeten, und macht vielleicht auch Verſe. Ein ſolches Wörtchen, wie z. B. vielleicht, etwa, es kann ſeyn, ich wollte wetten, oder, ich meine wenigſtens ſo, u. d. gl. muß man nicht vergeſſen, hinzuzuſetzen; denn Sr. Excellenz ſind, wie ich aus vielen Beiſpielen weiß, ein ſtrenger Mann, der auf einem Wort ſitzen bleibt, und eine Sache ſehr bedenklich aufnehmen würde, wenn ſie entdeckten, daß ſelbe nicht Grund hätte, in welchem Falle denn ein ſolches Wörtchen immer hinaus hilft. Indeß iſt ſelten Gefahr, weil die zu vielen Geſchäfte dieſe Unterſuchungen zerſtreuen, oder verhindern. Als ich mithin ſagte: „Er macht vielleicht auch Verſe,“ antworteten Sr. Excellenz: „Da macht er was rechts. „Es iſt denn aber jetzt ſo die Mode, ſagte ich.“

Wir ſehen auch die ſchönen Früchte davon. Was vor Zeiten noch den Lutenhofer und Schmoz in der Hand hielt, das hat jetzt ſchon ausſtudirt. Nichts Solides, glauben ſie mir. Lauter Blumen in Treibhäuſern, die da keinen natürlichen Geruch haben, und abfallen, wenn ein rauher Wind über ſie kommt.

Man muß aber doch geſtehen, fuhr ich fort (denn ich wollte ihn recht verdrüßlich machen, indeß ſein Unwille, ohne daß ers ſelbſt wußte, immer auf den zurückfallen würde, über den ich den Discurs erhoben hatte. Merken Sie ſich dieſe Regel) man muß doch geſtehen, daß die Dichter, und überhaupt die jetzige neue Literatur ſehr viel Reizendes haben. — Das iſt es eben, fiel er mir ein. Darum bekommt man Eckel vor andern Dingen, und verſäumt, wie ich eben ſagte, das Solide.

Wenn ein Caſus vorfällt, wo man ſeine Gedanken zuſammen nehmen ſoll, fragt man nicht, ob man ſeine Worte auf Stelzen, wie ſies jetzt haben, zu ſetzen weiß. Das ſind Poſſen.“

Der Zorn griff ihn bereits gewaltig an. Ich wollte ihn aber weiter fortführen, und ſagte mit einem ſcherzenden Ton, aus welchem er abnehmen konnte, daß ich mit ihm verſtanden ſey: Es macht ja aber aufgeklärt Euer Excellenz! Das Wort aufgeklärt war ihm ſtets verhaßt, wie ich bereits voraus wußte, aber hier kam es vollends zur ungelegenſten Zeit; er ſchien verdrüßlich zu werden; daher ließ ich es gut ſeyn, und ſetzte nur noch hinzu: So viel meine ich immer bemerkt zu haben, daß dieſe Aufgeklärten nirgends am rechten Ort ſind, daß ſie wenig Ehrfurcht für die Einrichtungen ihrer Väter bezeigen, und meinen, es brauchte weiter nichts, als umſtürzen, was jene errichtet haben, und ſich hinſetzen. Hierauf fiel mir Sr. Excellenz brillantner Ring in die Augen, wo ich dann die Entdeckung machte, daß ich mich nicht erinnern könnte, jemals einen ſchönern geſehen zu haben. Als mein Erſtaunen darüber zu Ende gehen wollte, ſchlug ſich eine Reihe Cavaliers zu uns, wo wir dann von tauſend Sachen redeten, und reden hörten, ſo daß das vorige glücklich vergeſſen, oder in andere Gedanken hineingemiſcht wurde. Nun hören Sie: Geſtern gehe ich durch die Frauenkirche, und wie ich nun die Schönheiten, die ſich da ordentlich finden laſſen, gewöhnlich ſo herum forſche, ſehe ich Sr. Excellenz, und auf der andern Seite die Wittwe, Ihre Schwiegermutter, und die Tochter, Ihre Braut; das dachte ich wenigſtens, ſo bald ich ſie ſah. Sie waren ſchwarz gekleidet, und ungeachtet ich es wußte, fragte ich doch Sr. Excellenz, wer ſie wären. Es iſt die Wittwe, ſagte er, von der Pflege —, mit ihrer Tochter. Das iſt wohl ein guter Ort, verſetzte ich, wo ein braver Mann ſein Glück machen kann. Und die Tochter, indem ich mit dem Glas hinſah, iſt auch nicht häßlich. Etwas blöde, bleich! dieß macht aber die Trauerkleidung. Es werden ſich wohl viele Candidaten melden? Freilich, verſetzte er, aber zur Zeit haben ſie nur einen vorgeſchlagen, mit dem es ſich nicht recht anlaſſen will, einen gewiſſen Engelhof, den Sohn des Raths, der jüngſt geſtorben iſt, er ſoll ein witzelnder Laffe ſeyn, habe ich gehört, ich weiß nicht mehr wo. Man will ihn gar nicht loben. Ich erinnere mich, war meine Antwort, von einem dieſes Namens gehört zu haben, der wäre ein trefflicher Belletriſt.

Richtig.

Der befände ſich dermalen als Praktikant bei dem Beamten zu —

Der nämliche!

Man ſoll auch daſelbſt, ſoviel ich höre, mit ihm nicht allerdings zufrieden ſeyn:

Das glaube ich, das ſind die Früchte. Par dieu, ſagte ich hierauf, und zuckte mit den Achſeln, wichtige Aemter verlangen ihren Mann. Und ohne darauf eine Antwort zu erwarten, zog ich die Uhr heraus, erſchrack, als wenn ich etwas verſäumt hätte, wünſchte Sr. Excellenz, indem die Meſſe eben zu Ende gieng, einen rechten guten Apetit, und eilte davon, um ihn recht ſeinen letzten Gedanken zu überlaſſen. Im Zurückgehen machte ich der Mutter und Tochter ein tiefes Compliment, erhielt aber keines entgegen, ſie beobachteten mich nicht einmal; die Mutter hatte die Hände übereinander gelegt, und war, indem ſie die Augen in die Höhe drehte, und das Maul aufriß, den nach der Seite hängenden Kopf nicht zu vergeſſen, eben im Begriff, einen Seufzer zu thun, und von der Tochter ſchien es, als wenn ſie alle Augenblicke Luſt hätte, ausgeſpannt zu beten. Sie werden zu thun kriegen, wenn Sie ſie in dieſem Stück vernünftiger machen wollen.

Eine Neuigkeit. Die ſchöne Kunigund ſah ich geſtern fortführen nach Burghauſen, wie ich vermuthe, in einem elenden zerriſſenen Rock, und in Lumpen, daß ſie ſich kaum bedecken konnte; das Geſicht gelb, eingefallen, voll Staub und Wuſt, daß ich ſie kaum mehr kannte. Hätteſt du ſie den Leinweber heirathen laſſen, ſo wäre ſie jetzt Weberin. Der Nickel erblickte mich, wie ich bei dem Wagen vorbeigieng, und wandte den Kopf weg; ich blieb ſtehen, und bemerkte, daß ſie am Ende der Gaſſe nochmal ſich umſah. Wenn ich daran denke, wie ſie war, als wäre ſie gedrechſelt, wie alles ſtehen blieb, wenn ſie durch die Gaſſe gieng, und ſie anſah. Baſta! Wir hatten doch manchen Spaß.

Was meine Affaire betrifft, ſo habe ich mich dem Kammerherrn — entdeckt, mit dem ich viele Connaiſance habe, und der mir verſprochen hat, der Gräfin Mutter mein Anſuchen zu entdecken. Sie hielt mich immer für etwas leichtfertig, weil ich in ihrer Gegenwart oft wider das Heirathen ſprach, wovon ſie eine große Verehrerin iſt. Ich habe, um ihr eine beſſere Denkungsart von mir beizubringen, geſtern, da ich Cour machte, ein großes Gebetbuch voll Bilder, worauf ich ſchöne Verſe ſchrieb, zu mir geſteckt, und es, indem ich das Schnupftuch herauszog, auf das Kanapee fallen, und liegen laſſen. Die Gräfin nahm ſich ein paar Bilder heraus, und das Kammermädchen, das mir heute das Buch zurückgab, berichtete mir, die Gräfin habe geſagt, der Baron müſſe heimlich doch ein guter Chriſt ſeyn, und glaube ſie, mein loſes Maul ſey nur Verſtellung. Iſabella, ſo heißt das Kammermädchen, wechſelt mit der Gubernantin der Fräulein Gräfin Briefe; ein Umſtand, den er nicht vergeſſen ſoll. Man kann dieß Geſinde oft brauchen. Schreib er mir einige Anekdoten von ſeinem närriſchen Kerl, und ſuch er, ſich ihn gut zu erhalten. Die Frau Gräfin iſt durch mich von ſeiner verkappten Information bereits unterrichtet. Sie erſtaunte, daß ihr die Gubernantin nichts entdeckte, und ſchrieb ſogleich an ſie. Ich liege ihr alle Tage wegen dieſer ſaubern Information in den Ohren, und erzähle ſo umſtändlich, als wenn ich die Sache leibhaftig geſehen hätte. Adieu, ich verbleibe mit vieler Affektion ihr

München, den 30. April
Mai 17 —

bereitwilliger Diener und Freund

Baron Wickh.

Ein Brief an die Gubernantin von Iſabella.

O liebe Mamſell, das iſt Ihr ein Lärmen mit der gnädigen Frau Gräfin, daß Sie meint, der Kopf müße Ihr aufſchwellen vor dem Lärmen, das immer ſo in einem Trum*) fortwährt. Und hab' ich grad ein Schreiben gekriegt von Sie, daß ich es dem Hausmeiſter hinabtragen ſoll, und hab gedacht, ich müße Sie man auch ſchreiben, damit und auf daß Sie weiß, wo das Feuer zu blaſen iſt. Ein Bischen mag wohl darunten ſeyn; aber daß ſies jeden auf den Aermel binden, da wird Sie Noth haben, wenn es ans reine Taglicht kommt, liebe Mamſell. Gott, der ſey ihr gnädig. Der Monſieur, ſagt man, der bei dem Beamten — iſt, ſoll ja der jungen Gräfin nachlaufen, und ſich an ihr henken wollen. Ich hab es Niemand als den Bedienten und dem Läufer erzählt, und die glauben, das Weſen könne ihr nicht mit rechten juſten Dingen zu gehen. Der Laufer, der was vernünftig iſt, meint, weil ich ihn conſulirt habe, ſie ſoll die Parthie von dem fremden Monſieur nicht nehmen, daß ſie man uns nicht zwiſchen zwei Stühl nieder ſitzt ꝛc. Sie bleibt von mir ſchönſtens gegrüßt, in Eil, Sie weiß, daß ich im Schreiben nichts bin gegen Sie, bis in den Tod

---

*) Schwäbiſcher Ausdruck, vom Faden hergenommen: er ſchlaft, lacht in einem Trumm fort, u. ſ. w.

getreue

Iſabella.

In das Comödienbuch habe ich ſchon ausgeleſen, ſchicke Sie mir mal ein anders.

Antwort der Gubernantin.

Den beigelegten Brief übergeben Sie alſogleich der Frau Gräfin. Ich danke euch, liebe Jungfer, mit vielem Eifer, daß Ihr mich benachrichtigt habt wegen dem Desordre, der bei euch entſtanden, und thut mir leid, daß Ihr darum zu leiden gehabt. Ich habe der Gräfin geſchrieben, daß nichts an der Sache ſey, aber mit Sie darf ich ſchon aufrichtiger reden, weil ihr verſchwiegen ſeyd, ſonſt würde ich es ihr nicht ſagen. Der Monsieur, ſage ich Ihr, hat unſer Fräulein ganz umgewandt, ſie gemacht ſo douce und ſanft, daß Ihr ſie in Wahrheit nicht mehr kennen werdet: Er hat ihr eingeflößt einen ſo folgſamen Geiſt, daß ich aus ihr machen, was ich will; aber ſeit der Zeit iſt ſie immer traurig, und, ich kann es Euch nicht erklären, ſo wunderlich anzuſehen, daß mir bange iſt, ſie werde verrückt im Gehirn, wenn es ſo fortgeht. Der Monſieur, wollte ich mein Leben verwetten, hat ihr dazu keinen Anlaß gegeben. Er iſt ein wunderlicher deutſcher Mann, und hat nicht gelernt die Sprache, wie man einem Frauenzimmer etwas von Liebe ſagen ſoll; ja er ſcheint uns nicht einmal zu zählen unter die ernſthaften Dinge. Doch iſt ihr, wenn ſie mit ihm redet, und er aus ihr nichts zu machen ſcheint, als wenn ſie ihn eben darum lieb haben könnte, und weit lieber, als die andern, die ſich vor Dienſtfertigkeit den Kopf auf die Erde zerſtoßen, wenn wir etwa den Fächer fallen laſſen. Allein ich habe ſchon geſehen viele Städte, und bin geweſen bei vielen Familien, und habe kennen gelernt mancherlei Gattungen von Jungen, doch, ſag ich Ihr, kann ich aus dieſem Menſchen nicht klug werden. Wie man ihn anſieht, ſollte man ſupponiren nichts vom Böſen; aber lächeln habe ich ihn geſehen ein paarmal, darin ſteckte viel Schelmerei. Darum hatte ich ſehr viele Suſpition, ob nicht doch heimlich was darunter liege, aus der Urſache, weil er neulich einen guten Landdienſt hätte bekommen können, als ſein Vater geſtorben iſt, und ihn nicht angenommen hat, und auch die Fräulein mich gewaltig ausgeſcholten hat, als ich an den Herrn Grafen ſchrieb, daß er ihn möchte recomandiren bei Sr. Excellens Herrn — was er gewiß gethan hat, und auch die Frau Gräfin thun wird, wie ich es ihr in dieſem großen Brief gebeten habe. Sey ſie ſo gut, der Frau Gräfin auszureden den Verdruß, den ſie gegen dieſen Monſieur zeigt, damit ſie ihn rekomandier und ich ihn wegbringe! denn Ihr darf ich es ſchon ſagen, was ich weiter auf dem Herzen habe, weil ich weiß, daß Ihr verſchwiegen ſeyd. Die Fräulein hat verloren einen koſtbaren Ring auf zweihundert Gulden, ſag ich Ihr, und hab ich ihn nicht wieder finden können, da trägt nun der Monſieur auf einmal ein Kleid ſo wunderſchön, ſag ich Ihr, daß nichts ſchöners in der Revier herum. Alſo ſieht Sie, wo ſoll das all herkommen, ich bin ſehr bang mon dieu, wenn etwas an der Sache ſeyn ſoll, das ich nicht weiß. Anlangend das Komödienbuch, ſo ſchick' ich Ihr ein anders, darauf Sie aber ein bischen acht zu geben, und es nicht mit ſchmutzigen Händen anzufaſſen hat, noch ſo viele Ohren darein machen ſoll. Ich bin mit freundſchaftlicher Devotion Ihre

Dienerin ꝛc.

Ein Brief von Herrn von Berghauſen an Baron Wickh.

Unterthänigſten Dank für die Güte, welche Sie hatten, mir einen ſo dienſtfertigen Beweis Ihrer Gewogenheit gegen mich zu geben. Ich werde gewiß nicht unterlaſſen, mich derſelben würdig zu machen; und bin ich, was ich ſeyn will, ſo weiß ich, was ich zu thun habe. Bedienen Sie ſich nur der Gelegenheit, ſo bald als möglich, meinen Namen bei Sr. Excellenz zu nennen, und mich der Wittwe durch ihn vorſchlagen zu laſſen. Es müßte der Teufel darunter ſtecken, wenn ich nicht durchdringen ſollte. Wenn ſich durch einen Domeſtiken, einen Kammerdiener, oder eine Stubenkatze etwas thun läßt, will mein Vater, dem ich dieſen Anſtand ſchrieb, gern etliche hundert Gulden ſpendiren.

Mein närriſcher Kerl, wie Sie ihn nennen, würde, wenn auch ich nicht geſinnt wäre, mich zu produziren, ohnehin wenig Hoffnung zu einer erträglichen Beförderung haben. Mein Beamter wird dieſe Tage eine ſcharfe Klage wider ihn an die Hofkammer einſenden, und ſich wider die Neuerungen, die er anſtiftet, und wider ſeine vielen Impertinentien beſchweren. Wenn Sie den Menſchen ſehen ſollten, ſo würden Sie ſich über ihn halb todt lachen, oder ärgern. Alle Kleinigkeiten, ein Vogel, der im Gebüſch ſingt, ein Zaun mit Moos bewachſen, ſind für ihn Wichtigkeiten, und wenn ihm ein Krüppel, oder nur ein Menſch von übelm Ausſehen begegnet, ſo bleibt er ſtehen, und ſieht ihm nach, und eifert dann über unſere Gewohnheiten, als wären wir ärger, denn die Wilden, welche erſtaunen würden, wie er ſagt, wenn ſie zu uns kämen, und ſo viele Kranke, Arme, und Preſthafte, von deren Seuchen Sie nicht einmal den Namen kennen, ſehen ſollten. Jüngſt war er bei uns zu Gaſt, da ſtand, wie er hereintrat, eine Wirthstochter aus einem benachbarten Dorf, ein altes Menſch, das hier im Dorf vierzig Jahr diente, und eine Bettlerin iſt, unter der Thüre und bettelte. Ich ſchalt ſie, wie billig, gewaltig aus, und ließ ſogleich den Amtmann holen, ihr einige mandatmäßige Karbatſchſtreiche geben, und ſie bei uns ausjagen zu laſſen. Da gerieth mein guter

Gaſt in eine ſchreckliche Hitze, und ich war ſo gut zu glauben, daß es aus Aerger gegen dieſes Weib geſchah, als er es bei der Hand zu dem Amtmann, wie ich glaubte, wie ich aber nachmals erfuhr, nach dem Poſthaus mit ſich fortführte, und daſelbſt herrlich tracktieren ließ. Man ſagt, er habe dem Amtmann, der ihnen begegnete, und die Bettlerin ſcharf anſah, Trotz geboten, wie er ſich unterſtehen ſollte, ſie anzurühren. Er brachte während der Tafel das Projekt vor, ob es nicht möglich wäre, nach und nach ſo viel Geld in jedem Dorf zuſammen zu bringen, daß ein jedes ihre hülfloſen Perſonen ernähren könnte, denn es giebt doch manchmal hülfloſe, ſagte er. Es iſt nicht rathſam, ihm, wenn er mit Eifer etwas vorbringt, zu widerſprechen, wir gaben ihm alſo Recht. Den andern Tag beſuchte er einen alten Pfarrer, zu dem er nun am Abend faſt alle Tage, zwei Stunden von ſeinem Ort, hinläuft. Dieſen ſchwachen Greis, der ſeiner geſunden Sinne ſchon lange nicht mehr mächtig ſeyn kann, ſchwatzte er ſeinen albernen Gedanken mit ſolchem Ungeſtüm ein, daß der alte Mann in ſeinen letzten Tagen noch auf die Kanzel ſtieg, und in einer Rede an das Volk dieſen Vorſchlag, welchen er das größte Werk der chriſtlichen Liebe nannte, mit vielen Thränen anpries. Sogleich nach der Predigt hat ein Bürger ſein Teſtament, vermöge welchem ſein größtes Vermögen nach — zu einer reichen Fahne beſtimmt war, herausgenommen, und ſein Kapital nach des Pfarrers Gutdünken, der Gemeine nach ſeinem Tode angewieſen. Dieſem ſollen ſeither bereits ein paar andere gefolgt ſeyn, ſo daß darüber in der ganzen Gegend ein Lärmen entſtand, der dem Pfarrer eine Unterſuchung, auf dem hochlöblichen Konſiſtorio, zuziehen kann. Im Schloß iſt eine Veränderung vorgegangen, deren wahre Urſache ich noch zur Zeit nicht umſtändlich habe erfahren können. Er hat ſeine Beſuche plötzlich abgebrochen, und die Fräulein Gräſin ſoll ſich, heißt es, unpäßlich befinden. Indeß weiß ich, daß ſie ihm heimlich wenigſtens alle Tage einmal ſchreibt, worauf er aber ſchon ſeit acht Tagen nicht mehr antwortet. So viel hat mir die Perſon geſagt, welche die Briefe hin, und wieder trägt. Ich hoffe dieſe bald auf meine Seite zu bringen, und dann haben wir das Geheimniß in Händen.

Was aber den Hauptſpaß ausmacht, iſt, daß ich ihn beredet habe, ſeine Ueberſetzung vom Tacitus an Sr. Excellenz zu überſchicken. Ich wollte gern nach München zu Fuß gehen, um die Miene Sr. Excellenz zu ſehen, wenn ſie dieſes Paket öffnen, und ich wollte nicht dafür ſtehen, ob ſie es nicht aufnehmen, als wenn der gute Menſch, ſtatt ſich zu rekomandiren, die Abſicht gehabt habe ſeiner zu ſpotten. Ich bitte Sie nochmal um Ihre hohe Protection, der ich mich gewiß bemühen werde, Ihnen von hieraus alle mögliche Nachrichten zu geben. Ich habe das Vertrauen des närriſchen Kerls, indem ich mich ganz nach ſeiner Denkungsart richte, und in dieſem iſt er ſo offenherzig, wie ein Kind. Ich empfehle mich noch einmal gehorſamſt.

Dero

ergebenſter Diener

v. Berghauſen.

Engelhof an ſeinen Freund.

Sie haben Recht, theuerſter Freund, ich war zu voreilig, eine Entſchließung zu faſſen, die Ihnen ſo viele Unruhe gemacht, und wahrſcheinlich meiner lieben Mutter noch mehrere machen wird. Was würde ich nicht thun, um die Ruhe dieſer Mutter, und Ihre Freundſchaft zu erhalten? Hier iſt mein Memorial an Sr. Excellenz, mit einer kleinen Probe meines Privatfleißes, eine Ueberſetzung von den Sitten der Deutſchen. Ich glühte, und ſtaunte dieſen Winter durch manche ſelige Stunden bei dieſem Buch, indem ich in die herrliche Welt unſerer Voraltern geführt wurde, und die Männer ſah mit dem hohen Muth, und dem feſten, unerſchütterten deutſchen Sinn. — Und ſie waren! Und nun iſt beinahe ſelten der Mann bei uns, der ſich die Mühe giebt, zu leſen, daß ſie geweſen ſind.

Ich las das Papier eben nochmal durch, und bin ſo ſtark, lieber Freund, ſo ungewöhnlich unbeſorgt über alles, was iſt und ſeyn wird, daß ich meine, ich hätte, wie jener Spartaner, Muth genug, im Schatten unter einem Gewölbe ziſchender Pfeile zu ſtreiten. Auch bin ſo ruhig dabei, daß ich über Ihren Brief nicht einmal geweint habe. Und er war doch — ich weiß nicht, ob Sie eine Abſchrift davon haben, damit Sie ſelbſt ſehen könnten, wie er iſt. Alſo um den Dienſt will ich anhalten, und das Mädchen will ich bitten, daß ſie mich nicht haſſet, wenn ich ſie nicht alſo gleich lieben kann. Doch auch das will ich thun, ich will ſie auf meinen Händen tragen, und ſollte ſie mir unähnlicher ſeyn, als die Tulipane dem Eichbaum iſt. Ich will alles. Ich habe auch der Fräulein Gräfin entſagt, unter dem Vorwand, daß ich Tag und Nacht zu arbeiten habe, wie es denn auch, wenn ich das, was mein Herz intereſſirt, ein Geſchäft nenne, wirklich ſo iſt. Ich habe da eben etliche Briefe, denn ſie ſchrieb mir faſt alle Tage, vor mir liegen, von denen ich keinen geleſen, noch minder einen beantwortet habe, wenn ich gleich wünſchte, daß ich eine ſchickliche Gelegenheit haben möchte, ihr für ihre Güte um meine Mutter, die ſo gewiß Großmuth war, liebſter Freund, als es je eine Großmuth gab, danken zu können. Dieß kränkt mich ſo ſehr, ſo wenig mich mein Vorſatz, ſie niemals wieder zu ſehen, gekränkt hat. Aber nun, auch das iſt geweſen.

Ich werde hier, ehe ich abreiſe, ein Denkmal hinterlaſſen, das iſt, ich werde den Grund legen, daß ein Denkmal aufgerichtet werde, welches ohne Geräuſch und Lärmen blühen, und erquicken ſoll, wie den müden Wanderer das Säuſeln einer balſamiſchen Luft unter dem Schatten eines Baumes. Ich verfiel bei einer traurigen Gelegenheit, wo einer alten hülfloſen Weibsperſon des Bettels wegen ſehr übel begegnet werden ſollte, (denn ſtellen Sie ſich einmal vor, ſchlagen wollte man ſie. Erniedrigt nicht ſchon eine einzige ſolche Handlung, wodurch die Menſchheit, und das Ehrwürdigſte, das Alter, entehrt wird, ein ganzes Zeitalter?) ich verfiel, ſage ich, auf den Gedanken, eine Stiftung anzulegen, die wahrlich kein Dorf erſchöpfen würde, wodurch die Alten, oder die ganz Verlaſſenen ernähret werden könnten, ein Gedanke, über den man, wie ichs dann den guten Leuten, denen ichs erzählte, aus den Geſichtern anſah, heimlich lachte; aber Sie wiſſen das nimmer wahr befundene Sprüchgen:

Qui sibi fidit,
Dux regit Examen.

Ich wurde zwei Stunden von meinem Ort, mit einem alten Pfarrer bekannt, einem acht und ſiebenzigjährigen Greiſe. Wie ich dann alles, was rings herum liegt, nach und nach beſuche, ſo ſprach ich auch bei ihm zu, und zwar ohne alle Erwartung, daß ich etwas beſſeres, als das Gewöhnliche, antreffen würde, wenn es mir gleich ſchon ſehr auffiel, daß ich, als ich durch das Dorf kam, alles netter und reinlicher, und die Straße gangbarer antraf, als in den übrigen Dörfern in der Gegend, wo man gemeiniglich, wenn man von der Straße hereinkommt, erſtaunen muß, eben da, wo Menſchen wohnen, einen moraſtigen Pfützenweg anzutreffen. Ich ward beim erſten Anblick ſeiner Geſtalt betroffen. Es iſt einer von den Köpfen, denen man das freudige

Bewußtſeyn eines rechtſchaffenen Lebenswandels, eine Gewißheit vielfältiger Erfahrungen, und eine vollendete Klugheit anſieht, die der Vaterwürde eigen iſt. In ſeinen heiteren geſunden Zügen, den Früchten eines mäßigen Lebens, war ſo viel Wohlwollen, und Gönnen des Guten, ſo viele Zufriedenheit, Ruhe, und freudiger Genuß des Lebens, daß ich ſogleich dachte, wenn ich ein Geheimniß hätte, dir wollt ichs entdecken, und wenn ich verwundet wäre, an dein Herz wollt ich mich legen. Ich dachte auch, wenn du keines unſerer jetzigen Bücher geleſen haben ſollteſt, ſo biſt du dir ſelbſt ein Buch, und denkſt vielleicht geſünder, richtiger, als man geſchrieben hat. Es war auch ſo. Er kannte keines unſerer Bücher, wußte nichts von unſrer jetzigen Literatur; aber in welche angenehme Verwunderung wurde ich verſetzt, als er mich nach ſeiner Bibliothek führte, wo ich beinahe alle griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker neben den erſten Kirchenvätern antraf. Er lernte in ſeiner Einſamkeit auf dem Lande, wo er bereits etliche und fünfzig Jahre lebt, von ſelbſt griechiſch, und las in dieſer Sprache den Xenophon, Plato ꝛc. und den Homer weiß er beinahe auswendig. Einige dieſer Bücher, ſagt er, leſe ich noch alle Jahre, mit dem Vergnügen, wie das erſtemal. Das waren meine Freunde, ſetzte er hinzu, indem er auf den Schrank wies, und ich weiß nicht, ob jemand beßre finden könne. Ich machte ihm eine kleine Beſchreibung von unſerer jetzigen Literatur, nannte ihm die angerühmten Werke, und als ich ihm deren Inhalt erzählte, ſagte er mir oft, daß dieſes und jenes in den Alten weit beſſer, und originäler ſtünde. Mit der Menge von Büchern, welche bei uns herauskommen, war er gar nicht zufrieden, und über die vielen kritiſirenden Journale, Romanen ꝛc. lachte er herzlich. Mit einem Worte, er redete von Büchern, wie ein Mann, der niemals krank lag, von der Geſundheit, und alles, was er ſagte, war gegenwärtig. Er führte mich in ſeinen Garten, und zeigte mir verſchiedne Bäume, die er bei einem merkwürdigen Vorfall ſeines Lebens gepflanzt hatte. Dieſem Mann ſagte ich nun meinen Gedanken; und wie er keiner von denen iſt, die da Mitleid fühlen, ohne es auszuüben: ſo beſtieg er bei der erſten Gelegenheit mit ſeinem vermögenden väterlichen Anſehen die Kanzel, redete, und erhielt, denn es war ihm Ernſt, was er einreden wollte. Es wurde noch denſelben Tag ein Teſtament zurückgenommen, und zu dieſem Endzweck angelegt, und dieſem wird, wie ich nahe Hoffnung habe, bald ein anderer folgen, ungeachtet des Lärmens, und

Sumſens, das, wie ich höre, hie und da, ich weiß nicht, aus welcher Abſicht, entſtanden ſeyn ſoll.

Wieder eine meiner Freuden iſt, daß ich den jungen von Berghauſen gewonnen, und ihn dahin gebracht habe, ſich mit männlichen Schriften zu nähren, und tief aus dem Strome der Wahrheit und der Empfindung zu ſchöpfen. Auch mein Beamter wird nun erträglich, wenn er nur auch für ſeine Untergebenen und für das Gute überhaupt empfindender würde.

Ich bin, ſo werden Sie mich finden, geſund, ſtill, und zufrieden, bis auf eine gewiſſe Sehnſucht, wo mein Herz mit der zuverſichtlichen Ahndung in eine dunkle Zukunft, ich weiß nicht, nach welchem Frieden, den ich nirgends finde, ſich ſehnet. Ich gehe jetzt an den ſchönſten Maiabenden oft ſpazieren über die angenehmſten Felder. Ich wähne, und träume ſo hinan, necke mit meinem Stock ſorglos hin und her, ſchlage manche ſchöne Feldblume, die mich freundlich anduftet, ſpielend entzwei, ſehe ſie dann, wenn ſie dahin fällt, mit reuendem Auge an, und, ſo fiel mancher gute Kopf, denke ich, der ſtill aufblühte, durch ſo eine muthwillige Hand, und ſo unbedauert fiel er im großen Gedränge hin. Dann ſeufze ich mit innigem Antheil, und ſetze betroffen den Weg fort.

Adieu, liebſter einziger Freund! Sagen Sie meiner lieben Mutter alles Troſtreiche, meiner Braut alles Liebreiche, und verſprechen Sie ſich von mir alles Gute. Ich bin unaufhörlich und unveränderlich Ihr ergebenſter Diener und Freund

Engelhof.

Berghauſen an Baron Wicky.

Den 4. Mai.

Wenn ſich der Herr Baron eben ſo angelegen ſeyn laſſen, wie ich unterthänig bitte, denn dieſe gegenwärtige gute Gelegenheit möchte ich nicht gerne verſäumen, meine Sachen in der Stadt zu betreiben; ſo zweifle ich nicht, daß alles nach meiner und Dero Zufriedenheit fügen werde. Ich habe meinen Phantaſten ſo ſehr in Bewegung geſetzt, daß ich ihn noch ſelbſt werde einhalten müſſen, damit ich nicht ſelbſt in den Verdacht komme, an ſeinen Planen Theil genommen zu haben.

Er hat jetzt alle Hände voll zu thun, um vermittelſt des alten Pfarrers Verbeſſerungen in den benachbarten Orten zu veranſtalten, und binnen etlichen Wochen muß die ganze Gegend in Aufruhr ſeyn. Indeß behandelt er die Sache ſo ſtill und ruhig, daß ſein Beamter nicht einmal den mindeſten Argwohn hat, wie durch ihn in ſeiner Nachbarſchaft ſo vieles veranſtaltet werden ſoll; „er iſt, ſagt er, der fleißigſte in ſeiner Stube, und der einzige, auf den er ſich in wichtigen Dingen verlaſſen kann. Ich wünſchte nur, ſetzt er allemal hinzu, daß er ſeine freien Stunden auch, wie andere junge Leute anwenden, und ſich etwas zu gute thun möchte; aber da lieſt und ſchreibt er die halbe Nacht hinein, und noch länger, und was ihm kluge Leute vorſtellen, iſt alles vergebens.“ — Ich denke, der Menſch iſt ein Erzheuchler, oder der dummſte Pinſel, der jemals exiſtirt hat. Ich verſuchte es jüngſt, ihn in Abſicht auf die junge Gräfin vertraulich zu machen. Sie thun wohl, ſagte ich, daß Sie ſo behutſam ſind; Sie wiſſen die Sache ſchlau anzuſtellen; keine Seele argwohnt etwas, und ich muß allemal lachen, wenn ich Ihr ſaures Geſicht anſehe; dabei ließ ich im Scherz etwas wider die Phantaſterei einfließen, welche viele in dieſem Stück noch hätten u. ſ. w. Was meinen Sie? Er that, als begriff er nicht, was ich ſagte, und doch war er dabei ſo unvorſichtig, daß er die Gräfin über die Maßen lobte. In der That, hochſchätzbarſter Freund, wenn Sie ſehen ſollten, ich kenne Ihren Geſchmack, Sie würden von Sinnen kommen. Sie iſt in der Blüthe ihres Wuchſes und Alters, und ſo ſchön ſie iſt, ſo ſieht man doch, daß ſie täglich ſchöner werden wird; dabei etwas unausſprechlich Bezauberndes in Miene und Gang; und vornehmlich jene Ruhe, die ſo geſchickt iſt, Unruhen zu erwecken. Man ſagt, ſie habe ſich ſeit einer Zeit ſehr geändert, ſie werde alle Tage tiefſinniger, und verliere die Munterkeit gänzlich. Niemand könne ſie aufmuntern, als eben er, und die Gubernantin habe ſchon oft nach ihm geſchickt, wenn ſie ſehr traurig geworden, wo ſie dann mitten drin zu weinen anfängt. Ich habe einen Schreiber gewonnen, der alle geheime Nachrichten aus dem Schloß einholt, wo er mit der Haushälterin auf gutem Fuße ſteht. Ich ertappe ihn denn aber ohne Zweifel noch ſelbſt auf einem Schelmenſtreich, wo ich ihn gewiß feſthalten will. Der Schreiber meldete mir, daß ſie auf den Abend faſt täglich, und, wie er nicht zweifelte, zuſammen ſpazieren zu gehen pflegten. Ich komme geſtern herüber, und wie ich ſo hinter einem Zaun von Nußſträuchen gieng, ſah ich — wen meinen Sie wohl — ich ſah ſie über das Feld herüberkommen. Die Gubernantin ſaß weit weg unter dem entgegengeſetzten Geſträuch.

Ich dachte nicht anders, als ſie müſſe mich geſehen, vielleicht nicht recht erkannt, und, da ſie mich gar nicht vermuthen konnte, mich für ihren lieben Freund gehalten haben. Ich wollte auch gleich hervortreten, aber zum Glück beſann ich mich, daß hinter der Sache gerade das verborgen ſeyn könnte, was ich ſuchte.

Ich guckte durch alle Oeffnungen des Geſträuchs, und le voila — da ſtand er in ſeiner ganzen Herrlichkeit. Ich war ſo erſchrocken, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte, und daß ich wieder im Begriffe war, hervor zu brechen, um Schandthaten zu verhindern, wenn ich mich nicht zum zweitenmal gefaßt hätte. Sie muß herzugeflogen ſeyn, denn wie ich noch eben ſo voll Erſtaunen geweſen, war ſie ſchon zugegen. Sie hatte viele Blumen, und unter andern zwei Feldroſen in der Hand, wovon ſie ihm bei ihrer Ankunft eine reichte, die er ſogleich in ſein Kleid ſteckte, worauf ſie die ihrige in den Buſen verbarg. Dieß that ſie in dem erſten Augenblick, da ſie ankam; ſie grüßte ihn nicht; auch als ſie ihm die Roſe reichte, ſprach ſie kein Wort dazu; ſo ſprach auch er kein Wort, ſondern ſie blieben beide ſtehen, und ſie ſah ihm nur ins Geſicht, mir deuchte, mit einem Blick voll Vertraulichkeit, und Bitten, das ich nicht begreifen konnte. Wenigſtens grüßt man ſich ſo nicht, wenn man nicht ſchon ſehr vertraulich geworden iſt. Ich war ſo begierig, — was darauf erfolgen würde, und krümmte und bückte mich, daß mir noch der Rücken ſchmerzt, um durch die Geſträuche alles ſehen zu können. Er hatte ſich, ehe ſie ankam, zwei ſchöne Stämme herabgeſchnitten, mit deren einem er immer auf den andern klopfte. Sie legte ihre ſchöne Hand auf ſeine Schultern, ſah zu ihm auf, und verwandte kein Aug von ſeinem Aug — Himmel und Hölle! Er aber blickte nicht ein einzigesmal nach ihr, klopfte immer drauf zu, und ſagte endlich, das muß mir, ſagte er, eine Flöte werden. Sie ſchien es nicht gehört zu haben, oder, da ſie wahrſcheinlich niemals eine Maipfeife geſehen, nicht zu begreifen, was er ſagen wollte, und darum blieb ſie in der vorigen Stellung, bis ſie endlich ihren Mund aufthat. Wo werden, fragte ſie ihn (mir kam es wahrhaftig vor, als wenn ſie Thränen zurückhielt), wo werden wir heut übers Jahr ſeyn? In Gottes Hand, gab er ſchnell zur Antwort, — und fieng an, das Geſträuch hinaufzugehen, und ich herüben mit, nicht ohne äußerſte Gefahr, entdeckt zu werden, da ich aus Unvorſichtigkeit meinen Pudel mitgenommen hatte, an welchem ich, ungeachtet ich ihn an eine Schnur band, genug zu wehren hatte, daß er nicht winſelte. Ich hätte ihn todtſtoßen mögen; aber ich durfte ihm nicht das mindeſte thun, wenn ich nicht wollte, daß er laut belle, und heule.

Das ſoll eine ſchöne Flöte werden, wiederholte er, als ſie wieder eine Weile gegangen waren, ohne ein Wort zu ſprechen, und wer ſie hören wird, deſſen Herz ſoll zur Freude, und deſſen Fußſohle zum Tanze ſich heben. Sie fieng nun an, das Holz mit einiger Aufmerkſamkeit zu betrachten, nahm es ſogar in ihre Hände, wo ſie es auf allen Seiten beſchaute, aber es ihm bald mit einer Art von Kleinmuth zurück gab. Es kann nicht ſeyn, ſagte ſie. Dieſen Augenblick zog er die Rinde von dieſem Stamm. Die Rinde allein thut es nicht, fuhr er fort, noch thut es allein der Athem, den man hineinbläſt, ſondern es muß von innen kommen, woher Freud und Betrübniß kommt.

Es kann nicht ſeyn, wiederholte ſie. Dieß war das letzte, was ich hörte; denn bei dieſen Worten kehrte er ſich gegen das Feld, und betrat den Weg gegenüber nach der Gubernantin. Ich eilte, ſo gut ich konnte, dahin zu kommen, in der Abſicht, von ihr, wenn es möglich wäre, etwas näheres zu erfahren. Ich traf ſie, wie natürlich, nur von Ungefähr an, und gab ihr, ſo bald ich das zärtliche Paar ſehen konnte, meine Freude darüber zu verſtehen, daß das Fräulein mit einem ſolchen Mann, und der Mann mit einem ſolchen Fräulein bekannt geworden wäre. In der That, gab mir die Kröte zur Antwort, ſie zieht aus ſeinem Umgang alle die Vortheile, welche ein unverderbtes Frauenzimmer aus der Geſellſchaft mit einem guten Mann erhalten kann. Sie legte ihm hierauf viele Lobſprüche bei, und ſagte, man gehe nie ohne Nachdenken von ihm weg; die kleinſten Dinge erhielten unter ſeinen Händen eine Art von Liebenswürdigkeit, und, fügte ſie hinzu, jedermann ſetze ſich gern auf den Platz, wo er geſeſſen. Ich ſagte, daß ich muthmaßte, er könnte dem Frauenzimmer nicht abhold ſeyn; er habe, erwiederte ſie, zu hohe Begriffe von ihrem Geſchlechte, und pflege die gegenwärtigen nur eine Hefe zu nennen, die weder Männer- noch Kinderliebe beſäße; ſie habe ihn genau beobachtet, und kein Zeichen einiger beſondern Hochachtung für einen gewiſſen Gegenſtand, und keine Spur von ſchwacher Empfindung bemerkt. Während dieſem Lobgeſpräch ſahen wir ſie auf uns zukommen; ſie blieben ſehr oft ſtehen, und es verfloß mehr, als eine halbe Stunde, bis ſie zugegen waren. Sie hatte ihren Arm ſehr vertraulich, und wie ſich an ihn lehnend, in den ſeinigen gelegt; ſie war nunmehr ſehr munter, ſang zu ſeiner

Flöte, dann ließ ſie die Flöte allein gehen, dann ſangen ſie zugleich, und ſo zogen ſie wie ein Triumph heran. Es iſt augenſcheinlich, daß die Gubernantin mit den beiden verſtanden iſt. Melden Sie doch das der Gräfin Mutter; ſagen Sie, man ſehe das Fräulein immer mit ihm allein herumſchlendern, und geben Sie der Sache einen Anſtrich ſo gut Sie können. Ich werde mir gleichfalls alle erdenkliche Mühe um Sie geben, ſo bald der Zeitpunkt vorhanden iſt, wo ich mich Ihrer näher annehmen kann. Wenn Sie dem Fräulein ſchreiben wollen, ſo bin ich zu Ihren Dienſten; nunmehr aber iſts nicht rathſam, weil ſie den Brief ohne Zweifel ihrem Pedanten zeigen würde. Das beiliegende Manuſcript enthält verſchiedene Aufſätze ſeines Privatfleißes, wie er ſie nennt, wovon Sie bei Sr. Excellenz Gebrauch machen können. Er gab ſie mir zum Durchſehen, und will ſie ſeinem Freund zuſchicken; allein ich fand es für beſſer, ihm zuvorzukommen. Er muß mir noch überdieß um dieſe Gefälligkeit danken. Haben Sie ſich meiner ja auch einmal erinnert? bei der Wittwe von mir geſprochen? der artigen Tochter, die ſie ſeyn ſoll, mich empfohlen? Ich bitte Sie, thun Sie es; leſen Sie ihr aus dieſem Brief etwas heraus, das ich an Sie zu ihrem Lobe geſchrieben haben konnte; ſagen Sie ihr, die Liebe hätte mir das Herz verwundet, u. d. g. Dinge, die ſie allemal gerne hören, ſie mögen kommen, von wem ſie wollen. Ich bitte nochmal, nehmen Sie ſich meiner an. Mein Beamter ſtellt mir ein Zeugniß von meiner Fähigkeit aus, das gewiß ein Gewicht haben ſoll, und ich werde meine Schuldigkeit auch Ihrer Seits zu beobachten wiſſen, und bei allen Gelegenheiten zeigen, wie ich ſey mit aller möglichen Ehrfurcht meines Herrn Barons, und Freunds und Patrons

ergebenſter Diener

Berghauſen.

Antwort des Barons.

Theuerſter Freund! mein lieber von Berghauſen!

Ich habe Ihren Brief den 6. hujus erhalten, und geleſen, und daraus erſehen, wie Sie nichts Sehnlichers wünſchen, als mit vollen Segeln bald in den gewünſchten Glückshafen einlaufen, und daſelbſt ausruhen zu können, welches ganz billig finde, maßen dieß aller Sterblichen Wunſch und Trachten iſt. Um deſto mehr freut es mich, daß ich, ehe bevor ich Ihr Schreiben erhielt, bereits gethan hatte, was Sie mich erſuchen, daß ich thun ſoll; wie hernach gleich zu erzählen die Ehre haben werde. Was Sie gütig von einer Erkenntlichkeit ſchreiben, davon iſt nichts zu melden. Wollen Sie dem Kammerdiener Sr. Excellenz ein Douceur machen, wie ich es faſt für nöthig erachte, wohl und gut. Für meine Dienſte, was dieſe anbelangt, ſo mache ich mir eine Freude daraus, einem ſo guten und alten Freunde, wie Sie ſind, etwas gratificiren zu können. Apropos, wenn Sie einmal nach — kommen ſollten, ſo laſſen Sie nachfragen, binnen welcher Zeit mir der Herr — eine goldeue Repetieruhr verfertigen könnte; ich habe das Unglück gehabt, an der meinigen die Kette abzuſprengen, und ſeitdem fehlt daran immer eins um das andere. Ohne Uhr kann ich aber nicht lang ſeyn. Dann hätte ich noch eine Commiſſion, wenn Sie dahin kommen, ich möchte nämlich wiſſen, ob man bei dem Kaufmann — nicht von dem Seidenzeug auf ein Kleid haben kann, wovon ich Ihnen hier ein Muſter beilege. Ich habe gehört, man könne es nirgends beſſer und ächter erhalten, als bei ihm, und ich achte es daher nicht, wenn die Farbe nicht gerade ſo hell ſeyn ſollte, wie in dieſem Muſter; ja die Wahl der Farbe überlaſſe ich Ihnen. Wenn dann goldne Blättchen darauf kommen, ſo weiß ich, daß es mir herrlich genug ſtehen wird, um auf Ihrer Hochzeit Parade zu machen, welche ſo gut, als richtig zu ſeyn ſcheint. So viel iſt nun gewiß, daß ſich Engelhof keine weitere Hoffnung machen darf, jemals für fähig zur Uebernahme eines ſolchen Dienſtes erkannt zu werden, und daß man es der Tochter bereits zu wiſſen gethan haben würde, wenn ich mir nicht, und das aus wichtigen Gründen, Mühe gegeben hätte, es zu verhindern. Man kann nämlich nicht wiſſen, ob im Fall, daß die Sache auf einmal zuſammen ſtürzte, ſein Freund, der, wie ich erfahre, Sr. Excellenz — oft aufwartet, oder auch die vermeinte Braut, Wege finden könnten, daß ſeine Geſchicklichkeit unterſucht, und er zu einer Prüfung zugelaſſen würde; dieß iſt um ſo wahrſcheinlicher, als ſie bereits ſeine Mutter, wie in ihre Familie aufgenommen, und mit Wohlthaten überhäuft haben. Die Aufſätze, die Sie mir ſchickten, kamen mir trefflich zu ſtatten. Ich gieng nach der Comödie, und waren unſer vier in die Loge, wo Sr. Excellenz — war. Sie ſpielten eine elende oder vielmehr eine gewöhnliche Farce. Zwei verliebte Kinder ſpielten den Eltern allerhand Streiche, machten ihnen allerhand Verdruß, und heiratheten ſich am Ende, wozu die Eltern ihren Conſens geben. Die beiden Herren konnten nicht genug klatſchen. Sr. Excellenz mußten die Etiquette auch mit machen, wurden aber allemal roth vor Aerger, ſo oft ſies thaten. Ich ſaß neben ihm. Das Belletterweſen, ſagte ich, wird jetzt ſehr hoch getrieben; es iſt auch eine unterhaltende Sache darum — für einen, der nichts zu thun hat, ſetzte ich hinzu, und verlangt nebenbei einen aufgeräumten Kopf. Aber ſo weit möchte ichs denn doch nicht hinausſetzen, ſagte ich, als ſies jetzt thun wollen. Sie ſagen, es wäre leichter, und es werde nicht ſo viel Talent und Fleiß dazu erfordert, zehn Akten, als eine einzige Comödie auszuarbeiten. Junge Leute, ſagte ich, ſind leicht dazu verführt, daß ſie, ſtatt zu arbeiten, welches freilich härter iſt, ſich auf dieß Weſen begeben. Indeß iſt dem Vaterland nichts daran gelegen, ja es iſt ihm im Gegentheil daran gelegen, daß die Zeit auf nützliche Dinge verwendet werde. — Er fiel mir bei jedem Worte in die Rede, und ich mußte endlich aufhören, um ihn nicht wider mich ſelbſt böſe zu machen. Heute ſchickte ich ihm die von Ihnen mir geſandten

Aufſätze hin, und das zur Zeit, wo er ſonſt auszuruhen, und wenn man ihn ſtört, allemal aufgebracht zu werden pflegt. Ich ſchrieb ihm in einem Billet, daß ich von Engelhofs Freund, einem ihm benachbarten Praktikanten (der wären Sie) erſucht worden, dieſes Paquet, welches jener, als eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit angeſehen wiſſen wollte, mit der Bitte erhalten, es Sr. Excellenz einzuliefern. Dieſes Manuſcript nur voll zu ſchreiben, ſetzte ich hinzu, verlangte ſchon ſehr viele Zeit, und es wäre Schade um den Verfaſſer, der faſt einen guten Kopf haben möchte, daß er auf ſolche Tändeleien verwendet, welche mit ernſthaften Dingen nicht konnten verbunden werden. Da wäre, ſagte ich, der von Berghauſen ein anderer Mann, der den Dienſt beſſer verſtünde, u. ſ. w. Mit Einem Wort, Sr. Excellenz ſind bereits auf dem Wege, Sie der Wittwe als den würdigſten, den dieſelbe kannten, zu empfehlen. Gut, daß die Sache nun ſo ſteht, auf das Weitere können Sie ſich verlaſſen. Ich bin mit vieler Eſtime

meines hochzuverehrenden Freundes

München den 10. Mai

bereitwilliger Diener

Baron von Wicky.

P. S. Noch etwas, wenn Sie in Ihrer Gegend ein paar junge Hunde, die etwas außerordentliches an ihrer Geſtalt haben, z. B. ſehr lange Ohren, ſehr lange Haare, Augen von verſchiedener Farbe, auftreiben können: ſo ſchicken Sie mir dieſelben für die Frau Gräfin. Sie ſcheint für nichts eine Neigung zu haben, als für Hunde, deren ihr immer einer auf dem Schoos, und ein paar andere zur Seite liegen. Je abſcheulicher die Hunde ſind, deſto beſſer. Schicken Sie ſie nur! Wer weiß, was helfen kann.

Antwort.

Theuerſter, allerliebſter Herr Baron!

Den 19. Mai.

Bei Empfang Dero wertheſten Schreibens ließ ich mir nichts angelegener ſeyn, als ſogleich ein paar Hunde aufzubringen, welche vollkommen nach Dero Wunſch ſeyn werden. Ich überſende ſie Ihnen hiemit durch einen beſondern Boten, den ich bereits bezahlt habe, und füge nur noch den herzlichen Wunſch bei, daß ſie die gute Wirkung thun möchten, welche ſich der Herr Baron davon verſprochen haben. Das übrige, was die goldne Repetieruhr, und den Zeug zum Kleide anbelangt, ſo werde ich nicht ermangeln, es zu beſorgen, wie ich dann ingleichen hoffe, daß der Herr Baron keine Gelegenheit verſäumen werden, ſich meiner beſtens zu erinnern. Zu kommen auf meinen Rival, ſo ſteht nicht zu zweifeln, daß er an keine Beförderung denke, ſondern froh ſeyn wird, wenn er ſo glücklich iſt, ohne eine große Ahndung davon zu kommen. Vielleicht, daß Sie hie und da Gebrauch machen können, wenn Sie wiſſen, wie wir mit einander ſtehen; zu dem Ende ſchicke ich Ihnen die beigelegten Briefe von ihm, woraus Sie umſtändlich genug abnehmen können, wie weit wir bereits gekommen ſind. Ich beſitze ganz ſein Vertrauen, weil ich, wie er mir oft ſagt, der einzige bin, der hier ſeine Denkungsart beſitzt. Ich führte ihn jüngſt auf ein Geſpräch von der Oekonomie, wovon er ſehr gerne ſpricht, und nachdem ich ihm der vielen Mängel erwähnte, gab ich als die Urſache, warum alles ſo darnieder liege, an, daß die wenigſten Bauern leſen und ſchreiben könnten. Hiemit, ſagte ich, bleiben ſie dumm, ganz ohne Nachdenken, und Luſt, etwas zu verbeſſern u. ſ. w. Er nahm plötzlich Abſchied, wie ers zu thun pflegt, wenn er ein Anliegen bekömmt, und ein paar Tage darauf ſchickte er mir dieſen Brief:

Theuerſter Freund!

Sie haben mir vorgeſtern eine Erinnerung gemacht, die mich nicht mehr ruhen läßt, bis ich alles erfahren habe, was möglich und nicht möglich iſt, daran zu erfüllen. Ich entdecke faſt alle Tage etwas, das geändert werden ſollte, leicht geändert werden könnte, wenn man nur die kleine Mühe auf ſich nehmen wollte, zu zeigen, daß es Ernſt iſt, und einen Stein zu dem Gebäude zu tragen.

Ja die Ungewißheit, derer Sie letzthin erwähnten, iſt größtentheils an der Trägheit, und den Vorurtheilen Urſache, wodurch alle Veränderungen verdächtig gemacht, und alle neue Anſtalten entkräftet werden. Der Bauer verſteht die Sprache, und den eigentlichen Sinn der Befehle nicht, welche ihm zum Beſten herauskommen, und die Nachrichten von dem, was ihm nützlich und ſchädlich iſt, kommen gemeiniglich, indem er ſie mündlich erhält, nur halb, und verfälſcht zu ihm. Hätte er aber leſen gelernt, ſo könnte man ihm von Zeit zu Zeit durch wohlfeile Schriften bekannt machen, und erklären, was ſich ihm außerdem niemals vollkommen und bis zur Ueberzeugung beibringen läßt. Sie ſind bisher der einzige geweſen, der ſo gütig war, meinen Eifer zu billigen, und ſo ſind Sie auch der einzige, deſſen Ermunterung und Beifall ich zu verdienen wünſchte. Ich habe geſtern die Dorfſchule bei meinem lieben Pfarrer beſucht, und eine Unordnung darin gefunden, die alle meine Vorſtellung übertraf; hier beſucht die Schule, wer da will, kaum der vierte Theil von den Dorfkindern, und dieſe nur auf eine kurze Zeit; der Lehrer ſelbſt iſt ärmer und armſeliger als der Viehhirt. Ich ſagte dem Pfarrer meine Gedanken, und er iſt nicht nur vollkommen mit mir einverſtanden, ſondern ſetzte noch hinzu, daß es, ohne allen Zwang, gar leicht wäre, alle und jede zur Schule anzuhalten, und für den Lehrer zu ſorgen. Er entdeckte mir etliche Quellen, womit deſſelben anſtändige Verpflegung hergeſtellt werden könnte, nämlich drei bis vier kleine Zinſen, welche nun ſchon ſeit langer Zeit zu ganz entbehrlichen Dingen verwendet, von den Stiftern aber zum Nutzen des gemeinen Wohles angelegt worden wären. Die Schwierigkeit, ſagt man mir, liege nur darin, wie man die Austheiler dieſer Zinſen überzeuge, daß die Erziehung zum Nutzen des gemeinen Wohls verzüglich diene, und dann, daß man den Beamten gewinne, ohne deſſen Zuthun keine Anſtalt dieſer Art jemals zur Ausübung gelangen würde.

Ich bin voll Freuden, es ſo weit gebracht zu haben, und voll ſüßen Kummers, ob ich alles, wie ichs vorhabe, zu Stande bringen werde. Sollten Sie mich in meinem Unternehmen unterſtützen können, ſo bin ich überzeugt, daß Sie mit eben ſo vielem Vergnügen Antheil an dieſer Sache nehmen, als ich mir meiner Seits unaufhörlich werde angelegen ſeyn laſſen, Ihre guten Geſinnungen um mich zu verdienen. Ich bin mit aller Hochachtung Ihr

wahrer Freund

Engelhof.

Nachſchrift. „Ich zweifle nicht, daß, wenn wir einmal dieß Beiſpiel bewirkt haben, mein und Ihr Beamter ſich werden angelegen ſeyn laſſen, demſelben, ſo gut ſichs thun läßt, zu folgen.“

Was denken Sie von dem Schwärmer, theuerſter Herr Baron! Aber das iſt noch nicht alles. Ich antwortete ihm auf obigen Brief, daß ich meinem Beamten davon geſagt, und daß dieſer mir aufgetragen hätte, ihm in ſeinem Namen Glück zu wünſchen. Ich ſollte Ihnen, fuhr ich fort, weiter ſagen, daß Sie ſich unſterbliche Verdienſte errichten würden, wenn Sie Ihr ſchönes Vorhaben ſtandhaft ausführen, und ſich von den mancherlei Hinderniſſen, die ſich ergeben könnten, nicht wollten abſchrecken laſſen. Eine Hauptſchwierigkeit wäre wohl dieſe, daß die meiſten Beamten, was die Oekonomie anbelangt, ſelbſt nicht vieles geleſen, noch jemals auf Verbeſſerungen gedacht hätten. Mit den Schulånderungen, fuhr ich fort, würde es noch härter laſſen, da es ſo leicht nicht ſeyn würde, eine Ueberzeugung von der Nützlichkeit derſelben mit bloßen Worten zu Stande zu bringen.

Er ließ vom gräflichen Schloß aus eine Allee von etwa achtzig Linden anlegen; davon ſchnitt ich eine ab, und den andern Morgen waren alle ab. Dieß ſtellte ich ihm vor. Hierauf erhielt ich dieſe Antwort.

Theuerſter Freund!

„Ich bin Ihnen für Ihren guten Rath unendlich verbunden; er machte mir Muth, wieder einen Gedanken zurück zu nehmen, den mir die erſten Tage meiner Ankunft ein guter Engel eingegeben, und die Zerſtreuung, und die anfänglich drückende Laſt der Geſchäfte benommen hat. Ich dachte nämlich damals, ob es nicht möglich wäre, unſere benachbarten Beamten zu einer Art von Briefwechſel zu bereden, worin man ſich wechſelweiſe in vorfallenden Angelegenheiten der Landwirthſchaft berathſchlüge, und freundſchaftlich ſeine Einſichten mittheilte. Hätte dieß Wechſelſchreiben auch keinen andern Nutzen, als daß die Häupter einer Gegend von wenigſtens zwölf Stunden durch die innigſte Freundſchaft vereinigt, und, wie es nothwendig geſchehen müßte, zu den nämlichen Grundſätzen und Geſinnungen gebracht würden, ſo wäre ſchon dieſe einzige Folge von unendlicher Wichtigkeit. Eine wahre Freundſchaft bleibt niemals ohne Handlung, und wir würden gewiß das Vergnügen erleben, von dieſem Verſtändniß die beſten Früchte zu erfahren. Auch könnte man ſich auf dieſe Art mit den neueſten Schriften bekannt machen, und den Geiſt, wenigſtens anfangs die Neugierde nach guten Schriften verbreiten. Was ſich dieſer nicht anſchaffte, würde einen andern reizen, und, mit Einem Wort, unglaublich geſchwinder, als man ſichs vorſtellen kann, würde unſer kleiner Zirkel in Bewegung gerathen. Ich werde vielleicht heute noch meinem Beamten davon ſagen, und ſobald ers nur nicht ganz mißbilligt, den Anfang machen.

Sorgen Sie nicht, daß ich jemals muthlos werden, oder die Hinderniſſe, welche mir im Wege ſtehen, für ſo unüberwindlich anſehen werde, um mir durch dieſelben meine Vorſätze benehmen zu laſſen. Ich hoffe von meinen lieben Landsleuten alles, ohne zu glauben, daß ich ſo glücklich ſeyn werde, von ihnen Alles zu erhalten. Sie ſind, ſehe ich wohl, ſehr hartnäckig auf alte Gewohnheiten, das eben iſt mir lieb, und gefällt mir beſſer, als wenn ſie ſo weich wären, ſich durch jedes Wort zu Aenderungen bereden zu laſſen. Man hat die ſchönen Linden in der Allee, die ich hier anlegte, abgeſchnitten. Dieß melde ich Ihnen mit vieler Betrübniß; hat mich aber nicht niedergeſchlagen, wenn es mich gleich nicht ermuntert hat.

Ich hoffe, Ihnen von dem Fortgang meiner Gedanken, die mich, wenn ſie auch bloße Träume wären, freuen würden, binnen etlichen Tagen eine vollkommene Nachricht geben, und Sie dann um Ihre Unterſtützung bitten zu können. Ich verbleibe indeſſen meines beſten Freundes

wahrer Freund

Engelhof.“

Es iſt nichts gewiſſers, theuerſter Herr Baron, als daß er die ganze Gegend in Unordnung bringen wird; aber daran ſehen Sie wohl, iſt mir wenig gelegen, wenn der Fall nicht benützt wird, mein Glück zu befeſtigen. Ich beſchwöre Sie, ſchreiben Sie mir doch wo dann eigentlich der Hacken liege, und wen ich angehen oder was ich thun müſſe, um mich bald aus einer Ungewißheit zu reißen, welche mir täglich unerträglicher wird. Antworten Sie mir doch bald, und tröſten Sie mich mit der gnädigen Verſicherung, daß ich mich auf Ihren Beiſtand zu verlaſſen habe, der ich mit unausſprechlicher Devotion verharre

Euer Wohlgeboren

unterthäniger Knecht

von Berghauſen.

Antwort des Baron.

Den 28. Mai.

Mein lieber Berghauſen!

Ich würde mich über Ihre Ungeduld ſehr moquirt haben, indem es ſcheint, als hätten

Sie die gehörige Confidence nicht für mich, die Sie haben ſollten, wenn ich Sie nicht ſelbſt wieder anderer Seits damit entſchuldiget hätte, daß Sie in dem Hofſtyl nicht ſo forcirt ſind, um den Lauf der Sachen in petto genug einzuſehen. Mittlerweile, und um Sie zu überzeugen, wie ich mir keine geringe Mühe um Sie gebe, will ich auch dieſe noch hinzuthun, und Ihnen mit Beiſeiteſetzung meiner Bequemlichkeit ſowohl umſtändlich als ausführlich berichten, wie es mit den Sachen ſtehe, und welche Bewandtniß es damit habe. Demnach bleibt Ihnen unverholen, daß Ihr Rival bereits am Brett ſitzen, und Ihnen das Nachſehen laſſen würde, wenn ich nicht dazwiſchen gekommen, und einen Aufſchub bewirkt hätte. Die kleine Hexe betreibt den Ausgang unermüdet, macht Sr. Excellenz alle Tage, oft, wie mir die Bedienten ſagen, zweimal ihre unterthänige Aufwartung, bittet und weinet um eine gnädige Reſolution; allein Se. Excellenz geben ihr allemal den Beſcheid, daß es ſo Moris *) ſey, die Beſtellungen der Aemter nicht zu übereilen, ſondern eine gewiſſe Zeit zu warten, ob ſich nicht mehrere Candidaten melden; Dieſelbe gaben ihr auch ſchon zu

---

*) Geſchäfts = Sitte, Geſchäfts = Gebrauch.

verſtehen, welchergeſtalten es gar wohl möglich wäre, daß ihr ein anderer, als dieſer Engelhof, zugewieſen werden könnte. Sie wolle aber keinen andern, gab ſie geſchwind zur Antwort und weinte. Ich war zugegen, und mußte mit Sr. Excellenz über dieſe naive Unwiſſenheit von Herzen lachen. Sie kriegte hierauf, ohne ſich im mindeſten vor meiner Gegenwart zu ſcheuen, Se. Excellenz, welche mit mir in Dero Kabinet ſich verfügen wollten, beim Ermel, und ſagte, ſie wolle Dieſelbe nicht von der Stelle laſſen, bis ſie ihr zugeſagt hätten. Ihre eigene Mutter, und ich, der ich viele Gewalt brauchen mußte, ihr die Finger aufzulöſen, hatten genug zu thun, ſie zu entfernen. Se. Excellenz machten einen Scherz daraus; ich nannte es aber eine Impertinenz, welches dazu dienen könnte, dacht' ich, daß Se. Excellenz künftig nicht ſo viele Umſtände mit ihr machen, als bisher geſchehen ſeyn möchte. Alſo punctum, die Sache wird ſo lange verſchoben, bis ich Sie in gehörigen Credit verſetzt, und den andern disgracirt habe. — Jetzt muß ich in die Komödie gehen; darnach will ich gar ausſchreiben. Punctum satis.

Sie ſchreiben mir von der Fräulein Gräfin gar nichts, und ich wüßte nicht, wie ich daran wäre, wenn ich hier nicht bereits ſelbſt günſtigere Aſpecten zuwege gebracht hätte. Es iſt eine mechante Arbeit, was ich thun, und mir Mühe geben muß, welche ich aber wieder hereinzubringen hoffe, wenn ich Schwiegerſohn bin. Ich habe nachgefragt; ſie, meine Braut, bekommt von ihrem Onkel ein ergiebiges Gut, und einen ſchönen Rogner *) von Haus aus mit, ſo daß ich cavalierement genug leben, auch nicht leicht verderben kann, wenn ich im Tarokko unglücklich ſeyn ſoll. Ich habe das Kammermädchen, welchem ich hernach einen Dienſt verſprochen habe, und mit der ich jetzt bisweilen gemein thue, völlig auf meiner Seite, und ich darf mich feſt auf ſie verlaſſen. Sie rieth mir, ich möchte mich etliche Tage etwas traurig ſtellen, und wenn mich die Frau Gräfin fragen würde, was mir fehle, ſtatt der Antwort zur Erde ſehen, und ſeufzen. Die verdammte Trutt **). Ich that, was ſie wollte, ohne klar ihre Abſicht zu ſehen. Richtig fragte mich die Gräfin, und ich habe nicht nur nichts geantwortet, ſondern ſehr traurig und geſchwind, als könnte ichs nicht mehr aushalten, Abſchied genommen. Ich habe dieſe Traurigkeit ſchon lange bemerkt, ſagte die Frau Gräſin, als ich zur Thüre hinaus war, und es muß ihn innen etwas drücken. Das wollte ich wohl errathen, ſagte das Kätzchen, das wollte ich wohl genau wiſſen, ſagte ſie; — er iſt — ich laſſe mir den Hals abſchneiden, wenn ers nicht iſt — er iſt verliebt. In wen? meinſt du, fiel die Gräſin geſchwind ein. Sollte ers wohl in mich ſeyn? Das wäre kein Wunder, verſetzte die ſchlaue Kröte, indeß die Frau Gräſin vor innerlichem Stolz zu ſchwellen anfieng, aber ein großes Unglück wäre es; doch wenn ihr die Wahrheit zu reden erlaubt wäre, ſo wäre ſie der Meinung, es beträfe die Fräulein Gräſin, von welcher er ſo vieles erzählen gehört, und das Ebenbild an der gnädigen Frau Mama geſehen hätte. Dieſer Zuſatz milderte ihre Befremdung wegen dem Antrag ſo ſehr, daß ſie ſich mit dem Mädchen in ein vertrauliches Geſpräch über die Möglichkeit der Sache einließ, ſich über meine Perſon ungemein ſchmeichelhaft ausdrückte, am Ende aber das ſtrengſte Stillſchweigen ihr auftrug, welches ich allemal ſchon für ein Glück halte, weil dadurch eine Art von heimlicher Freundſchaft errichtet, und die Sache immer nur deſto wichtiger wird. Es ward für dießmal beſchloſſen, mich den andern Tag genau zu beobachten, ohne ſich etwas merken zu laſſen. Ich würde aber, wenn ich auch nicht ſchon unterrichtet geweſen wäre, ſogleich beim Eintritt bemerkt haben, was vorgefallen iſt, und ich mußte mir alle Gewalt anthun, um nicht zu lachen, da ich die plumpe Art ſah, mit der man mich beobachten wollte. Unmittelbar nach jeder Minute ward ich mit der Frage gequält, was mir fehle; es muß mir ein heimliches Anliegen im Herzen ſeyn, hieß es, und ich möchte es nur ſagen, wenn vielleicht zu helfen wäre. Nun kamen ihre hölliſchen Hunde, die abſcheulichſten Beſtien, die ich jemals geſehen habe. Ich bot ihr ſelbe auf eine wirkſame Art an, indem ich ſagte, daß ich mein einziges Glück darin ſuchte, jemand Vergnügen zu machen, wenn gleich ich wenig Hoffnung hätte — ſetzte ich hinzu, und ſchwieg und ſeufzte. Sie drückte mir die Hand, und wollte durchaus, ich ſollte zu ihr das Vertrauen nehmen, meinen Kummer zu offenbaren. Das Kammermädchen iſt unerſchöpflich, die Hunde zu loben, und ſo ward nie ein Kind geſchmeichelt, wie dieſe infamen Waldteufel. Sie liegen ihr faſt immer auf dem Schooß, freſſen von ihrem Teller, und aus ihrem Mund, und werden gekämmt und geputzt, und geſtreichelt, als wärens Kinder vom Haus. Wenn ich mich ſtelle, als wollte ich ſie ihr wegnehmen, grinzen und blecken mich die Kanaillen an, und doch muß ich ihnen ohne Unterlaß ſchmeicheln und liebkoſen, und die Schindersknochen drücken und den Kopf kratzen. Sie ſind doch ſehr galant, ſagt ſie dann; Sie haben ein gutes Herz; gewiß eine Frau würde gut mit Ihnen fahren. Wir halten alle Tage ein ordentliches Geſpräch über die verdammten ſtinkenden Aeſer, wobei ich nur wünſchte, daß Sie mich ſehen könnten, wenn ich in der Kluppe *) ſitze. Indeſſen helfe, was mag, und lache dazu, wer da will, ich habe mir dadurch den Weg zu meinem Glück geöffnet. Meine Niedergeſchlagenheit nimmt täglich zu, und das Kammermädchen gab ihr kurz und gut den Rath, ſich bei Sr. Excellenz, welche mich genau kennten, wegen mir zu erkundigen, und dann die Hiſtorie ernſtlich zu betreiben. Morgen wird ſie unter einem ſchicklichen Vorwand bei Sr. Excellenz ihre Viſite ablegen. Und morgen will ich Ihnen den Verlauf ſchreiben. Sie ſehen, welche Mühe ich mir um Sie gebe, wogegen ich in der größten Hoffnung verharre, daß Sie die kleinen Gefälligkeiten, um die ich Sie neulich erſuchte,

---

*) Rogner weiblicher Heurung, ſchwäbiſcher Provinzialismus, bei Erbſchaften und Heirathen häufig gebraucht: „der wird noch einen ſchönen Rogner ziehen.“ u. ſ. w.

**) Hexe.

---

*) Schwäbiſch für Klemme, Klammer.

wo nicht in eigener Perſon, saltem per Mandatarium beſtens werden beſorgen laſſen.

Meine Briefe können Ihnen ſchon darin nützlich werden, daß Sie die Weiſe und Manier lernen, wie man in vornehmen Häuſern ſich zu betragen hat. Erſt muß ich Ihnen ſagen, was ſie ganz gewiß auch noch nicht bemerkt haben, daß ſich faſt jeder Menſch eine Lieblingsfreude angewöhne, wobei man ihn bei der Naſe herumführen, und wie einen Ochſen mit einem Zwirnfaden, wohin man will, lenken und führen kann. Se. Excellenz lieben den Tulpenflor, lieben alſo alle diejenigen, welche am öfteſten vom Tulpenflor ſprechen. Sie haben die ihrigen in Ermanglung eines Gartens in Scherben, welche von den Bedienten unaufhörlich von einem Ort an den andern getragen und bewacht werden müſſen. Wenn Se. Excellenz aufſtehen, beſuchen ſie die Tulpen, und ehe ſie ausgehen, beſuchen ſie die Tulpen, und wenn ſie ſich ſchlafen legen, wünſchen ſie den Tulpen eine gute Nacht. Verliert eine nur ein Blatt, oder wird ſie vollends abgebrochen, ſo wird eine ordentliche Unterſuchung angeſtellt, und wer aus Nachläſſigkeit ſchuldig befunden wird, der wird wie ein Lumpenhund ausgeſcholten. Sie können ſich vorſtellen, wie es Sr. Excellenz ſchmeicheln muß, jemand mit gleicher Geſinnung für die Tulpen ſprechen zu hören. Ich habe bereits eine ordentliche Correſpondenz nach Holland der Tulpen halber angefangen, und einige ſeltene Zwibeln, welche ich in Nürnberg erfragte, von daher beſchrieben. Sie kamen glücklich an, und ich paßte nur auf Gelegenheit, wo ich ſie am beſten anbringen könnte. Nun kam ſie, ſo gewünſcht als nur möglich. Heute legte die Gräfin ihren Beſuch ab, und geſtern verſicherte ich Sr. Excellenz, daß ich die Zwibeln ſtündlich hoffte. Ich hatte auch ganz neue Scherben dazu beſtellt. Der Bediente, der im Zimmer zu thun hatte, ſagte mir, Se. Excellenz hätten der Frau Gräfin ein über das anderemal betheuert, Baron Wickh ſey ein ſehr verſtändiger Menſch, hätte auch, als die Gräfin gar zu angelegentlich ſprach, gemerkt, wo die Sache hinaus wolle. Mittlerweile ſeyen meine Zwibeln und Scherben angekommen; Se. Excellenz wären hinausgegangen, ſie zu ſehen, wären voll Freuden geweſen, als ſie wieder zurück kamen, hätten gleich wieder von mir angefangen, und geſagt: Wickh iſt mein Mann; und er wäre der einzige, dem ich meine Tochter geben wollte.

Morgen wird mir die Gräfin das Geſtädniß meiner Liebe abnöthigen, ſich dabei mein Portrait, das ſie an die Fräulein Tochter ſchicken will, ausbitten, und dem Herrn Gemahl davon ſchreiben. Ich bin indeß genirt wie der Teufel; muß faſt alle Tage bei ihr ſpeiſen, wo ich mir nichts ſchmecken laſſen darf, weil ich mich mit der Liebe ſpeiſen ſoll; muß ſie in die Kirche, in die Komödie führen, und ihre albernen Reden anpreiſen, nichts von den Höllenhunden zu ſagen, denen ich die Pfoten küſſen, und Zuckerbrod in den Rachen ſtecken ſoll. In der Komödie ſtehe ich immer ihr gegenüber, wo ſie denn ſtets nach mir ſieht, und im Nachhausweg erzählt, was ich für Geſichter geſchnitten, und ich mich geberdet hätte. Geſtern ſpielte man Leſſings Emilie. Das iſt ein mechantes Stück, ſagte ſie, als wir herausgiengen. Baron von L — gieng von ungefähr eine Strecke Wegs mit uns, fragte mich, wie mir das Stück gefallen hätte. Meine Armlaſt ſah mich an. Es iſt ein mechantes Stück, ſagte ich; — zum Teufel, ich mußt' es ſagen. Du bleibſt der alte Eſel, ſagte von L — indem er von uns weggieng. Solche verdammte Caſus ſind mir ſchon etliche paſſirt, und man hält mich noch für den ärgſten Idioten, wenns ſo fortgeht. Aber ſitze ich nur einmal — dann ſoll mich der Satan einholen. Parbleu!

Betreib er nur ſein Weſen, wie hactenus, dann kanns nicht fehlen; ich werde nicht unterlaſſen, Ihnen, ſo wie Sies zweifelsohne thun, zu beweiſen, daß ich mit aller wahren Freundſchaft und Benevolenz verharre

Euer Wohledelgeboren

München

wohlaffektionirter

Baron von Wickh.

Immer näher und näher kam Engelhof ſeinem Schickſale, dem höchſt traurigen Schickſale ähnlicher Seelen auf Erden. Je mehr er ſich um die Menſchheit verdient zu machen glaubte, deſto mehr entfernte er ſich von den Menſchen, deſto nachdrücklicher wurde er denſelben verhaßt. Das Schlimmſte hiebei war, daß er ſich gar nicht vorſtellte, wie die guten Freunde, mit denen er umgieng, gute Sachen loben konnten, ohne ſie im Herzen wirklich zu verlangen; daß er andere immer nach ſich beurtheilte, von einem trägen, eiferloſen, auf ſich ſelbſt eingeſchränkten Geiſt gar keinen Begriff hatte, und mithin nichts argwöhnte, wenn er ſich mitten in einer Geſellſchaft befand, welcher er, wegen ſeinem ſeltſamen Betragen, unerträglich war. Wer ihn gewarnet hatte, daß er ſich doch nach den Umſtänden richten, mit ſeinen Gedanken mehr ſchleichen, als offenbar gehen, und die Behutſamkeit immer vorausſchicken ſollte, den fieng er an zu verachten, und oft ihm mit einer Hitze zu begegnen, die zu ertragen nicht jedermann Geduld und Großmuth beſaß. „Er hat ſich auch hinreiſſen laſſen, ſagte er gewöhnlich, iſt, wie ſie alle ſind, iſt einer der Vielen geworden.“ Da er unaufhörlich in den beſten Büchern las, und die jetzige Welt wenig beſuchte: ſo hielt er dieſe immer für beſſer, als ſie iſt, und beurtheilte ſie ſtets, wie ſie ſeyn könnte, wenn ſie wäre, wie ſie ſeyn ſollte, und nach dieſem richtete ſich nun alles ſein Thun und Denken mit einer raſtloſen Anſtrengung. Er beſaß eine hinreißende Gabe, eine Wahrheit mit wenigen Worten ſo darzuſtellen, daß man überzeugt werden mußte, das, was er ſagte, ſey Wahrheit, ſey wirklicher Vortheil, und das Gegentheil ſey Schande und Schaden, und ſobald er jemand ſoweit gebracht hatte, daß er eingeſtand, es wäre nützlich, oder wohl gar nothwendig, daß dieß und jenes geſchehe, ſo wollte ers auf der Stelle gethan wiſſen. Jenes ängſtliche Herumfragen, jenes furchtſame Zeitabwarten und Vorbereiten und Reifwerdenlaſſen war in ſeinen Augen baare Unthätigkeit und Schläfrigkeit des Geiſtes. „Es iſt Unſinn ſagte er, erſt eine Grube zu bauen, und Stein auf Stein zu legen, wenn man das Gebäude mit Einem Male herſtellen kann. Er hatte keine Ruhe, und ließ niemand Ruhe, bis der Vorſchlag, den man einmal für gut erklärte, vollendet war. Eine gute Handlung zog er unendlichmal einer guten Lektüre vor, und er ließ alles liegen und ſtehen, wenn es darum zu thun war, jemanden eine Gefälligkeit zu erweiſen. Sein Beamter, der, ſo lange Engelhofs Anſehen im gräflichen Hauſe ſo ſehr ausgezeichnet war, ſich in allem nach ſeinem Willen richtete, that Vieles, und ließ noch mehr geſchehen, was vor dem nicht Herkommens geweſen. Es wurden auf Zudringen des Engelhof, und auf ſein unerſchrockenes Rufen, daß das juriſtiſche Zögern himmelſchreiend wäre, ſehr viele Prozeſſe mündlich und kurz abgethan, die man ehedem in langen Verhören eingeleitet, und in jahrelangen theuren Commiſſionen herumgeſchleppt hatte. Man fieng in der Schreibſtube nach und nach an, zu glauben, daß auch der Bauer ein Geſchöpf menſchlicher Gattung ſey, ja ſogar etwas menſchliche Achtung für ihn zu haben; denn Engelhof war ungeſtüm, heftig, wenn er Vergehungen dieſer Art merkte. Für viele bot er ſich an unentgeldlich zu arbeiten, und Vielen leiſtete er mit ſeinem geringen Vermögen liebreiche Dienſte. Er würde ſich die Liebe der ganzen Gegend bis zur Schwärmerei gewonnen haben, wenn er nicht mit ſeinen Verbeſſerungen Dinge weggeräumt, oder hingeſetzt hätte, welche durch lange Vorurtheile befeſtiget waren. Es war, als könnte man ihn nicht lieben, und doch ſah man keine Urſache, ihn zu haſſen. Man bemerkte augenſcheinlich ſehr viel Gutes und Großes an ihm; aber auch eben ſo Vieles, deſſen Sinn man nach den gewöhnlichen Begriffen unmöglich eine gute Wendung geben konnte. Wenn alſo von ihm die Rede war: ſo erfolgte gemeiniglich ein Stillſchweigen, und jeder erwartete von dem andern, daß er mit ſeinem Urtheil vorausgehen möchte. Sein Ruf bei dem Landadel, und andern höhern Perſonen, deren Zeugniß auf ſein Glück großen Einfluß hatte, war entſchieden. Sie konnten ihn nicht leiden. Sie luden ihn oft zu ſich, weil ſie viel von ihm hörten und glaubten, er werde ihnen Unterhaltung machen, aber wenn er kam, fanden ſie nichts an ihm. Er fühlte Langeweile in ihrer Geſellſchaft, war trocken, ſprachlos, und geberdete ſich immer, daß man es ihm anſehen konnte, wie er heimlich wünſchte, ihrer los zu ſeyn. Seine Aufrichtigkeit, worin ihn der unverſöhnliche Haß für das, was man gefäl-

lige Verſtellung nennt, beſtärkte, entzog ihm
viele Gemüther, welche ihm außerdem wenig-
ſtens nicht abgeneigt geweſen ſeyn würden. Ein
Vorfall dieſer Art, deſſen er in ſeinen Brie-
fen auf eine ſcherzende Weiſe Erwähnung thut,
zog ihm nachgehends und zur Zeit ſeines Un-
glücks ſehr traurige Folgen zu.

„Ich ward, heißt es, bei dem — auf dem
Landgute zu — wo wir überaus herrlich gegeſ-
ſen und getrunken, und ohne nur einen ver-
nünftigen Gedanken zu denken, über alles in
der Welt geſprochen haben. Ich konnte an
nichts Geſchmack und Genuß finden. Ich ſah
im Anfange der feierlichen Mahlzeit ein paar
Bauern vorübergehen, die demüthig ihre Mü-
tzen abnahmen, und hereingafften. Die Ver-
droſſenheit lag wie Blei in ihren Gliedern, und
in ihren Geſichtern war Mangel und Gering-
ſchätzigkeit ihrer ſelbſt. Sie waren elend und
das war genug, mich zu erinnern, daß viel-
leicht der Braten, nach dem ich eben langen
ſollte, auch ſeinen Theil an dieſem Elend ha-
ben könnte. Es war ganz gewiß nur meine
Grille; aber ich ließ ihn denn doch liegen,
und quälte und zankte die übrige Tiſchzeit mit
mir ſelbſt. Es ward viel von einem neuen
Garten geſprochen, den die gnädige Herrſchaft
von dem berühmten Meiſter — den ſie eigens

aus Frankreich beſchrieben, hatte anlegen, und mit großen Koſten auszieren laſſen. Sie wiſſen, lieber Freund, wie dieſe Gärten überhaupt beſchaffen ſind. Ihre Schönheit iſt gewöhnlich das, was man da Schönheit nennt, wo häßliche mit Pulver eingebrannte Figuren, blaue und gelbe Striche im Geſicht, Glascorallen in der Naſe und ſchwere Gewichter in den Ohren den größten Reitz ausmachen. Schon in dem Zimmer, wo wir ſpielten, beleidigte mich eine Glockenſchnur, welche einem Genius, der oben an der Decke gemalt war, gerade durch den Mund gieng, auf die empfindlichſte Art. Aber nun wurden wir nach dem Garten geführt, und die Herrſchaft zeigte uns in vollem Triumph die anweſenden Schönheiten, indem ſie oft dazu ſagte: das iſt mein Gedanke. Endlich kam das Prächtigſte. Das war ein Baſſin, an deſſen Rand vier große, eherne, vergoldete Flugkäfer waren, aus deren Munde Waſſer herausſpritzte. In der Mitte war eine ungeheure, gleichfalls vergoldete Schwalbe, welche nach den Käfern haſchte, und aus den zwei Augen Waſſer ſpritzte. Sie ſtand auf einem Grashalm, und breitete die Flügel ſo aus, daß ſie bequem ein geraumes Becken, in welches Waſſer von einem höhern Ort herabfloß, halten konnte.

Dieſe Gedanken, ſagte der Herr, ſind, muß ich geſtehen, nicht alle von mir. Ich habe meine guten Freunde zu Rath gezogen, und jeder trug dann das ſeinige bei. Es hat mich Geld gekoſtet! — Nun iſt es aber auch etwas Rares, das dem Auge wohl thut, wenn mans anſieht.

Leben des guten Jünglings Engelhof.

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
Dr. Ernst Grosse.

Fünfter Band. 5

Kempten, 1831.

Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

63(/ Beg 1 5 1 3

Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Lorenz v. Westenrieders

sämmtliche Werke.

Erſte Originalausgabe.

* * *

Poetische Schriften.

* * *

Leben

des

guten Jünglings Engelhof.

Zweiter Band.

◆

Staatsbibliothek
München

Ich ſagte Ihnen wohl ehedem, lieber
Freund, was ich von den mancherlei Statuen
und allen den Weſen, die in unſern Gärten,
Palläſten, Tempeln ꝛc. thun ſollten, was ſie
ihrer Natur nach unmöglich thun können, halte.
Es that mir oft im Herzen wehe, wenn ich einen
Genius, mit einem Körper von meiner Na-
tur, während einer ganzen Predigt die Kanzel
und den Prediger mit ſeinem gewaltigen Ei-
fer halten, oder wenn ich etliche Perſonen um
die Kanzel herum ſitzen ſah, und noch belei-
digt es mich, eine Statue auf dem Gibel oder
äußerſten Rand eines Gebäudes ſtehen oder
vermittelſt einer Stange in der Luft ſchweben
zu ſehen. Todte Körper ſollte man nirgends
hinſtellen; und ſollen lebende angedeutet wer-
den: ſo fällt mir immer bei, daß der geringſte
derſelben den unnatürlichen, oft unanſtändigen
Platz, wo wir ſie hinſchmieden, den Augen-
blick ändern würde. Es iſt äußerſt unange-
nehm, ein Weſen unſerer Natur an einem ge-

fährlichen Ort, in einer ermüdenden Verrichtung, oder leidenden Stellung zu ſehen. Als nun dieß rare Meiſterſtück, wie man es unaufhörlich nannte, von allen Anweſenden nach der Reihe bewundert ward, kam es auch an mich. Ich ſollte nur ſagen, hieß es, frei von der Bruſt, was ich dächte. Haben Sie an der Zeichnung etwas auszuſetzen?

Nichts, war meine Antwort, als was ich an einem ſchönen Körper ausſetzen würde, den keine Seele bewohnte. Nun ſtellen Sie ſich vor, wie die gnädigen Onkels, und die gnädigen Tanten alle in einem Kreis um mich herumtreten, und erwarten, was ich ſagen würde.

Wenn ich etwas vorſtellen wollte, fuhr ich fort, ſo müßte es immer etwas ſeyn, deſſen Anblick mich rührte. Was empfinde ich dann, wenn ich eine Schwalbe ſehe, die nach Käfern haſcht? Es thut mir, wo es immer iſt, leid, ein Sinnbild mancher Menſchen zu ſehen. Ich möchte gern alle Bilder vom Kriege, und von Raub und Morden aus unſerm Gedächtniß entfernt wiſſen.

Die Geſellſchaft ſchwieg, und die gnädige Herrſchaft war merklich betreten.

Ich begreife ſchon nicht, fuhr ich fort, wie eine Schwalbe, und eine ſo ungeheure, auf einem Grashalm ſitzen, und das ſchwere Becken tragen könne. Das kann doch die Natur nicht. Das kommt daher, fiel man mir ins Wort, indem man mich zugleich aus vollem Hals auslachte, weil der Halm von Eiſen, und dann durch jeden Flügel eine Stange gezogen, und daran das Becken geheftet iſt.

„Das begreife ich; aber ich ſah doch in meinem Leben keine goldene Schwalbe. —“

Der Herr begann ſehr albern auszuſehen.

„Und wie das zugeht, daß die Schwalbe weine, und daß die Käfer, die ſonſt das Waſſer ſcheuen, nun hier ſelbſt eine Quelle vorſtellen, das begreife ich nicht. Entweder muß ich annehmen, daß es gleichviel ſeyn würde, ob wir dieſe beflügelten Würmer, oder ein Stück Holz vor uns ſehen; oder, wenn wir uns vorſtellen, daß ſie leben; ſo muß es uns mißfallen, ſie in dieſer Stellung zu erblicken.“

Das kommt daher, war die Antwort, weil es mir und meiner Frau ſo beliebte. Der Herr Schwager, indem er ſich an einen Herrn wandte, und im Aerger fortgieng, haben das auch, und ſind kein Narr.

Dieſe Aufrichtigkeit kam dem Engelhof in der Folge ſehr theuer zu ſtehen.

Auf dieſe Art verderbte er, wo er immer zugegen war, gemeiniglich die luſtigſte Geſellſchaft, indem er ſie in eine gewiſſe Verlegenheit verſetzte, wo ihre Gemüther verſtimmt, und ihr Scherz krank wurde. Wollte man ihn gut erhalten, ſo mußte man ihn machen laſſen, wie es mit ihm käme, und es nicht ahnen, wenn ihn mitten in ſeinem fröhlichen Weſen ein düſterer Tiefſinn, und eine Art von eigenſinniger Halsſtarrigkeit überfiel, wo er ſich immer mehr in ſich zurück zog, immer mehr ſeine Eigenheit bekam, je mehr man ihn herausreden wollte, wo er durch nichts zu bewegen war, daß er mitmachte, und unerträglich mürriſch war, wenn man ſich mit aller Gewalt, oder mit übertriebenen Höflichkeiten an ihn hängen, und ihn zur Fröhlichkeit nöthigen wollte. Ich darf dem Leſer nicht mehr ſagen, um ihm begreiflich zu machen, daß die erſte Gelegenheit, wo man ſich an ihm rächen, oder ſeinen heimlichen Unmuth an ihm abkühlen konnte, ein Zeichen ſeyn mußte, wo es ſich jeder zum Verdienſt machen würde, wider ihn aufzuſtehen, und ihm, wie die Thiere in der Fabel dem kranken Löwen, nach Kräften eins zu verſetzen. Dazu ward von der Frau Gräfin der erſte Anlaß gegeben.

Als dieſe den Brief der Gouvernantin, der vielleicht etwas dunkel oder zweideutig geſchrieben war, und, wie es ganz natürlich zugieng, die übrige Auslegung dazu von der verſchwiegenen Iſabelle erhielt, war das erſte, was die Frau Gräfin auf Anrathen des Herrn Baron Wickh, der bereits in die Familie gehörte, thun zu müſſen glaubte, daß ſie den jungen Grafen abforderte. Dieß geſchah auch, und der Abſchied dieſes jetzt würdigen Cavaliers, der noch immer mit Enthuſiasmus von dieſem ſeinen, wie er ſich ſtets ausdrückt, einzigen Menſchen ſpricht, iſt in einem, von Engelhofs Briefen an ſeinen Freund, ungemein rührend geſchildert.

Auch die Gouvernantin ſchrieb davon an ihre Freundin mit einem außerordentlichen Antheil.

„Ich kann das nicht aus dem Kopfe bringen, was er ihm noch zuletzt geſagt hat; er hat ihm, verſichere ich, ſo viel Verbindliches und Treuherziges geſagt, und zwar noch ſtehend vor der Kutſche; daß ich in Wahrheit geſehen habe, es ſey etwas Vortreffliches um einen deutſchen Mann, und deutſche Art. Er hat ein anſehnliches Weſen angenommen, ſie hätte meinen ſollen, er wäre ein Fürſt, und haben wir alle weinen müſſen, die wir herumſtanden, bis auf den jungen Herrn, der kein Wort mehr geredet, und ihr ganz feurig davon gefahren iſt. —“

Es war einer derjenigen Augenblicke, wo er im Geleit ſeiner Tugenden mit einer unwiderſtehlichen Hoheit, und einer gewiſſen Ruhe erſchien, worüber die Anweſenden verſtummten, und als wäre er allein zugegen, ſchweigend auf ihn ſahen. So ſahen ſie ihn bei vielen Gelegenheiten, wo es auf große Entſcheidungen, und auf ein herzhaftes Betragen bei Vorfällen ankam, bei denen man es für menſchlicher hält, zu weinen, zu zittern und ſich tröſten zu laſſen. Zaghaft konnte man nicht ſeyn; aber wäre etwas aus der Ewigkeit herüber gekommen, das er allein ſähe, mit dem er allein vertraut wäre, ſo empfand man ein heimliches kaltes Schrecken, und ein banges hohes Schaudern, als ſollte man verwandelt, oder gerichtet werden über ſein Leben, das in ſeiner Nichtigkeit da lag. In dieſer Faſſung, und wenn ich ſo ſagen dürfte, mit dieſer Glorie umgeben, bat er den jungen Grafen, wiewohl nur nach Art einer Erinnerung, niemals zu vergeſſen, was ſie oft in den Stunden der freudigſten, belohnenden Ueberzeugung ihren Herzen eingeprägt hätten.

— Wie das Einzige, was für dieſes und jenes Leben dem Menſchen eine wahre Zufriedenheit und Beruhigung geben könnte, die Tugend um Gottes willen geliebt, wäre, und wie es keinen möglichen Fall gebe, wo es nicht beſſer wäre, tugendhaft zu ſeyn. —

Wie es eines jeglichen Menſchen Pflicht ſey, ſo viel als möglich aus ſich zu machen, das iſt, ſo viele Kräfte und Fähigkeiten, als in ihm liegen, hervorzurufen, und zu ſchönen Handlungen anzulegen. —

Wie dem Mann nichts theurer ſeyn ſoll, als das innere Bewußtſeyn, rechtſchaffen gehandelt zu haben, und der männliche Ruhm, welcher der Tugend, wie der Schatten dem Körper, nachfolgt. —

Wie dieſes Lebens Freuden allein nicht werth wären der vielen Anſtalten, und wie eine große Seele mehr mit dem, was kommen wird, als was gegenwärtig iſt, bei ſchweren Kämpfen, die niemand belohnt, ſich zu ermuntern pflege. —

Wie eben dieſes Lebens Bürde dem, der ſie herzhaft aufnimmt, und ohne Murren fortträgt, immer erträglicher bleibe, als dem, der immer daran arbeitet, ſie abzulegen, und ſeine Laſt einem andern aufzubürden, und wie daher ein beſchäftigtes Leben freudiger ſey, auch bei ſparſamer Koſt, als ein müßiges im Ueberfluß. —

Wie das Thun und Denken des großen Haufens einer ſich erhebenden Seele ſtets verdächtig ſeyn, und ſie ſich von der angeſteckten

Luft des großen Krankenhauſes, und vom Lärmen entfernen ſoll. —

Und oft ſuchen ſoll am melancholiſchen Ufer, oder im Schatten der Wälder, wo die Engel zur Geſellſchaft des Menſchen hernieder ſteigen, den weiſen, gedankenreichen Ernſt der heiligen Einſamkeit, und den hochahnenen Kummer.

Den die Weiſen und die Helden, und die einſamen großen Geiſter aller Weltalter geliebt, und ſich es zum Plan ihres Lebens gemacht hätten, oft hinter das Haus, worin alles tanzt und jauchzt, zu gehen, und über das Wähnen der jetzt Fröhlichen große Geſchichten zu denken. —

Wie man ſich lieber Geld und Gut, als die unüberwindliche Feſtigkeit der Seele, und den Stolz eines auf menſchliche Rechte und Beſtimmungen freien Mannes ſoll benehmen laſſen; den Stolz —

Wo die unbillige Verachtung nicht ſchmerzet, eine mißlungene Unternehmung nicht niederſchlägt, und eine Ausſicht auf elende Klippenwege nicht zaghaft macht;

Wo man unedler erniedrigender Leidenſchaften ſich ſchämt, und weder des unverſtändigen Lobes achtet, noch der trägen Ruhe, und des Schlafes, und der Speiſen an köſtlichen Tafeln;

Wo Fürſtenbelohnungen keinen Werth haben, und Verſprechungen auf Ehrenämter nicht hinreichen;

Wo Licht und Wärme der Menſchenſeele vorangehen, und ihr Muth und Kraft geben, — auf das Beiſpiel vieler Tauſenden nicht zu achten, und vorüber zu wandeln die weichen Roſenhügel der Hohnlachenden ruhig und ſchweigend, hinan ſeinen eigenen Weg;

Und, um der Wahrheit willen, vor Menſchenantlitz nicht zu erſchrecken, ſondern im Fall an Opfer des Lebens glauben, und in Ungewittern, und Verwüſtungen aufrecht zu ſtehen, und noch in Finſterniſſen tiefer Gefängniſſe, wovon alle Geſchichte ſchweigt, zu reden, und unerſchüttert zu bleiben, wie am Sonnenlicht, und in der Mitte unermeßlicher Heere —“

Worte des Abſchieds ſagte er nicht, ſondern er drückte dem jungen Grafen die Hand, und ſchwieg, und die Kutſche gieng fort, wie wenn es eine kleine Spazierfahrt wäre, und ſie nicht anders dächten, als würden ſie ſich nach kurzen Tagen wieder ſehen. Keiner der Anweſenden konnte eine Sylbe hervorbringen; dieſer weinte, ein anderer fieng an, innerlich ſich zu fürchten, und einige falteten die Hände. Man glaubte, da der junge Adeliche fortfuhr, die Tugenden zu ſehen, wodurch ſeine Voreltern von ihren Zeitgenoſſen, als Menſchen von edler Art erklärt, und zum Muſter ernennet worden, denen die übrigen folgen, und von deren Handlungen ſie ihr Glück und ihre Führung erwarten ſollten.

Eines bat er ihn ſehr oft, und der junge Freund verſprach es ihm mit allem Ernſt, daß er Wort halten würde, dieß war, daß er ſich die Mühe geben möchte, alle Tage ſich die vorzüglichſten Begebenheiten dieſes Tages nieder zu ſchreiben, eine Bitte, mit welcher er gewöhnlich ſeinen vertraulichen Bekannten anzuliegen pflegte. — „Es iſt ein mühſames Unternehmen, pflegte er hinzu zu ſetzen; aber der mannigfaltige Nutzen, und das Vergnügen, welches man daraus zieht, verſüßt, und belohnt alle Mühe. Man erinnert ſich der vergangenen Dinge mit einer angenehmen Betrübniß, und die unbeträchtlichſte Kleinigkeit erhält in unſerm Andenken einen beſondern Werth. Angenehme Dinge werden durch ſolche Vorſtellungen auf das neue und doppelt angenehm, und überſtandene Leiden erfüllen uns mit Troſt und Belohnung. Man ſieht, wie man von Zeit zu Zeit an Einſicht, an Empfindung, an der Standhaftigkeit in guten Dingen zugenommen, wie man Fehler ablegt und Tugenden ſich erworben hat. Man verbeſſert ſeine eigenen Urtheile, und tadelt oder liebt ſeine Entſchließungen. Man wird lehrreich durch ſich ſelbſt, und reich an Erfahrungen. Man bringt Verſtand und Herz in Ordnung, lernt behutſam ſeyn, und lernt in allen Dingen das Eigentliche ſuchen — um nichts davon zu ſagen, daß man auf eine bewunderungswürdige Art ſeine Weiſe, jegliche Sache zu betrachten und ſich darüber auszudrücken, verbeſſern, daß man ſich, falls man dieſe Nachrichten weiſen Herzen erben laſſen wollte, die Nachwelt verbinden, ja durch Beiträge dieſer Art, die einzigen zuverläßigen Beiträge zu den Geheimniſſen des menſchlichen Herzens, um die ganze Menſchheit verdient machen würde.

Ungezweifelt hat er ſelbſt keinen Tag unterlaſſen, ohne dieſem Vorſatz nachzukommen. Meine Leſer werden die Geſchichte des folgenden mit eben ſo vieler Neugierde leſen, als ſie mir Vergnügen gemacht hat.

Den 14. Juli.

„Heute erwachte ich ſehr früh (es war zwei Uhr Nachts) und gieng zum Fenſter. Welche Ruhe auf dem ganzen Erdkreis! Und in ein paar Stunden wird wieder alles, wie neu entſtehen, erſcheinen, ſich durcheinander mengen, Licht und Schatten, Menſch und Thiere, Freude und Betrübniß, Herrſchaft und Sclaverei, Tugend und Laſter. Ach, ach! Mancher, der jetzt noch ſchläft wird heute fallen, und werden allemal Zehen fallen, bis Einer aufſtehen wird; Zehen betrügen, bis Einer zurück giebt; Zehen weinen, bis Einer vor Freuden jauchzt; zehn faule, ſinnliche, wollüſtige, harte Herzen vorübergehen, bis Einer mit Verſtand und Gefühl (ungeſehen, oder geſehen und verhaßt) mit verſöhntem Herzen vorübergeht. Vielleicht wirſt du, heutiger Tag — (ach, es iſt ſchon ſchlimm, daß dich die Menſchen mit Schlafen anfangen, ſo, wie ſie den geſtrigen mit Schlafen endigten!) — vielleicht wirſt du nicht mit Einer großen That bezeichnet! Vielleicht wird nicht ein gutartiger Menſch geboren! Vielleicht kömmt heute der Menſch ans Tageslicht, der unſerm Vaterlande viel Böſes zugefügt; vielleicht Räuber und Brudermörder! Vielleicht — O du Thal der Thränen! —

Und doch! wer hier an meiner Seite eben in ſein Leben erwachte, wie ſollte er das vermuthen, wenn er über das Wohlthun, und Ruhen der Natur mit mir an dieſem Fenſter dahin ſähe?

Ich legte mich ſchlafen, wachte aber nach einem kleinen Schlummer bald wieder, und zwar ſehr heiter auf, eine Wohlthat, welche ich meiner Gewohnheit, die mich nun keine Ueberwindung mehr koſtet, zu danken habe, auf den Abend ſehr wenig zu eſſen. Da es noch dämmerte, las ich wieder einmal den Morgen im Seneka, deſſen wahre, rührende, ſtarke Beſchreibung ich ſtets mit neuer Luſt geleſen habe. Mit welchem Geſchmack wählte, und hieng, und verweilte ſich ſein Herz in dem Gemenge der tauſend und tauſend Gegenſtände nach Art empfindſamer Seelen bei einzelnen! Und wie wendet man Aug und Herz weg beim Gewühl der Städte!

Ich habe nur die Hälfte geleſen, und ſo erfriſchet, fieng ich an, meinen Tag zu überdenken, und die Vorſätze, an die ich mich halten wollte, feſt zu ſetzen. Ich will mich hüten, ſagte ich zu mir unter anderm, jemand zu kränken, und wer mir heute begegnet, zu dem will ich Bruder ſagen. Ich will das Bild von dem edlen Manne, dem ich gleich werden will, nie aus den Augen laſſen; ich will mich nie ſo ſehr erniedrigen, daß ich böſe würde, daß ich furchtſam würde vor menſchlichem Anſehen, oder zaghaft im Unglück. Ich will der Dinge, von denen morgen keine Spur ſeyn wird, nicht achten, und trachten, wie ich etwas thun möge, das mich, ſo oft ich es zurück denke, erfreuen ſoll. Auch weiß ich, daß mein Schöpfer keine Laſten, die der Menſch nicht tragen könnte, auflegt, und ſollte dieſer Himmel über mich fallen, ſo weiß ich, daß der, welcher ihn wölbte, ihn fallen ſieht. Mit einem Wort, ich will heute ſo leben, daß ich, wenn ich morgen aufwache, und wieder hier ſtehe, ſagen möge: Ich will heute thun, wie geſtern.

So etwas dachte ich, und nahm mir alle Tage vor unter dem Ankleiden. Ja, ich habe mir öfters ordentlich einige Grundſätze, an die ich mich unverbrüchlich halten wollte, auf ein Zettelchen geſchrieben, und an einen Ort gelegt, wo ich es, ſobald ich die Augen öffnete, ſehen mußte. Ich ſuchte mir den heraus, der mir am meiſten gefiel, und wenn ich ihn erfüllte, ſo erfüllte ich, vermöge der genauen Verbindung der guten Dinge unter einander, die andern mit zugleich. Sieh, ſo machte ichs. Ich ſage dir meine Geheimniſſe.

Ich gieng jetzt auf das Feld ſpazieren, in der Abſicht, meine Arbeit zu überdenken. Es betraf die gerechte Sache einer verwittibten Taglöhnerin, welche ihr Letztes, eine einzige Kuh verkauft hatte, um auf Anrathen wackerer Männer, ihren Handel, den ihr reicherer Gegner drei Jahre mit Repliken, und Dupliken hinaus verzögert hatte, wieder ganz von neuem inſtruiren zu laſſen. Mir war, als hätte ich heute den Auftrag, eine Schlacht zu gewinnen, und daher war ich ganz mit meiner Sache beſchäftigt, als mir der — ein ſehr reicher Mann, in den Weg kam. Sie haben zu thun? ſagte er. Ich habe zu thun, gab ich zur Antwort. Ein wenig will ich Sie denn doch begleiten, ſagte er wieder. Er that es, und hieng im Hin- und Rückweg an meiner Seite, ſagte „zur Geſundheit“ wenn ich nießte, und, „das thut weh!“ — wenn ich an einen Stein ſtieß, wofür ich meiner Seits verbunden war, ihm für den Wunſch, und für das Mitleid zu danken. Als wir das Schloß des — vorübergiengen, ſagte er: Ach, wenn nur dieß auch mein wäre! Als wir hierauf ein ſchönes Waitzenfeld vorbei kamen, ſeufzte er wieder: Ach, wenn dieß Feld mir angehörte! Und als wir endlich den Wald des — durchgiengen, blieb er ſtehen: Ach, wenn nur ich dieß Wäldchen hätte! Unmittelbar nach dieſen Worten dachte er allemal eine Weile nach mit den Zeichen der höchſten Unruhe. Bei dem Abſchied nahm ich ihn ſehr bekümmert bei der Hand. O du armer reicher Mann, ſagte ich, mit deinem: Wenn ich dieß Schloß, dieß Feld, dieſen Wald noch hätte! Der Mann gieng ſehr verlegen fort.

Ich ward etwas müde, zerſtreut, unzufrieden, und überhaupt aus meiner Faſſung gebracht, als ich nun meine Arbeit vornehmen wollte. Das Gefühl dieſer Abſpannung gab mir ein mürriſches Weſen, und die Bemerkung deſſelben kündete in meiner Seele eine Unordnung an, bei der mir, ehe ſie ſich meiner bemeiſterte, nichts übrig blieb, als mich geſchwind zu ſammeln, und mit Bildern einer beſſern Art die gegenwärtigen zu verdrängen.

Was biſt du, himmliſche Kraft, die, wenn ſie in eines Sterblichen Herz kömmt, daſſelbe mit ſo vielem Adel, mit dem Uebervermögen erfüllet, oft die Seele des Dieners erhöhet, und die Seele des Fürſten leer und unbeſucht läßt? Du machteſt mich oft zum Fremden unter den Menſchen, oft zur Laſt derer, denen ich zum Vergnügen ſeyn wollte; aber öfter warſt du mir zur Luſt, und häufiger beſuchteſt du, und ludeſt du mich zur Stunde der Freude, und für Einen Augenblick deines Beſitzes nahm ich gerne zehn betrübte an.
Die arme Taglöhnerin mit ihrer Armuth ſtellte ſich mir ſo lebhaft dar, daß ich ihren

Handel mit einer Art durſtigen Ungeſtüms, und mit jener Zuverſicht anfieng, die einen zuweilen bei einer verſicherten Sache im voraus belohnt. Ich las, und arbeitete ungefähr zwei Stunden, als ich von Berghauſen den Nationalſtolz von Zimmermann, ein bisher mir unbekanntes Buch, mit einem Billet erhielt, worin es außerordentlich angeprieſen, aber mir zugleich gemeldet ward, daß ich das Buch morgen wieder zurückſchicken, und mithin alle Arbeit, (denn es könne, hieß es, keine ſo wichtig ſeyn, daß ſie mich von der Lektür dieſer geiſtreichen Schrift abhalten könnte) — heute beiſeits legen ſollte. Ich fiel, als ich das Buch öffnete, auf dieſe herrliche Stelle, welche ich mir ſogleich abſchrieb.

„Männer, die ihr Vaterland durch ihr Talent unterrichtet, durch ihre Philoſophie geſtärkt, durch ihr Genie verherrlichet, tragen gleichſam auf ihren Schultern den Namen ihrer Nation zu den entfernteſten Völkern und in die kommende Welt. Ihr edelſter Theil lebt und wirkt, wenn ſie nicht mehr ſind, durch ihre Schriften der Vergänglichkeit entriſſen, und zum Erbtheil aller Völker geworden. Man bewundert das Gepräge ihrer großen Seelen in dieſen Denkmählern, die ſie uns zum Erſtaunen und zum Unterricht hinterlaſſen. Da athmet noch ihr Genie; da brennet ihr dem Vaterland geheiligtes Feuer, von da drang es in die Bruſt der großen Männer, die nach ihnen gekommen ſind. Von da fleugt heute noch ein Funke weg, der vielleicht der ganzen ſeelloſen Nachkommenſchaft eine Denkungsart giebt, vielleicht ſie nach dem verſcherzten Erbtheil lüſtern macht, und durch die Bewunderung jener Größe zu ihrem Erwerbe entzündet."

Aber das Buch ſelbſt, dacht ich, was wird es, eben darum, weil es ein gutes Buch iſt, anders lehren, als daß man zwar eher leſen, als müßig reden, aber auch eher handeln, als leſen ſoll. Ich ſchickte es alſo zurück, ſchrieb wieder fort, und hatte die Sache eben mit Eifer gefaßt, als ich die Stimme hinter mir hörte: Sie verſtehen das Ding beſſer, als mein Mann, und werden mir bald Rath geben. Als ich umſah, wars die Frau meines Beamten mit zwei Stücken geſtreiften Zeuges unter dem Arm, und unter der Thüre ſtand ein Landſchneider. Der Streit mit ihrem Mann hatte ſich unten der Streifen wegen ergeben, welche in einem Stück roth und breit, in dem andern roth und grün, zugleich ſehr ſchmal waren. Jener war etwas wohlfeiler, und alſo von dem Beamten vorgezogen worden. — „Ich möchte mir gern den ſchönern herausſuchen, ſagte ſie. Doch Sie ſollen nur erſt ausſchreiben; denn ich weiß, Sie habens nicht gern, wenn man Sie ſtört.“ — Sie wußte wohl, was ich arbeitete, hatte auch ſelbſt den verfloſſenen Abend ſehr über die Unbilligkeit geſchrieen, mit welcher der unglückliche Proceß durch verſchiedene nun entdeckte Ränke hinaus gezögert ward.

Ich hörte die Erlaubniß, daß ich fortſchreiben ſollte, unter allem, was ſie ſagte, am deutlichſten; und, da ich nichts anders vermuthete, als daß ſie fortgehen würde, ſo vergaß ich ſie ſogleich, und ſah bereits wieder meine ganze Sache vor mir, als ihr endlich die Geduld gebrach, ſo, wie ſie die ganze Zeit über noch hinter mir ſtand. „Sie werden doch, ſchrie ſie etwas ärgerlich, und lehnte ſich über meine Schulter herein, als wollte ſie einem Tauben etwas beibringen „Sie werden doch ſagen können, welchen Sie als den ſchönern herausſuchten.“

Dieſen da, gab ich zur Antwort, indem ich mich, ſo geſchwind ich konnte, umwand und ohne auf ein Stück Zeug zu ſehen, eben den grün- und rothgeſtreiften antraf.

„Sie haben meinen Guſto,“ ſagte ſie ſehr langſam. Das freut mich, gab ich wieder zur Antwort, indem ich mich, ohne mich aus meiner Faſſung, wo ich mir alles verderbt haben würde, bringen zu laſſen, zurück nach dem Pult kehrte, und zu ſchreiben begann. Ich war ſo glücklich, etliche Minuten Ruhe zu haben.

„Jetzt möchteich doch wiſſen, fieng es wieder an, warum Sie meinen, daß der grün- und rothgeſtreifte ſchöner iſt? Er hat mehr Farben, gab ich zur Antwort, ohne mich umzuwenden.

„Er hat mehr Farben“ (launte ſie nach.) Aber die Farben — fieng ſie wieder an.— „Sie ſind auch heller,“ ſagte ich, als jene. Ich erinnerte mich an meine Vorſätze, und ſagte es, ohne ungeduldig zu werden.

„Sie haben zu thun,“ wiederholte ſie nach einer Weile; „ich will Sie auch um alle Welt nicht ſtören; — aber Sie ſagen, die Farben wären heller.“

„Heller ſind ſie nicht,“ ſagte der Schneider, indem er näher trat, und den Eingang zu einem Geſpräch machte.

Aber ſchöner ſind ſie, fiel ich ein, indem ich mit aller möglichen Gelaſſenheit aufſtand; „weit ſchöner ſind ſie,“ ſagte ich mit der freundlichſten Stimme, die ich annehmen konnte. „Es wird Ihnen, wie einer Nymphe paſſen,“ ſetzte ich hinzu. Es war die erſte

Schmeichelei, die ich in meinem Leben einem Frauenzimmer ſagte. Ich wußte, daß ſie dergleichen ſehr gerne hörte, und ich hatte die gute Abſicht, ſie zu beſtechen, damit ſie mich verlaſſen möchte. Sie ſchmunzelte auch wirklich, und indem ich glaubte, daß es nun wieder gut wäre, ſo nahm ich wieder meinen vorigen Platz ein. Aber dießmal hatte ich mich betrogen.

„Wenn er mir nur aber auch ſo anpaßte,“ ſagte ſie; — wie einer Nymphe, hätte ſie gerne geſagt. „Es wird, es muß!“ gab ich zur Antwort.

Es iſt wunderlich, fieng das Geſpräch, wie von neuem an, wie einem andern zuweilen alles ſo anpaßt. Ich ſollte es nicht ſagen; aber ich dachte mir ſchon hundertmal, wie der Fräulein Gräfin alles ſo knapp anliegt. Es iſt alles ſo beſonders, was ſie thut; ſie mag aufſtehen oder gehen, reden, oder ſchweigen, es iſt alles ſo beſonders. „Es iſt — man kanns nicht ſagen mit einem Wort, es muß ſo ſeyn. Wenn Sies, endigte ſie, und wandte ſich an mich, dem Schneider ſagten, wie ers machen ſoll, damit ers auch ſo machte.“

Ich ſah mich aus einer ganz unwillkührlichen Bewegung nach dem Schneider um, und er, welcher geglaubt haben möchte, daß ich ihn betrachten wollte, ob ich ihm auch ſo viel zutrauen könnte, trat hart an mich her. „An mir ſollt' es nicht fehlen, ſagte er trozig.“

„Und ich wills ihm an nichts ermangeln laſſen“, ſagte die Frau Beamtin. Und hier ſtand der Schneider, und hier die Frau Beamtin.

„Wenn Sies ihm nur ſagen wollten,“ fuhr dieſe fort. Der Mann ſendete Blicke nach mir, als wenn ich ihm ſein Brod zuſchneiden wollte. „Ich habe doch, ſagte er mit einer ärgerlichen Stimme, auch ſchon bei Leuten gearbeitet, bin in Landshut, Straubing, Paſſau, ſogar in Wien geweſen.“

„Darum“! ſagte die Frau Beamtin.

Ich ſtand alſo wieder auf, ergriff beide Parteien bei den Händen: „Ich wollte wetten, ſagte ich, es wird hier nichts verderbt werden.“ Und im nämlichen Augenblick führte ich ſie eilfertig nach der Thüre.

Ich ließ mir ſelbſt nicht Zeit, an dieſen Vorfall zu denken, ſammelte mich vielmehr aus allen Kräften, und war nun das drittemal ganz von meiner Sache erfüllt —

„Wenn Sie nur meinen, daß nur nichts verderbt werden wird!“ — Sie hatte den Schneider verlaſſen, und kam nun, eine ganz friſche Unterredung von vorne anzuſpinnen; denn erſt, nachdem ſie Platz genommen, und auf jede Lehne einen Arm gelegt hatte, ſagte ſie: „Wenn Sie nur meinen, daß mir nichts verderbt werden wird.“

„Es kommt alles auf den Kopf an, antwortete ich, der die Kappe aufſetzt.“ Ich hatte dieſe Rede nicht überlegt; ſie aber verſtand ſie ſogleich, und indem ſie den Lehnſeſſel verließ, fieng ſie an, ſich zu wundern, wie ich über einer einzigen Cauſa, wie ſie es nannte, ſo lange ſitzen könnte, zumal, da zu vermuthen wäre, daß die Taglöhnerin ohnehin nicht Recht hätte.

Man meinte doch ſonſt, daß Sie einen flinken Kopf haben, ſetzte ſie hinzu; mein Mann müßte ſich an Ihnen nur betrogen haben, welches freilich nichts ſeltenes wäre.“ Hier gieng ſie.

Es ſchien, der Unwille ſange an, irgend eine Oeffnung in mein Herz zu finden. Es that mir leid, ihr einige Gelegenheit zum Mißvergnügen, womit ſie fortgieng, gegeben zu haben; — auch hatte ich meine Arbeit noch kaum bis zur Hälfte vollendet! — und dieſen Augenblick meldete man, daß es Zeit wäre, zur Tafel zu kommen. Gieb mir, ſo betete ich, meine vorige Faſſung wieder, und ich will mit Brod und Waſſer vorlieb nehmen.

Ich aß ſehr wenig, war um ein Uhr wieder bei meiner Arbeit, ſchrieb bis fünf Uhr, als ein paar Schreiber mit großem Ungeſtüm an meiner Thüre pochten, aufriſſen: „Sehen Sie doch, gehen Sie doch hinab, und den Augenblick davon liefen. Es war keine Treppe, wo man nicht hinab eilte, und das ganze Haus war in Bewegung. Es war, wie ich aus der Melodie der Pfeife und der Trommel abnahm, ein Kameel, oder ein Bär, den man nach München trieb. Es vergieng keine Minute, wo nicht eines oder das andere herauf lief, und mich mit ängſtlichem Geſchrei aufforderte. Gehen Sie doch, wenn Sie ſehen wollen; — Sie werden nichts mehr ſehen, wenn Sie nicht gleich gehen; — warum wollen Sie denn nicht ſehen? Niemand ſagte: laßt ihn in Ruhe, wenn er nicht ſehen will! So aufdringend und eigenliebig iſt der Menſch ſogar mit ſeinen Freuden.

Vermuthlich fiel es der Frau Beamtin am unbegreiflichſten auf, daß ich nicht gegangen war, das Thier zu ſehen; denn ſie war ſo ſinnreich, bei dem Beſuche, den ſie im Schloß ablegte, zu erinnern, daß man mich herum bitten und, wie ſie ſich gütig ausdrückte, wider meinen Willen anhalten möchte, von der langen Arbeit, die keine Eile hätte, abzulaſſen.

Man ſchickte ſogleich; aber ich kam nicht. Die Fräulein Gräfin erſuchte mich hierauf in einem Billet; ich ſchrieb ihr unter ihre Worte, wie ich mich heute an ihr edles Verſprechen halten müßte, das ſie ſelbſt feierlich gab, mich in wichtigen Geſchäften niemals ſtören zu wollen, und dieſe ſtets dem Vergnügen des Umgangs vorzuziehen. Dieß hatte ſie auch jederzeit ſo pünktlich gehalten, daß, wenn ſie von ungefähr herum kam, und der Beamte in ſeiner Herzenseinfalt ſagte, daß ich etwas ſehr Erhebliches zu thun hätte, ſie ſehr eifrig verlangte, daß man mich nicht ſtören, und den Pflichten, denen ich nun angehörte, überlaſſen ſollte. Ich ehrte ſie dieſes Zuges willen, der unter andern Seltenheiten weiblicher Tugenden ſo ſelten gefunden wird.

Nach acht Uhr hatte ich meine Arbeit vollendet, und legte die Feder weg, mit dem unausſprechlichen Troſt, die Kabale entdeckt, und die Bedrückungen einer armen hülfloſen Wittwe geendet zu haben. Es hat ſo was Hohes und Feierliches, ſich der Vorſtellung zu freuen, daß man vom Betrug die Hülle genommen, daß man den Willen derjenigen, welchen man die Wahrheit vorträgt, bewegt, und ſüße Verwunderung über unverhoffte Rettung auf ein abgehärmtes Angeſicht gebracht habe.

Ich gieng aufs Feld; und Gerüche wehten mich an, und Blumen erhuben ihr Haupt. Ich ſetzte mich ins Gras, lehnte mich an einen Grenzſtein, und vergaß des Unmuths und Eifers wider die Bosheit, des Kummers für die Unſchuld, und verſöhnte mich mit der Natur; — floß hin in Belohnungen des ſtillen Vergnügens, und ſah, wie der Abendſtern heraufgieng. So kam ich nach Hauſe, wo ich dieß ſchrieb, dem Schloßhof gegenüber. — —

So wäre alſo der heutige Tag, wieder ein wichtiger Theil meines Lebens, vorüber, und ich ſehe ihm nach, wie er auf dem Strom der Zeit eilig, eilig dahin rinnt. Es iſt eilf Uhr Nachts, da ich dieß ſchreibe, und von dem Himmel gießt ſich ſo etwas Stummes und Ernſtes herab, daß ichs nicht aushalte. Ruh, Ruh, und überall Ruh! Auch in meinem Herzen, in meinen Begierden, und Freuden in dieſem Leben. Ach, warum kann ich das, was ich jetzt fühle, zu keinem wohlthätigen Weſen machen, und es dann bitten; geh hin, und gieb auch meiner Freundin Ruh!“

Aber welche Reihe lehrreicher Begebenheiten in dieſem einzigen Tage! Wie oft werde ich in dem, was ich anfieng, geſtört, und wie ward ich ſogleich bewegt darüber! Wie hatte ich Mühe, mich wieder zu faſſen! Ich bedauerte den Mann am Morgen, ſpottete der Frau am Mittag, und, was das ärgſte iſt, ich habe ihr ſogar einem Frauenzimmer aus ſolcher Gefälligkeit, ihrer los zu werden, eine Schmeichelei geſagt! Dann kam das Kameel am Nachmittag, und meine Freundin am Abend.

In der That, dacht' ich, als ich die Augen ſchloß, kaum ſo wichtig, als das, was mir heute begegnet, ſind die Hinderniſſe beſchaffen, welche uns auf dem Wege des Lebens entgegen kommen, und uns abhalten, gute Vorſätze zu faſſen, gute Entſchließungen auszuführen, und die Reiſe, welche wir antraten, bis auf den Abend fortzuſetzen. Die meiſten bauen ſich an die Quelle, aus der ſie im Vorübergehen ſich erquicken ſollten, eine bleibende Stätte, und ſchlummern, ihrer ſelbſt vergeſſend, bei der Blume ein, die ſie ins Kleid ſtecken ſollen.

Der Brief, welchen die Frau Gräfin wegen der Abforderung des jungen Grafen, und in Betreff ihrer verborgenen Abſichten, an die Gubernantin ſchrieb, war wider alle Gewohnheit höflich; es ward darin von mehr nicht geſprochen, als was man aus ihrem Briefe wiſſen konnte, und man bezeugte darüber ſeine völlige Zufriedenheit. Die Gubernantin ward wegen des Lobes, welches ſie dem Engelhof beilegte, von der Frau Gräfin bereits für eine Verrätherin angeſehen, und die etwas ſchlaue Dame entſchloß ſich ſo lange abzuwarten, bis ſie alles, was ſie wiſſen wollte, erfahren hätte, um ſie dann mit Schimpf und dem ſchärfſten Nachdruck ihrer unverſöhnlichen Ungnade zu entlaſſen. Herr Baron Wicky gab ſich die Mühe, die Iſabelle an ihrer Freundin zur Verrätherin zu machen, und, um ihre Briefe zu bekommen, ſich mit ihr in zärtliche Geheimniſſe einzulaſſen, die ſelbſt die Gräfin aus Unvorſichtigkeit begünſtigte, und allen Vorſchub that, einen Umgang zu unterhalten, wodurch das arme Geſchöpf, das nichts, als ihr bischen Geſchicklichkeit, ihre geſunde Farbe, und ihre Tugend beſaß, zur verworfenſten und verächtlichſten aller Kreaturen geworden.

Zu gleicher Zeit ward an den Herrn Graſen, der bereits auf ſeiner Rückreiſe begriffen war, alles entgegen benachrichtet, was der aufgebrachte Argwohn, der Hochmuth und Zorn einer ſchwachen weiblichen Seele erfinden konnte.

Jede Möglichkeit war für Gewißheit, und jede Muthmaßung für Wahrheit ausgegeben.

Des Herrn Baron Wickh ward auf eine außerordentlich ſchmeichelhafte Art gedacht, und beſonders die Tugenden an ihm gerühmt, von welchen die Frau Gräfin wußte, daß ſie bei dem Grafen in beſonderer Hochachtung ſtünden. Das Ende davon war, daß ſie ihn bat, ſeine Rückreiſe nach dem Schloß zu nehmen, woſelbſt ſie ſich mit dem lieben Herrn Baron, als künftigen Tochtermann, wie ich hoffe, einfinden würde.

Von dem Inhalte dieſes Briefes ward der Gubernantin eine vorläufige Nachricht, und der Befehl ertheilt, ſelbe der jungen Gräfin zu eröffnen, und ſie dazu vorzubereiten. Dieſe hatte, ſeit ſie Engelhof nicht mehr auf ihrem Zimmer beſuchte, faſt alle Tage an ihn geſchrieben. Sie bediente ſich dazu einer armen Dienſtmagd, der ſie außer dem Briefe allemal noch eine Menge Sachen mündlich mit großer Sorgfalt vorſagte, dieſelbe, ſoweit ſie konnte, begleitete, und ihr dann, ſo weit es möglich war, nachſah. Während ihrem Ausſeyn gieng ſie gewöhnlich in arbeitenden Gedanken, und ſehr eilfertig, in dem Zimmer auf und nieder, ſetzte ſich bald auf dieſen bald auf jenen Seſſel, und fand nirgends, was ſie wollte, oder ſie ſuchte im Schloſſe herum, und bemühte ſich augenſcheinlich, ſich von der peinigenden Laſt ihrer Unruhe zu zerſtreuen. Ein paarmal trug es ſich zu, daß ihre Vertraute eben im Waſſerſchöpfen begriffen war, das durch Röhren in ein großes Behältniß laufen mußte, wo einige Arbeiter ſtanden, ſo daß man es augenblicklich gemerkt haben würde, wenn das Waſſer ausgeblieben wäre. Dieſes zu verhindern, arbeitete ſie indeß ſolange, bis ihre Wohlthäterin zurückkam. Dieß würde die Magd für ſie geweſen ſeyn, wenn ſie ihr etwas Troſtreiches hätte ſagen können, indem ſie ihr, wenn es anders möglich war, ſo bald ſie ſie ſah, entgegen gieng, ſie mit Fragen überſchüttete, und, wenn ſie nichts anders zu ſagen wußte, als daß Engelhof über Hals und Kopf zu thun habe, heftig anfuhr, dann fortjagte, dann wieder zurückrufte, ihr zärtliche Namen gab, und mit wehmüthigem Ton wieder fragte, alles, alles, was ſie muthmaßen, und fürchten konnte, um jede Kleinigkeit; ob er bei Empfang des Briefs ſtand, oder gieng, ob er bleich, oder geſund ausſehe, und zuletzt, wenn das arme Ding wieder nichts wußte, ſich traurig von ihr wegwandte, und ſich eilends nach einem Winkel begab, und im Verborgenen weinte. Engelhof hatte im Sinn, bei ſeiner Abreiſe einen Abſchiedsbrief an ſie zu ſchreiben, der ihr alles mit Einemmale ſagen ſollte. Indeß nahm er dieſe

Briefe an, und legte ſie einen nach dem andern in ſein Pult, ohne ſie zu erbrechen. Seine Abſicht war, ſie zu ermüden, und ſich ſelbſt einige Unruhen von ganz neuer Art zu erſparen, die ihm, wie er in ſeiner Handſchrift geſteht, manchmal unvermuthet durch das Herz fuhren, und manchen unwillkürlichen Seufzer erpreßten.

„Ich gab genau Acht, ſchreibt er, und da ich einmal zur Zeit, wo ich wichtige Geſchäfte mit geſammeltem Geiſt übernehmen ſollte, empfand, daß ich keinen Muth dazu hätte, daß mir die Gedanken fehlten, und die Kräfte: ſo erſchrack ich, daß ich zitterte, und that ängſtlich, als wenn mir ein großes Unglück wiederfahren wäre.“

Aber ich hoffe, ſetzte er hinzu, ich ſollte mich nicht zu ſchämen haben, wenn ich geſtehe, daß ich gegen ſie immer mehr und mehr eine Zuneigung in mir wahrnahm, immer um ſie ſeyn zu können. Wir giengen miteinander ſo manche halbe Täge und Abende mit der ſorgenloſeſten Aufrichtigkeit um; wir ſahen in unſern Augen, wie in einem Spiegel, unſre Herzen, entdeckten bei unzähligen Vorfällen die ſüße Uebereinſtimmung unſerer Gemüthsarten, und überließen uns, frei von allem Argwohn, dem Vergnügen, das man genießt, wenn man gleiche Gefühle bei ähnlichen Dingen wahrnimmt; — ſie im Aufkeimen ihrer Fähigkeiten, mit der unumſchränkteſten Ergebenheit hangend an allem, was ich that und ſagte; — und ich, entzückt über die Blüthe der Blume, um die ich das Unkraut herauszog, die ich pflegte, wartete; — zu dieſem allem die Einſamkeit, dieſe Mutter erſt ſchwermüthiger, dann weicher Empfindungen. O ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich gänzlich ungerührt geblieben wäre; aber da ich nichts in meinem Herzen reifen ließ, was keine Beziehung auf die Zukunft hatte: ſo waren meines Freundes Erinnerungen hinreichend, alles mit Einemmale zu erſticken."

Seine Maßregeln, welche er ergriff, indem er ſich plötzlich von ihr losriß, waren, wie ſies in ſolchen Fällen gewöhnlich bei ihm geweſen, etwas hart, und, auf eine gewiſſe Art, wild und grauſam. Dazu verleitete ihn nicht nur das Beſondere des gegenwärtigen Falls, ſondern überhaupt ſeine übertriebene Schüchternheit, und ihm eigne Furcht, einer ſchwachen Neigung gegen das Frauenzimmer beſchuldigt zu werden. Aus dieſer Faſſung erkläre ich mir den ſtolzen Muth, oder den ſonſt unnatürlichen Eigenſinn, auf ſeinem Vorhaben zu beharren, und die Briefe der Fräulein hinzulegen, ohne ſie einmal zu öffnen. Sie war ohne Zweifel eine Folge ſeiner äußerſt ſtrengen Lebensart, an die er ſich von Jugend auf gewöhnt, und eine Folge der unaufhörlichen Anſtrengungen, womit er ſein Herz ohne Unterlaß beſchäftigt hatte, daher bemerkte man in ſeinen Begriffen von der Liebe etwas ſehr ſeltſames, und er pflegte zu ſagen, die Liebe, womit er manche Schrift ausarbeitete, und ſeine Liebe zum Menſchengeſchlecht überhaupt wäre ſüßer, zärtlicher, und mächtiger, denn Mädchenliebe. Indeß war die geflißne Kälte, welche er gegen dieß Geſchlecht äußerte, auch ein lauteres Gutwollen, und Wärme, und mit ſeinen Briefen an abweſende Frauenzimmer hätte er, ohne ſein Wiſſen, und wider ſeine Abſicht vieles Unheil angerichtet. So war dann auch in Rückſicht auf die junge Gräfin dieß der rechte Weg nicht, wodurch ſie hätte zurecht gebracht werden können. Sie wußte ſich ihrer Seits immer weniger zu helfen. Die Wunde fieng heimlich immer gefährlicher zu ſchwüren an, und ſie hatte niemand, dem ſie ſich entdecken, und bei dem ſie Troſt und Linderung ſuchen konnte. Die Gubernantin war zu dieſer Perſon gerade am unſchicklichſten. Wenn man geſchickt ſeyn ſoll, ſich ein Geheimniß dieſer

Art anvertrauen zu laſſen; ſo muß man nicht die Richtermiene haben, woraus der Leidende abnehmen kann, daß man davon bereits unterrichtet, und vielleicht mit uns nicht verſtanden ſey. Wir möchten immer gerne etwas verbergen, und ſo offenherzig wir ſeyn mögen, wider unſer Wiſſen, immer gerne etwas für uns zurück behalten. Es iſt daher unausſtehlich, an andern ein gewiſſes Uebervermögen über uns wahrzunehmen, deſſen Gefühl, indem es uns beſchämt und erniedrigt, zugleich alles Zutrauen entfernet. Der Zwang, den ſich die junge Gräſin anthun, und die Mühe, die ſie ſich geben mußte, ihr Herz gewaltſam zuſammenzupreſſen, öffnete es wider ihren Willen, indem ſie oft ſeltſame und närriſche Fragen that, oft im Schlaf auffuhr, und Dinge herausſagte, die ſie bei wachen Sinnen tief verſchwiegen hätte. Wenn die Gubernantin das Geſpräch auf Engelhof lenkte; ſo wurde ſie äußerſt ungehalten, und eilte zu einem andern Gegenſtand. Die Urſache dieſes Betragens konnte dieſer nicht entgehen, und da ſie herzlich gute Abſichten, viele Klugheit, und Mitleid und Schonung, welche ſie den mannigfaltigen Beobachtungen, und Erfahrungen im menſchlichen Leben zu danken hatte, beſaß; ſo war ſchon lange auf Mittel bedacht, wie ſie die Sache mit Gewißheit erfahren, und wieder zum Guten lenken könnte. Sie ſah voraus, daß, wenn ihr Verdacht gegründet, und Engelhof im Ernſt für die junge Gräfin eingenommen ſeyn ſollte, er durch keine Zwangsmittel abzubringen, und gerade der Menſch ſeyn würde, eine hoffnungsloſe Zerrüttung in der Familie anzurichten. Sie wußte von den täglichen heimlichen Briefen der jungen Gräfin, ohne doch jemals erfahren zu können, ob, und wie dieſelben beantwortet würden. Dieß ſetzte ſie in eine ſo große Verlegenheit, und verurſachte ihrem Herzen einen ſo nagenden Kummer, daß ſie, um ſich desſelben zu entladen, mit Engelhof eine Unterredung ſich ausbat, wodurch aber ihr Verdacht noch mehr beſtärkt, und ihre Verlegenheit noch ſorgenvoller geworden. Sie ſchrieb das ganze Geſpräch an ihre liebe Freundin Iſabella, von der es Herr Baron Wickh, und durch dieſen die Gräfin erhielt. Ich will ſo viel davon herſetzen, als zu unſrer Abſicht nothwendig iſt.

Die Gubernantin. Die Menſchen müßten hier andrer Natur ſeyn, als ich ſie ſonſt in aller Welt fand, oder ich denke, daß ich mich nicht irre. Ich weiß, was das iſt, wenn es einem einmal recht im Herzen ſitzt; aber ich weiß auch, daß Sie vernünftig ſind, und ich hoffe, daß Sie einen guten Rath annehmen werden, wenn Sie ſehen, daß er gut iſt. Wenn Sie von Adel wären, in der That, Sie wären der Mann —

Engelhof. Wozu ſoll dieß Klagen, meine gute Freundin? Wenn ich Ihrer Fräulein irgend ungelegen geweſen bin, ſo hat das ein Ende, ein Ende auf immer. Doch ich wußte gar nicht, wie das zugehen könnte, und ich wiederhole Ihnen nochmal, daß ich nicht ganz verſtehe, was Sie meinen.

Die Gubernantin. Ich muß es Ihnen alſo ſagen; denn ich kann Ihnen nicht verbergen, daß es mich Tag und Nacht ängſtigt. Ich meine, meine Fräulein ſey gegen Sie nicht unempfindlich, und Sie wären gegen ſie nicht unempfindlich. Das wäre Jammer und Schade für Sie beide.

Engelhof. (Er änderte hier die Farbe, richtete Augen und Hände gen Himmel; dann, indem er ſich mit geſammelter Heftigkeit gegen mich wendete) was meinen Sie, daß ich von dem Manne halte, der ſo etwas anrichtet, daß es Jammer und Schade ſeyn würde?

Die Gubernantin. Ich würde davon halten, daß er ein Herz habe, wie vor ihm tauſend, und tauſend nach ihm: Es iſt menſchlich.

Engelhof. Und menſchlich auch, daß ich erſäuft werde, wenn ich meinen Durſt zu löſchen, meinen Kopf ins Meer ſenke, das ich vor mir ſehe, und es vermeiden könnte. Was Sie doch jetzt alles menſchlich nennen, wo kein Zug, deſſen ſich ein Menſch rühmen könnte, enthalten iſt! Denken Sie nur, die Ruhe eines Menſchen gefliſſentlich zerſtören!

Die Gubernantin. Ja wohl. Aber wenn es nun einmal ſo iſt. Man merkt es ſo wenig, wenn es ankommt, und leidet ſoviel, wenn es zugegen iſt. Ach, mein armes Fräulein! (Ich weinte.)

Engelhof. Meinen Sie das im Ernſte, meine liebe Frau? (Er ſagte dieß in einem wehmüthigen Tone.)

Die Gubernantin. Leider im ganzen Ernſte. Es müßte mich nur alles betrügen, alles, was ich je in der Welt hörte und ſah.

Engelhof. Nun, da wollen wir bald Rath finden, wenn es ſo ſeyn ſollte; aber es iſt gewiß nicht, wie Sie denken; doch auf allen Fall. — (Er ſtand mit kämpfender

Miene eine Weile vor mir, dann raffte er ſich auf einmal zuſammen, wie man zu thun pflegt, wenn man ſich plötzlich zu einer ſchweren Sache entſchließt): Gewiß ſo muß es gelingen, bei ihr, meine ich. Alſo, bittre Vorwürfe ſollen Sie ihr nicht machen, das würde ſie nur noch mehr befeſtigen. Bezeugen Sie ihr vielmehr ihr Mitleid, und weinen Sie mit ihr, ſo viel Sie können. Dann, wenn Sie dadurch ihr Vertrauen gewonnen haben, können Sie es verſuchen, wider mich zu ſchmähen. Sie können ſagen: Wer weiß auch, ob er ſo gut iſt? Sie hätten mich, können Sie hinzuſetzen, vom Frauenzimmer oft ſehr hart reden hören. Sagen Sie, was Sie wollen, ich erlaube Ihnen alles. Da, wo Sie ſehen, daß Sie aufmerkſam wird, da bleiben Sie ſtehen.

Die Gubernantin. Das iſt großmüthig. Ich will thun, was ich kann. Ich will ihr ſagen, Sie könnten gar keinem Frauenzimmer im Ernſte gut ſeyn.

Engelhof. Wohl, das ſagen Sie.

Die Gubernantin. Ich will ſagen, Sie ſeyen im Grunde ein herber, harter Mann, ohne Sitten, ohne Zärtlichkeit, ohne alle Hochachtung für unſer Geſchlecht.

Engelhof. Sehr gut; aber mit der Zeit, wenn ſie geheilt iſt, wünſchte ich doch, daß Sie ihr die ganze Sache, wie wirs gemacht haben, entdecken, und ihr eine beſſere Meinung von mir beibringen möchten. Auch ſollten Sie meiner Ehre nicht nahe treten, ſondern nur ſolche Sachen berühren, welche einem rechtſchaffenen Manne keine Schande ſind.

Hier fieng er an, dieſen und jenen Ausdruck zu mildern, immer etwas hinwegzunehmen, und hinzuzuſetzen, und vergaß ſich endlich ſo weit, daß er mir, ſtatt den Fehlern, die ich ihm aufbürden ſollte, die größten Lobſprüche auf den Weg gab. Ich verließ ihn mit betäubtem Verſtand, u. ſ. w.

Nun kam der Auftrag von der Mutter Gräſin, deſſen Inhalt die Gubernantin dem Fräulein vorlegte. Auch war das Portrait vom Baron Wickh beigelegt. Sie nahm es an, und legte es nieder, ohne ein Wort zu reden. Dann ſchrieb ſie, wie gewöhnlich, ſchlich mit dem Brief, und dem Portrait fort, kam wieder; und war vollkommen gelaſſen, und ſchien mit allem zufrieden zu ſeyn, was man aus ihr machen wollte. Die Gubernantin hatte den Muth nicht, ſie näher zu fragen, und dieß gelaßne Weſen, und dieß Stillſchweigen erfüllte ihr Herz mit grauenvollen Ahnungen.

Das Billet, welches ſie an Engelhof ſchrieb, war dieſes Inhalts:

„Sie haben ſich verſchworen, uns unglücklich zu machen, ich kann Ihnen heut nicht ordentlich ſchreiben, wie ich dieſe Tage geſchrieben habe, ich muß es Ihnen ſelbſt ſagen, was ich thun möchte, wenn Sie es mich hießen. Die Mama erzählte oft, was Sie in Frankreich gethan haben, und ſie mit leiblichen Augen geſehen hat, ehe ſie ſich zum Heirathen zwingen ließen. Die Magd, welche Ihnen den Brief überbringt, wird mir ihr Bauernkleid geben, das will ich anziehen heute Abend, und bei dem großen Nußbaum auf Sie warten; denn ich weiß, daß Sie da gerne hingehen, weil ich Sie oft von meinem Zimmer aus geſehen habe. Bis halb neun Uhr komme ich gewiß. Ich ſchicke Ihnen das Portrait mit, das den Menſchen vorſtellt, den ich nehmen ſoll. Ein häßlicher Kopf! Sehen Sie nur, wie es ordentlich ſcheint, als wenn er ſich bei dem Malen gezwungen hätte, ein gutes Geſicht zu machen, und wie das ihm nicht gerathen iſt. Ich komme gewiß um halb neun Uhr; denn die Gubernantin läßt mich in Ruhe, weil ſie meint, ich ſey krank, und wolle gerne ſchlafen. In der That, ich war auch krank, bis jetzt. Auch will ich der Magd, wenn ſie mir die Kleider bringt, befehlen, in mein Bett ſich zu legen, und zu thun, als wenn ſie ſchliefe. Adieu!“ —

Als die Magd dieſen Brief nach Engelhofs Wohnung brachte, ſtand Herr von Berghauſen, der ſich ſeit einiger Zeit täglich bei dem Beamten einfand, an der Thür. Er winkte ihr, um die Sache, wenn er ſie geheimnißvoll behandelte, deſto glaubwürdiger zu machen, an die Ecke des Hauſes, erzählte ihr, daß ihn Engelhof, indem er Geſchäfte halber ausgehen mußte, erſucht habe, den Brief abzunehmen. Um ſeinen Worten noch mehr Zutrauen zu geben, ſetzte er hinzu, er würde bald zurückkommen, und ſie dürfte nur warten, wenn ſie Befehl hätte, eine Rückantwort zu bringen. Die Magd, welche ihn oft bei dem Engelhof antraf, und ſich gar nicht einfallen ließ, daß ſie etwas zu befürchten haben könnte, übergab ihm den Brief, und das Portrait mit vielen Freuden. Er eröffnete, las, eilte mit verhängtem Zügel nach Haus, und fuhr noch denſelben Abend in Begleitung ſeines Beamten nach München, in der gewiſſen Hoffnung, nunmehr alles nach Wunſch zu lenken, und wo möglich, wider Engelhof einen Verhaftsbefehl auszuwirken. Zwei Schreiber bekamen Ordre, die beiden unter dem Nußbaum zu belauſchen.

Engelhof, der indeß von ſeinem äußerſt bekümmerten und ſchon halb argwohnenden Freund aufs neue nur aufgefordert ward, alſobald nach München zu kommen, wozu er auch von ſeiner ihm beſtimmten Braut eine Einladung erhielt, hatte nunmehr ſeine Abreiſe feſtgeſetzt, und nahm nur von den Gegenden Abſchied, die ihn oft ſo wohlthätig erquickt hatten. Er gieng dieſen Abend ſeinen gewöhnlichen Weg durch Geſträuche, und durch pfadloſe Thäler, über Hügel und Ebenen. Als er den Nußbaum, der auf einer ſchönen Anhöhe ſtand, erreichte, weilte er, um die Natur noch einmal zu genießen. Dieß war ſein Lieblingsort, wie er in einem ſeiner Briefe ſagt, wo er gern den letzten falben blinkenden Sonnenſtrahl betrachtete, und dann in der Dämmerung ſüße Schmerzen ahnete, indeß der Mond heraufgieng. Die Begebenheit dieſes Abends wird vermuthlich durch dieſen Aufſatz angezeigt, welchen ich unter ſeinen Papieren gefunden habe.

Das Hirtenmädchen.

„Wenn ich vorher geſehen hätte, daß ich bei dem Abſchied von dieſem Ort die Seligkeit genießen ſollte, die ich eben genoß, wie freudig würde ich hieher geeilet ſeyn! Noch iſt mir ſo wohl davon, ſo wohl, und ſo wonnig in meinem Innerſten, und in allen meinen Säften und Gebeinen!“

„Morgen, ſagte ich, als ich den Baum erblickte, ich glaubte, ich ſagte es laut, muß ich dich verlaſſen, und dann werde ich dich nicht mehr ſehen. Hier fiel mir eine Thräne vom Auge, und ich eilte auf ihn zu, als wollte ich ihn umarmen. Es war nur ein Baum, aber was ich da ſagte, war ein Abſchied, und das iſt doch ſo traurig, ſo wehvoll, daß ich darum oft in meinem Leben, ſo übel man mirs deutete, die beſten Menſchen nicht anſah. Ich wollte ſie lieber nicht kennen, und nicht miſſen, als ſie kennen, lieben, und dann von ihrer Liebe mich trennen. Aengſtlich eile ich davon, ſo oft mir Weſen in den Weg kommen, die eben im Begriff ſind, ſich das letztemal zu umarmen.

Ein leiſes, halb wehmüthiges Geliſpel ſäuſelnder Düfte wehte vom Baume her, und er ſagte in ſeiner Sprache: Du wirſt mich nicht mehr ſehen!

Als ich ihn erreicht hatte, lagerte ich mich auf die Erde unter ſeine Aeſte. Eben war der Thau gefallen, und die Gegenſtände verloren ſich vor meinen Augen. Die Natur begann von der ſchwülen Hitze, und dem Schweiß des Tages zu ruhen, und ſich zu erquicken. Ich hauchte, lebte das Leben mit ein, das jedes Gräschen nun einſog, und ausgoß. Höher und wunderbarer durchſchauerte mich heute das nächtliche Schweigen der Gegend, und melancholiſcher rührte mich ein noch einſamer Geſang eines Hirten im Feld, und das Bellen der Hunde in entfernten Höfen, und das Zwitſchern der heiſern Grille. So weh war mir, und ſo froh! Und wie mir ſo ward, öffnete mein Herz ſich zu den Gedanken der Vergangenheit und den Gedanken der Zukunft. Ich wähnte, und ahnete, und wurde einer Traurigkeit im Anziehen gewahr, die darüber in mein Herz kommen wollte. Die Freude über alles, was ich gelebt habe, auch über Trübſal und Unglück, und das dunkle Zagen meiner Seele über das, was ich leben würde, als würde vieles nicht werden von dem, woran mein Wunſch und Beſtreben hängt, drückte laſtend auf mein Herz und meinen Sinn. Ich ſah hinaus in die Nacht, und klagte dem hohen Himmel.

Da dünkte mich, als ſähe ich eine weiße Geſtalt auf mich zukommen, und wie ſie immer näher und näher war, verbarg ich mich hinter das Geſträuch. Es war ein armes Hirtenmädchen, ſo herzig und geiſtig, wie die Natur im Blühen. Ich konnte ihr nicht ins Geſicht ſehen, denn der luftige Hut ſaß ihr zu tief herunter; aber in der Faſſung, worin ich war, ſchien mir ihr Gang und ihr Weſen mehr zu ſeyn, als ich bisher an einem Landmädchen ſah. Sie blieb alle zwei Schritte ſtehen, und horchte, wie ichs auslegte, und trippelte dann wieder ſo leiſe, ſo ſchüchtern und unſchuldig, wie ein junges Reh.

Sie kam zu dem Baum, und legte ihren Kopf vertraulich an ſeinen Stamm, als hätte ſie keinen Menſchen, an deſſen Herz ſie ihn legen konnte. Die Art, womit ſies that, und ihre ganze Stellung war ſo klagend und hülfrufend, daß es klar war, ſie müſſe voll innern Leidens ſeyn, und keines Troſtes gewärtig von Menſchen.

Wir waren kaum vier Schritte von einander, ſo daß ich den Athem an mich hielt, um nicht entdeckt zu werden. Indeß verbarg ſich der Mond hinter einer Wolke; da ſeufzte das Mädchen, und ich verbarg meine Augen mit meinen Händen.

Wenn es Jammer iſt, was dir dieß auspreßt, dachte ich, wie rührend muß deine Geſchichte ſeyn! Und, ich will dich bitten, zu glauben, daß ich davon gerührt werden könnte, ſagte ich weiter, und dich bitten, ſie mir zu erzählen.

Ich war im Begriff aufzuſtehen, als ſich etwas von Ferne bewegte, und leiſe flüſterte: Sie iſts. Das Mädchen that einen lauten Schrei, und lief nach aller Macht der Stimme entgegen. Ich ſprang auf, und ſah ſie noch eben im flatternden Kleide, wie ſie in die Tiefen der Nacht verſchwand. Weit hin hörte ich das Trippeln und Streifen durch die Geſträuche.

Ich trat wieder zu dem Baum. Hier ſtand ſie! — So lehnte ſie den Kopf an den Stamm! — Und ſo ſeufzte ſie, als ſich der Mond hinter die Wolke verbarg.

Ich ſank wieder an meinen vorigen Ort und Stelle. Alſo, heute wäre es noch, ſagte ich, indem ich mich an ihn klammerte, für mich und dich, und würde dann nie wieder ſo ſeyn! So gerne möchte ich dir etwas aufgeben an den, der hieher kommen, und unter deinen Schatten nach mir ſich lagern wird. Soll ich meinen Namen in deine Rinde ſchnitzen, oder durch ein Lied ihm, wie wohl du dem Müden thuſt, ſingen? Sie würden dann die Silben meines Lieds lernen, ſagte ich, indem ich aufſtand, und dich vergeſſen, und des großen Liedes vergeſſen, für Aug und Ohr in der mannigfaltigen Harmonie der

Natur. Denn du weiſt nicht — — hier hubs mich fort, ich weiß nicht wie.

Wenn ich bedenke, wie dirs gehen wird, daß es dir ergehen wird, wie manchen von denen, die deinen Werth fühlen; ſo dauerſt du mich, ob du gleich nur ein Baum biſt. Stürme und Regen, Schnee und Ungewitter werden dir nicht ſo ſehr ſchaden, als allein der, den du erquickſt, dir ſchaden wird, — der Menſch. Dieſer wird kommen, wo dus nicht vermutheſt, und Hand an dich legen. Wie der, welcher dich pflanzte, ſeine Luſt daran hatte, dich blühen zu ſehen: ſo wird dieſer ſeine Luſt daran haben, dich zu zerſtören. Und wenn du unter ſeinen Streichen zitterſt, und wankeſt, und fällſt: ſo wird er vor dir ſtehen, und lachen, und rufen: Das war ſchön gefallen. Es waren wohl gute Menſchen, die da träumten, die Welt würde vollkommner werden, als ſies vor uns war. Wer würde in ſaurer Arbeit Tage lang einen Acker pflügen, wenn er wüßte, es käme hieher ein Wild, das ihn umwühlte? Ach der Schritte vorwärts ſind ſo wenige, und an dem, der ihn waget, hängen ſich immer tauſend, die ihn zurückhalten, oft zurückziehen, tiefer als vorhin. Das gewöhnliche Thun, wäre es Aufbauen, Fortfahren! aber ſo iſts immer Zerſtörung deſſen, was die Vorwelt gethan hat.

„Die junge Gräfin kam athemlos, und voll Schrecken, und nicht mehr heimlich und ſchleichend, ſondern mit vielem Geräuſch, ſo, daß die Gubernantin ſie hören mußte, nach Hauſe, und verfiel ſogleich in einen Zuſtand, der eine ſchwere Krankheit ankündigte. Sie zitterte am ganzen Leib, und ward bald bleich, kalt und ruhig, und ſogleich wieder voll Feuer und Aufbrauſen. Sie hatte kein Geheimniß weiter auf ihrem Herzen, und ſcheute ſich, es möchte zugegen ſeyn, wer da wollte, nicht im mindeſten, alles, was ſie ängſtigte, heraus zu ſagen.

‚Sagen Sie mir doch, ſprach ſie zur Gubernantin, warum nennt man mich denn eben eine Gräfin? Kann ich das Ding nicht wegſchütteln? Ich möchte dieſes Namens ſo gerne los werden. Sie wohnen unter Blumen und Bäumen in ſtillen Thälern, und treiben ihre Heerden auf die Berge, und eſſen Milch und Käſe, und wiſſen nichts von vornehmen Leuten, und ſind immer froh, und ſingen wie die Vögel im Wald: giebt es ſolche Menſchen?“

„Es giebt deren, aber beruhigen Sie ſich nur.“

Die Gräfin. So will ich hin, ich habe Hände, er auch; wir werden nicht verhungern. Und wenn es uns nicht gehen ſoll, wie hier: Was habe ich mehr nöthig, wenn ich ihn habe? Es iſt beſſer in einer kleinen Hütte bei Brod und Waſſer freudig zu leben, als hier in dem Zimmer mit vergoldeten Wänden ſitzen, und nicht vergnügt ſeyn. Ich will hin."

Sie machte hierauf eine plötzliche Bewegung, als wenn ſie ſich ſogleich auf den Weg begeben wollte, hielt aber wieder innen und beſann ſich eine Weile, dann ſah ſie im Zimmer ängſtlich hin und her, und flüſterte der Gubernantin ſo leiſe als möglich ins Ohr: „Ich hätte es Ihnen nicht ſagen ſollen; denn wer weiß auch, ob Sies verſchweigen können." — Sie trieb dieß immer heftiger und bis zur ausſchweifenden Schwärmerei, ſo, daß ſie ein über das anderemal laut ausrief: „Ich will ihn aufſuchen, damit ich ihm antworte, wenn er ruft, und damit er komme, und mich rette."— Die Gubernantin konnte vor Schmerz und Angſt kein Wort ſprechen.

Es war zehn Uhr Abends, und die Ruhe, und die Stille, welche im ganzen Schloß war, machte, daß man jedes Geräuſch vernahm. Die Domeſtiken blieben alle wach, ſtanden hie und da in Winkeln beiſammen, horchten, und erzählten ſich einander Wunderdinge über eine Begebenheit, von der ſie nicht den mindeſten wahren Grund wußten. Der Herr Verwalter hatte ſich bereits angekleidet, und erwartete in ſeinem Zimmer jeden Augenblick, daß man ihn rufen, und ſeinen Rath und Beiſtand ſich erbitten würde. Aber die kluge Freundin, welche wohl vorausſah, was erfolgen würde, wenn man die wahre Urſache, welche dieſen nächtlichen Lärmen verurſachte, auskommen ließ, faßte einen Entſchluß, welcher freilich nicht der behutſamſte, aber doch der ſicherſte war, das Schwärmen der Fräulein zu ſtillen, und ſie auf einige Zeit zu beruhigen. Sie wagte es, die Magd nach dem Ort zu ſchicken, an welchem nach der Beſchreibung, welche die Gräfin machte, Engelhof vielleicht noch weilen könnte, und ließ ihn zu ſich bitten. Sie ſchrieb ihm in der Eile in einem Billetchen, das nachher zu ihrem großen Unglück gefunden ward, alles, was ihn bewegen ſollte, zu erſcheinen. Das geſchah auch, und, indem die Magd mit einem kleinen Blendlaternchen voranleuchtete, ſchlich er ſo leiſe, als er konnte, die Thüren, wo man alles belauſchte, vorbei, nach dem Zimmer der Kranken.

„Ich dachte, ſchreibt er, daß ich dieß der Menſchheit ſchuldig wäre, und daß es mich in meinen glücklichern Tagen, denen ich nunmehr entgegen gehe, gewiß allemal quälen würde, ſo oft es mir einfiele, dieſe letzte Gefälligkeit verabſäumt zu haben. Auch ſtellte ich mir gar nicht vor, daß ich das wirklich hören würde, was ich zu meiner unbeſchreiblichen Beſtürzung vernehmen mußte.

„Sogar die Vorſicht, die mir außerdem unerträglich geweſen ſeyn würde, gefiel mir. Es war das erſtemal, daß ich mir angelegen ſeyn ließ, des ſelbſt geſuchten Aergerniſſes menſchlicher Schwachheit und verderbter Sitten zu ſchonen, wo man die Haushaltungen eines Landes in Millionen Familien theilt, und Böſes denkt, und es Sünde nennt, wenn, ohne Zwang des übertriebenen Wohlſtandes, der Bruder die Schweſter beſucht.

„Sie lag noch in ihren Bauernkleidern auf der Decke des Bettes, und raffte ſich mit einer wilden Freude auf, ſobald ſie mich erblickte. So ſehr ſie außer ſich war, ſo hatte ſie doch noch Beſinnung genug, mir zu verſtehen zu geben, daß ſie mir etwas zu ſagen hätte, wobei die Gubernantin nicht zugegen ſeyn ſollte; allein ich beſtand zuverſichtlich darauf, daß ich vor Niemand ein Geheimniß haben wollte, und daß dieſe bereits von allem unterrichtet wäre. Ihr Herz hatte Erleichterung nöthig; ſie unterſuchte alſo nicht lange, wie weit ſie ihr Zutrauen mäßigen ſollte, ſondern erwähnte mit aller möglichen Verachtung des ihr verhaßten Portraits, das ſie wir mit einem Brief geſchickt, und der Begebenheit, welche ſie heute Abend erfahren hatte. Da ich von beiden nichts wußte, ſo ſtand ich wie verſteinert da, und damals nahm ich mir vor, in alle diejenigen, bei denen ich bisher behutſam war, ein Mißtrauen zu ſetzen. Ich konnte indeß zu keiner Antwort gelangen; denn ſie fuhr mit der größten Hitze fort, und erklärte ſich in mächtigen Ausdrücken, daß ſie niemals in die neue Heirath einwilligen, und wenn ſie ſich von mir trennen müßte, ſich von Jedermann trennen wollte. Ich will die Worte ſelbſt nicht wiederholen. Sie waren ſtark und feierlich, und ſprachen mein Todesurtheil, und riſſen mein Herz auf, um es deſto enger, und auf immer zu ſchließen.

Niemand weiß, wie ſtark er iſt, er habe dann ehe geſtritten; aber wehe dem Uebermüthigen, der, wenn es ihm einmal gelungen hat, ſich befeſtigt genug zu ſeyn glaubt, muthwillig den Streit des Herzens zu kämpfen. Virgils Geſellen hieben die Stricke ab, und Telemach ward ins Meer geſtürzt. So hat man auch von jener Vorſicht der Gefährten des Ulyſſes gehört; und wenn es gleich nicht das Erhabenſte iſt, was ein Menſch thun kann: ſo halte ich doch dafür, es ſey beſſer, man laſſe ſich an einen Maſtbaum binden, und die Ohren verſtopfen, als daß man ſich darauf verlaſſe, man werde ſiegen, wie Orpheus, der mit ſeinem Geſang vom Lobe der Götter die Stimmen der Sirenen beſchämt, und ihre Künſte verſcheut hat. Wem die Kraft zu gehen gebricht: der ſchäme ſich nicht, oder halte ſich nicht für zu ſchwach, von dem Glutort, worauf er ſteht, und ſich verzehren läßt, zu wanken, oder zu kriechen.

„Du kenneſt meinen Stolz, und weißt, weſſen ich mit ihm fähig bin. Dieſer erwachte, und erhub mich in dieſem Augenblick über mich ſelbſt. Ich hatte an das Glück, (ſo will ichs nur nennen) das mir die Gräfin angelobte, ſo wenig jemals gedacht, ſo wenig ich dazu jemals eine Hoffnung mir machen konnte, und der Gedanke, daß ich der Sklave einer hoffnungsloſen Leidenſchaft, der ich mich immer zu erwähnen ſchämte, werden könnte, verſchaffte mir in dieſem Augenblick eine gewiſſe ruhige Kälte, an der mein Herz keinen Antheil nahm, und half mir zu einer wortreichen Beredſamkeit, womit ich alles, was die Vernunft, und Rednerlicht aufbringen konnte, zuſammen nahm, um die zerrütteten Empfindungen der Gräfin wieder in Ordnung zu bringen. Ich übertäubte ihren Geiſt mit der Menge, und den Gemälden meiner Vorſtellungen, unter deren Laſt ſie ſich nicht mehr bewegte, und mich zuletzt ſehr befriedigt, — und dem Anſcheine nach freudig von ſich entließ.

„Eine Kälte wars, ſagte ich, und kein Heldenmuth; denn hier knice ich noch auf der Erde, wo ich eben einen Brief, meinen Abſchiedsbrief, an ſie ſchrieb; und habe mit eilfertigen Händen Bücher der Weiſen geöffnet, ob ich darin eine Zuflucht fände, mein Herz in Ruhe zu legen. Wer ſeinen Weg geht, der ſehe nicht mehr zurück, und wer das Unglück hat, durch ſeine eigne Schuld, oder durch Verhängniſſe auf einem geſpannten Seil über Abgründe geſtellt zu werden, der hefte ſeine Augen ohne Nachlaß an das Ende; denn ein einziger Seitenblick kann ihn zur Rechten oder zur Linken fallen machen.

Ich gieng auf mein Zimmer, und überließ mich der grauſamen Luſt, mir vorzuſtellen, wie ſie ſich um mich abhärmen, und wie ich ſie dann durch Briefe von Zeit zu Zeit aufrichten, und am Ende den Ruhm eines Helden davon tragen würde.

Es war die unverſchämteſte Eitelkeit, deren Andenken ich gerne aus meinem Gedächtniß verbannen möchte, wenn ich mir nicht ſelbſt ein Gelübde gethan hätte, ſie mir niemals zu vergeben. Gewiß, Du hätteſt ſie an mir niemals vermuthet, und ich weiß ſelbſt nicht, wie ſie in mein Herz kam; aber es war ſo, gieng alles ſo, wie ich es hier ſchreibe, in meinem Herzen vor. Nimms, wie Du willſt, ich will kein Mitleid mit mir haben, wenn Du, nachdem ich dieſes alles geſtanden habe, auch das Aergſte von mir denken ſollteſt.

In Wahrheit, meine Vorſtellung war zu grauſam, als daß ſie Natur ſeyn ſollte. Ein paar Stunden gieng ich wohl das Zimmer auf und ab, und hub den Kopf in die Höhe, als wenn mir alles zu eng werden ſollte. Es war nach Mitternacht. Schlafen konnte ich nicht. Ich wollte Dir ſchreiben; aber es gieng nicht an. Es fiel mir nichts ein. Ich wußte alles, was ich Dir zu ſagen hätte, aber ich fand keinen Ausdruck, es Dir zu ſagen. Ich ward böſe auf mich, und ſchrieb, und als ich es las, ward ich noch böſer, daß ich ſo ſchlecht geſchrieben hätte, und zerriß es. Ich wollte meines Kronegks Einſamkeiten leſen; aber ich fand ſie ohne Zuſammenhang, und ſehr albern, und trocken. So trieb ichs bis an den Tag, wo ich einſchlief.

Ich war, als ich aufſtand, müder, als wenn ich eine weite Reiſe zu Fuß gemacht hätte. Ich wollte wieder wie geſtern, kühn auf und nieder gehen, aber ich fühlte keine Luſt; ich fand auch keine Freude darin, wenn ich dachte, daß ich mich ſammeln, und ſtolz ſeyn ſollte;

es war mir, wie einem, der übermäßig gegeſſen hat, und den andern Tag Krämpfungen im Magen leidet. Ich fieng ſchon heimlich an, mit dem Zuſtande der Fräulein Mitleid zu haben, und bei dieſem Mitleid mit Vergnügen zu verweilen. Ich ſtellte mir ihre Miene, ihre aufgehobenen Hände, den Ton ihrer Stimme, und alles, was mich an ſie mit Vortheil erinnern konnte, ja, wie mir däucht, weit vollkommner vor, als es die Wahrheit war. Ich merkte klar, wie mein Herz zurück ſank, und hielt es für unmenſchlich, ihm zu wehren, und endlich hielt ich es für meine Pflicht, mich um ihren Zuſtand zu erkundigen. Ohne zu wiſſen, daß ichs that, öffnete ich die Thüre, und wollte hingehen, und ſagen, und abbitten, was weiß ich!

„Als ich die Treppe hinab gehen wollte, hörte ich unten meinen Beamten, den ich beſonders, da dieſer mein letzter Tag war, keineswegs zu ſcheuen, oder ihm einige Rechenſchaft von meinem Verhalten zu geben gehabt hätte; aber dießmal war mir, als wüßte ers, wohin ich gehen wollte, und als müßte ich mich vor ihm fürchten, und mich in Acht nehmen. Es überfiel mich eine unmännliche Schüchternheit, und ein Zagen meiner Seele, deſſen Empfindung für mich deſto peinlicher war, da ich ſie noch niemals in meinem Leben wahrgenommen hatte. Der Unwille darüber, und die Schamröthe, die ſich in meinem Herzen ergoß, faßten mich mit dem plötzlichen Eifer, daß ich auf der Stelle wieder zurückgieng, und den Vorſatz faßte, niemals wieder aus einer ähnlichen Abſicht, nur einen Schritt zu thun. Es war, als kämpften zwei Weſen in mir, worüber ich anfieng, mir ſelbſt unerträglich zu werden.

„Erſt lernte ich behutſame Klugheit, indem ich mich nicht ſchämte, gleich einem Dieb auf den Zehen durch die Finſterniß zu ſchleichen; nun ward ich furchtſam: was würde ich in der Folge geworden ſeyn?

Mir däucht, es gebe kein Bild, (man müßte es nur mit einem ſchrecklichen Erdbeben vergleichen, das unverſehens eine volkreiche Stadt erſchüttert) welches vollkommen die Verwirrung eines reinen Herzens ausdrückte, das auf dieſe Art beunruhiget, und allen den Peinen, womit ſie begleitet iſt, preis gegeben wird. Wie da alle guten, alle großen, zur Menſchenwürde abzielenden Triebe in Empörung kommen, und ſich mit einer höchſt ſchmerzlichen Empfindung in dem Herzen, ihrem natürlichſten Wohnort, feſthalten, und dann, wenn ſie fort ſind, immer ein Schwarm Ungeziefer einem andern, noch ärgern, Platz macht! Wie da der heilſamen Empfindungen und Regungen zum vorigen Frieden immer weniger werden, bis der arme Menſch ſich endlich ſelbſt aufgiebt, und zum Geſindel übergeht!

Engelhof hielt ſein Verſprechen, wie ein Mann, und that von nun an nichts mehr, was nur im mindeſten etwas beitragen konnte, ſeine Sorge, oder die Unruhe der Gräfin zu vermehren. Er beſuchte dieſen Tag den lieben Greis, ſeinen benachbarten Pfarrer, um von ihm, wahrſcheinlicher Weiſe auf ewig Abſchied zu nehmen. Hier traf ihn der erſte Schlag ſeines Unglücks, das ihm nachher immer auf dem Fuße nachfolgte. Der gute Alte hatte nicht nur ſeine Predigten zur Sammlung der liebreichen Steuer, von welcher wir oben Erwähnung gethan, fortgeſetzt, ſondern er wagte es auch, hie und da etwas wider die zweideutigen Meinungen und den Aberglauben des Landvolkes vorzubringen. Er gewann den Engelhof ſo lieb, und dieſer beſuchte den Pfarrer ſo oft, und gieng allemal ſo freudig von ihm, daß man nicht unterſcheiden konnte, wer den andern mehr ehrte, oder ein unumſchränkteres Vertrauen gegen den andern empfände.

Von dieſem lieben Manne fanden ſich unter Engelhofs Papieren viele zerſtreute Aufſätze, bei denen ich um ſo mehr bedaure, daß es mir unmöglich war, ſie in einen Zuſammenhang, worin ſie dem Leſer verſtändlich werden könnten, zu bringen, als die folgende Erzählung, die einzige, welche ich unverſehrt antraf, vermuthen läßt, daß wir durch dieſelben mit einem Manne von ſeltner Güte und Rechtſchaffenheit bekannt geworden ſeyn würden. Doch auch dieſe war bereits ohne einen Anfang, ſo, daß man nicht erſehen kann, ob ſie unter ſeine Briefe, oder unter jene Nachrichten, welche er von ſeinem Leben niederlegte, gehört haben mochte.

Wahrſcheinlich wollte ihm der gute Pfarrer durch das folgende Geſtändniß einen ſtill ſchweigenden Unterricht von dem wahren, erquickenden Gebrauch viel begehrender Gefühle geben, und ihn näher in den Kreis des Lebens führen, worin er ſeinen erhitzten Geiſt mit gegenwärtigen Dingen beſchäftigen, und Vergnügen über ſich und andere ausbreiten könnte. Ich wollte dieſe Epiſode, ohne welche übrigens, wie ich wohl weiß, die Geſchichte beſtehen könnte, wegen mancher treffenden Stellen nicht unbenützt liegen laſſen — beſonders, da es jedem frei ſteht, dieſelbe zu überſchlagen.

„Wir giengen alſo, weil er mich nun einmal begleiten wollte, unter Geſprächen, die uns mit ſanfter Gewalt immer weiter und weiter zogen, wohl eine halbe Meile fort bis ans Ende der Pfarrei. Schon begann die ſtille Zeit der Dämmerung, und man ſah nur noch die Spitze der Thürme, und einzelne Lerchen, die ſich das letztemal emporſchwangen im Glanze des Lichtes, das in einem leichten Flor gehüllt, von den fernen Hügeln ſich weg verlor. Wir kamen unverſehens vom Weg ab, und nahmen uns einem Raſen, der von Menſchen Händen erhöhet, und wie ich vernahm, ehemals eine feindliche Schanze war. Recht in der Mitte derſelben ſtanden zwei Linden im ſaftigſten Wuchs, und verbreiteten über die Gegend, wo ſie ſo allein ſtanden, eine unbeſchreibliche Anmuth.

„Sie ſind, ſagte der Alte, indem er meine Empfindung bemerkte, ſie ſind ein Denkmahl der Ruhe. Ich habe ſie vor mehr dann vierzig Jahren gepflanzt zum Andenken der Zufriedenheit, und des Sieges, den ich damals über meine Seele gewonnen habe.“—

Mir ſchauderte vor ſeiner Verſicherung. Vierzig und mehrere Jahre auf dem Lande ohne allen Umgang, ohne alle Unterhalung und Freude zubringen, und ruhig und zufrieden ſeyn können, bei einem Verſtand, und einem Herzen, das ich an ihm wahrnahm: das war mir unbegreiflich, war meiner Vorſtellung unausſtehlich.

„Ich dachte, fuhr er fort, (als hätte er geſehen, was in meinem Innerſten vorgieng), ich dachte und wünſchte damals ſo herrliche Dinge, und dieſe ſo feurig wie Sie. Ich habe ein paar Jahre in Frankreich zugebracht, wo ſich die Literatur, die in Deutſchland eben aufkeimte, in der beſten Blüthe befand, und genoß des Umgangs und der Freundſchaft der aufgeweckteſten Köpfe, um die zu ſeyn, und mit deren Geiſt mich bekannt zu machen, ich Gelegenheit hatte. Wie man das am meiſten liebt, was uns in der Jugend die lebhafteſten Freuden gewährt, und noch im Alter vergnügt: ſo hatte ich die ſchönen Wiſſenſchaften, ungeachtet ich diejenigen, welche mein Beruf mir zur Pflicht gemacht, nicht vernachläßigte, ſo lieb gewonnen, daß ſie meine Lieblingsbeſchäftigung ausmachten. Es war kein gutes Buch, das ich nicht kannte, und kein Dichter, aus dem ich nicht etliche Stellen herzuſagen wußte. Ich fieng keinen Tag an, ohne mich durch irgend eine ſchöne Stelle, wie harmoniſch zu ſtimmen, und endigte nie einen, ohne noch, ſo ſpät es ſeyn mochte, ein paar Seiten zu leſen. Wo ich war, und hingieng, da hatte ich ein gutes Buch bei mir, und als wenn mich ein Freund begleitet hätte, ward ich dadurch bei manchem Vorfall, wo ich Muth oder Gelaſſenheit nöthig hatte; ſtolz und ſtark gemacht, etwas zu thun, das ich außer dem entweder gar nicht gethan, oder nicht mit gleichem Eifer verrichtet haben würde. Ich befand mich in der Kraft und in den blühendſten Jahren meines Alters, hatte ein ſehr empfindſames Herz, und, um es auszufüllen, ſehr viel nöthig, ohne es jemals, ſo lang ich in Städten lebte, wo mich tauſend Dinge unterhielten, oder zerſtreuten, gemerkt zu haben. Ich hörte und ſah, und war gewohnt, in einem Lärmen zu leben, der, ſo wenig er mir, wie ich nun wahrhaft ſagen muß, den wahren Genuß des Lebens verſchaffte, doch mich immer nach dieſer und jener Ausſicht führte, ſo daß ich nicht wahrnahm, wie wir herum eilten, und nirgends blieben. Es war mir zur Natur geworden, immer lebhafte Leute um mich zu ſehen, und in einer aufgereimten Geſellſchaft witziger Köpfe von den Angelegenheiten der großen und gelehrten Welt zu ſprechen. —

„Schließen Sie hieraus, wie mir zu Muth geweſen ſeyn müſſe, als ich plötzlich hieher verſetzt war, wo keine Seele, wenn ich ſie fragte, wie lebſt du? gewußt hat, warum ſie mir auf dieſe Frage antworten ſollte. Rings, und auf etliche Stunden herum fand ſich kein Menſch, der ein erträgliches Buch in ſeinem Hauſe gehabt, oder nur ein Verlangen geäußert hätte, etwas zu leſen. Ich bildete mir ein, daß der Aufwand, der eine gewählte, auch nur kleine Bibliothek erfordert, daran Schuld wäre, und hielt es daher für meine Pflicht, das beſte, was ich hatte, ihnen in die Häuſer zu ſchicken. Aber wenn keine Bilder darin waren, ſahen ſie das Buch nicht einmal an, und wenn ich ſelbſt kam, und ſie daran erinnerte, ſo hatte ich das Mißvergnügen, zu ſehen, daß ſie verdroſſen wurden, indem ich ſie zu etwas nöthigen wollte, das ſie bereits, wie ſie mir oft ſagten, als Kinder in der Schule gethan, und ohne das ſie bisher noch immer gut hausgehalten, und ihre Abgaben entrichtet hätten. Zwar war mein Zuſtand nun glücklicher, als im Anfang, da ich anlangte. Es war Frühling und die Bilder der aufwachenden Natur, die ich oft in Dichtern las, ſtellten ſich wie verdoppelt vor meine Seele. Ich trank, wie ich ohne Vergrößerung ſagen kann, das Entzücken in Strömen, und ich erinnere mich noch, daß mich eine Uebelkeit befiel, als ich das erſtemal von einem Hügel den Morgen ſah. Ich lief wie ein Trunkener im Feld herum, und wo etwas aufkeimte, da ſtand ich hin, und es war, als müßte ich mit ihm reden. Und wenn ich in den erſten Nächten beim Mondſchein im Gras wandelte, oder auch aus meinem Zimmer, wovon ich eine Ausſicht ins Feld habe, hinausſah, da war ich ſo voll Seeligkeit, daß ich glaubte, es wäre der glücklichſte Zuſtand, deſſen ein Menſch fähig iſt, wenn es nur dauerhaft ſeyn könnte. Rings herum alles ſo freundlich! Die Sterne am hohen Himmel, und die Grille im Feld! Es war nicht auszuſprechen. Aber bei jenem ſüßen Wahne der Traurigkeit, welche das bleiche, ſtille Mondlicht einflößt, erwachte in mir das Andenken an meine entfernten Freunde, dann die Erinnerung an manche angenehme Begebenheit, an manchen glücklichen Abend, woraus gemeiniglich eine gefährliche Art von erweichender Wehmuth entſteht, welche dem angenehmen Gefühl bei einem ſanften Reiben an einem geſunden Glied ähnlich iſt. Denn bald wird ſich, wenn es nicht abläßt, der empfindlichſte Schmerz, und eine Pein einfinden, die deſto grauſamer iſt, da ſie nicht zerreißt, ſondern langſam abreibt. Mit einem Wort, wer mich anfangs über die vielen alltäglichen Dinge, die jederman kalt anzuſehen, und über die jederman gedankenlos hinzugehen gewöhnt iſt, mit ſo vieler Wärme ſprechen hörte, wußte nicht, was er aus mir machen ſollte. Meine Knechte, und alle, die meine Felder beſtellen, und mein Hausweſen beſorgen mußten, lachten mir ins Geſicht, wenn ich z. B. ſtatt von dem Dünger zu ſprechen, den ich auf meinen Acker nöthig hatte, von dem erfriſchenden Grün dieſer Aecker und den Streifen und ſanften Wellen ſprach, welche der Wind über ihre Spitzen goß und hinſtrich; oder wenn ich, ſtatt von den Bäumen zu reden, die man ausheben müßte, über den unendlich mannigfaltigen Schatten in den Aeſten derſelben mit dichteriſcher Liebe ſang. Statt einem guten Wirthſchaftskalender hatte ich den Horaz in der Hand, und ſtatt die Witterung zu beobachten, welche auf dieſe und jene Art Pflanzen Einfluß haben könnte, betrachtete ich lieber die Abwechſelungen der Natur, und die herrliche Scene bei jedem Uebergang zu einer neuen Veränderung. Sie ſahen ſich einander an, und thaten, was ſie ſelbſt für gut befanden, und entſchuldigten das, was ſie ſich nicht erklären konnten, gleichwohl mit der Unwiſſenheit in allen Dingen, worüber ich eine ganz fremde Sprache führte. Den benachbarten Pfarrern war ich theils unausſtehlich, theils ein Räthſel, und die mich beſuchten, und mich im Umgange beſſer, als ſies wohl hofften, und ziemlich leidentlich fanden, glaubten etwas ſehr gemäßigtes zu ſagen, wenn ſie an mir nichts Schlimmers beklagten, als: „Er hat ſeine Zeiten, wo es ihm merklich im Kopf fehlt.“

„Ich war ihrer meiner Seits eben ſo herzlich überdrüßig; ich konnte ſchon ihre platte und ganz ſorgloſe Sprache, und ihr ganz ländliches Betragen, welches von den Manieren, an welche ich gewöhnt war, ſo großen Abſtand hatte, nicht aushalten, und ihre einzigen und ewigen Geſpräche von Oekonomie, und Vieh und Feld waren mir unerträglich. Ich nahm mir vor, ſie ſo ſelten, als es der Wohlſtand erlauben würde, zu ſehen, und eilte mit deſto heißerer Sehnſucht zu meinen Büchern, und den idealiſchen Freuden zurück, von denen in den erſten Monaten meine Seele wie trunken war.

„Meine Begeiſterung dauerte nicht lange. Meine Seele hungerte, und ſehnte ſich nach Menſchen, denen ich, und die mir etwas vorſagen konnten. Ich nannte es eine unbedeutende Langweile, und ſtudirte, um mich zu unterhalten, den ganzen Tag über; aber am Abend, wenn ich das Buch vor Müdigkeit weglegte, kam, was ich mir einbildete, vergeſſen zu haben, kam dieſe Langweile wieder, und immer ſtärker, und immer peinlicher, als zuvor. Ich hatte niemand, ſah am Ende der langen, ſandigten Alee nichts, worauf ich mich freuen könnte, und wie man erfinderiſch iſt, ſich ſelbſt zu peinigen, ſagte, vielmehr warf ich mir unaufhörlich vor, daß ich nie was Beſſeres ſehen würde.

„Das wäre alſo, ſagte ich, indem ich in meinem Zimmer, als wärs ein Gefängniß, herumblickte, — das wäre alſo deine Beſtimmung, an die du noch in deinen beſten Jahren geheftet ſeyn, und bei der du nie etwas Erfreuliches ſehen ſollteſt! So legte ich mich nieder, höchſt mißvergnügt, und ſtand täglich elender auf; täglich wurde ich düſterer, mürriſcher auf mich ſelbſt, unerträglicher mir ſelbſt. Statt jener Melancholie, bei der ich mich ehemals ſo wohl befand, wurde es finſterer und ſtockend in meiner Seele. Statt dem ſanften Rieſeln junger Quellen hörte ich ſtörriſches Brauſen gräßlicher Waſſerfälle. Was ich anſah, ward mir zuwider, und was ich betrachtete, ſchien mir einer harten, grauſamen, unerbittlichen Natur zu ſeyn. Nichts würde mir unausſtehlicher geweſen ſeyn, als wenn man mich hätte tröſten wollten. Ich wollte keinen Troſt; ich wünſchte keinen hellen Tag, ſondern Verſchlimmerung, Untergang, und Troſtloſigkeit. Es verdroß mich, meine Augen gegen den Himmel zu erheben. Die Menſchen um mich ſchienen mir dürre Leichname, Raubthiere, Ungeheuer, die kein Gefühl hätten, und an meine Freunde dachte ich, wie an abgeſchiedne Seelen. Nun kamen die trüben Dezemberabende, die rauſchenden dicken Nebel, und die langen Winternächte."

Hier ſchwieg der Alte eine Weile, indem er ſeine Augen auf die Erde mit einem Grauen heftete, als wollte er tief in einen ſchauderhaften Abgrund ſehen. Ich glaube nicht, ſagte er endlich, daß ein geſunder Menſch ſich davon einen Begriff machen kann. Mir ſelbſt iſt nunmehr, als wollte ich das wenigſte davon glauben.

„Ich hatte ſchon im Herbſt aufgehört, meinen Freunden zu ſchreiben; ja hatte aufgehört, ihre Briefe zu öffnen, und hatte endlich aufgehört, den Umſtehenden zu antworten; und als der Frühling ankam, war ich ganz hergerichtet, aus der Zahl der Lebenden zu treten, welches mein einziger Wunſch war, der mir noch übrig blieb. —

„(Hier hat der Bogen, worauf dieſe Stelle ſtand, ein Ende. Was vom folgenden verloren gegangen, und hier eine Lücke macht, enthielt ohne Zweifel die Geſchichte, durch welche Mittel ſein Herz wieder aufgeweckt, wie es nach und nach zur Thätigkeit ermuntert, und als wäre es aus einer abgelegten Hülle hervorgegangen, zur erſten Munterkeit zurückgebracht ward. Gemäß dieſer Vorausſetzung ſchien mir das Nachſtehende unmittelbar hieher zu gehören:)

— „Das Leſen allein thut nichts, und je ſaftiger, wenn ich ſo recht ſage, ein Buch iſt, deſto ſchlimmer ſind wir daran, wenn dieſe auftreibende Lektüre mit keinem Geſchäfte verbunden iſt. Das geiſtige Leben iſt ſehr ſchön für den Geiſt zu leſen; aber der Menſch iſt das doch nicht allein, und ſeiner Seele ſind urſprüngliche Begierden eingeflößt, die er nicht ausrotten, ſondern mäßigen ſoll. Man muß ſich, um ſich auf der Reiſe dieſes Lebens zu unterhalten, beſchäftigen, und unter den vielen Dingen, welche auf dieſer Welt zugegen ſind, gemäß ſeiner Neigungen und Fähigkeiten etwas herausſuchen, das man mit Liebe umfangen, das man wachſen ſehen, das man nähren, pflegen und vermehren will. Ein empfindſamer Mann, (zumal ein Geiſtlicher, deſſen Herz mit weltlichen Händeln, Verdrießlichkeiten und Sorgen nicht ſtumpf gemacht, ſondern immer in der Fülle einer ewigen Jugend glühen, und ſich vermittelſt der Abtödtung der ſüßeſten Geſichte der Vaterliebe einen heroiſchen Zwang anthun ſoll, welcher allen Sinnen eine neue Reizbarkeit giebt) ein empfindſamer Mann braucht Vieles, um das für ihn immer einſeitige, verwaiſte, unbegnügende Leben nicht als eine drückende Laſt zu fühlen. Was andere lange Jahre unterhält, und denſelben, ſo oft ſie's ſehen, neu vorkömmt: das hat er bald ausgenoſſen; hat ſich bald genug von den alltäglichen Geſprächen und Erzählungen, und Tagbegebenheiten gehört, hat ſich bald genug bei ihren Geſellſchaften, Gaſtereien, Freudenfeſten, geſehen, gegeſſen, gelacht u. ſ. w. Selbſt die ſogenannten Berufsgeſchäfte, wenn man ſie nur immer beim Alten, und bei dem, womit man gemeiniglich zufrieden iſt, ſtehen läßt, ſind an ſich größtentheils mechaniſch, ja die Gewohnheit macht ſie uns oft mit Kälte und Verdroſſenheit verrichten. Mit Einem Wort: der Menſch, der ſich nach nichts beſonders ſehnt, der keinem Ding beſonders wohl will, liegt, wenn er Empfindung haben ſoll, außer meinen Begriffen. —

„Und nun ſah ich fur mich nur zwei Wege offen; — Ehre im Reich der Gelehrſamkeit, und Freude an der Landwirthſchaft. Ich wünſchte, daß ich Ihnen für dieſe einen Geſchmack beibringen, und Sie bewegen könnte, wenigſtens einige Verſuche zu machen; denn was iſt es am Ende mit jener Ehre, die man ſich durch die Gelehrſamkeit erwirbt? Meiner Seele wird bang, wenn ich daran denke. Der Ruhm des größten Kopfes auf Erden, glauben Sie mir's, hängt von der Willkür des Zufalls ab. Der größte Wunſch des wahren Gelehrten, daß alles geſchehen möchte, was er überzeugt iſt, das geſchehen ſoll, bleibt immer unbefriedigt, und jenes Vergnügen, (das noch nebenhin größtentheils eine Schwachheit iſt, von welcher der ſtolze Kopf nichts weiß) ſich in öffentlichen Blättern loben zu laſſen, gewöhnt ſich, und dann iſt die Welt äußerſt unbillig und undankbar. Man vergißt bald, was der Gelehrte zurückgelegt hat, und ein Ausruhen, das etwa ſeiner Geſundheit nothwendig iſt, macht ihn vergeſſen, und ein einziger Tadel reißt oft, wenigſtens bei ſeinen Zeitgenoſſen, alle vorigen Lobſprüche darnieder. Dagegen iſt die Landwirthſchaft etwas, ja es iſt das Einzige, das den Menſchen durch alle Stufen des Alters treulich begleitet, ihm immer neue Freuden gewährt, ja ſelbſt mit den Hoffnungen und Kümmerniſſen, welche damit verknüpft ſind, auf eine angenehme Art peiniget. Wie da mein ganzes Herz ſich aufthat, als ich mich das erſtemal in der Mitte junger, unbefiederter Hühnlein befand, die ſich alle an mich heraufdrängten, alle an mich heraufſahen, und ſich heißhungrig der Körner, die ich hinabregnen ließ, bemächtigten! — als ich die junge Saat traulich aus der Erde hervorkeimen ſah! — als die erſte Blüthe unter meinen Füßen lag, und rings, wo ich herum ſah, die weite Luſt zum Segen ſich aufſchloß. Ich wollte nunmehr nicht, wie ehemals, genießen, was ſchon ward, ſondern ſelbſt Hand anlegen, daß es werde, und unter meinen Augen es werden ſehen. Wie ehemals ein gefühlloſer Menſch mich ſchmerzte: ſo betrübte mich nun ein Grund, worauf nichts ſtand, das keimen und gedeihen konnte. Wann die Männer und Weiber, über deren Seelenpflegung ich geſtellt bin, wohl verſorgt, und des Kummers, ſich tägliches Brod zu verſchaffen, überhoben ſind: dann werden ſie auch auf mein Wort beſſer hören, und des Landesherrn Geſetze richtiger und munterer befolgen. Jene Rede eines Bauern verdiente nicht belacht, ſondern mit weiſem Ernſt und Betrübniß beherziget, und von einem erfahrenen Staatsmann, der zugleich Philoſoph wäre, mit Auslegungen begleitet zu werden." „Wenn wir jährlich ärmer werden, ſagte der Bauer, ſo vermögen wirs nicht mehr, die Gebote Gottes zu halten. —" Sehen Sie, jener anmuthige Bach, an welchem vor etlichen Jahren auch eine Mühle noch ſtand, iſt ein Werk meiner Aufmunterung; es koſtete die Mühe und den Lohn etlicher Tagwerker Einen Monat lang, um die Quellen, welche ehedem jede für ſich einzeln durch die Straße des Dorfes, welche darum immer voll Unflat war, liefen, in einen Graben zu ſammeln; jenes Feld mit Klee bedeckt, iſt eine Folge meines Beiſpiels, und eine Alee mit Nußbäumen iſt ein Zeitvertreib meiner eigenen Hausgenoſſen, unter welchen ich demjenigen einen Preis beſtimmte, der am bäldeſten die meiſten und ſchönſten Stämme ſetzen würde. Es ſtehen, wie Sie ſehen, nur noch einige Bäume, die übrigen wurden umgeriſſen, ſo wie jene Mühle wieder zu Grund gerichtet, und das zweiſtaudige abhängige Moos, welches Sie dort ſehen, vernachläßigt geblieben iſt, und dieß darum, weil der Beamte, unter deſſen Obſorge dieß alles ſteht, eine ganz andere Denkungsart hatte. Armuth, und die nichts unternehmenden armſeligen Seelen, welche daraus entſtehen; die Gewohnheit, von dem Bauern immer zu fordern, je ämſiger er ſeine Sachen vermehrt; — alſo im eigentlichen Verſtand, Beſtrafung für das Verbeſſern, ſtatt einer Aufmunterung — O mein Freund! Hier ſchwieg der Alte wieder."

„Dennoch verſtrich mein Leben unter den angenehmſten Zerſtreuungen, wie ein lauteres Luſtſpiel. Ich kannte die Verfaſſung aller Familien in meiner Gegend, und ward auch, (Gott, was nenn' ich Ihnen hier!) ward auch mit dem Vergnügen bekannt, das keine Lektüre giebt: — Feindſchaften in der Wurzel zu unterdrücken, getrennte Häuſer zu vereinigen, Streitigkeiten, woraus weitläufige Prozeſſe entſtanden ſeyn würden, mit vernünftigen Vorſtellungen abzuthun, und Friede und Liebe auch zu der Armuth, zum Mahle bei Waſſer und trocknem Brod einzuführen. Das, lieber junger Mann, empfand ich beim Homer nicht, was ich fühlte, wenn zwei Nachbarn, die ehedem die Treppe nach meinem Zimmer herauflärmten, ſich nach einer halben Stunde gütlich anſahen, und mir mit der Ueberzeugung, daß ihre Beſänftigung von innen komme, die Gelegenheit gaben, die Hände des einen in die des andern zu legen, und dann ihre Thränen der Reue und des Vergnügens mit anzuſehen. Darum vergaß ich den Terenz und Horaz nicht, und erſt jetzt, wenn ich die friedlichen Hütten im Schatten der Bäume vorbeigieng, oder wenn ich über ein Feld wandelte, wo ich rings herum nichts hörte, als den Geſang muntrer Vögel, erſt jetzt verſtand ich eigentlich die ſchönen Wünſche des feinern, empfindenden Hofmannes, und ſeine Sehnſucht nach der Ruhe des Landlebens. Hier ſehe ich nicht jenes Charakteriſtiſche in den Geſichtern der Städtebewohner; jenes Gelblichte und Hohle in tiefen Augen, jenes Verzerrte im Mund, und jenes Knechtiſche in allen Bewegungen; und was dort ein Haus theurer macht, wenn etwa die Zimmer nach einem Garten, oder etlichen Bäumen die Ausſicht haben, was dort auf der Leinwand mit ſchweren Unkoſten gekauft wird, das liegt hier alles vor mir, Hügel und Ebnen, und Quellen und Flüſſe, und in der Weite ſchöne blaue Gebirge, dazu ſtreicht noch die geſundeſte Luft durch, und meine Blicke begegnen, wo ſie hinſehen, dem Ueberfluß. Ein einziges habe ich zu thun vergeſſen, das ich mit der ſtrengſten Genauigkeit erfüllen würde, wenn es bei mir ſtünde, die verfloßnen Jahre zurückzurufen; nämlich die unzähligen Erfahrungen, welche ich in der Landwirthſchaft gemacht, die Beobachtungen, zu welchen ich Gelegenheit erhalten, die vielen ſogenannten Hausmittel, oder die beſten Arten, womit es behandelt werden ſoll, und von deren Zuverläßigkeit ich mich mit eignen Augen überzeugt habe, zu ſammeln, und dieſelben vermöge einer unterhaltenden Einkleidung dem Landvolk mitzutheilen. Ich habe mir darüber ſeit einiger Zeit ſchon unzähligmal Vorwürfe gemacht, und ich weiß mich nicht beſſer zu beruhigen, als daß ich meine verlornen Wünſche jedermann erzähle, dem ich zutrauen kann, daß ihm ein gleiches Wohlwollen für das Glück ſeiner Untergebenen den Muth gebe, die Ausführung dieſes Gedankens zu unternehmen, und derſelben die heilſamſten Früchte zuzutrauen. Ich verſichere Sie, ein Beamter, wenigſtens der größte Theil derſelben, hat, wenn er ſich Mühe geben will, das Innere der Unterthanen zu erfahren, ihre Gemüthsarten zu ſtudiren, den Quellen ihrer Vorurtheile und Hartnäckigkeiten nachzuſpüren, auf die Anwendung der verfänglichſten Mittel, wie den Schwachen aufgeholfen werden möchte, nachzuſinnen; — wenn er ſeine Pflicht, dieſe Hauptpflicht erfüllen will, der Beſchützer des Landvolkes wider Bedrückungen, und nicht der unbarmherzige Erpreſſer ihrer Schweißtropfen ſeyn, und eintreiben will, als befände er ſich im Lande der Feinde, — ein Beamter, ſage ich, hat die nächſte Gelegenheit, Gott ähnlich zu handeln, und die Erde, worauf Gott ſah, daß alles gut und wohl ſey, ſie genießen zu laſſen. — Aber wenn der Beamte ein Mann iſt, der kaum die Bäume kennt, wovon er die Früchte zum Mund führt; wenn er ſich einbildet, in Vergleich mit einem Baum ein Menſch von ganz anderer Art zu ſeyn, und darum oben zu ſtehen, damit er auf den Nacken derer, die unter ihm ſtehen, den Fuß ſetze; wenn er ſich nur gewiſſe mechaniſche Stunden zur Arbeit ausſetzt, und nicht weiß, womit er den Abend, und den Feiertag vertreiben ſoll, wenn er an keine Lektüre gewöhnt, nicht mit feinern Empfindungen bekannt, nicht mit dem Geiſt eigner Induſtrie, und dem edlen Bedürfniß, in Mittheilung nützlicher Kenntniſſe Vergnügen zu ſuchen, begabt iſt, wenn er allein an Gaſtereien, an Spielgeſellſchaften, Spazierfahrten u. ſ. w. Zerſtreuung und Vergnügen findet; wenn er außerdem, daß er etliche lateiniſche Worte verſteht, den Verſtand, und Einfluß der Geſetze, die er befolgen laſſen ſoll, ſo wenig einſieht, als die Uebertreter, die er ſtrafen läßt. —“

So weit geht dieſe Unterhaltung, welcher Engelhof, da er ſie niederſchrieb, ganz gewiß etwas von der Wärme ſeines Herzens geliehen, und uns indeß vermuthen gemacht, oder vielmehr überzeugt hat, wie er bereits ſelbſt auf dem Wege war, die Vorzüge des Landlebens zu bemerken und ſich nach demſelben zu ſehnen.

Es iſt ein gutes Zeichen, wenn ein Jüngling den Umgang der ernſten Greiſe ſucht, und dieſes that Engelhof, ſo wie er auch gerne mit den Kindern, in deren Mienen das Einfache und Unſchuldige ihrer Herzen ihn rührte, umgieng, und denſelben in Geſellſchaften immer zehn Worte zu ſagen hatte, bis er ſich an die Erwachſenen mit einem einzigen aus Luſt des Herzens hinwandte. Der Pfarrer pflegte zu ſagen, daß ihn ſein junger Freund wieder zum Jüngling mache, und dieſer glaubte in ſeiner Gegenwart zum geſetzten Mann verwandelt zu werden. Jener wurde eifrig, feurig, und dieſer ſpannte nach und nach ſeine rauhe, übertriebene Hitze ab, lernte zu überlegen, und Beſcheidenheit und Klugheit zu Rath zu ziehen. Die Hochachtung, in welcher der Alte bei ſeiner Gemeinde ſtand, gab ſeinen Aufmunterungen zur gemeinſchaftlichen Hülfe der Verlaſſenen ein ausnehmendes Gewicht, und die gegenwärtigen Beiſpiele derer, denen man auf dieſe Art wirklich geholfen hatte, öffneten manches gutthätige Herz zur Nachfolge. Die Erinnerungen über die vorhandenen ſchädlichen Mißbräuche veranlaßten zwar hie und da heimliche Ahnungen; doch wollte man dazu ſchweigen, und ſich dabei derjenigen Nachſicht bedienen, welche man den zufälligen Fehlern und Schwachheiten eines in ſeinen Amtsverrichtungen unſträflichen Mannes angedeihen läßt. Indeß war der Pfarrer ein Mann, der zwar gut war, einzuſammeln, aber zu gut, das Geſammelte gehörig zu vertheilen. Er konnte es nicht über ſein Herz bringen, jemand etwas abzuſchlagen, der mit einem zerriſſenen Kleid vor ihm ſtand, und ihn verſicherte, daß ihn hungere, und daß er nichts zu eſſen hätte.

Er konnte andern wohl von dem gehörigen Maß vorſagen, welches man auch in liebreichen Ausgaben beobachten ſoll, wenn man in Betracht ſeiner häuslichen Umſtände nicht vielmehr ein weichherziger, als barmherziger Menſch, und ein Verſchwender heißen will; aber er ſelbſt merkte nicht, daß er ſeinen eigenen Worten nicht nachkomme. Wenn ſich ein Bettler, dem er etwas abſchlug, umwandte, ſo drängte ſich ſein ganzes Herz ihm nach, und ſein Mitleid gieng in dieſem Fall bis zur Schwachheit. Wären dieſe Leute in dieſem Augenblick wieder umgekehrt, ſo hätten ſie es in ihrer Gewalt gehabt, alles, was er beſaß, ihm abzunehmen. Dieſe Gemüthsart verleitete ihn anfangs, jedermann, der ihn um Hülfe anſprach, aus dem zuſammengetragenen Kapital ohne Unterſchied abzugeben, ſo, daß im Grunde viele Etwas; aber Wenige etwas Hinreichendes erhielten. So lange er nachſetzen konnte, war man mit dieſem Verhalten ſehr zufrieden, und die Dürftigen und Reichen lobten und prieſen ihn in der ganzen Gegend; allein er merkte bald die Folgen davon, und da es um ein fremdes, nicht um ſein Eigenthum zu thun war, ſo fieng er auch in allem Ernſte, deſſen er in dieſem Stücke fähig war, an, nach allen Forderungen der Klugheit hauszuhalten; allein kaum legte er die erſten Proben davon ab, ſo erhub auch die Unzufriedenheit ihre Stimme zu niederträchtigen Läſterungen. Die Mißvergnügten ließen ſich auf alle Weiſe angelegen ſeyn, des Pfarrers Gutmeinen als eine ſchädliche Neuerung anzuſchwärzen, ja ihn eines ſchädlichen Eigennutzes zu beſchuldigen. Sie unterließen nicht, jener Warnungen wider den ländlichen Aberglauben, und jener Erklärungen, wie dieſem und jenem auf eine ganz natürliche Art geholfen werden könnte, zu erwähnen, und ſeine Lehre eines heimlichen Giftes zu beſchuldigen. Der ſtärkſte Beweis davon war ein Schauer, der um dieſe Zeit alles in dieſer Gegend verwüſtete. „Es wäre klar, daß der Segen des Himmels aus dieſer Gegend weiche, ſeit der Pfarrer angefangen habe, zur neuen Lehre überzugehen, und Wölfe in dem Schafſtall zu bewirthen.“ Das Mißvergnügen wurde endlich ſo allgemein, und der Zorn brach mit ſo vielem thieriſchen Unſinn und Hitze aus, daß ſich die Klügern zurückzogen, und der treffliche Anſchlag wieder zu Grunde gerichtet ward.

Auch wurden alle Mißbräuche mit doppeltem Eifer betrieben. Der Schulmeiſter mußte wieder wie vorhin, mit bloßen Füßen daher waden, und die Dorffahne ward um etliche Klafter verlängert, für den Pfarrer aber wurde ein Verweis ausgewirkt, worin ihm auf die kränkendſte und unbeſcheidenſte Art ſein Verhalten verwieſen, und die Reinigkeit der orthodoxen Lehre eingepräget ward. Dieſer harte Verweis lag auf dem Tiſche, als Engelhof ins Zimmer trat. Der Alte war ſo gut, ihm davon nicht das geringſte merken zu laſſen, er ſprach mit ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit, und gab ihm in ſeinem ehrwürdigen, aufrichtigen Vaterton manche nützliche Lehre auf den Weg mit, die er für Proben, wie ſehr ſich ſein

Freund ſeiner erinnern würde, anſehen wollte; „wie man nämlich in der großen Welt das Licht der Wahrheit nicht immer in die Stürme emporheben, ſondern oft behutſam tragen, und bei manchen Fällen viele Menſchen immer mehr auf dem Wege leiten, als ihnen denſelben zeigen müſſe; wie es dann nicht jedermanns Thun wäre, ſich in Verfolgungen wegen der Wahrheit ruhig zu finden, und mit denen brüderliche Geduld zu haben, welche ſie muthwillig von ſich ſtießen; wie ihm untröſtlich leid ſeyn würde, wenn einem Mann mit ſeinen Talenten ein Unrecht dieſer Art widerfahren ſollte." — Hier traten dem lieben Alten Thränen in die Augen, und die Stimme ſtockte ihm im Munde. Er machte eine unwillkürliche Bewegung, indem er nach dem Tiſche hinblickte, worauf eines der ſo vielen Denkmähler der mißhandelten Menſchheit lag. Engelhofs Ergebenheit und Nachdenken rührte ihn; er langte, wie ſeiner vergeſſend, nach dem Papier hin, und ſagte, indem ers ihm in die Hände gab:

„Ich war ruhig und zufrieden, als Sie hieher kamen, und jedermann war mit mir zufrieden; nun iſt jedermann wider mich. Es ſollte mir wehe thun, wenn ich denke, daß ich nun in meinen alten Tagen Unruhe verurſacht habe; aber ich nehme das, wie es iſt. Es iſt Menſchenlohn, und ich weiß, daß Gotteslohn nicht wird ausbleiben. Geben Sie mir die Hand, daß Sie künftig, ehe Sie den Samen guter Kenntniſſe ausſtreuen, den Boden, worauf er gedeihen ſoll, betrachten, oder wenn es mißlingt, es ſo nehmen wollen, wie ich.“

Reden konnte Engelhof nichts; aber er wünſchte, daß die ganze Welt um ihn herum ſtehen, und die Hände gegen ihn und ſeinen Freund aufheben möchte. Er fühlte jene fremde Macht in ſich, die uns nothwendig zerſtören würde, wenn ſie lange anhalten könnte. Er eilte nach Haus, ſchickte alles ſein Geräth und ſeine Kleider bei einer außerordentlichen Gelegenheit, die eben zugegen war, nach München ab, mit dem Vorſatze, den andern Morgen ſelbſt nachzureiſen. Das Unglück führte eben zur Zeit, da Engelhof vor dem Wagen ſtand, worauf die Kiſte fortgebracht werden ſollte, die vertraute Magd der Gräfin vorbei, und ſie war ſchlau oder vorwitzig genug, ſich bei dem Fuhrmann zu erkundigen, was er mitnehme. Als ſie hörte, daß es Kleider wären, meldete ſie es ihrer Wohlthäterin. Dieſe wußte nichts um Engelhofs Reiſe nach der Stadt, und verfiel daher auf den Gedanken, daß ſich etwa ſeine Mutter in traurigen Umſtänden befinden, und dieß als einen Beweis kindlicher

Hülfe erhalten ſollte. Sie weinte darüber, ohne jemand die Urſache zu ſagen, den ganzen Tag. Am Abend erhielt er dieß Billet:

„Wenn es noch Zeit iſt, ſo nehmen Sie Ihre Kleider zurück; denn ſie werden Ihnen gut zu ſtatten kommen, oder wenn Sie ja beſchloſſen haben, Ihr Unentbehrlichſtes wegzugeben: ſo legen Sie die Kleinigkeit hinzu, welche ich Ihnen in dieſem Briefe ſchicke. Ich weiß, wo alles hin ſoll. Ich habe über Ihre Großmuth Thränen vergoſſen, daß mich die Augen ſchmerzen. Sie ſind ſo gut! Wenn Sie nur nicht ſo verſchwiegen und ſo ſtolz wären! Sie lehrten mich wohl ſelbſt, daß Armuth keine Schande ſey, und doch halten Sie ſie für Schande, da Sie ſich eher hart geſchehen laſſen, als ſie entdecken wollen. Wie werden Sie's ertragen, wenn wir vielleicht eine Zeit lang, ſo lange wir nämlich verborgen von der Arbeit unſerer Hände leben werden, ſollten darben müſſen? Das will ſagen, daß ich glaube, mein Vater wird nicht immer unverſöhnlich ſeyn, und uns gewiß zu einem Einkommen verhelfen, wenn es auch ſchon nicht in der Stadt iſt. Wer iſt denn glücklicher als wir? Alſo durch alles Geſtrige einen Strich. Ich bin heute ziemlich beſſer, und hoffe geſund zu werden, wenn Sie mich heute noch beſuchen, oder mir wenigſtens ſo, wie ichs wünſche, antworten wollen. Mehr kann ich nicht ſchreiben; denn ich werde belauſcht und behorcht. Adieu!“

Da Geld in dem Brief war, ſo eröffnete er ihn dießmal, welches er jetzt auch bei den übrigen that, und ſie dann alle nach der Ordnung zuſammen legte, in der Abſicht, dieſelben mit einer Antwort zu begleiten, und nach ſeiner Abreiſe der Gräfin überbringen zu laſſen. Von dieſer Antwort hat ſich nichts gefunden. Er hat ſie an die Gouvernantin, welche nunmehr um Alles wiſſen konnte, geſchickt, und aus der noch vorhandenen Beilage an ſie, kann man ſich von den Geſinnungen derſelben hinlängliche Begriffe machen. Dieſer folgende Brief ſollte der Gouvernantin nach ſeiner Abreiſe übergeben werden:

Wertheſte Mademoiſelle,

Theuere Freundin!

„Zum letztenmal ſuche ich Sie von meiner reinen Abſicht bei meinem unglücklichen Vorfall, wozu ich wider meinen Willen Anlaß gegeben habe, zu überführen, und dann Ihnen nochmal einen Beweis, wie aufrichtig ich daran Antheil nehme, zu geben. Habe ich je einen Kummer gehabt, den Engel und Menſchen ſehen ſollen: ſo iſt es dieſer, wie ich etwas beitragen könnte, dem durch und durch zärtlichen Geſchöpfe, das im Genuß der Liebe unendlich glücklich machen, und glücklich ſeyn würde, die vorige Geſundheit des Herzens und die erſte Ruhe zu geben. Ach! wenn es wahr wäre, daß man nur einmal liebt! Ich trage ſie auf meinen Händen, und bewahre ſie in meinen Augen.

„Ihnen darf ich ſagen, denn Sie haben mein vollkommenes Vertrauen, daß ich geſtern nach München abgereist bin, den mir von neuem verſicherten Dienſt zu — anzunehmen, und der Tochter meines Vorfahrers, einem ſehr liebenswürdigen Mädchen, meine Hand zu geben. Mit welchem Troſt, und noch größerem Entzücken würde ich Abſchied genommen haben, wenn ich es für kein Verbrechen wider alle Menſchheit gehalten hätte, von einem Abſchied dieſer Art nur etwas vermuthen zu laſſen. Ich gieng noch vor ein paar Stunden um das Schloß herum, wollte hinein gehen, gieng oft ein paar Schritte hinan; aber weiter konnte ich nicht. Ich ſehe, da ich dieſes ſchreibe, voraus, mit welchem Herzen ich fortreiſen, und wie oft ich zurück ſehen, und wie ich noch den letzten Hügel beſteigen werde, um noch Einmal — noch Einmal wenigſtens den Thurm des Schloſſes, oder den Rauch, der davon aufſteigt, zu ſehen, und Ruhe! Ruhe! zu rufen.

Wenn Sie es für gut befinden, ſo übergeben Sie, ſobald Sie dieſes erhalten, der Fräulein Gräſin den erſten vollern Brief, wo ich diejenigen, welche ſie an mich ſchrieb, eingeſchloſſen habe, und nach etlichen Tagen laſſen Sie den zweiten nachfolgen. Sie werden aus den Abſchriften, welche ich Ihnen davon beilegen will, überzeugt werden, wie ich mit Ihnen zur gemeinſchaftlichen Abſicht arbeite und wie ich zu hoffen Urſache habe, daß Zei- und Abweſenheit das endlich wieder herſtellen werden, was keine Vorſtellung geheilt hat. Unter der beigelegten Adreſſe erhalte ich Ihre Briefe ſicher, und darauf werde ich pünktlich, wie Sie es mir vorſchreiben, antworten. Ich will alles thun, was in dieſem Falle jeder rechtſchaffene Mann mit Ehrliebe und Herzhaftigkeit thun würde, wenn nur, was in der Stille geneſen ſoll, nicht etwa aus Unvorſichtigkeit ins Tagslicht gezogen wird. Ich traue ſeit einiger Zeit den Menſchen ſehr wenig zu, und ihre zweideutigen Urtheile und Beſchuldigungen, welche ſie mit Geſchrei an die Zonen des Himmels hängen möchten, würden zu gleicher Zeit meinem armen Herzen das Grab öffnen. Ich will alles verlieren; aber nur meine Ehre ſey unbefleckt, und mein Name werde kein Sprichwort!

Ich bitte Sie um die Herzhaftigkeit, niemals zu verzagen, um die Groſsmuth, vieles zu vergeben, und um die Geduld, die Widerwärtigkeiten eines gekränkten Herzens zu ertragen, und ſich, wenn es gar arg wird, an die Stelle desſelben zu ſetzen. Wir, die wir trocken und ſicher am Ufer ſtehen, wir wiſſen nicht, (vergeſſen Sie das in dieſem und andern Fällen niemals) wir wiſſen nicht, wie viele Tropfen des Schweißes der vergieße, und wie viel der leide, der mit den Wellen zu kämpfen hat. So unruhig ſeyn, daß man die Ruhe vergnügter Herzen für ein Unglück hält, denken Sie, theure Freundin, ſo unruhig ſeyn!

Wenn es möglich iſt, ſo tilgen Sie die Geſchichten der großen Welt aus dem Gedächtniß der jungen Gräfin, und geben Sie ihr dafür Begriffe, wären es auch Träume des unverführten, wenig begehrenden Lebens. Die gewöhnliche Erziehung unſers Frauenzimmers, die man leider auch Ihnen aufgebürdet hat, iſt für junge weibliche Herzen, für die Bildung derſelben zu Gemahlinnen und zu Müttern, gemeiniglich baare Verführung. Man will ſie den herrſchenden Ton der Welt kennen lehren, und man macht ſie mit Laſtern derſelben, die ſie immer anhören und entſchuldigen lernen müſſen, vertraut, und mit ihren

Schwachheiten bekannt, indem man ſie für dieſelben gefällig macht. Viele Begierden würden nicht aufwachen, wenn man nicht immer zuhörte, daß ſie vorhanden ſeyen, und viele Verführungen würden aufhören, wenn man nicht ſchon das Mädchen lehrte, ſich in dieſelben zu ſchicken, und nicht gewohnt wäre, ihre Unwiſſenheit in denſelben wenigſtens mit dem Namen der Albernheit zu belegen. Wie ſollen wir beſſere Sitten bekommen, wenn unſere ganze Erziehung dahin geht, unſern Kindern die gegenwärtigen beizubringen?

Auch bitte ich Sie, die täglichen Beſchäftigungen des Hausweſens, welche meine theure Schülerin bereits lieb gewann, ſoviel möglich fortzuſetzen. Es iſt beſſer und ihr rühmlicher, ſie kenne das Land nicht, woher die Spitzen, die auf ihrer Haube ſtecken, herkamen, als daß ſie die Speiſe, welche vor ihr ſteht, nicht kennen ſollte. Wenn gleich dieſe Fertigkeit zu ihrem Unterhalte nicht nöthig iſt: ſo wird ſie einem häuslichen Manne doch immer erwünſcht, ſo wird ſie doch ſtets dazu verhülflich ſeyn, daß ſie auch dem Herzen abwehre und manchen Empörungen den Eingang verſchließe. Aber nennen Sie ihr meinen Namen niemals; ſagen Sie niemals, wenn Sie gerade keine Luſt hat, etwas zu thun, Sie hätten es auf meine Bitte gethan; ſondern vergeſſen Sie, ſo gut Sie können, das Andenken an mich, Sie mögen nun allein, oder in Geſellſchaft ſeyn. Mein ganzes Herz weinet, indem ich dieſes ſchreibe, und ich fühle, daß es ſchrecklich iſt, (— ſo unmöglich es iſt, ein Mittel zu treffen, eine Hoffnung nur von ferne zu ahnen —) ich fühle, daß es ſchrecklich iſt, nachdem wir doch zur Hülfe und zur Geſellſchaft geſchaffen ſind, ein zärtliches Geſchöpf, das ſich uns ganz mittheilen, das keinen Willen, als den unſrigen lieben, und in Liebe für uns, in gänzlicher Ergebung in all unſer Wohlſeyn ſchweben, und vergehen will, — von ſich ſtoſſen, es aus unſern Augen gehen heißen, und ihm das Urtheil der ewigen Hoffnungsloſigkeit ankünden zu ſollen.

Ich hab's gethan, großer Gott, ich hab's gethan! Aber hätteſt du, der du meinem Herzen Zärtlichkeit gabſt, nicht auch Muth meinem Herzen gegeben, ſo weißt du allein, ob ich's gethan haben würde. Wie mir dieſen Augenblick zu Muth iſt, liebe Freundin, das weiß niemand, als wer in meiner Lage geweſen iſt. Es würde keine Vorurtheile, keine harten Geſetze geben, wenn die, welche ſie machten, oder zuließen, jemals in dieſer Lage geweſen wären. Doch ich denke, ich fange zu ſchwärmen an, und ich ſage träumend, was ich wachend nicht ſagen würde. Aber dieſen

Brief lieſt niemand als Sie, und Sie dürfen alles leſen. Sie erklären ſich da alles, wo mir ein Fremder jede Sylbe mißdeuten würde.

Ich bin unaufhörlich mit der möglichſten Freundſchaft und Dankbarkeit

Mademoiſelle

ergebenſter
Diener und Freund
Engelhof.

Dieſe rechtſchaffenen **Abſichten** führte Engelhof zu einer Zeit aus, da das Urtheil ſeines Unglücks bereits unterſchrieben war.

Berghauſen eilte mit dem Briefe, welchen er der Magd abgenommen, ſobald er in die Stadt kam, zur Gräfin; bald darauf langte der Bericht von den zwei Schreibern, und was die Sache vollendete, ein Brief von der Gouvernantin an das Kammermädchen an, wo ſie dieſer mit vielem Schrecken alles, was ſie wußte, berichtete.

Die Mutter Gräfin rannte wie raſend zu Sr. Excellenz, zeigte ihm die Briefe, und die dringenden Umſtände vor, und bewirkte ſogleich den gemeſſenſten Befehl, daß man ſich des Engelhof habhaft machen, und ihn als einen Entführer behandeln ſollte. Die Vollziehung dieſes Befehls war dem gegenwärtigen Beamten des Berghauſen aufgetragen. Dieſer junge Böſewicht, der immer von Geiſt, von guten Herzen, von Empfindung und Aufklärung ſprach, hatte zuerſt ſeine Abſicht dahin gerichtet, ſich der Braut, welche Engelhof bereits erwartete, zu verſichern, und ſie daher von der jetzigen Lage umſtändlich zu benachrichtigen. Er gab ſich dabei das Anſehen, als hätte er ſie dem Rachen eines Unmenſchen entriſſen, der ſie auf immer unglücklich gemacht haben würde, und ſie ward von dem Schrecken, und der Gewalt der Vorſtellungen, mit welchen man auf allen Seiten in ſie drang, ſo betäubt, daß ſie bei ihm, als bei ihrem Retter, und einzigen Freund ihre Zuflucht ſuchte. Um den Großmüthigen zu ſpielen, bemühte er ſich, für Engelhofs Mutter bei der Mutter ſeiner Braut eine Vorbitte zu thun, um ſie zum Nachlaß der kleinen Schulden (ſo nannte man nun einige geringe Hülfeleiſtungen, welche man der Kranken erwieſen hatte) zu bewegen; er nahm es auch über ſich, ihr die Sache auf eine gute Art, wie er ſagte, beibringen zu laſſen. Dieſes that er vermittelſt eines Billets voll galliger Ausdrücke und ſchwarzer Heuchelei, das er an Engelhofs Mutter ſchickte, und das eben zur Zeit anlangte, wo deſſen Freund bei ihr zugegen, und in der freudigſten Unterredung über die Ankunft ihres Sohnes begriffen war. So, wie das Billet ankam, gab die Kranke dem gemeinſchaftlichen Freund ihres Hauſes es mit der Bitte, es ihr vorzuleſen. Er las, ſchwieg, erblaßte, ließ das Billet fallen, rannte nach dem Hauſe Sr Excellenz — ward nicht vorgelaſſen, kam wieder — Meine Leſer werden mir das Uebrige erſparen. — Sie lag auf der Erde, mit dem Kopf auf dem Zwerchholz eines Seſſels, worauf ſie gefallen war; in der rechten Hand hielt ſie das offene Billet, und mit der linken wollte ſie ſich vermuthlich aufhelfen; dennoch hielt ſie dieſelbe ſehr feſt an dem Fuße des Stuhls; einzeln rannen ſchwarze Blutstropfen aus ihren Haaren, und aus ihrer Naſe. Alles war davon gelaufen.

Ach, dieſe iſt die ſchlimmſte Seite des Unglücks, daß es wider uns zeugt. Der ſonſt würdige und wahre Freund Engelhofs glaubte, daß ihm nun auf verſchiedenen Seiten ein Licht aufgehe, daß er ſich nunmehr dieſes und jenes Betragen deutlich erklären könne; — zitterte, daß man nun unter den vorgefundenen Briefen auch die ſeinigen, auch die verſtellte Perſon der ſeinigen finden, — ſie eher mißdeuten als verſtehen würde; — hatte ſchon ſeit geraumer Zeit von der Fräulein keine Briefe erhalten, in Engelhofs Briefen keine Nachricht von dem Fräulein; Engelhof ein junger Mann mit flammendem Herzen, mit unbeugſamem Sinn! — So ſtand der Freund, und ſo lag zu ſeinen Füßen die Mutter, die er in der Betäubung nicht aufhob.

Berghauſen war mit dieſem nicht zufrieden, ſondern er wollte das Vergnügen haben, bei Engelhofs Verhaftnehmung und dem ſogenannten Verhör ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn. Es ward daher an ſeinen Beamten eine geheime Ordre vorausgeſchickt, worin man ihn benachrichtigte, was man künftige Nacht in ſeinem Hauſe vorkehren würde, und ihm bedeutete, daß er ſich auf allen Fall Engelhofs Perſon verſichern ſollte. Berghauſen legte noch dieß kleine Billet dazu:

„Wir kommen längſtens bis 1 Uhr Nachts. Ich bin ſo begierig, daß ich kaum ſtehen kann; denn ſo etwas geht über alle Komödien. Stellen Sie ſich nur an, als wenn Sie recht erſchreckten, ſich wunderten, u. dgl. Sorgen Sie dafür, daß Ihr großer Hund nicht auslaufe. Ich bringe den meinigen auch mit. Wir ſoupiren Abends bei dem Förſter, damit wir gleich in der Nähe ſeyn mögen, wenn ſich was ereignen ſollte, in welchem Falle Sie uns ſogleich davon benachrichtigen ſollen, ſo lieb Ihnen Ihr Dienſt iſt.“

Nun hatte der Beamte ſich ſo ſehr an ſeines Gaſtes Launen und Sitten gewöhnt, daß er anfieng, Ehrfurcht und Vertrauen zu ihm zu haben, und ihn allenthalben als den wichtigſten Mann ſeiner Familie zu behandeln; aber ſeine abſcheulichſte Seite war die Furcht, um ſein Brod zu kommen. Verbindlichkeiten achtete er nicht; aber man durfte ihm nur drohen, und ſich merken laſſen, daß er ſich dieſen oder jenen bedenklichen Mann, der ihn anſchwärzen könnte, zum Feind machen würde: ſo erſchien er ſogleich in einer andern Geſtalt; dann konnten ihm weder ſeine Freunde, noch ſeine nächſten Verwandten trauen; dann war er bereit, jedermann aufzuopfern, wenn er nur ein Mittel geſehen hatte, ſich ſelbſt zu retten; dann richtete er ſeine Sprache ganz nach dem Wohlgefallen ſeines Gegners, und ließ ſich zu den entehrendſten Niederträchtigkeiten herab. Was er vor kurzem vertheidiget hatte, über das ſchimpfte er jezt, und wenn er ehe von Eifer und Thätigkeit geſprochen hatte: ſo lobte er nun Ruhe und Behutſamkeit. Sobald er alſo dieſe Nachricht erhielt, kam er vor Schrecken, beſonders, da Engelhof eben zur frühen Abreiſe Anſtalt machte, außer ſich, und er ließ ihn von nun an nicht mehr aus den Augen. Er ſuchte unter verſchiedenen Vorwänden von Zeit zu Zeit auf ſein Zimmer zu kommen, und gieng von einer Ecke zur andern, und wußte nicht, was er that.

Engelhof genoß in einem Seſſel eines leichten Schlummers, worein ihn ſeine letzten Betrachtungen über die Geſchichte ſeines Lebens gewiegt hatten, über das Weinen und Lachen auf den Bergen und in Thälern, und über die Fragen und Antworten im Licht und Schatten, und wie die Zerſtörung, welche ein Tag anfängt, der andere fortſetzt, Spuren von dem, was vorhanden iſt, wegzulöſchen; wie ein tugendhafter Mann ſo ſelten geſehen, und auch dieſer ſo ſelten ohne Staar, ohne lahmen Fuß und Milzſucht gefunden wird. Um Mitternacht ſtand er auf, und öffnete ein Fenſter, in die Nacht hinaus dem frühen Morgen entgegen zu ſehen. Sogleich kam der Beamte leiſe daher geſchlichen, klopfte ſachte an der Thüre, und bat ſichs aus, daß er, weil es das letztemal ſeyn würde, bei ihm bleiben dürfte. Es ward ihm nicht abgeſchlagen, beſonders, da ſeine ſichtbare Unruhe und Verlegenheit für ein Zeichen eines aufrichtigen Schmerzes wegen ihrer Trennung angenommen ward. Der Beamte ſaß bei der Thüre, und fuhr bei jeder kleinen Bewegung in die Höhe, und konnte ſich kaum erwehren zu ſchreien: Sie kommen! Engelhof ſah mit wehvollem Herzen in die Stille hinaus, und hörte zum letztenmale die melancholiſche Muſik eines rauſchenden Abfalles an einer weit entfernten Mühle, oder das laute einſame Schellen vom Hornvieh, das von fernen Hainen herkam, und ſich auf eine rührende Art verlor. Er goß zuweilen ſein Herz gegen den Beamten aus, und dankte ihm unzähligemal für ſeine Geduld und Nachſicht. Jedes unbedeutende Ding ſchien ihm jetzt wichtig, ſo, daß er alles in die Hand nahm, und lange betrachtete, und ihm etwas Empfindſames ſagte, das er nicht mehr reden würde. Der Himmel war Zeuge ſeiner Empfindungen.

Berghauſen hielt ſein Wort; er kam um 1 Uhr Nachts von einer ſtarken Rotte begleitet, und bewaffnet, als wenn er gekommen wäre, ſich eines grimmigen Thieres, oder eines Straſſenräubers, der die Gegend unſicher gemacht hätte, zu bemächtigen. Der Beamte, welcher, als man an der Thüre pochte, wohl wußte, wegen was es zu thun wäre, begab ſich ſogleich herab, und unterredete ſich, wie man die Sache anzufangen hätte. Sie konnten der Dienſte wegen, welche ein jeder dabei verrichten ſollte, lange nicht einig werden. Der Beamte glaubte, ſeiner Pflicht dadurch ein Genüge geleiſtet zu haben, daß er ihn aufbewahrt, und im Falle der Nothwendigkeit zurückgehalten hätte, und der junge Menſch, der bisher voll ungeſtümer Dreiſtigkeit war, hatte, ſobald ſie ins Haus hereingetreten, ſeine Unverſchämtheit verloren; er zitterte am ganzen Leibe, nicht ſo faſt aus Furcht vor Engelhofs Betragen, von welchem er ſich, nach ſeinen Begriffen, nichts Gutes vermuthete, ſondern aus einer ihm unwillkürlichen Ehrfurcht gegen deſſen Perſon, die ihm in dieſem Augenblicke ſeine Niedrigkeit und die Uebermacht ſeines edleren Gegners fühlen ließ. Endlich nahm er ſich doch den Muth, und gieng in Begleitung eines Schreibers, indeß ein anderer mit den Amtleuten vor der Thüre ſtehen blieb, nach ſeinem Zimmer. Er hatte den entblößten Degen unter dem Kleide verſteckt, um ſich deſſelben, ehe ſich Engelhof zur Wehre ſtellen könnte, alſogleich zu bedienen.

Wäre Engelhof der wilde, jähhandelnde Mann geweſen, für den man ihn hielt, wenn man ihn nur aus Erzählungen kannte: ſo würde dieſe Vorſicht wohl vergeblich geweſen, oder theuer genug zu ſtehen gekommen ſeyn; allein man hatte ſich bei ihm ſo wenig von einer unüberlegten raſchen Hitze und unbändiger Gewaltthätigkeit zu fürchten, daß man ſich darauf verlaſſen konnte, man würde ehe ſeine Geduld mißhandeln, als ihn zu einem Schritt dieſer Art bewegen können. Sein edler, zuverſichtlicher Stolz bewahrte ihn vor allen gemeinen Handlungen; und ſo ſehr er alles in einem gewiſſen Zauberlicht, und mit Gefühlen ſah, vermöge welcher ihn ſelten etwas, das er unter Menſchen erblickte, befriedigen konnte, und ihm unzählige Dinge, wobei andere gleichgültig blieben, im Innerſten weh thaten: ſo ſtreng war er von jeher gegen ſich ſelbſt, ja mit einer übermäßigen und ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit befliſſen, das ungeſtüme Feuer ſeiner Empfindungen im Umgange zurückzuhalten. Er hatte ſich von den ſchönen Künſten und überhaupt von der ſchönen Literatur nicht bloß eine mechaniſche Kenntniß, oder, wie faſt alle gewöhnlichen Köpfe damit zufrieden ſind, eine Sammlung gelehrter Zunftbenennungen erworben; ſondern er hatte ſich den ewigen Geiſt der Künſte und der wahren Gelehrſamkeit eigen gemacht. Er hatte den umſchaffenden Reiz der ſittlichen und ewigen Grazien in ihrer himmliſchen Geſtalt geſehen, und wurde im Anſchauen und im Genuß deſſen, was man Größe, Adel, ſtille Würde und Stärke der Menſchheit nennt, gleichſam aus der Natur herausgehoben, und zum paradieſiſchen Menſchen verwandelt. Er ſchmeckte, wenn ich ſo ſagen darf, die Bücher und Kunſtwerke, ſtatt ſelbe bloß zu leſen und anzuſchauen, und die anhaltende Gewohnheit, jene mächtigen und unnennbaren Züge der ſanften, allein beruhigenden Schönheit, nämlich des wahren Mittels aller Dinge, und der Ruhe in Gefühlen und Handlungen, immer und immer ſich vorzuhalten, veränderte die gewaltſamſten Bewegungen in tugendhaftes, männliches Verlangen, und begleitete ihn in allem, was er dachte und ausführte, mit dem lebhafteſten Gefühl des ſittlichen Wohlſtandes. Er glaubte, ein beherzter Mann, und ein wahrer Gelehrter müſſe die Beweiſe von ſeinem Muth und dem tiefen, wahren Geſchmack in der Poeſie und den Künſten, und die Beweiſe von gründlichen ausgebreiteten Einſichten in ſeinem Betragen und ſeinen Sitten darlegen, und er hielt darum den Jähzorn, und alle betäubenden Aufbrauſungen und wilde Schwärmereien des Schmerzes und der Freude, des Haſſes und der Liebe für Mängel und Gebrechen, deren ſich ein verſtändiger Mann zu ſchämen, und die er mehr als Armuth, Verleumdung und Erniedrigung zu vermeiden hätte. Er war von dieſen Begriffen ſo lebhaft überzeugt, und ſo empfindlich für die Ehre derſelben, daß er in der Seele erröthete, wenn man ihn, falls man ihn traurig ſah, aufmuntern, oder ihn, wenn ihm unrecht geſchah, tröſten wollte. Er ſuchte den größten Ruhm eines Mannes darin, ſich bei allen Fällen in ſeiner Gewalt zu haben, und ſtand beſchämt und ſchüchtern wie ein Kind da, wenn ihm einmal ſeine feuerige Empfindſamkeit zuvorgekommen, und er ſich auf einer Unart, welche zu vermeiden er ſich ſtets angelegen ſeyn ließ, ertappet hatte.

Als Berghauſen ins Zimmer trat, hatte jener ſich eben an ſein Pult geſetzt, den zweiten Brief an die junge Gräfin niederzuſchreiben; er ſtand auf, und gieng auf Berghauſen zu, um ihn zu bewillkommen, und reichte ihm die Hand entgegen mit ſo vieler Freundlichkeit und argloſer, gefälliger Liebe, daß beide Abgeordnete auf das neue in Unordnung kamen und zitterten, und eine Weile da ſtunden, ohne ein Wort zu reden. Da die Amtleute, welche den Eingang des Zimmers beſetzt hatten, nichts reden hörten, und ſich dieſes unvermuthete Stillſchweigen nicht erklären konnten, brachen ſie plötzlich und mit vorgezeigtem Gewehre hinein, worüber Berghauſen und ſein Gefährte voll ängſtlichen Zagens, und auf eine ungezogene, bübiſche Art riefen, daß er ihr Arreſtant wäre, und mit Hülfe der andern einen ungeſtümen Lärmen erhoben. Berghauſen ſtotterte zugleich den Befehl, wie ein Kind, das ſeine Lektion ſchlecht gelernt hat, gebrochen, und ohne Zuſammenhang daher, und wußte nicht, wie er ſein albernes Betragen verbergen ſollte; er genoß die Freude nicht, auf die er ſich bei dieſem Auftritt Rechnung gemacht hatte.

Wie ein Reiſender, der wehrlos und unvermuthet von Räubern überfallen wird, ſich zurückzieht, und dann mit deſto feſterm Tritt ſich entgegen zur Wehre ſtellt: ſo hieng Engelhof eine Weile wie außer ſich ſelbſt, ſah bald ſeinen vermeintlichen Freund und Nachbar, bald die Umſtehenden, einen nach dem andern an, als könnte er ſeinen Augen nicht trauen; faßte ſich aber ſogleich wieder, und ſagte mit etwas Unzufriedenheit, aber im gelaſſenſten Tone: Unter allen Fällen, worauf ich mich gefaßt gemacht, habe ich dieſen vergeſſen. Das kömmt mir unvermuthet, fuhr er fort, und wollte im Zimmer auf und nieder gehen; aber die Amtleute ſtanden vor, worüber er in einige Verwirrung gerieth, und ſie ſehr ſcharf und ſtillſchweigend anſah. Hierauf wandte er ſich an Berghauſen, und verſicherte ihn, daß es ihm ſehr leid thäte, ſeinem lieben Nachbarn dieſen harten Dienſt verurſacht zu haben; doch ſollte er thun und verfahren, wie er Befehle hätte. Es wäre, ſetze er hinzu, ein Mißverſtändniß, das ſich eben ſobald heben würde, als es ihm unbegreiflich wäre. Mit eben der unbefangenen Gutherzigkeit bat er die Anweſenden ein um das anderemal um Vergebung, und munterte ſie auf, mehr Muth zu zeigen. Sogleich verſiegelten die Schreiber alle Papiere; ſie beſtanden aus den Briefen der Fräulein Gräfin, welche, da ſie ohne Engelhofs Antwort dalagen, wider ihn freilich ein harter Beweis eines ſehr verdächtigen Verſtändniſſes waren; — aus den Briefen ſeines Freundes an ihn, woraus man, ſo wie man nämlich anfangs alles mit partheiiſchem Auge, und mit gieriger Eilfertigkeit nur obenhin durchlas, zu ſehen glaubte, wie liſtig die Erdichtung, daß die Fräulein an eine verſtellte Freundin ſchreiben ſollte, abgeredet, und wie glücklicher Weiſe eben noch die höchſte Zeit vorhanden wäre, die Sache, die bereits reif geworden, zu zernichten; — endlich aus verſchiedenen Aufſätzen, die er mit ſeinen Kleidern nicht abgeſchickt, und worin er ſeine Unterredungen mit ſich und für ſich ſelbſt niedergeſchrieben hatte. Dieſe ſind verloren gegangen. Sie enthielten die Ueberſetzung des Tacitus von den Sitten der Deutſchen, welche er in einer doppelten Abſchrift hatte, verſchiedene Fragmente von Gedichten und proſaiſchen Abhandlungen, und eine Menge anderer einzelner Stellen und Betrachtungen, worin er über alles, nach der Art, ſo wie ihm alles in ſein Auge fiel, über die wichtigſten Gegenſtände des Lebens, über Religion und Sitten, über die Vernunft und den Wahn der Menſchen, die geheimſten Gedanken ſeines Herzens mit derjenigen befremdenden und verdächtigen Kühnheit hinſchrieb, mit der ein feuriger Kopf, welcher den Wurm, der kaum unter das Vergrößerungsglas fällt, eben ſo, wie den unermeßlichen Sirius, und Zeit und Ewigkeit, und Himmel und Erde nach ſeinem Herzen, wie nach ſeinem Mittelpunkt zieht, — wie, ſage ich, ein ſolcher Menſch ſeine Einfälle und Ahnungen hinſchreibt, wenn er ſich in einer freien Stunde, um von der ſchwülen Hitze und dem Wirbel der zerſtreuenden Geſchäfte ſich zu erholen, wieder einmal im Schatten zur Ruhe ſetzt, und zurück in ſein Leben, und vor ſich wähnt, und ſich ſelbſt mit neuer Verwunderung, als nähme er ungewöhnliche Dinge an ſich wahr, anſieht, und frägt: Wer bin ich? — Und, wenn dieſer kleine Baumzweig, der neben mir aufwächſt, ein Baum iſt, wo werde ich ſeyn?

Dieß war ſo recht Engelhofs Faſſung, worin er von einer hohen Kraft, welche die Bürden des Lebens von ſich ſtreift, und von einer hohen Begeiſterung ergriffen wurde, worin er Geiſter und Erſcheinungen ſah, und Dinge redete, die von wenigen verſtanden, von den meiſten in einer unrichtigen Bedeutung genommen und geläſtert wurden.

Der ganze Vorfall ward dem Grafen ſchleunigſt berichtet, und mit noch größerer, mit beflügelter Eile ward von ihm eine Antwort voll wilder Hitze, ſchrecklicher Flüche und Drohungen zurückgeſandt. Ein augenblickliches, ganz thieriſches Aufbrauſen, ſo wie es den Menſchen einer coleriſchen Gemüthsart, wenn man ihnen von den Kindesjahren an ſtets und überall ihren Willen gelaſſen, lebenslänglich anklebt, gehörte unter die vornehmſten Gemüthszüge des Grafen, wenn man hätte beſtimmen wollen, zu welcher Claſſe von Menſchen er gehöre. Er war außerdem ein ſehr guter, menſchenfreundlicher, biegſamer, ja, gemäß ſeinem gewöhnlichen, und im eigenen Thun und Denken, mehr ein gemeiner, als ein adeliger Mann; und da er der Vorzüge, ein ſtandesmäßiges, verſichertes Einkommen ohne andere Verdienſte, als die ſeiner Vorältern waren, zu genießen, bei prächtigen Tafeln zu ſitzen, und ſich ehren und aufwarten zu laſſen, gewohnt war: ſo blieb er in geſunden Tagen ſo gut, daß er gar nicht daran dachte, wie er unter die ausgezeichnete Zahl geadelter Menſchen gehöre, bis ihn bei den Gelegenheiten ſchwärmeriſcher Anfälle ſeine Macht, und das Vermögen daran erinnerte, welches er vor andern hatte, ſich auf der Stelle Befriedigung zu verſchaffen. Doch wie er in den Fällen, wo er manchmal zu ſehr böſen Streichen hingeriſſen wurde, ſie nicht mit einem im Grunde böſen Herzen verübte: ſo geſchah es manchmal, daß ihn der Zufall auch gute Handlungen verrichten ließ, an welchen freilich die Güte ſeines Herzens eben ſo wenig wahren Antheil genommen hat. Wenn er von Männern, deren Meinung er hochſchätzte, jemand außerordentlich loben hörte, ſo war er, wenn dieſer irgend einer Unterſtützung bedürftig geweſen, im Stand, auf der Stelle großmüthig zu ſeyn, und ihn durch Empfehlungen oder andere wirkliche Dienſte auf das nachdrücklichſte zu unterſtützen; aber dieß mußte auch allemal auf der Stelle geſchehen; denn nach etlichen Tagen ward er kalt, und nach etlichen Wochen dachte er nicht mehr daran. Und ſo, wie das Gute, verflog bei ihm auch das Böſe; und wem er Leids that, dem bat ers etliche Stunden hernach auch wieder ab, dem ſuchte er etwas Gefälliges zu thun. Er war ſehr häuslich; aber die ihm eigene Nothwendigkeit, ſo oft er ſehr ſchlimm war, auch wieder ſehr gut zu ſeyn, machte ihn oft zum Verſchwender. Für jede Beleidigung, welche er ſeiner Gemahlin in der Hitze anthat, erhielt dieſelbe nebſt einer Abbitte ein prächtiges Geſchenk, und ſolcher Wohlthaten wußte ſich jedermann, mit dem er Umgang hatte, zu rühmen; aber oft wars zu hart, und oft zu ſpät. Tauſend Schritte, die man, um ſich ihm gefällig zu machen, gethan haben mochte, wurden wegen eines einzigen Fehltrittes vergeſſen, und Leute, die mehr als zwanzig Jahre bei ihm gedient hatten, bekamen wegen eines einzigen Verſehens, das er hoch aufnahm, ihren augenblicklichen Abſchied; und in ſolchen Anfällen nahm man Alles, was man Eitelkeit, Hochmuth, Tyrannei nennen kann, von ſeinem Herzen Beſitz.

Auch war dieſe Wuth nie gefährlicher, als wenn ihm eben zur Zeit, wo er ſich unter Adeligen befand, eine unangenehme Nachricht gebracht ward; dann gereute ihn ſeine Nachſicht, wie er zu ſagen pflegte, und ſeine Herablaſſung gegen andere Menſchen, und wem er einen Tag zuvor die Hand drückte, den kannte er jetzt nicht mehr. Man ſtelle ſich vor, wie er plötzlich emporgeriſſen ward, als ihm in einem Briefe, den ihm ſein Kammerdiener bei einer zahlreichen Geſellſchaft mit der Verſicherung, daß es eine höchſt wichtige Sache betreffen müßte, überbrachte, mit Ausdrücken, zu deren Bosheit nur eine aufgebrachte, raſende Frau fähig ſeyn konnte, gemeldet ward, „wie ihm der Mann, welchem er ſein koſtbares Kleinod, nämlich ſeine Tochter, anvertraut, mit dem er große Abſichten vorgehabt, und ihn gleichſam wie einen Freund behandelt hätte, zur Dankbarkeit dieſelbe verführt, und wenn man nicht die Entdeckungen noch eben zur höchſten Zeit gemacht hätte, ſie entführt haben würde; wie man ſich zwar indeß ſeiner Perſon bemächtigt, aber kein Mittel geſehen hätte, die Ehre der Familie zu ſchonen, und, wenn jene mißhandelt werden ſeyn ſollte, das Verbrechen wenigſtens geheim zu halten.“ Dieſer letztern Beſorgniß ward mit ſo dunkeln und zweideutigen Umſchreibungen erwähnet, daß ein jeder, den die Sache auch nicht ſo nahe betroffen hätte, wie den Grafen, nothwendig hätte argwöhnen müſſen, man habe mit Fleiß nicht deutlicher reden wollen, um ihm das Grauſamſte, das einem Vater widerfahren kann, ſo lange als möglich zu verhehlen, und es ihn nach und nach ſelbſt vermuthen zu laſſen.

Wie ein Gefäß von Pulver auf einmal in Flammen ſteht, und ſchmettert und wegſprengt, ſo war er den erſten Augenblick außer ſich ſelbſt geſetzt, und dann, ſobald er ſich beſinnen konnte, fieng er zu wüthen und zu toben an. In dieſem erſten Zuſtande ſchrieb er, und ſchickte er durch eine Staffette einen Brief voll Unſinn fort, der den Unglücklichen auf der Stelle ſein Leben gekoſtet haben würde, wenn er die jetzt unglückliche Macht beſeſſen hätte, Herr über Leben und Tod zu ſeyn. Etliche

Stunden nachher beſann er ſich, daß er bloß unglücklich, aber nicht närriſch wäre, und ſchrieb einen andern Befehl, worin er ſeiner Gemahlin auftrug, die Sache ſo geheim, als ſie nur konnte, zu bewahren, keine Anſtalt ohne ſein Wiſſen zu verfügen, und indeß, bis er ankommen würde, den Verbrecher im engſten Verwahr zu halten. Dieſer Brief, der zum Glück bald nach jenem erſten durch die ordentliche Poſt abgieng, war gelaſſener, und richtete zum Theil wieder auf, was der erſte geſtürzt hatte, wenn gleich noch beinahe nach jeglichen Zeilen geſchrieben ward: „Ich verſehe mich deſſen, ſo ſehr ihr in eurem Leben noch eine ruhige Stunde haben wollet.“

Die Mutter Gräfin hatte ſich zwar der Hitze ihres Gemahls, aber des ausdrücklichen Befehls nicht verſehen, daß ſie nichts ohne ihn vornehmen, noch die gehörigen Maßregeln, welche doch, wie ihr vorkam, zur Ehre der Familie gereichten, ergreifen ſollte. Sie glaubte, das Bündniß mit dem Wickh, der nunmehr ihr vertrauteſter Freund war, käme zur gelegenſten Zeit; und da ſie dieſem theils aus Neigung, theils und vornehmlich ſich ein Anſehen zu geben, alle möglichen Verſprechen gemacht: ſo gerieth ſie in keine geringe Verlegenheit, ſo oft ihr einfiel, wie ſich der Graf in einem Anfall von Tollheit weigern könnte, ſeine Einwilligung zu geben. Aber Wickh ſollte es ihr ſeyn, und kein andrer. Wenn nur erſt, dachte ſie, meine Tochter ihn haben will, dann wird die Sache ſich bald fügen. Die Thörin! Sie glaubte, daß dieß ſich durch Drohen und Schrecken erzwingen ließe, und ſchlug daher in einem Briefe, worin ſie dieſelbe mit allen möglichen Vorwürfen überſchüttete, dieſe Verbindung als das einzige Mittel vor, der ſchändlichen Sottiſe, wie ſie ſich ausdrückte, eine Art guter Wendung zu geben. Zu gleicher Zeit kündigte ſie der Gubernantin ihren Abſchied an, der ſie häßliche Beſchuldigungen, wobei ſich jedes ehrliebende Herz empört, auf eine eben ſo unbeſonnene, als undankbare Art beilegte. Wickh, gleichwie er bei allem, was vorfiel, zu Rath gezogen wurde: ſo hätte er auch das Anſehen und die Macht gehabt, die beleidigenden Ausbrüche dieſer tollen Hitze zu mildern, und wenigſtens offenbare Thorheiten zu verhüten; aber je mehr ſie raſete, und je unbeſcheidner ſie zu Werk gieng, deſto lieber war es ihm. Er hoffte daraus ſeine Vortheile zu ziehen, ſich bei der jungen Gräfin einige gute Meinung von ſeiner Gemüthsart erwerben, und durch dieſe ihre Neigung gewinnen zu können. „Die Gubernantin, ſchrieb er an Berghauſen, hat unſtreitig die erſte Stimme bei der Wahl des guten Kindes; ſie wird mit ihren Launen und den Dingen, welche ſie liebt und verabſcheut, am beſten bekannt, und am erſten im Stand ſeyn, ihr vortheilhafte Eindrücke beizubringen, und zu jemandes Gunſt eine Vorrede zu thun. Man muß ſie daher verſichern, daß ich gegen ſie mit aller möglichen Hochachtung erfüllt und überzeugt ſey, wie im gegenwärtigen Falle es allein ihrer Klugheit zuzuſchreiben wäre, daß die Sache keinen ſchlimmern Ausgang genommen, und daß ſich, ſtatt einer verdrießlichen Begebenheit, dieſelbe vielmehr zum Glück und zur Zufriedenheit der jungen Gräfin gewendet habe. Meine Freude darüber wäre unausſprechlich, und meine Dankbarkeit werde nur mit meinem Leben ein Ende nehmen. Sie ſoll ſtets die nächſte Freundin meiner Gemahlin und die Vertraute unſers Hauſes verbleiben. Finden Sie, hieß es weiter, daß Geſchenke etwas vermögen, ſo ſeyen Sie ſo gütig, dafür zu ſorgen, und mich, wenn Sie zu Ihrer Hochzeit herein reiſen, daran zu erinnern, damit ich Richtigkeit mache. Vor allen muß man den Wünſchen und Einbildungen der lieben Widerſpenſtigen zuvor kommen. Schildern Sie mich ihr als einen Silvio oder Koryden; ſagen Sie ihr, wie ich eine ganze Bibliothek voll der zärtlichſten Geſchichten, und meine Freude daran hätte, den

Zephyr ſäuſeln und die Nachtigallen ſingen zu hören; wie ich weder Tanz, noch Spiel, noch Mahlzeiten, noch Geſellſchaften liebte, ſondern einzig dem Vergnügen nachhienge, irgend in einer finſtern Kammer bei einem ſchönen Buche ſitzen, und zu den Füßen einer gefühlvollen Gebieterin, die ich an ihr zu finden hoffte, ſeufzen, und mich an ihrem ſchönen Blicke weiden zu können. Miſchen Sie nur das Ding ſo recht unter einander, und machen Sie es damit ſo gut Sie's können. Von Engelhofs Gefangenſchaft muß ihr ja nichts geſagt, ſondern nur zu verſtehen gegeben werden, daß er auf die unhöflichſte und undankbarſte Art, (wie man, ſetzen Sie hinzu, nicht anders vermuthen konnte,) abgereiſet, und bereits, wo er hingehörte, angeſtellt ſey. Hüten Sie ſich, etwas von Untreue zu reden, und betragen Sie ſich überhaupt auf eine Art, als wenn man nicht wüßte, daß etwas vorgefallen ſey. Ich und die Frau Gräfin werden längſtens binnen etlichen Tagen erſcheinen, wo wir hoffen, daß durch Ihr Zuthun die Sache bereits in die beſte Ordnung gebracht ſeyn werde." — Das Vortheilhafteſte dieſes Inhalts ſchrieb Wickh in einem beſondern Brief, welcher der Gubernantin eingehändigt, und der jungen Gräfin bei Gelegenheit vorgezeigt werden ſollte. Die Sache war ſehr gut angelegt; aber ſie auszuführen war keine Möglichkeit. Berghauſen ward nicht vorgelaſſen. Die Gräfin war krank, lag in einem Fieber außer ſich, und die Gubernantin, welche zwar von Engelhofs Entfernung, aber gemäß der Anſtalten, die man traf, nichts von ſeinem unglücklichen Schickſal wußte, trug alle mögliche Sorge, die Ruhe, derer die Gräfin benöthigt war, durch keine Nachricht oder Vorſtellung ſtören zu laſſen.

Berghauſen war indeß mit weit wichtigern Dingen beſchäftigt, als mit Wickhens Verbindung. Er war Bräutigam, hatte nunmehr das Glück, welches er ſuchte, erreicht, und hatte keinen andern Wunſch, kein anderes Geſchäft weiter, als Engelhofs Unglück durch irgend ein Meiſterſtück unerſetzlich zu machen. Er hielt ſich an den durch die Erfahrung beſtätigten Grundſatz, daß, je ſtrenger man einen anfangs behandle, man deſto härter von ihm urtheile, und zweifelte nicht, ſchon durch die Maßregeln, welche er nahm, die Stimmen der Richter, und den Beifall des gemeinen Gerüchts zu erlangen, das allemal lieber Böſes, als Gutes verbreitet, und die Wahrheit der Sache nach dem Ausgang beurtheilt. „*Ich verſichere Sie, ich habe dieſen Menſchen nie leiden können.* — Aber was hat er denn verbrochen? Wer klagte ihn an? Welche Proben hat man? Mit welchen Zeugen kann mans belegen? — Was Anklage, Zeugen, und Proben! Hören Sie dann nicht, wie viele, und gräuliche Dinge man von ihm erzählet? — Wohl, nun verſtehe ichs. — Die gemeine Rede richtet ſich nach dem Glück, und haßt die Verurtheilten.

Engelhofs Gefängniß war im Thurm an einer Ringmauer, und man behandelte ihn als einen Menſchen, deſſen Verbrechen laut — Artikuls ins Malefiz einſchlug. Nach ſeinem Behältniß, worin ein peſtilenziſcher, der Geſundheit, worauf doch ein Richter kein Recht hat, höchſt nachtheiliger Geſtank eingeſchloſſen war, führten zwei kleine, ſchmale eiſerne Pförtchen, und die Gitter von ſeinen Fenſtern waren mit dicken eiſernen Stangen verſehen. Der Ort ſelbſt war ſo eng und niedrig, daß kaum zwei Perſonen ſich bewegen, oder aufrecht ſtehen konnten, und wurde mit einem ſparſamen Licht von oben herab beleuchtet, welches gerade dahin erkleckte, um einen wahrnehmen zu laſſen, wo man ſich befände. Ein Knecht, den die Gewohnheit ſeines Dienſtes lange unempfindlich gemacht hatte, brachte ihm des Tags einmal eine eckelhafte Koſt und Brod und Waſſer auf den Abend.

Hier ſaß er vierzehn Tage, bis er verhört wurde, ohne Buch, ohne Freund, ohne Beſchäftigung, eine ſchrecklich lange Zeit für einen Mann, dem die wichtigſten und häufigſten Geſchäfte noch zu gering, und zu trocken waren, ſeinen Geiſt zu unterhalten; —

Nahm weder Speis noch ſtärkenden Trank, nur ein wenig Brod und Waſſer zu ſich, und erleichterte ſein Herz mit keiner Klage, und keinem flehenden Wort, außer, daß er etlichemal bat, man möchte doch die Liebe und Billigkeit haben, ſich ſeiner zu erinnern.

Es ward mit der Sache deßhalb eingehalten, weil man auf Briefe von dem Grafen hoffte, worin er ſich, im Falle, daß er etwa ſeiner Fräulein Tochter wegen zu große Weitläufigkeiten vermeiden wollte, erklären mußte, wie man ſich hierin zu verhalten hätte. Der Graf ſchrieb öfters; aber nie, was man wünſchte.

Indeß wollte man doch das erſte Verhör vornehmen. Engelhof ward darin um ſeine Geburt, ſeinen Namen, ſeine Religion, ſein Alter, und um alle die Dinge gefragt, mit denen man den Eingang zu einem förmlichen Protocoll zu machen pflegt. Er ſtaunte, bat, erinnerte — verſtummte.

Berghauſen gab ſich dabei ein gewiſſes, höchſt beleidigendes Anſehen, und ſprach in einem gebieteriſchen, richterlichen Tone, bei dem ſich Engelhofs Herz im innerſten empörte. Schon die Natur hatte dem Thoren alle Anlage zu den Geſchäften eines höhern Berufs verſagt; er ſündigte, wann er die Hand ausſtreckte.

Nie ſind vielleicht zwei Menſchen zuſammen gekommen, die geſchickter waren, der eine ſich reizen, der andere, ſich weh thun zu laſſen. Engelhof konnte ſich unmöglich bereden, daß die Sache bis zum Ernſt, und zu traurigen Folgen getrieben werden könnte; er glaubte, ehrliche Bekannte, und eine Sache vor ſich zu haben, die, ſie möge ausfallen, wie ſie wolle, ihm allemal eher zur Ehre, als zu einigem Nachtheil gereichen müßte, und behielt, ſo lange die Wolken zum Gewitter nur von Ferne noch anzogen, ſeinen aufrechten, beherrſchenden Muth bei, und antwortete, indem ſich ſeine ganze Seele in die Höhe hob, mit dem Stolz der beleidigten Unſchuld, gerade wie es ihm beliebte, und warf Blicke auf ſeine Richter, die ihr feiges Gewiſſen durchbohrten. Er bediente ſich keiner Entſchuldigung, machte keine Aufklärung, wodurch er die Geſchichte ſeiner Unſchuld hätte aufdecken können, wollte, ſo gut ers vermeiden konnte, keinen Verdacht, noch einigen Schatten von Schuld auf die junge Gräſin kommen laſſen, und zweifelte nicht, ſich auf ſeine Verſicherung, daß er niemals unmännliche Abſichten geführt habe, verlaſſen zu können. Aber wie hätte er bei Männern, in deren Augen eine Unſchuld, auf welche Engelhof Anſpruch machte, baare Thorheit und Dummheit war, einigen Glauben finden können? Auch verfiel er bei ſeinem Betragen in manche ſcheinbare Widerſprüche, die immer wider ihn zeugten, und hinlänglich waren, den Handel verwirrter zu machen. Berghauſen zwang ſich, in ſeine Mädchengeſtalt einen ihr unnatürlichen Ernſt, brachte eine Menge armſeliger Gerichtsſprüche auf die Bahn, und entſchied und that Fragen, und gab Erklärungen über Dinge, deren Namen er nicht ausſprechen konnte. Damals nahm die Mode, die ſich ſeitdem in etwas verloren hat, denjenigen, den man in Verdacht zog, daß er beſſer denke, oder denkende Bücher leſe, zugleich einer zweideutigen, oder gewöhnlicher einer gefährlichen Denkungsart wider die Religion zu beſchuldigen, und zu gleicher Zeit, wo man fromme Abſichten heuchelte, aus allen Kräften zu verfolgen, ihren Anfang, und Berghauſen wußte ſich die unglücklichen Folgen, welche damals dieſer harte Verdacht auf eines andern Charakter nach ſich zog, vortrefflich zu Nutzen zu machen. Er, der noch vor Kurzem von den ehrwürdigſten Gegenſtänden mit dem unduldendſten, frecheſten Leichtſinn ſprach, und den Engelhof wegen ſeiner gewiſſenhaften Strenge einen Pedanten ſchalt, zog nunmehr mit der heuchleriſchſten Miene, die jemals ein Gleißner annahm, deſſelben zerſtreute, ſchriftliche Aufſätze, deren Sinn und eigene Veranlaſſung er nicht verſtand, hervor, gab ihm darüber mit jenem frömmelnden, bedauernden Kopfſchütteln der bösartigſten Verfolgung gleichſam väterliche Ermahnungen und Verweiſe, und äußerte ſich, wie es ihn nicht Wunder nehme, wenn ein Menſch mit ſo gefährlichen Geſinnungen auf ſolche verzweifelte Unternehmen verfalle. Mir gefällt es, ſetzte er hinzu, immer beſſer, wenn man in dieſem Stück offenherzig iſt, und ich geſtehe gerne, daß ich, was das Frauenzimmer anbelangt, eine ſchwache, gebrechliche Natur habe, und ich glaube, daß es mit den Leuten, die gar ſo rein ſeyn und um nichts wiſſen wollen, am ärgſten ſtehe; dazu bediente er ſich der Gleichniſſe von ſtillen Wäſſern u. ſ. w., und ſagte auf die beleidigendſte Weiſe heraus, was ihm ſeine gegenwärtige Rachſucht, und der heimliche Neid, nicht an Engelhofs Stelle geweſen zu ſeyn, in den Mund gab. Als dieſer darauf antworten wollte, ließ er es ihm durch den Amtmann, als etwas Reſpektwidriges verweiſen, und verhinderte mit einer ruhigen Wuth, wobei ihm die Zähne klapperten, daß er, zum Beweiſe, mit welchen nichtswürdigen Sachen ſich Inquiſit abgegeben habe, nicht umhin könne, alle ſeine Papiere mit den dazu gehörigen Auslegungen Sr. Excellenz zu ſchicken, ihn in Ketten legen, und nach München führen zu laſſen. Hierauf ward Engelhof wieder nach ſeinem Gefängniß geführt, wo er ohnmächtig und ſtumm und taub ſein müdes Haupt niederlegte, es nie wieder zu erheben. Die kindiſche, niedrige Bewegung von Männern, die nicht würdig waren, von ſeinem Schatten verdunkelt zu werden, und dann die Erfahrung, daß ihr Anſehen das Anſehen der Geſetze ſey, fand keine Stelle in ſeinem Gemüth, wirbelte in ſelbem herum, und machte ihn, wie näriſch. Er ſah auf einmal die ganze Kette ſeines Unglücks auf alle Tage ſeines Lebens, und überließ ſich dem Einſtrömen einer Qual, woraus er nicht mehr zu retten war. So viele herrliche Vorſätze zernichtet! So ſchöne Hoffnungen verwüſtet! So reine Abſichten und Handlungen in ihrem Heiligthum geſchändet! — Ein betäubender Schmerz zerriß die Standhaftigkeit ſeines Herzens, und wühlte und fraß mit ausſiedendem Feuer in ſeinem Mark, bis alles, was in ihm lebte, zerſtört ward. Während dieſer grauſamen Marter ſaß er, wie in ſich gekehrt, und in tiefe Betrachtungen verſenkt, auf ſeinem Stroh, betrachtete zuweilen ſeine abſchwindenden Hände, verfiel aber bald wieder, wie hinabſinkend, in ſeine ſchreckliche Ruh. Tauſend und wieder tauſend würden an ſeiner Stelle ſich beſſer, und (wie man dann oft die Kälte des Herzens Weisheit des Menſchen nennt) ſich klüger betragen haben; aber er hieß keine ſeiner Trübſalen weggehen, und war des bitterſten Elendes fähig. Der Knecht, welcher ihn beſorgen, und ihn, wenn er ſpeiſen brachte, zwingen mußte, ins Leben zurück zu kehren, fühlte Hochachtung und Mitleid mit ſeinem Gefangnen; er brachte ihm einen beſſern Strohpolſter, und ein friſcheres Waſſer, und ſtand oft ſtundenlang vor ihm da; oder ſetzte ſich vertraulich auf ſein Lager, ergriff bald dieſe, bald jene Gelegenheit, ihn etwas zu fragen, und ſah ihm dabei ſo betrübt ins Geſicht, als wenn er ihm die Worte heraus nöthigen wollte. Um ihn, wie er meinte, aufzumuntern, erzählte er ihm von Geſchichten und Laſterthaten und den peinlichen Todesarten der Unglücklichen, welche in der Chronik dieſes Kerkers berühmt geworden, oder von den kühnen Gewaltthätigkeiten derjenigen, welche die Ketten abgeſprengt, Dächer und Mauern überſtiegen, und ſich hinunter geſtürzt haben. Dieſe Erzählungen waren zu gräßlich, als daß ſie nicht die ganze

Seele des Kranken hätten erſchüttern ſollen. Es war freſſender Eſſig in eine Wunde, die bis ins Herz geht, über deſſen Eindringen er zuſammenſchauderte, und eilig und ängſtig aufſtand, und wehmüthig herum ſah. Darüber gieng der Knecht doch etwas getroſt hinweg; er fand ihn aber oft, wenn er nach einem halben Tag, oder an dem folgenden Morgen wieder zurückkam, noch in der nämlichen Stellung, wo er ihn verlaſſen hatte.

Der Schmerz hatte nunmehr ſein Werk vollendet, und es war nur einer guten Gelegenheit nöthig, die Verwandlung aufzulöſen, und daraus den Engelhof, wie einen ganz neuen, umgeänderten Menſchen hervorgehen zu laſſen. Dieß that von Berghauſen. Er kam an einem Morgen zu ihm in ſein Behältniß, erzählte ihm, daß er abreiſen wollte, ſeine Braut, und ſeinen Dienſt in Beſitz zu nehmen, und daß er dieß nicht thun könnte, indem er ſtets ſein guter Freund geweſen wäre, ohne ihn noch einmal zu ſehen. Er rühmte hierauf die vortrefflichen Eigenſchaften derſelben, welche ihn bewogen hatten, von ſeinem Vorſatz, niemals zu heirathen, abzugehen, und verſprach ihm, daß er ihn bei ihr, ſo viel wie möglich, entſchuldigen werde, und dieß um ſo mehr, ſetzte er wieder hinzu, als er bei einem großen Heirathsgut, welches dieſelbe ihm zubrächte, und bei einem ſehr guten Einkommen allerdings Hoffnung hätte, mit ihr glücklich leben zu können.

Bei dieſer Nachricht erwachte Engelhof mit einem tiefen Seufzer, wie aus einem ſchweren Schlaf, und glich nunmehr einem Baum, deſſen Wurzel im Verborgenen ein häßlicher Wurm abgenagt, und an deſſen Stamm noch Aeſte und Blätter daſtehen, bis eines nach dem andern abbleicht, dann abfällt. Der eiſerne Gram hatte ſeine Geſundheit aufgezehrt, und begann bereits, ſich mit einer düſtern ſchwarzen Melancholie in alle ſeine Nerven zu drücken. Er ſtand mit einem Blick voll unausſprechlichen Wehs vor Berghauſen da, legte ſeine Hand auf deſſen Arm, und wollte etwas reden; redete aber nichts, ſondern ſchloß ſeinen Mund in eben dem Augenblick, wo er ihn öffnen wollte, als lohnte es nicht der Mühe, ihn jemals wieder zu öffnen. Nach einem weitern Stillſchweigen von etlichen Augenblicken, während denen ſich Berghauſen an ſeiner Verwirrung ergötzte, fragte er, als wäre es ihm eben jetzt beigefallen, mit einem plötzlichen Eifer, wie es um ſeine Mutter ſtünde. „Wie er ſich es leicht vorſtellen könnte, war die Antwort. Die gute Frau habe dieſen Vorfall empfunden, wie ihn jede Mutter empfinden müßte.“ Auf dieſes erwiederte er nichts, und ſah aus, als wenn er nichts beſſers erwartet hätte, und damit ſehr zufrieden wäre. Seine Miene heiterte ſich auf, und er ſchien, einiger Ueberlegung und des Gefühls ſeiner Trübſale fähig zu werden. Hätte er nur einen Freund gehabt, bei dem er ſich ausklagen, oder ein Buch, bei dem er ſich zerſtreuen könnte, ſo wäre doch etwa ein Theil ſeines Geiſtes übrig geblieben; aber die Langeweile unterdrückte, was, da eine Art von Geneſung begann, wieder aufkeimen wollte. Er ſchrieb mit einem Stückchen Blei eines zerbrochenen Fenſters eine Art von Tagebuch an die Wände ſeines Gefängniſſes, worüber die empfindſamen Seelen ängſtlich gegen Himmel rufen, und die Trocknen und Laſterhaften gerade, wie der Beamte, der ſie zuerſt ſah, urtheilen würden. Man kann nicht unterſcheiden, wo ſie anfangen; aber vermuthlich wird die folgende Stelle eine ſeiner erſten geweſen ſeyn.

„Wenn du glücklich biſt, ſo weiche aus dieſer Gegend, damit ich dich nicht anſtecke, und wenn du helle Augen haſt, die nichts noch ſahen, als Blumen und Blüthen: ſo wende ſie weg, daß ich ſie dir nicht verderbe; denn mein Schmerz iſt heiß, und mein Athem iſt mächtig; aber doch ſollſt du hinter der

Hecke ſtehen, und einmal hören das Jammern und die Stimme des Rufenden Tag und Nacht; denn du biſt ein Menſch, und es könnten dir Dinge begegnen, die in keinem Buche ſtehen, und worüber du Erde und Stein über deinen Kopf wälzen, deine eigne Geſtalt fürchten, und ſagen würdeſt: Das wäre mir weder unter Wölfen, noch unter Tigern begegnet.“

„Welcher Unterſchied zwiſchen der Muſik von Kehlen und Flöten im Vorzimmer des Fürſten, und dem Raſſeln der Ketten unter mir! Drei Tage verfluchte er den Tag ſeiner Geburt, und den vierten, als die Sonne heraufgieng, ſchrie er Rache vom Himmel, glühende, ewige Rache wider diejenigen, die ihm das Aug nicht ausſtachen, als es zum Erſtenmal Böſes ſah, noch ihm die Füße abſchlugen, da ſie ihn nach der Mörderbahn trugen. Als er mich ſeufzen hörte, rief er: Wer biſt du? Gefährte meines Schickſals, wer biſt du? Und als ich ihm nicht antwortete, brüllte er einen wilden Geſang. Er war unwillig über mein Stillſchweigen, und wollte mein Freund ſeyn. Er trieb ein ſchreckliches Handwerk; aber doch war er nicht unempfindlich. Als ſie ihn fortſchleppten, ſchrie er nochmal herauf, und als ſie ihn in andere Hände gaben, ließ er mir nochmal einen Gruß ſagen. — So lebe denn wohl, und wolle dir Gott das Heilſamſte geben, was dir zu ſtatten kommen kann, bald das Ende deines Lebens, und die Auslöſchung deines Namens auf Erden!“

„Es iſt eine große Kunſt, Menſchen auf eine Art wegzuſchaffen, damit andere dadurch ihr ſicheres Daſeyn erhalten. An dem Tag, wo ſie ihn wegnehmen, werden ſie ihn in Schaaren begleiten, und ſich geberden, als wollten ſie ein Feſt der Freude begehen. Sie wiſſen nicht einmal, wie ſie lehrreich werden ſollen, wenn ſie jemand aus dem Leben ſchaffen, und ſprechen vom Beglücken der Lebenden.“

„Dafür ſey den Menſchen gedankt! Sie gönnten mir ſo viele Luft, daß ich athmen, ſo vieles Licht, daß ich die Gegenſtände, die um mich her waren, unterſcheiden, und wenigſtens meinen Schatten ſehen konnte. Wirklich ein herrlicher Ort, an den ich dich noch oft erinnern möchte, wenn ich, ſein Bewohner, ſchon lange vergeſſen bin! Vor meinem Gitter hängt altes mooſigtes Epheu, nebſt einem unſchuldigen Bäumchen herab, das nicht aufkeimen, noch weniger jemals Früchte bringen wird; denn eben, wann es wird blühen wollen, wird ſeine Wurzel an einen Stein kommen, und vergebens jammern, daß es ein Stein iſt, und verdorren. Durch ſeine Blätter liſpeln mit leiſem Geſang die Seelen der Unglücklichen, deren Thränen nie ein Menſchenauge ſah, und die Seufzer der Wittwen. Wehmüthig, und ſchüchtern weint ihr Geſang durch die zärtlichen Aeſte, und durch das ewige Stillſchweigen dieſer Gegend, das durch nichts unterbrochen wird, als durch das Gepolter räuberiſcher Eulen, die unter mir wohnen. Täglich ſtürmen ſie vor Mitternacht in die Finſterniß hin, und am grauen Morgen kehren ſie mit einem ſchrecklichen Geheul zurück. Und über mir wandelt in unermeßlichen Tiefen der Sirius, und betrachtet ſchweigend und ernſthaft die Mährchen der Kinder und Thoren, die Thaten und Fabeln der Böſewichter, und die ſtillen Wünſche der Weiſen."

„So kommt es auch immer darauf an, in welchen Umſtänden man etwas erhält. Wer keinen Hunger hat, dem ſchmeckt nichts, und wer nicht im Wenigen alles findet, der wird auch, wenn er alles um ſich ſieht, nichts genießen. Ein Trunk an der Quelle iſt oft mehr, als ein Weinbecher an einer vollen Tafel, und ein erquickendes Fächeln eines kühlen Lüftchens mehr, als ſchneidende Kälte."

„Es war eine pechſchwarze Nacht, und ein gräuliches Ungewitter weilte in der Gegend, das die Erde unter und über ſich zu kehren drohte. Das zog ſich zuſammen in mein Herz, und als ich den Himmel nicht mehr ſah, hörte ich die Klage in mir, (meine Klage wars nicht) der Himmel habe mich vergeſſen; — der der Schnecke im Abgrund des Meers nicht vergißt."

„Aber nur noch Einmal, ſo bat ich, indem ich auf der Erde kniete, und die Hände empor ſtreckte, nur Einmal noch laß eine Seele mich finden, welche die Hand an meinen Kopf legen, und fühlen ſoll, wie heiß er ſiedet, und ausſiedet. Du haſt gemacht alles, was ich um und um bin, und verſenkſt mich ſogar!"

„Da klammerte etwas an meinem Fenſter, und, als ich hinſah, entdeckte ich beim Licht des Blitzes, daß es ein Vogel ſey, ein armſeliger Spatz, der vermuthlich wider ſeinen Willen hieher gekommen, und ſich verirrt, oder ſich vor der Verfolgung eines andern geflüchtet hat. Für mich wars unendlich viel, es war doch etwas, das lebte."

„Wie er mich erblickte, breitete er zum Wegflug die Flügel aus. Du biſt ein Menſch! zwitſcherte er.“

„Aber keiner von den ſchlimmern, ſagte ich, ſo wie ich es jedem Wurm, und jedem Käfer geſagt habe, der ſchnell und ungerührt vor meinen Augen vorüber gekrochen, und eilig ſich in eine finſtere Spalte verborgen hat.“

„Ich will dich, wenn du bleibſt, zärtlich und ſorgfältig auf meinen Händen tragen, will aus meinem Munde dich ſpeiſen, und ſüße Namen dir geben.“

„Er ſah mich lange an, ob er mir trauen ſollte; doch blieb er, und er beſuchte mich am Morgen, und beſuchte mich am Abend, und beim Regen und Sonnenſchein, und beſuchte mich niemals, ohne mir ein Lied zu ſingen, und mich zu bitten, daß ich damit vorlieb nehmen möchte.“

„Ich ſorgte, daß die paar Tropfen Waſſers, die ich ihm reichte, friſch bleiben, und gab ihm, Nahrung aus der Mitte des Brodes, das ich aß, und machte ihm Vorwürfe, wenn er länger, als gewöhnlich, von mir blieb; denn er war nicht ungeduldig, noch hart bei meinen Klagen, und ließ ſich die Geſchichte meines Kummers erzählen.“

Du biſt ſo gut, und freundlich! Und ich weiß, dafür, daß ich dir Nahrung gebe, ſingeſt du mir deinen beſten Geſang, und hätteſt du eine Kehle lieblicher, dann die Kehle der Nachtigall, du würdeſt darum nicht weniger mich beſuchen, noch ſeltner mit deinem Geſang mich erquicken. Und doch begleitet dich niemand, und ſeit ich dich kenne, kömmſt du ohne Freund. Sollteſt du ſo gut ſeyn, daß niemand für dich ſeyn könnte?"

„Meine Seele trauert, wenn ich denke, daß du mich lieb haſt; denn an einem Morgen, wo du nichts vermutheſt, wirſt du hieher kommen, und mich nicht wieder finden; du wirſt mir auf allerlei Weiſe rufen, und keine Antwort erhalten; und wen du frageſt, wo ich liege im Schatten, oder ruhe auf weichem Moos: der wird dirs nicht ſagen können. Ach, ich liege dann nicht im Schatten, noch auf weichem Moos!"

„Mit Aufſätzen, und kleinen Begebenheiten dieſer Art hatte der Unglückliche die Wände, wo er Platz fand, voll geſchrieben, wobei dieß das Merkwürdigſte iſt, daß er keines einzigen Menſchen, die er gekannt hat, erwähnet. Wahrſcheinlich wurde ihm dunkel in der Seele, ſobald ers thun wollte, und was er ſchrieb, goß ſich im Augenblicke einer glücklichen Vergeſſenheit, und wohlthätiger Träume aus ſeinem Herzen. Als ihn nun der Beamte einmal beſuchte, und dieſe Aufſätze bemerkte, ſchrieb er voll Angſt, Engelhof möchte von Sinnen kommen, und einem Spital heimfallen, an den Grafen, mit der flehendlichſten Bitte, zu welcher er die hier eingerückten Aufſätze beilegte, daß er den Handel ſo kurz als möglich abzuthun, und ſich von einem Menſchen, der ihm zur Laſt heimfallen könnte, los zu machen geruhen möchte.

Der Graf war indeß nicht nur ſehr beſänftigt, ſondern bereits auf dem Wege, dem Engelhof ſeine vorige Gewogenheit zu ſchenken, und ihn, wie es bei allen ſeinen Verſöhnungen gewöhnlich war, mit Wohlthaten zu belohnen. Man war in der Hitze ſo voreilig, ihm Engelhofs Briefe, welche man bei ihm und der Fräulein Gräfin gefunden hatte, zu ſchicken, worin jener als der beſte, und edelmüthigſte Mann erkannt ward. Nun legte er es zwar ſo aus, als wenn man, aus der Abſicht, ihn zu ſchonen, die übrigen Briefe unterdrückt, oder etwa noch gar nicht entdeckt hätte; allein die wackern Damen in dem Ort ſeines Aufenthalts, denen er ſich anvertraut hatte, verhalfen ihm zu beſſern Auslegungen. Einige, welche die Liebe als eine Galanterie anſahen, fanden an dieſem Vorfall weiter nichts, als etwas überaus Luſtiges, und etwas eben ſo Gewöhnliches, das ſich, verſicherten ſie, (vielleicht aus Erfahrung) noch ſchon öfters ergeben würde; andere, die ſittſamer, vielleicht zurückhaltender waren, ſahen die Sache bei gefühlvollen Frühlingsherzen zumal in der Einförmigkeit auf dem Lande für eine ſehr natürliche und ſchöne Schwachheit an, die zwar an unrechter Stelle angebracht wäre, aber doch eher Nachſicht, als harte Begegnung verdiente; und kaum eine und die andere war tugendhaft, oder auf ſich ſelbſt ſtolz genug, ſich eines öffentlichen Bekenntnißes ihrer Tugend unter Perſonen einer galantern Lebensart nicht zu ſchämen, und mit den Augen, womit ſie die klaren Worte der Briefe laſen, auch den ungeheuchelten Sinn derſelben zu ſehen. Um den übrigen nicht blöde zu ſcheinen, nahmen ſie zu gleicher Zeit, wo ſie Engelhofs guten Abſichten Gerechtigkeit widerfahren ließen, von denſelben, ſo viel ſie konnten, hinweg, und beredeten den Grafen, der weder eine Denkungsart, noch Briefe dieſer Art vermuthet hatte, mit vielem Eifer, daß man aus Kälte des Temperaments, oder aus einer gewiſſen hartnäckigen Sprödigkeit, die oft im Grunde nichts anders, denn die heftigſte Liebe wäre, allerdings ſtark genug werden könne, auf einige Zeit allen Reizen weiblicher Anmuth und Schönheit zu trotzen, und den ſüßeſten Lockungen Widerſtand zu thun. Einige waren ſo großmüthig, hinzu zu ſetzen, daß es am Ende wohl gar eine Uebereilung, oder (indem ſie von dem Antrag des Wickhes hörten,) mit einem geheimnißvollen Achſelzucken zu verſtehen zu geben, daß es eine verborgene Eiferſucht ſeyn könnte. Es möchte aber die wahre Beſchaffenheit ſeyn, wie ſie wollte: ſo waren ſie ſämmtlich der Meinung, daß man, um den Ruf der Fräulein Tochter zu ſchonen, auf das ſorgfältigſte bedacht ſeyn müſſe, ſtrenge Unterſuchungen zu verhüten, und die Sache nicht in die Länge hinaus zu ziehen. Nur müſſe man dahin ſehen, wie man, in Abſicht auf Engelhofs Verhaftnehmung, derſelben einen gewiſſen Schein geben, und die Schuld allenfalls auf einen dritten legen könnte. Es hätte ſo vieler Vorſtellungen nicht bedurft, um den Grafen von dem Ausbruch ſeiner Hitze, die zu überſpannt war, um ſich gleich zu bleiben, zu einem gelindern Verhalten herab zu ſtimmen, und menſchlichere Maaßregeln einzuflößen. Er gab alſo in Privataufträgen ſeiner Gemahlin und dem Beamten bald zu verſtehen, wie er wünſchte, daß man das Vorgefallne nicht ſo genau nehmen, und alle verdrießlichen Weitläufigkeiten unterlaſſen möchte;

und gleich darauf ſchickte er einen Befehl nach, daß man die fernere Unterſuchung aufheben, und den Arreſtanten in die vorige Freiheit ſetzen ſollte. Dieſem letzten Brief fügte er auch ſeinen Willen in Abſicht auf die Verbindung mit Wickh bei, und erklärte ſich feierlichſt, wie er nicht im geringſten geſinnt wäre, der Neigung ſeiner Tochter Gewalt anzuthun, noch die Ruhe derſelben auf irgend eine Art Gefahr zu ſetzen, ſollte ſie auch, drückte er ſich aus, durch eine gezwungne Heirath alle Schätze der Erde, und den erſten Rang unter dem Adel erlangen; denn das Leben, das er ihr gegeben, wäre ein armſeliges Geſchenk, wenn es nicht mit dem Beſtreben verbunden wäre, ihr ein dauerhaftes Vergnügen, und die ermunternden Freuden des Lebens zu geben. Dieſe Geſinnung war auf der Seite des Grafen eben ſo edel, als ſie Wickhens Abſichten nachtheilig war.

Dieſer hatte die Gräfin Mutter, welche ſich mit ihm auf der Stelle nach dem Schloß begeben wollte, beredet, es nicht zu thun, ſondern erſt einige Verſuche, ob die Tochter zu einer Sehnſucht nach ſeiner Perſon gebracht werden könnte, voran gehen zu laſſen. Die Gubernantin, welche aus zärtlicher Beſorgniß, die ihr an das Fräulein überſchickten Briefe möchten eines zu harten Inhalts ſeyn, dieſelben zurückgehalten, zugleich aber die wahren Umſtände von der Unpäßlichkeit verhehlet hatte, bekam neue und noch viel unbeſcheidnere, mit dem ſchärfſten Befehl, dieſelben ihr alſogleich vorzulegen, und die Art, womit ſie ſich darein fügen würde, zu berichten. In dieſen Briefen wurde das Fräulein von ihrer Mutter wiederholtermalen der ſchmutzigſten Verbrechen beſchuldigt, deren Erwähnung den geſündeſten Verſtand zerrüttet haben würden, der noch nie eine Ahnung von dem Daſeyn derſelben verſpüret hätte. Die Gubernantin, welche nunmehr den Auftrag nicht weiter ablehnen, und voraus errathen konnte, wie ſie ihn aufnehmen würde, glaubte dem Eindruck, welchen die Zumuthung einer Verbindung mit dem Wickh auf ſie machen würde, auf eine gewiſſe Art das unausſprechlich Bittere zu benehmen, wenn ſie erſt der Abreiſe des Engelhofs erwähnt haben würde. Hat ſie ihn geliebt, dachte ſie, ſo wird ſich bald ihr Herz, wenigſtens ihr Stolz wider ihn empören, und bei ſolchen Gelegenheiten erſetzt die Einbildung, daß man ſich an dem meineidigen Theile räche, oft die Stelle der Liebe. Dieſe Hoffnung war allerdings hart; aber was iſt nicht hart, das bloß darum geſchehen ſoll, weil es nothwendig iſt?

Könnten Blumen und Bäume fühlen, und aus eigner Wahl mittheilen, dem mehr, dem weniger, dem alles; Blumen und Bäume würden aus zarter Neigung ihre Gerüche und Blüthen auf denjenigen regnen; und mit ſüßern Früchten und mit kühlern Schatten den laben, der ſie mit gleicher Zärtlichkeit gepflanzt, und mit Sorge gepflegt hat; und wärmer ſchlägt das Herz, und reiner iſt der Hauch eines reinen Mädchens, denn der Duft von Blumen und Pflanzen. Sobald Rouſſeaus marmornes Mädchen ins Leben erwachte, ließ Rouſſeau ſeiner Natur nach es handeln. Und es legte ihre Hand auf das Herz, und ſagte: Das bin ich. Und ſie ſagte dieß bei keiner der Bildſäulen, denen allen ſie ihre Hand auf das Herz legte, bis ſie zum Bildniß des Künſtlers kam; da ſagte ſie: Das bin ich wieder. Und darum iſt ſo vieler Jammer in der Welt, weil vieles ſeyn ſoll, wo es nicht iſt.

Die Gubernantin wartete den Zeitpunkt ab, wo die junge Gräfin Engelhofs erwähnen, und nach ſeinem Daſeyn ſich ſehnen würde; aber ſie erwähnte ſeiner mit keinem Wort; und jemehr ſie aus ihrer Trunkenheit erwachte, und an die Stelle des erſten Aufruhrs Ueberlegung und Furcht trat: deſto ſorgfältiger ſchien ſie nunmehr ſich ſelbſt verbergen zu wollen, was ſie ſich dunkel erinnerte, zu offenherzig geſtanden zu haben; doch jene mußte ihren Auftrag befolgen; und da ſie ſich zugleich dieſes Kunſtgriffs, als eines Eingangs, bedienen wollte, ſo traf ſie die Veranſtaltung, daß wider Engelhof ein Geſpräch auf die Bahn gebracht werden, und er darin ein undankbarer Mann, ein Mann ohne Lebensart, welcher, ohne Abſchied zu nehmen, fortgereiſet wäre, genannt, ſein Name aber erſt, wenn ſie würde wiſſen wollen, von wem die Rede wäre, vorgebracht werden ſollte. Die gute Frau hoffte überdieß, dadurch, daß ſie ihr klagen helfen und ſie mitbedauern und ihr Recht geben würde, am leichteſten ihr ganzes Vertrauen gewinnen, und der Hauptſache, deren ſie zu erwähnen hatte, eine beſſere Wendung geben zu können. Was ſie wollte, geſchah, und man ſchilderte Engelhofs Charakter mit ſo widrigen, und zugleich auffallenden Farben, daß die junge Gräfin mit vieler Beſorgniß fragte, weſſen Perſon dieß beträfe. Man nannte ihr den Namen, den ſie unter allen Namen der Welt am wenigſten vermuthet hatte, und hielt mit der höchſten Erwartung inne, zu hören, was ſie antworten würde, und war auf alle Antworten, die ſie geben würde, bereit. — Sie ſchwieg. Theure, junge Gräfin, ſagte die Gubernantin mit der zärtlichſten Stimme, die ſie annehmen konnte, wobei ſie vertraulich ſich über ſie hinneigte, nehmen Sie doch dieſes Menſchen Undank nicht mehr zu Herzen, als ers verdient! Aber ſie ſchwieg, und ihr Auge ſuchte mit einem Blick voll Thränen Antheil und Linderung auf den Geſichtern der Anweſenden, worin nichts, denn Neugier und Kälte zu finden war! Grauſame Menſchen, die die Stufen der Stände erfunden, und unter dem Vorwand, die äuſſerliche Ordnung eingeführter Verhältniße zu erhalten, die innigſte Ordnung der menſchlichen Urrechte zerriſſen haben! Der Gedanke einer Trennung war ihrem Herzen unerträglich, und eben ſo unbegreiflich wars ihr, wie man von dem, den man liebte, nicht wieder geliebt werden ſollte; aber die Wahrheit war denn doch wider Engelhof; er war nicht mehr zugegen; wie er fortgekommen, wo er ſeyn möchte! — — Was niemand argwohnte, ließ eine geheime Ahnung ſie fühlen, und der unſägliche Kummer darüber verſchloß ihr den Mund. Ihr Geiſt zog Gewitter an ſich, und ſie ſah in Träumen, was wirklich war, ſah es ſchrecklicher, als es wirklich ſeyn konnte, und vergieng. Aber wenn die Vorſtellung mit geſammter Kraft zurückkam, gleich dem einzelnen Lichtſtrahl, der durch gewaltſam zerrißne Wolken blickt: dann riß plötzlich der Schmerz jeden Theil des Herzens auf, und ihr Innerſtes wurde erſchüttert. Mit einer Art wilden Schauders wandte ſie ſich von einer Stelle zur andern, bis die Ueberlegung ſie wieder verließ, und ihr Leben in dumpfe Tiefen hinabſank. So oft ſie ſeinen Namen nannte, kam ſie ſogleich zu ſich, und that ängſtlich, als fürchtete ſie, ein Geheimniß zu verrathen, das verborgen bleiben ſollte; ſie rief ihn in erlöſchenden Tönen den ganzen übrigen Tag und die Nacht durch, bis der Morgen heraufgieng, und die Ermüdung in einem kranken Schlummer ſie feſthielt. Man ward um ihr Leben beſorgt. Die Gubernantin ſchrieb, wie ſie ſich nicht getraute, die geringſte Meldung von einer Verbindung zu thun, oder ihr den Brief in die Hände zu geben, und ſogleich reiſete die Mutter Gräfin mit ihrem Wickh und einem Arzt nach dem Schloß.

Niemand war über dieſe Umſtände beſtürzter, als der Mann, dem der Auftrag gemacht war, wegen Engelhofs Schickſal kluge Anſtalten zu treffen. Er war ſchon, ehe er das gütige Rückſchreiben des Grafen erhielt, auf Mittel bedacht, von demſelben ſich los zu machen; allein ſo gelegen ihm nunmehr der gewünſchte Befehl kam: ſo mußte er doch in der Art, ihn zu vollziehen, behutſam zu Werke gehen. Er ſah voraus, wie es ſehr mißliche Folgen auf ihn zurückwerfen könnte, wenn die

Befreiung ohne alle Bedingniß geſchähe; ſie ſollte in Engelhofs Augen den Schein der Großmuth erlangen, und dazu gehörte eine große Geſchicklichkeit ſeines grauſamen Handwerks; aber was er that, zeigte, daß er darin trefflich erfahren war. Er ließ ſich den Engelhof noch etlichemal verführen, und als dieſer auf ſeinen Ausſagen (denn nunmehr antwortete er auf alles) beſtand: verſicherte er ihn, wie er ein herzliches Mitleid mit ihm hätte, und wie er ſich alle Mühe geben wollte, den Ausgang zu ſeinem Beſten zu lenken. Dieß ließ er ihm auch durch den Knecht ſagen, der ihn bediente, und dem er noch insgeheim, doch ohne ihm die ſtrengſte Pflicht der Verſchwiegenheit aufzulegen, anvertraute, wie er für den Gefangenen dort und da einen guten Schritt gethan, und der ganzen Sache eine vortheilhafte Wendung gegeben habe. Endlich wurde ihm ſein Urtheil kund gethan, deſſen Inhalt war, daß man bei der wohlverdienten Strafe, derer er ſich als ein Entführer und in Glaubensſachen höchſt verdächtiger Mann ſchuldig gemacht hätte, gnädige Rückſicht auf ſeine Jugend genommen, und ihm dießmal nur die gnädige ſowohl, als zur heilſamen Correktion abzweckende Strafe zuerkannt hätte, daß er ſich nämlich von dem Rentamt wegbegeben, und ſein Heil anderswo ſuchen ſollte.

Als dieß Urtheil gerichtlich verleſen, und Engelhof wieder zurückgeführt ward, kam der mitleidige Mann in ſein Behältniß; und nachdem er alle Vorſicht gebraucht, als ob er fürchtete, belauſcht zu werden: zog er ein Papier aus der Taſche, von dem er ihm ſagte, daß es der Schein der Unſchuld wäre, den er ihm aber nur in der Stille mitgeben wollte, und deſſen er ſich außer Land im nöthigen Falle bedienen könnte; und da es, ſetzte er hinzu, ſehr gefährlich ausfallen möchte, wenn er ſich nach München, wo für ihn ohnehin keine Ausſicht zu hoffen wäre, begeben würde: ſo habe er, zumal, da aus jedem Menſchen etwas Beſſers werden könne, darauf gedacht, ihm ein Empfehlungsſchreiben an einen ſeiner guten Bekannten im Reich mitzugeben.

Es war 1770 den 17. September, als man ihn in der Früh um 5 Uhr fortführte, an einem ſehr ſtürmiſchen und traurigen Tage. Die Gemeinde war davon unterrichtet, und die jungen Leute verſammelten ſich vor dem Gefängniß mit vielem Lärmen, und niemand war, der nicht vor dem Hauſe ſtand, ihn noch Einmal zu ſehen. Als er vor die Thüre des Gefängniſſes kam, und die Menge der Herumſtehenden erblickte, wand er ſich ängſtlich und mit einigem Entſetzen nach dem Schergen, den er auch etwas zu fragen ſchien; und wie ihm dieſer wieder antwortete, und das Gedräng auseinander trieb, ſah er gen Himmel, und trat dann heraus, wobei er mit einem ſanften Lächeln den Hut abzog, indem ihm Thränen in den Augen ſtanden. Er war mit einem grauen wollenen Ueberrock bekleidet, und eine Sackuhr mit etlichen Gulden waren ſein ganzer Reichthum. Die Jungen traten vor ihn hin, indem einige ihm unverwandt in das Geſicht ſahen, andere ſich mit grobem, ſtoßenden Ungeſtüm an ihn drängten, indeß diejenigen, an welchen er aus Mattigkeit hinwankte, mit großem Abſcheu und Schrecken ihm aus dem Wege rannten. So wie er bei den Häuſern vorüber gieng, ſah er die Einwohner in Haufen beiſammen ſtehen, und hörte ſie ſich in die Ohren flüſtern. Einige wunderten ſich über ihn, einige fluchten ihm; jeder dachte ſich beſſer, als er, und keiner wünſchte, an ſeiner Stelle zu ſeyn. Wenige hielten mit ihrem Urtheil inne, und es war kein Vater, der nicht ſein kleines Söhnchen feſter an ſich hielt, und insgeheim für denſelben ein Gelübde that, daß ihn Gott nie ſo verlaſſen möchte. Engelhof neigte ſich zur rechten und zur linken, und grüßte ſie alle mit jenem freundlichen Gruß, womit man ſagt, daß man wider niemand etwas auf dem Herzen habe, und mit jener leidenden

Geduld im Blicke und Gange, die jedermann Bürge ſeyn konnte, daß er niemand mehr ärgern werde. Dieß war ſo inniglich rührend, und man wußte nicht wie, ſo entmannend, und ſo voller Güte und Würde, daß auch dem, der am ärgſten von ihm dachte, über den Anblick ſeiner Geſtalt die harte Tücke zerrann, und ein Schauer menſchlichen Gefühls an ihre Stelle trat. Sie begleiteten ihn mit ihren Wünſchen, und einige ſtiegen auf die Zäune, und ſahen ihm nach, ſo weit ſie ihn mit ihren Augen erreichen konnten. Lange war er das Geſpräch der Gegend, und die Jungfrauen weinten einſam im Dunkeln ihrer Kämmerlein.

Auf dem Markſtein der Gerichtsbarkeit dieſes Orts ruhte er ein wenig aus, wo ihm der Amtmann die Wege beſchrieb, denen er folgen ſollte, und ihn dann entließ.

So gieng er nun ſeinen Weg in die Welt, wo für ihn weiter keine Hoffnung gedeihen, keine Freude mehr blühen ſollte, und jedes Kraut und jeder Stein, worüber er trat, ſagten ihm: Für dich iſt alles verloren! Er aber antwortete mit keinem Seufzer, keine Klage kam aus ſeinem Munde; auch hob er die Augen nicht mehr empor, ſondern gieng mit geſenktem duldendem Haupte, ſtumm und trüb und voll Ergebenheit und Dank über

Stein und Kraut, und wiederholte nicht ein einzigesmal ihren Geſang, daß für ihn alles verloren ſey.

Der die finſtern Gründe öffnet, und herausbringet das Dunkel an das Licht, ſah dieſem Schauſpiel zu, und die Engel zählten und begleiteten ſeine leiſen Athemzüge mit ihren heiligen Harfen.

Wo er weinte an der Quelle, da wuchs keine Roſe, und wo er ſchlummerte unter einem Baum, oder ausruhte an einem Steg, da wurde keine Kapelle errichtet. Er ſollte allein wandeln die dürre Wüſte der Welt ohne Pfad und Troſt, und ſollte kein Dach finden, das ihm Herberge gebe, und ſollte Gerechtigkeit dann erhalten, wann ihn die Ungerechtigkeit aus dieſem Leben verbannt haben würde.

Ich ſah einſt in dem Hauſe eines Reichen die Artemiſia, dieſe höchſt unglückliche Frau in dem Augenblick, wo ſie eben die Schaale gegen den Mund hebt, die Aſche ihres Gemahls zu trinken.

Dieß iſt der Schatz meines Hauſes, ſagte er. Sehen Sie nur, wie der Kopf ſo meiſterhaft nach dem Herzen ſich ſenkt, als wäre in ihr alles Leben erſtorben, und als mangelten ihr die Kräfte, ihn zu erheben. Betrachten Sie einmal, wie die Augenlieder aufgeſchwollen ſind! Sie muß heftig geweint haben. Und wie das Weiße inwendig mit Roth und Gelb unterlaufen iſt! Es muß ihr weh thun, wenn ſie dieſelben bewegen will. Aber ſchon die ganze Geſichtsfarbe, wie herrlich und ausdrückend! Es iſt keine einzige Muskel, die nicht ihre Verrichtung hätte; die nicht in etwas aus ihrer natürlichen Lage gezogen, ſo zu ſagen, zerrieben, und doch noch an ihrem Orte wäre, und den Reiz des Ganzen vermehrte. Dieſer halbgeöffnete Mund mit den bleichen Lippen! Dieſes ſüßſchmerzende Leiden! Ueberall höchſte Zerrüttung und doch Ordnung; grauſamer Schmerz, und doch Beibehaltung der Würde und des Wohlſtandes.

Dieſer Mann weigerte ſich bald darauf, einer armen Wittwe unentgeltlich eine Schrift zu verfertigen, wovon zum Theil das Glück ihrer ſechs Waiſen abhieng; ein Bürger von mittelmäßigen Umſtänden zahlte das Gebühr.

Damals ſah ich den Unterſchied zwiſchen zwei Menſchen, deren einer ein Gemälde empfindet, und der andere ſtudirt, und that bei mir ſelbſt ein Gelübd, ſo viel es bei mir ſtünde, niemals eine Zeile zum Zeitvertreib dieſer letztern zu ſchreiben; —

die ins Heiligthum des Herzens treten, als träten ſie ins Haus der Aufrührer, um darin Unfug zu treiben; —

die da weinen, wie ſie lachen, und beides, ſo lang es ihnen wohlthut, ohne Urſache thun; deren Freude nicht edel, noch mittheilend, und deren flüchtiges Mitleid nicht Mitleid der Seele, ſondern der Sinne iſt, das von ſeiner Eitelkeit erdichtet, und vom unthätigen, weichen Triebe der Verführung genährt wird.

Gehe darum mit keinem Künſtler, (du kennſt ihn denn wohl,) ein Kunſtſtück zu ſehen, und wenn dein Freund ein Zergliederer iſt, und ihr treffet beide auf den Kopf eines Menſchen: ſo warte nicht, bis er ſein Meſſer herauszieht, ſondern gehe du deine Wege, und denke ſelbſt an das, was du ſahſt, nicht an Bein und Muskel, an Linien und Figuren, ſondern daß du den Kopf eines Menſchen geſehen haſt.

So bitte ich dich, deine Brille nicht aufzuſetzen, indem du fortfährſt, dieſe Geſchichte zu leſen, noch zu thun, als müßteſt du eine fremde Geſtalt, die dich nie etwas angehen würde, beurtheilen, ſondern dein Herz, das in Dingen dieſer Art meiſtens beſſer iſt, als dein Verſtand, machen zu laſſen, was es will, und die Hälfte deſſen, was du leſen wirſt, zum Leſen mitzunehmen.

Engelhof nahm ſeinen Weg nach der Schweiz, oder vielmehr (denn er that anfangs wenig mehr mit Vorſatz) er kam, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchah, den hohen Gebirgen zu. Seine Abſicht, wie er ſich derſelben noch auf eine dunkle Weiſe erinnern konnte, war, alle Menſchen zu meiden, und irgendwo, wohin der Zufall ihn führen würde, ungeſehen zu leben. Er eilte mit bangem Zagen über ſteile Berge durch dicke Wälder, und ſchreckliche verlaſſene Haine, und ſuchte bei Thieren und in Wildniſſen, was er nicht wieder hoffte, bei den Menſchen zu finden. Wo er ſich hinſetzte, da vertrieb ihn Froſt und Regen, und im Fliehen überfiel ihn die Nacht. Stein und Moos waren die Kiſſen ſeines Hauptes, und die Nahrung der Vögel und der Thiere des Waldes war ſeine Speiſe. Oft ſchlich er, wie er einſgemal geſtand, leiſe und furchtſam, als würde ihn jemand erblicken, zu einem wilden Apfelbaum, oder einer dornigen Schleeſtaude, welche von ungefähr die gütige Natur hingeſäet hatte, und aß ſeine eigenen Thränen, und trank dazu den Kelch des Kummers. Er dachte an nichts mehr, was er in ſeinem Vaterlande zurückgelaſſen oder verloren hatte, ſondern ließ, ohne ſich zu ſträuben, als wenn er keinem Unglück entgehen könnte, mit ſich geſchehen, was gleichwohl über ihn kommen würde, Errettung oder Tod. Dieſem würde er bald zu Theil geworden ſeyn, und er wäre in irgend einem verborgenen Thal, ohne daß wir jemals von ſeinem Schickſal gehört hätten, ſtill hingegangen, wenn es nicht der Vorſicht gefallen hätte, ihn uns länger zu erhalten.

Es giebt hienieden Trübſale ohne Rettung, und Qualen ohne Hilfe bei den Menſchen, und der Natur. Jener rief ſein Wehklagen aus den Tiefen, Tag und Nacht, ſo, daß ihm die Beine abſchwanden, und die Stimme heiſer wurde, und er ward nicht erhört. Wenn er horchte auf eine Antwort, ſo ward rings umher Stillſchweigen des Todes, und auch oben ſchien nichts zu leben. Er umſpannte in ſeiner frühen Jugend bei einem glühenden Herzen, und edler Geiſteskraft viel Glück dieſes Lebens und ordnete die herrlichſten Kreiſe ſeiner edeln Neigungen, Vorſätze und Handlungen um ſich herum. Das ward alles unwiderbringlich zerſtört und einem andern zu Theil. Er hatte, (und konnte, und durfte es niemand ſagen) mehr verloren, als ihr jemals nennen gehört, und ſein Herz trocknete aus, und ſeine Geiſteskraft wich von ihm. Da fiel ihm ein, was Kato that, als für ihn alles verloren war, und er beſaß nicht weniger Entſchloſſenheit; aber Kato wußte das nicht, ſagte er bei ſich ſelbſt, was ich weiß. Ich weiß, daß dieſer Zeit Leiden nicht würdig ſind der Belohnung, die dort auf uns wartet. Ich weiß, daß der lebt, der mir Haut und Fleiſch angezogen, und mit Beinen und Adern mich zuſammen gefügt hat, der Leben und Wohlthaten an mir gethan, und deſſen Aufſehen meinen Odem bewahrt, und wiewohl er ſolches in ſeinem Herzen verbirgt, ſo weiß ich doch, daß er deſſen gedenket. Ob wir eine edle, gerechte, unerſchütterte, geordnete Seele und ein gutes Herz beſitzen, das iſt es eigentlich, um was es zu thun iſt, und das kann im Leiden ohne Geſchäft eben ſowohl, als im Geſchäft ohne Leiden geprüft werden. Es iſt zum Vortheil der Geſellſchaft wohl ein großes Geſchäft, mit Langmuth und Zuverſicht auf Gott, der Zeit abzuwarten, und zur Beſtärkung Vieler, ohne Murren den Kampf zu kämpfen.

Ein Fuhrmann fand ihn krank und entkräftet in einem Graben liegen, und führte ihn bis nach einem nahen Spital, wo man ihn aufnahm, zumal, da er ſo matt und elend war, daß man ſah, es werde nicht mehr nöthig ſeyn, ſich mit ihm einige Ungelegenheit zu machen, oder auf ſeine Geneſung beträchtliche Koſten zu verwenden. Er rang zwiſchen Leben und Ohnmacht mit den heftigſten Anfällen eines Fiebers, worin er es allem Anſcheine nach bald vollenden würde; und wie es damals an dieſem Orte gewöhnlich war, die Leichen bald zu beerdigen, ſo ſchaufelte man bereits an dem vergeſſenſten Orte die Erde zum Grabmal auf. Man brachte ihn indeß gleichwohl in das Krankenzimmer, warf zuweilen im Vorbeigehen einen Blick auf ihn, und hielt es nicht mehr der Mühe werth, ſeiner zu achten; aber ſeine Natur, der dieſe Ruhe zu ſtatten kam, fieng an, ſich wieder zu erholen. Er öffnete nach einem tiefen, langen Schlaf das erſtemal wieder ſeine Augen, und wollte bei dem Anblicke der Gegenſtände, die denſelben ſogleich entgegen kamen, vor Verwunderung erſtarren. Er ſah lange herum, ohne zu wiſſen, wo er wäre, und ohne zu begreifen, wie er hieher gekommen ſeyn könnte. Seine Geſundheit wollte wieder beginnen, und ſeine Kräfte wurden ſo weit geſtärkt, daß er gehen und ſprechen konnte; aber ſeine Liebe zum Leben und zum Tageslicht, wodurch das Leben erfriſcht wird, kam nie wieder zurück, und ach, ihm erwachte keine ſchimmernde Freude mehr! So betrübte ihn auch nichts mehr, was er hörte; und wenn man ihn verſichert hätte, daß er die nächſte Nacht ſterben würde: mit welchem Troſt und Dank hätte er ſein Auge geſchloſſen! Indeſſen kam ihm der Umgang mit den Elenden, die hier zugegen waren, ſehr gut zu ſtatten; ihre Seufzer und Klagen weckten ihn zu einer Art von Gefühl, worin er einiger Beſchäftigung fähig wurde. Er machte ſich, ſobald er ſich frei bewegen konnte, eine Pflicht daraus, den Mitkranken zu dienen, ſich ſtundenlang an ihr Bett zu ſetzen, und mit ihnen zu ſeufzen. Es war keiner, der ihn darum nicht liebte, und der Verwalter, welcher, ungeachtet der ſchrecklichen Veränderung ſeiner Geſtalt, im Innerſten des Herzens etwas vermuthete, verſuchte es verſchiedene Male, ihn zu einer nähern Erklärung ſeiner Geſchichte zu bringen, um zu erfahren, ob es nicht in ſeiner Gewalt ſtünde, ihm irgendwo verhilflich zu ſeyn; allein es giebt Arten von Kummer, wo es nicht gut iſt, ſich an irgend einen Menſchen um Troſt zu wenden. Wo man ſie ſucht, da ſind ſie gemeiniglich nicht, und wo man ſie rufet, da antworten ſie nicht. Was ſollte er ſagen? Wem ſollte er die Stärke des Geiſtes, daß er ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und den Muth zutrauen, daß er ſich ſeiner annehmen würde?

Während dieſer Zeit ſchrieb er einen Brief an ſeine Mutter, der die ganze Lage ſeines Herzens ſchilderte, die denjenigen zum Theil unbegreiflich ſeyn wird, welche niemals das Unglück hatten, ſich in gleichen Umſtänden zu befinden. Es ſcheint, er habe ſich, ungeachtet des kläglichen Inhalts deſſelben, Mühe gegeben, ſeinen wahren Zuſtand, und das Elend deſſelben zu verhüllen, und ſeiner Mutter, ſo viel möglich, allen Kummer zu erſparen.

„Ich habe Ihnen, meine Mutter, das größte Herzenleid von der Welt verurſacht, und dennoch habe ich ſo vieles Zutrauen zu Ihnen, daß ich mir, wenn mich auch alles läſtert, zu meinem Troſt vorſtelle, und mir ſtets vorgeſtellt habe, wie Sie die einzige ſeyn werden, die noch Muth hat, von mir edel zu denken, mich als Ihren Sohn zu lieben und mütterlich zu ſegnen. Dieſes war auch jederzeit mein Gedanke, und wird auch künftig der einzige ſeyn, der mich bei allem, was mir bevorſteht, ſtets tröſten wird. Doch mir kann nichts mehr bevorſtehen. So, wie mir jetzt iſt, da ich dieß ſchreibe, iſt mir ſehr wohl. Es koſtete mich aber auch ſehr viel, bis es mir ſo wohl wurde; ſehr viel, meine Mutter.

Ich habe kein Geheimniß vor Ihnen, und möchte Ihnen von Herzen gerne meine Geſchichte erzählen, wenn ich nicht glaubte, daß alles bald ſein Ende nehmen, und wir es uns dann mit beſſern Gefühlen erzählen werden. Dieſe Sprache würde mich vor einem Jahre ſehr betrübt haben; aber nun ſpreche ich ſie gelaſſen und freudig. Ich habe, liebe Mutter, keine Spur mehr von dem Stolz, der mich ehemals belebte, keinen Begriff von dem Muth, der ehemals wider meine Abſicht ſo manchen beleidigte, ja, ſo, wie ich jetzt bin, gehöre ich nicht einmal mehr dahin, wo man ſich viel betrüben, oder über ein Glück dieſes Lebens ſich freuen kann. Nur noch zuweilen überfällt mich ein leichter Kummer, der, wie ich glaube, in ſolchen Fällen zur Menſchheit gehört. Ich betrachte mich oft als eine Blume, die man, da ſie blühte, zertreten hat, und dann wird mir gemeiniglich ängſtlich, als wollte ich mich darüber beklagen.

Dennoch, wenn ich die Wahl hätte, die Freuden und Empfindungen meines vorigen Zuſtandes zurück zu rufen, ſo glaube ich, daß ich es nicht mehr wünſchen würde. Ich habe jetzt oft Gedanken und Freuden, von denen ich ehemals kaum träumte. Vielleicht hätte ich mehr zerrüttet, als gut gemacht; aber nunmehr mache ich keine großen Vorſätze; ich erhebe mich niemals mit Ungeſtüm über das Unvollkommene, das ich ſehe, und rechne auf keine weitere Zukunft, wie ich ehemals that. Es iſt ſo, wie es iſt, alles gut, und in Gottes Hand, und ich danke Gott, daß er mich gedemüthiget hat.

Wenn mir mein Freund, was er mir ehemals war, auch in der Verſuchung geblieben iſt, ſo hoffe ich, er werde Ihnen redlich beigeſtanden, und niemals mit Rath und Hilfe von Ihnen gewichen ſeyn. Ich habe meine Kleider, welche ich nach München ſchickte, nicht mehr nöthig, ſo wie ich auch dieſe Uhr, die ich hiemit bei einer guten Gelegenheit an Sie abſende, entbehren kann. Ich beſitze vollkommen, was ich brauche, und bitte Sie, als um die letzte Gütigkeit, die Sie mir erweiſen werden, ſich derſelben zu bedienen.

Ich hoffe, liebe Mutter, daß wir uns alle bald ſehen werden. Und hoffe, und wünſche ich auch von Herzen, diejenigen zu ſehen, die uns Uebels thaten, und die, wenn ſich alles aufklären wird, zeitig genug wünſchen werden, uns Gutes gethan zu haben; dann hat unſere Kränkung lange ſchon aufgehört.

Nun habe ich Ihnen nichts mehr zu ſagen, als daß ich Sie nochmal bitte, mein Schickſal mit mir von Gottes Hand anzunehmen, und ſich nicht weiter zu betrüben. Es ſcheint, an dem Menſchen ſeyen ſein Wille und ſeine Wünſche das Beſte, und ſelbſt die Natur vollende ſelten, was ſie angefangen hat. Ich ſah, denn das bemerkte ich immer, in den größten Wäldern, welche ich durchgieng, ſelten einen Baum, von dem ich ſagen möchte, er ward alles, was er werden konnte.

So leben Sie dann wohl, und erinnern Sie ſich meiner ſtets mit Freudigkeit, wenn Sie mich überleben ſollten. Mit dieſer Zuverſicht überlaſſe ich mich mit Ihnen jedem Verhängniſſe, das Gottes Güte uns auflegen wird. Ich bin mit aller Empfindung, derer ich fähig bin, Ihr ꝛc.“

Zur Zeit, wo die gute Frau dieſen Brief hätte erhalten können, war ſie von der Unſchuld ihres Sohnes bereits überzeugt, und in Umſtänden, wo ſie keiner irdiſchen Hilfe, keines Troſtes vom Munde der Menſchen bedurfte. Der Brief mit der Uhr wurde dem Vater der jungen Gräfin eingehändiget, der bereits für den Engelhof eben ſo ſehr eingenommen war, als er anfangs wider ihn erbittert geweſen. Ungeachtet er bei ſeiner Ankunft (wie man in dem Verfolg dieſer Geſchichte noch hören wird) den Zuſtand ſeiner Familie in einer Unordnung antraf, wodurch ſein Verdacht und ſein Mißvergnügen, wo er hinſah, gereizt ward, ungeachtet er bei ſeiner großen Weltkenntniß wenig Menſchenkenntniß beſaß: ſo hatte er doch bei ſeiner Ankunft die Sache auf das genaueſte unterſucht, und jezt, wie er des Unglücklichen Schriften und Briefe las, und mit dieſen ſein ganzes Betragen verglich, in allem, was er fand und hörte, einen Mann von Ehre erkannt. Er ſah, mit welcher voreiligen Partheilichkeit man zu Werke gegangen, und man konnte nicht eifriger ſeyn, als er war, die Sache wieder herzuſtellen, und dieſen Unglücksfall durch eine eben ſo große Wohlthat zu vergelten; aber gleichwie er die offenbare Ungerechtigkeit nicht öffentlich wollte bekannt werden laſſen, und dem ganzen Vorfall in den Augen ſeiner Bekannten eine erträgliche Wendung zu geben ſuchte: ſo begnügte er ſich noch, ſich nach Engelhofs Aufenthalt insgeheim zu erkundigen, und den neuen Inwohnern der Zimmer, worin die Mutter deſſelben gewohnt hatte, den Auftrag, daß ſie alle Briefe ihm einhändigen möchten, zu hinterlaſſen. Er öffnete dieſen mit zitternden Händen, und las ihn mit gebrochener Stimme; und als er auf die Anerbietung der Kleider und der Uhr kam: ließ er den Brief vor Schrecken aus den Händen fallen. Er hatte nie von ſo edelmüthigen Handlungen gehört, und er beſaß ein Herz, davon gerührt zu werden. Es war ihm ſo feierlich in ſeinem Herzen, und war ihm, als ſähe er die gute Mutter, wie ſie dieſe Sprache beſſer verſtand, Thränen der Freude weinen, und als hörte er ſie mit heiterer Ruhe ſagen: Das iſt mein Sohn, ja, das iſt mein Sohn.

Es ward dieſelbe Stunde nach dem Spital geſchrieben; man berichtete einige rührende Anekdoten von ihm zurück, von welchen man, hieß es, lange erzählen würde; allein er ſelbſt war bereits vor etlichen Tagen fortgewandert, und niemand wußte, wohin.

Engelhof war nicht mehr der originelle Kopf, wie ehemals; aber noch, wie ehemals, war er der herzlich gute Mann. Wo er gieng, ſagte oder unternohm er etwas, ſo gut ers konnte, das wohl that, und hinterließ allenthalben Spuren, woraus auch der härteſte Menſch erkennen mußte, daß der ein guter Menſch geweſen ſey, der hier gegangen iſt. Er ſah, je länger er um ſeine Kranken war, was das iſt, verlaſſen, und ohne alle Unterſtützung irgend eines Freundes zu ſeyn, der die Liebe beſäße, einen Unglücklichen dieſer Art in ſein Haus aufzunehmen und ſeiner zu pflegen. Ein Krankenzimmer iſt ſchon an und für ſich allemal die wichtigſte Geſchichte des menſchlichen Lebens, und was ſich da beobachten, was ſich da zur Kenntniß menſchlicher Herzen, und zur Erbauung ſeines eigenen lernen und gewinnen läßt, das läßt ſich aus der Schrift des erſten Weiſen nicht ſammeln. Die wenigſten, die hier zugegen waren, hätten es gemeint, daß ſie hieher kommen ſollten, und ihr gemeinſchaftlicher Gedanke war, was ſie thun wollten, ſobald ſie losgekommen ſeyn würden. Die meiſten wollten künftig ganz andere, ordentliche, emſige, häusliche, ganz untadelhafte Menſchen werden, oder wenn ſies ſchon waren, es mit einem neuen Leben eifrig fort bleiben. Die, welche der Zufall und ein

Unglück, das ſie nicht vermeiden konnten, hieher gebracht, lernten den über alle Schrecken und Schickſale ſiegenden Gedanken, daß Gott, unſer aller Vater, in ſeinen Händen uns halte, vertraulicher kennen; und welche die Urheber ihres eigenen Elendes waren, und ihr Uebel durch ſträfliche Fehltritte ſich zugezogen, predigten das Verabſcheuungswürdige derſelben damit, daß ſie ſich alle Mühe gaben, ihren Antheil an denſelben zu entſchuldigen, und von ſich abzulehnen; aber manche gab es wieder, bei denen ſich alle Verſtellung geendigt, und die, wenn man den Vorhang aufzog, ſie zu fragen, wie ſie ſich befänden, den Vorhang wieder zuzogen, mit der Bitte, man möchte von ihnen ſein Auge wenden, und mit einem Blick voll Jammer zu verſtehen gaben, es wäre umſonſt, ſie zu tröſten; indeß ein anderer den erſten Schritt in das Licht der Sonne wagte, und mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Aufleben, von Dank und Freude, ſein noch halb müdes Auge in den Luftraum nach den Fernen des Himmels emporhub. Engelhof gieng von Stelle zu Stelle herum, legte dieſem ſein Kiſſen zurecht, erzählte jenem etwas Zerſtreuendes, oder las einem andern, der geſünder war, etwas Ermunterndes vor. Dadurch gewann er das Vertrauen des Sohnes eines reichen fremden Buchdruckers, der in ſeidie er zu Fuß gehen ſollte; allein für ihn war dieß eine ſchreckliche Reiſe, und er hatte zwei Wochen zu thun, um ſie zurück zu legen. Sein Geld gieng zu Ende, und ehe er bettelte, war er entſchloſſen, es auf das Aeußerſte kommen zu laſſen. Der Hunger zwang ihn gleichwohl dazu, und er erzählte verſchiedene Begebenheiten mit einer ſo trockenen Art, und mit ſo wenigen Klagen, daß man ſieht, wie weit er herabgekommen, und wie er zum Elend des Elends ſchon fühllos war. Sein erſter Verſuch war bei einer Kloſterpforte.

„Ich hatte, heißt es in der Handſchrift, ſchon drei Tage, nichts als hartes Brod mit kaltem Waſſer genoſſen, und gieng zur Mittagszeit vor der Pforte vorüber, als eben eine große Schüſſel in die Mitte lumpiger Bettler getragen ward. Sie drängten ſich um das Gerücht in einem Kreis herum, und lachten und neckten ſich einander, als wenn ſie bei einer herrlichen Mahlzeit den Tag ihrer Freuden begiengen. Nur ein kleines Pürſchlein beobachtete ich, das ſtill und beſcheiden da ſtand, das zu keinem ihrer Späſſe lachte, und ſich ſittſam erquickte, indeß die andern mit Gierigkeit einſchluckten.“

„Ich ſtand ſtill, und überlegte, ob ich hinzugehen, oder der Qual des Hungers und der Gefahr einer neuen Krankheit mich länger ausſetzen wollte. Ich zwang mich endlich, vorwärts zu gehen; aber ſo oft ich einen Schritt that, zwang mich die Angſt, wieder einen zurück zu thun. Ich hatte noch niemals eine ſolche Geſellſchaft an einem ſolchen Ort beiſammen geſehen.“

„Ein paar abgedankte Soldaten oder Deſerteurs, ein paar eingeborne Bettler des Orts, etliche Landſtreicher, vielleicht Diebe, Straßenräuber, zwei Kranke mit dem Pürſchlein, und mit großen Sturmhüten und breiten Degen ein paar ehemalige Studenten, welche die Natur zu Leinwebern geſchaffen hatte. Ich in der Mitte derſelben!“

„Proficiat! ſagten die Studenten.“

„Die übrigen betrugen ſich gegen mich, als wenn ſie mich ſchon lange gekannt hätten; ſie fragten mich, wo ich nun hingehen würde; was ich in dieſem und jenem Hauſe bekommen, ob ich nichts von der Streife gehört hätte, u. ſ. w.

Ich aß ſehr wenig, und eilte hinweg, ſo gut ich konnte. Das Pürſchlein mir nach.

„Ich will ihm die beſten Kunden zeigen, ſagte es, wenn er mitgehen will; denn ich glaube, er hat hier noch niemals gebettelt.

„Niemals, mein Freund, ſagte ich, indem ich ihn mit einer ſüßen Verwunderung anſah;

niemals, ſagte ich, ſo freundlich ich konnte und das werde ich auch heute nicht.

„Nun, wenn das iſt, antwortete es mi merklichem Verdruß, ſo kann ich ihm weite auch nichts geben. Zu gleicher Zeit brach e ſein Brod über die Hälfte ab, und reichte mir hin: So nehm' er das!“

„Ich nahm es, und hub es gegen de Himmel, und dankte ihm für die Stimme i der Wüſte, und für die Wohlthat, mir eine Menſchen in dieſer Hülle des Jammers gezeig zu haben.“

„Und für die gütige Vorſicht, einem Trun Waſſer in der Noth einen größern Werth, al einer Hand voll Goldes beigelegt zu haben.“

„O welche Züge verborgener, edelmüthige Herzen fand ich unter dieſer eigenen Zunft vo Menſchen, die wenig von der Kunſt wiſſen ihre Fehler zu verbergen, oder mit ihren Tugenden groß zu thun!“

Deſto unglücklicher war er bei andern Gelegenheiten, wo man ihn auf eine empfindlich Art abwies und mißhandelte. Man wußt nicht, was man aus ihm machen ſollte. Sein Geſtalt war blaß und ausgelöſcht; ſeine Kleider empfahlen ihn eben ſo wenig, und ma würde ihn gleich den andern gemeinen Bettlern haben laufen laſſen; allein er trug ſi ordentlicher und reiner, als man bei Leuten dieſe

Art gewohnt iſt; und da ihm überdieß ein eigener beredter Gang zur Gewohnheit geworden: ſo ließen ihn die Meiſten ſo leicht nicht durchkommen. Sie hielten ihn für einen jungen liederlichen Menſchen, der, nachdem er das Seinige durchgebracht, oder ſich niederträchtiger Streiche ſchuldig gemacht hätte, ſich nunmehr auf das Herumſtreichen verlegen, und jedem, der ihn zu ſehn bekäme, zu einem traurigen Beiſpiel und zur Warnung dienen würde.

Er langte endlich bei dem Freunde des Beamten an, welchem er den Brief mit vieler Demuth übergab. Dieſer hatte bereits Nachrichten erhalten, was er, wenn Engelhof ankäme, zu thun hätte. Er las alſo in dem Brief nichts Neues, und führte jenen in das abgelegenſte Zimmer ſeines Hauſes, und hieß ihn da warten, bis er, wie er ſagte, Maßregeln genommen hätte.

Dieß war in einem Flecken, worin eine preußiſche Werbung lag. Nach etlichen Minuten trat der Herr, an welchen er in dem Brief empfohlen zu ſeyn glaubte, mit einem Offizier herein, ſprach etliche gleichgültige Dinge, fand aber bald für gut, ſie allein zu laſſen.

„Der Offizier, ein Preuße, war ein langer, ſchlanker, rüſtiger Mann, mit einem feſten feurigen Gang, dem Zeichen des edeln, oder unternehmenden Stolzes, und der unerſchrocknen gegenwärtigen Entſchloſſenheit in allen Fällen, und mit pechſchwarzen, blitzenden Augen, voll männlichen Ernſtes und Trotzes, womit er einen durch und durch ſah. Es giebt Blicke, ſetzt Engelhof hinzu, bei denen unſer Innerſtes wider unſern Willen hervorgehen muß. Sie ſind ſo ſuchend und zuverſichtlich, daß man nicht zweifelt, der andere ſähe uns bereits unſere geheimſten Gedanken, Wünſche und Abſichten heraus; und wenn man nicht wohl geſichert iſt, ſo treten auf unſer Geſicht, wie auf eine Leinwand, die alberſten Erſcheinungen, Farben und Verwirrungen hervor. Ich aber hatte vor niemand etwas zu verbergen; ich wünſchte und fürchtete nichts, und ſtand ganz vor ihm, offen und wehrlos da."

„Er gieng im Zimmer auf und nieder, und betrachtete mich eine Weile ſehr aufmerkſam und ſtillſchweigend. Man hat mir ihn, ſagte er endlich, als einen Menſchen beſchrieben, für den der Soldatenſtand ein Glück wäre; aber ich finde, daß dieß keines für den Stand ſeyn würde; er iſt krank und hinfällig, und ich weiß nicht einmal, brächt' ich ihn an Ort und Stelle. Auch ſo unordentlich und ausſchweifend, fuhr er fort, ſcheint er mir nicht geweſen zu ſeyn, wenigſtens nicht ſeit kurzem. Vielleicht eine unglückliche Liebesavantür mit Romangefühl ausgeführt?“

Engelhof betheuerte, indem er die Hand auf das Herz legte, daß er unſchuldig wäre, ohne ſich gleichwohl weiter zu erklären; denn ſein Erſtaunen über dieſe neue Begebenheit, und über die Entdeckung der abſcheulichſten Ränke machten ihn ſprachlos, ſo, daß er, wenn er ſich auch in dem größten Unglück bloß mit Worten hätte retten können, den Mund nicht mehr geöffnet haben würde; aber ſelbſt dieſe Trockenheit, und dieſe geringe Mühe, die er ſich gab, galten bei dem wackern Offizier für Beweiſe der Unſchuld. Das Land, das dieß Unrecht begieng, wird es auf ſich haben, fieng er wieder an, vielleicht, um ihm jenes allgemeine Mitleiden angedeihen zu laſſen, vielleicht auch, um ſeine Denkungsart zu prüfen. Engelhof verſicherte mit dem edelſten Eifer, und mit ſo vieler Hitze, als er fähig war, daß ſein Vaterland keinen Theil daran habe, und daß man in demſelben Begegnungen dieſer Art auf das Aeußerſte verabſcheue. Der Soldat verſtand dieſe Sprache; er that noch verſchiedene Fragen an ihn, welche ihm dieſer immer unerwartet, aber wie er ſichs im Innerſten gewünſcht hatte, beantwortete. Er fühlte für Engelhof Hochachtung, dieſer gegen ihn Vertrauen, und ſo floßen ihre Herzen in kurzer

Zeit zuſammen; ſie ſahen ſich, erkannten ſich, und waren gute Freunde. Es war bei ihm für Engelhof ſchon eine Empfehlung, daß er ein Bayer war. „Ich liebe dieſe Nation, ſagte er, weil ſie noch das Meiſte von den alten Deutſchen hat, weil ſie an ſich ſelbſt aufrichtig und tapfer, und nicht prahleriſch iſt.“

Gottlob, fuhr er fort, indem der Beamte herein trat, um ſich zu erkundigen, wie ſich die Sache gewendet hätte, daß ich doch einen Menſchen angetroffen habe, mit dem ich reden kann! Sie ſind der erſte Menſch, den ich hier ſehe. Ich glaubte, für Aergerniß und Langeweile zu ſterben. — Hiemit führte er ſeinen neuen Freund mit ſich fort, ohne den Herrn des Hauſes, der nicht wußte, was er aus der ganzen Sache machen ſollte, eines Blickes zu würdigen.

Er erzählte weiter, daß er ein Liebhaber der Dichter und überhaupt der neuen Literatur wäre, daß er einen Kleiſt, Gellert, Zachariä u. ſ. w. ſo oft geleſen habe, daß er ſie beinahe auswendig gelernet, und ſchon oft dem Gedanken nachgeſonnen habe, ob es nicht möglich wäre, daß er noch ſelbſt ſo was niederſchreiben könnte. „Sehen Sie, ſagte er, wir finden auf der Wachſtube, und überall tauſend müßige Stunden, wo man etwas Nützliches und Rühmliches thun kann. Ein Offizier, der ſich auf etwas mit Ernſt verlegen wollte, könnte vor andern weit darin fortkommen. Er hat Gelegenheit, die Welt zu ſehen, iſt nicht ſo eingeſchränkt, wie andere Stände, und vielleicht würde ihm der Nacheifer eine angenehme Aufmunterung ſeyn. Was mich anbelangt, ſo wüßte ich wohl, wie es ſeyn ſollte, und ich ſehe es bei einem jeden andern ſogleich, wenn es nicht recht iſt; es enget und irrt mich gleich, wenn ich ſchon nicht allemal ſagen kann, wo es fehlt; aber wenn ich ſelbſt es verſuchen will: ſo geht es nicht. Ja, wenn ich es oft gleich ſo geſchrieben hätte, wie ich es rede, ſo müßte, däucht mir, etwas daraus werden; aber wenn ich mich nun hinſetze, und es thun will: ſo geht es wieder nicht. Ich habe es im Mund, und kann es nicht in die Feder kriegen, das ſollen Sie mich nun lehren, und wir wollen gute Freunde ſeyn.“

Könnte ich dem Manne, dem ich folge, nur noch Einmal ein Lager des Troſtes, und der Erquickung bereiten: wie gerne wollt' ich ihm, was ich mit jedem Leſer ihm gönne, noch geben! Aber ich bin nicht befugt, werden zu laſſen, was ihm nicht ward, ſondern ich gehe den Weg dahin, zu ſehen, was da iſt, und zu erzählen, was ihm geworden iſt. Ach er ward ſo früh zum Ziele des Lebens beſtimmt, und war elend im Leben!

Was nun folget, gehört unſtreitig unter die niederdrückendſten Schickſale, welche einem Mann, auch von der kühnſten Gemüthsart begegnen können. Und, leider! gehören ſie unter die eigenen Uebel unſers Zeitalters, und wir haben ſelbſt ſie aus einem unglücklichen Mißverſtändniſſe veranlaßt. Wie manche junge Stämme, ſobald ſie höher, als andere, wuchſen, ließen wir niederhauen! und noch, wo man hinſieht, ſind Blößen im Walde.

Engelhof beſuchte den Buchdrucker, deſſen Sohn ihn empfohlen hatte. Der Offizier begleitete ihn; und da jener ein redlicher Mann war, welcher dem Freund, der ſeinem Sohn Troſt zuſprach, von Herzen gerne geholfen hätte, und dieſer nicht weniger voll guten Willens gegen ihn, und voll Muths geweſen; ſo thaten beide dem Engelhof den Verſchlag, ſich durch eine periodiſche Schrift Unterhalt und Ehre zu verſchaffen. Wer weiß, ſagte der Offizier, was noch auf ſie wartet. Das Glück kommt, und überſchüttet einen oft mit allen Wohlthaten, wo man es gar nicht hoffte; und kömmt es nicht: ſo wollen wir es einholen und in Beſitz nehmen. Der Buchdrucker ſchrieb zu gleicher Zeit an einen Buchhändler, den er wohl kannte, und dem er den Verlag unter den billigſten Bedingniſſen antrug.

Nun war dieß freilich an und für ſich eine große Wohlthat; aber in den jetzigen Umſtänden keine Wohlthat für den Engelhof. Es überfiel ihn ein Schauder, wenn er nur daran dachte, was er würde übernehmen müſſen, um ſich ſeinen Wohlthätern zu empfehlen. Mit den Händen arbeiten, rechnen, Bücher abſchreiben, oder gewiſſe Dinge überſetzen, kann man wohl immer; aber nicht immer Bücher verfertigen. Dazu gehört außer einem trefflichen Kopfe, eine feſte Geſundheit, und eine ſtete Freude und Heiterkeit des Geiſtes. Wo beſonders dieſe letztern fehlen: da wird der beſte Kopf bald, und um ſo bälder, je fähiger er iſt, trocken und todt, wie in einem Eismeer, ſtill liegen, und die Zerſtörung aller ſeiner Kräfte bewirken. Engelhof konnte ſich nichts mit Gewißheit verſprechen. Sein Kopf war müde und trocken, und ſein ganzes Herz begierden- und freudenlos. Jener kühne, mächtige Flug der Gedanken, jenes feurige Verliebtſeyn in die Gegenſtände, die man vor ſich hat, mit der geſicherten Ruhe mitten im Taumel verbunden, mit einem Wort, jene Faſſung einer vollen Seele, welche einem guten Schriftſteller Einfälle und Ausdrücke darbieten ſoll, war ferne von ihm, und würde für ſein Leben tödtlich geweſen ſeyn. Es war für ihn, nachdem ſeine Nerven bereits entkräftet waren, nichts mehr übrig, als mit trübem Sinn in verlaſſenen ſchattigen Gegenden über gefallenes Laub zu wandeln, und wenn er ſehr glücklich war, bei einem Geſpräch mit einem fühlenden Freund ſich noch einmal einzelner vergnügter Auftritte ſeines Lebens zu erinnern, und ſeitwärts nach ſeinem nahen Grabe zu ſehen. Schon war ſtille Klagen ſein Mund gewehnt, und Thränen ſein Auge. — Er konnte wenigen Menſchen die Nachſicht und Billigkeit zutrauen, daß ſie die Umſtände der Sache nehmen, wie ſie ſind, und ſo duldend ſeyn würden, ihn mit den Augen, mit welchen man nach ihm ſehen müßte, zu betrachten. Er glaubte, und hatte allerdings Urſache, es zu thun, man würde, wenn man ſein müdes, hinfälliges Weſen bemerken ſollte, es für Unfähigkeit, oder für baare Unwiſſenheit erklären und ihn verachten und verlaſſen. Zudem war ſeine Denkungsart von derjenigen, welche in den gewöhnlichen, und meiſt beliebten Schriften herrſcht, gar ſehr verſchieden. Er glaubte, es wäre nicht ehrlich gehandelt, dem Publikum das aufzuſtellen, was es ſeit langem gerne äße, ſondern es ſey die Pflicht eines guten Schriftſtellers, dieſes vom Ungeſunden abzubringen, und es an nahrhafte, geſunde Speiſen zu gewöhnen. Wer in den Tagen eines ſiechelnden, geſchmackloſen Zeitalters, für ein Land, das noch mit ſeiner erſten Entwicklung und Bildung beſchäftigt iſt, gut und nützlich ſchreiben will, müſſe nicht denken, wie ſeine Leſer, ſondern müſſe dieſen voraus gehen, ſie der Erkenntniß großer und nützlicher Wahrheiten fähig machen, und für alles, was wahrhaft und männlich ſchön, und ihrer würdig iſt, die Sinne öffnen. Bei dieſer Abſicht und Ueberzeugung ſchrieb er um vierzig Jahre zu früh. Er haßte den unmännlichen, weichen Ton, und die Nachahmungen ausländiſcher Tändeleien, und beſchäftigte ſich allein mit ſolchen Dingen, welche den Leſern wahre Vortheile, und der Nation Ehre und Hochachtung zu verſchaffen im Stande ſind. Er hatte alſo wenig Hoffnung, daß er von dem großen Haufen der Zeitgelehrten geleſen, und daß ſeine Schrift den Abgang finden werde, deſſen er ſeinen Verleger verſichern mußte. Dieß waren in der That höchſt traurige Ausſichten; gleichwohl konnte er das Anerbieten nicht ausſchlagen, und er mußte alſo ſein Verſprechen geben, etwas zu unternehmen, was er wenigſtens in die Länge zu leiſten nicht im Stande geweſen ſeyn würde.

Indeß kam die Antwort von dem Buchhändler, eine höchſt unerwartete Antwort, voll höhniſcher, verachtender Ausdrücke. Die Veranlaſſung dazu war, weil er hörte, daß Engelhof ein Bayer ſey. „Er hätte ſich über den Antrag nicht genug wundern können, ſchrieb er. Man werde ihm ja nicht zumuthen, daß er von einem Menſchen etwas nur Mittelmäßiges erwarten ſollte, der aus einem Lande käme, von welchem man noch nichts, als Legenden, Bauernkalender, Caſuiſten und Theſes geſehen hätte, wo man von allen Orten zur Erhaltung der älteſten Barbarei gearbeitet, und von dem Werthe der Künſte und Wiſſenſchaften noch keinen mittelmäßigen Begriff erhalten hätte, wo man die Aufklärung für gefährlich erklärte, und die Gelehrten Ketzer, unruhige Köpfe ſchelte; wo man weder die Alten, noch die neuen leſe, und um die Literatur ſich gar nicht bekümmerte, wo man daher zur Bildung der Nation wenig Thätiges unternehme, und nichts thäte, als was, wenn man es unterließe, des Himmelreiches verluſtig machte; wo unter den anſehnlichſten Ständen nicht die geringſte Lektüre, nicht die geringſte Aufmunterung, aber deſto mehr plumper, armſeliger Ahnenſtolz und Ceremoniel des Lebens wäre. Er wüßte am beſten, was er dahin abſetzen könnte. Er nehme zwar, ſetzte er hinzu, dieſen und jenen großen Mann, welcher im Ausland rühmlich bekannt wäre, davon aus; allein eben dieſe wenigen würden das nämliche bezeugen, indem ihnen die Eingeſchränktheit der gemeinen Verfaſſung am beſten bekannt ſeyn müßte; doch der junge Menſch würde ſich wohl nicht mit darunter zählen" u. ſ. w.

Der Buchdrucker ſah bei dieſem Brief den Engelhof ſehr zweideutig an, dieſer aber ſah wehmüthig und erröthend zur Erde, und der Preuße griff nach ſeinem Degen. In der Hitze glaubte er den Verfaſſer des Briefes an dem gegenwärtigen Buchdrucker vor ſich zu haben, und machte anfangs Mienen, daß dieſer für gut befand, ſich zu entfernen. Er nannte ſie Prahler, Windhunde, die den franzöſiſchen Schaum auflecken, die keiner deutſchen Gelehrſamkeit und Denkungsart fähig, ein elendes Mittelding zwiſchen den Franzoſen und den Deutſchen wären. Endlich trat der Buchdrucker wieder herein, und erbot ſich aus eigener Großmuth, die Auflage zu übernehmen, wobei es, verſicherte er, mehr als wahrſcheinlich wäre, daß, wenn Engelhofs Schriften gut gerathen ſollten, er keine Hoffnung hätte, nur ſo viel, als die Unkoſten des Verlags betragen, davon abſetzen zu können. Er verſuchte es, da er ſah, wie der Offizier gelaſſen genug wäre, um einer Ueberlegung Platz zu geben, demſelben die traurige Lage, auch der gutgeſinnten Buchhändler zu erklären, und ihre Gleichgültigkeit gegen geiſtreiche Schriften, ſo viel möglich, zu entſchuldigen, wenn ſie ſich, ſetzte er überaus weislich hinzu, gleich niemals rechtfertigen ließ. Ich wünſchte, daß die klügern Leſer der Sache nachdenken, und etwa, ſo gut es ſeyn kann, Mittel zum Beſſern vorſchlagen möchten.

„Es iſt kein Zweifel, ſagte der redliche Mann, daß die Literatur und die Gelehrten von dem Gewerbe und den Handlungsabſichten der Buchhändler abhängen, und daß, wenn die gründliche Gelehrſamkeit, und der wahre Geſchmack zu Grund gehen, ſie dazu die größte Veranlaſſung geben. Es iſt kaum möglich, daß bei dem gegenwärtigen Zuſammenhange dieſes Handels, bei der herrſchenden Sucht des Nachdruckes, bei der Gelegenheit (welche faſt allein in den Händen der Buchhändler iſt) ein Werk bekannt zu machen, und den erſten Ton über ſelbes anzugeben, es iſt, ſage ich, kaum möglich, daß ein Gelehrter ſein eigenes Werk verlege, und mit demſelben die Vortheile, zu welchen an und für ſich, er allein ein Recht hätte, erlange. Er muß es nun einmal, ſo weh es ihm thun mag, dem Manne, deſſen bürgerliches Gewerbe es iſt, mit dem Verſtand vermittelſt des Papiers zu handeln, überlaſſen, und da glaube ich nun, daß es neun und neunzig dieſer Männer lieber und erwünſchlicher ſeyn würde, mit einem Werk des Geiſtes, als mit einer faden und nichtswürdigen Schrift einen Abſatz zu machen; denn warum ſollte man, wenn jemand eine Frucht verkauft, wünſchen, daß ſie inwendig eher faul, als durch und durch gut ſeyn möchte? Eine ſolche Denkungsart iſt beinahe ſchon nicht der Menſchheit gemäß; allein in einem Land, wo die Gelehrſamkeit von der Regierung nicht in den Schutz genommen, ſondern lediglich alles dem ungefähren Eifer einiger Einzelnen, und dem Zufall überlaſſen wird, was in Abſicht auf gründliche Kenntniß und Geſchmack daſelbſt aufwachen, oder liegen bleiben ſoll: da will das Publikum, wenn nicht ſehr dringende Umſtände eine beſſere Lektüre nothwendig machen, geſchmeichelt, beluſtiget, und in ſeinen Albernheiten gerechtfertiget und beſtärkt werden. Es will überall ſich ſelbſt, und ſeine Art zu denken und zu handeln, zum Muſter aufgeſtellt ſehen. Ein Held, welchen man in einer Geſchichte (wahren oder poetiſchen) aufſtellt, muß, wenn er ihnen gefallen ſoll, wie ſie, gedacht und gelebt, er muß über gewiſſe Dinge, wie ſie, beſchaffen geweſen, und z. B. ein Liebhaber vom Jagen, Spielen, Trinken, vom Frauenzimmer u. ſ. w. geweſen ſeyn, oder er iſt in ihren Augen ein Schwärmer, und der Verfaſſer des Buches ein Narr, der die Welt nicht kennt, und ſich ehe unter den Menſchen umgeſehen haben ſollte, ehe er es gewagt hätte, für ſelbe etwas zu ſchreiben. Alles Ereifern und Deklamiren hilft nichts; man lieſt's und achtet's nicht. Was bleibt alſo dem literariſchen Gewerbsmanne übrig, als denjenigen, welche lieber Stroh und Heu, als menſchliche Speiſe eſſen wollen, Stroh und Heu aufzuſtecken?

Es liegt alſo, unterbrach ihn der Offizier, einzig und allein bei einigen Privatmännern, was ſie dem Publikum vorlegen wollen? Warum legen ſie ihm nicht durchgehends gute, warum nicht die beſten Sachen vor?

So treten Sie nun einmal in einen Buchladen, antwortete dieſer, und ſehen zu, welche Bücher dann Abgang finden, und ſehen die braunen Ballen, worin die beſten Bücher verfaulen. Man mag ſie jedermann, der hereintritt, anrühmen: keine Seele ſehnt ſich darnach; aber Spaßereien, zweideutige Satiren, oder auch Grobheiten, welche alle gute Lebensart beleidigen, finden deſto mehrere Leſer und Anhänger. Von ſolchen Schriftſtellern ſagt man, ſie hätten Geſchmack und Welt, und die wahre Art ihrer Sache Anmuth und Lebhaftigkeit zu geben.

Er erzählte hierauf einige Begebenheiten, worin ſich Buchhändler die Faſſung ihres Publikums zu Nutzen gemacht, und Bücher, welche dem Verlangen deſſelben entſprachen, erdentlich beſtellt, und aus denſelben alle möglichen Vortheile gezogen haben. Das Publikum in —, ſagte er, iſt weltkundig höchſt roh und unaufgeklärt, folglich ein erklärter und hartnäckiger Feind aller Verordnungen, die es beſſer denken lehren, und aus der Barbarei, in welche es ganz verſunken iſt, herausreißen wollen. Alſo war nichts natürlicher, als daß ein Buch, worin dem Eigenſinn des Volkes das Wort geredet würde, Abgang finden müßte. Man ward mit jemand, der das Volk gut kennt, und eine Leichtigkeit im Schreiben beſitzt, einig, einmal etwas, das ganz ſeinen Wünſchen gemäß wäre, hinaus zu geben. Kein Aug hätte ein Buch angeſehen, das zur Aufnahme der Menſchheit auch mit klaſſiſchem Werth geſchrieben worden wäre; aber das war nun ein Buch; das war für die Leſer Erquickung und Labſal; darin, ſagten ſie, ſtünde nun einmal Wahrheit, das wäre die wahre Beſchämung aller ihrer Widerſacher. Sie konnten das köſtliche Buch nicht genug anſehen; ſie kehrten es auf alle Seiten; ſie liebkoſeten es, drückten es an ihr Herz, indeß der Buchhändler, der außerdem ein vernünftiger Mann war, alle Mühe hatte, ſich des Lachens zu enthalten.

Der Offizier hub die Hände in die Höhe; er konnte vor Erſtaunen, wie man der Menſchheit mitſpiele, nichts antworten.

Es gibt eigentlich nur zwei Fälle, wo man Hoffnung haben könnte, alle ſchlechte Schriften zu verdrängen, oder eine gute gemeinnützig zu machen. Der erſte wäre, daß alle Buchhändler für das Gute gemeinſchaftliche Sache machten, und unter ſich einen Vertrag errichteten, keinem Buche, welches, in was immer für einem Betracht ſchlechter, als mittelmäßig wäre, eine Aufnahme oder Verbreitung zu geſtatten; allein da dieß aus mehr, als einer Urſache niemals zu hoffen iſt: ſo bleibt nur noch der zweite Fall übrig, daß ſich ein Mann mit ſonderbarer Kraft ſeines Publikums bemächtige, und ſolche Saiten, welche allemal Antwort geben, berühre; aber wer kann mit Zuverſicht vorausſagen, was am zuverläßigſten das Publikum in Bewegung ſetzen, und ob es, wenn das auch geſchieht, am Ende dabei gewinnen werde? In den Zeiten großer Drangſale, wo alles ſchweigt und zerknirſcht iſt, hält es ſo ſchwer nicht, Seelen und Herzen nach ſich zu ziehen; aber wie ſchwer iſt es, ein Volk auf das, was dieſe Drangſale in der Folge veranlaßt, aufmerkſam zu machen, ſo lange es weder vom Mangel, noch von der Regierung zu empfindlich gedrückt wird! Wie, ich möchte beinahe ſagen, unmöglich iſt es, einem ſeltenen Verſtand, einem geſunden Witz und feinen Sitten da den Werth einer Empfehlung zu verſchaffen, wo die vornehmſten Männer im Staat und der Kirche, ihre gelehrteſten und aufgeklärteſten Köpfe mit den verdächtigſten Augen anſehen, und um von ihnen nicht geſehen zu werden, unaufhörlich bemüht ſind, einen Schwarm rüſtiger, roher Idioten um ſich her zu verſammeln? Die Männer, welche geſchaffen ſind, ihrem Lande eine neue Wendung zu geben, ſind ſo ſelten, waren ſelbſt dem Zeitalter, das ſie umſchufen, ſo ungeſehen und bewunderungswürdig, daß dieſes nichts Geringers thun zu können glaubte, als ſie durch Denkmähler zu verewigen, und den prächtigen Lichtern am hohen Himmel ihre Namen zu geben.

Je größer die Schwierigkeiten waren, von welchen der Buchdrucker hier ſprach, und je weniger Hoffnung verhanden zu ſeyn ſchien, daß eine Schrift, ſie möge ſo gut ſeyn, als ſie wolle, ein beſonderes Glück machen werde: deſto begieriger wurde der Offizier, es auf einen Verſuch ankommen zu laſſen. Er ermunterte den Engelhof aus allen Kräften, ſo ſcharf, wie er ſich ausdrückte, als möglich, zu ſchreiben. „Die Leute ſchlafen, ſagte er, und zwar im Rauſch; darum muß es um ihre Ohren donnern, wenn man ſie wecken will. Ich wollte, daß jedes Wort eine Kanone ſeyn, und den Schlafmützen in die Seele fahren möchte. Sie beſinnen ſich über jedes Ding ein Jahrhundert, werden nie einig, und brauchen wieder ein Jahrhundert, auseinander zu gehen. Reißen Sie ſich von dieſen Elenden los, und ſchreiben Sie, wie ein freier Geiſt, ich meine, wie ein freier Mann, über den das Verderbniß ſeines Zeitalters keine Gewalt hat, der ſich nicht ſchämt, ein frommer, braver Mann, und ein Chriſt zu ſeyn; der hinausdenkt über die Gottesläugner, Maulchriſten, Diebe, Schurken, Weiberſchänder und Tartüfen, und das ganze liederliche Gaſſengeſindel. So ſchreiben Sie, und Sie werden Beifall erhalten bei jedem rechtſchaffenen Manne ihres Zeitalters, und bei der Nachwelt.“

Ehemals würden ſolche Worte in Engelhofs Seele Feuerſtröme geſchüttet haben, die mit gewaltſamem Ausbruch die Luft um ihn beleuchtet und verzehret hätten. Nunmehr diente es höchſtens dazu, daß er ſelbſt ſich mit einem Eifer, wozu ſich eben ſo viel Kummer miſchte, ermahnte, dem Vorſchlag ſeiner Gutthäter willfährig zu ſeyn. Mit der beſten Abſicht, wenn gleich mit weniger Hoffnung, nahm er die paar Blumen, die ſeine Trübſal ihm damals noch übrig ließ, vom Kranz der Freude herab, und bot ſie dem Leſer an, mit der herzlichen Bitte, damit vorlieb zu nehmen.

So wenig du davon begreifen magſt: es wäre dir durch die Seele gegangen.

Ich erſuche den Leſer, der ſich um die Angelegenheiten eines Schriftſtellers wenig bekümmert, weil er darin wenig geübt iſt, zu glauben, daß ihn die folgende Begebenheit ſehr nahe angehe, und daß er in irgend einem Betracht fähig ſeyn werde, bei einem ähnlichen Vorfall, für oder wider das Gute, eine Rolle zu ſpielen.

Aus dem, was Engelhof that, um zum Schreiben ſich zuzubereiten, nehme ich ab, was er, hätte ihn die Kraft ſo, wie ſein Muth nicht verlaſſen, geſchrieben haben würde. Er erkundigte ſich um das, woran ſelten ein Schriftſteller zu denken pflegt, um den innern Zuſtand des Volkes, für das er ſchreiben ſollte, und war beſorgt, vor allem die Lage derjenigen Kräfte zu kennen, welche die Macht hatten, daſſelbe in Bewegung zu ſetzen. Wie wenig und dagegen wie viel Gutes würde geſchrieben werden, wenn man jeden, ehe er die Feder in die Hand nimmt, anhalten könnte, von ſeiner Kenntniß desjenigen Publikums, für das er ſchreibt, einige Proben zu geben!

Läge ein Kranker vor den Augen des geſchickteſten Arztes der Welt, und er wäre mit den Gebrechen behaftet, mit welchen der Körper mancher unſerer heutigen Provinzen von der Ferſe bis zum Scheitel des Hauptes bedeckt iſt: tauſendmal würde er rufen: Hier iſt alles verloren! So nicht der Weiſe, der den Zuſtand der Seelen prüft. Und doch iſt es weit leichter, lahme Füße zu heilen, und blöde Augen zu ſchärfen, als verderbte Herzen zu beſſern, und erlöſchte Gemüther zu erfriſchen.

Wer die Provinz, deren ich nun erwähnen will, einſt ſah, was ſie war, und was ſie nun iſt, mit Augen ſieht, kann ſeinen Augen kaum trauen. Damals huben die Väter ihre neugebornen Kinder gen Himmel: Laß ſie, ſo baten ſie, (und das aus Liebe zu ihren Kindern) laß ſie die Tage der Zukunft nicht leben!

Wie ein Schiff, das mit möglichſter Stärke durch die offne See lauft, wenn es plötzlich Maſt und Segel verliert, die erſte Bewegung eine Weile noch fortbehält; — (die nicht gewohnt ſind, auf Maſt und Segel zu ſehen, oder die unter dem Verdeck ſchlafen, merken es nicht, bis ein irrender Wind ſie plötzlich wider einen Stein, oder ferne von ihrem Ziel in abentheuerliche Gegenden treibt) ſo giengs da durcheinander, nachdem ſich einmal die gemeinſchaftliche Verbindung aller Stände dieſes Landes, und das geheime, politiſche Hinſehen nach einem Ziel und Endzweck verloren hat. Wiſſenſchaften und Volk, Induſtrie und Geſchäfte kannten einander nicht, und das Nachdenken war lange über die Gränzen verjagt. Diejenigen, welche bisher bei aller ihrer Unthätigkeit und Ruhe in einigem Wohlſtand lebten, indem ja freilich der Umlauf der innern Theile zu mannigfaltig iſt, um mit Einemmal gehemmt werden zu können: konnten ſich nicht vorſtellen, wie ihr Wohlſtand jemals aufhören, oder ein Unfall, der ſie um alles brächte, ſich ereignen könnte, und lebten ſchlafſüchtig und gedankenlos in einer ſchändlichen Genügſamkeit hin. Die Nationalerziehung ward allgemein vernachläßigt, und bei den Vornehmen brachte es das Ceremoniel ſo mit ſich, daß ſie vom Ausland, welches über dieſe Thorheit ſeine Verachtung laut zu verſtehen gab, von ſich ſelbſt eingenommene Jungen, die man Hofmeiſter nannte, kommen und durch ſelbe ihren Kindern das Naturgefühl benehmen, ſie in einem faden adelichen Etiquette unterrichten, Verachtung für ihr Vaterland und die Kunſt, auf eine vornehme Art zu faulenzen, beibringen ließen. Die wahren Kenntniſſe waren unbekannt, die Künſte waren ohne Verſtand und Moden des unnatürlichſten Luxus, und die Barbarei ſtieg auf das höchſte. Auf dieſe Art war es ganz natürlich, daß eine Quelle der Einkünfte nach der andern vertrocknete, und der annahende Mangel ſeine Vorboten häufig vorherſendete. Die Dürftigkeit greift allemal die Sitten an; das Landvolk, welches allenthalben verarmte, mußte zu den gewöhnlichen Abgaben durch Erpreſſungen gezwungen, und dieſe Abgaben mußten zur Beſtreitung der immer wachſenden Bedürfniſſe unter allerlei Vorwänden von Zeit zu Zeit erhöhet werden. Der Bauer war übler daran, als ſeine Knechte; er war im wahren Verſtand der erſte Ehehalt, und es war für ihn manches Jahr ein Glück, wenn er, ohne ſich in Schulden zu ſtürzen, ſeine Nahrung herausbrachte; daher wanderten einige aus, andere, denen dieſe Entſchloſſenheit oder die Gelegenheit fehlte, wurden Störer der allgemeinen Ruhe. Es war gräßlich, durch dieß Land zu reiſen. Wo in andern Ländern auf öffentlichen Straßen Früchte und Schatten den Wanderer erquicken, und Wohlgerüche und Blüthen in das Geſicht ihm wehen: da hiengen allenthalben menſchliche Rümpfe, und das Rabengeſchrei tönte von allen Orten umher. Nun endlich bekamen alle Dinge einen gewiſſen Geiſt, nämlich den Geiſt des Eintreibens. Um Geld zu bekommen, wurde man ſinnreich, liſtig, ausgeſchämt, verſchlagen. Wo etwas zu erobern war, da war ein Wettſtreit abſcheulicher Verläumdungen, Schmeicheleien und Beſtechungen. Jeder ſuchte ſich ſeine Rotte, hielt ſich an eine Partei, und das Land war in unendlich viele Faktionen, deren immer eins auf die andere lauerte, ſie auskundſchaftete, verſchwärzte, verfolgte, getrennt. Man konnte nicht frei ſagen, daß man ſich tüchtig gemacht habe, ein öffentliches Amt zu übernehmen, ohne der Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, ſeiner Ehre verluſtig zu werden. Für einen, der dieſe Erſcheinungen nicht gewohnt, oder zu gut war, um ſie jemals gewöhnen zu können, waren dieſelben niederdrückend. Sie benahmen ihm, um mich ſo auszudrücken, den Muth, gegen den Himmel zu ſehen.

Dieſer Verfall blieb den Inländern nichts minder, als unbekannt, und die Klügern unter denſelben wandten alles an, um ſie auf die wahren Urſachen ihres Verderbens aufmerkſam zu machen; allein es war keine Möglichkeit, denjenigen, bei welchen es angelegt geweſen wäre, einen Begriff davon beizubringen. Der Menſch muß ehe eine gewiſſe Bildung, wozu allein die ſchöne Literatur führt, erhalten haben, der fähig ſeyn ſoll, durch die groben Hüllen der Sinnlichkeit und des Eigennutzes, die ſimple Wahrheit zu ſehen. Sie haßten alles, was man eine feine Denkungsart nennt, und waren Feinde aller Lektüre, wenn ſie gleich in die äußerſte Verlegenheit geriethen, ſo oft ſich ein wichtiger Vorfall ereignete, wo man ſich etwa mit den Auswärtigen in ſolche Unterhandlungen einzulaſſen genöthigt war, wozu ein gebildeter Kopf mit gründlichen, gelehrten Kenntniſſen, und mit einer, durch langwierige Uebungen erworbner Fertigkeit, etwas mit Geſchmack und Beredſamkeit zu ſchreiben, erfordert ward; ja eben hier war der einzige Fall, wo ſie ſich alle vereinigten, um den Einzelnen, denen ſie dieſes zutrauten, heimliche Hinderniſſe in den Weg zu legen, und ihnen den Ruhm, etwas Gutes ausgeführt zu haben, zu rauben. Daher ſie dann auch gewöhnlich verloren, und den Ausländern zum Geſpötte dienten. Sie waren keines klaſſiſchen Gedankens, keines würdigen Unternehmens, das der Menſchheit Ehre macht, fähig, und beredeten ſich zuletzt, die wahre Weiſe des Verhaltens in dem, was man Eifer gegen das gemeine Wohlſeyn nennt, gefunden zu haben, indem ſie diejenigen, welche zufällig vom Verbeſſern ſprachen, herzlich auslachten, und denſelben den freundſchaftlichen Rath gaben, ſich, wenn ſie ihr gutes Einkommen hätten, ruhig zu halten. Sohin war ein ſchändlicher Eigennutz die gemeinſchaftliche Triebfeder aller ihrer Handlungen, und auch diejenigen, welche die innern Gebrechen und Mißbräuche erkannten, waren, ſobald dieſe etwas eintrugen, ſo weit entfernet, das Geringſte davon abzuändern, daß ſie vielmehr die erſten waren, denſelben allen Vorſchub zu thun. Nichts konnte für einen Beobachter unterhaltender ſeyn, als die Verlegenheit der Schriftſteller, und ihre gezwungnen Wendungen, zu welchen ſie ihre Zuflucht nahmen, um ihr Mißvergnügen, über die auffallendſten Thorheiten auf eine dunkle Art zu äußern, deren wahrer Sinn weder den Verſtändigen entgehen, noch den Schuldigen zu empfindlich fallen ſollte. Gleichwohl fuhren ſie fort, an diejenigen, welche es für erniedrigend hielten, ein Buch zu leſen, Vorreden zu ſchreiben, und in dieſelben vom Schutz der Künſte und Wiſſenſchaften und von einer Aufklärung zu ſprechen, die kaum im Traume vorhanden war. Es war lächerlich zu glauben, daß man mit den Worten, *Bildung*, *Erziehung*, *Volkswohlſeyn*, *Patriotismus*, den geringſten Ernſt verbinde, nachdem nicht das Geringſte aus innerer zuvorkommender Ueberzeugung und Freude geſchah, ſondern alles durch Abwartung glücklicher Augenblicke, erhalten, oder durch Ungeſtüm ertrotzt werden mußte. Es wurde, um mich des damaligen Ausdrucks zu bedienen, alles erſchlichen, und wie im Spiele gewonnen. *Er hat es*, ſagten ſie, *herausgeriſſen*, das iſt, er hat den andern in einem bequemen Zeitpunkt ſo glücklich eingeführt, ihn ſo viele Vortheile in der Sache, welche er ihm vortrug, ſehen laſſen, daß er ihn, wie Eiſen, glühend machte, und in der Geſchwindigkeit, was er wollte, aus ihm ſchmiedete. Es war, um alles mit Einem Wort zu ſagen, in allem, was geſchah, weder Weisheit noch Dummheit, noch Eifer, noch Nachläſſigkeit, ſondern ein lauterer Handel; und wenn aus einem zufälligen Glück etwas, das nichts eintrug, zum Behuf der guten Sache geſchah: ſo war man aus Gleichgültigkeit gegen alle Dinge dieſer Art ſo gut, es nicht zu hindern, ſo wie man ſich auch nicht die mindeſte Mühe gab, es zu befördern. Alles gieng durcheinander. Die ſchwächern Gemüther waren von dem Glauben an Tugend und Verdienſt und an den Werth der bürgerlichen Pflichten und der Uneigennützigkeit längſt abgefallen; und wären dieſe Tage nicht bald vorübergegangen: von der Wahrheit wären auch die Guten gewichen.

So ſah Engelhof das Land vor ſich liegen, an das er reden, von dem er gehört werden ſollte. Verſuche dieſer Art waren bereits verſchiedene Mal geſchehen, und hie und da wars, als ſähe man die Bruchſtücke eines Grundes zerſtreut liegen, wo ein beſſerer Menſch ſich, den Muth nahm, ein Bild der Geſundheit, (wie Moſes bei der Seuche die

Schlange) an einem erhabenen Ort zu errichten. Es iſt in der That ganz und gar nicht ſo ſchwer, als manchem ſein Kleinmuth es vormalt, in Umſtänden auch eines gegenwärtigen Verfalls, Schöpfer eines Volks zu werden. Die menſchliche Natur kann ihre Rechte und Anſprüche auf edle, würdige Dinge, nie verlieren, und die Vernunft, wenn ihr nur ein wenig geholfen wird, erwachet bald mit Erröthen und ſtreifet die Feſſeln ab. Eine Regierung darf nur thätig und ſtandhaft zeigen, daß ſie die gute Sache nicht bloß gern ſehe und dulde, ſondern daß ſie ihr Syſtem darauf baue, dieſelbe zu unterſtützen, oder ein einziger Großer am Hof darf nur ſich ein Geſchäft daraus machen, beſſern Köpfen die Bahn der Ehre zu öffnen, den Mann mit Literatur von dem Dummkopf und Idioten zu unterſcheiden, und jenen wider dieſen zu ſchützen: ſo wird der Tag bald anbrechen, und die Gelehrſamkeit ihr Haupt erheben. Hier aber ward die Sache ſich ſelbſt überlaſſen.

Diejenigen, welche das Verderbniß weniger angegriffen hatte, da ſie von dem Geiſt der Geſchäfte zu weit entfernet waren, um den wahren Zuſammenhang derſelben zu ſehen, waren die erſten, die ſich bewegten. Sie konnten ſich nicht vorſtellen, wie die Großen von der Lage des gemeinen Elends unterrichtet, und bei demſelben gleichgültig, oder wohl gar mitwirkend ſeyn konnten, und hielten es daher für ihre Pflicht, dieſelben daran zu erinnern. Sie beriefen ſich auf das Volk, und machten ihre Gedanken durch den Druck bekannt. Wo ſie einen ſchändlichen Mißbrauch, ein Gebrechen fanden, da deckten ſies auf, da thaten ſie Vorſchläge, wie man mit leichter Mühe abhelfen, wie man hier den kürzern Weg gehen, dort etwas aus den Augen nehmen oder hinſetzen ſollte. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie man dieſe Erſcheinungen aufnahm. Es war ſchwer, einen Punkt zu berühren, ohne jemand weh zu thun, und wenn man einem Mißbrauch oder einer Anordnung, deren Folgen alle Hoffnungen einer beſſern Zukunft zu Boden ſchlug, entgegen gieng: ſo wußte man, wer jenen bisher unterſtützt, wer dieſe vorgeſchlagen hatte, ſo war irgend ein Vortheil damit verbunden. Die Herren kannten einander wohl ſelbſt, und ihre tägliche Rede bei guten Bekannten war, daß die Sache in die Länge nicht ſo fortdauern, daß es einmal einen gräulichen Bruch, ſo drückten ſie ſich aus, thun müßte; indeß ſah einer dem andern nach; und war etwas zu auffallend: ſo nahm man es zwar vor, ließ er aber eben ſo bald wieder beruhen. Unter dem Namen einer gewiſſen Duldung und Beſcheidenheit drückten ſie bei öffentlichen Aergernissen die Augen zu, und ſchalten denjenigen einen Pedanten, der davon reden wollte. Die wenigen Unverderbten waren zu kraftlos, um etwas Kühnes auszuführen. Die Quellen der öffentlichen Handhabung waren erſchöpft. Es hätte ungeheure Summen gekoſtet, dem Strom Einhalt zu thun, und den Staatskörper zu heilen. Wo alſo ein Glied faulte, da ſchnitt, ſtieß, oder brannte mans weg. Einige verſuchten es zum Zeitvertreib, an der großen Laſt einzelne Züge zu thun. Es ward für kindiſch gehalten, im Ernſte daran zu denken, wie man etwas von Ort und Stelle bringen könnte. Klüger ſeyn wollen, denn andere, das meinten ſie, hieße jedermann vor den Kopf ſtoßen, das hieße ſich aufopfern. Ach, das Leben ihrer Voraͤltern war ihnen ein Roman, und eine eitle Fabel war ihnen das Zeitalter, reich an großen Seelen, denen es ſüß war, für das Vaterland zu ſterben.

So beiläufig war damals das Publikum beſchaffen, für das Engelhof ſchreiben ſollte. Es hätte minder unglücklich ſeyn dürfen, um ihn aufs äußerſte zum Mitleid aufzufordern, und nun, wie mußte die Vorſtellung eines ſolchen Elends ſein ganzes Herz in Bewegung ſetzen? Er behandelte in ſeinen erſten Aufſätzen die Gegenſtände:

Woher kommen die Intriquen und wechſelſeitigen Verfolgungen in manchem Land, und wie kann man denſelben abhelfen? — Steht es in der Eigenmacht eines Volkes, weiſe oder dumm zu ſeyn? — Sind die ſogenannten Freigeiſter, oder die verfolgenden Eiferer dem Staat, und der Kirche nachtheiliger? —

Dieſen folgten Troſtgründe im Elend für alle Menſchen, wodurch er ohne Zweifel die Abſicht hatte, diejenigen, welchen er in den vorgehenden Betrachtungen eine mannigfaltige Abſchilderung ihres Jammers gemacht hatte, wieder zu beruhigen. Die Abhandlungen waren häufig mit charakteriſirten Dialogen untermengt, und mit Beiſpielen, deren Anwendung nicht ſchwer fiel, beleuchtet. Wer ſich von der Faſſung eines Schriftſtellers in den Stunden, wo ſein Geiſt ohne feſſelnde Furcht ganz in ſeinen Gedanken herrſcht, einen Begriff machen kann, der wird ſich den Inhalt dieſer Schriften hinlänglich vorſtellen können. Es war allerdings zu hoffen, daß dieſelben, bei aller anweſenden Trägheit des Publikums, einige Aufmerkſamkeit erregen und dem Verfaſſer eine ſehr vortheilhafte Meinung verſchaffen würden; aber bei aller der Freimüthigkeit, derer man ſich in jenem edeln Unwillen, welcher aus der Betrachtung gekünſtelter menſchlicher Uebel entſteht, bedient, hatte man zugleich die männliche Beſcheidenheit nie ſo ſehr vermißt, daß ſich nicht jede Regierung, welche das Wohl des Landes zum Syſtem hat, freuen und wünſchen ſollte, die Wahrheit auf dieſe Art entdeckt, und dem Strom ungeſcheuter Verbrechen Einhalt gethan zu ſehen. Es war alles ſo allgemein geſagt, und ſo von aller Gelegenheit, ſich aus den kühnſten Stellen eine Privatſache heraus zu ſuchen entfernet, daß auch jeder andere Staat ſie als eigen und einheimiſch aufnehmen konnte. Ich will nur der erſten Abhandlung, und in derſelben nur derjenigen Stelle erwähnen, von welcher mir bekannt iſt, daß ſie unter andern ſehr übel aufgenommen ward. Ich habe mich um die Umſtände dieſer Begebenheit mit der äuſſerſten Sorgfalt erkundigt, weil ich hoffe, jedem Publikum (denn ein jedes beträgt ſich in gewiſſen Dingen auf die nämliche Weiſe) ein Beiſpiel geben zu können, wie unbillig es handle und wie unwürdig und ſklaviſch es eben darum behandelt werde.

Ehe Engelhof zu den Urſachen ſchritt, durch welche Intriquen und Verfolgungen veranlaßt würden, ſchilderte er den Zuſtand eines Staates, worin Intriquen und wechſelſeitige Verfolgungen herrſchten. Er konnte ſich keiner beſondern Fälle aus den Häuſern, wenn er auch gewellt hätte, bedienen, da er mit keinem bekannt war; aber wie allen Gebrechen und Laſtern gewiſſe Züge gemein ſind: ſo konnte niemand den Spiegel, den er durch ſeine Gemälde ihnen vorhielt, betrachten, ohne einen Theil von ſich zu erkennen, und ſich ſelbſt in einer verabſcheuungswürdigen Geſtalt zu erblicken. Daß in demjenigen Staat, in welchem der Intriquengeiſt herrſcht, Einſicht und Redlichkeit, Fleiß und gegründete Wiſſenſchaft die Dinge nicht ſeyen, nach welchen man ſtrebt, nach welchen der Vater ſeinen Sohn anführet, und daß ſie nur dazu dienen, einen fähigen Kopf noch hinterliſtiger zu machen, das iſt eben ſo natürlich, als daß die gute Sache nur das Werkzeug iſt, womit man daſelbſt ſpielt, und daß dieſe ſo oft unterliegen muß, als jemand heimlich Gelegenheit nehmen kann, ſich an des andern Stelle zu ſetzen, oder aus dem Trüben Vortheile zu ziehen. Aus einem ſolchen Staat werden ſich die ungeheuchelten Abſichten der Staatsbeamten bald verlieren, und ein warmer Eifer für die Tugend, und das Vaterland wird lächerlich werden. Das wechſelſeitige Zutrauen der Familien gegeneinander wird aufhören, nnd die Eintracht und Liebe werden verſchwinden. Man wird den feinſten Schleicher für einen großen Kopf halten, und den großen und redlichen Kopf für einen Mann ohne praktiſche und nützliche Kenntniß. Schwache Gemüther werden allgemein von der Redlichkeit abweichen; die übrigen werden ſich in nichts mehr zu finden wiſſen, und das Ende von allem dieſen wird eine allgemeine Verwirrung ſeyn.

Mir däucht, dieſe Schilderung, worin das Vorzüglichſte jenes Eingangs enthalten iſt, ſey an und für ſich, ſo gegenwärtig ſie auch geweſen ſeyn mag, ſehr idealiſch, ſo, wie die Urſachen, welche ſie veranlaſſen, aus der Natur der Sache genommen ſind. Nichts iſt nämlich natürlicher, als daß in dem Staat, wo jeder die allgemeine Maſchine in ihren Theilen hemmen, etwas herausnehmen, oder verändern kann, wo man ſich nie auf ein ſtandhaftes Bewegen eben derſelben Werkzeuge verlaſſen kann, nichts ſage ich, iſt natürlicher, als daß entweder die Maſchine ſelbſt übel eingerichtet, und aus dieſer Urſache ewigen Hinderniſſen ausgeſetzt, oder diejenigen, deren Pflicht es iſt, ſelbe in Bewegung zu erhalten, theils unwiſſend, theils übel geſinnt ſeyn müſſen. Es war ſehr behutſam, daß er eine andere, und zwar die vornehmſte Quelle aller Entſtehung von Chikanen, nämlich die Saumſeligkeit einer Regierung, vermöge der gehörigen Wendung, unter die Mittel ſetzte, wodurch denſelben abgeholfen werden könne.

„Eine der vornehmſten Urſachen, ſchrieb er unter anderm, indem er jetzt eine nähere Anwendung auf die Intriquen bei Juſtizkollegien machte, iſt ohne Zweifel daher zu holen, daß die Perſon des Richters von der des Befolgers gewöhnlich getrennt iſt. Wozu dieſe ganz unnöthige Weitläufigkeit? Der Weg iſt zu weit, und der Gelegenheiten werden zu viel, wo man die Sache aufhalten, verdrehen, und ſie durch eine langwierige Zögerung vollends vernichten kann. Dieſer letztere, der nicht unterſuchen, ſondern ausführen ſoll, darf nur einem unter den Richtern abhold, oder derjenige, wider welchen ein Urtheil ergangen iſt, darf nur ein Freund dieſes Befolgers ſeyn: ſo ſind tauſend Erfindungen bereit, ein Urtheil unkräftig zu machen. Es iſt nichts leichters, und eben darum nichts gewöhnlichers, als daß ſich jeder Unzufriedne eine Parthei ſammle, welche eben ſo verſchlagen, als bereit iſt, den Lauf der Sachen zu hemmen. Je mehr das Anſehen der Geſetze fällt, das dadurch nothwendig fallen muß: deſto gemeiner werden dieſe Verſuche werden, und deſto ſchwerer wird es ſeyn, die niederträchtigen Schliche auf der That zu ertappen.“

„Dieß bleibt indeß allemal wahr, heißt es anderswo, die Chikane iſt eine Tochter der Finſterniß, und eine Frucht der verfallenen

Stärke des Geiſtes. Da, wo die Geſetze deutlich und beſtimmt, wo die Verwalter der großen Geſchäfte entſchloſſen und thätig ſind, wird der Unredliche ſich bald zurück ziehen, und der Unruhige von Unternehmungen ablaſſen. Es iſt allemal Schwäche des Verſtandes, den geraden Gang des offenen Mannes von den geheimen ſchleichenden Tritten des Schelmes ſogar nicht wegkennen, daß es dieſem möglich bleibt, die Poſten, welche jener beſetzen will, allenthalben abzulauern, oder unſicher zu machen. Es iſt allemal Mangel an entſchloßnem Ernſt, das Gute zu wollen, und an Feſtigkeit, es ſtandhaft auszuführen, wenn man dulden kann, daß in gewiſſem Betracht, alles vom Ungewiſſen abhänge, und durch Hilfe kahler Wickeleien, welche durch einen herzhaften Schwertſtreich entſchieden werden könnten, in ewigen Kreiſen herumgetrieben werde. Es ſcheint, jene ſchönen Leidenſchaften unſerer Väter, bei allem ihrem Thun gemeinſchaftliche Sache für das Vaterland zu machen, jene ſtarken Züge, wo man in einer ehrlichen Armuth, in häuslicher Einfalt, in einer edeln Hartnäckigkeit, auch mit Aufopferung ſeiner Vortheile, auf Recht und Wahrheit zu beſtehen, Ruhm ſuchte, ſeyen erlöſcht, und das Gefühl derſelben ſey unter die Klaſſe unſerer Mährchen getreten. Die Geſchäfte ha=

ben keinen Geiſt, und es iſt nichts mehr, was Uns allen gemeinſchaftlich am Herzen liegt, vorhanden. Wir wiſſen kaum mehr, wie man jemand im Ernſte zumuthen könne, nicht ganz am Irdiſchen zu hängen, und auch an dem, was allein die Seele beglückt, Vergnügen zu finden. Wir gerathen in Verlegenheit, wenn wir von jenem Schatzmeiſter hören, der nicht einmal ſo viel hinterließ, daß er begraben werden konnte. Wir wiſſen nicht, wie wir den Vater entſchuldigen ſollten, der um die in ſeinen Umſtänden nöthige Mannszucht zu erhalten, ſeinen Sohn, als einen Diener der Geſetze behandelte, und die Verletzung derſelben mit eben der Strenge, wie er es an jedem andern gethan haben würde, beſtrafen ließ. Wir wiſſen nicht, wie wir den Männern genug ſollten unſer Mitleid bezeigen, und gleichſam durch Entſchuldigungen ihre Ehre retten, von welchen es bekannt iſt, daß ſie weder der Reichthümer, noch der Wollüſte achteten, daß ſie bei der augenſcheinlichen Gefahr, durch die Wahrheit und Gerechtigkeit unglücklich zu werden, durch nichts ſich abhalten ließen, darauf zu beharren; daß ſie in Gelegenheiten, Schwachheiten, die man ſo gerne entſchuldigt, zu begehen, beſtanden, und ſich derſelben nicht bedienten. Wir verachten eine Thätigkeit, einen Eifer für das gemeine

Wohl, ohne welchen es uns jetzt nicht möglich ſeyn würde, ſo unthätig und nachläſſig zu ſeyn“ u. ſ. w.

Ich brauche nicht erſt zu ſagen, daß man jeden auffordern kann, in dieſen Stellen etwas Verdächtiges zu finden. Und ſo enthalten auch die übrigen Abhandlungen ſo allgemeine Betrachtungen, daß es keiner Seele, welche mit unbefangenen Abſichten ſie lieſt, einfallen wird, ſie zum Argen zu deuten. Wie es möglich war, ſie aus der Preſſe zu erhalten, weiß ich nicht; aber ehe ſie herauskamen, erhielt Engelhof einen Befehl, vor Deputirten zu erſcheinen. Die Schriften wurden ſogleich verſiegelt, und zu gleicher Zeit von einer gegenwärtigen Conſiſtorialdeputation, welche ſich um die Abhandlung, ob die ſogenannten Freigeiſter, oder die verfolgenden Eiferer dem Staat, und der Kirche nachtheiliger wären, annahm, auf das ſtrengſte verboten.

Nun hatten ſie in dieſer Gegend die Gewohnheit, Unterſuchungen und Proceſſe, ehe man eigentlich wiſſen konnte, woran man wäre, ſogleich von der Execution anzufangen, und zum Beiſpiel, jemanden ins Gefängniß zu werfen, und nachher eine Unterſuchung, ob er auch ſchuldig wäre, anzuſtellen. So unbillig ein ſolches Verfahren war, und ſo häufig ſich dadurch Fälle, wo alles Recht verletzt wurde, ereigneten: ſo war doch ein anderer Grundſatz, an den ſie ſich, als an ein Geheimniß der Weisheit, unverbrüchlich hielten, noch weit grauſamer. Sie waren nicht dahin zu bringen, zu geſtehen, daß ſie aus Uebereilung gefehlt hatten, indem ſie glaubten, daß einiger Schein eines ſolchen Geſtändniſſes ihrem Anſehen zuwider wäre. Ungeachtet ſie nun am Ende, und wenn ſie die Sache beim Licht beſahen, gewöhnlich, einer dem andern, die Schuld gaben: ſo halfen ſie ſich doch wieder gemeinſchaftlich durch, indem es, wie ſie ſagten, nicht zu verhindern wäre, daß ſich nicht ein und anderer Fall, wo einem nicht auf das glimpflichſte begegnet würde, ereigne. Was die gegenwärtigen Schriften betrifft: ſo mußten ſie nunmehr ſträflich ſeyn; denn ſie waren verboten.

Diejenigen, welche dieß in ihrer eignen hohen Perſon gethan, übergaben die Sache mit bedenklichen Mienen einigen Untergeordneten, und traten von der Bühne. Dieſe nahmen dieſelbe im ſtrengſten Ernſt, und wie ſie ſich in ſolchen Aufträgen gewöhnlich geſchäftiger betrugen, als ſelbſt diejenigen, von welchen ſie dieſelben erhalten: ſo ließen ſie dießmal das Volk ſo viel davon wiſſen, als jeder nöthig erachtete, ſich ein wichtiges Anſehen zu geben. Der Inhalt dieſer Schriften betraf gerade das, worüber das Volk unaufhörlich klagte. Seine ganze Verfaſſung war ein elender, hirnloſer Federkrieg, und alle Straßen wimmelten von Richtern und Schreibern. Den erſten Tag rieth jedermann, was die Schriften enthalten müßten, und den zweiten erzählte jedermann, was niemand geſehen hatte, was ſie wirklich enthielten. Man nannte die anzüglichſten von den beleidigenden Ausdrücken, welche in denſelben enthalten ſeyn ſollten. „Er hat das geheime Verbrechen des — ohne alle Scheu ans Licht gezogen, ſagten einige. Wie er nur dieſen Betrug des — hat aufdecken können! ſagten andere, und durch dieſe und jene ward ſo viel geſagt, daß ſich, ungeachtet der heimlichen Schadenfreude eines jeden, keiner getraut hatte, einer ſolchen Freiheit das Wort zu reden, weil jeder fürchtete, daß auch von ſeiner Perſon etwas geſagt ſeyn möchte. Mit Einem Wort, ohne zu wiſſen, was ſie thun, bekannten ſie ſich, wie es dummen Leuten eigen iſt, zu der Wahrheit aller der Dinge, die in den Abhandlungen enthalten ſeyn ſollten.

So oft das Volk gleich ungeſtümen Kindern behandelt wird, denen man Spielwerke giebt, damit ſie die Anweſenden ungeſtört handeln laſſen; ſo oft läßt man, wie in der Fabel die Rhea, Lärmen von außen ſchlagen, um bei dem, was inwendig geſchieht, unbemerkt zu bleiben, daß man nicht ſelten befugt ſeyn möchte, unter Drohungen etwas Gutes, und unter ſchönen Worten etwas Gleißendes zu vermuthen. Dieſe einzige Begebenheit kann ihres Entzwecks nicht verfehlen, manchen aufmerkſam zu machen.

Jenen Männern, welche Engelhofs Schriften mit ſo großer Strenge behandelten, war nichts minder, als um ſeine Schriften zu thun. Und wenn es zu den äußerſten Thätlichkeiten gekommen wäre: ſo hätten ſie keine Abſicht auf ihn gehabt, ſondern ſie hätten ſeiner Perſon ſich als des Opfers bedient, um etwas durchzuſetzen, das ſie außer dem nicht ſobald zum Werke bringen konnten. Man hatte ihnen nämlich den Verdruß gemacht, ihnen einen jungen Mann in ihr Kollegium zu geben, der ganz anders dachte, als die Meiſten von ihnen. Daß dieſer Mann hellere Einſichten beſaß, als ſie alle, das hätte ſie wenig bekümmert; (denn wie alltäglich iſt der Fall, daß verſtändige Männer ſchlechter handeln, als dumme?) allein jener Mann war unbeſtechlich und rechtſchaffen. Er ſagte ihnen bei allen Gelegenheiten unerſchrocken die Wahrheit, und deckte manche unverzeihliche Thorheit auf. Dieß that er ſo unermüdet, und wurde ihnen zuſehends ſo überlegen, daß ſie wohl ſahen, ſie würden in der Folge genöthigt ſeyn, ihr Syſtem mit allen Vortheilen deſſelben aufzugeben, oder dieſes gefährlichen Mannes ſich loszumachen. Sie griffen dieß auf eine Art an, wozu nicht jedermann Verſchlagenheit genug, oder Geduld genug hätte. Sie lobten den Mann außerordentlich; er wäre, ſagten ſie, ein vortrefflicher Verrichter; ein großer Freund der guten Sache, wie ſie, ſetzten ſie hinzu, (wenn ſie allein waren) wie ſie wohl wieder einmal einen nöthig gehabt hätten; — nur wünſchten ſie, daß er etwas klüger werden möchte, etwas bedächtlicher, wie man es von demjenigen erwarten ſollte, der durch Uebereilungen, und hitziges Uebertreiben viel verderben kann. Sie hofften aber, es würde ſich auch dieſes noch geben. Dieſer Hoffnung thaten ſie am Ende ihrer Lobſprüche allemal Erwähnung, theils um ihren Verſicherungen deſto mehr Glaubwürdigkeit zu verſchaffen, theils auch, um künftig ein Recht zu billigen Beſchwerden zu erhalten. Seit einiger Zeit, wenn ein ärgerlicher Streich, den ihr Kollegium gemacht hatte, bekannt wurde: ſo thaten ſie keineswegs, was ſie bis auf dieſe Stunde gethan hatten, wo ſie denſelben läugneten, oder ſeine Größe zu mindern ſuchten, ſondern ſie fiengen an, jenen Mann zu entſchuldigen, und für ihn um Nachſicht zu bitten. Sie hofften das Beſte, ſagten ſie gewöhnlich, und nur ein und andersmal, nachdem ſie ſeinen Talenten ungemeine Lobſprüche beigelegt hatten, äußerten ſie ſich, wie ſie vermutheten, ihre Geſchäfte wären für den Mann zu ernſthaft, oder auch beinahe zu klein, und wie ſie daher wünſchten, daß es bei ihnen ſtehen möchte, ſelben nach etwas Höherm zu befördern.

Engelhofs Schriften kamen einigen derſelben wie gewünſcht. Sie beobachteten mit entzücktem Herzen den Lärmen, welcher darüber entſtand, und nach und nach bis zur Hitze eines Aufruhrs ſtieg. Als die Sache die gehörige Vorbereitung erreicht hatte, und durch den Mund des Volkes bereits ſchon entſchieden war, fanden ſie ſich, bei aller ihrer gewöhnlichen Mäßigung, bemüßigt, die Sache den Weg des Rechts gehen zu laſſen. Was ſie wünſchten, und voraus ſahen, daß der Mann, welchen ſie zu entfernen ſuchten, ſich um die Erhaltung der verbotenen Schriften auf das heftigſte annehmen würde: das geſchah. Der junge Rath beſtand darauf, daß die Schriften von allem, auch dem geringſten Verdacht frei, und daß ſie alle, denen die Beförderung tugendhafter Kenntniſſe, und nützlicher Gefühle beſonders obläge, gehalten wären, dieſelben auf alle mögliche Art zu ſchüzen. Er wollte ihnen begreiflich machen, daß das nöthigſte Mittel, welches Sie, um noch ihre Ehre zu retten, ergreifen könnten, wäre, ihren Beifall eben den Stellen, die ihnen verdächtig vorkamen, laut zu bezeigen. Was die Fehler und Mißbräuche beträfe, von welchen man glaubte, daß ſie gerügt worden wären, ſo ſey ſeine Meinung, es liege der Regierung daran, ſie zu erfahren. Man ſoll, behauptete er, eine edle Freimüthigkeit vielmehr ermuntern, als niederſchlagen, da ſie das kräftigſte, ja einzige Mittel wäre, eine ſchädliche Schläfrigkeit der Staatsbedienten zu verhindern, und das Volk in einer antheilnehmenden Aufmerkſamkeit auf die bürgerlichen Verhältniſſe zu erhalten. — Dieß war den Gegnern dieſes wackern Mannes mehr als hinlänglich, ſeine Entfernung zu befördern. Sie trugen ſeine geäußerte Meinung nicht etwa öffentlich herum; ſie hielten ſie vielmehr geheim, und ſprachen davon in einem Ton, der einen vermuthen ließ, als wäre es demſelben beſſer und nützlicher, ein behutſames Stillſchweigen zu beobachten. Dieß gelang dieſen Herren ſo glücklich, daß ſelbſt die gutdenkenden Freunde, welche bisher dem Betragen des jungen Raths das Wort redeten, mit ſichtbarer Verlegenheit ſchwiegen, und ihm zu verſtehen gaben, er hätte ſich an die Vertheidigung neuer Grundſätze, welche ſo wichtige Dinge, als die Regierung, und die Freimüthigkeit gegen dieſelbe wäre, beträfen, keineswegs wagen ſollen. Um ihre liſtigen Anſchläge zu krönen, brauchten jene die Vorſicht, ihn bei dieſen zu vertreten, und ihnen zugleich zu verſtehen zu geben, daß ſie den Vorfall aus Freundſchaft und Hochachtung gegen ſie geheim halten wollten. Dieſes gieng ſo im Trüben durcheinander, und ward mit ſo vieler Eilfertigkeit fortgetrieben, daß es nicht möglich war, ſogleich auf den Grund der Sache zu kommen. Und wider eine weitere Unterſuchung ward dadurch geſorgt, daß ſie ſich erklärten, ihrer Seits die ganze Sache beruhen zu laſſen. Sie hatten alſo ihre Abſichten ausgeführt, und zur Belohnung noch die Ehre davon getragen, einen Schriftſteller, mit welchem man anderswo nachdrücklicher verfahren ſeyn würde, geſchont, dem jungen Rath durchgeholfen, und ſich überhaupt nach Art der billigſten Männer betragen zu haben. Zu gleicher Zeit wurden einige eben ſo dumme, als eigennützige Verordnungen, auf deren Befolgung ſie bisher vergebens drangen, mit allem Nachdruck beſtätigt.

Die Herren Conſiſtorialräthe hatten indeß ganz andere Maaßregeln genommen. Sie hatten ſchon ſeit langer Zeit keine Gelegenheit gehabt, ihr Anſehen zu erneuern, und ſie ſahen gleich, daß ihnen ſehr viel daran liege, ſich der gegenwärtigen zu bedienen. Zwar befanden ſie ſich damals noch in einer ſo erbärmlichen Verfaſſung, daß ſie von dem, was außer ihren Stadtthoren vorgieng, nichts weiter wußten, außer daß ſie von Zeit zu Zeit ſich ſagen ließen, es gehe überall gar ausgelaſſen, und unorthodoxiſch zu, welches dann die Prediger des Orts nicht ermangelten, ihren Zuhörern wieder vorzuſagen. Wo das Ding, wider welches ſie loszogen, ſich befände, und wie es beſchaffen wäre, darnach ſich bei ihnen zu erkundigen, wäre vergebens geweſen. Vom Reich der Literatur, und der wichtigen Gährung, und Bewegung in deutſchen und andern Ländern nicht das Geringſte! Kein Funken ſelbſtdenkenden, oder in die Zukunft ſehenden Verſtandes! Die zwei oder drei Männer, welche ein einzelnes gutes Buch beſaßen, hatten dasſelbe längſt aus Langweil und aus Kummer weggelegt, da ihnen das Leſen zu nichts diente, als neue Unruhen zu verurſachen.

Nun hätte man zwar mitten unter ihnen ſchreiben können, was man gewollt hätte; ſie würden, da ſie nichts geleſen hätten, auch nichts geahnet haben. Sobald ſie irgend in einem Werk, das ihnen der Zufall in die Hände lieferte, ihre Kanzleiworte nicht fanden, ſo verachteten ſie es ſchon, als eine ungelehrte Schreiberei, die nichts zu bedeuten haben könnte; und daß der heutige Freigeiſt, der Verderber der Sitten darum manchmal verführte, weil ſie denſelben keine Werke, welche dieſem Uebel Einhalt thun könnten, entgegen ſetzten, daß alles, was ſie ſelbſt in ſo vielen Folianten bisher geſchrieben haben, faſt durchgehends ſowohl in Abſicht auf eigenes Nachdenken, als die Schreibart, äußerſt ſchlecht wäre, daran hatte ſie noch niemand mit einem Nachdruck, der einige Folgen veranlaßt hätte, erinnert.

Sie hatten kaum die Nachricht erhalten, daß etwas, das ihre kirchliche Verfaſſung angieng, vorhanden wäre, als ſie die Sache, wie ihre eigne, behandelten. Daß die Juſtizräthe von den verſiegelten Schriften weiter nichts hören wollten, brachte ſie auf die Vermuthung, dieſelben müßten allein vor ihre Gerichte gehören. Der liebloſe Lärmen der Gemeinden galt ihnen für einen Beweis eifernder Frömmigkeit, und die unchriſtlichen Nachworte als ein Zeichen, daß unter ihnen noch ein gutes Chriſtenthum thätig ſey. Dieß gab zu Erbitterungen, zu Zänken, und wie ſich leicht vorausſehen ließ, da es an einigen Widerſachern nicht fehlte, zu lebhaften Streitigkeiten Anlaß. Bei dieſen Umſtänden ſagte man ſich, daß, wenn auch Engelhof Recht hätte, geſetzt auch, ſetzten die Deputirten hinzu, daß er Recht haben könnte, man doch, in Betracht der allgemeinen Ruhe, die Sache ſcharf ahnen müſſe, und dabei wiederholte man unaufhörlich die beliebten Grundſätze, die ſich nach Belieben ausdehnen laſſen, daß man Meinungen, welche zwar unverwerfliche Gründe für ſich, aber für das Volk ſehr viele Zweideutigkeit und Aergerniß enthalten, nicht ohne die höchſte Behutſamkeit bekannt machen ſollte.

Indeß kam der Tag, an welchem Engelhof erſcheinen ſollte, heran. Man ſchilderte ihm dieſes Gericht mit allen Farben, welche in der Seele eines empfindſamen Menſchen Furcht und Grauen verurſachen können. Er erkundigte ſich bei allen, welche ſich mit ihrer beſondern Aufklärung und Vernunft vieles zu gut thaten, ob es kein Mittel gebe, dieſen Richtern zu entgehen; allein da war keine Seele, die ſeiner ſich annehmen wollte. Es wäre, hieß es, in dieſem Falle nichts auszurichten. Der Officier aber, der ſich nicht vorſtellen konnte, wie es möglich wäre, daß eine ſolche Sache Einfluß auf die Ehre und das Glück eines Menſchen haben könne, lachte und ſpaßte von ganzem Herzen. Fang du nur mit dieſen Deputirten an! ſagte er.

Wie er nun aber ſah, daß die Sache für ſeinen Freund unangenehme Folgen nach ſich ziehen könnte, lud er die Herren, aus der Abſicht, ihnen ein Mißverſtändniß gütlich zu benehmen, zu Gaſt. Er glaubte, es wäre weiter nichts nöthig, als ſie zu erinnern, daß ſie ſich gefallen laſſen möchten, eine Sache, die ihm ſo klar, wie das Tageslicht wäre, mit geſunden Augen anzuſehen; allein er fieng kaum an, derſelben zu erwähnen, als ihn die Herren baten, ſich nicht darein zu mengen, weil er, war ihre Antwort, nichts davon verſtünde. Er möchte wohl wiſſen, ſagten ſie, was zur Orthodoxie gehöre, aber nicht, was wider dieſelbe ſtreite. Als er ſie hierauf erſuchte, ihm doch zu ſagen, welche Stellen dann alſo die anſtößigen wären, ließen ſie ſich hierauf nicht ein, ſondern wiederholten, daß dieß einzig ihre Angelegenheit, und daß ihnen als Männern, welche von ihren Pflichten eine lange Erfahrung hätten, allerdings zuzumuthen wäre, daß ſie nicht wie der Blinde von der Farbe reden würden. Dieſe Erklärung ſchien jetzt niemand gerechter, als dem Verleger, welcher bei der Unterredung zugegen war, und ſtatt daß ihn die Furcht, die Früchte ſeiner bereits gemachten Auslagen zu verlieren, hätte antreiben ſollen, ſeine Sache zu vertheidigen, ſchlug ſie ſeinen Muth dergeſtalt nieder, daß er ſeine bittere Reue, ſo etwas unternommen zu haben, nicht undeutlich an den Tag legte. Nur der Preuße blieb aufrecht und ſeiner Ueberzeugung getreu. Die Deputirten, welche nicht gewohnt waren, eine Vertheidigung dieſer Art gelten zu laſſen, geriethen darüber bald in ihren Amtseifer, deſſen Ausbrüche man ſich leicht vorſtellen kann. Was jenen vorzüglich beleidigen mußte, war, daß ſie ihm unaufhörlich die erforderlichen Kenntniſſe abſprachen, und ſich gar nicht würdigen wollten, ſeine Einwendungen mit einiger Aufmerkſamkeit anzuhören. Dieß fiel ihm ſehr empfindlich, und als ihm daher einer der Deputirten einwarf, wie er ihn für einen Mann hielt, der nicht einmal einen Spruch aus der Bibel wüßte: wohl weiß ich einen, antwortete der Preuße: Deine Propheten haben dir loſe und thörichte Geſichte geprediget, und dir deine Miſſethat nicht geoffenbaret, damit ſie dein Gefängniß gewehrt hätten, ſondern haben dir geprediget loſe Predigt, damit ſie dich zum Lande hinaus predigten.

Bei dieſen Worten entfernte er ſich, und dachte an nichts weniger, als daß er durch dieſe übereilten Reden, ſtatt ſeinem Freunde zu nützen, die Sache nur ärger gemacht habe. Als Engelhof bei der Conſiſtorialdeputation erſchien, wußten zwar die Deputirten noch nicht, welche Sätze ſie eigentlich als verwerflich erklären ſollten. Die Verrufung war zu unüberlegt, und zu hitzig geſchehen, und es hatte ſich dabei einer auf den andern verlaſſen. Sie geſtanden nachher ſelbſt, daß im Hauptweſen an dieſen Abhandlungen nicht das geringſte Unorthodoxe zu finden wäre; indeß waren ſie einmal beiſammen und ſie mußten etwas ſuchen. Was nun alle geſunde Vernunft, und alles Recht der Menſchheit, welches man doch einem Straßenräuber zugeſteht, beleidigte, war, daß ſie nicht erſchienen, ſich erklären zu laſſen, welchen Sinn dieſe und jene Stelle haben könnte, ſondern vorgreifend und eigenmächtig erklärten, welchen ſie haben müſſe, daß ſie nicht als Väter, welche ſie eigentlich hätten vorſtellen ſollen, zugegen waren, einen Irrenden mit Sanftmuth zu beſſern, ſondern als herbe, feindſelige Richter, in der Abſicht, dem Angeklagten, er möchte ſagen, was er wollte, Unrecht zu geben. Das Protocolliren war eine vergebliche Formalität. Der Eifer, ſich zu vertheidigen, ward für eine Hartnäckigkeit, und dieſe für etwas, wozu man myſtiſch ſchwieg, erklärt, und allem Anſehen nach ſchien die Sache verdrüßliche Folgen nach ſich zu ziehen, als die Herren nach dem Maaß, wie ſie einander ſelbſt nicht leiden konnten, anfiengen einander zu widerſprechen. Es wä ren, brachte einer unter vielen religiöſen Seufzern vor, Dinge, die in dieſen Schriften, welche unmittelbar den Fürſten, ja Gott ſelbſt angriffen, ſetzte er hinzu. Dieſem widerſetzte ſich ein anderer, indem er ſagte: Mit Nichten: die angeführten Stellen erhielten nur Propositiones scandalosas (ärgerliche Sätze); dieſem widerſprach ein Dritter; es wären, ſagte er, einſtweilen nur Propositiones scandalo proximae (beinahe ärgerliche Sätze); der Streit wurde hitzig, und Engelhof mußte abtreten.

Nun hatte man ihm in dieſem Gericht weder an Leib, noch Leben, noch an Gut oder Ehre geſchadet; nur ward ihm für das erſtemal verboten, künftig ohne ihre Einwilligung zu ſchreiben; aber es giebt etwas, das ein edles Herz weit ſchmerzlicher kränket, als der Verluſt alles Irdiſchen; wenn es nämlich die Grundſätze und Meinungen unſerer Ruhe und Ueberzeugung betrifft, und man uns dann im Namen einer allgemein erkannten, und jetzt richtenden Vernunft ankündigt, daß man in Sätzen irrig denke, deren innere Ueberzeugung man eben ſo wenig, als den Umlauf des Blutes verhindern kann. Einem Menſchen, der nicht gewohnt iſt zu trotzen, ſondern der, wie die Güte ſeiner Abſichten, beſcheiden und folgſam iſt, tödtet dieſe Begegnung die Seele;

und iſt ſein Zutrauen zur erkannten Wahrheit, und ſein eigenes Gefühl nicht von Natur erhaben, und königlich: ſo traut er ſich nichts mehr zu, und hängt an keiner Wahrheit, ſondern er trägt ſie ſchüchtern, und ſchaafmäßig, wie zur Schau herum und iſt bereit, ſie für eine andere jedem hinzugeben, der ſie ihm nehmen will.

Auf dieſe Art ward dieß Werk, und mit demſelben alle Hoffnungen für Engelhof im erſten Aufkeimen unterdrückt. Wem aber die harten Folgen dieſes unbilligen Verfahrens empfindlicher fielen, als vielleicht ſelbſt dem Verfaſſer, war der Verleger, welchen man des ganz billigen Gewinns, auf den er Rechnung machte, beraubt hatte, ohne ihm das Geringſte zu vergüten. So uneigennützig er außerdem bei der gegenwärtigen Sache geweſen ſeyn mochte, wie er dann aus beſonderer Achtung gegen den Freund ſeines Sohnes, die Hälfte der Einnahme mit ihm zu theilen verſprach: ſo gieng ihm doch dieſer Schaden ſo ſehr zu Herzen, daß er auf alle, ihm möglichen Mittel dachte, ſich deſſelben zu erholen. Sein erfinderiſcher Handlungsgeiſt gab ihm bald Vorſchläge ein, die ſeinen nicht gröblich gewinnſüchtigen Abſichten, welche er dabei hatte, um ſo eher zu vergeben ſind, als Menſchen ſeines Gewerbes die Gewohnheit nicht ſelten ſtumpf und unfähig macht, in gelehrten Dingen das, was man einen edeln Eifer nennt, von dem, was die Linien des Wohlſtandes überſchreitet, zu unterſcheiden. Keine Rache hätte für Engelhof peinlicher ſeyn können, als der Vorſchlag war, den er ihm machte, und wodurch er ihn in den Stand ſetzen wollte, ſeine Umſtände auf eine ſehr vortheilhafte Art zu verbeſſern. Gemäß der genauen Kenntniß und Erfahrung, welche der Mann von ſeiner Gegend hatte, konnte er voraus ſehen, daß Schriften, durch deren Inhalt einer großen Parthei geſchmeichelt, und entgegen einer ſchwächern und verhaßten die Wahrheit geſagt würde, ihr Glück machen müßten. Er erinnerte ſich vieler Fälle, wo das nämliche geſchehen, und nebenbei wußte er, daß es lächerlich wäre, von einem öffentlichen Verbot, das man ehegeſtern herausgab, zu glauben, daß es morgen eine Kraft haben werde. Es ahnete ihm nicht undeutlich, daß ſolche Verordnungen auf die gegenwärtigen eigenen Vortheile, oder zufälligen Launen der Rathsglieder, auch oft auf die Abweſenheit eines Einzelnen ankommen, und daß man aus eben den Gründen etwas billigen könne, was man etliche Tage zuvor aus denſelben verworfen hat. Er eilte alſo mit der Freudigkeit eines Erfinders auf Engelhofs Zimmer, und that ihm nach vielen prächtigen Verheißungen den Vorſchlag, für ihn einige Arbeit, welche in gelehrten Streitſchriften und fliegenden Blättern beſtehen würde, zu übernehmen. Er getraute ſich nicht, gerade heraus zu ſagen, daß er wünſchte, dieſelben möchten, ſo deutlich als möglich, dem Pasquille ſich nähern; allein, ſagte er, eine beſſere Gelegenheit, ſich für Ihre Beleidigung Genugthuung zu verſchaffen, kann ſich gar nicht mehr finden; und was die Sicherheit anbelangt: ſo verſpreche ich Ihnen, als ein Mann, auf alle Fälle ein heiliges Stillſchweigen, und die gute Bezahlung voraus. Er legte ihm bei dieſen Worten einige Dukaten auf den Tiſch, und hieß ihn einſchlagen. Dieſer Antrag, (das Beleidigende, das er ſchon an ſich ſelbſt, und für den Engelhof hatte, weggerechnet) war nicht ohne Ausſicht. Allerdings war bei Pasquillen oder Schriften, welche denſelben nicht unähnlich ſind, weniger Gefahr und mehr Gewinn zu erwarten, als bei ernſthaften und weſentlichen Dingen; auch war es bei der damaligen Verfaſſung nicht zu verwerfen, daß, wenn man etwas ſeyn wollte, man, wie Juvenal ſagt, etwas, das Verbannungen und Gefängniſſe verdient, unternehmen müſſe. Niemand konnte dieſem Vorſchlag mehr Beifall bezeigen, als der Preuße, der in der guten Meinung, worin er die Sache betrachtete, nicht ſo wohl auf die gegenwärtige Unterſtützung, als auf die künftigen Ausſichten ſah, welche für ſeinen Freund ſich öffnen würden. Er glaubte, dieß würde ihm in der Stille mächtige Gönner, und wer weiß, welche Beförderer verſchaffen. Er überrechnete mit dem Buchdrucker den Gewinn, den etliche Bögen dieſer Art wahrſcheinlich hereintragen würden, und eben ſo viel war in ſeinen Augen das Vergnügen werth, den unausſtehlichen Pedanten, wider welche dieſe Schriften losziehen würden, die Köpfe gerüttelt zu ſehen. Daß dieſe Arbeiten gelehrte Streitſchriften genannt wurden, machte, daß er nichts Verdächtiges darin ſah, daß der Ort, wo ſie herkommen würden, geheim gehalten, und ihr Verkauf ſich nur ſchleichend ausbreiten müßte. Er munterte den Engelhof mit aller Beredſamkeit, die ihm eigen war, auf, friſch an das Werk zu gehen, und etwas Gewaltſames zu ſchreiben, ſo etwas, ſagte er, und hob bei dieſen Worten den Stock in die Höhe, als wollte er viel von ſich abtreiben. Beſchreiben konnte er es ihm nicht deutlicher; aber ſo müßte es ſeyn, dachte er, wie es zugeht, wenn man im Sturm über Wälle hinauf lauft. Zu gleicher Zeit betrieb der Buchdrucker mit aller Gewalt ſeine, wie er meinte, unverbeſſerliche Vorſtellung. Er zählte die Dukaten ein über das andere Mal, legte ſie in verſchiedene Figuren, kehrte ſie bald auf dieſe, bald auf jene Seite, wobei er ſie ſtets, damit ſie klingen möchten, auf den Tiſch warf: „Nun ſo nehmen Sie! ſagte er. So nehmen Sie ſie doch! wiederholte er. — Dieß ward ihm ſo inſtändig, und gewiſſermaßen ſo treuherzig vorgeſagt, daß es den Schein eines undankbaren Eigenſinnes bekam, wenn er darauf beharren ſollte, ein ſolches Anerbieten nicht anzunehmen. Wie betrübend mußte für ihn dieſer Gedanke ſeyn! Seine Blicke ſagten ihnen, er wäre deſſen nicht fähig.

Der edelmüthige Officier deutete ſein Stillſchweigen für Furchtſamkeit aus, und das erregte aufs neue ſeinen Vorſatz, demſelben deſto thätiger beizuſtehen. Ungeachtet der ernſtlichen Warnung ſeiner Freunde, daß er ſich in einem fremden Gebiet bei einer Sache, die ihn nicht angieng, ſtill halten möchte: fuhr er fort, mit aller Freimüthigkeit ſeines Freundes ſich anzunehmen. Er bot ihm ſein Quartier, ſeinen Tiſch an, und verſprach ihm, alles für ſein Aufkommen zu verſuchen; allein Engelhof verſtand dieſe Aufmunterung nicht mehr. Er ſollte nie wieder eine beſſere Menſchenſprache verſtehen. Es flüchtete immer weiter ſein Herz, und er erreichte die Hoffnung nicht mehr mit ſeinen Gedanken. Er hörte mit zerſchla=

genem Sinn Gutes und Böſes an, und glaubte von Menſchen nichts anders, als daß ſie kommen würden, eine ſchwere Bürde ihm aufzuladen. Es ſchien, er habe die Erwartung einer reinern, uneigennützigen Menſchheit verloren. Dieß entgieng nicht ſeinem rechtſchaffenen Gefährten, der, wenn er in der Schlacht ſo unerſchrocken geweſen, als er wohlthätig war, nie beſiegt zu werden verdient hat. Er wiſchte ſich, wenn er das Hinwelken im Geſicht ſeines Freundes ſah, manche Thräne vom Auge, und quälte ihn nie durch ein ungeſtümes Aufdringen einer Munterkeit, die nicht aus dem Herzen kam. Oft nahm er ihn, ſo bald es die Jahrszeit erlaubte, bei der Hand, ohne ein Wort zu ſprechen. Er führte ihn in den Sonnenſchein, und in das Mondlicht, und in den Wald, und auf das Feld, und führte ihn eben ſo geduldig wieder zurück, ohne ein Wort zu reden; oder er führte ihn, ſo erfinderiſch war ſeine Zärtlichkeit, auf den Kirchhof, half ihm halb verlöſchte Namen leſen, oder ſetzte ſich mit ihm auf ein ſinkendes Grab. Nur dann und wann, und bei guten Gelegenheiten, ſah er ihm, wie halb bittend ins Geſicht, und fragte: Wird es dann gar nicht leichter? — Es würde ihm leichter geworden ſeyn; denn der Mann verſtand ſich auf das Herz.

Die Natur brachte den Frühling zurück, wo alles ein neues Leben, neue Sinne, und Begierden bekömmt, wo jede Quelle ſich zu bewegen anfängt, und jeder Baum neue junge Blätter erhält; nur hie und da ſteht entblättert und verdorrt ein trauriges Bäumchen, das mitten unter dieſen Freuden, nur mit Mühe in einzelnen Aeſten noch auflebt. Der fühlende Wandrer ſieht es mit Wehmuth an.

Engelhof konnte die Güte ſeiner Wohlthäter nicht ertragen. Er wußte nicht, wie er ſeinen Zuſtand verbeſſern ſollte; aber noch weniger wußte er, wie er Gutthaten annehmen ſollte, ohne ſie zu verdienen. Wenn er aß, dachte er: Dieſer Fremde, um den ich es nicht verdient habe, reicht mir die Speiſe, und wenn er ſich erwärmte, dachte er: Es iſt meines Wohlthäters Güte. Es giebt Menſchen, die, wenn ſie einem Hilfloſen wohlthun, grauſamer ſind, als wenn ſie ihn verſtoßen; ſie binden demjenigen Hände und Füße, dem ſie eine Speiſe reichen, ehe er verhungert. So war der Preuße nicht. Er meinte es redlich, und vom Herzen weg; aber der Gedanke, daß es ſeyn könnte, und dann jenes Gefühl von Ehre, das ſo mächtig wirkt, peinigten den Engelhof Tag und Nacht. Dazu kam eine Art von etwas unbeugſamer Unzufriedenheit, welche ſich der Herzen, die einmal argwöhnen, ſo gewöhnlich bemächtigt. Es war ihm unmöglich, es länger ſo auszuhalten. Er mußte aufhören, es ſelbſt zu ſeyn, oder er mußte fort.

An einem der letzten Wintertage, wo es ſchrecklich ſtürmte, und naſſen Schnee warf, ſo daß die Ausſicht bis zu den nächſten Häuſern verſchloſſen war, ſaß er mit dem Officier bei Tiſch. Ich habe heute wieder etwas für Sie verſucht, hub dieſer an; aber es gieng nicht; doch es wird ſich wohl noch was geben. Bei dieſen Worten ſtand Engelhof auf, nahm ſeinen Hut, küßte ſeinem Wohlthäter die Hand, und gieng, ohne etwas zu ſagen, zur Thüre hinaus, hin — hin — er konnte nicht bleiben. Er hatte weder Kleidung, noch Geld, noch einen Freund auf der ganzen weiten Erde. Für uns würde dieß allerdings ein harter Schritt geweſen ſeyn, und wir wären tauſendmal angeſtanden, ehe wir ihn gewagt hätten; aber es war ſein Schritt, er konnte nicht bleiben; —

— Gieng fort, weinte, betete, verſtummte, ſtaunte ſo hin, kalt und gleichgültig über ſich ſelbſt, und gieng, bis er nicht mehr konnte, wie das erſtemal, wo er vor Müdigkeit liegen blieb, oft manchmal unter freiem Himmel.

Die Vögel ſchwiegen, wo er lag, und die Thiere des Waldes flohen ſchüchtern vorbei in die tiefen Gebüſche.

Oede Wieſen, Zäune und Quellen waren ſeine Kalender dieſer Tage des Jammers. An dieſem Ort wars ihm, als empfände er Augenblicke des Troſtes, als hätte der Himmel ſich niedergelaſſen, an jenen Pfahl gelehnt, weinte er; und an einem andern lag er ohne Schmerz und Gefühl. Ich wünſchte, du möchteſt an einem derſelben dieſe Geſchichte leſen, an einem Steeg, oder einem Buſch, den nie die Sonne vergoldet.

Er trug jetzt manchem Fußgänger, für ein Stück Brod, ſeinen Mantelſack eine Strecke des Weges, öffnete manchem Reiter, der ihn kaum anſah, das Falter, und lernte die Wahrheit, daß der Menſch von niemand weniger, als ſelbſt von Menſchen geachtet werde, in der Geringſchätzung kennen, mit welcher ein jeder, der nur um einige Stufen höher ſteht, auf den Erniedrigten hinſieht. So ſchleppte er ſich fort, bis ihn aufs neue die Kräfte verließen.

Man fand ihn, legte ihn auf den ſogenannten Vaganten- und Bettelkarren, und führte ihn, von Ort zu Ort, zurück nach ſeinem Vaterland Bayern.

Die Begebenheiten, deren er erwähnet, holen Blut aus meinem Herzen. Ein Menſch, in welchem bei Unglücksfällen das Gefühl ſeiner Beſtimmung erwacht, kann wohl wider die Verachtung von Größern ſich tröſten, aber nicht immer ſo leicht wider die Schmach, welche das Herz, ſo krank es ſeyn mag, ſtets von neuem verwundet. Er traf unterwegs wider alles Vermuthen verſchiedene alte Bekannte, und unter dieſen ein paar Mitſchüler an, mit denen er in Ingolſtadt ſtudirt hatte. Sie hatten ihr Amt, ihr Einkommen, und was man ſonſt Glück dieſes Lebens nennt. Mit unausſprechlichem Herzenleid erzählt er, was ihm bei einem widerfahren, und wie er ihm die bitterſten Vorwürfe gemacht, und ihm nicht einmal die Brodſamen, die von ſeinem Tiſch fielen, zugeworfen hatte. Er war einer derjenigen, welche auf dem, was man alte Gelehrſamkeit nennt, ohne zu wiſſen warum, hartnäckig beharren, und alles Neue mit Verfolgung, und grobem Ungeſtüm verwerfen. Er hatte ſeinen Dienſt durch ſeltſame Mittel, nämlich durch Müßiggang, durch Aufwartungen, niederträchtige Schmeicheleien, und Beſtechungen erhalten. Seine Beförderer waren Todfeinde eines jeden, der mehr wußte, als ſie. So ſetzte er ſich in ſein Amt hinein, das er für eine Ruheſtätte anſah, worin man ſeiner Tage ungeſtört genießen, und fett werden ſollte. Dieſer Menſch freute ſich ungemein, den Engelhof in ſeiner ausgezehrten, und höchſt dürftigen Geſtalt auf dem Karren zu ſehen. Er hatte ihn nicht ſobald erkannt, als er ihn auf ſeine Stube kommen, und in Gegenwart vieler Anweſenden den Inhalt ſeines gegenwärtigen Zuſtandes erzählen ließ. Ihr ſeyd alſo ſehr elend? ſagte er. Nun, ſo gerade hat es euch ergehen müſſen. Ich will nicht zu euerm Untergang lachen; aber eine ſolche Fügung iſt gerecht und billig. — Er ſtellte ihn hierauf den Umſtehenden vor, und das wäre, ſagte er, die wahre Wiedervergeltung des Hochmuths und der Verachtung, welche er ihm in Ingolſtadt erwieſen hätte. Er ſollte ſich nunmehr von jenen hochweiſen Gelehrten, deren Bücher er immer geleſen hätte, helfen laſſen. Er ſeines Theils habe ſich niemals verlangt, weiſer zu werden, als ſeine Voraltern waren, und er ſuche eine Ehre darin, in keinem Stück mehr zu wiſſen, als ſie. „Hiemit wünſche ich euch wohl zu leben!“ Und mit dieſen Worten kehrte er ſich weg. Einige der Anweſenden, welche beim Eintritt und Anblick dieſes Elends gerührt, und geſinnt waren, ihn mit ihrer Beihilfe zu unterſtützen, ſteckten die kleine Münze wieder zu ſich; andere ſcheuten und fürchteten ſich, zu thun, was der Vornehmſte unter ihnen mißbilligt hatte. Ich wünſche Ihnen, ſagte Engelhof, daß ſie nie einen meiner Tage erleben möchten!

Der Mann verſtand ihn nicht.

Nur ſelten fragte ihn einer derjenigen, die ihn übernahmen, um ſein Unglück, noch ließen ſie ſich in irgend ein freundſchaftliches Geſpräch mit ihm ein, ſondern mit vielem Anſchein von Angſt und Grauen brachten ſie ihn in aller Eilfertigkeit fort, um ſich ſeine Perſon, ſo geſchwind als möglich, vom Hals zu ſchaffen. Hier ward für keine Bequemlichkeit, für kein ſanftes Lager geſorgt. Manchen halben Tag lag er im Regen; und wer ihn dann am Abend beherbergen mußte, ſuchte gemeiniglich den elendeſten Winkel ſeines Hauſes. Niemand fragte: Wie heißt du? denn ſie wollten bis Morgen ſeinen Namen nicht nennen.

Unglücklich ſeyn iſt an und für ſich eine traurige Sache; aber des Glückes, das uns zukommen ſollte, Nichtswürdige genießen ſehen, das iſt härter; das iſt ein ſchwerer Kampf auch für die Seele des beherzteren Mannes.

Es war in den letzten Tagen des Brachmonats, wo die ſtechende Sonnenhitze ſchmerzlich auf den Körper brennt, und deſſen Kräfte ermüdet. An einem derſelben ward Engelhof vom früheſten Morgen an durch verſchiedene Dörfer geführt, und endlich ward in — auf freiem Platz Halt gemacht, bis man es demjenigen zu wiſſen that, den nach der Reihe die Ordnung traf, ihn weiter zu bringen. Der ihn hieher geführt hatte, nahm ſeinen Rock, den er ihm unter den Kopf gelegt hatte, heraus, ſetzte ihm den Hut halb über das Geſicht, empfahl ihn Gott, und gieng treuherzig ſeinen Weg. Er war mit einem elenden Kleid bedeckt, und lag ohnmächtig und erſchöpft auf ein wenig Stroh, und hatte kaum die Geſtalt eines Menſchen. Die Hitze brannte auf ſein Haupt, und die Mücken und Weſpen peinigten ihn ohne Unterlaß an ſeinen Händen, an ſeinen Augen und an ſeinem Mund. Er hatte die Kraft nicht, ſich ihrer zu erwehren.

Dieß geſchah an einem Sonntag, zur Zeit, wo eben der Gottesdienſt vollendet war. Die Bauern ſtanden in Haufen herum, und nun drängten ſie ſich auf einmal nach den Seiten, wozu ſie zugleich ihre Mützen abnahmen; denn der Beamte begann, durch die Mitte derſelben ſeinen Weg zu nehmen. Er trat mit gravitätiſcher Langſamkeit einher, indem eine Truppe von Schergen und Hunden ihm folgte. An ſeinem Arm hieng ſeine Frau, und nickte zur Rechten und zur Linken den lächelnden Bauern, und ſchien dieſen Augenblick nichts Beſſers zu vermiſſen, noch etwas Größers gekannt zu haben. Die Freundlichkeit liebkoſete aus ihren Augen; doch ſchien viele Kunſt dabei zu ſeyn, und nicht alles heiter in ihrem Herzen. So gieng ſie an ſeiner Seite in einem ſeidnen rauſchenden Stoff, indem ſie den Mantel durch die Luft wallen ließ.

Da ſie bei dem Karren vorübergieng, blieb ſie ſtehen. Der arme Menſch! ſagte ſie.

An ſolchem Geſindel fehlt es niemals, gab eine Stimme zur Antwort.

Aber ſo arm, wiederholte jene, und ſo verlaſſen! Wie ſeine Hände ſo verbrannt ſind! Wie ihn die Mücken plagen! Zugleich warf ſie eine Münze auf den Karren.

Laß ihn! fiel die Stimme hitzig ein. Engelhof erkannte ſie; es war Berghauſens Stimme, der im Aeußern glücklich war, ſo ſehr es ein Menſch (wenn er auch eines guten Herzens iſt) ſeyn kann; — während er die Beute des Ungeziefers ward.

Er lag da in Gedanken, wobei er nichts dachte, in Gefühlen, wobei er nichts fühlte, aber er wußte, daß unſer Gott lebe, und daß Gott der Vergelter, und ohne Maaß heilig und gütig ſey.

Indeß ſtieg eine Magd auf den Karren, und ſetzte einen Teller neben ihn hin. Das iſt von der Frau Pflegerin, ſagte ſie, die mit ſeinem Elend Erbarmniß hat. Wir haben heute eine große Mahlzeit.

(Die gute Frau hatte von Engelhofs Unſchuld und Jammer gehört. Sie durfte ſeiner bei ihrem Mann nicht erwähnen; ſie erinnerte ſich bei jedem Unglücklichen, den ſie ſah, an ſein Unglück; aber wie hätte ſie in dieſer elenden Geſtalt den Freund ihrer ehmaligen Hoffnungen vermuthen ſollen?)

Sie nahm das von ihrem eigenen Teller weg, ſagte die Magd wieder, indem ſie ihm den Hut zurecht ſetzte, und ihn ſo mitleidig anſah, als müßte ſie ihm helfen können.

Der Unglückliche ſtützte ſich auf ſeinen Arm, nahm die Speiſe vom Teller: Das vergelt ihr Gott! ſagte er, ſo wie er mir das Leiden dieſes Tags mit dieſen Thränen vergolten hat.

Ich konnte, heißt es in der Handſchrift, nach einer ſchrecklichen langen Trockenheit wieder einmal weinen. Das war damals die größte Wohlthat für mich.

Die Kinder fiengen nun an, auf die Räder zu klettern, und ihm Brod, Früchte, und was ſie eben aßen, auf das Stroh zu werfen, und keines warf etwas hin, ohne dabei zu ſagen: Gott ſegne dirs!

So geſegnet führte man ihn wieder fort, vorbei bei dem Haus ſeiner Wohlthäterin. Er hörte den Lärmen der Gäſte von den Zimmern, und das laute Gelächter des Scherzes und der Fröhlichkeit von allen Seiten erſchallen. Er ſah hinauf, und erblickte ſie ganz allein vor einem der Fenſter. Es war das erſtemal, daß er ſie ſah! — Es war das erſtemal, daß ſie ihn ſah! Sie ließ die Hände an das Geſims fallen, ſenkte den Kopf nach der Seite, und neigte ihn, indem er vorbei kam, vorwärts, um ihn ſo lange, als möglich, die Gaſſe hinab ſehen zu können: Wie wird ihm zu Muth ſeyn! ſagte ſie, und ſeufzte, als wollte ſie etwas ahnen, zu deſſen näherer Muthmaßung ihr Geiſt und Herz gebrach.

Er aber ſeufzte nicht ein einziges mal, duldete ſchweigend die Qual der Hitze, und jeden harten Stoß des Wagens, und glaubte, man würde ihn nicht verſtehen, wenn er jemand ſagen ſollte, wie ihm in ſeiner Seele zu Muthe ſey.

Warum ſchlägt mein Puls jetzt ſo leiſe? Und was berührt mich mit dem hohen Schauder, als käme es jenſeits vom Grabe? In meinem Innerſten glaube ich an die Liebe der Menſchen, und da ich an dieſe Stelle komme, rufe ich, — mit mir wird jeder Leſer es rufen: Wo iſt Liebe für mich?

Wenn du auf dem Pfad der Freude unter Roſen und Myrthen gehſt, und lieber lachen als weinen willſt, ſo ſey du fröhlich und lache! Ich aber weiß, wie hier zu wohnen iſt, wo ſich die Liebe der Vielen verlor, und ich lege daher unermüdet die Hand an und höre nicht auf, mir eine Hütte der Bekümmerniß und der Trübſal zu bauen.

Ich will meinen Mund öffnen, gleich jenen, deren Reden, da ſie lebten, ein Klaglied war. Wo ſie ſangen, da erbarmte man ſich ihrer, und wo ſie vor die Thüre kamen, rührten ſie die Herzen der Menſchen.

Was nun folgt, habe ich aus dem Mund des Mannes gehört, der ſelbſt Zeuge, und ſeines Amtes wegen ein Theil der Geſchichte war. Er dürfte eben dieſes Berufes wegen, wo man ſein Haus mit Thränen benetzt, die er nicht abtrocknen kann, des Elends lange gewohnt ſeyn; dennoch nahm er einen herzlichen Antheil an der Geſchichte, und bediente ſich zärtlicher Worte und Töne, um ſie zu erzählen. Noch pflegt er ſich derſelben, als giengs ihn noch immer an, mit beſonderer

Wärme zu erinnern, und ſich dabei ein über das andere mal die Augen zu wiſchen; — welches auf einen Richter oder Landpfleger, denn dieß iſt er, ſchöner ſteht, als ich jemand hier ſagen kann.

Margarethe, erzählte mir der Pfleger, hatte nie ein Auge beleidigt. Wer ſie ſah und kannte, muß ſagen, daß ſie geübt und flink in ihrer Arbeit, und dienſtfertig gegen die Nachbarn, und gegen die Armen mitleidig war. Sie hat ſich durch dieſes leztere manchen harten Verweis von ihren Aeltern zugezogen, welche dann auch an allem Schuld ſind.

Es würden der Strafbaren weniger ſeyn, wenn ſolcher Richter mehrere wären; der Mann wollte für Margarethen mich einnehmen.

Wie bald und leicht iſt ein Fehltritt begangen, ſagte er, zumal von der Art, zumal in den Umſtänden, wie ſie war! Nicht, als wollte ich einen ſolchen Fall entſchuldigen, ſezte er hinzu! da ſey Gott für! Es bleibt immer, was es iſt; aber im Grunde beſehen, geſchieht es zum Theil nicht wohl oft ſelbſt durch unſere Veranlaſſung? Unſere Geſetze, unſere Erziehung, unſere mangelhaften Anſtalten! — Und ſo gieng er, ehe er die Sache erzählte, immer um dieſelbe herum, bis er ſah, daß man dieſes und jenes ihm zugeſtand, und ſo hergerichtet war, als man ſeyn muß, wenn man etwas billig und gelaſſen beurtheilen will. Er hielt ſich weniger bei dem Fehltritt, als bei den Folgen auf, welche derſelbe nach ſich gezogen.

Margarethe war nicht reich; das war der Geſelle, der ihren Umgang ſuchte. Ungeachtet Margarethens Aeltern von dem, was die gehörige Erziehung eines Mädchens in Abſicht auf das andere Geſchlecht betrifft, keinen andern, als den gewöhnlichen Begriff hatten, daß man dieſelbe nämlich ſo ſtreng und lang, als möglich, davon entfernen müſſe: ſo gaben ſie doch zu, daß dieſer Menſch ihre Tochter beſuchte, öfter und unbehutſamer, als wohl jemals rathſam ſeyn konnte, beſuchte. Indeß ward bald ein ſtillſchweigendes Eheverſprechen gemacht. Ihre Zuſammenkünfte wurden immer vertrauter; Margarethe, die in der Güte ihres Herzens, worin ſie ihren Freund ſich gleich hielt, redlich und einfältig war, wie eine Taube, nichts argwöhnte, alle Verſprechungen für wahr, alle Liebkoſungen für aufrichtig, und an der Seite eines Mannes, dem die Natur die Pflicht auferlegt, das Weib zu beſchützen, keine Gefahr für gefährlich hielt, nicht wußte, was ſie fürchten und argwöhnen ſollte, die ganz ohne Falſchheit, ohne Erfahrung war, — ſo war Margarethe, und mit ihrer Unſchuld ſank ihre Seele zu Boden.

Um etwas für ihre Ruhe zu thun, ſchlug ihr Verführer die geſetzmäßige Heirath vor, und er wollte eben ordentlich um ſie werben, als ſein Haus mit aller Baarſchaft verbrannte. Sogleich ward ihm von Margarethens Aeltern ihre Thüre aus eben den Urſachen, wegen denen ihm bisher der Zutritt erlaubt wurde, geſchloſſen. Margarethe in ein Meer von Betrübniß und Reue geſtürzt, ohne Vertrauten, ohne Freund, wieder ihrer Unerfahrenheit und den Qualen ihres unausſprechlichen Schmerzens überlaſſen!

Sie ward ihres unglücklichen Zuſtandes erſt ſpät gewahr; und wie der Tag ihrer Entbindung herannahte: ſo zog die Angſt ihr Herz immer enger zuſammen, und ſie ward endlich aller Ueberlegung beraubt. Eine wandernde Frau fand ſie ohnmächtig unter einem Baum liegen, da ſie ſchon Mutter war. Es regnete gewaltig, wozu noch ein durchdringender gählinger Froſt kam, und jedes Thier ſuchte das dicke Gebüſch. Die Frau ſtürzte nach den nächſten Häuſern, ſtellte die dringende Gefahr vor, ſchrie um Hilfe im Namen der Menſchheit, im Namen alles deſſen, was gütig und heilig iſt. O Menſchheit, wo ſind deine Rechte? Wo ſchützeſt du die, in deren Buſen du geboren wirſt, ohne verkünſtelte Geſetze, deren Weſen ſo manchmal keine Spur menſchlichen Herzens verräth? In allen den Häuſern, wo die Frau um Liebe rief, war keine Liebe. Der hatte keinen Wagen zu Haus; der beſchied ſie an ſeinen Nachbar. Wohl fiel das Saamenkorn in ihre Herzen; aber es gieng nicht auf. Etliche Stunden hernach ward bei Gericht gemeldet, man hätte im Walde ein todtes Mädchen geſehen.

Dieſer Wald iſt nicht drei Meilen von München entfernet, und ſein Rauſchen iſt fürchterlich zur Zeit, wo der Wind die geſunkenen Blätter unter den Tritten des Wanderers dahin weht. Auch iſt es angenehm, die weißen Geſtalten zu ſehen, die da in trüben Nächten herumwandeln, und das wehmüthige Geheul einer Mooßkuh zu hören. Es iſt eine grauenvolle Scene für eine ſolche Geſchichte, und wer hier vorüber geht, hält ſich näher an ſeine Gefährten.

An dem Tage dieſer Begebenheit ward Engelhof durch den Ort geführt, den dieſelbe betraf. Es war hier der letzte Standort, und derjenige, der ihn jetzt übernehmen würde, hatte den Befehl, ihn nach dem Spital der ſogenannten Barmherzigen zu bringen. Man machte indeß, bis ein anderer Karren herbei gebracht würde, bei einer Menge Menſchen

Halt, die ſich verſammelt hatten, um einander die betrübten Nachrichten zu erzählen, oder wie man von einem großen Theil möchte ſagen können, ſich mit denſelben zu unterhalten. Vielen ſchien die Sache nicht weiter an das Herz zu gehen, als in ſo weit ſich für ſie etwas Außerordentliches ereignet hätte, wovon ſie lange würden zu ſagen haben. Die Begierde, mit der einige die Geſchichte erzählten, und ſich ſie gleich wieder erzählen ließen, die Bemühung, welche ſie äußerten, die Sache recht gräßlich, und für Margarethens Aeltern peinlich zu ſchildern, zeigte, daß hieran auch andere Abſichten Theil nehmen, als die dem reinſten Mitleiden zukommen. Jeder Vater rühmte ſich hier, eine weit beſſere Tochter zu haben, und jeder Junggeſell ſchwur, er hätte anders gehandelt. Die Jungfrauen thaten ihre Arbeiten hurtiger, und wenn ſie ſich einander begegneten, nahmen ſie ſich bei der Hand, ohne ſich zu grüßen. Sie begruben Margarethens Schickſal tief in ihren Herzen.

Als Engelhof dieſe Geſchichte hörte, kam er zu Kräften; und als wäre er bisher im Schlummer gelegen, verließ er augenblicklich ſein Lager, und gieng und wankte dem Wald zu, wo die Umſtehenden ſagten, daß ſich die

Unglückliche noch wirklich befände. Niemand entdeckte ſein Fortwandern.

Sie war in einer Stellung, deren Beſchreibung ich nicht wagen würde, wenn es nicht wahrhaft diejenige wäre, worin ſie ſelbſt der Richter noch fand. Sie lag auf den Knieen, mit dem Rücken an den Stamm eines Baumes gelehnt, erſtarrt von den regnichten Schauerwettern. In ihren Armen hielt ſie, feſt angeſchloſſen, das todte Kind, in ein Pelzlein gewickelt, und ihren Kopf hatte ſie, (die Augen und den Mund halb offen) in die Höhe gerichtet. Auf ihren Wangen lagen große Thränen, und ihr langes Haar floß aufgelöst um ihren Leib hinunter. So lag ſie, ihren Kopf in die Höhe gerichtet; —

— wohin, da ſie alles verließ, ihre Seele rang, zum großen Vergeber um Hilfe, zum Gotterbarmer um Hilfe.

Rund umher fielen von den Bäumen einzelne Tropfen, und neben ihr ſang eine Grille, als wollte ſie der Verlaſſenen ein Grablied ſingen.

Engelhof eilte von ihr weg, da er ſie ſah, dann eilte er zurück, ſie wieder zu ſehen, dann eilte er, ihr Bild vor ſich her, durch Gebüſche über Wieſen und Felder. Was er ihr aber ſagte, und ſie ihm antwortete, das haben die Engel vernommen.

Je näher er ſeiner Vaterſtadt kam, deſto mehr erwachte er ins Leben, und jene natürlichen Regungen der Freude, wenn man nach einer langen Abweſenheit wieder einmal den Ort ſieht, an welchem man zum erſtenmal das Tagslicht erblickt, und ſüße Stunden der unbewölkten Jugend genoſſen hat, machten ihn ſo ſtark, daß er, wiewohl mit Mühe, fähig war, allein nach München zu gehen, wo ihn jetzt niemand kannte, niemand erwartete, und niemand bedauerte. Er ſehnte ſich unausſprechlich nach einer Nachricht, wie es mit ſeiner Mutter ſtünde, und ob er nicht ſo glücklich ſeyn könnte, mit ſeinem ehmaligen Freund zu ſprechen; allein, da er nicht wußte, daß ſeine Sache gerettet ſey, und da er es mithin für ſehr gefährlich hielt, von jemand erkannt zu werden: ſo ward es ihm ſehr ſchwer, ſich zu dem einzigen Wunſch, der ihm am Herzen lag, zu verhelfen. Er hatte kaum den Muth, ſich in die Stadt zu begeben, noch minder die Entſchloſſenheit, ſich geraden Wegs nach der Wohnung ſeines Freundes, oder ſeiner Mutter zu verfügen; er fürchtete ſich, dieſe, wenn ſie ſeine elende Geſtalt plötzlich erblickte, zu ſehr zu kränken, und eben ſo bang war ihm, jenem, ehe er vorläufig verſichert wäre, wie er gegen ihn geſinnt ſey, unter die Augen zu treten. Dieſe Schüchternheit, und dieſer Unglaube an unverbrüchliche Reinigkeit der Freundſchaft waren Folgen ſeines kranken Geiſtes, der ſich in einem ſo ſehr zerrütteten Körper nicht mehr empor arbeiten, noch an irgend etwas einiges Zutrauen finden konnte. Wie er ehmals im Feuer ſeines noch unerſchütterten Herzens kühn und ſtandhaft ohne vieles Bedenken auf der Stelle that, was er für gut hielt: ſo überlegte er nun furchtſam und argwöhniſch bei jedem Ding, was er thun ſollte, und that dann gewöhnlich, was ihn die meiſte Gewalt koſtete, und am ſchmerzlichſten peinigte. Den Reſt des Tages, den er noch übrig hatte, als er in die Stadt kam, brachte er auf einem Kirchhof, nach welchem er ſich ſcheu hinſchlich, zu, und ſuchte, ach vergebens, auf jeder Inſchrift nach ſeines Vaters Grab, und fühlte ſchwerer bei jedem Grabe, daß er der Sohn, und der, den er ſuchte, ſein Vater war. So bald die Dämmerung hereinbrach, gieng er nach der Wohnung ſeiner Mutter, nicht ſo faſt in der Abſicht, wozu er kaum das Herz hatte, ſich in dieſem Zuſtand ſo plötzlich ihr darzuſtellen, ſondern um einer unwiderſtehlichen Sehnſucht, die ſeine ganze Seele erfriſchte, und der er ohne Widerſtand gehorchte, genug zu thun. Er hatte ſich vorgenommen, ſobald er ſeine Gaſſe erreicht haben würde, ſich bei den Benachbarten zu erkundigen; allein wie es dazu kam, gieng er bei dieſem, und bei dem nächſten, und bei den folgenden Häuſern vorbei, und keines ſchien ihm das rechte, worin man ihm ſagen würde, was er wünſchte und fürchtete. Als er aber in dem gewöhnlichen Zimmer ein Licht erblickte, trugs ihn die Treppe hinauf, er wußte nicht wie. Er pochte mit Ungeſtüm an der Thüre, und verlangte hineingelaſſen zu werden. Als ihn aber ein Bedienter, der zur Thüre kam, verſicherte, daß man es in ſeinem Haus an Leuten ſeiner Art nicht gewohnt ſey, ſich mit ſo ungebührlichem Lärmen, und um dieſe Zeit melden zu laſſen: ſieng er an zu erſtarren. Er hatte kaum die Kraft zu fragen, wo dann die Räthin (ſeine Mutter) hingezogen wäre, worauf ihm der Bediente mit Kälte, und auffahrendem Unwillen, antwortete, ſie wäre längſt ausgezogen, auf den Kirchhof nämlich, ſetzte er ſpottweis hinzu. Engelhof ſetzte ſich, aus Furcht hinabzuſinken, auf die Treppe, und der Bediente, welcher nunmehr ſein Aeußerliches im Dunkeln etwas näher betrachtet hatte, und ihn für einen der verdächtigen Leute halten mochte, die ſich zuweilen unter verſchiednem Vorwand in die Häuſer begeben, befahl ihm, ſich alſogleich zu entfernen; und da er kein Zeichen gab, daß er ihn verſtünde, noch die ehrenrührenden

Schimpfworte achtete, womit er mißhandelt ward, ergriff er ihn mit wildem Eifer bei dem Kleide und ſchleuderte ihn in die Mitte der Gaſſe, an deren Seite er liegen blieb, der Wohnung ſeiner Mutter gegenüber, und vom Leid, und vom Glauben an Freude den letzten Abſchied nahm.

Von dieſer Zeit an ſorgte er nicht mehr, wie es ihm gehen möchte, ſondern überließ ſich, kalt und höchſt gleichgültig über ſich ſelbſt, den Schlägen ſeines Verhängniſſes. Er gieng ſo gut ers vermeiden konnte, jedermann aus dem Weg, und gemeiniglich ſo lange herum, bis er aus Mangel der Kräfte zur Ruhe genöthigt ward. Oft überfiel ihn an dem Ort, wo er ruhte, ein leichter Schlummer, und wenn er erwachte, fand er gewöhnlich einiges Geld, das ihm die Vorbeigehenden in den Schooß gelegt hatten. Wer Augen hatte, ſah ihn an, und wer ein Herz beſaß, der wünſchte, ihm mehr, als ſein Mitleid, ſchenken zu können. Viele riefen ihn zurück, und erboten ſich, ihm ein Almoſen zu geben, das er aber, zum Befremden dieſer Wohlthäter, nicht annahm, und ſo wenig beantwortete, als die unfreundlichen Wünſche derjenigen, deren es ſehr viele gab, die ihn einen trägen Müßiggänger ſchalten, und ihm mit dem Gefängniſſe drohten. Den ſogenannten feineren Seelen, die ſich mit

Nektar und Ambroſia herzerweichender Schriften nähren, eckelte vor ihm; ſie wandten mit Verdruß ihre Augen von ihm weg, und ſpuckten aus, wenn er vorüber gieng. Er begegnete manchem, der indeß ſein Glück gemacht hatte, und die Mindeſten ſchienen ihm Vorwürfe zu machen, und zu ſagen: Nicht einmal das biſt du geworden! Das war auch ſehr betrübend, und wäre mir durch die Seele gegangen.

An dem Abend eines öffentlichen Freudentages, wo ſich jedermann aufmunterte, und etwas nach Vermögen zu gut that, fand ihn Herr von L —, der ſich des Menſchen im Unglück nicht ſchämte, und nach Art der Weiſen immer da, wo niemand ſucht, zu finden glaubte, außer der Stadt auf einem abgelegenen Weg; denn ſolche Wege gieng der Mann gerne, und ſeine Seele liebte das Einſame. Dieß machte, daß ihn ſeine vortrefflichen Gemüthsgaben, welche in ihm die Natur angelegt, und die dem damaligen Zeitalter gemäße Erziehung, ſo viel ſie konnte, unterdrückt hatte, nie ganz verließen, und daß ihn bei den öffentlichen Unvollkommenheiten, welche zu ahnen eine kindiſche Thorheit war, immer eine merkliche Unzufriedenheit begleitete, die er nicht ſelten mitten unter ſeinen Amtsbrüdern geäußert hatte. Er ließ ſich zuweilen einfallen, eine wichtige

Sache von einem andern Geſichtspunkt zu betrachten, als die andern gethan hatten, andere Urſachen, als die gewöhnlichen, oder wohl gar vorgeſchriebnen, zur Urſache einer Entſcheidung anzugeben, und wunderliche Einfälle auf die Bahn zu bringen, welche man ihm in ſeinem Kollegio gleichwohl nicht übel nahm, da er eine überaus gütige, und nachgiebige Gemüthsart, und nebenbei eine zur Traurigkeit und Melancholie geneigte Natur beſaß, und mithin mehr Recht als andere hatte, ſich einige wunderliche Launen und närriſche Gedanken nachſehen zu laſſen. Er ſollte ſich mehr aufmuntern, ſagte man ihm gewöhnlich, wenn er ſo manchmal von einer Verbeſſerung ſprach, und zerſtreuende Geſellſchaften ſuchen. Herr von L— fand ſogar, wider alles Beiſpiel damaliger Zeit, Geſchmack daran, einen und den andern Klaſſiker zu leſen, und Horaz und Virgil, und Julius Cäſar lagen immer unter ſeinen Staatsſchriften. Dieß erweckte manchen Gedanken in ſeiner Seele, der ihn, bei dem Mangel an gleichdenkenden Freunden ſehr verlegen machte. Er ahnete eine hellere Vernunft, und eine reinere Menſchheit; allein wie ſollte er ſich davon überzeugen? Und wo ſollte er ſie antreffen? Die rohe Unwiſſenheit, und der elende Geſchmack ſeiner Amtsbrüder blieb ihm freilich nicht unverborgen; allein auf der andern Seite mag ihn der laſterhafte Gebrauch, welchen einige von aufgeklärten Kenntniſſen machten, deſto mehr zurückgeſchreckt haben, je geſchärfter der Verſtand, und je feiner der Witz war, den er an denſelben beobachtete. Seine Lage war diejenige, worin ſich gewiß noch mancher mit dem beſten Herzen dieſe Stunde befindet.

Engelhofs Gang und Geſtalt fiel dem Herrn von L — auf. Er hieß ihn ſtehen bleiben, und brachte nach vielen Fragen, wobei er bald ſah, daß er mit einem Unglücklichen, der ſich ſelbſt aufgab, zu thun hätte, von ihm heraus, daß das einzige Mittel, ſich zu ernähren, im Abſchreiben beſtünde. Herr von L — mochte nun mit ihm im Ernſte etwas vorgehabt, oder ihn nur auf die Probe, ob er lieber zu arbeiten, als müßig zu gehen wünſchte, haben ſetzen wollen: er ließ ihn auf der Stelle ſich nachfolgen. Und er, der keinen eigenen Willen, noch Sinn mehr hatte, ſondern gleich einem folgſamen Kinde, jeden, der ihm etwas befahl, als ſeinen Herrn anſah, und ſogleich that, was man verlangte, taumelte ihm, ſo gut er konnte, in ſein Haus nach, und erwartete, zu was man ihn daſelbſt anſtrengen würde. Und hier bei dem würdigſten Manne ſollte der letzte Kampf ſeyn, den er in dieſem Leben zu kämpfen hätte.

Die erſte Abſchrift, welche in einem gleichgültigen Aufſatze beſtand, ſetzte den Herrn von L — in eine freudige Beſtürzung, indem Engelhof nicht nur die orthographiſchen Fehler, ſondern auch einige abentheuerliche Ausdrücke verbeſſerte; und alſo eine Fähigkeit zeigte, die man damals von den gemeinen Abſchreibern zu erwarten noch nicht gewohnt war. Dieſe unvermuthete Geſchicklichkeit, und zudem die Bemerkung, daß Engelhof nichts von den Leuten, die des Bettelns und Anſuchens gewohnt ſind, an ſich hätte, indem er ſich mit keinem Wort über ſein Elend beklagte, war mehr, als hinlänglich, ihm bei dem Herrn von L — bald eine beſondere Aufmerkſamkeit zu verſchaffen, welche durch einen ſchönen Zufall, der ſeinem Herzen Ehre macht, bis zur engern Freundſchaft ſtieg.

Man konnte nur ſelten die Wohnung des Herrn von L — betreten, ohne theils auf der Treppe, theils innerhalb der erſten Thüre, eine Menge hülfbedürftiger Menſchen anzutreffen, deren einige viele Tage und Wochen unausgeſetzt kamen, ohne die Hülfe zu finden. Viel wurde geweint die Treppe herunter, und eben ſo oft wurde geflucht und Rachefeuer vom Himmel gerufen, und der Anblick von dieſem allem war niederſchlagend. Was nun immer die Urſache davon ſeyn mochte: ſo war es allerdings wider alle Lebensart, eine Bittſchrift dem Herrn des Hauſes zu überbringen, wenn ſie dieſer ausgeſchlagen, oder ſich derjenigen anzunehmen, welche dieſer mit dem Wunſch, daß ihnen Gott helfen möge, entlaſſen hatte. Aber je ſchöner die Seele, deſto mehr iſt ſie über dieſe Art erdichteten Wohlſtandes erhaben. Engelhof machte den Dürftigen oft Gelegenheit, mit Herrn von L— zu ſprechen, oder trug ihm ihr Anliegen oft ſelbſt vor; und wenn dieſer eine Hoffnung, daß die Sache bald zu Stande kommen werde, geäußert hatte: ſo unterließ er nicht, den Ausgang derſelben auf das inſtändigſte zu betreiben. Er verfertigte ſelbſt einige Bittſchriften, worin er den Herrn von L— durch eben die Grundſätze, deren ſich dieſer oft in ſeinen Reden bediente, zur Thätigkeit zu ermuntern ſuchte. Herr von L— antwortete gemeiniglich ſehr viel Troſtreiches, that auch nicht ſelten etwas, das viel verſprach; allein der größte Theil dieſer Angelegenheiten blieb gleichwohl immer auf der nämlichen Stelle. Engelhof ſah Schimmer und Pracht in den Zimmern, und vor denſelben Bettelei und Armuth in Menſchengeſtalt, hörte von Gaſtereien, bei denen Herr von L— ſich einfinden würde, begleitete ihn oft ſelbſt die Treppe hinab, und ſah da Hunger und Blöße; er konnte dieſen Anblick nicht ertragen, und glaubte, auch hier betrogen zu ſeyn. Ein Mißmuth, deſſen er ſich nicht erwehren konnte, überzog aufs Neue ſein Weſen, und was in ihm inwendig kämpfte, erſchien in ſeinem ganzen Betragen. Ein peinlicher Zwang, und eine gewiſſe Verwirrung bemächtigten ſich ſeiner, und er wollte bleiben, und wollte gehen, und fürchtete, Menſchen, die bis auf ihre Geſtalt nichts mehr von ihrem Geſchlecht hätten, nicht entgehen zu können.

Darum kann ich nicht ſagen, wie ſehr ich den Herrn von L — dieſes edelmüthigen Zuges willen hochachte. Was den Engelhof in den Augen der Gemeinen, als einen Menſchen, der die Welt nicht kannte, herabgeſetzt hätte: das war in ſeinem Betracht eben eine Urſache, ihn deſto höher zu ſchätzen. Einen ſolchen Mann hatte er ſich lange gewünſcht, einen ſolchen, den das ſchmerzte, was ſelbſt ihn peinigte, hatte er ſich lange geſucht. Er errieth nicht ſobald die Veranlaſſung, welche Engelhofs Beſtürzung verurſachte, als er ſie ihm zu benehmen ſuchte, indem er ihm die Hauptquellen aller dieſer Verzögerungen und dieſes unverzeihlichen Kaltſinnes gegen das menſchliche Elend entdeckte, und ihn ſelbſt auf den Schluß führte, daß bei der Unmöglichkeit, dieſem Verfall durch gute Wünſche abzuhelfen, eines weiſen Mannes Pflicht und Ehre darin beſtehe, das Beſte, das möglich iſt, thätig zu wollen, ohne ſich über den Abgang des Vollkommenſten vergeblich zu grämen. Was dieſer Vorſtellung einen beſondern Nachdruck gab, war, daß er zu gleicher Zeit, wo er eine zehrende Unruhe über die gegenwärtigen Mängel, welche der Seele alle Heiterkeit benimmt, mißbilligte, mit Eifer jene gefliſſene Gleichgültigkeit verurtheilte, mit welcher man alles liegen läßt, weil man nicht immer im Stande iſt, dieſe und jene einzelnen Hinderniſſe zu heben. „Wenn auch, ſagte er, das Mangelhafte wirklich die Oberhand behält: ſo ſoll man doch die Hoffnung nie aufgeben, daß man viel beſſern könne, und im Streit des Guten mit dem Schlimmen, dieſem, wo es nur ſeyn kann, Abbruch thun. Unſere Sache iſt zu gewiß die gute und wahre, als daß wir nicht hoffen ſollten, der Enthuſiasmus für dieſelbe werde auch noch einmal ſolche Männer ergreifen, welche die Macht haben, alle die Steine der Aergerniſſe, welche wir nur mit Mühe einen um den andern heben, mit Einem Mal wegzuſchütten. Ich habe manchen kühnen Schritt gewagt, und hier, fuhr er fort, indem er eine Sammlung Papiere, worauf theils geſetzmäßige Verweiſe, theils Privatahnungen wegen zu hitzig vertheidigter Wahrheit geſchrieben waren, ſind die Ehrenzeichen, welche ich aus dem Kampfe der Pflichten davon getragen habe. Ich bin ſo ſtolz darauf, ſetzte er hinzu, als nur immer ein tapferer Soldat auf ſeine Wunden es ſeyn kann." Was Engelhof hierauf antwortete, kam mit ſeinem eigenen Gefühl und ſeiner Denkungsart ganz überein, und er zweifelte nunmehr, ungeachtet der gemeinen Gefahr, von einem Abentheurer betrogen zu werden, nicht im Geringſten, daß in Engelhofs Geſinnungen eine Seele voll Edelmuth liege. Er wußte aus Beiſpielen, wie oft das Unglück den beſten Menſchen verfolge, und hielt ihn für ein Opfer deſſelben, den viele Martern und Drangſale ſo weit herabgeſetzt hätten. Und indem er zugleich ein Mann war, der eben ſo gut einſah, was einem Unglücklichen dieſer Art wohl thut und ſchmerzet: ſo gab er zwar oft Gelegenheit, aber er drang niemals darauf, daß er ſich entdecken, und ſeine Umſtände und Abſichten näher erklären möchte. Auch reichte er ihm die Belohnungen für ſeine Dienſte nicht als eine Wohlthat, ſondern als eine Pflicht, die ſich auf Geben und Wiedergeben gründete. In der That gehörte das unter die Mittel, den verſcheuchten hoffnungsleeren Mann, daß es noch Menſchen gebe, vermuthen zu laſſen. Sie wurden beide nach und nach ſo vertraut, und offen, daß ſie manchmal auf Unterredungen verfielen, wo jeder über die Gedanken und Anmerkungen des andern in Verwunderung gerieth. Herr von L— freute ſich außerordentlich, einen Mann, deſſen Erkennung, wie er ſich ſchon lange beredt hatte, ihm Ehre machen würde, um ſich zu haben, und fieng an, ſich immer enger an ihn anzuſchließen. In einer vertraulichen Stunde theilte er, weil er ſchon lange vergebens wen ſuchte, wo er ſein volles Herz ausreden könnte, dem Engelhof ſein großes Anliegen mit, — ſo will ich ein Schickſal nennen, worin hundert andere nichts finden würden, als die Geſetze der Gewohnheit, und die Verbindungen des gemeinſchaftlichen Wohlſtandes. Dieß war ſeine Hauswirthſchaft, oder vielmehr das Betragen ſeiner Frau, welche in der Mitte ſeines Hauſes ihren Thron aufſchlug. Und es war ihm dieſe Einrichtung ſeines Hausweſens unerträglich, ungeachtet nicht das Geringſte, was ſeine Freunde befremdete, darin war. Was die Ordnung der Wohnung betraf: ſo hatte der Bediente ſein eigenes Zimmer; die Tochter ſaß in einem eigenen bei der Mamſell; in einem andern bei dem Hofmeiſter der Sohn; der Herr vom Hauſe im hinterſten Winkel, und die Frau im erſten Zimmer, wo ſie die guten Freunde empfieng und unterhielt. Im Speiſeſaal kamen ſie täglich zuſammen, und außerdem blieben ſie ſo gewöhnlich entfernt, als wenn ſie einander nicht angehörten. Sie nahm ohne den mindeſten Zwang Beſuche von Männern an, und war der Meinung, ihrem Hauſe damit Ehre zu machen. Man konnte eben nicht ſagen, daß ſie laſterhaft ſey: aber ſie konnte es nicht leiden, wenn in einem Kreiſe von Frauen eine andere mehr geſucht ward, als ſie. Es ward nicht gut aufgenommen, wenn der Herr etwa zur Unzeit nach Hauſe kam, und man meldete es ihm ganz freimüthig, falls die Frau Geſellſchaft hatte; dann entfernte er ſich wieder, oder bemühte ſich, leiſe nach ſeinem Zimmer zu ſchleichen. Dafür belohnte ſie ihn aber auch bei der ſpäten Abendtafel mit ihrem ganzen Vertrauen, indem ſie ihm erzählte, was ſie heute geſehen, was ſie gehört, was ſie dabei gedacht und geredet, wen ſie auf den andern Tag zu einem Frühſtück, oder zu Gaſt geladen, und gewöhnlich, wie viel ſie verſpielt habe; denn ſie ſpielte mit Leidenſchaft, und beinahe immer unglücklich. Dazu kam noch das Unglück, daß ſie ſich ihres ehrenvollen Standes ſchämte, und unter den Frauen ihres Ranges immer die erſte zu ſeyn trachtete. Unglücklicher Weiſe ſuchte ſie dieß durch die Werke einer ſchwelgeriſchen Kleiderpracht, und ſie befliß ſich nicht nur die neueſten und üppigſten Moden voraus zu tragen, ſondern ſie trachtete auch, ſich durch einen ſolchen Zuſchnitt ihrer Kleider, welcher einer höhern Klaſſe gemein war, von andern zu unterſcheiden. Dazu kamen verſchiedene Arten von Luſtbarkeiten, und übertriebenen Bedürfniſſen, welche alle von den ſchönen jährlichen Einkünften des Herrn von L — beſtritten werden mußten. Dieſe giengen auch jährlich dahin, und wären nicht einmal hinlänglich geweſen, wenn Herr von L — nicht manche Nebenarbeit unternommen, und, was ihn anbelangt, beinahe in nothdürftigen Dingen ſich Abbruch gethan hätte. Was auf den Fall eines großen Unglücks ſie retten, was ihren Kindern übrig bleiben würde, daran ward nicht gedacht. Es war gänzlich keine Hoffnung, daß freundſchaftliche Vorſtellungen einige Wirkung thun würden, und härtere Mittel anzuwenden, wäre theils nicht rathſam, theils dem wackern Manne ſelbſt zur Strafe geweſen. Eine unruhige Stunde häuslicher Uneinigkeit am Morgen hätte ihn um die gehörige Faſſung zu den Geſchäften des Tages gebracht, und um ſeine Ruhe wäre es wohl gänzlich gethan geweſen, wenn er ſich jemals im Ernſte hätte einfallen laſſen, eine Einſchränkung dieſer Ausſchweifung vorzunehmen. Theils lebte noch eine alte vornehme Tante ſeiner Frau, deren Wort in den anſehnlichſten

Häuſern galt, theils hätten ihm auch ſeine Bekannten alle Kenntniß der großen Welt, und einer feinern Lebensart abgeſprochen; denn jeder trägt ſtillſchweigend ſein Uebel, und erleichtert ſeine Laſt bei dem Anblick von der Bürde des andern.

Indeß gab es doch einen Fall, wo die Frau von L — den Schein annahm, als hätte ſie keinen Willen, als den, die geheimſten Wünſche ihres Gemahls zu entdecken, und nach denſelben ihr Betragen zu richten. Dieß war, wenn ſie die Abſicht hatte, ihren Herrn zur Anſchaffung eines koſtbaren Kleides, oder ſonſt einer andern unnöthigen Erfindung der Ueppigkeit zu bewegen. Um ſich die Verdrießlichkeiten, welche in ſolchen Fällen entſtehen könnten, zu erſparen, hatte Herr von L — die Vorſicht gebraucht, ſeiner Frau die Summen der häuslichen Ausgaben vorzulegen, und ſie auf dieſem Wege ſelbſt vermuthen zu laſſen, was zu beſtreiten eine Unmöglichkeit ſey. Er that dieß ſogar bei der Tante derſelben; und da dieſe ohnehin genöthigt war, von Zeit zu Zeit kleine, und in der Folge beträchtliche Spielſchulden zu bezahlen: ſo muthete ſie dem Herrn von L — um ſo weniger zu, entbehrlicher Dinge wegen über ſeine Kräfte ſich anzuſtrengen. Der Frau von L — blieb alſo nichts übrig, als ihre Zuflucht zur weiblichen

Verſchlagenheit zu nehmen, und ſich durch eine dem Verlangen ihres Herrn gemäße Aufführung die gewünſchte Sache, als gleichſam eine Aufmunterung auf dem guten Wege, den ſie in andern Dingen zu betreten anfieng, zu verdienen. Sie blieb in ſolchen Tagen zu Hauſe, gab ſich die ſichtbarſte Mühe, allen Lärmen in den Zimmern zu vermeiden, beſuchte die Küche, und erzählte bei Tiſche, welche Speiſe ſie zugerichtet, und beſonders, was ſie dabei erſpart hätte; gab in Beiſeyn ihres Gemahls der Mamſell eine ſanfte Ermahnung, dem Hofmeiſter eine Erinnerung, und was das Argliſtigſte war, kleidete ſie ſich ſo einfach, und ſo wider alle Gewohnheit ſchlecht, daß Herr von L — nicht umhin konnte, es zu bemerken, und ihr ſeine Befremdung zu bezeigen, wo ſie dann wohl noch im Stande war, wider eben die Stücke ihre weiſen Anmerkungen zu machen, welche ſie die Abſicht hatte, durch dieſelben zu erlangen. Das iſt übrigens ſehr niederſchlagend. Wenn die Freundin an der Seite des Freundes betrügt: was werden die Nachbarn nicht thun?

Ein ſolcher Fall war eben zugegen, als Herr von L — den Umgang und das Vertrauen Engelhofs lieb gewann. Nun hatte er zu oft und zu eifrig von dieſem geſprochen, als daß die Frau von L — nicht hätte wiſſen ſollen, welchen Gefallen ſie ihrem Herrn erweiſen würde, wenn ſie jenem erlaubte, was bisher nicht geſchah, unter ihre Augen zu treten. Sie hatte bereits wieder ihr Beſuchgeben, und ihre Spielgeſellſchaften eingeſtellt, beſcheidenere Kleider angezogen, und auf gleiche Weiſe ihre übrigen Mienen angelegt, und nun war dieſer letzte Einfall ein trefflicher Meiſterzug. Was Herr von L — lange in ſeinem Innerſten gewünſcht, aber es thätig vorzuſchlagen, nie Muth genug gehabt hatte, daß man die vielen Abendſtunden, welche durch tägliches Spielen verloren giengen, mit angenehmen und lehrreichen Geſprächen, oder einem nützlichen Buch, wobei ſeine Kinder zugegen ſeyn ſollten, zubringen möchte, dem kam ſie zuvor, indem ſie mit einer Art von Schüchternheit fragte, ob der junge Menſch, welcher ſo viele gute Eigenſchaften beſäße, nicht Zeit hätte, in den langen Abenden bei der Arbeit, (denn ſie that, als wenn ſie arbeitete) ihr etwas vorzuleſen, wozu auch die Kinder kommen könnten, falls ihre Aufſeher es für gut befänden, wenn ſie anders fähig wäre, ſetzte ſie ſehr demüthig hinzu, Bücher der neuern Schreibart, von denen ſie gehört hätte, daß ſie ſehr gelehrt ſeyn ſollen, zu verſtehen. Herr von L — freute ſich über dieſen Vorſchlag zu ſehr, als daß er das Geringſte hätte ahnen ſollen. Er lobte den Verſtand ſeiner Gemahlin, wie er lange nicht mehr gethan hatte; und als ein Mann, der ſich auf das Herz verſtand, gebrauchte er, aus der Abſicht, derſelben ihr Vergnügen zu vergrößern, ſogar die Klugheit, einige Schwierigkeiten, die indeſſen bald widerlegt waren, zu finden.

Nunmehr ließ er ſich nichts angelegener ſeyn, als ſich mit Engelhof zu berathſchlagen, wie er ſich dieſer Gelegenheit bedienen könnte, ſeiner Gemahlin eine häuslichere Lebensart, und einen geſchmeidigen Sinn, guten Lehren zu gehorchen, beizubringen. Sie ſchloßen beide ganz richtig, daß die bisher ausſchweifende Pracht der guten Frau, die urſprünglich viele vortreffliche Anlagen hätte, von den falſchen Begriffen herkäme, ſo wie ihre bisher leidenſchaftliche Spielſucht von dem ſchlechten Geſchmack an dem, worin eine wahre Beluſtigung zu finden wäre, herrührte, und beides könnte durch eine gewählte und geiſtreiche Lektüre nach und nach erhoben, und veredelt werden. Es wäre, behauptete Herr von L— bei einem Herzen, das noch nicht gänzlich verhärtet wäre, der Natur der Sache gemäß, daß ſchlechte Kenntniſſe von aufgeklärtern verdunkelt, und niedrige Freuden durch die einer feinern Art vertrieben, und unmerklich ganz ausgerottet würden. Zugleich aber glaubte er, müſſe man die Sinnesänderung ſehr behutſam vor ſich gehen laſſen, und die Seele nicht mit zu ſtarken Speiſen plötzlich überladen. „Wir wollen uns anfangs mehr ſolcher Schriften bedienen, ſagte er, welche geſchickt ſind, das Gemüth zu ergötzen, und die ſtärkern immer nachfolgen laſſen. Unter dem Namen eines Zeitvertreibs wollen wir eine ernſthafte Abſicht ausführen, und das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.“ Sein heißer Wunſch, daß es ſo werden möchte, ließ ihm keinen Zweifel in ſeine Hoffnungen übrig, und es fehlte wenig, daß er nicht den Tag beſtimmte, wo es ihm völlig geglückt haben würde, die Seelengeneſung ſeiner Gemahlin von Grund aus bewirkt zu haben.

Von Stund an wurden einige Bücher, welche aus ein paar nützlichen Geſchichten beſtanden, gekauft, und um dieſen neuen Gäſten auch eine außenſeitige Empfehlung zu verſchaffen, ließ Herr von L — ſie ſehr niedlich binden. Und nun führte er den Engelhof ein, der alles nachgebend that, und von ähnlichen Charaktern zu wenig Gutes erfahren hatte, um hier etwas Gutes zu hoffen.

Die Frau von L — war nicht mehr fähig, eine feinere Sprache der Seele zu verſtehen, und durch vernünftige Vorſtellungen etwas aus ſich machen zu laſſen, was ſie noch nicht war. Der Grund ihres Herzens wurde, da er noch zart und weich war, mit dem Unkraut der Eitelkeit und weiblichen Koquetterie beſäet, und ſo war es ſehr viel gewagt, zu hoffen, daß die Keime zarter Gefühle und Begriffe ſo vielen geſunden Saft antreffen würden, um Früchte zu bringen. Was ſie bewegen konnte, waren Furcht und Unglück, und für leiſere Dinge war ihr Geiſt lange zu ſtumpf geworden. Wie ſie ſich aber bei den Zumuthungen ihres Gemahls verhalten wollte, hatte ſie bei ſich im Voraus verabredet.

Sie übertraf ſogleich den erſten Abend alle Erwartungen des Herrn von L—. Si. konnte gar nicht aufhören, die guten Eigenſchaften, und dabei die ſeltene Ergebenheit, welche ſie an Engelhof bemerkt hätte, zu rühmen, und o wie ſie die Bücher entzückten! Sie war noch in ihrem Leben nie ſo gerührt worden; ſie hatte nie etwas Rührenders gehört; ſie bedauerte die Zeit, welche ſie bisher verſchwendet hätte, ohne etwas ſolches zu genießen. Sie machte tauſend Grimaſſen, ſprang von ihrem Sitz auf, und blieb mitten im Gehen unbeweglich ſtill ſtehen, und wußte nicht, da ſie beides in ihrer Gewalt hatte, ob es beſſer wäre, öfter zu ſeufzen oder zu weinen. Sie beſchwur ihren Gemahl bei ihrer Liebe, ihr dieſe Seelenſpeiſe, wie jener die Bücher nannte, öfters aufzuſtellen, und ſie ja nicht wieder hungern zu laſſen.

Wie ſich Herr von L — bei dieſer übertriebenen Aeußerung betrug, das macht ſeinem Herzen mehr Ehre, als ſeiner Kenntniß weiblicher Künſte. Er machte dem Engelhof wegen des geringen Antheils, welchen er an dieſer glücklichen Umänderung nahm, freundſchaftliche Vorwürfe; und da er ganz der Meinung war, daß man nicht zu viel thun könne, um die erſten und ſtarken Funken eines bis zur Zärtlichkeit gerührten Gemüthes bald in helle Flammen, welche alles Vorige verzehren ſollten, zu ſetzen: ſo machte er ihm den Auftrag, ein Verzeichniß derjenigen modernen Schriften nieder zu ſchreiben, deren Verfaſſer die Abſicht erreicht hätten, nützliche Kenntniſſe auf eine angenehme Art auszuſtreuen, und gute Herzen zu bilden. Als Herr von L — dieſe Sammlung guter Schriften ihr vorlegte, und ſie bat, ſich welche zu wählen: wurde ſie bis zu Thränen gerührt; ſie betrachtete ſie ſämmtlich, ſo viel ihrer wären, wie ihre guten Freunde, ſagte ſie, und ſie könnte es nicht über ihr Herz bringen, einige derſelben zu entbehren; ſie wäre nie in einer ſo grauſamen Verlegenheit geweſen; und was ſie dabei doppelt ſchmerze, ſey, daß ſie wohl ſähe, wie ihre Unſchlüſſigkeit zu nichts diene, als ihrem Gemahl eine gleiche zu verurſachen. Herr von L—, den die Freude nicht merken ließ, wie hoch ſich die Unkoſten belaufen müßten, wenn er eben ſo großmüthig ſeyn wollte, als ſeine Gemahlin gütig war, gewährte ihr nicht nur, was ſie zu verlangen ſchien, die ganze Sammlung der ausgezeichneten Bücher, ſondern, was ihr weit mehr am Herzen lag, zwei ſchöne Glaskäſten, worin die ſchönen Geiſter mit vergoldeten Rücken zu ſtehen kommen ſollten. Es war freilich ein allerliebſtes Meubel in dem Zimmer eines Frauenzimmers, und darum hat ſich die Frau von L— deſſelben im wirklichen Ernſte erfreut.

Herr von L — erwartete nun ſtündlich, daß die gewünſchte Aenderung in ſeiner Hausordnung den Anfang nehmen, und die Wirkungen einer guten Lektüre auf alle Glieder derſelben ſich verbreiten ſollten. Eine nicht undeutliche Ahnung ſagte ihm, daß, wo eine wahre Aufklärung des Verſtandes, und eine gegründete Verfeinerung unſers Geſchmacks ihren Wohnſitz aufſchlügen, die weſentlichen Folgen dieſes Guten darin beſtehen, daß ſich die Begierden einer Seele aus der gemeinen Sphäre erheben, und die Handlungen den Forderungen einer gebildeten und geſunden Natur immer gemäßer würden. Er glaubte, je vollkommener der Menſch würde, deſto weniger finde er ſeine Befriedigung in den vielen durch eine bloße Gewohnheit gerechtfertigten Mißbräuchen ſeines Zeitalters, deſto einzelner fienge er an, in ſeiner Art zu werden, deſto mehr Stolz und Stärke erwache und befeſtige ſich in ſeinem Gemüth, auf den Vorſchriften einer geläuterten Denkungsart ſtandhaft zu beharren. Ungeachtet er nicht ausdrücklich beſtimmen konnte, noch wollte, worin eigentlich die Verbeſſerung in ſeiner Familie beſtehen ſollte: ſo ſetzte er doch als gewiß voraus, daß eine vernünftige Sparſamkeit, und eine zweckmäßigere Erziehung die erſten Früchte ihrer ſchönen Unterhaltungen ſeyn müßten. Wie ſollte man, dachte er, mit der Denkungsart und den Empfindungen eines Gellerts, Kronegks, Kleiſts, und überhaupt mit den beſten Schriften der deutſchen und anderer Nationen vertraut werden, wie ſollte man dieſe Speiſen, aus zärterm Stoffe bereitet, genießen, wie im Wandel und im täglichen Umgange mit den Menſchen ſich befinden können, ohne mit ſolchen Zeichen, welche jedes Auge mit Ehrfurcht erblickt, gezeichnet zu werden? Dieſer ſchöne Irrthum, das, was man allerdings in wohlgeordneten Seelen vergehen ſieht, auf Gemüther, die durch eine ſchlechte Erziehung verwahrloſet worden, auszudehnen, war ſeinem Herzen ganz natürlich. Was er Gutes hörte, das haftete in dem ſeinigen, und eine einzige kurze Wahrheit, das Bild einer einzigen Fabel war hinlänglich, ihn viele Tage hindurch bei ſchweren Geſchäften zu ſtärken.

Die Frau von L — merkte ganz deutlich, was in dem Gemüth ihres theuern Gemahls vorgehe, und da ſie ihre Abſichten, ein koſtbares Kleid zu bekommen, und mithin eben das auszuführen, was dieſer abgeſtellt wiſſen wollte, ſchlecht erreicht haben würde, wenn ſie nicht alles gethan hätte, ſich ſehr gelehrig zu bezeigen: ſo war ſie unverdroſſen, ihm ſtarke Proben ihrer Umbildung zu geben. Sie brachte um ein paar Speiſen weniger auf die Tafel, und wenn ſie ſich dafür am Abende etwas zu gute that, und etwas Beſſeres genoß, ſo verſchloß ſie ſich ſorgfältig in ihr Zimmer, um niemand Aergerniß zu geben. Sie begleitete nunmehr alle ihre Reden mit artigen Handgebehrden, und zog eine ungewöhnliche Ernſthaftigkeit in ihr Geſicht. Sie beſuchte und beurtheilte Schauſpiele, ſprach von der Natur, welche darin herrſchte, und von dem, was ſie im gegebenen Falle geredet und gethan haben würde, und wiederholte nichts öfters, als die ſehr eingeſchränkte Wahrheit, daß die Empfindungen der Frauenzimmer in Angelegenheiten des Herzens die richtigſten Beurtheiler wären. Sie fieng zugleich augenſcheinlich an, ſich von den Sinnlichkeiten gröberer Seelen los zu machen. Eine gute Speiſe ſchmeckte ihr zwar noch immer beſſer, als eine gemeinere; allein ſie verſicherte, daß ſie bloß eſſe, um ſich zu deſto edleren Anſtrengungen geſchickt zu machen; viele Ausgaben, die ſie zwar noch immer fortſetzte, tadelte ſie immer, während ſie ſelbe machte, und viele überflüſſige Dinge that ſie nur dießmal noch. Auch bediente ſie ſich verſchiedener Ausdrücke, von denen in dieſer Haushaltung noch bis dieſe Stunde keine Silbe gehört ward; ſie ſprach vom Flüſtern der Winde, und vom Schmachten der Seelen, und von den Tiranneien grauſamer Tigerherzen.

Wenn Herr von L — mit Engelhof nach einer Leſeſtunde wieder allein war, ſo ſprach er immer davon, was er unterm Leſen bemerkt hätte. Er ſchien ſich bei ihm dafür, daß nicht alles ſo kam, wie ſein Geiſt ſich es vorgeſtellt hatte, tröſten, und ſeine Wünſche mit ſchönen Planen ſtillen zu wollen. „Es iſt zwar bisher nur noch alles im Anfang, ſagte er, aber ein Anfang, eine Ankündigung deſſen, was nachfolgen wird, iſt's dann doch. Mit Einem Male, fieng er wieder an, entſteht nichts, und vor jedem Tage geht die Morgenröthe vorher.“ Dabei rief er verſchiedene Stellen zurück, welche ſeine Frau augenſcheinlich gerührt haben ſollen. „Haben Sie's beobachtet, wie ſie bei dieſen Worten ganz nachdenkend geworden? Haben Sie nicht geſehen, wie bei jener Schilderung eine feine Röthe ihr ganzes Geſicht überzog? Haben Sie den Seufzer nicht bemerkt, den ſie unterdrückte, als Sie die herrliche Scene vom Abſchiede laſen? Mir kam vor, es ſtünden ihr Thränen in den Augen.“

Gleichwohl gieng das Werk dem Herrn von L — zu langſam, und es kamen zu oft Stellen vor, wo er glaubte, ſeine Frau müßte in gewiſſen Ausgaben nachlaſſen, wenn ſie ſelbe wirklich verdaut hätte, als daß er nicht bald nähere Verſuche hätte anſtellen ſollen. Sein Verlangen machte ihn ſinnreich und ungeduldig, und ſogleich den nächſten Abend bat er den Engelhof, eine Anmerkung zu leſen, welche er aus guter Abſicht ſelbſt verfaßt, und an den Ort, wo er geſtern aufgehört, bereits gelegt hatte. Dieſe handelte von dem Kennzeichen, woraus ſich abnehmen ließ, ob man ein gutes Buch bloß geleſen, oder es auch verſtanden und liebgewonnen habe. „Es giebt gegenwärtig viele Menſchen, hieß es, die ſich ſehr viel darauf einbilden, daß ſie ein Vergnügen mehr lieben, als andere; dieß iſt ein ſchönes Buch, denen, welchen die Lektüre nichts mehr als ein Zeitvertreib iſt. Sie wollen dafür angeſehen ſeyn, daß ſie gelernt haben, beſſer zu denken, als andere, und wollen doch überall mitmachen; ſie wollen aufgeklärtere, feinere Seelen heißen, und doch alle die Vergnügungen, und auf ſchlechte Begriffe gegründete Vorzüge roher Gemüther genießen. Ob jemand aus guten Schriften wahrhafte Vortheile gezogen, ob er edler, als ein anderer, der nicht las, geworden: das zeiget der Unterſchied des Geſchmacks und der Lebensart, der zwiſchen beiden gefunden wird. Schmückeſt und maleſt du dich ohne Urſache, wie andere? würde ich zum Beiſpiel ein Frauenzimmer, das beleſen ſeyn will, fragen. Kränkt es dich, wenn andere üppiger, als es deine Umſtände dir zulaſſen, gekleidet ſind? Vermeideſt du in deinem Anzug, was du weglaſſen kannſt, ohne lächerlich zu werden? Biſt du in deinen Ergötzungen beſcheidener, nüchterner in deinen Begierden? Oder biſt du ſtets die letzte vom Tanzſaale, und berauſcheſt dich in dem Becher der Vergnügen, ſtatt denſelben zu koſten?“ Eine gute Stelle auf unſere Philoſophinnen, fiel Herr von L — ein, deren einige in unſern Tagen den großen Weltton mit dem guten Geſchmack vermengen, und ſich einzubilden ſcheinen, dieſer letztere beſtehe in der beſten Art, das Sinnliche bequemer und fühlbarer zu genießen, überall allein das Gegenwärtige zu ſehen, und ſich einander nichts übel zu nehmen. Sie ſind die Lehrmeiſterinnen unſerer eckelhaften weiblichen Kleidung, und der ſchwülſtigen Pracht unſerer Hauswirthſchaften. Sie möchten alle, gleich der Sapho berühmt ſeyn, aber keine fühlt ſich ſtark genug, mit dem Geſang eines wohlgeordneten Lebens ihren Zeitgenoſſen, und den Geſetzen voran zu gehen. Mit dieſen letzten Worten zielte Herr von L— auf die übertriebenen Kleidermoden, und indem er ſogleich Gelegenheit nahm, dieſem Gegenſtande näher zu kommen, behauptete er, daß, da die Geſetze ſtillſchwiegen, dieſem Uebel, das vor unſern Augen viele Familien zu Grund richtete, durch nichts beſſer, als durch Beiſpiele, abgeholfen werden könnte. Wer dieſen Anmerkungen den lebhafteſten Beifall gab, war ſeine Gemahlin. Sie zog wider die mancherlei Nachäffungen, womit man ſeit den letzten Zeiten die Köpfe der Frauenzimmer beinahe verrückt hätte, mit einem zornigen Eifer los; aber ſagte ſie, mit einer plötzlichen Wendung, ſobald ſie merkte, das Vertrauen ihres Gemahls durch ihre Sprüche eingewiegt zu haben, wenn hierin allein Beiſpiele etwas vermögen, wie dann dieß auch ganz richtig iſt: ſo konnte wohl niemand ſie beſſer, als diejenige geben, welche gezeigt hätte, daß es in ihrer Gewalt ſiehe, das Gegentheil zu thun. Bloß aus dieſer Urſache, fuhr ſie fort, als wäre ſie ſchon feſt entſchloſſen, ein ſolches Beiſpiel zu geben, bloß aus dieſer Urſache wünſchte ich mir den ſchönen Silberſtoff, den ich neulich geſehen habe, damit man nachher nicht Urſache nehmen könne, aus meiner ganz einfachen und beſcheidenen Kleidung Gelegenheit zu ſtrafbaren Auslegungen zu nehmen. Wie dem Herrn von L — dießmal geſchah, weiß ich nicht; aber ſie brachte die Sache auf eine ſo künſtliche Art durcheinander, und flocht in ihren Vortrag ſo viel Scheinbares hinein, daß jener in der Entzückung, und der Meinung, als müßte er einer keimenden Tugend dieß Opfer bringen, ſie beinahe noch aufmunterte, den ſchönen Stoff von Silber zu kaufen.

Ich habe dieſe Nebenſache erzählt, um meinen Leſern zu ſagen, wie unbefangen Herr von L — geſinnt, und wie gefährlich es war, einer Frau von L —, welche alle Liſt und Launen eines boshaften Intriqueurs beſaß, irgend einen ihrer Plane zu zerrütten. Dieß that Engelhof, in der Meinung, etwas ihr ſehr Angenehmes zu thun.

Unter andern Geſprächen, welche dieſe Zeit hindurch, wo täglich von beſſerer Einrichtung des Hausweſens die Rede war, auf die Bahn kamen, war auch, und vorzüglich die Erzie:

hung ihrer Kinder. Was aus dem Knaben werden ſollte, darum bekümmerte ſie ſich nichts. Aber deſto ausſchließender hatte ſie die Tochter ſich vorbehalten. Herr von L — hatte den Gedanken, daß er über ſie, als ſeine Tochter, einige Gewalt, und in Betreff ihrer Bildung auch eine Stimme beſitze, längſt aufgegeben, und alles, was er an ihr ſah, ſtillſchweigend genehmiget. Hier war nichts abzuſtellen, er hätte dann den häuslichen Frieden auf ewig zertrümmern wollen. Das Mädchen mochte ihm nun voll Schmutz, oder mit der Schminke im Geſicht, ganz mit Putz überladen, oder äußerſt vernachläßigt, unter die Augen treten: er ſchwieg ſo ohne Ausnahme dazu ſtill, daß die Frau von L —, welche wohl wußte, daß dieß aus Furcht für ſie geſchehe, auch mit dieſem Sillſchweigen heimlich nicht zufrieden war. Sie wünſchte ſich bei der Macht, die ſie ausübte, auch die Gelegenheit, ihren Gemahl zuweilen empfinden zu laſſen, wie unumſchränkt ſie dieſelbe beſäße. Sie hatte es ganz darauf angelegt, ſich in dieſem Mädchen fortzuſetzen, das iſt, ſie alle jene Kunſtgriffe zu lehren, welche ſie zu ſpät erkannt, oder das gegenwärtige Zeitalter veranlaßt hätte. Sie war ganz von der Eitelkeit hingeriſſen, in ihrer Tochter zu glänzen, und ſtellte ſich, wachend und träumend, das Entzücken vor, das ſie genießen würde, wenn nun um dieſelbe die Liebhaber, wie die Bienen um einen Roſenſtrauch flattern, ſie aber in der Mitte dieſer kleinen Hofhaltung es in ihrer Gewalt haben würde, die Gnaden weiblicher Gewogenheit in unendlich kleine Theile abzuwägen, und dieſem einen Blick, jenem ein Lächeln zukommen zu laſſen, und Furcht und Hoffnung, Wermuth und Honig zu vertheilen. Ach, ſie nahm nicht wahr, daß jenes Zeitalter, wo dieß galt, vorüber, und daß die Bemühung um die Gunſt eines Mädchens unſerer Erziehung, eine vergeſſene Sache ſey. Eben damals nahm in München der ſchreckliche Unſinn überhand, vermöge welchem man es als einen weſentlichen Theil der Töchtererziehung zu halten ſcheint, dieſe, ſobald ſie nur keine eigentlichen Kinder ſind, zu produciren, und das Frauenzimmer ſo tief, als man nie ein Beiſpiel in der Geſchichte hat, herabzuſetzen. Nichts war geſchwinder feſtgeſetzt, als worin dieſes Einführen in die große Welt beſtehen ſollte; darin nämlich, daß man die Töchter an allen Luſtbarkeiten und Zuſammenkünften Theil nehmen läßt, und unter dem Vorwand, ſie zu verſorgen, oder an Männer zu bringen, die ſie unterhalten ſollten, den Männern ſie vortreibt, ſie ihnen unter die Augen ſtellt, und vermöge einer andern Urſache, daß ſie etwas erfahren, und um nicht betrogen zu werden, die Welt kennen lernen ſollen, ihnen den freieſten Umgang erlaubt. Es iſt bei dieſer Einrichtung natürlich, daß jede Mutter ſorgen müſſe, ihrer Tochter etwas Beſonderes, wodurch ſie vor andern die Blicke der Anweſenden auf ſich richte, zu geben, und daß eben dadurch unter unzähligen andern ſittlichen und bürgerlichen Uebeln, eine unerſättliche Quelle des weiblichen Luxus ſich öffne. Die Tochter der Frau von L— hatte bereits ſchon ſechszehn volle Jahre, und mithin ein Alter erreicht, wo eine Frau, wie ſie war, eilen mußte, ihr Kind dem heimlichen Spott und Muthwillen der Männer (denn was iſt es anders?) preis zu geben, wenn ſie nicht den Vorwurf aller Nachbarinnen, den nicht jede Mutter ertragen kann, auf ſich laden wollte, daß ſie keine Erziehung verſtehe. Hierin war gegenwärtig die Frau von L— bereits eine Meiſterin.

Wie tief dieſe Verſunkenheit heilloſer, und alle geſunde Vernunft entehrender Sitten den Herrn von L— geſchmerzt habe, brauche ich nicht zu ſagen. So wenig es ihm ſeine Umſtände erlaubten, über ſeine Tochter, welche er vor ſeinen Augen zu Grunde gehen ſah, etwas anzumerken, oder zu ändern: eben ſo oft ſuchte er Gelegenheit, über die jetzige Erziehung allgemeine Betrachtungen anzuſtellen, und die Anwendung den Anweſenden ſelbſt zu überlaſſen. Er ward aber da, wo er wünſchte, daß ſeine Anmerkungen angelegt ſeyn möchten, theils keiner Aufmerkſamkeit gewürdiget, theils hatte er nicht ſelten den Verdruß, ein Zeuge zu ſeyn, wie man eben das ſogleich ins Werk ſetzte, was er durch ſeine Erinnerungen abgethan wiſſen wollte. Aber in der gegenwärtigen Lage war der Frau von L— nichts zu ſchwer, das ſie nicht auf den Schein unternommen, oder wenigſtens, ſobald es ihren Gemahl erfreuen konnte, gebilliget hätte. Ihre Abſicht war, eben den Dingen, welche auszuüben ſie am wenigſten Luſt hatte, den größten Beifall zu geben. Jener hatte jetzt das Wort Erziehung kaum ausgeſprochen, als ſie anfieng, ſo bittere Klagen über das Verderbniß derſelben vorzubringen, und dabei ſo genau in das Sonderheitliche hinein zu gehen, daß wohl behutſamere Männer, als Herr von L— ſich würden haben verleiten laſſen, in ihren guten Willen eben ſo vieles Vertrauen, als in ihre Einſichten, zu ſetzen. Dieſer, welcher nunmehr immer mit Planen umgieng, wie dieſes unterlaſſen, jenes eingeführt, oder verbeſſert werden könnte, bildete ſich ein, es müßte zur werkthätigen Aufmunterung ſeiner Gemahlin nicht wenig beitragen, wenn er ihr zu verſtehen gäbe, daß niemand geſchickter wäre, Vorſchläge dieſer Art zu thun, als die Mutter ſelbſt, und wie frohlockte er nicht in ſeinem Innerſten, als jene ſeine gutherzigen Wünſche noch vollends übertroffen hatte. Sie erſuchte nämlich den Engelhof insgeheim, einige Gedanken über die Erziehung der Frauenzimmer ihres Standes aufzuſetzen, und ſodann ihr ſelbe zu überlaſſen, wo ſie den nächſten Abend ihrem Gemahl die Freude machen würde, dieſe herabzuleſen, und ihm in einer Sache, um welche er, wie ſie ſich ausdrückte, ſchon lange herumgieng, Genüge zu leiſten. Die Moral, (ſo nannte ſie den Aufſatz, als etwas, das man gewohnt iſt, andächtig anzuhören, und nie zu befolgen) müſſe ſehr ſcharf ſeyn, ſagte ſie, und ſich beſonders über die Erlernung der Sprachen, und der ſchönen Wiſſenſchaften, über das Kleiderweſen, und die allzufreien Beſuche ausdehnen. Sie legte ihm zugleich einige nähere Ausdrücke in die Feder, ſo wie ſie dieſelbe in Predigten gehört haben mochte.

Engelhof fand um ſo weniger Bedenken, dieſen Auftrag dem Herrn von L — zu verſchweigen, als er vorausſah, wie ihn der Inhalt deſſelben erfreuen würde. So krank und erſchöpft er war: ſo ſammelte er doch alle Wärme des Herzens, welche ihm ſeine Drangſale noch übrig gelaſſen, um gleichſam den letzten Geſang zu ſingen, der ſein Drama beſchließen ſoll. Da ihm die Einkleidung des Vortrags frei geſtellt ward, ſo nannte er ſeinen Aufſatz: Vorſtellung einer guten Mutter an ihren Gemahl wegen Erziehung ihrer Tochter. Die Frau von L — welche ſich wenig darum bekümmerte, was Engelhof ſchreiben würde, verlangte denſelben nicht eher zu ſehen, als bis er herabgeleſen werden ſollte. Sie hatte ſich vollkommen darauf verlaſſen, daß die Sache gut ausfallen würde; und wenn ihr ja etwas am Herzen lag: ſo war's, das derſelbe ſo eingerichtet werden möchte, damit ihr Gemahl ſehe, es betreffe München, und keinen andern Ort.

Mit einer hohen Miene hörte ſie dem Eingang zu, worin geſagt ward, daß die Töchtererziehung unmittelbar eine Pflicht der zärtlichen Mütter ſey, indem ſie nicht nur mit den Gefahren der weiblichen Herzen am beſten bekannt, und vielleicht durch die eigenen Erfahrungen überzeugt wären, vor was man ſich zu hüten, oder was man zu beobachten hätte, ſondern vorzüglich im Stande wären, die Tugenden, die jene einſt in Ausübung bringen ſollten, durch die täglichen Beiſpiele zu lehren. Auch wäre gegenwärtig in Betreff der Töchtererziehung nicht die geringſte Beſſerung von den Männern zu erwarten, indem man ſie zwar über die Folgen derſelben ſehr oft jammern hörte, aber nicht das mindeſte Kennzeichen hätte, daß ſie bereit oder fähig, oder beherzt genug ſeyen, darüber nachzudenken, und einige Vorkehrungen zu treffen. Kaum Einer ſetzte ſich über die Gewohnheit hinaus, und jeder machte ſich die Mode zum Geſetz. „Was würde hier in München der Vater einer Tochter ſagen, wenn ihn in einer Stunde, wo er über die großen Aufwände, welche über die jetzige Erziehung gehen, bittere Klagen führt, die Mutter bei ſeinem Wort nehmen, und ſo anreden wollte: Mein lieber Mann! deine Klagen ſind höchſt gerecht, und deine geſunden Anmerkungen fließen ganz aus der Natur und dem Weſen der Sache. Ich habe in mancher Stunde, wenn ich ſah, wie viele Mühe du dir geben mußt, uns unſere Bedürfniſſe zu verſchaffen, darüber nachgedacht, und gewünſcht, daß du einmal ſolche Erinnerungen machen möchteſt, wie du heute und jetzt eben gemacht haſt. Ich glaube, daß ich nichts brauche, als zu wiſſen, daß mein Verſtand durch das gemeine Verderbniß nicht angeſteckt worden ſey, um über die heutige Töchtererziehung ein richtiges Urtheil fällen zu können. Wenn man entſcheiden will, ob die alte redliche Weiſe unſerer guten Voräl-

„tern, oder die heutige Einrichtung einen Vor-
„zug habe, braucht es mehr nicht, als Acht
„zu haben, ob die guten Eigenſchaften der
„Frauenzimmer zu Hausmüttern und Gattin-
„nen, zugenommen, oder ſich verloren, und
„überhaupt, ob ſich ihre Sitten mehr ver-
„ſchlimmert, oder verbeſſert haben. Ehemals
„beſorgten die Frauen, auch die vom erſten
„Range, das ganze Hausweſen, und ſie ſuch-
„ten ihren Ruhm darin, viel vorzuſtellen;
„heut zu Tage ſind ſie mehr außer Haus, als
„daheim anzutreffen. Ehemals ſuchten ſie,
„oder nahmen ſie, müde von ihren Arbeiten,
„beſcheidene Erholungen an; in unſern Tagen
„ruhen ſie von Spielen und Ergötzungen, wie
„von Geſchäften, aus; ſie haben keinen Na-
„men und keine Beſtimmung auf Erden. Und
„bald wird die Verachtung aufs höchſte ſteigen.“

„Darf ich dich etwas bitten, mein theurer Gemahl, ſo bitte ich dich, mich nicht zu unterbrechen, und wenn ich ausgeredet habe, mir deine Meinung zu ſagen; denn ausreden will ich mich, nachdem ich es ſo lange auf dem Herzen behalten habe.“

Herr von L— verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit, und nun nahm ſeine Gemahlin mit einer überaus großen Begierde den Aufſatz zu ſich, um ihn ſelbſt herab zu leſen.

„Ich weiß nicht, wo ichs gehört, oder geleſen habe, daß unſere gegenwärtige Erziehung ganz fremd ſey, ganz aus einem fremden Lande, wo ſie andere Sitten und Abſichten hätten, auf den hieſigen Boden erſt einzeln verpflanzt, und dann, gleich andern Mißbräuchen, allgemeiner geworden ſey. Es wäre nicht anders, als wenn wir chineſiſche Häuſer, ſtatt den unſrigen bauen, oder Bäume aus Arabien um die Stadt pflanzen wollten. Dieſe würden ihren Saft verlieren, und bei der Nahrung unſerer Erde mager und kränklich werden. Und wo man ſie auch hinſetzte, in ein Gartenbeet, oder ins freie Feld: ſie würden nie ganz das werden, was ſie ihrer Beſtimmung nach ſeyn ſollen.“

„So unſere Töchtererziehung in München. Und nun kommt es darauf an, ob wir die angenommenen Moden zu einem beſſern Endzweck erheben, oder zu den einfachen Grundſätzen der ehemaligen Zeiten zurückgehen wollen. Ich bin der Meinung, es ſey kein Zweifel übrig, welches von beiden wir wählen ſollen.

„Der größte und unverzeihlichſte Fehler, aus welchem unſtreitig alle andere Mißbräuche herkommen, iſt, daß man die Erziehung zu früh endet, und Kinder an dem, was man große Welt nennt, Theil nehmen läßt. Alles,

„was man an Mädchen thut, alle ihre Uebungen „und Lehrſtunden, von der Wiege an, „haben dieſe einzige Abſicht zum Ziel, die Abſicht „nämlich, unſer Mädchen zu Spiel und „Feſt, und Mahlzeit und Ball geſchickt zu „machen. Man giebt ſich alle Mühe, und „wendet große Koſten darauf, daß ſich ihre „Begriffe von Glückſeligkeit nicht über den „Kreis der eiteln Sinnlichkeiten erſtrecken. Alle „ihre Neigungen kommen zu eben der Zeit, „da ſie ſich zu den moraliſchen und häuslichen „Tugenden entwickeln ſollten, eine falſche und „unglückſelige Wendung. Sie ſieht eine rühmliche „Sparſamkeit für Schande, und eine „wirthſchaftliche Ordnung für einen beſchwerlichen „Zwang an. In dem unſeligen Taumel, „worin ihre weiche Seele in Jahren ohne „Nachdenken und Beobachtung, verſenkt werden, „ahnet ſie keine beſſere Art von Vergnügen, „und von weiblicher Ehre, als die, durch „Putz und Glanz ſich die Bewunderung und „Lobſprüche der ſogenannten feinern Welt zuzuziehen, „und die Heldin ihrer Nachſtellungen „zu werden. So lauft ſie von ihrem vierzehnten „Jahre an der Seite des Leichtſinns, und „der Ueppigkeit den ſchlüpfrigen Pfad der „Eitelkeit, und der gefährlichſten Freude dahin, „und begeht oft am Ende ihrer Romanen, „und wann ihre phyſiſche und moraliſche

„Geſundheit geſchwächt iſt, die Grauſamkeit, die ernſthaften Pflichten einer Gattin und Mutter zu übernehmen.

„Ich will nun thun, als wäre mein Wort eine allgemeine Geſetzgebung, und mein Beiſpiel eine wirkende Vorſchrift, und dir die hauptſächlichſten Grundſätze vortragen, nach denen ich meine Tochter erziehen will.

„Ich halte dafür, daß einige Tugenden, als, häuslicher Fleiß, genaue Beſtellung des Hausweſens, Beſcheidenheit im Aufwand, u. dgl. wenn ſie unſerer Zufriedenheit gleichſam *unentbehrlich* werden ſollen, durch *lange Uebungen* erlernet werden müſſen, und ich werde daher meine Tochter ſo lange für unerzogen halten, als ich mich nicht gänzlich auf ſie verlaſſen kann, daß ſie dieſelben, auch ohne Gehorſam, aus eigener Neigung fortſetzen werde. Vor ihrem ſechzehnten Jahre (wollte Gott, wir hätten hierüber ein Landgeſetz!), ſoll keine Seide, und kein Silber, noch ſonſt einiger ausländiſcher Schmuck an ihren Leib kommen. Was ſie anzieht, das ſoll von *ihren* Händen entſtanden ſeyn, und den erſten Zeug, den ſie kauft, ſoll ſie mit Schüchternheit anſehen. Eine glückliche Unwiſſenheit, in welcher ich ſie in Abſicht auf die ausſchweifende Lebensart des gewöhnlichen

„Frauenzimmers laſſen will, ſoll ihr all die Unruhen, und ſchädlichen Begierden erſparen, welche in dem Herzen der Mädchen bei dem Anblick fremder Beiſpiele erwachen. Sie ſoll nie zu der thörichten Einbildung veranlaßt werden, als wäre ich die Feindin ihrer Freuden, indem ich ſie zu dauerhaftern Vergnügungen heranziehen, und für ihre Ehre ſorgen will. Die wenigen, edeln Freunde, welche uns beſuchen, werden ſo vorſichtig und gütig ſeyn, diejenigen Begebenheiten unſerer Stadt, welche ausgelaſſene Sitten zum Grunde haben, zu verſchweigen, und uns vielmehr mit den Einrichtungen guter Haushaltungen zu erbauen. In dergleichen Abſicht werde ich mich bemühen, meiner Tochter aus ſolchen Häuſern, wo die Aeltern mit meinen Wünſchen am meiſten übereinkommen, Freundinnen zu ſuchen, und ihnen das Vergnügen des geſelligen Umganges, und der jugendlichen Spiele zu verſchaffen.

„Vor nichts fürchte ich mich mehr, als vor unſern Büchern, deren der größte Theil ſo wenig beſſer macht, und ſo wenig erziehet, daß man ſchon ſehr wohl erzogen ſeyn muß, wenn ſie nicht ſchlimmer machen ſollen. Wenn ſie auch nicht offenbar die Empfindung verunſtalten: ſo erfüllen ſie doch gewöhnlich die Einbildungskraft unerfahrener Mädchen mit

„Bildern, Träumen und Hoffnungen, wobei die Seele erkrankt, und wider die einfachen Tugenden, und die täglichen häuslichen Pflichten mit Widerwillen und Eckel eingenommen wird. Ich werde mich in dieſem Stück ſtets an deinen Rath halten, mein theurer Gemahl, und was ich benutzen ſoll, aus deiner Hand annehmen. Ich denke aber immer, es ſey zur Bildung eines Frauenzimmers nicht nothwendig, daß ſelbes viele Bücher geleſen haben ſoll, und das Beiſpiel guter Leute, und die eigene Klugheit ſeyen weit zweckmäßiger, ſie in allem dem, was die geſunde Vernunft, die wahre weibliche Geſchicklichkeit, Würde und Anſtand betrifft, zu unterrichten.

„Auf die Gefahr, dir etwas ganz Unerwartetes zu ſagen, will ich dir geſtehen, daß ich eben ſo von der Erlernung der franzöſiſchen Sprache geſinnt ſey. Den Frauenzimmern vom vornehmen Adel iſt dieſe Sprache bei uns unentbehrlich geworden, leider! ſag' ich, daß ſie's geworden iſt. Die Dienſte und Vortheile, welche ſie ihnen verſchaffet, ſind bloßer Zufall und Außenwerk. Vernünftiger, aufgeklärter, erhabener an großen Frauenzügen, werden ſie, wie du ſiehſt, dadurch nicht. Die größten und reichſten Frauenzimmer in andern Ländern verſtehen oft nur ihre eigene

„Mutterſprache, und wie viele Franzöſinnen
„kommen nicht eben nach München, ohne ein
„Wörtchen von unſerer Sprache zu verſtehen?

„In der That, zu welchem Gebrauch iſt
„einem Frauenzimmer, *das ſich nicht in*
„*beſondern Umſtänden befindet*, die
„Erlernung einer ausländiſchen Sprache nöthig?
„Zur Haushaltung gewiß nicht. Und
„ſollen die Kenntniſſe, welche ihren Geiſt unterrichten
„und zieren, nicht ſchon auf *deutſchem*
„Boden vorhanden ſeyn? Ich denke,
„ſie ſeyen es ſchon hinlänglich, und von deutſchen
„Männern ließen ſich die Wahrheiten,
„welche ein deutſches Mädchen angehen, näher
„lernen, als von franzöſiſchen Zeitverkürzern.
„Und iſt von den Eigenſchaften, welche ein
„Frauenzimmer in ihre Geſellſchaften mitbringen
„ſoll, die Rede: welche Eigenſchaften, und
„träte ſie in die anſehnlichſte Geſellſchaft der
„Welt ein, ſind empfehlender, als eine holde
„Züchtigkeit, ein reinlicher, wohlgewählter und
„beſcheidener Anzug, Geſundheit auf den Wangen,
„und Vernunft, und aufrichtiges Wohlwollen
„auf der Stirne? Was wir dagegen
„von der ſchönen Erziehung, und den Wiſſenſchaften,
„welche jetzt die Frauenzimmer erlernen
„ſollen, ſchwatzen, iſt gewöhnlich eine lächerliche
„Thorheit, und oft eine Erfindung
„der eitelſten Koquetterie.“

„Wenn du mich nicht hinderſt, mein lieber Gemahl, ſo will ich unſerer Tochter, (noch iſt ſie unverdorben) eine Erziehung geben, daß ſie ein aufmunterndes Beiſpiel zur Nachahmung, und einſt die Belohnung eines edelmüthigen Mannes ſeyn ſoll. Sorge nicht, daß unſere Tochter unbekannt bleibe, weil man ſie nicht bei allen Luſtbarkeiten, nicht bei allen Verſammlungen unter den Haufen der Luſtmädchen ſehen wird. Ein *wackerer Mann ſucht ſeine Braut auf dem Tanzſaale nicht, und mein Mädchen wird zu ſtolz ſeyn, ſich da finden zu laſſen.* Es giebt, wie du weißt, eine Art, verborgen zu bleiben, um beſſer bekannt zu werden; und wenn das jemals gut angewendet iſt: ſo trifft es bei den edelſten der männlichen Seelen zu, welche die Edelſteine nicht auf der Gaſſe ſuchen. Eben dieſer erhebende Stolz ſoll ſie von der kindiſchen Kleiderpracht, und den geſuchten Zierereien zurück halten, welche man auslegt, und womit man ſich umwebet, um die Augen der *ſchwächern* Männer, welche zu ihrer Schande ſolchen Dingen unterliegen, auf ſich zu ziehen. Unſere Tochter ſoll fühlen, daß ſie noch ſey, was ſie iſt, wenn ſie auch nicht mit Gold und Seiden umhängt ſeyn ſoll, und die ſie ſehen, ſollen Urſache haben, mehr wegen der

„eingezogenen Größe, worin ſie allenthalben
„erſcheinen wird, als wegen der Pracht,
„ſich nach ihr zu erkundigen. Es ſollte mich
„in der Seele ſchmerzen, denn es würde vielleicht
„ſehr erniedrigend ſeyn, wenn die Vielen
„der Männer die Bekanntſchaft unſerer Tochter
„ſuchten, jetzt, wo die Vielen geblendet
„ſeyn wollen. Das Einſamere ihrer Lebensart
„wird ſie bekannt machen, und der
„Mann, der ſich vergebens unter denen, welche
„von ihren Müttern feil geboten werden, umſah,
„und ſeufzte: Wo werde ich eine Gattin
„finden für meinen Geiſt, und mein Herz?
„der Mann wird kommen, ohne Romane
„und entehrende Kunſtgriffe, mit aller Offenheit
„ſeiner ehrlichen Abſichten, gerade wie es
„bei unſern Voraltern war; und o er ſoll uns
„allen willkommen ſeyn!“

Herr von L — ſprang von ſeinem Sitz auf. O meine Freundin! O meine Gemahlin heute! rief er ein über das anderemal. Er legte ihr Lobſprüche bei, wie ſie von ihm ſeit ihrer Bekanntſchaft noch nie gehört haben mochte, und ſie konnte ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen, daß, wenn ihm ſolche Aufſätze Vergnügen machten, ſie ihn von Zeit zu Zeit mit ähnlichen unterhalten wollte. Wie ſehr ich mich darüber freue, gab Herr von L — zur Antwort, deſſen wird mein Eifer Zeuge ſeyn, mit dem ich mich bemühen werde, dieſelben zu verdienen.

Den andern Tag kam kein Sprachmeiſter; und als der Meiſter kam, welcher die Tochter in den ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſten unterrichten ſollte, ward er nach dem Zimmer des Herrn von L — geführt, welcher ihn nach einer freundſchaftlichen Unterredung unter den gütigſten Verſicherungen ſeiner fortdauernden Freundſchaft bis an die Thüre begleitete. Eben dieß widerfuhr einer Art von Zeichnungsmeiſter, und als an eben dem Tag ſeiner Gemahlin und Fräulein Tochter eine Parthie zu einer Spazierfahrt, wobei ſich, wie man ſagen ließ, eine gar artige Geſellſchaft einfinden würde, angeboten ward: ließ Herr von L — den Herren und Damen zurückſagen, wie ſich ſeine Gemahlin entſchloſſen habe, keine dieſer Parthien für's Künftige mitzumachen. Dieſes Betragen war allerdings auffallend, und ſo wenig mit der geziemenden Klugheit ausgeführt, daß kein guter Ausgang zu hoffen war. Herr von L — bekümmerte ſich in der Fülle der Freude, mit der er alles dieſes that, ſo wenig darum, wie er es thäte, daß er an dieſem Abend mit einer Miene, als käme er, einen Triumph über ſeine Siege zu halten, in das Zimmer trat, und bei den Erzählungen, welche er von ſeinen Thaten machte, nicht einmal wahrnahm, wie ſeine Gemahlin ein über das andere Mal die Farbe änderte, die Tochter im Begriff war, in Ohnmacht zu fallen, und alles in eine ſtumme Beſtürzung, die nichts Gutes weisſagte, verſetzt war. Herr von L — nahm das ſo wenig wahr, daß er ſich bei dem Stillſchweigen, mit welchem ſeine Nachrichten aufgenommen wurden, Zeit nahm, ſein Vergnügen recht zu ſchmecken, und es theilweis zu genießen, indem er immer wieder von vornen anfieng, oder ſich an einzelne Dinge, bald an die Miene des Meiſters der freien Künſte, bald an das Schrecken des Zeichenmeiſters erinnerte, oder ſich die Verwunderung vorſtellte, welche die artige Geſellſchaft betroffen haben würde. Niemand befand ſich dabei in größerer Verlegenheit, als der Hr. Hofmeiſter, welcher jetzt von der Frau von L. zum Mitleid, und zum Erſtaunen herausgefodert, jetzt aber von dem Herrn von L. — weit nachdrücklicher genöthigt ward, an der Freude Theil zu nehmen. Es war eine ſeltſame Scene, und Herr von L. — genoß ſie ganz. Nie hatte er ſein Auge ſo zufrieden geſchloſſen.

Die reiche Tante, zu welcher die Frau von L. — ihre Zuflucht nahm, legte anfangs dieſe Erſcheinung für einen artigen Scherz aus, deſſen Erfindungskraft ſie bei dem Herrn von

L. — nicht geſucht hätte; allein als ſie ſah, daß der Sache Ernſt war: änderte ſie ihr Lachen in einen zärtlichen Grimm, ſo nannte ſie ſelbſt ihre Unternehmungen für die Hausrechte der Frau von L. — Die Lehrmeiſter wurden von neuem gebeten, auf einem gewiſſen Tag, wo man ſie bald wieder rufen würde, zu erſcheinen. Dieß ſollte der Tag ſeyn, wo das ungemein prächtige Kleid für Frau von L. — fertig gemacht, und eine ausgeſuchte Anzahl witziger Freunde von dem Vorfall genug unterrichtet ſeyn würde, um ſodann in ihrem Haus ein Feſt von Geſellſchaft und weiblicher Rache zu feiern. Indeß wurde von der Tante, ohne daß die Frau von L., — die faſt immer zu Haus blieb, an etwas einigen Antheil zu haben ſchien, das Verfahren des Herrn von L. — mit ſolchen Wendungen, und Zuſätzen, die dem Verſtand deſſelben keine Ehre machen ſollten, in ſo vielen Orten erzählt, daß man ſich in dieſen nicht enthalten konnte ihm einige Erinnerungen beizubringen. Niemand wollte ihm Recht geben, und was ihn außerdem, daß er ſich bewußt geweſen, alle Vorſtellungen widerlegen zu können, am meiſten kränkte, war, daß er merkte, wie die Ermahnungen ſeiner Freunde, die ſich im nämlichen Hausübel befanden, größtentheils aus einer halb neidiſchen Eiferſucht über ſeine ſo glücklich getroffenen Anſtalten, und aus einer Verzweiflung herrührten, ſie gleichfalls einführen zu können. So viel man ihm gleichwohl von den Bedürfniſſen, welchen ein junges Frauenzimmer ſeines Standes in den jetzigen Zeiten unterworfen wäre, vorſagte: ſo blieb er feſt auf ſeinem Entſchluß, und das bis auf die letzte Stunde, wo die ausgeſonnene Liſt der Tante vollzogen ward. Er hatte einem derjenigen Freunde, welche der Frau von L. — vormals gewöhnlich aufzuwarten pflegten, ſeine neue Einrichtung umſtändlich beſchrieben, und ihn, weil er eine Zufriedenheit, die er bei keinem andern bemerkte, zu äußern ſchien, ſehr inſtändig und vertraulich eingeladen, an einem Abend, wo es ihm belieben würde, einer Leſeſtunde beizuwohnen. Dieſer Freund nahm die Einladung mit Entzücken an, und als er nun an einem Abend, an welchem er mit der Bitte, ſeiner Gemahlin nichts vorher zu ſagen, erſchien, that ſich Herr von L. — noch ſehr viel zu gut, dieſem alles das Gute zu ſchildern, das in ſeinem Hauſe ſeit kurzer Zeit geſchehen wäre, und heimlich den Urſprung, und das erſte Verdienſt dieſer Aenderung, deren ſich kein anderes Haus rühmen konnte, ſeinen Bemühungen beizumeſſen. Und mit Einem Wort, ſagte Herr von L. — Sie werden mehr ſehen, als Sie erwartet haben. Mit dieſen Worten führte er, ganz in ſeiner gewöhnlichſten Hauskleidung, den Freund, der von allem, was jetzt geſchehen würde, unterrichtet ward, nach dem Zimmer ſeiner Gemahlin, wo, wie er glaubte, die ſokratiſche Geſellſchaft bereits verſammelt ſeyn würde, öffnete mit freudigem Stolz die Thüre —

— Er trat beim Anblick deſſen, was ſich ihm öffnete, äußerſt erſchrocken, als ſähe er Geſpenſter, zurück, und wollte ſeinen Augen kaum trauen.

Aus dem herrlich beleuchteten Zimmer wandelte ihm an der Hand der Tante ſeine ſchön geputzte Gemahlin in dem Kleid vom neuen Silberſtoff entgegen, bereit, ihm die Hand zu bieten, und bei der Geſellſchaft der Herren und Damen, die zur Tafel geladen waren, ihn aufzuführen. Die Herren und Damen, hinter welchen ſich die wieder neu aufgenommenen Herren Meiſter producirten, bewillkommten ihn ſämmtlich mit verſchiedenem Lächeln; etliche wenige von jenen ausgenommen, welche nicht Zeit hatten, den Herrn von L. — zu bemerken, und ſich die ſchöne Mühe gaben, das Fräulein Töchterchen, das in vollem Jubel, über und über geziert, auf einem Sopha ſaß, die leichten und ungezwungenen Manieren des feinen Welttons zu lehren.

Man ließ den Herrn von L. — nicht lange in dieſer Beſtürzung; und was er ſich auch ſträubte, an dieſer Geſellſchaft Antheil zu nehmen: ſo konnte er ſich doch der zudringenden Einladung nicht erwehren, womit man ihn nöthigte, ſich alſogleich zur Tafel nieder zu laſſen. Man that dieß mit ſo guter Art, daß er ohne alle Lebensart zu beleidigen, unmöglich böſe werden konnte, und um ihm alle Verlegenheit zu erſparen, fieng man ſogleich an, die Urſachen dieſer gegenwärtigen Anſtalten auseinander zu ſetzen. Es wäre bekannt, ſagten ſie, und neigten ſich mit ehrfurchtsvollem Ernſt gegen ſeine Perſon, daß ſeine Einſichten in Staatsſachen, ſeine Verdienſte um das Wohl des Vaterlandes nicht ihres gleichen hätten, daß, wenn ſich alle Kollegien einer überwiegenden Anzahl Männer mit dieſem hohen Verſtand, dieſer unüberwindlichen Induſtrie, dieſer ungeheuchelten Redlichkeit zu erfreuen hätten, Bayern das Elyſium von Europa ſeyn würde; deſto weniger, fuhren ſie fort, und machten den gewöhnlichen, und widerſprechendſten Schluß, deſto weniger wäre ihm zuzumuthen, daß er auch von dem heutigen Erziehungsweſen die richtigſten Begriffe haben ſollte, und könnten demſelben die Vorkehrungen, welche er mit der Fräulein Tochter gemacht, ſo gar nicht zur Unehre gereichen, daß dieſer väterliche Eifer für ſelbe vielmehr alles Lob verdiente, und ſie anbei hoffen ließ, wie ein ſo gütiger Vater bereit ſey, ſich eben ſo bald eines beſſern zu entſchließen, als er davon Einſicht erhalten haben würde. Sie machten hierauf dem Herrn von L. — eine umſtändliche Beſchreibung von den Bedürfniſſen der heutigen Frauenzimmererziehung, deren Gründe, welche ſie für die Güte derſelben anführen mußten, ſich immer auf das Beiſpiel bezogen, welches in unſern, ſo, wie in allen Zeiten den Ton angäbe; und ſo oft Herr von L. — entgegen ſagte, daß ja eben dieß Beiſpiel eine Krankheit wäre, welche man durch entgegengeſetzte Handlungen heilen müßte: ſo oft verſicherten ſie ihn wieder auf die höflichſte Art, daß ihm bei allen ſeinen übrigen Einſichten dieſe nicht zuzumuthen, und daß ihm aus eben dieſer Rückſicht ſeine Einwürfe, welche ſehr gut gemeint ſeyen, nicht übel zu nehmen wären. Der Einfall der theueren Gemahlin, und ihre Verſtellung, welche ſie dieſe ganze Zeit hindurch angenommen hatte, wurde als ein Gedanke, welchen man unter die Denkmäler ſetzen ſollte, und als ein Beweis, wie weit der feine weibliche Witz den männlichen übertreffe, bis in die Sterne erhoben. Es fehlte wenig, daß man dem Herrn von L. nicht anlag, dieß Meiſterſtück ſelbſt mit zu leben, und ſeine Gemahlin, welche im Genuß ihres Triumphes, und einer vollkommenen Genugthuung da ſaß, ſchien nichts Geringers zu erwarten.

Herr von L. — betrug ſich, wie ein Mann, der unſere ganze Hochachtung verdient. Er war über ſein unvermeidliches Uebel erhaben, und ohne etwas von ſeiner männlichen Würde zu vergeben, ſeit langem gefaßt, dieſe Zufalle des häuslichen Elends, deſſen Druck jede Klage verdoppeln würde, ſtillſchweigend zu ertragen. Er ſah jene Tage immer mehr und mehr herankommen, wo man von demjenigen, welcher behauptete, er hätte von der Natur ſeine Augen zum Sehen erhalten, ſagen würde, er habe den Gebrauch ſeines Verſtandes verloren.

Was den würdigen Dulder bei dieſer Begebenheit am meiſten bekümmerte, waren die Folgen, welche dieſelbe auf den Engelhof nach ſich ziehen würde. Ohne ſein Wiſſen wurde dieſer an dem Abend der erwähnten Feierlichkeit fort geſchickt, und Herr von L. — konnte leicht vermuthen, wie man ihm künftig begegnen würde. Seine Gemahlin betrachtete ihn von dieſem Tage an als einen der verhaßten Menſchen, welche man Wohldiener nennt, und welche ihr Brodgewerbe damit treiben, jedem zu reden, was er gerne hört, und auf Koſten eines andern ihre Vortheile zu ziehen. Sie konnte ihren Unwillen auf ihn nicht zurück halten, und ihn nie kommen, oder weggehen ſehen, ohne ihm davon einige ſehr empfindliche Proben zu geben. Herr von L. — gerieth bereits in einige Verlegenheit, ſo oft von ihm die Rede war, und er ſah ganz deutlich, wie jene ſich verhalten würde, falls er es auf ſich nehme, ihn nachdrücklich zu vertheidigen. Wie ſeine Hochachtung gegen ihn täglich zunahm, ſo wuchs auch ſein Kummer, ihn keinen Mißhandlungen auszuſetzen, welche ihm von der Verſchlagenheit ſeiner Gemahlin bevor zu ſtehen ſchienen. Um ſich hierüber alle Sorge zu benehmen, meldete er dem Engelhof in einem noch vorhandenen Briefe den Ausgang der Sache, und die Art, mit der man ihre Hoffnungen zernichtet hätte, und indem er ihm einige Arbeiten beilegte, ließ er ihm dann ſelbſt die Vermuthung über, wie er ſich dabei zu verhalten hätte. In dieſem Briefe erkenne ich die Denkungsart eines großen Mannes, wie man aus einzelnen Bruchſtücken die Arbeit eines großen Künſtlers erkennen kann. Herr von L. — munterte ihn auf, ſeinem Charakter ſtets getreu zu bleiben. „Und ſollte auch das Gute nicht erfolgen, ſchrieb er, von welchem in unſern Tagen die wenigen geſunden Seelen, daß es gut ſey, behaupten: ſo iſt es ſchon in der Ordnung der Welt unendliche Male beſſer, daß dieſe unbeugſam bleiben, ja durch ihre Zeitgenoſſen unglücklich werden; denn wie weit mehr Unglück würden ſie auf uns verbreiten, wenn ſie anfiengen, nachgiebig zu werden, und ſich ihrer Eigenſchaften zu unſerm Nachtheil zu bedienen?"

Herr von L. — verſprach ſich in der Güte ſeines Herzens von Engelhofs Zukunft noch immer mehr, als von derſelben zu hoffen war. Er fieng bereits an, in Geſellſchaften ſeiner zu erwähnen, und mit ihm groß zu thun, als mit einem Menſchen, deſſen Fähigkeiten einem Diamant gleichen, den man mit dem Auskehricht in Unflat geworfen hätte.

Aber dießmal betrog er ſich in ſeiner Erwartung. Was an Engelhof noch glänzte, war nur noch ein ſchwacher Wiederſchein ſeines ehmaligen Feuers. Seine Vorzüge waren an ihm eingeprägte Züge, welche durch Ueberzeugung, und Ausübung unauslöſchlich geworden, und die befremdenden Gedanken, welche er vorbrachte, waren ſeine Natur. Er konnte nichts Unwürdiges reden, und er redete es nunmehr, wie in einem Traum. Sein Geiſt war verflogen, und ſein Herz lebte ohne alle Verwandtſchaft mit den Dingen dieſes Lebens, ein Zuſtand, der dem Menſchen in die Länge ſo unmöglich iſt, wie einem Fiſch das Leben ohne Waſſer. Seine Gemüthsart war vertrocknet, und ſeine Empfindung todt, und ſtill. Alle Verlangen ſchwiegen in ihm, und die Natur begann, vor ſeinen Augen ſtill zu ſtehen. Wer nie ſo unglücklich geweſen iſt, ſich dem Hügel der Verweſung auf dieſem Wege zu nähern, der glaube mir, daß dieſer Zuſtand, wo der Troſt des Freundes zu ſpät kömmt, in der That ſchrecklich und ſchmerzlicher, als alle kurze Peinen des Körpers, ſey. Er hatte ganze Tage und Wochen, wo ihn aller Sinn, und die Sprache verließ, und ihn jeder Gegenſtand, der ihm in die Augen fiel, peinigte. Es war ihm nicht möglich, an irgend einem Gedanken Antheil zu nehmen, ohne ſich ſelbſt, oder einem andern etwas zu ſagen, das ihn erfreuen konnte. Der ganze Himmel, gegen den es ihm ſchwer ward, ſeine Augen zu erheben, laſtete auf ihm, wie Blei, und er empfand nichts, und fühlte nicht einmal, daß die Laſt nicht zu heben war. Er war nicht bettlägrig; aber er war mehr, als krank, und armſeliger, als ein Todter. Er ſprach in dieſen grauſamen Tagen, die ihn oft eine Stunde verließen, um mit gedoppeltem Elend zurück zu kommen, nichts mit den Menſchen, noch mit dem Himmel etwas, bis auf jenes Gebet, welches er, ſo oft es Tag ward, ſeufzte, daß es für ihn nie wieder Tag werden möchte. Er ward endlich ſo kraftlos und ausgezehrt, daß er auf ſeinem Lager beſinnungslos liegen blieb, wo er, vielleicht zu ſeiner Erleichterung, für ſich ſelbſt zu ſchreiben anfieng, ſo oft er die Kraft fühlte, ſich ſeiner bewußt zu ſeyn. Einige Stellen dieſer Art haben keinen Verſtand, noch Zuſammenhang, andere aber ſchildern ſeine ganze Lage auf das lebhafteſte.

„Warum bin ich nicht, wo die Plagen aufhören mit Toben, und die ruhen, die viel Mühe gehabt haben; wo die Gefangenen Friede haben, und die Knechte, und die Herren alle Eines ſind? Warum iſt das Licht gegeben dem Müheſeligen, und das Leben dem betrübten Herzen?“

„Die Haare meines Hauptes ſtechen mich, wie eben ſo viele Nadeln, auf meiner Scheitel. Mein Hirn ſiedet inwendig, und von außen ſpannt mich die Haut. Meine Augen fallen lichtlos in den Kopf hinein, und verlieren ſich. Sie krächzen, wann ſie ſich bewegen, und laufen über von Thränen. Mein Mund fällt ſchlaff nach der Seite, und bewegt ſich nur ſelten, nur wenn ein gewaltſamer Seufzer tief vom Herzen ihn aufzwingt, daß er ſchluchze. So ſinket mein Kopf hinunter an mein Herz, das deſſen nicht achtet.“

„Ich liege tief in der Grube des Jammers, und viele Steine auf mir! Aber der die Grube und die Steine ſchuf, ſieht mich, und aus dem Finſtern wird ein lichter Morgen werden. Ich kann aus ſeinen Händen nicht fallen.“

„Ich weiß nicht mehr, was und wen ich noch eigentlich liebe. Niemand mehr, denke ich. Und ich liebte ehemals jedermann; ich liebte alles ſo ſehr, daß ich jede Blume grüßte, und jedem Wind, der mich anwehte, an entfernte Freunde Lieder voll Empfindungen mitgab.“

Weſſen Herz an etwas hängt, dem einer wohl will, das einer vermehren, und pflegen will, dem iſt wohl. Und iſt es eine edle Sache, und weiß er davon einen edeln Gebrauch zu machen: dem iſt wohl, wie einem Seligen. —

„Alles aufgehört, alles todt in mir! So ausgelöſcht und ferne von mir, daß, wenn ich nur zu etwas die mindeſte Neigung haben könnte, wäre es auch nur ein Blumenſtock vor meinem Fenſter, für den ich mich, wenn ihn die Sonne beſchiene, freuen, oder wenn ihm ein unfreundliches Lüftchen ſchadete, betrüben könnte: ich wäre der glücklichſte Menſch auf Erden. Wenn ich aufwachte, wäre er mein Gedanke, und ich wollte ihn beſuchen und anlächeln, und wenn ich betrübt würde: wollte ich für ihn hinſtehen, und es ihm klagen. Wäre ich außer Haus: ſo würde ich mich nach ihm ſehnen; und käme ich zurück: ſo würde ich ihn begießen, und zu ihm mich hinſetzen; aber, wo ich erwache und hinſehe, ſehe ich leere Wände um mich, und eine Wüſte ohne Wiederhall."

„Ich hörte geſtern von einem Unglück, das unſerm Nachbar begegnete, und ich ließ mirs erzählen, und weinte nicht, und bedauerte ihn nicht. Ich ſagte mir ſelbſt, daß ich Unrecht thäte, und doch blieb ich gleichgültig. Ich weinte nicht, und bedauerte ihn nicht. Und ſo würde ich bleiben, wenn ich auch die Güter der ganzen Erde vor mir liegen hätte. Ich würde ſie nicht einmal anſehen, oder auf ſie hinſehen, wie auf eine Streu, und ihrer nicht achten. Mein ganzes Herz iſt ſtill. Das muß den ärgern, und auch grauſam ſeyn für den, der mich ſo anſieht; aber ich empfinde es nicht."

Ein freundſchaftlicher Arzt, der in dem Hauſe des Herrn von L. faſt täglich zuſprach, kannte dieſen bejammernswerthen Zuſtand, und gab ſich alle Mühe, ihn aus dieſem Elend, worin man oft ohne Rettung mit langſamen, zehrenden Peinen dahin ſtirbt, zu reißen. Er wußte, daß bei dieſen Kranken dem Körper durch unmerkliche Hilfe, zugleich mit dem Geiſt aufgeholfen, und daß die Mittel immer auf eine verdeckte Art, welche der Kranke, deſſen hartnäckige Gefährten eine peinliche Ungeduld, und ein bleiernes Laſten aller Gedanken ſind, nicht wahrnimmt, angebracht werden müſſen. Er ſuchte ſeinen Gram nach und nach aufzulöſen, und eine Heilung, die zwar langſam und unmerklich, aber bei ſolchen Leuten die einzige iſt, vorzunehmen. Herr von L. ermunterte den rechtſchaffenen Arzt, keine Koſten zu ſparen, wo er eine Möglichkeit fände, dem Kranken einige Erleichterung zu verſchaffen. Was den meiſten der ſogenannten Menſchenkenner, wenn ſie den Engelhof in den Tagen dieſes Jammers, wo die eiſerne Hand des Schmerzens ſein Herz zuſammenpreßte, wo er kalt und fühllos über alles daſtand, und die ſchönſten Worte in ſich reden ließ, ohne darauf nur mit einer Miene zu antworten, was, ſage ich, die meiſten gethan haben, daß ſie ihn für dumm und gefühllos erklärt haben würden: das war den beiden braven Männern ein Beweis von dem Gefühl deſſelben in beſſern Tagen; ſie hielten ſeinen Zuſtand für eine Erſcheinung, wobei ſie Gelegenheit haben würden, tauſend neue Beobachtungen zu machen, und ſtudirten ordentlich zuſammen, wie ſie es angehen müßten, ihre menſchenfreundlichen Abſichten am gewiſſeſten zu erreichen. An einem heitern Sommertag nahmen ſie ihn mit ſich zu einer Spazierfahrt nach dem herrlichen benachbarten See. Es war ein heiterer Morgen, als je ein Dichter einen geſchildert hat, und ſie fuhren durch die lieblichſten Gegenden, durch balſamiſche Felder, und kleine friſche Wäldchen, wo zur rechten, und zur linken die erquickendſten Ausſichten und Gruppen für eine Seele guter Art zu ſehen waren; aber er ſaß unbeweglich in der Kutſche, ſah keine Blume und keinen Baum, und hörte weder den Geſang der Vögel, noch das frohe Jauchzen der Landleute. Seine klugen Begleiter hatten die Vorſicht, ihn nicht aufzumuntern, noch ihn zu nöthigen, daß er etwas ſchön finden ſollte, woran ſein Herz keinen Antheil nahm. So blieb er den ganzen Tag, und ſagte mit keinem Wort, wie ihm wäre. Als der Abend herankam, ſetzten ſie ſich auf den Raſen eines ſanften Hügels, der weiter hinauf mit jugendlichen Stämmen bewachſen, und bequem zu einer wunderbar herrlichen Ausſicht gelegen war. Auf den ſanften Anhöhen des Gegenufers, das im falben Strahlenglanz lag, ſah man in angenehmen Fernen einige anmuthige Schlöſſer, und hie und da in einer lieblichen Unordnung zerſtreute Landhäuſer, vor welchen leichte

Kähne ſtanden, unter Hecken und Bäumen. Die Sonne berührte nur noch leicht in einzelnen Streifen, (neben denen andere Stellen bereits im tiefern Dunkel lagen) die Oberfläche des Sees, und ſo weit das Aug in immer wachſenden Fernen, ungehindert, wie auf einem reinen Spiegel, dahin floß, war Ruhe, und Schweigen, das nur zuweilen durch das muthwillige Aufplätſchern eines Fiſches in dem See, oder durch einen Jubelſchrei in weit entlegenen Hainen unterbrochen ward. Ringsum verlor ſich der Blick in der Dämmerung, und ahnete, und ſchauderte in unnennbarer Rührung bei dem ſtillen Anzug des leiſe herauf wandelnden Mondes.

Ich haſſe den geſchmackloſen Ungeſtüm, mit dem man uns ſchwärmeriſche, und erfundene Modegefühle für wirkliche Gegenſtände aufdringen will, in denen nichts liegt; aber, wem hier nicht iſt, als umgebe ihn ein unſichtbares Leben, wem nicht gut im Herzen, und wonnig in allen ſeinen Sinnen iſt: — nimm du ihn, wenn du Luſt haſt, zum Freund; vertraue du ihm deine Geheimniſſe, und lege, wenn dir in großen Nöthen der Muth gebricht, deinen Kopf an ſein Herz! Ich mag, wenn du es nicht arg nenneſt, mit dem Mann nicht unter Einem Dach wohnen, der, wenn er geſund iſt, in dieſem Augenblick nicht fühlt, daß um und über ihn der Tempel Gottes gewebt iſt, und in der Fülle ſeiner Seele nicht ausruft: Es iſt alles gut gemacht!

Die Herzen der Männer fühlten, wo ſie waren. Sie löſeten ſich in manche freundſchaftliche Geſpräche, und verloren ſich in ſüßer Schwermuth in die angenehmſten Erinnerungen. Eine liebliche Quelle rieſelte an ihrer Seite, und der erfriſchende Abendwind liſpelte durch die Blätter der nahen Geſträuche. Engelhof ſaß neben ihnen, wie die Melancholie auf dem Grabe des Freundes ſitzt, in Träumen, für die wir keine Sprache haben, — als in einer kleinen Ferne die ſchmelzendſten Töne zweier zärtlichen Flöten begannen. Ihre Melodien erweichten, was ſie berührten, und ihre Geſänge erſchütterten die Herzen der Menſchen. Dieſen Augenblick war die Gegend noch ſtiller, und feſtlicher, und die Einſamkeit noch einſamer. Es war das Horchen der Liebe, und des entzückenden Schmerzens in ſeltenen Stunden der Seligkeit.

Sobald Engelhof ſie hörte, hob er ſich, wie plötzlich ergriffen, empor, und horchte aufmerkſam hin, als flöße für ihn allein jeder Ton in ſein Herz; aber das währte nicht lang, ſo fieng er an, am ganzen Leibe zu zittern, und in ſeinen Gebehrden und ſeinem Geſicht erſchienen ſeltſame Verzerrungen, Züge von der lauterſten Heiterkeit bis zum tiefen, ſtummen Schmerz. Endlich verzog ſich ſein Geſicht in ein trübes, düſteres Dunkel, wo er alſo bald aufſtand, und davon eilte. Seine zwei Wohlthäter folgten ihm nach, und machten ſich bei dieſer Erſcheinung die Hoffnung, daß ſein Herz heilender Empfindungen, und wahrſcheinlich einer gänzlichen Geneſung noch fähig ſey. In der That bekam er an dieſem Abend heitere, lichte Augenblicke, ſo daß er nach ſeiner alten Gewohnheit viele Dinge, deren er ſich bewußt war, aufſchrieb, und eben die Urſache des zu gewaltſamen Eindringens dieſer Muſik auf ſein Herz erklärte.

„Wenn ich eine Muſik höre, ſchrieb er, ſchmelzt anfangs mein Herz, ich kann nicht ſagen, wie ſeltſam rührend; — ſo traurig und ſo freudig, daß mir iſt, als wäre es noch möglich, wieder einmal froh zu werden. Ich ſchlinge mich dann um alles, was um mich iſt; ich erinnere mich ſo gerne an ſo manchen frohen Abend meiner Jugend. Ich ſtelle mir genau den Ort vor, wo ich wandelte hinab am Ufer der Iſar, oder wo ich im Schatten ſaß, meiſtens ganz allein, und alles ſo eng in mir war, und ich mich, ich weiß nicht wie, ſo hinaufgezogen fühlte, oder wie ich mit meinem Freunde große Plane zu meinem künftigen Leben machte, ach, von denen keiner, keiner erfüllt ward. Aber wenn du begreifen willſt, wie mir dann dabei wird, ſo ſtelle dir vor, wie geſchmolzenes Eis in einem Thal zuſammenſchäumt, und mit Verwüſtung losbricht, wo man ſichs nicht verſieht. So wühlt es zuſammen, mitten in meinem Herzen. Mit der Erinnerung, was ich ſeyn könnte, und wollte, kommt der Gedanke: Aber du ſitzeſt hier, haſt nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hoffen, biſt nichts von allem dem, was du wähnteſt, und wirſt von allem dem nichts mehr ſeyn; dann will ich weiter fragen, will wiſſen, — und ein Taumel und Schwindel überfällt mich, und ich muß auf der Stelle davon eilen, um nicht in Ohnmacht zu fallen."

Unter dem, was er hier ſagt, daß er weiter fragen, und wiſſen will, verſtand er wahrſcheinlich Nachrichten von ſeinem Freund und ſeiner Mutter. Dieſe glaubte er todt, und jenen zu ſuchen, muß ihm der Muth, oder ihn zu finden, die Gelegenheit gefehlt haben. Seine einzige Bemühung, wenn er ſich je noch um etwas bemühte, war, verborgen zu bleiben, und ſein endliches Loos in dieſem Leben folgte ihm ſchon nicht mehr mit hinkendem Fuße nach. Die Zeit der lindernden Thränen war vorüber, und ſein Geſicht hatte bereits jene ſchmerzhafte Spannung verloren, woraus man erkennt, daß man inwendig leide. Man ſah ſogleich, daß ſich bereits alles geendet, und zur Ruhe gelegt habe. Sein Zuſtand glich nunmehr einem ausgebrannten Geiſt, deſſen Waſſer bewegungslos und erſchöpft liegen bleibt. Er wurde über nichts mehr traurig, ſo wie er ſich über nichts mehr freute. Der erfahrne Arzt gab ſich alle erdenkliche Mühe, ihn aus dieſer ſchrecklichen Stille nur noch Einmal aufzuwecken, nur noch eine Saite ſeines Herzens zu rühren; allein wie eine Pflanze, deren Wurzel verdorrt iſt, nicht wieder aufblüht, es mag thauen und regnen, ſo viel es will: ſo war kein Zeichen der Geneſung heraus zu bringen. Indeſſen war er mitten in ſeiner Erſtarrung leutſelig, ſanftmüthig und gehorſam, und that auf der Stelle alles, was man ihm vorſagte, daß er zu ſeinem Beſten thun ſollte.

Herr von L. — beſuchte ihn einſt an einem Morgen, wo ihn ſeine Hauswirthin, welche dem Unglücklichen unter dem Dach ein Behältniß vergönnt hatte, verſicherte, daß ihr Inwohner ungewöhnlich traurig, und krank ſeyn müſſe. Er wäre gleich nach Mitternacht aufgeſtanden, und hätte ſich nicht mehr zur Ruhe gelegt. Sie habe ihn oben immer auf und nieder gehen gehört, bis ſeit einer Stunde; ſie habe oft nachſehen wollen, ſetzte ſie hinzu; aber ſie wüßte nicht, wie ſie mit ihm ſprechen ſollte, daß er antwortete. Er dauere einen dann ſo, und man könne ihm doch nicht helfen. Herr von L. — erzählt dieſe Anekdote ſeinen Freunden allemal an den Tagen, wo man denſelben etwas Koſtbarers vorſetzt. „Als ich ins Zimmer trat, ſtand Engelhof in einer Ecke deſſelben, den Kopf an die Mauer gelehnt. Er war, wie unbeweglich, und man hörte ihn kaum Athem holen. Nach einer Weile bewegte er ſich, indem er tief herauf ſeufzte, und fieng an zu gehen. Ich wollte ihm in den Weg ſtehen, damit er mich beobachten ſollte; allein er ſtieß an mir vorbei, ohne meiner gewahr zu werden. Es ward ihm ſehr heiß; aber bald ſchien er wieder noch bläſſer, als er war, und kalt zu werden. In ſeinen Augen war nicht die mindeſte Bewegung wahr zu nehmen; aber ſein Mund krümmte ſich unaufhörlich bald zum Ernſt, bald zum ſanften Lächeln. Zuweilen blieb er mitten im Zimmer ſtehen, und ſah immer an Einen Ort; dann raffte er ſich plötzlich fort, und gieng ſehr haſtig; aber es war kein feſter Gang. Die Kniee ſchlotterten, und er taumelte hin und wieder. Den Kopf erhob er nicht mehr; aber er murmelte zuweilen etwas, das ich nicht verſtehen konnte, und wozu er, wie ein Betender, die Hände faltete. Auch kam es mir dann vor, als bemühte er ſich, den Kopf zu erheben, und etwas zu reden; aber die Stimme blieb aus, das Wort ſtarb im Munde, der kraftlos zufiel, und der Kopf ſank noch tiefer. Er ſtieß auf ein Geſims, worauf ein Meſſer lag. Meine Vorſicht that ihm Unrecht; aber ich hatte damals keine Ueberlegung. Ich lief auf ihn zu, und ſtellte mich hinter ihm. Er hatte die Arme in einander geſchlungen. Als er das Meſſer gewahr ward, wars, als wenn es ihn befremdete. Dann kam, wie ich von der Seite zu ſehen glaubte, etwas vom Heiterwerden auf ſein Geſicht, gleich dem gelben Sonnenſchein mittem im Regen. Ich kann es nicht beſchreiben, wie ſchrecklich es war. Und dieſen Augenblick machte er eine Bewegung, als wenn er die Hände nach dem Meſſer ausſtrecken wollte; aber ſo wie er die Arme auseinander gelöſet hatte, hielt er ſie unbeweglich in der Mitte, und blieb ſelbſt eben ſo unbeweglich ſtehen. Ich entrückte ihm das Meſſer; er wußte es nicht, ſah mich auch nicht an, blieb fühllos, ſtumm, betäubt."

„Ich ſchüttelte ihn ſanft, indem ich ſeine Hand ergriff, und ſtellte ihm vor, wie er ſich ſelbſt, und der Welt ſchuldig wäre, ſich ſo gut er könnte, zu ermuntern. Er erwachte wie aus einem Traume, und ſah mich ſehr ſcharf und ſtarr an, ohne mich, wie ers ſonſt that, etwas anzulächeln, oder mit einem Händedruck zu antworten. Ich wiederholte alles, was auf ſeine Sinne wirken konnte, und bemühte mich, mit den Stellen und Bildern aus Dichtern, von denen er oft ſagte, daß ſie ihn wider alle Widerwärtigkeiten aufrecht erhielten, ſeiner Seele aufzuhelfen. Er hörte mir mit der größten Aufmerkſamkeit zu, und es ſchien, als wenn er ſich erinnerte, etwas Aehnliches einſt gehört zu haben. Auf einmal ließ er meine Hand los, und dachte, indem er den Finger auf den Mund legte, heftig nach. Eben ſo eifrig, als wenn er etwas, das er lange ſuchte, gefunden hätte, langte er etliche Papiere hervor; aber er hatte kaum etliche Zeilen geleſen, ſo legte er ſie wieder hin, und legte ſeine abſchwindenden Hände über dieſelben. Er empfand nichts. Es kam keine Erleichterung."

„Ich ſah, wie er wider dieſe Kälte kämpfte, und wie er nur um Einen hellen Augenblick bat, ſtatt dem ihm von Zeit zu Zeit die Geſinnung, wie elend er ſey, gleich einem wilden Feuer, durch das Herz rann. Ich merkte wie er in einer kleinen Spiegelſcherbe ſeine Augen zu einer ſtolzern, ſtandhaftern Miene zerren wollte, als wenn ihn dieß ſtandhaft machen könnte; aber die Züge zerrannen bald wieder, und ließen ihn leer. Da ſah er öde und ängſtlich um ſich herum, und rief etwas, das nicht wieder kommen wollte, und ward noch ſteinerner.“

„Hier wagte ich es, ihn an etwas zu erinnern, deſſen ich bisher niemals erwähnt hatte. Wenn diejenigen, ſagte ich, denen ſie angehören, in dieſem Jammer Sie ſehen ſollten: was würden ſie leiden!

„Er wandte ſich augenblicklich gegen mich, mit einem ſo anliegenden Blick, daß ich nicht wußte, bitte er mich fortzufahren, oder ſeiner zu ſchonen.“

„Sollten Sie niemand hier angehören ? fuhr ich fort. — Eine Reihe von Bildern und Erinnerungen ſchien bei dieſen Worten ſeiner Seele ſich darzuſtellen, und dieſe ſchien die Gewitterwolken, die ſie verfinſterten, nicht mehr theilen zu können. Er drängte ſich an die Wand, als flehte er, ſie möchte ſich aufthun, und machte ſeltſame Bewegungen, als wünſchte er, vor mir ſicher zu ſeyn. Ich verließ ihn, nachdem ich ihm einige gleichgültige Dinge erzählt hatte, welche dazu dienen ſollten, die Laſt drückender Gedanken zu zerſtreuen.“

Engelhof hatte ſich die Beſchleunigung dieſes Elends durch die gewaltſame Anſtrengung ſeiner angegriffenen Kräfte, und durch fortgeſetztes Nachtwachen zugezogen. Er ſchrieb für den Herrn von L. gewöhnlich bis um Mitternacht, weil er ſehr langſam ſchreiben konnte, indem ihm die Hände zitterten, und ihn auch ſein Gedächtniß ſo ſehr zu verlaſſen anfieng, daß er oft mitten in der Schrift von neuem anhub, was er ſchon geendet hatte. Da ihn nebenbei faſt aller Schlaf floh: ſo brachte er die übrige Zeit gewöhnlich mit dem Leſen der Bücher zu, die man bei ihm fand, bis er gleichwohl vor Müdigkeit hinfiel. Auf dieſe Bücher, und auf die unentbehrlichen Kleidungsſtücke verwendete er ſein geringes Einkommen, wozu noch vermuthlich eine Ausgabe kam, deren himmliſche Seligkeit, wie Weihrauch, zum Throne des Höchſten ſteigt.

Wer den Becher mit dem Durſtigen theilt, wenn ihn ſelbſt dürſtet: der trank aus der Quelle des Balſams, die herüber in dieß Leben aus beſſern Welten ſtrömt. Ach die Quelle fließt einſam, und wir haben ſie mit Paläſten und Gerichtsſtuben verbauet!

Unter der Aufſchrift: das Spinnrad, fand ich dieſe Begebenheit, deren Inhalt ich nicht an diejenigen Thüren heften möchte, die nie ein Kummer beſucht hat.

„Sie war die Tochter eines Mannes, der „ſeinen Glücksſtand, gleich andern, hoch ge„trieben haben würde, wenn er ſich hätte be-

„quemen können, weniger für ſein Amt, und mehr für die Gewohnheit derer, die erheben können, zu ſorgen. So erhielt ſie, als er frühzeitig dahin gieng, kein weiteres Andenken von ihm, als ein lebhaftes Gefühl der Ehrlichkeit, und eine vorzügliche Geſchicklichkeit, nebſt dem Muth, ſich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Sie that es, und aus der Art, wie ſie diente, ſah ich, daß ſie hätte zu herrſchen verdienet.

„Etliche und fünfzig Jahre hatte ſie hier die Stelle einer Magd vertreten, hatte manchem, der bald hernach vorübergieng, ohne ſie zu kennen, auf die Beine geholfen; manche Nacht gewachet, damit andere ruhen könnten, und die Launen ſo vieler harten Charaktere und Begegnungen ertragen, wobei das Herz blutet, das nicht zur harten Knechtſchaft geboren iſt.

„Die Sammlung ihrer Pfenninge, welche ſo vielen Schweiß ſie gekoſtet, und die ſie zur Unterſtützung für die Tage eines unbrauchbaren Alters beſtimmt hatte, bot ſie aus eigener Güte der Frau an, der ſie die letzten zwanzig Jahre gedient hatte. Die Frau war in einen ſchweren Prozeß wegen einer großen Erbſchaft, die ihr angehörte, verwickelt. Mehr darf ich nicht ſagen. Es blieb ein ſchwerer und hartnäckiger Prozeß, und die Frau

„erarmte, indem ſie den Weg reich zu wer-
„den betrat. Alle Wochen ſollte die Sache
„geendet werden, und nie ward ſies. Wie
„jene, was ſie hatte, dahingab, ſo war ſie
„auch auf keine Verſicherung bedacht. Hier
„war kein Zeuge, keine Handſchrift; — ſie
„wußtens, und wer, dachten ſie, hätte es wei-
„ter zu wiſſen?

„Die Frau ſtarb arm, und ihre reichen
„Erben theilten unter ſich mit Unwillen die
„Laſt, ſie begraben zu laſſen. Niemand ver-
„goß eine Thräne auf das Grab, als ihre
„treue Magd. Warum nicht ich: ſagte
„ſie. Warum bin nicht ich es geweſen? Das
„ſagte ſie alle Morgen und Abend, und immer
„inbrünſtiger ſagte ſies: Warum nicht ich?

„Als ſie kamen, die kleinern Hausſachen
„an den Meiſtbietenden zu ſchätzen, ſaß die
„Magd bei dem Spinnrad. Es gehört mir
„nicht, ſagte ſie, als die Verkäufer ſie frag-
„ten, ob es ihr angehöre. Und ſo nahmen
„ſie es mit einem Scherz ihr weg, und hu-
„bens in die Höhe. — Die Magd ſaß auf
„dem Stuhl, wußte nicht, wie ihr geſchah.
„Etliche und fünfzig Jahre hatte ſie gedient,
„und das war ihr Lohn. Sie ſaß auf dem
„Stuhl, und wußte nicht, wie ihr geſchah.
„Niemand nahm ſich die Mühe, ſie anzuſehen.

„Einige von den Anverwandten riethen „ihr, von ihren Forderungen zu ſchweigen: „einige ſagten von unerhörten Lügen, und ſie „wollten ſämmtlich nichts davon wiſſen. So „wars, und ſo bliebs. Dieß war ihr Lohn!“

Die Alte, bei welcher Engelhof wohnte, kaufte das Rad, und erzählte mit aller der Kaltblütigkeit, womit Menſchen, die nie ein beträchtliches Glück gekannt haben, vom Unglück ſprechen, den Verlauf der Sache. Noch denſelben Abend erzählte Engelhof, wie er jemand gefunden hätte, der willens iſt, der unglücklichen Magd etliche Tage in der Woche ein Mittagmahl zu zahlen. Dieß geſchah, und er ſah der Magd oft zu, wenn ſie die Gabe, mit dem Segen deſſen, der ſich nicht nannte, verzehrte. Zur Zeit, da ich die Alte ſah und ſprach, hatte dieſe Wohlthat ihr Ende genommen.

Jene konnte Engelhofs Gelaſſenheit nicht begreifen; er bezahlte ihr täglich ſein Mittagmahl, und wenn ſein Reichthum, deſſen Früchte dann wahrſcheinlich die alte Magd genoß, ihn verließ, ſo gieng er in die nächſte Kirche, bis die Zeit vorüber war, und kehrte dann mit aufgeheitertem Geſicht wieder nach Haus. Auch, da er alles verlor, behielt er den Stolz, kein Almoſen anzunehmen, und ſich durch ſein Betragen immer reicher anzugeben, als er war. Er redete niemals von ſeinen Umſtänden, und wenn ers nicht vermeiden konnte, ſo that ers mit einer verſtellten Zufriedenheit, und auf eine Art, daß man glauben mußte, es ſey hinlänglich für ihn geſorgt. So dachte und lebte er, ſo lange er denken und wiſſen konnte, daß er lebe.

Der liebreiche Arzt unterließ gleichwohl niemals, ſeines Kranken, wo er hinkam, zu erwähnen. Sein Beruf verſtattete ihm in viele vornehme Häuſer den Zutritt, wo man das Vertrauen, deſſen er würdig war, auf ihn geſetzt, und ihm in den edelſten derſelben erlaubt hatte, des Jammers auf hilfloſem Lager zu gedenken. Niemand konnte beſſer wiſſen, als er, wo Noth und Elend ſeufzen, und niemand konnte eifriger ſeyn, demſelben zu Hilfe zu eilen. Er diente nicht bloß den Reichen um Geld, wodurch er ſeine Kunſt zum alltäglichen Gewerbe gemacht haben würde. Er diente auch, wann er Zeit und Freiheit hatte, der Menſchheit aus Liebe. Er übte ſeine Wiſſenſchaft, nach den Kenntniſſen des Geiſtes, die edelſte, um die ein Menſch ſich bewerben kann, mit unermüdetem Enthuſiasmus, und dem heftigſten Verlangen nach dem Wohlſeyn der Menſchen aus, und war wie närriſch vor Freude, wenn er einen verzweifelten Elenden gefunden, und ihn wieder aufrichten und bei ſich ſagen konnte: Hier ſteht er! Des Engelhofs nahm er ſich mit einer beſondern Sorgfalt an. Als ein Mann, der eine mehr als gemeine Menſchenkenntniß beſaß, ſah er ſogleich, wen er vor ſich hätte. „So viele Kräfte, ſagte er oft, ſollten nicht wieder aufwachen! So viele ſeltene Tugenden ſollten in ihrer Blüthe, ohne des Guten, das ſie verbreiten würden, dahingehen!" — Wo er hinkam, erwähnte er deſſelben, und erzählte nicht nur ſeine eigenen Bemerkungen, und was Herr von L. — an ihm rühmte, ſondern zeigte zum Beweis ſeines Fleißes und ſeltener Geſchicklichkeit einige Kopien vor, welche ihm Herr von L. — mitgetheilt hatte, und die in Aufſätzen guter Bittſchriften, kleiner Berichte, u. ſ. w. beſtanden. So wollte die Vorſicht, daß er auch in das Haus der jungen Gräfin kommen ſollte, die wider ihre Abſicht, den grauſamen Anlaß gab, den Mann ihres Herzens in die Hände ſeiner Verräther zu liefern.

Laßt uns im Vorbeigehen eine der Haushaltungen anſehen, wo die großen Sorgen, und unter goldenen Decken die heimlichen Fieber wohnen.

„Die Mutter Gräfin hatte das erſtemal „in ihrem Leben einen Fall erlebt, wo es ſie „nichts half, ſich zu erinnern, daß ſie von

„ſogenannter hoher Geburt, wo es Ahnen und „Wappen gäbe, entſproſſen ſey. Ihr ganzes „bisheriges Leben und Thun, (an ein Denken „ward nie gedacht) war nicht von ihr, war „bloßes durch mechaniſche Uebungen gelerntes „Etiquette, und ſie hatte alle die Gebräuche, „Ziereteien und Anſtändigkeiten auf das pünktlichſte befolgt, ohne ſich nur eine Vermuthung, daß etwa dieſe Dinge nicht vom Anbeginn der Welt ſeyn möchten, einfallen zu „laſſen. Sie wußte indeß in allen Dingen, wo „ſie auftrat, Beſcheid zu geben, und beſonders „in Fragen, wo es darum zu thun war, ob „ſich etwas ſchickte oder zu herablaſſend wäre, „behend zu entſcheiden; verſtand auch, wie „man die Geſchichte einer Intrique erzählen, „oder ſelbſt mitſpielen ſollte. In allem dem „aber, was einen geſunden Verſtand, und gebildete Begriffe betraf, war ihre Unwiſſenheit, „und Geiſtesſchwäche ſo abentheuerlich, daß „ſie in der That nie genug äußerlichen Schimmers um ſich ſammeln, und nie Reichthümer genug beſitzen konnte, um doch etwas „zu ſcheinen. Nie war ein Buch, das ihr „nur zu einem erträglichen Grad von Aufklärung hätte verhelfen können, in ihre „Hände gekommen, und ſie hatte (leider! ohne „darum weniger zu glänzen) von allen Kenntniſſen, welche in unſerm Zeitalter einer Da-

„me von Erziehung unentbehrlich ſind, ſo „wenig genoſſen, daß ſie, wenn je einmal ein „unvermeidliches Geſpräch über den Inhalt „einer Schrift, oder Kunſtſache auf die Bahn „kam, nichts zu ſagen wußte, als was ſie „in dem Kreiſe ihrer Geſellſchaften gehört „hatte, daß die Deutſchen keinen Geſchmack „beſäßen.“

„Es thut mir wehe, ein ſolches Gemälde „nur anzulegen; aber wenn ich von den Ei„genſchaften dieſer adelichen Mutter nichts „Vortheilhaftes ſagte, ſo glaube ich, ich habe „darum von ihr nicht das Schlimmſte geſagt. „Denn das Beſte, und Einzige, womit ſich „oft noch ein Fehler des Herzens entſchuldigen „läßt, iſt daß man ſage, es ſey ein Irrthum „des Verſtandes geweſen.“

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
Dr. Ernst Grosse.

Sechster Band.

Kempten, 1832.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

2 ug. 115/3

Sta[illegible]hek
[illegible]

Lorenz v. Westenrieders

sämmtliche Werke.

Erſte Originalausgabe.

Poetische Schriften.

Leben

des

guten Jünglings Engelhof.

Schluss.

* * *

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

„Es war eine uralte Gewohnheit bei ihrer
„Familie, an welche ſie, als an eine Sache
„von erſter Weſenheit hielt, in einem Haus
„zwei Haushaltungen vorzuſtellen. Der Graf
„hatte, ſo zu ſagen, ſeinen Anhang von Domeſtiken;
„ſie den ihrigen. Es geſchah nichts
„Wichtiges, ohne daß nicht beide mit ihrer
„Partei zu Rath giengen, und je, nachdem die
„Glieder derſelben Vortheile zu hoffen hatten,
„ließen ſie ſich, oft mit ziemlichem Eifer, angelegen
„ſeyn, einander zu widerſprechen, und
„ihren Vorſchlag wider den Rath des andern
„durchzuſetzen. Was an ſich nicht wichtig
„war, iſt es durch die ernſthafte Art, womit
„man es behandelte, geworden. Man ließ ſich
„wechſelweiſe auskundſchaften, ſich ſeine Geſinnungen
„durch dritte Perſonen zu wiſſen
„thun, und machte durch andere ordentlich
„kleine Verträge, ohne derſelben, wenn man
„einander ſah, im Geringſten einige Erwähnung
„zu thun. Man that mit Einem Wort

„alles, das Vertrauen jener Freundſchaft,
„welche das Leben angenehm macht, von ſich
„zu entfernen, und ſich eine Menge erkünſtelter
„Unruhen zu ſchaffen.“

„Nun waren bei dem Vorfall der Fräulein
„Gräſin, und den Abſichten, welche von
„Wickh mit ihr hatte, die Stimmen der Vertrauten,
„welche man zu Rath zog, dahin gegangen,
„wie das beſte Mittel, die Einwilligung
„des Grafen zu erhalten wäre, die
„Umſtände der Sache zu vergrößern, und den
„Antrag des v. Wickh, als etwas, das ſehr
„gelegen käme, vorzuſtellen. In der That
„wäre die unbeſonnene, und lärmenreiche Eilfertigkeit,
„womit die Gräſin Mutter nach
„dem Schloß abzog, allerdings hinlänglich geweſen,
„den nachtheiligſten Verdacht der vielzüngichten
„Neugierde zu erregen, wenn bei
„ihr die Unbeſonnenheit etwas Außerordentliches
„geweſen wäre. Sie ließ ihre Ankunft
„melden, und hielt eine Art von Einzug, als
„ſie ſich ihrem Wohnſitze näherte. An der
„Grenze deſſelben ward ſie von einigen zu
„Pferd empfangen, welche durch ihren Lärmen,
„wozu das unbändige Blaſen des Poſthorns
„kam, alle Einwohner aus ihren Häuſern
„trieben. So flog ſie durch die Menge
„der verſammelten Einwohner mit allem möglichen
„Getös, das ſonſt bei ihrer Ankunft

„erregt wurde, außer daß etliche Feldſchlangen, die ſonſt dazu gehörten, nicht gelöſet wurden. Das gute Fräulein iſt krank! ſagten die Leute.

„Ich erinnere mich einer ſchönen Stelle im Terenz, wo der Liebhaber mit Stiefel und Sporn und noch ganz in der nachläßigen Unordnung, worin er eben von einer Reiſe ankam, ſogleich ſeine geliebte Braut beſuchte. Es iſt dieß daſelbſt, denke ich, ein überaus ſchöner Zug der Natur, und ich erwähne deſſelben, um das Rohe einer verzogenen Gemüthsart in ein helleres Licht zu ſetzen. Die Mutter Gräfin glaubte, es wäre wider ihr Anſehen, und wider alle Geſetze einer vornehmen Hausetiquette, wenn ſie noch denſelben Tag ihre Tochter in eigner Hoheit beſuchte; eben ſo wurde auch der Gubernantin, als einer Perſon, die noch in Ungnaden ſtünde, nicht erlaubt, vor ihr zu erſcheinen. Beiden ward die Ankunft der Herrſchaft ordentlich zu wiſſen gethan, und zugleich zu verſtehen gegeben, daß ſie ſich bereit halten ſollten, wenn man ſie zur Rechenſchaft ziehen würde. Indeß gieng man damit um, von Engelhofs Betragen nähere Nachrichten einzuholen, und alle Umſtände, derer man ſich bedienen wollte, zu berichtigen. Die meiſten antworteten, wie man ſie fragte; und

„viele, wie ſie ſahen, daß ſie Ehre einlegten,
„wenn ſie viel zu ſagen wüßten, erinnerten
„ſich nun vieler Auftritte, wo ſie etwas hät-
„ten merken ſollen, ſagten ſie, wenn ſie von
„dem Mann nicht immer zu gut gedacht hät-
„ten. „Darum hat er ſchon immer geſagt;
„—darum blieb er dort zu Hauſe, als die Fräu-
„lein Gräfin nicht mitfuhr; — darum war
„er eine geraume Zeit her ſo nachdenkend;“
„und ſo wußte nun jeder etwas zu erklären,
„das ihm zur Zeit, wo es geſchah, im gering-
„ſten nicht auffiel. Das geheimnißvolle We-
„ſen, welches man bei aller Unbehutſamkeit
„anzunehmen affektirte, indem man die Per-
„ſonen, welche man gleichſam verhören wollte,
„immer ins Geheim rufen ließ, machte dieſe
„letzten ſtolz und unverſchämt, und verleitete
„ſie, daß ſie ſich bemühten, durch Vergröße-
„rung der Umſtände, dieß hohe Vertrauen
„zu verdienen, und ſich bei andern durch eine
„eben ſo geheime Mittheilung alles deſſen,
„was ſie wußten, und vermutheten, ein An-
„ſehen zu geben. Mit ſolchen Unterſuchungen
„wurden die erſten Tage zugebracht; und ſo
„ſehr dieß eine Mutter hätte beunruhigen ſol-
„len: ſo war doch, wenn ſie, nach ihrer Weiſe
„zu reden, öffentlich erſchien, nicht das gering-
„ſte Kennzeichen einiges Kummers, oder Miß-
„vergnügens zu erkennen. Bei der Tafel

„herrſchte eine Munterkeit, als wenn nichts „vorgefallen, und alles, was ſie angehen „könnte, im blühendſten Wohlſtand wäre. „Dieß Betragen gehörte ebenfalls zu den großen Tugenden ihres erhabenen Standes, „und derjenige hätte alle Lebensart beleidigt, „der zur Zeit, wo Pracht und Ueberfluß die „Anweſenden ſollten glauben machen, daß hier „keine Bedürfniſſe wären, ſich ſo vergeſſen „hätte, etwas Ernſthaftes auf die Bahn zu „bringen.

„Aber viele, welche die Sache nicht angieng, ſahen mit Betrübniß der Tafel zu. „Das gute Fräulein iſt krank! ſagten die „Leute."

„Was bisher geſchah, hatte v. Wickh ſo „angelegt. Er ſtellte der Mutter Gräfin vor, „daß der gegenwärtige Vorfall die erwünſchteſte Gelegenheit wäre, wo ſie ſich Ehre machen, und durch ein Meiſterſtück des Witzes, „und der Klugheit auszeichnen könnte. Zu „dem Ende müßte nichts übereilt, und der „Fräulein Tochter, deren Wille ſich ohne Zweifel fügen würde, kein Anlaß gegeben werden, „zu klagen, daß man ihr zu heftig zugeſetzt, „oder ſie wohl gar halb gezwungen hätte. „Die Beſinnung würde bald erfolgen, und „ihre Halsſtarrigkeit würde ſich, ehe mans „hoffte, in ſanfte Nachgiebigkeit auflöſen. So

„ſchwer es übrigens einer Mutter fallen möchte,
„ihre Tochter nicht vor ihre Augen zu
„laſſen: ſo wenig geziemte es anderer Seits
„bei einer ſo erhabenen Familie, daß eine
„Gräfin Mutter gleichſam entgegen gehe.
„Eine nothwendige Entfernung würde für das
„Fräulein eine lehrreiche Schule ſeyn, und
„ihr begreiflich machen, was ſelbe bei ihrem
„Fehltritt ſo gröblich vergeſſen hätte, was für
„ihren Stand ſich ſchicke. Alles, was er
„glaubte, daß man thun ſollte, wäre, daß
„man ſie hoffen laſſe, ſie könnte ſo bald Verzeihung
„und Gnade finden, als ſie bereit
„ſeyn würde, der Vernunft Gehör zu geben,
„und durch eine glückliche Verbindung ihre
„eigene Zufriedenheit, und die Ruhe der Familie
„herzuſtellen. Er empfinde wohl, daß
„er hier einen Rath gebe, deſſen zu pünktliche
„Befolgung diejenige, welche den Wunſch
„ſeiner Seele ausmache, betrüben könnte;
„allein ſo leid ihm dieß thäte, ſo liege ihm
„doch die Würde der Gräfin Mutter, bei welcher
„alles, was ſie ſonſt thun könnte, eine
„Herablaſſung ſeyn würde, noch mehr am
„Herzen, u. ſ. w.

„Es hätte bei dieſer keineswegs ſolcher
„Vorſtellungen bedurft, um ſie zu einem Verfahren,
„worauf ihr vermeintliches Anſehen
„gegründet ſeyn ſollte, zu verhärten. Je mehr

„die Maſchine ihrer Maaßregeln überladen, „und je weitläufiger alles wäre, deſto mehe „däuchte es ihr, jener Anſtändigkeit, die ſie „ſich träumte, gemäß zu ſeyn. Sie ſuchte „daher nicht nur, den gegenwärtigen Rath „auf das genaueſte zu befolgen, ſondern ſie „ſuchte eine Ehre darin, ihn zu übertreiben.

„Dieß war es eben, was v. Wickh ge„wünſcht hatte, und die Gräfin hatte nach „ſeiner Abreiſe den wohlverdienten Verdruß, „ſich davon mit ihren eigenen Augen zu über„zeugen. Er hatte unter die Papiere, welche „man ihm ins Zimmer gab, einige Aufſätze „von Briefen geſteckt, und ſie nachmals mit„zunehmen vergeſſen. Wie dadurch die eitle „Dame beleidigt werden mußte, werden die „Leſer am beſten urtheilen, wenn ich ſie ih„nen mittheile.

Den 9. hujus.

Mein lieber Hr. v. —

„Sie excuſiren mich, daß Sie mich den „Morgen nicht mehr gefunden haben, wo ich „Ihnen auf meine Parolle ſagte, daß ich zu „Hauſe ſeyn, und die kleine alte Schuld ab„tragen wollte. Wenn ich wieder zurückkom-

„me, werde ich nicht ermangeln, Richtigkeit „zu machen, da ich dann ihrer treu erwieſenen „Dienſte nie vergeſſen werde. Ich habe „auf der Reiſe deine Vorſtellungen, welche „du mir machteſt, daß ich das Fräulein bei „meiner Ankunft nicht durch Schrecken zwingen „möchte, nochmal überdacht, und denſelben „Gehör gegeben. Ich will auf der Stelle „verdammt ſeyn, oder du haſt Recht. Meine „Gelindigkeit und Affabilität wird mehr ausrichten, „als alle Drohungen, wodurch die „weiblichen Geſchöpfe, wie du gut anmerkteſt, „oft nur noch halsſtarriger werden. C'est „bien, und ſoll ſo bleiben. Ich habe aber „zu deinem Conſeil noch etwas hinzugeſetzt, „und das iſt, daß ich der theuerſten Mama „gerathen habe, das zu thun, was hernach „meiner Gütigkeit nicht anders, als zu ſtatten „kommen kann. Sie muß ſich ſtellen, als „wäre ſie unverſöhnlich, und ihr hart begegnen; „ich werde dann darüber immer untröſtbarer „werden; und insgeheim, doch ſo, daß „meine Braut es innen werde, durch wen es „geſchehe, die Sache vermitteln. Noch iſt „aber nichts vorgefallen, als daß die Gräfin „ſich geweigert hat, das unartige Kind, (ich „fürchte, es werde bald auch das widerſpenſtige „heißen) vor ihr Angeſicht zu laſſen. Sie iſt „ſo außer Gefahr, daß der Arzt uns verſichert,

„wie nichts weiter auf der Stelle zu befürchten wäre; aber ſchädliche, unheilbare Folgen, „ich meine, er nannte es eine Auszehrung, „könnte es nach ſich ziehen, ſagte er. Sie „mag vielleicht erwartet haben, daß ihre Mutter ſie beſuchen würde; wiewohl ſie ſich nicht „viel nach uns zu ſehnen ſcheint; ſie ließ ein „einziges Mal bitten, daß ſie aufwarten dürfte; „und ſie mag wohl noch zu ſchwach, oder zu „furchtſam, oder von ihrer Gubernantin, welche zu ſehen ich ſehr begierig bin, ſo unterrichtet ſeyn; denn dieſe iſt gar ſchlau, ſagt „das Kammermädchen der Gräfin, welches meine Spionin iſt, und die Bedienten ſprechen „alle mit Ehrfurcht von ihr. Hm! Hm! da „muß ich nicht vergeſſen, auf meiner Hut „zu ſeyn.

„Es iſt ſchon der zweite Tag, daß wir „hier ſind, und noch iſt nicht das Geringſte „für mich geſchehen. Alles ſehnt ſich nach „dem Grafen, der bei ſeinen Unterthanen „eben ſo beliebt zu ſeyn ſcheint, als ſie denſelben verhaßt iſt. Sie will von ihnen gefürchtet und angebetet ſeyn. Die Männer „ziehen ſchon von weitem den Hut ab, wenn „ſie das Schloß vorübergehen, und enthalten „ſich ſogar, laut zu reden. Es iſt bei Strafe „des Stockſitzens verboten, vorbei zu jauchzen, „und ehmals war auch vor acht Uhr Mor-

„gens das Dreſchen unterſagt, und die nächſten Bauern, vielleicht um einigen Ungelegenheiten zu entgehen, beobachten es noch immer. Gegenwärtig, es iſt gleich neun Uhr, tritt noch alles ſo leiſe, als möglich auf, und was man ſich zu ſagen hat, wispert man ſich einander ins Ohr. Sie wäre noch, heißt es, nicht aufgeſtanden. So bald ſie es iſt, muß ich zur Aufwartung bereit ſeyn. Ich bin ärger daran, als jener, wie heißt er dann gleich? Oreſt, meine ich, den die Furien verfolgten. Er konnte davon laufen, wohin, und ſo geſchwind er wollte; ich, eben, muß der Meinigen nachgehen.

„Eine Stunde liest ſie aus Gebetbüchern, die ſie von ihrer Großmama, und deren Tanten geerbt, worin ſie viele Gebeter hat, vermöge denen man, ſagt ſie, alles, was man wünſchet, erlangen kann, falls man ſie gleich nacheinander dreimal betet. Ich war geſtern bei der Andacht gegenwärtig, und ſo oft ſie ſich neigte, welches alle Augenblick geſchah, mußt ich es auch thun. Hernach gebe ich ihr den Arm, und wir ſpazieren durch die weitſchichtigen Haushaltungen, die ſie in eigener Perſon noch niemals betreten hat. Sie läßt die Knechte und Mägde herauskommen, fragt ſie mit einer anfahrenden Stimme um verſchiedene

„Sachen, welche ſie verrichtet haben ſollten; „und dieſe mögen antworten, was ſie wollen: „ſo haben ſie Unrecht. Das heißt ſie, der „Oekonomie nachſehen. Während dieſem Spaziergang ſchmäht ſie unaufhörlich über die „kothigen Wege, und es begegnet ihr niemand, dem ſie nicht etwas Bitteres ins Geſicht ſagt. Hernach wird Spiel gemacht. „Bei der Tafel müſſen der Gärtner und der „Jäger aufwarten, und weil gewöhnlich ein, „oder mehrere Fremde eingeladen werden: ſo „läßt ſie ihrer ganzen weiblichen Bosheit Zügel und Zaum. Keiner von dieſen Leuten „kann ihr je etwas recht gemacht haben. Jener ſoll über Nacht neue Früchte wachſen „laſſen, und dieſer ſoll Wildpret auf die Tafel ſchaffen, gerade ſo fett, oder mager, als „ſie es den Augenblick wünſcht. Du wirſt „fragen, was das mich angehe. Es geht mich „mehr an, als du denkſt; denn dieſe Leute, „die ihrer Geſchicklichkeit wegen bei ihrem „Herrn ſehr viel gelten, wollen es nicht ſo „einſtecken, wenn ſie ſagt, ſie verſtünden ihre „Kunſt nicht; und wenn ſie ihr nun nach „ihrer Art antworten, recht impertinent, wie „ſie ſagt: ſo ſieht ſie mir immer ins Geſicht, „und fodert mich ordentlich auf, die Leute auszuſchelten.

„Stelle dir vor, wie wir auf den Abend durch die Hofmarkt gehen; im linken Arm trag ich einen der fatalen Schooshunde, und am rechten hängt ſie, und legt ſie ſich mit aller Laſt auf mich herein. Die kleine Beſtie bellet, ſo oft ſie einen Landhund ſieht, und dieſe, welche durch das Abtreiben hitziger werden, verfolgen uns nicht ſelten weit durch die Straßen. Statt daß ſonſt die Unterthanen auf die Straße kommen, wenn die Herrſchaft ſich ſehen läßt: ſo vermeiden ſie uns, ſobald ſie uns erblicken. Wenn ich umſehe, ſo lachen mir die Bedienten ganz vertraulich entgegen, wie ſie dann, wann ſie mich einen Augenblick allein antreffen, ſogleich um mich herum ſtehen und erwarten, daß ich ſie über einige Dinge tröſten, oder mit ihnen lachen ſoll. Haben Sie das wieder gemerkt? Was mögen Sie gedacht haben? Das geht zu weit! u. d. gl. Alle rühmen den Grafen über die Maßen.

„Ich habe vor unſerer Abreiſe auf den Fall, daß ſich das Fräulein unlenkbar zeigen ſollte, eine kluge Anſtalt getroffen, indem ich an einen berufenen Mann, der, weil er viele Jahre die Seelenlehre docirt hat, wiſſen muß, was einer weiblichen Seele möglich ſey, oder nicht, die Begebenheit ſchrieb, und ihn, nebſt Verſicherung meiner Erkennt-

„lichkeit conſulirte. Dieß ſoll die Gräfin Mutter bei dem kleinen Ernſt, den ſie wird anwenden müſſen, aufmuntern und rechtfertigen, wenn ſie wird ſagen können, daß hier „nichts mit Uebereilung vorgenommen, oder „alles durch Beiziehung vernünftiger Rathgeber behandelt worden ſey. Ich erwarte „das Rückſchreiben, deſſen Inhalt ich ſchon „vermuthe, alle Augenblicke, und ſodann werde „ich mit meinen Attaquen ohne weiters den „Anfang machen, und meinen Antrag thun. „Doch ich zweifle nicht, daß dieſer ihr ſehr „erwünſcht, und ich nächſtens im Stande ſeyn „werde, Ihnen den Tag meiner Hochzeit zu „benennen, der ich übrigens bin Ihr

wohlaffektionirter

v. Wickh.

Den 10. hujus.

„Ich bin noch, ehe ich dieſen Brief abſchicke, ſo glücklich, Ihnen zu melden, daß „der von mir ſo ſehnlich gewünſchte Brief geſtern mit dem Paquet, welches morgen zurückgeht, angekommen, und für meine Abſicht „beſſer noch, als ichs erwartet hatte, verfaßt

„iſt. Ich habe der Gräfin indeß davon geſagt,
„welche ſich über dieſe zärtliche Vorſicht ſehr
„gefreuet, aber eben ſobald hinzugeſetzt hat,
„daß derſelben gar nicht nöthig geweſen wäre.
„Es hat das Anſehen, daß ſie ſich der äußer-
„ſten Strenge bedienen werde, um mir das
„Wort zu halten, um vor meinen Augen
„nicht in einem ſchändlichen Unvermögen zu
„erſcheinen. Ich habe ihr geſagt, daß ich von
„meinem Glück bereits die beſten meiner
„Freunde hätte wiſſen laſſen, und ſie ſcheint
„damit ſehr zufrieden zu ſeyn. Hätte der
„fatale Dokter, der morgen abreiſen wird,
„nicht ſo viel von benöthigter Ruhe, und zu
„beſorgendem Rückfall geſagt: ſo wüßt ich
„bereits, wie ich daran wäre. Dazu kommt
„auch die Gubernantin, welche nunmehr bei-
„nahe alle zwei Stunden ſchickt, und im Na-
„men des Fräuleins, das vielleicht kaum etwas
„davon wiſſen mag, um Gnade bitten läßt.
„Dieß kömmt indeß mit den Wünſchen der
„erhabenen Mutter vollkommen überein, und
„ſie wird mit jeder Bitte hartnäckiger, dieſe
„Strafzeit, wie ſie ſagt, zu verlängern, und
„dem unartigen Kinde zum Nachdenken zu
„verhelfen.

„Dieſe Hoffnung iſt es aber auch einzig,
„was mich noch erhält, daß ich hier nicht vor
„langer Weile und Aerger ſterbe, oder davon-

„laufe. Die einzige, ganz einzige Unterhaltung iſt das ewige Spielen, Spielen, Spielen, und zwar auf den Abend bis eilf und zwölf Uhr in die Nacht hinein mit Karten, oder gar auf dem Damenbrett. Verſpielen heißt ſie Complaiſance für eine Dame haben, und Gewinnen nennt ſie unartig ſeyn; aber ich ſoll nicht nur verſpielen; ich ſoll ſie noch loben, wenn ſie, nachdem ich voraus einen gefliſſenen Fehler begangen, einen erträglichen Zug thut; ich ſoll mir immer fürchten, und in Verlegenheit ſeyn. Wir ſpielen ſehr hoch; aber wenn ſie gewinnſüchtig iſt: ſo iſt ſie ohne Gränzen lobſüchtig. Immer ſoll ich einen Lobſpruch in Bereitſchaft haben, und es kommt mir vor, als glaubte ſie, es wäre Mangel an Verſtand, wenn ich eine Gelegenheit vorüberlaſſe, wo ich ſie hätte loben können; ſie fragt mich ordentlich, ob ich dieß und dieß denn nicht bemerkt hätte, und macht mir's dann begreiflich, wie ſie zu Werk gegangen. Das Unausſtehlichſte iſt ihre Eitelkeit; ſie will noch bewundert ſeyn, und ich glaube, es erhielt ihren Beifall, wenn ich ſeufzte. Alle Augenblick muß ich ihr die welken Hände küſſen, und ihre Geſtalt loben; und dann fragt ſie mich immer, wie alt ich wohl dächte, daß ſie wäre.

,,Du kannſt dir denken, daß ich indeß Mittel
,,geſucht und gefunden habe, einige gute
,,Vorbereitungen zu machen. Die Gubernantin
,,erkundigt ſich ſehr fleißig, wer ich wäre,
,,was ich mache, und ob ich harte Geſinnungen
,,äußerte. Da das Kammermädchen der
,,Gräfin die einzige Perſon iſt, welche zu ihr
,,gelaſſen wird, und dieſe mir alles getreulich
,,berichtet: ſo kannſt du dir ſchon vorſtellen,
,,was ich jederzeit antworten laſſe. Sie wohnen
,,zwei Stockwerke über meinem Zimmer,
,,und ich habe ausgekundſchaftet, daß ſie ſehr
,,früh aufſtehen. Seitdem öffne ich, wenn
,,es kaum grauet, mit vielem Geräuſch mein
,,Fenſter, und lege mich dann wieder ſchlafen.
,,Der fremde Herr muß nicht viel gemächlich
,,ſeyn, hieß es ſogleich. Er iſt ſehr hart
,,auf ſich, war die Antwort. Das gefiel der
,,Gubernantin. Ich ließ ſie höflichſt um ein
,,Buch bitten, weil ich die meinigen vergeſſen
,,hätte, und ſie ſchickte mir einen Kronekg, der
,,in Verſen über eine gewiſſe Serena klaget,
,,ſoviel ich merke; denn ich konnte es nicht
,,dahin bringen, das Gedicht, oder was es
,,iſt, ſo weit zu leſen, daß ich ſagen könnte,
,,wovon es handle. Nun will ich heute an
,,ſie ſchreiben, und ſie angelegentlichſt um eine
,,Unterredung bitten.

„Lies doch den Brief des höllischen Pe-
danten, wovon ich dir eine Abſchrift beilege.
„Ich habe mit Fleiß etlichemal die Frage an
„ihn gethan, ob es rathſam wäre, jungen
„Mädchen ihren Willen zu laſſen? Und du
„ſiehſt, wie er darauf antwortet. Mir däucht,
ich ſehe den gelehrten Eſel leibhaftig vor
mir ſtehen, mit einer befranzten Halsbinde,
und abgehackten Schuhen. Adieu. Uebermorgen hoffe ich von Ihnen Briefe. Ich
„bin Ihr

wohlaffektionirter

von Wicky.

Brief des D. an v. Wicky.

„Bei Empfang des gnädigen Schreibens von Eurer Wohlgeboren habe ich neue Urſache gehabt, mich meines unverheiratheten Standes zu tröſten, und zu erfreuen; maßen ich daraus erſehen, wie viel Unheil in iner Familie entſtehen kann, wenn ſich jemand freventlich anmaßet, nach ſeinem freien Willen zu handeln, als welchen man ganz und gar, zumal in jungen Jahren, wo ſelber, wie ein ungezäumtes Pferd, tobet und

„ſchlaget, unterdrücken muß. Nun hört aber, anbelangend das ſchwache Geſchlecht, daſſelbige niemals auf, ſich denen in jungen Jahren ganz gleich zu befinden, und thut man dannenhero wohl daran, ſelbes ohne Unterlaß in ſcharfer Zucht zu halten, und einzuſchränken; betreffend aber die Liebe, und den vorgefallenen Zweifel, ob es nämlich ſchwer ſey, gegen jemand eine Neigung zu erlangen, gegen den man einsweilen keine zu empfinden glaubt, ſo iſt erſt zu wiſſen, was dann die Liebe, oder was die Neigung des Herzens ſey, worin ſie beſtehe, und wie ſie ausgerottet, oder eingeflößt werden möge und könne. Demnach nun jenes erſte niemand recht weiß, und dieſes letztere eben ſo wenig allgemein beſtimmt werden kann, gleichwohl aber die communis dahin geht, daß ſelbe in vorgeblicher Anſchauung und Erkenntniß eingebildeter Vollkommenheiten, welche in dem Geliebten vorhanden ſind, und im Liebenden eine heftige Neigung, es zu beſitzen, erwecken, gelegen ſind: als iſt leicht zu erachten, daß alles darauf ankomme, wie man jene Vollkommenheiten aus den Augen rücken, die ſeinigen dafür hinſtellen, und der Perſon, welche eine Neigung gegen uns verſpüren ſoll, andere Begriffe beibringen möge, welches nicht ſchwer zu ſeyn erachte, wenn man

„nämlich einen kernhaften Unterſchied zwiſchen
„den Vollkommenheiten des ſchnöden Leibs,
„und hernach des Geiſtes zu machen, auch
„beinebſt die Scheingüter von den wahren,
„und die vergänglichen von den dauerhaften,
„und immerwährenden recht und radicaliter
„abzuſondern verſteht. Nichts iſt hiebei, wie
„ſchon geſagt, ſchädlicher, als einer dergeſtalt
„angeſteckten und beſeſſenen Perſon den freien
„Willen zu laſſen, maßen derſelbe die Gemüthsaugen
„verfinſtert, und die Seele aus
„dem Kreis derjenigen Gedanken, womit man
„ſie ſpeiſen will, immer wieder heraustreibt.
„Wäre alſo im vorgegebenen Falle mein Rath,
„daß Euer Wohlgeboren mit Beiziehung der
„Perſon, welche es betrifft, dieſer ihre falſchen
„Begriffe von den eingebildeten Vollkommenheiten
„des Gegentheils benehmen, und erſt
„das Gleichgewicht der Seele herſtellen, hernach
„aber mit dem Gewicht ihrer Tugenden
„das Uebermaaß behaupten möchten. Es kommt
„nun alles darauf an, daß man die wahren
„Notiones jeder Sache gehörig entwickle, welches,
„wie ſchwer es ſey, ich nicht in Abrede
„ſtelle, für einen, der darin nicht geübt iſt,
„wie man von Euer Wohlgeboren mit Dero
„gütigen Genehmhaltung nicht verlangen kann,
„noch ſoll. Uebrigens bekräftige ich bei meiner
„Würde, daß dem alſo ſey, und Eure Wohl-

„geboren und Mitverſtändigen darnach verfahren mögen; nur iſt dabei ſtreng darauf „zu halten, daß den Leidenſchaften, blinden „und böſen Anmuthungen des Subjecti, in „Betracht beſonders, daß es ein weibliches iſt, „nicht nachgegeben, ſondern tapfer und unbeweglich entgegen geſtritten, und nie vergeſſen „werde, daß man den Unmündigen ihr Glück „wider ihren Willen einrichten, und befeſtigen „müſſe; der ich indeß mit geziemendem Reſpekt die Ehre habe zu ſeyn

Euer Wohlgeboren

ergebenſter ꝛc.

Brief des v. Wickh an die Gubernantin.

Hochzuverehrende,
insſonders theuerſte Freundin!

„Wenn Ihnen die Abſicht bekannt iſt, die „mich hieher gebracht, ſo müſſen Sie ſich billig verwundert haben, daß ich mich um Ihr „beiderſeitiges Befinden nicht eifriger erkundiget, und mich wegen den Aengſten, worin

„ich lebe, daß der unvergleichbaren Fräulein
„etwas Unangenehmes aufgeſtoßen ſeyn möchte,
„einigermaßen erleichtert habe. Ich habe von
„einigen Briefen gehört, welche man Ihnen
„mit dem Auftrag, daß Sie ſelbe der Fräu-
„lein zeigen ſollten, überſchickt haben ſoll;
„allein Ihre ausnehmende Klugheit, welche
„die Welt an Ihnen bewundert, und an-
„ſtaunt, läßt mich hoffen, daß Sie es nicht
„werden gethan haben. Die Frau Gräfin, die
„ich übrigens wegen andern Qualitäten zu ver-
„ehren Urſache haben würde, wenn ich auch
„nicht die Hoffnung hätte, daß ich ſie in
„Bälde meine gnädige Mama zu nennen, die
„Ehre haben werde, ſcheint mir in ihrem Ver-
„fahren zu hart zu ſeyn, wenn ich, ſo zu ſa-
„gen, mich erkühnen dürfte. Sie hat noch
„verſchiedene ſchmerzliche Vorſätze für das arme
„Fräulein, wenn ich anders nicht im Stande
„ſeyn ſoll, ſie zu verhindern, und ich wieder-
„hole, daß ich nichts auf Erden habe, wat
„mich tröſtet, als Ihre hochgerühmte Weisheis,
„womit Sie ſich in alles zu ſchicken, und das-
„jenige, wovon das Glück eines andern aer
„hängt, wie ein beängſtigtes Schiff untb-
„Meeresſtürmen, zu retten, und zu ſalviren
„wiſſen.

„Ich kann und darf Ihnen nicht beſchrei-
„ben, in welchem grauſamen Zuſtande ich

„lebe, und von welchen Angſt- und Schmerzensſtürmen ich hin und her getrieben werde. „Millionenmal bin ich ſchon im Begriff geweſen, dem unvergleichbaren Fräulein aufzuwarten, und eben ſo oft habe ich es unterlaſſen. Ob ich ſie dadurch mehr erſchrecken, „oder aber mehr die Ungnade der Frau Gräſin auf mich ziehen würde, weiß ich nicht. „Wollte ich der Scylla entgehen, ſo bin ich in „Gefahr, bei der Charybdis zu ſcheitern, und „wo ſoll ich mich hinwenden, daß ich bei aller „meiner Unſchuld, und meinen guten Abſichten keinen Fehler begehe, der ſchwerlich zu „erſetzen iſt?

„Was mich unaufhörlich martert, iſt die, „entre nous geſagt, die überſpannte Härte „der Frau Gräſin, die ganz unverantwortlich „iſt, wenn auch, wie ich aber nicht glaube, „alles wahr ſeyn ſollte, was mit dem jungen „Menſchen vorgefallen iſt; denn von geſchehenen Dingen iſt immer das Beſſere zu reden, „und ich bin von Ihnen vollkommen verſichert, „daß Sie dieſe kleinen jugendlichen Fehltritte „der Fräulein Gräſin ſchon lange gütig vergeben haben werden. Ich wenigſtens habe ſelbe „von der erſten Stunde an in die ewige Vergeſſenheit begraben.

„Ich lege anbei das Geſtändniß zu Ihren „Füßen, daß ich zu den Eigenſchaften un

„Tugenden der Fräulein Gräſin, welche bekanntlich
„unter ihrer unſchätzbaren Leitung
„hervorgeſproſſen ſind, mit heißen Neigungsflammen
„entbrenne, und auch vor einiger
„Zeit zu dem Ende mein Portrait, das Sie
„erhalten haben werden, vorausgeſchickt habe.
„Wenn ich nun gleich, wie eine Nelke ohne
„Sonne verſchmachten muß, falls ich nicht in
„Bälde vor Dero Angeſicht gelaſſen werde: ſo
„will ich doch wieder abreiſen, ohne dieſes
„Glücks gewährt zu werden, wenn ich jemals
„von Ihnen, hochſchätzbarſte Freundin, avertirt
„werden ſollte, daß meine Gegenwart der
„unſchätzbaren Fräulein einiger Weiſe zur Laſt
„fallen ſoll, und ich würde in dem Cas ſogleich
„mich entfernen, wenn mich anders der
„Gedanke einer noch ſtrengern Begegnung von
„bewußter Seite nicht zurückhalten würde. Ich
„hoffe, daß eben dieſe meine edelmüthige Erklärung,
„bei der ich allen meinen Wünſchen
„und Hoffnungen zu entſagen, bereit bin, ein
„Verdienſt ſeyn ſoll, vermöge welchem ich berechtigt
„ſeyn werde, mir dieſelben zuzueignen.

„Nun hätte ich noch eine ſehnliche Bitte
„an Sie, hochwertheſte Freundin. Es iſt
„dieſe, daß Sie ſo gütig ſeyn möchten, mir
„eine kurze Unterredung mit Ihnen, wenn es
„auch nur etliche Augenblicke ſeyn ſollten, zu
„geſtatten. Dieß könnte am füglichſten in

„dem Garten geſchehen, wo ich mich heute „nach dem Abendeſſen einfinden wollte. Ich „werde binnen einer Stunde vor ihrem Fenſter „vorübergehen, und wenn Sie mir meine „Bitte gewähren wollen, können, will ich „ſagen, ſo ſeyen Sie ſo gütig, das Fenſter „zu öffnen, und einen Geſang anzuſtimmen. „Ich möchte nicht, daß das Kammermädchen „der Frau Gräfin, oder ſonſt jemand wiſſen „ſollte, was wir zuſammen thun wollen, um „das gnädige Fräulein vor allem Leid zu bewahren. Möchte doch dieſe Stunde ſchon „vorüber ſeyn! Ich bin mit eben ſo unbeſchreiblicher Erwartung, als unumſchränkter „Hochachtung

Dero

gehorſamſter Diener

v. Wickh.

„Das Fräulein befand ſich in einem Zuſtand, worin von keiner Unterhandlung dieſer „Art die Rede ſeyn konnte. Ihre Geſundheit, „ſo wie die Geneſung ihres Herzens, ſchwebte „zwiſchen Leben und Abwelken, und es hieng „von einer geſchickten Behandlung, und einem „glücklichen Zufall ab, was aus ihr werden „ſollte. Laute Freuden würden ihr eben ſo

„wenig zu Hilfe gekommen ſeyn, als gewiß ſie
„neue Anfälle gewaltſamer Unruhen dahin genommen
„haben würden. Die Entfernung
„von der Frau Gräfin war ihr das nicht, was
„dieſe wünſchte, daß ſie es ihr ſeyn möchte.
„Theils war ſie derſelben ſchon gewohnt, theils
„diente das Verlangen, welches ſie zuweilen
„äußerte, ihre Frau Mutter zu ſehen, gerade
„dazu, ihrem Geiſt zu einer Lebhaftigkeit zu
„verhelfen, welche ſie bewegen ſollte, an den
„äußern Gegenſtänden mehrern Antheil zu nehmen.
„Ihr ganzes Thun und Ausſehen glich
„einem regnichten Herbſtmorgen, wo jetzt und
„jetzt ein Blatt vom Baume fällt, und die
„Vögel ſich verſammeln, um Abſchied zu nehmen.
„Sie beſchäftigte ſich den ganzen Tag
„mit ihren Kleidern, welche ſie eines nach dem
„andern zuſammen legte, und in Ordnung
„richtete, als hätte ſie eine baldige Reiſe vor
„ſich. Zuweilen hielt ſie ein Stück lange in
„den Händen, und betrachtete es, wie man
„hinterlaſſene Dinge eines Verſtorbenen betrachtet.
„Während dieſem machte ſie ihrer Freundin
„manches Geſchenk, als ſollte es zum Andenken
„ſeyn; wobei ſie zugleich die Güte
„rühmte, womit ſie von ihr behandelt worden
„wäre, und ihr dafür Dank ſagte. Wenn
„dieſe eine Frage an ſie that, ſo beantwortete
„ſie dieſelbe halb ſchüchtern und zurückhaltend,

„als wüßte ſie nicht, ob ſie ihr antworten
„dürfte. Vom Engelhof war die Rede nie;
„aber einiger Begebenheiten, wo ſie beiſammen
„waren, durfte jene immer erwähnen. Sie
„ergänzte dann ſelbſt dieſen und jenen Um-
„ſtand, und fieng die nämliche Erzählung öf-
„ters von neuem an. Wenn in der Gegend
„ein Unglück geſchah, nahm ſie einen perſön-
„lichern Antheil, als ſie jemals gethan hatte, und
„es waren dieß immer die zuverläſſigſten Gelegen-
„heiten, wo ſie anfieng, offenherzig zu werden,
„und für ihre Freundin ein wärmeres Ver-
„trauen zu faſſen; aber einer Freimüthigkeit,
„wie ehemals, überließ ſie ſich nie, ſondern
„mitten in der Rede brach ſie wieder ab, und
„den wichtigſten Theil behielt ſie immer für
„ſich. Es ſchien, als dächte ſie, es könnte nie
„wieder ſeyn, wie es war, und als würden
„jene Zeiten nie wieder kommen. Sie liebte,
„im Dunkeln zu ſitzen, und verſperrte ſorgfäl-
„tig dem hellen Lichte der Sonne den Ein-
„gang.

Fortſetzung der Brieſe von Wicky an Herrn von Z —.

den 14. hujus.

Mein lieber Herr von —

„Ich habe von Ihnen noch kein Stück
„Schreiben erhalten, wie ich doch gehofft, und
„gewünſcht hatte. Ich will doch nicht das
„Aergſte glauben, das mir widerfahren könnte,
„daß Sie nämlich auf mich ungehalten ſeyn
„ſollten, darum, weil ich Ihnen das Verſpro-
„chene nicht geleiſtet habe. Nein, das kommt
„mir ſo gar nicht in Sinn, daß ich Sie zu
„beleidigen glaubte, wenn ich Ihnen ſo etwas
„zumuthen ſollte. Erlauben Sie, daß ich in
„der Ueberzeugung, welchen freundſchaftlichen
„Antheil Sie an meinen Begebenheiten neh-
„men, Ihnen den guten Fortgang berichte,
„worin meine Affaire zu Ende eilet. Daß ich
„jüngſt der Gubernantin etwas ſchrieb, was
„ich ihr eben ſo gut hätte können ſagen laſſen,
„war nicht ſo faſt, um ihrer Eitelkeit zu ſchmei-
„cheln, als mit ihr in eine Art von geheim-
„nißvollen Unterhandlungen zu gerathen, wo-
„bei eine Sache immer halb gewonnen iſt.
„Ich konnte kaum erwarten, bis die Stunde

„vorüber wäre, wo ich den unvergleichlichen
„Geſang hören ſollte, und quälte mich wohl
„noch mit der Ungewißheit, daß es nicht ge-
„ſchehen möchte. Ich war ſchon lange in einer
„Allee des Gartens verſteckt, ehe es ſchlug,
„und nun öffnete ſich ein Fenſter, und ſogleich
„ließ ſich ein ſo melancholiſches Lied hören,
„daß man nicht leicht vermuthen konnte, von
„welcher Art die Gefangene wäre, aus deren
„Mund es käme. Ich wurde alſobald ſicht-
„bar, und gieng mit einer ſo tiefſinnigen und
„betrübten Miene, als ich nur immer anneh-
„men konnte, auf und nieder, als die Frau
„Gräfin, welcher man geſagt hatte, wo ich
„wäre, herankam. Ich konnte nicht unterlaſ-
„ſen, zu bemerken, daß man ſich da eben gut
„zu ermuntern wüßte, welches mich bei der
„freien Ausſicht in einen ſo anmuthigen Gar-
„ten nicht Wunder nehme. Beides wäre ſehr
„zerſtreuend, ſagte ich, wiewohl jenes, gab ich
„zu verſtehen, eben nicht das ſchicklichſte Zei-
„chen wäre, ſeine Demuth oder Ergebenheit
„anzuzeigen. Dieſe Vorſtellung that die Wir-
„kung, daß die Frau Gräfin ſogleich einem
„Gärtner befahl, der Gubernantin in der
„Herrſchaft Namen, das Singen zu unter-
„ſagen, und für die Ausſicht will ich heute
„noch ſorgen, ſagte ſie, als der Gärtner fort
„war. Ich hörte bald hernach das Fenſter

„ſchließen, und den Geſang verſtummen, wor„über ich herzlich lachen mußte.

„Anbelangend den Brief von meinem ge„lehrten Rathgeber: ſo hat derſelbe den Bei„fall der Frau Gräfin vollkommen erhalten, „und ihr Muth gemacht, die Sache ſo anzu„greifen, damit ſie bald wiſſen möge, wie ſie „darin ſey. Der Herr Graf wird binnen kur„zer Zeit erwartet; und wenn mein Glück „bis dahin nicht zu Stand käme: ſo möchte „es noch ſogleich nicht dahin gelangen. Er „hat einen ſtarken Anhang, wie ich immer „mehr bemerke, und ſoll in ernſthaften Affai„ren ſeine Aengſtlichkeit bis ins Lächerliche „treiben. Ich gebe der Frau Gräfin nur „meine heimlichen Winke, was ich wünſchte, „daß ſie thun möchte, ohne ihr jemals aus„drücklich zu ſagen, was ſie thun ſollte.

„Dieſen Augenblick erhalte ich von der gu„ten Freundin meiner Braut einen Brief von „der äußerſten Wichtigkeit; doch ich will die „Sache in der Ordnung erzählen.

„Ich kam, wie verabredet worden, in den „Garten, die geheime Unterredung zu halten. „Ich habe mir vorgenommen, mich ſehr de„müthig und blöde zu ſtellen, welches ſolche „Frauenzimmer gewöhnlich für ein untrüg„liches Zeichen, daß man es aufrichtig meine, „zu halten pflegen; allein ich hätte deſſen

„nicht nöthig gehabt. Ihre Freimüthigkeit,
„und ich weiß nicht was, in ihrem Weſen,
„das mich ſogleich wahrnehmen ließ, ſie kenne
„die Welt genau, und ſey ich nicht der erſte
„Menſch, den ſie vor ſich ſehe, machte mich
„bei der Frage, die ſie ſogleich an mich that,
„was ich dazu gedacht hätte, daß ihr das
„Singen verboten ward, nicht wenig verlegen.
„Gleichwohl ſtellte ich mich, als wenn ich
„nicht wüßte, was die Gräfin dem Gärtner
„geſagt habe, in welchem Falle ich es gewiß
„nicht zugegeben haben würde, und ſie legte
„mein Zagen, womit ich das hervorbrachte,
„ſehr gütig aus. Sie geſtund mir, daß ſie
„anfangs nicht allerdings die vortheilhafteſte
„Meinung von mir gehabt hätte, der ich meinen
„Antrag zu einer Zeit machte, wo es
„ſchien, als hätte ich die Abſicht, aus den
„übeln Umſtänden der Fräulein Vortheil zu
„ziehen. Ich betheuerte ihr, daß ich von dem
„Portrait, und allem übrigen nichts wüßte,
„wie ich mit Briefen, welche ich an einen gewiſſen
„von Berghauſen geſchrieben, darthun
„könnte, und daß ich bloß zugegen wäre, um
„bei Gelegenheit die Art meiner Geſinnungen
„zu äußern, und das Fräulein den übertriebenen
„Drohungen der Mutter Gräfin zu entziehen.
„Ich hätte ſo viel Gutes von dem
„Fräulein gehört, daß ich nicht in Abrede ſeyn

„könnte, wie mich ihre Tugenden gerührt hätten,
„und nun zweifelte ich keineswegs an der
„Vollkommenheit derſelben, da ich das Glück
„hätte, ihre ſo vortreffliche Freundin zu ſehen.
„Sie gefiel ſich bei meiner Verſicherung, und
„wiederholte, wobei ſie auf eine ſehr gute Art
„um Vergebung bat, wie ſie nicht ſo viele
„Sanftmuth, ſo nannte ſie's, an mir erwartet
„hätte, und wie ſie nichts ſehnlicher wünſchte,
„als daß der Herr Graf bald ankommen
„möchte, auf deſſen Einſicht, Güte und Anordnung
„ſie ſich vollkommen verließe. Sie
„würde indeß in Abſicht auf eine Zuſammenkunft
„mit dem Fräulein ungern etwas auf
„ſich nehmen, wie ſie dann erfreut wäre, einen
„Edelmann vor ſich zu ſehen, der zu beſcheiden
„ſey, als daß er ſo was verlangen
„ſollte. Auf dieſe Art feſſelte ſie mich an mein
„eigenes Wort.

„Ich ſtellte ihr hierauf vor, daß wir ohne
„Gefahr entdeckt zu werden, Unterredungen,
„wie dieſe, nicht öfters würden halten können,
„und bat ſie, mir einen Ort zu beſtimmen,
„wo wir unſere Briefe hinlegen wollten, falls
„wir einander etwas, das die Ruhe der Fräulein
„beträfe, ſollten zu ſagen haben, und ſie
„zeigte mir einen Blumenſtock, dem wir unſere
„Geheimniſſe anvertrauen wollten. Und

„ſo giengen wir beiderſeits zufrieden ausein-
„ander.

„Meine Erinnerung, welche ſchöne Aus-
„ſicht das Fräulein in den Garten hätte, gab
„der Frau Gräfin Gelegenheit, mit der Sache
„Ernſt zu machen. Sie kam ſelbſt hinauf,
„und nachdem ſie, ziemlich zur Unzeit, und
„mit Ungeſtüm, wie ich aus ihrer eigenen Er-
„zählung ſchloß, den Antrag in Betreff ihrer
„Verbindung mit mir gemacht, und vom gro-
„ßen Glück, und Rettung ihrer Ehre geredet
„hatte, Dinge, welche das Fräulein mit Zit-
„tern und Erſtaunen angehört hatte, befahl ſie,
„(ohne eine Antwort abzuwarten) der Guber-
„nantin, dieſelbe in das Thurnzimmer zu füh-
„ren, das ſehr eng, finſter, nicht meublirt,
„und mit einer elenden Ausſicht in einen ab-
„ſcheulichen Abgrund verſehen iſt. Hier ſollten
„ſie beide ſo lange bleiben, ſagte ſie, bis jene
„Gehorſam geleiſtet haben würde. Der Gu-
„bernantin machte ſie nebenbei den nachdrück-
„lichſten Auftrag, das Fräulein auf einen Be-
„ſuch vorzubereiten, welchen ſie den andern
„Tag von mir erhalten würde.

„Das, was ich ohnehin ſchon wußte, be-
„ſchreibt und meldet mir nun die gute Freun-
„din mit der größten Bangigkeit ihrer Seele.
„Nichts iſt dabei unterhaltender, als die Schil-
„derung, welche ſie von dem Beſuche der

„Frau Gräſin macht. Dieſe ließ erſt ſagen,
„daß ſie binnen einer Stunde kommen werde;
„darauf mußten die Zimmer ausgeräuchert, und
„das Fräulein angezogen werden. Von Zeit
„zu Zeit kam bald das Kammermädchen, bald
„ein Bedienter, mit dem Vermelden, daß ihre
„Excellenz bald erſcheinen würden. Sie that
„mit einem Wort alles, um ſich furchtbar zu
„machen. Mit vielem Geräuſch kam ſie endlich
„herauf. Sie giengen ihr bis zur Stiege
„entgegen, und das Fräulein fiel vor Schrecken
„auf ihre Kniee. Sie befahl ihr mit einem
„gebieteriſchen Tone, daß ſie ihr folgen
„ſollte. Sobald ſie ins Zimmer kam, ſetzte
„ſie ſich in einen Lehnſtuhl, den man zu dem
„Ende herauf getragen hatte, und jetzt erlaubte
„ſie der Fräulein, ihre Hände zu küſſen. —
„Nun, wie gefällt es dir ſo? Iſt das nicht
„die beſte Art, für jemand ein gutes Wort
„einzulegen?

„Die Gubernantin hat, wie geſagt, den
„gemeſſenen Auftrag, von mir alles mögliche
„Gute zu ſprechen, und das Fräulein für
„mich einzunehmen. Die Gräſin drohte ihr,
„daß ſie aus dem Erfolg ſchließen würde, ob
„ſie ihren Befehl vollzogen habe. Auch wäre
„dieß der einzige mögliche Weg, Verzeihung
„zu erlangen. Als jene, welche nichts gethan
„zu haben glaubte, um deſſenwillen ſie Ver-

„zeihung bedürfte, auf dieſe befremdende „Erklärung antworten wollte, fand ſie kein „Gehör. Man verſehe ſich des ſchuldigen „Gehorſams, hieß es.

„Alſo morgen wird der große Tag ſeyn, „der, wie ich nicht zweifle, mein Glück „befeſtigen ſoll. Ich wollte, daß ich alle Eulen „und alle Raubvögel der ganzen Gegend dieſe „Nacht vor dem Fenſter der ſchönen „Gefangenen verſammeln könnte, um ihr den Wunſch „nach einer Erlöſung deſto angenehmer zu „machen.

„Geſtern kam ein alter Oberſter hier an, „der den Grafen im Vorbeireiten beſuchen „wollte. Sie wären in ihrer Jugend gute „Freunde zuſammen geweſen, ſagte er, und die „Frau Gräfin erinnerte ſich, öfters von ihm „gehört zu haben; ſie bat ihn, bloß in „allgemeinen Ausdrücken des eingeführten „Wohlſtandes, den Grafen zu erwarten; allein bei „ihm war dieſe Höflichkeit ſehr unvorſichtig; „denn er nahm die Einladung alſogleich an, „und blieb hier. Doch was geht dieß mich „an? Mich löſet er vielleicht einige Stunden „des Tages ab, und vielleicht ſpielt er auch „gerne, daß ich mir die Zeit mit ihm wohl „vertreiben kann. Er redet ſehr wenig, und „ſcheint ſich um uns faſt nichts zu beküm-

„mern. Ich will ihn dann aber bald aufmuntern, und zur Rede bringen.

„Ich ſchicke dieſes erſt morgen fort, wo „ich Dir werde melden können, wie mein Beſuch abgelaufen, daß nämlich meine Sache „glücklich geendet iſt. Wer wird darüber erfreulicher ſeyn, als Ihr

verbundenſter v. Wickh.

Der alte Oberſte war auf die inſtändigſte Bitte des Herrn Grafen zugegen. Dieſer hatte ſich zwar in ſeinen Briefen nachdrücklich genug erklärt, wie man ohne ſeine Einwilligung nichts vornehmen ſollte; allein er kannte die Herrſchſüchtigkeit ſeiner Gemahlin zu gut, um nicht alles zu fürchten. Er wagte es daher, aus einem zärtlichen Trieb ſeiner väterlichen Beſorgniß, ſich einem Manne anzuvertrauen, welchen er gewöhnlich in den ſchwerſten Angelegenheiten ſeines Hauſes zu Rath zu ziehen pflegte. Er beſchwur ihn, ſich ſeiner anzunehmen, und in der Sache, gemäß ſeiner Klugheit und Einſicht, ſo, als wäre es ganz ſeine eigene, zu verfahren. Er betheuerte ihm nebenbei, daß er alles genehmhalten, und bei ſeiner Ankunft beſtätigen wollte.

Der Oberſte war in der That ganz der Mann, um ſo etwas zu übernehmen. Daß er die herrlichſten Ehrenzeichen ſeiner Unerſchrockenheit in Gefahren, ſeiner Abhärtung bei Ertragung alles Ungemachs mit ſich herumtrug, das machte, gegen ſeinen ganzen Werth, den kleinſten Theil ſeiner Tugenden aus. Er war ein eben ſo guter Menſch, als er ein tapferer Soldat war; und ſo ſehr er ſeinem Stande Ehre machte: ſo gewiß hätte er denſelben, wäre es bei ihm geſtanden, alle Ungerechtigkeiten aufzuheben, herzlich gerne aus der Welt geſchafft. Er hatte ſo etwas Theilnehmendes und Beſcheidenes in ſeinem Angeſicht und ſeinen Bewegungen, daß den Geängſteten vorkam, er hätte gegen ſie ſeine Arme ausgeſtrecket, und ſie eingeladen, bei ihm Hilfe zu ſuchen. Wo er konnte, entſchuldigte er den Menſchen, und immer hatte er ein Sprüchlein in Bereitſchaft, um die Laſt fremder Schulden zu mindern, und einem Fehltritt das Unangenehme zu benehmen. Er erzählte den Anweſenden aufheiternde Dinge, und ſuchte, wenn ſie erbittert waren, ihnen den Schmerz aus dem Herzen zu treiben, indem er ſagte, wie leicht ein ſolcher Fehler begangen wäre, oder, wie zu vermuthen ſey, daß die Sache nicht ſo hart gemeint ſeyn werde. Und aus dem Munde des Mannes, an dem man Kraft und Tapferkeit wahrnahm, erhielten Worte der Entſchuldigung und Güte eine unwiderſtehliche Beredſamkeit.

Bei ſeiner Ankunft in dem herrſchaftlichen Gebiete vernahm er, bei den Verſuchen, die er wagte, einige Nachrichten einzuholen, ſo viele bedenkliche und frevelhafte Dinge, daß er es in den erſten Augenblicken ſeiner Beſtürzung für ein Glück angeſehen haben möchte, in einen Anſchlag, wie die Heirath mit Wickh war, zu willigen. So ſehr ihn die Schwatzhaftigkeit einiger Leute beredete, daß nicht die Hälfte wahr ſeyn könne: ſo ſehr hatte ihn die Zurückhaltung anderer wieder verlegen gemacht. Unter die Klaſſe der letztern gehörte der ehemalige Beamte Engelhofs. Eine ungegründete Furcht, von der Herrſchaft Verdruß zu bekommen, wenn er ſich wider dieſelbe erklärte, und die Ungewißheit, wie er antworten ſollte, ehe er wußte, wofür es dieſe thun würde, machte, daß er ſich entſchloſſen hatte, nichts zu antworten. Er welle ſich in die Sache gar nicht miſchen, ſagte er, ſie gieng ihn nichts an; er wiſſe nichts; er wiſſe von allem nicht das Geringſte, verſicherte er, wobei er beide Hände gegen diejenigen zurückwarf, die ſo neugierig waren, ihn etwas zu fragen.

Was ihm an Wickh, als er von deſſen Abſicht hörte, ſogleich ausnehmend mißfiel, war die unedle Feigheit, mit der dieſer gekommen war, ſich der Verwirrung der Fräulein zu ſeinem Vortheil zu bedienen, und Wickh ließ ihn, in Betracht ſeines Charakters, nicht lange in Zweifel. Er konnte keinen ſeiner Streiche geheim halten, und war eben ſo unvorſichtig, als eitel, mit denſelben, wo er konnte, zu prahlen. Der Oberſte ſchon gar ſchien ihm der Mann zu ſeyn, der in der Welt zu gut erfahren ſeyn würde, um nicht zu wiſſen, daß man in dieſen Tagen nicht auf die Mittel, ſondern allein auf den Zweck ſehe, welchen man ausführen wollte. Er behandelte ihn bereits als einen gemeinſchaftlichen Freund des Hauſes, und ſprach ſchon immer von den Einrichtungen, welche er auf einem der Güter, das er durch ſeine Heirath überkommen würde, machen wollte. Er ſchilderte ſich ein Gemälde von höchſt ausſchweifender Glückſeligkeit, deſſen allgemeiner und ſämmtlicher Inhalt dahin gieng, nichts auf der Welt zu thun, und des heutigen Tages, ohne auf morgen zu denken, ſo viel möglich zu genießen. Und nun fehlt nichts weiter, als die Braut, welche ich gleich herabholen will, ſagte er, und führte den Oberſten mit ſich. Voll Staunen und edler Neugierde folgte ihm dieſer nach. Es war ihm, als würde er jemand bedauern, als würde er jemand beiſtehen müſſen.

Sie kamen in das ehemalige Zimmer der Fräulein früher, als dieſe zugegen war. Der von Wickh zweifelte nicht, daß das Fräulein auf die Vorſtellungen ihrer Freundin ſich bequemen, und ihm folgen werde; dieſe hatte Befehl erhalten, ſie auf das Beſte zu zieren, und ihr die Geſichtsfarbe (die aus dem Herzen nicht kam) durch Kunſt aufzulegen. Wohl verrichtete die Freundin den Auftrag; aber das Weſentliche, den Widerſpruch in ihren Augen, benahm ſie ihr nicht, und mit keinem Wort erſuchte ſie ſie, eines heitern Gemüths zu ſeyn; denn ein Troſt liegt auch hierin, jemand nicht tröſten zu wollen.

Sie hatte weder der wahren Urſache wegen der Aenderung des Zimmers, noch der gegenwärtigen Abſicht eine ſolche Erwähnung gethan, wodurch das Fräulein hätte beunruhigt werden können; dieſe that alles, was man ihr befahl; antwortete nur, ohne jemals zu fragen, ohne über Gutes und Schlimmes den Mund zu öffnen, außer, daß ſie zuweilen im Dunkel des trüben Sinnes herumſah, mit den Worten: Hier wäre ihr wohl. Nur am Morgen klagte ſie über den Verluſt einer Freude, die ſie ungern vermißte. Wer wird ihrer nun ſorgen! ſagte ſie.

Sie meinte ein dreijähriges Kind, das älternlos, und Koſt und Lager ausgenommen, faſt ohne weitere Pflege war. Das Kind kam alle Morgen in den Garten, und wenn es das Fräulein am Fenſter ſah, pflückte es eine Blume ab, und eilte dann, ihr die Blume zu bringen. Und wenn es mit ſeinem unſchuldigen Weſen die Blume ihr reichte: ſo ſagte es: Möge dein Herz ſo voller Vergnügen ſeyn, wie der Garten voll Blumen iſt!

So oft das Mädchen die Gabe brachte, erhielt es von dem Fräulein eine andere dafür. Auch lernte hier das Kind ſein Herz gegen Himmel erheben, und den Geber alles Guten „Vater“ zu nennen. Es hub bereits ſeine Aeuglein gegen den Mond und gegen die Sonne, und bemühte ſich, mit aller Unſchuld und Zärtlichkeit „Vater im Himmel“ zu ſagen.

Dieſe war ſeit einiger Zeit der Fräulein einzige Freude, und war auch die einzige Freude des Kindes. Es kam immer früher und früher in den Garten, und hatte ſchon gelernt, nicht mit jeder Blume die es anſah, vorlieb zu nehmen.

Wenn es die Blume gepflückt hatte, ſetzte es ſich an den Ort, wo es das Fräulein ſehen konnte, und kam nicht eher, bis das Fenſter geöffnet ward. Seit aber dieſes verſchloſſen blieb, ſah es ſo melancholiſch hinauf, dann hinauf zum Vater im Himmel; dann weinte es und gieng, indem es die Blume liegen ließ, traurig davon.

Als der Oberſte und Wickh an das Fenſter kamen, ſprang das Kind auf, ohne zu betrachten, wer er wäre, und ehe das Fräulein zugegen war, ſtund es im Zimmer, erzählte die Geſchichte der Blume, und wollte dieſe, was man ihm auch anbot, nicht weggeben. Aber die kommen würde, ſollte kommen, ihr Herz zu verſchenken!

Da das Fräulein hereintrat, nahm von Wickh eine ſehr traurige Miene an, und wollte anfangen, in allgemeinen Ausdrücken, als wüßte er nichts von allem, was vorfiel, ihre ſchlimmen Tage zu bedauern. Er erwartete, daß ſie ſich über die harten Begegnungen der Frau Gräfin beklagen, und er dann durch ſein Befremden und Theilnehmen Gelegenheit finden möchte, ſich ihr wichtig zu machen; allein ſie beſchwerte ſich mit keinem Worte, und ſagte, da von Wickh ſie an die Frau Gräfin erinnerte, daß ſie von der Hand ihrer gnädigen Mama alles mit dankbarem Gemüth annehme, indem dieſe am beſten wiſſen würde, was ſich für ſie ſchickte.

Das Kind reichte ihr die Blume, und das Fräulein liebkoſete es. Sie ſahen einander ſo unſchuldig, und für einander leidend in die Augen!

Von Wickh hielt dieſen Augenblick für ſehr günſtig. Dann wollen wir das Kind mitnehmen, ſagte er zu der Fräulein; wir wollen es kleiden und pflegen.

Sie ſah bald das Kind, bald den Mann an, der dieß geſprochen hatte. Der Schrecken zitterte durch ihre Glieder.

Es iſt ein ſehr holdſeliges armes Kind! ſagte jener, und ſetzte noch Vieles, das von einem zärtlichen Herzen zeugen ſollte, hinzu. Die Uebereinſtimmung der Geſinnungen hatte etwas Angenehmes für ſie. Sie ſah bald das Kind, bald den Mann an.

Indeß nahm die Freundin die Gelegenheit dem Oberſten zu ſagen, wie dieß Zimmer ehemals das der Fräulein war, wobei ſie ihn die Urſache der Aenderung vermuthen ließ. Dieſer drang in ſie, das Umſtändliche zu wiſſen; und kaum erfuhr ers: ſo rannte er auf den von Wicky zu, ihm ein Verfahren, das ihn äußerſt befremden müßte, zu entdecken. Nie ward von Wicky ungelegener unterbrochen. Er konnte nichts anders thun, als ſich mit dem Oberſten über die unwürdige Art, womit es das Anſehen hätte, als wollte man die Einwilligung erzwingen, ſehr entrüſten, und jener war zu heftig bewegt, um der Frau Gräfin nicht auf der Stelle Vorſtellungen machen zu wollen. Er entfernte ſich; und wollte von Wickh nicht, daß er ihm alles verderbe: ſo mußte er ihm folgen, und ihn bitten, ihm die Sache ganz allein zu überlaſſen.

Der Oberſte ſah zu viel, worin er ſich nicht finden konnte, daß er es für das Beſte hielt, der Sache abzuwarten: und in ſeinen Nachrichten die Ruhe des Grafen indeß zu ſchonen.

Brief vom Oberſten an den Herrn Grafen.

Wohlgeborner Graf,
theuerſter Freund und Bruder!

„Ich bin nach Empfang Deines Schreibens mit allem dem Eifer hieher geeilet, mit dem ich bereit bin, Dir in allen Fällen zu dienen; und habe ich Dir meine Ankunft hier im Schloß alſogleich melden wollen, wenn ich gleich zur Zeit noch nicht im Stande bin, Dir etwas Angenehmes, oder vielmehr Ausführliches zu berichten. Soviel habe ich indeß bereits geſehen, daß bei Deiner Ankunft alles in Ruhe und gutem Wohlſtand ſich befinden wird. Laß Dir alſo die Sache nicht zu ſehr an Deinem Herzen nagen, und Dir die Entſchloſſenheit nicht benehmen, welche Du zu andern Geſchäften nöthig haben wirſt. Freilich muß es einen Vater kränken, wenn er ſieht, wie ſein Kind ſo gar zuſammen gefallen iſt. Ich wollte ſagen, wie es ſo ſehr betrübt war; denn ich verſichere, es hat ſich mit ihr ſchon wieder gebeſſert.

Der Herr von Wicky, von welchem Du mir zu wiſſen machteſt, daß er auf Deine Tochter Abſichten habe, iſt ein ſehr lebhafter Mann, der vieles durcheinander von der großen Welt ſpricht, auch anbei ein bischen leichtfertig, und einer unüberlegten Denkungsart zu ſeyn ſcheint, wie ſie zuweilen ſind, bis die Jahre kommen. Bei einer Zuſammenkunft mit Deiner Tochter, wo er dieſelbe das erſtemal ſah, war er faſt ſo betrübt, wie ſie ſelbſt, ſo, daß mir die Thränen beinahe in die Augen kamen, nicht, als wäre etwas Betrübtes bei der Sache geweſen, das mußt Du nicht denken; aber — wiewohl Du wirſt das Mehrere ſchon bei Deiner Ankunft vernehmen."

„Ich habe unterwegs einen alten Schulfreund angetroffen, den Pfarrer zu —, welcher, wie Dir bekannt ſeyn wird, nur zwei Stunden von Deinem Gut entlegen iſt, einen alten, ehrwürdigen, grundehrlichen Mann, der ſich ſehr freute, als ich ihm ſagte, wo ich hinreiſen wollte, auch auf mein Erſuchen, daß er mich bei Dir beſuchen möchte, es zu thun verſprach. Ich mußte bei ihm ein paar Stunden verweilen, und ich kann Dir nicht ſagen, wie viel Gutes und Löbliches ich in der kurzen Zeit bei ihm geſehen und erfahren habe. Es wäre gleichwohl nur die Hälfte von dem, was ſeyn könnte und ſollte, ſagte er, als ich ihm meinen Beifall ertheilte; aber wenn man immer viel thun will, ſetzte er hinzu, ſo geſchehe immer etwas. Er hat in dem Pfarrſprengel, wohin er gehört, etwas zuwegengebracht, welches allein eine Ehrenſäule verdiente. Das iſt eine Bibliothek, welche in dem Hauſe des Dechants verſammelt, und wovon jedem Pfarrer ein geſchriebenes Verzeichniß eingehändigt wird. Du hätteſt ihn ſelbſt hören müſſen, mit welcher Zufriedenheit er mir das erzählt hat, um Dich darüber ſo mit ihm zu freuen, wie ich es gethan habe. Er habe ſtets im Brauch gehabt, ſagte er, von der Vernunft und Güte des Nebenmenſchen, wenn dieſelbe durch uneigennützige Vorſtellungen, und durch ein bischen Glück unterſtützt würden, ſehr viel zu erwarten, und habe daher die Hoffnung für die Feſtſetzung eines ſichtbar guten Vorſchlags nie aufgegeben, als bis ihn die Erfahrung und Thatſachen überzeugten, es ſey alles vergebens. Wenn er zuweilen über die Niedergeſchlagenheit der Bauernleute, über den Verfall des Ackerbaues nachdachte, ſo fand er freilich viele Quellen und Urſachen, welche zu heben alle Pfarrer nicht im Stande ſeyn würden; er ſah aber auch, daß ein weſentlicher Theil des ökonomiſchen Wohlſtandes von dem Pfarrer abhänge, nach deſſen Unterricht und Beiſpiel ſich die Untergebenen immer zu richten pflegten; und wenn nun die Pfarrer nichts leſen ſollten, dachte er ferner, ſo würde (die wenigen lateiniſchen Barbarismos, wahrhaftig, er nannte es ſo, die ſie von den Schulen her hätten, ausgenommen) zwiſchen ihnen und den Bauern in Betreff einer beſſern Einſicht gar kein Unterſchied ſeyn; allein zu guten Büchern fehlte, im Ganzen genommen, den vielen Einzelnen das Einkommen, das indeß der Verſammlung ihrer Aller nicht fehlte. Er machte daher in einem Kapitel den Vorſchlag, daß ſich jeder Pfarrer verbinden möchte, jährlich einen freiwilligen, aber beſtimmten Beitrag zu einer Bibliothek zu thun, welche jedem offen ſtehen, und in dem Hauſe des Dechants, als worin ſie gewöhnlich zuſammen kämen, bewahrt werden ſollte. Die Wahl der Bücher ſollte alle Jahre einem andern übertragen werden, doch mit dem Beding, daß jeder ſeinen Namen unter die Schriften ſetze, die er geſammelt hätte. Sie wußten nicht, wie ſie mich genug auslachen oder ausſchelten ſollten, als ich mit aller Zuverſicht den Vorſchlag that; allein verſtanden haben ſie ſich denn endlich doch, beſonders da ein und anderer, der unter ihnen in einem größern Anſehen ſtand, durch dieſen Weg einige Predigtbücher zu erhalten hoffte, welche ihm bisher zu koſtbar geweſen. Ich ſchwieg zu allem, was ſie thaten, ſtill, indem ich wohl wußte, was ſie thun würden. Sie lernten bald, durch das geiſtige Vergnügen, daß ſie an beſſern Schriften, deren der Buchhändler zuweilen eines nur zum Verſuch beilegte, empfanden, dieſe von den ſchlechten und mittelmäßigen wegkennen, und der Fortgang dieſer Sammlung enthält eine genaue Geſchichte von dem Fortgang ihrer Aufklärung. Es iſt gegenwärtig keiner, der nicht wüßte, was mit der Literatur in Deutſchland geſchehe, und welche Art der Wiſſenſchaften daſelbſt vor andern blühe, welche Art, zu denken, keime oder herrſche, da ſie ehemals von allem dem nicht das Geringſte wußten, und ſo oft ſie als Gelehrte den Mund öffneten, verſtändigen Leuten Aergerniß gaben. Wir haben ſeit der kurzen Zeit dieſer Einrichtung (es ſind nun zehn Jahre) verſchiedene Einrichtungen getroffen, oder Gewohnheiten aufgehoben, welche ſich mit einer verfeinerten Lebensart nicht vertragen. Wir haben z. B.

die unanſtändigen Trink und Eßgelagen, welche ehemals zu gewiſſen Zeiten, und beſonders bei dem ſogenannten Dreißig, oder der letzten Seelenmeß, wo in andern Orten auf Unkoſten des Todten wacker geſchmaußt wird, aufgehoben; wir haben die überhäufte Anzahl der von einigen unter uns ſelbſt eingeführten Nebenandachten vermindert, und die eben ſo ungeheure Anzahl verſchiedener ſinnlicher Bilder, die oft allen Begriff der vorzuſtellenden Sache herabwürdigten, weggenommen, und erſt jüngſt die vielen hundert Mörderſäulen, welche man nicht ohne Schauder vorübergehen konnte, ausheben laſſen u. ſ. w.

„Doch Du wirſt den Mann ſchon ſelbſt kennen, an dem nichts auszuſetzen iſt, als daß er alt geworden, und bald heim gehen wird, welches ſich alle meine Freunde angelegen ſeyn laſſen, ſagte er, als ich dieß bedauerte, mir auf alle erſinnliche Art zu erſchweren. Wie ſo? fragte ich höchſt erſtaunt, da ich nämlich ſah, daß alle Hausleute auf jeden ſeiner Winke zuliefen, und auch die gemeinſten Dienſte mit einer beſondern Gefälligkeit zu verrichten ſich beſtrebten. Es iſt nicht anders, wiederholte er, und nun verſtund ichs, daß er eben dieſe Liebe meinte, mit welcher ſie ihm ſämmtlich zugethan ſind. Er behält nämlich von ſeinen jährlichen Einkünften nur ſo viel, als er etwa auf einen möglichen Unglücksfall nöthig haben könnte, und macht ſich das Vergnügen, das Uebrige diejenigen, welchen es nach ſeinem Tod zufallen würde, genießen zu ſehen. Liebe und Dankbarkeit macht alſo allen, die ihn umgeben, bloß das Andenken an dieſe Nothwendigkeit höchſt traurig, ſo wie ſie gewöhnlich die Freunde vieler andern ſehr munter und freudig macht.“

„Ich wollte Dir anfangs nur ſagen, daß der Mann recht liebenswürdig und verſtändig iſt, und habe Dir nun eine ſo lange Beſchreibung von ihm gemacht. Doch, was thuts! Man hört wohl des Guten zu ſelten, als daß man deſſen zu viel hören könnte. Ich wollte Dir nur ſagen, daß dieſer würdige, und in Wahrheit große Mann mit dem Engelhof ſehr vielen Umgang gehabt, und denſelben ſehr gerühmt hat. Was vorgefallen ſeyn ſollte, ſagte er (doch es ſchien, er rede ganz ungern von der Sache) wäre für ihn ein Räthſel, ein Geheimniß, das ſich ſchon noch entwickeln würde. Es kam mir vor, er wollte Deiner ſchonen.“

„Ich wünſchte, Bruder, daß Du den Grafen — — und den geheimbden Rath —, als welche ſtets unſere guten Freunde geweſen, zu Dir einladen möchteſt. Ich habe einen Gedanken, und eine Ahnung, welche ich Dir mündlich entdecken, und womit ich Dir vielleicht Freude machen werde. Ich meine, geht es da nicht, ſo mag es dort gehen. Anbei bin ich indeß mit tiefem Reſpekt und aufrichtiger Freundſchaft"

Briefe von Wickh an den Herrn von —

Den 13. huius.

Meine Sachen ſtehen noch, wie ſie waren. Daran iſt der verzweifelte Oberſte Schuld, den das böſe Schickſal hieher geführt hat, da es ihm eben ſowohl hätte den Hals brechen können. Daß der Mann keine geſunde Denkungsart beſitzt, will ich ihm verzeihen; aber daß er über jeden Gedanken, den er nicht gehört hat, den grauen Kopf ſchüttelt, das fürchte ich, wird mir in die Länge noch unausſtehlich werden. Doch muß ich ihm ſchmeicheln und nachgeben, und ihn glauben laſſen, er habe mich durch ſein Mißfallen, welches er auf die Sätze, die mir dann und wann entfahren, bezeigt, mißtrauiſch gemacht. Mein Herzensfreund, ich habe Ihnen eine Sache von erſter Wichtigkeit zu entdecken. Ich habe Ihre ganze Freundſchaft, Ihre ganze Hilfe nöthig. Ich habe ſie nie ſo nöthig gehabt. Sie müſſen, Sie können mir dieſe Hilfe nicht abſchlagen. Sie denken viel zu gut dazu, als daß Sie mir ſie abſchlagen ſollten. Hören Sie, Sie wiſſen, was ich erbe, wenn mein Onkel ſtirbt. Und wie befindet er ſich? Hat er keine Huſten? Keinen Katharr? Keine Indigeſtion? Fallen ſich ſo viel Leute todt! So viele ſterben am Schlag! So viele an guten Aerzten! Die Ziegel auf den Dächern erſchlagen ſogar einige. Ich Unglücklicher! Aber glauben Sie mir, lange treibt ers nicht mehr, er ſolls nicht lange mehr treiben. Mein lieber Herzensfreund, ich brauche Geld. Ich muß Geld haben. Ich ſchicke Ihnen darum dieſen Brief durch meinen Kerl, der Ihnen nicht mehr von der Seite gehen ſoll, bis er welches mitbringt. Der Oberſte ſpielt ja nicht. Vormittag ſchläft er, den ganzen geſchlagenen Vormittag ſchläft er, und Nachmittag, vom Tiſch aufgeſtanden, und herumlaufen, bis Nacht, das war, ſeit er hier iſt, ſeine Sache. Ich darf ihn nicht aus den Augen laſſen; denn der Himmel weiß, was er ſich erzählen laſſen möchte.

Es iſt eine recht hölliſche Laſt um ein dummes Weib. Die Gräfin kann und will nichts als ſpielen. Drei bis vier Stunden in die Nacht hinein ſitzen wir beiſammen.

Was geſchieht? Geſtern ſetze ich auf eine Parthie mein Letztes, und verliere. Ich werfe meine Karten weg! und laufe davon. Die Gräfin glaubt, meine Empfindlichkeit rühre von einer allzugenauen Häuslichkeit her; ſie hat mich heute ſchon im Scherz damit aufgezogen, und will mir auf den Abend Revance geben. Sie bildet ſich ein, ich habe Geld wie Heu, weil ich einen reichen Onkel habe. Leider habe ich ihn. Es iſt heute ſo ein windiges Wetter; da werden viele Leute krank, kriegen das Halsweh, den Schnupfen. Das mindeſte das ihm fehlt: ſo muß mir ein Concilium gehalten werden. Ich laſſe mich keines andern bereden. — „Aber es iſt nur eine Kleinigkeit. Es wird bis Morgen beſſer. Es iſt ſchon beſſer.“ Ein Concilium! dann weiß ich, wird mir geholfen. Wenn er ſich nur die Haut aufritzen ſollte: ich laſſe ihm helfen.

Was thue ich? Ich höre geſtern den alten Oberſten Geld zählen. Ich gehe zu ihm. Ich habe ihm ein Geheimniß zu ſagen, ich will es lange nicht offenbaren; er bittet mich, es zu ſagen. Ich fahre fort, ihn zu bitten, es müßte ein Geheimniß bleiben. Er beſchwört mich, es zu ſagen. Sie können ſich meine Umſtände vorſtellen, fieng ich an. Ich weiß, antwortete er, wer Sie von Familie ſind, und was Sie zu hoffen haben. Ihr Onkel —

mein Onkel, fiel ich ein, iſt noch am Leben, und ſeufzte, und ſoll noch lange am Leben bleiben, fuhr ich fort; denn er machte gewaltige Augen. Das Schlimmſte iſt, ſagte ich, daß mich alle Welt für reich hält, wie ich es dann ſeyn würde, wenn ich — (er wartete ſchon wieder, was kommen würde) wenn ich dieſen Augenblick das Unglück haben ſollte, meinen herzliebſten Onkel zu verlieren. Sehen Sie, ſagte ich, und nahm eine leiſere Stimme an, da muthet mir nun die Gräfin zu, ich ſollte ihr ein Darlehen machen, bis der Graf kommt. Eine Weile ſchwieg er ſtill, dann fieng er ſehr zu lachen an. Der Graf muß ſeine Leute genau kennen, fieng er an, und wohl wiſſen, wie viele Portionen er vorzugeben hat. Demnach zählte er mir fünfzig Dukaten auf. Und was die Frau Gräfin betrifft, behalte ich die Sache bei mir, waren ſeine Worte.

Alſo, mein Herzensfreund, da ich, wie Sie ſehen, je eher, je beſſer, bezahlen muß: ſo verlaſſe ich mich auf Sie, und bitte Sie um Vergebung, daß ich Sie ſogar nachdrücklich bitte, welches Sie ſich zu Gemüth nehmen könnten, da Sie ein Mann von ſo ausnehmend guter Denkungsart, und hellen Begriffen ſind.

Die Frau Gräfin hat bei unſerer Zuſammenkunft den Einfall gehabt, dem Fräulein zu befehlen, daß es Rouge nehmen ſollte. Dieß hatte die Folge, daß der Oberſte vorſtellte, man möchte ſie zur Tafel laſſen; denn da, wo eine muntere Geſellſchaft wäre, würde ſich die kleine Unpäßlichkeit bald verlieren, ſagte er. Er rühmt beſtändig ihr ſanftes Weſen; ſie ſchmeichelt ihm, und als wir geſtern in den Garten giengen, nahm ſie ſeinen Arm. Ich bin traurig, ich ſeufze, bin zerſtreut: da hat man keine Aufmerkſamkeit. Ich fürchte, ihr ſanftes Herz werde mich noch zu einem ernſthaften Vorſchlag verleiten; denn ſo ſanfte Herzen ſind oft unter allen die unbeugſamſten.

Die Gräfin merkte an, wie wir von der Schwachheit des Grafen, der von eben den Leuten, welchen er von ganzem Herzen alles Uebels wünſchte, bald hernach immer wieder gut ſpräche, im Voraus zu erwarten hätten, daß er meinen Vorfahrer, ſo nenne ich immer den Engelhof, entſchuldigen, ja bedauern werde. Sohin habe ich dem Grafen den Weg abgeſchnitten, durch einen gar leichten Einfall, vermöge welchem weiter nichts geſchieht, als daß ihm die Bauern in dem Flecken, welchen er zumuthet, daß ſie ihm auf ſeiner Straße Frohndienſte machen ſollen, dieſes auf das neue aufkündigen werden, nachdem es vor etlichen Jahren durch einen Prozeß, den die Bauern verloren, beigelegt worden. Wer kann an allem dieſem Schuld ſeyn, als mein Vorfahrer, der den Bauern immer von ihrer Freiheit, und ihren Rechten vorſagte?

Leben Sie wohl, einziger, beſter, zärtlichſter Herzensfreund, den ich habe, für den ich lebe, für den ich alle Zeiten hindurch unaufhörlich und unveränderlich mit ganzem Herzen bin und verharre

bereitwilligſter ꝛc.

Vom Oberſten an den Grafen.

Wohlgeborner Graf,
theuerſter Freund und Bruder!

Ich kann Dir gegenwärtig keinen beſſern Dienſt leiſten, als daß ich Dir alle die wunderlichen Dinge berichte, die ich hier zu hören, und zu ſehen kriege. Wäre ich auf Kommando in Deinem Namen, und hätte ich es dann mit Männern zu thun, die mir Trotz böten: ſo wüßte ich wohl ſchon zu ſagen, wie es ſtünde, oder ſtehen werde; aber ſo belagert

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER, L. VON FN. 05561/004

man mich mit Thränen, ſchlechtem Ausſehen, und Geduld von Seite Deiner Tochter, und mit Höflichkeiten, und ich weiß nicht, welchen verdächtigen Dingen, von Seiten Deiner Gemahlin, und des Herrn von Wickhens, der allen ſeinen Witz aufbietet, von Deiner Tochter das Jawort zu erhalten. Wie Dir meine letzte Nachricht von ſeiner Denkungsart gefallen haben mag; weiß ich nicht. Du mußt mich ſolcher Anmerkungen wegen nicht auslachen, Bruder. Seit ich in — lebe, habe ich mich um die Aenderung der heutigen Welt in dieſem Stück wenig bekümmert, und ich kann nicht wiſſen, was ihr jetzt anfanget, für Recht und Unrecht zu halten; denn es ſcheint, ihr ſeyd wenig mehr vom Alten, und laſſet alles aus euch machen, was der Gebrauch will. Was mich belangt, ſo bleibe ich darauf, daß es eine Ehre und eine Schande gebe, wenn gleich des Zweikampfes nicht mehr geachtet wird, und ſohin verhehle ich Dir nicht, daß der Herr, den Deine Tochter haben ſoll, meine Tochter nicht haben ſollte.

Demnach magſt Du Dir vorſtellen, wie ich hier die Zeit paſſire. Ich bin faſt den ganzen Morgen allein, und nehme lieber kein Frühſtück, als daß ich zur Geſellſchaft hinabgienge, wo ſie mich attaquiren würden mit ihrem verdammten Spielen, ſobald ſie wüßten, daß ich aufgeſtanden wäre. Sie meinen alſo, ich ſchliefe ſo lange, und ziehen mich bei der Tafel immer damit auf. Ich aber verrichte etwas Beſſeres, indem ich an Dich alles haarklein ſchreibe, was mir ſeitdem aufgefallen iſt.

Herr von Wickh iſt mir mit ſeinen Höflichkeiten, ich möchte ſagen, faſt überläſtig. Es iſt ordentlich, als ſähe er durch die Bretter und Thüren; denn kaum öffne ich die meinige: ſo iſt er ſchon zugegen, und dann läßt er mich den ganzen Tag nicht mehr von der Seite. Das iſt nun dann auf einen jungen Menſchen doch nicht ſo ſchlimm; aber wie geſagt, überläſtig iſt mirs. Ich möchte zuweilen gern ein Stündchen allein herumſpaziren, und meinen Gedanken nachhängen können. Es ſind hier ſehr ſchöne Gegenden, und man möchte ſich dort und da hinſetzen, wenn man allein wäre.

Geſtern gehen wir an einem ſchlechten Haus (es iſt wohl gar vielleicht das ſchlechteſte rings herum) vorbei, in welchem ein grauſamer Lärmen war. Herr von Wickh ſagte, es wäre die Schule. Da ich nun nie eine Schule gemeiner Kinder geſehen, ſo zeigte ich Luſt, hineinzugehen, und mein Begleiter führte mich mit Freuden hinein. Hier hätte der Praktikant Engelhof ſein Meiſterſtück abgelegt, ſagte er. Herr von Wickh ſucht bei allen Gelegenheiten dem unglücklichen Manne eines zu verſetzen, und ihm wohl gar etwas anzudichten, wovon kaum die Hälfte gerade ſo wahr ſeyn möchte, als ers macht. Und wenn es auch wäre: ſo ſoll man die Sache einmal beruhen laſſen. Das gefällt mir auf dieſen Herrn von Wicky nicht. Ich ſage eines wie das andere.

Einige Kinder lernten laut in ihren Bänken; einige redeten und kurzweilten zuſammen; einige ſchliefen; und einige aßen, daß ihnen die Backen geſchwollen waren. Einige, die vermuthlich geſtraft werden waren, weinten; andere aber lachten, und etliche knieten auf dem Boden. Einige lagen auf den Bänken, einige ſaßen auf denſelben überzwerch, und die Bänke waren mehr ſchwarz als weiß, und alle Thiere in der Revier waren hineingeſchnitten. Eine lange Reihe von ſolchen, die, wie ich nachher vernahm, aufſagen wollten, ſtanden mit Büchern, deren Blätter voll kleiner durchlöcherten Dupfen waren, in der Mitte, indeß ein anderer mit einer Miene, als bildete er ſich viel auf ſeine Verrichtung ein, auf einer langen Bank auf und nieder gieng, und die Schwätzer auf einen Zettel ſchrieb. Alle waren voll Schmutz und Dinte. So ſah ich die Schule und Deine künftigen Unterthanen, wertheſter Herr Bruder. Du mußt nicht böſe werden, wenn ich

Dir's ſage; denn ich finde, es ſchadet nicht, wenn ich Dir's ohne Zurückhaltung und aufrichtig ſage.

An den Wänden der Schule hiengen zwei große Tafeln, denen mans gleich anſah, daß ſie ein beſonderer Zufall hieher brachte. Sie waren mit Papier, worauf viele rothe Schriften waren, überzogen, und dieſes war auf allen Enden beſudelt und zerriſſen.

Das Schulzimmer iſt, wie Du etwa nicht wiſſen magſt, nach der Seite gebaut, wo im Sommer die ſtärkſte Hitze hereinfällt, und doch wars dunkel, da wir hineintraten. Durch ſolche Fenſter kann kein Licht dringen, und jeder reine Sonnenſtrahl wird hier gelb und ſchmutzig. Eines, welches vornen unter einem Erker war, ſteckte voll Ruthen, kleiner Stäbe, und dergleichen Werkzeuge, bei denen an einem kleinen Tiſchlein der Schulvater ſaß, und ſeit einer Stunde an einem Frakturbuchſtaben arbeitete.

Ein Männchen, das ſchon ſo iſt, wie es iſt; das nur Eine Manier hat, wie es gehen und ſtehen, Ja und Nein ſagen will, nur Einen Ort, wo es hinſitzen, und Eine Stellung, in welcher es lehren will.

Schon ſeit einer Stunde ſitze ich drüber, ſagte er, als er uns erblickte. Und nun noch dieſen Zug! noch dieſen Strich! — Hier iſt er! rief er aus, und ſtand jetzt auf, ihn uns zu zeigen.

Es war ein großer Frakturbuchſtabe, mit ſo vielen Zirkeln und Zügen und Figuren umwebet, daß man nicht mehr erkennen konnte, welcher Buchſtabe es wäre.

Dieß iſt das Schönſte, aber auch das Schwerſte an einer Schrift, ſagte er; und wenn das einmal fertig wäre: das Uebrige wäre von keinem Belang.

Und wer das kann, ſagte er mit einer ſtolzen Miene, während er uns die Züge betrachten ſah, der kommt überall fort.

Jawohl! antwortete ich, der kommt überall fort! Ich dachte bei mir ſelbſt, der Mann hätte die größte aller Wahrheiten geredet. Beſteht wohl unſer ganzes Thun in etwas anderm, als in ſolchen Frakturbuchſtaben? Wer um die Geſchäfte viel herum machen kann, ſo, daß ſie ſelbſt verſchwinden: der hat unſern Beifall.

Man kann das überall brauchen, fuhr jener fort. Man mag nun ein Haus kaufen, oder ſich ein Weib nehmen, oder ſonſt etwas vornehmen, das ſchön und wichtig ſeyn ſoll: ſo kann mans brauchen; ſo ſteht es überall voran: ſo ſieht man überall darnach.

Wenn man Friedensſchlüſſe macht, oder Krieg ankündigt, ſo ſteht es voran. Und wenn man an einen großen Herrn ſchreibt: ſo pflegt mans voran zu ſetzen.

Es iſt die Hauptſache, wiederholte er. Iſt wohl mancher damit ſelbſt ein großer Herr geworden; hat auch mancher damit ſein Glück gemacht, ſetzte er hinzu.

Der es mit andern Dingen nicht gemacht haben würde; zum Beiſpiele, ſagte ich, und zeigte auf die Schüler.

O! rief er aus, und hub beide Hände gegen Himmel. Wie wohl, ſagte er, es ſteigt heute alles aufs Höchſte. Und der Herr, der fortgekommen iſt (er meinte den Engelhof), ſagte mir zuweilen Dinge vor, daß ich noch zuletzt geglaubt haben würde, es ſey ſo; aber, wer bin ich? was habe ich? Hiebei ſtrich er auf ſeinem Rockärmel mit der flachen Hand und ſeufzte. Der Kummer ſah ihm aus den Augen; aber das Gefühl von Niedrigkeit, worin er liegt, tröſtete ihn bald wieder, — wie ſich ein anderer darüber tröſtet, daß er nicht Kaiſer in China iſt.

Er hätte dem Mann ſeinen Kopf rein toll gemacht, ſagte Herr von Wickh.

Was hat er euch dann vorgeſagt, Schulmeiſter? fragte ich.

Der Mann wollte nicht antworten, und es ſchien, als ſchämte oder fürchtete er ſich, es zu thun. Wenn Sie mich nur nicht fragen wollten! ſagte er.

Zum Narren hätte er ihn gemacht, ſagte jener.

Er hat indeß, glaube ich, ſchon die Wahrheit geredet, und hat es mit mir und der Schule gut gemeint, wie keiner vor ihm! ſagte dieſer.

Wie? Was redet ihr? fiel ihm der Herr von Wickh in die Rede. — Es war ihm gar nicht anſtändig, daß der Schulmeiſter ſo was vorbrachte.

Er wollte immer haben, antwortete der Schulmeiſter, dem die Rede von dem Herrn von Wickh gar nicht gefallen hatte, er wollte immer haben, ſagte er, ich ſollte mir vorſtellen, ich wäre der Gemeinde ſo wichtig, als es ihr die gnädige Herrſchaft iſt. Ich wäre die einzige Perſon, in der Revier, die eigentlich ein Menſchenwerk verrichtete; denn Stiften einnehmen, auspfänden, abſtrafen, und hernach mit dem Schweiß davonfahren, und ihn in der Stadt darin verzehren, das könnte jeder; aber nicht jeder könnte ſich deſſen rühmen, weſſen ich mich freuen könnte. Die Kinder, die mir anvertraut wären, würden in etlichen Jahren die kleine Welt um mich ausmachen, und einem Mann an meiner Stelle müßte es leicht ſeyn, in die weichen Gemüther unauslöſchliche Eindrücke der beſten Grundſätze zu prägen, nach welchen ſelbe nachmals lebenslänglich handelten. Ich ſollte mir vorſtellen, was das wäre, wenn nachmals die guten Nachbaren, ſelbſt ſchon wieder Väter, auf der Straße vor mir vorübergiengen, und mich heimlich ſegneten und bei ſich ſagten: Das war mein Lehrer! Und meiner auch.

Ich ſtellte mir das Ding recht wirklich vor, und ich fand, daß es gut that. Ich ſchlief oft gewiß freudiger ein, als die gnädige Herrſchaft.

Nun kamen die Kinder und baten ihn, er möchte ihnen auf ihre Papiere Linien ziehen. Ich habe jetzt wichtigere Dinge, ſagte er.

Die gnädige Herrſchaft, fuhr er fort, ſähen ſchon gerne, wenn das Werk zuſammengieng; allein ſie ſelber verſtündens nicht, und diejenigen, welche ſich zuweilen etliche Wochen darum annahmen, und ſich dafür ausgaben, daß ſies verſtehen — ich weiß nicht, wollen ſies nicht, oder wo es etwa ſonſt fehlt. Es gieng gewöhnlich, wenn ſolche Herren kamen, noch weniger.

Wie, wenn ſolche Herren kamen, Schulmeiſter?

Ich vermuthe, antwortete er, daß ſie in der Stadt drin zuweilen davon geredet haben, und wie dann die gnädige Herrſchaft iſt, daß ſelbe meint, die Sache ſey gleich ſo, wie ſies im Kopf haben; daß ſie meint, es brauche nichts, als ſagen: Ich will! ſo wirds gleich ſeyn: ſo ſchickten ſie mir zuweilen einen, der die Sache beſſer machen wollte, über den Hals, aber ſie giengen alle wieder, wie ſie daherzogen.

Haben ſie eure Schulen einrichten wollen, Schulmeiſter?

Was denn ſonſt? Sie ſagten es ja. — Er ſchien ſich ſehr darüber zu wundern, daß wir nichts davon gehört haben ſollten, und es war ordentlich, als glaubte er, es müßte den Leuten in der Stadt an ſeiner Schule gelegen ſeyn. Ich muß ſagen, das gefiel mir. Ich habe auch mein Regiment ſtets für das unüberwindlichſte, für das geübteſte, das auf dem Erdboden wäre, gehalten.

Niemand mußte indeß mehr darunter leiden, als ich, fuhr jener nach einer Weile fort. Zugleich nahm er ein großes Paket Schriften aus einer Schublade heraus: da liegens beiſammen ſagte er, und warf ſie mit Unwillen auf den Tiſch.

Das muß er mir erzählen, Schulmeiſter; das möchte ich denn doch hören, wie ſies machten. Ich nöthigte ihn hierauf, wieder an ſeinen Tiſch zu gehen und die Linien zu ziehen; und er ſeiner Seits mahnte mich, die Papiere von dem großen Paket ordentlich herab, zu nehmen, damit keinem Unrecht geſchehen möchte.

Ich ſtelle mir nämlich das Ding ſo vor, fieng er an, die gnädige Herrſchaft habe jedem einen Lohn gegeben, damit ſie die Sache einrichten, und hernach wie es gut thäte, nachſehen möchten.

Freilich wohl! ſagte ich; aber wozu denn dieſer Anfang?

Er bat mich hier wieder, ihn nicht aus der Ordnung zu bringen. — „Der erſte kam mit der Poſt gefahren, mit einem ſolchen Schnalzen, und Klatſchen, daß mir die Kinder, es war eben Schulzeit, alle aus der Schule gelaufen, zu ſehen, wer käme; ſie meinten, es käme die gnädige Herrſchaft. Eben ſo liefen die Kinder wieder herein, als er auf ſie zufuhr, und vor der Schule abſtieg. Er gieng haſtig herein, indem er unaufhörlich die Backen aufbließ, und trug viel Papier. Nachdem er mich fragte, wo der Schulmeiſter wäre, das mich ſchon verdrießen wollte, ſo ſetzte er ſich nieder, da wo ich ſitze. Er befahl alle Fenſter aufzumachen. Er könnte den Geruch der Schulſtube nicht leiden, ſagte er. Die Kinder, wie der Blitz, (man darf ihnen nur ſo was ſchaffen) kletterten hinauf, und riſſen die Fenſter auseinander, daß ich um etliche Kreuzer zu Schaden kam; denn mir, und keinem andern liegt ob, ſie wieder machen zu laſſen. Ja, etliche Kreuzer, ſie dürfen mirs glauben, ſind eben keine Kleinigkeit für einen Dorfſchulmeiſter. Ich darf nicht daran denken, ſagte er, und trocknete ſich den Schweiß vom Angeſicht. Hierauf fiel er wieder in den vorigen Ton ein, und fuhr fort:

Der Herr, von dem ich ſagte, daß er mit ſo vielem Schnalzen angekommen, und hier niedergeſeſſen iſt, ſah mich erſt eine gute lange Weile an, und nachdem er über mein Ausſehen den Kopf rechts und links geſchüttelt, fragte er mich um die Einrichtung der Schule, und nachdem ich ihm ſagte, daß wir keine hätten, ſondern es ſo machten, wie es unſere Aeltern und Vorältern gemacht haben, fieng er an, eine Menge Fragen an mich zu thun, folgender Geſtalt:

„Vermuthlich haben hier die Bauern nicht viel zum Beſten? — Ich: Nicht viel, Herr.

„Vermuthlich iſt hier kein Handel, kein Magazin, keine Fabrike in der Gegend? — Damals waren mir dieſe Namen noch ganz unbekannt. Ich ſah ihn alſo ſo an, als wüßte ich nicht recht, ſollte ich Ja oder Nein ſagen.“

„Keine Viehzucht, Schaaf- Bienen- Fiſch- Holzzucht? Keine Dorfpolizei, überhaupt keine Manns- noch Kinderzucht?“

„Es bewegt ſich nichts? Wächſt nichts? Geht ſumma ſummarum im Anfange und am Ende nichts zuſammen? Fehlt überall?“

(Während dieſem nahm er den Brief, oder das Blatt Nro. 1 hervor, und rollte es auf dem Tiſch auf; es hieng dort drüben über den Tiſch hinunter.)

„Ueberall Elend? Mangel? Noth? Trägheit, Unwiſſenheit, Hartnäckigkeit und Grobheit obendrein? Nun man hat Mitleiden mit euch; will ſich um euch annehmen, will euch helfen.“

„Hier iſt der Plan, indem er mir ihn in die Hände gab, nach welchem ihr künftig zu lehren, die Seelenkräfte aufzuwecken, Vorurtheile zu vertreiben, und die Pfützen euerer Begriffe zu reinigen habt. Der Plan ſoll übrigens nicht aus eueren Händen kommen, und ihr habt mir anzugeloben, einſtweilen mit einem Handgelübde, daß ihr das Innere desſelben bis in die Grube verſchweigen wollt. Dreimal glückſeliges! — ſagte er, und ſtand auf, von dem heutigen Tag an, fuhr er fort und gieng zur Thüre hinaus, iſt der Zeitpunkt, oder die Epoche deiner allgemeinen Revolution!“ Hiemit ſaß er in die Kutſche, bließ die Backen auf und fuhr fort.

Die künftige Woche, und ſo im Anfange, faſt jede Woche, erhielt ich eine Inſtruktion, wie ich zu lehren, zu manipuliren, wie ich den Kindern das Ding ſpielend und zeitverkürzend und auf eine angenehme Weiſe, wie eine Medicin unter dem Honig, beibringen, und wie ich das Ganze langſam angreifen, aber doch bald zu Stand bringen ſollte. Zuletzt beſtimmte man mir eine Zeit, wo ich gefaßt ſeyn ſollte, eine Prüfung, bei welcher die gnädige Herrſchaft erſcheinen würde, vornehmen zu laſſen.

Was ſtand dann aber auf jenem Papier, ſagte ich, das Ihr einen Plan nanntet?

Alles, was im Himmel und auf Erden, in der Luft und im Waſſer entſteht, wächſt, ſich bewegt, ſtirbt, geht, ſchwimmt, kriecht, oder fliegt, frißt, oder gefreſſen wird, von kalter, feuchter, oder warmer Natur iſt, liebt, oder verabſcheut, kauft, oder weggiebt, was beißt, kreult, zuſchlägt, oder todtdrückt, mit Einem Wort, alles, alles. Ich hatte die erſten Tage zu thun, nur die Namen leſen zu lernen.

Ein Hauptartikel dieſes Planes wollte, daß die Schüler Lebensart und Eingezogenheit lernen, und z. B. in der Schule nicht eſſen, nicht laut reden, und vor allem demjenigen, mit dem ſie ſprechen, nicht ins Geſicht ſehen ſollten; ſondern mit untergeſchlagenen Augen und ſittſamen Gebehrden ſollten ſie aus- und eingehen. Wann, hieß es, wird die Jugend lernen, ſich in Schranken zu halten, ſich dem Willen eines andern zu unterwerfen, wenn es nicht in den Jahren geſchieht, wo der Wille noch beugſam iſt? Uebrigens, hieß es, werde man nicht umhin können, den ſchlechten Fortgang der beſten Einrichtung dem Lehrer beizumeſſen, maßen bekannt iſt, daß die Jugend eben ſo gelehrig, als die Trägheit derer, die ſie unterrichten wollen, allgemein ſey; und da der Nutzen des Publikums dem einſeitigen Daſeyn eines einzigen Mannes — kurz, es hatte das Anſehen, daß wenn der erwartete Beifall der gnädigen Herrſchaft nicht erfolgen ſollte, ich nichts Geringeres zu erwarten hätte, als vom Dienſt entlaſſen zu werden.

Ich that, was ich konnte, lernte Tag und Nacht, denn natürlich mußte ich von mir anfangen, und befliß mich indeß, die Schüler an die anbefohlene Eingezogenheit ſcharf zu halten. Welcher Schüler mich anſah, der hatte ſeine Strafe, und wer ein Stück Brod oder einen Kuchen, Obſt und dergleichen herauszog, nein; — dem that ich nichts; den ſah ich nur ſo nach der Seite an, als ſähe ich ihn nicht; den ließ ich gehen, den ließ ich machen, bis er ſeine Mahlzeit heraus hatte: dann ſchlich ich hinzu, und nahm ſie ihm weg. Es iſt mir in meiner Haushaltung ſehr gut bekommen.

Mittlerweil brachte die gnädige Herrſchaft, da ſie zufällig hieher kamen, einen andern Herrn mit, mit welchem Hochdieſelben meine arme und demüthige Schule beſuchten, welches noch niemals geſchehen war, und thaten ſies dießmal vermuthlich, um ſich bei dem Herrn, den ſie bei ſich hatten, wegen der neuen Einrichtung ein kleines wenig — wies halt geht, endigte er hier und lächelte.

— Zu prahlen, Schulmeiſter, ſagte ich.

Es würde ſich nicht geziemen, daß ich ſo was ſagte, erwiederte der Schulmeiſter.

Er denkt ſich es dann aber doch? — Der Schulmeiſter zuckte die Achſel.

Der Herr, fuhr er fort, that immer in ſich ſelbſt hinein lächeln, ſo oft ihm die gnädige Herrſchaft wieder etwas Neues zeigten, ſo daß Hochſelbe endlich fragten, ob die Einrichtung dann ſeinen Beifall nicht hätte. „Sie wäre wider alle Gemüthsordnung, ſagte der Herr; ſie hätte keinen Faden, und es gieng nicht Eines aus dem andern, welches doch geſchehen müßte. Sollte ich ſo vieles Geld umſonſt verſchleudert haben? ſagten die gnädige Herrſchaft. Was glauben Sie wohl, daß ich ihm jährlich ausgeſprochen habe? Sie redeten hierauf ſtill mit dem Herrn, und dieſer that derſelben ſtill antworten, ſo, daß ich nichts hören konnte, als das Ende. Um die Hälfte wollte ich das ein wenig beſſer zu Stand bringen, ſagte er.

So oft dieſer Herr etwas vorbrachte, ſetzte er allemal hinzu: Wie Eure — ſchon ſelbſt wiſſen. Da indeß jener erſte, wie ich nachmals gehört habe, ſich nie anders ausdrückte, als: Eure — werden mir nicht übel nehmen, es war niemals Ihre Sache, hierin etwas zu wiſſen.

Es iſt eines ſo gut und ſo üblich, als das andere, ſagte ich.

Dieſer Herr ärgerte ſich über nichts mehr, als über die Verordnung, welche im vorigen Plan in Betreff der Eingezogenheit, und des Unterſchlagens der Augen ergangen iſt. Das wäre ein rechter Seelenhenker, ſagte er. Wann ſollen die ſchönen Leidenſchaften, welche durch die Munterkeit genährt werden, hervorgehen, ſchrie er, wenn man ſich gefliſſentlich alle Mühe gäbe, die zarten Keime zu unterdrücken? Wann ſollte man die Anlage und Gemüthsbeſchaffenheit eines jeden kennen lernen, wenn man ihnen alle Gelegenheit benähme, ſich zu äußern? Wer der Sache kundig iſt, endigte er, der wiſſe andere Mittel, Sitten zu beſſern, als die ſeyn können, ſelbe zu feſſeln.

Zwei Tage nach dieſem Beſuch erhielt ich die Tabellen Nro. 2. Was das Wiſſenſchaftliche betrifft: ſo beſtand die Abänderung darin, daß nunmehr die Hälfte des vorigen weggelaſſen, und das Uebriggebliebne neu umgeſchrieben ward; deſto eifriger betrieb indeß dieſer Plan das Sittliche. Auf den Tabellen ſind, wie Sie ſehen, nicht nur Stellen zur Anmerkung der vier Temperamente, als, des choleriſchen, phlegmatiſchen, ſanguiniſchen und melancholiſchen, welche jedem Kinde insbeſondere eigen wären, leer gelaſſen, ſondern es ſind auch die verſchiedenen vermiſchten Gattungen angemerkt, und iſt hiemit Gelegenheit zu den Beobachtungen, ob eines mehr von einem, als dem andern Temperament beſitze, gegeben. Dem zu Folge ſollte genau eingetragen werden, ob ein Kind hitzig oder langſam, bedächtlich, oder unüberlegt, ob es die meiſte Schulzeit eher traurig, als aufgeräumt wäre; ob es lieber ſtehe oder ſitze, lieber Geſchriebenes, oder Gedrucktes leſe; ob es das Gute oder Schlimme freiwillig verrichte, oder ihm dieſes bloß entſchlüpfe, ob es in beiden Fällen den Drohungen, oder Bitten, oder Verheißungen nachgebe, ob es im Nachhausgehen auf der Sonnen- oder Schattenſeite wandere u. ſ. w.

Hieraus wäre zu erkennen, welchen Grad des Unterrichts man jedem Kind ertheilen, ob man es mehr zum Ergötzenden, oder zum Ernſthaften und Tiefſinnigen anhalten, und was man ſich von ihm überhaupt zu verſprechen habe. —

Und welchen Fortgang hatte das Weſen, Schulmeiſter?

Es wurde immer und unaufhörlich, und unabläßlich geſchrieben, angemerkt, zuſammengehalten, herausgezogen, berathſchlagt, — bis der Herr, der den Plan machte, ſich zu beſchweren anfieng, er wäre der Arbeit, welche darin beſtand, daß er obenhin nachſah, ob ich, nach ſeiner Vorſchrift, gearbeitet habe, nicht mehr gewachſen. Man gab ihm alſo noch einen zu; dieß war ſein Vetter.

Den erſten Tag wiſchte der Vetter ſeinem Vorgänger, und nunmehrigen Kollegen den Staub von den Schuhen; er begleitete ihn nur, ſagte er, und bückte ſich bis auf die Erde, um von ihm zu lernen. Den andern Tag wünſchte der Vetter das Innere der Schuleinrichtung zu ſehen. Der Vorgänger zeigte ihm die bereits vorhandene Regiſtratur der überſchriebenen Papiere, und wollte ihm dazu ſeine Brillen leihen. Ich ſehe ganz gut, ſagte der Vetter.

Wenn mein Mitrath nur mein Vetter nicht wäre! ſagte er den dritten Tag. — Die gnädige Herrſchaft hörten es, fragten, wie er das meine, und ſo und ſo. Beide Plane, ſagte der Vetter, (nachdem er ſich erſt eine Weile nöthigen ließ, ſeine Entdeckung und Meinung zu eröffnen) hätten nicht Ein Wort von der Aufklärung geſagt. Dieß wäre das Alles in allem, und das Uebrige folgte ſchon ſelbſt.

Es kann nicht fehlen, ſagten die gnädige Herrſchaft.

Alſo erhielt ich einen gemeſſenen Befehl, daß ich die Kinder aufklären, und ihnen recht ſcharf einprägen möchte, ſie ſollten nicht ſo dumm und bleiern, wie ſie zu mir in die Schule kämen, bleiben; ſondern jede Sache beim rechten Ende anfangen, und denken lernen.

Jenem Vorgänger wurden indeß die Erinnerungen des Vetters beſcheiden mitgetheilt; er widerlegte den Vetter, und zeigte, daß es ihm an wahren Grundſätzen fehle. Der Vetter ſagte, die Einwendungen ſeines Mitraths wären zu offenbar ungegründet, als daß er denſelben mit einer Widerlegung demüthigen wollte. Das möchte nicht ſchön auf ihn ſtehen, ſagte er; ja, es wäre undankbar, hart, und den Auslegungen der Schwachen unterworfen. — An mich, und meine Sache ward ſeit dem Augenblick mit keiner Sylbe gedacht.

Nun kam der Herr, von dem ich ſagte, daß ers gut gemeint habe. Der fieng mit den Kindern zu reden an, ohne einmal zu ſagen, daß ſie auf ihn merken, oder ſtill ſchweigen ſollten. Er redete etwas, das die Kinder gerne hörten, und ich weiß nicht, wo ers hernahm, oder wie ers machte, ich hörte es ſelbſt gerne. Es war von uns allen hergenommen, gieng uns alle an. Wir hatten es in uns ſchon oft empfunden, und es uns heimlich ſo gedacht, und es war ſeltſam, daß nun jemand da war, der es uns ſagte. Aber das Vornehmſte war, daß er uns das Ding, wovon er ſprach, immer in andern Dingen zeigte, immer etwas nannte, wo es wieder war. Ich ſah nichts, ſo lange ich hier in der Schule bin; er ſah Licht und Finſterniß, Jugend und Alterthum, Fortgehen und Aufhören; und das Ding malte er uns ſo vor, daß wir nicht anders, als es auch ſehen mußten. Immer fieng er mit Gleichniſſen, und kleinen Beiſpielen an, und mit Sprüchwörtern hörte er auf. Er gieng nie von der Sache weg, die er angefangen hatte, und wenn es war, als hätte er ſich weit davon entfernet, ſo kam er und wir wieder alle mit ihm, ſogleich wieder dahin zurück. Er gab keine Ermahnungen, denen die Kinder nicht lange zuhören, ſondern dieſe waren ſchon in der Sache enthalten. Die

Kinder ſtanden um ihm herum, ſtanden auf die Bänke, und hörten ihm zu; das war ihm alles Eins, weil ſie nur zuhörten. Ich weiß auch nicht, wie die Kinder mit ihm ſogleich vertraut wurden, und ordentlich geſcheid mit ihm redeten. Er wurde, wie ein Kind, und die Kinder betrugen ſich, als wärens Männer. Einige von dieſen, welche bisher immer, wie Eichenſtöcke, da ſaßen, und einen ſchweren Kopf zum Begreifen hatten, wenn ich ihnen auch noch ſo viel zum Lernen aufgab: — ſieh, die redeten jetzt, die wurden jetzt — ich kanns nicht ſagen, wie ſie wurden. Mitunter brachte er auch die Rede ſo hinein, daß es darauf ankam, wer beſſer würde leſen können, und daß es jeder beſſer können wollte. Das dauerte nun wohl kaum den vierten Theil ſo lange, als meine Schulzeit iſt, und doch laſen ſie, einer für den andern, weit mehr. Sie laſen auf gewiſſe Weiſe alle zugleich, das iſt, ſie merkten alle zugleich auf. Jedem Kind war nur erlaubt, drei Zeilen zu leſen, dann fuhr das nächſte fort. Wenn Eines fehlte, oder ſtecken blieb, wurde es ſogleich von allen bemerkt; ein jedes wollte es beſſer machen, und viele baten, daß ſie mehr, als drei Zeilen, leſen dürften. Dieß erlaubte er aber nur denjenigen, die es friſch und ohne allen Fehler gethan haben. So oft Eines einen Fehler begieng, merkte er auf einem Papier ihn an, und am Ende wurde es herabgeleſen. Da war nun Verdruß und Freude zugleich. Ich mußte recht lachen, wie er ſie ſo dahin zu bringen, und die Kinder ordentlich eiferſüchtig zu machen wußte. Er ſchien aber nicht darauf Acht zu haben, ſondern redete gleich wieder von etwas anderm, bis die Schulzeit aus war, wo dann die Kinder nach Hauſe giengen, ſo ruhig und manierlich! — Es iſt vor und nachdem nicht wieder ſo geſchehen.

Wie wir allein waren, ſah ich ihn ſo an. Die Augen glänzten ihm. Schulmeiſter, ſagte er, ihr ſeht wohl, daß das Weſen nicht in euerm Plan und in Tabellen beſteht, ſondern daß es auf allerhand Kunſtgriffen und Einfällen beruht, die ihr augenblicklich für jeden Vorfall ſelbſt erfinden, und die euch keine Schuleinrichtung, und kein Befehl von eurer Herrſchaft lehren, oder gebieten kann. Seht, wies ein Gärtner macht, den ſeine Baumſchule freut. Er begießt und pflegt ſie nicht bloß, wie es ihm befohlen, oder wie es gemäß dem Lohn, den er erhält, genug iſt; ſondern es hängt ſeine Ruhe davon ab. Er ſieht oft nach, auch wenn er eben nicht müßte, hilft jenem Baum, bindet jenen gerade, giebt dieſem eine beſſere Erde, und bekümmert ſich im Winter, wenn er auch in der warmen Stube ſitzt, oder im Sommer, wenn ein Wölkchen am Himmel ſteht, ſieht er nach dem Wölklein ängſtlich hinauf, wenn auch die Bäume ihm nicht zerſchlagen würden. Er erfindet verſchiedene Dinge, die den Bäumen zu gute kommen ſollten, weil es ſeine Sache iſt. Seht, ſo wird euch eure Sorgfalt, (ohne daß man euch eure Sachen vorgiebt und vorzählet,) die Dinge die ihr lehren ſollt, beſſer, als man ohne dieſer euchs lehren kann, eingeben, wenn euch nämlich an den Kindern, die in die Schule kommen, und nicht an der Schule liegt. — Ich verſtand ihn gut, ſagte der Schulmeiſter. —

Was denkſt Du dazu, lieber Bruder? Ich glaube, es wäre gut, wenn Dir einmal jemand die Wahrheit ſagte, welche Dir vielleicht bei allem Aufwand, den Du auf deine Schule machteſt, noch niemand geſagt hat. Du biſt wohl ſelbſt nie in einer guten Schule geweſen, und läſſeſt Dich damit befriedigen, wenn Dir diejenigen, die Du dafür bezahlſt, nur immer brav verſagen, Du habeſt für Deine Schule viel, und mehr als alle Gutbeſitzer vor Dir, gethan.

Dem ſey, wie ihm wolle, ich finde eben ſo viel Vergnügen dabei, mich um das, was ich von dem Meiſter Deiner Schule hörte, zu erinnern, als ich Befriedigung fühle, es Dir zu benachrichten. Von Wickh hat ſich gleich im Anfange dieſes Geſprächs von uns wegbegeben, und ſich eine andere Unterhaltung gemacht, indem er ſich einige Kinder heraus ſuchte, und ihnen auftrug, den übrigen ihre Schnupftücher, Bücher, und andere Schulgeräthe aus der Taſche zu ſtehlen, und auf einen Haufen zuſammen zu legen. Dieß verurſachte unter den Kindern, als ſies endlich zuletzt wahrnahmen, einen grauſamen Lärmen, Unordnung und kleine Schlägereien, woran ſich von Wickh ſehr ergötzte. Mir hat es gar nicht gefallen. Ich ſage eines, wie das andere. Aber nun wieder zu meiner Sache.

Dort auf dem hölzernen Stuhl ſaß er, fuhr der Schulmeiſter fort, indem er auf den Stuhl, der recht ſäuberlich in einer Ecke ſtand, hinſah, und lange hinſah, als wärs ein groſſes Denkmahl. Ich habe ſchon oft gedacht, ich wollte es auch ſo machen, ſagte er mit der treuherzigſten Einfalt, und habe mich auf den Stuhl geſetzt; aber es gieng mir nicht ſo vom Munde. Es gieng darum nicht, ſagte er wieder, weil ich auf dem Stuhl ſaß und ſchüttelte den Kopf. Ich ſah wohl, ſo was kommt nicht von Gelehrſamkeit, nicht vom Studieren —

Nicht, meint ihr

Nein; ich ſah wohl ſelbſt einſt große Gelehrte, die andern viel vorſagten, und dieſe blieben, wie ſie waren; als aber der Herr hier war, von dem ich rede, da bewegte es ſich inwendig; die Kinder wollten anders werden.

Woher mags denn kommen müſſen, Schulmeiſter?

Aus dem Herzen, antwortete er, indem er mit der flachen Hand auf das Herz drückte; — aber bei mir, fuhr er fort, iſt das auch ſchon zu ſpät. Ich bin zu arm, zu alt, zu verachtet dazu; ich bin mit zu vielen Herren umgeben dazu; ich bin zu unanſehnlich dazu.

Ich wollte ihm hierüber meine Verwunderung zu verſtehen geben; aber er ließ ſich nicht irre machen.

Ein andersmal, ſagte er, kam der Herr wieder. Er fieng von den unſaubern Wegen an, die zu meiner Schule (es iſt nur eine ſchlechte Dorfſchule, dachte ich) führten, und erzählte von der Reinlichkeit und Ordnung der Dörfer in — in — wie ſagte er dann gleich?

In Holland, Schulmeiſter.

Ja recht, in Holland. Sie lernten dieß zwar von der Nothwendigkeit, ſagte er, damit ſie geſund bleiben, weil es ein ſo gar feuchtes Land iſt; aber wenn das auch nicht wäre, fügte er bei, ſo würden ſies nun ſchon aus Gewohnheit thun; und weil jedem Menſchen, und auch dem Vieh (Schweine, und andere wenige Thiere ausgenommen) die Reinlichkeit beſſer, als die Unſauberkeit gefällt. Die Kinder merkten auf, daß man eine Maus hätte laufen hören, als er erzählte, wie da alles ſo gar reinlich abgefegt wäre, daß kein ſo unſauberer Viehſtall zu finden ſey, ſagte er, wie dieſe meine Schule iſt. Anderswo pflegten ſie die Erlaubniß, die Straße zu reinigen, und den Unrath auf ihre Gründe führen zu dürfen, gerne mit Geld zu bezahlen, indem ſie daraus einen vielfältigen Nutzen zu ziehen verſtünden. Dießmal redete er überhaupt von den Leuten, die etwas verbeſſert haben, und von der Macht, welche ein einziges gutes Beiſpiel enthält, wenn man es unermüdet fortſetzet. Ein jedes von den gegenwärtigen Kindern könnte etwas thun, ſagte er, und mit der Sache einen Anfang machen. Dieß brachte er nun wieder ſo mit einer Art vor, daß ich wohl ſah, die Kinder würden, wenn ſie öfters, und öfters ſo was hörten, einſt als Männer ganz anders daſtehen, als ihre Väter, die auch in einer Schule geweſen ſind.

Und das allein, ſagte er dießmal, als die Kinder fort waren, heißt Schul halten. Dieß allein bleibt, wächſt mit den Kindern, treibt zum Nachdenken in den Jünglingen, bildet ſich aus in den Männern, und giebt guten

Hausrath bei den Greiſen. Das muß in jeder Lehre, in jeder Wiſſenſchaft, Kunſt und Unterricht leben und athmen, oder es iſt alles eitel Werk, und Vergraben des guten Saamens in Gründe, von welchen Regen und Wärme geſchieden ſind.

Aber lernen müſſen die Kinder dann doch etwas, Schulmeiſter; ſie müſſen etwas wiſſen, müſſen von dem deutliche Begriffe, und geordnete Kenntniſſe haben, nach deſſen Ausübung ſie entflammt ſeyn ſollen. Ich verſtehe euch übrigens ganz wohl.

Ich denke, das verſtünde ſich ſelbſt, antwortete der Schulmeiſter. Und das Leſen und Schreiben, das jedes Kind lernen ſollte, ſagte der Herr immer, wären nur die Mittel dazu. — Ich hätte wohl etwas Geſchriebenes, fügte er hier bei, das jener mir gab, damit ich es der gnädigen Herrſchaft zeigen ſollte, als hätte es im Vorbeireiſen ein Fremder hinterlaſſen. Auch die zwei Tafeln, welche dort an der Wand hängen, ſind von ihm. Ich habe ſie aber niemals brauchen können; denn, wenn ich die Namen auch immer anſehe: es geht nichts heraus. —

Ich ſah die Tafeln, von denen bereits das meiſte, ſo wie von dem Aufſatz weggeriſſen iſt, und erkannte, daß auf einer die Produkte, und Bedürfniſſe in deiner Gegend, auf der andern die vornehmſten Gerichte Bayerns mit den Produkten, welche in deiner Gegend nicht ſind, enthalten waren, und die Abſicht, welche er damit verband, iſt leicht zu errathen. Ich lege dir hiemit das Wenige, was von dem Aufſatz, der die Aufſchrift hat: Gedanken zur Bildung und Verbeſſerung des Landmanns, und ſeines Wohlſeyns, noch übrig iſt, bei, und erſuche dich, es mit allem Bedacht zu leſen, und es darum nicht zu verwerfen, weil es dir, wie ich vermuthe, an einigen Stellen ſehr ſeltſam vorkommen wird.

Noch etwas kann ich dir nicht verhehlen, was ich, während meines Aufenthaltes in dieſer Schule, entdeckt habe, wiewohl ich glaube, der Beſcheidenheit desjenigen, den es betrifft, keinen Gefallen zu leiſten; denn dieſer will, ſcheint es, durchaus verborgen bleiben, und das Gute im Stillen thun. Wie wir ſo den großen Frakturbuchſtaben bewundern, nimmt von Wickh heimlich ein Papier vom Tiſche. Ich thue, als merkte ichs nicht; glaube, es ſey ein Spaß, frage dann aber doch hernach den Schulmeiſter, als ich mit ihm allein war, was es wäre. „Es iſt eine Schrift, antwortete der Schulmeiſter, worin die Bauern ein Recht wider die gnädige Herrſchaft behaupten.“ Du haſt befohlen, Bruder, daß deine neue Straße bis zu deinem

Schloß von den Bauern des Dorfes — gemacht werden, und ſie bei deiner Ankunft fertig ſeyn ſoll. Sieh, die Straße wird nicht gemacht. Die Bauern ſinds nicht ſchuldig. Du haſt kein Recht, es ihnen zuzumuthen. Allein wahrſcheinlich würden gegen dich die Bauern verlieren, wenn nicht ein ſo ſchlauer Kopf, als Herr von Wickh nunmehr in meinen Augen iſt, ſich ihrer annähme. Ich will künftig beſſer von Leuten ſeines gleichen denken. Ich hätte eine ſolche Art von Großmuth nicht in ihm geſucht. Er verfertigt nicht nur die Schrift wider denjenigen, für den er in allen Fällen parteiiſch geſinnt ſeyn würde, wenn er eine gemeine Seele hätte, ſondern er bedient ſich noch einer eben ſo ſchönen Liſt, deinem Unmuth wider den unglücklichen Engelhof, wenn derſelbe etwa bei deiner Ankunft erwachen ſollte, Einhalt zu thun, indem er dieſem die Ehre überläßt, die Schrift für die Bauern verfertigt zu haben. Auf dieſe Art würde jedermann deine Ungnade, wenn du darin auf das Neue zu weit gehen wollteſt, für eine Folge dieſer Schutzſchrift anſehen. Dieß iſt dann doch ein ſchöner Zug auf den von Wickh, und nimm mirs nicht übel, Bruder, wo du kein Recht haſt, da ſollteſt du keines behaupten. Die Zeit, wo die Bauern ſo viel als Sklaven waren, iſt nicht mehr;

und da ſie als freie Leute ihre Abgaben entrichten: ſo ſollen ſie auch ein Wörtchen mitzureden haben.

Noch muß ich dir ſagen, Bruder, wenn du nicht bald kömmſt, ſo verpfänden wir dein Schloß mit allen deinen Unterthanen. Ich glaube, du thuſt wohl daran, daß du deine Frau Gemahlin ein bischerl eng hältſt. Die beſte Haushälterin iſt ſie nicht. Aber ich mußte recht heimlich lachen, daß ſie ſich dem von Wickh, und dieſer ſich mir entdeckte. Ich ſtreckte ihr durch dieſen fünfzig Dukaten vor, und dafür mußt du mir nun haften. Im Ernſte, du wirſt zu ſeiner Zeit Gelegenheit finden, wo du das anbringen kannſt. Es ſchadet nicht; denn für eine Frau iſt das immer doppelt gefehlt, wenn ſies ſo weit kommen läßt. Ich erwarte dich täglich und ſtündlich, und bin mit aller Ergebenheit, dein ꝛc.

Was ich von dem Auſſatz, deſſen der Oberſte erwähnet, erhalten habe, will ich dem Leſer mittheilen. Die Denkungsart, welche darin vorkömmt, iſt in der That von der unſrigen noch ſehr weit entfernt; aber ich weiß nicht, ob ſie es auch für diejenigen Köpfe ſeyn würde, die ſich aller Dinge bemächtigen, und denen nichts Einhalt thut. Die Menſchheit, und das gemeinſchaftliche Wohl gewänne dadurch unendlich viel; allein die Vortheile einiger Einzelnen möchten dabei ihre Rechnung nicht finden. Zudem möchte es auch nicht alle Tage rathſam ſeyn, etwas ſo Großes, wie in dem folgenden Aufſatz vorgeſchlagen wird, auszuführen, wenn der Kopf, der es übernähme, nicht eben ſo groß wäre, als die Sache ſelbſt. Indeß können wir uns nie zu oft das Bild einer Verfaſſung, welche ſich der möglichſten Vollkommenheit nähert, vorhalten, um uns ſtets einen lebhaften Abſcheu für das Schlechte und Mittelmäßige zu erhalten. Die erwähnten Gedanken ſind ein Entwurf zur Dorfſtatiſtik, und der Eingang dazu iſt von der Pflegung der Jugend gemacht. „Die beſte und einzige Einrichtung, welche den Namen Schule verdient, iſt, ſagte er, diejenige, wo die Kinder nicht nur unterrichtet, ſondern auch erzogen, und gebildet werden. Was den Unterricht betrifft, ſo ſollen die Kinder allein das lernen, was ſie im Alter ausüben ſollen; allein was die Erziehung, oder die Kunſt und die Mittel, moraliſche und bürgerliche Fähigkeiten zu erwecken, zu bilden, und thätig zu erhalten, belangt: ſo ſoll dieſe bei den Erwachſenen erſt ihre Vollkommenheit erreichen. Auf Männer, Bürger und Väter ſoll die Staatserziehung am lebhafteſten wirken.“

„Wer nun einen Unterrichtsplan entwerfen wollte, muß die Gegenſtände von den Bedürfniſſen ihrer Aeltern hernehmen, und hauptſächlich nur ſolche Dinge als würdige Kenntniſſe vorſchlagen, welche man einſt wirklich in Ausübung zu bringen hat. Wozu brauche ich dieſe Wiſſenſchaft? Wie übe ich dieſe Kenntniſſe, als Bürger, in dem Kreiſe aus, worin ich lebe? Wie kann ich mit dem, was ich jetzt lerne, einſt meinen Zuſtand verbeſſern? Das ſoll jeder junge Schüler erſt ſich fragen lernen; und wo es nicht geſchieht: fehlt es an dem Weſen der Einrichtung, oder des Unterrichtes."

„Die große Aufgabe für einen, der von Erziehung reden will, iſt und bleibt noch immer dieſe, die verlorne Schulkunſt der Alten wieder zu finden, wo die Kinder nicht bloß etwas Wiſſenſchaftliches lernten, ſondern bereits, und wirklich anfiengen, das auszuüben, was ſie einſt im Großen fortſetzen ſollten; denn hier allein erhielten ſie frühzeitig den wahren Begriff von der bürgerlichen Geſellſchaft, und dem Zuſammenhang, und der Abſicht aller Dienſte und Arbeiten; hier äußerten ſich die beſondern, der Beſchaffenheit eines jeden mehr oder weniger zukommenden Leidenſchaften; hier hätte Erziehung ſtatt."

Für etwas, das wir in der That unverzeihlich vernachläſſigen, eifert er mit allem dem Ernſt, der in jeder guten Sache ihm eigen war. „Für jede Schule ſollen eigene Spiele erfunden werden, welche die Lebhaftigkeit, und eine beherztere Kühnheit, die zu ſo vielen Pflichten des Lebens nöthig iſt, erwecken, die dem Körper Stärke und Geſchicklichkeit, dem Auge Schärfe und eine richtige Beurtheilung verſchaffen. Uebungen, die dieſen Endzweck bewirken, ſagte er, ſollten mit der äußerſten Genauigkeit auch bei den geringſten Dorfkindern eingeführt werden, und es wär der deutlichſte Beweis unſerer ganz unphiloſophiſchen Begriffe, daß nicht längſt Vorſchlä dieſer Art mit Nachdruck gethan, und mit allem Ernſt befolgt worden wären.“

„Wenn ſo erzogene Kinder in die ernſthaften Geſchäfte der bürgerlichen Pflichten, als Handwerker, als Bebauer des Ackers treten, ſo ſollten ſie da eine Einrichtung antreffen, welche ganz dazu gemacht wäre, ihre Fähigkeiten und Kenntniſſe zu beſchäftigen, und ihren Charakter auszubilden. Folgende Stelle ſcheint mir zu merkwürdig, als daß ich ſie nicht herſetzen ſollte.

„Sollte es nicht möglich ſeyn, daß unſere Pfleger, Richter, oder weſſen Namens ſie immer ſind, eine ganz andere Beſtimmung ihres Berufes erhielten, als ſie gegenwärtig ausüben? Nun beſteht das Hauptſächlichſte ihres Amtes in zwei Punkten. — Sie ſammeln die

Steuern zur Kaſſe, — und richten, wohin auch das Strafen gehört; aber, (im Vorbeigehen geſagt), keine Belohnung.“

„Geſetzt nun, man könnte die Sache ſo einrichten, daß ihr Thun und Amt künftig nicht ſo faſt darin beſtünde, Steuern zu preſſen, ſondern Mittel zu finden, wie es ihren Gemeinden leichter werden könne, dieſelben zu geben; — Mittel zu finden, daß der Fälle, wo ein Richter nöthig iſt, weniger würden; geſetzt, es wäre thunlich, und unendliche Mal beſſer, dieſe Landespräfekten, welche gegenwärtig lauter Juſtizräthe ſind, für das Künftige in eben ſo Wirthſchaftsräthe zu verwandeln: warum ſollte das nicht ohne Vergleich, und in allem Betracht unendliche Mal beſſer, und der Aufnahme der allgemeinen Wohlfahrt um ſo viel erſprießlicher ſeyn, ſo daß jeder Vorſchlag gehört zu werden verdient, der ohne ſeine Parteilichkeit dabei hervorſcheinen zu laſſen, es ſich zum Ziele ſetzt, etwas, das dahin führt, auf die Bahn zu bringen?“

„Wenn die Kunſt, zu richten, nicht eine bloß erlernte Sache, wenn ſie nicht ein Gegenſtand einer erfundenen Gelehrſamkeit, nicht eine Vorſchrift der anmaßenden Willkühr, welche, ohne auf Freiheit und Eigenthum zu ſehen, die Entſcheidung allgemeiner Fälle aus bloßem bevollmächtigten Willen vorſchreibt, wenn ſie nicht eine Sammlung ſolcher, ins Unendliche gehäufter Vorſchriften iſt, wozu die Auslegungskunſt Anlaß gab, und geben mußte; — ſondern, wenn ſie die Kunſt des Guten und Billigen iſt: wem liegt mehr daran, als eben der Gemeinde, jenes, was dem wahren Wohl und ihrer Geſellſchaft gedeihlich iſt, dieſes, was mit dem geringſten Nachtheil ihrer Aller verbunden iſt, nämlich — das Gute und Billige zu kennen?"

„Als noch wenig geſchrieben, aber dafür deſto mehr gedacht, und gehandelt ward, da kannte mans. Unſere Voraltern kannten es. Hatte jemand eine Streitigkeit unter ihnen, ſo wurden von den Parteien auch die Richter aus ihnen gewählt; und wie dieſe ſprachen: ſo nahmen es jene an. Der Unterſchied iſt wahrlich dieſer, daß man bei der vorigen Weiſe auf keine alten Geſetze einer gewöhnlich ganz fremden, längſt erlöſchten Nation, noch auf die ungeheure Menge der hinzu erfundenen Gloſſen ſah, ſondern in jedem Falle das, was jedem ſelbſt, was ſeinen Kindern, ſeinen Nachbarn, der ganzen Gemeinſchaft nützlich und heilſam war, ſah, und entſchied, was ſeyn ſollte, was oft eine uralte, durch den Nutzen bewährte Gewohnheit anrieth und rechtfertigte, indeß, daß nun jemand, der in die Angelegenheiten der Parteien nicht eintritt, ausſpricht, was ſeyn muß, gewöhnlich, ohne eine Urſache, warum es denn ſo, und nicht anders entſchieden ward, anzugeben.“

„Wie die Geſchichte aller blühenden und geſunden Völker bezeugt: ſo hatten ſie, ſo lange ihre Verfaſſung einfach, und den billigen Forderungen eines jeden angemeſſen blieb, immer weniger geſchriebene, und deſto mehr überlieferte Geſetze, die nicht durch eine, oft vom Vorurtheil, Eigennutz, Macht und Eigenſinn zuſammengetragene Gelehrſamkeit, ſondern allein durch die gute Wirkung und die allgemeine Zufriedenheit beſtätigt wurden. So viel iſt gewiß, daß das eigene Nachdenken und das Gefühl der unbeſtechlichen Ehrlichkeit durch kein anderes Mittel thätiger und wahrhafter aufgefodert und erhalten werden könnte, als durch ein ſolches, wodurch die Unterthanen genöthigt wären, unaufhörlich auf das Weſen ihrer wahren Vortheile zu denken, und nach Vernunft, Tugend und beſſeren Kenntniſſen mit aufrichtiger Hochachtung zu ſtreben, u. ſ. w.

Und wer ſollte zweifeln, daß, wenn die Hinderniſſe, welche die tiefe Verſunkenheit unſerer Verfaſſungen, und Geiſtesanwendung, einer ſolchen Verbeſſerung beinahe unüberſteiglich gemacht hat, gehoben werden könnten, unſere Natur unendlich dabei gewinnen, und das Gefühl einer mächtigen Freiheit, von der wir keinen Begriff haben, in uns erwachen würde? Sollten wir aber auch noch ſo weit entfernet ſeyn, dieſen Schritt zur Vollkommenheit jemals wieder mit wahrem Erfolge zu thun: ſo werden darum die Beſten von uns nie aufhören, ſich ihn zu wünſchen, und dieſem Wunſch alles, was ſie können, näher zu rücken. Jedes Vollkommene führt nach dem Vollkommnern; und wer auf dem höchſten Gipfel der Erde ſteht, ſieht wieder höher hinan, ſieht mit Sehnſucht nach den Höhen des Himmels.

Was in Engelhofs Vorſchlag noch weiter enthalten iſt, könnte dieſe Stunde, wenn man nur wollte, befolgt werden.

„Jeder Beamte ſollte die kleine Statiſtik des Kreiſes beſitzen, über den er geſetzt iſt. Er ſollte den Wachsthum ſeiner Volksmenge, und bei der höchſten Verbeſſerung die möglichſte Vermehrung derſelben; er ſollte die Beſchaffenheit der verſchiedenen kleinern Theile des Erdreichs in ſeinem Bezirke auf das genaueſte kennen und wiſſen, welche Produkte und in welchem Maaß ſie am zuträglichſten ſeyen; er ſollte den vielleicht noch unentdeckten Quellen, woraus viel gezogen werden könnte, nachforſchen — Doch, brauche ich wohl zu ſagen, was er thun ſollte?“

„Aber was längſt erfolgt wäre, wenn es ſolche Beamte, die dem Landmann aufhelfen müßten, gäbe: das will ich ſagen. Es wäre, däucht mir, (den Fall des Joches und der Unterdrückung ausgenommen) kaum möglich, daß der Wohlſtand des Ackerbaues ſo tief, und ſo zuſehends in Verfall gerathe, daß die Bevölkerung in Dorfſchaften abnehme, daß ein öder Grund immer öde und unbenutzt liege, ein wilder Strom immer uneingeſchränkt verwüſte, der Brückenbau im Einzelnen immer vernachläßigt bleibe. Wie die Wärme in einer Pflanze: ſo treibt jede Verbeſſerung eines Kreiſes nach dem nächſten von ſich, und da bei dieſer Einrichtung eine unaufhörliche Vergleichung ſtatt hätte: ſo würde der Unterſchied oder Verfall eines Kreiſes in dem Verhältniß mit einem andern zu bald, und zu auffallend erſcheinen, als daß er nicht Schamröthe und Nacheiferung erwecken ſollte.“ —

Dieſe Gedanken, welche bei aller ihrer gegenwärtigen Unmöglichkeit, ſie in Ausübung zu bringen, große Geſinnungen verriethen, erhielten ganz den Beifall des Grafen, der immer deutlicher wahrnahm, daß außer Geburt und Rang noch weit andere Dinge vorhanden ſeyen, um für groß und edel erkannt zu werden. Er beſchleunigte alſo, ſo gut er konnte, ſeine Heimreiſe, und tröſtete ſich mit der Hoffnung, durch die Veranſtaltung des Oberſten, auf deſſen Rechtſchaffenheit, Erfahrung und Einſicht er ſich vollkommen verlaſſen konnte, alles in dem beſten Zuſtand, den nur die Umſtände zulaſſen würden, zu finden. Er verſicherte denſelben auf das neue, wie er ſich gänzlich auf ihn verlaſſe, und aufrichtigſt geſinnt ſey, alle Verfügungen, die er treffen würde, genehm zu halten.

Der brave Oberſte bediente ſich ſeiner Vollmacht mit aller der Sorgfalt, und Klugheit, womit ein Freund die Geſchäfte des Freundes auf ſich nimmt. Die Art, womit von Wickh ſeine Abſichten zu erreichen ſuchte, ſeine Heimlichkeiten und Vorſchläge, und offenbare Wikkeleien gefielen ihm immer weniger; er glaubte, an demſelben bereits kleine Niederträchtigkeiten, die ein edles Gemüth verabſcheute, entdeckt zu haben, und ſah bei vielen Vorfällen, wie er heimtückiſch, hart und grauſam, und was wenigſtens die Denkungsart eines Bürgers anbelangt, ohne gar alle Grundſätze und jene Feſtigkeit wäre, welche dazu gehört, etwas Gutes auszuführen. Von Wickh wußte ſeinen Charakter, den er annehmen wollte, nicht immer zu behaupten. Seine Geſpräche und Erzählungen, welche er bei der Tafel führte, als er noch gefaßt war, hatten ſchon den Oberſten äußerſt beunruhigt, indem er die

Gäſte, oder vielmehr die Frau Gräfin, die etwas Vornehmes an denſelben zu bemerken glaubte, mit ewigen Geſchichten, worin, wie er ſagte, der Schalk Amor ſein Spiel gehabt, unterhielt, die Perſonen, welche wirklich ſolche Verſtändniſſe unterhielten, oder mit abſcheulichen Krankheiten behaftet waren, ungeſcheut, als einen Scherz mit Namen nannte, und hundert Dinge in den Mund nahm, derer ein geſetzter Mann ſich ſchämet; aber ſeit kurzem vergaß ſich von Wich gänzlich. Er wurde auf eine Art, daß es dieſem auffallen mußte, mißtrauiſch gegen den Oberſten, und ſchien zuweilen in ſeiner Gegenwart verlegen zu ſeyn. Er tadelte bei ihm viele Dinge an der Frau Gräfin, die er bei der nächſten Zuſammenkunft an ihr wieder lobte, und war nicht bekümmert, wie er bei jenem ſo etwas wieder gut machen ſollte. Er verlor gänzlich die Gleichförmigkeit ſeines Betragens, und wer nur in etwas von ihm unterrichtet geweſen wäre, hätte wahrgenommen, wie er bereit ſey, um ſeine Abſicht auszuführen, das erſte Mittel, ſo grauſam oder unüberlegt es ſeyn mochte, zu ergreifen. Ein kochender Ungeſtüm bemächtigte ſich ſeiner, und ganz glich er jenem, der weder bei Zerſtreuungen, noch bei der Ruhe Zufriedenheit fand; deſſen Geſichtsfarbe entſtellt, deſſen Augen verwüſtet, und deſſen Gang bald beflügelt, bald langſam war. Die innere Zerrüttung war in ſeinen Geberden, und ſeinem ganzen Weſen zu erkennen.

Dahin brachte ihn die Bemerkung, wie die Sache ſeiner Wünſche eine Wendung offenbar ganz wider ihn zu nehmen anfieng. Unter den Freunden, welche der Herr Graf bereits erſucht hatte, daß ſie ihn mit ihrer Gegenwart erfreuen möchten, kamen aus der — Familie Vater und Sohn. Nunmehr war es ſchlechterdings unmöglich, mit harten Begegnungen, welche eine Neigung gegen von Wicky hätten erzwingen ſollen, fortzufahren. Die neuen adelichen Gäſte wußten von dem Vorgefallenen nichts, und die Frau Gräfin war mit dem von Wicky noch nicht einig, ob es bei der Ungewißheit, weſſen Partei ſie annehmen möchten, beſſer wäre, die Sache auf einmal darzuſtellen, oder zu verſchweigen. Das Betragen des Fräuleins gegen den von Wicky war höchſt gleichgültig, und ließ ſogar nicht das Geringſte von einigem Verſtändniß mit ihm bemerken, ſo daß vielmehr die Kälte gegen ihn hätte auffallen ſollen. Sie ſchien, ſeine Geſellſchaft zu fliehen, und ſeinen Blick zu vermeiden.

Nie hat ein Vater ſeinen Sohn zärtlicher geliebt, und vernünftiger behandelt, als es jener that. Er nannte ihn ſtets ſeinen Freund,

und that von jeher alles, was Vertrauen ohne alle Furcht und Zurückhaltung erwecken kann, und dieſer belohnte ihn mit der unumſchränkteſten Offenherzigkeit, und Einfalt ſeines ganzen Herzens. Er erzählte ihm ſeine Neigungen, und wenn je eine Unluſt und Verdroſſenheit für das Gute, eine Anmuthung für das Schlimme, ein Trieb, etwas zu thun, wobei er den Wunſch fühlte, daß er ſich den Augen ſeines Vaters möchte entziehen können, in ihm entſtand: ſo verheimlichte er es dem Vater nicht. Und nie hörte er aus dem Mund deſſelben ein herbes Wort darüber, noch ſchreckte ihn jemals eine unfreundliche Miene, um künftig nicht mehr ſo aufrichtig, als ers bisher war, zu ſeyn; ſondern, wenn er ſich klagte, daß ihn dieß abhalten, jenes hinziehen wollte: das wollte es auch mir thun, ſagte der Vater; aber, ſieh; fügte er bei, hier habe ich ſo überwunden. — Hier hat mir dieſe Verſtellung geholfen. — Hier habe ich dieſe Erfahrung gemacht.

Es war ein zärtliches Paar Menſchen; und hätte der Vater dem Sohn ſo viele Einſicht verſchaffen können, als er ihm Lenkbarkeit des Herzens gab: er hätte ihn fähig gemacht, den Geſchäften, in die er nachmals trat, eine neue Geſtalt zu geben.

Dieſer Vater hatte eine faſt beſondere, aber eben ſo liebreiche, und an ſich ſelbſt weiſe Denkungsart in Abſicht auf eine Heirath ſeines Sohnes, indem er wünſchte, denſelben recht bald verheirathet zu ſehen. Er pflegte zu ſagen, ein Mann gelange dadurch eher zum ordentlichen, reifen Nachdenken, nehme eher Antheil an dem Wohl des Staats, nebſt dem, daß er das Vergnügen erlebe, ſeine Kinder ſelbſt heranzuziehen, zu ſehen, was aus ihnen würde, und was der Gründe dieſer gutherzigen Art mehr waren. Und, mit Einem Wort, er wünſchte nichts ſehnlicher, als daß ſein Sohn diejenige bald ſehen möchte, von welcher er ihm geſtehen würde, daß ſie ihm nicht mißfallen habe.

Dieſen Wunſch empfand er nie thätiger, als wie er das Fräulein ſah. Er prüfte ſie, wie er ſagte, durch Unterredungen, in die er ſich mit ihr einließ. Ihr holdes, züchtiges Weſen, ihr ehrerbietiges, und doch ganz zwangfreies Betragen gegen jedermann; ihre Beſcheidenheit, worin ihm viel Verſtand zu liegen ſchien, und die Kunſt, welche ſie mit ſo vieler Anmuth verband, zu rechter Zeit zu reden und zu ſchweigen, und nie, wenn ſie auch Recht hatte, es erzwingen zu wollen, zudem die ſchönen Züge von heimlichem Leiden, die über ihre ganze Geſtalt gewebt waren — So ſollte meine Tochter ſeyn, ſagte er zu ſich;— ſagte er bald darauf zum Oberſten, der ſich dieſes Vortrags unausſprechlich erfreute. Es wäre das beſte, das einzige Mittel, dachte er, um auf einmal aus aller Unruhe zu kommen.

In dieſer Rückſicht läßt ſich ſeine Eilfertigkeit einigermaßen entſchuldigen, mit der er, ohne von den Geſinnungen des Fräuleins verſichert zu ſeyn, dieſem Vater die nächſten Hoffnungen machte. Er unterließ indeß nicht, ihm ſo viel er von Wickhs Abſicht, und denen der Frau Gräfin, mehr als muthmaßte, zu ſagen, und ihm die nöthige Verſchwiegenheit, ſo lange als verdrüßliche Fälle zu fürchten ſeyn möchten, aufzulegen. Was der Oberſte immer vorſtellte, war jenem eine Kleinigkeit, und mit Einem Wort, auf die Bedingniß, daß dem Sohn ſeine eigene Neigung ein Gleiches ſagte, war die Sache geſchloſſen.

Wer jetzt ſeinen Umgang dem Fräulein erträglich machen wollte, mußte ihn nicht ſuchen, mußte ihr ihn nicht aufdringen. Dieß that der Sohn nicht; er nöthigte ſie zu keiner beſondern Unterredung; er bot ſich ihr zu keinem überläſtigen Spaziergang an, ſuchte ſie durch keinen ſcherzhaften Einfall zu ermuntern; und dieß eben darum, weil er es ſchon heimlich wünſchte. Er hatte Ehrfurcht für ſie;

und wenn er ſah, daß ſie allein ſeyn wollte, ſo hatte er den Muth nicht, ſich ihr zu nähern. Auf dieſem Weg faßte ſie ein gewiſſes Vertrauen zu ihm, er immer mehr von ſorgfältiger Hochachtung für ſie, und wie es geſchieht, eben dadurch, weil ſie ſich einander nicht antreffen wollten, mußten ſie einander begegnen. Es war ſo viele Linderung für ſie, jemand zu ſehen, den ſie nicht fürchten durfte, ſo viele neue Ahnung für ihn; dazu kam die Einſamkeit, die ſo gerne gute Seelen vereinigt.

Dieß, was dem von Wickh keineswegs entgieng, wars, was denſelben außer aller Faſſung ſetzte. Er hatte keinen Grund, etwas Gewiſſes zu muthmaſſen; allein für ihn war die Vorſtellung, daß er einem andern abtreten ſollte, was er ſich in Gedanken längſt zugeeignet hatte, hinlänglich, um ihn zur Aufruhr zu bewegen. Indeß hatte er noch ſo viele Klugheit, der Frau Gräfin zu verſchweigen, was er fürchtete, und ſtellte ihr nur vor, daß, wenn er das Jawort vor des Grafen Ankunft nicht erhalten ſollte, dann die Halsſtarrigkeit des Fräulein zunehmen, und die Sache noch weit hinaus verlängert werden könnte. Hiezu kamen Bitten, Demüthigungen, und alle möglichen Vorſtellungen, welche die Eitelkeit, den Eigenſinn, die Eiferſucht auf Macht in der Familie erregen, und ſie zur äußerſten Unbeſonnenheit verleiten konnten. Nunmehr wars gewiß, daß der Graf den andern Tag ankommen würde, und noch war für ihn keine Verſicherung da. Bei dieſer letzten Berathſchlagung, wo die Frau Gräfin bereit war, alles für ihn zu thun, jeden Vorſchlag anzunehmen, fiel ihm ein, ihr vorzuſtellen, wie der Graf beim Anblick des Fräuleins wahrſcheinlichſt in heftige Bewegungen gerathen, und ihm vielleicht kein geringer Dienſt geſchehen würde, wenn man die Behutſamkeit brauchte, ſelbe wenigſtens die erſten Tage ſeinen Augen zu entrücken. Hiezu wäre das Kloſter zu — der beſte Ort, ſetzte er ſogleich hinzu, als er die Gräfin geneigt ſah, ſeinen Vorſchlag anzunehmen; und dieſe Entfernung nach einem ſo würdigen Ort würde den Herrn Grafen der zarteſten Hochachtung, die man für ſeine Ruhe hätte, verſichern, und aufs neue überzeugen, daß die Urſachen, welche dieſe Vorſicht veranlaßten, ſo gar unerheblich nicht ſeyn müßten, als er ſich die Beſchaffenheit derſelben auf ſeiner Reiſe gedacht haben möchte. Doch wolle er, ehe ſie in die Kutſche ſteigen würde, ſeinen Antrag förmlich thun, und ſich ihr anerbieten, daß er ſie gleichſam retten wollte.

Dieſer Vorſchlag gefiel der Frau Gräfin ſo ſehr, daß ſie nichts kränkte, als daß es nicht ihr eigner geweſen. Aber wie ſie denſelben zu freudig ins Werk ſetzen wollte, ſo fieng ſie an, ſehr unbedächtlich ihn auszuführen. Den andern Morgen bekam das Fräulein unvermuthet Befehle, zur Reiſe ſich anzukleiden, und den weitern Auftrag der Gräfin Mutter zu erwarten. Die Gubernantin ward indeß unter einem guten Vorwand entfernt. Am Hintertheil des Schloſſes wartete die Kutſche.

Von Wickh befand ſich in ſeinem Zimmer, und berichtete an den Herrn von — in möglichſter Eile, was vorgieng.

Morgens um acht Uhr.

Ich habe dieſe Stunde noch nichts von dem erhalten, um was ich Sie ſo ſehnlichſt gebeten habe, und ich würde darüber in Verzweiflung ſeyn, wenn ich nicht eben auf dem Wege wäre, alles zu verlieren, oder vielmehr alles zu gewinnen. Ich hoffe dieß letztere, und hoffe bei meiner Zurückkunft von einem Spazierritt auch den Beweis Ihrer Freundſchaft gegen mich zu finden. Mein Bedienter berichtete mir, er hätte Sie nicht angetroffen;

er hat meinen Brief zurück gelaſſen, und ich zweifle daher nicht, ich werde mit dem Boten, der heute ankömmt, die Rückantwort erhalten.

Mein Fräulein ſoll, und zwar dieſen Augenblick, dem Herrn Grafen, der heute Abend ankömmt, entgegen fahren, wie man ihr vorſagen wird, wenn ſie in die Kutſche ſteigt; allein die Reiſe geht nach einem beſſern Ort, — in ein Kloſter, vielleicht auch dahin nicht, indem ich nicht wiſſen kann, was ſich heute zu ihrem, und meinem Beſten noch fügen mag. Ich habe mir vorgenommen, ſie noch Einmal zu ſprechen; allein ich hoffe an dem Ort, wo dieß geſchehen wird, mehr dabei zu gewinnen. Eine viertel Stunde außer der Hofmarkt wird man den kleinen Fahrweg den Wald durch einlenken, und am Eingang deſſelben werde ich mich befinden, darüber erſtaunen, daß man ihr nicht geſagt habe, wo die Reiſe hingehen ſoll, mich ins Mittel ſchlagen, ſie wider die Grauſamkeit der Frau Gräfin ſchützen wollen; — der Kutſcher wird indeß zufahren, wieder Halt machen, wieder zufahren. — Ich vom Pferd, vor dem offenen Kutſchenſchlag, auf den Knieen — wie geſagt, bei meiner Zurückkunft von dieſem kleinen Spazierritt hoffe ich, den Beiſtand deiner

Großmuth auf meinem Tiſch, wo ich dieß ſchreibe, zu finden.

Was ich mit den Bauern zu — wegen der Straße abgemacht habe, iſt mir gelungen. Sie haben keine Hand angelegt, und ſind mit ihren Vorſtellungen, welche, wie ſie nicht anders wiſſen, der vorige Praktikant für ſie verfaßt hat, bereits bei dem — Rath eingelangt.

Die Feder zittert mir in den Händen! Dieſen Augenblick iſt der Kammerdiener angelangt, und der Herr Graf will zu Mittag noch hier eintreffen. Sie müſſen die ganze Nacht gereiſet ſeyn. — Was ſich der verfluchte Tagdieb für ein Anſehen giebt! Wie er herum ſpaziert! Alles iſt unten in Bewegung. Ich höre das Fräulein herab kommen — Sie iſt durch die hintere Treppe — durch die Gartenthür — glücklich, glücklich.

Mein Pferd — Adieu! Adieu!

Das Fräulein überlegte nicht, was vorgehen könnte. Vor Schrecken und vor Freude zugleich gelähmt und beflügelt, kam ſie in die Kutſche, mit dem Wunſch, ihren Vater zu ſehen. Ein ihr unbekanntes Weib war ihre Gefährtin. Sie nahm nicht wahr, als die Kutſche von der Straße abwich, wo man ſie hinbrächte, einen ganz andern Mann, als ſie wünſchte, zu ſehen.

Von Wickh war nach dem Wald geſprengt, und erwartete an einer Ecke deſſelben die Kutſche, welche er bereits herankommen ſah.

Die Hochſtraße war von beiden noch ſo weit nicht entfernet, daß nicht beide ſie ſehen konnten. Eben vom Schloß aus ritt an der Gegenſeite derſelben der Oberſte, — dem Grafen, ſeinem Freunde entgegen.

Je weiter das Fräulein kam, deſto mehr kam auch die Beſinnung. Sie blickte ſchüchtern um ſich, und fürchtete und wünſchte wechſelweiſe, ihren Vater zu ſehen, überlegte bei ſich, wie ſie ihn anreden wollte, und verwarf alles wieder, und wußte ſich nicht zu helfen.

Sie glaubte, die Kutſche wäre abgewichen, einen kürzern Weg zu nehmen, als ſie plötzlich eine Kutſche auf der hohen Straße vor ſich kommen ſah. „Iſt ers? — Sollte ers ſeyn? Er iſt es!

„Er iſt es! ſchrie ſie, und ſchon lief ſie über Gras und Blumen, durch Gräben und Hecken.

Dieſen Augenblick erſchien der Oberſte auf der Straße, ſah die Kutſche von Ferne, ſah von Ferne das ſchreiende Mädchen. Sie ſtrich über den Boden, wie ein Wölkchen von Thau, wenn die Sonne herauf kömmt, und gleich jener, berührte ſie kaum die Spitze der Gräſer.

Der Oberſte trieb ſein Pferd gegen den Grafen; — dann hielt er, das Mädchen zu ſehen, das immer näher kam; dann wollte er ſeinen Augen nicht trauen; — dann wußte er nicht mehr, wie ers gemacht hat. Er haſchte das leichte Weſen, und in einem Augenblick war er, war ſie in den Armen des Vaters.

Die kleine Kutſche gieng langſam nach dem Walde zu, und am Ecke hinter einem Gebüſch lauerte, und ſah von Wickh der Begebenheit zu.

Die Freude in dem erſten Augenblick war zu groß, als daß eine andere Betrachtung hätte Raum finden können. Was hatten ſie ſich nicht einander zu fragen, und einander zu beantworten! Weil du nur geſund biſt! Weil ich dich nur habe! dachte der Vater, ohne ſich ſehr zu befremden, daß ſie ohne die Mutter gekommen ſey. Nur der Oberſte blickte, als die erſte Beſtürzung vorüber war, bald nach dem Wald und der kleinen Kutſche im Felde, bald nach dem Fräulein. Rüſtig und entflammt ritt er her neben den beiden. Wenn das nur dem Vater entgegen gieng! dachte er, und legte die Hand an den Degen.

An dem Eingang des Schloſſes ſtürzten ihm ſeine Freunde, der gute Vater mit ſeinem Sohn entgegen, indeß die Frau Gräfin die Treppe herabſtieg. Beim Anblick des Fräuleins ohne den von Wickh, glaubte ſie, in den Erdboden zu ſinken, ſie wollte fragen und wiſſen, und zürnen und ſich entſchuldigen, und wußte nur nicht, wo ſie den Anfang machen, und wie ſie die Sache einleiten ſollte. Wie ſich ihr Geſicht veränderte, konnte man nicht ſehen und ihre Verlegenheit ward für eine natürliche Bewegung erklärt. Die Gubernantin brachte das Fräulein halb ohnmächtig nach ihrem Zimmer.

Und eine kurze Zeit hernach kam die Frau Gräfin dahin, ihr in eigner Perſon zu befehlen, ſich auf das Einnehmendſte, wie ſie ſich ausdrückte, anzukleiden, um bei der Tafel ihren Bräutigam zu empfangen. — Um dieſe Gefälligkeit bat ſie der Oberſte im Namen des Grafen, ohne ihr den Mann, den dieß angieng, zu nennen. Sie hatte auf jenen Sohn keinen Verdacht; und ungeachtet von Wickh nicht mehr zum Vorſchein kam: ſo zweifelte ſie doch keinen Augenblick, daß es ihn betreffe, und daß er die Abſicht habe, ihr eine plötzliche Freude zu machen. Er wird unvermuthet da ſtehen, dachte ſie, und hob über den Gedanken, daß er der Mann ihres Vorſchlags ſey, den Kopf in die Höhe. Jenes fürchtete auch das Fräulein, das ſich ohne Widerſtand ſchmücken und zieren ließ, als wollte man ſie zum Opfer bereiten.

Was der Oberſte dem Herrn Grafen auch ſagen konnte, wie er nämlich der Meinung ſey, man habe die Sache übereilt, übertrieben; wie er auch alles, was einen Schein von Schuld wider das Fräulein, oder den Engelhof haben konnte, entſchuldigte: ſo war doch nicht in Abrede, daß man nicht zu viel thun könne, um bei dem ärgerlichen Gerede, das allenthalben verbreitet wäre, den Ruf des Fräuleins herzuſtellen, und die Ehre der Familie zu retten. Das Ausbleiben des von Wickhes ſah einer Flucht zu ähnlich, als daß er nicht die Reihe von Niederträchtigkeiten hätte vermuthen ſollen, welche man in deſſen Briefen, die in ſeinem Zimmer gefunden, und wovon auch der letzte noch nicht fortgeſchickt war, entdeckt hat. Er erſparte indeſſen dem Herrn Grafen ſowohl den Kummer, den ihm eine umſtändliche Erzählung hätte verurſachen können, als auch die Unterſuchung dieſes letztern, indem er ihm wiſſen ließ, daß die Sache bereits auf die glücklichſte Art, die der würdigſte Edelmann ſich nur wünſchen konnte, abgethan ſey. Und hier nannte er ihm den Sohn des guten Vaters, der in einiger Entfernung ſtand, bei dem erſten Winke des Oberſten in die Arme des Grafen, ſeines Freundes, zu ſtürzen.

Die Väter traten einander entgegen, mit einer Freude, mit einem Ausdruck von Wünſchen, den ich nicht beſchreiben kann. Es war um ihre Kinder zu thun.

Als jener ſeinen Sohn bat, ihm die Freundin ſeines Herzens zu nennen, ſah er halb ſchamhaft zur Erde. Es war das Erſtemal, daß er nicht antwortete, und nie hatte er deutlicher geredet.

Der Oberſte eilte, den heutigen Tag zum Feſttage der Freude zu machen, und nach der Tafel dachte er, ſollte die förmliche Einwilligung beider Theile vor ſich gehen.

In dem Herzen des Herrn Grafen erwachte indeſſen mancher zärtliche Kummer. Er war bei der Hoffnung, die er ſich machte, daß ſeine Tochter dieſen Sohn nicht von ſich ſtoßen, und bei der Verſicherung, die man ihm gab, daß ſie in einer Verbindung mit ihm ihre Zufriedenheit finden werde, entſchloſſen, auch wenn es ſie einige Ueberwindung koſten würde, darauf zu beharren. Wenn es auf den Glanz, die Ehre und Befeſtigung eines großen Hauſes ankömmt, dachte er bei ſich, ſo hat das Herz keine Stimme; und wie man ſein Leben aufopfert, die Ehre zu retten: ſo iſt auch der höchſte Grad von Glück, den ſich das Herz wünſchen mag, ein nicht mehr, dann billiges Opfer, das man der Aufrechthaltung großer Familien bringen muß; allein bei allem dem war er ein eben ſo guter Menſch, der nicht unbekannt mit den Rechten des Herzens, noch bei den Leiden desſelben ungerührt blieb, und oft entſchuldigte er wieder, was er eben verworfen hatte, indem er dachte, die Liebe habe keinen Stand, keinen Rang und kein Alter, bemächtige der Herzen der Jünglinge ſich, und ſchone der Greiſen nicht. Er wünſchte, daß alles geendigt ſeyn möchte.

Die Gäſte waren beiſammen in Scherz und Fröhlichkeit, und man wartete nur noch, daß das Fräulein kommen ſollte. Sie werde mit ihrer Kleidung nicht fertig ſeyn, ſagte die Gräfin. Sie habe bereits die Erlaubniß, ſich nach eigenem Belieben zu kleiden, fuhr ſie fort: denn das ſetze ſie in den Stand, ihren Geſchmack zu zeigen. Was ſie weiter ſagte, hätte alles dazu gehört, von ihrer Tochter eine geringe Meinung zu erwecken, wenn man nicht ſchon lange gewohnt wäre, ſolche Dinge unter die Bedürfniſſe vornehmer Häuſer zu ſetzen, und bei den Betrachtungen über die Vorzüge einer Perſon ihrer nicht mehr zu achten.

Dem Grafen ahnete eine ſchönere Urſache. Er entfernte ſich unvermerkt von der Geſellſchaft, und gieng mit gepreßtem Herzen, ſeine Tochter aufzuſuchen. Was hätte er dieſen Augenblick darum gegeben, ſeinem Kinde, für welches ſein ganzes Herz ſprach, etwas Freudiges ſagen zu können! Er kämpfte wider dieſe Empfindungen aus allen Kräften, und bemühte ſich, indem er ſich dem Zimmer näherte, alle die Heiterkeit anzunehmen, derer er ſich, durch Uebung und Nothwendigkeit, nach Belieben zu bemächtigen gelernt haben ſollte. Er glaubte, es müßte ſie aufheitern, wenn er ihr durch ſein unbeſorgtes Weſen zu verſtehen gäbe, daß die Vorſtellungen übertrieben ſeyen, welche ſie nur zu ihrer eigenen Pein ſich gemacht haben konnte; allein, was er ſich vornahm, war dahin, ſobald er das Zimmer öffnete. In einer Ecke ſaß die Gubernantin, und wollte in Thränen erſticken, und vor dem Putztiſch, den Rücken gegen die Thüre des Zimmers, ſaß das Fräulein im herrlichen Putz, ſtumm und gelaſſen. — Sie hätte ſich in alles gefügt, ſagte jene, ſie hätte ſich nicht einmal geweigert, die Schminke auflegen zu laſſen, das ſie doch ſonſt verabſcheut hätte, ſie wäre ſeit kurzem bei allem, was man mit ihr machte, ſo trocken und folgſam geblieben; nur weinen wollte ſie nicht, und doch wäre ihr Herz von blutenden Thränen voll.

Sie ſtand ſogleich auf, als der Graf ins Zimmer trat, und war bereit, ihm zu folgen. Er ergriff, drückte ihre Hände, ſah andere Dinge auf ihrem Geſicht, als daſelbſt aufgelegt waren. Mein Kind! ſagte er.

Mein Vater! antwortete ſie. Mein gnädiger Herr und lieber Vater! antwortete ſie.

Auf ihrem kleinen Tiſchchen ſtand eine Sanduhr, die ihr Freund zurück gelaſſen, ſie erhalten, oder beſſer, geerbt hatte. Man hatte vergeſſen, ſie ihr zu nehmen, als man ihr alles, was ſie an ihn erinnern konnte, benommen hatte. Sie aber zählte nach ſelber noch immer ihre Stunden, Tag und Nacht, und fand Erleichterung darin, zu ſehen, wie der Sand unaufhaltſam hinabrinne; und ſo oft ſie ſie umkehrte: ſeufzte ſie dazu.

Der Graf bemerkte die Uhr, deren Fließen eben nach einigen Minuten zu Ende ſeyn würde. Wenn ſie wird abgelaufen ſeyn! ſagte er: und meinte damit, daß ſie dann gehen ſollten, und fürchtete ſich, es zu ſagen. Die Freundin, als ſie das hörte, verbarg ihr Angeſicht. Er wußte nicht, wie kränkend es war, daß er einen Zeitpunkt beſtimmte.

Er erwartete, daß ſie etwas ſagen ſollte, welches er dann mildern, ſo und ſo auslegen, oder auf ſich nehmen, und mit Sanftmuth widerlegen konnte; aber ſie ſagte nichts. Vater und Tochter ſahen auf die Uhr; — worin gleichgültig und unwiderruflich die Zeit floß. Die Zeit fließt, wie der Schatten an der Wand, deſſen man keine Spur mehr findet, und kennet kein Mitleiden.

Sie ſah mit unverwandtem Auge hin; er aber kehrte ſeines bald weg, und ſtreichelte ſanft ihre Wangen. Zu reden vermochte er nicht. Er hatte in den Geſchäften der Welt, als Mann, manchen Zeitpunkt voll Schauder erlebt; aber nie fühlte er das, wie nun als Vater das Mädchen ihn dauerte. Es ſchien, er würde der Gäſte vergeſſen, und würde ſelbſt hier bleiben.

Jenes Fließen floß leiſer, rann nur noch tropfenweiſe, ſetzte ab, und floß wieder, — ſtand ſtill. Eine Bewegung ſeiner Tochter erinnerte ihn, daß der Zeitpunkt vorüber ſey. Und zu gleicher Zeit öffnete ein Bedienter die Thüre, mit dem Auftrag — Der Graf winkte mit den Händen, daß er kommen wollte.

Er ermannte ſich, und reichte ihr die Hand. Er zog ſie aber nicht, daß ſie gehen möchte, ſondern wünſchte, der erſte Schritt möge von ihr kommen. Ich werde dich nie aus meinen Augen laſſen, fieng er an, als ſie dieß that, und unter den wärmſten Vorſtellungen, wobei es nicht deutlich zu erkennen war, zu was er entſchloſſen ſey, führte er ſie liebkoſend fort. Sie ward gerührt, daß ihr die Augen voll Waſſer ſtunden; aber niemand hätte ſagen können, wer der Tröſter, und wer des Troſtes bedürftig ſey. Sie waren immer, eines für das andere bereit, alles, was jedem lieb wäre, zu thun.

Sie kamen durch einen Saal, wo die Familiengemälde hiengen, und hier blieb der Graf wieder ſtehen, als wäre es, um auszuruhen. Doch der Anblick ſeiner Ahnen war ihm, was einem Krieger der Helm iſt; er dachte ſogleich wieder daran, daß er ſein Wort gegeben, und daß er ſeine Ahnen vor ſich hätte; aber die Pflicht der Kunſt hat nie einen härtern Kampf mit dem ältern Recht der Natur gekämpft.

„Komm, mein Kind! Man ſoll auch nicht ſehen, daß du betrübt geweſen,“ und trocknete erſt ihre Augen, dann die ſeinen; „komm, und ſetze dich neben mich. Armes, liebes Kind! Du bebeſt und zitterſt, als würdeſt du zum großen Gerichte geführt.“ Bei dieſen Worten ſetzte er ſie neben ſich, und ſchloß ſie feſt in ſeine Arme.

Sie wußte nicht, wie ſie dem widerſtehen, wie ſie dieſer Gütigkeit entgehen ſollte; ſie wünſchte, daß er ihr minder gütig begegnen möchte.

„Nun, fieng er wieder an: Wie iſt dir, mein Kind? Sieh, du wendeſt dein Geſicht von mir, als wäre ich dein Tyrann; als wäre ich hier, dir das Herz zu brechen. Du blickſt nach der Erde: wünſcheſt du wohl, daß ſie auf dir liegen möchte?“

Sie konnte nicht antworten.

„Wünſcheſt du das, und biſt in meinen Armen! — Als ich dich noch darin wiegte, dachte ich nicht, daß ich dir ſo viel Herzenleid verurſachen würde.“ — Die Stimme gebrach ihm.

„Ich dachte, was ich für Freuden von dir erleben würde. Ach, was ich mir alles vorſtellte, was du mir im Alter ſeyn ſollteſt! Zittere doch nicht ſo, mein Kind; Ich bitte dich.“ Hier ſchwieg er wieder.

Sie hob ihr Geſicht empor, und ihre Augen begegneten den ſeinigen; ſie ſahen, was ſie vermeiden wollten.

Die Saalthüre ſtand offen, und ſo oft das Tafelzimmer geöffnet ward, vernahmen ſie ein vielſtimmiges Gerede, das ihre Seele immer von neuem erſchreckte.

Ein zweiter Bedienter bat inſtändiger, ſie möchten hinabkommen. Der Graf machte eine Wendung, als wenn ers thun wollte.

„Sieh, ſagte er, und führte das Fräulein nach einem Bildniß, das war einer unſerer Familienſtifter, und er iſt der Vater dieſes Guts; er baute auch den Saal, worin wir ſtehen. Er hatte fünfzig ganze Jahre bei Hof gedient, und ward für ſeine vielen und mühſamen Dienſte nicht mit Undank belohnt; und da er ſehr haushälteriſch lebte, und überdieß durch eine reiche Heirath zu einem großen Vermögen kam: ſo trug er hier alles zuſammen, und ſatt an Gütern, Ehren und Jahren, brachte er hier ſeine letzten Tage mit den Vorſtellungen zu, wie glücklich die zahlreiche Nachwelt ſeyn würde, die ſeinen Namen führen ſollte. Er hatte es für ſich an nichts ermangeln laſſen, daß wir es alle ſeyn ſollten, und zweifelte auch nicht, daß wir es ſeyn würden. Er machte ſeine Kalender auf viele Jahrhunderte hinaus: — „Und wenn der das wird, ſagte er, und der will jenes ſeyn: ſo kann es keinem derſelben fehlen, daß er nicht glücklich wird.“ Er hat auch mich und dich gezählet, mein Kind.“

„Dieß war meines Großvaters Bruder, und er blieb, hieß es, an einer Wunde zu Belgrad. Er hatte eine Braut daheim gelaſſen, und hier im Saale hielten ſie ihr letztes Freudenmahl. Wie hätte er daran denken ſollen, daß es ſein letztes ſeyn würde! Er zog zur Schlacht, wie zum Tanz, und die Kraft und Jugend ſtrahlte aus ſeinem Weſen. Seine Braut ward einem andern vergeben, als es hieß, daß er gefallen war. So glaubten es alle, bis zum Schrecken aller ein Brief von ihm kam. Die tödtliche Wunde, bei der man ihn fallen ſah, tödtete ihn nicht. Der Feind, der den Platz behauptete, und aus ſeiner Kleidung und ſeiner Bildung ſchloß, daß der Verwundete kein Gemeiner ſeyn müſſe, brachte ihn, da er noch einiges Leben an ihm verſpürte, zum Leben zurück. Er ward, ſobald er geneſen war, an den Schweif eines Pferdes gebunden, und von dem, der ſich ſeinen Herrn nannte, weit weggeſchleppt. Er hatte keine von den Arbeiten gelernt, nach deren Verrichtung man ihm das Maaß ſeiner täglichen Nahrung reichte, und lebte höchſt elend. Er erhielt endlich Erlaubniß, ſeinen Anverwandten, wo er wäre, zu wiſſen zu thun; aber als der Kaufmann, der ihn loskaufen ſollte, dorthin kam, zeigte man ihm den Hügel, worunter er ruhe.

Der, ſiehſt du wohl, war ein Domherr; aber was du nicht ſiehſt, er war ſchon in der Wiege dazu beſtimmt. Man lehrte ihn nichts, als was er zur Vertretung ſeiner Stelle nöthig haben würde, und das war ſehr wenig. Wenig bekümmert darüber, was man von ſeiner Beſtimmung ihm verſagte, ſchlüpfte er leichtſinnig über ſeine Jugend dahin, und ſobald ſeine Jahre es litten, ſchloß er das Bündniß, das unwiderruflich war. Er war mit einem feuerigen Geiſt begabt, und zu großen Geſchäften beſtimmt; allein bald diente ihm jener nur dazu, ihn mit unſäglicher Pein fühlen zu laſſen, daß ihm der Weg zu dieſen verſchloſſen ſey. Er nahm wahr, daß er in dem Herzen derer, die ſich vor ihm bückten, nicht immer geachtet ſey. Man muthete ihm keine großen Begriffe, keine Kenntniſſe zu, die auf der Bühne der Geſchichte großer Männer von Wichtigkeit wären. Er ſollte ſchweigen, wenn andere redeten, und da heraus ſtehen bleiben, wo andere regierten. — Von ihm ſind die Cypreſſen, von denen du immer ſagteſt, wenn wir vorübergiengen, daß ſie ſo verlaſſen dahin fielen.“

„Dieſe iſt die Schweſter meines Vaters, eine Nonne. So wie die Zeiten herab kamen, ſo ward damals ein großes Stück darauf gehalten, ehe man zu Verſtand kam, ſeine Freiheit zu binden. Der Gram umgab ſie wie ein Gewebe, und die geheimen Seufzer vernahm kein Ohr. So eng, wie ihre Zelle, war der Kreis ihres Lebens, und der, aus dem ſie herausgetreten, däuchte ihr nun weiter und herrlicher, als ein Königreich. Sie war unglücklich, mein Kind, und ihre Augen waren immer voll Thränen, deren Quelle ſie niemand geſtehen durfte. Sie ſtarb eine lange Marter; und als ſie dahin gieng, war ſie noch eben in dem Wohlſeyn der Jahre, wo ſie hätte anfangen können, für die Zufriedenheit ihrer Tage zu leben.“

Die Tochter verſtand ihn ganz. Ich will nicht weinen, ſagte ſie, und klagen will ich mit keinem Wort. Und was Sie über mich verhängen, das will ich annehmen.

Alſo giengen ſie, Hand in Hand, die Treppe herunter. Er ſah ſie von Zeit zu Zeit an; Standhaftigkeit, ſagte er, wird meine Tochter lange gelernt haben; aber ſie ſchwieg, und ſie giengen die Treppe herunter.

Ich bitte dich, mein Kind, ſagte er, und hielt ein, als ſie die unterſten Stufen erreichten; — er wußte nicht, um was er ſie bitten wollte; aber dieſe Ergebung, und dieſe Gelaſſenheit waren ihm eben ſo unerträglich, als es ihm eine Widerſetzung ſeyn würde.

Ein Geräuſch aus dem Saal, als kämen alle Gäſte herauf, machte der Verlegenheit der beiden ein Ende. Es war die Frau Gräfin, welcher aus zärtlicher Sorgfalt der Oberſte folgte. Sie war noch immer der Hoffnung, von Wickh werde erſcheinen, und ſie wollte das ihrige beitragen, ihre Tochter zum Gehorſam zu bringen. Dieſe wußte noch eben ſo wenig, wer der Bräutigam ſeyn ſollte, und ihre Angſt war eben ſo groß, als es ihre Ergebenheit war. Sie wußte kaum, wie ihr geſchah; (die Güte ihres Vaters hatte ſie überwältigt) und dachte nur noch, er werde es nicht über ſein Herz vermögen, ihr etwas Böſes geſchehen zu laſſen.

Dieſe Furcht kam ihr indeſſen wohl zu ſtatten, und war ein gutes Mittel, den Vortrag einer ihr noch unerwarteten Sache ihrem Herzen erträglich zu machen. Sie erſchrack nicht, jenen Sohn zu ſehen, nachdem ſie den von Wickh nicht zu ſehen bekam. Die Abweſenheit deſſelben blieb der Frau Gräfin ein grauſames Räthſel, und ſie verſuchte es oft, das Geſpräch auf ſeine Perſon zu lenken, wiewohl ſie das Stillſchweigen, welches man allemal beobachtete, vermuthen ließ, daß etwas, wovon man nicht gern reden wollte, vorgefallen ſeyn müſſe. Die Briefe, welche ihr der Oberſte einhändigte, überzeugten ſie, woran ſie geweſen ſey. Ich habe dem Herrn von Wickh immer viele Einſicht und Kenntniß der Menſchen, mit denen er umgieng, zugetraut, ſagte dieſer, als er ſie ihr mit einer tiefen Verbeugung überreichte, und ſie fand ſich bei der Schilderung ihrer Perſon um ſo mehr beleidigt, da ſie dieſelbe ſehr wahr gefunden hatte. Sie erſchien indeſſen, als wenn nichts vorgefallen wäre, und nur nach und nach, als geſchähe es aus Ueberlegung, gieng ſie zu der Partei des Grafen über.

Dieſer verbreitete auf die Anweſenden Ruhe und Gelaſſenheit, indem er ſelbſt ruhig blieb, wollte Vieles nicht merken, um ſich viele Hinderniſſe zu erſparen, und benutzte dieſe, wo ſie ihm entgegen kamen, zum Vortheil ſeines Vorhabens. Er führte ſeine Geſpräche auf Gegenſtände, wo das Fräulein Gelegenheit fand, und unvermerkt ſie gerne nahm, ihre häuslichen Kenntniſſe zu zeigen, und die Achtung, welche man ſich beeiferte, ihren Einſichten zu bezeugen, ſöhnte ſie bald wieder mit den Menſchen aus, die ſie vermied, und machte ihr den Theil von Gehorſam, der an ihrer Verbindung mit dem Sohn des guten Vaters Antheil nahm, mehr, als erträglich. Sie hatte Hochachtung und Zutrauen für ihren Gemahl, und ihr Herz gieng ihm mit jedem Tage näher entgegen.

Zum Glück für ſie entdeckte ſie bald, daß er zu den Empfindungen einer feinern Seele nicht ganz unfähig ſey. Zwar beſaß er damals nicht Einen Zug von aufgeklärter Denkungsart, und keinen Begriff von dem, was die beſſere Welt wahre Literatur, und nothwendige Nahrung des Geiſtes nennt. Der erſte Laut, den er im Beginnen des Lebens hörte, war ausländiſch; er war vom Ausland erzogen, und im Ausland zum Manne gebildet. Seine Begriffe von dem Werth der wichtigſten Dinge, von Staatsſachen, vom Oekonomieweſen waren ausländiſch, und gemäß dem natürlichen Lauf aller Dinge hätten es auch ſeine Geſinnungen ſeyn ſollen; allein ſein fremder Hofmeiſter hatte ihn frühzeitig gewöhnt, ſich um nichts im Ernſte anzunehmen, und unter dem elenden Vorwand, daß ein Kavalier nie die Katheder beſteigen dürfe, ſich um gar keine beſtimmte Denkungsart zu bekümmern. Wohl kannte er einige franzöſiſche ſchlüpfrige Romane; auch wußte er einige Bücher, Malereien und Kupferſtiche zu nennen; aber die deutſchen Gelehrten, und die Gelehrten überhaupt hielt er für Pedanten und Schulfüchſe, mit denen ſich ein Großer in Betracht des Wohlſtandes und der Gefahr, einer böſen Nachrede ausgeſetzt zu werden, allemal wohl vertragen, aber ſich um ihr Thun und Weſen niemals bekümmern ſollte. Als er nun bei ſeiner jungen Gemahlin verſchiedene deutſche Bücher antraf, fieng er manchmal an, darin zu blättern; und da er in denſelben Gedanken, die er noch nie gedacht, und Empfindungen antraf, die er noch nie gefühlt hatte: ſo machte er ſichs bald zur Angelegenheit, täglich darin zu leſen. Seine Gemahlin drang ihm das Leſen nicht auf, indem ſie wohl wußte, wie das Beſte dieſer Art von ſelbſt entſtehen und keimen und ſich bilden, und wirken müſſe. Sie las ihm zuweilen ihre Lieblingsſtellen, und begleitete ſie mit Anmerkungen, und jenem Ton der Empfindung, der ihn entzückte. Tugend und Liebe, und gefällige Neigungen beſchleunigten das Werk, deſſen Folge war, daß er geſchickte Männer um ſich leiden konnte, die ſich eine Freude daraus machten, ihn auf die unterhaltendſte Art in ſeinem Vorhaben zu unterſtützen, und Seelen einer gleichen Denkungsart in ſein Haus einzuführen. Er wurde ein liebreicher Ehegemahl, ein zärtlicher Vater, ein beſcheidener Haushälter, und ein eifriger Inländer. Er ward von ſeinem Fürſten geehrt, von ſeinen Landsleuten hochgeſchätzt, und von den Freunden geprieſen und beſucht. Sein Haus blieb ein Verſammlungsort der edelſten Geiſter, und mancher Gedanke von Wohlfahrt des Landes daſelbſt auf die Bahn gebracht und vollendet.

Das iſt es, was ich mir die Freiheit nahm, in dieſer Epiſode von dem Schickſal des guten Fräuleins zu ſagen.

Ihr Gemahl hatte an Engelhofs Unglück, ſobald ſeine Unſchuld entdeckt ward, längſt den wärmſten Antheil genommen, und mehr, als Einen Briefwechſel geführt, um denjenigen, für den ſein ganzes Herz eingenommen war, von Perſon kennen zu lernen. Die Gräfin, ſeine Gemahlin, mußte ihm, wenn vertraute Freunde zugegen waren, von ihm erzählen, oder ſeine Briefe vorleſen. Sie that es ſtets mit der äußerſten Rührung, und mit Thränen. Sie ſah nunmehr, da ſich ihre ehemalige Neigung in heiße Gefühle der aufrichtigſten Freundſchaft änderte, die Gefahr, in der ſie ſich befunden hatte; aber es gab auch Stunden, wo ſie ſich Gewalt anthun mußte, ſich dieſelbe gereuen zu laſſen. Zärtliche Wünſche, und heimliche Seufzer, und ängſtliche Träume bemächtigten ſich ihrer manchmal wider ihren Willen, und tauſend ähnliche Gegenſtände führten ihr ihre vorigen Empfindungen und Schmerzen zurück: Ein ſolcher Baum wars, wo er mir dieſes und jenes ſagte, und gerade ſo ein ſchwermüthiger Abend, wo ich ihn das letztemal ſah!

Sie kannte ſogleich die Schrift des Unglücklichen, für den der Arzt um Mitleid und Hilfe bat, und glaubte zu vergehen, und glaubte wieder, alle Nerven wollen ſich losreiſſen, und Leib und Seele wollen ſich trennen. Sie konnte ſich den elenden Zuſtand ihres Freundes nicht vorſtellen, und doch, wenn es möglich geweſen, ſtellte ſie ſich ihn ſchmerzlicher vor, als er war. Daß ihm noch zu helfen wäre, daß er wieder geneſen würde, daran zweifelte ſie nicht, und doch hätte ſie jedem Vorwürfe gemacht, der ſie tröſten, und ihr, was ſie wünſchte, hätte verſichern wollen. Sie ſchrieb ihm dieſen Brief:

Mein Freund und Lehrer!

Wenn Sie meinen Namen nicht ſchon längſt aus Ihrem Gedächtniß verbannt haben, ſo erinnern Sie ſich der Gräfin —, die ſich ſeit Ihrem Unglück keinen Tag zur Ruhe gelegt hat, ohne an Sie zu denken. Sie waren der Inhalt meines Gebets am Morgen, und am Abend mein Kummer. Mein Gemahl, mein lieber Graf, erlaubt ihn mir, und theilt ihn mit mir von ganzem Herzen. Ich redete ganze Stunden von Ihnen. Ich habe ihm alles erzählt, alle meine Gefühle und ehemaligen Wünſche für Sie, und er deutete ſie mir ſogar nicht übel, daß er eben darum gut von mir denkt. Wir haben uns alle mögliche Mühe gegeben, Ihren Aufenthalt zu entdecken, und nun habe ich Sie, haben wir Sie alle. Man ſagt, Sie leben in ſehr kümmerlichen Umſtänden, und ich muß Ihnen, ſo grauſam es ſcheinen mag, geſtehen, daß ich darüber eine Art von Freude empfinde, nicht darüber, daß es Ihnen hart gieng; ſondern darüber, wie ich dachte, daß ich Ihnen deſto mehr werde vergüten können. Ich kann mich nicht gleich ausdrücken, wie ichs meine. Ich habe Sie unglücklich gemacht, und will Sie nun auch glücklich machen. Ich will Sie mit meinem Wohlwollen, mit meiner Freundſchaft, wo Sie ſeyn werden, begleiten. Sie ſollen einer von uns ſeyn. Mein Gemahl wird heute mit dem Miniſter —, der ein ſehr guter Freund unſers Hauſes iſt, Ihretwegen ſprechen, und es iſt kein Zweifel, daß Ihr Glück nach Ihren Wünſchen gemacht ſey. Kommen Sie ja heute noch zu uns. Mein Gemahl erwartet Sie mit dem aufrichtigſten Verlangen. Er hat Ehrfurcht für Sie. Ich will Ihnen in ſeiner Gegenwart alles abbitten. Das will ich, das muß ich; das gehört zu meiner Ruhe.

Nachſchrift.

Der Bediente wird Ihnen ein Paket mit Wäſche und Geld einliefern, das mein Gemahl beigelegt hat. Ich weiß, Sie ſchämen ſich Ihrer Armuth nicht; Sie haben mich oft gelehrt, daß, wenn man ſie nicht ſelbſt veranlaßt hat, man ſich derſelben nicht ſchämen dürfe. Und war ich doch ärmer, als der ärmſte Menſch, als ich mir nicht zu helfen wußte. Sie haben mich reicher gemacht, als ich Sie würde machen können, wenn ich alle Schätze der Erde beſäße.

Der Bediente, dem dieſer Brief mit dem Paket übergeben worden, ſollte noch eine Menge mündlicher Aufträge entrichten. Da die Gräfin nicht wußte, wie krank er ſey, und es der Arzt ſelbſt nicht beſtimmen konnte, — vielleicht, um ihre Beſtürzung nicht zu vermehren, nicht beſtimmen wollte: ſo ſollte ihn der Bediente noch bitten, mit ihm zu kommen, und ſollte ihn, wenn er ſehen würde, daß er ſich Gewalt anthun müßte, bitten, zu Hauſe zu bleiben, und ſollte ihn bitten, nur zu ſagen, was er wünſchte. Die Alte hatte Mühe, ſich vor Freude zu faſſen. Das verdiente er, ſagte ſie, hätte er lange verdient, daß ſich wer um ihn annehme. Sie hätte es immer geahnet, ſagte ſie wieder, daß man ihn gleichſam verloren hätte, daß man ihn einmal ſuchen und finden würde. Der wird ſich verwundern, fieng ſie wieder an. Wenn ers nur annimmt! Wenn er nur die Sachen auch annimmt!

Als die Alte den Bedienten in das Behältniß führte, lag Engelhof auf ſeinem Ruhebett, und ſchlummerte, ſo ſanft, ſagte die Alte, indem ſie die hohle Hand hinter das Licht hielt, um ſein Angeſicht zu beleuchten, ſo ſanft, wie ich mich nicht erinnere, daß er jemals geſchlummert hätte. Er hatte die eine Hand (worin er ein Buch hielt, doch ſo, als hätte ers losgelaſſen) auf einem nahen hölzernen Stuhl; die andere auf das Herz gelegt, und ſagte, doch ſo heimlich, daß es nur Engel hörten: Ich ruhe!

Der Bediente trat ſachte und auf den Zehen hinzu, und wie er erſt ſehr neugierig war: ſo war er nun eben ſo betroffen, den Menſchen, aus dem ſeine Herrſchaft ſo viel Weſens gemacht hatte, in dieſem Winkel, den das Elend bewohnte, zu ſehen.

Wie ich ihm dann gerne ſeine Ruhe gönnte, fuhr die Alte fort; — er hat ihrer wohl nöthig, wenn ich nicht die Freude ſehen möchte, wenn er erwachen wird. Indem ſie dieß ſagte, legte ſie ihm den Brief, damit er ihn gleich ſehen möchte, auf die Decke; — dann rückte ſie mit einigem Geräuſch bald dieſes, bald jenes, damit er von ſelbſt erwachen möchte; — dann ſah ſie auf das Paket und auf den Brief, und auf ihn, und bewegte wieder etwas, daß er erwachen ſollte. Sie hat es ſo gut gemeint!

Es ſollte mich wohl nicht wundern, ſagte ſie jetzt, indem ſie abließ, zu lärmen, wenn ihm die Ruhe heute ſehr wohl bekömmt. Er hat die ganze vorige Nacht nichts geſchlafen, hat heute den ganzen Vormittag geſchrieben, und Nachmittag (es war gegen Abend, da der Bediente geſchickt ward) ſo vieles und manches mit mir geplaudert, daß ich ihm ſagte, er möchte doch ſeiner Müdigkeit ſchonen, welches er dann auch gleich that, und ſtill ſchwieg. Er war heute ſo munter, als ich ihn noch nie bei mir geſehen habe. Ich hatte meiner Schweſter Kind, einen Studenten, zu Gaſt, und weil ich dieſem etwas zu gut thun wollte, ſo ſagte ich: Laſſen wir den Herrn da droben miteſſen! Er kann dem Studenten auf lateiniſch manche Lehre geben, dacht' ich, weil er ohne Zweifel ſtudirt hat. Indem ihm die Kräfte fehlten, die Treppe herabzugehen: ſo behalfen wir uns gleichwohl, ſo gut wir konnten, bei ihm. Er ließ ſichs, das ihm Gott ſegnen wolle, ſehr wohl ſchmecken, und aß alles, was ich ihm vorlegte, ungeachtet ihn etlichemal eine Uebelkeit befallen, und mag er wohl gemeint haben, er müſſe eſſen, ſo lange ichs ihn thun heiße. Seit etlichen Tagen hat er ſich hierin ſehr geändert. Hochmüthig war er zwar niemals; aber er hätte ehe von mir nichts angenommen, und wenn ihn der Hunger und die Noth aufgerieben hätten; allein ſeit kurzem war er ſo folgſam und demüthig, und ich weiß nicht wie, zertrellt und furchtſam auf ein Mannsbild, daß ich darüber oft über mich ſelbſt ſo nachdachte; denn er fürchtete ſich zuweilen ordentlich vor mir, und ſah mich ſo bittend an, als wenn ich eine Perſon wäre, die ihm was zu leid thun, oder ihn ins Gefängniß führen wollte. Oft ſagte er, wenn ich herauf kam, von freien Stücken, wozu er die Hände auf das Herz drückte: „Gewiß, mein Herr, ich habe es nicht ſo gemeint. Weiß ich doch, daß an der Wahrheit mein Wohlſeyn hängt.“ Ein andersmal ſagte er: „Ich habe keinen von den Briefen geöffnet, und in den meinigen ſteht, was ich hier ſage.“ — Was es für Briefe geweſen ſeyn müſſen, ſagte die Alte, daß er davon, wenn er, wie es ihm oft geſchehen iſt, im Gehen und Stehen ſchlief, davon geträumt hat? Ich ſagte zuweilen: Sie mögen gewiß in den Händen ſehr ſchlimmer Leute geweſen ſeyn. Hierauf gab er mir aber niemals eine Antwort, ſondern ſah mich ſo vornehm an, als wenn ichs, was es war, nicht verſtehen könnte.

Der Bediente, dem dieſes Geſpräch damals noch wenig am Herzen lag, war indeſſen nach Hauſe gegangen, kam aber bald wieder, und hatte den Befehl, ſo lange zu warten, bis Engelhof erwachen, oder bis man ihn nach einiger Erholung wecken würde. Er traf bei ſeiner Zurückkunft den Studenten an, der hieher kam, weil ihn der Kranke darum gebeten, und ihm verſprochen hatte, daß er ihm noch etwas Wichtiges ſagen würde. Die Alte wollte, als ſie den Bedienten wieder ſah, ſogleich mit Ungeſtüm hinaufgehen; aber dieſe beiden verhinderten es, und ſtiegen die Treppe mit ſo wenigem Geräuſch, als ſie konnten, hinauf, um an ſeiner Kammer zu horchen. Die Alte eröffnete, ehe ſie ſichs verſahen, die Thüre, und ſchlich zu ihm hinzu, ohne daß es ihr jene, wenn ſie ſtill bleiben wollten, wehren konnten. Er ſchläft ſo ſanft, ſagte ſie, indem ſie ihm das Buch (es war ein Pſalmenbuch) aus der Hand nahm, und ſich über ihn neigte, daß man ihn kaum Athem holen hört.

Er lag noch in der nämlichen Stellung, im Genuß des verſicherten Friedens und ſeliger Ruhe. Ein kleines Lämpchen, das nur einzelne Stellen in der Kammer, und dieſe nur halb und trüb beleuchtete, fieng bereits an, zu erlöſchen, um in den Augenblicken, wo es nur noch glimmte, das Mondlicht, das bereits heraufſtieg, ſichtbar zu machen. Es war ein Ernſt und ein Schweigen, wie die Stille in der Mitte eines Pallaſtes, aus dem der König entfernt iſt. Sie empfanden mit heimlichem Grauen Gefühle der Ewigkeit, und etwas Feierliches ſchien ihnen zu ſagen, daß die Würde des Menſchen groß, und daß Gott der Vergelter ſey.

Sie betrachteten ihn immer, und immer wieder; und ſahen immer deutlicher etwas Unausſprechliches, etwas, das ſich in ſeinem Geſicht immer mehr zu veredeln ſchien, und der

Verklärtheit ſich näherte. Ehrfurcht gegen ſeine Ruhe bemächtigte ſich ihrer Seelen.

Sie giengen mit zerriſſenen Herzen hinab; doch, da ſie nicht wußten; wie ihnen geſchah: ſo verließ ſich jedes auf das andere, und jedes ſcheute ſich, es dem andern zu geſtehen. Sie wollten ſich zerſtreuen, und hatten den Muth nicht, von etwas anderm zu reden. „Er muß ſehr müde ſeyn, unterbrach endlich die Alte das Stillſchweigen: Ich ſagte denn aber gleich, daß er zu viel redete. Es gieng oft ſo närriſch durcheinander, daß es zum Lachen war, wenn man nicht Mitleid mit ihm haben müßte.“

Dieß geſchah während der Tiſchzeit, wo er ſich mit dem Studenten in eine Unterredung über einen Gegenſtand einließ, über welchen er nicht mehr im Stande war, mit der gehörigen Stärke und Ordnung nachzudenken. Sie iſt der letzte Zeuge von ſeiner Denkungsart, und ſeinem Eifer, jedem, dem er konnte, etwas Gutes zu ſagen.

Die alte Frau ſtellte ihm nämlich ihren Vetter mit großem Frohlocken vor, als einen Glücklichen, der bald nach der hohen Schule gehen, und hernach ein Herr und Gelehrter werden würde: woraus man ſehen könnte, meinte ſie, daß auch aus den Söhnen der Bürger, nicht bloß aus den Vornehmen, etwas werden könnte. Es koſtet freilich Schweiß und Geld, bis mans ſo weit brächte; dafür dürften ſich aber auch die Gelehrten deſto weniger ſorgen, wenn ſies einmal ſo weit gebracht hätten.

Engelhof hatte ſich mit kaltem Sinn, und mit der äußerſten Anſtrengung ſeiner Kräfte zu Tiſch geſetzt, weil man es ſo haben wollte, und griff mit zitternden Händen nach allem, was man ihm vorlegte. Er ſprach nichts, und ſchien auch nichts zu hören, was von andern geſprochen ward. Als er aber von der hohen Schule, und dem Glück hörte, welches der junge Menſch als Gelehrter machen, und mit welchem er den Bürgerſtand vertauſchen ſollte, fieng er an, erſt ſein Geſicht in düſtere Falten zu legen, und bald nachher helle Augenblicke zu bekommen. Er machte eine Bewegung, daß er reden wollte, und die beiden erwarteten, was er ſagen würde. „Das iſt ein großes Uebel, fieng er an, daß die Aeltern, welche das Glück ihrer Kinder in ihrem Hauſe haben, darauf verfallen ſind, es auswärtig zu ſuchen, und den Stand der Gelehrten für einen Stand der Bequemlichkeit anzuſehen. Das weiß ich, daß, wenn die Aeltern jemals die Tage eines Gelehrten gelebt hätten, ſie ihre Kinder von dem Wege nach dieſem Stand wegreißen, und auf den Stühlen, wo ſie arbeiten, niedernageln würden. Schleicht doch euerm Sohn, der ſich etwa zu einem Rath, oder noch höher emporgeſchwungen hat, in ſein Zimmer nach, zur Zeit, wo ihr euch ganz ſorglos hinzuſetzen pfleget, legt ihm die Hand aufs Herz, und fragt ihn bei ſeiner Ehre, ob er Urſache hat, euch für eure ſtolzen Abſichten mit ihm zu danken. Wenn ihn die kindliche Ehrfurcht nicht abhält: ſo wird er euch peinliche Dinge ſagen.

Was will das ſeyn, wenn ihr arbeitet! Ein einziges gutes Blatt hat, bis man es verfertigen konnte, mehr Mühe gekoſtet, als hundert Paar Stiefel, oder das Ausdreſchen von tauſend Jauchart Weizen. Dabei könnt ihr immer heiter im Kopf ſeyn, und ruhig ſchlafen.

Ihr könnet immer ſogleich abſehen, was ihr gearbeitet habet; aber das, was den Gelehrten die meiſte Mühe koſtet, ſieht die Welt gemeiniglich am wenigſten an. Er hat ganze Monate über etwas ſitzen müſſen, und vielleicht wird er deßwegen verklagt, eingeſperrt. — Ihr bekümmert euch nichts um den Gang der Welt; aber der Gelehrte ſieht, wenn er ein empfindliches Herz hat, tauſend Unarten, die ihm mißvergnügte Stunden machen. Iſt er ein Beamter: ſo muß er ſich außerdem, daß er kein Unrecht mit einſchleichen läßt, ſich noch täglich und ſtündlich bekümmern, wie er ſeine Sache ſo hinbringe, daß ihm ſogar die Beobachtung der Pflicht nicht übel genommen werde, und daß er niemand vor den Kopf ſtoße, der ihm ſchaden könnte. Er weiß niemals, wann er verläumdet, nach und nach herabgemacht, und gar weggeſetzt wird. Wenn das auch nicht geſchieht: ſo iſt doch die Möglichkeit, daß es geſchehen könnte, und die immerwährende Bemühung, vorzubeugen, daß es nicht geſchehe, ein hartes Leben.

Bei dieſen Worten hielt er plötzlich ein, und, indem er mit der Hand die Stirne rieb, ſagte er, wozu er heftig nachdachte: Ich meine, dieß einſt geleſen zu haben *). —“

---

*) Er hatte es nicht geleſen, ſondern ſelbſt geſchrieben, und er muß es mit dem wärmſten Antheil geſchrieben haben, weil er es beinahe auswendig herſagte, indem ſich dieß alles auf einem ſeiner Papiere faſt wörtlich befindet.

„Und wenn du, heißt es, ein fühlendes Herz haſt, und ſitzeſt bei Tiſch, und willſt eſſen, und es fällt dir ein, daß eine Familie hungert, bloß, weil es dieſem oder jenem Rath nicht zu erſcheinen beliebte: ſo iſt dir (mir wars ſo) jeder Biſſen verdorben, oder du mußt abgehärtet, und dem Böſen ſo wenig abhold, als dem Guten geneigt ſeyn.

„Und mit dieſem vollen, immer angeſtrengten Kopf, mit dieſem freudenloſen Herzen, mitten unter Kummer und Verdruß gehſt dir ein

Und dieſen Augenblick fieng er an, heftiger zu zittern, und furchtſam und ſcheu, ſich in ſich ſelbſt verbergen zu wollen. Es reuete

---

Jahr um das andere vorbei, und wie ſtehts dann mit dem Glück ſeines Sohnes, wenn er, wie dus haben willſt, ein Beamter und Gelehrter iſt? — Der Zuſtand eines Bürgers, der ein Gewerbe oder eine Kunſt treibt, verbeſſert ſich immer, je länger er lebt. Viele können ſich ſchon bei Zeiten niederſetzen, ſich in Ruhe begeben, und zuſehen, wie gearbeitet wird. Was gewinnt nicht ein Kaufmann für ſeine Bemühungen, die, beim Licht beſehen, und, wenns auch eine Seefahrt nach Oſtindien wäre, noch lange nicht ſo mühſelig, ſo herzdrückend ſind, wie die Arbeiten eines Gelehrten oder Beamten, wenn er ſeine Schuldigkeit thut, in ſeinem windſtillen eingeheitzten Zimmer. Zudem befeſtigt und erhält auch ein Gewerbsmann, ſo hart ſeine Arbeiten auch ſeyn mögen, die Geſundheit und Munterkeit, indeß oft den Gelehrten verſchiedene Anfälle bei Zeiten zum Greiſen machen; — indeß eine Traurigkeit, die von manchen Mühſeligkeiten verurſacht wird, über ſein verwundetes Herz ſich zieht. — Der gemeine Bürgersmann meints, im Ganzen genommen, redlich; er geht mit Leuten um, die es wieder redlich meinen; er ſchlägt ſeine harte Hand in des andern ſeine, ſagt, und darf ſagen, was ihm an dem Herzen liegt; aber es wird einem wunderlich im Kopf, wenn mans ſo einſieht, wie das Ganze in der Welt untereinander geht, wenn man die Fallen alle entdeckt, die dem redlichen Manne gelegt ihn augenſcheinlich, geredet zu haben, und doch konnte er ſich ſchon nicht mehr erinnern, was es geweſen war. Endlich ſammelte er ſich auf

---

werden, und wenn man ſieht, wie mit der Tugend und Gerechtigkeit Spiel getrieben wird, und nicht helfen kann! ach, darüber vergißt man, daß es erquickend ſey, ins Blaue des Himmels zu ſehen! Einem guten Herzen muß ſchon das unendlich ſchwer und peinlich fallen, daß man das natürliche Vertrauen gegen die Menſchen ablegen, und klug und behutſam ſeyn ſoll. Wird euer Beamter krank, und iſt ers lange: ſo muß er oft ſeine Geſchäfte fremden, manchmal unbekannten Händen anvertrauen. Stirbt er: ach! ich ſtürbe tauſendmal, wenn ich eine Frau, die ich liebte, vor meinen Augen ſtehen ſehen, und denken müßte, daß ich ſie in einem Zuſtande verließ, wo ſie entweder um Almoſen zum nöthigen Unterhalt bitten, oder, aus Gnade, dem nächſten dem beſten ſich überlaſſen müßte. — Hat euer Beamter Kinder: ſo hat er ſelten die Wahl, ſie nach ihren Fähigkeiten und Neigungen zu verſorgen. Die Künſte und anſehnlichern Gewerbe, wohin ſie ſich noch wenden könnten, als: die Kaufmannſchaft, die Bau-, Maler-, oder Bildhauerkunſt ꝛc. ſind theils unbekannt, theils unzugänglich: und einer Handthierung kann er ſeinen Sohn nicht widmen, ohne ſich tauſend widrigen Urtheilen auszuſetzen. Sie mögen demnach gute Köpfe beſitzen, oder dumm ſeyn: ſo ſind ſie unvermeidlich beſtimmt, ein Amt, wo man mit dem Kopf arbeiten ſoll, anzutreten u. ſ. w.

einmal, und that, als wollte er eilfertig davon eilen; aber wie es dazu kam, gebrach ihm die Kraft, worüber er ſie kläglich anſah. Indem dieſe merkten, daß ihn eine neue Uebelkeit befallen würde, brachten ſie ihn zu Bett, und rieben ihm die Schläfe, und hielten ihm Eſſig unter die Naſe. Nach etwa einer halben Stunde kam er zu ſich. Er richtete ſich auf, und ſah mit ſtarren Augen in dem Zimmer herum; und als ihn der Student, der noch zugegen war, fragte, ob etwas zu ſeinen Dienſten wäre, ſah er ihn lange an; dann ſagte er: „Himmel und Erde ſind um mich vergangen. Ich wandle in Nächten, und nicht ein Strahl beleuchtet mich.“ Eine Weile hernach erinnerte er ſich, daß er bei Tiſch geſeſſen, und dort etwas geredet hätte, deſſen er ſich gern erinnern möchte. Der Student half ihm dazu, indem er ihm ſagte, daß es von den Gelehrten geweſen wäre. Sogleich fuhr er fort: „Er drehte Berge aus ihren Wurzeln; er haute Flüſſe in Felſen, und ſein Aug ſah alle Koſtbarkeit. Auch in die Tiefen der Flüſſe drang er, und das Verborgene brachte er ans Tageslicht. Aber wo wird Weisheit angetroffen?“ Hierauf redete er eine Menge ſeltſamer Dinge, wie im Traum, wozu er die Augen von Zeit zu Zeit zuſchloß, und bat den Studenten, der ſich, weil er glaubte, er würde ſchlafen, von ihm entfernen wollte, am Abend wieder zu kommen, wo er ihm wichtige Dinge würde erklären können. Zugleich begehrte er das Papier, worauf er am Vormittage geſchrieben hatte, ſah es aber, als es vor ihm hingelegt ward, nicht an, ſondern wankte mit dem Kopf darüber her, und hielt ſich mit beiden Händen, ſo ſehr er vermochte, an der Decke feſt. In dieſer Stellung blieb er, und rang er etliche Minuten, und ſagte dann mit dumpfer Stimme: „Ein Abgrund rufet den Abgrund an.“ Und einige Zeit darauf: „Wohl mir darum, daß ich ein Chriſt war!“ Einige Worte, welche er hinzuſetzte, ſprach er nur halb und unvernehmlich, indem es war, als wenn er aus Müdigkeit in einen leichten Schlummer dahin floß. Die Alte war ſolcher Auftritte ſchon gewohnt, und verließ ihn alſo mit ihrem Vetter.

Dieß erzählte nun dieſelbe eben dem gegenwärtigen Bedienten, als ein anderer herauf kam, und meldete, daß unten am Hauſe die Gräfin ſey.

Es war eine ſchöne helle Nacht, und bei einer erquickenden Kühle und Stille, war es ſo melancholiſch im Mondſchein! Eine ſchauerige Süßigkeit war umher, und etwas Geiſtiges berührte die Wallenden im Frieden des Herzens. Hie und da vernahm man noch ein einzelnes Geſpräch, ein leiſes Fliſtern, und in einiger Ferne das Rauſchen der Waſſerfälle in der Stadt, und in einer entfernten Gaſſe das Lied zweier klagenden Hoboen. Den Kopf in die Hände geſtützt, und voll von wunderlicher unausſprechlicher Bangigkeit, lehnte ſich, da und da, jemand ans einſamere Fenſter, und konnte nicht bleiben, und konnte nicht gehen, und wollte ſich nicht fragen: Was fehlt dir? Es war ſo melancholiſch im Mondſchein!

Wie das Veilchen im Thal, wenn der Thau fällt, ſo ſtill, zufrieden, und auflebend gieng durch dieß Licht, und dieß Schweigen die Gräfin an der Seite ihres Gemahls. So neu war jetzt für ſie alles, und alles für ſie allein geſchaffen, alles für ſie Frieden — und Wonne voll, bis hinauf an die holden Sternlein am Himmel.

Ich konnt' ihn nicht wecken, ſagte der Bediente, indem er mit dem andern herab kam. So will ichs thun! gab ſie mit ſchneller Freude zur Antwort, und war im Begriff, von ihrem Gemahl ſich loszumachen.

Was man ſich auch Mühe gab, ſagte der Bediente wieder, er wollte nicht aufwachen. — Die Gräfin hatte ſich losgemacht; ſie war den erſten, zweiten Staffel hinaufgeſtiegen.

Das Betrübteſte, was hieraus erfolgen könnte, konnte der Graf ſich nicht vorſtellen;

aber, ob ein wohlthätiger Geiſt dieſen Augenblick an ſeiner Seite ſtand: er konnte wenig Gutes ſich ahnen.

Dieſer plötzliche Ueberfall, fieng er an, kann ihm, wenn er unpäßlich und der Ruhe benöthigt iſt —

Sie hörte auf das Wort — erſchrecken? fiel ſie ein.

Er iſt unpäßlich, antwortete der Bediente, und ſehr der Ruhe benöthigt.

Dieſe plötzliche Freude, fuhr der Graf fort, kann ihm übel bekommen.

Uebel bekommen! wiederholte ſie, und gieng die Treppen herunter. Nach einer Weile war's, als wollte ſie wieder hinangehen. Es war für ſie eine ſchwere Wahl, zu wiſſen, was ſie zu wählen hätte.

Wenn nur auch der Brief ſo hingelegt iſt, daß er ihn gleich ſieht, ſobald er erwacht! ſagte ſie. Bei dieſen Worten gieng ſie die Gaſſe hinab.

Er liegt auf der Decke des Bettes, ſagte der Bediente. Ich habe ihn ſelbſt hin gelegt, ſetzte er bei, als er ſah, daß er ſeine Verſicherung nicht zu inſtändig geben konnte.

Und das Paket und den Brief! ſagte ſie wieder. Bei jedem zweiten Schritt, ſah ſie ſich um, dann ſah ſie gegen die Sternlein, als hätte ſie jemand zurück gelaſſen, den ſie da ſuchen wollte.

Tiefer verloren ſich in die Fernen der Stadt die klagenden Hoboen.

Auf dem Papier, womit er den ganzen Vormittag zugebracht hatte, ſtand ſehr wenig, das erſt ſeit etlichen Stunden geſchrieben ſeyn konnte, und es läſt ſich nicht abſehen, was er damit gewollt, oder wem es angehören ſollte. Vermuthlich war es ein Brief, den er an ſeinen Freund ſchreiben wollte, von dem er ſeit ſeinem letzten Unglück nichts mehr gehört hatte. Es hat keine Beſtimmung, indem es bald Stellen aus der Schrift, bald einzelne, vielſagende Verſe aus großen Dichtern und andern Schriftſtellern enthält. Es ſcheint, als hätte er darin einen Augenblick Troſt geſucht und ſobald es wieder trübe in ſeiner Seel, geworden, einen andern hervorgenommen. Er muß dieſes ſelbſt wahrgenommen haben; denn das Meiſte davon iſt wieder ausgeſtrichen, und mit einem neuen Anfange ergänzt, der dem Vorigen eben ſo unähnlich war. Folgende Stellen, welche die ordentlichſten ſind, ſtehen zweimal da:

„Da ich los bin von allem, und da mir ſo leicht und ring iſt, und da ich vermuthe, und mit völliger Gewißheit weiß, daß ich bald in vollem Maaß glücklich ſeyn werde. —“

Weiter unten ſtand:

„Daher will ich nochmal mich aufrichten, und Ihnen, indem es ſo eilfertig iſt, ſagen, wie mir heute ward, ob es gleich ungewiß iſt, ob dieſes in Ihre Hände kommen, und ob Sie etwas um mich fragen ſollten, da ich ſo ſehr gedemüthiget ward, und ob Sie wiſſen wollen, wie mir heute geweſen iſt.“

„Ich ſaß in Gerüchen, und ſchlief auf Blumen, da warſt Du mein Gefährte, und weißt Du, damals ſagte ich oft, daß ein Tag kommen würde, an dem vor dem Hauch des Windes der Eichbaum fällt.“

„Ich habe Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß ich geſtern und erſt dieſe Stunde wieder, und ſchon ſeit lange zur Verweſung ſagte: Du biſt meine Mutter; und meine Schweſter, zu den Würmern“

„Lieber, wir werden uns wieder ſehen. Das ſagte ich den Spöttern, die mich zum Auskehricht machen wollten, damit, daß ſie ſagten, Du wäreſt gewichen von mir. Dann dacht' ich: Ich werde ihn wieder ſehen; denn ich werde auferſtehen, denn er wird auferſtehen. Dann werde ich meinen Thränen mich freuen, die Gott nur bemerkt hat. Auch das ſagte ich mir, und mein Geiſt ſah es, wenn es gleich zur Zeit der Trübſal mein Herz nur im Dunkeln gefühlt hat.“

„Ich ſegne den, der mir Gutes that, und ſegne den, der aus Irrthum das Unglück hatte, mir Uebels zu thun.“ —

Auf der andern Seite des Papiers ſtand Folgendes, das ungezweifelt ſchon ſeit Langem geſchrieben worden.

„Wenn Du meine Geſchichte erfahren ſollteſt: ſo weiß ich, Du würdeſt dieſelbe zum Zeitvertreib leſen, und mich richten mit **Deinem** Herzen, und mir vorſchreiben, was ich in dieſem und jenem Falle thun, und was ich empfinden, und was ich hätte vergeſſen ſollen. Auch weiß ich, daß Du den Gedanken an mich zerſtreuen, und daß der Thor, wenn er Dich überfällt, wie Du eben an mich denkſt, Dich höhnen, und Deiner lachen werde, als triebeſt Du eine große Narrheit, und als ergötzeteſt Du Dich mit eitelm Kinderſpiel. Und ſich, Du wirſt den Muth nicht haben, ihm zu antworten; und es Dir leid ſeyn laſſen, daß Du an mich gedacht haſt, und Dich ſchämen in der Mitte der Thoren, von mir zu reden; denn das Beiſpiel Deiner Zeitfreunde, und die Macht des Spottes iſt gewaltig über die Seele des Zaghaften.“

„Ich aber ſehe nicht mehr Dein Erröthen, noch höre ich das Hohngelächter über mich, weil ich keiner von ihnen war, in dem Kreiſe Deiner Zeitgenoſſen; denn ich ſehe dann, und genieße die Ueberzeugung, und den Glauben an die Dinge, wobei die Menſchen keine Stimmen haben.“

„Darüber wollte ich oft ſo Vieles ſagen; aber nun betrübt es mich nicht, es nicht gethan zu haben, weil Du, wenn Du einer der Wenigen biſt, über die das Beiſpiel des Verderbniſſes kein Anſehen hat, tief in Deiner eigenen Seele, was ich ſagen wollte, verſtehen wirſt. Auch wünſchte ich damals, als ich noch etwas wünſchen konnte, Dich nur Einmal zu ſehen, ehe mein Auge ſich ſchließt. Ach, wir fanden uns nicht, und ſahen uns niemals, und vielleicht trennten uns Meere, oder ferne Jahrhunderte. Dieß wird Dein Herz, wenn Du meine Geſchichte lieſeſt, oft traurig machen, und Du wirſt klagen um mich in Deiner Seele, als hätteſt Du Deinen Gefährten in Lybiens Wüſten verloren.“

„Ja, Dir würde ich entdeckt haben, was kein anderer von mir jemals erfahren wird, was mein Herz ſich oft vornahm, und was es litt, wenn mein Tagwerk von eben den Menſchen, für die ichs baute, zerſtöret ward. Du ſollteſt meine Wunden befühlen, und die Schwere meiner Laſten mit Deinen Händen mir tragen helfen. Wie nahe Gefahren einen Helden erhitzen: ſo würde mein Unglück Deine Seele entflammen. Du würdeſt nach mir die Stelle behaupten, an der ich gefallen bin.“

„Es gibt einen Eifer, der bei Wunden, bei Reichthum, bei langem Leben, und den Reizen der Frauenliebe, und bei allen den Dingen, welche die Natur Deiner Kleider haben, die Du an und ausziehſt, und wegwirfſt, kalt bleibt. Ich rede nun ſo, wie ich mich deſſen, was ich einſt war, noch erinnere. In weſſen Seele er lebt, darin wirkt er gewaltig, und erſcheint wunderbar in den Augen der Uebrigen, die ihn nicht begreifen. Er iſt irdiſcher Schönheit ſatt, und fühlt Langeweile bei Dingen, die er ſieht, und feueriges Hinſehnen bei höhern Dingen. Wo andere ſchlafen, da ſagt er: Ich will wachen; und wo Wüſteneien ſind, da ruft er: Ich will ſie mit Fruchtbäumen bepflanzen. Wenn Du ihn haſt, ſo meide die Menſchen, die ſagen: „Es iſt genug;“ denn ſie ſagen die Unwahrheit; und fliehe noch mehr die Menſchen, die ihre Häuſer anzünden, um ein ſchönes Feuer zu ſehen; dieſe ſagen: „Es iſt nichts genug.“ Dieß war der Kunſtgeiſt meines Zeitalters. Er wühlte in den Herzen, und trieb Wogen und Stürme von Gefühlen auf, ohne den Gebrauch derſelben zu lehren. Sie verzehrten ihren Eifer noch um die Ehre und die Wohlfahrt des Vaterlandes, noch um die Aufnahme ihrer Familien. Thue Du nach mir, was ich gerne gethan hätte, und leite auf die Erde von oben die Ströme der Unſterblichen.“—

Dieſe Stellen, welche mit ſeiner letzten Faſſung keine Aehnlichkeit haben, gehören unſtreitig zu den vielen andern, welche noch vorhanden, und Früchte geſünderer Stunden ſind. Ein gewiſſes Gefühl ſchmelzender, ſüßer Schwermuth, dieſes Geſchenk des Himmels, das, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, alle Gegenſtände, gleich den Strahlen der untergehenden Sonne bemalet, verließ ihn nicht, bis auf die letzten Tage, wo er eine Troſtloſigkeit und Dürre des Geiſtes fühlte, die den grauſamſten Martern gleich kommt. Nur wenige heitere Augenblicke kamen, wie Blitze eine ſchwarze Nacht beleuchten, in ſeine Seele, und ihre Wirkung war, daß ſie ihn eine lange Reihe ſeines Jammers ſehen ließen, und ihn noch mehr verhärteten. Er eilte, ſobald er ſich empfand, ſein Herz in Schriften zu erleichtern, und ſchrieb an ſich ſelbſt, oder an Perſonen, die man nicht kennt, Briefe oder Erinnerungen ſeiner vorigen Schickſale. In einem derſelben erwähnte er auch der Gräfin, und nachdem er wünſcht, daß ſie noch leben, und Gott ſie ſtärken möge, ſetzt er ſein Gewöhnliches hinzu: „Es iſt eine große Laſt um ein zu empfindſames Herz in dieſem Leben, wo der Wünſche ſo wenige erfüllt werden. Ich wünſchte ſehnlich, daß ein Mann mit Geiſt und Redlichkeit, der die Gefahren dieſer Art kennen gelernt, aus Erfahrung die wahren Wege zeigen möchte, worauf man den Kampf wider ſein eigen Herz kämpfen ſoll. Die Meiſten kennen die Liebe (dieſe urſprünglich ſelige, reine Flamme, die das Herz ſo unausſprechlich verfeinert, und jede unſerer Empfindungen ſo gutwollend, ſo mächtig und thätig macht) nur durch Unglück, wie das Feuer in Brandſtätten. Sie wohnt aber nicht im Ungeſtüm wilder Triebe, und iſt fern von ſchwacher Hitze. —"

Außerdem that er mündlich keines Menſchen, nicht einmal ſeiner Mutter, Erwähnung. Wenn ihn die Alte aus Neugierde befragte, wer von ſeinem Haus noch am Leben ſey: ſo ſtand er eilend und erſchrocken auf, und taumelte, ſo gut er konnte, indem er ſich an den Wänden ſtützte, im Zimmer herum. Er vermied es auf alle Art, ſich an Dinge zu erinnern, deren Andenken ihn betrübte. Da er ſelbſt alle Hoffnung aufgegeben hatte, daß er wieder aufleben würde, und bereits mit vollkommener Ergebenheit wollte, was Gott will: ſo iſt wahrſcheinlich, daß die Geſchenke, und Freundſchaft der Gräfin keine ermunternden Eindrücke auf ihn, der allem Irdiſchen abgeſtorben war, gemacht haben würden.

Sie ſchickte in jener Nacht den Bedienten nochmal zurück, zu thun, was ſie vor wenigen Augenblicken gefürchtet hatte, daß es geſchehen möchte, nämlich den Brief ſeinen Augen zu entrücken, damit die plötzliche Freude ihm nicht ſchade. Die Alte ſollte ihn zur Ankunft des Bedienten, und dieſer zum Inhalt des Briefes ihn zubereiten; er ſollte verſchiedene Dinge, die ſie ehe vergeſſen hatte, noch ſagen, und da bleiben, bis er von ſelbſt erwachen würde, und gleich wieder zurückkommen.

Man hielt Rath zuſammen, wie man den Fall, als der Arzt ihn erfuhr, verheimlichen möchte. Lange ließ ſie ſich alles gefallen, aus Furcht, ihn zu kränken; und als lange alles vorüber war, machte ſie noch Anſtalten, die ihm zu gut kommen ſollten, wenn er geneſen würde.

Ihr Kummer war feurig, und ihr Schmerz ohne Grenzen.

Einſam im Todtenhain, an einem Ort, den keine Spur verräth, hier liegt er begraben; wo die Armuth, und die Aſche derer liegt, die kein Auge beweint hat. Ein höheres Schaudern, und das Schweigen der geheimern Wehmuth umgeben den Hain. Die eines zärtlichern Herzens ſind, fühlen das Geheimniß, das ihn umgibt. Ich wandle oft über dieſe Hügel des Alterthums, und ahne unter denen, deren Namen kein Dichter beſungen hat, Dinge einer beſſern Welt. Und manches thränende Herz, das niemand ſich klagen kann, findet hier ſeine Ruheſtatt. Auch flüchtet manchmal ein verſcheuchter Vogel auf ſein Grab ſich, und klagt durch die Nacht hin ſein Leid aus.

Schriften

über

das Theater.

Schriften
über
# das Theater.

Von der Bildung des fähigen Schauſpielers.

Dieß iſt ſehr betrübt in der Kunſt, und in allem, was von Menſchen geſchieht, daß ſelten einer mit freiem, mit ſeinem Sinn und ſeinem Gang wandelt, ſondern immer einer in des andern Fußſtapfen demüthig eintritt, und ſein Vorgänger mag nun trippeln oder unſtet wanken, von ihm blindlings ſich ſchleppen läßt. Jeder Baum und jedes Kraut ſchöpft ſein Leben, und ſeine Eigenheit unmittelbar aus der Natur; nur die Menſchen nähren ſich einer von des andern Saft. Darüber würde die Kunſt weinen, wenn ſie Augen hätte; denn wo allein das Beiſpiel, ohne Rückſicht auf die Natur, und ohne Ueberlegung und innerm Willen zur Regel des Schönen genommen wird, wird der Weiſe zum Thoren, und der Narr zum Unſinnigen.

Ich bin verſichert, daß ich dieſe Rolle gut ſpiele, denn ich habe mich nach einem Franzoſen gebildet, der ſie in Paris gut ſpielte; ich male gut, denn ich ahme die Manier eines großen Meiſters nach — wenn ein fähiger Schauſpieler, ein fähiger Künſtler ſo ſprechen könnte, würde er ſich nicht ewige Schande ſeines Kunſtlebens ſprechen? Sollte er eine Ehre darin ſuchen, an eines andern Kleid ſich zu hängen, und wie ein ohnmächtiger Zwerg ſich mit dem zu nähren, was ein Rieſe ihm gekaut hat?

Jenes pünktliche Einlegen deiner Seele in eines andern Idee, jenes gehorſame Nachahmen fremder Stimmen, und Bewegungen, jenes eiferſüchtige Ringen, berühmt zu werden in dem, wo es ein anderer war, verenget deine Talente, benimmt dir die Achtung deiner ſelbſt, und ſetzt bei jedem neuen Fall, wo du an dem andern kein Vorbild ſaheſt, deinen Muth in Verlegenheit. Man wird, ehe du auf die Bühne trittſt, wiſſen, wie du dieſe und jene Rolle bekleiden, wie du Freude fühlen und lachen, wie du Schmerz empfinden, und trauern wirſt; denn du klebſt an dem, was du ſaheſt, und ahmeſt wider Willen und Wiſſen in der Folge dich ſelbſt nach.

Willſt du einen Meiſter ſtudiren, ſo unterſuche, — nicht, was er Großes that, ſondern wo ers hernahm, wie ers anfieng, dieß Große zu thun. So theuer mir die Kunſt iſt, ſo erquickend für mein Aug und mein Herz der Anblick einer ſchönen Landſchaft auf der Leinwand iſt: ſo wandle ich doch weit lieber im Freien durchs balſamiſche Gras, genieße weit lieber einen ſchönen Abend, und die ſelige Ruhe der Natur unterm offenen Himmel, als in der ſchönſten Landſchaft des Beichs.

Lehre mich doch auch die Kunſt, ſo groß zu werden, wie du biſt, bat ein junger Künſtler den Bildhauer Theopomp; ich möchte gerne ſo groß werden, wie du biſt. Welchen Meiſter haſt du dir zum Muſter gewählt? Nach weſſen Manier haſt du gearbeitet? Woher haſt du deine Modelle genommen?

Das will ich dich lehren, mein Sohn, antwortete ihm Theopomp, indem er den jungen Menſchen nach dem öffentlichen Platz an einen Ort führte, von welchem ſie das Gewimmel, und das große Schauſpiel des Voltes überſehen konnten. Sieh, mein Lieber, ſagte er, das ſind meine Muſter, die ich unaufhörlich ſtudirt, von denen ich die Natur abgezogen, nachgeahmt habe. Haſt du den hohen Beruf zum Künſtler, ſo nimm hier die Muſter deiner Erfindungen, entflamme hier den Geiſt deiner Nachahmungen, dann wirſt du unſterblich, wirſt du größer werden, als Theopomp.

Strebe niemals nach dem Ruhm eines Sonderlings, und ſey kunſtliebender und beſcheidener, als daß du mit ungeſtümem, aufdringendem Eifer ſuchen ſollteſt, überall ein Original zu werden; du kannſt und ſollſt, ohne den Vorwurf, nachgeahmt zu haben, andern gleich werden; denn die Natur zeugt viele Brudermienen und Aehnlichkeiten; aber zu gleicher Zeit ſey zu ſtolz, als daß du dein Studium einzig dahin verwenden wollteſt, jemanden nur gleich ſeyn zu wollen.

Wo die Kunſt Sekten gebiert, da geht ſie verloren, wie die Weisheit bei den Philoſophen, die ſich die Kunſt zu denken rühmen, und es ſich zur Pflicht gemacht haben, aus der Sekte, der ſie durch einen Zufall zugeworfen worden, niemals heraus zu denken. Sieh, ihre Sekte ward immer geiſtloſer; immer hinfälliger, und behielt gemeiniglich am Ende von dem großen Urvater nichts, als den Bart und den Mantel.

Weißt du einmal, was du nicht thun ſollſt, ſo laß für das, was du thun, für die Bildung deſſen, was du vollkommener machen ſollſt, die Natur und dein Herz ſorgen. So ſpielte jenes bewunderte Mädchen die Zayre. Als ſie das erſtemal die Bühne betrat, brachte ſie keine andere Hilfe mit, als das anſtändigere Betragen einer feinern Lebensart und ihr reines Gefühl. Sie wußte nichts um die Regeln der Mode, nichts um die ſchweigenden Verträge der Schauſpieler, oder die Gewohnheiten des Volks. Sie wußte nur, daß man jedes Ding ſo ſagen müßte, wie man es empfände, und ſo ſagte ſies meiſterhaft.

Thue du das, und du wirſt uns herrliche Dinge zeigen, die wir niemals geſehen, oder lange mißwohnt haben. Spiele die Helden, die du kenneſt, und überlaß dich dann keines Moderichters Einrathen, ſondern überlaß dich dir ſelbſt. Strebe nur nach der Wahrheit, das, was du biſt, gut zu ſeyn, und ſey nicht unruhig, daß du keine Eiche biſt, wenn dich die Natur zur ſanften Blume in Gärten verpflanzt hat.

Ueber die Verzierung der Schaubühne.

Es geſchieht aus wahrer Hochachtung gegen die Künſte der Schaubühne, wenn ich aller der Schwierigkeiten, welche man daſelbſt überwinden muß, erwähne, und den Geringſchätzern derſelben zeige, daß hier auch nur zur Erreichung des Mittelmäßigen mehr Talent erfodert werde, als in vielen andern Dingen, denen man einen übermäßigen Werth beilegt, zur Erlangung des Vollkommenſten.

Die Bühne iſt bei einem komiſchen Gemälde das Tuch, oder die Landſchaft, worin die Handlung vorgeht. Was alſo ein Maler thun, vermeiden, oder beobachten muß, dahin muß auch ein Verzierer ſein Augenmerk richten, und das Schicklichſte und Schönſte aus der Natur zuſammen wählen, wenn er nicht haben will, daß wir alle Augenblick daran erinnert werden ſollen, daß wir uns vor einer Schaubühne befinden, wo die Natur aus Mangel an Pflege, oder aus Unverſtand betteln geht.

Die Verzierung muß genau nach dem Ton des Stücks ſich bequemen, und nichts unterlaſſen, was der Wirkung deſſelben hinderlich ſeyn, aber auch nichts wagen, was beſſer unterbleiben könnte, und ſich vom Unſchicklichen, vom Falſchen und Unmöglichen mit ſteter Sorgfalt entfernen. Dieſes alles hängt vom Geſchmack, von der guten Abſicht und den Kunſtkenntniſſen des Unternehmers ab.

Was ich ſchon von den Kleidern auf der Schaubühne erinnerte, daß ſie (außer man führt Narren und Närrinnen auf,) nicht Nachäffungen, oder wie gewöhnlich, Vergrößerungen unſerer ſchwülſtigen, höchſt unnatürlichen Moden, ſondern Muſter ſeyn ſollen: ſo ſoll es auch, wenn ein Zimmer, ein Saal vorzuſtellen iſt, der Saal eines Mannes von Geſchmack ſeyn. Nichts Ueberflüſſiges, noch weniger Unanſtändiges, kein ſchändliches Bild in einem züchtigen Haus, keine Vorſtellung, deren Anblick unſchuldig einfältige Herzen betrübet. Die Freiheit eines Zeitalters mag ſo zügellos ſeyn, als ſie will, nie wird die Schalkheit, welche unter verſchwiegenen Freuden verborgene Zänke ans Licht zieht, die Häuſer braver Männer ſchmücken, und kein Verbrechen wird ihre Wände bemalen.

Doch die Geſetze der Kunſt werden weit öfter mißhandelt, und der gemeinſten Fehler ſind ſo viele, daß beinahe die Gewohnheit ſie rechtfertigt. Wie in der Natur, ſo ſollen auch hier die Abwechslungen von Licht und Schatten, und der Abnahme derſelben, und die verſchiedenen Grade der Größen und Farben nach dem Verhältniß der Entfernungen vorkommen. Was von weitem anzieht, ſoll kleiner ſeyn, als was in der Nähe ſteht, und in einer Landſchaft ſollen die letztern Stellen dunkler ſeyn, denn die erſtern. Ich rede hier nur von einer Schaubühne, wo man nicht mit dem Begnügenden zufrieden, das Beſſere ſucht, und das Beſte befördert.

Freilich begehren oft die Dichter zu viel, und wenn etwas, ſo wie ſichs die Einbildungskraft vorſtellt, ſchön iſt, ſo ſorgen ſie manchmal wenig, ob es auch möglich iſt. Es iſt bald hingeſchrieben: Das Theater ſtellt ein ſchauderhaftes Felſengebirg, und die Ausſicht einen Meeresſturm vor; aber wie, wenn es auf der Schaubühne nicht thunlich iſt? Wenn man gleich einen Hügel größer als den andern vorſtellt, es wird darum doch kein Gebirg und kein Seeſturm, ſo heftig man auch die kleinen Wellen hin und wieder zerrt. Viele Dinge werden lächerlich, oder bleiben ohne alle Wirkung, ſobald ſie nicht mehr ſind, was ſie in der Natur zu ſeyn pflegen, und ein Rieſe in ein Häuschen von etlichen Spannen geſperrt, wird niemals ein Rieſe ſeyn. Dennoch, wenn nur nicht gar zu ungereimte Dinge vorkommen, als z. B. ein Lager im Wald, oder das pyrenäiſche Gebirg auf Brettern: ſo will ich mich gerne bereden laſſen, etwas zu ſehen, was nun einmal auf unſern Bühnen nicht Platz hat, und das Lachen zurückhalten, wenn der Pallaſt kaum noch einmal ſo hoch, als ſein Herr iſt.

Doch es lohnt wohl kaum der Mühe, von den Tugenden und Fehlern eines wichtigen Theils der Kunſt zu reden, wo dem Publikum Getroffenes und Verfehltes einerlei iſt. Wenn nur der Vorhang nirgends hangen bleibt, und keine Scene umfällt: dann iſt bei dem größten Theil der Zuſchauer alles richtig; und ſind die Scenen wohl noch gar hübſch roth und vergoldet, dann haben ihre Augen nie etwas Schöneres erblickt. Es iſt langweilig, ſich viele Mühe umſonſt zu geben, wenn das Gute, ſo wie das Schlechte vergeſſen, und kein Beifall, und kein vernünftiger Tadel gegeben wird.

Ich weiß ſchon nicht, ob wir alle wiſſen, daß, wenn das Auge von einem Gegenſtand entfernet iſt, dieſer nie ſo vorgeſtellt werden könne, wie er iſt, ſondern wie er ſcheinet. In der Ferne werden, wie ich eben geſagt habe, alle Dinge kleiner, und dunkler, und darauf gründen ſich die Hauptgeſetze der Dekoration. Wenn eine Perſon im Hintergrund von einer Ferne, oder von einem Berg herabkommt, ſoll ſie kleiner und dunkler ſeyn, als ſie nachher in der Nähe erſcheinet. Dieß kann nicht anders geſchehen, als wenn man ſich zweier Perſonen bedient, eines Jungen in der Ferne, an deſſen Stelle den Augenblick, wo man hinter die Scene, oder hinter ein Gebüſch tritt, ein Mann in gehöriger Größe zum Vorſchein kommt. Ich werde hiedurch auf eine beſondere Betrachtung in Abſicht auf die Stellungen unſerer Chöre geführt. Daß die Perſonen derſelben nicht in Zuglinien ſtehen, noch ſich mit einer mechaniſchen Gleichförmigkeit bewegen ſollen, davon habe ich ſchon einmal geredet; aber in eben dieſen Zugſtellungen ſcheint mir noch ein anderer Fehler, der wider alle Geſetze erſcheinender Größen verſtößt, zu liegen. Die kleinſten Perſonen ſtellen ſie zuerſt, und verhältnißweis laſſen ſie die größern folgen. Dieß iſt gerade die verkehrte Ordnung. Der Chor ſtellt nicht allemal das Volk, das iſt, die Verſammlung von allen Jahrsſtufen vor; und auch in dieſem Falle iſt die Gewohnheit, daß man in allen Verſammlungen die Jugend voraus ſchickt, keine Regel für das Theater. Ein anderer Grund wäre, daß bei Volksmengen, wo alles untereinander ſteht, die Kleinern ſich allemal ſelbſt vorausdrängen, und ohne alle Anweiſung an die Plätze ſich ſtellen, wo ihr Aug und ihr

Körper am beſten in Freiheit kömmt; aber dieſer Grund fällt bei unſern Stellungen weg; und da die Chöre bloße zwei Reihen von Begleitern vorſtellen, ſo ſoll man, nachdem man einmal ſelbſt, vielleicht des Geſangs wegen, Stufengrößen vorſtellt, dieſelben ſo, wie ſie in der Natur erſcheinen würden, ſich ſtellen laſſen.

Eben dieſe Erſcheinungsgeſetze geben auch in Abſicht auf die Farbe der Kleider verſchiedene Regeln. Wo nur ein rothes Kleid vorhanden iſt, da weiß ich wohl, daß man ein rothes Kleid anziehen müſſe; aber wo man eine Wahl hat, da ſoll man wählen. Nicht zu jeder Scene ſchickt ſich jede Farbe; die Kleidung muß für die Verzierung, und eines für das andere gemacht ſeyn.

Wie die Größen, ſo nehmen auch die Lichter ab, und je tiefer die Perſonen im Hintergrunde der Bühne zu ſtehen kommen, deſto mehr ſollen ſich ihre Kleider ſo, wie die Scenen, ins Dunkle und gleichſam ins Luftige verlieren. Da dieß in Rückſicht auf die Unkoſten, zumal bei jetzt üblichen, z. B. Soldatenkleidern, nicht überall möglich iſt, ſo möchte vielleicht eine allmählige, gut eingetheilte Abnahme des Lichtes, wobei die Farben immer mehr im Schatten zu ſtehen kämen, eine ähnliche Wirkung thun, und möchten geringe

Verſuche dieſer Art, in der Mitte vieler Hinderniſſe, zeigen, was der Verzierer, wenn er ohne alle Einſchränkung thun könnte, was er wollte, zu thun im Stande ſeyn würde.

Dieß ſind einige der erſten Grundſätze der Dekoration, die ich aus der Abſicht herlege, um mich bei meinen künftigen Erinnerungen auf dieſelben zu beziehen. Ich werde nie vergeſſen, was dem Dekorateur in Abſicht auf ſeine Umſtände zu leiſten möglich, und nicht möglich iſt; aber wenn es frei ſtünde, in das Zimmer eines Mannes mit Geſchmack und Sittlichkeit ein ſchönes Bild, oder z. B. eine Leda mit dem Schwan malen zu laſſen; ſo würde ich mich nicht enthalten können, zu ſagen, es wäre den Wirkungen, welche das Theater auf die Gemüther der Zuſchauer machen ſoll, es wäre nach allen Regeln des guten Geſchmacks beſſer und anſtändiger, die Wände (wenn je ſonſt kein Mittel wäre) mit Kohlruß zu überſtreichen, als mit mythologiſchen Liebeleien zu bemalen. Wann werden wir mit unſern Ideen einmal nach Hauſe kommen, und Holz in dem Walde fällen, in deſſen Mitte wir leben?

Je aufmerkſamer das Parterre auf die Richtigkeit in jeglichen Kunſttheilen zu werden anfängt, deſto freudiger muß es für den Künſtler ſeyn, daran zu arbeiten, und etwas zu unternehmen; nur derjenige ſtirbt den Tod der Langeweil, von dem weder Böſes noch Gutes geſagt wird.

Nicht ſelten unternimmt man etwas zu Großes, um darin etwas Mittelmäßiges liefern zu können. Viele Sachen hört man beſſer, als man ſie ſieht, und je ſchauderhafter, und prächtiger, und größer etwas in der Natur iſt: deſto gewöhnlicher gewinnt man dabei in der Vorſtellung, wenn man der Einbildungskraft zu thun giebt, und durch das, was man von dem Gegenſtand ſieht, von demſelben mehr vermuthen, als ſehen läßt. Man ſollte es niemals unternehmen, eine offene Ausſicht in die eliſäiſchen Felder, oder die Regionen der unterirdiſchen Reiche mit den Danaiden und dem Irion, dem Tantalus und Siſyphus ꝛc. vorzuſtellen. Aeneas geht bei dieſer letztern nur vorbei, und hört nur herauf von den Tiefen das Kettenraſſeln und die Schreckentöne der Höllenſtimmen. Es iſt eine Hauptregel einer guten Dekoration, daß ſie an und für ſich ſelbſt nicht handle, noch dem Zuſchauer eine Art von Beſchäftigung oder Zerſtreuung gebe, die von der Haupthandlung ihn abzieht. Wir ſollen durch das, was wir ſehen, glauben, dahin zu gehören, wohin wir verſetzt worden, und nicht veranlaßt werden, die Perſon über ihr Kleid zu vergeſſen.

Wir haben hier eine Hölle, ſo wie einen Kerker, welche für Meiſterſtücke der Theatermalerei gehalten werden. Man kann jene nicht anſehen, ohne von dem Grauſen und Fürchterlichen des Orts in ein Gefühl von Entſetzen und Furcht verſetzt zu werden. Gräßliche, zerriſſene Felſen, halb glühend und halb verloſchen, durch ſchwarze Stellen Striche von ziehender Glut, und alles ſtill und groß und einfach.

„Es führt kein Weg zu der Hölle
Schreckenden Tiefen. Es wälzen ſich dicht bei der Pforte die Felſen
Unabſehlich hinab, durch träufelndes Feuer geſpalten;
Schwindelnd, ſprachlos und bleich, mit weitvorquillendem Auge,
Blickt das Entſetzen hinunter.“

Mein Freund!

Nun iſts ein Jahr, ſeitdem ich in München geweſen, ſeitdem ich viele gelehrte, und rechtſchaffene Männer dort kennen lernte, und manche ſelige Stunde in ihrem Kreiſe zubrachte.

Schon abweſend ſchätzte ich dieſe biedern deutſchen Männer, die ſich ſo warm der Aufklärung ihrer Mitbürger annahmen, und durchſetzten durch den Strom von alten Vorurtheilen, und durch ſtille und eben darum gefährliche Untiefen frommer Schwärmerei; wie mirs ward, als ich ſie von Perſon kennen lernte, und meine Erwartung übertroffen fand.

Einer meiner Freunde erhielt Agnes Bernauerin, ein bayeriſches vaterländiſches Trauerſpiel, er las es mir vor, und ich fühlte das dabei, was ein guter Mann dort fühlen muß, wo das Herz eines andern mit meinem Herzen ſpricht, wo deutſche Urſprache, deutſches Gefühl weckt. Endlich kam dieſes Stück auf die Bühne, vielen war es ſchon vorhin durch das Leſen bekannt, die ſagten es ihren Freunden, und ſo war die Vorſtellung mit Verlangen erwartet. Zum erſtenmal ſchon drängte ſich alles ſo ins Theater, daß 200 Menſchen (und unſer Schauſpielhaus faßt doch 600 bis 700 Köpfe) zurück gehen mußten; noch drei mal wurde dieſes Stück wiederholt, von den umliegenden kleinen Städtchen wurden eigene Boten, den Tag der Aufführung zu erfahren, an den Direktor geſchickt, und noch bei der vierten Vorſtellung war der Platz zu klein, alle die zu faſſen, welche an dem Schickſal der Agnes theilnehmen, und Thränen des Mitleids in die Thränen der Liebe weinen wollten.

Nie glückte es einem Stück ſo ſehr, daß es viermal in einer ſo kurzen Zeit mit ſo beſonderm Nutzen einer Schauſpielergeſellſchaft gegeben werden konnte.

Wenn allgemeiner oft wiederholter, ungetheilter Beifall der ſichere Beweis von dem wahren Werth der Arbeit eines Schriftſtellers iſt, ſo kann der Verfaſſer der [illegible]en Agnes des Werthes ſeiner Arbeit ſich ve[illegible]rt halten. Die Theilnahme der Zuſeher ſtieg ſo ſehr, daß viele im Parterre, da die unſchuldige Agnes von der Brücke in die Donau geſtürzt wurde, aus überſtrömender Empfindung laut aufrieſen, ſtürzt den — — Vizedom hinein.

Der Verfaſſer verdient aber auch dieſes innere Vergnügen, welches ihm dieſe Verſicherung verſchafft; Anlage, Charakter und Sprache ſind trefflich, fließend, hinreißend, den Situationen angemeſſen: hin und wieder verrathen einzelne Züge den Bayern, den Patrioten, dem ſein Vaterland alles iſt, dem er alles ſeyn möchte, für das ſein Blut mit Vergnügen hinflöße, das er immer glücklicher zu wiſſen wünſchte: — küſſen möchte ich den Mann, denn meinem Lob iſt er entwachſen, der ſo denkt, ſo ſchreibt, ſo handelt. — Ja er ſoll oft ſchreiben, der liebe Mann, nie eine ſeiner Geburten im einſamen Bücherſchrank erſticken, er ſoll uns Oberdeutſchen die

Wonne gönnen, unſern niederdeutſchen Brüdern ſagen zu können, auch wir haben einen würdigen dramatiſchen Dichter.

Die Aufführung ward mit aller Genauigkeit beſorgt, ſo viel es der kleine Raum unſerer Bühne zuließ, prächtig, und im Koſtum. Die altdeutſche Rüſtung für die Ritter, und Ernſts und Alberts Soldaten war aus dem Zeughaus der Veſtung hohen Salzburg genommen. Herr Schickaneder, ein bekannt ſehr guter Schauſpieler, entſprach als Albert der Erwartung vollkommen, er war ganz Held und Mann, und Gemahl und Sohn; ſpielte mit Wahrheit und Empfindung, riß die Leidenſchaften nicht in Stücke, ſondern drückte ſie nach ſeinem ſchönen Ideal vollkommen aus.

Seine Frau, eine zu ſanften Rollen geborne Schauſpielerinn war Agnes, ihre Silberſtimme gieng uns ans Herz, und unſere Empfindung floß über im Auge. Nie will ich den Anſtand, die feſte Entſchloſſenheit der leidenden Unſchuld vor Gericht, nie ihr Gebet im Gefängniß, als man ſie zum Verhör abholte, vergeſſen.

Die Rolle des alten Herzogs ſpielte Herr Neukäufeler, ein junger Schauſpieler, der zu tragiſchen alten Rollen eine treffliche Anlage zeigt. Hanſen Zenger ſtellte Herr Kopp vor; ganz war er der rauhe, gerade, redliche Ritter aus den Zeiten Ernſts, und Albrechts, wo Wahrheit ihren eigenen Ton hatte, und wo deutſche Freundſchaft gegen deutſche Fürſten nicht erſt im Gängelwagen der Hofmanier einher ſchleichen mußte.

Die Rolle des Caſpar Torringer fiel ungemein auf; laut, und allgemein ward der Wunſch der Zuſchauer, ihn einſt in einem eigenen Schauſpiel von der Feder, aus der die Bernaurin floß, auf der Bühne, und den biedern bayeriſchen deutſchen Mann ganz geſchildert zu ſehen, den uns der Verfaſſer hier nur im Guckkaſten, oder im Schatten einer Zauberlaterne vorüber wandeln ließ.

Zum Schluß will ich Jhnen ſagen, daß wir unſere liebe Agnes dieſen Faſching noch zweimal ſehen werden; man wettet bereits darauf, daß der Zulauf nicht minder, als die vorigen Male ſeyn werde; der Handwerker verläßt ſeine Werkſtatt, die Magd ihren Dienſt auf einige Stunden, und er und ſie will die Agnes mit anſehen.

Jch nehme an allem, was im literariſchen Fach von Bayern kömmt, warmen Antheil; nimmt nicht auch der Wanderer Antheil an der Sonne, und blickt ihrem Aufgang mit froh klopfendem Buſen aus dem ſchwarzen und düſtern Wald, in dem ihn die Nacht überfiel, freudig entgegen ?

Wenn dieſes Stück einſt bei Ihnen in München, vor der ehrwürdigen Nation, deren edles Gepräge es trägt, und wo es noch ungleich ſtärker, als an jedem andern Ort wirken muß, aufgeführt wird, ſo ſchreiben Sie mir, wie es wirkte — ich freue mich ſo gerne über wahres Verdienſt, gekrönt mit dem herrlichen Lorber des allgemeinen Beifalls, gönnen Sie dieſes Vergnügen Ihrem

---

Lenardo und Blandine,

ein Melodrama von Herrn Baron J. F. von Göz, München, 1779. Die Muſik von Herrn Winter.

Ihr weichen Seelen, die ihr euch ſo gerne von den Fußſtapfen gewöhnlicher Menſchen entfernet, und jene ſtärkende Freude kennet, jezt in die höhere Wehmuth des mitte[illegible]chtlichen Mondes hinaus zu ahnen, und in Gefühle, für die es keine Sprache giebt, in den Raum des Himmels euch hin zu gießen, und euch dann nach den Wenigen, die eueres Gefühls ſind, zu ſehnen, oder vom Grabe des längſt vergeſſenen unbedauerten Mannes die Diſtel heraus zu ziehen, — ihr, die ihr nirgends Ruhe, und ſo ſelten einen Freund für euch findet, überall etwas Vollkommneres, das euch ähnlicher ſeyn, vermiſſet: eure Zeit iſt gekommen, wo man euch, wenn ihr redet, verſteht, was ihr wollet: wo man für die unſichtbare Kraft, die man an euch wahrnimmt, eine höhere Ehrfurcht fühlt, wo ihr ſelbſt an das Herz einer ähnlichen Seele vertraulich euch legen, und eure Freuden, und eure Wunden ihr öffnen könnt. Wäre es auch nur eine Miene, der man anſieht, du fühlſt, kommſt aus dem Herzen, ſo wäre es ſchon ein herrlicher Zug in eines Sterblichen Angeſicht. Aber nun Ergießungen wahr zu nehmen, in welche die Seele des Künſtlers bei Bürgers Erzählung ſich ausgoß: womit ſollt ichs vergleichen? Es iſt die Sprache der Geiſter — die Sprache Homers, Platos, Xenophons, Phidias, Raphaels, Rubens, Garricks, Winkelmanns, Grauns, — iſt die Sprache der Geiſter. “

Irgend ein Kopf mit dem Ausdrucke dieſes himmliſchen Feuers wird es einſt ſeyn, der, wie jenem alten Künſtler geſchah, einem neuern Gelegenheit zu Ideen und Geſtalten geben wird, die dem Strom der Zeit, und der Verweſung entgehen.

Doch laßt uns nun dem Drama ſelbſt nahe kommen. Wenn ich eine Erzählung zur Handlung umſchaffen ſollte; ſo würde ich allererſt nicht vergeſſen, daß eine angeſtrengte, lyriſche Empfindung, (und das iſt ein Melodram) wenn ſie zu lang wird, ermüde, ſo wie ſichs mit jedem Ding in der Welt, ſo ſchön es ſeyn mag, verhält; — daß vieles, welches in der Erzählung uns rührt, in der Handlung uns kalt läßt; denn bei jener denkt man ſich immer das Nothwendige hinzu; man hilft ſich ſelbſt, und macht die Sache oft feuriger, als der Dichter ſie anlegte; aber bei dieſer endet alles auf der Stelle. Was in jener nach und nach wohl geſchehen konnte, wird hier oft, da es nun wirklich und plötzlich geſchehen ſoll, ich weiß nicht, wie befremdend. Mich ängſtiget es allemal, wenn ich ein gutes Geſchöpf auf der Schaubühne vor Schmerz plötzlich ſterben ſehe. Ich weiß wohl, daß es dergleichen Fälle im Leben giebt, und daß dieß Sterben natürlich ſey. Aber die Parcen ſind gewöhnlich ſo wohlthätig nicht; es ſind alte, zähe, kalte Jungfern, die ihre Freude daran haben, wenn der Lebensknaul recht verwirrt durch einander zackt. In der Erzählung geht das alles hin, aber wenn uns der tragiſche dramatiſche Dichter recht peinigen will, und das iſt ſeine Pflicht, das ſoll er: ſo muß er uns die Perſon, für die wir ſo gerne unſer Leben hingeben möchten, unwiederbringlich unglücklich machen und eben darum, ſo bald ers vermeiden kann, nur nicht durch den Tod. Ich denke mir allemal, wenn ich den Sarg eines Menſchen anſehe, von dem es ausgemacht war, daß ſein Leben eine Reihe von folternden Peinen ſeyn werde: Wohl dir, daß du es ausgelitten, und dein Haupt zur Ruhe gelegt haſt. Und ſo iſt überhaupt unter den höchſten Uebeln des Menſchen der Tod immer das geringſte; und auf der Folter liegen eine Stunde, und darüber das Gefühl verlieren, und ſo ſterben, iſt nichts gegen jenes langſame Abhärmen, wo der Schmerz jedes Glied durchnagt, und aus jedem Gebein Mark und Saft ſchlürft; denn dieß iſt mehr, als Sterben. Könnte uns der Dichter dieſes Leiden auch nur in der Ferne ſehen laſſen, ſo würde dieß mehr angreifen, als alles Niedermorden, und eine Wirkung thun, die er ſelbſt niemals gehofft hätte; denn es iſt ſchmerzlicher, das Leben durch eine Wunde langſam ablaufen, als auf einmal ſtill ſtehen zu ſehen. — Dann würde ich ſorgfältig vermeiden, an der Perſon, welche dem Unglücklichen ſein Leiden verurſacht, Strafe zu nehmen; denn mich dünkt, daß dieß unſern Schmerz ſehr vermindere, indem dadurch eine gewiſſes Vergnügen in unſer Herz kömmt, das uns gleichſam beredet, und uns glauben macht, das Unglück ſey nun auf eine gewiſſe Art gemildert, weil es gerächet iſt.

Dieſes ſind einige meiner Grundſätze von dem Tragiſchen, die ich ohne alle Abſicht auf etwas Gewiſſes, worauf ſie ſich beziehen ſollen, und nur, weil ſo eben Gelegenheit dazu war, im Vorbeigehen niedergeſchrieben habe. Der Herr Verfaſſer des gegenwärtigen Melodrams hielt ſich durchgehends an Bürgers Erzählung.

Die Pantomimen und Stellungen im gegenwärtigen Stück waren von Stelle zu Stelle herrlich erfunden, maleriſch, und ausdruck- und würdevoll in jedem Augenblick, ſo daß man eben ſo viele vortreffliche Gemälde, als verſchiedene Stellungen zu ſehen bekam. Die Ausführung gehört unter die Meiſterſtücke unſerer geliebten Heiglinn. Wir hören, daß der Herr Baron die intereſſanten Stellungen nieder gezeichnet habe, und wir hätten gewünſcht, daß er uns ſtatt des artigen Siluets, worin wir das nicht alles finden, was darin ſeyn ſoll, eine dieſer Zeichnungen, geliefert hätte. Eben dieſer richtige Geſchmack herrſchte in der Verzierung des Theaters; nur das zu ſtarke Licht in dem Schlafzimmer wollte mich ein wenig blenden, ungeachtet ich zweifle, ob ich es wegnehmen würde; denn es war beſeelt, groß, und prächtig. Doch ich werde mit nächſtem die Gelegenheit ergreifen, von dieſem ſo wichtigen Theile einer guten Schaubühne meine Erinnerungen zu ſagen.

Und nun ende ich dieſe Anzeige traurig und unbefriedigt, weil ich für das Herrlichſte, womit dieß Drama begleitet ward, keine Zeichen finde, keine ſinnlichen, ausgleichenden Zeichen für den Ausdruck der Muſik. Man muß ſich ähnliche Bilder in der Natur denken, um ſich zu ähnlichen Empfindungen, welche in dem Geiſt dieſer Töne lebten, anzuſtimmen; — das Lächeln der Natur an einem heitern Frühlingsmorgen in jedem Laub und Gras, und die junge genießende, und doch immer innigere Entzückung in Himmel und auf Erden; Blandinens Zuſtand in Wonne und Freude. — Ein graues Wölkchen, und der Kummer des aufſehenden Landmanns wegen reifer Saat; tiefes Schweigen der Natur im ſchwarz anziehenden Ungewitter, und banges, bittendes Fliſtern des ſchwachen Rohrs im allmähligen Wehen des Sturms; — Blandinens Erwartung in der Mitternacht. — Sturm, Brauſen, Windgeheul, Zerreißen, und Herabſturz des Himmels, Erſchütterung, Wirbeldrehen; Erdbeben; Ruh; — Blandinens lautes Geſchrei, Ringen, ſterbendes Aug, Hinſinken, Tod, Ruhe der Natur.

Noch muß ich ganz etwas weniges von der Philoſophie vieler unſerer heutigen beliebten Dichter anbringen.

Philoſophie der Dichter und Künſtler nenne ich jene Begierden, Empfindungen, und Beſtrebungen nach wirklichen Handlungen in unſerm bürgerlichen Leben, und unſere Schwäche und Stärke bei denſelben, ſo wie ſie von den Gemälden der Dichter und Künſtler in unſerer Seele veranlaßt, und zum Charakter derſelben verwebt werden.

Was ich ſagen werde, gehört zu meinen Grillen, die ſich allemal meines ganzen Weſens bemächtigen, ſo oft man mir vorſagt, daß wir wirklich in einem denkenden Zeitalter leben, und die mich dabei ſo wunderbar anwandeln, daß ich dieß gerne heimlich nicht ſo ganz glauben möchte, wenn ich nur eine kleine Erlaubniß hätte, daran zu zweifeln.

— gewiß nur zu meinen andern Grillen, die man an mir ſchon noch gewohnt werden wird, und die ſo unſchuldig und unſchädlich, und duldend ſind, daß ich verſichert bin, der unfreundlichſte Gegenfüßler von meiner Denkungsart werde ſie lieber mit mitleidiger Nachſicht anlächeln, als mit feindſeligem Grolle aushöhnen wollen.

Denn, warum ſollte nicht jeder gute Erdenſohn wiſſen, wenn es uns auch der erzgute Yorick nicht geſagt hätte, daß es ein glückſeliges Alter im menſchlichen Leben gebe, in welchem (das Gehirn iſt alsdann noch zart und weichfaſerich, und einem Brei ähnlicher, als ſonſt Etwas) eine Hiſtorie geleſen, von zwei zärtlich Liebenden, getrennt, durch grauſame Aeltern, und durch das noch grauſamere Geſchick —

Amandus, — Er
Amanda, — Sie

keiner von der Pilgrimſchaft des Andern etwas wiſſend,

Er — Oſtwärts, —
Sie — Weſtwärts —

Amandus von den Türken gefangen, und nach dem Hofe des Kaiſers von Marocco geſchleppt wird, woſelbſt ihn die Prinzeſſin von Marocco, die ſich in ihn verliebt, zwanzig Jahre im Gefängniß hält, wegen der Liebe zu ſeiner Amanda —

Sie — (Amanda) die ganze Zeit durch barfuß und mit zerſtreutem Haar über Gebirge und Felſen wandert, und nachforſcht nach Amandus — Amandus! — Amandus! — von jedem Hügel, von jedem Thale das Echo ſeinen Namen widerſchallen läßt —

Amandus! Amandus!

vor jeder Stadt, vor jedem Städtchen ſich verlaſſen niederſetzt — iſt Amandus! — iſt mein Amandus hier eingegangen? — Bis ſie die Welt — rund und rund umgegangen — der Zufall ſie eines Abends, in einem Augenblicke, obwohl durch verſchiedene Wege, unverhofft vor dem Thore von Lyon, ihrer Vaterſtadt, zuſammenführt, und beide mit wohlbekannter Stimme laut ausrufen:

Iſt Amandus
Iſt meine Amanda } noch am Leben?

einander in die Arme fliegen, und beide vor Freuden todt zur Erde fallen.

Daß es alſo ein glückſeliges Alter in jedes gutherzigen Sterblichen Leben gebe, in welchem eine ſolche Hiſtorie dem Gehirne ein beſſeres Futter iſt, als alle Brocken, alle Krümmchen, und Schimmel von Alterthümern, welche die - - zuſammen ſudeln mögen.

Ich bin voll freundſchaftlichen Kummers für die Seelen dieſes Alters; denn ſie ſchweben immer am Abhange, treten immer in der Mitte zwiſchen Glück und Unglück.

Als ich jüngſt ſo voll vom Mitleid gegen Blandinen ward, daß ich mich kaum erwehren konnte, laut hinauf zu ſchreien: Ich weiß es beſſer, Lenardo lebt! als ich ihr ſo helfen wollte, (und wie ich verſichert bin, jeder Zuſeher ihr helfen, und geben wollte, was ſie verlangte) und darauf wieder ins Tageslicht trat, dacht ich (warum ſollt ichs nicht ſagen? Wir ſind doch alle Bürger, und Brüder Eines Staats) — ſo dacht ich, wie es ſo wunderlich käme, daß wir jetzt eben um eine Sache geweint, eine Sache gewünſcht hätten, die wir im Leben und am hellen Tagslicht verabſcheuen würden. Ein Lenardo ſollte uns eine Prinzeſſin anrühren! Und wäre er der leibhafte Apollo: er müßte uns am Rabenſtein ſterben.

Etwas Aehnliches denke ich allemal, ſo oft ich ſehe, wie auf der Schaubühne ein adelicher Junker ein Bauernmädchen heirathet, oder ſie ihm wohl gar von ſeinem eigenen Vater, wie im Triumph zugeführt wird. Und wäre ſo viele zärtliche Glut in deinem Herzen, daß du den Veſuv verzehren könnteſt, bei uns würdeſt du aus dem Orden geſtoßen.

Der Weg, auf dem des Menſchen Leben geht, iſt ſo voller Unebenen, ſo voll von Felſen und Steinen; — kömmt noch ſo was dazu, und ſchreit man in dieſer Ecke: das iſt ſchön, was du thuſt, und in einer andern: Thuſt du das, ſo henk ich dich: ſo wird dieſer Weg wahrlich nicht mit Roſen beſtreuet. Der junge Menſch arbeitet, und keuchet, und lechzt, und da er den Mund öffnet, gießt man ihm Oel in den Leib.

Ich erinnere mich unter den mancherlei Dingen, die ich mir nach meiner Weiſe aus meinem Umgang mit Menſchen herausmerkte, eines Geſpräches, das ich mir gleich als etwas Merkwürdiges von Silbe zu Silbe niederſchrieb, und das ich hier mittheilen will.

Es war ein ehrlicher, alter, geſunder Mann, mit grauem Bart und Haaren, und dieſer war, denn er heirathete ſehr ſpät, ein zärtlicher Vater eines aufblühenden Töchterleins; —

Eines reinen, zarten, winzigen Jungfräuleins, das noch niemals geſeufzt hatte, das ſo ſchamhaft, und glühend, wie eine Roſe, ſo unſchuldig, und wehrlos, wie eine Lilie, die noch kein unſanfter Hauch berührt hat, und ſo herzlich, und lieblich anzuſchauen war, daß es einen jeden, wenn er auch mit argem Auge ſie angeſehen, entwaffnet hätte. Der Alte hatte ſeine Freude an dem Jungfräulein; denn es war ſein Kind, und er liebte es wie ſein Kind.

Es wäre eine Tonne Goldes werth geweſen, dieſes blumenähnliche, durch und durch gute, und liebliche Weſen, und dann das troſtvolle, und wegen dieſem Troſt bei Gott dankbare, bei Menſchen ſtolze, und ſich heimlich kränkende Geſicht des Vaters von einem van Dyck auf ein hübſches Täfelchen bringen zu laſſen.

Ich kam eben dazu, als er mit einem Modell unſeres Zeitalters, das ihn um ſeine Augäpfelchen bat, das folgende ſehr eifrig ſprach; ich nannte es einen Eifer, weil er Vater, und ſchon gemäß ſeines Temperaments, in

Geſprächen, die ihm aus dem Herzen kamen, immer ſehr hitzig war, wobei ſein Ton, ſeine Gebehrden, und Mienen ſo ſehr ins Wilde verfielen, daß es jedermann, der ihn nicht genau kannte, erſchreckte, oder beleidigte. Er war durchgehends ein ſeltſamer, ernſter, aber grundehrlicher Mann, der immer etwas Beſonders in ſeinem Thun und Laſſen hatte, das andere ärgerte oder beluſtigte. Ich mußte ihm die Hand geben, wenn ich hereintrat, und dieß ohne ein Wort zu ſprechen, wenn er eben beſchäftigt war, und ich war oft lange bei ihm, und gieng dennoch ſehr getroſt fort, ohne ein Wort geſprochen zu haben.

Dieſes habe ich in mein Papier alles ſo eingetragen, und will es alſo alles ſo herſetzen.

Als ich eben ins Zimmer hineintrat, ſagte er; (der junge Menſch ſtand ſehr betroffen vor ihm, und in ſeiner Miene, denn ich faßte ihn genau ins Geſicht, war ein Aerger, der mir ſehr mißfiel: er murmelte bei ſich ſelbſt: Der grauköpfige Pedant!)

ſagte er: Durch was werden aber die Kinder verderbt, als durch dieſe eure Romanen?

Der junge Menſch wurde über und über roth; er huſtete, kneipte ſich die Finger, trippelte: Wie, durch dieſe Romanen?

Nun ja, es wäre mir leid, wenn ihn das befremdete. — Freilich, ich glaube es gerne, daß es ihm wunderlich vorkommt. Ich glaube, daß es zehn giebt, die mir meinen geſunden Verſtand abſprechen würden, wenn ich ſo was daher rede, bis es Einen giebt, der es nur der Mühe werth hielt, darüber nachzudenken. — Ein Dichter ſoll das Gefühl für die Pflichten des wirklichen Lebens ins Herz legen, und was thun dieſe da?

„Sie meinen, verſetzt der Jüngling, die Dichter handelten immer nur von der Liebe?“

Ich will jetzt das eben nicht gerade zu ſagen. Die Liebe iſt die Gefährtin jedes Lebens und Fleiſches, und ihre Falten und Geheimniſſe ſind unerſchöpflich. Man kann ſie nicht genug aufdecken; denn ſie iſt ſo voller heimlicher Ränke, daß ſie ſich ſelbſt betrügt. Aber ich hätte oft drein ſchlagen mögen, wenn ich in der Komödie über einen verliebten Narren, der ſich erſtach, laut klatſchen hörte, und mich jammerten die jungen Leute, welche zuhörten.

Was thun ſie anders, fuhr er fort, als ein Gefühl aufwühlen, das ohnehin ſchon gränzlos iſt? Wenn das brauſende, tobende Gefühl eines — allgemein werden, das Verhalten im Leben werden ſoll: wer wird unſere Kinder retten?

„Es iſt keine Gefahr, ſtammelte der Jüngling.

Aber der Endzweck des Dichters iſt es doch, er mag darauf denken, oder nicht; denn ſchreibt er nicht für alle, und wünſcht er nicht, daß alle, was er ſchreibt, empfinden möchten? Da kommt ihr immer mit euerm: Es iſt Genie darin. Dieß ſpreche ich dieſen Produkten keineswegs ab. Wenn der Dichter die Folgen dieſer Leidenſchaft, welche ſie in dem Kopf, in dem Herzen, und in und außer den Menſchen anrichtet, herlegte, die Verwüſtungen beleuchtete, ſie ſo vorſtellte, daß man ſich ſchämte, ſie bis ins Uebermaß zu treiben: Herr, da wäre der Dichter ein großer nützlicher Mann, ſo gut, als ein Miniſter, oder Prediger, oder General.

Aber, wie ſoll ſich ein junger, armer Schelm retten, wenn ſeine Leidenſchaft ſo aufgetrieben wird, wenn ſeine ganze Einbildungskraft ſo entzündet, alle ſeine Sinne gelähmt werden? Herr, wenn mir der erſte Kopf der Welt in mein Haus käme (allen Reſpekt vor ihm!) aber er wollte mir mein Kind ſo ruiniren, bei Gott! Ich prügelte ihn die Treppe hinab.

Empfindung ſollte mein Kind haben; treue, wahre, deutſche Herzensempfindung. Aber wie ſelten erlangt man in dieſem Leben, was man wünſcht! wie oft trägt ſichs zu, daß man ſeinem Stand, ſeiner Familie, ſeiner gegründeten Ehre, und andern häuslichen und öffentlichen Pflichten ſein Liebſtes, woran einem das Herz hangt, aufopfern, ſich wegreißen muß! Es iſt hart, und jeder gute Vater weint, wenn er ſein Kind in dieſen Fall kommen ſieht. Es muß denn aber doch geſchehen, was geſchehen ſoll. Und nun gehen eure Dichter her, errichten rund um einen großen Holzſtoß, ſetzen das wehrloſe Kind mitten hinein, zünden an, und gehen davon, und ſchreien, wenn es zuckt, und ſich windet, und Flammen trinkt, von weitem: das hat Empfindung!

Eure gefärbten Töchter und dünnleibigen Junker leſen dann ſolche Süßigkeiten, und klatſchen, und jauchzen laut darüber, um das bischen Mark aufzukitzeln, das ſie etwa noch in ihren Nervlein übrig haben. Darum ſieht man ſie liebkränkeln und abſterben, ehe ihre Nerven noch Wurzel gefaßt; darum faſeln ſie ſo herum, und tändeln ſo dahin, opernmäßig und romanenhaft. Auf weichen Raſen an ſanft murmelnden Quellen möchten ſie gerne immer liegen, und beim Nachtigalgeſang ſüß einſchläfeln, und ſich vom Zephir anfächeln laſſen, und vom Nichtsthun große Köpfe werden. Wer ſollte nicht lachen, wenn er die Krüppeln ſo von ſeinem Fenſter anſieht, eingeſchrumpfte, verwelkte, ſaftloſe Leichname, in denen kaum die ſchluttichte Haut noch hängt, und das in

Jahren, wo ihre Voraͤltern mit Loͤwen kaͤmpften, Baͤume ausriſſen, und in den Sturmwind jauchzten.

Und die Toͤchter! die ſollen Muͤtter werden mit ihren abgeſtandenen, giftausduͤnſtenden Saͤften. Ha! Und Hausmuͤtter mit ihren Schneehaͤndchen! Ha! Geſellſchafterinnen eines an Seel und Leib geſunden Mannes mit ihren hohlen Koͤpfen! Ha! Ha! Wenn ſie der Vater nicht uͤberall hinlaufen, und ſich dem naͤchſten dem beſten Ritter, der — Gefuͤhl mitbringt, an den Hals werfen laͤßt, ſo iſt die Mutter grauſam, und der Vater ein Tyrann; denn ſo ſtehts im Roman. Ha, ha! — Er gieng hierauf haſtig auf und nieder, griff nach dem Horaz, und ſagte: Kennet er den Geſang: Augustam Amici Pauperiem etc. Was meint er, daß er werth iſt? Mehr, als zehn tauſend eurer Romane.

Theater.

Den 15. September trat die Rieſeriſche Schauſpieler-Geſellſchaft zum letztenmale auf hieſiger Buͤhne auf. Romeo und Julie war das Urlaubsſtuͤck, mit welchem ſie ſich unſerm

Andenken empfahl. Madame Heiglin ſpielte die Rolle der Julie mit all dem Ausdruck der Natur, und mit all der Wärme der Empfindung, die wir an ihr zu bewundern gewohnt waren.

Man ſah nicht nur einzelne Thränen über die Wangen manches ſympathiſirenden Mädchens, manches gefühlvollen Jünglings herabrieſeln, ſondern man hörte hier und dort lautes Schluchzen, — ein ſüßerer Beifall für die Schauſpielerin, als das Händeklatſchen, und Bravorufen einiger ſogenannten Kenner, die mit ihrem Getöſe den empfindſamern Theil des Parterrs übertäuben. In dem neunten Auftritt des dritten Akts übertraf ſie ſich ſelbſt; man glaubte die Würmer und Schlangen an ihr aufkriechen, und den blutigen Schatten des Tebaldo mit grimmigen Augen auf ſie losgehen zu ſehen. Traurig war der Gedanke für den Zuſchauer, daß dieß das letztemal war, wo ſie ſeine Einbildungskraft ſo angenehm täuſchte, und die Empfindungen, die ſie wollte, in ſeinem Gemüthe hervorbrachte.

Zu Ende des dritten Akts, nachdem ſie den Schlaftrunk zu ſich genommen, ſtand ſie von ihrem Sopha auf, trat hervor, und nahm mit folgenden Worten Abſchied:

„Julie! das ſoll ein langer, langer Schlaf „werden. Wie, wenn du nicht mehr erwach-

„teſt? Auf alle Fälle nimm du immerhin Abſchied von denen, die dir lieb ſind!

„Ihr hohen Gönner, Gönnerinnen, Freunde, Liebhaber deutſcher Kunſt! Julie dankt Ihnen mit warmem, gefühlvollem Herzen für den Beifall, den Sie ihr ſo huldvoll geſchenkt haben. Es iſt Entzücken für den Künſtler in dem Gedanken, dem Kenner nicht gleichgültig geweſen zu ſeyn, und es iſt gränzenloſe Wonne für mich, in Ihren Blicken zu leſen, daß ich's Ihnen nicht war: wenigſtens war volles Beſtreben in mir, Ihnen Walltrons leidende Gattin, Tellheims liebende Mina, Humbrechts unglückliche Tochter, Ferdinandos glühende Stella, nahe ans Herz zu legen. Und riſſe mich nicht Blut und Pflicht, und Redlichkeit von hier, ich würde raſtlos daran arbeiten, mich Ihres Beifalls ganz zu verſichern. Vielleicht daß mein Platz, vielleicht, daß ich — — — Doch Julie, was willſt du? Die vielleicht, die du da ſagen wollteſt, ſind ſchmeichelhaft für dich, daß du darauf ſtolz werden könnteſt, und ich möchte nicht gerne Julie, daß du mit einer Sünde zu Bette giengeſt. Aber ſollte das eigenſinnige Schickſal mich nie wieder hieher führen, o! dann vergeſſen Sie wenigſtens nicht, daß Sie eine Schauſpielerin ſahen, die den Beifall der Kenner, und das Vergnügen des

„Publikums zum Endzweck ihrer Kunſt machte.
„Julie wird ſich Ihrer oft, und mit Sehn-
„ſucht erinnern; eine ſo gute Nation, die
„Karl Theodor der Schützer der Künſte be-
„herrſcht, verläßt der ſcheidende Künſtler mit
„zurückgewandten Augen, und wünſchendem
„Herzen: — Nun magſt du ſchlafen Julie!
„gute Nacht! —"

So überraſchend, und künſtlich eingewebt dieſe Abſchiedsrede war, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie den Faden des Stückes in der Mitte abgeſchnitten, und das Intereſſe um ſo mehr getheilet hat, je ſchmerzlicher den Zuſchauern der Verluſt ihrer Lieblingsſchauſpielerin war. Nach geendigtem Spiel foderte das Parterre durch einen allgemeinen Zuruf die Madame Heiglin nochmal zu ſehen: Sie kam, neigte ſich, und dankte mit den Worten: „Die Liebe zu Romeo machte Julien „ſterben, der gütige Beifall ihrer Gönner macht „ſie aufs neue wieder leben."

Ich will zum Andenken dieſer nicht nur handelnden, ſondern fühlenden Künſtlerinn noch ein paar Stellen für unſer Herz niederlegen, bei welchen Natur und Kunſt in alle ihre Bewegungen eintrat, und ſie ganz zu dem machte, was ſie vorſtellen ſollte.

Doch muß ich zuvor meinen Leſern die Begriffe vorlegen, nach welchen ich ſowohl den

Dichter, der für die Bühne ſchreibt, als den Schauſpieler zu beurtheilen pflege.

Du, den die Natur zum Prieſter der Menſchheit wählte, dem ſie das Talent gab, aus einem Volk, das dich hört, dich liest, und ſieht, zu machen, was du willſt, daſſelbe, wenn es ohne Gefühl, und Würde da liegt, zu erhöhen, und ihm Leben und Bewegung zu geben, oder herabzuſetzen, du, der du dem Geſetzgeber vorangehen, die Religion unterſtützen, den Bürgergeiſt ausfüllen ſollſt, du kannſt nicht wollen, daß ich eine geringere Hochachtung vor dir habe, als dir zuſteht, daß ich weniger von dir fodere, als du uns leiſten ſollſt, daß ich deine Kunſt auf ein Zeitalter, oder auf die Vorſtellungen der Gegend, die du erſt bilden ſollſt, einſchränke. Nein! dein Beruf iſt unumſchränkt, und deine Kunſt iſt auf unabänderliche Geſetze gegründet.

Ich fodere von dem dramatiſchen Dichter, was ich bei jeder Gattung der ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt ſuche, Nahrung des Herzens, Aufklärung des Verſtandes, Thätigkeit des Lebens. Die prächtigſte Halle, deren Pfeiler bis an die Wolken reichen, iſt im Grunde nichts, als ein müßiges ſchädliches Kinderſpiel, wenn ſie allein zur Augenweide da ſteht, und wenn ſie dem Geſchöpfe keinen Nutzen bringt, deſſen Auge ſie anblickt. Der künſtlichſte Sprung eines Tänzers auf dem Theater, die mühevollſte Anſtrengung eines Tonkünſtlers, die regelmäßigſte Zeichnung eines Malers, was ſoll ſie endlich, wenn ſie ohne allen Ausdruck, und gar nicht dazu gemacht iſt, in dem Menſchen dieſe oder jene Seelenbewegung hervorzubringen? Weg alſo einmal mit dem zweideutigen Ausdruck, daß die Künſte allein zum Vergnügen erfunden ſind! Ihre Pflicht iſt, den nothwendigen und nützlichen Angelegenheiten des Menſchen durch ſinnliche Vorſtellungen ein Vergnügen zu verſchaffen, und nicht ein müßiges, aufbrauſendes Gefühl, ſondern tiefe Empfindung, Liebe zur Tugend, und Stärke zu Thaten zu erwecken.

Nach dieſem Grundſatz beſtimme ich das Verdienſt eines Dichters. Von dem Schauſpieler fodere ich noch weit mehr. Ich fodere von ſeiner Einſicht, von ſeinem Geſchmacke nicht nur die Geſchicklichkeit, nützliche, handelnde, und ſeinem Volke angemeſſene Stücke zu wählen; ſondern das Feuer und die Gabe der Seele und des Körpers, und die Vereinigung aller der Talente, welche nothwendig ſind, nicht einen bewunderungswürdigen Komödianten, ſondern gerade die rührende Perſon, welche der Dichter ſchuf, vorzuſtellen.

Wie klein würde die Zahl derjenigen, die ſich mit der größten Dreiſtigkeit dem Theater widmen, herabſchwinden, wenn ſie einmal die Augen öffnen, und nur die Menge der ſeltenſten Schwierigkeiten ſehen ſollten, die ſie zu überwinden haben, und nach deren Ueberwindung ſie ſich gemeiniglich noch keines andern Vorzuges rühmen können, als der Gewißheit, etliche Fehler abgelegt, und ihre Unerträglichkeit in etwas vergütet zu haben.

Nicht nur das Publikum bringt zur Bühne ein Herz mit, das mit den verſchiedenſten Leidenſchaften erfüllt iſt, und ſagt: Rede, und handle etwas, das uns alle vereiniget, und uns alle rührt! ſondern alle Vorſteher jeder andern ſchönen Kunſt, die Redner, die Tonkünſtler, die Maler und Bildhauer ꝛc. verlangen, daß ihnen der Schauſpieler in der Zuſammenſetzung der Gruppen, im Ausdrucke der Phyſionomie, der Stellung, und des Tones Beiſpiele und Muſter geben ſoll.

Ein Künſtler iſt wechſelweiſe der Lehrer und Schüler des andern. Ein guter Maler ſoll einen guten Schauſpieler ſtudiren, und dieſer ſoll die beſten Dichter geleſen, die beſten Stücke der Maler und Bildhauer der alten und neuen Zeit oft und vielfältig betrachtet, und ihrer Anlage und Ausführung und ihres Beobachtungsgeiſtes ſich bemächtiget haben, wenn er ſich ſeiner Kunſt verſichern, und den Beifall der Edeln einärndten will. Er muß, wie jeder andere Künſtler, ſeinen Geiſt unaufhörlich mit warmen Bildern genährt, und ſich den Ton der wahren Empfindung zur Natur gemacht haben. Er muß ſich im Enthuſiasmus für ſeine Kunſt verzehren, und die Kraft beſitzen, den Beifall ſeines Publikums weg zu ſetzen, wenn er dabei der Natur ungetreu werden ſollte.

Iſt ein Schauſpieler mit dieſen Kenntniſſen nicht bereichert, mit dieſer Gewißheit des Gefühls nicht geſtärkt, iſt er der Meinung, ſein eigener Lehrmeiſter ſeyn, oder ſich andere Mitſpieler, weil ſie das Publikum lobt, zum Muſter nehmen zu können: ſo wird er die Natur tauſendmal verfehlen, und alle ſeine Bemühungen werden im Grunde eben ſo viele gefliſſene Anſtrengungen ſeyn, den Geſchmack ſeiner Zuhörer, ſo viel an ihm liegt, zu verderben. Das Herz blutete mir für die Kunſt, und mein Vaterland, wenn ich eine Menge Leute im Parterre ſchreien und klatſchen hörte, für nichts und wieder nichts, und wenn ich mit Augen ſah, daß ſie gewohnt waren, zu glauben, der Schauſpieler habe eine edle Würde oder Anſehen gezeigt, weil er froſtig und aufgedunſen da ſtand, daß ſie kokettiſche Liebelei, und verliebtes Augendrehen für Anmuth, ſteife Klotzigkeit für ungekünſtelte ſimple Natur, weiche, entnervte, und entnervende ausländiſche Töne für Zärtlichkeit, ein Singen für Biegſamkeit der Stimme, ein tolles Geſchrei, und ein heftiges Reiſſen mit den Händen, oder ein ſchnelles Plappern und verzerrte Phyſionomie für Geiſt, Feuer, und heroiſche Hitze anſehen.

Wenn der Schauſpieler (und das iſt natürlich auch von den Schauſpielerinnen zu verſtehen) keinen Dichtergeiſt beſitzt, den er ſich freilich, und wenn er ſich noch ſo viele Mühe giebt, nicht erkünſteln kann, ſo ſoll er doch wenigſtens die Gaben und Vorzüge des Körpers beſitzen, welche einem Schauſpieler weſentlich ſind. Er ſoll vorzüglich auch in dieſem Stücke das Beiſpiel und Muſter für das Publikum, und für den Künſtler ſeyn. Ich fodere von ihm, daß er einen geſunden, vollkommen ausgebildeten Körper, einen ſolchen Körper bewohne, der wenigſtens kein unſchickliches Modell für den forſchenden Zeichner abgeben würde. Außerdem muß ſeine Miene nicht entſtaltet, ſondern vollkommen rein, und ſo biegſam, wie die Bewegungen ſeiner Seele, wie die Oberfläche einer ſtillen See, ſeyn.

Eben dieß fodere ich von ſeiner Stimme. Er ſoll ſich auf ſie verlaſſen können, daß ſie ihm das ausdrücken werde, was er von ihr verlangt. Sie ſoll männlich, voll, angenehm, und zu allen möglichen Abwechslungen der

Muſik, welche ſeine Empfindung erfodert, fähig und ſicher ſeyn.

Warum ſoll es denn aber dem Schauſpieler zur Laſt fallen, wenn ihm der Leibesvorzug, der nicht einmal in ſeiner Gewalt ſtand, verſagt iſt? Möchte doch dieſe kurzſichtige Antwort nicht ſo oft die Abfertigung des fühlenden Künſtlers ſeyn!

Der Schauſpieler kann nichts dafür, wenn die Natur, ohne ſein Zuthun, ſeinen Körper auch zum Abentheuer gebildet hätte, das weiß ich wohl. Er kann auch bei allen möglichen Ungeſtalten des Leibes ein vernünftiger, rechtſchaffener Mann, ein Kenner der Künſte, ja ein großer Dichter für die Schaubühne ſeyn; aber nur kein Schauſpieler iſt er, und wie hundert niemals hundert iſt, ſo lang eine einzige Ziffer fehlt, ſo wird er das niemals ſeyn, ſo lang ihm eine von den Eigenſchaften mangelt, die ihm, ſeinem Berufe nachzukommen, nothwendig, und in ſeiner Perſon vereinigt ſeyn ſollen. Man vergeſſe doch niemals, daß man mit mittelmäßigen Talenten zwar ein guter Beamter, ein genauer Haushälter, aber niemals ein Dichter, noch weniger ein Schauſpieler ſeyn könne, der, weil er, wie Horaz ſagt, das vorſtellt, was eine entbehrliche Muſik bei einem Gaſtmahl iſt, allemal, ſobald er ins Mittelmäßige verfällt, gar nichts iſt.

Wenn ein Schriftſteller die Fehler ſeines Werkes mit dem Mangel der Zeit, oder mit dem Vorgeben einer andern Hinderniß entſchuldigen wollte, würde er darum Vergebung und Nachſicht verdienen? Er hat ja aber, wird man ſagen, in dieſen Umſtänden einmal nicht beſſer ſchreiben können. Das geſteh' ich; aber er hätte gar nicht ſchreiben ſollen.

Endlich ſoll auch der Accent ſeiner Ausſprache eine Schule für die Zuhörer ſeyn. Er ſoll weder nach der bayeriſchen, noch nach der pfälziſchen, oder nach was immer für einer andern Mundart reden, ſondern deutſcher Ton, deutſche, ſtarke, männliche Mundart ſoll ihm, wenn er in Deutſchland auftritt, zu Gebote ſtehen. Unausſtehlich iſt für ein deutſches Ohr, das den Sturm wie ein Lied zu hören gewohnt ſeyn ſoll, ein fliſternder, ſingender, weibiſcher, franzöſirender Modeton, wo man zwiſchen den Zähnen etwas halbes hervorſäuſelt, und wobei es ſcheint, als wenn man ſich immer fürchtete, den Mund aufzumachen, und die geſunde Luft eines Ortes einzuhauchen.

Von den Verzierungen der Bühne wäre ebenfalls ſehr viel anzumerken, und ich werde keine Gelegenheit vorbei laſſen, meine Gedanken hierüber zu ſagen. Wie die Symphonien eine Handlung an die andere anſchließen, und zum Ton des Stückes paſſen ſollen: ſo muß auch die Scene den Perſonen angemeſſen, und wenn ſies iſt, nach den Regeln der Perſpektive angelegt werden. Ein zu ſehr überhäufter Pomp ſchadet dem wahren Intereſſe des Stückes weit mehr, als eine dürftige Fährloſigkeit und Armuth in Verzierungen. So oft ich über etwas, das bloß das kalte Auge füllt, klatſchen höre, denke ich allemal an den alten Vater der Kunſt:

„Wenn bei uns der Schauſpieler mit fremden Zierrathen umhängt heraustritt, dann „klatſcht alles in die Hände. Hat er denn „ſchon etwas geſprochen? Wahrhaftig kein „Wort. Was gefällt denn alſo ſo ſehr? Eine „Wolle, welche man zum tarentiniſchen Purpur gefärbt hat?

Aber nun zu den Stellen, welche ich zum Andenken unſerer fühlenden Schauſpielerinn anführen wollte. Ich nehme die erſte aus dem vierten Akt in der Stella, wo ihr Fernando entdeckt, daß er verheirathet ſey, eine Entdeckung, welche das ganze Weſen dieſer zärtlichen Frau aufzulöſen ſchien.

Eine gewöhnliche Schauſpielerinn würde erſt ein lautes Zetergeſchrei gethan, geſchwind ein Tuch heraus geriſſen, und ſich zur Ohnmacht recht feſtlich vorbereitet haben. Man kann ſich des Lachens nicht enthalten, wenn man ſie in ſolchen Situationen ſieht, wie ſie mit den

Füßen herumpicken, und wie ein Betrunkener, hin und her taumeln, ſich mittlerweile um einen Seſſel oder Sopha umſehen, immer rückwärts darauf zugehen, und endlich mit einer Gewalt, welche das ganze Theater erſchüttert, ſich niederwerfen.

Als unſere Stella das Wort hörte: „Dieſes Weib iſt meine Frau,“ blieb ſie einen Augenblick ſtehen, ſtumm und kalt. Sie ſchien darauf halb den Mund zu öffnen, reden zu wollen; aber ſie bewegte die Lippen vergebens; ſie vermochte nicht, zu reden. Man ſah ihre Seele arbeiten, kämpfen den Kampf des ſchmerzlichſten Leidens. In dieſer feierlichen ſchrecklichen Stille und Würde im Ausdruck fuhr ſie fort, bis ſie ſinnlos da lag. Sie rollte ihre Augen nicht giftig und heftig herum, ſondern ſah nur ſtarr hin, wo ihr Auge hinblickte. Ihr Kinn verlängerte ſich, ihr Auge brach, und die Welt begann, vor demſelben zu ſchwimmen. Als ſie das Verſchwinden aller ihrer Sinne fühlte, griff ſie noch aus Inſtinkt um ſich, als wenn ſie ſich an etwas feſthalten wollte. So kam ſie an Fernando, und als ſies merkte, ſammelte ſie alle Kräfte zuſammen, um ſich an ihn anzuſchließen. Sie bemühte ſich, ihr erlöſchendes Auge gegen ihn zu erheben, aber die Kraft aller ihrer Glieder wurde laß, ſie fiel nicht, ſie ſank nicht, ſondern rann, floß ſanft an ihm herab.

Die zweite Stelle in Romeo und Julie in dem Augenblick, da dieſe erwacht. Noch ſteht Romeo vor Juliens Sarg todtathmend, betäubt, aufgetrieben, und wieder zuſammengedrückt vor Qual des Gedankens: Sie iſt todt! Und jetzt — jetzt — das erſte Zeichen, daß Julie nicht todt iſt — wieder, und jetzt wieder ein Zeichen. Sie regt ſich, lebt, erwacht! (Wer kann hinſehen, und das ertragen?) erwacht! Romeos Seelenzuſtand iſt im erſten Augenblicke erſtickende Wölle von unwillkührlicher Freude, und zugleich zurückſinkende Leere, Leben und Tod auf einmal. Die augenblickliche Freude, welche er in dem ſinnloſen Moment, da Julie erwachte, zu fühlen anfieng, geht, ſobald er fähig iſt, ſein Unglück zu erkennen, in gegenſeitige Verſteinerung der Sinne über. Es iſt ein gewaltſamer Riß von Entzückung zur Verzweiflung, ein Seelentumult von ſchäumenden Freuden hinabſtürzend auf einmal in die heulendſten Tiefen des Schmerzens.

Juliens Zuſtand iſt Staunen, Erwartung, Erkenntniß, gränzenloſe Wonne auf einmal, und dann der Uebergang vom namloſen Durſt nach Entzücken zur plötzlichen Ankündigung des Todes ihres Romeo, zur verlaſſenſten Hoffnungsloſigkeit und zum Elend auf einmal der Elendeſten aller Creaturen.

Wo ſollt' ich den Wortausdruck der herrlichen Idee hernehmen, mit welchem die Schauſpielerinn zu Werk gieng? Sie ſtellte nicht bloß vor, was ſie ſeyn ſollte, ſie wars. Man ſah hin, wollte ſich wegwenden, und ſah immer wieder hin, und glaubte zu vergehen.

Einer unſerer hieſigen Hofmaler, **Dorner**, malte vor ein paar Jahren dieſen ſchrecklichen Augenblick, nicht bloß mit den Händen des Künſtlers, ſondern, was bei den Malern ſo wenig bekannt zu ſeyn ſcheint, mit dem Gefühl des Dichters. Es iſt hier keine Zeichnung, welche die Kunſt nach Regeln feſtſetzen könnte, möglich. Alle Linien, welche ſich ziehen laſſen, ſind Karikaturen, einzelne, in Unordnung abgeriſſene Trümmer der Hoffnung, des Schreckens, der Liebe, Verzweiflung, Reue, dumpfer Sinnloſigkeit, aufgetrieben mit der höchſten Gewalt, und wie Wogen in eben dem Augenblick, da ſie beginnen, ſchon wieder im Fall, ſich einander zu überwälzen. Ausgedrückt war es in einem Geſicht, losgelaſſen zur verwüſtenden Verwirrung, zum Leben in Tod: — in Augen, herausgedreht, ſtarr, hinausgeheftet ohne Ueberlegung; — in der auseinander gehobenen verlangerten Stirn, und im geöffneten Mund, Platz zu machen dem Eindringen in das Herz eines Menſchen, der mitten ins Meer fällt und — — untergeht.

Wenn es nicht Shakeſpear wäre, ſagte mir ein Mann von geſundem Gefühl, wenn es nicht Shakeſpear wäre, ſagte er in einem traulichen Tone, ſo möchte man meinen, die letzte Scene mit der Ophelia, die den Verſtand verliert, ſey nicht am rechten Ort; denn man wird ordentlich ungehalten, daß man da lachen ſoll, wo man Schrecken, Abſcheu, und Mitleid fühlen möchte.

Ob du eben lachen ſollſt, gutherziger heißfühlender Landsmann, lachen über die Erſcheinung des wahnwitzigen Schmerzens, ſieh, das weiß ich nicht; (mir war, als wenn ich das liebe Geſchöpf im höchſten Leiden ſähe, und für ihr Unglück Mitleid mit Schauder vermiſcht, empfände) aber das weiß ich, daß ich, ungeachtet das gegenwärtige Stück von Shakeſpeare, und Shakeſpears Hamlet iſt, gar vieles zu erinnern habe, das ich nun einmal, weil ich gerade an Ort und Stelle bin, wo ich vielleicht nicht ſobald wieder hingerathen möchte, erinnern will, wenn ich gleich, wie ich vorausſehe, Fehler rügen werde, zu denen ich jeden auffordern würde, wenn ich gewiß wüßte, daß jeder die Fähigkeit hätte, Fehler dieſer Art zu begehen.

Doch, was ich Fehler nenne, das kann jeder andere für eine Schönheit, und zwar mit einer Gewißheit erklären, wider die ich nichts einwenden kann, ſobald er ſich andere Grundſätze voraus zum Grund legt. Wie man erſt die Elegie nur zur ſanften Trauer angeſtimmt, aber ſie mit der Zeit auch zur ſanften Freude gerufen hat: ſo kann mans auch mit dem Trauerſpiel machen. Dieſes hatte urſprünglich allein den einzigen Endzweck, für eine unglückliche, und wenigſtens wegen einigen guten Eigenſchaften, liebenswürdige Perſon das Mitleid, und mit dieſem Mitleid die andere unzertrennliche Empfindung, nämlich die Furcht, zu erwecken, und dann dieſe Leidenſchaften theils durch ſich ſelbſt, theils durch die wechſelſeitige Vermiſchung in uns zu reinigen, das will ſagen, uns dahin zu gewöhnen, daß wir bei der Erſcheinung des Unglücks gerade ſo vieles Mitleid, und ſo viele Furcht, als wir ſollen, uns angewöhnen, weil das Uebermaß dieſer Leidenſchaften, auf dieſer oder jener Seite, uns allemal unglücklich machen würde.

Will man nun dasjenige Drama, das dieſe Empfindungen nicht einzig hervorbringt, und noch das, was es davon enthält, mit ſtärkern Empfindungen einer andern Gattung vermindert, kein Trauerſpiel nennen, ſo möchte man wider den Hamlet manches einzuwenden haben, da er unſtreitig vieles von jenem Schrecken, von jenem Schaudern über verruchte Greuelthaten enthält, das nach dieſen eben erwähnten Grundſätzen gänzlich von dem Trauerſpiel ausgeſchloſſen, und von den alten Dichtern auf das ſorgfältigſte vermieden worden iſt. Will man aber ein jedes Stück, das außer dem Tragiſchen, auch andere Gefühle einer außerordentlichen Stärke erweckt, mit dem Namen eines Trauerſpiels belegen, ſo iſt dieſes gegenwärtige ein Muſter, in allen Theilen, ſie mögen nun zum Ganzen gehören, oder nicht groß, ſchrecklich und ſchauderhaft; ſo iſt es erlaubt, alles und jedes, was die Phantaſie leben machen kann, auf die Bühne zu bringen, ſobald etwas fähig iſt, die gehörige Täuſchung, und den Antheil eines Menſchenherzens hervorzubringen.

Und in Wahrheit, ſo ſehen wir, wenn wir von einem Gebirge herabſehen, die Natur, die nicht Blumen zu eben denſelben Blumen, noch immer einen Baum zu Einer Gattung von Bäumen ſetzt, ſondern in einer kühnen, großen, furchtbaren Unordnung ſanfte Quellen, und ungeheure ſtürmiſche Seen, liebliche Thäler, und tiefe, ſchreckvolle Abgründe, Blumen und Cedern, Käfer und Adler, grüne Gefilde und grauenvolle Wüſteneien Ein und eben daſſelbe Aug überſchauen läßt. So erblickt der Weiſe die wichtigſten Begebenheiten in der großen ſteten Handlung der Welt, nicht, wie er ſie etwa gern ſehen möchte, mit gleichen Schritten zu Einem Endzweck zielend, ſondern immer unregelmäßig, oft im heftigſten Affekt; immer Narren bei Vernünftigen, Böſewichter bei den Narren, Heißfühlende bei Eiskalten; empfindende, und bei eben denſelben gleichgültige Seelen bei ihren und fremden Schickſalen. So ſieht man von einem Fenſter auf der nämlichen Gaſſe Weiſe und Dummköpfe, Fröhliche mit vollen Köpfen, und heimlich Leidende mit ausgenagten Geſichtern, Hochmüthige und Muthloſe, ehrliche, gelaſſene Männer, und aufbrauſende, gewaltſame Schurken.

Dieſe Unordnung herrſcht freilich in der Welt; wir bemerken aber auch in der Welt, und dieß, je fähiger wir ſind, das, was darin iſt, zu empfinden, daß wir bei dem Anblick vieler verſchiedener großer Gegenſtände ſogleich bei einzelnen verweilen, daß wir bei einem tragiſchen Vorfall in der Welt alle andere Dinge außer und neben uns vergeſſen, mit einem Wort, daß wir uns immer gern in Eine große Empfindung verſenken, und alle Zerſtreuung, indem dieſe allemal, wenn ſie zur ungelegenen Zeit kömmt, ein ſchmerzliches Gefühl erweckt, von uns entfernen möchten. Sollte die Bühne auf dieſe begrenzte Fähigkeit, auf dieſen Seelenhang nach Einer Empfindung nicht eine beſondere Rückſicht nehmen? Ganz gewiß, wenn ſie nicht Gefahr laufen will, die Eindrücke großer Gefühle zu hindern, und dieſelbe vollends eine durch die andere zu heben. Ich weiß nicht, ob ſich nicht bei dieſem Hamlet etwas von der Unzufriedenheit einmiſcht, die man in ſich wahrnimmt, wenn man in einer Empfindung, der man ganz nachhängen möchte, von einer andern geſtört wird. Ich war recht freudig betroffen, als ich verſchiedene Fragen hörte, ob dieſes oder jenes auch wirklich alſo im Shakespear ſtünde.

Allein dieſes Befremden rührt wohl auch von der Art her, mit der manche Charaktere bearbeitet ſind. Es iſt zum Beiſpiel ſehr befremdend, die Ophelia, von welcher man freilich erwartet, daß ſie wegen ihres unglücklichen Vaters äußerſt betrübt ſeyn werde, auf einmal von Sinnen gekommen zu ſehen, indem dieſe Wirkung des Schmerzens, wenn ſie gleich wahr iſt, äußerſt ſelten, und noch ſeltener ſo bald eintrifft. Dieſe Situationen ſind auch für die Schauſpieler äußerſt ſchwer; aber was iſt bei einem Dichter, wie Shakespear, und bei jedem andern, ihm ähnlichen Dichter, der die Natur nicht da, wo ſie jedermann vor Augen liegt, nicht ſo, wo ſie jedermann in die Augen fällt, aufnimmt, was iſt, ſage ich, bei ſo einem Dichter auch, wenn man ſich höherer, als gemeiner Talente bewußt iſt, nicht ſchwer? Es iſt in Betreff des Schauſpielers nicht genug, daß er eine heiße Empfindung, und eine biegſame Stimme beſitze, er muß Erfahrung, Welt- und Sittenkenntniß, die Geſchichte der Sitten, eine Gewißheit ſeiner Beobachtungen, mit einem Worte, die Kunſt muß er beſitzen, ſeine Charaktere da, wo ſie der Dichter fand, und aushob, zu ſuchen, damit er nicht etwa lache, wo der Dichter geweint, oder aufgedunſen nach Luft ſchnappe, wo der Dichter ruhig, und ſtandhaft ſeinen gleichen Gang vollendet hat. Zu dem Beſitz dieſer Wahrheit kommt man nicht bloß durch Empfindung, ſondern durch ein langwieriges Aufſuchen, und durch Betrachtung der Gegenſtände, nach welchen, wenn ſie nun erſt in ihrer wahren Lage vorhanden ſind, die Empfindung ſich richten ſoll. Glücklich der große Dichter, wenn er von einem Schauſpieler überſetzt wird, der ihn wenigſtens nicht mißkennt, oder auch in dieſem Falle den Mangel der Einſicht mit dem Strom ſeiner Empfindung erſetzt. Dieſes kann leider dem beſten Akteur widerfahren, wenn nämlich der Dichter ſeine Originalien von ſeinen Zeitgenoſſen hernahm, deren Charakter ſich mit den Zeiten geändert, oder in dem Lande, worin der Schauſpieler lebt, vielleicht im Ganzen niemals gefunden haben. Trifft man den Ton des Dichters: dann wahrlich däucht mich, muß eine einzige Stelle, worin die Kraft der Wahrheit liegt, mehr erſchüttern, tiefer ins Herz dringen, als hundert Betrachtungen, die, ohne das Herz zu rühren, allein den Verſtand überzeugen. Ich hörte einſt die Stelle:

„Seyn, oder nicht ſeyn? Das iſt die Frage! „ob es edelmüthiger iſt, ſich den Schleudern „und Pfeilen des zürnenden Schickſals bloß zu „ſtellen, oder gegen einen Anfall von Unruhen „die Waffen zu ergreifen, ihnen Widerſtand zu „thun, und ſie ſo zu endigen? Sterben — „ſchlafen — nichts weiter? Und durch einen „Schlummer der Herzensangſt, der tauſendfa„chen Qualen der Natur los werden, die des „Fleiſches Erbtheil ſind — das iſt eine Vollen„dung, der brünſtigſten Wünſche werth! Ster„ben — ſchlafen — ſchlafen! vielleicht auch „träumen — Ja, daran ſtoßt ſichs! denn was „in jenem Schlafe des Todes, wenn wir die„ſes ſterblichen Getümmels entledigt ſind, für „Träume kommen können, das verdient Er„wägung! Das iſt die Rückſicht, die den Lei„den ein ſo langes Leben ſchafft! u. ſ. w.“

Ich hörte einſt, ſage ich, dieſe Stelle, die allein mehr werth iſt, als manche dramatiſche Bände, mit einem Feuer und mit einem Tone voll hohen Kummers deklamiren, der meine Seele im Innerſten erſchütterte, und mich mit Schaudern empfinden machte, jenes grauenvolle Hinumahnen in das Dunkel der Ewigkeit.

Aber ſolche Stellen pflegen nicht jedem Schauſpieler (auch wenn er Genie hat), ſobald er ſie nicht lange voraus empfunden, voraus geübt hat, ſo, daß ſie das Herz treffen, zu glücken, und man ſieht, wie wenig Shakeſpear ſchon mit den Schauſpielern ſeiner Zeit zufrieden war, wenn er denſelben in eben dieſem Stück die goldene Regel einflößt, die ich mich, zumal da ich gewiß weiß, daß ſie ein guter Schauſpieler allemal mit Vergnügen lieſt, nicht erwehren kann, zu wiederholen.

„Ich bitte euch, ſagt eure Rede ſo her, wie ich ſie euch vorſagte, mit behender Zunge. Denn wenn ihr das Maul dabei ſo voll nehmt, wie viele von unſern Schauſpielern thun, ſo wäre mirs eben ſo lieb, wenn der Stadtausrufer meine Verſe herſchrie. Sägt auch die Luft nicht zu ſehr mit eurer Hand, — ſondern macht alles mit Anſtand; denn ſelbſt in dem heftigſten Strome, Sturme, und, ich möchte ſagen, in dem Wirbelwinde eurer Leidenſchaften müßt ihr doch eine gewiſſe Mäßigung beobachten, wodurch ſie etwas Einnehmendes erhalten. O es iſt mir in der Seele zuwider, wenn ich einen baumfeſten Kerl mit einer großen Perücke anhöre, der eine Leidenſchaft in Fetzen, in wahre Lumpen zerreißt, um die Ohren der Gründlinge zu zerſpalten, die meiſtentheils an nichts weiter Geſchmack finden, als an unverſtändlichem ſtummen Spiel und vielem Lärmen. Solch einen Kerl könnt' ich durchprügeln laſſen, wenn er den Termagant *) überſchreit; er herodiſirt noch mehr, wie Herodes ſelbſt. Ich bitte euch, nehmt euch davor in Acht.

Aber ſeyd auch nicht gar zu kaltblütig; ſondern laßt euere geſunde Vernunft euere Lehrerinn ſeyn. Laßt die Gebehrde zu den Worten paſſen; nur nehmt euch dabei in Acht, daß ihr nicht über die Grenzen des Natürlichen hinausgeht. Denn alles Uebertriebene iſt dem Zweck des Schauſpiels zuwider, deſſen Abſicht, zu allen Zeiten, ehedem und jetzt, keine andere war, und iſt, als der Natur gleichſam einen Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre wahre Geſtalt, dem Laſter ſein wahres Bild zu zeigen, und die wirklichen Sitten und Handlungen der Zeit, ihre Geſtalt, und ihr Gepräge auszudrücken. Wenn man dieß nun übertreibt, oder zu matt vorſtellt, ſo kann das zwar die Unverſtändigen zum Lachen reizen, den Vernünftigen aber muß es deſto anſtößiger ſeyn, deren Urtheil doch, wie ihr geſtehen werdet, einen ganzen Schauplatz voll

---

*) Eine ſarazeniſche Gottheit, die in den alten engliſchen Schauſpielen ſehr heftig und vorlaut war. Percy.

von jenen überwiegt. O, es giebt Komödianten, die ich habe ſpielen ſehen, und von andern gar ſehr loben hören, die, aufs Gelindeſte zu reden, weder die Sprache, noch den Gang eines Chriſten, Heiden oder Muſelmannes hatten, die ſo ſtrotzten und heulten, daß ich mir einbildete, irgend einer von den Taglöhnern der Natur hätte dieſe Menſchen gemacht, und ſie wären ihm nicht gerathen, ſo abſcheulich ahmten ſie die Menſchheit nach.“

Wie freuten wir uns, einen Huck, eine Heiglin, einen Appelt ꝛc. auftreten zu ſehen, die in der That, wenn ſie Shakespear zu Geſicht bekommen hätte, ihm keine Gelegenheit gegeben haben würden, dieſe Stelle zu ſchreiben. Appelt ſpielte die Rolle des Geiſtes trefflich, redete in jenem ſchrecklich kalten, einförmigen, eiſernen Ton, der nach unſerer Vorſtellung einem vollendeten Geſchöpfe eigen iſt, das über nichts mehr zweifelt, über nichts mehr nachſinnt, ſondern ganz Wille und Empfindung, und gewaltig und ſchauderhaft groß iſt, wie das ernſte majeſtätiſche Stillſchweigen in tiefen Abgründen der Erde. Dieſer Ton des immer gleichgeſtimmten Ernſtes muß ohne Zweifel in allen Bewegungen, in dem Gange und Ausdrucke der Stimme herrſchen, beſonders da dieſes Geſpenſt einer derjenigen Geiſter iſt, welche nach unſerer Vorſtellung keine andere

Empfindung, als der Verzweiflung und des peinigenden Rachegefühls fähig ſeyn können, und ich weiß daher nicht, ob es nicht beſſer, erſchütternder wäre, für die letzten Worte dieſes Geiſtes: „Leb wohl! leb wohl! gedenke meiner!“ welche Worte der treffliche Schauſpieler, wie mich däuchte, etwas wehmüthig, als wenn er helfendes Mitleid ſuchte, vorgebracht, eine Muſik zu finden, worin mehr vom aufmunternden Racheausruf, als vom Unglück läge, über das ein Geiſt, wie dieſer fluchet, aber nicht weinet. Doch das iſt nur meine freundſchaftliche Erinnerung.

Eine ungewöhnliche feierliche Stille, das Zeichen von der Gegenwart einer höhern Gattung von Empfindung, herrſchte bei den Zuſehern edlerer Art das ganze Spiel durch. Herrlich und gottesähnlich iſts, durch eine Schrift, durch ein Schauſpiel eine ganze Stadt, ein ganzes Volk auf ſich aufmerkſam zu machen. Wenn ich ſehe, wie ein ganzer Hof, ein zahlreiches Parterre, ein Volk Thränen vergießt, oder von einem Schauſpiel ganz in Empfindung hinſtrömt, gaaz ſich ſelbſt vergißt, und wenn ich mir dann den Dichter vorſtelle, und denke: Du allein biſts, du könnteſt uns unſinnig oder engelrein machen: ſo will mir die Seele entfliehen, und ich nehme mir daher den Muth, wieder einmal einen lauten Ruf zu thun, den ich, ſo lange ich Hoffnung und Kräfte habe, rufen werde (ach! möchte ihn doch jeder meiner Landsleute hören, ihn hören jeder Unbekannte, Mißkannte, jeder ſtillglühende brave Landsmann in Städten oder Fluren!) will rufen den heißen Wunſch, daß ſich doch meine lieben Bayern einmal ſelbſt ehren, ſich ſelbſt aufmuntern, auf ſich ſelbſt Zutrauen faſſen, und wagen möchten, etwas zu unternehmen, was andere vor uns Bayern ausgeführt haben, was wir Bayern lange ausführen könnten, wenn wir es unternommen hätten. Es iſt uns keine Schande, wenn andere Länder beſſere Dichter haben, als wir, denn es iſt leicht, den zu überwinden, der nicht entgegenſtreitet; aber gleichgültig zu bleiben, keine Ehre im Streit zu ſuchen, das wäre vielleicht bald Schande. Wer uns Genie, tiefes Gefühl, deutſchen Ernſt abſpricht, ſpricht ſich, das bezeuge ich euch, liebe Landsleute, vor aller Welt, dieſes alles ſelbſt ab; aber zu viel deutſche Beſcheidenheit, zu wenig Zutrauen zu uns ſelbſt, zu viele Hochachtung für ausländiſche Verdienſte oder Prahlerei haben wir. Das benahm uns von jeher unſern Muth, unſern Fleiß, und unſer Gefühl für das Verdienſt der Künſte. Wie? es ſollte kein Verdienſt ſeyn, uns alles Unedle, alles Niedrige und Müßige in unſern Sitten verhaßt zu machen, uns den Geiſt großer, vielwollender Menſchen einzuflößen, den erſterbenen Muth, das ſchweigende Ehrgefühl bei einem Volke aufzuwecken, herrliche Gedanken im Herzen zu herrlichen Thaten ins wirkliche Leben zu führen, dem Geſetz voranzugehen, daß man es fühle, es zu begleiten, daß man es beobachte, einer ganzen Nation den Ton anzugeben, nach welchem ſie denken, empfinden, handeln ſoll, die himmliſch ſchöpferiſche Kraft auszuüben, die kein Fürſt dieſer Erde, und erſtreckte ſich ſein Gebiet von Meer zu Meer, dem ins Herz legen kann, der ſie nicht hat, dem benehmen kann, dem ſie von oben gegeben iſt, dieſe Kraft auszuüben, ſoll kein Verdienſt ſeyn, ſoll ſchülerhafte, jugendliche Beſchäftigung, und nicht ernſter Beruf des weiſern Mannes ſeyn? Wenn es von jeher gute, wahre Dichter, gute wahre Künſtler gegeben hätte, ſo würde es von jeher wenige Richter, wenige Advokaten, wenige Aerzte, wenige Soldaten, wenige Seuchen und Menſchenplagen gegeben, und unſere Sitten würden ſich längſt zu jener einfältigen Größe, und verborgenen geſunden Stärke, und dem Herzensfrieden der Alten erhöhet haben. Dieſes zu thun nach Kraft und Maß, ſoll kindiſches Weſen ſeyn?

Ich höre immer ſagen, wo ein Mann, der wichtige Prozeſſe zu führen, ernſthafte Gedanken, die das Wohl ganzer Gemeinden, oder Leben und Tod betreffen, die Zeit hernehmen ſoll, ſich um das, was man jetzt Literatur nennt, umzuſehen?

Ich will hierauf einen Staatsmann antworten laſſen, der die wichtigſten Prozeſſe zu führen, weltbekannte Akte auszuarbeiten, unzählige Klagen anzuhören, und vom frühen Morgen bis an den ſpäten Abend ſich mit dem Wohl ganzer Völker beſchäftigen mußte. Man hat dieſen Einwurf ohne allen Zweifel auch zu ſeinen Zeiten gehört, weil er ihn mit ſo vieler Genauigkeit beantwortet:

„Ich geſtehe vor aller Welt, ſagt er, daß ich die Werke der Dichter von meinen erſten Jugendjahren an liebgewonnen und geleſen habe, und noch immer leſe. Diejenigen mögen ſich ihrer Studien ſchämen, welche mit denſelben niemand nutzen, und bei keinem Vorfall einen wahren Gebrauch davon machen, oder gegenwärtige Vortheile erhalten können; aber warum ſollte ich nicht geſtehen, daß ich Dichter leſe, nachdem ich in den ſo vielen Jahren, wo ich meine Staatspflichten übernommen habe, bei keinem Vorfall, wo ich Vortheile erhalten, oder die Zeit für meine Ruhe, für mein Vergnügen, oder zu einer Erholung meiner Kräfte durch den Schlaf hätte anwenden können, habe zurückhalten und verhindern laſſen, ſobald es darum zu thun geweſen, einem meiner Landsleute zu dienen? Wer ſoll mir das nahe legen, oder es mir übel ausdeuten, wenn ich diejenige Zeit, welche man einem jeden geſtattet, den Schauſpielen in feierlichen Tagen beizuwohnen, ſeinen Geſchäften oder Ergötzungen nachzugehen, oder auch die Erholung des Körpers und des Geiſtes zu pflegen, diejenige Zeit, welche man mit unnöthigen Schmauſereien, mit Würfel- und Scheibenſpielen (mit Trinken, und den fadeſten, geiſtloſeſten, tagelangen Unterhaltungen) zubringt, wenn ich dieſe Zeit ein vernünftiges Buch, einen geiſtreichen Dichter in die Hand nehme, und neue Kräfte ſammle."

Jetzt, lieber Landsmann, wo wir noch von der Verfeinerungsſucht entfernt, und eines männlichen, einträchtigen, kühnen Sinnes ſind, unkundig ſind des abſtrahirenden, furchtſamen Kleingeiſtes in Künſten, der ſchwere Rieſenkolben in Fäden auflöſt, ſollſt du ſprechen, da, wo jeder, der ſich fühlt, hintreten und ſprechen kann, jetzt ſollſt dem häufig witzelnden Ausländer die Ehre, das Muſter des guten Geſchmacks zu ſeyn, entreiſſen.

Haſt du Zutrauen zu uns, und du ſchickſt uns deinen Verſuch ein, daß wir ihn drucken laſſen, oder daß wir ihn leſen ſollen, ſo glaube uns, unſere Kritik ſoll dich nicht kränken. Als wir dieſe Beiträge ſchrieben, nahmen wir uns vor, mit einem jeden, nicht, wo andere bereits ſtehen, ſondern wo er anfängt, auszugehen, mit jedem eine gleiche Bürde zu tragen, oft wieder nach den Ermüdeten und Muthloſen zurückzuſehen, und uns länger und lieber bei der Menge derjenigen, welche nachfolgen, als bei den Einzelnen, welche mit höherer Kraft vorauslaufen, zu verweilen.

Hamlet,

vorgeſtellt von Huck.

So oft ich den Hamlet ſehe, iſt mir allemal, als wollte ich ein Buch ſchreiben, um zu ſagen, was ich geſehen habe. Und doch ſind meine Augen keine Augen des geprüften Kunſtſehers! Und doch entgehen mir Schönheiten, die würdig ſind, in unſer Herz gegraben zu werden, wenn ſie auch die einzigen wären.

Sohin kann ich dieſe Stunde nicht begreifen, wie es Zuſchauer geben kann, die allein aus der Abſicht hingehen, etwas, das nach ihrer Meinung nicht ſchön, nicht getroffen ſeyn ſollte, zu finden. Wenn dann ihnen der Schauſpieler einen Ton zu hoch oder zu tief nimmt, wenn er auf der linken Seite ſteht, indeſſen er hätte auf der rechten ſtehen ſollen: dann iſt's Viktoria! dann hat man, was man gewollt; dann iſt's richtig! und ihr himmliſchen Mächte, und ihr Wälder und Klüfte hört's doch, und wiederhallt's in alle Welt aus! „Was denn?“ Der Schauſpieler machte vier Schritte bis zur Thüre, und er hätte drei machen ſollen.

Helft mir doch ihr ſtillern und beſcheidenern Söhne der Künſte, die ihr bei geiſtreichen Gegenſtänden des wärmſten Eindruckes fähig, die zufälligen Dinge des oft unwillkührlichen Ausdruckes nicht zu ſehen vermöget, helfet für dieſe Sucht ein Heilungsmittel mir finden! Sie kommen zur Tafel, und die Speiſen werden ungekoſtet davon getragen. Sie riechen daran, und reden von ihrem Geſchmack, ohne davon zu genießen.

Nichts ſetzt die Geſchäftigkeit dieſer Beurtheiler mehr in Bewegung, als wenn es ſich zuträgt, daß mehrere Schauſpieler hintereinander die nämliche Rolle ſpielen. Dann geben ſie jedem etwas zu, daß ſie einem andern benehmen, loben jeden, um jeden tadeln zu können. Man weiß nicht, ob ſie dem Künſtler zu Leibe gehen, oder bloß aus der Abſicht, ihre ſtarken Kenntniſſe in der Kunſtanatomie zu zeigen, ſeiner Perſon ſich als eines Kadavers bedienen wollen. Eines wie das andere, iſt ein Beweis kalter Herzen, ſeichter Kenntniſſe, und wenn es ein Geſetz geben könnte, das die unzeitigen Kunſtrichter nöthigte, für jeden Fehler, den ſie rügen, eine Schönheit zu nennen: ſo würden die meiſten verſtummen; denn das Schöne kömmt ohne Geräuſch, und es gehört eine feinere Seele dazu, den aufrichtigen Gang eines Mannes voll Saft und Mark zu bewundern, als über einen Hinkenden zu lachen.

Haſt du bemerkt, was bei der Erzählung, daß des Königs Geiſt zu ſehen ſey, auf Hamlets Angeſicht vorgieng; wie da ein ſeltſames Grauen und Entſetzen, Furcht, Ahnung und Kummer auf allen Zügen hervorkam? Haſt du bemerkt, wie bei der Gegenwart und Erzählung des Geiſtes Hamlets Körper in die Höhe trieb, und länger ward? — Sahſt du in dem Monolog: „Seyn oder Nichtſeyn,“ bei den Worten: „Schlafen? Vielleicht auch träumen? Da, da liegts ꝛc.“ den ſchauderhaft emporgehobenen Zeigefinger, und ſein in die Erde grabendes, ſuchendes Auge? Fühlteſt du bei der Stelle: „Was für ein Meiſterſtück iſt der Menſch! Wie edel durch die Vernunft! Wie unbegrenzt in ſeinen Fähigkeiten! An Geſtalt und Bewegungskraft wie vollendet und bewunderungswürdig! Im Wirken, wie ähnlich einem Engel! Im Denken, wie ähnlich einem Gott! Die ſchönſte Zierde der Schöpfung! Das Vollkommenſte aller ſichtbaren Weſen!" — die Ausbreitung und das Emporrichten ſeiner offenen Arme, das augenblickliche Entzücken ſeiner Seele über das Gefühl unumſchränkter innerer Kräfte, und war dir ſelbſt nicht wärmer um das Herz, war dir nicht ſelbſt, wie noch ſelten in deinem Leben? Dann haſt du auch das Uebrige verſtanden; dann wirſt du's nicht verſtehen, wenn vom Beurtheilen unſerer jetzigen Mode (denn dieß hat ſeine Moden ſo gut, wie jedes andere Ding) die Rede ſich fügen ſoll.

Das Gewöhnlichſte iſt, daß man auf einen gewiſſen Zeitpunkt paßt, z. B. wo Hamlet zum erſtenmal ſeines Vaters Geiſt erblickt; und dann darf der Schauſpieler nur den Geſchmack der Herren, welche dieſen Monat die herrſchende Parthei machen, kennen: ſo wird es ihm leicht ſeyn, ſich bei denſelben durch irgend eine Grimaſſe in Anſehen zu ſetzen. Haben dieſe Leute ſchon mehrere Hamlets geſehen, dann trägt die neueſte, vielleicht die fälſcheſte Gebährde den Sieg davon, und ich wollte nicht dafür ſtehen, ob nicht von zwei Schauſpielern, deren einer nach dem Geiſt beim erſten Anblick hinrennte, der andere vor Schrecken über die Bühne herab, unter das Parterre ſtürzte, jeder ſein Glück, und ſeine Parthei machen würde.

Dieſe Augenblicke, liebe Freunde! ſind es nicht, wobei man das Talent eines Künſtlers erkennen kann. Dieſe Gebährden ſind ſchon beſtimmt, und wie das Gefühl der Hitze und Kälte uns allen gemein. Die Entzückung und der Jubel, die Freude und die Hoffnung haben, ſo wie die Furcht und die Traurigkeit, der Schrecken und das Entſetzen, ihre angewieſenen Ausdrücke, die zwar in Beſtimmung der Grade ſchwer, noch ſchwerer in der Vermiſchung, aber da, wo ſie von den Unwiſſenden am meiſten bewundert werden, gemeiniglich am leichteſten zu treffen ſind. Und wenn es Fälle giebt, wo bei Chören eben dieſelben Bewegungen, wenigſtens in dem erſten Momente, Platz finden: ſo iſt es hier. Jeder Menſch, der über den plötzlichen Anblick eines ſeiner Natur ſchreckbaren Weſens von einem unwillkührlichen phyſiſchen Entſetzen ergriffen wird, ſtößt im erſten Augenblicke, als wollte er alles, was ihm nahe kömmt, entfernen, ſeine Arme mit ausgeſpreiteten Fingern von ſich, beugt aber zu gleicher Zeit ſeinen Körper rückwärts und nieder, und erwartet mit erſtarrtem und feſtgehaltenem Kopf, aus welchem die Seele alle zur Einholung einer Nachricht fähigen Theile heraustreibt, den Ausgang der Sache. Der ungeſchickteſte Taglöhner würde thun, was Hamlet gethan hat, nur, daß es dieſer, weil ſein Geiſt höherer Art, und die Erſcheinung ihm nicht unerwartet war, auf eine geſetztere Weiſe thun könnte.

Ich will gerne ſehen, ſagte ein Mann, (dem ich bis dieſe Stunde viele Kenntniſſe zugetraut hätte, wenn er nur nichts geſagt hätte), wie es Huck bei den Worten machen wird: „Mütter! verſöhnet euch mit dem Himmel!“ N. und N., fuhr er fort, machten es ſo. Es kömmt hier auf die Stellung und auf den Ton der Stimme an, und der Schauſpieler, der eine Weile ſein Gewiſſen erforſchen muß, ob Angſt, Furcht, Schrecken, Mitleid, Verzweiflung, Gottesfurcht ꝛc. den meiſten Antheil haben müſſen, befindet ſich in der Lage eines Schriftſtellers, der, ohne zu wiſſen, was er ſchreiben ſoll, ſich an's Pult ſetzt und denkt, nun will ich mir etwas einfallen laſſen. Hätte jemand mit dem Manne geſprochen, ehe er den N. und N. geſehen: ſo würde er bald geſagt haben, Huck mag es machen, wie er will, mir macht er's recht; aber ſeht, nun hat der Mann den N. und N. geſehen.

Wunderbar iſt es denn doch mit uns, und beinahe iſt, was wir thun und urtheilen, ein Spielwerk unſerer Launen und Grillen. Wenn es Huck, dacht' ich, als ich den Mann hörte, macht, wie N. und N., ſo wirſt du bald ſagen, er habe ſie nachgeahmt; und macht ers anders: ſo wette ich, wenn Leute um dich ſtehen, die denken, wie du, ſo macht ers dir nicht recht.

Warum ſuchen wir die Sache von Ferne, und ſpringen mit Gefahr über den Graben, um drüben etwas zu ſuchen, was herüben zu finden iſt! Es kommt hier nicht auf das Einzige, außer dem alles andere verfehlt wäre, ſondern auf das Schönſte, und auf das Beſte an, worin dieſer Ausdruck erſcheinen kann, und Rubens und Mengs würden darüber nicht ebendaſſelbe Gemälde liefern.

„Eine Bäuerin (erzählt Diderot in ſeinen vortrefflichen Anmerkungen über den natürlichen Sohn) ſchickte ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward dieſer Unglückliche von einem ſeiner Schwäher erſchlagen. Des Tags darauf gieng ich in das Haus, wo ſich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergeſſen habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nackten Beine hiengen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag mit zerſtreuten Haaren auf der Erde. Sie hielt die Füße ihres Mannes, und ſagte unter Vergießung von Thränen, und mit einer Aktion, die allen Anweſenden Thränen auspreßte: „Ach, als ich dich hieher ſchickte, hätte ich wohl geglaubt, daß dieſe Füße dich zum Tode trügen?" — Glauben Sie, daß ſich eine Frau von anderm Stand würde pathetiſcher ausgedrückt haben? Nein. Einerlei Umſtände würden ihr einerlei Rede einflößen. Ihre Seele würde ganz von dem Augenblicke abgehangen haben; und was der Künſtler finden muß, iſt eben das, was alle Welt in dergleichen Fällen ſagen würde; was niemand anhören würde, ohne es ſogleich in ſich ſelbſt wahrzunehmen."

Doch es verdrießt mich beinahe, für dieſe Art von Zuſchauern zu ſchreiben, die, ehe ſie einen Begriff haben, was Natur und geſunde, getreue Darſtellung ſagen will —

(Denn wahrhaftig von Tafelgeſprächen, und Almanachs lernt mans nicht, ſondern multa tulit, fecitque Puer. Sie reden von einem Schauſpieler, wie von einem Kaprioliſten, und jeder Narr, der ſeinen Namen nicht ſchreiben kann, und jedes Puppenfräulein glaubt, über den Mann von Genie urtheilen zu können.)

— ehe ſie den Unterſchied guter und ſchlechter Muſter geſehen haben, ſich Grundſätze feſtſetzen, und davon ſprechen, wie die Muſter beſchaffen ſeyn ſollen. Nur Schauſpieler, wie Huck, wie Marchand und Frau Antoine, Heigel und Heiglin, Sennfelder und wenige andere, machen, daß ich den Shakespear auf der Bühne dulden kann. Sennfelder ſtellte den Hofpedanten Oldenholm in einem ſchmächtigen hatſchelnden Gang, und einer entnervten, ſchwächlichen Höflingsmiene ausnehmend gut, und meiſterhaft vor; eben ſo vortrefflich verhielt ſich Frau Heiglin in der ſchweren Rolle der Ophelia, und ſie wußte das Grauenvolle, das in dieſer, wiewohl unerwarteten, zu plötzlich ankommenden Scene liegt, mit einer ſolchen Vermiſchung von Mäßigung und Wohlſtand anzubringen, daß ihre Luſtigkeit Mitleid und Thränen erweckte. Dieſes Beſinnen und Zurückrufen entflohener dunkler Ideen in dem ſtarren, hingehefteten Auge! Dieſe Angſt und Verwirrung in jedem zerrütteten Theil auf dem tugendhaften Angeſicht! Haſt du's nicht geſehen? — Nun, ich kenne dich, und glaube es dir. Ich weiß gar wohl, wie die Geſichter ſeyn ſollen, die dir gefallen können.

Ich muß hier einigen Theaterpoſaunern zum Behuf einer Erinnerung erwähnen, welche von den Verfaſſern der Leipziger neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte bei Gelegenheit ihrer Beurtheilung des deutſchen Muſeum über den Shakeſpear gemacht worden iſt (B. 23. St. 2.) Nachdem wir, (heißt es, unter vielen andern wahren trefflichen Lehren) nachdem wir den einen Theil des Publikums durch Halbkennerei verdorben haben, und der andere durch ſeine gräßliche Räſonnirſucht ſich ſelbſt zur Empfindung des Schönen verderbt hat: bei ſo traurigen Aſpekten holen wir den Shakespear hervor, begaffen und bewundern ihn, wie die Leute in kleinen Städten einen Fremden — den Mann, der bei allem großen Genie nicht das mindeſte Gefühl für das Schöne hatte, den Schriftſteller voller Auswüchſe, voll wilden Feuers, voll geſchraubter Witzelei, voll pöbelhaften Unſinnes, niedriger Sitten: was geſchieht? — das Publikum ſteht da, wie vor den Kopf geſchlagen, es weiß ſelbſt nicht, was es dazu ſagen ſoll: Männer, die Gefühl für Schönheit und Adel belebt, ſchweigen ſtill, weil ihr Reden nichts hülfe: die Schaar der Halbkenner, die nur aus Nachſprecherei urtheilen, und den Kopf von dem Geſchrei voll haben, womit uns einige poetiſche Abentheuerer unlängſt über den Shakespear betäubten, geben ſich die Miene, als wenn ſie die Natur allein zu ſpüren vermöchten, und ſpüren ſie, traun! mit ſo feiner Naſe, daß ihnen kein Schimpfwort, kein Fluch und kein Knieſtoß entwiſcht: ein anderer Haufe, der ſich bei allem leidend verhält, und mit ſeinem literariſchen Geſchmacke, wie mit Tiſchen, Stühlen, und Schnallen nach der Mode richtet, lebt mit, weil jetzt die engliſchen Sachen

Mode ſind, und verachtet ſicherlich den Shakeſpear, ſobald die geraden Stuhlbeine wieder von den gekrümmten verdrängt werden; am lauteſten und entſcheidendſten urtheilt die Menge, (le vulgaire) welcher freilich das Puppenſpiel, die Poſſen, und die ſchrecklichen Tiraden ungemein behagen: was haben wir alſo gewonnen? — daß die Ertheilung des Beifalls und der Richterſpruch über unſere öffentlichen Ergötzlichkeiten in den Händen der Halbkenner, und des Pöbels iſt, daß der Geſchmack für das Schöne in der Knospe erſtirbt, und nichts gefallen wird, als die beiden Extreme — Poſſen, die die Lunge zerſprengen, oder tragiſche Tiraden und ſchreckliche Auftritte, die den Zuſchauern Kopfweh und Uebelkeit machen. Das wahre Schöne, das zwiſchen dieſen beiden Enden mitten inne liegt, es ſey komiſch oder tragiſch, die edle Natur, die Grazie, jene Nüchternheit des Genies, die die Kunſtwerke der Alten charakteriſirt, Eleganz, Feinheit — ſind alle Götter, die nunmehr viele Jahre länger ohne häufige Anbeter bleiben werden; und gleichwohl kann nie eine Nation ſagen, daß unter ihr der Geſchmack zur Reife gelangte, wo dieſen Göttern nicht geopfert wird: wenn unſere Bühnen ihre Altäre ſind, (und ſeyn können, ohne daß die Unternehmer dabei verhungern müſſen) dann wollen wir ſagen, daß wir ein Theater haben.

Ich wünſchte, daß ich einen Auszug von dem Ganzen herſetzen könnte, um die Bedürftigen ſehen zu laſſen, was Männer von entſchiedener Einſicht von dem Theaterweſen unſers Zeitalters halten. Es iſt ſo ein drückendes trauriges Geſchäft um die Ausübung der Kunſt, und ich gehe manchmal niedergeſchlagen von dem Theater weg, wenn ich bedenke, was für uns ein guter Schauſpieler thun muß, und wie wenig wir Zuſchauer thun, ihn aufzumuntern, und zu belohnen. So wenig, als wir Kleider ohne unſere unnützlichen und geſchmackloſen Bordirungen tragen, ſind wir aufgelegt, dem natürlichen Eindruck wahrhaft ſchöner Dinge zu folgen, und was an ſich ſelbſt rein, gut und unverfälſcht iſt, auch ſo in ſeinem einfachen Weſen zu empfangen, und einem großen Schauſpieler wäre es leichter und lieber, vor Leſſing, Göthe und Lavater, als vor ein paar Bänken mitvotirender Herren oder Damen zu ſpielen.

Bei — wurde jüngſt folgendermaßen geurtheilt.

Perſonen: Zwei Herren, vier Damen, ein Fremder. (Man ſitzt bei der Tafel.)

Erſter Herr zum Fremden. (In einem eilenden Ton, wie man z. B. fragt, a propos, ſind ſie jüngſt brav naß geworden?) a propos, wie hat ihnen Huck im Hamlet gefallen?

Der Fremde. Sehr wohl; ich muß ſagen, ausnehmend wohl, Hamlet iſt —

Erſte Dame. Alſo belieben die Frau Schweſter dann gar nichts mehr? Belieben Sie doch; wars doch ſonſt Ihr Leibeſſen.

Zweite Dame. Nein, ich ſage Dank, Frau Schweſter. Ich habe geſtern dem Guten zu viel gethan. Wir ſind auf der Redoute geweſen, ich und Baron Praxel. Mein Herr blieb zu Hauſe. Da habe ich Limonade getrunken nach dem Tanzen; da war mir nicht wohl darauf; hernach trank ich Mandelmilch, war mir auch nicht wohl darauf.

Vierte Dame. Hätteſt Chocolade trinken ſollen.

Zweite Dame. Habs ſchon gethan? Meinſt, ich hätte es nicht gethan? Zu Hauſe gleich. War mir etwas beſſer darauf.

Der Fremde — ein ſchweres Stück, und ein guter Akteur kann ſich auszeichnen.

Der erſte Herr. Ach par Pleu! gewiß. Ich habe ihn von vieren geſehen; vom Chikaneder, Schröder, Huck und Lamprecht; hats ein jeder brav gemacht.

Der Fremde. Ich fürchte, Sie werden ihn bald öfters ſehen.

Der erſte Herr. Wie ſo?

Der Fremde. Weil es jetzt bald Mode werden wird, daß man mit etlichen Rollen herumzieht, ſo, wie einige der ſogenannten Virtuoſen mit etlichen Koncerten bei Höfen herumziehen. Das thun auch die Springer, Dratgeher, Taſchenſpieler. Und ich wünſchte, daß es recht viele ſo machten, ſo würde es bald aufhören.

Der erſte Herr. Ich will ſie ſchon kommen laſſen, wenn ſie nicht fortkommen.

Der Fremde. Dafür wird derjenige ſorgen, der kommen will. Man darf nur einen geſchickten Akteur in der nämlichen Rolle drei- bis viermal geſehen, und einen ehrlichen Körper, und eine vernehmliche Stimme haben, ſo macht man ihn nach. Stellen Sie ſich vor, was derjenige hervorbringen könnte, der ſich die beſten Züge der vier Schauſpieler, die ſie geſehen haben, geſammelt, und auf gewiſſe Art eigen gemacht hätte.

Zweite Dame. Heute ließ ich den Doktor kommen! der verordnete mir Thee mit Eiern. Ich mußte ihn nehmen, weil er zugegen ſeyn wollte, wann ich ihn nehmen würde.

Vierte Dame. Iſt ein einfältigs Trank. Was haſt Du für einen Doktor?

Zweite Dame. Den Herrn Zeisler.

Vierte Dame. Der dſe Naſſin gehabt? Tröſts Gott! die Höbin hat ihn auch gehabt.

Lebte dieſe Stunde noch, wenns ihn nicht gehabt hätte. Ich bitte Dich gar ſchön mit Deinem Doktor.

Erſte Dame. Lernen nichts die Leute.

Vierte Dame. Nicht das geringſte. Da ſollſt Du einmal die Doktores von Straßburg ſehen, Frau Schweſter. (zur zweiten Dame) Will Dir meinen Doktor ſchicken. Wart, ſollſt meinen Doktor haben.

Zweite Dame. Werde Dir verbunden ſeyn. Hernach, wie er fort war, trank ich Kaffe, und aß etwas Süßes; war mir nicht wohl darauf. Hernach nahm ich Weinſtein, ehe ich gieng. Iſt mir wieder nicht wohl darauf. Werde heute Abend ein wenig Schlitten fahren.

Der Fremde. Zudem hat ein ſolcher Akteur immer einen Vortheil, den ein hieſiger nicht hat. Er iſt der letzte, den man in einer Rolle ſieht, und der letzte (geben Sie nur acht!) iſt allemal der beſte.

Der erſte Herr. C'est vrai. Da haben Sie recht. Diable! Da haben Sie recht.

Der Fremde. So unbillig, oder wie man es nennen ſoll, iſt manches Publikum, daß es an ſolchen Tagen alle vorgehende Verdienſte ſeiner beſten Schauſpieler vergißt, und dieſe müſſen, ſo lange jenes im erſten Eifer iſt, ihren eigenen Landsleuten ſorgfältig aus dem Wege gehen, wenn ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollen, von denſelben herabgeſetzt, oder mit einer empfindlichen Grobheit, die kein ehrlicher Mann auf ſich liegen laſſen kann, empfangen zu werden.

Der erſte Herr. Der Henker! Sie haben recht. Aber nä! ſie habens alle Viere brav gemacht.

Die dritte Dame. Ich gebe den Preis dem Schröder; der machts am beſten.

Die vierte Dame. Wenn Du ihn erſt geſehen hätteſt!

Der Fremde. Wie? die gnädige Frau, die dem Schröder den Preis ertheilte, haben ihn nicht geſehen?

Die dritte Dame. Nein; es war unausſtehlich heiß; aber die Frau Schweſter hat ihn geſehen.

Die vierte Dame. Ja, das muß ich ſagen, mit dem Schröder halt ichs auch. Es war ſchon alles ſo curios —

Der Fremde. Wie wars dann?

Die erſte Dame (etwas verlegen). Es war ſo — wie ſoll ich gleich ſagen par Exemple — — Wenns nur nicht ſo heiß geweſen wäre!

Die zweite Dame. Ich aß zwei Schaalen —

Die vierte Dame zum Fremden. Excellent wars, ſag ich Ihnen.

Der erſte Herr. In ſolchen Sachen ſchweig ich allemal ſtill, wenn eine Dame ſpricht. Wir urtheilen, wie wirs meinen; aber es manquirt uns das Gefühl.

Die zweite Dame. War mir ſo ziemlich wohl darauf.

Die vierte Dame. Aber das Niederſtechen kann ich nicht leiden, und das traurige Weſen ſchon überhaupt nicht. Wenn ich traurig ſeyn will, weiß ichs ſchon.

Der erſte Herr. Das iſt aber veritabl engländiſch; das iſt Genie. Es iſt curios, daß die Deutſchen ihnen nicht nachkommen. Ich möchte wiſſen, daß ſies hier nicht auch machen können.

Die erſte Dame. Reden Sie nur von hier nichts.

Der erſte Herr. Warum nicht? Thäte ſich es nur ſchicken auf unſer einen!

Die erſte Dame. Das wäre ſchön, ja. Aber nein, in der Jakobidult, da kommen einige hieher, da lache ich mir allemal genug; da lache ich mir vor.

Der erſte Herr. Das ſind meine Männer auch; (zum Fremden) der Unterſchied iſt, daß nämlich die ordentliche Schaubühne eine der gereinigten iſt; dort darfs nicht ſeyn. Sie glauben nicht, wie ſeit kurzem unſer Geſchmack gebildet werden.

Der Fremde. In der That, das merke ich, wo ich hinkomme.

Der erſte Herr. Da dürfte ſich kein Harlequin blicken laſſen.

Der Fremde. In Harlequinskleidern.

Der erſte Herr. Man wacht bei uns jetzt erſtaunlich auf, und die Leute werden überall anders.

Der Fremde. Das iſt viel.

Der erſte Herr. Ich laſſe mir doch keinen großen Hut machen; ich glaube nicht, daß die Mode lang dauert.

Die erſte Dame. Sie können ſich ihn ja abſchneiden laſſen, wenn ſie abkommt.

Der erſte Herr. Iſt auch wahr, da hätte ich mir wieder nicht zu helfen gewußt.

Die zweite Dame. Frau Schweſter, laß mir bald Kaffee machen.

Der Fremde zum zweiten Herrn. Sie reden gar nichts.

Die zweite Dame. Aber fein ſtark, ſonſt wird mir nicht wohl darauf.

Der zweite Herr. Mir ſchmeckt das Ding da ſo gut.

Der Fremde. Sahen Sie den Hamlet auch?

Der zweite Herr. Ich komme Jahr aus Jahr ein in keine Komödie. Ich kanns nicht leiden das Komödiantenweſen da. Ich thue lieber triſchaken.

Mit feſtlicher Erwartung gieng ich an dem Tage nach der Bühne, wo man uns das große Ballet, die Belagerung der Stadt Paris, oder die Liebe Heinrich des vierten und der Gabrielle geben würde; denn ich gebe niemand zu, daß jemand mehr Ehrfurcht für die hohen und äußerſt ſeltenen Talente eines wahren Tänzers oder Pantomimiſten beſitze, als ich. Und da es ſchien, daß man dießmal dieſes heroiſche Ballet zur erſten Angelegenheit machen würde, und dabei keineswegs die Abſicht haben konnte (die man ſonſt, man mag wollen, oder nicht, haben muß) die guten oder auch ſchlimmen Eindrücke des vorhergehenden Spieles aus den Gemüthern der Zuſchauer hinauszujagen: ſo ſtellte ich mir im voraus das Vergnügen vor, das ich empfinden würde, mich bald durch ſchöne Gemälde, bald durch ſchöne Gruppen und Zuſammenſetzungen, durch einzeln meiſterhafte, ausdrucksvolle, maleriſche Stellungen, und überhaupt durch den Anblick auf das Ganze, vom Mitleid, Angſt, Schrecken, Furcht und Freude, mit einem Wort, von etwas Großem hinreißen zu laſſen. Wenn nun vollends, dacht ich, der herrliche Anblick von ſchicklichen Dekorationen, der große Ausdruck der Muſik, und die übrigen mächtigen Gottheiten erſcheinen, die bei einer Pantomime, wenn ſie dieſen ſo vielſagenden Namen verdienen kann, erſcheinen ſollten. —

Doch ich will ehe nach meiner Gewohnheit einige meiner Begriffe von dem pantomimiſchen Tanz, ſo wie ich durch die Natur, durch Betrachtung und Studium darin geſtärkt worden bin, herſetzen, damit ich nicht unverſtändig und ohne Grund, oder aus Abſichten zu reden ſcheine. Ich rede mit niemand freier und offenherziger, als mit dem wahren Künſtler. Wenn meine Grundſätze mit ſeinen Empfindungen auch nicht übereinkommen, ſo weiß er: (denn

didicisse fideliter artes
Emollit Mores, nec sinit esse feros.)

daß meine Meinung keineswegs Chikane oder Verachtung, ſondern deutſcher aufrichtiger Herzensrath ſey, das weiß er, und nimmt eben aus der Urſache alles, was ich ſage, freundſchaftlich auf. Nur Stümper und ſaftloſe Schauſpieler ſcheuen die Blicke des unpartheiiſchen Freundes; dieſe wollen immer gelobt, und bei den elendeſten Erfindungen immer geſtreichelt ſeyn; aber der gute Dichter, der nicht bloß kalte Intriquen anlegen, ſondern Charaktere ſchildern und Gemälde vollenden kann; der Schauſpieler, der kein bloßer Deklamant, und Auswendiglerner, ſondern ſelbſt Dichter iſt; der Tänzer, der malen, und nicht bloß ſpringen kann, dieſe denken, wenn man gar alles ſchön findet, mit allem Recht, wie Gellerts Maler.

Die Grundſätze eines Tänzers ſind nach ihrem Urſprung und Endzweck keine andern, als die Grundſätze des Malers, des Dichters ꝛc. nämlich gewiſſe Leidenſchaften und Gefühle nach gewiſſen Charaktern ſinnlich, und zwar bei dem Tänzer, durch Mienen und Gebehrden auszudrücken; ſein Geſicht muß jeder feinen Abänderung fähig ſeyn; ſeine Augen müſſen ſprechen, ſeine Hände und Beine müſſen handeln, und die ganze Beſtrebung ſeines Körpers, der auf das vollkommenſte gebaut und gebildet ſeyn ſoll, muß ſo geſpannt, ſo nach einem Ziele gerichtet werden, daß man, wenn man auch, wie beim Torſo des Herkules Kopf, Arme und Beine wegnehme, dennoch eine unendliche Kraft und Wendung, und ein gegenwärtiges Beſtreben in allen Muskeln des Körpers wahrnehmen, und beſtimmen könnte. Die Geſetze dieſer Bewegungen kommen mit allen Artiſten gemeinſchaftlich überein. Je edler und ungezwungener ſie ſind, je deutlicher und natürlicher ſie die Empfindungen der Seele ausdrücken, deſto vollkommener iſt ihre Pantomime. Die Fähigkeit dazu iſt, wie bei allen den andern Künſten, ein Geſchenk der Natur, und kann durch keine Regeln gelehrt, und durch kein Bemühen erſetzt werden.

Nämlich jede innere Bewegung der Seele wirket eine ſichtbare Aeußere, die nicht willkührlich, ſondern einer gewiſſen Seelenbewegung angemeſſen, und einzig und (das Erſtaunen und andere wenige bei ſich ſelbſt ſtillſtehende Gemüthsverfaſſungen ausgenommen) überhaupt dahin gerichtet iſt, einen Gegenſtand oder eine Empfindung von ſich zu entfernen, oder immer heftiger an ſich zu ziehen, und deſſelben zu genießen. Daraus entſpringen, wie die Farben aus einer Miſchung des Weißen und Schwarzen entſtehen, alle Mittelbewegungen, die nach den unendlich mannigfaltigen Abwechslungen der Charaktere, und der Zeitpunkte, unendlich verſchieden ſind. *) So viele Bewegungen der Pantomimiſt macht, ſo viele Gemälde liefert er, und er müßte bei jeder Stellung, wenn man ihn halten ließe, ſagen können, was er mit dieſem Geſicht, mit dieſer Armhaltung habe ausdrücken wollen. Dieſe Forderung wird man ſagen, iſt außerordentlich ſchwer zu erfüllen. Das iſt ſie, lieber Freund; aber es folgt nichts daraus, als daß die Tanzkunſt vielleicht die ſchwereſte aller ſchönen Künſte ſey, und daß der Mann, der ein Bal-

---

*) Phrynichus, einer von den älteſten tragiſchen Dichtern ſagte, daß das Meer, bei der höchſten Fluth im Winter, nicht ſo viele Wellen habe, als das Ballet verſchiedene Züge und Figuren haben könne.

let verfertigt, ein Mann von Genie und Geſchmack, und der es ausführt, mehr als ein maſchinmäßiger Beinbeweger ſeyn ſoll.

Die Alten machten ſo viel Weſens aus der Pantomime, denn ſie wußten zu gut, wozu der Gebrauch derſelben im bürgerlichen Leben nützlich ſey; wir ſcheinen uns kaum um die Bedeutung dieſes Namens zu bekümmern, und mit allem, was man uns vormacht, wenn es nur etwas iſt, das wir auf der Stelle nicht gleich nachmachen können, vorlieb zu nehmen.

Nichts iſt unſerm Herzen und Geſchmack ſchädlicher, als das Müßige, es mag nun in Empfindungen oder Thun beſtehen, und doch giebt man ſich ſo oft alle Mühe, etwas, das am Ende nichts, als ein regelmäßiger, prächtiger Müßiggang iſt, hervorzubringen. Auch iſt dieß das größte Hinderniß, warum die Künſte in Abſicht auf den wahren Nutzen des Lebens ewig zurückbleiben, und das niemals werden, was ſie ſeyn könnten, daß man ſich mit allem begnüget, alles für ſchön hält, was Mühe koſtet, und von denſelben niemals verlangt, das zu leiſten, was ſie einzig leiſten ſollten. Darüber verliert man die Geſundheit der Vernunft, und die Kraft des Nachdenkens. Man hat den Pedantismus in den Wiſſenſchaften, nämlich den Eifer, viele Mühe auf unnützliche

Dinge zu verwenden, ſo oft lächerlich gemacht, wann werden wir einmal anfangen, den Pedantismus in den Künſten zu ahnen, und den Muth ausüben, etwas leer zu nennen, was leer iſt, und Flittergold von dem wahren zu unterſcheiden? Wenn ein Seiltänzer oder Gaukler eine viertel Stunde auf der Spitze einer Zehe ſteht, und ſich im Wirbel herumdreht, ſo weiß ich wohl, was es bedeutet; es bedeutet gerade das, was manches Concert, worüber der Virtuos manche Jahre ſich üben mußte, ausdrückt, nichts, auf dem ganzen Erdboden nichts, als Gaukelei; aber wenn ein Tänzer und eine Tänzerin, welche vom Geiſt des Dichters beſeelt ſeyn ſollen, im höchſten Affekt ſich auf dem Abſatz des Schuhes herumwirbeln, oder mit großer Geſchwindigkeit ihre Schenkeln verwickeln, den Leib bis zum Abbrechen krümmen, ſo rufe ich alle neun Muſen auf, mir nur von weitem, was dieß ausdrücke, zu ſagen.

Beinahe einen jeden geſunden Klotzen beiderlei Geſchlechts, kann man die Kunſt lehren, Entrechals und Cabriolen zu machen, den Kopf zu Verdrehungen, und die Arme und Schenkel zu erbarmungswürdigen Grimaſſen zu zwingen. Dieſe Anſtrengung kann unmöglich der Beruf des Tänzers mit Geiſt ſeyn. Der wahre Geſchmack flieht vor allem, was ſchwer iſt. Verſichert, daß dieſe Beſtrebung gemeinen Talenten angehöre, bemüht er ſich, überall die Spuren der Natur aufzuſuchen, und die ſtille Anmuth und Würde der einfachen Grazien zu gewinnen. Er zieht niemals den Geſchmack des Volkes zu Rathe, und beſchönigt ſeine geiſtloſen Erfindungen niemals mit der beleidigenden Entſchuldigung, daß er der Schwachheit ſeiner Zuſeher etwas aufgeopfert habe, ſondern er traut ſeiner Kunſt die Kraft, und ſeinem Zuſeher die Güte des Gefühls zu, daß, wenn er ihm das Schöne vorhält, er nicht unempfindlich ſeyn werde, das Schöne zu lieben. Seine Bewegungen belehren den Künſtler, klären dem Dichter Geheimniſſe der Worte auf, geben dem Redner eine unwiderſtehliche Kraft, und den Geſellſchaften der Bürger den guten Ton.

Doch ich werde noch öfters die gute Gelegenheit benutzen, von dieſem, den Künſten und dem guten Geſchmack höchſtwichtigen Gegenſtand zu ſprechen, und will dießmal ſogleich des gegenwärtigen Ballets erwähnen.

Man vergeſſe nicht, daß das Ballet genannt wird die Belagerung der Stadt Paris, oder die Liebe Heinrichs des Vierten und der Gabrielle; daß mithin dieſe zwei Gegenſtände Belagerung und Liebe, mit einander verbunden, und die Hauptſache ſeyn, und daß keine Vorfälle zugegen ſeyn ſollten, die zur Sache nichts beitragen, oder welches eines iſt, welche man, ohne daß darum das Ganze leiden würde, wegheben könnte. Das ſind einige meiner Grundſätze vom Drama, denen das Ballet, als eine Handlung, vollkommen untergeordnet iſt.

Erſter Akt.

Ein Wald. In der Tiefe einige Bauern, deren ein Theil Holz fället, der andere daſſelbe zu Haufen richtet. Sie beginnen hierauf, nachdem ſich Bäuerinnen dazu geſellen, ſämmtlich einen Tanz.

Während demſelben hört man ein Jagdhorn, und indem ſich die Bauern entfernen, tritt König Heinrich mit einigen Gefährten heraus, und tanzt, daß es eine rechte Freude iſt. Mittlerweile erblickt man die Bauern mit ihren Bäuerinnen wieder in der Tiefe der Bühne; ſie ſtaunen und bewundern, und getrauen ſich nicht hervorzugehen, welches beſonders die letzten ſehr artig dadurch ausdrücken, daß ſie ſämmtlich ihre Schürze bei einem Ende nehmen, als wenn ſie ſich ſchämen wollten (ſollte ſich dann die ſchalkhafte Schüchternheit nur durch eine Pantomime ausdrücken laſſen, oder haben ſich die Bäuerinnen verabredet, eine der andern es nachzuthun?). Heinrich erblickt ſie endlich, legt liebevoll ſeine Hände über ſie, beſchenkt die Männer und entfernt ſich. Nun möchten ſich, wie natürlich die Bäuerinnen des Geldes bemächtigen, und da ſich jene nicht dazu verſtehen wollen, ſo fängt man dann an, ſich zu balgen und ſcherzhaft zu necken, bis endlich die Bauern die Hälfte ihres Geſchenks abgeben, worauf ſie vor Freude ſich mit einem Tanz beluſtigen.

(Ich kann hier eine Erinnerung nicht vorbei gehen laſſen, wovon einen jeden ſeine eigene Natur und Erfahrung überzeugen muß. Alſo vorausgeſetzt, daß der Balletmeiſter die Wahrheit der Leidenſchaften nachahmen ſoll, ſo finde ich nicht, wie man einer Menge Menſchen zumuthen kann, daß ſie alle gleich aneinander ſtehen, alle eben dieſelben Wendungen zu gleicher Zeit machen ſollen. Den Exercierplatz ausgenommen, werden ſich, wo viele Menſchen von dem nämlichen Vorfall intereſſirt werden, nicht zwei in ausgleichenden Stellungen zuſammentreffen; denn unſere Charaktere ſind ſo verſchieden als unſere Geſichter. Daß dieſe ſymmetriſchen Stellungen immer gewöhnlich geweſen, das macht ſie darum nicht ſchön, nicht natürlich, das verhindert nicht, daß der Antheil, welchen die Zuſchauer nehmen ſollten, nicht außerordentlich geſchwächt wird, wenn ſich alles bewegt, als wenn es durch einen Drath regiert würde. Mir däucht, die Mannigfaltigkeit, welche die Natur in dieſem Stücke beobachten würde, müßte etwas wunderbar Angenehmes hervorbringen. Ein jedes Paar formirte dann ſeine eigene Scene, ſeine eigene Gruppe. Einige Bauern würden ihr Geld gleich, andere karg, andere gar nichts weggeben; dieſe würden durch Liſt, jene durch Drohungen, wieder andere durch Bitten, und Schmeicheleien überwunden werden. Es iſt, wie es ſcheint, ein ſo unwichtiger Vorfall, und doch würde er, auf dieſe Art ausgeführt, unglaublich reizend, denn er würde wahr ſeyn. Auch hätten die Tänzer und Tänzerinnen Gelegenheit, ihre Talente in ſchönen Gruppen, guten Erfindungen, natürlichen Stellungen hervortreten zu laſſen.)

Aber nun wieder zum Ballet. Indeß die Bauern tanzen, zieht ſich ein Ungewitter zuſammen, das ſich durch ein entferntes Murmeln des Donners, und durch einzelne Blitze ankündigt. Bei dieſen Blitzen halten Anfangs die Tänzer plötzlich ein, ſehen einen Augenblick ſchüchtern gegen den Himmel, und fallen mit der vorigen ſorgloſen Freude ſogleich wieder in den Takt des Tanzes ein; (dieſes iſt im Vorbeigehen eine von den Schönheiten dieſes Ballets) das Ungewitter rückt mit Stärke heran, und die Bauern greifen zu ihren Werkzeugen, und entfernen ſich.

Dieß Ungewitter ward ſehr gut vorgeſtellt; nur ſoll ſich ein Ballet- und Maſchinenmeiſter ſtets erinnern, daß das große Schauſpiel der Natur nicht überall zu erreichen, und daß viele Dinge, welche in der Natur wegen ihrer gräßlichen Ausbreitung und Verwüſtung ſchön ſind, in jeder Nachahmung zurückbleiben, und aufhören, Schönheiten zu ſeyn. Das dumpfe Gemurmel von weitem, die ſchlängelnden Blitze in einer grauenvollen Finſterniß, mit einem Wort, das

> Intonuere Poli, crebris micat ignibus
> aether

läßt ſich nach ſo vielen Verſuchen, nun ſo ziemlich gut nachmachen; aber, wenn ich z.B. ein Haus, oder einen Baum verbrannt werden ſehe, ſo wache ich allemal auf, und denke, daß ich auf dem Theater bin. Ich erinnere mich wohl, wie es in der Natur iſt; aber ich ſehe es nicht.

Während dieſem Ungewitter ſieht man die Gefährten des Heinrich, die ihn vermuthlich aufſuchen, einzeln durch den Wald irren. Heinrich kommt, nachdem ſich der Himmel wieder aufklärt, von dem Wald heraus, und legt ſich ermüdet unter einen Baum. Sogleich erſcheint ein rüſtiger Junge, von dem ich anfangs glaubte, daß er ſo gut ſeyn würde, ihn auf den rechten Weg zu führen; denn da ich ganz mit den Gedanken in den Zeiten Heinrichs war, ſo hatte ich das alte mythologiſche Ding, den Cupido, längſt vergeſſen, auch wußte ich nicht, daß er die Menſchen gern alsdann überfalle, wenn ſie vom Arbeiten ermüdet ſind. Genug er zog ſeinen Ueberrock aus, gab dem Heinrich zu verſtehen, daß er der allgemeine Gelegenheitsmacher ſey, und führte ihn ab. Ende des erſten Akts. O Belagerung! Belagerung!

Zweiter Akt.

Ein blumichter Hain. Gabrielle ſchlummert, den Kopf auf die Hand geſtützt, auf einer Raſenbank.

Heinrich ſieht ſie, und ſchon liegt er zu ihren Füßen ausgeſtreckt und hinaufflehend. Amor hängt ſeinen Hut und ſeinen Degen an die Scene.

Ein Chor von Tänzerinnen umtanzten die Liebenden, bekränzten, verwickelten beide mit

Roſen, indeß dieſe beſchäftigt ſind, dem Amor zu ſchmeicheln, und ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen, bis endlich Heinrich für beſſer befindet, ſich mit ſeiner Gabrielle wegzubegeben. Nun macht ſich Amor an die Tänzerinnen, die er ſämmtlich auf eine erbärmliche Art verwundet, daß ſie vor Liebe berſten möchten, wie man daraus abnehmen kann, weil ſie ſich um einen alten Ritter von Heinrichs Gefolge, der eben ankommt, ſeinen König aufzuſuchen, herum drängen, ihn mit Kränzen umflechten, und allen ihren Reizungen aufbieten, den grauen Krieger empfindlich zu machen. Selbſt Amor ſchießt ſeine Pfeile auf ihn ab; allein er bleibt unempfindlich, worauf ſich der beſchämte Chor entfernet. Dieſer Held ſieht mit Erſtaunen Heinrichs verlaſſnes Schwert und Helm, mittlerweile dieſer mit ſeiner Gabrielle ankommt, und dieſen Freund ſehr freundlich bewillkommt. Man hört einen Kriegslärmen, Heinrich zerreißt ſeine Roſenfeſſeln, bewaffnet ſich und verläßt Gabrielle, die ihm einen Federbuſch auf ſeinen Hut ſteckt, und dann ohnmächtig in die Arme der eben ankommenden Tänzerinnen fällt. Dieß iſt der zweite Akt. O Belagerung! Belagerung!

Dritter Akt.

Die Stadt Paris. Ein Lager, und aus dieſem ein Sturm in die Stadt. (Dieſes Bild gehöret in meinen Augen unter diejenigen, welche auf der Schaubühne, wo doch alle Dinge größer ſeyn ſollen, als ſie in der Natur ſind, gemeiniglich verlieren; denn, wenn man auch ſtatt der Musketen, die man auf dem Theater häufig losbrannte, Stücke ablöſen ſollte, ſo würde es doch laſſen, wie ein Gemälde in Miniatur gemalen, und die ähnliche Wirkung verfehlen.) Der Sieg bleibt ſo weit unentſchieden, als durch dieſen Sturm die Stadt nicht übergieng. Man machte indeß einige Gefangene, und indem ihnen Heinrich eben Verzeihung ertheilt, trug ein Abgeordneter von der Stadt dem König ein Duel an, welches dieſer annimmt, aber einem andern übergiebt, der ſeinen Gegner glücklich zu Boden wirft. Hierauf ergiebt ſich die Stadt, und die verhungerten und elenden Einwohner laufen ſchaarenweiſe heraus, und bitten um Gnade und Lebensmittel, womit ſie Heinrich beſchenken läßt. (Ein ſehr rührender Einfall, der in der That dieſe gute Wirkung verdiente, die er hervorbrachte.) Indeß brachten die Abgeordneten der Stadt die Schlüſſel. Sie erhielten gleichfalls Verzeihung, und indem ſich auch Gabrielle dabei einfindet, erhält das Ganze einen feierlichen, prächtigen, freudigen Ausgang. Darin beſteht der Plan des gegenwärtigen Ballets, das aber hier nur im Allgemeinen entworfen iſt, weil es für dieſe Blätter zu weitläufig ſeyn würde, jedes Chores, jedes Solo und Duets, und jeder andern Schönheit, als z. B. des Fahnſchwingens und der Figuren, die damit in der Luft und auf Erden formirt werden, zu gedenken.

Wenn man nun das Ungewitter im erſten Akt, und dann den Erzlärmen bei dem Sturm wegnimmt, wenn man wegnimmt, was man, ohne das Ganze zu verderben, wegnehmen kann, z. B. den ganzen erſten Akt (die Scene mit dem Amor ausgenommen, weil darin auf den zweiten Akt vorbereitet wird); ſo begreife ich nicht, welcher von beiden Titeln die untergeordnete Epiſod des andern ſey; denn Gabrielle hat keinen Einfluß auf die Belagerung, noch dieſe auf die Gabrielle. Zu dieſem Zweifel verleiten mich meine einmal angenommenen Grundſätze, vermöge welchen ein Ballet, wenn es auch ganz lyriſch ſeyn ſollte, dennoch immer ein Drama iſt, deſſen ſämmtliche Theile zu einem Ganzen paſſen, Glieder eines Körpers ſeyn ſollen. Doch dieß bei Seite geſetzt, ſo ſind die wichtigſten Zeitpunkte in dieſem

Ballet diejenigen, wo Heinrich der Gabrielle ſeine Liebe erklärt, und wo er von ihr Abſchied nimmt. Die Ausführungen waren in ihrer Art meiſterhaft; aber ich weiß nicht, ob ich den erſten Zeitpunkt wählen, und ob ich ihn auf dieſe Art ausführen würde.

Was würdeſt du ſagen, göttlicher Plato! (oder warſt du ein Pedant?) wenn du lebteſt und kämeſt, und ſäheſt einen der größten Fürſten, welchen Europa in der Geſchichte aufzuweiſen hat, niedergekrümmt und gleich einem unbärtigen Jungen, ächzend zu den Füßen eines — Mädchens.

Vergieb mir, Freund der Kunſt und des deutſchen Inlands, dieſen Einfall, von dem ich ſchon jetzt, da ich ihn niederſchreibe, vorausſehe, daß er den Kunſtrichtern eine Thorheit, und den Künſtlern ein Aergerniß ſcheinen wird. Ich möchte gerne in allen Dingen etwas Männliches haben, möchte gerne, daß man uns unſere Schwachheiten nicht noch obendrein herausmalte, damit nicht mancher Junge unter den Zuſehern auf den Gedanken gerathe, zu glauben, es gehöre Geiſteskraft und Genie dazu, ſeinen Kopf vor die Füße eines Mädchens zu legen, oder zu glauben, er ſey auch fähig, wie dieſer Heinrich, in Liebe zu zerſchmelzen, und doch zugleich feſten Heldenſinnes zu bleiben. Ich denke immer, ſolche

Gemälde müſſen doch, wenn ſie der Künſtler nicht für ganz leer ausgeben will, etwas einflößen wollen, z. B. ein Wohlgefallen an denſelben, und mithin die Nachahmung, oder ein ſatyriſches Lächeln, und ein ſchamhaftes Gefühl der beleidigten männlichen Würde, oder ſo etwas, und endlich glaube ich, daß ſich in ſolchen Stellen ein weiſer Mann nicht gerne würde ſehen laſſen, weil er gewiß weiß, daß wir Zuſeher uns nicht erwehren könnten, etwas von unſerer Hochachtung gegen ihn zu verlieren.

Ich glaube mit jedem guten Kopf, welcher einen Endzweck ſeiner Arbeit hat (denn gewiß haben viele gar keinen; ſie laufen, ohne zu wiſſen, wohin;) einer Denkungsart und einer Abſicht zu ſeyn, und ich hoffe, daß ich in dem engen Raum dieſer Blätter nach und nach etwas ſagen werde, das hinreichend ſeyn wird, unſere Meinungen zu vereinigen, und die Kunſt mit der Natur, und dem bürgerlichen Leben auszuſöhnen.

Emilia Galotti von Herrn Leßing.

Der Werth dieſes ſehr guten Originals unter den beſten deutſchen Originalien iſt nicht unentſchieden. Viel wahre, aber auch viel civiliſirte ſtudirte Natur, meiſterhaft ausgedachte Kunſt in Zeichnung und Colorit, Wahrheit gekünſtelter Charaktere, große Weltkenntniß, kurzer beſtimmter Ausdruck, aber auch viel Witz, viel gelehrte Wortſpiele. Wozu ſchon der Maler? ſagte wer, wozu der Mörder? Meiſterſtücke, nachdem ſie da ſind; aber mußten ſie da ſeyn? Und dann das Niederſtechen am Ende? — Ich weiß nicht, ob nicht die Hälfte der empfindenden Zuſchauer, die zwar mit der unglücklichen Lage der Perſonen, aber nicht mit ihren Charaktern ſympatiſiren, gewünſchet haben, daß dieß nicht geſchehen wäre? Ob dieſen Mord auch die Hälfte von denjenigen, welche ſich ganz in die Lage des Vaters denken, wohl vermuthet haben? In dieſem gegenwärtigen äußerſten Schmerz über die ſchwärzeſten Cabalen, über das verwüſtete Wohlſeyn der Familie, über die grauſame Mißhandlung des Vaterrechts, über den Blick auf die zukünftige Schändung ſeiner Tochter, in dieſer fürchterlichen Betäubung, wo nur ein Augenblick zur Entſcheidung übrig war, würde dieſer und jener Vater mit dieſer vorausgeſetzten Gemüthsart ganz gewiß ſo gehandelt haben; aber würden die Väter auch überhaupt ſo handeln? Würde es den meiſten Vätern, wenn ſie auch eben ſo viele Entſchloſſenheit beſäßen, natürlicher ſeyn, ſo zu handeln? — Doch der fünfte Akt geht zu Ende, und ſo würde jeder von uns verlegen ſeyn, zu ſagen, wie das Ding ſich anders enden ſollte, außer man wollte alles niederwürgen, den Prinzen, die Tochter und ſich ſelbſt, oder der Tochter in die Kutſche hineinhelfen, und nachheulen. Genug hievon: Emilia Galotti iſt immer ein treffliches Stück, und eine reiche Quelle für die Talente des Schauſpielers.

Wer mit dem Herzen im Auge in eine Gallerie tritt, wo die Ideen großer Meiſter aus den Gemälden hervorgehen, der glaubt alles auf einmal zu ſehen, und ſieht nichts, und glaubt verſchlungen zu werden. Und wenn er wieder aufwacht, ſagen kann ers dann niemand, was er geſehen hat; aber herrliche Dinge waren es, in denen er, ſo oft er ſie zurückruft, Ruhe der Seele findet und Kraft des Lebens. Wer die Sprache bereichern, neue Gefühle lernen will, lernen will die hohe Kunſt, einen Dichter zu leſen, ein Gemälde zu genießen, der betrachte das, was an einem guten Schauſpieler erſcheint, wenn er ſpricht, was eintritt in ſeine Miene, in ſeinen Gang und in ſeine ganze Geſtalt.

Wer nie einen Marinelli geſehen hat, der konnte die ganze Geſchichte deſſelben mit allen Erklärungen und Anmerkungen in Hrn. Hucks meiſterhaften Zeichnungen leſen. Alle Arten und Abänderungen dieſer Geſchöpfe giengen, nach dem Bedürfniß und den Gelegenheiten, auf dem Geſicht, in den Bewegungen dieſes trefflichen Schauſpielers hervor, und bei jedem neuen Zug mußte man ſagen: Ich fühle es, wenn ich auch nichts hörte, das iſt ein Marinelli. Scharfe Spionenaugen, die ſich nach der Art dieſer Leute von Zeit zu Zeit halb ſchließen, und zwittern, als verſtünden ſie, jede Sache feiner zu ſehen, denn andere Menſchen, oder als könnten ſie von allen Dingen den Sinn errathen, mit ſklaviſcher zuvorkommender Gefälligkeit, die geheimſten Wünſche zu errathen, und doch ſichtbare Verachtung desjenigen, mit deſſen Schwachheiten ſie vertraut ſind; eine liebloſe vornehme Chikanenmiene, auf der alles zerfährt und kein Gedanke haften will, kalt und bedächtlich, und doch voll heimlicher Zerrüttung, und aufkochend vom lauernden Höflingsgroll; — Gang und Bewegung und Stellung, dumm dreiſt, unverſchämt, jedem ehrlichen geraden Mann Ungezogenheiten zu ſagen, ſobald ſein Fürſt ihn anlächelt, und über alles zu entſcheiden, und dann feig und niederträchtig, wenn es nicht nach Wunſch gehen will. — Dieß kam alles in Hucks Mienen, bald zuſammen, bald einzeln, überall trefflich in Licht und Schatten. Meiſterhaft waren ſeine Uebergänge vom erkünſtelten Verdruß zur Höflingsverſöhnung und Heiterkeit. Dieß ſind die ſchwerſten Stellen für einen Schauſpieler. Man muß die Wolke nicht wegreißen, ſondern wegnehmen, die nächſtkommende Miene nicht gleich herzerren, ſondern ankommen laſſen; man muß wiſſen, welche Theile des Körpers der Seele am erſten zu Gebot ſtehen; ob ſich, wenn man aus der Hitze zur Kälte, aus Freude in Betrübniß, aus Liebe in Haß übergeht, und wie ſich zuerſt die Hände, dann die Augen, dann die Miene, dann die ganze Geſtalt bewegen, heraustreten, zurückziehen, mäßigen ſollen. Man muß wiſſen: — doch empfinden muß man, dann weiß man alles. Man beklatſcht einen guten Uebergang, ein regelmäßiges Steigen und Fallen der Stimme bei den Tonkünſtlern, und die Hinumgänge des Schauſpielers, die ungleich härter ſind, denn ſie ſind eine Sache des Genies, bemerkt faſt niemand.

Ich werde den Ton und die Erſcheinung alles deſſen, womit er begleitet war, niemals vergeſſen, in welchem Claudia, Madame Antoine, in die Stelle eintrat Akt 3. Sc. 7. „Es iſt klar! — Iſt es nicht? Heute im „Tempel, vor den Augen der Allerreineſten, „in der nähern Gegenwart des Ewigen, be-

„gann das Bubenſtück, da brach es aus. Ha „Mörder! feiger elender Mörder. Nicht tapfer „genug, mit eigener Hand zu morden; aber „nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines „fremden Kitzels zu morden! Morden zu laſ„ſen! Abſchaum aller Mörder! Was ehr„liche Mörder ſind, werden dich unter ſich „nicht dulden. Dich! Dich! — Denn warum „ſoll ich dir nicht alle meine Galle, allen mei„nen Geifer mit einem einzigen Worte ins „Geſicht ſpeien? — Dich! Dich Kuppler!

Wenn zu ſolchen Stellen nichts erfodert würde, als eine ſtarke Lunge zum Lautſchreien, eine ſchneidende Stimme, und giftige Augen, und polternde Hände, ſo würde es leicht ſeyn, eine gute Schauſpielerin dieſer Art zu finden. Auch wollte ich allemal eine Wette eingehen, daß ein großer Theil am Ende klatſchen, und dann auch der eine Theil mitſchlagen, und ſagen würde: das nenn' ich mit Feuer und Geiſt deklamiren! Ja, wenn man eine Närrinn vorzuſtellen hat. — Man unternehme doch einmal (wenigſtens aus Neugierde, was der Schauſpieler aus Kunſteifer thun ſoll,) und leſe in einem alten Dichter, betrachte in einem alten Werk des Meißels oder Pinſels, die Pantomime, und den Ausdruck ihrer großen Perſonen in heftigen Situationen. Dieſe Meiſter zogen überall die Philoſophie zu Rathe, und was in dieſer eine Schande war, das war auch Schande für den Künſtler. Ihre Bewegungen in den höchſten Affekten werden noch eine gewiſſe Ruhe und Würde, einen gewiſſen Wohlſtand, nämlich jenes Aptum und Decorum beobachten, das die Sitten in ihrem beſten Zeitalter ſo rühmlich auszeichnet. Es war Macht der Wahrheit, aufgebrachter Mutterſchmerz, der durch ſein eigenes Uebel wuchs, ſich immer heftiger entzündete, und der gleich einem Blitz, welcher im Fortwirbeln alles zuſammenrollt, endlich auf eine Höhe kam, dich, dich, wo die Linie zwiſchen Pöbelzorn, und Löweneifer ſo ſchwer zu treffen war, und ſo gut getroffen ward. So war Marchand ganz der übermächtige Mann, mole sua stans, der einem Kraft giebt, wenn man ihn anblickt, und dem mans an Miene und Gang, und dem feſten Tritt anſieht, daß man ihm nicht würde entfliehen können; der Mann, der, indem er die ganze Maſchine ſeines Unglücks, ſeiner Beſchimpfung auf einmal überſieht, und da er nichts verdient zu haben glaubt, darüber in jene Art von Wahnwitz gerathen will, wo man, was man ſieht, nicht zu ſehen glaubt, und es dennoch ſieht, vertilgen will, alles um ſich zuſammenwerfen will, alles auf ſich, und dann jenes laute Hohnlächeln beginnet, das jede Menſchennerve erſchüttert; — der Mann, der ſich zwar bewußt zu ſeyn ſcheinet, daß er ſich in ſeiner Gewalt habe, aber doch vor unwillkürlichen hinreißenden Augenblicken zu fürchten ſcheint. So wars, und ergriffs, und beklemmte es den Zuſchauer mit Kummer wegen ſeiner raſchen Hitze, als er, (im Akt 4. Sc. 8.) indem er zu ſeiner Frau ſagte:

Claudia — (ihr die Gräfin bekannt machend) die Gräfin Orſina; eine Dame von großem Verſtand; meine Freundin, meine Wohlthäterin. —

Es bekümmerte uns, ſage ich, als er auf die Worte, eine Dame von großem Verſtand, die rechte Hand erhub, mit einem Nachdruck im Ton, wobei man etwas ſchreckliches ahnete, dann bei den Worten: meine Freundin, meine Wohlthäterin, fürchterlich mit der Stimme abfiel, und raſch nach der Taſche ſuchte, wo er den Dolch eingeſteckt hatte. So wechſelten grauſames Ruhigſcheinen und plötzliches Aufwühlen bis am Ende wahr und groß, wie die Natur, und lehrreich zur Beſtätigung des Satzes für Künſtler aller Arten, daß Toben und Raſen, und mit den Füßen Stampfen, und Aufſchwellen, und blau werden vor Aerger, ſo wenig Geiſteskraft ſey, ſo wenig Werthers wilde Aufbrauſungen, und losgelaſſene Jünglingsgeheule überall wahre Geniezüge ſind.

Der Graf von Eſſex. Man wird ſich nicht leicht einer Geſchichte erinnern, die ſo oft, und ſo verſchieden, wie dieſe, bearbeitet worden wäre. Schon 1611 glaubte man, ſie in dem engliſchen Trauerſpiel Daniel Philotas anzutreffen. Nachher folgten drei Eſſex von den Franzoſen, nämlich des Calprenede von 1638, des Boyer von 1678, und des jüngern Corneille von eben dieſem Jahr. Der Eſſex des Banks, eines Engelländers, ward 1682 zum erſtenmal aufgeführt. Dieſer ward faſt zu gleicher Zeit von zwei Engländern umgearbeitet, welches die Nation in Abſicht auf den Styl lange gewünſcht hatte, nämlich vom Heinrich Jones, welcher von Geburt ein Irrländer, ſeiner Profeſſion nach ein Maurer war, und wie der alte Ben Johnſon, ſeine Kelle mit der Feder vertauſchte. Nachdem er ſchon einen Band Gedichte auf Subſcription hatte drucken laſſen, die ihn als einen Mann von großem Genie bekannt machten, brachte er ſeinen Eſſex 1753 aufs Theater; als dieſer zu London geſpielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin geſpielt. Von ihm verſichert ein franzöſiſcher Kunſtrichter *), daß er das Feuer und das Pathetiſche des Banks mit der ſchönen Poeſie des Jones zu verbinden gewußt habe. Wenn man aus dem, was dieſer Kunſtrichter über die Rolle der Rutland, und über derſelben Verzweiflung bei der Hinrichtung ihres Gemahls hinzufügt; auf das Pariſer Parterre ſchließen ſollte, ſo würde man es auf einer Seite kennen lernen, die ihm wenig Ehre macht. „Auch er, heißt es, ließ die Gräfin in dem Augenblick, wo dieſer berühmte Gemahl nach dem Gerichtsort geführt wird, in Ohnmacht fallen. Dieſer Augenblick, wo dieſe Gräfin der würdigſte Gegenſtand des Mitleids iſt, wirkte in London die ſchmerzlichſte Rührung, und ward für bewunderungswürdig gehalten. In Frankreich würde er belachenswürdig geſchienen haben. Man hätte ſo was ausgepfiffen, und die Gräfin mit dem Verfaſſer ins Tollhaus geſchickt. — Auch von einem James Ralph iſt ein Eſſex vorhanden, und endlich der Eſſex von einem ungenannten Spanier, unter dem Titel: Für ſeine Gebieterin ſterben.

Das Stück, das man uns gab, ward für uns um ſo mehr intereſſant, als wir das

---

*) Journal Encycl. Mars 1761.

Vergnügen hatten, die Madame Heiglin das erſtemal wieder, und zwar in der Perſon der Rütland zu ſehen. Ich habe mich mit manchen meiner empfindſamen Landsleute dir nachgeſehnet, du gefühlvolles Weſen, und wie hat es mich verlanget, deine biegſame, leidende Stimme hören, und den Ausdruck tragiſcher Schmerzen in deinem Bilde ſehen zu können!

Als Madame Heiglin (im 2. Akt, 12. Sc.) beim Abſchied die Worte ſagte: Lebe wohl! vergiß es nicht, Rotland hält den Augenblick für verloren, indem du nicht bei ihm biſt, machte ſie meines Erinnerns, in der Mitte dieſer Worte, ich weiß nicht warum, denn ich finde darin gar nichts Außerordentliches, eine Pauſe, durch deren Hilfe dieſe Stelle mit dem allgemeinen Beifall, womit man Schönheiten beehrt, aufgenommen wurde.

Niemand kann ſich wohl mehr freuen, als ich, ſo oft meine lieben Landsleute Eifer, Gefühl und Dankbarkeit für die Kunſt und den Künſtler mit vereinigtem Beifall äußern, und ich kann mich aus eben dieſer Urſache nicht enthalten, einer allgemeinen Anmerkung über die herrſchende Gewohnheit in dieſem Stücke, ſo wie ſie mir längſt auf dem Herzen lag, nicht als einer tadelſüchtigen Ahndung, ſondern als einer freundſchaftlichen Erinnerung, zu entladen. Lärmen iſt, deucht mir, kein Zei chen eines wahren Beifalls, keine Beruhigung für das Talent des Künſtlers. So wenig Menſchen haben Gefühl genug, dieſen zu ehren, ihn zu beurtheilen, und ihn, daß er unſer Herz traf, zu verſichern; nur hie und da entfallen einem edlen Jüngling, einem unverderbten, zitternden Mädchen einſame Thränen, die Zeichen höherer Tugend, und die einzigen Beweiſe der wahren Talente des Künſtlers.

Ich werde allemal voll Kummer für die Aufnahme der Kunſt, und unſere Ehre, für die Ehre jedes einzelnen Privatzuſchauers, ſo oft ich einen lauten Beifall über eine Stelle abgeben ſehe, deren Werth ſich unmöglich in Einem Augenblick beurtheilen, und bei deren Erſcheinen man, wenn man den Geiſt der Stelle fühlte, unmöglich mit den Händen fühlen würde. Gauklerſprünge, Triller mit der Kehle oder auf den Saiten, die nun ſind, und nicht mehr ſeyn werden, beſchreit man ja. Sie ſind aber auch nichts, als Gauklerſprünge. Wenn wir uns oft die Wahrheit vorhielten, daß wir mit dem Beifall, welchen wir über eine Sache öffentlich geben, gemeiniglich ein öffentliches Zeugniß abgeben, wie es mit unſerm Verſtand und unſerm Gefühl ſtehe, ſo würden wir behutſamer und ſchüchterner werden, etwas zu loben, das nur Leute ohne Kenntniß, ohne Geſchmack und Gefühl loben können. Man lernt auf dieſe Art manchen Dummkopf kennen, deſſen Miene und Betragen etwas beſſers verſprochen hatte. Niemand bedaure ich mehr, als den Akteur, der, wenn er eben voll Gefühl iſt, unmöglich mit einem Beifall zufrieden ſeyn kann, der ihn ganz aus ſeiner Faſſung bringen, und wenn er in der Uebung ſeiner Fähigkeiten noch nicht befeſtigt, aber lehrbegierig iſt, ihn in ſeinen Fehlern beſtärken muß. Aber nichts iſt zweideutiger, als das Lob bei moraliſchen Stellen. Scheint es doch, als wenn es etwas ungewöhnliches wäre, gute Menſchen zu hören, und was den Schauſpieler anbelangt, ſo ſind ſolche Stellen gewöhnliche Gemeinplätze für jeden, deſſen Stimme und Bewegungen einiger Würde fähig ſind. Ein jeder Stümper thut ſich etwas zu gut, wenn der Dichter ſo mitleidig geweſen, ihm am Ende, wenn er abgeht, ein kleines Sprüchlein hinzuflicken. Dann rafft er ſich zuſammen, nimm tetwas Feierliches an, ſpricht prächtig langſam, wie ein Orakel, ſchweigt in der Mitte, ſchöpft Athem in ſich, das Sprüchlein heraus, und witſch, läuft er davon, indem man ihm nachklatſcht, als wenn er die Staupe bekommen ſollte, und guckt, um einen Zoll höher, hinter der Scene heraus.

Aber nun wieder zu unſerm Eſſex zu kommen, ſo iſt in Rütlands Rolle der Abſchied von ihrem Gemahl der wichtigſte, aber auch der ſchwerſte Augenblick. Wenn der dramatiſche Dichter allein für den Schauſpieler, und nicht für den Zuſchauer arbeitete, oder wenn er ſeinen Perſonen allemal beſtimmte Charaktere geben müßte, vermöge welchen ſie nur bis auf einen gewiſſen Grad von ihrem eigenen Schickſal gerührt werden dürften, ſo hätten wir mit unſerm Gefühl wenig dabei zu thun. Mein Menſch iſt gerade ſo, würde der Dichter ſagen, und ich muß gerade den Menſchen des Dichters ſchildern, würde der Schauſpieler fortfahren, und nichts hören, was wir dagegen ſagten. Allein, da es ſehr ſchwer iſt, allgemeinen Zügen etwas Eigenes zu geben, Menſchen zu ſchaffen, wie ſie ſelten ſind, und dieſe doch ſo vorzuſtellen, wie die Menſchen allemal waren: ſo wird der Schauſpieler, was in tragiſchen Situationen die Heftigkeit oder Mäßigung des Ausdrucks betrifft, gemeiniglich ſeiner Empfindung und der Pflicht überlaſſen, Ehrerbietung für ſein Zeitalter zu tragen, und ſelbes eben ſo wenig durch Kälte, als durch eine zerrüttende Todesangſt zu erniedrigen. Denn man glaubt, daß wir im nämlichen Falle das ſelbſt thun würden, was wir gränzenlos loben, wenn wirs von andern gethan ſehen. Ich weiß nicht, wo man ſchmerzlicher gefühlt haben würde, Eſſex bluten, oder Rütland in Ohnmacht fallen zu ſehen. Sie war das, was eine feierliche Zubereitung zum Tod iſt, ſchrecklicher, als ſelbſt der Tod. Ich rede nichts vom heißen Zittern und vom dumpfen Abfallen der Stimme, von den Verwüſtungen ihrer Miene, vom gräßlichen Schauder ihres Blicks; denn ſo was verliert allemal, wenn man es beſchreibt; aber was wir vielleicht oft ſehen, oft bemitleiden, und ſelten beobachten, das Hinſinken in Ohnmacht, oder das Sterben: das müſſen wir bei den Künſtlern ſuchen, und ſein feines Nachſpüren in die Natur bemerken. Wir ſehen dieß ſelbſt auf der Schaubühne unzähligemal, aber ſo ſelten glauben wir es. Wir denken immer daran, daß der Schauſpieler ſich nur ſo verſtelle, und ſo bald man den Vorhang niederläßt, wieder aufſtehen werde. Es iſt nicht die Geſtalt ſolcher Perſonen, was uns bei ihrem Anblick mit Schauder durchdringt, ſondern gewiſſe einzelne Bewegungen ſind es, die uns, wie die kleinen grauen Wölkchen an einem ſchwarzen Wetterhimmel, mit Grauſen erfüllen.

Als Rütland in ihr Weh verſank, wurden erſt die Arme ſtarr; ſie hefteten ſich, blieben ſtill, und feſt. Nur noch in den Fingern giengen vorüber, flüchtig und einſam aufzuckende Bewegungen, indeß der übrige Leib noch in heftigen Convulſionen lebte, die ſich nach und nach in jenes ſchreckliche ablaſſende Zerrinnen, in jene Ruhe auflöſeten, wo der Geiſt abzuwandeln anfängt, und endlich alles ſtill ſteht, im halb offnen Mund und in trübe gewordenen Augen.

Ich ahne, daß es Zuſeher gegeben, welche ſich um ihre Urtheile in der Kunſt mit jedem ſchlagen würden, denen das öftere Schluchzen zu heftig, die ſchmerzausdrückenden Bewegungen zu gewaltſam geſchienen haben. Ich wünſche nicht, daß man einem Genie, wenn man einmal ſieht, daß ſeine Bewegungen nicht Schauſpielergrimaſſen, ſondern Werke der Seele ſind, ein Maaß, wie weit es gerührt ſeyn dürfe, an die Scene hefte. Man vergißt, wenn man Rütland iſt, daß man Zuſchauer vor ſich hat, vergißt den ſeelenfeſſelnden Geſellſchaftszwang, reißt noch ein weißes Tuch aus der Taſche, nimmt nicht nach riechendem Waſſer ſeine Zuflucht, und trägt ſeine Ohnmacht nach keinem Seſſel hin, ſondern fällt, wo man getroffen wird. Wenn wir den Grad des Gefühls beurtheilen, ſo urtheilen wir meiſtens nach unſerm Gefühl, und zwar zu einer Zeit, wo wir kalt ſind. Wie können wir alſo glauben, daß die Linie der Empfindung darum verfehlt iſt, weil ſie nicht die unſrige iſt?

Laſſet uns dieſe Erinnerungen mit dem Gemälde des größten Schauſpielers unſerer Zeit, mit dem Andenken an den Garrik beſchließen. Er hatte den Beifall ſeiner ſchwer zu befriedigenden Nation, und die Bewunderung der Fremden. „Sein Ausdruck war ſo mannigfaltig, ſeine Geſten, ſeine Phyſiognomie, und ſeine Blicke ſo rednériſch, ſo überzeugend, daß ihn ſelbſt der verſtand, der kein Engliſch wußte; es wurde einem nicht ſchwer, ihm zu folgen. Er rührte im Pathetiſchen, im Tragiſchen erregte er die aufeinander folgenden Bewegungen der heftigſten Leidenſchaften, er wühlte, wenn ich ſo ſagen darf, ins Eingeweide des Zuſchauers, zerriß ihm das Herz, durchbohrte ihm die Seele, und preßte ihm blutige Thränen aus. Im hohen Komiſchen gefiel und entzückte er, er ergötzte und beluſtigte in der niedern Gattung, und wußte ſich mit ſolcher Kunſt fürs Theater einzurichten, daß ihn ſelbſt diejenigen verkannten, die täglich mit ihm umgiengen. Man kennt die unendliche Zahl von Charakteren, welche das engliſche Theater aufzuweiſen hat; er ſpielte ſie alle mit gleich großer Geſchicklichkeit; er hatte gleichſam zu jeder Rolle ein eigenes Geſicht. Er verſtand die Kunſt nach Erforderniß der Charaktere gelegentlich an den Stellen der Phyſiognomie, die gruppiren, oder ein Gemälde machen ſollten, einige Pinſelſtriche anzubringen; das Alter, die Situationen, der Charakter, die Lebensart, und der Rang der Perſonen, die er vorzuſtellen hatte, ſchrieben ihm die Farben und Züge vor. — Er ſtudirte ſeine Rollen, noch mehr aber die Leidenſchaften. Er liebte ſeine Kunſt ſo ſehr, daß er ſich an den Tagen, da er wichtige Rollen zu ſpielen hatte, in der Einſamkeit vorbereitete, und keinen Menſchen zu ſich ließ. Sein Genie erhub ihn zu dem Prinzen, den er vorſtellen ſollte; er nahm ſeine Tugenden und Schwachheiten an; er drang in ihren Charakter und Geſchmack; er ſchmelzte ſich um; es war nicht mehr Garrik, welcher hörte oder ſprach; wenn die Verwandlung einmal vorgegangen, ſtand der Held da, und der Komödiant verſchwand. Er nahm ſeinen Charaktee nicht eher wieder, als bis nach geendigter Rolle. Man kann leicht denken, daß er wenig frei war; daß er den Kopf beſtändig voll hatte; daß ſeine Gedanken immer fortarbeiteten; daß er drei Viertheile von ſeinem Leben in einem abmattenden Enthuſiasmus hinbrachte, der ſeine Geſundheit um deſto mehr angreifen mußte, weil er vier und zwanzig Stunden vorher anfieng, ſich zu quälen, und in eine traurige und unglückliche Situation zu verſetzen, ehe er ſie malte, und vorſtellte.

Hingegen konnte man niemand munterer ſehen, als ihn, die Tage, wo er einen Poeten zu machen hatte, einen Künſtler, einen gemeinen Mann, einen wichtigen Zeitungsſchreiber, einen Petitmaitre. — Ich ſah ihn eines Tages, ſchreibt Noverre, in einem Trauerſpiel agiren, welches er nach ſeiner eigenen Veränderung wieder aufs Theater gebracht hatte, denn er iſt nicht nur allein ein großer Schauſpieler, ſondern er hat auch das Verdienſt, ein bei ſeiner Nation ſehr beliebter Dichter zu ſeyn; ich ſah ihn, ſag ich, einen Tyrannen vorſtellen, welcher voller Schrecken über die Abſcheulichkeit ſeiner Verbrechen in der heftigſten Gewiſſensangſt ſtirbt. Der ganze letzte Akt war zu dieſer angſtvollen Reue angewendet. Die Menſchlichkeit ſiegte über Mordſucht, und Blutdurſt. Der Tyrann empfand ihre Stimme, verabſcheute ſeine Laſter; ſtufenweiſe ward er ſein Richter, und ſein Henker; jeden Augenblick zeigte ſich der Tod auf ſeinem Geſicht; ſeine Augen wurden dunkel; ſeine Stimme wollte kaum dem Beſtreben gehorchen, das er anwendete, ſeine Gedanken in Worte zu faſſen; ſeine Geſten, ohne von ihrem Ausdruck zu verlieren, verkündigten die Annäherung des letzten Augenblicks; ſeine Kniee ſchlotterten; ſeine Geſichtszüge verlängerten ſich; Qual und Reue hatten ihn mit Todesbläſſe übermalt. In dieſem Augenblick ſank er endlich auf den Boden nieder; ſeine Schandthaten ſtellten ſich ſeiner Einbildung unter den furchtbarſten Geſtalten vor. Voller Entſetzen über das ſchreckliche Gemälde, welches ihm ſeine Blutſchulden vorhielten, rang er mit dem Tod; die Natur ſchien ihre letzten Kräfte anzuſtrengen; dieſe Situation erregte Schaudern. Er kratzte auf der Erde, und ſcharrte gleichſam ſein Grab auf; aber der Augenblick rückte heran, man ſah den Tod vor Augen; alles malte den Zeitpunkt, der alle Ungleichheit aufhebt; endlich verſchied er; das Todesſchluchzen, und die konvulſiviſchen Bewegungen der Geſichtsmuſkeln, der Arme und der Bruſt, gaben dieſem grauenvollen Gemälde den letzten Pinſelzug.

Man hat uns veranlaßt, unſere Erklärung, was wir unſern Anmerkungen über das Theater jederzeit zu Grund legen werden, noch einmal zu wiederholen. Indem wir dieſen Artikel in unſere Beiträge aufnahmen, hatten wir keineswegs die Abſicht, denſelben zu der einzigen Angelegenheit unſerer Blätter zu machen, oder ein Tagebuch aller und jeder Spiele zu liefern, auch nicht die Abſicht, allein und nur für die Akteurs, ſondern vielmehr für die Künſtler aller Arten, und für das empfindſamere Publikum zu ſchreiben. Da wir zwiſchen einer Kritik, welche jenen allein nützen, und einer andern, welche dieſen angehören ſoll, einen großen Unterſchied machen: ſo werden wir uns ſtets angelegen ſeyn laſſen, weit lieber die Herzen unſerer Leſer, daß ſie die Künſte fühlen, als ihren Witz, daß ſie ſelbe beurtheilen, zu bilden. Indeß wiſſen wir, daß dieſe Art etwas aufzunehmen, nicht nach jedermanns Geſchmack ſeyn werde. Es giebt gewiſſe Leute, die gern den Schein eines Gelehrten haben möchten, weil ſie das nicht ſind. Sie kritiſiren die Künſtler, und die, welche die Künſte ausüben; aber ſie empfinden ſie nicht. Wenn wir von einem oder dem andern Schauſpieler oder einer Schauſpielerin ſagen wollten, die Natur habe ihn oder ſie zur Werkſtatt, zur Nadel, oder zu einem Muſter gebildet, wie man nicht aufs Theater gehen ſoll; wenn wir hinzuſetzten, ſchon ihr Körper habe keinen Theaterwuchs, der des Studiums und eines Künſtlerblicks würdig wäre, ihre Stimme habe keine Muſik, ihre Miene ſey nur der unnatürlichſten Verzerrungen fähig; ihre Töne ſeyen (nur das abgeſchmackteſte aller abgeſchmackten Dinge zu nennen) Theatralſchreie nach dem Beiſpiele gewiſſer Franzoſen nachgeſchrieen, ihre Geſten ſeyen eben ſo unausſtehlich, ohne Natur und Stärke, ihr gewaltiges Ausholen und Herumwerfen mit den Händen, ſey nicht Feuer, ſondern ängſtliche Bemühung, die Zuſchauer zu betäuben, daß dieſelben indeß ihre Ungeſchicklichkeit vergeſſen, ihr Gang endlich ſey ausländiſch, faſelnd, nicht deutſcher, nervigter geſunder Männer- oder Frauengang, wenn wir, ſagte ich, ſo was Unwahres, Ungezogenes ſchreiben wollten, ſo würden wir bei den Theaterhelden dieſer Art den Namen fürchterlicher Kunſtrichter erhalten. Aber was würde dieſer Ton, wenn er auch Wahrheiten ſagte, nützen? Würde er den ſchlechten Schauſpieler beſſern, wenn es einen gäbe? Und würden wir nicht dem Publikum, ſo viel an uns läge, den wahren Endzweck, mit dem es die Schaubühne betreten ſoll, benehmen? Und was ſollte das endlich denjenigen unſerer Leſer nützen, die den Schauſpieler nicht ſehen, nicht hören, ihn nicht ſelbſt beurtheilen können?

Die Stelle, die mir der Künſtler vor andern ans Herz legt, die mich rührt, wenn ich ſie höre, die mir eine Hitze zum Herzen, und eine Thräne zum Auge jagt, die unter dem Parterre auf einmal eine unwillkürliche Stille hervorbringt, wobei man nicht klatſcht, dieſe Stelle drücke ich mir in die Seele, dieſe ſuche ich feſt zu halten, und wenn ich Worte ſinde, zu malen. Den wahren Künſtler wird das Anſchauen des Schönen mehr erfreuen, es wird ihm mehr nützen, als die Bemerkung des Schlechten, das man zwar einen jeden vermeiden lehren, aber nicht mit der Fähigkeit, Schönheiten hervorzubringen, erſetzen kann.

Vbi plura nitent — ego paucis offendar maculis.

Alſo wählen wir, und das nicht aus Abſicht, ſondern weil wir ein Spiel wählen müſſen, den Deſerteur.

Operetten haben den Endzweck, durch die unbeſchreibliche ſtille Kraft der Muſik das Gefühl zu wecken, und den guten Geſang, der einen ſo mächtigen Einfluß auf die Herzen und Sitten hat, unter das Volk zu verbreiten. Die Chöre der Alten, und die Wirkungen derſelben ſind bekannt. Außer dem, daß das Drama ſelbſt eine geſunde Poeſie enthalte, wünſchen wir vorzüglich von den Geſängen, daß dieſelben von der Sache angegeben, am ſchicklichen Ort angebracht, lyriſch und nicht bloße Proſa, in einem gewiſſen Numerus geſetzt ſeyn möchten, damit der beſſere Tonkünſtler nicht genöthiget ſey, ſeinen Text zu verlaſſen, und allein ſeiner Phantaſie zu folgen.

Das gegenwärtige ſüße Stück verdient den Beifall, deſſen es überall, wo man es aufführt, gewiß iſt. Schon der Inhalt gewinnt ſich den Leſer und den Zuſeher auf eine vorzügliche Art. Ein Bauersſohn (Soldat bei der königlichen Armee, bei welcher er in wenigen Tagen ſeinen Dienſt vollendet hat) kömmt in voller Entzückung, ſeine Braut zu beſuchen, indem ſein Lager nahe an ihrem Dorfe zu ſtehen kam, dieſe läßt ſich zu dem Scherz bereden, ſich anzuſtellen, als wenn ſie eines andern Braut wäre; ſie zieht als Verlobte in einer feierlichen Reihe von Begleitern, die an dieſer gutgemeinten Erfindung Antheil nehmen, das Geſträuch vorbei, wo ihr Geliebter verborgen liegt, und dieſem Zuge zuſieht. Er geräth darüber in eine ſolche Beſtürzung, daß er ſich bei einer dazu kommenden Wache für einen Deſerteur angiebt. Er wird darüber zum Tod verurtheilt, und die Stunde rückt mit Macht heran, wo das ſchreckliche Urtheil vollzogen werden ſollte. In dieſer grauſamen Verlegenheit ſtürzt ſeine Braut nach dem Lager, wo man die Ankunft des Königs erwartet. Ach, ſchon will man ihn abführen, und ſie kömmt noch nicht. Er geht, und nun langt ſie an, ohne gewiſſe Verſicherung der Gnade (denn dieſe kam nach) und vergeht zu ſeinen Füßen. Die Bühne öffnet ſich, und man ſieht ihn liegen, und aufleben an dem Herzen derjenigen, die ihn hätten tödten ſollen.

Im Kerker trifft er einen Arreſtanten an, der ſtets betrunken, und einer ausnehmend drollichten Laune iſt. So trefflich dieſer Charakter von dem Dichter gebildet, und von dem Schauſpieler Herrn Langlois aufgeführt worden: ſo wiſſen wir doch nicht, ob wir nicht vielmehr wünſchen ſollten, uns mit ſeiner Gegenwart ein andersmal beluſtigen, und für jetzt ganz dem gegenwärtigen Schmerz überlaſſen zu können. In dem gemeinen Leben fügt ſich ſo etwas oft, das wiſſen wir wohl; auch trifft man zuweilen Roſengeſträuche unvermuthet auf fremden Fluren an; aber wir zweifeln nicht, daß es dem Intereſſe eines Stücks gemäßer ſey, die Hauptempfindung ſo wenig als möglich zu trennen.

Doch um wieder zu dem Stück zurückzukehren, ſo wird derjenige, der die Freude über den Anblick der Entzückung des Brautpaares empfand, auch nachher den namenloſen Schmerzen, den heißen Wunſch, daß er ſich an der Stelle des Königs befinden möge, und endlich dieſen ſtürmiſchen Jubel über die Gnade des Lebens gefühlt haben. Herr Huck rührte, erſchütterte uns mit allem, was er begann, that, und ſagte. Als ihm das Mädchen, das er fragte, wer die Braut der vorübergehenden Hochzeit wäre, die Antwort gab, zu der ſie unterrichtet war, faßte es ihn an, wurzelte es ihn in die Erde ein, worauf er ſtand, bis er zitterte und bleich wurde. Man ſah die Linien auf ſeinem Angeſicht wegſchwinden, die Roſen abfallen. Erſtaunen, Kummer, untermiſcht mit Hoffnung und Zweifel, verzerrten ſeine Muskeln, und Verzweiflung, Trotz gegen alle, und Haß des eigenen Lebens, Haß alles deſſen, was ihn umgiebt, drehten, hefteten ſtarr, ſchreckliche Blicke, Ankündiger einer annahenden Verwüſtung auf das Mädchen, das vor Schrecken zurückfährt. So ſtand er im erſten Augenblick.

Himmelsſturm, der betrunkene Kamerad kam, ihm zu ſagen, ſie kommen, dich abzuholen, und zugleich reichte er ihm, mit der Bitte, daß er ihm ſeinen Ungeſtüm vergeben möchte, den Becher, und bat ihn daraus zu trinken. Mit einem Ton, mit einem Zittern, das keine Kunſt lehrt, denn es iſt das Zittern des Todes, ſagte er die Worte: Sie kommen? Er klagte nicht unmännlich, aber es war keine Haltung mehr in ſeinem Geſicht, keine Kraft in ſeinen Gliedern. Seine Wangen ſanken in unwillkührlichen, konvulſiviſchen Bewegungen, und ſeine Augen ſtarben. Sein Leib war ihm eine ſchwankende Laſt, und er bewegte ſeine Arme, indem er ſie mit dem Schein einiger Anſtrengung gleichſam ſchleuderte, er unterlag nicht der Furcht des Todes, aber er ſchleppte ohnmächtig die Laſt der unbeſchreiblichen Reue über den unbedachtſamen Schritt, des grauſamen Schmerzens ſeiner Geliebten, und der Zernichtung aller Wonnefreuden auf einmal.

Es jammert uns, daß ſolche Stellen, ſolche Augenblicke vorübergehen müſſen, die, wenn man ſie durch irgend eine wünſchenswürdige Zauberei ſogleich auf die Leinwand tragen könnte, die Bewunderung der Welt, und der Stolz der Großen ſeyn würden.

Die Poeſie der Muſik, und den Einklang des vortrefflichen Orcheſters brauchen wir nicht anzurühmen. Herr Monſigny empfand dem Dichter vollkommen nach, und ſein Ausdruck würde in der roheſten Seele auch ohne den Text die Leidenſchaften erwecken, welche ſich tiefer hervorzubringen bemühen.

Von dem Zuſtand des Theaterweſens in München.

Ich habe nun vier Jahre über das hieſige Theater geſchrieben, und wenn ich nun dieſe Stunde den Auftrag erhielte, etwas zu ſchreiben, wobei man mir die Hoffnung machte, daß mans befolgen würde: ſo würde ich wieder von vornen anfangen. So wenig iſt in der Hauptſache etwas, das ein reifes Nachdenken, oder einen männlichen literariſchen Geſchmack verräth, geſchehen, und das Publikum iſt eher zurück als vorwärts gegangen. Doch *öffentlich* geſchrieben bleibt es nun doch einmal; und, wenn man für meine Erinnerungen wenig aufmerkſam iſt: ſo hören ſie darum nicht auf, vorhanden zu ſeyn. Man wird einſt begierig die Wahl der Stücke durchſehen, und vermuthlich ſchon aus dieſen auf die Beſchaffenheit des Uebrigen ſchließen. Es iſt ſo alles eines Geiſtes, daß die Frage, welche jüngſt in einem deutſchen Lande vorgelegt wurde: „*Ob es dem Staate nützlicher wäre, gar kein Theater zu haben,*“ bei uns gar keinem Zweifel unterworfen iſt; denn, wenn man von dem Theater auch keine höhere Meinung hat, als welche man, ich möchte faſt ſagen, durchgehends zu haben ſcheint, daß es nämlich eine bloße Unterhaltung und ein bloßes Vergnügungswerk*) ſey: ſo kann man doch nie aufhören, dieß Theater als eine Geſellſchaft, und das Parterre als den Zögling, welchen man zu ſeiner Ausbildung dahin führt,

---

*) Eine Unterhaltung, ein Vergnügungswerk bleibt das Theater allemal, und dieß dann erſt am meiſten, wenn es iſt, was es ſeyn ſoll. Ich glaube zu bemerken, daß man ſich gewiſſermaßen ſcheuet, das Theater zu dem Geiſt der Vollkommenheit, von welchem immer geredet wird, kommen zu laſſen, weil man fürchtet, dabei

---

am Vergnügen zu verlieren. Man hat etwas von einer moraliſchen Abſicht, welche einer guten und bürgerlichen Schaubühne zum Grund liegen ſoll, von der Beſſerung des Herzens u. dergl. gehört, und nun bildet man ſich ein, man würde, wenn es einmal dem nachgehen ſollte, lauter fromme Ermahnungen, Zuchtregeln und halbe Predigten zu hören, und andächtige Meditationen, in ein bischen Handlung gebracht, zu ſehen kriegen; daher, wenn irgend in einem Stück mehrere Sentenzen vorkommen, ſo heißt es immer: das iſt ein gutes moraliſches Stück; es iſt viel Moral in dieſem Stück: daher macht auch jeder Akteur ſein Glück, wenn ihm der Dichter beim Abgehen einen moraliſchen Lappen angehängt, worüber das Parterre allemal Wunder ſchreit, als hätte es dergleichen nie gehört und geſehen. — — Die Moral der Schaubühne beſteht ſo wenig, als die Moral der Muſik und Malerei, in moraliſchen Sprüchen, oder in Handlungen, deren Natur an ſich ſelbſt ſittlich iſt; ſondern in Gemälden, in ſtarken und rührenden Schilderungen, in dem, daß ſie ſich unſerer Leidenſchaften bemächtige, ſie reinige und bilde, mithin unſere Neigungen erhebe und in Ordnung bringe, mithin unſerm moraliſchen Geſchmack und das Bedürfniß unſers Herzens geſund mache. Darin beſteht die Moral der Schaubühne. Und das kann geſchehen, ohne daß ein Wörtchen Moral dabei vorkömmt. Ich brauche dem nicht erſt zu beweiſich vorzuſtellen. Nun glaube ich nicht, daß ein vernünftiger Vater es ſeinem Hofmeiſter Dank wiſſen würde, wenn er ihm ſeine Familie in Geſellſchaften führte, worin gar ſelten

---

ſey, daß es z. B. um die Spielſucht etwas Schändliches ſey, dem ich bereits das Gefühl dieſer Schande ins Herz geprägt, dem ich einen ſolchen Geſchmack beigebracht habe, daß es zum Bedürfniß ſeiner Seelenruhe geworden, nicht unmäßig zu ſpielen. Und ſelbſt dieſer Spieler, durch welchen man dieſe Wirkung hervorbringen will, hat, wie ich eben ſagte, nicht nöthig, ein ſittlicher Mann, das heißt, ein Mann, der, nachdem er von der Spielſucht geheilet, nun wider dieſelbe predigt, zu ſeyn; er ſey ganz, was ein Spieler iſt; dann wird er moraliſch genug ſeyn. Wir werden ſeine Handlungen, je nachdem es dem Dichter beliebt hat, belachungswürdig, oder verabſcheuungswürdig finden, und mithin den moraliſchen Nutzen haben. Wenn unſere Verliebten auf dem Theater nicht moraliſch ſind, ſo ſind ſie es nicht darum, weil ſie nichts Moraliſches ſagen, ſondern weil die Dichter die Natur der Dinge verkehren, und ſchwachen, lächerlichen, böſen Charakteren eine empfehlende Geſtalt geben, weil ſie dieſelbe in dem fälſcheſten, ungetreueſten Licht darſtellen, und mithin alle zweckmäßige Wirkung vereiteln. Alſo ſeyen ſie ohne Sorgen, meine Herren und Frauen: Je moraliſcher ein Stück ſeyn wird, deſto mehr werden ſie Unterhaltung und Vergnügen haben; deſto mehr werden ſie zu lachen, zu klatſchen und den andern Tag zu reden haben.

etwas Vernünftiges, gar ſelten etwas, das man ſich im Leben der Geſchäfte zur Regel machen kann, geſprochen, worin vielmehr die Tagdieberei des Lebens in junge Herzen gepflanzt, unaufhörlich gebuhlt, worin die Liebe (welche nicht die Summe unſers bürgerlichen Daſeyns ausmachen, nicht als erſte Hauptſache unſer Leben beſchäftigen, ſondern dieß nur verſchönern, verſüßen, erfriſchen ſoll) worin, ſage ich, die Liebe und zumal die eckelhafteſte, die Stutzerliebe, immer als Hauptſache, als abſcheuliche Intrique behandelt, worin die Ausſchweifung beinahe nicht mehr ſtillſchweigend als eine Galanterie entſchuldigt, und das Gefühl der Erniedrigung ſo zuſehends geſchwächt wird. Bald werden wir uns in Verlegenheit befinden, was wir von Perſonen, wie in Emilie Galotti vorkommen, denken ſollen. Verbringen die närriſchen Leute einen Lärm, werden wir denken, und wegen was? Wegen einer liebenswürdigen Affektion, die da der Prinz auf die Tochter geworfen hat. Hätten die Leute ein bischen Savoir vivre gehabt „und dann das Morden zuletzt!“ — mit einem Wort, wir werden männliche, ſtrenge, deutſche, unſere Sitten nicht mehr kennen, und das abgeſchmackt und altväteriſch nennen, was wir bisher unſer Eigenthum genannt haben. Daher iſt es albern und lächerlich, auf unſerm Theater ein Beiſpiel einer ſo ſtrengen Denkungsart, und dann wieder einen Paris und eine Helena zu ſehen. Geſetzt, man wollte, gemäß dem Geiſt dieſes letzten Stückes den Herkules am Scheidewege vorſtellen: zu was würde man ſich ihn entſchließen laſſen müſſen, um aus ihm keinen Ehrbarkeitsgedanken, keinen Neuling in der Welt zu machen? Wenn die Ausländer, und zumal die Ausländerinnen, die Pariſerinnen, die wir zu ſehen bekommen, wenigſtens nicht alle ſiech und krüppelhaft wären! Aber ſo wird kaum ein Stück aufgeführt, wo nicht eine und die andere in Ohnmachten und Fraſen fällt. Weg aus unſern Augen, und ins Spital mit ihnen.

Bei dieſen Umſtänden macht der Preis, welchen der hieſige Theaterintendant (Titl.) Hr. Graf von Seeau auf das beſte Stück über die inländiſche Erziehung ausgeſtellt hat, demſelben eine wahrhafte Ehre, nicht der Belohnung wegen, (denn ein großer Kopf iſt nie feil) ſondern der Aufforderung wegen, durch welche gezeigt wird, daß es Ernſt ſey, unſere Schaubühne nationell und vaterländiſch zu machen. Und gleichwie dieß das erſte öffentliche Beiſpiel, die erſte öffentliche Ermunterung dieſer Art in Deutſchland iſt: ſo zweifle ich nicht, es werde für unſere guten Köpfe, zumal für diejenigen, welche ſich ſo höchſt rühmlich hervorgethan haben, ein mächtiger Antrieb ſeyn, ſich, wenn eben nicht um und durch den Preis, doch um des Vaterlandes und unſerer Ehre willen, durch meiſterhafte Arbeiten um die wahre Aufnahme und Beſtimmung der Bühne verdient zu machen.

Daß bei uns in Deutſchland, ſo gut, wie in jedem andern Land der Welt, ein Nationaltheater möglich ſey, das ſcheint mir überflüſſig, erſt beweiſen zu wollen. Was bei uns Deutſchen im ganzen Umfang, nie möglich ſeyn möchte, iſt ein Staatstheater. Wir ſind kein Staat, wie einſt der griechiſche war. Wenn wir gleich in unſern Provinzen eigene Hausintereſſen, eigene Regierungen, Religionen u. ſ. w. haben: ſo beſitzen wir doch auch ein einhelliges deutſches Verſtändniß, uns einander nie mit einer Feindſeligkeit, durch welche offenbar kriegeriſche Geſinnungen genährt werden, zu begegnen; und führen wir Kriege: ſo iſt es bei uns nicht auf eine gänzliche Internecionem oder Ausrottung einer Provinz, noch jemals auf eine Unterjochung freier Stände anzuſehen. Was von Deutſchland gilt, das gilt auch von jedem ausländiſchen Reich, mit dem wir, durch was immer für Wege, in Verbindung, und gleichſam in einem Vertrag ſtehen, die bereits entſchiedenen großen Staatsprozeſſe durch öffentliche Vorſtellungen nie wieder, zumal auf Koſten eines andern, zu erneuern. Indeſſen ſchadet dieß alles nicht, daß man nicht große Heldenthaten, welche von Deutſchen und von eigenen Landsleuten überall vorhanden, und gleichſam als Epiſoden des großen Staatstheaters zu betrachten ſind, auf die Bühne bringen, und mithin den ſo viel wirkenden Nationalſtolz und die Stärke des deutſchen Geiſtes in alle Gemüther treiben könnte. Wer die Geſchichte zu leſen, und auf dem Felde derſelben als Dichter zu ſuchen weiß: dem werden ſich allenthalben taugliche Gegenſtände darbieten.[*]

---

[*] So leſe ich z. B. eben in Schröcks vortrefflichen Biographien die folgende Stelle, und dergleichen finden ſich häufig, worin zu einer dramatiſchen Handlung ein vortrefflicher Stoff liegt. „Die beiden letzten Könige von Italien (im Leben Otto des Großen) Hugo, und ſein Sohn Lotharius beſaßen wenig mehr, als den Namen der königlichen Gewalt. Dieſe wurde wirklich vom Berengarius, Markgrafen von Eporedien, oder Ivrea, ausgeübt. Und da Lotharius im Jahre 950 geſtorben war, erhielt Berengarius, unter dem Zunamen, der Zweite, die Krone. Er ließ jetzt ſeinen Laſtern freien Lauf, die er unter den vorigen Regierungen verſteckt hatte, zu welcher Zeit er auch als ein Verfolgter vom Otto in Schutz genommen worden war. Man glaubte ſogar, daß er den Lotharius mit Gift ums Leben ge-

Was unſere Komödie betrifft: ſo darf nur jede Provinz diejenigen Charaktere und Sitten, die bei ihr angetroffen werden, bear-

---

bracht habe. In der Abſicht, ſich im Beſitze des Reiches zu befeſtigen, wollte er die Wittwe deſſelben, Adelheid, mit ſeinem Sohn vermählen; allein dieſe Prinzeſſin bezeigte eine beſtändige Abneigung dagegen: ſie wurde daher ſehr mißhandelt, und gefangen geſetzt. Da ſie endlich ein Mittel gefunden hatte, aus ihrem Verhaft zu entwiſchen, und ſich auf das Schloß Canoſſa zu flüchten: wurde ſie zwar von Berengarius darin belagert; ſie rief aber den König Otto zu Hilfe, und erbot ſich zugleich, ihn zu heirathen. — Otto eilte im Jahre 951 nach Italien, befreite die Adelheid, und heirathete ſie. — Berengar ſah ſich bald genöthiget, ſich nebſt ſeinem Sohn dem Könige zu unterwerfen: ſie folgten ihm daher nach Deutſchland. Bei ihrer Ankunft zu Magdeburg, wo Otto ſeinen Sitz hatte, wurden ſie zwar als Fürſten aus dem königlichen Stamme eingeholt und empfangen; allein ſie durften in drei Tagen nicht vor ihn kommen. Dieſe kleine Demüthigung ſcheint ihnen hauptſächlich von Seiten der Königin, welche ſie am härteſten beleidiget hatten, widerfahren zu ſeyn. Sie mußten daher von ihrer Rache alles befürchten. Allein Otto und Adelheid waren gleich großmüthig, und die beiden Fürſten, denen es nicht unerwartet hätte vorkommen können, wenn ſie nichts von ihrer vorigen Hoheit beibehalten hätten, wurden vermuthlich lebhaft gerührt, da ſie dieſelbe größtentheils wieder erhielten. Otto beiten, um am Ende etwas Nationelles, etwas, das in ganz Deutſchland zu Hauſe iſt, herzuſtellen. Unſere Verſchiedenheiten im Sittlichen verhalten ſich faſt immer, wie die Verſchiedenheiten unſerer Mundart, welche überhaupt im Weſen der Sprache nichts ändern. Der Poſtzug z. B. iſt überall zu Haus,

---

belehnte ſie im Jahre 952 auf dem Reichstage zu Augsburg mit dem Königreiche Italien. Der Vater und Sohn legten ihre vereinigten Hände in die Hände des Königs, und ſchwuren, ihm gehorſam und treu zu bleiben; ſie bekamen zugleich die Erinnerung, ihre Unterthanen liebreicher als bisher zu regieren. — Doch, wer die Abſicht hätte, ſchöne Beiſpiele der Güte, Großmuth und Stärke nach der Bühne zu bringen: der fände ſie eben ſo gut in ſeinem Lande. Heinrich XI. von Landshut, eben derjenige, unter dem ſich, da er noch ſehr jung war, der Bürgeraufruhr begab, gieng, damit ſich indeſſen ſein erſchöpftes Land erholen könnte, nach den preußiſchen Ländern, wo er 9 Jahre als Soldat um Sold diente. In dem Leben des Otto von Wittelsbach, unſers bayeriſchen Ludwigs, Alberts III., finden ſich eine Menge Begebenheiten, die mit aller Freiheit behandelt werden könnten. Auch unſer berühmter Kanzler Eckius, von welchem man zu ſeiner Zeit, wie im Sprichwort ſagte: Was Eck nicht beſchließt, wird ſchwerlich von andern beſchloſſen werden, hat vieles gethan, das einem bayeriſchen Dichter Stoff genug ſeyn würde, ſich ſelbſt und andere zu begeiſtern."

und ſo würde ein Stück über die Erziehung in München geſchrieben, in allen größern Städten Deutſchlands einheimiſch ſeyn. Hätten wir nie ein fremdes Stück geſehen, und uns dahin verſtanden, eine Schaubühne zu errichten: ſo würden wir lange eine ganz nationelle errichtet haben. Wir hätten auf unſerm Boden geſammelt und unſere Naturen geſchildert, ſtatt daß wir nun gewöhnt worden, meiſtens unkenntliche und meiſtens ſchwache Geſchöpfe zu kopiren, und an ihrer Geſellſchaft Geſchmack zu finden. Die Späſſe aus Italien und Frankreich, und ihr Wehklagen im Trauerſpiel hatte uns eingenommen, ehe wir noch Zeit hatten zu fragen, warum man ſpaßen und wehklagen ſoll; und nun wir dieß thun: ſind unſere Begriffe getheilt und verwirrt. Wir haben kaum den Muth, von der Bühne etwas Ernſthaftes zu fodern, nachdem wir das Unglück hatten, ſie von Jugend auf, als eine Galanterieſache behandeln zu ſehen. — Doch ich verweiſe meine Leſer nun und allemal auf den hieſigen dramatiſchen Cenſor, mit deſſen Inhalt meine Leſer bekannt zu machen ich ſogleich die Gelegenheit ergreife.

Schriften.

Unter den Schriften, welche ſeit meiner letzten Anzeige erſchienen ſind, hat der dramatiſche Cenſor, von welchem alle Monat ein Heft in drei Bögen herauskömmt, unſtreitig das Verdienſt, daß er, ſtatt ſich in weitläufige Theorien zu verlieren, unmittelbar die bei uns gegenwärtigen Gebrechen mit einem Nachdruck berührt, wobei denjenigen, welche ſich dieſelben zu Schulden kommen laſſen, nichts übrig bleibt, als — den guten Vorſchriften zu folgen, oder die vorhandenen Fehler, welche darin gerügt werden, öffentlich zu beſtätigen. Ich weiß nicht, welchen Antheil das Publikum, von dem das Theater beſucht wird, an dieſer Schrift nimmt; aber ein offenbarer Beweis, daß dieſes bis auf dieſe Stunde wenig oder nichts genützt, ein Beweis, daß es den populären Witz und das Nachdenken nicht im geringſten geweckt hat, würde es ſeyn, wenn dieſer Antheil gering ſeyn ſollte. Es wäre, nebenher geſagt, ſchändlich und ſklaviſch, mit Enthuſiasmus für ein Vergnügen eingenommen zu ſeyn, deſſen Natur man nicht kennte, oder das man kennen zu lernen keine Begierde hätte. Wenn der äußerliche Prunk, die Verſchwendung großer Koſten und das Anſehen einer öffentlichen Verſammlung

Urſache ſeyn ſollte, daß man Glanz für Schönheit, Tumult und Maſchinen für theatraliſche Gemälde, und ein ungeſtümes Poltern für entſcheidenden Beifall hält: ſo, dächte ich, ſollten hier die Augen jedem geöffnet werden, der bisher aus einer zaghaften Beſcheidenheit, etwas, das öffentlich vorgeht, für Unſinn zu halten, kaum den Muth hatte, mit denſelben zu blinzeln. Hier, wo der Endzweck der Sache die Hauptſache, und alles, was jenen verfehlt, oder ihm zuwider handelt, lächerlich und faſt immer auch ſchädlich iſt, können keine Verjährungen oder Verträge der Künſtler mit dem Zuſchauer ſtatt haben; und ſo ſchön jemand in ſeiner Art ſich darſtellen, ſo kunſtreich er einhergehen und tanzen möge: ſo verdient er allen Tadel des weiſern Kunſtrichters, wenn er die Frage, warum er erſcheine, warum und wohin er gehe, nicht beantworten kann. Der abſcheulichſte Grundſatz, wie in der Erziehung, ſo auch bei den Künſten, iſt der Irrthum, daß, wenn man den eingeführten und üblichen Begriffen genug gethan hat, man ſeinem Beruf genug gethan, und den möglichſten Grad der Vollkommenheit erreicht habe; allein das Publikum hat ſo wenig ein Recht, ſich an Albernheiten zu ergötzen, als ein Künſtler befugt ſeyn kann, durch müßige und nichts ſagende Vorſtellungen deſſen Beifall zu verdienen. In einem wohlgeordneten Staat ſoll kein leerer Raum, und in der Maſchine deſſelben kein müßiges Rad ſeyn, ſo ſchön und kunſtreich dieß auch übrigens verfaßt ſeyn mag. Wenn es auch möglich wäre, daß eine öffentliche Unterhaltung, welche ſonſt gar nichts, als Unterhaltung iſt, unſchädlich ſey, aber nie iſt der Müßiggang unſchädlich: ſo würde es doch immer wenig Ehre für den Erfinder ſeyn, da es ihm offenbar an Verſtand und Geſchicklichkeit gebräche, mit dem Ergötzenden das Nützliche zu verbinden. So iſt z. B. unſer gewöhnliches Ballet mit dem Gaukeln und den Spieltänzen, das allenthalben als eine elende Ergötzung verachtet und verworfen worden, im Grunde Eines Weſens und nur von anderer Art; nur durch die Menge derer, die daran Theil nehmen, durch den Aufwand u. dergl. unterſchieden.

Dahin gehen, wo ich nicht irre, die vornehmſten Erinnerungen und Grundſätze des Cenſors, ohne deren Befolgung alle Hoffnung auf eine Nationalſchaubühne (was von der Nation unterhalten wird, iſt darum noch lange nicht nationell) vergeblich iſt.

„Als wir den Entſchluß faßten, ſagen die Verfaſſer im §. an das Parterre, über unſere Schaubühne zu ſchreiben, ſo lag uns nicht ſo ſehr am Herzen, den Unfug der Schauſpieler, ſo ſehr er uns oft kränkte, zu rügen, oder jenen einen freundlichen Wink, der Natur und Wahrheit zu folgen, zu geben; denn wir wußten: wie viele Hinderniſſe dieſem Beſtreben im Wege ſtehen; wir wußten, daß jeder dieſer Herren ſchlechterdings verlangt, eine Theaterkritik ſollte zu keinem andern Endzweck exiſtiren, als um ihn einen Roſcius und Garrik zu nennen; das lag uns nun nicht ſo ſehr am Herzen, als der Wunſch, unſern Mitbürgern einen richtigen Begriff von der Bühne beizubringen, und etwa einiges Nachdenken darüber zu veranlaſſen.“

„Unterricht erhalten unſere Söhne und Töchter in den Schulen; oder in unſern Häuſern; aber wo erhalten ſie Erziehung? Wo werden ihre Herzen gebildet? Wo empfangen ſie die Eindrücke vom ſittlich Schönen und Guten, Häßlichen und Böſen, woraus ihr Charakter und ihre Denkart für ihr ganzes Leben ſich formt? Wo lernen ſie ihre Herzen vor Verderbniß bewahren, und den moraliſchen Inſtinkt rein zu erhalten? Wo lernen ſie die Pflichten kennen, die ihnen das thätige geſellſchaftliche Leben auferlegt, und von welchen dieſer Inſtinkt nichts ſagt? Wo nehmen ſie die Richtſchnur ihres ſittlichen Betragens in jedem Verhältniß der Geſellſchaft, als Söhne, Töchter, Väter, Mütter ꝛc. her? Hiezu giebts keinen Meiſter, dem man monatlich ſeine Lektionsbillette bezahlt; und ſagt mir, ob dieſe Kenntniſſe nicht wichtiger ſind, nicht mehr zum Glück des Ganzen und des Einzelnen beitragen, als Zeichnen, Clavierſpielen, Singen, Tanzen u. ſ. w.“

Ich beſchließe dieſe Anzeige mit dem Wunſch, daß uns ein und anderer Vorſchlag, wie man künftig Inländer für unſere Bühne erhalten und bilden könnte, gemacht werden möge. Ich weiß nicht, was wir bei allem Anſchein von Eifer für eine Nationalſchaubühne, noch immer für unbeſtimmte und wankende Begriffe von dem Berufe des Schauſpielers zu unterhalten ſcheinen. Unſere Achtung, unſer Zutrauen gegen die Ehrwürdigkeit dieſes Berufes iſt noch bei weitem nicht ſo allgemein, nicht ſo aufrichtig, wie unſere Achtung z. B. auch nur gegen einen Schulmeiſter iſt, die doch wahrlich ſehr gering iſt. Dennoch würde ſich kein Vater, ſo hoch er auch mit ſeinem Sohn möchte hinan gewollt haben, ſchämen, falls derſelbe dieſen Stand wählen wollte, indeſſen ſich beinahe jeder entrüſten würde, wenn ſich der Sohn wollte einfallen laſſen, die Schaubühne als den Stand ſeines Lebens zu wählen. Ich habe mir ſchon oft die Bemerkung gemacht, warum, da man die Gelehrten und Künſtler mit dem Titel eines Rathes beehrt (um nämlich dadurch dem Publikum zu zeigen, daß man ihren Beruf ehre) man bei uns noch kein Beiſpiel hat, wo einem Schauſpieler, deſſen Talent man nicht hoch genug erheben konnte, ein gleicher Beweis von Achtung, auf welchen er ein gleiches Recht hat, widerfahren wäre. Wir halten den Schauſpieler, wir mögen es uns geſtehen oder nicht, noch immer für einen Gaſt, und werden uns noch lange nicht dahin gewöhnen, ihn Landsmann zu nennen. Wir vermengen den Schauſpieler noch immer und zu ſehr mit dem Tänzer, und halten ihn unterdeſſen für einen entbehrlichen Zuckerbäcker, der meiſtens unſere Geſundheit ſchwächt, ſtatt daß wir ihn für den Mann, der uns für unſere Bedürfniſſe einen geſunden Tiſch decken wird, halten ſollten. Und mit einem Wort, wenn wir ſo oft fragen, was iſt bisher geſchehen? und uns darauf (leider, nicht mit Unrecht) antworten, wenig oder nichts: ſo ſollte man, wie ſchon Leſſing erinnert hat, eben ſo wenig vergeſſen, zu fragen: Und was haben denn wir gethan, daß etwas, das wir immer ſo ſehr vermiſſen, geſchehen könnte?

Die
Römer in Deutſchland,
von
Herrn Babo.

Nichts wird einem redlichen Manne, dem es um die unpartheiiſche Wahrheit zu thun iſt, nach und nach ſchwerer, als diejenigen, deren gute Meinung ihm, auch ſchon in Abſicht ſeiner Ruhe, nicht ganz gleichgültig ſeyn kann, zu überzeugen, daß er die Wahrheit unpartheiiſch geſucht habe. Es kommt kein ſo mittelmäßiges Werk an das Tageslicht, es tritt kein ſo elender Schauſpieler auf die Bühne, daß ſich nicht ſogleich eine Art von Anhänger um denſelben ſammeln ſollte, die ſich ein ordentliches Geſchäft daraus machen, jedem, der nicht ihrer Meinung iſt, Privatabſichten beizulegen, von Chikanen und entehrenden Streichen zu reden, ſich zu beſchweren ꝛc.

Wenn nun aber vollends ſehr viele ſprechen, wie Blinde von der Farbe; wenn, ſobald nur eine gebirgähnliche Geſchwulſt da ſteht, Volk und Ritter ſchreien: Das iſt ein Gebirg! Und ſich niemand weiter bekümmert, ob das aufgedunſene Ding auch angefüllt, und mit welchen Dingen es bereichert, oder ob es inwendig leer und ausgehöhlt, und mit dürren Latten in die Höhe getrieben ſey! Aus der höchſt belachenswürdigen Eitelkeit, überall für empfindſam gehalten zu werden, die nunmehr die herrſchende Mode und Sprache jedes gelehrten Junkers und Fräuleins iſt —

(Und die, im Vorbeigehen geſagt, bei dem größten Theile ſo wenig zu bedeuten hat, als jede andere Zeitmode in den Kleidern, Schnallen, Hutſtülpen ꝛc. und die manchem höchſtens nur dazu dient, ſeinen trägen, zerflieſſenden Sitten einen Namen zu geben; denn der wie vielte dieſer Empfindſamen wird dadurch mäßiger, beſcheidener, arbeitſamer, liebreicher, zu Geſchäften eifriger? Gewiß, gewiß, eine wahrhaft empfindſame Seele iſt eines der ſeltenſten aller ſeltenen Dinge!)

— Aus dieſer höchſt belachenswürdigen Eitelkeit erſchallen gelehrte Zeitungen, Buchläden und Schaubühnen, und nur ſelten noch nimmt ſich jemand den Muth, der Wahrheit zu glauben, daß — Stillſchweigen und Kaltbleiben öfter ein ſicherer Beweis eines tiefen und richtigen Gefühls ſey, als überall gähren, überall fühlen und aufbrauſen. Wer mit dieſen Empfindern ſeinen Spaß treiben wollte, würde ſeine Abſicht am eheſten auf der Schaubühne erreichen können. Man halte Ungezogenheiten für Genie; ſammle ſich hernach aus irgend einem großen Dichter ein paar hundert große Ausdrücke: z. B. um die Ohren donnern; — das Haar zerſpalten; Herzensſtürme; Brauſen und Toben im Herzen ꝛc. ſorge dann dafür, daß alles ſtückweiſe und in einer ſichtbaren Unordnung erſcheine, laſſe ſeine Perſonen ſich ſtoſſen, ſchlagen, das Herz bis an das Kinn heraufſeufzen, in Ohnmacht fallen, ſterben, laſſe noch obendrein Soldaten durch die Bühne rennen, und ein paarmal trompeten, und am Ende halte man einen herrlichen Einzug, und ſetze den Helden, die Heldinn nicht zu vergeſſen, unter einen prächtigen Baldachin: dieß thue man, und ſey verſichert, zumal, wenn man gute Freunde hat, welche etliche Tage vor der Aufführung des Spiels lärmen, und laufen und lärmen, — ſo ſey man, ſage ich, verſichert, daß es Kenner in ihrer Art geben wird, die da fluchen und ſchwören werden, nie einen größern Dichter, (den gräulichen Shakespear ausgenommen) unter der Sonne gekannt zu haben.

O verewigter Raphael, wenn du jetzt kämeſt, und malteſt deinen Sokrates in der einfachen ruhigen Stellung, und dem Ausdruck, wie er den Zeigefinger ſeiner linken Hand zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger ſeiner rechten hält; — und ſchriebeſt deinen Namen nicht dazu, wie klein würde vielleicht die Anzahl derjenigen ſeyn, die es der Mühe werth hielten, dich anzuſehen, und wie bald würdeſt du gegen einen andern vergeſſen ſeyn, der den Einfall hätte, ſeinen Sokrates den Mantel von ſich weg in die Luft ſchlagen, und mit ereifertem erhitztem Geſicht, Worte, die von Pol zu Pol erſchallten, herausdonnern zu laſſen.

Ich habe mir in Spielen, wo man immerzu klatſchte, mehr als einmal gewünſcht, nach dem Ende deſſelben einen vernünftigen Schauſpieler fragen zu können, ob er ſich auch nur im Traume vorgeſtellt hätte, daß man bei dieſer oder jener Stelle ſtillſchweigen, bei einer andern aber lärmen würde. Wie verlegen und beſchämt würden wir manchmal nach Hauſe eilen!

Nur dann, wenn wir für die Meinungen in den Künſten (ſo verſchieden und ſeltſam ſie ſeyn mögen, wenn ſie nur mit Beſcheidenheit und mit Gründen geſagt werden) — das ſind, was wir in unſern Tagen zu ſeyn ſo ſehr affektiren, und manchmal gerade das Gegentheil ſind, — nur dann nämlich, wenn wir verträgſam und duldend ſind, können wir uns Hoffnung machen, daß wir es dahin bringen werden, den wahren Geiſt, die einzige Philoſophie der Künſte, die man ſo oft geſchändet, ſo oft unterbrochen hat, wieder aufzuwecken, und uns einhellig darin zu verſtehen, was Plato und nach ihm jede große begeiſterte Seele behauptete, daß nur dasjenige, was unſer Gemüth ſtandhaft, treu, rechtſchaffen, rein, und gegen alle Anfälle unüberwindlich macht, der Künſte würdig, und alle übrigen Arbeiten ſchimmernde Tändeleien ſeyen.

Dieß war eine allgemeine Erinnerung.

Das gegenwärtige Stück vergnügte uns ſchon, weil es ein deutſches Stück iſt, weil wir wieder einmal Gelegenheit erhielten, ein deutſches Stück zu ſehen. Wir werden uns über dieſen für jede halb erträgliche Schaubühne in Deutſchland höchſt wichtigen Gegenſtand mit nächſtem näher erklären, nachdem wir unſere Gedanken über die Wahl der Stücke bereits vorausgeſchickt haben.

Die Römer in Deutſchland, deren Verfaſſer uns bereits aus einem kleinen Verſuche, das Winterquartier in Amerika, bekannt iſt, erhielten in Hamburg den Preis, und bei einer wiederholten Vorſtellung, in München ſehr vielen Beifall; auf welchen man aber niemals zurück denken muß, wenn man eben damit umgeht, ein Stück zu prüfen, oder ſich, ob es mit Grund und reiner Abſicht geprüft ſey, zu überzeugen. Da es bei uns gedruckt nicht zu finden iſt, ſo ſind wir, um dem Leſer verſtändlich zu werden, genöthigt, den Plan deſſelben ins Kurze zu ziehen. Die Perſonen des Spieles ſind:

Claudius Nero Druſus, Feldherr der Römer in
Deutſchland.
Quintus Varo,
Kaſſius Kamillus, } römiſche Ritter.
Flakkus, Freigelaſſener des Druſus.
Hatto, deutſcher Fürſt, gefangen.
Mathilde, ſeine Gemahlinn.
Willmar, ihr Verwandter.
Flathal,
Warwold, } deutſche Krieger.
Ein Barde.
Einige andere Barden.
Gefolge des Druſus.
Deutſche und römiſche Krieger.

Im erſten Aufzug. 1) bemüht ſich Druſus den Kaſſius für die Deutſchen einzunehmen (Druſus geht ab). 2) Aber Kaſſius, der nunmehr überzeugt iſt, daß Druſus n die Mathilde verliebt ſey, ſchwört, ihn zu ſtürzen. (Geht ab.) 3) Sogleich kömmt Flakkus, und nimmt ſich vor, ſeine Brüder an den Römern zu rächen. 4) Jetzt kommt Willmar, der den Flakkus vergebens um Beiſtand anſpricht, bis ſich jener zu erkennen giebt. (Willmar geht ab.) 5) Statt welchem Kaſſius erſcheint; er ſucht den Flakkus nach ſeiner Parthei zu ziehen; indeſſen kömmt Willmar wieder, und fragt nach dem Druſus; worauf ihm Kaſſius antwortet, daß er ihn in einer einſamen Raſenwildniß mit einem tiefen Ach finden werde. (Willmar geht ab.)

Flakkus vereiniget ſich mit dem Kaſſius, indeſſen Willmar wieder kommt, und ſagt, daß er den Druſus gefunden, aber nichts erhalten hätte. Nun entſteht zwiſchen Kaſſius und Flakkus ein Streit, und ſie wollen ſich ſogleich ſchlagen; allein Willmar hält dieſen zurück, und nennt ihn Artulf; bei dieſem Namen erinnert ſich Kaſſius der ganzen Begebenheit; allein Willmar nöthigt ihn ſogleich, indem er ihm den Dolch auf das Herz ſetzt, Stillſchweigen zu verſprechen. (Kaſſius geht ab.)

Flakkus und Willmar unterreden ſich, wie ſie ihr Vorhaben ausführen wollen, und gehen auch ab. Dieſes Vorhaben beſteht darin, daß ſie den Druſus auf ſeinem gewöhnlichen einſamen Spaziergang auflauern, und ihn ermorden wollen.

Druſus erſcheint; er wird vom Kaſſius in ſeiner Liebe beſtärkt, und ermahnt ſich ſelbſt.

Im zweiten Aufzug trägt Druſus der Mathilde vergebens ſeine Liebe an; läßt gleichwohl auf ihr Bitten den Hatto los; indeſſen Kaſſius die Nachricht bringt, daß Varro von dem Senat nach dem Lager abgeſchickt worden. Mathilde giebt dem Willmar den Auftrag, ſich um ihren Sohn zu erkundigen; ſie erhält von ihrem Gemahl, dem Hatto, wegen ſeiner Loslaſſung die bitterſten Erinnerungen.

Im dritten Aufzug macht Varro dem Druſus die härteſten Vorwürfe, und beſonders darüber, daß er den Hatto losgelaſſen; Hatto muß erſcheinen, und ſchwören, daß er nichts Feindliches vornehmen wolle.

Flakkus, welcher der Mathilde Nachricht wegen ihrem Sohn bringen ſoll, erzählt ihr, daß er der Sohn eines thraciſchen Fürſten, und von den Römern gefangen, nunmehr aber losgelaſſen worden ſey; daß er eine betrübte Mutter hinterlaſſen ꝛc. Mathilde, die nichts merkt, erkundigt ſich bei dem Druſus, der nicht weiß, wo der Sohn des thraciſchen Fürſten hingekommen.

Flakkus kommt wieder zur Mathilde in ihr Schlafzimmer; er fährt fort, ihr Mährchen zu erzählen, und wird darüber ſo gerührt, daß er ihr zu Füßen fällt. Mathilde wiſcht ihm die Thränen von den Augen, als dieſen Augenblick Hatto erſcheint, und ſie ermorden will; er thut es aber nicht, ſondern giebt ihr dafür mit ſeiner gewaltigen Fauſt einen Stoß in die Rippen, daß ſie zur Erde fällt. Als ſie wieder zu ſehen vermochte, geht ſie ab, indem ſie ſagt, daß ſie bald ein Mittel finden würde, ſich zu rechtfertigen; ſie meint, ihren Selbſtmord, wozu ihr Hatto den Muth wünſcht.

Im vierten Aufzug verfügt ſich Druſus nach dem abgelegenen Ort, wo die Verſchwornen lauern; er wird verwundet, läßt ſeine Pickelhaube ſogleich zurück, und läuft davon. Die Verſchwornen ſchreiten ſo laut, daß ſelbſt Hatto es hört, und alſobald ankömmt; gerade dieſen Augenblick erſcheinen auch die Römer, bei deren Anblick die Deutſchen abgehen.

Im fünften Aufzug erkennt Mathilde ihren Sohn, umarmt ihn; Hatto kommt gerade wieder dazu, und erſticht ihn. Flakkus wird zur Grabſtätte getragen. Mathilde erſticht ſich auch; Hatto wirft ſich zu ihren Füßen, worüber Druſus ſeine Anmerkungen macht, und das Spiel vollendet.

Wir wollen nun dieſes Stück nicht ſowohl beurtheilen, ſondern nur zum Theil, und zwar nach unſerer gewöhnlichen Art, die niemand kränken kann, anzeigen. Wir werden unſere Grundſätze voraus, und dann die Stelle, von welcher wir die Anwendung machen wollen, ſogleich hinzuſetzen. Der Leſer mag dann ſelbſt urtheilen, was er will.

Ein jedes gutes Stück ſoll, däucht uns, nur Ein Intereſſe haben, und alle die Perſonen, als Theile deſſelben, ſollen, ſobald ſie auf die Bühne treten, die ihrigen zurücklaſſen, und ſich allein für Eine Sache verwenden. Man denke ſich auf der Leinwand ein Familienſtück, wo eine Perſon Geld zählt, eine andere trinkt, eine dritte buhlt ꝛc. würden wir wohl ſagen, daß dieſes Stück ein und eben denſelben Inhalt habe. Es ſind ſo viele Gemälde, als Perſonen, und darum iſt es befremdend, ſie beiſammen zu ſehen.

Im gegenwärtigen Stück haben Druſus, Kaſſius, Flakkus und Willmar, Mathilde ihre beſondern Abſichten, wovon außer dieſer letztern keine vollendet wird. Es fängt ſich mit der Liebe des Druſus an, und endet mit der Erkennung des Flakkus. Die Liebe des Druſus hat ganz und gar keinen Einfluß auf die Entwickelung des Stücks. Wenn Hatto eiferſüchtig werden konnte, warum wurde er es nicht vielmehr auf den Druſus, nachdem ſeine Leidenſchaft ſchon das gemeine Mährchen im Lager war? und Kaſſius, und Willmar, und ſelbſt Varro, was tragen dann dieſe bei? Was erhalten ſie dann am Ende? Wenn uns Kaſſius ſagt, daß er den Druſus ſtürzen will, ſo ſollte er doch auch Abſichten haben. Wollte er etwa an die Stelle des Druſus kommen? Oder war Druſus kein guter Feldherr? Oder war er heimlich ſelbſt ein bischen in die Mathilde verliebt?

Doch wir wollen zur Hauptſache dieſes Stückes ſchreiten; dieſe beſteht darin, daß wir hier Römer und Deutſche zu ſehen kriegen. — Alſo deutſche Sitten, römiſche Sitten; alſo Reden, Begierden, Anſchläge und Handlungen, welche damals vorzüglich den Deutſchen, vorzüglich den Römern, eigen waren. Wir müſſen die Sache wohl auseinander ſetzen.

Wenn man eine charakteriſirte Handlung aufführen will, ſo will man hiemit keinen beſondern Vorfall erdichten, ſondern bei einem, allen Menſchen gemeinſchaftlichen Vorfall einen oder mehrere Menſchen gemäß ihrer beſondern Art handeln laſſen. So, wie Weinreben von ein und eben derſelben Gattung zwar auf jedem Boden einen Wein, aber doch gemäß der Verſchiedenheit des Klima eine eigenthümliche Art des Weines hervorbringen: ſo ſind zwar die Menſchen überall Menſchen, aber ihre Leidenſchaften und Abſichten ſind, wie ihre Geſichtsfarbe, und ihre Miene verſchieden; hier trachten ſie vorzüglich nach Gewinn, dort nach Eroberungen, in einem dritten Ort nach ſinnlichern Dingen, und dieſes zu erhalten ſind ſie wieder hier kälter, dort feueriger. Auch die Stände und Würden, welche man ſeinen Perſonen mitgiebt, verbinden zu etwas Eigenthümlichem; ſo würde es lächerlich ſeyn, einem Stück den Titel zu geben, der Feldherr, wenn dieſer, ſo lange er vor unſern Augen erſcheint, nichts thun wollte, als Eſſen, Trinken und Spazierenreiten. Das iſt, würden wir ſagen, ein alltäglicher Menſch, dem der Dichter die Montour eines Feldherrn geliehen hat; denn Feldherrn als Feldherrn eſſen nicht, ſondern ſtreiten. Wenn alſo im gegenwärtigen Stück Druſus liebte, wie die Männer überall; wenn ſich Mathilde verhielte, wie die braven Frauen überall; ſo möchten wir ſagen: hier iſt nichts Römiſches, nichts Deutſches, indem es ja in der ganzen Welt Verführer der Ehefrauen, und tugendhafte Ehefrauen, welche die Verführer abwieſen, gegeben hat. In der That, wir würden in dieſem Falle die Wahrheit ſagen.

Ich weiß ſchon nicht, ob man eben die vortheilhafteſte Wahl trifft, wenn man, um die Charaktere der Deutſchen und Römer zu entwickeln, die Liebe wählt. Die Liebe mag wohl die Leidenſchaft einzelner Römer geweſen ſeyn, wie ſies allenthalben iſt; aber ſie war niemals die herrſchende Leidenſchaft der Nation, die mit wilder hochmüthiger Kühnheit nur auf Eroberungen ausgieng, nur von Siegen und Triumphen wähnte. Bei den Deutſchen, wo, wie Tacitus ſagt, niemand über Laſter lachte, und die Verführung keineswegs unter dem Namen der Zeitſitten hingieng, gehört zwar die Enthaltſamkeit zu den übrigen Tugenden; aber ihre vornehmſten Züge waren Worthalten und Unerſchrockenheit; doch hier läßt ſich dem Dichter nicht das Geringſte vorſchreiben. Wenn er uns nur Römer und Deutſche ſchildert, ſo können wir auch nicht einmal in Wünſchen eine Einwendung dagegen machen.

Alſo Römer und Deutſche!

Wenn ich mir die Mutter Mathilde denke, wie ſie bereits einen Sohn hat, der Verſchwörungen ausführen kann, ſo befremdet es mich, wie Druſus nicht vielmehr in ihre Tochter, die ihr der Dichter hätte geben können, verliebt geworden; dieſe, noch jung und gefühlvoll, und zärtlich gegen ihren Vater, deſſen Freiheit in ihrer Ergebung geſtanden hätte, würde dem Druſus heiligere Beweiſe der Enthaltſamkeit deutſcher Mädchen haben geben können, als eine Matrone, an deren Tugend und Siegen in den Jugendſünden, die Begierdenloſigkeit und Eigenſinn wenigſtens einigen Antheil nehmen kann. Doch dem ſey, wie ihm wolle, nachdem er nun einmal verliebt war, ſo möchte es vielleicht mehr Eindruck gemacht haben, wenn Druſus auf den Einfall gerathen wäre, ſich die Liebe, die Ergebung meine ich (denn einen

Feind zu lieben, das wäre einer wahren deutſchen Ehefrau zu viel zugemuthet) mehr zu ertrotzen, als zu erflehen. Freilich iſt die Liebe nach der Art des Druſus eine ſchwache Empfindung, die den Mann in ſeinen eigenen Augen demüthiget und erniedriget; aber Druſus war doch Herr; und ehe er ſich ſo weit herabgelaſſen hätte, ſeiner Gebieterin zu Füßen zu fallen, und ihr gleich einem unbärtigen Jungen mit Stammeln und Zittern das entehrende Geſtändniß abzulegen, daß er ohne ſie nicht leben könne, ehe er ſich, ſage ich, ſo gar weit herabgelaſſen, hätte ers doch wagen ſollen, mit Mathilden ein paar ernſthaftere Worte zu ſprechen. Er hatte ihren Gemahl, um deſſen Freiheit ſie bittet, in Feſſeln, konnte ihn nach Rom, zum Triumph ſchleppen laſſen — wer weiß, was erfolgt wäre! Wenigſtens ein ſchrecklicher Beweis der deutſchen Weibertreue. Doch vielleicht hat dieß Druſus alles gethan, was der Dichter will, und wer will dann darüber ſeine Naſe rümpfen? — dann war es aber auch nur Druſus, und nicht die Römer in Deutſchland.

Es gefällt uns nicht, daß Hatto ſchon eiferſüchtig wird, bloß weil er einen Römer in dem Zimmer ſeiner Frau antraf. Soll bei einem Volk, bei welchem die Verletzung der ehelichen Treue etwas Unerhörtes war, etwas

Schreckliches war, der Verdacht ſo leicht zu erwecken ſeyn? Sollte Hatto, der ſeine Mathilde genau gekannt haben wird, ſie, ohne einmal von der ganzen Geſchichte unterrichtet zu ſeyn, ſogleich des ſchändlichſten aller ſchändlichen und verrätheriſchen Geſtändniſſes beſchuldigen? Oder ſollte er nicht vielmehr, wenn auch ein ganzes Volk von Ausländern wider ſie zeugte, an ihre Spitze ſtehen, und ausrufen: *Ihr redet alle die Unwahrheit; denn Mathilde iſt keine Ausländerinn; ſie iſt eine Deutſche, und rein.* Bei einer ſolchen Geſinnung dürfte ſich kein jetziger Deutſcher ſchämen, die Hände zu erheben. Ueberhaupt ſind wir der Meinung, daß edle Herzen und wahre Liebe ohne Eiferſucht ſeyen.

Als Hatto der Mathilde den gräulichen Rippenſtoß verſetzte (eine Erſcheinung, bei der ich, wenn ich ſie an einem andern Orte, an einem andern Manne, als Druſus, mit einem andern Kleid und keinem Vornamen erblickte, wohl wiſſen würde, was ich von ihm zu halten habe) warum ließ ſies ſo weit kommen? Warum ſagte ſie ihm nicht, um was es zu thun ſey? Warum drohte ſie ſogar, ſich zu ermorden? — Und im letzten Akt, wo er den Flakkus aufs neue in einer ihm unbeliebigen Stellung antrifft, und ermordet, war doch ja

Willmar zugegen. Sollte wohl in ſeiner Gegenwart etwas Ungebührliches vorfallen?

Doch dieſer Hatto ſcheint überhaupt mehr dem Scythen, der mit dem Alexander ſprach, als einem Deutſchen, den wir uns hier als einen Helden vorſtellen ſollen, zu gleichen. Zu einem wahren Helden gehört weſentlich auch die Vorſicht, Klugheit, und Beſcheidenheit. Wuth und verwegener Trotz, und blindes Hinrennen in die Mitte der Feinde ſind weit von ſeinem Geiſt entfernet; denn tollkühn iſt auch ein Eber, wenn er in die Spieße rennt. Welcher Ueberwinder, wenn er den Beſiegten vor ſich ſtehen hat, würde gleichgültig bleiben, wenn ihm dieſer noch immerfort drohete? Ein guter Steuermann, wenn er auch die tiefſte Seekunſt und Muth beſitzt, zieht, wenn es heftig ſtürmet, die Segel ein. Doch, wenn Hatto dieſen Druſus gekannt hatte, ſo konnte er freilich wiſſen, daß er wenig zu befürchten habe. Druſus mußte bereits alle Stärke des Geiſtes verloren haben, indem er ſich nicht ſchämt, dem Varro, dem Abgeſandten vom Senat, da er ihn ermahnet, ſeine Neigung zu unterdrücken, zu antworten: „Ich kann nicht. Ich habe nur ein empfindliches Herz, hiezu gehört eine vernünftige Seele.“ Wie, wenn Varro geglaubt hätte, Druſus wolle ihm mit ſeinem empfindlichen Herzen ſagen: Ich bin matt und kraftlos, und ſchmachte vor Liebe. Ich bin keines männlichen Gedankens mehr fähig. Ich kann nichts mehr, als zu den Füßen eines Weibes liegen, und ſterben; — zumal, wenn Varro gehört hätte, was Druſus an einem andern Orte ſagt: „Hätte ich Welten zu verlieren, du wäreſt mehr werth, als ich verlieren könnte.“ Ich weiß nicht, ob ſich ein Mann jemals ſo gar deutlich erklärt; aber das vermuthe ich, daß man, wenn man ſich auch den größten Unordnungen überläßt, allemal ſinnreich genug ſeyn wird, jeden andern Vorwand zu ſuchen, und es ſo lange, als möglich, vermeiden wird, die Liebe zu nennen. Was uns am meiſten verlegen macht, iſt, daß wir Zuſchauer an der Mathilde das außerordentlich Liebenswürdige nicht entdecken, das einen römiſchen Feldherrn unſinnig machen könnte. Man weiß von der Mathilde keine Thaten, die ihn hätten ſo ſehr feſſeln können; denn ohne Zweifel wird Druſus, wie die jetzigen Liebhaber, vorzüglich den Geiſt und das gute Herz ſeiner Göttin geliebt haben.

Noch habe ich einige Erinnerungen zu machen, welche theils den Ausdruck, theils einige beſondere Einfälle dieſes Stückes betreffen. Der Ausdruck iſt überhaupt lebhaft und kühn, ſo, daß er ſich hie und da zu weit verſtiegen zu haben ſcheint. Eben ſo verhält es ſich mit einigen beſondern Gedanken, womit dieß Stück hie und da ausgeziert worden. Ich begreife es wohl, was gerne daſtehen möchte; aber ich ſehe es nur nicht recht. Ich will zur Probe von beiden einige Beiſpiele anführen. In dem erſten Aufzuge, wo ſich Flakkus und Willmar verſchwören, ſagt dieſer, Flakkus ſollte an ſein Herz fühlen, wies pocht. Fühl' her, ich bin mehr, als Menſch. So viel wir uns erinnern, kommt dieſes Herzpochen öfters vor, und doch iſts, als läge in dieſem Ausdruck nichts Angenehmes, noch Eigentliches. Helden haben im Eifer nicht Zeit, auf dieſen Einfall zu kommen. Wenigſtens pflegt man im ordentlichen Leben, das Herz zu empfinden, ohne es zu fühlen. Auch iſt das Herzpochen kein Beweis eines Muthes, da wir wiſſen, daß das Herz niemand mehr poche, als den Feigen und Muthloſen. Wie man ſich aber dadurch bereden ſoll, daß man mehr ſey, als Menſch, da man den Menſchen fühlt, das iſt unbegreiflich.

Kaſſius will den Flakkus bereden, daß er zu ihm halte; er verſichert ihn daher, daß die Wohlthat, welche ihm Druſus dadurch erwies, daß er ihm die Freiheit ſchenkte, die Wohlthat eines Mörders ſey, der ihm das Leben ſchenkte, das er ihm hätte rauben können. Anſtatt dieſe Worte zu ſagen, zieht Kaſſius unvermuthet und plötzlich einen Dolch hervor, und ſtößt auf den Schein nach ihm los, mit den Worten: „Solch' eine Wohlthat!“ Wer dieſen Ausdruck nicht gleich verſtand, war Flakkus ſelbſt; er fuhr zurück, und griff nach ſeinem Schwert, und beſann ſich nur mit Mühe, was dieß Gleichniß bedeuten könnte.

Als Mathilde dem Willmar ſeine Kälte gegen ihren verlornen Sohn vorwirft, ſagt ſie: „Wenn ich dem lebloſen Wiederhall klage, ſo trauert er mit mir, du nicht.“ Wenn ich einem Gegenſtand klagen will, ſo muß er ja, ehe ich zu klagen anfange, vorhanden ſeyn; nun aber entſteht der Wiederhall erſt nach dem vorausgeſchickten Ton. Der tiefe Schmerz ſpricht ohne Witz, wenig und ungekünſtelt. Was würden wir von Mathilden denken, wenn wir ſie anträfen, wie ſie ein paar Klagworte ſchreit, und dann hinhorcht, wie ihr der Wiederhall antwortet? Sie muß nicht ſehr betrübt ſeyn, weil ſie ſo aufgeräumt ſeyn kann, ſich mit dieſem Spiele zu beluſtigen.

Die Soldaten hören zu, als Varro dem Druſus die bitterſten Vorwürfe macht; — doch dieß iſt wohl ſchon ſo angenommen. Man ſetzt voraus, daß die Soldaten weit genug entfernt ſtehen, oder daß ſie, wie die Perſonen in den Chören der Alten, zuhören, ohne ſich in die Sache zu mengen. Aber deſto weniger kann ich die geheimen Urſachen in dem Betragen des Flakkus herausbringen. Nichts davon zu ſagen, daß er ſeiner Mutter, ungeachtet er ihr Herz zerriſſen ſieht, ſich nicht entdeckt, ſo tritt er einmal herein, betrachtet ſeinen Vater, und geht wieder ab, ohne ein Wort zu ſprechen. Dieß Zurückhalten gehört zu den beſondern Zügen des Flakkus. Eben dieſer Flakkus redet einmal die Nacht an u. ſ. w.

Hiemit enden wir unſere Anzeige, indem wir theuer verſichern, daß wir mit derſelben keineswegs die Abſicht hatten, das Stück herabzuſetzen, oder etwas zu finden, weil wir es finden wollten. Wenn man es ſowohl mit dem Verfaſſer, als mit der Aufnahme der Kunſt gut meint, ſo kann man nicht eifrig genug ſeyn, ſolche Anmerkungen zu machen. Jener wird ſich, zumal, wenn er, wie wir jedem wackern Manne zumuthen, im Herzen denkt:

Valeat res ludicra, si me
Palma negata macrum, donataque reddat opimum.

Er wird ſich freuen, wenn man ihn erinnert, daß man dafür halte, man müſſe dort einen zu erhobenen Theil hineindrücken, und da einen zu tief liegenden herausheben. Der Kunſt aber liegt um der Menſchheit willen daran,. ſich ſo ſicher und vollkommen, als es möglich iſt, zu machen. Man muß da keine falſche, keine überſpannte oder zu ſchlaffe Empfindung überſehen, indem der Metaphyſiker und nach dieſem der Moraliſt aus dieſer Quelle ſchöpfen muß, und ſich ſehr irren würde, wenn ſie trüb wäre. Wir freuen uns dieſes Stück, dem ſeine verſchiedenen und beträchtlichen Schönheiten nicht fehlen, geſehen zu haben, und wünſchen noch recht oft, dieſes Vergnügen zu genießen.

Theater.

Ich liefere hiemit, meinem Verſprechen gemäß, Nachrichten von unſerer und den benachbarten Schaubühnen, deren Inhalt jedem Mann mit Verſtande höchſt wichtig ſeyn muß. Ich möchte ſo gern hierüber ein paar Worte reden (denn noch giebt es ſogenannte juriſtiſche Staatsmänner, die des Theaterweſens als eines beinahe koquetiſchen Zeitvertreibs lachen) wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß es gewöhnlich vergeblich ſey, die mächtige Wirkung einer Speiſe jemand begreiflich zu machen, der ſelbe niemals genoſſen hat.

Indeß iſt bei der noch gegenwärtigen Beſchaffenheit mancher Schaubühne nichts natürlicher, als daß die geringe und erniedrigende Meinung, über den Nutzen und die Wichtigkeit derſelben, ſich bis dieſe Stunde erhalten. Wenn man das Theater als ein Inſtitut betrachtet, wo ſich eine ordentliche Akademie gebildeter und witziger Köpfe einzig und allein aus der Abſicht verſammelt, um unter das Publikum gute Gefühle und einen gereinigten Geſchmack zu verbreiten; wenn man bedenkt, daß dieſe Theaterakademie zu unterſtützen, jährlich zwanzig bis dreißig tauſend Gulden verwendet werden, eine Summe, mit welcher es zwölf wackern Männern gar leicht ſeyn müßte, die Landesökonomie herzuſtellen, ungeheure öde Plätze fruchtbar zu machen, Landſchulen aufzurichten, und die Induſtrie des Landmanns auf die thätigſte und ſicherſte Art zu erwecken; wenn man endlich bedenkt, daß dieſe Theaterakademie nicht ein ganzes Volk (denn es iſt bei weitem nicht das Volk, ſondern nur ein einzelner Stand und Theil, der das Theater beſucht) ſondern ein bis zwei tauſend Menſchen zu bilden, und mithin in einem ſehr engen beſtimmten Kreis, wo noch überdieß die Mannigfaltigkeit der Lebensarten, die Verſchiedenheit der Intereſſen keine Schwierigkeit macht, die nicht leicht zu überwinden ſeyn ſollte, zu wirken habe; wenn man dieß alles in Betrachtung zieht, wie es denn ein vernünftiger Bürger billig thun muß: ſo muß man freilich erſtaunen, wenn man am Ende, und wenn das Jahr vorüber iſt, wahrnimmt, daß alles, was man davontrug, ein paar Späſſe, fade, eckelhafte Liebeshändel, welche oft gerade das umſtürzen, was das Geſetzbuch aufrichtet, dann ein paar Triller, ein paar Sprünge, und etwa etliche Donnerwetter und Colofonienblitze geweſen. Und oft iſt es vielleicht mehr nicht geweſen, und das bischen Honig, das in dieſem gährenden ungeſunden Moſt, wie zufällig, verſteckt war, wog kein Loth.

Bei den weiſen Völkern des Alterthums war das Theater, ſo wie der größte Theil ihrer Spiele und Beluſtigungen eine politiſche Angelegenheit, welche von der Landesregierung aus philoſophiſchen Gründen erfunden und unterſtützt ward. Vermöge dieſen Inſtituten machten ſie aus dem Volk, was ſie wollten; ſie lenkten die Denkungsart, übten die Fähigkeiten, befeuerten die Leidenſchaften deſſelben, wozu ſies bedurften. Die Regierung rief dem Dichter, und ſagte ihm, dahin mußt du arbeiten! Und daher ſieht man bei allen Schriftſtellern der Alten, wohin ſie arbeiten. Dieſe, eine politiſche Theaterabſicht, findet bei dem, eben durch die Politik, eingeführten Mangel an hinlänglicher Freiheit in unſern Tagen, und bei unſerer Verfaſſung nicht mehr ſtatt: die Abſicht unſeres Theaters kann und ſoll alſo hauptſächlich und einzig moraliſch, und in einem wohlgeordneten Staat das erſte und wirkſamſte Mittel der Regierung ſeyn, den Verſtand und das Herz des Unterthanen zu bilden, und auf die Leidenſchaften und Sitten des Volks zu wirken. Daher haben in England Staatsminiſter und Biſchöfe Schauſpiele und Gedichte geſchrieben.

Wenn es in unſern Tagen keine Regierung geben ſollte, deren Philoſophie und Einſicht, wie man Menſchen bewegen und lenken muß, ſich bis dahin erſtreckte; wenn es kein Theater geben ſollte, das einen ſolchen Endzweck ausübte, und einen ſolchen Vertrag mit dem Staat gemacht hätte: ſo hört darum die Sache nicht auf, wahr und wichtig zu bleiben; denn man mag ſich nun Häuſer bauen oder nicht, Regen und Schnee, Kälte und Sonnenhitze hören nicht auf einander zu folgen. Und was das Bedenklichſte iſt, ſo gehört das Theater unter diejenigen Erfindungen, welche ein ſchwer zu heilendes Siechthum der Sitten verbreiten, ſobald ſie unfähig ſind, Geſundheit mitzutheilen. Wenn der Inhalt unſeres Theaters nichts taugen ſollte: ſo wird das bald in unſern Sitten hervorgehen, und der guten Sache ſchwere Hinderniſſe legen.

Wenn jemand mit großem Aufwand einen Baum pflanzen, und ihn immer betrachten wollte, wie ſchön und herrlich der Wachsthum ſeiner Aeſte ſich ausbreitet, und er wollte niemals fragen, was bringt er zur Herbſtzeit hervor? Wer würde glauben, daß ein ſolcher das Baumweſen verſtehe, oder ſich einer Urſache, warum er den Baum pflanzte, bewußt ſey? Dem gleicht derjenige, der durch Mangel an hinlänglichen Kenntniſſen, oder durch einen elenden Unterricht verführt, den Geſichtspunkt, woraus jede Sache betrachtet werden ſoll, verloren, und ſeinen Blick nach dem Kleid, nicht nach dem Mann, zu wenden gewöhnt hat. Wenn nur der Sprung hoch, die Beleuchtung voll war, ſo iſts gut und trefflich; ob nicht beide dem guten Geſchmack zuwider, ob nicht beide geſunden Begriffen zuwider, ob ſie beide der Mühe, daß man die Augen öffne, würdig waren: das weiß man kaum, warum man es fragen ſoll.

Ein großer Theil beurtheilt die Güte eines Theaters allein nach der Güte der Schauſpieler, welche bei demſelben ſich ausnehmen. Wer einen Handel übernimmt, ſoll freilich die Kräfte und den Muth beſitzen, ſelben überall zu vertheidigen; aber wie ſoll ich den nennen, dem jeder Streithandel gleichgültig oder erwünſcht iſt, wenn er dabei nur eines guten Advokaten verſichert iſt?

Das wichtigſte dieſer Schauſpiele iſt unſtreitig der Inhalt ihrer Geſchichte, und der großen und glücklich behandelten Leidenſchaften, welche darin vorkommen, und Muſik und Akteur (ſollten bei jener lauter Bachs und Glucks, und unter dieſen lauter Garrike ſeyn) kommen nur nachher in Betracht. Ich will ein paar dieſer Geſchichten (künftig, wo ich mehr Raum haben werde, mag es bei mehrern geſchehen) ſo ausheben und ſchätzen, wie man ein Metall, wenn nach dem innern Werth deſſelben gefragt wird, nach dem Gewicht, nicht nach der Figur zu beurtheilen, und in dieſem Falle ein Blei niemals dem Gold gleich zu halten pflegt, ſollte auch Phidias in dem geiſtigſten Augenblick ſeines Lebens aus Blei eine Gottheit gebildet haben. Ich will Lichter und Gewänder und Muſik und Scenen, und was immer der Sache hilft, ohne ſie ſelbſt zu ſeyn, wegnehmen, und ſehen, ob es der Mühe lohnte, Menſchen und Bürgern, welche über Berge und Ebenen, bei ſchlimmem und gutem Wetter zu wandern haben, von dieſem Tuch ein Kleid zu verfertigen, das ſie bedecken und ſchützen ſoll.

Ich nehme die nächſten, die beſten zwei Stücke, welche mir unter den neuen auffallen, das Findelkind, und den argwöhniſchen Ehemann. Bei dem erſten will ich bloß den Inhalt (dann beurtheilt dieß Stück ſich ſchon ſelbſt) bei dem letztern aber einige Anmerkungen anführen, welche mir aus der Sache hervorzugehen ſcheinen. Nach meinen Begriffen iſt die Seite, nach der ich gegenwärtig die Schaubühne betrachte, wichtiger, als alle die übrigen, welche nur vorhanden ſind, um jenem zu dienen. So iſt auch jedes Glied der allgemeinen Staatskette gleich wichtig, und es kann unmöglich etwas zuſammenhängen, wo nicht die Schule, wie das Geſetzbuch, und die Schaubühne, wie die Schule, beſchaffen iſt.

Das Findelkind.

Der Inhalt und Plan.

Erſter Akt.

Jürge (der Dorfſchulz) und Suſanne, ſein Weib, erzählen ſich, wie ſie vor 18 Jahren ein Mädchen gefunden, mit einer Schrift, welche ihnen der Schulmeiſter leſen ſoll. Nun kömmt das Mädchen, **Karoline**, und erzählt, daß ihr ein junger Herr begegnet wäre, der ſie umarmt hätte. Hierauf lieſt der Schulmeiſter **Affenpreis** die Schrift, woraus Jürge verſteht, daß er das Mädchen 18 Jahr behalten und erziehen ſoll, eine Zeit, welche ſich eben endiget. Der junge Herr, der das Mädchen angehalten, von **Grünhelm** (der Sohn des Gutbeſitzers, eines Oberſten) folgte demſelben nach, und ſein Bedienter **Heinrich** ſagt ihm, daß er ſie in dieß, des Schulzens Haus, gehen geſehen habe. Zuletzt kommt ein Hauptmann, der dem Dorf viel Gutes gethan, und den man bereits erwartet hat.

Zweiter Akt.

Ein alter Schloßbedienter, **Jedeke**, zankt ſich mit **Heinrich**, indem er wiſſen will, was dieſer in der Serviette trage. Der Hofmeiſter **Ehrlichshof** ſöhnet ſie wieder aus. Heinrich erzählt dieſem, daß er in ſeines Herrn Namen Blumen an Karoline zu bringen habe. Ehrlichshof begiebt ſich hierauf zu Jürgen, welcher ihm von dem Hauptmann alles gute berichtet. — Der Oberſte Gutbeſitzer erzählt dem Ehrlichshof, wie er Oberſter geworden, und will dann wiſſen, wie ſein Sohn beſchaffen ſey. Der Hofmeiſter lobt ihn, bis auf einen Punkt, der ſein Herz beunruhigt.

„Er hat, ſagt er, einen Feind, einen großen, aber edeln Feind, ſein eigenes Herz.

Oberſt. Dumm Zeug! — Was heißt das? — Was iſt das mit ſeinem Herzen?

Ehrlichshof. Es iſt zu empfindſam! Er hat gewiſſe Grundſätze, daß der Adel und die Geburt nur ein Ungefähr des Glücks ſind, und daß er niemals in einer Gattin etwas anders als Sitten, Schönheit und Liebe ſuchen wolle.

Oberſt. Da hat des Jungen Herz Recht — Gerade ſo denke ich auch. Reich oder arm, es iſt mir alles gleich; nur ehrbar und tugendhaft. Aber ſo lange es nur, wie ſoll ich ſagen? ſo extra iſt, da mag ſich der arme Junge immer ein bischen luſtig machen.“ u. ſ. w.

Grünhelm befiehlt dem Bedienten, die Blumen nach Karolinens Hauſe zu tragen. Daſelbſt kömmt der Hauptmann heraus, und als er das Geſchäft des Bedienten erfährt, warnet er ihn, künftig Arm und Bein in Acht zu nehmen, welches ſein Herr ſehr übel aufnimmt.

Dritter Akt.

Der Hauptmann erzählt dem Ehrlichshof, daß er vor 18 Jahren ein artiges junges Bürgermädchen mit Gewalt entführt, ſie verführt, und nachdem ſie an der Geburt eines Mädchens geſtorben, dieſes dem Jürge anvertrauet habe. Hierauf kömmt Karoline und Ehrlichshof, dieſer ſagt ihr, daß der Hauptmann ihr Vater ſey. Jedeke verfolgt einen Bauern Paul, welchen er darum für einen Wildſchützen hält, weil derſelbe eine Flinte durch den Wald trug; doch Paul wird durch die Dazwiſchenkunft des Oberſten gerettet. Hierauf kömmt der Schulmeiſter, und redet in drei Scenen mit dem Oberſten, mit Ehrlichshof, und dem Bedienten Heinrich, und will jedem ſagen, was er weiß: wie er denn bei dem letztern wirklich Gehör findet.

Vierter Akt.

Grünhelm will wiſſen, wie viel hinter der Sache ſey. Er erkundigt ſich bei Suſanne, und erhält von ihr die Antwort.

„**Grünhelm.** Es iſt mir geſagt worden, daß **Karoline** nicht eure Tochter ſey.

Suſanne. Ja, lieber gnädiger Herr, das darf ich nicht ſagen. Und zudem, das geht niemand an; ich, und mein Alter, wir ſind Herr von unſerm Vermögen, und wenn wir ſie nun ſo wie unſer liebes Kind traktiren, ſo müſſen wohl die andern das Maul halten. Nicht wahr?“ —

Grünhelm erkundigt ſich nach dem Mann im blauen Kleid, und da ihm **Suſanne** ſagt, daß er **Karolinen** recht herzlich liebe u. ſ. w. Genug, ſagt **Grünhelm** zornig — er oder ich! Sogleich ſchickt er den Bedienten mit einer Herausforderung an den Hauptmann, und die **Suſanne** erſucht er, ſie möchte ihm die **Karoline** herausſchicken. Indeß dieſe abgeht, kommt der Schulmeiſter, und will ihm eine lateiniſche Rede wegen ſeiner glücklichen Ankunft halten (denn der junge Herr iſt eben mit ſeinem Hofmeiſter angekommen, verliebte ſich in Karolinen, ohne ſie zu kennen, ſobald er ſie ſieht, und fordert einen andern heraus, von dem er glaubt, daß er ſie auch liebe.) Nachdem er des Schulmeiſters losgeworden, erſcheint Karoline, mit welcher er jetzt das erſtemal ſpricht, und ihr ſagt, daß er ſie heirathen will. Nun kommt der Bediente vom

Hauptmann mit der Nachricht, daß dieſer erſcheinen werde. — „Bring meine Piſtolen und meinen Degen, ſagt Grünhelm zu dem Bedienten. Suſanne macht hierauf dem Jürgen von allem, was ſich indeß zutrug, eine Erzählung.

Fünfter Akt.

Jürge ſchickt die Bauern aus, die Herren aufzuſuchen: den Heinrich, welcher die Piſtolen trägt, ſollen ſie feſthalten. Nun redet der Schulmeiſter wieder in drei Scenen mit Jürgen, mit deſſen Weib Suſanne, und dem Bedienten Heinrich. Dieſer Schulmeiſter, der vom ganzen Stück füglich wegbleiben könnte, iſt nach einem Zuſchnitt, wie ſie bei uns zuweilen in den ſogenannten exercitiis scholasticis auftraten, charakteriſirt. Der Spaß beruht darauf, daß der Schulmeiſter nicht gut hört.

Der Hauptmann und Grünhelm kommen auf dem beſtimmten Platze zuſammen, und zanken ſich darüber, wer zuerſt losdrücken ſoll, ſo lange, bis Jürge und Karoline und Suſanne und Affenpreis herbeikommen, denen endlich auch der Oberſte folgt, ganz entrüſtet über ſeinen Sohn Grünhelm, den er, wie er ſagt, mit Füßen treten will, bis ſich die Sache gleichwohl entwickelt.

„Warum (ſagt er zu ſeinem Sohn) haſt du ihn herausgefordert — des Lumpenmädels wegen? he?

Ehrlichshof. Herr Oberſter! Dieſes edle Kind iſt die einzige Tochter ihres würdigen Freundes, des Hauptmanns.

Oberſt. Das wäre der Teufel! Wirklich Ihr Kind? Ihre Tochter?

Hauptmann. Ja, Herr Oberſter, und ich mache mir eine Ehre daraus, ſo ein Kind zu haben.

Oberſt. Gnädiges Fräulein, Sie verzeihen! Ich kannte Sie nicht. — Aber, der Henker, nun komm ich aus dem Traum. Ha — ha — ha — Er hat ſicher den Vater für ſeinen Nebenbuhler bei ſeiner eigenen Tochter gehalten. Ha — ha! zum krepiren. Ja, das geſteh ich, da verſtünde ich auch keinen Spaß. Er liebt alſo Ihre Tochter? Nun, ſo geben Sie ſie ihm!

Wie die Sache ausgeht, brauche ich nicht zu ſagen.“ Bone Deus! ſagt Affenpreis: Alſo muß ich anſtatt der Oration ein Epithalamium machen, wo Amor und Hymenäus verbunden werden. — Ja ſo! noch eins: Valete!

Der argwöhniſche Ehemann.

Erſter Aufzug.

Es iſt früher Morgen.

Frank kommt von einem nächtlichen Spielgelage nach Hauſe, begehrt Kaffe, ſingt —

— „Du ſuchſt Gefühl, ich Zeitvertreib;
Nimm du den Geiſt, laß mir den Leib!
Den beſten Kauf in ſeinem Wahn
Hat jeder dann von uns gethan.“

Dann kommt ein Lehenbedienter, bringt dem Frank eine Karte, worin ſeine Muhme Hedwig ſich die Ehre erbittet, ihn zu ſprechen. Dann kommt ein Nähmädchen, mit welcher Frank ſpaßen will; er wird aber darin vom Freund Roland geſtört, der ihm wegen ſeinem Lebenswandel Vorwürfe macht. Frank ſagt: Mein Seel, Bruder! Hätte Shakeſpaer den Menſchen nicht auch in Bierhäuſern aufgeſucht — er hätte ihn ſo nicht kennen lernen.“ Nun kömmt wieder ein Freund, Reinald genannt. Frank ſcherzet über ſeine geiſtige Denkungsart von der Liebe, und geht ab. Reibald erzählt dem Roland, wie er zu Schwatanch in ein Mädchen, das er tanzen ſah, ſobald er ſelbes ſah, verliebt geworden. Dieß

Mädchen iſt fort, er weiß nicht wohin, und Roland ſoll es ihm ſuchen helfen. Doktor Mettler liegt dem Roland an, bei ihm zu ſpeiſen; dann geht er wieder ab; welchem Beiſpiel auch Roland folgt, indem er, wie er ſagt, eine gewiſſe Nachricht erwartet.

(Zimmer in Brunos Hauſe.)

Clara, die Gemahlin des Bruno, erzählt ihrer Freundin Angelica, daß Jungfer Hedwig in Schwalbach verliebt worden. Angelica verſpricht, ihr das Geheimniß abzulocken: „denn, ſagt ſie, niemand iſt geſchickter, Herzenskrankheiten auszukundſchaften, als wer ſelbſt damit behaftet iſt.“ Ein Aufwartmädchen Minette erzählt, daß Herr Bruno einen Brief von Roland erhalten, der ihn ſehr aufgebracht hat, und daß er die Jungfer Angelika ſuche, deren Vormund er iſt. Dieſe weiß den Inhalt gleich zu errathen: Roland wird um ſie angehalten haben. So iſts, und der Vormund Bruno erklärt ſich, daß er ſeine Einwilligung niemals geben werde, weil der Liebhaber nicht reich iſt. Gleichwohl beſtellt er ihn am Abend, um ihm dieß ſelbſt zu ſagen; zankt dann mit ſeiner Frau, und befiehlt ihr, die Hedwig, welcher ſie ihr Haus auf etliche Tage angeboten hatte, ihrer leichtſinnigen Luſtigkeit wegen, fortzuſchaffen.

Zweiter Aufzug.

Hedwig, Angelika, Clara ſitzen vor dem Haus, ſagen ſich verſchiedenes von den Männern. Die erſtere geht, einen Beſuch abzulegen, kommt aber gleich wieder zurück; ſie hat den Reinald geſehen, der ihr nachgeht. Sie gehen ins Haus hinein Reinald erſcheint wirklich: „Führe mich, o Liebe!“ Er ruft, und Hedwig erſcheint, und Reinald ſeufzet, ſo gut er kann, als Minette kömmt, und die Hedwig zum Thee ruft. Clara und Hedwig. Sie gehen zum Theetrinken. Bruno iſt voll Eiferſucht und Unruhe über die Beſuche, welche Hedwig immerzu erhält; er entſchließt ſich, das Aufwartemädchen auszuforſchen. Minette erſcheint, und Bruno ändert ſeinen Schluß, und befiehlt ihr, den Texel, einen dummen Hausbedienten, kommen zu laſſen. Als Texel kommt, beſinnt er ſich wieder eines andern, und befiehlt ihm, Minetten zu rufen. Als ſie kömmt, beſinnt er ſich wieder eines andern, und befiehlt ihr, ſeine Gemahlin kommen zu laſſen; er will ſie überraſchen. „Was wollte der fremde Menſch bei Ihnen?“ ſagt er, da doch keiner bei ihr war. Er heißt ſie wieder auf ihr Zimmer gehen.

(Rolands Zimmer.)

Doktor Mettler freut ſich, dem Roland bei dem Entſchluß etwas dienen zu können, den

Angelika gefaßt hat, ſich in ſein Haus entführen zu laſſen. Reinald ſpricht in Entzückung vor Liebe, und Roland geſteht, er ſey gleichfalls verliebt. Der Doktor entfernt ſich. Frank bringt dem Roland ein Briefchen von Angelika, wo ſie ſchreibt, daß ſie ſich mit ihm die kommende Nacht in ein anderes Haus flüchten will. Frank bietet ſeine Dienſte an, und geht ab; desgleichen thut Reinald. Poller, Rolands Bedienter, erzählt, daß er für eine Strickleiter und für Mannskleider für Angelika geſorgt habe.

Dritter Aufzug.

(Nacht und Mondſchein.)

Roland erſcheint aus Ungeduld vor dem Hauſe des Bruno; weil es aber noch eine Stunde zu früh iſt, geht er wieder ab. Reinald, der bei der Nacht herumſchlenzt, kömmt gleichfalls vor Brunos Haus, worin Hedwig noch wohnt. Minette kommt vor die Thüre, bittet die Angelika, welche oben beim Fenſter in Mannskleidern ſteht, zu warten, Bruno wache noch, und warte auf Mamſel Hedwig, die noch nicht zu Hauſe wäre. Reinald ſchleicht ans Haus. Zu gleicher Zeit nähert ſich Hedwig. Jener meint, Angelika wäre eine Mannsperſon, und erſucht ſie, herab zu kommen. Hedwig argwohnt, ihr Liebhaber ſey mit Angelika verſtanden. Hedwig überraſcht den Reinald, und geht im Irrthum ab. Nun kommt auch Roland wieder, ſieht den Reinald. Angelika kommt indeß aus dem Hauſe, glaubt ſich, da ſie den Reinald zuerſt ſieht, gleichfalls verrathen. Dieſer und Roland beſtellen einander. Der Letztere führt die Angelika ab, und dieſen Augenblick ſtürzt Bruno mit Bedienten aus dem Hauſe und fort. Nun kommt Frank, und wie er die Strickleiter ſieht, klettert er ins Haus. Clara und Minette. Jene iſt im Begriff, ſich auszukleiden. Frank ſchleicht herein, verſteckt ſich hinter einem Stuhl. Minette erzählt, Herr Bruno ſey eiferſüchtig. Die Frau Bruno befiehlt ihr hierauf, abzugehen. „Mich ſogar in den Augen der Bedienten herabzuwürdigen! Ungerechter Mann!“

Indeß kömmt Herr Bruno zurück, und Frank muß ſich ins nächſte Zimmer verſtecken. Bruno kömmt mit Angelika, ſieht Franks Hut — Minette nimmt der Angelika heimlich den Hut ab, und erſucht ſie, zu ſagen, jener ſey der ihrige. Sie thut dieß, da die Eiferſucht des Bruno eben aufs Aeußerſte gekommen iſt. Bruno heißt ſie auf ihr Zimmer gehen. Frank ſchleicht durch einen Kamin in ein anderes Zimmer, in welches die verkleidete Angelika kömmt, die jenen bald erblickt.

Sie befiehlt ihm fortzugehen. Frank ſtellt ſich zwiſchen ſie und die Thüre.

In dieſer Verlegenheit nennt Angelika den Namen Rolands, worauf die Sache ſich dergeſtalt wendet, daß Frank ſie aufs neue zum Doktor Mettler entführt, um nämlich ſeinem Freunde einen Dienſt zu erzeigen.

Vierter Aufzug.

Reinald und Roland haben ſich wieder verſöhnt. Dieſer erzählt jenem, daß Angelika aufs Land geführt worden. Indeß kömmt Minette, in der Meinung, die Angelika hier zu finden. In der Beſtürzung erzählt ſie, wie daß Hedwig verſichert habe, ein gewiſſer Reinald habe ſie entführt. Nun fällt ihn Roland wüthend an, als Frank dazu kömmt. Er fängt an, ſeine Abentheuer zu erzählen; da erſcheint Doktor Mettler, und geht mit Reinald zu Angelika, die in ſeinem Haus iſt, ab.

(Zimmer in Brunos Hauſe.)

Clara und Hedwig; letztere im Begriff, Abſchied zu nehmen. Hedwig entfernt ſich, und nun verlangt Bruno nichts mehr, als daß Minette aus dem Hauſe komme. Minette allein. Reinald will wiſſen, wo Hedwig hingekommen; Minette will es ihm nicht ſagen. Er giebt ihr Geld mit einem Brief an Hedwig, und geht ab. Herr Bruno belauſchte das Mädchen, nimmt, lieſt den Liebesbrief, glaubt, er ſey an ſeine Gemahlin geſchrieben, bis er die Ueberſchrift lieſt. Minette ab.

(Zimmer im Gaſthof.)

Hedwig am Fenſter; ſieht den Frank vorbeigehen, winkt ihm, wobei ſie den Schleier umwirft, daß er nicht ſehen kann, wer ſie ſey. Frank macht ſeine Anfälle auf ſie, und ſie giebt ſich zu erkennen; ſie macht ihm auch Vorwürfe über ſeine Lebensart. Frank rächet ſich dadurch, daß er, wie von ungefähr, erzählt, Reinald wäre tödtlich verwundet, und er eben um einen Chirurgus geſchickt worden. Er läßt ſich aber Zeit, dahin zu gehen, und beluſtigt ſich an Hedwigs Verlegenheit.

Fünfter Aufzug.

Bruno, Clara. Jener ſchreibt für dieſe den Eheſcheidsvertrag, und das aus Eiferſucht. Texel bringt einen Brief vom Roland, worin dieſer den Herrn Bruno zur Geſellſchaft bittet. Minette entrichtet den Auftrag, welchen ihr die (nun ſchon verheirathete) Angelika an Frau Clara machte, daß ſie auch zur Geſellſchaft kommen möchte, wo eine allgemeine Verſöhnung vor ſich gehen ſollte.

(Zimmer in Mettlers Haus.)

Frank erzählt dem Reinald, daß ſein Mühmchen in denſelben verliebt ſey. Nun kommen Roland und Angelika. Reinald ſoll ins Nebenzimmer, indem man die Hedwig erwartet. Der Bediente meldet ſie. Hedwig erſcheint, glaubt den Reinald zu finden, und die Geſellſchaft beluſtigt ſich an ihrer Verlegenheit. Die Herren gehen ab, und Angelika, nachdem ſie die Hedwig ausgeforſcht, giebt dem Reinald ein Zeichen, daß er erſcheinen ſoll, und entfernt ſich. Reinald und Hedwig ſprechen äußerſt verlegen mit einander. Frank räth zur Erklärung, und erzählt von dem Brief, welchen Reinald an Hedwig geſchrieben, und Hr. Bruno zufälliger Weiſe erhalten hat. Frank geht die Angelika zu rufen. Dieſe kömmt mit ihm, und erſucht die Hedwig, ihre Erklärung für den Reinald zu thun, und dadurch den Herrn Bruno zu befriedigen. Roland und Herr Bruno kommen dazu. Frank ſetzt dieſem in dem Kopf, daß er in Betreff des Briefes, welchen Reinald geſchrieben haben ſoll, nicht eher überzeugt ſeyn würde, als bis dieſer und Hedwig ſich geheirathet hätten. Dieß geſchieht, und Bruno bereuet ſeinen unbilligen Verdacht, den er auf ſeine Gemahlin geworfen, als dieſe ſelbſt erſcheint, und mit ihrem Gemahl ſich ausſöhnt. Da eben Frank zugegen iſt, entdeckt ſie ihrem Gemahl, daß ſie die vergangene Nacht wirklich einen Beſuch von einem Mann bekommen, und Frank erzählt die Sache, wie ſie war. Als Hedwig ſagt, er werde ſich beſſern, iſt ſeine Antwort: „Laßt mich nur ungebeſſert. Man läuft die Hörner ohnehin ab, und hab 'nmal irgendwo geleſen (mit Ausdruck) daß alle brave Leute in ihrer Jugend gute Jungens waren; auch wohl etwas mehr ſogar.“

Meine Leſer müſſen die Ausführung dieſes Stücks nicht nach dem Inhalt, nicht nach dem, wie ich ihn herlegte, beurtheilen. Das Stück iſt an ſich trefflich ausgeführt, voll Natur, Witz und Munterkeit, und gut dialogiſirt. Um ſo mehr glaube ich veranlaßt zu ſeyn, ein paar Anmerkungen zu machen, welche für ein Parterre, das noch immer gebildet werden ſoll, nicht anders, als ſehr wichtig ſeyn können.

Was ein Theil, und vielleicht bald wieder der übereinſtimmende Theil des Parterrs, von einem Schauſpiel wünſcht, iſt Spaſſerei und Luſtigkeit. Sie wollen, wie ſie ſagen, amüſirt ſeyn, und wie das auf Koſten ihres Geſchmacks, ihrer Grundſätze, ihrer Sitten geſchehen könne: wie ſollten ſie dazukommen, an ſolche Dinge zu denken? Der Spaß möchte ſo fad, ſo zweideutig ſeyn, als er will, wenn es nur ein Spaß iſt, und man dabei etwas zu lachen kriegt. Vermuthlich ſollen die vielen franzöſiſchen Ueberſetzungen, welche wir hier zu ſehen bekommen, dieſe Dienſte thun. Aber ſie thuns wahrlich nicht; denn die Späſſe ſind gewöhnlich theils zu kindiſch, theils, und faſt immer, für uns zu unverſtändlich; weil wir für Poſſen noch zu deutſch ſind.

Die ſchlüpfrigen Scenen, welche in dieſem Stück vorkommen, haben einige Zuſchauer in Verlegenheit geſetzt, was ſie davon denken ſollen, indeß andere, ſolche, wie ich eben genannt habe, gar nicht wußten, wie ſie ihren Beifall geſchwind und ſtark genug darüber bezeigen möchten. Solche Schilderungen wären die ihrigen; das wäre ſo die Sache, womit ein Dichter Ehre einlegen könnte; das heißt, denken ſie, die Feſſeln eines gewiſſen Zwangs zerbrechen, und den Eingebungen des hohen

Geſchmacks folgen; und ich ſtehe nicht dafür, ob nicht einige im ganzen Ernſt denken, das hieße die Menſchen bilden, und ihnen Geſchmack beibringen. Sie bedauern heimlich nur, daß die Sache nicht weiter geht, und damit ichs gerade ſage, daß ſie nicht vorgeht — wie wohl wir ſchon ein Stück haben, wo dieß bis an die Scene geführt iſt. Ich meine die Originalausgabe der Kindesmörderin, wo man Evchen innerhalb der Scene ſchreien hört. Noch fand man für gut, dieſen Auftritt wegzulaſſen — vielleicht, weil das Publikum noch nicht Geſchmack genug hat, denſelben auszuhalten. Aber, nur Geduld! es wird ſich auch darein noch fügen, und jener herzlich ehrliche Mann würde dann nicht mehr nöthig haben, auf das Exemplar drucken zu laſſen: Der Ehebruch geht innerhalb den Scenen vor. Ich hätte Anſtand genommen, die Scenen, welche ich einrückte, vorzulegen, wenn man einigen genommen hätte, dieſelben aufzuführen. Welche Wirkung, um des Himmels willen! müſſen ſolche Vorſtellungen auf junge Männer und Frauenzimmer, auf Kinder, welche man jetzt zur Bühne fühet — Kinder und junge Leute ſoll man bei ſolchen Stücken ausſchließen, ſagte mir jemand, der ſo viel Verſtand und Ehrlichkeit beſitzt, nicht zu läugnen, daß dieſe, und zumal die vielfältigen ſinnlichen und wollüſtigen Vorſtellungen und Geberden in unſern ſo betitelten Balleten eben nicht die beſten Dienſte in Abſicht auf die Bildung der Jugend leiſten. Nein, man ſoll ſie eben darum nicht erſcheinen laſſen, das ſagen ſie alle. — Wie? die Väter und Mütter wollten ſich alſo zu Vergnügungen verſammeln, welche ſie ſich ſcheuen, und ſchämen müßten, ihren Kindern zu geſtehen? Es ſollte möglich ſeyn, daß vernünftige erwachſene Leute etwas, das unter öffentlicher Ordnung ſteht, zu hören und zu ſehen ſich gezieme, und das ſeines Inhalts wegen erfordere, junge Leute davon abzuhalten? Nimmermehr!

Es giebt Widerſprüche, deren Weſen und Folgen ſo unbürgerlich, ſo wider alle Begriffe eines geſellſchaftlichen Lebens ſind, daß es ſchwer iſt, bei einem gebildeten Volk ſie zu erklären. Man klagt über Ausſchweifungen und Unordnungen, die alle Wurzel guter, männlicher Gedanken abnagen und ausreißen, und zu gleicher Zeit beklatſcht man Dinge, deren Folgen (wie man ſehen muß, wenn man nur ein wenig etwas von den Wirkungen der Dinge und den Eigenſchaften des menſchlichen Herzens kennen gelernt hat) unmittelbar jene Ausſchweifungen ſind. Oder welche ſind dann eigentlich die Männer, die Frauenzimmer, welche wir allgemein, und vom Gewöhnlichen geſprochen) auf den Schaubühnen zu ſehen bekommen? Sind es Männer mit Mark und Salz, mit einem hellen, ſcharfen Verſtand, einer geordneten Einbildungskraft? Sagen ſie uns etwas von Induſtrie, von Männermuth, von außerordentlichen Anſtrengungen und Opfern zum Guten vor? wollen ſie etwas, deſſen ein Mann ſich rühmen kann? Und die Frauenzimmer: Sprechen ſie etwas von häuslichen Geſchäften, von Erziehung, von Mütter- und Töchterpflichten? Sprechen ſie etwas, daß es darum lohnt, auf eine Bühne zu ſteigen, und den Einwohnern zuzurufen: „Mir hört zu!“ Wecket und gründet das, worüber wir lachen, die Fertigkeit in uns, das Belachenswürdige überall zu bemerken? Oder was wollen ſie dann, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen? — Scherzen und Liebeln, Eſſen und Trinken, im Schatten liegen, und ſich wohl ſeyn laſſen, wollen ſie. Und darüber ſetzen ſie alle Menſchen in Bewegung, laſſen Pferde, Krieger, Sonne und Mond, ſammt den Sternen und Ungewitter hervorkommen, und rufen ein ganzes Volk zuſammen, und wollen, es ſoll ihre Lüſten und Begierlichkeiten Heldengefühle nennen, und Vater und Mutter grauſam nennen, wenn ſie dem Kinde nicht alles thun wollen, was es gelüſtet. Das iſts, was, wenn man von dem Waſſer den Schaum herabſchöpft, am Ende übrig bleibt! — Daß dich!

Das größte Glück machen diejenigen Charaktere, welchen der Dichter zu ihrer Ausgelaſſenheit und Unnützlichkeit auf Erden große Naturgaben verleiht, und durch dieß Beiſpiel zeigt, daß es ganz möglich ſey, beides zu vereinigen, möglich ſey, einen Taugenichts bei Wein und Luſtmädchen, und am hellen Morgen einen Mann für Geſchäfte, in der Schlacht einen Helden zu machen. Die Partei eines ſolchen ergreift man mit Wuth. Jeder traut ſich in der Stille das Nämliche zu, und die entnervteſte Seele weidet ſich ein paar Augenblicke an dem Gefühl des Heldenmuths, weil ſie die Möglichkeit ſieht, daſſelbe mit Sybaritengefühl zu verbinden.

So ſind unſere meiſten Opernhelden jetzt winſelnde, mädchenhafte Dinger mit lieblichen Kehlelein vor den Füßen einer Docke, welcher man den Namen einer Königin giebt, ſchmachtend, flehend und zerfließend, und gleich wieder grimmige Löwen an der Spitze wilder Krieger, ſo oft der Verzierer für nöthig findet, das Theater anzufüllen, und dem Zuſchauer, welcher Wunder zu ſehen glaubt, Augen und Ohren zu betäuben. Man höre etwas Aehnliches, und bleibe dann gelaſſen, wenn man kann.

Es lebte ein hübſches, reiches Mädchen in München, das ſich mit Wiſſen ihrer Eltern einem andern eidlich verlobte, einem würdigen, rechtſchaffenen, vom ganzen Land geehrten Inländer. Da hört ein Stutzer in Wien oder in Paris (wenn es nämlich dort welche geben ſollte, das vermuthlich nicht ſeyn wird) vom hübſchen reichen Mädchen. Er kömmt nach München, weiß ſich in der Abweſenheit ihres Liebhabers durch Liſt, Schmeicheleien, Geſchenke das Mädchen, das unerfahren und eitel iſt (wie faſt alle) zu ſtehlen, und entführt ſie. Noch mehr: Ein Bayer, ein Freund des abweſenden Liebhabers widerſetzt ſich, und die Sache kömmt in der Hitze zu einem Zweikampf; es ſteht (ſo ſetze ich, und meine den Dichter) in der Macht eines dritten, ſiegen zu laſſen, wen er will, und dieſer dritte läßt den Fremden, den Ausländer, den Entführer ſiegen, läßt von ihm unſern Landsmann zu Boden werfen. Ich weiß, wem ich dieß ſage, und darf nicht erſt rathen, was wir bei einem ſolchen Verfall thun würden. Noch mehr. Man zieht den Entführer, und das Mädchen zur Rechtfertigung, und ihr Advokat ſagt ganz kurz weg zu den Richtern: „Laßt ab, die Sache zu unterſuchen! Sie haben die gerechteſte Urſache, davon zu ziehen, denn ſie ſehen ſich ja gerne, und ſind miteinander verſtanden." — Das dachte ich, und dem verglich ich es, als ich das muſikaliſche Schauſpiel, Helena und Paris, ſah. Und das muß jeder denken, ſobald er dieſe berühmten Namen, das Ufer des Meeres, die Schiffe, die Statue der Venus auf dem mit Roſen beſtreuten Hügel, den großen, mit Schwibbögen umgebenen, und mit Plätzen für die Zuſeher der olympiſchen Spiele verſehenen Hof im königlichen Pallaſte, den in der Ferne auf einem Berg liegenden Sonnentempel, die kriegeriſchen Märſche, Ursum und Pugiles, Esseda, Pilenta, Petorrita, Naves, wie der gute Horaz rühmlichen Andenkens klagt, wegnimmt, und daſtehen läßt, was unter Mantel; Glanz, Reifrock und Pickelhauben daſteht, ein albernes Mädchen und ein junger Stutzer. „Ein Königsſohn, ſagt der Spartaner, ein Held wagt ſich eines Weibes wegen nicht in die Meere, giebt als ein weicher Liebesknecht ſich und die Seinigen nicht dem Zufall preis." Der Mann hat ja Recht, redet ja die Wahrheit, und der Ausländer greift darüber wider den Spartaner in Sparta nach dem Säbel. — Als die Spartaner zu Ehren des Fremden Feſte feyern, ſagt jener wieder zu ſeinen Landsleuten: „Eine Zitter in der Hand, im Munde kriechend (— im Munde kriechen, iſt, im Vorbeigehen geſagt, nicht allerdings deutſch) ſchmeichelnde Worte, klägliches Gewinſel vor dem Antlitz des Weibes: ſeht Spartaner, ſeht das Bild des Helden, dem ihr Feſte feyert, vor dem ihr euch erniedrigt!" — Da hat der Mann wieder Recht; ſo ſpricht ein braver Mann; ſo mußten die Männer geſprochen haben, durch welche Sparta mächtig geworden. Und ſieh! der Ausländer darf aufs neue den Säbel ziehen.— Iſt ein Mädchen, das öffentlich dieſes Geſtändniß ablegt: „O du! den ſelbſt mein Eid, mein theuerer Eid mir nöthig macht! du, den des Vaters Zärtlichkeit mir Unbeglückten zugedacht! du, gute Seele! (ſie meint ihren abweſenden Verlobten) liebeſt mich, liebeſt mich getreu — und ich, ich — ſtatt mein Feuer zu verdammen, ich denke ſtets an fremde Flammen. Was ſagſt du Helena? — Schweig, Laſterhafte! ſchweig. Dein Feuer, das dein Buſen nährt, die Flamme iſt Verbrechen. Die Ehre winkt, die Pflicht befiehlt u. ſ. w. Iſt ein Mädchen, das ſo gut erkennt, was es zu thun hat, wenn ſie dann einer ſchändlichen That — nicht in der Beſinnungsloſigkeit eines betäubenden, halb willkührlichen Augenblicks unterliegt — ſondern ſich derſelben mit Feierlichkeit ergiebt, der Gegenſtand eines öffentlichen Preiſens und Rühmens? — Zumal, wo keine wichtige, politiſche Urſache, kein

Staatsintereſſe, welches ſonſt die Schritte dieſer Art wenigſt begreiflich macht, obwaltet? Und die Entſchuldigung, wir haben uns geliebt, welcher Richter in der Welt läßt ſie gelten? Der Italiener merkte den Unfug, und er lindert ihn dadurch, daß er die Helena mit dem Menelaus noch nicht verheirathet ſeyn läßt. Aber mit einem Eide war ſie doch an ihn verlobet? Hätte der Dichter die Sache immer vor ſich geſchehen laſſen, wie ſie geſchah; hätte er die Ehefrau Helene entführen laſſen, und dann nur ſeinen Beifall nicht dazu gegeben, unſern Beifall nicht dazu gefordert! Die alten Dichter giengen hierin, wie bekannt, keinen Umweg. Die Frau Helene gieng durch, und weil ſo etwas in den damaligen Zeiten keine Galanterie war, die man ſich in Geſellſchaften erzählte, und zum Zeitvertreib darüber höhnelte, ſo ſetzte dieß ein ganzes Volk in Bewegung, und Troja wurde verheeret. Doch ich rede ins Meer hinein.

So, und in dieſem Beiſpiel bildet ſich der Mann, daß er den Frauenzimmern gefalle; denn dieſen liegt jetzt vermuthlich ob, zu entſcheiden, ob ein Mann Verſtand beſitze, und etwas tauge; ſo lernt er, ſich zu produziren — Bravo! Bravo!

Nur noch Ein Wort! Wenn uns jemand ſagte, 2 und 3 macht 27; und er ſagte uns das öffentlich, ſo würden wir rufen: Der Mann hat Unrecht! Aber was man uns auch für ſchiefe Sentenzen vorſagt, da bleiben wir ganz gelaſſen; und kömmt eine Sentenz zuletzt: ſo hebt man die Hände auf, oft ehe der Schauſpieler ſie ausſpricht, um ſogleich klatſchen zu können. Ich dachte eben unter der Aufführung des vorigen Stücks, wie Frank, der hier bei ſeinen Ausgelaſſenheiten als ein noch ſehr liebenswürdiger Menſch erſcheint, manchem Jüngling zum Muſter dienen würde, als Frank die Worte brachte: „Man läuft die Hörner ohnehin ab, und hab 'nmal irgendwo geleſen (mit Ausdruck, NB. ſo ſteht im Exemplare) daß alle brave Leute in ihrer Jugend gute Jungens waren; auch wohl etwas mehr ſogar.“ Ich wollte nicht dafür gut ſeyn, ob man dieſe Sentenz, wenn ſie am Ende einer Scene ſtünde, nicht mit aller Einſtimmigkeit, als wärs ein goldenes Sprüchlein, beklatſcht hätte (denn wozu klatſcht man nicht, um ſich lächerlich zu machen?) — Und doch iſt jenes in allem Betracht eine ſehr zweideutige, und für junge Leute und für Aeltern, die keine Erziehung verſtehen, eine ſehr mißliche und gefährliche Moral — welches ich vermuthlich nicht erſt werde erklären ſollen. So iſt mir auch jenes in dem Stück, die Gefahren der Verführung, aufgefallen, wo (A. I. S. 7.) Woldemar ſagt: „Der Verirrte, der zur Bahn der Tugend zurückkehrt, iſt mir lieber, als der, der ſich noch nicht verirrte.“ Die Sache iſt an ſich ſelbſt, und zumal in dem Betracht, daß der Verirrte Erfahrungen, welche dem andern fehlen, gemacht hat, ganz erklärlich; kann ſie aber nicht auch eine Gelegenheit zum Mißverſtändniß ſeyn? Und ſoll der Dichter, dieſer begeiſterte Philoſoph, aus deſſen Munde die Wahrheiten, wie aus dem Munde einer Gottheit fließen ſollen, nicht äußerſt ſorgfältig ſeyn, auch den Schein einer, was immer für einer Zweideutigkeit zu vermeiden? Ich denke, ja; und ich habe dieſe Stellen keineswegs gerügt, um dieſelben zu chikaniren, ſondern um uns wenigſtens ſo weit aufmerkſam zu machen, daß wir nicht blindlings zufahren, oder auf einer Gleichgültigkeit beharren ſollen — die weder dem Dichter zur Ermunterung dient, noch dem Verſtand des Zuſehers einige Ehre macht. Wenn ich übrigens für einige Leſer in dieſer Betrachtung etwas Unerwartetes geſagt, und die Schauſpiele von einer Seite betrachtet habe, wo ſie dieſelbe gar nicht anzuſehen pflegen, auch das ſoll mich nicht wundern — ſo lange jemand ſich wundern kann, wie man, da doch z. B. auf unſern Bühnen die Sprüngerei mit Füßen ſo herrlich iſt, fragen könne, was Tanzen ſey; wie man verlangen könne, Maler, die doch von ihrer Jugend an nach der Natur und Antiken zeichneten, ſollten einmal ſich lehren laſſen, was Malen ſey, oder wie man fordern könne, der Mann, der ſein Amt hat, ſollte auch Verſtand haben.

Ich bin nun ſchon einmal in der Faſſung, dieſen Ton fortzuſetzen, und will daher noch eines Stücks, in Abſicht auf die Wahl, als eines Muſters für Dichter und Direkteurs erwähnen. Ich meine die Marianne vom Gotter, ein kleines Stück, ſo wie es nämlich auf dem hieſigen Theater erſchien, und erſcheinen konnte, ein Stück indeß, das hier mehr werth iſt, als die prächtigſte Opera ſeria, und wenn ſie eine Million koſtete, für uns es ſeyn kann. So lange wir nicht Gegenſtände, wie dieſer iſt, behandeln, nicht uns ſelbſt behandeln: ſo lange können wir nicht ſagen, daß wir ein Theater beſitzen. Es betrifft eine Kloſtergeſchichte, die Schilderung des kunſtreichen Zwangs, womit ſo viele Eltern ihre Kinder opfern, und ich will nur den Inhalt nicht herſetzen, weil ich wünſche und hoffe, daß jeder wackere Hausvater, wenn er auch keine Bibliothek ſich ſammelt, die ganz unbeträchtliche Ausgabe nicht achten werde, ein Stück, das ſeinem Nachdenken ſo wichtig ſeyn ſoll, ſich anzuſchaffen. Ich weiß nicht, warum wir bei dieſen und ähnlichen Angelegenheiten, wo es doch immer auf das Wohl unſeres ganzen Daſeyns ankömmt, ſo ſchüchtern und zaghaft bleiben, und davon nur von weitem und in Anſpielungen reden, als geſchähe uns ein großes Leid, wenn wir näher hinzuträten. Da man allerdings annehmen muß, daß bei Vorſtellungen, die unter öffentlichem Anſehen ſtehen, kein beleidigender Mißbrauch ſtatt haben könne: ſo kann eine gute Sache unter einer ſtrengen Prüfung und Abſonderung deſſen, was zu viel und zu wenig iſt, nicht anders, als gewinnen. Und das Theater iſt der einzige Ort, wo wir uns gewiſſermaßen über unſere Angelegenheiten bereden, uns berathſchlagen, entſchließen, klagen, freuen, und mit Einem Wort, unmerklich beſſern.

Ich will mit einigen Erinnerungen, welche im Allgemeinen die Schauſpieler und Schauſpielerinnen angehen, beſchließen, und mir vorſtellen, daß die guten und hieſigen ſich darüber freuen, und die erſten ſeyn werden, dieſelben zu billigen. Aber — aber! Wie viel fordert man nicht von einem Schauſpieler! So viele Stücke und Eigenſchaften, als Federn zu den Flügeln eines Adlers! Und doch — ſoll er nicht armſelig auf dem Boden dahinſtreifen, doch muß man ſie fordern. Ich werde immer traurig, wenn ich die folgende Stelle des Garriks leſe, und faſſe beinahe den Entſchluß, da keine Vollkommenheit zu verlangen, wo ſie mit unendlicher Mühe errungen werden muß, und wo ſie, wenn ſie am Mittag in voller Herrlichkeit erſcheint, am Abend auch wieder vergeſſen iſt. „Ach, die Arbeit dieſes mühſamen Lebens dauert nicht, wie die Bildſäule Lackoons, die den Ruhm ihres Meiſters durch Jahrtauſende führt! Alle Zauberei ſeines Spiels verweht in der Luft, wie Fanelli's Geſang; nur wer ihn ſah, kann ſichs erinnern.— Man ſagt mir täglich, ſchreibt er an einen Freund nach Deutſchland, (zur Zeit, wo er von der Bühne getreten) welchen Verluſt das Publikum erlitten hat, und wie lange es denſelben fühlen wird; aber ich weiß mit aller meiner Eitelkeit, daß mein Strotzen und Herumfahren auf der Bühne, wie Shakesſpear nennt, in ſehr kurzer Zeit vergeſſen ſeyn wird.

Aber dann doch! Was ſchon einmal vortrefflich iſt, das muß vortrefflich erſcheinen, ſo gut es kann, oder nicht auftreten.

Schauſpieler und Schauſpielerinnen ſollen unaufhörlich ſtudiren, ſich üben und beobachten. Dieſe Forderung wird manchem lächerlich und parador vorkommen, und ich nehme es einem ſolchen nicht übel; denn wie kommt nicht auch mancher zum Beruf eines Schauſpielers? Wenigſtens zehnmal gegen eins wars Zufall, Hang zur eingebildeten Freiheit, eitler Traum eines Ruhms, den man erlangen zu können glaubte, ſobald man auf Bretter tritt; — nicht ungeſtümer, unüberwindlicher Naturtrieb, inneres Treiben und Behagen des Schauſpielertalents, nicht reife Abwägung der Kräfte mit der heftigen Luſt, einen Schauſpieler zu machen. Und wie giengs dann weiter? Eine ordentliche Schule, wo angehende Schauſpieler gelehrt und gebildet würden, iſt nicht vorhanden; man betrat alſo, als ein junger Menſch, ohne das Geringſte von den Geſetzen einer guten Ausſprache und der Sprachmuſik, und ohne das Geringſte von der Lehre der Leidenſchaften zu verſtehen, die Bühne, machte anfangs kleine Bedienten- oder kleine Liebhaberrollen, beobachtete wie ein anderer Schauſpieler, der immer beklatſcht wird, jene, dieſe Stelle ſpreche, wie er ſich dabei geberde; änderte hierauf ſeinen Principalen, kramte dann bei dem neuen aus, was man geſammelt hatte, wurde gelobt, wurde beſoldet. Aus iſts! vollendet iſt! Wenn dieß von Männern geſagt werden kann: was ſoll ich von Frauenzimmern hinzuſetzen? Was vollends von ſogenannten Tänzern und Tänzerinnen? Die Aerme und Füße bewegen ſich ja, und was brauchts mehr?

Einige, und ſehr viele ſolcher Schauſpiele, wie wir zu ſehen kriegen, ſind freilich gar keines Ausdrucks fähig, gar keiner Mühe würdig; aber das läßt ſich dann doch bald wahrnehmen, ob ein Schauſpieler ſich, vom Anfang ſeines Berufs, fleißig im Deklamiren geübt, ob er einſehen gelernt hat, wo er den Satz theilen, nach welchem Wort er, um mich ſo auszudrücken, ſteigen, mit welcher Geberde des Geſichts und der Hände er ſeine Rede begleiten ſoll; wie er ſeine Rolle, ſo zu ſagen verdoppeln, und ſie durch das zweckmäßige in ſeiner Kleidung, in ſeiner Stellung und dergleichen verſchönern ſoll. Wer darauf ſieht, wo dieß zu erkennen iſt, der wird es mit Vergnügen an hieſigen Schauſpielern bemerken. Pilotti in den zwei Geizigen zieht alles, was er anſieht, an ſich. Den Kopf hält er, zum Zeichen des ewigen Rechnens und Nachſinnens auf Gewinn, nach der Seite, und die Augen hat er überall, und ſtrengt ſie an, daß ihm nichts entkommen kann. Wenn er ſingt, entſtehen Wort und Geſang durch ihn; er hats eben erfunden, und wie ers vonnöthen hat, ſo kommt es. Da er ſich in dem Juden als Verwalter dumm ſtellen will, kratzt er ſich die Füße, und er weiß nicht, was er mit ſeinen

Händen anfangen ſoll. Heigl im argwöhniſchen Ehemann bringt auf ſeinem Geſicht das Temperament mit ſich, das vor andern zur Eiferſucht geneigt iſt. Mit einem blaſſen Geſicht, das durch einen ſchwarzen Bart erhöht wird, erſcheint er als der Mann, deſſen ſich ein langer heimlicher Kummer, der nun bei allen Gelegenheiten losbricht, bemächtigt hat. Er kömmt außer ſich, wenn ſeine Gemahlin ein Papier fallen läßt; er kneipt es heftig, hält es nach allen Seiten und ſo dicht vor die Augen, daß ers kaum leſen kann; und kriegt er Briefe in die Hände, er zerreißt ſie, ohne zu fragen, wem ſie angehören u. ſ. w. Und mit Einem Wort, was ſolche ſo gute Schauſpieler thun, wenn es auch an und für ſich verfehlt wäre, iſt mit Verſtand und Geſchmack gethan. Garrik ſpielte den Hamlet in franzöſiſcher Kleidung. Man hat ihn darüber getadelt; aber niemals, wie jemand ſchreibt, zwiſchen den Akten, noch im Nachhausfahren, noch hinterdrein beim Abendeſſen, ſondern immer mit erloſchenem Eindruck und bei wieder erwachtem Kopf, in kaltem Geſpräch, wo ſehr oft das Gelehrte für gut, und das Auffallende für ſcharfſinnig gegeben und angenommen wird.

Man laſſe doch einmal am Ende der Arien die lächerlichen Triller weg! Sie gleichen einem Ballet auf ein ſchönes Schauſpiel, welches von jenem hinweggejagt wird. Ueberhaupt ſind ſie nichts anders, als eine mechaniſche Kunſtprahlerei, der Kunſt eines Seiltänzers ähnlich, und ſie ſchaden den wahren Begriffen der Kunſt mehr, als ernſtliche Hinderniſſe. Dahin gehören auch die gewöhnlichen Läufe und Wirbeleien in franzöſiſchen und italieniſchen Muſiken, worin oft bei aller Kunſt kein geſunder Menſchenverſtand liegt, und wo der Zuhörer keine Sylbe deſſen verſteht, was gedudelt wird. Ueberhaupt weiß ich nicht, was ich von den Geſängen oder Arien einiger, wenn nicht des größten Theils, komiſcher Opern denken ſoll, und ob es nicht beſſer wäre, den nächſten beſten deutſchen Geſang nach der Muſik zu ſetzen, als ſo elende nichtsſagende Worte vorzubringen.

Man laſſe das häufige Umarmen und Küſſen weg! Es iſt gewöhnlich überflüßig, und nicht ſelten unanſtändig. Dieß iſt kein Rath eingeſchränkter Engbrüſtigkeit, ſondern Uebereinſtimmung mit dem, was in andern Ländern zur Zeit, wo dieſe Mode (denn eine bloße Mode iſts doch nur) hervorkam, Männer mit klaſſiſcher Einſicht, und kluge Väter geſchrieben haben. Der Schauſpieler ſoll oft klüger ſeyn, als der Dichter, und ihn verbeſſeyn, wo er zu frei iſt — um nicht mehr zu ſagen, wie ich herzlich gerne mehr ſagen will und werde, wenn dieß zu wenig ſeyn ſoll.

Salzburg.

In dieſem ſchönen, uns nachbarlichen Freundſchaftsland fängt die Literatur und der gute Geſchmack, der alles Leben veredelt, an, ſich mit Macht zu verbreiten, und alle Herzen für das Gute zu erwärmen. Es wird hier, wie ich zuverſichtlich weiß, mehr geleſen, als in Ländern, welche jenes an Volk und Weitſchichtigkeit vielmal übertreffen, und ſo eben iſt es, als wäre es Frühlingszeit, wo zärtlichen Seelen alles wie in einem bezauberten Licht erſcheint, wo jede Empfindung ſo wohlwollend, ſo ſanft, wie Thau auf Blumen, ins Herz fällt, wo jeder Vorſchlag zur Vollkommenheit ſo kühn entworfen, ſo feurig angenommen, und wenn kein unvermeidliches Hinderniß im Weg ſteht, ſo nachdrücklich befolgt wird. Unſtreitig iſt dieß der angenehmſte, der unbefangenſte, der thätigſte Zeitpunkt der Literatur, wo ſie ein Volk zur höchſten Stufe der Glückſeligkeit reif machen und erheben würde — Ach! wenn kein Mittag, kein Abend folgte — wenn nicht eine plötzliche Kälte, oder eine verborgene Seuche die Blüthen, oft die wohlgerathenſten Früchte verdürbe! Möchte doch nie ein Epikuräer, ein Thatenſpöttler, nie eine Nachricht von einer Denkart dahin kommen, wodurch alles zerſtört wird!

Ich bin dem Freund unendlich verbunden, der mir über das Theater zu Salzburg ſo umſtändliche und wohlgeſchriebene Nachrichten vom Jahr 1779 bis auf gegenwärtige Zeiten überſendet hat, und ich rücke mit wärmſtem Dank ein, was ich in Rückſicht auf meinen Endzweck und den angemeſſenen Raum, welchen ich dem Theatertitel widmen kann, einzurücken für möglich finde. Aus dieſer Urſache muß ich den größten Theil weglaſſen, wo ich vor allem die Beurtheilung der Schauſpieler und Schauſpielerinnen bedaure, welche voll feiner Anmerkungen ſind, und, wie ich ſchon aus der Kunſtſprache ſchließe, der Wahrheit ohne Zweifel höchſt nahe kommen.

„Unſer Theater wurde in einem an ſich geräumig trefflichen Ballhaus angelegt, ohne daß die Seitenwände herausgeſetzt worden. Sie können alſo ſchon auf den Raum deſſelben und auf die Möglichkeit, große Dekorationen und Maſchinen aufzuführen, ſchließen. Gleichwohl faßt es 6 bis 7 hundert Zuſchauer, und 6 Monat des Jahrs, vom September bis Hornung, kann eine Treuppe mit Vortheil beſtehen. — Indeß iſt unſer Parterre nicht leicht zu befriedigen, und dieß macht das (faſt möchte ich ſagen) unverdiente Glück, hier einen Brockmann, Bekgopzomer, Heigl, Madam Heigl, Sako, damals Mlle. Richard, Wahr, Madam Börner, Scherf, Mad. Schiman, Nuth, Bulla, Seipp, Schikaneder, Kopp u. a. m. geſehen zu haben. Dann kömmt an dem hieſigen Parterre noch etwas Lobenswürdiges und Geſittetes hinzu, das man nicht allenthalben zu ſehen bekömmt.

Man geht hier nicht bloß nach der Bühne, um in Geſellſchaft zu kommen; man ſchwätzt hier nicht (— vermuthlich ißt und trinkt man auch nicht, ſo daß andere geſtört werden? Vermuthlich begeht man auch die Unhöflichkeit nicht, ſeinem Nachbar die Ohren vollzuklatſchen, wann und ſo lange es beliebt? Vermuthlich läuft man nicht herum, um ſich ein Völklein von Anhang zu ſammeln, das auf ein beſtimmtes Zeichen mit Beifall oder Tadel zuſammenfallen, und den andern Morgen ſein Urtheil austragen ſoll?) Man will hier das Schauſpiel genießen und unmittelbar von den Schauſpielern unterhalten ſeyn. Unſer Publikum iſt in dieſem Punkt ſehr ſtreng, und bietet gleich ab, wenn i den Logen zu laut geſchwäzt wird. Was ic hier Publikum nenne, iſt eigentlich das zweit Parterre, welches die ununterbrochenen un geſicherten Einnahmen ausmacht, und meiſ aus Dikaſterianten, Juriſten, Kaufleute beſteht, und jezt nach und nach auch vo ſehr vielen Bürgern, als Bräuern, Bäckern ꝛc. mit ihren Weibern und Kinder beſucht wird*).

Den Geſchmack des hieſigen Publikum können ſie aus den beigeſchloſſenen Komödien liſten und den Einnahmen ſelbſt leicht abnehmen. Es iſt mehr zum hohen Tragiſchen geneigt, hängt mehr an Stücken, wo große Charaktere und ſtarke Sitten geſchildert werden als an den Wienerpiecen, (und natürlich, al an franzöſiſchen Ueberſezungen und Farcen) die das Zwerchfell erſchüttern ſollen. Aber ſo vielen Beifall und Einnahme haben keine Piecen einem Principal noch hier eingetragen, al die Agnes Bernauerinn dem Schikaneder, un der Otto von Wittelsbach dem Bulla. Agnes, ſechsmal aufgeführt, trug dem Schikaneder 751 fl. 12 kr. Otto, fünf- oder vielmehr dreimal aufgeführt, trug dem Bulla 673 fl. 4 kr. Beim Otto waren allemal gegen 700 Perſonen im Theater, und mußten immer noch gegen 200 zurückgehen. Allemal waren Fremde hier, und das zweitemal, da eben der regierende Herr Herzog von Würtemberg hier war, und den Tag der Aufführung etwas ungewiß machte, erhielt Bulla ein ſehr dringendes Billet von Reichenhall, worin um die Aufführung des Otto von einer ganzen Geſellſchaft angeſucht ward. Es freut einen doch, daß bayeriſche Pflanzen auf Salzburger-Boden ſo gut fortkommen. Dieſer Boden muß doch noch viele bayeriſche Beſtandtheile haben.

---

*) Und an andern Orten! Iſt nicht ſchon dieß ei Beweis, daß ein Theater nicht bürgerlich, ſondern eine bloße dilletante Unterhaltungsſache iſt, daß davon der Bürger entfernt bleibt. Und oh Zweifel würde er es ſeyn, der dem Dichter un dem Schauſpieler am meiſten Ehre mache würde.

Das Schloß Wittelsbach ward von einem hieſigen Maler, Franz Streichler, neu gemalt, ſowohl anfangs unverletzt, als am Ende in Ruinen. Es war im Hintergrund der Bühne, hatte zwei Baſtionen hintereinander, über deren zweite ein alt gothiſches Schloß hervorragte. Als es in Ruinen lag, ſah man durch den Felſen und die zu Boden liegende Ringmauern verſchiedene Felſengänge, auf welchen das zerſtümmelte Schloß ſtand. Die Idee war gut; aber wegen Enge des Raumes nahm es ſich doch nicht ſo aus, wie es ſich auf einem gröſſern Theater würde ausgenommen haben. Herr Bulla ſpielte den Otto meiſterlich, ja, ich wüßte nicht, wie man ihn beſſer ſpielen könnte; beſonders die Scenen, wo ihm Heinrich von Reuſſen des Kaiſers Brief vorlas. Man hörte, wie er ſchwer zu athmen anfieng; die Adern ſchwellen ihm, die Augen rollten, und nur die Worte, „der Kaiſer las anders" u. ſ. w. konnte er aus den zuſammen gebiſſenen Lippen herauskeuchen — dann wie er aufſtand und ſeinen heißen Schmerz ausgoß, Philipp ſey das Jubelgeſchrei ꝛc. Auch die Scene mit den Prinzeſſinnen gelang ihm; er machte den Männlichverliebten recht gut — und zuletzt den gebeugten Helden ebenfalls vortrefflich, beſonders als er vom Schloß Wittelsbach, unter der Bedeckung ſeiner Aichacher Nachbarn, welche mit alten Bauernwaffen, als Sturmſenſen, Sturmdriſcheln, Morgenſternen, alten Partiſanen, Armbruſten, alten Schwertern (lauter Armaturen, welche von unſern rebelliſchen Bauern unter Matthäus Lang, im Schloß aufbewahrt werden) ein Waffendach über ihn machten, ein Kind auf dem Arm, und eines an der Hand, heraustrat, und dann als geächteter Fürſt, und zugleich als ein treuer deutſcher Fürſt handelte." —

Auf den Komödienzetteln iſt, nach altem Gebrauch, jederzeit eine kleine Anmerkung, Er innerung u. dgl. zu leſen, welches in andern Orten vielleicht darum aufgehört hat, weil es oft nicht möglich war, einer häßlichen Geſtalt das Wort zu empfehlen, oder etwas, woran nur der Pöbel von Zuſchauern (er ſey hernach in Logen oder auf dem Parterre) Vergnügen findet, dem Mann mit Verſtand zu empfehlen. Ich habe das Verzeichniß aller Schauſpiele und Ballette, welche unter der Direktion des Herrn Schikaneders vorgekommen, ſammt den Einnahmen in Händen, und werde ganz gewiß Gelegenheit ſuchen, von denſelben einen guten Gebrauch zu machen.

Otto von Wittelsbach,

Pfalzgraf in Bayern,

ein National-Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Lies, und fühle! Mehr darf ich dir nicht ſagen, um dir ein Werk zu empfehlen, das, wenn du es leſen wirſt, ehe du ein Geſchäft beginnſt, in ungewöhnlichem ſtarken Stolz und Kraft dich darſtellen, und zum Meiſter deines

Geſchäftes dich machen wird. Dieß deutſche Werk ließ uns wahrnehmen, was ein Dichter vermöge, daß er in großen, wichtigen Angelegenheiten, wo es auf Liebe und Fleiß, auf Muth und That ankömmt, nichts brauche, als voranzugehen, um die Menge nach ſich zu ziehen. Darum waren Gedichte und Schauſpiele eine Regierungsſache bei den Griechen und bei den Römern, und würden es vermuthlich mit dem nämlichen Erfolg auch bei uns ſeyn, wenn es nicht unzertrennliche, und ganz gewiß ruhmwürdige Verhältniſſe gäbe, wo jene Freiheit der Alten nicht ſtatt findet. Man hält eine Beſcheidenheit, wobei niemand wehe geſchieht (und das nicht ſelten aus guten, weiſen Urſachen) für nothwendig, und ſohin iſt manche That der Kühnheit, der Großmuth u. ſ. w. für die Bühne nicht ſchicklich, weil man ſie nicht dahin bringen kann, ohne der Gelegenheit, wo ſie nöthig war, zu erwähnen. Es iſt alſo, in Betreff der nationellen Gegenſtände, nichts übrig, als ſolche zu wählen, die beiden Parteien zum Ruhm gereichen, und in häuslichen Begebenheiten unſere Sitten zu ſchildern. Dieß war immer die Pflicht, und iſt auch die Bemühung guter Dichter geweſen, und jenes iſt eine reichhaltige Quelle für den, der zu ſuchen weiß. Meine Leſer werden ſich mit mir freuen, wenn ich denſelben eine ſehr ſchöne Stelle mittheile, welche jüngſt im deutſchen Muſäum (1782. Mon. Febr. S. 136.) mit dem Aufruf, daß ein Dichter ſie bearbeiten ſoll, erſchienen iſt:

„Deutſchlands Geſchichte, heiſt es, liefert
„uns ein ſo großes, ſo ſchönes Beiſpiel der rit-
„terlichen Redlichkeit, wenigſtens eines aus den
„Ritterzeiten, daß es den Regulus und ſeine
„Vaterſtadt eiferſüchtig, Karthago aber ſcham-
„roth machen könnte. Der römiſche König,
„Ludwig von Bayern, hatte ſeinen Ge-
„genkönig, Friedrich von Oeſtreich, bei
„Ampfingen überwunden und gefangen. Nach
„einiger Zeit erhielt dieſer von jenem, unter
„gewiſſen Bedingungen, wieder die Freiheit,
„und verſprach, in ſein Gefängniß zurück zu
„kommen, im Fall er ſolche etwa nicht erfül-
„len könnte. Dieſer Fall traf wirklich ein;
„ſein mächtiger Anhang, der ſich, troz der er-
„littenen Niederlage ſtärker, als der von ſei-
„nem Gegner fühlte, erlaubte ihm nicht, das
„Verſprochene zu leiſten. Friedrich nahm kei-
„nen Anſtand, lieber ſein Schickſal wieder in die
„Hände ſeines Nebenbuhlers an der Krone,
„welchen zu überwältigen er allen Anſchein
„vor ſich hatte, zu überliefern, als ſein Wort
„zu brechen; und Ludwig dachte edel genug,
„ihn von Stund an, wie ſeinen vertrauteſten
„Freund zu behandeln, ja ſogar ihm ſelbſt die

„Vertheidigung von Bayern gegen ſeinen eignen Anhang aufzutragen, als er durch andere „Händel ſich genöthigt ſah, anderwärts hin zu „eilen. Solch ein edler Zug von wechſelſeitiger Großmuth tröſtet ein wenig über die „Menge von treuloſen Handlungen, die die „Jahrbücher aller Völker beflecken, und wir wollen hoffen, daß der erſte große epiſche, oder „dramatiſche Dichter, den Deutſchland hervorbringen wird, bei dieſem Zug fühlen werde, „was er ſeinem Vaterlande ſchuldig ſey."

Möchte dieß von einem Bayern geſchehen! Und wer weiß! Es ſchlummert nur hie und da (denn mancher denkt ſich: Was wird mir dann, wenn ich mich wecken laſſe?) aber es lebet und glühet noch ungemindert die Liebe zum Vaterland, und noch ungemindert der Stolz, auf den Ruf deſſelben ſich für unüberwindlich zu halten. Wenigſtens hat gegenwärtig kein anderes deutſches Volk ſo viele Nationalſpiele, und in ſo kurzer Zeit, und ich kann zuverſichtlich ſagen, kein anderes hat beſſere hervorgebracht. Agnes Bernauerinn, und Otto von Wittelsbach! und nach, und mit dieſem erfolgten viele andere, als: Ludwig der Bayer, in fünf Aufzügen, 8. 1782; der Bürgeraufruhr zu Landshut, in fünf Aufzügen 1782; Hainz von Stein, der Wilde, in fünf Aufzügen.

München 1782. gr. 8; Ludwig der Strenge, in fünf Aufzügen 1782. Ludmillens Brauttag, 8. 1782, und andere, deren Kommen und Daſeyn ein Beweis iſt, was über eine ſo edelmüthig freie, und unternehmende Nation, wie die bayeriſche iſt, Beiſpiel und Ehre vermögen.

Indeſſen will ich dieſe Gelegenheit ergreifen, und meine lieben Freunde, die braven Männer, in deren Herzen die Flamme einer heiligen Muſe lodert, bitten, ein paar Erinnerungen (denn was könnte ich auch ſagen, das ſie nicht ſelbſt wiſſen? ich erinnere nur) zu beherzigen, welche einem künftigen Dichter nicht ganz gleichgültig ſeyn möchten. Ich wünſchte nämlich, daß, wenn man ein Nationalſtück verfertiget, man die Sache nicht ſo anlegen möchte, daß ihre Vorſtellung allein diejenigen, welche gar ſeltſame Begriffe über das Nationelle haben, befriedige. Wenn man nämlich einem gewiſſen Theil der Zuſchauer gefallen will, darf man nur raſche, trotzende, unbeugſame, halb wilde Perſonen hinaufſtellen, ſie immer ſagen laſſen, daß ſie nichts fürchten, ſie jedermann Hitzigkeiten, oder wohl gar Grobheiten ſagen laſſen, und dieſen Perſonen inländiſche Namen geben: ſo wird derſelbe bleich für Freude; er ſpringt in die Höhe vor Entzücken, klatſcht heute nicht, wie ſonſt, mit den Händen; mit den Füßen ſtampft er. Dieß iſt dann aber nicht dasjenige, zu deſſen Verfertigung ein Kopf erfodert, oder wodurch einer geweckt wird. Eben ſo wenig hälfe es, wenn man aus irgend einem alten Buch altdeutſche Worte und Redensarten ſammelte, und dieſelben über ſein Stück ſäete, um ihm das Anſehen des Alterthums zu geben. Das wäre gerade, als wenn man unſern Portraiten alte Spitzbärte und Halskrägen malen, und ſie für alte Köpfe ausgeben wollte. Ach! ſie würden darum niemals es werden, und Kenner würden bald ſehen, daß ſies nicht ſind. Die Charaktere ſollen das Gepräge der angenommenen, und, wenn es nicht wider die Sache iſt, der beſſern Denkungsart ihres Zeitalters mit ſich führen, und in der beſondern Form ihrer Staats- und anderer Grundſätze, ihrer herrſchenden Abſichten und Leidenſchaften, ſoll für uns die Erklärung ihrer Reden, Entſchließungen und Thaten, und ſtillſchweigend eine lehrreiche Vergleichung mit dem Zuſtand unſerer Verfaſſung liegen. Dieß iſt freilich ſehr ſchwer, und erfodert bei großen Talenten ein reifes und mühſames Studium.

So ſehr ich mich indeſſen über ſolche Erſcheinungen freue, ſo glaube ich doch, wir würden eher zum Ziele, das die Bühne ſich verſetzt, kommen; wenn wir uns vereinigten, die feinere Komödie zu bearbeiten, und den Stoff dazu ganz aus dem Inland zu nehmen. Ich habe unſere guten Köpfe ſchon ſo oft dazu aufgefodert, und ich kann nichts mehr hinzuſetzen, als die Bitte, daß ſie wenigſtens nur einen Verſuch machen möchten, um ſich von den belohnenden Wirkungen, welche einem ſolchen Stück ganz einheimiſchen Inhalts folgen würden, zu überzeugen. Ich bin verſichert, der erſte, der vorangeht, wird das Verdienſt ſich erwerben, eine Menge munterer Dichter aufgemuntert zu haben. Unſere Liebeshändel (aber wohlgemerkt, mit unſern Geſchäften verbunden, mit Wirkungen auf unſere Sitten dargeſtellt), unſere Erziehung, ich bitte euch, unſere vornehme Erziehung mit der Caravane von Tanten, Mamſellen, ſogenannten Meiſtern, Hofmeiſtern. — Sollte darüber niemand der Kummer ſo ſehr am Herzen liegen, daß es für ihn eine Erleichterung wäre, ſich deſſelben auf dieſe rühmliche Art zu entladen? Für uns würde eine ſolche Arbeit (ſie iſt ſo mannigfaltig, daß die Wahl das ſchwerſte ſeyn würde) eine wahre Wohlthat ſeyn.

Reinold und Armida,

ein Melodrama mit Chören und Tänzen, Muſik von Winter.*)

Zwar nahm ich mir es vor, nie mehr die Feder anzuſetzen, um über Theater und Theaterweſen zu ſchreiben; ich habe es erfahren, daß alles, was man dabei gewinnt, unanſtändige Behandlungen ſind, von denen, deren Werke man mit brüderlicher Liebe berichtigen wollte; bin feſt überzeugt, daß es ſchon ein großer Mann, ein Künſtler mit dem Gefühl ſeines eigenen Werthes und warmer Liebe zum Guten und Schönen im Buſen ſeyn müſſe, wenn ihm der willkommen ſeyn ſoll, der ſich vor ſein Werk hinſtellt, voll Verlangen zur Vollkommenheit daſſelbe mit dem Blick des Kenners durchforſcht, und hier und dort einen Fehler rügt. — Und doch kann ich nicht laſſen, bei Gelegenheit dieſes Melodramas über jenen Irrweg unſeres Schauſpielweſens einige Worte den Schriftſtellern und Zuſchauern an das Herz zu legen. Ich glaube, daß es Bürgerpflicht in der literariſchen, wie in der bürgerlichen

---

*) Dieſer Aufſatz iſt aus den bayeriſchen Beiträgen zur ſchönen und nützlichen Literatur abgedruckt.

Republik ſey, vor drohendem Schaden zu warnen; und daß die Verfaſſer der bayeriſchen Beiträge ungetreu werden an den Verbindlichkeiten gegen die Nation, wenn ſie zu duldend ſind, da, wo es vom gemeinen Weſen die Rede iſt.

Der Geſchmack einer Nation bildet ſich nach den Werken, die ſie vor ſich ſieht, und nimmt nur allzubald eine ſchiefe Wendung. Höchſter Grad der Schönheit, der Vollkommenheit iſt wie in der Natur, ſo in den Künſten das Einfache, deſſen Wirkung gewiß und unfehlbar iſt. Abgehen von dieſem Einfachen iſt Verderbung des Geſchmacks, und der Verwandtſchaft wegen, auch Verderbung der Sitten. Der erſte, der auf Unkoſten des Einfachen zu gefallen ſuchte, war ein Verräther ſeiner Nation.

Das Drama ſoll eine vorgenommene Wirkung auf den Zuſchauer hervorbringen, das iſt, und kann nur der einzige Zweck eines ſolchen Kunſtwerks ſeyn. Nach aller Tradition erreichte es dieſen Zweck hauptſächlich bei den Griechen, hatte dort wahrſcheinlich die höchſte Stufe, und war damals bei der edelſten Einfalt, und in ſeiner nackenden Geſtalt eine Vollkommenheit, eine Größe, die ſich der ganzen Seele bemächtigte. Man drang durch eine einfache ſinnliche Darſtellung mit Hilfe des Verſtandes gerade auf das Herz, und war der Wirkung eben ſo gewiß, als ſicher jede Wirkung eine Urſache hat. Freilich gehört mehr Männerkraft dazu, mit einem einzigen Schlag eine Sache zu brechen, als ſie nach und nach von allen Seiten zu durchfeilen, bis ſie ſelbſt verfällt. Auch heut zu Tage wollen natürlich die Schauſpieldichter jene Wirkung erreichen; und die Schwäche des Geiſtes läßt ſie glauben, daß ſie zu jenem Zweck deſto eher kommen werden, auf je mehr Seiten ſie den Menſchen angreifen.

Zu ohnmächtig, mit der ganzen gewaltigen Kraft ihres Geiſtes geradezu auf Verſtand und Herz zu dringen, feilen ſie, um mich des nämlichen Ausdruckes zu bedienen, durch Reizung jedes Sinnes die Empfindungen ſtumpf, und vergeſſen, oder haben es nie gewußt, daß dadurch höchſtens nur dunkle Gefühle entſtehen können, kein wirkender Eindruck, keine Aenderung des Sinnes und des Herzens. Mehrere Sinne werden zugleich nie anders als auf Koſten ihrer eigenen Schärfe gereizt, ſo wie eben darum derjenige, dem einer oder der andere abgeht, die übrigen deſto beſſer hat.

Einſt war eine Zeit, wo die Dichtkunſt an ſich ſchon Kraft genug hatte, Menſchen zu erſchüttern, und Belehrerinn, oft Geſetzgeberinn einer Nation war. Sonſt konnte Muſik in ihrer eigenen bezaubernden Stärke, Geiſt und

Herz jeden vorgeſetzten Schwung geben. Tanzkunſt war ſonſt herrliche Harmonie für das Auge, war ſchöne Darſtellung jedes Theils des menſchlichen Körpers, des Meiſterſtücks der Schöpfung. Jede dieſer Künſte, für den kunſtbeſeelten Mann, unfehlbares Werkzeug. Nun wird von den Schwächern im ſogenannten Melodrama, das auf einmal zuſammen genommen, und das, was Blitz in der Hand des Jupiters war, iſt bei dieſem kaum Phosphorus Feuer.

Wäre die menſchliche Natur nicht zu jeder ſchiefen Wendung geneigt, wäre es nicht Folge menſchlicher Schwäche, Hang zur Trägheit, daß man lieber ſeine Sinne kitzeln laſſe, und hätten wir das Beiſpiel der Vorzeit nicht vor unſern Augen, wo alle Nationen auf den nämlichen Weg der Verkünſtelung und Verzierung Geſchmack, Werth und Kraft verloren haben, bis ihr Geiſt und Weſen zwergartig wurde; wäre alles dieſes nicht, ſähe ich nicht von allen Seiten, daß die Leichtigkeit der Arbeit, die geringen Mittel, Beifall zu erwerben, jeden unbärtigen Knaben herbei ruften: ich würde nichts ſagen, und wie bei ſo manchem Inſekt vorübergehen. Wenn aber das Inſekt durch Vervielfältigung die Kraft gewinnt, die es an ſich nicht hat, wenn es die Früchte ſchon in der Blüthe verdirbt; dann iſt es der

Aufmerkſamkeit werth. Jüngling, dem die Natur Kraft und Fähigkeiten gegeben hatte, durch Mühe und anhaltſamen Fleiß vielleicht einſt der Verbeſſerer, der Belehrer deiner Landsleute zu werden, wehe dir, wenn du den müheſamen Weg verläſſeſt, und meineidig an deinem Beruf, deine Nation verdirbſt, entnerveſt. Denke zurück an die Gefühle, mit welchen du von der Vorſtellung der Meiſterſtücke deiner und fremder Nationen giengſt, und dann bedenke, daß du durch deine bloß ſinnreizenden Werke ſtumpf machſt anderer Gefühle, und zu jenen herrlichen, Menſchen veredelnden Eindrücken verdirbſt. Guter Bürger von Genf, der du ſo ſehr gegen alles Menſchenverderbendes eiferteſt, die Einfalt der Natur, als ihr erſter Liebling predigteſt; wie ſollte es dir wehe thun, zu ſehen, daß du durch deinen Pygmaleon in Deutſchland ſo viele Nachfolger fandeſt, und erſte Urſache zur Verderbung ihres Geſchmacks wurdeſt; zwar gewiß unſchuldige Urſache, denn das lyriſche Drama, Pygmaleon, war eine einfache Darſtellung, Entwickelung der hohen Kunſtgefühle eines der größten Künſtler des Alterthums: ſo war in den erſten Nachahmungen Medea, Ariadne, und in neuen Zeiten Elektra*),

---

*) Elektra, ein Melodrama vom Freiherrn von Dalberg zu Mannheim, iſt ganz des verdienſt-

Darſtellung einzelner großer Gefühle, ein einziges einfaches Ganze, von dem man hoffen durfte, daß es den Geſchmack mehr zur Einheit hin, als abführen wird; auch that das Wirkung, je mehr es durch Anſpannung des Geiſtes erſchütterte. Aber bald kamen allerwärts Nachahmer, die jene Wirkung im Vielfachen ſuchten, und auf dem Wege ſind, aus unſerer Bühne eine Zauberlaterne zu machen. Es thut mir in der Seele wehe, daß wir Deutſche, wir, die es im ernſten Gange, es am Streben nach dem Weſentlichen und Gründlichen allen Nationen zuvor thaten, daß wir die Einzigen ſeyn ſollen, die in einem ewigen Rauſch von Gefühlen, eine Zwitterart ſo allgemein werden laſſen. Selbſt nicht einmal der Franzoſe wrude durch ſeinen Hang zum Flitterwerk ſo weit getrieben, daß er eine ſolche Art Schauſpiele auf die Nationalbühne brachte, und ieß es in dem Gebiet der Oper, wo man ſchon ängſt einverſtanden iſt, daß man Herz und Verſtand in jenen Augenblicken wolle ausruhen aſſen. — Genug von dieſer Art Schauſpiele; un noch einige Worte von dem Melodrama, as dazu Anlaß gab.

---

vollen Verfaſſers würdig. Mit griechiſchem Zuſchnitt in edler Einfalt des unverdorbenen Geſchmacks geſchrieben. Herr Kannabich ſezt die Muſik dazu.

Ich habe das Gedicht nicht geleſen und kann alſo manche Stellen, die mir wirklich ſchön geſchrieben und empfunden geſchienen haben, nicht herausheben. Ich rede hier bloß von der Vorſtellung, und da ich weiß, wie viele oft verſchieden denkende Menſchen dabei mitwirken müſſen, ſo leg ich einzelne mir aufgefallene Sachen niemand zur Laſt. Aber ich läugne es nicht, daß, ſo ſehr mir die ſchöne, und wirklich vernünftig durchgedachte **) Muſik des Herrn Winter gefallen hat, ſo ſehr ich das Feuer der Madam Antoine als Armida bewunderte, und das wahre, gute, einfache, edle und gefühlvolle Spiel des Herrn Heigel meine ganze Seele einnahm, — daß es mir unangenehm war, zu ſehen, wie unzuſammenhängend und zum Theil unüberlegt das Ganze war. Wann es dann nur die Rede iſt, bloß unſere Sinne zu reizen, ſo muß es dann doch auch ganz geſchehen; will man dann die Vernunft übergehen, ſo muß man ſie doch nicht beleidigen. Dahin rechne ich, wenn man den

---

**) Wie manche Stelle rechtfertigt dieſen Ausdruck nicht! der des Gebetes begleitet mit einfachen Akkorden: die Arie, wo er ſich durch die Worte nicht verführen läßt, ſondern den Hauptcharakter der Sanftmuth beibehält, ohnerachtet ſie die Krieger wilde Tyger nennt. Das heiße ich pſychologiſch durchdachte Stellen.

Pallaſt der Armida, von dem man ſo viel Groſſes in der Dichtung weiß, der ſelbſt im Drama als ein ſolcher geprieſen wird, in einem einzelnen kleinen Luſthauſe beſtehen macht: dahin, wenn man mit Hintanſetzung alles Coſtüms die Beherrſcherinn Aſiens zwiſchen arkadiſchen Schäfern ſetzt. Hier nenne ich Beleidigung der Menſchenvernunft, wenn das wider Saracenen ausziehende Heer, brennend vor kriegeriſchem Muthe ihren Raynold aufſucht, in einen anſtändigen Schlachtgeſang ausbricht, und zehn oder acht davon zu tanzen anfangen und gar in einem pas de deux aufhören: und dergleichen kleine Sachen mehr, die mir zum Theil entfallen ſind, theils hier zu weitläufig anzuführen wären.

Nur noch einige Worte an den Verfaſſer, mit dem, da ich nicht die Ehre habe, ihn zu kennen, ich bloß nur als Verfaſſer ſpreche. Ihm ſey es mit gutmeinendem Herzen geſagt, daß es mir wehe thut, zu ſehen, mit welcher Eilfertigkeit er Werke ſeines Geiſtes hinzuwerfen und unbekümmert dem Publikum hinzugeben ſcheint. Sollte man doch glauben, als ringe er nur nach dem Beifall einiger Stunden, nicht nach dem ehrenvollen Ziel, einſt unter den Dichtern ſeiner Nation genennt zu werden. Dadurch entſteht ſo manche Nachläſſigkeit, ſo manche widerſtreitende Leidenſchaften, die nicht vorbereitet, nicht herbeigeführt ſind, die bei kälterm Blute, bei mehrerer Erfahrung einſt dem Verfaſſer ſeine Werke als Baſtarde werden erkennen machen. Schien er nicht Wärme im Herzen, Freude an der Kunſt zu haben, ſo wäre es immer gut; aber ſo, noch einmal, es thut mir wehe, daß er die guten Eigenſchaften, welche er mit Fleiß, Berathung, Ueberlegung zur Verbeſſerung und Bereicherung der Nationalbühne hätte anwenden können, mißbraucht, und eiteln, augenblicklichen Beifalls wegen ſich des weſentlichen Ruhmes beraubt, und Kunſt und Geſchmack ableiten hilft, von der edeln Einfalt, dem großen Geſetz der Natur.

Und ſo hätte ich nun alles geſagt, was ich hierüber für nöthig hielt. Vaterlands-Kunſt und Bruderliebe haben mir es eingegeben: wer es unter einem andern Geſichtspunkte nimmt, dem habe ich nichts darauf zu antworten. Wer aber meine Grundſätze bezweifelt, wer mit Vaterlandskunſt und Bruderliebe ſie beſtreiten zu müſſen glaubt, dem ſtehe ich aus Pflicht und Neigung zu Dienſten. Gemingen.

Die ſanfte Frau von Goldoni.

Wenigſtens hat dieſes Stück einen Inhalt, den tauſend andere vor, und nach ihm nicht haben; wenigſtens iſt es ein nützliches, und würde es unter den vorhandenen Spielen eines der beſten Stücke ſeyn, wenn der große Dichter, der nicht genug eilen zu können glaubte, ſeinen Vorſatz, die geſittete Komödie in ſeinem Lande einzuführen, die er auch eingeführt hat, zu vollenden, — wenn dieſer große Dichter die Zeit und Mühe, mit welcher er eilfertig ein halbes Dutzend neue geliefert hat, zur vollkommenen Ausarbeitung eines einzigen hätte verwenden wollen. Indeſſen, wenn uns in ſeinen Stücken manches abgeſchmackt, kindiſch, und übertrieben ſcheint, ſo weiß der kennende Zuſeher wohl, daß dieß nicht nur kein Fehler, ſondern wohl oft noch innere Schönheit an denſelben ſey; ſo wahr und gewiß iſt es, daß die beſten komiſchen Meiſterſtücke im Auslande allemal weniger, als zu Hauſe gefallen können. Goldoni that, was jeder gute Dichter thun ſoll, er ſchilderte die Sitten ſeiner Landsleute, in ſeinem Zeitalter, und daher kommen die äußerſt eiferſüchtigen Frauenzimmer: die Lotterieſpieler, die närriſchen Liebhaber der Alterthümer, die närriſchen Liebhaber der Akademien und witzigen Geſellſchaften, die Schmarozer, die Vergifter, die Cicisbei, oder Wohlſtandsbediener der Frauen in des Mannes Abweſenheit. Goldoni ſchilderte ſeine Landsleute, wie und wo er ſie fand, und er fand ſie überall. Und ſo können auch wir uns ſelbſt überall finden, liebe junge Männer und Brüder, denen ich Talent und Augen zutraue, etwas zu ſehen, — wenn ich euch nur auch den Muth zutrauen könnte, um des Geſehenen willen nicht bloß, wie gewöhnlich mit Worten zu eifern, ſondern mit eigenem Fleiß und Handanlegung zu wirken. Etwas für eine gute Komödie können wir überall und allenthalben antreffen, ſogar in der Komödie ſelbſt. Ich ſehe nie den Vorhang niederlaſſen, ohne zu denken: Sollte das allgemeine Vergnügen, das uns dieſes Stück gegeben, der laute Beifall, den es erhalten hat, nicht manchem dieſe Nacht den Schlaf benehmen? Sollte gar keiner wünſchen, eine gleiche Gewalt, einen ähnlichen Sieg über unſere Gemüther ausüben, und einen inländiſchen herrlichen Abend genießen zu können? Sollte dieß gar keiner, liebe Landsleute? In Wahrheit, wäre ich ſelbſt auf dieſe Art unthätig und muthlos, ich wollte mich ſelbſt ſchildern, und das Publikum und mich ſelbſt über mich lachen machen. Und ärgerte mich irgend ein tollſinniger Mißbrauch, und ſtünde mir etwas im Wege an dem Rathsherrn, an dem Gelehrten, an dem Künſtler, an dem Bürger und Handwerker, und ſogar an dem Bettler, etwas, das uns alle ärgern oder ſchamroth machen würde, ſobald wirs auf der Schaubühne ſähen, ich wollte mir die Luſt machen, es vor aller Augen zu ſtellen, und den ſchädlichen Narren zwingen, ſich ſelbſt zu verabſcheuen. Dieſes zu thun, koſtete nicht die Hälfte der Zeit, die man ſich damit verdirbt, daß man ſich über Thorheiten ärgert, oder betrübet. Man vergebe mir dieſen Nebentritt. Ich kann die vielen fähigen, öden Gefilde unſers Vaterlandes niemals durchgehen, ohne da und da ſtehen zu bleiben, und laut zu rufen: O daß ſie thäten, was ſie könnten!

Nun wieder auf Goldoni zu kommen, dieſes iſt der Inhalt des gegenwärtigen Stückes. Graf Mazzochi, der die Tochter eines nicht gräflichen Vaters geheirathet, verliebt ſich in die Marquiſinn Brunelleſia, und wird dabei ſeiner Gemahlinn überdrüßig, ſo überdrüßig, daß er ihr eine jährliche Penſion ausſtecken, und ſie mit ihrem Vater wegſchicken will. Aber dieſe will lieber das Aeußerſte dulden, als ihren Gemahl nicht mehr ſehen. Dieſer wird hiedurch ſo aufgebracht, daß er den Entſchluß faßt, ſie in einer Limonade, die er ihr verordnet, zu vergiften. Der Bediente, der den Trank überbringen ſoll, beobachtet, daß derſelbe ganz ungewöhnlich trüb ſey, und ſchöpft ſogleich den Argwohn, den er ſeiner Gebieterinn entdeckt.

Bringt das fatale Glas, das ſie aber vorher ganz vorſichtig umgeleert hat, mit ſich, fodert ihren Gemahl zu der letzten Unterredung, und nachdem ſie ihm alles, was ihr ihre gütige Liebe eingab, vorſagte, ſtellt ſie ſich, als wollte ſie das Gift in ſeiner Gegenwart trinken. Dieſer Augenblick iſt für den Grafen zu grauſam, als daß er ihn nicht hätte angreifen ſollen. Er empfindet auf der Stelle die bitterſte Reue über ſein Betragen, und die ganze Stärke der erſten feuerigen Liebe, die ihn ſo beherzt und entſchloſſen macht, daß er die Marquiſinn, welche eben von zwei Schmarozern, doch aus ganz andern Abſichten, ins Haus geführt wird, ſehen will, um ihr den Abſchied zu geben. Ihr wird bei ihrer Ankunft von einem der Schmarozer die Limonade gereicht, von welcher er zuvor ſelbſt herabſchlürfte.

Mazzochi tritt auf, und da er das Glas, worin er noch immer Gift zu ſehen glaubt, ausgeleert findet, und darüber davon im erſten Schrecken die, welche davon genoſſen, benachrichtiget, ſo wird dadurch der Zuſchauer eben ſo beluſtiget, als über die Späße der Bedienten, und über das loſe Maul, womit die Frau des einen ſich auszeichnet.

Die verliebte Unſchuld.

Frau von Schmetterling nimmt ihre Tochter Juliette aus dem Kloſter zurück, und will ſie an den Grafen von Biedersdorf verheirathen; aber Juliette verliebte ſich auf einem Spaziergange in Lindorn, den ſie außerdem gar nicht kennt, und weigerte ſich, den Grafen Biedersdorf zu lieben, ohngeachtet ſie ſich mit ihm verbinden laſſen will. Dieſer ſucht aus Großmuth den Lindor auf, wo ſichs dann ergiebt, daß er ein Graf iſt, und die Heirath ſtraks vor ſich geht.

Der Faßbinder.

Meiſter Martin will Hannchen heirathen; der Geſell Steffen will es auch. Darüber wird jener eiferſüchtig, und jagt dieſen fort, — der ſogleich nach Betten läuft, welchem der Meiſter ſchuldig iſt, und ihn beredet, dem Meiſter zu drohen, daß er ihn dieſer Schuld wegen ins Gefängniß wolle ſtecken laſſen, wenn er Hannchen nicht alſogleich an den Geſellen abtritt. Alſo — die Heirath wird geſchloſſen.

Stella.

Ein poetiſcher Beweis, daß die Vielweiberei des Herzens möglich ſey, woran noch hie und da einer gezweifelt haben möchte. Ich ſehe dieſes Spiel niemals ohne einen Schauder für die Natur zu empfinden, die hier geſchildert wird, und ich begreiſe nicht, wie man die Grauſamkeit haben konnte, etwas zu verſchönern, und gleichſam zu rechtfertigen, das in Europa und auf dem ganzen chriſtlichen Erdboden ein Verbrechen iſt. Sehr wohl geſchah, daß man hier bei den wiederholten Aufführungen die Vereinigung in der letzten Scene nicht vorgehen ließ. Einmal ließ man die Stella ſterben, und dießmal mußte ſie in ein Kloſter gehen. Wohl gethan, die Philoſophie der Menſchheit, und der Staaten ſodert von einem Feldherrn, daß er Weib und Kind, und alle Hoffnungen ſeines Lebens verlaſſe, und dieſes aufopfere auf dem Schlachtfelde für das Wohl des Vaterlandes; und man würde an dem geſunden Verſtand des Dichters zweifeln, der den Weg eines Soldaten zum Tode hart ſchildern, und dann der Zaghaftigkeit deſſelben nachgeben, und ihm ein ſicheres warmes Stübchen einräumen wollte. Und die Philoſophie der Bühne ſollte nicht die Aufopferung der Leidenſchaften für das Wohl, und die Ruhe der Geſellſchaft fodern? So viel von der Moral dieſes Stückes, das auf der poetiſchen Seite große Verdienſte beſitzt.

Als ich das Stück „Natur und Liebe im Streit“ ſah, dieſes vortreffliche Stück, über das ich gerne ein paar Worte ſagen möchte, wenn ich noch Raum hätte; als ich die Zufriedenheit des Parterrs ſah, und in jedem Auge deutſche Kraft und Wärme: dachte ich, was das werden müßte, wenn wir ſtatt der Alfanzereien ausländiſcher Tanten, Mamſellen, und Süßlinge, gewöhnt würden, Männer und Handlungen zu ſehen, ſo wie man ſie nicht alle Tage ſieht, ſo wie man nie müde werden könnte, ſie zu ſehen. Es iſt doch etwas Genießbares, etwas auf der Stelle Wirkendes, wenn man einen Mann anſieht, und hört, wie z. B. Heigl, als Horazio Capacelli war (— die Flamme des edlern, beherztern Mannes brannt' ihm mächtig durch Mark und Nerven, ſchwell ihm im beherrſchenden Arm, und glüht' ihm im Auge; ich habe ſelten etwas Aehnliches geſehen;) es iſt, ſag' ich, etwas auf der Stelle Wirkendes, ſo einen Mann zu ſehen. Jeder Zuſchauer hebt männlicher ſein Haupt empor, und fühlt ſich denſelben Abend, er weiß nicht wie, ſo ungewöhnlich gefaßt und veredelt, indeſſen man bei andern Stücken, die den Zuſchauer unmöglich befriedigen können, weil ſie nicht auf unſere Sitten verfaßt, oder ihrem innern Gehalt nach höchſt elend ſind, herzlich gähnt, und verdrießlich hinwegſchlenzt. Man hat in dieſem Monate überhaupt treffliche Stücke aufgeführt, wofür ich dem, der ſie wählte, im Namen des Publikums danke.

Die Wahl der Stücke iſt unſtreitig die Hauptſache der Bühne, und die unbefangene Freiheit, gute Stücke zu finden, und zu wählen, iſt ſchon an ſich auf allen Seiten zu eingeſchränkt, und zu gleicher Zeit zu wichtig, als daß man nicht oft der willkührlichen Hinderniſſe, derjenigen nämlich, die man aus Mißverſtand, oder aus Nachſicht ſich ſelbſt macht, nicht oft erwähnen ſollte. Gute Schauſpiele ſind diejenigen, welche ein Volk, dem ſie vorgehalten werden, veredeln. Meine Leſer werden die große Bedeutung dieſes Wortes verſtehen. Vermöge derſelben ſoll unter anderm ein Publikum, das etliche Jahre eine und eben dieſelbe Schaubühne betritt, während der Zeit an Sitten und Geſchmack gewonnen, und gelernt haben, das Schöne vom Geſchminkten, das Kräftige vom Faden, das Einfache vom Schwülſtigen zu unterſcheiden; es ſoll gelernt haben, bei nichts bedeutenden Stellen nicht zu klatſchen, ſich nicht nach Dingen, wie ehemals das Römervolk, nach Fechtern und Bären zu ſehnen; es ſoll im geſellſchaftlichen Umgang, auch in der Sprache ſoll es unmerklich zugenommen, es ſoll ſich mit einem Wort, etwas bewegt, etwas geändert haben. Geſchah das? — Ja? Wenn dem ſo iſt, ſo klatſche, wer Hände hat!

Der Tod Hektors,

ein heroiſch pantomimiſches Ballet.

(Die Muſik von Winter.)

Ein würdiges Ballet, wie das gegenwärtige, iſt für unſere Beobachtung ſtets ſo wichtig, als es ein Schauſpiel wie Hamlet iſt; denn die Ausführung eines Ballets beſchäftigt alle die vornehmſten Sinne des Menſchen, und kann alſo vorzüglich viel beitragen, unſern Geſchmack, und durch dieſen unſere Sitten zu erhöhen oder herabzuſetzen.

Inhalt:

„Patroklus, ein Hauptmann des griechiſchen Kriegsheeres wurde unter den Mauern der belagerten Stadt Troja durch Hekter ermordet, und derjenigen Waffen beraubt, welche ihm Achill anvertraut hatte. Der Tod dieſes tapfern Kriegers brachte ſeinen Freund Achill dermaßen auf, daß er ſchwur, ihn zu rächen, und denſelben der Aſche des Patroklus, ſeines geliebten Freundes, zu opfern.“

„Der ſcharfſinnige Ulyſſes machte ſich dieſen ſchmerz- und wuthvollen Augenblick zu Nutze, um ihn mit Agamemnon, dem Heeresführer, auszuſöhnen; die Rückſtellung der Briseis, welche dieſer dem Achill abgenommen, war das aufrichtigſte Unterpfand der Wiederverſöhnung dieſer zwei Krieger.“

„Achill aufs neue mit jenen Waffen umgürtet, welche theils ſeine Mutter für ihn vom Vulkan erhalten hatte, zog wider die Trojaner, und nachdem er unter den feindlichen Schaaren dem Hektor begegnet, foderte er denſelben zu einem Zweikampf heraus. Der tapfere Trojaner nahm dieſen gefährlichen Kampf an, und nachdem er ihm lange Zeit die Ehre des Sieges ſtreitig gemacht, fiel er endlich zu den Füßen des überwindenden Griechen ꝛc. ꝛc.“

Da dieſes gegenwärtige Ballet (bis auf die Freiheit, die ſich der Herr Verfaſſer genommen hat, zu dichten, daß Hektor nach dem Tod des Patroklus wieder in die Stadt zurückgezogen, um den Göttern für den erhaltenen Sieg Opfer zu bringen) hiſtoriſch aus dem Homer entnommen iſt, ſo haben wir wider den epiſchen Text hier keine Einwendung zu machen; aber nachdem der Text in das Drama übergeht, und das, was ſich in dem Dichter die ſchöpferiſche Einbildungskraft freilich leicht vorſtellen kann, nunmehr unſern Augen vorgehalten, und glaubwürdig gemacht werden ſoll; ſo würden wir, wenn es dießmal der Raum unſerer Blätter zuließe, die freundſchaftlichen kleinen, kleinen Fragen thun: Waren alle Begebenheiten, welche der Herr Verfaſſer aus dem Dichter entnahm, auch vorſtellungsfähig, ſo, daß ſie jener Größe im Dichter gleichen, oder wenigſtens ſie nachahmen konnten? (Ich weiß z. B. nicht, ob ich es jemals wagen möchte, eine Göttinn in Perſon erſcheinen zu laſſen. Die Majeſtät, und das Ueberirdiſche, welches mit dieſer Erſcheinung in allen Fällen, außer, wo ſich die Götter maskirt, verbunden ſeyn muß, geht über alle Vorſtellung, und ich würde mich hier nicht auf den Grundſatz ſtützen, daß man von mir nur fodern könne, jede Sache, ſo gut als möglich vorzuſtellen, ſondern ich würde glauben, mein eigentliches Thun, und meine Pflicht ſey, jede Sache, die ich vorſtelle, größer, als ſie iſt, vorzuſtellen. Bei dem Homer ſteigt Thetis mit ihrem ganzen Gefolge aus den Meeresfluthen hervor. Schon dieſe Kleinigkeit ſetzt jeden Maſchiniſten in Verlegenheit; er muß Pferde vorſpannen, dieſe in vollem Galopp anrennen, und, welches den Zuſeher verlegen macht, dieſe Pferde ſo lange in der Stellung des Galopps ſtehen laſſen, bis die Göttin wieder abfährt. Ich würde mich in dieſem Stücke von keinem Vordichter in die Enge treiben, und feſſeln laſſen, und auch wider das, was im Homer ſteht, z. B. den Achill vom Hektor umbringen laſſen, ſobald mirs beliebig wäre.)

Weiter würde ich fragen: Sind die Vorſtellungen nicht zu ſehr gehäuft, überladen, und mithin ermüdend? Hat alles ſeinen gehörigen Ruhepunkt? Verloren die wichtigſten Augenblicke nicht durch eine zu verlängerte Ausführung? Waren keine Epiſoden, oder Gelegenheitstänze zugegen, die zum Ganzen nicht gehörten, und demſelben die Kraft benahmen? Waren die Pantomimen über einen Gegenſtand, oder vielmehr, waren die Gegenſtände, welche man mit Pantomimen überſetzte, wichtig genug, um eine lyriſche Bewegung, nämlich den Tanz, zu verurſachen? Denn wie die Arie aus dem Recitativ entſteht: ſo kommt auch die lyriſche Pantomime, nämlich der Tanz, aus der einfachen hervor. Singen, wo man ſprechen, und tanzen, wo man mit der deklamirenden Pantomime fortfahren ſoll, das lauft beides auf eines hinaus, beides verräth Mangel des Geiſtes, des Geſchmackes, und des geſunden Verſtandes.

Ich wünſchte, dieſe Fragen durch dieſes Ballet beantworten zu können; denn ich würde häufige Gelegenheiten finden, zur Ehre der Künſtler, welche ſich hier vereinigten, ſehr viel Rühmliches zu ſagen. Monſieur le Grand, der den Achill vorſtellte, würde in der That durch ſeine übervermögende Geſtalt, ſeinen feſten Gang, durch ſeine hitzigen, reiſſenden Bewegungen, wenn er unter tauſend Kriegern geſtanden wäre, verrathen haben, daß er der Held ſey, der ſich über alles wagte, dem nichts widerſtehen konnte.

Impiger, iracundus, inexorabilis, acer.

In allem, was er begann, herrſchte Heldenkraft, und mit jedem ſeiner Tritte gieng ein Beginnen ſchreckvoller Thaten hervor. Nur kann ich mich mit einigen Stellungen, von denen ich wohl einſehe, daß ſie eine große Körperanſtrengung, viele Kühnheit, Mühe und mechaniſche Kunſt erfodern, unmöglich ausſehen, indem ſie mir mehr zur Phyſik, wo man zeigt, wie es möglich ſey, daß ein Körper bei den gefährlichſten Stellungen dennoch ſein

Gleichgewicht behalten könne, als zur Poeſie zu gehören, wo man aus dem innern Gefühl ſpricht. Indeſſen weiß ich wohl, daß es unendlich ſchwer ſey, alle Augenblicke ſeine Pantomimen verändern, und immer etwas neues durch eine nicht bloß figurirende, ſondern ausdrückende Stellung hervorzubringen.

Der rührendſte Augenblick iſt der Abſchied Hektors von der Andromache. Er ward hier getreulich und eben ſo rührend ausgeführt, als ihn Homer abgeſchildert hat, und Homer ſchilderte ihn mit ſo vieler hohen Wehmuth und Einfalt, daß er dem Gefühlloſeſten, der nie geweint hätte, Thränen auspreſſen würde.

„Dort, bei der ſcäiſchen Pforte, begegnet ihm, eilte in ſeinen Arm Andromache, die Tochter des fürſtlichen Etions, der in dem hohen, baumreichen Theben über Ciliciens reiche Gebiete herrſchte. Sie kam allein von ihrer Amme begleitet, welche den kleinen, zärtlich lächelnden Knaben auf ihrem Arme trug, Hektors einziges Kind, und wonnig und ſchön, wie ein hellglänzender Stern. Sein Vater nannte ihn Scamandrius, und die Trojaner Aſtyanax, denn Hektor war die einzige Stütze für Ilium. Der Vater ſah lächelnd auf den Knaben hinunter, ohne ein Wort zu reden; Andromache aber weinte, und indem ſie ſich an ſeine Seite ſchmiegte, und ihm zärtlich die

Hand drückte, erhob ſie ſo gegen ihn die Stimme:

„Theurer Gemahl! du wagſt dich zu kühn in Gefahren; ich fürchte, dein feueriger Muth wird dich noch verderben. Fühleſt du kein Mitleiden mit dieſem ſtammelnden Kinde, noch mit mir, der höchſt Elenden, die ſich bald deine Wittwe nennen wird, wenn, ſobald du hinausgehſt, die vereinigten Schaaren der Griechen über dich einzigen herſtürzen, dich zu ermorden. Beſſer wäre es dann für mich, wenn du mir ſo entriſſen wirſt, ich ſänke ins Grab, denn für mich wird dann nichts mehr übrig ſeyn, als Kummer und Trauer. Denn auch mein Vater iſt todt, und todt meine wertheſte Mutter. — Du biſt mir ſeitdem allein alles, biſt mir für Vater, für Mutter und Bruder, und was mir das Theuerſte iſt, du biſt mein zärtlichſter Gemahl. Laß dich darum bewegen, habe Mitleid mit uns, und mache nicht dieß kleine Kind zur Waiſe, und mich ſo frühzeitig zur hilfloſen Wittwe. Halte dich hier auf dem Thurme; befiehl, denn du kannſt es befehlen, daß die trojaniſchen Truppen der Stadt ſich da nahen, wo die Mauer am niedrigſten, und am leichteſten zu erſteigen iſt, dort, wo der wilde alte Feigenbaum an dem hohlen Felſen hinab wankt. Da haben es ſchon dreimal die Kühnſten der Griechen verſuchet, herein zu ſteigen, die beiden Ajacen, der berühmte Idomenes, die Atriden, und der Held Diomedes; irgend ein Verkündiger des Götterrathes muß dieſen Gedanken in ihr Herz gelegt haben, oder ſie ſind dem geheimen Zuge ihrer Schickſale gefolgt.“

Ihr gab Hektor, der mächtige Krieger, dieſe Antwort:

„Liebe Gemahlinn, ich habe dieß alles, wie du, lange vorher mit Kummer erwogen. Aber wie müßte ich vor den trojaniſchen Kriegern und ihren Frauen, mit langen Haaren und Röcken, mich ſchämen, wenn ſie ſähen, daß ich muthlos und zaghaft aus dem Schlachtfelde hinter die Mauer mich geflüchtet. Es iſt mir unmöglich, meinen Muth in Schranken zu halten; denn ich war es von jeher gewohnt, an der Spitze der Trojaner in die dickſten Feinde zu ſtürzen: durch unermüdete Tapferkeit erhalte ich meine und meines Vaters Ehre. Zwar weiß ich zu wohl, daß ein Tag kommt, an dem das herrliche Troja, und das hohe Haus des Priamus, und unſere mächtigen Heere fallen ſollen; doch der Jammer, der den Trojanern bevorſteht, das Unglück, welches den Priamus und die Königinn Hekuba treffen wird, oder auch der Fall meiner zahlreichen und tapfern Brüder, welche alle beſtimmt ſind, von dem ſiegenden Feind in den Staub hingeſtreckt zu werden, alles das macht mir weniger Kummer, als mir dein Schickſal macht, wenn dich einer von den unbarmherzigen Griechen zur Sclavinn machen, und dich, indem du in Klagen und heißen Thränen zerfließeſt, hinweg mit ſich ſchleppen wird ins ſchreckliche Elend nach ſeinem feindlichen Vaterland, wo du im ſklaviſchen Dienſte deine Spindel nach einem harten Geſetze webeſt, und am frühen Morgen oder an dem ſpäten Abend bemüht biſt, Waſſerkrüge in die höchſten Zimmer zu tragen, die du aus den Brunnen Meſſaeis oder Hyperra zu füllen dich bemühet haſt; du wirſt nicht wollen, wirſt dich oft weigern, aber man wird zu allem Ungemach, denn du biſt eine Sklavinn, dich zwingen. Dann wird einer der Griechen, der dich in Thränen zerfließen ſieht, ſagen: Dieß iſt Hektors Frau, des Tapferſten unter den Pferdebezähmern, als wir vor Ilium ſtritten. Wenn du dieſe Worte vernimmſt, wird dein Schmerz aufs neue bluten; du wirſt kläglich nach mir rufen, der ich lebend von dieſem Stande dich befreien könnte; aber lieber decke mich dann der ſchweigende Todeshügel, als daß ich deinen Jammer, und dein Rufen vernehme."

Alſo ſagte der berühmte Held, und ſtreckte, das Kind in ſeine Arme zu nehmen, die beiden Hände nach ihm empor. Allein der Knabe ſchmiegte ſich weinend an den Buſen der hochbegürteten Amme; er fuhr erſchreckt zurück vor dem Eiſenrock des Vaters, und vor dem von dem Helm furchtbar herunterſtrömenden Kamme von Roßhaar. Da lächelte Hektor, und die Mutter des Kindes. Dann legte er den ſchimmernden Helm vor ſich auf den Boden, nahm das Kind in ſeinen Arm, und küßte und wiegte es, und bat dann alſo zum Zeus und den übrigen Göttern u. ſ. w.

Aber Hektors Tod iſt, ſo, wie ihn Homer beſchreibt, unerreichbar. Er erwartete den Achill, wie ein Drache, der mit giftigen Kräutern genährt, den Jäger erwartet, ſich herumwälzt, und mit ſchrecklichen Blicken droht. Achill kommt, und er flieht, läuft dreimal um die Stadt herum, bis er ſich zum Zweikampf entſchließt, worin ihn Achilles tödtet, ihn bei den Füßen an ſeinen Wagen bindet, und ins Lager fortſchleppt vor den Augen des Priamus, der Hekuba, aller Trojaner, deren Jammergeſchrei bis in die Wolken dringt.

Dennoch ward der Akt würdig, ſo würdig, als es dem Drama nur möglich iſt, aufgeführt, und beſchloſſen.

Wenn ich bedenke, welche ungeheure Schwierigkeiten der Künſtler (vorausgeſetzt, daß er ſein Genie durch ein langwieriges Studium und Uebung gebildet hat) überwinden muß, um uns ein gutes Ballet zu geben, ein gutes Gemälde vorzuhalten: ſo kann ich nicht umhin, ihn, ſobald der Vorhang fällt, zu bedauern. Alles, was er am Ende davon trägt, iſt, daß man während der Vorſtellung ein paarmal in die Hände klatſcht, und das gemeiniglich wegen Dingen, auf welche er ſich vielleicht ſelbſt am wenigſten zu gut thun würde, und ihn dann leichtſinnig vergißt. Der gefühlloſeſte fadeſte Geck, dem es am Hirn ſteht, daß ihm das Gefühl der Künſte verſagt, oder durch ſybaritiſche Sitten zerronnen ſey, nimmt ſich die Freiheit, ihn mit der Miene des Kenners zu kritiſiren, ja oft den Ton anzugeben. Niemand denkt darauf, daß ein Ballet auch nur von weitem etwas der Seele ſagen könne. Da wird kein Held gebildet, keine Seele geſtärkt, keines Menſchen Muth entzündet, ſondern man erwartet etwas halb Gaukelhaftes, halb Wollüſtiges, um ſich die nachlaſſenden Sinne aufträumen zu laſſen. O du Kunſt der Künſte, wie weit biſt du herabgeſunken, herabgeſunken zur Miethmagd in den Zeiten, da ſich deine Prieſter nicht ſchämten, wenn man ihnen ſo oft ſagte, daß ihr Beruf bloßes Vergnügen und eine Gattung des ſchädlichſten Luxus ſey; da ſie mit den Künſtlern, ihren Brüdern, keine Gemeinſchaft machten, und ihre Abſicht dahin richteten, das zu thun, was ſie vermeiden ſollten, und den Staatsmann, den Soldaten, den Heroen für das Gute, das ſie nähren, entflammen ſollten, zu zerſtreuen, und ihre feſten Sinne in unmännliche Gefühle zu erweichen.

Alte Liebe roſtet wohl.

Was ſich ein Mann, der eben von dem Mond herabkäme, denken würde, wenn er läſe: Heute den — wird auf der hieſigen Nationalſchaubühne aufgeführt werden, ein allhier noch nie geſehenes u. ſ. w.; was er von der Bühne, welche ankündigt, daß ſie für die Nation ſey, fodern, was er von einem Schauſpiel, welches man aufführt, weil man es hier noch nie geſehen hat, erwarten würde, das weiß ich eben ſo wenig, als ich dieſe Stunde noch nicht weiß, was in der folgenden gewöhnlichen Gaſſenſtelle der Fräulein Leonore: Ich bin zwar allen Offizieren gut; aber beſonders dieſem u. ſ. w. welche man einhellig, als wäre es ein Gedanken von oben herab, beklatſchte, verborgen ſeyn könne.

Das iſt ein ſehr trauriges Zeichen, ihr lieben Kenner der Bühne, und wie armſelig es ſey, das würden wir ſämmtlich ſehen, wenn (wie ich im ganzen Ernſte wünſche, daß es zu unſerer Erbauung geſchehen möchte), wenn, ſage ich, ein guter Kopf, der bei den meiſten Aufführungen zu erſcheinen Gelegenheit hat, diejenigen Stellen, welche man während einem Monate beklatſcht, ſich anmerken und ſammeln möchte. Ich will ſie wahrlich in dieſe Monatſchrift einrücken; denn dieß wird der goldene Spiegel ſeyn, worin wir uns beſehen können.

Vor alten Zeiten, als die Schaubühne noch nicht gereiniget, noch nicht zur Bildung einer Nation beſtimmt, ſondern der Gemeinplatz jedes Thoren, und jedes dummen Gecken war:

Daher ſtieg dort der Pantalon
Mit rothem Strumpf und grauem Bart,
Wollt' han das Fräulein Lottchen zart.
Das Fräulein ihn moquirt gar hart,
Will lieber gleich des Pantalon
Galanten Sohn,
Der mit dem buntnen Dienerlein
Geſtohlen ſich in's Haus herein.
Das Ding gar artlich hin und her,
Gar ſpaßig ſich thät kehren,
Dahinter ſtack, man wußt nicht, wer.
Der Alte ſich ſollt' ſcheren.
Den Alten ſehr verdroß der Hohn,
Er viele Täge harrte ſchon.
Mama das Fräulein grimmig ſchalt,
Wollt mit abſoluter G'walt

Den Pantalon
Zum Schwiegerſohn.
Sofort brach man ins Kämmerlein
Mit Stangen und mit Spieß hinein.
Helft, Götter! helft, wer ſtecket dort?
Potz Türkenblut, und Chriſtenmord!
Bon jour! Bon jour! mein braver Sohn,
Logiret ihr hier lange ſchon?
„Logir' ſeit vielen Tagen,
Will dir ohn' Umſchweif kurz und rein,
O lieber guter Vater mein
Die glatte Wahrheit ſagen.
Und ich, Herr Vater, laß' nicht ab,
Bis ich beſteig' das kalte Grab."
Das kalte Grab beſteigen du?
Liebs Söhnchen raubſt mir meine Ruh,
Thuſt mich gar baß erweichen.
Sollſt deinen Wunſch erreichen.
Nimm hin das zarte Töchterlein,
Für deine Treu belohnt mußt ſeyn.
Doch helft den Schelm mir fangen,
Er ſoll von Stund an hangen.
Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!
Hab' mit Liſetten lange Zeit
Gelebt in ſtiller Zärtlichkeit.
„So gebt euch denn die Hände!"
Nun iſt das Stück am Ende.

Dahinaus, mithin (wenn man am gelindeſten ſprechen will) nirgends hinaus gieng damals das Komödienweſen; dahinaus geht es noch heut zu Tage in jenen Stücken — (daß die Sprache darin deutſcher und geordneter, und die Schulregel der drei Einheiten beobachtet iſt, verändert die Grundſache nicht) welche keine andere Abſicht haben, als durch beluſtigende, und ſchnackiſche Einfälle Gelächter zu erregen. Und daß ſie doch wenigſtens dieſe noch wohlthätige Abſicht, welche der Geſundheit zuträglich wäre, erfüllten! daß ſie doch in ihrer Art ſo aufheiterten, wie es jene Ungereinigten gethan haben!

Das auf hieſiger Nationalſchaubühne noch nie geſehene Originalluſtſpiel hat dieſen Inhalt:

Frau Baroninn Ruhmburg wechſelte mit Herrn Baron Treuherz nach Prag zwanzig ganze Jahre Liebesbriefe; ſie hatten ſich auch während dieſer ganzen Zeit nicht geſehen, und nun erſt, nachdem der Baroninn Gemahl mit Tod abgegangen, ſollte es geſchehen, und zwar aus keiner andern Abſicht, als — ſogleich die ſo lang geprüfte Liebe durch die Heirath zu krönen.

Leander (Sohn des Baron Treuherz), nachdem er ſich wegen ſeiner Liederlichkeit von Haus hatte flüchten müſſen, kommt in das Haus der Frau Baroninn Ruhmberg, wird da ein ganz anderer Menſch, und verliebt ſich in deren Fräulein Tochter.

Indeſſen kommen der Herr Vater an, ſehen das Fräulein Töchterchen gleichfalls, und kriegen gleichfalls Luſt, ſich in daſſelbe zu verlieben.

(Strick, der Bediente des Leander, welcher letztere nicht erkannt wird, alſo jener Strick muß unter verſchiedenen Vorwänden ins Haus der Frau Baroninn kommen, um zu erfahren, was darin vorgeht. Da er vom Herrn Baron erkannt wird, lügt er ihm vor, ſein Sohn hätte ſich in der Donau erſäuft.)

Frau Mama, welche über den Schimpf, den ihr der alte Liebhaber mit ſeinen Abſichten auf das Fräulein Töchterchen anthun will, überaus erboßt wird, will ſich auf der Stelle dafür rächen, und das Töchterchen zwingen, einen gewiſſen edlen Herrn von Gixberg zu heirathen.

Aber das Fräulein Töchterchen befinden es für beſſer, ein bischen davon zu laufen. Und endlich, wie die Sache in dieſe Verlegenheit geräth, hat die Frau von Ruhmberg auch einen Bruder, der ſogleich daher kömmt, von der Flucht der Tochter, und ihrer Liebe zu Leander ꝛc.; — mit einem Wort, es geſchieht nichts neues, es wird geheirathet.

Endlich, (vermuthlich glaubten die Leſer, es wäre ſchon zu Ende?) — ſiehe, da kommt auch Strick mit dem Kammermädchen Liſette angezogen, welches Kammermädchen thut und uns glauben machen will, daß ſie ſich ihrer kammermädchiſchen Armſeligkeit ſchäme, id est, geſchwind den Zipfel des Schurzes (wie zuweilen Männer und Weiber im Tragiſchen und Komiſchen ein weißes Schnupftuch chikaniren) nach wohlhergebrachter Gewohnheit kneipt, und zupft und zerrt, bis gleichwohl die liebe Heirath auch bewilligt, und ſofort dem Spiel flugs ein erwünſchtes Ende gemacht wird.

Ob nun die Art und Kraft der Eindrücke, welche der Gegenſtand dieſes Stücks auf die Gemüther wirkt, (dieß iſt doch das erſte, worauf ein Bürger in den Dingen der Kunſt zu ſehen hat) — ob, geſetzt, daß jenes ſo viel als nichts wäre, ob dann die innere Stärke der Ausführung (denn auch aus einem elenden Tuch kann eine geſchickte Hand ein wohlbildendes Kleid ſchneiden) ob, ſag ich, eines von beiden oder beide Dinge zugleich das gegenwärtige Stück ſo erheblich machten, um vor ſo vielen ſehenswürdigen, geſehen zu werden: — dieß erinnere ich nur, daß man es fragen könne, und auf dieſes, erſuche ich meine Leſer, allemal und überall zu merken.

„Wie ſich dann das Gefühl ausrechnen ließe, weil ich oft zu ſagen pflegte, dieß Stück wirke dieſen und jenen Eindruck? fragte mich jemand, dem ich, ungeachtet der Seltſamkeit dieſer Frage, antworten will.

Ausrechnen, mein Lieber, läßt es ſich nicht, noch läßt es ſich ausmeſſen; aber beſtimmen läßt es ſich, und genau ſagen, ob man kalt oder warm, ob man Lieb oder Haß empfinden, und was endlich daraus entſtehen werde. Wofür wäre es ſonſt gut, ein Haus zu bauen, worin verkleidete Männer und Frauen auf Brettern etliche Stunden vor unſern Augen herumgehen, und etwas herabſagen, — wenn niemand dafür ſtehen könnte, was dieß Geſage endlich einmal hervorbringe? Alſo genau läßt ſich beſtimmen, ob ſich die hieſige Schaubühne in dieſem Jahr nur um ein einziges Haar, wie man ſpricht, gebeſſert, ob ſie nur den mindeſten Einfluß auf die Verfeinerung der hieſigen Sitten gehabt, oder ob ſie ſonſt den geringſten moraliſchen, oder wenigſtens den mindeſten bloß bürgerlichen Vortheil gehabt habe. Dieß läßt ſich alles beſtimmen, und ich wünſchte nur, daß man es für ſo wichtig anſähe, um Folgen daraus zu ziehen, wenn ichs thäte, wie ich mir, um es nicht zu thun, ſchon ſo oft alle Gewalt angethan habe.

Doch nun wieder zum obigen Stück, das, wenn es auch ſehr froſtig wäre, dennoch gefallen würde, ſobald es ſo glücklich iſt, guten Schauſpielern in die Hände zu fallen. Dieß geſchah dießmal, und die Rollen wurden durch die Kunſt trefflich herausgehoben, bis auf den edlen Herrn von Girberg, und den Bedienten, von welchen uns däuchte, daß ſie übertrieben worden. Der Bediente heulte, während daß er die Geſchichte vom Ertrinken des Sohnes herablog, und der edle Hr. von Girzberg zwang den Körper in eine geſchraubte Stellung, welche auf Erden wohl exiſtiren kann, aber in dem Gehirn des Dichters gewiß nicht zugegen geweſen. Ich würde mich wohl vor dem hüten, wovor jeder gute Dichter ſich hüten muß, — undichteriſche Späſſe zu machen. Und dieß iſt doch eigentlich die Abſicht der Karikaturen; — welche indeß gemeiniglich nirgends unſchicklicher ſind, als wo ſie angebracht werden. Verwalter, Schulmeiſter, Haushofmeiſter, alte verliebte Väter werden gewöhnlich ſchon im Aeußerlichen als Gecken vorgeſtellt, über deren Gehen, Daſtehen, Anzug u. ſ. w., man, wenn ſie auch nichts zu ſprechen hätten, lachen ſollte. Dieß verhindert, daß auch der Zuſchauer, wie es ſchon der Schauſpieler nicht gethan haben muß, die eigentliche Satyre der Perſon nicht mehr wahrnehme, oder wohl gar ernſthafte Rollen in lächerliche umſpaſſe. Eine verdießliche und trockene Sache iſt es freilich, wenn der Zuſeher den Schauſpieler ſo erniedrigt, daß er bei ihm immer nur lachen will, und wenn gleichwohl im Stück ſelbſt nichts zum Lachen vorhanden iſt; aber gerne will ich es zehnmal nicht bemerken, wenn der Zuſchauer bei Stellen, worin viel liegt, gähnt und einſchläft, als wenn er bei andern, worin nichts liegt, Einmal lacht, und lacht wegen einer Harlekinsgrimaſſe, wegen der Perücke oder der Halskrauſe eines Akteurs auf der gereinigten Nationalſchaubühne.

Iſt es ein Wunder, wenn auf allen Seiten Aeußerungen der Unzufriedenheit, oder welches für Eines genommen werden kann, Erinnerungen wegen geſchmackloſer, elender Wahl der Schauſpiele, (durch welche wahrhaftig der Nationalgeſchmack eher verderbt, als aufgeweckt wird) und herbe Ermahnungen an die Schauſpieler erſcheinen? — wie ich ſo gerade etwas Aehnliches erhalten habe, das ſich betitelt: Von der Schauſpielkunſt. Wien, bei Joſeph Edeln von Kurzbek, 1780.

Das Ding iſt auf ſechs ſchön geformten Bogen gedruckt, und mit einem Vignette geziert. Ein nervichter, feiſter Körper liegt rückwärts, und ſchläft in der trägſten Lage, auf der er vermuthlich noch lange nicht erwachen wird, den Schlaf der Unwiſſenheit, der Geſchmackloſigkeit ꝛc. Mit dem rechten Arm hält und umſchlingt er eine Urne, und auf dem Rand der Urne ſteht: Vien. Zur Linken kniet mit dem rechten Knie, und kitzelt ein Satyr den Schlafenden mit einem Stäbchen über den Mund, und, wie man meinen möchte, ſo ſachte, als er kann, indem er mit dem ſeitwärts gewandten Kopfe nur nach der

Seite hinſchielt, und den Zeigefinger der rechten Hand an den Mund hält, als wenn jener ja nicht auf einmal erwachen ſollte.

Die ſechs Bögen fangen ſo an: „Verſchiedene Schlampereien, die ich in Euer Durchlaucht gelehrten Staaten bemerkt habe, veranlaſſen mich, gleich allen guten Patrioten, zuerſt für mein, und dann für das gemeine Beßte — „Von was für einem Gewerbe ſeyd ihr?“ unterbrach Gott Apoll die wohlgezierte Anrede. — Ich bin ein Schauſpieler, Komödiant, oder was Euer Durchlaucht befehlen; und fand nothwendig über meine Kunſt zu bemerken — erwiederte der Bemerker. — „Und was habt Ihr dann bemerkt?“ rief der Gott auf. Was Euer Durchlaucht befehlen! — war des Muſenſohns Antwort, deſſen ſtotternder Patriotismus nicht weiter — „Was ich befehle! — weiß ich dann immer ſelbſt, was ich befehle! und übrigens, wo giebts nicht Schlampereien? „murmelte Apoll, riß dem Bemerker das Stück Papier aus der Hand, das er in tiefſter Demuth ihm überreichte, und gieng halb unwillig und halb lachend ſeiner Wege. „Da leſet den Plunder hier,“ rief er Tags darauf, als der Kanzler zu ihm eintrat; vielleicht werde ich ein halb Stündchen ſchlafen können.

Der Kanzler las: ꝛc. ꝛc.

Was man von einem Schauſpieler, der das bemerkt hat, was Se. Durchlaucht befehlen, was man von dieſer Durchlaucht, welche dem Bemerker das Stück Papier aus den Händen reißt, weiter erwarten will, weiß ich nicht. Die Bemerkungen ſind indeß im ernſthaften Ton geſchrieben, und ſind ihrer ganze hundert vier und achtzig. Daß ſie nichts neues, welches man nicht ſchon hundert und hundertmal geſagt hätte, enthalten, wundert mich nicht. Denn ſchon ein ſolches Stück und ein ſolcher Schauſpieler, wo man neue Bemerkungen machen, und wobei man etwas denken könnte, iſt in allem Betracht etwas ſehr ſeltenes, und wenn man bei allen dermal bekannten Schaubühnen einen Mann aufſtellte, welcher das, was ihm wehe thut, wenn er den Unfug ſieht, anmerken ſollte: ſo würden wir ſehen, daß von allen Orten beinahe die nämlichen Bemerkungen einlaufen würden. Wahrhaftig, es lohnte der Mühe, dieß auf die Probe ankommen zu laſſen.

Doch, ich will zur Probe einige der längern herſetzen, und zwar, da faſt kein Zuſammenhang vorhanden iſt, die nächſten, die mir eben auffallen, hernehmen.

Laut ſchnauben, laut ſchreien, Affekte heulen, kann jeder, dem der Himmel eine gute Lunge gab; aber das macht auch noch nicht den Schauſpieler aus, ich frage immer nur, ob er ſeinem Charakter gemäß empfindet, und mich mit ihm empfinden macht! — Sonſt, bei Gott! ich fühl es an den Saiten meiner Seele, wenn er die ſeinigen falſch greift; denn gewiß iſt in der Natur Stimmung."

„Alle ſchöne Künſte haben einen Pinſel; ſie machen nicht bloß Geſichter, und noch viel weniger Hände und Füße — kaum würde ſo etwas der Mühe werth ſeyn! — ſie malen nur Charaktere, Affekte, Leidenſchaft: denn was intereſſirt ſonſt?"

„Wenn der kleine Junge, der mit Saifenblaſen ſpielt, in dem Fratzengeſichtchen keinen Charakter hätte: nein, ich glaube nicht, daß er gefallen würde!"

„Nichts darf in den ſchönen Künſten nonſenſaliſch ſeyn; und — Pardieu! ich wollte, daß man die Naſe abſchnitte, die nichts ſagte, oder nichts zu ſagen wüßte.

„Wer ſelbſt nur mit Saifenblaſen ſpielt, muß fühlen, was das ſagen will, mit Saifenblaſen ſpielen! Oder — weiß Gott! — er ſpielt nicht. Sein Bild ſagt unſern Herzen kein Wort."

(Eine gute Anmerkung die folgende, und im Noverre trifft man ſolche häufig an) „Ein guter Schauſpieler ſollte öfters fragen: — „Warum nicht immer?) wie würde Rubens, Titian, oder Corregio die Empfindung, die ich ausdrücken ſoll, in den Augen, in der Stellung, in allen Nerven und Muskeln gemalt haben? wie wirkt Leidenſchaft auf die Phyſiognomie, auf den Körper?“

„Hat die Schauſpielkunſt nicht den Zauberſtab jener Hexe in der Hand, die Helden aus ihren Gräbern rief, und ſtehts nicht in ihrer Gewalt, die Zuſchauer durch ihre Schwarzkünſtlerei ſo zu erſchüttern, daß ſie wie Saul in Ohnmacht fallen?“

„Verhexen, bezaubern, oder eigentlicher zu reden, verzaubern müſſen uns Schauſpieler, oder ſie ſchläfern ein.“

„Wir gehen freilich wohl in Schauſpiele, weil wir öfter nicht wiſſen, was wir anheben ſollen, damit uns die kurze Zeit nicht lang werde; aber wenn ein Schauſpiel weiter nichts iſt, als ein elend Mittel, ſeine überflüſſige Zeit ohne Nutzen los zu werden; ſo iſts meiſtens noch weniger, als das.“

„Lieber wollte ich grande Patience ſpielen — ein Spiel, das man leider nur gar zu oft ſpielen muß, als ein Schauſpiel anſehen, das alles nur für Ohr und Aug, und nichts fürs Herz wäre.“

„Die Bühne iſt nur zu oft das Muſter, wornach ſich unſere Thoren, und auch ein guter Theil derer bilden, die keine Thoren ſind.

Der Einfluß der Bühne auf die Sitten und den Geſchmack einer Nation iſt eben ſo gewiß, als er unmerklich iſt. — Sollten alſo nicht alle unſere Schauſpieler einen Ton haben, den man kopiren kann, ohne zu jenem der übeln Geſellſchaft herabzuſinken.“

„Es iſt traurig, daß mittelmäßige Schauſpieler gleich böſe werden, wenn man ſie nicht für vortreffliche hält: das verhindert ſie, es zu werden.“

„Wir lachen gern; oder wir wollen immer mehr als lachen; ich wollte, daß alle Spaßmacher auf und außer dem Theater die Richtigkeit dieſer Beobachtung fühlten: immer iſt ihr Spaß kahl und ſchlecht, wenn ihre ganze Abſicht iſt, lachen zu machen.

„Weh Euch Schauſpielern, wenn Kalfonifeuer alles iſt, was Euer Spektakel erwärmt.

„Wärmt unſer Herz, meine Herren! oder wir erfrieren.“

„Aber zu ſtark muß uns auch niemand einheizen wollen, oder — der Teufel hol den Narren, der, wo alles ſchläft, umſonſt Feuerlärmen ſchlägt.“

Man hat ſehr gute Urſachen gehabt, Herrn Hanswurſt abzuſchaffen; aber ſehr verdrießen würde michs, wenn er ſeinen Abſchied nur der Jacke halber bekommen hätte.

Wieder eine herrliche Wahrheit die folgende:

„Künſtler ſollten ewig denken, daß es keinen Pöbel giebt, daß jede gute, und ſchöne Malerei für alle Menſchen ſchön ſeyn muß: dann würden ſie weniger für den Pöbel arbeiten, odre nur arbeiten, damit es keinen gebe.“

„Man ſiehts den Theaternarren nicht ſelten an, daß es ihnen an Erziehung fehlte; daß ſie viel zu wenig Welt und Erziehung haben, um Narren zu ſpielen, die das Lächerliche ihrer Thorheiten durch den Glanz des Welttons, und einer feinen Erziehung auszuwiſchen wiſſen.“

„Ums Himmels Willen, pflege ich oft im Schauſpielhauſe zu meinem Nachbarn zu ſagen, der mir, ſo oft ein gewiſſer Schauſpieler auftritt, in die Ohren flüſtert: Das iſt Hr. N. — ſo iſts alſo nicht Herr Cato, Hr. Sylla, Hr. Pompejus, Herr Mahomed, Hr. Geronte, Hr. Frontin? — nein! nun ſo laßt Herrn N. — immer nur die Rolle des Hrn. N. — ſpielen.“

Immerhin mags gewiſſe Regeln, gewiſſe Grundſätze für die Schauſpielkunſt geben; aber wer Genie hat, braucht ſie nicht, und wer keines hat, weiß ſie nicht zu nützen u. ſ. w.

Das iſt ſo wahr, daß ich glaube, es werde am erſten an dieſen Anmerkungen wahr werden, welche für den mittelmäßigen Schauſpieler noch ſo einleuchtend ſeyn dürften, ohne daß er merkte, wie ſie ihn angehen, oder wenn es ſeyn ſollte, was er damit verbeſſern könnte. Ueberhaupt ſcheint der Verfaſſer ſeine Anmerkungen jederzeit noch im warmen Eifer gleich nach der Aufführung eines Stücks niedergeſchrieben zu haben; daher werden oft beinahe die nämlichen Dinge geſagt. Daher werden Dinge, welche oft die gemeinſten Schauſpieler vorausſetzen, angemerkt. Was würde ein Leſſing bemerken, und was würde der Eifer einem Klotzen eingeben?

Die ſeidenen Schuhe, oder die ſchöne Schuſterin.

Ein Singſpiel in zwei Aufzügen.

Inhalt.

Ein Bedienter eines Officiers leuchtet dieſem von einem Ball eben ins Zimmer herein, und ſingt eine Arie, worin er ſagt, daß ihn ſo ſehr friere, daß ihm das Herz im Leibe zittere, indeß ſein Herr bei ſeinem Toilette noch im Wildſchur ſitzt, und dann auch eine Arie ſingt, worin er ſagt, daß er auf dem Ball einen ſchönen Fuß geſehen habe. Er begehrt

Kaffe, und indem ihn der Bediente herein bringt, meldet er, daß ein artiges Schuſterweib vor der Thüre ſey, und ſich, weil ſie nach der Frau eines gewiſſen Raths frage, ohne Zweifel verirrt habe: er beredet ſeinen Herrn, der die Frau gerne ſehen möchte, den Charakter eines Raths vorzuſtellen. Das Schuſterweib kommt, trinkt Kaffe, und ſingt unterm Trinken eine Arie; nachher beklagt ſie ſich über ihren Mann, daß er ihr ſeidene Pantoffeln, wozu ſie Luſt hätte, abgeſchlagen, und vorgegeben hätte, ſie wären für eine Bürgersfrau zu vornehm. Der Officier läßt ſogleich durch ſeinen Bedienten den Mann der Schuſterin rufen, und dieſe wird, da er ankommt, in den Alkoven verſteckt. Nach einigen Vorreden ſagt der Officier, er brauche ſeidene Pantoffeln für ein Frauenzimmer, geſteht auch, daß er wirklich eines hinter der gegenwärtigen Alkove verborgen habe, welches ſich aber vor niemand ſehen laſſen wollte; indeß nöthigt ſie der Officier ihren Fuß unter dem Vorhang hervorzuſtrecken: welchen der Schuſter, ihr Mann, ſehr bewundert. Bald hätte ich vergeſſen, daß der Schuſter eine Arie ſingt, worin er ſagt, daß er immer ſo lange zu thun habe, wenn er ein Maß von artigen Füßen (der Frauenzimmer verſteht ſich) zu nehmen hat. So bald er fort iſt, tritt die

Schuſterin aus dem Alkoven hervor, und lacht herzlich über den Spaß, indeß ihr Stiefſohn als Rekrut ankommt; ſie wünſcht ihm, daß es ihm im Soldatenleben recht übel gehen möge.

Erſter Aufzug.

Die Schuſterin klagt über ihr Schickſal; ihr Mann kommt, und erſucht ſie, neue Maſchen auf die Pantoffeln zu nähen; er will ihr den Zufall erzählen, der ihm heute begegnet, während dem kommt der Bediente des Officiers an, ſagt, daß er mit der Schuſterin oft deutſch getanzt habe, und tanzt und ſingt dazu. Nach ihm kommt der Officier, und ſagt, daß er die Pantoffeln nicht mehr brauchen könne, er wolle ſie aber mit dem Beding bezahlen, daß ſie die Schuſterin trage. Der Mann bemüht ſich alſo, um ſeinen Lohn nicht zu verlieren, ſie ſeinem Weib, der Schuſterin aufzubringen. Jetzt kommt ſein Sohn, der dem Weboffiecier entlaufen, und ſagt, daß er heute die Mutter Schuſterin beim Officier geſehen habe. Der Schuſter nimmt einen Riemen in die Hand, und wir wiſſen nicht, was geſchehen wäre, wenn nicht eben dieſen Augenblick der Officier ſelbſt angelangt, und den

Hergang der Sache erzählt hätte. Zum völligen Beſchluß wird auch der Rekrut losgelaſſen, wobei geſungen wird.

Ende des zweiten Akts und des ganzen Stücks.

Der Graf von Waltron, oder die Subordination.

Es giebt Stücke, die eben nicht die außerordentlichſten Meiſterſtücke an Geiſt, an Erfindung und Ausführung ſind, und doch mehr rühren und öfters geſehen werden wollen, als das ſeltenſte Meiſterſtück der Kunſt, das aus irgend einer Region der Natur, wohin nur immer wenige Menſchen gelangen, geſammelt, auch nur wenigen Zuſchauern gefallen kann. Ich wünſchte, daß junge Dichter und Künſtler ihre Regeln und Beobachtungen mehr aus Stücken jener Art, als aus metaphyſiſchen Präceptoren herholen, und ohne viele gelehrte Umwege und Verführungen lernen möchten, welche Begebenheiten man wählen, und wie man ſie anlegen ſoll. Die ſchrecklichſten Leiden, die wunderbarſten, an ſich ſelbſt erſchütterndſten Vorfälle laſſen uns kalt und ungerührt, wenn der Dichter die Methode nicht verſteht, ſie aus unſerer Mitte zu nehmen, ſie zu unſerer eigenen Angelegenheit zu machen, und uns ſelbſt darein zu verſetzen. Eine Handlung unter lauter wackern, rechtſchaffenen Männern, unter Kriegshelden, deren Tugenden immer ſichtbarer ſind, als die Tugenden der ſchweigenden Staatsmänner; — ſie alle zuſammen, wie zu Einem Haus gehörig, voll brüderlichen Wohlwollens und Empfindung für alles Edle, und nur hart und unempfindlich gegen ihr Ungemach bei dem Namen Pflicht; — dieſe verletzt durch ein Vergehen, das wir vor allem, zumal an einem edlen Manne, zu entſchuldigen geneigt ſind, nämlich verletzt durch den Jähzorn; — dieß Vergehen belegt mit einer Strafe, die wir bei allem Schrecken, welchen ſie enthält, doch nicht eine unmenſchliche Grauſamkeit, ſondern eine harte Nothwendigkeit nennen, auf welcher jeder brave Mann im gleichem Falle beſtehen würde; — die innerliche, kämpfende Beklemmung, welche wir daher fühlen, daß die Richter, welche über Leben und Tod ſprechen, die Gerechtigkeit nach aller Strenge handhaben, und daß indeß doch ein dritter hervorkommen möchte, der dieß Urtheil billigte, aber aufhübe und den Streich zurückhielte; — dieſe Schonung, welche, ſo wie wir ſie im Innerſten wünſchen, empfindſames Volk in Thränen zerſchmelzen wird.

Ich werde allemal ſtolz auf mein Vaterland, ſo oft ich bei wahren prüfenden Gelegenheiten wahrnehme, woran unſer Herz und unſer Vergnügen hängt, und was man uns vorhalten müſſe, um unſere Seelen aus dem gemeinen Alltäglichen hinweg, und gleichſam aus unſern Körpern zu ziehen; um jenes zurückgehaltene leiſe Athemholen, jenes Aufhören aller Leidenſchaften, aller Empfindungen für andere Dinge, jenes Zuſammenfließen eines Volks in Eine Seele, daß man verſichert iſt, mir iſt, wie dir, und wir ſind in jedem und in Allen, zu bewirken. — So ein Augenblick, ſo eine Nation, wie die unſrige, ſo ein Fürſt dazu, wie der Unſrige; wahrlich dieſer Dinge giebt es wenig in der Welt. —

Und wünſche ich auch, daß die Welt, ſo weit die Augen reichen, und das Ohr vernehmen kann, zugegen ſeyn, und eine Vorſtellung dieſer Art mit anſehen möchte, wo Marchard, Huck, Heiglin, Heigl, Appelt ꝛc. ihre Rollen vorſtellen, und wenn ich ſo ſagen könnte, der Natur nachhelfen. Wie da der ſtrenge Befehlshaber, und der innigſt zerriſſene Freund aus Marchands Auge, Mienen und Geberden trat! Wie Heigl als Waltron in dem Augenblick, wo ihm Gnade ertheilt ward, beſinnungslos zwiſchen Leben und Tod hieng, und jenes ſtumme Hinſtaunen und Anſtarren aller Dinge um ſich, und jenes allmähliche Zurückkommen und Erwachen vom Tod ins Leben herſtellte. Ausnehmend gut ſpielte Herr Tietke den alten treuen, ausgeprüften Soldaten, der im Namen aller ſprach, mit dem redlichen, guten Geſicht, mit dem eifrigen Tone, mit jenem durch keine Anweiſung zu erlernenden Tone, – der ein Mittelding von Zorn und verbiſſenem Schmerzen und Mitleid, zitternd und gebrochen und heftig wie auf Thränen daher bebt.

Clavigo, ein Trauerſpiel von Herrn Göthe.

Wem die wahre Geſchichte dieſes Trauerſpiels, etwa aus der Ueberſetzung im deutſchen Merkur, bekannt, und mithin bewußt iſt, was Göthe geändert, oder beihalten, oft wörtlich beibehalten hat: der wird ſich bald überzeugen, daß Beaumarchais nach den vorgenommenen Aenderungen vor allen Charakteren die vortheilhafteſte Geſtalt behalten habe. Ohne Zweifel war der hiſtoriſche Clavigo dem Dichter für die Schaubühne zu boshaft; er wollte jenes Entſetzen, welches man bei Greulthaten empfindet, und welches von der tragiſchen Bühne entfernt bleiben muß, mildern, und ſchilderte die Handlungen des Clavigo mehr als Folgen der Schwachheit, als einer vorſetzlichen Bosheit. Aber nun ſo, wie er iſt, ſind wir beinahe verlegen, wie wir ihn nennen, und ſeine Eigenſchaften alle zuſammen reimen ſollten. Noch der Mann, der durch den Geiſt ſeiner Schriften ganz Spanien belehret und beleuchtet, und zu gleicher Zeit ſo unentſchloſſen, ſo ganz ohne Feſtigkeit, preisgegeben den bittern Vorſtellungen eines auflauernden Freundes, der ihn eben in dem Augenblick, wo ſein Herz ganz voll war, wo er nichts hören, nichts verſtehen hätte ſollen, durch bloßes Zureden ſogleich wieder zum Gegentheil hinreißt. Auch iſt ſein Schickſal am Ende ſo wenig, als das Leichenbegängniß, an ſich ganz tragiſch; aber ſeine letzten Worte rührten uns, und erſchütterten uns im Innerſten der Seele. Eben das iſt es auch, was uns Mariens Tod, der hier die Wirkung nicht hervorbringen kann, welche er in einer Erzählung haben würde, ſo anziehend macht. — Aber Beaumarchais, ganz der rüſtige, entſchloſſene, ſiegende Mann belebt und befriedigt uns (hie und da ſeine zu grauſame Hitze ausgenommen) gänzlich. Doch laßt uns unſere Anmerkungen über ein Schauſpiel enden, an dem man überall deſſen großen Verfaſſer erkennt, und etwas Weniges von den Schauſpielern anmerken und aufbewahren, welche die vornehmſten dieſer Rollen vorgeſtellt haben.

Einer der wichtigſten und lebhafteſten Auftritte iſt derjenige, wo Beaumarchais dem Clavigo den erſten Beſuch ablegt, ſich ihm zu erkennen giebt, und Meiſter wird über alle Sinne des Meineidigen. Dieſer geht, ſo wie der Inhalt der Erzählung immer klarer wird, ſtufenweiſe vom Stolz, von Sicherheit zur fernen Ahnung, zum Kummer, zur Furcht, zum Schrecken, zur Kraftloſigkeit aller ſeiner Gedanken über; jenen ſieht man, was heftig in ihm kocht und los will, zurückhaltend Schmerz, Liebe, Zorn, Verachtung, Rachmuth, die auf den Lippen und in jeder ſeiner Bewegungen liegen, und ſo leicht und ſtark regieren das große Ungewitter, das plötzlich losſchlagen ſoll. Huck ſpielte den Beaumarchais. Als er an die Worte kam: „Die Nachricht (Akt. 2. Sc. 2.) bewegt ihren Bruder aufs ſchmerzlichſte, er verlangt ſeinen Abſchied, um in ſo einer verwirrten Sache ſelbſt Rath und Hülfe zu ſchaffen; er iſt im Flug von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich“ u. ſ. w. wars, als hätte er dieſen

Augenblick auf ſeine Schweſter zurückgeſehen, als flöße das Andenken an ihr Unglück, an das Elend, worin ſie wäre, ſein Mitleid über ſie, über ſich ſelbſt, in ſeinem Herzen, das Erleichterung ſuchte, zuſammen; er ſprach die Worte, vor welchen er eine ganz kleine Pauſe machte, „dieſer Bruder bin ich,“ in einem zurückgezogenen, wehmüthigen Ton aus, und erſchütterte mehr, als wenn er die Werke erhoben, und wie im Triumph die Rache geſchrieen hätte: „Dieſer Bruder bin ich.“ „Eben ſo vortrefflich war alles das Uebrige, ſo daß jeder Zuſchauer mit geſundem Gefühl, der die Schaubühe aus der Abſicht, etwas Schönes zu empfinden, nicht darüber zu ſchwätzen, und zu lärmen, betritt, zu ſich geſagt haben wird, ſo muß es ſeyn, und nicht anders. Auch die Aktion der Heiglin war voll Natur; ſtellte uns ganz und ſichtbar dar das zehrende, ſchreckliche Ausleiden und Hinfallen des troſtloſen Kummers, nunmehr zu ſchwach für jede geſundere Bewegung, und dahingehend vor jedem Wehe von Hitze und Kälte: ſie ſank dahin, wie vom Brand des Reifes die frühe Blume dahinfällt.

Sta[illegible]bliothek
MÜNCHEN

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Grosse.

Siebenter Band.

Kempten, 1832.

Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Blg 163/3

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lorenz v. Westenrieders

sämmtliche Werke.

Erſte Originalausgabe.

* * *

Historische Schriften.

* * *

Geſchichte

des

Dreissigjährigen Krieges.

Dritter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geſchichte
des
dreissigjährigen Krieges.

Inhalt:

§. XVII.

1635. — 1637.

Der 1635 zu Prag abgeſchloſſene Friede erbitterte neuerdings ſowohl die davon ausgeſchloſſenen deutſchen Fürſten, als beſonders die Krone Schweden. Sie wandten ſich um Unterſtützung an den franzöſiſchen Hof. Dieſer ließ von den proteſtantiſchen Fürſten, welche ſeiner Hülfe bedurften, die Feſtung Philippsburg, und von den Schweden die von ihnen im Elſaß beſetzten Plätze ſich einräumen, verpflichtete durch Geld und Verſprechungen den Herzog von Sachſen-Weimar, Bernhard, eine in Deutſchland zu werbende Armee zu halten; nahm, unter ähnlichen Bedingungen und Verpflichtungen, den Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Caſſel in Sold; verlängerte für Schweden, damit es mit ungetheilter Macht in Deutſchland erſcheinen konnte, den Waffenſtillſtand mit Polen, und kündigte, um Oeſterreich mit einem Schein Rechtens anfallen zu können, der Krone Spanien, mit welcher Oeſterreich verbündet war, durch einen, feierlich abgeſchickten, Herold den Krieg an.

1635. Neue Eröffnung des Krieges zwiſchen Spanien, Oeſterreich, Bayern, und den ehemaligen ligiſtiſchen Fürſten, dann zwiſchen Frankreich, Schweden, Holland, und den meiſten proteſtantiſchen deutſchen Fürſten.

a) Krieg am Rhein. Das Glück wandte ſich von den Oeſterreichern und den Bayern zu den Franzoſen und Schweden. Jene zernichteten den 18 — 28. Mai 1635 das Heer des Herzogs von Lothringen, und im Land dieſes Herrn richteten noch in eben dieſem Jahr Mangel und Krankheiten das kaiſerliche Heer unter dem Feldherren Gallas zu Grunde. Eben dieſes Unglück widerfuhr dem Gallas im folgenden Jahr 1636, in welchem er wider den Prinzen Conde und den Bernhard von Weimar nach Frankreich rückte, aber am Ende dieſes Jahrs mit einer ganz zerrütteten Armee kaum noch wieder den Rhein erreichte, wo er Befehl erhielt, nach Sachſen zu rücken, am Ende des Jahres 1636.

b) Krieg in Norddeutſchland. Hier ſtanden die Schweden unter Banner, dann anderer Seits die Kaiſerlichen unter Hatzfeld und die Sachſen unter perſönlicher Anführung ihres Churfürſten. Banner, nachdem er bereits noch im Jahr 1635 in kleinern Gefechten gute Fortſchritte gemacht hatte, gewann im Herbſt 1636 bei Witſtock wider die vereinigte kaiſerliche ſächſiſche Armee eine Hauptſchlacht, zog durch Thüringen, wo er Erfurt beſetzte, und überfiel Churſachſen, wo er, nach einer vergeblichen Belagerung der Stadt Leipzig, bei Torgau in einem verſchanzten Lager ſich feſtſetzte. Gallas erſchien.

(Kaiſer Ferdinand veranlaßte indeß auf einem Churfürſtentage zu Regensburg für ſeinen Sohn, Ferdinand den dritten, eine, in den damaligen Umſtänden für das deutſche Reich erfreuliche Königswahl, im December 1636, und bald darauf (im Hornung 1637) ſtarb er. Ihm folgte ſein Sohn Ferdinand der dritte.)

---

§. XVIII.

1637. — 1640.

Fortſetzung des Kriegs in Norddeutſchland. 1637. Gallas drängte anfangs den Banner bis nach Pommern zurück, wo aber für ihn bald wieder ein gänzlicher Mangel an Lebensmitteln ſich einſtellte, ein großer Theil ſeiner Armee ſelbſt zum Feind ſich flüchtete, und der Reſt nur noch kümmerlich Bremen und Braunſchweig erreichte; wo ihn der mit Geld und friſchen Truppen verſtärkte Banner im Jahr

1638. aufſuchte, und aus Norddeutſchland zurück in die kaiſerlichen Erbländer, nach Schleſien und Böhmen, trieb.

1639. Banner verfolgte ſeine flüchtigen Feinde, ſchlug in Thüringen ein kaiſerliches, im erzgebirgiſchen Kreiſe ein ſächſiſches Korps, erkämpfte den 4. — 14. April bei Chemniz über eine kaiſerliche, von Bayern und Sachſen unterſtüzte Armee einen vollkommenen Sieg, und ſtand den 22. Mai, — 1. Juni 1639 vor Prag. Hier zog das Kriegsglück ſich von Banner zurück. Da die Belagerung ſich in die Länge zog, begegnete ihm, was dem Gallas ſo oft ſchon widerfahren war, ein gänzlicher Mangel an Lebensmitteln, bei welchem die Verheerung von Böhmen, von der Lauſiz, von Schleſien und Mähren dem ſchwediſchen Heer, das dieſelbe anrichtete, ſo wenig einen Vortheil brachte, daß ſie vielmehr die Kaiſerlichen nöthigte, ſich aufs äuſſerſte anzuſtrengen.

1640. Schon gleich im Jäner erſchien Leopold Wilhelm, in Begleitung des Piccolomini, an der Spitze eines Heeres von dreißig tauſend Mann, fiel, wie ein Sturm auf die ſchwediſchen Beſatzungen, und jagte den Banner allenthalben vor ſich her, welcher dann auch, voll Beſtürzung und Entſetzen über den plötzlichen Wechſel der Dinge, mit einem ganz zerrütteten Heere ſich nach Meißen zurückzog.

Fortſetzung des Kriegs am Rhein u. w. ſeit dem Ende d. J. 1636. Hier fochten Spanier, Kaiſerliche und Bayern wider die Franzoſen, Schweden, den Herzog von Weimar, und den Landgrafen von Heſſen-Caſſel, einige Zeit im kleinern Kriege, worin vor andern ein bayeriſcher General Johann von Werth ſich hervorthat. Nachdem dieſer Krieger noch im J. 1636 den Landgrafen von Heſſen-Caſſel aus ſeinem Land getrieben, Lüttich belagert, und ſich weit umher zum Schrecken der Völker gemacht hatte, zog er im Jahr

1637 dem Herzog von Weimar zu, und eroberte die, von demſelben am Rhein angelegten Befeſtigungen; allein hier ſcheiterte ſeine, und ſeiner Kriegsfreunde Erfahrung; denn indem er, und dieſe, ſicher zu ſeyn glaubten, ſetzte im Anfang des Jahrs

1638 Herzog Bernhard über den Rhein, lieferte im März vor Rheinfelden, dem durchaus nicht vorbereiteten kaiſerlich-bayeriſchen Heere eine Schlacht, in welcher er faſt alle Officiere dieſes Heers, ſelbſt die Feldmarſchalle von Savelli und von Werth, nebſt allen Kanonen ꝛc. gefangen bekam; lieferte dieſen wieder verſtärkten Heeren bei Wittenweyer den 30. Juli — 6. Auguſt 1638 eine andere Hauptſchlacht, bei welcher er eine Menge Kanonen, und alle Frucht- und Gepäckwägen ſeiner Feinde erbeutete; ſchlug den 4. — 14. Oktober den Herzog Carl von Lothringen, ſiegte noch in vielen andern Vorfällen, und bekam im Dez. 1638 die Stadt Breiſach, welcher ſchon viele andere vorhergegangen waren, in ſeine Gewalt,

1639. und ſchuf ſich jetzt im Geiſt eigene deutſche Länder für ſeine künftige Herrlichkeit, und eigene Heere, über welche niemand, als er, zu gebieten haben ſollte; und wollte jetzt nur noch den Bayern und Oeſterreichern in ihrer Heimath einen kriegeriſchen Beſuch abſtatten. Da ſtarb er im 35. Jahre ſeines Alters den — 18. Juli 1639.

§. XIX.

Friedensunterhandlungen.

1632. — 1641.

Wie unter den kämpfenden Theilen das Kriegsglück ſich wechſelweiſe änderte: ſo wechſelte unter denſelben auch der Wunſch nach dem Frieden.

Nach der Schlacht bei Lüzen im Jahr 1632 wünſchte der Kaiſer den Frieden, und der König Chriſtian der Vierte, von Dänemark, machte den Vermittler; allein die Krone Schweden, welche damals im Vortheile war, und noch mehrere Vortheile von künftigen Ereigniſſen hoffte, ſezte den Unterhandlungen künſtliche Hinderniſſe entgegen; doch

im Jahr 1634 begünſtigte die Schlacht bei Nördlingen das Glück den Kaiſer, und jezt ſezte der Kaiſer Schweden ganz bei Seite, und ſchloß 1635 den Pragerfrieden, wobei man ſich einbildete, Schweden ſey in den Umſtänden, daß es, ohne weitere Einſtreuungen, genöthigt ſeyn würde, ſich vom deutſchen Boden zu entfernen; allein als im Jahre

1635 die Krone Frankreich zu Gunſten der Schweden auftrat, und der Kaiſer in den Jahren 1635 und 1636 ſowohl am Rhein wider die Franzoſen, als in Norddeutſchland wider die Schweden neuerdings unglücklich war, übernahmen 1636 der König von Dänemark und der römiſche Hof eine neue Vermittlung, welche dieſe zwiſchen Spanien, Oeſterreich und Frankreich zu Cöln, jener zwiſchen Oeſterreich und Schweden zu Lübeck auf ſich nahm; allein die Geſinnungen, welche die Churfürſten ſowohl auf einer Verſammlung zu Regensburg 1636 (als auch der Kaiſer) im vollen Gefühl ihrer Würde, äußerten, ließen ſchon wenig Hoffnung zu einer Ausgleichung übrig, und die Verhandlungen zu Cöln, ſo wie jene zu Lübeck, waren nach den Jahren (1639) noch kaum recht zur erſten Einleitung gekommen, und in dieſem Jahr 1639 machte der ſchwediſche Oberfeldherr Banner, welcher damals mit einem ſiegreichen Heere vor Prag ſtand, mit einer Art von Muthwillen Friedensvorſchläge, welche ſchlechterdings allen Frieden entfernten; aber in dieſem Augenblick lächelte den Kaiſer von neuem das Kriegsglück an. Am Rhein ſtarb 1639 der fürchterlichſte Feind, Herzog Bernhard von Weimar, und mit dem Anfang des Jahrs 1640 wurde Banner, wie flüchtig, zurückgetrieben.

Indeß verſammelte der Kaiſer 1640 (Ferdinand der Dritte) die Churfürſten nach Nürnberg, wo dieſe einhellig beſchloſſen, daß die Gegenſtände des Friedens zu einer allgemeinen Reichsverſammlung geeignet ſeyen. Eröffnung dieſer Reichsverſammlung im Sept. 1640 zu Regensburg, wo, anſtatt gemeinſchaftlicher, allgemeiner Berathſchlagungen und Beſchlüſſe, die Vorträge und Behandlungen der Hauptgegenſtände wieder auf beſondere Deputationen, als auf eine Deputation wegen der Beſchwerden in Religionsſachen, auf eine zweite wegen der Juſtizpflege, auf eine andere wegen der pfälziſchen Sache (dieſe gieng 1641 und 1642, in Wien, wiewohl fruchtlos vor ſich) hingewieſen wurden.

Aber ſchon im voraus waren alle Vorſchläge und Berathſchlagungen vergeblich. Frankreich und Schweden wollten ſchlechterdings die Fortſetzung des Kriegs, weil ſie deutſche Länder (wozu ihnen, da ſie darauf keine Rechtsanſprüche hatten, allein ein mit Uebermacht und Glück geführter Krieg verhelfen konnte) wollten. Frankreich zahlte neuerdings

Kriegsgelder an Schweden, kaufte die, vom Herzog Bernhard von Weimar hinterlaſſene Armee, und miethete die Heere verſchiedener deutſcher Fürſten, mit welchen andere deutſche Heere geſchlagen, und durch deren Zuthun deutſche Länder von Deutſchland abgeriſſen werden, und an Frankreich und Schweden kommen ſollten.

---

§. XX.

1640. — 1643.

a) *Fortſetzung des Kriegs in Norddeutſchland.* 1640. Banner zog ſich, ungeachtet ſein Heer ſich auf vierzig tauſend Mann verſtärkt hatte, abſichtlich zurück; erſchien dann in Jäner 1641 höchſt unvermuthet vor Regensburg, wo eben der Kaiſer mit ſämmtlichen Reichsſtänden verſammelt war, und bedrohte ganz Bayern, als er von einem in höchſter Eile zuſammengebrachten Heere bayeriſcher und kaiſerlicher Truppen plötzlich überfallen, und bis nach Halberſtadt zurückgejagt wurde, wo er im Mai 1641 mit Tod abgieng.

Schlacht vor Wolfenbüttel den 20. — 30. Juni 1641, und Verluſt vieler bayeriſcher Truppen ohne Erfolg.

1642. An Banners Stelle erſchien der Feldmarſchall Tortenſohn. Dieſer große Feldherr verbeſſerte die Mängel des ſchwediſchen Heeres, zog nach Schleſien, und Mähren, und nach einigen Eroberungen daſelbſt, nach Sachſen, wo er bei Breitenfeld unweit Leipzig die Heere der Kaiſerlichen und der Bayern, welche ihn aufſuchten, erwartete. Schlacht daſelbſt den 23. Okt. — 2. Nov. 1642. Torſtenſohn erfocht über die Kaiſerlichen einen vollkommenen Sieg, eroberte Leipzig; und rückte im Jahr

1643 nach Mähren, Schleſien und Böhmen und machte alle Vorbereitungen, nach Oeſterreich zu rücken, als er ſich höchſt unvermuthet und eilfertigſt zurückzog.

Zu dieſer den Kaiſerlichen günſtigen Begebenheit kamen noch die Todesfälle des Kardinals Richelieu 1642, und ſelbſt des Königs von Frankreich Ludwigs des Dreizehenten 1643, nach welchen man, bei einer neuen Regierung neue, friedlichere Geſinnungen erwartete.

b) Fortſetzung des Kriegs am Rhein.

Hier machte die vom Herzog Bernhard von Weimar hinterlaſſene Armee, welche, unter der Anführung eines franzöſiſchen Marſchalls Guebriant nach Franken, Schwaben und Bayern wollte, wenige Fortſchritte, und die bayeriſchen Feldherren Mercy, und Johann von Werth verſetzten ihr in den Jahren 1642 und 1643 die empfindlichſten Streiche. Guebriant verlor vor der Stadt Rotweil ſein Leben, und die franzöſiſche-weimariſche Armee wurde bei Tuttlingen von den Bayern und ihren Freunden zernichtet, im Nov. 1643.

§. XXI.

1644. — 1645.

1644. Die Begebenheiten, von denen man ſich einige Hoffnung machte, daß ſie den Frieden befördern würden, dienten vielmehr dazu, dem Krieg eine neue Nahrung zu geben. Zwei franzöſiſche Feldmarſchalle, Türenne, und der Herzog von Enguien oder Conde, erſchienen, jener mit der weimariſchen, dieſer mit einer aus Franzoſen beſtehenden Armee, vor der Stadt Breiſach, welche die Bayern erobert hatten. Gräßliche Gefechte (den 3. 5. Aug. 1644) bei Freiburg, und den 10. Aug. unweit Villingen. Die Franzoſen beſetzten verſchiedene Städte am Rhein, von welchen ſie aber bei der Ankunft der Bayern wieder manche verloren am Ende des Jahrs 1644.

1645. Türenne rückte der Donau zu. Mercy eilte ihm nach. Schlacht bei Herbſthauſen den 5. Mai 1645, wo die Bayern ſiegten. Schlacht den 3. Aug. 1645 bei Allersheim, wo beide Theile empfindlichſt litten, aber wechſelweiſe den Sieg ſich zuſchrieben.

Fortſetzung des Kriegs in Norddeutſchland. 1644. Torſtenſohn, nachdem er noch im Jahr 1643 die Länder des Königs von Dänemark, welchen man feindſeliger Abſichten gegen die Schweden beſchuldigte, überfallen hatte, wurde vom kaiſerlichen Feldmarſchall Gallas im Aug. 1644 zu ſpät, und mit zu vieler Zuverſicht aufgeſucht. Hunger und Krankheiten nöthigen dieſen Feldherrn ſchon gleich wieder nach ſeiner Ankunft in Hollſtein zum Zurückzug nach Böhmen, das er am Ende des Jahrs 1644 in einem elenden Zuſtand nur noch mit Mühe erreichte. Torſtenſohn (der indeſſen mit den Dänen Friede gemacht hatte) folgte ihm,

1645. und rückte bereits im Horn. aus Sachſen in Böhmen ein. Schlacht bei Jankau den 24. Horn. — 6. März 1645, wo der kaiſerliche Feldmarſchall Göz getödtet, Hazfeld nebſt vielen andern vornehmen Offizieren gefangen, und die ganze Armee zerrüttet wurde. Torſtenſohn richtete ſeine Abſichten bereits auf Wien, und belagerte vorher nur noch die Stadt Brünn. Alles ſchien für den Kaiſer verloren zu ſeyn, als während jener Belagerung eine neue kaiſerliche Armee ſich ſammelte, und den Torſtenſohn noch im Jahr 1645 zum Abzug nöthigte. Torſtenſohn entfernte ſich aus Kränklichkeit, und übergab ſeine Stelle dem neuen Feldmarſchall Wrangel.

§. XXII.

1646. — 1648.

1646. Der ſchwediſche Feldmarſchall Wrangel, nachdem er in Norddeutſchland nichts weiter zu thun fand, zog verſchiedene Verſtärkungen an ſich, und vereinigte ſich den 10. Aug. bei Gießen, mit dem franzöſiſchen Feldmarſchall Türenne. Beide Heere ſtürmten plötzlich nach Bayern, und verwüſteten das flache Land bis an den Iſarfluß; dann belagerten ſie, wiewohl vergeblich, die Stadt Augsburg, und nahmen endlich im Oktober, da die kaiſerlich-bayeriſche Armee ſich ihnen näherte, ihren Rückzug, mit dem Vorſatz, ihre Einfälle nach Bayern im folgenden Jahre zu wiederholen.

1647. Nachdem die Einfälle nach Bayern, welche in dieſem Jahr von den Franzoſen und Schweden wiederholt werden ſollten, lediglich die Abſicht hatten, den Churfürſten von Bayern (ſo wie den Kaiſer) dahin zu bringen, daß ſie auf den Friedensunterhandlungen zu Münſter und Osnabrück in verſchiedene Forderungen ihrer Gegner willigen möchten: ſo glaubte der Churfürſt, daß eine ſolche Bewilligung, inſoweit ſie nicht gänzlich aller Billigkeit entgegen wäre, zu Stande gebracht werden könnte, ohne daß das ohnehin ſchon größtentheils erſchöpfte Land Bayern eben verwüſtet werden müßte. Er veranlaßte demnach eine Zuſammenkunft, und ſchloß mit ſeinen Gegnern zu Ulm den 14. März 1647 einen Waffenſtillſtand; mit welchem der, dazu dringendſt eingeladene, kaiſerliche Hof ſo wenig mit einſtimmte, daß er vielmehr die ganze, vom Churfürſten von Bayern angeführte, Armee an ſich zu ziehen trachtete. Auch ſtand der bayeriſche Oberfeldherr Johann von Werth wirklich im Begriff, die ihm anvertraute Armee dem Kaiſer zuzuführen.

Da die Schweden den Waffenſtillſtand unnütz machten: ſo kündigte ihnen der Churfürſt von Bayern denſelben den 14. Sept. 1647 wieder auf; aber wiewohl dieſe Aufkündigung nur allein den Schweden, und nicht den Franzoſen galt: ſo behaupteten gleichwohl auch dieſe, daß die Aufkündigung auch für ſie, als die ſie mit den Schweden in Verbindung ſtänden, von einerlei Folge ſey. Dieſer Behauptung zur Folge nahmen im Jahre

1648 Türenne und Torſtenſohn neue und erſchöpfende Verheerungen in den bayeriſchen Landen vor. Aehnliche Mißhandlungen litten, unter dem ſchwediſchen General Königsmark, u. a. die böhmiſchen Unterthanen. Der ſogenannte weſtphäliſche Friede wurde im Oktober 1648 unterzeichnet. Inhalt deſſelben.

Geſchichte
des
dreissigjährigen Krieges.

§. XVII.

1635. — 1637.

Allerdings würde die deutſche Macht, wenn ſie ihre Kraft mit Nachdruck und Ernſt vereinigt gehalten hätte, mehr als hinlänglich geweſen ſeyn, den zu Prag den 30. Mai 1635 unterzeichneten Frieden zu behaupten, und die Krone Schweden, und andere auswärtige Mächte, welchen er nicht gefiel, ſtandhaft zurückzuweiſen; allein es fehlte gar vieles, daß ſich in einem Körper, von deſſen Gliedern von jeher der größte Theil ſeinen Ruhm, und ſein Heil darin ſuchte, ſo viel, als möglich, vereinzelt zu ſtehen, ein vertrauliches Verſtändniß, und ein Geiſt gleicher Geſinnungen und Abſichten hätte einfinden ſollen, und ſchon ſelbſt der eben erwähnte Friede beruhete bei weitem nicht auf einer ſolchen Vollſtändigkeit, daß man dabei auf eine befeſtigte, längere Dauer deſſelben hätte zählen dürfen. Anſtatt nämlich, daß man bei jenem Frieden, wenn man ihn anders ernſtlich und mit Beſtand hat gründen wollen, alles, was zur Ausſöhnung mit allen deutſchen Fürſten, und zur freundſchaftlichen Vereinigung derſelben beitragen konnte, hätte gleichſam erſchöpfen, manches Vergangene mit einer ewigen Vergeſſenheit hätte zudecken, manchen bisherigen Anſtand mit einer preiswürdigen Großmuth heben, und dem deutſchen vaterländiſchen Weſen diejenigen ſchönen Opfer, durch welche allein es wieder geheilt werden konnte, hätte bringen ſollen: ſchloß man einige der wichtigſten Fürſten, z. B. den Herzog von Würtemberg, Eberhard III. (deſſen Land der Kaiſer größtentheils verſchenkte, und ihm, dem Herzog, höchſtens noch zur Beibehaltung von ein paar Aemtern, und zu dieſen, als zur bloßen Gnade, Hoffnung machte) namentlich von dem Frieden aus; andern, wie z. B. dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Caſſel erſchwerte man ihn auf eine recht unkluge Weiſe; einigen endlich, welche wirklich im Frieden mitbegriffen waren, konnte man, da ſie noch in der Gewalt welcher Truppen, welche nicht mit Güte weichen wollten, blieben, wie dieß der Fall mit dem Hauſe Braunſchweig war, (die Ligiſten und die Schweden hielten, jene die Hauptfeſtung Wolfenbüttel, dieſe Nienburg und Stolzenau beſetzt) zum wirklichen Genuß des Friedens nicht einmal verhelfen. Wie nun ſchon durch dieſen Umſtand die Ausſöhnung mit dem Kaiſer ſelbſt für diejenigen, welche ſie geſucht, und ſelbe zwar erhalten, aber ihre Lage dadurch nicht gebeſſert hatten, nichts weniger, als von einer erfreulichen Seite ſich darſtellte: ſo verſetzte vollends die Fortſetzung feindſeliger Behandlungen, wie dieß bei Würtemberg und Heſſen-Kaſſel der Fall war, die bedrängten Fürſten in einen gleichſam verzweiflungsvollen Unmuth, und in die äußerſte Nothwendigkeit, ſich ſo gut, und ſo bald als möglich, um fremde Unterſtützungen umzuſehen. Zu dieſen und noch gar vielen andern Mängeln und Gebrechen, welchen durch den Pragerfrieden nicht nur nicht abgeholfen, ſondern erſt recht eine vielſeitige Nahrung zu feindſeligen Ausbrüchen gegeben worden war, kam der Punkt wegen der pfälziſchen Sache, wegen welcher der Kaiſer §. 12 ganz kurz feſtſetzte, daß alles, was in Betreff derſelben vom Kaiſer ehmals ſowohl wegen der Churwürde, als wegen der Lande verordnet worden, beſtätigt, übrigens der Mutter des geächteten Churfürſten, Luiſe Juliane, welche ihm doch von dem böhmiſchen Weſen mütterlichſt abgerathen hatte, ihr Leibgeding wieder zugeſtellt werden, den (ganz unſchuldigen) Kindern deſſelben aber gleichwohl ein fürſtlicher Unterhalt, aber keineswegs aus Schuldigkeit, ſondern aus Gnaden beſtimmt werden ſollte. Dieſer einzige, ſo unbefriedigend abgefertigte, Artikel, welcher die Sache da ſtehen ließ, wo ſie im Jahr 1620 nach der Pragerſchlacht angefangen hatte, war hinlänglich, zur Fortſetzung, oder vielmehr zur Eröffnung eines neuen Krieges alle diejenigen Höfe aufzufordern, welchen das Schickſal der Rheinpfalz von jeher nicht gleichgültig, und für welche jenes Schickſal die erwünſchteſte Gelegenheit, einen feſten Fuß in Deutſchland zu ſetzen, war. Es war nicht zu erwarten, daß Schweden, wegen eines einzigen unglücklichen Falles, alle ſeine Hoffnungen, alle ihm zum Theil bereits bewilligten Vortheile und Forderungen an Deutſchland mit Einem Male aufgeben, daß es die, mit ihm feierlich verbündeten, Fürſten, welche beim Abſchluß des Pragerfriedens einſeitig handelten, ihrer Verbindlichkeiten entlaſſen, und mit Schimpf und Unglück überhäuft zurückkehren würde. Die Krone Frankreich, welche ſeit dem J. 1531, da ſich die deutſchen Proteſtanten an dieſelbe um Unterſtützung in deutſchen Reichsſachen wandten, keinen Vorfall außer Acht ließ, welcher ihr einige Veranlaſſung verſchaffen konnte, ſich unter dem Vorwand, einer Partei zu ihrem Rechte zu verhelfen, über beide Parteien ein Gewicht zu geben, und vor allen Dingen durch die Schwächung des Anſehens der deutſchen Kaiſerwürde die deutſche Macht zu zerſtückeln, ſchien jetzt durch die zwei, den deutſchen Krieg erſchütternden Begebenheiten, die Schlacht zu Nördlingen, und den Frieden zu Prag, erſt recht in die Ausführung ihrer alten Plane und in die vortheilhafteſten Umſtände dazu verſetzt worden zu ſeyn. Jene zwei Vorfälle nämlich führten ihr nicht nur Schweden, welches, ſo lange es im vollen Glücke war, von Zeit zu Zeit vergaß, daß es mit Frankreich verbündet, daß es im Grunde zum Kriege gemiethet von Frankreich ſey, wieder näher, und geſchmeidiger zu, ſondern ſie zogen auch die Folge nach ſich, daß die noch immer in der kaiſerl. Ungnade begriffenen, oder ſonſt benachtheiligten, und ihrem Untergang nahe gebrachten deutſchen Fürſten nicht umhin konnten, ſich flehendlich an ſie um Hülfe zu wenden, und die franzöſiſchen Waffen mit Rath und That zu unterſtützen. Schon in dem ſogenannten

Abſchied der 1634 (während der Vorfälle zu Nördlingen) von proteſtantiſchen Fürſten zu Frankfurt gehaltenen Verſammlung wurden den Franzoſen zwei überaus wichtige Stücke, auf welche ſie ihre Abſichten gerichtet hatten, bewilligt; nämlich die vom Churfürſten Philipp Chriſtoph zu Trier, als Biſchof von Speier, nicht weit von dieſer Stadt nahe am Rhein erbaute, (im Jän. 1634 vom ligiſtiſchen Commandanten, Oberſten Caſpar Bamberger aus Mangel an Lebensmitteln den Schweden überlaſſene) Feſtung Philippsburg, dann die ſämmtlichen, von den Schweden in Elſaß eroberten Plätze, ja (wie die geheime, den nach Paris abgeſchickten deutſchen Geſandten, dem ſchwediſchen und würtembergiſchen Geſandten Löffler, und dem zweibrückiſchen Rath Philipp Streif von Löwenſtein, mitgegebene Weiſung lautete) ſogar das Churfürſtenthum Mainz, was dann auch, wiewohl alles Bewilligte nur bis zum einſtigen allgemeinen Frieden bewilligt ſeyn ſollte, dem König Ludwig XIII., oder beſſer zu ſagen, dem damals herrſchenden Miniſter Richelieu ſo ſehr zu Gemüth drang, daß er nicht umhin konnte, den Herren, welche um ſeine Hülfe handelten, einen aufmunternden Beweis, wie ſehr ihn (gemäß ihrer großmüthigen Anerbietungen) ihr mißliches Schickſal gerührt habe zu geben, und außer einer, bereits zugeſagten, ergiebigen Geldhülfe, auch noch ein Korps von zwölftauſend Mann, welches ein deutſcher mitverbundener Fürſt, und zwar, „nach ſeinem Ermeſſen" anführen ſollte, zuzuſagen, und über alles dieſes noch die Stellung eines beträchtlichen Heeres am Rhein, welches für alle Nothfälle bereit ſtehen ſollte, zu verſprechen. Unter jenem Fürſten wurde kein andrer, als der Herzog Bernhard von Weimar verſtanden, welcher durch ſeine bewunderungswürdige, und vom Glück begünſtigte Tapferkeit im Dienſt der Schweden, längſt hochberühmt, welcher noch erſt jüngſt 1634, von den, zu Worms verſammelten, Verbündeten zum Oberbefehlshaber aller Bunds- und Hülfstruppen gewählt worden, und am franzöſiſchen Hof in ein ſolches Anſehen gekommen war, daß man keinen Preis für zu hoch, keine Aufopferung für zu groß hielt, um ihn ſich ganz eigen zu machen, und daß man daher kein Bedenken trug, ſeinem Ehrgeiz, der wenigſtens ſo außerordentlich, als ſein Muth war, durch die ſchmeichelhafteſten Anerbietungen, welche ihm nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen ſollten, entgegen zu kommen. Dieſer Prinz, der, wie ehmals der Prinz Chriſtian von Braunſchweig, eine Armee, aber kein Land hatte, (denn ſein erſter Bruder Wilhelm war zu Weimar regierender Herr) hatte keinen geringeren Plan, als, nach dem Beiſpiele der Schweden, in irgend einem der eroberten deutſchen Länder einen eignen Staat für ſich zu errichten, und ſchon im J. 1633 verſprachen ihm jene Schweden, indem ſie ſich in einer dringenden Noth, woraus er ſie retten wollte, befanden, das bambergiſche und würzburgiſche Land, welches ſie damals in ihrer Gewalt hatten, unter dem Titel des Herzogthums Franken einzuräumen; aber Ludwig XIII. that noch weit mehr, indem er dem Bernhard gegen die Obliegenheit, ſtets achtzehntauſend Mann zu Fuß, und ſechstauſend zu Pferd zu unterhalten, und mit dieſem Heer wider Jedermann, den ihm der König nennen würde, zu dienen, vermöge eines feierlichen Traktats (im Okt. 1635) jährlich vier Millionen Livres, dann eine jährliche lebenslängliche Penſion von fünfzig tauſend Livres, und (was die Hauptſache war) die Landgrafſchaft Elſaß, als ein erbliches Eigenthum zuſagte, zum Erſtaunen und zur allgemeinen Aergerniß aller Franzoſen, welche ſich bereits mit der Erwartung, daß Elſaß, ſo wie Lothringen, welches ſie damals ebenfalls dem Herzog Carl IV. entriſſen hatten, ihrem Vaterland einverleibt bleiben würde, ſchmeichelten, und wenig von der eigentlichen Abſicht der königlichen Maßregeln begriffen, welche das, was ſeiner Zeit dann doch allein für ſie reif werden ſollte, mit dem Fortſchritt der Dinge ſich erſt auszeitigen laſſen, und einſtweilen mit den nicht weniger köſtlichen, und vortrefflich gelegenen ſpaniſchen Niederlanden, wo die Kriege von Zeit zu Zeit erneuert worden waren, ſich begnügen wollten, nach deren Eroberung dann auch der Miniſter Richelieu ein ſo großes Verlangen trug, daß er den Entſchluß faßte, die franzöſiſche Armee, welche dahin beordert werden ſollte, wenn anders die Geſundheit und die Geſchäfte ihn daran nicht hindern würden, in Perſon anzuführen, und mit dem holländiſchen Statthalter, dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der unter ihm zu ſtehen haben ſollte, Ehre und Siege, und die Früchte des Sieges zu theilen; allein wenn jener Miniſter durch dieſe, auf die ſpaniſchen Niederlande gerichteten Abſichten noch einige Zeit gehindert wurde, ſeine auf Eroberungen in Deutſchland angelegten Plane mit dem Nachdruck der vereinigten franzöſiſchen Macht zu verfolgen: ſo blieb gleichwohl ſeine Aufmerkſamkeit auf die Vorgänge in Deutſchland keineswegs ſo ſehr getheilt, daß er im Grunde nicht dennoch die vornehmſte Rolle dabei vorgeſtellt haben ſollte; er bewirkte (im Sept. 1635) für die Schweden, damit ſie nicht zu gleicher Zeit zwei Kriege zu führen hätten, die Verlängerung des im J. 1629 mit Polen geſchloſſenen Waffenſtillſtandes auf eine neue Friſt von 26 Jahren; zog, wo er konnte, deutſche Fürſten an ſich (wie ſich dann im J. 1636 der Landgraf Wilhelm von Heſſen=Caſſel um jährliche zweimal hundert tauſend Reichsthaler und andere Zuſagen miethen ließ, zum Dienſt der Franzoſen, ſo lange ſie im Krieg begriffen ſeyn würden, ſtets ſieben tauſend Mann zu Fuß, und drei tauſend zu Pferd zu halten), und indem er wegen der Niederlande einen Krieg mit Spanien, zu gleicher Zeit an vielen Orten, anfieng und dieſen nach allen Ländern, wo Spanier ſich aufhielten, verbreitete, konnte es ihm nicht lange an einer ſchicklichen Gelegenheit fehlen, auch dem Erzhauſe Oeſterreich, welches mit dem, ihm verwandten, ſpaniſchen Hauſe gleiche Vortheile und Abſichten hatte, den offenbaren Krieg erklären zu können, zumal, da es franzöſiſcher Seits nichts weiter brauchte, als irgend einen deutſchen Fürſten für einen franzöſiſchen Schutzverwandten zu erklären, dann unter dieſem Vorwand die, wenn gleich in Deutſchland gelegenen, Länder eines ſolchen Fürſten zu beſetzen, und, wenn man entgegen von Seiten des Kaiſers geeignete Maaßregeln ergriff, dieſe als eine Urſache des Kriegs aufzuſtellen. Dieſes war dann auch buchſtäblich der Fall mit der Erklärung des Kriegs wider Spanien. Wir haben gehört, daß ſich der Churfürſt von Trier, Philipp Chriſtoph, (theils weil ihm mit den Unglücksfällen der Liga, mit welcher er es ſeit ihrem Entſtehen gehalten hatte, der Muth entfallen, theils und eigentlich, weil er mit ſeinen Landſtänden und dem Domkapitel in einem Streit, bei dem ihm die kaiſerlichen Commiſſarien, Mainz und Bayern, nicht Recht geben konnten, begriffen, und ein auswärtiger Beiſtand ihm erwünſcht war) in den Schutz der Franzoſen begeben habe, welche dann auch ſogleich nichts angelegentlichers zu thun hatten, als, nach dem eigenen Wunſch jenes Churfürſten die Stadt Trier zu beſetzen, und die im Namen des Kaiſers beorderten ſpaniſchen Vollzugstruppen zu verdrängen. Allein ſchon im März 1635 kamen unter dem Grafen von Rittberg neuerdings ſpaniſche Völker an, welche ſich durch Liſt und Gewalt der Stadt Trier und zugleich der Perſon des Churfürſten (welcher von den Spaniern erſt nach Luxemburg, dann nach Namur, und zuletzt nach Wien, wo er zehn Jahre bleiben mußte, abgeführt wurde) bemächtigen, und die Franzoſen zum Abzug zwangen. Schon einige Zeit vorher, im Jän. 1635 nämlich, war den Franzoſen auch die Feſtung Philippsburg von ebendemſelben Kommandanten, dem ligiſtiſchen Oberſten Bamberger, welcher ſie vor einem Jahre hatte verlaſſen müſſen, wieder abgenommen, und noch anbei darin eine reiche Beute gemacht worden. Das war mehr, als der franzöſiſche Hof ertragen konnte. Ein franzöſiſcher Herold kündigte demnach der Krone Spanien den Krieg an, weil von ſpaniſchen Truppen Trier beſetzt, und weil der Churfürſt, nachdem er im franzöſiſchen Schutz ſtand, entführt worden war.

Zu Folge dieſer Vorfälle begannen im J. 1635 einer Seits zwiſchen der Krone Spanien, dem Erzhauſe Oeſterreich, Bayern und den, mit ihm ſtreitenden, ehmaligen ligiſtiſchen Fürſten, anderer Seits zwiſchen Frankreich, Schweden, Holland und proteſtantiſchen deutſchen Fürſten, nach und nach, beinahe in allen deutſchen Ländern wieder neue Kriege, und (durch Verirrungen, Mißverſtändniſſe, Verſehen, plötzliche Unglücksfälle) neue Niederlagen, oder (durch glückliche Umſtände, und wohl angebrachten Fleiß und Muth) neue Siege und Eroberungen, welche, ſo wie ſie im Wechſel der Dinge bald dieſer, bald jener Partei zu Theil wurden, auch zur Einleitung des Friedens abwechſelnde Neigungen und Vorſchläge zeugten, und wieder zerſtörten. Wir wollen zuerſt die wichtigern Vorfälle, welche ſich in dem J. 1635 und dem folgenden in den Rheingegenden ergaben, vornehmen.

Hier ſcheint man die Sache anfangs für die Feinde des Kaiſers für verloren gehalten zu haben. Jedermann ſuchte, wenn nicht aus Neigung, doch aus Furcht, die Verſöhnung mit dem Kaiſer, deſſen Waffen auch lange noch nach der Schlacht bei Nördlingen, überall, wo ſie ankamen, ſiegten. Auch zählte die vereinigte kaiſerliche und bayeriſche Armee, da ſie der kaiſerl. Oberfeldmarſchall Gallas bei Heilbronn muſterte, (wiewohl viele Korps der Bayern an andere Orte vertheilt worden waren) vierzig tauſend Mann auserleſener Truppen, und außer dieſen führten auch noch die tapfern und geſchickten Feldherrn von Mansfeld, Piccolomini, von Suys, dann der mitfechtende Herzog Carl von Lothringen und andere, jeder auf ſeinem Poſten, noch ſehr beträchtliche Korps an, und man ſchien demnach keine Urſache gehabt zu haben, dem Abzug des ſpaniſchen Cardinal-Infanten, Ferdinand, welcher nach dem höchſt wichtigen Dienſt in der Schlacht bei Nördlingen nach den Niederlanden (um daſelbſt die durch den, zu Ende des J. 1633 erfolgten Hintritt der Statthalterin Iſabella Clara Eugenia, erledigte Statthalterſchaft anzutreten) fortrückte, einige der Unfälle, durch welche die Triumphe der kaiſerlichen Truppen bald wieder ſehr verdunkelt wurden, beizumeſſen. Anſtatt die Vollendung des berühmten Sieges für eben ſo höchſt wichtig, als es dieſer ſelbſt war, zu halten, und raſtlos die Spuren des Feinds, wo ſich welche zeigten, aufzuſuchen, und ſie mit vereinigter Kraft zu verderben, ließ man demſelben hier (wie auf der andern Seite in Oberſachſen) Zeit, ſich zu ſammeln, und ſeinen Vortheil zu erſehen. Schon mit dem Anfang des J. 1635 hatte der Herzog Bernhard von Weimar, welcher ſich, nach ſeiner Niederlage, über Canſtatt nach Frankfurt geflüchtet hatte, wieder hundert vierzig Fahnen zu Fuß, und hundert fünfzig zu Pferd beiſammen, mit welchen er plötzlich einen Ueberfall in das Rheingau vornahm, und den kaiſerlichen General Mansfeld, den er daſelbſt ſtehen fand, zwar nicht zurückſchlug, aber ihm mehr, als einen Beweis, was er in der Zukunft vermögen würde, gab. Aber bald darauf wurde ein anderer Anführer eines, für den Kaiſer fechtenden, vereinzelten Korps, Herzog Carl von Lothringen, faſt gänzlich zu Grund gerichtet. Dieſer tapfere Krieger nahm ſich mit ſeinem Heer von ungefähr zwölf tauſend Mann, welches der ganze Schatz war, der ihm nach dem von den Franzoſen beſetzten Herzogthum übrig blieb, vor, Elſaß zu erobern, ja er ſoll ſich, da er noch überdieß von zwei andern Generalen, Reinacher, und Mercy, unterſtützt wurde, eine ſeiner Kühnheit ähnliche Hoffnung gemacht haben, bis nach Paris vorrücken zu können. Den 18.—28. Mai 1635 kam es zwiſchen ihm und einer, unter der Anführung des Marſchalls de la Force herbeigeeilten franzöſiſchen Armee bei Befort zu einer Schlacht, worin ſeine Mannſchaft gänzlich, theils aufgerieben, theils zertrennet, und nur noch ein kleiner Reſt von Herumirrenden vom bayeriſchen Oberſten Johann von Werth bei Breiſach wieder geſammelt wurde. Aber auch ſelbſt dem General Gallas gieng es zuletzt nicht viel beſſer. Nachdem theils er ſelbſt, theils ſeine Oberſten manche ſehr ruhmvolle That ausgeführt, Mainz, Bingen, Ehrenfels, Lahnſtein, Sachſenhauſen bei Frankfurt u. a. ſich ergeben hatten, ſuchte er den Herzog Bernhard von Weimar, welcher von einem franzöſiſchen, vom Marſchall und Cardinal Lavalette angeführten, Heer verſtärkt worden war, zu einer Schlacht zu vermögen, und bei Meiſenheim verlegte er ihm den Weg; allein das vereinigte franzöſiſch-weimariſche Heer drang durch die kaiſerlichen Truppen, nicht ohne Verluſt derſelben, und eilte mit unausgeſetzten Märſchen nach Lothringen, wo es endlich bei einem Städtchen Walderfing Halt machte. Hier kam es zu einem

Gefechte, das nichts entſchied, indem beide Theile ſich den Sieg zuſchrieben, auch in ihren Lagern ſtehen blieben, und ſich einander zu einem neuen Kampf mit einer gleichen Begierde, aber mit ungleichen Schickſalen erwarteten. Dem Gallas fehlte es an allem, was man braucht, um Soldaten, wir wollen nicht ſagen, ermuntern, ſondern nur erhalten zu können, am Proviant und den unentbehrlichſten Kleidungsſtücken für die Mannſchaft, am Futter und Waſſer für das Vieh, und andern Nothwendigkeiten, ohne deren Befriedigung kein Kriegsweſen ſich halten kann. Krankheiten, und tauſend andere Ungemache verzehrten oder entfernten den größten Theil der Truppen, deren erbärmlicher Reſt ſich mit unſäglicher Mühe nach Elſaß zurückſchleppte, wo derſelbe, wiewohl vom Elend aller Art niedergedrückt, und gelähmt, gleichwohl aus Hunger und Verzweiflung, in die, daſelbſt ſtehenden ſchwediſchen Truppen ſich ſtürzte, und um im Winter doch wenigſtens ein Obdach zu erhalten, verſchiedener Ortſchaften, als Elſaß-Zabern, Baar, Dachſtein, u. a. ſich bemächtigte.

Allein im Jahre 1636 verlor Gallas nicht nur dieſe Eroberungen wieder, ſondern er wurde noch überdieß genöthigt, neuerdings nach Gegenden, welche von allen Lebensmitteln ſchlechterdings entblößt waren, nach den Rheingegenden nämlich, wo man damals aus Hunger todte Menſchen verzehrte, und lebende tödtete, um ſie verzehren zu können, und wo die wegraffendſte Peſt wüthete, fort zu wandern; ja, nachdem er in einem, bei Druſenheim verſchanzten Lager eine geraume Zeit mit ſchwerern Uebeln, als ſelbſt der heftigſte Krieg iſt, gekämpft hatte, zog ihm erſt noch auch in dieſem Jahr 1636 ein ähnlicher Zug, wie im vorigen, ein ähnliches Unglück zu. Die Franzoſen nämlich, etwa zehn tauſend Mann zu Fuß und vier tauſend zu Pferd ſtark, waren, unter der Anführung des Prinzen Conde, nach der, damals im ſpaniſchen Burgund (Hochburgund) gelegenen, Stadt Dole gerückt, mit der Abſicht, nach der Eroberung dieſer Stadt ſogleich nach Deutſchland zu rücken. .Gallas mußte den Belagerten zur Hilfe eilen, und da er jetzt wieder eine verſtärkte und ſehr ſchöne Armee (dieſe ſoll in allem aus vierzig tauſend Mann beſtanden ſeyn) mit ſich aus Deutſchland führte, ſo konnte es nicht fehlen, daß ihm ſeine Unternehmung glückte. Die Franzoſen hielten nicht für gut, mit einer überlegenen Macht ſich einzulaſſen, und entfernten ſich; aber bald darauf ſollte Gallas (vermöge einer vom König Ferdinand zu Breiſach, wo dieſer Herr ſeit der Nördlinger Schlacht ſeinen Aufenthalt genommen hatte, den 8. — 18. Sept. 1636 unterzeichneten Kriegserklärung) in Frankreich einfallen, und dieſer unternehmende General, der ganz vom feurigſten Eifer, ſich für ſo viele von den Franzoſen erhaltene böſe Streiche eine Genugthuung zu verſchaffen erfüllt war, ſäumte nicht, ſich unverzüglich in Marſch zu ſetzen, ungeachtet vieler Warnungen verſtändiger Männer, welche ihn an das Schickſal Kaiſer Carls V. und an die Vorkehrungen, welche von den Franzoſen, falls man ihr Land beträte, gewöhnlich getroffen würden, erinnerten. Auch der Umſtand, daß bereits der ſpäte Herbſt eingetreten, und die Gefahr, lange anhaltende Regen möchten alle Wege grundlos, und die Zufuhr, wenn nicht unmöglich, doch höchſt beſchwerlich machen, machte auf ſeinen Muth keinen Eindruck, und er ſtand eher, als vermuthet wurde, bei Champliette in der franzöſiſchen Provinz Bourgogne. Einige Tage darauf ſtanden ihm gegenüber der franzöſiſche Marſchall Lavalette, und Herzog Bernhard, welche ſein Heer mit unausgeſetzten Beunruhigungen beſchäftigten, und es in die übelſte Laune um ſo mehr verſetzten, als es dieſem Heer in kurzer Zeit an aller Zufuhr von Lebensmitteln fehlte. Nachdem Gallas in dieſer peinlichen

Verlegenheit einige Wochen ausgehalten, auch der Marcheſe Grana ſich mit ihm vereinigt hatte, brach er nach einem an einem kleinen Städtchen gelegenen befeſtigten Schloſſe Mirabellau, wo vieles Proviant gelegen war, auf; er eroberte das Schloß; allein das Proviant war verbrannt. Gallas belagerte hierauf das Städtchen St. Jean de Laune; allein die Bürger ergaben ſich nicht, und als noch überdieß auf der entgegengeſetzten Seite franzöſiſche Truppen in die Stadt gerückt waren, blieb noch weniger Hoffnung übrig, daß die Eroberung ohne Verzug glücken würde. Schon war man tief im November. Die Regen hatten ſich eingeſtellt; die Straßen waren grundlos geworden. Die entſetzliche Verlegenheit, in welcher ſich jetzt Gallas mit ſeinem Heer befand, vermehrte ſich mit jedem Tag. Die ſchlimmſte Witterung, ein allgemeiner Mangel an Lebensmitteln, ganze Schaaren von erkrankten Soldaten, und auf allen Seiten der Feind, der die erſchöpften Truppen ſtündlich aufjagte, und, was er erreichen konnte, tödtete! Bei ſechs tauſend Mann wenigſtens giengen zu Grunde. Mit den übrigen kam Gallas, nach einem unendlichen Geſchlepp, endlich wieder zu Ende des Jahres 1636 in Deutſchland an, wo er ſogleich Befehl erhielt, mit ſeiner Armee, ſo bald als es die

Jahreszeit geſtatten würde, nach Sachſen zu rücken.

Hier waren indeſſen, ſeit dem Anfang des Jahrs 1635, die Sachen noch ungleich ſchlimmer, als in der Rheingegend, gegangen. Hier ſtand, im Magdeburgiſchen und Halberſtädtiſchen, der ſchwediſche General Banner in ſchlimmen Umſtänden, (ſeine Mannſchaft reichte erſt lange nicht an die Macht ſeiner künftigen Gegner hin; ſeine unbezahlten Soldaten waren mißvergnügt, und ſelbſt ſeine Offiziere wankten;) ſo daß er den, unter dem kaiſerlichen General Hazfeld geſtandenen kaiſerlich-ligiſtiſchen Truppen, dann der wohlbeſtellten Armee des Churfürſten von Sachſen, ſchwerlich würde haben Widerſtand thun können, wenn der Kaiſer und der ſächſiſche Churfürſt die Entſchloſſenheit gehabt hätten, unverzüglich und mit raſchem Nachdruck das auszuführen, was ſie vermöge des pragiſchen Friedens auszuführen dringend veranlaßt waren. Die Weigerung der Krone Schweden, jenen Frieden, nachdem man ihn wider alle Verträge einſeitig gemacht hatte, anzuerkennen, war, ſo, wie die natürliche Folge jener Weigerung vorauszuſehen, welche keine andere ſeyn konnte, als daß Schweden alles aufbiethen würde, um jenen Frieden zu vernichten, falls es nicht auf die, ſchon von Guſtav Adolph, und nachher vom Reichskanzler Oxenſtirn öfters und ohne alle Zurückhaltung geäußerte, Art, nämlich mit einem deutſchen Land belohnt, oder wie man ſich ſchwediſcher Seits ausdrückte, für den groſſen Kriegsaufwand entſchädigt werden ſollte. Mit einer Geldbefriedigung, wozu ſich der Churfürſt von Sachſen anbot, (er verſprach zuletzt in Friſten eine Million Gulden ausmitteln zu wollen) wollte ſich Schweden ſchlechterdings nicht begnügen, und Land und Leute konnte weder der Kaiſer noch Sachſen bewilligen. Bei dieſen, im voraus unabänderlichen Vorausſetzungen, dürfte es kaiſerl. Seits der Klugheit, und dem Wohl des Kriegs nicht allerdings gemäß geweſen ſeyn, anſtatt auf der Stelle den Beſitz alles deſſen, was man wünſchte, zu ergreifen, ſo lange mit vergeblichen Unterhandlungen ſich ſelbſt hin zu halten, bis ſich die ſchwediſche Macht wieder von ihrer erſten Beſtürzung erholt, und verſtärkt haben konnte. Noch im Sept. 1635 unterhandelte man mit Kanzler Oxenſtirn, welcher ſeitdem perſönlich in Frankreich und Holland (man konnte ſich leicht denken, nicht ohne Erfolg für ſeine Abſichten) geweſen, dann ſeit ſeiner Zurückkunft nach Deutſchland mit ſeinem Betrieb einer würdigen Schadloshaltung äuſſerſt geſchäftig, und am Ende, da er ſeine Anſtalten wohl ſchen getroffen haben mochte, noch ſo geſchmeidig und vorſichtig war, ſich wegen eines Friedensabſchluſſes ſogar an den Kaiſer Ferdinand mit dringenden Vorſtellungen, welche aber unbeantwortet blieben, zu wenden. Es ſchien, als hielt man kaiſerl. Seits, nachdem ſo viele Fürſten dem pragiſchen Frieden beigetreten waren, bereits alles für abgethan, und die ſchwediſche Macht für viel zu unbeträchtlich, um etwas von Bedeutung unternehmen zu können. Der Churfürſt Johann Georg von Sachſen war vollends voll des beſten Vertrauens auf ſeine in funfzehn tauſend Mann zu Fuß, und zwölf tauſend zu Pferd beſtehende Armee, mit welcher er dem ſchwediſchen Obergeneral Banner ſogar entgegen gerückt war. Dieſer General, der anfangs nicht volle zehntauſend Mann zählte, hatte ſich ſeiner Seits, wie ihm dann alle Zeit dazu gelaſſen ward, in eine gute Verfaſſung geſetzt, hatte unter dem General Sperreuter Truppen aus Weſtphalen an ſich gezogen, und erwartete jetzt täglich eine neue Verſtärkung aus Preußen, welche ihm, nach dem mit Polen geſchloſſenen Frieden der General Torſtenſohn herbei führen ſollte. Als dieſer General zu Ende des Okt. wirklich bei Banner ankam, hatte der neue Krieg bereits ſeinen Anfang genommen. Der Churfürſt von Sachſen forderte ſchlechterdings, daß die

Schweden vor allem die Stadt und das Gebiet Magdeburg, deſſen Bisthum im pragiſchen Frieden ſeinem Sohn Auguſt zugeſagt worden war, räumen ſollten, und da jene auf ihrem Poſten blieben, ließ er durch ſeinen Obergeneral Baudis (den Nachfolger des Arnheims, welcher aus Verdruß über den pragiſchen Frieden den Dienſt verlaſſen hatte) in einigen Dorfſchaften, wo Schweden ſtanden, Gewalt brauchen. Banner, der bereits auf alles gefaßt war, überfiel unverzüglich einige kleine Abtheilungen ſeiner Feinde, ſchlug ſie, und machte zumal noch im Oktober vor Dömiz im Mecklenburgiſchen einen herrlichen Anfang, indem er ein ſächſiſches Korps von ſieben tauſend Mann, welches Baudis vor dieſe, an der Elbe ungemein vortheilhaft gelegene, Feſtung, mit einer ſolchen Eilfertigkeit, daß er weder Kanonen, noch eine Reiterei mit ſich nahm, geführt hatte, theils niedermachte, theils zerſtreute, und fünfzehn hundert Mann gefangen nahm. Mit einem gleichen Glück focht er in andern, bald darauf gefolgten Gefechten, als bei Goldberg im Mecklenburgiſchen, bei Kiriz in der Altmark, und am Ende des Jahrs 1635 bedrohte er ſogar Berlin, um dem Churfürſten von Brandenburg, falls er feindſelig gegen ihn geſinnt ſeyn ſollte, zuvor zu kommen.

1636. Mehr als die Hälfte dieſes Jahrs wurde wechſelweiſe mit verſchiedenen Märſchen, kleinern Handgemengen, Eroberungen, welche wohl manchen bedeutenden Vortheil, aber keine Entſcheidung zur Folge hatten (Banner z. B. eroberte Halle an der Saale, Naumburg am Einfluß der Unſtrut in die Saale; der Churfürſt von Sachſen eroberte die Stadt Magdeburg u. a.), zugebracht, als es endlich den 28. Sept. 4. Oktob. 1636 unweit der, im Churbrandenburgiſchen an der mecklenburgiſchen Gränze gelegenen, Stadt Wittſtock an der Doſſe zu einem ernſthaften Gefechte kam. Beide feindliche Armeen waren darauf wohl vorbereitet. Der Churfürſt von Sachſen hatte die vom Grafen von Hazfeld angeführte kaiſerl. Armee, welche aus 14 Regimentern zu Pferd, und 15 zu Fuß beſtanden haben ſoll, dann das ſeit einiger Zeit unter der Anführung des kaiſerl. Generals Marazzini in Pommern, und Mecklenburg geſtandene Korps an ſich gezogen, und ſeine Macht belief ſich nunmehr auf dreißig tauſend Mann. Banner aber, ungeachtet er von dem bei Nienburg an der Weſer geſtandenen Alexander Lesle, dann von Truppen, welche der General Wrangel aus Pommern ſchickte, verſtärkt worden war, ſoll nicht mehr, als zwei und zwanzig tauſend Mann gezählt, und gleichwohl ſeinen Feind, weil dieſer noch immer Verſtärkungen erwartete, aufgeſucht, und zur Schlacht ihn genöthigt haben. Die kaiſerlich-ſächſiſche Armee hatte auf einem, nahe bei beſagtem Städtchen Witſtock gelegenen Berg, der Schreckenberg genannt, eine nicht wohl angreifbare Stellung genommen, und ſich noch überdieß auf dem Rücken wohl verſchanzt. Banner, welcher mit Torſtenſohn den rechten Flügel ſeines Heeres anführte, umgieng den Berg rechts, und ließ eben dieß linker Seits hinter Waldungen und Hohlwegen auch ſeinen linken Flügel thun, in der Erwartung, daß ſein Feind ihm entgegen kommen, und dieſer mithin ſeine Vortheile verlaſſen würde. Dieß geſchah, und Nachmittag um 3 Uhr begann die Schlacht, bei welcher gefochten wurde, wie man es von verſuchten, furchtloſen und erbitterten Truppen, und von erfahrnen Feldherren zu erwarten pflegt. Kein Regiment ſtritt tapferer, als das andere; jedes vortrefflich. Zog ſich je eines, um dem Drang phyſiſcher feindlicher Uebermacht einen Augenblick zu entgehen, manchmal etwas zurück: ſo wich es nicht, ſondern es ſammelte ſich, um mit neuer Kraft und Verbindung voran zu rücken. Manche Regimenter, beſonders ſchwediſche, haben auf dieſe Weiſe bis achtmal friſch angeſetzt. Die unausgeſetzte höchſte Anſtrengung ſchien nach drei Stunden die Kräfte des rechten ſchwediſchen Flügels dergeſtalt erſchöpft zu haben, daß der Sieg auf die Seite des kaiſerlich-ſächſiſchen Heeres ſich zu neigen ſchien; als im entſcheidenden Zeitpunkt durch die angewieſenen Umwege der ganze linke Flügel der Schweden zum Vorſchein kam, und indem er auf die kaiſerlich-ſächſiſche Armee ſeitwärts einfiel, das Treffen mit einer Munterkeit, als nähme es erſt jetzt ſeinen Anfang, erneuerte. Man metzelte ſich einander, bis die finſtere Nacht Freund und Feind unkennbar machte. Beide Theile blieben ſtehen, den erſten Sonnenſtrahl zu erwarten, und die Wagſchale ſtand ungewiß, als ein, auf der Seite der Kaiſerlichen zu voreilig ausgeführter Entſchluß zu ihrem Nachtheil entſchied. Einige ſchwediſche Gefangene nämlich ſagten aus, daß viele ſchwediſche Regimenter den vergangenen Tag noch gar nicht zur Schlacht gekommen, und daß ſolche zum erſten Angriff am frühen Morgen bereit wären. Andere Nachrichten zeigten an, daß die ſchweren kaiſerlichen Kanonen in ſumpfige Oerter gerathen, und größtentheils von Pferden entblößt waren. Dieſer Drang der Dinge, ja ſchon die Beſtürzung, welche ſelbſt die entſcheidenden Befehlshaber der kaiſerlich-ſächſiſchen Armee ſchon darüber befiel, daß ſie einen, ihnen ganz unerwarteten Widerſtand gefunden, daß ſie dabei einen beträchtlichen Verluſt gelitten (es lagen von beiden Seiten bei ſechs tauſend Getödtete herum), daß ſie den folgenden Tag vielleicht noch ein ſchwerers Unglück zu erwarten hätten, machte, (wie es in Fällen, da man die Sache im verlängerten Schatten ſieht, zu geſchehen pflegt) den Verluſt, die Gefahr, die Verlegenheit noch größer und dringender, als ſie war, ſo daß man, anſtatt ſich des groben Fehlers des Wallenſteins nach der Schlacht bei Leipzig zu erinnern, nichts beſſers thun zu können glaubte, als eben denſelben Fehler zu begehen. Die ganze kaiſerlich-ſächſiſche Armee bekam nach zwei Stunden, welche ſie ſtandhaft ausgehalten hatte, plötzlich den Befehl, ſich zurückzuziehen. Der Erfolg war der in ſolchen Fällen faſt ſtets gewöhnliche. Das Gedräng verurſachte eine Unordnung, und dieſe, wobei einer den andern mit Schreckenbildern erfüllte und drängte, zog eine allgemeine Flucht nach ſich. Der Churfürſt von Sachſen eilte für ſeine Perſon nach Leipzig, Hazfeld und der (am Kopf hart verwundete) Marazini flüchteten ſich über die Elbe nach Halberſtadt. Von den Truppen, welchen die Schweden auf die Ferſen nachtraten, kamen noch bei tauſend ums Leben. Auf dem Schlachtſelbe wurden zwei und dreißig ſchwere Kanonen, hundert achtzig Munitionswägen, alles Gepäck, ſogar das Silbergeſchirr des Churfürſten, ſogar ſeine Kanzlei, zurückgelaſſen. Die Schweden wurden wieder muthiger, und ſtolzer, als ſie dieß zu ſeyn damals ſchon Urſache hatten. Einer ihrer Generale, Hermann Wrangel, derſelbe, welcher, wie eben geſagt wurde, dem Oberfeldherrn Banner bereits einige Truppen aus Pommern geſchickt hatte, rückte jetzt mit ſeinem, in ſechs tauſend Mann zu Fuß, und einer kleinen Anzahl zu Pferd beſtehenden Korps ſelbſt ins brandenburgiſche, forderte Küſtrin auf, belegte die Stadt Berlin, und bald darauf Frankfurt an der Oder (wiewohl nur auf eine kurze Zeit; denn kaiſerliche Truppen nöthigten ihn bald wieder zum Rückzug) mit Einquartirungen. Banner zog bei Werben, nachdem er ſich der, dort von den Kaiſerlichen unlängſt eingenommenen Schanze bemächtigt hatte, über die Elbe, verfolgte unter beſtändigen Plünderungen, einige Zeit den durch Thüringen eilenden Hazfeld, bemeiſterte ſich der Stadt Erfurt, in welcher er eine gute Beſatzung hinterließ, und fiel dann die Länder des Churfürſten von Sachſen an, wo er im Jän. 1637 die Stadt Leipzig, wiewohl vergeblich, belagerte, und dann ſich bei Torgau in einem überaus ſtark verſchanzten Lager mit einem Heer feſtſetzte, welches das flache Land durch ſeine verheerenden Streifereien unmenſchlich mißhandelte. So ſtanden hier die Sachen, als der kaiſerliche Oberfeldherr Gallas zu einer Zeit heranzog, wo das Schickſal von Deutſchland noch ſo ungewiß, und die Verwirrung ſo groß war, daß in dieſen Umſtänden eine Vorſorge, welche Kaiſer Ferdinand II. indeß für das Reich getroffen hatte, eine große Wohlthat geworden iſt.

Ferdinand, der, wiewohl er noch lange kein Greis war, doch ſchon eine geraume Zeit die Schwächlichkeiten des Greiſenalters fühlte, lud die Churfürſten (mit Ausnahme des von Trier, welcher jetzt von Namur nach Linz in Oberöſterreich geführt wurde) zu einer Verſammlung nach Regensburg ein, wo auch die Churfürſten von Mainz und Cöln, Böhmen und Bayern in Perſon, die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg aber durch Geſandte ſich einfanden. Dieſe (auf den 15. Juli 1636 ausgeſchriebene, aber erſt den 13. Sept. mit den hergebrachten Feierlichkeiten eröffnete) Verſammlung hatte vor allen Dingen die Wahl eines römiſchen Königs zum Zweck; und da wider den geſetzlichen Erbthronfolger der ſämmtlichen öſterreichiſchen Staaten Ferdinand III., den ſein Vater, der Kaiſer, vorſchlug, nichts einzuwenden war, da auch von dieſem und jenem wider die, der Wahlkapitulation von den Churfürſten beigefügten, vielen und beträchtlichen Zuſäze, nichts eingewendet wurde: ſo wurde der neue König den 12. oder 22. Dec. 1636 durch einhellige Stimmen gewählt, und zehn Tage nachher gekrönt. Als der Kaiſer ſeinen Sohn zu deſſen Erwählung Glück wünſchte, und ihn ſegnend, zur würdigen Führung ſeiner Würde ermahnte, weinte er bitterlich, indem er ſich der vielen Unglücksfälle, welche ſeine Würden ihm zugezogen hatten, mit Wehmuth erinnerte. Dieſe Würden legte er nach einigen Wochen auf immer ab, indem er zu Wien, wohin er bereits unpäßlich zurückgekommen war, eben ſo ſanft, als fromm entſchlief den 15. Horn. 1637 im neun und fünfzigſten Jahr ſeines Alters, im achtzehnten ſeiner Regierung.

Dieſer Regent wurde, nachdem Jemand über ſeine perſönlichen Eigenſchaften ein Urtheil fällte, verſchieden beurtheilt. Was Freunde und Feinde mit gleicher Gerechtigkeit von ihm rühmen, iſt, daß er ein in allen Fällen gleichmüthiger, mäßiger, keuſcher, perſönlich arbeitſamer, dann ein überaus ſanfter und milder Herr, der beſonders gerne verzieh, voll Empfindung für die ſchönen Wiſſenſchaften und die Künſte, beſonders die Tonkunſt, war, und daß er in andern, und friedlichen Umſtänden, welche beſſer für ſein gütiges, kindlich frommes Weſen gepaßt hätten, als die Zeiten voll aufrühreriſcher Unruhen, und ausrottenden Kriege, ein Regent nach den Herzen der Völker geweſen ſeyn dürfte. Die verſchriene Unduldſamkeit dieſes Herrſchers, vermöge welcher er in ſeinen Staaten allein die katholiſche Religion litt, (an und für ſich aber nichts anders that, als was damals Proteſtanten, und beſonders die Kalviniſten, ſo oft ſie das Gewicht der Uebermacht dazu hatten, im Kleinen und Größern ebenfalls gethan haben) muß unläugbar größtentheils auf die Rechnung des Geiſtes, und der beſondern Abſichten damaliger Proteſtanten geſchrieben werden, welche in ihren Aeußerungen und Folgen ſo beſchaffen waren, daß man ſich gar nicht wundern darf, wenn die Kaiſer Ferdinand II. und III., und auch andere katholiſche Fürſten auf die Meinung geriethen, daß ſie ſchlechterdings keine andere Wahl hätten, als entweder proteſtantiſche Unterthanen aus ihren Ländern zu entfernen, oder zu gewärtigen, daß ſie, Erzherzoge und katholiſche Fürſten, von denſelben, auf was immer für eine Weiſe, entfernet würden. Eine ſolche Abſicht äußerten ſchon im J. 1619 jene proteſtantiſchen Herren, welche glaubten, der damals vom Graf

Thurn in Wien belagerte Ferdinand würde ihnen nicht mehr entkommen, laut und öffentlich, und ähnliche Aeußerungen wurden von Zeit zu Zeit, und bei jeder Gelegenheit wiederholt. Unmöglich konnte es auch den Obrigkeiten in öſterreichiſchen und andern katholiſchen Staaten verargt werden, wenn ſie ein wachſames Aug auf ſchwärmeriſche, ſektiſche Lehrer, dann auf die damaligen proteſtantiſchen Propheten *) und andere erhitzte Tollköpfe

---

*) Der Verfaſſer der „Geſchichte der menſchlichen Narrheit" u. w., ſagt, (Theil 1. S. 259) im Leben eines ſolchen Propheten, des Chriſtoph Kotter: „Ich habe es bereits in dem Leben des Comenius und Drabicius bemerket, daß die phantaſtiſchen und betrüglichen Prophezeiungen vieler Proteſtanten dieſer Zeit nicht wenig dazu beitrugen, auf der einen Seite das leichtgläubige Volk zur Widerſetzlichkeit gegen ihre katholiſchen Landesherren zu reizen, auf der andern aber dieſe auf das heftigſte gegen ihre evangeliſchen Unterthanen einzunehmen. Der Fall des Pabſtthums, der Untergang des Hauſes Oeſterreich, welches nicht ſelten das verfluchte Haus Ahabs hieß, der Einbruch der Türken, und andere ſolche Dinge mehr, waren immer der große Punkt, um welchen ſich alle Propheten dieſes Jahrhundertes drehten. Dabei handelten ſie ſo unbeſonnen, daß ſie dieſen Unſinn mitten in den Staaten des Hauſes Oeſterreich öffentlich und ohne Scheu verbreiteten, und von manchen iſt es nur zu erweislich, daß ſie dabei keine andere

heſteten, welche unaufhörlich katholiſche Länder durchzogen, und beunruhigten, oder welche ſich zu Volkslehrern aufſtellten, was in

---

Abſicht hatten, als das Volk zur Empörung, und zur Aufruhr zu reizen. Comenius beſaß ſogar die Verwegenheit, daß er dieſe mit den wüthendſten Schmähungen angefüllten Prophezeiungen dem Kaiſer, dem Pabſte, und dem König von Frankreich ſelbſt überſchickte. Was Wunder, daß die katholiſchen Mächte alle ihre evangeliſchen Unterthanen für Aufrührer und Widerſpenſtige hielten, und ſie auf das grauſamſte verfolgten; zumal da die vorhergegangenen gewaltthätigen Auftritte in Böhmen, und anderwärts dieſem Verdacht gar ſehr zu Statten kamen. Coller war unter dieſen Afterpropheten freilich noch einer der beſcheidenſten; wenigſtens wüthete er nicht ſo gegen das Haus Oeſterreich, wie gleich nach ihm Dabricius; allein er träumte doch auch immer von dem ſchimpflichen Untergange des Papſtthums, als des Antichriſtes, und nannte den Kaiſer Ferdinand III. einen von Gott verworfenen, deſſen Staaten er zum Theil dem Churfürſten von der Pfalz zuſprach; und das alles that er, als ein kaiſerlicher Unterthan, in den kaiſerlichen Landen öffentlich, und gab den Unfug ungeſcheut für göttliche Offenbarung aus. Man müßte die Partheilichkeit aufs Höchſte treiben, wenn man das billigen, und die obrigkeitliche Ahndung gegen ſolche Aufwiegler, und Majeſtäts-Schänder ungerecht finden, oder gar für Verfolgungen, und dergleichen beſtrafte Verbrecher für heilige Märtyrer halten wollte. Und doch iſt das ſehr häufig der Fall, Oberöſterreich noch erſt im J. 1636 der Fall war, da ſich, unter der Leitung eines gewiſſen Leimbauers, bei Steieregg eine Menge Bauern verſammelten, und die Obrigkeit veranlaßten, Gewalt zu brauchen, um die alte Ordnung und Ruhe wieder herzuſtellen. Schwerer dürfte es ſeyn, die harte und unverſöhnliche Art, mit welcher Ferdinand die, an den Verirrungen des Churfürſten Friederich V. ganz unſchuldigen, Kinder und Verwandte deſſelben behandelte, gründlich zu beſchönigen; was aber ſeine Begierde und Beſtrebung, ſich zum unumſchränkten Herrn vom deutſchen Reich zu machen, welche man ihm vorwirft, betrifft: ſo iſt ſie vorerſt nicht erwieſen, und dann iſt ſie etwas, was an andern Regierern, welche in ältern und neuern Zeiten eines monarchiſchen Zepters ſich bemächtigten, die Vorwelt und Nachwelt gar oft für einen Beweis einer zum Großen und Erhabenen aufſtrebenden Seele gelten ließ; und (was hier hauptſächlich beherzigt werden ſoll), ſo iſt, und war jene, dem Kaiſer Ferdinand angeſchuldete, Neigung nach einer monarchiſchen Gewalt in den deut-

---

ſelbſt in proteſtantiſchen Kirchengeſchichten, wo Fabricius, Coller und andere ihres gleichen nicht ſelten, als fromme, unſchuldig verfolgte Knechte Chriſti aufgeführt werden.“

ſchen Staaten gerade das, was die Könige von Frankreich, welche ſich dafür höchlich loben, und danken ließen, in ihren Staaten unternahmen, und zu Stand brachten; was gerade diejenigen Heroen des dreißigjährigen Krieges, welche zu rühmen man von jeher nicht Worte genug fand, und noch nicht zu finden weiß, Guſtav Adolph und Bernhard von Weimar, bei allen ihren ſchönen Worten von deutſcher Freiheit, ganz zuverläßig unternommen, und befeſtigt haben würden.

Kaiſer Ferdinand II. war zweimal verehlichet. Seine erſte Gemahlin, die Mutter aller ſeiner Kinder, war Maria Anna, Tochter Herzogs Wilhelm V. von Bayern, welche ihm 1600 angetraut, 1616 durch ihren Hintritt entriſſen wurde. Die zweite Gemahlin war Eleonora, Tochter des Herzogs Vinzenz von Mantua, mit welcher er ſich im J. 1622 vermählte. Die Kinder der bayeriſchen Maria Anna waren:

1) Chriſtina, welche in ihrer Kindheit ſtarb.

2) Carl, ſtarb bald nach ſeiner Geburt.

3) Johann Carl, welcher im vierzehnten Jahr ſeines Alters im J. 1619 ſtarb.

4) Ferdinand III., Nachfolger.

5) Maria Anna, zweite Gemahlin des Churfürſten Maximilian I. in Bayern.

6) Cäcilia Renata.

7) Leopold Wilhelm, Biſchof zu Straßburg, Paſſau, Halberſtadt, Breslau und Ollmüz, und Hochmeiſter des deutſchen Ordens.

---

§. XX.

Kaiſer Ferdinand III.

Ferdinand, als Kaiſer dieſes Namens der Dritte (geb. zu Gräz in Steyermark, den 13. Juli 1608) fieng ſeine Regierung mit einer außerordentlichen Erwartung an; er hatte ſich den Ungarn, von welchen er 1625, dann den Böhmen, von denen er 1627 zum König und Nachfolger ſeines Vaters gewählt und gekrönt worden war, als einen Herrn von Großmuth und Billigkeit, von Verſtand, und perſönlicher Thätigkeit, dem deutſchen Reich aber, ſeit dem J. 1634, da er (nach der Entfernung des Wallenſteins) die oberſte Befehlshaberſtelle übernahm, als einen des Kriegsweſens kundigen, und dann, bei Regensburg und Nördlingen, als einen eben ſo glücklichen Feldherrn gezeigt; und begann jetzt ſeine erhabene Rolle, wie ein Mann, der ſelbe lange vorher überdacht hat, mit einer geſetzten, und ruhigen Feſtigkeit; er mäßigte an dem kaiſerlichen Hof den ſpaniſchen Prunk, und führte eine kluge Wirthſchaft ein, gab dem Reichshofrath eine verbeſſerte Verfaſſung, und ſtellte Völker und Städte, theils durch die Beſtätigung alter, theils durch die Ertheilung neuer Freiheiten zufrieden. Um die auswärtigen Kriege mit einem deſto größern Nachdruck führen zu können, trachtete er vor allen Dingen die innere Ruhe ſeiner Länder zu befeſtigen; er erließ in Böhmen verſchiedene dahin zweckende Verordnungen, und hielt in Ungarn einen Reichstag, bei welchem er den Mißvergnügten eine rechtliche Unterſuchung und baldige Abſtellung ihrer Beſchwerden verſprach, und ſuchte, vor allen Dingen, mit dem Fürſten von Siebenbürgen, (Georg Ragoczi, Sohn des Sigmund) welcher, nach dem im J. 1629 erfolgten Hintritt des berüchtigten Bethlen Gabor von dem größern Theil der Stände zu ihrem Fürſten gewählt worden war, ſich zu ſetzen, ſo wie nicht minder den türkiſchen Kaiſer, Osmann II., bei guter Laune zu erhalten. So wie ihm beides gelang, ſo ließ es ſich anfangs an, als wenn ihm auch alles in ſeinen Kriegen gelingen ſollte. Wir wollen zuerſt die Unternehmungen, und Schickſale des Oberfeldherrn Gallas vornehmen, von welchem oben geſagt worden, daß er nach ſeinem Zurückzug aus Burgund, mit der Hauptarmee nach Sachſen, um daſelbſt den Churfürſten von Sachſen und den kaiſerl. General Hazfeld wider den ſchwediſchen Obergeneral Banner zu unterſtützen, beordert wurde.

Alles ſchien im J. 1637 für den Gallas nach Wunſch, wie mans vorausſehen konnte, zu gehen. Banner, der ſchon gleich im Hornung dieſes Jahrs die, von ihm belagerte, Stadt Leipzig verlaſſen hatte, um ſich die, bei dreißig tauſend Mann ſtarke, vereinigte kaiſerlich-ſächſiſche Armee nicht zu nahe kommen zu laſſen, verließ bei der wirklichen Annäherung des Gallas auch ſein Lager bei Torgau, ja ganz Sachſen, (nachdem dieſes Land von ſeinen Truppen ſeit vielen Monaten auf alle erdenkliche Art mit den entſetzlichſten Mißhandlungen gequält worden war) und nahm ſeinen Marſch nach Pommern, wo er ſich mit ſeinem daſelbſt geſtandenen Untergeneral Wrangl vereinigte, und dann die Stadt Stettin beſetzte, in der Abſicht, ganz Pommern, nachdem der Herzog Bogislaw vor kurzem geſtorben war, in Beſitz zu nehmen; allein Gallas, mit deſſen Hauptheere ſich viele andere beträchtliche kaiſerliche, von den Feldherrn Hazfeld, Marazzini, Göz, und dem aus Böhmen mit Croaten angekommenen Schwarzenberg angeführte Korps, dann noch überdieß die Sachſen vereinigt hatten, drängte die Schweden überall, ſo daß denſelben nur die Städte Anklam, Stettin, und Stralſund noch übrig blieben, bis an die Oſtſee zurück, und es fehlte einem vollkommenen Sieg über dieſelben nichts, als die Gelegenheit, ihnen durch eine entſcheidende Hauptſchlacht eine vollkommene Niederlage beizubringen, und ihnen die Luſt, nach Deutſchland zu gehen, um darin Eroberungen zu machen, auf immer zu benehmen; aber während die vereinigten kaiſerlich-ſächſiſchen Heere jene Gelegenheit wünſchten und ſuchten, ſtellte ſich ein ganz anderer Feind, ebenderſelbe, welcher den Gallas im vorigen Jahr aus Burgund trieb, ein, ein gänzlicher Mangel an allen Lebensmitteln nämlich, welche für ſo viele Truppen herbeizuſchaffen, das pommeriſche Land außer Stand war. Aller Vorrath war ſchon, indem der December des J. 1637 herankam, verzehrt, und die Dorfſchaften und Landſtädte, aus welchen die Einwohner, um vor den Soldaten wenigſtens ihr Leben zu retten, nach den benachbarten Ländern ſich geflüchtet hatten, ſtanden meiſtens leer, und je weiter die Truppen vorgedrungen waren, deſto mehr befanden ſie ſich jetzt (mit dem Anfang des J. 1638) in der entſetzlichſten Verlegenheit, wie ſie zurücktreten ſollten. Ganze Schaaren liefen, um dem Hungerstod zu entgehen, zu den Schweden, welche ihre

Lebensmittel von der Meerſeite zogen, über, und die Armeen, nachdem in den ſtärkern pommeriſchen Feſtungen einige Mannſchaft zurückgelaſſen ward, drängten ſich zuletzt wieder mit einer Beſtürzung und Unordnung, wobei ihr Marſch mehr eine Flucht, als einen Rückzug vorſtellte, nach den angränzenden, und größtentheils (denn Holſtein hatte mit der Summe von 320,000 fl. ſich abgekauft, und zugleich ſich bewaffnet) nach den bremiſchen und braunſchweiglüneburgiſchen Ländern, wo ſie ſich mit Gewalt Quartiere machten, und nicht ohne Urſache noch traurigern Schickſalen, welche die Zukunft herbeiführen würde, entgegen ſahen.

1638. Daß der ſchwediſche Oberfeldherr Banner die mißlichen Umſtände ſeiner Feinde benutzt habe, iſt leicht zu erachten. Da ihm die Regierung in Schweden (dieſe ſchloß zu Hamburg den 5. März 1638 auf drei Jahre ein neues Bündniß mit den Franzoſen, worin ſich dieſe verbindlich machten, an Schweden, außer einer, an daſſelbe gleich zu entrichtenden gewiſſen Summe, noch jährlich viermal hunderttauſend Speciesthaler zu bezahlen) eine ſo anſehnliche Truppenverſtärkung, daß er mit derſelben ſeinen Feinden allerdings unter die Augen treten konnte, und andere Unterſtützungen, welche einem Heere Luſt und Muth machen, zuſchickte, ſo gieng er, wiewohl erſt im Juni dieſes Jahrs, mit ſeiner mehr als zwanzig tauſend Mann zählenden Armee auf das kaiſerlich-ſächſiſche Heer, welches, durch verſchiedene zuſammenwirkende Leiden und zerſtörende Ungemache, von hundert und zwanzig Regimentern auf eilf tauſend Mann zu Pferd, und vier tauſend zu Fuß herunter gekommen war, los, drängte daſſelbe, indem er die wichtig gelegene Stadt Garz mit Sturm einnahm, und, (um nicht genöthigt zu ſeyn, durch die Hinterlaſſung einer Beſatzung ſein Heer zu vermindern) ihre Feſtungswerke zerſtörte, dann ſich in Vorpommern verſchiedener von Kaiſerlichen oder Sachſen beſetzten Plätze bemächtigte, mit einem geringen Aufwand von Mühe vor ſich her, ſchlug und rieb bald da, bald dort, kleine Korps, in welche Gallas ſeine Armee, um ihr an verſchiedenen Orten Lebensmittel zu verſchaffen, zu theilen genöthigt war, auf, und zwang endlich dieſen, überall vom bitterſten Unglück verfolgten Feldherrn, ganz Norddeutſchland zu räumen; wie derſelbe dann auch, am Ende dieſes Jahrs, mit einem elenden Reſt weniger, kaum noch in einigen tauſend Mann beſtehenden Truppen, mit welchen er ſchlechterdings nichts unternehmen konnte, bei Magdeburg über die Elbe, und ſofort nach Schleſien, und Böhmen, um ſich daſelbſt zu erholen, zog.

1639. Banner, vereinigt mit Torſtenſohn (Wrangl, der ſich mit Banner entzweiet hatte, war nach Schweden gegangen) rückte ihm nach, bemächtigte ſich an der Weſer der Stadt Nienburg, ſetzte ſchon im Jäner mit Bewilligung des Herzogs Georg von Lüneburg, (welcher, wiewohl ein Genoſſe des Prager Friedens, um ſeinem Land nicht neue Mißhandlungen zuzuziehen, gleichwohl geſchehen ließ, was er ohnehin nicht dürfte haben verhindern können) bei Lauenburg über die Elbe, und nahm ſeinen Marſch nach der (mit ſchwediſchen Truppen, unter dem Kommandanten Golz beſetzten Stadt Erfurt, dann verfolgte er den kaiſerlichen Generalfeldzeugmeiſter von Salis, welcher im Thüringiſchen einige eben neugeworbene Regimenter an ſich gezogen hatte, und richtete nicht nur den Vortrab deſſelben im Vogtlande zu Grund, ſondern bekam ihn ſelbſt gefangen. Als er zu eben dieſer Zeit die Nachricht erhielt, daß im erzgebirgiſchen Kreiſe vor Freiberg an der Mulda ein ſächſiſches Heer ſich verſammle, überfiel er es, ehe es noch zur gehörigen Verfaſſung gekommen war, und zwang es, nach Dresden zu flüchten. Bald darauf bekam er ein kaiſerliches Heer zu Geſicht, welches (Gallas hatte abgedankt) vom Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaiſers Bruder, und einem, ihm beigegebenen, ſehr geſchickten General, Hofkirchen, angeführt wurde. Da dieſes Heer täglich neue Verſtärkungen erhielt, wie denn unlängſt ein bayeriſches Reiterkorps von drei tauſend fünf hundert Mann, das der Graf von Fürſtenberg anführte, dann bald darauf ein ſächſiſches zu ihm geſtoßen war: ſo griff es Banner, um neuen Verſtärkungen derſelben zuvorzukommen, den 4. — 14. April 1639 unweit des Städtchens Chemnitz, an, und erkämpfte, da ſich die zwei Flügel ſeiner Feinde keineswegs, wie ſie gekonnt und geſollt hätten, unterſtützten, ohne eine außerordentliche Anſtrengung einen vollkommenen Sieg. Hundert und ſechs und zwanzig allein kaiſerliche Offiziere, unter welchen ſich auch der Generalmajor Graf von Buchheim befand, überhaupt fünfzehn hundert Mann, nebſt der Bagage, einer großen Anzahl ſchwerer Kanonen, und zwei und fünfzig Fahnen fielen ihm in die Hände. Dieſer glückliche Ausgang eröffnete Banner den Weg nach Böhmen; er nahm mit Sturm die an der Elbe in Meißen gelegene Stadt Pirna weg, ſetzte über jenen Fluß, beſetzte die böhmiſchen Städte Außig und Leitmeriz, und ſtand, nachdem er erſt noch vorher ein, bei Brandeis an der Elbe ihm entgegen geſtelltes Korps von acht Regimentern zerſtreut, und ihren Anführer, den General

Hofkirchen gefangen genommen hatte, den 22. Mai — 1. Juni 1639) vor Prag, vor welcher Stadt er, da ſich die Bürger und Studenten tapfer zur Wehre ſtellten, viele Monate ſtehen blieb.

Das Elend von Böhmen erreichte jetzt einen Grad, den keine Beſchreibung erreichen kann. Der kaiſerliche General Hazfeld, welcher während der Belagerung der Stadt Prag aus Weſtphalen durch Thüringen mit einem Korps von einigen tauſend Mann herbeigerückt war, begnügte ſich, Pirna und andere, von den Schweden im Meißniſchen beſetzte Oerter zu bedrohen, ohne das Heer der Schweden geradezu anzugreifen, indem er vorausſah, daß ein Uebel von ganz anderer Art, der Mangel nämlich an Lebensmitteln, über ſie herfallen, und zum Abzug ſie nöthigen würde; Jene Noth wurde ſo, wie in der Stadt Prag, wo der Hunger und die Peſt mit gleicher Heftigkeit wütheten, ſo in ganz Böhmen, in einem fürchterlichen Grad allgemein, und nur noch von der Zügelloſigkeit der, durch die Verzweiflung aufgejagten ſchwediſchen Soldaten übertroffen. Faſt jede Nacht ſah man die Feuer wohl von hundert Dörfern und Schlöſſern, von welchen binnen wenigen Monaten acht tauſend (der ſchwediſche Oberſte Pful rühmte ſich, allein acht hundert Ortſchaften in Brand geſteckt zu haben) durch den Brand zerſtört wurden. Auch die benachbarten Länder, die Lauſitz, Schleſien, Mähren, wohin die Schweden, um Lebensmittel zu erpreſſen, Parteien ſchickten, litten entſetzlich. Aber ſelbſt die kaiſerlichen Soldaten, welche Böhmen hatten retten, und beſchützen ſollen, begiengen die größten Ausſchweifungen, plünderten die Stadt Brandeis, und quälten mit Geldforderungen die Bürger zu Prag auf eine höchſt ſträfliche Weiſe. Endlich kam der kaiſerliche General Piccolomini, welcher, mit Erlaubniß des Kaiſers, einige Zeit den Spaniern in den Niederlanden gedient, und welcher nunmehr die Stelle des gefangenen Hofkirchen übernommen hatte, bei dem kaiſerlichen Heere an, und da ſich dieſes wieder auf 30,000 Mann vermehrt hatte, ſo ward beſchloſſen, den Feind, auch in der Mitte des Winters anzugreifen.

1640. Dieſem Entſchluß zu Folge wurde der Feldzug, unter der Anführung des Erzherzogs und ſeines ihm zugegebenen Feldherrn, Piccolomini, ſogleich im Monat Jäner eröffnet, und in der größten Geſchwindigkeit wurden die Oerter, wohin ſich der Feind von Prag weg ins Winterquartier (erſt im December des Jahres 1639) gezogen hatte, Kuttenberg, Königinngräz, wo man vieles Proviant und die ganze feindliche Kriegskaſſe vorfand, dann Leutmeriz u. a. erobert, und zum Theil, wo ſie vom Feind, der ſie nicht mehr behaupten konnte, geräumt wurden, beſetzt. Banner ſah ſich, wider alle ſeine Erwartung, genöthigt, eine überaus vortheilhafte Stellung, welche er im Schleſiſchen bei Bunzlau am Bober genommen hatte, plötzlich zu verlaſſen, und nahm ſeinen eilfertigen Rückzug, (während deſſen er 4000 Mann, welche von den nacheilenden Kroaten niedergemacht wurden, dann viele ſeiner Magazine und Kanonen, die nicht fortzubringen waren, verlor,) erſt nach Meiſſen, und von da, nachdem ihm bei Plauen an der Elſter im Voigtländiſchen, von dem, mit dem kaiſerlichen Vortrab ihm nachſtürzenden Feldherrn Breda, neun Regimenter Reiter beinahe zu Grunde gerichtet worden, nach ſichern Plätzen in Thüringen. Seine Armee ſchien in eine gänzliche Zerrüttung, und nachdem die Kaiſerlichen mit eben ſo vieler Ordnung, als Thätigkeit unausgeſetzt nachrückten, in eine rettungsloſe Lage verſetzt worden zu ſeyn. Aber auch am Rhein, nachdem es daſelbſt 1637 und 1638 ebenfalls nichts weniger als nach den Erwartungen der Kaiſerlichen gegangen, übrigens gleichwohl nichts Entſcheidendes vorgefallen war, ereignete ſich im Jahre 1639 ein glücklicher Vorfall, von welchem man zu erwarten berechtigt war, daß alles wieder beſſer gehen würde. Ehe wir zu dieſem Vorfalle kommen, wollen wir zuerſt einige Begebenheiten, welche ſich noch im Jahre 1636, und dann nach dem Abmarſch des Gallas nach Norddeutſchland, am Rhein und an den angrenzenden Gegenden ergaben, kürzlich berühren.

1636. 1637. Einige Zeit gieng für die Kaiſerlichen alles ſehr günſtig, und die am Ober- und Unterrhein, dann in Weſtphalen fechtenden Generale erwarben ſich vielen Ruhm. General Götz verjagte noch im Jahre 1636 den Landgrafen Wilhelm von Heſſenkaſſel, welcher, wie oben geſagt wurde, um franzöſiſchen Sold ſtritt, aus ſeinem Lande, (außer welchem er auch im folgenden Jahre 1637 in Oſtfriesland ſtarb), und nahm den größten Theil von Weſtphalen in Beſitz. Der bayeriſche General, Johann von Werth, welcher ſich mit ſeinem Korps einige Zeit dem ſpaniſchniederländiſchen Statthalter, dem Cardinal-Infanten nämlich, beigeſellt, in der erſten Hälfte des Jahres 1636 die, gegen ihren Biſchof, dann auch gegen ihren Kaiſer widerſpenſtige Stadt Lüttich, wiewohl nicht mit Erfolg, belagert, auch Corbie in der Picardie entſetzen geholfen, und ſich bereits allenthalben fürchterlich gemacht hatte, bekam 1637 die der Stadt Coblenz am Rhein gegenüber liegende Feſtung Ehrenbreitſtein (damals noch immer gewöhnlich Hermannſtein genannt,) in ſeine Gewalt, und ſuchte dann, nachdem er noch verſchiedene ruhmvolle Unternehmungen, meiſt glücklich ausgeführt hatte, den Herzog Bernhard von Weimar auf. Dieſer tapfere Prinz hatte in der erſten Hälfte des Jahres 1637 mehrere Städte und Schlöſſer in der Grafſchaft Burgund erobert, hatte im Juni den Herzog von Lothringen, und den mit ihm vereinigten bayeriſchen General Mercy bei Biſanz zurückgeſchlagen, war im Auguſt bei Rheingau im Elſaßiſchen unweit Benefeld über den Rhein geſetzt, und hatte ſeine daſelbſt genommene Stellung mit drei großen Schanzen befeſtiget, auf deren Vortrefflichkeit ſich Bernhard ſo gut verlaſſen zu können glaubte, daß er ſich auf eine kurze Zeitfriſt ins Elſaßiſche entfernte. General Werth, ungeachtet ſein nur in 6000 Mann beſtehendes Korps in einer traurigen Lage ſich befand *), (oft hatten die

---

*) „Den 14. und 17. September berichtet Er (von Werth) aus Frieſenheimb, daſ, alſ der Feundt wider vbern Rhein gangen, Er ein ſcharffes **Recontre** gehabt, dabei er in die Backen geſchoſſen worden, und die Kugl ſich noch in der Wundten befundt, vnd vnder das Ohr hineingeſchlagen, wiſſe nit, wie es gehe; Enckeforth wäre Kranckh, vnnd vill hoche Offizier verwundet, bitt vmb **Secours**, vnnd hilff für die arme Soldaten, ſonſt gehe al-

Pferde kein anderes Futter, als Baumblätter, und viele hundert blieben aus Entkräftung liegen), griff, nachdem er vom Herzog von Savelli einige Unterſtützung, und auch vom Sperreuter einige Truppen erhalten hatte, jene Schanzen mit einer Zuverſicht, welche, anſtatt einer zahlreichen Armee galt, an, bemächtigte ſich derſelben, ſo wie der Mannſchaft, welche er unter die ſeinige ſteckte, gieng dann über den Rhein, eroberte die Druſenheimer- oder Ruprechtsauer-Schanze, und ſchickte die franzöſiſchen Soldaten, welche er hier frei abziehen ließ, mit weißen Stäben nach Hagenau, im Oktober 1637.

Im Jahre 1638 gieng die Sache für die Kaiſerlichen deſto ſchlimmer; wiewohl großentheils ganz dem Verhalten gemäß, das man ſich, aus Zuverſicht auf die glücklichen Ereigniſſe des vorigen Jahres, zu Schulden kommen ließ.

---

les zu grundt, hette ſchon zwei Jahr, Sommer vnd Wüntter ſteths am Feundt ſeyn müſſen, kein Heller empfangen, vnnd habe dennoch dem Feundt, der Ihme weith überlegen ware, ſolche kurze Zeit, im freyem Feldt, vnnd Wortln angriffen, vnd geſchlagen, ohne waſ er ſouſt vielfältig praesentiert, ſeyen diſe brafe Völckher der ganzen welt bekannt, haben öffters weder Brod noch Schuech, vnd dannoch keinen Unwillen erzaigt, were alſo einmahl hochſtens nöthig zu helffen." Ex Manuscript.

Es war leicht vorauszuſehen, daß der Herzog Bernhard von Weimar ſein Vorhaben, über den Rhein in die kaiſerlichen Länder zu dringen, nicht aufgeben, und eben ſo natürlich war es zu erwarten, daß er die Ausführung jenes Vorhabens mit der ihm beiwohnenden Kraft, Kriegsliſt und Heftigkeit raſch ausführen, und daß er ſich irgend einer dieſſeits des Rheins wohlgelegenen Stadt zu bemächtigen trachten würde. Man hätte daher die Rhein-Ufer ſorgfältiger bewachen, die haltbaren Städte mit allen Kriegsbedürfniſſen verſehen, und überall ſolche Anſtalten, als wenn der Feind mit jeder Stunde zu erwarten wäre, treffen ſollen; allein diejenigen, welchen die Leitung der Dinge oblag, ſchloßen von ſich auf den Herzog Bernhard von Weimar; und weil an ſeiner Stelle ſie den Winter über geruht, und nichts unternommen haben würden: ſo dachten ſie wenig daran, daß er etwas unternehmen würde; und wiewohl vom Churfürſten Maximilian wiederholte Befehle, daß in Breiſach ſo geſchwind als möglich, ein für 20,000 Mann wenigſtens auf acht Monate hinreichendes Magazin angelegt werden ſollte, gegeben, auch ſogar Geldunterſtützungen geſchickt worden waren, ſo wurde gleichwohl nichts vollzogen. Die Rheinufer wurden ſo viel als ganz unbewacht gelaſſen, und ſelbſt die oberſten Feldherren von Savelli, und von Werth, hatten ſich, jener nach Hochburgund, dieſer nach München begeben. Den 28. Juni 1638 kam Bernhard, der von dem jenſeitigen Zuſtand der Dinge wohl unterrichtet war, nach dem etwa eine Stunde von Baſel entfernten Städtchen Stein mit 1000 Mann zu Pferd, und eben ſo vielen zu Fuß, und ließ nach und nach auf Fiſcherkähnen über den Rhein fünfzig Mann ſetzen, welche ſich unverzüglich der am jenſeitigen Ufer bei Seckingen befeſtigten Rheinſchiffe bemächtigten. Die Mannſchaft, welche auf dieſen Schiffen überſetzte, nahm, ohne allen Widerſtand, die zu fernern Ueberſetzungen wohl gelegene Stadt Lauffenburg weg, und den 5. Hornung 1638 ſtand eine förmliche Armee vor der im öſterreichiſchen Breisgau am Rhein gelegenen Feſtung, oder ſogenannten Waldſtadt, Rheinfelden, welche zwar mit kaiſerlichen Truppen beſetzt, aber auf eine längere Belagerung ſchlechterdings nicht vorbereitet, und nicht einmal hinlänglich mit Pulver verſehen war. Nun waren die von jener höchſt unerwarteten Begebenheit unverzüglich unterrichteten Oberfeldherrn, von Savelli und Johann von Werth, der bedrängten Stadt, welche ſich nur noch kümmerlich hielt, zu Hilfe herbeigeeilet, und der letztere, nachdem er ſeine Truppen in der höchſten Eile bei Villingen geſammelt, auch einige kaiſerliche an ſich gezogen hatte, ſtand den 13. — 28. Hornung 1638 am grauen Morgen vor dem Lager Bernhards, welcher bereits auf alle Fälle vorbereitet war. Es kam ſogleich zur Schlacht. Johann von Werth führte mit ſeinen Bayern den linken Flügel der Kaiſerlichen an, hatte aber bald nach dem Anfange der Schlacht das Mißvergnügen, zu ſehen, daß ein kleines Korps, welches mit Ungeſtüm ſich aus dem Gedränge zog, den ganzen Flügel in Unordnung brachte, und ihn zuletzt mit ſich fortriß; aber der rechte Flügel, bei welchem ſich von Savelli und Sperreuter befanden, hatte deſto mehr Glück, er trieb die Schweden zurück, erbeutete ſechs Kanonen, und machte Gefangene, unter welchen der Herzog von Rohan war; allein ein Theil dieſes ſiegenden Flügels, anſtatt den Feind zu verfolgen, plünderte den Feind. Dieſer, welcher indeſſen mit einigen jener Reiter, die den Bayeriſchen nachgeſetzt hatten, unterſtützt wurde, eroberte vier ſeiner Kanonen wieder, befreite den Herzog von Rohan, und zog ſich beim Anbruch der Nacht nach Lauffenburg zurück. Rheinfelden war wieder frei geworden, und die kaiſerlichen und bayeriſchen Feldherren ſchmeichelten ſich mit der ſüßen Einbildung, Sieger geworden zu ſeyn. Dieſer, in ihren Umſtänden höchſt gefährliche Wahn, verleitete ſie ſogleich zu einem andern Verſehen, das noch weit weniger zu entſchuldigen war. Es war nämlich von den Lebensmitteln, welche die umliegenden Ortſchaften zu liefern hatten, nicht auf der Stelle ſo viel angekommen, als das Heer benöthigt war, und dieſes hätte vielleicht ein paar Tage ſich etwas kümmerlich durchhelfen müſſen, was im Felde nichts Ungewöhnliches iſt; allein man wollte nicht erſt warten, bis die Zufuhren ankommen würden, ſondern ließ den größten Theil des Heeres nach verſchiedenen Gegenden des Schwarzwaldes fortrennen, theils damit ſie Proviant zuſammen treiben, theils damit ſie die daſelbſt zerſtreut herumliegenden Poſten vereinigen, und die beſten Plätze beſetzen ſollten. Niemand mochte ſich über dieſe unzeitigen Verkehrungen mehr verwundert, aber auch mehr gefreut haben, als der Herzog Bernhard, der ſeinen Feind nicht aus den Augen ließ, und das Verſehen deſſelben auf der Stelle benutzte. Nachdem er nämlich alles, was er von Leuten und Kanonen an ſich ziehen konnte, geſammelt, und mit ſeinem General Tupadel, oder Taupadel, der mit dem größten Theil der Reiterei ſeinen Weg durch eine Strecke des Schwarzwaldes nehmen mußte, ſich vereiniget hatte, marſchirte er den 21. Februar — 3. März 1638 mit einem, in 4000 Reitern, und 3000 Fußgängern beſtehenden Heere, am frühen Morgen auf Rheinfelden in voller Schlachtordnung zu. Die Beſtürzung der Kaiſerlichen und Bayern war unbeſchreiblich. Fünfhundert Reiter, und von jeglichen Regimentern zu Fuß ſo viele Soldaten, als eine Linie ausmachen, war alles, was ſie dem, wenn gleich nicht zahlreichen, doch weit überlegenen Feind, entgegenſtellen konnten. Der Vorſchlag einer Flucht ſchien ihnen einem Verbrechen ähnlich, die Flucht nach der Stadt Rheinfelden mit ewiger Schande verbunden; aber zu gleicher Zeit ſchien auch jeder Widerſtand unmöglich, und der Tod oder die Gefangenſchaft das unvermeidliche Loos zu ſeyn. Hier war nicht einmal an ein ordentliches Berathſchlagen zu denken. Jeder Augenblick war koſtbar, und vermehrte die Gefahr, und mit dieſer die Verlegenheit. Der kaiſerliche General von Savelli, und Freiherr von Werth theilten, jeder ſeinen Leuten, die Rollen aus, welche ſie bei dem nahen Schauſpiel von einer Schlacht gleichſam nur anzeigungsweiſe ſpielen ſollten. Bei Rheinfelden dem Rhein zu, waren Geſträuche; in dieſe wurden einige Schützen geſtellt, welche dem Feind zeigen ſollten, was ſie thun würden, wenn ſie bei Kräften wären. Vor dem Lager befand ſich ein tiefer Graben, dieſer wurde mit Mannſchaft beſetzt, hinter welcher von Werth mit Musquetirern, die beinahe mehrere Fähnlein (ſie waren von den Abweſenden zurück gelaſſen worden) als Flinten trugen, in einer dergeſtalt ausgedehnten Linie, als wenn die Regimenter vollſtändig geweſen wären, voll Erwartung der Dinge ſtand. Neben dieſem Fußvolk ſtanden die fünfhundert Reiter. Ein noch etwas vollzähligeres Regiment, welches der bayeriſche Wahl anführte, nahm etwas weiter zurück an einem Walde, gegen das Dorf Nollingen zu, ſeine Stellung. Das weimariſche Heer war indeſſen in ruhiger, feſter Ordnung, und ſeines Sieges im Voraus gewiß, angerückt. Einige Kanonenſchüſſe verſprengten aus dem Geſträuche das Schützenchor. So ſtreckte auch ein dreimaliges Abfeuern von Kanonen eine Menge der Soldaten nieder, welche hinter dem Graben ſtanden. Auf dieſen Graben, aus welchem tapfer, und nicht ohne Erfolg herausgefeuert wurde, marſchirte nun das ſchwediſche Fußvolk mit ungetrennten Haufen los, und fieng erſt in einer Nähe, da es nicht mehr fehlen konnte, auf die im Graben ſtehende Mannſchaft zu feuern an. Da dieſe ſogleich die Flucht ergriff, konnte es auch die hinter dem Graben geſtellte nicht lange aushalten, und die Reiter folgten dieſem Beiſpiele, ohne einmal ihre Piſtolen loszuſchießen. Der Oberfeldherr von Werth, dem ſein Pferd todtgeſchoſſen wurde, rannte mit dem Degen in der Hand dem wahliſchen Regimente zu, welches ſich ganz allein noch eine geraume Zeit, und ſo lange noch herzhaft wehrte, bis es ganz mit Reiterei umzingelt, und ihm jede Bewegung unmöglich gemacht worden war. Von den Reitern entkamen diejenigen, welchen ihre ſchnellern Pferde davon halfen; aber beinahe das ganze Fußvolk wurde theils aufgerieben, theils gefangen, und was erſt den Verluſt höchſt wichtig machte, faſt alle kaiſerliche ſowohl, als bayeriſche Offiziere, fielen den Schweden in die Hände, nämlich der kaiſerliche General-Feldzeugmeiſter, Herzog von Savelli, der bayeriſche Generalfeldmarſchall, Johann von Werth, dann die Generalmajors Sperreuter und Enkefort, drei Oberſte, vier Oberſtlieutenants, drei Majors, ſiebenzehen Rittmeiſter, vierzehn Hauptleute, zweiundzwanzig Lieutenants, zweiunddreißig Cornets, vier Fähndrich, zwei Adjutanten, ſieben Wachtmeiſter, achtunddreißig Korporale, nebſt achtunddreißig Standarten, und ſiebenzehn Fahnen. Keiner der Gefangenen war dem Herzog Bernhard willkommener, als der bayeriſche von Werth; dieſer, nebſt dem Enkefort, wurde erſt nach Paris, dann nach dem Schloß Vincennes abgeführt, wo er von den Franzoſen, denen er ſich allenthalben ſo fürchterlich gemacht hatte, wie ein gefangener Löwe angeſtaunt, und zumal von den Adelichen in Paris bewundert wurde, welche oft zu ihm kamen, um ſich über ſeine altdeutſchen Manieren, und über ſein gewaltiges Eſſen und Trinken zu beluſtigen.

Die Städte Rheinfelden, Röteln, Neuenburg, Hüningen, Freiburg, fielen, und nun ſollte auch die, am Rhein im Breisgau vortrefflich gelegene, domals wohl befeſtigte Stadt Breiſach fallen. Da dieſe Stadt demjenigen, der in den Beſitz derſelben kommen und bleiben würde, die Herrſchaft über alle vorderöſterreichiſchen Länder zuzuſichern ſchien: ſo thaten ſowohl der Kaiſer, als Herzog Bernhard das Aeußerſte, jener, um die Stadt zu erhalten, dieſer, um ſie zu erobern. Herzog Bernhard machte ſich um ſo mehr alle Hoffnung, ſeinen Zweck in Bälde erreichen zu können, als die Stadt weder mit Lebensmitteln, noch mit der erforderlichen Mannſchaft verſehen, und der Kommandant Reinacher, gleich anfangs genöthiget war, mit Portionen für die Soldaten ſehr zu wirthſchaften. Da die Einnahme dieſer Stadt einen doppelten Werth haben mußte, wenn ſie, ohne einige Zerſtörung der vortrefflich angelegten Feſtungswerke erobert werden konnte, ſo ſchränkte ſich der Herzog einige Zeit (im April) bloß darauf ein, durch ausgeſtellte Poſten der Stadt alle Zufuhr zu benehmen;

was ihm aber nicht gelang. Das kaiſerlich-bayeriſche Heer hatte ſich bei Tübingen im Würtembergiſchen, wohin ſich theils die aus der Schlacht bei Rheinfelden entkommenen, theils die im Schwarzwald auf das unzeitige Beutemachen ausgegangenen Truppen, zu dem daſelbſt ſtehenden Feldherren Metternicht, und von Lerchenfeld verſammelten, wieder in Verfaſſung geſtellt, und der Churfürſt Maximilian von Bayern hatte ſelbiges nicht nur mit einigen tauſend Pferden, auf welche er indeſſen freilich meiſtens nur neu aufgebotene bayeriſche Bauern aufſitzen laſſen konnte, vermehret, ſondern ſeinen Truppen auch einen neuen Anführer, den kaiſerlichen General Grafen Johann von Götz, welcher ſeit einiger Zeit in Weſtphalen unzählige Proben eines Offiziers von großen Eigenſchaften ablegte, gegeben. Auch die Kaiſerlichen erhielten wieder ihren, alles Vertrauens würdigen Anführer, den Herzog von Savelli, welcher aus der Gefangenſchaft, in welche er bei Rheinfelden gerieth, in Mönchskleidern entkommen war, und man hielt damals kaiſerlich-bayeriſcher Seits den Zuſtand der Feinde ſchon wieder für ſo unbedeutend, daß Götz von dem Churfürſten Maximilian von Bayern, den mit einer ſonderbaren Zuverſicht abgefaßten Befehl erhielt: „ſich gegen den von Weimar zu wenden, ihm zu- und nachzuſetzen, bis er allerdings erlegt, und ihm alle Mittel zu einer weitern Kriegsgewalt benommen ſeyn würden.“ Götz ließ es auch an Fleiß, Muth und Wachſamkeit an nichts ermangeln, und er brachte verſchiedene Male, theils durch kühne Liſt, theils durch offenbare Gewalt einen ſolchen Vorrath von Lebensmitteln in die belagerte Stadt, daß dieſelbe in den Stand geſetzt wurde, ſich einige Monate zu halten; allein dieſe Unterſtützung diente im Grunde zu nichts weiter, als daß die Belagerung ſo lange dauerte, bis der Vorrath wieder verzehrt, und eine neue, ergiebige Zufuhr erforderlich geworden war. Ein Verſuch, welchen Götz abermals machte, eine Zufuhr zu bewirken, zog eine Schlacht nach ſich, nach welcher ſelbſt beide Theile um ſo mehr ein Verlangen trugen, als ſie des langen Stehens, und der täglichen kleinen Gefechte aus ihren Lagern längſt überdrüßig geworden, und anbei wohl gefaßt waren. Das bayeriſche Heer unter Götz zählte vierzehn tauſend Mann, das, vom Herzog von Savelli angeführte, kaiſerliche Korps, welches größtentheils aus ſächſiſchen und würzburgiſchen Truppen, und einigen von Gallas hinterlaſſenen beſtand, zählte vier tauſend fünfhundert Mann. Der Herzog von Weimar hatte zwölf tauſend vierhundert Mann, zu welchen noch einige franzöſiſche Korps, welche ihm der Graf von Guebriant, und Türenne zuführten, kamen, ſo, daß er in allem fünfzehn tauſend ſechshundert Mann; (nach andern Verſicherungen aber, noch weit mehr, und über neunzehntauſend) zuſammenbrachte. Götz hatte den kaiſerlichen General, Herzog von Savelli, der unter einer Bedeckung von dreitauſend Mann einige hundert Wägen Getraide mit ſich brachte, bei Willſtatt an ſich gezogen, und hatte nicht weit von der Stadt Offenburg bei dem Kloſter Schutter auf einer Anhöhe ſeine Stellung genommen. Herzog Bernhard fand ſich ſogleich ein, (franzöſiſche Truppen jagten augenblicklich zwei kaiſerliche Poſten, welche ſogleich ſechzig Mann auf dem Platze ließen, zurück) und da die Kaiſerlichen ihre Anhöhe verließen, und ſich rechter Hand am Rhein herunter nach Breiſach zogen, um die Proviantwägen nach dieſer Stadt zu bringen, folgte er ihnen wieder nach, und bei dem Dorfe Wittenweyer erreichte er ſie; er hatte ſeinen Marſch durch einen Wald über eine kleine Brücke, und über tiefe und verwachſene Gräben nehmen müſſen, und hätte von einer geringen Anzahl ſeiner Gegner leicht zurückgehalten, oder wohl gar zu ſeinem größten Nachtheil überfallen werden können, wenn die Oberfeldherren, der kaiſerliche Savelli und der bayeriſche Götz, zwiſchen welchen man (jener wollte dieſen beherrſchen) nicht das beſte Verſtändniß bemerkt haben wollte, mit gleicher Aufmerkſamkeit zuſammen gewirkt hätten. Um ein Uhr Nachmittags den 30. Juli — 9. Auguſt 1638 kam es demnach unweit jenes Dorfes zu einer fürchterlichen Schlacht, dergleichen in den Jahrbüchern wenige vorkommen. „Der linke kaiſerliche Flügel, welcher faſt aus lauter Bayern beſtand, warf den rechten Flügel der Schweden, welchen der General Taupadel anführte, ſogleich beim erſten Vordrang bis zum zweiten ſchwediſchen Treffen zurück, welches nicht weniger zu weichen anfieng. Man ſchmeichelte ſich auch bayeriſcher Seits bereits mit dem Siege, während der rechte vom kaiſerlichen General von Savelli, angeführte Flügel, vom linken ſchwediſchen, welchen der Herzog Bernhard leitete, über den Haufen geworfen, und ganz zerſtreut wurde. Die geſammte ſchwediſche Armee fiel bald darauf über die Bayern her; aber die Bayern hielten nicht nur Stand, ſondern rückten auf die Schweden zu, und da ſie denſelben ſo nahe kamen, daß ſie die abgeſchoſſenen Gewehre nicht mehr laden konnten, ſtürzten ſie ſich mit den umgekehrten Kolben auf dieſelben, ſo, daß Mann gegen Mann ſchlug und ſtieß, und metzelte. Dieſes ſchreckliche Handgemeng, während deſſen bald dieſe, bald jene Partei einige Schritte zurückwich, aber ſogleich mit neuer Wuth anſetzte, dauerte eine geraume Zeit. Die Bayern hatten von den Schweden ſieben Kanonen, die Schweden aber ſämmtliche bayeriſche an ſich geriſſen. Dieſer Fall ſchien entſcheidend zu werden. Die Bayern hatten bloß die Kanonen, ohne die dazu gehörigen Kugeln, erbeutet, da entgegen die Schweden Kanonen, und alle Zugehör zugleich in ihrer Gewalt hatten, und jene unaufhörlich auf die Bayern abfeuerten. Dennoch hielten die Bayern; und wenn ſie vor der Wuth des Kanonenfeuers einige Augenblicke, wie unwillkührlich, zurücktraten, rannten ſie mit einem entſetzlichen Geſchrei, und mit aufgehobenen Kolben wieder gegen die Schweden an, und beide Heere ſchienen eine aufgebrachte Fluth, welche ab- und zuſtrömt, vorzuſtellen. Mit einer gleichen Anſtrengung fochten die Reiter. Dieſer ſonderbare Kampf hielt bereits volle drei Stunden an, und da auf beiden Seiten mit eben derſelben Erbitterung geſtritten wurde, ſo ſchien es, als ſollte nur eine gänzliche wechſelſeitige Niedermetzelung die Schlacht zum Ende führen, als endlich bayeriſcher Seits einige Gemeine auf den Einfall geriethen, die Packwägen zu plündern. Dieſen folgten (es half weiter kein Befehl, kein Drohen und Bitten der Officiere) immer mehrere, und die Unordnung nahm zuletzt dergeſtalt überhand, daß die wenigen Zurückgebliebenen außer Stand geſetzt wurden, dem Drang der Feinde zu widerſtehen; aber auch dieſe folgten dem ſchlimmen Beiſpiele, und wollten lieber plündern als fechten; und ſelbſt der Herzog Bernhard, welcher den Ruhm des Sieges behaupten, und auf dem Schlachtfeld ſtehen bleiben wollte, behielt nur noch wenige Reiter, und dünne Reihen von Fußvolk, mit welchen er jene Ehre theilen konnte, um ſich. Die Bayeriſchen (von denen einige den ſchwediſchen General Tubadel, der ihnen mit einigen Reitern nachſetzen wollte, gefangen nahmen, und mit ſich fortführten) nachdem einige ihrer Regimenter ſich noch einmal in Ordnung geſtellt, und bis zur finſtern Nacht eine Art von Streit fortgeſetzt hatten, zerſtreuten ſich zuletzt nach allen Gegenden, ſo, daß der General Götz nur noch vierzehnhundert Reiter, und neunhundert Mann Fußvolk um ſich gehabt haben ſoll, mit welchen er ſich nach dem Würtembergiſchen zog. Von den Kaiſerlichen ſollen fünfzehnhundert umgekommen ſeyn, welche Zahl auf Seiten der Weimariſchen, die noch überdieß tauſend Verwundete hatten, nicht geringer war; ſie erbeuteten aber, außer ihren wieder erlangten Kanonen eilf feindliche, dann zwei Mörſer, mit allen Kriegsbedürfniſſen, ferner alles Proviant, welches nach Breiſach hätte gebracht werden ſollen, und überhaupt bei dreitauſend Frucht- und Proviantwägen.

Jetzt fielen Kenzing, Burken, Sponek, die Schanze bei Druſenheim, die Inſel bei Rheinau u. a. und jetzt verdoppelten die Weimariſchen ihre Anſtrengungen, daß endlich auch Breiſach fallen möchte. Die täglich zunehmende Gefahr, daß dieſe Stadt, worin bereits eine ſchreckliche Noth und jede Art von Elend überhand genommen hatte, verloren gehen möchte, veranlaßte die Kaiſerlichen zu neuen Verſuchen, ſie zu entſetzen; und nachdem voraus zu ſehen war, daß dieß ohne Schlacht nicht würde geſchehen können: ſo machten ſie ſowohl, als die Bayern, die ernſthafteſten Anſtalten, und zogen in höchſter Eilfertigkeit von allen Seiten Truppen zuſammen. Der kaiſerliche General von Savelli, der bei Weiſſenburg und Landau ſtand, und ſo gut er konnte, ſich verſtärkte, ſollte von dem kaiſerlichen General Lamboi, welcher ſeit einiger Zeit in den Niederlanden mit Glück gefochten hatte, unterſtützt werden, und dieſer General machte ſich auch unverzüglich mit einem Korps von 5000 Mann auf den Weg. Der Churfürſt Maximilian von Bayern verſtärkte ſein Heer mit 3000 Mann, und einer großen Anzahl von Pferden, ſo, daß Götz, nachdem er in ſeiner Station bei Billingen und Rotweil, ein Korps von 5000

Mann zuſammen brachte, wieder in den Stand geſetzt wurde, eine bedeutende Rolle zu übernehmen. Auch ließ der kühne Herzog Carl IV. von Lothringen, (dieſer Herr hatte ſeit ſeinen letzten Unglücksfällen in Burgund öfters mit vielem Glück gegen die Franzoſen gefochten,) dem Kaiſer wiſſen, daß er ſich entſchloſſen habe, der bedrängten Stadt Breiſach mit einem beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln zu Hilfe zu kommen; und mit einem Wort, dieſe neuen Rüſtungen waren allerdings ſo beſchaffen, daß ſie, wenn ſie unter Einem Oberfeldherrn vereiniget, und gut angeführt worden wären, dem Herzog von Weimar um ſo mehr höchſt gefährlich geworden ſeyn würden, als die Zahl der Seinigen, welche in der letzten Schlacht verwundet worden waren, ſehr groß, anbei bei ſeinem Heere eine Krankheit (faſt alle Officiere, und ſelbſt Bernhard kränkelten) und unter den Pferden eine bösartige Seuche, ſo, daß in kurzer Zeit bei zweitauſend fielen, eingeriſſen war; allein das Ungewitter, welches gegen dieſes Heer losſtürmen ſollte, wurde durch verſchiedene Zufälle und Verſehen der kaiſerlichen Befehlshaber, welche der wachſame Herzog Bernhard zu veranlaſſen, oder zu benutzen verſtand, abgeleitet und geſchwächt, und zuletzt zernichtet. Da er von allen Zurüſtungen und Bewegungen ſeiner Feinde Nachricht hatte, ſo beſchloß er, ſie, ehe ſie zuſammen treffen würden, einen nach dem andern zu überfallen, und, anſtatt ſich der Gefahr auszuſetzen, in einer Hauptſchlacht unterliegen zu müſſen, ſie in mehreren kleinern Gefechten zu Grund zu richten. Zuerſt zog er gegen den Herzog von Lothringen, welcher zwar mit einer ſehr mäßigen, aber ſo zuſagen, Mann für Mann ausgewählten Mannſchaft von 2000 Fußknechten, und 1500 Reitern, dann mit einem Getreidevorrath von einigen hundert, für die Stadt Breiſach beſtimmten Säcken, von der Saar auf Thann heranrückte, und (was auf einen ſolchen geübten Feldherrn, der ſich im Kriege nirgends ſicher glauben ſollte, kaum zu vermuthen geweſen ſeyn dürfte,) nicht das Geringſte von einem Feind ahnete. Bernhard überfiel ihn mit 5 Regimentern zu Pferd, wozu der Graf von Naſſau aus dem Lager vor Breiſach mit zwei Regimentern zu Pferd, 600 auserleſenen Leuten zu Fuß und vier Kanonen ſich geſellt hatte, den 4. — 14. Oktober 1638 auf dem ſogenannten Ochſenfeld, einer zwiſchen Sennen und Thann gelegenen Haide, ſo ganz wider ſeine Erwartung, daß er kaum noch Zeit fand, ſeine Mannſchaft in Ordnung zu ſtellen, welche ſich indeſſen, ſo gering ſie war, ſo tapfer hielt, daß Bernhard ſeiner Wachſamkeit es nicht genug danken konnte, ſie, ehe ſie ein mit ihr verbündetes Korps erreichen konnte, einzeln aufgeſucht zu haben. Die lotharingiſchen Reiter, nachdem ſie ſich von allen Seiten übermannt ſahen, ſetzten zwar keine Ehre darein, ſich ohne allen nützlichen Erfolg, in Stücken zerhauen zu laſſen, und wichen zurück; allein das Fußvolk blieb ſich ſo gegenwärtig, und folgte dem perſönlichen Beiſpiele und der Anführung ſeines Herzogs Carl ſo muthig, und ſich ſelbſt vertrauend, daß es den an Zahl weit überlegenen, nicht weniger vortrefflich angeführten, nicht weniger beherzten Feind mehr, als Einmal, zurücktrieb, und daß es ſich erſt, nachdem die Nacht eingebrochen war, in der beſten Ordnung, etwas zurück begab, die Nacht aber unter freiem Himmel ſtehen blieb, und erſt den andern Morgen, ohne von ſeinen Wägen auch nur Einen verloren zu haben, nach Tann ſich zurückzog. Bernhard kehrte nach ſeinem Lager vor Breiſach zurück, mit dem Vorſatz, dem bayeriſchen General Götz, ſo gut es ſich thun laſſen würde, zu begegnen. Dieſer General hatte ſich indeſſen bereits mit dem Lamboi vereiniget, und griff jetzt das weimariſche Lager, über welches er, in der Abweſenheit des Herzogs von Weimar einige, für die belagerte Stadt entſcheidende, Vortheile erhalten zu können hoffte, den 14. — 24. October 1638 mit dem größten Ungeſtüm, aber ohne allen andern Erfolg, als der Erfahrung an, daß Liſt und Wachſamkeit oft mehr vermögen, als die entſchloſſenſte Tapferkeit. Es fehlte ihm zu der gewünſchten Ausführung keineswegs an hinlänglicher Mannſchaft; (der Graf von Fürſtenberg war bei ihm, aus Befehl des Churfürſten von Bayern, welcher zur Befreiung der Stadt ſchlechterdings alles gewagt wiſſen wollte, mit acht neuen Regimentern angekommen;) allein es fehlte ihm an Gelegenheit, einen unvorbereiteten Feind zu überfallen, und mehrere Verſuche, welche Götz machte, ihm wenigſtens eine empfindliche Wunde beizubringen, oder der Stadt auch nur eine augenblickliche Erleichterung zu verſchaffen, blieben jetzt, weil ſie zu ſpät kamen, fruchtlos. Der unglückliche Zuſtand der Stadt hatte im November einen Grad von Elend, der über alle Beſchreibung geht, erreicht. Der Kommandant, Reinacher, hatte ſchon vor einiger Zeit, ehe noch Mäuſe, Ratten, und Katzen, und verreckte Pferde, ja die Leichname von Menſchen Leckerbiſſen zu werden anfiengen, die gutgemeinte Verſicht gebraucht, eine zahlreiche Menge ſolcher ſtädtiſcher Einwohner, von welchen vorauszuſehen war, daß ſie bei einem längern Aufenthalt in der Stadt auf eine erbärmliche Weiſe würden verſchmachten müſſen, nämlich die alten, kränklichen Leute, dann die Weiber und Kinder aus der Feſtung zu entlaſſen; allein die Feinde trieben ſie zurück, mit der Bedrohung, daß ſie alle todtgeſchlagen werden würden, wenn ſie wieder herauskämen. Die Schanzen der Stadt waren alle eingenommen, und die feindlichen Werke der Belagerer ſo nahe an die Stadtwälle hingerückt wurden, daß mit jedem Tag ein allgemeiner Sturm, und (was davon die gewöhnliche Folge iſt) eine allgemeine Verheerung der Stadt zu befürchten war. Bernhard trug jetzt dem Kommandanten keine Kapitulation weiter an, was er ehedem öfters gethan hatte; ſondern er erwartete eine ſolche vom Kommandanten, und erwiederte auch bald darauf die Bitte deſſelben, ihm Bedingniſſe zu bewilligen, mit jener Großmuth, welche das ächte Kennzeichen erhabener Helden, wenn ſie an andern große Eigenſchaften erblicken, und ſie ehren, zu ſeyn pflegt; er bewilligte der Beſatzung, welche ſo herabgekommen war, daß ſie kaum noch 400 geſunde, und bei 500 Mann Kranke zählte, (den 7. – 17. December 1638) mit allen Ehrenbezeugungen, ſo, daß ſie ſogar zwei Kanonen mitnehmen, und mit brennenden Lunten ausziehen durfte, den freien Abzug, und ſprach auch über den Kommandanten, der die gefangenen Soldaten härter, als ihren Generalen lieb ſeyn konnte, gehalten, dann über den, in der Stadt anweſenden, vorderöſterreichiſchen Kanzler, Volmar, welcher wider den Herzog Bernhard auf das bitterſte geſchmäht hatte, Verzeihung aus; er theilte mit der Stadt, welche er nunmehr für ſein Eigenthum anſah, den in ſeinem Lager vorhandenen Vorrath von Lebensmitteln, und, indem er ſie mit einem neuen Kommandanten, Johann Ludwig von Erlach, einem Schweizer, und ſonſt mit zweckmäßigen Anſtalten verſah, betrachtete er ſie als den Kampfpreis ſeiner ſämmtlichen Siege und Eroberungen. Sein vielumfaſſender, gewaltiger Geiſt ſchuf ſich jetzt in Deutſchland ein eigenes Reich, das aus dem Elſaß, dem Vorderöſterreich, und vielleicht noch aus manchem andern Zuſatz beſtehen ſollte, und, (da der über ſolche Plane mißvergnügte franzöſiſche Hof anfieng, ihm den verſprochenen Sold zu entziehen) ein eigenes Heer, das unabhängig von jeder fremden Gewalt allein für ihn fechten, allein ihm gewinnen ſollte. Nachdem er die Wintermonate des Jahres 1639 in Hochburgund (eine kurze Zeit war er nach Breiſach zurückgekommen) .zugebracht, und darin eine Menge Städte in ſeine Gewalt gebracht, dieſelben aber theils wieder freiwillig geräumt, theils geſchleift hatte, entfernte er ſich im Juni aus Hochburgund nach Neuenburg in der Schweiz, mit der Abſicht, über den Rhein erſt durch den Schwarzwald, und dann durch Schwaben nach Bayern zu gehen, unterwegs ſein durch die vielen in Feſtungen hinterlaſſenen Beſatzungen ſehr verringertes Heer (er ſoll nur noch 3000 Mann zu Pferd und 2000 zu Fuß bei ſich gehabt haben) zu vermehren, und zuletzt, wenn das Glück ihm beiſtände, unmittelbar die kaiſerlichen Erbländer, welche, (wie wir bald hören werden) zu gleicher Zeit vom ſchwediſchen Oberfeldherrn Banner angefallen werden ſollten, zu bekriegen; er war ſo voll von großen Vorſätzen, und ſo freudig über die herrlichen Ausſichten, die ſeinem Geiſt ſich vorſtellten, daß er mit Ungeduld die Stunde erwartete, in welcher er über den Rhein ſeyn würde. Auch dürften die Folgen der mit dem Banner verabredeten Zuſammenwirkung ernſthaft genug geworden ſeyn; aber in dem Augenblick, da er ſeinem bisherigen Glück die Hand reichte, um ſich von demſelben zu ganz neuen Verherrlichungen führen zu laſſen, fühlte er ſich, nachdem er ſchon eine geraume Zeit gekränkelt hatte, von einer Entkräftung, welcher er keine Anſtrengung entgegen ſetzen konnte, zurückgehalten; aber hier blieb er gefaßt, entſchloſſen, groß. Den fünften Tag darauf ſtarb er, (der Ruf ließ ihn, wie leicht zu erachten, am Gift ſterben, und jeder, der es wohl ſelbſt gethan haben konnte, beſchuldigte den andern) den 8. — 18. Juli 1639) im 35ten Jahre ſeines Alters. Siege, Länder und Ruhm waren ſein Ziel, dem er raſtlos nachjagte; aber nur der Ruhm (freilich nur da, wo er ſelbſt nicht mehr war) blieb ihm; die Siege verhallten, und die Länder wurden einem andern zu Theil. Dieſer war (nebſt dem erwähnten Hintritt des Landgrafen Wilhelm von Heſſen) der Vorfall, von welchem oben geſagt wurde, daß ſein Ereigniß eben zur rechten Zeit eintraf, um der mißlichen Lage des Kaiſers eine Aenderung zu verſchaffen.

Dieß ſollte man um ſo mehr zu hoffen berechtigt geweſen ſeyn, als zu gleicher Zeit von verſchiedenen Seiten an Friedensvorſchlägen gearbeitet wurde. Dieſe Vorſchläge ſowohl, als die Vorſtellungen und Beweggründe, durch welche die Abſichten der verſchiedenen Parteien durchgeſetzt werden ſollten, die Urſachen und Veranlaſſungen ihrer Vereitlung, ſtellen nicht weniger, als die Kriege mit Waffen, ſtellen ein Schauſpiel von Streit vor, in welchem menſchliche Ueberlegungen und Leidenſchaften, Verſtand und Selbſtbetrug, Klugheit und Liſt auftreten, ſich einander zu beſiegen, und, unter dem Schein von ſtrengſter Aufrichtigkeit, Friedensliebe, und Redlichkeit, zu übervortheilen. Sie ſind daher nicht wenige lehrreich, ja lehrreicher als die Geſchichte der Kriege, da ſie Kriege veranlaſſen, und beilegen.

§. XXI.

Da bei der Veränderlichkeit des Kriegsglückes unaufhörlich bald dieſe, bald jene Partei in Verlegenheiten kam, ſo kam auch abwechſelnd eine derſelben mit nachdrücklichen Aeußerungen von Friedensliebe zum Vorſchein; aber die den Frieden ſuchende Partei, um nicht den Verdacht auf ſich zu ziehen, als wenn ſie des Friedens in einem dringenden Grade bedürfte, und um ſich bei dem Gegentheil die Bedingungen nicht zu erſchweren, brauchte gewöhnlich die Vorſicht, die erſten Anträge durch eine dritte, fremde, in den Krieg nicht verwickelte Macht vorbringen, und dieſe Macht als Vermittler zwiſchen beiden Theilen auftreten zu laſſen. So war es, nach dem, im Jahre 1632 erfolgten Tod Guſtav Adolphs der Kaiſer, welcher damals den Frieden wünſchte, und zum Einleiter deſſelben des Königs Chriſtian IV. von Dänemark ſich bediente, welcher ſich (denn man ſoll ihm die Bisthümer Bremen und Verden für ſeinen Sohn, u. a. verſprochen haben) der ihm aufgetragenen Rolle unverzüglich und mit größtem Eifer unterzog, und zu ſolchem Ende nicht nur die deutſchen Reichsfürſten und andere Höfe, welche mitwirken ſollten, ſondern auch ſelbſt den Kaiſer (damit nämlich Jedermann glauben ſollte, die Sache käme nicht von dem Kaiſer) beſchickte, den ſchwediſchen Reichskanzler Oxenſtirn aber durch Empfehlungen ſolcher Höfe, deren Zufriedenheit ihm von großem Gewicht ſeyn mußte, gleichſam beſtürmte; allein dieſer ſcharfſehende Staatsmann, nachdem er, ſo wie die Verhältniſſe der ſchwediſchen Krone gegen die däniſche beſchaffen waren) den erſten Augenblick einſah, daß er die Friedensunterhandlungen weder würde ausſchlagen, noch ſie annehmen können (der Kaiſer nämlich legte immer die Vorausſetzung, daß Schweden an Land und Leuten in Deutſchland leer ausgehen ſollte, zum Grund), wußte den Fortgang der Sache mit einer Feinheit, bei welcher es ließ, als wollte er ſich derſelben ernſtlich annehmen, zu vernichten, indem er auf einer von ihm, zu Heilbronn im Jahre 1633 veranlaßten, Verſammlung deutſcher Stände ſo viele Vor- und Nebenfragen, von denen er vorausſehen mochte, daß darüber die anweſenden Geſandte erſt noch Aufträge von ihren Herren erholen müßten, auf die Bahn brachte, daß er von dem damals glücklichen Fortgang der ſchwediſchen Waffen eine noch ungleich glänzendere Verherrlichung derſelben erwarten konnte, bei welcher er dann in Stand geſetzt ſeyn würde, die Friedensbedingniſſe, anſtatt ſie von andern anzunehmen, ſelbſt vorzuſchreiben; doch die Lage des veränderlichen Kriegsglücks änderte ſich (durch die Schlacht bei Nördlingen zum Vortheil des Kaiſers, und dieſer Monarch, der im Jahre 1633 nichts Angelegentlicheres zu thun zu haben ſchien, als die Schweden zu gewinnen, fragte jetzt nach jener Schlacht ſo wenig nach allem, was dieſe Schweden von ſeinen Entſchlüſſen und Verhandlungen denken würden, daß er 1635 den Pragerfrieden ſchloß, ohne ſie einmal beizuziehen, oder ſie der geringſten Rückſicht, welche wenigſtens das Gefühl eines feinern Benehmens gegen einen königlichen, und (wie die Folge zeigte) ganz und gar nicht entwaffneten, Hof erfordert haben dürfte, zu würdigen. Die Vorſtellungen des ſchwediſchen Reichskanzlers Oxenſtien an den Kaiſer wurden von dieſem, (ſ. oben) nicht einmal beantwortet, und ſelbſt die Antworten des Churfürſten Johann Georg von Sachſen (er forderte vor allen Dingen im Voraus, „daß die Schweden erſtlich die ſämmtliche beſitzende Lande in der beſten Ordnung räumen, und ſich nach Stralſund begeben, dann unter währendem Marſchiren ihr Genugthuungs, und ſonſtiges Begehren dem Churfürſten kund thun ſollten, welcher ihnen dann die Antwort nach Stralſund zukommen laſſen werde) waren ſo beſchaffen, wie ſie hätten beſtellt ſeyn müſſen, wenn der Churfürſt geradezu gewünſcht hätte, eine abſchlägige Antwort zu erhalten. Als die Reihe, ſich um den Frieden zu bewerben, im Jahre 1639 wieder an den Kaiſer kam, machte Banner, zur Zeit, da er im Oktober dieſes Jahres vor Prag ſtand, ähnliche Forderungen; er bot dem Kaiſer im Namen der Krone Schweden den Frieden an, wenn derſelbe ſich gefallen laſſen wollte, alles in den Stand, wie es 1617 geweſen, zu ſetzen, und noch überdieß die Ueberlaſſung der Seeſtädte in Pommern an Schweden zu bewirken. Da der Kaiſer durch das letztere den Churfürſten von Brandenburg, welcher auf Pommern alle Anſprüche hatte, durch das erſtere aber den Churfürſten von Bayern (dieſer nämlich hätte die Churwürde und die Oberpfalz wieder abtreten ſollen) im äußerſten Grad ſich zu Feinden hätte machen müſſen, ſo war ſchon an eine bloße Ueberlegung, ob jene Punkte, deren Erfüllung nicht einmal in der unmittelbaren Macht des Kaiſers ſtand, angenommen werden ſollten, gar nicht zu denken; doch der Kaiſer wurde an dem Banner faſt in dem nämlichen Augenblick, in welchem er an ihn jene Zumuthungen ſtellte, gerächt. Banner (ſ. oben) verlor ſeine Vortheile wieder, und mußte bis nach Thüringen zurückweichen.

Aber ſchon vorher war ein, überaus weitläufiges Friedenswerk, welches im Jahre 1636 der wieder neuerdings vom Verſöhnungsgeiſt getriebene König von Dänemark, und der damalige Pabſt Urban VIII. veranlaßten, in die Einleitung gekommen. Dieſer letztere erbot ſich, auf einer Verſammlung der betreffenden Theile in der Reichsſtadt Cöln zwiſchen Spanien, Oeſterreich und Frankreich, jener aber zwiſchen dem Kaiſer und Schweden zu Lübeck das große Geſchäft zu vermitteln. Allein dieſes letztere wurde ſchon durch die einzige Erklärung des Kaiſers Ferdinand II., daß durch die Vorſchläge, welche die Krone Dänemark machen würde, der Pragerfriede ſchlechterdings nicht verletzt werden dürfte, ſogleich in ſeinem Entſtehen vereitelt; und da auch die Churfürſten in ihrer Antwort, welche ſie auf ihrer Verſammlung zu Regensburg (1636) dem Kaiſer auf ſeinen Vortrag gaben, eben dieſelbe Sprache führten, und wiewohl ſie einhellig wünſchten, daß der Friede recht mit Ernſt betrieben werden möchte, (weil Frankreich eine große Macht, Schweden aber noch viele Feſtungen im Reich in ſeiner Gewalt hätte) dennoch ſolche Grundſätze aufſtellten, welche nur bei überwundenen, und in die unheilbarſte Ver=

legenheit geſtürzten Mächte geltend gemacht werden konnten: ſo mußte man von ſich ſelbſt mehr, als begreiflich iſt, eingenommen ſeyn, um von Seiten Frankreichs und Schweden den Frieden mit Grund hoffen zu können. Die große Meinung der Churfürſten von der Würde des deutſchen Reiches, und ihre dadurch veranlaßte Erklärung, daß man über den Pragerfrieden, ſo heftig es auch der Gegentheil verlangen möchte, nicht einmal etwas zu einer Berathſchlagung kommen laſſen ſollte, „weil es dem Kaiſer und Reich ſchimpflich ſeyn würde, das, was jener als Oberhaupt mit den Ständen geſchloſſen, erſt noch dem Gutachten ausländiſcher Mächte zu unterwerfen," die weitern von den Churfürſten zum Grund einer künftigen Friedenshandlung gelegten Forderungen, daß Frankreich die Grenzen des deutſchen Reiches überhaupt wieder herſtellen, und Lothringen, ſo wie die drei Lothringiſchen Bisthümer, Mez, Tull, Verdün räumen, daß Schweden den deutſchen Boden ohne weiters verlaſſen, daß es von dem, mit dem Herzog von Pommern aufgerichteten, Bündniß abſtehen, daß es ferner einer ſogenannten, wegen ſeines in Deutſchland unternommenen Krieges, von dem deutſchen Reich geforderten Kriegsentſchädigung gar nicht einmal wieder erwähnen ſollte, weil ſelbſt König Guſtav, da er nach Deutſchland kam, öffentlich die Verſicherung, daß er keineswegs wegen irgend einer Vergrößerung komme, gegeben; dann auch, weil das ſchwediſche Heer überall, wo es hingekommen, ſich durch Erpreſſungen längſt, und nur zu viel bezahlt gemacht, und ſich durchgehends von Deutſchland ernährt habe: dieſe Forderungen, ſo gegründet und gerecht ſie freilich waren, konnten bei dem damaligen Zuſtande des beiderſeitigen Kriegsglückes zur Herſtellung eines dauerhaften Friedens unmöglich die geeigneten Anträge ſeyn. Aber ſchon die Grundſätze, von welchen theils die Churfürſten, und der Kaiſer zuſammen, theils dieſer allein, in Betreff des Herzogs von Würtemberg und der pfalzgräflichen Kinder und Anverwandten, nicht abſtehen wollten, waren nichts weniger, als zu einer Beförderung des Friedens geeignet. Von jenem behaupteten die drei geiſtlichen Fürſten, und der miteinſtimmige Churfürſt von Brandenburg, daß er, ſowohl, weil ſeine Truppen bei der Schlacht zu Nördlingen wider den Kaiſer gefochten, als weil noch zwei würtembergiſche Regimenter bei der weimariſchen Armee zurückbehalten worden wären, die kaiſerliche Ungnade, und den Verluſt ſeiner Lande allerdings verſchuldet, mithin es als eine große Milde und Gnade anzuſehen habe, wenn ihm der Kaiſer einen Theil derſelben zurückgeben ſollte, und dieſer hatte dem

Herzog wirklich nur unter ſolchen Bedingniſſen, von denen ſich erwarten ließ, daß ſie der Herzog niemals eingehen würde, die Aufnahme in die Liſte der Begnadigten verſprochen. Die Sache des jungen Pfalzgrafen, Carl Ludwigs, war noch ungleich weniger auf dem Weg einer Beilegung; indem das Geſchehene bereits zu ſehr befeſtiget war, als daß ſelbſt Kaiſer Ferdinand II., geſetzt, daß er ſein bisheriges Verfahren mit dem rheinpfälziſchen Hauſe wirklich wieder hätte gut machen wollen, nicht unüberſteigliche Hinderniſſe gefunden haben ſollte, alles wieder in den ehemaligen Stand zu ſetzen, und die rheinpfälziſchen Länder und Würden, ſo, wie ſie vor der Achtserklärung Churfürſts Friedrichs V. vereiniget waren, an Carl Ludwig wieder zurückzuſtellen, welcher letztere indeſſen in den, von ihm zu Anfang des Jahres 1637 in öffentlichen Druck gelegten, und den zu Regensburg anweſenden Churfürſten und Geſandten ausgetheilten Schriften, ſich wirklich des ganzen Churfürſtentitels bediente, die wider ſeinen Vater ergangene Acht mit vielen Gründen für geſetzwidrig, dann die Ausdehnung derſelben auf ihn, als den an allem Vorgegangenen ganz unſchuldigen Sohn, vor Notarien und Zeugen, für ungültig erklärte, ferner jene Forderungen, welche der Kaiſer Ferdinand II. vor der Ertheilung ſeiner Gnade, erfüllt wiſſen wollte, als äußerſt hart, und unerträglich ſchilderte, und zuletzt zu allen Königen und Potentaten das Vertrauen äußerte, daß ſie ihm mit ihrem vollen Beifall zugethan bleiben werden, wenn er ſich genöthiget ſehen würde, zur Erlangung ſeiner, in geiſtlichen und weltlichen Rechten gegründeten, Anſprüche, nachdem alle gütliche Vorſtellungen fruchtlos geblieben, gleichwohl zu andern Mitteln, welche eher dazu führen möchten, zu ſchreiten.

Da indeſſen dieſe, und noch gar viele andere Schwierigkeiten, den Pabſt Urban VIII., welchem ſie nach ihrem ganzen Gewicht bekannt ſeyn mußten, nicht abſchreckten, ſich dem Vermittlungsgeſchäft, von welchem ſich der Erfolg leicht vorausſehen ließ, gleichwohl zu unterziehen, (der dazu beſtimmte päbſtliche Geſandte, Cardinal Ginetti, war noch im Jahre 1636, während des Churfürſtentags, nach Regensburg gekommen, und nachdem er ſeine Aufträge eröffnet, ſogleich nach Cöln gereiſet), ſo nahm auch Kaiſer Ferdinand II., (um, wie es bei ſeinen Geſinnungen allerdings den Schein bekam, wenigſtens etwas zu thun, was er ohne Verletzung der Achtung gegen den Pabſt nicht wohl unterlaſſen konnte) keinen Anſtand, auch ſeiner Seits Geſandte nach Cöln zu ſchicken, deren

Leitung er indeſſen ſeinem Sohne und Nachfolger überlaſſen mußte. Schon gleich der Anfang wurde mit ſolchen Vorgängen, welche auf die Parteien nichts weniger, als gute Eindrücke machen konnten, bezeichnet. Da man nämlich hätte erwarten ſollen, daß Kaiſer Ferdinand III. höchſt erfreut ſeyn würde, mit Jedermann, der wider ihn im Kriege begriffen war, den Frieden einleiten zu können; ſo konnte es nicht anders, als höchſt auffallend, und widerlich ſeyn, da man vernehmen und erfahren mußte, daß ſich Kaiſer Ferdinand weigere, für Geſandte der proteſtantiſchen deutſchen Reichsfürſten Geleitsbriefe zu bewilligen, und daß er ſolche, nach einer Menge der dringendſten Vorſtellungen, welche ihm von den erſten Höfen gemacht wurden, mit der genaueſten Noth nur den Holländern und Schweden bewilligte. So wie aber die letztern gleichfalls gar nicht daran dachten, zu Cöln einen Frieden zu unterhandeln, und auch anderswo keinen wirklichen Ernſt dazu bezeigten: ſo benahmen ſich auf eine, mehr und weniger ähnliche Weiſe, auch andere Geſandte, ſo, daß ein volles Jahr (2637) mit Geleitsbriefen, mit Einwendungen wider Vollmachten, mit Schwierigkeiten, welche mit Titulaturen gemacht wurden, dahin gieng, ohne daß das Geringſte in Gang gekommen war. Auch das folgende Jahr (1638) wurde, da es noch keinem Theil ein rechter Ernſt war, mit verſchiedenen Einſtreuungen über Geleitsbriefe, mit Zänkereien und Mißverſtändniſſen, in Betreff der Verhandlungen zu Cöln ſowohl, als derjenigen, welche nach dem erſten Antrage zu Lübeck haben vor ſich gehen ſollen, fruchtlos zugebracht. Da ſich im Jahre 1639 verſchiedene Herren, als Dänemark, dann die Herzoge von Lauenburg u. a. als Vermittler zwiſchen dem Kaiſer und den Schweden darſtellten, und da dieſe Vermittler, von denen ein jeder die Ehre, die Beilegung bewirkt zu haben, an ſich reißen wollte, ſich ſelbſt einander nach den Eingebungen ihrer Eiferſucht behandelten: ſo kam auch in dieſem dritten Jahre nichts weiter zu Stande, als daß endlich Lübeck, als der Ort, wo die künftige Verhandlung vor ſich gehen ſollte, aber keine feſtgeſetzte Zeit beſtimmt wurde, und die Franzoſen, welche durch die Fortſetzung des Krieges am ſicherſten zu gewinnen hofften, und in Betreff der lübeckiſchen Zuſammenkunft tauſend Anſtände und Urſachen der Verzögerung zu erfinden wußten, waren auch in Rückſicht der cölniſchen Verſammlung nicht weniger fertig, bald dieſe, bald jene Forderung und Einwendung, über deren Erörterung die Zeit verloren gieng, auf die Bahn zu bringen, ſo, daß man auch auf dieſer Seite, auf welcher der Pabſt vermittelte, am Ende dieſes Jahres (1639) noch nicht weiter gekommen war, als daß die Franzoſen hoffen ließen, daß ſie bereit ſeyen, im künftigen Jahre nach Cöln zu kommen; allein ſie kamen nicht, und mochten wohl heimlich ſehr erfreut ſeyn, einen neuen Vorwand zum Ausbleiben von Spanien erhalten zu haben, welches ſich weigerte, die Geſandten der Holländer in ſeinem Geleitsbrief für ſelbe „Gegenbevollmächtigte“ (welches Wort die Franzoſen forderten) zu nennen, und ſie, (ungeachtet aller Vorſtellungen des päbſtlichen Geſandten, der aus Verdruß über einen ſolchen Gang der Dinge ſeine Entlaſſung begehrte, und erhielt) nur „Deputirte“ nennen wollte. Wegen ähnlicher Kleinigkeiten, und kaum glaubwürdiger Albernheiten, welche im Mangel rechtlicher und wichtiger Einſtreuungen, hervorgeſucht wurden, blieben auch die Verhandlungen mit Schweden an der Stelle, wo ſie vor vier Jahren geweſen, und alles, was am Ende daraus hervorgieng, war, daß ſich die Theile gleichwohl noch einander verſicherten, wie ſie nichts anders wünſchten, als daß die Verhandlungen recht bald einen Fortſchritt gewinnen möchten. Dieſen ſeltſamen Vorgängen ſchien dazu, daß ihre Sonderbarkeit auf das höchſte getrieben würde, nichts weiters zu fehlen, als daß ſie auch noch durch feierliche Vorgänge und ernſthaft ſeyn ſollende Einhüllungen wiederholt, und auf eben dieſelbe Weiſe geendiget würden. Dieß geſchah dann auch mit allen den äußerlichen Feſtlichkeiten, womit Dinge dieſer Art verziert, und in den Augen des Volkes, das weder ſieht noch begreift, wichtig gemacht zu werden pflegen.

Wie ſich nämlich zeigte, daß ungeachtet der unaufhörlichen Verſicherungen der Friedensvermittler, alles, was nur in ihren Kräften ſtände, für den Frieden thun zu wollen, kein Friede ſich einfinde, und bei leeren Vorſpiegelungen und leeren Wortgeprängen niemals ſich einfinden würde, brachte der Kaiſer im Jahre 1639 eine Verſammlung der Churfürſten in Vorſchlag. Dieſe wurde dann auch im Monat Jäner des Jahres 1640 in der Reichsſtadt Nürnberg wirklich eröffnet, und es fehlte dabei, wie gewöhnlich, nicht an einem zahlreichen Beſuch. Die damals in Thätigkeit begriffenen Churfürſten, Mainz, Cöln, Bayern, Sachſen, Brandenburg, erſchienen zwar nicht in Perſon, aber durch ſtattliche, wohlbeſetzte Geſandtſchaften, und auch andere Staaten und Stände, welche an den Sitzungen keinen unmittelbaren Theil nehmen konnten, als England, Dänemark, die Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg, Pfalzneuburg, die Reichsſtädte, Frankfurt am Main, Ulm, Regensburg, Bremen, Nördlingen u. a. erſchienen, in der Hoffnung und Abſicht, den Gang der Berathſchlagungen zu leiten, oder doch zu beleben. Nachdem jene Berathſchlagungen einige Zeit, aber dergeſtalt geheim, behandelt werden, daß davon wenig mehr zu erfahren war, als daß von den Mitteln, den Frieden herzuſtellen, oder, wenn das noch zur Zeit unmöglich seyn ſollte, den Krieg wider die Feinde des Reichs fortzuführen, ferner vom Juſtizweſen, von den Angelegenheiten des Churfürſten von Trier, von der Ausgleichung der rheinpälziſchen, der heſſencaſſeliſchen (wovon ſogleich das Nöthige geſagt werden ſoll) der braunſchweigiſchen Mißhelligkeiten u. a. die Rede vorgefallen ſey, ſo erſchien nunmehr auch ein Geſandter von Dänemark, welcher der Verſammlung ein Schreiben ſeines Herrn übergab, worin dieſer eifrige und wohlmeinende Regent dringend vorſtellte, wie er ſchon während der letzten, 1636 zu Regensburg gehaltenen, Churfürſtenverſammlung, auf welcher ebenfalls über die Mittel zum Frieden gehandelt worden, ſich alle Mühe gegeben habe, dem Kaiſer und den Churfürſten vorzuſtellen, wie man es an nichts erwinden laſſen müſſe, um ſich mit der Krone Schweden auszugleichen, ehe dieſelbe ſich in eine neue, engere Verbindung mit Frankreich einlaſſen, und dann eine Ausgleichung ungleich ſchwerer zu erhalten ſeyn, und ungleich theurer zu ſtehen kommen würde. Jene engere Verbindung ſey erfolgt; und da man nach derſelben, anſtatt dem Gegentheil mit vereinigter Eintracht, mit Vorſicht und Klugheit entgegen zu kommen, ſich lediglich damit beſchäftiget zu haben ſcheint, den Gegentheil hinzuhalten: ſo ſey das Friedensgeſchäft in eine gar bedenkliche Lage gerathen, und es ſey zu fürchten, daß das Uebel zuletzt unheilbar werden möchte. Da er nun zu dem Kaiſer und den Churfürſten das feſte Zutrauen trage, daß ſie die allgemeine Noth ihres Vaterlandes beherzigen, und einem gänzlichen Verfall deſſelben durch ſchleunige und kräftige Mittel vorbauen werden: ſo könne er, der ſich übrigens in die deutſchen Reichsſachen (ſo weit er damit nichts zu thun habe) keineswegs zu mengen gedenke, ſeine Meinung nicht bergen, daß vor allen Dingen die Geleitsbriefe ſo, wie ſie der Gegentheil verlange, ohne einige Zögerung ausgefertigt, und daß alle Friedensmittel dergeſtalt hervorgeſucht, und angebothen werden möchten, damit die ganze Welt überzeugt werde, daß man es an nichts habe ermangeln laſſen, den Frieden zu gewinnen, u. ſ. w. Da dieſe Vorſtellung mit ganz begreiflichen, und dringenden Wahrheiten erfüllt, und mit dem achtungsvolleſten Glimpf im Vertrag beſeelt war, ſo blieb ſie in ſofern nicht ganz ohne Wirkung, daß man die Gegenſtände, auf deren Erörterung alles beruhte, wieder reifer betrachtete, und daß man ſich, anſtatt ſich wechſelweiſe noch länger vergeblich mit eitlem Wortgepränge aufzuhalten, dahin verglich, daß in dieſer Churfürſtenverſammlung wegen jener Gegenſtände kein einſeitiger Vergleich getroffen, und daß dieſer, wenn er allgemein, und dauerhaft werden ſollte, allein von einer allgemeinen Reichsverſammlung zu Stande gebracht werden könne. Dieſe Reichsverſammlung wurde ſogleich beſchloſſen, und, vermöge eines kaiſerlichen Mandats, ſollte den 16. — 26. Juli 1640 zu Regensburg die Eröffnung derſelben vor ſich gehen.

1640. Die Hauptpunkte, welche auf dieſem Reichstage (der erſt den 3. — 13. September 1640 und zwar, weil kein einziger Churfürſt, oder anderer Fürſt in Perſon erſchien, vom Markgrafen Wilhelm von Baden eröffnet wurde) in Erwägung und Berichtigung kommen ſollten, beſtanden wieder, wie ſichs im Voraus verſtand, darin:

a) daß die Ruhe im römiſchen Reiche, und die nöthige Eintracht und ehemalige Vertraulichkeit der deutſchen Stände unter ſich wieder hergeſtellt, mithin jede Veranlaſſung zu einer Entzweiung gründlich gehoben, und

b) daß zur Erhaltung eines, der deutſchen Ehre würdigen, Friedens mit den auswärtigen Mächten, Frankreich und Schweden nämlich, eine ſolche vereinigte deutſche Kriegsmacht, für welche jene Mächte eine, den Frieden befördernde Achtung haben müßten, aufgerichtet, und endlich

c) daß der deutſchen Reichspflege, als während der verderblichen langen Kriege mancher Nachtheil zugieng, wieder aufgeholfen, und daß vor allen das Kammergericht zu Speier in die geſetzliche Verfaſſung und Ordnung zurückgebracht, und darin geſchützt werden ſollte.

Allein am Ende des Jahres war noch kein einziger dieſer Punkte berichtigt, und im Weſentlichen, nicht einmal noch recht angefangen worden. Anſtatt nämlich, daß man alle Veranlaſſungen irgend einer Verzögerung ſorgfältig hätte bei Seite ſetzen, mithin dießmal die Rangſachen gar nicht hätte berühren, ſondern jeden, (ohne Nachtheil ſeines Rechtes) ſeinen Sitz, wo er Platz finden würde, nehmen zu laſſen, ſich hätte einhellig verſtehen ſollen, brachte man erſt viele Sitzungen mit Streitigkeiten über den Vorſitz zu; wie ſich denn die Häuſer Pommern, Würtemberg, Baden, Heſſen und Mecklenburg, nachdem ſich keines derſelben hatte entſchließen können, ſich ein anderes vorſitzen zu laſſen, nicht anders aus dieſer Schwierigkeit heraus zu winden wußten, als daß ſie ſich zu dem Entſchluß (wegen deſſen ſie ſeitdem die alternirenden Häuſer genannt wurden) verſtanden, ſich wechſelweiſe einander den Rang zu laſſen. Ein anderer Umſtand war in Betracht, daß auf dieſem Reichstag das ganze Deutſchland im Innern hat beruhiget, ausgeglichen, und verſöhnt werden ſollen, noch weit ſonderbarer. Es waren nämlich keineswegs alle Reichsſtände, ſondern nur diejenigen, welche mit dem Kaiſer in Freundſchaft ſtanden, gerufen worden, und es koſtete wieder viele Berathſchlagungen, ehe man bewirken konnte, daß auch andern, unter der kaiſerlichen Verſöhnung zur Zeit nicht begriffenen, Fürſten und Ständen, als z. B. Braunſchweig und Lüneburg, Heſſen-Caſſel, der Rheinpfalz u. a., (welche, da ihre Angelegenheiten doch unter die weſentlichen Hauptſachen gehörten, durch die, mit ihnen vorgegangene Hintanſetzung ſich nicht wenig gekränkt fühlten) die erforderlichen Geleitsbriefe, und zwar erſt im folgenden Jahre 1641, ertheilt wurden. An eine Vermehrung der Truppen, wiewohl vieles von dieſer Vermehrung, und zwar wenigſtens bis auf 81000 Mann, gewünſcht wurde, war um ſo weniger zu denken, als ſich die Stände ſchon durch die bisherige Quartierlaſt der bereits geworbenen Reichsvölker bedrängt genug zu ſeyn, und übrigens eine Vermehrung derſelben keineswegs, wohl aber eine beſſere Zucht und Ordnung bei den ſchon Geworbenen (was dann auch ſehr löblich war) für nothwendig erachteten. Ueber die Herſtellung der Ruhe im Reiche und der Eintracht der deutſchen Stände wurde zwar auch in vielen Sitzungen Manches geſprochen, gewünſcht, und vorgeſchlagen; aber am Ende des Jahres 1640 war man damit noch nicht weiter gekommen, als daß man darin ſich einverſtand, und vornahm, vorerſt die Beſchwerden der Stände, worüber ſie entzweit worden wären, zu vernehmen, und dann zu vergleichen; als aber im Jahre

1641 dieſe Beſchwerden, und zwar anfangs in Betreff des Religionsweſens, wirklich vorgenommen werden ſollten, weigerten ſich beide Theile, ſie zuerſt vorzulegen, und als ſich die Proteſtanten gefallen ließen, dieſelben dem Direktorio zu übergeben, brachten ſie eine ſolche Menge von Gegenſtänden, und ſolche Gegenſtände vor, daß der Erfolg im voraus, vor aller Stimmenſammlung, zu ſehen war; z. B. daß man die evangeliſchen Stände (nämlich wegen der, nach dem Religionsfrieden eingezogenen, katholiſchen Biſthümer) zu Sitz und Stimme auf den Reichstagen, wie auch zur

Belehnung nicht zulaſſe; daß man den proteſtantiſchen Landesherren, welche zur Zeit des Religionsfriedens die höchſte Obrigkeit über mittelbare Stifter gehabt, die Reformation derſelben verwehre; daß man den proteſtantiſchen Unterthanen bald das Auswandern nicht geſtatte, und ihnen gleichwohl mit verſchiedenen harten Begegnungen ihren Zuſtand erſchwere, bald ſie zum Auswandern, und Verkauf ihrer Güter, wobei ein Abzug gefordert werde, zwinge; daß man die Proteſtanten durch rechtliche, in Sachen, geiſtliche Güter betreffend, bewirkte Entſcheidungen, welche aber gar oft wenig rechtlich wären, und beſonders vermöge der allgemeinen Entſcheidungen durch das Reſtitutionsedikt kränke, u. a. m. Der große Umfang dieſer Beſchwerden veranlaßte die Fürſten, den 6. — 16. Mai 1641 zu erklären, daß dieſelben durch eine eigene, von beiden Religionstheilen zuſammengeſetzte Deputation vorgenommen werden ſollen, bei welcher aber die katholiſchen Deputirten den proteſtantiſchen ſogleich bei der erſten Sitzung eröffneten, wie ihr Religionstheil der Meinung ſey, daß es beſſer gethan ſeyn würde, auf dem jetzigen Reichstag vielmehr andere Punkte des kaiſerlichen Vortrags zu berichtigen, als die Religionsbeſchwerden vorzunehmen, nachdem dieſe durch den pragiſchen Frieden, ja ſchon ſelbſt durch den

Religionsfrieden, größtentheils bereits abgeſtellt, ſelbe auch mit der Herſtellung des Friedens ganz und gar nicht unzertrennlich verbunden, überhaupt ſchon ſehr alt, und dazu wegen ihrer Weitläuftigkeit, (denn die Beſchwerden der Katholiken ſeyen noch ungleich zahlreicher) und wegen der vielen Zeit und Koſten, welche ihre Unterſuchung erfordern würde, vielmehr gar zur Trennung, als zur Beförderung der Eintracht unter den Ständen geeignet wären. Dieſe Aeußerung erhielt auch bei den Fürſten, nachdem ſie die gegentheiligen (allgemeinen und beſondern) Beſchwerden der Katholiken erhalten hatten (von welchen z. B. geklagt wurde, „daß alles im Religionsfrieden zu ihrem Beſten beſtimmte ihnen von den Proteſtanten in Zweifel gezogen, daß von den Proteſtanten in allem, nicht nur was Religionsſachen, ſondern auch, was geiſtliche Güter beträfe, kein Richter erkannt, ſondern alles auf gütliche Handlung, wobei zuletzt die Katholiken um alle ihre Kirchengüter kommen würden, geſtellt, daß alle und jede aus klarer Uebertretung des Religionsfriedens herrührende Klage der richterlichen Entſcheidung entzogen, und als allein für den Reichstag gehörig dargeſtellt, daß keine gerichtlich entſchiedene Sache, darin etwa der proteſtantiſche Theil nicht ſubmittirt, oder die Richter von gleicher Anzahl aus beiden Religionen geweſen, darum als recht abgeurtheilt angeſehen werden, daß von den Proteſtanten in keiner Sache die, in dem Natur- und Völkerrecht, ſo wie in den Reichsgeſetzen beſtens gegründete Mehrheit der Stimmen, ſo oft ſie gegen das Intereſſe derſelben ausfällt, als giltig anerkannt werden wolle," u. ſ. w.) ſo vielen Beifall, daß ſie eine Verordnung bewirkten, vermöge welcher „wegen der Beſchwerden in Religionsſachen auf dem nächſten ordentlichen Deputationstag eine außerordentliche Deputation, bis zu deren Entſcheidung in den weitern Exekutionen in Religionsſachen innezuhalten, angeordnet werden, übrigens aber der Religions- und Landfrieden beſtätigt bleiben ſollte."

Auch wegen der Verbeſſerung der Rechtspflege wußte man, nachdem man manchen Tag mit wechſelſeitigen Vorträgen, Geſprächen, Einfällen, und Beſtreitungen derſelben zugebracht hatte, am Ende nichts beſſers zu ſchließen, als daß gleichwohl für dieſen Punkt ein beſonderer Deputationstag angeſetzt werden ſollte, welchen der Kaiſer auf den 1. Mai des folgenden Jahres (1642) nach Speier oder Frankfurt ausſchreiben, auch bis dahin eine, nach den Erinnerungen der Stände eingerichtete, Reichshofrathsordnung verfaſſen, und dann den Beſchlüſſen der Deputation in eigentlichen Juſtizſachen, (nur in Betreff der Reichshofrathsordnung mit ſeinem Vorwiſſen) eine geſetzliche Kraft beilegen zu laſſen verſprochen hatte. So wurden auch in der pfälziſchen Sache Deputationen, von deren Inhalt, und Erfolg das Weſentliche ſogleich vorkommen ſoll, angeordnet, und der mit ſo vielem Gedräng eröffnete Reichstag begann, einen dem Drang der Unruhen, Verwirrungen, und Unglücksfälle wenig entſprechenden Ausgang zu nehmen. Niemand war indeſſen über den langſamen, und oft ſonderbaren Gang der Sachen, über die, unaufhörlich vorgebrachten, neuen Einſtreuungen, über die unmöglich zu beſänftigende Eiferſucht ſo vieler Stimmenführer im Großen und Kleinen, unzufriedner, als der Kaiſer, der dann auch in der (den 31. Mai — 10. Juni 1641 gehaltenen) vier und achtzigſten Sitzung ſeinen Unmuth darüber, daß er ſchon neun Monate bei dieſem Reichstag vergeblich, und ſogar ohne einen Churfürſten, oder andern Fürſten perſönlich geſehen zu haben, zubringe, nachdrücklich zu erkennen, und zu verſtehen gab, daß die Geſandten gleichwohl wenigſtens über die Grundlagen eines Friedens ſich vereinigen möchten, indem er genöthigt ſeyn würde, nach ſeinen mit mancher Verlegenheit kämpfenden Erbländern ſich umzuſehen.

Hierauf kam (den 21. Aug. 1641) ein Dekret einer kaiſerlichen Generalamneſtie, das iſt, eines feierlichen Verſprechens, daß für alle deutſche Fürſten und Stande, welche ſich dem Kaiſer nach den Reichsgeſetzen unterwerfen, und ihre Waffen mit ihm vereinigen würden, alles im gegenwärtigen Krieg vorgefallene auf ewig vergeſſen ſeyn, und jedem das ihm allenfalls Entriſſene, (und zwar nach der mit den Ständen verabredeten Art, nämlich in Betreff der weltlichen Güter vom Jahr 1630, der geiſtlichen 1627 angefangen) zurückgeſtellt werden ſollte, und den 29. Sept. — 9. Okt. (1641) geſchah vollends die Eröffnung des Reichsabſchieds, welcher zwar in hundert Punkten, worunter einige, beſonders wegen der Ordnung und Zucht im Kriegsweſen u. a. vieles verſprachen, abgefaßt, übrigens aber ſo wenig, als die, wiewohl durch eine große Menge von Berathſchlagungen zu Stand gerichtete Amneſtie dazu geeignet war, die Herſtellung des Friedens, wegen welcher gleichwohl der Reichstag verſammelt worden war, auch nur um einen Schritt weiter zu bringen. Die wichtigſten Gegenſtände, ohne deren vollkommene Berichtigung an keinen Frieden zu denken war, nämlich (was deutſche Fürſten betraf) die Ausgleichungen mit dem pfalzgräfl. Hauſe, mit Braunſchweig und Heſſen-Caſſel u. a. wurden theils auf Umſtände, welche die Zeit noch erſt herbeiführen ſollte, theils auf Deputationen verwieſen, von welchen ſich voraus ſehen ließ, daß ſie die Mittel nicht ſeyn würden, etwas ins Reine zu bringen. Die Sachen waren in manchen Dingen zu weit gekommen, als daß ihre gänzliche Zurückſtellung in den vorigen Stand ohne eine beiſpielloſe Großmuth desjenigen Theiles, der anfänglich die Sachen aus ihrer Ordnung geriſſen hatte, noch zu hoffen geweſen ſeyn ſollte. Dieſes war der Fall mit dem rheinpfalzgräflichen Hauſe, wo der junge, feurige Erbprinz, Carl Ludwig, bereits im J. 1637 durch ein, an alle chriſtliche Könige gerichtetes Manifeſt ſeine Länder und Würden um ſo nachdrücklicher zurückgefordert hatte, als ſeiner wechſelweiſe Schweden, Frankreich, England, Dänemark, Holland mit größtem Eifer ſich annahmen; wie dann (bald nach dem, zu Regensburg 1641 geendigten, Reichstag) anſehnliche Geſandtſchaften von England, Dänemark, Spanien, den deutſchen Reichsfürſten zur Beilegung der pfälziſchen Sache, durch welche Beilegung ein Hauptvorwand zur weitern Fortſetzung des Krieges gehoben werden ſollte, in Wien ſich verſammelten, aber im Jahr 1642, mehr als neun Monate mit Vorſchlägen und Unterhandlungen zubrachten, ohne die Haupttheile auch nur im Geringſten näher gebracht zu haben.

Wir haben nämlich gehört, daß die obere Pfalz, und einige Aemter der Rheinpfalz an den Churfürſten Maximilian I. von Bayern, nicht als eine kaiſerliche Belohnung, oder als eine bayeriſche Eroberung, ſondern als eine Kaufſache, gekommen und daß jene Länder vom beſagten Churfürſten allein in dieſer letztern Eigenſchaft erhandelt, und behalten worden ſeyen. Wiewohl ſich nun nicht hatte geradezu fordern laſſen, daß dieſer Churfürſt bei der Vermittlung zu Wien, welche ihn, in ſo weit er rechtlicher Beſitzer einer gekauften Sache war, im Grunde nichts angieng, ſich einfinden ſollte: ſo erſchien er gleichwohl (durch eine Geſandtſchaft) nicht nur bei derſelben, ſondern da nach geſchehener Umfrage, wie dem pfälziſchen Prinzen wieder zu Ländern und Würden zu verhelfen ſey, alle Anweſende in tiefer Verlegenheit ſchwiegen, kam ſeine großmüthige Erklärung jeder Erwartung zuvor, indem ſie nichts geringers enthielt, als

a) „daß Maximilian von Bayern die ihm überlaſſenen, Beſitzungen in der Rheinpfalz dem Kaiſer, von dem er ſie erhielt, unverzüglich und unbedingt zurückgeben würde, ſo bald auch die andern Fürſten, welche von der Rheinpfalz etwas erhalten hatten, ſeinem Beiſpiel folgen, und mithin das rheinpfälziſche Land, wie es war, wieder herſtellen würden;

b) daß er, wiewohl ihm Land und Leute ungleich lieber ſeyn müßten, als eine Summe Geldes, auch die obere Pfalz dem Kaiſer, welcher, und nicht er, der Churfürſt, ſie an ihre vormaligen Beſitzer zurückzuſtellen hätte, wieder zurückſtellen wollte, ſo bald ihm der Kaiſer die Summa von dreizehn Millionen, um welche Summe er von ihm im J. 1628 die Oberpfalz gekauft hätte, bezahlen, oder bis zur Bezahlung das ehemalige Unterpfand, das Land ob der Ens nämlich, wieder einhändigen würde; daß er,

c) ſo bald der pfälziſchen Landen halber eine völlige Richtigkeit gemacht, und die Sachen verglichen ſeyn würden, nicht entſtehen werde, auch wegen der Churwürde ſich ſchiedlich finden zu laſſen, und das ganze deutſche Vaterland zu überzeugen, daß er alles erſchöpft habe, was von ſeiner Seite dazu beitragen konnte, Friede und Einigkeit wieder zurück zu bringen."

Allein da ſich eines Theils der Kaiſer wegen des zu erſtattenden Kaufſchillings von dreizehn Millionen, für welche er die Oberpfalz an den Churfürſten von Bayern gekauft hatte, an England und die Rheinpfalz hielt, *) andern Theils aber auch die rheinpfälziſche Geſandtſchaft, in der (an ſich gar nicht unge-

---

*) „Kaiſerliche Resolution, welche dem engliſchen Geſandten Herrn Thomas Rowe, und den churpfälziſchen Deputirten, in der zu Wien wegen der pfälziſchen Sachen vergeweſenen gütlichen Handlung, gegeben den 6. May, 16[illegible]." Pag. 27. in: „Kurzer vnd wahrhaffter Gegenbericht, vff den von den Bayeriſchen vnlängſten in Druck gegebenen Summariſchen Bericht: von denen in der churpfältziſchen Sachen in Annis 1641 vnd 1642 gepflogenen gütlichen Handlungen. Gedruckt Anno MDCXLIII.": §. IV: Fiat superioris palatinatus restitutio, sed non prius, quam imperatori a Rege magnae Britanniae, vel Palatino simul ac semel tredecim florenorum rhenensium Milliones exsolvantur, quibus Sacro caes. Majestas Electori Bavariæ, hoc pretium emptionis pro Superiori Palatinatu solutum restituere, et sic superiorem Austriam ab onere hypothecae et Evictionis liberare queat. Interim vero, dum praedictorum tredecim Millionum solutione integra, Electori Bavariae satisfactum fuerit, manebit idem Elector tanquam Dominus in quieta possessione superioris palatinatus, eoque in omnibus et per omnia fruatur, prout nunc possidet, et fruitur." §. V. Sub hac vero restitutione Palatinatus superioris, non intelligitur comitatus Kamb, utpote qui iam antiquitus, non ad Superiorem Palatinatum, sed ad ducatum Bavariae jure pertinet." — §. X. Ad

gründeten) Vorausſetzung, daß die im J. 1621 wider den Churfürſten Friedrich V. vom Kaiſer Ferdinand II., einſeitig verhängte Reichsacht niemals rechtsſtändig geweſen, und daß demnach jede Veräußerung rheinpfälziſcher

---

dignitatem Electoralem quod attinet, ea cum omnibus suis juribus annexis, apud Serenissimum Electorem Bavariae Maximilianum, eiusque Masculos descendentes permaneat: nullo vero Masculo ex hac linea Maximiliana amplius superstite, tres alii masculi a Guilhelmo Quinto, quondam duce Bavariae descendentes, secundum ordinem primogeniturae, in eadem dignitate Electorali, annexisque juribus succedant, et demum post hos successores defunctos, alternatio inter reliquam lineam Wilhelmianam, et lineam Palatinam incipiat, et Exercitium actuum Electoralium ad proximum Successorem quondam Friderici Palatini transferatur: et durante ejus vita, apud eundem etiam permaneat: post illius vero obitum, ad proximum Successorem lineae Wilhelmianae iterum redeat, et simili modo per totam ipsius vitam permaneat, et sic deinceps vice versa inter has duas lineas, Wilhelmianam scilicet Bavaricam, et Palatinam, in perpetuum, donec utraque superstes fuerit, alternetur. Sed utra ex his duabus lineis primo in totum defecerit, tunc dignitas Electoralis cum omnibus annexis ad superstitem lineam pertineat.“

Länder und Würden an andere, immer rechtswidrig, und ungiltig geblieben ſey, dieſe Länder und Würden, als welche weder verkauft noch verſchenkt werden konnten, von dem Churfürſten Maximilian unbedingt, oder höchſtens gegen eine unbeträchtliche Abfindung an Geld, zurückforderte, dieſer Churfürſt aber eine ſolche Zumuthung beharrlich mit der Antwort erwiederte, daß weder die rheinpfälziſche Familie, noch England, ſondern niemand, als allein der Kaiſer ſein Schuldner ſey, daß dieſer, und nicht er, der Churfürſt, in dem Fall ſey, die Oberpfalz an ihre vormaligen Beſitzer zurückgeben zu ſollen: ſo blieb den Vermittlern wohl nichts mehr übrig, als die Unterhandlung gleichwohl zu ſchlieſſen, oder, damit dieſer Ausgang wenigſtens einen Schein von ziemlichem Wohlſtand bekäme, ſie als nicht geſchloſſen, auf das folgende Jahr (1643) zu verlegen.

Doch wenn jetzt auch alles, was (durch Mißverſtändniſſe oder Feindſeligkeiten) in Streit und Unordnung gekommen war, vollkommen beigelegt, wenn durch eine einhellige Zuſammenſtimmung der ſämmtlichen deutſchen Fürſten, jede Urſache und Veranlaſſung zur Fortſetzung des Krieges gänzlich gehoben worden wäre: ſo wäre dennoch an den Erfolg des Friedens nicht mehr zu denken geweſen.

Frankreich wollte nun einmal ſchlechterdings (was auch die Hauptabſicht von Schweden war) deutſche Länder an ſich reißen, und es verfolgte dieſen Zweck mit einer ſo gränzenloſen Begierde, daß es, um ſeine Abſichten zu erreichen, kein Bedenken trug, einen Schritt, welcher Europa mit Erſtaunen erfüllte, (wiewohl ſelbes freilich nicht beſſerte) zu thun. Frankreich hatte bisher unter andern Dingen, welche es der Welt vorſagte, auch die Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen als Haupturſache ſeiner Erſcheinung auf der Kriegsbühne, oft und vorzüglich angeführt, und nichts hätte ihm erfreulicher ſeyn ſollen, als wenn ſelbſt der Pfalzgraf Mittel gefunden hätte, ſeine Sache aus eigenen Kräften mit Nachdruck und gutem Erfolg zu vertheidigen. Carl Ludwig ließ es nicht an Veranlaſſungen fehlen, der Krone Frankreich eine ſolche Freude zu verſchaffen, indem er bald nach ſeinem muthvollen Manifeſt einiges Volk, bei welchem beſonders alte, verſuchte Kerntruppen treuer Pfälzer ſich einfanden, aufbrachte, deren größten Theil er aber das Unglück hatte, in einem Gefecht, wodurch dem kaiſerl. General Hazfeld der Uebergang über die Weſer ſtreitig gemacht werden ſollte, (den 7. — 17. Okt. 1638) im Ravensbergiſchen zu verlieren. Aber dieſen empfindlichen Unfall ſchien das Glück bei dem

Tod des Herzogs Bernhard von Weimar 1639 auf eine außerordentliche Art wieder vergüten zu wollen. Herzog Bernhard hatte viele von ihm eroberte Städte, dann eine wohlbeſtellte Armee hinterlaſſen, und da er jene ſowohl, als dieſe, für ſein wohlgegründetes Eigenthum anſah, in einem letztwilligen Vermächtniß jene demjenigen ſeiner Brüder, welcher ſich darum annehmen würde, und (im Fall, daß ſich keiner derſelben melden ſollte) der Krone Frankreich, doch mit der Bedingniß, daß die Beſitzthümer bei Deutſchland bleiben, zuerkannt; die Armee aber, ohne etwas Beſtimmtes darüber zu verordnen, an ſeine vier vornehmſten Officiere, nämlich dem Grafen von Naſſau, Erlach, Roſa und Oheim, zur gemeinſchaftlichen Anführung angewieſen. Nichts ſchien begreiflicher, und zeigte mehr von einem rühmlichen Unternehmungsgeiſt, als daß der pfälziſche Prinz den Vorſatz faßte, die Stelle des Herzogs Bernhard zu erſetzen, und mit der erledigten Armee (welche allein jenem Herzog geſchworen, welche allein ihm angehört, und nach ſeinem Tod, keinen erblichen Herrn hatte) ſeine väterlichen Länder zu erobern. Er ſäumte auch keinen Augenblick, ſein Vorhaben ins Werk zu ſetzen, ſondern nachdem er ſich des Beifalls, und Antheils des Königs von England, der ihn ganz bereitwillig mit den erforderlichen Geldſummen unterſtützte, verſichert hatte, eilte er, um kein Aufſehen zu machen, in Geſellſchaft von nur zwei Perſonen, über Holland durch Frankreich, dem Rhein zu, als er zu Moulins bei Bourbon von Franzoſen, die ihn entdeckt hatten, angehalten, und (im Nov. 1639) nach dem Schloß Vincennes geführt, zwar im März des folgenden Jahres nach Paris gebracht, und anſtändig bewirthet, aber (ungeachtet wiederholter Vorſtellungen von England, Schweden, Holland, Venedig und der Schweiz) erſt im Juli 1640 wieder auf freien Fuß geſtellt wurde, nachdem er, auf heftiges Zudringen des Königs Ludwig XIII., bereits in ſeinem erſten Aufenthalt, ein ſchriftliches Verſprechen von ſich geſtellt hatte, nichts gegen den Willen von Frankreich zu unternehmen, und beſonders auf die von Herzog Bernhard hinterlaſſene Armee keine Abſicht zu richten. Dieſe Armee hatte indeß jener König, Ludwig XIII., der auch die Eroberungen des Bernhard an ſich raffte, und der ſich über die Urtheile der Welt mit einer vornehmen Gleichmüthigkeit wegſetzte, um eine große Summe Gelds, um eine halbe Million Gulden nämlich, von den eben genannten vier ſchwediſchen Officieren, welche nunmehr anſtatt Bernhards den Herzog von Longueville zu ihrem oberſten Befehlshaber bekamen, an ſich erhandelt, und, wie wir gleich hören werden, ſogleich benutzt. So kaufte eben derſelbe König, vermöge eines mit der Königin Chriſtina (Hamburg den letzten Juni 1641) neuerdings abgeſchloſſenen Bündniſſes um die der Königin jährlich zu entrichtende Summa von 480,000 Reichsthalern, auch die ſchwediſche Armee, welche zu gleicher Zeit, da ſie für ſich focht, auch die Abſichten Frankreichs befördern helfen mußte; ſo erhandelte er, wie wir weiter unten hören werden, den Fürſten Ragoczy von Siebenbürgen; ſo glückte es ihm auch, noch zwei andere, ſehr beträchtliche deutſche Heere, des Herzogs Georg von Braunſchweig-Lüneburg nämlich, und der verwittibten Landgräfin von Heſſen-Caſſel von dem Kaiſer ab, und ſeinen Verbündeten zuzuführen. Jener, nachdem er es einige Zeit mit den Schweden gehalten, dann aber mit vieler Sehnſucht nach einem friedlichen Zuſtand, im Jahre 1635 den prageriſchen Frieden angenommen, und ſich nachher mehr den Kaiſerlichen als den Schweden geneigt bezeigt, aber deſſen ungeachtet ſeine von den Bayern beſetzte Stadt Wolfenbüttel (ſelbſt wider den Inhalt jenes Friedens) noch immer nicht erhalten, und noch überdieß die (kaiſerlicher Seits ſehr unzeitige) Kränkung, durch mehrere Reſcripte des Kaiſers, zur Herausgabe hildesheimiſcher Güter an den Churfürſten von Cöln, als Biſchof von Hildesheim, angehalten zu werden, erfahren hatte, glaubte endlich, als im Jahre 1639 ein neues kaiſerliches Reſcript des nämlichen Inhaltes ankam, ſich vor dem wirklichen Verluſt jener Güter nicht mehr anders retten zu können, als daß er ſelbſt Hildesheim beſetzte, und befeſtigte, und daß er zwiſchen Göttingen und Nordheim, in der Abſicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, mit allem ſeinem Volk ſich lagerte, und zugleich, in Vereinigung mit dem Geſammthauſe Braunſchweig, in ein Sicherheitsbündniß mit der Landgräfin Wittwe von Heſſen-Caſſel, Amalia Eliſabeth (von Hanau) ſich einließ, indem dieſe zu eben derſelben Zeit mit den Feinden des Kaiſers unterhandelte. Der Kaiſer Ferdinand III. nämlich hatte ihren Gemahl, kurz vor ſeinem 1637 erfolgten Hintritt, als einen Reichsfeind geächtet, und die Verwaltung des Landes dem Landgrafen von Heſſendarmſtadt, Georg, übertragen, Amalie aber hatte von den niederheſſiſchen Landſtänden ihrem zwölfjährigen Sohn, Wilhelm VI., und ſich, als Mutter und Vormünderin, huldigen laſſen; und dieſe, eben ſo ſtandhafte, als ſchlaue Frau hatte die Kunſt verſtanden, ihrem Land eine geraume Zeit Ruhe zu verſchaffen, und den Kaiſer, und die Kronen

Frankreich und Schweden durch fein angelegte Unterhandlungen, bei welchen jeder Theil gutmüthig glaubte, daß ſie nur für ihn Freundſchaftsgeſinnungen nähre, ſich geneigt zu erhalten. Als ihr, im Jahre 1637, der Kaiſer, ſeinen General Götz mit Vollzugstruppen ins Land ſchickte, erwirkte ſie ſogleich einen Stillſtand eines militäriſchen Vollzugs, wobei ſie es ſo einzuleiten wußte, daß dieſer Stillſtand, da er ſchon zu Ende des Hornungs 1638 hätte aufhören ſollen, bis in den Auguſt verlängert wurde, da ſie wieder den Einfall hatte, durch den Churfürſten von Mainz, Anſelm Caſimir, eine Friedensunterhandlung mit dem Kaiſer vermitteln zu laſſen, und den 12. Aug. zu Mainz einen förmlichen Traktat zu unterzeichnen, übrigens aber demſelben ihrer Seits einen Punkt („daß nicht nur ihr, ſondern allen deutſchen Ländern die Religionsfreiheit ungeſtört bleiben ſoll") anzuhängen, von welchem Punkt ſie voraus ſehen konnte, daß ihn der Kaiſer nicht beſtätigen, aber gleichwohl den Schein, als wenn er die Sache in Ueberlegung zöge, annehmen, und damit wahrſcheinlich ſo lange, bis etwa die Zeit beſſere Umſtände für ſie herbeiführte, verzögern würde. Ihre Erwartung traf auch nicht nur glücklich ein, ſondern der Kaiſer bezeigte ihr die beſondere Willfährigkeit, den im J. 1637 bewilligten, und von Zeit zu

Zeit verlängerten Waffenſtillſtand in einen Frieden zu verwandeln, indem er (den 8. Aug. 1639) einen, (auf fortgeſetzte Bemühungen des Churfürſten von Mainz) neuerdings vorgelegten, und von der Landgräfin unterzeichneten Entwurf förmlich beſtätigte, und ihr, gegen die, von ihr ſelbſt gemachten Bedingungen (dem Pragerfrieden beizutreten, das unnöthige Kriegsvolk abzudanken u. a.) eine vollkommene Verſöhnung und Vergeſſenheit alles Vergangenen, wie auch ihrem Sohn das Stift Hirſchfeld zuſagte, und ſie überhaupt (ungeachtet ihrer vielen auffallenden gegentheiligen Handlungen) mit einem großmüthigen Zutrauen beehrte. Aber zu eben der Zeit, da ſie mit dem Kaiſer unterhandelte, und den Frieden mit ihm unterzeichnete, trat ſie (im Okt. 1639 nicht nur (wie eben vorkam) mit dem Geſammthauſe Braunſchweig) in ein Sicherheitsbündniß, ſondern ſie hatte kurz vorher (den 12. — 22. Aug. 1639) von den Franzoſen eine jährliche Subſidienſumme von 200,000 Thalern, und eine beſondere Penſion für ihren Sohn, gegen die Stellung von 10,000 Mann ſich erhandelt, und ſie ſtand noch überdieß mit der Krone Schweden in Unterhandlungen, bis ſie endlich, nachdem dieſe nach ihren Wünſchen zu Stand gekommen waren, in ihrer wahren Geſtalt ſich zeigte; ſie ließ nämlich, im

Mai 1640 ihr bei 19,000 Mann ſtarkes Heer mit dem Heer des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg, welchen indeß die Franzoſen ebenfalls gewonnen hatten, bei Erfurt ſich vereinigen, und ſelbe, in der Abſicht, den General Banner zu retten, unmittelbar auf die Kaiſerlichen losgehen, welche in Erſtaunen geriethen, da ſie die heſſencaſſeliſchen Truppen, welche ſie berechtigt zu ſeyn glaubten, für ihre Freunde zu halten, wider ſich anrücken ſahen.

Wenn nun gleich dieſe Begebenheiten mehr, als zur Genüge, zeigten, daß ſowohl von der Krone Frankreich, als Schweden, noch zur Zeit kein Friede zu erwarten, und daß die weſentliche und Hauptabſicht derſelben auf die Eroberung deutſcher Länder, welche ihnen der unterliegende Theil bewilligen ſollte, gerichtet ſey: ſo ſprachen gleichwohl eben dieſe Kronen, wenigſtens Wohlſtands halber unaufhörlich von ihrer Verabſcheuung kriegeriſcher Feindſeligkeiten, von ihrer heißen Neigung zum Frieden, und von ihrem einzigen Verlangen, den holden Frieden der ganzen Welt verſchaffen zu können; und nachdem die bisherigen Unterhandlungen, welche ſeit dem Jahre 1636 zu Cöln, ſeit 1637 zu Hamburg anſtatt der anfangs vorgeſchlagenen Stadt Lübeck gewählt wurde, vergeblich geblieben, ſo ließen ſie ſich gefallen, ſich zu einer neuen Zuſammenkunft ſämmtlicher Theile, welche im März 1642 im Weſtphäliſchen, und zwar mit Frankreich zu Münſter, mit Schweden zu Osnabrück eröffnet werden ſollte, zu verſtehen. Indeſſen fuhren ſie fort, die Vorbereitungen dazu mit allem Ernſt zu machen, nämlich den Krieg wider den Kaiſer, und die von Maximilian in Bayern fortgeſetzte Reichsarmee mit neuer Macht und Kraft, und in der Zuverſicht zu erneuern, daß dieſer Kaiſer und dieſer Churfürſt durch das Elend ihrer Länder, und wohl gar durch die Gefahr, um ſelbe zu kommen, dahin gebracht werden würden, die Forderungen Frankreichs und Schwedens bewilligen zu müſſen; wobei nur dieß noch das Unwürdigſte war, daß, (was einſt ſchon die Römer thaten) deutſche Heere gebraucht wurden, um Deutſchland zu ſchwächen, und auswärtigen Höfen zu deutſchen Ländern zu verhelfen.

Wir wollen zuerſt zu der, von Banner angeführten, ſchwediſchen Armee, welche im Jahre 1640 vom Erzherzog Leopold Wilhelm, und dem, ihm zugegebenen, Feldherrn Piccolomini aus Böhmen getrieben wurde, zurückkehren.

§. XXII.

1640. — 1643.

1640. Das Glück blieb den Kaiſerlichen noch eine geraume Zeit günſtig, indem es ihnen nicht nur mehr, als eine Gelegenheit, dem Feind eine tödtliche Wunde beizubringen, (was aber nicht benutzt wurde) anbot, ſondern auch manche Unfälle, welche dem Wohlſtand des Kaiſers äußerſt nachtheilig hätten werden können, zerſtreute. Banner befand ſich bei ſeinem Rückzug nach Thüringen in einer ſolchen Verlegenheit, daß er an alle ſeine nahen, und entfernten Freunde um Unterſtützung ſchrieb. Dieſe eilten auch von allen Orten herbei. Der ſchwediſche General Königsmark führte ein Korps aus Weſtphalen, der Herzog Georg braunſchweig-lüneburgiſche, der General Melander heſſen-caſſeliſche Truppen zu; der franzöſiſche Marſchall Guebriant kam aus der Wetterau mit den daſelbſt im Winterquartier gelegenen, vom Herzog Bernhard von Weimar hinterlaſſenen Völkern an, und die dem Banner damals wieder zu Gebot geſtandene Armee zählte bei ihrer, (im Mai 1640) unweit Erfurt geſchehenen Vereinigung zwei und vierzig tauſend Mann, wobei ſie gleichwohl den Kaiſerlichen nicht nur eine Schlacht anbot, was ſie, ehe ſich dieſe zuletzt zu einer faſt gleichen Zahl verſtärkt hatten, mit Erfolg dürfte haben unternehmen können, ſondern vielmehr bei der Nachricht, daß der bayeriſche General Mercy mit neun tauſend Mann über Cronach im Bambergiſchen im Anzug ſey, nach Heſſen ſich aufmachte. Da die kaiſerliche Armee auch dahin nachrückte; da (was ſchon im vorigen Standlager der Fall war) ein höchſt drückender Mangel an Lebensmitteln ſich einſtellte, und da gleichwohl von keiner Seite eine Neigung zu einem entſcheidenden Angriff ſich zeigte: ſo mußte gleichſam die Noth ſich ins Mittel legen. Dieſe veranlaßte endlich (im Sept. 1640) die Kaiſerlichen, nach Weſtphalen zu ziehen, und veranlaßte auch die Heersführer der vereinigten ſchwediſchen Armee zu ähnlichen Entſchlüſſen. Die Heſſen (bei welchen ihr bisheriger General, Melander, abgedankt, und deſſen Stelle der Graf von Eberſtein erhalten hatte) übernahmen die Vertheidigung der heſſiſchen und weſtphäliſchen Lande, wo, (zumal im heſſen-caſſeliſchen) der Krieg immer fortgeſetzt wurde. Der Herzog Georg von Braunſchweig zog vor die Stadt Wolfenbüttel, in der Abſicht, ſich dieſer ſeiner Stadt zu bemächtigen; Banner aber, nachdem er im Lüneburgiſchen, das er eher als die Kaiſerlichen, welche ebenfalls dahin zu kommen vor hatten, zu beſetzen gewußt hatte, ſeinen von vielen und langen Ungemächlichkeiten erſchöpften Truppen einige Ruhe, und Stärkung verſchafft hatte, verſuchte eine Unternehmung, deren wirkliche Ausführung, wenn ſie ihm geglückt wäre, dem ganzen Krieg mit einem Male ein Ende gemacht haben dürfte. Zu einer Zeit, da entferntere Gegenden in der größten Sicherheit ſich zu befinden geglaubt, da die Kaiſerlichen und Bayern in die Winterquartiere ſich zurückzogen, und um dieſelben deſto gemächlicher genießen zu können, ihre Truppen weit umher vertheilt, und nichts weniger, als ſolche Vorkehrungen, welche man nur bei einem in der Nähe ſtehenden Feinde ſorgfältig unterhält, getroffen hatten, in der Mitte des Decembers 1640 kam Banner mit ſeinem ſchwediſchen (wiewohl faſt ganz aus Deutſchen beſtandenen) Truppen, und mit dem weimariſchen Heer durch Thüringen und Franken, mittels der Umgehung feindlicher Beſatzungen, (außer, daß der vorausgeſchickte Tubadel Bamberg und Heersbruck überrumpelte) ins Baireuthiſche, und eilte

1641 im Anfang des Jäners, ungeachtet eines tiefen Schnees, und der ſtrengſten Kälte über Waldſaſſen durch die Oberpfalz, wo er Neuburg am Wald, Furt u. a. beſetzte, nach Regensburg, in der Abſicht, ſich des, in dieſer Stadt bei dem Reichstag anweſenden Kaiſers, und aller anweſenden Reichsfürſten, und aller verſammelten Geſandten zu bemächtigen. Schon hatte er einige hundert Reiter über die gefrorne Donau nach Bayern herum zum Streifen und Plündern geſchickt, und den 25. Jäner fieng er mit einigem Belagerungsgeſchütz nach der Stadt heftig zu ſchießen an; indeſſen daß ſich ſogleich wieder verſchiedene Umſtände vereinigten, dem Kaiſer Ferdinand III., welcher den verlegnern Geſandten Muth zugeſprochen, und für die ununterbrochene Fortſetzung des Reichstags ſich erklärt hatte, eine glücklichere Lage zu verſchaffen. Ein zur rechten Zeit eingefallenes Thauwetter machte die Donau flüſſig, und die Beſatzung der Stadt, welche ſich täglich vermehrte, ließ den klugen Banner bemerken, daß es für ihn in die Länge gefährlich werden dürfte, ſich in der Nähe dieſer Stadt zu halten, wo es noch überdieß nicht möglich war, für zahlreiche Truppen den erforderlichen Vorrath von Lebensmitteln zu finden. Banner verlegte daher ſein Hauptquartier nach Cham, und den größten Theil ſeiner Truppen in die Oberpfalz, welche überall entſetzlich mitgenommen wurde. Der Befehlshaber der weimariſchen Truppen, der franzöſiſche Marſchall von Guebriant nämlich, zog ſich nach Bamberg, und da ihm der kaiſerliche

General Piccolomini nachrückte, bis über den Main zurück. So glücklich nun aber die Gefahr von der Stadt Regensburg, und von Bayern abgewandt worden war: ſo ſehr war zu befürchten, daß Banner, der alle ſeine Verbündeten zur thätigen Mitwirkung aufgerufen hatte, mit dem Eintritt des Frühjahrs Böhmen betreten, und den Krieg auf Koſten der kaiſerlichen Länder fortſetzen würde. Auch dieſer Vorſatz wurde ihm vereitelt. Der Kaiſer und der Churfürſt Maximilian von Bayern hatten insgeheim, und (weil man manchen in Regensburg anweſenden, ſchwediſchgeſinnten Geſandten nicht trauen konnte) ohne das geringſte Aufſehen zu veranlaſſen, der erſtere 7300 Mann zu Pferd, und 3500 zu Fuß, der Churfürſt aber 5000 zu Pferd, und 3000 zu Fuß, aus ihren Ländern, und den Winterquartieren geſammelt, und dieſe Truppen, welche ſelbſt der Herzog Leopold anführte, ſollten an einem beſtimmten Tage zuſammentreffen, und unverzüglich nach Cham rücken, wo zu gleicher Zeit der kaiſerl. General Gelen mit ungefähr 6000 Mann aus Schleſien und Böhmen eintreffen ſollte. Die Vorſätze und Aufträge wurden am feſtgeſetzten Tage pünktlich vollzogen, und Banner wäre gefangen, und die ſchwediſche Armee überfallen, vielleicht gänzlich aufgerieben worden, wenn nicht glückliche

Vorfälle beide gerettet hätten. So behutſam nämlich der General Gelen ſeinen Marſch eingerichtet, und ihn, um deſto unentdeckter zu bleiben, ſogar durch die böhmiſchen Wälder genommen hatte: ſo wurde er gleichwohl eine Stunde vorher, ehe er die Stadt Cham erreichen konnte, entdeckt, und Banner fand Zeit, ſich bis zu den erſten Stationen zu flüchten, und zum Abmarſch ſeine Armee zu ſammeln, welche nicht weniger glücklich gerettet wurde. Der bayeriſche General Mercy nämlich, welcher mit dem größten Theil der Reiterei vorausgeſchickt wurde, ſtieß in der Gegend von Schwandorf auf den ſchwediſchen Oberſten Schlange, der ſich mit drei Regimentern, wozu noch des Banners Leibregiment kam, in ein unbeträchtliches oberpfälziſches Städtchen, Neuburg vor dem Wald, warf, und hier wider ein zahlreiches Korps, welches die Stadt ganz umzingelte, und durch ein unaufhörliches Schießen alle Mauern niederwarf, mit einem beiſpielloſen Muth ſich wehrte, bei 600 ſeiner Feinde erlegte, und erſt den vierten Tag, (den 11. — 21 März 1641) zwar mit dem Mißvergnügen, ein anſehnliches Kommando (vier Oberſte, vier Oberſtlieutenants, drei Oberſtwachtmeiſter, über 100 andere Officiere, 200 Soldaten zu Fuß, 1800 berittene Reiter, und überhaupt bei 4000 Pferde) verloren, aber mit dem Verdienſt ſich ergab, die Armee ſeines Obergenerals Banner, welche ohne dieſe viertägige Hinhaltung des Mercy verloren geweſen wäre, gerettet zu haben. Banner entgieng aber nicht nur dieſer, ſondern bald darauf einer ähnlichen Gefahr, indem er das Glück hatte, den ihn auf die Ferſe tretenden Kaiſerlichen bei den engen Päſſen zu Presniz vor dem böhmiſchen Wald zuvor, und nach Zwickau (im erzgebirgiſchen Kreiſe an der Mulde) zu kommen, wo ſich die weimariſchen Truppen, und verſchiedene andere Korps bei ihm wieder einfanden, und ihn in den Stand ſetzten, ſich wenigſtens mit größerer Zuverſicht der Kaiſerlichen und Bayern, welche ihm eilf ganze Tage, ohne einmal abzuſatteln, nachgerückt waren, zu erwehren, und nach Halle, und Merſeburg, wo, mit wechſelndem Glück, unaufhörliche Gefechte vorfielen, und endlich bis nach Halberſtadt zu ziehen, wo er (ungefähr 40 Jahre (den 10 — 20 Mai 1641) an einem Zehrfieber mit Tod abgieng.

So günſtig die Entfernung eines ſolchen Mannes, der wie Banner, ſo zu ſagen, allein für ein ganzes Kriegsheer galt, für die Kaiſerlichen ausfallen zu können ſchien: ſo giengen gleichwohl ihre Sachen eine geraume Zeit, und zwar mehr als jemals ſehr unglücklich. Da nämlich ihre Anführer die erſte Beſtürzung der Schweden, ſo wie die anfängliche Uneinigkeit ihrer vornehmſten Generale Wrangl, Wittenberg und Pfuhl, nicht auf der Stelle benutzten, ſondern ihnen vollkommen alle Zeit zu ihrer Erholung ließen, ſo erhelten ſie ſich dann auch bald wieder, und gewannen ſogleich bei ihrer erſten Bewegung einen beträchtlichen Vortheil über ihre Gegner. Wir haben eben gehört, daß der Herzog Georg von Braunſchweig Lüneburg der ihm von den Bayern noch immer vorenthaltenen Feſtung Wolfenbüttel mit Gewalt ſich zu bemächtigen vorgenommen, und eine förmliche Belagerung dieſer ſeiner eigenen Stadt angefangen habe. Dieſe Belagerung wurde vom Herzog Auguſt, dem Nachfolger des Georg, welcher den 1 — 11. April 1641 (im 60. Jahr ſeines Alters) mit Tod abgegangen war, eifrig fortgeſetzt, und die Stadt mit vielen Schanzen umgeben. Da der Beſitz dieſer Stadt für die Abſichten beider Theile überaus wichtig und da dem zu Folge den Kaiſerlichen eben ſo viel an der Erhaltung, als den ſchwediſchen Verbündeten an der Eroberung derſelben gelegen war: ſo waren beide Parteien entſchloſſen, das Aeußerſte zu thun, um ihren Zweck zu erreichen; und da ſchon vieles darauf ankam, wer zuerſt bei der Feſtung ankommen würde: ſo ſetzten ſich auch beide Theile faſt zu gleicher Zeit in Marſch; allein die ſchwediſche Armee, welcher die weimariſche unter Guebriant nachfolgte, hatte das Glück, einen Tag früher einzutreffen, und in den von den Braunſchweigern angelegten Verſchanzungen ſich einzuſchließen. Da dieſe Verſchanzungen durch eine ungeheure Menge aufgebotener Bauern mit jeder Stunde nicht nur verſtärkt, ſondern unaufhörlich neue angelegt, tiefe Gräben gezogen, und die Wege unzugänglich gemacht; und überdieß von den Belagerten noch täglich heſſen-caſſeliſche Truppen erwartet wurden, ſo glaubten die kaiſerlichen Oberfeldherrn, der Erzherzog Leopold und Piccolomini, ſo wie die bayeriſchen Mercy und Guſtav von Wahl, wenn man ſchon etwas thun wollte, nichts beſſers thun zu können, als den Feind, ehe er ſeine Anſtalten vollendet haben würde, unverzüglich anzugreifen. Den 29. — 30. Juni 1641 rückten demnach die Kaiſerlichen und die Bayern, nachdem ſie am vorigen Tag einige kleine Gefechte glücklich beſtanden hatten, von allen Seiten auf die feindlichen Schanzen mit einer Entſchloſſenheit an, welcher dazu, daß ſie mit einem vollkommenen Sieg gekrönt würde, nichts fehlte, als die Möglichkeit, unüberwindliche Schwierigkeiten beſiegen zu können. Wo die Truppen ankamen, fanden ſie tiefe Gräben vor hohen Wällen, welche überflüſſig mit Kanonen und Leuten beſetzt waren, Moräſte und verengte, abgeſchnittene, oder grundloſe Wege, über welche nicht fortzukommen, und vor welchen nichts auszurichten war. Die Reiterei zumal war beinahe gänzlich außer Stand geſetzt, etwas zweckmäßiges zu unternehmen. Da indeſſen gleichwohl bei allen entgegengeſtandenen Hinderniſſen viele Regimenter, welche aus alten, furchtloſen Kerntruppen beſtanden, welche ſich an viele andere heiße Tage dieſer Art und an ihre Lorbeere erinnerten, im Gefühl ihres Ruhmes, mit dem ihnen eigenen, bei Feinden im offnen Feld unwiderſtehlichen Ungeſtüm bald da, bald dort es verſuchten, die Belagerungswerke zu beſtürmen, und irgendwo durchzudringen; da ſie vor dem bloßen Gedanken eines Abzugs ergrimmten, und mit feſtem Fuß aushielten: ſo wurden ganze Haufen niedergeſchmettert, oder wenn ſie eine Schußweite herankamen, mit Musqueten von den Feinden getödtet, welche, da ſie bis an die Köpfe verſchanzt ſtanden, um eine gräßliche Niederlage unter ihren Gegnern anzurichten, nichts weiter zu thun brauchten, als auf die gedrängten Linien ihrer Feinde die Flinten abzudrücken. Die verdünnten Reihen erinnerten endlich die Feldherrn, daß es Zeit ſey, den Reſt ihrer Truppen abzuführen, was langſam, und weil man hoffte, daß der Feind ins Freie kommen würde, mit öfterm Stillſtehen, und mit einer Ordnung, als wenn man ſich auf dem gewöhnlichen Uebungsplatz befände, geſchah. Beide Armeen, aber beſonders die bayeriſchen Fußvölker, hatten ſchrecklich gelitten. Man ſprach von 4000 Mann, welche von beiden Seiten umgekommen ſeyn ſollten; aber man gab zuverläſſig zu wenig an. Die Kaiſerlichen und Bayern zählten am Abend dieſes unglücklichen Tags noch 13000 Mann, welche gleichwohl der 22000 Mann ſtarke Feind Bedenken fand anzugreifen. Indeſſen war jener Verluſt um ſo mehr zu bedauern, als der Zweck, welcher ihn herbeiführte, die Entſetzung von Wolfenbüttel nämlich bald darauf ohne alles weitere Gefecht ſich gefügt hat. So wie die Feinde ſich angelegen ſeyn ließen, die Stadt durch verſchiedene Unternehmungen wider dieſelbe, beſonders durch die Nachahmung der einſt von Pappenheim mit dem geſuchten Erfolg veranſtalteten Ueberſchwemmung zu ängſtigen: ſo wurden ſie hinwieder in ihren Lagern von den Kaiſerlichen und Bayern in die Enge getrieben, ſo daß ſie, um nicht von den Gegenden, aus welchen ſie ihre Lebensmittel zogen, abgeſchnitten oder vollends eingeſchloſſen zu werden, für gut befanden, ſich zu entfernen und bei Sarſtede unweit Hannover, an der Leine, ihren Stand zu nehmen. Die Kaiſerlichen und die Bayern, nachdem ſie die Werke um Wolfenbüttel geſchleift hatten, zogen ſich erſt nach der Gegend um Alfeld an der Leine, und nachdem ſie Einbeck und andere Orte eingenommen hatten, begaben ſich erſtere nach Heiligenſtadt, Halberſtadt, Gröningen, u. w.; die Bayern aber nach Dingelſtadt, Eiſenach, Frankenhauſen u. w., um daſelbſt die härteſte Winterszeit zu bleiben. Verſchiedene gute Ereigniſſe ließen wieder eine beſſere Zukunft hoffen. Graf Hatzfeld hatte die weſtphäliſche Feſtung Dorſten, und dann in Thüringen Salza, Heldrungen u. a. erobert. Der Herzog Auguſt von Braunſchweig=Lüneburg ſuchte im ganzen Ernſt die Verſöhnung mit dem Kaiſer, und die vereinigte feindliche Armee ſchien ſich in ihrer Vereinigung nicht zu gefallen; Guebriant gieng mit ſeinem weimariſchen Heer über den Rhein zurück.

1642. Hier fieng ſchon gleich der Eingang dieſes Jahrs für die Kaiſerlichen mit der unglücklichen Nachricht an, daß der kaiſerliche Feldmarſchall, Graf Lamboi, den 7. — 17. Jäner im Cölniſchen bei dem Dorfe Hilß, und Neyſen auf der St. Antoniheide, unweit Kempten, von den heſſencaſſeliſchen und den weimariſchen Truppen, mit welchen Guebriant vor wenigen Tagen dahin gekommen war, überfallen, daß er mit ſeinem, aus zehn tauſend

Mann beſtandenen, Korps gänzlich geſchlagen, und er ſelbſt mit allen vornehmen Officieren, (worunter der Generalwachtmeiſter Mercy, der Graf von Ladron u. a. waren,) gefangen worden, auch alles Geſchütz, und alles Kriegsgeräth dem Feind in die Hände gefallen ſey. Da die feindliche Macht auf mehr, als zwanzig tauſend Mann angewachſen, und da der, in jenen Gegenden mit meiſt bayeriſchen Truppen geſtandene Hazfeld einer ihm weit überlegenen Macht in die Länge zu widerſtehen außer Stand war: ſo hatte man kaiſerlicher Seits, wenn man anders in den niederrheiniſchen Ländern nicht alles verloren geben wollte, kein anderes Rettungsmittel, als dem Hazfeld, ſo förderlich als möglich, eine ergiebige Unterſtützung an Truppen zuzuſenden. Der Graf von Wahl wurde demnach mit dem Anfang des März 1642 dahin mit ſeiner bayeriſchen Mannſchaft beordert, und hier wurde nun zwar der Zweck erreicht. Die weimariſch-heſſiſche Armee, wiewohl ſie ſich außer ihrer eigenen Ueberzahl noch mit holländiſchen und engländiſchen Truppen verſtärkt hatte, wagte nicht nur keinen Angriff, ſondern ſie verließ die niederrheiniſchen Gegenden, nachdem ſie die von ihr behaupteten Städte mit hinlänglichen Beſatzungen verſehen hatte: vollends; zog nach verſchiedenen Märſchen und genommenen Umwegen, erſt nach Thüringen, dann nach Franken, Würtemberg und Baden, wo ſie überall ungeheure Erpreſſungen machte, und ſchien jetzt unſchlüſſig zu ſeyn, ob ſie nach Bayern rücken, oder dem neuen, an die Stelle des Banners, aus Schweden abgeſchickten Feldmarſchall, dem ſchon bekannten Leonhard Torſtenſohn, zuziehen ſollten.

Dieſer große Feldherr überſah ſogleich, und (wiewohl er bei der ſchwediſchen Armee im December 1641 krank angekommen, und den ganzen Winter bettlägerig war) verbeſſerte ſogleich die Fehler und Mängel der Seinigen; er ermunterte die vorhandenen übel beſtellten Truppen durch richtig erfolgte Löhnungen (wozu er das Geld mit ſich gebracht hatte), vermehrte ihre Anzahl in kurzer Zeit auf zwölf tauſend Mann zu Fuß und neun tauſend zu Pferd, ſetzte ſich dann im April 1642, nachdem er ſein Heer bei Salzwedel an der Jeeze gemuſtert, und dieſe Stadt, nebſt andern Orten, mit Beſatzungen verſehen hatte, in Bewegung, und rückte durch das Brandenburgiſche nach Schleſien, aus welchem, wie aus der Lauſitz, der ſchwediſche General Stalhantſch im vorigen Jahr 1641 von dem Churfürſten von Sachſen, und dem kaiſerlichen Feldherrn, dem Herzog Franz Albert von Lauenburg vertrieben worden war. Jener wackere General fand ſich nun wieder mit einigen tauſend Mann bei ihm ein. Da die Kaiſerlichen durch den, eben berührten, Abzug der Bayern nach dem Cölniſchen, ſehr geſchwächt, und durch die unvermuthet ſchnellen Märſche der feindlichen Armee in einige Verlegenheit gekommen waren: ſo fand Torſtenſohn keine Schwierigkeit, Sagan, Sorau, Groß-Glogau an der Oder (welche Stadt mit einer niedrigen Grauſamkeit geplündert, und worin ein unermeßlicher Getreidevorrath, nebſt einem eben ſo beträchtlichen Pulvervorrath, erbeutet wurde) nebſt vielen andern Ortſchaften, die aus Furcht vor Mißhandlungen ihre Thore gutwillig öffneten, in ſeine Gewalt zu bekommen. Bei Schweidniz gewann er ein ſehr vortheilhaftes Treffen wider den, eben genannten, kaiſerlichen Feldherrn, Herzog Albert von Lauenburg, welcher den 21. — 31. Mai 1642 ein Korps von ſieben tauſend Mann von Breslau nach Schweidniz führte, eine halbe Meile von dieſer Stadt dem ſchwediſchen General Königsmark, der den rechten Flügel der Schweden anführte, begegnete, und ihn durch einen beherzten Angriff zum Rückzug nöthigte. Aber Torſtenſohn eilte, bei der erſten Nachricht von dieſem Vorfall, mit der ganzen Armee herbei, umzingelte das Korps des Herzogs, welcher mit zwei Piſtolenkugeln verwundet wurde, und einige Tage darauf ſtarb, und brachte dem Korps eine ſolche Niederlage bei, daß nur noch wenige ſo glücklich waren, Breslau zu erreichen; er erbeutete durch dieſes Gefecht vierzig Fahnen, vier Feldſtücke, zwei tauſend Pferde, nebſt vielem Kriegswerkzeug und Geld. Schweidniz ergab ſich; Niſſa, wo ſich ein höchſt beträchtlicher Vorrath an Getreid, Vieh, Geld u. a. vorfand, wurde nach einer überaus muthigen Gegenwehr mit Sturm erobert, und mit Einem Wort, ganz Schleſien (die Städte Breslau, Liegniz und Brieg ausgenommen) ſah kein anderes Mittel weiter, ſich von Verheerungen zu retten, als ſich dem Torſtenſohn zu ergeben. Dieſes war auch der Fall mit Mähren, nachdem die Stadt Olmüz, (worin dem Torſtenſohn außer dreimal hundert tauſend Reichsthalern Brandſchatzung, alles dort vorhandene Kirchenſilber, alle vom öffnen Lande dahin geflüchteten Schätze, drei tauſend Pferde, fünfzig Belagerungsſtücke, einige tauſend neue Monturen, und, wie zu Niſſa, ein unermeßlicher Wein- und Getreidvorrath zu Theil wurden) von dem Kommandanten Antonio Miniati, der darüber zu Wien ſeinen Kopf verlor, nach einer dreitägigen Belagerung übergeben worden war. Die ſchwediſchen Vorpoſten ſtreiften bereits in der Grafſchaft Glaz, und bereits in Böhmen herum, als endlich der Erzherzog Leopold, der einige

Zeit zu Wien ſich aufgehalten hatte, im Monat Juli nach Brünn in Mähren kam, wo ſich ein Heer von fünfzehn tauſend Mann zu Pferd, und neun tauſend zu Fuß geſammelt hatte, welches noch überdieß in einigen Tagen durch Truppen, welche Piccolomini aus Sachſen beordert, mit einigen tauſend vermehrt wurde, und da Enkefort mit vier tauſend Mann, und andere nachkamen, gemäß öffentlicher Berichte, in kurzer Zeit auf ſechs und vierzig tauſend Mann vermehrt worden ſeyn ſoll. Auf der andern Seite erhielt auch Torſtenſohn dreißig Fahnen neuer Völker, welche ihm der General Wrangel aus Schweden zuführte, und welche bald darauf Alex. Lille mit zwei tauſend fünf hundert Mann zu Pferd verſtärkte.

Nachdem die Kaiſerlichen ſich einige Zeit damit beſchäftigt hatten, die von den Schweden beſetzten Städte wieder zu erobern, nachdem ſie dabei, ohne (wie bei Groß-Glogau geſchah) etwas auszurichten, einige, nicht unbeträchtliche, Mannſchaft verloren, zwar die Stadt Brieg in Schleſien entſetzt, aber gleichwohl eine geraume Zeit nichts von Belang verrichtet hatten, beſchloſſen ſie, ihren Feind, der, weil ihm die Lebensmittel zu mangeln anfiengen, die Gränzen von Böhmen betreten hatte, geradezu aufzuſuchen. Torſtenſohn, der noch eine Verſtärkung vom Königsmark, welche auch zur rechten Zeit ankam, erwartete, vermied die ihm angebotene Schlacht, zog ſich, nachdem er zu Ollmüz in Mähren, ſo wie zu Glogau in Schleſien, ſtarke Beſatzungen hinterlaſſen hatte, nach Torgau, wo er über die Elbe gieng, und von da nach Leipzig. Hier blieb er ſtehen, und belagerte die Stadt; und als der Erzherzog ihn auch hier aufſuchte, zog er ſich eine Meile von Leipzig in die dortigen Flächen bei Breitenfeld, und erwartete hier, wo beide Theile Raum genug, ſich auszubreiten, und gleiche Vortheile hatten, ſeinen Gegner.

Den 23. Oktober — 2. November 1642 kam es demnach zur zweiten Schlacht bei Leipzig. Der Erzherzog Leopold Wilhelm kommandirte den rechten, Piccolomini den linken Flügel. Jenem waren Annibal Gonzaga, und der Graf Brüay (Bruaeus), dieſem Bornival, und der Graf Buchheim beigeordnet. Der rechte Flügel ſtand dem feindlichen linken, der linke dem feindlichen rechten gegenüber. Auf dem linken jagte bald, nachdem das Treffen angefangen hatte, die kaiſerliche Reiterei, aus Schrecken vor dem auf einer Anhöhe bei Breitenfeld von den Schweden wohl angebrachten Feuer, mit einem ſolchen Ungeſtüm davon, daß alle Mühe, die ſich die Feldherren gaben, ihr Beſinnung und Muth einzuflößen, nicht im Stand war, ſie zum Stehen zu bringen; aber das Fußvolk hielt ſich deſto beſſer, indem es den rechten ſchwediſchen Flügel, mehr als Einmal, zurück warf, und ſich vieler Kanonen und Fahnen bemächtigte. Auch der rechte kaiſerliche Flügel focht mit Glück und ſchlug den linken ſchwediſchen eine gute Strecke zurück. Schon ſchien ſich die Schlacht zur Entſcheidung für die Kaiſerlichen zu neigen, als der Flügel des Piccolomini vom ſchwediſchen General Stalhantſch mit einigen, bei dem rechten ſchwediſchen Flügel im Hinterhalt geſtandenen, Regimentern auf der Seite angegriffen, getrennt, und zu einer allgemeinen Flucht getrieben wurde. So bald auf dieſer Seite der rechte ſchwediſche Flügel geſiegt, und ſeinen Feind ſich vom Halſe geſchafft hatte, fiel er dem, noch immer im Sieg begriffenen, kaiſerlichen rechten Flügel in den Rücken, ſo daß jetzt derſelbe von beiden ſchwediſchen Flügeln in die Mitte genommen, und die Mannſchaft, zumal, nachdem auch hier die Reiterei abgeriſſen hatte, auf eine entſetzliche Weiſe niedergemetzelt wurde. Der Erzherzog und Piccolomini ſtellten ſich zuletzt an die Spitze ihrer Leibregimenter, und drangen, in Geſellſchaft einiger wenigen vornehmen Officiere, mit einer unwiderſtehlichen

Gewalt durch die Feinde. Alles übrige Heer mit allen Officieren und Gemeinen (einige tauſend wurden noch aus Gnade zu Gefangenen gemacht) gieng verloren. Alles kaiſerliche Geſchütz, mit aller Zugehör, neun und ſechzig Standarten, hundert und neun und ſechzig Fahnen, alle Feldgeräthſchaften und Packwägen von den erzherzoglichen angefangen, ſelbſt die Kriegskanzlei und die Baarſchaft des Erzherzogs giengen verloren. Von den Schweden blieben vier tauſend Mann (unter dieſen der General der Artillerie, Schlange, nebſt vielen andern vornehmen Offizieren) auf dem Platz; vielleicht eben ſo viele waren verwundet, was mit genauer Zuverläſſigkeit bei ſolchen Vorfällen, bei welchen der Sieger gewöhnlich wenig gelitten, und nur alles der Beſiegte erfahren haben ſoll, nicht zu beſtimmen iſt. Eine Folge dieſes Sieges war übrigens die Eroberung des Schloſſes und der Stadt Leipzig, welche dießmal wenigſtens von den Soldaten nicht mißhandelt, aber mit einer höchſt beträchtlichen Summe Geldes angelegt wurde.

Der Anfang des Jahrs 1643 war für die Kaiſerlichen nicht glücklicher. Der Erzherzog Leopold Wilhelm zählte bei Rackoniz oder Rackowiz, wo die zerſtreuten Truppen ſich ſammelten, noch allein acht tauſend Reiter, zu welchen noch einige tauſend Verwundete, welche ſich in benachbarten Städten befanden, und einige tauſend Fußgänger kamen, die ſich theils aus der Flucht, theils aus der Gefangenſchaft einſtellten. Auch in vielen Städten Oeſterreichs und Böhmens lagen beträchtliche Beſatzungen. Zudem war der General Hazfeld mit ſeinem beträchtlichen Korps unterwegs, und der Churfürſt Maximilian von Bayern hatte, wie wir bald hören werden, unter ſeinen Feldherrn Mercy, und Wahl eine zahlreiche Armee in voller Thätigkeit. Die Kaiſerlichen benahmen ſich auch nach der Schlacht bei Leipzig mit einer Standhaftigkeit, als wenn nichts weniger, als etwas Außerordentliches vorgefallen wäre, und der Graf von Brüay näherte ſich ſogar dem feindlichen Lager vor Leipzig, um von den Unternehmungen der Schweden daſelbſt Kundſchaft einzuziehen. Auch überfielen ſie die, in kleinern Städten und Schlöſſern zerſtreuten, ſchwediſchen Beſatzungen, mit vielem Glück und brachten beſtändig Gefangene ein. Aber in der Hauptſache wurde das Glück ihrer Waffen darum um nichts, und (in der Folge) am wenigſten durch die neue Abänderung der Feldherren, gebeſſert. Der Erzherzog nämlich zog ſich vom Kriegsdienſt zurück; Piccolomini entfernte ſich nach Spanien, und Gallas, welcher ſeit ſeinem letzten Unglück auf ſeinen Gütern gelebt hatte, trat wieder als oberſter Feldherr auf. Torſtenſohn, nachdem er in der härteſten Winterszeit die Bergſtadt Freiberg, wo ſich der Freiherr Georg Hermann Schweiniz mit zwölfhundert Sachſen und einigen ſächſiſchen Jägern vortrefflich hielt, vergeblich belagert, und bei zwei tauſend Mann größtentheils durch die Folgen der ſtrengen Kälte verloren, übrigens aber die ganze Gegend umher von Lebensmitteln, und von allem Futter entblößt hatte, zog, nach einer kurzen Ruhe, in welcher ſich ſeine abgematteten Truppen haben erholen ſollen, in Begleitung des Königsmark, welcher in den Gränzen von Halberſtadt in dem Winterquartiere geſtanden war, über Frankfurt an der Oder nach Ollmüz in Mähren, um dieſe den Schweden zu ihrem Hauptwaffenplatz dienende Stadt, welcher von den Kaiſerlichen ſchon ſeit geraumer Zeit hart zugeſetzt wurde, zu entſetzen, was ihm auch, nachdem ſich das kaiſerliche Belagerungskorps in keine Hauptſchlacht einlaſſen wollte, ganz nach ſeinen Wünſchen gelang; er ſpielte auch in ganz Mähren und Schleſien den Meiſter, nahm in Böhmen verſchiedene Kreiſe in Anſpruch, legte Magazine an, und machte Anſtalten und Vorbereitungen, welche anzuzeigen ſchienen, daß er geſinnt ſey, etwas Wichtiges auszuführen. Er unterhielt zu gleicher Zeit einen eifrigen Briefwechſel mit dem Fürſten von Siebenbürgen, Ragoczi, und dieſer Fürſt, welchem auch Frankreich eine Unterſtützung an Geld verſprach, rüſtete ſich wirklich noch im Jahr 1643 zu einem Einfall nach Oeſterreich von Oſten her, indeß, wie es das Anſehen gewann, die Schweden auf der nördlichen Seite eindringen würden. Torſtenſohn ſchickte bereits Streifparteien tief ins Oeſterreichiſche, und ſchien hier ſeine Winterquartiere nehmen und nur vorher noch dem kaiſerlichen Oberfeldherrn Gallas eine Hauptſchlacht, welcher dieſer Feldherr ſorgfältig auswich, (denn ſeine Macht war damals noch zu zerſtreut, und die Ungarn unterſtützten ihn wenig) liefern zu wollen Niemals, im ganzen Verlauf des bisherigen Kriegs, war die Gefahr für die kaiſerlichen Länder ſo dringend geworden. Man verſchloſ ſich daher mit einer Aengſtlichkeit, als wäre der Feind ſchon im Anzug, in haltbare Städte und arbeitete Tag und Nacht an der Verſtärkung der Feſtungswerke von Prag und Wien aber in dem Augenblick, da ein gräßliches Ungewitter über Oeſterreich ſtürmen ſollte, eröffnete ſich von allen Seiten mit einem Mal wieder eine erfreuliche Ausſicht. Ragoczi kam nicht, und Torſtenſohn war mit ſeiner Armee plötzlich, und mit einer Eilfertigkeit abgezogen bei welcher, binnen einer Zeit, da man kaum recht ſeines wirklichen Abzuges geſichert war, die Nachricht eintraf, daß er bis nach Holſtein gekommen ſey. Die erſte Folge von dieſem höchſt unerwarteten, und plötzlichen Abzug der feindlichen Hauptmacht war, daß, wie ſchon vor demſelben Zittau, Lauban, und viele andere Plätze von den Kaiſerlichen durch die Vertreibung der ſchwediſchen Beſatzungen, wieder erobert worden, nunmehr in Schleſien und Mähren alles wieder (die Städte Glogau und Ollmütz) in ſeinen vorigen Zuſtand zurückgeſetzt, und daß den kaiſerlichen Ländern Ruhe und Zeit zur Erholung zu Theil wurde, am Ende des Jahrs 1643.

Aber dieſe glücklichen Ereigniſſe wurden auch wieder durch viele andere, welche ebenfalls noch im Jahre 1643, oder kurz vorher eintrafen, und dem Waffenglück der Kaiſerlichen wieder zu einem neuen Uebergewicht zu verhelfen ſchienen, begleitet. Der franzöſiſche Staatsminiſter, (der Beherrſcher ſeines Königs Ludwigs XIII., und der franzöſiſchen Nation, ſeit der Nördlinger-Schlacht der Haupturheber des in Deutſchland fortgeſetzten Krieges) der Cardinal Richelieu nämlich, war den 4. December 1642, und den 14. Mai 1643 war Ludwig XIII. mit Tod abgegangen; und da ſein Sohn und Nachfolger, Ludwig XIV. noch minderjährig, da der Fortgang der franzöſiſchen Wafſen bei der, vom Feldmarſchall Guebriant angeführten, weimariſchen Armee nichts weniger, als glücklich war: ſo ſchien jetzt die Hoffnung zu einem vortheilhaften Frieden nicht ungegründet zu ſeyn.

Wir haben oben gehört, daß die weimariſche Armee, bei welcher ſich auch, (unter der Anführung des Generals Eberſtein) die heſſenkaſſeliſche Armee befand, die Rheingegenden größtentheils verlaſſen, Franken und Schwaben überfallen, und Bayern bedroht habe. Der franzöſiſche Feldmarſchall Guebriant, welcher die, aus den verſchiedenſten Leuten zuſammengeſetzte, weimariſche Armee anführte, dachte ſo wenig daran, daß ihm etwas mißlingen könnte, daß er Bitten um Schonung mit Muthwillen abwies, und Abgeordnete des Biſchofs von Würzburg, welche für ihn einige Fuder des beſten Weins mitgebracht hatten, ohne Beſcheid entließ, den Wein den Soldaten ſchenkte, und dafür eine unerträgliche Summe Geldes forderte. Ein ſolches Benehmen verſetzte ſeine Gegner in eine neue Thätigkeit, ſo, daß Guebriant für ſich die Sachen gar bald mehr, als er ſichs vorſtellen konnte, verändert fand. Nicht nur nämlich war ihm der bayeriſche Feldmarſchall Merci mit bayeriſchen Völkern, zu welchen, wie wir gleich hören ſollen, noch manche andere ſtießen, entgegengerückt, ſondern der fürchterliche Mann, welcher allein die Kraft eines ganzen Heeres in ſich vereinigte, Johann von Werth war wieder frei, und (er wurde im März 1642 mit dem Grafen von Buchheim und dem Oberſten von Hofkirchen gegen den ſchwediſchen General Guſtav Horn ausgewechſelt) fand ſich an der Spitze der bayeriſchen Reiterei, über welche er jetzt zum General ernannt worden, und mit welcher er gewohnt war, ſeinen Feind, ohne alle Rückſicht auf die Zahl und Waffenart deſſelben, mit der größten Zuverſicht auf ſich und die Seinigen, anzufallen, und faſt immer zu ſchlagen. Schon im Jäner 1643 überfiel er die Weimariſchen in ihren Winterquartieren bei Schorendorf, richtete einige hundert zu Grund, und erbeutete eine große Anzahl von Pferden; bald darauf ſtieß er zu Offerlingen auf vier Regimenter, richtete unter ihnen eine gräßliche Niederlage an, erbeutete acht hundert Pferde, alles Kriegsgeräth u. ſ. w., und verbreitete einen ſolchen Schrecken unter die Feinde, daß ſich ihre Reiter auch in weiten Entfernungen, aus Furcht vor einem Ueberfall, nicht mehr abzuſatteln getrauten. Der Krieg wider den Guebriant wurde demnach von bayeriſcher Seite mitten in der härteſten Winterszeit fortgeſetzt. Mercy beſetzte Göppingen, Tübingen u. a., zog ein Korps theils würzburgiſcher, theils hazfeldiſcher Truppen und andere an ſich, und bemühte ſich auf alle Weiſe, ſeinen Gegner zum Stillſtehen, und zu einer Schlacht zu bewegen; allein Guebriant, der wohl beherzigt haben mochte, daß für ihn, wenn er eine Schlacht verlöre, alles verloren ſeyn würde, wich einem ernſthaften Treffen ſorgfältigſt aus, verlor aber in den unaufhörlichen kleinern Gefechten und andern Unglücksfällen nichts deſto weniger den größten Theil ſeiner Armee, und hatte noch von Glück zu ſagen, daß es ihm am Ende des Winters 1643 gelang, ſich mit einem, in tauſend vier hundert Mann zu Fuß, und vier tauſend zu Pferd beſtehenden, in allen Stücken ganz herunter gekommenen Reſte derſelben nach dem Kinzingerthale, wo ihm aber gleich bei ſeiner Ankunft die Lebensmittel mangelten, flüchten zu können. Hier erwartete, und erhielt er aus Frankreich neue Ergänzungen ſeines Heeres, 6000 Mann zu Fuß, und 2000 zu Pferd, denen nach und nach in kleinen Korps mehrere nachfolgten; welche aber eben ſobald wieder (ſchon zu Anfang des Mai 1643 fieng der Krieg wieder an) das Schickſal ihrer Vergänger, in unausgeſetzten Märſchen und Scharmützeln von den Bayeriſchen von einem Orte zum andern, und mehr, als einmal über den Rhein getrieben, und größtentheils aufgerieben zu werden, erfuhren, ſo, daß bald wieder neue Verſtärkungen aus Frankreich nöthig wurden. Dieſe trafen auch ohne Verzug in einem Korps von 8000 Mann franzöſiſcher Kerntruppen, unter der Anführung des Herzogs von Enghien (dem nachherigen berühmten Condé) und ſeines Generallieutenants Joſias Ranzau, bei dem weimariſchen Heere, welches etwa noch 10000 Mann gezählt haben mochte, im Oktober 1643 bei Dachſtein im Elſaßiſchen ein, und zogen im November über den Rhein durch den Schwarzwald der Stadt Rotweil zu, in der Abſicht, ſich dieſer und anderer Städte, und nahe gelegener nahrhafter Flecken zu bemächtigen, und für eine ſichere Erholung in guten Winterquartieren zu ſorgen, welche ſie ſo zuverſichtlich erwarteten, daß ſelbſt der Herzog d'Enghien, in der Meinung, daß es während des Winters nichts Erhebliches zu thun geben würde, wieder nach Frankreich zurückreiſte, und indeſſen die Ehre, das auserleſene franzöſiſche Heer anzuführen, allein dem Ranzau anvertraute. Allein dieſen vereinigten und entſchloſſenen Truppen zog das Unglück neben her; ſie wurden von den Bayeriſchen unaufhörlich beunruhigt, und den 17. November 1643 wurden ihnen bei Geißlingen unweit dem Städtchen Ballingen, von einem bayeriſchen, nur in 500 Reitern beſtandenen Korps, welches der Oberſte

Spork anführte, vier der ſchönſten Reiterregimenter durch einen nächtlichen Ueberfall zu Grunde gerichtet, und viele Offiziere gefangen genommen, Geißlingen aber abgebrannt. Die Stadt Rotweil mußte ſich zwar an das franzöſiſch-weimariſche Heer ergeben; allein, ehe dieß (den 9. — 19. November 1643) geſchah, wurde dem Feldmarſchall Grafen von Guebriant durch eine Falkonetkugel der rechte Arm zerſchmettert, woran er nach einigen Tagen ſtarb. Da bereits die winterliche Jahreszeit eingetreten, und da bei dem beſtändigen Schneewetter, und der anhaltenden großen Kälte das Herumziehen höchſt beſchwerlich, ja wegen der Krankheiten, womit die Heere bedroht wurden, ſehr gefährlich war: ſo bezogen jetzt die franzöſiſch-weimariſchen Feldherren die Gegenden, in welchen ſie ausruhen, und zugleich den Truppen den benöthigten Unterhalt verſchaffen zu können hofften. Sie wählten dazu die Strecke von dem Städtchen Mühlen an der Donau bis nach Donaueſchingen. In Mühlen, und den nächſten Dörfern ſetzte ſich der Generalmajor Roſa mit acht Regimentern zu Pferd, wozu noch zwei Regimenter Dragoner, und drei Haufen Fußvolk kamen. Das Hauptquartier und der Mittelpunkt, wohin auch alle Kanonen mit der Zugehör gebracht, und die vornehmſten Stabsoffiziere mit zwei

Regimentern zu Fuß verlegt wurden, wurde zu Tuttlingen, einem ebenfalls an der Donau gelegenen ſchwäbiſchen Städtchen, genommen. Weiter unten an jenem Fluß zu Möringen blieb der General Ranzau mit den franzöſiſchen Truppen; zu Rotweil wurde der junge würtembergiſche Prinz Friedrich mit ſeinem Regiment, und mit einem hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln zurückgelaſſen. Von dieſen ſämmtlichen Standorten aus wurden unaufhörlich kleine Poſten abgeſchickt, um die Bewegungen der Bayern zu beobachten, und ihre Abſichten zu erforſchen.

Die Bayern hatten während dieſes ganzen Jahres 1643 ihren Kriegsſtand vermehrt und verbeſſert. Ihre Armee zählte zwanzig Regimenter, welche, jedes für ſich, wenigſtens tauſend Mann ſtark, und außer welchen noch ſieben andere Regimenter in andere entferntere Gegenden, als in der Oberpfalz, Bayern, Böhmen u. a. verlegt waren. Auch der Herzog Carl von Lothringen, welcher im März dieſes Jahres perſönlich ſich zu München mit dem Churfürſten Maximilian unterredet hatte, ſtellte ſich den 14. November mit einem Korps von 1000 Mann ein, und eben jetzt, da die ganze Armee aufbrach, um etwas Entſcheidendes vorzunehmen, kam auch noch in den angeſtrengteſten Märſchen der Feldmarſchall Hazfeld mit 2000 Man zu Fuß, und 1200 zu Pferd an. Der Entſchluß, den man gefaßt hatte, war, den Feind, ehe er ſich in ſeinen Winterquartieren feſtgeſetzt haben würde, zu überfallen, und zu einem Haupttreffen zu zwingen.

In dieſer Abſicht marſchirte die Armee, deren Hauptquartier zu Ballingen war, über Sigmaringen und Straßburg, dann (nachdem ſie ihre Wägen zu Riedlingen ſtehen gelaſſen) über die Donau nach Mößkirchen, wo ſie Abends den 13. — 23. November 1643 ankam, und wo ſie, weil hier Waldungen, und ſehr enge, ſchlimme Wege anfiengen, die ganze Nacht unter freiem Himmel, ohne alles Feuer und Geräuſch, um von dem Feind nicht entdeckt zu werden, ſtehen blieb. Am früheſten Morgen, (nachdem noch während der Nacht die Hazfeldiſchen Truppen ſich eingeſtellt hatten) gieng der Zug in der möglichſten Stille durch den Wald, wo der engen, und noch anbei krummen Hohlwege, und der unſäglichen Hinderniſſe ſo viele waren, daß die Armee, nachdem ſie wegen des gleichen Zuges und der Fortſchaffung der Kanonen alle Augenblicke Halt machen mußte, erſt um drei Uhr Nachmittags bei einem Dorfe, Neuhauſen, herauskam, und in einer Entfernung von einer Stunde die Stadt Tuttlingen, in einer kleinern Entfernung aber das Städtchen Mühlen, mithin zwar die feindlichen Hauptſtationen, aber keine Feinde erblickte, welche, gemäß einer einhelligen Ausſage der Gefangenen, von denen verſchiedene auf Futterſammlungen ausgeſchickte, eingebracht wurden, von der Annäherung einer Armee auch nicht die geringſte Ahnung hatten, und da ſie die Möglichkeit eines Ueberfalles von Mößkirchen her gar nicht vermutheten, ganz ruhig ſich in ihren Quartieren hielten. Da man durch eben dieſe Gefangene erfuhr, daß die ſämmtlichen feindlichen Kanonen mit den Pulverwägen ſogleich außer der Stadt Tuttlingen ſtänden: ſo wurde der General Johann von Werth mit 1000 Reitern, dann einigen Dragonern, welche der Oberſte Johann Wolf, und einigen hundert zu Fuß, welche der bayeriſche Oberſte Johann Ulrich Gold anführte, befehligt, dieſelben wegzunehmen. Ein dicker Schneewurf, welcher die Luft verfinſterte, kam ihnen zu ſtatten, daß ſie von den wachthabenden Soldaten nicht eher entdeckt wurden, als bis es zu ſpät war, ſich zur Gegenwehre zu ſtellen. Die Kanonen wurden genommen, und ſogleich gegen die Stadt gekehrt. Man hatte ſich Hoffnung gemacht, daß der Feind, in der Meinung, Loſungsſchüſſe zu hören, aus den verſchiedenen Standörtern in einzelnen Abtheilungen herauskommen würde, wo es dann, da die indeſſen nachgerückte Hauptarmee um Tuttlingen auf beiden Donauufern ſich aufgeſtellt, und jede Vereinigung der zerſtreut liegenden franzöſiſch-weimariſchen Truppen unmöglich gemacht hatte, leicht geweſen ſeyn müßte, ihn einzeln zu werfen, und aufzureiben. Da kein Feind erſchien, ließ der Feldmarſchall Mercy durch den bayeriſchen Oberſten, und Generalquartiermeiſter Georg Friedrich von Holz, das bei Tuttlingen gelegene, ſehr wohl befeſtigte Schloß Homburg berennen, und nachdem ſich die Mannſchaft an den, mit Fußvolk hinaufſtürmenden, bayeriſchen Oberſten Johann Ulrich Geld ſogleich ergab, die Stadt ſelbſt mit Fußvolk umringen. Mercy eilte hierauf dem feindlichen Quartiere Mühlen zu, und verfolgte den General Roſa, welcher ſich einige Augenblicke im freien Felde zeigte, aber, ohne die Bayern zu erwarten, mit allen ſeinen Regimentern, wovon einige Brigaden gefangen wurden, über Rotweil ſich flüchtete. Der General, Johann von Werth, griff mit 2000 Reitern die Franzoſen in Möringen an, wo zwar die franzöſiſche Reiterei, welcher der Oberſte Spork mit tauſend Pferden nachſetzen mußte, ſogleich ausriß, das Fußvolk aber, welches darum von zwei bayeriſchen Küraſſierregimentern Kolb, und la Piere, dann von einem kaiſerlichen Reiterregiment des Oberſten Epp die ganze Nacht eingeſchloſſen gehalten wurde, erſt den andern Tag, nach einer, den vorigen Abend bezeigten, äußerſt hartnäckigen, Gegenwehr ſich ergab, nachdem daſſelbe erfahren hatte, daß am Morgen, den 15. — 25. November 1643 auch das Hauptquartier zu Tuttlingen auf Gnade und Ungnade ſich ergeben habe. Die Beſtürzung und Unordnung unter den weimariſchen und franzöſiſchen Truppen war ſo groß, daß zehn Reiterregimenter, auf welche der Oberſte Spork im Verfolgen der aus Tuttlingen Geflüchteten ſtieß, ſich theils gefangen nehmen, theils aufreiben, theils zerſtreuen ließen. Die ganze Armee war zerſtäubt, und ſoviel, als vernichtet. Die Zahl der Getödteten war groß, und der Gefangenen, worunter der General Graf von Ranzau, und faſt alle vornehme und gemeine Offiziere und Soldaten waren, wurden bei 7000 gezählt. Alle Artillerie, alles Gepäck, alles vorräthige Geld, Pretioſen, (das Silbergeſchirr allein wurde auf hundert tauſend Kronen geſchätzt) eine Menge der ſchönſten Pferde u. ſ. w. fielen den Siegern in die Hände, welche ſich (der Herzog Carl, Mercy, Johann von Werth, Hazfeld ſtürmten in Perſon überall voran) bei der erſten Zuſammenkunft wechſelweiſe vor Freuden umarmten, prieſen, und Glück wünſchten. Gleich nach dieſem Vorgang ergab ſich auch die Stadt Rotweil, wo dem Prinzen von Würtemberg mit den vornehmern Offizieren der freie Abzug bewilliget, die in 2000 Köpfen beſtehende Mannſchaft untergeſteckt wurde. Die vielen vornehmen Damen aber, welche bei der franzöſiſchen Armee ſich befanden, wurden unverzüglich mit allen ihren Putz- und Packwägen ohne Löſegeld entlaſſen, und vom bayeriſchen Oberſten Druckmüller bis nach Schaffhauſen begleitet.

§. XXIII.

1644. — 1645.

Der Zurückzug des ſchwediſchen Obergenerals Torſtenſohn, der Sieg bei Tuttlingen, der Tod des Königs Ludwigs XIII., und ſeines erſten Miniſters, Richelieu, endlich ſchon ſelbſt die fortdauernden Drangſale, machten, daß man jetzt den Frieden wieder eben ſo ſehr hoffte, als wünſchte; aber ſo lange für Frankreich und Schweden, welche die Fortſetzung des entſetzlichen Krieges, in der Abſicht, deutſche Länder zu erobern, beſchloſſen hatten, dieſe Hoffnung zu einer Eroberung nicht gänzlich vereitelt war, war an keinen Frieden zu denken. Die Stelle des Cardinals Richelieu wurde durch den Cardinal Julius Mazarini, welcher den (bei dem Hintritt ſeines Vaters Ludwigs XIII. erſt fünfzehn Jahre alten) König Ludwig XIV. erzogen, und über denſelben das volle Anſehen eines Vaters hatte, erſetzt, und der Ehrgeiz dieſes neuen Miniſters, der ſeinem Vorgänger wenigſtens in nichts nachſtehen wollte, wurde durch vorübergehende widrige Schickſale franzöſiſcher Feldherren vielmehr belebt als niedergeſchlagen. Das Bündniß mit Schweden, vermöge deſſen Frankreich jährlich viermal hundert tauſend Reichsthaler zum Unterhalt einer ſchwediſchen Armee in Deutſchland zu zahlen verſprach, wurde auf weitere drei Jahre erneuert, und in Frankreich wurden fürchterliche Armeen, welche theils wider die Spanier in den Niederlanden, u. a. theils in Deutſchland wider den Kaiſer, und deſſen erſten Bundesgenoſſen, den Churfürſten Maximilian von Bayern, fechten ſollten, ausgerüſtet. Zwei durch ihre Kriegsthaten verewigte Helden, der Graf Heinrich de la Tour von Türenne, und der Herzog von Enghien, oder Condé, waren nach Deutſchland beſtimmt, und jener, der (nach dem Abzug des Guebriant) die Anführung der ſogenannten weimariſchen Truppen übernahm, und voll Begierde brannte, den Verluſt bei Tuttlingen wieder zu erſetzen, kam ſogleich im Anfange des Jahres 1644 an, beſichtigte die weimariſchen Beſatzungen zu Breiſach, Freiburg, Blumberg, Ueberlingen u. a., unterredete ſich zu Colmar mit ſeinen Offizieren, und verſchaffte ſich von allen Lagen und Umſtänden, diejenigen örtlichen und genauen Kenntniſſe, welche einen geſchickten Feldherrn in den Stand ſetzen, entſcheidende Unternehmungen wagen, und bei ſolchen auf alle Fälle den Erfolg berechnen zu können. Um indeſſen, wenn er auftreten würde, ſogleich mit einem Ernſt und Nachdruck, bei welchem es unverzüglich zu einem Ausſchlag kommen müßte, handeln zu können, machte er mit den Feindſeligkeiten keineswegs zu voreilig den Anfang, ſondern begab ſich noch erſt mit einem hinlänglichen Korps nach dem ſpaniſchen Burgund, theils um daſelbſt durch neue Eroberungen ſich einen ſichern Rücken zu verſchaffen, theils um die Ankunft und die Vereinigung mit der neuen franzöſiſchen Armee, welche der Herzog von Enghien, Prinz von Condé, herbeiführen würde, abzuwarten.

Aber auch baieriſcher Seits machte man, wie leicht zu erachten, nicht weniger alle diejenigen Vorbereitungen, durch welche ſich große Vorſätze ankündigen. Da man keinen Feind im freien Feld vor ſich ſtehen hatte, ſo beſchäftigte man ſich indeſſen damit, einige von weimariſchen und franzöſiſchen Truppen beſetzte Städte zu erobern. Die (am Bodenſee bei Ravensburg gelegene) Stadt Ueberlingen fiel, nach einer ſehr tapfern Gegenwehr des franzöſiſchen Kommandanten Courval (den 12. Mai 1644), und ſo eben ſollte auch die Stadt Freiburg im Breisgau fallen, als der Feldmarſchall Türenne mit einem Heere von 16000 Mann unweit derſelben ſich einfand, und, um von den unaufhörlichen Anfällen der Bayern ſicherer zu ſeyn, auf einem, ein paar Meilen entlegenen, Hügel ſich aufſtellte, um hier die franzöſiſche Armee unter dem Herzog von Enghien zu erwarten, welcher nicht weniger eilte, die Stadt Freiburg entſetzen zu helfen, aber erſt zwei Tage nachher, nachdem ſich (den 18. — 28. Juli 1644) der franzöſiſche Kommandant, Friedrich Ludwig Canoffsky von Langendorf, bereits an die Bayern ergeben, und die Stadt verlaſſen hatte, ankam; er hatte 10000 Mann mit ſich gebracht, ſo, daß nunmehr die vereinigten Heere eine Armee von 22000 Mann ausmachten. Die Bayern zählten (da ſich der Herzog Carl von Lothringen, und Hazfeld, welcher letztere auch ſogar noch bayeriſche Truppen mit ſich nahm, nach andern Stationen entfernt hatten) nur noch 16000 Mann. Dieſe ſtanden unter der Anführung des Feldmarſchalls Franz Freiherrn von Mercy, auf den der Stadt Freiburg nahe gelegenen Anhöhen, und erwarteten hier die Franzoſen mit einer Entſchloſſenheit, welche denſelben zwar nicht der Zahl, aber der unendlichen Streitbegierde nach das Gleichgewicht hielt.

Den 3. Auguſt (1644) kam Türenne mit ſeinem Heere ganz unvermuthet (denn er mußte, wie ſeine Feinde ehemals bei Tuttlingen, waldige, und ſehr beſchwerliche Wege zurücklegen) den erſten Stationen der Bayern, welche ohnweit des Dorfes Aufhauſen, dann auf einer Anhöhe in Verſchanzungen ſich befanden, nahe. Die Franzoſen fielen mit einer unbeſchreiblichen Hitze auf vier bayeriſche Regimenter, welche man nebſt einigen Swadronen Reiter in der Eile entgegenſtellen konnte; aber die Bayern blieben ſtehen und hielten ſich, wider alle Vermuthung der Franzoſen, welche nichts anders erwartet hatten, als daß es ihnen gelingen müßte, die Glieder zu durchſtürmen, ſo feſt zuſammen, daß das Gefecht äußerſt ernſthaft, und da die Bayern Verſtärkungen erhielten, äußerſt hartnäckig, und von fünf Uhr Abends unausgeſetzt die ganze Nacht hindurch bis vier Uhr Morgens mit einem abwechſelnden Stand der Dinge, ſo, daß jetzt dieſe, jetzt jene Partei ſich zurückzog, und dann mit neuer Kraft vorrückte, fortgeſetzt wurde. Von den Weimariſchen lagen 800 Gemeine und viele vornehme Offiziere, unter welchen der Oberſte Haltſtein, und die Oberſtlieutenants Reuninger und Weiler waren, auf dem Platz, und der Verwundeten waren wenigſtens eben ſo viele; aber auch die Bayern litten beträchtlich, und beſonders ſtanden zuletzt die Regimenter des Grafen Fugger, (der ſelbſt am Schenkel verwundet wurde) und des Golz ſehr verdünnet da. Dem Regiment des Feldzeugmeiſters Rauſchenberger würde es noch viel ſchlimmer gegangen ſeyn, wenn demſelben nicht bei Zeiten noch ein Befehl vom Feldmarſchall Mercy zugegangen wäre, ſich aus ſeiner Schanze zu ziehen, und den nahen Burghalderberg, wo ſchon Rouyer ſtand, zu beſetzen. Die franzöſiſchen Oberfeldherren, welche ſich eingebildet hatten, daß es bei ihrer Ueberlegenheit nichts brauche, als kommen, ſehen, und ſiegen, wurden wegen dieſes erſten Vorganges von dem äußerſten Unmuth ergriffen; und ſchon den folgenden Tag am früheſten Morgen marſchirten beide franzöſiſche Armeen wider das Lager der Bayern, welche indeſſen jeden Augenblick benutzt hatten, ihre Verſchanzungen zu ergänzen. Die Franzoſen eröffneten das gräßliche Gefecht dieſes Tages mit einem bis an eine tolle Wuth grenzenden Anlauf, und ihre Erbitterung ſtieg, da ſie zurückgetrieben wurden, ſo weit, daß ſie gerade wider die Kanonen, welche unmittelbar auf ſie gerichtet waren, anliefen, und über die Körper der Umgekommenen, mit denen ſie die Gräben ausfüllten, mit einem fürchterlichen Geſchrei, den Wällen zuſtürmten, und ſie mit den Händen ergriffen, um ſie zu erklettern. Jedes Regiment wollte das nächſte ſeyn, um andern die Ehre der Eroberung zu entreiſſen, wie dann bald dieſes, bald jenes ein Siegsgeſchrei hören ließ. Die von den gewaltſamſten Anſtrengungen Erſchöpften erhielten neue Kräfte von ihrer Erbitterung, welche auf einen ſolchen Grad ſtieg, daß ſie, da ſie einige Zeit wegen eines eingefallenen Regens ihre Flinten nicht mehr abfeuern konnten, mit ihren Sackmeſſern auf die bayeriſchen Soldaten, die ſie erreichen konnten, rannten, und durchaus nichts mehr wollten, als umkommen oder ſiegen. Sie ſiegten nicht, und die Bayern, welche nur ihren Namen „Bayern“ zu hören brauchten, um, wenn ſie einen Schritt zurück gethan, mit neuem Muth wieder zwei vorwärts zu thun, drangen immer durch, wo ſie ins Gedräng kamen, und Johann von Werth zumal zeigte ſich im Gefecht dieſes Tages, von welchem die beiderſeitigen Oberfeldherren geſtanden, daß ſie nie eines dieſer Art geſehen hätten, mit ſeinen bayeriſchen Küraſſiern und Dragonern als einen Kriegsmann, dem keine feindliche Macht widerſtehen konnte;

er focht mit ſeinen Reitern bald zu Pferd, bald zu Fuß, und er würde das ganze franzöſiſche Fußvolk aufgerieben haben, wenn die franzöſiſchen Truppen zu Pferd nicht bei weitem die Ueberzahl gehabt hätten. Am Abende dieſes Tages waren 6000 Franzoſen theils getödtet, (unter dieſen befanden ſich der Feldmarſchall Graf von Rouſſillon, der Marquis de Morbelier u. a.) theils verwundet. Bayeriſcher Seits ſtieg die Zahl der Getödteten, unter welchen ſich der Generalwachtmeiſter, Caſpar von Merey (Bruder des Feldmarſchalls) befand, auf zwölfhundert, und die Zahl der Verwundeten war nicht weniger beträchtlich.

Beide Theile entfernten ſich nach einigen Tagen, da es dann den 31. Juli — 10. Aug. 1644 bei dem ſogenannten hohlen Graben unweit Villingen, wohin die Bayern ihren Weg nahmen, wieder zu einem kurzen Gefecht kam, worin die Bayern einige Packwagen, die Franzoſen aber einige Fahnen verloren. Dieſe waren bald darauf in der Rheingegend, nach der ſie ſich zogen, wieder ziemlich glücklich. Sie zählten noch 8000 Mann, welche mit einem Korps von 4000, aus dem innern Frankreich, angekommener Truppen vermehrt wurden, und eroberten und beſetzten verſchiedene wichtige Städte, als Speier, Ladenburg, Wisloch, Bruchſal, Breten, Worms, Mannheim, Philippsburg (welche Stadt der bayeriſche Kommandant, Bamberger, aus Mangel an Mannſchaft und Lebensmitteln den 9. September 1644 aufgab), dann Mainz, und andere, deren Eroberung ſie in den Stand ſetzte, beide Rheinufer zu beherrſchen, und ſich die vortheilhafteſten Standlager zu wählen. Dieß thaten ſie auch mit einer deſto größern Vorſicht, je gewiſſer voraus zu ſehen war, daß die Sachen nicht lange ſo bleiben würden. Der bayeriſche Oberfeldherr Mercy, nachdem er zu Ulm den kaiſerlichen General Hazfeld mit 2000 Mann an ſich gezogen hatte, rückte den Franzoſen nach, und ſeine Generale griffen ſogleich um ſich. Rauſchenberger nahm (den 7. Oktober 1644) Mannheim, der General Gleen, der ein churcölniſches Korps anführte, nahm bald darauf Bacharach weg. Auch Höchſt am Main, welche Stadt von Heſſen beſetzt war, Bensheim, wo der tapfere bayeriſche Oberſte Wolf umkam, und Weinheim fielen.

1645. Schon während des ganzen Winters ereigneten ſich kleinere Vorſpiele der gräßlichen Gefechte, welche in dieſem Jahre ſich ergaben. Türenne, nachdem ſeine Truppen ſeit dem Monate Januar verſchiedene Streifereien über den Rhein und Main gemacht, dann im Hornung bis ins Würtembergiſche vorgerückt hatten, ſetzte im April bei Speier über den Rhein, bei Marbach über den Neckar, bemächtigte ſich der Städte Schwäbiſch-Halle, Kreilsheim, Rothenburg an der Tauber, und blieb endlich bei Mergentheim in ſeinem Hauptquartiere ſtehen, um noch mehrere Völker (täglich kamen neue Korps bei ihm an) an ſich zu ziehen, und ſich dann nach der Donau zu wenden, was ihm auch, wenn nicht in Zeiten ein Widerſtand angenommen wäre, gelungen ſeyn dürfte; wie dann ſeine Truppen bereits weit umher ſtreiften, und den Bayern unweit Dünkelsbühl viele Proviantwägen, und eine beträchtliche Anzahl von Pferden wegnahmen. Während dieſer Vorgänge hatte der bayeriſche Oberfeldherr Mercy alles, was er von ſeinen Leuten an ſich ziehen konnte, geſammelt, und den 5. Mai 1645 kam er, nach einem, die ganze Nacht in der möglichſten Stille fortgeſetzten Marſch, in die Nähe des eine Meile von Mergentheim auf einem Hügel entlegenen Dorfes Herbſthauſen, in der zuverſichtlichen Meinung, ſich gleichſam in die Mitte ſeiner Feinde geworfen, und ihren Zuſammenhang (wie bei Tuttlingen) getrennt zu haben; allein, ſo wie der Tag anbrach, fand er den Hügel bereits von franzöſiſchen Reitern beſetzt, und bald darauf zeigte ſich die ganze feindliche Armee in Schlachtordnung. Unmittelbar an jenem Dorfe ſtand, an einen Wald angelehnt, ja großentheils im Wald ſelbſt der vom franzöſiſchen Generalmajor Roſa angeführte, rechte Flügel, welcher nebſt ſeiner guten Lage noch tiefe Gräben und Hohlwege vor ſich hatte. Dieſer wurde vom linken bayeriſchen Flügel, welcher dießmal die gewöhnliche Art der Franzoſen, mit ſtürmiſchem Ungeſtüm anzugreifen, nachahmte, unter dem Kommando des Generals Rauſchenberger, angegriffen, und augenblicklich zurückgeworfen, getrennt, verfolgt, und faſt gänzlich aufgerieben. Auch dem linken franzöſiſchen Flügel, wo ſich die Hauptſtärke der franzöſiſchen Reiterei, unter dem Feldmarſchall Türenne, befand, giengs nicht viel beſſer; denn wiewohl jene Reiterei, indem ſie ſich, ebenfalls von einer Anhöhe herab, mit einer unbeſchreiblichen Hitze auf die Bayeriſchen ſtürzte, dieſe Anfangs zurückdrückte: ſo wurde ſie doch bald wieder theils von der, im rechten Augenblick vorrückenden Reiterei des bayeriſchen Oberſten Johann Jakob Kolb, theils von den Dragonern, mit welchen Johann von Werth von Seite des linken bayeriſchen Flügels herbeikam, übermannt und getrennt. Vier franzöſiſche Generale, der Feldmarſchall Schmidberger, der Generalmajor Roſa, der Generalmajor de la Motte, der Generalmajor Paſſage, drei Oberſtlieutenants, drei Oberſtwachtmeiſter, zweiunddreißig Rittmeiſter und Hauptleute, achtunddreißig Lieutenants und Cornets, hundert vier gemeine Offiziere, zwei tauſend fünf hundert Gemeine, mit achtunddreißig Standarten, zweiunddreißig Fahnen, mit allem franzöſiſchen Gepäck, und vielen Kanonen fielen den Bayeriſchen in die Hände, wobei die Zahl der Getödteten (indem nur allein die Unterthanen von Mergentheim 2500 begruben) nicht geringer geweſen ſeyn mag. Eine höchſt beträchtliche Zahl, denn die bayeriſche Reiterei jagte den Zerſtreuten viele Tage nach einander auf allen Seiten nach, kam auf der Flucht um. Die Bayern erzählten, ihrer Seits nicht mehr, als 300 Mann verloren, dieſen Verluſt aber (der größte Theil des im vorgegangenen Gefechts, und nachher gefangenen Fußvolkes nahm bei ihnen Dienſte) bald wieder vielfach ergänzt zu haben.

So gräßlich dieſes Gefecht war, ſo wurde es gleichwohl von einem andern, das den 3. Auguſt 1645 bei dem, im Fürſtenthum Oettingen, zwiſchen Nördlingen und Donauwörth gelegenen, Dorfe Allersheim vorfiel, noch übertroffen. Die Franzoſen hatten ſich ſeit ihrem letzten Unglücksfalle aus allen Kräften gerüſtet, und nachdem der Feldmarſchall Türenne ein beträchtliches Korps von Niederheſſen an ſich gezogen, und noch überdieß der Herzog von Enghien (dieſer hielt ſeit den Vorfällen bei

Freiburg in Franken ſich auf) 6000 Mann neuer Hilfsvölker herbeigeführt hatte, eine Armee von 25000 Mann auf die Beine gebracht. Ihre Anführer konnten den Augenblick kaum erwarten, an dem ſie wegen des, unlängſt von den Bayern ihnen zugefügten Schadens ſich würden rächen können, und nachdem ſie ſich zu Ladenburg den 9. Juli vereiniget hatten, richteten ſie bald darauf ihren Weg der Donau zu, gerade nach Bayern, indem ſie ſich die zuverſichtliche Hoffnung machten, daß es ihnen in jedem Falle, wenn es ihnen gelingen ſollte, nach Bayern zu kommen, oder der bayeriſchen Armee zu begegnen, nicht ferner mißglücken könnte, ihre Abſichten zu erreichen. Ihr Wunſch wurde bald erfüllt. Den 30. Juli 1645, da ſie mit ihren Heeren von Rotenburg an der Tauber nach Dinkelsbühl marſchirten, kamen ſie ganz unvermuthet in einer, nur noch halbſtündigen Entfernung den Bayern nahe, welche unverzüglich auf ſie ſchoßen, und bis die Nacht eintrat, damit fortfuhren. Der Fluß Werniz, der beide Armeen trennte, und die engen Wege machten eine Schlacht auf der Stelle unmöglich. Die bayeriſche Armee, zu welcher der churcölniſche General Gleen oder Geleen mit fünf tauſend Mann im Juli ſich vereiniget hatte, mochte beiläufig zwanzig tauſend Mann gezählt haben.

Da nunmehr eine Schlacht unvermeidlich war, ſo ſuchte jetzt jeder Theil eine vortheilhafte Stellung zu gewinnen. Dieß gelang dem bayeriſchen Feldmarſchall Mercy, indem er das, auf einer ziemlichen Anhöhe gelegene, Dorf Allersheim, und die nächſt angrenzenden Hügel beſetzte. Sein rechter Flügel wurde vom General Gleen, der linke, der ſich bis zum Schloſſe Allersheim erſtreckte, wurde vom Johann von Werth angeführt; er ſelbſt, der Feldmarſchall, hatte ſeinen Poſten im Dorf, als dem Mittelpunkte, genommen, und hinter demſelben ſtand mit Fußvolk der General Rauſchenberger. Der rechte bayeriſche Flügel hatte den Türenne, der linke den Herzog d'Enghien wider ſich.

Hier nun kam es den 3. Auguſt 1645 zu einem mörderiſchen Gefecht. Die Franzoſen beſtürmten gleich anfangs mit einem gedrängten Haufen Reiterei und Fußvolk das Dorf Allersheim, und, indem ſie es in Feuer ſetzten, zwangen ſie die Bayern, es zu verlaſſen. Mercy ſtand noch auf dem mit einer ziemlich hohen Mauer umgebenen Freithof, von welchem aus, ſo wie aus den Fenſtern, und dem Dache und dem Thurme der Kirche, ſeine Soldaten auf die anlaufenden Franzoſen ſchoſſen. Die ungeſtüme Heftigkeit, mit welcher die bayeriſchen Soldaten, jeder, ſo gut, und ſo geſchwind er konnte, ihre Flinten abfeuerten, und dann der, alles verhüllende Rauch, hinderte ſie, die Gegenſtände zu unterſcheiden, nach welchen ſie zielten. Nachdem hier, ſo wie außerhalb des brennenden Dorfes bei zwei Stunden auf das hartnäckigſte gefochten, das franzöſiſche Heer mehr als einmal zurückgeworfen, und mehr als ein franzöſiſcher General tödtlich verwundet worden war, ſank der bayeriſche Obergeneral Mercy, indem ihm eine, von oben herab von den Seinigen kommende, Kugel rückwärts durch den Nacken ins Herz fuhr, mit dem Degen in der Hand auf ſein Angeſicht. Dieſem Unglück folgte unmittelbar darauf ein zweites. Da nämlich die Franzoſen die durch den Fall Mercy entſtandene erſte Beſtürzung der Bayern benutzten, und mit vereinigter Kraft andrangen, eilte der Kommandant des rechten bayeriſchen Flügels, Gleen, mit einem zu großen Eifer voraus, bei welchem er von franzöſiſchen Reitern eingeſchloſſen und gefangen wurde. Das Gefecht dauerte übrigens auf dieſem Flügel bis in die ſpäte Nacht, während deren größten Theils die Bayern vor dem Dorfe ſtehen blieben, indeſſen, daß ihre Anführer über die Fortſetzung der Schlacht am andern Morgen berathſchlagten. Der linke bayeriſche Flügel war glücklicher geweſen, und hier hatte Johann von Werth gleich anfangs den rechten franzöſiſchen Flügel getrennt, und zerſtreut, ſo, daß die franzöſiſchen Truppen erſt überall hier ausriſſen, und nur kleinere Abtheilungen derſelben, welche ein höheres Ehrgefühl, oder der Zorn trieb, durch Umwege zur Schlacht zurückkehrten, und, wo der Fall ſie traf, wieder Antheil nahmen. Sechs tauſend Franzoſen, und unter denſelben eine große Anzahl, unter welchen ſich der Marſchall, Herzog d'Enghien, und beinahe der größte Theil der Offiziere vom erſten Range waren, wurden gefährlich verwundet. So waren auch viele vornehme Offiziere, und unter denſelben der Marſchall von Gramont, den Bayern in die Hände gefallen. Dieſe zählten bei 4000 Todte und Verwundete, und über tauſend, welche theils in Gefangenſchaft gerathen ſeyn, theils ſich verlaufen haben mögen, wurden vermißt. Uebrigens erbeuteten ſie bei ſiebenzig franzöſiſche Fahnen und Standarten, und faſt alle franzöſiſche Kanonen, welche ſie aber aus Mangel an Zugpferden zurücklaſſen, ſo wie ſie ſich nicht minder aus Mangel an Pulver zum Zurückzug, welchen ſie den andern Morgen in der beſten Ordnung nach Donauwörth nahmen, bequemen mußten. Die Franzoſen zogen nach Nördlingen. Uebrigens ſchrieb ſich, ungeachtet des empfindlichſten Verluſtes, den beide Theile litten, jeder Theil den Sieg zu, und zu München ſowohl, als zu Paris ſtimmte man das „Herr! dich loben wir“ an.

Wie die eben erwähnte Schlacht, ſo waren auch die Folgen derſelben nicht entſcheidend, und am Ende dieſes Jahres 1645 trat beinahe alles wieder in den Stand, worin es im Anfange des Jahres 1643 ſich befunden hatte, zurück. Die Franzoſen beſetzten jetzt die Stadt Nördlingen, ſie öffnete ihre Thore mit der Bedingniß, neutral bleiben zu dürfen) eroberten bald darauf, wiewohl erſt nach einer großen Anſtrengung, Dinkelsbühl, und bezogen überhaupt verſchiedene ſchwäbiſche Städte; allein der Herzog von Enghien gieng, um ſich von ſeiner Wunde vollkommen heilen zu laſſen, nach Paris (wo er im folgenden Jahre 1646 ſtarb) zurück; ihm folgten viele Freiwillige vom Adel, und die Zurückgebliebenen, da ſie in den erſchöpften Ländern überall mit Noth und Ungemach zu kämpfen hatten, zeigten ſo wenig Luſt zum Fechten, daß die Gemeinen zu Fuß zuletzt meiſt davon nach Frankreich liefen, die Reiter aber, um ſich halten zu können, ſehr vertheilt werden mußten. Der bayeriſche neue Feldmarſchall Gleen, welcher vom Churfürſten Maximilian, mit dem bei Allersheim gefangenen Gramont, ausgewechſelt, und an die Stelle Mercys befördert worden war, rückte, mit der zu Donauwörth verſtärkten bayeriſchen Armee, wieder an, bekam Nördlingen, eroberte Dinkelsbühl, dann alles Uebrige, was die Franzoſen den ganzen Feldzug hindurch dieſſeits des Rheins weggenommen hatten, und wies am Ende des Jahres 1645 ſeinen Truppen die Winterquartiere in Schwaben und Franken an.

Dieß war der Lauf der Kriegsbegebenheiten, welche ſich während der Jahre 1644 und 1645 zwiſchen den bayeriſchen und franzöſiſchen Armeen in Franken, Schwaben, und den Rheingegenden zutrugen. Wir wollen nun des Weſentlichen jener Kriegsvorfälle, welche ſich im nördlichen Deutſchland zwiſchen den ſchwediſchen Heeren, während eben jener zwei Jahre, ereignet haben, erwähnen. Wir haben gehört, daß der ſchwediſche Oberfeldherr Torſtenſohn am Ende des Jahres 1643 aus ſeinen kaiſerlichen Stationen eben ſo plötzlich als unvermuthet aufgebrochen, und (mit einer, beinahe alle Glaubwürdigkeit überſteigenden Anſtrengung, ſo daß er mit ſeinem Heere in fünfzehn Tagen einen Weg faſt von hundert deutſchen Meilen zurückgelegt haben ſoll) nach Holſtein gekommen ſey. Zu dieſem Entſchluſſe hat ihn (was bei der Lage, worin er ſich bei ſeinem

Aufbruche befand, kaum erinnert zu werden braucht) nicht eine unzeitige Furcht vor den kaiſerlichen Heeren, ſondern ein neuer Krieg, welcher wider den König Chriſtian IV. von Dänemark, und zwar, damit ſich dieſer in keine Verfaſſung ſetzen könnte, ſo geſchwind, als nur immer möglich, eröffnet werden ſollte, veranlaßt. Der König von Dänemark war aus wichtigen Bewegaründen, ſchon ſeit geraumer Zeit mit der Krone Schweden mißvergnügt, und beſonders auf die glücklichen Fortſchritte derſelben in Deutſchland eiferſüchtig, was ihn auch, bei ſeinen übrigens lobenswürdigen Abſichten, bewegen haben mag, ſeit einiger Zeit die Vermittelung des Friedens zu betreiben, und damit er dieſes Geſchäft mit einem deſto größern Nachdruck und Anſehen behaupten könnte, zu Waſſer und zu Land eine Kriegsmacht zu ſammeln. Allein ſchwediſcher Seits erweckte dieſe Anſtalt den Verdacht, ob nicht jene Vermittelung bloß zum Vorwand und Schein, welcher ernſthafte Vorbereitungen zu einem Kriege decken ſollte, erfunden ſey, und da der Fall eintrat, daß von Dänen im Oreſund acht ſchwediſche königliche Schiffe angehalten wurden, ſo gab man, indem man noch einige andere, im Grunde nichts entſcheidende Urſachen zu Hülfe nahm, jenem Vorfalle die Auslegung, daß Dänemark ſchlechterdings den Krieg wolle, ja, daß es hiemit denſelben ſtillſchweigend bereits angefangen habe. Wiewohl nun Dänemark ganz und gar keine jener ernſthaften Verkehrungen, welche einem Kriege nothwendig vorhergehen müſſen, getrofſen hatte: ſo that man doch ſchwediſcher Seits, als wenn es geſchehen wäre, und Torſtenſohn überfiel demnach plötzlich däniſche Länder, bemächtigte ſich, ohne einen Widerſtand zu erfahren, der Städte Kiel, Flensburg, Itzehoe und andere, und ſtand bereits eher in Jütland, als König Chriſtian im Stand war, ihn aufzuhalten. Als dieſer König nachher zwar einige Siege, aber auch verſchiedene, ſehr empfindliche Streiche erhielt, und ſeine Lage anfieng, ziemlich mißlich zu werden (wie ihm dann auch im folgenden Jahre 1645 nichts übrig blieb, als mit vielem Nachtheil, einen Frieden zu ſchließen): ſo glaubte man am kaiſerlichen Hofe, daß es nicht nur die Pflicht der Freundſchaft erfordere, dieſem König, nachdem er ſich ſeit einiger Zeit ſehr wohlgeſinnt für Oeſterreich bezeigt hatte, beizuſtehen, ſondern daß dieß noch vielmehr der eigene Vortheil des Kaiſers dringend anrathe, indem es (ſchmeichelte man ſich) ja wohl kaum denkbar wäre, daß Torſtenſohn, wenn er von beiden Armeen, der kaiſerlichen und däniſchen, in die Mitte genommen würde, im Stande ſeyn ſollte, beider ſich zu erwehren; was auch zugetroffen ſeyn dürfte, wenn die kaiſerliche Armee, anſtatt die ganze erſte Hälfte des Jahres 1644 mit Belagerungen der von ſchwediſchen Truppen in kaiſerlichen Erbländern beſetzten Städte ſich beſchäftigen, und hinhalten zu laſſen, ſich beſtrebt hätte, ihrem Gegner unverzüglich unter die Augen zu treten. Torſtenſohn benutzte die freien Hände auf das thätigſte, und hatte bereits die wichtigſten Unternehmungen wider die Dänen ausgeführt, als endlich Gallas im Juni, und noch dazu nur mit einem Heere von 10000 Mann, über die Saale, im Juli über die Elbe, und an die Grenzen von Holſtein rückte, und hier das ſeinen Feinden willkommene Schauſpiel, welches dieſen wackern Gallas überall zu verfolgen ſchien, erneuerte. Ein gänzlicher Mangel an Lebensmitteln, dieſer Mangel, der ihn ſchon zweimal zu Grunde gerichtet hat, zernichtete ſein Heer, ohne daß es einen nachdrücklichen Schwerdtſtreich geführt hatte, auch hier. Ein Theil ſeiner Soldaten kam von den gewöhnlichen Folgen des Hungers, an Krankheiten um, ein anderer verlief ſich, und Gallas, nachdem er zu Magdeburg ſein ſchweres Geſchütz, und den größten Theil des Gepäcks in Sicherheit gebracht hatte, durfte ſich noch glücklich preiſen, am Ende des Jahres 1644 mit einem kleinen, ganz herunter gekommenen Reſt ſeiner Truppen Böhmen erreichen zu können, ohne dem Torſtenſohn in die Hände zu fallen. Dieſer ſtelze Feldherr, dem nunmehr auch ſein General Königsmark, welcher indeſſen mit fünfzehn Regimentern dieſſeits der Elbe geblieben war, zu Gebot ſtand, rückte mit einer zahlreichen Armee herbei, und brach, da er ſeinen Feinden keine Zeit laſſen wollte, ſich zu erholen, in der Mitte des ſtrengſten Winters, den 16. Hornung 1645 aus Sachſen in Böhmen ein.

1645. Dieſes Jahr lieferte ſeltſame Beiſpiele vom Wechſel des Kriegsglückes. Als Torſtenſohn ſich, wie wir eben hörten, in Bewegung ſetzte, rückte ihm von Seiten des Kaiſers bereits wieder eine wohlbeſtellte Armee entgegen. Der Kaiſer Ferdinand III. war ſelbſt nach Prag, wo ſeine Armee ſich ſammeln mußte, gekommen; er hatte von der Rheinarmee einige tauſend Mann zu ſich beſchieden, und von eben derſelben kamen auf Befehl des Churfürſten von Bayern die berühmten Feldherren Johann von Werth, und Rauſchenberger mit einem Korps von ungefähr vier tauſend Mann herbei. Aus Ungarn, wo die kaiſerlichen Generale Buchheim und Götz wider den Ragoczi im Feld ſtanden, kam, weil ſich dort die Sachen zum Frieden neigten, Götz ebenfalls mit einigen tauſend Mann herbei, und da noch überdieß in allen kaiſerlichen Ländern ſtark ausgehoben, und die entbehrlichſte Mannſchaft aus den Feſtungen gezogen wurde; ſo kam eine beträchtliche Armee zuſammen, über welche ſelbſt der Erzherzog Leopold Wilhelm die oberſte Feldherrnſtelle, Hazfeld aber die unmittelbare Ausführung übernahm.

Nachdem Torſtenſohn, um ſeine Gegner in Verlegenheit zu ſetzen, einige verſtellte Märſche gemacht hatte, rückte er unvermuthet über die Moldau, und bald darauf der mähriſchen Gränze zu. Die Kaiſerlichen ſuchten ihn zu ereilen, und den 24. Hornung — 6. März 1645 kam es unweit Tabor bei Jankau im Kaurzimer Kreiſe zu einer (auf verſchiedene Art beſchriebene) für die Kaiſerlichen höchſt unglücklichen Schlacht, deren Verluſt vorzüglich dem General Götz zugeſchrieben wurde, welcher ſich, ohne dazu Befehle erhalten, ohne die Beſchaffenheit der Gegend gekannt zu haben, mit einer ganz unzeitigen Hitze voraus wagte, dann in einen, zwiſchen Teichen und Wäldern gelegenen Hohlweg, in welchem keine ſechs Mann in einer Linie ſtehen konnten, verſetzt, und ſogleich erſchoſſen, ſeine Reiterei, bei deren zuſammengedrängten Haufen der Feind niemals einen Fehlſchuß thun konnte, erbärmlich zugerichtet, der Reſt aber von einem ſolchen Schrecken überfallen wurde, daß er denſelben Tag nicht wieder zur Faſſung kam; aber bei der ganzen kaiſerlichen Armee ſcheint während dieſer Schlacht der Geiſt einer gräßlichen Unordnung geherrſcht, und ein großer Theil der Generale, ohne alle Rückſicht auf einen zuſammenwirkenden Plan, bloß nach ſeinem Eigendünkel (daher dann auch wechſelweiſe einer dem andern die Schuld gab) gehandelt zu haben. Auch war die Unordnung ſo groß, daß ſelbſt ein Theil der kaiſerlichen Reiterei, welcher ſeinen Feind, die Schweden, zurückgetrieben hatte, anſtatt ſie zu verfolgen, mit der Plünderung ſeines Gepäcks ſich beſchäftigte. Am Ende dieſes sechsſtündigen Gefechts lagen auf der Seite der Kaiſerlichen, außer dem Feldmarſchall Götz, und andern vornehmen Offizieren bei drei tauſend Getödtete auf dem Schlachtfelde; bei vier tauſend aber, worunter ſelbſt der Feldmarſchall Graf von Hazfeld, dann die Feldmarſchalllieutenants Heinrich Mercy und Brüay, nebſt drei Generalwachtmeiſtern, ſieben Oberſten, neun Oberſtlieutenants, ſechs Oberſtwachtmeiſtern u. ſ. w. waren, geriethen nebſt ſechs und zwanzig Kanonen, und den dazu gehörigen Wägen u. a. dem Feind in die Hände; und der Verluſt dieſes Tags, und die Unordnung aller Dinge, die Beſtürzung der, aus der Schlacht mit Mühe geretteten und überall in zerſtreuten, ſich ſelbſt überlaſſenen Haufen herumirrenden kaiſerlichen Truppen, ſchien ſo groß und unheilbar zu ſeyn, daß für den Kaiſer alles unwiederbringlich verloren zu ſeyn ſchien. Der Kaiſer eilte auch wirklich, nachdem er ſeinem Regierungspräſidenten Schlick die Sicherheit der Stadt Prag anvertraut hatte, über Regensburg nach Wien zurück, um wenigſtens dieſe ſeine Hauptſtadt, wo ſich auch ſogleich alle Einwohner mit Waffen verſahen, zu retten. Die bayeriſchen Korps, welche in der Schlacht am wenigſten gelitten hatten, waren von ihren Generalen Johann von Werth und Rauſchenberger wieder zur bayeriſchen Armee nach dem Rhein geführt, die Sachſen aber von ihrem Churfürſten nach Schleſien beordert worden, und zum Vorrücken bis nach Wien war jetzt für die Schweden kein Hinderniß. Ihre Vortruppen erſchienen auch wirklich am nördlichen Donauufer vor Wien, warfen hier Schanzen auf, und bemächtigten ſich der umliegenden Schlöſſer; während deſſen Torſtenſohn in voller Thätigkeit war, eine Unternehmung auszuführen, welche ihn zum Herrn von Mähren und Oeſterreich machen, und ihm die Ehre zuführen ſollte, einen Einzug in Wien halten zu können. Er belagerte nämlich die mähriſche Stadt

Brünn; wo aber endlich ſein Unſtern ihn hartnäckig feſthielt, ohne ihn eher, als bis es zu ſpät war, merken zu laſſen, daß das Glück, welches ihn bis hieher begleitet hatte, ſeiner müde geworden, und längſt ſchon entflohen ſey.

Die im Monat April 1645 unternommene, und mit aller erdenklichen Kunſt, Kühnheit und Anſtrengung fortgeſetzte Belagerung der Stadt Brünn wurde durch die vortrefflichen Gegenanſtalten, und durch die tapferſten Ausfälle der Kaiſerlichen, welche der Graf Souches anführte, ſchlechterdings vereitelt, und die Schweden hatten nach vier Monaten beinahe ſo viele Leute, als ihre Gegner bei Jankau, verloren, ohne auch nur eine nähere Wahrſcheinlichkeit, daß ſie die Stadt erobern würden, gewonnen zu haben. Die außerordentliche Thätigkeit, mit welcher die Eroberung dieſer Stadt betrieben wurde, hatte noch zugleich die Folge, daß, während derſelben, auch kaiſerlicher Seits, der raſtloſeſte Gemeineifer unterhalten, und jedes Mittel zur nachdrücklichen Gegenwehr hervorgeſucht, und zuſammengeſtellt wurde. Gallas und andere ſammelten in den beſtimmten Standorten die, in der letzten Schlacht zerſtreuten, Truppen. Der General Buchheim führte (nachdem mit dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Ragoczi der

Friede 1645 förmlich erfolgt war) aus Ungarn ein Korps von vier tauſend Mann; jeder Offizier, der ſich um den Kaiſer und das Vaterland verdient machen wollte, brachte neuangeworbene herbei, und im Herbſt 1645 ſetzte ſich eine kaiſerliche Armee, welche auf fünf und dreißig tauſend Mann berechnet wurde, unter der Anführung des Erzherzogs Leopold Wilhelm, in Bewegung. Dieſe Armee rückte gegen die von den Schweden an der Donau, und weiter in Oeſterreich beſetzten Schlöſſer, und aufgeworfenen Schanzen. Die Schweden entfernten ſich. Sie rückte nach Böhmen, wo das Heer des Churfürſten von Sachſen ſich mit ihr vereinigte. Die Schweden nahmen ihren Weg nach Schleſien, und Torſtenſohn hob jetzt die, ſo lange und ſo heftig betriebene Belagerung von Brünn auf, und überzog bald darauf Sachſen, wo er zu Leipzig einem neuen ſchwediſchen Hauptgenerale, dem aus Norden mit acht bis zehen tauſend Mann herangekommenen Feldmarſchall Wrangl die ſchwediſche Armee übergab, und dann aus Kränklichkeit ſich nach Schweden zurück begab, wo er, zwar mit Ehren überhäuft, aber an Kräften erſchöpft, Betrachtungen über die Eitelkeit der Dinge anſtellte, und im Jahr 1651 zu Stockholm mit Tod abgieng.

§. XXIV.

1646. — 1648.

Noch war man mit den Friedensunterhandlungen zu Münſter und Osnabrück nicht weiter gekommen, als daß endlich auf dem (ſchon im Jahr 1643 zu Frankfurt eröffneten) Deputationstag kaiſerlicher Seits zugeſtanden wurde, die Abgeordneten der deutſchen Reichsfürſten an jenen Unterhandlungen Theil nehmen zu laſſen; aber was die Unterhandlungen ſelbſt betraf, ſo war noch immer nicht abzuſehen, wie ſie jemals zu einem gemeinſchaftlichen Abſchluß ſich neigen ſollten, ſo lange beide Haupttheile, die Kaiſerlichen und Bayern nämlich, und anderer Seits die Franzoſen und Schweden fortfuhren, ſich wechſelweiſe zu bereden, daß ſie noch immer der ſiegende und überwiegende Theil, und mithin im Beſitz desjenigen Vortheils wären, bei welchem man berechtigt zu ſeyn glaubt, auf ſeinen Forderungen, ſo unlieb ſie dem andern Theil auch ſeyn möchten, beſtehen zu können. Hier gab es demnach kein friedliches Entſcheidungs- und Rettungsmittel, ſondern der Krieg mußte (nicht auf franzöſiſchem oder ſchwediſchem, ſondern allein auf deutſchem Boden) ſo lange fortgeſetzt werden, bis gleichwohl endlich ein

Theil dahin gebracht werden würde, daß er es für klüger halten müßte, durch eine, wenn gleich erzwungene, Nachgiebigkeit wenigſtens lieber ſeine Hauptſache zu retten, als bei fortdauernden Unglücksfällen einem unabſehbaren Schickſal ſich preis zu geben.

1646. Dieſer, in den deutſchen Jahrbüchern einzige, Krieg zog ſich jetzt abermals allein wider diejenigen zwei Mächte, welche ihn im Jahr 1618 (damals freilich aus ganz andern Zwecken) eröffnet hatten, nämlich wider Bayern und Oeſterreich, zuſammen. Der Krieg im Norden war ſo viel, als geendigt. Dänemark hatte ſich, wie wir hörten, zum Frieden bequemt. Der Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg (Georg Wilhelm ſtarb 1640) hatte ſich mit Schweden beim Antritt ſeiner Regierung, und im Jahre 1645 hatte ſich mit eben demſelben auch der Churfürſt, Johann Georg von Sachſen, durch einen ſechsmonatlichen Waffenſtillſtand, welcher nach ſeinem Ablauf ſtets wieder erneuert, und wobei den Schweden Leipzig unter andern einſtweilen überlaſſen wurde, geſetzt. Der ſchwediſche Hauptfeldherr Wrangl hatte demnach nichts Angelegneres zu thun, als ſich mit dem Feldmarſchall Türenne, welcher nach der Entfernung des Herzogs d'Enghien das franzöſiſch-weimariſche Heer nun allein anführte, zu vereinigen, und mit geſammter Macht auf die Bayern und Oeſterreicher zu fallen.

Dieſe hatten ſich bereits wieder im Januar 1646 in Bewegung geſetzt. Der Erzherzog Leopold Wilhelm und Hazfeld hielten ſich mit zehn tauſend Mann zu Pferd, und ſechs tauſend zu Fuß erſt in Böhmen bereit, und zogen dann den Schweden, deren Hauptheer ſich nach dem Vogtland entfernte, nach. Das bayeriſche Reichsheer, welches anfangs nur acht tauſend Mann zählte, aber vom churcölniſchen (ehmals heſſencaſſeliſchen) General Holzapfel oder Melander mit einem beträchtlichen Korps verſtärkt werden ſollte, rückte nebenher; aber erſt im Juni 1646 (indeſſen ſtanden die Kaiſerlichen in der Oberpfalz, die Bayeriſchen um Geisfeld und Haßfurt) kam der Erzherzog nach Rotenbach, eine Meile von Hanau, der bayeriſche Feldmarſchall Gleen nach Gemünden am Main, ohne, (was ſie wünſchten,) eine Gelegenheit zu einer Schlacht mit dem ſchwediſchen Oberfeldherrn Wrangl zu erhalten, welcher, nachdem er in den erſten Monaten dieſes Jahrs verſchiedene Eroberungen im Weſtphäliſchen gemacht hatte, ſeinen Weg zuerſt nach Wetzlar nahm, und endlich im Juli 1646 zwiſchen Amöneburg und Kirchheim ſich einfand, aber, wiewohl die Kaiſerlichen und

Bayern ſeinem Lager bei Homburg an der Ohm auf eine halbe Stunde ſich näherten, und durch verſchiedene kleine Anfälle (bei einem derſelben wurde der bayeriſche Oberfeldherr Gleen zweinmal verwundet) ihn reizten, und herausforderten, eine Hauptſchlacht ſorgfältig und ſo lange vermied, bis ſich die Heere, welche er noch erwartete, bei ihm eingeſtellt hatten. Königsmark führte ihm ein Korps von ſechs tauſend Mann, ein anders von vier tauſend führten ihm Böninghauſen und Traß zu, und (den 10. Auguſt 1646) fand ſich bei Gieſſen der franzöſiſche Marſchall Türenne bei ihm ein. Und nun wurde unverzüglich ein Plan, welcher ſchon lange entworfen ſeyn mochte, mit raſcher Schnelligkeit ausgeführt. Ihre Heere gaben ſich den Schein, als wollten ſie hinunter nach Höchſt oder Mainz, oder nach Friedberg oder Usbach ſich wenden, kehrten aber plötzlich um, rückten gegen Bonamäß, und zwiſchen dem kaiſerlichen Lager und der Stadt Frankfurt, über die Nidda gegen Bergen und Windeck, verdrängten, wiewohl immer nach einem gefundenen ſtarken Widerſtand, die kaiſerlichen Poſten, eilten über den Main, über den Neckar, und zwar Wrangel durch Aſchaffenburg, Würzburg, Schwäbiſchhall u. a., Türenne aber durch Steinheim, Seligenſtadt, Hohenlohe u. a. den bayeriſchen Landen zu, wo ſie ſogleich die Städte Donauwörth, Rhain u. a. eroberten, bald darauf die Stadt Freiſing, und bis an die Iſar das ganze flache Land, welches (München, wo ſich der Oberſte Bucher mit ſechs hundert Mann befand, ausgenommen) durch eine allgemeine Landflucht von Einwohnern entblößt war, ſchrecklich mißhandelten; indeſſen der bayeriſche Oberfeldherr Gleen, welchem der Churfürſt Maximilian kurz vor dieſem Unfall noch zwei tauſend Mann, und wiederholte Befehle, dem Feind nachzueilen, und ihn überall anzugreifen, zugefertigt hatte, durch Franken über Würzburg, Schweinfurt, Bamberg und Nürnberg ins Oberpfälziſche, und von da längs der Donau, nach Regensburg, wo auch der Erzherzog Leopold Wilhelm ſich einſtellte, zog.

Hier verſammelten ſich ihre Heere wieder, und rückten, nachdem die Kaiſerlichen einige Verſtärkungen erhalten, über Landshut, Mosburg und Freiſing, dem franzöſiſchen-ſchwediſchen Heere neuerdings zu; deſſen ſchreckliche Spuren ſie (den 12. Okt. 1646) bei dem noch rauchenden Schutt der abgebrannten Stadt Friedberg, und der umliegenden Dorfſchaften, entdeckten.

Wrangl hatte indeſſen die Stadt Augsburg, welche er für den Schlüſſel von Bayern und Schwaben, und für einen vortrefflichen Waffenplatz hielt, mit aller nur erdenklichen Gewalt und Anſtrengung belagert, und er hatte ſich um ſo mehr mit ihrer baldigen Eroberung geſchmeichelt, als die proteſtantiſchen Einwohner, welche ſich an die Schweden, ihre Glaubensgenoſſen, gerne ergeben hätten, an der Vertheidigung der Stadt keinen Antheil nahmen, und höchſtens nur achtzehen hundert Mann regulärer Truppen (wozu ſich ungefähr noch ſechs hundert katholiſche Bürger, und bei fünfzig Studenten freiwillig ſtellten) und ſonſt ſchlechterdings keine andere Mittel, ſo zahlreichen, und von erfahrnen Offizieren geleiteten Belagerungstruppen zu widerſtehen, als welche Muth und Treue darboten, vorhanden waren. Allein der bayeriſche Kommandant, Franz Rever, welcher von ſeinem Churfürſten Befehl erhalten hatte, ſich bis auf den letzten Mann zu wehren, zeigte in der That, was Muth und Treue, auch im höchſten Drang und Nothfall, vermögen. Weder der unaufhörliche Kugelregen, noch das Einſtürzen der Häuſer, rührte ihn; auch rührte es ihn zwar, aber änderte ihn nicht, als eines Tags eine ganze Schaar proteſtantiſcher Frauen und deren Kinder, mit dem dringendſten Flehen um die Uebergabe der Stadt, ſeine Kniee umklammerten. Er war überall, wo eine größere Gefahr war, und wo er unmöglich zugegen ſeyn konnte, da blieb und war, und veranſtaltete und focht, was er ſeinen Truppen mitzutheilen wußte, ſein Geiſt. So hielt er ſich neunzehen Tage, während welcher die Schweden tauſend fünf hundert Mann verloren, und es hatte kein Anſehen, daß er nicht gefaßt und entſchloſſen bleiben ſollte, ſich länger zu halten.

Als die vereinigten kaiſerlichen und bayeriſchen Armeen heranrückten, zogen ſich die Franzoſen und Schweden, dieſe nach Babenhauſen, jene nach Weiſſenhorn, und beide zuletzt bis an den Bodenſee zurück; doch ihre ſtreifenden Parteien waren, zumal bald nach dem Abzug vor Augsburg, oft wieder unvermuthet zurück gekommen, und die Städte Landsberg, Weilheim, Schongau, dann Kempten und Mindelheim wurden geplündert, und, was ihnen nahe lag, verheert. Auch Lindau und Bregenz fielen den Franzoſen und Schweden in die Hände, und es war vorauszuſehen, daß die beiden Heere ſobald, als es nur die Jahreszeit möglich machen würde, nach Bayern wieder zurückkehren, und alle ihre Kräfte aufbieten würden, um alles, was daſelbſt noch aufrecht ſtand, fallen zu machen. Die Bayern ſtanden dieſſeits, die Kaiſerlichen jenſeits der Donau.

1647. In der entſetzlichen Lage, worin ſich jetzt Bayern befand, von vier Armeen, welche ſich auf ſeinem Boden ſchlagen würden, gänzlich an allen Dingen erſchöpft, und auf viele Menſchenalter zu Grund gerichtet zu werden, faßte der Churfürſt Maximilian einen Entſchluß, welcher der unbeſchreiblichen Liebe für ſein Stamm- und Vaterland, und welcher ſchon im Voraus der Menſchlichkeit ganz gemäß war. Da nämlich die zu Münſter und Osnabrück ſeit dem Jahre 1644 eröffneten Friedensunterhandlungen noch immer in Thätigkeit, und die endlichen Abſchlüſſe bald zu hoffen waren: ſo glaubte der Churfürſt, daß ein Waffenſtillſtand, da er in dieſem Kriege bereits volle acht und zwanzig Jahre mit unendlichem Aufwand und unter den verſchiedenſten Schickſalen gekämpft hatte, für ihn jetzt das klügſte Rettungsmittel ſeyn, und daß jener Waffenſtillſtand ſelbſt von ſeinen Gegnern, den Franzoſen und Schweden, um ſo weniger verſchmäht werden würde, da ein ſolcher von den Vermittlern längſt vorgeſchlagen, und von ſämmtlichen Parteien die Bemerkung, daß durch eine längere Fortſetzung des Kriegs auch die Erbitterung der Höfe fortgeſetzt würde, längſt ganz gegründet befunden worden war. Weil nun der Vortrag, welchen der gedachte Churfürſt wegen eines Waffenſtillſtandes machen wollte, zu Münſter und Osnabrück keinen Eingang fand: ſo wurde die Reichsſtadt Ulm gewählt, wo dann auch im Jäner 1647 Abgeordnete von Frankreich, Schweden und Heſſencaſſel, und anderer Seits vom Kaiſer und von Bayern erſchienen. Die bayeriſchen Abgeordneten nahmen, weil kein Theil damit anfangen wollte, zu ſagen, warum er zugegen ſey, zuerſt das Wort, und ſchlugen ſogleich einen allgemeinen Waffenſtillſtand, worüber nunmehr verhandelt werden ſollte, vor; und da die Kaiſerlichen ſolche Bedingungen vorbrachten, welche vielmehr ein Verlangen nach der Fortſetzung des Krieges, als eine Friedensneigung zu erkennen gaben: ſo erſchöpften ſie alles, was ſich, gemäß der vorhandenen Umſtände, ſagen ließ, um die Kaiſerlichen zur gemeinſchaftlichen Mitwirkung, und zur Mäßigung ihrer Forderungen zu bewegen. Dieß that auch ſelbſt der Churfürſt Maximilian, zu welchem der (an der Stelle des Erzherzogs, der am Ende des Jahrs 1646 abgetreten war, wieder zum kaiſerlichen Oberfeldherrn ernannte) Feldmarſchall Gallas nach Waſſerburg am Inn ſich begeben hatte, und dieſer verſtändige Feldherr konnte nicht umhin, den Abſichten und den Erinnerungen des Churfürſten ſeinen Beifall zu geben. Jene Abſichten und Vorträge ſchienen den bayeri=

ſchen Geſandten von ſolcher Güte und Gründlichkeit zu ſeyn, daß ſie auf der Zuſammenkunft ſämmtlicher Theile zu Ulm ſich den Muth nahmen, bei den gegenſeitigen Geſandten nicht nur auf einen allgemeinen Waffenſtillſtand den Antrag zu ſtellen, ſondern hinzuzuſetzen, daß ihr Herr, der Churfürſt von Bayern, „dasjenige, was abgehandelt werden möchte, nicht allein für ſich ſelbſt genehm halten, ſondern auch für die kaiſerliche Beſtätigung, weil nämlich die kaiſerlichen Geſandten ſo wenig in der Sache thäten, gutſprechen wollte.“

Dieſe Aeußerung der bayeriſchen Geſandten zog die Folge nach ſich, daß die kaiſerlichen Geſandten derſelben auf der Stelle und mit Heftigkeit widerſprachen, dann ſogleich mit ihrer Abreiſe drohten, und daß ſie den bayeriſchen, darüber ſehr beſtürzten Geſandten, nichts übrig ließen, als gleichwohl für ſich durch beſondere Verträge dem Land Bayern einen Waffenſtillſtand zu erwirken, welchen ſie dann auch, nachdem ſie noch einmal alles Erdenkliche, wiewohl ſtets vergeblich, verſucht hatten, die kaiſerliche Mitwirkung zu gewinnen, den 14. März 1647, mit Frankreich, Schweden, und Heſſencaſſel beendigten, hauptſächlich aus den Beweggründen, daß, nachdem die vorliegenden Kreiſe, Franken und Schwaben, welche ſonſt mit Proviant ausgeholfen hätten, in der Gewalt der Franzoſen und Schweden ſich befänden, die bayeriſchen, bereits höchſt übel zugerichteten Lande aber außer Stand wären, vier Armeen, welche im Jahr 1647 auf dem bayeriſchen Boden kämpfen würden, zu ernähren, keine Rückſichten ſo groß ſeyn könnten, daß durch ſolche dem Landesherrn von Bayern mit Recht und Billigkeit ſollte zugemuthet werden können, ſich und ſeine Unterthanen, nachdem ſie ſeit dem Jahr 1618 auf das Höchſte ſich angeſtrengt hätten, zuletzt vollends ausrotten zu laſſen. *) Vermöge des erwähnten Waffenſtillſtandes, in welchen ſich auch Churcöln mit einſchloß, wurde demnach

---

*) Theatr. Europ. ad an. 1647. pag. 1315 — 1320. Da die Truppen nirgends mehr den Vorrath von Lebensmitteln fanden, deſſen ſie benöthigt waren, ſo wurden die Erpreſſungen und Ausſchweifungen ſelbſt der kaiſerlichen Soldaten ſo ſchwer und allgemein, daß der Churfürſt Maximilian einige Tage vor dem Waffenſtillſtand an den kaiſerlichen Feldmarſchall Gallas, deſſen Truppen in der Oberpfalz plünderten und zerſtörten, zu ſchreiben ſich veranlaßt ſah: „Lieber Graf, es will ſchier das Anſehen haben, als ſuche man Gelegenheit, mit mir zu rumpiern. Wann ich es nur waiß, ſo werde ich mich darnach zu richten wiſſen, und die Verantwortung dem Verurſacher überlaſſen. Ich kan nit einen yedwedern Maiſter in meinem Landt ſeyn laſſen.“

von den Franzoſen und Schweden ganz Bayern und die Oberpfalz ꝛc. geräumt, und die von den Schweden beſetzten bayeriſchen Städte Rain, Donauwörth, Wembding und Mindelheim wurden gegen die Reichsſtädte Memmingen, Heilbronn und Ueberlingen, in welchen bisher bayeriſche Beſatzungen lagen, gewechſelt. Die ſchwediſchen Truppen entfernten ſich größtentheils nach dem Fränkiſchen, wo ſie die Stifter Bamberg und Würzburg empfindlichſt brandſchatzten, im April Schweinfurt eroberten, und dann ſich in gute Quartiere vertheilten. Die Franzoſen ließen zu Lauingen, Gundelfingen, Höchſtädt und überhaupt in der Gegend zwiſchen Ulm und Donauwörth Beſatzungen zurück, mit der Hauptarmee aber zogen ſie über den Main der Rheingegend zu, und ihr Oberfeldherr Türenne begab ſich nach Paris. Die Truppen der Bayern wurden, damit ſie den Unterthanen nicht ferner zur Laſt fallen möchten, in der Oberpfalz und dieſſeits der Donau in kleinen Quartieren vertheilt, und das Land genoß, nach entſetzlichen Drangſalen, einen Augenblick Ruhe und Erquickung, worüber ſich niemand mehr freute, als der Churfürſt Maximilian, der ſich dann auch wohl nicht vorgeſtellt haben mochte, daß ihn eben derſelbe Beweggrund (jenes ſein Land dem gänzlichen Verderben zu entziehen), welcher ihn veranlaßte, die Waffen niederzulegen, bald wieder nöthigen würde, die Waffen zu ergreifen.

Unter allen Folgen, von welchen der Churfürſt vorherſehen, oder auch nur muthmaſſen konnte, daß ſie durch den Zurückzug ſeines Heeres unvermeidlich oder möglich gemacht werden dürften, konnte ihm wohl keine unerwarteter geweſen ſeyn, als daß man kaiſerlicher Seits auf den Einfall kommen würde, das ganze bayeriſche Heer, unter der Behauptung, daß es kein bayeriſches, ſondern ein kaiſerliches, bloß vom bayeriſchen Churfürſten angeführtes, Reichsheer wäre, öffentlich in Anſpruch zu nehmen, und Befehle an die bayeriſchen Generale, daß ſie mit ihren Truppen bei der kaiſerlichen Armee ſich einſtellen ſollten, zu ertheilen. Aber wenn den Churfürſten, der es kaum der Mühe werth hielt, erſt zu beweiſen, daß die Armee, welche er ſeit dem Jahr 1618 zwar für den Kaiſer und die katholiſchen Reichsſtände, aber keineswegs in irgend einer Abhängigkeit von dem Kaiſer, angeführt hatte, ſeine, und keines andern Menſchen Armee ſey, die unerwartete Anmaßung in Erſtaunen ſetzte: ſo mußte er über den noch unerwartetern Erfolg derſelben, und über die Gefahr, ſeine Armee wirklich zu verlieren, vollends mit Entſetzen befallen werden.

Der Churfürſt hatte nämlich erſt vor einigen Wochen, da ſein Obergeneral Gleen ſeinen Abſchied genommen hatte, das Oberkommando dem Johann von Werth übertragen, und dieſer Mann, der ſich in bayeriſchen Dienſten ſeit ſo vielen Jahren auf eine, ſeinen Kriegsruhm verewigende Art, ausgezeichnet hatte, ließ ſich von Vorſtellungen, deren Scheingrund man ihm, wenn er ſie jemanden entdeckt hätte, leicht würde benommen haben, zu dem Entſchluß hinreißen, die ihm anvertraute Armee zu entführen. Die Gefahr, daß dieſe Entführung wirklich eintreffen möchte, wurde deſto fürchterlicher, je größer die Geſchicklichkeit des Johann von Werth war, auch unglaubliche Dinge mit einer, auf alle Fälle berechneten, Veranſtaltung klug und ſchnell auszuführen, und alles mit ſich fortzureißen. Um nicht den geringſten Verdacht zu erwecken, überſchickte er, was alle Generale und vornehme bayeriſche Offiziere thaten, die vom Kaiſer erhaltenen Schreiben unverzüglich an den Churfürſten Maximilian ein, und als ihn dieſer noch weit ſchlauere Herr, nach München kommen, und an ſeinem Hof von verſchiedenen bewährten Leuten auf die verſchiedenſten Arten auf die Probe ſtellen ließ, wußte ſich von Werth in ſeinen Reden und Gebehrden ſo zu benehmen, daß ſich nicht der geringſte Verdacht, als den etwa ſelbſt die Pünktlichkeit und Strenge ſeiner behutſamen und künſtlichen Zurückhaltung einflößen konnte, mit einem überzeugenden Grund auf ihn werfen ließ. Der Churfürſt (er mochte nun einen Verdacht dieſer Art in der Stille genährt, oder nur die Abſicht, ſich mit einem Male alle Sorgen zu benehmen, gehabt haben) befahl dem Johann von Werth, die Staabsoffiziere der ganzen Armee auf einen gewiſſen Tag nach Landshut zu beſcheiden, wo ihnen durch eigene Abgeordnete die Geſinnungen und Abſichten des Churfürſten entdeckt, und Verhaltungsbefehle ertheilt werden würden. Damals hatte ſich Johann von Werth bereits verſchiedenen Offizieren entdeckt, und da ihm die ganze Reiterei unmittelbar unterworfen war, den Regimentern Befehle ertheilt, aus ihren Standquartieren eilfertig nach dem, einige Stunden von Paſſau an der Donau gelegnen bayeriſchen Städtchen Vilshofen zu kommen. Auch das Fußvolk ſollte da zuſammentreffen, und der Generalwachtmeiſter Holz wurde mit Drohungen genöthigt, die Befehle an die Oberſten der Regimenter zu unterzeichnen. Schon eilte die ganze bayeriſche Armee von allen Seiten nach Vilshofen, und damit die Staabsoffiziere, welche an dem beſtimmten Tag in Landshut erſcheinen ſollten, von den churfürſtlichen Abgeordneten nicht wieder zu den entgegengeſetzten Verordnungen angehalten werden könnten: ſo war auf der Straße von München die Anſtalt getroffen, die Abgeordneten (den Generalkriegskommiſſär Barthel. Schäffer, und Johann Deiſinger) durch ein Kommando aufheben zu laſſen. Die Ausführung dieſes Planes dürfte den Johann von Werth vollends zu ſeinem Zweck geführt haben, und nur ein Einfall des einen der churfürſtlichen Abgeordneten Deiſinger, daß es angenehmer ſey, den Weg nach Landshut auf dem Iſarfluß zu nehmen, zerriß noch die Kette der Dinge. Als die Abgeordneten den 2. Juli 1647 Abends zu Landshut ankamen, war Johann von Werth, nachdem er ſich den anweſenden Staabsoffizieren entdeckt hatte, in Begleitung des Generalwachtmeiſters Spork, bereits auf dem Weg nach dem Sammelplatz, und im vollen Begriff, ſein Vorhaben auszuführen. Hundert Eilboten ſtürzten jetzt auf allen Wegen den, noch auf dem Marſch begriffenen, Truppen zu, von welchen einige, ſo bald ſie erfuhren, warum ſie nach Vilshofen beordert ſeyen, ſogleich wieder umkehrten, andere, welchen es im erſten Augenblick nicht frei ſtand, ſich auf der Stelle ihren Anführern öffentlich zu widerſetzen, mit einer, bei der Menge ſelten eintreffenden Klugheit, ihren

Entſchluß, den ſie insgeheim unter ſich verabredeten, bis zur ſchicklichen Stunde verborgen hielten. So trafen zu Vilshofen einige Regimenter ein, welche Johann von Werth über die Donau führte, mit der Abſicht, ſie nach Böhmen zu führen, als die Nachricht von einem öffentlichen Aufruf des Churfürſten ankam, in welchem die Truppen (alle vornehmere Offiziere erhielten eigene Befehle), ihren Pflichten gegen ihren Fürſten und ihr Vaterland getreu zu bleiben ermahnt, und zehen tauſend Kaiſergulden demjenigen, welcher den Johann von Werth lebendig oder todt liefern, tauſend Reichsthaler aber demjenigen, welcher ſich eines im Abfall begriffenen Offiziers bemächtigen würde, verſprochen wurden. Das Mittel, zu welchem jetzt der vor Zorn tobende von Werth in einer Art von Raſerei ſeine Zuflucht nahm, die Truppen für ſich zu gewinnen, (er erlaubte Plünderungen und allen Muthwillen) fand nur bei ſehr wenigen, verächtlichen Leuten Beifall und Eingang. Die Regimenter ſuchten wechſelweiſe, eines im Blick und Thun des andern, gleiche Geſinnungen. Sie verſtanden ſich. Die Küraſſiere des Sport ritten ohne Umſtände davon. Die Gemeinen des Fußvolks riefen erſt einander zu, ſiengen bald darauf durch alle Glieder lauter und freier zu lärmen an, und brachen zuletzt mit einem fürchterlichen Geſchrei in Drohungen wider jedermann, der ſie entführen ſollte, und in Verwünſchungen wider die Urheber dieſer Entführung aus. Johann von Werth und Spork ſprangen auf ihre Pferde, und jagten mit verhängtem Zügel (ſie ließen ſogar ihr Gepäck, und Spork ſeine Gemahlin zurück) mit einem Gefolg von wenigen Perſonen den Kaiſerlichen zu, wo ſie, und zwar von Werth zum General über die geſammte Reiterei, Spork aber zum Feldmarſchalllieutenant ernannt wurden. Bayeriſcher Seite bekam die ganze Armee einen Monatſold, und die Offiziere alle Lobſprüche und Beweiſe von Dank für den großen Dienſt, ihren Churfürſten der größten Gefahr, welcher derſelbe im ganzen Krieg ausgeſetzt wurde, mit einem Male ganz entwaffnet, und der Rache ſeiner Feinde (welche die Ueberlieferung der Armee an den Kaiſer für ein verſtelltes Werk des Churfürſten gehalten haben würden) auf die entſetzlichſte Art bloß geſtellt zu werden, entriſſen zu haben.

Aber um ſo auffallender mußte es dem erſten Augenblick und dem erſten Anſchein nach ſeyn, daß eben dieſer Churfürſt bald darauf im September eben dieſes Jahrs 1647 ſeine Armee dem Kaiſer ſelbſt wieder zugeführt hat. Die Hauptabſicht nämlich des Churfürſten beim Abſchluß des Waffenſtillſtandes war, *) durch denſelben ſeinem Land eine neue Verheerung zu erſparen, und zugleich die Beſchleunigung des Friedens zu bewirken, welcher bei der Fortſetzung des Kriegs bald von dieſem, bald von jenem Theil, den das wechſelnde Kriegsglück eben begünſtigte, durch neue Forderungen erſchwert werden müßte. Dieſe Hauptabſicht aber kam ſo wenig in Erfüllung, daß vielmehr die Schweden, welche ſich durch den Umſtand, daß jetzt die kaiſerliche Macht (zum erſten Male im ganzen Krieg) allein fechten mußte, in einen überwiegenden Vortheil verſetzt worden zu ſeyn glaubten, erſt recht anfiengen, auf ihren Forderungen zu beſtehen, ja gefliſſentlich neue, und ſolche zu machen, bei welchen es das Anſehen gewann, daß der Krieg vielmehr verlängert, als geendigt werden

---

*) „Declaratio, qvas ob cavsas serenissimo Principi ac Domino D. Maximiliano comiti palatino Rheni, vtriusque Bavariae Duci, S. R. I. Archidapifero et Electori, Induciis cum Domino Carolo Gustapho Vrangel serenissimae Coronae Suecicae Campi-Mareschallo eiusdem coronae partes agente, ad 14. Martii anni labentis 1647 Vlmae initis, ius fasque fuerit, 14. Septembris proxime insequentis nuncium remittere. Anno MDCXLVII.“

würde. Sie ſprachen unter andern von zwanzig Millionen Kaiſergulden, welche die Krone Schweden, nebſt den geforderten deutſchen Ländern, allein vom Kaiſer und den katholiſchen Ständen bezahlt werden ſollten. Sie ließen ſich jetzt einfallen, ſogar bloße Erinnerungen mit einem vornehmen Unwillen aufzunehmen, und als der Churfürſt einen neuen ſchwediſchen Antrag, daß er, als Herzog von Bayern, künftig auf der Fürſtenbank gar keine Stimme mehr haben ſollte, an die Churfürſten und Fürſten des Reichs brachte, erklärten dieß die ſchwediſchen Geſandten für eine Beleidigung, und drohten, dieſe nicht erſt lange mit Worten oder Schriften, ſondern mit Feuer und Schwert rächen zu wollen. Der Churfürſt von Cöln, welcher in den Waffenſtillſtand mit eingeſchloſſen war, wurde vom ſchwediſchen General Königsmark im Angeſicht der zu Münſter und Osnabrück anweſenden Geſandten, feindlich behandelt, und die Abgeordneten von Heſſen-Caſſel hatten die Unklugheit, zu Münſter oft ganz ungeſcheut zu geſtehen, daß kein Waffenſtillſtand beobachtet, und daß vielmehr Jedermann, der es nicht mit ihnen und ihren Verbündeten hielt, für einen Feind erklärt, und als ein ſolcher behandelt werden müßte. Da es nunmehr offenbar zu ſeyn ſchien, daß die Schweden bloß darum einen Waffenſtillſtand mit Bayern getroffen hätten, um mit ihrer ganzen vereinten Macht wider den nun allein ſtehenden Kaiſer losbrechen, und nach ſeiner Beſiegung, oder nach der Zerſtörung ſeiner Länder, deſto ungehinderter auch zuletzt den Churfürſten von Bayern überfallen, und beide in einen ſolchen Abgrund von Verlegenheiten, worin ſie alles, was man von ihnen forderte, würden unterzeichnen müſſen, verſetzen zu können: ſo glaubte nunmehr der Churfürſt, daß es die Wohlfahrt ſeines Landes, und ſelbſt ſeine Ehre erfordere, ſich von den Schweden, welchen allein er ganz wohl widerſtehen konnte, nicht länger, wie einen bereits unterjochten Fürſten, der ſich alles gefallen laſſen müßte, behandeln, und ſich die Friedensunterhandlungen, wie die, ſchlechterdings nicht erwartete, Erfahrung bezeugte, täglich muthwilliger erſchweren zu laſſen. Da ferner ſämmtliche, zu Münſter und Osnabrück anweſende, Geſandte katholiſcher Reichsſtände und Vermittler, dann viele vornehme Reichsfürſten, und ſelbſt der Kaiſer dem Churfürſten von Bayern wiederholte ſchriftliche Vorſtellungen darüber machten, daß ſein Waffenſtillſtand den gehofften Erfolg keineswegs, ſondern offenbar das Gegentheil bewirket, und die ganze katholiſche Reichsſtandſchaft in unabſehbare Gefahren, und nachtheilige Lagen,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05562/005

in welchen ſie ſich ſelbſt bei der ehemaligen Errichtung der Liga nicht befanden, geſtürzt habe: ſo erfolgte den 14. September 1647 die Aufkündigung des Waffenſtillſtandes mit den Schweden, und dagegen mit dem Kaiſer, welcher dem Churfürſten mit ſehr vortheilhaften Bedingniſſen entgegen kam, eine neue Verbindung. Der Churfürſt beorderte hierauf einige Truppen nach Schwaben, (wo ſie die Schweden aus Memmingen und andern Orten trieben) den größern Theil ſeines Heeres aber, ungefähr zehn tauſend Mann, ſchickte er, unter der Anführung des Grafen Max von Gronsfeld, dem neuen kaiſerl. Feldmarſchall, Grafen Holzapfel, welcher fünfzehn tauſend Mann zählte, nach Böhmen zu.

Hier hatte indeß der ſchwediſche Oberfeldherr Wrangl, der geglaubt haben mochte, daß ihm nach dem Waffenſtillſtand mit Bayern alles glücken würde, durch Böhmen nach Oeſterreich zu bringen verſucht. Nachdem er dazu alle Anſtalten gemacht hatte, rückte er im Juni 1647 vor Eger, und erhielt dieſe Stadt, nach einem großen Verluſt ſeiner Leute, den 17. Juli 1647 zu einer Zeit, da der Entſatz der kaiſerlichen Armee, bei welcher ſelbſt Ferdinand III. ſich perſönlich einfand, nur noch drei Stunden entfernt war. Eine meiſterhafte Stellung, welche dieſe Armee nahm, hinderte Wrangl an fernern Unternehmungen; und da er nicht für gut fand, alles auf das Glück einer entſcheidenden Schlacht zu ſetzen: ſo zog er ſich, zumal, nachdem die Bayern nach dem aufgehobenen Waffenſtillſtand wieder auftraten, an die Weſer zurück, theils um neue Verſtärkungen an ſich zu ziehen, (wie denn ſogar die, noch immer ſogenannten, weimariſchen Truppen den franzöſiſchen Dienſt verlaſſen, und zu dem ſchwediſchen General Königsmark ſich begeben hatten) theils um eine neue Mitwirkung des Feldmarſchalls Türenne zu erwarten, um mit dem höchſten Nachdruck vereinigter Kräfte den künftigen Feldzug, welcher die Unterhandlungen zu Münſter und Osnabrück entſcheiden ſollte, eröffnen zu können.

1648. Alles half zuſammen, was dem kaiſerlich-bayeriſchen Heer entgegen ſeyn, und was etwas beitragen konnte, das letzte Kriegsjahr durch ſchreckliche Drangſale unvergeßlich zu machen. Die kaiſerliche Armee, nachdem ſich Kaiſer Ferdinand III. ſowohl, bald nach der Einnahme von Eger, und einige Zeit darauf Gallas zurück nach Wien (Gallas ſtarb daſelbſt im April 1647) begeben hatten, wurde, wie geſagt, dem Grafen Holzapfel überlaſſen. Dieſer Obergeneral, der auch unter dem Namen Melander bekannt iſt, war noch im vorigen Jahr nach Heſſen-Caſſel gezogen, in der Abſicht, ſich in dieſem Land, wo er, als ehemaliger General, beleidigt geworden zu ſeyn glaubte, an den Unterthanen, welche ihm nichts zu leid gethan hatten, zu rächen; er vollzog dieß auch in einem Grad von leidenſchaftlicher Hitze, bei welchem er den Verluſt, und die Abnahme ſeiner eigenen Truppen, welche von dem tapfern heſſiſchen Oberſten, Johann Georg Stauff, und andern, heftigen Widerſtand fanden, und bis auf einen übel zugerichteten, Reſt von neun tauſend Mann zuſammenſchmolzen, kaum zu bemerken ſchien. Als dieſe Mannſchaft, welche ohne eine längere Ruhe und Erholung kaum noch fortzubringen war, im Nieder- und Oberheſſiſchen die Winterquartiere bezog, brachen die Schweden, welche ſich indeſſen ganz anders vorbereitet hatten, aus ihren Quartieren auf. Schon im Jäner 1648 giengen ſie, nachdem ſie ſich bei Oldendorf geſammelt hatten, über die Weſer, und ſie ſchienen auf ihren Feind, deſſen mißliche Umſtände ihnen nicht unbekannt ſeyn konnten, geradezu loszugehen. Holzapfel eilte mit ſeinen übelbeſtellten und unwilligen Truppen nach Fulda, und von da über Hammelburg, Arnſtein, Rezbach, über den Mainfluß nach Bamberg. Die Bayern, welche mit ihren Winterquartieren, die ſie aber ebenfalls nicht genießen konnten, ins Fränkiſche angewieſen worden waren, zogen ihm zu, und vereinigten ſich im Hornung mit einem Heer, für welches ſie wenig Vertrauen, noch weniger eine Zuneigung hatten. Die bayeriſchen Offiziere weigerten ſich ſogar einige Zeit, Dienſte zu thun, weil die Nachricht ankam, daß die in Bayern unlängſt für ehrlos erkärten Johann von Werth und Spork, bei den Kaiſerlichen angeſtellt ſeyen, und nur ſehr nachdrückliche Vorſtellungen und Verſicherungen, daß jene zwei Herren mit den bayeriſchen Truppen niemals etwas zu thun haben ſollten, konnte ſie beruhigen. Selbſt die beiderſeitigen Obergenerale, Holzapfel nämlich, und der bayeriſche Feldmarſchall Graf von Gronsfeld, waren unter ſich auf eine auffallende Weiſe geſpannt, *) und was beiden

---

*) Schon den 25. November 1647 ſchrieb Gronsfeld, unter anderm, aus Wolfshag an den Churfürſten Maximilian: „Er könne Sr. churfürſtlichen Durchlaucht nicht verhalten, daß zwar der Holzapfel ein dapfrer, eyfriger: vnd ſehr vigilanter Mann, vnnd Soldat, hingegen aber dermaſſen hochtragend, Irreſolut, confus, und impertinent mit ſeinem Commando ſey, daß ſich kein Menſch darein richten könne, inmaſſen er ſelbſt faſt nimmermehr wiſſe, was zu thun, oder zu laſſen ſey, dan ob man zwar zuweilen einen

Armeen vollends den Reſt gab, war ein faſt gänzlicher Verfall der Kriegszucht, mit dem es ſo weit kam, daß beinahe jeder that, was er wollte und konnte. Da die Truppen unrichtig, oder gar nicht bezahlt, die Verſprechungen wegen der Proviantlieferungen nicht erfüllt wurden: ſo ſuchten Offiziere und Gemeine die Lebensmittel, welche ſie auf dem ſonſt gewöhnlichen Wege der Ordnung nicht oder höchſt kärglich erhielten, und ohne welche ſie mit dem Feind nicht nur nicht fechten, ſondern ihn nicht einmal erwarten konnten,

---

Kriegsrath halte, und mit großer Mühe und Arbait, auch mit ſonderm Miſſfahlen ſeiner aignen Generals Perſohnen, weillen er niemahlen Jemanden mit Gedult anhört, etwas ſchlüſſe, ſo bleibe es doch faſt nimmermehr dabei, ſondern ändere Marche und Vernehmen, nach ſeinem Belieben.“ Zugleich legte Gronsfeld ein, ihm vom Holzapfel zugeſchicktes, Schreiben bei, mit dem Anhang, „weil deſſen Vicautern gar kein Endt nehme, habe er Gronsfeld alle Generalsperſonen zuſammenberufen, Ihnen daſſelbe vorgeleſen, und deren Parere begehrt, auch darauf eine gehörige Antwort geben. So baldt ihn die Sciatica, mit deren er in etwas incomodiert, verlaſſe, raiſe er ohnedaß zu Ihme, und wolle förderiſt dem von Traun ad oculum demonstrierem, wie Vngleich, vbel vnd unverantwortlich Sye mit der bayr. Armada ratione des Wüntterquartiers vmbgeben.“

gleichwohl ſich ſelbſt durch Gewaltthätigkeiten zu verſchaffen; aber auch ſelbſt dieſe letzten und äußerſten Mittel waren, und blieben bald ohne allen Erfolg. Niemand nämlich, der noch ſo viele Kräfte hatte, um ſich mit ſeiner wenigen Habſchaft durch die Flucht retten zu können, erwartete die Ankunft ſolcher Truppen, ſondern die Landleute zogen wieder, wie ſchon im vorigen Jahre, zu tauſenden fort über den Inn, zu tauſenden auch ſelbſt den Armeen zu, mit welchen ſie, wie dieſe, umherzogen und plünderten. *)

---

*) Den 31. März 1648 berichtete Gronsfeld an den Churfürſten aus Thierhaupten am Lech, auf die wegen des Auslaufens, Plünderns und Raubens an ihn ergangenen, höchſt geſchärften Befehle unter anderm: „daß ſich bei beyden Armaden ſicherlich yber 180000 Seelen befinden, welche, es ſeyen gleich Jungen, Feuerknecht, Weiber und Kinder, doch alle ſowohl als Soldaten leben müſſen. Vf 40000 Mann gebe man zwar das Proviant her, aber mehr nit, als der Menſch auf 24 Stund nöthig; wie nun die übrige 140000 Menſchen leben können, wan ſye nit hin und her ein ſtückh brod ſuechen thuen, ſolches ſey wider ſeinen verſtand, und wan ſchon zu zeiten ein armer Soldat ein wenig ein Geltl habe, ſo ſey doch kein einziger Ohrt vorhanden, woh Er etwas dauor kaufen konndte. Er ſage es nit, die mitunter lauffende Raubereyen vnd Exorbitantien zu approbiern, ſondern allain zur Nachricht, daß nit alles aus muthwillen, ſondern von villen auf

So waren die Umſtände, nicht nur bei den kaiſerlichen, ſondern auch bei den bayeriſchen Truppen beſchaffen, als ſie mit dem Anfang des Monats März 1648 bei Neuburg und Ingolſtadt über die Donau giengen, in der Abſicht, an dieſem Hauptfluß, und zugleich an dem Lech, die Feinde zu erwarten, und denſelben, wenn man ſich ja nicht gefaßt ſehen ſollte, ihnen angriffsweiſe eine Schlacht anzubiethen, wenigſtens den Eintritt in Bayern zu verwehren. Da der Feind erſt vor wenigen Tagen, nämlich den 12. März, die bayeriſche Beſatzung im Reichsſtädtchen Windsheim mit der Kraft ſeiner Ueberlegenheit aufgehoben hatte, ſo zog man

---

lauter Hunger geſchehe. — Es ſey auch kein General in der ganzen Welt, welcher ain Armada dermaſſen beyſammen halten könne, daß nit unterſchidliche leichtfertige Geſellen das gebott ubertretten, wie Ihro churfürſtl. Durchl. im Anfang deß Kriegs, da doch die Armada alle Monat richtig bezahlt worden, ſelbſt geſehen. Was der Graf Thylli viele Jahr nacheinander, da dannoch die Armada ebenfalls entweder aus der Kaſſa, oder doch aus den Quartieren richtig underhalten worden, vor Mühe und arbait gehabt, die diſciplin zu manuteniren, indem er alle Jahr dergleichen Exorbitanzien halber nit nur einen, ſondern wol 100 aufknüpfen laſſen, ſolches ſey denen bekandt, die unter ſeinem Kommando die Waffen getragen."

jetzt die bayeriſchen Truppen, um ſie vor einem gleichen Schickſal zu bewahren, aus Donauwörth, und begnügte ſich, an den bayeriſchen Gränzen allein die Stadt Landsberg am Lech zu beſetzen.

Als Feinde zogen nicht bloß (unter ihren Hauptanführern Wrangl und Torſtenſohn) die Schweden großen Theils mit deutſchen Truppen, ſondern (unter der Anführung des Marſchalls von Türenne) auch die Franzoſen heran. Denn wiewohl der Churfürſt von Bayern dieſen letztern den, zu Ulm getroffenen Waffenſtillſtand keineswegs aufgekündiget, ſondern vielmehr ſeinen Generalen den ſchärfſten Befehl ertheilt hatte, franzöſiſche Truppen, wenn ihnen welche begegnen ſollten, niemals anzugreifen, ſondern ſie, wie Freunde, zu behandeln: ſo behaupteten ſelbe gleichwohl, daß das, was für Schweden gelte, auch ihnen, als die ſie mit den Schweden verbunden wären, gelten müſſe. Sie mißgönnten, wie jeder Verſtändige begriff, den Schweden die Vortheile, welche dieſe allenfalls erkämpfen möchten, und wollten ſchlechterdings auch ihr Schwert auf die Wagſchale legen, nach deren Druck und Gewicht zu Münſter und Osnabrück geſchloſſen werden ſollte.

Türenne hatte ſich mit einem Heer von acht bis zehn tauſend Mann an Wrangl vertraulich angeſchloſſen, welcher ſechzehn bis achtzehn tauſend Mann, (dieſe wurden täglich verſtärkt) zählte. Beide Heere marſchirten durch Franken und Schwaben mit vieler Gemächlichkeit, und genoßen die demüthigen Huldigungen, mit welchen ihnen die Magiſtrate der Städte überall entgegen zogen; und wiewohl man ihnen nicht weniger alles, was man an Lebensmitteln hatte, überall freiwillig entgegen trug: ſo übten ſich gleichwohl ihre Truppen wechſelweiſe in den Mißhandlungen, mit welchen ſie in Bayern ihre Streiche mit Weile führen wollten, um ſie deſto ſchmerzhafter für die, welche ſie leiden würden, zu führen. So z. B. plünderten die Franzoſen Heidenheim, die Schweden Schwäbiſchgmünd, Munderkingen, Ehingen; Wieſenſteig brannten ſie ab. Ueberall kündigten ihren Heranzug Schaaren von Menſchen an, welche, da ſie alles verloren hatten, mit Jammern und Heulen in die Welt fort, größentheils den Heeren der Kaiſerlichen und der Bayern zurannten, welche Heere von Bayern aus unaufhörlich neue Verhaltungsbefehle, aber auch unaufhörlich neue Nachrichten von ſolchen Bewegungen ihrer Feinde, bei denen jene Befehle unſchicklich wurden, erhielten, dann eine geraume Zeit, unſtät und unentſchloſſen, bald da, bald dorthin herumirrten, und von dem Tag an, an welchem ſie den Feind erblickten, mit unglücklichen Ereigniſſen kämpfen mußten. Dieß widerfuhr ihnen den 17. Mai 1648 bei dem, einige Stunden von Augsburg gelegenen Markt Zusmarshauſen, bei welchem ſie, nachdem es den Franzoſen, mittelſt verſtellter Märſche geglückt war, an drei Orten über die Donau zu ſetzen, nach Augsburg ſich begeben, und vor dieſer Stadt ein Lager beziehen wollten. Die Schweden hatten von ihrem Aufbruch genaue Nachricht und Königsmark überfiel ſie mit zehn tauſend Mann in dem, bei dem Marktflecken Zusmarshauſen befindlichen, dergeſtalt engen Raum, daß er wenig mehr zu thun brauchte, als auf die zuſammengedrängten Haufen ſeiner Feinde ſeine Kanonen zu richten. Der kaiſerliche Obergeneral Holzapfel bekam gleich anfangs zwei tödtliche Wunden, an welchen er nach einigen Stunden ſtarb. Viele andere vornehme Offiziere fielen, und die Heere kamen endlich um Mittagszeit mit genauer Noth über das Flüßchen Schmutter, an deſſen jenſeitigem Ufer ſie ſich aufſtellten, und nachdem ſie hier mit den Schweden bis zur einbrechenden Nacht gefochten hatten, während dieſe nach ihrem Lager bei Augsburg zogen. Dieſer Tag koſtete die Kaiſerlichen neun hundert Mann zu Fuß, und einige hundert zu Pferd; die Bayern bei vier hundert. Nun ſollte von dieſen Heeren den Schweden und Franzoſen im offenen Feld eine Schlacht geliefert, oder ein Rückzug über den Lech genommen, und hier Stand gehalten werden. Man wählte dieß letztere, und den 21. Mai 1648 bezog das vereinigte Heer ein Lager bei Friedberg unweit des Lechfluſſes, aber bereits in einem Zuſtand, bei welchem gleich anfangs kein Anſchein war, daß man ſich gegen die weit überlegenen, und von den geſchickteſten Feldherren angeführten, feindlichen Heere in die Länge werde halten können. Die Kaiſerlichen waren bis auf ein Korps von etwa fünf tauſend fünf hundert Mann zu Fuß, und zwei tauſend zu Pferd zuſammengeſchmolzen. Ganze zahlreiche Haufen, zumal, nachdem ihr Feldherr Holzapfel umgekommen war, hatten ſich eigenmächtig auf Plünderungen entfernt. Das bayeriſche Heer (der größte Theil der Truppen war in die Städte Landsberg, Rain, Freiſing, München, Ingolſtadt, Augsburg, Memmingen, und zum Theil in der Oberpfalz vertheilt) zählte noch ungefähr fünf tauſend Reiter und zwei tauſend zu Fuß, welche (auch bei dem beſten Verſtändniß mit dem Korps der Kaiſerlichen) ganz außer Stand waren, einem an Mannſchaft beinahe doppelt überlegenen, Feind den Uebergang über einen Fluß, über welchen, ſo zu ſagen, an unzähligen Orten, leicht zu ſetzen iſt, zu verwehren *). Dazu kam noch die Betrachtung der Folgen, welche der Ueber-

---

*) Gronsfeld berichtete den 24. Mai 1648 aus dem Feldlager bei Scheyring unter anderm: „Man ſeche zwar vill gezelt und Hütten im Feindslåger, aber hingegen wenig leuth. Man beförchte ſich alſo, er ſteckhe irgent unweit im Geſträuff, und mache ſeine Praeparatorien zu einem unfürſechenen furioſen anfahl, vnd ſolches an einem Ohrt, da man ſich am wenigſten vorhüetten kan, zu dem endte, vnd auf daſ er deſto beſſer ſein intent erraiche, werd er zweifelsone an vnderſchidlichen orten zugleich ſtarckhen Lärmen machen, an einem unbekannten ort aber eintringen. Sye wollen zwar alles thuen, was rödlichen Soldaten vnd Officiern gebührn thue, möchten aber nichts höchers wünſchen, als daſ ſowohl der Status des Lechs, als der Armada Ihro churf. Durchl. bekannt wäre. Mit den ſo wenigen Völckhern bei deſ Feundts ſo großen Macht müeſſe man von Rhain bis yber Schongau hinauf den Lech vf 18 Meil wegs verwachen, weill mer dann 1000 Ohrt verhandten, da man durchreitten, vil aber diſſeits gar nit zu erpauen ſeint, dan der Feindt vf ſeiner ſeithen das hoche Vfer zu ſeinem Vortl nehmen khan. Mann könde auch alſo die völckher auf gar lange Zeit auf den nothfall nit ſo leicht zuſambbringen, ſeye alſo mehr für ain Miracul als menſchliches Werk zu halten, daſ der Feundt nit ſchon bey Ihnen auf dieſer ſeithen des Lechs ſtehe, vnd daſ ärgſte ſeye, daſ den Reutherrn vnd knechten unmoglich, die trauaglien lenger aufzuſtehen, maſſen man von Günzburg her, faſſt inner 10 tä-

gang der feindlichen Armeen in dem Falle, da man dieſe an den Ufern des Lechs erwarten würde, nothwendig nach ſich ziehen, daß man nämlich genöthigt werden würde, mit jenen Armeen ſich in eine Schlacht einzulaſſen, welche, wenn ſie unglücklich ausfiel, vollends die Zernichtung des kaiſerlich-bayeriſchen Heeres, und unabſehbare Schickſale der bayeriſchen und der kaiſerlichen Erblande herbeiführen müßte. Die Wahrheit dieſer Gefahr, und die Vorſtellung ihrer fürchterlichen Folgen machte auf die Generale und Oberſten der beiden Heere, denen der bayeriſche Feldmarſchall Gronsfeld ſie (zu einer Zeit, da die Schweden, nach dem Beiſpiel des Guſtav

---

gen gar nie abgeſattelt, oder die Curass vom leib geton. Wan man ſchon die Pferdt ans fouragieren auſſchickhen woll, müſſe man wegen continuirlichen Alarmen augenblicklich contramandieren, welches hingegen der Feundt nit thuen dörfe, ſondern lege ſich in die dörfer, vnd mache lärmen, ſo oft es ihm gefalle. Sollte der Feundt den Lech paſſieren, würdts ein Kunſt ſeyn wegen der grauſamb weiten diſtanz, ſo man voneinander, zuſamben zu kommen, geſchehe ſolches, würde alles in gefährlichen ſtandt geſetzt werden: posito, man käme entlich zuſammen, hätte man im flachen Veldt kein Retirade, ſondern müeſſe nothwendig ſtehen, und mit dem Feundt, deſſen Cavallerie weit ſtärker, fechten.“

Adolph, unweit Thierhaupten ſich ſammelten) im Kriegsrath vorlegte, einen ſolchen Eindruck, daß der Zurückzug ins Innere von Bayern auf der Stelle beſchloſſen, und weil man ſich fürchtete, die Franzoſen und Schweden möchten unverzüglich nachſetzen, und eine Schlacht erzwingen, mit einer höchſt übel angebrachten, fluchtähnlichen Eilfertigkeit auf der Stelle ausgeführt wurde. Die Unordnung, und die dadurch unter den Truppen verurſachte Beſtürzung war ſo groß und allgemein, daß nicht nur ein beträchtlicher Theil verſchiedener Kriegsgeräthe zurückgelaſſen, ſondern daß ſogar der Zuſammenhang der Regimenter, (denn jeder lief hin, wohin er von der Furcht oder Raubſucht getrieben ward) einige Zeit ſoviel, als aufgelöſt wurde; und damit vollends alles Nachtheilige über dieſe Heere kommen möchte, ſo hatte man am bayeriſchen Hof nebſt verſchiedenen andern Kriegslaunen und Beſtimmungen, noch den Einfall, den Feldmarſchall Grafen von Gronsfeld, wegen ſeines Abzugs von dem Lech, (durch den Freiherrn Georg Chriſtoph von Haslang den 4. Juni 1648 zu Gankhofen) in Arreſt nehmen, und erſt nach München, dann nach Ingolſtadt zur Verantwortung, (welche er ſo gut zu geben wußte, daß er mit Ehren entlaſſen wurde) abführen zu laſſen, ſo daß eine geraume Zeit nicht nur das kaiſerliche, ſondern nunmehr auch das bayeriſche Heer, zwar nicht ohne allen Anführer, aber ohne einen beſtimmten Oberfeldherrn blieb.

Die Anführer der franzöſiſch-ſchwediſchen Heere Türenne und Wrangel, ſetzten, entweder, weil ſie den Zuſtand ihrer Gegner nicht kannten, und irgend eine verſteckte Abſicht vermutheten, oder weil ſie die, bei denſelben eingeriſſene Unordnung zu gut kannten, und ferner keine Gefahr befürchteten, erſt den dritten Tag über den Lech, und vollzogen nunmehr ihr Vorhaben, den Kaiſer und den bayeriſchen Churfürſten durch Verheerungen ihrer Länder zur Nachgiebigkeit beim Friedensabſchluſſe zu Münſter und Osnabrück zu zwingen, im vollen Maß. Die Länder, welche im Jahre 1618 die erſten Rollen des großen Trauerſpieles eröffneten, ſollten nunmehr im Jahre 1648 daſſelbe auch ſchließen. Jene Anführer, nachdem ſie jetzt nicht ſo wohl erobern, als bloß zerſtören und rauben wollten, ließen erſt die Städte, von welchen ſie vermutheten, daß ſie wohl beſetzt ſeyn würden, München und Ingolſtadt, unberührt liegen, und überſchwemmten das flache, unbewehrte Land. Freiſing, wo von dem Reſt der kaiſerlichen und baieriſchen Armee der Uebergang über die Iſar hätte behauptet werden ſollen, Mosburg, Landshut, u. a.

ſchickten anſtatt Soldaten, flehende Magiſtrate entgegen, und wurden, weil die oberſten Feldherren ſelbſt zugegen waren, gegen empfindliche Brandgelder, erhalten. Iſareck, Leonsberg, Hochburg, Neumark, Pfarrkirchen, Erding, wo die Forderungen der Soldaten unmöglich, oder wenigſtens nicht auf der Stelle befriedigt werden konnten, wurden ganz, oder größtentheils abgebrannt, und die Einwohner ſchrecklich mißhandelt, zum Theil getödtet. Schlöſſer und Dörfer brannten in Einem fort, und der Churfürſt, der ſich erſt nach Waſſerburg, dann nach Braunau, dann nach Salzburg begeben hatte, konnte das Schickſal ſeiner Unterthanen an den Wolken von Rauch, und der Röthe des Himmels erkennen. Seine Feinde hatten den Muthwillen, ihm zu bedeuten, daß es nur bei ihm ſtünde, ſeinen Unterthanen die Uebel, worüber ſie laut aufheulten, zu erſparen, und es ſollte wenigſtens nicht mehr gebrannt werden, ſobald er aus väterlicher Zuneigung für ſeine Unterthanen das kleine Opfer bringen würde, auf der Stelle eine Million Kaiſergulden zu erlegen. Man kann ſich denken, daß dieß auf der Stelle unmöglich war.

Hätten die Franzoſen und Schweden ſo viele feſte Klugheit, als zügelloſe Begierde, zu ſchaden und zu rauben gehabt, und hätten ſie die Heere der Kaiſerlichen und der Bayern zur

Zeit, da dieſe Heere nach ihrem Abzuge vom Lech in der höchſten Beſtürzung und Unordnung ſich befanden, ſogleich verfolgt: ſo dürfte es ihnen wohl gar geglückt ſeyn, im erſten ſtürmenden Ueberfall über den Innfluß, und dann endlich einmal ſelbſt nach Oeſterreich zu kommen. Ihr Betragen, welches der Art war, als wenn ſie zuverläſſig glaubten, daß von den Kaiſerlichen und Bayern nicht einmal noch Reſte, welche irgendwo Stand halten könnten, übrig ſeyen, gab zu erkennen, daß ſie an der Möglichkeit des Ueberganges über den Innfluß gar nicht zweifelten. Sie hielten ſich nicht im geringſten zuſammen, ſondern rannten in hundert kleinen Schaaren, wie dieſe das Ungefähr zuſammenfügte, durch Dörfer und Schlöſſer, und plünderten. Endlich, den 15. Juni 1648, kamen ſie über Haag vor das, vom Innfluſſe umgebene Waſſerburg, und da hier jenſeits ſchon Bayern ſtanden, zogen ſie nach dem ſalzburgiſchen, dieſſeits gelegenen, Mülldorf; aber auch hier fanden ſie, unter der Anführung des Grafen Franz Fugger, am jenſeitigen Ufer bayeriſche Truppen, welche alle Kunſt und Anſtrengung, mit der ſich beſonders der franzöſiſche Feldmarſchall Türenne angelegen ſeyn ließ, den Uebergang zu erzwingen, vereitelten. Da indeſſen auch der neue kaiſerliche Feldmarſchall mit einiger Mannſchaft herbeigekommen, und da ſogar eine neue kaiſerliche und bayeriſche Armee in voller Bewegung war: ſo nahmen ſie (die Franzoſen und Schweden) den 6. Juli 1648 auch von Mülldorf den Abzug.

Die neue Armee beſtand aus 12000 kaiſerlichen, und 10000 Mann bayeriſcher Truppen, welche zu Schardingen verſammelt, und (den 21. Juli) gemuſtert wurden. Die Kaiſerlichen führte der bekannte Piccolomini (der jetzt wegen des neapolitaniſchen Herzogthums Amalfi, das ihm der König von Spanien geſchenkt hatte, auch Herzog von Amalfi genannt wurde), die Bayern aber der Freiherr von Enkefort an, ein kaiſerlicher General, welcher, mit Erlaubniß des Kaiſers, ſeit einigen Tagen in bayeriſche Dienſte getreten, und erſt den 2. Auguſt 1648 vorgeſtellt worden war, indem ſich der Churfürſt von Bayern wegen der Wahl eines Feldmarſchalls über ſeine Truppen, und mit ſeinen erſten Offizieren überhaupt, in einer etwas ſonderbaren Verlegenheit befand, welche, als ein großes Hinderniß ſeines Waffenglückes, bemerkt zu werden verdient. Unter den Generalen nämlich befanden ſich einige, welche vortrefflich zur Ausführung, aber zum richtigen und ſchnellen Ueberblick, zur kühnen und feſten Anordnung weniger geigenſchaftet, zu raſch, oder zu bekümmerlich *), zu unentſchloſſen, oder zu veränderlich, übrigens aber von ſich ſelbſt in einem hohen Grad eingenommen waren. So dankte der brave Rauſchenberger, welcher 1644 zum Generalfeldzeugmeiſter, dann im Jäner 1648 zum Feldmarſchall über die Truppen in der Oberpfalz befördert worden war, gerade im Drang der Dinge, ab, und nahm kaiſerliche Dienſte an, weil ihm ehemals der Gronsfeld vorgezogen, und weil ihm, nach dem Abgang deſſelben, nicht gleich deſſen Stelle aufgetragen wurde; ſo dankte auch 1648 der Generalfeldzeugmeiſter Haunoldſtein ab, ſobald er hörte, daß nicht er, ſondern Enkefort zum Feldmarſchall gewählt werden ſey. Selbſt dieſer Enkefort war bei ſeiner Beförderung nichts weniger als zufrieden, und konnte ſich in die ernſthaften Manieren ſeines neuen Herrn, des Churfürſten von Bayern, ſo gar nicht ſchicken, daß er ſich darüber nachdrücklichſt beſchwerte, und daß er im folgenden Jahre, ungeachtet man ihn zum Statthalter in der Oberpfalz ernannt hatte, wieder nach Oeſterreich zurückkehrte. Wenn man ſich dabei an den Abſchied des, im bayeriſchen Dienſte vorzüglich erfahrenen,

---

*) D. h. zaudernd und bedenklich zugleich.

Generals Johann von Werth und Sporks erinnert: ſo mag man ſich leicht vorſtellen, ob dieſe Vorfälle dazu gemacht waren, die Truppen in der, bei ihren Umſtänden vorzüglich nothwendigen, Luſt und Freudigkeit, Eintracht und Thätigkeit zu erhalten. Den 24. Juli 1648 ſtand die kaiſerlich-bayeriſche Armee bei Braunau nur noch eine Stunde von der franzöſiſch-ſchwediſchen entfernt; allein, jene griff damals nicht an; und nachher hat dieſe, wiewohl ſie bei Eggenfelden vom Markgrafen von Badendurlach noch eine Verſtärkung von 4500 Mann erhalten hatte, eine fernere Gelegenheit zu einer Schlacht weder gegeben, noch angenommen, ſo, daß ſie über einen Monat in einem bei Dingolfing an der Iſar verſchanzten Lager ſtehen blieb, ohne ſich mit ihren Gegnern, von denen ſie einige Male, beſonders den 2., 12. und 17. Auguſt heftig angefallen, und gereizt wurde, in etwas Entſcheidendes einzulaſſen. Als ſie hier endlich am Ende des Auguſts, wegen Mangel an Proviant, und einreiſſender Krankheiten, ſich genöthiget ſah, aufzubrechen, bezog ſie bei dem Städtchen Mosburg zwiſchen zwei Flüſſen, der Iſar und der Ammer, neuerdings ein wohlgewähltes Lager, worin ſie ſich mit einer Sorgfalt verſchanzte, welche zu erkennen gab, daß ſie geſinnt ſey, mit voller Bedächtlichkeit ihre

Maßregeln zu nehmen, und unvermuthet etwas höchſt wichtiges auszuführen, wozu ſich die Lage der Dinge in den Ländern um Bayern fügen zu wollen ſchien. Böhmen nämlich wurde damals, (wie wir gleich hören werden) wie Bayern, von ſchwediſchen Truppen verwüſtet, und es ſtand zu erwarten, ob dieſe Truppen nicht gar den Einfall bekommen würden, in Oberöſterreich einzufallen, die daſelbſt noch immer mißvergnügten Bauern an ſich zu ziehen, und am Ende wohl gar bis nach Wien zu dringen. Dieſe Umſtände floßten den Anführern der kaiſerlichen-bayeriſchen Heere zwar gleich große Bekümmerniſſe, aber ſehr ungleiches Verlangen, Abſichten und Beſtrebungen ein. Der Churfürſt von Bayern beſtürmte den kaiſerlichen Feldmarſchall, Herzog von Amalfi, als welcher, wie ihm der Churfürſt öfters ſagte, im Lande Bayern unter ihm ſtünde, mit unaufhörlichen Befehlen, dem Feind, ehe dieſer noch weitere Verſtärkungen, und vortheilhaftere Umſtände erhalten würde, ſich zu nähern, und ihn, wie er auch verſchanzt ſeyn möchte, anzugreifen; indeſſen, daß jener Herzog, der mit ſeinen Gedanken immer abweſend in Böhmen war, an nichts weniger dachte, als durch den Angriff ſeiner Feinde die kaiſerlichen Truppen der Gefahr eines empfindlichen Nachtheils auszuſetzen, und endlich nur durch die geſchärfteſten Schreiben des Churfürſten *) bewogen werden konnte, den 28. September von Vilsbiburg, nachdem er da-

---

*) „Den 27. September (1617) wurde dem Amalfi geſchrieben, es ſeyen nunmehr 2[illegible] Tage, ſeit der Feind von ſeinem Lager aufgebrochen, und man habe ſich dennoch gegen ihn nicht movirt; indeß hab er mit Mord, Raub, Brand, und Ranzioniren unchriſtlich gehauſet, ſo nit geſchehen wäre, wan er den ſo vilen Ordonanzen parirt hätte. Man verlange zu wiſſen, ob er dem Feind nachgehen wolle, oder nicht. Sey die größte disreputation. Der Feind ſelbſten führe davon wunderliche Diſcurſen; er könnte ſolches nicht verantworten. Auf ſein ferneres Cunctiren müeſſe man aber andere Mittel ergreiffen, davon allein er ſchuldig ſey, weil man von ihm dazu bezwungen werden wolle.“ — „Den 4 Oktober bericht duca di Amalfi, daß er den Feldzeugmeiſter Golz, und Feldmarſchall Sporken mit unterſchiedlichen Regimentern zum Succurs in Böhmen geſchickt.“ — „Sogleich iſt ſolches mit zehnerlay Urſachen ſtark geahndet, und befohlen worden, ſelbe alſogleich zu contramandieren, mit Anhang, man wolle ſich mit ſeinen Excusen, und Ausflüchten nit alſo contentiren laſſen.“ — „Man hab Nachricht, daß er ſolchen Succurs auf Befehl des Kaiſers fortgeſchickt; man habe ſich alſo nit gegen ihn duca di Amalfi (wie zwar geſchehen) ſondern gegen den Kaiſer zu beklagen.“ — Den 9. Oktober hat er duca di Amalfi ſich bei dem Churfürſten beſchwert, „er habs allzeit gut gemeint. Der Eventus wirds zeigen, habe in 3[illegible] Jahren, ſo lange er dem Kaiſer und dem

ſelbſt lange unthätig verweilt hatte, über Dorfen und Erding, und (den 4. Oktober) nach München zu rücken, und den Franzoſen und Schweden wenigſtens zur Seite zu gehen. Die Erwartungen des Churfürſten von Bayern waren pünktlich erfüllt, indem ſie aus Furcht, vom Lech abgeſchnitten zu werden, über Mosburg und Freiſing nach Dachau, wo ſie einige Tage ſtehen blieben, ſich aufmachten, und (nachdem ſie die ganze Gegend mit dem unſäglichſten Jammer und Elend aller Art erfüllt hatten) endlich den 12. Oktober 1648 [ohne von den, in der Nähe geſtandenen, Bayern beunruhigt zu werden *)] bei Scheuring, wel-

---

Reich diene, dergleichen Schreiben nit empfangen, falle ihm alſo ſchmerzlich. Es geſchehe öfters, daß von theils Miniſtern die Sachen anders, als wie ſie gemeint ſeyen, verſtanden würden; zuweilen dieſelben die Bewegniſſen, ſo der Sachen gute Befugniß offenbar machen könndten, nicht allemal vorſtellen wollen, und dadurch dero Principal zur Diſplicenz, und daraus erfolgender verhinderung viler ſonſt nützlicher Begebenheiten bewegen, wolle alſo ſeinen Succurs zu dero favor nehmen."

*) Als der bayeriſche Feldmarſchall Enkefort von ſeinem Churfürſten, welchem er den Uebergang ſeiner Gegner bei Scheuring mit dem nicht ganz klaren Ausdruck „er habe den Feind von darum

er Ort ebenfalls beinahe ganz abgebrannt
urde, über den Lechfluß ſetzten, und dann im
lovember nach Gegenden, wo ſie überwintern

---

nicht angreifen können, weil er in Battaglia geſtanden“ berichtete, zur Verantwortung gezogen wurde, antwortete er den 23. Oktober (1648) auf ſolchen Befehl: „daß die Schweden 48 Escadronen, und die Franzoſen 22: alſo der Feundt 70 Escadronen habe; dahingegen die Kaiſerlichen nur 30: vnd Ihr Churf. Durchlaucht 20, alſo in allem 50; daher der Feundt vmb 20 Escadronen, ſowohl auch mit den Stückhen vill yberlegen, daſ Fueſvolckh werde zwar vaſſt gleich ſeyn, wan aber die Reiterei aufm Feld geſchlagen, müeſſte alſ dan daſ Fueſvolk im ſtich vnd gefahr bleiben, wie man auf dem leibziger, vnd andern Treffen mehr exempel habe, alſo zwar, daſ, wan man den Feundt in ſeinem Vortl angreiffen hätte wollen, der kaiſerl. Majeſtät Scepter vnd Cron, ſambt Sr. Churfürſtl. Drlt. Landten, welche an ſolchen angriff einzig und allain gehafftet, in gefahr geſtanden weren. Mit dem angriff in der Bataglia habs den Verſtandt anders nit, alſ wie gehört vnd daſ der Feundt bei Scheuring im flachen Veldt vorm Waldt in voller Bataglia geſtanden, vnd da man Ihne hätte angreiffen wollen, man durch den Waldt, enge päſſ, vnnd moraſt hette filieren müeſſen, alſo gewiſlich der Feind die avantquardi wurde geſchlagen haben, ehe die Bataglia, vnnd Retroquardia darzue hätte kommen können, wie dann zu Wittenweyer vnd anderer Ohrten mehr geſchehen ſey. Hat im Kriegs Rhat ſich hoch beclagt, daß Er biſhero von Sr. churfürſtl. Drlt. mit Schreiben ſo hart tractiert wollten, (Wrangel ins Fränkiſche, Türenne ins Würtembergiſche) zogen.

In Böhmen, für welches Piccolomini die ihm anvertraute kaiſerliche Armee während ſeiner Anweſenheit in Bayern mit aller erdenklichen Sorgfalt ſchonte, und daher mit ſeinem Feind ſich in kein Handgemeng, durch welches ſie empfindlich geſchwächt werden konnte, einließ, dauerten die Mißhandlungen dieſes Landes noch einige Zeit fort. Hier hatte der ſchwediſche General Königsmark die Gräuelſcenen eröffnet, und nachdem er von Eger aus zuerſt Klattau, Biſchoffteiniz, Falkenau, und einige andere Städte überfallen, nach Prag ſich gewandt. Ein ehemals vom kaiſerlichen

---

worden, alſ wan Er ein Schuelerbueb wehre, da Er doch von Jugent auf, biſ vf ſeine graue Haare, ſeine Profession erlehrnet, Kayſ. Mayj. Chur- vnd Fürſten damit satisfaction: auch Er churf. Durchl. ſelbſten damit nichts vergeben, oder verlohren, ſondern dem Feundt nach Kriegsragion alle zeit damit forthgetrieben, vnnd ſolchen noch nie keinen Schritt gewichen, groſſe travaglien, Sorg vnd müehe, darmit aber darumb biſhero nit einigen danckh gehabt habe. Ehe Er dergleichen alſo lenger wollte ybertragen, würde er lieber dem kayſerl. Veldtmarſchall daſ Kommando hinderlaſſen, vnd Er für ſeine Perſon nach Böhm gehen, vnd darinn mit beſſerm danckh vnd erkandtens, woh eſ Ihro Maj. dienſt erforderte, seruieren."

Dienſt entlaſſener Offizier, welcher bei der letzten ſchwediſchen Plünderung der Stadt Eger, gleich andern Einwohnern, um das Seinige gekommen, und bei der kaiſerlichen Armee, wo er wieder Dienſte ſuchte, nicht angenommen worden war, Erneſt von Ottowald, oder Ottowallsky, wurde in der Noth und Verzweiflung, worin er ſich befand, der Anführer des ſchwediſchen Generals, indem er ihm Hoffnung machte, daß ein wichtiger Theil jener Stadt, nämlich die ſogenannte Kleinſeite, wo ein Theil der Stadtmauer ausgebeſſert, und nicht bewachet würde, ohne Schwertſtreich gewonnen, und ſo auch die übrige Stadt erobert werden könnte. Der Vorſchlag wurde gebilligt, und zum Theil mit dem gewünſchten Erfolge ausgeführt. Ottowald ſchlich, den 26. Juli 1648 um zwei Uhr nach Mitternacht, mit 16 Mann durch die ihm bekannten Lücken der Kleinſeite, und öffnete einem ſchwediſchen Korps von beiläufig 3000 Mann, mit welchem Königsmark ſchon in der Nähe ſtand, das Strahöfer-Thor. Diejenigen Einwohner, welche der ungewiſſe Lärm vom Schlafe geweckt, und an die Fenſter, oder auf die Gaſſe gezogen hatte, überhaupt über 400 Perſonen, (unter ſolchen waren die Grafen Harrach, Trautmannsdorf, und eine Menge Vornehmer vom Adel) wurden erſchoſſen. Dann wurde die Stadt drei Tage geplündert, und eine unermeßliche Beute (der Antheil der Königinn von Schweden allein wurde auf ſieben Millionen Thaler geſchätzt) erobert. Während der ſchrecklichen Mißhandlungen, welche an jenen Tagen von den Schweden an den Einwohnern der Kleinſeite verübt wurden, befanden ſich viele hundert dieſer Unglücklichen auf den Dächern und Thürmen, und ſtreckten ihre Hände, um Hülfe flehend, nach der Altſtadt hinüber.

Hier wurden, bald nach dem erſten Ueberfall der Kleinſeite, theils durch die Trommel, theils durch das Geſchrei der Einwohner jener Seite, alle Bürger in Bewegung geſetzt, und vom oberſten Befehlshaber, Grafen Rudolph Colloredo, (welcher das Glück hatte, aus ſeiner Wohnung in der Kleinſeite über die Moldau in einem Nachen zu entkommen) dann vom Oberſtwachtmeiſter Franz Turek von Roſenthal, auf der Stelle mit der größten Gegenwart des Geiſtes und mit ächter Beſonnenheit, alle Anſtalten, den Umſtänden und Kräften der Dinge gemäß und möglich, getroffen. Das nämliche geſchah auch unter dem Kaiſerrichter, Wenzel Kawa, (Kawka) in der Neuſtadt. Da die kaiſerliche Beſatzung offenbar zu gering war, in die Länge einer großen feindlichen Macht zu widerſtehen (jene Beſatzung zählte erſt nur 800 Mann, und in der Folge, da der General Buchheim, und der Oberſte Don Innocenz Conti Verſtärkungen brachten, 3000): ſo nahmen an der Vertheidigung der Stadt alle wehrhafte Männer derſelben aus freiem Muthe den lebhafteſten Antheil, und die Bürger und Handwerker, die Adeligen und Ritter, und Dikaſterianten, die Studenten, die Geiſtlichen, ſogar die Mönche, (Benediktiner, Jeſuiten, Paulaner, Carmeliten ꝛc.) errichteten unter gewählten Anführern freie, geſchloſſene Korps, welche, wiewohl ſie nur mit gezogenen Röhren und Flinten, zum Theil nur mit Picken, ja ſogar nur mit Dreſchflegeln bewaffnet, und mit keinem ſchweren Geſchütz verſehen waren, (denn die im königlichen Zeughauſe befindlichen Kanonen, vierzig Stück und Mörſer haben die Schweden erbeutet, und ſogleich wider die Stadt gekehrt) die nie genug erkannte Wahrheit beſtätigten, daß eine entſchloſſene und beharrliche Tapferkeit über alles ſiege. Ungeachtet der ſchwediſche Feldzeugmeiſter Wittenberg, und nach ihm der Pfalzgraf von Zweibrücken, Carl Guſtav *),

---

*) Carl Guſtav (ein Sohn des, 1642 verſtorbenen, Pfalzgrafen und Herzogs von Zweibrücken, Johann Caſimir) trug als ſchwediſcher Obergeneral in Böhmen 1648 das Meiſte bei, den weſtphäliſchen Frieden zu befördern, und wurde bei ſeiner

welchen die Königinn Chriſtina von Schweden zum oberſten Feldherrn ihrer Armeen ernannt hatte, mit beträchtlichen Heeren ankamen, und die Alt- und Neuſtadt von vielen Seiten auf das heftigſte beſchoſſen, und beängſtigten: ſo vermochten ſie gleichwohl nichts über die tapfern Männer der Stadt, welche durch die ſonderbare Art ihrer Gegenwehr überall Tod und Schrecken unter ihre Feinde verbreiteten, und die Achtung und Bewunderung der ſchwediſchen Heersführer ſich zuzogen. Die Studenten zumal verrichteten unter ihrem Anführer, dem Jeſuiten Georg Plachy, (Profeſſor der Gottesgelehrtheit, einem gebornen Budweiſer)

Zurückkunft nach Schweden 1650, von der Erbtochter des Guſtav Adolph, Chriſtina, welche unverheirathet zu bleiben entſchloſſen war, bei ihrer Krönung zu ihrem Erben und Nachfolger ernannt: was ſie 1654 bei ihrer Ablegung der ſchwediſchen Krone vollzog, und beſtätigte. Carl Guſtav vermählte ſich in eben dieſem Jahre mit Hedwig Eleonora (Herzog Friedrichs von Hollſtein-Gotorf Tochter), und hinterließ bei ſeinem, (1660) im 38. Jahre ſeines Alters erfolgten, Hintritt einen Sohn Carl XI., deſſen Sohn und Nachfolger der berühmte König Carl XII. war, welcher im December 1718 vor Friedrichshall umkam, und da er unvermählt ſtarb, die Krone Schweden ſeiner einzigen Schweſter Ulrica Eleonora, die ſich an den Erbprinzen von Heſſen-Caſſel vermählte, hinterließ.

ſeltene Thaten von Muth und Geſchicklichkeit, welche, gleich den in klaſſiſchen Schriften verewigten Thaten alter Griechen und Römer, aufbewahrt zu werden verdienen. In der Nacht vom 10. Oktober 1648, nachdem den Tag zuvor die Schweden einen Hauptſturm auf die ſehr beſchädigten Werke der Neuſtadt, wiewohl vergeblich, gewagt hatten, focht ein einziger Student, Chriſtoph Wunſch, auf einer Brücke mit achtzehn Schweden, ohne, wiewohl er ſchwer verwundet worden, zu weichen, und einige Tage darauf, da der Pfalzgraf wider einen von den Studenten vertheidigten Poſten, wo die Mauern zu Boden lagen, einen andern Sturm unternahm (welcher fünf ganze Stunden anhielt, und um ſo wüthender war, als jedem Schweden, wenn die Sache gelingen ſollte, eine Belohnung von 5 Thalern verſprochen wurde) erlegte ein einziger Student, Johann Kaufer (ein geborner Prager) mit ſeiner Lanze allein zehn Feinde. Der Pfalzgraf zählte über 5000 Todte, als er den 2. November 1648 mit ſeinem Heere, und dem Korps des Wittembergers ſich nach Brandeis entfernte. Von dieſem letztern, ſo wie von dem Oberſten Koppi, wurden während der Belagerung der Hauptſtadt, auch andere Städte, Schlöſſer und Flecken des Königreichs Böhmen auf das grauſamſte mißhandelt. Unbeſchreibliche Schätze überhaupt wurden auf der Elbe in ſchwer beladenen Schiffen nach Schweden geführt; ſogar die roſenbergeriſche Bibliothek, welche auf dem Prager-Schloſſe aufgeſtellt war, prangt noch in den Bücherſälen zu Stockholm. Bald nach dem Abzug jener ſchwediſchen Feldherren von Prag, vor welchem übrigens Königsmark, der Kleinſeite gegenüber, die Feindſeligkeiten noch einige Zeit fortgeſetzt hatte, kam endlich die, unausſprechlich erfreuliche Nachricht, von dem, den 14. — 24. Oktober 1648 zu Münſter mit Frankreich, zu Osnabrück mit Schweden, unterzeichneten Frieden an.

Ehe wir dieſen berühmten Frieden, welcher nach der, im Jahre 1356 errichteten goldenen Bulle, und nach dem, im Jahre 1495 zu Stand gekommenen, ewigen Frieden, bei weitem das wichtigſte und vornehmſte Geſetz der deutſchen Verfaſſung iſt, im Weſentlichen zur Betrachtung uns vorlegen, wollen wir die Veranlaſſungen des dreißigjährigen Krieges, die von Zeit zu Zeit veränderten Zwecke deſſelben, und die ſonderbaren Lagen, in welchen ſich bei ſeinem Abſchluß die gegentheiligen Parteien befanden, kürzlich wieder berühren.

Seit dem, im Jahre 1555 zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten zu Augsburg abgeſchloſſenen Religionsfrieden, weigerten ſich die

Proteſtanten, einen, jenem Frieden katholiſcher Seits eingeſchalteten Vorbehalt, (Reservatum ecclesiasticum) vermöge deſſen die katholiſchen Reichsſtände behaupteten, daß vom Jahre 1555 an, in Zukunft keine (von Katholiken, und allein für Katholiken, wie ſie ſagten, errichtete) Stiftung, Bisthum, Domkapitel, Pfarrei, Kloſter u. ſ. w. rechtsgültig eingezogen werden könne, als rechtsgültig anzuerkennen. Die katholiſchen Stände behaupteten, wo ſie konnten, ihren Vorbehalt durch Thatſachen, und z. B. der Erzbiſchof und Churfürſt Gebhard von Cöln, mußte, weil er zur calviniſchen Religion ſich bekannte, die chur- und erzbiſchöfliche Würde verlaſſen. Dagegen machten auch die proteſtantiſchen deutſchen Stände mit den in ihren Landen vorhandenen geiſtlichen Stiftern, willkührliche Aenderungen; ja ſie begnügten ſich nicht damit, die Einkünfte eingezogener Bisthümer u. a. zu genießen, ſondern ſie wollten auch die Reichsſtimmen, welche auf ſolchen Bisthümern hafteten, behaupten. Sie brachten überhaupt eine Menge von Beſchwerden mit einer Heftigkeit vor, bei welcher es immer mehr das Anſehen gewann, daß die Irrungen kaum noch auf dem Wege der Güte würden beigelegt werden. Endlich brachte es der Churfürſt von der Pfalz, Friedrich IV. dahin, daß einige proteſtantiſche Fürſten und

Stände im Jahre 1608 eine förmliche, und zwar eine bewaffnete, Union aufrichteten. Dieß veranlaßte einige katholiſche Fürſten und Stände, unter ſich ebenfalls ein Bündniß, welches ſie die heilige Liga nannten, im Jahre 1609 zu errichten. Beide Theile ergriffen zuletzt die Waffen, und verſammelten im Jahre 1620 bei Ulm ihre Heere. In dem Augenblicke aber, da es zu einer Schlacht kommen ſollte, vertrugen ſie ſich den 13. Juni 1620 dahin, ſich wegen ihrer beiderſeitigen Beſchwerden auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen vergleichen zu wollen. Die Union that noch mehr. Da nämlich im Jahre 1619 der Churfürſt von der Pfalz, Friedrich V. zum König von Böhmen ſich wählen ließ, der rechtmäßige König aber, Kaiſer Ferdinand II., zur Bezähmung der aufrühreriſchen böhmiſchen Stände die Waffen ergriff: ſo erklärte jene Union, ungeachtet Friedrich V. (Sohn und Nachfolger Friedrichs IV.) ihr Oberhaupt war, daß ſie ſich in die böhmiſche Sache, welche mit dem Zwecke ihrer Verbindung nicht zuſammenhänge, niemals miſchen, und daß ſie dem Churfürſten Friedrich V. als König von Böhmen niemals beiſtehen würde. Nun begann wegen der böhmiſchen Krone ein Krieg, welcher (aber keineswegs immer wegen jener Krone, ſondern wegen verſchiedener anderer Urſachen und Zwecke) dreißig Jahre fortgeführt, und deſſen Anfang gewöhnlich auf das Jahr 1618 (weil in dieſem Jahre die böhmiſchen Unruhen ausbrachen) geſetzt wurde.

1620. Kaiſer Ferdinand II. hatte ſich um fremde Hülfe umgeſehen, und hatte vor allen das Haupt der Liga, den Herzog Maximilian von Bayern, indem er ihm das Land ob der Ens, als Unterpfand für die Kriegskoſten, abtrat, gewonnen. Maximilian zog durch Oberöſterreich, wo er die proteſtantiſchen aufrühriſchen Bauern bezähmte, nach Böhmen, wo er den 8. November 1620 auf dem weißen Berg vor Prag eine entſcheidende Schlacht gewann. Die Böhmen wurden beſiegt; auch die mit ihnen verbündeten Lauſitzer, Mährer und Schleſier, welche der Churfürſt Johann Georg von Sachſen angegriffen hatte, wurden es. Kaiſer Ferdinand war wieder zu dem Seinigen gekommen, und der Krieg ſchien geendigt zu ſeyn; allein der Churfürſt Friedrich V. von der Pfalz ſetzte den Krieg fort, und ſelbſt Kaiſer Ferdinand II. nöthigte ihn, zu ſeiner Rettung die äußerſten Mittel zu ergreifen, indem er ihn den 22. Jäner 1621 einſeitig mit dem Reichsbann belegte, auch auf die Erklärung Friedrichs nicht mehr achtete, daß er ſich, wie es ſeiner Ehre, und den Reichsſatzungen gemäß ſey, gerne unterwerfen wolle. Der kaiſerliche Bann ſollte auch ſogleich in Vollzug geſetzt, und Friedrich von Land und Würden vertrieben werden; wie dann das mit dem Kaiſer vereinigte Spanien, unter dem Anführer des Spinola, wirklich in die Rheinpfalz eingefallen, ſo wie nicht minder die Oberpfalz vom Herzog Maximilian erobert worden war. Jener Bann erwarb dem unglücklichen Friedrich neue Freunde, und zog einen neuen zweiten Krieg nach ſich.

1621 und 1622. Auch dieſer zweite Krieg fiel für den Kaiſer gut aus. Der Fürſt von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, welcher die Ungarn, Mährer, Schleſier an ſich ziehen, und nach Wien rücken wollte, wurde durch eine kaiſerliche Armee bald andern Sinnes gemacht, und zog ab. Die proteſtantiſchen unirten Fürſten, welche ſich verpflichtet hielten, ihren Bundesoberſten, den Churfürſten von der Pfalz, wenn er in ſeinem Lande angegriffen werden ſollte, zu vertheidigen, rückten zwar mit einer Armee dem Spinola nach der Rheinpfalz zu, entließen aber, aus Furcht, in die kaiſerliche Acht zu verfallen, und die ſpaniſchen Truppen nach ihren Ländern zu ziehen, im April 1621 ihre Truppen, mit dem Verſprechen, ſie nie wieder aufrichten, noch dem geächteten Churfürſten von der Pfalz jemals wieder beiſtehen zu wollen. Auch die Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes, welche ſich anfangs vornahmen, zu Gunſten Friedrichs eine Armee herzuſtellen, ließen auf Abmahnung des Kaiſers davon ab. Friedrich hatte zwar am Rhein drei Armeen, eine eigene nämlich, welche ſein Obergeneral Mansfeld errichtet, eine andere, welche ihm der Markgraf von Baden-Durlach, Georg Friedrich, zugeführt, und eine dritte, welche für ihn ein Prinz von Braunſchweig, Chriſtian, auf Koſten der Länder, wo er ſtand, geworben hatte; allein die ligiſtiſche Armee ſchlug unter ihrem Anführer, dem bayeriſchen Tilly, bei Wimpfen den 6. Mai 1622 den Markgrafen von Baden-Durlach, bald darauf, den 20. Juni 1622, bei Höchſt den Prinzen Chriſtian, und da es nun auch zu einer Schlacht mit der mansfeldiſchen Armee, bei welcher Friedrich ſich ſelbſt befand, kommen ſollte: entſchloß ſich dieſer Herr, dem Kaiſer, welcher immer behauptete, daß er den Krieg bloß darum fortſetze, weil Friedrich die Waffen nicht niederlege, allen Vorwand des Krieges zu benehmen; er entließ alle ſeine Bundesgenoſſen, den Prinzen Chriſtian, und den Mansfeld mit den pfälziſchen Truppen, verließ ſogar ſeine Erbſtaaten, und überließ ſich unbewehrt und unbewaffnet, ganz der Großmuth des Kaiſers, welcher auf den inſtändigen Betrieb vieler Höfe, verſprochen hatte, die Sache wegen des Pfalzgrafen auf einer Zuſammenkunft zu Brüſſel beendigen zu wollen. Der Krieg ſchien demnach neuerdings ſeinem Ende nahe zu ſeyn.

1623. Allein der Zweck der brüſſeliſchen Verſammlung wurde von Seite des Kaiſers durch künſtliche Vorwände vereitelt; und auf einer andern Verſammlung von Churfürſten und Fürſten zu Regensburg ſprach der Kaiſer, zum Erſtaunen, und mit Widerſpruch anweſender Fürſten, dem mit Grund die kaiſerliche Ausſöhnung erwartenden Friedrich die Churwürde auf immer ab, und belehnte mit derſelben (doch mit Vorbehalt des Rechts der pfälziſchen Kinder und Agnaten) den 25. Hornung 1623 den Herzog Maximilian von Bayern. Wegen der rheinpfälziſchen Länder aber erklärte ſich der Kaiſer: daß er den Pfalzgrafen Friedrich wieder in ſeine Gnade aufnehmen wolle, wenn er ſich derſelben würdig mache, und darum bitte. Auch Tilly hatte indeſſen in der Rheinpfalz die Feindſeligkeiten fortgeſetzt, hatte den 16. September 1622 Heidelberg eingenommen u. ſ. w.

Dieſe Thatſachen veranlaßten einen dritten Krieg. Nachdem nämlich Oberdeutſchland von der Liga beſiegt war: ſo fürchteten ſich die Fürſten und Stände des niederſächſiſchen Kreiſes, daß es nunmehr auch ihnen gelten dürfte; aber anfänglich fürchteten ſie ſich auch vor den Folgen eines Krieges noch mehr, und ſo ſehr, daß ſie den Mansfeld und den Prinzen Chriſtian von Braunſchweig, welche ſich, ſeit dem von Friedrich von der Pfalz erhaltenen Abſchied, nach verſchiedenen Ländern, und zuletzt nach Niederſachſen begeben hatten, von ſich zu entfernen ſuchten; aber nachdem ſowohl Mansfeld als Chriſtian entwaffnet, dieſer bei Lao im Münſteriſchen den 6. Auguſt 1623, vom Tilly, der ihn aufſuchte, geſchlagen, jener aber ſein Heer freiwillig zu entlaſſen vermocht worden war, griff der niederſächſiſche Kreis, aus Furcht, vom Tilly, der in der Nähe ſtand, überfallen und unterjocht zu werden, zu den Waffen, mit welchen aber von ſo vielen, welche dieſelben mit ergreifen zu wollen, verſprochen hatten, am Ende des Jahres 1625, niemand, als der König Chriſtian IV. von Dänemark, als Herzog von Hollſtein, noch ſtehen blieb. In der Abſicht, den Tilly mit der ligiſtiſchen Armee aus Niederſachſen zu vertreiben, und dem Pfalzgrafen Friedrich zu ſeinen Würden und Ländern zu verhelfen, eröffnete dieſer König den neuen Krieg. Bisher hatte für den Kaiſer allein Tilly mit ligiſtiſchen Truppen gefochten; aber jetzt erbot ſich ein böhmiſcher Edelmann, Wallenſtein, für den Kaiſer, der ihm im Jahre 1623 zu einem Herzog von Friedland erhoben hatte, eine eigene Armee zu errichten, und ſie in Perſon anzuführen.

Der Krieg mit dem König von Dänemark, Chriſtian IV., dauerte von 1626 bis den 12. Mai 1629, da zwar zwiſchen dieſem König, dann den Feldherrn Tilly und Wallenſtein zu Lübeck Friede gemacht, zu gleicher Zeit aber von Seite des Kaiſers und ſeines Feldherrn Wallenſtein, mehr als eine Urſache zu neuen Mißhelligkeiten gegeben wurde.

Wallenſtein hatte nämlich nicht nur die Länder, welche er mit ſeiner, bei hundert tauſend Mann zählenden, Armee überſchwemmte, als Hollſtein, Pommern, Mecklenburg u. a. auf eine entſetzliche Art beraubt, und mißhandelt, ſondern er hatte ſich das Herzogthum Mecklenburg, nachdem er daraus die rechtmäßigen Fürſten verjagt, als Eigenthum zugeeignet, und 1629 ſich mit demſelben vom Kaiſer belehnen laſſen. Zur Zeit, da er mit dem König von Dänemark noch im Krieg verwickelt, und vom Glück begünſtigt worden war, hatte es das Anſehen, als wenn er nicht nur ganz Dänemark, ſondern den ganzen nordiſchen Seehandel ausſchläſſig für ſich oder für den Kaiſer behaupten wollte, ja, als wenn er die Abſicht hätte, alle deutſche Reichsfürſten unterdrücken, und den Kaiſer, oder mittelbar ſich ſelbſt, zum alleinigen Herrn und Monarchen in Deutſchland machen zu wollen.

Als dieſe fürchterliche Lage der Dinge eingetreten, und die Freiheit der deutſchen Fürſten in Gefahr war, ſprach auf dem Reichstag zu Regensburg 1630 das Haupt der Liga, Maximilian von Bayern, (und ſeinem Beiſpiel folgten mehrere Fürſten) mit Kraft und Entſchloſſenheit ein entſcheidendes Wort. Der Kaiſer mußte Wallenſtein entlaſſen, und ſogar den größten Theil ſeiner Armee abdanken, deren Reſt unter Tilly zu ſtehen kam.

Nun dürfte ſich wieder von einem allgemeinen Frieden haben ſprechen laſſen; allein der Kaiſer hatte, während des dänemarkiſchen Krieges, ein paar Schritte gethan, welche zu einem Frieden mit den deutſchen proteſtantiſchen Fürſten und ihren Freunden ſchlechterdings nicht führen konnten. Im Jahr 1628 hatte er die, dem Pfalzgrafen Friedrich entriſſene, Oberpfalz, von welcher er behauptete, daß ſie ein, ihm heimgefallenes, Land ſey, an den Churfürſten Maximilian von Bayern um dreizehn Millionen verkauft, und im Jahr 1629 hatte er ein Edikt, das Reſtitutionsedikt genannt, erlaſſen, vermöge deſſen die proteſtantiſchen Fürſten alle jene Bisthümer, oder geiſtliche Fürſtenthümer, Domſtifter, Klöſter u. a., welche ſie ſeit dem Religionsfrieden an ſich gezogen, und deren Einkünfte ſie ſich zugeeignet hatten, wieder herausgeben, oder aber den militäriſchen Zwang und Vollzug zu erwarten haben ſollten. Da mit dieſem Vollzug wirklich gewaltthätige Vorkehrungen gemacht, und die proteſtantiſchen Reichsfürſten und Stände (anfangs zwar nur kleinere, bei denen man ſehen wollte, wie es die größern aufnehmen würden) auf eine Art, bei welcher es um ihre Reichsunmittelbarkeit geſchehen zu ſeyn ſchien, behandelt wurden: ſo war es eine ganz natürliche Folge und Erſcheinung, wenn ſolche Fürſten ſich für genöthigt hielten, zu ihrer Rettung und Selbſterhaltung um den Beiſtand eines auswärtigen Hofes ſich umzuſehen. Sie konnten auch wegen der Wahl deſſelben gar nicht lange verlegen ſeyn. Der junge König von Schweden, Guſtav Adolph, wäre ſchon vor Jahren, da der König Chriſtian von Dänemark die Waffen ergriff, dieſem Beiſpiel gefolgt, wenn er ſich der Vortheile, welche er zur Bedingniß machte, hätte verſichern können. Seitdem hatten ſich für ihn viele neue Beweggründe, dem Kaiſer den Krieg zu erklären, eingefunden. Guſtav Adolph beklagte ſich über mehr, als eine Beleidigung, welche er vom Kaiſer erfahren, und wegen welcher er ſich an dem Kaiſer zu rächen, und ſich Genugthuung zu verſchaffen alle Urſache erhalten hätte. Was aber dieſen König zum Krieg wider den Kaiſer vollends entſchloſſen gemacht haben mochte, war die Ermunterung des franzöſiſchen Hofes, welcher, da er noch zur Zeit ſelbſt keine ſchickliche Urſache zu einem Bruch mit dem Kaiſer vorzugeben vermochte, ſich einſtweilen einer fremden Macht bediente, ſeine Abſichten auszuführen, oder wenigſtens dieſe Ausführung einzuleiten. Guſtav Adolph mußte für die Summe von jährlichen viermal hundert tauſend Reichsthalern ſechs Jahre mit dreißig tauſend Mann zu Fuß, und ſechs tauſend zu Pferd den Kaiſer bekriegen, welchem allein, und nicht auch den katholiſchen Reichsſtänden der Krieg gelten ſollte. Es war ſogar ein ausdrücklicher Punkt des Bündniſſes, welches der franzöſiſche Hof mit Guſtav Adolph ſchloß, daß „mit der Liga Friede gehalten werden ſolle, wenn ſie nur ſelbſt wolle.“ Der eigentliche Zweck des neuen Krieges, den Guſtav Adolph begann, hatte demnach erſt die perſönliche Abſicht, ſich für die, vom Kaiſer empfangenen Beleidigungen Genugthuung zu verſchaffen, und dann die Wiederherſtellung der Handelsfreiheit und die Sicherheit des baltiſchen Meeres, und der Unterdrückten im deutſchen Reich (worunter die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, der Adminiſtrator von Magdeburg, und die vom Religionsedikt Beängſtigten verſtanden wurden) zum Gegenſtand. Der Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Religion in Deutſchland wurde ſelbſt im Manifeſt ſo gar nicht erwähnt, daß ſich ſelbſt katholiſche Officiere und Gemeine (auch faſt ſämmtliche vom Kaiſer abgedankten wallenſteiniſchen Regimenter nahmen ſchwediſche Dienſte) nicht das geringſte Bedenken machten, ſich unter ſeine Fahne zu begeben.

Wie ehemals die Römer, ſo ſiegten jetzt die Schweden über die Deutſchen meiſtens, und zuletzt faſt durchgehends nur durch Deutſche. Das Unglück wollte, daß Tilly den 1631 zu Leipzig vom Churfürſten von Sachſen, Johann Georg, aufgerichteten Neutralitätsbund zerſtörte, und dadurch dieſen Churfürſten und deſſen Verbündete nöthigte, die Partei Guſtav Adolphs zu ergreifen.

Die kriegeriſche Laufbahn des Königs in Deutſchland war ſehr kurz; er kam im Jahe 1630, ſiegte im September 1631 bei Breitenfeld unweit Leipzig über Tilly, durchſtreifte Franken, Schwaben, Bayern, die Rheingegenden, ſiegte im November 1632 bei Lützen unweit Leipzig in einer zweiten Hauptſchlacht über Tilly, und den wieder angeſtellten Wallenſtein, und fand in dieſer Schlacht ſeinen Tod. Sein perſönliches Wirken war kurz; aber ſein Staatsſyſtem mit Deutſchland dauerte deſto länger.

Er hatte nämlich von dem Augenblick an, da ſeine Waffen vom Glück begünſtigt wurden, der Zwecke und der Gegenſtände, wegen welcher er ſeinen Krieg wider den Kaiſer ankündigte, beinahe vergeſſen, und ſeine Hauptabſichten auf die Eroberung von Ländern und Würden in Deutſchland gerichtet. Schon gleich beim Eintritt in Deutſchland verſicherte er ſich der Nachfolge im Herzogthum Pommern; dann nach dem erſten Sieg bei Breitenfeld ließ er ſich in den katholiſchen geiſtlichen Ländern und Fürſtenthümern, welche er durchzog, nicht nur huldigen, ſondern er ſah überhaupt die Güter der katholiſchen Geiſtlichkeit, ſo viele er davon eroberte, als ſein Eigenthum an, mit welchem er nach Belieben Geſchenke machte. Den Churfürſten Friedrich von der Pfalz, deſſen Wiedereinſetzung wenigſtens in ſeine rheiniſchen Länder das erſte Geſchäft Guſtav Adolphs hätte ſeyn ſollen, bedeutete er, daß er ihm nur einen Theil ſeiner Länder, und dieſe nur unter der Bedingung, daß er ſein Lehenmann werde, dann unter vielen andern Clauſeln zurück geben werde. Ueberhaupt verrieth dieſer König ſo weit ausſehende Abſichten mit Deutſchland, daß ſeine erſte Verſicherung, die (ſchon vor ſeiner Ankunft durch die Abdankung Wallenſteins, und des größten Theils ſeiner Armee gerettete) deutſche Fürſtenfreiheit oder Unmittelbarkeit retten zu wollen, mit dem gebieteriſchen Anſehen, das er behauptete, ſchlechterdings im Widerſpruch ſtand. Sein Reichskanzler Oxenſtirna, der nach ihm das Ruder führte, gab ſich alle Mühe, ſich zum Haupt der proteſtantiſchen deutſchen Fürſten wählen zu laſſen, und ſprach ohne alle Zurückhaltung von einer der Krone Schweden gebührenden Genugthuung, worunter er die Abtretung irgend eines deutſchen Landes verſtand.

Jene Genugthuung möchte nach der Schlacht bei Nördlingen 1634, wo die ſchwediſche Armee beinahe vernichtet wurde, und nach dem 1635 zu Prag zwiſchen dem Kaiſer, und den vornehmſten deutſchen, katholiſchen und proteſtantiſchen Fürſten abgeſchloſſenen Frieden wohl niemals in Erfüllung gekommen ſeyn, wenn dieſer Friede weniger mit wichtigen Mängeln behaftet, oder von den Theilnehmern mit einer raſchern, thätigern Zuſammenwirkung unterſtützt worden wäre. Aber nun trat Frankreich, welches ſich durch die Niederlage der Schweden um alle ſeine Abſichten auf den Kaiſer und Deutſchland gebracht ſah, auf, und indem es der Krone Schweden wieder zu einer Armee verhalf, und ſich eine eigene Armee von Deutſchen in Deutſchland miethete, und überdieß ſelbſt noch eine dritte Armee nach Deutſchland ſandte, unterhielt es noch weitere dreizehn Jahre, (von 1635 nämlich bis 1648) die Fortſetzung eines verwüſtenden Krieges, bei welchem jetzt die ehemaligen Urſachen deſſelben, (nämlich die Wiederherſtellung des pfalzgräflichen Hauſes, die Belegung der zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen auf den letzten Reichstagen vorgebrachten wechſelſeitigen Beſchwerden, die Beruhigung der Proteſtanten wegen des Religionsedikts, und die endliche, beſtimmte Berichtigung und Erklärung des Religionsfriedens, die Ausgleichung mit vielen andern Reichsfürſten, welche vor dem Kriege, oder während deſſelben gekränkt, oder um das Ihrige gekommen waren,) gleichſam nur noch nebenher laufende Dinge, und die Hauptzwecke vorzüglich dieſe waren,

a) von Seite Frankreichs die überwiegende Macht des öſterreichiſch-ſpaniſchen Hauſes mit andern europäiſchen Hauptreichen, ſo viel möglich, ins Gleichgewicht zu ſetzen, das Anſehen eines deutſchen Kaiſers zu mindern, dieſen zum Erſten unter ſeines Gleichen zu machen, und ſich für alle dieſe Dienſte mit deutſchen Ländern belohnen zu laſſen,

b) von Seite der Krone Schweden, ſich jene Genugthuung an dem Kaiſer, wegen welcher Guſtav Adolph im Jahr 1630 ſeinen Kriegszug nach Deutſchland unternommen zu haben verſicherte, dann die Entſchädigung für den Kriegsaufwand durch eine feierliche Einräumung deutſcher Länder zu verſchaffen.

Nachdem über dieſe, und die übrigen, unbeſchreiblich zahlreichen, und oft unendlich ſchwer zu berichtigenden Gegenſtände bereits im April 1644 die Berathſchlagungen, zu Münſter zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich, zu Osnabrück zwiſchen dem Kaiſer und Schweden (wo zugleich von der kaiſerlichen Geſandtſchaft im Namen der katholiſchen, von der ſchwediſchen im Namen der proteſtantiſchen Reichsſtände unterhandelt, wo auch die Krone Spanien unter den im Frieden mit eingeſchloſſenen Bundesgenoſſen des Kaiſers mit benannt, nicht minder England, Dänemark, Polen, Portugal, Rußland, Lothringen-Venedig, das vereinigte Niederland, die Schweiz, und Siebenbürgen mit begriffen wurden) eröffnet, nachdem das ſchon halb Verglichene beim Wechſel des Kriegsglücks oft wieder geändert, und nachdem die Feder bei jedem Strich in Strömen von Menſchenblut getränkt, zuletzt aber die Beendigung durch viele gewaltſame Durchſchnitte, ohne weitere Rückſicht auf Recht und Unrecht, hergeſtellt worden war, wurde endlich das, für Eines geltende, osnabrückiſche-münſteriſche allgemeine Friedensinſtrument den 14. — 24. Oktober 1648 zu Münſter unterzeichnet.

Der weſentliche Inhalt betraf:

I. Entſchädigungen und Genugthuungen: Schweden bekam (außer fünf Millionen Geldes)

a) ganz Vorpommern ſammt der Inſel Rügen, dann einige namhaft gemachte Stücke von Hinterpommern, als Stettin, Garz, Dam, Golnau, die Inſel Wollin, das friſche Haf, und die dazu gehörigen Orte Peine, Schweine, Divenau.

b) Die Stadt Wismar, mit dem Hafen, und allem Zugehör, wie es die Herzoge von Mecklenburg beſeſſen.

c) Das Erzbisthum Bremen, und das Bisthum Verden, mit Aufhebung der Domkapitel und Stifter, als Herzogthümer.

Dieſe Länder (Bremen, Verden, Vorpommern) ſollten, was ſie bisher waren, Reichslehen verbleiben, und wegen derſelben ſollte der Krone Schweden die deutſche Reichsſtandſchaft mit Sitz und Stimme auf Reichs- und Kreisverſammlungen zuſtändig, den Städten Bremen, Wismar und Stralſund aber ſollte, gleich den übrigen Hanſeſtädten, die Beibehaltung ihrer bisherigen Freiheiten beſtätigt ſeyn. Wie dieſe Genugthuung, ſo waren faſt alle übrige beſchaffen, ſo daß, zur Schonung der öſterreichiſchen Länder, allein die deutſche katholiſche Geiſtlichkeit genöthigt ward, die geforderten Opfer zu machen.

Weil der Churfürſt von Brandenburg gegründete Anſprüche auf Pommern hatte, ſo erhielt er anſtatt deſſelben die Bisthümer Halberſtadt, Minden, und Camin, als weltliche Fürſtenthümer, dann das Erzbisthum Magdeburg (doch ſo, daß dieſes letztere der ſächſiſche Prinz Auguſt, bis zu ſeinem, 1680 erfolgten, Hintritt beſitzen ſollte) als ein Herzogthum.

Weil der Herzog von Mecklenburg die ihm zugeſtandene Stadt Wismar an Schweden abtreten mußte, ſo erhielt er dafür die Bisthümer Schwerin und Razeburg, als weltliche Fürſtenthümer, dann die Johannitercommenden Mirow und Nemerow.

Weil einige Prinzen von Braunſchweig-Lüneburg bereits mit Coadjutorien auf die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, dann auf die Bisthümer Halberſtadt und Razeburg verſehen waren, ſo erhielten ſie dafür die Klöſter Welkenried und Gröningen, dann die Abwechslung im Bisthum Osnabrück, dergeſtalt, daß nach einem, vom Capitel erwählten katholiſchen Biſchof ein proteſtantiſcher aus dem Haus Hannover folgen ſollte.

Weil der Landgraf Wilhelm V. von Heſſen-Caſſel, und (nach ſeinem, 1637 erfolgtem Hintritt) deſſen Wittwe Amalia Eliſabeth ſtets zu Schweden gehalten hatten, ſo wurde bei den Friedensunterhandlungen für das Haus Heſſen-Caſſel, wiewohl es nichts abzutreten hatte, dergeſtalt gut geſprochen, daß der Landgraf Wilhelm VI., außer ſechsmal hundert tauſend Thalern in Geld, den größten Theil der Grafſchaft Schaumburg, dann die gefürſtete Abtei Hirſchfeld als ein weltliches Fürſtenthum nebſt einer Stimme auf dem Reichstag erhielt.

Frankreich erhielt die völlige Hoheit, oder die vollkommene Abtretung vom Kaiſer und Reich der, bereits im Jahr 1552 vom damaligen franzöſiſchen König eingezogenen, lothringiſchen Städte und Bisthümer, Mez, Tull, und Verdün, doch ſo, daß dieſe drei Biſchöfe in ihren Verhältniſſen, als Suffragane gegen das Erzbisthum Trier verblieben. Ferner bekam Frankreich die Hoheit über die Stadt Pignerol, die Stadt Breiſach nebſt allem dem, was dazu gehörte, den Sundgau, und die Landgrafſchaften von Ober- und Niederelſaß mit allem, was das Erzhaus Oeſterreich bisher in Elſaß gehabt hatte, doch ſo, daß den Ständen dieſer Länder, welche vorher unmittelbare Stände des deutſchen Reichs geweſen, alle ihre Rechte und beſondere Freiheiten, welche nicht wider die Souveränität Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät waren, vorbehalten wurden; endlich das Beſatzungsrecht in Philippsburg.

Unter den vielen Irrungen und Mißhelligkeiten, welche in dem weſtphäliſchen Frieden hatten beigelegt werden ſollen, ſind die endlichen Erkenntniſſe wegen der Schweiz und der vereinigten Niederlande merkwürdig. Jene wurde vom Kaiſer und dem Reich als vollkommen frei, und von dem deutſchen Reich unabhängig erklärt; den Biſchof von Baſel ausgenommen, welcher mit ſeinem Land nach wie vor ein deutſcher Reichsſtand blieb. Auch die vereinigten Niederlande, zwiſchen welchen, und der Krone Spanien es bereits den 20.—30. Jäner 1648 zu einem Frieden kam, wurden als unabhängig, und zwar ſo, daß ſie alles, was ſie erobert hatten, und damals, ſowohl in den Niederlanden, als in andern Welttheilen, Aſien, Afrika und Amerika, beſaßen, behalten ſollten, erkannt, und von ihrem ehemaligen Verband mit dem deutſchen Reich (den ſie brigens ſchon lange nicht mehr erkannt hat- n) getrennt. Andere Irrungen, welche wiſchen Spanien, Frankreich und Portugal, ann zwiſchen Frankreich und Lothringen ob- alteten, wurden, damit wegen derſelben er allgemeine Friede nicht länger hingehal- n wurde, zurückgewieſen. Auch die jüli- iſche Succeſſionsſache, ſo wie die Herſtel- ung der Stadt Donauwörth blieben für jetzt nentſchieden.

Sonſt wurde eine allgemeine Amneſtie, er Vergeſſenheit alles Vorgefallenen, eine llgemeine Herſtellung der Dinge in den Zu- tand, in dem ſie ſich vor dem Krieg 1619 efanden, feſtgeſetzt, und mithin alle Fürſten nd Stände in ihre Länder, Gerechtſame und Vorzüge, welche ſie vor den böhmiſchen Un- uhen beſeſſen hatten, wieder eingeſetzt; nur er Churfürſt Carl Ludwig von der Pfalz, wegen deſſen vollkommener Wiedereinſetzung och der Krieg ſo viele Jahre, und ſo lange, is Frankreich und Schweden eigene Hausab- ichten zu ihrem neuen Zweck aufſtellten, fortgeſetzt worden war, kam nicht ganz wieder zu dem Seinigen, und die obere Pfalz, nebſt er von ihm ehemals innegehabten fünften Churwürde mit dem Erztruchſeſſenamt wurde em Churfürſten von Bayern belaſſen, und agegen eine neue achte Chur mit dem Erzſchatzmeiſteramt für die Pfalz errichtet, mit dem Vorbehalt jedoch, daß in dem Fall, da die bayeriſche wilhelminiſche Linie vor der pfälziſchen ausgehen ſollte, die bayeriſche Chur nebſt der Oberpfalz an die pfälziſche Linie wieder zurückfallen, und dann die neue achte Chur wieder erlöſcht ſeyn ſollte.

II. Wegen der Zwiſtigkeiten, welche zwiſchen dem Kaiſer, und den Ständen in Religionsangelegenheiten eine ſo geraume Zeit obwalteten, wurde vor allen Dingen der Paſſauervertrag vom Jahre 1552, dann der augsburgiſche Religionsfriede von 1555 beſtätigt, und die calviniſchen oder reformirten Glaubensverwandten mit den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten in eine Klaſſe geſetzt. Dann wurde wegen der geiſtlichen Güter, Biſthümer, Stifter, Klöſter der erſte Jäner des Jahrs 1624 feſtgeſetzt und entſchieden, daß von nun an ewig alle unmittelbare Stifter, auch alle mittelbare Klöſter oder andere Stiftungen mit allen ihren Zugehören in den Zuſtand, und wirklichen Beſitzſtand geſetzt, und darin verbleiben ſollten, in welchem ſie ſich am 1. Jäner des beſagten Normal-Jahrs befanden; (es mögen nun Katholiken oder Proteſtanten in dem

Beſitz ſich damals befunden haben); dergeſtalt, daß aller geiſtliche Vorbehalt aufhören, und daß nunmehr von ſelbſt folgen ſollte, daß, wenn ein mit einer geiſtlichen Stelle, Pfründe, Würde verſehener Geiſtlicher ſeine Religion änderte, er ſchon eben darum ſeiner Stelle u. w. für verluſtig erklärt, und ein anderer von eben der Religion, zu welcher ſich der Ausgetretene zuerſt bekannt hat, mit der erledigten Stelle verſehen werden ſollte. So ſollten auch alle Religionsübungen in den Stand, wie ſie im Normaljahr geweſen, hergeſtellt, auch die geiſtliche Gerichtsbarkeit katholiſcher Fürſten über proteſtantiſche Unterthanen, und umgekehrt, nicht minder das kaiſerliche Recht der erſten Bitte in mittelbaren Stiftern und Klöſtern, und andere Gerechtſamen zwiſchen beiden Religionsverwandten nach ebendemſelben Normaljahr beurtheilt werden. Ueberhaupt wurde zwiſchen den beiden Religionstheilen eine vollkommene Gleichheit beiderſeitiger Rechte feſtgeſetzt, ſo, daß bei Reichsdeputationen und Reichsgerichten eine gleiche Anzahl beiderſeitiger Religionsverwandten zu ordnen, übrigens aber unter den Reichsſtänden in dem Falle, daß beiderlei Religionstheile ungleicher Meinung wären, nicht mehr die Mehrheit der Stimmen entſcheiden, ſondern allein ein gütlicher Vergleich eintreten, und die Entſcheidung herbeiführen ſoll, u. w.

III. Was endlich die Angelegenheiten der politiſchen deutſchen Staatsverfaſſung betraf: ſo kam nunmehr endlich ein Syſtem, das ſeit Jahrhunderten gewünſcht, verſucht, behauptet, und wirklich ausgeübt worden war, zur vollendeten Reife. Es iſt bekannt, daß die Kaiſer, nachdem ſie für Herrn der Welt geachtet wurden, ſich um ſo mehr als monarchiſche Herrn von Europa und Deutſchland betrachteten, und daß ſie die Lehren, daß das deutſche Reich eine Fortſetzung des ehemaligen römiſchen Reichs, und daß ſolches von den Kaiſern als unumſchränkten Herrn (nach dem Inhalt des Geſetzbuches des Kaiſers Juſtinian) zu beherrſchen ſey, aufſtellten; daß aber die deutſchen, geiſtlichen und weltlichen, Fürſten jenen Lehren durch ihre widerſtrebenden Verſuche ſtandhaft entgegenarbeiteten, und daß ſie den Kaiſer Friedrich II. nöthigten, ihnen in den Jahren 1220 und 1232 ſolche Freiheiten und Gerechtſame, welche zur Unmittelbarkeit führten, zuzugeſtehen. Allein wenn gleich jene Freiheiten bald als erblich befeſtigt wurden, ſo daß Deutſchland (bereits lange vor dem weſtphäliſchen Frieden) in ſo viele beſondere Staaten, als es Churfürſtenthümer, Fürſtenthümer, unmittelbare Grafſchaften, Prälaturen, Reichsſtädte, Reichsritter und Reichsdörfer zählte, vertheilt war, ſo war und blieb gleichwohl der Fall nichts weniger, als unmöglich, daß es einem Kaiſer, welchem eine überwiegende Hausmacht zu Gebot ſtände, einfallen möchte, die ehemalige monarchiſche Gewalt wieder herſtellen zu wollen; wie dann einer ſolchen Abſicht Kaiſer Carl V., und noch öfter und härter Kaiſer Ferdinand II., zumal zur Zeit der wallenſteiniſchen Raſereien, bezüchtigt, und dieſe gehäſſige Beſchuldigung beſonders durch ein (während des 1640 zu Regensburg gehaltenen Reichstags) unter der Aufſchrift: dissertatio de ratione status in imperio romano-germanico — autore Hippolitho a Lapide (Philipp Chemniz) ohne Ortsanzeige gedrucktes Buch erſt recht verbreitet, und darin nicht nur die Anmaſſungen ehemaliger Kaiſer als ganz grundlos dargeſtellt, ſondern die bitterſten Ausfälle wider den, (damals ſchon verſtorbenen) Kaiſer Ferdinand II, und ſeine Nachkommenſchaft verbreitet, und die darin vorkommenden Grundſätze und Rathſchläge durch nachgefolgte Schriftſteller fortgepflanzt wurden. Dieſe Vorgänge und Erſcheinungen, wozu noch unausgeſetzte, dringende Anträge von Frankreich und Schweden kamen, hatten zur Folge, daß die Macht künftiger Kaiſer feierlich in ihre Gränzen zurückgewieſen, und daß die geſetzliche Freiheit von Deutſchland, vermöge welcher „alle und jede Reichsſtände in freier Ausübung ihres Territorialrechts, und im Beſitz aller ihrer Rechte geſchützt und befeſtigt, und von Niemanden, wer es auch ſey, künftig geſtört werden ſollten," für ewige Zeiten nicht nur für Deutſchland bekräftiget und befeſtiget, ſondern zum feierlichen Staatsgrundſatz auch auswärtiger Staaten, nämlich der Kronen Frankreich und Schweden, (dieſe Kronen übernahmen daher die Garantie, oder Beſchützung des weſtphäliſchen Friedens) erhoben wurde; dergeſtalt jedoch, daß die unmittelbaren deutſchen Stände, wenn gleich ihre freie Selbſtſtändigkeit von keiner gebieteriſchen höhern Macht beſchattet geblieben, und dergeſtalt durchlaucht und erlaucht geworden war, daß ſie befugt wurden, zu ihrer Erhaltung und Sicherheit, ſowohl unter ſich, als mit Auswärtigen, Bündniſſe (nur nicht gegen den Kaiſer, als ſolchen, nur nicht gegen das Reich und den Landfrieden) zu ſchließen, Kriege zu führen, und Friedensſchlüſſe zu machen, dann in Reichsſachen, wenn von neuen Geſetzen, vom Krieg und Frieden, von Steuern u. dgl. die Umfrage vorkommt, freie Stimmen zu geben, u. ſ. w. zu gleicher Zeit nicht aufhörten, Mitglieder des deutſchen Staatsverbandes, und in einer wechſelſeitigen, beſtändigen, geſetzlichen Verbindung, und unter einerlei Reichsgrundgeſetzen, einem gemeinſchaftlichen deutſchen Oberhaupt, dem Kaiſer, welcher übrigens als ſolcher, nach den freien Stimmen ſämmtlicher Stände ſich richten muß, unterworfen zu bleiben; indeſſen daß auch dieſe Stände darum, weil ſie unmittelbare, freie Reichsfürſten ſind, nicht aufgehört haben, als Regenten ihrer Länder dieſen mit Verbindlichkeiten, und zumal mit der erſten Regentenpflicht, ihre Unterthanen glücklich zu machen, und ihnen Sicherheit und Wohlfahrt zu verſchaffen, zugethan, und im offenbaren

Bedrückungsfall dem Kaiſer und Reich verantwortlich zu bleiben.

So wurden auch andere wichtige Streitfragen ausdrücklich, oder ſtillſchweigend beigelegt, und z. B. wegen des Reichshofraths für bekannt angenommen, daß derſelbe mit dem Kammergericht eine gleiche Gerichtsbarkeit habe, und nur verordnet, daß die Kammergerichtsordnung auch beim Reichshofrath beobachtet, und auch hier ſowohl die Religionsfreiheit, als der Gebrauch der Reviſion eingeführt werden ſollte. Die Entſcheidungen mancher anderer Gegenſtände, z. B. wegen der Achtserklärungen, der Königswahlen, der Wahlkapitulationen u. a. wurden auf den nächſten Reichstag, welcher binnen ſechs Monaten nach der Unterzeichnung des Friedens gehalten werden ſollte, verwieſen. Der wirkliche Vollzug des Friedens kam erſt im Jahr 1650 zur vollkommenen Beendigung, nachdem noch wegen verſchiedener Anſtände, theils im November 1648 zwiſchen dem Pfalzgrafen Carl Guſtav, und dem kaiſerlichen General Piccolomini zu Prag, theils von Seite der Reichsſtände ſeit dem Januar bis Juni 1649 noch zu Münſter und Osnabrück Unterhandlungen fortgeſetzt, und ſolche endlich vom Pfalzgrafen Carl Guſtav zu Nürnberg, wohin auch kaiſerliche und ſchwediſche Bevollmächtigte, dann Abgeordnete der meiſten Reichsſtände kamen, den 11. September 1649 und 16. Juni 1650 durch Vollzugsverträge zu Stand gebracht wurden. Der Widerſpruch des Pabſtes Innocenz X., welcher darüber ſehr erſtaunte, daß am Ende die deutſche katholiſche Geiſtlichkeit die den Franzoſen und Schweden zugeſtandenen Vortheilen bezahlen ſollte, und welcher demnach ſowohl die Säculariſation und Ausantwortung ſo vieler katholiſcher Bisthümer an proteſtantiſche Fürſten, als auch die Einräumung ſolcher Rechte, welche zum Nachtheil des Anſehens der Katholiken führten, mißbilligte, kam in keine Betrachtung.

Dieſes war der Ausgang des entſetzlichſten aller Kriege, deſſen Veranlaſſungen, Fortſetzungen, Beſchaffenheiten, und Erfolge unzählige Beiſpiele, und ewig warnende Erinnerungen enthalten, welche Uebel und Drangſale durch Eigennutz, Herrſchſucht, Mangel an geſundem, geradem Menſchenverſtand, Armuth an großen Miniſtern, Regenten und Staatsmännern, dann durch die kriegeriſche Verwilderung, und die phyſiſche Uebermacht unter den armen Menſchen hervorgebracht werden, und deſſen Beiſpiele wenigſtens für die Zukunft eben ſo nützlich, als ſie lehrreich ſind, hätten werden können, wenn ſich bei entferntern Enkeln jemals weniger die traurige Eienſchaft einſtellte, im Wiederkehren von Wohlſtand und Ruhe die Schickſale ihrer Väter zu vergeſſen, auf warnenden Ruinen wie auf Siegeskränzen zu ſchlummern, und neue Quellen neuer Unglücksſtröme zu ſammeln.

Der im weſtphäliſchen Frieden verſprochene Reichstag nahm erſt den 30. Juni 1653 zu Regensburg ſeinen Anfang. Kaiſer Ferdinand benutzte die Zwiſchenzeit dazu, ſeinen Sohn Ferdinand IV., welcher bereits den 5. Auguſt 1646 zum König von Böhmen zu Prag gekrönt worden war, auf einem im Mai 1653 zu Augsburg verſammelten Churfürſtentag zum römiſchen König wählen, und bald darauf den 18. Juni zu Regensburg, vom Erzbiſchof Johann Philipp von Mainz, krönen zu laſſen; ohne indeſſen des Troſtes, einen Nachfolger im Reich hinterlaſſen zu können, lange zu genießen. Jener Ferdinand, welcher im Jahr 1647 auch zum ungariſchen König gekrönt worden war, wurde zu Wien den 9. Juni 1654, im 21. Lebensjahr von den Kindsblattern weggerafft, und der gute Kaiſer konnte für ſeinen zweiten Sohn Leopold im Jahr 1655 zwar die Krönung deſſelben zum König von Böhmen und Ungarn, aber keine neue Wahl zum deutſchen König bewirken.

Auch der Reichstag, deſſen Abſchied vom 17. Mai 1654 datirt iſt, erſchöpfte nichts weniger als die Berichtigung der, im weſtphäliſchen Frieden, ſeiner Entſcheidung vorbehaltenen Gegenſtände, und die Verbeſſerung der Reichsgerichte und der Rechtspflege, die Abtretung der Reichsſtadt Biſanz, oder Besançon gegen Frankenthal an Spanien. als eine Landſtadt der ſpaniſchen Grafſchaft Burgund (Franche-Comté), die Einführung verſchiedener Fürſten, als von Salm-Dietrichſtein Auersberg und Piccolomini, ins fürſtliche Kollegium, waren beinahe die einzigen beendigten Sachen, und alle übrigen noch unausgemachten Streitſachen und Entſchädigungen wurden für eine künftige Verſammlung beſtimmt; wie dann im September 1655 zu Frankfurt am Main ein Reichsdeputationstag eröffnet wurde, deſſen Beendigung der Kaiſer nicht ſah, denn er ſtarb, nachdem er noch zuvor einen Krieg wider Schweden zur Unterſtützung des Königs von Polen beſchloſſen hatte, zu Wien den 2. April 1657 im 49. Jahr ſeines Alters, im Ruf eines gutmüthigen, tapfern und verſtändigen Herrn, der gerne alles gut gemacht, und jedermann zufrieden geſtellt haben würde, wenn er gekonnt hätte.

Ferdinand III. war dreimal vermählt;

a) mit Maria, Tochter König Philipps III. von Spanien, † 1646;

b) **Maria Leopoldina**, Tochter Erzherzog Leopolds, Stifters der tiroliſchen Linie, † 1649;

c) Maria Eleonora, Tochter Herzog Carls II. von Mantua, † 1686. Von den Söhnen der erſten Ehe ſtarben drei vor ihrem Vater; Ferdinand IV., römiſcher König ſtarb im 21. Jahr; dann Philipp Auguſtin und Maximilian Thomas in ihrer Kindheit; der vierte, Leopold war ſein Nachfolger ſowohl im Kaiſerthum, als in ſeinen Erbländern. Die zweite Gemahlin gebar ihm einen einzigen Sohn, Carl Joſeph, welcher ſchon in ſeinem 13. Jahr zum Hochmeiſter des deutſchen Ordens, dann zum Biſchof von Paſſau, Ollmüz und Breßlau ernannt worden, aber 1664 im 15. Jahr ſeines Alters geſtorben iſt. Der einzige Sohn der dritten Ehe, Ferdinand Aloys, gieng ebenfalls ſehr früh mit Tod ab.

Gleichzeitige Anekdoten.

Erſcheinung, welche der König Chriſtian IV. von Dänemark gehabt zu haben behauptete. 1625.

Als der König Chriſtian IV. von Dänemark den Tilly und Wallenſtein über ſich herfallen ſah, als er ſich von dem größten Theil ſeiner Bundsgenoſſen verlaſſen, und ſich ſelbſt überlaſſen ſah, betete er eines Tags, wie er dann ein eben ſo frommer, als tapferer Herr war, ſehr inbrünſtig zu Gott, und da behauptete er, eine Erſcheinung, welche ihn ungemein getroſt und freudig machte, geſehen zu haben; er trug dieſe Erſcheinung, wie alle andere tägliche Begebenheiten, beim 8. December 1625, da er ſein Quartier zu Rothenburg im Stift Verden hatte, in ſeinen Calender mit dieſen Worten, und mit größern Buchſtaben ein: „Gloria in altissimis deo, qvi nostri meritus est; und drunter iſt, gleichſam als Merkzeichen dieſes, für ihn ſo denkwürdigen, Tages ein Kreuz gemalt. Die Erſcheinung ſelbſt ließ er auf einem Gemälde verewigen, das in der königlichen Kunſtkammer zu Koppenhagen aufbewahrt wird. Es iſt auf Holz ohngefähr eine Elle lang und 20 Zoll breit. Es ſtellt den Heiland vor auf einem Stein ſitzend, entblößt und nur mit dem Purpurmantel angethan, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, und einem langen, zerknickten Rohre in der Hand. Unter dieſem Gemälde iſt ein länglichter Zettel, den der König eigenhändig aufs zierlichſte geſchrieben, in den Rahmen eingelegt und mit Glas bedeckt: „dieſer Geſtalt, iſt mir, den 8, December, auf dem Hauſe, Rodenburg, morgens, früe, gezeiget, der Hohn, und Spott, ſo unßer Erlößer und Seligmacher Christus Jesus unſernthalben gelitten, bei währenten Gebet zu Gott, für die Not, der ganzen Evangelischen Kirchen Anno 1625. Christianus IIII. D. G. Rex Dan. et Norwegiae.“ Bria.

Glaube an das Feſtmachen. 1626.

Von den Bauern in Oberöſterreich, welche 1626 die Religionsfreiheit mit den Waffen erkämpfen wollten, ſchreiben Adlzreiter, dann Khevenhüller und andere, im ganzen Ernſte, daß ſich viele derſelben durch magiſche Künſte ſchußfrei, feſt und undurchdringlich zu machen gewußt haben, und der bayeriſche Kommiſſär von Starzhauſen erzählte in ſeinem, an den Herzog Maximilian über das Treffen zu Efferdingen erſtatteten, Bericht (nachdem er zuerſt eines ihm ſehr wichtigen Umſtandes, nämlich, daß beim Anfang des Gefechtes eine weiße Taube durch den Rauch flog, erwähnet) „es habe ein Bauer den General Pappenheim ſehr ſtark mit einem Prügel geſalbet, und der General habe es, ungeachtet er eine ſchußfreie Rüſtung angethan gehabt, ſehr ſchmerzlich empfunden, habe auch im Unmuth dem Bauern eine Piſtol am Kopf losgebrannt; ſie habe aber nicht gebiſſen, ſondern es habe bloß das Feuer gebrannt. Der Bauer habe den General einen Schelm geſcholten, worauf der General dem Bauern die Piſtol nach dem Kopf geworfen.“ Eben dieſer General Pappenheim berichtete 1631 an den Hof zu München, daß bei der Erſtürmung einer Schanze vor Magdeburg genannt „Truz Pappenheim“ ſich gezeigt habe, daß die darin überfallenen feindlichen Soldaten alle feſt geweſen; daher man ſie alle mit den Flintenkolben habe todtſchlagen müſſen. Als Tilly in der bald darauf erfolgten Leipziger-Schlacht ſchwer verwundet, und noch überdieß von einem ſchwediſchen Rittmeiſter, genannt „der lange Fritz“ mit einem Flintenkolben öfters auf den Kopf geſchlagen, und daher von jedermann für getödtet gehalten wurde (ehe dieß geſchah, jagte der in kaiſerlichen Dienſten geſtandene Herzog Rudolph Maximilian von Lauenburg dem langen Fritz eine Kugel durch den Kopf), ſo verurſachte die Nachricht, daß Tilly noch am Leben ſey, ein allgemeines Befremden, und man konnte ſich die Sache nur damit erklären, daß Tilly ſchußfrei ſey; wider welche Bezüchtigung aber der bayeriſche Adlzreiter den Tilly in ſeinen vollen Schutz nahm, und (part. III. p. 242.) mit Heftigkeit behauptete, daß es ſchlechterdings nicht denkbar ſey, daß ein Mann von ſo bewährter Frömmigkeit, wie Tilly, ein Verſtändniß mit dem Teufel unterhalten haben ſollte.

Wohlangebrachte Entſchloſſenheit. 1626.

Als im Jahr 1626 die oberöſterreichiſchen Bauern aufſtanden, lagerte ſich ein, an die acht und dreißig tauſend Mann ſtarkes Heer derſelben, vor der, in der Eile befeſtigten, Stadt Linz. Die Einwohner wurden wegen der großen, und alles unternehmenden Menge der Feinde in große Sorgen verſetzt, waren aber gleichwohl ſo großmüthig, den bayeriſchen Statthalter, Adam von Herberſtorf, zu erſuchen, daß wenigſtens Er ſeine Perſon retten, und aus der Stadt ſich entfernen möchte; indem die Bauern ſeine Auslieferung bereits mit Ungeſtüm verlangt hätten. Der bayeriſche Statthalter ließ hierauf die Herren, welche an ihn dieſe Zumuthung geſtellt hatten, nebſt ſeinen Dienern ſich verſammeln, und ſagte dieſen letztern in einem gebietenden Ton: „Wenn die Bauern, ſo lange ich Statthalter bin, die Stadt erobern ſollten, ſo befehle ich euch, mich unverzüglich zu erſchießen, und die Herren, welche verlangen, daß ich aus der Stadt weichen ſoll, vor die Fenſter des Schloſſes hinaus zu henken.“

Kluges Benehmen der Bürger zu Stralſund. 1628.

Als der kaiſerliche Feldmarſchall Arnheim im Jahr 1628 Pommern beſetzte, richtete er, auf Befehl des Wallenſtein, ſeine vorzüglichſte Abſicht auf die Hanſeſtadt Stralſund, als deren Beſitz die damaligen großen Plane des Wallenſtein, eine Herrſchaft auf der Oſt- und Nordſee zu errichten, vorzüglich befördern konnte. Da aber Arnheim keine Urſache hatte, der Stadt Stralſund, welche ihm nicht das Geringſte zu leid gethan hatte, feindlich zu begegnen, ſo gab er ſich alle Mühe, die Bürger zu irgend etwas zu reizen, das er nachher eine Beleidigung nennen, und das er als Vorwand ſeiner Feindſeligkeiten aufſtellen könnte. Erſt verlangte er, die Bürger ſollten eine mäßige Beſatzung ſeiner Soldaten, welche unter dem Magiſtrat zu ſtehen haben würden, einnehmen; und als die Bürger dieſe Zumuthung höflich ſich erbaten, verlangte er für einige tauſend Mann nur den Durchzug; und als die Bürger auch dieſes Anſinnen ablehnten, forderte er 150000 Rthlr.; und während der Unterhandlung beſetzte er plötzlich eine, zwiſchen Stralſund und Rügen gelegene Inſel, der Dänholm genannt. Dennoch bezahlten die

Bürger einen Theil des geforderten Geldes, und bedungen ſich bloß, daß die Kaiſerlichen kein Geſchütz auf den Dänholm aufführen, und keine Schanzen daſelbſt anlegen ſollten. Sobald die Kaiſerlichen den erſten Theil des Geldes empfangen hatten, thaten ſie in beiden Stücken das Gegentheil, und ſperrten noch überdieß die Stadt von der Landſeite. Da kaiſerlicher Seits behauptet wurde, daß dieſe Anſtalten nicht für Feindſeligkeiten zu halten wären, ſo ahmten die Bürger dieß Beiſpiel nach. Sie erſchienen ganz unvermuthet auf dem Dänholm, ſetzten ſich in Beſitz der Inſel, thaten aber den kaiſerlichen Soldaten, welche ſie darauf fanden, nicht nur nichts zu leide, ſondern ſetzten ſie ſäuberlich auf Schiffe, und führten ſie unbeſchädigt ans Land. Dieſes Benehmen galt dem Arnheim ſchon für eine hinlängliche Urſache zum Krieg; allein man ſuchte gleichwohl noch etwas Beſſers. Ein Adelicher in der Stadt beſaß als Eigenthum einige Kanonen. Die Kaiſerlichen kauften ſie ihm ab, indem ſie ſelbe, wie ſie gefliſſentlich ſich vernehmen ließen, zur Belagerung der Stadt benutzen wollten. Das gemeine Volk hielt es für ſeine Pflicht, dieſem Unglück zuvorzukommen, und als man die Kanonen aus der Stadt ſchaffen wollte, widerſetzte es ſich; allein der Magiſtrat beſänftigte das Volk, und machte ſich gar kein Bedenken, die Kanonen den Kaiſerlichen zuführen zu laſſen.

Großes Glück des Guſtav Adolph in großen Gefahren. 1630.

Als Guſtav Adolph im Jahr 1630 der Hauptſtadt in Pommern, Stettin, ſich bemächtigt, und mehrere, höchſt wichtige Vortheile erobert hatte, beſchloß der in Pommern anweſende kaiſerliche General Torquato Conti, nachdem er ſich keine Hoffnung machte, mit ſeinen wenigen und übel beſtellten Truppen den König im offenbaren Krieg beſiegen zu können, deſſelben ſich, durch was immer für eine Liſt, todt oder lebendig zu bemächtigen. In dieſer Abſicht ließ er von ſeinem Heer verſchiedene Gemeine und Offiziere, auf deren Treue er ſich vollkommen verlaſſen konnte, zum König übergehen, welcher darüber ſo wenig einigen Verdacht ſchöpfte, daß er einen der Offiziere, gewöhnlich Quintus oder Quintinus genannt, zum Oberſtlieutenant machte. Als nun dieſer Quintus eines Tags ſich im Gefolge des Königs befand, da dieſer nur mit ſiebenzig Reitern den Feind zu beobachten ausgeritten war, hatte er nichts Angelegneres zu thun, als ſich bei guter Gelegenheit zu entfernen, und dem Torquato Conti anzuzeigen, daß ſich eine vortreffliche Gelegenheit zeige, den König da, wo er im Zurückreiten durch einen engen Weg kommen mußte, aufzuheben. Fünfzehn hundert neapolitaniſche Reiter, welche den angezeigten engen Weg unverzüglich beſetzten, hatten auch den König wirklich überfallen, und hatten, nachdem ſie ſein Pferd getödtet, nichts weiter zu thun, als den König zu ergreifen; allein da ſich der König ſchlechterdings nicht ergeben wollte, und auch noch zu Fuß aus allen Kräften ſich wehrte, da auch ſeine Begleiter entſchloſſen waren, lieber zu ſterben, als ſich zu ergeben: ſo verzog ſich die Sache, und dieſe Verzögerung, und vielleicht noch mehr der Lärm, den ſelbe machte, zog ein Regiment liefländiſcher Dragoner herbei, welche wüthend in die Neapolitaner ſtürzten, und ſie (auch Quintus entkam mit ihnen) augenblicklich zerſtreuten.

In einer ähnlichen Gefahr befand ſich den 20. Juli 1647 Kaiſer Ferdinand III., da er mit einer Armee, welche er ſelbſt anführte, in einem wohlgewählten, und auch gehörig bewachten Lager unweit Eger, in der Nähe des ſchwediſchen Heeres ſtand. Einige ſchwediſche Waghälſe faßten den Entſchluß, den Kaiſer aufzuheben. In dieſer Abſicht überfielen ſie einſt am früheſten Morgen die Vorpoſten, und jagten hierauf nach dem Quartier des Kaiſers, wo ſie im erſten Augenblick keinen Widerſtand fanden, und vielleicht ihr Vorhaben, wenn ſie es ohne Geräuſch hätten ausführen können, ausgeführt haben dürften. Schon ſtanden zwei Schweden ſelbſt im Zimmer des Kaiſers, als die kaiſerlichen Soldaten hereinſtürzten, und einen derſelben auf der Stelle tödteten, den andern gefangen nahmen, die übrigen zerſtreuten.

Pater Joſeph.

Der franzöſiſche Miniſter, Cardinal Richelieu, hatte an einem Kapuziner, Pater Joſeph, einen ſchlauen Kopf entdeckt, und ſich ſeiner Dienſte in den wichtigſten Staatsangelegenheiten bedient. Im Jahr 1630 ſchickte er ihn mit dem franzöſiſchen Geſandten, Carl von Leon-Brulart auf den Reichstag nach Regensburg, wo mit dem Kaiſer Ferdinand II. unter andern Dingen, ein wegen Mantua entſtandener, verwüſtender Krieg beigelegt werden ſollte. Ferdinand ſah ſich damals auch von dem König von Schweden, Guſtav Adolph bedroht, und es mußte ihm unendlich erwünſcht ſeyn, verſichert zu werden, daß die Franzoſen ſeinem neuen Feind nicht beiſtehen würden. Ferdinand trat auch Mantua ſogleich an den rechtmäßigen Erben ab, zog ſeine Armee aus Italien, und that mit einem Wort alles, was man verlangte, indem P. Joſeph, mit dem Geſandten, zu deſſen eingepflichteten Leuten er übrigens nicht gehörte, einen Friedensartikel unterſchrieb, welcher dahin lautete, daß ſich die Franzoſen aller Feindſeligkeit gegen den Kaiſer und das Reich enthalten, den Feinden des Kaiſers nicht beiſtehen, vielmehr ſolche zum Gehorſam und zur Billigkeit gegen den Kaiſer anweiſen würden; aber Richelieu wollte ſich durch dieſen Artikel die Hände keineswegs binden laſſen; er vernichtete ihn unter dem Vorwand, daß der Geſandte ſeine Vollmacht überſchritten, P. Joſeph aber keine Vollmacht gehabt habe. Dieſem mußte die Ungnade bedeutet, und er in ſein Kloſter zurückgewieſen werden; was aber nur ſo lange dauerte, bis der Kaiſer, der nun nicht mehr wohl zurück konnte, einen neuen Frieden unterzeichnet, und darin jenen Artikel weggelaſſen hatte. Kaum war dieß geſchehen: ſo wurde P. Joſeph wieder mit Triumph nach dem franzöſiſchen Hof geführt, und man ſagte damals, daß ein Kapuziner die Ehre gehabt hätte, einen Kaiſer und ſechs Churfürſten unter ſeine Kapuze zu bringen.

Kluge Aeußerung des Churfürſten Joh. Georg von Sachſen. 1631.

Als Tilly ſich im Jahr 1631 den churſächſiſchen Gränzen näherte, ſchickte er zwei vornehme Geſandte, den Johann Reinhard von Metternich (Reichshofrathpräſidenten) und Herrn Otto Friedrich von Schönburg zum Churfürſten nach Merſeburg, mit dem Auftrag, dem Churfürſten zu bedeuten, daß er von aller Verbindung mit proteſtantiſchen Ständen abſtehen, und ſeine Truppen dem Tilly überlaſſen ſollte, indem dieſer im widrigen Fall das Aeußerſte vorkehren würde. Der Churfürſt nahm die Geſandten zu ſeiner Tafel, und während derſelben ſagte er: „Ich ſehe wohl, daß ich auf den Nachtiſch des Kaiſers geſetzt werden ſollte; aber es giebt dann doch manchmal auf dem Nachtiſch Nüſſe, mit deren Aufbeißen man ſich die Zähne verdirbt.

Wohlangebrachter Scherz. 1631.

Als Guſtav Adolph während ſeiner, im Frühjahr 1631, unternommenen Belagerung der Stadt Frankfurt an der Oder, eines Tags in Begleitung eines ſeiner Generale, genannt Maximilian Teufel, ſehr nahe an die Feſtungswerke ritt, wurde der letztere durch eine Musketenkugel in den linken Arm verwundet. Guſtav Adolph erſchrack hierüber ſehr, faßte ſich aber, da er ſah, daß der General nicht todt ſey, augenblicklich wieder, und rief aus: „Ach nun iſt der Teufel zum Dienſt unfähig, was ſoll ich anfangen?“

Uebel angebrachte Freudenbezeigung.
1631.

Nachdem Guſtav Adolph mit dem Churfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg 1631 vor Berlin unterhandelt, und was er wünſchte, erhalten hatte, befahl er, die um und wider die Stadt gepflanzten ſchweren Kanonen, zum Zeichen der Verſöhnung und Freude, loszubrennen. Die meiſten dieſer Kanonen waren, weſſen man ſich nicht erinnerte, mit Kugeln geladen, und verſetzten die Stadt, anſtatt der gehofften Freude, in die größte Beſtürzung.

Beiſpiele einer edeln Denkungsart. 1632.

Als im Jahre 1632 Guſtav Adolph von Franken nach Bayern rückte, und die von Bayern beſetzte anſpachiſche Feſtung Wilzburg vorüber kam, forderte er dieſelbe zur Uebergabe auf. Sie hatte einen jungen Pappenheim (Vetter des berühmten Generals) zum Kommandanten, welcher auf die Aufforderung des Königs antwortete, daß man ihm die Stadt anvertraut habe, nicht, damit er ſie übergeben, ſondern damit er ſie vertheidigen ſollte. Dieſe Antwort verdroß den König, der den Ort gerne gehabt hätte, und im erſten Unmuth ließ er ihm zurückbedeuten, daß er, falls die Uebergabe nicht gleich geſchehe, das, in der Nähe gelegene, pappenheimiſche Stammſchloß abbrennen und ganz zerſtören würde. Der junge Pappenheim gab zur Antwort: daß er dieß gleichfalls geſchehen laſſen müßte. Dieſe Feſtigkeit des Geiſtes rührte den gleich edelgeſinnten Guſtav Adolph; er zog vorüber, ohne das Stammſchloß zu berühren.

Strenge Mannszucht des Königs Guſtav Adolph.

Der, wegen ſeines großen Verſtandes und ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, mit vollem Recht, als ein Muſter aller würdigen Feldherren verewigte Guſtav Adolph forderte von ſeinen Offizieren und gemeinen Soldaten ein gutes, thätiges Chriſtenthum, durch welches ſie gute Menſchen, und eine ſtrenge Enthaltſamkeit und Zucht, durch welche ſie gute Soldaten würden, als unerläßliche, weſentliche Eigenſchaften, und er drang mit der äußerſten Strenge darauf, den Geiſt dieſer Eigenſchaften zum Geiſt und zur Kraft ſeiner Truppen zu machen. Wo die Vorſtellung und Ermahnung nichts ausrichtete, da erfolgte auf der Stelle, unerbittlich, eine, zur Warnung anderer, dienliche Strafe. Als er im Jahre 1632 mit ſeiner Armee, in der Nähe der kaiſerlichen und bayeriſchen Armee, eine längere Zeit bei Nürnberg ſtand, und wegen eines drückenden Mangels an Lebensmitteln von Offizieren und

Gemeinen manche Gewaltthätigkeit an dem Landvolke verübt wurde, ermahnte er ſein Heer ſchriftlich, von allem Unfug ſich zu enthalten; indem ſonſt die Strafe der That folgen müßte. Bald darauf wurde ihm angezeigt, daß ein Unteroffizier Kühe geſtohlen, und aus Furcht, zur Verantwortung gezogen zu werden, in ſeinem Zelte ſich verbergen habe. Guſtav Adolph ließ das Zelt ſich zeigen, und da er den Mann fand, zog er ihn mit eigener Hand heraus, und indem er ihn dem Profoſen zum Henken überlieferte, ſagte er: „Mein Sohn, es iſt beſſer, ich ſtrafe dich, als daß Gott nicht allein dich, ſondern auch um deinetwillen mich und uns alle ſtrafe." In der Folge jagte er fünf Regimenter, welche ſich Diebſtähle und Plünderungen ſchuldig gemacht hatten, aus ſeinen Dienſten.

Großmüthige Liſt der Churfürſtinn Eliſabeth von Bayern. 1632.

Die, wegen ihres reifen Verſtandes ſowohl, als ihrer weiſen Herzensgüte gleich muſterhafte Churfürſtinn Eliſabeth (eine Prinzeſſinn aus Lothringen und erſte Gemahlinn Maximilian I., mit welchem ſie an die vierzig Jahre in der vergnügteſten Ehe lebte) vertrat, während der öftern Entfernungen ihres Gemahls gleichſam die Stelle eines geheimen Kanzlers, dem die Pflicht obliegt, die Geſchäfte von erſter Wichtigkeit in ſeine unmittelbare Aufſicht zu nehmen. Gleichwie ſie nun äußerſt beſorgt war, daß die Geſchäfsbriefe und Kriegsberichte ja ſo förderlich als möglich, beantwortet, daß von den geheimen Kriegsräthen alles geſchwind, ordentlich und pünktlich vorgetragen, beſchloſſen, und bald wieder zurückbefördert werden möchte: ſo bemerkte ſie im Jahre 1632, da der Churfürſt Maximilian bei Nürnberg dem Guſtav Adolph eine längere Zeit gegenüber ſtand, daß die Thätigkeit des Geſchäftsgeiſtes manchmal etwas zu lange ſchlummerte, und beſonders glaubte ſie bei einem der anſehnlichſten Räthe wahrzunehmen, daß er ſich bei ſeinen Arbeiten recht gemächlich Zeit laſſe, und daß er ſeine Zeit öfter an langen Tafeln, als am Arbeitstiſche zubringe. Da ſie zu klug und zu verſtändig war, um nicht recht gut zu wiſſen, wie ſehr man der brauchbaren und wichtigen Männer ſchonen müſſe: ſo war ſie weit entfernt, jenem Herrn ihre Wahrnehmung zu verſtehen zu geben, oder ihm darüber eine Erinnerung zu machen; aber ihrem Gemahl, dem Churfürſten, ſchrieb ſie: er möchte ſich in dem nächſten Brief an ſie, über die Langſamkeit, mit welcher die Geſchäfte manchmal betrieben würden, nachdrücklich über ſie beſchweren, und ihr nicht anders, als wenn ſie die Sachen vernachläßigte, nur recht heftige Verweiſe ſchreiben. Der Churfürſt ließ ſich um ſo etwas nicht zweimal bitten, und die Churfürſtinn erhielt unverzüglich einen Brief, der vollkommen nach ihren Wünſchen geſchrieben war. Dieſen Brief ließ die Churfürſtinn im verſammelten geheimen Kriegsrath ableſen, und zugleich die Herren erſuchen, ihr ſolche Ausputzer künftig zu erſparen.

Gute Antwort Wallenſteins. 1633.

Unter andern harten Vorwürfen, welche man dem Wallenſtein im Jahre 1633 von allen Seiten machte, war auch dieſer, daß er einen Erzfeind des Hauſes Oeſterreich, den alten Grafen Thurn nämlich, nachdem er ihn in Schleſien ſammt ſeinen Truppen gefangen bekommen, ſogleich wieder, und ſogar ohne Löſegeld auf freien Fuß geſtellt habe. Der Vorwurf ſchien ſchwer zu beantworten; allein Wallenſtein, der um Antworten nie verlegen war, ſagte, er hätte den Thurn zum größten Nutzen des Erzhauſes Oeſterreich losgelaſſen; denn Thurn ſey ein eingebildeter Narr, und er hoffe, daß er noch öfters das Vergnügen haben werde, ſich demſelben gegenüber ſtehen zu ſehen.

Die Bauern zu Blozheim. 1633.

Als im Jahre 1633 die Kaiſerlichen den ganzen Winter hindurch mit den in Schwaben anweſenden Schweden ſich herumſchlugen, verſammelten ſich bei vier tauſend Bauern in der Abſicht, die Kaiſerlichen zu unterſtützen; allein dieſe Helden, welche es zwar nicht an Grauſamkeiten gegen die Schweden, wenn ſie Einzelne in ihre Hände bekamen, aber deſto mehr an einer wahren Tapferkeit ermangeln ließen, wurden von den Schweden in dem Dorfe Blozheim überfallen, und theils niedergemetzelt, theils zerſtreut, theils auch ſammt dem Dorfe lebendig verbrannt; 39 aber, welche ſich auf kurze Zeit zu verbergen gewußt hatten, wurden zum Strange verurtheilt; allein da fand ſich gerade kein Scharfrichter, und die Schweden, welche ein ſolches Urtheil nicht ſelbſt vollziehen wollten, verfielen auf den Einfall, zwei von den Bauern, welche mitgehenkt werden ſollten, herauszuwählen, und ihnen Gnade anzubieten, mit der Bedingniß, daß ſie ihre 37 Kammeraden henken ſollten. Die zwei Bauern verſtanden ſich ohne Bedenken dazu, und wurden entlaſſen.

Herzog Bernhard. 1636.

Folgende Anekdoten ſind als ſehr maleriſche Züge des Charakters des Herzogs Bernhard von Weimar merkwürdig. Im Jahre 1636, da ſein Heer im Elſaß ſtand, reiſte er, weil ihm die Franzoſen nicht thätig genug zu ſeyn ſchienen, nach Paris, wo er von Ludwig XIII. mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, und (ſein Unterhalt koſtete täglich 2000 Gulden) königlich bewirthet wurde. Als man ihn zum König geführt hatte, ließ dieſer ihn, wie er hereingekommen war, mit unbedecktem Haupte ſtehen. Dieß verdroß den Prinzen, welcher gehört hatte, daß der, unlängſt in Paris anweſende, regierende Herzog von Parma, die Einladung erhalten habe, ſich vor dem Könige zu bedecken. Bernhard, wiewohl er kein regierender Herr war, ſetzte demnach ſeinen Hut zugleich mit dem König, ſo wie ſich dieſer bedeckte, ohne weiters auf. Der

König aber, welchem eine ſolche Unbefangenheit eben nicht geſchmeichelt haben mochte, nahm ſeinen Hut augenblicklich wieder ab, was dann auch den Bernhard veranlaßte, dem Beiſpiele zu folgen.

Bald nach ſeiner Zurückkunft nach Deutſchland 1636 beſchloß er einen Zug nach Lothringen. Sein Heer ſtand in der Nähe der kaiſerlichen Armee, mit welcher ſich der kaiſerliche Feldmarſchall Gallas bei Druſenheim verſchanzt hatte. Von dieſer Armee nun nahm Bernhard, in Geſellſchaft des franzöſiſchen Oberfeldherrn, Lavalette, einen Abſchied, der ganz von ſeiner Sonderbarkeit zeigte; er ſtellte ſich nämlich an die Spitze ſeines Leibregiments, forderte mit dieſem einzigen Regiment die kaiſerliche Armee heraus, ſchlug ſich mit mehrern Regimentern derſelben ein paar Stunden herum, und zog ſich dann, nachdem er einen einzigen Mann verloren haben ſoll, mit triumphirender Freude zurück. Dieſes donquixotiſche Wagſtück ſowohl, als jenes Kopfbedecken fand Schriftſteller, welche beide Stücke als Beweiſe von Hochgefühl rühmten.

Aechter Witz und Muth. 1640.

Im Jahre 1640 belagerten die Marſchälle Meillerai und Chatillon die niederländiſche ſpaniſche Feſtung Arras. Zur Entſetzung dieſer Feſtung eilten ein kaiſerlicher General Lamboi, dann der Herzog von Lothringen herbei, und mit dieſem, ſchon für ſich beträchtlichen Korps, war auch noch der ſpaniſche Cardinal-Infant im Begriffe, ſich zu vereinigen. Die Ankunft dieſes letztern ſetzte auch den einen der franzöſiſchen Generale in eine ſolche Beſtürzung, daß er Willens war, mit Aufhebung der Belagerung dem Cardinal entgegen zu gehen; allein der andere franzöſiſche Befehlshaber, Chatillon, blieb ſtehen, indem er zu den Umſtehenden ſagte: „Laßt den Cardinal mit ſeinen Truppen nur kommen. Dieſe Truppen werden uns nichts zu leide thun. Sie werden nur zuſehen, wie man Arras erobert.“ Bald darauf ergab ſich die Feſtung.

Ludwig Seckendorf. 1642.

Der ſchwediſche Oberſte Johann Ludwig Seckendorf hatte, mit Erlaubniß ſeines Feldmarſchalls Torſtenſohn, einen Trompeter zu den Kaiſerlichen geſchickt, um für ſeine Frau einen Paß zu begehren. Zu Apenburg wurde der Trompeter von ſchwediſchen Offizieren angehalten, und weil ſein Paß ſchon etwas alt zu ſeyn ſchien, wieder zurückgeſchickt. Das Pferd des Trompeters hatte, während es im Stalle ſtand, einige Briefe, von welchen jener nichts wußte, aus dem Halfter geſchüttet, und unter dem Stroh verſcharrt. Ein Hund kratzte ſie aber nach des Trompeters Entfernung hervor. Man ſchickte ſie ſogleich dem Feldmarſchall, und ſie kamen eben an, als Seckendorf im Beiſeyn deſſelben, und vieler Offiziere heftig wider jene Offiziere loszog, welche den Trompeter zurückgeſchickt hatten. Der Feldmarſchall las die Briefe, welche vom Seckendorf an die Kaiſerlichen geſchrieben, und des Inhalts waren, daß er mit mehreren hohen Offizieren zu ihm hinumgehen wolle. Torſtenſohn befahl augenblicklich über ihn ein Kriegsrecht zu halten, das aus lauter Deutſchen und Seckendorfs guten Freunden, nämlich aus zwei Oberſtwachtmeiſtern, ſechs Oberſten, und vier Oberſtlieutenanten beſtand. Dieſe Richter erkannten ihn des Todes ſchuldig, und ihr Urtheil wurde auch ſogleich zu Salzwedel vollzogen.

Rühmliche Antwort des Kommandanten zu Ueberlingen. 1644.

Im Jahre 1644 belagerte der bayeriſche Feldmarſchall Graf von Mercy die, ihm wegen ihrer Lage ſehr wichtig gewordene, bei Ravensburg am Bodenſee gelegene Stadt Ueberlingen, welche im Anfange des Jahres 1643 von den Franzoſen eingenommen und hinlänglich befeſtiget worden war. Als Graf von Mercy die Stadt durch einen Trompeter aufforderte, gab dieſem der franzöſiſche Kommandant, Graf von Corval, mit vieler Höflichkeit einen Brief, worin er dem Grafen von Mercy ſchrieb: „Euere — ſind gekommen, die Stadt, worin ich Kommandant bin, zu belagern. Dieſe Belagerung wird für Euer — erſt dann recht rühmlich ſeyn, wenn der Widerſtand der Belagerten ſo groß ſeyn wird, als es der Ruhm eines Feldherrn, wie Mercy iſt, fodert. Ich würde in der That fürchten müſſen, dieſem Ruhme zu nahe zu treten, wenn ich nicht alle meine Kräfte aufbieten wollte, mich zu vertheidigen, und zur Erhaltung der Stadt alle Mittel hervorzuſuchen, welche mich die meinem König ſchuldige Treue, meine eigene Ehre, und meine geringe Erfahrung im Kriegsweſen, finden laſſen wird. Ich weiß, was ich thun ſoll, und thun kann, und ich werde nichts verſäumen, alles zu thun. Meine Kriegskammeraden ſind lauter Männer von Muth und Ehre. Sie werden mit Muth und Kraft ihre Schuldigkeit thun, und im Falle, daß auch die Kanonen Euer — ihrer Schuldigkeit nachkommen, und die Mauern durchbohren, werden ſie ſich in die Wette hervordrängen, mit ihren Körpern die Lücken auszufüllen." — Dieſer Kommandant hielt auch Wort, und erſt nach einer viermonatlichen Belagerung, nachdem alle Lebensmittel aufgezehrt waren, ergab er ſich mit Accord den 10. Mai 1644.

Das geſtörte Gaſtmahl. 1646.

Im Jahre 1646 hatte der kaiſerliche General Petrus Graf von Holzapfel, die Schweden bis nach Heſſen verfolgt, wo er ſodann mit ſeiner Armee liegen blieb, und ſich wohl ſeyn ließ. Zum Zeitvertreib belagerte er das bei der Hauptſtadt Marburg in Oberheſſen an der Lahn gelegene feſte Schloß; er ſelbſt aber befand ſich in der Stadt, und zwar in einem Haus, das vom Schloß aus geſehen werden konnte. Als er nun eines Tages ein prächtiges Gaſtmahl (auf Koſten der Bürger, wie ſich ohnehin verſteht) gab, ließ der Kommandant des Schloſſes, Oberſt Johann Georg Stauff auf das Haus, worin Holzapfel zechte, eine große Anzahl Kanonen richten, welche in dem Augenblicke, da eben eine große Geſundheit getrunken werden ſollte, losgebrannt wurden. Die Abſicht, das Haus zu zerſchmettern und einzuſtürzen, verſagte; aber doch wurde der ganze Dachſtuhl erſchüttert, und dem Feldmarſchall Holzapfel fiel ein Balken auf den Kopf, der ihm eine tiefe Wunde verſetzte.

Glaube an perſönliche Erſcheinungen des Teufels. 1647.

„Als im Jahre 1647 die bayeriſche Armee, welche unter dem Kommando des Grafen und bayeriſchen Feldmarſchalls Gronsfeld ſtand, ſich mit der kaiſerlichen unter dem kaiſerlichen Feldmarſchall Holzapfel wieder vereinigen ſollte, und jene in Ordnung ſtand, ritt ein fleckenſteiniſcher Reiter durch alle Glieder der Infanterie mit Verrufen „ſie wären wohl Narren und Bärenhäuter, wanns zu den Kaiſerlichen in Böhmen, oder ein Fuß breit weiter giengen, welchen Reiter der Fleckenſtein vor der Armada in Gegenwart des Gronsfeld, Generals von der Cavallerie, und anderer, alſogleich aufhenken laſſen, für dene kein Menſch gebeten, noch deßhalb gemurmelt ꝛc. Der Oberſt Fleckenſtein iſt deßhalb gerühmt worden, der Kerl hat vermelt, ſein Lehrmeiſter der Teufel hets Ihme eingeben, ſterbe gerne, hette ſonſt noch vill Ybels ſtüfften müeſſen, iſt zwar Catholiſch, und außm Salzburgeriſchen geboren, aber dannoch nicht zur Beicht noch Bueß zu vermögen geweſt.“

Todeszeichen. 1647.

Als der berühmte kaiſerliche General, Graf Gallas, im Jahre 1647 dergeſtalt heftig vom Stein und Podagra überfallen wurde, daß er wohl merkte, es werde mit ſeinem körperlichen Leben zu Ende gehen, wünſchte er ſehnlichſt ein zuverläſſiges Zeichen ſeines Todes; bald darauf fiel ihm ein Zahn, von welchem der Wundarzt bezeugte, daß er vollkommen geſund, und noch des vorgehenden Tages feſt im Kiefer geſeſſen ſey, ohne Gefühl aus dem Munde, und dieſer Zahn war mit einem ſchwarzen Kreuz bezeichnet. (Gleichzeit. Mcpt.)

Die glücklichen Schwimmer. 1648.

Die Einwohner von Prag, als ſie von den Schweden im Jahre 1648 hart und lange belagert wurden, litten einen gänzlichen Mangel an Fleiſch, indeſſen jenſeits der Moldau viele und ſchöne Heerden Hornvieh auf den jenſeitigen Ebenen geweidet wurden. Einige Prager ſchwammen hinum, und kehrten mit einem Kalb, das ſie am Ufer fanden, zurück. Dem Kalb folgte die Kuh, der ſelbes angehörte, und der Kuh folgten zweihundert fünfzig Ochſen, welche ſämmtlich nach der Stadt ſchwammen, wo ſie von den Einwohnern mit Jauchzen empfangen wurden.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs 1

Gleichzeitige Anekdoten

Erſcheinung, welche der König Chriſtian IV. von Dänemark gehabt zu haben behauptete 271
Glauben an das Feſtmachen 273
Wohlangebrachte [illegible] 275
[illegible] der Bürger von Stralſund 276
[illegible] Glück des Guſtav Adolf in großen Gefahren 278
[illegible] 280
Kluge Äußerung des Kurfürſten Georg von Sachſen 282
Wohlangebrachter Scherz – übelangebrachte [illegible] 283
Beiſpiele einer alten Denkungsart 284
Strenge Mannszucht des Königs Guſtav Adolf 285
Großmüthige Liſt der Kurfürſtin Eliſabeth von [illegible] 286
Gute Antwort Wallenſteins 288
[illegible] 289
Herzog Bernhard 290

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Grosse.

Achter Band.

Kempten, 1832.

Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

16513

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geſchichte
der
# schönen Bürgerstochter
von München.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Wenn ich oft die ungeheuere Menge von Büchern betrachte, womit die Welt unterhalten, größtentheils nicht gebeſſert wird, ſo denke ich allemal, daß wir deren ſehr wenige beſitzen würden, wenn die Verfaſſer ſagen ſollten, warum ſie ſchreiben, und die Leſer, warum ſie leſen. Könnte ich einen Wunſch zur Wirklichkeit bringen, dann würde ich wünſchen, daß keine Schrift erſcheinen möchte, die den Leſer nicht dahin führt, etwas Gutes zu thun, oder etwas Uebels zu unterlaſſen. Wer die Menſchen liebt, und ſie lieber thätig und aufrichtig, als müßig und boshaft ſieht, der denke mit mir. Ich verachte die glänzendſten Beſchreibungen prächtiger Zauberdinge, die ſich im Leben nicht finden, haſſe die Gemälde, die uns unbekannte Uebel, ſtatt vor denſelben zu warnen, aus Abſicht oder Dummheit, auf eine Art ſchildern, daß wir ſie lieben und ſuchen; und leſe, wenn ich vom Thun frei bin, gerne die Geſchichte, die mich vom Thun unterhält, worin nicht von anderer Leute Häuſern, und Mayerhöfen, noch auch davon, ob Hans ſchön oder ſchlecht tanze, geredet, ſondern von Dingen gehandelt wird, die uns näher angehen, und die nicht zu wiſſen, ein Unglück iſt.

Der Verfaſſer der gegenwärtigen Geſchichte ſtellte uns vor, daß, da wir geſinnt wären, durch Beiſpiele zu nützen, und vermöge derſelben lebendige Empfindungen, thätige Vorſätze, und überhaupt Einen Geiſt

Eine Denkungsart unter unſern Landsleuten zu verbreiten, wir dieſe Abſicht am gewiſſeſten durch Geſchichten erhalten würden, die an Sitten, an Leidenſchaften und Begebenheiten unſern jetzigen Zeiten ſo nah kämen, ſo wirklich täglich und ſtündlich unter uns wären, daß es unſern Herzen nicht leicht möglich wäre, denſelben zu entkommen. Das außerordentliche Wunderbare und zu Seltene gehe ſelten in die Gemüther der Leſer über, werde auch, im Ganzen genommen, von denſelben nicht einmal gehörig verſtanden, oft mißhandelt ꝛc.

Statt aller Antwort machen wir hiemit mit der Geſchichte, welche er uns vorlegte, und welche wir, in Betracht des Einfluſſes auf alle Stände, der Geſchichte Engelhofs noch vorziehen, den Anfang. Gott! wie manche traurige Stunde koſtet es ein unbefangenes Herz, die Menſchen, wie ſie ſind, kennen zu lernen, und wie ſchädlich iſt es, unter denſelben zu leben, ohne ſie zu kennen!

Geſchichte

der

schönen Bürgerstochter

von München.

> Sermo oritur, non de Domibus Villisque alienis
> Nec, male, nec ne, Lepos saltet: sed quod magis ad nos
> Pertinet, et nescire Malum est, agitamus.
>
> *Horat. Sat.* v. 2. 6.

W — den 7. Sept. 177—

Mein einziger Sohn!

Vermuthlich wird Dich dieſer Brief bereits in München antreffen; denn in Deinem letzten Schreiben, das aus Lyon den 13. Juli datirt iſt, verſicherteſt Du mich, daß Du an dem nämlichen Tag nach Bayern abreiſen würdeſt. Wenn Dich daran nichts verhindert hat, und Du Dich wirklich in der Hauptſtadt befindeſt: ſo verſäume ja nicht, den eingeſchloſſenen Brief in eigener Perſon dem Herrn — zu überbringen, welchem ich Dich in demſelben anbefohlen habe. Ich habe ihn in dem letzten Kriege, wo ich etliche Monate in Bayern ſeyn mußte, kennen gelernet, und an ihm einen Mann gefunden, von dem ich gewiß ſeyn kann, daß er Dir in allen Fällen dienen, und das Herz eines Vaters an Dir beweiſen wird. Er iſt bei den größten Herrſchaften beliebt, und könnte Dir bei Hofe wichtige Dienſte leiſten. Er wird ſich eine Freude daraus machen, Dich mit den anſehnlichſten Häuſern bekannt zu machen, und in Geſellſchaften aufzuführen, woraus Du eben ſo viel Vergnügen als Vortheile ziehen kannſt. München iſt eine der prächtigſten, ſchönſten Städte in Deutſchland, und ſie wird Dir gewiß eine der merkwürdigſten und lehrreichſten auf allen Deinen Reiſen verbleiben. Hier leben Menſchen aller Arten, und Du triffſt vielleicht, wie auf ein kleines Gemälde zuſammengezogen, an, was Du in Italien, in Frankreich und England im Großen geſehen haſt. Ich habe daſelbſt viele Fremde angetroffen, die ſich über manches, das ſie nicht geſucht hätten, verwundert, und mir eben dieſes Zeugniß gegeben haben. Du wirſt darin die kühnſte Freiheit im Denken, Reden, und Schreiben, eine Freiheit, deren nur ſelten ein Land genießt, und zugleich die eingeſchränkteſten Köpfe mit engen Herzen; Aufklärung und Unwiſſenheit; das hartnäckigſte Verharren und Hangen an alter Sitte und Tracht, und das Nachäffen jeder ausländiſchen Mode; geſellige Lebensart der großen Welt, und blöden ſteifen Hauszwang wahrnehmen. Da Du nun einmal auf dem Wege biſt, das Nützliche und Leere, das Gute und Böſe unter Menſchen zu betrachten, und kennen zu lernen, ſo wird es um ſo mehr Deine Pflicht ſeyn, alles zu beobachten und zu prüfen, da Du auf Deinen Reiſen bereits alle Gattungen edler und verderbter Seelen geſehen haben, und Dich in Deiner Denkungsart wider alles Aergerniß und Hinreiſſen ſchädlicher Beiſpiele befeſtigt haben wirſt. Schließe von einem oder zwei, die Du plaudern hörſt, nicht gleich auf alle, ſondern beſuche, damit Du den eigentlichen Geiſt, den Ton der Nation kennen lerneſt, die öffentlichen Geſellſchaften, die Buchläden, und zu Zeiten die Tafeln, wo Fremde und Inländer zuſammen ſpeiſen, und ſich vergnügen; aber ſey zu ſtolz, um jemals die Häuſer zu beſuchen, die, leider in großen

Städten häufig offen ſtehen, wo der Trunk, das Spiel, und eine Entnervung des Geiſtes und des Körpers, ich meine die Wolluſt, wohnet, und ſo manches unſchuldige Mädchen, ſo mancher junger Mann ſeine Ehre, ſeine Geſundheit, und den ganzen Plan des Lebens zerſtören. Leute dieſer Art beſitzen keinen Zug, mein Sohn, das betheuere ich Dir feierlich, der von Dir, Dir zum Vortheile, geſehen zu werden verdiente; ſie ſind ſich in allen Ländern gleich; viehartig dumm, gedankenlos, fieberhaft an Leib und Seele. Bemühe Du Dich, in Häuſern, deren Beſuch Dir Ehre macht, und mit den beſſern Köpfen der Nation, die ſo unterhaltend ſind, als irgendwo, bekannt zu werden. Die wahren Bayern ſind ſehr offenherzig, männlich, und mittheilend; und wenn ſie einmal merken, wie Du geſinnt und geſittet biſt: ſo werden ſie Dich bald auszeichnen, und Deines Umganges ſich freuen. Sie lieben die Muſik, die Schaubühne, und die Künſte überhaupt, und beſitzen darin mitten unter ſich manchen außerordentlichen Mann, von dem Du ſie niemals wirſt reden, noch, wenn ſie darauf geführt werden, einiges Aufheben wirſt machen ſehen. Dieß gefiel mir, ſo gewiß ich unter den Bayern die Aufmunterung ihrer fähigen Inländer vermißte, dennoch allemal ſehr wohl; denn es iſt eine Wahrheit, die ich immer wahr befunden habe, daß die höhere Geiſteskraft mit ſich vergnügt, und wo die Lobeserhebungen und Belohnungen zu häufig und übertrieben ſind, dieſelbe ihrem Untergange nahe ſey. Ueberhaupt, mein liebes Kind, lebte ich in München ſo viele recht herzlich vergnügte Tage, und ich befand mich darin in einem ſo angenehmen Kreiſe guter Freunde, ſah ſo viele herrliche Erwartungen für dieſes Land, daß ich gar nicht dagegen ſeyn würde, wenn Dir das Glück zu Theil werden ſollte, dort eine anſtändige Bedienung, und den Wunſch Deines Herzens zu finden. Was jene anbelangt, ſo hoffte ich, Freunde und hinlängliches Vermögen genug zu beſitzen, um Dich nicht lange in Verlegenheit zu laſſen; und für das letztere habe ich, noch beinahe ehe Du geboren warſt, geſorgt. Dieß war bei dem Rathe — der damals drei kleine Töchter hatte, und mir oft mit ſeinem eigenen Vergnügen im Scherze verſprach, daß er eine für meinen Sohn erziehen wollte. In der That iſt er der Mann und Vater, dem ich dieß zutraute, und ich wünſchte im Ernſte, daß Du Gelegenheit ſuchen möchteſt, ihn und ſeine Töchter, wenn ſie noch leben, näher kennen zu lernen. Wenn ſie in Dir jene gegründete Zuneigung, die zu einer lebenslänglichen vergnügten Verbindung gehört, nicht erwecken können: ſo iſt daran nicht weiter zu gedenken. Sollteſt Du aber an einer derſelben beſondere Vorzüge in Deinem Herzen bemerken: ſo — ja, mein Sohn, ich wünſche ſobald als möglich, Dich in einem beſtimmten Amte, und verheirathet zu ſehen. Ich bin der Meinung, daß unſere ganze Denkungsart, und unſere Abſichten und Arbeiten weit reifer und männlicher werden, wenn wir einmal wiſſen, wem wir angehören, und für weſſen Wohlſeyn wir zu ſorgen haben. Es iſt kein Glück auf Erden über das Glück, Vater einer guten Familie zu ſeyn. Vermöge des Beiliegenden kannſt Du bei Herrn N— hundert Dukaten erheben, und Dir künftig auf meinen Namen zahlen laſſen, wenn Du an Geld Mangel haben ſollteſt. Schreibe mir nach Empfang dieſes Briefes, wo Du Dich befindeſt, und ob Du geſund lebeſt. Dein Onkel läßt Dir viel Schönes ſagen. Er kommt alle Wochen etlichemal, mich zu fragen, wie es mit Dir ſtehe, und iſt ſehr zufrieden über Dein Wohlverhalten. Ich hoffe, daß Du dieſe Meinung ſtets rechtfertigen, und einſt der Troſt und die Freude ſeyn werdeſt

Deines zärtlichen Vaters

B. v. Wiſenek.

Briefe des jungen B. v. Wiſeneck an den Doktor — nach Lyon.

Ich verſprach Ihnen, ſobald ich mich irgendwo niedergelaſſen, und meinen Aufenthalt für dieſen Winter gewählt haben würde, die Urſache meiner plötzlichen Abreiſe aus Lyon zu melden, und mich ganz auf Ihren Rath zu verlaſſen, ſowie ich weiß, daß ich mich auf Ihre Verſchwiegenheit zu verlaſſen habe. Ich machte, wie Sie wiſſen, der Tochter des filzigen Gewürzkrämers, erſt unter dem Vorwand, daß ich ſie die deutſche Sprache lehren wollte, meine Aufwartung, führte ſie in Schauſpiele, und auf Bälle, beſang ſie mit einigen Liederchen, die ich aus dem Deutſchen jämmerlich überſetzte, ſagte ihr vor, ſie wäre ſchön, und daraus entſtand nun, ſo wie's denn geht, ein großes Unglück, das binnen etlichen Monaten ruchbar werden ſoll. Sie klagte mirs mit einer unbeſchreiblichen Angſt, woraus ich ſie dadurch, daß ich ihr vom Heirathen vorſagte, dazu einige Späße mit hinein miſchte, herauszureiſſen für gut befand. Freilich dachte ich nicht daran, mein Wort zu halten; aber man muß Gutes thun, wenn man kann; und nun war es für ſie augenſcheinlich beſſer, ihr eine vergnügte, als eine traurige Stunde zu machen.

Ich hatte heimlich auf der Stelle beſchloſſen, ſogleich, als ich ſie verlaſſen würde, fortzureiſen, (denn ich habe erfahren, wie empfindlich es in gewiſſen Ländern der löbliche Magiſtrat aufnimmt, wenn man einer ihrer Bürgerstöchter ſo arg mitſpielt) und wie ich jetzt von ihr gehen wollte, bat ich ſie, ſich die Worte: Abſchiednehmen, Sterben, niemals wieder ſehen, die ich ihr franzöſiſch vorſagte, auch in deutſcher Sprache zu merken; worüber ſie mich mit Schrecken und Zittern bei der Hand faßte, und ſtillſchweigend anſah. Warum? ſtammelte ſie, mit einem Ton, und einem Blick, worin, meiner Treu, die naivſte Natur war. Ich wäre beinahe gerührt worden, und ich erinnere mich nur einmal einer ähnlichen Bewegung, da ich als Student den Tod der Clariſſa geleſen habe. Meine Unglückliche war in der That ein gutes Mädchen, und, wie Sie, ſo hölzern und filzern Sie ſind, geſtehen müſſen, auch ein ſchönes Mädchen. Ich rühme mich darum nicht; denn es will eben nicht viel ſagen, daß ich auf meinen Reiſen Geſchmack und Einſicht erhalten habe.

Mich rührt nicht leicht eine Geſtalt, da ich derer in allen Ländern zu viele geſehen habe, und ich kann ſagen, daß ich ſeit meiner Abreiſe mich mit meinem Herzen nicht einen Augenblick in Lyon befunden habe. Aber dieſen

Auftritt möchte ich denn doch ſehen, wenn der Gewürzkrämer das Unglück ſeiner Tochter erfährt, ſie ihm dann zu Füßen fällt, die Hände ringt, er, vor Zorn ſeiner nicht mächtig, raſet und ſchäumet, ſeiner Tochter, die indeſſen entwiſcht iſt, nachrennt, ſie dann in einen Fluß oder in Wüſte die läuft, um mich ſchreit, u. ſ. w.; auch möchte ich hören, das Sprechen und Gelärm der hochweiſen ſtattlichen Herren, und das Geplauder und Klitſchklatſch der keuſchen und weiſen Frauen in Lyon über das Allwunder, daß das züchtigſte Mädchen in der Stadt zum Fall kam. Ich wette, daß denſelben Tag und die ganze Woche keine Tochter in Lyon aus dem Fenſter gucken darf, und daß ſich der Morgen mit einer Strafpredigt anfangen, und der Abend mit einem gräulichen Filz ſich endigen wird. Deſto beſſer! So habe ich denn auch etwas Gutes geſtiftet.

Bei meiner Ankunft in München erhielt ich von dem Kaufmann, an den ich angewieſen war, den Brief, wovon ich Ihnen eine Abſchrift ſchicke. Sie wiſſen meine Denkungsart vom Heirathen am beſten. Stellen Sie ſich alſo vor, wie ich gelacht haben muß, als ich die gute Vorahnung meines Vaters, und ſeinen Wunſch las, daß ich bald heirathen möchte. Und ſo treibt ers nun in allen Briefen. Daß doch Männer, die außerdem ganz vernünftig ſind, wie mein Vater, in andern Dingen ſolche Thoren ſeyn können! Was mich anbelangt, ſo wird aus dem Heirathen in Ewigkeit nichts, lieber Doktor. Meine Geſundheit iſt zwar eben nicht die erſte; (ſchicken Sie mir nur Ihren Balſam und die Tropfen fleißig) aber jung ſeyn, reich ſeyn, gereiſt ſeyn, ein Kenner der ſchönen Literatur ſeyn, und dieſe Thorheit begehen: wahrlich, ich müßte mir das Hirn an der Wand zerrennen.

Ich bin alſo in München, und ſchreibe Ihnen dieſen Brief aus dem Gaſthofe zum — wo der Wirth ein feiner Mann mit vieler Lebensart iſt. Wie lange ich hier bleiben, und wo ich mich im Falle, daß mir der Ort zu langweilig ſeyn ſoll, hinbegeben werde, das werden Sie vor allen andern erfahren. Ich will dieſen Winter meines Lebens genießen, und noch kann ich nicht ſagen, ob München der Ort für mich ſeyn kann. Ich ließ mich heute, indem ich in der Eilfertigkeit meine Lieblingsbücher in Lyon gelaſſen habe, in einen Buchladen führen. Man kann nichts haben. Ich fragte nach — wie auch nach —. Sie kennen die Namen dieſer Bücher nicht einmal. Den Klopſtock, Gellert, Leſſing, und noch ein Dutzend dieſer Art, wovon keiner eine Welt hat, zeigte man mir mit einer heimlichen Feierlichkeit, als wenn ich Achtung dafür haben ſollte. Ich habe dem Manne ins Geſicht gelacht, worüber der Narr ſehr albern und ernſthaft darein ſah. Sonſt weiß ich Ihnen nichts zu ſchreiben, als daß man beinahe ſeit frühem Morgen noch unausgeſetzt mit der Glocke geſtürmt hat. Obwohl heute Werktag iſt, iſt doch beinahe die Hälfte feiertäglich gekleidet, und die Hälfte arbeitet nichts. So lange ich noch an dem Fenſter ſtand, ſah ich ohne Unterlaß eine ſchreckliche Menge luſtiger Mädchen und Fräulein durcheinander laufen, und mit jenem Aufputz, mit jenen Augen und Gang, mit jenem geſuchten Gefallenwollen, welches das Inwendige ſogleich mit einem Male offenbart. Ich wollte wetten, daß die Hälfte derſelben nahrungslos, und müßig iſt, und auf Liebesgewerbe ausgeht. Einige ſahen zu mir herauf, und nickten freundlich. Ihr frecher Blick beleidigte mich, und erweckte mir Eckel und Grauſen. Circuit, tanquam leo etc. würden Sie ſagen, wenn Sie eine ſehen ſollten, weil Sie ein Pedant ſind. Sie wiſſen, daß ich Sie, und dieß Ihrer Duldung wegen dem ungeachtet lieb habe, und daß ich nie aufhören werde, zu ſeyn, Ihr

ergebenſter Diener

B. v. Wiſenek der Jüngere.

München den 4. November 17—

Fortſetzung des vorigen Briefes.

Sie müſſen ſich nicht wundern, wenn ich Ihnen künftig alle Wochen einmal ſchreibe. Ich weiß hier nichts beſſers zu thun, und bin froh, daß ich wen habe, der ſo gütig ſeyn will, was ich ihm vorplaudere, zu leſen. Ich habe mein Quartier in einer Gaſſe, wo lauter gemeine Bürger wohnen, bei einer alten Wittwe genommen, die gewöhnlich drei, manchmal auch mehrere Nymphen hält, elende Heugerippe, über und über gepudert, beſtrichen, beſalbet, und geglättet, welche unaufhörlich von Mannsleuten, worunter auch viele vom Stande ſind, beſuchet, und unterhalten werden. Mich halten ſie noch zur Zeit (denn ich habe noch ſehr wenig Deutſch, und dieß nur gebrochen geredet) für einen Italiener, der ſich in der künftigen großen Opera hören laſſen wird. Ich habe ein beſonderes, wohl meublirtes Nebenzimmer, und wenn es ſich dann begiebt, daß ich durch das mittlere, wo ſie alle herumſitzen, gehe: ſo hohnnecken ſie mich mit verſchiedenen Sprüchen, und lachen mir überlaut über meine welſche Unwiſſenheit ins Geſicht, wobei ich ſie ſehr albern anſehe, und mich anſtelle, als ob ich ſie nicht verſtünde. Indeſſen würde ich mich hier, gemäß meinen Abſichten, welche ich hatte, unerkannt zu bleiben, ſehr wohl befinden, wenn mir nicht ein Brief, welchen ich bei einem gewiſſen von Blumenmayer ablegen mußte, meinen ganzen Plan verderbt hätte. Dieß iſt ein ſteifer, trockener, abgelebter Mann, ohne Begierden, wie es ſcheint, ohne Saft und Leben. Mein Vater hat mich ihm in dem Briefe, den ich ihm übergab, anbefohlen, und das gieng ihm ſo zu Herzen, daß er mich auf der Stelle nöthigen wollte, bei ihm in ſeinem Haus zu bleiben; wenigſtens ſollte ich eine andere Wohnung beziehen, als die, worin ich jetzt wäre; denn darin, ſagte er, könnte und würde er mich nicht ein einzigesmal beſuchen. Ich weigerte mich ſchlechterdings, indem ich vorgab, daß ich auf einen Monat im Voraus bezahlt hätte, und ſtellte mich, als wenn ich ſehr bekümmert wäre, mich in einem Orte zu befinden, den er mir mit ſo ſchrecklichen Farben abgemalt hatte. Der Pedant nahm ſich hierauf die Freiheit, mir allerhand Lehren zu geben, und mich zu nöthigen, daß ich ihm verſprechen mußte, nach geendigtem Monat ein Zimmer, das er mir miethen wollte, zu beziehen. Dann wollte er mich auch (denn bis dahin ſollte ich mein Hierſeyn verborgen halten) in Geſellſchaften führen, und ſich meiner in allen Wegen und Weiſen, ſo Gott will, ſetzte er hinzu, annehmen, auch redete er von Arbeiten, die er mir zu meiner Uebung dienſtbereitwilligſt (wieder ein Wort von ihm) ſo Gott will, mittheilen, und mir ſohin an die Hand gehen würde. Ich weiß nicht, wo ich die Geduld hernahm, den Narren anzuhören. Ich blieb bei ſeinen Worten äußerſt kalt, und bückte mich mit vieler Ehrerbietung zu allem, was er ſagte, das ihm, wie ich merkte, ausnehmend wohl gefiel.

Meine einzige Unterhaltung, außer der ich gewiß vor Langweil ſterben müßte, iſt ein Franzoſe, den ich in Italien kennen gelernet, und den ich hier, wo man ihn für einen Mann vom Stande hält, auf einem Kaffeehaus angetroffen habe. Er befindet ſich hier bereits ein ganzes Jahr, und nährt ſich mit Spielen und Liebeshändeln, deren er mir einige (denn mehrere erhält er zu gleicher Zeit immerzu) mit vielem Lachen erzählt, aber mich am Ende mit großer Ernſthaftigkeit, daß er des Gewerbes müde ſey, verſichert hat. Er hat nicht ſechs Pfund Fleiſch an ſeinem Beinwerk, und iſt dazu ſchon ſeit ſehr vielen Jahren mit einer abſcheulichen unheilbaren Krankheit, die er, wo er zu thun hat, hinterläßt, behaftet. Es iſt ſchrecklich, lieber Doktor, ſolchen Leuten ins Geſicht zu ſehen, und ich betrachte nie einen, ohne ihn im Stillen von ganzem Herzen zu verachten, und mich ſeiner zu ſchämen. Indeſſen iſt er mir als der dienſtfertigſte Mann bekannt, welches er mir denn auch hier beweiſet, und mich, wo ich nur will, denn er iſt in allen Häuſern bekannt, aufführet. Wenn wir ſo zuſammen auf der Gaſſe gehen, ſo zeiget er auf Frauenzimmer, die ich für ſtrenge Muſter der Ehrbarkeit gehalten haben würde, und erzählt mir dann im Vertrauen, und im leichtfertigſten Tone heimliche Geſchichten, über die ich erſtaunen muß, oder ſeine eigenen Rendez vous mit ihnen. Er grüßt ſie alle, und kennt ſie alle. Wir möchten oft vor Lachen zerplatzen. Mit einem Wort, er iſt der liebenswürdigſte, der unterhaltendſte Menſch auf dem Erdboden, und zugleich ein Mann mit dem feinſten Literaturgeiſt, und der ausgebreitetſten Bücherkenntniß. Ich habe ihm meine geläuterte Denkungsart, und meine vernünftigern Begriffe zu danken. Schade, daß er hier nicht viele Gelegenheit hat, ſeine Einſichten zu verbreiten. Die Frauenzimmer, verſichert er mir, wären hier zu blöde, um zu raiſoniren; und die jungen Mannsleute zu ängſtlich. Sie halten wohl mit; aber wenn es zu Treffen käme, träten die Meiſten zu ihren Andachten zurück, und ſchlichen in Winkel, wenn ſie ſich ſchämen (und ſo weit wäre es bereits gekommen), ſich öffentlich ſehen zu laſſen. Indeſſen giebt er hier, ſo viel ich noch bemerkt, den großen Ton im Parterre bei dem Theater an, wo, wie er mir verſichert, der Geiſt der großen Welt fehlet, und er lehrt das Volk, wenn es ſchweigen und klatſchen ſoll, in welchem letztern Falle er die Hände, wie ein Flügelmann, vor der Fronte, gräulich hoch erhebt. Ich rieth ihm, ein kritiſches Blatt über das Theater zu ſchreiben, und mit dem Publikum, das ſich ſehr geduldig belehren läßt, Mitleiden zu haben, das er dann auch nächſtens thun wird.

In der großen hieſigen Kirche zeigte er mir die drei Töchter des B — die alle noch ſäuberlich am Leben ſind, gekleidet wie Prinzeſſinnen im Land der Feen, oder hergerichtet zum Flug und Tanz. Ihre Köpfe drehten ſich ohne Unterlaß im Cirkel herum, wo es ſich denn auch begab, daß ſich ihre langen vorausgeſtreckten Gänshälſe auf uns herdrehten. Mein Franzos machte ihnen eine zierliche Reverenz, und ich weiß nicht, ob ſie bereits erfahren haben müſſen, wer ich ſey: wenigſtens kann ichs nicht anders nehmen; ſie bückten ſich ſo gewaltig tief, und ſahen dabei ſo züchtiglich und gefällig aus, daß mein Freund nicht umhin konnte, es als etwas Vorbedeutendes zu bemerken. Auch haben ſie nachher die ganze

Zeit, als ſie in der Kirche waren, und ſelbſt im Hinausgehen, zuſammen geredet, wodurch ich von ihrem feſten Glauben an die Geheimniſſe ihrer Religion ſehr überführt, und auch außerordentlich erbauet werden bin.

Uebrigens habe ich in den wenigen Geſellſchaften, in welche ich von meinem Freund geführt worden, bemerkt, daß ſie eine übertriebene, romanenhafte Hochachtung gegen die Engländer haben, und daß dieſe, beſonders die Frauenzimmer, heißhungrig nach den Romanen greifen, welche daher kommen. Dieſem iſt es vermuthlich zuzuſchreiben, daß, wenn ſie aus dieſem Lande wen ſehen, ſie ſich immer einbilden, einen Grandiſon, oder Lovelace, eine Clariſſa oder Clementine zu ſehen. Ich war vor ein paar Tagen auf einem Ball in einem Gaſthaus, und, wie ich dann dieſer Tändeleien längſt müde bin, ſo lehnte ich mich an eine Ecke des Saals, und ſah mit der Kaltſinnigkeit, die ich inwendig fühlte, darüber hin. Er iſt gewiß ein Engländer, ſagte einer. Darauf bemerkte ich, daß ſie mich alle, und unaufhörlich verſtohlen anſahen. Auch bückten ſie ſich, wenn ſie paarweis mit ihren Tänzerinnen, welche ich ihnen nächſtens beſchreiben will, vorüber giengen, mit einer Feierlichkeit, über die ich bei mir ſelbſt herzlich lachen mußte. Ich habe es mir von dieſer Stund an zum

Geſchäft gemacht, die Rollen eines Seymours, und Derby zu ſtudiren, und daran dieſen Winter über meinen eigenen Zeitvertreib zu haben. Da die Stadt ſo ziemlich volkreich, und man mithin außer Gefahr iſt, ſogleich auf der That bemerkt zu werden: ſo bin ich geſinnt, mir den Spaß zu machen, und in einigen Häuſern den ſchelmiſchen raſchen Derby, in andern den glühenden finſtern Seymour vorzuſtellen. Mein Franzos fand meinen Einfall ſo luſtig, als er die Stadt bequem dazu findet. Soviel er gewahr worden, leſen die Männer überhaupt gar wenig, und die Frauenzimmer meiſtens nur im Winter, woraus man, nachdem ſie die Lektüre bloß aus Mangel an anderer Unterhaltung treiben, abnehmen kann, was und wie ſie am liebſten leſen werden. Ich hoffe da bei mancher Dame mein Glück zu finden, wenn ich gleich voraus ſagen kann, daß ich mich bei dieſen Töchtern der Kunſt niemals aus Neigung einfinden werde. Was ich wenigſtens bisher ſah, war nur Koquetterie, von denen ich die wahren Originalien, die einem jungen Mann bei ſeinem erſten Schritt in die Welt den Kopf verrücken könnten, lange in Italien und Frankreich geſehen, und kennen gelernt habe. Ich bin ihrer aller ſatt.

In Wahrheit, lieber Doktor, ſo ein großer Narr Sie ſind, was Ihre Denkungsart von Religion und Sitten betrifft: ſo denke ich doch oft mit Vergnügen an die Erinnerungen, die Sie mir manchmal, wenn ich, wie Sie ſagten, alle Menſchheit ablegte, gemacht haben. Ich denke öfter daran, als Sie glauben ſollten, und ich weiß nicht, wie mir zuweilen iſt, ſo ſehnend und wunderlich, als wenn ich nicht länger ſeyn ſollte, was ich bin; als würde ich einſt einer der ehrlichen Männer werden, mit ihren breiten Geſichtern und Roſenkränzen; denn ihnen iſt wohl, und mir nicht; denn ſie gehen die lange Allee des Lebens gelaſſen und fröhlich, und glauben am Ende Frühling zu ſehen; ich nicht. Ich ſetze mich nieder, wenn mir was fehlt (und mir fehlt tauſendmal mehr, als jedem dieſer ehrlichen Kerls), ich ſetze mich nieder und fluche und rede von Piſtolen und vom Seyn und Nichtſeyn. Sobald das Frühjahr kommt, will ich mir zur Ader laſſen. Schicken Sie mir indeß wieder etwas von Ihren koſtbaren Pillen. Es möchten mich zu viele der Stunden überfallen, worin Sie mich oft geſehen haben. Und hier möchte wohl niemand ſeyn, der meinen Zuſtand einſähe, und doch die engliſche Duldung hätte, wie Sie. Ich verſichere Sie, wenn es etwas geben könnte, das mich für

Ihre Denkungsart gewinnen könnte, ſo wäre es das. Die ewigen bittern Vorwürfe, und vor und nach nichts als Vorwürfe, vermochten mich oft, daß ich das aus Aerger zweimal that, was ich ehe einmal gethan haben würde.

Laſſen Sie ſich nicht noch einmal bitten, Herzensdoktor, und ſchreiben Sie mir bald; Sie wiſſen nicht, wie nöthig ich es habe. Wie ich ſage, ich bekomme oft ſehr überläſtige Grillen im Kopf; nicht wegen dem Gewürzkrämermädchen, das iſt längſt vergeſſen, und iſt nicht mein Einziges dieſer Art, wie Sie wiſſen; ſondern es kommt wider Wiſſen und Willen, und läßt ſich nicht abtreiben. Da Ihnen alle meine Thorheiten bekannt ſind, ſo muß ich Ihnen auch die jüngſte ſchreiben; dieſe iſt eine der allergrößten, die ich bisher begangen habe, und wenn es ſo fortgeht, eine der allerkleinſten, die ich künftig begehen werde. Ich halte mich noch immer an die Gewohnheit, die Sie mir anriethen, nach dem Tiſch mich niemals der Trägheit und dem Schlaf zu überlaſſen, wodurch die Säfte verdickt werden, ſondern zu thun, was die Lebensgeiſter auffriſcht, wie ich es dann auch wohl nöthig habe, und im Freien herumzugehen. Ich habe zugleich bei dieſen Spaziergängen die Abſicht, immer eine kleine Begebenheit und Beobachtung unter den Menſchen zu erhaſchen, und lege daher, und damit die gemeinen Leute ſich nicht ſcheuen, mit mir zu reden, das unanſehnlichſte Kleidungsſtück an, welches ich ſeit den ſechs Jahren, daß ich reiſe, mit mir herumgeführt habe, einen abgetragenen wollenen Surtout, worin mich niemand erkennen kann; denn das iſt bei mir eine Regel, wenn du einen Pallaſt ſehen willſt, ſo laß dich nicht vom König herumführen. Alſo, da kam ich neulich, da ich um die Stadt herumgieng, den großen Kirchhof vorbei, und traf hier eine ganz neue Art von Schauſpiel an, womit ich mich ſeit dem immer beſchäftigte. Das ſind die Kinderleichen, deren man um dieſe Stunde faſt täglich etliche hieherbringt und eingräbt. Ich ſagte Ihnen oft wo ich glaubte, daß man die Menſchen am eheſten kennen lernte, und man ziemlich zuverläßig verſichert ſeyn könnte, daß ihre Herzen herausgiengen; das geſchieht nämlich bei Geburt, Hochzeiten, Sterben, Leichen, u. w. Doch es mag dem ſeyn, wie ihm wolle: daran fand ich nun eine ganz neue, ganz unverhoffte Art von Schauſpiel, was ich, wie ich Sie verſichere, mit keiner Oper, womit ſo viel Lärmen gemacht wird, vertauſche, und daß es mit nichts zu vergleichen iſt, wenn ein Mütterchen daherkommt, ihr Einziges, das ſie ſo viele Schmerzen, ſo viele ſchlafloſe Nächte gekoſtet, den Stolz ihres Herzens, und die Hoffnung ihres Alters herzulegen; ihre runde Gevatterin ſteht herrlich wie zur Hochzeit gekleidet und rüſtig und geſchäftig an der Seite, und tröſtet weislich, als wäre ſie von jeher klüger, die Mutter, an deren Rockfalten ſich ein kleines Töchterchen anhält, und dem kleinen Särgchen ſo traurig nachſieht; indeß der Geiſtliche und der Todtengräber ſolcher Auftritte längſt gewohnt ſind. Das ſehe ich täglich, und ich ſage Ihnen, es iſt mit nichts zu vergleichen. Ich weine oft herzlich! Wenn mir nur nicht allemal dabei, ich weiß nicht wie, ſo wunderlich und beklemmend würde!

Ich breche, ſo bald es Ein Uhr ſchlägt, vom Eſſen ab, und eile mit der größten Neugierde nach meinem Schauplatz. Beim Eingang ſteht auf der Seite ein ſogenanntes Beinhaus. Hier ſtehen zuweilen, ohne daß man weiß, wer ſie hergebracht, kleine unbeſorgte Särgchen, wo Kinder von etlichen Tagen und Stunden liegen; von Unverheiratheten, bilde ich mir ein. Stellen Sie ſich vor, der Vater ſtehe nicht weit davon weg, und erwarte in irgend einem Winkel, wo man ſeiner nicht achtet, den Ausgang, was man mit ſeinem Kinde vornehmen werde; er ſehe, und es ſcheine ihm, als wäre man unwillig, ihm ein Grab zu gönnen; er ſetze ſich dann auf die Hand voll Erde, womit man es überworfen hat, und denke: Hier liegſt du, und in einem Winkel drin liegt deine Mutter, geſchändet, verworfen, herabgeſetzt bei Gott, und den Menſchen. Und das iſt dein Werk, denke er hinzu.

Sie wiſſen, wie fein und zitternd die Fäden meines Herzens, und wie feurig meine Empfindungen ſind, mit denen ich alles anfaſſe und verbrenne. Schließen Sie daraus, wie mir zu Muth ſeyn muß, wenn ich an ſo manche eigene Geſchichte denke, und wenn ich an den Zeitpunkt des erſten halberſtickten Seufzers im Aufthauen der Liebe und dann an dieſen letzten Zeitpunkte denke. Gewiß dieſe ſind die ſchönſten, und rührendſten Augenblicke bei der ganzen Sache. Ich möchte ſie gemalt haben.

Wenn Sie ſich erinnern, wie ich in Geſellſchaften immer der erſte, und auf Bällen immer der munterſte war, wie ich beflügelt, und glühend den deutſchen Wirbeltanz, mein Lieblingsſtück anführte, und vorausſprang, und wie ich nun mit geſenktem Kopf da herumſteige, und manches Bein ſtolzer Junker, und hübſcher Jungfern unwillig mit dem Fuß aus dem Weg wegſtoße, oder zerknacke: ſo müſſen Sie freilich von Herzen lachen; aber wenn es nur etwas giebt, das mich aufmuntert: ſo will ich immerhin ſelbſt mitlachen. Glauben Sie mir lieber Doktor, für mich iſt eines gerade ſo viel werth, als das andere. Dort würde ich mich geſchämt haben, hieher zu denken, und nun da ich hier bin, kann ich mir jenes nicht ohne Verdruß vorſtellen. Endlich wird mich auch dieſes nicht mehr rühren, dann ſuche ich was neues, vielleicht noch gar wieder einmal eine gute Freundin, die ſo vielen unberührten Reiz beſitzt, daß ſie fähig iſt, mich zu unterhalten. Die Töchter des B. — rühren mich nicht; aber mir gegenüber wohnt eine Bürgerstochter, die ich etliche mal geſehen, und bei der ich ein Geſicht und einen Gang wahrgenommen habe, der mich angenehm erſchreckt hat. Wenn ſie nicht blöde iſt, das ſie zu ſeyn ſcheint: ſo übertrifft ſie alles, was ich geſehen habe. Ich wills verſuchen, und wenn ich ſie nach meinem Geſchmack finde, dann Adieu Salben, Pillen, Doktor und Todtengräber! Leben Sie wohl, und bleiben Sie ſtets, was ich Ihnen bin

Ihr ergebenſter Diener
B. v. Wiſenek.

Suſanne war damals ſechzehn Jahre alt, und die einzige Sorge eines, hieſigen bemittelten Bürgers, eines geraden ernſten Mannes, der ſie ſo gut ers verſtand, bildete, ſie in einer Unwiſſenheit, die, wenn die Welt beſſer wäre, ſehr gut ſeyn würde, erzog, und ſie nach ſeinen Kräften zum Beten, Gehorſam und Arbeiten gewöhnte. Da wurde nichts über anderer Leute Thun geurtheilt, noch ſonſt eine Geſchichte aus der verderbten Welt erzählt, wenn man die Geſchichten von Geiſtern, Mördern und bayeriſchen Soldaten ausnimmt die bei der Arbeit am Abend täglich wiederholt wurden. Suſanna wußte, und ahnete nichts vom Böſen der Welt. Sie hatte noch nie etwas gehört, worüber ſie ſchamroth werden, oder die Augen hätte niederſchlagen ſollen. Kein zweiſinniges Wort hat ihr jemals Nachdenken gemacht, noch hat ein fremdes Wehgefühl ihr Herz erhoben. Sie nahm alles, wie man es ſagte, und argwöhnte nicht, wie man etwas Böſes ſagen könnte. Noch war kein üppiger Putz in ihren Haaren, und wenn ſie eine Roſe einſteckte, dachte ſie nicht daran, wie ſie dadurch ſchöner würde. In ihren Adern floß geſundes Blut, und auf ihren Wangen entſtand aufthauende Röthe. Ihre Gebehrden waren rein, und wo ſie ſich hinbewegte, war alles edel und gefällig. Manche Jünglinge, in deren Herzen Begierden erwachten, haben darüber ihre Ruhe verloren, und manche, deren Seele befleckt war, ſtanden ſtill und hefteten ihre lüſternen Blicke auf ſie. Sie aber blieb ruhig und bemerkte nicht Einen davon, noch dachte ſie jemals daran, einen derſelben zu unterſcheiden, oder ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen; ſie hatte nichts von jenen geſchäftigen trippelnden Schritten, noch von dem Lächeln, das gefallen und locken will, ſondern gieng im ſüßen Frieden und in holdſeliger Freundlichkeit ihren eigenen ſittſamen Gang, ſah dem Bekannten, wie dem Fremden mit argloſer vertraulicher Liebe und ohne allen Verdacht und alle Furchtſamkeit ins Aug. Sie fürchtete ſich vor nichts, als vor den Räubern in der Einöde, und den Wölfen im Walde. Mit einer kindlichen Neugierde erkundigte ſie ſich um die täglichen Dinge der Natur, und that in der Einfalt ihres Herzens naive Fragen, über welche die Anweſenden lachen mußten; aber wer hohen Geiſt zu empfinden vermag, glaubte in ihr etwas zu ſehen, das hohe Dinge verbirgt. Noch war alles in ihr ruhig und ſelig. Ein heller Morgen entzückte ſie, und ein Blumenſtraus machte ſie vollends glücklich. Nur zuweilen war es ihr, als wäre ihr in der Abenddämmerung wohler als am hellen Mittag, und wenn ſie an einen dunkeln Ort kam, ſo verweilte ſie mit einer gewiſſen Rührung und vollem Herzen, als wenn ſie weinen möchte. Sie blieb in Gedanken ſtehen und ahnete mit einem Gefühl, das dem Kummer ähnlich kommt, dunkle Vermuthungen in die Zukunft. Es war als wäre ſie traurig darüber, daß ſie allein war, und als wünſchte ſie ſich ſehnlich, es jemand mittheilen zu können. Sie argwöhnte nicht, wie das Ding einen Namen hätte; aber ihr Athem wurde leiſer in ſolchen Augenblicken, und ihr Auge trüber und lächelnder. Mit thränendem Mitleiden gieng ſie dann, ein altes Bild, des niemand anſah, zu zieren, oder für die Seelen, an die niemand dachte, zu beten. Doch ermannte ſie ſich bald wieder und ward wie der Mond, wenn er aus Wolken hervorgeht, freundlich und holdſelig. Sie brach dem Hungrigen auf der Gaſſe ihr halbes Brod. Zu dem Betrübten ſagte ſie: Du biſt traurig! Was fehlt dir? Wer fiel, den hub ſie auf, und wer nicht herüber konnte, dem reichte ſie die Hand: Soll ich dir herüber — helfen?

Suſanne bat mich, indem ſie ihr Geſicht mit ihren Händen bedeckte, ihre Geſchichte zu beſchreiben, damit ich doch den Troſt habe, ſagte ſie, auch etwas Gutes gethan zu haben.

Ich will deine Geſchichte beſchreiben, ſagte ich, wenn du ſonſt keinen Troſt haſt, etwas Gutes gethan zu haben.

Wiſenecks Vater war in der That ein verſtändiger, liebenswürdiger Mann, der, wo er eintrat, beliebt, und für ſeinen einzigen Sohn im wahren Ernſte beſorgt war. Er nahm die Erziehung deſſelben, (denn die Mutter verließ die Welt, da er ſie betrat) ſchon von der Wiege an allein auf ſich, und was in der jungen Seele vom Guten aufzukeimen, und zu blühen anfieng, das geſchah durch ihn, das war die Frucht ſeiner Sorgfalt. O wie gerne hätte er ihn zum beſten Manne in der Welt gemacht, und wie unausſprechlich freute er ſich, wenn er ſich zuweilen mit ihm unterhielt, und Merkmale einer künftigen Größe und Güte des Herzens an ihm wahrzunehmen glaubte! Er that freudigſtolz, wenn er von ſeinem Sohn ſprach; und ungeachtet ſeine Umſtände es nicht erforderten: darbte er ſich doch manche Ausgabe mit dem eigenen Vergnügen eines Vaters ab, um ſie für das Pfand ſeines Herzens zurück zu legen. Bei aller dieſer Liebe begieng er keineswegs die Fehler, welche gewöhnlich die

Urſachen übelgerathener verderbter Kinder ſind; er war gegen die Unarten ſeines Sohnes keineswegs blind und nachſichtig, und begegnete ihm zu gleicher Zeit eben ſo wenig mit derjenigen unvernünftigen Härte, welche erſt und in frühen Jahren ſtumme Heuchler und Betrüger, und im Alter, ſobald die Zügel weggenommen ſind, unbändige Böſewichter hervorbringt, ſondern er bemühte ſich durch Güte und Gefälligkeit, und beſcheidenen Ernſt ihn in gewiſſen Schranken zu erhalten, deren Beobachtung ihm die Tugend, wenn er auch einſt nicht allemal unmittelbar daran denken würde, in ſeiner Seele unauslöſchlich, überwiegend, und gleichſam zum Bedürfniß machen ſollte. Als er ihn von ſich in die Welt ließ, drückte er ihn nochmal mit dem Kummer und der Liebe, die nur Väter kennen, an ſein Herz, wiederholte ihm nochmal die heilſamſten Wahrheiten, und warnte ihn vor den Beiſpielen der verderbten Welt, die voll Tücke und Aergerniß wäre; nur vergaß er ſtets ihm zu ſagen, worin dieſe Aergerniſſe beſtänden, und wie man denn in der Welt die Tücken und Schlingen anzulegen pflegte. Der Junge, welcher die verderbten Menſchen ſeines Zeitalters für Leute angeſehen haben mochte, die ihn anfallen oder zur Verläugnung ſeiner Religion zwingen würden, nahm ſich feſt vor, dieſelben zu meiden; allein er war nach ſeiner Meinung nie ſo unglücklich, die Menſchen, von welchen man ihm ſo fürchterliche Dinge geſagt hatte, jemals anzutreffen. Diejenigen, welche mit ihm ſprachen, waren alle freundlich und leutſelig, ſo daß ſie nur ſein Vergnügen und Wohlergehen ſuchten; mit einem Wort, ſo oft er an ſeinen Vater zurückdachte, glaubte er, jener könne niemand andern, als die Feinde in Kriegszeiten gemeint haben. Noch unglücklicher ließ dieſer Vater ſeinen Sohn in Abſicht auf die Gelehrſamkeit. Indem er nun einmal einen Gelehrten aus ihm machen wollte, ſo hätte er nicht bloß mit den zu einer künftigen Bedienung nothwendigen Kenntniſſen verſehen, ſondern ihn auch, und zwar vorzüglich mit der Literatur ſeines Zeitalters bekannt machen, ihm das Herrſchende, das Ueppige und Schädliche, ſo wie das Solide und Wahre davon zeigen, und ihm gegen jenes Verachtung und Abſcheu und Neigung und Stolz bei dieſem einflößen ſollen; aber da er, entweder, weil die erſten deutſchen Dichter, die ihm von ungefähr in die Hände fielen, elend, oder etwa die Leute, welche er ſich damit abgeben ſah, verderbt waren, da er das Unglück hatte, die ſchöne Literatur überhaupt für eine kindiſche Tändelei, womit ſich höchſtens die müßigen und jungen Leute beſchäftigen könnten, anzuſehen: ſo war es einer ſeiner erſten Erziehungsgrundſätze, ſeinem Sohn allein die gründlichen, ernſthaften Wiſſenſchaften beizubringen, und jene mit der Abfertigung, daß ſie nicht für Männer wären, zu übergehen. Dafür lehrte er ihn vieles vom Großen und Erhabenen, und welches die erſten Grundſätze eines Staates, und ſeine vornehmſten Grundpfeiler, und wie ſchädlich dieſe und jene Gattungen des Luxus wären. Als nun dieſer junge Menſch, nachdem er ſich ſelbſt angehörte, den erſten deutſchen Dichter in die Hände bekam, und Worte, und Begriffe las, die er nie gehört hatte, die er ſogleich verſtand, die er ſogleich fühlte, liebte: ſah er um ſich herum, als wollten ihm Nebel vor den Augen weggehen; er wußte nicht, wie ihm geſchah. Als er darauf vom wollüſtigen Hinlagern beim Mondſchein ins Gras, und von herumſchwimmenden Düften und Blüthen, die man einathmete, und von den Geſichtern der Dichter, und den Göttermahlen las, und den überglücklichen Sterblichen, die dazu gelaſſen würden, ſchwoll ihm in mächtigen Phantaſien das Herz; und als er ſo immer weiter und weiter taumelte: glaubte er zu vergehen. Nun erſt hätte er einen Freund nöthig gehabt, der ihm das Männliche und Göttliche der Poeſie gezeigt, der ſeinen Geſchmack geleitet, und ihm gegen die ſchändlichen Gefühle unzähliger Dichter und Künſtler ſeiner Zeit den Abſcheu, den jede wohlgeordnete Seele gegen ſie fühlt, eingeflößt hätte; aber den fand er nicht. Und wo in aller Welt ſollte man ihn auch ſuchen? Seine erſte Bekanntſchaft mit den Franzoſen, deſſen ſchon erwähnt worden. Er verſchlang alſo, und verſenkte ſich in die meiſtentheils ſchädlichen Schwärmereien galanter Schriften, wurde bei jeder Zeile lockerer und müßiger, bedauerte ſeinen Vater und ſein Vaterland, verachtete ſeine ehemaligen Wiſſenſchaften, die er nun trockne Pedantereien nannte, und vergaß über ein Liedchen auf Chloe und Phillis Athen, Sparta, und Carthago, und Rom, und Hannibal, und Pandekten und deutſche Codices.

Was die Liebeshändel anbelangt, (denn neben dem, ſich gut zu kleiden und gut zu ſpeiſen, war dieß bald ſeine einzige Unterhaltung) ſo ſpielte er a) anfangs, und eine geraume Zeit zärtliche Romanen; dann, und ſobald er ſah, daß er dieſer Mühe überhaupt gar nicht bedürfte, ward ihm dieß Werk zu unbequem, und er handelte alſo bloß nach b) Trieben, und da er endlich aller Dinge müde geworden: machte er ſich zuweilen aus bloßer Langweile die Luſt mit einem noch unverderbten Mädchen c) ſeine Kurzweil zu vertreiben, und ihre Ehre herabzuſetzen.

Er war, als er nach München kam, beiläufig ſechs und zwanzig Jahre alt, und war müder und trockner an Geiſt, als ein Greis mit neunzig. Seine Natur war erſchöpft und ſeine Seele entkräftet für alles, was den Mann ehrt. Er hatte einen Abſcheu wider alle Arbeit, wider alle Geſellſchaften, wo davon geredet wurde, empfand er nichts mehr von jener Begierde nach Ehre, nach Freundſchaft, welche das männliche Alter ſucht, liebte weder ſein Vaterland, noch einen Menſchen mit Antheil, und war höchſtens, und das nur bei gewaltſamen Vorfällen, einer Art vorübergehender Hitze fähig, die den Funken glich, welche durch einen gewaltſamen Wind aus einer Aſche hervorglimmen. Indeß urtheilten von ihm die Menſchen, welche ihn nicht kannten, ganz anders. Seine Kälte nannten ſie ein ernſtes reifes Betragen, und ſeine Neugierde nach allem, was in Buchläden, auf der Schaubühne, in der Zeitung Neues hervorkam, eine unerſättliche Begierde, ſich immer neue Kenntniſſe zu zulegen. Dieſes letztere that er aus Ueberdruß des Lebens, und weil er manches darin antraf, das ihn ſeiner vergangenen Freuden erinnerte, und ihm, was ihm an Kräften gebrach, wenigſtens Einbildung erſetzte. Ernſthafte Dinge las er zwar nicht; aber es war kein Schriftſteller, wenn er auch nur Eine ſchlüpferige Seite geſchrieben hatte, den er nicht kannte. Er legte ſich allemal die niedlichſten Auflagen mit koſtbaren Kupferſtichen bei, und die Verleger hatten allenthalben ſeine Adreſſe, um ſie ihm, ſobald etwas dieſer Art die Preſſe verließ, alſogleich überſchicken zu können. Dadurch erhielt er eine Art von Wiz, und einen Vorrath von Gedanken und Einfällen, bei denen, wenn er ſie auskramte, die wahren, beſcheidenen, in den Geſellſchaften meiſtens ſchweigenden Gelehrten in Vergleichung mit ſeinem Reichthum, wie einfältige Pinſel erſchienen. Er ſagte tauſend Worte, bis jene mit Mühe zu Einem kamen, und wußte hundert unterhaltende Anekdoten zu erzählen, ehe ſich jene Einer einzigen etwa vom grauen Sokrates und Plutarch erinnerten, und ſogar in ſeinen Ausſchweifungen ſuchte er nach ſinnreichen Planen zu handeln, über deren Erzählung man wegen den guten Einfällen immer heimlich geneigt war, einen Theil der Schuld gütig ihm nachzuſehen.

Indeß glaubte ſein Vater, daß er ſo glücklich wäre, einen Sohn nach ſeinem Herzen zu beſitzen, und er behandelte ihn ſo glimpflich und liebreich, daß er ſich auf eine gewiſſe Art entſchuldigte, ſo oft er ſich aus hochachtender

Liebe gegen ihn gleichſam die Freiheit nahm, ihn an einige Lebensregeln, und an ſein Verhalten in der Welt zu erinnern. Seine vornehmſte und einzige Sorge war, wie er ſeinen Sohn bald verheirathet ſehen möchte, theils weil es hart wäre, zur Zeit, wo die Kinder noch unmündig und unverſorgt ſind, aus der Welt ſcheiden zu müſſen, welches denen, die ſpät heiratheten, unvermeidlich bevorſtände, theils weil er von Natur und vermöge der Güte ſeines Herzens eine ungemeine Freude daran hatte, ſich den Vater einer glücklichen Familie zu denken, der in der Mitte wohlgearteter Kinder ſäße und ſich, mit entzücktem Dank gegen Gott, ſeines Lebens freute, und der vielen Kreiſe von Glückſeligkeiten, die er um ſich ſähe, ſich freute. Es iſt doch mehr und herrlicher, pflegte er oft zu ſagen, ein gutes Kind zu beſitzen, als einen Wald gepflanzt, oder die Häuſer einer Stadt aufgebaut zu haben. Gemäß dieſer Denkungsart ſchien ihm jeder Aufſchub mit ſeinem Sohn ein Verluſt, und jede anſtändige Gelegenheit, ſobald ſie nur auch dieſem gefallen würde, ein Glück zu ſeyn, wornach er mit allen Kräften ſtreben zu müſſen glaubte. Er äußerte für Bayern ſtets eine beſondere Hochachtung: und nährte für München eine gewiſſe Sehnſucht in ſeinem Herzen, die ihm alles, deſſen er ſich daſelbſt erinnerte, lieb und angenehm machte. Kaum war er gewiß verſichert, daß ſich ſein Sohn in München befände, ſo gab er ihm ſein Vorhaben wiederholtermalen zu verſtehen, und fügte ſeinen Briefen jederzeit ſo viele liebreiche Ermahnungen mit einem ſo ſichtbaren Kummer bei, daß man in jeder Zeile ſah, wie ihm daran lag, ihn hier wohl gelitten zu ſehen. Auch ſagte er ihm jetzt manches, das gute Dienſte gethan haben würde, wenn ers ihm früher geſagt hätte. „Halte dich, ſchreibt er, halte dich ja nie zu der Art von jungen Leuten, die mit ſteter Unordnung und flatterhaftem Leichtſinn in Geſellſchaften herumſchwärmen, bei allen Luſtbarkeiten die Anführer machen, und ſich, wie oft ſelbſt ihre Väter, darauf verlaſſen, daß man ihnen ihre Unbeſonnenheiten und Schwärmereien ihrer Jugend wegen vergeben, und das Männliche erſt einſt mit den Jahren fordern werde. Es wird dir in München nicht an Beiſpielen fehlen, die du nachahmen kannſt, und ein einziger guter Mann, an dem du bemerkſt, daß er ſich durch ſein ſittſames Betragen von andern unterſcheidet, ſoll bei dir mehr Anſehen behaupten, als ein Zimmer voll geſchwätziger Gecken, die ſich heimlich immer ſelbſt verachten, und für denjenigen, der ſich von ihnen entfernt hält, auch wider ihren Willen Hochachtung fühlen. Ich habe oft geſehen, mein Sohn, daß ſie ſich, wenn ſie ſich irgend einmal entzweit hatten, gemeiniglich an einen ſolchen wandten, und in den Tagen der Langenweile, wo ihnen vor ſich ſelbſt eckelte, bei einem ſolchen Troſt und Unterhaltung ſuchten.

Bemühe dich, für eine edle Sache, die du jetzt anlegen, und als vollendeter Mann ausführen willſt, ein leidenſchaftliches Beſtreben in deinem Herzen zu befeſtigen, und dich niemals mit Dingen abzugeben, die dich heute beluſtigen, morgen zerſtreuen, und dann bald verlaſſen werden. Du wirſt einſt nicht nur der gewöhnlichen Ergötzungen müde werden, und dich ſelbſt fragen: was war das nun alles? ſondern auch die Dinge, welche den Geiſt, aber nur als Mittel beſchäftigen, z. B. die Schaubühne, die du jetzt liebſt, werden einſt den jugendlichen Reiz für dich verlieren, und dich, wenn du dein Herz nicht frühzeitig mit dauerhaften Begierden ausgefüllt haſt, eine ſchreckliche Langeweile des Lebens fühlen laſſen. O wie viele von unſern heftigſten Freuden, von denen wir nie glaubten, getrennt werden zu können, nehmen uns die Jahre weg! Und wenn man in ſich ſelbſt nichts findet, woran wird man ſich halten?

Ich wiederhole den Wunſch, welchen ich, ſo viel ich mich erinnere, in meinem erſten

Schreiben geäußert habe, daß du die Freundſchaft des Barons ſuchen mögeſt. Der Mann verdient alle meine Hochachtung; er beſitzt, wie du bei einem nähern Umgang finden wirſt, eine tiefe Einſicht in die wahren Vortheile des Staats, und was bei einem Mann ſeiner Art äußerſt ſelten gefunden wird: ſo herrſcht in ſeinem Angeſicht und in ſeinem ganzen Weſen ſo viele ungezwungene Einfalt und Geradheit des Betragens, daß man beim erſten Anblick geneigt wird, ſich ihm anzuvertrauen. Betrage dich ja mit ſeinen Fräulein Töchtern ſo, daß ſie Ehrfurcht für dich fühlen, und in deiner Abweſenheit mit Achtung von dir ſprechen. Ich war ſtets ſtolz darauf, mein Kind, wenn ich ſah, daß die Aeltern bei meinem Umgang mit ihren Töchtern Vertrauen zu meinen Abſichten bekamen, und daß ſie nicht ängſtlich thaten, wenn ich die Gelegenheit ſuchte, ſie allein zu ſprechen. Sollteſt du, nachdem du dein Herz zu Rath gezogen haſt, überzeugt zu ſeyn glauben, daß eine lebenslängliche Verbindung mit einer derſelben zu deinem Glück niemals ſtatt finden könne: ſo iſt mein Wille, daß du noch dieſen Winter oder ſogleich im Frühjahr hieher kommeſt, indem ich für dein künftiges Glück einige Ausſichten zu haben glaube, welche durch deine Gegenwart, und das je eher je lieber reif werden ſollten. Findeſt du aber bei dem Baron, was ich ſo ſehnlich wünſche: ſo will ich alſogleich an ihn ſchreiben, und ihn an ſeine ehemaligen Wünſche, und an die ununterbrochene Fortdauer unſerer Freundſchaft erinnern.“

Dieſer ſehr gut gemeinte, aber zu übereilte Vorſchlag, und vorzüglich der unzeitige Befehl, im Falle daß ihm die Töchter des Barons nicht anſtänden, alſogleich nach Haus zu reiſen, brachten den jungen von Wiſenek dahin, daß er ſich gegen ſeinen Vater erklärte, wie er in München bereits ſehr viel angenehmes fände; wie er ahne, daß er darin den Wunſch ſeines Herzens finden werde, und wie es ihn Thränen gekoſtet hätte, nur daran zu denken, daß er die Stadt verlaſſen ſollte. Er war in dem Hauſe des Barons bereits aufgeführt, und mit Suſannens Vater auf eine Art bekannt worden, wodurch er ſich den freien Zutritt zu Suſannen eröffnete. Dieß brachte er ſich durch die Erdichtung zuwegen, daß er einige Arbeiten ins Ausland zu beſtellen, und dazu einen geſchickten Mann zu wählen hätte, welches er dadurch, daß er ſich wirklich einige kleine Arbeiten zur Probe verfertigen ließ, wahrſcheinlich machte. Auch wußte er ſich mit Suſannens altem Onkel, einem noch lebenden Mann von etlichen und ſiebenzig Jahren, ſo gut abzufinden, daß ſich dieſer herzlich nach ſeiner Geſellſchaft ſehnte, worin er gleichſam ein neues Leben erhielt, und da er wie der Altvater der Familie geehrt wurde, durch ſeine Lobeserhebungen ihn wie zu einem von ihnen machte. Dieſer gerade biedere Mann, der ſchon von ſeinen Knabenjahren an auf das große Theater der Welt getreten, in Frankreich zehn Jahre als Kammerdiener geſtanden, eben ſo viele in England in einem Comtoir gedient, und den letzten Feldzug in Holland als Kapitain mitgemacht, und darauf abgedankt hatte, wollte den kleinen Reſt ſeiner wenigen Tage hier bei ſeinen Anverwandten in ſtiller Ruh und jener Genügſamkeit zubringen, welche ſich der Menſch gemeiniglich zum Ziel aller ſeiner Wünſche macht, und gerade am wenigſten erhält. Er traf die beſcheidene Haushaltung dieſer Anverwandten ſo an, wie er ſich zwar oft vorgeſtellt, aber niemals erfahren hatte. Hier fand er zu wenige Bedürfniſſe; es war jetzt, da er ſtets des Lärmens und des Brauſens gewohnt war, zu eng, zu ruhig für ihn. Nachdem er alſo einmal ſeine Reiſe erſt ſtückweis erzählt, dann nach der Ordnung hervorgenommen, hernach jede Begebenheit beſonders, und wieder mit ſondern Umſtänden erzählt, und ſo oft wieder erzählt hatte, daß ſchon Suſanne, wenn er darin plötzlich durch ein Huſten unterbrochen ward, den Faden überall aufnehmen konnte, nachdem er dabei bereits auch ſeine Anmerkungen, was nämlich er dächte, daß man in dieſem und jenem Fall hätte thun ſollen, erſchöpft hatte, beſchlich ihn eine Langeweile, und ſonach eine Verdroſſenheit, welche ihm endlich neben andern Ungemächlichkeiten des Alters zum Hypochonder machte. Er war nur ſelten und mit Mühe dahin zu bringen, daß er etwas redete; dafür hatte er aber, nach der Art dieſer Kranken, einige Tage, wo er ganz ausgelaſſen luſtig und der unterhaltendſte Mann von der Welt war. Doch dieſe kamen wie die Frühlingstage am ſpäten Herbſt, und die Traurigkeit fiel nach denſelben deſto empfindlicher über ihn her. Er ſaß alſo, ein Sinnbild der Vergänglichkeit, gewöhnlich in einem vom Vater und Urvater her bewahrten Lehnſtuhle, zog ſachte ſeine müden Füße einen nach dem andern auf ein kleines Stühlchen mit einer Vertraulichkeit, als wenn dieß der Ort wäre, wo ſie ausruhen ſollten, und wenn er ſie dann und wann betrachtete: — Ihr habt mich weit und breit herumgetragen, dachte er dann, und erinnerte ſich hiebei mancher rührenden und luſtigen Begebenheit, die ich euch gern erzählen möchte, ſetzte er hinzu, wenn ich wüßte, daß es dann beſſer um euch ſtehen würde, nachdem ichs erzählt hätte. So that ers denn alſo wieder lieber nicht, und ſäete auf dem Boden, wo er jetzt lebte, was er glaubte, daß daſelbſt gedeihen könnte; führte die kleinen Handlungsſchriften des Hauſes, und zuweilen, wenn er recht bei guter Laune war, wo er mit keinem König gewechſelt hätte, ſchrieb er an einen neunzigjährigen Hauptmann in den Niederlanden von Dingen, deren Namen ſchon alt und bereits verlöſcht waren. Als nun der junge Wieſenek ankam, und ihn hörte, und ihm antwortete, oder auch wohl ſelbſt manches Haus in Paris oder London, wo er einſt war, beſchrieb, wurde ſein ganzes Weſen mit neuer Kraft belebt, und er klammerte ſich an ihn an, als wenn er die Jahre ſeiner Jugend zurückholen wollte.

Von ihm habe ich die Begebenheit dieſer Geſchichte und den Wechſel der Briefe, wodurch jene veranlaßt worden, erhalten, mit der Bedingniß, daß ich ſeinen Antheil nicht verſchweigen ſollte.

Brief des alten Onkels an den Hauptmann in den Niederlanden.

Wenn mancher wiſſen ſollte, daß ich dir ſchon ſeit einem halben Jahr und ſechs Wochen nicht mehr geſchrieben habe, ſo möchte er wohl meinen, unſere Freundſchaft wäre der Zeit veraltet, aber ſich dabei wohl ſehr betrügen; denn wenn wir uns in Holland öfters halbe Jahre nicht ſahen, und du in einem Laufgraben verſteckt wareſt, und ich in einer Pfütze, wer hätte uns da einander Briefe gebracht, wenn wir darum nicht gute Freunde geblieben wären. Der Meinung bleib ich immer, daß unſere Gemüther feſt und dauerhaft ſeyen, wie unſere Kräfte und Geſundheit, wo wir in der That ſagen können, daß wir Eiſennaturen empfangen haben. Mir fehlt nun ſchon gleich gar nichts; denn daß ich zuweilen bettlägerig bin, das kommt von der hieſigen Luft, an deren Veränderungen ich mich nicht den Augenblick gewöhnen kann; und was das Reißen in meinen Füßen anbelangt, welches ich ſeit zwanzig Jahren verſpüre, ſo habe ich mir ſelbes in England an einem Tage, deſſen ich mich ja ſogar der Stunde erinnere, durch eine Erkältung zugezogen, welches ſich jüngere Leute, als ich bin, fein ſollen geſagt ſeyn laſſen;

daher und aus der erwähnten Urſache mag es wohl auch kommen, daß ich zuweilen das Gehör auf etliche Tage verliere, und man laut reden muß, wenn ichs verſtehen ſoll, und daß ich keine Luſt zu ſchlafen habe und meine Füße ſich nicht wollen erwärmen laſſen. Gleichwohl habe ich bei ſo guten Geſundheitsumſtänden noch nicht geheirathet, wie ich es mir doch in Holland auf deiner Hochzeit vor vier Jahren vornahm, und ich bin es auch noch ſobald nicht geſinnt zu thun, weil mein Vetter ſelbſt eine hübſche Tochter hat, und ich ehe dieſe gern verſorgt ſehen möchte; dann heirathen wir vielleicht, wenn ſie Hochzeit hält, auf einen Tag zuſammen. In zwanzig bis dreißig Jahren kann ſich noch vieles zutragen, beſonders wenn das Mädchen ſobald zunimmt, und ich wieder ſo munteres Muths werde, wie ich eine Zeit her anfange, welches einzig einem jungen Cavalier zuzuſchreiben iſt, der bereits viel in der Welt geſehen, aber nichts betrachtet hat, welches ich mich aber nicht verdrießen laſſe, weil die Welt nicht mehr iſt, wie ſie war. Er hat bei meinem Vetter viele Waaren beſtellt, und er kommt täglich einzig und allein wegen meiner alle Abend zu uns, weil ich ihm manches ſagen kann, das er nicht weiß, und von mir dankbar annimmt. Auch iſt mir dieß des Mädchens wegen, worauf ich ſehr viel halte, lieb, indem ſie auf dieſe Art doch manchmal zu hören kriegt, was in der Welt vorgeht, und man ihrem Vater, der von der Erziehung ſo wenig als von Belagerungen verſteht, hie und da einen guten Gedanken beibringen, ja wohl gar eines beſſern bereden kann. So bin ich z. B. ein Feind von dem unzeitigen Einſperren und Enghalten, wie es dieß liebe Mädchen bisher erfahren mußte. Nun habe ich es dahin gebracht, daß ſie doch einmal in ein Schauſpiel gehen durfte, welches das erſtemal in ihrem Leben war. Der fremde Herr hat die Güte gehabt, ſie aus Mitleid dahinzuführen, und ich wäre gewiß ſelbſt mitgegangen, wenn ich mich nicht wieder ein bischen erkältet hätte, ſo daß ich keine Schuhe an den Füßen leiden konnte; das Mädchen hat mir, als ſie nach Hauſe kam, vor Freude nicht einmal erzählen können, was ſie geſehen hat. Mit einem Worte, ich bringe dieſen Winter ſehr gut zu, und denke Dir bald wieder zu ſchreiben, da wir nun leider vom Krieg gar nichts zu ſchreiben haben. Hiemit verbleibe ich nebſt höflicher Empfehlung an deine Frau, dein alter, getreuer —

Brief des jungen von Wieſeneck nach Lyon.

Um Sie gleich im Anfange meines Briefes zu ärgern, ſage ich Ihnen hiemit, daß ich bei Suſannen, ſo heißt mein Bürgermädchen, bereits meinen erſten Beſuch abgelegt und daß, wenn die übrigen ſo glücklich ausfallen, wie dieſer, ich binnen wenigen Wochen am Ende ſeyn werde. Dann ende ich es aber auch im Ernſte, und ich verſpreche Ihnen, Ihren weiſen Ermahnungen dann zu folgen, wenn ich gleich weiß, daß ich nie, als eben zur Zeit, wo ich nach Ihrem Ausdruck etwas Böſes im Sinn hatte, eifriger war, Vorſätze, welche ich nach dieſem vollbrachten Böſen halten würde, zu machen. Es mag nun ſeyn, daß ich mich damit ſelbſt beſtechen will, oder daß mir dießmal völlig Ernſt iſt, genug ich reiſe hernach gleich wieder ab, und habe ſehr vieles im Sinn, das Sie freuen ſoll.

Die größte Schwierigkeit beſtand darin, wie ich mit guter Art in das Haus kommen, und mir in denſelben einen freien Zutritt eröffnen könnte. Unter den vielen Vorſchlägen, die ich mir ſelbſt machte, und wieder verwarf, hielt ich den für den beſten, daß ich vorgab, ich hätte für einen guten Freund im Ausland eine Lieferung ſeines Waarenlagers zu beſtellen, und daß ich zu dem Ende ſogleich einige Muſter davon abnahm. Es verſteht ſich, daß ich während dem, bis ich von dem auswärtigen Freund eine Antwort darüber erhalte, von Zeit zu Zeit nachſehen, und mich um dieß und jenes würde erkundigen, auch manche Stunde dem Arbeiten würde zuſehen müſſen. Dieß geſchah nun alles, wie ich es wünſchte, und ich habe mir um etliche Gulden das Vergnügen erkauft, nach Belieben auf und zu zugehen.

Doch ich will Ihnen lieber erzählen, wie ſich dieß alles zugetragen hat; denn in dieſen Kleinigkeiten und Zierereien beſteht, wie Sie wiſſen, oder vielmehr nicht wiſſen, der ganze Spaß. Sobald ſich einmal keine Hinderniſſe weiter finden, und einem das Ding folgſam und geduldig, wie ein Pudel an der Seite ſchlenkert: dann hat das Spiel, deſſen ganzen Plan wir bereits wiſſen, ein Ende. Lachen muß ich nun, wenn ich daran denke, wie mir ſo wunderbar zu Muth ward, als die Stunde heranrückte, wo ich auf meinen erſten Verſuch ausgehen wollte. Ich beſchloß, es am Abend nach Tiſch zu thun, ließ es Suſannens Vater durch einen Bedienten, den ich ſeit etlichen Tagen angenommen habe, einen ausgelernten Flegel, der alle verdächtliche Winkel der Stadt kennt, melden. Ich kann von meinem Zimmer vermöge eines Fernglaſes gar bequem in Suſannens Zimmer ſehen, und ich konnte den Zeitpunkt kaum erwarten, wo ich ſah, daß ſie die Speiſen abtrugen. Dieß geſchah um ſieben Uhr Abends, und ich ſtand bereits um fünf Uhr in meinem Zimmer prächtig gekleidet, um die Leute, wenn ich dem ungeachtet herablaſſend thun würde, deſto eher zu gewinnen. Ich las eine Weile, Sie wiſſen ſchon, wo ich leſe, wenn ich Ermunterung brauche; aber dießmal verſtand ich keine Sylbe, und ich ward mir, je länger es währte, immer verlegner und ängſtlicher, und gewiſſermaßen furchtſam, ſo daß ich meinen Vorſatz beinahe geändert hätte, und zu Hauſe geblieben wäre. Es ſchlug nun ſieben Uhr, und mit jedem Schlag ward mir bänger und muthloſer, oder freudiger ſoll ich vielmehr ſagen. Ich hielt bereits ſeit einer halben Stunde Hut und Stock in der Hand, fluchte heimlich über mein langes verzögern wollen, und nun die Zeit da war, daß ich gehen ſollte: fand ich, wie auf einmal, eine Menge Kleinigkeiten, die mich noch aufhielten, die mich ſtill zu ſtehen nöthigten und ſich gleichſam an mich hiengen und mich hinderten dahin zu gehen. Ich beſah mich wohl hundertmal im Spiegel, zerrte mir beinahe die Ermel heraus, und zerriß mir halb die Spitzen vom Hemd. Ich rief meinem Kerl, befahl ihm verſchiedene Dinge, als wenn ich eine weite Reiſe machen wollte, und hieß ihn dieß und jenes aus ſeinem Ort tragen, und rief den Augenblick wieder, er ſollte es ſtehen laſſen; mit einem Wort, ich ward durch und durch närriſch.

Ich gieng nochmal ans Fenſter, ſah mit meinem Glas, das ich elendiglich abrieb, denn es ward immer trüb, hinum, und ſah, daß ſie bereits ruhig und friedfertig bei ihrer Arbeit ſaßen. Suſanne nähte, ſo maleriſch ſchien mirs. Ein wenig neigte ſie den Kopf nach der Arbeit, mit ſo vieler Emſigkeit, als verlangte ſie nichts weiter, wenn es ihr nur jetzt gelänge, und zog auf und zog auf, immer in gleichen Zeitpunkten ſo ruhig und ordentlich, daß ich ſah, es gieng alles gerade ſo, wie es gehen ſollte. Es glich einem Rädelein in einer ſanften Quelle, das im Brauſen ſtürmiſcher Wogen zu Grunde gehen würde. Sie wiſſen, wie ich gleich ſo weichherzig bin. Dieß fiel mir, ich weiß nicht, mit welchem ſüßen Mitleiden aufs Herz. Sie iſt ſein Einziges, dacht ich, indem ich mich beinahe ſelbſt vergaß, ſie iſt eigentlich die einzige Blume im Kreiſe ſeines Lebens, die er pflegt, an der er ſeine Blicke weidet, an der er ſein Daſeyn und ſeine Menſchheit fühlt, und nun gehſt du hin und reißeſt ſie vom Stamm und kneipeſt und zerknickeſt ſie, und wirfſt ſie ihm als einen Auskehricht vor ſeine Füße! — Seine einzige Blume, wiederholte ich überlaut, und lachte über den poetiſchen Brocken, und gieng voll Aerger und mit feuriger Eilfertigkeit zum Zimmer hinaus. Mein Kerl ſprang mir erſchrocken aus dem Weg, und ſah mir ängſtlich und mitleidig nach.

Ich weiß, was ſich darüber ſagen ließe; aber der iſt ein elender Tropf, der ſo etwas, das ich ſah, ſehen, und noch erſt eine Weile drüber etwas ſagen kann. Stellen Sie ſich vor, Sie gehen hinauf einen ſanften Hügel an einem heitern Frühlingsmorgen; gehen ſo hin über tauſend Kräuter und Blumen, die Sie vergebens anduften, ihnen vergebens winken; aber auf einmal finden Sie die ſchönſte Blume an einem ſo niedlichen Ort, als wenn ſie die Natur mit Fleiß hieher gepflanzt hätte. Sie voll Gefühls für jedes Gräschen, voll Saft und Kraft, daß Ihnen die Seele aus Mund und Naſen raucht; — ich gieng einſt mit dem bleichen Algentius ſpazieren; er hatte Augen für die Natur, und als er dieß, was ich eben beſchrieb, bemerkte, blieb er ſtehen, und ſagte: Welch ein herrliches Werk Gottes! Schade, wenn du abblüheſt oder dich je eines Menſchen Hand berühre! Als wir endlich vorüber waren, that ich, als wenn ich was ſuchte, kehrte um und riß die Roſe vom Stengel. Die Natur hat dich nicht vergebens gemacht, dacht ich. Warum wäreſt du ſo ſchön und dufteteſt, als für mich. Sehen durft ich ſie dem Algentius nicht laſſen. Ich ſteckte ſie alſo ein und drückte, und kneipte ſie ſo lange, bis ich glaubte, daß ſie welk würde, dann warf ich ſie weg. Mir ward wohl, daß ich dieß gethan hatte.

Ich kam die Treppe hinauf, ſtand vor der Thüre, hatte geſchellt und wußte es nicht, bis Suſanne die Thüre öffnete. Sie ließ mich im Finſtern ſtehen, lief nach der Thüre und ſchrie: Vater!

Vater! dacht ich. Wenn du, Kind, dieſen heiligen Namen anrufſt, wollte ich weiter — als er mich unterbrach, und in die Stube vorausgieng.

Suſanne ſtellte das Licht auf den Tiſch, ſah mich eine Weile voll Verwunderung, aber ohne alle Scheue an, und gieng darauf an ihre Arbeit. Der Vater war indeß in die Nebenkammer gegangen, einen Seſſel für mich zu bringen, wo ich mich niederlaſſen ſollte; allein ich wollte es durchaus nicht thun, ſondern betheuerte, daß es mir weit lieber ſey, ſo gerade weg auf der hölzernen Bank zu ſitzen, die um den Ofen herumgieng, in deſſen Winkel in einem uralten Lehnſtuhl ein Greis halb ſchlummerte.

Und nun wünſchte ich, Sie hätten mich in dem kleinen, ſimpeln Zimmer mit allem dem Abſtand ſitzen geſehen, den meine Perſon darin machte; die Wände voll Bilder von verſchiedenen Geſtalten und Farben; in der Ecke ein kleines Altärchen; oben an der Decke einige Heringsſeelen; auf dem Geſimſe einige Hausbücher, und an dem Fenſter die Briefe der Hausfreunde; ich auf der hölzernen Bank, und um meinen Rücken ſtreichelt und windet ſich eine ſchelmiſche Katze.

Unſere Handlungsunterredungen waren bald geendet; ich gab ihm zu verſtehen, daß ich ihm einen Weg zu einer merklichen Abnahme machen könnte, und handelte mit ihm darüber ſo genau und vorſichtig, als nur möglich war, theils um ihm die Sache deſto glaubwürdiger zu machen, theils auch um mich, wenn er ſähe, daß ich klug und häuslich wäre, deſto geſchwinder bei ihm in Anſehen zu ſetzen. Ich hatte mich darin nicht geirrt; denn er merkte es gar bald an, und gab darüber ſeinem Sohn, einem Knaben von acht Jahren, der eine große Legend vor ſich hatte, eine Lehre, wie er mit der Zeit das ſeinige zuſammentragen und fleißig haushalten ſollte. Ich nahm indeß ſogleich einige Kleinigkeiten ab, und brauchte dabei die

Vorſicht, daß ich, nachdem ich ſelbe lange betrachtete, ſagte, die Arbeit wäre an denſelben wahrhaftig ſo ſchön, als man ſie nur immer im Ausland finden könnte. Bei dieſen Worten bemerkte ich, daß er vor einem geheimen Aerger erröthete, und erſt nach einem langen Stillſchweigen ſagte er mit einem zornigen verbiſſenen Lächeln, wie es ihn ſehr wunderte, daß ich als ein verſtändiger Mann dieſe Anmerkung machen könnte. Was die hieſigen Handwerker und Künſtler im Auslande, wo ſie als Geſellen arbeiteten, machen konnten, das werden ſelbe ja hier auch noch zu Stand bringen. Man ſollte doch den Unterſchied zwiſchen verfertigen und abſetzen können, niemals vergeſſen. Was helfe es, Raritäten und gefärbte Tändeleien zu verfertigen, wenn darüber etwa, wenns hoch kömmt, einmal im Jahr nachgefragt würde. Der Handel in Bayern hätte ehemals ganz anders geſtanden, als jetzt; allein daran dächte man nicht, und ſetzte den Fleck lieber immer nebenher. Ich ärgere mich, fuhr er fort, wenn ein Ausländer, der etwa einen Tag im Land iſt, ſogleich, als hätten wir lange auf ihn gewartet, alles beſſer wiſſen, alles beſſer geſehen haben, und was lange war, ehe nur ſeine Väter geweſen, verachten will u. ſ. w. Wie ein losgeriſſenes Stück Felſen im Fallen andere mitrafft, und ſtets geſchwinder und wüthender fällt: ſo verfiel ſeine Rede in eine Hitze und Unordnung, worin er ſich kaum mehr, was er ſagte, bewußt war. Es haben ſich, hieß es weiter, bei uns noch alle ſehr wohl befunden, und wenn ſie dürr und matt hereingekommen, ſich binnen kurzer Zeit fett und rund gegeſſen. Wir brauchen niemand, können heute eine Mauer um das Land herumziehen; haben ſelbſt Getraid zu Mehl und Bier, Fleiſch, Wolle, Holz, können, was wir in unſern Häuſern und am Leibe haben, von uns hernehmen; ſind überall und wo wir hinkommen und wo man treue, ſtarke Leute braucht, beliebt; mit einem Worte, es giebt kein Land in der Welt über Bayern, und Soldaten, wie die unſrigen, nehmen jeder zehn andere, wenn ſie noch ſo wild und weit her ſind. Sie haben den Erbfeind bei Wien verjagt, und bei Belgrad geſchlagen; und ſie haben bei Mühldorf geſiegt.

Ja und in der Pragerſchlacht, Vater, ſagte Suſanne, indem ſie ſich auf ihre Arbeit lehnte, in einem ſo mithelfenden ernſthaften Ton, daß der Alte hinter dem Ofen herzlich zu lachen anfieng, wodurch das Geſpräch unterbrochen ward.

Da ich nicht wußte, wie ich dieſe Rede veranlaßt hatte, noch es für gut hielt darin fortzufahren, ſo glaubte ich, wohl zu thun, wenn ich das Geſpräch zerſtreute, und ich fieng daher in einem Ton, welcher die Hitze des vorigen ſehr herabſtimmte, an, ihn wegen ſeiner Gewohnheit, welche er hätte, immer zu Hauſe zu bleiben, zu loben.

Wir ſitzen gleich da beiſammen, gab er in einem zwar tiefern, aber noch ziemlich unwilligen Ton zur Antwort. Ins Wirthshaus gehe ich das ganze Jahr hindurch nicht. Es weiß einer nicht mehr, was man reden, und wem man trauen ſoll. Wenn einer dann ein wenig hineintrinkt, und dabei diſputirt, und wieder trinkt, ſo fängt einer bald was an. Ich wäre gleich zu hitzig, denn ich ändere mich nicht mehr, und bleib, wie ich bin; ſo ſetzt es hernach leicht Händel ab. Wenn wir aber zu Hauſe bleiben, ſo wiſſen wir, daß wir zu Hauſe ſind.

Leider! fieng der Alte an. Und da eben deine Tochter! Was ſoll einſt aus ihr werden, wenn ſie nie weiter, als an das Ende ihrer Gaſſe gekommen iſt? Ich nahm den Augenblick das Wort, indem ich ſagte, daß man, was die Töchter beträfe, ſehr wohl daran ſey, ſie zu bewahren, da jetzt die Verführung ſo allgemein wäre, und man, ungeachtet des Einſperrens und Aufſehens ſehr tragiſche Beiſpiele davon hätte. Dieß that auf Suſannens Vater und den Onkel die thätigſte gewünſchteſte Wirkung. Jener drückte mir vor Freuden die Hände, und wollte etwas aus vollem Herzen reden, indeſſen der Alte mit geſammelter Hitze, deren er noch fähig iſt, indem ihm aus allen Adern ſein Blut ins Geſicht kam, beide Hände erhob, um uns in einer gewaltigen Rede den Irrthum unſerer Denkungsart fühlen zu laſſen. Das wäre es eben, ſagte er, was den Schelmen zu ſtatten käme. Oeffentliche Zuſammenkünfte und Freudenfeſte für junge Leute ſollten in wohleingerichteten Staaten mit großer Sorgfalt unterhalten werden. Suſannens Vater wollte ihn bei jedem Worte unterbrechen, wodurch der gute Alte immer feuriger geworden. Er beſtärkte ſeinen Ausſpruch mit vielen der wichtigſten, und in der That ſehr wahren Gründen, und führte zugleich die Beiſpiele der Alten mit ſo guten und warmen Erklärungen an, daß ich für gut befand, ihm in etwas beizuſtimmen, nur ſollte man, ſetzte ich behutſam hinzu, in unſern Zeiten, wo die guten Anſtalten nach ſeinem Vorſchlag noch nicht getroffen wären, verſichert ſeyn, daß der gute Freund, welcher dem Töchterchen Geſellſchaft leiſten wollte, auch Zutrauen verdiene. Wollten Sie, ſagte ich hierauf, indem ich mich an Suſanne wandte, wohl einmal mit mir nach einer Komödie gehen?

Ich darf ja nicht, gab ſie zur Antwort, indem ſie dabei ihre Arbeit hin und wieder rückte, und ihre Eilfertigkeit bei derſelben verdoppelte, ſo, daß ich wohl ſah, wie ſie der Einförmigkeit ihres Lebens ſatt wäre, und vielleicht einem Ritter, der ſie befreien wollte, nicht viele Schwierigkeiten machen würde. Ueber meinen Vorſchlag ward von dem Alten und dem Vater viel geredet, widerſprochen, zugegeben, gemildert, bis ſich endlich die Sache damit endete, — daß, wenn ich die Güte haben wollte, — es wohl einmal geſchehen dürfte, zumal, wenn auch der Onkel ſo närriſch ſeyn wollte, uns zu begleiten, wofür ich gewiß ſorgen will, daß ers nicht werden ſoll.

Ich hätte Ihnen noch ſehr Vieles zu erzählen, was ich hier beobachtet und löblich und närriſch gefunden habe. Man lebt hier, wie man überall und allemal gelebt hat, und damit ich Ihnen einen meiner Lieblingsausdrücke wiederhole, wenn was Gutes geſchieht, ſo iſts ein glücklicher Zufall oder Anhang, der mit dem Böſen verknüpft iſt. Ich mache täglich neue Bekanntſchaften, und mein gütiger Freund, der Franzoſe, von dem ich aufgeführt werde, gebraucht die Vorſicht, mich zuweilen für einen reiſenden Cavalier, zuweilen für einen berühmten Gelehrten, der an ihn angewieſen wäre, auszugeben. Auf dieſe Art beſuchte ich auch die Töchter des Barons, wo ich ein paar Herren fand, die vermuthlich ihre Bediener, oder auch aus Neugierde, um mich zu ſehen, hieher gekommen ſind. Die Fräuleins ſind noch kaum zwanzig Jahre alt, und doch wollte ich wetten, ſie haben bereits etliche Romanen geſpielt. Sie waren auf eine Art gekleidet und zubereitet, daß ich überzeugt ward, wie man mich erwartete. Und doch entſchuldigten und beſchwerten ſie ſich halb, indem ſie ſchamhaft thun wollten, aber nicht konnten, daß ich ſie ſo unvermuthet überfalle. Sie affektirten, zu trippeln, und zärtlich durch die Zähne zu flüſtern, und mit den Augen zu ſchmachten, ſo wies in Romanen ſteht, mit denen ſie alſobald ausrückten; da ſah ich die zärtlichen Klagen der Kunigunde; die Leiden eines vor Liebe kranken Jünglings; die Thränen der Cloris; die Empfindungen der Arabelle; die heimlichen Klaglieder der Sophie; die liebenswürdigen Liſte des Cavaliers Don Ronardo u. ſ. w. Ich redete ſehr wenig, that kalt und ſtolz, und ſah die Sachen alle nur obenhin an. Sie fragten mich, wie es mir hier gefalle, worauf ich mich ſehr nachläßig neigte, und keine Antwort darauf gab, das ſie für Beſcheidenheit auslegten, indeſſen der Franzoſe anmerkte, es wäre engländiſcher Spleen. Es koſtete mich alle Mühe, das Lachen zurück zu halten. Wir kamen von der Literatur zu reden, wo die zwei Herren alſogleich an=

fiengen, die theuere Anmerkung zu machen, daß ſich in ihrem Lande niemand bewege, und ſo, wie bei den Ausländern, durch Bücherſchreiben hervorthäte; es fehle auch an Köpfen, ſetzten ſie hinzu, und erzählten mir von ihrem eigenen Vaterlande alle Mängel und Thorheiten, ſo viele ſie derſelben in ihrem kleinen Hirnkaſten aufbewahrt hatten, und mit ihrem bischen Deutſch vorbringen konnten. Ich fragte ſie, ob ſie Ausländer, und aus häuslichen Gründen widrig geſinnt wären; und als ſie hierauf verſicherten, ſie hätten das Schickſal, Bayern zu ſeyn: ſo fuhr ich mit ungeſtümer Hitze auf, die ich zu meinem Ruhme wieder mäßigte, und erklärte ihnen, wie kleinen Schülern mit liebreicher Güte, daß ein Inländer, wo er in der Welt lebte, der bloß aus Luſt oder Unverſtand ſein Vaterland lächerlich machte, nicht verdiente, den Boden zu betreten. Bei dieſen Worten, von denen mein Franzos wieder ſagte, es wäre engländiſche Art, gieng ich das Zimmer raſch auf und nieder, und hatte meine eigene Freude daran, die armſeligen Geſichter in einer unbeſchreiblichen Verlegenheit zu ſehen. Sie trippelten mit den Füßen, räuſperten, huſteten, nahmen und gaben ſich einander Taback, zerrten an ihren Rockknöpfen, und ſuchten ſich in ſich ſelbſt zu verbergen. Die Fräulein, ſo klar ich ſah, daß ſie eben ſo wenig bayeriſchen Sinn hatten, oder meine Worte begriffen, thaten, als könnten ſie nicht umhin, mir hierin Beifall zu geben, ſo, daß ich, um mir über ihre zwei Landsmänner deſto mehr Anſehen zu geben, mich allein mit ihnen zu unterhalten für gut befand. Dieß geſchah im folgenden Geſpräch. Ich ſagte ihnen, ich fände die hieſigen Frauenzimmer ſehr munter und artig; das, meinten ſie, beliebte ich nur zu ſpaßen. Als ich hierauf ſagte, die Frauenzimmer hier zu Lande wären von einem vorzüglich ſchönen Wuchs, machten ſie beide zugleich einen gewaltig tiefen Knicks; es wäre für ſie eine große Ehre. Als ich hierauf wieder ſagte, ſie beſäßen hier auch ſehr viele Empfindung und Gefälligkeit, meinten ſie, ich beliebte nur zu ſpaßen. Als ich endlich vorbrachte, ſie wären in ihren Kleidern außerordentlich prächtig, machten ſie wieder beide zugleich einen tiefen Knicks; „es wäre für ſie eine große Ehre."

Ich habe mich über ſolche Auftritte längſt ſo ausgelacht, lieber Doktor, daß es mich viele Ueberwindung koſtet, denſelben nur noch beizuwohnen; doch, weiß ich wohl, Thorheiten haben ſie alle, und ſo ſind ſie alle; nur meine Suſanne nicht, an der ich noch nichts, als was liebenswürdig iſt, bemerkt habe. Was werde ich Ihnen nicht alles in meinem nächſten Briefe ſchreiben? Und wenn Sie ſich darüber ärgern ſollen, wie viele Gelegenheit werden Sie nicht auch haben, mich zu entſchuldigen, und hiemit Ihren guten Charakter, um deſſen Willen ich Sie ſo ſehr liebe, zu zeigen! Sie ſind bei aller Ihrer eingeſchränkten Denkungsart mein Mann, lieber Herzensfreund, das wiederhole ich vor aller Welt, und ſo oft Sie es verlangen. Es geht ganz natürlich zu, daß Ihnen meine Rolle in der Welt ein bischen fremd, und wie Sie zu ſagen belieben, naturwidrig vorkommt; denn ſind wir denn die Nämlichen? Sie haſſen die Mädchen, recht ſo! Ich ärgere mich darüber keinen Augenblick. Wenn ſie an der großen Tafel der Natur Waſſer trinken, und faſten wollen; ſo thun Sie es; Sie haben ganz andere Nerven, und können nicht dafür, daß Sie weder Hunger noch Durſt fühlen; darum ſind Sie doch ein wackerer Mann. Ich thue noch mehr, und nehme es nicht einmal übel, daß Sie zuweilen mit mir zanken, ja manchmal iſt mir dieß ſogar noch lieb, weil es mir Unterhaltung macht, und mir nebenbei zu manchem guten Einfalle Gelegenheit giebt. Alſo ſeyen Sie ſo gütig, und fahren von Zeit zu Zeit fort, mir einige heilſame Ermahnungen zu ſchreiben, und vergeſſen nicht, wenn ich etwas nach meiner Art gethan habe, mir zu ſagen, was Sie in dem nämlichen Falle gedacht und gethan haben würden.

Dieſen Augenblick erhalte ich von meinem Vater eine Erklärung, die mich in die äußerſte Verlegenheit ſetzt. Ich ſollte mich entſchließen, ob ich hier bleiben wollte, oder wenn ich keine Luſt dazu hätte, alſogleich nach Hauſe reiſen, wo für mich eine Bedienung ſammt einer anſtändigen Verbindung bereit wäre. Im erſten Falle ſollte ich tauſend Thaler bei Hrn. N — erheben, und ſie dem Herrn — zum Geſchenk geben, wofür ich mich bald auf einem anſehnlichen Poſten ſehen könnte. Auch hätte man bereits an den Herrn Baron in Abſicht auf ſeine Töchter ſich herausgelaſſen. Was hätte ich thun ſollen, lieber Doktor! Ich habs gewagt. Was mich hier feſt hält, das geht mir über alles. Ich ſchrieb zurück, daß mir alles gefalle, erhob die tauſend Thaler, die ich noch beſitze, und werde heute den Baron beſuchen, der mich bereits feierlich zu ſich bitten ließ. Wie wird ſich über dieſe Nachricht mein Vater freuen? Und meines Vaters Freunde! Ich aber werde, wie ein kluger Feldherr, überall zugegen ſeyn, jetzt inne halten, jetzt ausweichen, oder entgegen ſchreiten, und am Abend in meinem ſichern Zelt mit Suſannen lachen. Ich bin immer aufgeräumt, wenn ich beſchäftiget bin, Ihr

ergebenſter Diener

Baron von Wiſenek.

Dieſe Erklärung hatte ſein Vater kaum erhalten, als er ſich nichts angelegener ſeyn ließ, als ihn durch Briefe an alle ſeine Bekannten, und guten Freunde in München zu empfehlen. Er erinnerte dieſen an ihre ehemalige Freundſchaft, zeigte einem andern die Belohnung ſeiner Erkenntlichkeit, und ſetzte die Sache mit ſo vielem Eifer in Bewegung, daß er, wenn ſich auch ſein Sohn ganz unthätig bezeigt hätte, dennoch ſeinen Zweck erreicht haben würde; aber dieſer ſah, wenn er ſeiner Sache je den Schein einiger Wahrſcheinlichkeit geben wollte, die Nothwendigkeit ein, die es ihm zur Pflicht machte, ſich um dieſelbe anzunehmen, und aus Verſtellung wenigſtens einige Schritte zu thun, welche ihn derſelben näher bringen ſollten. Als ein liſtiger Kopf wußte er die Mittel, ſich wichtig und beliebt zu machen, und ſein Betragen und die ſchleunigen Folgen deſſelben können und werden uns ein ſtetes Beiſpiel ſeyn, wie das Verfahren in allen Staaten bleiben werde, mit dem die große Welt ihre Gaben austheilt, und, wie leicht es dem, der dazu Geſchick und Argliſt beſitzt, ſey, mit dem Glück und der vorſichtigſten Klugheit ſeinen Scherz zu treiben. Gemeiniglich ſind die Glieder faſt aller großer Staaten, mehr oder weniger heimlich oder offenbar, in gewiſſe Parteien getrennt, deren eine gewöhnlich einige Zeit durch die herrſchende iſt, ſo, daß nach ihrem Ton Aemter errichtet, Geſetze gebildet, und Bedienungen vertheilt werden. Um nichts von den Trennungen, welche durch Familien und unzählige andere Privatabſichten entſtehen, zu ſagen, ſo beſtehen die Glieder gewöhnlicher Rathskollegien manchmal aus drei Claſſen, deren eine alles einreißen, alles ſogleich auf der Stelle, mit brauſender Hitze und mit Gewaltthätigkeiten gut und ſchön machen; eine andere alles, wie es von jeher war, liegen laſſen, und nicht Einen Schritt von verjährten Gewohnheiten abgehen will, indeſſen eine dritte zwiſchen beiden den Mittler vorſtellt, und mit der bekannten, nicht ſelten lächerlichen Klugheit, womit ſie alles ausſöhnen und vereinigen wollen, der guten Sache mehr, als es die beiden erſten thun, im Wege ſteht, indem ſie aus einer böſen Furchtſamkeit, dieſen und jenen zu beleidigen, jeden vorhandenen Vorfall, den man rüget, als einen ſolchen, deſſen Zeitigung und Reife man erſt abwarten müſſe, verſtellen, und den thätigen Arbeitern, denen das träge Launen ihre Seelen martert, die Hände binden. Wiſenek wußte das längſt, und wie ihm um nichts zu thun war, als ſich der Gewohnheit, und des Beiſtandes einiger Perſonen, deren Dienſte er, ſo lange es ihm gelegen war, mißbrauchen wollte, zu verſichern: ſo warf er, ſo zu ſagen, einem jeden den Köder vor, nach dem er trachten, und an dem er ſich würde fortziehen laſſen. Dem unzeitigen Eiferer ſagte er, daß nichts vor ſich gehe, dem Pedanten, daß man alles durch Neuerungen verwirre, und dem Klugen, daß man nirgends den gehörigen Zeitpunkt abwarte, und daß man die Sachen auseinander reiße, die man zuſammenhalten ſollte, und jeden verſicherte er insbeſondere, daß, wenn es nur noch einen oder wenige ſolche Männer gäbe, die Einrichtungen bald ein anderes Anſehen gewinnen würden. Man iſt dumm und kurzſichtig, ſobald man eitel iſt; daher waren wenige, die ihm nicht glaubten, und die ſichs nicht zur Angelegenheit machten, in allen Geſellſchaften von dem Manne zu ſprechen, der, wie ſie innerlich dachten, ganz ihres Sinnes, und wie ſie hiemit zu verſtehen gaben, der beſten Denkungsart wäre. Was ſeiner Sache einen unbeſchreiblichen Vorſchub that, war, daß er nirgends unterließ, kleine Erzählungen wider einzelne Glieder der Gegenpartei einzuſtreuen, und durch ergötzende Schilderungen ihrer Perſonen und ihres Betragens dieſelben lächerlich zu machen. Wo nichts von dem allem helfen wollte, da wußte er ſich durch einen zierlichen Reverenz, durch einen kleinen Muthwillen, oder eine zärtliche Verwegenheit die Frau, die Magd, oder den Diener zu gewinnen, der im Hauſe den Ton angab, und dem, der ihrer bedürfte, wichtigere Dienſte leiſten konnte, als geprüfte Einſicht, Fleiß und Redlichkeit, und Güte des Herzens jemals in gleichen Umſtänden würden leiſten können. Mit einem Wort, die nächſte Oeffnung einer Ehrenbedienung ſchien für ihn beſtimmt zu ſeyn, und ſo, wie die Umſtände bereits für ihn lagen, erforderte es eben ſo viele Kunſt, ſich ihrer unter einem geſchickten Vorwand nicht zu bedienen, als es ihn Mühe koſtete, ſich dieſelbe auf dieſe Art zu veranſtalten. Indeſſen war dieß Spielen mit der Unwiſſenheit und der Chikane für ihn eine Art von Unterhaltung, die er beinahe mit Leidenſchaft betrieb, und wie er ſich in einem ſeiner Briefe ausdrückte, die unterhaltendſte Art, welche nach der Liebe unter Menſchen wäre, ſich die Langweil zu vertreiben.

Die größte Verlegenheit wurde ihm von den Fräulein Töchtern des Barons zubereitet, und es gehörte ein eigenes Syſtem von Verſchlagenheit dazu, den Schwierigkeiten, welche ihm von dieſer Seite gemacht wurden, zu entgehen. Er hatte ſich für keine erklärt, und war entſchloſſen, ſo lange er nicht aufs Aeuſſerſte getrieben würde, ſich niemals für eine zu erklären.

Ungeachtet die Vorfälle mit denſelben in dieſer Geſchichte unter die Dinge gehören, welche dem Wanderer auf der Reiſe zur Seite begegnen, aber ihn nicht zum Ziele führen: ſo bleibt man doch oft mit Vergnügen bei dieſer und jener Ausſicht ſtehen, und ich glaube daher, daß es meinen Leſern eben ſo wenig unangenehm ſeyn wird, eine Haushaltung kennen zu lernen, die zu ihrem Vortheile etwas beitragen könnte, ſie mit vielen andern, und vielleicht mit ihrer eigenen bekannt zu machen.

Der Herr Baron war ein ganz trefflicher Mann, und eben ſo rechtſchaffen und unermüdet in ſeinen Verrichtungen, als er dazu geſchickt, und mit den gehörigen Kenntniſſen verſehen war. Er beſorgte die Erziehung ſeiner Töchter, ſo gut ers vermochte und konnte. Und wenn dieſelben das nicht geworden ſind, was ſie gemäß ſeinen Wünſchen und den Köſten, welche er auf ſie verwendete, hätten werden ſollen; wenn weder ihre Denkungsart und Empfindungen edler, noch ihre Sitten beſſer und brauchbarer, als man bei den gewöhnlichen Seelen eines verderbten Zeitalters ſie findet, geworden ſind: ſo verdient doch ſein Antheil daran unſere ganze Entſchuldigung, und da es ſchmerzen muß, ein Kind nicht ſo, wie mans wünſchte, geſtimmt zu ſehen, unſer wärmſtes Mitleid. Wenn bei einem Kinde die äußerlichen Vorzüge zunehmen, wenn beſonders jene Geſchicklichkeiten, deren Bedürfniß die Erziehungsmeiſter erfinden, in vollem Maße ſich äußern: wer ſieht dann den Unterſchied zwiſchen Bildung und Unterricht! Wer bemerkt dann oder achtet die kleinen Quellen des Unraths, die unmerklich dem Herzen entſchleichen, oder heimlich anſchwellen, und unvermuthet losbrechen? Der Baron ſprach von der Erziehung, welche er ſeinen beiden Töchtern (denn die Mutter erklärte er, und aus Trägheit ſie ſich ſelbſt, für unfähig) geben würde, mit ſo vielem Aufheben, daß jedermann begierig war, was er an denſelben erziehen würde. Gemäß ſeiner Ankündigung ſollten ſie keineswegs müßige, glänzende Puppen, wie nach ſeinem Ausſpruch die Meiſten wären, ſondern geſunde, gute, fromme Mädchen werden, fähig werden, einſt einem Manne, der ihrer würdig wäre, die Laſt des Hausweſens abzunehmen, ſeine Sorgen mit ihm zu theilen, oder ihm eine frohe Stunde zu machen. Wohl merkte er in ihren jüngern Jahren ihren Hang zum Putz und zur Eitelkeit; aber ſtatt denſelben beſcheiden zu unterdrücken, oder zum Guten zu lenken, hatte er vielmehr ein Wohlgefallen daran, trug er vielmehr ſelbſt alles bei, ihn zu unterſtützen, und zur Leidenſchaft heranwachſen zu laſſen. Er erklärte ihre Eitelkeit für einen Trieb zur Zierde und Schönheit, der dem ſchönen Geſchlechte natürlich wäre, und freute ſich nicht wenig, ihn bei ſeinen Töchtern ſo frühzeitig erwachen zu ſehen; des Ueberflüſſigen, pflegte er zu ſagen, und des Schwülſtigen, würden ſie ſchon ſelbſt, wenn einſt die Jahre kämen, ſich ſchämen und müde werden. Um dieß letztere nach ſeiner Vorſtellung deſto eher zu erreichen, unterließ er nicht, denſelben die Nachäffung jeder neuen auch der lächerlichſten Mode zu geſtatten, und ſich nach ihren eigenen Phantaſien, gemeiniglich theatraliſch, zu kleiden. Hiedurch zogen ſie die Aufmerkſamkeit der jungen Leute auf ſich, und erlangten in dem Umgange mit denſelben eine Art von Witz, nämlich eine gedankenloſe, unverſchämte Dreiſtigkeit im Reden und Antworten, welche man durchgehends bewunderungswürdig fand, und als die äußerſte Lebhaftigkeit des Geiſtes anrühmte. Wie man ſonſt den Müttern ſchmeichelt, um ſich der Töchter zu verſichern: ſo ſagte man hier dem Vater die ausſchweifendſten Lobſprüche ins Angeſicht, und er war, ohne es zu wiſſen, thöricht oder vergeſſen genug, ſich von denſelben einnehmen, und für die heimlichen Verdruße, welche er allmählig bemerkte, gleichſam beſtechen zu laſſen. Während dieſer ganzen Zeit glaubte er immer, ſeinen Grundſätzen getreu anzuhängen, und als ers nicht mehr glaubte, als ſeine Töchter mächtiger wurden, als ſeine ſchönen Gedanken: zog er ſich ſchüchtern in ſeine Ruhe zurück, und that alles, und bewilligte alles, um ſich nicht, wenn ers gewagt hätte, fruchtlos zu widerſprechen, in aller Augen lächerlich, und zu ſeinen Geſchäften durch Aergerniſſe unbrauchbar zu machen. Sie vereinigten beide in ihren Charakteren, wie in einem Inbegriff jene Thorheiten, welche ihr Geſchlecht ſo ſehr erniedrigen, und jene Reize, welche ſo mächtig, wenn ſie einer ſchönen Seele eigen ſind, in eben ſo viele Urſachen unſerer Abneigung verkehren.

Man wird ſich über ihre lächerlichen Kunſtgriffe, den jungen von Wiſenek einzunehmen, und über den niedrigen Wettſtreit, den ſie dabei als Schweſtern wider einander ausübten, nicht mehr wundern, wenn man mit ihren Gemüthsarten nur in etwas bekannt iſt; dieſe waren, ungeachtet ſie in den nämlichen Geſellſchaften den nämlichen Unterricht genoßen, ſo verſchieden, daß immer eine der andern entgegen war, und zu gleicher Zeit ſo kennbar, daß, ſobald man ſie ſah, man glaubte, ſich erinnern zu können, gerade dieſe Züge bei hundert andern geſehen zu haben.

Leonore, ſo hieß die ältere, war eines ſpröden kalten Herzens, und hatte kein Gefühl, als für die Eitelkeit, und keinen Witz, als für Dinge, welche dieſelbe befördern konnten. Dahin waren ihre Gedanken, und ihre Wünſche gerichtet. Es war kein neues Kleid in der Stadt, das ſie nicht kannte, und kein neuer Haarputz, den ſie nicht beurtheilte. Daran dachte ſie, wenn ſie erwachte; davon ſprach ſie unter Tags, und davon träumte ſie in der Nacht. Die Reinlichkeit trieb ſie aufs höchſte, und ſie konnte nie müde werden, an ſich ſelbſt immer zu ſchmücken, zu zieren, zu ſalben und reiner zu machen; ſie war eine ſolche, bei denen, bis ſie ſich putzen und kämmen, ein Jahr vergeht. Sie hatte an Büchern, guten oder ſchlimmen, kein Vergnügen, und wenn ſie je etwas las, ſo mußten es ſchlüpfrige, zweideutige Sachen, die ſich dem Groben des Sinnlichen nähern, oder Geſchichten berühmter Maitreſſen ſeyn. Sie ſehnte ſich nach keinem lebendigen Geſchöpf mit jener Neigung, wo man das Wohlgefallen eines würdigen Gegenſtandes ſucht, und in deſſelben Abweſenheit trauert; dennoch ſendete ſie auf allen Seiten einladende Blicke aus, und wenn ſie mit in die Höhe geworfenem Kopf ihren raſchen, halbfrechen Gang daher rauſchte, ſo wars, als hätte ſie keine geringere Abſicht, als über jedermann, der ſie anſehen würde, zu gebieten, jedermann an ſich zu ziehen, und im nämlichen Augenblick von ſich zu entfernen. Was ihren Verſtand betraf: ſo hatte ſie ungeachtet des Unterrichts, den ſie genoß, von dem gemeinſten, verwahrloſeſten Mädchen nichts voraus; ihre Seele hatte ſich ſo wenig, als ihr Herz erhoben; ſie war ganz voll von den elendeſten Vorurtheilen, und man konnte nichts Eckelhafteres ſehen, als ihre blöde, gedankenloſe Miene, und ihr leeres, kaltes Aug, ſobald von etwas, das nicht unmittelbar den Putz betraf, die Rede war. Es war für den, der gewohnt iſt, etwas Geiſtiges zu ſehen, äußerſt unangenehm, ſie in dieſem Falle anzublicken, und wenn ſie ans Clavier trat, ſo mußte er wegeilen, um nicht ſeine Seele durch die froſtigſten Töne, worin kein Antheil war, peinigen zu laſſen.

Sollte ſie noch am Leben ſeyn, und ach, ſollte ſie in einer unglücklichen Stunde die Unvorſichtigkeit eines guten Mannes bethören; denn der Gecken wird ſie viele blenden; aber hintergeht ſie einen würdigen, fühlenden Mann, der ſich eine Gattinn, eine Haushälterinn, eine Mutter und Freundinn ſuchte, keine Frau, noch Geſellſchafterinn, noch Beherrſcherinn: mein Mitleid hat er dann ganz. Sie wird ihn mit Geſprächen von neuen Bändern und Aufſätzen tödten, und mit Galanterien die mühevollen Früchte ſeiner Arbeiten erſchöpfen. Sie wird ihre Knäblein in Amors, und ihre Töchter in Huldgöttinnen kleiden, und ihnen auf Bällen, und beim Spiele die Wege weiſen, die ſie nach ihr betreten ſollen. Thoren, wenn ſie dieſelbe im Schmuck und Glanz mit den ſtolzen Augen allenthalben oben an ſitzen, und mit Sprödigkeit herrſchen ſehen, werden ihn glücklich preiſen; er aber wird heimlich im Herzen bluten, und von der Lebensfreude und den Hoffnungen der Zukunft Abſchied nehmen, und den Geſetzen, die dem Unheile, als wäre es eitler Scherz, kalt zuſehen, bittere Vorwürfe machen. Quält ſie ihn mit Eiferſucht, und dazu wird ihr Stolz und Eifer, ſich jedermann wichtig zu machen, Gelegenheit genug anbieten: ſo iſt der Mann für die Welt verloren.

Von allem dieſem war Charlotte, die jüngere Schweſter, gerade das Gegentheil. Sie war ſtets beſcheidener, und weniger prächtig gekleidet, und ſtatt koſtbarer Steine war ihr eine ſchöne Blume nicht ſelten, beſonders in ihren romantiſchen Anfällen, angenehmer, und in ihren Augen ſchöner. Sie iſt über den Schriften des Richardſohns, den an ſich herrlichſten Werken, welche jemals der menſchliche Geiſt hervorgebracht, zur Schwärmerinn, und über dem ſiebenten Theil der Clariſſa, dem Meiſterſtück dieſes Romans, zur Närrinn geworden. Sie ward aus Gefühl eitel für das Gefühl, und ſie wollte aus einer belachenswürdigen Begierde, ſo bedauert zu werden, ſo zum Mitleiden, und zu Thränen bewegen zu können, wie jene, auch wie jene, etwas zu leiden haben. Was ſie dachte und that, das wollte ſie, wie Clariſſa, denken, und thun; ſie gieng ſehr langſam mit geneigtem Haupt einen ſichtbarlich ſanften Tritt, als kränkelte und duldete ſie, und war in dem einzigen Falle ungeduldig, wenn man ſo unvorſichtig oder ſo boshaft war, ſie zu verſichern, daß ſie keineswegs eingefallen um die Schläfe, und bleich, ſondern geſund und friſch ausſehe. Sie las Tag und Nacht in Geſchichten, und es war kein Roman, den ſie nicht halb auswendig wußte, wo ſie jenen ſtets den Vorzug gab, in welchen ſich verlaſſene Mädchen todt geweint, und ihrem Liebhaber, der am Ende, wo es aber ſchon zu ſpät war, in ſich gieng, und von ihrem Werthe überzeugt war, etwa ein kleines Billet, oder eine Haarlocke hinterließ. Wenn ſie auf ſolche Stellen kam, ſo ſah ſie mit ſo vieler Selbſtzufriedenheit, und eitler Sättigung um ſich herum, als hätte ſie einen Entführer zu ihren Füßen hingeſtreckt, und als genöße ſie eben ihre Luſt daran, ihn durch ihr Hingehen das Unrecht, das er ihr anthat, fühlen zu laſſen. Was erſt Anlage zum guten Gefühl, dann Hang zur düſtern Schwermuth war, wurde durch die verführte Einbildung und durch romanhafte Begriffe zu einer Gewohnheit, die alle ihre Triebe und Handlungen mit einem heimlichen Fieber anſteckte. Es war nicht mehr die ſüße Luſt, gerne in des Mondes ſtillem Schimmer zu ſitzen; es war Niederſinken der Geſundheit des Herzens, und gefliſſene Erzeugung phantaſtiſcher Gefühle, welche die Seele einbilderiſch, träg und wollüſtig machen. Sie träumte ſich ohne Unterlaß ein gewiſſes eigenes Bild weiblicher Liebenswürdigkeit, weiblicher reiner Vollkommenheiten, die größtentheils in einem wollüſtigen Sehnen, Leiden und Schmachten beſtanden, und vergaß darüber das Gegenwärtige, und verlor darüber die wahre Gemüthsruhe, und den Eifer für die nützliche Geſchäftigkeit. Sie liebte die Traurigkeit als eine Tugend, ſprach immer von dieſer Tugend, und nahm nicht wahr, daß es die gefährlichſte Sinnlichkeit ſey. Sie wollte in anderer Augen immer unglücklich ſcheinen, immer bedauert und beklagt werden, und ſah nicht, daß ihr dazu alle Standhaftigkeit gebrach, nachdem ſie ſo weichlich war, daß es ſchien, als wollte ſie über den Tod einer Mücke ſich abgrämen. Sie ſchien gegen alle Mannsperſonen ein Mißtrauen zu haben, und den Umgang mit denſelben zu vermeiden; gleichwohl ſprach ſie ohne Unterlaß von denſelben, und wer ihre Sprache reden, wer ihre phantaſtiſchen Zierereien, ihre oft abgeſchmackten Anfälle von den wunderlichſten Launen, und ihren marternden Eigenſinn ertragen, denſelben durch ein wenig Leichtſinn reizen, dann ihre liebreichen Ermahnungen, welche er ſich durch denſelben zugezogen hätte, reumüthig anhören könnte, dem würde es vielleicht leichter, als bei ihrer Schweſter geworden ſeyn, die weiblichen Thorheiten zu mißbrauchen. Ihr ganzes Weſen zerſchmolz in ohnmächtigen Gefühlen, und der Geiſt einer Romanheldinn, als hätte er von jeher mehr aus Schimmer, als aus Leben beſtanden, zerrann gleich einem neu gefallenen Schnee vor dem Wehen des Südwindes.

Wo ihre Schweſter war, da war ſie, falls ſie nicht der Wohlſtand zwang, niemals anzutreffen. Jene liebte den hellen Sonnenſchein, und trat, um geſehen zu werden, mit ſtolz erhabnem Körper gern auf den volkreichſten Plätzen einher; dieſe ſuchte den Schatten, und die Dunkelheit, und ſtellte ſich mit angenommener Sittſamkeit, als wollte ſie nicht geſehen werden. Jene lebte, wie in ihrem eigenen Elemente, bei prächtigen Gaſtmahlen, und war auf Bällen die erſte, die wildeſten Tänze mit männlicher Munterkeit raſch und unbändig voraus zu wirbeln: ſie wollte gefallen, aber keinen feſſeln, noch nachſchleppen; dieſe ſaß betrübt und ſtumm an der Ecke des Tiſches, ſchielte mit künſtlichen Blicken, wie im Hinterhalte, nach allen Seiten, und wen ihre Blicke trafen, den wünſchte ſie heimlich verwunden zu können. Jene ſuchte durch Putz und Anſtrich zu gefallen, ohne dabei eine andere Abſicht zu haben, und ohne jemand zu fürchten; dieſe verabſcheute alle Schminke, befliß ſich, zu ſcheinen, als wenn ſie niemand reizen wollte, als wenn ihr Herz niemand einnehmen könnte, und klagte und beſchwerte ſich unaufhörlich über Liſt und Verführung.

Wehe auch dem Manne, der ſo unglücklich ſeyn wird, ſich in ihre Netze zu verwickeln. Er wird ſich mehr Mühe geben müſſen, ſich ihrer zu verſichern, als es manchem koſtete, ein Land zu erobern; und hat er ſie, und iſt er ihr Seufzen, ihr ewiges Hinſchmachten, ihren immer wiederkommenden einförmigen Ton gewohnt; nimmt er bei Gelegenheiten wahr, daß das, was er für Tiefen ſeiner Empfindungen hielt, ſeichtes Waſſer ſey, durch Kunſt und Nachahmung trüb gemacht; erfährt er, daß er ihrer Geſchicklichkeit weder ſein Hausweſen überlaſſen, noch von ihrer Vernunft ein erquickendes Theilnehmen ſeiner Sorgen erwarten könne; fodert ſie nach der gewöhnlichen Art, noch überdieß, daß er ſeine Hochachtung für ſie nunmehr aus Dankbarkeit verdoppeln, liegt ſie ihm mit Ungeſtüm an, daß er ſie immer liebenswürdig finden, ſich um ſie abhärmen ſoll: wo wird für ihn dann der Freund ſich finden, der ſeinen Kummer an ihm wahrnimmt, der, wenn er im Drang des Unmuths über das ganze Geſchlecht ſeine Hand zum Fluche hebt, ſie wohlthätig ihm hält, ihn durch wahres Theilnehmen beredet, ſie zum Frieden, zur Ausſöhnung mit ſich ſelbſt, und fremder Schwachheit zu ſenken.

Das beiderſeitige Betragen dieſer Fräulein in dem gegenwärtigen Wettſtreit, wo die Eiferſucht und die weibliche Liſt alle ihre Geheimniſſe aufbot, nicht nur den Sieg für ſich davon zu tragen, ſondern der andern zu entreiſſen, überſchreitet in den Augen einer geſunden Seele beinahe allen Glauben, und ich werde, ſo viel mir der Raum dieſer Blätter geſtattet, davon einrücken, indem ich der Meinung bin, daß man auch die gewöhnlichſten Dinge des Lebens, ſobald man ſie uns gehörig vorhält, nicht anſehen könne, ohne ſie zu fühlen, und dieß wiederholte Gefühl unmerklich in unſere Handlungen aufzunehmen. Ich will nun wieder zu Suſanne zurückkehren.

Wenn du einen Garten hätteſt, der Eichen nähren könnte, ſo würdeſt du darum doch nicht Eichen pflanzen, noch wirſt du jemals der Thor ſeyn, zu wünſchen, daß die kühle Quelle, an welcher duftende Blüthen herabrinnen, znm ſchifffähigen Strom werde; denn es ſoll kein Wald, wo du biſt, ſondern ein Garten bleiben, der manche Frucht für deinen Hunger, und für deine Luſt manche Blume hervorbringen, und am Abend, wenn du müde biſt, in ſanfte Kühlung dich nehmen ſoll; aber wo es auf die Ruhe und die Geſundheit derjenigen ankömmt, die dir doch theurer ſind, als Blumen und Früchte, da denkeſt du das nicht, verſetzeſt Roſen in verwilderte Haine, und leiteſt tiefe Kanäle hin, wo kein Schiff ſich befinden, und der Ueberfluß zu nichts dienen kann, als fruchtbare Felder zu überſchwemmen.

Was Wiſenek zu ſeinem Endzweck gefliſſen that, das thuſt du oft mit gutem Willen aus Irrthum, und verwüſteſt, wo du in der Meinung ſtehſt, zu pflanzen und wohl zu thun.

Suſanne lebte bisher wie eine Blume im Thau, geſchaffen für einen kleinen Kreis zu blühen, und den nächſten ähnlich zu werden. Sie war von Natur zur ſanften Traurigkeit geneigt, aber ſie machte daraus kein Geſchäft; auch fiel ihr nicht ein, daß es für manche unwiderſtehlich reizend wäre, ſich darin zu zeigen. Nur ſelten regte ſich in ihrem Innerſten eine dunkle Idee von Liebe; und wenn vom Heirathen die Rede war, ſo verſtand ſie darunter nichts, als die Geſchicklichkeit und Treue im Haushalten, und die Beſorgung der Dinge, welche der weiblichen Geſchäftigkeit obliegen. Sie empfand gerade ſo viel als ſie nöthig hatte, ihren Vater zärtlich und mit Ergebung zu ehren, dem Dürftigen wehmüthig nachzuſehen, und ohne etwas von böſen Menſchen zu wiſſen, den guten zu lieben. Wenn ſie manchmal ohne alle Urſache jene geheime Wehmuth überfiel, wobei ſie weinen mußte, ſo waren es jene ſüßen Thränen ſchöner tugendhafter Seelen, die Chroneк weinte:

Einſame Thränen liebender Jugend
Sind oft die Zeichen höherer Tugend,
Als des Weiſen Lehren, der in Wüſten fliegt,
Und das Schwert des Siegers, der vor Heeren
zieht.

Doch waren dieß nur Augenblicke, welche das Mädchen allemal für böſe Launen hielt, und wie leichte Nebel zerſtreute. Und ſelbſt zur Zeit, wo ihr Herz bereits heftig angegriffen war, wehrte ſie ſich wider die Empfindungen, welche ſie unruhig machten, aus allen Kräften, kehrte ſie oft wieder zurück, und hielt ſich, ſo gut ſie konnte, an den Freuden und den Erzählungen feſt, welche ſeit ihren erſten Jahren, ihre einzige Unterhaltung und beinahe ihre Belohnung waren. Unter den Papieren, welche mir Suſanne gab, um ſie in die gegenwärtige Geſchichte zu bringen, befand ſich folgender Aufſatz ohne Unterſchrift, den ich hier um ſo mehr ungeändert einrücken will, als ich glaube, daß er meinen Leſern eben ſo angenehm ſeyn wird, als er mir unerwartet war. Noch lebet und lächelt darin jenes naive, ſorgenfreie Weſen der argloſen Unſchuld, jene zarte, reine Geſtalt, bei deren Anblick man, als wäre ſie vom Hauch eines höheren Weſens geblaſen, mehr bekümmert, als erfreut, und ſo geneigt iſt, zu jammern, als würde es nicht aushalten, was darüber kommen ſoll, und als würde es, wenn wir wieder zurück kehren, nicht mehr ſeyn, was es jetzt iſt, gleich dem Veilchen im unbeſchreiblich anmuthigen gleimiſchen Lied:

Das arme Veilchen! Sieh, o ſieh!
Da lebts im todten Mooß!
Kommſt, armes Veilchen, kommſt zu früh
Aus deiner Mutter Schooß! u. ſ. w.

Hier iſt der Aufſatz:

„Am Ufer ſtehen, und ſehen ein Schiff im Sturm, das ſinkt, und ſinkt, und doch wieder empor kömmt; halb ſchlafen am Morgen im Pflaumbett und hinträumen, wenns regnet und plätſchert; oder ſitzen in der warmen Stube, ſatt und ſicher, bei einem guten Trunk und Geſellſchaft, wenn die Schneeſchloſſen von Zeit zu Zeit an die Fenſter klappern: das iſt für mich jetzt angenehmer, als Schlittenfahrten, als Opern und Bälle.

Geſtern war ein Schmutz, daß man waden mußte, wenn man über die Gaſſe kommen wollte; auch konnte man nicht hinumkommen, ohne über und über von naſſen Schneeflocken überklebet zu werden: mit einem Wort, es war recht ſo mein Lieblingswetter, und das will ich auch genießen, dachte ich, und gieng hinum. Es war acht Uhr Abends, und ſie hatten ſchon abgegeſſen, und ſaßen ſehr vergnügt bei ihrer Arbeit beiſammen.

Mein liebes Suschen öffnete mir die Thüre, ſeufzte aber nicht, woraus ich abnahm, daß ſie ſehr vergnügt, oder beſchäftigt ſeyn müße. Ich ſchlotterte meinen Schnee weg. Der tauſend! ſagte ſie, und gieng voran.

Ohne Compliment ſetzte ich mich auf die Ofenbank zum Alten, der Faden abwand. Suschen ging augenblicklich zu ihrer Arbeit. Der Vater ſaß am Tiſche, und neben ihm der kleine Knabe mit einem Stück Brod und Nüſſen in der Hand, welche er zum Geſchenk erhielt, weil er heute in der Schule auf den Senat kam. Draußen witterte, und heulte es ſturmmäßig. Das Klappern und Hereindrücken des Windes an die Fenſterläden, und der Lichtſchein, der zuweilen, wenn man den ausgebrannten Faden abzunehmen vergaß, ganz dämmerig ward, das war alles ſo herzrührend, ſo beklemmend und angenehm.

Der Vater war eben, als ich hereintrat, im Begriff, eine Geſchichte anzufangen, und er ließ ſich auch hierin nicht ſtören. Der Knabe ſah nach dem Vater auf, richtete ſich feſter zuſammen, wie einer, der lange in der nämlichen Stellung bleiben will, und ſagte bittend: Nun jetzt Vater!

Der Vater. „So merket auf. Es war einmal ein altes Schloß, — und wie er dieß ſagte, legte er ſeine Arbeit nieder, ſchnitt ſich ein Stück Brod herab, bis hinein (der Knabe legte ihm einen abgehäuteten Kern dazu, als wenn er ihn beſtechen wollte, daß er ja gut erzählen ſollte) — und er fuhr mit geſtopftem Munde fort: —

— ein altes Schloß, da wohnten vor Zeiten alte Grafen und Ritter.

Suschen. Nicht doch Vater, ſo iſts nicht.

Der Vater. Nun wie wars dann? du wirſt es wohl wieder beſſer wiſſen.

Suschen. Es war einmal ein Schuſterweib, die hatte einen liederlichen Mann, der hieß Hans.

Der Vater. Ja wohl, der machte die ſchönſten Schuhe im Dorfe und hatte nicht ſeines gleichen, wenn er arbeiten wollte, weit und breit.

Suschen. Ja; aber wenn er Geld kriegte, dann ſchlenzte er ins Wirthshaus und aß und trank, und lebte in Saus und Braus, ſo lang er hatte.

Der Alte. Wies doch kommen mag, daß oft geſchickte Leute, beſonders Künſtler, liederliche Leute ſind.

Der Vater. Sags hernach Bruder!

Der Alte. Daher kommts, weil ſie ihre

Wiſſenſchaft, aber nicht derſelben Weisheit erlernen.

Suschen. Wenn ihr uns immer ſo nicht gehen laſſet, Vetter. — (Sie ſagte dieß in einem ſo wehmüthigen Ton, als wenn ſie im Unglück einen harten Mann zu erweichen hätte. Ich konnte nicht umhin, zu denken, wenn auch dein künftiger Mann der größte Böſewicht iſt, du wirſt ihn gut machen. Hiebei ſchauderte mir.)

— Saus und Braus, fuhr Suschen nach einem minutenlangen Stillſchweigen, wo ſie wieder in den alten wonnichten Ton hineinlenkte, fort. Deß wünſchte ſein Weib los zu werden, wie ſie könnte; ſie konnte es aber nicht, mußte alſo das Kreuz tragen, und geduldig aufopfern, wie ſies denn auch that. Jetzt Vater, ſagte ſie, damit er fortfahren ſollte.

Wie ſies denn auch that! wiederholte der Alte, getraute ſich aber nicht weiter fortzufahren.

Der Vater. Da war ein altes Schloß mit dicken Mauern. Da wohnten vor Zeiten, vor und nach Chriſti Geburt edle Grafen und Ritter, die zogen wider die Türken.

Wie der Alte das Wort Türken hörte, ward ihm heiß ums Herz. Wider die — hätten ſie ziehen ſollen, ſagte er. Herr, indem er ſich nach mir wandte, und das Maul weit aufſperrte, als wenn er viel ſagen wollte, dieſer Streich —

Alle ſchreien zuſammen. Nun denn aber Vetter! Er ſchwieg den Augenblick ſtill.

Der Vater. Da hiengen noch die Spieße an den Wänden und alte Pickelhauben, und Hellebarden, und Harniſche.

Und Säbel, Vater, ſagte der Kleine, wie ſie jetzt zwei Männer nicht mehr ziehen können.

Der Vater. Und unter der Erde waren alte Keuchen, wo ſie in Ketten da ſaßen, verhungert nämlich, und giengen Gänge hinaus, die waren alle gewölbt, und man konnte gehen unter Flüſſen und Dörfern weg, weit, weit, bis man anderswo wieder herauskam. Da theilten die Ritter und alten Grafen im Schloß jährliche Spenden aus; aber wie es halt iſt, oder war, ſie ließens abkommen, und ſeit der Zeit war keine Raſt noch Ruh. Es war gerade, wie zu — mit dem Kalb, das man draus plerren hört, oder wie zu — mit dem Pferd ohne Kopf, oder wie zu Augsburg mit der Wehmutter, die oft ſo groß wird, daß ſie zum Fenſter herein ſieht, wenn die Leute am Abend ſo beiſammenſitzen, und von ihr reden, und einer dabei iſt und frevelt. (Suschen ſah nach dem Fenſter, und der Kleine holte einen tiefen Seufzer, und rückte unvermerkt näher an den Vater;) der fuhr ungeſtört fort.

Da war ein Tumulturirens und Rumorirens, daß niemand bleiben konnte. Zuweilen, beſonders um Allerſeelen herum, da wars, als wenn alles zuſammen fallen wollte. Die Geiſtlichen konnten nichts richten; nicht einmal die Kapuziner. Die Jeſuiten waren auch einmal da, die giengen ganz ſtill hinaus, und ſagten weiter nichts; aber ſie zogen gewiß ihren Rogner. Geld, närriſch, war da nach der Schwere; denn es war ein altes Schloß.

So fang doch nur endlich deine Geſchichte an, ſagte der Alte.

Der Vater. Laß du mich nur, es wird ſchon recht werden. — Jetzt bin ich ganz draus gekommen. Wie wars dann Suschen?

Suschen. Da ſagte einſt die Schuſterin zu ihrem Mann an einem Morgen, als er nüchtern wurde, und er ihr Geld geben ſollte auf den Markt, und keines hatte; wenn du, lieber Hans, ſagte ſie, hinauf giengſt in das Schloß. Da muß Geld liegen nach der Menge, und, Narr, wer weiß, was dir beſchert iſt. Da wäre uns auf einmal geholfen. — Die Schuſterin ſagte es, weil ſie ſeiner gerne los werden wollte; denn, dachte ſie bei ſich ſelbſt, ſie werden ihn ganz gewiß freſſen, oder eingraben. Nun jetzt — bei dieſen Worten machte Suschen ein krummes Mäulchen, worin das feinſte Lächeln weiblicher Schalkheit war.

Der Vater. Aber der Schuſter, nicht faul, denkt ein wenig nach, ſchnalzt darauf ſo, und ſagt: Wenn du mir, Weib, giebſt Licht und Leder genug und Bier genug, ſo gehe ich hinein, und frage nach allem Rumoriren nichts. Das ſollſt du haben, ſagte die Schuſterin; denn ſie war innerlich herzlich froh, und gieng ſtracks hin, und ſuchte ihr Letztes zuſammen, alte Kaiſergroſchen und ſchwarze Pfenninge und Landmünzen, die ſie verſteckt hatte in alten Strümpfen und Lumpen, und kaufte dem Mann Licht und Leder genug und Bier genug, und gab ihm's, als es Nacht wurde, und ſagte: Geh, daß dirs Gott geſegnen wolle!

Da nahm der Hans das Licht, und Leder und Bier, und gieng ſo fort ins Schloß; es hielt ihn niemand ab, und immer fort, durch Thür und Thür, und kam in einen großen Saal, da ſtanden herum viele Tiſche und Bänke, und Hans dachte: Da will ich bleiben.

Ein Krachen und Heulen und Lamentiren war draußen, als wenn alles zuſammen fallen wollte.

Ratten und Eulen warens, flüſterte mir der Alte ins Ohr.

(Jetzt kommts, ſagte der Kleine, und ſchmiegte ſich an den Vater. Suschen hielt von ihrer Arbeit inne, ließ beide Hände auf ihren Schoos fallen und holte, indem ſie den Mund halb offen hielt, kaum Athem. Es war ein feierliches Stillſchweigen. Ich mahnte den Alten mit einem Kopfnicken, daß er dieß beobachten ſollte. Dieſe Eindrücke ſind unauslöſchlich, ſagte ich leiſe. Deſto beſſer, antwortete er leiſe. Wenn es nur gute wären!

Noch wars nicht Mitternacht, ſo macht einer heimlich die Thür auf, die Hans wohl verriegelt hatte; aber er macht ſie auf und ſtreicht ſo hin an den Mauern. Das hörte Hans wohl. Die Haube am Kopf gieng ein wenig empor, und es fieng ihn ein wenig zu frieren an; aber Hans ließ ſich nicht irre machen. Er ſah nicht einmal um, und ſchnitt darauf zu, was giebſt, was haſt, und nahm den Krug und ſagte: Bring dirs Hans! Geſegne dirs Gott, Hans! fürchte dir nicht, Hans!

(Suschen lächelte oder kicherte vielmehr, jenes beſondere Auflächeln, wo man für einen andern beſorgt und froh iſt, daß er ſeine Gefahr nicht achtet. Der Knabe aber, der daran dachte, was kommen würde, verlängerte ſeine Geſichtszüge immer mehr.)

Das Ding wiſcht fort bis an den Tiſch, und wiſcht und wiſcht, und ſetzte ſich hin zu Hanſen, ſo daß es kalt an ihn gieng, und das Licht blau ward.

(Er wiſchte, indem er dieß ſagte, mit der Hand ſeitwärts und verſtohlen an den Tiſch, mit einem ſchleichenden Blick, als wenn er etwas erhaſchen wollte. Suschen ſchmiegte ſich in ſich ſelbſt hinein, und der Knabe ergriff den Rock des Vaters, und verbarg in den Falten ſein Geſicht). Darauf hörte er in einem fernen Gang Ketten raſſeln, dumpf und weit fernher. Es gieng langſam und ſo wie es den Gang immer weiter herauf kam, hörte man, daß es eine lange lange dicke Kette war, und daß der Geiſt mit einem Fuß immer eine gute Weile innehalten mußte, bis er den andern gleichfalls nachſchleppen konnte. Es kam immer näher und näher und endlich zur Thür herein, und zu dem Tiſch hin, wo es ſich Hanſen gegenüber ſetzte.

Aber Hans ließ ſich nicht irre machen. Er ſah nicht einmal hinum, und ſchnitt darauf zu, was giebſt, was haſt, und nahm den Krug, und ſagte: Bring dirs, Hans! Geſegen dirs Gott, Hans! fürchte dich nicht, Hans!

Doch als dießmal Hans friſch anſetzen, und trinken wollte, merkte er, daß ihm, der gegenüber war, mit dem Finger ſo winkte, daß er ihm folgen möchte. Und wie Hans dieß ſah, trank er noch einmal, und ſetzte dann feſt ſeinen Krug nieder und nahm das Licht und folgte. Hans mit dem Licht, über das er die hohle Hand hielt, damit es nicht auslöſchen möchte, mitten darin und die zwei um ihn herum. Es wird nicht gleich aus ſeyn, dachte er; doch kritzelte es ihn inwendig, und er ſah ſich immer um, bald nach dieſem als nach jenem nach der Seite, als wenn er ſagen wollte: Ich weiß nicht, ob man euch Vettern auch trauen kann. Sie giengen durch unterirdiſche Gänge und Gewölbe, ſtiegen manche Stiege auf und manche nieder, und kamen ſo fort in einen tiefen tiefen ſtockfinſtern Keller. Da ſtanden Pickel und Schaufel, und der Geiſt winkte, daß er graben möchte, und Hans grub und grub aus viele Gebeine, aus denen ein grüner Staub aufgieng, bis er endlich auf eine eiſerne Truche grub. Stracks ergriffen dieſelbe die Geiſter, und trugen ſie fort, und Hans gieng voraus bis wieder in den Saal. Da ſchütteten die Geiſter das Geld all aus in den Saal; es waren alte Thaler mit Spießen und großen wilden Köpfen und Bärten, und einer der Geiſter ſagte: Es iſt gekommen die Stund, daß wir erlöſt werden von dieſer Laſt, und befreit werden von gräulicher Pein. Theile dieß Geld in drei

Haufen, mir einen, dir einen und dieſem da einen; und wem du weniger giebſt von uns zweien, der wird dich zerreiſſen, und fortführen in die Luft auf der Stelle.

Doch Hans läßt ſich nicht irre machen. Er nahm den Krug, und ſagte: Bring dirs, Hans! — wiſcht darauf das Maul. Geſegne dirs Gott, Hans! fürchte dich nicht, Hans!

Und theilt darauf das Geld in drei Haufen, und ſagt: Jetzt das gehört Gott dem Vater, dieß Gott dem Sohn, und dieß Gott dem heiligen Geiſt, und euch gehört nicht ſo viel — indem er in die Finger ſchnalzte. Und ſo wie ers ſagte zog er die drei Haufen an ſich. Da ward ein Tumult und Gregell und Krachen gehört, daß man meinen ſollte, das Firmament wollte zuſammenfallen. Aber die Geiſter verſchwanden von Stund an, und ließen einen gräulichen Geſtank hinter her. So fort ward es wieder Tag, und Hans nahm die alten Thaler in einen Sack, legte geweihte Dinge zu den Thalern, hieng den Sack über die Achſel, und gieng zu der Schuſterin nach Haus.

Aber zum erſten, wo kam dann ſchon der Sack gleich her? fiel der Alte ein. Und zum zweiten —

Daß du doch immer — Jetzt bin ich wieder ganz herausgekommen, ſagte der Vater. Wo war ich denn?

Suschen. Da lag die Schuſterin noch tief im Bette und dachte fein nicht daran, daß Hans wieder kommen ſollte — Hi, hi! kikerte ſie.

Der Vater. — Als Hans hereintrat, den Sack hinwarf, und ſagte: Weib, ſteh auf, und koche mir Würſte und hole mir Bier, denn wir ſind reiche Leute. Und das Weib ſtand auf, und konnte ihren Augen kaum glauben, daß es Thaler wären, bis ſie dieſelben anrührte; dann glaubte ſies, und ſah, daß ſie reiche Leute wären. Und da thaten ſie den Schatz in den Kaſten, und die Obrigkeit kriegte nichts davon. Und den andern Tag giengen ſie in die Stadt, kauften ſich ſchöne Kleider, und dankten Gott, und ſtifteten ein reiches Kloſter, einen Jahrtag und Vigil und Requiem drein, und thaten ihr ganzes Leben nichts mehr arbeiten; denn ihr Eſſen hatten ſie, und thaten mithin nichts mehr, als in Kirchen herumgehen, und Gott dienen.

Wie die Geſchichte zu Ende war, blieb Suschen noch eine Minute in der nämlichen Stellung, dann ſammelte ſie ſich, und holte einen tiefen Seufzer, als wenn ſie aus einer Ohnmacht zurück käme. Man machte das Licht wieder heller, und dann gieng das Fra-

Bayerische Staatsbibliothek München

gen an. Suschen und der Knabe hatten für ſich tauſend Dinge, an die ich nicht dachte, zu erinnern, ſo daß der Vater genug zu antworten hatte, und das nämliche öfters wiederholen mußte. Der Alte wollte ſeine Bedenken auch anbringen; allein man kehrte ſich gar nicht an ihn; denn man wußte ſchon, daß er nichts ſagen konnte, als was ihre Freude ſtören würde. Sie aber ſprachen mit einer ſolchen inniglichen Wärme, und waren ſo vertraulich vergnügt beiſammen, daß ich nicht umhin konnte, zu denken, an welchen hinfälligen Dingen das Vergnügen des Menſchen gewebt ſey.

Es ſtöberte und heulte draußen noch immer fort, und wie ich die Schilder von den Häuſern, und die Fähnlein auf den Dächern ſchrillen hörte, und dazu der Wächter mit einem dumpfen, langſamen, fürchterlichen Ton, den der Wind halb verwehte, als käme er von fern her, ſchrie: Bewahrt das Feuer und das Licht: wurde ich in die angenehmſte Empfindung geſetzt, deren ein Menſch fähig ſeyn, und wo man unmöglich etwas Böſes wider jemand anhaben kann.

Wir ſprachen noch viel von Geiſtern und Geſpenſtern und der Welt unſerer Vorfahren, die ernſt- und thatenvoll aus den Gräbern heraufwallten, hinan den Hügel, wo in der grauenvollen Dämmerung ein unſchuldiges Mädchen ſaß, und ihren Geliebten von der Jagd, oder aus der Schlacht, ach vergebens erwartete und jedem Rauſchen im Walde und jedem Spiegeln der See, nach der ſie hinſah, entgegen rief, indeß er verwundet unter den Todten im Felde lag. Unſere Herzen wurden darüber ſo offen und gut, daß ich den tauſendmal, und wieder tauſendmal höher ſchätze, der von Dingen dieſer Art mit Wärme ſprechen, als den, der ſie mit Kaltſinn belachen kann. Nichts außer ſich glauben, und Nichts ſehen, das kömmt gewöhnlich von einer kalten, dürren, unfruchtbaren Seele. Lege im Unglück deine Hand aufs Herz: es wird nicht ſchlagen."

Je mehr Suſanne dazu geſtimmt war, nach Freuden dieſer Art ſich zu ſehnen: deſto leichter fiel es dem jungen von Wiſenek denjenigen Eindrücken, welche ſeine Abſichten befördern konnten, den Zutritt in ihr Herz zu öffnen. Statt ſie nach der Komödie zu führen, wozu er Erlaubniß erhielt, führte er ſie in einem prächtigen Amazonenkleid nach einem Ball, wo er ſie für eine Fremde ausgab, die man an ihn während ihres kurzen Aufenthalts adreſſirt hätte, und es war niemand, der nur einen Augenblick gezweifelt hätte, ſie für etwas außerordentliches zu halten. Die Schön=

heitsrichter, die wollüſtigen Heirathsfeinde mit ihren kennbaren Kupplern ſtanden um ſie herum, und was ſie ſahen, ſchien ihnen fremd, und ungeſehen zu ſeyn. Einer fragte ſie um dieß, ein anderer um jenes, jener bot ihr einen Stuhl an, dieſer eine Confekture, und jeder befliß ſich, ihr etwas Gefälliges zu ſagen oder etwas zu thun, wodurch ſie ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen konnten. Sie wußten nicht, was ſie vornehmen, und wie ſie reden ſollten, um eine geneigte Antwort zu erhalten., Den dreiſten Gelegenheitsmacher verließ hier das erſtemal ſein Muth und der längſt ſaftloſe Siechling fühlte ein ungewöhnliches Zittern in ſeinen Sündergebeinen. Vernehmliches Ohrenwiſpeln, und Zuſammenhalten der Köpfe war ringsherum in dem Zirkel; aber keine Urtheile, ſondern einhelliges Gefühl des Vorhandenen. Du hätteſt viel bemerkt von dem, was ſich ſehen läßt, wenn ſich Menſchen vergeſſen. Verſtellte Vertraulichkeit für einander, als wollten ſie alle brüderlich gemeinſchaftliche Sache machen, und zu gleicher Zeit ſichtbare heimliche Eiferſucht wider einander war auf allen Geſichtern. Es ſchien als würde ſich hier keiner des andern bedienen, und als wollte hier jeder des andern Bosheit haſſen. Jeder freute ſich der Vorzüge, die er heimlich zu verderben entſchloſſen war.

Mit bangem zitterndem Staunen, und in ſüßer Verwirrung ſtand Suſanne unter ihnen. In ihren vervichten Gliedern floß reines durchſichtiges Blut, und auf ihren Wangen blühte die Geſundheit. Mit holder, lieblicher Neugier, und mit jener reizenden, unnennbaren, ſittſamen Kühnheit, den Zeichen der argwohnloſen Unſchuld und Unerfahrenheit, ſendete ſie nach nie geſehenen Dingen ihren ſchüchternen Blick aus, und mit jungfräulicher Schamhaftigkeit zog ſie ihn wieder halb ängſtig in ſich. Ihre Augen eilten verſtohlen herum und nahmen in der Eile mit, was ſie erhaſchen konnten. Wie Blüthenduft im Mai, waren die furchtſamen Gedanken und die werdenden Ahnungen in ihrem Herzen, und auf ihrem Angeſicht kamen verſchiedene Mienen von Kälte und Feuer, von Weigern und Liebkoſen hervor, und in ihrem Innerſten ſchienen Friede und Unruhe, Schmerz und Mitleid, Bitterkeit und Honig, und Lachen und Weinen mit einander zu kämpfen. So erfriſcht und verjüngt und leicht durch die ganze Seele war ſie niemals und wünſchte ſie, ſich ſelbſt zu entfliehen. Je nachdem ſie in dieſer Verlegenheit ſich einem zukehrte, glaubte er bald ein verwundendes Lächeln, bald einen liebenswürdigen Stolz und zweideutige Regungen zu entdecken, fühlte zugleich ſein Weſen ſich ändern, und trank mit feurigen Zügen wechſelweis Verzweiflung und Hoffnung. Bald ſtanden auch die Töchter der Freude um ſie herum, erſt nur, ihren Putz zu muſtern; aber ſogleich nahmen ſie höhere Vorzüge gewahr, die ſie längſt verloren hatten, und fühlten mit verborgener Betrübniß den Neid um die Tugend. Suſanne erröthete wieder, und indem ſie auf das neue verlegen und ängſtig ihre Augen zur Erde ſenkte, ſchien ſie zu ſagen: Es thut mir leid, daß ich euch alle beſchämen ſoll.

Der Schimmer und der feſtliche lachende Lärm dieſer Geſellſchaft, in der ſie ſich das erſtemal befand, hinterließen in ihrer noch unbeſchäftigten Seele gewaltſame Eindrücke, die ihren ganzen Sinn aus ſeiner Stelle verrückten. Ihr war, als wäre ſie in eine höhere Welt verſetzt geweſen; ſie dachte ſich bald dieſes bald jenes zurück, das ſie geſehen hatte, und was ſie nicht geſehen hatte, ſtellte ihr die Einbildungskraft ſinnlicher vor Augen. Die außerordentlichen Schmeicheleien, die man ihr in einer bisher unbekannten Sprache vorgeſagt hatte, veranlaßten ſie zu glauben, ſie hätte noch bis dieſen Tag in einer unglücklichen Armuth, und in einer armſeligen Unwiſſenheit aller guten Dinge auf Erden gelebt. Die ihrem Geſchlecht eigne Eitelkeit vollendete das Gemälde dieſer Träume, und ein zärtlicher Zorn, gleichſam als hätte ſie Unrecht gelitten, ernährete dieſe erſte Empörung. Wiſenek bemerkte ihre Unruhe mit boshafter Freude, und da er ſich die grauſame Luſt machen wollte, ihr Herz, um es deſto länger bluten zu ſehen, langſam zu verwunden: ſo begnügte er ſich, ihr verſchiedenemal mit dunkel ſcheinenden Worten, die mehr vermuthen ließen, als ſie ſagten, ſein Mitleid zu bezeigen, und ihr Vertrauen zu ſeinem Gutmeinen nach und nach zu gewinnen. Nunmehr glaubte er, daß es Zeit wäre, ihr gewiſſe Schriften in die Hände zu geben, die bei aller ihrer Unſchuld und ihrem geiſtreichen Inhalt fähig wären, heimliche Ideen zu entwickeln, und unter dem Schein der Reinheit und Güte des Herzens beide zu untergraben. Sie handelten keineswegs von dem Sinnlichen und dem Körperlichen der Liebe, und die Verfaſſer, oft empfindſame, auch oft tugendhafte Männer hatten nichts minder als dieſe Abſicht. Sie wollten allein die Natur ſchildern; dieß gelang ihnen auch trefflich, und feine Herzen vernahmen darin den heiligen Hauch des ſchöpferiſchen Menſchengeiſts. Nur hatten ſie vergeſſen, ihren Zeichnungen der Natur die eigentliche Beſtimmtheit des Gebrauchs zu geben, und daher ſchilderten ſie oft etwas als liebenswürdig, was ſie vom ganzen Herzen verabſcheuten. Ihre Schriften benahmen, wenn ich ſo reden darf, der Seele den Schlaf. Jene Schilderungen des erſten, wehmüthigen ſchamhaften Seufzers der Liebe; jene langen ſüßen Kämpfe, marternden Zänke und Verzögerungen, bis es in einem unwillkührlichen Augenblick zur Erklärung kam; jene Pein und Freude des Mißtrauens, der Furcht, des unaufhörlichen Sehnens, des Hinfließens in Ruhe und Vergnügen, ach! jeder frage ſich ſelbſt, wie zerrütten ſie junge Herzen, wenn die Gemälde dieſer Natur nichts als Gemälde ſind! Sie lehren das mit Methode, was die Natur in das Gefühl der Schüchternheit verhüllt, und mit Schwachheit belegt hat. Suſanne las keine Geſchichte, wo der Liebhaber eines Mädchens von der unwiderſtehlichen Schönheit und den vollkommenen Reizen deſſelben ſprach, ohne ſich heimlich an die Stelle dieſes Mädchens zu ſetzen, und einen unbändigen Stolz zu fühlen, wenn jener von Grauſamkeiten, von Verzweiflungen, von brennenden Herzen, und Pfeilen und Feſſeln redete, wenn er Klaglieder an die kalten Geſtirne ſang, und ſich vom Felſen zu ſtürzen drohte. Sie ließ ſich in Gedanken die ſtolzeſten Namen geben, glaubte den Mann im Roman zu ihren Füßen zu ſehen, ließ ſich von ihm erweichen, entführen. Dieſe Schriften las Suſanne gewöhnlich am Abend, träumte davon die Nacht hindurch, und erwachte mit denſelben am Morgen. Mit jedem Tage ward ſie unruhiger, und geneigter, dieſe Unruhe zu lieben. Ihre Träumereien ſpannten ihre Nerven ab, und benahmen ihr die Luſt zu allen häuslichen Verrichtungen. Sie ſchmachtete nach einem Bild von Glückſeligkeit, welche nur in dem Buch, das ſie las, ſtatt finden konnte. Oft nahm ſie, wenn ein heftiger Traum ſich ihrer auch wachend bemächtigte, üppige Stellungen an, oft beſah ſie ſich im Spiegel, gefiel ſich und zerrte ihr Geſicht zu Grimaſſen. Und dann erwachte ſie wieder auf einmal, ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, und wünſchte, ſich vor ſich ſelbſt rechtfertigen zu können. Nunmehr ſchienen ihr viele Reden, bei denen ſie ehe nichts dachte, einen verborgenen Sinn zu haben, und dann gebehrdete ſie ſich wieder, als wollte ſie etwas entſchuldigen, oder gleichgültige Dinge verhehlen, und in ſolchen Augenblicken bemühete ſie ſich, weiche, weinende Worte zu lächeln, und ſchüchterne Klagen zu ſeufzen.

Dieſe Aenderung hatte der alte Onkel lange bemerkt; auch entgieng ihm die geheime Bangigkeit nicht, welche Suſanne überfiel, ſo oft von Wiſenek ins Zimmer trat. Als ein Mann mit hoher Klugheit, glaubte er, ſich darin am beſten zu finden, wenn er, ohne von der Sache zu ſprechen, ſogleich in derſelben handelte. Er ließ ſich keine auffallende Anmerkung, keine zweideutige Miene entkommen, ſondern ſtellte ſich über Suſannens Betragen immer zufriedener, je weniger ſie es mit ſich ſelbſt war. Und es mag nun eine feine Liſt des Alten, den Grund der Sache zu erfahren, oder aus liebreichen Abſichten ſein wahrer Ernſt geweſen ſeyn; er gerieth auf den Einfall, für Suſannen einen reichen Bürgersſohn in Vorſchlag zu bringen und ſich zu dem Ende des Raths des jungen von Wiſenek zu bedienen.

Hätte Suſannens Vater das Zutrauen ſeiner Tochter beſeſſen, ſo hätte nunmehr die Sache hier wahrſcheinlich ein Ende genommen; aber ſo wie es Könige gab ohne Unterthanen, ſo giebt es auch Väter ohne Kinder. Dieß iſt das höchſte Unglück auf Erden, nicht einmal ſein eigenes Kind zum Freunde haben und daran iſt (den Fall mit eingeſchloſſen, wo die Eltern zu boshaft ſind, um Vertrauen zu verdienen) gewöhnlich die Unwiſſenheit der Eltern, oder der Mangel an eigner Erfahrung Schuld. Sie wiſſen es nicht, wie die Leidenſchaft der Liebe, wenn ſie unglücklicher Weiſe die Oberhand gewinnt, ein für Gefühl fähiges Herz mitnimmt und dieß meiſtentheils darum, weil ſie dieſelbe nie empfunden haben. Viele Heirathen werden wie Gewerbe geſchloſſen und man iſt ruhig und zufrieden, (gegen welche Art von Zufriedenheit ich hier keineswegs etwas einwenden will) wenn nur alles, was man im Vertrag hoffte, ſich einfindet. Was während der Ehe von der Liebe aufwachen will, wird theils durch die unangenehme, erniedrigende Entdeckung beiderſeitiger Gebrechen und Unarten, theils durch die Sorgen und Zerſtreuungen des Hausweſens unterdrückt und zum duldenden, ſchweigenden Kaltſinn herabgeſtimmt, wo zugleich alle ihre Handlungen einen Gang nehmen gleich dem Gang eines ordinairen Landwagens, der ſeinen Weg im Schatten und in der Hitze, durch Sand und durch Blumen mit einer Langweil, als wollte er alle Augenblicke auf der Stelle bleiben, Schritt für Schritt, weder geſchwind noch langſam hinanſchwankt.

Ich habe an dieſer Stelle, da ich ſie nur vorbeigehe, nichts anders zu erinnern, als daß mir, ich weiß nicht wie, ſo bange in der Geſellſchaft des Menſchen wird, der einmal anfängt, immer ſeine alten Geſchichten zu erzählen, ſeine alten Sprüchwörter zu wiederholen, und immer gern auf dem alten Stuhle nach der Gaſſe zu ſehen.

Suſannens Vater vermuthete nicht einmal, daß es eine Leidenſchaft der Liebe gebe, die von dem Sinnlichen der Liebe weit unterſchieden iſt, und die indeß den feinern und edlern Theil des Menſchen, ſeine Seele, zerſtört; er wußte nichts von den Krankheiten des Herzens;

Da doch, ſagte der alte Vetter, wie im Körper mancherlei Elend, Schnupfen, Auszehren, Entzündung, Krampf, Schlagfluß in derſelben entſtehen, die fremden Frieſeln und Blattern nicht dazu genommen, pflegte er hinzu zu ſetzen.

Dem zu Folge verhielt ſich jener gerade ſo, wie er ſich hätte verhalten müſſen, wenn er die Abſicht gehabt hätte, ſeine Tochter immer mehr von ſich zu entfernen, und das ſchwache Fünkchen in wüthende Flammen anzufachen. Er redete von allem, was zu dieſem höchſt wichtigen Theil der Erziehung gehörte, gar nichts, oder wenn es ihm die Nothwendigkeit unvermeidlich machte, mit der äußerſten Verachtung und Heftigkeit, wobei er mit den heftigſten Verwünſchungen betheuerte, daß wenn er ein Kind hätte, welches ſich ſo und ſo vergeſſe, er ſelbes mit Füßen treten und den Hunden vorwerfen wollte. Auf dieſe Art ſchloß ſich Suſanne in ſich ſelbſt. Ihre unreifen Ahnungen wurden zum Gefühl, und aus Gefühlen begannen allmählich Gedanken, die zu Handlungen führen. Niemand wußte ſich dieſe Umſtände beſſer zu Nutzen zu machen, als von Wiſeneck. Ihm war nicht unbekannt, daß dieſe Lage des Herzens durch Zwang, und Leiden ſich nähre, und er hielt es alſo für ſehr gut, ſtatt den Umgang mit ihr ſich zu erleichtern, ſich denſelben zu erſchweren. Er vermied es auf alle Art, mit ihr zu einer Unterredung zu kommen, welche zu einer freiern Erklärung Anlaß geben konnte, ja er bediente ſich eines gewiſſen zweideutigen Betragens von Kaltſinn und Schüchternheit, als hätte er entweder nicht Luſt, oder nicht Muth genug, ihr einige Ermunterung zu geben; aber ein etwas trauriger Blick, wie erſchlichen, und furchtſam zurückgenommen, ein Wort nicht ganz ausgeſprochen, that für ihn mehr, als ſtundenlange Unterredungen, und die Erinnerung, die er zuweilen, wiewohl dem Schein nach, ungern einfließen ließ, daß er glaube, man behandle ſie zu hart, ſchlich ſich feindſelig in den Frieden ihrer Seele, wie leichte Winde, der Empörung voran, über ſtille Flächen dahinſtreichen. Suſanne gewöhnte ſich, ohne zu wiſſen, wie ihr geſchah, an ein gewiſſes Vergnügen, ihn mit Vertraulichkeit anzuſehen, kleine Geheimniſſe mit ihm zu theilen, oder vielmehr, denn es gab keine Gelegenheit zu etwas wichtigem, die gleichgültigſten Dinge zu Geheimniſſen zu machen, und mithin immer näher und näher zu einem Ziele zu kommen, das ſie nicht nennen konnte.

Und worüber ſie manchmal plötzlich helle Augen bekam, als wäre ſie aus einem tiefen Schlaf erwacht, dann des auf einmal ungewöhnlich erleichterten, und nie ſo ganz empfundenen Zuſtandes ihrer losgekommenen Seele ſich freute, bis ſie während, und durch eben dieſe Betrachtungen, wie närriſch und gleichſam gelähmt im Herzen ſie war, ſie es wieder geworden iſt, wieder wie durch eine unwiderſtehliche Gewalt heimlich hingehoben worden iſt in Nächte und Tiefen, wo ihr das Rufen im Munde ſtarb: Wer wird ſich meiner erbarmen?

Noch that ihr niemand was zu Leide, und doch wars, wenn ſie den von Wiſenek ſah, als käme er, ſie zu retten; ſie wußte nicht, was ſie ſich zu ſagen haben ſollten, und doch ſchien ihr, als hätte er viel auf dem Herzen, und als hätte ſie ſelbſt wichtige Dinge vergeſſen; ſie ſann immer auf Ausflüchte, auf Erfindungen, und wußte nicht, wozu. Es war in allen ihren Gebeinen, und ſie glaubte, daß es ihr unmöglich ſeyn würde, es wieder hinweg zu bringen. Sie war ſich ſelbſt unausſtehlich, und doch würde ſie denjenigen vermieden haben, der etwas gethan hätte, ihr dieſe Feindſeligkeit gegen ſich ſelbſt zu benehmen. Sie ward argwöhniſch, bitter, auffahrend, und hart gegen diejenigen, für die ſie ehe lauter Liebe, und Ergebung und Güte war.

Aber nur ſeit der Zeit, ſagte der alte Vetter immer zu ihrer Vertheidigung, ohne eben dabei eine verborgene Abſicht zu haben, nur ſeit der Zeit, ſagte er, als der junge Fremde hier ankam. Der Alte war einer von den Männern, welche von der Welt überhaupt ſehr viel wiſſen, aber ſelbe niemals in der gegenwärtigen, worin ſie ſich befinden, argwöhnen. Er war ſelbſt zu gut, um nicht zu ſeinem eigenen Vergnügen ſich ſtets in andern zu ſehen. Er wollte daher lieber thun, was ihn befriedigte, als es erſt lange auf eine Unterſuchung ankommen laſſen, die ihn beunruhigen konnte. Wenn ſie nur in eine Beſchäftigung tritt, dachte er, wo ſie ein Ziel, nach dem ſie wird ſtreben wollen, vor ſich ſieht, ſo wird ſich ihr voriges Weſen wohl wieder einfinden; nur muß es bald geſchehen, ehe ihr Gemüth ſich verſäuert. Um alſo einen Gedanken, den er bei ſich lange niedergelegt hatte, ſo bald als möglich, auszuführen, glaubte er, ſich niemand eher, als dem von Wiſenek anvertrauen zu können. Sie haben uns, fieng er einſt, da er ſah, wie das Mädchen inwendig arbeitete, und mit ſich ſelbſt ſtritt, ſie haben uns ſo viele Beweiſe ihrer Freundſchaft gegeben, daß ich niemand, als Sie, bitten kann, mir eine Sache ausführen zu helfen, die mir ſchon ſei geraumer Zeit am Herzen liegt; dieſe iſt, Suſannen an etwas zu binden, das ihr Herz ausfüllen kann, welches, wie Sie ſehen, leidet; — worüber, das will ich nun gar nicht fragen; aber ich liebe das Mädchen zu ſehr, als daß ich nicht alles für ſie fürchten ſollte, was ihr begegnen kann, und das Schlimmſte davon iſt, daß ſie anfangen könnte, am hellen Tage Geſpenſter zu ſehen, und ihren geſunden Verſtand zu verlieren. Ich habe für das Mädchen einen braven Mann beſtimmt, und den ſoll ſie nun ein paar Jahre eher, als ichs wohl im Sinn hatte, zu ſehen kriegen. Es iſt der reiche Bürgersſohn Thomas, von dem ich weiß, daß er ſeine Abſichten lange hieher gerichtet hat, und nun bitte ich Sie, ihm zu verhelfen, daß er heimlich hier auf unſer Stübchen komme, und ihn das Mädchen kennen lerne.

Ich will ihr, fuhr er nach einer Weile fort, die Neigung nicht aufdringen; aber das denke ich wird ſich nach und nach von ſelbſt geben, wenn wir ſie, wie ſich dann tauſend Gelegenheiten dazu anbieten werden, allmählig dahinführen, ſie mit dem wahren Genuß und Gebrauch des Lebens bekannt zu machen. Ich halte nämlich nichts auf die Liebe, die bei ſich ſelbſt ſtehen bleibt, die ſich ſelbſt verzehrt, und die Seele aller übrigen Dinge um ſich vergeſſen macht. Soll die Liebe eine Wohlthat, eine Ermunterung, und keine Pein werden; ſo muß ſie, ſo zu ſagen, das Gewürz des Lebens, aber nicht die Beſchäftigung des Lebens ſeyn. Wie eine Flamme zerflattert, wenn man ihr die Nahrung entzieht: ſo zerrinnt ein liebendes Herz, oder ſo trocknet es aus, oder ſo wird es ſich ſelbſt zur Laſt, wenn es keinen würdigen Gegenſtand, deſſen Glückſeligkeit es vermehren, über deſſen Wohlſeyn es ſich ausbreiten kann, vor ſich ſieht. Mein Vorhaben iſt, Suſannen an ein Bild von häuslicher Glückſeligkeit zu gewöhnen, und ihr den Thomas als den beſten Freund, der mit ihren Geſinnungen ganz eins wäre, zu zeigen. Laſſen Sie uns, ich bitte Sie, an einem Glück arbeiten, deſſen bloße Vorſtellung unter die glücklichſten Gedanken unſeres hier mühſeligen Lebens gehört, ſo mühſelig, möchte ich ſagen, daß die größte Glückſeligkeit deſſelben darin beſteht, immer nach etwas zu trachten, nie ganz zu erlangen, was man ſucht, und wenn man erreicht hat, nach was man langte, immer wieder etwas beſſeres in einer weiten Ferne zu ſehen.

v. Wiſeneck wollte ihm lange ins Wort fallen; aber der Alte war zu eifrig, um ihn dazu kommen zu laſſen.

Denn was iſt unſer beider Leben, fuhr er fort, ſo wie es jetzt iſt, wo es in ſich ſelbſt verſchloſſen, ohne Beſtreben und Wirkſamkeit iſt. Bei mir kann es denn auch nicht mehr beſſer werden. Ich habe meine eigene Glückſeligkeit längſt vergeſſen, indem ich in den Bemühungen, fremdem Glücke zu dienen, alt geworden bin; aber ſo hinfällig mein Körper, und ſo begierdenlos mein Herz iſt: ſo iſts doch, je mehr ich zurückdenke, was ich gethan habe, als wäre alles nur halb gethan.

Bei dieſen Worten ſtand er auf, mit einer Miene im Geſicht, worüber Wiſenek alles vergaß, was er einwenden wollte. Horchen Sie! ſagte er, wie ſtill es hier iſt! Und hier leere Wände! — Und hier leere Wände! Und niemand, der meinen Namen ausſpricht.

Mehr zu ſprechen, verſchloß ihm die Wehmuth den Mund. Und in Wiſeneks Herz regte ſich die letzte Bewegung von Tugend, gleich dem Bewegen des letzten dürren Blattes am ſaftloſen Baume, aus deſſen Rauſchen man abnimmt, er werde nicht wieder blühen, noch Früchte bringen.

Suſanne ſollte den Thomas kennen lernen, und wieder gut, und wieder munter und glücklich ſeyn.

Ich bitte dich, lieber von hier aus nicht weiter zu leſen, wenn du einer derjenigen biſt, die, wenn ſie die Stimme ihres Bruders in der Grube vernehmen, ſtatt ihm herauszuhelfen, von weitem ſtehen bleiben, und ſich wundern und ſchelten, daß er hinein gefallen.

Wie andere auf den guten Weg erquickende Roſen ſäeten, worunter man ruhen und ſchlummern kann: ſo ſoll das mein Tagwerk ſeyn, den Eingang zum ſchlimmen Weg mit Dornen zu beſtreuen, und um dich vor Unglück und Leiden zu warnen, hie und da auf dem Pfade Säulen erlittener Martern zu ſetzen.

Suſanne hatte bereits die Begriffe von allen Dingen um ſich her verloren, und ihr Herz hätte von heftigen Gefühlen einer entgegen geſetzten Art durchriſſen werden ſollen, um die gegenwärtigen zu zerſtreuen. Sie glaubte mit hellen Augen zu ſehen, und flog mit ihren Gedanken und Wünſchen in Gegenden, die kein Körper bewohnt. Was ſie um dieſe Zeit that, und dachte, glühte von einer fieberhaften Phantaſie, in deren Anfällen ſie immer begieriger nach jenen Getränken griff, welche die Seele betäuben.

Ich will lieber, ſtatt ihren Zuſtand mit meinen Worten, wo die Sache viel verlieren würde, zu ſchildern, die kleinen Aufſätze herſetzen, wo ſie ihn ſelbſt ohne ihr Wiſſen beſchrieben; und ich will ſelbe wörtlich ſtehen laſſen, und mir die einzige Freiheit nehmen, die Fehler zu verbeſſern, die ſie darin wider die Sprachordnung begangen hat.

„Sie haben mir befohlen, ich ſollte Ihnen ſchreiben, wenn es mir wieder ſo hart gienge, wie ich Ihnen klagte. Das thue ich denn nun auch ſchon; denn es wird künftig wohl ſelten wieder beſſer gehen. Ich kann nichts mehr recht thun, und greife ich es an, wie ich will, ſo heißt es, es wäre unüberlegt und ungeſchickt. Doch trage ich es mit Freuden, weil Sie ſagen, mit ſolchen Leuten ſich nicht vertragen können, gereiche zur Ehre. Dieſes hätte ich niemals einſehen lernen, wenn Sie nicht zu uns gekommen wären. Ohne Sie wäre ich roh und unwiſſend geblieben, und hätte gleichwohl ſo fort gelebt, wie die anderr, deren Betragen mir nunmehr ſo wehe thut, als wäre mir etwas ins Auge gefallen. Wo ſie ſich niederlaſſen, da bleiben ſie ſitzen, und was ſie heute reden, das reden ſie morgen und übermorgen. Ich aber möchte immer hinan, hinan, und heraus aus mir ſelbſt.

Ich kann Ihnen das Buch heute noch nicht zurückgeben, weil ich es noch einmal leſen, und hernach abſchreiben, und auswendig lernen will. Ich werde in meinem Leben nichts anders mehr thun, als dieß Buch leſen. Doch nehmen Sie heute, wenn Sie zu uns kommen, den zweiten Theil mit; denn ich kann nicht mehr ruhen, bis ich weiß, wie es dem Ritter gegangen, und ob er ſo glücklich geweſen iſt, ſie zu finden. Solche Ritter giebt es wohl wenige in der Welt; aber ſolche Mädchen giebt es gewiß, die gerne in die Wüſte laufen würden, um dort, was man hier vergebens ſucht, zu finden.

Ich bin ſo krank! Ich kann nicht länger bei den Menſchen bleiben, denen Winter und Sommer, und Tag und Nacht eins iſt. Es giebt hier niemand, dem ich ſagen dürfte, wie mir iſt, und ich ſehe ſtündlich mehr, wie unglücklich ich bin, daß ich ſeyn muß, was ich bin. Sie ſagten mir dieſes ſchon oft; aber wie will ich meiner los werden? Ich will mich nur niederlegen und ſterben. Ich zittere dieſen Augenblick, daß ich die Feder kaum halten kann.

Mein alter Vetter will nicht leiden, daß ich immer allein bin; denn es iſt mir eine Zeit her zuwider, Leute zu ſehen, und ich ſchleiche, ſo oft ich kann, in mein Kämmerlein, und ſchließe die Läden, damit das Tagslicht nicht ſo hell hereinſcheine, welches mir auch zuwider iſt. Im Dunkeln betrübt es mich dann ſo angenehm, als hörte ich eine Muſik, und als hörte ich die Thränen der Vielen um mich, die mich, wenn ſie mich ſähen, bedauern würden. Und doch war ich nie glücklicher, als jetzt, und iſt mir jetzt eine Stunde lieber, als meine ganze Lebenszeit.

Wie Sie geſtern fortgiengen, gab es einen gräulichen Lärmen darüber ab, daß ich das Hausweſen verſäume, und Stricken, und Nähen außer Acht ließe; aber ich gab ihnen, wie Sie mich es lehrten, zur Antwort, daß mit dieſen Dingen gar nichts ausgerichtet wäre, und daß man den ganzen Tag nähen und ſtricken könnte, ohne etwas Schönes zu fühlen. Ich hätte auch in keinem Buche etwas von dieſen Sachen geleſen. Man ſah mich an, wie ein Wunderthier, und mein Vater, der gleich nach der Art dieſer Leute, in Zorn gerieth, würde mir übel begegnet ſeyn, wenn ihn nicht der alte Vetter, den ich einen Narren nannte, zurückgehalten hätte. Es ſchmerzte mich, dieß gethan zu haben; er aber ſetzte ſich gelaſſen in ſeinen Stuhl, ohne ein Wort zu reden, und als ich ihn anſah, ſtanden ihm Thränen in den Augen.

Lieber Vetter! ſagte ich, indem ich, ohne zu wiſſen, wie mir geſchah, vor ihm ſtand. Er ergriff meine Hand, ſo ſanftmüthig und leiſe, wie er gewohnt iſt, mit der Hand ſein krankes Bein zu berühren, wenn er ſich daran unverſehens geſtoßen hat, und indem er eben ſo leutſelig ſeine naſſen Augen gegen mich aufhob, wollten mir die Kniee brechen.

Lieber Vetter! ſagte ich wieder. Und nach einer Weile, indem er nichts antwortete, ich will folgſam, ich will zufrieden und munter ſeyn; denn ich habe nichts auf dem Herzen.

Wie kommt meine Baaſe zu den Worten? ſagte er, und ſah weg, um nicht zu ſehen, wie ich errothen würde; denn ich errôthete bis an beide Ohren.

Schon oft dachte ich, ich könnte es nicht mehr aushalten, ich wollte hingehen, und wollte ihm alles ſagen; aber wenn ich mich auf die Worte beſann, ſo fand ich keine, auch glaube ich nicht, daß er mich verſtehen, und Mitleid mit mir haben könnte. Er würde meine Klagen vergeſſen, und nicht wiſſen, wovon die Rede geweſen.

Ich werde immer mehr, was die liebe — war, deren Geſchichte mir ſo wohl gefallen hat. Immer kommen mir Thränen in die Augen, und ich möchte immer weinen den harten Tag, und die lange Nacht durch, wie das Mädchen am Hügel, wovon Sie mir erzählten, daß ſie vom Felſen in die See hinabweinte, und ihre Haare im Winde flattern ließ. Ich möchte ſo unglücklich ſeyn, wie ſie, um ſo glücklich ſeyn zu können; denn nun geht, wie Sie ſagen, kein Wanderer vorbei, und kein Mädchen an eines Jünglings Seite vorbei, ohne ſich bebend feſter an ihn zu halten, und zu ſeufzen: Hier ſaß das Mädchen am Hügel.

Wenn Sie nur wüßten, was ich für wunderliche Träume habe. Anfangs iſt mir, als gieng ich in den ſchönſten Luſtgärten, wo ſich die Blumen, dergleichen ich nie ſah, vor mir neigen, und die Vögel, wo ich durchgehe, auf mich Lieder herabſingen, indeſſen mich andere begleiten, und ohne Scheu neben mir hergehen. Ich ſetze mich dann an das Ufer eines Baches, und pflücke Blumen; aber auf einmal iſts, als ſäße ich in einer verlaſſenen Wüſte auf einem alten Stamm, und als hörte ich fernher Wölfe heulen, und Geiſter kläglich rufen. Und auf mich herab regnet und ſtürmet es. Da iſt mir wohl, und da wünſchte ich, daß ich nicht mehr wegkommen möchte.

Suſannens Zuſtand war zuſehends zu närriſch, als daß er nicht im Hauſe auffallen ſollte. Sie träumte, wo ſie ſtand, redete oft mit ſich ſelbſt, und etlichemal geſchah es, daß ſie einen lauten Schrei that, weil ihr eben vorkam, als wäre ſie von einem Felſen geſtürzt. Der Alte, der wohl wußte, was in den Jahren der erſten Jugend und gänzlichen Unerfahrenheit die Einbildungskraft, wenn ſie erhitzt wird, vermöge, gab ſich alle Mühe, dem Vater ihr Betragen auf einer guten Seite vorzuſtellen, und ihn zu beſänftigen; denn eine unzeitige Härte wäre gerade das verkehrteſte Mittel, und Gift für ihr Herz geweſen, das bereits ihr größtes Verdienſt im Leiden ſuchte, und mit einer Art von romantiſchen Heldenmuth ſich Verfolgungen wünſchte. Da er die ſchwärmeriſchen Romanen nicht gänzlich mit Ungeſtüm wegſchaffen konnte, weil ihm zur Ausführung ſeines Vorhabens daran lag, es mit Wiſenek nicht zu verderben, ſo brauchte er oft die Liſt, ihr geſündere Bücher, deren er eine kleine, aber auserleſene Sammlung hatte, vorzulegen, und auf alle Arten von möglichen Zerſtreuungen zu denken. Auch verſuchte er öfters, ſie auf Geſpräche zu ſeinem künftigen Vorhaben zu bringen, indem er die wahre Glückſeligkeit des häuslichen Lebens im mittlern Stande mit allen möglichen Vortheilen, womit es begleitet ſeyn kann, ihr ſchilderte; aber Suſanne ſtand vor ihm, und hörte nicht mehr, was von einem Manne, der vor ihr, wie gleichſam im Thale, ſtand, geredet ward.

Thomas war der einzige Sohn eines ſehr vermöglichen Mannes, deſſen Voraltern bereits wegen gut gepflogener Haushaltung, und reiner Sitte bekannt, und vermöge der Hochachtung, welche man dem Wohlverhalten ertheilt, unter die eigentlichen Familien der Stadt gezählt wurden. Gott fürchten, redlich beiſtehen mit Gut und Blut dem Vaterlande in Gefahr und Noth, trotzen auf die rauhe, gutherzige Treue und Einfalt bayeriſcher Sitten, das war, wie man zu ſagen pflegte, ſchon auf dem Haus, und es ward allemal am erſten genannt, wenn man zum Beweiſe, daß altes Blut noch nicht verſieget ſey, die Häuſer der beſten Art nennen wollte. Thomas wußte nicht, wie man beſſer, als ers that, daſtehen, wie man feiner reden, oder was man beim Mondſchein, oder bei einer Muſik in einer hellen Sommernacht fühlen, noch weniger, daß man darüber traurig werden müſſe. Ihm ſang die Nachtigall Freudenlieder, und die Sonne betrübte ihn nicht, wenn ſie untergieng. Ueberhaupt ließ er dieſe Sachen in und über ſich kommen, wie Licht und Wärme, und er ſang ſein Liedchen, und pfiff ſeinen Weg hinan, ohne zu wiſſen, in welche Claſſe von Weltalter die Dichter dieſe Zufriedenheit einzutheilen pflegten. Von den neuern Trauerſpielen und Romanen hatte er keinen geleſen, und von der feinen Welt verſtand er gar nichts, welches denn auch die Urſache war, daß er ſich in ſeinem etlich und zwanzigſten Jahre noch nicht ſchämte, tugendhaft zu ſeyn. Er war öfters in Suſannens Haus gekommen, und war darin ſehr wohl gelitten, weil er gerne von Vermehrung des Handels ſprach, auch ſich nicht zu den Leuten hielt, welche den

Stolz und die Unerfahrenheit junger Leute mißbrauchen. Doch bemerkte der Alte an ſeinem Betragen ſeit einiger Zeit eine gewiſſe Zurückhaltung, und einen heimlichen Gram, der ihn dann zu dem Entſchluſſe vermochte, dem Wiſenek den erwähnten Auftrag zu machen.

Es war nicht daran zu denken, daß Suſanne dieſem Antrage jetzt Gehör geben würde; denn Wiſenek hatte ſie nie gelobt, und nie die feine Art ihres Betragens gerühmt, ohne ſie wegen ihrem Stande zu bedauern, oder ihr einige Geſchichten von ſolchen, die glücklicher geworden wären, zu erzählen, und ihr etwas vorzuſagen, daß ihre Seele mit Mißvergnügen wider alles, was ihr ähnlich war, erfüllte. Da er deſſen verſichert war, nahm er die Bitte des Alten um ſo freudiger an, als er nachher ſah, daß ſie ihm zu vielem Zeitvertreib, und vielleicht zu ſeinen Abſichten dienen würde. Thomas taumelte, wie ein Betrunkener, als ihm Wiſenek dieſen Auftrag des Alten kund that, und ward wie närriſch vor Freude über die gutmeinende Vertraulichkeit, mit der ihm jener begegnete, indem er ihm ſehr ſcharf einprägte, die Sache, von der Suſanne noch nichts wiſſen, ſondern zu der ſie vorbereitet werden müßte, ſo geheim als möglich, zu halten, und mit ihm darüber nicht anders, als in Briefen zu handeln. Dieſe ſollte er ihm allemal unter einen Stein legen, den er ihm zeigte, und ſich ja in Obacht nehmen, daß er nicht entdeckt, und ihr Briefwechſel vor der Zeit verrathen werde. Das Geheimnißvolle, welches über dieſen Handel gezogen ward, machte dem Thomas alle Kleinigkeiten wichtig, und nichts gleichet der Sorgfalt und Behutſamkeit, mit welcher er zu Werk gieng, um einen Brief an den beſtimmten Ort zu bringen. Gemeiniglich ſah er, wenn er ſo beladen herankam, wie ein Dieb, um die Ecke der Gaſſe hinum, ob ſich niemand dem Steine nahe befinde, und wenn er nun erſt ſeinen Marſch ſelbſt dahin antrat, und ihm von ungefähr jemand entgegen kam, ſo nahm er ſogleich ſeinen Weg an das andere Ende der Gaſſe, ſo weit vom Steine weg, als möglich, als könne jedermann, wo er hingieng, errathen. Eine zweideutige Miene, womit irgend ein Vorübergehender ihn anſah, war ihm verdächtig, und ein Bekannter durfte ihn nicht anlächeln, ohne von ihm feſtgehalten, und weitläufig befragt zu werden. Er bekümmerte ſich nach der Gewohnheit der meiſten Menſchen mehr um das Geheimniß der Sache, als um die Sache ſelbſt, und glaubte, das, was er gut beſtellt hätte, auch gut ausgeführt zu haben. Hier ſind die Briefe, welche Thomas an Wiſeneck ſchrieb:

„Mir iſt heute, als erwachte ich aus einem Traume, wenn ich daran denke, wie gütig und wohlthätig Sie geſtern an mir gehandelt haben. Dieß gehört gewiß unter die beſten Dinge, die Sie in Ihrem Leben geſtiftet haben, und wird auch ſtets unter diejenigen gehören, an die Sie ſich am liebſten erinnern werden. Ich will dieſe Geſchichte in meinen beſten Schrank zu meinem Heirathsbriefe legen, ja, ich will ſie malen laſſen, daß Kindeskinder davorſtehen, und einander ſich ſagen: Dieß war unſers Großvaters, der ich bin, freudigſter Tag. In der That, ich bin heute ſo ſtark, muthig und flink, wie man iſt, wenn man in Waſſergefahr, oder in Feuersnoth kommt; da läuft man mit Laſten davon, die man zu einer andern Zeit wohl gerne an ſeinem Orte würde ſtehen laſſen; aber weil Sie die Sache geheim gehalten wiſſen wollen, ſo ſtelle ich mich mit Fleiß, als wäre ich eben heute recht faul und träg, und ſchlerfle deßwegen mit ſchlenzenden Armen im Hauſe herum, und laſſe mir jedes Ding, wohl zwei- bis dreimal ſagen, ehe ich mich dazu bequeme. Machen Sie die Sache recht gut. Ich fürchte, Suſanne möchte nicht genug wiſſen, wie aufrichtig ich es mit ihr meine, und was ich alles beſitze, das Sie geſehen haben. Mehr iſt es denn auch nicht; aber es iſt genug, um des Lebens froh zu werden. Ich bitte Sie, ſagen und befehlen Sie mir, was ich weiter zu thun, wann ich den Anfang mit der Hauptſache zu machen, und was ich dabei zu reden habe. Mit dem alten Vetter ſtand ich ohnehin ganz gut; aber ſeine Baaſe! Wenn er ſie nur nicht gleich erſchreckt, wenn er ihr von mir ſagt. Sie iſt, weiß ich wohl, ſo in den jetzigen Manieren abgerichteter, ſollte ich ſagen, als ich; aber redlicher, häuslicher, gottesfürchtiger iſt ſie darum nicht, als ich. Ich meine das nicht ſo, als wenn ich es bös meinte, und als wenn ich meinte, als wäre Suſanne dieß alles nicht ſo gut, als ich. Ich ſag nur jetzt ſo. Ich weiß, daß ſie dieß alles iſt, daß ſie es mehr iſt, als ich. Ich bin nichts gegen ſie; ſie iſt die einzige in der Stadt und in der Welt. O wenn ich das Obige nur nicht geſchrieben hätte! Wenn nun wer hinter den Stein käme, wenn es wer ſähe, läſe! Ich bitte Sie, nehmen Sie es geſchwind weg, und antworten Sie mir bald.

Thomas.

v. Wiſeneks Antwort.

Morgen, lieber Thomas, wird ſeine Sache zu Stande kommen. Suſannens Vater verreiſet, und ich und der alte Vetter haben daher Zeit, ihr den Tag über zuzureden, und die Sache ſo herzurichten, daß er nur ein Wort ſagen darf, um verſtanden, und ſogleich gut aufgenommen zu werden. Neige er ſich fein etwas tief, wenn er kömmt, und rede er nicht gleich von der Sache ſelbſt, ſondern lieber von andern Dingen, als: von ſeiner Handlung, von ſeiner Geſundheit, von ſeiner Stärke; denn die Mädchen ſind blöd und ſcheu. Ich will ihm ſchon Gelegenheit geben, immer näher zu kommen, und der Alte, weiß ich, wird das Seinige auch beitragen. Ich ſchicke ihm dieſen Brief durch meinen guten Freund, der aus Urſachen, die ich ihm ein andersmal ſagen will, bereits um unſer Geheimniß weiß, und ihn morgen zu uns hieher führen wird. Das wird ein herrlicher Abend werden. Wenn es möglich iſt, ſo ſorge er, daß er Suſannen heute noch zu ſehen kriege, damit er ſich an ſie gewöhne. Mit dem Stein, worunter wir die Briefe legen, muß er behutſamer umgehen, ihn nicht immer herumrücken, ſondern ihn genau auf dem Platze liegen laſſen, wie man ihn liegen zu ſehen gewohnt iſt; hernach darf er darunter thun, was er will, es wird unentdeckt bleiben. Ich bin ꝛc.

v. Wiſenek.

An demſelben Abend gieng Thomas nach einer alten Kapelle, wohin er wußte, daß Suſanne zu gehen pflegte. Es war ein heiliges, ſchweigendes Dunkel umher, und man fühlte, daß man ſich der Gottheit näherte, wenn man es betrat. Wohl hatte hier mancher Lahme ſeine Krücke, und mancher Gefangene ſeine Feſſeln aufgehänzt, und niemand trug ſeinen Kummer hieher, ohne einen Theil davon wegzulegen; nur Suſanne behielt ganz ihre ſchwere Bürde, und gieng ungetröſtet hinaus mit allem Unfrieden, aller bittern Qual ihres Herzens; denn ſie hatte viel zu verhehlen, und die trauliche Liebe, und der Sinn des Kindes war aus ihrer Seele gewichen.

Mit feueriger Emſigkeit trat ſie herein, als wäre ſie zum Fodern gekommen, und unruhig wandte ſie ſich herum, als wollte ſie ſuchen, was ſie hier ſo oft und ſo innig empfunden hatte. In ihren entflammten Augen glaubten einige, unzeitigen Stolz einer Gebieterin zu ſehen, aber andern däuchte es aufachende Reue und Scham und verſchloſſene Verwirrung. Es war die Flamme der Liebe in den weiten Raum der Luft geſchüttet.

Thomas hatte ehe mit ſich ſelbſt die Abrede genommen, ſich auf dem Weg ihr entgegen zu ſtellen; aber wie er ſie ſah, vergaß er, was er ſich vorgenommen hatte. Er ſtellte ſeine eigene Geſtalt vor ſich, und indem er merkte, wie einfach und ungekünſtelt er wäre, (Dinge, worin er jetzt viel Nachtheiliges ſah) nahm er eilfertig ſeinen Weg nach Haus.

Und doch, ſagte er zu ſich ſelbſt, da ſich auf dem Weg ſeine Schüchternheit allgemach verlor, doch iſt ein Menſch des andern werth, und deren giebt es wenige, die keine Falte in ihrem Geſicht hätten, daß man ſehen könnte, ſie werden eines andern Wohlergehen in ihrem Herzen begraben. Dabei ermahnte er ſich ſelbſt, und begann, ſeine Schritte zurück zu nehmen; aber da er ſich umwandte, ſah er ſeinen Augenſchmerz, dem er begegnen wollte.

Er flüchtete ſich zum zweitenmal, und ihm auf dem Fuße nach jagte ein ganzes Heer von Zweifeln, von Bekümmerniſſen und Thorheiten. Armer Thomas!

Wer es einmal ſo weit in der Welt bringen könnte, daß, wenn er einem armen Nebenmenſchen ſagen wollte, er habe an ihm dieſen und jenen Unfug bemerkt, und das meine ich, aus brüderlicher Zuneigung, und weil er wünſcht, dem andern, dem weh iſt, oder werden wird, möchte ſo wohl ſeyn, wie ihm; —

— Wer es, ſage ich, ſo weit bringen, und den andern ſo viel Ungereimtes in ſeinem Betragen fühlen laſſen könnte, als hätte er ihm geſagt, dir plodern die Strümpfe, oder dir ſind deine Haare verſchnitten, und dergleichen: der würde der Tugend und der Vernunft die wichtigſten Dienſte leiſten. Nichts müßte, meines Erachtens, der Eilfertigkeit gleichen, mit der wir uns, wenn uns einer auf dieſe Art die Augen öffnen ſollte, beſtreben würden, die Schleppen an unſern Mänteln, die einſeitig hinabhängen, aufzuziehen, die ſchwarzen Striche aus dem Geſicht zu wiſchen, und das über und über bemackelte, und zerriſſene Unterkleid mit einem beſſern zu vertauſchen. Wo man hinkäme, würde man umwenden, auswaſchen, nähen, fegen, reiben, ausradiren, und ich wollte wetten, daß die Gaſſen vor lauter Arbeit einige Tage lang leer bleiben, und wohl gar einige der anſehnlichſten Leute ſich verlieren würden; denn wo ſollten ſie, nachdem nie einige Anſtalten für dieſen Vorfall gemacht worden, auf einmal ſo viele beißende und ausreinigende Lauge herkriegen, um die häßlichen

Geſchwüre und garſtigen Flecken, die ihre Kleider durch und durch ſengten, herauszuäzen.

Was ich da droben auch denke, ſagte er, ich meine den guten Thomas, ſo will es doch, indem er die Hand auf das Herz legte, da nicht weiter. Es will nicht mehr weiter. — Es war ein kleiner giftiger Fleck, der gerade dem Herzen zudrang, und je tiefer er kam, ſich immer weiter ausbreitete. Thomas hatte ſich ehrlich und tapfer dagegen geſträubt, als ers merkte; aber da er das Uebel nicht kannte, legte er den Verband immer neben der Wunde, und ſo geſchahs dann, daß er endlich derſelben ſo weit gewohnt wurde, wie man ſich oft an einen läſtigen Beſuch gewöhnet, mit dem man alle Tage geplagt wird.

Den Tag vorher richtete Thomas alle ſeine Sachen in Ordnung, und es war nicht anders, als wollte er eine weite Reiſe in ferne Länder, woraus er lange nicht wieder zurückkommen würde, vornehmen, oder von jedem Ding, das ihm angehörte, noch einmal Rechenſchaft fordern, oder vor demſelben ſich rechtfertigen. Er durchſuchte alle ſeine Schränke, ſeine Kleider, Wäſche und Papiere mit jener Genauigkeit, mit der je zuweilen ein Menſch ſeine Haushaltung zu muſtern pflegt, wenn er eine Periode ſeines Lebens ſchließen, oder etwas vornehmen will, wogegen alles, was bisher geſchah, wie nicht geſchehen, ſeyn ſollte. Er nahm kein Stück, ſo unbeträchtlich es ſeyn mochte, in die Hand, und legte keines weg, ohne es eine Weile zu betrachten, und ihm etwas verbindliches zu ſagen; er fühlte eine Art vertraulicher Wärme gegen ſelbe; und wie endlich alles wieder zuſammengelegt und an ſeiner Stelle, wo ers hinwünſchte, gelaſſen ward, ſah er noch mit verſtellter Herzhaftigkeit herum, wobei er inwendig ſeufzte: Wenn ich erſt wieder zu Hauſe bin, dann ſoll alles wohl auf ſeyn.

Es wäre dieſen Augenblick eine Wohlthat für ihn geweſen, wenn eine Maus durch ſein Zimmer gelaufen wäre, oder eine elende Fliege um ſeinen Kopf geſumſet, und ihn vermöge der Bemühung, die er angewendet haben würde, ſie zu entfernen, veranlaßt hätte, ſich zu zerſtreuen; aber ſo, wie er war, fieng er nunmehr an, ſich ſelbſt zu betrachten, und nach der Art gutherziger Leute immer weniger in ſeinen Verdienſten, worauf er ſich verlaſſen konnte, zu finden. Es war bei ihm der Zeitpunkt, wo er ſich alle Vollkommenheiten wünſchte, und wo er alles, was er ehe verachtet hatte, bereute, nicht gelernt zu haben, worüber dann ſo vieles Zagen, und ſo viele niederſchlagende Bitterkeit und Verachtung ſeiner ſelbſt in ſeine Seele kam, daß er nichts beſſers thun zu können glaubte, als ſich jedem, der ihm hierin eine Anweiſung geben ſollte, zu überlaſſen. Er empfieng den Notarius, welchen Wiſenek abgeſchickt hatte, mit einer Reverenz, wovon er in ſeinem ganzen übrigen Leben nie eine Vorahnung gehabt hatte.

Da es nun lediglich auf eine Berathſchlagung ankam, auf welche Weiſe das Geſpräch bei Suſannen angefangen, und fortgeführt werden ſollte, ſo ſtimmten ſie beide darin überein, ſich ſogleich zu verabreden, und zu dem Ende, und damit das Vorgeſchlagene nicht mehr vergeſſen werden könnte, gemach auf den Weg zu begeben. So fort begannen ſie den Zug.

Dem Thomas hieng das eine Ende der Halsbinde bis auf die Schuhe, und er ließ es auch willig hängen, und daran zerren und ziehen einen jeden, der Luſt gehabt hätte, mit ihm ſeinen Spaß zu treiben. Mit einem Blick voll Verzeihung ſah er über die ganze Erde hin, und doch war ihm ums Herz, als wollte er alles aus ſeiner Ordnung haben, und die Fröhlichen betrüben, die Traurigen aufmuntern.

So wie ſie fortgiengen, ſetzte er den Hut bald auf dieſes, bald auf jenes Ohr, machte an ſeinem Rock hier einen Knopf offen, dort einen zu, ſchlenderte bald geſchwind, und hielt bald wieder inne, ſorgte überall, nur nicht, wo er ſelbſt war; darum wollte es auch nicht weiter gehen.

Wenn wir nun hinkommen, hub der Notarius an, —

Bei dieſen Worten that Thomas einen gewaltigen Seitenſprung, als hätte man ihm unverſehens und in ſeiner beſten Ruhe die Sporren gegeben, würde ich ſagen, wenn es paſſen könnte, ihn mit einem Pferde zu vergleichen, das mit geſenkten Ohren dahinſchlendert, wo es fürchtet, eingeſpannt zu werden. Thomas wollte nicht daran denken, dachte immer, es wäre noch Zeit, und gab ſich Mühe, von ſich zu entfernen, was er ſich Mühe gab, an ſich zu ziehen. Er wollte daher die Rede ſogleich auf andere Dinge wenden, und ergriff dazu die erſte Gelegenheit, die ihm vor Augen kam, als ſie eben über einen Steg gehen wollten. Sollte wohl, ſagte er, der den Steg machte, daran gedacht haben, daß wir darüber gehen würden?

S'war ihm gleich viel, wer drüber gehen würde, antwortete der Notarius, der in ſeinem Leben nie die Betrachtung gemacht hatte, daß Geſetze für Geſchöpfe menſchlicher Natur gehören, und daß ein Unterſchied ſey, ob man ſich auf den Weg macht, einen Eſel zu miethen, oder eine Braut heimzuholen. S'war ihm gleich viel, wiederholte er.

Ein Blinder, der auf der andern Seite des Stegs ſaß, und bettelte, erkannte den Mann an dieſer Rede und ſchwieg.

Thomas ward über dieſelbe ſehr unruhig; er lehnte ſich innigſt traurig über das Gelender, und wie er wahrnahm, daß auch hier ohne Unterſchied Reiſer und Zweige und Unrath dahin flößen, zog er ſich ängſtlich zurück. Er hat nie ein traurigers Wort gehört, als der Notar eben ausgeſprochen hatte, und wenn es auch nur ein Steg iſt, ſagte er bei ſich ſelbſt, ſo ſollte es einem, wer drüber gehet, nicht gleichviel ſeyn. Ich ſehe, wenn ich manchmal in die Höhe blicke, ſelten eine Wolke am hohen Himmel, ohne mir, wenn ſie in die Fernen dahinläuft, zu denken: wer wird dich jetzt ſehen, und dem, der nach ihr blickt, etwas Gutes zu wünſchen.

Man ſollte meinen, die Liebe wäre freundlich, und könnte nicht weh thun, da ſie den armen Sterblichen, zur Zeit, wo ſie in ſein Herz noch den Einzug feiert, ſo gutherzig und ſo weich, und ſo willig macht, jedermann wohl zu thun.

Thomas ließ die eine Hand auf das Geender ſinken, und ſah, wie er die letzten

Worte ſagte, und dabei die andere Hand ein wenig erhob, ſegnend zum Himmel.

Der Notar fühlte nichts.

Thomas kam hierüber zu dem Wege des Bettlers; dieſer hatte ſich während dem damit beſchäftigt, daß er mit ſeinem Stab Figuren und Linien in den Sand ritzelte, deren dann nie eine vollendet wurde, oder zur andern ſich ſchickte. Thomas beſann ſich keinen Augenblick, und ohne zu wiſſen, was er that, machte er mit dem Bettler gemeinſchaftliche Sache, half ihm mit ſeinem Rohr bald einen Cirkel in die Runde führen, bald eine Linie verlängern; aber ehe ſie fertig wurden, wiſchte immer wieder ein Wind drüber her, und man ſah nicht einmal ein Zeichen, wo ſie geweſen waren. Es war ein trauriges Handwerk, und ein ſchmerzlicher Anblick um einen Bettler, und um Buchſtaben im Sande. Ich wüßte nicht, wem ich zutrauen ſollte, daß er hier vorüber gegangen wäre, ohne ein paar Gloſſen über die eine und andere Hiſtorie unſeres Lebens zu machen, oder wenigſtens mit ſtrafendem Lächeln hin zu rufen: Es iſt ein närriſches Handwerk.

Der Notar fühlte nichts. Er hatte nicht einmal die Verlegenheit des Thomas bemerkt, und fuhr indeß, daß dieſer ganz andern Betrachtungen nachhieng, fort, ihm die nöthigen

Verhaltungsregeln zu geben, und ihm einzuſchärfen, daß er nicht zuviel reden, und nur ihn machen laſſen müſſe. Beſonders ließ er ihn wiſſen, wie es nothwendig wäre, daß er gleich anfangs ſein Anſehen zu behaupten ſuchen ſollte. Er war im Reden bereits etliche Schritte vorausgekommen, und als ihn nun Thomas eilig einholte, ſagte er eben dieſe Worte: Es kommt ſchon viel darauf an, ſagte er, ob Sie ſtehen oder ſitzen wollen.

Thomas, der nicht wußte, wovon die Rede war, glaubte nicht anders, als der Notar wäre bereits vom vielen Gehen müde, und wünſchte, ein wenig auszuruhen. Vom Herzen gern, antwortete er, und kehrte gleich wieder zu dem blinden Bettler zurück.

Ich weiß nicht, was darin liegt, wenn man von einer Sache denken ſoll: Sie wird ſich nicht mehr ändern. Es ängſtigt mich, wenn ich die hölzerne Lehne des Stuhls anſehe, worauf ich ſitze, und mir dann der Gedanke einfällt: Es wird kein Baum mehr daraus werden. Könnte ich dir deine Augen wieder geben, ſagte Thomas.

Sie würden ſich doch einmal ſchließen, antwortete der Blinde (ein Mann, der ehe alle Eitelkeit unter der Sonne geſehen, und nun eben auf dem Weg begriffen war, aus einem Thoren ein Weiſer zu werden.) Es vergeht endlich alles, und was dabei das Schlimmſte iſt, meiſtens vor der Zeit.

Nur die Liebe nicht, antwortete Thomas.

Nachdem man den Contrakt ſchließt, ſagte der Notar.

Sie iſt nicht geizig, fuhr Thomas wie begeiſtert fort, nicht hochmüthig, nicht wollüſtig, nicht verfolgend. Sie ſieht, und hört überall das Gute, wünſcht jedermann eben daſſelbe. Sie weiß um keine Beſchwerniſſe, um keine Furcht; ſie ſpeiſet vom Baum, und trinket von dem Quell; ſie ſetzt über rauhe Klippen, und ſchifft über ſtürmiſche Meere, und ſpielt mit Ungeheuern u. ſ. w.

Offenbar hatte Thomas dieſe Lobrede irgend in einem alten Ritterbuche geleſen, und ſeine erhitzte Einbildungskraft wiederholte ſie ihm; es müßte denn wahr ſeyn, daß Dichter und Redner aus ſich ſelbſt entſtehen. Er würde in dem nämlichen Ton, worüber die Ehemänner als über die ſchwärmeriſcheſte Lüge, die jemals gelogen worden iſt, lachen, fortgefahren ſeyn, wenn ihn nicht eine Bewegung, welche der Blinde mit der Hand machte, plötzlich unterbrochen, und aufmerkſam gemacht hätte.

Es war nur ein Tropfen, ſagte der Blinde, indem er mit der Hand nach ſeinen Augen deutete, der da vor das kleine Düpfchen rann; ſie ſollten ſeiner nicht achten, wenn ſie ihn ſehen könnten, und doch, ſo klein und unmerklich fließend er war, benahm er mir die Hinſicht auf den ganzen Erdboden, und auf die Sonne und die Sterne.

Thomas gukte mit herzlichem Mitleiden, und banger Furcht nach dem Auge, und ſuchte die Stelle, worin alles verlöſcht war. Es war ein Aug, wie ſein Auge.

Als ich erſt das eine davon verlor, fuhr der Blinde fort, ſaß ich in München vor einer Kirchenthür: da ſah ich täglich einen jungen Mann, und eine junge Frau nach der Kirche gehen; hab auch manche Hülfe von ihren Händen erhalten, das ihnen Gott vergelten wolle.

Ich ſagte, ſie giengen; ſie giengen nicht, ſie kamen daher, wie über der Erde, in Bewegungen zwiſchen Gehen und Tanzen, im ſtillen Jauchzen aus dem Mark; er voll Leben und männlicher Kraft; ſie ganz an ihm, athmend und abhangend von ſeiner Seele. So kam, und wallte ſie an ſeiner Rechten zur Kirche, wo er jederzeit vorausſprang, und mit einer Freude, mit einem dankbaren Lächeln, worüber ſich Engel freuten, die Thüre öffnete.

Wer da vom Mond herabſähe auf Schlachtfelder, die vom Menſchenblut rauchen, wo der Bruder um ein bischen Erde, die er nicht genießet, den Bruder würgt, und ihm den Schäbel zerſchlägt, dann röchelnd ihn liegen läßt, oder auf ungerechte Richter, und die Sünder in Winkeln ſähe, und dann, als ein mächtiges Weſen, ſeine Hand zum Strafen emporhübe und erblickte Mann und Weib in dieſem Gefühl der Unſchuld und Liebe, im Gebet und Dank über das Geſchenk des Lebens, dann wandelte ſein erheiterter Blick über dieſe Geſchöpfe hin, ſein Zorn vergäſſe ſich, und ſeine Rechte neigte zum Segen ſich nieder.

Ich freute mich allemal, rief hier der Blinde mit höherem Eifer aus, den frohen Mann, und die frohe Frau alle Tage kommen zu ſehen. Kinderaugen, und Augen fröhlicher Menſchen haben etwas Unnennbares, das einen, ich weiß nicht, wie, anlebt, und das Herz zerſchmelzt.

Könnte ich dir die deinigen wieder geben! ſagte Thomas.

Während der Alte ſeine Hiſtorie erzählte, berechnete und ſchrieb der Notar, ordentlich auf einem Papier, das er vor ſich an eine Blanke hielt, die Summe der Gebühren, und des Uebergewinns, den er aus dieſem Gewerbe erhalten würde. Und indem er die Verhältniſſe miteinander verglich, wandte er ſich plötzlich herum, und wiederholte die vorigen Worte, nachdem man den Contrakt ſchließt — (wird er geſchloſſen bleiben) ſetzte er bei ſich hinzu, oder zerriſſen werden, und zu neuen Arbeiten mir Hoffnung geben.

Thomas, der noch ganz voll von dem Ideal des Blinden, und in einer Faſſung war, wo er bereit geweſen wäre, alles hinzugeben, war ſogleich mit ſeiner Antwort fertig. Ich bin auf alles gefaßt, ſagte er, und fieng bei dieſen Worten an, einige Papiere aus der Taſche zu nehmen, und zu durchſuchen. Er hatte, indem er ſich zu Hauſe auf ſeinen Beſuch vorbereitete, mit vieler Mühe ſich aufgeſchrieben, was er anfangs gleich reden, was er hernach antworten, und wie er der Sache unvermerkt eine Wendnng oder vielmehr einen Stoß auf das Hauptgeſchäft geben wollte; aber Thomas hatte die böſe Gewohnheit, wenn er von drei Dingen zu denken hatte, gewiß allemal des einen oder des andern zu vergeſſen. So geſchah es denn auch gerade mit dem Blatte, worauf er ſich den Eingang zu dem wichtigen Antrag geſchrieben hatte. Ich habe es doch deßwegen aufgehoben, ſagte er, und legte die andern vor ſich hin, und hab es an einen gar guten Ort gelegt, damit ich es gleich finde. Ich lege alle meine Sachen an einen guten Ort, damit ich ſie gleich bei der Hand habe, wenn ich ſie brauche.

Die Angſt, verloren zu haben, was er ſo unumgänglich nöthig zu haben glaubte, trieb ihn in die Höhe, und zwang ihn, als wäre er in ſeinem Zimmer, herumzugehen, und dem Notar, der dieſen Augenblick vorangieng, zu folgen. Und ſo begann der Zug von neuem.

„Es war, mein' ich, von den Schaafen, welche die lange und feine Wolle haben, wenn ich nur den Namen des Orts, wo ſie ſich aufhalten, noch wüßte. Ich hatte vor meiner Braut und dem Onkel zu zeigen, wie ich mein Pfund zur Handlung ſtets gut angelegt habe; auch hatte ich vor, erſt um den Hauptpunkt herum zu gehen, und zu beiden, dünkt mich, hätte ich nichts beſſeres wählen können. Wenn ich nur den Namen noch wüßte!“

S'iſt mehr, den Namen, als die Sache, zu wiſſen, ſagte der Notar. — Einem Mann geht die Ehre über alles, und das gewinnt ein weiſes Mädchen am meiſten, wenn ihr Liebhaber geehrt wird. Und es auch dahin zu bringen, daß er von dem Mädchen geehrt wird, das iſt bei dem Liebhaber die Hauptſache. Ein Mann, wenn er aufs Heirathen ausgeht, ſoll nie vergeſſen, daß er daran gehe, das Haupt einer Familie zu werden, und mithin ſein Vorrecht zu behaupten wiſſen.

Thomas, der, je feiger er bereits war, deſto weniger dafür angeſehen ſeyn wollte, machte bei dieſer Vorſtellung eine trotzige Miene, auch fieng er an, aufrecht zu gehen, das er ehe nicht that.

Nun war bei dieſem Eingang, welchen der Notar hier machte, um zu ſeiner Sache zu kommen, ein Verſtoß wider alle Regeln der Eingänge geſchehen, und es wäre den Kunſtrichtern der Eingänge lieber geweſen, wenn er von den Schaafen des Thomas, die doch eine Wolle haben, als von der Ehre geredet hätte, von der ſich nichts 'r ab ſchmauſen läßt; aber wenn das gut iſt, was Eindrücke macht, ſo war des Notars Uebergang zuletzt noch wohl gar ein Meiſterzug. Genug, Thomas fieng an, aufrecht zu gehen, das er ehe nicht that.

Wir, zum Exempel, fuhr der Notar weiter, werden nun gleich über Eheſachen nach alten Herkommen, und Rechten ſprechen, wo es denn darauf ankommen wird, ob Sie wie ein Mann ſich verhalten, oder die Kappe über die Augen herunter ziehen laſſen wollen. —

Thomas fieng an, hurtig zu gehen.

— womit Sie ſich hernach die Sache nur ſelbſt verderben werden. Wer nachgiebig iſt, wird für blöde gehalten, und blöde Leute werden nirgends werth geſchätzt. Ich meine, Sie ſollen mich lediglich thun laſſen, was ich thun werde, und ſich die Gänge nicht reuen laſſen, wenn es heute zu keiner Erklärung kommen ſoll. Ein Vergnügen, das heranzieht, iſt allemal angenehmer, als welches bereits zugegen iſt.

Auch wollte ich wetten, daß die Sache eher zu Ende käme, wenn Sie ſich anſtellten, als wenn Ihnen an derſelben gar nichts läge.

Nicht ſo viel! antwortete Thomas, wozu er eine Blume, die er in der Hand hielt, mit jäher Hitze kneipte, und wegwarf.

Es könnte nicht ſchaden, ſagte der Notar wieder, wenn Sie es ſelbe wollten merken laſſen. Ein kleiner Verdruß, den Sie ihr machen, würde die beſte Probe ſeyn, ob ſie für Sie einige Hochachtung trägt oder nicht.

Ich denke, ſagte Thomas, ich thue nur gleich etwas, das ſie verdrießen muß. Ich gehe wieder nach Haus.

Und, als hätte er den herrlichſten Gedanken von der Welt geſagt, nahm er ſeinen Rückweg wieder zurück, wo er hergekommen war.

Der Blinde ſaß noch neben dem Steg, und da er indeß die Geſchichte hererzählt hatte, (ach, er wußte nicht, daß ſeine Worte die Winde verwehten!) war er eben damit beſchäftigt, ſeine eigenen Anmerkungen darüber zu machen. Er erhob, und legte ohne Unterlaß baln dieſe, bald jene Hand vor ſich hin, als wäreb der Dinge gar viele, worüber er jammern, und wovor er warnen müßte. Gewiß, ſagte er, als Thomas vorbei gieng, und erhob dazu die eine Hand, eine ſolche Kleinigkeit wars, vielleicht einmal eine Speiſe zu ſpät ausgekocht, ein Kleid, zu nachläſſig umgeworfen, ein Wort, zu unvorſichtig geſprochen, eine ſolche Kleinigkeit wars, worüber Sie das Beſte, das Ihr Leben hatte, verlohren, den Schein, der Ihre Augen umhüllte, ihre Fehler zu ſehen und die Liebe, ſie einander zu dulden.

Während, daß Thomas mit dem Notar in dieſem Zug begriffen war, gab ſich der alte Onkel alle erdenkliche Mühe, Suſanpen zu ſeiner Ankunft vorzubereiten. — Wiſeneck, der die Abſicht hatte, bei dem Mädchen, wenn ſie plötzlich überfallen würde, ungeſtüme Aeußerungen zu veranlaſſen, widerrieth es dem Alten, unter dem Vorwand, daß man ihre Freude, durch ein unverhofftes Glück verdoppeln würde, aus allen Kräften ; aber dem Alten ſchien es unanſtändig und unbillig, ſie unverſehens mit einem Antrag, worauf das Glück ihres Lebens beruht, zu überfallen, „und denſelben, ſetzte er hinzu, mit unſerm Anſehen zu begleiten. Hier muß die innere Neigung entſcheiden, und die Ehrfurcht gegen uns könnte ſie leicht dahin bringen, daß ſie einwilligte, ohne dieſelbe unterſucht zu haben Aus mißvergnügten, oder auch aus gleichgültigen Ehen entſtehen trübe blöde Kinder, und Beſchwerden im Hausweſen, woran man ehe ſeine Luſt gehabt haben würde. Wenn man ſich auch nicht zankt, ſo bleibt man doch immer gegen einander verdroſſen; man ſcheut ſich, vermeidet ſich, geht ſich aus dem Wege, iſt froh, wenn man ſich einen Tag nicht ſieht. Und wenn man ſich denn doch ſehen muß; das, denke ich, muß ein Kummer ſeyn, von dem ich keinen Begriff habe. Nein, ſie ſollte den nicht nehmen, den ſie nicht will, und ſollte er alle Schätze der Erde beſitzen."

Wiſenek beſchreibt dieſen Auftritt, der ihn zu den boshafteſten Entſchließungen veranlaßte, in ſeinen Briefen, wovon wir hier den Auszug herſetzen.

„Dieſe Denkungsart, ſagte ich, iſt ganz ſo, wie man ſie von einem Mann ihrer Einſicht erwarten kann. Ich habe die Klagen wider die ungleichen Ehen nie begreifen können. Es iſt doch eine Freude, wieder einmal mit einem vernünftigen Mann über dieſe Sache ſprechen zu können. Die Liebe hat keinen Stand, keinen Ort, kein Alter, und doch, was hört man oft für Läſterungen, wenn ſich ein Mädchen, das nicht vom Stand iſt, einem Adelichen oder Ausländer ergiebt.

Dazu, war die Antwort des Alten, die er mit einem verachtenden Lächeln begleitete, iſt Suſanne zu gut. Ich kenne ſie, und weiß, daß wir uns in dieſem Falle darauf verlaſſen könnten.

Suſanne ſtand auf, als würde ſie aufgeriſſen, und gieng ein paarmal im Zimmer herum, berührte und hob im Vorbeigehen verſchiedene Dinge auf, die ſie gleich wieder liegen ließ, und kam wieder an den nämlichen Ort zurück.

Ich wollte nichts bemerken. Alſo, ſagte ich, wollten ſie es nicht billigen, wenn ein Mann von meinem Stande um ſie werben wollte?

„Nein.“

Aber, wenn ſie ihn bereits liebte? Und wenn ich dieſer Glückliche wäre, ſetzte ich geſchwind, und mit ſcherzendem Lachen hinzu, wenn ich es wäre? Wollten Sie uns auch da nicht dazu verhelfen?

„Nein, und nimmermehr. Er ſprach dieſe Worte mit einer Heftigkeit aus, die mich allerdings hätte befremden ſollen; er faßte ſich aber den Augenblick, und entſchuldigte ſich ſtillſchweigend mit einer Verbeugung. Ich weiß, ſagte er, wen ich vor mir habe. Ich ehre Sie, und halte Sie für ſo vernünftig, daß ich glaube, Sie würden dem ehrlichen Manne keine Sorge machen, in deſſen Tochter Sie verliebt wären. Sie ſetzen mich auch nur auf die Probe, um zu hören, wie ich denke. Aber ich gebe Ihnen darin nichts nach, und denke gewiß, wie Sie.

Zudem, fuhr er fort, entſteht ſo was nicht auf einmal. Man müßte die Veränderung merken, und dann ließe ſich wohl noch vorbeugen.

Und damit dem armen Mädchen das Herz abdrücken, ſagte ich.

Ich habe nie ſo ſchwer von der Liebe gedacht, gab er zur Antwort, und noch denke ich, ſie ſey, ſo ſehr ſie auch überhand genommen haben mag, am Ende doch nur allemal ein Werk der Einbildungskraft, die uns einen Gegenſtand vor dem andern liebenswürdig vorbildet, und darin unſer Glück finden macht, und das läßt ſich denn wohl noch auflöſen, wenn ſichs nicht zerreißen läßt. Mitleid, beſcheidene Behandlung, Entfernung, Zerſtreuung, Beſchäftigung, Zeit und Lenkung des Herzens auf neue Begierden thun vieles, können das meiſte Mal alles thun. Wenn ich immer nur hinſitze, immer und ewig auf den nämlichen Punkt hinſehe, ja, dann kanns nicht anders ſeyn; das Herz will nichts anders, glaubt, nichts anders wollen zu können. — Doch Suſanne iſt gut, ſagte er wieder, und iſt ein bayeriſch Mädchen; ſie würde zu ſtolz ſeyn, ſich mit einem von ihrem

Stande oder einem Ausländer in eine Bekanntſchaft, die das Herz beträfe, einzulaſſen. Gerade, als wenn ſie hätte zuwarten müſſen, bis gleichwohl einer dieſer Herren käme, ſich ihrer anzunehmen.

Ich ſah, daß Suſanne zitterte, und die Farbe änderte; ich gab ihm daher mit einigem Nachdruck zu verſtehen, wie mich ſeine Rede ſehr befremden müßte.

Ich finde nicht, antwortete er gleichfalls mit einigem Eifer, wie ſich eines meiner Worte arg auslegen laſſe. Denn was können, wenn wirs beim Licht beſehen, die Folgen ſolcher Bekanntſchaften ſeyn? Unter zehn Fällen ergiebt ſich kaum einer, wo vernünftige Aeltern ſolche Bündniſſe zugeben wollen, oder können. Die Sache wird alſo, ſo lange es möglich, verheimlichet, und dann ergiebt ſichs am Ende gemeiniglich, daß das Mädchen der Zeitvertreib des jugendlichen Muthwillens geweſen. Man wird endlich der beiderſeitigen Vollkommenheiten, und des ewigen Wünſchens müde, und lacht der Thorheiten zur Zeit, wo das Mädchen veraltet, und die Welt, ſo zu ſagen, ihrer überdrüßig iſt. Und wenn ſie dann in den Schooß ihrer Familie zurückkehren will, ſo eckelt ihr vor den Leuten, um die ſie ſeyn ſoll, und dieſen noch mehr vor ihr. Sie iſt nirgend am rechten Ort, findet nirgends die vorige Ruhe, und wird ſich ſelbſt unerträglich.

Dennoch ſagte ich, ſollte michs nicht wundern, wenn dieſe Töchter ihrem Rath ſehr oft nicht nachkommen. Der Unterſchied einer feinern Lebensart bei Leuten von meinem Stand, und der gewöhnlichen Plumpheit bei dem ihrigen, iſt zu auffallend, als daß er einem Mädchen von feiner Empfindung nicht erſcheinen ſollte. Sie werden hingeriſſen, und wäre es auch ein Fehler, ſo wäre er von der ſchönen Art, und machte ihr noch oben drein Ehre. Wo iſt eine Schaubühne, auf der man ihn nicht rechtfertigt?

Der Alte erröthete, indem ich dieß ſagte. Wie, rief er, Plumpheit der Sitten! Wer würde anſtehen, ſich zu erklären, daß das gerade Betragen unſeres Standes natürlicher und der wahren deutſchen Männerhöflichkeit in vielen Dingen näher ſey, als das ihrige, das meiſtens erdichtet, und unbedeutend iſt? Was kann eine Frau mehr wünſchen, als ein treues, redliches Wohlwollen ihres Mannes, und Sicherheit des häuslichen Glücks auf Kinder und Kindeskinder?

So redet und denket man, ſagte ich, indem ich meine Hand auf ſein eines überſchlagenes Bein legte, wenn man einmal, nachdem man früher die Welt genoſſen, im Ruheſeſſel daſitzt, und ſelbſt keine Hoffnung, und keine Begierde weiter nach dem Beſitz der Dinge hat, von denen man ſpricht. In jungen Jahren philoſophirt man, und haben Sie ſelbſt ganz anders philoſophirt. Genug, man kann es dem Mädchen nicht verdenken, das ausreißt, und nach einer höhern, glückſeligern Stufe, derer ſie fähig iſt, trachtet. Erlanget ſie nicht allemal, was ſie wünſcht, ſo iſt ein widriger Zufall, nicht die Liebe Schuld daran. Aber, wer an das Glück glaubt, dem wirds nie fehlen.

Ich könnte Ihnen, fiel der Alte ein, hundert Gründe gegen einen entgegen ſetzen; aber ich weiß gar nicht, wie wir auf dieß Geſpräche verfallen ſind. Wir ſind, Gott Lob, wohl ſicher bei Suſannen da. Sie hat ein ſehr gutes Gemüth, und würde ſich ſelbſt immer zehnmal wehe thun, wenn ſie einen von uns einmal betrüben wollte. Ihr Vater iſt zuweilen ein bischen raſch; aber er meint es denn doch herzlich gut mit ihr. Zudem, ſo weiß ſie, wie ich beſchaffen bin. Ich bin verſichert, ſie würde keinen geheimen Gedanken vor mir haben. Sie würde mich um Rath fragen, und Troſt und Hülfe bei mir ſuchen; und ich meiner Seits wollte dann auch bis ans Ende der Welt gehen, ſo ſehr mich meine Beine ſchmerzen würden, und kein Auge wollte ich ſchließen, bis ich Hülfe gefunden, und ihr Ruhe verſchaffet hätte. Hier wiſchte er ſich Thränen vom Auge. Er ſtand auf, und gab mir, indem er ſich entfernte, einen Wink, vermuthlich, daß ich indeß das Geſpräch näher zur Ankunft des Thomas einleiten möchte.

Suſanne befand ſich in einer Art von Ohnmacht. Sie ward bald roth, bald bleich, und ſchnappte gleichſam nach Luft. Ich merkte, daß es ihr unbegreiflich war, wie ſich dieß Geſpräch, das gerade auf ſie gerichtet zu ſeyn ſchien, habe begeben können; ein Geſpräch, das gerade die heimlichen Zweifel und Antworten enthielt, womit ſie ſelbſt ſeit einer Zeit Tag und Nacht mit ſich zu Rath gieng. An wem ſollte ſie feſter hangen? Weſſen Denkungsart ſollte ſie billigen? Ihr Herz war zerriſſen.

Wir ſaßen lange da, ohne ein Wort zu reden, und ohne uns von der Stelle zu bewegen. Sie ſeufzte, und ſchluchzte oft, und ich fand für gut, es unmittelbar nachzumachen. Ich zog meine Seufzer vom innerſten Herzenswinkel herauf, und immer länger und trauriger. Sie ſah mich hierauf bald an, als wenn ſie mir helfen wollte, und ich that deßgleichen. Es war ein Geſpräch ohne Worte voll ſüßer Fragen und gütiger Antworten. So ſind ſie alle, unterbrach ich endlich das Stillſchweigen;

ehrlich, aber aus Unverſtand grauſam, und unbillig. Tyrannen ihrer Kinder, ſagte ich mit jenem Zittern der Stimme, mit dem man Thränen des edeln Unwillens zurückhält.

Sie wiſſen nicht, antwortete ſie, wie unglücklich ich bin, und wollte weinen, indem eben dieſen Augenblick der Alte hereingieng. Ich konnte nur noch ſagen, und haben vielleicht niemand, der ihres Kummers ſich annimmt.

Niemand.

Es war ſchon lange nach der Zeit, wo Thomas erſcheinen ſollte. Der Alte gieng voll Ungeduld das Zimmer auf und nieder. Ich glaube nicht, wiederholte er etlichemal, daß ſich heute noch was fügen wird.

Ich fürchte, ſagte ich, ob es ſich jemals fügen wird, und nahm bei dieſen Worten plötzlich den Abſchied."

Von dieſer Unterredung begann von Wiſeneck eigentlich das Meiſterſtück ſeiner Bosheit. Er vermuthete, und dieß nicht ohne Grund, daß, wenn ſich Suſanne verrathen ſollte, der Alte es am erſten wahrnehmen, und ihm ſeinen Plan auf einmal zernichten möchte. Er beſchloß alſo, ihm zuvor zu kommen, und dasjenige Anſehen zu benehmen, das ihm dazu nöthig geweſen ſeyn mochte. Auch nöthigten ihn die unverhofften Fortgänge, welche die

Bemühungen ſeines Vaters und ſeiner Freunde, ihm eine Bedienung zuwege zu bringen, genommen, ſeine Abſichten, ſobald als möglich, zu Stande zu bringen. Es war ihm nichts mehr übrig, als entweder nach Haus zu reiſen, oder ſich für eine der Fräulein zu erklären, wie die beiden Väter gewünſcht, und ſich darüber in allen ihren Briefen gemeinſchaftlich unterredet hatten; allein von Wiſenek brachte es ſoweit, daß ihm beide Dank wiſſen mußten, wenn er ſich von ihnen entfernen, und, was keine der andern gönnte, einer dritten ſeine Hand bieten würde. Da er, dieß zu thun nach ſeinen Grundſätzen niemals geſinnt war, ſo richtete er ſein Betragen ſtets dahin, einer jeden Hoffnung zu machen, oder vielmehr, wenn er mit einer ſprach, dieſe kalt zu behandeln, und immer mit zärtlicher Achtung von der andern zu reden. Da alſo jede von der andern glaubte, daß dieſe die glückliche wäre: ſo ſuchte ihrer Seits jede alle mögliche Verachtung gegen ihn zu äußern, und es beiderſeits zu Ausbrüchen des härteſten Neides kommen zu laſſen. Niemand litt bei dieſer Verwirrung ſchmerzlicher, als der gute Vater, der kein Mittel wußte, wie er Friede unter ſeinen Töchtern herſtellen, oder gegen ſeinen Freund ſich und das Betragen derſelben entſchuldigen ſollte.

v. Wiſenek an ſeinen Freund nach Lyon.

„Ich weiß nicht, wie ich mich für das ärgerliche Schulmeiſtern, womit Sie mich in allen Ihren Briefen quälen, beſſer rächen kann, als wenn ich Ihnen recht nach Herzensluſt erzähle, wie weit ich wieder gekommen, und wie wenig Sie Hoffnung haben, jemals einen Faden meiner Grundſätze zu löſen. Wenn Sie ſich doch nur einmal beſinnen, und ein bischen dahin bequemen wollten, die Nachſicht gegen andere zu haben, die man gegen Sie haben muß. Meinetwegen tragen Sie auf Ihrem bloßen Leib ein härenes Bußkleid; ich will gern nicht lachen, wenn Sie nur auch Ihrer Seits ſo verträglich ſeyn wollen, diejenigen nicht zu höhnen, denen ein bequemers beſſer gefällt.

„Man ſollte glauben, Sie wären nie aus Ihrer Stadt gekommen, oder hätten die Augen nicht bei ſich gehabt, da Sie in der Welt herumzogen, ſonſt hätten Sie wahrnehmen müſſen, wie das Licht immer heller, und der Geſchmack immer allgemeiner wird, ſich das Leben bequem zu machen. Ich kann die albernen Fragen in den Tod nicht leiden: Wie wirds einſt werden? Unſer Leben iſt ſo kurz,

„daß man immer fragen ſoll, wie iſts? und
„deſſen, was zugegen iſt, genießen ſoll.

„München iſt in der That ein herrlicher
„Ort, recht für das Vergnügen gemacht. Ich
„habe oft davon erzählen gehört, aber man
„muß ſelbſt zugegen ſeyn, um ſich zu überzeugen.
„Es findet ſich hier alles, was die große
„Welt Prächtiges und Angenehmes hat. Das
„Frauenzimmer iſt äußerſt herablaſſend, und
„geſellſchaftlich, ja bis zur Blödigkeit nachgiebig,
„ſo daß ich die rüſtigſten Inländer mit
„drohender Hitze von ihnen ſagen hörte, es
„fehle ihnen eine Hauptſache, — der Stolz.
„In der That iſt es ihnen, wie ich häufig
„zu ſehen Gelegenheit hatte, einerlei, ob der
„Mann, mit dem ſie ſprechen, ein Inländer
„oder ein Heide iſt. Ich lerne von Zeit zu
„Zeit Leute kennen, die gerade lieben, wie
„ich, und Sie werden ſehen, dieſe Art wird
„bei Leuten meines Standes immer allgemeiner,
„wird noch die herrſchende werden. In
„der That, wie kann man, wenn man Geld
„hat, ſeines Lebens eher vergeſſen, oder wenn
„Sie ſo wollen, es beſſer genießen, als wenn
„man von einem Land zum andern reiſt, und
„die Vergnügen, die es geben kann, ſammelt?
„So machen es nun ſehr viele, und es ſcheinet,
„die übrigen Menſchen wären bloß da,
„um dieſen die Langeweile zu vertreiben. Wo

„man hinkommt, ſetzen ſie einem alles vor, was „ſie haben, ihre beſten Speiſen, Weine, Tänze, „Schauſpiele, ihre eigenen Töchter, und dafür, „daß man ſichs belieben läßt, von jedem et„was mit vornehmer Miene zu verkoſten, wiſ„ſen ſie einen nicht genug zu ehren, und zu „danken.

„Ich habe meinem Vater geſchrieben, daß „ich München verlaſſen würde, weil ich es für „billiger hielte, meinem eigenen Vaterlande, „als einem fremden, zu dienen. Ich verlaſſe „dieſe Stadt ſo ungern, und ich kanns nicht „anders, als mit der Bedingniß thun, mir ein „theures Pfand zum Andenken an ſelbe mitzu„nehmen. Ja, lieber Doktor, ich finde Su„ſannen täglich liebenswürdiger, ſo daß ich „gar leicht begreife, wie man auf die Thorheit „verfallen kann, ſich durch Heirath feſſeln zu laſ„ſen; dieß will ich denn nicht thun, weil ich ge„wiß weiß, daß ich ſie binnen etlichen Jahren „nicht mehr ſo lieb haben, wie jetzt, und dann „wieder entlaſſen werde. Bis dahin will ich „ſehen, daß ſie bei mir bleibt, und iſt es ihr „dann nicht mehr anſtändig, ſo mag ſie gleich„wohl wieder anderswo zuſprechen.

„Ich möchte nun dieſen Augenblick bei Ih„nen ſeyn, um zu ſehen, wie Sie über dieſe „Nachricht Ihre Stirn in ganz doktormäßige „Falten legen, und ein paar Seufzer an mich

„ergehen laſſen, oder wohl gar, wie ich Sie „einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit antraf, laut mit mir reden werden. Im Grunde weiß ich doch, daß Sie meine Einfälle „mit freudiger Neugierde leſen, und am Ende „allemal zu ſagen pflegen: Er iſt doch ein „verſchmitzter Kopf, und wird einer der beſten „Männer ſeines Landes werden, wenn er einmal ausgeraſet hat.

„Ich darf nur einen Wink thun, um alle „Gefühle des Mädchens in Bewegung zu „ſetzen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie mir „nachlaufe, oder närriſch werde. Und daran „iſt vorzüglich meine Behutſamkeit Urſache, „mit der ich alle Gelegenheit vermeide, daß „es jemals zwiſchen ihr und mir zu einer Erklärung kommen könne. Das will ich auch, „ſo lange ich kann, beobachten, und es iſt meine „Abſicht, es dahin zu bringen, daß ihr die „Natur ein Geſtändniß auspreſſe, ſollte ſie „auch über die Gewalt, die ſie ſich wird anthun wollen, die Vernunft verlieren, an der „ſie bereits gelitten zu haben ſcheint. Ich „will mich mit dieſem letztern eben ſo begnügen laſſen, wie ſelbſt mit dem Beſitz des „Mädchens; denn ſtellen Sie ſich vor, was „darüber in Geſellſchaften gelärmt, und wie „ſich die Damen und Herren herzudrängen „werden, den wackern Ritter zu ſehen, dem

„zu Liebe das ſchönſte lieblichſte Weſen närriſch geworden. Es iſt ein rührendes Schauſpiel um dieſe Art des Wahnwitzes, und wer „weiß, ob ich nicht manchen armen Schlucker „Gelegenheit gebe, durch eine artige Beſchreibung dieſer Geſchichte ſich dem Publikum zu „empfehlen.

„Ich habe ihr gemeldet, was man mit „ihr in Abſicht auf den Thomas vorhabe, und „bat ſie, mir zu vergeben, daß ich es nicht „längſt mündlich gethan hätte, welches mir, „ſetzte ich hinzu, unmöglich geweſen wäre. „Ich ließ ſie merken, daß es kaum ein Mittel geben würde, ſich von dieſem Menſchen, „dem ich nicht unterließ, allemal einen gewiſſen Ehrennamen anzuhängen, loszumachen, „und bat ſie daher, daß ſie, um allen gröbern Begegniſſen zu entgehen, ſo gütig ſeyn, „und auf mein Zimmer kommen möchte, wohin „ich auch den Thomas zu einer Unterredung „würde rufen laſſen. Ich hatte ehemals vor, „mir mit dieſem Menſchen einen eigenen „Spaß zu machen; aber es geht nicht an. — U. ſ. w.

Das übrige des Briefes gehört nicht mehr zur Sache. Suſanne erſchien, und als bald nachher Thomas voll Verwirrung und Zittern herein trat, entfernte ſich Wiſenek ins nächſte Zimmer, wo er alles, was vorfiel, vernehmen konnte. Lange ward kein Wort geredet; endlich ſagte Thomas: Schmeicheln und Schönthun kann ich ihr nicht; aber geben will ich gern alles, was ich habe, und befleißigen will ich mich, ihr eine Freude zu machen, ſo gut ich kann.

Sie antwortete ihm mit großer Heftigkeit, und in Ausdrücken, welche den feigeſten Mann bewaffnen müßten; er ſchien auch wirklich ein paarmal empfindlich zu werden, vielleicht weil er der guten Lehre des Notars ſich erinnerte; aber der Muth verließ ihn ſogleich wieder, und ein heißes Oh und Ach, war alles, was er hervorbringen konnte. Und es mag nun Feigheit, oder ehrliches Gutmeinen geweſen ſeyn, er erklärte ſich ein um das anderemal feierlich, daß er niemals daran denken würde, ſeinen Antrag durch die Gewalt ihrer Aeltern unterſtützen, oder was immer für eine Art des Zwangs ihr anthun zu laſſen. Es gieng eine Beredſamkeit aus ſeinem Munde, deren er ſich vielleicht nie vor, noch nachher jemals wieder bewußt war. Ich bewege ſie nicht, ſagte er endlich (mit einem Ton und Geberden, deren Traurigkeit ſich nicht beſchreiben läßt) und ſie kann und will nicht lieben; will nicht theilen mit mir, was ich ihr gebe. Und doch dachte ich immer, gute Herzen ſollten ſich einander lieb haben, und ich trüge ſie auf den Händen. Ich ſtellte mir die Freude ſchon vor, wenn ich es überall ſagen, und mich mit ihr rühmen könnte; aber ſie will mir die Freude nicht machen. Das kränkt mir das Herz ab. Sie thut Unrecht daran, daß ſie mich darum betrübet, weil ich ſie ehren wollte. Bei dieſen Worten drückte er ihr die Hand, und ſagte, ſey dann glücklicher, als ich; und ſollte bei ihr eine Kummerzeit kommen, ſo denke ſie: Hier hat er mir ſein Herz angeboten; hier hat er auch geweint. Hier gieng er fort.

Von dieſem Auftritt wußte der alte Onkel nichts, und er fuhr darum in den Maaßregeln fort, welche er nehmen zu müſſen glaubte, um endlich mit Suſannen eine ordentliche Unterredung zu erhalten. Dieſe konnte ſich nun alles erklären, und ward darum dem Alten, deſſen Anſehen im Haus ſie immer fürchten mußte, unausſprechlich gram; v. Wiſeneck wußte auch dieſen Kummer zu benehmen. Der Alte, wie er in der Welt vieles zu ſehen, mit ſich zu vergleichen, und den Werth des Guten, und die Verjährung der Vorurtheile kennen gelernt hatte, beredete Suſannens Vater mit unaufhörlichem Zureden, ſich zu ſeiner Arbeit neue Zuſätze verfertigen, und Verbeſſerungen vornehmen zu laſſen; dieſe waren augenſcheinlich gut; aber Suſannens Vater leuchteten ſie darum doch nicht ein; er duldete ſie gleichſam nur, ungeachtet er ſie wegen den vielen Koſten, die er bereits darauf verwendet hatte, nicht mehr ändern konnte, und bediente ſich derſelben allemal mit heimlichem Unwillen. v. Wiſeneck billigte dieſe Verbeſſerungen ehemals ſelbſt, ja er trug ſehr viel bei, daß ſie von Suſannens Vater bewilligt worden; und zu dem Ende hatte er ihn die Proben für auswärtige Handelsleute, bei welchen er ihm einen vortheilhaften Umſatz verſprach, verfertigen laſſen. Nun fiel es ihm ein, einen Brief zu erdichten, worin ſich dieſe Handelsleute über die gemachten Aenderungen wunderten, die Proben wieder zurückſchickten, und alle fernere Arbeit verbaten. Suſannens Vater gerieth darüber in die äußerſte Hitze, und der alte Onkel wurde mit Vorwürfen überhäuft. Dieſer, als ein Mann, der, wenn er Recht zu haben glaubte, auf ſeinem Wort beſtand, blieb ihm keine Antwort, womit er ihn aus ſeinem Mißverſtändniß ziehen zu können glaubte, ſchuldig; daraus entſtanden dann manche unangenehme Wortwechſel und feindſelige Begegnungen, die der gute Alte in die Länge nicht mehr ertragen konnte, und in einem dieſer Anfälle den Entſchluß faßte, ſich zu ſeinem guten Freund, dem Hauptmann, nach Niederland zu begeben, und daſelbſt ſeine letzten Tage in Ruhe zuzubringen.

Während dieſer grauſame Unfrieden begann, ließ v. Wiſenek Suſannens Vater von verſchiedenen Seiten den Verdacht beibringen, als hätte ſich ſeine Tochter mit jemanden in ein Verſtändniß eingelaſſen, welches, indem es heimlich gehalten würde, ſeiner Zeit böſe Folgen nach ſich ziehen könnte. Er hätte es nur ſo gehört, ſagte er zu den Leuten, von welchen er wünſchte, daß ſie es wieder ausbreiten möchten, und zugleich bat er ſie, ihn nicht zu nennen, weil er im Hauſe nicht dafür angeſehen ſeyn möchte. Das Gerede kam Suſannens Vater bereits mit vielen Umſtänden, die man freilich wieder allemal als ungewiß ausgab, zu Ohren, und dieſem war es nicht möglich, ſeinen innern Gram, den er, bis er etwas erfahren würde, geheim halten müßte, ſo zu unterdrücken, daß er nicht an allem, was er that, und ſagte, Antheil nahm. Die Begegnungen, welche Suſannen, ohne eine Urſache zu wiſſen, erdulden mußte, waren höchſt unbeſcheiden, und bitter. An wen konnte er ſich in dieſer Verlegenheit vorzüglicher wenden, als an Wiſenek, den jedes für den gemeinſchaftlichen Freund des Hauſes anzuſehen gewohnt war. Er kam, und hier iſt, was ſich zutrug, mit ſeinen eigenen Worten erzählt.

v. Wiſenek an —

„Ich bin vor Freuden außer mir. Was
„ich lange vergebens anlegte, das iſt zu Stande
„gebracht. Suſanne iſt ſo viel als mein.
„Ihr eigener Vater — O der brave Mann,
„O das Rindvieh! Ich glaube, ich ſchwärme
„vor Freuden.

„Nachdem, was er von Suſanne gehört
„hatte, bat er mich, ihn zu beſuchen. Er
„ſah ganz verwildert aus; ich habe ein ſchweres
„Anliegen, ſagte er, und bitte ſie, denn ich
„habe mein Vertrauen zu ihnen, mir mit
„Rath beizuſtehen, und zu ſagen, was zu
„thun ſey. Er erzählte mir hierauf, was er
„wußte, und ich verſicherte ihn meiner Seits,
„daß ich gerade das nämliche längſt hie und
„da gehört, und es ihm bloß aus der Abſicht,
„ſeiner zu ſchonen, verſchwiegen hätte. Auch
„dachte ich, ſetzte ich hinzu, es wäre nicht
„unmöglich, daß ſie ſelbſt darum wußten.
„Dieſe Worte machten ihn wie tollſinnig.
„Himmel und Hölle, ſchrie er, ich darum wiſſen?
„Sagen ſie mir nur, wo ich den Kerl

„finden kann. Es ſoll, ſagen mir die Leute, ein ausländiſcher Kerl ſeyn.

„So einer, fiel ich ein, die nirgends zu Hauſe ſind; die von Land zu Land herumflattern, vom Schmarotzen, Windmachen, und Lügen leben, und ehrlicher Männer Töchter verführen.

„Die die Liederlichkeit und das böſe Gewiſſen auf ihren Geſichtern tragen, unterbrach er mich, und dahin leben, als ſtürben ſie einſt, wies Vieh dahin.

„Die Männer und brave Bürger, wie ſie, für Laſtthiere anſehen, ſagte ich, die die Natur beſtimmt hätte, theils an das Joch geſpannt, theils damit man ihr Fett verzehren könne, gemäſtet zu werden.

„Die die ausländiſchen Moden und Sitten ins Land bringen, fiel er hitzig ein, die unſern Kindern ihr Vaterland verächtlich machen.

„Und manche Stadt zu einem Siechenhaus, deren Einwohner ohne Liebe, ohne eheliche, freundſchaftliche und vaterländiſche Bündniſſe eines das andere anſtecken, verkehren werden.

„Mit dieſer Lobrede fuhren wir fort, bis er endlich in eine Hitze gerieth, worin ich ihn nicht mehr unterbrechen konnte. Er ſtieß wider die Ausländer harte Verwünſchungen

„aus, und nannte mir ſogleich etliche Dutzend „Bürger, die alle Ausländer wären. Ich „weiß nicht, ob es ſo iſt; aber unbegreiflich „iſt es mir, wenn es ſo wäre.

„Ich hatte eben ein Billet bei mir, worin mir Suſanne vor etlichen Tagen die „Unordnung in ihrem Hauſe geklagt, und da „ſie, wie ſie ſagte, nicht alles ſchreiben könnte, „mich gebeten hatte, ſie an einem Morgen vor „dem Stadtthor zu erwarten. Sie konnte „ſich nicht vorſtellen, wie man ihr ſo was „verargen, und zum Uebeln ausdeuten könnte. „Ich weiß nicht, wie ich zu dem glücklichſten „aller meiner Einfälle kam, davon Gebrauch „zu machen.

„Wer weiß denn aber gewiß, ſagte ich, „ob es dem ſo ſey. Ich dächte, wir giengen, „weil das Mädchen eben nicht zu Hauſe iſt, „und ſuchten ihr Zimmer aus. In ſolchen „Fällen, ſagte ich, pflegt man gerne zu ſchreiben, und iſt man gemeiniglich unbehutſam, „eben darum, weil man immer behutſam ſeyn „will. Ja, ſagte er, ſie hatte wirklich ſeit „einiger Zeit ihre Freude daran.

„Alſo begaben wir uns dahin, und wie „er auf der einen, ich auf der andern Seite „ſuchte, fand ich dann das Billet, und ſtellte „mich, indem ich plötzlich nach meiner Taſche „fuhr, als wollte ich es vor ihm verhehlen.

„Da half nichts, ich mußte es herzeigen und „leſen, was ich dann that, und wobei ich jedem „Worte etwas Zärtliches mitgab. Ich will — „ſagte er, und riß mit fürchterlichem Grimm „die geballte Fauſt in die Höhe. Meines Leids „iſt kein Ende, ſagte er wieder; der Athem ſchien „ihm auszubleiben. Wir ſchwiegen beide eine „Zeit lang; er ſenkte den Kopf unbeweglich „nach der Erde, und einige Schweißtropfen „erſchienen auf der Stirn. Was iſt zu thun? „ſagte er endlich mit kalter Stimme. Ich will „ſie ausſchelten, ſchrie er wieder, ich will ſie „prügeln, ich wills überall erzählen, daß ſie „ſich ſchämen muß.

„Es giebt nur ein Mittel, gab ich zur „Antwort, und das iſt, daß man ſie entferne, „an einen Ort, wo ſie unbekannt leben, mit „niemand Gemeinſchaft machen, keine Briefe „ſchreiben kann, und ſich dafür ein wenig an„ſtrengen muß.

„Anſtrengen ein wenig? ſchrie er. Sie „ſoll mir im Viehſtall, auf dem Feld arbei„ten; ſie ſoll mir Hände kriegen, wie Baum„rinden, ſie ſoll vor Laſttragen den Rücken „krumm beugen, und in der Sonnenhitze eine „Mohrin werden. Ich habe in Schwaben „eine alte karge Baſe; da ſoll ſie hin, und „Brodrinden eſſen.

„Das iſt das einzige Mittel, wiederholte

„ich, und alles Enghalten, und Einſperren.
„denn dieß fürchtete ich, daß ers thun möchte.
„iſt vergebens. Ich erzählte ihm hierauf eini-
„ge Geſchichten, welche ich hier von Mädchen
„eines gleichen Alters gehört hatte, die bei
„aller Sorgfalt die Klugheit ihrer Aufſeher
„hintergiengen. Das Verderbniß, ſagte ich.
„kommt nicht erſt von Außen; es faulet in
„Mark und Bein. Der Athem, den ſie aus-
„hauchen, iſt Gift, und der, den ſie einzie-
„hen, iſt eine Lüge. Das Uebel, ſagte ich,
„hat keine Grenzen, denn die Aeltern verfüh-
„ren ihre Kiader, lehren ſie, ehe die Natur
„es ahnet, Liebhaberei und Modegefühl, und
„machen ihnen ſelbſt Gelegenheit, Greulthaten
„zu begehen, die vor einem halben Jahrhun-
„dert der ehrliche, feſte, geſunde Bayer kaum
„den Namen nach kannte. Ausgelaſſenheit
„nennen ſie feine Welt, Witz, und Unzucht
„nennen ſie Empfindung. Weh dem Mann,
„der ſich ein Mädchen zur Freundin, zur
„Mutter, zur Haushälterin wählen ſoll. Doch.
„auch das wird aufhören, und es wird Städte
„auf Erden geben, in denen, wenn keine Ret-
„tung erfolgt, das Geſchlecht der Menſchen,
„auch wenn kein Feind, keine vorzeitige Krank-
„heit dahin käme, binnen hundert Jahren aus-
„getilgt ſeyn würde.

„Sehen Sie, wie ich die Sprüche dieſer

„Art, ſo gut, als jeder andere, herſagen kann,
„und ſollten Sie erſt ſehen, mit welchem
„Ernſt, mit welchem Eifer ich ſie herſage, und
„auf jedes Wort einen beſondern Nachdruck
„lege. Suſannens Vater nahm mich ängſtig
„bei der Hand; ich will ihnen folgen, ſagte er.
„Ich will keine, oder eine gute, eine deutſche
„Tochter haben. Ich nahm hierauf, indem
„ich dringende Geſchäfte vorgab, Abſchied, und
„erſuchte ihn noch, ihr bei der Ankündigung
„ſeines Entſchluſſes keine Urſache zu ſagen,
„warum es geſchehe, welches, ſagte ich, ſehr
„gefährlich ſeyn könnte; auch wollte ich mich
„noch denſelben Tag erkundigen laſſen, wie
„die Sache abgelaufen wäre.“

Der alte Onkel, welcher glaubte, Wiſenek ſey noch von nichts, was vorfiel, benachrichtiget, ließ ihn den Hergang wiſſen, mit der Bitte, ſein Anſehen zu Suſannens Beſtem in der bewußten Sache zu verwenden; aber Wiſenek fand für beſſer, einem ſeiner guten Bekannten dieſen Auftrag zu machen. Als dieſer ins Zimmer trat, knieete Suſanne auf der Erde, die Arme auf einem Seſſel, und auf dieſe den Kopf geſtützt; ſie weinte nicht, ſondern blieb ſtumm und ruhig, als ſchlummerte ſie, in der nämlichen Stellung. Der Alte legte eben ſeinen kleinen Hausrath in einen Koffer, und redete gleichfalls nichts, aber mit ſo vieler Freundſchaft drückte er die Hände auf jedes Stück, als wollte er ſie um Geduld bitten, auch dieſe letzte Reiſe noch mit ihm zu machen. Außerdem war alles ſtill und fühllos, wie in einem Hauſe, aus dem der Friede gewichen war. Wer ſie geſehen hätte, würde darüber im Innerſten gerührt worden ſeyn, und der daran Schuld war, that, wenn er noch ein menſchliches Herz hatte, wohl daran, daß er nicht kam.

Der alte Onkel, welcher glaubte, der Fremde werde von dem Baron einen Auftrag in Betreff des Thomas haben, entfernte ſich, um ihr keinen Zwang anzuthun, und dieſer übergab ihr den nachfolgenden Brief:

Um Ihr Elend nicht mit anſehen zu müſſen, werde ich morgen nach Wien reiſen, und zwar auf eine außerordentliche Art, nämlich nicht mit der Poſt, ſondern, weil ich in meinem jetzigen Zuſtande unmöglich allein ſeyn kann, mit Verſtellung meines Standes auf dem Floß. Wenn Sie dahin kommen könnten, würde ich Ihnen das letzte Lebewohl ſagen. Ich habe mir nie eine Zeit vorgeſtellt, wo ich mich von Ihnen trennen ſollte; ich dachte, ich würde das nie thun; dachten Sie's nicht auch? Und nun ſoll es ſobald geſcheben, ſoll es morgen geſchehen! Himmel und Erde!

Es fiel mir ein, ob Sie nicht noch einen Aufſchub erhalten würden, wenn Sie vorgäben, Sie wollten dem Thomas gut ſeyn; aber erſtens würde man Sie dann beim Worte nehmen, und dann iſts noch nicht gewiß, ob es Ihr Vater genehm halten würde; und endlich, wenn man Ihnen auch alles zugäbe, könnten Sie wohl daran denken? Gewiß, wenn Sie keine andere Wahl hätten, als entweder ſich mit ihm zu verbinden, oder wie es leider geſchehen ſoll, gleichſam ins Elend zu gehen: ſo traue ich Ihnen zu, daß Sie keinen Augenblick anſtehen würden, dieſes letztere zu wählen. Ich weiß wie fein Sie denken, und ich habe darum oft geſagt, Sie wären zu etwas Höherem aufgehoben. Auch wollte ich mich ein paarmal näher erklären; aber Ihr grauſamer Vater hat unſere Freundſchaft getrennt.

Noch etwas fiel mir ein, ob Sie nicht, bis ſich Ihres Vaters Zorn gelegt haben wird, entſchloſſen ſeyn könnten, ſich unter fremden Schutz zu begeben, wenn Sie nämlich voraus ſähen, daß Sie gut angeſehen wären. Sie verſtehen ein Hausweſen, und beſitzen Eigenſchaften, in deren Betracht Sie gewiß wiſſen, daß man ſich ein Vergnügen tragen wird, Sie aufzunehmen. In W— ſind ſehr viele Bayerinnen, und es wird überhaupt ſo viel ſeyn, als wären Sie in München. Wenn es Ihnen an Mitteln mangeln ſollte, ſich mit Geld oder Kleidern zu verſehen, ſo bitte ich Sie, deshalb kein Bedenken zu tragen, ſondern ſich ganz und in allen Dingen auf mich zu verlaſſen. Ich werde, wenn ich ſo glücklich ſeyn ſollte, Sie in meiner Vaterſtadt zu ſehen, keinen andern Gedanken haben, als wie ich etwas erfinden könne, Ihnen ein Vergnügen zu machen. Doch, wenn ich nicht ſo glücklich ſeyn ſoll, ſo vergeſſen Sie, was ich Ihnen vorgeſchlagen habe, damit Sie nicht gezwungen werden mögen, ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen, wenn Ihr Unglück ohne Rettung ſeyn wird. Ich ſchicke Ihnen die Geſchichte der Hero und des unglücklichen Leanders, weil ſie gerade zu Ihren Umſtänden paßt, und ich bitte Sie, dieſelbe zum Andenken zu behalten, wenn wir uns nicht mehr ſehen ſollten. Der morgende Tag wird uns auf ewig trennen, oder — ich will das nicht ausſchreiben. Wie weiß ich, wie Sie gegen mich geſinnt ſind. Doch mögen Sies ſeyn, wie Sie wollen: ich werde nie aufhören an Sie zu denken, und mit ganzer Seele zu ſeyn Ihr ꝛc.

einziger Freund B. v. Wiſeneck.

Ich hüte mich ſorgfältig, Geſchehenes zu erzählen, wenn ich nicht umſtändlich die heimlichen Triebwerke weiß, wodurch das Geſchehene gerade in der Geſtalt, worin wir es erblicken, hervorkam; denn außer dem, daß wir immer mit dem großen Haufen geneigt ſind, von Unglücklichen, und Verurtheilten, wenigſtens anfangs, immer mehr Schlimmes, als Gutes zu denken: ſo glauben wir gemeiniglich, man könne aus keinen andern Abſichten und Urſachen zu dem gemachten Schritt bewegt worden ſeyn, als nur eben durch diejenigen, welche uns dazu bewegt haben würden. Was nun in ihren Umſtänden Suſanne that, kann auf keine Weiſe gebilligt, aber entſchuldigt, gemildert kann es doch werden, und dieß ſchon vermöge der Bemerkung aus dem gemeinen Leben, daß Geſchichten dieſer Art oft darum ohne Lärmen, und ohne diejenigen Fehltritte, welche von Menſchenaugen geſehen werden, ſich enden, weil es zeitig mit der Tugend zu Ende gegangen.

Kein Menſch, der Suſannen nur eine vernünftige Vorſtellung gemacht, ihr nur eine Art des Troſtes für die Zukunft gegeben hätte! Ihr Vater handelte nach den Begriffen, welche die Väter ſeiner Art in ihrer Erziehung erhalten, und er würde denjenigen einen Böſewicht geſcholten haben, der ihn erinnert haben würde, ſeine Maaßregeln wären nicht die liebreichſten, noch die verfänglichſten. Er beſtellte den Wagen, der ſie fortbringen ſollte, und legte das Päckchen mit ihren Kleidern vor ihre Augen. Da war keine Hoffnung zu beſſerer Vermittelung. Der alte Onkel wollte, und konnte ſich mit dem, von welchem er ſich ſelbſt trennen mußte, in keine genaue Unterredung und Vorbitte einlaſſen; auch ſah er theils voraus, daß alles vergebens ſeyn würde, theils ward er von einer beiläufigen Erzählung, welche ihm der erzürnte Vater machte, und von dem Brief von Suſannens Hand, welchen er ihm zeigte, auf eine grauſame Art betäubt. Das Mädchen, dachte er, müßte eben ſo boshaft ſeyn, als ſie, wie er glaubte, verſchwiegen und liſtig ſeyn konnte.

Die ſtumme Gleichgültigkeit, mit welcher er ihr von dieſem Augenblick an begegnete; — der unverſöhnliche Zorn ihres Vaters; — die innere, in ihrer ganzen Stärke erwachende Empörung des Herzens, in ihrem peinlichſten Zuſtand denjenigen auf immer verlieren zu ſollen, von welchem ihr der Gedanke einer Entfernung in ihren glücklichen Tagen höchſt ſchmerzhaft geweſen war; — ſein großmüthiges Anerbieten, wenn ſie einiges Vertrauen zu ihm haben wollte, das bereits ohne Grenzen war; — die herannahende Stunde der Trennung. — Suſanne ſchlüpfte, mit ihrem Päckchen unterm Arm, in dem Zeitpunkt, wo der Floß von hier abſtieß, neben dem kleinen Hüttchen, das auf ſelben gebaut war, hin, und rannte fort, ohne zu wiſſen, wie ihr geſchah;

Und bittere Reue, zärtlicher Zorn, Zerknirſchung, Hoffnung, und Verzweiflung wieder, ſetzten ſich neben ſie. Sie machte ſich Vorwürfe, und entſchuldigte ſich wieder. Oft war ſie entſchloſſen, nach einem Sandhügel zu ſpringen, den ſie von weitem ſah; aber ehe er kam, hatten ſie Liebe und Furcht wieder beſänftigt, und ſie beſchloß wieder von neuem von dem, welchen ſie begleitete, Glück oder Unglück zu erwarten; doch den Muth zurück zu ſehen, hatte ſie nie; auch ſah ſie nicht, ſo beſchämt und verwirrt war ſie, nicht ein einzigesmal gegen Himmel, bis ſie in Oeſterreich ans Land ſtieg.

v. Wiſenek hatte ihr für den Fall, daß ſie ihm folgen wollte, wie er dann gewiß hoffte, daß ſie es thun würde, die Art, wie ſie ſich, damit ſie unentdeckt blieben, betragen ſollte, umſtändlich geſchrieben, und dazu gehörte, daß ſie, um den Befragungen der Neugierigen, wohin ſie reiſe u. ſ. w. weniger ausgeſetzt zu ſeyn, ſich mitten unter die Menge hart an das Hüttchen ſetzte, worin er ſelbſt zugegen ſeyn, und was vorgehe, ſehen könnte. Suſanne kam ſeiner Verſchrift genau nach; aber er ſelbſt war deſto unvorſichtiger, wenigſtens in Beziehung auf Suſannen, in deren Seele er die grauſamſte Zerrüttung verurſachte.

Es gehörte unter ſeine übrigen unerträglichen Fehler in Geſellſchaften, daß er über die Anweſenden, ſie mochten ſeyn, wer ſie wollten, einen gewiſſen Vorrang in Abſicht auf Geſchmack und Einſicht behauptete, und ſich über die Eingeſchränktheit derſelben, welche ſie in ihren Kenntniſſen überhaupt, und beſonders in ihren Begriffen von dem Endzweck des Lebens hätten, ſich beluſtigte. Er wartete nicht, bis ſich eine ſchickliche Gelegenheit ergab, ſeine Einfälle an den Mann zu bringen, er drang ſie ordentlich auf, um ſo mehr, wenn die Anweſenden zu unwiſſend waren, ihm darauf zu antworten, und ihn mit jener heimlichen Angſt, welche man in der Gegenwart eines überlegenen, durchaus witzigen Kopfes fühlt, beehrten. So unkenntlich er ſich alſo hier im äußern zu machen wußte: ſo wenig konnte er ſein Inneres verſtellen. Wie man ſagt, daß einſt Jugurtha bei ſeiner Abreiſe von Rom wiederholter Malen zurückſah, und Rom läſterte, worin er, als ein ſo ſchändlicher Verbrecher, ſo gütig behandelt ward; ſo kehrte er mit ſeinen Gedanken öfters nach München zurück, und rühmte, was ein Kenner der Welt unter die allgemeinen Gebrechen ausartender Städte rechnet, und was die Beſcheidenheit einem Mitſünder zur Pflicht macht, beſchämt, und mitleidig zu verſchweigen. Er rühmte nämlich, (was in jeder andern großen Stadt mehr oder weniger, wie in dieſer vorhanden, und keiner zur Ehre iſt), die vielen Gelegenheiten zu allen Arten von Beluſtigungen, und beſonders die auffallende große Anzahl liederlicher Frauenzimmer, die ihr Leben ohne irgend eine andere Beſchäftigung, ohne einen andern Gedanken, als wie ſie ſich gefallend machten, und gefallen möchten, in der reizendſten Sorgloſigkeit fortlebten, und unter Singen, Lachen und Scherzen den Frühling ihrer Tage durchtaumelten, unbekümmert um das, was einſt, und was bald erfolgen würde. Dieſe war überhaupt ſeine Lieblingsmaterie; und da er dießmal in den Geſichtern aller Anweſenden geleſen haben mochte, daß mit ihm niemand verſtanden ſey: ſo hörte er nicht auf, nach Art jener unbürgerlichſten, ausgeſchämten Raſenden, welche, wie der größte Denker und Bürger ſagt, nicht mehr ſehen, daß, gleichwie unter den Thieren das Pferd zum Laufen, der Ochs zum Ackern, und der Hund zum Aufſpüren beſtimmt worden, ſo der überirdiſche Sterbliche zu dem Endzweck vorhanden ſey, ſeine Kenntniſſe aufzuklären, und nach denſelben zu handeln; welche dieß himmliſche Weſen zu einem trägen unedeln Thier herabſchänden, das keine andere Beſtimmung hätte, als die, ſich zu füttern, und den Wollüſten des Körpers obzuliegen *); er hörte, ſag ich, nicht auf, Wi-

---

*) Das ſagt der große Nachdenker, (den ich ſchon ſo oft genannt, und für den, ſo wie für die Uralten überhaupt ich meinen Landsleuten ſo gerne einen Geſchmack beibringen möchte, weil ich gewiß weiß, daß ſie ihr Aug ſchärfen, und im Herzen etwas Unwiderſtehliches zum Handeln empfinden würden) — in den vortrefflichen Abhandlungen de finibus, worin er, wie in allen ſeinen philoſophiſchen Schriften (gegen welche, wie ich hier wiederholen muß, ſeine Reden ungleich ſchlechter ſind) — jenen angebornen Trieb zu den nothwendigen und liebreichen Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens, und jene duldende, alles mit Wohlwollen umfaſſende Geſinnung eines Weltbürgers in alle Gemüther zu legen, und in denſelben jene Vim, jene erhabene Kraft zu erwecken ſucht, jenes Amplum, atque Magnificum, wie er ſich ausdrückt, ad imperandum magis, quam ad parendum accommodatum, omnia humana non tolerabilia solum, sed etiam levia ducens, jenes altum quiddam, excelsum, nihil timens, nemini cedens, semper invictum. Was die Schriften der Alten eben ſo unterhaltend als lehrreich macht, iſt das Vergnügen, zu ſehen, wie die nämlichen Sitten, die

derſprüche, welche alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft auflöſen, mit ſophiſtiſchem Witz, und leichtſinniger Spötterei vorzubringen, bis er einen der gegenwärtigen Reiſegefährten ermüdete. Und am Ende? fragte der Reiſegefährte, ein Oeſterreicher, ein Mann, der die halbe Welt durchgereiſet, mit den Sitten der großen Städte, und mit der Sprache dieſer Knaben vollkommen bekannt war.

„Und am Ende? fragte er, mit jenem gelaſſenen Ton, wo man im voraus weiß, wie

---

nämlichen Charaktere, die nämlichen Ausſchweifungen ꝛc. nur unter einer andern Geſtalt lange da geweſen, und immer wieder hervorkommen, und wieder verſchwinden, und wie der Hefen gewiſſer Sekten unter verunglückten Menſchen, die ſich, wenigſtens ihrem Leben gemäß, dafür ausgeben, als glaubten ſie, Geſchäfte, Vaterlandsliebe ꝛc wären Thorheiten, und es könne der Menſch nichts beſſeres thun, als ſich hinſetzen, und wohlſeyn laſſen, und ſich daher allem Muthwillen ergeben, und allen Reizen der keuſchen Künſte Gewalt anthun, um ſich, ſo viel es der Beutel und der ſieche Körper zuläßt, alle Erfindungen ſinnlicher Lüſte zu verſchaffen, wie, ſage ich, in der Folge der Zeiten dieſer Hefen von Menſchen lange da geweſen, nur mit weniger Plumpheit, als heut zu Tage, nur nicht mit dem Ruhm, daß Seelenkräften, und Aufklärung dazu gehören, um ſo liederlich zu denken, — wie man heute zu Tag glaubt.

die Antwort erfolgen, und daß die Fragee nach wie vorhin, vergebens ſeyn wird.

Am Ende, antwortete v. Wiſenek, eben ſo gleichgültig, am Ende iſt es aus. Es hört auf.

„Wie, fragte der Fremde, beſtürzt, wie? Es hört auf?

Wenn man, gab v. Wiſenek zur Antwort, der Vergnügen genug genoſſen hat, ſo wird mans, denk ich, einmal ſatt und müde, und dann hört es auf.

Und wenn dann alſo, fuhr jener fort, dieß einmal, wo die Luſt, ſich zu vergnügen aufhört, herankommt, wie dann?

Daran denke ich nicht, ſagte v. Wiſenek. Wer wird daran denken? Am beſten iſt es wohl, man komme nicht dahin.

Aber, wenn dieſen Augenblick alle ſo dächten? — wie dann, ſchon in Rückſicht auf die geſellſchaftlichen Grundſätze, daß jederzeit alle zu thun befugt ſind, was einem zuerkannt iſt. Wenn alle und jede zum Endzweck des Lebens das Vergnügen ſich ſetzten? Gewiß, dieſe Denkungsart kann unmöglich wahr und edel, und dieſe Art zu handeln unmöglich die Beſtimmung des Mannes ſeyn.

Als Wiſeneck von der Beſtimmung des Lebens hörte, konnte er nicht anders, als aus vollem Halſe lachen. Schon die bloße Erinnerung daran kam ihm ſo eckelhaft und abgeſchmackt, ſogar albern und närriſch vor, daß er ſie nie anders als mit verachtendem Lachen, womit man einen Erzpedanten wegen einer abermal ungeſchickten Rede beſtraft, beantwortete. Mehr aus einem gewiſſen Mitleiden, das auf den Angeſichtern dieſer Leute mit einer beſondern beleidigenden Eigenheit erſcheint, als aus der Abſicht, jemand ſeine Denkungsart, deren nicht jedermann würdig wäre, beizubringen, gab er endlich, nachdem er ſich wieder erholt hatte, jene mißbrauchten Träume und Vorwürfe zur Antwort, womit ſich mancher ſchwache Kopf eine Zeit lang betäubt hat.

Was hier geſchieht, ſagte er, das hat die gemeinſten Triebe zum Grunde, Vergnügen und Eigennutz. Daß die Menſchen arbeiten, ſehe ich wohl; ich ſehe aber auch, daß alle dabei etwas bedingen, das ihnen am Ende zum Lohn werden ſoll, und ob ſie im Falle, daß ſie dieſes Lohnes nicht nöthig hätten, dennoch arbeiten würden, das zweifle ich ſehr. Man pflügt den Acker, um am Ende davon eſſen, baut Häuſer, um ſich bequem darin ſetzen zu können, und erträgt mit Geduld eine Arbeit von vielen Monaten, um ſich einmal einen Tag dafür belohnen, und etwas zu gut thun zu können. Worin wir aber von einander abgehen, das iſt allein die Art des Vergnügens, nach welchem wir gemäß unſern Begriffen, Temperament u. ſ. w. eine vorwiegende Neigung haben. Der Staatsmann, der Gelehrte, der Offizier unternehmen oft, jeder für ſich mühſelige Arbeiten, — damit ſie das Vergnügen haben, ſich vorzuſtellen, wie man von ihnen ſagen werde, ſie hätten vieles gearbeitet, ſie hätten zur Aufklärung der Nation beigetragen, hätten ſich vor niemand gefürchtet; und ſchon jenes Vergnügen, welches man während der Prahlerei, daß man uneigennützig, und ohne alle Belohnung etwas Mühſames unternommen habe, iſt eine baare Belohnung; denn es kommt bei dem, was man unter Belohnung und Bezahlung verſteht, nicht darauf an, daß man mit Geld bezahlt wird. Geld, Beförderung, Titel, ein Stück Erde, etliche Bäume, Hunde, Pferde, Roſenmädchen, oder ein paar Zeilen gedruckten Zeitungslobes, das denk ich, iſt alles einerlei. Der hochgeprieſene Regulus, wie er durch die Schaaren der ihn umſtehenden Freunde ſich drängte, und freiwillig dem Tode entgegen gieng, oder derjenige, welcher ſich in die Grube ſtürzte, warum werden ſies gethan haben, als weil ſie glaubten, wie man in der ganzen bekannten Welt in allen Geſellſchaften von ihnen reden, wie die Dichter ſie beſingen, wie die Graubärte ſie in ihre Stadtchroniken eintragen und der Jugend als Muſter aufſtellen werden? Das Vergnügen, welches ſie bei dieſer Vorſtellung im voraus genoſſen, war ihnen mehr, als Landsleute, mehr als Freunde und Anverwandte, und mehr als Leben.

Und denken ſie einmal den heimlichen Beweggründen nach, durch welche in der Welt alles an Ort und Stelle kommt. Wo iſt der ganze geiſtige Fürſt, der nie an vergnügte Ruhe, und ewigen Ruhm denkt? der Miniſter, der nicht um die Gunſt des Fürſten, und eine höhere Ehrenſtufe, der Gelehrte, der nicht für ein einträglichers Amt dient? Und ſo verkauft des Vergnügens willen ſeine Dienſte der Bürger, und der Bauer. Eure unſinnlichſten Seelen, die von nichts als geiſtigen Ideen reden, ſtellen ſich die Geiſter unter möglichſt ſchönſter Geſtalt vor, und denken ſich den Himmel voll lieblicher Muſik, wo einem tauſend Jahre, wie Eines vorkommen, voll goldenen Schimmers, und ſüßer ambroſialiſcher Düfte.“

Ich geſtehe, dieß iſt in allem Betracht ein ſehr niederſchlagendes Sophism; (ſo gewiß es eine Erfindung der Elenden iſt, von denen Perſius ſagt: Stupet hic vitio; caret culpa; nescit, qui perdat; ſo wenig es im Ernſt Widerlegung braucht, denn es löſet im eigentlichſten Verſtande alle Bande des geſellſchaftlichen Lebens auf;) aber es war immer mehr oder weniger die Geſchichte menſchlicher Denkungsart. Ich wünſchte übrigens, daß ſich diejenigen, welchen die Verbeſſerung der Sitten obliegt, ſtatt dem wortreichen Geſchrei über eine Erſcheinung, der ſie keinen Namen zu geben wiſſen, mit der innern Beſchaffenheit, mit den Einwürfen, und philoſophiſchen Quellen derſelben, bekannt machen, und wie ein kluger Arzt, der mit widerſträubenden Kindern zu thun hat, auf die verfänglichſte Art, womit Gegengründe nicht bloß geſagt, ſondern angelegt werden, mit allem ihnen anſtändigen Kummer und Klugheit bedacht wären.

Eine Weile ſchwieg der Fremde. Theils reuete es ihn, zu dieſer Erklärung Anlaß gegeben zu haben, theils hielt er es für eine gute Gelegenheit, einem jungen Menſchen, deſſen Herz (wie gemeiniglich, wenigſtens im Anfange des Verderbniſſes, der Fall iſt,) noch beſſer als ſein Verſtand ſeyn würde, vielleicht etwas ſagen zu können, das ihn veranlaſſen könnte, ein paar Augenblicke nachzudenken. Dabei gab er ſich keineswegs das Anſehen, und die richteriſche Miene eines Magiſters, der den Schüler belehrt, ſondern mit Sanftmuth, und liebreichem Ernſt, und im freundſchaftlichen Ton eines erfahrnen Mannes, welcher der Sache ſelbſt nachgedacht, und ſich von der Beſchaffenheit derſelben überzeugt hat, erinnerte er ihn an die allgemeinen Vernunftregeln, daß man von dem, was geſchieht, niemals einige Regeln für das, was geſchehen ſoll, abziehen, noch das Verderbniß des Menſchen zur Vorſchrift des Menſchen machen ſoll, daß dieſer Trieb nach Genuß und Belohnung aus den weiſeſten Abſichten in das Herz des Menſchen gewebt, und auch dem Weiſen, als eine Ermunterung, auf der oft ſehr ſchweren Reiſe, keineswegs verſagt worden wären, daß wir aber, wenn das Vergnügen das einzige Ziel edeldenkender Seelen wäre, alle übel daran ſeyn, und der arbeitloſe am wenigſten ſich dabei wohl befinden würde; daß ſelbſt die beſſere Natur das Daſeyn uneigennütziger Handlungen erkannt, und die Weiſeſten aus dem Alterthum, Sokrates, Plato, Cicero, und andere, behauptet haben, wie der Menſch nicht aus Antrieb des Mangels, und des wechſelweiſen Bedürfniſſes, ſondern aus dem innern, mit ſeinem Weſen vereinigten Trieb in geſellſchaftliche Pflichten zuſammengetreten ſey; daß ja doch, wenn auch vom Suchen einer Belohnung die Rede ſeyn ſoll, ein Unterſchied wäre, zwiſchen denen, welche zu Arbeiten führen, wodurch den Menſchen wohl gethan wird, und denen, welche keine andere Abſicht ausführen, als ſich wohlthun zu laſſen.

Die ſchönſten Menſchenhandlungen, fuhr er fort, jene Handlungen, welche den größten Einfluß auf die Fortdauer der innern Ordnung und großen Bewegung machen, und die uns alle längſt einer Vollkommenheit, welche jezt außer aller Vorſtellung liegt, gebracht haben würden, wenn die Ausführer ſo gut wären, als gut die Erfinder geweſen, dieſe Handlungen entſtehen, gleich den merkwürdigen Erfindungen der Künſte, entſtehen faſt allemal in Umſtänden, die von niemand vorausgeſehen, von niemand veranlaßt werden konnten. Es wäre mir ihretwegen ſehr leid, wenn ich glauben müßte, daß Sie daran zweifeln; aber ich bin der Meinung, die edelſten erſten Menſchenthaten wären ohne Zeugen geſchehen, und die wichtigſten Bemühungen, welche im Stillen wirkten, wären vorübergegangen, ohne einem Menſchenaug erſchienen zu ſeyn.

Arbeit für die Gemeinſchaft gehört zum weſentlichen Trieb der Menſchen, der gewaltſam wirkt, wo nicht durch ſinnliche Lüſte gleichſam jeder Sinn der Seele, ſo wie die Kraft des Körpers, geſchwächt wird. Darum pflanzen wir Bäume, von denen wir keine Frucht genießen, und ſchränken Flüſſe ein, die uns Jeztlebenden kein Gräschen verwüſten, und bauen für künftige Menſchenalter. Männer mit Seelenkraft können nur unter dem Schein rühmlicher Unternehmungen verführt werden, und das Looswort: Thatenruhm ſteht an dem Eingang aller Kabinette und Rathsſtuben der Welt. Sogar die weichen Sirennen, da ſie den Ulyß für ihre müßigen Reize empfindlich machen wollten, haben ihn durch Verſprechungen neuer Arbeiten gereizt.

„O du Zierde der Griechen, der du das Schiff regierſt, und mit deinen Ohren unſere Geſänge hören kannſt! denn noch iſt hier kein Sterblicher vorübergeſchifft, ohne bei den lieblichen Tönen unſerer Geſänge zu weilen, und dann nach geſättigtem Durſt vom mannigfaltigen Muſenquell, mit hellerem Geiſt nach ſeinem Geſtade zu kehren. Wir ſingen von dem blutigen Männerkampf, und den Niederlagen der Trojaner durch die von den Göttern begünſtigten Griechen, wir ſingen von allen Thatengeſchichten des unermeßlichen Erdkreiſes.“

Und von wem würden Sie wohl hoffen, daß er gegen Sie ein beſſerer Freund, ein rechtſchaffenerer Bürger ſeyn würde? Werden Sie wohl, wenn Sie einſt Vater einer Tochter werden ſollen, Gefallen daran finden, wenn ein Mann Ihrer Denkungsart ſie täglich beſuchte?

Wiſenek ſtutzte bei dieſer Frage. Daran, ſagte er endlich, habe ich niemals gedacht. Doch fiel er ſich ſelbſt hitzig in die Rede, dieſe Thorheit werde ich wohl in meinem ganzen Leben nicht begehen; ich heirathe niemals.

„Aber, ſagte der Fremde, was ſoll am Ende mit dem unglücklichen Frauenzimmer werden, das Sie beſchimpft, mißhandelt haben?

Wiſenek. Was daraus werden ſoll? Vergeben Sie, eine alberne Frage! Man wirft ſie weg. Es hört auf. Man reiſt fort, oder nimmt eine andere.

„Aber finden Sie das nicht ſehr hart, ein unerfahrnes Mädchen, welches kaum weiß, daß es verführt wird. —

Sie ſind es ſchon alle, fiel ihm Wiſenek mit bitterm Gelächter ein, ſie ſind es ſchon alle, und jede durch die Bank durch.

Ich hätte erwartet, fiel ihm der Fremde erſtaunt ein, daß Sie wenigſtens für die, für welche Sie eingenommen, von welcher Sie hingeriſſen wurden, wenigſtens mit einiger Hochachtung — — —

Hochachtung, unterbrach ihn Wiſenek plötzlich und entrüſtet, für ein Aas, das jedem Unbekannten für etliche unflätige Worte ſich preis giebt? Herr, ein Frauenzimmer wird nicht entehrt, es habe ſich dann ehe ſelbſt erniedrigt. Da hätte der gute Vater nicht Trebern im Hirn haben, ſie nicht den Putzhänden einer bleiernen Mutter anvertrauen ſollen, welche ſich einbildet, ihre Tochter ſey fromm, weil ſie viel auf ein ſchön eingebundenes Gebetbuch hält, hätte nicht glauben ſollen, das ſchnippiſche neckende Weſen ſeines Fräulein Töchterleins ſey geſundes witziges Weſen, hätte nicht ſelbſt zu Geſchichten dieſer Art in der Gegenwart der Tochter lachen und ſpaſſen, und die liſtigen Streiche, die herumgeſagt werden, erzählen ſollen: ſo wäre alles unterblieben. Zudem kommen ſolche, welche die Welt früh erfahren haben, oft deſto eher an den Mann; ſie werden witzig und artig, voll lebhafter Einfälle; wiſſen, wie man dieſem mit ſtillſchweigendem rührenden Schmachten, jenem mit verſtecktem Liebäugeln begegnen ſoll. Der Mann, der ſie heirathet, kann ſich die erſten Tage gar nicht ſatt an ihren Reden hören, und glaubt, er ſey gegen ſie ein hölzerner Dummkopf. Und die übrigen! Nun das kümmert niemand; das geht allein ſie an; das haben ſie vorausſehen können.

Die Uebrigen?

Wiſenek. Ich meine diejenigen, welche von ſehr armen Aeltern geboren, oder dieſelben verloren, und nebenbei, daß ſie ſo roh und dumm ſind, wie Schweine, gar nichts gelernt haben, als zu gefallen, und eine Weile herumzutrippeln. Dafür haben ſie aber auch einmal gute Tage gehabt, haben uns chikaniren, allerhand Grobheiten ſagen, und marternde Streiche ſpielen können, und wir mußten ſie noch obendrein Nymphen, Göttinnen, und Schelmenkinder nennen; mußten Stunden lang warten, um das Haus herumſchleichen, uns Verweiſe geben laſſen ꝛc.

Und hernach?

Hernach, antwortete Wiſenek mit dem gleichgültigſten Ton, hernach werdens Bettelmenſcher, Diebinnen, Kupplerinnen, ſterben in Zuchthäuſern, in verſchloſſenen Spitälern, auf der Gaſſe, und wo ſie wollen, die meiſten ſehr frühzeitig. Es wäre wohl gut, wenn man ein Mittel wüßte, ſie wegzuräumen; denn wozu dienen ſie, nachdem ſie einmal zum Auswurfe geworden ſind, als die Luft zu verunreinigen und auf der Gaſſe den geſunden Leuten Grauſen und Eckel zu erwecken? Sie ſollten nur ſehen, wie ſich dieſe Blumengeſtalten ſo abſcheulich verändern, und wie kein Menſch glauben würde, daß der Kopf eines ſolchen Scheuſals mit etlichen und zwanzig Jahren einmal der allen jungen Herren befehlende Kopf eines Mädchens mit fünfzehn geweſen. Ich glaube nicht, daß in der ganzen Natur etwas ſo gar verächtlich ſich endet.“

O mein Herr! — Nichts weiter! — Mit

dieſen Worten beſchloß dießmal der Fremde ein Geſpräch, worüber in Suſannen, welche dieſe Sprache das erſtemal gehört hatte, alle Kraft, etwas zu überlegen, zu fürchten, oder zu wollen, erſtarrte. Sie verſtand jegliche Worte, aber den Sinn derſelben, ſo buchſtäblich er war, verſtand ſie nicht; denn er ſchien ihr unmöglich; ſie ſtaunte, und begriff nicht, und ſah, und glaubte nicht. Nur ſchien es ihr, daß das Geſtade immer weiter vom Ziel ſich wende, immer weiter ins Bodenloſe, wo von unten gräßlich die Stimme tönt: Hier nimmt das Unglück kein Ende!

Wiſenek hatte bereits vor ſeiner Ankunft einem ſeiner alten Bekannten dieſelbe benachrichtet, und ihm zugleich den Auftrag gemacht, ein bequemes Zimmer bei Leuten, welche ſich auf die große Welt verſtänden, zu miethen. Er fand während der Reiſe, wo er ſich, um niemand verdächtig zu werden, ſorgfältig zurück hielt, Gelegenheit, Suſanne ſeine Vorſorge wiſſen zu laſſen, und hatte nun, ſobald er ausſtieg, das Vergnügen, ſie bei einer Putzhändlerinn einzuführen, wo alles verabredet, und für alles geſorgt war. Es verſteht ſich, daß Suſanne keiner andern Meinung war, als ſie würde an einem Orte, wo ſie um ihren Unterhalt dienen ſollte, geführt, und es war die Vorſicht gebraucht, ſie darin zu beſtärken. Die Frau des Hauſes wurde mit ihr ordentlich über den Lohn, den ſie ihr geben wollte, und über die Dienſte einig, welche ſie dafür verrichten ſollte. Sie hatte indeß nichts zu thun, das den Name Arbeit verdient, und nur, wenn Wiſenek ſeinen Beſuch abſtattete, traf ſichs gemeiniglich, daß ihr etwas ſehr Mühſames befohlen ward, damit es ihr auf ſeine Vorbitte wieder erlaſſen werden könnte. Wiſenek fand es für nothwendig, ihr durch tauſend kleine Gefälligkeiten einige Ermunterung zu geben, deren Gefühl von ihr allmählich zu weichen ſchien. Sie hatte keinen Mangel an Unterhalt, Kleidung und Geld; aber, was ſie ſah, und anzog, das war nicht von ihr; das war, ſie wußte nicht, woher, und eine geheime Ahnung, die immer mehr aufwachte, wozu es ſeyn ſollte, machte ſie vor Furcht und Angſt erſtarren. Sie wollte, und konnte ſich nicht erklären, wie ihr war, und: Das iſt es einzig, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ich bin nicht mehr zu Hauſe.

Wiſenek war liſtig und erfahren genug, um die ſchweigende Niedergeſchlagenheit zu bemerken, und da er ſich ſelbſt nicht Bürge ſeyn konnte, was eine Perſon, welche ſo mit einem Male aus ihrer ganzen Faſſung geriſſen ward, zu thun fähig ſey: ſo wagte ers zuweilen von einer Sache, derer zu erwähnen man ſich beiderſeits ſcheute, wie zufällig etwas einzumiſchen, und ſie zu einer Nachricht, welche zur Ausführung ſeines Planes gehörte, vorzubereiten, und ſo kam er einmal mit einer Beſtürzung auf ihr Zimmer, und ſchien vor Schmerz und Verlegenheit nicht im Stande zu ſeyn etwas zu ſagen, das ſeine Freundinn betrüben müßte. Nach vielen ängſtlichen Fragen und Bitten, welche dieſe an ihn that, er möchte ihr, was er zu ſagen hätte, es ſey, was es wolle, eröffnen, ſagte er endlich mit vielem Zagen, und Innehalten, und Mildern, wie er wüßte, daß ſie die Nachricht, welche er ihr zu bringen hätte, ſchmerzlichſt betrüben würde, wie er ſie aus eben der Urſache bereits etliche Tage bei ſich herumgetragen hätte, wie er aber bei allem tem noch den Troſt hätte, ſich nunmehr für ihr Wohlſeyn und Vergnügen vollkommen verwenden zu können. Leſen Sie nur ſelbſt, ſagte er, indem er ihr den folgenden Brief in die Hände gab, und ans Fenſter gieng, um der Betrübniß, welche er ihr verurſachen würde, ungehindert ſpotten zu können. Der Brief war von einem Freund, von welchem er ſagte, daß er ihn in München zurückgelaſſen hätte, an ihn geſchrieben:

Theuerſter Herr Baron

Wenn Sie zur Zeit, da Sie mir den Auftrag machten, Ihnen alle Nachrichten von wegen dem bewußten Bürgershauſe zu ſchreiben, gehofft haben, daß ich Ihnen nichts als erfreuliche Dinge werde ſchreiben können, ſo iſt mir leid, daß dem nicht alſo iſt. Was ſoll ich bei Ihnen viele Umſtände machen? Da Sie, wie ich Sie zu kennen die Ehre habe, ein Mann ſind, der nichts zu ſcheuen hat, und ſich in alle Fälle zu finden weiß; ſo kann ich Ihnen ohne viele Umwege ſogleich ſagen, daß des Mädchens Vater geſtorben, und die Familie ganz getrennt ſey. Von Ihrer theuern Perſon, theuerſter Herr Baron, weiß man nichts; aber Ihre Freundinn, worüber ſchon am Tage ihrer Abreiſe ein gräulicher Lärmen und Poltern entſtand, iſt in Paſſau von einem Mitconſorten der Handlung erkannt worden. Dieſer hat, wie Sie vielleicht ſelbſt geſehen haben werden, mit ihr geredet, und hat die Nachricht, daß ſie ſich wohl befinde, bei eben verhandener Gelegenheit an ihren Vater geſchrieben, der ſie mit aufgehobenen Händen verflucht, und nach den ſchrecklichſten Verwünſchungen, daß ihr keine gute Stunde mehr werden ſoll, ſich durch unmäßiges Trinken ein Fieber zugezogen hat, woran er nach drei Tagen ad Patres gereiſet iſt. Der alte Onkel war ſchon ehe abmarſchirt, und den Knaben hat man ins Waiſenhaus gethan, ſo wie man Suſannen ins Zuchthaus ſperren, und nach Landsgebrauch traktiren wird, ſobald man ſie erwiſcht. Da werden Sie aber wohl dazu lachen, da Sie bereits an einem ſo herrlichen Ort ſind, und das Mädchen ſich in Händen befindet, wo ſie nicht beſſer aufgehoben ſeyn könnte. Ich hoffe, daß ſie ſich beſtmöglichſt beeifern wird, ſich Ihrer Gnaden immer mehr würdig und traitabel zu machen. Es wäre möglich, daß Steckbriefe nach Wien geſchrieben würden; aber ich zweifle ſehr daran, inmaßen kein Vermögen vorhanden iſt, wie zu berichten ich bald vergeſſen hätte. Doch behutſam ſoll ſie allerdings ſeyn, und auf der Gaſſe ſollte ſie nicht überall ſichtbar ſeyn.

Wünſche übrigens cordialiter, daß ſich der Herr Baron mit Dero unſchätzbaren Salabanda, wie nicht zweifle, im beſten Contento befinden mögen; indeß daß ich verharre usque ad Mortem.

Dero

pflichtſchuldigſter K.

Suſanne nahm dieſen Brief auf, wie Wiſeneck es wünſchte, mit dem Zittern eines Herzens, das ſich ſelbſt verurtheilt, mit dem Stillſchweigen eines Kranken, der alle Hoffnung zu Boden ſchlägt. Die Unwiſſenheit aller Weltkenntniß machte ihr ihren Zuſtand härter, als er war; ſie dachte ſich dieſen Mangel, den ſie litt, die Gefahr, worin ſie ſich befand, endeckt zu werden, größer, als ſie ſeyn konnte, und ſie glaubte nunmehr, alles in ihm zu finden, und ohne ihm verhungern zu müſſen. Mit dem heißen Eifer der Hilfloſigkeit ſtreckte ſie ihre Hände nach ihm aus, und rief aus den tiefen Nöthen der Seele: Sieh, ich habe keinen Vater mehr; habe keine Stätte auf Erden mehr! Sey du barmherzig an mir!

Und ſo oft ſie es rief, flohen Liebe und Zärtlichkeit, die von Freiheit und Wohlſtand ſich nähren, aus ihrem Herzen; aber Wiſeneck merkte es nicht, und war ſo vergnügt darüber, wie über die Zufriedenheit, mit der ihn ſein Vater empfangen hatte.

Dieſer war über den Entſchluß ſeines Sohnes, ſich in keine Heirath mit den Töchtern ſeines Freundes in München einzulaſſen, um ſo mehr vergnügt, als dieſer, wie er glaubte, keine Abſicht dabei hatte, als Unordnungen, welche der Familie zu drohen ſchienen, zu vermeiden, und beſonders ſeinem Vaterlande Oeſterreich zu dienen. Er war über die Lobeserhebungen, welche ihm jener ſein Freund von Zeit zu Zeit über das Betragen, und die vortrefflichen Talente ſeines Sohnes zu großen Staatsgeſchäften ſchrieb, und nun über das letzte Schreiben, welches dieſer ſelbſt mitbrachte, ſo entzückt, als ein Vater werden muß, der verſichert iſt, ein gutgeartetes Kind zu beſitzen. Er ſtellte ihn ſogleich allen ſeinen Gönnern und Freunden vor, und überließ ihn, wie einen vollendeten Mann, mit unumſchränktem Vertrauen ſeiner gänzlichen Willkühr. Man ſprach in dem Cirkel ihrer ſehr zahlreichen Freunde etliche Tage von nichts, als von Wiſeneks Ankunft.

Dieß machte den jungen Wiſenek, zumal, da er oft wahrgenommen hatte, daß man große fähige Köpfe, wofür er galt, nur deſto höher ſchätze, wenn ſie einen Fehler hätten, und mithin etwas herunter kämen, ſo ausgelaſſen und übermüthig, und unvorſichtig, daß er ſein Geheimniß mit dem Münchnermädchen dieſem und jenem, freilich nur einmal im Vertrauen, damit es deſto ruchbarer wurde, eröffnete, und mit einem gewiſſen hochmüthigen Lächeln, wie viel er ſich darauf einbilde, erſcheinen ließ. Damals herrſchte, und breitete ſich täglich mehr eine beſondere Zunft junger Leute aus, welche, man wußte nicht, wie es zugieng, durch einen ſtillſchweigenden Vertrag darin überein kamen, die Empfindung der Liebe, wenn ſie einen gewiſſen Grad von blindhandelnder Unbändigkeit erreichte, Genie und die groben Sinnlichkeiten ein Bedürfniß zu nennen. Sich wegen dem Geſtändniß ſeiner Ausſchweifungen zu ſchämen, ward für Schande, und das, was man vor uralten Zeiten unverbrüchliche feſte Liebe ſtandhafter Herzen nannte, ward für lächerliche Steifigkeit rauher Sitten gehalten. Wer nichts von jenem Genie an ſich merken ließ, noch in Geſellſchaften jenes Bedürfniſſes erwähnte, deſſen Fähigkeit war ſchon entſchieden. Er ward für einen trockenen Kopf erklärt, und, wo man ihm eines anhängen konnte, da ward ſeiner gewiß nicht geſchonet.

Was dieſe Jungen unter ſich einführten, das ward auch in einem gewiſſen Kreiſe verdroſſener Eheleute nachgeahmt, und das Nichtſehen offenbarer wechſelſeitiger Untreue war für eine Galanterie gehalten, welche für das erſte Stück ſeiner Sitten geachtet ward. Wer mit der Lebensbeſchreibung eines großen Mannes gefallen wollte, mußte ihn etlichemal verliebt geweſen ſeyn laſſen, und ein gewiſſes Ballet, welches man für einen kurzen Auszug des Theatralgeiſtes halten konnte, worin der Mezſter den großen Ariſtoteles ſich zu den Füßen eines Mädchens werfen ließ, ward als ein ausnehmendes Meiſterſtück in Abſicht auf die Kenntniß menſchlicher Herzen hochgeprieſen. Mit einem Wort, jeder ſuchte ſich einen Bürgen dafür, wo ihm inwendig graute, und wer noch Augen und Ohren hatte, der ſah abbleichen, und hörte kichern den Weiberſchwarm der verworfenſten Geſindelei. Wer alſo dieſer Art von Genie ſich bewußt war, der fand es für nothwendig, an Wiſeneks Freuden Theil zu nehmen, und Suſannen kennen zu lernen. Sie ward, nach Wiſeneks eigner Idee, außerordentlich reizend, feenartig, und nach ſeinem Ausdruck, ganz a la greque gekleidet, und wer ſie ſah, bewunderte den Geſchmack, und beneidete das Glück des Beſitzers. Jeder prahlte damit, das neue Mädchen aus Bayern geſehen zu haben, viele rühmten ſich erdichteter Gunſtbezeugungen, und einige ſtellten auf die Gewißheit ihrer Demüthigung boshafte Gewette an. Indeß ward an Eroberung nach der Sprache dieſer Leute gar nicht zu denken. Die Betrübniß, worin ſie ſo plötzlich geſtürzt ward, ſchlug alle Eindrücke froher Gefühle darnieder, und die Schmeicheleien, womit man ſie überhäufte, dienten zu nichts, als höchſtens einige Augenblicke eine kindiſche Eitelkeit zu erwecken. Sie verſtand unter dem Antrag der Liebe allein die Heirath, und die häuſigen Scheinanträge derſelben verleiteten ſie nur noch mehr zum hartnäckigen Widerſtand, und nicht ſelten zu beleidigenden Ausdrücken. Ich möchte ſchon, ſagte ſie in der Unſchuld ihres Herzens, ich möchte ſchon keine Oeſterreicherinn werden.

Dieſes, oder eiferſüchtiger Neid, oder elende Rache abgeſchlagener Geſuche, oder was es ſonſt war, machten, daß Suſannens Lage plötzlich anfieng, eine ernſthafte Wendung zu erhalten. Man wußte nicht, wem ſie eigentlich angehörte, und hielt dafür, ſie müßte jedermann angehören, gab vielleicht für Wahrheit aus, was wahr ſeyn konnte; wenigſtens legte man die augenſcheinliche Abhärmung ihrer Geſtalt als ſprechende Zeugen ihres unordentlichen Lebens aus. Suſanne ward auf die Liſte der Mädchen geſchrieben, die mit ihrem Körper Gewerbe treiben, und nur war noch eine Nacht dazwiſchen, worauf ihr Schickſal entſchieden, und erkannt werden ſollte, ob ſie zu den Haufen liederlichen Geſindels gehörte, welches, wie gewöhnlich, beſtimmt war, nach Ungarn verführt zu werden.

Wiſenek, Sohn und Vater, waren bei Herrn v. —, welchem die Verordnungen der Polizei bekannt ſeyn mußten, zu Gaſt. Ein zufälliges Geſpräch verleitete ihn auf die Erwähnung des künftigen Zugs, wobei des bayeriſchen Mädchens gedacht ward, für das, allem Vermuthen nach, Schade wäre, ſetzte man mit dem kalten Ton, und dem entehrenden Phlegma hinzu, das ich an den Meiſten derjenigen wahrgenommen habe, deren täglicher Beruf es iſt, Angeklagte zu unterſuchen, und (gemäß ihrer Vorſchrift, deren Philoſophie der Nachwelt, wenn dieſe je nicht verderbter werden ſoll, unbegreiflich ſeyn wird) Ueberwieſene und Schuldige zu verurtheilen. Wiſenek der Sohn zitterte, und verrieth einen Kummer, worüber Herr v. -- nicht umhin konnte, freundſchaftlich zu ſcherzen, und dem jungen empfindſamen Menſchenfreund aus eigner Erfahrung zu prophezeien, wie er ſelbſt bald lernen würde, über ſolche Zufälle ſich wegzuſetzen. Mich rührt ſo was nicht, verſicherte er, und wenn ich von dem Zimmer, wo ich einen torquiren, und ihn ohnmächtig liegen gelaſſen, oder den Tod angekündigt habe, herabgehe, ſo iſts gerade, als wenn ich eine Priſe Toback nehme, und ich weiß ein paar Stunden darnach nicht mehr, was ich gethan habe. Im Vorbeigehen muß ich eines beſondern Zugs des Herrn v. — gedenken, der darin beſtand, daß er behauptete, die Hartherzigkeit gehöre zum Dienſt (denn ſeine Augen ſahen nicht mehr, daß in der menſchlichen Geſellſchaft kein Gericht unmittelbar dahin gehen könne, Menſchen zu beſtrafen, und auszurotten, daß man dem Richter kein Schwert der Rache, ſondern der Verbeſſerung in die Hände gebe, und daß der Geiſt wahrer Geſetze ſtets die Abſicht vorausſetze, menſchlich zu handeln) — und daher jungen Rechtsgelehrten den abſcheulichen Rath gab, alle Schriften, die dem Herzen Empfindung für Menſchenwerth geben, aus den Händen zu legen.

Der Vater ſchwieg einige Minuten tiefſinnig, ſtill, machte dann eine Bewegung, als wenn er plötzlich an etwas erinnert würde, und bat ſogleich, unter dem Vorwand, daß er ein höchſt wichtiges Geſchäft, deſſen nothwendige Beſchleunigung ihn entſchuldigen müßte, vergeſſen habe, um Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen.

Wiſenecks Vater war in allem Betracht ein ſonderbarer Mann. Unter den vielen Tugenden, welche ihm allein eigen zu ſeyn ſchienen, gehörte auch ſeine ganz beſondere Art, wohl zu thun. Man nahm nicht wahr, daß er außerordentlich gutthätig ſey, und man konnte ihn höchſtens keiner Kargheit beſchuldigen; aber er ließ kein Jahr vorbeigehen, ohne die vollkommene Glückſeligkeit eines und des andern Privatmenſchen hergeſtellt zu haben. Dieß wäre nach dem Glück, einen wohlgerathenen Sohn zu haben, das Vergnügen ſeines Lebens, pflegte er zu ſagen, und es koſte ihn weiter nichts, als die kleine Ueberwindung, eine willkührliche Beluſtigung, deren er morgen nicht mehr gedenken würde, heute zu unterlaſſen, oder mit einem Kleid ohne Einfaſſung vorlieb zu nehmen. Sein Sekretair, von dem ich dieſe geheime Nachricht erhalten habe, der einzige, der darum wußte, erzählte mir bei zwanzig unglückliche Fälle, die ſein Herr entdeckt, und durch wunderbare Bemühungen glücklich zu Stand gebracht hätte. Um wen er ſich annahm, den unterſtützte er mit Geld und Anſehen. Die letzte Wohlthat, nach welcher er ſtarb, erwies er dem Sohn eines armen Cavaliers, der von einer alten aber lange vergeſſenen Familie abſtammte. Er hörte von ungefähr erzählen, daß der junge Menſch vortreffliche Talente, und eben ſo rechtſchaffene Sitten beſitze, aber ſogar kein Auskommen dazu, daß er, nachdem er bereits die ſogenannten hohen Schulen zurückgelegt hätte, gezwungen wäre, Dienſte eines gemeinen Soldaten zu nehmen; er hätte auch, ſagte man, eine Braut, ein ſehr würdiges Frauenzimmer, das die höchſte Gnade erhalten hätte, dem Stift zu — eingeſchafft zu werden. Es iſt Schade darum, ſagte der Erzähler: — ewig Schade, ſagten die Zuhörer, reiche anſehnliche Leute, und nicht ein Wort ſagten ſie weiter, außer daß einige über die Erwähnung der Braut die Köpfe ſchüttelten, und in der Stille ſich ärgerten, als wenn einem Mann ohne Geld nicht anſtände, ein zärtliches Herz zu beſitzen. Wiſeneks Vater war der einzige, der die Sache nahm, wie wir jedes Unglück, wenn wir Menſchen wären, nehmen würden. Er ließ ſich nach den Unglücklichen erkundigen, fand ihre Umſtände genau nach der Erzählung, und ließ ſie von nun an nicht mehr aus den Augen. An dem Tage, der zu ihrem Abſchied beſtimmt war, wodurch ſie ſich auf ewig würden trennen müſſen, begab er ſich, da bald die letzte Stunde heran rückte, nach ihrem Zimmer. Sie lag auf ihren Knieen, und er ſtand vor ihr, ohne ein Wort zu ſprechen. Sie ſelbſt ſprach nicht, und das war ihr Lebe wohl. Sie weinte; er aber vergoß keine Thräne; doch wer ihn bedauert hätte, dem hätte er die Hände gedrückt, und wer ihn verſichert hätte, er würde dieſen Tag nicht überleben, zu dem hätte er, Bruder, geſagt. Es war überaus rührend, und ich erinnere mich ſehr gerne daran, und wünſche allemal, ich wäre dabei geweſen. Nichts, verſicherte mir der Sekretair, gieng über den Augenblick, wo die Unglücklichen bei dem plötzlichen Daſeyn gegenwärtiger Hilfe wie aus einem Traum erwachten, hörten, und nicht faſſen konnten, und über die

Worte verlegen waren, mit denen ſie ihren Wohlthäter begrüßen ſollten, und kein Fürſt mit aller ſeiner Macht, beliebte er hinzu zu ſetzen, wären im Stande, ohne Wohl zu thun, einen ſolchen Augenblick herzuſchaffen. Um ihnen zu helfen, machte Wiſeneks Vater neue Bekanntſchaften, machte er zu allen Stunden unzählige Gänge, um den Launen der Menſchen (— denn daher entſtehen oft ihre guten Handlungen) zu dienen, ſchrieb er Briefe, und bat, und betrieb er, bis die Sache, wie ers wünſchte, geendet ward, und der junge Adeliche, deſſen Voraltern dem Vaterland empor halfen, eine ſchriftliche Erlaubniß erhielt, dem Vaterland zu dienen.

Ich hoffe, meine Landsleute, und um derentwillen ſchreibe ich, werden mir nicht ungütig nehmen, daß ich ſie mit der wohlthätigen Haushaltung eines würdigen Mannes bekannt gemacht, und ihnen ein kleines Geſchichtchen erzählt habe, welches mir die Leute mit dem Cirkel in der Hand übel nehmen müſſen, weil es nichts beiträgt, Suſannens Geſchichte zu vollenden, — ungeachtet wir es uns ſonſt nicht verdrießen laſſen, um eine Blume zu pflücken, einen kleinen Umweg zu machen.

Einen Fehler hatte der ſonſt unverbeſſerliche Mann, der eben aus der übertriebenen Strenge einer Tugend entſtand. Er wollte durchaus für das angeſehen werden, was er in der That war, für einen unſträflichen wackern Mann. Und ſo wie er niemals die Handlungen eines andern beurtheilte; ſo bezeigte er über alle Anmerkungen, die man über ſein Betragen machte, den empfindlichſten Unwillen, und beſonders konnte er die vielſinnigen Anſpielungen, womit man den Charakter eines andern in Betreff ſeines Betragens gegen Frauenzimmer zweideutig macht, auf keine Weiſe dulden. Er wollte ſich, ungeachtet er ſah, daß man allenthalben nur Scherz daraus mache, und darum von einem Mann eben nicht ſchlimmer denke, niemals bereden laſſen, daß es nicht unwürdig und ſchändlich ſey, mit einer Bezüchtigung dieſer Art gebrandmarkt zu werden. Wenn uns dieſer beſondere Theil an ſeinem Charakter nicht im voraus bekannt wäre, ſo würden wir in der Folge genöthigt ſeyn, ihn für einen Unmenſchen und Tyrannen zu halten. Das war er nicht, auch gegen die nicht, deren Sitten und Denkungsart ſich zueignen zu laſſen, er ſich aufs heftigſte ſträubte. Er kannte die Gewalt des Beiſpiels, wodurch ſchwache Gemüther hingeriſſen wurden, und vergaß bei allem Abſcheu, mit dem ſich ſein Herz gegen böſe Thaten empörte, niemals, den Perſonen mit Mitleid und Nachſicht zu begegnen.

Eine geheime Ahnung, glaubte er, ſage ihm, und die Vorſicht, ſetzte er ſich ſogleich hinzu, habe ihm Suſannen zum Gegenſtand ſeiner Hilfe beſtimmt. Die Vorſtellung, welche ſich zu gleicher Zeit als eine Gewißheit ihm darſtellte, daß er ein Mädchen, welches allem Anſchein nach, noch nicht verloren wäre, vom Untergang retten, vielleicht wohl noch vom erſten Fall retten konnte, daß er vielleicht einem unglücklichen Vater ſeine Tochter, der Welt eine gute Mutter, und wider ein gleiches Verderbniß vielen Mädchen eine warnende Freundinn verſchaffen könnte, das ſetzte ihn im erſten Eifer über die Schüchternheit ſeines Charakters hinweg, und ließ ihn bei aller Klugheit und Kenntniß ſeiner ſelbſt nicht wahrnehmen, daß derjenige, der ſich fürchtet, vom Schaume brauſender Wogen beſprützt zu werden, nie vom Ufer ſich wagen ſoll.

Mit den edelſten Vorſtellungen kam er in Suſannens Quartier an. Er fand ſie, wie er ſich ſelbe im Hineilen dachte, und wünſchte, daß ſie ſeyn möchte, furchtſam und ſpröde, und ſo offenherzig, und ohne alle Falten, daß ſie ohne alle Kennzeichen von Nachſinnen jede Frage, wo ſie ſich im Falle, daß ſie ſchuldig wäre, hätte übereilen können, mit reiner Unſchuld beantwortete; aber weibliche Geſichter und Geberden ſind von Natur zum Ausdruck der züchtigen Einfalt, und ſittſamen Unſchuld gebildet; und unergründlich ſind daher die Tiefen weiblicher Schalkheit. Der Wohlthäter glaubte nicht, ſich darauf verlaſſen zu können, was er ſah und hörte.

Suſanne mußte ihm folgen, und da er mit einem Anſehen erſchien, welchem man, ungeachtet man ihn nicht kannte, ſich nicht wohl widerſetzen konnte, ſo geſchahs ohne Widerſtand. Suſanne folgte ihm, mit einem Herzen voll ſchwerer Vermuthungen, in den Wagen.

Wie hoch, fragte er ſie unterwegs, beläuft ſich wohl die Anzahl Ihrer Liebhaber?

„Ich darf es nicht ſagen, antwortete Suſanne.

Wie? So tief wäre Sie geſunken? ſagte ihr Begleiter mit einigem Ausruf, und ſah ihr mit Erſtaunen ins Geſicht, als könnte er nicht begreifen, wie das zugehen könne.

Suſanne gerieth in die äußerſte Verwirrung. Es iſt Wahrheit, ſagte ſie mit bebender Stimme. Er erinnert mich alle Tage daran, fuhr ſie fort, daß ich es niemand ſagen ſoll.

Wiſenek (der Vater) erholte ſich von ſeiner Verlegenheit, aber nicht von ſeiner Meinung. Mädchen von Ihrem Gewerbe, ſagte er, lieben nicht.

Von meinem Gewerbe? flüſterte ſie, und ſchien, ihn zu bitten, ihr zu ſagen, was das wäre.

Die ſchöne Einfalt, mit der ſie dieſe Frage an ihn that, ſchien die rohe Unſchuld, welche in derſelben lag, zu rechtfertigen. Aber ſo gut es in ſeiner Art geſprochen war, ſo wars doch etwas, das die Verſtellung, welche dieſem Geſchlecht ſo gemein iſt, auch ſprechen konnte. Wiſenek wollte indeß nicht weiter in ſie dringen, beſonders da das übrige vom nämlichen Inhalt war. Auf die Frage, wer ihr Liebhaber wäre? „ſie wiſſe es nicht; der einzige Mann wäre er;" — wie ſie dächte, daß dieſe Bekanntſchaft ſich enden würde; — „er thäte ihr Gutes, und werde ſie heirathen; „ob er ihr das verſprochen hätte; „er hätte nie davon geſprochen; aber was ſollte es dann ſonſt ſeyn?"

„Wenn er in einem Haus ſchliefe, das mitten in Flammen ſtände, ſo wollte ich hineinlaufen, ihn zu retten, und hätten wir miteinander nur ein Bret auf dem Waſſer, ich wollte es ihm laſſen."

Das hätte ſie ihm ſchon geſagt; ſie hätte auch, hoffte ſie, ſchon das Meiſte gethan; ſie wäre ihm aus ihrem Haus bis von München hieher gefolgt.

Und du glaubſt, der Mann, der ſo früh

dich verführt hat, werde ſpät dir einſt Wort halten?

Ich bin ſo unſchuldig, ſagte ſie, wie — und ſah aus dem Wagen auf das Gewühl der Gaſſe um ſich herum, endigte aber die Rede nicht, als hätte ſie nichts geſehen, das ſie mit der Unſchuld ihres Herzens vergleichen könnte.

Die Gegenwart des Hauſes, wo ſie abſteigen ſollten, unterbrach ihr Geſpräch. Er führte ſie durch einige Säle, wo gewöhnliche Kranke lagen, in die Stube der verworfenen Mädchen, welche die Geſellſchaft ausſpie, und die Liebesſeuche verzehrte. Das Elend, welches hier wohnt, iſt nicht auszuſprechen, und man ſagt, der Anblick deſſelben habe über manches Herz, das der Verführung nahe war, vermocht, was keine Vorſtellung vermocht hat. Hier weint man wenig, und was verurtheilten Miſſethätern in den tiefſten Kerkern eine Möglichkeit verbleibt, das iſt hier unbekannt; man entſchuldigt ſich nicht. Die Sünde ſitzt hier jedem zur Seite, und gräbt häßliche Merkmale, und frißt in Geſchwüren und Faulniſſen den modernden Körper. Wer hier erzählen will, dem ſchließt, wenn er ſeine Stimme hört, der Mund ſich, und wer ehe gepredigt hat, der glaubt hier, daß er ſchlecht erzählt habe. Jeder hält ſich für den Elendeſten, und

doch wendet einer von dem andern ſein Auge weg. Was ein Leben hat, ſtirbt, und was tödten kann, fängt hier an, zu leben. Dazu das Gefühl der Schande, und der Erniedrigung in ſeinen eigenen Augen, und die Stimme allenthalben, gleich jener Schreckensſtimme, um Gerechtigkeit überhaupt, aus den Grüften der Hölle:
Discite justitiam Moniti, et non temnere Divos.

Zitternd betrachtete Suſannen eine Perſon nach der andern, ahnete die Höllenpein, die manche ausſtanden, und das ſchimpfliche Leiden in ihrem blutloſen Geſicht, und in ihren Augen, aller Freude entwöhnt.

Hier ſiehſt du, ſagte der Vater, deine künftige Wohnung.

Suſanne fiel in Ohnmacht, ward in das nächſte Zimmer getragen, und zum Leben erweckt, um dann in eine andere Wohnung gebracht zu werden, welche er indeß ausfinden, und worin er Suſannen ſo lange heimlich verpflegen laſſen wollte, bis ihn deutlichere Nachrichten von München, welche er von ſeinem dortigen Freund, an den er ſchrieb, zu erhalten hoffte, in den Stand ſetzen würden, nähere Anſtalten zu treffen. Die Wohnung ward veranſtaltet, und Suſanne, betäubt und halb lebendig, dahingebracht.

Mit dieſem Anfang ſeiner Wohlthätigkeit betrat er, entfernt von allen Zeugen, die Stille ſeines einſamen Zimmers, genoß er die Himmelsfreude eines das Andenken geretteter Unſchuld belohnenden Abends. Den Troſt aller der Hoffnungen zu fühlen, die er bewirkt zu haben glaubte, welches Vergnügen müßte das für einen Mann ſeyn, der ſo empfindſam, und zärtlich für Wohlthaten war, daß er ſchon voll Freuden geworden, jemand einen Stein, woran er geſtoßen, oder einen Steg, den er verfehlt haben würde, gezeigt zu haben.

Auch das thut mir leid, wenigſtens in Rückſicht auf einige meiner Leſer, wenn ſie in dieſer Geſchichte den Ausgang, den ſie erwartet hatten, nicht finden. Suſanne kam nicht zum Fall, und dieß, ſo ließ man mich vermuthen, hat man eigentlich gehofft, leſen zu können. Jene weichen, ſchlüpferigen Gemälde, welche der Verführung voran gehen, werden, ich weiß es, von einer gewiſſen Art Leſer verſchlungen, und nichts iſt leichter, als den Zeitnamen eines großen Kopfes zu erlangen, wenn man ihnen nur in geheimen Dingen, die ſie wünſchen, willfährig iſt; aber es ſind Bücher genug, wo man dieß antreffen, und wo man Begierden nach allen möglichen Ausſchweifungen in ſeine Seele ſich leſen kann.

Mit eben dem heißen Eifer, (nur mit verſchiedenen Abſichten) mit welchem Wiſenek, der Vater, um das Mädchen beſorgt war, arbeitete auch inwendig der Sohn, und, ſobald es nur der Wohlſtand erlaubte, eilte er mit gleicher Entſchloſſenheit nach der ihm bekannten Wohnung hin, wo man ihm von Suſannens Entfernung eine ungewiſſe und ſchüchterne Nachricht gab.

Er rannte fort, erzählte, klagte, argwöhnte, beſchuldigte, fluchte, drohte, machte Lärmen. Die Polizei ward veranlaßt, dieſer Sache im Ernſte ſich anzunehmen.

Die jungen Herren, welchen Wiſenek den Vorfall erzählte, und die er erſuchte, ihm ſuchen zu helfen, trugen, was ſie konnten, dazu bei, Suſannen aufzufinden, um ſie den Händen der wachenden Gerechtigkeit zu überliefern. Es war ſeltſam anzuſehen, wie in dieſen Augenblicken alle den Schein der Tugend annahmen, und wie einer dem andern in der Stille einen Raub Schuld gab, den er ſelbſt gern begangen hätte. Sie erhöheten die Abſcheulichkeit einer ſo niederträchtigen Handlung mit den grellſten Farben, und ſuchten, jeder für ſich, was ſie nicht beſitzen konnten, dem andern zu entreiſſen, und, nach Art dieſer Leute, ihre eigenen Ausſchweifungen mit einer gewiſſen Scheinfarbe zu überziehen.

Wiſeneck, der Vater, hörte erzählungsweiſe von den heimlichen Anſtalten, welche man getroffen hatte, Suſannen zu erfragen; und ſo verſichert auch der Ort, wo er ſie hinbrachte, geweſen war: ſo ſchien es ihm doch nicht unmöglich, daß ſie entdeckt werden könnte. Dieß peinigte ihn unaufhörlich, und mehr, als einmal, ſtieg der Gedanke in ſeine Seele, ſich ihrer wieder loszuſagen, und ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen. Je verborgener hiebei ſeine Handlung war, und je öfter er dachte, daß niemand, als er, daran Theil genommen hätte, deſto gefährlicher ſchien ihm die Sache, deren Ausgang ihm die Furcht doppelt vergrößerte. Freilich, ſagte er zu ſich ſelbſt, darf ich nur die Wahrheit ſagen, und die Abſicht betheuern, welche mich zu dieſem Unternehmen bewegt hat; aber, fiel er ſich ſogleich wieder ein, (und leider, iſt es nur all zu wahr) ich kann bei dieſer Denkungsart nicht hoffen, noch bei dem Anblick des gemeinen Verderbniſſes jemand zumuthen, daß man bloß auf meine Verſicherung mir glauben ſoll. Die Meiſten werden mich für einen ſtummen, und boshaften Heuchler halten, und wohl noch gar eine lange Reihe vorhergegangener ſtiller Sünden dieſer Art zu erzählen wiſſen. Jeder, dem mein bisheriges

Betragen ein lauter Vorwurf war, wird ſich an mir reiben, und mir, weiß Gott, welche große Laſter andichten, um ſeine eigenen kleiner zu machen. Sohin wären alle meine Bemühungen um männliche Ehre und den Ruf der Rechtſchaffenheit mit einem Male zernichtet, und ich ſtände da, beſchimpft, in aller Augen endlich einmal überwieſen, entehrt! Wo ich hingienge, würde man ſich in die Ohren ſagen, der iſts, und die beſcheidenſten Männer, die noch ſelbſt rein genug wären, um die Ehrlichkeit meiner Worte für möglich zu halten, würden mir ſchalkhaft, und heimtückiſch ins Geſicht lächeln. Und dann, mein Sohn! Mein Sohn! Bei dieſen Gedanken that er gemeiniglich einige Schritte nach der Thüre, um ein Vorhaben auszuführen, das ihm, ſo bald er ſich wieder beſinnen konnte, nicht möglich war. Aber Ruhe hatte er nicht mehr, noch weniger jene Standhaftigkeit, die man an ſeiner Geſtalt und an ſeinen Reden und Geberden gewohnt war. Wem er aus dem Wege gehen konnte, dem wich er aus, und wer ihn ſtehen machte, dem ſuchte er zu entkommen. Seine innere Verlegenheit, deren Urſache niemand vermuthen konnte, war ſichtbar, und wer ihn in der beſten Meinung verſicherte, er ſehe bleich aus, der jagte ihm alles Blut aus den Wangen.

Aber eben das, was ihn am meiſten bekümmerte, beſtärkte ihn auch zu gleicher Zeit am meiſten, nämlich der tugendhafte Antheil, welchen ſein Sohn an dem Schickſal des Mädchens nahm. Es war beiden eine Erleichterung, oft davon zu reden, theils um ſich an ihren Namen zu gewöhnen, theils um ihre Geſinnungen wechſelweiſe auszuforſchen, an deren Gewißheit beiden gelegen war. Noch war der Vater ſo glücklich, nichts von ſeinem Sohn zu argwöhnen, und die Wärme, mit welcher dieſer der Begebenheit erwähnte, gefiel ihm, als der ſtärkſte Beweis eines zärtlichen und edelmüthigen Herzens, überaus wohl, und oft war er bereit, und wankte er unentſchloſſen, ihm das ganze Geheimniß zu entdecken; aber immer that ers wieder nicht, und zu reden, und zu ſchweigen, beides war ihm unerträglich. Der Sohn war deſto entſchloſſener, daß er ſchweigen wollte, und er merkte nur zu deutlich, daß, wenn er ſich nur im geringſten verrieth, er Gefahr laufen würde, alles väterlichen Zutrauens verluſtig zu werden. Die unmerklichſten Erwähnungen ſeiner Denkungsart über dieſen Punkt, welche er ein und andersmal nur von Ferne ausholte, wurden mit dem ſtrengſten Ernſte beantwortet, und der Elende wurde wider Willen gezwungen, der Tugend das Wort zu reden, und dem vermeintlichen Verführer das Urtheil zu ſprechen.

Dieß that er auch, ſeit er wußte, daß die Polizei an Suſannens Verſchwindung keinen Theil hätte, mit dem äußerſten Grimm, und ſeine Wuth über den Gedanken, verſpottet zu ſeyn, verleitete ihn zu Partheilichkeiten, welche jedem andern, nur ſeinem Vater nicht, verdächtig geweſen ſeyn würden, der ſich vielmehr freute, an ſeinem Sohn, den ſchönſten Fehler, Uebermaaß einer unzeitigen Strenge, zu entdecken, und denſelben bei ſeiner Abneigung wider das Laſter vielmehr zurückhalten, als anſpornen zu müſſen. Er hatte zugleich den Vortheil, von allen Anſtalten, welche ſein Sohn zur Entdeckung machte, von ihm ſelbſt die erſten Nachrichten zu erhalten, und ſich auf dieſe Art ſtillſchweigend von einer nahen oder fernen Gefahr, entdeckt zu werden, verſichern zu laſſen.

Aber dieſe glückliche Unterhandlung dauerte nicht lange, und man ſtelle ſich die Beſtürzung des guten Mannes vor, als ſeinem Sohn, mit dem er eben in einer Unterredung über ſeine geheime Sorge begriffen war, dieſer Brief gebracht ward.

An Wiſeneck den jungen.

Wenn Ihnen Ihre Sache lieb iſt, ſo kommen Sie binnen einer Stunde zu mir. Ich glaube, das Mädchen in der — Gaſſe bei dem Fenſter geſehen, und von dem Mann, in deſſen Händen ſie iſt, ein deutliches Licht erhalten zu haben. Wenigſtens trifft mit der Beſchreibung, welche man mir in dem Hauſe, woraus ſie genommen ward, von ihm machte, alles genau überein. Und gewiß, er iſt es, er iſt es, ein bejahrter heuchleriſcher Winsler, der ſolche Streiche oft begangen haben muß, da er ſie unter einer ſauern, ſcheinheiligen Miene zu verbergen weiß. Er iſt, wenn ich den rechten meine, und ich irre gewiß nicht, ein Mann vom Stande, wo Sie Behutſamkeit brauchen müſſen, wenn Sie ihn in Ihre Gewalt bekommen wollen. Meine fernern Nachrichten werde ich in dem vorigen Quartier, wo das Mädchen war, ablegen; vielleicht bald wieder; aber ich glaube, es ſoll das nicht mehr nöthig ſeyn. Kommen Sie nur, ſo bald Sie können.“

Wenn dieſe Nachricht auch weniger mit den wahren Umſtänden überein getroffen hätte, ſo würde ſie doch hinlänglich geweſen ſeyn, die Furchtſamkeit des Vaters auf einmal rege zu machen. Nun aber war die Gaſſe genannt, worin das Mädchen verwahrt werden, und die Schilderung, welche der Ausſpäher von ſeiner Perſon machte, war gerade an derjenigen Seite, derer ſich ſein Herz am heftigſten widerſetzte. Auch war es ſehr möglich, daß derſelbe ſeinen Charakter kannte, ohne ſeine Perſon und ſeinen Namen zu kennen.

Ich werde ihn beſchimpfen, ſagte der Junge, und rannte wild im Zimmer herum, ich werde ſeinen Namen der Welt bekannt machen; ich werde ſeiner nicht ſchonen, und werde ihm nicht vergeben, wenn er auch mein Bruder ſeyn ſollte.

Allerdings hätte dieß den Vater aufmerkſam machen ſollen; aber ſein Geiſt zog ſich aus den äußern Theilen zurück; er hörte nicht, er ſah nicht, dachte nicht, fühlte nur Angſt und Schrecken.

Und nun können wir freilich den Finger ausſtrecken, und die Linie zeichnen, welche er hätte gehen, und ſagen, was er, um ſich aus der Sache auf einmal zu helfen, hätte thun ſollen; auch wärs mir lieber geweſen, ihn, was ich wollte, thun laſſen zu können; aber meine Pflicht iſt nun einmal, dem Mann über Gräben und Pfützen zu folgen, und zu erzählen, was er gethan hat.

Halb außer ſich, und ohne ſelbſt zu wiſſen, was er vornehmen würde, gieng er aus dem Hauſe, wollte jetzt das Mädchen auf die Gaſſe ſetzen, jetzt es an einem andern Orte aufs neue bewahren, jetzt mit männlicher Entſchloſſenheit, und mit dem Bewußtſeyn ſeiner heiligen Abſicht wider alle Welt es vertheidigen; aber zwei Schritte weiter, und er wollte von dem nichts, und er wünſchte, von dem Mädchen nie etwas gehört, noch ſich ihrer jemals angenommen zu haben. Plötzlich bekam er einen Einfall, der ſeine Seele vor Freude zerriß. Er kam vor Entzücken halb trunken zu Suſannen.

Unter andern Aemtern, wo er Einfluß hatte, war auch eine Fabrike, wo jeder Künſtler, als ein Beförderer derſelben, willkommen war. Filmair war einer der neuangekommenen, und einer der beſten, die man bisher noch geſehen hatte. Man merkte ſeit den wenigen Wochen, wo er zugegen war, viele Unarten an ihm; aber man hätte deren noch mehrere bemerken dürfen, der Kunſt hätte man ſie nachgeſehen.

Wenn man die Lebenszeit anrechnet, wo Filmair ſich mit der Kunſt nicht beſchäftigte, ſo muß man ſagen, Filmair war kein Künſtler. Er hatte ein bischen, und ſo viel ſtudirt, als dazu gehört, zur gefährlichen Eitelkeit, ſich einen Gelehrten nennen zu laſſen, gereizt werden zu können. Es iſt kein unglücklicherer Zuſtand, der einen Menſchen elender machte, als wenn ihm das Brei ſeines Gehirnes untereinander geknettet, und er dann, ohne daß es ganz ausgeformt worden, in dieſer Unordnung plötzlich verlaſſen wird. Ein Unglücklicher dieſer Art wird nie zur Beſinnung kommen, und die halben Ideen, deren er fähig iſt, werden ihm lebenslänglich durcheinander laufen.

Filmair wollte lieber alles ſeyn, als das, was er war. Wo es ihm an geſunder Vernunft am merklichſten gebrach, da bemühete er ſich am eifrigſten, andere glauben zu machen, daß er welche beſitze, und daher machte er bei allen Geſellſchaften den Diktator, und pflegte immer und am liebſten, von weitausſehenden Dingen, von den Angelegenheiten großer Herren, und Staatsſachen zu ſprechen. Um Zuhörer zu bekommen, verſchwendete er ſein Geld, und immer hatte er ein ganzes Gelager von Trinkgeſellen, und dürftigen Leuten um ſich, die ihn auf ſeine Unkoſten lobten, und ihm oft, wenn ſie betrunken waren, deſto mehr Grobheiten ſagten. Daher dauerten dieſe Bekanntſchaften niemals lang; er war immer gezwungen, ſich neue zu erkaufen; und wie ſie alle, ſo lange ſie dauerten, ſeinem Beutel tödtlich waren: ſo waren ſie es nachmals, wenn ſie aufhörten, ſeinem Ruf. Dieß veranlaßte, daß er einen wilden unbändigen Charakter hatte, unabläſſige Streitigkeiten, und Filmair haderte, und lebte ohne Aufhören verfolgend, und verfolgt. Was ſeine böſe Gemüthsart unheilbar machte, war, daß er durch die nämliche Eitelkeit, ein Großdenker zu ſeyn, verleitet worden, die Religion abzuläugnen, und ſie zu läſtern. Es iſt, in Abſicht auf die Ehrlichkeit, ein groſſer Unterſchied zwiſchen Abtrünnigen gemeiner Leute, und anderen, die halb durch Unwiſſenheit und Lauigkeit in Religionsgrundſätzen, halb durch falſche Schlüſſe verleitet werden, von denſelben abzuweichen; dieſe ſind doch oft noch gutherzig, und unterrichtet genug, um an ein Gewiſſen, und an die Verbindungen, an welche ein Menſch in jeder Geſellſchaft gehalten iſt, zu glauben, und ſie pünktlich zu beobachten; aber Leute von der Art des Filmair werfen gemeiniglich, wenn ſie Nichtsdenker werden, und die Pflichten des Glaubens abwerfen, auch die Pflichten des Lebens weg. Alle behutſamen Laſter ſind ihnen dann nach ihrer Meinung erlaubt, und ſie hören auf, zur Freundſchaft, zur Treue, zur Uneigennützigkeit ꝛc. fähig zu ſeyn. Jene reden gemeiniglich ſehr wenig, oder gar nichts von ihrem inwendigen Zuſtand; ſie halten es für unanſtändig, jemand unruhig zu machen, wie ſie ſagen; aber dieſe ſind überläſtig; ſie dringen ſich auf; ſpotten, machen Proſelyten, und Prediger des Aergerniſſes, wo ſie hinkommen.

Wer das Unglück haben ſollte, einen ſolchen Mann kennen zu lernen, der wird auch unzählige Male Gelegenheit haben, Züge dieſer ſchrecklichen Folge zu beobachten. Filmair war bereits in Ungarn verheirathet, wo er ſeine Gemahlinn verließ, und was ſeine Begriffe von der Religion, und jenen gewöhnlichen Einfluß, welchen dieſelben auf die Ehrlichkeit haben, betrifft, ſo war er noch eine zu kurze Zeit in Wien, um von dieſer Seite erkannt zu werden.

Wiſeneck, der Vater, kannte ihn, als einen jungen, raſchen, leichtſinnigen Menſchen, der, wenn er auch ein wenig ausſchweifend wäre, bald zu ſich kommen würde, wenn er Gelegenheit hätte, ordentlich zu leben. Sein Wunſch, daß es ſo geſchehen möchte, machte ihn glauben, daß es gewiß ſo geſchehen würde, und er fieng in Gedanken an, ſich doppelt glücklich zu ſchätzen, daß er die Gelegenheit hätte, die Verſorgung zweier Perſonen, die ſo glücklich zu ſeyn verdienten, zu befeſtigen. Sie ſollen, ſagte er bei ſich ſelbſt, ſo bald als möglich, ein Paar werden, und es iſt nichts gewiſſer, als daß ſie für einander geſchaffen ſind; denn wie hätte ſonſt ſich die Sache ſo fügen können? Sie hat ſich gerade ſo fügen müſſen.

Ich zweifle nicht, daß es dem Leſer hart zu ſeyn ſcheine, wie ein Mann mit dem guten Herzen, und den ausgebreiteten Kenntniſſen, wie ein Mann, der ſelbſt geliebt hatte, ſo übereilt zufahren, und Perſonen, die ſich einander nie geſehen hatten, zumuthen konnte, daß ſie ſich ſo gleich die Hände geben, und glücklich ſeyn würden. Ich liebe darum denjenigen Leſer, deſſen erſter Gedanke der Gedanke dieſes Vorwurfes geweſen; aber zu gleicher Zeit wünſchte ich, daß ſie ſo billig ſeyn möchten, jeden, deſſen Beweggrund bei ſeinem Verfahren nicht offenbar bös iſt, einer Entſchuldigung fähig zu halten. Nicht alle Menſchen ſind grauſam, wenn ſie über andere grauſame Dinge verhängen.

Ich beſuchte einſt einen Mann vom Stande, für deſſen Güte des Herzens ich das meinige Bürge geben, und deſſen Gefühl für die Menſchheit ich gerne beſchreiben wollte, wenn in Thaten es zu thun, nicht die Beſcheidenheit verſagte. Wie gut er ſey, das ſeht ihr in ſeinen Augen, und ſehet ihr ſo gleich den erſten Augenblick, er ſey es durch und durch.

Wir ſprachen von der Literatur, und es war eben an einem Tag, an dem ein gutes Trauerſpiel aufgeführt wurde. Er urtheilte mit der größten Richtigkeit davon; und da ich wußte, daß er dem ungeachtet die Bühne nur ſelten beſuchte: ſo gab ich ihm hierüber meine Verwunderung zu erkennen. Sie würden ſich weniger wundern, gab er mir zur Antwort, wenn Sie ſich ein paar Wochen an meiner Stelle befänden, und genöthigt wären, bei ſo vielen tragiſchen Vorfällen ſelbſt eine Perſon mitzumachen. Ich ſehe täglich ſo viele Geſchichten von ſo kläglichem Inhalt, daß mir vor den erdichteten Puppenmährchen auf der Bühne zu eckeln anfängt. Was dort mit vielem Heulen und Lärmen bei einem weit geringern Vorfall geſchieht, das endigt ſich hier ohne alles Geräuſch; und mit den Worten: Es geht nicht; es kann nicht ſeyn, habe ich ſchon mancher Familie, die um mich herumkniete, und meine Füße umfaßte, Vater und Mutter, und Kindern angekündigt: Ihr werdet künftig in euerm ganzen Leben darben; ihr werdet euch nicht mehr anſtändig zu verſorgen wiſſen; ihr werdet in den Augen der Menſchen entehrt werden. — Auf der Bühne will man immer glücklich ſeyn; aber hier hielt man es manchmal für das größte Glück, nicht unglücklich zu ſeyn. Wenn Sie die Thränen ſehen könnten, die hier in meinem Zimmer geweint worden.“ — Hier hielt er inne und nach einer Weile fuhr er fort, indem er, um auszugehen, Hut und Degen ergriff: Ich kann keinen Fuß aus meinem Zimmer ſetzen, ohne von Hülfsbedürftigen umrungen zu werden. Und als er nun das Zimmer öffnete, ſtanden zwei Reihen vor ſeinen Augen mit einem unbeſchreiblichen flehenden Blick und aufgehobenen Händen. In einem etwas entfernten Winkel ſtand, mit der Bittſchrift in der Hand, ein Knochenwerk von Frauenzimmer, das ſehr nett franzöſiſch gekleidet war, und ſich zu ſchämen ſchien. Es wurde ihnen abgeſchlagen, ſagte mein Freund, indem er auf das Frauenzimmer zugieng. So muß ich betteln, gab ſie zur Antwort. Wir giengen ſtillſchweigend fort, und da wir, als wir die Treppe hinabſtiegen, umſahen, ſtand ſie noch am nämlichen Orte, einen Finger an dem Munde, und den Kopf nach der Erde geſenkt.

Gerade in dieſem Fall befand ſich auch Wiſenek. Und ſo iſt es ganz begreiflich, wie einem Mann, deſſen Gedächtniß mit einer mannigfaltigen Abwechſelung von Leiden und Trübſalen erfüllet blieb, Fälle, wie der gegenwärtige war, in einem ganz andern Licht erſcheinen, und wie ihm eine Heirath, auch wenn ſie anfangs nicht durch die Liebe geſtiftet wird, nichts anders, als was täglich vorfällt, zu ſeyn ſcheinen konnte; denn wie wenige Bündniſſe werden durch geprüfte Liebe geſtiftet, und durch dieſelbe erhalten!

Filmair wurde berufen, und er ward über den Antrag, wie entzückt. Es gefiel ihm dabei beſonders der ſcharfe Auftrag, den man ihm machte, die Sache, bis ſie vorbei wäre, verſchwiegen zu halten. Die Schmeicheleien, welche er der Suſanne zu ſagen wußte, die großen Verſprechungen, welche er ihr machte, die außerordentlich gefällige Erniedrigung, die er annahm, die häusliche Geſchäftigkeit, welche er künftig pünktlich vorzunehmen verſprach, machten bald, daß Suſanne ein Herz bekam, ihn dulden zu können. Ueberhaupt war ihr in dem Zuſtande, worin ſie ſich befand, nichts mehr zuwider, und ſie wünſchte vielmehr, etwas Hartes ſich auflegen zu können, um, wie ſie ſagte, den Schritt, den ſie gethan hatte, in etwas wieder gut zu machen.

Aber das wars eben, was den Wiſenek veranlaßte, eine Art von Behutſamkeit voraus zu ſchicken, die gemeiniglich zu nichts anderm dient, als die Perſon, bei der man ſie anwendet, tiefer zu betrüben.

*

„Ich will ſie eben nicht nöthigen, ſagte er, um alles in der Welt nicht.“

Suſanne. Ich danke für alles, was von Ihnen kömmt. Sie verſtehen es beſſer, was mir gut iſt, und ich habe keinen Willen gegen Sie.

„So muß ſie nicht reden. Es muß ihr eigener Wille ſeyn.“

Suſanne. Es iſt mein eigener Wille. Gewiß, ich will alles, was Sie wollen.

„Um das Heirathen, mein liebes Kind, iſt es eine gar ernſthafte Sache, und das Nachreuen kommt zu ſpät.“

Suſanne. Ja, das kommt zu ſpät.

„Aber, wenn der, den ſie in München kennen gelernt, ehrliche Abſichten gehabt hätte, ſo würde er ſie wohl nicht weggeführt haben.“

Suſanne. Er ſagte mir es niemals, daß er böſe Abſichten hätte. Welche konnte er denn haben?

„Gutes, liebes Mädchen!“

Suſanne. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen antworte, wie ich ſoll. Ich möchte es gern, und bitte Sie, mir zu vergeben, daß mir ſo bang, und ſo ängſtlich iſt. In der That, ſo ängſtlich, daß ich zittere.

„Wie iſt das möglich, da ſie meine Abſichten kennt, und da ſie wohl weiß, daß ich ihrem Herzen keine Gewalt anthun will? Ich weiß ſelbſt, was Liebe iſt, und ich will zu niemand, der in Flammen brennt, ſagen, er ſoll auf der Stelle kalt werden.“

Suſanne. Ich glaube nicht, daß ich jenen jemals geliebt habe; es war, glaube ich, nur ein Traum; ich weiß ſelbſt nicht, was es war.

„Daß der Mann, den ſie bekömmt, ganz und gar nicht zu verachten iſt, daß er in ſeiner Kunſt vortrefflich, und auch übrigens ganz artig iſt, das iſt gewiß. In dieſem Betracht hab ich ihn auch für ſie herausgeſucht, und gebe ich ihr auch ein Hochzeitgeſchenk, das euch beiden den Anfang erleichtern kann. Ich zweifle nicht, ſie wird den andern bald vergeſſen, wenn ſie es je nicht ſchon gethan hat.“

Dieſe Worte ſprach der gute Mann mit derjenigen luſtigen Haſtigkeit aus, mit der man gemeiniglich einen Vortrag kurz abbricht, deſſen Ausgang man in der Stille bezweifelt. Er erwartete mit einiger Angſt, was ſie ſagen würde, und wünſchte es mehr, als daß ers glaubte, daß ſie mit ihm völlig verſtanden ſeyn würde.

Suſanne hatte keine Entſchloſſenheit, keinen Willen mehr; ſie ließ ſich, wie ein Kind, das ſich nicht helfen kann, heben, und regen, und küßte die Hand mit der Ruthe, wie die Hand mit der Belohnung.

„Ich habe es gethan, antwortete ſie, und wollte es thun, wenn er auch bei der Einſegnung zugegen ſeyn würde.“

Dieß machte den Wiſeneck nachdenken. Theils dachte er, würde, wenn der Verführer ſelbſt als Zeuge zugegen wäre, die Ehre des Mädchens (auf alle Fälle auch ſeine eigene Ehre) in den Augen der Welt gerettet ſeyn, theils trieb ihn eine ſtille Neugier an, den jungen Menſchen, der dieſe That unternahm, kennen zu lernen. Und ſogleich ward es beſchloſſen. Suſanne ſollte in einem Briefe, welcher in dem vorigen Hauſe abgelegt werden ſollte, ihn einladen, um die beſtimmte Zeit in der Kapelle, wo ſie ſich dann ſehen könnten, zu erſcheinen. Er ſelbſt wollte in einem Winkel, ungeſehen, nicht als Zeuge, ſondern als Zuſeher, zugegen ſeyn.

Wohl mögen wenige Menſchen in ihrem Leben die Feder ergriffen haben, ihr eigenes Urtheil zu ſchreiben; aber es kommt viel darauf an, was man außer dem zu hoffen, und was man nie wieder zu hoffen hat. Suſanne trank die bittere Arznei, als wäre es ein Getränk voll labender Süßigkeit.

Hier iſt der Brief an Wiſeneck den jungen, ſo wie ich ihn in der Abſchrift vor mir liegen habe. Außen ſteht, denn ſie wußte ihn nicht anders zu nennen: An den Herrn, meinen Freund und Wohlthäter, der mich zu Ihnen ins Haus gebracht.

„O wie vieles, mein Freund und Wohlthäter, hat ſich mit mir geändert, ſeit Sie mich das letztemal geſehen haben. Ich bin gar anders geworden, und denke, und will auch von allem dem nichts mehr, was ich dort gewollt habe, doch, was habe ich denn geſagt, daß ich wollte? Es iſt nie über meine Lippen gekommen, und ich bin unſinnig geweſen, ich thörichtes Mädchen! Unſinnig bin ich auch jetzt noch; aber ich hoffe, daß ich wieder meinen Verſtand kriegen, und was mir nützlich iſt, thun werde, wie ich es allzeit gethan habe. Ich bin ſeit dem zu einem großen Glück gelanget, und wenn Sie es wiſſen wollen, ſo kommen Sie morgen um 7 Uhr in die Kapelle —, da werde ich zu finden ſeyn; da werde ich knieen und beten. Kommen Sie fein gewiß, und verſäumen Sie die Stunde nicht. Ich meine, wenn es nur ſchon vorüber wäre, und bin ich indeß wie allzeit Ihre

dankbarſte Dienerinn

Suſanne.

Den andern Tag um ſieben Uhr Nachts trat Suſanne mit ihrem Bräutigam, einem

Zeugen, und Wiſeneks Vater, der ſich ſogleich an eine Ecke ſtellte, in die Kapelle. Sein Sohn wurde erwartet. Der Ort ward melancholiſcher, und das Stillſchweigen ſtiller. Eine Lampe, die einzige, welche indeß brannte, goß von oben herab, einen fürchterlichen Schimmer, und etwas Mächtiges, das jede Nerve zittern machte, bemächtigte ſich der Anweſenden. Keines bewegte ſich und jedes erſchrack vor dem Beben des andern. Mitleidige Engel ſchienen dabei herum zu wandeln.

So ſchienen den Perſonen der gegenwärtigen Geſchichte die kleinſten Zubereitungen höchſt wichtig, und ſelbſt die Erwartung gab der Sache ein ernſthaftes Anſehen. So wie man endlich eine Kerze nach der andern anzündete, überfiel jedes ein neues Zittern, und jedes wünſchte heimlich, ſich den lichten Stellen zu entziehen, als wenn es da beſſer zu bleiben wäre, wo man verborgener ſeyn würde. Ihre Herzen bebten von verſchiedener Angſt, und wählten, und verwarfen, und ſtrebten, unſchlüſſig zu bleiben, und ſtanden ſtill, als jezt der junge Wiſenek, der erwartete Zeuge, hereintrat.

Wie ein Dieb durch verbotene Wege ſchleicht, und, wo er gerade zugehen könnte, ſich ſeitwärts hinankrümmt, jedes Ding, das vor ihm liegt, mit einem gräßlichen Seitenblick anſchielt, und bei jedem Geräuſch erſchrocken zurück fährt: ſo betrat Wiſeneck die kleine Kapelle, ſo ſtrich er, ſchüchtern und begierig, und zweifelhaft, an den Seitenwänden hin, bis dahin, wo ſein Vater voll Sorgen im Winkel ſtand, —

Und in der Sünderkleidung, worin der Beſtellte herankam, ſeinen Sohn nicht ahnete, ihn mit offenen Augen nicht kannte, und lieber das Unglück gewählt haben würde, ſie nie wieder zu öffnen, als das, was ihm auf Erden das Theuerſte war, ſo verunſtaltet zu erblicken. Er ſah dem Unglücklichen, der mit vieler Hitze ſich von ihm abwand, mit der größten Betrübniß nach, und, „wie muß das den betrüben, dachte er, wie muß es ſchmerzen den, der dich zum Sohn hat! Du grämſt ihm das Herz ab!“

Mit dieſen Gedanken wollte er hervorgehen, um den Elenden, vor deſſen Stand er nichts zu befürchten haben könnte, zu beſchämen; aber ein anderer Gedanke hielt ihn wieder zurück; er dachte, daß ihn Suſanne bei aller der Unſchuld, die ſie vorſtellte, betrogen haben müſſe, nachdem ſie ſich ſo weit wegwerfen konnte, mit einem Lumpenkerl aus dem niedrigſten Pöbel (wofür man ihn gemäß ſeinem

Nachtanzug halten mußte) Gemeinſchaft zu machen. Er wünſchte, daß dieſe Stunde geendet, und er ſeines Antheils entlaſſen ſeyn möchte.

Indeß nahte ſich der Elende dem Altar, und erkannte beim erſten Anblick Suſannen, und ohne ſich zu beſinnen, was die gegenwärtigen Perſonen zu bedeuten haben könnten, ſtand er denſelben Augenblick zwiſchen ihr, und dem Bräutigam, der ihn mit vielen Complimenten verſicherte, daß er ſich ſehr freue, ihn zu ſehen, und ihn nur bat, indeß auf der Seite ſeinen Platz einzunehmen. Ich heirathe, ſagte Suſanne, welche Worte ſie ihm ins Ohr flüſterte, als wollte ſie ihm aus Verbindlichkeit noch ein Geheimniß ſagen, das letzte, das ſie ihm würde ſagen können.

Dieſe Nachricht war ihm zu unerwartet, als daß ſie ihn nicht hätte erſchüttern ſollen. Du heiratheſt! ſchrie er, ohne auf den Ort zu ſehen, und aus einer eben ſo unwillkührlichen Bewegung faßte er ſie bei dem Arm, und riß ſie etliche Schritte mit ſich fort. Und hier ſtand Wiſeneck der Vater. Mein Sohn! ſchrie er — wollte er ſchreien, denn das Wort ſtarb ihm im Mund; dieſer ſtieß vor Schrecken ein einſilbiges Gebrüll aus, und erſtickte. Und er wankte zur linken, und zur rechten, und wollte gegen Himmel ſehen, und ſah zur Hölle, und tief den Abgründen, ihn zu bedecken. Sie wünſchten beide, Weiten von Meeren voneinander entfernt zu ſeyn; dann ſahen ſie ſich wieder ſtarr ins Geſicht, als zweifelten ſie, ob ſies wären, oder als könnten ſie ſich nicht mehr entkommen, nachdem ſie ſich einmal geſehen hätten. Suſanne ſtand in der Mitte, und duldete, und bat ſtillſchweigend, ihr zu ſagen, wie ſies dieſem und jenem recht thun ſollte.

Es war auf der Seite des Sohnes zu ſpät zu einem Einfall, der ihm außer dem zu Gebot geſtanden ſeyn möchte, ſeine Zuflucht zu nehmen. Der Schlag kam zu plötzlich, und ſeine Beſinnung war dahin. Auch wäre es nach allem dem, was vorhergegangen war, nicht möglich geweſen, auch dem ſinnreichſten Vorwand nur einen Schein von Wahrſcheinlichkeit zu geben. Es war nichts übrig, als zu ſchweigen, und zu erwarten, ob ſich von der Sache, die ſo mißlich ſtand, keine Seite mehr retten ließ. Aber eben die Entſchuldigung, mit der er etwas gut zu machen glaubte, diente dazu, ihm alles zu verderben.

So tief Wiſenek der Vater beſtürzt war; ſo bald kam er wieder zu ſich. Seine Wunde war tödtlich; aber er war ſich bewußt, daß er ſie empfangen, und daß er ſie nicht veranlaßt hatte. Dieſes Bewußtſeyn gab ihm eine mächtige Achtung gegen ſich ſelbſt, und gab ihm die Stärke, ſich empor zu heben. Auch erhielt er als ein Mann, der oft Zeuge der traurigſten Begebenheiten geweſen war, die Gegenwart des Geiſtes bald wieder zurück, wodurch er in Stand geſetzt ward, alles, was hierunter verborgen, oder möglich ſeyn konnte, zu überſehen. Als einem ehrlichen Mann ſchienen ihm ſo unehrliche Streiche unmöglich, und als Vater liebte er ſeinen Sohn; er wurde ſinnreich, ihn zu entſchuldigen, und ſinnreich, ſeine Schulden zu vergrößern. (Dem du das väterlichſte der Herzen gabſt, Geber des Guten, ach, ſo laß ihn nicht ſterben! Gieb ihm auch den beſten der Söhne!)

Wiſeneck hieß die Verſammelten innehalten, und führte ſeinen Sohn in das nahe Zimmer, aus der Abſicht, von ihm die Wahrheit, und wie er zu muthmaßen anfieng, eine fröhliche Auslegung alles deſſen, was er bisher ſah, und nicht faſſen konnte, und nicht glauben wollte, zu hören. Vielleicht, dachte er, liebt er das Mädchen; vielleicht hat er ſie gerettet, hat er, unwiſſend unſer aller, edel und und großmüthig an ihr gehandelt, und nur die Furcht, mich durch ein Geſtändniß dieſer Art zu beleidigen, die Furcht, meine Einwilligung nicht zu erhalten, hat ihn verhindert, mir ſein Anliegen zu entdecken. Dieſe Ueberwindung ſeiner ſelbſt, ſetzte er ſich hinzu, bin ich auch berechtigt, von ihm zu erwarten. Und ich hätte nun zwei Herzen getrennt! Nein, fuhr er ſchon freudiger fort, ich will eine Großmuth dadurch verdienen, daß ich ſie belohne, wie ich für den Geiſt und die gute Abſicht, welche ich mit dem Mädchen hatte, belohnt werden bin. — Und das Mädchen ſchien dem Mann ein Engel, und ſein Sohn ein Held. Komm, ſagte er zu dieſem, indem er ihn wie im Triumph abführte, als wollte er ihn aufmuntern, ſich auf ihn zu verlaſſen, und ſo weit die Sache mit Suſannen auch gekommen wäre, zur Vertheidigung der Rechte ſeines Herzens für ihn ein Bündniß wider alle Welt zu ſchließen. Ich habe wohl öfter einen verwickelten Handel zurecht gebracht; ich beſitze Anſehen, Freunde, Vermögen. —

„Ich werde nie heirathen, mein Vater. Es iſt Thorheit in meinen Augen, und ich habe es längſt einſehen gelernt.“

Rede nicht ſo, lieber Sohn; du darfſt dich der Liebe zu dieſem Mädchen nicht ſchämen. Ich billige ſie. Aber nur ſo rede nicht, lieber Sohn; ich kenne dich; und welche Abſicht konnteſt du ſonſt haben, wenn du nicht die heiligſte hatteſt?

„Die Abſicht hatte ich, ſo erwiederte der Junge mit dem höhniſchſten Lächeln, die Abſicht hatte ich, guter Vater, welche man überall hat, wo man ein bischen beſſer denkt. Von Ihnen freilich läßt ſich nichts anders erwarten.“

Du verwundeſt mein Herz, Kind. Doch es iſt dein Ernſt nicht; ſag, ich bitte dich, ſag, es ſey dein Ernſt nicht. Dieß wäre die Erwartung meiner Freude, die Belohnung aller meiner Sorgen um dich! Dieß der Troſt in meinem Alter!

„Wenn Sies ſo nehmen, ſo thut mir es leid. Betrüben wollte ich Sie niemals, daher verſchwieg ich Ihnen ſtets meine Grundſätze, und auch jetzt, da ich ſie Ihnen frei geſtehe, würde es eine vergebliche Mühe ſeyn, Ihnen meine Gründe davon zu erklären. Ich hätte Ihnen gar viel zu ſagen, und wir würden ſelten einig werden. Sie gehören noch zur vorigen Generation, ſind um fünfzig Jahre zu ſpät in der Welt. Dieß iſt alles, was ich Ihnen ſagen kann.“

Mein Sohn! Mein Sohn! Wer raubte mir meinen Sohn?

„Und damit Sie ſehen mögen, fuhr der Junge kaltblütig fort, wie ich dem ungeachtet nicht ungeneigt bin, alles zu thun, wo ich weiß, daß Sie etwas vergnügen könne: ſo will ich den Spaß, den Sie ſich heut mit mir machen wollten, ganz im Ernſte annehmen, und bei der Trauung der erwartete Zeuge ſeyn.

Das muß ich geſtehen, ſagte er, und gieng voran, der Spaß, den Sie ausgeſonnen haben, hat nicht ſeines gleichen. In Paris würde morgen jeder Winkel davon voll ſeyn."

Der Vater verſtummte, folgte. Und ſo kamen ſie wieder in die Kapelle, wo Suſanne ſtand, die Braut des Mannes, den ihr Herz nicht geſucht hatte. Was in ſelbem vorgieng, läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben. Bald dachte ſie, es könne ihr Schade nicht ſeyn, was man mit ihr vornimmt, weil es ſo feierlich vorgenommen wird; bald ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „ach, er verläßt mich! und dabei wollten die geheimſten Wünſche ihres Herzens ſich empören, und ſie ahnete das Recht jedes Menſchen auf Glück und Wohlſeyn; aber ihr gegenwärtiges Geſchäft drückte jeden Gedanken zu Boden. Es drehten ſich um ſie, fürchterlich eingehüllt, Himmel und Erde.

Mit der Stimme der Ohnmacht ſprach ſie ihr dreimaliges Ja, und ohne Empfindung gieng ſie vom Altar. Man ſprach über ſie Glück und Segen; ihr aber tröpfelten die Thränen auf das Gewand und auf die Füße.

Wiſenek, der junge, blieb bei dem Brautpaar zu Gaſt, ſpaßte viel über Suſannen, ließ den Bräutigam eine nähere Bekanntſchaft, als dieſem lieb ſeyn konnte, vermuthen, gab ihm zum Ueberfluß ihre Briefe, ermunterte die Geſellſchaft mit den gewöhnlichen Einfällen ſeines Witzes; — ihr aber tröpfelten die Thränen auf das Gewand, und auf die Füße.

Nun ſinds ſechs Jahre, da kam ich durch das Dorf — und ſchlenzte indeß, bis die Pferde vorgeſpannt wurden, im Dorf herum. So kam ich auch den Kirchhof vorbei, es war im Sommer nach einem äußerſt heißen Tage um neun Uhr Abends. Es war da, ich weiß nicht, wie ſo ſtill, umher! Ich mußte; es zog mich hinein.

Da ſaß ein Mädchen auf einem Kindergrab, und nagte ſehr eilfertig an einer harten Rinde ſchwarzen Landbrodes. Und das Mädchen ſah ſich alle Augenblick um, und dann wieder auf das Gräbchen, worauf es ſaß, richtete dann mit der rechten Hand, denn in der linken hielt ſie das Brod, einige Feldblumen zurecht, und ſchluchzte dabei zuweilen, wie die Kinder thun, die heftig geweint haben.

Ob ich auch hinzu gieng?

Es war ein Bauernmädchen von ungefähr fünf Jahren, ohne Haube, ein Aug ganz blau, und geſchwollen, die Füße bloß, und der übrige Leib mit elenden Lumpen bedeckt. Ihr Angeſicht war hager, verfallen; und aus dieſem Angeſicht hoben ſich ein paar ſo flehende

Augen gegen mich, daß ich hinſtand, wie ein Thor, und nichts ſprechen konnte.

Aber das geſchah im erſten Augenblick; im zweiten hieng es mit einem lauten Schrei an meinen Füßen. Bring mich nicht um, flehete es, ich will ihm ſchon nachlaufen; aber ich bitte dich, bring mich nicht um! Sie wickelte ſich mit der höchſten Gewalt, und den Schrecken des Todes um meine Füße.

Wie ſtark der Menſch in dieſem Zeitpunkt iſt! Ein Fürſt iſt mit allen Vorrechten der menſchlichen Würde, und um und um mit emporgerichtetem Haupt ſchaut er in die Welt und ſchüttelt den nervichten Arm dem entgegen, der an Rettung ihn hindern will.

Ich heiße, ſagte das Mädchen, nachdem es zu ſich kam, ich heiße Margareth, und hier liegt meine kleine Schweſter, und ich bin hergekommen, es ihr zu ſagen. Bei dieſen Worten legte ſie wieder die Blumen zurecht.

Ich habe Schläge gekriegt auf dieſes Aug, und auf meine Beine und Hände, (ſie waren vom Blut unterlaufen) und meine liebe Mutter ſagte, ich ſollte nur hieher kommen, wenn man mir was zu leid thut, und der kleinen Schweſter es ſagen; ſie würde mir ſchon helfen. Und da bin ich alle Tage gekommen, und habe ſie gebeten, daß mir von der Heerde kein Roß entlaufe; aber das Füllen, das ich heute dem

Bauer hätte fangen ſollen, iſt davon gelaufen. Da ſchlug mich der Bauer ins Aug, und auf den Kopf, was er konnte, weil ich es losgelaſſen hatte, und lief mir nach, und ſchrie, er wolle mich zertreten. — Sie neigte ſich hier mit der größten Zuverſicht auf das Grab, und ſagte: Ich habe dich immer gerufen, und du biſt nicht gekommen, und haſt mir nicht geholfen.

Ich konnte ſagen: Und du wollteſt hier die Nacht durch bleiben und hungern?

Mich hungert nicht, antwortete das Kind. Ich habe heute den ganzen Tag über Dornſchleen gegeſſen, und dort auf dem Stein fand ich dieſe Rinde, und bleiben will ich hier, damit der Bauer mich nicht findet. Aber meine Mutter iſt krank, und hat heute nichts gegeſſen.

Führ mich hin! ſagte ich.

Wer noch ſtets in ſeinem Leben an der Quelle des Lachens ſaß, und keine Begebenheit hörte, die nicht fröhlich, und keinem Menſchen ins Geſicht ſah, der nicht ſein Freund war, der begleite mich nicht, und höre die Geſchichte von ferne; denn hören ſoll er ſie doch; wie kann er ſonſt, wo es ſeine Pflicht iſt, ſich der Menſchen erbarmen!

Können wir doch vor einen Prometheus uns hinſtellen, der, mit dem Rücken an den

Felſen geheftet, Flammen ausſpeit, und ſehen gerne ſchöne Kerker der Bühne, und klatſchen zu den Stimmen der Unglücklichen. Und dort iſt es doch nur Erdichtung, ein Verſuch nur, mit Fehlern, ſo vollkommen er ſeyn mag.

Es war in einem elenden Verſchlag, der aus alten Bretern gemacht war, im Viehſtall, wohin ſich das Licht durch eine ſchmale Oeffnung herein ſtahl. Der Dampf der faulenden Luft war unausſtehlich, und eben ſo unerträglich die Hitze. Schwere Tropfen, ſo trocken das Wetter war, rannen die Wand herab. Und auf einem mürben Stroh lag ſie, und ſtreckte nach mir bei meiner Ankunft die Hände aus. Das war Suſanne, das Bürgermädchen.

Neben ihr ſtand ein Waſſerkrug, der voll Inſekten war, und dabei lag das Brod vom vorigen Tag. Auf der Erde lagen verdorrte Blumen, und an der Wand hiengen ländliche Spielwerke für das Kind, aber nirgend ein friſcher Strohhalm für die Mutter. Sie ſprach kein Wort, auch nachdem ein kleines Oellämpchen herein gebracht, und die Kammer beleuchtet ward, ſondern ſtarrte mich voll Erſtaunen an, als könnte ſie nicht begreifen, als könnte ſie ſich nicht beſinnen; als wollte ſie mich rathen laſſen, weſſen Geſtalt dieß wäre, und da ichs nicht errathen konnte, mir ſagen: Es war Suſanne, die Bürgerstochter. In den Tiefen ihres Geſichts, und den Höhlen ihrer Augen verlor ſich das Licht.

Als ſie die Hände des Mädchens, und das eine Aug ſah, welches ſo übel zugerichtet war, drückte ſie ſelbes an ſich; dann ſah ſie es ſtarr an; dann konnte ich nicht mehr hinſehen.

Das Mädchen ſaß oben, und beſchäftigte ſich mit dem Kopf ihrer Mutter; ſie bemühte ſich, ihr den Polſter von Stroh in die Höhe zu richten, ſtrich ihr einzelne Haare über das Hirn, und mit ihrem Schurz wiſchte ſie ihr den Schweiß von dem Geſicht, ſo ſanft, und mit ſo vieler zärtlicher Sorgfalt, daß ſie's nicht ſchmerzen ſollte: Es iſt dir ſo heiß, ſagte ſie und plagen dich die Mücken!

Die Mutter ſtreichelte dem Kinde die Wangen.

Ich wünſchte, ich hätte dabei die Herzen aller Menſchen bei mir gehabt; dann, wenn fremde Bosheit und Verfolgung eure Seelen trübſinnig, und hart machen, dürftet ihr euch nur dieſer Geſchichte erinnern;

Oder in der Stunde der Eitelkeit euch den Augenblick vorſtellen, da ſie ihr Geſicht mit ihren Händen verhüllte, und mich bat, ihre Geſchichte zu beſchreiben, damit ſie den Troſt hätte, ſagte ſie, auch etwas Gutes gethan zu haben.

Sie meinte damit den erſten Theil ihres Lebens, da ſie noch in ihrer Gewalt, und das Looſungswort der unbändigen Jugend war. Ihrer nachherigen Betrübniſſe wollte ſie nicht erwähnen; ſie wären vorüber, und würden, hoffte ſie, bald geendet ſeyn; dieß war's, was mich bewogen hat, ihr das Verſprechen zu thun, daß ich jenen erzählen wollte.

Die Umſtände ſind mannichfaltig, und äußerſt betrübt, die ſie hieher gebracht. Bei der Lebensart, welche Filmair aus Gewohnheit führte, waren häufige Schulden unvermeidlich. So bald in dem Kreiſe ſeiner Bekannten ſeine Heirath ruchbar geworden, verſammelten ſich die Gläubiger, ſich dieſer Gelegenheit zu bedienen; aber Filmair wußte ihnen Worte zu geben, welche denſelben eben ſo viel galten, als baare Bezahlung; ſie machten ſich vielmehr eine Freude daraus, ihm von neuem zu borgen, bis er ſich ſelbſt den Ausgang vorſagte, der nothwendig erfolgen mußte, und den Anfang ſeiner künftigen Lebensart machte, die darin beſtand, daß er von keinem Ort Abſchied, ſondern aus jedem die Flucht nahm.

Und wie er nun lebte, das läßt ſich ſchwerlich begreiflich machen. Es war das Leben eines Mannes, der längſt verzweifelt hatte, ſeine Unthaten wieder vergüten zu können, oder der gemäß ſeiner Einbildung, daß er unter die Denker gehöre, ſeine Handlungen für die ächten Grundſäze des Lebens hielt. Was Suſannen bei andern Männern zu ſtatten gekommen ſeyn würde, eine wenigſtens zeitige Leidenſchaft der Liebe, das war hier nicht zu hoffen. Hochmüthige Seelen lieben nicht, und wenn ſie wider ihren Willen Stunden haben, wo ihr Herz über ihren Unſinn die Oberhand behält: ſo ſuchen ſie ſich gemeiniglich durch deſto herrſchſüchtigere Begegnungen dafür zu rächen. Seine Thorheit, mit Einſichten groß zu thun, erſtreckte ſich am erſten auf Suſannen, und ſie konnte allemal voraus wiſſen, daß, was ſie immer thun möchte, in ſeinen Augen, ungeſchickt und unrecht gethan ſeyn würde. Die Standhaftigkeit, von welcher ſich Suſanne durch kein übles Begegnen abbringen ließ, die Pflichten der Religion zu erfüllen, war nach ſeinem Ausſpruch, der offenbarſte Beweis einer unverzeihlichen Dummheit, und wo er ihr deßwegen etwas kränkendes ſagen oder thun konnte, ſo geſchah es mit dem gröbſten Ungeſtüm, um es ſie recht empfinden zu laſſen. Wo er den Tag über in ſeinen Geſchäften Verdruß hatte, und ſelten vergieng ein Tag, wo er nicht von jemanden ſeiner Thorheiten wegen beſtraft, ausgelacht, oder aus der Geſellſchaft geſtoßen wurde: ſo fuhr er über Suſannen mit der unbändigſten Rachhize ſeines aufgebrachten Gemüths, und was er verſchuldet hatte, das mußte ſie büßen. Wie hätte ſie ein Herz gewinnen ſollen, wo keines war! Wenn ſie redete, ſo wars ein Verbrechen, und ein Verbrechen wars, wenn ſie ſchwieg; und da war kein Troſt, noch einige Hülfe; denn wer hätte ſie ſchützen ſollen? Es war ſchon ſehr viel, (ſo ſehr iſt man, ſcheint es, ſolcher Vorfälle gewöhnt) wenn anfangs, ehe ihre Geſtalt noch gänzlich verfallen war, ſich ein einzelner die Mühe gab, ſeitwärts hinum zu ſehen, und bei ſich etwa, daß es doch Schade wäre, zu denken; aber dieſes dauerte nicht lang; Suſanne verfiel, und dann ſah man ſie mit Augen des Argwohns an, hielt ſie für eine höchſt liederliche entlaufene Metze, und nur wenige waren ſo edel, die nicht dachten, es wäre vielleicht baare Vergeltung. Und gemeiniglich nahm dabei Zilmair eine verdächtige Miene an, und brachte hiedurch den Anweſenden die Meinung bei, er könnte gar viel ſagen, wenn er wollte. Auf dieſe Art wurde Suſanne bei den Einkehren, die ſie nahmen, wie der Auskehrigt betrachtet; wer ſie anſah, wendete ſein Geſicht weg, und wer an ihr vorüber gieng, ſtieß ſie aus dem Wege. Sie aber nahm das geduldig an, nannte den nicht unbillig und hart, der ihr mit vollem Mund, daß ſie hungere, verwarf, und ließ ſich da, und ließ ſich dort hin ſtoßen, und wenn ſie, entfernt von Licht und Ehrentiſchen, in einem finſteren Winkel ſaß, ſo ſah ſie ängſtig ſich um, ob es keinen ſchlechtern gebe.

Dieſe mehr als ſklaviſche Unterwürfigkeit war die Urſache, daß ſie Filmair von einer Stätte zur andern mit ſich nahm; er ließ ſich es gefallen, ſich bedienen zu laſſen. Sie hielt ihm ſeine Hausſachen in Ordnung, und war ſo glücklich, (in der That ſo drückte ſie ſich aus) durch ihrer Hände Arbeit ihm von Zeit zu Zeit einiges Geld zu verdienen, wo ſie noch ſehr behutſam ſeyn, und es ihm auf eine gute Art dargeben mußte, damit es nicht das Anſehen hätte, ihn ſich verbinden zu wollen. Sie ſuchte von ihren Speiſen das beſte für ihn aus; und aß er an einem guten Biſſen: ſo ſah ſie weg, um ihm nicht Urſache zu geben, zu muthmaßen, als wenn ſie davon haben wollte. Auf der Reiſe, (wo ſie ſich faſt immer befanden; denn ihr Leben war eine lautere Flucht), trug ſie dem Sünder das ſchwere Gepäck nach, und es ſah ſie oft die Sonne, wenn ſie untergieng, noch unter der Laſt, welche die Arme, da die Sonne aufgieng, ſich aufgeladen hatte. Stillſchweigend und duldend gieng und wankte ſie neben ihm her, ſuchte ſich ſorgfältig den ſchlechtern Weg aus, um ihm den guten zu laſſen, und wenn ſie zu einem Steg kamen, ſo gieng ſie voran, um den Steg zu prüfen, ob er auch halten würde. Nie kam eine Klage über ihre Lippen; und wenn ſie an einem langen, heißen Sommertag verbrannt und entkräftet, von ihrem Rücken die Bürde nahm: ſo hatte ſie immer ein Sprüchchen bereit, ihn zu bedauern, oder ihn zur Hoffnung beſſerer Tage zu ermuntern.

Hätten Holz und Stein, wo ſie durchgieng, Empfindung gehabt: Holz und Stein hätten ihr Lieder geſungen.

Filmair ward nach und nach genöthigt, ſich zurück zu ziehen, und ſich vor den öffentlichen Geſellſchaften zu verbergen. Einige Bemerkungen, welche ihm gemäß dem ſcharfſinnigen Beobachten, das den Menſchen ſeiner Art immer ſo eigen iſt, auffielen, ließen ihn muthmaßen, daß man ihn nicht mißkenne. Die liederliche Lebensart, eine Maitreſſe mit ſich herum zu ſchleppen, wurde manchmal, ſo ſchiens ihm, verſchieden beurtheilt. Es gieng nicht an, das innere Schreien des Gewiſſens immer zu unterdrücken; die Furcht, von der Gerechtigkeit entdeckt zu werden, kam auch dazu; dieß benahm ihm die Leichtigkeit, welche ihm bisher noch immer durchhalf, über alles flüchtig wegzudenken. Wo er war, da wars ihm zu eng, und wo er an einer Stelle ſtehen blieb, triebs ihn fort, und er glaubte, er würde ſich beſſer befinden, wenn er nur weiter käme.

In dieſer Verlegenheit, und dieſem Kampf mit ſich ſelbſt, langte er mit Suſannen im Dorf — an, wo dieſe einer zweiten Tochter das Leben gab. Und das Kind jammerte gar viel, und klagte, ehe es reden konnte, über Väter und Mütter, manche ſchreckliche Nacht durch.

Filmairs längſt gefaßter Vorſatz kam hiedurch in Bewegung. An einem Morgen, nachdem er einen Brief neben ihr hingelegt hatte, verſchwand er.

Was er in dieſem Brief ſchrieb, worin er ſein unehrliches Verfahren geſtand, enthielt vielleicht die ehrlichſten Worte, die er je in ſeinem Leben geſchrieben hatte. Hier iſt der buchſtäbliche Inhalt deſſelben.

„Ich habe dir dieſes Enthaltene ſchon lange zu wiſſen thun wollen, allein ich dachte, es würde dir noch allemal früh genug ſeyn; aber ich dachte auch, es müßte doch einmal geſchehen, ſonſt könnte es noch übler ablaufen. Ich kann nicht dein Mann, und du nicht meine Frau ſeyn, ich habe mir ſchon vor dir eine andere an den Hals gehängt. Alſo bin ich auf und davon gegangen. Leg dich nicht in den Tod, ſondern ſieh zu, wie du die Sache hintertreiben mögeſt, damit ſie nicht aufmährig, und meinem großen Namen in der Welt nachtheilig werde. Die zwei Georgithaler ſind von deinem Vater, der geſtorben, und ſo gut geweſen iſt, dir dreihundert Gulden zu übermachen, welche ich mit dir verzehrt habe. Hiemit weißt du das auch. Ich hoffe, du wirſt mich nicht verfolgen, du biſt immer gut geweſen, wofür ich dir danke. Die Kinder werden hoffentlich nicht lange leben, dann kannſt du leicht in Dienſte dich verdingen. In Eil."

Als Suſanne wieder zu ſich kam, war eines ihrer Kinder ſchon begraben. Ein armer Jude, der eben durchreiſte, und von ihr hörte, verſchaffte ihr einige ſtärkende Arzneimittel, ſo gut ſie zu haben waren, hinterließ ihr auch Geld, wovon ſie ſich eine Zeitlang nähren konnte, wenn ſie bei Leben bleiben ſollte, und der Pfarrer des benachbarten Orts wirkte ſo viel aus, daß man ſie nicht weiter führte, weil ſie um Arbeit bat, und man an Leuten, die arbeiten wollten, einen Mangel hatte. Einige wenige wußten freilich, wie groß ihr Unglück ſey; aber der Gemeinde war ihr Schickſal zu greuelvoll, als daß ſie es hätten begreifen wollen; ſie blieben dabei, daß Suſanne nicht verheirathet, und doch die Mutter eines dreijährigen Mädchens ſey.

Sie war weder der Landſitten, noch ihrer Dienſte gewöhnt, mußte die Magd der ungeſittetſten Dirnen ſeyn, und mit doppeltem Fleiß, und der äußerſten Anſtrengung ihrer Kräfte erſetzen, was ihr anfangs an Geſchicklichkeit gebrach, deren Mangel ihr gewöhnlich die bitterſten Verwürfe ihres Elends zuzog. Sie ward für die letzte im Dorfe geachtet, und in der Geſellſchaft ehrlicher Mädchen nur mit Mühe gelitten. Was niemand tragen mochte, das lud ſie auf, und was niemand aß, das ward ihre Speiſe. So blieb ſie einzeln, ſo zog und trug ſie an den Tagen der Arbeit ſtumm und traurig, und an Tagen der Erholung, wenn ſich alles beluſtigte, ſaß ſie, verbannt vom Umgang der Menſchen, in ihrer finſtern Kammer, und weinte über ihr Mädchen, und lehrte ſie ſtammeln Worte der Ewigkeit.

So giengs zwei Jahre; dann ward ſie krank; dann ſah ſie das letztemal auf, ob ſie etwas erblicken könnte, das zu ihrer Rettung ſich nahen würde; aber die Erinnerung an das Vergangene verſcheuchte den Gedanken an das Zukünftige, ſie ſchloß ihr Herz, und ſank in ihr Elend zurück.

Wenn ihr Mädchen, das nunmehr fünf Jahr alt war, durch kleine Arbeiten nichts gewinnen konnte, dann muſste es vor den Thüren herumgehen, und Brod betteln. Das ſchüttete ſie vor dem Lager ihrer Mutter aus, und das war ihre Mahlzeit.

Sie war jetzt nicht krank, ſondern matt und ſchon zu erſchöpft, um ihre Entkräftung zu fühlen. Ihr Angeſicht hatte keine Farbe, und aus ihren Augen war alles Verlangen erlöſcht; die Zeit ſchien lange zu ſeyn, da die letzte Röthe der ſinkenden Wange entfloh.

„Wenn nur ein Strahl von Ermunterung in dieß Herz käme, ſagte ich, dann käme auch wieder Liebe zum Leben, Hoffnung zur Geneſung.

Sie ſah mich kalt und ernſthaft, und mit einem Blick an, als ſollte von Vorſtellungen der Hoffnung nicht mehr die Rede ſeyn, und als wollte ſie vollendete Thaten richten, wo keine Einwendung Platz finden könnte.

Und iſt der Himmel, dachte ich, ſo ſanft und hold, und gießt über jede Staude, und über jede Blume erquickenden Thau herab! Und was heute welk und kraftlos darniederlag, richtet morgen ſein Haupt auf!

Endlich bekam ſie die Sprache. Es war ihr immer, ſagte ſie, als würde wer kommen, mit dem ſie reden könnte; denn hier verſtünde ſie niemand. Hierauf zeigte ſie mir den Ort, wo in einem Paquet, wovon der Faden faulte, ihre und des Wiſeneks Briefe verwahrt lagen, die ich, bat ſie, nicht verbrennen ſollte, ehe ich ſie geleſen hätte; denn ſie hoffte, daß ſich wenigſtens nach ihrem Tod ein Menſch finden würde, der noch ein Herz hätte, ſie zu bedauern. An dem leeren Raum der Briefe befanden ſich einige Erklärungen derſelben von ihrer eigenen Hand geſchrieben, und nebenbei lagen verſchiedene Papiere, ganz von ihren ehemaligen Lieblingsſtellen aus Romanen überſchrieben, worin von entführten Mädchen, von erzwungenen und unglücklichen Heirathen, von Schwüren ewiger Liebe und Treue, von glückſeligen Inſeln u. ſ. w. gehandelt, und worin viele Stellen unterſtrichen waren, meiſtens Gemälde einer Erdenſeligkeit, die niemals war, und einer Empfindung, die von ſchwärmeriſchem Eigenſinn, und von Luft ſich ernährt. (O ihr Dichter der Liebe, wie liebtos habt ihr die Zärtlichſten der Menſchen mißhandelt!)

Wenn ich meine Schickſale erzählen wollte, ſagte ſie, denn ich bat ſie darum, ſo erzählte ich lieber die Geſchichte in den Tagen des Wohlſtandes; denn keine, die glücklich iſt, denkt wohl daran, wie unglücklich ſie werden kann; bis ſie es wirklich geworden iſt. Während ſie das ſagte, zerrieb ſie eine dürre Roſe, welche ihr das Mädchen geſtern gebracht hatte, und mir kam vor, ſie lachte auf den Staub. Damals ſah ich auf dem Angeſicht eines harten Mannes, der zugegen war, Mitleiden hervorgehen. Ich laß dir, ſagte er, aus den Bretern deiner Kammer die Truche machen.

Suſanne war zwei und zwanzig Jahre alt, und dankte für die Breter der Kammer.

Lange ſchwiegen wir wieder, und ſuchten eines in des andern Auge Troſt und Erbarmung. Und die Nacht draußen war ſo hell, und ſo ſtill!

Armes, leidendes Weſen! Deine Seele war gut und rein, und wie ſie in ihrem Innerſten arbeitete, das muß nie über eines Menſchen Zunge gekommen ſeyn! Die Zerrüttung deiner Familie, deines Vaters Tod, deines Onkels Entfernung, die Qual des guten Sohnes, der um dich warb, das Hohngelächter deines Entführers, der grauſame Schmerz ſeines Vaters über denſelben, — über dich, wie ſchwer lag das auf dir! Es war in dein Angeſicht gegraben; aber es kam nicht über deine Lippen, und wer dich bedauert, und dir geſagt hätte, es wäre Schade um dich, den würdeſt du gebeten haben, keine Läſterworte zu ſagen.

Ich wollte gehen, und blieb, und da ich bleiben wollte, fieng ich zu gehen an. Wer herein gieng, deſſen erſtes Wort war, ein Lebewohl, und dann kehrte er zurück, als käme er eben an, und ſagte: Willkommen! Das wichtigſte, das man zu ſagen hatte, ſagte man unter der Thüre, und dann wiederholte mans immer und immer wieder, als würde man es nie wieder ſagen können.

Was ſie that, that ſie mit einer fürchterlichen Eilfertigkeit, und gieng tief in die Seele deſſen, der ſie anſah. Mit Augen voll Angſt blickte ſie, und wandte ſie ſich im Zimmer herum, und dann hielt ſie ſich wieder ſtill, als wäre es nicht mehr vorhanden, was ſie ſuchte. Zuweilen ſammelte ſie alle Kräfte zuſammen, daß man meinen ſollte, ſie würde forteilen, und dann wars, als hätte ihr eine Stimme geſagt, man würde ihr da keine Herberge geben, wohin ſie die Flucht nehmen wollte. Es war nichts ſo unbeträchtliches immer, das ſie nicht berührte, womit ſie nicht eine kleine Anſtalt machte, dem ſie nicht etwas ſagte, wenn ſies aus der Hand gab, oder noch eine Weile nachſah, wenn es weggelegt war. Und alles mußte in einer gewiſſen Ordnung an ſeinen Ort kommen, und mit einem gewiſſen Nachdruck, als ſollte es eine Zubereitung zu einer großen Begebenheit ſeyn, dahin gelegt werden. Oft beſann ſie ſich über alles, zählte es an ihren Fingern, und nun, wenn es ſchien, als wäre ſie dahin gekommen, ſprach ſies nicht aus.

Als ich aus der Hütte gieng, wandelte nur noch ein Stern am hohen Himmel, und der war bleich, und wie ich ihn den erſten

Augenblick ſah, ſchien es, er würde den zweiten verſchwunden ſeyn.

Als ich gieng, rief ich ihren Namen; da ſah ſie ſtarr hin, und gab ſie mir keine Antwort; dreimal kehrte ich zurück, und als ich ſchon eine Strecke gegangen war, lief ich nochmal an das kleine Fenſter zurück, und nannte ihren Namen; da ſah ſie ſtarr hin, und gab mir wieder keine Antwort.

Leb wohl, unglückliche, zärtliche Landsmänninn! Dein Herz hätte einen beſſern Freund, und deine Abſicht ein beſſeres Schickſal verdient. Die Unerfahrenheit in den Dingen der Welt, und die weibliche Eitelkeit haben dich verführt. Und da war kein Buch, und war kein Lehrer, der dich gewarnet, oder dich das, wofür er dich warnte, kennen gelehrt hätte.

Wiſenek der junge beſitzt viel Einkommen, viel weltliches Anſehen, und beſonders den Ruf eines großen Kunſtkenners, und zärtlichen Menſchenfreundes. Nichts, verſichert die Welt, geht über die Zärtlichkeit ſeines Gefühls; denn er klagt immer über die Trockenheit des Lebens, lieſt die neueſten, und beſitzt die unbekannteſten Romanen, und beſchenkt jedes Mädchen, das er kennen lernt, zur Bildung ihres Herzens mit Werthers Leiden.

Suſannens Grab bedeckt kein Stein, und eine magere Diſtel winſelt manchmal ein unvernehmliches Lied.

Henriette Foley.

Eine rührende Geſchichte.

* * *

Henriette Foley.

Ich habe dieſe Geſchichte aus Urkunden geſammelt; und wenn ſie auch ein Gedicht wäre: — oft rührt, wie wir wiſſen, den ein Gedicht, den alle Weisheit nicht rührte.

Doch hier iſt es zu ſpät, und zu überflüßig, etwas zu erdichten. Wie es Henrietten Foley gieng, ſo widerfuhr es unzähligen vor ihr, und nach ihr. Mit einer Art von religiöſem Ernſt, als wäre es nämlich eines der herrlichen Werke, deren ein Mann ſich rühmen könnte, warf, und bedeckte man mit Stein und Unflath die, welche in eine geöffnete Grube fiel; aber der Gruben heimlichſte zu bedecken, und ebnen Weg zu bahnen für den Müden und Unvorſichtigen, daran hat, ſcheint es, kaum einer gedacht.

Henriette war, (im Verhältniß deſſen, was man ein großes Vermögen nennt) die einzige Erbinn eines unermeßlichen Reichthums; ihr Vater war Beſitzer der Güter R — und L —, und eines der vornehmſten Rathsglieder im Städchen —; aber er war mehr Mann, als Vater, mehr der karge Sammler ſeiner Gelder, als der freudige Haushälter über Gelegenheiten, wohl zu thun. Er füllte ſeine Säckel, ohne jemals daran zu denken, daß ſie wem gehören ſollten, und roh, und unbekannt mit allen Dingen, die das menſchliche Herz angehen, wie er es in einem Ort werden mußte, in welchem man gar nichts las, und in welchem der unwiſſendſte Chikaneur der Menſchenrechte der größte Gelehrte war, — befahl er mit der Miene eines Zuchtmeiſters ſeiner Tochter von Kindesbeinen an, nichts zu thun, ohne ſie mit den Kennzeichen, was böſe ſey, oder mit der Befriedigung des Guten bekannt zu machen.

So erreichte Henriette achtzehn Jahre, ohne beides wahrhaft zu kennen, ohne, wenn ſie gleich nicht verderbt war, im Grund gut zu ſeyn. Sie war rein, und unbefleckt; aber ihre Einbildungskraft war ruhig, ihre Sinne ſchlummerten, und niemand hatte weder Freiheit, noch Gelegenheit gehabt, ſie zu Gedanken der innern Zwietracht zu veranlaſſen; aber voll dern Tags wieder friſch an die Arbeit, dann verſöhnte man ſich mit Feinden u. ſ. w. Mancher dankte im heimlichen Kämmerlein mit einem Herzen voll Tugend dem Schöpfer um das Daſeyn der Liebe, und er war zu deutſch und zu männlich, um anders zu denken. Mit einem Wort, die Liebe, die ſeitdem über Meere geſchiffet, um in irgend einer uns unbekannten Inſel eine neue Kolonie anzulegen, wohnte damals unter uns, und ein züchtiges, ein ehrwürdiges Weſen war eine Geliebte. Sohin darf ich nicht wiederholen, es war nicht in unſerm Zeitalter.

Man ſprach, und rieth bei Gelegenheit von dem Glücklichen, der ſie erhalten würde, und die beſten Väter machten ſchon den Plan zu einem vergnügten Alter, daß ſie ſelbe in Gedanken ihren Söhnen beſtimmten. Henriette Foley war zur Melancholie geneigt, der gefährlichſten Gemüthsart, wenn ſie entzündet wird; aber wenn manchmal ein unwillkührliches fremdes Weh, und eine wunderbare Bangigkeit, wobei man die Einſamkeit ſucht, und klagt, und nicht weiß, worüber, in ihr Herz kam, ſo nannte ſies beim Namen, Langweile, und ſang, und arbeitete es weg. Sie horchte noch nach dem Flispern des Windes im Wipfel der Bäume; und in einer hellen Sommernacht konnte ſie mit ſo vieler Luſt nach den flimmernden Sternen ſehen. So unſchuldig und unbefangen war ſie noch, und nichts gieng ihr ab, als eine Freundinn, welche auch ſo wäre.

Nichts iſt ſeltſamer, als was nun folgt; aber ich weiß nicht, ob die Hälfte der Veranlaſſungen, woraus Bekanntſchaften, und Liebe entſtehen, weniger ſeltſam ſey. Etliche Häuſer die Gaſſe hinab wohnte ein Arzt, ein noch junger Mann von vorzüglichen Talenten. Und die ganze Gaſſe hinab ſtrichen und hüpften Morgens und Abends heimiſche Vögel an den Geſimſen der Fenſter, und wer ihnen Speiſe reichte, bei dem verweilten ſie, dem ſangen ſie, ſo gut ſies konnten, am Morgen und am Abend ein Lied. Aber mit dem Liede war nicht jedermann zufrieden, und wenige hatten Geduld, oder auch Gefühl genug, mit ſelbem vorlieb zu nehmen. Der junge Arzt hatte ſeine Luſt daran, und wie die Vögel vertraulich geworden, daß ſie ſich liebkoſen, und mit den Händen berühren ließen, fiel er auf den Gedanken, einem derſelben ein Zettelchen an das Füßchen feſt zu machen, worauf er der Perſon, welche ſelbes herabnehmen würde, einen guten Morgen wünſchte. Es war die unſchuldigſte Sache von der Welt. Er hatte keine Abſicht dabei, konnte natürlicher Weiſe keine haben, und doch ward dadurch das Schrecklichſie aller Schickſale veranlaßt. Der Vogel kam den andern Tag ohne Zettel; und da jener verſichert war, daß er nicht von Ungefähr herabgekommen ſeyn konnte: ſo war das eben, was er ſich wünſchte. Er behängte ihn ſogleich mit einem neuen, worauf er ſehr künſtlich ein Sonnet ſchrieb, und darin der Perſon, welche es erhalten würde, viel Schmeichelhaftes ſagte. Ach, warum kam es nicht in die Hände eines heutigen Kritikers, der es mit liebreichen Noten beleuchtet zurückgeſandt hätte? Warum mußten es Augen ſehen, die nie etwas Arges ſahen, und Hände berühren, die gemacht waren, Blumen auf den Weg zu ſäen, und dem zarten Stamm am Ufer eine Stütze zu geben. Etliche Tage nachher bemerkte der Mann ein anderes Zettelchen, und ſeine Freude war ohne Gränzen. Schon die Art, wie ers erhielt, und die kleine Angſt, welche er ausſtehen mußte, ob er heute den Vogel auch ſo vertraulich machen könnte, hatte etwas ungemein Angenehmes. Es waren ſehr gleichgültige Worte von einer weiblichen Hand, aber für ihn enthielten ſie ſchon mehr, als jeder andere, und als er ſelbſt bei einer andern Gelegenheit darin gefunden haben würde. Er glaubte darin, ich weiß nicht, was Verbindliches zu leſen, und er empfand bereits einige Verlegenheit, ſchöne, vielbedeutende Worte zu wählen, womit er es beantworten wollte. Er that es, und erhielt wieder Antwort, welche, wie es ihm vorkam, die ſeinige an Witz, und naiver Einfalt immer weit übertraf. Bald ſtellte ſeiner Phantaſie ein Ideal ſich vor, von welchem die Antworten kommen könnten, und er ward nach und nach ängſtlich, und beinahe zaghaft. Was anfangs ein ungefährer Einfall, dann noch ein Scherz, hernach eine Neugierde, und endlich höchſtens ein Zeitvertreib war (ſo nannte ers:), das wurde nun ein Geſchäft. Er ſtand, ehe die Vögel kamen, vor dem Fenſter, gab ihnen ein beſſeres Futter, gab ihnen Wünſche mit auf den Weg, und ſah ihnen mit vielem Kummer nach, wenn ſie fortflogen, ſo weit er konnte. Er gab den kurzen Antworten meiſt eine vielſinnige Bedeutung, ſann ſeiner Seits auf kleine Lockworte, um auf Entdeckungen, die er bereits wünſchte, zu kommen, und o wie quälte er ſich mit Auslegungen, wenn er keine Antwort erhielt! Er machte dem kleinen ſorgloſen Briefträger bittere Vorwürfe, und würde ihn für ſeinen Kaltſinn beſtraft haben, wenn es nicht die Nothwendigkeit erfordert hätte, ihm auf alle Art zu ſchmeicheln, und ſeiner Gefälligkeit zuvorzukommen.

Wozu würde ſich Henriette Foley nicht haben verleiten laſſen! Nachdem ſie einmal den erſten Schritt that, ohne zu wiſſen, warum ſie jemand fragen ſollte, wo führt er hin? that ſie auch den zweiten, und beim dritten und vierten ſagte ſie ſich, dieß führt nicht zum Böſen! und daß die Sache ein Geheimniß war, das machte ſie ihr doppelt werth und reizend. Die Art des Briefwechſels ward dem Arzte bald zu unbequem; er wollte ihn nicht ſo fortſetzen, und wollte ihn auch nicht aufgeben. Das Außerordentliche, wie er entſtand, machte denſelben wichtig. Alſo wagte ers, ſeine ihm unbekannte Freundinn zu bitten, daß ſie ihre Antworten an einen dritten Ort, wo ſelbe ordentlicher und länger ſeyn könnten, legen ſollte. Sie that es, und ich weiß, ſie hätte es nicht thun ſollen; aber ſie wußte nicht, wie ſie dabei etwas Böſes thun wollte, und ſo that ſies denn doch. Ihre Briefe beſtanden meiſtens aus witzigen Einfällen, und nur dann und wann ſcheint etwas hervor, woraus ſich muthmaſſen läßt, wie ſie heimlich gewünſcht haben mögen, ſich einander zu kennen. Wenn ſolche Züge vorkommen, die gewöhnlich etwas Ernſthaftes, und Wehmüthiges haben, ſo folgt darauf eine erzwungene Luſtigkeit; der Liebe aber ward mit keiner Silbe erwähnet.

So währte es ein halbes Jahr, ohne daß eines das andere ſah, und wer weiß, ſo hätte es ſich vielleicht wieder verloren.

Was dem Jakob Foley an ſeiner Tochter Henriette Foley am meiſten gefiel, war jene unterſcheidende Aufmerkſamkeit, jenes Erkundigen um ihr, und ſein Wohlſeyn, womit ſich Väter und Söhne um ſeine Freundſchaft bewarben. Man ſah voraus, daß Er wählen würde, und daher beſtrebte man ſich, den Weg zum Herzen, oder wenigſtens zur Hand der Tochter ſich durch den Vater zu öffnen. Er aber, wenn er manchmal daran dachte, wie viel er Henrietten hinterlaſſen würde, ſtellte ſich nichts weniger vor, als daß ſelbe etwas davon verzehren könnte. Sie heirathet einen, dachte er bei ſich ſelbſt, der auch Geld hat, hernach legen ſie ihr Geld zuſammen auf Zinſen, und ſparen das auch wieder zuſammen, und auf dieſe Art kriegen ſie immer mehr Geld. Weiter giengen ſeine Gedanken nicht; denn ſein Herz war da, wo ſein Geld geweſen.

Ein ſolcher, wie er wünſchte, fand ſich auch. Die Väter wurden des Handels einig, und nun ward der Bräutigam, von deſſen Ankunft Henriette etliche Stunden zuvor Nachricht erhielt, hereingeführt. Wie aber die Aeltern auch noch ſelbſt in der Stunde, wo ſie ihren Kindern unter grauſamen Bedrohungen den gewiſſenloſen Zwang in Abſicht auf ihre Freiheit und Standeswahl auflegen, denſelben noch immer von Freiheit vorſagen, und zu dem Ende einige Gebräuche beobachten: ſo geſchahs auch hier. Das erſtemal ſollte nichts von der Sache geſprochen werden, und die Kinder ſollten ſich einander nur ſehen, um zu erfahren, ob ſie ſich leiden können. „Aber wenn du ihn nicht willſt, ſagte Henriettens Vater, ſo will ich ihn. Zwar kann ich, ich will auch, wenn ich könnte, deine Neigung nicht zwingen; aber ich denke doch, ſetzte er hinzu, dein Vater ſollte es verſtehen, dein Vater ſollte es verdient haben, daß ſein Tochter ihm in einem Stück folge, von dem ſeine einzige Hoffnung, ſeine Ruhe, ſein Leben abhängt.“ O warum iſt es einem Manne mit einem ſo thieriſchen Herzen nicht verſagt, Vater zu werden! Henriette ſchwieg, erwartete, ſah — den häßlichſten reichen Jungen, dem ſeine Denkungsart auf der albernen Stirne, wie ein Brandmal, ſaß. Ich brauche nicht zu ſagen, was wir alle wiſſen, daß auch die liebenswürdigſten Perſonen verlieren, wenn die Seele wider dieſelben im voraus voll Aengſten iſt, und daß uns böſe Charaktere, die man außer dem geduldet hätte, allemal verderbter und unerträglicher vorkommen, ſo bald man ſich mit ſelben vereinigen ſoll.

Henriette wußte nicht, was Widerſtreben und Abſchlagen ſey; aber zärtliche Herzen ſind oft die ſtandhafteſten, und die unüberwindlichſten, wenn ſie einmal ihren Vorſatz gefaßt haben. Wie das furchtſamſte Geſchöpf Waffen hat, womit es ſich wehret, wenn es zu grauſam gereitzt wird: ſo ſträubt die Natur ſich, wenn ſie in ihren Rechten gekränkt wird. Henriette wollte nicht; ſie wollte nicht; ſie konnte nicht wollen; ſie konnte nicht daran denken.

Jakob Foley lachte; es war ein großer Spaß für ihn, und er mußte herzlich lachen, nur that ers nicht, wie andere Menſchen; denn er zitterte mit dem Mund, und knirſchte mit den Zähnen dazu.

Noch etwas ſchlug jetzt in Henriettens Herzen, das lange noch geſchlummert, und niemals mit der ungeſtümen, zehrenden Flamme erwacht wäre. Wie wenn im verzögerten Frühling ein nächtlicher plötzlicher Südwind den Schnee ſchmilzt, die zarten Keime der Gräſer am Morgen geruchvoll da ſtehen, gewaltſam, als ſähe das Auge ſie zunehmen, treiben ſie empor: ſo kam es, war es da, kämpfte es in Henriettens Herzen. Es war ihr, als wäre ihr eine Binde von den Augen gefallen, und ſie ſähe nun alles in einer nähern Verbindung; es war ihr, als müßte ſie den Mann, mit welchem ſie Briefe wechſelte, bedauern, als wüßte ſie, daß ihm beſſer würde, wenn ſie ihm Troſt zuſpräche; ihr aber, däuchte ihr, fehle nicht das Geringſte, und ſo ruhig, und ſo gefaßt, und ſo ſtark, wie jetzt, ſey ſie niemals geweſen.

Das Peinlichſte war, daß es ihr eben ſo unmöglich, als unentbehrlich geweſen, ſich bei ihrem ihr bisher noch unbekannten Freunde zu beklagen. Jakob Foler war ein harter Mann mit Macht und Anſehen, ſie ein hülfloſes Mädchen, hochgeſchätzt von jedermann, aber in dem Augenblick, wo ſie wider ihren Vater Schutz geſucht haben würde, eine Närrinn bei jedermann. Sie mußte mit Jakob Foler gehen, oder krank ſich ſtellen. Und war ſie krank, durfte ſie nicht daran denken, aus dem Hauſe zu kommen. Dieß veranlaßte eine wunderbare Begebenheit. Der junge Bräutigam, welchen zu heirathen Henriette gezwungen werden ſollte, war mit dem jungen Arzt bekannt; und wie man im Stande der Liebe reicher an Einfällen iſt, als zu irgend einer andern Zeit: ſo glaubte jener, dieß wäre eine Gelegenheit, ſich bei Henrietten in Gunſt zu ſetzen, und bei der erſten Nachricht, die er von ihrer Unpäßlichkeit erhielt, ſchickte er den Arzt. Was von jenem kam, war Henrietten verhaßt, und dieſe Gefälligkeit, die ihr zur Unzeit aufgedrungen wurde, war es ihr noch mehr. Indeß, war keine Möglichkeit ſelbe auszuſchlagen. Als ſie den jungen Mann ſah, hörte, wieder anſah, fühlte ſie Friede und Verſöhnung. Es däuchte ihr, wie dunkel von Ferne, es wäre etwas in ſeinem Angeſicht, das ſie lang geſucht hätte, etwas auf das ſie ihre Laſt lehnen könnte. Der Mann ſprach wenig; als Arzt erkannte er ſogleich, daß hier keine Krankheit vorhanden wäre; und als er ihr zu verſtehen gab, wie er muthmaße, daß ein heimlicher Gemüthskummer alle Verordnungen der Kunſt vereiteln möchte: war ſie unruhig, daß er nichts weiter zu wiſſen verlangte; und daß er für ihre Traurigkeit ſo viele Ehrfurcht hatte, und ſo äußerſt beſcheiden war, um ſie nicht im Geringſten auf eine Gelegenheit, wo ſie reden könnte, zu führen, das war es, was ihr mehr als einmal den Mund öffnen wollte. Er wagte es ein paarmal, ihr in Abſicht auf ihren Bräutigam Vorſtellungen zu thun, und es war ihr nicht zuwider. Sie konnte ihn mit Gelaſſenheit reden hören, und ihm antworten, weil er es war, der redete. Ihre Einwürfe von der Seite, wo ſie ſelbe machte, ſchienen dem jungen Arzt ſeltſam; denn ſie hatten von daher wenig Grund; ſie hatten überall das Gepräge von geheimen Urſachen, die niemand erfahren würde. Er gab ihr zu verſtehen, daß er glaubte, die Sache würde doch endlich nicht unmöglich ſeyn; und ſie zürnte nicht auf ihn; er wagte es auf gewiſſe Art, die Abſichten ihres Vaters billig zu nennen; und ſie hieß ihn nicht aus ihrem Angeſichte gehen. Und als er Abſchied nahm, folgte ihr Aug ihm nach, und ihr Herz wurde mit einer Art von Sehnſucht gerühret, als ſie unten die Thüren ſchließen hörte.

Dieſer erſte Beſuch machte den jungen Arzt dem Jakob Feley werth, und werther dem Bräutigam. Sie ſetzten ihr Vertrauen auf ihn, und als er rieth, man ſollte Henrietten nöthigen, frei, und oft in die Luft zu gehen, ſo mußte es geſchehen.

Das erſte, was ſie that, war, daß ſie ihrem unbekannten Freund von allem, was ihr widerfuhr, Nachricht gab, nicht nur Nachricht gab, ſondern in einer Betäubung von Angſt, ihn bat, ſich ihrer anzunehmen, und zu Nachts in ihrem Garten ſich einzufinden. Dieß hätte ſie nun wieder nicht thun ſollen; aber was bei andern Frechheit, und noch mehr geweſen wäre, das war bei ihr die gänzliche Unerfahrenheit und Taubeneinfalt. Sie ſah kein Aergerniß in der Sache, wie dann auch für den keines darin liegt, der ein Herz hat, keines zu nehmen. Auch war in dem, welchen ſie rief, keine böſe Abſicht; aber viel Gefahr war für beide. Und wie das Lamm den Wolf mit der Miene der Ruhe nicht ſcheuet, ſondern ihm wohlmeinend entgegen gehet: ſo gieng Henriette der Gefahr entgegen.

Er kam. Er war es; ſie war es; ihre Herzen ſagten ihnen lange, daß ſie es wären.

Sie hatten die ſtrengſte Tugend nicht beleidiget, würden auch vor dem Gedanken, daß ſie es thun könnten, erſchrocken ſeyn; aber ſie ſahen ſich wieder eine Nacht, wieder eine, und immer lieber. Und ſich vorzuſtellen, wie ſie ſich einander nie wieder ſehen würden, das ſchien ihnen ſchon unerträglich.

Und wer, der es ſo geſchehen ließ, wachte nicht endlich auf, und ſeufzte: Wie geſchah mir! Jeder Theil glaubte, er wäre nicht unglücklich, wenn es nur der andere nicht wäre, und jeder ſuchte den andern zu tröſten. Als Henriette in den Augen des Jakob Foley geſund ward, vergrößerte er täglich und ſtündlich ihre Noth, der Fall ihrer Trennung kam immer näher, wurde immer unvermeidlicher, ihre Herzen wurden ſtets verbindlicher, ihr Umgang unbehutſamer. Und ihr Elend war ohne Grenzen.

Du wirſt oft eine ſolche Geſchichte gehört haben, aber nicht immer, was folgt; und wegen dem Folgenden ſchrieb ich das Vorhergehende.

Henriette wich, um mich ſo auszudrücken, von ſich ſelbſt. Wie der wilde Wind durch die Aeſte pfeift, und heult, und ihm nach das zermalmende Feuer ſengt, und verheert, ſo tobte es, kündigte es ſich an, was es immer ſeyn würde, etwas Grauſes in ihrem Innerſten. Es kochte in allen ihren Nerven, und was in ihr brannte, ſchien nicht mehr nachzulaſſen, bis alles verzehrt ſeyn würde. Es war ihr nicht möglich, in Geſellſchaft zu ſeyn; ſie mußte fort in die Einſamkeit, und da wars noch unerträglicher, ſie mußte wieder Menſchen ſehen. Und mit einem durchbohrenden Blick ſtand ſie vor ſie hin, und dann wieder fort. Es war keine Ruhe mehr; es trieb ſie wieder fort, überall hin, überall weiter. Das Gedächtniß wich, und die Ueberlegung verließ ſie. Und wenn die Beſinnung kam, wie ein Blitz, nach welchem das Gewitter noch ſchwärzer zuſammen ſchlägt: ſo blickte ſie ſtarr in Regionen voll Kummer hin, oder ſtieß ſich den Kopf an die Wand. So war jetzt Henriette, ſeitdem ſie aufhörte, zu ſeyn, was ſie nie wieder werden konnte. So würde nicht jede geweſen ſeyn.

Er überlegte nicht, daß ſie in einem Lande wären, wo ohne Einwilligung der Aeltern kein Eheverſprechen galt; und hätte ers auch gethan; es ſchien ihm ein Leichtes, alles von einem Mann zu erhalten, der Vater wäre, und keine Wahl hätte, als die, den Fehler ſeiner Tochter in den Augen der Welt zu verbergen, und die Laſt ihres Unglückes durch eine vergnügte Ehe zu vergüten, wovon er viel Troſt im Alter, und Ehre bei den Menſchen haben würde, — oder alles zu zerſtören. Dieß war ſein Grund, womit er Henrietten unaufhörlich zu beruhigen ſuchte. Was er außerdem vorbrachte, hatte auf ihn ſelbſt keine Kraft und er hörte oft mitten im Tröſtenwollen zu reden auf.

Der beängſtigte Mann glaubte vor allem, die Geſinnungen des Jakob Foley erforſchen zu müſſen, und brachte daher bei Gelegenheiten, die er ſich machte, manche Vorfälle auf die Bahn, die den ſeinigen von weitem ähnlich wären. Jakob Foley zürnte gewaltig, brach im Eifer mit den heftigſten Drohungen aus, und doch waren es nur Erdichtungen, und immer nur fremde Sachen. Er wüthete einſt, wie ein Raſender, und ſchwur, daß er unverſöhnlich ſeyn wollte. Wider wen? ſchrie der junge Arzt, indem er erſchrocken auffuhr. Hier ſchwiegen ſie beide; denn beide kamen zu ſich.

Der Unglückliche gieng auf allen Seiten um den herum, den er gewinnen wollte; aber es war unmöglich, ihm beizukommen. Wo ers verſuchen wollte, da ward ihm, ehe er mit ſeinem Vortrag zu Ende war, alle Hoffnung benommen.

Aber die Nothwendigkeit weiß wenig, was den Menſchen daran liegt, daß etwas ſo, oder ſpäter, oder gar nicht geſchehe. Er war genöthigt, einen entſcheidenden Schritt zu thun, um ſein Glück oder das unwiederbringlichſte Unglück mit einem Male zu erfahren. Henriettens Zerſtreuung, ſo nannte man ihre Abweſenheiten, ward unmittelbar ihrer Abneigung für die Heirath des vorgeſchlagenen Mannes Schuld gegeben; und da dieſer bei einer großen Kälte und Rohheit des Herzens eben ſo eitel, als reich war: ſo hatte er eine ausdrückliche Erklärung nicht erwartet; doch hatte der junge Arzt das meiſte dazu beigetragen, und ſeine Gründe und ſein Anſehen vermochten ſo viel, daß er von ſeinem Geſuch abſtand; aber einen Groll behielt er im Herzen, den kein Tag wieder auslöſchen würde. Jenen aber bekümmerte das wenig, und wie er ſah, daß alles wieder beigelegt, und von dieſer Seite kein Hinderniß zu fürchten ſey: ſo warf er ſich in die Arme eines Mannes, dem er Menſchlichkeit zutraute. Es war ein großer Mann, einer der würdigſten ſeines Vaterlandes, angebetet von Hohen und Niedern, und doch, wie er des jungen Unglücklichen Geſtändniß und Flehen hörte, ſagte er: Gott vergebe dir deine Sünde, ſo wie er mir die meinigen vergeben wolle. Ich habe darum die äußerſte Hochachtung für das Andenken dieſes Mannes, und wünſche von Herzen, daß meine Leſer, als ſie Henriettens Fall laſen, ſo gedacht haben mögen.

Dieſer wackere Mann gab bei einem Beſuch, den er dem Jakob Foley ablegte, demſelben zu verſtehen, daß er die Urſache von der immer zunehmenden Schwermuth und Unruhe ſeiner Tochter errathen wollte. Er gieng geradezu heraus. „Der Mann, ſagte er, den ich glaube nennen zu können, hat bis auf dieſe Stunde Ihre ganze Hochachtung gehabt, und ich glaube nicht, daß Sie ſelbe nunmehr wegen einem zufälligen Vorzug, der hier kein weſentlicher Punkt iſt, zurückziehen werden. Der Mann, den ich meine, hat kein Geld.“

Jakob Foley ließ ihn reden. Er zitterte bereits vor Zorn in ſeinem Innerſten; doch er ließ ihn reden.

Dafür aber, fuhr jener fort, hat er Verſtand, hat er die Liebe aller derer, die ihn kennen, auch hat er ein Einkommen, ſich und ſeine Frau zu ernähren, und Titel und Rang ſo viel, und ſo bald ſie wollen.

Jakob Foley ließ ihn reden.

Ihnen, fuhr jener wieder fort, darf ich nicht ſagen, daß ein Mann mit Talent und Induſtrie über alles zu ſchätzen, und daß der

Verſtand, wo er ſich bei jemand zuverſichtlich findet, mehr ſey, dann Reichthum.

Dieß war der verhaßteſte Punkt, auf welchen Jakob Foley geführt werden konnte. In ſeinen Augen war alles, was man aufgeklärtere Denkungsart, Sitten, ſeltenes Wohlverhalten u. ſ. w. nennt, ein Traum, und das, was man mit dem Worte, feinere Empfindung, Gelehrſamkeit, belegt, war bei ihm kindiſcher Schultand. Bei ihm unterſchied man ſich nur durch Schätze, und die Kapitaliſten in der Stadt waren ſeine Freunde.

Indeſſen hatte ihn dieſer Vortrag äuſserſt neugierig gemacht, den Mann, von dem die Rede ſeyn ſollte, kennen zu lernen. Jener wollte erſt die Einwilligung, dieſer beſtand darauf, daß er die Perſon kennen müßte. Es iſt der junge Arzt, ſagte der gute Vertheidiger deſſelben.

Jakob Foley lächelte, ſchwieg, trat das Zimmer haſtig auf und nieder. Weiter war nichts herauszubringen.

Offenbar war alles wider den jungen Arzt. Schon der Gedanke, der Beſitzer eines ſo großen Vermögens ſeyn zu wollen, war in Foleys Augen ein baares Verbrechen, und nun erſt, da er ſich die Schleichwege, deren jener ſich bedient hätte, erklären konnte! „Darum ward Henriette durch ſeine Geſchicklichkeit geſund, aber ſchwermüthig! Darum wußte er mit ſo guten Gründen den Sohn des reichen Freundes zu bereden, daß er von ſeinem Geſuch abſtand!“

Schon ſeit geraumer Zeit war die Stelle eines ſehr einträglichen Phyſikats leer. Die Kandidaten, welche mit dem jungen Arzt darum warben, kamen mit ihm in keinen Vergleich. Er hatte den Ruf eines ſehr geſchickten Mannes, und das Vertrauen der Stadt für ſich, und nur der eingeführten Gewohnheit wegen ward noch einige Zeit gewartet. Jakob Foley hatte denjenigen, der die Sache vortragen mußte, auf gewiſſe Art in ſeinen Händen. Dieß geſchah den andern Morgen, und ein Ignorant ward Phyſikus. Gleichwie nun dieſe übereilte, unvermuthete Wahl vieles Aufſehen machte: ſo entſtanden daraus viele zweideutige Muthmaßungen. Es mußte doch etwas an der Sache ſeyn, ſagte man ſich heimlich in die Ohren; aber jetzt ward ihm der Zutritt in Foleys Hauſe verſagt, und nun wars richtig.

Dieſer Schritt war ein Beweis, weſſen Jakob Foley fähig ſey; und jenem blieb nichts übrig, als ſich zu entfernen, um im Falle, daß etwas ruchbar würde, die erſten Stürmen der Wuth abwarten zu können.

Der Mann, der ſich um ihn angenommen hatte, gab ſich alle erdenkliche Mühe, Henrietten zu ermuntern; ſie zu ſich ſelbſt zu bringen; ihr die Ausſicht einiger Hoffnungen wahrſcheinlich zu machen. Henriette war ruhig und ſtumm, ſeufzte nicht, und klagte nicht mit einem einzigen Wort, ſchien ſich vor nichts zu fürchten. Das war es eben, was jenen erſchreckte. Ihm ſchien Henriette entſchloſſen zu ſeyn. Die Hausbedienten ſagten, ſie ſchlafe nicht mehr, und bäte ſie oft, und machte ihnen kleine Geſchenke, daß ſie ihr ſchreckliche Geſchichten erzählen möchten; ſie käme dann nach einer Weile gemeiniglich wieder, und erzählte ſie ihnen immer mit ſchreckbarern Zuſätzen vor. „— Niemand wußte, was er daraus machen ſollte, aber jedermann, der es hörte, entſetzte ſich.

Jakob Foley mußte in Staatsgeſchäften verreiſen, und wenigſtens ſo lange außen bleiben, bis Henriette in der Stille entbunden ſeyn würde. Dieß war das Werk des Freundes.

Dieſe Hilfe anzunehmen, dazu war Henriette ſchon zu todt — oder wie ichs nennen ſoll. Das, wovon ihre Seele in Beſitze genommen ward, war in allen ihren Adern; es war wie ein eiſernes Hemd, und die Arme darunter nach Hilfe auszuſtrecken, war die Laſt zu ſchwer. Zwei Tage nachher, als Jakob Foley verreiſt war, kam ſie zur Zeit der Dämmerung in die Geſindſtube, ſchellte heftig mit der Hausglocke, und nachdem alle Bediente und Bedientinnen zugegen waren, und um ſie herum ſtanden, ſah ſie einen nach dem andern ſtillſchweigend an, und fragte endlich: Wenn aus euch hab ich jemals beleidigt, oder gekränkt nur mit einem harten Wort? „Niemand, niemand, riefen alle.“ Sie ſchien einen Augenblick erfreut zu werden, aber ihre Augen zogen ſich ſchnell wieder zum düſtern Tiefſinn zuſammen. Sie dachte heftig nach. Aber wer weiß, ſagte ſie nach einer Weile, ob Morgen die Sonne ſo ſchön aufgeht. Vermuthlich dachte ſie bei dieſen Worten heimlich an den ſchönen Abend; nach denſelben gieng ſie ganz gelaſſen fort. Die Hausbedienten wunderten ſich ſehr über dieſen Auftritt; aber da ſie ähnlicher Vorfälle ſeit einiger Zeit ſchon gewohnt waren, ſo machten ſie auch nichts beſonders daraus; doch ſah ihr keiner nach, dem nicht Thränen im Auge ſtanden.

Großer Gott, der du keines Sünders Tod willſt, du weißt das Maaß ihrer Vergehungen.

Den andern Tag kam die Nachricht von einer Kindesmörderinn, die man, denn ſie hätte ſich ſelbſt angegeben, nach der Frohnfeſte — geführt hätte.

Die Sache ward ruchbar. Die That war außer allem Zweifel; ſie ward dem kleinen Hofe ſogleich durch eine Staffete gemeldet, und auf der Stelle zum Prozeß geſchritten, — da es doch ein leichtes geweſen wäre, die Sache einige Zeit hinaus zu zögern.

Bei Hofe ward die Sache, (man wunderte ſich nachher ſelbſt darüber), eben ſo hitzig betrieben. Einige gaben dieß dem großen Vermögen Schuld, das, wenn Jakob Foley ohne Tochter ſtürbe, dem Haus — zufallen würde; einige ſagten, ſie hätten Leute bemerkt, die ſich eine große Ehre daraus machten, hartherzig zu ſeyn. Sie ſtellten dem Fürſten den Ruhm vor, welchen ihm die Gerechtigkeit bringen würde. Einige ſagten, es brauche keine Vorſtellung, die Sache liege am Tage. Bei den Meiſten hatte es das Anſehen, als glaubten ſie, in dem Maaß ſündigen zu dürfen, in dem ſie die Sünden der andern beſtrafen würden.

Henriette Foley ward eilig nach dem Schloß — geführt, und der Scharfrichter von — erhielt Befehl, dahin zu kommen.

Ich ſenke den Arm, und ſenke den Blick, und wandle im traulichen Schatten am Ufer eines dunkelmurmelnden Baches. Du, den das Schwätzen und Lachen der Menge, den das Getümmel nicht ſättigt, komm, laß uns meiden die Menſchen!

Hier hüllet die ſternichte Nacht uns in Gedanken ſinnreicher Ruhe. Laß uns nachſinnen den Thränen der Menſchheit!

Henriette Foley war ſich eben ſo wenig bewußt, wie ſie ins Schloß kam, als ſie, ſeit ihrer Flucht aus dem väterlichen Hauſe, kaum um die Hälfte deſſen, was ſie verübte, gewußt haben wird. Wenigſtens war das erſte, was ſie that, als ſie die Augen aufſchlug, daß ſie, wie jemand, der aus einem Traum erwacht, mit vielem Befremden herumſah, und flehend ſie fragte: Wo bin ich? Da die Anweſenden mit ängſtiger Verlegenheit einander anſahen, und jeder den andern, daß er reden möchte, ſtillſchweigend bat, ſammelte ſie ihre Gebehrden, als begriffe ſie wohl, wo ſie wäre, warum ſie hier wäre, und fragte nicht weiter. Wie einer, der nächtlicher Weile in ſein Zimmer unvermuthlich ſieht, beſinnungslos hinſtürzt, tauſend Dinge thut, und nicht thut, und dann des andern Tags, wenn er mit ſeinen Freunden vor der Brandſtätte ſteht, ſelben, was er gethan hat, allmählig erzählet, und ſich manches beinahe ſelbſt nicht ganz glaubt; ſo erinnerte ſich Henriette ihrer Verbrechen.

Und wie jede Erinnerung an dieſen und jenen Umſtand noch im Beginnen war: ſo entſtand ſie ſelbſt nicht, und unterdrückte eine folgende, und keine ward zur Ueberlegung. Was ihr ins Gedächtniß zurück kam, war ihr zu neu, und zu grell, als daß ſie dabei hätte verweilen können, und eben darum glaubte ſie zu gleicher Zeit, ſie würde keine Worte finden, die Größe deſſelben zu ſchildern; denn wer ein Verbrechen begeht, an dem ſein Herz den geringſten Antheil nimmt, der vergiebt ſich gewöhnlich am wenigſten, und an der Ergebung und dem Leiden der Strafe könnte man nicht ſelten ſich einen Beweis von Unſträflichkeit nehmen. Je ſchlimmer der Menſch iſt, deſto mehr Ausflüchte, und Entſchuldigungen wird er gewöhnlich vorbringen, andere, daß er gut ſey, zu bereden. Sie griff, ſagt die Urkunde, oft in die Luft hinauf, und wollte etwas herabreißen, um es ſich über den Kopf zu werfen, und ſich zu begraben; ihren Zuſtand hat noch keine Sprache beſchrieben, und ſo wenig wir Greiſen des Herzens es fühlen mögen: ſo gewiß war ihr lieber, und wieder lieber, ſterben, denn leben.

Ich hoffe, daß mir nunmehr der Leſer eine umſtändliche Beſchreibung, wie die That vollbracht ward, erlaſſen, und annehmen wird, Henriette habe mehr Nachſicht verdient, als mancher nicht fordern kann, der unſchuldig iſt, weil ihn das dicke Buch der Geſetze nicht anklagt.

Sie hätte ſich denn aber, wird man ſagen, nur wem anvertrauen dürfen; ich ſetze hinzu, ſie hätte, ehe ſie die gräßlichſte That verübte, nun lieber in das nächſte beſte Haus laufen, und um Schutz und Verſchwiegenheit bitten dürfen; aber ganze Reiche fielen, — und man hätte nur dieſes und jenes thun dürfen. Zudem weiß ich nicht, wie es manchmal kömmt, daß man in eben den Fällen, wo man der Menſchen am nöthigſten hat, gerade die größte Unluſt empfindet, denſelben ſich anzuvertrauen.

Damals lebte ein ſogenannter Kommiſſär, der, ungeachtet ſeines bereits vieljährigen Berufes, immer mit Leuten, die tödtlich angeklagt wurden, und oft mit grauſamen Böſewichtern, die des Todes ſich mannigfaltig ſchuldig gemacht hatten, umzugehen, dennoch nicht verhärtet, noch des ſchrecklichen Handwerks gewohnt wurde, dennoch gerührt wurde von der Menge menſchlicher Drangſale, öfter nach der Billigkeit, als nach dem blinden, harten Buchſtaben entſchied, und wo er nicht retten konnte, oft mehr litt, als der, dem das Leiden bereitet war. Mit einem Wort, er legte den Menſchen nicht weg, da er Richter wurde, und hätte gerne des Verbrechers geſchont, wenn es nur bei ihm geſtanden hätte, ein beſſeres Mittel einzuführen, um das Verbrechen aus dem Weg zu räumen. Er hatte das entſcheidende Urtheil unterſchrieben bei ſich, und ſollte es Henrietten, ſo bald dieſe im Beiſeyn des einen Mitraths ihr Geſtändniß gleichförmig wiederholt haben würde, ohne Verzug ankündigen; allein ſeine Geſchicklichkeit war eben ſo groß, als ſein Herz gut war; er kannte die Welt, den Uebergang menſchlicher Seelen, die aus Uebereilung, oft aus Eitelkeit grauſam, im Grunde doch weich und gut ſind, und zur Zeit, wo ein Urtheil, das ſie mit Eifer ausſprachen, vollſtreckt werden ſoll, es wieder zurückrufen. Er gieng ſehr behutſam zu Werke, und in der Verſammlung, wo alles voll wilden Eifers war, eiferte er mit; aber nunmehr ſchien es ihm leicht zu ſeyn, ſich eine Urſache zu einer Verzögerung zu verſchaffen, und mit jedem Aufſchub hoffte er zu gewinnen; aber er konnte nicht ſo ſinnreich ſeyn, als Henriette aufrichtig, und ihr Verſchulden ausgenommen, ſich ſelbſt gleich war. Sie vereitelte alle Bemühungen; und wie wahre Verbrecher überall Ausflüchte ſuchen: ſo ſtrebte ihre ganze Seele, ſo lag ihrem ganzen Herzen daran, alle mildernde und entſchuldigende Umſtände von ſich zu entfernen. Es war Henriette Foley.

Wie dabei den Richtern zu Muth war, und mit welchem Zagen, und mit welchem Leiden ſie das Urtheil laſen, das läßt ſich dem nicht ſagen, dem nicht ſein Herz ſchon geſagt hat, wie ihm im gleichen Falle geweſen ſeyn würde.

Indeß hätte bei Hof das beinahe ein Zufall gewirkt, was alle erlaubte Kunſt, und guter Wille nicht zuwegen bringen konnte. Der Fürſt war ein trefflicher Mann, voll herzlichen Gutmeinens für das Wohl ſeines kleinen Staates, und voll Bereitwilligkeit, alles zu thun, wovon man ihn überzeugte, daß es ſeyn ſollte, zu ſäen, wo leere Stellen waren, und ſchlechte Wege zu ebnen. An dieſe Vorſtellung, immer etwas Gutes zu thun, gewöhnte er ſich ſo ſehr, daß es ſeinem Herzen eine Art von Bedürfniß geworden, ſich vorſagen zu laſſen, daß er etwas Gutes gethan habe. Man hielt ihn dieſes Zuges wegen für einen ſehr gnädigen Herrn, und doch war er im Grunde nichts minders, als dieß; denn er hatte einen gefährlichen Fehler, den gefährlichſten, den ein Mann mit Macht, wenn er im Anfall deſſelben entſcheidet, haben kann, — er hatte Launen. Es kam auf eine zufällige Faſſung an, worin er ſich eben befand, wie ihm etwas in die Augen fallen, und von einer guten oder nachtheiligen Seite ihm erſcheinen würde. Er war äußerſt empſindlich; der geringſte Umſtand wirkte auf ihn, änderte ſein Wohlgefallen, das er für etwas eben geäußert hatte, und wem er heute ein Landgut ſchenkte, den würde er zu einer andern Zeit kaum angeſehen haben. Man mußte bei ihm den Augenblick benutzen, und die Herren ſeines Hofes wußten ſich deſſelben trefflich zu bedienen. Sie machten ihn, nach ihren Abſichten aufgeräumt, oder verdrüßlich, und erhielten gemeiniglich, was ſie wollten; nur mußten ſie nicht unterlaſſen, das einen großen Ernſt, und Eifer zu nennen, was an ſich mürriſcher Ungeſtüm war, und mit einem Wort, für jede Bewegung des Gemüthes, die ſie veranlaßt hatten, einen ſchönen Namen zu finden. Es wäre viel hierüber zu ſagen, woraus ſich jeder von uns einen Theil von Hauslehre für ſein Thun herausnehmen könnte.

Mancher wagte gleichwohl einen Schritt, der zu grob war, als daß er nicht hätte mißlingen, und oft die gegentheilige Wirkung hervorbringen ſollen. Die grauſame Luſt, womit einige über die Begebenheit mit Henrietten in ihrem Innerſten jauchzten, verleitete jemand zu einem ähnlichen. Man konnte nicht erfahren, wer es war, der an Jakob Foley den gegenwärtigen Fall, nur den wahren Namen der Thäterin nicht, berichtete, und ihm zugleich ſein Bedenken und ſeine Furcht ans Herz legte, daß in ſeiner Entfernung die Gerechtigkeit gewiß wieder einigen Entſchuldigungen weichherziger Räthe würde nachſtehen müſſen. Das Schreiben war nach Art eines förmlichen Berichts eingerichtet, und es hatte das Anſehen, als würde ſein Gutachten von großem Gewicht für den Ausgang der Sache ſeyn. Dieß war mehr, als nöthig, den Jakob Foley in Flammen zu ſetzen. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, zu denken, wie viel an ſeiner Meinung gelegen ſey, und reitzte ſeine wilde Gemüthsart, womit er ſich in ſeinem Kollegium dadurch auszeichnete, daß er niemand ſchonte. Wie er dem Rang nach einer der erſten war, ſeine Stimme zu geben: ſo that er dieß mit ſolcher Hitze, und ſolcher Gierigkeit, ich finde kein paſſenderes Wort, mit ſo einer Gierigkeit, daß er manchen, der nach ihm ſprechen, und wegen Verhältniſſen mit ihm ſeine Gewogenheit ſuchen mußte, furchtſam machte, frei zu reden, und die Stimme ſeines Herzens, als eine Angelegenheit deſſelben, zu behaupten. In allen Geſellſchaften erwähnte er jenes Kaiſers, der, wenn er vor einem Galgen verbeiritt, den Hut abzog, und die Worte, salve sancta Justitia, waren allemal die erſten Worte, die er ſchrieb, wenn er ſeine Feder ſich zuſchnitt. Dieſer Spruch war auf allen ſeinen Papieren zu ſehen, und machte einen höchſt merkwürdigen Zug ſeines Charakters aus, ſo unbeträchtlich er ſcheinen mag. Wenn man ihn ſeiner Strenge wegen manchmal in die Enge trieb, ſo ſetzte er gewöhnlich hinzu, ich würde nicht anders ſprechen, und wenn es mein eigen Kind beträfe. Man kann die Antwort, welche er dießmal ſogleich zurückſchrieb, ſchon vermuthen; er ſendete ſie unmittelbar nach Hof. Es war mehr eine Klagſchrift wider ſein Kollegium, welches er in der Hitze unverdienter Unordnungen, und eines jugendlichen Leichtſinnes, womit ſie die Sachen anſähen, beſchuldigte. Von den jungen Räthen ſagte er, ſie wären mehr Gelehrte, als wahre Rathsmänner, leſen lieber Bücher, als Caſus u. ſ. w. Hätte er in unſern Tagen gelebt, ſo hätte er ſie Belletriſten geſchimpft, ein Wort, das jetzt jeder elende Dummkopf, ohne eigentlich zu verſtehen, was er ausſpricht, um ſeine Unwiſſenheit und Bärenträgheit zu bemänteln, mit vielem bittern Hohnlächeln wackern, hellern Männern zum Vorwurf macht.

Nach weitläufigen, heftigen Deklamationen, worin Jakob Feley die Folgen einer ſolchen Verfaſſung, wie er die Verfaſſung ſeines Kollegii anſah, ſchilderte, ſprach er, mit Hintanſetzung der Ehrfurcht, und Beſcheidenheit, das Todesurtheil über die gegenwärtige Verbrecherin aus, und dieſer Meinung würde ich ſeyn, ſetzte er hinzu, wenn es meine eigene Tochter beträfe. Es war eine meiſterhafte Liſt von dem, der dieſes Schreiben veranlaßte. So, wie er den Fürſten gekannt haben müßte, konnte er vorausſehen, wie hundert Veranlaſſungen möglich wären, denſelben, ehe das Urtheil vollſtreckt wäre, andern Sinnes zu machen; und, es mag nun ſeyn, daß er nur dem Jakob Foley einen empfindlicheren Streich verſetzen wollte: ſo hatte er ſich eben ſo zuverſichtlich beredet, daß dieſe Erklärung, welche ſelbſt von dem Vater der Miſſethäterin käme, jenen deſto ſtandhafter machen würde, ſeinen Ausſpruch in keinem Vorfall zu ändern.

Aber der Fürſt hatte viele Güte und Menſchlichkeit im Innerſten, und in ſo erſchütternden Fällen, wie dieſer gegenwärtige war, gieng ſie, ſtrömte ſie hervor. Er erſchrack heftig, als er dieß Schreiben las, und änderte ein über das andere Mal die Farbe. Statt damit zufrieden zu ſeyn, daß ſelbſt Jakob Foley ſo ſtreng, wie die Gerechtigkeit, dächte, erweckte dieſer Umſtand vielmehr ſeine Aufmerkſamkeit. Dieſe außerordentliche Härte mißfiel ihm, erweckte günſtige Gedanken für Henrietten in ihm; er fieng an, zu vermuthen, daß man ihr eben ſo drückend vom Anfang begegnet ſeyn müſſe, und das Unglück, von niemand vertheidigt und gänzlich verlaſſen von jedermann zu ſeyn, rührte ſchon ſein Herz mit leiſem Kummer, der kaum, wie gelinde Wogen durch ein Fächeln auf einer ſtillen See erweckt, auf das Geſicht trat, als ihn die Höflinge laſen, ausdeuteten, ihm entgegen giengen; ſie thaten, was der Fürſt that; ſie bedauerten; ſie waren von Henriettens Unglück mehr noch gerührt, als er ſelbſt; „ein ſo gutes Mädchen, das zuverſichtlich eine der unſchuldigſten geweſen, bis auf den Tag, wo ſie fiel, ſetzten ſie mit zweideutiger Miene hinzu; das man ſo gerne entſchuldigen möchte, weil es das Laſter kaum kannte, wenn nur das übrige nicht zu auffallend wäre, als daß es jemand unbekannt ſeyn könnte; das ſchon die erſte Stunde ſo viele Reue bezeigte, — vielleicht, weil ſie Vergebung hoffte, legten ſies aus. Auch bedauerten ſie jeden empfindenden Fürſten in gleichen Fällen; dieß wäre, verſicherten ſie, unſtreitig eine der ſchwerſten Pflichten, und ſie auszuüben, dazu gehöre eben ſo viele Größe und Starkmuth des Geiſtes, als Zärtlichkeit des Herzens, ihre Würde zu fühlen; und ſo, indem ſie den Fürſten rühmten, und gar keine Worte fanden, um auszudrücken, wie gut, und menſchlich, und gütig er wäre, brachten ſie ihn dahin, ſein eignes Herz zu betrügen, und aufs neue, ſo ſtreng und unbeugſam, als ein Menſch es ſeyn kann, zu bleiben.

Jedermann, der gewohnt iſt, aus dem Aeußeren zu ſchließen, ohne auf die innern Beweggründe zu achten, bezeigte ſein Wohlgefallen über dieſe Unpartheilichkeit, wie mans nannte, und indeß hatte nicht ein Fünkchen gerechten Eifers daran Theil genommen. Jakob Foley war dieſem und jenem, deren Sache er nicht nach ihren Erwartungen behandelt hatte, lange verhaßt; einige trieb heimlich eine noch ſchwärzere Unruhe; ſie beneideten denjenigen, dem Henriette zu Theile geworden ſeyn würde; den übrigen, und dem größten Theil war die Neuheit der Begebenheit, ich weiß nicht, wie angenehm; ſie konnten in Geſellſchaften davon reden, ſich ſogar eine wichtige Miene geben, — das wars, und das, und etwas Aehnliches iſt es gewöhnlich in der Welt.

Haben Sie hier nichts mehr zu beſtellen? ſagte zu Henrietten der menſchenfreundliche Richter, und dieß ſollte das Zeichen der ſchrecklichen Stunde ſeyn, er wußte kein beſſeres, der Schmerz ließ ihn nicht ſinnreich ſeyn; haben Sie hier nichts mehr zu beſtellen? ſagte er, ſo behutſam, als er konnte; er hätte ihr ſo gerne etwas beſſeres geſagt.

Er hatte über die Zeit, die ihm beſtimmt war, gewartet, und günſtige Nachrichten von Hofe gehoffet, und nun kam das Urtheil, daß alles vergebens ſey. Es war drei Uhr Nachmittag, und auf Henriettens Grabhügel ſollte heute der Thau noch fallen.

Sie ſaß, ſagt die Urkunde, in einem finſtern Zimmer, worin ſie gleich bei ihrer Ankunft die Läden geſchloſſen hatte, und hatte Blumen vor ſich; deren nahm ſie eine nach der andern, als wollte ſie ſelbe in einen Strauß zuſammenfügen; aber wenn ſie eine gegen die andere hielt, gefielen ſie ihr wieder nicht, und ſie warf ſie auseinander. Zuweilen legte ſie ſelbe vor ſich mit einer Ordnung, und verweilte mit dem Zeigefinger mit einer Miene darauf, als wollte ſie dabei eine Geſchichte andeuten, und ſagen, das bin ich, und ſo war das andere; oder, was ſie ſonſt erzählen wollte; (denn wer verſteht ganz die Sprache der Unglücklichen, denen ihr Leben zur Laſt iſt?) Geendigt aber hat ſie nie wieder, was ſie anfieng, und wo ſie etwas einen Augenblick hingelegt hatte, da nahm ſie es den andern wieder weg; dann ergriff ſie es wieder, dann legte ſies wieder weg. Ihre Augen faßten alles ſcharf an, und große Tropfen des

Kummers rannen ihr einzeln von der Stirne auf die Wangen. So trieb ſies ſeit ihrer Ankunft, die Zeit ausgenommen, wo ſie auf die Fragen, die man ihr vorlegte, antworten mußte.

Der Commiſſär war froh, daß ſie die obige Frage nicht verſtanden hatte; und da ihm bang war für alles, was ſie ihm zur Antwort geben würde: ſo wiederholte er ſie nicht wieder. Er wandte ſich alſo an ihre gegenwärtige Beſchäftigung, und indem er ihr eine Weile zuſah, und wahrnahm, wie ſich ihre Seele auf das äußerſte anſtrengte, in dieſem Kinderſpiel eine Art von Ordnung oder wenigſtens Zerſtreuung zu finden, und ſelbe nicht finden konnte, ich ſehe, ſagte er, und wollte hiemit die gleichgültigſten Worte vorbringen, ich ſehe, ſagte er, es will ſich nichts, wie Sies wünſchen, zuſammenſchicken.

Nein, erwiederte ſie, und ließ die Hände ſinken, es wird ſich nie wieder zuſammenſchicken. Sie hätte nichts paſſenderes ſagen können, um ein Gemälde ihres Herzens zu ſchildern, worin alles zerſtört war.

Das einzige Glück in ihrem Elend war, daß ſie nie ſo zu ſich ſelbſt kam, um ganz ihr Unglück zu fühlen. Verbrechen und Strafe ergriffen ſie zu gleicher Zeit, und jedes wirbelte mit ihr in Abgründe, wo ſie nicht Zeit fand, ſich an etwas zu halten; aber in jeder Rede, die ſie vorbrachte, war viel Gewicht, und ein ſeltſamer, ernſter Sinn, ſo daß nach jeder Antwort beider Seits ein tiefes Stillſchweigen erfolgte.

Dieß Schweigen war grauenvoll, und die Nacht, in der ſie ſich mitten im Tag befanden, vermehrte daſſelbe; es ſchnitt durch Mark und Herz, die Tritte der Wenigen, die im Schloß hie und da vertheilt waren, zu hören.

Sie horchte nach jeder Bewegung, und nun auf einmal, als vernähme ſie rufende Stimmen von Ferne her, ſtand ſie plötzlich auf, und vertheilte die Blumen, und einige Kleinigkeiten, die ſie bei ſich trug, an ihre Freunde zum Andenken. Mitten in dieſer Vertheilung brach ſie wieder ab, und indem noch eine Menge Blumen vorhanden waren, fragte der Rath, wem dieſe gehören ſollten. Dem, antwortete ſie eilig, wo ſich ein Ankläger finden würde, und kein Erbarmer. Dieſe waren ihre letzten Worte, die ſie in einem Zuſammenhange ſprach, und bald darauf ſchiens, als werde ihr dunkler ums Aug. Die Perſonen, welche ſie nannte, und an welche ſie ihre letzten Geſchenke reichte, erinnerte ſich niemand, jemals geſehen zu haben; ſie erwähnte mit keiner Silbe ihres Vaters, noch ihres unglücklichen Liebhabers. Bei dem Namen Freund, an den man ſie in der Angſt, wie wohl ſehr unvorſichtig, erinnerte, ſah ſie mit einer ſtarren Miene hin, als begreife ſie nicht, was man meine. Sie konnte es auch nicht; ſie hat den Mann, den vertrauliche Freundſchaft nicht zur Schwachheit verführte, wodurch Schande und Menſchenfluch über ſie gehäuft wurde, nicht kennen gelernt. Auch hierin war ſie, wenn ich ſo ſagen darf, glücklicher; denn ſie hatte weniger zu verlieren.

Man wollte noch die Läden des Zimmers öffnen; aber ſie winkte mit gefalteten Händen, man möchte es nicht thun; ſie wollte den goldenen Tag nie wieder ſehen; er war ihr düſterer, denn die düſterſte Dunkelheit. Zur Ruhe winkte der Abend. Ich eile von hinnen.

Indeß war viel eitels loſes Geſchwätz in Häuſern und auf den Straßen, und viel Aufruhr unter der Sonne. Den Höflingen, welche an der Sache den größten Antheil genommen, lag daran, ſelbe kund zu machen. Die Nachricht erſcholl, und verbreitete ſich durch das Land, wie wildes Feuer durch Saaten; ſo hörte Jakob Foley die Nachricht; ſie war durch häufige Briefe ſeiner guten Bekannten begleitet, die ihm ihr Beileid bezeigten, und in ſyſtematiſcher Ordnung Gründe des Troſtes zuſchrieben. Alle bedauerten, daß er gewiſſermaßen, wie ſie ſich ausdrückten, ſeine eigne Tochter verurtheilt habe.

Jakob Foley war ein harter Mann; aber dieſe Nachricht machte ihn zum Vater. Eine Weile war er ſtumm, ſtand er erſtarrt vor Schrecken; jetzt ſchlug er in den Wind mit dem nervichten Arm, und heulte gen Himmel.

Was ſchreiben konnte, das mußte gegen Hof ſchreiben, bitten, anbieten, klagen über unerhörte Intrigue, und wo Pferde waren, die mußten laufen. Er ſelbſt riß ſich auf, jagte nach Hof, und ihm voraus jagten Schmerz und Verzweiflung.

Er konnte ſich nicht ſelbſt abläugnen, was er in Vorfällen dieſer Art oft gerathen, und gethan hatte, und wollte es auch nicht; er verwies ſich ſeine Grundſätze unzählige Mal mit allem dem Abſcheu, den ſie verdienen, und man ſah, wie der Menſch ganz anders handeln, und was er thun würde, wenn ihm jede Sache ſo am Herzen läge, als thäte er ſie für ſich.

Jakob Foley fand Gnade bei dem Fürſten und eilte mit der Ankündigung derſelben nach dem Schloß. Man ſah bei Hofe voraus, daß es zu ſpät ſeyn würde, und erwartete theils mit Kummer, theils mit Neugier den Ausgang.

An dem einen Ende des Schloßgrabens iſt heute zu Tag noch ein öder, und verlaßner Platz mit uralten Birken, deren Aeſte häufig ſchon abſtarben, beſchattet. Unter ärmlichen Hügeln ruhen hier diejenigen, deren Namen vergeſſen ſeyn ſollten, und zerſtreut, wie vom Zufall, liegt nur auf einzelnen Hügeln ein Stein, und kein Name darauf. Die Einwohner fürchten den Ort, und weichen ihm immer eine Strecke Wegs von weitem ſchon aus, als wären Geſpenſter hier, und ſo zuverſichtlich, als ich dieß ſchreibe, liegt hier mancher große Mann, manche ſchöne Seele, deren die Erde nicht würdig war. Was haben die Menſchen nicht für Namen erfunden, um ſtrafen zu können, und welchen Propheten ſchlugen ſie nicht todt vor dem Altar? Die Birken weinen ſo vielen Jammer herab, wenn ein Lüftchen ſie reden macht, und mit dem rührenden Klappern ihrer Aeſte erzählen ſie ſo rührende Dinge! Man ſehe oft Fremde, von denen man nicht wußte, wer ſie wären, herumirren, erzählen die Einwohner, und ſehe ſie ſuchen. Sie ſuchen viel Großes, denn hier iſt viel Großes verborgen, ihr redlichen Einwohner. Ich möchte ſie kennen die Fremden.

Der Henrietten hieher bringen ſollte, ließ, um alles unnützliche Aufſehen zu verhüten, den ganz kleinen Hügel mit einem alten Steine bedecken. Er ſelbſt wollte nicht fortreiſen, ohne den Ort zu beſuchen, war bereits eine Weile herumgewandelt, und ſetzte ſich, trüb und ermüdet, auf Henriettens Grab. Sein Herz ſang Lieder der Klage, und ſeiner Seele entſtiegen große Gedanken. Nie kam dieſer Abend wieder aus ſeinem Gemüthe.

Plötzlich ſprengte ein Reiter daher; Jakob Foley ſah den Richter, den er kannte, von fern, ſprengte, wie unſinnig, über den Teich und Graben, und faßte haſtig des Richters Hand. Dieſem hatte der Schrecken, jenem Freud und Furcht die Stimme gelähmt. So ſahen ſie ſprachlos einander an, keiner fand in des andern Miene, was er ſuchte, und doch glaubte jeder, es gefunden zu haben. Es war ein ſchrecklicher Augenblick.

Jakob Foley zog ſein Schreiben hervor, wollte gehen, ſehen, wollte Henrietten ſehen. Der Richter las, verſtummte von neuem; er glaubte zu ſinken, und ſinken zu ſehen den Mond mit den Sternen.

Die dringende Hitze des Vaters brachte ihn zu ſich; er bat ihn, ſich und jene zu ſchonen, und indeß hier auszuruhen, bis ſeine Ankunft gemeldet ſeyn würde. So ſetzten ſie ſich, Vater und Richter, auf Henriettens Stein. Jakob Foley ſah ſcharf umher.

Am hohen Himmel blinkte der Abendſtern, und wie der Thau auf Blumen, ſo goß ſich Ruh und Schwermuth in weichere Herzen. Aber das erſtemal in ſeinem Leben wurde Jakob Foley gerührt.

Er bemerkte den Stein, worauf er ſaß, hieng lang mit ſeinem Blick über ihn, und ein Schauder des Mitleids faßte ſein Herz. Doch iſt, glaube ich, dem wohl, ſagte er, der hier unten nun ſchlummert.

Der neben ihm ſaß, hieng auch über den Stein; aber er konnte nichts antworten.

Jenem war, als wenn etwas näher ihm angieng; immer näher käme, vertraulich ſich an ihn ſchmiegte. Ein ſo guter Menſch, ſo gut, und zärtlich, ſo ſchonend, ſo theilnehmend war er in dieſer Stunde.

Die man, fuhr er fort, mit feierlichem Pompe in ſtille Grüfte verſenkt hat, ſchlummern dieſe Stunde nicht beſſer.

Und als du hieher kamſt, wie vieler Augen wurden um deinen Sarg geröthet! um dich trauerte dein Bruder; deine Schweſter beweinte dich. Und wenn dein Vater noch lebte — hier hielt er inne. Drei heiße Thränen fielen ihm aufs Grab. Es waren die erſten Thränen, (denn nur die edelſten Seelen haben Augen, zu weinen) die aus ſeinem Herzen ins Aug floſſen, und ſie fielen auf ſeiner Tochter Grab.

Jakob Foley erholte ſich. Wenn, fieng er, wie von neuem, an, und wenn dein Vater noch lebte. — Er wiederholte die Worte wieder, und wieder, und brachte ſie niemals zu Ende.

Der neben ihm ſaß, hieng auch über den Stein; aber er konnte nicht antworten.

Während dieß geſchah, mußte ein Schloßbedienter etlichemal hin und wieder gehen, und ſehen, wie Henreitte ſich befinde. So hatte der gute Richter es angeordnet. Jakob Foley glaubte, ſeine Tochter ſchlummere. So oft der Bediente mit der Nachricht kam, gieng er ihm mit der Frage entgegen, ob ſie noch nicht erwacht ſey, und dann nahm er wieder ſo traurig ſeinen Platz neben ſeinem Gefährten ein.

Wie ihm aber ward, als er endlich doch gieng, ſeine Tochter zu wecken, das will ich ein anderes Mal ſagen.

Ein Unbekannter ließ ihr den ſchönen Stein legen, der noch zu ſehen, und worauf dieſe Inſchrift gegraben iſt: Hier iſt eine Roſe dem Sturm entfallen. H. F. Die Nachbarn zeigen den Stein, und wer vorübergeht, zieht eine Hand voll Wermuth vom Grabe.

Geſchichte der ſchönen Bürgerstochter in München 1

Henriette Selby, eine rührende Geſchichte 259

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Grosse.

Neunter Band.

Kempten, 1832.

Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Bbg 163 13

Lorenz v. Westenrieder's

sämmtliche Werke.

Erſte Originalausgabe.

◆

Neunter Band.

◆

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ueber die Ehe.

Glücklich diejenigen, deren Herzen, deren Glück, deren Weſen ein günſtiges Geſchick vereiniget hat. Nicht die Verbindlichkeit eines menſchlichen Anſehens oder der Geſetze — die ſo oft der Natur und dem Gefühle unſrer Herzen zuwider ſind — knüpfet dieſes ſchöne Band; ſondern jener mächtige Trieb der Aehnlichkeit, wodurch alle unſere Leidenſchaften in Liebe ſich verwandeln; wo die Freundſchaft ihre ſanfte Macht ausübt; wo ein reines Feuer die Hochachtung und Seeleneintracht belebt; da kann nie Ungleichheit der Gedanken, nie Widerſpruch im Wollen entſtehen, da herrſchet grenzenloſes Zutrauen; denn Liebe läßt ſich nur mit Liebe begnügen, und ſo kann das Glück einer Verbindung dauerhafte Sicherheit erlangen.

Thomſon.

Werthe Landsleute! ihr Bayern! die ihr zuſammengetreten, durch dieſe Blätter Licht über unſer dämmerndes Vaterland zu verbreiten, und befruchtende Wärme in die aufthauenden Herzen unſerer Bürger zu hauchen: nehmt hin dieſen Aufſatz! der welkenden, der reifen, der blühenden Generation iſt er gewidmet; dem erſten, innigſten, heiligſten geſellſchaftlichen Bande iſt er geweihet: Scenen des Unglückes haben ihn veranlaſſet; Empfindung hat ihn niedergeſchrieben, tiefe Empfindung! — Mitempfindung gebe ihm die Kraft, zu warnen, zu rühren, zu belehren.

Menſchen! ſtolzes Geſchlecht! die ihr, um den Schall eures Namens zu verewigen, euch ſchaarweiſe verſammelt, Kräfte mit Kräften in's Tauſendfache verbindet, den Schoos der Erde durchwühlet, die Gewölbe der Berge einſtürzet, und tollkühne Denkmäler aufthürmet, die der Hauch eines Orkans, das Wiegen eines Erdbebens, das Nichts der rinnenden Jahre wieder verſtäubet, wegſpühlet; die ihr willkührlich die Oberfläche der Erde umſchaffet, Elemente verſetzet, Ströme vertrocknet, und Grenzen dem Meere gebet, die ihr zu allen Zeiten dem Schöpfer, dem allmächtigen nachäffet, und Tempel mehr euerer Kunſt und Kühnheit, als ſeiner Gottheit gebauet! — ſagt! könnt ihr, Mächtige! einen Wurm bilden? — ihn beleben? — — und wenn euch euer Schöpfer das Recht und die Macht gäbe, ſein Ebenbild zu bilden? Weſen, die euch gleich ſind; Leben, Leben ohne Ende zu geben? den Augenblick zu beſtimmen, wo eine denkende Kraft entſtehen, und in die Ewigkeit fortwirken ſolle? — was wäre mit dieſer rechtlichen Macht vergleichbar? Dieſe giebt euch die Ehe.

Menſchen! immer durch innerlichen Trieb vereiniget: durch Bedürfniſſe verkettet! und immer durch Eigenthum und Selbſtigkeit wieder getrennt, nennet mir euer geſellſchaftliches Band. Iſt's die Menſchheit, die unter euern Schwertern verblutet? Iſt's das Vaterland, dem ihr um euretwillen dient? Sind's die Geſetze, denen ihr gehorchen müſſet? — Nennet mir das Band, das der Schöpfer an den erſten Menſchen feſt machte, den letzten damit zu halten: alle dazwiſchen freiwillig, und doch feſte, feſte, und doch angenehm zu binden. — Nennet mir die Geſellſchaft, von der ihr ſagen könnt: „Daher führte mich mein innerer „Trieb! ich bin nicht mehr eine einſame, troſt- „und hülfloſe Einheit, ich bin zwei: wir ſind „nicht mehr durch Wille, Eigenthum, Miß- „trauen abgeſonderte Zwei, wir ſind Eins!“ Könntet ihr ſie verkennen dieſe Geſellſchaft? — Es iſt die Ehe, und der daraus entſpringende Familienſtand.

Menſchen! Mitteldinge vom Engel und vom Viehe! die ihr raſtlos nach Vergnügen und Wolluſt jaget, in der Materie ſie ſuchet, auf außerweſentliche Undinge ſie bauen, mit Blut oft kaufen, mit Laſtern und Schande bezahlen wollet; haltet! ehe ihr von Luftgerüſten ſtürzet; ehe Unſchuld über euch Wehe ſchreie; ehe eure abgewürdigten Seelen zu empfinden, eure ausgedorrten Körper zu fühlen aufgehöret; haltet! — Es iſt ein Stand, wo Tugend bei der Ruhe, Ruhe beim Vergnügen, inniges Vergnügen beim Ausgießen einer Seele in die andere wohnet; wo Wolluſt des Himmels nie welkende Roſenketten um ein liebendes Paar windet: Unſchuld deckt es; ihr balſamiſcher Duft tödtet die Nattern des Verdachtes, der Untreue, die Würmer der Reue: hingeriſſen vom Strome des überweiſenden Gefühles kennt es nur mindere Vergnügen; kein gleiches, als die Dauer ihres ſeligen Standes: die Tugend verheißt ſie ihm, und die Zeit winkt ihm hin über das Grab. Liebe ohne Grenzen; Wolluſt ohne Reue; Genuß ohne Störung! Menſchen! wo findet ihr das? — In der Ehe.

Die Ehe alſo iſt die rechtliche Ausübung der erhabenſten Macht des Menſchen: ſie iſt das erſte, wahre, heilige Band des Menſchengeſchlechtes: ſie iſt der Stand der höchſten Wonne des irdiſchen Menſchen.

Doch! es ſtehen Zeugen wider mich auf; Thränen Unglücklicher; Geifer der Raſenden; Hohngelächter der Böſewichter rufen mir entgegen: Falſch! falſch! —

Seht jene Leichtfertige, wie ſie ihren Gemahl, ihre Kinder vorüberhüpft, auf den Fittigen der Amoretten, und der Scherze hinſchwebt in die faſelnden Kreiſe der Zeitenmörder, hin zur Verführung, hin zur Betäubung, hin zum Verrathe ihrer Pflichten. Verwahrloſet, verwildernd toben die Kinder um den gebeugten Vater, der mit Augen, ſchwimmend in wilden Thränen, auf ſie herabſieht, und der Stunde fluchet, da er Gatte ward.

Seht jenes froſtige Paar; drei Monden dauerte die Liebe, die es ein Paar werden hieß. Gefällig trägt ſie noch ſeinen Namen; und gefällig theilt er noch mit ihr ſeine Renten: ſie ſcheinen noch einander gekannt zu haben, und ganz ſäuberlich ſich gegen einander zu betragen. Die Roſenkette fiel von ihren ſchlappen Armen, und Schlaf und Gleichgültigkeit erſtarret ihre Herzen; bald erwachen ſie, ſehen die Roſen entblättert; Grauſen und Verachtung durchſchauern ſie; ſie zerreiſſen die blumenloſen Bande, und rennen, frei, wie ein Rebell, durch entgegengeſetzte, am Ende ſich vereinigende Wege in's Verderben: nur da finden ſie ſich wieder.

Seht dort den Elenden, den Bruder der Eumeniden! wie er um eine liebenswürdige, ſanfte, ſchuldloſe Gattinn herumſchleicht; wie er ihre Zärtlichkeit mit Vorwürfen, ihre Umarmungen mit eiskaltem Verdachte erwiedert: wie er launet; wie er brütet; ihre liebevollſten Gedanken mit ſeinen Drachenaugen vergiftet; wie er den Dolch wetzt, ſein Glück zu morden.

Hier füttert ein herriſches Weib den gekauften Gemahl; da zittert eine edle Seele unter der Zuchtruthe eines Sultans; hier verweint eine empfindſame Grazie den Frühling ihrer Tage, und wird nicht mehr ſeyn, ehe ſie Gegenliebe erweinet habe; da opfert ein Wollüſtling einer liebenden Unſchuld mit Ueberbleibſeln der Phrynen; dort pflanzet eine eheliche Lais durch Kinder des Ehebruches die Schande in das Geſchlecht des entehrten Mannes fort. —

Und das iſt die Majeſtät? dieß das feſte Band? dieß die Wonne der Ehe?

Eine Thräne der Menſchlichkeit ſey dieſen Unglücklichen; ein Blick der Verachtung dieſen Verbrechern gezinſet: aber ruhige Fragen ſeyen meine Antwort:

Kannten dieſe Menſchen die Ehe?

Prüften ſie ſich dazu?

Wählten ſie? und frei? und weßwegen?

Liebten ſie ſich? und warum? und wie?

Prüften ſie einander? und wie? und wie lange?

Schätzten ſie ſich?

Sympathiſirten ſie?

Warum heiratheten ſie?

Führet ſie nun paarweiſe vor das Gericht; fraget ſo; ſie ſollen antworten. — Verführung, Uebereilung, Lüſte der Sinne, Zwang der Aeltern, Habſucht, Ehrgeiz, Politik, darauf werden ihre Klagen, ihre Entſchuldigungen gegründet ſeyn.

Allein! eine unzertrennliche Geſellſchaft nicht wählen; den gewählten Geſellſchafter nicht kennen; iſt das nicht Unſinn?

Ihn nicht prüfen; ein lebendauerndes Werk in einem Augenblicke beſtimmen? iſt das nicht Verwegenheit?

Liebe ſchwören, und nicht empfinden; ſeinen Körper um Geld, ſeine Freiheit um fantaſtiſche Ehre verkaufen, oder feige verkaufen laſſen; einer Beiſchläferinn ihren Lohn mit ſeiner Ehre bezahlen! iſt das nicht Niederträchtigkeit? Schande!?

Wer wird aber ſo den Schöpfer läſtern, und glauben können, Er! der Allweiſe! habe die Bildung ſeines Ebenbildes, die Aufnahme neuer Bürger der Ewigkeit, die Feſtigkeit der geſellſchaftlichen Kette Narren und niedrigen Seelen anvertrauet? und die nur der Tugend und Liebe eigene Wonne an Verbrecher und empfindungsloſe Menſchen verſchwendet?

Und doch, da die Natur überhaupt jeden Menſchen zu einem Geſchlechte geordnet, ſo iſt der Schluß, daß auch jeder Menſch *) überhaupt von der Natur zum Gegenſtand, zur Kette, zur Wonne der Ehe beſtimmt ſey. Iſt das nicht Widerſpruch!?

Nein! aber höret mich, lebende Generationen! die du welkeſt! die du reif biſt! die du aufblüheſt!

Aeltern! denen Gott Kinder werden, und ſie zu mannbaren Jahren erwachſen ließ, knieet nieder, und danket dafür; leget dem Allwiſſenden Rechenſchaft ab von der phyſiſchen und moraliſchen Erziehung, die ihr ihnen gegeben habt; opfert ihm zum Dankopfer ihre geſunden, brauchbaren Körper, ihre empfindſamen Herzen, ihren gebildeten Geiſt, ihre geläuterten Seelen, ihren Willen, dem Menſchengeſchlechte und Vaterlande zu nützen, und ihre Fähigkeiten, es zu thun; dann höret euere letzte Pflicht:

---

*) Ich ſage, überhaupt, und gebe höherm Rufe Raum.

Väter! wenn eure Söhne den jugendlichen Trieb zur Liebe fühlen, und den Weg zum Eheſtande hinwandeln wollen, dann eilet, ſie zu belehren, wie Empfindung der Sinne von wahrer Liebe verſchieden ſey; zu welchen Abgründen, welchem Elende jene führe; worauf dieſe gegründet, woran ſie erkennbar ſey: rücket ihnen Beiſpiele vor die Augen. Dann ſchildert ihnen den Eheſtand mit all ſeiner Würde, mit all ſeinen Reizen, und derer Quellen, mit all ſeinen Beſchwerden, und derer Urſachen; redet von euch ſelbſt. Beſchreibet ihnen den Kreis ihres Standes, außer welchem nur Gefahr und Thorheit wäre. Zeiget ihnen an, was ſie zum ehelichen Unterhalte bedürfen werden; was ihr dazu thun könnet; was ſie dazu verdienen ſollen. Malet ihnen einen Gegenſtand, ohne ihn zu beſtimmen, ſo wie ihr denkt, daß er für ihr inneres Glück ſey, ſo wie ihr ihn nach langen Jahren der Erfahrung wünſchtet; dann überlaſſet ſie ihrer Freiheit.

Wachet über ihre Sitten, und jedem Schritte zum Verderbniſſe ſetzet euere ganze väterliche Macht, als einen Rieſendamm, entgegen: heilige Macht! die erſte und die einzige Macht eines Menſchen über einen Menſchen! von der Aehnlichkeit mit ihr, müſſen alle andere Mächte ihre Kraft borgen. Laſſet ihr Herz frei, und ſtreitet nicht lächerlich wider unwillkührliche Empfindungen, die nur in guten Herzen aufſteigen: ſpüret ihnen aber nach im Stillen, und locket ſie zum Vertrauen: warnet ſie frühzeitig vor einem Irrwege; wiederholet ſanft eure erſteren Lehren, und wendet ſie auf jeden Fall an. Wendet Güte, Freundſchaft, Scherz an; leitet ſie unmerklich in würdige Geſellſchaften; ſtrebet aus euern Kräften darnach, über den gegen Aeltern ſo tief verſchwiegenen Punkt der Liebe ſie offenherzig zu machen, zu erhalten; lobet reines Gefühl; tadelt nur die Unvorſichtigkeit; donnert nur gegen das Laſter. Laſſet ſie viel Weiber, und tief in's Innere vieler Hauswesen ſehen; macht Anmerkungen, Anwendungen, und die ſchönſte Lehre ſey euer eigenes Beiſpiel.

Scheinen ſie endlich ernſtlich gewählt zu haben, und findet ihr ihnen ein der väterlichen Würde angemeſſenes Alter; eine des väterlichen Amtes fähige, feſte Denkungsart; eine, in jeglicher Hinſicht gleiche, beſcheidene Wahl; dann gebrauchet Zerſtreuungen, mäßige Entfernungen, ſanften Widerſtand, Aufſchub, zu lange für eine falſche, nicht zu lange für eine würdige Liebe. Prüfet! prüfet! das ſind entſcheidende Augenblicke! Halten ſie die Prüfung aus: ſo ſchämt euch nicht, Unterhändler der keuſchen Liebe zu ſeyn, geht hin zu dem Mädchen, das euer Sohn liebet; bittet ſie um ſein, um euer Glück; leget ihnen Hände in Hände; ſegnet ſie, und patriarchaliſcher Segen wohne über euch!

Mütter! eilet, euere Töchter noch in den zarteſten Jahren zu ihrer einzigen Beſtimmung, zum Eheſtande, vorzubereiten.

Sorget für ihre Reize, denn ſie ſind zum Gefallen; ſorget für ihr Herz, denn ſie ſind zum Lieben; ſorget für ihre Sanftmuth, denn ſie ſind zum Gehorchen geboren. Die ganze Erziehung ziele auf die Ehe. Des Weibes Würde iſt der Mann; ihr Vaterland iſt ihr Hausweſen; ihr Vermögen ſind ihre Kinder.

Bildet eure Mädchen eingezogen und ſanft, nicht blöde; zurückhaltend, nicht ſpröde; biegſam, nicht ſclaviſch; edel, nicht herriſch: beſchäftiget ſie immer: erſticket im Keim den Hang zum Tadeln, den Hang zum Neide, den Hang zum inhaltloſen Geplauder. Lehret ſie früh zwiſchen Liebhabern und Anbetern, Männern und Stutzern zu unterſcheiden; jenen mit prüfendem Anſtande, dieſen mit mißtrauiſcher Kälte zu begegnen: ſprecht ihnen von der Liebe nicht ſcherzend, als von einem geſellſchaftlichen Zeitvertreibe; nicht altklug, als von einem Dinge voll Gefahren; aber im feierlichen Tone, als von einer geſetzmäßigen Impulſion zu ihrer Beſtimmung; einem Triebe, den Gott mit ſeiner ſchöpferiſchen Hand in ihre Herzen pflanzte, und deſſen Leitung ihnen das wichtigſte Geſchäft ſeyn ſolle.

Prägt es ihnen tief ein, daß alle Schmeichelei Verführung, alle Koketterie nur der blumige Weg zum Verderben, und Galanterie überfirnißte Schande ſey.

Was die Umſtände ihrer zu treffenden Wahl betrifft, ſo behandelt ſie wie die Söhne. Habt ihr ihnen die eigenthümlichen Geſchlechtstugenden: Anmuth, Sittſamkeit, Sanftmuth, Geſchäftigkeit gegeben; ſind ſie in Jahren, wackere Mütter geſunder Kinder zu werden: haben ſie ein Herz, das die Wonne der Liebe lebhaft empfinden kann, einen Geiſt, geübt zu ihren Beſchäftigungen, und fähig, das Geſpräch des weiſern und ernſtern Mannes mit Klugheit auszuhalten, und mit artiger Laune zu beleben: erkennen ſie den ganzen Umfang der mütterlichen Würde und Pflicht: dann wählet für ſie Geſellſchaften, und laſſet ſie mehr Männer als Weiber ſehen, und ſprechen: laſſet ſie ſelbſt unter ihren anſtändigen Liebhabern wählen; oder auch ſchlagt ihnen einige (aber nie einen) vor: ſpüret nach jeder, beſonders nach der verborgenſten Wahl, und derer Veranlaſſung und Urſache. Williget nie in eine Ehe, außer ihr kennet den Eidam ſo, als ob er euer Gemahl werden ſollte; und euere Tochter könne euch ſeinen ganzen Charakter ſchildern, könne deſſen Schönheit aus Thatſachen beweiſen, wiſſe, wie ſie deſſen Fehlern vorbeugen, begegnen oder ausweichen ſolle. Auch da muß Zerſtreuung und mäßiger Aufſchub, und Widerſtand angewandt werden. Iſt aber die Zeit vernünftiger und bedächtlicher Prüfung vorbei: beweiſet euch dieſe Prüfung, daß reine Liebe, Sympathie, Anordnung der Vorſicht das Band ſchon gewebt haben, das ihr noch zu ſchlingen habt; o hebet Augen voll Thränen des Dankes gegen den Himmel; ſchlinget den heiligen Knoten; und eure Belohnung ſey, euerer Tochter auf dem feſtlichen Brautbette ſagen zu dürfen: „Sey, wie ich!"

Höret aber auch ihr mich, und die Donnerſtimme der Wahrheit, Väter und Mütter! die ihr nicht einmal Menſchen ſeyd!

Ihr Tyrannen! die ihr euch einer Gewalt anmaßet, auf die Gott ſelbſt Verzicht gethan, da er dem Menſchen eigenthümlich die Freiheit gab.

Ihr Geldwürmer, die ihr wähnet, euer Eigenthumsrecht ſchließe auch die Frucht euerer Lenden aus.

Ihr Prieſter des Götzen der falſchen Ehre! die ihr als Weihrauch hineinſchlürfet den Opferdampf eurer geſchlachteten Kinder. Höret mich — und zittert!

Jene Fackeln eines unheiligen Hymens, die ihr angezündet, werden für euch, und euer wurmiges Gewiſſen in Kerzen der Furien verwandelt, die euch foltern, und auf den Fuß verfolgen werden.

Jede Thräne eines unglücklichen, durch euch verunglückten Paares ſoll euch auf eurem Todtenbette werden, als ein Blutſtrom, der aus der Kehle eines von euch abgeſtochenen Kindes flöße.

Jeder tiefgeholte Seufzer eines anſtändig, tugendhaft, warm liebenden Jünglings, oder Mädchens, dem ihr das Glück der Ehe verſaget, ſoll euch dann in jener grauſenvollen Stunde werden, als das Rache fordernde Röcheln eines Gemordeten.

Bittere Reue, heiſſe Thränen, ſiedende Wuth, grenzenloſes Elend, Fäulniß der Sitten, Schande des Ehebruches, Aergerniß der Scheidungen, durch untergeſchobene Kinder fortgepflanzte Diebſtähle, die Laſter verwahrloſeter Generationen Jahrhunderte durch, Fluch euerer eigenen Kinder, ſollen und werden euere Leichname mit Infamie brandmarken; eueren Seelen zur höllemäßigen Verantwortung ſtehen vor dem, der Schöpfer ward zum Beglücken, euch, die ihr ſeine Macht mißbrauchet, wie Satan zum Verderben!

Was kann ich jenen ſagen, die ſchon das feierliche Ja vor dem Altare ausgeſprochen? — Die Glücklichen? o, ihr ſeliges Gefühl überwiegt alle Lehren! — Die Unglücklichen? hätte ich Steel's und Addiſon's Kiel, es wäre geſchehen, zu ſpät!

Glücklich jener Mann! der innerhalb der Grenzen ſeiner geſellſchaftlichen Klaſſe gewählet, den ſittſame Grazien gereizet, eine ſchöne Seele gerühret, Tugend bewogen, und Gegenliebe gefeſſelt hat. Der herrſchet in ſeinem Hauſe durch die Macht der Liebe, durch das Uebergewicht der Weisheit. Der zufrieden mit dem Antheil, den ihm die Vorſicht zugemeſſen, die Ruhe der Seele, die Erholung von Geſchäften, Troſt in Widrigkeiten, Sorge für ſein Wohlſeyn in den Armen der Liebe findet: deſſen treueſte Freundinn, angenehmſte Geſellſchafterinn, ſeine Geliebte, ſeine Gattinn iſt. Der zu lieben weiß ohne Schwachheit, zu lieben ohne Befehl: dem Untreue unmöglich, Verdacht unbegreiflich, ſeine Gemahlinn eine zweite Seele, die Ehe eine zweite Exiſtenz iſt! —

Glücklich jene Frau! gleich der Eva in den Tagen ihrer Unſchuld! die mit würdigem Anſtande, gezieret von den Huldgöttinnen, umſtrahlet von der Tugend, Arm in Arm zärtlich geſchlungen an der Seite ihres Gemahls die Straße des Lebens fortwandelt: die der ganze Reichthum ihres Mannes, ſo wie er ihr ganzer Stolz iſt: die ihren Willen in den ſeinen zu ſchmelzen, Eigenſinn mit ſanfter Ueberredung, Gram mit dem Lächeln der Liebe, Ausſchweifungen mit der Würde der Tugend zu begegnen weiß: die Mutter von Kindern der Liebe wird: deren Haus ein Tempel der Unſchuld iſt; und deren Gegenwart, wie einer Göttin, Ehrfurcht gebeut, und Liebe gewinnet.

Glücklich, o Paar! von dem ich die ſchönſten Züge entlehnet, mein Ideal zu zeichnen! es bleibe mir, euerm Verehrer, euerm Freunde ſtets die Wolluſt, mich eurer Freuden zu freuen; bis ihr Blumen der Erinnerung mit frommen Händen einſt über meinen Grabhügel ſtreuet! —

Jugend! aufblühende Generation! dir ſind meine letzten Lehren zugeeignet. Bei dir iſt's noch Zeit; du biſt noch gelehrig, empfindſam; weich dem Eindrucke der Tugend, und das Laſter hat bei dir noch nicht gerindet.

Jünglinge! die ihr euch zur Ehe beſtimmet! wartet! lernet! wählet!

Wartet, bis die erſte Gährung eurer jugendlichen Säfte durch geſetztere Jahre gedämpft ſey: bis euch die Geſetze das Recht geben, Herren eurer Handlungen zu ſeyn; bis das Vaterland euch als Bürger anerkenne; bis ihr ſtandesmäßigen Unterhaltes gewiß ſeyd.

Lernet die Pflichten des Ehemannes! Liebe des Herzens, Treue, Vertrauen, Gefälligkeit, Oekonomie, Geduld, Ernſt. Lernet geliebet und verehrt zu werden; lernet Geliebter, Freund und Herr zugleich zu ſeyn.

Lernet die Pflichten des Vaters! warme und erleuchtete Religion, reinen Patriotismus, unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, Menſchenliebe; dieſe Tugenden müßt ihr haben, wenn ihr ſie in euern Kindern wieder geben wollet; und das ſollt ihr. Klugheit, Kenntniß des menſchlichen Herzens, Erfahrung, belohnende Zärtlichkeit, beſſernde, vorſichtige Strenge; das werdet ihr bei ihrer Erziehung anwenden müſſen: denn Kinder zeugen, ohne ſie erziehen zu können, heißt Leben geben, um zu morden. —

Wählet! — was heißt das? — unterſuchet, prüfet! mehrere! gebt den Vorzug!

Wählet nach der Vernunft; langſam, bedächtlich, mit Ueberlegung der Wahrheit des Gegenwärtigen, der Beſtändigkeit des Zukünftigen: wäget euch gegen den zu wählenden Gegenſtand, Charakter gegen Charakter, Temperament gegen Temperament, äußerliche Umſtände gegen einander; ihr ſollt gleich wiegen:

wählet nicht nach Gleichheit, aber nach dem Gleichgewichte.

Wählet aus dem Herzen! nicht aus ſinnlichem Triebe eine Wolluſt-athmende Bildung, welcher der Genuß die ſchöne Maske abreiſſet: nicht aus Habſucht Summen Geldes; zu viel für eure Ruhe; nichts für euer Glück: nicht aus Ehrſucht den pergamentenen Ruhm begrabener Ahnen: wählet aus dem Herzen; gebt dem ſanften, tugendhaften, ſympathetiſchen Zuge nach; der Vereinigungspunkt, wo ihr euere Gewählte halbwegs treffet, ſey euere Ehre! —

Mädchen! ihr holden Geſchöpfe, und Schmuck der Schöpfung! zum ſanftern Leben geboren; zum Glück der Männer gebildet! gebrauchet die einzigen Augenblicke der Freiheit, die euch die Geſetze der Natur bei dem Uebergange von der väterlichen Macht zur Obermacht des Mannes geben. Zu ſchwach, um ohne Schutz zu leben; zu edel, um in dienſtbarem Stande zu ſchmachten, gab euch die weiſe Mutter Natur das Recht, euere Beſchützer zu wählen, die Macht, ſie zu beglücken. Verſäumt ihr dieſe Augenblicke, ſo iſt euer Schickſal traurig, unnütz, ein geſchmackloſes Leben fortzuſchleppen. Wendet ihr dieſe Augenblicke nicht zur Wahl euerer Vernunft, zur Wahl eueres Herzens an, ſo ſind Verlaſſung, Schande, Thränen, Sklavenketten euer Loos.

Suchet einem zu gefallen, nur einem! deſſen Beifall, deſſen Lob den Zuruf eine Stutzerſchaar überwiege: ſuchet die Freundſchaft eines Mannes, deſſen weiſe Worte euch innerlich und ſanft die Wahrheit lehren, und dahin leiten, wohin euch oft weder Befehl, noch Drohung, noch eigene Vernunft zu führen vermocht hätten: ſuchet die Liebe eines ſolchen Freundes, deſſen Geſpräch ihr dem Lärmen der Geſellſchaften, deſſen heitere Blicke ihr allem Tande des Putzes vorziehet: deſſen Ernſt ihr verehret, und deſſen Weisheit ihr vollkommen zutrauet: mit dem allein ihr zu leben, mit dem ihr euch zu freuen, mit dem Anliegen und Widrigkeiten, Unglück und Tod zu theilen wünſchtet: in deſſen Armen ihr Namen, Stand, Unterhalt, Schutz, Ruhe, mütterliche Würde finden wolltet.

Habt ihr ihn gefunden, den Edlen, den Würdigen; rennet hin! umarmet ihn! der ſey euer Gemahl!

Dir liebenswürdiges Mädchen! Weib meines Herzens! Dir, die du dieſen menſchenfreundlichen Aufſatz leſen, und das Herz deſſen, der dich liebet, darin erkennen wirſt; dir ſey damit ein Denkmal errichtet! nicht dich zu preiſen; denn dein Werth kann nur gefühlt werden; aber wenn auch dieſe im Strom der Empfindung hingeſchriebenen Blätter jene nicht rühren, nicht erſchüttern, die trotzend dem Ausſpruche der Vernunft, trotzend der Stimme der Natur und der Geſetze, trotzend dem Rufe der Liebe, zwiſchen uns hinſtehen, dich deine Tage zu verjammern, mich, an die Seite eines andern Weibes geſchmiedet, ihrem fantaſtiſchen Stolze zu fröhnen, verdammen möchten; die, wenn Vernunft und Gott ja ſprechen, hohnlächelnd und ſchadenfroh nein ſagen: ſo bleibe doch dieſe Schrift ein Zeuge der Grundſätze, nach denen, und der Empfindungen, mit denen ich dein Glück zu machen zum Vorſatz meines Lebens genommen hatte.

Es mögen andere, weniger Unglückliche! ſie leſen; und gewarnet, gerühret, gebeſſert ſie wieder weglegen: keine Geſellen meines Elendes zu haben, iſt alles, was ich noch wünſchen kann.

Von dem Zustande der Musik in München.

Unter die vornehmſten Züge im Charakter des Bayern gehört ſein ausgezeichneter Hang zur Muſik, dieſer unwiderſtehliche Beweis ſchöner und harmoniſcher Seelen. So viel Tempel, wie in Bayern, hat Apollo vielleicht in keinem andern Land von gleicher Größe: denn bei allen Gymnaſien, und in allen Prälaturen wird die Muſik getrieben, und in Einöden zwiſchen wilden Wäldern und Felſen, wie in den Concertſälen der hieſigen Stadt erſchallt bei Geſang und Saitenſpiel der Gemüther Volltönigkeit. Weſſen ein Volk mit dieſem muſikaliſchen Gefühl fähig, wie leicht es von jemand, der, ſelbſt begeiſtert, Harmonieen zu ſammeln weiß, zu Vollkommenheiten aller Arten zu erheben ſey, möchte ich gerne — aber ich brauche nicht, es zu ſagen. Ungelehrig und ſpröd, leichtſinnig und verhärtet iſt ein ſolches Volk nicht. Es iſt zum Nachdenken, wie zur Kindereinfalt und zum redlichen Sinne des Herzens geboren, und folget, durch beredſame Worte geleitet, wohin man es führen will.

Hier in München iſt die Muſik, unter beiden Geſchlechtern, faſt allgemein, ſo, daß kaum ein anſehnlicheres Haus zu finden iſt, wo ſie nicht, als eines der erſten Erziehungsſtücke betrachtet wird. Das Clavier, dieſer Freund der Freude und des ſtillen Kummers, iſt darunter das gewöhnlichſte, und zumal, wenn es von einer lieblichen Stimme begleitet wird, das herrlichſte Vergnügen, das ein empfindſames Herz fühlen kann. Zum Glück der Kunſt und der guten Sache iſt hier das deutſche Lied ohne Ausnahme willkommen, und die ſchönen Sammlungen, welche ſeit einigen Jahren in Deutſchland erſchienen ſind, und die einzelnen in Muſik geſetzten Meiſterſtücke unſerer beſten Dichter ſind durchgehends bekannt und beliebt. Dazu kommen die eigenen, inländiſchen Compoſitionen, wie jüngſt Herr Profeſſor Jungbauer ein recht ſchönes Werkchen, unter dem Titel: Lieder zum Geſang und Klavier, wovon nächſtens der zweite Theil folgen wird, herausgegeben hat. Hierin beſteht nun ſchon ein beträchtlicher Theil der hieſigen Ergötzungen, und man trifft bereits mehrere Häuſer an, wo am Abend wechſelweiſe Concerte gegeben, und die Fremden oder Unbekannten ohne Schwierigkeit, und wenn ſie ſelbſt ſpielen, mit Dank und Freuden aufgenommen werden. Dieß befördert nicht nur die Aufnahme und tägliche Verbreitung der Kunſt, ſondern trägt auch ungemein viel bei, jene Geſelligkeit und jenen weiſen Geſchmack im Umgang und Betragen einzuflößen, welcher das Leben eben ſo ſehr verſchönert, als verſüßet. Doch wie ſollte hier das Kunſtgefühl für alle Arten von Muſik nicht gleichſam zu Hauſe ſeyn, nachdem von unſerm Hofe ſtets eines der beſten Orcheſter erhalten und ermuntert ward, und das gegenwärtige unſtreitig unter die erſten in Europa zu zählen, und in manchem Vorzug als das einzige zu betrachten iſt? Wo Gleim, Uz, Wieland, Klopſtock, Jakobi, Gellert, wo die vortrefflichſten Geiſter Deutſchlands dichten und ſingen: wie ſollte ſich da die Sprache nicht erheben, und Klang und Nachdruck in begeiſterte Worte fließen?

Eine philoſophiſche Geſchichte über die Aufnahme und die Schickſale der Muſik in Pfalz und Bayern, von einem Mann, der den Gang ganz geiſtiger Vollkommenheiten beobachten, mechaniſche Schwierigkeiten vom Weſen der Kunſt unterſcheiden, Töne gleichſam feſthalten, und dieſe in ſichtbaren Körpern zur Betrachtung uns darſtellen könnte, geſchrieben, würde nicht nur für den Tonkünſtler, ſondern vorzüglich für denjenigen ein unſchätzbares Geſchenk ſeyn, deſſen Geſchäft es iſt, aus unſerm Hang an Vergnügungen und Vorſtellungen den Grad unſerer Verbeſſerung oder Verſchlimmerung abzuziehen, und das Gute in Schutz zu nehmen. Aus dem, was wir gerne auf dem Theater ſehen, was wir in Gemälden und Statüen lieben, und in der Muſik hochſchätzen, empfinden, oder zu empfinden glauben, läßt ſich unſer Charakter und die Weiſe, womit wir andere Sachen anſahen und behandelten, erklären, und die Urſache des Verfalls, den die Wiſſenſchaften und Geſchäfte erfuhren, darſtellen. Auch iſt es nicht weniger rühmlich und verdienſtlich, ein guter Tonkünſtler, als ein guter Dichter zu ſeyn, und es iſt undankbar, dieſen, ſo ſehr es ihm auch gebührt, dieſen, ſo weit man kann, zu verewigen, und indeß das Verdienſt von jenem bei ſeinen Lebzeiten nur einer kleinen Anzahl bekannt ſeyn, und bei ſeinem Hintritt erlöſchen zu laſſen.

Was uns Bayern insbeſondere betrifft, ſo war unter Herzog Albert V. und Wilhelm V.

die Kapelle zu München bekanntlich die berühmteſte in Europa. Es befanden ſich bei derſelben beſtändig die vortrefflichſten Künſtler von allen Nationen, welche theils wirkliche Dienſte, theils ihren Aufenthalt hier aus der Abſicht genommen, um bei dem Zuſammenfluß der größten Meiſter ihren Geſchmack und ihre Kenntniſſe zu erhöhen. Herzog Albert, der eine ausnehmend gute Erziehung erhielt, war ein eben ſo großer Freund der Gelehrſamkeit, als der Kunſt, und er unterſtützte und ermunterte ſowohl die Angelegenheiten derſelben, als auch die Männer, welche ſich darin auszeichneten, auf die großmüthigſte Art. Als ein kleiner Beweis der wahren Achtung dieſes Herzogs für die Tonkünſtler mag gelten, daß man in den koſtbaren Büchern, welche man vor einigen Jahren in der hieſigen Reſidenz entdeckt hat *), unter den herrlichen Gemälden,

---

*) Man fand ſie bei Gelegenheit, wo man einige bisher unbekannte Schränke durchſuchte, in einer mit vielen Schlöſſern wohlverwahrten eiſernen Kiſte. Sie beſtehen in einer Menge alter Bücher, die insgeſammt Handſchriften, prächtig in Sammet gebunden, und mit koſtbaren Schlöſſern von der ſchönſten Arbeit geziert ſind. Es ſind meiſtens Turnier- und Wappenbücher des churfürſtlichen Hauſes; auch befindet ſich darunter ein ſchönes pergamentenes Manuſcript von des Baca-

womit ſie ausgeziert ſind, die Portraite der berühmteſten derjenigen Künſtler antraf, welche bei der Hofkapelle dienten, und aus zwölf Sängern von jeder Stimme (ohne die große Anzahl der Saiten- und blaſenden Inſtrumente von allerlei Art) beſtanden. Unter andern Bildniſſen iſt auch Cyprians vom Rohre von Mecheln ſeines, der nachmals herzoglicher Kapellmeiſter zu St. Marco in Venedig geworden, und in des Octavio Farneſe Dienſten 1565 in Parma geſtorben iſt. Auf einem beſondern Blatt ſieht man das ganze herzogliche Orcheſter, wie es Muſik macht, und den Herzog Albert, der es accompagnirt. Unter jenen Portraiten befindet ſich ebenfalls das Bild des Laſſo, (Orlandus) des berühmteſten Kapellmeiſters im 16. Jahrhundert, und eines der kunſtreichſten Männer, die jemals gelebt haben. Er wurde 1532 zu Bergen in Zenegau geboren, und wegen ſeiner überaus

---

tio berühmten Männern mit den vortrefflichſten Miniaturbildern, ferner Handſchriften von der Muſik u. dergl. Das ſchönſte ſind zwei große Bände auf Pergament von Atlasgröße, worin die herrlichſten Miniaturgemälde, welche die Geſchichte des alten und neuen Teſtaments, auch die merkwürdigſten Stellen der Kirchen- und weltlichen Geſchichte, ferner Portraite ꝛc. enthalten, vom Mielich gemalen, zu ſehen ſind.

lieblichen Diſcantſtimme dreimal aus der Schule entführt, und zum drittenmal vom Ferdinand Gonzaga, damaligen kaiſerlichen General und Vicekönig in Sicilien, nach geendigtem Feldzug, als Knabe von 12 Jahren nach Mailand mitgenommen, hierauf nach Rom berufen, wo er einige Jahre in der lateranenſiſchen Joanniskirche als Kapellmeiſter diente; von da durchreiſte er mit Cäſar Brancacci England und Frankreich, dann kam er nach Flandern zurück, und hielt ſich einige Zeit in Antwerpen auf, wovon ihn Herzog Albert 1557 nach ſeinem Hof berufen hat. Es wurde um ihn um die Wette von allen Höfen, an welchen einiger Geſchmack blühte, geworben; allein er wollte ſeinen Herzog niemals verlaſſen, indem er, wie Bianconi ſich ausdrückt, einen Herrn, der ein Kenner war, allen denjenigen, die nur Liebhaber waren, klüglich vorzog. Der Kaiſer Maximilian hat 1570 ihn und ſeine Nachkommenſchaft in den Adelſtand erhoben, und vier Jahre nachher hat ihn gleichfalls Pabſt Gregorius XIII. mit dem vergoldeten Schwert und Sporn zum Ritter des heiligen Petrus ernannt und mit gewöhnlichen Ceremonien in Rom creirt. Er diente 37 Jahre am hieſigen Hofe, und ſtarb zu München 1594 im 78ſten Jahr ſeines Alters, nachdem er kurz zuvor eine ewige Spent im heiligen

Geiſtſpital, und zu Gieſing, wo ihm Wilhelm V. einen herzoglichen Garten ſchenkte, einen ewigen Jahrtag zu ſeiner Erben Gedächtniß und Troſt geſtiftet hat. Er hat eine Menge muſikaliſcher Werke mit italieniſch-lateiniſch- und franzöſiſchen Texten herausgegeben, deren einige ſchon vor 1569 zu Venedig und Paris, die meiſten aber nach der Zeit in München, Nürnberg, Löwen, Antwerpen und anderswo gedruckt worden ſind. Man zählt derer über 20, welche deſſen Söhne geſammelt und in lateiniſcher Sprache unter dem Titel herausgegeben haben: Magnum Opus Musicum Orlandi de Lasso, Capellae Bavaricae quondam Magistri, complectens omnes Cantiones, quas mottetas vulgo vocant, tam antea editas, quam hactenus nondum publicatas, ab Auctoris filiis summo studio collectum, et impensis eorum typis mandatum. Monachii 1604. In jener Kiſte, derer ich eben erwähnte, fand man von dieſem Meiſter die ſieben Bußpſalmen Davids, verſchiedene Kirchengeſänge und einige lateiniſche Oden in Muſik geſetzt, worunter einige von Horaz befindlich ſind. Ueberhaupt hat man ſich zu jener Zeit, und lange nachher, faſt in allen Kirchen und fürſtlichen Höfen der Compoſitionen dieſes Laſſo bedienet, und bei uns in Bayern haben ſie um ſo mehr hilfreiche Dienſte geleiſtet, als die gewaltigen und beſtändigen Kriege, die nachher ſich ergaben, den ſanften Künſten dieſer Muſen eben nicht vortheilhaft ſeyn konnten. Das Koſtbarſte dieſer Zeit für die Geſchichte iſt ohne Zweifel in den Klöſtern zu finden, wo man die Muſik nie unterlaſſen und für die Feierlichkeit des Gottesdienſtes nach Möglichkeit geſorgt hat. Auch kamen die, faſt bei allen Gymnaſien, angelegten Seminarien, wo man die Jugend vorzüglich in der Muſik übte, immer mehr in Aufnahme, und die Kirchen und Klöſter wurden bald trefflich beſetzt. Nachher holte man, wie allenthalben, ſeine Muſter und die Regeln des Guten aus Italien, und die Theatermuſik wanderte in unſere Kirchen und heiligſten Stätte, wo ſie noch dieſe Stunde angetroffen wird. Der irreligiöſe und unſinnige Mißbrauch, Symphonien und Tänze, und die profanſten Compoſitionen dahin zu bringen, iſt bekannt genug, und wird, da er ſich der Sinne bemächtigt hat, nur mit größter Mühe mit der den Kirchen geziemenden Muſik verwechſelt. Gleichwohl ſind bei uns in dieſer Sache einige Schritte mit gutem Erfolg und mit dem Beifall derer, welche einzig eine Stimme haben ſollten, gethan worden, und bei dieſen letztern iſt der Wunſch einer Verbeſſerung allgemein.

Dazu hat v. Kollbrenner durch die Ausgabe geſammelter Kirchengeſänge unſtreitig viel beigetragen, und es läßt ſich hoffen, daß ruhmwürdige Beiſpiele der Geiſtlichkeit, wie unlängſt in der hieſigen Frauenſtiftskirche am Kirchweihfeſt, wo ein Choralamt geſungen wurde, ein ſolches überaus rühmliches Beiſpiel gegeben ward, das Meiſte beitragen werden, ein ſo löbliches Werk zu Stand zu bringen.

Was übrigens in der italieniſchen Muſik Großes und Herrliches liegt, das wurde von jeher am hieſigen Hof angetroffen; und was das Orcheſter betrifft: ſo wird niemand in Abrede ſeyn, daß daſſelbe immer trefflich beſetzt war. Es war ſchwer, den Geſchmack des Parterrs zu befriedigen, und wer gefallen wollte, durfte nichts Gemeines liefern. Wie ſich unter den Tonkünſtlern Meiſter oder ſogenannte Virtuoſen bildeten, welche in ihrer Art einzig waren oder es noch ſind, ſo haben ſich andere durch eigene Compoſitionen, wodurch ſie ſich die Achtung aller Kenner erwarben, hervorgethan. Wem ſollte unter jenen der Name eines Kreners, Holzbogens, Reiners, der erſt jüngſt ſtarb, und unter den letztern der Name eines Kammerlohers zu Freyſing, und vieler anderer, unbekannt ſeyn?

Indeß fehlte, überhaupt geſagt, unſerer Muſik noch immer eine Hauptſache: ſie war, mehr oder weniger, nicht deutſch. Man hatte, wie an andern Orten, das Vorurtheil, mit welchem gegenwärtig kein vernünftiger Menſch mehr behaftet iſt, daß die deutſche Sprache ſich zur Muſik nicht ſchicke, und gab daher den ausländiſchen Texten, wie den Sachen, bei weitem den Vorzug. Ja, des Inhalts des Textes ward wenig geachtet; und wenn nur die Muſik nach dem, was man forderte, wohl gerathen, und anbei bei Schauſpielen viel zu hören und zu ſehen war: ſo wußte man nicht, wie man weiter etwas verlangen ſollte, und die Italiener fuhren fort, den Ton anzugeben. Schwierigkeiten im Mechaniſchen der Kunſt wurden als ernſthafte Sachen und wohl als Geheimniſſe der Kunſt betrachtet, und Schwulſt, Geräuſch und Affektation, wenn darin nur etwas an der Setzkunſt zu bewundern war, galten für Geiſt und edle Würde. Aber zu gleicher Zeit rückte die Literatur zu weit voran, daß ſie nicht das Weſen und die Abſicht der Kunſt hätte beleuchten ſollen. Man ahnete nicht nur etwas Beſſeres und Genießbareres, ſondern man unternahm an der Hand der deutſchen Dichter hie und da glückliche Verſuche, — als in Mannheim durch eine entſcheidende Probe für deutſche Poeſie und Muſik entſchieden ward. Der Kapellmeiſter Ignaz Holzbauer componirte die erſte deutſche große

Oper, den Günther von Schwarzenburg. Sie hatte den vollkommenſten Beifall des aufgeklärteſten Kenners, unſeres jetztregierenden gnädigſten Churfürſten, hatte Deutſchlands lauteſten Beifall, und die deutſchen Muſen feierten ihren Sieg. Die Scene änderte ſich, und die Italiener fangen an, nach Deutſchland zu reiſen, um geſündere Muſik zu lernen.

Wie die Kapelle in München unter Albert V., ſo die Hofkapelle in Mannheim unter Churfürſt Karl Theodor. Sie war und iſt hier zum Theil noch die erſte, oder der erſten eine in Deutſchland, und iſt reich an Werken der Meiſter, und bewunderungswürdig an Künſtlern. Der alte Johann Steinmez, Direktor und Compoſiteur, welch ein Mann war er! Wie viele außerordentliche Künſtler, deren die meiſten gegenwärtig hier ſind, bildete er! Und ſo die Kapellmeiſter Paulus Grua, Georg Ritſchl, Georg Vogler und andere mehr!

Man muß ſelbſt gegenwärtig oder einer beſondern Vorſtellungsart fähig ſeyn, wenn man ſich von der Vortrefflichkeit des hieſigen Orcheſters, das Hr. Chriſtian Cannabich dirigirt, einen Begriff machen will. Faſt bei allen Stimmen und Inſtrumenten ſind welche, die ſich durch treffliche Compoſitionen, ſo wie ſich die übrigen, faſt ohne Ausnahme, durch einen höchſt ſeltenen Grad ihrer Fertigkeit in der Kunſt, berühmt gemacht haben. So componiren z. B. Hr. Cannabich, wie auch Hr. Tueski, Inſtrumentalmuſik; Hr. Andreas Bernaſconi, der beſonders im Recitativ eine ungemeine Stärke beſitzt, Kirchenmuſik, worin ſich auch Peter Grua, Sohn des Kapellmeiſters, hervorthut; Peter Winter Inſtrumentalmuſik, wie er dann ſeine Talente in Leonardo und Blandine, in Armida und Helene und Paris vorzüglich bewieſen hat; ſo componiren ferner die berühmten Hautboiſten Friedrich Stamm und Ludwig le Brün; ferner die Flautraverſiſten Johann Wendling und Georg Mezger; auch Anton Dümmler, Peter Glonner und viele andere, die der Welt bekannter ſeyn ſollten, als ſie, leider, es nicht ſind. Unter dieſe ſcheint Joſeph Michel zu gehören, mit welchem ich meine Leſer, welche ihn bisher, wegen der zahlreichen Gegenwart ſo vieler Meiſter, wenig gekannt haben (welcher Mann mit Geſchmack ſollte ihn aber nicht kennen?) wünſchte vertraut machen zu können. Er iſt zur Muſik geboren, und fieng hier im Seminario, vom innern Trieb geleitet, und ohne noch eine ordentliche Anweiſung erhalten zu haben, zu componiren an, ungefähr, wie große Maler noch, ehe ſie zeichnen konnten, manches entwarfen, das indeß der regelmäßigſte Zeichner ohne Seele vergebens verſucht hat. Man fand ihn fähig genug, um ihm eine Meditation, das iſt, ein geiſtliches Singſpiel, dergleichen zur Faſtenzeit aufgeführt wurden, anzuvertrauen, und man wurde darin großer Talente gewahr, die nur noch durch eine vollſtändige Anweiſung beſſer entwickelt und geordnet werden dürften, um in ihrer Vollendung ſich darzuſtellen. Michel wurde ſogleich dem berühmten Kammerloher übergeben, und bei ſeiner Zurückkunft als Kammercompoſiteur angeſtellt. Er hat eine Menge Kirchen- und Kammermuſik, Singſpiele verfertigt. Ferner componirte er drei Jahre die erſten deutſchen Singſpiele, welche von dem hieſigen Gymnaſium aufgeführt worden; — dann die Operette Elmire und Milton, welche in Mainz und Frankfurt außerordentlich oft aufgeführt wurde; — zur Seileriſchen Truppe Fremorn und Meline; — den König und Pachter; den Jahrmarkt. In Wien, Mainz, Mannheim, Frankfurt, Bayreuth, Dresden, Regensburg, Warſchau und in mehrern Städten wird die Muſik dieſes Künſtlers mit allem Beifall, den ſie verdient, gehört und geſucht. — Ich komme zu unſerm Orcheſter zurück. Wie die **Compoſiteurs**, ſo die übrigen alle. Hier ſingen die Franziska le Brün, geborne von Danzy, eine der einzigen, wie Mara und Gabriele. — Und ſo ſind die übrigen Inſtrumente mit Meiſtern beſetzt, und beim erſten Geigenſtrich iſt das Ganze ein Gefühl und ein Körper, und rinnt dahin im Fluß oder Strom, und reißt mit ſich die Seele, wie in brauſenden Ungewittern, oder wiegt ſie ſanft unter Flöten- und Nachtigallſtimmen, und gießt ſie, wie vom Gefühl ermüdet, auf Geſtade voll Blumen.

Jüngſt haben wir einen ſehr geſchickten Klaviermeiſter, Johann Georg Siegl, durch den Tod verloren; aber dafür einen andern erhalten, Hrn. Franz Stubenvoll, der ſich durch den ausnehmenden Grad ſeiner Kunſt in der deutſchen Welt rühmlichſt bekannt gemacht hat. Er hat bereits zwei Sammlungen von Liedern, Concerten und Sonaten herausgegeben, und hier ein Duodrama, Selmar und Selma, wie auch eine Meſſe verfertigt. Wollte Gott, daß es möglich wäre, die Erlernung einer Muſik, wenigſtens bei der Jugend, welche ſtudirt, allgemein einzuführen, und bei dem übrigen Volk von dem Geſang einen beſſern Gebrauch zu machen! Man ſingt in allen Werkſtätten, und ſingt auf der Straße, und hinter dem Pflug. Wie leicht wäre es, in Geſängen nützliche Regeln des Lebens, der mechaniſchen Kunſt oder des Ackerbaues auszuſtreuen, und harmoniſches Gefühl mit Weisheit zu verbinden!

* * *

Ueber die Bayern.

Mir wenigſtens benimmt es den Schlaf, ſo oft ich einen Ausländer, den ein hartes Vorurtheil wider uns zu uns begleitet, in einem beleidigenden Ton einer unausſtehlichen Eitelkeit, wobei er ſich das Anſehen einer feinern Lebensart, und einer uneingenommenen, großmüthigen Billigkeit giebt, herabſprechen höre: das hätte ich in Bayern nicht geſucht; oder noch erniedrigender: Ich habe in Bayern große Seelen gefunden. Von dieſen iſt ſchon gar die Rede niemals, wenn es darauf ankommt, den Werth einer Nation zu beſtimmen, da ſie unter allen Himmelsgegenden bei den vergeſſenſten Völkern, und überall aus ſich ſelbſt entſtehen, und da gewöhnlich ein Zufall, oder das Verdienſt einer Privatperſon Anlaß iſt, daß ſie entdeckt, mit Gegenſtänden, wo ihr Geiſt ſich bilden und nähren kann, unterhalten, und geduldet werden. Ueber den Homer, Raphael und Klopſtock können die Griechen, die Italiener, die Deutſchen ſich freuen, aber nicht rühmen; denn dieſe Seelen kommen, unangekündet, von Oben, um den andern Menſchen von Zeit zu Zeit einen Begriff von ihrer Würde zu geben, und den Weg, den ſie nachtreten ſollen, mit großen Schritten voraus zu zeichnen. Auch von harten, meiſtens partheiiſchen, oft höchſt unbilligen Vergleichungen muß man, wenn von allgemeinem Ruhm, den Thaten oder Sitten geben, die Rede iſt, nichts erwarten; denn eine wackere Nation nimmt ſich, wie jeder einzelne wackere Mann, der ſich ſeiner Kräfte bewußt iſt, niemand, deſſen bloße Kopie er ſeyn will, zum Vorbild, ſondern, wenn er in ſeinem Kreiſe, wo er denken, und Gedachtes handeln kann, eintritt und daſteht, ſpricht er: Ich bin mir ſelbſt gleich.

Es iſt eine Sache von höchſter Wichtigkeit, daß eine Nation ſich ſelbſt kennen lerne, nicht, was ſie vermöge; (denn mit einer kleinen Einſchränkung vermag eine jede unter gleichen Umſtänden, mehr oder weniger, alles) ſondern in welcher Lage des Geiſtes, der Denkungsart, des Gefühls für Ehre, der Induſtrie ꝛc. ſie ſich gegenwärtig befinde, oder ob ſie zu ihren Bedürfniſſen durch die bei ihr am kräftigſten wirkenden Mittel geführt, ob ſie nur geführt, aber nicht aufgemuntert, nicht angetrieben werde, ob ſie nach fremden, ihr nicht angehörigen, unzeitigen Dingen trachte, und, ſtatt an Kraft und Macht zuzunehmen, immer verderbter, und elender werde. Wer mit der Nation reden, ihr etwas rathen, oder abrathen will, muß das thun, oder ſeine Worte ſtifteten Unglück, wenn er befehlen kann, oder verlieren wenigſtens, wenn ers nicht thun kann, Zweck und Anſehen; daher der geringe Nutzen ſo mancher vortrefflichen Schrift, worin oft ſehr viel Gedachtes, aber nur für das Volk, dem ſie angehören ſollte, nichts Angemeſſenes iſt; daher die gewöhnlich ſo unfruchtbaren Bemühungen der Prediger über Zucht und Sitten; daher endlich die Geiſtloſigkeit der Geſetze, die Bäume in Seen, und Fiſche in die Wälder verpflanzen.

Man kann eigentlich nur von einer Nation wiſſen, wie ſie geartet iſt, und nicht von jedem Volk, das noch jüngſt aus dem Zuſammenfluß vieler anderer entſtanden iſt, und erſt durch Heirathen, und wechſelſeitiges Intereſſe vereinigt werden muß, kann man ſagen, daß es eine Nation ſey, die bei einem Aufruf zur Ehre des Inlands mit gleichem Eifer glühet, und mit dieſen Thaten der Voraͤltern ſich aufmuntert. Unter den Deutſchen ſind die Bayern, Schwaben, Franken, Sachſen, Thuͤringer unſtreitig die aͤlteſten; und ſo lange nicht der auslaͤndiſchen Maͤnner und Sitten mehr werden, als der einheimiſchen, ſo lange genießt jede das Recht und das Gluͤck, ſich fuͤr eine und ebendieſelbe Familie zu halten, und in groſſen Angelegenheiten ſich darauf, daß ſie jedermann am Herzen liegen werden, zu verlaſſen. Ein guter Menſch haͤngt mit einer Art von Zaͤrtlichkeit an ſeinem Vaterlande, wie an dem Hauſe ſeiner Aeltern und Bruͤder und Schweſtern; und ſollte es ihm auch anderswo wohl gehen, ſo iſt er darum doch nicht in ſeinem Vaterlande.

Der Zuſtand, wo man anfaͤngt, vom Krieg abzulaſſen, Staͤdte zu bauen, Geſetze zu geben, daß niemand rauben, ſtehlen, morden, oder ehebrechen ſoll; der Zuſtand, wo gute Sitten uͤber alles gelten, wo die bruͤderlichſte Eintracht, die wenigſte Eigennuͤtzigkeit herrſchet, wo die Ausuͤbung der Geſetze mehr durch das Gefuͤhl der Ehre und Billigkeit, als durch ſcharfe Vorſtellungen, und ſklaviſchen Zwang erhalten wird, der Zuſtand zwiſchen Wildheit, und uͤbertriebener Verfeinerung iſt allemal der geſuͤndeſte, und wenn er von den Vorſtehern der Nation weiſe benützt wird, allemal auch der glückſeligſte.

Mit gerührtem Herzen betrachte ich die unzähligen Denkmäler bayeriſcher Vorältern in dem Betragen der heutigen Bayern, und in den Gewohnheiten derſelben die deutlichen Spuren des graueſten Alterthums. Hier gelten auch Mißbräuche; und Dinge, welche längſt ihren Werth, und urſprüngliche Beſtimmung verloren haben, behaupten hier als Zeugen ihr Gewicht. Mit partheiiſcher Nachſicht ſehe ich noch dann und wann bei den feierlichen Zügen der Handwerker und Zünfte den ſcheckichten Spaßmacher, der gleichſam den Trupp anführt, den erſten Komödianten, Satyriker und mündlichen Schriftſteller der Nation, der, wenn er unter beſcheidenem Scherze ernſthafte Dinge verbarg, auch den Weiſen nicht mißfiel; und wenn ich zur Dultzeit ein altes blindes Mütterlein auf einem Schragen ſtehen ſehe, und einem Schwarm halb trunkener Bengel Lieder alter Sagen und Mährchen von Geſpenſtern, und Türkenſäbeln verſingen höre; ſo vergeſſe ich, über die Verzerrung ihres Geſichts, wenn ſie, um eine Zierlichkeit anzubringen, den Mund in eine Ecke zieht, zu lachen, und denke dabei an die erſten Minneſänger, die in rohen, ſtarken Ausdrücken die Thaten der Edeln beſungen, und mit Feuer und Muth alle Herzen geſtärkt haben. Auch der Hang nach den Wallfahrten und Kreuzzügen iſt ein Beweis von dem unangegriffenen Charakter entfernter Sitten, und, wo man ſonſt um ſich ſieht, beobachtet man Gewohnheiten, und entdeckt man uralte Gepräge, die ſich von mehr als tauſend Jahren erhalten, und zum Beweiſe dienen, daß die Nation ſich erhalten hat.

Doch, alt, und ſich gleich geblieben, und groß und ſtark ſeyn, darin liegt noch nichts, wo eines nothwendig die Folge des andern wäre, und es giebt graue Völker, wie einzelne eisgraue Männer, welche urſprünglich ſchwach, durch die Zeit nicht kräftiger geworden. Man hat viele Völker in anmuthigen Thälern bei Tanz und Sang gefunden, die von ihrem Daſeyn keinen beſſern Gebrauch zu machen wußten, als ſich einander Kränze zu flechten, und an ein ſchönes Ufer gelagert, mit der Flöte den ſanften Schlummer zu rufen.*) In der That giebt es, beſonders, wenn das, was bei einzelnen Menſchen unwiderſprechlich ihren Charakter beweiſt, bei ganzen Nationen gilt, kein näheres und beſtimmteres Mittel, ſie kennen zu lernen, als ſie bei den Dingen, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, bei den Uebungen, die ſie zu ihrem Vergnügen ſich wählen, bei den Feierlichkeiten, womit ſie ihre wichtigſten Handlungen begehen, zu beobachten. Der Bayer verachtet in der Stunde der Ruhe alles Ausruhen; wenn er ſich von ſeinen Arbeiten erholen will, ſo muß

---

*) Dieſer höchſtwichtige Gegenſtand verdient eine eigene Abhandlung. Die Vergnügungen eines Volks ſollten den Geſetzgebern eben ſo wichtig ſeyn, als ſeine Beſchäftigungen. Jene haben auf dieſe einen ſehr mächtigen Einfluß, und beſtimmen gemeiniglich Zucht und Sitten. Sie ſind

---

die beſten, vielleicht einzigen Mittel, das Volk von weichen, kleinen Leidenſchaften zu bewahren, immer in einer Thätigkeit, ohne welcher eine Nation abſerbt, zu erhalten, ihr einen Begriff von ihrer eigenen Stärke zu geben, und die Triebe zur einheimiſchen Eintracht zu erwecken. Man ſoll das Volk nie traurig, ängſtig, und milzſüchtig werden, und in Langweile oder Niedergeſchlagenheit verfallen laſſen, wodurch die edelſten Triebe ſich verlieren. Ein trübes Volk befolgt keine Geſetze, empfindet keine Aufmunterungen, und läßt ſich durch keine Vorſtellungen bewegen, etwas zu verſuchen. Es ſollten Feſte ſeyn, wo ſich eine Nation verſammelt ſehen, und in eine Ergötzung übergeben könnte. Was ſoll ich erſt von unſerer kränkelnden, bleichelnden, vornehmen Stadtjugend ſagen, der auf einem Lager zerknickter Roſenblätter Arme und Beine ſchmerzen. O ihr edeln Richter der olympiſchen Spiele, ihr Väter erhabner Söhne! verſtandet ihr auch die Erziehung?

es, was ihn ergötzen ſoll, wieder eine Arbeit ſeyn. Jene gemeinſchaftlichen Freudenfeſte und Uebungen der Leibeskräfte, welche von den Alten aus den weiſeſten Abſichten eingeführt, und aus einer unverantwortlichen nachläſſigen Unwiſſenheit oft ſo gröblich außer Acht gelaſſen werden, ſind, freilich gemeiniglich mit vielen Zuſätzen und Mißbräuchen, aber in friſchem Gedächtniß vorhanden. Die Pferdrennen ſind die gemeinſten Beluſtigungen; in manchen Orten ſind ſie geſtiftet, (ſo wie zum Scheibenſchießen jeder Bürger gewiſſe Jahre angehalten iſt) und ſelten wird ein ländliches Feſt oder auch die Hochzeit eines vermöglichen Landmanns ohne ein ſolches gefeiert. Wenn dann nach einem fröhlichen Mahl die Munterkeit allgemein aufgeweckt, und die Luſt nach den Dingen, worin ſie Ehre zu finden glauben, erweckt wird, dann entſtehen Wetten, wer größere Laſten tragen, geſchwinder laufen, einen Stärkern zu Boden werfen, oder ſonſt etwas, wozu außerordentliche Kräfte erfordert werden, verrichten kann. So ſind alle ihre Spiele, und ſogar ihre Tänze ſind äußerſt ermüdend, und nicht ſelten der Geſundheit gefährlich.

Mit dieſer Beſtrebung nach mühſamer, kühner Beſchäftigung verbindet der Bayer einen Hang nach einer hohen Melancholie.

Mit heiliger Ehrfurcht geht er durch grauenvolle Wälder, eine alte finſtere Kapelle zu beſuchen, und gern ſetzt er ſich manche freie Stunde an einen gräßlichen Waſſerfall, oder an einen einſiedleriſchen Steg, und denkt im einſamen Schatten an die Abweſenheit ſeiner Väter, und an den Lauf der Zeiten. Dieß Gepräge iſt an allen ſeinen wichtigen Handlungen ſichtbar, und was er in den Fällen thut, wo die Redlichkeit, und ein deutſcher Handſchlag Bürge ſteht, das geſchieht mit einem rührenden Ernſt. Sein Ausdruck, und Betragen iſt voll feuriger Leidenſchaft, wo das Herz an einer Handlung den größten Theil nimmt, und nichts gleicht dem höchſtzärtlichen Lebewohl, womit eine Tochter (indeß der Bräutigam mit ſeinen jungen berittenen Freunden vor dem Hauſe wartet) mit feierlichen Formeln erſt in der Stube, dann noch unter den Thürpfoſten von allem, was ſie im Hauſe lieb gehabt, und endlich, und immer wieder von ihren lieben Aeltern, denen ſie danket, und die Hände drücket, und um Segen bittet, Abſchied nimmt, und ſich endlich auf den Wagen heben läßt, der ſogleich mit ihr unter Sauſen, und Jubelrufen davon jagt. Ich ſehe ſolche Auftritte, die mir der beſte Bürge verborgener Fähigkeiten ſind, mit vielem Vergnügen, vergeſſe gerne der harten Reime, und der Schulfehler im Sylbenmaaß, und weine noch dazu herzlich die ſüße Betrübniß mit, und glaube, es wäre Sünde und Schande, ohne es zu thun, den umſtehenden Aeltern, und Vettern und Baſen mit grauen Haaren, und den bekränzten weinenden Jungfräulein in die naſſen Augen zu ſehen.

Der Vater ſpricht gerne von Verſtorbenen, und pflegt bei einem Feſt, das ſich jährlich erneuert, immer, wenn er guter Laune wird, ſich der Abweſenden zu erinnern, daß dieſer und jener vor einem Jahre auch da geweſen, daß er ſo und ſo geredet, und daß eine Zeit kommt, wo keiner von ihnen zugegen ſeyn wird. In dem feierlichen ſtillen Heranrücken eines Ungewitters befindet er ſich (den Kummer für die Feldfrüchte weggenommen) wohl, und beſſer, als das aufmunterndſte Luſtſpiel wird ihm Lear und Hamlet bekommen. Immer glaubt er ächzende Schatten der Abgeſchiedenen zu ſehen, und Nächte durch hängt er an dem Munde derjenigen, welche die Geſchichten von Geiſtern und Geſpenſtern am beſten zu erzählen wiſſen; und je grauenvoller und ſchrecklicher einer die gräßlichen Bilder aus den ſchweigenden Abgründen und Felſenklüften zu holen weiß, je lebhafter er ſeine Geſchöpfe in dürre unabſehbare Haiden, oder öde Gebirge, wo ſie verlaſſen und einſam jammern, wo ſie nur zuweilen den Wanderer irre führen, zu verſetzen weiß: deſto beſſer iſt die Erzählung. Das ſind denn aber Schwärmereien, wird mancher kalte Leſer ſich denken, und ich kenne den gewöhnlichen, oft gefährlichen Einfluß derſelben ſo gut, als jeder, der das mir erinnern kann; aber ich weiß auch, daß zu dieſer Schwärmerei eine Stärke der Einbildungskraft, und Nerven gehören, die mancher Nation, (man muß auch darum ihre Nüchternheit nicht eine geläuterte Denkungsart nennen) verſagt worden iſt. Ich, für meinen Theil, halte nichts auf den Menſchen, der keinen Hang dazu hat, und wer am Abend zittert, weil er den abgeſchiedenen Freund kalt an ſeiner Seite zu fühlen glaubt, iſt mir als Freund, als Gelehrter, als Vater, als Beamter, als Soldat millionenmale lieber, als wer des Verſtorbenen ſich erinnern, und kaltblütig ſprechen kann: Hin iſt hin! Und todt iſt todt!

Und ſo behandeln die Bayern mit hartnäckiger Leidenſchaft jeden wichtigen Gegenſtand, und wo ſie einmal mit ihrer Seele an etwas hängen, davon wird nur der Tod ſie entfernen. Ueberhaupt ſind die urſprünglichen Züge unter uns anzutreffen, welche unſere Nation mitbrachte, als ſie in irgend einem mächtigen Hain aus wilder Kraft aufſtand, und mit Vorherſendung des Schreckens eines

Siegers unter Sturm und Donnerſchlag aus Norden heranzog. Das Herumziehen in Wäldern, und das kümmerliche Uebernachten in Sümpfen und Klüften, auch zum Theil das Fortdauern mancher Räuberrotte, ſind in Bayerns Angeſicht als Narben der ehemaligen Barbarei nicht verlöſcht, und die Wege durch Moräſte, und Steine ſind manchen lieber, als die blumenreichen gebahnten Ebnen. Auch war Tumult und Krieg ſtets ſein Loos, und von Zeit zu Zeit wurde er von Feinden überfallen, oder er jagte ſie, wie feige Heerden, aus dem Land. Wo man hinreiſet, ſieht man verfallene Schanzen, Todtenhügel, Steinhaufen, und Ruinen. Die meiſten alten Schlöſſer ſind kleine Feſtungen mit Gräben und Bollwerk umgeben, und von den jämmerlichen Zeiten des Fauſtrechts ſtehen noch viele auf den höchſten Gipfeln der Berge im ſchauderhaften Anſehen da, indeß unter Flüſſen und Wohnungen unterirdiſche, oft ſtundenlange Gänge nach veränderten Gegenden führen. Noch ſind dem weichern Urenkel Erzählungen von alten Schlachten und Turniren die liebſten, wo der Mann ein Rieſe, und ſein Speer ein Sägbaum war, und unſere biedern, rauhen, geraden Sitten, unſer Betragen ohne Furcht und Nebenwege dienen den feinern Ausländern noch immer zum Verwurf, und weil es noch gebräuchlicher iſt, daß wir öfter, Gott grüß, und behüt dich, wobei uns Ernſt iſt, als ich habe die Ehre, dein unterthäniger Diener zu ſeyn, wobei niemand Ernſt iſt, zu ſagen: ſo nennen ſie uns grob, und, was auch einen ernſthaften Bayern zum Lachen bewegt, ſo machen ſie dabei eine Miene, als wenn es nur auf ihren Ausſpruch ankäme, was ſie uns, oder was ſie uns nicht wollen ſeyn laſſen.

Ich habe dieſem Wort oft recht ernſtlich nachgedacht, und je mehr und gemeiner ich die Armſeligkeit derjenigen, die es uns Schuld gaben, und etwas gar arges Schuld zu geben glaubten, betrachtete, und wahrnahm, wie ſo gar nichts von deutſchem Saft, und männlicher Kraft in den ſüßen Figürchen ſey, deſto mehr fieng ich an, mit dieſem Wort immer weniger vom Verdächtigen, und manchmal viel vom Guten zu verbinden. Man kann darüber nichts ſchöners, und auf uns paſſenders ſagen, als was in dem lehrreichen Roman, Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen, geſagt worden iſt. Ich bitte meine Leſer die folgende herrliche Vertheidigung aufmerkſam, oft, und wieder oft zu leſen. „Ich kann „nicht unterlaſſen, des Herrn Puf (eines See„fahrers) Landsleute (die Pommern) öffentlich „anzureden. — Indem ich dieß ſchreibe, weiß „ich noch nicht, ob man es Herrn Klopſtock

„verdenkt, daß er von Seiten Salogaſt und „Wlewar's, Deutſchland ermahnt, das zu ſeyn, „was es entweder einſt war oder jetzt ſeyn „kann. Aber ich hoffe, man werde es ihm nicht „verargen. —

„Wo iſt, ſagt Herr Puf, derjenige Deutſche, welcher noch nicht den Ausdruck große Pommern gehört hätte? Wir waren „alſo vormals grob, oder wir ſchienen es zu „ſeyn. Waren wir grob; ſo waren wirs, „weil noch keine fremden Sitten zu uns gekommen waren; wir waren alſo ächte Deutſche. Da wir lange grob geheißen haben, „und man uns noch wohl jetzt mit dieſem „Namen beehrt; ſo müſſen wir wohl die letzten geweſen ſeyn, welche fremde Sitten angenommen haben. Mithin iſts eine, ſeit „Jahrhunderten bloß unſerer, ſonſt keiner „deutſchen Provinz erwieſene Ehre, daß man „uns grob nennt. Freilich, gut wars nicht, „daß wir eben grob waren; aber waren wirs: „ſo waren wir doch ganz gewiß nicht falſch; „denn der Falſche iſt fein, wie die Nation, „von welcher Deutſchland gelernt hat. Wir „waren ferner nicht wankelmüthig; denn der „Wankelmüthige hat nicht Stätigkeit genug, „um grob ſeyn zu können. So waren wir auch „nicht kriechend; denn grob ſeyn, und kriechen, läßt ſich nicht zu gleicher Zeit, und über-

„haupt nicht zuſammen, und von einer ganzen Nation vollends gar nicht denken. Auch waren wir nicht kleinmüthig; denn es ſcheint, wir haben keinen Spaß verſtanden. Eben ſo wenig waren wir dem Prachtaufwande ergeben; denn das würde uns Grobe nicht gekleidet haben. Wir müſſen auch ſehr brüderlich zuſammengehalten haben, da man uns alle in einen Topf geworfen hat; (es ſcheint, daß wir den Ausländer, wenn er nicht ſo gut war, als wir, verſcheucht haben) mithin ſind unſere Sitten ſehr inländiſch geweſen, und die Familien (denn noch heut ſind ja eine Menge pommerſcher Familien überall) müſſen ſich gegenſeitig ſehr thätig unterſtützt und gehalten haben. — Was waren wir alſo? Wir waren noch, wie alles überſchwemmt war, ächt deutſch (wie auch unſere Landesſprache das bezeugt). Wir waren ehrlich, und redlich, ſagten, was wir dachten, ſagten wenigſtens das nicht, was wir nicht dachten, und wenn jemand uns für falſch hielt: ſo lärmten wir, als hätte er uns des Kippens und Wippens bezüchtigt. Wir waren ſtandhaft, wie unſere Eichen, und wer uns zum Wanken bringen wollte, mußte früh aufſtehen, und kam ſchlecht weg, wenn wir ſein Vorhaben merkten. Wir waren ſtolz, ſo daß wir da, wo das Chriſtenthum das nicht fodert, gewiß kei-

„ne guten Worte gaben, auch ſelbſt des Verdachtes „der Niederträchtigkeit uns ſchämten, „und lieber Hunger leiden, als in einer ſklaviſchen „Abhängigkeit fremder Gnade leben „wollten. Wir waren furchtlos und brav, „wie unſer Schwert; drohte uns jemand: ſo „traten wir ein paar Schritte ihm näher, und „ſagten ihm denn unſere Sensa animi ſo trocken „hin, daß es eine Luſt war. Wir waren „wirthſchaftlich, bedurften alſo keines Ausländers, „etwa wie ein wohlbeſetzter, folglich magerer „Fiſchteich, in welchem keine Blutigel ſich „nähren können; und über den bunten vornehmen „Fremdling lachten wir ins Fäuſtchen, „wenn er ſein Gut verpraßt hatte, und dann „zu uns kam, um in unſern alten Schlöſſern „oder Meierhöfen mit unſern Töchterlein zuſammen „zu wohnen. Sehr einträchtig waren „wir auch; und ich denke immer, daß die „Freimaurer unſere Briefe gefunden haben. „Wäre bei uns das Reich mit ſich ſelbſt uneins „geweſen; ſo würden undeutſche Art und „Sitten gar früh bei uns eingebrochen ſeyn. „Wir waren ehrbar in Geberden, Worten und „Werken; Galanterie, und fremder Putz waren „uns ein Greul. Die Ausſchweifungen „der Jugend, und die Zügelloſigkeit zwiſchen beiden „Geſchlechtern waren bei uns unbekannt; denn „alle Alten waren Sittenrichter. Daß das ſo

„iſt, bezeugen unſere alten Familienbildniſſe.
„In ganz Deutſchland habe ich ſo redende
„Gemälde von Schönheit und Geſundheit nicht
„geſehen. Von Manſcherei im Eſſen wußte
„man nichts; denn man wußte nichts von
„franzöſiſchen Giftmiſchern — freilich, trinken
„thaten wir; aber wir tranken, was Gott bei
„uns wachſen ließ: Bier. Von zerrütteten
„Ehen wußten wir nichts: Wir heiratheten
„uns viel zu herzlich, und unſere Lebensart
„war viel zu einfach, als daß unſere Ehen
„hätten böſe ſeyn ſollen; — die Kirchenbuße
„nicht zu vergeſſen, welche uns fürchterlich
„war, denn wir hatten Ehre. Und endlich
„waren wir ſtark. Der weichliche Fremde war,
„ſo weit die Straße gieng, auf welcher er
„reiſte, das Mährchen bei der Kegelbahn, und
„dem Wettreiten der Männer, und beim Reihetanz
„der Weiber. — So waren wir, wenns
„mit unſerer Grobheit ſeine Richtigkeit hat;
„und ganz Deutſchland werden wir doch nicht
„länger ſtrafen wollen. Geſetzt aber wir waren
„nicht grob: ſo ſchienen wirs doch zu ſeyn;
„denn Späne fallen doch nicht, wo nicht gehauen
„wird. Wenn wir alſo ſo ſchienen, ſo konnte
„man uns für Dumme halten; und dieſe
„Ehre — ich rede hier nicht im Spott — hat
„man uns auch erwieſen. Da frage ich denn,
„ob der Dumme das ſeyn kann, worin jetzt

„die Weltklugkeit geſetzt wird, ob er freund-
„lich ſeyn kann, wie ein Ohrwürmchen, falſch,
„wankelmüthig, aus Eigennutz kriechend, furcht-
„ſam, galant, hämiſch in ſeinen Freundſchaf-
„ten, erfinderiſch in der Ueppigkeit ꝛc.? Der
„grobe, dumme Pommer, liebe Landsleute,
„das ſey und bleibe alſo ein Ehrentitel für
„uns, das heiße uns immer ſo viel, als der
„deutſche Menſch. — Arten wir aus; ſo weiß
„ich nicht, vor wem wir das verantworten
„wollen. Haben wir aber reine Vaterlands-
„liebe, ſo laßt uns, wo wir auch ſeyn mö-
„gen, Pommern ſeyn, genau nach dem Spruch:
„Si fueris Romae, pomerano vivito More,
„ſo national, daß wir jedem, der uns die
„Ehre anthut, unſerer Grobheit, Dummheit, und
„(welches ich bald vergeſſen hätte) unſers pommer-
„ſchen Kopfs zu erwähnen, mit dem ſchönen Errö-
„then des Gefühls für die Ehre, eine Ver-
„beugung machen können. — Demjenigen
„unter uns, der den Pommer verläugnet,
„krähe der Hahn, und er werde von unſerem
„Kohlfeuer verſtoßen!

Allemal, wenn ſich die Sitten verſchlimmern, heißt der Urenkel ſeinen Großvater grob, ungefähr ſo, wie die Kinder die Schuhe der Erwachſenen plump, und ungeheuer nennen. Ueberhaupt ſind beides, eine rohe Härte, und eine zu übertriebene Feinheit der Sitten großes

Unglück und allemal die Quellen großer Drangſale; aber das Mittel iſt nur ein Punkt; man weiß wohl, daß er vorhanden, aber man weiß nicht, wie er gewiß zu finden, noch weniger, wie er zu erhalten ſey. Und da eine rauhe Münze, denn ſie wiegt mehr, beſſer iſt, als eine geſchliffene: ſo gehe ich lieber mit dem Mann, der, inwendig höflich, noch gar nicht gehört hat, daß man über ein gewiſſes Zeichen der äußern Höflichkeit übereingekommen, als mit einem andern, der, wann er ſchweigen und reden, lächeln und ſauer ſehen, und ſich vor mir bücken, und wünſchen ſoll, von ſeinem Hofmeiſter gelernt hat. Ich ſehe nie einen wahren Bayern auf einen großen Herrn, der ihm zu gebieten hat, zugehen, ohne mich an das unausſprechlich ſchöne Gemälde von höherem Anſtand, welchen Milton dem Adam, da er dem Engel ſich nahet, giebt, zu erinnern.

Seinem göttlichen Gaſt gieng jetzt der erſte der Menſchen
Voller Ehrfurcht entgegen; von keinem andern Gefolge,
Als vom innern Werth der eigenen Tugend begleitet,
In ihm allein beſtand ſein Staat. —
Jetzt kam Adam ihm näher, und bückte ſich, zwar nicht erſchrocken,
Aber doch auch mit beſcheidenem Zutritt und holder Verbeugung
Tief, wie vor höhern Naturen geziemt.

Alſo noch eine Nation, noch von einer alten, männlichen, ſtarken, kriegeriſchen Natur wären die Bayern, auch von einer flammenden Einbildungskraft, und hartnäckigen Liebe für die Dinge, die ſie einmal liebgewonnen, wären ſie, und ſo muß man ſie auch da, wo nicht alles in dem Maaß und dem Verhältniß iſt, wie es ſeyn ſoll, beſchauen, muß man ſie nach dem, was ſie bei dem Zuſammenfluß glücklicher Umſtände thun würden, nicht, was ſie gethan, oder nicht gethan haben, beurtheilen. Einem Fremden muß es allerdings neu vorkommen, wenn er in einem Land, das etwa ſo groß iſt, als Sachſen, bei neun und zwanzig tauſend zweihundert fünf und vierzig Kirchen, und manche Gegenden, wie davon ganz beſäet, antrifft; aber ein Weltweiſer entdeckt in dieſem Enthuſiasmus der Frömmigkeit Fähigkeiten zu großen Dingen. Dieſe Nation, wird er ſagen, braucht viel, um ihre Einbildungskraft zu beſchäftigen; ſie verſchwendet, wo andere wegſchenken, und erdrückt den Freund, an den andere einen Gruß aufgeben.

Mit dieſem Enthuſiasmus handelt der Bayer beim Aufgebot zum Krieg, und beim Ruf des Vaterlands. Nirgends kann vielleicht ein Fürſt beſſer verſichert ſeyn, daß er aufrichtig und inwendig geliebt werde, wie von den

Bayern, und in dem allemal unglücklichen Falle, daß er genöthigt wird, ſie ins Feld zu rufen: ſo raffen ſie, ohne, wenn ich ſo ſagen darf, ſich um Zelt und Säbel zu bekümmern, von Norden und Süden, und von Oſten und Weſten auf, und glauben, den Feind, wenn ſie ihn nur einmal ſehen ſollten, mit den Händen erſchlagen zu können. Eine Beſchäftigung, die ſo, wie der Krieg, unterhält, und ermüdet, ſcheint ihm nothwendig zu ſeyn, und in Ruh und Unthätigkeit würde manche Seuche ſich ausbreiten. Aber ich denke, wenn ich irgendwo einen Fehler oder Mißbrauch ſehe: du bewahrſt und pflegeſt ſo ſorgfältig das dürre Laub des Baumes: was würdeſt du für die Frucht nicht thun?

Drei Dinge ſind jedem tödtlich, und haben uns manche Wunde verſetzt; das ſind der Mangel, die Geringſchätzung der Stände, und die Vermiſchung mit Auswärtigen. Der Mangel erzeugte Diebe und Räuber; denn Stehlen und Umbringen iſt der Menſchennatur, zumal wo ſie, wie bei uns, ſo viel Entehrendes damit verbindet, unnatürlich und unangenehm, und wo man ſich außer dem helfen kann, da wird es ſo wenige Diebe, als Selbſtmörder geben; dieß beweiſen auch die tauſend und tauſend, die man ſeit einiger Zeit hingerichtet hat.

Nichts in der Welt würde rührender, und für einen nachdenkenden Weiſen, und einen empfindſamen, erhabenen Fürſten unerwarteter und ſchmerzlicher ſeyn, als eine Sammlung ſogenannter Malefikantenprozeſſe. Wo in einem Hauſe ein unerſetzlicher Mangel, zu deſſen Duldung eine außerordentliche Geiſteskraft gehört, eingeriſſen hat, da fangen die Einwohner an, aus den ordentlichen Haushaltungen zu treten, und zum Geſindel des Landes überzugehen; und das Geſindel, das an Leib und Seele verwahrloſet wird, iſt in allen Winkeln der Welt gleich, in allen feig, ſchleichend, faul, heimtückiſch, und zu nichts Edelm fähig.

Dennoch ließe ſich ein Volk denken, das arm, und äußerſt dürftig, und doch tugendhaft wäre; aber die Verachtung, ich meine, die Erniedrigung, mit welcher der Menſch behandelt wird, bindet ihm wahrhaftig die Seele, und benimmt ihm in der That den Muth und die Luſt, gen Himmel zu ſehen. Schlagen, wie einen Knecht, ließe ich keinen Mann, außer er wäre ein Knecht, der ſeine Freiheit verloren hat. Ich wünſchte, daß jeder Beamte, ehe er an ſeinen Poſten abgeht, hierüber ein Kollegium hörte, ſich die Eigenſchaften der menſchlichen Seele, und das Charakteriſtiſche ſeiner Landsleute erklären, und ſich überzeugen ließe, daß die Erniedrigung den Menſchen nur verhärte, und daß die Tugend von Innen kommen müſſe. Wie die ſtärkſten Thiere ein leichter Zaum lenkt, ſo iſts wahrhaftig eine Kleinigkeit, womit der Menſch ſich lenken läßt. Ehrgefühl, das der Dichter wecken, der Philoſoph erklären, und predigen, und der Staatsmann unterſtützen ſoll, wirket die größten Tugenden, ſo wie es von den größten Laſtern entfernet. Hierauf gründeten die Geſetzgeber der Griechen, edle Männer, und Väter von der beſten Art, ihre Geſetze, die gerade aus der Philoſophie des menſchlichen Geiſtes hergeholt waren, (die hernach von Römern über Meer nach Rom geholt, und nach dem Römerleib zugeſchnitten, nachmals nach einem Zeitraum von mehr als zweitauſend Jahren deutſchen Körpern angeſchnürt worden). — Hierauf zielen alle Schriften der Dichter, oder, welches eines iſt, der Weiſen aus dem Alterthum. Erinnert euch, daß ihr Römer ſeyd! Das ſtellte bereits flehende Phalangen in Ordnung, das tönte fürchterlich in den Ohren der Feinde, und wirkte Wunder, von denen man da nichts weiß, wo es heißt: Du wirſt gepeitſcht oder geſpießt werden. Allemal ſchreckt die Furcht vor Schande mehr ab, als die Furcht vor hundert Stockſchlägen. Ich verſtehe nicht, wie ichs machen ſoll, antwortet mir einer. Wie? du verſtehſt nicht, wie du bei deinen

Untergebenen dieß Gefühl erwecken ſollſt? Ich glaube dies, und es thut mir leid; es thut mir ſo manches andere, das noch weit ärger iſt, ſehr leid an dir.

Die erwähnten beiden Uebel müſſen bei jeder Nation allemal ſehr viel Böſes anrichten, oder beſſer zu reden, ſehr viele im Inland geborne aus den Tugenden des Nationalcharakters hinaustreiben. Kommt nun vollends die Vermiſchung mit Ausländern hinzu, ſo iſts ganz natürlich, daß man etwas ablegt, und vieles eintauſcht, und ſo immer mehr und mehr aufhört, das zu ſeyn, was man ehe geweſen. In den meiſten Ländern, als z. B. in den öſterreichiſchen Staaten, wo man viel auf inländiſche Familien hält, und ſehr weisliche Sorge trägt, ob ſie ununterbrochen vom Urgroßvater auf den Urenkel in guter Ordnung, und eben ſo gutem Wohlſtand ſich forterhalten, iſt man ſehr heickel, (und dieß mit allem Recht) einem Fremden das Bürgerrecht zu ertheilen, da man dagegen in anderen Staaten (ich zweifle nicht, aus vortheilhaften Abſichten) jeden Fremden willkommen heißt. Unter den acht und fünfzig hieſigen Kaufleuten z. B. ſind bei vier und dreißig Ausländer, und wo man ſonſt einen Kramladen erblickt, da endigt ſichs gemeiniglich auf ano und ino.

Es iſt darum überhaupt gefehlt, wenn

man den Charakter einer Nation nach den Einwohnern einer Hauptſtadt beurtheilen, und, um von den Bayern zu reden, von den Münchnern allgemein auf die bayeriſche Nation ſchließen wollte. So wunderbar dieß ſcheinen mag, da man glauben könnte, in den Hauptſtädten muß der Kern der Nation beiſammen ſeyn, und in der großen Menge ſich eher zeigen, als in dünnen ländlichen Haufen; ſo iſts doch nicht anders. Die großen Städte ſind ſich aller Orten faſt ähnlich, wenigſtens pflegen ſich da die Meiſten aus dem geraden Betragen ihrer Väter hinaus zu verlieren. Hier wird die Klage über die Nachäffung jedes ausländiſchen Tands, wie überall, nachgeäffet. Hier lacht der Stutzer und die Koquette, wie überall, über Stutzer und Koquetten, Leute, die nirgend ſeyn wollen, und überall ſind. Hier giebt es Menſchen, wie in Wien und in Berlin, die um Geld aufbauen und niederreißen, um Geld lieben und haſſen, Freunden und Feinden dienen. Hier macht, wie in Paris und in London ein Narr hundert und eine Thörinn zehentauſend Närrinnen. Hier herrſcht, wie dort, die Verſtellung, und ein wahrer Freund iſt ein koſtbares Ding. Hier ſteht man, wie dort, bleich vom Tiſch auf, ſchläft bis Mittag, und läßt mit den Tönen der Cither ſich wecken. Hier verſäumt man, vor Tag ein Buch mit Licht zu fodern, und darum ſind Lieb, und Neid gemeine Plagen. Hier kennt man, wie in allen großen Städten die Pariſermoden, die Galanterie, Ehen zu trennen, Maitreſſen zu halten, Verſtand zu zeigen, wo man keinen beſitzt, aus Prahlerei irgend an einem Artikel der Religion zu zweifeln, oder, was noch bequemer iſt, über alles zu lachen; hier bringt, wie ſonſt in mancher Reſidenz manche Frau mit ihrem Spitzwerk und Liebswerk ihren Mann um Ehre und Vermögen. Hier färben ſie ſich, wie ſonſt wo, aus Mode die Wangen, (nicht, als ſollte man glauben, die Wangen wären roth; Kinder auf der Gaſſe wiſſen, daß dieß nicht ſo iſt, ſondern, wenigſtens manchmal, um nicht bemerkt zu werden, wenn ſie erröthen). Hier glaubt, wie in jedem Stt. Germain des Adels die wahre Dame, ſie habe keinen andern Beruf auf die Welt gebracht, als etwa einen feinen Spitz auf die Haube auszuſuchen, den Fächer aufzuſchlenkern, in der Kirche die erſte Spur von Moden zu entdecken, ein Soupee anzuordnen, in der Komödie zu klatſchen, und ſich von ihren, und ihren — und ihren — bedienen zu laſſen. Hier fragt man, wie überall, wenn von einem Mann die Rede iſt: Wo gilt er was? Hat er Geld? Und wenn man von einem Frauenzimmer ſpricht: Was für Augenbrau=

nen hat ſie? Hat ſie auch eine runde Hand und einen kleinen Fuß? Hier giebt es, wie in — Pasquilanten, und Pasquilantinnen; eine Charteke macht mehr Glück, als ein Werk des Geiſtes. Hier blüht die ſchöne Literatur, wie in — und manche Dame vertauſchte um einen franzöſiſchen Seufzer alle deutſche Schriftſteller, — verſteht ſich, wenn ſie jemals einen geleſen hätte; auch hört man hier, wie in Florenz und Venedig überaus gerne liebliche Nachtmuſiken, ſieht auf der Schaubühne mit Entzücken große bärtige Ritter zu den Füßen eines grauſamen Mädeleins; endlich wacht hier, wie in — auch die Empfindung auf; denn man ißt hier, wie in — Gefrornes und Beeistes, lieſt gar artige Dichterlein auf ſchönem Papier und mit noch ſchönern Bildcher, die ganz voll Ausdruck ſind; hat Schmarozer, Schminken, Salben, riechende Wäſſer von verſchiedenen Arten, dazu recht vornehmliche Seufzer, Ohnmachten, Vapeurs, fremde Krankheiten, auch Hauptwehe, Seitenſtechen, Niernſchmerzen, Ohrenſauſen, Augenrinnen, Schwindel, Podagra, Krämpfungen, Auszehrungen, und ſogar — n' engländiſchen Spleen.

Bei allem dem iſt hier die liebenswürdigſte unterhaltendſte Lebensart; und wem da, wo ihm wohl iſt, ſein Vaterland iſt; der wird, hat er ſich nur erſt ein bischen umgeſehen, bald ſeinen Freunden ſchreiben: Ich möchte mir hier eine Hütte bauen.

Eines hat man hier, was ich höre, und aus den Schriftſtellern vermuthe, daß man es anderswo nicht ſo ganz haben müſſe, — eine altdeutſche Duldung, und einen herzhaften freien Muth, wie es wackern Männern geziemt, ſich die Wahrheit ſagen zu laſſen, ſo daß man, als man die vorige Stelle las, mit vielem Nachdruck ſagte: Gewiß, und wahrhaftig, der Mann hat Recht. Und ſo oft ich künftig die Wahrheit ſagen werde, (die Ehre haben werde, ſie zu ſagen, würde es im — Journal heißen; ich bin aber hier zu Hauſe) — ſo oft ich künftig die Wahrheit ſagen werde, ganz klar und begreiflich (denn das zierliche Herumgehen iſt unſere Sache nicht), ſo werden die wahren Bayern allemal ſagen: Der Mann hat Recht.

Nun wieder zu unſern Tugenden, nachdem ich den beſchnarchenden Fremden noch einmal angelegentlich um die Beſcheidenheit erſuche, uns nicht nach einem Hauſe, das er von ungefähr beſuchet, zu beurtheilen.

Wenn ein Bayer etwas Vortreffliches zu Stand bringt, ſo ſehen es die andern an; und, es iſt auch ſchon gut gemacht, ſagen ſie, gehen davon, und laſſen ſich nicht einfallen, aus dem Mann mehr, als aus ſich ſelbſt zu machen. Niemals wird ein wahrer Bayer ſich ſelbſt loben, und ſeine Verdienſte herausſtreichen. Es giebt keinen auffallendern Contraſt, als etwa einen ausländiſchen Maler, deſſen Hauch aus dem Munde, und deſſen erſtes und letztes Wort eine erzdumme, höchſt unſinnige Prahlerei, und Erhebung ſeiner ſelbſt iſt, und einen in ſeine eigne Größe verhüllten, ſchweigenden Bayern zu ſehen. Und wenn nicht Fremde kommen, die den Gelehrten und den Künſtler bekannt machen; die Inländer werden es der Welt ſelten ſagen, daß er vorhanden ſey. Ich finde in dieſem Betragen, das den Bayern keineswegs den Muth benimmt, ſehr viel Großes, zumal da die Menſchen, die gar zu gerne viel Rühmliches von ſich ſprechen hören, nicht allemal viel Rühmliches ausüben. Was bei den Bayern entſteht, das entſteht aus innerm Trieb, entſteht aus Liebe zur Sache. Herzlich gerne gönne ich dem Gelehrten und dem Künſtler eine ſorgenfreie Verpflegung; aber ich habe allemal geglaubt, daß das wahre Genie, wenigſtens ſo lange die Geſundheit nicht leidet, über alle Zuſtände des Glücks ſich hinausſetze, und im Sand, und im Schlamm begeiſtert bleibe. Hundertmal weinte ich ſchon vor Freuden über den liebenswürdigen Correggio, wenn ich leſe, wie er zu Fuß, ſeine Meiſterſtücke auf dem Rücken, nach Parma gieng; wie er in einer kleinen Stadt dürftig und ungeſehen lebte, und zum Lehrmeiſter niemand hatte, als ſein Genie, zum Muſter die Natur, und zur Aufmunterung ſeines Herzens, zum Gefühl der Grazie, den Kummer, ſeiner Familie Brod zu verſchaffen. Ohne Ermunterung, und ohne Hoffnung zur Belohnung, ja mit dem unausbleiblichen Verdruß thaten die Bayern die meiſten Male aus eigner Kraft, was man in andern Provinzen bei allen Freuden kaum thun wird. So laut, als man in Bayern dachte, ſo kühn, als man in Bayern dachte, ſo kühn, als man in Bayern ſchrieb, iſt in keinem andern katholiſchen deutſchen Lande gedacht und geſchrieben worden, ſo wie gewiß in wenigen Provinzen, auch außer Deutſchland, die brüderliche beſcheidene Duldung dieſe liebreiche Vollkommenheit erhalten hat. Dieſes bewundern alle Fremde, und über jenes werden unſere Enkel erſtaunen, wenn ſie in Archiven die Vorſchläge und Gedanken dieſes Zeitalters durchleſen werden. Noch beſitzen ſie Muth und Fleiß zu mühſamen ſchweren Unternehmungen, und vielleicht beſſer, als irgend ein Volk, den gemäßigten Gebrauch der Künſte. Die Dichtkunſt iſt noch zu keinem Handwerk geworden, und wenn ſie die Gedichte nicht alle geleſen haben, die man über ſchwimmende Gerüche, und über das Mondlicht, und die gelbenen Strahlen der Sonne verfertigt hat; ſo fühlen ſie doch, und vielleicht feuriger, was daran iſt, und haben ganz gewiß noch feinere und reinere Sinne, Blumen zu riechen, und Sonnenwärme zu empfinden. Sie halten die Muſen für Geſellſchafterinnen, nicht für Frauen des Lebens, und ſingen erſt nach der Arbeit ihre empfindſamen Lieder mit den rührendſten aus dem Herzen fließenden Melodieen, wozu ſie eine eigene Stimme zu haben ſcheinen. Sie rühmen ſich nicht ihrer großen Meiſter und Erfinder, und haben derſelben doch zu allen Zeiten, und bei allen Völkern berühmte klaſſiſche Männer gehabt. Ich werde der Todten ſeiner Zeit erwähnen, und der noch Lebenden eine große Anzahl übergehen; denn, was ſollte das beweiſen, wenn ich erzähle, daß große Köpfe in der Welt leben, die auf bayeriſchem Boden geboren wurden, z. B. Gluck und Denis, Adamberger, Huber ꝛc. Was, ſage ich, ſoll das beweiſen? Daß wir Köpfe haben? Ich bin ſo billig, zu glauben, daß es dieſe mehr oder weniger in aller Welt gebe, aber, wenn es auf Vergleichungen ankömmt, es mögen Europäer ſeyn, welche ſie wollen, ſo zuverſichtlich, daß ich allemal darauf beſtehen werde: Wir ſind uns ſelbſt gleich.

Das iſt wahr, wir haben keinen Schriftſteller — wie England und Frankreich, Italien und Spanien, und das ganze übrige Deutſchland keinen hat, der über ſein Jahrhundert oder wenigſtens über ſeine Nation die Macht ausübte, wie Voltair über Frankreich, ſo allgemein geliebt würde, wie ehemals Gellert in Deutſchland, der in Häuſern gefunden würde, — um das auffallendſte, aber wahrhafteſte Beiſpiel zu nennen, — wie Kochem im katholiſchen Deutſchland. Große Bücher haben wir viele — für große Seelen; da iſt z. B. der einzige Klopſtock, ein Mann für Könige, Herrſchaften, Nationalſchriftſteller, — mit einem Worte — für die Klaſſe der Menſchen, die in Verrichtungen ſtehen, wo ſie ſchlecht handeln, wenn ſie nicht groß handeln. Auch könnte ein einziges Gemälde vom Klopſtock große Seelen aus kleinen machen; man lieſt ihn, und rühmt ihn, und ſtellt ihn ſchön gebunden in ſeinen Bücherſchrank; aber wo ſind die großen Seelen? Und ſo gehts mit den übrigen Schriftſtellern.

Ich ſage darum nicht, daß dieſe Schriftſteller mittelmäßig, oder nicht werth wären, allgemein geleſen zu werden. Es kommt in dieſer Sache nicht allemal auf den Mann an, ſondern auf die gegenwärtige Lage des Landes, worin der Mann ſchreibt. Wenn in einem

Lande kein Bedürfniß vorhanden, und keines zu erwecken iſt, ſo wird der beſte Schriftſteller vergebens hoffen, daß er mit Begierde aufgenommen, und befolgt werde. Es muß etwas aufgeweckt werden können, woran die Nation Antheil nimmt, wie z. B. an den Nachrichten zu Kriegszeiten, die jedermann aufkauft und lieſt, weil jedermann glaubt, es gehe ihn an, und ihm werde dadurch etwas Gutes oder Schlimmes geſagt werden. Wo das nicht iſt, wo der Schriftſteller mehr problematiſch, mehr in eine mögliche Welt gerückt, mehr geiſtig und abweſend, als gegenwärtig iſt: da muß er gleichwohl, wenn ihn ein handelnder Mann fragt, warum er nicht lieber handelt, als ſchreibt, die Ausrede nehmen, und ſagen, ſeine Nation wäre verſtimmt, zu tief oder zu hoch, wäre zu kalt, oder zu feurig, freigeiſteriſch oder abergläubiſch, er ſehe das, und habe es unternommen, Verſtand und Herz zu bilden — — durch ernſthafte Abhandlungen, durch Gedichte, als da ſind Schauſpiele, Romanen, Lieder, Satiren, Muſik ꝛc., welches lauter Mittel ſind, wodurch nützliche Begriffe über wichtige Dinge gelehrt, und eine warme Neigung, dieſelben zu befolgen, erweckt werden kann.

Mit dieſen Augen muß man einen Schriftſteller, einen Mann, der reden will, beurtheilen; denn außer dem iſts beſſer, wenn er ſchweigt; und ob es ſogar etwas Gutes und Herrliches war, daß in ſo manchen Provinzen tauſend und tauſend geredet haben, denen immer wieder andere mit einem neuen Gerede ins Wort fielen, das möchte ich einmal vor meinem Ende erklärt ſehen. Ich ſagte eben von uns Bayern, wir hätten keinen Schriftſteller, und da man ſich anderswo ſo viel damit zu gut thut, welche zu haben, weil ſich daſelbſt (Gott weiß, warum) viele hervorthaten, die Geſchriebenes drucken ließen, und viele, die Gedrucktes kauften: ſo kann ich nicht umhin, eine ganz kleine Betrachtung über dieß Bücherweſen zu machen. So viele tauſend und tauſend Bände! Sollte der Menſch ſogar hart, oder verderbt ſeyn, um ſo viele nöthig zu haben? Und es wäre wohl dieſer vielleicht am Ende der beſte Schriftſteller, der käme und ſagte: Alles, was man that, war mehr als die Hälfte ſchlecht gethan.

Und in der That: Beſitzt man da, wo alles ſchreibt und lieſt, reinere Begriffe von Gott, und wahrer Frömmigkeit? Hat man eine beſſere Moral, eine vernünftigere Bürgerphiloſophie? Wird daſelbſt das Gute durch Vorſtellungen erhalten, oder muß, wie anderswo, der größte Rechtsgelehrte das Gute (wie der Böſewicht das Schlimme) durch Intriauen erhalten, und wider Kabalen ſtreiten? Sind daſelbſt die Speiſen einfacher, die Körper geſünder, ſchöne Thaten häufiger, oder miſcht man Gift; oder poſaunt mans in alle Ecken aus, wenn einer, der tauſend Gulden ſtehlen konnte, ſie nicht geſtohlen hat? Sind Mäßigkeit, und ſtrenge Enthaltſamkeit bekanntere Tugenden; oder ſiechelt unſer Jung, und werden unſere Töchter vor der Naturzeit geſchändet? Bearbeiten die Künſte etwas Weſentliches, ſtellt uns die Schaubühne etwas Männliches, und flößen uns die Gefühle der Dichter etwas Geſundes ein; klären ſie die Nation auf; oder gewöhnen ſie uns an den Anblick von Gaukeleien, unterhalten uns mit feigen Buhlſchaften, und erweichen das männliche Antlitz? Werden daſelbſt die Menſchenfamilien häufiger, die Ehen geehrter, oder lebt man in Ausſchweifungen und Wollüſten, die die Bande der Geſellſchaft zerſtören? Sind auf den Angeſichtern die häßlichen Erſcheinungen der Furcht, des Zorns, des biſſigen Verfolgens, des Hochmuths, der Unzucht, der Trägheit, der Unwahrheit weniger zu ſehen? Iſt die Sprache mit den Großen der menſchlichen Würde anſtändiger, ſind die Titulaturen ſimpler, das Betragen gegen einander natürlicher; oder lernet man die Höflichkeitsformeln auswendig, bettelt um Brod, verkaufet um einen Dukaten Leben und Ehrlichkeit, und kriecht, und kratzt im Vorzimmer der Großen, denen man in allen Ländern verſingt, ihr Name werde ewig dauern, elende Bücklinge? Hat man endlich weniger Krankheiten? Hat man (wenn ich dieſes Ausdrucks mich bedienen darf, ohne etwas Böſes beſchuldigt zu werden; ich meine aber nichts Böſes) — hat man wenigſtens eine größere Stärke in Laſtern, als unſere Vorältern; oder verbittert, und vertändelt man ſein bischen Leben in ewigen Wickeleien, heißen Intriquen hohe Geſchäfte, und zerrinnt man nach dieſen Geſchäften in der Umarmung feiler Sängerinnen, die man Muſen nennt?

Die Weisheit iſt nirgends gerade da oder dort zu Hauſe, und kein Volk lebt auf Erden, welches davon gerade noch zu viel, noch zu wenig beſitzt. Ueberall iſt man ſtets und unaufhörlich damit beſchäftigt, etwas hinzu oder hinweg zu thun, und die Erfahrung lehrt, daß es immer beſſer um ein Volk ſteht, mit dem man eine Verfeinerung vornehmen kann, als mit einem andern, welches ſo verfeinert worden, daß es darüber die Kraft verloren, auf den Beinen zu ſtehen. Ich ſehe, was die Verfeinerung anbelangt, daß manche Völker nichts darunter verſtanden, auch am Ende nichts davon trugen, als die Kunſt, einem andern in zierlichen Ausdrücken einen guten Morgen zu wünſchen, die Gabel und das Meſſer artiger zwiſchen zwei Finger zu nehmen, und den Ausſchweifungen einen weniger abſchreckenden Namen zu geben, und es würde oft ſchlimm um die Menſchen geſtanden ſeyn, wenn ſie nicht an und für ſich ſelbſt gebildeter geweſen wären, als die Mittel, welche ſie bilden ſollten. Viele Nationen bleiben gut, ohne eine Schaubühne, und auf derſelben einen Garik zu haben; und werden ihre Ohren gleich durch keine Symphonie entzückt: ſo werden ſie auch durch kein Kritzeln beleidigt. Wenn nur unſere Felder von reifen Aehren wallen, unſere Aenger mit Gras, und unſere Fluren mit geſunden Heerden bedeckt ſind, wenn nur unſere Wälder mit gutem ſaftigen Gehölz angefüllt, und unſere Häuſer mit fruchtbaren Bäumen geziert ſind, die Flüſſe und Bäche voll Fiſche wimmeln, und in Gebüſchen, und Triften Lerchen und Finken, und frohe Nachtigallen ſingen, darunter der geſunde, ſtarke, ehrliche Bayer voll innerlicher Luſt und Dankbarkeit bald auf ſeine blumenreichen Felder, Heerden, und Gewäſſer, bald gegen Himmel blickt, indeß Freude und Jubel über Thäler und Hügel ſtreicht: dann ſtehts gut, wenn wir gleich keine Weine aus Cypern trinken, noch in jedem dritten Haus ein Näſchereikrämer, ein Spezereihändler, ein Parfümirer, oder Paſtetenbäcker wohnt; wenn wir gleich nicht ſo aufgeklärt ſind, zu wiſſen, wo die beſten Seiltänzer, Taſchenſpieler, Gaukler und Trillerſchläger gefunden werden; dann brauchen wir, um vollkommen glücklich zu ſeyn, nichts, als daß wir dahin trachten, weniger Aerzte, Räthe, Heersführer, Advokaten, Poeten ꝛc. nothwendig zu haben.

Wir haben in das Ausland keine Tugenden getragen; ſey es! aber auch keine Laſter; aber auch haben wir uns nicht vorzuwerfen, daß wir jemals im Ausland ein zweideutiges Andenken hinterlaſſen, daß man ſich vor uns fürchte, oder einer Krankheit unſern Namen gebe. Noch probirt unſer Junge in alten Rüſtkammern die eiſernen Handſchuhe, und wenn man ihn über ein Feld führt, wo die Spuren alter Lager vorhanden ſind, ſo ſchlägt er den Diſteln die Köpfe weg. Noch hört er gern das ernſte Lied des Sturmwindes, und beim Wehen der Fahnen jauchzt ihm das Herz; noch iſt ihm die alte Vertraulichkeit des deutſchen Gaſtrechts bekannt, und wer zu ihm kommt, käme er mit einer aufgeſtülpten Naſe und einem dreieckigen Kopf über das Meer, der iſt ſein Gaſt, und wenn ihn ſein Herz liebenswürdig macht, ſein Freund. Noch glauben wir aufrichtig und männlich an Zucht und Tugend, und weinen herzlich bei Clariſſens Tod.

So ſtehts in meinem Vaterland, und ſtehts nicht ganz ſo, ſo kann es doch, (dieß iſt ſchon ſehr viel) ſo wird es bald ſo werden, wenn nur meine Landsleute ſo gut ſeyn wollen, in ſchönen Dingen auf ſich ſelbſt etwas zu halten, ſich ſelbſt etwas zuzutrauen, mit ihrer Gutherzigkeit ſich vom Böſen entfernen zu laſſen, und mit ihrer Hartnäckigkeit nur an dem Guten ſich feſt zu halten. Ich wünſche von ganzem Herzen, ſie glaubten, ich hätte von ihnen viel zu wenig geredet, und daß ſie ſagten, ſo oft ſie gen Himmel ſehen: Er iſt nirgends ſo blau, wie bei uns, und nirgends glänzt die Sonne ſo hell, wie bei uns!

Ob wir bei dem Fortschritte, welchen gegenwärtig die menschlichen Kenntnisse nehmen, klüger handeln, als Sachsen, Preussen und Oesterreich?

(Geſchrieben 1783.)

Wenn ſich jetzt ein Stand über den andern ſatt geſchmäht, und jeder dem andern Schuld gegeben hat, daß dieſer die einzige Urſache ſeiner übelbeſtellten Verfaſſung und das Hinderniß ſeiner Verbeſſerung ſey, dann ſagt jeder am Ende: Ich bin begierig, wie es in Bayern noch gehen wird, wenn es ſo fortgeht! — Das heißt, diejenigen, welche ſäen ſollen, ſtehen vor den Acker, wo ſie Verſchiedenes aufgehen ſehen, neugierig hin, und rufen: Wir ſind doch begierig, was zur Zeit der Reife daſtehen wird! Das iſt eine ungerechte und abſcheuliche Frage, ein Zeichen grober Unwiſſenheit und vernachläßigter Pflicht. Wie ſollte es eine Schwierigkeit ſeyn, aus dem, was zugegen iſt, vorher zu ſagen, was ſeyn wird? Das erſte Hervorkeimen eines Gewächſes beſtimmt ja ſeine Zukunft, und ein hektiſcher Huſten verkündigt den Hinfall des Menſchen.

Es hilft nicht immer, jemand, deſſen Geſtalt verwahrloſet iſt, einen Spiegel vorzuhalten, und ihn ſehen zu laſſen, wie ſehr ſie zerrüttet iſt. Entweder man ſchimpft auf den Spiegel, oder man geht zerſtreut und gleichgiltig weg, und vergißt, was man geſehen hat. Vielleicht iſt es ein Mittel, uns auf das, was wir nicht thun, und thun ſollen, aufmerkſam zu machen, wenn wir ſehen, was andere thun, und ſchon lange gethan haben.

Die menſchlichen Kräfte zur Beförderung der allgemeinen und Privatglückſeligkeit bilden, ausarbeiten und beſchäftigen, das heißt, wo es bei einer Nation geſchieht, die Nation cultiviren, ihr eine Erziehung und Aufklärung geben. In den nördlichen Provinzen Deutſchlands nahm dieſe Cultur den natürlichen Weg. Was die Einbildungskraft in Ordnung bringen, ſie mit ſtarken und beſeelenden Bildern erfüllen, was die Empfängniſſe des Herzens reinigen, und dieſes mit Begierden und Beſtrebungen nach edlen und geſunden Dingen erfüllen kann, das gieng da voran. Die ſanften Werke der Künſte und der Poeſie ſollen auch immer vorangehen, wenn die Philoſophie und die Werke des Nachdenkens ſich entwickeln und reifen ſollen; denn dieſe müſſen aus jenen entſtehen, und wir müſſen ehe empfinden und wahrnehmen, ehe wir Betrachtungen anſtellen. Die Regierung ermunterte die guten Schriftſteller. Es war rühmlich, Verſtand zu haben, und es wurde nicht gleichgültig aufgenommen, wenn man ſich die Geſchicklichkeit erworben hatte, ihn öffentlich zu zeigen. Das Talent eines guten Schriftſtellers ſteht daſelbſt (ſo, wie ſchon längſt in Frankreich und England, wo Miniſter, Biſchöfe und Fürſten Schriftſteller ſind) in der allgemeinen Achtung, und die Herausgabe einer gemeinnützigen und denkenden Schrift eines Werkes, das von groſſen und ungewöhnlichen Geiſtesgaben zeugt, iſt der gewöhnlichſte und ſicherſte Weg zu Aemtern und Beförderungen. So entſtanden claſſiſche Werke; Männer, wie Homer, Cicero und Plinius waren; Künſtler, wie Xeuxis und Polygnot — und der nördliche Theil von Deutſchland gab uns Geſetze. Von da her erhielten wir die edle Unzufriedenheit bei dem, was wir waren, das

Licht, zu ſehen, was wir ſeyn ſollen. Nach den Schriften und Kunſtwerken dieſer Provinzen beurtheilt Europa noch dieſe Stunde das Maß der Kenntniſſe, der Verfeinerung Deutſchlands, und der Umlauf der Produkte des Witzes iſt daſelbſt wie zu einem Commerz geworden. Was in der Naturgeſchichte, Oekonomie, Kriegskunſt, und beinahe in allen Theilen der bildenden und unterrichtenden Künſte und Wiſſenſchaften Großes und Wichtiges geſchah, und zu uns kam, iſt von daher gekommen. Auf ihren Univerſitäten, als zu Leipzig und Göttingen ꝛc. bildeten ſich und bilden ſich noch dieſe Stunde die größten Köpfe, Gelehrte und Staatsmänner unſerer Zeit. Die wichtigſten Vorfälle in den Dingen der Literatur werden daſelbſt entſchieden, und die geſunde Kritik und feinere Lebensart iſt durch alle Stände verbreitet.

Die Preßfreiheit herrſcht in dieſen Provinzen unbeſchadet, und Werke der Finſterniß werden nicht gefürchtet, weil man fähig und klug und eifrig iſt, denſelben Werke der Wahrheit und der Ueberzeugung entgegen zu ſetzen, und Abſcheu wider das zu erwecken, was Abſcheu und Verachtung verdient. Die natürliche Folge dieſer Fortſchritte war, daß ſie allenthalben voraus gewannen, und daß ſie bald anfiengen, in Betreff der Reichthumsquellen und politiſchen Stärke, ſich einem Uebergewicht zu nähern, welches die großen Denker in benachbarten Ländern nothwendig veranlaſſen mußte, den Urſachen und Mitteln, durch welche das Wohl dieſer Provinzen ſo bald und mächtig empor ſtieg, aufmerkſam nachzuſpüren.

Einzelne Weiſe, deren Denkungsart die nämliche iſt, leben gegenwärtig in allen Städten Europens; aber ihre Gegenwart wirkt nur in denjenigen Staaten ins Allgemeine, wo günſtige Umſtände bei der Erziehung eines Fürſten zuſammentreffen, daß ſelbſt er, deſſen Wunſch keine Hinderniſſe kennt, ein Weiſer, oder wo in den Zeiten der Noth ein außerordentlicher Kopf gebildet wird, der alles nach ſich fortreißt, und etwas ausführt, ohne einen Nachfolger zu hinterlaſſen. Was gegenwärtig in den Verordnungen, welche den öſterreichiſchen Staaten eine neue Verfaſſung geben, das Gepräge der Aufklärung trägt, das ward von ſchweigenden Weiſen lange anerkannt, und die Ausübung wartetete nur auf den großen Einzelnen, der die Macht und den Muth haben würde, das Syſtem in Bewegung zu ſetzen.

Aber Oeſterreich wandelt nicht, wie ehemals Sachſen, an der Hand der ſanften Muſen den Weg der Blumen. Hier wird das nicht erſt aufgethaut, noch langſam vorbereitet, was endlich nach vielen Generationen willig und von ſelbſt ſich ergeben würde. Hier ſteht, ehe der große Haufe zu denken vermag, ein mit reifer Kühnheit durchgedachtes Werk vor den Augen des ſtaunenden Gelehrten und des gaffenden Pöbels, wie eine Erſcheinung aus ferneren Welten da, und die Seelen der Unmündigen befinden ſich, wie über eine große Kluft gehoben, plötzlich in ungewohnten Gegenden. Der Monarch ruft der Sonne, zu einem Werk großer Vollendung ſtill zu ſtehen; er ruft der Zeit, daß ſie daſtehe, und dem Geſchäft, daß es wirke. Erſt, wann die großen Verwandlungen vorüber ſeyn, wann die Ueberlegung der unreifen Gemüther, wie aus einem Traume, ſich erheben, und, was indeſſen geſchehen iſt, betrachten wird, erſt dann werden die holden Lieder beſeligter Gefühle und hoher Begeiſterungen ertönen, und dann werden Werke des ſtillern Geſchmackes eine innere Stärke, mit Anmuth verbunden, und die geiſtigern Freuden über alles Leben und über alle Unternehmungen ergießen. Der Monarch aber feiert ſchon jetzt den Triumph der Wahrheit, die, gemäß der Natur der Sache, allemal ſieget, wo den Verfechtern derſelben der freie Gebrauch ihrer Kräfte wider die Anhänger der Dummheit geſtattet wird. Der Schriftſteller öſterreichiſcher Staaten iſt in ſeine Herrſchaft zurückgekehrt; denn ihm iſt, wie Rautenſtrauch ſagt, eine Art von Herrſchaft eigen, die ſich ſo weit erſtrecket, als ſeine Einſichten und Seelenkräfte reichen. Er darf vor den Richterſtuhl ſeiner einſamen Vernunft die Geſetze, die Mißbräuche, die Gewohnheiten ſeines Landes fodern, in welchem er unbekannt und im Dunkeln lebt. Er darf aufſuchen, prüfen und urtheilen *). Er darf Vorurtheile

---

*) Oeffentliche Thorheiten und Untugenden muß man mit männlicher Kühnheit ſo behandeln, wie ſie bei allen freien und denkenden Nationen des Erdbodens behandelt werden. Das Recht, öffentlich zu ſagen, was ich von uns allen denke, liegt in dem heiligſten Naturvertrag unſers geſellſchaftlichen Lebens, und niemand iſt befugt, mich darüber zur Rede zu ſtellen. „Nur öffentlich, ſagen ſie, ſoll man über öffentliche „Mängel nicht ſchreiben! Man ſoll doch die Ehre „des Vaterlandes retten!“ — Ich behaupte, die Ehre des Vaterlandes laſſe ſich in manchen Dingen durch nichts anderes retten, als daß man öffentlich ſchreibt, was vermöge veralteter Mißbräuche öffentlich gefehlt wird; in Archiven verfaulen die ſchönſten Gedanken und Vorſchläge. Aber es kömmt alles darauf an, öffentliche Mißbräuche, Werke der Unordnung des Eigennutzes, des Monopols und der Dummheit, dem Publiko ſo unausſtehlich, und entgegen die geſunde Denkungsart, die geſunden Begriffe, Kenntniſſe und

bekämpfen, und ihre Anhänger demüthigen. Er darf einen tugendhaften Unwillen gegen jene äußern, die den Geiſt unterdrücken, und die Menſchheit ihres glorreichſten Antheils berauben. — In Wien wird jetzt *Freimüthigkeit* nicht mehr für *Verwegenheit* angeſehen, und jeder Bürger des Staats, wär' er auch der Geringſten einer, darf dem Höhern mit Beſcheidenheit ſagen, was er von ihm denkt, und was er von ihm zu hoffen ſich berechtiget glaubt ꝛc. *Ordensbänder* und *Ceremonienkleider* ſchützen nicht mehr vor der Kritik; der Monarch, der *ſich ſelbſt* ihr Preis giebt, will, daß jene, *die ſie tragen, ſo handeln ſollen, um die Feder des Schriftſtellers nicht fürchten zu dürfen.* —

Bei dieſer Freiheit und öffentlichen Aufforderung iſt es nicht anders zu erwarten, als daß alle Theile nützlicher Kenntniſſe und Ge-

---

Gefühle, durch wiederholte Schriften, ſo allgemein beliebt, vaterländiſch und herrſchend zu machen, daß es kein mächtiger Einzelner, ohne Verluſt aller ſeiner Achtung, wagen könne, eine grobe Sottiſe zu machen. Auch dem Landesherrn liegt daran, daß er die wahre Beſchaffenheit ſeines Landes, die Geſinnungen ſeiner Unterthanen erfahre und kennen lerne, und nur auf dieſem Wege kann er dieſe Erfahrungen einholen.

ſchäfte in eine heftige Gährung gerathen, und aus dieſer weiſe Vorkehrungen und Anſtalten hervorgehen werden. Der Adel, wenn er künftig daſelbſt befördert oder nur geachtet werden will, wird ſich durch einen großen Verſtand auszeichnen, und gleichſam auf das neue veredeln müſſen, wenn er nicht will, daß ſich das Andenken der nur geerbten Vorzüge verliere, und eine andere Klaſſe der Bürger nachrücke. Eine gute Erziehung wird in Abſicht auf Vorrang und Beförderung bald das erſte und allgemeinſte Bedürfniß ſeyn, und die Oeſterreicher werden binnen etlichen Jahren an Philoſophie und einem ſiegenden Staatsgeiſt, wie an Macht und Ländererweiterung ſich ausdehnen.

So erwachte das Nachdenken in zwei Staaten: im nördlichen Deutſchland durch die Literatur, in Oeſterreich durch ſchnelle und beharrliche Thaten, und durch den Geiſt der Freiheit. In dieſen Staaten iſt das Syſtem, welchem man folgen ſoll, nicht mehr zweifelhaft. Der Vater weiß daſelbſt, was ſeinem Sohne nothwendig, und daß die wahre, durch Mühe erworbene Gelehrſamkeit, daß die Tugend kein leerer Name ſey. Die wichtigſten Geſchäfte werden nicht durch Conventionen und den abergläubiſchen Geiſt hergebrachter Einrichtungen, ſondern durch einen thätigen Scharfſinn, durch überzeugte Einſicht und einen großen Geſchmack geſchlichtet. Wenn es gleich (welches nie ganz gehoben werden kann) Mißbräuche und Ausartungen giebt, ſo iſt bei Vorfällen, wo gedacht werden muß, die Partei der Beſſerdenkenden doch die größere, und der Verſtand kämpft höchſtens mit Einfällen des eigennützigen und ſophiſtiſchen Witzes.

Ob in unſerm Vaterlande Bayern die Wiſſenſchaften und die Künſte, welche humaniſiren, welche den Unternehmungsgeiſt, die Induſtrie, einen männlichen Geſchmack und die großen Bürgertugenden verbreiten, jemals eine wahre Staatsangelegenheit waren, oder ob ſie es gegenwärtig ſind; ob die Verfaſſung unſerer Geſchäfte der Berathſchlagungen großer und aufgeklärter Köpfe bedürfe; ob alles Mahnen, Vorſchlagen, Bitten und Aufmuntern dieſer letztern im Stand ſey, der etwa übel beſtellten Verfaſſung eines Geſchäftes eine beſſere Bewegung zu geben, oder gar ins Allgemeine zu wirken, das iſt uns mannigfaltig und zu oft geſagt worden, als daß ich nöthig hätte, es hier zu wiederholen. Ich will vielmehr einige Mittel, welche den wiſſenſchaftlichen Geiſt aufmuntern, zur reifen Betrachtung vorlegen, und nur noch eine und die andere Erinnerung, worauf jene ſich gründen werden, vorausſetzen.

Entweder aller Gebrauch, alle Ausbildung des Verſtandes und der menſchlichen Fähigkeiten iſt nichts, oder die Länder, worin man jetzt alles mögliche anwendet und zuſammenträgt, um gleichſam die Zinſen aller vorhandenen geiſtigen und körperlichen Gaben zu erhalten, müſſen endlich ihre Nachbarn, bei welchen vielleicht von allem dieſem nichts Wahrhaftes mit Ernſt geſchieht, weit zurücklaſſen, nicht an bloß ſchönen, müßigen und dilletanten Einſichten und Empfindungen, ſondern an Einrichtungen, Staatsanſtalten, an Rathſchlägen und einheimiſcher Macht und Glückſeligkeit, an Uebergewicht bei allen Gelegenheiten, wo etwas ins Große geht. Wenn dieß ſchon einzelne Zweige der Wiſſenſchaften zuwege gebracht, was werden ſie ſämmtlich nicht können?

Die großen Staaten leben, was die Abnahme oder Zunahme ihrer bürgerlichen Kräfte betrifft, in einem immerwährenden Streit gegen einander, in einem ſo heftigen Wettſtreit, daß, wer nur Eine Blöße gibt, Einen Schritt zurückweicht, faſt allemal Gefahr läuft, die gänzliche Ordnung zu verlieren. Wo die Freiheit des Denkens von einem Staate in Schutz genommen wird, da ziehen die ſiegenden Vortheile durch die offenen Thore ein, und die entſcheidenden Rathſchlüſſe ſtehen zu Gebote. Die Wiſſenſchaften haben überall Augen, und wenn irgend eine Laſt nicht fort will, überall Hände und Flügel, um das, was nur langſam über eine Brücke geſchleppt, und wo dieſe erſt gebaut werden ſoll, auf der Stelle an das jenſeitige Geſtad zu ſetzen. Wie bei einer Mahlzeit da, wo der vornehmſte Mann ſitzt, der Ehrenort iſt, ſo iſt da, wo ſich die größte Summe aufgeklärter und nützlicher Kenntniſſe befindet, der wichtigſte Staat. Es iſt nicht Wien, um das ſich, wie jüngſt ein öſterreichiſcher Schriftſteller ſich im Tone des klugen und ſchönen Stolzes ausdrückte, Deutſchlands kleinere und größere Planeten drehen, ſondern jede deutſche Provinz kann die Leuchte am Thurme, der Mittelpunkt, nach welchen alle übrigen ihr Aug erheben, ſeyn, ſobald ſie es durch meiſterhafte Anſtalten, durch Werke großer Seelen dahin bringt, die erſte und anſehnlichſte am Verſtande zu ſeyn.

Wenn zur Zeit, wo die öſterreichiſchen Provinzen auf den Grad der Cultur, den die nördlichen Deutſchen erreicht haben, gekommen ſeyn wird, wo die Früchte der Verordnungen, welche gegenwärtig die Aufmerkſamkeit und Bewunderung von ganz Europa nach ſich ziehen, in voller Reife da ſtehen, und einheimiſch geworden ſeyn werden, wenn, ſage ich, zu dieſer Zeit irgend ein deutſches Land noch um fünfzig Jahre in der Denkungsart, und um hundert Jahre im Geiſte der Anſtalten zurück ſeyn, wenn auch die kleine, ſchweigende Anzahl guter Köpfe müde, verſcheucht, furchtſam und ſchüchtern, und ohne Hoffnung, daß in ihrem Vaterlande die gute Sache jemals die Oberhand gewinnen werde, ſeyn ſollte: was wird dann dieſe Provinz retten, was wird ſie vor der Verachtung aller veredelter Nationen, und vor ihrer eigenen Schande beſchützen können?

Und, damit ich es mit einem Male ſage, es verhält ſich jetzt mit den Staaten, welche einen gewiſſen Anfang von Aufklärung gemacht haben, wie mit einem Feld, das einmal die Frühlingsſonne erwärmt, und worin ſich bereits der Keim zum Wachsthum entwickelt hat. Jeder zurückkehrende Froſt tödtet viele tauſend Blüthen; und, wo gleichſam ein zweiter Winter zurückkömmt, da wird alles zu Grunde gehen. So mit unſerm Eintritt in das Reich der Künſte und Wiſſenſchaften. Es iſt einmal zu ſpät, den ehemaligen Weg wieder einſchlagen zu wollen. Weil wir ſtill halten, darum bleiben andere nicht ſtehen; ſie lachen deſſen, der ſich umſieht und zaudert, und ſind feſt überzeugt, daß, nachdem einmal die jetzige Bewegung aller menſchlichen Kräfte, die jetzige Gährung aller Kenntniſſe vorhanden iſt, die Glückſeligkeit und die Sicherheit eines Staates allein durch den möglichſten Grad von Aufklärung und Freiheit erreicht werden könne.

In einem Land, worin man über dieß alles nicht nachdenkt, worin die ganze Summe deſſen, was jeder denkt, darin beſteht: Ich genieße und benutze mein Amt, ſo gut ich kann; ich gebe es zurück, wie ich es erhielt, und überlaſſe die Sorge einer Verbeſſerung dem Nachfolger! — in einem ſolchen Lande gleichet das allgemeine Wohl einem Kleid, und der Verſtand eines ſolchen Landes gleichet einer Menge Menſchen, deren einige an jenem Kleide trennen, andere ein Stück wenden oder färben, wieder andere einen Ermel wegſchneiden, und dafür zwei neue auf den Rücken ſetzen, und von denen endlich keiner mit dem Geſchäft des andern bekannt, oder, in Abſicht auf ſeinen Verſtand, ſo weit vorgerückt iſt, um das Ganze eines Kleides, oder die Wahrheit, daß das Weſen deſſelben das Tuch iſt, ſich vorſtellen zu können.

Was ich nun in einzelnen Sätzen ſagen werde, geht ganz uns Landsleute an, und ich lege es gleichſam als eine Aufforderung an das Zeitalter zurück, wo die knechtiſche Frage: Wie können wir unſern Nachbarn nachahmen? eben ſo nothwendig ſeyn mag, als dieſen Nachbarn die wechſelſeitige Ermunterung, allen voraus zu gehen, eben jetzt den Weg zum unſterblichen Ruhme bahnt.

Wenn der Staat die Cultur des Geiſtes im Ernſte beſchloſſen hat, ſo muß er ſie da, wo am Ende alle Cultur hinzielt, nämlich bei Geſchäften, deren beſſere Einrichtung er wünſchet, beginnen. *Das Geſchäft ſoll den Schriftſteller ſuchen*, und der Mann im Amt, der ſeine Erholungsſtunden der bildenden Literatur widmet, ſoll verſichert ſeyn, daß er ſeinem Amt ohne Vergleich beſſer, als ein anderer, der im buchſtäblichen Verſtand unaufgeklärt, roh und dumm iſt, vorſtehen, und daß er Gelegenheit finden werde, durch beſſere Arbeiten ſich auszuzeichnen. Was ſoll da den gelehrten Bürger aufmuntern, ſich anzuſtrengen, wo *kein Unterſchied der Köpfe* iſt; wo, wenn es auf Ehre, auf Beförderung und Achtung ankömmt, viel und alles gethan zu haben, gerade ſo viel iſt, als nichts, ja, wo es immer vortheilhafter, einträglicher und ohne Vergleich empfehlender iſt, nichts gethan zu haben? Wenn da der aufgeklärte Rath den rohen im Herzen einen Ignoranten nennt: ſo ſchilt dieſer jenen einen Narren, der ſich um nichts und wieder nichts eine vergebliche Mühe giebt.

Unſer Publikum iſt nie die Mitpartei. Es weiß nicht, wie Verordnungen entſtehen, noch wozu ſie vorhanden ſeyen. Sollte nicht der Tag, an dem eine heilſame allgemeine Verordnung an allen Orten des Landes kund gemacht wird, ein allgemeiner Freudentag ſeyn? Aber ſo erwartet der Bürger und Landmann ſchon im Voraus nicht, daß darin etwas, wodurch für ſein Wohlſeyn geſorgt iſt, enthalten ſey. Er ſieht das Ganze für eine Privaterfindung an, welche etwa den Vortheil einiger Wenigen befördern ſoll, denkt nie an jenes: Wir Alle! und die Clauſel am Ende, daß dieſe und jene Züchtigung deſſen, der nicht ziehen will, warte, macht ihn immer knechtiſcher, verlegener und muthloſer. Und am Ende bleibt die Sache beim Alten.

Ich habe oft und mit heißem Kummer darüber nachgedacht; aber wenn ich nun ſagen ſollte, wie geholfen werden könnte! Es kömmt darauf an, (außerdem iſt alles vergebens) daß eine gründliche Einſicht, ein großer Verſtand, Arbeitſamkeit, Beſcheidenheit im Aufwand ꝛc. Tugenden werden, daß die Sprache unſrer Reichen: Ich lerne nichts, weil ich nichts brauche, daß ihre Schmauſereien, ihre ewigen Feſte von Vergnügungen bei einem weichen, ehrloſen Leben, daß ihr laſterhaftes Herabſehen auf die, welche arbeiten, damit ſie nichts zu thun brauchen, Schande werde.

Da man aus Frankreich die Art, ſich zu kleiden, den Ton der Geſellſchaften, und unzählige Bedürfniſſe entlehnt, da man alles, was daſelbſt erfunden, gedacht und geſchrieben wird, gut und unvergleichlich findet: warum denkt man nicht einen Augenblick nach, woher die, größtentheils vermeinte, franzöſiſche Gabe, alles zu übertreffen, gekommen ſey? In Frankreich, ſo wie in England, iſt der Adel gelehrt, und der Schriftſteller iſt ein wichtiger und geachteter Mann. Wenn der wahre Franzos groß thut, wenn er bei Fremden ſich rühmt: ſo rühmt er ſich ſolcher Dinge, wozu Verſtand, Witz und Gelehrſamkeit gehört; er rühmt ſich, bis zur Prahlerei, ſeiner vaterländiſchen Schriftſteller und Künſtler, und will jeden gleichſam glauben machen, man denke nirgends ſo richtig, wie bei ihm. Auch kennt er alle ſich auszeichnende Köpfe und Künſtler ſeines Vaterlandes; er thut groß mit ihrer Bekanntſchaft, und giebt ſich Anſehen mit ihrer Denkungsart. Jeder, der da etwas Wichtiges, etwas Geiſtreiches ſchreibt, kann im Voraus verſichert ſeyn, daß die Nation ihm zuhören, daß ſie ihn zur Rede ſtellen und ihm Beifall geben, oder ihn zurechtweiſen werde. Ein Mann mit Talent und Kraft iſt augenblicklich bekannt, und jeder macht ſich eine Ehre daraus, ſich ſeiner anzunehmen. Wo wäre da ein anſehnlicheres Haus, wo man nicht eine Sammlung der guten inländiſchen Schriften anträfe? und wo eine beſſere Geſellſchaft, wo nicht von neuen Schriften, Vorſchlägen, Erfindungen, von neuen Werken der Kunſt ꝛc. die Rede wäre? Auf dieſe Art iſt es kaum möglich, mittelmäßig und lange verborgen zu bleiben, wenn man ein Ignorant, oder ein Dummkopf iſt. Wer ſich empor ſchwingen will, muß ſich durch tiefe Einſichten, durch Thatverdienſte um irgend eine Wiſſenſchaft, oder durch die Verwaltung eines Amtes, wozu ein ausgebildeter Kopf gehört, ſchwingen, und die Thätigkeit unaufhörlich zur Begleiterinn haben. Das Gepräg dieſer Bemühung nach einer weitern Stufe der Gelehrſamkeit und Verfeinerung leuchtet aus allen ſeinen Entwürfen und aus ſeiner attiſchen Schreibart hervor.

Der franzöſiſche Schriftſteller bildet ſich auf ſeinem Boden, faſt immer unter Geſchäften. Was er ſchreibt, wird nationell, wird aus einer Angelegenheit ſeines Vaterlandes genommen ſeyn. Da bei dieſen Nationen über etwas Wichtiges ſchreiben äußerſt wichtig iſt, da die Schriftſteller in höchſter Achtung, und ſie der Weg zu den größten Ehrenſtufen iſt:

ſo ſind die größten Häuſer ſtolz darauf, einen Schriftſteller von Ruf in ihrer Familie zu zählen, und die erſten und anſehnlichſten Staatsmänner ergreifen die Feder, und verewigen ihren Namen und den Ruhm ihres Vaterlandes durch klaſſiſche Werke. Der Gegenſtand, der ſolche Männer begeiſtert, und ihnen Gedanken einflößt, ſind Angelegenheiten des Staates, und ihre Leſer ſind Fürſten, Miniſter und Räthe, und faſt immer der ſämmtliche wohlerzogene Theil ihrer Nation. Wie ſoll da die Bemühung um wahre Kenntniſſe, die wetteifernde Bemühung, ſich durch außerordentliche Geiſtesgaben einen Werth zu geben, nicht allgemein, wie ſollen aber auch die Folgen dieſer großen Aufmunterungen nicht eben ſo allgemein ſeyn? Sie ſind es, und dieſe Nationen herrſchen allenthalben durch ihre weitſehenden Staatsmänner, durch ihre Generale und Geſandten, durch ihre Schriftſteller, Künſtler und Kaufleute.

Und wo ſind nun bei uns die Quellen, welche die Ehrbegierde antreiben, die Quellen großer Gedanken, Entwürfe und Thaten? Nach welcher Art des Ruhmes ſtreben wir? Worin ſuchen wir uns zu erheben? oder beſſer zu fragen, worin ſuchen wir uns zu erhalten? Iſt unſer Staatsweſen wohl eingerichtet, oder auch nur beſtimmt? Iſt unſer Kirchenweſen in Ordnung? Iſt unſer Ackerbau, unſer Wald wohl, oder doch wenigſtens mittelmäßig beſtellt? Haben wir an Bevölkerung zugenommen? Haben wir einen ergiebigen Handel? Und haben wir es wenigſtens ſo weit gebracht, uns ſelbſt kleiden zu können? Oder was beſitzen wir, das uns ſtärker, geſünder an Seele und Leib, reicher und ſchätzbarer, denn andere, macht?

Was einzelne Köpfe über Mißhandlungen der Vernunft auch denken, laut ſagen und ſchreiben mögen, deſſen wird gar nicht geachtet, und alles, was der nachdrücklichſte Eifer am Ende bewirken kann, iſt, daß man eingeſteht, der Verfaſſer habe allerdings die Wahrheit, aber dieſe in einer Sache geredet, an welcher, wie in andern Dingen, nicht die geringſte Hoffnung zur Beſſerung ſey*). Iſt der Ver-

---

*) Es iſt zum Erſtaunen, wie ſo manche einzelne Schrift, welche unmittelbar für Bayern geſchrieben wird, nicht die thätigſte Aufmerkſamkeit aller Staatsmänner nach ſich zieht.

Wie können diejenigen, welche das Tanzweſen angeht, gleichgültig bleiben, und ihre Schande und den böſen Einfluß ihres albernen Werkes auf unſere Sitten und unſern Geſchmack geſtehen? Wie kann das Parterre, nachdem man ihm die Augen öffnet, fortfahren, ſich in den Augen aller Verſtändigen herabzuſetzen, und notoriſchem Unfaſſer ein Mann, deſſen häusliches Glück oder Beförderung noch nicht befeſtiget iſt: ſo läuft er zehnmal gegen Eins Gefahr, ſich, ſtatt be-

---

ſinn keinen Beifall zu geben? Wie kann es, wenn jemand einen Federbuſch aufſetzt, und einen gelben Lappen umhängt, Vergnügen daran finden? Wie kann es Gaukeleien für etwas Kunſtreiches anſehen? Unſere Tänze in München ſtehen theils mit den Schauſpielen in keiner Verbindung, theils ſind ſie buchſtäblich grobe Eichelkoſt. Sie verderben unſere Einbildungskraft, und beleidigen und verderben auf die unwürdigſte Weiſe unſern Geſchmack, das heißt, unſer Gefühl, unſer Urtheil, unſern Hang zur Seelenrichtung nach dem, was einfach, natürlich, groß und ſchön iſt. Sie ſind meiſt elend in der Erfindung, ſchwülſtig und närriſch in der Ausführung, und mit einem Wort, Werke der Unwiſſenheit und wilden Barbarei. Wie anſteckend ihr Einfluß iſt, beweist die Erfahrung, daß man ihnen Beifall giebt. Hoch ſpringen, ſich auf dem Abſatze des Schuhes im Wirbel drehen, die Füße untereinander ſchlagen, auf einem Fuß ſtehen und den andern aufheben — (wie unſittlich, wie ſchändlich iſt dieſe Stellung! Was in der Welt ſoll dieſe Bewegung dann ausdrücken? was? „Ich fordere jeden heraus, mir Antwort zu geben!“ Und wir, die wir vom feinen Geſchmack reden wollen, ſehen ſolchen Abentheuern zu? Pfui!) — die Hände und Arme in der Luft auseinander werfen, als wollte man ſchwimmen: welchem Volk dieſe Dinge ſchön und preiswürdig vorkommen, das hat den Verſtand verloren, oder hat nie einen zu verlieren gehabt.

ſchleunigter Wünſche, ſeine Hoffnung zu erſchweren.

Ich bleibe meiner Meinung, der Menſch im Bürgerleben iſt mehr gut, als ſchlimm, und man darf ihn nur nicht feſſeln, um ſich

---

Jedem Tanz ſoll eine Geſchichte zum Grunde liegen; denn umſonſt und um nichts muß man ſich nicht wie ein Raſender bewegen. Nun wohl dann! ſo ziehe man den Inhalt der Tänze ab, (Federbüſche, ſeidene und rauſchende Mäntel, Glanz und Flinſern muß man weglaſſen) man ziehe ihre Geſchichte ab, und betrachte die Sache nüchtern und beim Tageslicht!

„Welche Dienſte leiſten ſolche Vorſtellungen „dem Staat? Was tragen ſie zu unſerer Bildung, „was zu unſerer Erziehung bei? Wie unterſtützen „ſie unſere Wiſſenſchaften, und was nützen ſie unſ„ſern Künſten?“

Unſern Künſten? Wehe dem Mal[illegible] und dem Bildhauer, der hieher kömmt, [illegible] [illegible]druck zu ſtudiren, Gruppen und Compoſi[illegible] wählen, und Tänzerſtellungen zu copiren! Hat man je auf dem Gemälde eines verſtändigen Künſtlers eine Figur auf Einem Fuße ſtehen geſehen? Ich ſetze hier hinzu: Hat man je in einer menſchlichen Geſellſchaft, auch unter den roheſten Leuten, dieſen Ausdruck geſehen? Doch es lohnt der Mühe wohl nicht, davon zu reden. Was ſind das für Künſte, worin man außerdem, daß man dazu keinen Kopf braucht, in Vergleich mit den Thieren und den verächtlichſten Inſekten, noch immer in der niedrigſten Niedrigkeit bleibt? Ein Floh ſpringt, im Verhältniß

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK MÜNCHEN

davon zu überzeugen. In einem freien Staat iſt einer des andern Aufſeher, und die Rechte der Menſchheit werden nicht ungeahnet verletzt. Die Freiheit zeugt helle und kühne Gedanken, und, „nur darum, ſchreibt Zimmermann, ſind die Engländer freier, als andere Nationen, weil ſie aufgeklärter ſind. Mit dieſem Geiſt der Freiheit, wovon man in den meiſten Republiken nicht einmal einen Begriff hat, werfen ſich die Engländer auf die Wiſſenſchaften, denken über die Angelegenheiten der Völker, ſind immer mit großen Gegenſtänden beſchäftiget, und thun immer große Sachen. Vor dem Uebermaß ihrer Einſichten ſieht man die Unwiſſenheit verſchwinden, die von guten Gründen entblößte Gewalt erzittern, und die einzige Kraft der Geſetze unbeweglich ſtehen.“ Ich glaube nicht, daß ſich die

---

mit ſeinem Körper, und im Verhältniß mit einem Tänzer, wenigſtens zehntauſendmal höher. Eine Gans ſteht ganze Tage auf Einem Fuß, und wie pudelnärriſch wirft nicht ein junges Kalb, oder auch nur ein junges Kätzlein die Füße untereinander. Und geſetzt, es käme jemand nach München, der über die Frauenthürme hinumſpringen, der ſich ohne Unterlaß einen ganzen Tag auf einem Schuhabſatz herumdrehen, und der einen Triller etliche Tage fort gurgeln könnte: wem wäre damit geholfen? Unſerm Verſtand? Geſchmack? Unſerer Kunſt? Wem dann?

Verfaſſung eines Geſchäftes merklich verſchlimmern, oder lange der Gegenſtand des Mißbrauches verbleiben kann, wenn man jeden merklichen Fehler öffentlich ahnen, und von jenem ſagen darf, daß es ſich verſchlimmert habe, und in dieſem Betracht ſcheint es mir das einzige Mittel, durch welches ein geläuterter und aufgeklärter Geiſt der Geſchäfte, eine thätige Munterkeit und eine nationelle Denkungsart aufgeweckt und befeſtigt werden könne, dieſes zu ſeyn, daß unſer Staat demjenigen Dank wiſſe, der, nachdem er dem Publikum mit ſeinen Berufsarbeiten genützt, auch ſeine freien Stunden dahin verwendet, demſelben durch ſeine Rathſchläge und Ermunterungen zu nützen. Unſere Obrigkeiten ſollen ſich allemal freuen, daß es bei dem Mangel an aller Aufmunterung noch einzelne Köpfe giebt, die noch den Muth haben, etwas zu ſchreiben, noch das Vertrauen haben, zu glauben, daß es nützen könne, etwas geſchrieben zu haben; ſie ſollen den Umlauf nützlicher Begriffe auf alle Weiſe befördern; ſie ſollen ſtolz auf die (ohnehin kleine) Anzahl unſerer inländiſchen Schriftſteller ſeyn, und den Dummköpfen durch ihr Verfahren *) nie Gelegenheit geben, über

---

*) Nichts iſt ſchändlicher, als jene Freude, ich mag nicht ſagen, welcher Menſchen, wenn ein Buch

die Bedrückung derer, die etwas Nützliches ſagen wollten, zu frohlocken.

Die Römer ſchickten nach Griechenland, um von dieſem ihre Verfaſſung zu holen. Wir ſollen die Länder, welche ſich uns zinsbar machten, indem ſie uns durch Fleiß und Politik nöthigten, ihre Waaren und ihren Verſtand zu kaufen; wir ſollen die Länder, welche uns überall weit zuvorkamen, zu Rath ziehen, durch welche Mittel ſie die Induſtrie, die Lebhaftigkeit aller Dinge, die Wetteiferung, immer mehr, immer etwas Beſſers zu thun, unter ſich weckten und gemein machten. Wir ſchicken unſere wichtigen Prozeſſe auf ausländiſche Univerſitäten: wohl, ſo ſchicken wir den wichtigſten, den die Unwiſſenheit mit der Aufklärung führt, dahin, und laſſen wir es z. B. in Abſicht auf unſere Preßfreiheit darauf ankommen, was ſie gemäß den Grundſätzen

---

verboten wird. Mit einer Gierigkeit, die jedem Henkersknecht an Miſſethätern unanſtändig iſt, fallen ſie drüber her, und geben ſich ein gewiſſes armſeliges Anſehen, indem ſie ſich gewöhnlich an einem Manne verſündigen, deſſen kleinſter Theil ſie nicht ſind. Mir däucht, man ſollte Ehrerbietung für jedes Produkt des Verſtandes haben, und man ſollte traurig und verlegen ſeyn, wenn man genöthiget wird, einem offenbaren Mißbrauche ſeinen Beifall zu verſagen.

einer geläuterten Staatskunſt einhellig entſchieden werden. Wenn wir nicht ſehr herabkommen wollen, ſo müſſen wir uns, da es vielleicht ſchon die höchſte Zeit iſt, alle vereinigen, durch Anſtalten einer denkenden Polizei, durch Predigten in dem Geiſte des Evangeliums, durch geiſtreiche Werke der Literatur, der Kunſt und Schaubühne, durch herzhafte Erklärungen, was gut oder elend gedacht und gethan iſt; wir müſſen uns, ſag' ich, alle vereinigen, böſe Dinge in einen böſen Ruf zu bringen, und die Begierde, uns durch Fleiß und Arbeit, durch einen großen Verſtand, durch großmüthige Opfer für das Publikum auszuzeichnen, in allen Herzen zu entflammen. Die in den meiſten Fällen erniedrigende Rede: Ich kann den Stein nicht heben! dieſe ſchändliche Entſchuldigung, welche macht, daß ihn jeder liegen läßt, ſey aus dem Kreiſe beherzterer Männer verbannt! Wer ſich nicht in den Umſtänden befindet, um eine mißkanntere Angelegenheit der Vernunft und der Tugend öffentlich vertheidigen zu können, wer mehr verderben als gut machen würde, falls er ſie ſo vertheidigte, der kann ſich ihrer doch allemal durch ſtille Empfehlungen annehmen. Manchem Großen fehlt es vielleicht nur an einem Freund, der ihn das Edlere und Beſſere kennen lehre, der ihm den Umfang und die wahre Abſicht der aufklärenden Literatur zeige, der ihm ein Werk des Nachdenkens empfehle, der ihm nach und nach Geſchmack an der Kunſt und überhaupt den Stolz einflöße, daß es ihm Ehre und Anſehen verſchaffe, etwas zur Unterſtützung, zur Aufnahme derſelben gethan zu haben. Wir leben gegenwärtig in einem berühmten Zeitalter, und leben unter ſo großen Männern aller Arten, daß es uns doppelt zum Vorwurf gereichen würde, mittelmäßig oder noch weniger geblieben zu ſeyn. Es iſt in dieſem Streit für die Beförderung guter Kenntniſſe nicht, wie da, wo aus der ganzen Menge beinahe nur Einer der Held ſeyn kann; hier können die Helden wir alle ſeyn. Wir können ſämmtlich, wenn wir nur einzeln anfangen, in der Erziehung, im Hausweſen, in der Literatur, in den Dingen des Luxus u. ſ. w. etwas ſammeln und herſtellen, daß alle künftigen Zeitalter, wenn wir lange weggegangen ſind, ſagen werden: Das thaten ſie! dieſe Einrichtung mit dem Juſtizweſen, mit der Landeskultur machten ſie! dieſe Aufmunterung zum kühnen Fleiß gaben ſie! — Wiewohl man von denen, die etwas unternehmen, nie ſagen kann, daß ſie weggehen; denn ſie leben in einer ſtäten Verbindung, wie mit denen, die ſind, ſo mit denen, die ſeyn werden, und ihr Ruhm und Einfluß iſt unaufhörlich. In wenigen Jahren haben wir ausgelacht, ausgenoſſen, unſer Gebeinwerk ausgenützt; andere Menſchen bewohnen unſere Zimmer, ſitzen an unſern Tiſchen; man achtet weder unſrer Protektionen, noch des Zorns, in welchen unſere Indolence (man ſoll dieß Wort nie deutſch nennen) geräth, wenn man ſie wecken will. Man zieht unſere Vorſchläge aus den Archiven hervor, lieſt unſere Schriften, ſieht, was wir wußten und nicht thaten, und vielleicht, was wir thaten, um alles beſſere Wiſſen zu unterdrücken. — Wem es gleichgültig iſt, was man nach ſeinem Leben von ihm ſage, der iſt kein Mann von Ehre, der verdient nicht, daß er lebe. Auch wird es uns, ſo wahr die Sonne über uns aufgeht (denn wir gehen nicht unter) nicht gleichgültig ſeyn, was man mit Recht von uns ſagt, ſondern freudig heben oder darnieder beugen. Alſo ſtelle heute jeder die Frage an ſich: Was haben wir dieß verfloſſene Jahr beſſer gemacht, als wir es fanden?

Was gibt einer Nation Macht und Ansehen?

(Geſchrieben 1782.)

Es giebt keine Nation, und keinen einzelnen Menſchen, wenn er nicht krank iſt, der ſich nicht getrieben finden ſollte, ſich, gemäß ſeines Verhältniſſes mit Andern, Macht und Anſehen zu verſchaffen. Jeder ſetzt ſich in Gedanken einen Maßſtab zuſammen, nach welchem er ſich mit andern mißt, und macht einen Unterſchied zwiſchen Verdienſt und Niedrigkeit, zwiſchen Edel und Unedel. Rohe, herumſtreifende Nationen ſetzen ihn zwiſchen ſtark und gebrechlich, Filzige zwiſchen reich und arm, und ſchwache Köpfe zwiſchen einer

Wiege mit ſeidenen Vorhängen, und einer andern von beſcheidenem Holz. Dennoch wecken jene erſten zur That und Munterkeit; aber dieſes letztere war faſt immer die Folge der traurigſten Unthätigkeit. Wie hätte ein großer Theil nicht aufhören ſollen, ſich um Vorzüge zu bekümmern, nachdem er ſchon darum, weil er geboren worden, zu Vorzügen berechtiget ward?

Heut zu Tage iſt es nicht mehr unentſchieden, worin Macht und Anſehen beſtehen, in der möglichſten Verbreitung nämlich eines geſunden und unterrichteten Verſtandes, in dem reichſten Umlaufe guter Kenntniſſe und Gefühle, mit einem Wort, im Beſitze der Literatur, der Künſte und Wiſſenſchaften. Dieß iſt der Grund, auf welchem der Reichthum, die Stärke und Ueberlegenheit, der Erfindungsgeiſt und die Induſtrie eines Volkes emporkommen, der Grund, auf welchen jene Regierungen bauten, bei denen ſich eine tiefere Einſicht mit dem heißen Vorhaben vereinigte, ihr Volk auf den möglichſten Grad von Cultur zu erheben, und, was Eins iſt, es allen übrigen, ſo weit deſſen Sprache bekannt iſt, ehrwürdig und fürchterlich zu machen. Daher ſteht jedem Land, das ſich nicht ſelbſt erniedrigen will, ſich alle Fähigkeiten abzuſprechen, frei, zu werden, was ein anderes geworden iſt, wenn es nur angeführt wird, ſeine Kräfte kennen zu lernen, und dieſelben zu üben. Jede andere Nation könnte die Stufen von Anſehen, von innerer Stärke und Wichtigkeit, wohin ſich das heutige Preußen ſchwang, beſtiegen haben, wenn jede ſo glücklich, wie Preußen geweſen wäre, erſt die nämliche innere Bewegung, dann die nämliche Aufmunterung, zu ruhmvollen Unternehmungen aller Arten zu erhalten. Alle ſahen zwar, daß das Erdreich ſich hebe, daß dort und da ein Hügel, eine neue Landſchaft entſtehe; aber, wo dieſe Wunder ihren Urſprung nehmen, wo die ſchlafenden Feuer ſich entzünden und nähren, das zu ſehen, würden freilich Augen, wie ſie nicht jedem geöffnet ſind, erfordert. Was der König, ehe er ſeine großen Einrichtungen im Kriegs- und Juſtizweſen, ſeine glücklichen Anſtalten in der Landeskultur und den Manufakturen machte; was der König that, ehe er ſeine Plane zuſammenzog; was er als das Nothwendigſte und Weſentlichſte ſeiner Regierung erkannte, und voraus legte, war, daß er nach ſeiner Akademie der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte die größten Köpfe einlud, und von da ihnen das Land zeigte, welches, durch ihre Schriften zu beleben, ſie unternehmen ſollten. Und nunmehr geſchah, was längſt in England und Frankreich, dieſen Ländern, die von jeher durch Einſicht, und mithin durch Ruhm und Macht, über andere herrſchten, durch dieſe Mittel geſchehen iſt. Jede Kraft fühlte ſich, und jede Quelle des Nachdenkens bewegte, ſammelte ſich. Eine kühne Lebhaftigkeit, die ſich Geſchäfte ſucht, verbreitete ſich über Hügel und Thäler. Man fieng an, in Vernunft und Einſicht Ehre zu ſuchen, und machte es ſich wechſelweiſe zur Nothwendigkeit, durch irgend einen trefflichen Vorſchlag, oder eine geſchickte Unternehmung, die Achtung der Uebrigen auf ſich zu ziehen. Die Unwiſſenheit, welche ſich bis daher auf hergebrachte Worte ſtützte, wurde verſcheucht, und das Gemeine und Mittelmäßige in Verſammlungen von Männern, wurde für Schande gehalten. Mit einem Wort, man las, und wachte auf; und als nachher die weiſen Verordnungen nachkamen, konnte man auf gewiſſe Art ſagen, ſie ſeyen ſchon zugegen geweſen. Die Begriffe und Denkungsart, ohne welche ſie niemals würden Wurzel gefaßt haben, waren ſchon vaterländiſch und bürgerlich.

Geiſtreiche, und nach einem würdigen Ziele arbeitende Schriftſteller wecken Einfälle und

Gedanken, dieſe veranlaſſen Unternehmungen und Geſchäfte, und beide geben einer Nation einen eigenthümlichen Ton, etwas Charakteriſtiſches, durch deſſen Hülfe man ſie ermuntern und anführen kann. Was man dann anfängt, iſt, ſo zu ſagen, ſchon halb gethan; und, wenn nicht zufällige und unüberwindliche Hinderniſſe im Wege ſtehen: ſo wird nichts unverſucht gelaſſen. Eine denkende und gebildete Nation geht einer andern (das beweiſt doch auch dem, der es nicht faßt, die Erfahrung) allenthalben vor. Sie bereitet, mit einem geſicherten Blick in die Zukunft, und führet ferne Begebenheiten herbei, lenket ſie nach ihren Abſichten, und verſteht die Kunſt, auch aus dem Unglücke Vortheile zu ziehen. Sie ſchämt ſich der Nachahmung, wo ſie ſelbſt Meiſterſtücke liefern kann, und ſtößt für ſich den entfernteſten Völkern durch Werke ihres Geiſtes und ihrer Hände, Bewunderung und Ehrfurcht ein.

Der Wiederhall dieſer Wahrheit hat ſich in allen Weltgegenden, wo die Wiſſenſchaften auch nur vorübergezogen, verbreitet, und überall ſpricht man von dem mächtigen Einfluſſe der Wiſſenſchaften, oft ohne ſie zu kennen, oder das Geringſte für ſie zu thun. Es waren nur immer wenige, und mithin die weiſeſten Regierungen, welche dem Schriftſteller rieſen, voran zu gehen, und was rauh und hart war, geebnet und biegſam zu machen; welche der Kunſt riefen, durch verabredete Vorſtellungen die Einbildungskraft des Volkes für einen nothwendigen und edeln Kampf der Ehre und Induſtrie zu entzünden, wenige, welche erleuchtet genug waren, die Werke von beiden für etwas mehr, als für einen müßigen Zierrath und ergötzenden Zeitvertreib zu halten.

In manchen Ländern würden die Vornehmen des Landes in Verlegenheit kommen, ob ſie ſich nicht beleidigt finden ſollten, wenn man einem von ihnen zumuthen wollte, daß er ein Schriftſteller geworden, wenn man ihm die Ehre erweiſen und ihm zutrauen wollte, daß er etwas gethan habe, was die beſten und größten der Menſchen für die höchſte Ehre hielten, gethan zu haben. Sie glauben, ſich ein Anſehen zu geben, wenn ſie einem verſichern, daß das ganze Bücherweſen ihre Sache nicht ſey; und befinden ſich geſchickte Köpfe innerhalb ihrer Mauern: ſie werden es niemals gewahr werden, wenn nicht Auswärtige kommen, es ihnen zu ſagen. Sie verwenden nicht das Geringſte auf ein Werk der Kunſt, und ein Pferdgeſchirr iſt ihnen lieber, als ein Gemälde von Rubens. Sie behandeln den Künſtler, wenn ſie ſeiner bedürftig ſind, wie ihren

Schneider, und muthen ihm zu, leere Verzierungen der Ueppigkeit zu verfertigen, worin keine Spur eines veredelten Geiſtes liegt. Wo ſie wetteifern, das ſind geſtickte Kleider, koſtbare Kutſchen von ausländiſchen Muſtern, Mahlzeiten und erniedrigende wechſelſeitige Verbeugungen, wenn ſie fürchten, ſie könnten einander im Wege ſtehen.

Was nie unter uns erlöſcht, aber zu Zeiten nicht beſchäftiget worden iſt, das laßt uns in alle Herzen treiben, liebe Landsleute! — die Ruhmbegierde, die Begierde, uns durch etwas Rühmliches zu erheben, und unſere Talente zu üben. Es ſteht bei uns, ob es jemand möglich bleiben ſoll, ein Geſchäft zu übernehmen, und weniger, als mittelmäßig zu bleiben, oder uns ein bischen Verſchlagenheit und Wiſſenſchaft des jetzigen Welttons für baare Weisheit zu verkaufen. Es ſteht bei uns, unſern Aemtern eine Einrichtung zu geben, welche den handelnden Kopf, um deſſen Ermunterung es gegenwärtig geſchehen iſt, unaufhörlich unterrichte und ſchärfe, und die wichtigſten unſerer Gegenſtände auf einer Seite darſtelle, wo ſie eines hohen Grades von Empfindung und edler Leidenſchaft fähig ſeyn werden. Es ſteht bei uns, unſerer Verfaſſung und unſern Sitten etwas einzuprägen, das eine unabläßliche Aufforderung iſt, durch Dinge des

Verſtandes und des Geſchmackes uns hervorzuthun. Wir haben durch Thaten des Krieges und in den Künſten des Fleißes gezeigt, was wir vermögen. Laßt uns in einem Streit, deſſen Ruhm nie ſich verlieren wird, kämpfen, und unſern Brüdern und dem Auslande Urſache geben, daß, wenn ſie vom deutſchen Lande ſprechen, wo die Wiſſenſchaften und die goldenen Künſte ſich hervorthun, wo große Köpfe Aufnahme finden, und die Seligen unter den Sterblichen wohnen, ſie die Bayern nennen!

Allgemeine Begriffe einer Staatsverfassung für jeden Bürger und Einwohner.

(Geſchrieben 1782.)

Es ſollte mich nicht wundern, wenn ein großer Theil meiner Landsleute dieſen Artikel für ſehr entbehrlich, ein anderer ihn wohl gar für verdächtig halten ſollte. Einige, und vielleicht die Meiſten, haben nie eine Gelegenheit gehabt, über die urſprünglichen Verbindungen ihres bürgerlichen Lebens, und über die Verhältniſſe ihrer Pflichten mit andern, etwas Gründliches zu hören, und andere beſitzen für ſich ganz eigene Grundſätze, an die kein vernünftiger Menſch jemals gedacht hat; vermöge welcher ſie glauben, daß man nicht beſorgt genug ſeyn könne, dem Publikum alles zu verheimlichen, und daſſelbe von allen den Quellen, wo es zur nähern Kenntniß des politiſchen Zuſammenhanges gelangen könnte, zu entfernen. Dieſen ihre Aengſtigkeit zu benehmen, und jene zu ermuntern, will ich einen allgemeinen Begriff deſſen, was man die Verfaſſung eines Staats nennt, vorausſetzen, zumal, da ich weiß, daß eine ſo gute und kühne Nation, wie die bayeriſche iſt, nur nöthig habe, die wahre Beſchaffenheit einer guten Sache zu ſehen, um ſie mit ausgeſtreckten Armen zu empfangen. Was ich jetzt, und künftig abhandeln werde, betrifft nichts Geringeres, als unſer ganzes bürgerliches Wohl, unſere Pflichten und Vortheile, als Menſchen, als Bürger, als Väter und Hauswirthe, und ſohin die Glückſeligkeit unſerer Städte und Dörfer, Kinder und Kindeskinder.

Ich will der Sache folgen, Schritt vor Schritt, und da wir wieder zu gehen anfangen, wo wir einſt aufſtanden, uns allgemach verſammelten und fortgiengen, immer und immer vereinigter, untereinander abhängiger, bis wir, was wir gegenwärtig ſind, durch ſtillſchweigende und offenbare Verträge, geworden. Es iſt angenehm und nützlich, ſich die Hauptbegriffe unſeres Zuſammenhangs vorzuhalten, und wir ſollten ernſtlich darauf bedacht ſeyn, dieſelben bei allen Ständen und Klaſſen des Volks von Zeit zu Zeit lebhaft zu erneuern. Was ich nun ſagen werde, ſoll jeder Handwerker, jeder Bauer ſeinen Kindern zu erklären fähig ſeyn, und daher will ich mich befleißen, es ſo vorzutragen, daß ſie es ohne Schwierigkeit verſtehen können. Dieſes erweckt in jungen Gemüthern eine dauernde, warme Neigung für das gemeine Wohl, eine kühne Luſt zum Nachdenken und Verbeſſern, und die Zufriedenheit auf allen Poſten des Lebens. Der geringſte Menſch (wie wir uns ausdrücken) traut ſich etwas zu, und wächſt an Fleiß und Thätigkeit, je mehr er ſeine Würde fühlt, und je mehr in ſeinem Herzen die Ueberzeugung auflebt, daß auch er ein unentbehrliches, ehrwürdiges Glied des bürgerlichen Zuſammenhangs, und daß, im Grunde, kein Unterſchied der Perſonen, und der brauchbarſte und gutherzigſte auch immer der edelſte ſey.

Setzen wir alſo, Bayern ſey bis dieſe Stunde noch unbewohnt geweſen, und es kämen tauſende von uns, von gleichem Rang und Anſehen, ſo daß keiner dem andern etwas zu befehlen hätte, hieher: was würden wir thun? Wir würden nicht ſo bald die innere Stimme empfinden, in einem geſellſchaftlichen Leben vereinigt zu bleiben, als wir uns verabreden würden, was jeder für den andern, und für alle thun, geben und hinwieder annehmen wollte: und ſo lange die ſchwache Erfindung des erblichen Ehrenranges glücklicherweiſe unbekannt blieb, würden wir mit aller Aufrichtigkeit zu Werke gehen, und nach dem Maaße unſerer Kräfte und Kenntniſſe würden einige die Erde bebauen, und die Kraft und Wirkungen und Nutzbarkeit der Bäume und Pflanzen unterſuchen und pflegen, andere würden für unſere Kleidung, andere für unſere Wohnung ſorgen, und wechſelſeitige Dienſte und Tauſchhandlungen würden die Bezahlung für die Darreichung ſolcher Bedürfniſſe ſeyn, welche wir ſelbſt nicht zubereitet hätten. Wir würden bald merken, daß eine zweckmäßige Ordnung und ein gewiſſes kluges Verhältniß unter den Klaſſen der gemeinſchaftlichen Verrichtungen nothwendig ſey, und uns dem Rath und der Anleitung derjenigen, an welchen wir einen ſcharfen Verſtand und eine entſchloſſene Beredſamkeit wahrnähmen, unter Bedingungen, welche aufzuheben, einzelnen Mitgliedern nicht freiſtehen würde, überlaſſen. So oft wir endlich einen müßigern Augenblick hätten, und am Morgen und am Abend, würden wir gen Himmel ſehen, und wiſſen wollen, weſſen Wohnung dort oben ſey. Und ſo oft einer von uns dahin gienge, würden wir mit Kummer uns fragen, welches die Beſtimmung des

Menſchen ſey, und ſie immer, ſo roh und unwiſſend wir ſeyn möchten, hinaus über dem Irdiſchen ſuchen. Auch würden wir eben ſo bald wahrnehmen, daß ohne Glauben an ein höchſtes Weſen und an ein Gewiſſen, keine bürgerliche Geſellſchaft möglich ſey.

Sieh! dieſe iſt, überhaupt, die Entſtehung und Verfaſſung jeder bürgerlichen Geſellſchaft in der Welt. Hier liegt der Zuſammenhang aller unſerer Kenntniſſe und Pflichten; hier die phyſiſchen, geographiſchen, ökonomiſchen, literariſchen, und kirchlichen Wiſſenſchaften; hier alles, was wir ſind, oder nicht ſind, und werden ſollen.

Nachdem wir uns urſprünglich durch einen uns angebornen Hang, in Geſellſchaft zu leben, vereinigt, und durch die unaufhörlichen Bemühungen, unſern natürlichen und erfundenen Bedürfniſſen abzuhelfen, unſern Verſtand und Witz geſchärft; nachdem wir auf dieſem Weg tauſend Entdeckungen gemacht, ſelbe durch Nachdenken und Erfahrungen berichtiget, und allgemeine, unbezweifelte Grundſätze in den meiſten Fächern der Erkenntniſſe erlangt haben, hat ſich durch unbeſchreiblich viele Kanäle die heutige Verfaſſung zuſammengefügt, eine mannigfaltige, große, große Maſchine, deren Wohlſtand deſto befeſtigter iſt, je mehr er der großen Einrichtung der Natur ſich nähert, und je mehr die Grundſätze, nach welchen ſich ſelbe beweget, einfach und ſchweigend ſind.

Die Gegenſtände, worauf ſich dieſe Verfaſſung bezieht, ſind a) Land, b) Leute, und c) die Verhältniſſe derſelben zu den benachbarten.

a) Land. Die genaueſte Kenntniß, und die zweckmäßigſte Benutzung unſeres Grundes und Bodens iſt dasjenige, worauf unſer bürgerlicher Wohlſtand, unſere Ruhe und Feſtigkeit vorzüglich beruht. Es fragt ſich: Wie iſt unſer Grund und Boden beſchaffen? Welche ſind die Produkte, die auf demſelben hervorkommen? Welche verſchaffen uns vor andern beſondere Vortheile? — — Der philoſophiſche Landwirth, das iſt, ein Mann, der nicht allein auf das, was vor ihm liegt, ſondern um ſich und ins Künftige ſieht, fragt und unterſucht zwei Dinge:

1) Sind die Landesprodukte im gehörigen Verhältniß?

2) Wie werden die Landesprodukte gepflegt, benützt? Werden unſere Wälder nach Grundſätzen der Forſtwiſſenſchaft, oder des Zufalls behandelt? und dergleichen.

Hieher gehört der Landbau, die Viehzucht, Fiſcherei u. ſ. w. und hieraus fließen Künſte und Handthierungen, Manufakturen und Handlung. Es fragt ſich hier: Welche Dinge, und wie werden ſie verarbeitet? Sind die Zünfte nicht zu überſetzt, oder zu ohnmächtig? Zu unwiſſend, oder zu wenig ermuntert? Arbeiten ſie blos für das Inland? Oder ſchicken ſie unſern Ueberfluß den Nachbarn zu? Schicken ſie dieſen unſere Materialien roh, oder verarbeitet? Nehmen ſie von den Nachbarn Geld, oder neue Waaren entgegen? Hier kommen Manufakturen und die Handlung vor, und in dieſem beſteht der Reichthum und die innere Stärke des Landes. Glückſelig die Nation, welche bei ſich ſelbſt das Meiſte und Wichtigſte findet! Aber wenn ſie (falls es auch möglich wäre) alles bei ſich ſuchen, und von allem Fremden ſich gänzlich enthalten wollte; ſo würden ihre Sehnen bald ermüden, und ihre Säfte einer gefährlichen Fäulniß und der Zerſtörung ſich nähern. Welche Nation aber die unvermeidlichen Bedürfniſſe, ſo unbeträchtlich ſie ſeyn möchten, von einer andern, allein durch Geld, erkauft, und keine andere wieder erſtattende Quelle hinlänglich zurückfließender Einkünfte hat, die wird, ſo reich ſie auch ſeyn mag, verarmen, und an allem herabkommen, ſo, daß ich glaube, der Verfall der Handlung habe allemal den gänzlichen Verfall des Landes nach ſich gezogen, und dieſer ſey, zehnmal gegen Eins, aus jenem gekommen. Der Handelsſtand bewegt, ermuntert, bereichert alle übrigen Stände, und er allein iſt es, der das Land ſtärkt, oder entkräftet; Er, und die Gelehrſamkeit ſind es im engſten Verſtand, durch welche eine Nation über eine andere herrſchet, und erhaben iſt, oder derſelben gehorſamet. Der große, allgemeine Wohlſtand wird nie wieder erſcheinen, wie er damals in deutſchen Städten war, als die Bündniſſe der deutſchen Hanſeſtädte blühten, und die Kaufleute Unternehmer geweſen.

Man fragt hier: Haben wir eine Handlungsgeſellſchaft? Handeln unſere Kaufleute nach eigenen, dem Land erſprießlichen Grundſätzen, oder ſind ſie bloße Mäkler und Händler? Liegt ihnen etwas daran, daß die Produkte des Landes, daß unſere Manufakturen ꝛc. in Aufnahme kommen? Oder iſt das Hereinbringen fremder Waaren, und das Verſenden des inländiſchen Geldes (nach Abzug nämlich ihres Gewinns) weit bequemer und vortheilhafter? Haben ſie unter ſich gemeinſchaftliche Anſtalten zur Ermunterung des Landfleiſſes getroffen? oder lachen ſie dazu, und klagen indeß doch immer, daß im Land nichts vor ſich gehe? Welche iſt die Beſchaffenheit unſeres Landkredits, unſers Banko? Wie iſt unſer Wechſel, unſer Maaß und Gewicht, unſere Landſtraße, unſer Waſſer- und Brückenbau, unſer Zoll- und Mauthweſen und Münze beſchaffen? Wie hoch beläuft ſich unſere Ausgabe und Einnahme im Großen? — Und ſo viel von dem, was bei Gelegenheit des Grundes und Bodens geſagt werden kann. Wenn hierin alles nach weiſen Grundſätzen behandelt wird: dann iſt und ſoll die Bevölkerung das erſte Augenmerk der hohen Regierung ſeyn. Je mehr Leute, deſto mächtiger, reicher und glücklicher der Staat.

b) Wo aber viele Menſchen beiſammen ſind, da muß eine genaue Ordnung, Zucht und Geſetzgebung ſeyn. Auch hat ſich durch ſtillſchweigende und offenbare Verträge, durch Herkommen, oder auch durch Gewalt, in allen Ländern eine gewiſſe Grundverfaſſung, in Abſicht auf die Regierung und der Verbindungen der Unterthanen gegen den Herrn und die Obrigkeit, feſtgeſetzt. So unabhängig aber ein Herr immer ſeyn mag: ſo bleibt er doch, in Abſicht auf vorhandene Geſetze, immer der erſte Bürger, und die Unterthanen ſind nicht für ihn, ſondern er iſt wegen der Unterthanen in der Weltordnung zugegen. Hieher gehört die Wiſſenſchaft von der rechtlichen Verbindung des Herrn und der Stände oder Repräſentanten des Volks; hieher die Wiſſenſchaft, ob ein Staat ein Wahl- oder Erbreich, ob ſich dieſes letztere auf beide oder allein auf die männliche Linie bezieht; hieher die Aufſicht und Geſchäfte der höchſten Kollegien, die Kammergüter und Einkünfte für das Land und den Hof, Steuern und Contributionen u. ſ. w. Was jede Regierung zum Grund alles Uebrigen legen muß, iſt die moraliſche und phyſiſche Geſundheit der Unterthanen. Ohne Glaube an Tugend und Unſterblichkeit iſt kein Staat möglich, kein Geſetz wider Ungerechtigkeit, Mord, Ehebruch, Diebſtahl ꝛc. verfänglich. Je reiner die Grundſätze, die in einem Lande gelehrt und erkannt werden: deſto beſſer die Unterthanen. Je ſchwankender, unbeſtimmter, heilloſer die Grundſätze: deſto elender und ſchlechter die Unterthanen.

Eben ſo wichtig für jede Regierung iſt die Gelehrſamkeit und Aufklärung eines Landes oder der Zuſtand der Wiſſenſchaften und freien Künſte. Ein rohes, unwiſſendes Volk verfällt, und iſt der Spott der Nachbarn. Ein aufgeklärtes Volk erleichtert dem Geſetzgeber die Hälfte ſeiner Mühe und Sorgen. Es erfindet und öffnet ſich immer neue Quellen der Induſtrie und öffentlichen Glückſeligkeit. Indeß gehört ein großer Verſtand und eine tiefe Einſicht ſowohl in die Fähigkeiten, als in die Bedürfniſſe der Unterthanen dazu, Schulen anzuordnen, und das, was ſie ſtufenweiſe lernen ſollen, zu beſtimmen, ungeachtet nichts leichter zu ſeyn ſcheint, als zu ſagen, man müſſe lehren, was man braucht, und dann zu fragen: Was brauchen wir? Hierin liegt eine Hauptſache einer Regierung, welche ſich indeß, aus einem unbegreiflichen Verhängniß, kaum in einem und dem andern Lande deſſen annimmt. Alle Landeskinder ſollten, mehr und weniger, in den nämlichen Dingen unterrichtet und nach den nämlichen Grundſätzen erzogen werden. Wo das nicht iſt, da entſteht Verwirrung, da entſtehen Chikanen, und, ſtatt Wahrheit, Sophiſmen der Politik und das Ende der Dinge. Es fragt ſich alſo: Haben wir Staats- oder nur Stubenſchulen? Können wir unſern Studenten als Bürger brauchen, oder muß er ſich, wenn er brauchbar werden ſoll, bemühen, alles, was er gelernt hat, zu vergeſſen und die niedrigſten Dinge zu lernen anfangen? Auf welche Grundſätze laſſen ſich die Gegenſtände unſerer Schulen zurückführen? Haben wir auch eine Landes- oder Staatserziehung? (denn Schule und Erziehung kennen ſich faſt immer einander nicht) Werden die Kinder, und auch die reifern zu Aemtern beſtimmten Jünglinge unſeres Landes nicht, wenigſtens nach zehnerlei verſchiedenen Planen und unbürgerlichen Hausabſichten unterrichtet? Lernet nicht der Dritttheil des Landvolks faſt gar nichts? Und fliehet nicht ein großer Theil des Stadtvolks die öffentlichen Schulen?

Die Aufmunterung und Unterſtützung der Künſte verdient nicht minder die ernſtlichſte Aufmerkſamkeit einer Regierung. Die Künſte herrſchen über das Gefühl, und mittelſt deſſelben über unſere wichtigſten Begriffe. Eine falſche Wendung unſerer Seele in dieſem Stück, ein ſchlechter und verderbter Geſchmack entkräften und untergraben nach und nach alles, ſo, wie im Gegentheil ein guter Gebrauch der Künſte alles belebt und verſchönert, den Verſtand und den Witz ſchärfet, die Geſelligkeit des Lebens und die Güte des Herzens befördert, und der ganzen Menſchheit eine ausnehmende Veredlung giebt. Es fragt ſich alſo: Welches iſt der Geiſt unſerer Muſik, unſeres Geſanges, und *vor allen* unſers Theaters? Welche Wirkungen müſſen dieſe Vorſtellungen auf unſere Seele und auf unſere Begriffe und unſern Geſchmack hervorbringen?

Der Geiſt und der Zuſtand der Geſetze iſt ein vorzüglicher Hauptheil der Saatswiſſenſchaft. *Es iſt damit einem Lande nicht geholfen, daß ein Regent ſeine allerdings heilige Macht ausübe, und etwas verordne, das man thun muß.* Jede Verordnung ſoll unterrichten, beſſern, und den Wohlſtand der Unterthanen auf mancherlei Art unterſtützen und befeſtigen. Im Grunde betrachtet, ſind die beſten Geſetze diejenigen, welche die Kräfte und Fähigkeiten des Volks wecken, und ihm zur nächſten und beſten Anwendung verhelfen. Derjenige Theil, welcher ſich mit Streitigkeiten über das ungewiſſe Mein und Dein, oder gar mit Strafen und Züchtigung beſchäftigt, iſt bei weitem nicht der erſte und edelſte Theil einer Geſetzgebung. Man kann hieraus die geſunde oder kränkelnde Lage eines Volks erkennen. Je gehäufter die Geſetze, je zahlreicher die Richter und Advokaten, und was dem anhängt: deſto kränker und verfallender das Volk, und deſto unbeſtimmter zur nämlichen Zeit das Geſetz. Hier fragt ſich: Sind die Geſetze dem Charakter und der Verfaſſung eines Volks angemeſſen? Iſt die Einrichtung der Juſtizkollegien ſtreng und behend? Werden Rechtsſprüche auch befolgt?

c) Wenn wir allein wären, das heißt, wenn wir allein auf das, was unſern Zuſtand unmittelbar verbeſſern könnte, ſähen, und alles dahin zuſammentragen könnten, würden wir freilich wohl dauerhaftere Grundſätze, in Abſicht auf die bürgerlichen Angelegenheiten, feſtſetzen, und den Wohlſtand unſerer Verfaſſung verſichern können; allein wir ſtehen mit andern Völkern in mannigfaltigen Verhältniſſen, und unſer Zuſtand bleibt, wir mögen wollen, oder nicht, einer unaufhörlichen Veränderung unterworfen. Wer ſich nicht darnach fügen wollte, würde, wie die häufigen Beiſpiele beweiſen, bald zu Schaden kommen, und ſeinen Untergang befördern. Daher hat jeder Staat ſeine Politik, oder öffentliche und heimliche Grundſätze, welche durch Hülfe einer tiefſehenden Klugheit, aus den gegenwärtigen Umſtänden und Verhältniſſen ſein Intereſſe befördern. Wo dieſe Staatsmaximen eines Reichs ſowohl gegen ſich ſelbſt, als gegen andere, nicht immer vom Kabinet durch alle höchſte Regierungsſtellen zugegen geweſen: da haben die Fremden immer bald ihre Vortheile gezogen, und das Land auf eine oder die andere Weiſe erobert. Ich bediene mich mit Fleiß dieſes Worts, welches die Beſchaffenheit der Sache buchſtäblich ausdrückt; denn geſetzt, daß ein fremdes Land alles von uns nähme: ſo wäre dieß Land unſer, und der Herr deſſelben wäre eigentlich der oberſte Aufſeher, der die Unterthanen immer antrieb, uns Geld zu ſchicken. Es iſt daher, und fängt immer ein Land um das andere an, dem andern unterthänig zu werden, ohne es ſich zu denken. Hieher gehört Kenntniß der Staaten, ſeines eigenen ſowohl, als aller derjenigen, mit denen man in einiger Verbindung ſteht. Es fragt ſich hier: Worin kann dieß Volk *mit dieſen Fähigkeiten und dieſen Hülfsmitteln, in dieſem Verhältniß* mit andern, mächtig und reich werden! Wie kann es die Umſtände ſeiner Nachbarn benutzen, denſelben wohl gar eine andere Wendung zu ſeinem Vortheil geben? Welche Folgen wird dieſe Einrichtung, deren Wirkungen keine Seele vermuthet, in der

Zeitfolge haben? Und weiter hinauf fragt ſich unter anderm: Nach welchem Ziel wollen wir ohne Unterlaß trachten? Wie wollen wir uns in dieſem und jenem Fall verhalten? Welchen geheimen und wirkenden Staatsgeiſt wollen wir unſere Geſchichtſchreiber, auch wohl Dichter, anlegen und verbreiten laſſen? Welche Saamenkörner künftiger Begebenheiten können wir jetzt unvermerkt ausſtreuen, deren Ereigniſſe erſt in einem künftigen Jahrhundert erſcheinen werden? Welcher Staat nicht mit dieſem Geiſt arbeitet, deſſen Arbeit wird immer nur halb gethan, und am Ende vergeblich ſeyn.

Wie die neuen Verhältniſſe ſich ändern, und neue Erfindungen die alten verdrängen: ſo müſſen ſich die Geſetze, die beſondern Arten der Wiſſenſchaften, die Werkſtätte u. ſ. w. dahin bequemen, damit ſie ſich nicht, wenn ſie zurückbleiben, dem unvermeidlichen Schickſal ausſetzen, unnützlich zu werden, und gänzlich zu verfallen. Wenn ein benachbartes Land inländiſche Manufakturen errichtet, deren Produkte es bisher von einem andern mit Geld kaufte: ſo muß dieſes die zu große Verarbeitung der Dinge, welche ſie nunmehr nicht ſo häufig abſetzen kann, ändern, und ſich des Verluſtes, welcher ihr zugeht, auf andere Wege zu erholen ſuchen. Kluge Nationen wiſſen dieß auch wohl, und ſie machen daher bei Zeiten, und ganz ohne Geräuſch, die nöthigen Vorkehrungen. Man hat ein Weinland in Ackerland (oder umgekehrt) verändert, oder ſtatt dieſem, die Unterthanen zum Seidenbau angehalten. So verhielt ſichs auch bei andern wichtigen Vorfällen. Wenn ein mächtiger König eine Armee hält, ſo muß ſein Nachbar gewöhnlich ein gleiches thun. Der große Friederich nöthigte alle europäiſchen Mächte, ihre Kriegsform der ſeinigen, ſo viel möglich, gleich zu bilden. Die Sachſen nöthigten uns, von Schulplanen, und ſogar unterweilen von Erziehung zu reden. Und wenn rings um uns alles einſichtsvoller, aufgeweckter, ſtärker an Geiſtes- und Staatskräften würde, und wir wollten allein zurückbleiben: was würde aus uns werden?

Wir ſind, in Betreff der Landeskultur und der Bevölkerung, nicht mehr, was wir waren; andere ſind mehr, als ſie einſt waren, geworden. Unſer Bauer erarmt, unſer Handwerker ſchleppt ſich kümmerlich fort, unſer Kaufmann verſchwindet, und unſer Krämer, der für das Inland faſt alles mit baarem Geld, das er wegſchickt, vom Auslande kauft, klagt über den ſichtbaren Verfall und die Abnahme ſeines Gewerbes. Wir müſſen es alſo irgendwo verſehen, und zur Zeit, wo andere aufnahmen, Einſichten und Grundſätze, oder den Muth und die Unterſtützung verlohren haben. Wäre dem alſo: was könnten wir beſſeres thun, als uns ſelbſt ermahnen, und diejenigen Kräfte wieder aufwecken, welche, vielleicht in einem traurigen Schlummer von Unwiſſenheit, vielleicht aus Mangel an zweckmäßiger Freiheit und Ermunterung, darniederliegen? Wo das immer verborgen ſeyn, und wie es immer zuſammengeſetzt ſeyn mag, das der Aufnahme und Befeſtigung geſunder Kenntniſſe, und einer ins Allgemeine wirkenden Verfaſſung im Wege ſteht: wir wollen es hervorziehen, und prüfen, was gut iſt, und wie es Männern geziemt, handhaben. So entfernt auch etwas, das jemand mit Einſicht, als das einzige Mittel einer wahren Verbeſſerung im Stillen anerkennt, ſeyn mag: es wird, ſobald wir alle wollen, auch möglich ſeyn; denn es iſt, ſobald wir wollen, uns möglich, die guten Grundſätze unſeres wahren Staatsintereſſens ſo allgemein anerkannt, ſo einheimiſch zu machen, daß denjenigen, der zu einer andern Zeit geehrt wird, wenn er zum allgemeinen Schaden das Gegentheil ſpricht, dann Verachtung und Schande trifft. Vielleicht iſt bisher der Geiſt der Juriſterei (der immer Uebel ſchafft, da er ſie hemmen ſoll) der herrſchende, der über alle Geſchäfte ruhte, geweſen. Das können wir umwenden, und die bürgerliche Gelehrſamkeit, den Geiſt einer guten Wirthſchaft, an welchem doch am Ende alles gelegen, und dem das ganze ſogenannte Juſtizweſen nur als eine zehrende Unterſtützung zugegeben iſt, allgemein und nothwendig machen. Vielleicht haben ſtille Hausabſichten bis dieſe Stunde der Aufnahme der großen Sache Hinderniſſe gelegt, die unüberwindlich zu ſeyn ſchienen, und es auch waren, ſo lang es nur einzelne unternahmen, das verwirrte Gewebe mißverſtandener und zum eigenen Vortheil unterſtützter Grundſäze zu löſen. Dieß können wir aufheben, und durch Fleiß und kühne, wechſelſeitige Ermunterung, der wahrhaft bürgerlichen Denkungsart ſo allgemein das Bürgerrecht verſchaffen, daß, wie nun vielleicht die Wahrheit, dann die Thorheit und der Eigennutz genöthigt werde, wider den Strom zu arbeiten.

Ihr Männer meines Vaterlandes! ihr Männer Bayerns! denen Weib und Kind, Haus und Acker am Herzen liegen! Was hindert uns, daß wir über Angelegenheiten, ohne deren Wohlſtand jene ſich dem Untergang nähern, uns einander berathſchlagen, uns einander, als Genoſſen eines Hauſes, offenherzig und männlich behandeln, und da, wo vielleicht einzelne, düſtere Lämpchen, was ſie gut däuchte, beleuchteten, dem Licht des Tages den Weg öffnen? Die bürgerliche Gelehrſamkeit ſoll nie das Eigenthum eines einzelnen Standes ſeyn, und ſeit dem Zeitpunkt, als ſies war, als Arbeit und Kenntniß derſelben getrennt war, haben ſich auch beide verſchlimmert. Der arbeitende Bürger verbeſſerte und erfand nicht mehr, weil er die Natur ſeines eigenen Gewerbes nicht kannte, und nicht einſah, wie es aus andern hervorkam, mit andern zuſammenhieng; er ſchleppte ſein mechaniſches Tagwerk mit einer bleiernen Verdroſſenheit fort, und kannte keinen edlern Endzweck, warum er ſeine Arbeit erlernt hätte, als den, die jährlichen Abgaben zu entrichten. Und wie ſollte es nicht ganz natürlich zugegangen ſeyn, wenn der gelehrte Bürger auf das, was in der That am bequemſten war, verfiel, und ſich allein damit abgab, dieſe einzutreiben und auszutheilen, ohne ſich darum, ob die Quellen, woher ſie kamen, ſtets fließen würden, zu bekümmern?

Wenn wir nun im Ernſt auf eine gegründete und dauerhafte Verbeſſerung denken wollen, ſo iſt das Erſte und Vornehmſte, was wir zu thun haben, unſern Bürgern, oder vielmehr uns allen, einen höhern und ausgebreitetern Grad von guten Begriffen, als wir nun beſitzen, zu geben. Es zirkuliren zu wenig aufgeklärte Kenntniſſe, als daß einſichtsvolle und unternehmende Landsleute, an denen es uns keineswegs mangelt, nicht allenthalben zerſtörende Hinderniſſe, und der ſophiſtiſche Privatnutzen nicht immer ſeine Vortheile dabei finden ſollte. Und kämen die geiſtreichſten Tonkünſtler und Meiſter der Harmonie: ſie würden ſich vergebens bemühen, einen Zuſammenhang guter Töne hervorzubringen, ſo lange noch einige Saiten verſtimmt ſind.

Was wir von unſerer Jugend hoffen, kömmt vielleicht zu ſpät, zu einſeitig, kömmt wohl vielleicht gar nicht. Und dem ſey, wie ihm wolle; wenn man mit Ernſt, und aus Ueberzeugung und Abſicht die Söhne erziehen will: ſo muß man ſich mit nicht minderem Ernſt angelegen ſeyn laſſen, die Väter zu bilden.

Wir ſind zu weit von der Freiheit und Kraft, mit der wir zu Werke gehen würden, wenn wir heute aus Wäldern zuſammenträten, entfernt, als daß uns nicht jeder Gedanke, der nicht nach unſern Regiſtraturen riecht, höchſt ſeltſam und chimäriſch erſcheinen ſollte. Je größer aber unſer Befremden über Dinge iſt, welche die Vernunft billigt, und welche bei ihrer Einführung der Erfolg rechtfertigen würde: deſto öfter und nachdrücklicher ſoll man ſie empfehlen, um ihnen das Befremdende zu benehmen, und die Schüchternheit, welche einer denkenden Kühnheit im Wege ſteht, nach und nach zu zerſtreuen. So fremd und unerwartet nun das, was ich vorſchlagen will, manchem auch ſeyn mag, ſo heilig verſichere ich den Unentſchloſſenen und Wankenden, es ſey eben ſo wenig etwas Ungereimtes, als etwas Koſtbares darin, und ſo bedaure ich den Mann, welchem es beim erſten Anblick ſo ſcheinen ſollte, oder bedauere vielmehr das Volk, wenn der Mann eine Obrigkeit ſeyn ſoll.*)

Was wir im Großen thun wollen, muß gegenwärtig mit Rückſicht auf das, was andere gethan haben, geſchehen. Und bei andern wars die Frucht eines gelehrten Nachdenkens, die Folge treibender Kenntniſſe, welche in Rathſchlägen für das Gute diejenigen überſtimmten, welche aus böſem Eigenſinn, oder aus Dummheit zurückblieben. Demnach iſt kein anderes Mittel, ſie zu erreichen, als die nämlichen oder ähnliche Wege, auf welchen andere ihre Schätze der Weisheit und des Reichthums ſammelten, anzutreten, und ſich da bleibende Hütten zu bauen.

Anderswo ſetzt man jährlich, theils damit man den Verſtand der Unterthanen immer nach nützlichen, großen Dingen bewege und beſchäftige, theils damit man des wahren Zieles deſto weniger verfehle, anſehnliche Preiſe auf Staatsfragen. Sollte man deren nicht jährlich welche auf Gewerbfragen ſetzen? Dieß würde allen Zünften eine ſchnelle Lebhaftigkeit geben, und einen Grad des Nachdenkens verbreiten, ohne welchen keine wahre Aufnahme, keine Verſchönerung zu hoffen iſt.

---

*) Da dieſe Vorſchläge nicht mehr zeitgemäß ſind, ſo wurden ſie weggelaſſen.

Wenn man jeden insbeſondere ſpricht, iſt jeder ſo beredſam, weiß jeder ſo viele Gedanken und Vorſchläge, wie man nur dieſe Einrichtung treffen, die Sache nur ſo machen dürfte, um ſie ſogleich gut, unverbeſſerlich zu machen. Warum tragen wir dieſe Einſichten nicht zuſammen? Warum prüfen, und wenn ſie gut ſind, warum beſtätigen wir ſie nicht? Warum machen wir ſie nicht ſo gemein, daß es den Widerſachern wenigſtens ſchwer würde, ſie nicht zu befolgen?

Ich habe es beſchloſſen, der Sache eine lebendige Bewegung zu geben, ihr auf der Spur zu folgen, und, wenn mir ein Verſuch nicht gelingen und das Geheimniß, das im Verborgenen entgegen ſteht, auf einen Verſuch nicht erſcheinen ſoll, deſto inſtändiger einen neuen zu wagen. Wer etwas beſſeres weiß, der theile mir, ich bitte ihn, ſeine Einſichten mit. Mein Dank ſoll kein geringerer, als ein öffentlicher, und meine Freude, wenn etwas ſich bewegen und ins Leben treten ſoll, ohne Grenzen ſeyn.

* * *

Zum Andenken
des
Andreas Felix von Oefele.

Seine Seele war ein Lied, und eine Muſik ſein Leben, dieß war jener ſchöne Ausdruck der Weiſen des Alterthums, womit ſie das Wandeln ihrer ſchönen Seelen auf Erden bezeichnen, und die innere Schönheit und Ordnung in dem Wollen und Thun eines Mannes begreiflich machen wollten, der mit höhern Gefühlen begabet, Nacheifer und Bewunderung, wo er hingieng, auf ſich zog. Sie hielten ſie für Boten des Himmels, die auf ihre Mitbürger mit einer eigenen Kraft wirken, ohne, wie es ſcheint, aus ihrem Mittel entſtanden zu ſeyn, ohne ſich auf ihrem Boden ernährt, und durch ihre Unterſtützung emporgeſchwungen zu haben. Sie ſind ſchon vorhanden, ehe man weiß und ſieht, durch weſſen Zuthun ſie entſtanden, bilden ſich ſelbſt, und ſind emporgewachſen, ehe man wahrnimmt, woran ſie ſich hiengen, gehen dann ihre eigene Bahn, und ſäen ihre eigene Saat, und wiſſen gewiß, daß ſie gedeihen werde. Was im Leben anderer nur Augenblicke ſind, Phraſen ihres Lebens, und Anſtrengungen ſind, das iſt bei ihnen gewöhnliches Athmen, und Geſundheit im Innerſten des Herzens. In einem Zeitalter, wo ſich der größte Theil mit unendlich ſchwächerer Reizbarkeit der Sinne von der Macht derſelben hinreiſſen läßt, ahnen ſie mit glühender Einbildungskraft etwas Beſſeres in fernen Landen, entfernen ſich, wie Thoren, von dem Betragen ihrer Zeitgenoſſen, und bleiben Thoren in aller Augen, bis ſie, was ſie ſuchten, gefunden, und mit dem Gefundenen zurückgekommen.

Als Andreas Felix von Oefele zu München geboren ward, nämlich 1706 den 18. März, ſchien man, nicht in Bayern allein, ſondern noch überhaupt in Deutſchland wenig zu wiſſen, was der Gelehrte von ſeinem Wiſſen erhalten, und wie er andern davon im Ernſte etwas mittheilen könne. So wie die Claſſen der verſchiedenen Wiſſenſchaften einander nicht kannten, ſo waren ſie darin gleich, ſich niemals aus ihren Kreiſen zu begeben, und, als wären es Heiligthümer, was ſie bewahrten, ſich ins Dunkle zu hüllen. Viel Fleiß und Mühe ward indeſſen auf unnütze Dinge gewendet, und mit vielem Gepräng und Gezier wurden Dinge umhänget, die nichts waren, ſobald man ſie enthüllte, oder wiſſen wollte, wozu ſie ſeyn ſollten. Indeſſen ſprach man dennoch, wie mans zu allen Zeiten that, ſtolz und laut vom Aufklären und Beſſerſeyn; aber nur hie und da ahnete ein guter Kopf, doch als wärs im Traume, dem er nicht trauen durfte, daß etwas von dem werden könne, was nachmals geworden iſt. Oefele betrat die Wege, die tauſend andere, von denen man ſchweigt, vor ihm, und mit ihm gegangen ſind; nur glaubte er, daß man ſich im Gebiete der Wiſſenſchaften nicht bewege, um zu gehen, ſondern um die Dinge, die man auf dem Wege antrifft, mit ſich zu nehmen. Er ſah nicht bloß die Worte in ſeinen Büchern, ſondern hörte die Stimmen lebender Menſchen, und glaubte, ihre Handlungen zu ſehen. Er hieng ſich mit ganzer Seele an den Mann, der ihm die großen Schatten der Alten zeigte, und ihn das Geheimniß lehrte, nicht ihre Sprache, ſondern ihre Denkungsart und den

Geiſt ihrer Abſichten zu verſtehen. Dieſer Mann war (indem er ſeinen Vater Franz Chriſtoph Oefele, hieſigen Kronenwirth, frühzeitig verlor) der Herr von Scholenberg, ein Edelmann aus Schleſien; dieſer half vorzüglich Oefeles Geiſt entwickeln. Er machte mit ihm eine Reiſe nach Baden, Prag, Wien, Linz u. ſ. w., er lehrte ihn die erſten Schritte mit Luſt und Gründlichkeit beginnen, und zeigte ihm die ſanften Hügel in der Nähe, und die hohen Gebirge in der Ferne, die er mit eigenem Muth und eigener Sicherheit würde beſteigen müſſen, und wies ihm die herrlichen Denkmäler derjenigen, die ſie vor ihm beſtiegen haben.

Oefele wußte nicht, wie ihm geſchah, als die große Flamme nach Ruhm in ſeiner Seele ſich entzündete, und jeder andere Gedanke, und jede Begierde, die nicht dahin zielte, verſchlungen ward. Mit feueriger Eilfertigkeit, und unbeugſamer Geduld überwand er die Dornenwege, die er ſuchen mußte, um zu ſeinem Ziele zu gelangen, erklärte ſchon in der fünften Klaſſe, welche, wie die übrigen, er bei den Jeſuiten ſtudirte, den Homer aus der Grundſprache in die lateiniſche mit einer ausnehmenden Fertigkeit, und legte unerwartete Proben, als eben ſo viele Vorzeichen ſeiner künftigen Größe ab, worüber ſich jedermann, nur er nicht, verwunderte. Er ſah in Gedanken unermeßliche Schätze, und bemerkte die kleinen nicht, die er beſaß, glaubte, für alles gemacht zu ſeyn, was des Menſchen würdig iſt, und verſenkte ſich in die Tiefen der Wiſſenſchaften. Für ihn hatten die gewöhnlichen Ergötzlichkeiten der Jugend keinen Reiz, und über ihn die Gemächlichkeiten keine Gewalt. Was in ihm mit zehrender Hitze ſich entwickelte, ſetzte ihn, ſo zu ſagen, über die Bedürfniſſe der Menſchen hinweg. So, wie er ſehr mäßig lebte, ſo floh er den Schlaf, und las gewöhnlich noch bei der ſpäten Lampe, und las bei der Morgenröthe. Sein Lager war ſtets, und oft ſo mit Büchern umgeben, daß er verlegen war, wie er herauskommen ſollte. So ſtudirten Künſtler, Feldherrn, Staatsmänner, und die Menſchen alle, die ein mächtiger, höherer Seelentrieb zu Königen ihres Berufes erweckt hat. Oefele that nie, was genug gethan war, ſondern glaubte ſtets, nie genug thun zu können, und je weiter er gerückt war, deſto mehr ſah er vor ſich.

Nachdem er bei den Jeſuiten die untern Schulen, und die Philoſophie durchgegangen, begab er ſich 1724, da ihm auch ſein Stiefvater, den er innigſt liebte, geſtorben, nach Ingolſtadt, wo er bis zum November 1725 verblieb, und von da mit Bewilligung der

Grafen von Fugger, beſonders des Aelteſten dieſer Familie, damaligen Obriſthofmeiſter, in das Kollegium Milliarium nach Löven, einer der erſten Univerſitäten, wo er heißhungerig ſammelte, was zu finden war, und ſchon damals manchem großen Manne ſein Andenken unvergeßlich machte. Die klaſſiſchen Werke der Alten, deren Geiſt er zurückholte, waren ihm in ſeinen Erholungsſtunden ſeine liebſten Freunde; Homer, Xenophon, Livius, Cicero, Terenz, ſeine Lieblinge, und das waren und blieben ſie ihm bis an das Ende ſeines Lebens; ſie verfeinerten und ſtärkten ſeinen Geſchmack, ſchärften und befeuerten ſeine Beurtheilungskraft, gaben ſeinen Augen die Kraft, durch die Hüllen der Dinge zu ſehen, den Muth, überall den kürzeſten Weg zu gehen, und die Entſchloſſenheit, ſich niemals für eine Sache darum, weil er ſie loben und tadeln hörte, zu erklären. Die Gebrechen, welche er ſogleich in der Literatur entdeckte, beflügelten ſeinen Eifer, ſeine Vorahnung, daß beſſere, hellere Tage kommen könnten, und ſo entſtand das Buch, das er 1730 im vierundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, und im letzten ſeiner vier Studierjahre zu Löven herausgab: De Minerva sapientiae olim Praeside Syntagma Mythologico-historicum, in 8vo; ein Buch, das im reinſten Latein geſchrieben, und mit einer Menge griechiſcher Urquellen, als einem Beweiſe ſeines vertrauten Umganges mit denſelben, verſehen iſt.

Wenn vom verdienſtvollen Thun die Rede iſt, ſo glaube ich, der hätte etwas Rühmenswerthes, das eine Säule verdiente, gethan, hätte einmal etwas Leswürdiges geſchrieben, der diejenigen unſerer Landsleute, die dem Haufen vorangehen, ihm vorausdenken, vorausreden, und, wo er raſet, nüchtern, und wo er ſchläft, wach bleiben ſollen, bereden könnte, die vornehmſten Werke der Alten für keine Stubenpedanten zu halten, ſie bewegen könnte, einmal in einer Erholungsſtunde einen vorzulaſſen, und wenigſtens, ob er etwas ſagen könne, das gehört zu werden verdient, einen Verſuch zu machen. Wem iſt damit gedient, daß man ſo viel von den Grundgeſetzen, den Einrichtungen und Gewohnheiten eines Landes erlernet hat, als etwa nöthig iſt, ſich darin, ehe man ſein Amt antritt, prüfen, oder auf einer hohen Schule für fähig erklären zu laſſen; das allein belebt noch lange nicht den Endzweck der Geſetze, und was nur einer dem andern, ſo wie ers gleichſam von ſeinem Vorfahrer erhielt, hinum giebt, das ſteht allgemach in ſeiner eigenen Schläfrigkeit ſtill, und brütet Inſekten aus. Das, was man eine große Denkungsart, was man große

Leidenſchaften für edle Dinge nennt, iſt es, was die geiſtigen Geſetze, die guten Einrichtungen, was die Einfalt und Reinigkeit der Sitten, die Gegenwart des Geiſtes, den wahren Geſchmack bei Ergötzlichkeiten, die Kraft, durch Mark und Bein zu ſehen, die geſetzte, die heldenmüthige Seele im Unglück, ſo zuverläßig, wie das Feuer die Wärme hervorbringt: und das lernet man wahrlich weder aus franzöſiſchen Philoſophen, wo die Gedanken großen Theils einem kranken Magen vorgekaut werden, weder aus unſern Romanen, und am wenigſten aus unſerer Schaubühne. Vergöttern ſoll und kann man die Alten nicht; aber was die Neuern ſchreiben, iſt größtentheils zur Erholung nach Geſchäften, indeſſen die Meiſten der Alten mit uns in die Geſchäfte gehen, uns in die Rathſtube, in den Hörſaal, in die Schlacht, auf das Feld, in das Hausweſen, in die Pflichten des Lebens begleiten, und in uns denken und handeln. Ich habe, um ein einziges Beiſpiel zu wählen, Hochachtung für den Mann, der den Plutarch geleſen, und daran Geſchmack gefunden hat. Von ihm bin ich verſichert, daß er tiefer, als ſeine Gefährten, ſehen, thätiger arbeiten, geſchwinder überreden, ſich des Zeitpunktes zu guten Dingen gelegener bedienen, ſich gegenwärtiger bleiben, nie mit dem Gemeinen ſich begnügen, und ſtets auf etwas, das eine große Kühnheit oder Anſtrengung des Geiſtes fordert, bedacht ſeyn wird. Wir können verſichert ſeyn, ohne daß wir ihn ſprechen, daß er in den heikelſten Fällen denken, wie wir, und handeln wird, wie wir gehandelt haben würden. Es iſt beinahe kein Vorfall des Lebens, den man hier nicht findet, und völler und größer findet, als er ſich im Leben ergiebt. Man ſieht hier die größten Köpfe in dem Innerſten ihrer Häuſer, in den Kabinetten, in Rath- und Volksverſammlungen für und wider die gute Sache, für und wider einander arbeiten, aufbauen, zerſtören, ſchleichen und ſtürmen, auflöſen und zerreiſſen, und alle Kräfte, und alle Wunder in Bewegung ſehen; immer ebendaſſelbe fürchterliche Schauſpiel menſchlicher, zur Handlung gereizter Gefühle, die, wie das Waſſer in verſchiedenen Geſtalten ſich ändert, und Schnee und Hagel, und Duft und Quelle wird in wunderbaren Abwechſelungen, und ſchauderhaften Vermiſchungen, als gleichſam, ein drittes hervorgehen, aufſchwellen, und dann wieder ins nämliche Dunkel, wie im Meere zuſammen fallen, und von da wieder wegfließen, als Ströme, als Bäche, als Quellen im Schatten eines Baumes. Hier ein Mann, der allein handelte und durchſetzte; und dort ein anderer, der an den Felſen ſchlug, und im Schutt begraben ward; dieſer ſchlich im Finſtern, um zu ſeiner Sache zu gelangen; jener gieng mit aufgerichtetem Haupte am hellen Tage herum, und riß die gemeinen Seelen wie im Wirbel mit ſich fort, ohne ihnen eine Bedenkzeit zu laſſen, wohin ſie geriſſen würden; jeder in erſchütternde Augenblicke verſetzt, und ſtets groß als Meiſter, oder als Opfer ihres Schickſals, ſtets abſchreckend, oder zu ſich reiſſend im Anlegen und Ausführen, im Verbeſſern oder Verſchlimmern, im Feſthalten an Wahrheit und Licht, und Recht und Billigkeit. Wer dann plötzlich aus dieſer Zauberwelt in die gegenwärtige zurückkommt: wie eckelt ihm an den Kleinigkeiten, und wie überdrüßig wird er der Zögerungen und des Achſelziehens, und Abwartens, indeſſen die That ſtets zurück bleibt. Und er läßt es nicht beim Vergnügen des Leſens beruhen, ſondern will handeln, und will aufſuchen, und benutzen jede Gelegenheit, wo die Kunſt, mit Eifer zu handeln, gelehrt wird.

Dieß war die Urſache, daß Oefele weiſer und beſſer aus Frankreich zurück kam, nämlich die Schätze, die ſich daſelbſt finden, und den männlichen und weiſen Geſchmack ihrer großen Geiſter mit ſich nahm. Er reiſte nach ſeinen Studierjahren in der Geſellſchaft des Franz Xaver Freiherrn von Lerchenfeld, nachmaligen Rentmeiſters in Straubing, dahin, ſuchte die Freundſchaft der berühmteſten Männer, die ſich, ſobald ſie ihn wahrnahmen, um die ſeinige bewarben, lernte das Brauchbare und Nützliche in Künſten und Wiſſenſchaften, ohne das Seltene und Koſtbare zu verachten, und ergriff jede Gelegenheit, jenen Triebſedern des kühnen, originellen Schwunges, womit ſich die Franzoſen den Wiſſenſchaften nähern, und jener Begierde nach Verewigung, und allen Arten des Ruhmes, der Seele großer Entwürfe und Thaten, auf die Spur zu kommen, ihrer Philoſophie ſich zu bemächtigen, und die entſcheidende Würde und den Ernſt eines Deutſchen mit der unnachahmlichen Zierlichkeit und Anmuth der Franzoſen zu verbinden. Dieſen war Oefele eine Erſcheinung, die ihre ganze Aufmerkſamkeit erweckte. Sein von aller jugendlichen Gleichgültigkeit entferntes Weſen, ſein auffallender Eifer, mit dem er ſich nach ungewöhnlichen Dingen erkundigte, und ſeine unermüdete Zurüſtung, als wäre er gekommen, ſich zu einem großen Werke vorzubereiten, erwarben ihm ihre unumſchränkte Hochachtung, ihre Bereitwilligkeit und rühmliche Hitze, mit der ſie gewöhnlich von fremden Verdienſten ſprechen, und womit ſie von Oefele allenthalben mit einem Nachdruck ſprachen, der gegen ihn ein allgemeines Zutrauen, und eine ausnehmende Erwartung bei ſeinen Landsleuten, denen er angehörte, erweckt hat.

Bayern ehrte ihn, ſo ſehr man einen Menſchen ehren kann, indem es ihm, da er noch kaum das ſechsundzwanzigſte Jahr vollendet hatte, das Koſtbarſte, was es damals beſaß, vertraute, des durchl. Herzog Ferdinands zwei Prinzen, Maximilian und Clemens, deren Unterricht und Bildung er mit ſo vieler Wärme beſorgte, als er die Wichtigkeit und die Folgen, welche dieſes Amt gemeiniglich auf viele Geſchlechter hat, nach ſeinem ganzen Umfange kannte. Die Prinzen waren ihm mit belohnendem Vertrauen, und zärtlicher Liebe ergeben, und, als der ältere derſelben, Maximilian, (1738) mit Tod abgieng, ernannte ihn Prinz Clemens, ſobald er als majoren erklärt wurde, zu ſeinem Kabinetsſekretär, ſo wie er ihn längſt zu ſeinem Freunde und Rathgeber in den wichtigſten Angelegenheiten, und zu ſeinem Begleiter in großen Vorfällen gewählt hatte; ſo nahm ihn dieſer Prinz mit ſich nach Mannheim, als höchſtderſelbe ſich (1742) mit der durchlauchtigſten Prinzeſſinn, Maria Anna, aus dem herzoglichen Hauſe, Pfalz-Sulzbach, vermählt hat; der Herzog that freudig ſtolz auf ſeinen Begleiter, und hatte ſein Vergnügen daran, ihn anrühmen, und das Lob der

Fremden mit ſeiner Hochachtung vermehren zu können.

Hätte Oefele Reichthum und Rang geſucht, ſo würden ihm Reichthum und Rang zu Theil geworden ſeyn; aber er hatte den Werth beſſerer Dinge längſt kennen gelernt, und längſt ſich Bedürfniſſe einer höhern Art zur Natur gemacht. Kam irgendwo ein treffliches Buch, ein ſeltenes Werk der Kunſt heraus: ſo eilte ihm Oefele entgegen, und machte es zum Freunde und zum Vertrauten ſeiner Gedanken, ſeiner Vorhaben und Bekümmerniſſe. Er floh das Spiel und den zeitraubenden Scherz, begnügte ſich in ſeiner Haushaltung mit den wenigen Bedürfniſſen des Mittelſtandes, und wandte ſein Vermögen, das er um dieſe Zeit ererbte, vorzüglich auf eine Sammlung der gewählteſten Schriften und Denkmäler des Alterthumes an. Seine Bibliothek, worin er meiſt die erſten und trefflichſten Ausgaben der ſeltenſten Werke, viele Handſchriften, und beſonders die bayeriſchen und pfälziſchen Geſchichtſchreiber beſaß; das mit der Wahl und Behutſamkeit eines Kenners geſammelte Münzkabinet, ſeine Kupferſtiche und Gemälde, worunter ſich Originalien von Rubens, Amigoni und andern Meiſtern dieſer Art, befinden; die Sammlung wichtiger Naturalien, und anderer achtungswürdiger

Dinge machten ſeine Wohnung zu einem Tempel der Muſen, und ihn zu einem wunderbaren Mann in den Augen derjenigen, die mit Angſt an ein Leben denken, wo man ſich vom gewöhnlichen Thun entfernet, wo man ſich, nach ihren Begriffen, aus einem bedaurungswürdigen Hang zu den Schwärmereien eines Sonderlings, die traurige Laſt auflegt, an nichts, das den Menſchen erfreuet, ein Vergnügen zu finden, niemals für ſich, ſondern ſtets für andere zu leben, und, da man genießen könnte, aus Eigenſinn eines langſamen Todes zu ſterben. Man muß ſelbſt groß ſeyn, um ſich die Faſſung und Nahrung großer Seelen erklären zu können.

Das kannte, und fühlte der höchſtſelige Maximilian. Er bemerkte das Außerordentliche an dem jungen Mann, und beſchloß, die Flamme, die ſein Herz verzehrte, in der möglichſten Stärke wirken, und ſich nähren zu laſſen. Hat ein Fürſt Gelegenheit, ſich das Recht auf Unſterblichkeit eigen zu machen: ſo bietet ſie ſich ihm vorzüglich bei der Verſetzung fähiger Köpfe auf die gehörigen Stellen an. Was durch ſeine Anſtalt hervor kommt, das gehört ihm zu. Er bahnet den Weg, worauf man gehen ſoll, und theilet mit dem, der etwas großes that, die Ehre, es gerufen, und veranlaßt zu haben. Maximilian wählte den Oefele, indem er ihn auch zum Hofrath erhob, im Jahr 1731 zum Bibliothekar.

Man ſtelle ſich den Augenblick vor, wo Oefele das erſtemal in das große Behältniß trat. Nun auf einmal in unendlichen Schätzen reich zu ſeyn, den Durſt in Strömen zu löſchen! Hier anfangen, und dort anfangen, und alles auf einmal! Entſtehen und Aufhören, und nichts, und alles fühlen, und alles wollen wieder! Sein Geiſt trank Licht, entflog in den Raum ohne Ende.

Oefele kannte den unſchätzbaren Werth dieſer Bibliothek, welche Albrecht der Fünfte*) mit der äußerſten Sorgfalt angelegt, und welche der Geiſt der folgenden Zeiten auf eine Art behandelt hat, wie man die Gelehrſamkeit in einem Land behandelt, in welchem man, wie Salluſt von den Römern ſagt, lieber handeln, als ſchreiben, lieber, was man that, von andern erzählen laſſen, als ſelbſt es erzählen will. Die Bibliothek ward gewöhnlich einem Conſuliſten überlaſſen, von niemand beſucht, von niemand als etwas wichtiges betrachtet, und nur von einigen Wenigen im Stillen hochgeſchätzt und bedauert.

---

*) Albrecht der Fünfte ſtudierte als ein junger Prinz in Italien, wo er ſich durch Anweiſung und den Umgang der gelehrteſten Männer bildete, und mit der gründlichſten Gelehrſamkeit, und dem feinſten Geſchmack nach Bayern zurück kam. Er brachte eine Menge pergamentener Handſchriften, und ſeltener Bücher mit, und legte mit denſelben an dem nämlichen Ort, der bisher zum Bücherſaal dienen mußte, ſeine Privatbibliothek an, wo noch die Tiſche und die Pulte, deren er ſich bediente, zu ſehen ſind. Er vermehrte ſie ohne Unterlaß mit den auserleſenſten Stücken, und ließ mit beiſpielloſem Eifer und großem Aufwand Handſchriften in ganz Europa zuſammen ſuchen, deren Sammlung in hebräiſcher, griechiſcher, lateiniſcher, arabiſcher, deutſcher und italieniſcher Sprache, eine der vorzüglichſten in Europa iſt.

Oefele kannte auch die Pflicht eines Bibliothekars, und man muß ſich die Mühe vorſtellen können, welche erfordert wurde, die

---

Vor dem gedruckten Verzeichniſſe dieſer Mspt., ſo wie an der Bibliothekthüre lieſt man die Aufſchrift:

Quisquis Catholica fide PRAEDITUS Prodesse
Voles Reipublicae literariae
Hos Manuscriptos Codices
Conferendi, Interpretandi, Edendi
Copia tibi esto
Si de iis sine Noxia Restituendis
Caveris.

Wir werden zu ſeiner Zeit, wenn wir mit der Geſchichte der Künſte nach Bayern kommen, von den Verdienſten, welche ſich dieſer große Herzog um die Wiſſenſchaften und die Künſte erworben hat, weitläufiger ſprechen.

Ströme aus dem Meere zu leiten, wenn man begreifen ſoll, wie er binnen kurzer Zeit die Bibliothek ſo herſtellte, daß ſie die Aufmerkſamkeit und Bewunderung der Ausländer, und das Erſtaunen und den Stolz der Inländer, die größtentheils ihre eigene Schätze nicht kannten, plötzlich nach ſich zog. Die fremden Gelehrten bemühten ſich in die Wette, ſich der Freundſchaft, und der Unterſtützung dieſes Mannes zu verſichern, der vor ihnen aus der Dunkelheit, worin die Literatur begraben lag, wie ein helles Geſtirn an einem heitern Morgen hervorgieng. Sie zogen ſeine Meinung zu Rath, und ließen es auf ſeinem Ausſpruch beruhen. Der Cardinal Quirini, Montfaucon, Muratori, Bianconi, und andere Gelehrte vom erſten Rang ſchrieben an ihn mit der Liebe, und dem unbefangenen Vertrauen, das wahren Gelehrten, als Bürgern Einer und ebenderſelben Abſicht, in aller Welt eigen iſt. Oefele erfüllte ihre ganze Erwartung, gab, wo er konnte, Licht von Licht, und machte ſich ein Vergnügen daraus, ſie jederzeit in ihren Unternehmungen mit Abſchriften, und mit allem, was ſie nöthig hatten, auf die thätigſte Art zu unterſtützen. Der Eifer im Inland, und die Hochachtung für ſich ſelbſt, gerieth in helle Flammen, welche das Zähnknirſchen und die heimlichen Rathsſtuben der ſyſtematiſchen Unwiſſenheit, des höchſten Uebels in dieſem Thale des Jammers, tief im Dunkel beleuchteten; der Glaube an die Vernunft, und die Ueberzeugung, daß die Bücher nicht zum Anſchauen, ſondern zum Studiren, als Hilfsmittel geſammelt worden, die verſinkenden Gefühle der Menſchheit wieder aufzuwecken, und die geſunden Tage zu verſchönern, lebte in jugendlicher Stärke empor, und es wurden thätige Anſtalten gemacht, unſer Zeitalter, ſobald als möglich, daran Theil nehmen zu laſſen. Der damalige Kammerpräſident, Graf Emanuel von Törring Gronsfeld gab dem Beginnen die nachdrücklichſte Bewegung, und der höchſtſelige Maximilian Joſeph ſetzte jährlich eine Summe von etlichen tauſend Gulden feſt, welche dazu beſtimmt ſeyn ſollte, dieſe Schätze zu vermehren, und der Gelehrſamkeit, und der Aufklärung hilfreiche Hände zu bieten.

Indeß wirkte und ſchuf Oefeles Geiſt mit aller ſeiner Stärke. Er ward, wie unſern Augen entrückt, und in andere Welten verſetzt. Man verſuchte es öfters, ihn zu gewöhnlichen Geſchäften zu ziehen, ihm Aufträge von dem ehrenvollſten Belang zu machen; allein er lebte, ſchien es, nicht mehr in ſich; man ſah, daß ſeine Seele mit etwas beſchäftigt ſeyn, worüber ihm zu wenig Raum für andere Dinge übrig ſeyn konnte. Man hatte Ehrfurcht für ihn, und überließ ihn ſich ſelbſt.

Ein Ding ſuche ich in dem Leben des Gelehrten, und wo ichs nicht finde, da iſt für ihn alle meine Hochachtung, und ich bin verſichert, auch die Hochachtung jedes Bürgers dahin. Und hätte er die Geheimniſſe der Natur aufgedeckt, und das Feuer in einen Käfig geſperrt, und Sterne herabgezogen: wo ich, was ich ſuche, nicht fände, ſo wäre meine Hochachtung dahin. Ich habe viele Gelehrte, und in ſich ſelbſt gehüllte Betrachter geſehen, die zur Zeit, wo ſie nichts mehr thaten, als eine Spinne, die für ſich webt, und für ſich zehrt, zur Zeit, wo ſie der Menſchheit weniger nützten, als Raubthiere, und Scorpionen, deren Gift und Knochen man nutzen kann, dennoch die Hochachtung der Menſchen in ihrem Kreiſe genoſſen, und forderten. Die Geſchöpfe ihrer Gedanken waren todte Aeſer, und die Thaten ihres Muths waren Anfälle blinder Räuber. Wollte Gott, daß wir ſo glücklich wären, davon keinen Begriff zu haben!

Wenn ſich Oefele von den öffentlichen und gerichtlichen Geſchäften der Geſellſchaft entfernte, ſo geſchah es, um der Geſellſchaft nützlicher zu werden. Was er that, ſollte die wahre Thätigkeit vieler Tauſenden, und den Geiſt derſelben hervorbringen, und auf Geſchlechter, deren Namen noch nicht da ſind, umher wirken. Seine Kenntniſſe, worin ſich ſein Eifer, und ſeines Lebens Säfte verzehrten, waren ganz von der Art, von denen der unſterbliche Schriftſteller in dem Buch der Pflichten mit ſo vieler Wärme ſchreibt, daß ſie den gegenwärtigen Wohlſtand der Menſchen verbeſſern, und ihre wahren Vortheile empor bringen; daß ſie den übrigen, wie der pythagoräiſche Lyſias dem Epaminondas aus Theben, Plato dem Dion aus Syracus, den Weg zeigen, beſſere Menſchen, nützlichere Bürger für ſich und andere zu werden; daß ſie es ſeyen, deren Unterricht und Umgang er ſelbſt alle ſeine Fähigkeit, womit er dem Staat diente, zu danken hätte, daß ſie nicht nur in eigner Perſon, und ſo lang ſie lebten, denen, welche ſich bei ihnen Raths erholen wollten, mit Rath und Anweiſung beiſtehen, ſondern auch nach ihrem Tod in ihren Schriften in allen Fällen uns gegenwärtig bleiben; daß ſie keine Geſchäfte annähmen, um ſich für unſere Geſchäfte deſto thätiger verwenden zu können.

Schon derjenige Theil der Geſchichte, welchen Oefele wählte, zeigt von einer heroiſchen Kühnheit, und entſchloſſenem Bewußtſeyn ſeiner eigenen Kräfte. Er wählte die Geſchichte unſeres Vaterlandes in den mittlern Zeiten, die dunkelſte, die verworrenſte, die roheſte aller

Zeitalter, die Ausführung eines Werks, ähnlich einem unermeßlichen dunkeln Ocean — Ohne Grenzen und Grund, wo Breite, wo Länge, Höhe, Zeit und Ort ſich untereinander verwirren.

Wir rühmen (und wie wünſchte ich, daß es mit Wärme geſchehe!) die Siege kleiner Heere wider große Armeen, ſo laßt uns denn auch einmal an die Arbeiten eines Gelehrten, deren bloßer Anblick uns ohnmächtig machen würde, mit Ehrfurcht und Dankbarkeit denken. Wenn ich von unſerm Oefele rede, ſo rede ich von Rubens und van Dyk unter den Gelehrten. Es iſt herrlich, ſich aus den Armen der Seinigen zu reißen, und an der Spitze ſeiner Mitgefährten für das Vaterland den Tod der Helden zu ſterben; aber es iſt mehr gethan, ein Leben dieſer Art für das Vaterland bis in das ſpäteſte Greisalter zu leben. Dem Helden in der Schlacht kommt das Beiſpiel, die raſche Hitze, oft die Nothwendigkeit und ſelbſt die Furcht zu ſtatten; aber dem Gelehrten kann zur Zeit, wo er ſich bildet, zur Zeit, wo er ſich noch auf dem pfadloſen Wege zum Tempel der Ehre befindet, niemand zuſehen, niemand kann ihn aufmuntern, oder mit Rath unterſtützen, als wer ſchon ſelbſt hingekommen iſt. Dazu gehört ein gewaltiger Enthuſiasmus, und ein mächtiger Glauben und Verharren in dem, was kein Auge ſehen, und die Welt nie nach Verdienſt und Würde belohnen kann.

Unſer große Landsmann trat eine Wüſte an ohne Luft und Quelle, ohne Blume und Staude, ſah vor ſich verwüſtete Regionen, und darin alles durcheinander, und zuſammengeworfen im Staub und Moder, wovon kein Theil mehr leben wollte, und vergeſſen ſchien, längſt mit That und Namen. Hier mußte er einen Steinhaufen Stein vor Stein behutſam und mit ſchwerer, ſchwerer Mühe herablegen, worunter am Ende nichts war; dort ein Stück für einen Rumpf mit ſchrecklicher Anſtrengung und Sorgfalt ſuchen, der am Ende nicht paßte, und ſo darin unausgeſetzt fortfahren, ohne ſagen zu können, wann ers enden würde. Dennoch ſtieg er mit unbeſchreiblicher Mühe unverdroſſen herum, wiſchte ſich manchmal auf einem Hügel von Ruinen den Schweiß vom Angeſicht, und lächelte, wie die Geduld am Grabe, den künftigen entgegen, und war überlaut froh, wenn er nach vielem Suchen das Glück hatte, hinter einem gothiſchen Gemäuer einen halb verlöſchten Namen, und in irgend einer unterirdiſchen Kruft einen ernſten, guten, kalten Mönchen als Ausleger zu finden. Und ſo fand und ſammelte er auf unbetretenen, einſamen Spuren die Denkmäler, und die Männer unſeres Bayerns, von denen einſt ſchon Leibniz ſagte, daß wir ſie zu Hauſe antreffen, und wenn wir ſie vorzeigten, den Ruhm unſerer Anſprüche auf Verdienſte, und den allgemeinen Nutzen befördern würden. *) Nachdem er nicht nur die große churfürſtliche Bibliothek, ſondern vorzüglich auch das äußere Archiv mit großer Mühe durchgeſucht, ſich, beſonders aus dieſem, eine Menge Urkunden, welche die vaterländiſche Geſchichte aufklären können, geſammelt, und dieſen einzelnen Theilen Ordnung und Bewegung gegeben hatte, ließ er jenes unvergeßliche Werk, nämlich die große Sammlung der bayeriſchen Geſchichtſchreiber an das Licht treten; ſie kam 1763 in zwei Foliobänden mit der Aufſchrift heraus: Rerum Boicarum Scriptores, nusquam antehac editi, quibus vicinarum quoque gentium nec non Germaniae universae historiae ex monumentis genuinis historicis ac diplomaticis plurimum illustrantur. Ex membranis et chartis vetustis collegit, descripsit, ac monitis praeviis indiceque copiosissimo instruxit atque edidit Andreas Felix Oefelius, Monacensis. Hinc quoque servati contigit gloria civis. Aut.

---

*) Inventuros Domi suae, quibus prolatis et gloriae suae, et publicae Utilitati velificentur.

Carm. ad Piſon. Augustae Vindelicorum *), sumtibus Ignatii Adami et Francisci Antonii Veith, Bibliopolarum. 1663 fol. Tom. I. 800 Seiten. Tom. II. 834 Seiten; wozu die Vorreden, und die ſehr vollſtändigen Regiſter nicht gerechnet ſind. In Abſicht auf den Zeitpunkt iſt der Krieg, welcher im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts nach dem Tod des Herzogs Georg, des Reichen, zu Landshut, über deſſelben Erbſchaft zwiſchen Bayern und Pfalz geführt worden, zur Grenze geſetzt. Der erſte Band iſt Sr. höchſtſel. Churfl. Durchl. Maximilian Joſeph ꝛc. und der zweite Sr. höchſtſel. Durchlaucht Herzog Clemens ꝛc. gewidmet. Jeder Urkunde, und Geſchichte iſt eine Lebensgeſchichte des Verfaſſers ſo vollſtändig, als möglich, voraus geſetzt; und wer nie in höhern Erſcheinungen das Bildniß einer großen Seele geſehen, nie die Miene eines begeiſterten Mannes, dem man es anſieht, er ſehe mit ſeinen Augen, von einer gemeinen wegkennen gelernt hat, der leſe die Vorerinnerungen. Hier lebet,

---

*) Wir bitten unſere großen, weitſehenden Lands-Leute, einen Augenblick zu Gemüth zu führen, warum die herrlichſten und wichtigſten bayeriſchen Werke nicht ſelbſt in Bayern aufgelegt werden. Wie viel Geld und Ehre kommt aus dem Land!

ſtehet vor uns ſein Geiſt, lehret, und blühet mit ewigen Lorbern umkränzet der Ruhm ſeiner Verewigung. Von da dringt Licht in das Auge des Bloden, von da ſprühen und entzünden geiſtige Funken die ſchöne Unruhe fähiger Gemüther. Als wäre alles, wie ers gewünſcht hatte, auf ſeinen Wink entſtanden, ſo ſiehſt du hier jeden Theil mit dem Blick eines Boten, der Menſchheit durchſucht, mit der ſichern Hand eines Meiſters an ſeinen Ort geſtellt; ſiehſt kühn und ungekünſtelt umher gehen den Meiſter in ſeinem Reich, und hervorkommen auf ſeinen Ruf aus Schutt und Verweſung die Namen, und Thaten derer, die keine Auferſtehung dieſer Art hofften; hörſt ausgehen aus ſeinem Munde wenige Worte, worüber andere Bücher geſchrieben hätten, Urtheile, auf deren Streit zu kommen ein kühner Gedanke war; klagſt und trauerſt mit ihm über die Kälte der Vorwelt, die manchen braven Mann vergeſſen hat, und wirſt, vielleicht das erſtemal in deinem Leben, partheiiſch und ſtolz auf den Ruhm unſeres Vaterlands; und weiſt vor edler Beklemmung nicht, wo du hin ſollſt in der Gegenwart des Landsmanns, der dieſe Saiten deines Herzens gerührt hat. *)

---

*) Gelehrten Leſern wird es lieb ſeyn, das Verzeichniß derſelben zu finden.

Ordo et series Monumentorum annecdotorum TOMI PRIMI.

1. **Andreae Ratisp. Presb. Ord. Can. Reg. S. August ad S. Magnum in pede pontis Ratisp. Diarium sexennale, annum Christum 1422. cum quinque sequentibus complectens. Ex autographo Auctoris p. 15.**

2. **Ejusd. Chronicon Episcoporum Ratisponensium ab origine ad annum Christi 1428. e Cod. Mscr. Bibliothecae Bavaricae. p. 31.**

3. **Anonymi Ludovico Bavaro Synchroni Chronicon de Ducibus Bavariae. Ex apographo Andreae Ratisp. p 39.**

4. **Anonymi Monachi Emmeramensis breve Chronicon Bojariae ab an. Christi 722. ad an. 1062, ex Membr. Bibl. Bav. p. 45.**

5. **Anonymi Monacens breve Chronicon Bavariae ab anno Christi 1497 ad annum 1504. Ex Auctoris autographo p. 47.**

6 **Ottonis Prioris Waldsassensis, Ord. Cisterc. Chronicon Waldsassense. Ex Cod. Mscr. Biblioth. Acad. Ingolst. p 49.**

7. **Ejusd. Descriptio Exterminii Monasterii sui sub bello Bavarico Majore. Ex eod. Cod. Mscr. Ingolst. p. 83.**

8. **Angeli Rumpleri, Abbatis Formbacensis, Ord. S. Bened. de gestis in Bavaria libri 6. ab excessu Georgii Divitis Bav. inf. Ducis, ad annum usque 1506. Ex Cod. autographo Bibl. Bav. p. 87.**

9. **Ejusd. Calamitatum Bavariae liber unus, operis incompleti primus. Ex eodem Cod. p. 139.**

10. Laurentii Hochwarti, Canonici Ratisp. Catalogus Episcoporum Ratisp. in libros III. divisus. Ex autographo Auctoris, cum alio Cod. Mscr. collato. p. 148.

11. Excerpta Boica ex Burchardi Zenggii Memmingani, Senat. Augustani, Chronico Augustano anecdoto ab anno C. 1369. ad annum 1419. Ex Cod. Mscr. Biblioth. Bavar. p. 243.

12. Joannis Ebran de Wildenberg, Equitis Bavari, Chronicon Bavariae ab origine gentis ad tempora usque Guilielmi et Ernesti Ducum fratrum deductum. Ex Cod. Mscr. Werdensteiniano Biblioth. Bavar. p. 301.

13. Georgii Schamdocher breve Chronicon rerum quarumdam sub Friderico III. Aug. anno Christi 1440 ad annum 1479. gestarum. Ex autographo Auctoris. Accedunt quaedam Monumenta Diplomat. p. 315.

14. Anonymi Chronicon Norimbergense et locorum vicinorum ab anno C. 1461. ad A. 1476. Ex apographo V. Cl. Hartmanni Schedelii, Medici et Polyhistoris Norici. p. 322.

15. Breve Chronicon Noribergense et locorum vicinorum ab anno Christi 1116. ad annum 1399. Hartmanno Schedelio auctore. Ex ejus autographo p. 330.

16. Berroldi abbatis S. Crucis Werdani, Ord. S. Bened. Historia, quomodo portio vivificæ crucis Werdeam pervenerit. Ex Cod. Mscr. Schedeliano Bibl. Bav. p. 332.

17. Anonymi Altahensis breve Chronicon Bavariæ ab A. C. 514. ad A. C. 998. Ex schedis Schedelianis Bibl. Bav. p. 337.

18. Breve Chronicon Monasticum Bavariæ ab A. C. 467. ad annum 1212. e Cod. vetusto excerptum per Hartm. Schedelium. p. 338.

19. Breve Chronicon Bavariae ab A. C. 1156. ad A. C. 1368. Ex apographo Schedeliano p. 39.

20. Colmanni, Monachi Ægidiani, Ord. S. Bened Historia de ortu Monasterii S. Ægidii Noriberg per Scotos, eorumque reformatione, et fine, nec non ejusdem Monasterii rebus post reformationem monasticam ad annum usque 1504. gestis. Accedit Epistola Fr Martini Emmeramensis Monachi ad Auctorem. Ex apographo Schedeliano Biblioth. Bav. p. 340.

21. Hartmanni Schedelii, Med. et Philologi Norib. Chronicon Monasterii S. Ægidii Scotorum Noribergæ. Accedunt litteræ fundationis Missæ perpetuæ ad S. Ægidium Elisabethæ Aug. Alberti I. Rom. Imp. Aug. conjugis, de anno 1308. Et Anonymi historia de notabili particula S. Crucis ad S. Ægidium Norib. de an. 1370 p. 148.

22. Udalrici Onsorgii, Veteris Capellæ Ratisp. Canonici. Chronicon Bavariæ a temporibus Phocæ ad A. C. 1422. Ex autographo Bibl. Bav. p. 354.

23. Excerpta Boica ex Udalrici Onsorgii Canon. vet. Capellæ Ratisp. Catalogo Pontificum Romanorum. p. 370.

24. Hartmanni Schedelii Opusculum historicum de ortu ac laudabili progressu Conventus Fratrum Ord. Prædic. Norib. Ex autographo Auctoris p. 374.

25. Chronicon Schlierseense, seu brevis historia de ortu, fundatione, benefactoribus, et prædiis antiquissimæ Ecclesiæ collegiatae Schlierseensis, Anonymo ejusdem Ecclesiae Canonico auctore, anno Christi 1378. conscripta. E Cod. Mscr. chart- coætaneo p. 377.

26. Joannis Liebii, Bambergensis, tabularii Bavarici Custodis, miscellanea historica Schlierseensia. Ex ejusd. Adversariis Boicis Macr. p. 386.

27. Anonymi Chronicon Bavaricum ab A. C. 1253. ad A. C. 1518. a V. Cl. Christophoro Gewoldo JC. Bav. e Cod. Mscr. excerptum. p. 388.

28. Hartmanni Schedelii Historia Rerum memorabilium ab anno 1439. ad annum 1460. gestarum, res Ludovici Divitis Bavar. Ducis imprimis illustrans. Ex autographo Auctoris p. 392.

29. Monumenta Reichenbacensia Ord. S. Bened. Monasterii, et I. Anonymi Monachi Reichenbacensis Chronicon Reichenbacense ab ortu Monasterii 1118 ad A. C. 1117 ex autographo Hartmanni Schedelii II. Acta electionis Lazari Abbatis. Ex autographo Andreæ Ratisponensis. III Excerpta diplomatica Reichenbacensia ab A. C. 1238. ad A. usque 1556. pertingentia. Ex Repertorio MS. diplomatico Monasteriorum Palatinatus superioris Valentini Schwaighauseri JC. IV. Excerptorum diplomaticorum Reichenbacensium Mantissa, ex Stephani Frey Indiculo tabularii Ambergensis Mscr. p. 399.

30. Joannis Staindelii, Presbyteri Pataviensis, Chronicon Generale ab O C. ad A. C.

1508. quod ab A. C. 700. usque ad finem hic primum prodit. E Cod. Mscr. chart. Bibl. Bav. p. 417.

31. Fr. Christophori Hofmanni, Erythropolitani Tubertini, Ord. S. Bened. Monachi Emmeramensis, Historia Episcoporum Ratisponensium nec non Abbatum Monast. S. Emmerami. E Cod. Mscr. Biblioth. Editoris. p. 543.

32. Jacobi Parfuessii Ord. S. Bened. Ensdorf. Monachi, Chronicon Ensdorfense ab anno Christi 1121. ad A. 1480. Ex apogr. Hartmanni Schedelii. Accedunt Valentini Schwaighauseri JC. Bavari Excerpta diplomatica Ensdorfensia. p. 598.

33. Nicolai Burgmanni Ecclesiæ Spirensis Decani, Impp. et Regum Romanorum Spiræ Sepultorum Historiæ a Carolo M. ad Carolum IV. Accedit Anonymi Appendix ad Sigismundum Caes. Aug. E Codice Mscr. Bibl. Bav. p. 598.

34. Anonymi Bavari breve Chronicon rerum suo tempore gestarum, ab anno Christi 1396. ad annum 1415. Ex apogr. Andreæ Ratisp. p. 610.

35. Breve Chronicon Bojoariæ et Sueviæ ab A. C. 906. ad A. C. 1280. Ex Schedis V. Cl. Conradi Peutingeri. p. 613.

36. Chronicon Augustanum ab A. C. 1256. ad A. C. 1467. Ex Schedis Cl. V. Conradi Peutingeri. p. 615.

37. Joannis Gairii, Nœrdlingani, annorum 1392. et 93. brevis Historia. Ex autographo Auctoris. p. 618.

38. Chronicæ veteris Garstensis Fragmentum. Ex apographo veteris Codicis manu Cl. V. Matthæi Raderi S. J. descripto p. 622.

39. Vita S. Hiltegundis Virginis. Anonymo Monacho Vracensi auctore. Ex Codice Mscr. Bibl. Bav. p. 625.

40. Monumenta Tegernseesia.

I. Fragmenta bina Chronici Tegernseensis ex membranis rejectitiis vetustis.

II. Excerpta ex Necrologio Tegernseensi membranaceo, opera et studio R. P. D. Michaelis Lory O. S. Bened. in eodem Monast. Cœnobitæ p. 629.

41. Breve Chronicon Scheftlariense Ord. Præmonst. ab A. 1140. ad annum 1562. Ex apogr. Cl. V. Joannis Liebii, Chartophylacis Bavarici. p. 639.

42. Spicilegium Lectionum variarum in Hermanni Contracti et Bernoldi Constantiensis, continuatoris ejus, Chronica.

Accedunt:

Catalogus Pontificum Romanorum Saeculi II.

Necrologium antiquissimum, partim a Bernoldo Constantiensi, partim ab Anonymo Monacho Schafhusensi collectum. Omnia ex membranis autographis ipsius Bernoldi Constantiensis. p. 642.

43. Breve Chronicon Bavariæ ab A. 1156. ad A. 1410. ex Cod. Mscr. Bruclensi excerptum per Hartmannum Schedelium. p. 654.

44. Annales Hermanni, Altahæ inferioris Ord. S. Bened. Abbatis, ab A. C. 1152. qui est

primus Friderici I. usque ad Rudolqhum Habsburgicum, annum videlicet 1273. hactenus Henrico Steroni, ejusdem Monasterii Monacho et Capellano, perperam attributi. Ex apographo Cl. V. Joannis Aventini ad duorum Cod. Mscr. Altahensis et Osteohovensis fidem descripto, multis partibus auctiores, veroque Aucto riredditi. p. 656.

45. Henrici, Praepositi Oettingensis, Chronicon Bavariae ab anno Christi 1273. ad annum 1313. Ex Cod. Mscr. Altahensi et Osterhovensi a Cl. V. Jo. Aventino descriptum. p. 685.

46. Anonymi breve Chronicon Ratisponense ab A. C. 472. ad annum 1343. Ex schedis autographis illustris viri Jo. Aventini p. 696.

47. Joannis Aventini de urbe Bathavina Narratiuncula. Ejusdem excerpta diplomatica Nec non Leges Portoriæ Bojo-Passaviensia. Nec non Leges Portoriæ Bojo-Passaviensia, una cum Placito Henrici Ducis Bojoariæ de juribus ad Ecclesiam Bataviensem in Marca Orientali pertinentibus. Omnia ex schedis autographis p. 698.

48. Antiquitates diplomaticæ Altahenses et Osterhovenses. Ex tabulis et monumentis antiquis a Cl. V. Joanne Aventino collectae p. 719.

49. Breve Chronicon Austriæ ab A. 1075. ad A. 1149. Ex schedis Aventinianis. p. 731.

50. Monumenta quædam diplomatica Ludovici IV. Bavari. Ex Regestis vetutissimis et autographis Bertoldi de Tuttlingen, Notarii regii. 732.

51. Episcoporum Chiemensium Catalogus,

Joanne Aventino Auctore. Ex ejus Adversar. Mscr. Tomo I. p. 778.

52. Excerpta Joannis Aventini ex Anonymi cujusdam pervetusti de origine Ecclesiæ Salisburgensis Historia. p. 780.

53. Joannis Aventini excerpta ex Alberti Bohemi, Archidiaconi Bathavini, contra Fridericum II. Actis et Commentariis. Ex ejus Adversariorum autograph. Tomo X. p. 785.

Ordo et Series Monumentorum Anecdotorum TOMI SECUNDI.

1. Monumenta Ebherspergensia: videlicet
   - I. Anonymi Ebherspergensis Chronicon Ebherspergense antiquius, ab A. Christi 900. ad A. 1045. p. 4.
   - II. Anonymi Ebherspergensis Chronicon posterius. p. 11.
   - III. Necrologium antiquissimum ejusdem Monasterii p. 15.
   - IV. Codex Traditionum Ebherspergens. 228. Diplomata complectens p. 18.
   - V. Libellus Concambiorum Monasterii Ebherspergens. p. 41.

Ex bonis apographis ad membranas Ebherspergenses axactis

2. Anonymi Monachi Tegurini O. S. B. Historia S. Quirini Regis et Martyris cum Fundatione Monasterii in Tegernsee et Successione Abbatum. Ex autographo. p. 49. Accedit Diplomatarium Tigurinum p. 80.

3. Specimen Diplomatarii Boarici. Ex regestis potissimum Cl Cl. Virorum, Augustini Koelneri et Michaelis Arodenii, Tab. Boic. Custodum p. 99.

4. Adversaria Boica Historico-Genealogica ex Regestis antiquis excerpta. p. 297.

5. Anonymi Monachi Bavari Compilatio Chronologica rerum boicarum ab A. C. 1000, ad annum 1388 Ex schedis Cl. V. Christophori Gewoldi. p. 331.

6. Andreæ Zaneyri, Archigrammatæi Ingolstadiensis, Rerum Bello Bavarico gestarum a morte Georgii Divitis ad laudum Coloniense Liber memorialis incompletus. Ad Exemplar unicum Mscr. Tabularii Ingolstadiensis. p. 345.

7. Ephemerides belli Palatino-Boici. Ex Augustini Koelneri, Chartophilacis Boici Libris III. operis inediti de bello boico concinnatæ, Cl. V. Erasmo Vendio abbreviatore. p. 469.

8. Anonymi Ingolstadiensis ejusdem belli brevis narratio. p. 491.

9. Anonymi Ratisp. Farrago historica rerum Ratisp. ad A. C. 508. usque ad annum 1519. Ex Cod. Mscr. Gewoldiano. p. 498.

10. Volcmari, Abbatis Campi Principum, Ord. Císterc. de gestis Principum, a tempore Rudolphi Regis usque ad tempora Ludovici Imperatoris Chronica. Ex Cod. chartaceo Bibl. Bav. unico eoque semiputrido. p. 524.

11. Anonymi Fürstenfeldensis breve Chronicon Bavariae. Ex schedis Gewoldianis. p. 555.

12. Ladislai Sunthemii Ravenspurgensis, Presb. Constantensis Viennens. Canonici, nec

non Maximiliano I. Cæs. Aug. a Sacris et Historiis, Familiæ Germaniæ Principum illustratæ. Ex apographo Cl. V. Conradi Peutingeri manu exarato p. 557.

Sunt autem ordine:

I. Familia Ducum Bavariæ ex Comitibus de Schewrn. p. 562.
II. Familia Palatinorum Comitum Rheni, Ducum Bavariæ, ex Comitibus de Schwrn et Wittelspach orta. p. 575.
III. Familia Marchionum Veronensium, nunc de Baden dictorum. p. 582.
IV. Collectanea Historico Genealogico-Geographica rerum Badensium. p. 587.
V. Marchionatus Badensis descriptio. p. 589.
VI. Familia generosorum Comitum de Wirtenberg, nunc Ducum. p. 591.
VII. Genealogia Wirtenbergica latine conscripta, insertis Epitaphiis. p. 595.
VIII. Provinciæ Wirtenbergensis descriptio. p. 599.
IX. Monasteriologia Franconiæ, insertis monasteriorum quorundam Bavariæ et Sueviæ Antiquitatibus. p. 603.
X. Historia S. Hildegundis. p. 605.
XI. Familia antiquorum Burggraviorum Nurnbergensium. p. 612.
XII. Arbor et Familia modernorum Burggraviorum Nurnbergensium. p. 613.
XIII. De origine Domus Brandenburgicæ Opusculum III. p. 618.
XIV. Indiculus Geographicus rerum Brandenburgens. Opuscul. IV. p. 620.

XV. Brevis Narratio de urbe Moguntiensi, in turbis Iseuburgicis a Ludovico Nigro Comite Palatino Rheni capta et direpta p. 622.

XVI. Ejusdem Brandenburgica, Miisensia, Lusatica et Merseburgensia, Megapolitana, Stetinensia, Pomerancia, Thuringiaca, Hassiaca, Boica, tam Agilolfingica, quam Carolina. a. p. 623. ad p. 644.

13. Monumenta Diessensia. p. 645.
Videlicet :

I. Anonymi Diessensis, Ord. Can. Reg. D. Augustini Catalogus Præpositorum Diessensium. Ex autographo Cl. V. Christohori Gewoldi p. 648.

II. Luipoldi Presb. Diessensis Necrologium Diessense Sæculi XII. a variis interpolatum et auctum, et ad membranas ejus autographas descriptum. p. 654.

III. Necrologium Diessense alterum ejusdem Luipoldi a variis item auctum et interpolatum. p. 674.

IV. Codex Traditionum Diessensium. Ex membranis Luitoldi. p 685.

V. Breve Chronicon Diessense. ab anno Christi 1151. ad annum 1132. p. 701.

VI. Anonymi Monachi Diessensis Memoria Sepulcralis Comitum Diessensium. p. 703.

14. Viti, Prioris Eberspergensis, Ordin. S. Bened. Chronica Bavarorum ab origine gen-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05563/006

tis ad annum Christi 1501. E. Cod. Mscr. Bibl. Bav. p. 704.

15. Joannis Aventini origines Ratispon. vernaculæ conscriptæ. Ex Cod. Mscr. Bibl. Bav. p. 740.

16. Joannis Veteri, Grammatæi Landishutani. Fasti Consulares Civitatis Landishutanæ notis chronicis interpolati, ab A. C. 1439 ad annum 1505. Ex autographo Auctoris p. 760.

17. Bonizonis, Sutriensis primum, postea Placentini Episcopi Liber ad Amicum, sive de persecutione Ecclesiæ, Libri IX. E Cod. membrar. unico Bibl. Bav. p. 780.

18. Rotulus Censualis Canonicæ D. Salvatoris Pollinganæ, Ord. Can. Reg. S. Augustini. Ex membranis autographis. p. 822.

Deutſchland nahm an dieſer Erſcheinung den lebhafteſten Antheil, und von allen Gegenden erſcholl Dank und Beifall, und heiße Ermunterung. Und wie ihn bereits bei den zwei erſten Bänden die größten Männer und erhabene Väter unſers Vaterlandes, vorzüglich der Fürſt und Abt des fürſtl. Reichsſtiftes St. Emmeram, Frobenius, und der churfürſtl. geheime Conferenzminiſter und Hofkanzler, Freiherr von Kreitmair, unterſtützten, ſo eiferten ſeine gelehrten Freunde, und die Freunde Deutſchlands, ihm auf dem Wege ſeiner Bemühungen hie und da zu begegnen, und dieſelben mit merkwürdigen Handſchriften aus Bibliotheken, und freundlichen Dienſten zu befördern. Er ſammelte auf dieſe Art einen Vorrath, der hinlänglich iſt, zwei, den erſten ähnliche Foliobände auszufüllen.

Aber was Oefele bisher that, was ſein Talent, ſein Fleiß errang, diente nur dazu, den Kreis, worin er wirkte, zu öffnen, und ihm das, was noch gethan werden könnte, wichtiger zu machen, als was er vollendet hatte. Nur eine Sammlung der bayeriſchen Geſchichtſchreiber, und der übrigen bayeriſchen Gelehrten keine! Es war ihm nicht möglich, dieſem Gedanken, ſo ſchwer ſeine Ausführung vor ihm lag, zu widerſtehen. Er entſchloß ſich, die Gelehrtengeſchichte von den älteſten Zeiten bis auf unſer Zeitalter aufzuklären, forſchte den dunkelſten Spuren und Schriften und Denkmälern nach, und brachte ein erſtaunliches Werk, deſſen Handſchrift aus vier und zwanzig Bänden in Folio beſteht, und ganz gewiß eines der erſten Werke Bavariae doctae hervor.

Werden diejenigen, welche an mühſamen Arbeiten keinen andern Antheil nehmen, als daß ſie vor ſelben erſchrecken, nicht denken, es habe mehr, als ein Leben dazu gehört, dieſe Unternehmungen zu Stand zu bringen? Daran dachte Oefele nicht; er gieng an jedes Werk mit einer Liebe, als wenn es ſein erſtes wäre, und vollendete es mit einer Sorgfalt, als würde es ſein einziges bleiben. Und der Geiſt, der ihn zum Schriftſteller bildete, erfand, und legte ihm auch die Wahl der Gegenſtände vor, womit er die Pflicht der verfloſſenen Jahrhunderte entrichten, und ihre Pflicht den künftigen lehren ſollte. Die Geſchichte der bayeriſchen Kanzler, welche er mit einer bewunderungswürdigen Klugheit, und Einſicht in die Staatengeſchichte, mit der Einfalt und Kühnheit eines deutſchen Bürgers verfertigte, wird einſt die nämlichen Dienſte leiſten, welche vielleicht manchen ſeine ſchönen und zahlreichen Beiträge zum dritten Theile des bayeriſchen Stammbuches von Hund leiſten würde, — wenn ſich wenigſtens diejenigen, deren Sache es am näheſten betrifft, bewegen ließen, an der Ausgabe dieſes Theiles inländiſchen Antheil zu nehmen. *)

Die Geſchichte des tiefern Alterthumes ſtudierte, durchſuchte, und bearbeitete Oefele immer nebenher, und er hatte ſich ſchon in ſeinen

---

*) Man hat zur Auflage dieſes Werkes die Nation aufgerufen, und unſere Enkel werden uns darüber zur Rechenſchaft ziehen. Was wird man in hundert Jahren ſagen, wenn man lieſt, daß nicht funfzig zur Beförderung dieſes Werkes ſich unterzeichnet haben?

erſten Jahren, wo er ſich der Geſchichte widmete, den Plan zu einem Werke feſtgelegt, welches er nachher zu ſeiner Befriedigung vollendete. Dieß war die Geſchichte der erſten Kaiſerinnen, zu welcher er etliche Jahre geſammelt, und mit äuſſerſtem Scharfſinne alles mögliche zuſammengetragen hat. Er kannte die alten und neuern claſſiſchen Schriftſteller, wie wir unſere vertrauteſten Freunde, und es entgieng ihm keine Stelle, welche ihm in ſeinem Vorhaben Licht geben, oder einen unvollkommnen Zug vollenden konnte. Dazu ſetzte er ſeine eigenen Anmerkungen, Muſter einer geſunden Beurtheilungskraft, und eines wohlgeordneten Herzens, und ſah mit vieler Zufriedenheit auf das Daſeyn eines Werkes hin, das er längſt mit ſo vieler Neigung gepflegt hatte.

Ich will nun wieder zu denjenigen Pflichten zurückkehren, welche unmittelbar das Amt eines würdigen Bibliothekars begleiten. Die Meiſten glauben, etwas Großes gethan zu haben, wenn ſie die Handlanger, die man ihnen zugiebt, fleißig anhalten, die Bücher in gehörige Ordnung zu ſtellen, und die Verwahrung derſelben zu beſorgen. Ohne Kenntniß von dem, was man das Beſte des Zeitalters, den Gang eines jeden Faches in der Literatur nennt, ohne Geſchmack und Einſicht in den

Geiſt der Schriften, und ohne Gewiſſensangſt eines redlichen Mannes, wenn ſie ein Amt übernehmen, von deſſen Theilen ſie weder den Endzweck, noch den Inhalt, noch den Zuſammenhang kennen, oft nicht einmal die Sprachen der Bücher verſtehen, über deren Verbreitung ſie geſtellt ſind, gehet ihre Sorge und Einſicht, wenn es weit kommt, dahin, erträgliche Auflagen zu ſammeln, die Fremden vor die Schränke, worin ſie nichts geleſen haben, mit blodem Stolze zu führen, und von den Raritäten, die ſich daſelbſt befinden, zu ſprechen. Oefele, der ſeine Bücher nicht mit Maſchinenfleiß zählte und bewahrte, ſondern las und ſtudierte, ſondern liebte, und bei andern beliebt zu machen wünſchte, beſuchte ſie nicht bloß aus Pflicht, ſondern aus innerm Antriebe und aus Neigung, und ließ daher, wenn ihn dringende Geſchäfte oder Kränklichkeit nicht hinderten, keinen Tag vorübergehen, ohne etliche Stunden in der Geſellſchaft ſeiner Freunde hinzubringen. Er ſchrieb an einem Kataloge nicht nur der Namen, ſondern der Materien der Bücher, und hinterließ durch unausgeſetzten Fleiß ein Denkmal ſeiner Bemühungen in vierzehn Foliobänden, deren Vollſtändigkeit, und Geſchmack jedem halb fähigen Nachfolger den ſchönen Seufzer auspreſſen wird, daß ihm keine Beſchwerniß überlaſſen worden, worüber er ſiegen könnte.

Doch ich ſchreibe ein Buch, indem ich nur erzähle, was Oefele ſchrieb. Man ſetze noch hinzu, daß er einen weitläufigen Briefwechſel geführt, daß er die übrigen Pflichten als Rathgeber, als Freund auf das ſorgfältigſte beobachtet, daß er den zärtlichſten Antheil an ſeiner Familie als Vater genommen habe: werden dann nicht die Meiſten zu ſich ſelbſt ſagen, daß ſie mit all ihrem Thun nichts gethan, daß ſie noch ſtets in ſträflicher Trägheit dahin gelaunt haben, ſobald ſie, was er that, bedenken. Mit dieſer Betrachtung ſchließt der empfindſame Plinius in dem Briefe über das Leben ſeines Onkels; und ich muß allemal lachen, ſetzt er hinzu, wenn man mich fleißig nennt, der ich, im Vergleiche mit ihm, der trägeſte Faulenzer bin. O wie überglücklich iſt der Mann, der mit dem erfreulichen, dem einzigen Gedanken, der nie von uns weicht, zur Ruhe ſich leget, etwas zum Handeln geſchrieben, oder etwas zum Schreiben gehandelt zu haben!

Viele haben, wie Oefele, angefangen; aber wenige haben ausgedauert, und nur ſelten hat einer, wie Oefele, vollendet. Der Ruhm, ein großer Mann zu heißen, ſteckt an. Der Leichtſinn der Jugendjahre hat viele hochmüthig gemacht, ſich ſelbſt zu bereden, ſie wären zum Großen berufen; aber die Erfahrung überzeugte ſie ſelbſt, daß es eine flatterhafte Eitelkeit war. Ein Gelehrter muß tauſend Dingen, die andern erlaubt ſind, entſagen, wenn die fremden Gedanken, die er lieſt, als wären ſie in ihm entſtanden, ihm zur Natur werden, und ſeine eigenen den hohen Sinn und die Seelenfaſſung, woraus das originelle Gute entſteht, annehmen ſollen. Wie deſſen Werk wenig zum Lachen bewegen wird, der, während, daß ers ſchrieb, oft gezürnt oder geweint hat, ſo iſt jede heftige Leidenſchaft von einer andern Natur der Schwertſtreich eines Rieſen in zarte Gewebe. Mit einer alles ſchmelzenden Glut der Einbildungskraft, mit einer weit feinern Reizbarkeit der Sinne, als andern gegeben iſt, ſoll er alles ſtärker, alles zärtlicher fühlen, und dann ſeinen eigenen Durſt trinken, um die ätheriſchen Kräfte und Himmelsſäfte, die ihm nöthig ſind, zu erhalten; aber ſchon das Vergnügen der Sinne gab den Meiſten eine andere Bewegung, das Beiſpiel riß ſie fort; und, da ſie ſich ſelbſt nichts waren, in ſich ſelbſt nichts fanden: wie hätten ſie an ihren Vorſatz ſich halten können! Sie wollen Philoſophen, empfindſame, ſchöne Seelen heißen, und zugleich an der Tafel der Profanen mit den Ergötzlichkeiten des Pöbels ſich erluſtigen; ſie meſſen ſich die Zeit ab, wo ſie fleißig ſeyn, wie ſies nennen, und wo ſie ausruhen wollen, und glauben, wenn ſie die Augen ſchließen, von Niemand erkannt zu werden. So weit iſt es gekommen mit dem, was man Anſtrengung, Fleiß und Kraft nennt, daß, wer ſie beſitzt, Gefahr läuft, wenigſtens mit dem verdächtigen Namen eines Sonderlings dafür beſtraft zu werden.

Da ſang keines Menſchen Stimme, noch goßen mildthätige Schatten auf dem Müden Erquickung aus, wo unſer großer Landsmann als Jüngling gieng. Er that, was nach dem Rathe der Weiſen der thun ſoll, der zu irgend einer Art von Größe gelangen will; er arbeitete und ſammelte vieles, ertrug Kälte und Hitze, und legte ſich ſelbſt Beſchwerniſſe und Mühe auf, um ſich auf der Bahn, wo er arbeiten wollte, bald rühmlich zu zeigen. Schon in ſeinen erſten Jahren hielt er ſich in Ermanglung der Bücher, die er verlangte, ganze Täge bei den Leuten auf, die ſelbe zu verkaufen hatten. Hatte er in Leven eine freie Stunde, ſo brachte er ſelbe in der Bibliothek zu, und ſchrieb und ſammelte ſich aus alten Codicibus und Handſchriften eine Menge noch vorhandener Auszüge zuſammen, um damit gleichſam die erſten Linien des großen Gemähldes, das er nachher aufſtellte, zu zeichnen. Er hielt die Stunde für verloren, wo er nicht etwas einerndtete, entfernte ſich ſtets von den Unterhaltungen der ſinnreichen Langweile, dem Spiele und den Freuden des Lärmens, und ſeine müſſige Stunde war nur eine Abwechſelung der Geſchäfte. Man ſah ihn niemals in einer Geſellſchaft, die man Zerſtreuung nennt, ſondern zur Zeit, wo der gröſte Theil den Traum des Lebens mit Luſt und Freude dahin treibt, wandelte er in ſtiller Erhabenheit unter den Denkmälern menſchlicher Wiſſenſchaft und Weisheit herum, ſah wie von Oben auf die Irrthümer im Thale auf das ewige Wiederkommen der Aufklärung und des Verfalles in Dummheit; und dachte er an uns: ſo dachte er gewiß mit Lächeln, was in hundert Jahren, wenn die Thätigkeit nicht wieder plötzlich, wie faſt immer, verfällt, die beſſere Nachwelt ſich denken wird. Hier wiſchte er von manchem Buche, das von ſeinem Jahrhunderte mißkannt worden, den Staub weg, übergab aber auch manches, das man erhob, mitleidig der Gleichgültigkeit, und lernte die Feſtigkeit der Seele, ſich vor dem Urtheile ſeiner Zeit nicht zu beugen, ſich vom Lobe nicht einſchläfern, vom Tadel nicht abſchrecken zu laſſen, ſondern ſtets den klugen Mittelweg der ſichern Demuth zu gehen.

Er ſchrieb alle ſeine Werke in lateiniſcher Sprache mit dem reinen, klaſſiſchen Ausdrucke, ſo, wie er ſie mit dem Geiſte derjenigen ſchrieb, derer Werke ihn zum Schriftſteller vorzüglich gebildet haben. Was die Alten ſo ſchätzbar macht, daß ſie ihre Nachrichten nicht bloß ſchrieben, ſondern daran Theil nahmen, das wird ſeinen Schriften den Nachdruck, und die Anmuth, wie jenen, erhalten.

Wenn wir noch keine Geſchichte beſitzen, die bleiben, die zur Lectüre des Volkes ſich verbreiten wird, ſo iſts, weil ihnen etwas fehlt, das jeder guten Sache eigen ſeyn ſoll, — die innere Beredſamkeit. Unſere Verfaſſer ſchlagen die Regiſter der Bücher nach, ſtoppeln ſich daraus, als wenn ſie dieſe geleſen hätten, etwas zuſammen, und geben ſich einander das Zeugniß, daß ſie Schriftſteller ſeyen, indeſſen ſie nur die Handlanger der Schriftſteller waren. Ihre Worte haben keinen Charakter; ſie gehören jedem, und Niemand an; und man weiß nicht, ob Kälte oder Wärme daran Theil genommen habe.

Wer den Oefele bei ſeiner Arbeit beſucht hat, hätte glauben ſollen, jeder gegenwärtige Ausdruck würde beſſer ſeyn; mit ſo vieler Liebe und Gewiſſenhaftigkeit, mit ſo vieler Ehrfurcht für die Güte ſeiner Sache bemühte er ſich, den Werth derſelben zu erhöhen. Dieß Abwarten der Zeit, bis unſere Begriffe reif werden, vermißte er oft, wenn er von den jetzigen Schriften ſprach, und es war ſtets ſeine Gewohnheit, die Kenntniß, um die er ſich bewarb, bis auf den Grund zu erſchöpfen. Er redete und ſchrieb die fremden Sprachen, die er verſtand, nämlich, auſſer der franzöſiſchen und italieniſchen, die griechiſche und lateiniſche mit gleicher und bewunderungswürdiger Fertigkeit; und was er immer vornahm, das beſaß er, als hätte er es ſelbſt erfunden, ganz und im weitläufigſten Umfange. Man glaubte, ihn aus einem Buche, worin die Sprüche der Weiſen geſammelt wären, leſen zu hören, wenn er ſprach; denn die Geheimniſſe der Dinge kamen aus ſeiner Seele hervor, und, wie Homer vom Neſtor ſagt, ſüßer als Honig floß die Rede aus ſeinem Munde.

Ich ſtimme hier eine Saite aus Oefeles Leben an, worauf ich meine Leſer zu merken bitte, weil das, was ich von dem großen Manne für die Nachwelt niederlegen werde, ſo ſelten bei großen Männern gefunden, vielleicht auch ſelten bemerkt wird. Die meiſten Gelehrten leben bloß in Büchern, und gehen für die Geſellſchaft verloren. Sie ſehen die Welt freilich mit andern Augen, und finden darin oft nicht, was ſeyn ſoll. Beſitzen ſie Empfindungen, und keine Gewalt über ſich ſelbſt: da und dort pflanzt dann der Kummer eine Runzel auf das Geſicht, bis das Ganze verſtellt wird. Er ſchließt ſich ein, fliehet uns; und er iſt mürriſch und wunderlich geworden, ſagen ſeine Zeitgenoſſen, und gehen ihm mit nachſichtigem Lächeln aus dem Wege. Wir dulden an ihnen eine Schwachheit, wofür ſie ſich auf einer andern Seite bemühen, uns ſchadlos zu halten.

Wäre es gleich an dem Charakter einer großen Seele kein Mangel, von dem Umgange mit der Welt feindſelig ſich auszuſchließen: ſo iſt es doch eine Tugend, ein liebenswürdiges Verdienſt, denſelben zu ſuchen, und wo man auf einer Seite wohl thut, es auch auf der andern zu thun. So gut Bücher ſeyn mögen: ſo iſt doch oft das, was Gelehrte bei Gelegenheiten wo ihr ganzer Geiſt hervortritt, ſprechen, beſſer, lehrreicher, denn das, was ſie ſchreiben. Der Nutzen ihrer Schriften iſt manchmal nur einſeitig, wenn ſie mit der Art, wie ſie dazu kamen, ſo geheim thun, wie Quakſalber, die darauf geſchworen zu haben ſcheinen, mit ihren Arcanis ins Grab zu gehen. Wir würden weit weniger Stutzer in der Gelehrſamkeit, und gründlichere Männer in allen Arten der Wiſſenſchaften haben, wenn die wahre Methode, wie man ſie erhalten und treiben ſoll, eben ſo bekannt wäre, als der gute Vorſatz gemein iſt, ſich darin vollkommen zu machen. Es gehört eben ſo viel Kopf dazu, den Weg zu finden, als Kraft und

Entſchloſſenheit und Güte des Herzens dazu gehört, ihn mit Nachdruck zu gehen. Die Bahn, worauf man zur wahren Einſicht kommt, iſt voll mit Unglücklichen beſetzt; viele glitſchten auf eine elende Art in Sümpfe hinab, wo ſie zu Grunde giengen, und viele glaubten, den Baum der Weisheit zu finden, und ſtanden mit vieler Geſchäftigkeit vor ein Unkraut hin, und pflegten und begoßen Pflanzen, deren Genuß ſie vergiftete. Andere ſind über die vielen Verſuche, den kürzeſten Weg zu finden, müde geworden, oder haben ihn im ſpäten Alter, und mit ihm die grauſame Einſicht gefunden, daß ſie mit ihren müheſamen Arbeiten den Zweck verfehlt, und Schatten ſtatt Körper geſucht haben. Die Beſchwerniſſe, welche ein großer Mann in ſeiner Jugend überwunden, die Mittel, wie er ſich aus dieſem und jenem Irrthume geholfen, die Opfer, die er ſich ſelbſt, ſeinem Stande und der Tugend gemacht, die Gründe, womit er ſich in dieſem und jenem Falle unterſtützt, und ermuntert hat, gießen Feuer in die Gebeine der Jünglinge, und wecken die mächtigen Triebe zur Nachahmung der inländiſchen Größe. Man ſucht Ehre darin, etwas zu dulden und entzieht dem ſeine Achtung, der nichts Rühmliches gethan hat. Jeder will von dem Landsmanne, auf den er ſtolz iſt, etwas erzählen;

jeder ſetzt heimlich etwas Vollkommners hinzu, und erwärmet durch ſeine Schilderungen den Hang nach Vollkommenheit.

Wer den Oefele ſprechen wollte, der gieng zu ihm in die Bibliothek, oder er beſuchte ihn ohne alles Gepränge am Abende in ſeinem Hauſe. Hier war er in der Mitte gelehrter Freunde, die ihn, wie ihren Vater umgaben, und nie ohne Troſt und Ermunterung von ihm weggiengen. Hier hatte man nicht nöthig, erſt ſorgfältig den Zeitpunkt auszuſtudieren, ob man ihm gelegen käme oder mit Kummer, ob man ihn ſtören würde, hereinzutreten. Man wußte, woran man war, ſobald man ihn ſah, ſobald man ſeine offene, treuherzige, lächelnde Miene ſah, womit er den Landsmann und den Fremden bewillkommte. Seine freie, zuvorkommende Freundlichkeit, an der man keinen Zwang bemerkte, lud zum Vertrauen ein, und die Würde, die in ſeiner Geſtalt hervorleuchtete, gab allen ſeinen Reden das unumſchränkteſte Anſehen. Nichts gieng ihm über die Freude, Jemand eine Gefälligkeit erweiſen, eine dunkle Stelle aufklären, oder einen guten Rath ertheilen zu können. Sein aufnehmender Scharfſinn, und die Beſtärkung und Sicherheit desſelben durch Erfahrung, und die Uebung weiſer Betrachtungen ſetzten ihn in den Stand, die Folgen der wichtigſten Dinge voraus zu ſagen, und durch die Hüllen, durch welche kein Auge drang, zu ſehen. Ohne Zurückhaltung ſprach er von ſich ſelbſt, von ſeiner Art, zu ſtudieren, und von ſeinen Beobachtungen, wie man diß und jenes mit gutem Vortheile behandeln ſoll. Feurige Beredſamkeit ſtrömte aus ſeinem Herzen, wenn er junge Leute, die er ſehr gerne um ſich ſah, ermuntern konnte, etwas Großes zu unternehmen, und es nie an Mühe und Muth erwinden zu laſſen, immer mehr für den Menſchen zu empfinden, als von ihm hier zu hoffen, und wie er ſtets hinzuſetzte, ſeine Belohnungen allein in einem guten Gewiſſen zu ſuchen. Nützlich waren ſeine Lehren für die Jünglinge, und groß ihre Anmuth. Er hatte eine Abneigung, von Jemand Böſes reden zu hören, und befliß ſich, wo er konnte, die Schwachheiten der Menſchen zu entſchuldigen, und an denſelben immer etwas Gutes zu finden.

Er hielt ſich in ſeinem Leben ſtets an die genaueſte Ordnung, und ſein Tagbuch, das er über daſſelbe verfaßte, müßte einſt das wohlthätigſte Geſchenk für die Menſchheit ſeyn. Er machte damit in Leven 1730 den Anfang, wo er die Geſchichte ſeiner vorhergehenden Jahre wiederholte, und dann keinen Tag unterließ, die wichtigſten Dinge, welche ihn oder die Nächſten ſeiner Familie betrafen, mit Redlichkeit umſtändlich anzumerken. Ein herrliches Beiſpiel, das man an großen Männern, an deren Geſchichte der Menſchheit viel liegt, ſo oft vermißt, und ſo unzählige Male mit heißem Bitten gewünſcht hat!

Und ſo werden meine Leſer begreifen, und fühlen in ihrem Innerſten, wie dieſes Mannes Leben ein Wohllaut war. Er verheirathete ſich mit Maria Anna Pliemelmartinn, und ſeine Ehe war ein Muſter glücklicher Ehen, und weiſer Haushaltungen. Mit dem Schmerz eines Mannes von zärtlichem Gefühle, und mit der Ergebenheit eines Chriſten nahm er das härteſte Schickſal, welches einen Vater treffen kann, auf, eine liebenswürdige Tochter, die er innigſt liebte, im ſieben und zwanzigſten Jahre ihres Alters, und in einem gleichen Alter einen Sohn, Felix Oefele, Regierungsrath zu Burghauſen, durch den Tod zu verlieren, und mit gleicher Standhaftigkeit erwartete er nun ſelbſt die Trennung von ſeiner Gemahlinn, und ſeinem würdigen Sohne, Clemens Oefele, hieſigem churfürſtl. Reviſions-Rathe. Er ſprach gern von der Zukunft, war eifrig im reinen Chriſtenthume, das zu bekennen er ſich glücklich ſchätzte, und deſſen Pflichten öffentlich auszuüben er ſich auf das ſorgfältigſte beſtrebte. Sein Herz ſtand jedem Unglücklichen, und ſeine hilfreiche Hand jedem

Bedürftigen offen, deren Mangel er oft zuvorkam, und durch vertrauliches Zureden ſie liebreich nöthigte, das Wohlthun ſeines Herzens ihm abzunehmen. Gebet und Gottſeligkeit war ſein Beginnen am Morgen, und Dank und Demuth ſeine Ruhe am Abende. Er unterließ keinen Tag, ohne ein Kapitel aus der Schrift zu leſen, und daher waren ſeine Tage von derjenigen Art, deren ein einziger, wie Cicero ſagt, mehr als eine ganze Ewigkeit verlorner Jahre zu ſchätzen iſt.

Seine Mäßigkeit und Stille der Seele erhielten ihm ſtets die dauerhafteſte Geſundheit, und verſchafften ihm eine ſtete Munterkeit im hohen Alter. Als ihn ſeit etlichen Jahren öfters der Schlagfluß berührte, begann er allmählig ſich zurück zu ziehen, und die Ruhe im Andenken an ein langes mit guten Thaten angefülltes Leben zu genießen. Er war an dem Abende eines langen reinen Sommertages das holde gemilderte Licht, das dem Auge wohl thut, und den Wanderer mit ſtärkenden Gerüchen bethaut. Er unterhielt ſich jetzt meiſtens mit der auserleſenen Sammlung ſeiner Kunſtſachen, und was er anmerkte, erweckte das Andenken des Künſtlers, und bildete, und ermunterte den Geſchmack der Kenner. Seine Bemerkungen, die er mit einem ihm eigenen freundlichen Lächeln ſagte, haben das Anſehen und die Kraft der Sprüchwörter, und viele derſelben werden noch bei den ſpäteſten Geſchlechtern in friſchem Gedächtniſſe ſeyn.

Ein großer Mann iſt allemal ein Geſchenk des Himmels; aber auch die meiſten Male ein Vorwurf für ſein Zeitalter, wenn dieſem Geiſt und Kraft und Billigkeit gebricht, ihn zu bemerken und nachzuahmen. Oft verfährt man, wie Oefele zu ſagen pflegte, mit den Gelehrten und Künſtlern, wie mit gewiſſen Speiſen, die man nicht eher, als bis ſie kalt ſind, genießet. Neid und Unwiſſenheit und niedrige Denkungsart ſtehen dem Glücke und der Hochachtung vor, die dem Gelehrten begegnen will, und die Trägheit ſchweigt von ihm, um ihn nicht belohnen und ſich ſelbſt beſchämen zu müſſen. Wir ſind hier doppelt glücklich, einen großen Geiſt beſeſſen, und ihn ſchon in ſeinem Leben geehrt zu haben. So wie der höchſtſelige Maximilian, dieſer unſterbliche Beförderer der Wiſſenſchaften mit ſeinem Beiſpiele vorausgieng, indem Er ihm nicht nur ſeinen Gehalt anſehnlich vermehrt, ſondern ihn auch zum Adelſtande erhoben, wie ihn die Akademie der Wiſſenſchaften mit Eifer zu ihrem Mitgliede erklärt hat: ſo beſaß er die aufrichtigſte Liebe der Inländer, und die unumſchränkteſte Hochachtung der Gelehrten im Auslande. Man ſprach ſeinen Namen mit Ehrfurcht, und nannte ihn, wenn man einen Mann, deſſen Verdienſte entſchieden ſind, nennen wollte. Unſer gnädigſter Churfürſt, Carl Theodor, gab ihm die thätigſten Proben wahrer überzeugter Hochachtung, und vernahm mit dem hohen Gefühle eines erleuchteten Fürſten, mit der Betrübniß eines Weiſen, ſeinen Tod, von welchem er uns den 24. Febr. an einem Steckkartarre im vier und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters entriſſen ward.

Ernſtere Stille und ahnenden Kummer ſchauerte die Nachricht ſeines Todes in fähige Seelen aus, und der wärmere Mann und der beſſere Jüngling fühlten Beklemmung, und ſuchten mit bangem Schweigen Ermunterung einer in des andern Auge; denn ſie fühlten, wer Er war, denn in ihren Herzen begann die männliche Thräne, zu weinen auf das Grab des frommen Chriſten, des guten Weiſen, des redlichen Bayern.

Und unſere Kindeskinder werden weinen die männlichen Thränen auf das Grab des frommen Chriſten, des guten Weiſen, des redlichen Bayern.

Ihr Brüder unſers Vaterlandes, wenn wir ſtolz ſind, wie wir es dann alle ſind, einen Bürger, wie Oefele war, zu beſitzen, ſo laßt uns auch ſo ſtolz ſeyn, jeder nach ſeinen Kräften, ihm nachzuahmen. Noch ſind wir zugegen; noch rinnen wir (ach! wie eilfertig!) hinab den Strom der Zeit; können noch ausſteigen, auf Erden ein Denkmal uns pflanzen, und thun etwas, das das Leben verſchönern ſoll. Leben, ohne etwas anders, wenn man konnte, gethan, als ſich mit Speis und Trank verſehen, gekleidet und ein bischen Reichthum für den Erben geſammelt zu haben, wer wollte das nicht für ein Unglück halten! Nicht erröthen, wenn das Vaterland zum öffentlichen Geſtändniſſe ihn anhielt, ſeine Tage in unrühmlicher Trägheit zugebracht, oder durch etwas Edles ausgezeichnet zu haben?

Nichts ſteht bei uns, noch Reichthum, noch Macht, noch Ruf, noch Geſundheit; aber der Ruhm, in den ſchönſten Tagen Bayerlands gelebt zu haben, ſteht bei uns. Wir können unter uns den engſten Bund guter Inländer aufrichten, indem wir unſere Tugenden verſöhnen und vereinigen; können unſere Söhne, wenn ſie einſt unſere Gefilde durchgehen, zwingen, zu ſagen: Das haben ſie ausgeſtreuet, das haben ſie gepflanzt, das genießen wir durch ſie. Möchten ſie hinzuſetzen: daß wir ihnen ähnlich ſind, genießen wir durch ſie! Und möchten ſie nichts von dem Kummer wiſſen, unſere Seelen zu ihrer Stärkung heraufzurufen; aber auch nichts von dem Stolze, ſich eines helleren Lichtes, beſſerer Tage zu rühmen.

Jeder eifere, groß zu werden, und glaube, groß zu ſeyn auf ſeinem Wege, wenn auch kein Auge ihn ſehen, keine Feder ihn rühmen ſoll; und darum, weil man oft nur den rühmt, der den gebahnten Weg betritt, höre man nicht auf, denſelben zu bahnen; denn auch von den Dichtern vor Homer, von den Helden vor Agamemnon ſchweiget der Zeitenruf, der, wie von Ungefähr edle Dinge erhebet, andere in die Vergeſſenheit niederdrückt. Wenn dein Beruf die Kunſt oder die Gelehrſamkeit iſt, und es bemerkt dich etwa Niemand, wie dann Niemand deine heimliche Anſtrengung nach ihrem Umfange bemerken kann: dann fühle und übe du aus die Ehrerbietung für dich ſelbſt, und glaube, daß von den Dingen, deren eines ohne das andere nicht beſtehen kann, unter unſern Händen keines rühmlicher, als das andere, ſey. Die Gabe, Gefühl zu wecken, iſt ſo was Eigenes, wie der Geiſt, Geſetze zu machen, und ich hätte, wenn es mein Beruf wäre, den Muth, mit eben der Liebe Bäume zu pflanzen, als Bücher zu ſchreiben.

Wenn das Ausland guter Dichter und Künſtler, die wir vielleicht nicht beſitzen, ſich rühmt: ſo können wir mehr thun, Thaten thun, die der Dichter und der Künſtler würdig wären. Ich wollte lieber, daß wir mit Tanz und Saitenſpiel uns nach der Arbeit erquickten, als durch ſie zur Arbeit uns hinſängen.

Laßt uns den Kleinmuth aus unſrer Sprache und die Trägheit dahin, wo ſie Niemand bemerkt, in tiefe Zellen verbannen. Der junge Mann verbinde ſeinen Eifer mit Beſcheidenheit, und der eiſerne Pedant werde duldend bei dem Ungeſtümme des feurigen Jünglings. Zutrauen auf uns ſelbſt, Verachtung der Ehre, der Reichthümer, der Aemter ohne Gefühl und Verſtand bereite uns, und Muth zu arbeiten, zu wirken vereinige uns, zu werden Eines Vaters Söhne, Eines Landes Brüder.

Zum Andenken grosser und guter Seelen.

So groß nun der Unterſchied iſt, den in dieſem Leben Vorzüge des Glücks machen: dennoch anders geht man das Grab deſſen, der auf dem Weg, den er betrat, keinen Pfahl ſich ſetzte, anders das Grab des Mannes mit reifen Thaten vorüber. Es iſt, als fühlten wir uns vom leiſen Wandeln des Unſichtbaren berührt, und bei ſeiner Annäherung mit ſüßer Ehrfurcht und Liebe erfüllt. Und Lilien und Roſen ſtreuen wir auf ſeinen Hügel, und mit einem wahrhaften Wohlwollen ſehen wir dahin, als wünſchten wir, es möchte ihm beſſer, dann andern, gehen.

Und nicht auf Helme und Wappen ſehen wir hier; wir urtheilen anders, und ſondern die veredelte Seele von der niedrigen, und ſind gerecht nach dem Tode.

Wir gehen die Namen der Reichen und Großen, die bloß zehrten, bloß für ſich lebten (und ſinds Kaiſer und Könige) mit Verachtung vorüber, und ſuchen mühſam in Urkunden und Denkmälern die Namen derjenigen auf, die unſere Ehre gerettet haben. Wir erwähnen und rühmen uns ihrer an feſtlichen Tagen, und ſtellen Wettſtreite (die rühmlichſten, die einzigen) mit fremden Nationen an, daß die Anzahl unſerer Edeln größer, dann die Anzahl der Fremden ſey.

Möchte das, was ich ſagen werde, die Kraft haben, den Feigen und Schwachen, den das große Beiſpiel der in ſinnliche Lüſte Verſunkenen dahinzog, zu überzeugen, daß die Tugend vorhanden, und daß das Beſtreben nach Vollkommenheit, und das Aufſteigen von Kraft zu Kraft die Beſtimmung des Menſchen ſey! Möchte, was ich ſagen werde, den Unentſchloſſenen Muth geben, auf ihren Gefühlen und Ahnungen, daß das gewöhnliche Thun nicht das beſſere ſey, ſtandhaft und ſtolz zu bleiben, und es mit denen, ſo klein ihre Anzahl ſeyn mag, zu halten, denen ſchon hienieden ein Leben jenſeits der Verweſung erſchienen iſt!

Ich werde in dieſem Buch das Leben vieler beſchreiben, die dieſe Stunde noch leben, und vielleicht die folgenden Beſchreibungen eben jetzt leſen. Ein ermunternder Gedanke für große Gemüther, für meine beſſeren Landsleute, die der guten Sache bei Reichthum und Armuth getreu ſind.

Madame Valgara

(ehmals Wabock) eine der beſten Tänzerinnen dieſer Zeit; ſie ward zu München im Jahr 1731 geboren. Sie trat gewöhnlich nur in heroiſchen Tänzen, z. B. als Eucharis bei der Calypſo, auf. Ihre Bewegungen waren voll Natur, voll Anmuth und Würde, ungeachtet ihre Perſon außerordentlich groß und ſchlank war, ſo daß ſie über alles, was ſich von ihrem Geſchlecht auf dem Theater befand, erhoben, und wie einzig zu ſehen ward — wie ſie dann immer unter diejenigen gehörte, welche einzig verdienen, geſehen zu werden. Wabock war eines frommen trefflichen Herzens, ſtill, und beſcheiden im Umgang, und überhaupt von einer liebenswürdigen Gemüthsart. Sie verheirathete ſich mit Hrn. Valgara, hieſigem Hofvioliniſten, und ſtarb 1781. Sie liegt auf dem Frauen-Gottesacker begraben.

Kraft (Martin)

ſtarb hier den 14. Juni 1781, ein Medailleur, berühmt, wie Hedlinger und Schega, ein Mann von heroiſchen Eigenſchaften, der die Kräfte zum Flug gegen Himmel, womit die Natur ihn vor Tauſenden und wieder Tauſenden emporhob, geübt hat, und der Menſchheit und unſerm Zeitalter, in ſeinem Werk und Maaß ſich merkwürdig gemacht hat, wie Mengs und Klopſtock, und Friedrich und Joſeph der Zweite.

Wenn ich hier gleich nur Linien von ſeinem Leben entwerfe: wer etwas Aehnliches in ſeinem Herzen herumträgt, wird darin bald ſich erkennen. Und könnte ich erzählen, wie Kraft die Natur geſehen, wie der Geiſt der Schönheit und der Verhältniſſe ſich ihm dargeſtellt hat, ich könnte einem ſolchen nichts Neues, nichts Befremdendes ſagen. Sie ſinds, und freuen ſich deſſen, und ſammeln, ihre Werke zu beleben, Strahlen des Lichts aus der Schöpfung, und niemand kann den Unterricht und die Regeln nennen, wodurch ſies gelernt haben.

Kraft war ein Goldſchmidtsſohn von Wien, wo er im Jahr 1738 geboren, und zur Kunſt ſeines Vaters angehalten ward. Noch vor 27. Jahren arbeitete er mit Franz

Xaver Leismüller, ſeinem Vetter und hieſigem Goldſchmidt, in der nämlichen Werkſtatt, als ein höherer Beruf ihn ergriff, und auf eine Bahn hinſtellte, wo er bald gemeinen Dingen entrückt ward. Seit dieſen Jahren erwarb er ſich dieſe bewunderungswürdige Fertigkeit, alles darzuſtellen, was er dachte, dieſen feinen und männlichen Geſchmack; ſeit dieſen Jahren durchreiſte er, oder vielmehr bewohnte er in Frankreich und Italien die berühmteſten Tempel der Kunſt, bereicherte und nährte er ſeine Einbildungskraft mit den herrlichen Schriften der Alten und Neuern; ſeit dieſen Jahren erblickte ſein Geiſt nur Stufen der Vollkommenheit und kein Ende, und darauf rang er immer höher hinan, bis ſein Körper, der ſteten Anſtrengung unfähig, zurückblieb, und hier ſeine Ruhſtatt nahm.

Die Menge von Schriften, welche er, nebſt dem größten Theil ſeiner Medaillen, ſeinem hieſigen Vetter und Erben hinterließ, ſetzen mich in Verwunderung; und wenn ich nun die große Anzahl ſeiner Medaillen, und die ungemeine Menge ſeiner Zeichnungen betrachte; wenn ich mir dann ſeine Reiſen, ſeinen Umgang mit Großen und Gelehrten hinzudenke — Hier liegen ſeine Schriften und ein Verzeichniß ſeiner Kunſtwerke vor meinen Augen! Wer das gethan hat in ſeinem Amt, er ſey Staatsmann oder Soldat, ein Handwerker oder ein König; wer ſeine Fähigkeiten ſo ausgebildet, mit dieſem Eifer ſeinem Beruf ſich gewidmet hat: den laßt uns ehren, den laßt auf den Altar des Ruhms uns ſtellen und ehren!

Welche ſeine erſten Arbeiten in Wien geweſen, iſt mir unbekannt. Unter ſeine beſten daſelbſt gehören ohne Zweifel der Kaiſer Franz und die Kaiſerinn Thereſia, welche er öfters in einem größern und kleinern Format verfertigt hat; Joſeph der Zweite, dann ebenderſelbe auf Einer Medaillon mit der Kaiſerinn Thereſia; der Erzherzog Maximilian; Laudon; (auf der Reversſeite ſitzt ein Krieger als Richter, welcher vielleicht eben dieſen Helden bedeuten ſoll; vor ihm ſteht ein gemeiner Krieger, und dieſem zur Rechten ein Ueberläufer, ganz nackend. Petrus Metastasius Romanus. (Auf der Reversſeite erblickt man eine Leyer und verſchiedene muſikaliſche Inſtrumente, mit der Umſchrift: Ultimi noscunt Geloni. Vindobonae MDCCLXXIII.) Der Erzbiſchof von Salzburg. Der Biſchof von Paſſau.

Im Jahr 1780 erhielt er den Titel eines k. k. Medailleurs mit einem Gehalt von 300 fl. indeß, bis eine einträglichere Stelle für ihn eröffnet werden könnte. Kraft wollte alle dieſe Hoffnungen, zu denen er die Kenner berechtigte, übertreffen, und durch die Betrachtung des Vollkommenſten aller Arten gleichſam neue Sinne ſich öffnen. Er wallfahrtete nach den berühmten Meiſterſtücken Frankreichs und Italiens, und war zu gleicher Zeit Schüler und Meiſter. Hier pflog er mit den erſten Geiſtern der Welt Unterredungen, und ſah, und hörte, und genoß das Höchſte, was den menſchlichen Kräften erreichbar iſt. Oft ſah er hier ausgeführt, was er ſich bisher nur als möglich dachte, oder ahnete; oft fand er ſich in ſeinen Erwartungen, welche es bisher für zu kühn hielt, beſtatigt. Wenn ein großer Mann ein Werk einer großen Seele betrachtet — andere ſehen das äußere des Werks, und beim Aeußern bleiben ſie ſtehen. Er tritt voraus, und allein, im ſchweigenden Haine, und im Heiligthum der menſchlichen Gefühle erblickt er Weſen und Geſtalten, die nicht in Hüllen erſcheinen. Wie Kraft die vielen Wunder der Kunſt mit dem Auge eines Kenners und gefühlvollen Mannes betrachtete, ſo beeiferten ſich die Fremden in die Wette, ihm ermunternde Beweiſe ihrer aufrichtigen Hochachtung zu geben, und die berühmteſten Geſellſchaften der Künſte in Paris, Rom, Parma, Neapel, Mayland wählten ihn zu ihrem Mitglied. Die Medaille, welche er für die Aka=

demie in Paris verfertigte, iſt ausnehmend ſchön, und erweckt das Verlangen nach einer nähern Auskunft der Uebrigen. Zerriſſene, ſiedende Gewitterwolken rollen durch die Luft, deren Sauſen und Pfeifen man zu vernehmen meint; alles hat ſich gerettet, und ſeitwärts erblickt man ein Schiff im Hafen. Mitten in dieſem Aufruhr ſitzt unten ein Genius, welcher die Begebenheit ganz ruhig betrachtet und zeichnet. Der Contraſt dieſer Ruhe mit dem Tumult der Natur macht ſeine Gegenwart ſehr rührend und bedeutend. Eben ſo vortrefflich iſt eine andere Medaille, welche das Genie vorſtellt. Ein nackender Genius, in der erſten Blüthe der Jünglingſchaft, unſchuldig und rein, und wie vom Hauch der Götter geblaſen. Sein ganzes Weſen iſt aufſchwebend, und ſeine Flügel ſind ſchnell, wie die Gedanken. Auf dem Haupt lodert ein geiſtiges Flämmlein empor; in der einen Hand hält er ein Buch, und in der andern den Griffel, und verfolgt, ſicher und unbeſchränkt ſeinen Weg. Auf drei andern iſt die Baukunſt, die Maler- und Bildhauerkunſt vorgeſtellt. Jene erſtere ſitzt in einer halbrunden Kanzel; in der Rechten hält ſie einen Riß oder Plan, ſammt einem Griffel, und die Linke läßt ſie auf der Lehne des Stuhls ruhen. Auf der Erde liegt ein Zirkel und verſchiedene Bauwerkzeuge. Die Malerei zeichnet auf einer Staſlei nach einer Antike, und auf der Seite erblickt man einige Knaben, welche gleichfalls im Zeichnen ſich üben. Die Bildhauerkunſt hält in der Linken den Stempel und das Eiſen, und mit der Rechten zeigt ſie, voll Zufriedenheit über ein vollendetes Werk, auf ein Kind, das auf einem hohen dreifüßigen Stuhl ohne Lehnen ſitzt. Dieſe Werke ſind voll Großheit und Einfalt: und wenn ſie den genannten Akademien beſtimmt geweſen, ſo werden ſie daſelbſt ſchätzbare Denkmäler verbleiben.

Wo er ein Land durchreiſte, wünſchten die Erſten der Nation von ihm ein Denkmal ſeiner, und ihrer Verewigung. Er hinterließ hier bei 250 Stück in Wachs, worunter ſich die größten Männer Europens befinden: — Der jetzige Pabſt Pius VI. Ferdinand IV. König von Sicilien ꝛc. und deſſen Gemahlinn Maria Carolina (Franz I. röm. Kaiſers Tochter) auf einer Medaille beiſammen, mit zwei Reversſeiten, auf deren einer man den Kriegsgott und die Minerva erblickt, die ſich einander die Hände geben, mit der Umſchrift: Concordia felix. Neap. MDCCLXXVII; auf der andern ſieht man die Ceres, und einen Flußgott, mit der Umſchrift: Firmum imperii fundamentum. Neap. Ferdinandus, Hisp. inf. Parm. Plac. VAST. DUX; auf der Reversſeite ſieht man in der Mitte einen Baum, bei welchem der König ſteht, und der Kunſt, welche ihm knieend dankt, die Hand reicht, mit der Umſchrift: Ingemuit miserans graviter, dextramque tetendit MDCCLXXX. Eben der König Ferdinand. Die Königinn. Der Kronprinz in einem größern Format. Der König, nachdem er ihn gemäß ſeinem Gefühl und Hochſchätzung der Kunſt belohnt hatte, ließ dieſe Portraite in ſchöne vergoldete Rahmen faſſen, und ſchenkte ſie ihm wieder, als einem Mann, wie er ſagte, der an den vornehmſten Höfen und bei den feinſten Kennern Gelegenheit haben würde, ſich derſelben zu erfreuen. Voltaire. Diderot, Wernet, Mengs u. ſ. w.

Und in einer ſolchen Geſellſchaft lebte Kraft. Seine Beſchäftigung war das Anſchauen und Nachbilden der erhabenſten Seelen, und ſeine Beluſtigung die Betrachtung der höchſten Begeiſterungen in den Meiſterſtücken der Kunſt, ein immerwährender Genuß des Schönſten und Vergnügendſten, das die Natur, das die Einbildungskraft aus der Geiſterwelt nach allem ihrem Vermögen um ihn her verſammelte, ihn in ewigen Entzückungen genoſſener Schönheiten und Harmonieen den

Augen der Sterblichen entrückte: welch ein Leben!

Kraft erhielt verſchiedene Einladungen und die anſehnlichſten Verſprechen, wenn er ſich entſchließen würde, an einem beſtimmten Ort ſich niederzulaſſen; allein Kraft war überall in ſeinem Reich, er war der Einzelnen einer, und er wollte nicht gerade dort, oder da, er wollte auf Erden leben. Er ſchickte ſogar ſeine Penſion nach Wien zurück, um ganz ſein eigen, ganz frei bleiben zu können. Ich bewundere und ehre ihn auch bloß dieſes Zuges wegen; denn traurig ſind alle Verbindungen für einen Mann, der für die Unſterblichkeit arbeitet, und in ſeinen Werken eine Sprache redet, die in manchem Lande nicht Einer verſteht. Er hängt nicht ſo bald von ihnen ab; und ſo wenig er abhängt, ſo laſſen ſies ihn fühlen: ſie wollen eine Stimme haben und ihn belehren, und treten ihn auf die Füße und auf die Kniee, und kriechen ihm bis ans Herz, um ſich größer zu machen.

Nunmehr hatte er bereits das Schönſte in Frankreich und Italien, in welchem letztern er zehn Jahre ſich aufhielt, geſehen und im Geiſt geſammelt, als er nach München kam, und den Auftrag übernahm, eine Medaille für unſern Churfürſten zu verfertigen. Er fieng das ſchöne Werk mit Liebe und Leidenſchaft an, und ſah gleichſam einer neuen Epoche ſeines Ruhms entgegen, als er mehr denn jemals merkte, daß das Gewebe ſeines Körpers nicht überirdiſch, wie die Kraft ſeines Geiſtes, und daß er zu ſchwach ſey, um ihm bei dem ungewöhnlichen Schwung, den jener nehmen wollte, zu folgen. Seine Nerven waren geſchwächt, ſeine Lebensſäfte verzehrt, und ſein ganzes Körperweſen mit verſchiedenen und ſolchen Gebrechen, welche bei immerwährenden Anſtrengungen des Kopfes faſt immer und frühzeitig ſich einzuſtellen pflegen, behaftet. Da bei ſolchen Zufällen der Schmerz des Körpers nicht peinlich, und dem, der ihn leidet, gewöhnlich am gleichgültigſten iſt: ſo glaubte er, er hätte nur der Ruhe nöthig, um wieder zu geneſen, und ließ ſich aus der Abſicht nach dem Kloſter der Barmherzigen in ein beſonderes Zimmer bringen, um dieſer Ruhe dort abzuwarten; allein die Quelle der Geſundheit war dahin. Sein Leben rann ſtill und eilig ab, und er fühlte ſich mit jedem Tage müder und welkender. Er bemerkte aus der verdoppelten Sorgfalt der Anweſenden, wie gefährlich es um ihn ſtehen müſſe, und las in ihren Blicken ſein Schickſal. Er drang inſtändig darauf, daß man freimüthig geſtehen möchte, ob alle Hoffnung verſchwunden ſey, und er vernahm die Nachricht, daß bei ihm alle Arzneikunſt vergeblich, und in der That alle Hoffnung verſchwunden ſey, ohne alles Entſetzen. Er traf ſogleich in Betreff ſeiner Verlaſſenſchaft verſchiedene Verordnungen, vermöge welcher er den hieſigen Goldſchmidt, ſeinen Vetter, zum Univerſalerben einſetzte, und einzelne anſehnliche Legata an Privaterben vermachte. Und dann fieng er an, Abſchied zu nehmen, feierlich und freudig, und mit der innern Heiterkeit eines Mannes, der am ſtillen Abend ſein Tagwerk betrachtet, und ſich des Beifalls aller Zeitalter bewußt iſt. Als er bereits Gefühle des Auflöſens, des Hinüberwandelns verſpürte, richtete er ſich (es war um Mittagszeit) noch Einmal auf — ſein Grabmal zu zeichnen, und dann legte er den Griffel weg, womit er ſo herrliche Dinge verrichtet hatte, und entſchlief, vier Stunden darauf, in den Armen ſeiner Anverwandten.

Was ich vorzüglich bedauere, nicht mehr gefunden zu haben, ſind ſeine Briefe, diejenigen nämlich, worin, wie ich nicht anders als vermuthen kann, wichtige Dinge in Abſicht auf die Kunſt vorgekommen ſeyn mögen. Er hat ſie alle vor ſeinem Ende eigenhändig zernichtet; aber eine Menge Adreſſen an die berühmteſten und anſehnlichſten Männer in Deutſchland, Italien und Frankreich hinterlaſſen. Von ſeinen noch vorhandenen Schriften ſagte er in ſeinem Hierſeyn öfters, er wolle mit Hülfe eines Gelehrten ein Werk herausgeben, das ihm Ehre machen würde.

Die Würde, und den edeln Stolz, welchen großes Bewußtſeyn der menſchlichen Seele giebt, fühlte er lebhaft, und er glaubte und wußte, daß wahre Könige und Heersführer, große Schriftſteller und Künſtler, und überhaupt, daß die Geiſter edlerer Art keinen Rang unter ſich hätten, auch denjenigen nicht, den ſonſt Glücksgüter zu machen pflegen, und er ſchätzte daher den Mann von ſogenannter gemeinerer Abkunft, wenn er Verſtand bei ihm antraf, mehr, als den Mann mit Wappen, wenn ihn ſeine, nämlich die gewöhnliche, Erziehung, und ſein Hummelleben verächtlich gemacht hat. Einer ſeiner Freunde, welcher ſich vor einem Vornehmen, nach ehemaliger Art, gar demüthig verneigte, erzählte mir, daß Kraft es ihm mit freundſchaftlichem Nachdruck verwieſen habe, ſich auf eine ſo flehende Weiſe, welche der wimmernden Dienerſchaft ähnlich ſähe, zu erniedrigen.

Er hatte auf ſeinen Reiſen nicht nur die Werke der Kunſt, ſondern auch die Einrichtungen und Ordnung nützlicher und bürgerlicher Anſtalten bemerkt, und vertrat daher in einem Kreiſe denkender Männer die Stelle von vielen, und ſeine Gegenwart war, wo er eintrat, unterhaltend und lehrreich. Er blieb immer beredt, wenn von Dingen, die dem Verſtand Ehre machen, die Rede war; außerdem war er ſehr beſcheiden und ſtill, wie alle die Leute, deren Geiſt nicht auf den Gaſſen, noch bei Gaſtmalen und den Freuden einer müßigen Stunde wohnt. Er war ſehr mäßig im Eſſen und Trinken, ſchlief ſehr wenig, und liebte keine Zerſtreuungen und keine der Ergötzungen, worin der gemeinere und rohere Sinn ſeine Zufriedenheit findet; denn vollkommnere Dinge hat er wahrgenommen, und höhere Schönheiten erblicket.

Im Mayländiſchen war es an dem, daß er ſich verheirathen wollte; er machte aber eine Penſion von zweihundert Gulden, welche man ſeiner Frau im Falle ſeines zeitigen Todes auszahlen ſollte, zur Bedingniß. Man ſchlug es ihm ab, und Kraft ließ die Heirath zurückgehen — aus Großmuth, oder höherm Eigenſinn und Entſchloſſenheit eines Mannes, der keine Hinderniſſe gewohnt war. Zudem glaube ich auch (welches ich des Mißverſtandes wegen hinzuſetzen will) daß keine andere Beſchäftigung bei Siegen dieſer Art unſer Herz ſo ſchadlos hält, als die Kunſt, bei deren Genuß, zumal wenn ſie zur Leidenſchaft erwachſen iſt, alles Uebrige verſchwindet.

Die Ideen und Zuſammenſetzungen auf den Reversſeiten ſeiner Medaillen zeigen einen durch das Studium des Alterthums genährten und zum Gefühl des Großen angeführten Geiſt. Die Figuren erſcheinen überall in einer rührenden Bedeutung, und einfach und herrſchend, mit Stellungen und Gewändern nach dem Geſchmack des beſten Zeitalters und des höchſten griechiſchen Styls. Wer dieſes begreifen und in ſeine Seele aufnehmen kann, verwandelt ſich gleichſam in ein Weſen von anderer Natur. Die ſtete Betrachtung geiſtiger Verhältniſſe und der Ordnung, der Anmuth und Sittſamkeit, welche dadurch ſich mittheilt, die vertrauliche Bekanntſchaft mit Bildern, worin eine Vollkommenheit und Harmonie angetroffen wird, mäßigt die Begierden für alles, was niedriger iſt, und hebt den Geiſt über Güter und Reize eines zufälligen und gebrechlichen Werths empor.

Unter Krafts Kunſtwerke gehört noch ferner eine metallene Platte, worauf in erhobner Arbeit Ariadne, wie ſie auf einem Wagen von zwei Tigern gezogen wird, zu ſehen iſt. Sie hält in der Rechten eine Weinrebe empor, und mit der Linken ſtützt ſie ſich auf den Wagen. Ein Genius hält ihr einen Kranz über das Haupt. Vor den Tigern gehen zwei Satyren, deren Geſichter man im

Profil zu ſehen bekömmt — weiter eine Menge Originalzeichnungen, worunter die vom Herkulanum beſonders ſich ausnehmen. Ueberdiß hinterließ er ſeinem Erben einige ſehr ſchätzbare Gemälde, nämlich: 1) zwei Landſchaften von Albani. 2) Zwei hiſtoriſche Stücke, deren eines eine Judenſynagoge, das andere eine Quakerverſammlung, worin eben ein auf einem Faß ſtehendes Weib prediget, vorſtellt; auf beiden Gemälden ſind ſehr viele Figuren, und in dem letztern befinden ſich auf dem Kleiderſaum eines Mannes die Buchſtaben ILLI. 3) Zwei kleine Niederländerſtücke, auf deren einem eine Frau ein Theegeſchirr, im Begriff, es anzugießen, hält, und mit größter Aufmerkſamkeit nach einem Gemälde an der Wand hinblickt; im zweiten feget eine Magd einen Keſſel. 4) Eine Familie Chriſti, von einem Meiſter aus Florenz. 5) Sein eigenes Portrait, von Martin Knoller gemalt. 6) Das Portrait des Mengs, von dem unſterblichen Mengs ſelbſt in Rom verfertigt. Und wärs auch nicht von ihm ſelbſt; nur ein Künſtler vom erſten Rang, ein Künſtler, der dem Mengs gleich kam, kann es verfertigt haben. Ein wunderbarer Kopf, voll Begeiſterung und Ehrwürdigkeit, voll Natur und Größe, mit mannigfaltigen Brüchen, durch das gewaltige Feuer ſeines Geiſtes verurſacht, mit einem Liebreiz im Munde, der die ganze Welt beſeligen will, und über dieſes die bleiche Farbe, wie Gluth der beflügelten Andacht.

Der Churfürſt ließ dem unvergeßlichen Kraft das Grabmal nach einer neuen Zeichnung und Anordnung des berühmten Hofbildhauers Auguſtin Egell verfertigen, welches bei den barmherzigen Brüdern aufgeſtellt worden iſt, mit der Ueberſchrift:

MARTINUS KRAFFT. CAESA. CONS. ACCAD. VINDOB. ROM. MAN. PARMAE SOC. IN SCVLPTVRA NVMM. ELEGANTISSIMVS. NAT. III. CALENDAR. APR. MDCCXXXIIX. † XIIX. CALENDAR. IVL MDCCLXXVI. OB. R. I. P.

Anders geht man an dem Grabe deſſen, der auf dem Wege, den er betrat, keinen Pfahl ſich ſetzte, anders an dem Grabe des Mannes mit reifen Thaten vorüber.

Bergmann (Michael von)

Stadtoberrichter. Das Leben eines Mannes, dem es nicht frei ſteht, unbemerkt dahin zu gehen, und ſein Geſchäft nach ſeiner Stube zu ziehen, ſondern der öffentlich handeln, und entweder verſchlimmern oder verbeſſern, uns ſich verbindlich oder verhaßt machen muß, gehört unter die ſchätzbarſten Denkmäler, die ſich ein Staat hinterlegen und ſammeln kann; denn hierin liegen die wahren und lebenden Archive, die bedeutenden Handlungen des Muths oder der Zaghaftigkeit, die Urſachen endlich unſeres Fortrückens nach Vollkommenheit oder des Sinkens ins Elend. Und je größer der Mann, je mehr er ſich rechtſchaffener Handlungen und beſtandener Mühſeligkeiten bewußt iſt: deſto mehr liegt ihm daran, daß man ſage, wer er war, und was er that und litt, ſo bald er dahingekommen iſt, wo die Schwachheit, ſich gelobt zu ſehen, und aller Vorwurf der Eitelkeit aufhört. Auch den gegründeten Tadel, wenn er irgendwo gefehlt haben ſollte, ſcheut er jetzt nicht; denn ſein ernſter Wunſch iſt nun, daß jeder zurückgelaſſene Zeitgenoß von ihm lerne, durch ihn ſich ermuntere, und auf ſeinen Schultern höher hinanſteige.

Wir haben an Bergmann einen Mann verloren, der uns als Mitbürger, als Gelehrter, als ein guter Bayer unvergeßlich ſeyn wird. Wo ich ſeine Spuren betrachte, finde ich Zeichen eines denkenden Kopfes, eines unermüdeten Geſchäftsmannes, und eines edeln erhitzten Eiferers für unſern Ruhm, (liebe Landsleute!) und das bis an ſein Ende. Er erlebte das Zeitalter, wo wenig thun und ruhen, an das apres nous le deluge denken, wohl denken und viel thun heißt; aber ihn hat ſie nicht angeſteckt. Er blieb, wie er anfieng, feurig, thätig und arbeitſam bis an ſein Ende.

Ein großer Mann, der in ſeiner Art ungewöhnlich, und der Führer der andern werden ſoll, muß freilich, gleichſam vor allen andern, herausgewählt, und, wenn er die Rolle ſeines Lebens nicht bloß treiben, ſondern ſich derſelben bemächtigen ſoll, mit einem beſondern Sinn, der vielen Tauſenden mangelt, begabt ſeyn. Es iſt, wie einer der größten Philoſophen ſagt, etwas Herrliches und Prächtiges um denſelben. Man iſt dabei mehr zum Herrſchen, als zum Gehorſamen geſchickt; man hält keinen menſchlichen Zufall für größer, als man ſelbſt iſt, ja, für geringer hält man jeden. Man fühlt in ſich etwas Erhabnes und Königliches; man fürchtet nichts, beugt ſich vor nichts und bleibt immer unbeſiegt. Dieſe Kraft muß dem beſondern Menſchen (wie das beſondere Talent dem Redner und Dichter) gleichſam angeboren ſeyn; aber die Wahl, dieſen Weg, den Weg der Arbeit vor jedem andern zu betreten, das Verdienſt der Anwendung iſt ganz das Werk eigenen Ruhmes.

Michael Adam von Bergmann wurde im Jahr 1733, den 15. Auguſt zu München geboren. „Sollte dieß wohl verwegen ſcheinen, ſchrieb er in ſeinem ein und zwanzigſten Jahr, daß ich, der ich ſo eben von Schulen herkomme, durch dieſe Schrift meine Kräfte verſuche?“ Das war, als er die Abhandlung de ducum Boiariae jure regio praesertim succedendi in Nobilium Patriae feuda activa gentilitia extinctis Masculis, Monachii MDCCLIV. herausgab. Das Jus Regium war ihm Complexus jurium Suprematus, pacto Arnulphino cum Henrico aucupe Germaniae Rege inito, Ducibus Boiariae jure Postliminii acquisitorum. Dieß war auf einen Jüngling, der noch keine befeſtigte Ausſicht in der Welt vor ſich hatte, und nun eben ſein ſogenanntes Glück, Amt und Auskommen ſuchen mußte, mehr als gewagt. Es war gar nicht der ordentliche und kluge Weg zur Beförderung; und, damit ich unſern Hausausdruck brauche, und ein deutſches Wort verſchone, offenbar riskirt wars, wie es dann ſolche Unternehmungen gewöhnlich ſind.

Für uns mag in ſolchen Handlungen wohl viel Unkluges, viel Uebereiltes liegen; denn ſo nennen wirs, wenn ich nicht irre; aber wer der erſte hinan auf den Wall ſpringt, denkt ans Herabfallen nicht. Was wären wir, wenn es nur immer lauter ſo friedfertige, ſtille und bedachtſame Comilitonen, die, mit dem Blick auf den nächſten, fleißig im Glied treten, gegeben, wenn niemand riskirt hätte! Nein, wir mögen wohl thun, wenn wir zu Haus bleiben und ſchweigen; aber es muß Männer geben, die da reden, was der Wahrheit gemäß iſt, auch wenn es ihnen nicht nützlich iſt — die die Brücke verſuchen, ob ſie trägt, auch wenn ſie mitten durchfallen. Es muß, mit einem Wort, für unſere greulichen Sünden des Herzens und des Verſtandes, großmüthige Waghälſe, und, wenn es ſo ſeyn ſoll, rühmliche Opfer geben.

Dieſe Abhandlung machte nicht weniger Aufſehen, als jene des rechtſchaffenen Lipowski über die Domainen gemacht hat. Man konnte ſich darüber unmöglich zufrieden geben. Die Sache gieng vielen zu weit; ſie war aus der Weiſe; das iſt, ſie behandelte etwas, das wirklich da war, etwas, das Folgen haben könnte. Es wurde in öffentlichen und ſehr nachdrücklichen Schriften für und wider die Sache geſtritten, und bei dieſer Gelegenheit manche Wahrheit und Kenntniß ans Licht gezogen oder verbreitet, die nachher demjenigen, der darauf bauen wollte, die Verlegenheit erſparte, ſchüchtern und zaghaft zu handeln.

So kündigte der junge, rüſtige Mann in der Welt ſein Daſeyn an, mit einem Schritt, der für ſeinen Eifer ſehr belohnend und rühmlich, aber für ſein Fortkommen wenig empfehlend war. Er wurde, damit ich der Sache den gelindeſten Namen gebe, nicht ermuntert, mehr zu thun — wenn nicht für ein auf eine edle Art ehrgeiziges Gemüth der Beifall der Verſtändigſten im Lande die größte und dauerhafteſte Ermunterung wäre. Dieſe kannten, ſchätzten und ſuchten ihn; und ſchon im Jahr 1759, da die churbayeriſche Akademie noch eben im Entſtehen war, wurde Bergmann zum Mitglied erwählet, als ein Mann, der den künftigen Anfällen, welche man damals bei jeder Unternehmung voraus ahnete, gewachſen ſeyn würde. Ich war bei einer Verſammlung gegenwärtig, wo er ſeiner Schickſale, welche ſeine gelehrten Arbeiten ihm zuzogen, mit aller Beſcheidenheit, und mehr mit der Freude, viel überſtanden zu haben, erwähnte, und dankbar die Großmuth eines Adelichen rühmte, der ſich eine Ehre daraus gemacht hat, ihm Gelegenheiten, wobei ſeine Vaterſtadt ihm verbindlich werden mußte, zu öffnen.

Wenn ich von dem Wenigen, das indeß in ſeiner Art ſchon viel iſt, was Bergmann als Hiſtoriker gethan und geſchrieben hat, auf das, was er in andern und nur leidentlichen

Umſtänden geleiſtet haben würde, ſchließe, ſo bedauere ich die Literatur und die Wiſſenſchaften, denen er durch ſeinen Beruf frühzeitig entriſſen worden. Es war ſein Loos, ein Amt zu übernehmen, von dem jene ſtille Muſe, welche einen Gelehrten unterſtützen muß, durchaus verbannt iſt; das mühſeligſte, unruhigſte, ſorgenvollſte Amt, das ſich denken läßt; das Amt eines Stadtoberrichters, das er im Jahr 1762 angetreten und lebenslänglich fortgeführt hat. Die Geſchäfte dieſes Richteramts ſind nicht nur mit unaufhörlichen Verdrießlichkeiten, und, wie leicht zu erachten, nicht ſelten mit Gefahren verbunden, die an der Heiterkeit eines empfindſamern Herzens nagen. Ich fordere von einem thätigen, weiſen und gewiſſenhaften Richter, daß er vielen wider ihren Willen thue, daß er vielen widerſpreche, und mit männlicher Unbeugſamkeit ſeinen Pflichten getreu bleibe. Je ſchlimmer die Sitten, je häufiger die Mängel, und je verderbter überhaupt ſein Zeitalter iſt: deſto wirkſamer und kühner ſoll er denen, welche die öffentlichen Uebel veranlaſſen, entgegen arbeiten; deſto mehr ſoll er unternehmen, was der Gerechtigkeit wegen ihren Unwillen reizt, und über ſein Haupt ihre Unzufriedenheit ſammelt. Er ſey hart, rauh, ſey ohne Lebensart, ſcheine manchmal auch ungerecht in ihren Augen: dann wird er vor dem Richterſtuhle der Gewiſſenhaftigkeit und des Verdienſtes ein untadelhafter und würdiger Mann ſeyn. *) Ihm iſt nur das Bewußtſeyn ſeiner

---

*) So iſts auch mit dem großen Manne. Ob wohl ein großer und durchgehends geſunder Mann, wie man lieſt, daß zuweilen einer von Oben ſich niederließ, ſo denken und ſich ſo betragen würde, wie wir? Ich glaube, nein. Ich glaube vielmehr, daß, wenn uns in einigen Dingen noch geholfen werden, wenn die großen und veralteten Hinderniſſe gehoben, und die erhabnern Tugenden, von welchen die Völkerglückſeligkeit abhängt, wieder einheimiſch werden ſollen: ſo muß das durch Männer geſchehen, die wir jetzt Narren, Phantaſten und enthuſiaſtiſche Sonderlinge nennen, durch Männer zum Gewaltigen und zum Siege über alle Gemüther geboren, die durch dicke Wolken den geöffneten Himmel und den unverſiegenden Ruhm der Weiſen am Throne der Wahrheit ſehen. Wahrlich dieſer Mann, wenn er kömmt, wird eine ganz andere Sprache führen, ein ganz anderes Betragen äußern, dann wir; er wird ſich nach unſerm Urtheile unfreundlich, ſeltſam, abgeſchmackt und ſogar für uns ungezogen betragen; denn er wird uns oft wider unſern Willen die Wahrheit ſagen; er wird uns oft in Verlegenheit ſetzen, uns durch unſer eignes Wort beſchämen und recht viel Verdruß machen. Thäte er das nicht: ſo wäre er, was wir ſind, wir, über die Niemand gerechter ſpricht, als wir ſelbſt. Keinen ärgern Enthuſiaſten muß es je gegeben haben

Abſicht, der die Wirkung nicht fehlen wird, und der Beifäll der Nachwelt übrig. Ihm werden die Enkel, deren Väter er gebeſſert

---

als in den Augen der Einwohner zu Krotona Pythagoras war, ein Weiſer und ein unüberwindlicher Mann, wie der ſeyn mußte, der den Entſchluß faſſen konnte, zu Krotona mit aller ſeiner Weisheit ſich niederlaſſen. Zucht und Ehrbarkeit, ſagt die Geſchichte, waren daſelbſt verbannt, und lauter junge Herren, wie Paris, der die ſchöne Helene ihrem Gemahle entführte, und Damen wie dieſe, gaben den Ton an, und ſpielten den Meiſter. Sie kannten nichts, als Ueppigkeit, Wohlleben und Wolluſt. Man ſtelle ſich vor, wie verächtlich und mitleidig die Herren und Damen über den Mann gelacht haben werden, der ſo gar keine Welt und keine Erziehung verrieth; der ſich beſſer dann ſie dünken und ſie bereden wollte, denken wäre beſſer, dann wiſſen, arbeiten beſſer dann müßiggehen, und ſich enthalten heilſamer, dann ſich den Lüſten ergeben. Pythagoras, fährt die Geſchichte fort, ſtand unter dieſen Weichlingen als ein ſonderbarer Mann, über deſſen ſeltſame Grundſätze die Männer und die Frauen lachten: aber er war von ſeiner Sache überzeugter, und blieb eben darum ſtandhafter, dann ſie. Er hielt flammende Reden an ſie im Tempel des Apollo; er prüfte ihre Grundſätze, ließ ſie die ſeinigen prüfen. Und ſieh, ſie wurden wieder edle Menſchen, kräftige Männer. Die leichtfertigen Witzeleien ſchwiegen, und die Widerſtrebungen nahmen ein Ende. Pythagoras lehrte auch die Frauen und Jungfrauen hat, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und danken; und die noch ſpäter kommen, werden als ein Muſter ihn auf die Altäre des vaterländiſchen Ruhmes ſtellen. Dieß iſt in häßlichen Zeiten das Loos und die Ordnung der Dinge; es war das Loos der gröſten Geiſter, und das Schickſal der gröſten Kriegs- und Staatshelden des Alterthumes, denen ihre Zeitgenoſſen Gift in Becher ſchütteten, oder ſie mit Stein und Erde überwühlten, oder in den Abgrund des Meeres ſenkten. Man vergebe mir dieſe Abſchweifung, mit deren Inhalt jeder ſich vertraut machen ſoll, da ſie ſtets mehr oder weniger hiſtoriſche Wahrheit iſt. —

Leider bin ich außer Stand, die muthigen Verfügungen, die beſondern Vorſchläge, welche Bergmann in dieſem und den übrigen bürgerlichen Aemtern, denen er vorſtand, ausgeführt oder rühmlich verſucht hat, als Beweiſe ſeiner geläuterten Einſichten mitzutheilen. Es wäre zu wünſchen, daß bei dem Abgehen jedes

---

in Krotona, deren Sitten äußerſt ausgelaſſen waren, worin die Vollkommenheit, die Tugend, und die wahre Glückſeligkeit des Weibes beſtehe. Es iſt bekannt, daß ſie im Tempel alle Koſtbarkeiten ablegten, und ſie als ein Denkmal des Sieges der Weisheit zurückließen.

öffentlichen Beamten der Inhalt ſeiner vornehmſten Bemerkungen, Anzeigen und Vorſchläge, den Kollegen, welche nach ihm das Amt übernehmen, und den Bürgern zu ihrer Belehrung und Erbauung mitgetheilt würde. Die Politik einer ſolchen Einrichtung, welche ich unmittelbar zum Geſetze machen würde, müßte unfehlbar gute Wirkungen haben, und dem etwa bloß gutherzigen Manne den ſchönen Zwang auferlegen, ſich auch um Einſichten, den Gelehrten aber aufmuntern, ſich auch um Ehrlichkeit zu bewerben. Was Bergmann einmal auf ſich genommen, zu vertheidigen, oder zur Kraft einer Verordnung zu erheben, das trug er mit Eifer und beredſamem Antheil vor, und ſeine Berichte hatten das Gepräge eines ſeiner Sache ganz mächtigen Redners. Er wurde in den wichtigſten Angelegenheiten vorzüglich aufgerufen, ſo wie er zu den wichtigſten der hieſigen Stadtämter gezogen, und außer anderm zum Bürgermeiſter gewählt, dann zum Vormundſchaftsamte, zum Mühlrichter- und Bußamte, zum Polizeirathe, zum Hochherrn beim Spitale zum heil. Geiſte befördert ward. In Betreff des Oberrichteramtes hinterließ er uns zwei kleine Schutzſchriften, welche theils auf ſeine Schickſale bei dieſem Amte, theils auf ſeine reelen Kenntniſſe ſchließen laſſen.

1) Rechtfertigung des Stadtoberrichters über die ertheilten Heirathelicenzen, oder ſogenannte Toleranz. 1778. Er behauptet darin, daß man die Heirathen der Armen nicht verbieten könne. Dann demonſtrirt er, vermöge einem beigelegten Namenverzeichniß aller derjenigen, die er heirathen ließ, daß die Licenzen, welche den Armen ſeines Amtes, ungeachtet ſie gerade bei dieſem am zahlreichſten wären, ertheilt worden, das Maaß keineswegs überſchritten hätten. Endlich beweiſet er die Unabhängigkeit des Stadtoberrichteramtes, welches das erſte und älteſte Richteramt in München, auch bereits ehe noch an einen bürgerlichen Magiſtrat gedacht worden, vorhanden geweſen u. ſ. w.

2) Gegründete Erörterung, daß alle Anſtalten gegen den Bettel, außer einem Opus publicum, nicht hinreichend, ſohin alle dieſe Nebenanſtalten der Aufmerkſamkeit der Polizei nicht würdig ſeyen 1778. Er macht hier einen Unterſchied zwiſchen Armen und Bettlern. —

Ich erſchrecke indeß allemal, wenn ich von Vergrößerungen ſolcher Städte höre, worin keine ähnliche Anſtalt, wie Spitäler, vorhanden, und die Kinder, zumal die Töchter eines armen Vaters faſt immerhin Bettlerinnen ſind. Eine Stadt, worin ein Theil aus zehrenden, reichen, und der andere aus ärmern Familien, welche für jene um Lohn arbeiten, beſteht, hat unter allen die unſicherſte, und aufgelegt eine ſolche Verfaſſung, die man am wenigſten begünſtigen kann. Man ſoll auf keine Weiſe geſtatten, daß ſich reiche Familien, deren Voraͤltern auf dem Lande durch Induſtrie und eine beſcheidene Lebensart Schätze ſammelten, ohne alle Einſchränkung nach der Hauptſtadt begeben, um daſelbſt ein prächtiges und vornehmes Leben zu führen. Wo dieß geſchieht: da muß ſich freilich der um Lohn arbeitende Bürger- und Armenſtand vermehren; aber dieß iſt in dem Falle kein Nährſtand, wie es bei uns in München beinahe gar keinen Nährſtand giebt. Der Bürger und Handwerker produzirt nichts. Es lebt (dieſe Reiſenden dazu genommen), er lebt oder zehrt vielmehr vom Reichen, und dieſer zehrt von unſerm Bauersmanne, der uns alle auf ſeiner Schüſſel hat. Soll eine ſolche Stadt vermehrt, und nicht ſchon im voraus eine gewinnende und unabhängige Menſchenklaſſe eingeführt werden: ſo iſt kein anderes Mittel, als daß ſich noch mehr Reiche hieher begeben, damit ſie auch die Zünfte und arbeitenden Klaſſen vermehren können. Davon, daß in ſolchen Zehrſtädten allemal ein erſtaunlicher Anhang von Leuten beiderlei Geſchlechts, welche vollends zu gar keinem Stande gehören, ſich aufhalten; daß die Aemter vor zu großer Menge derer, die eines Amtes (ohne daß das Amt ſie braucht) bedürftig ſind, faſt immer Gefahr laufen, durch ſchlimme Mittel erobert, und noch ſchlechter, weil immer einer den andern hindert, verwaltet zu werden; daß die Sitten, deren Geſundheit ſchon zu unſrer bürgerlichen Wohlfahrt unentbehrlicher iſt, als die Dächer auf den Häuſern, nach und nach äußerſt und bis auf einen Grad, der auch die Landſtädte anſteckt, verderbt werden; davon und von vielen andern Folgen, welche in großen Zehrſtädten unausbleiblich ſind, will ich nichts ſagen, und nur noch hinzufügen, daß das nächſte das beſte Landſtädtchen, im Verhältniſſe ohne Vergleich reicher, dann wir, ſey. —

Daß man ein bayeriſches öffentliches Werk herſtellen ſoll, davon liegen in unſern Dikaſterien die ſchönſten Berichte, und in unſern Verordnungen die ſchönſten Verſprechen. »Dieß, ſagt v. Bergmann in ſeiner gedruckten Schrift, bedarf keines Beweiſes mehr; nur hat es, ſetzt er hinzu, immer am Unterhalte und werkthätigen Willen gemangelt. Dieſer werkthätige Wille wird aber nie kommen, nie eine Dauer haben, ſo lange derjenige Stand, der die großen Geſchäfte gleichſam erbt, ohne die — erben zu können, nicht dazu herangezogen, und mit dem, was in Paris und London und in aller Welt vornehm geborne Männer zu großen Männern bildet, bekannt gemacht wird.

Man klagt über den ausſchweifenden Verfall hieſiger Sitten, über Luxus und Hurerei. Unſre Fräulein arbeiten von der Wiege an nichts, und was man Arbeit nennt, nämlich Sprachen, tanzen, ſingen, muſizieren, ſpielen und konverſiren, das heißt ſo gearbeitet, daß es großentheils beſſer wäre, zu ſchlafen, als ſo zu arbeiten. Dieſe Lebensart iſt ein immerwährender Feyertag des Herzens, oder beſſer, eine ewige Tagdieberei. Was kann bei geſundem Körper, bei der Sorgloſigkeit über alle Dinge in einem unbeſchäftigten Gemüthe anders entſtehen, als grober Hang nach thieriſcher Wolluſt, Unbrauchbarkeit und Armſeligkeit des Charakters? Sollten wir nicht lieber keine Komödie beſuchen, und keinen ſeidenen Strumpf tragen, als jenes ſo fortgehen laſſen und dieſes dulden? Ein Gebrechen in unſrer Verfaſſung, wie jenes iſt, da wir notoriſch eine ſo große Anzahl dem Mangel und den Folgen deſſelben preisgegebener Mädchen zählen, gleicht einem ſchönen Gallakleide, von welchem unten Franzen und Lumpen hängen. Geſetzt, man wollte meinen oben gegebenen Vorſchlag befolgen, und dieſe Stunde alle ausländiſche Leinwand zu Hausröcken, feinen Hemden, Hals- und Weißtüchern, ferner die fremden Spitze verbieten: ſollten da die brodloſen Mädchen nicht Arbeit kriegen? Sollten die Fräulein nicht ſelbſt zu arbeiten gezwungen ſeyn?

Unſere Einſichten in bürgerlichen Dingen ſind dieſe Stunde noch zu einzeln, ſie cirkulieren nicht im gehörigen Maaße, noch in ſolcher Menge, daß ungewöhnte Vorſchläge nicht befremden, und etwas kühne Unternehmungen nicht, ſchon ihrer Seltenheit wegen, unterbleiben ſollten. Wenn unſer Bräuer, Schuſter und Bäcker, und vorzüglich unſer Krämer ſo viel verſteht, als unſer — — was, wie bekannt, gar nicht zu viel iſt: dann wird jeder um eine Stufe höher rücken, wobei dann die erſten dahin rücken werden, wo gut denken ſo viel, als gut handeln und etwas Gutes hervorbringen heißt.

Bergmann war bei allen Verdrüßlichkeiten ſeiner Aemter ein angenehmer Geſellſchafter, ein außerordentlich dienſtfertiger Freund, und bei allen Gelegenheiten ein Freund der Armen und Waiſen. So bleibe ſein Andenken unter

Uns, ſein Muth ſein Eifer, ſeine Vaterlandsliebe unter Uns! So ſammle ſich jeder einen ſolchen Werth ſeines Daſeyns unter Uns, daß, wenn wir ihn durch das Loos, das ſich durch keine Wünſche, durch keine Thränen erweichen läßt, ach! für uns durch das Loos des Wandels in reines Leben verlieren, wir einhellig ihm nachklagen, an ihm einen verſtändigen, einen thätigen Geſchäftsmann, einen eifrigen und unvergeßlichen Landsmann verloren zu haben.

Etenhuber (Matthias)

ein Mann, der zwei Leben erlebt, in deren einem er angebetet, und in dem andern vergeſſen ward. Er wurde vielleicht zum Dichter geboren, blieb aber von ſeinem Zeitalter und ſeinem Schickſale, das unſer ganzes Mitleid verdient, niedergedrückt, meiſtens nur Verſemacher, deren er uns weit über hundert tauſend geliefert hat. Er war kein Dichter; aber wer das Herz eines Dichters fühlt, dem fließt beim Andenken dieſes Mannes eine mitleidige Thräne vom Auge.

Er wurde zu München 1720 geboren, und in unſern lateiniſchen Schulen zum Gelehrten erzogen. Ich will nicht wiederholen, was wir bereits ſo oft gehört haben, wie barbariſch die damaligen Schulen beſchaffen waren, nicht in Bayern allein (was man zuweilen zu vergeſſen ſcheint), ſondern, wenigſtens in Deutſchland, faſt überall. Man nahm bei uns freilich einen Horaz und Virgil cum Notis mit in die Schule; aber wen haben dieſe Bücher gebildet, begeiſtert? Den wievielten haben ſie ſo liebgewonnen, daß er ſie auch nachher als Mann im Brode und Amte noch las? daß er, wenn er Vergnügen und Erfriſchung ſeines Geiſtes ſuchte, ſie bei dieſen Schriften ſuchte? Für einen, der zum Dichter geboren ward, wäre es tauſendmal beſſer geweſen, ſolche Schriften, ohne alle Anweiſung, ſelbſt zu leſen, als ſie ſich auf eine Art, welche alles Talent nothwendig erſticken mußte, erklären zu laſſen. Bei jenem entſteht man aus ſich ſelbſt, und ſucht die Quelle der Natur nach, indeſſen man ſich von den Banden eines pedantiſchen Unterrichtes nur ſelten mehr losmacht, und eher ſeine eigne Empfindung ſich abläugnet. Was ein fähiger Kopf damals thun konnte, um vor andern ſich auszuzeichnen, das hat Etenhuber frühzeitig geleiſtet, und ſeiner Neigung zum Dichten durch Verſuche genug gethan, welche ſeinen Zeitgenoſſen ein erfreulicher Beweis von ganz ungewöhnlicher Fähigkeit waren. Wie leicht zu vermuthen, verfaßte er ſeine erſten Arbeiten meiſt in lateiniſcher Sprache, worin er das, was allgemein für poetiſche Schönheit galt, ganz vortrefflich erreicht hat. Ich erinnere mich, einige derſelben, als z. B. die Beſchreibung der großen Feuersbrunſt der Reſidenz, das ſich anfieng:

> Noctis erat medium, lectisque sepulta iacebant
> Corpora somniferi turgida rore Dei;
> Cum subito audiri strepitus, crebescere murmur etc.

geleſen zu haben, die von einem jungen Manne noch viel Gutes erwarten ließen. Und wäre der innere Werth ſeiner nachherigen Schreibereien ſo groß, als ausgebreitet der Beifall, den er ſich durch ſelbe zuzog, geweſen: ſo müßte er einer unſrer erſten Dichter geworden ſeyn. Man verehrte ihn mit allgemeiner Achtung; ſein Name erſcholl in fernen Provinzen. Gelehrte von nicht unanſehnlichem Rang ſuchten durch die ſchmeichelhafteſten Begriffe ſeine Bekanntſchaft. Die K. K. M. Thereſia ſ. A. beehrte ihn mit einer Medaille, und wir — wir haben ihn zum Hofpoeten erhoben, eine Ehrenbezeugung, welche, wie nicht zu zweifeln, im vollkommenſten Ernſte gemeint war.

Um ſo mehr bleibe ich dabei, daß Etenhuber in ſeinen Umſtänden ward, was er werden konnte; denn außerdem, daß es kein gefährlicheres Hinderniß zum Fortſchreiten auf dem Wege der Verdienſte giebt, als den allgemeinen Ruf, daß man ſich bereits viel Verdienſte erworben habe, ſo mußte ihn der laute und gewiß ungeheuchelte Beifall des Publikums in ſeiner Ueberzeugung, daß er den wahren Weg gehe, beſtärken. Aber, was ihm alle Erhebung ſeiner Talente, ich möchte faſt ſagen, unmöglich machte, war, man lobte ihn — und ließ ihn darben. Das Dichten war ſein Brod, und das war ſo viel, als hätte man ihm die Nothwendigkeit auferlegt, nie etwas, das eigentlich dichten heiſſen konnte, zu verfertigen. Ihm wäre mit dem ſchönen und einzig wahren Beifall der wenigen Kenner nicht geholfen geweſen. Er brauchte viele Leſer, und dieſe vielen brauchten einen Mann, der ſie ſo kurz und wohlfeil, als möglich, unterhalten, und ihre Erwartung befriedigen würde. Eine richtige Darſtellung der Natur, Reinigkeit der Sprache wurden weder gekannt noch geſucht, ſondern das Höchſte war ein witziger Einfall, der etwas zu lachen gab, in Reime gebracht, ein künſtliches oder mühſames Spiel mit Worten, Zahl u. d. gl. und die ſchwere Sünde, die nachher ſo vielen ihre

Ruhe koſtete, etwas beſſer, dann andere, denken oder machen zu wollen, war kaum noch geahnet. Mit einem z. B.

DoLe CIVItas MonaCensIs, tVa abIt Iosepha.
sIC nos DeserIs prInCeps optIMa, VoLVptas PatrIae!
o trIstIs VaLeDICtIo, fVnesta, aCerba reMotIo.

war er verſichert, bei dem Theile ſeiner Leſer, der ihn ernährte, mehr Ehre einzulegen, als hätte er die geiſtigſte Klopſtockiſche Ode, zumal, wenn ſie ungereimt geweſen wäre, verfertigt. Seine faſt jährlichen Memoriale oder Bittſchriften an den durchl. Churfürſten um Triftholz, in dem Ton:

„Der Prinz von Winterfeld, der nordiſche Tyrann
Rückt wieder neuerdings mit friſchen Truppen an;
Das Kaltneriſche Korps iſt ſchon vorausgedrungen,
Und ſchreibet allenthalb die ſtärkſten Lieferungen
An Geld und Brennholz aus“ u. ſ. w.

wurden begierig aufgekauft und geleſen. In Rückſicht dieſes Bedürfniſſes ſeiner Käufer entſchloß ſich Etenhuber, eine Zeitung in Verſen zu ſchreiben, welche er unter dem Titel, münchneriſches Wochenblatt, im Jahre 1759 angefangen, und ein und zwanzig und ½ Jahr fortgeſetzt hat. Eine höchſt ſaure Arbeit, wobei ich keinem meiner Leſer wünſchen kann, daß ihm, was immer für ein ähnliches Schickſal die Fähigkeit geben möchte, ſich davon einen Begriff machen zu können. Wenn es gleich keine Poeſien waren, und wahrlich keine ſeyn konnten: ſo mußten es doch abwechſelnde Beluſtigungen ſeyn, ſo mußten es doch Anſtrengungen ſeyn, den trockenſten aller trocknen Materien jene Munterkeit, wodurch die Welt, die ihn umgab, allein bewegt werden konnte, zu geben, und darin immer deſto mehr zu leiſten, je mehr er in vergehenden Arbeiten bereits geleiſtet haben würde; denn für einen Schriftſteller iſt die Welt faſt immer unbeſchreiblich undankbar; ſie hat morgen vergeſſen, was ſie heute genießt, und jener hat viel vom Glücke zu ſagen, wenn er ſo glücklich iſt, dafür, daß er etwas gethan hat, Vergebung zu erlangen. „Unter allen den ſchönen Lufterſcheinungen, ſchrieb unlängſt Wieland an einen jungen Dichter, die einen jungen Dichtergeiſt ermuntern und beflügeln, wenn er die lange und mühvolle Laufbahn beginnt, deren Ziel unter tauſend Mitlaufenden nur ſo wenige erreichen, iſt vielleicht die ſüßeſte — der Wahn, daß etwas mehr als Beifall, mehr als das eitle digito monstrari et dicier, hic est, daß die Liebe der Nation, für die er arbeitet, der Preis ſeiner unermüdeten Beſtrebungen ſeyn werde. Schmeicheln Sie ſich nicht mit einer ſo eiteln Hoffnung, mein Freund. Das Höchſte, worauf Sie zählen können, ſind Augenblicke von Gunſt, kurze Aufbrauſungen, von dem Vergnügen, das Sie uns in dieſen Augenblicken gemacht haben, veranlaßt, und wofür man Sie durch die Gefälligkeit, ſich von Ihnen vergnügen zu laſſen, überflüßig belohnt zu haben glaubt. Von dem Moment an, da wir wahrnehmen oder uns auch nur einbilden, daß Sie nach unſerm Beifalle ringen, betrachten wir Sie mit eben den Augen, womit wir alle andere Prätendenten an Virtuoſität in den ergötzenden Künſten ſehen; und Sie ſtehen (es mag Ihnen nun gefallen oder nicht) mit Taſchenſpielern, Luftſpringern und Baladins in einer Linie. Alle Ihre Anſtrengungen, einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, ſehen wir als Schuldigkeit an; und Wehe Ihnen, wenn Sie nicht immer ſich ſelbſt übertreffen, oder ſich jemals für erlaubt halten, auf Ihren Lorbern einzuſchlummern! — — Hoffen Sie nicht, heißt es ferner, durch irgend eine Anſtrengung, irgend eine idealiſche Vollkommenheit, zu der Sie mit allen Kräften Ihres Geiſtes emporſtreben, endlich einmal zu erhalten, was Sie nach Ihren Begriffen von der Kunſt, und im lebendigen Bewußtſeyn deſſen, was Sie geleiſtet haben, für bloße Gerechtigkeit anſehen. Sie werden ſie nie erhalten; nicht, weil man Ihnen Gerechtigkeit verſagen will, ſondern weil man keinen Begriff von allem dem hat, was man wiſſen müßte, um ſie Ihnen wiederfahren zu laſſen.“

Bei Etenhuber war dieß Schickſal, das jeder Dichter und Schriftſteller, der wahrhaft groß oder mittelmäßig, einmal beliebt war, erfährt; bei ihm, ſage ich, war dieß Schickſal noch überdieß in Betreff ſeiner Arbeiten ganz natürlich. Während daß dieſelben galten und im Ruf waren, fieng man bei uns, durch geläuterte und aufweckende Schriften unſerer Nachbarn ermuntert, zu fragen an, was ſchön und häßlich, was der Natur und den ewigen Regeln, wie man ſie erreichen könnte, gemäß, oder bloß nach ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten willkührlich erſonnen war. Man lernte durch Hülfe der Neuern den Sinn und Werth der Alten kennen, und aus dem Publikum trat eine Partei hervor, gegen welche die andere, welche zurückblieb, wenn gleich weit zahlreicher, ohne es hindern zu können, im Reich des Geſchmacks und der Literatur alle Stimme verlor. Immer und immer wurde eine größere Anzahl ſchüchtern, in Etenhubers Schriften dichteriſchen Geiſt und Geſchmack zu finden, man zog ſich, ſo gut man konnte, und ſo ward der gute Mann erſt vernachläßigt — und dann vergeſſen. Und zuletzt ward er (nicht zu unſerm Ruhm) ein Gegenſtand der Dürftigkeit und des einzelnen Mitleids. Seine Welt war dahingegangen.

Als er fühlte, wie weit anders diejenigen dichteten, die jetzt als Dichter erſchienen, wars zu ſpät. Jahre, Kummer, unauslöſchliche Eindrücke ſeiner Jugendjahre, Mangel an Aufmunterung, an Kraft und Heiterkeit des Geiſtes, vielleicht harte Demüthigung ſeiner ſelbſt, und daraus entſtandener Kleinmuth und Zaghaftigkeit drückten ihn darnieder. Er hat die Spuren, die zum wahren Gebrauch poetiſcher Talente führen, gewiß geſehen; aber es war zu ſpät für ihn; es ſtand nicht in ſeiner Gewalt, ſie gleich andern, denen er an urſprünglicher Anlage unſtreitig gleichkam, zu betreten. So glaube ich ihn in den letzten Jahren, wo ich ihn oft auf einſamen Spaziergängen als einen, ich weiß nicht, wie, rührenden und mir ehrwürdigen Mann antraf, und mich, ohne daß er mich jemals gekannt hat, zu ihm mengte, geſehen zu haben. Den Horaz und Virgil, Ovid, Properz, Tibull u. ſ. w. konnte er beinahe wörtlich auswendig; Gellert, Rabner, Klopſtock und Männer, die ihnen ähnlich ſind, ſchätzte er unendlich, und auf diejenigen, nach deren Begriffen und Grundſätzen ſeine Schriften keine Werke des Geſchmacks ſeyn konnten (ich gab ihm oft, aus Neugierde, wie er urtheilen würde, dazu Gelegenheit) ſchimpfte er nicht. Keine Silbe von der heutigen ungezogenen und groben Art, womit unſere Journaliſten um den Beſitz der Humanität ſtreiten, kam ihm aus dem Mund; aber für ihn war nichts mehr übrig, als ſeinen edeln Gram ſtillſchweigend in ſich ſelbſt zu verſchließen, und ſich allenfalls mit jenem, emendaturus, si licuisset, eram, ſo gut ſichs mochte thun laſſen, zu tröſten. Er ſah, wie die Achtung, und noch mehr, wie die Dankbarkeit für ſeine Bemühungen dahingieng und nie wiederkommen würde.

Er hat außer jenem Wochenblatt eine erſtaunliche Menge Gelegenheitsſtücke, als Sterb- Geburts- Hochzeit- und Abſchiedslieder, theils freiwillig, theils gedungen verfertigt, und beinahe keine merkwürdige Begebenheit vorbeigelaſſen, die er nicht alſogleich beſchrieben und in ein Lied gebracht haben ſollte, worunter einige, in Abſicht auf den fließenden Vers, und wohl auch zuweilen in Abſicht auf das innere Weſen, ſtille Kennzeichen ſeines im Elend der Literatur verunglückten Dichtergeiſtes ſind. Dahin gehören auch ſeine vielen ſatyriſchen Schriften, z. B. Neueröffnete politiſche Kriegsbühne in Verſen, wo er den Geldkrieg, den Hauskrieg, den Mode- oder Kleiderkrieg, den Schwelgerei- und Gläſerkrieg ꝛc. beſchrieben, und wozu ſein Freund Jungwirth die Kupfer verfertigt hat; dahin ſein erneuertes Alterthum, wozu jener ſchöne Portraite, als den Cyrus, Totila, Ariſtoteles, Diogenes Cynicus, Archimedes, Mahomet u. ſ. w. geliefert hat. Dieſer brave Künſtler hat ſeines Freundes Werke mit einer Menge Kupfer bereichert; er blieb einer ſeiner einzigen und getreuen Freunde; er ſtach ihn ſelbſt in Kupfer, und blieb, wie ich der ſchönen Sache wiederholen muß, einer ſeiner einzigen und getreuen Freunde bis in den Tod.

Ich war, da ich Etenhubers Leben beſchreiben wollte, nicht ſo glücklich, ſeine Werke irgendwo geſammelt zu finden. Wie ich dieß im ganzen Ernſt bedaure, denn zur Literaturgeſchichte gehören ſie, als Werke, die gefallen haben, immerhin: ſo glaubte ich diejenigen, welche darüber lachen, weil ſie den Geiſt der Poeſie vermiſſen, für einen andern Theil aufmerkſam zu machen — für ſeine Philoſophie, worin ſowohl unſere damaligen Sitten, als die Denkungsart des Mannes geſchildert iſt. Er hat ſeinen Zeitgenoſſen bei allen Vorfällen, ſo gut ers vermochte, die Wahrheit geſagt; aber nie hat er jemand gekränket, oder ſich ſolcher Züge, welche auf Perſonen gedeutet werden könnten, bedienet. Er hat immer, wie man bedurfte, beluſtigt; aber nie hat er ſich eines zweideutigen Scherzes oder einer unanſtändigen Anſpielung ſchuldig gemacht, ſondern innerhalb der Grenzen der Züchtigkeit blieb er, und was er ſang, brauchte von den Aeltern nicht erſt geleſen zu werden, ob es die Kinder auch ſingen dürften. Und ich habe alles geſagt, wenn ich zu ſeinem Andenken ſage, er habe nie einem Kind etwas zu Leide gethan.

Er beſaß ferner einen überaus geſunden Verſtand und eine männliche Beurtheilungskraft, ſo, daß er in Bedienungen treffliche Dienſte geleiſtet haben würde. Noch eine Tugend, ich werde nie aufhören, ſie unter den erſten und wichtigſten Tugenden eines Bürgers oben an zu ſetzen, war ihm eigen: eine unumſchränkte Liebe zu unſerm Vaterland. Was man von dieſer Liebe, da, wo ſie übertrieben wird, von Meinung und Vorurtheil ſagen mag, dieſe Liebe, auch, wo ſie durch Uebermaß ein Fehler wird, iſt der Fehler verzeihlicher, und ich halte nichts von dem Mann, cui, ubi bene est, patria est, halte entgegen alles auf den, der viel auf Uns, und viel auf ſich allein wegen Uns allen hält. Wo Etenhuber viele Landsleute ſah, da rühmte er den Churfürſten und Bayern, da ſuchte er Seelen für Bayern geſtimmt und ein Lied zu

Bayerns Lob. In einem Eifer dieſer Art verfaßte er im Jahr 1778 das beſchwerende Bayern, eine Ode, die ihm viel Unruhe verurſacht hat. Er mußte darum ins Gefängniß, welches kein beſchimpfender Ort iſt, und für tauſend andere erträglich geweſen ſeyn würde, aber für ihn unbeſchreiblich kränkend war. Als man hinter ihm die Thüre des Thurmes ſchloß, fiel er in Ohnmacht, und der Schmerz drang ihm in das Innerſte der Seele. Ich führe dieſe Anekdote, welche dem gutmeinenden Etenhuber am wenigſten nahe geht, an, um einer gerechten Erinnerung in Abſicht deſſen, wie man verſchiedenen Menſchen billig auf verſchiedene Weiſe begegnen ſollte, Platz zu machen. Ein Gelehrter, der von der bildenden Literatur Profeſſion macht, (um Richter, Advokaten, und was dahin gehört, iſt mir niemals bange) wird faſt immer ein ſtets leidendes, unzufriedenes und daher nicht ſelten ein unfreundliches Geſchöpf ſeyn. Durch die unaufhörlich benutzte Fertigkeit, über alles mit ſeinem Gefühle zu ſtudiren, überall zu beobachten, und unter tauſend Ideen der wahren nachzuſpüren, verfeinern ſich die Sinne und Nerven eines ſolchen Menſchen auf einen Grad, wobei alle Gegenſtände, auch ſolche, wo jeder andere kalt bleibt, auf ihn heftige Eindrücke machen, und in ſeinem Herzen heftige Bewegungen von Luſt und Unluſt erwecken. Wo wir lange über etwas nachdenken, oder, weiß nicht was, gefunden zu haben meinen, da ſtand es ſchon lange und weit herrlicher vor ſeiner Seele. Solchen Menſchen wird überdieß eine Art von gegenwärtigſtem Gefühl und Bewußtſeyn ihres Uebergewichts über andere, wenn dieſe durch Rang oder Geburt auch noch ſo hoch durch willkührliche Conventionen erhoben ſeyn ſollten, bald zur Natur, und es ſchmerzt ſie unendlichemal empfindlicher, denn andere, irgendwo, wo nach ihrer Ueberzeugung keine Schuld iſt, erniedrigt zu werden. So haben wir ganz gewiß eine Menge vortrefflicher Männer, ſo haben wir unter andern gewiſſermaßen unſern Aventin verloren. Man iſt ihm keineswegs hart begegnet, und unſere Herzoge haben ihn, ſobald ſie von ſeinem Arreſt Nachricht erhielten, alſogleich loszulaſſen befohlen. „Es hat jedoch, ſchreibt der treuherzige Verfaſſer ſeines Lebens im Parnasso boico, der Schrecken wegen ſolcher Gefangennehmung in Aventini Gemüth einen ſo feſten Eindruck verurſachet, daß er von ſolcher Zeit immer traurig, furchtſam, ängſtig und kleinmüthig einhergegangen, auch vielfältig bald über die vergegangene Gefangenſetzung, bald über allerhand Schmerzen und Zuſtände geklaget, ſo, daß man davorgehalten, er ſey in eine ſchwere Melancholie verfallen."

Darf ich meinen Leſern aus einem Buch, das bei Uns noch gar wenig geleſen oder verſtanden wird, aus Triſtram Schandis Leben die rührendſte aller Beſchreibungen mittheilen, in der Abſicht, ſie durch die zärtlichſte Muſik geleitet, an das Grab unſeres Landsmanns zu führen?

„Wenige Stunden vorher, ehe Yorick ſeinen Geiſt aufgab, gieng Eugenius zu ihm, in der Abſicht, ihn noch einmal zu ſehen und den letzten Abſchied von ihm zu nehmen. Wie er Yoricks Vorhang aufzog, und ihn fragte, wie er ſich befinde? ſah ihm Yorick ins Geſicht, faßte ihn bei der Hand — und nachdem er ihm für ſo manchen Beweis ſeiner Freundſchaft gegen ihn gedankt hatte, wofür, ſagte er, wenn es ihr Schickſal wollte, daß ſie ſich künftig wieder antreffen ſollten — er ihm immer mehr und mehr danken wollte— ſagte er ihm, in ein paar Stunden würde er ſeinen Feinden auf ewig das Nachſehen laſſen. — Das hoffe ich nicht, antwortete Eugenius mit dem zärtlichſten Tone, in dem jemals ein Mann geſprochen hat, wobei ihm Thränen die Wangen herabrollten — das hoffe ich nicht, Yorick, ſagte er. Yorick antwortete mit einem in die Höhe gerichteten Blick und mit einem ſanften Drucke, den er Eugenius Hand gab, und mit ſonſt nichts. Aber es gieng Eugenius durchs Herz. — Komm — komm, Yorick, erwiederte Eugenius, indem er ſich die Augen wiſchte, und ſich wie ein Mann zu faſſen ſuchte — ſey wohlgemuth, mein liebſter Bruder; laß nicht allen Muth und Standhaftigkeit in dieſer Stunde der Prüfung ſinken, wo du ihrer am meiſten bedarfſt — wer weiß, was für Hülfe noch vorhanden iſt, und was Gottes Macht noch für dich zu thun vermag? — Yorick legte ſeine Hand auf ſein Herz, und ſchüttelte ſanft den Kopf. —

Ich muß dir ſagen, fuhr Eugenius fort, und weinte bitterlich, als er die Worte ſprach, ich weiß nicht, wie ichs aushalten ſoll, mich von dir zu trennen, Yorick — und möchte gerne meiner Hoffnung ſchmeicheln, fügte Eugenius hinzu, wobei er ſeine Stimme aufheiterte, daß noch genug von dir übrig ſey, um einen Biſchof daraus zu machen, und daß ich das noch erleben werde. — Ich bitte dich, Eugenius, erwiederte Yorick, und nahm, ſo gut er konnte, mit ſeiner linken Hand die Schlafmütze vom Kopfe — weil er ſeine rechte noch immer feſt in Eugenius ſeiner liegen hatte — ich bitte dich, ſieh mein Haupt an!

— Ich ſeh nicht, daß ihm etwas ſchadet, verſetzte Eugenius. Ach, mein Freund! ſagte

Yorick, ſo muß ich dir ſagen, daß es ſo zerſchlagen, ſo mißhandelt iſt von den Streichen, welche * * * und * * *, und einige andere mir ſo unſanft im Finſtern verſetzt haben, daß ich mit Sancho Panſa ſagen möchte, wenn ich wieder aufkäme; „und ſollten denn auch Biſchofshüte vom Himmel regnen, ſo dicht wie Hagel, es würde doch keiner darauf paſſen." Yoricks letzter Athem ſchwebte auf ſeinen zitternden Lippen, in völliger Bereitſchaft zu entfliehen, als er dieſes hervorbrachte; und dennoch brachte ers mit einem etwas cervantiſchen Tone hervor; — und wie ers ſprach, konnte Eugenius einen Strom ſanften Feuers bemerken, das ſich auf einen Augenblick in ſeinen Augen entzündet hatte; — ſchwaches Gemälde von jenen Blitzen des Witzes, welche (wie Shakeſpear von Yoricks Anherrn ſagt) gewohnt waren, den Tiſch zum lauten Gelächter zu zwingen. — Eugenius ward hiedurch überzeugt, daß der Gram ſeines Freundes Herz gebrochen habe; er drückte ihm die Hand — gieng darauf leiſe aus dem Zimmer, und weinte, wie er gieng. Yorick folgte ihm mit den Augen bis zur Thüre. — Darauf ſchloß er ſie, und öffnete ſie nie wieder.— Er liegt begraben in einer Ecke ſeines Kirchhofes, in dem Kirchdorfe — unter einem kunſtloſen, platten Marmorſteine, den ſein Freund

Eugenius, mit Erlaubniß ſeiner Executores, über ſein Grab legte, mit nicht mehr als dieſen drei Worten einer Inſcription, welche beides als eine Grab- und eine Klageſchrift dienen:

Ach, armer Yerick!

Man hat bemerkt, daß Etenhuber ſeit ſeinem, wiewohl glimpflichen und kurzen Arreſte, der muntere Mann nicht mehr war, der er ehemals geweſen. Er gieng betrübt und verlaſſen umher, und verfiel zuſehends. Wenige kannten ſeine Dürftigkeit, und nicht alle, die ſie ſahen, nahmen ſie zu Gemüth. Er gieng dahin im Spital der Barmherzigen, wo übrigens ſeiner mit Sorgfalt gepflegt ward, den 24. Sept. im 62. Jahr ſeines Alters. Ach, armer Landsmann!

Der Greis zu Thalburg.

Das Leben großer und außerordentlich wohlthätiger Seelen hat etwas Beklagenswerthes, das ſich bei gemeinen nicht findet — dieß nämlich, daß die Bahn, die ſie betreten, und die ſie mit Blumen beſäen, gleichſam nur die ihrige iſt, und daß nach ihnen die Spuren ihres einſamen Wandels verlöſchen. Ungeachtet ſie keine andere Luft hauchen, keine reizendere Ermunterungen, keine mächtigere Beiſpiele ſehen, als alle ihre Zeitgenoſſen, die in ebenderſelben Stadt mit ihnen lebten: ſo erhalten ſie doch ihr eigenes Weſen, nähren, bilden und erheben ſich über alles, was ſie umgiebt, und wirken um ſich her, ohne jemand die Quellen, woraus ſie ihre Gedanken und die Gewalt ihrer Unternehmungen ſchöpfen, zu zeigen. Und doch iſt es kein Geheimniß; jeder andere ſieht es, billigt es; aber nur ſelten will es einem, der es nachverſuchet, gelingen.

So ſpricht man in einem Umkreis von zwanzig Meilen noch dieſe Stunde von dem Greis zu Thalburg, als von einem Mann, wie nie ein anderer war, wie nie ein anderer ſeyn wird. Und doch ſprechen das ſchon die Enkel derjenigen, die den Mann ſelbſt mit ihren Augen geſehen haben. Sie wiſſen noch ſeine ganze Tagsordnung, und bedienen ſich ſeiner Reden, wie Sprüchwörter. Jeder will von ihm etwas beſonderes, das zu erzählen nur er ein Recht haben könnte, gehört haben, und einige bringen ſogar ſeine Manieren, ſeinen Gang, ſeine Art den Hut zu tragen, den Mantel umzuwerfen, auf die Bahn, als müßten bei einem außerordentlichen Mann auch ſolche Dinge außerordentlich ſeyn.

Es ſcheint in dem, wodurch der Greis ſeine Gegenwart ſo wohlthätig und ſein Andenken ſo heilig machte, nichts zu liegen, wozu ein unternehmender Geiſt, oder eine anhaltende Anſtrengung erfodert würde. Er erwarb ſich mit leichtem Aufwand und durch ununterbrochene Vergnügungen das Recht, der größte Wohlthäter, der allgemeine Freund und Vater ſeines Vaterlandes zu heißen. Noch lebt ſeine Denkungsart in den vornehmſten Häuſern, deren Söhne er bildete, und faſt in allen ländlichen Gerichtsſtuben. Dennoch hat ſich ſeit ſeinem Hintritt kein Nachahmer gefunden; vielleicht, weil unter zehen, die zu etwas ähnlichem Luſt hätten, nicht Einer zu ſich das Zutrauen hat, einen gleichen Erfolg zu hoffen.

Der Greis, von dem ich rede, war der Freiherr von Krönigseck, der, nachdem er etliche und vierzig Jahre an den anſehnlichſten Höfen gelebt, die wichtigſten Staatsämter bekleidet, blutigen Schlachten und den entſcheidendſten Berathſchlagungen in den Kabinetten beigewohnt, und durch eine lange, lange Reihe kluger Beobachtungen und eigner Erfahrungen die Menſchen aller Stände zu Waſſer und zu Land kennen gelernt hatte, ſich endlich aus dem Gewühl der Dinge zurückzog — aber nicht, um gleichſam aufzuhören, ſondern, um ſich an den Scheideweg zu ſetzen, und den Vorübergehenden theils den nähern Weg zu zeigen, ihnen die Beſchaffenheit der Dinge, welche ſie antreffen würden, voraus zu ſagen, theils auch den gefahrvollen Ungeſtüm zu kühner Wanderer mit liebkoſenden Worten zu mäßigen, und die Trägheit der Kleinmüthigen aufzumuntern. Er beſaß in ſeiner Geſtalt ein fürſtliches Anſehen, und jene Männerkraft im Blick und Tritt, die Ehrfurcht und Achtung für den, der erſcheinen wird, vor ſich her ſendet; und zu gleicher Zeit lächelte ſein Aug und ſein Mund; und die Heiterkeit, die ſich über ſein ganzes Geſicht ergoß, und ſchon in der leiſen Senkung ſeines Kopfs erſchien, flößte auch dem Zaghafteſten, ſobald er ihn anſah, Vertrauen und Liebe ein. Man fühlte ſich ſicher, und wie aufgehoben, in ſeiner Gegenwart. Er kam jedem, der ihn ſprechen wollte, zuvor, ließ ſich zu allen Stunden des Tags ſprechen, und die ihn perſönlich gekannt haben, bezeugen einſtimmig, ſie hätten ihn nie mürriſch oder verdroſſen, noch weniger aber zornig geſehen. Täglich nach der Mittagstafel war in ſeinem Haus freie Geſellſchaft, und in etlichen aneinander ſtoſſenden Zimmern war für die Gäſte alles, womit man ſich in vornehmen Häuſern nach der Tafel zu unterhalten pflegt, bereit: ein ſchönes Billard, Spieltiſche u. dergl. Er hatte dieſe Akademie des Vergnügens nicht ſo bald eröffnet, als ſich bei ihm diejenigen jungen Herren von Adel einfanden, die man, weil ſie über die Knabenjahre weg ſind, frei läßt, und die, auf dieſe Art freigelaſſen, nicht ſelten wie ohne Zügel und Zaum herumjagen, und da ſie keinen Freund, der ſie mit beredſamer Klugheit die ſchlüpferigen Wege durchzuführen verſtünde, antreffen, ihre guten Grundſätze, die Geſundheit ihres Verſtandes und Herzens, und alle Erwartungen, die man ſich, da ſie noch geführt wurden, von ihnen machte, verlieren. Anfangs ſcherzten und lachten die jungen Herren, und ein- und andersmal trieben die lebhafteſten unter ihnen ihre Fröhlichkeit bis zu einem Tumult, deſſen öftere Wiederholung leicht zu kleinen Ausgelaſſenheiten ausgeartet, und zuletzt den Endzweck dieſer Geſellſchaft vereitelt haben würde. Der alte Freiherr von Krönigseck kannte den Gang der Sache zu gut, um ihn nicht zu erwarten, oder darüber beſtürzt zu werden. Er wurde ſelbſt verjüngt, wenn die Jünglinge kamen; und, wie er ein

Mann von gegenwärtigem und lebhaftem Geiſt, und von beinahe unendlicher Beleſenheit war: ſo übertraf er ſie immer am paſſenden Witz der Einfälle, welche bei ihm keineswegs auf ein Geratheweohl und zufällig gewagt und hingeworfen, ſondern wie mit Zubereitung jederzeit an der wahren Stelle erſchienen. Aber, wie ich kaum anzumerken brauche, immer blieb er in den Schranken des ſtrengſten Wohlſtandes, und die Anweſenden wurden bald gewahr, daß eine zu freie, unanſtändige oder gar zweideutige Rede hier durchaus am unrechten Ort angebracht, und für den, der ſich dahin vergeſſen ſollte, ſehr beſchämend ſeyn würde. Es währte nicht lang, ſo herrſchte in dieſer Geſellſchaft bei aller Ungezwungenheit der einnehmende Ton der Mäßigung und der feinſten Lebensart, und jeder verließ ſie mit einer Befriedigung und innerm ſtillen Vergnügen, das er ſich in andern Zuſammenkünften nicht bewußt war, ſo ganz mit heiterer Seele genoſſen zu haben.

Der gute Alte hielt ſich die beſten Zeitungen von Europa, worunter auch ſolche waren, die in ſeiner Gegend außer ihm niemand beſaß. Wenn die Jungen kamen, fanden ſie ihn gemeiniglich darin leſen, und, ſobald ihrer mehrere beiſammen waren, las er ſtets laut. Es iſt keine Gewalt über die der Liebe zum

Vaterland, und keine politiſche Tugend, die in unverdorbenen Herzen leichter zu wecken wäre und größere Eindrücke machte. Wenn von Krönigseck eine wichtige Aenderung, Einrichtung, oder was immer für einen Schritt von Bedeutung, den ein auswärtiger Hof machte, antraf, ſo nahm er ſogleich Gelegenheit, den Anweſenden die Folge, welche derſelbe mit der Zeit unvermeidlich nach ſich ziehen müßte, zu erklären. Nach und nach zeigte er ihnen die große Staatsmaſchine, und ließ ſie aus dem Geiſt der Verfaſſungen und Anſtalten, welche er darin kannte, wahrnehmen, wie das Gewicht des einen einen andern Staat, der gegenwärtig ſchlummerte, oder worin ſich beim Ruder kein einziger denkender Kopf ſände, nothwendig bald überwiegen müßte. Was er ſo verbrachte, belegte er ſtets mit den Geſchichten europäiſcher Höfe, indem er ihnen zeigte, wie hier das Miniſterium einen großen Fehler, welcher erſt im folgenden Jahrhundert zeitig wurde, begieng; wie ein anders hier den Grund, worauf das Land allgemach nach ſeiner jetzigen Größe ſtieg, legte, und wie dieß alles auf einigen wenigen durchdringenden Köpfen und rechtſchaffenen Männern, die in einem ewigen Wettſtreit ihrer Einſichten und ihrer Wachſamkeit untereinander lebten, beruhte. Da er in ſeiner ſehr ſchönen Bibliothek eine gewählte Sammlung der wichtigſten und geiſtreichſten Schriften beſaß, ſo ſäumte er nicht, ihnen die Männer, die längſt ähnliche Bemerkungen gemacht, oder durch die Mittheilung ihrer erhabenen Kenntniſſe den nächſten Anlaß zu großen Entwürfen gegeben hätten, zu nennen, und die Stellen, welche er meinte, ſelbſt vorzuleſen. Er vergaß dabei ſeines Landes und derjenigen Schickſale nicht, in welche dieſes, vermöge dieſer und jener Einrichtung fremder Länder, nothwendig verwickelt werden müßte; aber ohne etwas zur Verkleinerung oder zum ſchmeichelhaften Lob deſſelben zu ſagen, bediente er ſich bloß mit allem Glimpf der Beſcheidenheit der Ausdrücke: „Dieß ſollten wir emporbringen“ und: „Dieß ſollten wir abthun.“ Dabei unterließ er nicht, ihnen vorzuſtellen, wie oft ein kleiner Staat alle größern erobert, ein kleiner Haufe wider große Armeen geſiegt hätte, und wie da alles einen ganz andern Gang nehmen würde, wo Männer, wie Cäſar, wie Carl und Otto der Große u. ſ. w. lebten, und er ſetzte hinzu, daß dieſe in ihrer Art klaſſiſchen Männer in dieſem und jenem Lande, das er nannte, auch wirklich vorhanden wären. Bei dieſer Gelegenheit ſchilderte er ihnen die Lebensart, das Betragen und das Vorzüglichſte der Charaktere, welche er an großen Staatsminiſtern und berühmten Feldherren, mit denen er ehemals einen perſönlichen Umgang pflog, hatte kennen lernen. Er beſchrieb ihnen immer ſolche Männer, deren Bild man ſich im Geiſte nicht vorhalten kann, ohne einen heftigen Trieb der Nachahmung zu empfinden. Er erzählte ihnen, wie ſie ſich gegen andere in Geſellſchaften betragen, welche Art von Vergnügungen ſie geliebt, wie ſie in gewiſſen entſcheidenden Fällen aufrecht geblieben, und überhaupt, wie ſie allenthalben, wo ſie auftraten, mit dem Gepräge beſonderer Eigenſchaften, wodurch ſie gleichſam vor andern kennbar wurden, erſchienen. An dieſem rühmte er, wie man ihn nie an ſeiner Gemüthsart geändert, nie verzagt, aufgebracht oder unmäßig geſehen; an einem andern, wie er, wenn es der Nuzen ſeines Geſchäfts erfordert hatte, viele Tage und Wochen ununterbrochen gearbeitet, oder wie er große Geldſummen, die er von ſeinem Hof nicht hoffen konnte, ausgeſchlagen hätte. Und was er ſagte, hatte Nachdruck und Leben, und floß wie Honig von ſeinem Munde.

Ich zweifle nicht, daß es dem großen Manne anfangs einige Geduld und weiſe Liſt gekoſtet haben mag, bis er es dahin brachte, daß raſche Jünglinge, unter denen die Zahl der Leichtſinnigen und Halbwilden nicht klein war, anfiengen, ſich nach dem Vergnügen einer ſolchen Unterhaltung, wie nach einem Bedürfniß, zu ſehnen. Dennoch kam geſchwinder, als man hoffen ſollte, die Zeit, wo dieſe Verſammlung eher einer Akademie der Bildung, als der Zerſtreuung glich. Jener ſchien nichts weniger, als bloß unterrichten und beſſern zu wollen, und er wußte ſeine Abſichten unter tauſend Erfindungen, welche alle von dem Zufall herbeigeführt ſchienen, auf die beſte Art zu erreichen. Seine weitläufige Kenntniß und Erfahrenheit verhalf ihm zu einer unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit ſtets reizender Unterhaltungen, und ſeine ausnehmende Geſchicklichkeit, allen Dingen eine gute Wendung zu geben, bot ihm ſtets Gelegenheit dar, alles, was er wollte, auf die Bahn zu bringen. Und immer brachte er etwas dahin; deſſen Anblick die Einbildungskraft mit großen Bildern erfüllt, und jugendliche Herzen emporhebt. Er miſchte ſich nicht im geringſten in die Spielkreiſe derjenigen, die am Spiele Vergnügen fanden, auch ſchien er ſich gar nicht darum zu bekümmern, was jedem zu thun beliebte; aber, wenn er zu erzählen anfieng, beſonders, wenn es Heldenthaten in der Schlacht, und die unbeſchreiblichen Mühſeligkeiten des Soldatenlebens betraf, ſo kam einer nach dem andern herbei, und gewöhnlich hatten ſie ihn bald alle umgeben. Er wußte die Sache mit einer Lebhaftigkeit, als wäre jeder ſelbſt gegenwärtig, darzuſtellen; aber was er immer vorbrachte, gieng dahin, den noch gutherzigen und weichen Gemüthern die möglichſte Achtung und Liebe für Tugend und ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit, und das lebhafteſte Gefühl für den Ruhm, ein Mann mit großem Verſtand zu heißen, beizubringen. Unter ſolchen Unterhaltungen vergaßen ſie ſich oft über die gewöhnliche Zeit, wo ſie dann mit erfriſchten Seelen auseinander giengen, und noch denſelben Abend manches Gelübde ſich thaten, oder (was bei einigen ſchon etwas war) den Beſuch einer verdächtigen Geſellſchaft unterließen, und etwas Beſſeres, deſſen Genuß auch den andern Tag noch ſchmeckt, vornahmen.

Ich weiß nicht, wie von Krönigseck es eigentlich machte; aber er beſaß eine beſondere Gabe, den jungen Mann von Hoffnung vor einem Ignoranten oder bloßen Ahnenſtolzen, ohne dieſen eben zu beleidigen, eine nähere Hochachtung zu bezeigen, und ihn von gemeinen Seelen gleichſam heraus zu heben. Daher befliß man ſich in ſeiner Gegenwart, Vernunft und wahres Ehrgefühl zu zeigen; ja unter der ganzen Geſellſchaft entſtand eine ſtillſchweigende Wetteiferung, ſich auf gewiſſe Weiſe hervorzuthun, und zugleich, ich weiß nicht, welcher Vertrag, nur mit dem, deſſen Sitten edel und unbeſcholten wären, in einen Umgang ohne alle Zurückhaltung ſich einzulaſſen. Man hütete ſich ſorgfältig, mit einem weibiſchen Putz, einer übertriebenen Mode, oder einem andern Kennzeichen eines ſchwachen und unausgebildeten Charakters zu erſcheinen, und wer etwa die vorgehende Nacht geſchwelgt, unmäßig geſpielt, oder wie immer ſich auf eine entehrende Art betragen hatte, vermied den andern Tag den Anblick ſo vieler rechtſchaffener Jünglinge, deren Erkundigungen über ſein Befinden ihn in Verlegenheit geſetzt haben würden. Ja, es kam dahin, daß es den Eltern ein trauriges Zeichen war, wenn ihr Sohn aufhörte, bei dieſer Verſammlung ſich einzufinden, und entgegen für ein gutes, wenn er wieder zurückkam. Viele haben dieß Geſtändniß nachher ſelbſt von ſich abgelegt: wiewohl von Krönigseck durch ſeine außerordentliche Beſcheidenheit, womit er ſich das Vertrauen aller Anweſenden gewann, manche wieder zurück führte, ehe ſie nöthig hatten, ein ſolches Geſtändniß zu thun. So ſorgfältig er allen Schein vermied, und ſo weit er auch in der That entfernt war, ſich ungebeten in die Angelegenheiten eines andern zu mengen: ſo häufig ward er aufgefordert, daran Theil zu nehmen. Man kannte ſeine ſtrenge Denkungsart, aber man kannte auch aus der Art, womit er von fremden Fehltritten ſprach, ſeine ausnehmende Duldung und Nachſicht, und ſeine überwiegende Neigung, bei Vergehungen immer mehr Entſchuldigendes, als Strafwürdiges, zu finden. Man war überzeugt, daß man darum ſeine Hochachtung nicht verlieren würde, wenn man ſich den Muth nähme, ſeinen Rath, ſeine Hülfe anzuflehen; und mancher, der in eine verderbte Bekanntſchaft und in Labyrinthe von Unordnungen gerathen war, nahm zu ihm ſeine Zuflucht, mit der Bitte, ihn daraus zu retten.

Herr von Krönigseck beſaß neben einem ſehr gewählten Naturalienkabinete eine herrliche Kupferſammlung, und dieſer Schätze bediente er ſich vorzüglich, theils, weil ſie ihm Gelegenheit zu den lehrreichſten und unterhaltendſten Anmerkungen gaben, theils, weil er dafür hielt, daß, in Betreff der letztern, eine richtige Kenntniß und ein geſunder Geſchmack in Künſten den Geiſt, wenn er mit den Regeln der ewigen Verhältniſſe, und mit dem Gang der Natur, welche ſtets durch einfache Mittel große Dinge wirket, bekannt wird, ordne und erhebe, und das Herz von wilden Neigungen abziehe. Er lehrte ſie die großen Meiſter aller Nationen kennen; er lehrte ſie zugleich die wahre Verehrung und den Stolz kennen, mit welchem die größten dieſer Nationen von ihren Künſtlern zu ſprechen pflegten, und machte ihnen dann den Einfluß begreiflich, welchen eine ſolche Art von Ausbildung, vermöge der Mittheilung unzähliger guter und dauerhafter Gefühle, nothwendig auf den Geiſt der bürgerlichen und gelehrten Geſchäfte verbreiten müßte. Wenn ein Fremder von Bedeutung, ein großer Offizier oder Staatsmann, ein großer Gelehrter oder Künſtler in die Stadt kam, bat er ihn zu ſich; auch waren große Leute gewöhnlich ſchon im voraus an ihn gewieſen. Die Jünglinge hörten hier, nach was der Mann, und nach was die Edelſten der Menſchen ſich zu erkundigen, und was ſie zu bemerken und zu ſchätzen pflegten, und wurden feurig in ihren Grundſätzen.

In ſolchen Augenblicken, wo ſich eine gewiſſe Feierlichkeit und der Wunſch: „Ach, daß man auch mich unter die Edeln der Erde zählen möchte!“ „Daß unſere Nation unter die erſten von Europa gehören, die erſte an Einſichten und innerem Gehalt ſeyn möchte!“ in allen Herzen regte, redete ſie von Krönigseck immer mit den Worten an: „Wir gehören alle zuſammen, ſind Männer eines Landes und Hauſes. Jeder von ihnen kann groß und wichtig werden, und (hier ſah er ſie alle nach der Reihe an, als wollte er nur jeden ins beſondere anſehen) und ich getraute mir viele zu nennen, von denen ich mit Zuverſicht ſagen kann, daß ſie es werden; denn ich kann mit Zuverſicht ſagen, daß ſie ſtets redliche und gewiſſenhafte Männer verbleiben, und ihre Denkungsart in keinem Falle, nicht für Gut und Blut, verrathen werden.“ Solche Reden drangen den Jünglingen tief in die Seele, und nachher, wenn ihnen unter unzähligen Geſchäften und Zerſtreuungen die Eindrücke anderer Begebenheiten geſchwächt wurden, ſind ihnen ſolche Reden in den gefährlichſten Auftritten, wie mächtige Gottheiten, erſchienen.

Seine erſte und letzte Bemühung gieng dahin, den jungen Männern einen gründlichen Geſchmack für die Lektüre der alten klaſſiſchen Schriftſteller beizubringen. Da er wohl wußte, daß bei dem gewöhnlichen Unterricht, welchen man Studiren heißt, die Schriften und Werke des Alterthums der Jugend, ſtatt ihr angenehm zu werden, verhaßt und zur Pein zu werden pflegten: ſo wußte er auch, daß junge Leute, welche auf dieſe Art verderbt worden wären, gleichſam durch beſondere Kunſtgriffe, und wie von vorne eingeleitet werden müßten, wenn ſie wieder anfangen ſollten, die Dinge, wider die man ſie in dem weichſten Alter eingenommen hätte, von ganzem Herzen zu lieben, und bei denſelben etwas ohne allen Vergleich Nahrhafteres und Köſtlicheres, ja, alles für alle Fälle und Zeitalter zu finden. Er hielt denjenigen für gewonnen, und pflegte zu ſagen, er würde, wo er auch angeſtellt werden möchte, gewiß keine gewöhnliche Rolle ſpielen, bei dem er ein ungeheucheltes und aus der Seele entſtehendes Wohlgefallen an den Schriftſtellern des Alterthums wahrnahm; aber man merkte auch, wie er diejenigen, bei denen dieſe Luſt nie wieder zu erwecken war, bedauerte, und (als wenn er glaubte, es wären ihre Seelen verſtimmt) gewiſſermaßen alle Hoffnung von ihnen aufgab, wie man dieß (wiewohl freilich nicht ohne Ausnahme) von denjenigen thut, an denen man kein Gefühl zur Muſik, oder zu den Schönheiten einer holden Landſchaft bemerkt.*) Der gute Greis bediente ſich unzähliger Erfindungen, ſeinen Freunden den Werth dieſer Schätze einzuprägen; er verſäumte unter anderm auch nicht,

---

*) Niemand ſpricht öfter und kräftiger von dieſer Sache, als der König von Preußen. Als ſich dieſer größte und gelehrteſte König aller Jahrhunderte, während der Teſchenſchen Friedensunterhandlungen im Monat April 1779, zu Breßlau befand, und ſich, wie dieß von jeher ſeine Gewohnheit war, mit den dortigen Gelehrten unterhielt, äußerte er ſich, in einer Unterredung über die wichtigſten Gegenſtände der Weltweisheit und anderer Wiſſenſchaften, gegen die Herren Profeſſoren Garve und Arlet, wie nach ſeiner Meinung zur Beförderung der Aufklärung und der

---

Wiſſenſchaften in der Nation nichts nützlicher ſeyn könne, als daß man die beſten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller mehr, als bisher, die Jugend leſen ließe, und beſſere Ueberſetzungen von denſelben verfertigte. — Dieſem Grundſatz zu Folge werden gegenwärtig in den Gymnaſien und Schulen zu Berlin die griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller mit ausnehmendem Eifer, mehr als jemals, geleſen. In einem andern Geſpräch äußerten ſich Se. Majeſtät, unter andern, gegen den daſelbſt anweſenden Staatsminiſter von Herzberg, wie ſie zweifelten, daß Tacitus im Deutſchen ſo kurz, wie im Franzöſiſchen, überſetzt werden könne. Der Staatsminiſter von Herzberg nahm davon Gelegenheit, Sr. Majeſtät eine deutſche und franzöſiſche Ueberſetzung des **XXXVII.** und **XXXXIV.** Kapitels von des Tacitus berühmtem Buch von dem alten Deutſchland, dergeſtalt, daß das lateiniſche Original und die deutſche und franzöſiſche Ueberſetzung auf einer Seite in drei gegeneinander ſtehenden Kolumnen geſetzt waren, mit einem Schreiben zu überſenden.

Der König ſandte dieſes Schreiben nach einer halben Stunde mit folgender eigenhändigen Marginalantwort zurück:

„Ich habe den Verſuch einer Ueberſetzung des Tacitus, welchen Sie mir ſchickten, geleſen. Es iſt dagegen nichts einzuwenden: allein das iſt aus der Beſchreibung der Sitten der Deutſchen, und dieß iſt es nicht, was ſo ſchwer zu überſetzen iſt.

ihnen das Edle und Große im Ausdruck fühlbar zu machen, und hatte dafür oft das Vergnügen, wie kleine Preiſe und Wetten gemacht wurden, wer von den Anweſenden dieſe und jene Stelle in einigem Zeitraum beſſer überſetzen würde. Die, welche nicht mitſpielten

---

das iſt ſeine gedankenreiche und kraftvolle Schreibart, womit er in wenigen Worten die Charaktere und die Laſter der römiſchen Kaiſer ſchildert, und worin die Ueberſetzer in dem Leben des Tiberius, des Claudius ſo viel Unerreichbares antreffen; das iſt jener lakoniſche und zu gleicher Zeit maleriſche Stil, worin er durch Hülfe weniger Worte ſo viel Sachen ausdrückt; dieß iſt es auch, was unſere Ueberſetzer nachahmen ſollen, wenig Worte und viel Sinn; was ſich ferner unſere Schriftſteller bei ihren Werken als eine unverletzliche Regel verhalten ſollen. — Quot verba, tot pondera. Ich bitte Sie um Vergebung, daß ſich meine Unwiſſenheit unterſtanden hat, vor Ihrer Einſicht Latein anzuführen; aber das iſt eine Anmaßung, welche Sie mir, wie ich hoffe, nachſehen werden.

Friedrich.“

Viele aber ſagen, ſie brauchten nichts von dem, was ein Gelehrter wiſſen muß; ihre Sache wäre, ſich zu produciren zu wiſſen.

Unſertwegen möchten ſie ſich unter ſich ſelbſt produciren, wie ſie wollten; nur kein Amt, wozu Verſtand, Einſicht und gewöhnte Arbeitſamkeit gehört, ſollten ſolche annehmen; denn hier hilft kein Produciren, und leider! leider! — —

(denn für ein Spiel galt es) waren Richter, und ſo bekam das Geſchäft unvermerkt eine Wichtigkeit, und es ward nicht gleichgültig genommen, der Ungeachtetſte, deſſen übelgerathenes Werk gar nicht in Betrachtung kam, oder im Gegentheil, der erſte an Verſtand geweſen zu ſeyn. Was ich hier erzähle, iſt ſo buchſtäblich geſchehen, welches uns zu einem Beweis und zur Aufmunterung dienen kann, wie viel Gutes geſchehen könnte, wenn nur viele ſich angelegen ſeyn ließen, etwas zur Beförderung des Guten zu unternehmen. Den Bemühungen des Herrn von Krönigseck, welche für ihn eine bloße Zeitverkürzung waren, hat man zu Thalburg die Verbreitung der Literatur und des feinen Geſchmacks, und die Begriffe einer beſſern Erziehung und Jugendbildung zu danken, deren ſchneller und wirkender Einfluß dieſe Gegend über alles, was ſie umgiebt, ſo mächtig erhoben hat. Der gute Greis erlebte die Freude, den Einzug, welchen die großen moraliſchen und bürgerlichen Tugenden an der Hand der erſten Köpfe aus den Griechen und Römern in ſein Vaterland hielten, zu ſehen, und ſich mit den gegründetſten Vorſtellungen einer höchſt erfreulichen Zukunft zu belohnen. Wirklich befindet ſich zu Thalburg keine anſehnlichere Familie, wo nicht eine gewählte Bibliothek unter die

Hausſchätze, worauf die Beſitzer am meiſten (wie dann auch am billigſten) ſtolz thun, gehören, und wo nicht bei Erziehungen die großen Freunde Xenophon und Demoſthenes, Plutarch, Cäſar, Cicero und Tacitus u. ſ. w. die erſten und letzten, und lebenslänglichen Rathgeber ſeyn ſollten. Es iſt ſehr rührend, diejenigen dieſer klaſſiſchen Schriften, welche zur Zeit, da von Krönigseck noch lebte, gekauft worden ſind, nachzuſchlagen. Faſt in allen findet man die Handſchriften ihrer erſten Beſitzer, und darunter die ſchönſten Anmerkungen, und zuweilen ganz heroiſche Aufmunterungen zu einem Leben voll Ruhm und Thaten, wobei man gemeiniglich die Worte findet: Krönigseck pflegte zu ſagen, oder: So erklärte dieß unſer Krönigseck!

O wer unter Uns ſich ſolche Denkmäler geſtiftet hätte! — ſo lebte in unſerm Andenken, in unſerer Denkungsart, in unſerer Verfaſſung! Was der edelmüthige Greis nicht unmittelbar veranlaßte, das iſt ſeitdem dadurch, daß er die Quelle reichhaltiger Gedanken geöffnet hat, geſchehen. Es iſt gegenwärtig zu Thalburg keine nützliche, keine ſtatiſtiſche Wiſſenſchaft, die man nicht hergeſtellt; nichts in den Höhen und Tiefen der Erde, das man nicht aufgeſucht, geprüft, kennen und benützen gelernt hätte. Die angeſehenſten Familien erziehen Söhne, die unter die erſten Männer Deutſchlands gehören, und jedem Thron in Europa eine Zierde und Stütze ſeyn würden. Vielleicht nehme ich bald Gelegenheit, meine lieben Landsleute mit den Einrichtungen und der gegenwärtigen Verfaſſung des Staats zu Thalburg näher bekannt zu machen.

Die rührendſten Weſen auf Erden ſind — ein ausgebildeter Jüngling, der mit den geſundeſten Kenntniſſen und dem muthigſten Vorſatz, allein für die Tugend zu kämpfen, ausgerüſtet, am frühen Morgen, wenn der erſte Strahl der Sonne nur erſt die Bergſpitzen und die Vögel in hohen Lüften vergoldet, aufrecht hervortritt, und dann ein Greis, der zum Zeichen getragener Laſt mit ſanft ſinkendem Haupt, und mit dem Andenken an ſein vollendetes Leben an einem ſchönen Abend zur Ruhe wandelt, mit dem ſanften Blick im Aug und Herzen, den der letzte Strahl der Sonne, ehe er den Hügel hinabſinkt, noch einmal über die holde Natur gießt. Alle Leben feiern dieſe Stunde, feiern den Segen des erquickenden Abſchieds.

Johanna Flemming.

Ob ſich nun die folgende Geſchichte wirklich zugetragen hat? Ja, lieber Leſer, und das Frauenzimmer (ich habe nicht einmal ihren Namen geändert), welches die Probe, von der ich erzählen werde, beſtanden hat, lebte, lebt vielleicht noch, und lieſt dieß, mitten unter uns. Warum ſollte nicht mitten unter uns ein geadelter Sinn und die Tugend noch wohnen?

Wir nennen nur das unwahrſcheinlich, worin wir viel ungewöhnliches, viel, das uns befremden muß, finden — und nicht uns ſelbſt; denn ſo viel man auch gegenwärtig vom Verfall der Sitten, von Verderbniß und Schwachheit ſpricht: ſo gerecht, billig und liebreich iſt es, jeden, der uns begegnet, ſo lange für gut zu halten, bis man von ihm Beweiſe des Böſen hat.

Es wird euch, glaubt mir, geholfen, und alles, glaubt mir, wird beſſer gehen, ſprach, als ich hereintrat, der Wirth des Hauſes zu einigen hagern, gelben, lumpichten Leuten, welche mit entblößten Häuptern in einer armſeligen Unbehülflichkeit und Erniedrigung vor ihm ſtanden — zu den Führern einiger Dörfer, welche gekommen waren, wider eine offenbare Bedrückung ihrer Herrſchaft eine gerichtliche Vorſtellung zu thun, welche ſie verſchiedenemal, und immer vergebens, ſeit dreißig Jahren gethan hatten.

Wir können uns nicht mehr ſchwingen, gaben ſie zur Antwort; mit Weib und Kindern, ſetzten ſie hinzu, und ſahen zur Erde. Dieſer Ausdruck, und die Senkung ihres Hauptes und des Blicks zur Erde, malte die Sache kräftiger, als die künſtlichſte Rede, womit ſie hätten vorſtellen können, ſie wären mit Weib und Kind am Rande der Verzweiflung.

Dieß war an einem Ort, an dem man, wenn ſich das ſagen ließe, überaus fromm und andächtig, aber zu gleicher Zeit ohne alle ſittliche Grundſätze lebte. Jede Gaſſe hatte ihren Tempel, und jeder war voll von Altären und andächtigen Bildern, und voll Lehrer, welche von Opfern ſprachen, und gräuliche Flüche wider die, welche nicht opfern würden, ausſtießen, aber ſelten von dem, was die Gabe werth macht, vom guten, reinen Herzen, und von den Mitteln, daſſelbe zu beſſern; daher blieben die Seelen ohne Licht und Frieden, und die Herzen ohne Beſſerung. So unglaublich es einſt war, und, ich hoffe es, einſt ſeyn wird, ſo gewiß iſt es, man vermehrte mit Erfindungen der Andacht die Einkünfte des Orts, und was dieſe nicht hinlänglich thaten, erſetzten die Erfindungen des herrſchaftlichen Gerichts. Dieſe zwei Dinge, ein ſinnlicher Hang nach ſinnlicher Andacht, und eine leidenſchaftliche Neigung zu Streitigkeiten und Prozeſſen, war die einzige Beſchäftigung des Volks. Das ernährte die vielen Krämer und Gaſtwirthe, aus denen die Einwohner beſtanden, und bereicherte vermittelſt dieſen die Herrſchaft. Es war hier kein Unterſchied der Zeit; die Feldarbeit mochte ſo nöthig ſeyn, als ſie wollte: die Straßen waren einen Tag, wie den andern, mit Klägern und Beklagten erfüllt, und man nannte darum den Ort auch gewerbig. Mehr darf ich nicht ſagen, um den Leſer zu verſichern, daß derſelbe im höchſten Grad elend war. Keine Häuslichkeit, keine Induſtrie, keine Treue, noch Glauben.

Was die Unterthanen noch vollends zu Grund richtete, war ein langwieriger Prozeß mit der Herrſchaft, dem Freiherrn von Feldenau, welcher denſelben einige Gemeingefälle ſtreitig machte, wozu er unmöglich ein Recht haben konnte. Er ſetzte ſich gleich anfangs durch Mittel, welche unter die offenbaren Gewaltthätigkeiten gehören, in den Genuß der Gefälle, und beſtimmte dieſelben jährlichen Schmauſereien, womit ſogenannte Kommiſſarien, welche alle Herbſtzeit dahinkamen, unterhalten wurden. Was übrigens bei der Sache das ſeltſamſte, aber freilich an und für ſich nichts ungewöhnliches war: ſo hatte ſich die Hauptfrage während des Prozeſſes aus demſelben verloren, und was gegenwärtig unterſucht wurde, war ſo beſchaffen, daß es wenigſtens ohne eine auffallende Unanſtändigkeit möglich war, Vertheidigungsgründe zu finden. Man war von Seiten der Juſtiz nichts minder, als ſo kurzſichtig, um die Natur ſolcher Streitſpiele nicht zu kennen; allein, gemäß der Verfaſſung dieſer Juſtiz, konnte man dem, welchen man durch ein paar entſcheidende Worte hätte zurechtweiſen können, das Recht nicht verſagen, ſich aller Mittel, welche auch nur den Schein einer Billigkeit hätten, zu bedienen; darum war keine Stelle ſo klar, ſie hatte einen Verdreher, und keine Sache ſo ſchlimm, ſie hatte einen Vertreter gefunden.

Geſchichten dieſer Art gehörten unter die Lieblingsſachen des Freiherrn, welcher ein trauriges Beiſpiel einer verunglückten Erziehung, und einer der ſchrecklichen Männer war, welche des Guten ſich ſchämen. Er war der einzige Sohn und Erbe weitläufiger Güter, und man ließ es, wie man von Seiten der Eltern verſicherte, an nichts ermangeln, um ihm eine noble Erziehung durch die aufgeklärteſten Köpfe, die man vom Ausland mit großen Koſten beſchrieb, geben zu laſſen. Was dieſe Meiſter der Weisheit allererſt für nöthig hielten, war, daß ſie ſich vereinigten, den jungen Herrn die Welt kennen zu lehren, und ſie ihm in der wahren Geſtalt ohne allen Glanz und Erdichtung zu zeigen. Um keinen Schwärmer und keinen Martyrer des Guten, das nach ihrer Kenntniß, die ſie von der Welt hatten, nie werden würde, zu machen, ſagten ſie ihm im Voraus, und legten damit den Grund ihres folgenden Unterrichts, daß die Abſicht, die Menſchen glücklich zu machen, und von ſelben alles Uebel zu entfernen, ein lächerlicher Traum, und daß jede Bemühung, welche gerade dahingeht, eine unverzeihliche Thorheit ſey *), daß der Menſch ein eigennütziges Raub-

---

*) Wenn jemand vor ein Kriegsheer eben zur Zeit, wo ihm der Feind ins Geſicht kömmt, hervortreten und ſagen wollte: Welcher Unſinn ergreift euch, ihr Thoren! daß ihr euch verſtümmeln und tödten laßt wegen Nichts und wieder Nichts? Daß ihr eure Heimath, eure Weiber und Kinder, eure Häuſer und Hoffnungen verlaſſet, Hitze und Kälte, Hunger und Schlafloſigkeit, und alles Ungemach ertraget, euch wie eine feige Heerde, die man nach der Metzge führt, betraget, damit Einem, der euch nicht einmal zu Rath zog, etwas zu Theil werde, wovon euch nicht das Geringſte zu gut kommt? Daß ihr euch bethören laſſet, zu glauben, ihr werdet einen rühm-

thier, aller höhern Verbeſſerung, aller Erkenntlichkeit unfähig, und, wie jede Geſchichte beweiſt, immer der Verfolger derjenigen, welche

---

lichen Frieden erfechten, der, wie die Geſchichte beweiſt, niemals gehalten wird? Stellet euch tapfer an, und ſehet, wie ihr dem Feind euch entziehen mögt!

So ſprechen diejenigen welche einen Fleiß, der nicht bezahlt wird, und den Muth, zu verbeſſern, verlachen, weil oft der Fleiß, und der Muth, zu verbeſſern, vergebliche Dinge ſind; aber ſie ſind es nicht immer; denn immer haben kleine Heere über ungeheure Armeen geſieget, und wenige Köpfe haben viele gewecket, und den Strom ihres Zeitalters geleitet. Ein Leben voll edler Beſtrebungen, Gutes zu thun, iſt darum nicht weniger verdienſtlich, weil es wider Abſicht ohne Thaten geblieben iſt. Wenn ich am Abend meine Arbeit, ſchreibt jemand, ermüdet hinweglege: wenn auch, denke ich, alles vergeblich ſeyn ſoll: dennoch wird es, und das iſt ſchon viel, ein bleibendes Zeugniß der beſſeren Denkungsart ſeyn.

Wenn dem, der Gutes thun will, Behutſamkeit und Vorſicht nöthig iſt: ſo iſt dieß eben darum, damit Gutes gethan werde, nicht, damit es unterbleiben ſoll, nöthig. Wohl dem Jüngling, der an die Kraft und Heiligkeit ſeiner Geſchäfte mit jungfräulichem Herzen glaubt, der in Stunden einer angenehmen Schwärmerei gerne ein eigenes Reich um ſich her bauet, und mitten werkthätig daran arbeiteten, und daß endlich immer einer der Eroberer des andern, und ein Einziger, gemäß einem wunderbaren Ver-

---

in dieſem Reich ſich ſelbſt mit ſeiner Beſtrebung nach Kenntniſſen, mit ſeiner Neigung nach Vollkommenheit, der endlich an dem Gedanken, er werde unendlich viel Gutes ſtiften, er werde die Böſen gut, und die Guten beſſer machen, wie an ſeiner Verlobten, nichts, das ihn hintergehen kann, findet! zwar kleine Mängel und Unvollkommenheiten ahnet, aber ihrer in dem Schimmer, worin ihm alles erſcheint, nicht gewahr wird! Was hofft, ſpricht, unternimmt nicht ein ſolcher für die gute Sache? Was opfert er nicht gerne auf, ſelbe irgendwo zu befördern, ſeine Ergötzung, ſeine Bequemlichkeit, ſeine eigenen Vortheile? Wie mit Wenigem zufrieden, und vergnügt mit ſich ſelbſt, iſt er bei dem Bewußtſeyn, eine gute Abſicht durchgeſetzt, eine gute Anſtalt getroffen, der Wahrheit einen neuen Freund gewonnen zu haben!

Aber, wenn nun jemand ihm in dem zarten Alter, wo ſich die Wurzel des Guten noch eben befeſtigen will, dieſen Zauber unterbricht, ihm eine Welt zeigt voll kalter Herzen, voll ſchwarzer, eigennütziger Geſinnungen, voll Verſchlagenheit und Unluſt zum Guten! Wenn er die junge Seele mißtrauiſch, und ſein ganzes Weſen für den Begriff des gemeinen vaterländiſchen Wohls träg und begierdenlos macht!

Ich höre ſo oft, man müſſe lernen, die Welt kennen. Alſo aus geiſtreichen Geſchichten, hängniß, der Beſitzer vieler Millionen geweſen ſey. — Dieſe waren ihre uns nichts weniger als unbekannten Grundſätze, deren Folgen ich

---

aus Dichtern, aus klaſſiſchen Schriften lernen, die Natur und die Erſcheinung menſchlicher Leidenſchaften bei allen Fällen des Lebens? Alſo lernen, wie viel von jenem Allgemeinen in dem Land, worin ich handle, lokal und einheimiſch, und welche die Summe der Triebfedern ſey, woraus das Charakteriſtiſche unſerer ſtatiſtiſchen, gelehrten, bürgerlichen Geſchäfte zu kommen pflegen? Ich dachte es ſo, und ich glaubte, wenn jemand zu ſagen wüßte, welche die ſittlichen Mängel und Tugenden ſeines Vaterlandes, wie gegründet bei irgend einer Unternehmung die Ausſichten, und welche überhaupt die Hoffnungen und Erwartungen ſeyen, das heiße, die Menſchen und ſein Vaterland kennen: aber das iſts nicht. Die Menſchen kennen, heißt jetzt, einigen aus einer Menge ärgerlicher Hausanekdoten verſichern können, daß den Menſchen nie weniger, als bei ihren Geſprächen von Rechtſchaffenheit, von Pflicht und Tugend ein Ernſt ſey; daß der, dem Schein nach, unbeſcholtenſte Mann inwendig ein Schurke; daß wir, alle zuſammengenommen, eine Geſellſchaft heilloſen Geſindels; daß die wahre Weiſe, ſein Leben zu genießen, bisher nur den Klugen, aber gegenwärtig, wo ſich alles aufklärt, beinahe allgemein bekannt ſey. Nichts wird mit ſo vieler Gierigkeit hervorgezogen, als die Fehltritte derjenigen, welche man bisher für vollkommen und tugendhaft hielt, und man ruht nicht, bis man etwas entdeckt hat, und dieß alles, um am Ende eine Art zu denken, einen gewiſſen nicht ausführlich zu erzählen brauche. Der Gebrauch, welchen Herr von Feldenau von ſeiner Herrſchaft machte, war, daß er ſeine Unterthanen auf das möglichſte benutzte, und ſich aller erdenklichen Mittel und Vorwände bediente, ihr Geld und Gut an ſich zu ziehen.

Vertrag ſich ſammeln zu können, vermöge dem es keine Ahnung verdienen ſoll, ein Thor und Schurke zu ſeyn. Wenn es auch noch nicht dahingekommen, ſo iſt es vielleicht auf dem Wege dahin. Schon ſchämt man ſich, aus Furcht, für einen Phantaſten, für einen Menſchen, der die Welt nicht kennt, gehalten zu werden, zu geſtehen, daß man eine Mahlzeit, eine Liebsſache, ein Geſchenk, zum Nutzen der Welt aufgeopfert, daß man Leidenſchaften überwunden, und nach Tugend und Frömmigkeit geſtrebt habe; ſchon wird man, aus Furcht, als ein Schwärmer verhöhnt zu werden, verlegen und ſchüchtern, die ſanfteſten Empfindungen zu geſtehen, und ſich das Rührende der Natur gefallen zu laſſen. Weil Süßlinge vom Mond, und dem Säuſeln der Winde nachſprachen, und kokettiſche Mädchen Göttinnen nannten, getraut man ſich nicht mehr vom Mondſchein zu reden, oder würdigen Frauenzimmern Reiz und vollkommnere Eigenſchaften zuzugeſtehen. Was ſie nicht fühlen und beſitzen, das läugnen ſie, daß es vorhanden ſey, und beſtreben ſich, wider alle Natur menſchlichen Stolzes, ſich immer kleiner, eingeſchränkter, unedler zu machen. Wenn dieß *wiſſen*, Menſchen *kennen* heißt, Freunde, ſo erweiſen wir denſelben viel Ehre, ſie nicht kennen zu lernen.

Geſchäfte, Wiſſenſchaften, Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, und die Bemühung, das Gute zu verbreiten, waren ihm lächerliche Dinge, und er that nicht das Geringſte, woraus man hätte ſchließen können, er habe es aus guter Abſicht gethan. Wer ihn bereden wollte, eine heilſame Anſtalt zu treffen, mußte ihm vorher beweiſen, daß ſie ihm eintragen würde, und dann war er nicht entgegen, wenn es ſich zufällig traf, daß die Sache nützte, ſo wie er keiner Vorſtellung Gehör gab, wodurch man ihm begreiflich zu machen ſuchte, daß ſie ſchade. Er rühmte ſich gerne ſeines geläuterten Geſchmacks und hellen Verſtandes, und unterſtützte den ſinnlichſten Aberglauben, ſobald es den Schein hatte, daß er ihm vortheilhaft ſey. Er erwartete von keinem Menſchen etwas Gutes, und verlangte wenig, daß man von ihm etwas erwarten ſollte. Er ſorgte ſich nicht, was man von ihm denken möchte, und war mit dem Bewußtſeyn, daß die Geſetze ihn ſchützen würden, zufrieden. Was eine moraliſche Verbindung, und die Folge unſerer Handlungen auf ein künftiges Leben ſey, wußte er kaum, und ſeine Lebensregeln waren Behutſamkeit und Vermeidung des Uebermaßes, wodurch die Kräfte zum fernern Genuß der Freuden geſchwächt werden könnten. Seine Erzieher hatten vergeſſen, ihm zu ſagen, daß es ſchwer ſey, ſich vom Gipfel eines Thurmes zu ſtürzen, und an den Wänden deſſelben, ſo oft man wollte, zu halten. Er überließ ſich allen Ausſchweifungen, wozu bei einem rohen Herzen ein müßiges Leben verleitet, und verſchwendete ſeine Geſundheit und ſein Vermögen, um die niedrigſten Begierden, denen er zügellos nachhieng, zu befriedigen. Seine Liebesgeſchichten waren glänzend und prächtig, und er führte das unglückliche Frauenzimmer, das ſeinen Nachſtellungen zur Beute geworden, gewöhnlich etliche Wochen wie im Triumph herum, machte während dem ihre Wohnung zu einem Schauplatz der Vergnügungen, wo ewige Gaſtereien, Muſik, Spiel und Lärmen einander folgten, bis er ihrer Reize gewohnt, und ihres Umganges müde ward; dann war er eben ſo ungeſtüm, ſie bald zu entfernen, und dem Schickſal, das über ſie kommen würde, preis zu geben. Auf dieſe Weiſe kam ſein Vermögen bald herunter, und er nahm erſt zu harten, dann zu unbilligen und grauſamen Mitteln ſeine Zuflucht, um Geld zu erpreſſen. Göttliche und menſchliche Rechte wurden untereinander geworfen, und die Unordnungen aller Arten ſtiegen aufs höchſte.

Feine, unſchuldige Herzen, deren ſtillen Frieden kein Gedanken unedler Unruhe getrübt hat, wiſſen nun ſchon, daß von Feldenau bei allen ſeinen Raſereien noch nie gefühlt habe, was Liebe ſey. Wahre Liebe macht tugendhaft, und der Mann, der durch keine Vorſtellung, durch keine Strafe, noch durch Beiſpiele gebeſſert ward, iſt oft gebeſſert durch ein Mädchen geworden —

— das erzogen und gebildet, wie Johanna Flemming, war.

Johanna Flemming war die Tochter eines Raths, der ein kleines Landgut beſaß, wohin viele Höfe, welche in dem Gebiet des Feldenau lagen, und vermöge jenem Prozeß ſehr bedrückt wurden, gehörten. So unbeträchtlich die Einkünfte dieſes Landguts waren, ſo veredelt wurden ſie durch den Gebrauch, den Johannens Vater davon machte, indem er ſie ganz auf die Erziehung derſelben verwendete. Er bediente ſich der vielen Gelegenheiten, welche er in der Hauptſtadt fand, ſie in allen Arten guter Kenntniſſe unterrichten zu laſſen, und dahin zählte er auch Wiſſenſchaften, wozu ſeit einiger Zeit die Männer ein ausſchließendes Vorrecht zu behaupten ſchienen. Er ließ ſie nicht nur die franzöſiſche und engliſche Sprache, das Tanzen, die Muſik, das Zeichnen, und andere Dinge, welche einem Frauenzimmer unſeres Zeitalters wohl anſtehen, lehren; er ließ ihr auch hinlängliche Kenntniſſe von den Produkten des Landes, und von der Vaterlandsgeſchichte beibringen; und wenn man ihm den gewöhnlichen Vorwurf machte, daß er ein gelehrtes Frauenzimmer, welches einſt die Plage ihres Mannes werden würde, erziehe, gab er, ohne ſich in unnöthige Zänkereien einzulaſſen, zur Antwort, daß, wenn aus unſerem hochgeprieſenen Erziehungsweſen je etwas werden ſollte, man vorzüglich mit der Bildung des Frauenzimmers den Anfang machen müſſe; daß der Vorwurf, die Wiſſenſchaften wären die Folgen widerwärtiger und herrſchſüchtiger Gemüthsarten, ſehr albern und unvernünftig, und nur von dem Mißbrauch derſelben zu verſtehen wäre, indem wahre Kenntniſſe vielmehr beſcheiden und demüthig, als eitel machten; daß es endlich ohne Vergleich beſſer wäre, in einem weichen Alter, wo die häßlichſten Dinge ſo leicht Wurzel faßten, die Schwärmereien junger Frauenzimmer zu beſchäftigen, oder auch nur zu zerſtreuen, als ſie ihrer Einbildungskraft ſelbſt zu überlaſſen, oder mit Gegenſtänden und Erzählungen gewöhnlichen Inhalts zu erfüllen. Johanna Flemming war ſechzehn Jahre alt, und wußte noch wenig oder nichts von dem ſittlichen Elend der Welt. Sie kam ſehr wenig in Geſellſchaft, und es ward immer dafür geſorgt, daß ſie eine ſolche finden möchte, woraus man beſſer zurückkommt. Was ſie ſah und hörte, das war gut und liebenswürdig, und die erſten Eindrücke, welche ihre Seele von menſchlichen Handlungen erhielt, waren Geſchichten der Wohlthätigkeit, der Großmuth, des häuslichen Fleißes und der Tugenden, welche den Menſchen ſo wunderbar mit ſich ſelbſt vergnügt machen, und in allen Fällen ihn ermuntern und belohnen. Die Verführung kannte ſie kaum von Ferne, und ſie hatte ſelbe immer in der Begleitung ſchädlicher Folgen kennen gelernt. Man überließ ſie, unter dem Vorwand, daß ſie Zwang und Schüchternheit in Geſellſchaften ablegen lernen möchte, keineswegs einem freien Umgang mit jungen Frauenzimmern nach der Mode, welche einander gewöhnlich in den böſeſten Künſten der Eitelkeit und der Buhlſchaft unterrichten, und ſelbſt Johanna ſehnte ſich nicht nach ihren Bekanntſchaften. Sie fühlte bei den gezwungenen Manieren, bei dem affektirten Trippeln und Flüſtern, und in den meiſt frechen Blicken derſelben etwas Unangenehmes und heimlich Beunruhigendes, daß ſie ſich ſehnlich wieder nach ihren Geſchäften und nach der Freiheit umſah, allein ſeyn zu können. Noch hatte ſie die Freundin, mit der ſie Hand in Hand gehen, der ſie ihre Wünſche und Empfindungen ſagen möchte, nicht gefunden, und der Anblick derjenigen, welche ihr dieſe Stelle hätten erſetzen ſollen, diente zu nichts, als eine geheime Sehnſucht nach einer unſichtbaren und abweſenden Freundin, wie ſie im Geiſt ſich ſelbe vorſtellte, rege zu machen. So munter ſie war, ſo hatte ſie ſchon Stunden, wo ſich eine rührende Bangigkeit in ihrem Innerſten meldete; trübe Tage wurden ihr lieber, denn heitere; und wenn ſie an ihr Clavier gieng; ſuchte ſie ſchmelzende Töne, und ſuchte die Worte: „Die du künftig mich liebſt, o du aus Allen erkohren, ſag, wo dein fliehender Fuß ohne mich einſam jetzt irrt?“ So war Johanna Flemming erzogen, ſo tugendhaft, zärtlich und gut, daß, wenn ſich nicht beſonders harmoniſche Umſtände für ihre Zukunft vereinigen, oder der Mann, dem ſie zu Theil werden ſollte, nicht eben ſo gut iſt, mancher ſagen würde, ſie ſey zum Elend erzogen.

Zur Herbſtzeit zog Johanna Flemming mit ihrem Vater gewöhnlich nach dem Land, wo ſich dieſer ganz ſeinem eigenen Hang, ökonomiſche Projekte zu machen, überließ; einem Hang, der ihm zur Leidenſchaft, und deren Befriedigung ihm, in Abſicht ſeines Vergnügens, zum Bedürfniß geworden. Seine Verſuche, mit denen er bei dem beſten Willen, die Sache gut zu machen, dieſelbe ſehr oft ſchlimmer machte, koſteten ihn jährlich beträchtliche Summen; und was das Schlimmſte war, ſo ſuchte er den nachtheiligen Erfolg einer mißlungenen Veranſtaltung allemal durch eine neue zu verbeſſern. Nie war er unglücklicher, als wenn ihm jemand einen Gedanken mittheilte, welchen auszuführen er ſich außer Stand ſah; und beſtand er in einem neuen Werkzeug, oder einer Maſchine: ſo mußte er wenigſtens ein Modell oder eine Zeichnung davon haben, welche zu verfertigen Johanna den Auftrag bekam. Dieſe hatte auch eine ſolche Beſchäftigung bald liebgewonnen, zumal da ſie die Freiheit hatte, dieſelbe mit eigenen Einfällen zu verſchönern. Gewöhnlich brachte ſie eine einzelne Figur, einen Baum oder eine ärmliche Hütte an, worin ſie immer theils durch den Ort, wo ſie ſelbe hinſetzte, theils durch die Stellungen, die ſie den lebenden Dingen gab, etwas zu legen pflegte, daß man bald erkannte, von welcher Gemüthsart Johanna Flemming ſey. Wenn Fremde kamen, zeigte und erklärte ihnen der Vater ein Stück nach dem andern: aber mancher vergaß des ökonomiſchen Inhalts, und fragte, ſeltſam gerührt, nach der Meiſterin.

Als von Feldenau ſie zum erſtenmal ſah, geſchah es ohne beſondere Bewegung. Er war gewohnt, wo er eintrat, daß ſich die Töchter entfernten, oder wohl auch, wenn man ihn herankommen ſah, von den Müttern, als vor einem Mann, der bekanntermaßen auf Verführungen ausgieng, erſt entfernt, dann aber gewöhnlich wieder mit vieler Ziererei herbeigebracht wurden. Dieß that Johanna nicht. Ihre Tugend war weder ängſtlich, noch argwöhniſch, und ſie ahnete nicht einmal, wie ſie bei jemand, den man frei herumgehen läßt, Mißhandlungen fürchten ſollte. Sie hatte auf niemand einige Abſicht, und erwartete nicht, daß man auf ſie welche haben würde. Sie war in allem, was ſie that und ſagte, weit vom Unnatürlichen und Geſuchten entfernt, und ſuchte eben ſo wenig Unruhe zu erwecken, als ſelbſt welche anzunehmen; aber eben dieſe Freiheit wars, welche jenem ſie merkwürdig machte. Er glaubte, ohne ſich eine Urſache angeben zu können, einen großen Unterſchied zwiſchen ihr und den Frauenzimmern, welche er bisher geſehen hatte, zu bemerken, und er fühlte etwas, das wie von Ferne heranzog, und das er nicht nennen konnte. Es lag ihm, wie er ſich vorſagte, nichts daran, daß ſie ſo ruhig und heiter blieb, und dennoch wars eben dieſe Heiterkeit und gefällige Ruhe, welche ihn beunruhigt hatte. Er beredete ſich, daß er bei ihrem Anblick und in ihrem Umgang etwas Kleinſtädtiſches gefunden, und Langeweile gehabt hätte; und wenn er allein war, fühlte er eine Langeweile einer ganz fremden Art, und er gieng, ohne zu überlegen, warum ers thäte, wieder hin, ſie zu ſehen. Was ihn vornehmlich in ihre Kreiſe zog, war jener holde, ſüße Friede, der unzertrennliche Gefährte der Tugend, deſſen Gegenwart ihn berührte, wo Johanna gegenwärtig war. Es war ſo etwas Paradiſiſches und Unſchuldiges, etwas, „das nicht des Mauren Wurfſpießes, noch Bogen und Kocher voll giftiger Pfeile bedarf, das, wenn es, unbewaffnet und unbeſorgt, in die Tiefen einer Wildniß dahinſchweift, ein grimmiger Wolf flieht.“ So trocken ſein Herz, und ſo ſehr es lange für jeden guten Eindruck verhärtet war, ſo war jenes genug, ihn etwas voll unausſprechlicher Heiterkeit fühlen zu laſſen. Er nahm es wahr, ohne es zu kennen. Es deuchte ihn, als befände er ſich in ſtillen Hainen, oder als wandelte er in einer hellen Sommernacht allein an dem blumenreichen Ufer eines leiſe murmelnden Baches. Dieſe Beſänftigung mit dieſer Unruhe verbunden! Johanna war ihm täglich werther; er ſah ſie täglich in neuem Glanze hervorgehen. Sie gewann auch in der That immer mehr durch Umgang und Gelegenheiten, wo ſie durch ihre kleinen Handlungen, durch ihre Fragen und Antworten in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit erſchien. Es war, wenn man jegliche Theile betrachtete, nichts Außerordentliches in ihrer Geſtalt, und ihrem ganzen Weſen; aber in einem gewiſſen Senken ihres Hauptes, in ihren Stellungen war etwas Anmuthiges und Gedankenvolles, und in ihrem Angeſicht war ein Zug von Traurigkeit, deſſen Eindruck keine Schönheit erſetzen kann. Von Feldenau nahm ſich vor, ſich ihrer, es möchte koſten, was es wollte, zu bemächtigen.

Er ward von Johannens Vater gehaßt und geflohen, nicht ſo faſt als ein Böſewicht, für welchen etliche Dörfer arbeiten müßten, damit er in Stand geſetzt werde, ein ruchloſes Leben zu führen, ſondern als ein Ignorant, der von der Oekonomie nichts verſtände, ſeine eigenen Vortheile nicht kennte, und zu faul und zu unordentlich wäre, um an irgend eine Verbeſſerung zu denken, und über eine gute Anſtalt eine Freude zu empfinden. Er hörte nie einen neuen Vorſchlag, wie man etwas in einen beſſern Stand ſetzen könnte, ohne ſich über die unverantwortliche Unthätigkeit ſeines Nachbars zu ärgern; und wenn er je einmal verſucht ward, ſeiner Tochter zu ſagen, daß es Männer gebe, deren Geſellſchaft man meiden müßte: ſo wurde es hier verſucht, wiewohl Johanna zu unſchuldig war, um die Urſache zu ſehen, und er zu ſtolz, und, nach ſeiner Meinung, zu geſichert, daß es jemals dahin kommen werde, mit ihm in eine nähere Bekanntſchaft zu gerathen.

Indeß erforderte der Wohlſtand, bei ſeinem erſten und unvermutheten Beſuch, ihn wohl aufzunehmen, und von Feldenau erwiederte die Höflichkeiten des Vaters damit, daß er ſich alles, was er im Hauſe ſah, gefallen ließ, und beſonders die Zeichnungen, mit denen ein ganzes Zimmer ausgeziert war, rühmte. Er gerieth, nach ſeiner Weiſe, in Entzückung, als er hörte, daß ſie größtentheils Erfindungen und eigene Einfälle ſeines Nachbars wären, und konnte ſich daran nicht ſatt ſehen. Er merkte bald den Enthuſiasmus deſſelben, und verſäumte nicht, ſich ihn zu Nutzen zu machen. Er fragte ihn um tauſend Dinge, die er ſchon wußte, oder die er mit größter Gleichgültigkeit des Herzens betrachtete, nur, damit jener Anlaß bekäme, ſie ihm zu erklären, und von ſeinem Eifer eine vortheilhafte Meinung zu bekommen. Jener ſchien ganz vergeſſen zu haben, daß er den Mann ſeiner Abneigung vor ſich habe, und kam ihm mit gefälligen Antworten gleichſam zuvor. Er erklärte ihm die nämliche Sache etlichemal nacheinander, und auf verſchiedene Arten, zählte ihm alle die Vortheile her, welche bei dieſer und jener Verbeſſerung nothwendig erfolgen müßten, und, mit Einem Worte, es hatte das Anſehen, als wären ſie beide auf dem Wege, die beſten Freunde zu werden. Mit der höflichſten Entſchuldigung, daß es unmöglich wäre, ſo viel Gutes, Schönes und Nützliches mit Einemmale zu ſehen, brach v. Feldenau, der dießmal noch heimlich über den Thoren lachte, den erſten Beſuch ab; er bedauerte, den vortrefflichſten und gefälligſten Landwirth nicht eher gekannt zu haben, ſprach vom Glücke des heutigen Tages, vom neuen Lichte, das ihm heute aufgegangen wäre, und ſo ſchied er von ſeinem ganz betäubten Nachbarn, mit dem Vorſatze, ſeine Schwelle, ſo gut es bei ihm ſtünde, bald wieder zu betreten.

So vernünftig und lenkſam, ſagte dieſer zu Johannen, hätte ich ihn mir nicht vorgeſtellt. Der Schein, fuhr er nach einer Weile fort, iſt freilich wider ihn; aber wer weiß, was in der Hauptſache die Schuld iſt. Es fehlt ſolchen Herren nicht immer am guten Willen; aber an Kenntniß des Guten und an Freunden, welche ſie ſelbes kennen lehren, fehlt es ihnen deſto öfter. Darauf erinnerte er ſich, was er ihm zu ſagen vergeſſen hätte, richtete verſchiedene Dinge in Ordnung, und erwartete ſchon einen zweiten Beſuch. So äußerſt verkehrt finde ich ihn nicht, wiederholte er, wie der Ruf ihn gemacht hat.

v. Feldenau kam wieder, und mit ihm die verborgene Unruhe, und bald darauf der abſcheulichſte Vorſatz, womit je die Freundſchaft verletzt ward. Was er für nöthig fand, ſeine Abſicht zu erreichen, war, daß er ſeinem Nachbar in allem Recht gab. Er gieng mit ſelbem halbe Tage auf dem Felde herum, und ließ ſich erzählen, was man verbeſſern und ändern, und wie man die jährlichen Erträgniſſe verdoppeln könnte, wenn man ſich nur der Mittel und Anſtalten, die dahin führten, bedienen wollte. Jener gab ihm nach und nach zu verſtehen, daß er dieſe Mittel in den Händen habe, und v. Feldenau ſchien erfreut, davon zu hören. Er bat ſich Beſchreibungen ökonomiſcher Vorſchläge, die dem Herrn Flemming beſonders am Herzen lagen, aus, und verſprach dieſelben zu befolgen. Mehr brauchte es nicht. Der erſte ſeiner Vertheidiger, der erſte ſeiner Freunde war Flemming. Der v. Feldenau gieng ihm ſeinerſeits nicht minder entgegen. Was ſich jener nie ausdrücklich vorzutragen getraute, darin kam er ihm zuvor, indem er ihn bat, die Einrichtungen ſeiner Güter zu prüfen, und ſeinen guten Rath aus Freundſchaft ihm mitzutheilen. Dieſer übernahm den Auftrag mit tauſend Freuden; und wenn er nicht gleich die Hauptſache berührte: ſo war es theils kluge Behutſamkeit, und die gegründete Furcht, den Mann auf dem Wege wieder zurück zu ſchrecken, theils die Unmöglichkeit bei der gänzlichen Verwirrung aller Dinge den Faden zu finden, aus welchem eines nach dem andern hervorgehen ſollte. Er war mehr als zufrieden, einzelnen kleinen Unrichtigkeiten abzuhelfen, oder verarmten und gedrückten Privatfamilien einen liebreichen Dienſt zu erweiſen Wenn er Jemand antraf, der wahrhaft eines Nachlaſſes oder einer andern Unterſtützung bedurfte, ſo trug er es dem Herrn v. Feldenau vor, und es ward ihm nie abgeſchlagen.

Dieß wurde bald in der Gegend bekannt. Es hieß, die Herrſchaft habe, wie durch ein Wunder, ſich umgeändert; Herr v. Feldenau ſey durch den Umgang mit dem Rathe Flemming ein ganz anderer Mann geworden, ſey nicht mehr der wilde, grauſame, unzüchtige Mann, ſondern er höre den, der ſprechen will, und eile zu Hülfe dem, der der Hülfe bedürftig iſt. Man trug ſich zugleich mit der Erzählung verſchiedener Aenderungen herum, welche geſchehen würden, und ſprach ſchon von dem Entwurfe einer neuen Einrichtung, und was jeder wünſchte, das bekräftigte er.

Herr v. Feldenau befand ſich wirklich in einem Zuſtande, wo er geändert ſchien. Er war gewohnt, glänzende Geſellſchaften, wo unmäßig geſchwelgt wurde, bei ſich zu ſehen, und nun hielt er ſich ſehr einſam. Er liebte die Jagd mit der heftigſten Leidenſchaft; und nun unterließ er ſie, ſo, wie er die ſchändlichen Beſuche unterließ, welche er bei verſchiedenen ſeiner Nachbarinnen abzulegen gewohnt war. Dieſen war Feldenaus Aenderung am erſten begreiflich. Sie haßten die junge Flemming ihres Stolzes wegen, wie ſie das ihr eigenthümliche erhabnere Weſen nannten, und haßten nunmehr ſich ſelbſt, daß ſie durch ihre ſeltſamen Erzählungen von den Sitten derſelben Feldenaus Neugierde erregt, und dieſe Bekanntſchaft veranlaßt hätten. „Aber ſo geht es, ſagten ſie, und lachten. Wenn ſolche Mädchen, wie Flemming, eine Thorheit begehen, ſo begehen ſie immer eine unbegreifliche, und ſpröde Frauenzimmer, denen kein Mann vollkommen genug iſt, verfallen zuletzt gewöhnlich auf ſcheußliche Geſtalten und Abentheuer.“ Sie meinten damit den Feldenau, indem ſie nunmehr dafür angeſehen ſeyn wollten, als verachteten ſie denjenigen, den ſie bisher mit Eiferſucht wetteiferten, in ihre Geſellſchaft zu ziehen.

Die Leute in der Nachbarſchaft ſprachen eben ſo viel Gutes von dieſer Bekanntſchaft, als ſie vermittelſt ſelber viel Gutes erhielten.

Sie vermieden ſorgfältig die Sache zu nennen, die ſie im Herzen meinten, indem ſie ſagten, ſie habe ihn eingenommen, und ſo wohlthätig und gut gemacht, als er ſeit dem Umgange mit ihr ſich bewieſen hätte. Daß ſie in ihrem Betragen untadelhaft, und gemäß dem allgemeinen Rufe fromm und tugendhaft gelebt, das war jetzt eben, was ihnen bei der Geſchichte am meiſten gefiel. Ein ſolches, ein ſo gutes Frauenzimmer, wie ſie iſt, müßte es eben ſeyn, ſagten ſie, wenn noch einige Hoffnung, daß die Herrſchaft in ſich gehen ſoll, übrig iſt. Er hätte wahrſcheinlich nie ausgeſchweift, ſetzten ſie hinzu, wenn er gleich anfangs das Glück gehabt hätte, mit einer Perſon, wie Johannchen wäre, in Bekanntſchaft zu kommen. Er ſelbſt wäre im Grunde nicht ſo verkehrt, ſondern vielmehr friedlich und lenkſam u. ſ. w. Sie lobten ihn nun eben ſo ſehr, als ſie ihn vor kurzer Zeit verabſcheut hatten, und freuten ſich ihrer, und wußten nicht, was ſie thaten. Die Verſtändigern ſahen das Gute auch, das, wie ſie es nicht anders wußten, eine Folge des ſchändlichſten Bündniſſes war; ſie gaben nie ausdrücklich dazu ihren Beifall; aber ſie ſchwiegen und ließen die Sache dahingeſtellt ſeyn.

So ward Johanna Flemming um Ehre und Ruf gebracht, und des Laſters zu eben der Zeit beſchuldigt, da ſie ſelbes kaum dem Namen nach kannte. Sie machte ſich keine Auslegung darüber, daß die Leute freundlicher, als gewöhnlich, ſie anlächelten, daß ſelbe, wenn ſie herankam, ſtehen blieben, und ſich einander: Die iſts! zuflüſterten, und daß ſie häufig kamen, ſie in verſchiedenen Angelegenheiten um ihr Vorwort bei der Herrſchaft zu bitten. Vielmehr verſprach ſie den Leuten, alles Mögliche zu thun, und die Zuverſicht, daß ſie es auswirken und durch kleine Bitten v. Feldenau alles erhalten würde, machte, daß ſie ſeine Ankunft mit Ungeduld erwartete. Sie ſah ihm am Fenſter entgegen, und wenn ſie ihn erblickte, gieng ſie, ihn zu bewillkommen, und führte ihn dann, wie im Triumphe in das Haus, an deſſen Schwelle gewöhnlich ein und der andere mit einer Bittſchrift ſtand, die Johanna mit der lauterſten Abſicht des Herzens ihm abnahm, und dem Herrn von Feldenau überreichte, der dann auch die Gefälligkeit hatte, ſie zu verſichern, was jene erhielten, hätten ſie durch ihr Vorwort erhalten.

Wie an der Rinde eines Baumes, deſſen Wurzel verdorrt iſt, einzelne Blätter hervorkommen: ſo entſtanden Gedanken der Sanftmuth, der Ordnung und der Güte in dem todten Herzen des Feldenau. Jene Wärme, welche die Thaten der Gutthätigkeit aus innerer

Zufriedenheit zeugt, kam von Außen in ihn; tief im Herzen war alles, was man feinere Empfindung nennt, kalt, war grobe Sinnlichkeit und verjährter Unrath ſchändlicher Laſter.

Ich erzähle die ſchwere Prüfung des Herzens, und erzähle den Muth, mit dem ſie Johanna Flemming beſtanden hat.

Und lege die Antwort einer Aufgabe, als entſchieden und ungezweifelt, in einem Zeitalter vor, wo durch die Sprache des Lebens ein großer Theil einer andern Meinung, und das, was die Welt verwüſtet, mit dem, was ſelbe erhält, in einem grauſamen Streite iſt.

Wenn die Herrſchaft verliebt war, ſo war ſie, um etwas, das ſie bald wieder wegwarf, zu erobern, immer in Gefahr, alles zu verlieren. Und Johannchens Vater war gegenwärtig in ſeiner Art nicht minder, was von Feldenau war. So ſtreng und gewiſſenhaft er bis dieſe Stunde ſeine Tochter vor gefährlichem Umgange bewahrte: ſo unbekümmert, und wohl heimlich vergnügt war er jetzt, ſie in der Geſellſchaft deſſen, den er ehemals in ſeinem Herzen verabſcheute, zu wiſſen. Er prägte ihr täglich ein, daß man den vornehmen und gütigen Nachbar ehren müſſe; und wenn ſich dieſer in ſeiner Gegenwart eine unſchuldige Freiheit, welche der Gebrauch der gröſſern Welt rechtfertigt, erlaubte: ſo half er immer dazu, über Hannchens Verlegenheit einen Scherz zu machen, und ihr zu verſtehen zu geben, daß es nun bald Zeit wäre, die Welt in einem andern Lichte, als man ihr ſelbe bisher gezeigt hätte, zu ſehen. Er wollte nicht, daß das Mädchen verführt würde; aber er ließ ſich auch auf den Gedanken, der ſich nur zu oft ihm darſtellte, daß es bei ſeiner Nachſicht geſchehen möchte, nicht ein; er wollte Widerſprüche vereinigen, und als ihm einige ſeiner eigenen Unterthanen ohne alle Zurückhaltung ſagten, er ſollte ſich dieſer Gelegenheit zur Erhaltung eines für ſie gemeinſchaftlichen Vortheiles (welcher in einem kleinen Kanal beſtand, der v. Feldenau's Gründen nach ihrem Dorfe geleitet werden ſollte) bedienen, rechtfertigte er ſeine Tochter mit keinem Worte, ſondern gieng hin und begehrte den Vortheil.

Dieſer Gelegenheit, derer hier Flemmings Unterthanen erwähnten, haben ſich in der Zeit, wo von Feldenau gleichſam abweſend war, mehrere zu kleinern häuslichen Vortheilen bedient: aber Niemand machte davon einen liſtigern Gebrauch, als der Sachwalter, der den Bauern ſchon viele Jahre wider ihre Herrſchaft gedient hatte. Ich darf mehr nicht ſagen, als daß es der Einfall eines Advokaten war, dem jedes Geſetzbuch eine Thorheit, eine bloße Karte, womit er ſpielte, und das

Recht des Stärkern, des Liſtigern längſt ſein häuslicher Grundſatz war. Er kannte das, was man in der Behandlung der Menſchen, in Schriften und Kunſtwerken Beredſamkeit nennt, und hatte entdeckt, daß im Reiche der Geſchäfte die Leidenſchaften ſtets mehr wirkten, als Einſichten, und daß das aufgelegteſte Recht liegen bleibe, wenn das Gegentheil ſein Unrecht in ein Kleid der Anmuth und gegenwärtiger Vortheile zu hüllen weiß. Er hatte manchen ſchweren Prozeß, deſſen Entſcheidung vernünftigen Männern, die nur die Sache und nicht ihren Gang ſahen, unmöglich ſchien, auf dieſe Weiſe gewonnen, und das erſte, was er zum Grunde legte, wenn er eine Rechtsſache übernahm, war, daß er ſich unter den Perſonen ſeiner oder der Gegenpartei, und beſonders unter den Richtern eine Maſchine ausſuchte, welche ihm dazu dienen ſollte, die Sache nach ſeiner Abſicht zu lenken, oder derſelben auf einer Seite, deren Vortheile am Ende gewöhnlich für ihn waren, eine Bewegung zu geben. Er lauerte ſtets auf alle Bekanntſchaften des Herrn v. Feldenau, und hatte nicht ſo bald gehört, daß ſelber bei irgend einem Frauenzimmer ſeine Beſuche verdopple, als er ſich angelegen ſeyn ließ, durch irgend eine empfehlende Gelegenheit einen freien Zutritt zu finden; allein das Schlimmſte für ihn war, daß v. Feldenau nie ein Frauenzimmer gefunden hatte, das die Gabe beſeſſen hätte, ihm eine dauernde, feſſelnde Leidenſchaft, und eine gewiſſe Art von Hochachtung einzuflößen, wo man alles unternähme, wo man alles hingäbe um der Geliebten willen, um des Geliebten willen. Feldenau verachtete ſie im Grunde zu eben der Zeit, wo er um ihre Gewogenheit warb, und eine auſſerordentliche Forderung würde ihn zu ſich gebracht haben. Es waren, wie dieſer Art ſie faſt immer ſind, thieriſche Geſchöpfe, und der Freude und des Eifers nicht fähig, einer fremden Sache aus Neigung zum Guten ſich anzunehmen.

Der Mann merkte ſogleich, wie Johanna mit dem v. Feldenau ſtand, und er war der Einzige, der, wenn ich bei ihm ſo ſagen kann, gut von ihr dachte. Er ſah, wie ſie jeden Anlaß, für Jemand eine Vorbitte zu thun, mit zärtlicher Freude ergriff, und wie die Gefälligkeit ihres Liebhabers, der ihr nichts abſchlug, das Einzige war, was den Umgang desſelben ihr werth machte. Da es ihm bei ſeiner Verſchlagenheit an der Güte des Herzens mangelte, um ſich bereden zu können, daß die Freude des Mädchens uneigennützig, und ein Vergnügen der Tugend ſey: ſo zweifelte er nicht, daß an ihrem wohlthätigen Weſen die Eitelkeit, ſich wichtig und geehrt zu ſehen, den hauptſächlichſten Antheil habe; und da er noch zweifelhaft war, ob er Johannchens naive und ungelehrige Blödigkeit für die Abſichten des Feldenau, die ſie nicht im geringſten zu ahnen ſchien, für eine lautere Unwiſſenheit, oder für ein Meiſterſtück ausgelernter Verſchlagenheit, erklären ſollte, (denn ihm wars lächerlich, ihre Zurückhaltung für etwas beſſers zu erklären) ſo machte er allererſt damit den Anfang, ihr einen Plan der Wohlthätigkeit, wodurch ſie dem verhärteten Elende verarmter Unterthanen, und der eigenſinnigen Feindſeligkeit der Herrſchaft ein Ende machen, und zur Wohlthäterinn der ganzen Gegend ſich machen würde, zu ſchildern. Er habe den Leuten, ſetzte er hinzu, bereits einige Hoffnung gemacht, und ſie hörten nicht auf, ſie zu ſegnen, indem ſie der Uebermacht, welche ſie über das Herz der Herrſchaft hätte, gewiß wären. In der That hatte er jenes gethan, und die Verſprechungen, welche er von den Unterthanen, die ihr Aeußerſtes thun wollten, wenn ein vortheilhafter Vergleich für ſie errichtet werden ſollte, erhielt, ermunterten ihn, da alles zu verſuchen, wo ihm zur Beförderung ſeiner Abſichten ſo gar alles erwünſcht ſchien.

Der Advokat erwartete, daß Johanna wenigſtens anfangs ſich weigern würde, ein Geſchäft zu übernehmen, das mit ſo vielen

Schwierigkeiten verbunden zu ſeyn ſchien; allein ſie weigerte ſich nicht, und dieß ſetzte den Mann mehr in Verwirrung, als eine abſchlägige Antwort es gethan haben würde. Wenn Sie nur, ſagte er, und wollte ſeinen Worten eine Bedeutung geben, die ſie für Johanna nie haben konnten, gegen die Herrſchaft auch gefällig ſeyn wollten! Das iſt eben mein Kummer, gab Johanna zur Antwort, wie ich gegen ſelbe gefällig ſeyn möge.

Nunmehr gieng jener zu Feldenau, aus der Abſicht, zu deren Erfüllung er, wie er verſicherte, längſt eine Gelegenheit geſucht hätte, ihm ſeine Ergebenheit zu bezeigen. Er lenkte das Geſpräch ſogleich auf Johanna Flemming, und wünſchte zu dieſer Bekanntſchaft ihm Glück, deren Wahl ſo beſchaffen wäre, daß ſie ſeinem Geſchmacke ſowohl, als ſeinem Herzen, nicht anders, als Ehre machen könne. Jenen erſchreckte und entzückte dieſe Sprache. Er war durch den Umgang mit Johanna ſo ſehr zu ſich gekommen, daß er nicht undeutlich merkte, wie es eben keine Sache von Ehre wäre, ſolche Abſichten, derer er ſich bewußt war, gegen ein wehrloſes Mädchen zu hegen; er wurde auf eine gewiſſe Art furchtſam und zaghaft, in ihrer Gegenwart zu äußern, was er ſich in der Abweſenheit vorgenommen hatte, ohne Umwege zu geſtehen.

Als aber dieſer männlich, wie er ſich ausdrückte, mit ihm zu Werke gieng, als er ihm die Sache ſo anſehen half, als wäre aus derſelben bei einem ſo vornehmen Herrn nicht das geringſte Geheimniß zu machen: ſo ward dieſelbe ſogleich ohne alle Zurückhaltung gemeinſchaftlich überlegt, und der Advokat ſäumte nicht, ihm die Mittel zu ſagen, durch welche die Tochter gewonnen, und der Vater bewegt werden könnte, ſie ihm zu überlaſſen. Der Vorſchlag eines Vergleiches, ſo wenig er in der Hauptſache dabei zum Verluſt kam, machte den Herrn von Feldenau verlegen; ob er die Nachricht, die jener gleich beifügte, daß Johanna bei ihm um ſelben anſuchen, und, wie er hinzuſetzte, zur Bedingniß ihm machen würde; und noch mehr die Verſicherung, welche gegenwärtig v. Feldenau vorzüglich wünſchte, daß er in der That nichts thun würde, als was die Großmuth und Billigkeit forderten, machten ihn entſchloſſen, den Vorſchlag anzunehmen, wenn ſich der Vater dazu bequemen würde. — Man ſprach von dieſer Bedingniß nur in halben Worten, und es war genug, um ſich zu verſtehen. Flemming war bereits außer Stand, einige Schwierigkeiten zu machen. Er war aus allen Kräften damit beſchäftigt, ſeinen Charakter zu entwickeln, welches zu thun es ihm bisher an Gelegenheit mangelte. Er war ganz aufgeblaſen vor Stolz, ſo vielen Einfluß zu haben, ſo vieles durch ſein Vorwort zu vermögen, und eine Tochter, die dieſe heilſame Aenderung veranlaßt hätte, zu beſitzen. Ihr Umgang, verſicherte der Advokat, iſt dem Feldenau zur Dauer ſeiner Beſſerung unentbehrlich. Sie iſt, ſagte er, zu gut erzogen, als daß man ihr Freund ſeyn könnte, ohne beſſer zu werden. Ich habe daran nichts ermangeln laſſen, erwiederte der Vater, als wäre er ſehr vergnügt darüber, zur Ausbildung der Vollkommenheiten, welche den Unwürdigſten der Menſchen gereizt hatten, etwas beigetragen zu haben.

Nunmehr wurde die Sache, aber immer mit Ausdrücken, wobei man die Hauptabſicht nie ausdrücklich nannte, ordentlich behandelt. Das Seltſamſte und gleichſam Unerhörte dabei war, daß, den kleinen Kanal, welcher dem Flemming ſehr anſtand, ausgenommen, von Seiten deſſelben nichts Eigennütziges vorfiel. Es war bei ihm im Grunde darauf angeſehen, der Gemeinde ſowohl einige gemeinſchaftliche, als Privatbürden zu erleichtern; aber Johanna Flemming ſollte das Opfer ſeyn. v. Feldenau erhielt die Erlaubniß, bei ſeiner Abreiſe nach einem ſeiner entfernten Güter, als Hauswirthinn, als Freundinn ſie mitzunehmen.

Johanna Flemming verſtummte, als man mit dem möglichſten Ausdruck von Freude die Nachricht kund that. Eine Ahnung, ſo ſchreckhaft und fremd ihr, als käme ſie von grauenvollen Geſpenſtern, ſagte ihr, ſie ſollte das Opfer ſeyn. Hundert Reden des Feldenau, welchen ſie keinen Sinn zu geben wußte, klärten ſich ihr nun mit Einemmale auf, und der Gedanke an dieſe Erniedrigung war ihr unerträglich. Oft war ſie im Begriff, um Mitleid zu bitten, die Kniee ihres Vaters zu umfaſſen, und gleich jener Königstochter bei dem Euripides, die ihren Vater, der ſie dem Tod beſtimmte, um ihr Leben bat, ſich eine bezaubernde Stimme zu wünſchen, welche die Felſen ſchmilzt, und die Herzen, wohin ſie wünſchet, nach ſich zieht.

„Ich habe keine Kraft, ſo bat das königliche Mädchen, keine andere Zuflucht, als meine Thränen; ich kann nichts, als weinen. Und weinen will ich zu deinen Füßen. Sieh herab! Deine Tochter, ich bin deine Tochter, umfaſſet deine Kniee! O tödte mich nicht! Tödte mich nicht in der Blüthe meines Lebens! Ach, ſüß iſt der Anblick des Lichts! Stürze du mich nicht mit vaterloſer Hand in die Tiefen des Abgrunds! Mein erſtes Wort, das ich ſtammeln lernte, war Vater. Ich habe dich Vater, du haſt mich Tochter genannt; ich habe auf deinem Schooße geſpielt, und zärtlich dich mit meinen Händchen geſtreichelt und geliebkoſet, und du liebkoſeteſt auch mich. Wie zerfloſſen wir beide in die zärtlichſte Wonne! Damals ſagteſt du oft: Mein Kind! werde ich wohl einſt in dem Hauſe eines glücklichen Mannes ſo blühend dich ſehen, als dein Vater es wünſcht, dich die Mutter vieler lieblicher Kinder ſehen? Und ich ſchmiegte mich einſchmeichelnd und ſanft an dein Angeſicht, gegen das ich meine flehenden Hände nun aufhebe; ſollte ich dich, ſagte ich, als einen Greis noch ſehen; ſollte ich ſo glücklich ſeyn, in meine Wohnung dich aufzunehmen: O wie will ich dich pflegen! Wie will ich für dieſe Erziehung dir danken — dir danken, daß auch du meiner gepflegt haſt! Ach, alles deſſen erinnere ich mich noch wohl; aber ſieh, du haſt es ſchon vergeſſen, und willſt mich jetzt tödten!“

Aber, wenn Johanna im Begriff war, ihre Furcht zu äußern, ſo hemmte ein neuer Schrecken, daß ſie etwas vorbringen möchte, woran niemand gedacht hat, in ihrem Munde das Wort. Dieſen vermehrte das Betragen der Geſellſchaft, welche ſie nunmehr täglich zu ſehen bekam. Man bemerkte nämlich ihre Verlegenheit nicht im geringſten, und behandelte alles im ſcherzhaften und muntern

Ton. Wo ſie hinblickte, ſtellte man ihr eine Ausſicht voll Roſen und ein Leben voll Gelächter entgegen.

Wenn vom Schwerſten im Kampf der Tugend die Rede iſt: Gift und Dolch, und Verachtung, und Armuth ſind nicht das Schwerſte; denn der Glaube an Wahrheit iſt ſtark, und wer mitten in Peinen mit einem Herzen voll Leben gen Himmel blickt, dem öffnet der Himmel ſich; aber dem Herzen die ſelige Ruhe der Gewißheit benehmen, es durch falſche Grundſätze und Beiſpiele in einen Zuſtand von Unentſchloſſenheit ſetzen, es ſchweben machen zwiſchen Himmel und Erde; wer da beſteht, ſiegt in dem ſchwerſten der Kämpfe.

Jener Sachwalter wurde täglich zur Tafel gezogen, und auch die Herrſchaft würdigte ſich, gegenwärtig zu ſeyn. Man ſchien bei den Geſprächen, welche vorkamen, nichts minderes, als eine Rückſicht auf Johannen zu nehmen, und alles ſchien vom bloßen Ungefähr entſtanden zu ſeyn. Indeß hatte man die einhellige und ausdrückliche Abſicht, derſelben eine gewiſſe Schüchternheit, welche ſie bei freien Ausdrücken äußerte, zu benehmen, und ſie ſicher zu machen. Nicht mit Leichtſinn, ſondern mit Hochachtung brachte man die Buhlſchaften merkwürdiger Männer, und der vielen in der Geſchichte berühmten Maitreſſen, auf die Bahn, und erwähnte des wichtigen Antheils, den dieſe an den Begebenheiten der Welt, und an den Schickſalen ganzer Völker genommen, und gedachte des Guten, das ſie geſtiftet hätten. Und was nur immer die Eitelkeit eines unerfahrnen Frauenzimmers rege machen kann, wurde geſammelt. Man war gegen die Schüchternheit derjenigen, welcher man dieſe Lehren einflößen wollte, anfangs ſo zärtlich behutſam, daß man ſolche Schritte nicht gleich offenbar rühmte; man ſchien ſogar zugeben zu wollen, daß es Schwachheiten wären — welche indeß die ſchönen und liebenswürdigen genannt zu werden verdienten. Und wenn jemand ſonſt ſich nichts vorzuwerfen hat! ſagte man, und lachte. Ein andersmal erwähnte man des beſchwerlichen, bleiernen Ganges der Ehe, als worin jene feurige Liebe, welche das Gewürz des Lebens wäre, unvermeidlich abnähme, rühmte gelegentlich die Kinder der Liebe, als welche, ſagte man, an Lebhaftigkeit des Geiſtes die gewöhnlichen Kinder der Ehe ſtets weit übertroffen hätten. Und wenn mans beim Licht beſieht — Hier ſchwieg man. Es bekam das Anſehen, als wäre die Sache von einer Beſchaffenheit, daß man ſie nur nicht jedermann ſagen dürfte, daß man ſie ſtets den Kindern und Unverſtändigen oder Unbemittelten verſchweigen, und nur immer einem kleinen Zirkel, und dem, der ſie faſſen kann, dem Volk aber, des Mißbrauchs wegen, nie anvertrauen dürfe — welches dem ungeachtet ſeine Rechte zu behaupten ſuchte, wie die Nothwendigkeit der vielen bürgerlichen Strafen und andere Zwangsmittel bewieſen, mit denen man bemüßigt wäre, ihre gewaltſamern Ausbrüche nach Freiheit, welche man darum, weil ſie ſich ihrer nicht zu bedienen wüßten, Ausſchweifungen und Verbrechen nannte, in Schranken zu halten. Dieß wäre übrigens ein Beweis, daß die Welt in dem, worin der Genuß des Lebens beſtehe, ſtets einerlei Denkungsart gehabt, und ausgeübt habe u. ſ. w.

Man machte ſich ſogar Einwendungen, um ſich widerlegen zu können. „Sollte, ſagte man, eine Denkungsart, welche dem Geſchlecht, für das ſie erſprießlich iſt, nie geoffenbaret werden darf, die gute und wahre ſeyn?“ Warum nicht? gab man zur Antwort. Es iſt ſo im ganzen Reich der Dinge. Das Vollkommenſte, das Schönſte und Erſprießlichſte, wie Geld und Perlen, oder wie die vornehmſten Geſundheitskräuter, die geiſtigſten Weine u. dergl. bleiben immer einzeln und ſelten, und nur für die Wiſſenſchaft, und den Genuß einiger Wenigen vorbehalten. Wie tauſend und tauſend Menſchen ſich als Unterthanen betragen müßten, damit Einer ein König ſeyn könne: ſo müßten diejenigen, welche unter die Klaſſe des Volks gehören, in Schranken ſich halten, damit einige Wenige im Namen aller ſich der Freiheit bedienen könnten, wozu aus politiſchen Urſachen nicht alle berechtigt ſind."

Dieſe Grundſätze wurden auf verſchiedene Arten wiederholt, und Flemming, der Vater, widerlegte ſie nicht. Sein feiges, gefälliges Lächeln war mehr Beifall; war, ſo däuchte es Johannen, ein Geſtändniß, daß er ſie mit dem, was er von dem Daſeyn der ſittlichen Tugend ihr verſagte, getäuſcht, und, wie ein Kind, deſſen Unverſtand man ſcheuet und ſchont, behandelt habe.

Johanna Flemming haßte das Tageslicht. Sie ſtreckte ihre Hände nach allen Weſen aus, um ſich zu halten, und erreichte keines, und ward von allen Leben und Weſen getrennt. Ihr Verſtand ſtand ſtill, und ihr Herz war betäubt. Jener Sachwalter, dem dieſe Geſchichte des Uebergangs einer reinen Seele zu einem Zuſtand, wo man den Gedanken an Unſchuld lächerlich findet, nicht unbekannt war, betrieb ſeine Sache nach einem Plan, den er für untrüglich hielt. Johanna hatte es in aller Unſchuld des Herzens bereits verſucht, dem Hrn. von Feldenau eine Vorſtellung in

Betreff eines Vergleiches mit den Unterthanen zu thun; und jener machte ihr Hoffnung, daß er aus zärtlicher Achtung gegen ſie thun wollte, was möglich ſey. Da dem Sachwalter bei dem Vorſchlag ganz Ernſt war, ſo wurde wirklich daran gearbeitet, und dieſer ſtattete bei Johannen täglich Bericht ab, wie weit er gekommen wäre. Und wie er darin täglich weiter kam: ſo benutzte er die Gelegenheit, Johannen zu rühmen, und die Wohlthaten, welche ſie der Gemeinde erwieſen hätte, ihr vorzuſtellen. Er wußte wohl, was Johanna beunruhigte, und er unterließ nicht, (ohne jemals etwas zu nennen) ihr eine Bedenklichkeit, welche nach ſeinem Sinn die Zeit wohl heilen würde, zu benehmen. Wie viele Ausſchweifungen, ſagte er, die von Feldenau begehen würde, können Sie verhindern! Sie werden ihn zu einem ordentlichen, haushälteriſchen, liebreichen Mann bilden. Schon iſt dieſer Mißbrauch aufgehoben, dieſe Unbilligkeit abgethan. Wie vielen Familien werden Sie die Thränen abtrocknen, und allgemein Gutes verbreiten! — Er wollte ſie auf die Gedanken bringen, der einzelnen Unordnung, wie ihr anfangs ein Leben, das ihr neu war, vorkommen würde, nicht zu achten, damit vielfältige und größere vermieden würden. Einige Freunde, die er zuweilen mit ins Geſpräch zog, ſagten das nämliche, und erwähnten ihres Umgangs mit der Herrſchaft, als des größten Verdienſtes, mit der möglichſten Ehrerbietung.

Indeß kam der Tag der Abreiſe heran, der Johannen von dem Hauſe, wo ſie ehemals ſo innig vergnügt war, entfernen ſollte, und es ward Anſtalt gemacht, denſelben mit der möglichſten Feierlichkeit zu begehen. Man hatte während der Zeit den kleinen Kanal, welcher ihrem Vater ſo viele Vortheile verſchaffte, gegraben, und an den Ufern desſelben ſtanden bereits ein paar kleine Mühlen, welche das Waſſer, das heute zum erſtenmale fließen ſollte, erwarteten. Es war ein köſtliches Gaſtmal zubereitet, nach welchem die Reiſe vor ſich gehen würde. Die Gäſte waren bereits in einem kleinen Saal verſammelt, und die Fröhlichkeit, und der muntere Scherz erſcholl von allen Seiten; nur Johanna Flemming war einſam, und ſie erſchien mitten in den Kreiſen der Anweſenden, als gehörte ſie nicht zur Geſellſchaft. Es war viele Bedeutung auf ihrem Angeſicht und in ihren Bewegungen.

Die Herrſchaft allein wurde noch erwartet. Herr von Feldenau nahm ſeine Zuflucht zu einer ſeltſamen Erfindung, um ſich der Gewogenheit der Johanna zu verſichern. Er ließ die Punkte jenes Vergleichs mit den Unterthanen, um den ſelbe bat, in Ordnung bringen, und die ſchriftliche Verſicherung darüber ordentlich verfertigen. Jene wurden auf dieſen Tag beſchieden, nach Flemmings Haus zu kommen, wo man ihnen den Inhalt des Vergleichs, des möglichſten, und des letzten, eröffnen würde. Sie hofften viel von Johannens Vorbitte; aber wenn ſie an ihre Herrſchaft dachten, ſchlug das Mißtrauen ihre Hoffnung nieder. Und ſie fiengen bereits an, mit zitternder Erwartung um Flemmings Haus ſich zu verſammeln, als von der Herrſchaft ein Abgeordneter ankam, der an Johannen ein Paquet mit dieſem Billet zu beſtellen hatte.

„Hier iſt der Vertrag, den ich nach Ihrem Willen (denn ich habe keinen Willen, als den Ihrigen) zur Gunſt meiner Unterthanen auf ewige Zeiten errichtet habe. Geben Sie mir dadurch einen Beweis Ihrer Gewogenheit für mich, daß Sie dieß Geſchenk denjenigen ausliefern, welche es allein Ihnen zu danken haben. Dieſe wiſſen nichts Ausdrückliches von dem Inhalt, und ſie werden freudig erſchrecken, wenn ſie vernehmen, wie gut ich mit ihnen verfahren bin. Möchte ich doch den Augenblick gegenwärtig ſeyn, wo Sie ihnen den Vertrag (das Zeichen unſeres wechſelſeitigen Bündniſſes) überreichen werden! Ich werde in einer Viertelſtunde erſcheinen, und hoffe, von meinen Unterthanen mit lautem Jauchzen empfangen zu werden.“

Bei dieſem Billet lagen noch einige Geſchenke. Zu gleicher Zeit meldete man, daß das Waſſer in dem Kanal anfange zu fließen, und die Mühlen, ſich zu bewegen.

Johanna Flemming ſah die Quelle, und ſah die Unterthanen, die ſich unten verſammelt hatten. Sie waren feiertäglich angekleidet, hielten die Hüte in ihren Händen, und ſahen ſtill und unbeweglich nach dem Fenſter. Und ſo oft ſie die Johanna erblickten, neigten ſie ſich mit einem flehenden und ehrerbietigen Lächeln, und ihre Herzen ſchlugen höher vor freudiger Erwartung.

In dem Saal hatte ſich alles um ſie her verſammelt, und alles ward ſtill. Johanna Flemming ſtand an ihrer Spitze, den Vertrag in der Hand. Sie ſah gen Himmel, und er that ſich nicht auf; ſie ſah nach der Tiefe des Waſſers, und keine Gottheit ſtreckte ihr mitleidig die Arme entgegen.

Das Stillſchweigen der Anweſenden ward leiſer. Johanna Flemming ſtand an ihrer Spitze, den Vertrag in der Hand. Und dieſen Augenblick hört man von weitem die Töne des nahenden Poſthorns. *) — — —

---

*) Leider iſt dieſe vortreffliche Schilderung nur Fragment geblieben.

An unsere lieben Landsleute.

Wir haben uns viele und herrliche Dinge vorgenommen, woran derjenige einen großen Theil ſchon erfüllt hätte, der ſich mit der Gewißheit erfreuen könnte, das Verlangen nach denſelben in den Herzen ſeiner Leſer rege gemacht zu haben; denn leichter iſt es, Sümpfe in lachende Gefilde zu verwandeln, und auf nackte Felſen anmuthige Gärten zu pflanzen, als in die Gebeine des Menſchen Kraft und That zu legen, und ſeinen Geiſt mit dem höhern Feuer zu entzünden.

Wie, wenn die Sonne im Frühling die verſchiedenen Arten verſammelter Bäume beſcheint, nicht alle zu gleicher Zeit Blätter und Blüthe gewinnen: ſo verbreiten ſich Geſchmack und Wahrheit; erwachen eher in fähigen, ſpäter in verwöhnten Gemüthern, oder theilen ſich beiden, ohne Rückſicht auf Maaß der Fähigkeit, wie einige Felder bei öfterm Regen, andere beim Sonnenſchein aufblühen, mehr bei dieſer als einer andern Gelegenheit mit.

Was uns vorzüglich am Herzen liegt, iſt das Andenken an unſere edleren Landsleute, und die Wiederherſtellung derſelben in Denkmälern des Herzens. Wir kennen nichts, was zur Ehre, zur Aufmunterung, und dem edeln Stolz einer Nation thätiger beitragen könnte, als gute Lebensgeſchichten, worin der Geiſt großer Geſinnungen und Thaten mit Feuer und Antheil geſchildert wird. Fähige Jünglinge glühen, und Greiſe werden jung, wenn ſie die Leben berühmter Männer von Plutarch leſen: Was müßten erſt ſeelvolle Gemälde von den Unternehmungen unſerer beſſern Landsleute thun? Wir meinen hier nicht ſolche Unternehmungen, woran oft die blinde Kühnheit des kriegeriſchen Muths, oder die Macht des parteiiſchen Glücks den vorzüglichſten Antheil hat; auch achten wir wenig des manchmal liſtigen Kopfes, der ſich vom niedrigſten Stand etwa durch Kunſt und Zufall zu den höchſten Ehren empor ſchwang; aber der Muth des braven Landmanns in der Stunde der Noth, ſein getreues, unerſchrockenes Feſthalten an Recht und Tugend, und ſein Ausharren in Kummer und

Arbeit, ſeine Unverdroſſenheit und Heiterkeit der Seele in harten Umſtänden, und ſein Glaube an die Wahrheit in der Mitte der Ungläubigen, iſt, auch ohne erfolgte That, und ohne Gepränge, aus dem Hauſe des Bürgers, oder dem Saale des Großen, jedem edeln Herzen ein mächtiger Ruf zum nämlichen Edelmuth. Wir wiſſen gewiß noch das wenigſte von uns ſelbſt. Die rührendſten Begebenheiten, die das kälteſte Herz erſchüttern, und es mit Wärme erfüllen würden, bleiben uns unbekannt, und nur die leeren Vorfälle, die der Seele nichts ſagen, werden uns gemeiniglich vorerzählt.

Aus dieſer Ueberzeugung, und mit der gewiſſen Zuverſicht, daß unſere lieben Landsleute, die Bayern und Pfälzer, bei unſerm Aufruf zum Gefühl der Ehre und der Thaten mitwünſchen werden, was wir mehr, als wünſchen, daß es zum Werk kommen möge, unternehmen wir es, denſelben eine Aufforderung zum rühmlichſten Wettſtreit der beſten, feurigſten Köpfe vorzuſchlagen, und dazu einen Gegenſtand, der jedem wahren Inländer am Herzen liegt, zu wählen. Dieß iſt ein dramatiſches Gedicht von irgend einer inländiſchen rühmlichen That, und wir verſprechen demjenigen, nicht als eine würdige Belohnung, ſondern als einen geringen Beweis unſerer Hochachtung fünf und zwanzig Dukaten, der binnen einem Jahr das beſte Stück an uns ſenden wird, das

a) eine rühmliche, erweisliche That eines oder mehrerer guter Inländer in Zeiten des Friedens oder des Krieges zum Grunde haben,

b) das in Betracht der Schaubühnen unſeres Zeitalters, und in Rückſicht auf die Völker, mit denen wir nunmehr in gutem Verſtändniſſe leben, einer ungehinderten Aufführung fähig, und

c) bis den erſten Oktober des — 80 Jahrs an die Verfaſſer der bayeriſchen Beiträge mit gewöhnlich verſchloſſenem Namen eingeſchickt werden ſoll.

Wir muntern zu dieſer Unternehmung nicht bloß diejenigen auf, welche von der Ordnung und dem Kunſtgang des Drama in den Jahren ihres Unterrichts gehört, und ſich in den Stand geſetzt haben, einen Plan theoretiſch gut zu entwerfen, und auszuführen. Wem das Herz glüht, wenn er den Namen heroiſcher Bayern hört; wem bei dem Andenken an ſeine redlichen großen Vorältern alles um ihn herum klein, und der Raum, wo er athmet, zu eng wird, daß ihm iſt, als würde er empor gehoben, als wollte er ſteile Höhen hinanlaufen, in Wolken wohnen, und jauchzen aus ganzer Seele unter dem Gewölbe des Himmels; wer, wenn er von ſchönen Thaten hört, auch Thaten thun will, und trauert, daß er ſie nicht bei einer ähnlichen Gelegenheit thun kann, und ſich dann gewöhnlich vom Lärmen der Zeitfreuden entfernt, und etwas Großes und Hartes wünſcht, der wage es, ſich in den Stunden dieſer Anwandlung ſeines Dranges zu entladen; der ſchreibe, gleich den Urvätern, welche, indem ſie nicht ſchreiben konnten, ihre Denkmäler in Felſen gruben, nieder, was ihm das Herz empor treibt, ſo gut ers kann und mag, und ſollte er es nicht beſſer können, als der Maurer Jonſon, da er die Kelle von ſich warf. Vielleicht ſetzt ein ſolcher bei ſeiner Arbeit keinen unſerer Maßſtäbe, und Zirkel an, und entwirft nichts auf die Art, wie wir entwerfen und aufbauen; aber vielleicht ſchafft er auf eine uns wunderbare Weiſe ſchauderhafte Geſtalten, die, wann ſie unter uns treten werden, unſer ſo manchmal kaltes, feiges, gedankenloſes Zeitalter erſchüttern und aufreißen, und der Welt um uns zeigen, wer wir waren, und ſeyn könnten; vielleicht ſchärft er den Blick, daß wir das Wenige, das von der alten, rauhen Einfalt und Güte, und jenem ſchrecklichen Männermuth noch an uns iſt, wahrnehmen, und daſtehen, ſehen uns ſelbſt, wie Maſken, mit den Geſinnungen und den Gebrechen des Auslands armſelig umhänget; vielleicht bewahrt man ſeine Schrift als ein thätiges Gegenmittel wider die Krankheiten der Herzen in Zeiten des Kleinmuths und der Noth. O möchte der glühende Landsmann die Feſſeln einer größten Theils erdichteten Gelehrſamkeit zerbrechen, und ſich durch die vielen engen Fußſteige, die etwa ein trippelndes Zwerglein im Reich der Literatur ihm vortrat, nicht irre führen, noch abſchrecken laſſen, ſeine eigene Bahn, und wäre ſie auch unbetreten, zu wandern! Möchte er ſich, wenn er nun, da er dieß lieſt, in einem Kreiſe von Männern ſteht, die dieſes Vorſchlags, den ſie nicht begreifen, höhnen und ſpotten, den Muth nehmen, zu glauben, daß er Recht habe, und ſich das Vergnügen des Tags voraus ſtellen, wo auf ſeinen Wink die Bilder unſerer Vorväter aus ihren Gräbern hervortreten, und die Herzen ihrer, unſerer Nation entflammen werden.

Was unſern Ton betrifft, mit welchem wir reden, ſo werden wir uns niemals bereden laſſen, aus Gefälligkeit gegen diejenigen, die, wenn wir einen tändelnden Ton annähmen, uns leſen würden, denſelben anzuſtimmen. Es iſt uns einmal nicht um viele Käufer, ſondern um den Beifall der geſunden Seelen unſers Zeitalters, und um den Beifall der unparteiiſchen Nachwelt zu thun. Der Vorwurf komme nicht über unſer Haupt, daß wir jemals von dem Ernſt deutſcher Sinnesart abgewichen, daß wir den uns eigenen Charakter verlaſſen, und die Stimme erhoben haben, um mit Tönen entnervter Sitten die Gemüther unſerer Mitbürger zu unmännlichen Begierden zu ſchmelzen. Wir haben uns, vielleicht ohne zu wiſſen, wie uns geſchah, rühmlich erhoben, haben angefangen, die erſten kühnen Schritte ins helle Gebiet der Wiſſenſchaften zu wagen; laßt uns nicht jeder Flamme zueilen, die in der Dämmerung leuchtet, und nicht erwärmet. Noch genießen wir in Kraft und Geſundheit das Gefühl feſter Geſinnungen; laßt uns nicht, indem wir fortrücken, das Ziel aus den Augen verlieren, dem wir zueilen ſollen. Laßt uns da allerdings anfangen, wo die Nationen, deren Beiſpiele uns zur Aufmunterung dienen, angefangen haben; aber laßt uns die bequemen, üppigen Straßen vermeiden, die ſie nachmals häufig betreten haben. Seht, ihre Sprecher und Schriftſteller ſind die Verführer ihres Volks geworden; ſie haben an ihnen gethan, was ihre Feinde nicht thun konnten, haben ſie weiche Gefühle gelehrt, und hochmüthig ſeyn im Nichtsthun. Nun halten ſie die Entzündungen des Fiebers, und das Schwellen der Adern und die Raſereien ihrer Träume für heilige Hitze des Geiſtes, für Einſprechungen und Geſichter der Muſen; — indeß die wenigen geſunden Werke ihrer wahren Weiſen ungekauft in den Buchläden liegen, und von den Kranken verlächelt werden.

Wer da anfangt, wo jene aufhören, wo alle die Völker, denen ein unglücklicher Mißbrauch der Künſte ihr Untergang war, aufgehört haben: wer wird dieſen retten können, wenn das Uebel einmal ſeine Säfte verderbt hat? wenn ſeine Seele allen Muth, alle Empfindung und Luſt zur Wahrheit, und Kenntniß des Schönen verloren hat? Traurig und rührend, wie der Ton einer Sterbglocke von weit entfernten Gegenden herüber, iſt für jeden deutſchen der hektiſche Huſten, und das kränkelnde Keuchen ſo vieler Schriftſteller, ſo vieler Leſer, die mit ihren Schriften ſich nähren; ſie ſingen den Unmuth, und die Langeweile ihrer leeren Seele mit tändelnden Liederchen ein, und vertheidigen ihre Schwachheiten mit der Philoſophie ihrer Bühnen; trillern, und nennen ſich Sänger; beurtheilen, und nennen ſich Gelehrte, und ſtiften ſich ihre eigenen Sekten, den bequemen faulen Müßiggang der heutigen Literatur, w man, ohne viele Mühe, zu werden meint, wa unſere Urväter bei eben ſo großen Fähigkeiten und eben ſo heißem Eifer, ſie zu üben, nach angeſtrengtem Fleiß nicht zu ſeyn glaubten; wo man von den Studien ein bloßes Vergnügen ſucht, und die anhaltenden männlichen Bemühungen zum Dienſt des Staats Pedantereien nennt;

— wo Jünglinge, die das Unglück haben, keinen Freund zu erhalten, der ſie überzeugte, daß es Farben auf der Oberfläche ohne Körper und Feſtigkeit gebe, zwar keinen Homer und Virgil, keine Meßiade kennen, aber dafür mit ſchmachtenden Augen ſüße thatenloſe Romanchen leſen, und am ſanften Quellelein beim leiſen Flüſtern des Zephirs abbleicheln, und das thieriſche Treiben der aufkochenden Begierden Enthuſiasmus und Geiſt nennen; immer fortrennen, wie Unſinnige, über Waſſer und Land, und nie daheim ſind.

— Wo man in wichtigen Familien anfängt, den Ton der Schöngeiſterei zu führen, und von Empfindung des Schönen, und von Ausbreitung des wahren Geſchmacks zu ſprechen, indeß die geordnete Empfindung des Herzens ſich immer mehr und mehr verliert, und die Armuth und Zerrüttung des Geiſtes, und der Froſt, und die Eitelkeit die Oberhand gewinnen; — indeß man mit einem Buch, das mit Geſchmack geſchrieben ſeyn ſoll, in der Hand, ſich anſtrenget, alle, ich will nicht ſagen, häusliche, ſondern natürliche Simplicität zu verbannen, und der ganzen Welt öffentlich zu zeigen, wie wenig wahren Geſchmack, wie wenig Muth und Anlage man beſitze, denſelben wahrzunehmen, und ſich eigen zu machen.

Unſere Aeltern ſangen im Sturmwind, ertrugen freudig Hitze und Kälte, Hunger und Durſt, jauchzten in Gefahren und im Würgen des Kriegs; waren unverſtellt und ernſt im Reden und Thun, waren redlich, inländiſch, deutſch; laßt uns ſtets denken, daß wir ihre Söhne ſind, und, wie wirs an Tapferkeit thun, auch an Gefühl und Denkungsart keinem Sterblichen fremder Provinzen je nachgeben! Nun das Jahr beginnet, werden Quellen zunehmen, und Bäume werden wachſen: möchte doch keiner von uns bleiben, was er iſt, ſondern, gleich dem Aufblühen einer jungen Eiche, Säfte ziehen aus den Lehren der Weiſen, aus den Gefühlen der Künſte, und unmerklich daſtehen geſünder und völler an Geiſt und Sinn! Wenn wir einſt ruhen an der Seite der Väter, und wenn dann jeder unſerer Auftritte, und dieß unſer Zeitalter vorüber iſt; (wie bald wirds vorüber ſeyn!) wenn unſere Enkel ihre Kinder vor unſere Portraite führen, und von unſern Urnen den Staub wiſchen; wenn der einſamen

Jünglinge einer, der mit traurigen, vielahnendem Herzen, die Bahn alter Unſterblichen ſucht, von den Freuden und dem Schimmer des Tags in unſere Gewölbe ſich ſchleicht: wer dann von uns der ſüßen Erinnerung gewiß wäre, Theil zu haben an dem Wohlſeyn des Vaterlandes! Wer ſie dann ſagen hörte: Seht, dieß ſind die Bayern aus dem ſchönen Zeitalter Bayerlands! Dieſe reinigten die Quellen, aus denen wir trinken, pflanzten die Bäume, unter deren Schatten wir ruhen! Dieſe ſtritten wider die mächtigen Ungeheuer, welche ihren Zeitgenoſſen das Mark aus den Beinen ſogen, und Herz und Kraft benahmen; dieſe lehrten uns die einfache Ruhe und Hoheit unſerer urſprünglichen Sitten, den wahren Geiſt der Geſetze, die Stärke und Wärme in unſerm Ausdruck, den wahren Geſchmack in unſerm häuslichen Aufwand; — wir ſchwebten dann um ſie unſichtbar, oder ſängen in der Mitte unſerer Väter Lieder des Himmels dem Schöpfer der Geiſter!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
Dr. Ernst Grosse.

Zehnter Band.

Kempten, 1832.

Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Aufklärung in Bayern.

(Geſchrieben 1780.)

Ich bitte den Leſer, das Wort Aufklären nicht zu leſen, ohne dabei an den Verſtand, der darin liegt, zu denken. Es heißt, wegräumen die mancherlei Hüllen und Decken vor den Augen, Platz machen dem Licht in Verſtand und Herz, daß es jenen erleuchte, dieſes erwärme, und eintreten in die Gebiete der Wahrheit, und der Ordnung, wo die Beſtimmung des Menſchen, die wahre Glückſeligkeit thront. Mit ſolchen Augen werden wir nach Maaß des Verdienſtes einſt Gott ſchauen.

Wer nicht ſelbſt unter Menſchen lebte, würde es nicht glauben, daß es Menſchen gab, denen ihre eigne Aufklärung verdächtig, und ärger, als Hund und Schlangen, verhaßt war.

Eine Nation aufklären, Tag bei ihr werden laſſen, will alſo ſchon im bürgerlichen Verſtand weder mehr, noch weniger ſagen, als, ſie von denjenigen Grundwahrheiten und Maaßregeln, ohne deren Befolgung ihr wahres Wohl nicht beſtehen kann, überzeugen, und ihr dieſelben als liebenswürdig ans Herz legen. Dahin gehört, daß man die beſondern Kräfte einer Nation unterſuche, bewege, daß man den beſondern Bedürfniſſen nachdenke, nachhelfe; Dinge, ohne welche keine Aufklärung beginnen, noch ſich erhalten kann.

Ueberzeugt ſoll eine Nation werden durch philoſophiſche Geſetze, durch die Geſchichte, durch mündliche, und ſchriftliche Lehren, welche aus dem Mund denkender Männer ausgehen, denen die Vorſicht den Beruf, und den Muth giebt, vielen Tauſenden auf ungebahnten Wegen voraus zu gehen.

Gerührt wird die Nation durch die Werke der Kunſt und Literatur; durch dieſe werden die Gemüther erweicht, gebildet, nach einem gewiſſen Ton geſtimmt, von gewaltſamen, aufbrauſenden Bewegungen eben ſo ſehr, als vom gänzlichen Stillſtehen, und Erſtarren derſelben entfernet.

Dieſe wenigen Wahrheiten ſollten auf unſern Heerſtraßen, auf unſern Stadtthoren, unſern Palläſten, Tempeln, Gerichtsſtuben, Schulhäuſern — doch was würden ſie da helfen? — Sie ſollten in unſere Herzen gegraben ſeyn.

Wer oft und täglich den Endzweck derſelben überdenkt, wird von dem Werth, oder der Nichtigkeit der Dinge urtheilen können, wegen denen man oft große Summen hinauswirft, um ſich zu verderben. Wo die Dinge, welche auf die Nation wirken, nicht alle aus eben demſelben Geiſt entſpringen, da iſts gerade, als wolltet ihr Eſſig, oder Schierling, oder eitle Farben unter den Wein ſchütten, deſſen ihr euch zur Kraft und Labung bedienet. Wenn ihr alſo eure Söhne und Töchter überzeugen ließet, wie die Enthaltſamkeit, und Herrſchaft über ſich ſelbſt eine überaus große Tugend ſey, und ihr wolltet zu gleicher Zeit ihre Einbildungskraft durch rührende Gemälde der Unenthaltſamkeit entzünden; oder wenn ihr Verordnungen für die Aufklärung machen wolltet, und ließet zu gleicher Zeit wider die Aufklärung predigen: ſprechet einmal, was würde die Folge dieſer ſeltſamen Vermiſchung ſeyn?

In Wahrheit, dieß iſt ſo klar, wie das Licht, bei dem ich es ſchreibe, und doch gehört ein hoher Verſtand dazu, zu unterſcheiden, was Weisheit und Thorheit ſey; denn eben diejenigen, welche eine Mauer in die Höhe führen laſſen, beſtellen oft wohl ſelbſt heimliche Tagwerker, welche dieſelbe untergraben ſollen.

Es iſt ſo ſeltſam, es iſt ſo aufmunternd und niederſchlagend, dem Gang der Aufklärung, wo ſie einmal ins Gehen kömmt, zuzuſehen, und wahrzunehmen die Nothwendigkeit von einer Menge günſtiger Zufälle und Umſtände, die gleichſam von ungefähr, zuſammen fließen müſſen, wenn ſich eine innere Gährung ergeben ſoll, und dann zu ſehen, wie eine einzige böſe Anſtalt zehn gute vernichten kann, nicht anders, wie der Glanz im ganzen Zimmer verliſcht, wenn der Docht, der ihn ausgoß, vernichtet wird.

Licht über das Volk ſoll von denen kommen, welche etliche Stufen über daſſelbe erhaben ſtehen; aber oft drang auch der Schimmer von unten, und die, welche gehorchen, und Geſetze annehmen, klärten die Einſichten derjenigen auf, welche gebieten, und Geſetze geben; doch die Wirkung blieb ſich allemal gleich. Wie die Liebe Wohlthun gebiert; ſo zieht die Aufklärung gute Anſtalten nach ſich, und die Weisheit war immer, wird ſeyn immer die Mutter guter Gedanken, edelmüthiger Vorſchläge, wohlthätiger Verordnungen.

Daher iſt das Lehrreichſte, was man Menſchen mittheilen kann, die Geſchichte ihrer Aufklärung, zumal, wo man nicht bloß die That, ſondern die Entſtehung derſelben, nicht bloß die reife Frucht, ſondern das Saamenkörnchen der Begebenheit liefert.

Nun iſt das Jahr, an deſſen Anfange ich aufſtand, zu gehen mit meinen lieben Landsleuten, als würden wir weit, weit hinan kommen, zu Ende. Und wird nie wieder zurück kommen, ſollten wir auch, wenns möglich wäre, Berge verſetzen, und die Sonne herabziehen.

Und wird nie wieder zurück kommen!

Wir ſind heute nicht mehr ganz das, was wir damals waren, vielleicht ſind wir gar ſehr verändert. Wir haben viel und mancherlei gehandelt, und ſind ſchlimmer, oder ſind beſſer geworden.

Einige haben zum̄ Reichthum, andere zur künftigen Armuth den Grund gelegt. Um Rang und Menſchengunſt verriethen vielleicht einige Recht und Billigkeit, andere blieben lieber unbemerkt im Winkel ſtehen, und hungerten, ehe ſie ſich zur unmännlichen Tücke verſtanden, andere Worte in den Mund zu nehmen, und andere im Herzen verſchloſſen zu halten. Klagen über das Vergangene, Vorherkündigungen über das Zukünftige, Vorſchläge und Widerlegungen derſelben, Unruhe über alles, was geſchieht, und Genügſamkeit bei allem, Lobſprüche und Wähnen des goldenen Jahrhunderts, Läſterung und Heulen auf der Gaſſe über eben dasſelbe! — und mitten drunter verlor ſich dieſer, und verlor ſich jener, und legte ſein Haupt zur Ruhe.

Was geſchah dieſes Jahr, das auf unſere innern, und äußern Verhältniſſe einigen Einfluß hatte? Geſchah etwas, das auf den Geiſt unſerer Geſetze wirkte, das in unſern Sitten, und unſerer Denkungsart einige Aenderung hervorbrachte? Sagte man: Alles unſer Thun, und Denken muß dahin gehen, und merkte man jemals darauf, ob es geſchehe? Giengen wir am Morgen in Gottes Verrichtungen aus, des Menſchen Verſtand mit Weisheit, ſein Herz mit Liebe zu begaben, oder giengen wirs darauf an, den Dummen noch dümmer zu machen, und den Liebloſen zu verhärten?

Welche Arten von Künſten und Kenntniſſen, von Handwerkern, und Gewerben haben eine Aufnahme gewonnen? Welche Modekrankheiten, folglich, welche Arten von Ausſchweifungen haben ſich verloren? In welcher Klaſſe von Inländern hat dieß Jahr ſich jemand hervorgethan? — Doch mir ahnet — ſo traurig, und ich mag dieſe Fragen nicht fortſetzen.

Ich merke hier, ohne mich auf das Gegenwärtige einzulaſſen, nur an, daß keine Zänke heftiger, feindſeliger zu ſeyn pflegen, als die Zänke der Theologen, und Belletriſten, wovon jene die Lehre der Liebe, dieſe die Kunſt, Sitten zu bilden, zum Gegenſtand haben. Aber ſo herb dieſe Zänke für die Perſonen ſind, die ſich darein verwickeln: ſo bleibt doch das Gute niemals aus.

Wie Sturmwinde die Lüfte reinigen, und, wo ſie Wälder durchheulen, die mürben Aeſte von den grünen abſondern, und Bäume, welche mit vielen Blättern prangen, da ihre Wurzeln noch unbefeſtigt ſtehen, zu Boden reißen, indeß andere aus eigener Kraft ſich erhalten: ſo beſteht in der Mitte eifriger Unterſuchungen das Weſen der Sache, oder ihre verborgene Schwäche entdeckt ſich in dem Anzug ſtreitender Gegenmächte. Die Wahrheit wandelt am Ende ernſt und ruhig durch die Mitte ſtreitender Schriften hervor, um welche ſich ſcharfſehende Faktionen lagern, um keinen Fehler unbemerkt zu laſſen. Seelen, welche den Folgen der Dinge nicht nachdenken, ſtehen, und ärgern ſich; aber niemals erhebt, und endigt ſich ein Streit, ohne daß man klüger geworden.

Wunderdinge begaben ſich indeß im Reiche der Kunſt. Schröder aus Hamburg ſpielte unter andern, oder vielmehr, er war auf unſerem Theater Hamlet, und Lear, deſſen Bild mir ewig vor Augen ſchweben wird. Krahe wiſchte, wenn ich auf gewiſſe Art ſo ſagen darf, den Staub von einem Gemälde, bei deſſen Anblick Kenner, und Nichtkenner außer ſich gerathen. Eine Mater dolorosa mit dem entſeelten Leichnam des göttlichen Sohnes in Lebensgröße, — vom Raphael, hieß es jetzt, aus ſeinem beſten Zeitalter, oder von einem andern, und einem der größten aller Maler; doch die Figuren ſind nicht gemalt, ſie haben keine Farbe, ſie ſind zugegen, und erfüllen mit Ehrfurcht und Bewunderung jeden, der ſich ihnen nähert. Während dem ſtieg die Gallerie empor, der Tempel für die herrlichſten Denkmäler, welche von Menſchenhänden für den Geiſt der Menſchen errichtet worden, für Lehrer der Verhältniſſe und der Schönheit, deren Geiſt, wo er über ein Volk ſchwebt, den Sitten Anmuth und Würde giebt, und den Geſchmack großer edler Leidenſchaften erweckt. Die Nahrung für den Geiſt und das Herz iſt vorhanden, und nun darf nur noch für den Hunger, daß man ſie genieße, und für die Ueberzeugung geſorgt werden, daß, wer ſich ihrer zur Stärkung der Seele bedienet, ſich davon beſſer befinde, und hellere Augen bekomme.

Wer großen Dingen in kleinen Anfängen nachſpüret, wird davon häufige Vorzeichen antreffen. Wie, wenn der Frühling heranzieht, der Wanderer zarte Blumen am Wege ſieht, Blumen, gewöhnlich noch ſchüchtern, unter Blättern verſteckt: ſo keimen ſchon hie und da, gleich zarten Saaten, Spuren des Nachdenkens, und des beſſern Geſchmacks auf. Wer an einem öden Platz vorüber geht, tadelt ſchon ſeine Unnützlichkeit, und wer etwas errichtet, der will nicht bloß Stein und Holz übereinander legen, ſondern bauen möchte er, und verſchönern. Beiſpiele dieſer Art findet man überall, wo man etwas hinſetzt, und wegnimmt. Ich athme leichter die Straße vorüber, von der dieß Jahr die Richtſtatt genommen ward, und betrachte in der Allee nach Nymphenburg die warnende Tafel mit wahrer Zufriedenheit, worauf, ſtatt daß ein Beil auf der rechten Hand ſich befinget, beide Hände der Baumfrevler geſchonet, und an Karren geſchmiedet ſind.

Ich habe in meinem Leben auf unſern Straßen Denkmäler der Strafen geſehen; vielleicht bin ich ſo glücklich, auf eben den Straßen Denkmäler des Verdienſtes, und belohnter Tugend zu erblicken. Von Ermunterungen dieſer Art war ehemals in den ſchönſten Tagen der Welt das empfindſame ſtolze Griechenland voll. Ueberall kamen den Augen der Wanderer herrliche, ſeelvolle Bilder entgegen, und mit jedem Blick brannte in den Herzen die ſchöne Begierde auf, ſich durch etwas Vortreffliches, oder durch ein Talent unvergeßlich zu machen.

Das finde ich, was ich allemal in den Geſchichten der Völkeraufklärung bemerkte, daß die ſchöne Literatur, und die Kunſt allenthalben den Weg bahnt, daß ſie denkende Köpfe hervorbringe, menſchliche Gemüther bilde, das Rauhe in den Charakteren wegſchleife, und der Philoſophie vorausgehe, als der Quelle, welche den Kenntniſſen höherer Arten das Eigenthümliche giebt. Jene vertreten die Stelle der Fackeln, bei deren Schimmer jedes Auge ſich öffnet.

Aus dieſen Grundſätzen entſtand, und handelte, und verbreitete rings umher, die hieſige Akademie der Wiſſenſchaften den Keim der Philoſophie und des Geſchmacks. Als ſie redeten, ſtand die Nation auf, und antwortete. Sie ſind eigentlich die erſten Unternehmer, ſie litten viel Schmach und Verläumdung, und ſie blieben beſſer, als ihre Widerſacher, und wurden nicht müde, zu unternehmen. Die gelehrte Welt trat mit ihnen aus entfernten Ländern in Verbindung, und aus Zellen kam Nachdenken und Weisheit. Die Gegenſtände, welche ſie behandelten, waren groß, und vielumfaſſend, zielten unmittelbar auf das Wohl der Inländer, riſſen unmittelbar dem Vorurtheil und der Genügſamkeit die Larve vom Angeſicht. Das erregte Lärmen verurſachte Unterſuchung. Wer ſich erinnert, wie es ehemals war, der ruft, ohne vielleicht zu wiſſen, daß ſeine Stimme ein Lobausruf ſey, es iſt ſeit dem gar viel anders geworden. Dieſe Bemühungen (auch jetzt noch, wiewohl nicht mehr ſo biſſig, wenigſtens nicht mehr ſo offenbar verfolgt), dauern ununterbrochen fort. Die phyſikaliſche Klaſſe gab ihren Band heraus, und einem andern, welcher über Gegenſtände der ſchönen Wiſſenſchaften folgen wird, ſehen wir mit der größten Erwartung entgegen. Die hiſtoriſche ſammelt außer ihren ordentlichen Bemühungen die Denkmäler und Inſchriften auf allen Grabſtätten des Landes, ſo wie die phyſikaliſche die vorzüglichſten Produkte in dem Reich der Natur ſorgfältig zuſammen trägt. Die Akademie legt die ſeltenſten Denkmäler des Vaterlands, wie in ein ewiges Archiv der Nation, zurück, ermuntert mit thätigen Zeichen ihres Beifalls die ſeltenen Talente, und was das rühmlichſte, und ganz dem Nationalvorzug gemäß iſt, ſo hat ſie keinen Lobredner, und bedient ſich keiner andern Mittel, als allein ihrer Bemühungen, der Welt ſich bekannt zu machen.

Aber eben ſo unermüdet wurde auch von andern Seiten in Betreff der Aufklärung gearbeitet. Was ich eben ſagte, daß manche Nation ſich ſelbſt ohne fremdes Zuthun aufkläre, aus ſich ſelbſt, und ihrem Mittel hervor gehe: das haben meine Landsleute bewieſen. Wie ein Rieſe aus Luſt des Herzens der frühen Morgenſonne, und den Thaten des Tages entgegen jauchzt: ſo eiferten und fochten, und drangen ſich die Bayern durch Legionen verſchiedener Hinderniſſe durch, bis dahin, wo ſie den Strahl der Wahrheit erblickten. Man muß von dem, was eine Nation iſt, niemals auf das ſchließen, was ſie werden wollte, und ſeyn könnte. Wir haben, ich kann das ohne Partheilichkeit bezeugen, wir haben viel gethan, haben uns mit dem Geiſt der männlichſten Freiheit an kühne Gegenſtände gewagt, und Schmaus und Tanz verlaſſen, und bei Licht und Dämmerung aus Gegenden, wo die Straße für keinen Fußgänger gebahnt war, einzelne Kräuter herabgeholt, denn aus ähnlichen ſind auf den Gefilden Frankreichs und Italiens Wälder voll ſüßer Früchte gewachſen. Der nun unberufen, und unbelohnt ſo viel that, der voll Näſſe und Schneegeſtöber ſeinen Weg auf krachenden Eisſchollen, worunter tiefe Seen brauſten, muthig dahin lief: was muß der, aufgefordert und ermuntert, nicht thun? Ich denke noch wohl die Periode, wo Deutſchlands Blicke auf Bayerns Schriften und Thaten gerichtet ſind, zu erleben!

Aber es iſt ſchwer, Schriftſteller zu ſeyn, wenn man ſich den Leſer erſt erwecken, und erſt bilden, und zurichten ſoll, damit er Gedrucktes verſtehe; wenn man erſt beweiſen ſoll, daß — etwas Gutes leſen, beſſer ſey, als die Hände träge und müſſig in den Schooß zu legen, und Mücken zu ſpießen.

Es iſt nirgends ſchwerer etwas Leswürdiges zu ſchreiben, als da, wo man erſt zu leſen anfängt, und eine Schrift für die Nation iſt etwas ſehr Seltenes auf Erden. So lange die Gelehrſamkeit, das iſt, die Wiſſenſchaft nützlicher Kenntniſſe, und der ſtets wachſende Durſt nach denſelben nur bei einer Klaſſe der Nation ſich ausbreitet, ſo iſt damit noch wenig gethan; dieß rührt die Denkungsart derſelben nicht an, und ſtreift über ihren Wirkungskreis nur obenhin, indeß ſich in den Tiefen alles in träger Ruhe befinde. Dieß iſt, leider die gewöhnliche Geſchichte. Gemeinlich iſt ein Theil ſchon erſchrecklich gelehrt, indeß der andere und der größte Theil erſchrecklich unwiſſend iſt; und was wieder eben ſo traurig iſt, ſo ſuchen jene die Gelehrſamkeit größtentheils in Kunſtrichterei und Kennerei, ſetzen das Bäumchen bald dort, bald dahin, begießen es bald mit dieſem bald mit jenem Saft, ſchneiden es dann ſo, dann wieder anders zu. Große Köpfe, die ſchreiben könnten, und ſollten, ſind oft ſehr eigenſinnig und ſtolz; wollen weder für jene Gelehrten, noch für dieſe Ungelehrten ſchreiben; ſie wollen für wenige ſchreiben, und ſchreiben für niemand.

Doch, wie auf der nämlichen Fläche einige Bäume eher blühen, als die andern, ſo kommen einige Zweige der Kenntniſſe allemal eher dann andere zur Blüthe.

Dieß Jahr ſtarb unſer Oefele, und ihm nach ſtarb Lipowsky; Männer, die ich nicht nennen würde, und ſollten ſie ihren Stamm unmittelbar von der Arche Noe herleiten, oder ganze Gewölber voll Dukaten hinterlaſſen haben; ich nenne ſie, — weil ſie Verſtand hatten; — weil ich mein Vaterland ehre, da ich ſie nenne; — weil die Nachwelt ſie nennen wird.

Nun noch etwas, das dieß Jahr geſchah, oder, beſſer zu reden, nicht geſchah, indem es hätte geſchehen ſollen. Ich hätte Luſt, ordentlich eine Vorrede dazu zu machen, wenn ich den Leſern, welche ſie angehen ſollte, nur die geringſte Luſt zutraute, ſie zu leſen. Doch kann ich nicht umhin, denſelben die folgende Neuigkeit zu ſagen, daß es nämlich Provinzen in Europa giebt, in welchen ſich die Großen und Bemittelten ein ernſthaftes Geſchäft daraus machen, Werke der Literatur zu befördern. Wenn daſelbſt ein gemeinnütziges Buch, das der Nation Ehre und Nutzen verſchafft, oder ſonſt eine neue Schrift angekündigt oder herausgegeben wird; ſo nehmen die Großen und Reichen Antheil. Sie geben ſich alle Mühe, die Schrift zu unterſtützen, und zu verbreiten, und kaufen ſich nicht Ein Exemplar, ſondern allemal viele; und wenn das auch nicht bei allen aus Weisheit geſchieht: ſo geſchiehts doch aus Großmuth, aus überzeugter Einſicht, wie viele Vortheile die Gelehrſamkeit bringe, und wie viele ſaure Tage dazu gefordert werden, ehe man zu Kräften kommt, etwas Gutes zu ſchreiben. So geſchiehts in England.

Bei uns fand Hundius wenige, Speckner und Hofmann keine Abnehmer.

Dieß ſind öffentliche Begebenheiten, welche, gleichwie ich ſie nur erzählt habe, ſo trocken, als mir möglich war, und erzählt habe, ohne das Geringſte davon zu behaupten, oder nur eine einzige Falte um den Mund, oder auf der Stirne zu machen; ſo wird und kann man mir es auch nicht übel nehmen, daß ich Dinge erzähle, die vor unſer aller Augen geſchehen ſind. Und warum ſoll das, was wir wohl wiſſen, daß wir es gethan haben, aus dem Gedächtniß unſerer Enkel und Urenkel verbannet ſeyn? Wir haben ja lauter herrliche Dinge gethan.

Anders denken, als wir, und anders urtheilen, als wir, das werden ſie freilich, unſere Enkel und Urenkel; auch werden ſie, ich hoffe es zu Gott, manches Lob, manchen vergoldeten Vers auf bewunderten Grabſteinen entweder für eine Satyre, oder denjenigen, der dieß Lob ſchrieb, für einen Erzheuchler und Böſewicht halten; aber dagegen werden ſie auch manchen, der ſeinem Volke Gutes that, und hungerte, oben anſehen, und zwiſchen dem Mann im abgetragenen Rock, und dem Mann mit Ahnen und Wappen, und Roß und Geſchirr keinen Unterſchied, als den das innere Verdienſt dem Menſchen geben kann, machen. Man wird, wenn vom verfloſſenen Jahr die Rede ſeyn wird, nicht fragen, ob einer ſchöne Kleider getragen, ob er oft bei niedlichen Tafeln geſeſſen, noch ob er auf einem Ball die Tanzreihe angeführt habe; ach, vergebens befiehlt man den Flüſſen, nach Weſten den Lauf zu nehmen!

— Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten andere Sonnen.
Zahl, und Maaß, und Wagſchaal, ſie zählen, und meſſen, und wägen

Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchſte
Sich ins Kleine! Wie fliegt ihr Weſen verſtäubt in die Luft auf!

Doch, was haben wir zu fürchten? Was kann das alles uns angehen? Wir leben in ganz Europa das goldene Jahrhundert, und was uns insbeſondere betrifft, ſo klärt ſich, ſo oft die Sonne aufgeht, die Gegend von Oeſterreich bis Schwaben, und von Tyrol bis Böhmen auf. Ein bischen unwiſſend ſind manche dann und wann; manche ſind auch dann und wann ein bischen verfolgend, und erzfaul auch ein bischen; ſind auch gerne Braten eſſend, und keinen guten Muth ſtörend; hören es herzlich gerne, wenn man in einer allgemeinen Rubrik ſie lobt, ohne daß ſie dabei etwas thun dürfen, leſen auch gerne ſpaſſige Sachen, und erboſen ſich über die ernſthaften; aber das thut nichts. Es ſind lauter Schönpfläſterchen, und, wie bekannt iſt, ſo dienen dieſelben zur Zierde, ſo wie die Gehänge in den Frauenzimmerohren des Herrn von —, welche ihm in der That überaus artig laſſen.

Ich weiß nicht, liebe Landsmänner, (denn mit Männern rede ich hier; die andern Mannsgeſtalten mit Heuchler- oder Mädchenherzen werden hier fragen, was ich dann wolle, wo dann was fehle?) alſo, ich weiß nicht, liebe Landsmänner, ob ihr auch alle wahrgenommen habt, wie mir eure Ehre, unſere Ehre, unſer Wohlſeyn über alles geht, und wie ich euch nie eine herbe Wahrheit ſagte, ohne euch dabei in mein Auge zu faſſen, und wie ich noch immer dachte, euch dabei viele Ehre zu erweiſen, und den deutſchen Provinzen, unſern Brüdern, euch als deutſche Männer zu zeigen, die ſich nicht ſcheuen, Wahrheit zu vertragen, und einen Unrath, wenn ſie deſſelben gewahr werden, vom Kleid zu nehmen. Ich habe euch gar vieles über Vernunft und Aufklärung zu ſagen, worüber wir drüben, über den Urnen, wo es gar ſehr anders ſeyn wird, als wir jetzt denken, verſtanden ſeyn werden, und ich will nicht dahin gehen, und den Vorwurf mit mir nehmen, etwas, woran uns allen lag, verſchwiegen, und euch nicht vielmehr zur Zeit, und zur Unzeit, geduldig und unwillig, daran erinnert, gewarnet, gebeten, und Aug und Herzen unabläſſig dahin gerichtet zu haben. Ich habe in der Abhandlung über die Bayern von dem Werth und dem Daſeyn eurer Vorzüge viel Großes geſagt; aber die um uns ſind, haben gar viel mehr gethan. Denn ſie haben unter ſich Fleiß, und die Begierde, zu übertreffen, erweckt; ſie haben ihre Gelehrſamkeit mit ihren Geſchäften verbunden, und ſich in die entfernteſten Gebiete der Künſte und Einſichten gewagt; ſie haben die

Staatsklugheit, die Handlung, die Finanzen, die Naturkunde mit den durchdringendſten Augen, mit eigenen Augen beſehen, und in ihre Staaten, und in ihre Häuſer geführt; ſie haben aus ihrem Vortrag alles Zweckloſe, alles Ueberflüſſige, und Alltägliche verbannt, und allen ihren Schriften Zierlichkeit, Ordnung, und Kraft gegeben, ſie haben ihren Sitten den Geiſt der feinern Lebensart, und Geſelligkeit, und allen ihren Gedanken Leben und Anmuth eingeflößt, ſie haben ſich in die Höhen geſchwungen, die im höchſten Taumel von Kühnheit und Anſtrengung ein Menſch erreichen kann, dem man ſeine Flügel gelaſſen hat.

Dahin ſind wir nicht gekommen, und unſer Grad in gewiſſen Fächern der Literatur iſt bloß noch nur Beſitz der Nachrichten, was, und wie viel von andern gethan worden. Einzelne Privatmänner ſind hinangeſtiegen; aber wenn ſie mit denen, von welchen ſie meinten, daß ſie gleichfalls nachſteigen würden, reden wollen, ſo werden ſie gewahr, daß dieſelben am Fuße des Berges liegen geblieben; und wollen ſie je nicht allein fortwandern: ſo ſehen ſie ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, von der Stelle, worauf ſie niemand hört, wieder herabzuſteigen. Mit dem Lärmen, der zuweilen über gelehrte Dinge gemacht wird, iſt es noch gar nicht gethan; das heißt noch nicht, die

Nation aufklären, heißt nicht, ihre nutzbaren ſchlummernden Kräfte wecken, heißt nicht, derſelben einen gewiſſen Ton, eine gewiſſe Art von Denkungsart geben. Auf raſche Blitze fällt noch dunkler die Nacht zuſammen. Noch hat weder die Kunſt, noch unſere Literatur einen beſtimmten Charakter; noch hat jene zwar viele Liebhaber, viele Zänker, Kenner, aber vielleicht ſelten einen Freund; dieſe klebt an ihrem Stand, und ihre Denkungsart hat kein gewiſſes Ziel. Ein gemäß den mechaniſchen Geſetzen der Muſik meiſterhaftes Allegro auf einen elegiſchen Text, Diana und Magdalene, eine Abhandlung vom Kornbau, und eine vom indianiſchen Pfeffer: das iſt alles gleich, wenn dem Verfaſſer daran gelegen iſt, ſich mit denſelben den Namen eines Genies zu erwerben, und dieſe Dinge werden gemeiniglich als Mittel angeſehen, ſein Schickſal, nicht, die Sache zu verbeſſern. Von dem Daſeyn der Gelehrſamkeit hat man viel gehört; aber ihr innerer Werth, ihre ſchöpferiſche, erſtaunliche Wirkung auf das Wohl einer Nation liegt als ein Geheimniß in den Handſchriften der wenigen wahren Gelehrten. Einem großen Theil iſt die Mode, daß man ſich Bücher anſchaffen, und die Titel derſelben leſen ſoll, äußerſt verhaßt. Ein Haas iſt ihm lieber, als eine Iliade, und ein Jäger gilt ihm mehr, als Leſſing und Klopſtock. Sie werden betreten, einen Mann vor ſich zu ſehen, von dem ſie wiſſen, daß er ſie an Einſichten übertrifft, und wo ſie ihn heimlich herabſetzen, und verdächtige böſe Dinge ihm andichten können, da geräth, wenn ſie auch ſonſt erzträg und kalt ſind, alles ihr Blut in Eifer und Wallung. So bleibt die Kunſt eine Tapette, und der Gelehrte eine überläſtige müſſige Stitze.

Und man durfte nur ein einziges Jahr, ſtandhaft und ernſt, einen mittelmäßigen Aufſatz einem guten, und einen Mann, der lieſt, und denkt, einem Dummkopf vorziehen, und dieſen ſtehen laſſen, und mit jenem reden: ſo wäre ſchon unendlich viel gethan. Wenn es kein anderes Mittel giebt, ſo ſollte man es zur Mode machen, Schriften zu beſitzen, und über Schriften zu ſprechen. Mancher hat eine Speiſe liebgewonnen, die er anfangs aus Gefälligkeit oder aus Neugier gekoſtet hat. Ein freundliches Lächeln, eine Ehrenbezeugung, ein ſo geringes Ding dieſer Art, von einem Großen gegeben, iſt köſtlicher, als zehn Abhandlungen, worin bewieſen wird, daß ein aufgeweckter Kopf in Bedienungen des Staats leichter, nachdrücklicher, zweckmäßiger, überredender arbeite, als ein Idiot, daß er über ſein Geſchäft herrſche, nicht dieſes über ihn, daß er allein verrichten kann, was außerdem durch zehn Hände geſchehen muß, daß — doch dieſe tauſendmal und tauſendmal durch die Vernunft und Erfahrung beſtättigten Wahrheiten lieſt man, lobt man, und läßt ſie im Schrank mit andern Schriften verfaulen.

Was übrigens eine eben ſo gewiſſe Wahrheit iſt, daß große Genies eben ſo ſelten geduldet, als geboren werden, das gilt bei ganzen Nationen in den Tagen der werdenden Aufklärung. Bei Völkern, die zu etwas Großem gemacht ſind, kündigt ſie ſich mit großem Ungeſtüm an, und Partheizänke, welche zufällig oft in Beleidigungen ausarten, pflegen als Zeichen voran zu kommen. Wie rauhe Steine, ehe ſie in das Feine zermalmen, ſich abreiben: ſo verſetzt man ſich manchen unglimpflichen Schwertſtreich, ehe man ſich der Kunſt, die Waffen mit Sicherheit zu führen, bemächtigt. So iſt es nicht nur in Bayern, ſo war es in allen Ländern, ehe daſelbſt Licht geworden. Der Menſch iſt nie kühner, feuriger, als in dieſem Zeitpunkt. Statt Laub nach Laub wegzunehmen, reißt er aus, und vor Ungeduld, bis ein Stein auf dem andern liegt, hebt er Trümmer von Felſen weg. Auch ſind es dieſe Zeiten, wo große Seelen, Heldendichter, und Schriften voll ſtarker männlicher Gedanken hervor kommen. Aber wie dieſe Zeiten oft unruhig ſind, ſo gehört viele Einſicht in den Gang menſchlicher Kenntniß, und viele Geduld dazu, einen Theil, der, zu unreif, mehr verwirren, als nützen würde, mit Beſcheidenheit, damit die Einſchränkung nicht muthlos mache, wegzuheben, und dabei des Ganzen zu ſchonen.

Das Schwerſte, was bei den nothwendigen Maaßregeln, welche man leider nehmen muß, um kränkende, unbillige Ausſchweifungen zu verhüten, vorkommt, iſt, daß dieſe Maaßregeln nie von der Art ſeyn ſollen, daß ſie niederſchlagen. Dazu wird ein philoſophiſcher Geiſt, und ein Mann erfordert, der mit eigenen Augen, oder durch eine langwierige Lektüre den Revolutionen der Menſchheit, da wo Millionen Köpfe in Gährung gerathen, oft zugeſehen, und nachgedacht hat. Er allein weiß, wie die Verwandlung ſich enden, und welche Art von neuem Charakter aus der Hülle hervorgehen wird. So, wie man immer auf Mittel bedacht ſeyn ſoll, wodurch ein Volk immer thätig, immer lebhaft erhalten werde, und immer etwas zu reden, zu prüfen bekomme: ſo ſoll es unſere höchſte Sorge ſeyn, daſſelbe (im edeln Verſtand) auf ſeine Kräfte ſtolz zu machen, und zu bereden, daß es viel vermöge, daß es, ſo bald es nur will, zu allem, was groß, ſchön und gut iſt, gemacht ſey. Ich halte dafür, es gebe kein gewiſſeres Mittel, Unbeſcheidenheit zu verhüten, als wenn man dem Unbeſcheidenen die Folgen ſeines Betragens mit Beſcheidenheit unterſagt, und während daß man die Weiſe ſeiner Bemühung tadelt, ihn ſelbſt zur nämlichen Bemühung ermuntert. Ein einziges Beiſpiel, wobei dieß nicht beobachtet wird, ſchlägt den Muth einer ganzen Nation zu Boden, und ſetzt die Denkungsart derſelben auf fünfzig Jahre zurück. O welche andere Wahrheit verdient Nachdenken, wenn dieſe es nicht verdient?

Wer den Muth beſitzt, für hundert tauſend mit Aufopferung ſeiner Bequemlichkeit, ſeiner Ruhe, ſeines eigenen Vortheils etwas zu unternehmen, beſitzt nicht allemal das unüberwindliche Zutrauen auf ſich ſelbſt zu glauben, daß allein Er dennoch Recht habe, wenn hundert tauſend ihm Unrecht geben. Je gutherziger er iſt, deſto eher wird er ſich ſelbſt bereden wollen, daß er gröblich geirret habe, und vor jedem neuen Gedanken, der in ihm wider ſein Verlangen entſtehen will, wie wider eine Verſuchung ſich ſträuben. Er wird ſterben, und der Geruch ſeines Leichnams wird auf Thälern und Hügeln einen ähnlichen Tod verbreiten.

Ich habe einſt hierüber in einem vortrefflichen Buch herrliche Betrachtungen geleſen, und ich werde ruhiger ſeyn, wenn ich meinen Leſern nur ein paar Stellen daraus mitgetheilt habe. Vielleicht dienen ſie manchem in der Stunde der Niedergeſchlagenheit zur Aufmunterung, vielleicht bewegen ſie manchen, den ſie vornehmlich angehen, ein paar Minuten zum Nachdenken.

„Die Zuverſicht in ſeine Fähigkeiten iſt allemal der herzerhebende Gedanke, ohne welchen der Menſch nichts rühmliches unternimmt. Dieſer Zuverſicht beraubet verfällt der bravſte Mann in einen Stand der Trägheit und der Unthätigkeit, worin ſeine niedergeſchlagene Seele wie in einem engen Gefängniſſe abſchwindet; wo es ſcheint, daß ſie alle ihre Kräfte ſammle, um zu leiden; wo die ſchwere Bürde des Unglücks ganz auf dem Herzen liegt; wo ihm jede Pflicht zur Laſt wird, jede Arbeit zum Schrecken, und jede Ausſicht in die Zukunft ſchwarz. Alsdann iſt jeder Weg zur Ehre für ihn geſchloſſen; ſein Geiſt liegt, gleich einem Schiff im Eismeer, ſtille. Er gelanget zu nichts, weil er nach nichts mehr trachtet; er trachtet nach nichts, weil er an ſeinen Fähigkeiten verzweifelt. Leute von weit kleinerem Verdienſt erblicket man hingegen nur darum auf der Laufbahn des Glückes immer zuvorderſt, weil ſie von kühner Gemüthsart ſind.

Aus eben dieſen allzukleinen Begriffen von ſich ſelbſt wird ein Menſch des andern Sklave. Mit wahrer Wehmuth ſehe ich Leute von Verdienſt in die unausſtehlichſte Selbſtverachtung gegen große Herren verfallen, von denen zwar zuweilen ihr Glück abhängt, die aber wirklich dieſe Selbſtverachtung nicht verlangen.—

Wenn eine Nation ihren Geiſt zu verlieren ſchiene, weil ihr Gebiet nicht mehr mit dem Blut ihrer Söhne gedüngt wird; wenn das ſchöne von der Liebe zur Freiheit einſt entzündete Feuer in den Tagen einer beinahe allgemeinen Erſtarrung verraucht, und der Müſſiggang zur letzten Verſchanzung gewählet wäre; wenn die Gemüther zur Weichlichkeit und zum Zittern gewöhnt, keinen Saft mehr hätten, und keine Stärke; wenn der ungeheure Aufwand den Gelddurſt zu einem nothwendigen Uebel machte; wenn Feigheit zum Anſehen brächte, und Muth in Unglück; wenn Leute, die nicht mehr der Tapferkeit zu bedürfen glaubten, in alle Arten von wollüſtigen Ausſchweifungen verfielen; wenn man nur nicht mehr die Laſter hätte, die eine gewiſſe Stärke und Erhabenheit des Geiſtes fordern; wenn ein niederträchtiger Eigennutz kein Verbrechen mehr wäre, und die furchtſame Klugheit des Augenblickes kein Fleck in der Politik der Zeit; wenn der Ehrgeizige ſich um weiter nichts mehr bekümmerte, als nur ſeine Gegner durch Verläumdungen zu verſchwärzen, und niemals trachtete, beſſer zu ſeyn, als ſie; alsdann würde doch das Emporheben dieſer Zuverſicht auf ſeine eigenen Kräfte kein ſo gar verächtliches Mittel ſeyn, das Feuer der alten Tugend und die Kräfte der ſchönſten Jahre in den Armen des Todes wieder anzufachen."

Wir kennen die Sprache, (denn wer hat ſie nicht etlichemal in ſeinem Leben gehört? Es ſind wohl manche ſo ſehr verſunken, und ſprechen ſie, zu gleicher Zeit, wo ſie die Beſtrebung, ihr abzuhelfen, haſſen, oft ſelbſt mit) wir kennen, ſage ich, die Sprache: „Hier bin ich ganze Stunden gereiſt, und habe öde Gründe, verfallene Häuſer, elende lichte Wälder, magere Kühe geſehen; hier iſt gar keine Induſtrie; man thut nichts, und will nichts lernen; man will nichts, als eſſen und trinken; man erfindet nichts, ſchreibt nichts, lieſt nichts, läßt ſich nichts ſagen." Und dieſe Sprache können wir demüthig anhören, und ſie durchbohrt uns das Herz nicht!

Speiſe und Trank, und Himmelsſtrich und Geld, thun es nicht. Jede Nation unter der Sonne hat ihren Geiſtesnerv, ihre Kraft, mit deren Entdeckung und Anwendung ſie ſich an eine andere anſchließen, und große Dinge verrichten kann. Die Menſchen in Paris und London, Geſchöpfe unſerer Natur, ſind nicht darum thätig, erfindungsreich, aufgeweckt und witzig, geſellig und biegſam, und voll Stolz und Feuer, weil ſie in Paris und London wohnen, ſondern weil ſie Vernunft und Weisheit über alles ſchätzen, und über das Flämmlein vom Himmel nicht Ströme abgoßen, als es hernieder kam, ihr Erdreich zu beleuchten. Dieſe Nationen ſind äußerſt großmüthig gegen ihre Gelehrten, denen ſie die höchſte Achtung erweiſen, und wer Verſtand hat, gilt ihnen, gilt ihren Großen mehr, als wer ohne jenen bloß Reichthum und Ahnen hat. Sie wiſſen, daß Dummheit arm macht, und daß allein die wahre Gelehrſamkeit die Stärke, und der Reichthum des Landes ſeyen, und ſie fragen, wenn ſie einen Fremden kennen lernen wollen: Was iſt er für ein Mann? „Die Engländer, dieſes unter dem Vorwand ſeiner Freiheit oft ſo unbändige Volk, vergiſſet Haß, Freundſchaft, Sekte und Faktion, wenn es Gelegenheit hat, große Talente zu belohnen. Die Grabſtätte ihrer Könige iſt die Grabſtätte ihrer Genies. — Newton ward bei ſeinem Leben in dieſem Vaterlande großer Männer auf eine außerordentliche Weiſe geehret, und nach ſeinem Hinſcheiden hat man ihn mit königlichem

Pompe in dieſe ſtillen Behältniſſe des Ruhmes zu Monarchen und Gelehrten hingelegt. Die Ehre, die man in England jedem großen Geiſte erweiſet, hat die vornehmſten Herren des Königreichs zu allen Zeiten bewogen, die Palmen der Gelehrten um ihre Coronets zu winden.“ —

Doch hier iſt dem, der mich verſtehen kann, wenig ſchon genug; und der es nicht kann, den wird das Viele nicht klüger machen. Ich habe viel Wahrheit, und vieles von den Mitteln zum Guten geredet, weil ich ſah, daß der Keim des Guten in uns liege, und ſo mag es denn mit mir zu Grabe gehen, und ruhen für einen Bayern im künftigen Jahrhundert, damit er den künftigen Geſchichtſchreiber, der, weil er nie in unſere Mitte getreten, von uns Bayern der Welt ſagen wird, ſie blieben auch damals zurück, Lügen ſtrafe, und der Welt bezeuge, ſie wollten und konnten damals hinan gehen.

Nur noch einen Tag, und noch einen, dann biſt du hinab, und biſt ein Gegenſtand der Erinnerung, achtzigſtes Jahr dieſes Jahrhunderts! Dort ſind unſere Thaten, und die verborgenſten unſerer Wünſche mit eiſernen Griffeln in Felſen der Ewigkeit gegraben; hier verwäſcht nicht der Strom, ſondern ſchon die Quelle der Zeit das Andenken an uns mit unſern Thaten und Wohnungen. Vielleicht wird unſer wenig gedacht werden!

Wer giebt mir die himmliſche Beredſamkeit, euch zu bereden, daß es ſchön, und eine freudige Sache, die das Herz erhebt, ſey, etwas nicht Gemeines zu wollen, etwas zu thun, das nicht jeder thun konnte, etwas im Leben zu verrichten, das des Lebens werth war? Der Ruhm, ſie hatten eine ſchöne Seele und eine edle Denkungsart, iſt mehr, iſt herrlicher, als das Zeugniß, ſie wußten die Waffen zu führen.

Laßt uns von ſolchen Dingen reden, und uns um dauerhafte Dinge mit der beflügelten Eilfertigkeit bewerben, mit der wir jeden Augenblick benützen würden, falls uns mit dem geliebteſten Weſen, das wir auf Erden uns vorſtellen können, nur ein paar Minuten zu ſprechen gegennt wäre. Wer würde da nicht etwas ihm unvergeßliches ſagen, ſich nicht etwas für ſein ganzes Leben erbitten wollen? Wer würde da ſeines Kleides achten, ob es auch in Falten der Mode gelegt ſey, wer würde an Eſſen und Trinken, oder daran, wie lange er morgen ſchlafen konne, denken? O wie iſt mir ſo bang, dieſe Einfälle, und Einfälle wohl noch von ſchlimmerer Art, möchten dieß Jahr unſere Gedanken geweſen ſeyn!

Ich bitte dich, Mann meines Vaterlandes, achte des Beiſpiels nicht, und ſieh nicht darauf, was andere thun, ſondern thue du vielmehr voraus etwas, das andere dir nachthun mögen. Sey deiner werth, und gehe voran, es mag nun darum zu thun ſeyn, daß du einer andern Meinung bleiben ſollſt, als der die vielen zugethan ſind, oder daß du reden ſollſt, ehe du gefragt werdeſt, oder daß du die Schmeichelei nicht in den Mund nehmen ſollſt, etwas zu loben, wovon dich dein Inneres überzeugt, daß es kein Lob verdient.

Sey kein Diener von der Geſchichte eines einzigen Tages, und wenn es trüb iſt, ſo ſag, es wird wieder hell werden. Wer die Wahrheit nur dann ehrt, wenn er ſieht, daß ſie von jedermann geehrt und belohnt wird: der hat für ſelbe nie eine wahre Hochachtung gefühlt; daher die übertriebene Klugheit, und das kleinmüthige Ausruhen; daher das politiſche Nichtsthun, und Laviren, und Pauſiren, und Diſſimulren — barbariſche Worte!

Wie Gewitterwolken im Abziehen einzelne ſchwere Schauertropfen auf den Wanderer träufen, und wie Gewäſſer im Ablaufen oft wieder durch kleine Ritzen zurückkommen, und die Wege mit Schlamm und Unflath überziehen: ſo ſchleichen ſich Mißbräuche, und die Geiſter der Unordnungen auf verlaſſene Stellen zurück. Es wird überall, wo du voll Trübſinn, daß es ſchlimm ſey, wähneſt, glaube mir, — es wird überall beſſer werden. Darauf beharre; dieſe Erwartung laß dir nicht ausreden, und wenn ſie auch ein Irrthum ſeyn ſollte.

Kein Irrthum iſt ſchöner, und keine Eitelkeit verzeihlicher, als die, wenn man ſich beſtrebt, etwas zu thun, und wenn man glaubt, etwas thun zu können, das zum Beſten ſeines Vaterlandes auf das Wohl deſſelben einen bleibenden Eindruck macht. Ich ſehe dem Menſchen gerne ins Geſicht, der auf Thaten groß thut, und höre, wenn vom Verbeſſern, und von Anſtalten die Rede iſt, immer gerne den gewöhnlich unüberlegten Wunſch: Möchte ich doch dieſe Stunde ein Fürſt ſeyn! Dieſe Sprache iſt allemal auf gewiſſe Art erquickend, und oft iſt ſie das Zeichen einer ſchönen Seele. Ich ſelbſt belohne mich oft mit der Vorſtellung, was ich thun würde, wenn ich die Gewalt hätte, durch Handlungen zu gebieten, daß man mein Zeitalter nach mir nenne, mich nenne in Städten und Fluren. Ich ſelbſt vergeſſe in dieſen Gedanken manche beunruhigende Zeitung. Es iſt oft, ich weiß es, ein Traum, und doch kann ich dem nicht danken, der mit Vorſatz mich ſtören will; denn ich ſehe, was ich wünſche, und bin glücklich dabei; denn Menſchen ſehen im Traum wäre beſſer, als Schatten im Leben.

An Uns.

(Geſchrieben 1781.)

Von dem Einfluß der Regierung auf die Wiſſenſchaften, und der Wiſſenſchaften auf die Regierung ſchrieb unlängſt Herder eine Schrift (ſie ward von der Akademie zu Berlin, welche dieſe Frage aufgab, mit dem Preis beehrt) mit einer ſo kräftigen Darſtellung begreiflicher Wahrheiten, und Ueberlegung, daß ich es für eine Pflicht anſehe, ſie auf eine beſondere Art anzukündigen, nachdem ich glaube, ſie werde in der gegenwärtigen Lage unſerer inländiſchen Literatur manchen Zaghaften erquicken, und aufmuntern. Leſet doch, ich bitte euch, oder laſſet euch durch euern Diener eine Schrift vorleſen, oder laſſet wenigſtens (denn wie weiß ich, ob euer Diener leſen kann!) — von einer Schrift euch erzählen, und wenn dann in euch der Gedanke, auch ich habe ſchon lange gemuthmaßet, daß es ſo ſey, wie von Ferne, und im Nebel entſteht: ſo laßt den Gedanken nicht einſchlafen, ſondern bauet auf ihn, und ſuchet, ihn zu verbreiten, ſo gut und ſo lange es in den Jahren, worin ihr euch befindet, und auf dem Poſten, den ihr behauptet, noch möglich iſt: denn —

Es lohnet der Mühe, nachzudenken, was wahre Wiſſenſchaft ſey, und für ſie etwas zu thun.

Einige Wiſſenſchaft, einige Lektüre, einige Schreiberei hört nie auf, zu ſeyn; denn in einem Zuſtand von gänzlicher Unthätigkeit, ohne Gährung, und Bewegung können die Menſchen, wo ihrer viele beiſammen ſind, in die Länge nicht leben; aber, wenn es möglich wäre, beſſer wäre es denn manchmal, daß ſie ohne Bücher und ohne Schriftſteller lebten. Wie man die Denkungsart böſer Menſchen mit ſich herumtragen kann, ohne daß man ihr Kleid trägt, ſo kann man mitten unter Anſtalten und Einrichtungen ein wahrhafter buchſtäblicher Wilder ſeyn, ohne daß man ſich mit einer Keule in Sümpfe und Wälder begebe, und in eine Thierhaut ſich kleide. Die Vernunftloſigkeit und eine verführte mißhandelte Vernunft bieten ſich einander die Hände. Man kann prächtige Univerſitäten und ein

Land voll Schulen haben und doch nichts lehren, und lernen, und immer vom Denken ſprechen, ohne in Schriften, in Vorſchlägen und Thaten etwas Gedachtes zu erhalten. Dieß iſt eine traurige Wahrheit, die man gemeiniglich nicht eher einſieht, bis ſie vollendet, iſt, bis ein Volk an Thätigkeit, an Freiheit, an Ehrliebe, an häuslichem Wohlſtand, und innerer und äußerlicher Glückſeligkeit gänzlich herunter gekommen iſt.

Regierung und Gelehrſamkeit, (was immer hernach für eine) können nie ohne einander beſtehen. Wie die Gelehrten ſchreiben, ſo gewöhnt man ſich nach und nach, zu denken, ſo lehrt, und ſo erzieht man, ſo bildet man Geiſtliche, Räthe, Miniſter, Fürſten, welche dann mit dem Geiſt, mit der Denkungsart, die ihnen jene einflößten, wieder auf ſie herabwirken, mit dem Geiſt entſcheiden, handeln, regieren. Eine gute oder ſchlechte Verfaſſung wird, wenn man die Quelle hinab geht, allemal in der Denkungsart derjenigen, derer Gedanken ſich ausbreiten, und mittheilen, zu finden ſeyn. Es iſt immer eine Kette — von Gold oder Eiſen, eine Kette bleibt es immer; —

Und dieß auch da, wo ſich eines von dem andern getrennt hat, wo der Gelehrte einen beſondern Stand ausmacht, wo der Mann, zum Ruder des Staats beſtimmt, die Gelehrſamkeit für etwas anſicht, anſehen kann, das mit den Geſchäften ſeines Fachs nicht das Geringſte gemein hat, indem dieß aus einem eigenen Handwerksformular beſteht, welches zu wiſſen, alles iſt, was von ihm gefordert wird. Auch da war und blieb eines die Folge des andern — nur daß man es nicht erkannt, und diejenigen, die es ſagten, verlacht, oder verfolgt hat.

Allein das Wort Wiſſenſchaft führt der boshafte Sophiſt, der aus Abſicht, und Blindheit Finſterniß und Dummheit unterſtützt, nicht minder und weniger, als der aufgeklärte Weiſe im Mund, und wer keines von beiden, wer weder ganz unwiſſend, noch weiſe iſt, befindet ſich, wenn er entſcheiden ſoll, in großer Verlegenheit. Man laſſe keinen Theil Richter, ſondern jeden Partei ſeyn, dann wird die Sache von ſelbſt ſich entſcheiden. Die Wahrheit, gleich einem durchdringenden, unverzehrlichen Feuer zerſtreuet die Wolken, ſo dicht und zahlreich ſie ſeyn mögen. Gute Bücher verdrängen die ſchlechten, wenn beide zu Markt kommen, und abgehen, und die Vernunft vermag mehr, denn Dummheit und Unverſtand.

Was ſind die wahren Wiſſenſchaften anders, als Geſundheit im Denken, männliche Feſtigkeit im Unternehmen, und dauerhafte Glückſeligkeit im Leben? Wo ſie nicht ſind, oder ſchlecht getrieben werden, da geht endlich alles zu Grunde; da nehmen die Ueppigkeit und Wolluſt, Habſucht und Deſpotismus gewaltig überhand, und wer mitmacht, der macht ſein Glück; da werden die wichtigſten Dinge, ſo bald ſie nichts eintragen, wie Nebendinge behandelt, und Kleinigkeiten, wenn ſie mit Vortheilen verbunden ſind, werden hochgeprieſen; da entfernt ſich die emſige nützliche Kunſt, die Erfinder wandern aus, und der weiſe Inländer trauert im Finſtern; er will nicht antworten, wenn man ihn fraget, wie gehts dir; aber in ſeinem Auge ſitzt hohe Betrübniß, und ſein Mund zittert vor heimlicher Qual; da kommt Stillſchweigen über den Kreis, und die Langeweile verzehret die Herzen; da greifen Mäuſe und Ratten aus Hunger die Häuſer an, und was ſonſt unter der Erde ſeine Nahrung anderswo ſuchte, das frißt jungen Stämmen die Wurzeln ab. Die magere Kuh ſchreit vor Hunger, und der ermüdete Fink zwitſchert, was er nicht ſingen kann, am faulenden Zaun. Indeß ſprechen doch Leute, die ſich Dichter nennen, vom goldenen Zeitalter, und vom Geſchmack, und von Aufklärung.

Es kommt alles darauf an, daß man die Wiſſenſchaften ehre, und den, der ſie treibt und beſitzt, für einen beſſern würdigern Mann halte, als den, der ſie vernachläßigt. Wo

Holbein lebte, da war der Beruf, ein Maler zu ſeyn, kein zweideutiges Handwerk, und wo der Große im Amt auch ein Gelehrter war, da ſtand es wohl um das Amt, und um Land und um Leute wohl. Man ſoll gewöhnt ſeyn, Ruhm darin zu ſuchen, daß man ein Mann von Verſtand, ein Mann von ausgebreiteter Kenntniß, und kühnem unternehmendem Geiſt genannt werde, und wen ſeine Geburt, und ſein Vorrang berechtigt, daß er lerne, wie man ſich in Geſellſchaften nach dem Anſtand ſeiner Zeit betragen, wie man das Pferd beſteigen, und den Wagen lenken ſoll, dem ſoll es Schande ſeyn, wenn er ſich nicht auch den Vorzug erworben hat, ſcharfſinniger, als andere, zu denken, große Geſchäfte beſſer, dann andere, zu ſchlichten, und in allem, was er ſagt und denkt, ſchreibt, und ausführt, andern voraus zu gehen. Schnell und hinreißend ſoll er mit geſammeltem Geiſt Geſchäfte entdecken, wo andere von Ruhe ſprechen, und mit der geſicherten Kühnheit, daß ihn ſeine Einſicht nicht trüge, entſcheiden. Was andere in etlichen Monaten ſchlecht und mittelmäßig thun, das ſoll er den kurzen Weg führen, den es gehen kann, und was man nach zehn Berathſchlagungen wieder beim Alten läßt, das ſoll er auf der Stelle entſcheiden. Wenn die beſte Gelehrſamkeit diejenige iſt, welche aus dem Zuſammenfluß großer Geſchäfte entſteht: wer ſollte gelehrter ſeyn, als diejenigen, deren Verrichtungen, Einſichten, Entſcheidungen das Wohl ihres Zeitalters beſtimmen? Einſt waren ſie es, und was noch von den Vorträgen der Römer, und ihren Schriften in den wichtigſten Dingen vorhanden iſt, iſt ein Beweis davon. Dieſe zeugen von einer Uebung des Scharfſinnes, von einem Umfang gelehrter Kenntniſſe, und einem ſo richtigen feinen Geſchmack, daß ſie auch bloß als literariſche Schriften in Abſicht auf Ordnung und Kraft, auf Ausdruck und Sprache betrachtet, die Muſter aller Nationen geworden.

„Der römiſche Redner, ſagt Herder, über wie wichtige Sachen ſprach er! für den großen Pompeius, gegen einen Cäſar, Sylla, Antonius zu reden, welch ein Geſchäft! Ueber Kriegsbedürfniſſe, und Friedensanſchläge zu rathſchlagen, um welche Könige bettelten, von denen das Wohl und Weh eines Reichs, eines halben Welttheils abhieng, welch ein Geſchäft! Im Drang der Begebenheiten, und gleichſam im Wettkampf menſchlicher Kräfte, zu ſprechen, zu ſchreiben, Meinung und Geſchichte zu ſchreiben, welche Höhe, welcher Zeitpunkt! — Der Gefährte Scipios, der Geſchichtſchreiber ſeiner ſelbſt zu ſeyn, wenn man ein Sylla, Cäſar, Lucullus, Brutus geweſen, der Geſchichtſchreiber Roms zu ſeyn, das ſolche Männer gehabt hat, in deren Anblick man gleichſam noch lebet — mich dünkt da mußte der Geiſt der Thaten in den Geiſt der Worte übergehen, und ſich Majeſtät und Macht, Kürze und Ernſt der römiſchen Verfaſſung auch ihrer Schreibart mittheilen. „Wie einer iſt, ſo thut er: wie einer thut, ſo ſchreibt er.“ Cäſars Leichtigkeit zu ſiegen iſt auch in ſeiner Schreibart kenntlich: der Geiſt des Lucullus und Sylla würde eben ſo kenntlich ſeyn, wenn wir ihre Denkwürdigkeiten noch beſäßen. — Wenn ein Varro, Cicero, Cäſar ſelbſt über Sprache und Grammatik ſchreibt, konnten ſie nicht anders, als Varro, Cicero, Cäſar ſchreiben; und dieſe Leute haben nur einmal in der Welt gelebt. Auch nur ihr Freund, ihr Begleiter, ja, was noch mehr iſt, ihr Wetteiferer, ihr Nebenbuhler zu ſeyn; — die Idee verſchlingt beinahe alle Vergleichung. Scipio und ein deutſcher Reichsfürſt! Cäſar und eines Fleckens Bürgermeiſter! Jene ſelbſt Geſchichtſchreiber, Redner, Miteiferer in den Wiſſenſchaften, die in ihnen, nicht nach andern Geſetzen, gerichtet werden konnten, gerichtet werden wollten, als jeder andere, der mit ihnen in die Schranken tritt; die neuern ſo oft untüchtige Mecänaten, zu loben, was ſie nicht verſtehen, und mit Pfenningen zu belohnen, worüber ſich der Kluge ſchämet. — Wo in andern Zeitpunkten auch nur Nachbilder römiſcher Größe, Schatten ihrer Verfaſſung und Handlungsweiſe erſchienen; fanden ſich auch Spuren römiſcher Denk- und Schreibart wieder. Frankreichs und Englands Parlamente reichen nicht an das römiſche Forum; in beiden ſind indeß treffliche Stücke der Redner- und Staatskunſt über Geſetze und Begebenheiten erſchienen. Die beſte Geſchichte zu allen Zeiten war die, die Helden und Staatsmänner ſelbſt ſchrieben: nur durch die Denkwürdigkeiten ſolcher Männer iſt in den neuern Zeiten die wahre Geſchichte wieder erweckt worden: Comines, Sully, Clarendon, Retz, Thuanus, Turenne, Montecuculi u. ſ. ſind Zeugen. Durch Betrachtung der römiſchen Geſchichte iſt nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften der Geiſt der wahren Geſchichte wieder erweckt worden, wie Machiavells Betrachtungen über Livius, und ſo viel andere über Salluſt, Cäſar und Tacitus zeigen. Nichts in aller Welt iſt aber vom Geiſt römiſcher Wiſſenſchaft entfernter, als unſere neuere Schulſprache in lateiniſchen müßigen Phraſen. Ein gedankenloſer Grammatiker, ein von den Knaben ſelbſt, geſchweige von den Regierungen verachteter Deklamator — was iſt er gegen Cicero, Varro, Cäſar? Wo iſt da römiſcher Geiſt in der angeblich römiſchen Sprache?“

Das will ſagen, Wiſſenſchaften und Bürgerleben, ein Amtsverwalter, und ein Gelehrter ſoll ein Ding, in einem Menſchen beiſammen ſeyn, oder ſein Thun iſt ein Ungefähr, er, der Ball der Kabale, nichts. Wo wahre Wiſſenſchaft geweſen oder vorhanden iſt, da müſſen die Menſchen helle Köpfe, große Gemüther, und eine Denkungsart beſitzen, welche alle geringartigen Gedanken vertreibt, und, ſo lange etwas zum Thun vorhanden iſt, ſie nie ruhen läßt. Da werden in den Zeiten, wo offenbar wider die Vernunft große Intriguen gemacht werden, Landsmänner mit gewaltiger Beredſamkeit aufſtehen, und unerſchrocken und unüberwindlich, wie ſie es im Felde ſeyn würden, zwiſchen den Feind der geſunden Vernunft, und den Richter treten, und ſagen, ſo iſts, und die Entſchuldigung, es geht nicht, wird nicht gehört werden; da wird man leichter begreifen, eher ſchändlicher Dinge ſich ſchämen, die Beſchaffenheit, und die Folgen einer Sache richtiger durchdringen, und Vergnügen, und Ehre darin ſuchen, etwas unternommen, ausgeführt zu haben.

Welchen Mann oder Stand der künftige Geſchichtſchreiber, wenn von Aufklärung, und von Aufmunterung unſerer Nationalfähigkeiten, mithin von dem, was auf alle übrigen Theile unſerer Geſchichte den höchſten Einfluß hat, die Rede ſeyn wird, nennen werde, von wem er ſagen werde, er thats, er wollte es nicht bloß, er ſprachs, wünſchte es nicht bloß, ſondern er thats, den zu leſen, möchte ich dort einen Augenblick wieder zurückkommen. Lobſprüche, dem gemacht, von welchem man hofft, gelten hier nicht; auch iſt es kindiſch, die Augen zu ſchließen, und weil man nicht ſieht, zu glauben, man werde nicht geſehen. Hier beweiſen allemal nur Thatſachen, und in fünfzig Jahren werden ſie hier, aus dem was wir ihnen hinterlaſſen, auf das genaueſte ſagen können: „Unſere Väter waren wackere Männer; ſie begnügten ſich nicht damit, mit den übrigen Deutſchen, die ſich damals rings um ſie herum bildeten, fortzurücken, ſondern ſie wetteiferten, dieſelben zu übertreffen. Die Abſtellung dieſes Mißbrauchs, dieſe Einrichtung u. ſ. w. kommt von ihnen — oder: „Unſere Väter hatten keine Denkungsart, denn ſie laſen nichts, ſie hatten wenige helle, vom Eigennutz freie, zur Arbeit abgehärtete Köpfe. Ruhe war ihr Looſungswort, und mit niemand der wichtigen Wahrheiten in Feindſeligkeit gerathen, das war ihre Politik. Und ſo lebten und ſchliefen ſie, fett und poſſierlich, bis an ihr Ende.“ — Eines von beiden, wir mögen es uns verbitten, oder nicht, werden ſie ſagen.

Noch haben wir es in unſerer Gewalt, (wollte Gott, ich könnte dieß jedem Menſchen beſonders ins Herz ſchreiben) aus uns zu machen, was über uns Schande, oder Ehre bringen wird. Unſern literariſchen Zuſtand, mithin den Zuſtand unſerer geſunden Vernunft, unſerer Gefühle für gute, große Dinge, unſerer Induſtrie, unſerer edeln Nacheiferung, unſeres Unternehmungsgeiſtes, unſerer entſcheidenden Gegenwart bei Berathſchlagungen, und Entdeckung verfänglicher, geſchwind wirkender Mittel bei Dingen, wo einige Kenntniß des Menſchen, der Staaten, der Geſchichte ꝛc. erfordert wird, unſern Zuſtand in allen dieſen Dingen, welche allein durch eine beſtändige Lectüre geiſtreicher denkender Schriften erworben wird, wie ſoll ich ihn nennen? Dumm, ich will niemand ſeyn; (wiewohl dieß eben für keinen der empfindlichſten Schimpfe gehalten wird) aber es nicht zu ſeyn, aufgeklärt (man erlaube mir dieß verhaßte Wort) zu werden, wer beſtrebt ſich darum? Jeder glaubt, für ſich und ſein Geſchäft Mann genug zu ſeyn, und was er weiter thut, hält er für ganz überflüſſig. Auch müßte ich allen meinen gegenwärtigen Beſchäftigungen entſagen, wenn ich mir vornehmen wollte, allen denjenigen täglich einen guten Morgen zu wünſchen, welche glauben, es ſey möglich, zu viel Verſtand zu haben.

Die auswärtigen Völker, und deutſchen Provinzen, welche uns an gutem Zuſtand de Dinge, die der Menſchheit Ehre machen, wei übertreffen, weil ſie längſt viel auf Verſtand und auf die Männer hielten, die Verſtan beſitzen, bewohnen keinen Himmelsſtrich, w es Weisheit, Sittlichkeit, gute Lebensart Thätigkeit, Cultur der Gemüther und de Bodens herab regnet. Ihre Feldfrüchte un Kräuter, ihre Thiere und Bäume könne wir nicht alle (wenigſtens nicht in der Güte hieher verpflanzen; nicht auf jeder Erde gede het jede Frucht; aber was auf jedem Stri der Erde gedeihet, Bildung, Scharfſinn, Ord nung des Geiſtes, die Verbreitung eines gr ßen Geſchmackes, Männeradel im engſten Ve ſtand, und ſolche Vorzüge alle laſſen ſich b uns ſo gut, wie aller Orten hervorbringe wenn man nur will.

Herder giebt einige Mittel an, welche d Wiſſenſchaften aufhelfen, das heißt eine hei Wetteiferung der Talente nach Kenntniſſen u Geſundheit der Vernunft empor treiben; will nur noch eine kleine Anmerkung hin ſetzen.

Viele, wenn ſie von andern ſprechen, bilden ſich auf ihren Waffenmuth, oder auf ihren Zorn, der ſie bei ſolchen Geſprächen überfällt, etwas ein; und dieß iſt gerade das letzte, deſſen ein Volk, das ſich einiger Würde bewußt iſt, ſich rühmen ſoll. Mir däucht, nicht durch Waffen, ſondern durch Einſicht, Fleiß und Klugheit herrſche man über andere Länder, und über die Welt. Nicht, wo die zahlreichſten Familien, die größten Titel, die tiefſten Complimente, die fetteſten Gaſtereien, die ſinnlichſten Liebeshändel, ſondern wo die beſten Köpfe, die meiſten Denker, die beſten Schriftſteller, die ununterbrochenen Erfinder ſind, da iſt Herrſchaft; von da holt man Gedanken, Bücher, Einrichtungen, und Hut- und Schuhſchnallen; dahin iſt man, ohne es zu wiſſen, mit ſeiner Ehre und ſeinen Fähigkeiten zinsbar. Voltaire übte eine herrſchende Macht über Frankreich aus: Frankreich herrſchte einſt (nun nicht mehr überall) über Europa; Preußen *) und Sachſen giebt in der Literatur, oder in der Art, wie man denken ſoll, dem übrigen Deutſchland den Ton an. Es

---

*) Unter Friedrich dem Großen! jetzt könnte Bayern, wenn die Regierung wollte, wie das Volk, den Ton angeben

Anmerk. des Herausgebers.

giebt ganze Provinzen, die nicht daran denken, und die es mithin nicht ſchmerzt, daß ſie abhängen, und nichts Eigenes haben. Ob man auf dem Boulevard zu Paris nichts als deutſch ſprechen höre, das zweifle ich ſehr; daher gehe ich oft mit Betrübniß den Weg, den kein Franzoſe gehen kann, ohne heimlich zu lächeln, wo Junges und Altes franzöſiſch ſpricht, ohne nur mittelmäßig rein deutſch ſprechen, oder einen Satz ohne zwölf Fehler deutſch hinſchreiben zu können. Dieß iſt eine große Schande. Wenn ein Ausländer nicht deutſch verſteht, macht er ſich nichts daraus; aber man glaubt feſt, daß man ſich ſchämen müſſe, wenn man nicht ausländiſch ſpricht; dieß iſt in dem Fall eine große Erniedrigung, und es heißt bei jenen ſo viel, als: Von uns iſt Weisheit zu holen. Wo man alles, was man auf dem Leib trägt, vom Ausland hat, wo die Meubeln im Zimmer, die Figur des Seſſels, worauf man ſitzet, des Tiſches, worauf man ſpeiſet, ausländiſch, wo man ſogar, wenn es darauf ankommt, den Hut zu ſtülpen, die Haare zu ſchneiden, ſeine Kinder zu kleiden, nachfrägt, wie das Ausland es macht, wo man ſich den Zuſchnitt zu ſeinem Kleid von Paris kommen läßt, da iſt große Unterwürfigkeit, große Armuth des Geiſtes; — nicht, weil dieſe

Dinge groß ſind; aber er wird da kaum in größerm ſich äußern.

Und doch hat hier jedes Land Freiheit, zu werden, was Macedonien wurde, und über Perſien, und Aſien zu ſiegen. Es iſt ſo etwas Großes um das Werk, Menſchenkräfte zu wecken, daß es ſchon etwas der Natur gemäßes iſt, daß Verſuche ſelten mißlingen. Deren Väter einſt in blutigen Kriegen die ſinkende Fahne ergriffen, oder zerſtreute Heere wieder zum Angriff verſammelten, und ihren Söhnen den erblichen Namen Adel erfochten, die ſollten überall die erſten ſeyn, (wenn ſie je nicht wollen, daß einſt große Lücken in ihren Stammregiſtern ſich finden,) zu thun, was in den Zeiten der Unruhe jene nicht thun konnten. Einzelnen Familien haben viele Länder alles zu verdanken, was ſie ſind, und jede ſollte ſo groß von ſich denken. Ein Funke weckt den andern, und viele werden ſich beeifern, etwas für die Wiſſenſchaften zu unternehmen, wenn ſie dieſelben nur einmal treiben, und ſich überzeugen, daß es menſchlicher ſey, einen großen Verſtand zu haben, den Landsleuten, von denen man alles, was man iſt, mit ſtillſchweigenden Verträgen, daß man darum arbeite, erhält, mit Einſichten voraus zu gehen, daß der Ruhm, durch ſeinen Muth und Fleiß ein Vorurtheil verdrängt, einer ſchädlichen Seelenſeuche Einhalt gethan, oder etwas empor gebracht zu haben, ſo herrlich, und herrlicher ſey, als, der erſte einen Wall erſtiegen zu haben. Nicht, der erringet, ſondern der vom Errungenen einen weiſen Gebrauch macht, lebet mit unverweslichen Zügen im Buche des Ruhms, als ein Wohlthäter der Menſchheit.

Wäre ich auch nie Herr über einen Bezirk von zwölf Stunden, und ich könnte mich rühmen, und ſagen: Sehet, ich habe in dieſem Bezirk die Induſtrie hervorgerufen, denn Fleiß und Muth lag darnieder, ich habe die Gefälle des Bezirks, ohne iemand wehe zu thun, um die Hälfte vermehrt; in den Werkſtätten habe ich Licht und Leben aufgeweckt; denn mechaniſcher Zwang und Verdroſſenheit lag wie Blei auf den Leuten. Ich beſitze innerhalb meinen Mauern Gelehrte in allen Fächern, die die wichtigſten Aemter begleiten, und ihr Namen wird weit genannt. Entfernte Länder horchen auf unſer Wort, und wenn wir ſprechen, dann iſts Entſcheidung. Sehet, ſie ſchicken ihre Söhne zu uns, um ſie von uns Weisheit und die Kunſt, wie man Menſchen regieren ſoll, lehren zu laſſen, und wo ſie jemand Muth machen wollen, nennen ſie uns als Beiſpiele. Unſere Produkte gehen in die Ferne, und viele Dinge im Ausland tragen unſern Namen, das habe ich gethan, denn ich trauete mir es zu, daß ich es thun konnte, denn vor allem bat ich um Weisheit, und die Weisheit beſuchte mich, und das Gefolg der Glückſeligkeit kam mit nach. — Wer deſſen ſich rühmen könnte, das gethan hätte!

Dieß erinnerte ich wieder bei dem Erſcheinen des Zeugniſſes eines großen Deutſchen, und ſollte ich auch keinen Erfolg ſehen, denn ſich ſelbſt zu ermuntern iſt nicht jedem gegeben, ſo wird es mich freuen, und ein Troſt mir ſeyn immerhin, es jüngſt, und jetzt, und künftig erinnert zu haben.

An meine Zeitgenossen *).

Ich habe manchmal erſahren, daß es, zumal bei einem einſamen Leben, (das einem Schriftſteller, der ſich auf beſtimmte Zeiten einſchränkt, unvermeidlich iſt) nicht allemal in meiner Gewalt ſtand, mir dasjenige Feuer, diejenige Heiterkeit und Stimmung des Herzens zu geben, aus welcher eine Schrift, wenn ſie ein mittheilendes Leben, und den Ton, der die Seele rührt, erhalten ſoll, wie von ſich ſelbſt entſtehen, und mit Leichtigkeit fließen muß.

Wenn ich ſo manchmal mit vieler Wehmuth dem Gedanken nachhänge, wie es die Menſchen ſeit den tauſend und tauſend Jah-

---

*) Bei Gelegenheit der Ankündigung von Weſtenrieders Jahrbüchern der Menſchengeſchichte.

ren, wo ſie denken, und rathſchlagen, und ausüben, wahrlich nicht weit gebracht, ſondern den Faden, welchen ein großer Kopf, zum Umſchaffen geboren, irgendwo feſtmachte, immer wieder anfiengen, und beinahe immer nur anfiengen: ſo geſchah dieß, denke ich, auch darum, daß ſie den Weg, der vor ihnen her trefflich gebahnt war, unglücklicher Weiſe aus den Augen verloren, und mit geringeren Kräften es wagten, eine neue Straße, gewöhnlich auf das Ungewiſſe, zu bahnen. Ich hoffe auch, daß nicht gar jeder, der ſeine Geſtalt in dem Spiegel ſähe, dieſelbe im Weggehen vergeſſen, ſondern, daß ein großer Theil, wenn man den Inhalt derſelben ihn fühlen ließ, Anlaß nehmen würde, ſie von Zeit zu Zeit zu verbeſſern, und der Vollkommenheit näher zu rücken.

Nachdem wir nun ſchon ſo weit im Gebiete guter Kenntniſſe vorgerückt ſind, daß wir im ganzen Ernſte fragen, was Sophokles, und Teſpis, und Aeſchylus Nützliches brächten: ſollen wir nicht mehr ablaſſen, gemeinſchaftlich zu arbeiten, und mit noch größerem Eifer, als womit wir das Werk in die Höhe heben, bemüht ſeyn, daſſelbe vor allen Anfällen, denen es daſelbſt ausgeſetzt iſt, zu bewahren. Wie oft bewegte ſich durch inneres Gähren eine beſſere Art zu denken, und ein beſſeres Ahnen empor! Aber die Winde der

Luft jagten es wie ohnmächtige Spreu dahin, warfen es in dürre Wüſten, und verſenkten es in Meere. Es iſt nothwendig, daß wir zum Denken uns aufwecken; aber worüber wir denken, und wornach wir mit unſerm Streben, was wir mit unſerm Aufklären erzielen wollen, das ſoll der erſte und beſte unſerer guten Gedanken ſeyn. Ich wünſchte daher, daß es nicht allein fremde Schriften ſeyn möchten, die uns bildeten, ſondern daß wir fortfahren, oder anfangen möchten, nach Art großer Seelen, aus uns ſelbſt zu entſtehen, und uns für unſere Bedürfniſſe aus unſern Bäumen und Steinen Häuſer zu bauen.

Wenn wir uns nun jährlich ſelbſt eine gewiſſe Art von Rechenſchaft ablegen, wenn wir die Thaten der Rathsſtube und der Schule, der Werkſtatt und des Pfluges, des Künſtlers und des Schriftſtellers, die Thaten auf dem Feld und in der Stadt, im verſchloſſenen Hauſe und auf offenem Markt, in einem Kreiſe um uns jährlich verſammeln, dann ſoll, dünkt mich, ſo was geſchehen. Wir werden das Nichtsthun des einen, und den Fleiß des andern wahrnehmen; wir werden im Stande ſeyn, Vergleichungen anzuſtellen, und vielleicht da Lücken entdecken, wo wir ehe eine träge Ruhe der Sache für eine gute Lage derſelben, oder viele Worte für große Bemühungen hielten. Wir werden die Verhältniſſe eines gegen das andere kennen lernen, und an manchem Dinge, das, ſo lange es, gleichſam abgeriſſen, allein ſtand, herrlich geſtaltet war, nunmehr, da es mit andern vereinigt wird, leere Stellen, Thorheiten, und Widerſprüche wahrnehmen; wir werden uns endlich gewöhnen, alle Bemühungen nach dem Maaß, als ſie nach gemeinſchaftlichen Vortheilen des wirklichen Lebens gerichtet ſind, zu ſchätzen, ein ſachloſes Gepränge vom innern Gehalt einer nützlichen Unternehmung zu unterſcheiden, und unſer ganzes Beſtreben mit einheimiſchem Geiſt zu beleben.

Wollen wir etwa ſo fort alles, was geſchieht, in den Tag hinein geſchehen laſſen, immer ſchreiben und leſen, und einführen, und abſtellen, und abwarten, was am Ende herauskommen werde?

Wenn das iſt, liebe Mitmenſchen, redliche Denker meiner Landsleute, wenn das iſt, und wir ſind noch ſelbſt nicht einig, nach welchem entfernten Ziel wir hinrücken, warum wir hier wegnehmen, dort hinzuſetzen ſollen; wenn wir Heere ausſchicken, die ſich ihre Urſache, wegen der ſie ausgezogen, erſt im Fortwandern erfinden ſollen, ſo bleiben wir lieber, wie vormals, in bequemer Ruhe, und warten die Zeit ab, wo ein glücklicher Zeitpunkt, oder ein Menſch mit mehr, dann menſchlichen Kräften, uns leiten wird.

Was heißt, wenn es auf die Wahrheit, und Geſundheit der Gefühle, und Begriffe ankömmt, Welt? Verſteht man den großen Auszug der Zeitſitten darunter, oder die kleine Anzahl edler Männer, welche nicht hingeriſſen werden? Nach welchem Ziele arbeiten alle rechtſchaffenen Männer in ihren Schriften, wenn ſie nicht nach dem arbeiten, die herrſchenden Gefühle und Begriffe zu reinigen, ſie edler, feiner, und ſittlicher zu machen? Muß der Schriftſteller, wenn von dem Maaß und Gang der Erfindungen die Rede iſt, dieſelben von der Welt, in deſſen Alter er lebt, herausziehen? Oder ſollen umgekehrt die Schriftſteller ſich bemühen, mit ihren Empfindungen auf dieſelbe zu wirken?

Je geſchmackloſer für das ſtille wahre Schöne, je roher für das Sittliche eine Welt iſt: deſto mehr wird ein braver, nützlicher Schriftſteller, im Verhältniſſe mit jedem andern, der, wie der große Haufe denkt, ein Sonderling ſeyn. Vielleicht haben wir, ohne die Tugenden der großen Welt zu beſitzen, die jetzigen Mängel, und Gebrechen derſelben angenommen, und ahmen, was den Endzweck des Lebens betrifft, Beiſpiele nach, die von demſelben uns wegführen. Nie werde ich glauben, daß die gute Denkungsart anerkannt, und gute Grundſätze einheimiſch ſeyen, ſo lange beide im wechſelſeitigen Streit, und die Siege des einen nicht Beſitznehmung der Rechte, ſondern Eroberungen ſind. Noch befindet ſich, was wir ſuchen, im zweifelhaften Wanken; klare Dinge kommen in weitläufige Berathſchlagungen; und Entſcheidungen für die ſchlimme, oder gute Art, zu denken, für das, was uns Ehre und Schande bringt, hängen, o wie oft, von der Liſt und Zubereitung des günſtigen Zeitpunkts ab.

Laßt uns, liebe Landsmänner, die Zeit benützen, da ſie noch unſer iſt, und Thaten des Jünglings thun, da wir noch Kräfte haben. Laßt uns einander wechſelſeitig ermuntern, und nicht durch Worte und Lobſprüche, ſondern durch Handlungen unſer Andenken unvergeßlich machen. Wir leben in einem Zeitalter, wo es uns jetzt und einſt mehr Ehre, als in jedem andern machen wird, groß geweſen zu ſeyn.

Ich will mit meinen Zeitgenoſſen, deren Angeſicht ich noch ſehe, deren Freundſchaft und Liebe ich genieße, ein ernſthaftes und großes Werk beginnen, wie von dieſer Art bei uns noch keines erſchienen iſt; — will mithelfen, die wenigen Wahrheiten ſuchen, deren Beſitz unſern Herzen die wahre Zufriedenheit geben, und in unſere Geſellſchaften offene Seelen, Muth und wechſelſeitiges Zutrauen und Geſang und Saitenſpiel führen wird; — will verſuchen, für den Künſtler und Schriftſteller Achtung zu erwecken, und ſie uns unentbehrlich zu machen; will verſuchen, die Induſtrie und die Luſt, etwas zu erſinden, in den Werkſtätten, und den Muth auf den Fluren zu erwecken; — will es verſuchen, ob es nicht möglich iſt, meine Landsleute in eben dem Maaße, als ſie tapfer ſind, ſtolz zu machen, — für den Mann, der ſich ſelbſt loben will, die äußerſte Verachtung zu erwecken, und für jede dumme, und feindſelige Rede, für Intriquen und Argliſt, für die Kälte bei Angelegenheiten des Vaterlandes, für die elende Einbildung auf Geburt und Rang ohne Thaten, wenigſtens das Gefühl aufzuwecken, wenigſtens die Schamröthe und Verwirrung auf unſere Angeſichter zu bringen, die man darüber empfindet, etliche Noten in einer Symphonie verfehlt, oder die Geſetze des Wohlſtandes beleidiget zu haben.

Wir leben kranke, ſehr kranke Tage, liebe Landsleute. Die großen Tugenden edler Menſchen ſind jetzt Romane, und Arbeitſamkeit, und Glaube an die Pflichten des Vaterlandes ſind ein Geſpött; dennoch hoffe ich noch immer ſehr viel Gutes, und viel Gutes von uns. Der Gedanke, daß es immer hundert Kriegshelden und Eroberer gab, ehe ſich ein Weiſer fand, der die Seelenträgheit und die Seuchen ſeiner Zeitgenoſſen bekämpft und beſiegt hat, ſoll wahre Heldenſeelen ſtolz machen, nach dem Verdienſt, und dem Ruhm dieſer Letztern zu ſtreben, nicht des Spottes, noch Gelächters, noch des Beiſpiels zu achten; ſondern auf ihrer Kraft, und ihren Gedanken zu verharren. Wenn es niemand wagt und glaubt: ich will es glauben und thun. Ich weiß, daß noch verborgen ſo manche unverderbte, muthige Seele glüht, gleich jener ſchönen Seele des unvergeßlichen Jünglings im Virgil, dem ſchon lange nach etwas Großem das Herz ſchlug, und die ſanfte Ruhe zur Laſt ward.

Ueber National-Erziehung.

Ein Fragment für die Nachwelt.

Denn, mehr hierüber zu ſchreiben, als ein Fragment, und die Sache in einer ordentlichen Abhandlung mit dem Stamme und allen Aeſten, und den allerlei Früchten, die man daſelbſt erblickt, darzulegen, das würde wohl eben ſo überflüſſig, als unnütz ſeyn, da alles, was über dieſen Artikel geſagt werden kann, von redlichen ſehenden Bayern längſt geſagt worden, — und bei allem dem Sagen, und Schreiben, und Wünſchen dem großen Haufen eben ſo wenig klar, als zuvor, und daher eben ſo verdächtig, als verhaßt iſt.

Auch dem, der ſich einbildet, die todten Gedanken in ſeiner Schrift werden zu leben anfangen, und wirken, wollte ich, wenn davon ſeine Ruhe und Zufriedenheit abhängt, rathen, es bleiben zu laſſen. Aber für die Nachwelt dient es doch, auch allenfalls für das Ausland, um es Lügen zu ſtrafen, wenn es uns ins Geſicht ſagt: daran hat in Bayern noch keine Seele gedacht.

Wer die Abſicht hat, ſeinen Landsleuten jenen nothwendigen edlen Stolz, welcher den Muth, würdige Dinge zu denken, und zu thun gebiert, einzuflößen, konnte nicht die Abſicht haben, ſie über ihre Mängel und Krankheiten einzuſchläfern, und wider gut gemeinte Erinnerungen parteiiſch zu machen. Das iſt das erſte Kennzeichen einer gutgearteten Nation, wenn ſie edelmüthig und männlichfrei iſt, ſich, ohne darüber eitel zu werden, wo ſie es verdient, rühmen, und wo ſie es nicht verdient, ohne unbillig zu zürnen, tadeln zu laſſen. Bei allem dem ruhmwürdigen, das man an uns, wenn man ſuchen will, finden kann, ſehe ich, und ſieht man, ohne ein Vergrößerungsglas nöthig zu haben, ſchreckliche Lücken in Dingen, die eines an das andere gekettet ſeyn ſollen, vielerlei Quellen moraliſcher Krankheiten, ein bemitleidungswürdiges Gemenge (das der Schlaue zu ſeinem Privatvortheil mißbraucht, der Staatsmann keines Nachdenkens würdigt, das der Sittenrichter unaufhörlich beſchimpft, der Prediger verdammt, und der Weiſe im Stillen bedauert), ein Gemenge von unausſprechlicher roher Unwiſſenheit, von einer nichts unternehmenden Trägheit, von Plumpheit der Sitten an der Seite ſybaritiſcher Weichlinge, vom ſinnlichen Aberglauben an der Seite des Spötters, und Läſterers, vom Verroſten alles Denkens und Empfindens, und vom Dahinſtürmen aufkochender Gefühle in die Luft, von gräulichen Zetterſtimmen, daß man über alles, und daß man über nichts denken ſoll, Weiſſagungen von künftiger Verwirrung, und vom Hohngelächter darüber — Und dagegen kein Mittel für die Tage der Zukunft! Keine allgemeine zweckmäßige Nationalerziehung!

Ich verſtehe hierunter nicht die lateiniſchen Schulen in den verbeſſerten Lehrhäuſern, deren würdige Herſteller jederzeit thaten, was ſie konnten, — vielleicht auch vieles nicht gethan haben mögen, um wenigſtens nur etwas thun zu können. Was ich hier ſchreibe, bin ich verſichert, mit ihrem ganzen Beifall zu ſchreiben.

Erziehung, du eitles Wort der gedankenloſeſten Mode, und des gefährlichſten Geratheswohls.

Wenn wir nun von Erziehung reden wollen, ſo müſſen wir thun, als wenn wir niemals eine Silbe davon gehört hätten, und als wenn wir dieſen Augenblick auf gutem Grund und Boden hunderttauſend Kinder erblickten, und gefragt würden: Was ſoll aus dieſen Kindern einſt werden?

Ehe wir dieſe Frage beantworten, wollen wir eine andere wichtige Wahrheit vorausſetzen, daß es ſich mit der Kultur des Grundes und Bodens in einem Land nicht ſo verhalte, wie mit der Kultur des Verſtandes, und des Herzens. Jenes iſt eine Frucht der natürlichen Zeitfolge, und wer einen Eichenwald pflanzt, kann nicht hoffen, ihn bei ſeinen Lebzeiten ſich vollenden zu ſehen; aber in einem Menſchenalter kann man zwanzigtauſend otahaitiſche Seelen zu eben ſo vielen gebildeten Menſchen ſich umwandeln, und Kinder gebildeter Aeltern, wenn ſie verwahrloſt werden, in die roheſte Wildheit verfallen ſehen.

Wenn wir alſo die Erziehung von hunderttauſend geſunden Kindern —

(Denn von Kranken, von ſolchen, welche die Geilheitsſünden ihrer Aeltern ſchon in ihrem Blut mit auf die Welt brächten, ließe ſich nichts Großes hoffen. Ihre Gebeine wären ſchon morſch; die abgeſtandenen Säfte, welche in denſelben herumſchlichen, kränkelten ſchon, und kaum brächte man es mit langwierigem Einſätſchen dahin, daß ihre Gebeine nicht entzwei brächen, wenn ſie aufrecht ſtehen ſollten; — eine Sache, worüber unſere Leibärzte, die nicht nur Kranke heilen, ſondern auch den Krankheiten vorbeugen, die Quellen einer philoſophiſchen Polizei anzeigen würden.)

Wenn wir alſo, ohne jemals etwas von allen unſern Erziehungsſyſtemen gehört zu haben, zur Erziehung dieſer Kinder einen Vorſchlag zu thun hätten: ſo würden wir ohne Zweifel zu Werke gehen, wie man bei dem Auftrag, ein Gebäude zu errichten, zu Werk zu gehen pflegt, wo man darum, weil in Rom eine große Kirche, in Konſtantinopel ein großer Pallaſt iſt, ſich nicht in den Sinn kommen läßt, eine große Kirche und einen großen Pallaſt zu bauen, ſondern erſt, (nachdem man Grund und Steine beſehen, und ob es ein Haus, ein Gewölb, oder ein Tempel werden ſoll) auch noch die beſondere Abſicht, und den Gebrauch, den die künftigen Bewohner davon machen ſollen, ſorgfältig zu Rath zieht. Wir werden uns nämlich um die allgemeinen und herrſchenden Seelenkräfte dieſer Kinder, um die Fähigkeiten und Mängel des Erdbodens, worauf und aus welchem ſie jene Kräfte üben ſollen, vielleicht um ihre Verhältniſſe mit andern Völkern erkundigen, und aus dem Zuſammenfluß dieſer Dinge ein gewiſſes zweckmäßiges Syſtem für diejenige Erziehung abziehen, welche gemäß pſychologiſchen Gründen die meraliſchen Kräfte dieſer Kinder am zuverläſſigſten aufwecken, bilden, üben, befeſtigen, und ſie am ſicherſten dahinbringen und vermögen ſoll, die phyſikaliſchen Produkte aufzuſuchen, und bis zur möglichſten Vollkommenheit zu bearbeiten, wodurch eigentlich und allein die beſtmöglichſte Glückſeligkeit einer Nation befördert wird; wir würden uns, mit einem Wort, auf das genaueſte mit dem Regierer und Geſetzgeber verbinden, würden das vorhandene mit Geiſt und Nachdenken verfaßte Buch der Landesgeſetze als die geheime und einzige Vorſchrift, woraus und nach welchen man ein Erziehungsbuch ſchreiben ſoll, halten, und diejenigen Grundſätze, welche dahinführen, damit ſelbes befolgt werde, herausleſen, und nach dieſen die Anzahl, die Art, den Grund der künftigen Gelehrten, und Künſtler und Handwerker beſtimmen. Hierin liegt die große Aufgabe, die man Nationalerziehung nennt.

Und wer nun noch nicht begriffen hat, was man darunter verſtehe, wer es, wenn er die Stelle drei-, viermal lieſt, noch nicht begreift: dem mögen die folgenden Grundſätze ſtatt aller Erklärung ſeyn:

Daß man bei einer Nation eine beſtimmte, gewiſſe Denkungsart erhalten, und vor andern gewiſſe und beſtimmte Fähigkeiten aufwecken;

Daß man ohne Ausnahme zu jener alle Glieder einer Nation einförmig hinführen, und bei dieſen das genaueſte Verhältniß und die Eintheilung der verſchiedenen Stände beobachten ſoll.

Um allen geſuchten Auslegungen vorzubeugen, ſo wird man wohl einſehen, daß, wenn von der Einführung zu einer gewiſſen Denkungsart die Rede iſt, hier von der Religion, welche unter allen möglichen politiſchen Verfaſſungen allen Erdſtrichen gemein ſeyn ſoll, die Rede nicht ſeyn kann.

Wenn man irgendwo baute, ohne zu wiſſen, was einſt daraus werden ſoll, wenn jeder nach ſeinem Belieben, Steine, Ziegel, Mörtel, Balken zutragen, und da einer Fenſter, ein anderer Thüren, wieder ein anderer Gewölbe bauen wollte, ohne auf ſeinen Nachbarn, und auf das Ganze zu ſehen: ſo würde daraus eine ſchreckliche Verwirrung entſtehen; denn man baute ohne Philoſophie, ohne Nachdenken. So und auf dieſe nämliche Art erzieht man in ganzen Ländern ohne Philoſophie, und ohne Nachdenken, und wenn man die Seelenvermiſchungen, welche daraus entſtehen, unter einer ſinnlichen Geſtalt ſehen könnte; ſo würde man ein Gebäude erblicken, worin lauter Thore wären, zum Aus- und Einlaufen, worin die Menſchen alle vor viereckigten, runden, kleinen und großen Fenſtern ſäßen, und immer hinausſchauten — auf keine Ausſicht, worin keine Bank wäre zum Ausruhen, und kein Kamin für die Zeiten des Froſtes.

Kein Land kann den Erziehungsplan eines andern ganz befolgen. Ich kenne die vortrefflichſten Schriftſteller dieſer Art — für das Land nämlich, für das man ſie ſchrieb; aber ich möchte nicht dazu rathen, daß man ſie in dem unſrigen befolgte. Wenn man in Seeländern, oder in Gebirgen, in ganz militäriſchen Staaten alle Kinder in der Sternkunde, in der Mineralienkenntniß, und der Kriegstaktik unterrichtet, ſo folgt daraus nicht, daß es auch bei uns gute Dienſte thun würde, und was daher in einem Erziehungsbuch, das ſich London, Hamburg, Berlin ꝛc. zur Vorſchrift nimmt, gut, und allgemein wirkend iſt: möchte für unſer Bayern ohne alle Folgen, oder gerade das Gegentheil ſeyn. Es kommt hierin lediglich auf die weſentlichen Bedürfniſſe eines Landes an, und es iſt möglich, daß in dem nämlichen Zeitalter, wo in Paris ein Erziehungsplan nicht vollkommen iſt, er habe denn zehen Gegenſtände in den Plan des Unterrichts aufgenommen, ein Elementarbuch für Bayern, worin drei bis vier Gegenſtände behandelt werden, eben dieſelbe Vollkommenheit erreicht habe. Aber je weniger man ſelbſt weiß, deſto mehr dringt man gewöhnlich darauf, daß andere viel wiſſen ſollen, und derjenige, welcher den innern Zuſtand der Nation ſtudiert, und gefunden hat, was man bedarf, wird Idioten nie bereden können, ſich mit dem Nothwendigen zu begnügen. Die Sache, welche unmittelbar zum Zweck führt, iſt ihnen zu klar, zu gerade, und daher glauben ſie nicht, daß ſie gut und wahr ſeyn könne; ſie ſind gewöhnt, im Finſtern herumzutappen, und einander an die Köpfe zu ſtoßen. Indeß hat man davon, ſo wie von andern dieſer Art, mitten in Bayern ſchon lange geſchrieben, und mir däucht, die folgende Stelle wollte gerade dahin führen: „Oft, heißt es, nimmt man das zur Abſicht, was bloß ein Mittel ſeyn ſollte, und tritt mit großem Aufwande und Lärmen eine Reiſe an, ohne zu fragen, wohin ſie führe, ohne ſich ein Ziel zu ſetzen. Die Frage: Wie werden meine Schüler dieſe Wiſſenſchaft anwenden? Wem werden ſie mit derſelben nützen können? Auf welche Denkungsart führt dieſes, oder jenes Studium? Wie unterſtützet, wie folget ſich eines dem andern? Welche Denkungsart bringen ſie alle zuſammen hervor? Was kann ich mir von den Meiſten am Ende der Studienjahre, in Abſicht ihres brauchbaren Verſtandes, und Herzens verſprechen? Was kann ich mir von dem Publikum verſprechen, das von dieſem Unterricht gebildet, von dieſen zwar wenigen, aber mit Sorgfalt erzogenen Gelehrten geleitet, unterſtützt wird? Erweitert, klärt dieſe Wiſſenſchaft den Verſtand auf, giebt ſie der Seele einen Schwung, wecket ſie in meinen Schülern den Geiſt der Großmuth, des edeln Stolzes, der Tapferkeit; zeiget ſie Muſter der Nachahmung, Helden? Oder läßt ſie ihre Gemüther leer? Giebt ſie nicht vielmehr ein Licht, das nur ſchimmert, ohne zu erwärmen? Dieſe Fragen, die erſten, welche man vorausſetzen, und beantworten ſollte, werden oft vergeſſen, oft unrichtig verſtanden, und eben ſo ungehörig behandelt. Man ſiehet etwas von Ferne, will es, ohne eigentlich zu wiſſen, was es ſey, ſucht es im Koſtbaren, ſetzt etwas hin, das es vorſtellen ſollte, ſchimpft auf Untreue, Unfähigkeit, wenn es nicht fort will, und bildet ſich ein, Ewigkeiten durch ſeine Verdienſte um das Publikum erfochten zu haben, wenn man gebieteriſch um ſich geſehen, und daß es ſo ſeyn ſoll, befohlen hat."

Doch, ich wollte von dem, was man Nationalerziehung nennt, reden, und das will ich nun, (ohne zu ſagen, was aus der Nation, welche keine allgemeine Erziehung bekömmt, werden müſſe) ſo kaltblütig, als möglich, (denn der Himmel weiß, weſſen man mich ſonſt beſchuldigen möchte) erzählen, ſo wie es jedermann mit ſeinen Augen ſehen, und im täglichen Leben erfahren kann.

Wenn in einem Land an eine Nationalerziehung gedacht werden ſoll, ſo muß auf das Geſetzbuch und auf einen Erziehungsplan, nach welchem hunderttauſend Kinder eines Hauſes gebildet werden, und zur Erfüllung jener Geſetze vorbereitet, und fähig, und willig gemacht werden ſollen, gedacht werden. Man muß die Frage nicht für anſchauend (ſpekulativ) ſondern für praktiſch nothwendig halten: Was für allgemeine Fähigkeiten und Geiſteskräfte beſitzen die bayeriſchen Kinder? Nach was äußern ſie ihren beſondern Hang? Wie wünſchen wir, oder vielmehr, wie finden wir nothwendig, daß dieſe hunderttauſend Kinder, aus welchen in etlichen Jahren die bayeriſche Nation beſtehen ſoll, denken, und daß ſie handeln ſollen? Welche Arten von Induſtrie, von Gewerben, von Geſchäften ꝛc. ſollen und können in Bayern aufgeweckt werden? Wenn wir gegenwärtig hunderttauſend Kinder zählen, welches Verhältniß ſoll und muß unter den Ständen derſelben ſeyn? Sie fahren etwa dreißig bis fünfzig Jahre den großen Fluß des Lebens hinab; einige müſſen rudern, einige die

Speiſen herſchaffen, andere die Speiſen eintauſchen, andere kochen, wieder andere Kleider flicken, und während dem, damit die Schifffahrt nicht ins Stocken geräth, müſſen einige bei dem Ruder ſitzen. Bei dieſer Fahrt müſſen die Arbeiten verhältnißmäßig ausgetheilt, und Lieb und Luſt zu dieſen Arbeiten erweckt werden, ſonſt müßten die Steuermänner, ſtatt daß ſie Zeit fänden, darauf zu ſehen, wo ſie hinfahren, immer mit Strafen, und Ermahnungen abwehren, und zufrieden ſeyn, wenn man ſie fahren laſſe. Alſo welche Anzahl von Gelehrten, Räthen, Prieſtern, Künſtlern, (die ganz und gar nicht zum Luxus gehören, denn wo der Geiſt der wahren Kunſt fehlt, da fehlt auch die Philoſophie, nämlich die Kraft, daran zu denken, was man thut) Soldaten, Bürgern in Städten, und Bebauern des Landes hat man nothwendig? Welches Verhältniß iſt unvermeidlich, wenn die allgemeine Ordnung erhalten werden ſoll? Welche ſind die zuverläßigſten Mittel, die Kinder fauler, roher, erfindungsloſer ſinnlicher Aeltern, zur Induſtrie, (welche mit den Ausländern, wo man ſie ſieht, auch nicht geboren, ſondern erzogen wird) zu reinen Begriffen von der geheiligten Religion, zur Eintracht, zur Geſelligkeit, zur Reinlichkeit, mit einem Wort, zu den Tugenden zu führen, ohne welche eine Nation in der Länge nicht beſtehen kann? — Man muß dieſe Unterſuchung, dieſen Calcul, dieſe aus demſelben hervorgehenden Wahrheiten, ohne deren pünktliche Befolgung alles andere Thun unvollſtändig bleiben wird, mit eben dem hohen Ernſt, mit eben der Vorſicht, und mit eben dem Blick in künftige Folgen, mit welchen man für den Militärſtand, für die Finanzen, für das Jagdweſen, für die Unterhaltung öffentlicher Gebäude beſorgt iſt, behandeln, und die Kultur der Menſchen, welche das Land vorſtellen, zur erſten ernſthafteſten Angelegenheit des Landes machen.

Nirgends würde dieſe Nationaleinheit, und dieſes Streben nach Einer und ebenderſelben Art, zu denken, zu wollen, und mitzuwirken, ein gröſſeres Wunder ſeyn, als in Bayern.

Schulen, Schulen ſind der kleinſte Theil, worin die Nation erzogen wird. In den Staaten, wo man glaubte, Kinder gehörten nicht den Aeltern, ſondern dem Staat, wo man auf die Art der Grundſätze, womit ſie aufwachſen, und Aemter begehren und verwalten, das ſtrengſte Augenmerk richtete, wo man überzeugt war, es könne einmal nicht gut gehen, wenn man Kinder für das nämliche Haus, (das iſt doch Ein Land) einige für die Kälte, andere für die Hitze erzöge, wenn man zum Steuern tauſend Männer abrichtete, und zum Rudern kaum die Hälfte, in dieſen Staaten, ſage ich, da galt landesherrliche Schule, und Nationalerziehung immer für Eins, da entſtanden jene großen Anſtalten, worüber wir Jetzigen herzlich lachen, als wären es kindiſche Fabeln, und deren eine zu erzählen ich nachher Gelegenheit nehmen werde.

Wir ſind weit klüger: wir erziehen unſere Kinder, jeder, wie und wozu es ihm beliebt. — Wie ſich einſt zwei Männer, deren einen ſeine Aeltern aus Haß oder Mißtrauen gegen die landesherrliche Lehrart nach ihren Hausgrundſätzen bilden ließen, indeß der andere um vierzig Jahre vorauszudenken gelernt hat; wie ſich dieſe zwei Männer bei einem Amt, wo man mit vereinigter Denkungsart und Thätigkeit zuſammen arbeiten ſoll, vertragen können, das iſt mir unbegreiflich; aber daß ſie ſo erzogen werden, das ſehe ich mit Augen. Zur nämlichen Zeit wächſt eine Generation mit unendlich mannigfaltigen Begriffen über ebendieſelben Dinge auf, und Leimen, welche ebendaſſelbe vorſtellen ſollen, werden in tauſenderlei Formen gebildet; daher die Nichtübereinſtimmung überall, wo man ſich über Anſtalten berathſchlagt; daher die geringe Kenntniß ſeines eigenen Vaterlandes, und der wahren Bedürfniſſe deſſelben; daher das Feindſeligſte, was auf Erden kam, das ordentlich Syſtematiſche in Kabalen und Intriquen; daher die Gewohnheit, ſich, ſobald man Brod hat, bequem in ſeinem Großvaterſtuhl mit weiten bepolſterten Seiten- und Rückenlehnen, und mit aller Herrlichkeit des Pedantismus aus der Abſicht zu ſetzen, um nichts mehr zu thun, ſich wider alles Denken zu ſträuben, alles krumm und gerade gehen, wie es gleichwohl gehen mag, oder nach dem angenommenen Ausdruck, fortwurſten zu laſſen; daher die öden Gründe, an die niemand Hand anlegen will; daher das armſelige Einerlei unſerer Handwerker; daher die äußerſte Niedergeſchlagenheit des Geiſtes in Abſicht auf alle die bürgerlichen Bewegungen, welche von innen kommen ſollen; daher die ſichtbare Erſchlaffung aller Kräfte, und die Säure in Zwietracht-Gemüthern; daher der Mangel an Erfindung ſogar für die Moden der Eitelkeit.

Ein Theil der Nation, vielleicht nahe an die Hälfte, wird gar nicht erzogen; — außer, man wollte, wie es hier nicht ungewöhnlich ſeyn mag, den Unterricht, — wie man den Körper aufrecht tragen, wie man bei Tiſch die Speiſen herauslangen, wie man ſich in Geſellſchaften, in dem Tanz- und Komödienſaal betragen, und die Pflichten einer gewiſſen Wohlanſtändigkeit in dem Tempel nicht außer Acht laſſen ſoll u. ſ. w., Erziehung nennen. Einige wollen, ihre Kinder ſollen mit fünf Jahren algebraiſche Aufgaben machen, andere wollen, man ſoll, bis ſie große Bengel ſind, warten; einige bringen ihren Wiegenkindern eine Polemik des Glaubens bei, andere wollen, man ſoll ſie bis dahin, wo ſie ſelbſt ſich überzeugen können, zurückhalten; einige laſſen ihre Kinder alles durcheinander eſſen, andere laſſen ſie Hunger leiden; einige ſagen ihren Kindern alles, was Natur iſt, andere verhindern, ſo lang ſie können, ſie etwas vermuthen zu laſſen. Mit eben der Gedankenloſigkeit, mit welcher man vor zehen Jahren die Kinder in Ordenshabit kleidete, masquirt man ſie heute in Kleider der Bootsknechte, und Halunken, und die Frau von — befindet für gut, und nothwendig, ihre jungen Sprößlinge à la Rousseau zu erziehen; das findet der Graf v. — ſehr albern, und daher müſſen ſeine Kinder bei Zeiten wiſſen, wer Juno und Jupiter, und Luna und Endymion geweſen. Wenn nur doch wenigſtens unſere Schaubühne und die Kunſt eine halbgereinigte Philoſophie enthielte!

In Preußen und Sachſen kann jedermann leſen. Der Bauer weiß Gellerts Fabeln auswendig, hat gewöhnlich ſeine kleine Bibliothek, und das Kind ſingt Weißens Lieder; den Bauer iſt dort im Stand, die Landesverordnung, deren Kanzleiſprache der unſrige unmöglich begreifen kann, ſich zu erklären. Bei uns können ganze Dörfer nicht leſen. *) Kein Buch mit einer guten Moral! Kein Buch nur mit den erſten Kenntniſſen der Landwirthſchaft, oder mit den erſten Geſundheitsregeln! — Das ende, wer da kann! Mir vergehen die Worte vor Kummer!

Geſetzt man fände für nothwendig, dem Landmann ein Geſetz, das unmittelbar jede Hütte angeht, nicht nur kund zu thun, ſondern zu erklären, wie es dann ein Animal rationale fordern kann; geſetzt man wollte jedes Haus vor etwas, woran jedem liegt, warnen, jedem ein Vorurtheil benehmen, eine neue Erfindung einreden, ein gutes Beiſpiel mit allen Umſtänden zu wiſſen thun; mit einem Wort, man hätte der verfänglichſten Sprache nöthig, mit der Nation zu reden: wie ſoll das geſchehen?

Eine ſolche Unluſt zur Arbeit, zu der man gerade nicht gezwungen iſt, eine ſolche Abneigung zur Verbeſſerung ſeines eigenen Grundes und Bodens, eine ſolche Zaghaftigkeit zu Unternehmungen, ein ſolcher Mangel am kauf-

---

*) 1781.

männiſchen Nachſinnen (Rafiniren) über Verbeſſerungen der Gewerbe und des Handels, (wir liegen in der Mitte blühender Handlungsſtädte,) eine ſolche Unwiſſenheit in den erſten moraliſchen Verbindungen kann in keinem Lande Platz haben, wo Volksbildung vorwärts ſchreitet.

Unſere Schulverbeſſerung iſt noch lange nicht im Lande ausgebreitet, und an die Nationalerziehung iſt noch keine Hand thätig gelegt worden. Dieß gieng ganz natürlich zu, und iſt auch, wie ichs erklären will, ganz faßlich. Eben ſo natürlich geſchah, daß man diejenigen verfolgte, verläumdete, und dieß noch immerzu, die an der Verbeſſerung arbeiteten. Es war nämlich nicht die Nation, welche an ihrer eigenen Aufklärung arbeitete; in dieſem Falle müßte ſie es ſchon geweſen ſeyn. Etliche wenige waren es, die an das Werk dachten, vielleicht allemal nur Einer für hunderttauſend; Einer in der Rathsſtube, wo funfzig andere mitvotiren, welche in Betracht ihrer Denkungsart hundert Jahre zurück ſind. Was ſollte dieſe fünfzig überzeugen, daß dieſer Eine Recht habe? Dieß iſt noch die Geſchichte dieſen Augenblick, wo ich dieſes ſchreibe.

Viele hörten, daß man im Ausland rings um uns leſe, daß man daſelbſt für einen Idioten gehalten werde, wenn man nichts leſen wollte; alſo dachten ſie denn auch daran, guckten da und da in ein fliegendes Blättchen, wo ein bischen Galanteriewaare abgehandelt wird, hinein, und ſtrebten nach der Ehre, nur bald für Freidenker gehalten zu werden, weil ſie ſahen, daß man mit dieſem Namen die Aufklärer der Nation belege; ſie laſen gerade, was ſie nicht hatten leſen ſollen, was keiner jener würdigen Freidenker ſich zu leſen würdigt, den Unflath der Philoſophie und Literatur, und es wäre beſſer, ſie würfen auch mit andern Verfolgungsſteine auf ihre beſſern Landsleute, als daß ſie Aergerniß geben. Die männliche, kernichte Lektüre iſt nicht bekannt, und die beſten deutſchen Bücher verfaulen in Buchläden. Dieſe Erſcheinungen ſieht jedermann mit ſeinen Augen, deren der größte Theil noch krank, oft mit einem dicken Fell überzogen, und manchen gar ausgeſtochen ſind.

Die Mittel, eine Nationalerziehung herzuſtellen, werden bald vorhanden ſeyn, ſo bald man ſie nämlich im Ernſte nur für ſo wichtig hält, als man darauf bedacht iſt, einer Hungersnoth vorzubeugen, oder die Landſtraßen zu erhalten. Man muß erſt fragen: Was ſind wir nicht? Und: Was ſollen wir werden? Nicht: — wie können wir z. B. wie die Sachſen, ſondern, was ſollen, und wie können wir Bayern mit unſern Kräften, mit unſern Bedürfniſſen das werden? Dabei muß man den Gang des menſchlichen Herzens, und die Geſchichte des gegenwärtigen Zeitalters zu Rath ziehen.

Was der größte Theil der ſogenannten feindſeligen und lärmenden Verbeſſerer thun würde, wenn er könnte, nämlich die alte Denkungsart von fünfzig Jahren zurückführen, das iſt unmöglich. Ja, wenn wir mitten in Amerika wären! Aber ſo ſind wir in der Mitte lebhafter Völker, und was bei ihnen hell aufſchimmert, das glänzt in breiten Streifen durch die Ritzen unſerer feſt verſchloſſenen Fenſterläden herein. Das Bücherverbot ſoll nie die Philoſophie verlieren; denn in dem Menſchen ſind viele Dinge, wo keine Einſchränkung Platz leidet. Ein Fremder, der aus einem Land zu uns kommt, wo man alle Arten von Büchern lieſt, wenn ſie nur nicht wider die Religion und den Staat ſind, als z. B. in der Schweiz, in allen ſächſiſchen und preußiſchen Ländern, ein ſolcher Fremder gilt ſeiner Geſellſchaft ſo viel, als eine kleine Bibliothek. Er wird das reden, was er in den Schriften ſeines Landes geleſen hat.

In — kam einſt eine Quelle zum Vorſchein, die den Weg durch eine Gemeinwieſe nahm; es wäre leicht geweſen, ſie in einen Kanal zu leiten, und noch obendrein zu benüben; allein einige Beſchauer konnten die Quelle ſchen überall nicht leiden, und ſie ließen ſie vermauern. Das Waſſer ſetzte ſich inwendig aus den benachbarten Hügeln zuſammen, und plötzlich, da ſich alles in Ruhe befand, brach es durch, und verwüſtete Gärten und Häuſer.

Ich möchte doch einmal ſehen (nämlich, wie ich eine Stadt in Flammen, ein Kriegsheer in Aufruhr, das Meer in einer Ueberſchwemmung ſehen möchte, vorausgeſetzt, daß es ohne jemands Schaden geſchehen könnte)— ich möchte doch einmal ſehen, was einige Menſchen mit Menſchen, die nicht ihres Sinnes ſind, machten, wenn man ſie machen ließ. Da würden wir vor jedem dritten Hauſe einen Galgen, und in jeder Gaſſe einen Scheiterhaufen ſehen. Statt, kranke Glieder zu heilen, würden ſie ſelbe abſchneiden, und ſengen und brennen. Wer da lachen wollte, den würden ſie ſtrafen, und wer frei athmen wollte, dem würden ſie den Hals zuſchnüren; ſie würden neue Maſchienen erfinden, den Menſchen zu quälen, und in Trauerprozeſſionen Ceremonien einführen, dem Menſchen allen Muth zu benehmen. Gütige Erinnerungen, welche ihnen von Landsleuten einer menſchlichen Natur gemacht würden, würden ſie ſtrafwürdige Freiheiten, und freimüthige Vorſtellungen, ſo wie ſie edelmüthige Männer, bei einem Volk, welches ſich dadurch ſelbſt ehrt, machen, würden ſie Beleidigungen der Majeſtät nennen. Großer Gott, was ſie alles thun würden! — ohne dabei zu ahnen, daß ihre grauſame Unvernunft das ſchwärzeſte Verbrechen wider die Einrichtung und die Rechte der Menſchheit ſey.

Ich war immer der Meinung, es wäre nichts leichter, als dem ſchädlichen Einfluß ſchlechter Schriften abzuhelfen. Drei bis vier Männer, welche die Nation beorderte, den Geiſt der Lektüre als eine Nationalangelegenheit zu behandeln, würden bald einerlei Geſchmack und Denkungsart einführen, und die Schriften elender Schmierer und Sophiſten außer Anſehen ſetzen. Dieß iſt das einzige, und das würdigſte, bürgerliche Mittel, gegen welches die übrigen alle unanſtändig und armſelig ſind. Wo in einem Land die Philoſophie die Oberhand gewinnt, da gewinnt Religion und Tugend, Geiſt und Induſtrie, — Raum und Leben. Daher ſoll man ſich angelegen ſeyn laſſen, die Wiſſenſchaften, welche ihr den Weg bahnen, welche den Geſchmack bilden, und erheben, und die Schöngeiſterei verſcheuchen, ich meine, die Wiſſenſchaften der ſogenannten ſchönen oder bildenden Literatur in Anſehen zu bringen. Ohne dieſe bleibt alles immer und ewig Kälte und Barbarei.

Wenn manchmal ein Fremder zu uns kommt, der in ſeinem Land auch Akten leſen, auch trockene Sachen arbeiten, und mit dem Kanzleiſtil ſich abgeben muß: wie man da meinen ſollte, der Mann habe mit allem dem Weſen nie was zu thun gehabt! Wie man ihm ganze Tage zuhören konnte, wenn er von den Verfaſſungen ſeines und anderer Länder ſpricht; wenn er ſo freudig thut, daß dieſe und jene gute Anſtalt zu Stande gekommen; wenn er von den Schriften der blühenden Autoren, und den Werken der Künſtler mit der Verliebtheit, und dem Feuer eines Jünglings, und mit dem weiſen Ernſt eines Greiſen ſpricht, und alles, was gut und ſchlimm iſt, kennt; wenn man ſieht, wie ſich in ihm nichts zur mechaniſchen Gewohnheit anſetzt, wie ſich vielmehr in ihm alles bewegt, hinſtrebt, und in reizender Ungezwungenheit und Anmuth erſcheint!

Bei uns hat mancher, der Akten lieſt, kein einziges Buch in ſeinem Haus, lieſt keine einzige aufklärende Schrift, (die in ihm etwas Würdiges aufweckte, ihn nachdenken machte, ob es dann immer ſo den alten Weg fortgehen, und ob ſich gar nie etwas verbeſſern ließ) hat von dem, was ſeit mehr, als zwanzig Jahren in der Welt geſchehen, mit ſeinen Augen noch gar nichts geleſen, hat ſich ſelbſt ſeit dieſer Zeit nicht im geringſten veredelt, hat nicht im geringſten menſchlicher denken gelernt, meint noch wirklich dieſe Stunde, das Ding da, welches man jetzt Literatur*) nennt, ſey nur eine Unterhaltung für Studenten, kann es, und will es, ſagt er, in ſeinen Tagen halt auch nicht mehr lernen, roſtet, und roſtet immer dümmer, und hartnäckiger, ſchnarchet alle Tage etliche Stunden, ſpielt etliche Stunden, und hat denn, wenn er einen jüngern ſieht, dem es keineswegs übel genommen würde, wenn er es auch ſo fortmachte, noch die heimtückiſche Bosheit, zu ſagen: Der Junge taugt nicht zu uns; er lieſt; und was? Ein neues Buch, oder gar deutſche Verſe.

So lange dieſe Sprache dem Mann, der ſie ſpricht, nicht die höchſte Schande macht; ſo lange läßt ſich an keine Nationalverbeſſerung denken; (und es kommt nicht darauf an, daß man uns viel vorſagen, daß man dieſe unſere Jugend viel auswendig lernen heißt; das Ding muß inwendig gähren, und ſelbſt hervorkommen, und am Menſchen in allem Denken, und Thun erſcheinen) — ſo lange wird ein Gebildeter immer zehn Gedanken denken, und umwenden, bis in dem Gehirn des Rohen ein halber Einfall mit Mühe herumkrächzt, und dieſer wird, wo man ihn hinſtellt, übervortheilt werden; ſo lange muß man endlich immer einen Einfall fürchten, dieſen, daß die wenigen Aufgeklärten, welche mit ihrer Denkungsart einen Einfluß in die Nation haben, dahin gehen, und die Nation bei der angefangenen gegenwärtigen Aufklärung ſich ſelbſt überlaſſen werden möchte. Aufhören wird dann die gegenwärtige innere Bewegung nicht mehr; aber durch einander wird ſie ſich bewegen; was helle, gute Köpfe erfinden, und vorſchlagen, das wird man genöthigt ſeyn, ſchlechte ausführen zu laſſen.

---

*) Jetzt Liberalismus.

Das dümmſte und ſchädlichſte herrſchende Erziehungsvorurtheil iſt, daß man ſich immer damit tröſtet, und entſchuldiget, daß der Adeliche und der Rath kein Schriftſteller werden, und ſich mithin um dieß Thun nicht ſo, wie dieſer bekümmern dürfe. — Er ſoll kein Schriftſteller werden; er ſoll nicht ſchreiben lernen, damit er als Schriftſteller ſchreibe; aber ſchreiben, wie ein Schriftſteller, mit der Kürze, mit der Stärke, mit der Denkungsart, und der Empfindung, mit der Simplicität und Beredſamkeit in Erfindung und Ausdruck ſchreiben, wie ein Schriftſteller, das ſoll er als ein redlicher Mann, der künftig den Rechten des Vaterlandes, den Rechten der Menſchheit mit ſeinem Kopf, und ſeinem Nachdruck dienen, und das Gute auch gut einzuflößen, dienen will, das ſollte er lernen, oder er hat nichts gelernet.

Nur dann, wenn viel geleſen und geſchrieben wird, wenn gute Gedanken in vielen Schriften oft wiederholt, und von Mund zu Mund herumgeſagt werden; nur dann, wenn der Stolz, die Luſt zu denken erwacht: erwacht die Kraft, und Kunſt zu denken; erwacht jene Philoſophie, welche unmittelbar auf die populäre Erziehung abzielt, welche der Nation eine gewiſſe Denkungsart, und einen beſtimmten Charakter giebt, welche einem Volk ſeine Wunden, und die Mittel, ſelbe zu heilen, entdeckt, dann erwacht jene nothwendige Vereinigung dieſer Philoſophie mit der Poeſie und den ſchönen Künſten, deren jene die Wahrheit erleuchtet, dieſe erwärmet, jene den Verſtand überführt, dieſe ſtarke, getreue, und lebhafte Bilder in die Einbildungskraft überträgt, deren Verbindung die Menſchen eigentlich menſchlich macht, indem ſie die ungeſtümen Leidenſchaften beſänftigt, denſelben in die engſte Harmonie mit den moraliſchen Pflichten ſtimmt, den Reiz der Privattugenden, welche zur häuslichen Glückſeligkeit führen, aufweckt, welche die Menſchen durch Allmacht des Gefühls alle zu Brüdern macht, ihre Natur veredelt, und verſchönert, und mit einem Worte, ſie immer näher jenen Grundſätzen rückt, an welche, vermöge der unzertrennlichen Einrichtung der menſchlichen Natur, die Begierde, ſein wahres Intereſſe aufzuſuchen, und alle öffentliche und Privatglückſeligkeit verbunden iſt.

Der menſchliche Geiſt nähert ſich, wie der Leib, unaufhörlich einer gewiſſen Epoche, und es kann nie lange anſtehen, ohne daß ſein Zuſtand verſchlimmert, oder verbeſſert werde. Welcher Art von Epoche werden wir uns nähern?

Wenn es einen Mann giebt, der, ohne etwas von der Philoſophie, welche ich eben nannte, zu beſitzen, dennoch darauf verfallen iſt, dieſer Herannäherung einer künftigen Epoche nachzudenken, der dennoch von der Erhöhung menſchlicher Seelen einen Begriff hat, und nicht Ruhe hat in ſeinem Herzen, bis es da anfängt, beſſer zu gehen, wo er ſieht, daß es ſchlecht, oder gar nicht geht, der dennoch mit nicht trügendem Scharfſinn aus vergangenen Dingen Regeln für das Gegenwärtige, und aus dieſem Folgen für das Zukünftige abzieht, der dennoch eine Natianalerziehung für das Mittel hält, Sitten zu verfeinern, und zu gleicher Zeit glaubt, daß an der Sittenbildung alles gelegen iſt, der dennoch auf die edeln Vorzüge der Ausländer eiferſüchtig, und für den Ruhm ſeiner Landsleute beſorgt iſt, wenn es ſo einen Mann giebt, ſo bitte ich euch, zeigt ihn uns. Ihn zu ſehen, will ich warten, bis er aus ſchweren Dünſten halbtaumelnd erwacht, bis er bei der ſchwelgenden Tafel ſich müde gegeſſen, und das Spiel, oder den Tanz, oder den Trunk um Mitternacht vollendet hat; — denn da werde ich ihn finden.“

Die ſo vielen tauſend und tauſend Schriften, worin von Menſchengeſchichte gehandelt wird, beſtehen meiſt aus Aufzählungen, wie man Nationen geplündert, gepreßt, gemordet, und ſo ſelten, und ſo beinahe gar niemals, wie man Nationen gebildet hat. Dieß iſt eben das Niederſchlagendſte, was den Weltklugen lachen, und den Weiſen weinen, aber bei allem dem nicht ſo zaghaft macht, daß er nicht von Zeit zu Zeit den Muth empfände, alles zu hoffen, alles zu unternehmen, und, wenigſtēs in ſich gehüllt, ſchöne Träume zu träumen.

Einen davon verſprach ich zu erzählen, und nun will ich mich dieſes Verſprechens entledigen. Meine Leſer kennen den Xenophon; dort findet man die Schule, worin die jungen Perſer von Adel erzogen worden; es iſt eine

Art von der bürgerlichſten und zweckmäßigſten Erziehung in Abſicht auf ihre damaligen Bedürfniſſe und Verfaſſungen. Die Perſer, damals ein männliches und großgebornes Volk, glaubten, die Erziehung ihrer Landskinder ſollte mit den bürgerlichen Staatsabſichten, und Verhältniſſen in der genaueſten Verbindung ſtehen, und wie diejenigen, deren ein einziger in mancherlei Umſtänden das ganze Gewebe in Unordnung bringen kann, denken und thun lernten, davon glaubten die Vorſteher der Nation, ſich nicht nahe genug überzeugen zu können; mit einem Wort, ſie wollten ſich nun gleich mit ihren eigenen Augen überzeugen, und hier iſt der Plan ihres Erziehungshauſes für den Adel, den ich, um uns bei dieſer Gelegenheit mit einem vortrefflichen bekannt zu machen, mit Schloſſers Worten erzählen will:

In der Hauptſtadt war ein großer Platz, wo täglich die Zuſammenkunft aller derer gehalten wurde, die der Staat erzog, und die künftig die erſten Stellen darin haben ſollten. Der Platz war in vier Theile getheilt; einer für die Alten, einer für die Männer, der Dritte für die Jünglinge, und der Vierte für die Kinder. Jeder Theil hatte ſeinen Aufſeher.

Bis ins ſechzehente oder ſiebenzehente Jahr blieben die jungen Perſer, die da erzogen wurden, in dem Theil der Kinder. Da lernten ſie mit Pfeilen ſchießen, Wurfſpieße werfen, Laufen, kurz alle dieſem Alter angemeſſene Uebungen des Körpers; allen Werth der Seele: Gehorſam, Sitten, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit. Das Beiſpiel der Alten that das meiſte; die ſtrenge Beobachtung der Geſetze vieles. Mit dem Tag mußten die Kinder auf dem Platz in ihrem Viertel erſcheinen. Jeder brachte ſein Eſſen von Hauſe: Brod, und Kreſſen zum Zugemüß, und ein Krüglein zum Waſſer. Damit mußten ſie ſich begnügen. Außer dem lernten ſie Recht und Gerechtigkeit. Nicht, wie wir, aus Büchern; ſondern gleich in der Anwendung. Schon als Kinder wurden ſie zu Richtern unter ihren Mitſchülern geſetzt, und mußten da alle die kindiſchen Händel, die unter ihnen vorfielen, ſchlichten, Zänkereien, Anbringereien, Diebſtähle, ſo gar die Undankbarkeit; denn der Undankbare, ſagten die Perſer, achtet weder Götter, noch Eltern, noch Freunde, noch Vaterland. Die Aufſeher gaben Acht auf die Urtheilſprüche, und ſtraften oder belehrten den, der nicht nach dem Recht oder nach der Billigkeit ſprach. Cyrus wurde ſelbſt einmal um eines ſolchen Spruches willen beſtraft. Ein großer Bube hatte nämlich einen kurzen Rock an, und ein kleiner Bube einen langen, in welchen er hinein wachſen ſollte. Der große Bube nahm dem kleinen ſeinen Rock wider deſſen Willen, und gab ihm ſeinen. Die Sache wurde vor das Kindergericht gebracht. Cyrus ſollte ſprechen. Er ſprach: Der große Bube hätte Recht gethan, denn der lange Rock paſſe ihm beſſer, ſo wie der kurze dem kleinen beſſer anſtünde. Sein Lehrer beſtrafte ihn aber, und lehrte ihn, daß er nicht daſitze, zu ſprechen, was ſich für jeden ſchicke, ſondern was nach Geſetzen und Rechten jedem zukomme.

Waren die Kinder bis in das ſechzehente oder ſiebenzehente Jahr ſo erzogen, ſo wurden ſie unter die Jünglinge gethan, wo ſie zehen Jahre bleiben mußten. Ihre Erziehung war viel härter. Sie mußten des Nachts bei den öffentlichen Gebäuden und Plätzen bleiben, theils zur Wache und Sicherheit, theils um ſich ſtark und männlich zu machen. Am Tage mußten ſie immer um die Magiſtratsperſonen ſeyn; wenn es aber zur Jagd gieng, ſo wurde dem Anführer ein Theil von ihnen mitgegeben. Die Jagd war überhaupt ihre vornehmſte Uebung, weil ſie die Jünglinge geſchickt, muthig, dauerhaft, vorſichtig, geduldig macht, ſchnell zum Verfolgen, kühn zum Angreifen, männlich zum Aushalten. Jeder bekam auf die Jagd ſein Brod und Zugemüß, zwar mehr als die Knaben, aber nichts anderes; es wäre denn, daß ſie ein Wild erlegt, das durften ſie eſſen, obgleich nicht unter dem Jagen, ſondern, wenn ſie Abends ſtill liegen, und den Tag oder das Wild abwarten mußten; dann erſt durften ſie eſſen. Des andern Morgens mußten ſie wieder fort, und ohne zu eſſen wieder jagen bis Abends. Die zwei Tage rechneten ſie dann für Einen, weil ſie nur einmal gegeſſen hatten. In der Zwiſchenzeit, wo ſie nicht jagten, mußten ſie alle Uebungen der Knaben mitmachen; oft hatten ſie auch öffentliche Kämpfe und Spiele. Das Volk ſah zu, und lobte nicht ſowohl die Jünglinge, die ſich am beſten hielten, als vielmehr ihre Lehrer, und auch nicht die allein, die ſie in den Jünglingsjahren hatten, ſondern die zugleich mit und vornehmlich, von denen ſie als Knaben erzogen worden. Das alles war dabei kein bloßes Spielwerk. Die Jünglinge mußten wirklich das Land bewachen; mußten, wenn ein feindlicher Einfall drohte, mit ins Feld; wenn ſich Räuberbanden zeigten, mußten ſie ſie aufſuchen und verfolgen. Mit einem Worte, ſie machten eine kleine Miliz aus, und waren eben deßwegen deſto leichter zu erziehen, weil ſie alles, was ſie lernten, anwendeten, und nicht bloß für die Schulen, wie unſere Buben, ſondern für den Staat arbeiteten.

Auch jammerten die Mütter nicht gleich, wenn etwa einer ihrer Jungen einen Stoß bekam, oder eine Wunde oder einen Arm oder Fuß zerbrach. Sie wollten Männer haben, nicht ewige Kinder; — und jammerte eine, ſo achtete es der Staat wenig, denn der ganze Staat war männlich!

Im ſechs bis ſieben und zwanzigſten Jahr kamen die Jünglinge unter die Männer; da blieben ſie bis ins fünfzigſte. Die Männer waren zwar auch noch zum Kriege beſtimmt, aber vorzüglich nur in den Fällen, wo zugleich geſetzter Muth und Stärke nöthig war. Aus ihnen wurden auch alle obrigkeitlichen Perſonen, ausgenommen die Lehrer, gewählt. Dieſe nahm man bloß aus den Alten. Die Alten hingegen dienten nicht mehr im Krieg, außer wenn die Nation in ihrem Lande angegriffen wurde. Ihre Hauptbeſchäftigung war, die Kinder zu unterrichten, Recht zu ſprechen, und zu rathen ꝛc.

Ich habe mit der Freimüthigkeit, welche jeder wahre Bürger ſeinem Vaterland, und ſchon der Menſchheit, ſchuldig iſt, über die größte Angelegenheit vor den Augen eines der größten Fürſten geredet. Das iſt genug, und ſo iſt die erſte Sache, unſere Nationalerziehung, genug empfohlen dem Kummer eines Vaters, der Weisheit eines Beherrſchers, und dem Andenken des Thatenrichters, — der Nachwelt.

Charaktere aus München.

Ein Alter ſagte von gewiſſen Portraiten, daß, ſo oft man ſie anſähe, man allemal wunderbare Regungen, ſo ſeltſam ſie einem außer dem ſeyn mögen, verſpüre, ein grundehrlicher und fleißiger Mann zu werden.

Ich, da ich obiges las, dachte dabei ſo, daß ich von jedem Kopf, er ſey ſo ſchaal- und kalbs- oder ſchaafköpfig, als er wolle, etwas herabſehen laſſe, und daß, was dieſes Herabſehen betrifft, ein lebender Kopf doch allemal deutlicher und vollzügiger ſey, als ein gemalter, und wäre er auch von van Dyk gemalt.

Dieſes vorausgeſetzt, wunderte ich mich ſchon oft, daß wir Münchner (denn für uns ſchreibe ich eigentlich dieſen Artikel, ich wunderte mich, ſage ich, ſchon oft, wie wir täglich und ſtündlich, an Sonn= Werk= und Feiertagen, bei gutem und ſchlimmem Wetter, nüchtern und vollgeſtopft, einander in die Geſichter ſehen, oder welches eben ſo viel iſt, unſere Portraite betrachten, ohne darum einen Funken von jener Hitze, von welcher der Alte ſagte, daß ſie in unſern Herzen aufbrennen ſoll, zu empfinden. Und doch kämen uns dabei wichtige Vortheile zu. Viele Leute und Stände, welche ſich jetzt große Mühe geben, uns zu beſſern, wären dieſer Mühe großen Theils überhoben. Man dürfte nur einander ins Geſicht ſehen; denn kein Menſch iſt, in deſſen Angeſicht nicht etwas ſitzen ſollte, das recht angeſchaut, gleich einer guten oder ſchlechten Muſik, gewiſſe Eindrücke auf uns hervorbringt. Zuweilen thut es ſchon der natürliche Bau deſſelben, zuweilen und weit öfter iſt es der Abdruck der innern Haushaltung, deren unablaßliche Bewegungen endlich dauerhafte Züge in unſer Angeſicht graben, ſo daß man auf dieſem Angeſicht, wie auf einem ſchriftlichen Zeugniß, was inwendig vorgeht, leſen kann. Einige Augen und Mienen möchte ich immer anſehen; ſie ſind ſo wohlwollend, ſo zärtlich, mittheilend und offen! Sie erfüllen mein Herz augenblicklich mit freundſchaftlichen Empfindungen, machen mich gut und ſtark. Andere ſind mir gleich beim erſten An=

blick ſo unangenehm, wie jenes Kratzen mit einem Meſſer auf ein kupfernes Geſchirr, das einem ſchmerzhaft durch die Haut fährt. Einige Geſichter fallen mir auf, wegen ihren überaus ſchönen Verhältniſſen, welche ohne Zweifel Anlage zum Guten bedeuten; aber ſo bald ſie ſich bewegen, ſchmerzen ſie mich. Daher kommt jenes: Rede etwas, damit ich dich ſehe; daher auch jenes, daß keine Schönheit gefällt, wenn die Seele nicht ſchön iſt.

Dieß lehrt die Erfahrung, und wer ſich gewöhnt hat, ſo etwas zu beobachten, wird vielen Thorheiten entgehen. Es iſt z. B. nichts unangenehmeres, als ein ſchönes Geſicht, eine Geſtalt, worin alles Gegenwärtige ſich im ſchönſten Verhältniß, in Ordnung und Ruhe befindet, wenn es durch heftige, eitle, geile Bewegungen, ſo fein und verſteckt ſie ſeyn mögen, in Unordnung geräth.

Wie dieſe ihre Anlage zur reizenden Schönheit verunſtalten und zerſtören: ſo bilden und pflegen andere jenes unangenehme, das die Natur, oder öfters eine bloße Gewohnheit in ihr Geſicht legt, durch fortgeſetzte Uebungen der innern Güte und Rechtſchaffenheit. O wie oft habe ich unter hellen Geſichtern, worin der Mund mit einer ſüßen Gefälligkeit lächelte, heimtückiſche Schurken, Tyrannen und Wollüſtlinge, und hingegen unter feindſeligen, trockenen, ſtörriſchen, und widerwärtigen, und höchſt abſchreckenden Mienen geſellige, liebreiche, glühende Seelen, Herzen ganz für mein Herz gefunden.

Aber wie ich der Meinung bin, daß ſich aus den bloßen Geſichtszügen, ſo gegenwärtig ſie ſeyn mögen, zwar viel Wahrſcheinliches, viel Zuverläſſiges, aber nichts Verſichertes erklären läßt: ſo glaube ich auch, man könne keine Miene fühlen, ohne an dem Ausdruck guter Leidenſchaften, welche aus demſelben in uns übergehen, ein Vergnügen, und an dem Gemälde der ſchlechten ein lebendiges Mißvergnügen zu empfinden. Ich möchte gerne beides bei meinen Leſern lernen, und lehren, und mir und uns aus jenem Grunde eine Sicherheit und Stärke des Seelenauges verſchaffen. Und ich will in dieſem Stück nichts Gutes oder Schlimmes genießen, ohne meinen Leſern davon mitzutheilen.

Alſo das habe ich an uns beobachtet, daß ſehr wenige das ganz ſind, was ſie ſcheinen, und wofür ſie gern angeſehen ſeyn möchten. Immer wollen ſie etwas verhehlen, oder auf der umgekehrten Seite hervorkommen. Wären wir lauter große Köpfe, dann würde es ſchwer ſeyn, uns kennen zu lernen; dann wäre unſer Betragen ſo viel, als Kunſt, und wer die Schliche nicht wüßte, käme uns ſelten

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

darauf; aber ſo iſts bloß Verſtellung, und die meiſten gehen gemeiniglich bei Vorfällen heraus, wo man meinen ſollte, es lohne nicht der Mühe, ſie zu ſehen, gehen heraus, ſtill und ſchweigend, wie die Schnecken beim Regenwetter. Oft iſt an uns ſchon alles, unſer Inneres und Aeußeres zuſammenhängend. Wie der Herr Rath — ſeinen Mantel umhängt, wie er ißt, und trinkt, und auf der Gaſſe geht: gerade ſo, ich verſichere euch, arbeitet er ſeine Akten aus, und gerade ſo ſpricht er im Rath.

Wieder bemerkte ich, daß die Meiſten von uns ihre eigene Weiſe, über alles zu denken, und zu handeln haben, ohne daß man von einem ſagen kann, er beſitze etwas eignes. Das, was uns zu dem macht, was wir ſind, kommt von außen; nicht wir, ſondern eine fremde Hand, eine verhärtete Gewohnheit bildet uns, giebt uns unſere Geſtalt. Wir werden; aber wir kommen nicht inwendig von uns ſelbſt heraus, mit einem Wort, wir entſtehen nicht, und daher erheben, und ſchwingen wir uns auch nicht aus der Sphäre unſeres Standes, unſeres Berufes, und das Hergebrachte, und Gewöhnliche deſſelben ordnet alle unſere Gedanken, Wünſche und Unternehmungen. Daher kann man es den Leuten an ihrem Gang, und Stand, und ſo zu ſagen, an der Naſe anſehen, und ſagen: Der dient der Kanzlei, der dem Militär, der iſt ein Richter, und der ein Jäger. Man gebe nur einmal auf die verſchiedenen Ausdrücke Acht, deren ſich der Menſch im gemeinſten Leben bedienet, um dieſen oder jenen Vorfall vorzuſtellen. Gemeiniglich wird er ihn ein bischen umſchreiben, und mit dieſer Umſchreibung die innere Beſchaffenheit ſeines Herzens, ſeine Freuden, Furcht, Hoffnungen, und geheimſten Abſichten malen. Ich merkte oft darauf, welcher Bilder man ſich bediente, um zu ſagen: Er ſtarb. Der eine ſagte: Er wurde abgerufen, dem ſtrengſten Richter von ſeinen geheimſten Wünſchen Rechenſchaft zu geben; ein anderer: Er gieng, zu genießen die Wohnung der Seligen. Wieder ein anderer: Er gieng dahin, wo der König und der Bettler gleich geachtet ſind. Und ſo ſagte jeder etwas, das genau mit ſeiner Gemüthsart überein, und unmittelbar aus der Lage eines Herzens hervorkam.

Alſo bei Gelegenheiten, und Proben, wie ſich ehedem Achilles verrathen hat, will ich die Menſchen beſuchen, und aufſuchen. Und dann will ich ſie malen, und vor unſere Augen ſtellen, wie ich ſie gefunden habe.

Ich unternehme dieß nicht bloß zum Zeitvertreib, ſchreibe es auch nicht, damit andere zum Zeitvertreib etwas zu leſen haben, (O Gott, wie manche traurige Stunde hielt ich mitten in meinen Arbeiten über dieſen Gedanken ſtill!); ſondern es ſoll zu jenem Erkenne dich ſelbſt, mir ſo wie andern verhelfen, welches ich noch ſtets für ſo wichtig gehalten habe, daß ich immer feſt und kecklich der Meinung bin, der Dichter, der Prediger und Geſetzgeber, dieſe drei Brüder könnten unmöglich beſtehen, ohne auf das Genaueſte davon unterrichtet zu ſeyn.

Daß ich nun die Menſchen, welche ich hier ſchildere, auch hier geſehen, und was ich von ihnen erzähle, auch von ihnen gehört habe, das iſt natürlich; aber was ſoll das der guten Sache thun? Wer da ſagen kann, daß ich ihn geſchildert, oder wer es, wenn ich ihn anſehe, merket, daß ich ihn bemerke, der ſage es mir nur, damit ich ihn kennen lerne.

Ungeachtet ich ſchon ſo lange unter Menſchen bin, daß ich, wie andere meiner Mitmenſchen, alles gewöhnt ſeyn, und mithin mit gewöhnlichen kalten Augen anſehen ſoll, ſo iſt mir doch alles ſo neu, daß ich nicht umhin kann, meine Befremdung, Beſtürzung, Freud und Leid 2c. bei allen Vorfällen jedermann an den Tag zu legen. So gar die Sonne ſetzt mich noch immer in Erſtaunen, und es kommt mir wunderbar vor, wie ich im Licht ſehen kann, ohne jemals des Lichtes ſelbſt anſichtig zu werden.

Dieſer mein Schreibgriffel ſoll von freien Stücken keine Seele angreifen, und nur zu meiner Vertheidigung ſeyn, wie ein Schwert in der Scheide, das ich nicht auszuziehen Urſache habe, ſo lange ich von drohenden Räubern ſicher bin. O Vater und König Jupiter, ungebraucht müſſe dieß Gewehr verroſten, und niemand mir Friedliebenden etwas zu Leide thun! Wer mich aber aufbringt, (es iſt beſſer, man bleibt mir vom Leibe; ich ſage es hiemit öffentlich) dem wird es Thränen koſten, mit Fingern wird man auf ihn weiſen, und er ſoll der ganzen Stadt zum Liedlein werden. —

Die Greiſe.

An einem ſchönen kühlen Sommerabend ſah ich einſt das Rührendſte, das unſern Augen begegnen kann, einen ehrwürdigen Greis; auf einer ſanften Raſenbank ſaß er vor ſeinem Haus, und ſo ſanftfreudig, und heiter, wie der unbewölkte Himmel den Thau herabgoß auf die Blume, und auf den Baum, lächelte ſeine Miene.

Und um den Greis herum trippelten, und liefen, und lachten die Kinder der Nachbarſchaft. Sie ſchienen ſich ihn zum Mittelpunkt ihrer Spiele zu machen; er mußte, wenn ſie uneins geworden, ihre Streitigkeiten entſcheiden, ihre Zweifel auflöſen; ihm gaben ſie ihre Pfänder, ihre Blumen und Kränze in Verwahr, und die ein Wettrennen anſtellten, denen war er ihr Ziel, und welches Kind zuerſt in ſeinen Schooß kam, das hatte gewonnen. Und vom Jubel und vom Jauchzen erſcholl die Gegend.

Das iſt nun ſo meine tägliche Freude, ſagte der Greis zu einem Nachbar von gleichem Alter, der an einem Stab gebückt, und keuchend, und düſter, und traurig herbei kam, das iſt ſo meine tägliche Freude, wiederholte er, und ich bitte euch, Nachbar, vertreibt mir die Kinder nicht! Verdroſſen und ſauer begann dieſer, mit ſeinem Stecken ſie abzutreiben.

Sie erinnern mich, fuhr der fröhliche fort, an die Meinigen; ich hatte ihrer zehen, und gerade ſo, wie dieſe, ſprangen ſie um mich herum. Nun werden ihnen ein Gleiches thun ihre Kinder und Kindeskinder.

Ich hatte ihrer fünf, ſagte der Trübe, und froh bin ich, daß ich die Bürde vom Hals habe. Sie ſind, Gott Lob, alle verſorgt, ſetzte er hinzu, und an Ort und Stelle.

Und wie die Väter nun ſind, ſo erzählten ſie ſich die Geſchichte ihrer Kinder.

Fürchte Gott, hob der Fröhliche an, ſo ſagte ich zu meinem Aelteſten, und ſey unermüdet, etwas zu lernen, womit in der Welt du dein Fortkommen findeſt. Und was dir Gott beſcheert an wahrer Ehre und redlichem Gewinn, das nimm freudig an, und genieße es beſcheiden, und dankbar; es iſt Gottes Segen, womit der Himmel den Redlichen lohnt. Und der Sohn war eines guten Herzens, und vergaß nie das Wort ſeines Vaters. Er zog in die Fremde, und als er zurückkam, da nahm er ein ſtattliches Weib, und ſchon ſitzen ihm fünf Kinder, wie Oelbäume, um den Tiſch herum. Er war mein Erſtgeborner, und o mein Nachbar! — Hier ſchwieg der Alte.

Ich ſagte zu dem Meinigen, erzählte der andere, es iſt alles eitel auf dieſer Welt, und wie der Rauch, der in der Luft verſchwindet, vergehen alle Güter der Erde. Du ſiehſt, daß ſchöne Leute häßlich werden, und daß den, der geſtern an einer prächtigen Tafel aß, es heute nichts hilft, und ihn hungere, wie geſtern. Und unzählbar ſind die Sorgen des Narren, der Weiſe aber lebt in Ruh. Sohin entſchlug ſich das Kind aller Geſchäfte der

Zeit, und als es groß war, gieng es in die Einöde. Ich habe es ſeit dem nie wieder geſehen; aber wohl verwahrt iſt es, und Trank und Futter hat es; das iſt meine Freude auch, werther Nachbar.

Zwar hatte ich auch manches harte Jahr, fuhr jener fort, und als der zweite meiner Söhne ſtarb, wollte der Kummer mich tödten. Eine Seuche nahm ihn hin, und da trauerte ich unſäglich, und wohl ein Jahr lang ſchwebte ſein Bild mir vor Augen.

Der zweite meiner Söhne, nahm dieſer das Wort, ſtarb an den Blattern. O was hätte er beſſeres thun können? Der dritte lag auch, und alle Stunden ſah ich nach ihm. Der Himmel iſt reich, dachte ich, und wenn er auch den Dritten verſorgen will: ſo nehme er den Dritten; aber er nahm ihn nicht. Ich dachte, wenn es dießmal nicht wäre, ſo möchte es ein andersmal ſeyn.

Und ſo gutartig meine Kinder auch waren, hob jener wieder an, ſo wurden ſie doch nicht auf einmal ſo weiſe, wie ihre Väter, und die unbändige Gewalt der Leidenſchaften kochte erſt auf, da die Hitze unſerer Thorheiten allmählig verliſcht. Meine älteſte Tochter war zärtlich und ſchön, und ihr Aug ſah den Duft, ſo fein war ihr Auge, und ihr Ohr hörte das Wallen der Lüfte über die Spitzen der Kornähren, ſo zärtlich war ihr Ohr; da ſchwur ein Geck zu ihren Füßen, daß er ſie liebe; ſie war zu gut, um mit der Natur dieſer Leute bekannt zu ſeyn, und that, was mir nicht anſtändig war, ſie liebte, ſie ſcheute mich, floh mich. Ich wußte von ihrem heimlichen Briefſchreiben; hatte ſie ein paarmal, als ſie heimlich ausſchleichen wollte, erwiſcht. O wie mir dieß ſchwer fiel! Aber mein Kind war es doch; ich ließ es nicht von meiner Seite. Da ließ ich den Gecken ins Haus kommen, und ließ ihm Freiheit, und bot ihm Gelegenheit an, ſich zu zeigen, und meine arme Tochter bei dieſem und jenem Vorfall zum Nachdenken zu bringen. Und ſo glücklich war ich, ſie herzuſtellen; ſie iſt die Frau eines ſehr ehrwürdigen Mannes.

Unzucht, fiel dieſer ein, Unzucht und Geilheit litt ich nie in meinem Hauſe, und der Mann, der je meine Schwelle betreten hätte, würde das zweitemal nicht wieder gekommen ſeyn. Aber es kam keiner; ich ſah keinen, und doch! — Aber dafür mußte die Hure denn auch büßen. Ich jagte ſie dieſelbe Nacht noch aus dem Hauſe, da ich Nachricht erhielt. Der Flüchtling verlor ſich, und einen Monat hernach erhielt ich einen Schein von Begräbnißgebühr. Da konnte ich zahlen.

Darum, fuhr jener fort, hielt ich meine übrigen Kinder nicht enger, und ich hielt eine gewählte Geſellſchaft, wo ſie die Welt ſehen konnten, ohne den Gefahren derſelben ausgeſetzt zu ſeyn, ſtets für unentbehrlich. Auch haben meine Kinder ſich dieſelben zu Nutzen gemacht, und da ſie aufrichtig waren und ſeyn konnten, ſo hatten ſie nie ein heimliches Verſtändniß zur Reife kommen laſſen. Zwei meiner Söhne hatten ihre Neigung auf brave Töchter rechtſchaffener Väter geworfen; aber die Jungen hatten keinen Muth; und was meinen Sie, daß ich that. Ich trug Briefe von meinen Söhnen; Buhlbriefe, wenn ſie es ſo nennen wollen, trug ich: das that ich.

Das that ich nicht, ſagte der andere. Einmal in die Welt kommen, und nicht wieder heraus, das hielt ich dafür, wäre einerlei, und nachdem mich die Erſte zum Fluch zwang, ſtreckte mir die andere nie wieder den Kopf aus dem Fenſter. Es wurde auch aus ihr, was ich wollte; ſie konnte keine Mannsperſon leiden, und dieſe konnten ſie nicht ausſtehen. Und nun hat ſie ruhige Tage; ich habe ſie in unſere Stadtpfründe eingekauft. Der Letzte, ein Sohn, heirathet auch nicht, ſagte er; denn er iſt überaus fromm, und hat die Hektik im höchſten Grad. Doch der Abendwind bläſt ſo kalt; das bedeutet wohl Hagelwetter und Schauer.

Er erfriſcht den Himmel, ſagte der Ahnherr, und hebt den müden Blumen das Haupt auf.

Der Vater mit den fünf Kindern ſah zur Erde, und zerquetſchte einen Wurm, der das Unglück hatte, ihm nahe zu kommen.

Und in des Großvaters Schooß legte ein Kind einen Veilchenſtraus. Dem Erſten, das kommen wird! ſagte es.

Ich freue mich gerne der Freude, ſagte der Großvater, und daß alles wohl gemacht iſt im Himmel und auf Erden, dafür danke ich dem, der es gemacht hat. Ich ſehe ſtets mit reiner Luſt an, was ſchön iſt, und rieche mit Dank an der Blume, die Balſam duftet, und genieße das Gegenwärtige mit dem Gebrauch, zu dem es vorhanden iſt. Und der Lebenden freue ich mich mehr, denn der Todten.

Jener grub ſeinen Stab in die Erde.

Ich ſäete nie Thränen aus, fuhr der Großvater fort, ohne an die Freuden zu denken, die ich dafür einernten würde; und ich die Meinigen, ſetzte er geſchwind hinzu, die Meinigen, und wir alle. Auch habe ich nie einen Kreis um mich geſchloſſen, ſondern ich öffnete ihn, ſo weit ich konnte, und ſo viel er umſpannte, ſo viel zog ich zu mir herein.

Dieſen Augenblick ſprang das Kind, das zum erſten kam, in des Großvaters Arme.

Dieß bewog den Mann mit den fünf Kindern aufzuſehen; er ſah eine Wolke: Bedeutet, fragte er, jene Röthe wohl Feuer?

Es kommt von der Sonne, ſagte der Großvater, die dort unten heraufblickt. Und wie ers ſagte, vergoldete der letzte Strahl leicht und ruhig ſein Angeſicht. Jener ſah halb unzufrieden, daß es kein Brand war, zur Erde; dieſer aber, das Kind in ſeinen Armen, erhob ſein Haupt zum Himmel, und ſo unermeßlich und theilnehmend ſein Raum war, für die Luſt und den Troſt und den Dank des Greiſes war er nicht weit genug.

Der Mann für die gute Sache.

Außer dem, daß man ihn in ſeiner Jugend nichts lehrte, was bei einer unentbehrlichen Aufklärung ſeiner Seele eine Feſtigkeit im Denken, und eine ſeinem Stand nothwendige Kühnheit im Unternehmen gegeben hätte: gab man ihm in der Jugend, als in ihm die Begierde zu leſen erwachte, eine

Sammlung von verunglückten Großen, und Weiſen zu leſen. Der Kleine griff oft mitten am hellen Tag mit großer Angſt an ſeinen Hals, ſah Scharfrichter, ſo bald es dunkel ward, redete und ſchrie im Schlaf hell auf, und ſtürzte ein paarmal mit äußerſtem Schrecken aus dem Bett. Man verwies ihm zwar dieſe übertriebenen Vorſtellungen; aber zu gleicher Zeit unterließ man nicht, ihm allemal hinten nach einzuprägen, daß ſich in nichts miſchen, die wahre Weiſe des Lebens ſey, begleitete dieſe Grundſätze mit gleichzeitigen Beiſpielen einiger Männer, die, wie man ſich ausdrückte, nicht reuſſirten, und nie wieder empor kommen würden, drückte ſich wider dieſelben mit einer bittern Verachtung aus, und pries entgegen andere Männer, die äußerſt faul, dumm und zaghaft, aber ungeſtört waren, als klug und beſcheiden.

Nun wurde das Kind ein Mann, und der Mann lebte für ſich, und that für ſich, was er wollte. Da hörte er dann, daß es Leute gäbe, die da anders dächten, und daß ein wackerer Mann nicht aufhören müſſe, etwas zu thun, und die gute Sache zu unterſtützen, weil die Welt gewohnt wäre, ſich an wackern Männern zu verſündigen, und mit Ketten auf diejenigen zu ſchlagen, die ſie davon befreien wollten. Auch hörte er dann und wann in Geſellſchaften vom Unternehmen, und Hinausdenken, von Milzſucht und Pedanterei, von hellen Köpfen und Genies erzählen; und da er wahrnahm, daß man dieſe ehre, und jene verachte, daß bei aller wirklichen und eingebildeten Bedrückung das Andenken an dieſe nie verweſe, und man hingegen jener mit ihrem Ende vergeſſe, ſo war es beſchloſſen, er wollte künftig und allemal für die Aufnahme der beſſern Sache ſeyn. Er brachte in Eile eine herrliche Büchersammlung zuſammen, und das Leſen war ihm bald lieber, als Spiel und Pferde, und Tanzſaal und Tafel. Er beſäete den Grund ſeiner Seele mit allen Arten wiſſenſchaftlicher Pflanzen, aus kalten und warmen Gegenden, aus wilden und einheimiſchen Gründen; aber erſtlich war der Grund ſchon zu hart, um gepflügt zu werden; und dann war leider ſchon Herbſtzeit. Die Pflanzen giengen theils gar nicht mehr auf, theils hinderten ſie ſich im Wachsthum, eine die andere; und nicht eine gelangte zur Reife.

Dieß hinderte aber den Mann nicht, zu wiſſen, was er beſaß, und ſich für ſeine Denkungsart zu erklären. Er that dieß mit vieler Hitze, und ward bald einmüthig für einen erklärten Vertheidiger der guten Sache gehalten. Und wer Troſt brauchte, in ſeinen Kämpfen für die gute Sache, der ſah dem Mann ins Geſicht; der wollte Beifall leſen in ſeinen Augen, und Worte der Ermunterung von ſeinen Lippen vernehmen. Die Wenigſten, die aus dieſer Abſicht zu ihm kamen, wünſchten eine perſönliche Unterſtützung, oder eine Bemühung, die ihm läſtig geweſen wäre; nur hätte er ſie freundlich anſehen, und ſagen ſollen: Es wird dich einſt freuen, daran zu denken, oder wenigſtens hätte er auf die Portraite großer Männer, die in ſeinem Zimmer hiengen, deuten und ſagen ſollen: Es geht dir, wie es dieſen gegangen. — Ein guter Kopf braucht mehr nicht.

Es war den 4. Oktober Nachmittags um 4 Uhr.

Der Mann für die gute Sache. Wenn Sie nur mit ihrem Aufſatz fertig wären! Wann glauben Sie dann, daß Sie ihn zu Ende kriegen? Dießmal arbeiten Sie ſehr langſam.

Ein Bayer. Sie ſagten doch, ich ſollte mir Zeit laſſen, und alles reif überlegen.

Der M. Ei, was nicht im Eifer geſchieht, geſchieht nie gut. Wann wirds dann?

Ein B. Ich will die heutige Nacht daran ſpannen, und morgen um dieſe Zeit —

Der M. Je eher, je lieber. Es muß brechen. Wenn man niemals redet, ſo gehts niemals. Lauter Schmeichler und Schönſeynwoller! So haben ſie ein Maul, und wenns dazu kommt — Reden muß man.

Ein B. So ſagte ich lange.

Der M. So thun Sie es einmal. Sie können ſich Ehre machen, und ich ſage Ihnen — man ſucht jetzt rechtſchaffene Männer. Man wird Sie belohnen! Ich weiß, was ich weiß, — — alſo morgen?

Ein B. Morgen.

Der. M. Richtig, morgen! Freue mich darauf. Adieu. (über die Stiege nach) Nur nicht gezagt; nur friſch, und nicht kalmäuſert! Adieu, liebſter Freund, Herzensfreund, Bruder — Adieu!

(Die Sache war ſo: Der Mann für die gute Sache hatte heute bei — geſpeiſt, wo zwei gelehrte Hamburger ſpeiſten. Die Hamburger beliebten während der Tafel zu erinnern, daß ſie in Betreff der Gelehrſamkeit — (für alle die übrigen Sachen betheuerten ſie, hätten ſie allen geziemenden Reſpekt,) nicht wüßten, was in Bayern ſonderliches geſchehen wäre, das eine Aufklärung oder Sittenverfeinerung — Und Oeſterreich, Tyrol, Bayern, Schwaben — Die Herren redeten ſehr halbbrüchich. Man vergaß das Eſſen darüber, um ihren ſchändlichen Irrthum zu widerlegen. Sohin wurde aller derjenigen Erwähnung gethan, die bei dieſen Zeiten etwas geſchrieben haben, und heute wurden ſie alle nach der Reihe gelobt. „So kühn und ſo männlich ſchriebe man in keinem andern Lande. Haben dann die Herren die Abhandlung über — nicht geleſen? Und die Briefe — auch nicht? — Nicht? — Nun, da müſſen ſie freilich ſo reden.

Der junge Menſch, welcher oben vorkam, hatte eine Abhandlung unter der Arbeit, worin einige Maßregeln gegeben würden, wie man auch ohne Filzſchuhe in einem Zimmer, wo jemand ſchläft, ſo leiſe auftreten, und ihm die Fliegen wehren möge, daß er dem ungeachtet nicht erwache, eine Abhandlung, welche heute zu Tage, wo man überall gerade zugeht, freilich nicht viel mehr wichtig ſeyn würde; aber dort war ſie es. Und der Verfaſſer glaubte darin nichts geſagt zu haben, das nicht handgreiflich wäre.)

(Den 5. Oktober Vormittag um neun Uhr. Der Mann für die gute Sache hatte indeß ausgeſchlafen.)

Ein B. Hier iſt die Schrift.

Der M. Schon recht.

Ein B. Ich habe ſo eifrig, als möglich, geſchrieben. Ich bin die ganze Nacht wach geblieben.

Der M. Schon recht.

Ein B. Ich bin begierig, was ſie dazu ſagen.

Der M. Werd's ſchon leſen!

Ein B. Beſonders, was Sie dazu ſagen — hören Sie nur —

Der M. Gut, ſchon gut, ſage ich. Legen Sies nur dorthin, auf die Kommode — neben die Kaffeetaſſen; ſo!

Ein B. Großer Gott, wenn das angehen ſollte!

Der M. Es wird ſchon; es geht ſchon.

Ein B. Ich wüßte vor Freuden nicht, was ich thun müßte.

Der M. Glaubs!

Ein B. Aber es ahnet mir immer, es werde wieder etwas dazwiſchen kommen.

Der M. Eher als nicht.

Ein B. Aber das iſt traurig.

Der M. Sie ſind ein wunderlicher Mann. Sie haben nicht geſchlafen. (Indem er gähnt) le–gen Sie ſich doch nie—der! Adieu!

Den 6. Oktober.

Ein B. Wenn wir nicht bald machen, da die Sache noch in friſcher Bewegung iſt.—

Der M. Was in Bewegung iſt? Nein, glauben Sie was anders.

Ein B. Aber was ſagen Sie denn jetzt zu meiner Schrift?

Der M. Habs nicht geleſen. Will nichts darum wiſſen. Ich bitte Sie, ſagen Sie niemand, ich hätte ſie geleſen. Ich will nichts darum wiſſen. Ich läugne es Ihnen weg.

Ein B. Aber zeigen Sie mir nur einen einzigen Saz. Zudem — ich will gerne weglaſſen, was Sie für gut befinden.

Der M. Habe es ſchon geſagt. Ich will nichts darum wiſſen.

Ein B. Was ſoll ich dann alſo thun?

Der M. Was Sie wollen. Fragen Sie nur mich nicht.

Ein B. Glauben Sie alſo, es werde nichts nüzen.

Der M. Ich weiß nichts. Nur mich nicht gefragt! Ich weiß nichts.

Ein B. Ich will doch nicht vergebens ſo lange gearbeitet haben.

Der M. Ich bitte Sie, ſagen Sie nur von mir nichts. Nennen Sie mich nur nicht. Sagen Sie niemand, daß Sie mich kennen. Ich könnte mit Ihnen unglücklich werden.

Ein B. Unglücklich?

Der M. Ich bitte — ich habe zu thun. He Bedienter! Adieu mein lieber Freund.

Ein B. Adieu.

Das gieng ſo zu. Die Hamburger reiſeten fort, und nun wandelte den Mann erſt eine Langeweile, und dann eine ſchreckliche

Angſt an, ſein Geſpräch fortzuführen, weil der Herr — wie auch die Frau — roth geworden, als davon wieder die Rede war.

Ihr möget jung und alt um den Mann fragen, ſo wird jung und alt euch ſagen, er ſey der Mann für die gute Sache. Seine Zimmer ſind mit Büſten der Weiſen ausgeſchmückt, und wo ein koſtbares Buch herauskommt, da läßt er ſichs kommen. Er liebt ſie, ohne ſie zu ſchätzen, oder an ſie zu glauben. Und wenn ſein beſter Freund etwas wagt, und ihm begegnet: ſo kennt er ihn nicht; und wenn zwei Faktionen in irgend einer Sache zuſammenſtoßen: ſo iſt er krank. Indeß hört er lieber von einer guten, als von einer ſchlimmen Sache, und liebet heimlich die, welche etwas unternommen haben, ohne ſelbſt das Geringſte zu unternehmen.

Der Mann ohne Lebensart.

Zuweilen geht ſo ein einzelner durchs Volk, daß, wenn ihrer mehrere ſo giengen, die Thiere des Waldes wieder zahm werden, und die

Vögel ihre Gebüſche verlaſſen würden, um bei den Menſchen zu wohnen; aber leider, wer von uns hat je einen Stern gehen geſehen? Sie kommen nur weiter. Und ſo ſehen wir ihn, ohne ſeiner gewahr zu werden.

Doch anſehen mögt ihr ihn immer; aber nicht ſtehen bleiben bei ihm, keinen Umgang haben mit ihm; denn er verderbt euch; und wollt ihr gar euer Glück in der Welt machen: ſo iſts darum geſchehen.

Wenn er euch begegnet (er geht auf der Gaſſe den nämlichen Gang, wie in ſeinem Zimmer) ſo ſagt er: Gott ſegne euch! oder: Ich wünſch euch einen guten Tag, und die Worte: Gehorſamſter Diener, unterthänig gehorſamſter Diener kommen nie über ſeine Lippen. Wenn ihr ein ſchönes Kleid anzieht, ſo merkt er es nicht, und wenn ihr den Handſchuh zehnmal abzieht, ihm eure goldenen Ringe und Brillanten ſchimmern zu laſſen, ſo macht er ſich darum nicht mehr aus euch. Wenn ihr krank ausſeht, und eure Freunde eure bleiche Farbe bewundern, als käme es von vielem Denken und Nachtwachen, ſo redet er ſchlau von den Vortheilen der Nüchternheit, und wenn er eine Sache beſſer einſieht, als ihr, ſo giebt er euch nicht Recht. Zeigt ihm eure Gemahlinn: er wird thun, als wäre es euer Weib, wird weder ihr Trippeln, noch ihr Flüſtern bemerken, und laßt ihr aus heimlichem Stolz eure Tochter auf dem Clavier ſpielen, und fordert ihr ihn durch eure Kopfnicken und Lächeln zum Lob auf, ſo nimmt er die Sache, wie es kommt, beobachtet nichts von einer beflügelten Geſchwindigkeit ihrer kleinen Fingerchen, ſieht auch keine Grazien, fühlt keine Bezauberungen, ſondern hört wohl Claviertöne, und ſagt trocken: Hm! Wenns ſo fortgeht, kanns beſſer gehen. Er ſieht ihr in die Augen, und verliebt ſich nicht, und iſt oft allein bei ihr, und verführt ſie nicht. Er iſt nie angeſteckt geweſen, und ſetzt ſich nicht auf die warme Bank worauf, wäre es auch im geſtickten Kleid, der Lepra geſeſſen. Wenn ihr euch brennt, ſo ſagt er, geht nicht hinzu, und wenn ihr fallet, ſo ſagt er, ihr hättet Acht geben ſollen. Wenn ihr den Schnupfen habt, ſo macht er ſich nichts daraus; und wenn euch heute die Naſe geblutet, ſo ſchickt er morgen nicht, ob ihr geſtern geſtorben ſeyd. Bei der Tafel hört er zu eſſen auf, weil ihn nicht mehr hungert, und wenn ihr ihn ſitzen heißt, dankt er euch nicht, ſondern ſetzt ſich, oder ſagt, er wäre nicht müde. In der Kirche betet er; und wenn ihr ihn fragt, wer um ihn, und wie dieſer, und jener gekleidet geweſen, ſo kann er euch keinen Beſcheid geben. Er redet oft von der Religion, als wenn er daran glaubte, und wenn er ſich zu etwas verpflichtet, ſo macht er eine ernſthafte Miene, als wollte er ſein Wort halten. Er thut ſogar, als wenn er fromm lebte; und als jüngſt der Spaß erzählt wurde, daß der gefühlvolle Schleßheim das zärtliche Jungfräulein endlich einmal zum Fall gebracht: ſo ward er ganz nachdenkend. Wenn ihr ihn verſichert, ihr verſtündet den Horaz, oder Virgil, oder Klopſtock, ſo ſieht er euch an, als wäre es nicht in euch; und wenn ihr von eurer Menſchenliebe, und ſanften Empfindung ſprecht: ſo fängt er wider ſeine Gewohnheit zu lachen an. Er hält dafür, daß dürftige und unerzogene Leute des Beiſtandes der beſten Menſchen berechtigt wären, und wenn er mit jemand geht, deſſen Salben in dem Haare einen Louisd'or gekoſtet; und er ſieht einen Mann, dem die Kappe fehlt: ſo ſchämt er ſich nicht, ihm eine aufzuſetzen. Auch iſt er ein großer Kunſtkenner, und hat einen eigenen Geſchmack für große Meiſterſtücke. Er iſt ſelbſt ein gar mächtiger Künſtler, und wenn er vom Rathhaus kommt, ſo macht er ſich ſein eigen Thun damit, für Leute, die ihr eines Bein verloren, bequeme Krücken zu ſchnitzen.

Seine Verläumder ſagen, er eſſe oft unter einem Zaun, und ſchlafe zuweilen auf herabgefallenem Laub, und ſage zur Langeweile: Willkommen. Und wenn er einen Todten begraben ſähe, ſo ſehe er immer hinab, ſo lange er etwas ſehen könnte, und ſage dann, er möchte ſeiner gedenken. So ſey ihm wohl, auch ſeye er niemand mit irgend einem Wunſche oder einer Bitte überläſtig.

Noch hat er nie eine Bittſchrift bei einem Großen eingegeben, noch ſich in die Freundſchaft eines Hofmannes, der ſich ſchmeicheln läßt, einzuſchleichen geſucht. Mit einem Wort, er iſt der Mann ohne Lebensart, und wird aus der Welt gehen, ohne daß man weiß, ob er ein Genie, oder nur ein brauchbarer Mann geweſen, was er für eine Leib- oder Favoritſpeiſe gehabt, ob er lieber lind, als hart gegeſſen, und ob er Faſtenſpeiſen verdauen können.

Die züchtige Frau.

Niemand wird mehr getadelt, verläumbet, beneidet und verfolgt, als ſie. Wo ihr hinkommt, redet ihr Böſes von ihr, und was ſie ſagt und thut, will euch nicht anſtehen. Sogar ihre Gedanken ſind euch bekannt, und ihre Wünſche ſind euch zu Ohren gekommen.

Wenn ihr noch ein bischen Ehre beſitzt, ſo ſchämt euch doch, verliebte Blicke auf ſie zu werfen, und ihre Unſchuld zur Unzucht zu reitzen.

Das hilft nichts, daß ihr ſagt, ihr hättet ſie nie geſehen; ihr wüßtet euch weder ihres Ganges, noch ihrer Geſtalt, noch irgend einer ihrer Reden zu erinnern. Sie weiß es beſſer; ſie hat eure heimlichen Abſichten auf ſie beobachtet, und iſt euch auf die Spuren euerer Ränke gekommen. Ein wenig triefen ihr die Augen, und von den drei gelben Zähnen, die ſie hat, fieng geſtern der beſte zu wackeln an. Sie blickt euch, (wahrſcheinlich, um euch zu ſchonen,) nur nach der Seite, und aufwärts an; ſie vermeidet ſorgfältig, euch in den Weg zu kommen, und führt ihr eure Freundinn mit euch: ſo ſpuckt ſie aus. Sie beſucht weder die Komödie, noch den Tanzſaal; aber ſie kann euch erzählen, was für verliebte, ungebührliche Dinge man daſelbſt aufgeführt, und wie ärgerlich man ſich in dieſen betragen hat. Stundenlang lauert ſie hinter einem Vorhang am Fenſter, und ſieht, welche Treppe ihr beſtiegen, und wie lange ihr daſelbſt euch verweilet habt. Wenn ihr nieſet, ſo hört ſie es, und wenn ihr eine Speiſe auf den Tiſch ſtellt, ſo kann ſie es riechen. Nächſtenliebe iſt ihr Leibwort, und nach dieſem — die linke Hand nicht wiſſen laſſen, was die Rechte thut. Sie ſagt euch nie, was ſie gethan hat, wohl aber was ſie thun würde, wenn ſie Schwefel vom Himmel regnen laſſen, und unſere Flüſſe in Blut verwandeln könnte. Wenn euch der Name einer Stadt, die durch Peſt, Feuersbrünſte, oder Erdbeben zu Grunde gegangen, ausgefallen iſt, ſo fragt ſie; ſie ſagt euchs, und vertraut euch, wie wir durch Trockne, Hunger und Heuſchrecken längſt alle aufgerieben wären, wenn — (hier ſieht ſie ſchamhaft zur Erde) wenn nicht die wenigen Frommen noch lebten. Wenn an einem heitern Feſttag, wo jeder Einwohner aus der engern Stadt ins freie Feld ſich begiebt, ein plötzlicher Regen fällt, ſo lächelt ſie dankbar gegen Himmel; und wenn man an einem Wagen, der zur Spazierfahrt beſtimmt war, ein Rad bricht, ſo kommt denſelben Tag um eine Speiſe mehr auf die Tafel. Die guten Biſſen ißt ſie aber nie vor euren Augen, ſondern während ſie euch rückwärts ein Bild an der Wand zeigt, ſtiehlt ſie ſelbe mit ihren dürren Fingern vom Teller, und verzehrt ſie dann im tiefſten Winkel des Hauſes. Wenn ſie ihrem Heiligen ein Licht aufſteckt, ſo ſucht ſie dazu ein rauchigtes Kerzlein, läßt ihn aber von demſelben nie ganz beleuchten; dann niſcht ſie, indem ſie thut, als wäre ſie in Gedanken, heimlich mit zurückgehaltener Linken über das Kerzlein und ſpart ihm, indem ſie es auslöſcht, die Hälfte bis morgen auf. Schon ſeit vierzig Jahren ſtirbt ſie, und wenn ſie euch begegnet, wundert ſie ſich, daß ihr noch lebet, fragt euch dann, ob ihr nie einen ſchädlichen Schwindel, den Vorboten des Schlags, oder einen gefährlichen Krampf im Gehirn, oder Seitenſchmerzen, oder einen Anſatz von Waſſerſucht verſpüret, und dann ſchlägt ſie euch wider das Magenweh, und die Erkältung wohlfeile Mittel vor.

Wenn ihr euch um ihre Gunſt bewerben wollt, müßt ihr ein wenig kränkeln, ein wenig ſerbeln, und hüſteln, und falls ſie euch in ihr Zimmer führt, etwas winſeln, und klopfen hören. In ihrem Zimmer ſind zwölf Büßer, und ſechs Barometer. Wenn ſie euch dann von einem zum andern führt, und ihr nehmet mit Schrecken ungewöhnliche Dinge gewahr, oder erblickt gräuliche Röthen am Firmament, oder Zeichen an Sonn und Mond, oder laßt euch einſilbig von Annäherung des jüngſten Tages vernehmen, dann ſeyd ihr ihr Freund, ihr lieber Nebenmenſch, dann klagt ſie euch, daß ſie arm ſey, und erkundigt ſich, wo man hundert pro cento giebt. Ich rede mit ihr allemal von — das ſag ich nicht;

denn ich bin ihr Vetter, und mich ſetzt ſie zum Erben ein.

Der Freimüthige.

Ich kenne keine andere gute Eigenſchaft, bei welcher wir allgemeiner, und parteiiſcher dafür angeſehen ſeyn möchten, daß wir ſie beſitzen, und welche auszuüben wir weniger Luſt hätten, als die Freimüthigkeit. Gelehrt, tapfer, unermüdet, behend ꝛc. wollen wir eben nicht alle ohne Einſchränkung ſeyn; aber ohne Ausnahme wollen wir alle freimüthig ſeyn. Aus der Abſicht, daß man uns lobe, fordern wir jeden heraus, daß er uns tadle, und um unſere Meinung bei uns ſelbſt rechtfertigen zu können, wünſchen wir, die Meinung anderer zu vernehmen. Wenn ich und er zuſammenkommen, dann machen wir, als gute Bekannte, keine Umſtände; und je freimüthiger der Mann iſt, den ich um ſeine Meinung bitte, deſto lieber iſt er mir.

Ich. So reden Sie doch nur, wie Sie es denken, wenn ich bitten darf. Ich ſehe es Ihnen an, daß Sie was auf dem Herzen haben: warum wollen Sie denn nicht heraus damit? Iſt Ihnen der Aufſatz zu lang? Zu kurz? Zu dunkel? Sagen Sie es frei!

Er. Wenn Sie es nicht ungütig nehmen, ſo hätte ich vielleicht ein und anderes zu erinnern.

Ich. Nicht ungütig nehmen? So kann ein Freund reden! Ein Mann, der mich kennt, kann ſo reden? Warum gab ich Ihnen dann den Aufſatz zu leſen, wenn ich nicht wünſchte, daß Sie mir ihre Meinung ſagen möchten?

Er. Ich werde es thun; darum können Sie doch davon denken, was Sie wollen.

Ich. Ich verſichere Sie, wenn mir jemand was tadelt, ſo iſt es mir lieber, als wenn man was lobet. Von jenem werde ich klüger; aber von dieſem lerne ich nichts. Zudem ſoll der Mann ſelbſt Lob verdienen, der es einem andern ſoll ertheilen können.

Er. So denke ich auch. Es iſt bald etwas überſehen, und wer mir es ſagt, der thut mir einen wahren Freundſchaftsdienſt. Ich will Ihnen von Ihrem Aufſatz ohne Zurückhaltung ſagen, was ich denke; er iſt —

Ich. Nun alſo endlich einmal! Ich bin begierig, wahrhaftig, ich bin begierig, was Sie bringen werden. Aber Sie wiſſen ſchon, ohne Complimente.

Er. Er iſt — zu kurz. Sie wollten von den Fehlern der Ehefrauen reden, und füllen kaum einen Bogen an. Wahr iſt alles, was geſagt worden; aber noch iſt bei weitem nicht die Hälfte geſagt.

Ich. Da irren Sie ſich, mein Freund, es iſt darin alles Mögliche geſagt. Und ich fordere den auf, der mir mehr ſagen könnte.

Er. Darauf möchte ich es nicht ankommen laſſen. Doch es iſt das nicht Ihr Fehler, wenn etwas weggelaſſen iſt. Sie hatten nicht Raum, nicht Zeit genug —

Ich. Nun! Wenn aber nun darin etwas weggelaſſen iſt, dann weiß ich nicht mehr, wo ich etwas ganz machen ſoll! Ich ſage Ihnen, Sie irren ſich. Denſelben zu Liebe werde ich keine Silbe ändern. Keine Silbe, das ſag ich Ihnen. Und wäre es auch nur ein Düpfchen auf einen Buchſtaben, und der Sinn würde deutlicher, falls ich es hinaufſetzte, nicht würde ich es hinaufſetzen.

Er. Vergeben Sie mir! Meine Abſicht war nicht, Sie böſe zu machen. Ich ſage Ihnen (wie Sie es dann ſo haben wollten) in beſtem Vertrauen, meine Meinung, und Sie werden gleich ſo böſe!

Ich. Wie können Sie ſagen, daß ich böſe bin? Eifrig bin ich, ja; aber nicht, wie Sie meinen, aufgebracht. — Ich bin benen verbunden, welche mir aufrichtig ſagen, was ich an mir verbeſſern ſoll, denn es geſchieht ja doch zu meinem eigenen Beſten, und ich weiß, daß fehlerfrei ſeyn glücklich ſeyn heißt. Aber wo ſollte man den Freund finden, der einem aufrichtig ſeine Fehler ſagte? Ich habe z. B. Sie ſchon ſo oft darum gebeten.

Er. Ich läugne nicht, daß ich mich ſcheue, Ihnen darin zu willfahren. Seine eigenen Fehler hört doch niemand gern.

Ich. Und doch hat jedermann die ſeinigen. Ein Narr iſt es, der keine haben will. Ich und Sie, und jedermann hat die ſeinigen. Ich ſchon gar.

Er. Das iſt zum Theil nur zu gewiß.

Ich. Alſo heute laſſe ich Sie nicht mehr los, bis Sie mir nicht einen und den andern geſagt haben. Erweiſen Sie mir doch nur einmal dieſe Gefälligkeit, und die geringſte Probe meiner Erkenntlichkeit wird ſeyn, daß ich ſie auf der Stelle verbeſſere.

Er. Ich hoffe, daß es Ihnen Ernſt ſeyn wird.

Ich. Wenn mir jemals ernſt war! Trauen Sie mir doch dieſe Denkungsart zu.

Er. Ich könnte Ihnen gar viele Fehler nennen, die ich an Ihnen wahrgenommen habe. Und dieß iſt vielleicht nur die Hälfte davon.

Ich. Viele! Und doch nur die Hälfte davon? Ich bin begierig, was Sie vorbringen werden. Alſo zum Beiſpiel?

Er. Zum Beiſpiel, einer Ihrer Fehler iſt, daß Sie gleich böſe werden, wenn man Sie tadelt.

Ich. Ey!

Er. Das iſt ein abſcheulicher Fehler.

Ich. Und das hätten Sie bemerkt?

Er. Die Ader auf der Stirne ſchwellt Ihnen auf, und Ihr Geſicht geräth in ſolche Unordnung, daß man ſich fürchtet, weiter zu reden. Sehen Sie, dieſen Augenblick! Es geſchieht dieſen Augenblick! Ich bitte Sie, wenn es Sie verdrießt, ſo nehmen Sie es für einen Spaß.

Ich. Ich nehme es im ganzen Ernſt, und bin Ihnen für Ihre gute Meinung Dank ſchuldig, wenn ich Ihnen gleich für dieſe Ihre Anmerkung nicht verbunden ſeyn kann; denn ich verſichere Sie, wenn ich alle Fehler in der Welt hätte, ſo hätte ich dieſen nicht. Zornig hat mich noch in meinem Leben niemand geſehen; eifrig wohl, ja; aber nicht zornig. Aber dem ungeachtet fahren Sie fort, wenn ich bitten darf.

Er. Hernach Ihr Eigenſinn iſt gar nicht zu beſchreiben. Sie bilden ſich ein, nichts ſey gut und recht, als was Sie für gut und recht halten. Standhaft ſeyn iſt recht, und nothwendig für einen Mann, wie Sie; aber halsſtarrig ſeyn, das iſt Unrecht.

Ich. Und das wäre ich?

Er. Ich verſichere Sie, dieß hat Sie ſchon oft gehindert, eine Sache aus dem Geſichtspunkt anzuſehen, aus dem ſie angeſehen werden muß. Alles ſich ausreden laſſen, und gar nichts: beides iſt gefehlt.

Ich. Könnten Sie mir dieß in keinem Gleichniß ſagen?

Er. Warum nicht? Es iſt gerade, als wenn Sie ſich einbildeten, der Weg, den Sie gehen, ſey der beſte, und giengen ihn dann fort, er mag nun gebahnt ſeyn, und auf die Abſeite durch Gräben, und über Schroffen führen, oder nicht.

Ich. Vortrefflich!

Er. Es ſey wie es will, wahr iſt es nun einmal gewiß. Es hats Ihnen noch niemand ſo geſagt, wie ich, und viele werden mir Dank wiſſen. Ich will Ihnen auch einige Ihrer übrigen Fehler ſagen, wenn Sie Luſt haben.

Ich. Wiſſen Sie wohl, daß ich Luſt kriege, Ihnen auch die Ihrigen zu ſagen?

Er. Nichts verſchont, wenn Sie was wiſſen. Ihr einſiedleriſches, ungeſelliges Weſen iſt keiner der geringſten Ihrer Fehler.

Ich. Ich weiß, indem ich Ihre Fehler nennen will, von der Menge nicht, wo ich anfangen ſoll. Erſtens Ihre Tadelſucht fällt jedermann in die Augen.

Er. Wenn Sie der Welt nützlich werden wollen, ſo ſollen Sie es durch Ihren Umgang werden, ſollen den Leuten Antwort geben, die Sie etwas fragen, ſollen in Geſellſchaften gehen.

Ich. Daher kommt es, daß Sie immer gerne etwas ſuchen, wo nichts iſt, und daß Sie die ganze Nachbarſchaft zuſammenrufen, wenn einer Ihrer Bekannten eine Hutflüge aufzuſtülpen vergeſſen hat.

Er. Wenn die Leute, welche Ihre Schriften leſen, Sie gähling ſehen, ſo wiſſen ſie nicht, was ſie denken ſollen. Der iſts! ſagen ſie. Daß es aber der ſeyn muß! Er kanns nicht ſeyn, ſagen andere.

Ich. Auch pro secundo, Ihre Parteilichkeit iſt ſchon bekannt; und iſt ſie es nicht, ſo ſoll ſie es werden. Ich müßte die Feder nicht mehr halten können, oder ſie ſoll es werden.

Er. Betrachten Sie einmal einen fremden Schriftſteller, wenn einer hieher kommt, wie die Männer weit anders ausſehen. Wie alles an denſelben ſo offen iſt! ſo entgegen kömmt! Es iſt ein wahres Vergnügen, mit dieſen Herren zu reden.

Ich. Und Ihrer Vorurtheile ſind eine unendliche Menge. Sie glauben noch Hexen, Druden, Feen, Erdhämmerlein, Kobolde, feurige Männer.

Er. Warum nicht gar?

Ich. Verliebt ſind Sie auch ein über das anderemal.

Er. Das bin ich.

Ich. Bis über die Ohren.

Er. Das bin ich.

Ich. Schon recht! Gar recht! Soll es die ganze Welt wiſſen.

Er. Meinetwegen ſchreiben Sie einen Federkiel ſtumpf.

Ich. (Uebers Fenſter hinab) He, guter Freund, Vetter, Bruder, kauf mir den Schwan dort!

Ein beredter Mann.

Wenn die Allee ich anlegen ließe, ſo ließ ich ſie von Lindenbäumen anlegen — unmaßgeblichſt. Es giebt zwar, will ich ihnen ſagen, andere Bäume der Menge, womit ſie ſich ebenfalls anlegen ließe; aber ich will ihnen ſagen, der Lindenbaum breitet ſich ſehr aus, und iſt er auch einer der höchſten, die man zu Alleen gebrauchen kann, wenn er gleich nicht ſo hoch iſt, wie der Thurm zu Straßburg, der einer der höchſten ſeyn ſoll, wie wohl, wenn es drum rum käme, es ſo viel nicht betragen mag, daß er höher iſt, als die hieſigen Frauenthürme, die doch auch eine ehrliche Höhe, und ein rechtes Anſehen haben; Thürme aber geben ſchon einer Stadt ein Anſehen, und wenn bei uns dergleichen auf der St. Peters Seiten mehrere wären, wenn nur noch einer wäre, ſo will ich ihnen ſagen, müßte die Stadt von weitem noch ſo vieles Anſehen kriegen, und würde man meinen, die Au und Gieſing wäre beinahe ein Trumm, wie man es dann von weitem ohnehin ſchon meint, weil die Häuſer ſo eng und unordentlich untereinander ſtehen, daß man keine Gaſſen unterſcheiden kann; aber ich will ihnen ſagen, man hat anfangs nicht vermuthet, daß es eine ganze Vorſtadt werden ſollte, ſonſt hätte man ſchon ordentlicher bauen laſſen, wie dermal vor dem Neuhauſerthor nach den Sandgruben hinaus gebaut wird, wo einſt die Iſar ſoll vorbei gelaufen ſeyn; doch iſt dieß, will ich ihnen ſagen, nur eine Muthmaßung der

Gelehrten; mehr darf ich ihnen nicht ſagen, um ihnen mit einem Wort zu ſagen, daß nichts daran iſt. So viel, will ich ihnen ſagen, iſt indeß gewiß, daß unter Kaiſer Karl dem Siebenten der Vorſchlag ſchon gemacht war, eine Vorſtadt von München bis nach Nymphenburg zu ziehen, da wo jetzt die Allee hinausgezogen iſt. Morgen nach der Tafel wollen wir dahinaus ſpatzieren gehen — unmaßgeblichſt.

Eben dieſe Allee iſt auch von Lindenbäumen, und wenn nun noch dieſen Kanal hinab auch eine angelegt würde, ſo müßte das in die Stadt herein einen gar lieblichen Geruch geben, wie wohl einigen, die zärtliche und ſchwache Nerven haben, der Lindengeruch gar nicht gut thut, und denſelben Kopfweh, Uebelkeiten, und ſogar den Schlag zuziehen kann; aber ich will ihnen ſagen, daß der Gedanke, eine Allee den Kanal hinab anzulegen, einſtweilen nur mein Gedanke iſt, wegen der guten Lage dieſes Kanals, der von gefangenen Türken gegraben worden iſt, die von Neuhäuſel, Gran, Ofen, Eſſeck, Belgrad u. ſ. w. als bayeriſche Kriegsſklaven heraufgeſchickt worden, ſammt einigen Zelten, welche noch zu ſehen, und ſo friſch an Farben ſind, daß man ſich deſſen nicht genugſam verwundern, aber wohl daraus abnehmen kann, was dieſe barbariſche Nation zu leiſten im Stande wäre, wenn ſie ſich auf Reiſen zu uns herauf begeben, und zuweilen durch Arbeiten etwas lernen, und ſtatt unſer etwas aufbauen, oder niederreißen, etwas einfüllen, oder herausgraben wollte, wiewohl an erwähntem Kanal das nicht mehr daran iſt, was er anfangs war. Morgen nach der Tafel wollen wir hinabreiten — unmaßgeblichſt.

Wie ich Ihnen ſagen will, wenn ich die Allee anlegen ließe, ſo ließ ich ſie von Lindenbäumen anlegen, und wäre es auch nur, weil die Bäume hier herum ſehr gerne, und geſchwind wachſen, woraus zwar, aus der Geſchwindigkeit meine ich, an und für ſich, nichts folgt; denn ich will Ihnen ſagen, wenn aus Sachen, welche langſam wachſen, oft nicht viel wird, was wird hernach aus den geſchwinden werden. Menſch und Vieh, heißt es, ſoll man nicht vergleichen; aber ich will Ihnen ſagen, daß der Menſch ſechsmal ſo lang zum Auswachſen braucht, als Ochs und Eſel, oder als anderes Rindvieh, und doch oft ſo dumm bleibt, als (damit ich nicht wieder das alte Gleichniß brauche) ein Zaunſtecken, oder eine Dachrinne gegen einen Doktor Juris, oder auch einen Doktor Medicinä, wiewohl dieß all eins, und derjenige ſehr glücklich iſt, dem beide in ſeinem Leben nie über die Thürſchwelle kommen, qua Doktores, meine ich;

denn qua Chriſtenmenſchen, qua gute Freunde oder Anverwandte ſind ſie mir allerdings lieb, und werth, und letztere mögen auch ſehr erſprießlich ſeyn, zumal wo viel Volks beiſammen iſt, als z. B. eine Armada, wo bisweilen, wenn man auch keineswegs unmäßig lebt, Krankheiten, viel mehr Seuchen einreißen, und die ſchönſten Leute dahin raffen. Ich will ihnen ſagen, die Grenadiers a Cheval waren ſchöne, ſtattliche Leute. Ich habe ſie einmal auf dem Gaſteigberg nach Haidhauſen geſehen, wo auch eine Allee iſt. Morgen nach der Tafel wollen wir hinausfahren — unmaßgeblichſt.

Man ſieht von dieſer Allee nach der Ramerſtorferallee, welche anfänglich mit Waidenbäumen angelegt, nun aber ziemlich mit Lindenbäumen untermengt iſt, daß nach und nach wohl noch gar eine ganze Allee von dieſen Bäumen zu hoffen iſt. Ich will ihnen ſagen, daß noch gar viel zu hoffen iſt, wenn man die Sache nur ſeinen Weg gehen laſſen, und nicht gleich alle Berge eben machen will, welches leichter gedacht als gethan iſt, und nicht einmal ſchön ſeyn würde, wenn es auch thunlich wäre; denn die chineſiſchen Gärten, will ich ihnen ſagen, beſtehen nicht aus lauter Ebenen, welche für die ſchönſten der Welt gehalten werden; in der Welt möchte ich meines Theils eben nicht ſagen; denn der Mann, der das ſagen wollte, müßte die ganze Welt durchreiſt haben, und in allen Gärten geweſen ſeyn, welches nicht möglich, denn die Poſtwägen, will ich ihnen ſagen, warten nicht immer, bis es uns gelegen iſt, weil ſie ſchon ihre geſetzte Zeit haben, wo ſie eintreffen müſſen, wiewohl das nicht immer auf die Minute eintrifft, maßen einem Pferd ein Eiſen herabfallen, oder ein Strick reißen kann, das hier gleichwohl nicht ſo viel zu bedeuten hat, als bei Salz- oder Getraidzügen, welche den Inn oder die Donau heraufkommen; denn auf der Iſar ſind derlei Züge nicht wohl thunlich, theils weil das Waſſer nicht tief, auch nicht eingeſchloſſen genug, theils weil es oft zwiſchen Bergen verſchloſſen iſt, beſonders nach den Alpen zu, wovon das jährliche Triftholz nach München faſt bis an die Oefen läuft, worin man durchgehends mit Holz kochet und einheitzet, und keinen Begriff hat von Steinkohlen, Torf, oder Kühmiſt, wie an andern Orten, wo man überdieß Mangel an gutem Trinkwaſſer hat. Ich will ihnen ſagen, daß es bei uns ein leichtes wäre, an gebranntem Waſſer ſo viel zu beſitzen, als deſſen andere an ſüßem haben, wenn wir nur auf der Hälfte der Plätze, wo Bäume ſtehen könnten, auch Bäume pflanzen wollten; es müßten, ſage ich ihnen, nicht lauter Lindenbäume ſeyn, es könnten auch andere, als z. B. Aepfel und Birnen, oder Nußbäume ſeyn; darum morgen nach der Tafel wollen wir die Sache überlegen; denn ich werde unmaßgeblichſt zu Hauſe bleiben.

Der Tonangeber.

Seinen Geſchmack hat er in Vorzimmern, und ſeine Hauptregeln, nach denen er jedes Ding betrachtet, bei den Mahlzeiten einiger Großen gelernet. Was da herrſcht, das behauptet er, und was da gefällt, dafür ließ er ſein Leben, das iſt, dieß vertheidigt er wider jedermann mit einer Menge frecher Wortſtreiche und Grobheiten. Seine zuverſichtliche Miene, und die Gewohnheit, über jede Sache Augen und Mund zu gleicher Zeit zu öffnen, und im Reden niemand einkommen zu laſſen, verhalf ihm zu einem Anſehen, das eine größere und wichtigere Klaſſe Menſchen, als man ſich wohl vorſtellen ſollte, fähig iſt, ihm widerfahren zu laſſen. Er iſt ein Beiſpiel, daß die eitelſten Menſchen einer feigen Natur ſind, und daß man ſie liebgewinnen könne, ſo bald man die Kunſt verſteht, ſie auf eine gute Art zu erniedrigen. Ich habe beobachtet, daß er Meiſter in der feinen Art ſey, jemand in die Rede zu fallen, und den Satz, den der andere zu vollenden im Begriff war, ſeiner Seits aufzunehmen, und ihm gleichſam zur Hülfe zu eilen. Statt ſich beleidigt zu finden, findet man ſich geſchmeichelt, jemand vor ſich zu ſehen, der einer gleichen Geſinnung iſt, und ſtillſchweigend geſteht man ein, daß man ihm einen Theil zu danken habe. Ganz und vollkommen läßt er niemand durchkommen, und kann er gar nicht anders, ſo ſagt er, es iſt nichts neues, und noch öfter ſagt er, ich denke gut von ihm, und mögen, und iſt das Ding ſo leicht. Ich gehe dieß mit einem ruhigen Anmaßen, als ſtünde es dann mit jemand vollkommen richtig, ſobald er von jemand gut dächte. Künſtlern ſagt er, was ſie arbeiten, und den Liebhabern predigt er vor, was ſie kaufen ſollen. Uebrigens ſteht er zu Dienſten, und wer etwas nöthig hat, kann ſich bei ihm etwas beſtellen. Ein Geheimniß herauszulocken, Freundſchaften, die man nicht gern wiſſen laſſen will, zu entdecken, zu ſtiften, wieder zu trennen, und auf beiden Seiten ſchön zu bleiben, das verſteht er aufs Beſte, und wenn ihr haben wollt, daß die Herren eines Kollegiums, einer Kommiſſion, daß die Nachbarn einer ganzen Gaſſe einander in die Haare gerathen, ſo laßt nur ihn machen, und habet ihr einmal jemand nöthig, der euch ausfindig mache, wie dieſer und jener von den Dingen, die euch ſo gewaltig auf dem Herzen liegen, denke, er kanns; er iſt der Mann; er braucht nichts zu ſehen, nichts zu hören, er ſchnuffelts und hörts durch die Mauer. Kleine Brieflein beſtellt er euch auch, und die Dinge nebenher, die den Brieflein nachfolgen. Die Menſchen ſagen, er ſey ein dienſtfertiger, ein gefälliger, ein affabler Mann, und wenn von ſeiner Gelehrſamkeit die Rede iſt, ſo ſehen ſie aus Ehrfurcht zur Erde. Er iſt ihr alles, und wenn man ihnen etwas zeigt, ſehen ſie alle auf ihn; er aber kennt ſeine Stärke, und läßt nichts außer Acht, das Zutrauen, welches man in ihn ſetzt, zu verdienen. Gebens nur, ſagt er, auf mich Acht!— Eine wohlgerathne Tochter. Ich bin vierzehn Jahr alt; aber ich kann Briefe ſchreiben, wie Fräulein Henriette, die weit älter iſt, und ich darf ſchon allein gehen. Mama hat, (ſie ſagt es), mich wohl erzogen, damit ich einen Mann kriege, und er wird ſehen, ich kann viele Dinge, wenn er mich kriegt. Ich kann bis neun Uhr ſchlafen, und alle Morgen zwei Schaalen Kaffee trinken, Thee auch bisweilen, mit Milch dazu: dann kann ich mich hübſch ankleiden laſſen, und mich ans Fenſter ſetzen, und unſere Hausmagd brav anfahren, wenn ſie vom Markt zurück kommt. Dann kann ich Beſuche annehmen, oder ſie zwei, dreimal die Woche durch ſie auch wem geben. Man darf nach mir ſich nicht umfragen; zum Eſſen komme ich richtig nach Haus, und weiß dann ſchon eine Menge Dinge, die ich beſſer, und umſtändlicher, als ich ſie hörte, erzählen kann. Ich kann hernach befehlen, daß man mir meine Kleider zurecht lege, und kann jemand einen Riß an ſeinem Strumpfe zunähen, wenn er nicht gar groß iſt; denn Mama gab mir ein kleines, ſeidenes, niedliches Nähkiſſen, und legte zum ſeidenen niedlichen Nähkiſſen mir immer ein ſüßes Buch. Ich ſage niemand, was ich geleſen, und mir gemerkt habe, man wird es ſchon ſehen. Sehen, wollte ich ſagen, wird man es nie; da hätte ich wenig gelernet; aber meinen wird man, man ſehe es. Ich habe noch nicht alles geſagt. Ich kann im Kaufladen ein ſchönes Kleid mir herausſuchen, und brauch ich niemand dazu, ich kann es ſchon ſelbſt. Ich kann mir zu meinem Namenstag ein Preſent machen laſſen, und vor meinem Fenſter einer Nachtmuſik zuhören. Ich kann dabei thun, als wenn ſie mir nicht gefiele, und gegen den, der mir ſie beſtellte, fremd thun, und ihn den andern Morgen nicht verlaſſen. Sie haben einen dann deſto lieber, ſagt Mama, und deſto lieber ſoll er mich haben. Mir aber ſind ſie alle lieber; aber weil es denn doch ſo ſeyn muß, einen von ihnen allen, ja einen will ich mir nehmen, dann wird er bald weiter ſehen, was ich kann. Ich kann alle Morgen Geld begehren, und eine Sache abſolut haben wollen. Ich kann mir den Kopf nicht brechen laſſen, und ſoll er brechen, doch muß ich Recht haben; denn ſtutzig ſeyn, das kann ich perfekt, und ganze Wochen daſitzen, ſtumm wie ein Stock, oder ausſchlagen, wie ein Füllen, wenns ſeyn muß. Weinen kann ich auch, und zwar bitterlich, wann, und ſo lange mans haben will, und Mama will mich noch lehren, in Ohnmacht fallen. Hilft aber das Weinen nicht; Uh! — Ich will nur ſehen, wenns einmal richtig wird. An mir und Mama liegt es gewiß nicht, daß es nicht ſchon iſt. Ich putze, und reibe, und fege mein Geſicht trotz jeder, und gemalt bin ich doch auch bisweilen. Ich gehe in die Kirche, in den Hofgarten, in die Komödie. Ich gehe überall hin. Ich gehe bald raſch, und wie eine Amazone, und bald wandle ich langſam und wehmüthig, wie eine Schäferinn; ich ſtehe mit Mama oft mitten unter ihnen. Ich ſage nichts; aber man kann mirs ja anſehen; ich thue es, und denke es, und ſpreche es mit meinem Gang, mit meinem Fächer; es ſitzt mir in meinen Augen, in meinen Wangen, es bewegt ſich in meinen Lippen: Will mich dann, ruft es, will mich dann gar niemand? — Ein ruhiger Mann. Da kümmern ſie ſich noch immer, wie ſie ruhig und gut leben ſchon etliche und zwanzig Jahre ruhig nach meiner Pflichtſtube, und gehe wieder ruhig nach Hauſe. Wie ich damals meine Feder ſchnitt, wo ich damals mein Papier hinlegte, ſo ſchneide ich ſie noch, da leg ich es noch hin. Alles iſt noch dieſe Stunde, wie es war, und ſo wird es bleiben. Ich habe etliche Kiſten Akta braun gefunden, und braun will ich ſie laſſen. Mich weckt keine Partei aus dem Schlaf, und kein mißvergnügter Client, dem mein Ausſpruch mißfällt, lärmt mir die Stiege hinab. Das Land, wovon ich eſſe, trinke, ſchlafe, mit einem Wort, das Land, worin ich lebe, iſt, ſage ich allemal, wie ein geräumiges Haus. Wenn man von Zeit zu Zeit ſtill das Dach übergehen, oder etwas auf den Fußboden hineinflicken läßt: genug dann für heuer, und genug für allemal, ſetze ich hinzu. Wer an eine Mauer ſchlägt, dem fällt Staub mit allem dem Ungeziefer, das da einniſtete, in die Augen, und oft fällt der Plunder gar herab, und begräbt den, der bauen wollte.

Wer dieß betrachtet, muß ſich wundern, wenn es jemand nicht für beſſer hält, zu eſſen, was man im Hauſe aufſetzt, und ruhig zu bleiben. Immer wollens etwas weiter, oder enger, oder ſchöner, oder bequemer haben, und thut man es nicht, ſo treten ſie vor das Fenſter hin, und ſchreien jedermann aus dem Schlaf. Das legen ſie dann ſo gut aus, als wenn dieß arbeiten hieße, als wenn dieß gut gethan wäre. Iſt es aber auch klug gethan? Denket nur ſelbſt, was haben ſie mit allem ihrem Thun und Zappeln ausgerichtet? Was iſts am Ende geweſen? Nichts, wie es auch künftig nichts ſeyn wird! Es iſt noch allemal wieder auf das Alte zurück gefallen, und zehen mal tiefer, als es war. Und das haben ſie dann hernach davon getragen mit allem ihrem ewigen Bücherkaufen, und Leſen, Schreiben, Schreien, Abmatten, Riskiren, das haben ſie davon getragen, Schande, und den Rücken voll Schläge. Ich thue nichts, ich; wir alle, meine Herren Brüder, wir thun nichts, wir, und ich finde auch nicht, daß es nicht einerlei iſt, wenn wir nichts thun. Ich habe ſeit der Logika nichts mehr geleſen, jetzt gleich gar nicht, jetzt habe ich nicht Zeit. Es ſollen, ſagen ſie zu Zeiten, (bei —, wenn Fremde ankommen, da hörte ich es ſo) es ſollen ſeit anno 40 viele neue Bücher oder Scharteken geſchrieben worden ſeyn, beſonders von den Lutheranern und Calviniſten, und das mag wohl nicht verlogen ſeyn; aber wie geſagt, wenn einer auch möchte, (mich fichts aber weiter nicht an,) ſo kann man nicht. Ich habe nicht Zeit. Ich muß Nachmittag, (denn der Vormittag iſt gewöhnlich verloren, da heißts gearbeitet), erſtlich eſſen, dann ein bischen ſchlafen, dann diskuriren, dann ſpazieren gehen, (andere gehen zu ihren Menſchern oder Frauen) ich aber, wie geſagt, muß ſpazieren gehen, dann kommen wir zuſammen, und da muß ich ſpielen, hernach muß ich ſpät nach Hauſe gehen, und wieder eſſen und trinken, da ſoll ich nun Zeit haben, etwas zu leſen. Das wäre närriſch. Und wozu brauche ich es dann? Wenn ich nur alleweil einen Handſchuh weißes Bier im Keller habe, und im Herbſt ein paar Eimer Deiſinger Bier (recht gut muß es aber ſeyn,) daß ich bis Weihnachten hinausklecke: dann iſt mir wohl. Zuweilen begegnen ſie mir, und erzählen mir in vollem Eifer, was ſie fürs Gute wieder gethan, und wieder geſchrieben, und wieder geredet haben. Brav, ſage ich dann, brav! Haben ſich wohl gehalten. Machen ſies nur ſo fort, es wird ſchon gehen. Da ſchwellen ihnen die Hälſe und das Geſicht vor Freuden; innerlich aber muß ich über die Narren recht lachen. Um alles ihr Aufklären, und Erziehen, und Reden, und Schreiben gebe ich keine Priſe Tabak. (Er langt die Doſe hervor) Iſts beliebig? Nehmen ſie eine Priſe; iſt veritabler Anticyräer; raumt den Kopf aus; (der junge Menſch nimmt eine Priſe, nieſet;) der ruhige Mann: Zur Geſundheit!

Der wichtige Mann.

Wenn es wahr iſt, daß im Lauf der Geſchäfte nicht allemal der große Mann, ſondern derjenige, der große Dinge befördern, oder verhindern kann, wichtig iſt; ſo iſt der Diener, denn von einem Diener rede ich jetzt, ein ſehr wichtiger Mann. Wenn die Menſchen, welche ſich einbilden, man ſey im ganzen Ernſt beſorgt, ob ſie wohl ſchlafen, oder nicht, welche glauben, man gebe ſich einige Mühe, für ſie allemal das Beſte zu ſuchen, wenn dieſe wüßten, was in der Welt die größten Dinge veranlaßt, und wie oft einem ſchlimmen Wetter, einer böſen Verdauung — doch, es iſt beſſer, daß ſie es nicht wiſſen.

Antoine, ſo heißt der Bediente (vor zehen Jahren, ich denke es noch gar wohl, hieß er ſchlechtweg nur Anton) Antoine iſt der einzige Freund, der einzige Vertraute, der ſich eine unumſchränkte Gewalt über das Innerſte des Herrn, dem er die Schuhe auszieht, bemächtigt hat. Antoine, wenn er zuweilen ſeinen Herrn ſo gar im heavtontimorumeniſchen Humor begriffen ſah, verſuchte es, ihm Vorſchläge zu thun, that ihm Vorſchläge, machte Gelegenheit, öffnete leiſe die Thüren, hielt Wache, rieth Veränderung an. Das Ding gieng trefflich. Mehr brauche ich nicht zu ſagen.

Antoine weiß alles, durch ihn geht alles. Wenn ſein Herr huſtet, oder nur den Mund krümmt: Antoine verſteht es, was es ſeyn ſoll, thut es aber nur, wann es ihm beliebt; denn Antoine kennet, wie wichtig er ſey, und pflegt ſeit einigen Zeiten ſehr ſtutzig zu ſeyn. Er iſt ein lebendiges Archiv von einer Reihe niederträchtiger Handlungen, wobei er ſeinen Herrn bediente, und dieſer ſchweigt voll demüthiger Furcht, und weiſer Klugheit, wenn jener zu reden anfängt. Zuweilen trifft dann aber doch das Schweigen auch dieſen, wenn jener zu hitzig wird, und es giebt Augenblicke, wo es ſchwer iſt, den Diener und den Herrn zu unterſcheiden.

Wenn Antoine nicht will, ſo iſt ſein Herr, und ſollte dieſer zum Fenſter herab ſehen, nicht zu Hauſe; wenn aber Antoine will, ſo wird eine Sache, ſo ſchwer ſie ſeyn mag', bald möglich. Er weiß alle Ribe, und wie man den Umlauf des Bluts in einem fremden Körper befördern oder ihn hemmen könne, das verſteht er meiſterlich. Mit dem Teller in der Hand erhielt er von den Anweſenden den erſten Unterricht, wie man etwas fein anlegen könne; und da zu dieſer großen Kunſt, welche in unſern Tagen Geſchäfte beherrſchet, kein beſſerer Verſtand erfordert wird, als den ein ſolcher Anton beſizt, ſo machte er ſich hierin bald vollkommen, und ich kann verſichern, daß er nur einen andern Rock anziehen dürfte, um einen — zu machen. Sein Herr tritt, wenn er aus ſeinem Zimmer geht, auf den Rücken vieler Menſchen; er auf den Rücken ſeines Herrn, den er bald mit ſanftem Streicheln, bald mit dem Sporn in die Seite lenket, und jaget, wohin er will. Er macht kein Geheimniß aus ſeiner Macht, deren Gefühl ihm die Haare emportreibt, und den ganzen Körper bis in die Fingerſpizen ſchwellen macht. Gewöhnlich läßt er ſich zweimal fragen; verbeſſert dann den Vortrag deſſen, der ſich an ihn wendet, oder ergänzt ſchnell den Saz, den der andere noch nicht vollendet hat. „So wollen ſie ſagen“; oder „das werden ſie meinen“, ſind die gewöhnlichſten Erinnerungen, womit er einem in die Rede fällt. „Ich und mein Herr, anders drückt er ſich nie aus, haben geſtern von der Sache zuſammen geredet; ich und mein Herr werden die Sache unterſuchen.“ Von ſeinem Herrn trennt er ſich nie, und was immer geſchieht: das ſpricht er ungeſcheut, es geſchehe durch ihn. „Wir werden morgen auf das Land gehen; wir haben geſtern im Spiel tauſend Gulden verloren; wir werden Pferde kaufen“, u. ſ. w. „Es wird gewiß nicht ſo gehen, wie ſie ſichs vorſtellen“, ſagt er unterweilen. Und warum denn nicht chere Antoine? Warum nicht? wenn ich fragen darf. Eine Weile giebt er keine Antwort, und wenn man in ihn dringt, dann ſagt er ganz kalt: Ich denke, es kann, wie ſie ſich es vorſtellen, nicht gehen. Ich habe Urſachen, ſetzt er zuweilen hinzu, wenn ihn ein gählinger Zorn unvorſichtig macht.

Einen einzigen Herrn hat der chere Antoine, — das Geld. Dieſem kann er, denn häuslich iſt er, nicht widerſtehen, und wer es ihm auf eine gute Art in die Hände zu drücken weiß — danken wird er ihm nicht; mit keiner Silbe — aber gnädig ſeyn, und gewähren von Stunde an wird er ihm, was immer ſein Anliegen dann fordern mag, und das ſo lange, bis von der Gegenpartei ein größerer Herr kommt.

Was er vom Amt verſteht, iſt die Kunſt, ein Amt zu erhalten.

Aber das weiß ich gewiß, daß wir den alle kennen. Es ſteht ihm an der Stirne geſchrieben, wenn er gerne etwas hätte, oder wenn er fürchtet, das, was er hat, zu verlieren. Demüthiger und herablaſſender, als der Mann iſt, wenn er etwas ſucht, iſt euch, denn ihr ſeyd zu ehrlich, zu werden nicht möglich. So bald er innen wird, daß etwas im Werk iſt: den Hut von der Wand, und fort. Wer ihm begegnet, den hält er an, nennt er ſeinen Freund, ſeinen allerbeſten Freund. „Ihr habt nicht die Ehre, ihn zu kennen; habt ihn in eurem Leben kaum zweimal geſehen.“ Das thut nichts, das hilft euch nicht hinaus. Er drückt euch die Hände, ſtreichelt euch die Wange, und weiß gar nicht, wie er ſich vor Freude geberden ſoll, ſeinen beſten Freund, den rechtſchaffenſten, gelehrteſten, liebreichſten Mann, der ihr ſeyd, heute wieder zu ſehen. Er hat nie einen Freund gehabt, als euch. Was er iſt, das iſt er durch euch geworden, und was er jetzt werden will, (niemand anderer ſoll die Ehre haben) das will er durch euch werden. Aber dann, wenn ers iſt, müßt ihr ihn öfters, als ihr es bisher thatet, beſuchen; ihr müßt dann, er thut es nicht anders, bei ihm ſpeiſen, von ihm Geld leihen. Es ſey bei Tag oder bei eitler Nacht, ſo iſt er zu eurem Dienſt bereit. Fehlt euch etwas nach Mitternacht, und ihr ſchickt zu ihm: gleich! hier bin ich. Braucht ihr Geld: hier iſt es! Nehmen Sie, ſo viel Ihnen beliebt; wollen Sie mir aber eine große Gnade, worauf ein Freund ein Recht haben ſollte, erweiſen: ſo nehmen Sie gleich alles. Habt ihr einen lahmen Vetter, oder eine alte ſchimmlichte Baaſe, er will des Vetters, und der Baaſe, wie ſeiner nächſten Anverwandten gedenken. Seyd ihr z. B. ſo dumm, zu meinen, die jetzige Art, zu denken, ſey neu, und könnt ihr das Neue nicht leiden, ſo hofft er, ihr werdet längſt bemerkt haben, wie er ſtets ein Erzfeind jeder Neuerung geweſen, und das Alte, und das Ruhige für das Beſte zu erklären pflege. Hat er nur einmal das Amt, dann haltet ihr zuſammen, und es müßte die Ordnung der Welt gänzlich verkehrt ſeyn, wenn es euch nicht gelingen ſollte, etwas zu hintertreiben, und die Muthigen abzuſchrecken. Hat euch aber der Zufall, (denn was iſt es bei den meiſten mehr ſonſt, als Zufall?) zu den neuern gewehet: dann ſollen die hölliſchen

Schaafköpfe und Pedanten an ihm und euch Männer finden, und auf ihn und euch hat das Glück gewartet, der Kabale den Kopf zu zertreten.

Was ſteht euch denn ſonſt zu Dienſten? Ich bitte euch, ſeyd doch nicht ſo blöde! Schämt euch nicht zu begehren, zu nehmen, was euch beliebt. Er ſieht euch an, ihr möchtet doch nicht ſo vornehm mit ihm thun; ihr möchtet zu ihm kommen, wenn er auch nicht zu Hauſe iſt; möchtet euch, was ihr darin findet, gefallen laſſen. Deutlicher, dünkt mir, kann ſich doch niemand erklären.

Wie, blind und taub, und lahm und ſtumm wäre er ſeit geſtern geworden? Er kannte euch nicht. Hörte nicht, als ihr ihn riefet? Ließ euch nicht vor, als ihr ihn beſuchen wolltet? — Nun, ſo hat er das Amt ſchon.

Der Mann mit Maximen.

Wenn es wahr wäre, daß Leute, die langſame Antworten geben, gute zu geben pflegen, ſo müßte lauter Weisheit aus ſeinem Munde kommen. Bei niemand ſieht man deutlicher, daß zwei miteinander reden, als wenn er mit jemand redet. Er giebt nicht Antwort, als bis er erſt in der Stille bei ſich nachgedacht hat, wie man dieß und jenes gemeint haben könnte, und dann giebt er gewöhnlich eine höchſt ungeſchickte Antwort. Man weiß nicht, was ihn ſo eitel gemacht hat, ſich einzubilden, jedermann habe auf ihn Abſichten, und ſuche, von ihm Vortheile zu ziehen. Er aber hat es ſich feſt in den Kopf geſetzt, und um die Abſichten der andern zu vereiteln, verdreht er die unbedeutendſten Worte, und verwirft die unſchuldigſten Vorſchläge. Was er immer thut, das thut er mit einem gewiſſen auffallenden Ceremoniel; und wenn er jemand zu Gaſt bittet: ſo nimmt er zwei Zeugen zu ſich. Jedes ſeiner Kleidungsſtücke, und die Art, wie es gemacht iſt, ſcheint nach einer langen Ueberlegung ſo gewählt zu ſeyn. Nichts fürchtet er mehr, als (wie er ſich ausdrückt) jemandes Sklave zu werden, welches er. ſobald er jemand ganz recht gäbe, zu werden glaubt. Um es zu vermeiden, behauptet er die albernſten Dinge, und thut immer, was einem zuwider iſt. Wenn jedermann Ja ſagt, ſo ſpricht er Nein, und wenn ſich jedermann freuet, ſo ſtellt er ſich traurig. Er ißt, wenn man ſagt, daß er trinken, und ſteht, wenn man ihn bittet, daß er ſitzen möchte. Er ſetzt mit einem Wort alle Grundſätze hintenan, indem er immer nach Grundſätzen handeln will, und wird im höchſten Grade, wo er andern zu entgehen ſucht, veränderlich, treulos, grob. Bei dem Eintritt in ſeine Stube kann ihn jeder, der ihn noch nicht kennt, kennen lernen. Er hält ſich bei jedem, den er empfängt, an ſeine Maximen, welches Wort er immer im Mund führt; er geht nicht jedem gleich weit entgegen, ſpricht mit dieſem ſtill und leiſe, und pflegt mit einem andern laut und rauh zu ſprechen. So begleitet er auch beim Abſchied nicht jeden gleich weit; mich aber begleitete er bis an ſeine Stiege, darum that ich auch gleich das Gelübde, ihm hier einen Platz anzuweiſen.

Der

Traum

in drei Nächten.

Der Traum in drei Nächten.

Ich habe in dieſer kleinen, geringen Schrift viele Gegenſtände berührt, welche mehr als einer Klaſſe von Menſchen wichtig ſeyn müſſen; und wenn ich je bei einer Unternehmung dieſer Art gewünſcht habe, daß man mich durch eine freundſchaftliche Theilnehmung belohnen möchte, ſo habe ich es hier gewünſcht. Unterredungen über Dinge, die uns ſo nahe angehen, wie dieſe, würden in die Kreiſe unſeres geſellſchaftlichen und bürgerlichen Lebens Unterricht und weiſe Munterkeit einführen, und uns unvermerkt mit jener kühnen Thätigkeit vertraut machen, welche ſich in allen Umſtänden ſelbſt ermahnt, immer viel umfaſſet, durch Beſchwerniſſe unbeugſamer und ſtärker wird, und den beſten jener Grundſätze, worauf unſere wichtigſten Angelegenheiten beruhen, ein ſo einheimiſches und allgemein anerkanntes Weſen verſchafft, daß nichts übrig bleibt, als unſere Geſetze und Verordnungen, und alles das, was unter die freiwilligen Staatsverhängniſſe gehört, aus dieſen Geſinnungen abzuziehen.

Eine Nation kann nichts ſchätzbarers verlieren, als wenn ſie die innere Fröhlichkeit, und mit dieſer das Nachdenken verliert. Dann wird eine Quelle des öffentlichen Wohlſtandes nach der andern vertrocknen, und was man ſäet, wird nicht mehr aufgehen. Dieß Uebel laßt uns wenigſt fürchten, meine Landsleute.

Unſere Augen ſind uns gegeben, damit wir ſehen, unſer Kopf, damit wir denken ſollen: wir haben beides ſo gut, als jedes andere Volk unter der Sonne erhalten.

Keine Sprache iſt ſchlimmer, als wenn Männer, die viel wirken könnten, wenn ſie nicht eines zu trägen Herzens wären, vom gemeinen Mangel an wahrhaft bürgerlichen Begriffen, von gemeiner Unluſt, Gewerbe zu verbeſſern, Erfindungen zu wagen, und dergleichen, ſich zu ſprechen erkühnen. Wo iſt jenes, wie ich es immer nennen ſoll, Geſetz oder Belohnung, Gelegenheit oder Beiſpiel, das Gedanken wecken, das Gemüther ermuntern, und der eigentlichen Kraft, vermöge Wärme, Baum und Laub, und Frucht herauszutreiben, ſich rühmen könnte? Das iſts: Du ſiehſt deine Diener über und über mit den Geräthen deiner vornehmen Bedürfniſſe behängt, und willſt, daß ſie noch jauchzen ſollen.

Wir ſtehen da mit allem Vermögen unſerer Seelen; laßt uns, ich bitte jeden, der gehen kann, laßt uns am Markte nicht müßig ſtehen! Laßt uns über nützliche Dinge einander unaufhörlich fragen und antworten, ſo werden nützliche Kenntniſſe, und die Freudigkeit, ſie auch ins Werk zu ſetzen, hervorgehen. Wenn ich etwas geſagt haben ſoll, das wider deine beſſere Ueberzeugung iſt, etwas bloß berührt haben ſoll, das nach deinen vielleicht praktiſchen Kenntniſſen nicht genug befeſtigt iſt: ſo gieb dir die Mühe es zu erinnern und auseinander zu ſetzen; dann wird deine und meine Sache die unſrige, die allgemeine werden. Hierin liegt die Belohnung, die ich von ganzem Herzen gewünſcht habe.

Das Betrübteſte, was einem Menſchen begegnen kann, iſt, wenn er einmal glaubt, es ſey mit ihm, und mit allen den Dingen, die er um ſich ſieht, wirklich und vollkommen ſo gut, als es nur werden konnte, geworden — oder, wenn er im Gegentheil alle Hoffnung, daß es jemals wieder beſſer gehen könne, verloren hat. In beiden Fällen welken unſere Kräfte, Wünſche und thätigen Triebe dahin, und wir hören auf, das gegenwärtige Gute zu genieſſen, und nach dem Möglichen zu trachten. Was wir in den ſorgloſen Tagen der Jugend thun, wo uns noch keine Erfahrung gelehrt hat, wie bei der Trägheit und dem Eigennutz der Menſchen gar Vieles, das ſo leicht wäre, unmöglich iſt, was wir in dieſen glücklichen Tagen thun, daß wir jedermann die beſte Denkungsart zutrauen, daß wir glauben, wir dürften unſere Gedanken nur wiſſen, und vorlegen, ſo würde man ſie befolgen, und daß wir endlich aus Mangel an Kenntniß des wirklichen Thuns gar viel Uebertriebenes denken: das ſollen wir uns auf gewiſſe Art nie wehren laſſen, es fort zu thun. Keine Sprache führt gewöhnlich mehr Schande mit ſich, als deren ſich manche Väter gegen ihre, wie ſie ſagen, noch zu muthigen, zu wenig mit gangbarer Einſicht vertrauten, Söhne bedienen, indem ſie denſelben ihre ſchöne Unruhe über die Schläfrigkeit ihres Zeitalters, als überſpannte Begriffe, und einen feurigen Eifer, jedes Gute auf der

Stelle zu thun, als eine jugendliche Schwärmerei, die klügern Leuten nicht anſteht, verweiſen. Sie wiſſen nicht, wie dieſer ſchöne Taumel die wohlthätigſten aller Unternehmungen veranlaßt, und wie der unüberwindlichſte Glaube an das Gute ſtets das Beſte gewirket hat.

Hier, wo keine bleibende Stätte iſt, wo es immer hinan geht, beſteigt man einen hohen Hügel, um auf demſelben zu ſehen, daß es noch einen höhern gebe, und eine ſüße Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen bewirkt für die Zukunft unſere Zufriedenheit. Jene bleibt ſtets die Gefährtin der edlern Seelen, die keine Sinnlichkeit ſättigt, und während ſie, wie Solon ſagt, immer nachdenken, wie ſie das Vollkommnere des Lebens ſuchen ſollten, nähert ſich das Ende des Lebens.

Noch ziehe ich es allen Vergnügungen vor, — in einer ſeligen Entfernung von allem, was Träumende ſtören kann, den Kopf nach dem Herzen zu ſenken, und mir jedes Ding, wie es nicht iſt, und ſeyn ſoll, aus der Zukunft zu rufen. Das Land iſt dann mein Eigenthum. Ich verwende meine Schätze dahin, die ungeheuren Wüſteneien zu reinigen; ich beſäe die leeren Plätze mit fröhlichen Hütten, die ich mit Blüthen und Früchten vor ſchädlichen Stürmen ſchütze; ich ziehe aus unſern vielen Seen kleine Kanäle, ziehe ſchöne, gerade und geräumige Hochſtraßen, ſetze da einen Wald, und dort ein Feld hin, und in dem Wald ſchaffe ich muntere Vögel, und das Feld laſſe ich voll zufriedener Menſchen ſeyn, denen auf heitern runden Angeſichtern, und aus nervichten Gliedern Freude und Geſundheit lacht. Dann laſſe ich ſie entzückende Lieder anſtimmen, und am Ende gen Himmel jauchzen. Und ich ſinge zum Lied, und jauchze zum Jubel.

Ich gebe den Städten ein Anſehen, daß jeder Menſch fühlen ſoll, Menſchen hätten ſie angelegt. Ich befreie ſie von der zu großen Menge müßiger, oder zu Dingen, die nicht viel edler, dann der ſchädlichſte Müßiggang ſind, dienender Menſchen, und erlöſe ſie, ungeachtet des Gegenbeiſpiels von ganz Europa, von Feſſeln und Bedürfniſſen, welche die mißhandelte und irregeführte Menſchheit erdichtet hat. Ich behandle mein Volk nicht, wie eine Heerde, die mit Peitſchen dahin und dorthin getrieben, und jetzt geſchoren, und jetzt geſchlachtet wird; ſondern verhelfe ihnen, indem ich ihre Seelen aufkläre, zur Würde, meine Mitgefährten zu ſeyn, und gebe ihnen, durch bekannte Mittel, einen Verſtand, der ſie, ohne Waffen, die ich, ſo viel möglich, entferne, angeſehen, mächtig und fürchterlich macht.

Ich halte ſie durch ſehr wenige, und eben ſo einfache Geſetze zuſammen, und meine Abſicht iſt, da ich ganz überzeugt bin, daß ich wegen ihnen, nicht ſie wegen meiner Perſon zugegen ſeyen, ihre Glückſeligkeit, nicht meine Vortheile, zu befördern. Ich habe das himmliſche Vergnügen kennen gelernt, zum Vergnügen anderer, ſo viel man thun kann, beizutragen, und ich habe Feſte der Freude eingeſetzt, die zur Epoche des Jahres dienen.

Das würde machen, daß ich meine Landsleute unſäglich bedauerte, wenn ſie glaubten, es wäre überflüſſig, ihnen zu ſagen, ſie ſeyen nicht überglücklich; ſie ſeyen in vielen Dingen noch gar weit vom Ziele zurück, um ſchon da zu ſeyn, wo ſie nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten und ihres Muthes ſeyn könnten. Es wäre, in Abſicht auf unſern Ruhm, und die Erwartung, die man von uns ſich macht, ſehr verdächtig, wenn wir von Vorſchlägen, weil ungewöhnlich, und von gegenwärtiger Hoffnung ihrer Ausübung entfernt ſind, ſagen wollten, ſie ſeyen übertrieben. Was unſern Körpern, von Unerſchrockenheit beſeelt, noch ſtets möglich war, ſoll das unſern Seelen unmöglich ſeyn? Wenn kein Ort zu hoch, zu ſteil ſeyn würde, den wir nicht beſtiegen, kein Ungemach zu hart, das wir nicht beſiegten; ſollten wir wohl zurückbleiben, wo es um eine gute Art, zu denken, um die ſtandhafte Ausübung des gut Gedachten zu thun iſt? In Abſicht auf die Einrichtungen, welche die gemeine Wohlfahrt betreffen, ſoll man ſich nie einige Grenzen ſetzen, ſondern immer der Meinung bleiben, das Vorhandene, ſo gut es ſeyn mag, ſey nur noch die Anlage, dem Beſſern den Weg zu bahnen. Es giebt kein beſſeres Mittel, wie Plato ſagt, einen Staat gut und glückſelig zu machen, als ihm oft das Bild des beſten und glückſeligſten vorzuhalten, eines Staats, worin alles dem Urbild deſſen, was gerecht, was ſchön, und der Natur gemäß iſt, ſich nähert.

Das erſte Kapitel.

Die Landſchaft von Bayern.

Jüngſt, da ich nicht ſchlafen konnte, und nach dem Mondſchein ins Zimmer dahin ſah, — (den ich in den Stunden der Mitternacht und des Stillſchweigens für mein Leben gern anſehe, ihn auch oft meinen Freund nenne, weil wir ſo vertraulich bei einander ſind, und mir bei ihm, ich weiß nicht wie, ſo ernſthafte, und um und um ruhige und ſüße Gedanken einfallen, gerade, ſollt ich meinen, als wäre ich da jenſeits des Grabes; da dachte ich an jenen einſiedleriſchen Mönch, der, laut frommer Chroniken, einſt nach der Mette dem Geſang eines Vögelchens nachgieng, ſelbem immer tiefer und tiefer in einem verwilderten Hain nachgieng, ihm, wie er meinte, einen Augenblick zuhörte, und, als er wieder zur Kloſterpforte zurückkam, von niemand erkannt ward, weil er ihm dreihundert volle Jahre zugehört hatte.

Ob wohl auch derjenige von niemand erkannt, oder ob ihm alles gar anders vorkommen, und unbekannt ſeyn möchte, dachte ich, der nach dreihundert Jahren zurückkäme? — Nun verließ mich der ſtille Gedankenfreund, und ich legte meinen Kopf zurück, und ſchlief.

Da ward mir plötzlich ſo ſeltſam und ſo hell in allen meinen Sinnen, und mir däuchte, ich befände mich auf einem hohen Hügel, von welchem eine mir ganz unkannte, unbeſchreiblich anmuthige Landſchaft vor mir lag. Was mir beim erſten Blick wie ein Wunder in die Augen fiel, war die Ordnung und Haushaltung, worin das Ganze erſchien. Da war kein öder, unſauberer Flecken, keine Gegend, wo das Ungefähr ausſäete; ſondern man ſah, daß hier Geſchöpfe voller Vernunft wohnen, welche die Natur des Bodens kennen, den ſie bebauen, von deſſen Früchten ſie leben ſollen. Zwiſchen Flüſſen und Quellen ſtand jeder Wald und jedes Feld am gehörigen Ort, und was mir entgegen kam, war mehr, als ich jemals auf gewöhnlichen Fluren ſah. Es war offenbar das Werk eines außerordentlichen Planes, den ein Geiſt höherer Art entworfen und ausgeführt hat. Ich glaubte, mich auf einem der beſſeren Planeten zu befinden. *)

So weit das Land reichte, waren von einem Ende zum andern breite, erhobene und gerade Straßen, welche in der Mitte zuſammentrafen, gezogen.

---

*) Zu einem Paradies läßt ſich jedes Land machen, das ſo geebnet, und mit ſo vielen und ſo ſchönen Flüſſen, Bächen und Quellen verſehen iſt, wie Bayern. Dazu gehört nichts, als eine thätige Aufmunterung, und Anwendung derjenigen Mittel, welche unmittelbar die Induſtrie verbreiten und belohnen, und welche man, wenn ſie nicht ſchon in der Nähe ſind, (wie die Römer ihre Geſetze von Griechenland holten), von andern Ländern, wo alles blühet, entlehnen ſoll. Wenn man einen oder zwei Tage zu reiſen hätte, ehe man zur Hauptſtadt käme, und man reiſete durch Luſthaine, woran ſich wenig oder nichts verbeſſern ließe: mit welcher Ehrfurcht würde man der Hauptſtadt ſich nähern!

An beiden Seiten waren dieſe prächtigen, offenen Straßen mit doppelten Reihen von Fruchtbäumen beſetzt, deren Gattungen von Stelle zu Stelle auf die angenehmſte Weiſe abwechſelten, und Aug und Herz dem Wanderer erfriſchten.*) Und hinter den Bäumen zogen ſich ununterbrochen, und in gleicher Entfernung beiderſeits ländliche Wohnungen, um welche die geſicherten Eigenthümer der frohen Bewohner lagen, die faſt immer mit einer Waldung ſich endigten. Welch ein Anblick, Dörfer, wie dieſe, ſo weit das Aug reichte, zu ſehen! Man erblickte hier keine jener ſchaudervollen Wildniſſe und verlaſſenen Einöden, die vom Plündern und von Mordthaten berühmt waren; auch jene Tafeln der ſchreckenden Gerechtigkeit, und jene Gemälde gräßlicher Mordgeſchichten, die einem Reiſenden überall entgegen kamen, waren nicht mehr zu ſehen; ſondern durch lautere Menſchenſtätten wandelte man, und wo man hingieng, war man, wie in ſeiner Heimath, überall vom Segen und Glückwünſchen begleitet. So lagen die Häuſer der Bauern durch das ganze Land, und nur die der Handwerker und der wenigen Leerhäusler lagen tiefer hinein, gewöhnlich um die Kirche, und der ebenfalls kenntlichern Wohnung des Grundherrn.

---

*) Es giebt Gegenden, z. B. gleich um Mannheim, wo die Landleute, auch wenn ſie von niemand geſehen werden, etliche Aecker voll reifer Früchte umgehen, um an den ihrigen zu kommen, und ſich mit einer einzelnen Frucht zu laben; wo dieſe Früchte öffentlich, bis man ihrer bedürftig iſt, liegen bleiben, und das ohne die geringſte Gefahr eines Verluſtes. Dagegen giebt es andere Gegenden, wo das Abſchneiden junger Stämme aus bloßem Muthwillen, das Stehlen der Früchte, und das heimliche ſtreifweiſe Abmähen der Wieſen zum Futter für nichts geachtet zu werden ſcheint. Die Armuth, welche bettelhafte Sitten erzeugt, iſt freilich gewöhnlich auch eine Urſache: aber die hauptſächlichſte bleibt immer der Mangel an Bildung, Behandlung und Unterricht. In vielen Gegenden predigt man immerwährend von freiwilligen Andachten, und zu wenig vom unmittelbaren Zweck des Chriſtenthums. Wird der Landmann, von der Wiege bis ins Grab, beſſer als ein Eſel behandelt? den man mit Schimpfnamen und Verachtung, mit Geldſtrafen, oder Stockſchlägen plagt, wenn das Geld ihm mangelt.

Es war ein ſchöner Herbſttag. Schon waren die Felder vom Getraide leer, und die reifen Früchte der Bäume luden, in bunter Miſchung von Farben, den Landmann zur Sammlung ein. Hier und da ſah ich die Dorfjugend in fröhlichen Haufen ſtehen, und in die Mitte derſelben einen muntern Greis treten, der in einem, mit Blumen geſchmückten Körbchen Glückslooſe hielt, welche jedem die

Bäume benannten, derer Früchte ihm eigen ſeyn ſollten. Mit Scherz und Gelächter ward dieß Spiel in etlichen Augenblicken vollendet, und dann zogen ſie heran mit Geſang und Schalmeyen, und beſtiegen jauchzend die Bäume, in deren wankenden Aeſten ſie unſichtbar wurden.

Ein allgemeiner Jubel beſeelte die ganze Gegend, und die Stimmen in der Luft vereinigten ſich mit denen auf Erden. Es war mir nicht möglich, dieſe Glückſeligkeit nur von Ferne zu ſehen. Ich ſtieg, ohne es faſt zu merken, in dieſe wonnigten Ebnen hinab.

Das zweite Kapitel.

München.

So, wie ich den Ebnen nahe kam, trat mir ein ſtattlicher Mann mit eben ſo vieler Würde als Freundlichkeit entgegen.

„Du biſt ein Fremder, ſagte er, den vermuthlich die Neugierde zu uns führt. Mir „liegt ob, dich zu begleiten, und deine Wißbegierde, ſo weit du es nöthig haſt, zu be-

„friedigen. Wo willſt du, daß ich dich hinführe?“

Ich nannte ihm meine Vaterſtadt, er nannte mir die nämliche, und nun betrachteten wir uns beide mit der höchſten Verwunderung. Ihn zu überzeugen, nannte ich ihm die merkwürdigſten Dinge, die ſich in München befinden, und er ſchien, ſich zu erinnern, von einigen derſelben gehört zu haben. „Wie dem auch ſey, ſagte er, und führte mich weiter, ſo unbegreiflich mirs iſt: du ſagſt es, und das Wort eines Mannes iſt uns heilig. Wenn du, wie du ſagſt, aus dem achtzehnten Jahrhundert biſt, ſo muß dieſe Verſicherung groß und ſeltſam dir vorkommen.“

Wie meinſt du das? fragte ich. „Weil ihr jedesmal Zeugen und künſtliche Nothbeweiſe nöthig hattet, um die Wahrheit eurer Worte zu erproben; weil es bei euch alltäglich war, Männer vor euch zu ſehen, denen ihr Anſehen zutrautet, und deren jeder von der nämlichen Sache das Gegentheil behauptete; und weil es endlich nichts anders auf ſich hatte, der Unwahrheit überwieſen zu werden, als daß man höchſtens ſagte, er habe die Sache verſpielt. Wir haben einige dieſer Monumente aufbehalten, ſagte er, welche wir an dem Tage der Thränen (ſo nennen wir den Tag, wo wir die Geſchichten eures Jahrhunderts leſen) hervornehmen, um uns der menſchlichen Schwachheit zu erinnern."

Ich konnte hierauf nicht antworten, zumal, da er dieſe Worte mit dem Tone der männlichſten Zuverſicht ausſprach, und zudem alle Augenblick eine neue Menge mir ganz ungewöhnlicher Gegenſtände mein Erſtaunen nach ſich zog. Wir giengen durch eine Ebene, die mir mehr ein Garten, als eine ländliche Gegend, und als ein Werk des Dorfſleißes zu ſeyn ſchien. Es war ein unüberſehbares Feld, das in Wieſen und Aecker eingetheilt, und mit Hütten, mit Bäumen bedeckt, über und über beſäet war. Kleine Bäche ſpiegelten unter Blumen hervor, und unter Blumen und duftenden Kräutern befanden ſich zahlreiche Heerden ſpielender Schaafe.

„Du vermutheſt wohl nicht, ſagte mein Führer, daß du dich in der Gegend um München befindeſt. Es war beſonders deinem Zeitalter eigen, daß, je mehr man ſich einer Hauptſtadt näherte, die Kultur des Landes gewöhnlich auch immer mehr abnahm. Man ſah zu deiner Zeit, wenn man nur ein wenig vor das Thor trat, ungeheure leere Plätze, und es muß euch an Muth und Hoffnung, denſelben jemals benützen zu können, gefehlt haben, da es euch, wie wir häufig ſehen, an nützlichen Einſichten nicht fehlte. Wir ſind nunmehr gewöhnt, von dieſer Hauptſtadt unſere Beiſpiele zu holen, und von da, wo die beſten Köpfe, und die meiſten Hände ſind, auch die beſten Werke zu erwarten.“

Ich erkannte die Hauptſtadt an den zwei Thürmen, die ſich in ſchweigender Majeſtät gegen die Wolken emporhoben; ein prächtiges Werk! Aber weiter war mir alles fremd und unerkenntlich. Vergrößert war die Stadt mehr nicht, dann um die Hälfte.

„Wir haben dieß mannigfaltige Ungemach der zu großen Städte beherziget, ſagte mein Begleiter, und in kleinen, aber glücklichen Bezirken, die Menge erdichteter Bedürfniſſe zu mäßigen, und das Wohlſeyn jeglicher Familien vermöge engerer Kreiſe zu erhalten geſucht. Wir ſind nicht der Verlegenheit ausgeſetzt, vor der Menge der Einwohner die Hälfte nicht zu kennen, die von der Nothwendigkeit, ſich zu ernähren, gedrungen, ihre Zuflucht zu Erfindungen des Luxus und üppiger Künſte genommen haben; ſondern wer uns auf den Straßen begegnet, iſt unſer Landsmann, und die Herren und die Knechte ſind in Ordnung gebracht.“ —

Ich ſah nichts mehr von den Wällen und Mauern, womit die Stadt ehemals umgeben war, ſondern an deren Stelle ſtanden rund um dieſelbe niedliche Gebäude, und ein breiter Kanal war hinlänglich, die öffentliche Ruhe wider Stöhrer des Friedens zu bewahren. Durch die ungehemmte Luft wurde die Stadt von böſen Dünſten gereinigt, und was immer der Geſundheit nachtheilig war, jagte mit Sorgen und übeln Launen in Wolken davon.

Wie beſchreibe ich den Eindruck, welchen auf mich der erſte Anblick der ungemein prächtigen Hauptſtraßen machte? Hier waren nicht mehr jene engen, oft nicht ganz reinlichen Seitengäßchen, wo die Gewerbe aller Arten durcheinander lagen, und die Vorübergehenden nöthigten, übler Gerüche wegen wegzueilen; ſondern Mezger und Lederer, Hutmacher und Färber hatten, wie ſchon ehemals, bei der uralten Anlage der Stadt, ihre eigenen Plätze bekommen. Ich ſah kein kleines eingädiges Häuschen neben einem großen Pallaſt ſtehen, und die unförmlichen Verſtümmlungen und Unordnungen mancher Gebäude waren nicht mehr anzutreffen. Die Gaſſen führten überall durch geräumige, äußerſt reinliche Plätze, und München war, was es lange hätte ſeyn können, eine der ſchönſten Städte, die Menſchen bewohnen können. Dieß war lange unſere Idee, ſagte ich zu meinem Führer. „Aber wir, gab er zur Antwort, haben ſie ausgeführt.“

Alle öffentlichen Plätze waren mit Statüen geziert, und auf dem Platz vor der Residenz war zu Pferd das Bildniß des Churfürsten, der denselben angelegt, und zur jetzigen Verschönerung der Stadt das Meiste beigetragen hatte.

„Die Bürger in München, sagte mein Führer, erbaten sich die Ehre, zum Zeichen, daß sie ein lebhaftes Gefühl hätten, das die Wohlthaten einer großen Seele zu schätzen wüßte, dieses Denkmal einem Fürsten zu errichten, dessen Andenken unvergeßlich ist. Sie trugen Sorge, dem Bilde eine Aehnlichkeit mit den Hauptzügen des Lebenden zu geben, und die Merkmale einer erhabenen Ruhe, eines siegenden Verstandes, und einer alles belebenden Güte erfüllten auch das Seelenaug des Ungeübten mit mächtigen Gefühlen, deren Eindruck manche schöne Handlung veranlaßte. Hieher führte jeder gute Vater sein stammelndes Kind, und wer das Unglück hatte, die unversöhnliche Rache eines Mitbürgers gereizt zu haben: hieher bestellte er ihn, um sich mit ihm zu versöhnen. Es war der Ort der Wohlthätigkeit.

Die Gebäude, welche zum gemeinschaftlichen Gebrauch der Bürger bestimmt sind, standen alle an erhabenen geräumigen Plätzen, ungehindert und frei da. So sah ich, nebst andern Tempeln, deren Anzahl der Volksmenge gemäß war, die prächtige Stiſtkirche,— ein herrliches Rathhaus, und ein Schauſpielhaus in der vollkommenen, einſamen Würde daſtehen, welche den nach ihrer Art hohen Verrichtungen, angemeſſen ſind. Jedes andere Gebäude entſprach dem Geſchäfte, welchem es gewidmet war, und man konnte an der äußern Form die innere Haushaltung wahrnehmen. Ein Behältniß für Pferde war anders, denn eine Menſchenwohnung gebaut, und eine Caſerne war leicht von einem Krankenhauſe zu unterſcheiden. Man fürchtete nicht mehr, daß ein Mann zu Pferd in das Zimmer reiten würde, wie man dieß ehemals zu fürchten ſchien, und die Thüren der Häuſer waren mit der Höhe derſelben in dem beſten Verhältniß.

„Wir laſſen es niemand frei, ſagte mein Führer, zu bauen, wie er will, ungeachtet es jeder, ſo oft er will, thun kann. Unſere Künſtler, vortreffliche Männer, brachten uns durch freundliche und beſtimmte Vorſtellungen die Ueberzeugung bei, daß der Anblick öffentlicher Gegenſtände für das Volk eine wichtige Schule ſey, und wir laſſen daher nichts außer Acht, demſelben durch Einführung der Ordnung und Schönheit einen Geſchmack an einfacher Größe, und ein Gefühl der Verhältniſſe beizubringen, das auf die Sitten einen ſo vielwirkenden Einfluß hat. Wir halten den Abſtand, der ehemals geherrſcht haben mochte, daß ein Werk der Unordnung und roheſten Phantaſie neben einem vollkommen ſchönen ſtehe, für eben ſo ſchändlich, als wenn in einer und eben derſelben Stadt ein Theil der Einwohner gebildet, und ein anderer in einer ſchrecklichen Unwiſſenheit gelaſſen würde, und wir ſind mit Sorgfalt darauf bedacht, in allen Dingen jener Harmonie, welche in jedem wohlgeordneten Körper herrſchen muß, nahe zu kommen.

So viel in dieſen Worten von Selbſtruhm und einheimiſcher Parteilichkeit zu liegen ſchien: ſo enthielten ſie doch nicht die geringſte Prahlerei. Was er mir nannte, lag, ſchöner noch, als ich es außerdem mir vorgeſtellt haben würde, vor meinen Augen, und ich ſah keinen Theil, der einen nachſtehenden verdunkelt, oder eine Unſchicklichkeit, in Abſicht auf ſeine Beſtimmung, verrathen hätte. Der gegenwärtige und wahre Gebrauch eines Dinges ſchien der Maaßſtab ſeiner Entſtehung zu ſeyn, und Anmuth und Reinlichkeit ſchienen es auszuführen; der Reichthum und Eigenſinn gaben nicht mehr den Ton an, ſondern der Verſtand und Geſchmack regierten; daher ward alle überflüßige und nichtsſagende Pracht, deren

Beiſpiele zur Ueppigkeit verleiteten, weggenommen, und ich nahm keiner jener ſchwermüthigen, und bis in den Himmel gethürmten Steinlaſten gewahr, welche eher für Eichen gebaut zu ſeyn ſchienen, und einem ganz mit ſteifen Borten und Steinen ſtrotzenden Gallakleid ähnlich waren; ſondern mit dem Geiſte der zwangfreien Munterkeit zeigte ſich alles, fröhlich, und wie willkürlich entſtanden.

Endlich nahm ich auf gewiſſen Plätzen nichts mehr von jenem Durcheinanderdrängen, und jener Verwirrung gewahr, die mehr ein Bild des Aufruhrs, als einer gewerbſamen Geſchäftigkeit, vorſtellte, und die vielen auf einen Ort und einen Tag verſammelten Märkte waren in verſchiedene Plätze, wo alles in der ſchönſten Ordnung vor ſich gieng, getheilt. Unbegreiflich! rief ich aus, wider meinen Willen; denn ich hatte mir vorgenommen, nichts zu bewundern, um meinem Führer keine Gelegenheit zu einem Argwohn, als wenn ſein Zeitalter alles verbeſſert hätte, zu geben. Ich bemerkte meinen Fehler ſogleich, als ich obigen Ausruf gethan hatte. „Dieß alles war möglich, ſagte mein Führer.“

Das dritte Kapitel.

Ein Tempel.

Indem ich noch halb zweifelnd herumſah, ob ich auch wirklich da wäre, wo ich zu ſeyn glaubte, hörten wir einen volltönigen Geſang, welcher mit einer feierlichen Langſamkeit und einer Melodie voll Glut und Andacht dahin ſtrömte. Mein Herz ward von ungewöhnlichen Freuden emporgehoben, und ich habe nie ſo mächtig empfunden, was die menſchliche Stimme über die Herzen der Menſchen vermöge. Es war nicht möglich, dieſer Muſik zu widerſtehen, und ihr beizuwohnen, ohne mit den ſeligſten Empfindungen der Liebe, der gottſeligſten Sinnesänderung, und der Verſöhnung mit allen Weſen der Schöpfung durchdrungen zu werden. Welch ein großes, gutes und ſtarkes Volk muß das Volk ſeyn, dachte ich, das hier ſeine Stimmen vereinigt!

Ich habe oft von dem Geſang gehört, der in Rom *) alle Gemüther zerknirſchte, und

---

*) Dieß iſt das berühmte Miſerere in Rom, welches neben dem Salve Regina in Einſiedeln die herrlichſten Stücke der Kirchenmuſik ſind, und Wun-

nun bin ich Zeuge deſſen, was wirklich iſt. Ja, dieſe Töne ſteigen gegen Himmel, wie Weihrauch, empor; dieſe Gebete und Ergießungen der Seele ſchwingen ſich zum Throne des Höchſten. Ach, wie tief blieb hierin mein Zeitalter zurück!

Die Poeſie unſerer Kirchenmuſik war größtentheils üppige Poeſie des Theaters, welches ſelbſt noch immer dem Zeitpunkt ſeiner Verbeſſerung entgegen ſah. Sie ſelbſt war oft

---

der in den Herzen thun. „Seht nur, ſchreibt Reichard von jenem, da wird in Rom jährlich zu einer gewiſſen Zeit ein Kirchenſtück von lauter Singſtimmen, ohne Begleitung anderer muſikaliſcher Inſtrumente aufgeführt, das iſt ſo ſimpel und leicht, wie unſere Choräle, und nicht einmal durchgängig ſo ſchön, als die Melodie vieler unſerer Kirchengeſänge iſt; das thut auf alle, die es hören, eine ſo große Wirkung, daß alle Reiſende, die es gehört haben, verſichern, ſie wären niemals von ſolcher innigen Andacht durchdrungen worden, hätten niemals ſo lebhaft im Innerſten ihrer Seele die Gegenwart und die Größe Gottes gefühlt, als bei Anhörung dieſes Geſanges. Ja, dieſes haben mir ſogar Leute verſichert, die nicht einmal die lateiniſchen Worte, die geſungen wurden, verſtanden, alſo bloß durch die ſchöne Uebereinſtimmung der vielen Singſtimmen ſo gerührt wurden. Wie vielmehr, ſchließt Reichard, muß dieſes nun nicht beim Singen ſolcher Worte geſchehen, die ſchon auf Erregung der Andacht abzwecken!“

dem eigenen Grundtext nicht angemeſſen, und dieſer beleidigte nicht ſelten alle Vernunft. Dieſe Kirchenmuſik war dem Volk unverſtändlich. Sie ſagte überhaupt dem Verſtand nichts, und beleidigte das Herz, indem ſie ſelbes zerſtreute, und in ihm Erinnerungen aufweckte, die dem heiligen Orte unverſtändlich waren. Einem Muſikkenner zerſtreute ſie ſeine Gedanken, und die Gefühlvollern aus dem anweſenden Volke ließen ſich oft genug hintergehen, die Süßigkeit ihrer Empfindungen, welche dieſe Muſik in ihnen erregte, für Glut und Wärme der Andacht zu halten.

Die Geiſtlichen haben wieder gethan, was in den Zeiten, wo ſie dieß unterließen, die weltlichen Fürſten zu thun gezwungen waren; ſie haben ſich einhellig beeifert, die Mißbräuche, welche ſich unmerklich eingeſchlichen haben, zu heben, und die alte, reine Kirchendisciplin zurück zu führen. Sie fiengen damit an, daß ſie alle Prieſter ihres Kirſprengels aufforderten, ein Verzeichniß der Mißbräuche, welche bei ihnen herrſchten, einzuſenden. Großer Gott, welche ungeheure Menge hat ſich hier verſammelt!

Ich beſuchte mehrere dieſer Tempel, und ward nicht wenig von den großen würdigen Vorſtellungen erbaut, worin man die Bilder, welche man daſelbſt aufſtellte, erſcheinen ließ.

Es war nicht mehr den willkürlichen Einfällen des nächſten des beſten Mannes, der bloß ein mechaniſcher Künſtler, aber ſelten ein Dichter, und noch ſeltner ein denkender Kopf war, überlaſſen, Ideen zu bilden, die wider alle Hoheit deſſen, was er darſtellen ſollte, gewählt waren. Man war nicht mehr zufrieden, daß man einer Sache, an welcher das Volk oft zum Mißbrauch Gelegenheit nahm, eine gute Auslegung geben konnte, ſondern alles, deſſen es anſichtig würde, ſollte es erbauen und lehren.

Mein Führer errieth meine Gedanken, und zeigte mir in einem Nebenſaale eine Sammlung der merkwürdigſten Stücke, welche eine ungebildete Einbildungskraft erfunden, und eine ungehinderte Aufnahme gebilligt hat. Es ſollte mich nicht wundern, ſagte er, wenn dieß Volk auf Nebendinge geſehen, und die reinen Begriffe die nothwendigſten Grundſätze verloren hätte.

Das war wenig Gefahr, ſagte ich. Wir haben viel und ohne Unterlaß davon geredet.

Und deſto weniger gethan, fiel er ein. Es däucht uns, daß ihr wenig aus eigener, zuvorkommender Weisheit zu Stand gebracht, und daß euch immer die Zeit, oder ein dringender Unfall nothigen mußte, Verbeſſerungen dieſer Art zu unternehmen. Der Geiſt der

Gleichgültigkeit ſchien auf euern Geſchäften zu ruhen, und ihr habt daher gar vieles ſich ſammeln laſſen, welches nachmals wegzuheben, eure Kräfte zu ſchwach waren.

Das vierte Kapitel.

Das Rathhaus.

Ich hatte bisher ſehr wenig Volk auf den Straßen beobachtet; aber nun kam es aus allen Gegenden herbei, in der Abſicht, ſich auf dem Rathhauſe zu verſammeln, und einer Feierlichkeit, welche jährlich erneuert wurde, beizuwohnen. Ohne Auflauf und Gedräng ſtellte ſich jedes an einen, ihm gleichſam angewieſenen Ort: kein Streit, kein kindiſcher Muthwille trennte die Ordnung, ſondern Greiſe und Jünglinge, und Mütter, die ihre Kinder emporhoben, erwarteten mit dem ruhigſten Anſtand den Anfang der Feierlichkeit. Die Abgeordneten des Fürſten und der Stände des Landes hatten bereits die vornehmſten Plätze eingenommen; und wie erſtaunte ich nun, eine wider alle Erwartung übermäßige Menge von Vorſtehern und Bürgermeiſtern herankommen zu ſehen, welche alle Plätze eines großen Saals erfüllten, und für etliche Länder hinlänglich zu ſeyn ſchienen. Mein Irrthum ward mir bald benommen, indem ſie allgemach anfiengen, ſich auszutheilen, und an Seitenſchränke zu ſtellen, welches ihre kleinen Archive waren. Auf einer Säule ſtanden die Namen der Zünfte, und ſie ſelbſt waren nichts mehr, als ordentliche Bürger. Man hat die Kunſt erfunden, ſagte mein Führer, ihnen den Grad von Bildung und Aufklärung beizubringen, welcher ehemals den höheren Ständen, nicht ohne Unterſchied, eigen war, und hat ſie nebenbei, durch eine ganz beſondere, uns unbekannte Achtung auf den Namen, und das Vorrecht eines Bürgers aufmerkſam zu machen geſucht. Ohne alle Achtung und edle Ermunterung verfällt der Menſch allemal in einen Stand von Ohnmacht und Dürftigkeit, und feig und zaghaft, und verſchlagen, und bettelhaft wird er, und ſeine Unternehmungen haben ein Ende; dagegen in den Ländern, wo zwiſchen der Bürgerſchaft und denjenigen, welchen ſie eine gemäßigte Herrſchaft über ſich anvertrauten, keine abſondernde Kluft, ſondern ein ehrerbietiges Zutrauen von jenen, und eine freundſchaftliche Herablaſſung von dieſen, und zwiſchen beiden eine gewiſſe Vertraulichkeit herrſcht, der gemeinſte

Mann mit offener Stirn hervortritt, und etwas ſeyn will, und nach etwas trachtet, weil man ihn ehrt, und ihm die Kräfte zutraut, etwas unternehmen zu können. Niemals ſieht man offenbarer, als bei ſolchen Gelegenheiten, wie viele edle Triebe in dem Menſchen ſchlummern, und wie wenig es braucht, ihn auf ſeine Fähigkeiten aufmerkſam zu machen. Wir haben die ſchönen Gewohnheiten, an welche dein Zeitalter ſich hielt, nicht finden können, ſagte er zu mir. Sie waren ohne Zweifel zu gemein, als daß ihr es hättet der Mühe werth achten ſollen, dieſelben der Nachwelt ſchriftlich zu hinterlaſſen.

Meine Verlegenheit bei dieſer Frage darf ich nicht beſchreiben. Zu allem Glück ſtand nun alles in Ordnung, und ein Zunftmeiſter öffnete den Jahrtag, ſo ward die Verſammlung des heutigen Tags genannt. Er redete die Verſammlung ohne alle Umſchweife und gekünſtelte Kanzleyperioden, geradezu in einer einfachen, überausſtarken Sprache an, worin jedes Wort eine Bedeutung hatte, und ermahnte ſie ſämmtlich und einzeln, ihrer Freiheit und ihrer Vortheile nicht zu vergeſſen, und ihre Bemerkungen, welche ſie dieſes Jahr in Abſicht auf die Verbeſſerung eines Geſchäftes gemacht hätten, unerſchrecken und ſtandhaft herauszuſagen. Jeder Bürger hielt ſein

Haupt in die Höhe, und ihre Angeſichter glühten vor Muth und würdigem Stolz. Im ganzen Saale herrſchte ein feierliches Stillſchweigen, und man ſah wohl, daß es Eine Seele ſey, was die ganze Verſammlung belebte.

Das fünfte Kapitel.

Gewerbe.

Und nun fieng Zunft für Zunft jedesmal einer zu ſprechen an, (Himmel, was hörte ich da!) Dinge zu ſprechen, von welchen mein Zeitalter kaum etwas von Ferne geahnet hat. Ein großer Theil, vielleicht nahe an den Drittheil der Bürger in München, konnte zu meiner Zeit, kümmerlich, oder wohl gar nicht leſen und ſchreiben: und von dem Umlauf ihrer Geſchäfte und Gewerbe ſind ſie nicht das Geringſte gelehrt worden. Jeder der Bürger, welche hier auftraten, bewies durch die bedeutende Art, und den verſtändlichen Ausdruck, womit er den Inhalt ſeines Gegenſtandes vorbrachte, daß er die Verfaſſung ſeiner Väterſtadt genau kenne, und den Zuſammenhang und die Quellen, aus denen ſein Gewerb käme, und wohin es wieder hinfließe, richtig und ordentlich inne habe.

Die Anzahl, ſo wie die Namen jeglicher Zunftgenoſſen, waren an den kleinen Archiven öffentlich angemerkt, und der Mann, welcher in dem Namen der übrigen ſprach, erzählte eine kleine Geſchichte ſeines Gewerbes, worin er ſeine Bemerkungen, welche er dieſes Jahr mit ſeinen ſämmtlichen Zunftbrüdern über die Aufnahme oder den Verfall gemacht hatte, angab, und die Urſachen zu beſtimmen ſuchte. Wo jemand zugegen war, deſſen häuslicher Wohlſtand merklich abgenommen zu haben, und der zuſehends außer Stand zu ſeyn ſchien, ſeine Abgaben zu entrichten, da wurde unterſucht, ob Unglück oder ſchlechte Wirthſchaft, oder die Vertrocknung der Nahrungsquellen an dieſem Uebelſtand Urſache ſey: und dann ward mit Ernſt zu thätigen Mitteln geſchritten, eine gänzliche Armuth dieſes Mannes beizeiten zu verhindern. Wo jemand eine Verbeſſerung gemacht, oder zu einer neuen Erfindung die erſten Gedanken geſammelt hatte, deſſen ward hier öffentlich erwähnet, und ſein Namen unter Glückwünſchen und ermunternden Ehrenbezeugungen der hohen Abgeordneten in das Jahrbuch der Stadtgeſchichte eingetragen. Auf dieſe Art war zwiſchen den Gewerben der Bürger niemals eine ſchädliche Lücke möglich; die Nachtheile wurden ſogleich entdeckt und abgethan. Die Erfindungen blieben einheimiſch, und verloren ſich niemals; und etliche Jahre nichts gethan, nichts beſſer gemacht zu haben, ward für keine Ehre gehalten. Dieß ward durch ein Stillſchweigen der Abgeordneten an den Tag gelegt, und, wie ich bei einer Zunft, welcher dieß wiederfuhr, bemerkte, ſo war dieß Stillſchweigen für die Gemüther dieſer Bürger empfindlicher, dann die härteſte Strafe. Die meiſten kehrten vor Schamröthe das Geſicht weg, und ſelbſt das Volk ſchien an ihrer Verlegenheit Antheil zu nehmen. Auch davon, dachte ich, haben wir keinen Begriff gehabt.

Die höhern Orden der Bürger waren zum Sprechen immer die letztern, und aus dem Stande der Kaufleute und Wechsler, welche, wie ich gleich bemerkte, die, in Vergleich der Nachbarn, ſo vortheilhafte Lage der Stadt glücklich benützt, und ſelbe zum Mittelpunkt des Gewerbes gemacht haben, hielt einer über die vornehmſten Stücke des Mauthweſens eine kurze, aber ſo ſachvolle und überzeugende Rede. — Auf welcher berühmten Univerſität lehret dieſer Mann wohl? fragte ich. Er lernet in ſeinem Comtoir, gab mein Führer zur

Antwort. Die allgemeine Theorie der Handlung ſtudirt bei uns, ſagte er, jeder Lehrjung, der einen geſunden Kopf hat; und was das Uebrige betrifft, ſo glauben wir, daß derjenige die Vortheile ſeines Standes am richtigſten unterſuchen werde, der dieſe Vortheile zieht.

Als dieſe Feierlichkeit geendigt war, ſtand einer der Abgeordneten auf, und rief zu dreimalen, und mit ernſter Stimme, daß derjenige hervortreten ſollte, deſſen Gerechtſache durch irgend eine Kabale offenbar beleidigt, oder dieſes Jahr noch nicht geendet worden wäre.

Das ſechste Kapitel.

Proceſſe.

Welch eine weiſe Einführung! rief ich aus. Wie? Werden bei euch die Proceſſe alle Jahre abgethan? Wie iſt das möglich? Wie hat man es gemacht, es in Möglichkeit zu bringen?

Ich begreiſe dein Erſtaunen ganz wohl, ſagte mein Führer, und ich will deiner ganzen Wißbegierde ein völliges Genügen leiſten. Wir glauben, fuhr er fort, daß hierin die Weisheit eines jeden Volkes zu erkennen ſey, und wir haben davon die redenden Beweiſe vieler Jahrhunderte aufbehalten. O mein Freund! (hier ſeuzte mein Führer). Er ſchien ſo viel auf dem Herzen zu haben, daß es ihm ſchwer ward, den Anfang zu machen.

Wir haben noch die Denkmäler eines gewiſſen Zeitalters, ſieng er an, wo es offenbar iſt, daß die Gerechtigkeit eine durchtriebene Kunſt, ein ungewiſſer Streit, höchſtens eine Wiſſenſchaft für das Gedächtniß, aber kein Eigenthum war. Wer ſie immer ſuchte, und hatte er die gerechteſte Sache, der mußte es wagen. Der Ausgang jedes Proceſſes hieng von hundert zufälligen Umſtänden ab, und der niedrigſte Gerichtsdiener war eine wichtige Perſon, die keine Gelegenheit außer Acht ließ, ſich eine unausſtehliche Amtsmiene zu geben. Niemand muß damals daran gedacht haben, den Geiſt dieſer Geſetze ins Licht zu ſetzen, wie das uns nicht wundert, da zu gleicher Zeit diejenigen Wiſſenſchaften und Künſte, welche die Kenntniß des Menſchen, ſeiner Triebe und Fähigkeiten zum Gegenſtand haben, außer aller Achtung geſtanden. *) Die Geſetzgebung

---

*) Es giebt kein armſeligers, hartherzigers, finſterers Geſchöpf, als einen Rechtsgelehrten, der nichts

iſt der wichtigſte Theil öffentlicher Erziehung, und um zu wiſſen, wie gut jene ſey, hätte

---

iſt als dies allein, wie gemeiniglich diejenigen nichts wiſſen können, die nichts leſen, noch eine Kenntniß von Literatur beſitzen. Die folgende Stelle aus dem Woldemar iſt ſo herrlich und wahr, daß ich wünſchte, ſie in allen meinen Schriften wiederholen zu können. Sieh, ſagt dieſer Woldemar zu ſeinem Freund, ſieh, ſagt er, ehrlicher Freund, es iſt nichts, was dem Menſchen alles Menſchliche ſo austilgt, Gefühl und Verſtand ſo ganz in ihm ertödtet, — als die [illegible] Rechtsgelehrſamkeit: und, ich ſchwöre dir, mehr, als alle, dunkele, juriſtiſche Schulfuchſerei iſt hier nicht in den Leuten: ſie haben dir, Gott weiß! kaum nicht die mindeſte Einſicht in Staatsverwaltung, nicht einen Funken wahrer Philoſophie, nicht ein Schernlein ächten Witzes; — Kenntniß der Welt, der Geſchichte — Literatur! — Kein Auge voll, — Nichts, nichts! — Die bloße, platte, leere Juriſterei. — Und was ſich die Schüler des Pedanten darauf einbilden, daß ſie keinen Menſchenverſtand mehr haben, das iſt unbegreiflich. — Satzungen und Formalitäten, — da allein das, nicht geſunde Vernunft, in ſofern zur Sache thut, ſo ſind Satzungen und Formalitäten ihnen allein ehrwürdig, und ſie lernen geſunde Vernunft für nichts achten. Mit dem Weſentlichen verrichten, mit dem Billigen, geht es ihnen eben ſo; ſie lachen darüber; lachen dich aus, daß du ſo albern und unwiſſend biſt, und meinſt, damit ſey etwas gethan. — Kömmſt du ihnen mit höhern Grundſätzen, als: Wohlfahrt des Staats, Glückſeligkeit der Bürger, Intereſſe man nur das Beiſpiel von dieſer, ſo wie ſie in den Häuſern anzutreffen war, abziehen dürfen. Wo ein Kind immer kränkelt, täglich am Abend mit neuen Beulen und Wunden erſcheint, täglich verſchlagner, und zu nützlichen Dingen träger, und zuletzt auf einem Auge blind, und auf einem Ohr taub wird: da muß im Grund des Erziehungsplans, oder an den Erziehern irgend ein Fehler vorhanden ſeyn. Wo ein Geſetz aus der Natur und den beſondern Eigenſchaften des Volkes, aus den gegenwärtigen Bedürfniſſen deſſelben hergeholt, wo es klar und beſtimmt iſt: da iſt die Kürze und ſeltnere Erſcheinung der Streitigkeiten eine eben ſo natürliche Folge. Daß ſich dagegen die Anzahl der Richter und Sachwalter vermehren muß, je mehr im widrigen Falle die Arbeiten und gerichtlichen Geſchäfte ſich häufen: da iſt es wieder eben ſo unvermeidlich,

---

der Menſchheit: ſo würdigen ſie ſich nicht, dich anzuhören; das iſt ihnen [illegible] für müßige Leute; armſelige Kinderei: es wird ihnen übel davon; ſie ſchwitzen und ziſchen — Kurz, ehrlicher Freund, lieber Bruder Detenburg! du erträgſt es nicht: [illegible] vor Ekel und Abſcheu zu Grund — Könnte ich doch dieſe treffende, charakteriſirende Stelle dem — und dem — vorleſen! Sie würden über Paſquille ſchreien; denn ſie würden glauben, man habe ſie gemeint.

als gewiß, daß, wenn zum Beiſpiel, einmal die Menge der Advokaten überſetzt iſt, die Vermehrung der Proceſſe und muthwilliger Streitigkeiten ſich in alle Ewigkeit nicht verringern, noch der urſprüngliche, bedeutende Buchſtabe des Geſetzes jemals emporkommen werde. Das weiſeſte Geſetz wird in dieſem Falle vereitelt, und die Unordnung wird zum Syſtem. Jeder, der von einer Partei zu gewinnen hofft, wird derſelben auch in der verzweifeltſten Sache Hoffnung zum Siege machen, und ſchelmiſche Verdrehungen der Geſetze werden das Anſehen einzelner Ausnahmen, oder wohl gar das Gewicht eigener Geſetze erhalten. Es würde außer aller Glaubwürdigkeit liegen, fuhr er fort, wenn nicht die eigenen Akta der Sache noch übrig wären, daß im benannten Zeitalter über einen Zaun, der während des Proceſſes verfaulte, ein halbes Jahrhundert geſtritten, und daß über einen einzigen Artikel eine Anzahl von hundert ſechs und neunzig Geſetzen gehäuft worden. Alles wurde geſchrieben, weil der Leute, die durch das Schreiben ſich nähren wollten, und mußten, zu viel waren; und in unſerer Raritätskammer (denn dahin legten wir die abenteuerlichen Akta) befinden ſich einige Fälle, wo der Kläger, der wegen der Bezahlung von drei Gulden eine Eingabe machte, ſechs Gulden bezahlen mußte. Wir zweifeln nicht, daß dadurch unzählige Familien an den Bettelſtab gekommen ſeyn werden, und daß zwei Advokaten, wenn ſie mit Richtern zu thun hatten, die des Geldes oder Anſehens zu weitern Beförderungen bedurften, oder mit Richtern, die gern aßen und tranken, oder gerne mit Mädchen ſcherzten. —

Von welchem Zeitalter ſprichſt du dann? fragte ich.

Was kann dir nun hier an der Jahrzahl des Zeitalters gelegen ſeyn, wenn die Nachricht, die ich von demſelben gegeben habe, gewiß iſt? antwortete mein Führer. Es kam hier nicht allein auf den Ruin an, fuhr er fort, welchen häufige Familien an ihrem Hausweſen erlitten, ſondern die traurigſte Folge war der Verfall ihres einfachen und männlichen Charakters. Die Liebe der Bürger unter einander, und das wechſelſeitige Vertrauen erlöſchte, und an deren Stelle ſetzte ſich bei allen Geſchäften anfangs eine behutſame Klugheit, dann ein gewiſſes durchtriebenes Weſen, das allen guten Geſinnungen ein Ende machte. Einſicht und Redlichkeit halfen nicht mehr zum Endzweck, ſondern man mußte ſich eine gewiſſe Verſchlagenheit eigen gemacht haben, einen andern auszuholen, oder ihn, nachdem es die Umſtände verlangten, mit einer Gegenpartei zu verwickeln, und alles in die Kreiſe ſeines Vortheils zu ziehen. Dieſe Grundſäze und dieſe nothwendige Weltkenntniß, wie man es nannte, wurden unaufhörlich ſchon den Kindern eingeprägt, und die Gebrechen und Laſter, und Vorzeichen des menſchlichen Verfalls, Schlauheit, Argliſt, Kunſt der Verſtellung, der Kälte, wurden, wider alle Natur der Dinge, mit den Namen Tiefſinn, Einſicht, Genie, und Brauchbarkeit belegt. Das wars, was die gröſte und die ſchrecklichſte aller Verwüſtungen anrichtete.

Und wie habt ihr dem Uebel geſteuert, wenn ichs wiſſen darf?

„Wir haben etwas gethan, das man bis auf dieſe Zeit für gefährlich, für unthunlich, oder wenigſtens für überflüſſig hielt. In ſpätern Zeiten hatten die Bürger gar keinen Begriff davon, was die Worte: Bürger, Staat und Geſez ſagen wollen. Ehe er in eine Zunft aufgenommen ward, hörte er nichts davon; und als dieſes geſchah, hörte er nichts weiter, als daß er nunmehr gehalten wäre, dieſe und jene Abgabe zu entrichten, dieſe Arbeit auf ſich zu nehmen, dieſe Bürde zu tragen. Wie das alles zuſammenhänge, und woher, und wohin es komme, das blieb ihm unbekannt: wie konnte man es ſo unbarmherzig vernachläßigten Menſchen zumuthen, daß ſie Kraft und Luſt äußern ſollten, nach bürgerlichen Tugenden zu ſtreben?

Bei uns hält ſich jeder Bürger ein Geſetzbuch und ein Buch der Verordnungen. Aus jenem lernt er den Zuſammenhang und die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens: aus dieſem die Nothwendigkeit einiger Abänderungen, welche Zeit und Umſtände veranlaſſen. Er befolgt ſie gerne, weil er weiß, warum er ſie befolgen ſoll. Hätten wir nicht ſo viele Zeugniſſe aus den vorhergehenden Jahrhunderten, ſo würde es uns unglaublich bleiben, ſo wie es uns noch immer unbegreiflich bleibt, wie man die wichtigſten Kenntniſſe dem wichtigſten Theile des Volkes vorenthalten konnte. Wir haben gefunden, daß der allgemeinen Vorſchriften, nach welchen ein Volk in Ordnung, Ruhe und Sicherheit erhalten werden kann, ſo wenige, und faſt dieſe ſo einfach ſind, wie die Geſetze, nach denen ſich Sonne und Mond und die unzähligen Sterne bewegen. Wir haben dieſe Vorſchriften, nach dem Beiſpiel der urälteſten Völker des Erdbodens, von denen noch immer die beſten Geſetze ſich erhalten, in dem ſtärkſten, bilderreichſten, reinſten Ausdruck, deſſen unſere Sprache fähig war, hergeſtellt, und es iſt den Vorſtellern unſerer Nation ſo geglückt, daß man unſere Geſetze nicht leſen kann, ohne mit Ehrfurcht und

Schauder für die Heiligkeit derſelben erfüllt zu werden. Wöchentlich iſt ein Tag beſtimmt, wo einer unſerer erſten von Adel unſern Jünglingen ſo viel, als ihr Alter faſſen kann, davon erkläret, und ihren zarten Seelen zu einer Reiſe verhilft, wohin eure Greiſe nie gelangen konnten. Nun erſt ſpricht der Bürger das Wort Landsmann mit Bedeutung aus, und die Vaterlandsliebe entſteht aus ſeinem Herzen. Die Befolgung der Geſetze, des Rechtes und der Billigkeit wird bei uns nicht durch Befehle erzwungen, ſondern beſſer und vollkommener durch Ehrliebe und eingepflanzte Neigung erhalten, und Beiſpiele des Heroismus, wo Bürger ihren Privatvortheil dem gemeinen Wohl vorgezogen, ſind bei uns eben ſo häufig, als ſie in den letzten Jahrhunderten ſelten waren. Wir haben den alten Bürgerſinn wieder hergeſtellt, und auf Betrug und Wortverdrehungen eben die Schande geſetzt, womit bei euch der Diebſtahl gebrandmarkt ward. Unſere aufgeklärten Bürger ſind ſelten in Gefahr, eine Handlung vorzunehmen, oder zu unterlaſſen, wodurch die unvermeidliche Nothwendigkeit zu einem Streit veranlaßt würde; und wo der Fall ſich ereignet, iſt die Sache bald abgethan.

Eine andere Gewohnheit der ſpätern Jahrhunderte, die wir eben ſo wenig begreifen können, war, daß man die Gerechtigkeit bezahlen mußte. Wir wiſſen wohl, daß man klug genug war, dieſer Einführung eine andere Wortbedeutung zu geben; aber es kommt nicht darauf an, wie man etwas nennt, ſondern wie man es thut. Mit einem Worte: wer ehemals ein Recht ſuchen, oder vertheidigen wollte, der mußte Geld auslegen. Wir, die wir glauben, daß die Nothwendigkeit, jemand zu ſeinem Recht zu verhelfen, mit der öffentlichen Sicherheit aus einer Quelle flößen, haben alle Taxen und Gebühren, und alle Bezahlungen dieſer Art mit Einemmale aufgehoben. Unſern Richtern und Advokaten gilt jede Partei gleich viel; ſie werden von den gemeinſchaftlichen Kaſſen unterhalten: und wenn ſich einer betreten ließe, von einer der ſtreitenden Parteien eine Beſtechung angenommen zu haben, dem würde unverzüglich ein Ohr abgeſchnitten. — Es iſt dieß die einzige Strafe, verſetzte mein Führer, wobei wir uns (die Mordthaten mit eingeſchloſſen) genöthigt fanden, Blut fließen zu laſſen.

Alle unſere Gerichte ſind öffentlich, und werden mit einer gewiſſen Feierlichkeit begangen, welche den Anweſenden Hochachtung und Redlichkeit einflößt. Bei unſern Gerichtsſitzungen wird nicht erzählt, wo man den vorgehenden Tag geſchmauſt, welches Mädchen man beſucht, und welcher Luſtbarkeit man ſich überlaſſen hat; es werden keine Neuigkeiten erzählt, noch ſonſt unanſtändige Dinge vorgenommen, welche Kälte und Zerſtreuung veranlaſſen, ſondern eine heilige und große Sache iſt hier die Sache der Menſchen. Richter und Parteien befleißen ſich hier eines vernünftigen und ordentlichen Vortrags, und die Umſtehenden gewinnen, in Abſicht auf ihre Denkungsart, allein durch Anhörung dieſer Begebenheiten mehr, als ſie ehemals durch alle Schulen nicht gewonnen haben. Wir haben es den Richtern und Advokaten ſchwer gemacht, indem wir in Geſchichten eine Sammlung aller ehemaligen Chikanen bekannt machen ließen, und unſer Volk iſt geübt genug, die geringſte Schalkheit zu entdecken.

Wir haben aus guten Gründen zu verſtehen gegeben, daß in den meiſten Fällen, wo Proceſſe entſtehen, eine bei uns unverzeihliche Unwiſſenheit, oder eine unredliche Abſicht zum Grunde liegen müſſe; und unſere ehrlichen Bürger, die dieſen Vorwurf mehr ſcheuen, als alles, hüten ſich ſorgfältig, dieſen Verdacht auf ſich zu ziehen. Viele begnügen ſich damit, zu irgend einem anſehnlichen ältern Bürger ſich zu begeben, und ſich ſeiner Entſcheidung zu überlaſſen.

Jeder unſerer Proceſſe muß längſtens binnen einem Jahre geendet ſeyn. Wir erfuhren, daß dieß alſogleich möglich war, ſo bald es mit Ernſt befohlen ward. Da wir wenige Advokaten, und dieſe keine Hoffnung haben, von der Verlängerung einer Streitigkeit einen Vortheil zu ziehen: ſo werden keine Hilfsmittel erdacht, die Sache hinaus zu zögern. Unſere Advokaten ſind ohne Ausnahme die rechtſchaffenſten Männer; ſie ſind bei den Streitigkeiten gegenwärtig, ohne ſich im geringſten in dieſelben zu miſchen; und ihr Amt beſteht bloß darin, den Parteien, die ſich nicht deutlich genug erklären können, beizuſtehen, und auf den Zuſammenhang der ganzen Sache zu merken. Es wird bei uns ſehr wenig geſchrieben, aber dafür deſto mehr gehandelt. Eine entſchiedene Sache wird dieſelbe Stunde auf das ſtrengſte befolget. Unſere Arbeiten bei Gericht ſind um die Hälfte weniger, als ſie ehemals ſeyn mochten. Wir haben die meiſten willkürlichen Gelegenheiten zu Proceſſen abgeſchnitten, weil wir die Vervielfältigung derſelben für ein Gebrechen der Verfaſſung, und für eine ſchädliche Sucht des Volkes hielten, und, ſetzte er mit einem Angeſicht voll Heiterkeit hinzu, weil gute Menſchen, wozu wir die unſrigen durch gar leichte Mittel gemacht haben, ſelten zanken, und weil es da, wo alles in Ordnung iſt, immer wenig zu thun giebt.

Das ſiebente Kapitel.

Heirathen.

Indeß wir in dieſem Geſpräche begriffen waren, hörte ich von der Straſſe einen Chor der lieblichſten Einzelſtimmen, in welche die Inſtrumente wechſelweiſe einfielen, immer näher und näher kommen. Die Anweſenden geriethen in eine freudige Bewegung, und die vornehmſten Bürger giengen, in Begleitung des Erſten im Rath, den Ankommenden entgegen. Ich erwartete im voraus etwas Großes; aber wie hätte ich, mit den Begriffen meines Zeitalters über und über belaſtet, das ſchöne Schauſpiel, das ſich öffnete, erwarten können?

Geſunde, wohlgewachſene junge Männer und züchtige Mädchen traten, Hand in Hand, faſt alle von ihren Großältern begleitet, unter einem Jubelruf des ganzen verſammelten Volkes den Saal herein, wo ihnen die Rathsherren die Hände reichten, und zu dem erhabnern

Ort der Abgeordneten führten. Die jungen Männer wurden auf eine Seite, und auf eine andere die Mädchen geſtellt. So abgetheilt erſchienen auf Seitengallerien alle Töchter und Söhne der Stadt. Jene waren alle bekränzt. Es waren die Glücklichen, die heute vermählt werden ſollten. Ich rief in den Jubel des Jubels.

„Wir glaubten, ſagte mein Führer, daß wir dieſen entzückenden heiligen Bündniſſen nicht genug alle Feierlichkeit geben könnten, um die große Bedeutung, welche in der ſchönſten aller Handlungen liegt, in einer Vereinigung liegt, nach welcher jedes gute lebende Weſen ſich ſehnt, in allen Herzen auf das lebhafteſte zu erneuern. Wir haben zwei Tage des Jahres beſtimmt, unſere Feiertage, wo ſich Väter und Urväter verſammeln, den zärtlichſten Bündniſſen ihrer Kinder beizuwohnen. Hier ſieht mancher Großvater ſeine Nachkommenſchaft, und Verwandte, und Freunde, ein herrliches Geſchlecht, und die Aeltern genießen die öffentliche Belohnung aller ihrer Sorgen, ihrer Nachtwachen, ihrer Arbeiten für geliebte Kinder, allen den Stolz, ſie wohlerzogen, die Söhne zu tauglichen Bürgern und guten Vätern, die Töchter zu wahren Müttern und Ehefrauen erzogen zu haben. Sieh, hier kennen, ſehen wir einander, ſehen wir alle unſere

Familien, wie Eine verſammelt. Dieß iſt ein Tag, an welchem höhere Ahnungen in allen Herzen erwachen, der Jüngling und das Mädchen den Reiz der Unſchuld und des häuslichen Lebens, und der Greis die herrlichſte Belohnung, mit der er zu Grabe geht, für eine lange, lange Reihe ſchöner Handlungen einärntet. Du ſiehſt alles in Thränen; aber hier kennt man höhere Dinge, hier weint man Thränen der Freude.

Ein Wink, welchen der Abgeerdnete des Fürſten mit der Hand gab, machte dem Freudenruf auf einmal ein Ende, und ein ehrerbietiges Stillſchweigen herrſchte in dem Saale. Da traten eine Menge ſchöner, ehrwürdiger Greiſe hervor, und den Greiſen folgten die Söhne, und den Söhnen folgte eine Reihe lieblicher Kinder, indeß die Mütter voll unausſprechlichen würdigen Stolzes, und himmliſcher Freude an ihren Stellen verblieben. Der Abgeordnete trat herab, und umhängte diejenigen Väter, denen eine Reihe von zwölf Kindern folgte, mit einer Medaille, worauf des Fürſten Bildniß geprägt war. *)

---

*) Wie tief müſſen da die Sitten des Volkes herabgeſunken ſeyn, wo man es für ein Glück hält, keine Kinder zu beſitzen! Ich ſah Menſchen, die ſich deßwegen einander beneideten; und auch ſolche

Während dieß vorgieng, ſangen die Jünglinge und die Mädchen, die auf der Gallerie zu ſehen waren, ein feierliches Lied.

ſah ich, welche Frauen heiratheten, bei denen ſie keine Hoffnung hatten, Kinder zu bekommen. Mir däucht, dieß Uebel ſey das Traurigſte, das einen Menſchen befallen kann; und wo einmal in einem Staate eine ſolche Denkungsart herrſchend wird, da muß alles zu Grund gehen.

Man zähle dieſen Augenblick alle Familien in der Stadt, wo ich dieß ſchreibe: wie viele, wo Großväter vom nemlichen Hauſe vorhanden ſind, wird man zählen? Was die Stände, welche Gewerbe treiben, und mithin den bürgerlichen Umlauf der inländiſchen Produkte befordern ſollen, betrifft: ſo pflanzt ſich vielleicht kaum die Hälfte derſelben von dem Vater auf den Sohn fort. Faſt gewohnlich folgen fremde Leute nach. Dieß iſt eine ſchreckliche Erſcheinung nicht ſo faſt in Rückſicht auf den Wohlſtand der Gewerbe, von deren Verfall ſie eine Haupturſache iſt; ſondern in Betracht, daß es Väter giebt, die, ohne Gefühl für ihre Kinder, für die Fortpflanzung ihres Geſchlechts, einen Ruhm darin ſuchen, in ihren Kindern abzuſterben.

Man ſchließe hiemit auf die öffentliche Erziehung, von welcher dieſe Denkungsart eine Folge, und deren Zugegenſeyn von Niemand zu heilen iſt, als von dem, welcher eine Kenntniß beſitzt, wie man den Charakter umbilden müſſe. Wo iſt aber gegenwärtig die Wiſſenſchaft für den Staatsmann,, worin man nur daran denkt, ſo wär's zu lehren? Sohin wären Belohnungen für eine beſtimmte

„Siehe, ſangen ſie, ſo wird der Mann, der Gott fürchtet, geſegnet. Er wird die Arbeit ſeiner Hände genießen; er wird glückſelig, und in ſeiner ganzen Seele erfreut ſeyn; deine Gemahlinn, wie ein fruchtbarer Weinſtock um die Wände des Hauſes; deine Söhne, wie junge Oelzweige, um die Runde deines Tiſches; ſiehe, ſo wird der Mann, der Gott fürchtet, geſegnet.“

Ehe dieſe Feierlichkeit den Anfang nahm, bemerkte ich, daß ſich die Zuſchauer, welche ſich auf zwei kleinen Seitengallerien befanden, entferneten. Dieß waren die Männer, welche das ſechs und dreißigſte Jahr vollendet hatten, ohne ſich zu verehelichen. *) Wir haben ein Geſetz ge-

---

Anzahl lebender Kinder das beſte Mittel, die Aeltern ohne Gefühl wieder ahnen zu machen, daß es ſchön ſey, viele Kinder dem Staat zu erziehen.

*) Zwei Klaſſen von jetzt erſcheinenden Menſchen nagen unter andern an der Wurzel aller unſ'rer Verfaſſungen; die vielen Privatiſirer und Eheverächter. Es iſt wider allen Begriff einer bürgerlichen Geſellſchaft, und ſollte daher niemand, der geſund iſt, erlaubt ſeyn, ohne alles Amt, ohne allen Gegendienſt, welchen jeder Erdenbewohner ſeinem Staat ſchuldig iſt, zu leben. Wie dieſer Staat jeden in ſeinem Eigenthum ſchützet: ſo kann er den Beſitz deſſelben nur mit der Bedingniß, daß man ihm dafür wieder gebe, bewilligen, oder man müßte ſchweigend den Grundſatz annehmen, daß man

macht, ſagte mein Führer, dieſe verdächtige und beſondere Art Menſchen an Feierlichkeiten, wozu feinere Seelen erfordert werden, keinen Antheil nehmen zu laſſen, indem wir dafür halten, daß denſelben irgend ein Sinn zur wahren Güte des Herzens, und diejenige Wärme mangle, welche einem edeln Bürger eigen ſeyn ſoll. Wir ſetzen in keiner Sache unſer ganzes Vertrauen in ſie, und befördern ſie nur nach langer Prüfung, und mit der äußerſten Behutſamkeit zu wichtigen Aemtern.

---

darum arbeite, um ſich ſo viel zu erwerben, damit man nicht mehr arbeiten dürfe. Was ſoll man vollends von den Eheverächtern denken? Von Leuten, die zwar nicht unterlaſſen, ſich Maitreſſen zu halten, unverführten Mädchen nachzulaufen, und ſich ſybaritiſchen Wolluͤſten zu übergeben, und die äuſſerſte Duldung des Staats (wenn ſich das ſagen läßt) zu mißhandeln; aber verächtlich die Naſe rümpfen, wenn der Pflichten gegen dieſen Staat erwähnet wird? Von Männern, welche zu glauben ſcheinen, in dieſem Fratzenleben, und im bene et jucunde liege die Kenntniß der großen Welt, ein großer Geſchmack und eine verfeinerte Aufklärung? Von Männern, welche ſo gerne von ihrem Bedürfniß ſprechen, von einem Ding, das auf die Art, wie ſie, kein Thier im Wald und Sumpf ausübet? O Philoſophie des Lebens, die du Menſchen in Staaten verſammelteſt! warum haſt du's ihnen möglich gemacht, dich je wieder aus den Augen zu verlieren?

Wie kalt und unfreundlich muß das Herz des Mannes ſeyn, der keine Freude der Nachkommenſchaft fühlt, und vergnügt leben kann, während die Gewißheit vor ihm liegt, daß ſein Geſchlecht mit ihm ſterben werde? Was kann denſelben, als Bürger, aufmuntern, an dem häuslichen Wohl der Nachwelt zu arbeiten, an welchem er keinen Theil nehmen wird? Was kann —

Aber nunmehr traten jene jungen Männer in die Mitte. In einer kurzen aber rührenden Rede ſchilderte man ihnen die Pflichten ihres künftigen Standes ab, und munterte ſie auf, Muſter ihres Zeitalters, und Beiſpiele für die Nachwelt zu werden. Ich hörte bei allen dieſen Vorſtellungen kein einziges Wort von irgend einer Strafe im Falle der Uebertretung, noch bei jener Aufmunterung die Thaten der Kriegswuth nennen, mit welcher man ehemals, unter dem Namen des patriotiſchen Heldenmuths, feindſelige Geſinnungen wider die Nebenmenſchen in zarte Gemüther legte, und die Eindrücke der allgemeinen Neigung und wohlthätiger Tugenden auslöſchte. Für jeden neuangehenden Bürger brachte man ein Geſetzbuch hervor, das der Staat demſelben zum unvergeßlichen Geſchenke und unverbrüchlichen Andenken mittheilte. Als man es ihnen entgegen trug, ließen die Männer auf nie zugeben, ſchien er zu ſagen, daß man euch frage: Was fehlt euch?

Das achte Kapitel.

Belohnungen und Strafen.

Die Jugend, ganz in Wonne zerfloſſen, trat zurück, den Glückwünſchen und den Segnungen ihrer Anverwandten entgegen, als die Bürgermeiſter anfiengen, die Thaten dieſes Jahrs mit lauter Stimme abzuleſen, und dann dieſelben in ein ewiges Jahrbuch, in welches die Vornehmſten der Anweſenden, zum Zeugniß der ſtrengſten Wahrheit, ihre Namen ſchrieben, einzutragen. Dieſe Geſchichte ward alle Tage zu gewiſſen Stunden ſichtbar, und die Bürger öffneten ſie nie, ohne eine edle Eiferſucht zu empfinden, etwas zu thun, das eingetragen zu werden verdiente. Sechs verborgene, unbeſtochene Richter mußten entſcheiden, ob eine Handlung würdig ſey, zum Andenken der Nachwelt aufbehalten zu werden. Dieſe wußten, daß man nach dem Maaße der Hochſchätzung, welche ſie einer guten That wiederfahren laſſen würden, ſie ſelbſt einſt beurtheilen, und auf ihre eigene Güte ſchließen würde; und daher hüteten ſie ſich ſorgfältig, gemeine Dinge für außerordentlich zu halten, und Tugenden, deren Unterlaſſung ſtrafbar iſt, als ſeltene Erſcheinungen anzupreiſen.

Ein Mann von ſehr großem Vermögen fand in einem geheimen Schranke ſeines Hauſes ein einſt unterſchlagenes Teſtament, nach welchem ſein ganzes Erbgut einer unanſehnlichen, ganz vergeſſenen Familie zugehörte. Er ſtellte dieſes derſelben anheim. Ich will lieber kein reicher, als kein ehrlicher Mann ſeyn, ſagte er. Die vergeſſene Familie, die, wiewohl nicht unter bequemen, aber auch nicht unter drückenden Umſtänden gelebt hatte, berathſchlagte ſich mit den Häuptern ihrer Anverwandtſchaft; und dieſe vereinigte ſich, jene zu bereden, daß ſie das Vermögen ausſchlagen, und ſich mit ihrem bisherigen Schickſal begnügen möchte. Sie that es, und das ward eingetragen.

Der Sohn eines Zunftmeiſters verlor alle Hoffnung auf die Beförderung zu einem Amt, wozu er ſich lange Jahre hindurch fähig gemacht hatte. Auch die Hoffnung zum Beſitz einer Geliebten verlor er; und durch einen ſeltſamen Zufall ward beides einem, im Verhältniß mit ihm, ſehr geringen Manne zu

Theil; und kaum hatte dieſer das Amt angetreten, als er in Gefahr kam, ein Verſehen zu begehen, welches das unvermeidliche Unglück vieler Häuſer nach ſich gezogen hätte. Und nunmehr hätte jener Gelegenheit gehabt, ſich durch den Sturz dieſes Unwürdigen zu erheben; allein er dachte edler, und verrichtete an der Stelle des andern ein ſchweres Geſchäft, das er verderbt haben würde. Auch dieß wurde eingetragen; aber daß ein Rathsherr, welchem die Beſorgung einer weitſchichtigen Lieferung anvertraut worden, keinen Häller veruntreuet; daß ein anderer bei Gelegenheit, wo eine höchſt wichtige Stelle vergeben wurde, ſeine Stimme nicht ſeinem Vetter gab, dem alles Talent dazu fehlte, das ward nicht eingetragen. Das wären gemeine Tugenden, ſagten ſie, und jedem Manne weſentlich, der einen Anſpruch auf Ehrlichkeit machen will.

Ich ſehe wohl, ſagte ich, daß ihr der Meinung ſeyd, es ſey menſchlicher, und in Abſicht auf den guten Erfolg erſprießlicher, die Tugend aufzumuntern, als das Laſter zu ſtrafen.

Er wollte antworten, als mit freudigem Ausrufen die Namen derjenigen genannt wurden, welche durch die Entdeckung eines verborgenen Uebels, oder noch entfernten Guten, verdient hätten, mit einem öffentlichen Preiſe beehrt zu werden. Ich bemerkte, daß die Gegenſtände, die hier gekrönt wurden, keine bloße Betrachtungen, auf angenommene Hypotheſen gegründet, ſondern immer gegenwärtige Dinge betrafen, deren Ausübung unmittelbar den Lebenden zu ſtatten kam. Ein Arzt, welcher bemerkt hatte, daß in einer Gegend der Stadt ſeit kurzem mehrere Menſchen an der Waſſerſucht krank lägen, und die Quelle entdeckte, welche dieß Unglück veranlaßt hatte, wurde zum erſten belohnt; und ihm folgte ein General, der in der Taktik eine überaus nützliche Erfindung gemacht, und dadurch dem Kriegsweſen einen Dienſt, deſſen Wichtigkeit man die Eroberung einer Feſtung vorzog, geleiſtet hatte. Ein Landphyſikus hatte dieß Jahr einen ſchädlichen Aberglauben, welcher von Zeit zu Zeit große Verwüſtungen anrichtete, durch eine deutliche Erklärung der Naturkräfte, ausgerottet; dieſer ward, ſo wie die Vorgehenden, mit einer Medaille beehrt, worauf ihr eigenes Bildniß mit der Aufſchrift ihrer Wohlthat geprägt war. Eine Menge der gemeineren Bürger wurde auf gleiche Weiſe vorgerufen, und es ward dabei nicht auf den Geldwerth der Belohnung, die für einen Habſüchtigen ſehr unbeträchtlich geweſen ſeyn würde, ſondern auf Ehre geſehen. Es iſt unbegreiflich, ſagte mein Führer, daß man dieß leichte und verfängliche Mittel, die Induſtrie zu wecken, in vorigen Zeiten ſogar außer Acht ließ. Es ſoll immer etwas geben, fuhr er fort, wodurch jedermann überzeugt werde, daß der Staat wache, und das Thun und den Fleiß jeder einzelnen beobachte. Der Menſch iſt im Grunde nichts weniger, als habſüchtig; aber ſein Ehrgeiz, wo er einmal geweckt worden, iſt unerſättlich, und iſt der vornehmſte Trieb großer Unternehmungen. Was die Bewegung oder das Salz dem Meere iſt: das ſind Belohnungen rühmlicher Thaten, als Beweiſe, daß man den nicht gleichgültig anſehe, der für irgend eine Klaſſe des Bürgerlebens etwas Gutes gethan hat. Wir haben ſehr wenige Strafen; denn wir bedürfen ihrer nicht. Wir begreifen jetzt nicht mehr, was die Menſchen ehemals von ihrer eigenen Natur und ihrem Weſen für niedrige Begriffe genährt haben müſſen. Sie ſchienen verzweifelt zu haben, daß der Menſch mehr Vergnügen, mehrere Vortheile am Guten, ſo bald er es kennet, als am Böſen finde; und waren daher zufrieden, wenn ſie ihn, gleich einem Vieh, durch Strafen nöthigten, daß er Böſes unterlaſſe, und gleich einem andern Raubthiere nicht ſchade, unbekümmert, ob er Gutes thue. Dieß machte den Menſchen feig, zaghaft, grauſam, und hinterliſtig. Er fühlte es nicht mehr, wenn man ihn edel und freundlich behandelte, ſondern wollte geſtoßen und geſchlagen werden. *) Aber gewiß, mein Freund, wenn da, wo man zehen Miſſethäter ſtraft, zwanzig brave Männer belohnt würden: ſo würden der vorigen weniger werden; und dieſe würden Dinge verrichten, die allen Glauben überſteigen. Nichts iſt der Aufnahme der guten Sache ſchädlicher, als eine träge, ruhige Gleichgültigkeit; und immer ſoll etwas vorhanden ſeyn, das Gedanken hervorbringe und beſchäftige. In dem Staate, wo der Träge, der nichts thut, eben ſo geachtet wird, wie der Arbeitſame; in dem Staate, wo dieſer

---

*) Der Staat nimmt ſo vielen Antheil an der Beſtrafung des Laſters: was mag wohl die Urſache ſeyn, daß er nicht einen ähnlichen an der Belohnung der Tugend nimmt? Wo man ein Gerichtshaus betritt, findet man Ochſenzehne, Stricke, Ketten, Pranger und wie viele der Erfindungen peinlicher Werkzeuge ſeyn mögen, nichts von den gräßlichen Kerkern zu gedenken. Auf allen Straßen hängen Menſchenrümpfe, und man kann kaum einen mittelmäßigen Ort betreten, der nicht ſeine Richtſtatt und ſeinen Galgen hätte. Und nicht Ein einziges Denkmal der belohnten Tugend! Was ſoll ich hievon denken? Ich ſehe, daß man ſinnreich iſt, den Menſchen, welcher fehlte, zu ſtrafen; aber ihn dahin zu bringen, daß er nicht fehle, was thut man?

noch zu Anempfehlungen und Schmeicheleien die Zuflucht nehmen muß, damit man ſich die Mühe gebe, ihn anzuhören, und ſeine Bemühungen zu beobachten, da wird bald alles darniederliegen, und die Unluſt zur Arbeit, und das ſchleppende Nachahmen wird allgemein werden.

Das neunte Kapitel.

Das Jahrbuch.

Nun ward die letzte Feierlichkeit vorgenommen, welche darin beſtand, daß man in das große Jahrbuch die ſämmtliche Geſchichte dieſes Jahres eintrug. Erſt legten einige Zunftmeiſter öffentlich eine Art von Rechnung ab, worin ſie der verſammelten Gemeinde erzählten, wozu dieß Jahr die öffentlichen Einkünfte verwendet worden.

„Es geſchicht dieß nicht, ſagte mein Führer, um hiedurch eine Rechenſchaft der Ausgaben einzuführen; ſondern unſere einzige Abſicht iſt, dem Volke dadurch, daß wir es an allem Theil nehmen laſſen, unaufhörlich einen ſchweigenden Unterricht zu geben, und den gemeinen Verſtand durch Nachdenken, und ein ernſthaftes Behandeln zu ſchärfen. Je mehr die Einwohner einer Stadt gewöhnt werden, von einer gemeinſchaftlichen Sache zu ſagen: Es iſt unſere Sache, deſto ſtärker verbreitet ſich in ihren Herzen die Liebe zum gemeinen öffentlichen Wohl, und des groben, verderblichen Eigennutzes wird weniger. Jeder Bürger fühlt, daß er wahrhaftig ein Glied der geſellſchaftlichen Kette ſey, und ſein Abſcheu, von derſelben ſich loszureiſſen, vermehrt ſich. In der That ſah ich aus den Bewegungen der Anweſenden, daß ſie den Inhalt ganz wohl verſtünden, und an den Dingen, welche vorkamen, einen eben ſo beſcheidenen, als lebhaften Antheil nahmen. Ja, ich erfuhr nachmals, daß viele Werke, welche man dieß Jahr gebauet, oder vorgeſchlagen hatte, ihre eigenen Vorſchläge wären, und daß jeder die Freiheit hätte, dergleichen zu thun. An jeder Ecke des Rathhauſes ſtand eine Urne, deren eine den Zünften, die andere den übrigen Klaſſen des Volkes gewidmet war. Wer von den Zünften etwas zu ſagen hatte, das dem gemeinen Wohl ſehr erſprießlich, oder im Gegentheil eben ſo ſchädlich ſeyn konnte, legte hier ſeine Gedanken vor der Gemeinde, an welchem Tage des Jahres er wollte, nieder; und der verſammelte Rath war verpflichtet, die Gedanken eines jeden in Vorſchlag zu bringen. Man erhielt, durch dieſe Freiheit, nicht ſelten ganz unerwartete Bemerkungen, welche an ſich ſelbſt wichtig genug waren, um ausgeführt zu werden, oder zu weiteren Betrachtungen Anlaß zu geben.

Wo nimmt man die müßigen Stunden her? fragte ich, dieſen ſchrecklichen Schwal von Papieren zu leſen?

„Ich verſtehe dich, erhielt ich zur Antwort. Aber du bedenkſt nicht, daß, je mehr in einem Zeitalter gedacht und gehandelt wird, deſtoweniger geſchrieben werde. Man plaudert nicht mehr, wie ehemals, von Dingen, die niemals waren, noch ſeyn konnten, und unſere Ruhe wird nie von Schriftſtellern geſtört, die, ohne jemals ins bürgerliche Leben getreten zu ſeyn —

Dieſen Augenblick wurde unter Trompetenſchall eine Tafel aufgehangen, worauf die Ereigniſſe dieſes Jahrs in der Statiſtik geſchrieben waren. Dieſe Tafeln waren, von wenigſtens zwei hundert Jahren an, vorhanden, und man konnte ſich hier von dem Entſtehen und der Aufnahme aller Dinge überzeugen. Man ſah hier die Volksliſten von Jahr zu Jahr, die Benennungen der Krankheiten, welche ſich geäußert, und der Urſachen, welche dieſe veranlaßt haben. Man fand die Liſten aller Abgaben, welche man von Zeit zu Zeit entrichtete, und ſo oft ſie ſich vergrößert oder vermindert hatten, waren jederzeit die Veranlaſſungen angemerkt. Das Vorzüglichſte beſtand in einem ſehr genauen Verzeichniſſe des jährlichen Ertrags aller Produkte des Landes, und in einer eben ſo pünktlichen Anzeige, an wen das überflüſſige hingegeben, und was dafür zurück erhalten werden. Jeder Bürger bekam auf dieſe Art einen deutlichen Begriff von der Wirthſchaft, dem Reichthum und dem Kredit des Landes. Auch die Verhältniſſe jeglicher Stände wurden hier offenbar, und ob in Erwägung des Ganzen zu viele Räthe, zu viele Prieſter u. ſ. w. wären, das fiel nunmehr jedermann in die Augen. Mit einem Wort, jeder Bürger verſtand nach dem wahren Umfange die Bedeutung ſeines Namens.

Mit einem Tone, als wäre es nur im Vertrauen, ſagte mir mein Führer, daß die höhern und die höchſten Klaſſen der Kollegien dieß Nämliche über ihre Geſchäfte jährlich zu thun pflegten, und ſich gewiſſe geheime, und weiter hinauf immer geheimere Grundſätze und Abſichten feſtgeſetzt, dieſelben von Hand zu Hand ſich übergeben, und auf eine ganz leichte Art Sachen erhalten hätten, die ſich außerdem mit keiner Macht würden haben zu Stand bringen laſſen.

Nunmehr wurde dieſer große Tag dadurch geendet, daß man dem künftigen Jahre den Namen eines Inländers gab, der ſich, nach der einhelligen Stimme unparteiiſcher Richter, vor allen andern ausgezeichnet hatte. Sie pflegten dieß alle Jahre zu thun, wenn eine That, dieſer Hochachtung würdig, bekannt ward, und dabei kam allein Edelmuth, und niemals ein vornehmer Rang, in Betrachtung. So fand ſich das Jahr: Der Landwirth zu —hauſen (indem dieſer durch ſeine gewaltſame Beredſamkeit das meiſte beigetragen hatte, daß die Gemeingründe des ganzen Landes getheilt worden) gleich nach dem Jahre eines Miniſters, welcher dem Vaterlande, in Abſicht des dortigen Mauthweſens, das war, was ein Freund dem andern iſt.

Das zehente Kapitel.

Eine Chimäre in vorigen Zeiten.

Man verließ jetzt das Rathhaus, um ſich in den Tempel zu begeben, und von dem Geber des Guten den Segen zu erflehen. —

„Dann begiebt ſich alles, zur Ehre und Freude der Neuvermählten, zum geſtifteten Tanz.“

Zum geſtifteten Tanz? guter Landsmann. Indem dieſer antworten wollte, geſchah etwas, das alles Vorhergehende übertraf. Man trug in Körben eine Menge nahrhafter Speiſen in die Mitte, und dieſen folgten andere, welche für beide Geſchlechter Kleider trugen.

„Was ahnet dir, ſagte mein Führer, was dieß zu bedeuten haben ſoll?*)

---

[*] Was hältſt du von dem Körper, lieber Leſer, der es nicht in allen ſeinen Theilen empfindet, nicht in jeder Nerve leidet, wenn auch nur Ein Glied ihm erkranket? Dieſer Körper muß übel beſtellt ſeyn, ſagſt du. Dieß thut mir leid, denn du haſt etwas ſehr Hartes geſagt; etwas, das dir und mir auf's Herz fallen muß. Urtheile ſelbſt, ob wir dieſer Körper ſind. Wenn du auf der Gaſſe gehſt, oder nur zum Fenſter trittſt, ſo begegnet dir eine Menge Unglücklicher, denen das Elend und die Dürftigkeit auf den Geſichtern ſitzt; und wo du einen Richter beſuchen willſt, begegnen dir auf der Stiege abgehärmte Körper mit ausgeweinten Augen. Wenn du jetzt, prächtig gekleidet, auf einem Ball in Freuden ſchwimmeſt, und dich mit wollüſtigen Speiſen ſo voll gegeſſen haſt, daß du dich geiſtiger Getränke bedienen mußt, dich geſund zu erhalten; wenn bei dem Schimmer der Wachskerzen, bei der hallenden Muſik, und der lachenden, verliebten Geſellſchaft alles ſich überirdiſch glücklich ſchätzt: — ſieh, dieſen Augenblick

Ich wußte nicht gleich, gab ich zur Antwort, was ich hier ahnen könnte.

---

iſts gewiß, daß, wenn du mich begleiten wollteſt, wir Menſchen antreffen würden, durch deren Zimmer der Wind ſeufzet: Wittwen vielleicht, die vor einigen Jahren als irdiſche Engel in eben dieſem Saale vor Entzücken die Erde mit keinem Fuß berührten, und nun, elend und verachtet, daheim ſitzen, und ihren Kindern, die um Brod bitten, die Hälfte vom Munde weggeben, und denſelben, um ihnen den Hunger zu verjagen, alte traurige Mährchen erzählen: Familien vielleicht, die ihre letzten Kräfte anſpannten, um ihre Abgabe zu entrichten, und nun kaum einen Fetzen haben, ſich vor Kälte zu ſchützen. Wie hart müſſen wir geworden ſeyn, daß uns dieß nicht beunruhigt, nicht naget, wo wir hingehen, nicht hinter uns aufſitzet, wenn wir zu Pferd ſteigen! Mir fiel es ſogar oft in dem Augenblick ein, wo in einer pompöſen Opera ein Caſtrat einen theuren Triller heulete, und ſchon alle Anweſenden die Hände erhoben hatten, ihn zu beklatſchen. Da fiel mir der Contraſt ein, der zwiſchen dieſem, bis zum Abentheuerlichen und dem ganzen Menſchengeſchlecht unnützlichen Ohrenkitzel, und etwa einem armen Vater, der in einem halb beleuchteten Winkel, viele Kinder um ſich herum, eben dieſen Augenblick mit ſeinem Weibe ſich berathſchlägt, wie er die künftige Steuer zuſammenbringen könne. Es iſt dieß, zumal bei einer ſolchen Gelegenheit, ein ſehr melancholiſcher Gedanke, über welchen ſo mancher lachen wird, wenn er ihn lieſt, indeß er von den Gaben ſo ärmlicher Männer lebt. Ich halte darum vieles auf mich, und glaube, indem ich keine Etiquette meines Herzens kenne, daß dieſer Einfall eines Menſchen ſehr würdig ſey.

Wir wollen einmal gewiß wiſſen, ſagte er, daß, während wir bei einer Mahlzeit ſitzen, niemand hungere, und daß, während die Wärme der Freude auf unſern Angeſichtern glüht, niemand vor Kälte erſtarre. Es gab Zeiten, ſetzte er hinzu, wo es gefährlich geweſen ſeyn würde, eine ſolche Aufforderung zu thun.

Wie meinſt du das?

Damals hätten die Reichen, wenn ſie ſich aller Dürftigen hätten annehmen wollen, aufhören müſſen, reich zu ſeyn. Allemal mußten tauſend das Ihrige zuſammentragen, um einem einzigen gütlich zu thun, und ihn in den Stand zu ſetzen, daß er nach Ueppigkeit leben konnte, wofür er ſich dann auch gefallen ließ, ſie bisweilen anzulächeln, und ſeine getreuen Sklaven zu nennen. Es war damals keine Liebe, kein Gefühl von der Würde des Menſchen, und von manchem Eigenthümer ward Hund und Hirſch, Pferd und Menſch in eine Klaſſe geſetzt.

Wir ſind ein Beiſpiel, daß in weislich bevölkerten Staaten ein Verhältniß möglich ſey, wo für jegliche Einwohner geſorgt, und eine Dürftigkeit, wobei man Hunger und Blöße leidet, verbannt werden kann; und es beſteht hierin unſer größter Stolz, daß jeder Fremde, wenn er in ſein Land zurück kehrt, bezeugen muß, in unſern Bezirken keinen von Menſchenhülfe entblößten Armſeligen, keinen durch unſere Nachläſſigkeit Verunglückten, keinen, dem ſein Leben zur Laſt ward, geſehen zu haben. Wir beweiſen unſere Macht in einem würdigern Stücke, in dem Vermögen, unſere Wohlthaten auf alle und jede zu erſtrecken, worin es vor uns niemand ſo weit gebracht. Es iſt rühmlicher, von ſich ſagen zu können: Ich habe in meiner Stadt einen Tag erlebt, wo niemand um Hülfe ſchrie, weil der Hülfe niemand bedürftig war, als eine halbe Million Soldaten geſammelt, und gethan zu haben, was ein Strom thut, wenn er die Schleuſen durchbricht.

Wenn die Menſchen ehemals ſagten, daß bei ihnen die Menſchlichkeit in Ehren ſtehe, ſo kehrten von ihnen die unſichtbaren Weſen, die um ſie ſtanden, ſich weg, um nicht die lügenhafteſte aller Lügen hören zu müſſen. Gewiß, es war mehr, als lächerlich, wie ſie deſſen ſich rühmen konnten. Sie ſchlugen der Mutter, welche ihren Embryo tödtete, ohne Nachſicht, den Kopf weg; aber des Kindes, das zur Welt kam, ward wenig geachtet. Gemäß jener harten Züchtigung, hätte man meinen ſollen, was ſie thun würden, und ſie thaten wenig, und das Wenige kalt.

Auf die dreimalige Einladung, daß der kommen ſollte, den der Mangel drückte, kam niemand, und die Schüſſeln wurden weggetragen, um auf die öffentliche Tafel geſtellt zu werden.

Das eilfte Kapitel.

Freudenfeſte.

Zum geſtifteten Tanz, guter Landsmann? wiederholte ich. Da waren wir beſſere Menſchen. Zu meinen Zeiten ſtand der Tanz, und was dem ähnlich iſt, in keiner hohen Meinung. Man beſchuldigte ihn vieler verdächtigen Dinge, und gute Aeltern ließen ihre Kinder nicht ohne Vorſicht, und jederzeit mit vorgehender Warnung dahingehen.

Ich weiß es, antwortete mein Führer; ich weiß auch, daß eure Tänze gar keinen Charakter hatten, daß ſie voll affektirten Zwanges, und unnatürlicher Ziererei waren, und euch höchſtens zerſtreuen und ermüden konnten. Wir haben ſogar noch Nachrichten übrig, daß eure Tänze faſt alle Jahre einigen das Leben gekoſtet, wiewohl wir dieſe Nachrichten längſt als unglaublich verworfen haben, weil ſolche Luſtbarkeiten noch übrig gebliebene Spuren einer ehemaligen Wildheit —

Zum geſtifteten Tanz! ſagte ich wieder, um von ſeinen Nachrichten ihn abzubringen.

Wie du das nehmen willſt, gab er zur Antwort. Unſer Tanz gehört zu den andern, und vielen öffentlichen Uebungen, welche unſere denkende Polizei als eine ſehr wichtige Angelegenheit betrachtet, und aus der Abſicht eingeführt hat, den Körper zu üben, und den Geiſt zu erfreuen. Bei dieſen Verſammlungen muß jedermann erſcheinen, wer Geſundheit und ein gutes Gewiſſen beſitzt. Wir haben uns überzeugt, daß ein fröhliches Volk zehenmal ſchwerere Laſten mit leichterer Mühe trägt, daß es hundertmal leutſeliger, offner, erfind- und gewerbſamer ſey, als ein trübſeliges, bei welchem bald alle Säfte zäh werden, und abſtehen; und unſer Staat wendet daher alles Mögliche an, eine gewiſſe Munterkeit durch öffentliche Zuſammenkunfte zu erhalten, durch welche unglaublich viel Gutes geſchieht. Wir gewöhnen, und freuen uns, einander zu ſehen, ſtiften und unterhalten Freundſchaften, die außerdem unterblieben wären, und machen uns, durch die wechſelſeitige Achtung, einen gewiſſen Wohlſtand, und guten Ton, miteinander umzugehen, eigen, der auf unſere Geſchäfte den wohlthätigſten Einfluß hat. Manches Unwille und manche Verdrießlichkeit, die außerdem zum ernſthaften Mißvergnügen angewachſen wäre, wird hier vergeſſen. Eheleute, die außerdem in einer ſchweren, bleiernen Langeweile und Verdroſſenheit über die Laſten des häuslichen Lebens, einander gleichgültig, vielleicht zu Zeiten unleidentlich geworden wären, ſchöpfen hier auf das neue aus der Quelle der Freude, werden wieder jugendlich, und erwachen wieder zur Zärtlichkeit, deren bereits, mit mancherlei Verdruß überſchüttete Flamme nie wieder erweckt worden wäre. *) Unſere Jugend entgeht dadurch vielen Laſtern, und Spielſucht und Trunkenheit ſind bei uns ſeltene Dinge, weil man ſie ſtets beobachtet, und im Keime erſticket. Beide Geſchlechter ſehen ſich, und gewöhnen ſich, einander zu

---

*) Unſtreitig wäre es eine große Wohlthat, wenn man etwas erfinden könnte, daß die Männer in der Ehe ſo lebhaft und aufgeweckt erhielt, wie ſie dieß, als Jünglinge waren. Jene Ruhe und jenes Altwerden vor der Zeit, in Betreff der jugendlichen Lebensfreuden, iſt dem Manne, als Diener des Staats, als Vater, als Hausvater auf vielen Seiten hinderlich. Dieß iſt keine müßige Phantaſie, ſondern Wahrheit, leider! von der täglichen Erfahrung beſtätigt.

ſehen, und kommen niemals in Gefahr, vor Liebe unſinnig zu werden. Wir wiſſen nichts von den lächerlichen Romanen voriger Zeitalter, und das Wort Entführung iſt unſern Ungelehrten, ohne Auslegung, unverſtändlich geworden. Welcher Anblick kann einem Freund der Menſchheit erquickender ſeyn, als eine Menge Menſchen, auf deren Angeſichter die Freude lacht, zu ſehen. Ich kenne keine Verſammlung im ganzen bürgerlichen Leben, wo ich den Menſchen lieber ſehe, und keinen Zeitpunkt, wo ich dafür halte, daß die Menſchen einhellig wohlwollend, und von gehäſſigen Bewegungen entfernter ſeyen, als in dieſem; und wäre ich Fürſt, wie wollte ich mich beeifern, meinen Unterthanen ſolche Stunden der Freude zu geben! Es giebt ſo viele Tage des Kummers!

Wir ſehen auch auf die körperliche Uebung, und wir glauben, es könne nichts weniger, als gleichgültig ſeyn, ob die gemeinſten Leute ein Gefühl von Anſtand des Körpers beſitzen, oder nicht, ob ſie gewöhnt ſind, ihr Haupt empor zu heben, oder alle ihre Glieder auf die roheſte Art ſlenken zu laſſen. Die Beobachtung, daß die Zünfte einiger bloß mechaniſcher Künſtler von jeher einen beſſern Anſtand, freiere Bewegungen, und ein fröhlicheres, munteres Anſehen, als alle andern äußern, ließ uns bemerken, daß dieſen Zünften einige Uebungen, die zur Bildung des Körpers abzwecken, von alten Zeiten her eigen wären; und daher beſtreben wir uns, einen gleichen Grad von Vollkommenheit über alle andere zu verbreiten. Es war uns, ſo bald wir zum Nachdenken gelangten, äußerſt auffallend, wie ein großer Theil unſerer, auch noch jungen Männer bei einem äußerſt vernachläßigten, nicht ſelten durch Trägheit verunſtalteten Körper, in den erbärmlichſten Stellungen, und überhaupt in Wuchs und Gang mit einer Armſeligkeit erſchien, worin kein ſich ſelbſt überlaſſener Körper erſcheint, der nur ein wenig gepflegt wird. Unglaublich geſchwind haben wir denſelben durch unſere Uebungen eine beſſere Bildung gegeben, durch Uebungen, welche geradezu dazu gemacht ſind, jedes Glied auszudehnen, den Körper ſtark, behend und gelenkſam zu machen, den Umlauf der Säfte zu befordern, und allen Bewegungen den Wohlſtand der zwangfreien Natur zu verſchaffen.

Das zwölfte Kapitel.

Schriftſteller.

Ich bitte dich, ſagte ich zu meinem Führer, wo habt ihr dieſe Art, ſo zu denken, erlernet? „Dadurch, gab mein Führer zur Antwort, daß wir frei denken durften.“ Wie, ihr habt euch der Gefahr ausgeſetzt, daß die giftigſten Meinungen und die verderbteſten Grundſätze euer Land überſchwemmen? Wenn jeder denken darf, wie er will: welches Gemiſch von Denkungsarten muß da entſtehen! Wird ſich nicht jeder, nachdem er Abſichten und Leidenſchaften beſitzt, ſein eigenes Syſtem bauen? Welches Mittel bleibt dann noch übrig, hunderttauſend Köpfe nach dem Normal beſtimmter Grundſätze zu lenken? —

„Alſo glaubſt du, ſagte mein Führer, daß man da gut denke, wo man immer fürchten muß, daß man Gefahr laufe, wie ein Miſſethäter verurtheilt zu werden, wenn man ſo und ſo denket? Ehe ich mich mit dir weiter einlaſſe, ſagte er, muß ich erinnern, daß, wenn ich hier von der Freiheit im Denken ſpreche, ich allein diejenigen Angelegenheiten, welche jeden Staat angehen, verſtehe. Hierin ſind ſich in den Hauptgrundſätzen alle Weltalter gleich.

Der Menſch kann nie ſo verfallen, daß er das Gute für ſchändlich, und das Böſe für rühmlich anſähe. Die Gerechtigkeit, die Enthaltſamkeit, die Uneigennützigkeit, der Muth, etwas zu unternehmen, und ſo die übrigen Tugenden, blieben ſtets die Eigenſchaften, nach welchen jedermann beurtheilt ſeyn wollte, und die Unwiſſenheit, der Müßiggang, die Wolluſt wurden immer für Gebrechen angeſehen, derer ſich jedermann ſchämte, und die zu verbergen ſich diejenigen am meiſten angelegen ſeyn ließen, die ihnen am unmäßigſten ergeben waren. Wer hat ſich niemals gerühmt, daß er gut gegeſſen, ſchöne Kleider getragen, oder ſich den Sinnlichkeiten überlaſſen habe? Selbſt diejenigen, welche von der wahren Glückſeligkeit des Lebens ſo alberne und widerſprechende Grundſätze behaupteten, daß durch dieſelben alle Glückſeligkeit aufgehoben werden mußte, haben immer eine Ausnahme gemacht; und ihr Herz, ſagte der Römer in ſeinem Buche von den Pflichten, war ſtets beſſer, als ihr Verſtand. Die Wahrheit gewinnt bei jeder Prüfung, ſo wie ein Diamant, wenn er geprüft wird. Oder was hältſt du davon, ſagte er, geſetzt, daß man einmal im Angeſicht des ganzen Menſchengeſchlechts mit gleicher Beſtrebung, mit gleicher Stärke der Beredſamkeit das Gute und das Böſe, Lügen und

Wahrheit anpreiſen wollte, um zu erfahren, zu weſſen Partei die Menſchen ſich halten würden: glaubſt du wohl, es würde auch nur die geringſte Gefahr ſeyn, daß ſie zu der elenden ſich hielten, daß ſie das Laſter für preiswürdig erklärten? Gewiß nicht; ſo wenig nicht, als ſie das Licht niemals Nacht, noch die Finſterniß Tag nennen können. Es iſt das, was die Menſchen zuſammenhält, nicht erfunden, nicht erſonnen, noch durch Kunſt, Anweiſung oder Befehl in die Gemüther gekommen, ſondern in denſelben liegt es; und, wo ſie handeln, ſich berathſchlagen, unterſuchen, nachdenken, da entwickelt es ſich.“

„Als wir nun im Ernſt entſchloſſen waren, fuhr er fort, die beſte Denkungsart aufzuwecken, und die für die Einrichtung unſerer Staatsgeſchäfte erſprießlichſten Grundſätze an das Tagslicht zu bringen; mit einem Worte, alle Lichter der Nation zu ſammeln, in der Ueberzeugung, daß wir das beſte Syſtem finden, und dieſes nicht mehr, noch weniger, als wornach wir immer ſtrebten, das wahre Wohlſeyn nach ſich ziehen würde, ſetzten wir jeden in ſeine erſten Rechte eines jeden geſellſchaftlichen Bandes, nach welchem es keine Einſchränkung politiſcher Meinungen giebt, zurück, und wer da etwas weiß, ließen wir kund thun, der ſollte es ſagen.“

Welcher Greuel der Unordnung muß daraus, ſagte ich, entſtanden ſeyn?

„Meinſt du? Das einzige, was wir uns hiebei zur Bedingniß machten, war, daß wir uns im ſtrengſten Ernſt alles Lob und allen Tadel, der ſich nur von Ferne auf Perſonen beziehen konnte, verbaten. Perſonen durften ſchon gar nicht auf die Bahn kommen, als wo es nicht möglich war, die Sache ohne ſie erſcheinen zu laſſen. Dadurch ward ſchon die Hälfte jener ungeheuren Schreibereien, womit die ehemaligen Zeitalter beläſtiget wurden, unterdrückt, das iſt, diejenigen Schriftſteller, welche um Brod ſchrieben, fanden es ſchwer, ihr Handwerk fortzuſetzen, da ihnen nunmehr die Gelegenheit abgeſchnitten war, Worte ohne Sachen zu ſchreiben."

„Gleichwohl kam plötzlich alles in Bewegung. Dieſem waren die Anſtalten der Oekonomie nicht auf dem beſten Fuß; jener verwarf alle unſere bisherigen Grundſätze, an welche wir uns bei unſerm Handlungsſyſtem hielten. Ein anderer ſpottete über unſer Erziehungsweſen; wieder ein anderer ſtellte die abſcheuliche Faulheit, und das dadurch entſtehende rohe Phlegma in der Art, uns über etwas zu berathſchlagen, über etwas zu denken, her; und einige ſprachen uns vollends allen geſunden Menſchenverſtand ab, und nichts war nach ihrem Sinne am rechten Orte. Keiner ſagte, man ſollte es beim Alten laſſen; denn die dieß gerne geſagt hätten, konnten nicht ſchreiben.“

„Bisher lebten diejenigen, deren Staatsbetragen nunmehr mit einem Male auf alle Seiten gewendet, und gegen das Licht gehalten und in der Kälte, Regen und Sonnenſchein unterſucht wurde, in einer friedſamen Genügſamkeit. Ruhe war ihre Sache, und alles ſo fortgehen laſſen, wie es gleichwohl gehen würde, ihr heimlicher Vertrag. Sie wußten nichts, und bekümmerten ſich auch wenig darum, wie das Fach derjenigen Kenntniſſe, aus deren Weſen ihre Aemter beſtanden, in benachbarten Ländern weiter gerückt, und welche den vorgehenden Zeiten ganz entgegengeſetzte Wendung ſie genommen hätten. Wenn man etwas in ihrem Gebäude zerriß, ſo wußten ſie ſich gleich zu helfen; ſie ſetzten einen Fleck hin, und wurde dieſer mürb, oder zerriß er ſelbſt wieder, ſo ſetzten ſie neben ihn einen andern, oder deckten ihn mit einem andern zu. Und was auch einige dagegen ſagten, baten, vorſtellten, mit ziemlichem Nachdruck erinnerten, und malten, als wären es leibhafte Portraite: das war ſo viel, als hätte mans bleiben laſſen. Höchſtens hatten ſie die Gütigkeit, ſelbſt mitzulachen, und den Mann, der ihnen das mündlich oder ſchriftlich vorſagte, einen luſtigen, durchtriebenen Schelm und Spaßmacher zu nennen. Es bewegte ſich nichts, es wollte ſich nichts ſchwingen; und wenn es auch zuweilen etliche Augenblicke von der Erde ſich weghob, ſo war die Laſt bald wieder zu ſchwer, und da lag es wieder tiefer, dann vorher, weil es herabfiel.“

„Das iſt der größte, der höchſte Ruhm, den ein Menſch unter Menſchen erwerben kann, — die Köpfe der Menſchen, wenn ich ſo ſagen darf, vom ſchweren Unrath gereinigt, ſie zum Nachdenken gebracht, und, welches auf Eines hinausläuft, die Philoſophie, oder die Kunſt, wohl zu leben, in Gang gebracht zu haben. Die Freiheit, von der ich oben ſprach, that dieſes mit einem Male. Zwar haben wir hierin ſchon einige Zeit zuvor einen wichtigen Schritt gemacht.“

Welchen? wenn ich bitten darf.

„Es iſt nur eine Kleinigkeit, wie es dir vorkommen mag; aber in unſern Umſtänden war das ſchon unendlich viel. Wir erhielten eine Verordnung, daß man, von einem gewiſſen Tage angefangen, keine einzige Schrift in unſern Rathsverſammlungen annehmen würde, die nicht nach der in Deutſchland angenommenen Rechtſchreibung abgefaßt wäre.

Zu gleicher Zeit ward ein Katalog aller derjenigen barbariſchen Kanzleiworte gedruckt, derer man ſich von eben derſelben Zeit an nicht mehr bedienen durfte. Es war eine von allen verſtändigen Männern längſt gewünſchte und ſehr löbliche und rühmliche Sache; ſie ſchadete der Geſundheit nicht im geringſten, und ermunterte den Fleiß; auch war von der Welt nichts leichter, als dieſe Verordnung ins Werk zu richten, wiewohl auch nichts komiſchers erdacht werden konnte, als zu ſehen, wie manches kleine Büblein einem Greiſe, und mancher Sohn ſeinem Vater die Buchſtaben vormalte. Aber zu jener Gährung, welche den alten Schleim endlich einmal theilen ſollte, war das ein wichtiger Anfang, und verſchiedene Dinge, um die man ſich früher nicht im geringſten bekümmert hatte, wurden nunmehr auf einmal zu Gegenſtänden der Geſpräche in Geſellſchaften. Dabei konnte jeder lachen und ſpotten, und auszuſetzen finden, ſo viel er wollte; genug, er mußte ſeinen Kopf und ſeine Hände anſpannen, und ſtarb er darüber: ſo giengen ihm alle Gutdenkenden mit zur Leiche. Und was mich beſonders anbetrifft, ſagte mein Führer, ſo habe ich mich verbindlich gemacht, jedem eine Grabſchrift, gereimt oder ungereimt, welches ganz dem Martyrer überlaſſen ſeyn ſollte, zu verfertigen.“

„Als man nun anfieng, über alles zu ſchreiben, und, welches nothwendig die vorhergeſehene Folge war, nichts an der gehörigen Stelle, und alles außer Verbindung zu finden: ſo gewann die Sache eine ganz andere Geſtalt. Zum Glück oder Unglück befanden ſich die meiſten Dinge, über welche in den neuen Schriften Unterſuchung angeſtellt wurde, nicht in dem beſten Zuſtande, und man konnte nicht darthun, daß die öffentliche Wohlfahrt in Aufnahme gekommen; vielmehr war der Uebelſtand ſichtbar, und ſeit langem die allgemeine Klage: Verfall der Gewerbe, der Induſtrie, überhandnehmender Geldmangel, ſchreckliche Dürftigkeit des Landvolkes, ungeheure Strecken des Landes, die wüſt und unbenutzt lagen, verlaſſene Wohnungen in allen Dörfern, muthloſe Unwiſſenheit auf dem Lande, Intrique, höchſte Ueppigkeit, Gedankenloſigkeit oder gefährliches, ungeſundes Affektiren des Denkens in Städten! Es war ein ſehr ſchlimmer Umſtand; und das allerſchlimmſte bei der ganzen Sache war, daß es nun nicht mehr, wie ehmals, geholfen hatte, eine Schrift, wodurch eine nützliche Wahrheit beleuchtet wurde, für eine Chikane, für eine ehrenrühriſche, confiſcable Scharteke zu erklären, und dem Verfaſſer auf den Leib zu gehen. Dieſer ſah jetzt ſeinem Mann ganz kühn in die Augen, und verlangte Antwort, ſtatt Drohung. Ehemals waren alle Wahrheiten in Pacht; und wer etwas ſchreiben wollte, falls es auch dem ganzen Lande heilſam war, wenn es den Vortheilen und bisherigen Nutznieſſungen eines Privatmannes entgegen war: ſo war der Verfaſſer in Gefahr, als ein Broddieb, Verläumder und Injuriant angeklagt und behandelt zu werden.“

„Wir haben eine ganz andere Art, unſern Schriftſtellern zu begegnen, eine Art, welche zugleich ermunternd und einhaltend, und eine Frucht der hohen Begriffe iſt, mit denen wir die Schriftſteller betrachten. Es ſcheint, man habe ehemals dieſe ganze Sache vernachläßigt, und über die Wirkungen, welche ein einziger Schriftſteller mit Anſehen hervorbringt, gar nicht nachgedacht. Wir ſtellen uns dieſelben unter einem Bilde vor, indem wir glauben, die Schriftſteller eines Landes ſeyen der gemeinſchaftliche Strom, auf welchem alle unſere Geſchäfte, und ſelbſt die Regierung, einhergetragen werden. Wenn die Quellen verſiegen, und nichts geſchrieben wird, dann trocknen die Gedanken ein, und die ganze Laſt verſinkt in die Erde, und in Schlamm und Moraſt. Eben das geſchieht, wenn der Strom zu allen Zeiten und in allen Orten einen gleichgemäßigten, immer ſtillfertigen Gang nimmt; denn er wird da und dort etwas Unrath an ſich nehmen, immer langſamer fortkommen, bald ſchädliche Dünſte, giftige Inſekten nähren, und endlich ſtill ſtehen. Eine immerwährende, und an einigen Orten heftige Bewegung iſt in Abſicht auf den Umlauf und die Reinigkeit deſſelben nothwendig; zu viel Waſſer kann da nie vorhanden ſeyn, wo mit dem Rinnſal das Ufer wächſt; aber pfeilſchnelle Bewegungen, ich meine, hinreißende Werke voll gewaltſamer Beredſamkeit, können, in Betracht, daß ſie oft durch alle Schranken reißen, und große Verheerungen anrichten, eben ſo gefährlich werden, als wenn es ſich zutragen ſollte, daß jenes Waſſer, welches, um Laſten tragen zu können, in einem Strome vereinigt ſeyn ſollte, in viele kleinere Kanäle ſich theilen, und jeder für ſich einen eigenen Weg nehmen wollte. Das geſchah in den Zeiten, wo die Künſte und Wiſſenſchaften aus ihrem Zuſammenhange geriſſen, und alle menſchliche Kenntniſſe auf ein Gerathewohl hingetrieben wurden.

„In der That, was ich hier aus der Fülle meines Herzens ſage, iſt buchſtäbliche Wahrheit. Wir alle ſchwimmen auf dieſem Strome, und trinken aus demſelben, zwar die Meiſten nur ſo viel, bis ſie davon berauſcht werden, welches ſie für Begeiſterung halten, und wenige thun tiefe Züge, und trinken ſo lange, und ſchöpfen ſo tief, als nöthig iſt, um wieder nüchtern zu werden. Laß die nichtsſagenden, abgezogenen Worte: Rath, Staat, Regierung, Gericht, laß dieſe Worte weg, und ſetze Menſchen an deren Stelle. Dieſe werden denken, reden, entſcheiden, handeln, gerade nach dem Maaße der Einſicht und des Scharfſinns, und des ſittlichen Geſchmacks, den ſie beſitzen. Zu größerm oder minderm, gutem oder unrichtigem Beſitz dieſer Eigenſchaften gelangen ſie, vermöge des Unterrichts, welchen ein gegenwärtiger Ton der Zeiten zum allgemeinen macht; dieſen Ton aber ändert, verderbt, oder erhebet oft, und gemeiniglich ein einziger großer Kopf, dem alle die übrigen, wie eine Heerde Schaafe, nachziehen. Jede Art dieſes Tons gleicht einer Farbe, oder, wenn du lieber willſt, einem geiſtigen Fluſſe, der mit jenem allgemeinen Strome ſich vermiſchet; es darf nur unverſehens ein rother Streif geſehen werden, um zu machen, daß ſich alles in Roth verwandle, und ſo lange bleibe, bis ein anderer geſehen wird. Gemeiniglich aber wurden auf dem Strome noch immer alle Farben, und eine einzige, als die herrſchende, geſehen."

„Unſere Lage, (laß mich in meinem Bilde fortfahren, wir lieben die Bilder) unſere Lage glich, wie will ich ſagen? Es lag in weiten

Regionen, aber ſtumm und öde vor dir, und wenn du dein Ohr auf die Erde legteſt, und den Athem an dich hieltſt, ſo hörteſt du nichts; doch war dir, als vernähmeſt du ein Geſumſe eines hier im Dunkeln liegenden Bienenſchwarms, und einzeln ein ganz demüthiges Plätſchern. Hie und da ſahſt du in der Dämmerung kleine Quellen, welche ſich gerne mit andern zu einem kleinen Flüßchen vereinigt hätten; ſie floßen ſehr ſchüchtern und ſorgfältig durch die ſparſamen Oeffnungen, von denen ſie nach und nach wieder verſchlungen, und nicht mehr geſehen wurden. Auch ſahſt du nicht undeutlich einige gräßliche Geſtalten in Schaaren einhergehen, welche, wo ſie ein Quellelein entdeckten, es mit breiten unbarmherzigen Füßen ſogleich in die Erde traten, und mit demſelben allen Muthwillen verübten. So dunkel es weit umher war: ſo ſchienen ſie doch, des Lichtes zu viel zu ſehen, und bedeckten ſich und den Boden, den ſie betraten, von Zeit zu Zeit mit ausgebreiteten Tüchern, welche einen neuen unabſehbaren Schatten von ihnen, und um ſie her ſendeten. In der Ferne däuchte es dir, als ſäheſt du einige mit vieler Geſchäftigkeit die Gegend ausmeſſen, und Plane machen, und wenn ſie fertig waren, wollte jeder den beſſern gemacht haben, dann zankten ſie ſich; und das, um deſſen willen ſie zuſammengetreten, blieb unterwegen. Einige verſchönerten immer an ihren Zirkeln, und ſchienen nie daran zu denken, wozu ſie dieſelben hätten. Weiter hinein bauten einige ſehr große, künſtliche Schiffe, ſie verſahen ſich mit allem, was nothwendig iſt, aßen und tranken wacker auf dem Schiffe, hielten Ball und Geſellſchaften, ſchickten eine Menge vergoldete Billetchen in die Welt hinaus, um dieſelbe zu benachrichten, daß bei ihnen das goldene Zeitalter gekommen ſey. Sie hatten ſich mit Lorbeerkränzen umwunden, und gaben ſich in die Wette die Namen eines Bacchus und Apollo; aber an ein Abſegeln dachte kein einziger; ſie kamen nicht von der Stelle, und zuletzt hatte einer entdeckt, daß ſie kein Waſſer hätten. Du konnteſt dich nicht enthalten, wenn du das ſahſt. An einigen Stellen erblickteſt du ganze Schaaren, welche untereinander in der äußerſten Erbitterung zu ſeyn ſchienen, indem, ſo oft einige ſich zuſammenthaten, und etwas zu Stand bringen wollten, die andern immer wieder heimlich hinzuſchlichen, und es einwarfen. Die größte Anzahl war diejenige, die weder das eine, noch das andere thun, ſondern immer nur zuſehen, und (wozu ſie die Arme in die Seite ſtemmten, und beide Backen aufbließen) den Anleitern nach der, ihnen eben jetzt gegenwärtigen

Laune, ſagen wollten, ob ſie es recht gemacht hätten. So oft nun die Sonne einen Blick herein that, braußten viele tauſend Inſekten in die Höhe, die gemeiniglich einen böſen Geruch veranlaßten, und die Beſitzer dieſes Bodens glauben machten, es wäre höchſt ſchädlich, viel Licht und Wärme hereinzulaſſen. Wir glaubten das nicht, ſondern zogen erſt ſchöne, tiefe, breite Kanäle; und auf einmal rückten die Wolken weg, und die Sonne erſchien mit aller ihrer Wärme, hoch und unüberwindlich, in ihrem vollen, reinen Glanze. Hätten wir nicht vorhin gewußt, was kommen würde: ſo hätten wir dieſen Augenblick eine verdoppelte Finſterniß darüber gezogen. Der Schwarm von Ungeziefer, und das Geſchwader von abſcheulichen Würmern und Drachen, das ſich in die Höhe begab, verfinſterten die Sonne; aber dadurch ward die Sonne nicht unrein gemacht, nur die Erde ward wieder einige Minuten verdunkelt. Die unnatürlichen Weſen fielen wie Regen herab, und verfaulten, und dienten den guten Früchten zum Dünger. Die Gewäſſer hatten ſich in die offenen Kanäle begeben, und nun iſt hier die herrlichſte Landſchaft, worauf das Aug eines Menſchen verweilen kann.

Ehe wir die Freiheit, von der ich ſagte, los ließen, wählte ſich der Staat ſechs weiſe

Männer, welche mitten in dem Laufe, und Wind und Gebraus bei dem Ruder ſitzen, und das große Geſchäft lenken ſollten. Sie verſprachen die Frevler und Sophiſten unter den Schriftſtellern zu züchtigen, nicht mit Strafen oder erniedrigenden Mißhandlungen; ſondern dadurch, daß ſie ihnen beſſere Schriften, worin die Wahrheit mit ihren, ihr angehörigen und überzeugenden Gründen erſchien, entgegenſtellten; doch thaten ſie auch dieß nur in ſehr ſchweren Fällen, wo durch ſophiſtiſche Gründe der Gegner, und durch die unkräftige Gegenwehr ungeübter Vertheidiger die böſe Sache anfieng, den Schein einer Wahrſcheinlichkeit zu erhalten. Außerdem ſahen ſie ruhig zu, und lächelten wohl noch, die Herren, die nun auf einmal in ihrer ganzen Albernheit und Blöße daſtanden, ein bischen in der Enge zu ſehen. Ehe hatte ſich kein einziger derſelben um eine Lektüre bekümmert. Warum hätten ſie auch leſen ſollen, da der Mann, der kein Buch in ſeinem Hauſe hatte, ſeinen Namen nicht ſchreiben konnte, dennoch ſo gut, und (was auf den Geiſt der ehemaligen Geſchäfte ſchließen läßt) eben ſo geſchickt und tauglich ſeyn konnte, als ein anderer, der ſeine Seele unaufhörlich mit den beſten Schriften nährte. Dieſem half alle ſeine Lektüre nichts, als ihn lächerlich und verhaßt zu machen, und jener war der brave Mann. Nun beriefen ſich die Schriftſteller, welche in dieſer und jener Einrichtung und Verfaſſung keinen Grund, ja ſie allen geſunden Begriffen zuwider fanden, auf verſchiedene Schriften ihres Zeitalters; und wollten jene ihnen antworten: ſo mußten ſie ſich ebenfalls mit denſelben bekannt machen. Keine Chikane, keine Eigennützigkeit, kein ſchädlicher Mißbrauch blieb verſchwiegen, und heimliche Beſtechungen, unredliche Anempfehlungen und ſchädliche Schleichwege wurden augenblicklich ans Tageslicht gezogen. Mit einem Wort: wer es ſonſt nicht gethan hätte, war jetzt gezwungen, unſträflich zu handeln; man las, man ſchrieb, man unterſuchte, Alles bewegte ſich; und ſieh— die Aufklärung war zugegen.“

„Nichts ließen wir uns während dieſem angelegner ſeyn, als diejenigen Künſte zu verbreiten, welche ſich damit abgeben, die Humanität zu bilden, und eine edle Flamme nach vielbedeutenden Dingen zu erwecken. Wir fanden, daß die Einbildungskraft unſeres Volkes mit kleinen, leeren unbedeutenden Dingen erfüllt, und daß jene große, ſtarke Denkungsart, wo man die ganze Menſchheit mit innigſter Liebe umſchlingt, beinahe erſtorben ſey. Es fehlte durchgehends an einem oder mehreren, hellen, unternehmenden Köpfen, die eben ſo redlich und uneigennützig, als unbeugſam wider alle Launen eines gewöhnlich undankbaren Volkes, in der Mitte entnervter und beſtochener Seelen, an die lebendige Tugend glaubten, und enthaltſam und ſtreng gegen ſich ſelbſt, das Recht der guten Sache, wie eine Geliebte, wider alle Welt vertheidigten. So weit hat man ſich in dem unglücklichen Zeitalter, wo alle Geiſteskraft wich, vergeſſen, daß man das Daſeyn des Patriotismus läugnete, und die Enthuſiaſten, welche glaubten, man dürfe und ſolle Gutes thun, ohne ſich dafür bezahlen zu laſſen, kindiſche Narren nannte, und eine Denkungsart, die zu nichts führte, mit dem Namen der guten und brauchbaren belegte. Große flammende Herzen wurden da unglücklich und elend, weil ſie kein Geſchäft fanden, woran ſie ſich nähren konnten, und große Denker ſaßen ſtumm und hintrauernd am Grabhügel der urgrauen Vorwelt."

„Haſt du jemals geſehen, daß der Thau Leim und Fett durchdringe? Eben ſo wenig dringt die Gewalt hindurch, und was durch Eiſen und Mauern bricht, wird hier ermüdet. Nun, gerade ſo war es ehemals unmöglich, durch Beredſamkeit menſchliche Herzen zu feſſeln. Man wußte nicht, wo man ſie feſthalten, noch welches Intereſſe man erſchüttern ſollte, um ſie zu gewinnen. Sie hatten keines, und man konnte nicht ausfindig machen, welche herrſchende Leidenſchaft die ihrige wäre. Selbſt ihr Ehrgeiz war klein, er war die Freude einer Minute, und nicht fähig, ihre Gemüther durch und durch zu beleben. Nur die, welche ihre eigene Lage nicht kannten, machten ſich Hoffnung, daß alles dem geprieſenen goldenen Weltalter ſich nahe. Man war zu ſchwach, einen großen Gedanken zu überſehen, zu furchtſam, ihn zu unternehmen, und zu unpatriotiſch, ihn auszuführen. Wie ich ſchon ſagte, wenn es auch je zuweilen geſchah, daß ein guter Gedanke auf die Bahn gebracht, eine treffliche Verordnung veranſtaltet wurde: ſo war es allemal das hinfällige Werk etlicher Tage, und an eine ſtandhafte Ausübung war nicht zu gedenken. So fährt man, von einem gählingen Tumult geweckt, erſchrocken im Schlafe auf, beſinnt ſich, redet halbe Worte, und ſinket während dem, und durch eben dieſe Anſtrengung ermüdet, in den vorigen Schlummer zurück. Wir haben uns ernſtlich angelegen ſeyn laſſen, dieſem Mangel an Geiſt abzuhelfen, und unſerm Volke charakteriſtiſche Leidenſchaften für Größe und Tugend einzuflößen. Wir haben eine vortreffliche Schaubühne, gute Ballette, und eine kleine Anzahl wohlthätiger Dichter.

Das dreizehente Kapitel.

Schaubühne.

Eine Schaubühne, rief ich aus, für ein Volk, wie das eurige? Verzeih mir, wenn ich nunmehr, da ich die Vollkommenheit eurer Verfaſſung kenne, die Beibehaltung einer Erfindung bewundere, die noch gewöhnlich in allen Staaten, wo man ſie aufnahm, zu nichts diente, als eine Menge Begierden, die außerdem unbekannt geblieben wären, zu erwecken, für Leidenſchaften, die ohnedem Unheil genug angerichtet hatten, eine ſchädliche Nachſicht einzuflößen, und den geſunden Gang aller Empfindungen ſchief zu drehen. Wie manches unſchuldige Herz hat da ſeine Ruhe verloren, und wie mancher leichtfertige Bube lernte hier die Liſt und die Beredſamkeit, ein unerfahrnes Herz zu verführen! Ich hätte doch geglaubt, die ſo vielen Zurufe der erſten Weiſen aus dem Alterthume hätten Männer, wie ihr ſeyd, zum Nachdenken gebracht, und einſehen gelehret, wie ihr bei dieſem Weſen von allen den ſchönen Vortheilen, welche man in Schriften, die vom Einfluß des Theaters handeln, anpreiſt, nicht den Sechstheil erfährt, ſondern immer Gefahr läuft, der guten Sache, den beſten Grundſätzen eurer Erziehung durch öffentliches Anſehen entgegen zuhandeln. Und Ballette! rief ich aufs neue aus, Pantomimen! Ballette!

„Du gefällſt mir, ſagte mein Führer, und kömmſt vermuthlich von einem Volk, das kühn und frei denken darf; aber weh demſelben, wenn deine Anmerkung eine Folge der Erfahrung ſeyn ſollte! Wir ſind ſo glücklich geweſen, einem ſolchen Unglück zu entgehen, und dieß eben dadurch, daß wir auf die ernſtlichen Erinnerungen der Männer, von denen du vorhin ſpracheſt, aufmerkſam geworden. Wir entdeckten dieſelbe Stunde, als wir darüber nachdachten, daß wir bei allem Aufwand, welchen wir nur auf unſer Theaterweſen machten, kein weiteres Fortrücken des Geiſtes, keine Spuren von Befeſtigung und Ausbreitung eines männlichen und ſtandhaften Geſchmacks erhalten hätten. Wenn von den Stücken, deren einige man mit raſendem Beifall aufnahm, nur die Hälfte das geweſen wären, was unſere Schriftſteller nicht aufhörten, zu ſchreiben, daß ſie es ſind; ſo müßten doch wenigſtens unter jungen Leuten, Männer, deren Tugend und Wirkſamkeit uns damals beſchämt hätte, entſtanden ſeyn. Wir wußten noch nicht, was wir daran tadeln ſollten; aber wir ſchloſſen aus der Wirkung. Geſetzt auch, ſagten wir, unſere Zimmer wären voll Feuer, falls ihnen die Wärme fehlte: ſo könnte es, und hätte es auch alle Eigenſchaften von außen, kein wahrhaftes Feuer ſeyn. Wir bemerkten, daß unſer Parterre immerzu Beifall gab, und nichts weniger, als darin übereingekommen war, welchen Dingen es Beifall geben oder verſagen ſollte. Eine auffallende Sentenz galt ihm ſtatt einer großen Schönheit, und eine unverſchämte Rede war nach ſeinem Urtheil ein kühner Gedanke. Und mit dieſem Urtheil fuhr es zu, ſo bald es die Worte hörte, ehe es noch möglich war, den Sinn derſelben zu begreifen. Jemand that uns den Vorſchlag, den damals vorhandenen Hang des Parterres zu unterſuchen, und die Spuren der Dinge, welche demſelben vorzüglich und immer gefielen, zu entdecken. Wir fanden ſogleich, woran wir waren, indem wir zur Probe von einem guten Kopf, welchem wir die Abſicht unſeres Vorhabens mittheilten, ein Stück verfertigen ließen, worin alles, was von Galanterieen, Ausſchweifungen, Bubenſtreichen, Liebeleien, Entführungen, Morden, Fluchen, Brennen, Blasphemien, ſchlüpfrigen Erzählungen, und andern ſchändlichen Dingen, in ſo weit die Sittlichkeit nicht offenbar beleidigt wurde, zuſammenhäufen ließen. Keine

Beſchreibung wäre hinlänglich, die den Beifall zu ſchildern, mit welchem dieß Stück einhellig aufgenommen ward. Es mußte zwanzigmal nacheinander wiederholt werden, und es wurde während dem eine eigene Sprache erfunden, womit einige, die hie und da zerſtreuten, zu kühnen Ausdrücke rechtfertigten, und ſie als eine neue Erſcheinung von der Stärke der Einbildungskraft, des Geiſtes und der Sprache anrühmten; und denjenigen, der nur that, als wollte ihm nicht alles gefallen, einen Idioten, einen ſchlechten Inländer nannte, und als einen Neider und Feind der guten Sache erklärte. Wir erſtaunten, daß wir dieß nicht eher bemerkt hatten, da es doch vor unſern Augen lag. Je ſchlüpferiger und wollüſtiger ein Stück war, je mehr darin die Dinge, denen ſich die Vielen heimlich ſo gerne überlaſſen haben mochten, gerechtfertigt und geſeufzt, gedrückt und geküßt ward, deſto mehr gefiel es. Daher ſah man, zumal in einigen Tänzen, die zweideutigſten Gruppen und ſinnlichſten Gemälde, denen oft nichts fehlte, als die Handlung ſelbſt. Das nannte man nun, weil niemand den Muth hatte, das Gegentheil zu ſagen, den guten Geſchmack, und die Aeltern, welche bei der Vorſtellung ſolcher Dinge ganz wohl merkten, welche Eindrücke dieß auf ihre Kinder machen müſſe, wußten nicht, wie ſie ihre eigene Verlegenheit nennen ſollten. Sie fürchteten ſich, Unverſtand zu verrathen, wenn ſie ihr Mißfallen bezeigten, und ſchwiegen; oder: Es ſieht das Volk zu, dachten ſie: alſo wird es wohl recht, und dem wahren Geſchmack ſo gemäß ſeyn.*) Auch hatte man ſich zeither an übertriebene Vorſtellungen, gewaltſamer Charaktere, die immer auf den Bo-

---

*) So denkt man aber, oder beſſer, ſo gedankenlos bleibt man aber nicht überall. Baretti (in Beſchreibung der Sitten und Gebräuche in Italien) antwortet auf eine Bemerkung, welche von jemand gemacht worden, daß die Muſik kein Theil der Erziehung für die jungen Frauenzimmer in Italien ſey: „Wir ſtellen uns vor, daß die Muſik für junge Frauenzimmer (in Italien) kein erwählungswürdiges Studium iſt, und das aus einer ſehr wichtigen Betrachtung. Unſer Clima ſchärft unſer Gefühl ſo ſehr, daß Muſik auf uns unendlich mehr wirkt, als auf andere Nationen. Man ſtelle ſich nur in Gedanken ein italieniſches Mädchen vor, innig und ſchön, mit aller der Wärme, die ihrem Lande eigen iſt, in die dünnſte Seide gehüllt, wie ſie der brennenden Jahrszeit angemeſſen iſt, am Clavier ſitzend, wie ſie mit ihren beſchäftigten Fingern die ſüßeſten Bebungen auszudrücken ſucht, und bei einem Mi sento morir von einem unſ'rer gefühlvolleſten Componiſten ſchmachtet: wo iſt der Vater von Verſtand, der da wünſchen würde, ſein Kind in einer ſo gefährlichen Situation zu ſehen? — Unſer junges Frauenzimmer würde zu oft und zu viel (von einer ſolchen Muſik) in Bewegung geſetzt werden, wenn wir ſo unvorſichtig wären, es in ihre Gewalt zu ſtellen, ſich mit einem ſo verführeriſchen Zeitver-

---

treib zu ergötzen. — In Italien müſſen wir die Muſik ſcharf unter der Scheere halten, wo ſie durch natürlichen Trieb ſo ſchnell aufſchießt, daß wir vor ihrem traurigen Einfluß zittern müſſen. Sind nicht in England weiſe Väter, die ihre Mißes vom Beſuch des Theaters zurückhalten, wo das zu häufige Umarmen und das zu viele Küſſen ihre unbewachte Einbildungskraft in Unordnung bringen könnte? Doch, was ſoll das gegen gewiße Vorſtellungen ſeyn, die man ſo ſehr zu ſehen gewohnt iſt, daß es ganz vergeblich iſt, jemand hierüber zum Nachdenken zu bringen? Man denke an einen wählenden Sultan im Serail. Wenn eine ſolche Vorſtellung nicht wider alle Abſicht einer wohlthätigen und geſunden Philoſophie iſt, ſo giebt es keine. Nichts davon zu ſagen, daß eine ſo unanſtändige Vorſtellung, nach welcher ein Sultan dem Frauenzimmer, mit dem er ſich ergötzen will, einen Blumenſtrauß oder ein Tuch zuwerfen ſoll, wider alle Wahrheit iſt: wohin muß unſre Einbildungskraft am Ende dieſer Ceremonie hingeführt werden! So viel auch der Nebengruppen ſeyn mögen, die, wenn ſie ſich verſchicken ſollen, alle zum Stück dienen müſſen: bleibt nicht immer eben das, was man nur immer ſtillſchweigend nennt, die Hauptſache des Stücks? Und wenn dieß iſt, und es iſt dieß recht, gut, ſchön, dem großen Geſchmack der Künſte angemeſſen: ſo hat ſich die Ordnung aller Dinge verkehrt, oder diejenigen, welche die Künſte erfanden, bildeten, Meiſterſtücke hinterließen, waren Männer ohne Geſchmack und geſunden Menſchenverſtand.

den ſtampften, gräulich in der Luft herumſchlugen, und dergleichen thaten, als wenn ſie alles zerreißen und zerſchmettern wollten, und an Auftritte voll Sturm und Ungewitter gewöhnt, ſo daß gemäßigte, nach der Wahrheit und Natur gezeichnete Charaktere keinen Eindruck machten, und jene Einfalt voll Würde und Nüchternheit, worin, wie in den Werken der Kunſt, ſo auch in den Schriften, die Grazie beſteht, gänzlich unbekannt war.

„So wars, als wir etwas thaten, was man vor etlichen tauſend Jahren, da die erſte Bühne errichtet wurde, gethan haben wird; wir fragten die Herren, ungeachtet jener ungeheuern Menge von Abhandlungen, welche alle von dem Einfluß der Schaubühnen auf die Sitten handelten, was ſie mit allen ihren Vorſtellungen und Lärmen auf der Schaubühne denn endlich wollten.“

Einige Ballettmeiſter ſahen uns bei dieſer Frage ſo ſtarr und ſo zweideutig an, als wenn ſie nicht recht wüßten, ob ſie lachen, oder unſere Frage, als eine unerwartete Albernheit, ablehnen ſollten. Die Schauſpieler dagegen verſtanden uns ſogleich. Wir wollen, gaben ſie zur Antwort, durch die Vorſtellung gewählter Handlungen und charakteriſirter Leidenſchaften theils Gemüthsregungen erwecken, theils ſchon vorhandene lenken und mäßigen.

Wir wollen, ſagten andere, bei dem Zuſchauer Vergnügen durch die Erregung verabſcheuender oder theilnehmender Empfindungen hervorbringen; anderer Vortheile, als da ſind, die Bildung der Sprache, des Anſtandes u. ſ. w. nicht zu gedenken, ſetzten ſie hinzu.

Dieß iſt wohl alſo ein ſehr wichtiges Geſchäft? fragten wir weiter.

So wichtig, gaben ſie zur Antwort, daß die Wohlfahrt und der gute Ton einer ganzen Stadt davon abhängt, wo die Schaubühne einmal zugegen iſt.

Wenn dem ſo iſt, fuhren wir fort, ſo iſt es wenigſtens ſehr unredlich, Leidenſchaften, deren Gewalt ohnehin allgemein, und durch tägliche traurige Folgen nur zu bekannt iſt, das Wort reden; Begierden, die man ſonſt nicht gekannt hat, erwecken, für fremde Sitten Geſchmack einflößen, und die Sitten des Orts, worin man ſpielt, niemals berühren?

Sie ſchwiegen ſtill, und dieſe Beſcheidenheit gewann ihnen auf das neue unſere ganze Verſöhnung. Wir beſchloſſen, ſie an unſerm Vorhaben, der Bühne eine neue Geſtalt zu geben, den vornehmſten Theil nehmen zu laſſen; und wir erhielten ihren Beifall dadurch, daß wir ihnen denſelben zutrauten. Unſer Volk war an die Ergötzung, welche ihnen die bisherigen Schauſpiele gaben, ſo ſehr gewöhnt, daß es nicht lange ohne dieſelben ſeyn konnte. Alſo ließen wir durch eine Verordnung, an welcher der Staat den ernſthafteſten Antheil nahm, kund thun, daß man (von dem Tage dieſes Befehls das künftige Jahr angefangen) kein Luſtſpiel aufführen würde, das nicht über inländiſche Sitten und Thorheiten verfaßt wäre; — kein Trauerſpiel, worin jemand ermordet würde, oder in einer Ohnmacht ſtürbe; — keine Verzierung, bei der man die Hauptſache vergißt, und dem Volke gefallen kann, ohne etwas zu ſagen, als da ſind, Durchzüge, Schiffahrten, Schlachten, Donnerwetter, Lufterſcheinungen und dergleichen; ſondern alles ſoll aus dem gegenwärtigen Leben, aus unſern Häuſern genommen, und für dieſelben gemacht ſeyn. Man ſah wohl, wie viel man forderte, und that zu gleicher Zeit alles, um die guten Köpfe zu ermuntern. Es ward für die Dichter nicht nur eine Ehrenloge beſtimmt, wozu derjenige, der ein Stück verfertigte, drei Jahre; und wer drei Stücke verfertigt hatte, lebenslänglich den Zutritt hatte; ſondern es wurden von allen Ständen Preiſe aufgeworfen, und gewiſſe Gegenſtände, welche man behandeln ſollte, beſtimmt. Der Ritterſtand z. B. ſetzte demjenigen eine ſehr anſehnliche Summe aus, welcher die abſcheuliche Thorheit, ſich auf eine vornehme Geburt ohne

Thaten etwas einzubilden, am beſten ſchildern würde. Eine andere Geſellſchaft adelicher Herren beſtimmte demjenigen einen Preis, welcher die erniedrigende und ſchädliche Mode, fremde Kleidertrachten auf Koſten des Hausweſens, nachzuahmen, recht nachdrücklich ans Licht bringen würde. Die Damen, welchen dieſe Aufgabe nicht gefallen wollte, ſchlugen eine andere, welche die Herren betraf, vor, um ſich ſchadlos zu halten. Andere Stände wünſchten ein Stück über die Erziehung, über die Polizei, über die Hofleute, über alles; und mit einem Worte, man lernte, als dieſe Ankündigungen herauskamen, die Gebrechen, welche die Stadt drückten, wie auf Einmal kennen; und alles gerieth in Bewegung und in eine freudige Erwartung.

Hat man dann aber die Männer, welche ſogar das Vergnügen zu einer Sache des Verſtandes machen wollten, nicht als erbärmliche Pedanten ausgelacht, und ihr Vorhaben vereitelt ?

„Wohl verſuchten es einige, und man hat ſie nicht gehindert, eine Denkungsart zu mißhandeln, welche der bisherigen gerade entgegen war. Sie waren nunmehr in der That ſehr übel daran. Sie konnten keine Stücke mehr auf die Bühne bringen, von denen niemand ſagen konnte, was ſie wollen; ſie mußten künftig einen gewiſſen Endzweck haben; ihre Perſonen mußten ſich betragen, daß das Lobwürdige an ihnen gefallen, und das Schlechte mißfallen müßte. Darüber konnten ſie ihren Unmuth allerdings nicht bergen; ſie ſprachen von Schranken, welche man dem Genie auf eine unerhörte Weiſe ſetzen wollte, und was dergleichen Dinge mehr ſind; aber wo man einmal ſtatt nachzuſprechen, nachdenken gelernt hat: da ſind ſolche Anfälle der Wahrheit ſehr nützlich, indem ſie dazu dienen, ſelbe aufzuklären, und ihre Vertheidiger mit Wärme für ſie thätig zu machen.“

„Man fieng, wie auf einmal an, die Augen zu öffnen, und Ehrfurcht für die Bühne zu tragen, deren bürgerlichen Beruf man nun erkannte, und öffentlich forderte. Es fanden ſich Privatperſonen, welche die ausgeſetzten Preiſe entweder vermehrten, oder, indem ſie einen eigenen Gegenſtand vorlegten, auch einen eigenen Preis beſtimmten. Man ſah, was ſich nach und nach ausrichten, und wie bei dem Volk durch dieſen Weg ſich mehr, als durch alle Mittel der Härte, bewirken ließ; und man gab alſo der Bühne ein Anſehen, deſſen ſie ſich in allen vorigen Zeitaltern nicht rühmen konnte.

Mit einem Worte, wir ſpielen, und ſtellen uns vor; und wenn wir aus den vorigen

Zeiten etwas auf die Bühne bringen: ſo muß deſſen Inhalt uns erbauen, und dazu dienen, uns irgend eine große Tugend ans Herz zu legen. Es fehlte daran nicht; und eben morgen erneuert man das Andenken jener ruhmwürdigen That der Frauen im Kaſſino, einer That, deren innere Güte kein Zeitalter mißkennen wird.“

Der Frauen aus dem achtzehenten Jahrhundert?

„Aus eben dieſem.“

Eine ruhmwürdige That der Frauen in München, deren innere Güte kein Zeitalter mißkennen wird?

„Ich verſtehe dich; aber du bedenkſt nicht, daß, wo auch wenig geſchieht, es nicht unmöglich ſey, daß viel auf Einmal geſchehe. In dem Zeitalter, von dem du ſprichſt, ſchlummerten große Tugenden in ſchweigenden Herzen; aber es wollte lange keine Gelegenheit kommen, ſie auszuüben; lange wollte niemand vorangehen; aber nun, ſo bald es jemand wagte, ſah man die Kraft des Beiſpiels in ihrer völligen Stärke.

Das Zeitalter, von dem du ſprichſt, hatte manche abſcheuliche Lücke, und an Gebrechen litt es, die jetzt faſt allen Glauben überſteigen; aber es kannte dieſelben, es fieng an, ihrer gewahr zu werden; man ſprach nicht mehr heimlich dagegen, man enthüllte die gröbſten Mißbräuche, die Untreue der Eigennützigkeit. Man ſah wieder Bürger, die um der Wahrheit willen litten und duldeten. Man ſprach unaufhörlich von einer großen Revolution der Zukunft, und ſiehe, ſie kam.“

Bei dieſen Worten berührte der Mann meine Augen, und ich ſah auf Einmal eine ſolche Menge herrlicher Gegenſtände, daß ich im freudigen Schrecken erwachte, — und zu meiner unausſprechlichen Betrübniß merkte, daß ich geträumet hatte.

Die zweite Nacht.

Das erſte Kapitel.

Der Hofgarten.

Du, den die Abenddämmerung noch in ſanfte Freuden verſenkt, und in ſchweigenden Stunden ein ernſter Tiefſinn zur hohen Betrachtung ſtimmt, dir möchte ich es ſagen. Wo du wandelſt in einſamen Fluren, oder ſitzeſt am halb gerötheten Dornſtrauch, da möchte ich dich aufſuchen, und die zweite Erſcheinung der künftigen Zeit dir erzählen. Die künftige Zeit iſt erſchienen mir.

Mir däuchte, ich befände mich im Schatten wohlriechender, jugendlicher Lindenbäume, deren liebliche Aeſte ſich ſo vertraulich zuſammenfügten, daß durch die leergelaſſenen Stellen nur einzelne Strahlen des Lichtes dahin ſtreiſten. Sie ſtreiſten in grünlicher Farbe, welche hier im Dunkeln ſo ſüß war, zitternd und ſchüchtern, dahin und dorthin, rannen jedem Lüftchen nach, und verſchwanden dann wieder. Von den Wipfeln herab hörte man das Rauſchen zärtlicher Blätter, und in verſchiedenen kleinen Fernen das Plätſchern der Quellen, wodurch das Stillſchweigen der Dämmerung noch feſtlicher ward. Wer nicht gewohnt war, bei ſich ſelbſt zu bleiben, noch beim Licht des Abendſterns große Dinge zu ſehen, der floh die Ruhe des Orts; denn eine hohe Traurigkeit beklemmte das Herz: und man fieng hier gemeiniglich an, ſich ausgeſtandener Leiden zu erinnern, und von vergangenen Dingen und abweſenden Freunden zu reden.

Dieſer kleine Luſthain, in deſſen Mitte ein runder, geöffneter Tempel nach ältlicher Bauart ſtand, war auf allen Seiten mit Gallerieen umgeben, durch deren eine, worin die berühmten Gemälde bewahrt wurden, man über einer kleinen Anhöhe nach dem niedlichſten Wäldchen ſah, das die Phantaſie eines begeiſterten

Menſchen ſich ſchaffen konnte; lauter Menſchenwerk, wie es ſchien; und, wie es wieder ſchien, lauter Werke der Natur; alles nur hingeſäet, wie es fallen würde: aber mit einem Ohngefähr, das vom Geſchmack und Nachdenken beſeelt war; Bäume und Geſträuche, und Blüthen und Früchte aller möglichen Arten, und Blüthen neben Früchten, und neben ältern Stämmen die ſaftige Jugend. Wo das Aug ſich hinwendete, fand das Herz eines jeden, wo es ruhen könnte, blumigte Wieſen und offene lachende Auen, oder verwilderte Grotten und melancholiſche Gegenden; und von Stelle zu Stelle erſchien ein kryſtallener Bach, der ſich bald wieder in Blumen und Hecken verlor. Süße, liſpelnde Lüfte ſtiegen, mit tauſend Gerüchen beladen, von ihm auf; und wo ſie ihre Schwingen ſchüttelten, vergieng alles Leben im Taumel der Luſt. Auf den kleinen Terraſſen, durch die man hinabſteigen konnte, ſtanden oder lagen marmorne Bilder. Hier war die Wahl dem Wanderer ſchwer. Ich kehrte mich nach dieſer und nach jener Seite; und indem ich verlegen war, ob ich von dem Garten, in welchem ich ſtand, nach einem weit herrlicheren, den ich vor mir ſah, mich wenden ſollte, vergaß ich die Welt um mich.

Ein Gewimmel munterer Kinder, die auf der andern Seite der Gallerie um freundliche Greiſe ſich drängten, zog jetzt meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Kinder ſchienen mit der äußerſten Lernbegierde Fragen, voll vertraulicher Einfalt, an ihre Großväter zu thun, die darüber entzückt waren, ihren Enkeln ſeyn zu können, was ſie ihren Söhnen geweſen. Als ich ſo nahe kam, daß ich die Gegenſtände, welche in dieſer neuerbauten langen Gallerie befindlich, und in einfachen, mehr niedlichen, als prächtigen Behältniſſen eingetheilt waren, unterſcheiden konnte, blieb ich auf das Neue vor Verwunderung ſtehen; denn ich ſah hier, was man bei meiner Zeit noch nicht einmal in Schriften fand, — das ganze Naturreich des Inlands.

Ich war ſehr beſtürzt, meinen geſtrigen Führer nicht zu ſehen, als in eben dem Augenblick ein ehrwürdiger Greis mit allem Ausdrucke der Freundlichkeit, die mir keinen Zweifel von ſeiner Bereitwilligkeit, womit er meinen Fragen ein Genüge leiſten würde, übrig ließ, ſich mir näherte, und mich ſogleich durch ſeine Anrede überzeugte, daß es ſich hier jeder zur Pflicht mache, dem Irrenden zu dienen, und den Unwiſſenden zurecht zu weiſen. So, wie er auf mich zutrat, bemerkte ich nichts von jenem höhniſchen Lächeln, womit man oft denjenigen, welchem man Unterricht ertheilt hat, erniedrigte, auch jene ſtolze und grobe Zufriedenheit, womit man zuweilen die Schätze ſeines Vaterlandes, auf Unkoſten aller übrigen, in der Welt emporhob.

Noch etwas beobachtete ich aus der Anrede des Mannes, dieſes nämlich, daß ſie alle einer gleichen Denkungsart wären.

„Wenn du hieher kommſt, redete er mich an, das Weſentliche unſerer Einrichtungen zu ſehen: ſo folge mir.“ Ich erwiederte ſeine Höflichkeit damit, daß ich über den Anblick der gegenwärtigen Dinge mein Erſtaunen erneuerte, und ihm mit den verbindlichſten Ausdrücken zu betheuern anfieng, wie ich niemals von etwas, das herrlicher wäre oder ſeyn könnte, geleſen. — Er ließ mich mit meiner Rede nicht zu Ende kommen, und ſie ſchien ihm nichts minder, als angenehm zu ſeyn.

„Ich werde dir unſere Schätze aufrichtig und ſorgfältig zeigen, unterbrach er mich, und wenn du je glaubſt, daß ich dafür eine Gefälligkeit verdiene: ſo ſey es dieſe, daß du die Wahrheit redeſt. Wir wünſchen einhellig, fuhr er fort, daß alles ſo vollkommen, als möglich, vorhanden ſeyn möge; und wer uns eine ſchädliche Lücke, ein nachtheiliges Gebrechen zeigt, verbindet uns mehr, als wer uns mit Lobſprüchen überhäuft, welche die Sache nicht beſſer machen.“

Eben dieſe Herausforderung, daß man Fehler freimüthig entdecken möge, iſt, ſagte ich, die gewöhnliche feine Liſt, ſich loben zu laſſen. Man will dem andern das Geſtändniß ablocken, daß keine Fehler vorhanden ſeyen. Du ſiehſt, daß ich freimüthig rede.

„Deine Anmerkung, gab er zur Antwort, mag da wahr ſeyn, wo man weder Kräfte noch Luſt hat, ſeine Mängel zu verbeſſern. Wir aber ſind kühn und ehrgeizig, und was man uns vom Beſſern zeigt, das können und wollen wir.“

So ſtolz du ſprichſt, ſagte ich, (und ſtolze Seelen reden immer die Wahrheit) ſo glaube ich doch, es würde euch allen wenig bedient ſeyn, wenn ich im Falle, daß ich bei euch große Unordnungen entdecken ſollte, deiner Aufmunterung folgte. Kann es einem guten Inländer wohl gleichgültig ſeyn, wenn ſich jemand beſtrebt, die Fehler ſeines Vaterlands öffentlich zu entdecken?

„Ich kenne den unglücklichen Geiſt dieſer feigen Sprache, erwiederte der Greis, und wir haben einige Urkunden des Zeitalters aufbehalten, worin dieſelbe herrſchte. Manche Sünder wider den Staat verbargen unter dieſer Sprache ihre Verbrechen, und fuhren darin in ungeſtörter Sicherheit fort, indem ſie die thörichte Meinung verbreiteten, daß über die Gemeinſachen des Vaterlandes ſprechen, eben ſo viel wäre, als es verläumden, und dem Spott der Welt preis geben. Wind und Regen heulten durch ihre Häuſer, und doch nannte man den einen Paßquillanten, und läſterte ihn als einen Schänder der vaterländiſchen Ehre, der die öffentliche Anmerkung gemacht hatte, daß ihre Häuſer zerriſſen, und der gemeinſchaftlichen Hülfe benöthigt wären. Man ſprach verächtlich von Ausländern, und dieſe machten ſich bei allen Gelegenheiten über ſie Meiſter; man ſprach von inländiſchen Einſichten, und war genöthigt, alle ſeine Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, ſogar in Gewerben, von fremden Landen zu holen, und ihre Ausſprüche an die Spitze der Bücher zu ſetzen. — Sollteſt du wohl aus einem ſolchen Lande kommen? fragte er mich, indem er mich genauer betrachtete. Ich vermuthe, daß die Geſchichte der Welt unaufhörlich zu gleicher Zeit auf der Welt ſey; daß nichts ganz neues hervorkomme; daß es auf dieſer Oberfläche immer Völker im Entſtehen, und Völker im Abſchwinden gebe; und daß endlich die Thorheiten, ſo wie die Tugenden, in ſteter Abwechslung herumziehen."

Ich hielt den alten Mann anfänglich für einen eben ſo großen Alterthumskenner, als ich ihn für einen großen Naturkundigen hielt; und nun war ich froh, daß ich in jenem erſten mich betrogen hatte. Wäre der Mann ein Kenner der Geſchichte, dachte ich, und wenn er auch eben nicht gründlich darin wäre: ſo würde ihm meine Kleidung bald mein Jahrhundert verrathen. Er würde es aus meiner Hutſtülpe, aus meiner Schuhſchnalle, aus meiner Halskrauſe würde er es errathen; denn dieß alles wird im Antiquarium, oder der Alterthumsſammlung eines ſo weiſen Volkes vollſtändig zugegen ſeyn. Daſelbſt, dachte ich, werden auch alle Modelle unſerer Friſuren, unſerer Ringe, unſerer Tabacksdoſen, unſerer Meſſer und Gabeln, und, mit einem Worte, vielfältige, und in keinem Stücke mangelhafte Sammlungen aller unſerer Hausgeräthe und Mobilien vorhanden, zugleich die Epochen derſelben genau bemerkt, und wie nicht zu zweifeln, viele recht tiefſinnige Abhandlungen ſpäterer Gelehrten beigelegt ſeyn. Es ſollte mich wundern, ſagte ich daher zu dem Greis, wenn dir das Gepräge, welches meiner Kleidung eigen iſt, und der Ort, wo es hin gehört, unbekannt wäre. Es iſt doch nicht möglich, ſetzte ich hinzu, daß du dieſem Aehnliche nicht ſchon unzähligemal in eurer Alterthumskammer geſehen haben ſollteſt.

Der Greis ſchien mich nicht gleich zu begreifen. „Dieß beſtätigt, was ich eben erinnerte, ſagte er nach einigem Nachdenken, und ich ſehe an dir, daß es noch wirklich Liebhaber ſolcher Dinge giebt, wie ehemals einige waren. Du meinſt, fuhr er fort, wir werden die Hüte und Mützen, und die Federn und Dintenfäſſer großer Männer aufbehalten, und ein nichtswürdiges Ding köſtlich und ſchätzbar nennen, weil es tauſend Jahre alt iſt? Wir haben von allen den Dingen, die außer den Menſchen ſind, wenig aufbehalten, und wozu, wenn wir alle geſchehenen Veränderungen der Moden und Erfindungen in Dingen des Zufalls beſäßen, ſoll uns das nützen, als uns etwa zu einer Geſchichte menſchlicher Thorheit zu verhelfen, und uns mit der unglücklichen Nachahmungsſucht unſerer Urvorältern zu beluſtigen. Wir haben nicht die Kleider, und was dem ähnlich iſt, ſondern die Tugenden der vorigen Zeiten geſammelt, und Mittel feſtgeſetzt, dieſe in unſerm Herzen zu bewahren, und das Beſtreben unſers Lebens zu zeigen.

Das zweite Kapitel.

Naturreich.

Nun ſtanden wir vor dem erſten Behältniß und was da meinen Blicken entgegen kam, war zu unerwartet, als daß ich mein Geſpräch mit dem Greiſe nicht ſogleich hätte abbrechen ſollen. Auf kleinen verhältnißmäßigen Täfelchen, mit welchen die Wände eines geräumigen Saals erfüllt waren, ſah ich alle Inſekten des Landes. Die Menge und Mannigfaltigkeit gieng über allen meinen Begriff; und ich glaube nicht, daß man ſich das Bewunderungswürdige dieſes Schauſpiels vorſtellen könne, wenn man nie Gelegenheit hatte, wenigſtens eine beträchtliche Anzahl derſelben beiſammen zu ſehen. Einige derſelben waren einheimiſch, einige zogen nur durch. Viele waren dem ganzen Lande gemein, andere nur gewiſſen Gegenden, und, wir wiſſen das bereits ſo genau, ſagte der Greis, daß, wenn wir einmal eine Art entdeckt haben, wir zuverſichtlich auf ihre Nahrung, mithin auf die größern Beſtandtheile der Erde, und auf die Pflanzen, welche daſelbſt ſich befinden, ſchließen können. Einige derſelben ſind das ganze

Jahr, einige nur gewiſſe Zeiten ſichtbar. Viele erſcheinen, um Veränderungen der Witterung anzuzeigen, andere kommen nur bei außerordentlichen Begebenheiten zum Vorſchein. Bei vielen haben wir durch unzählig wiederholte Verſuche Kräfte zum Behufe der Arzneikunſt entdeckt, und nicht eines derſelben iſt zum bloßen Anſchauen gemacht, wiewohl ihre Farben und die erſtaunungswürdige Genauigkeit in dem Verhältniß, und der Austheilung derſelben hinlänglich genug ſind, die Bewunderung aller Weltalter unvermindert nach ſich zu ziehen.

Im nächſten Zimmer fieng die Sammlung der Vögel an, deren Anzahl überaus beträchtlich, und durch viele Sääle fortgeſetzt war. Die einheimiſchen, die dem Lande eigen waren, und die es nur zu gewiſſen Zeiten als Gäſte beſtrichen oder beſuchten, und darin Junge heckten, waren in ihrer Ordnung beiſammen. Einige derſelben ſind erſt ſeit einiger Zeit inländiſch, andere ſind zahm geworden, wieder andere ſind ein Mittelding von beiden geblieben. So, wie ſie entweder auf hohen Gebirgen, und in Klüften und Steinritzen, oder theils auf hohen, theils niedern Bäumen und Geſträuchen niſten, oder das Waſſer beſuchen, oder auf der Erde, wohl auch mitten unter den Menſchen ihre Wohnungen aufſchlagen, folgten ſich in verſchiedenen Reihen; und ihre Geſchichte war mit ihren Namen, mit ihrer Entſtehungsart, ihren Verrichtungen, ihrer Art, ſich durch Pflanzen, Körner oder Raub zu nähren; ihren Vortheilen, welche ſie der menſchlichen Geſellſchaft, lebendig und todt, leiſten, in dieſen Zimmern zu ſehen.

Dieſen folgte eine beinahe unbeſchreibliche Zahl der inländiſchen Pflanzen, Gräſer und Blumen, deren jede zu dreimal, in ihrer Blüthe, Reife und Vollendung, mit den lebhafteſten Farben auf das ſchönſte gezeichnet, und alle in dieſer ſämmtlichen Geſellſchaft in einer Herrlichkeit daſtanden, die mein Herz mit ſüßem Schauder erfüllte. Dieß iſts, dachte ich, was unter den Füßen des gütigſten Schöpfers hervorkam, wenn Er über die Erde wandelte, das Tagwerk des Menſchen zu ſegnen. Nie hat ein Fürſt eine prächtigere Tapete geſehen; und weſſen Herz, wenn er mitten in dieſem Himmel voll Blumen ſtand, nicht von würdigem Stolz und der jubelnden Freude, daß er ein Menſch ſey, gehoben ward: was wird dieſen noch rühren können? In der Geſchichte, welche vorhanden lag, waren die Wirkungen und der Gebrauch aller dieſer Geſchenke auf das richtigſte angezeigt, und der Name der Inländer, welche eine neue Bemerkung mittheilten, unvergeßlich gemacht.

Hier war es, wo ich den guten Greis nichts fragte, und ihm nichts zur Antwort gab. Ich ſah ihn an, und ſah auf die Wunder vor mir; und was ich reden wollte, ſchmolz zum Gefühl. „Wenn dich dieſe Erſcheinung entzückt, ſagte mein Freund, der deutlich wahrnahm, was in meinem Innerſten vorgieng, wie muß dichs dann freuen, von mir zu vernehmen, daß eine oder die andere dieſer Sammlungen in allen unſern vornehmſten Häuſern zugegen ſind! Wir zieren mit denſelben unſere öffentlichen Luſtſäle und unſere Paläſte aus."

Ich wollte antworten und eine Erinnerung an die abſcheulichen, allen Wohlſtand und alle Sittlichkeit beleidigenden Gemälde, welche einſt an manchen Wänden — aber zu meinem Troſt ſchien der gute Alte meine Bewegung nicht zu bemerken.

„Wir können, fuhr er fort, alle ohne Ausnahme zeichnen, indem dieß die erſte Beſchäftigung unſerer Kindheit iſt; und je, nachdem wir Luſt oder Gelegenheit haben, ſammelt ſich jeder ſein Kabinettchen, dieſer von Bäumen, ein anderer von Thieren; und die Erſten unſeres Landes ſchämen ſich nicht, ſich in ihren Erholungsſtunden auf dieſe Art zu vergnügen, und ſo ſchöne Denkmale ihrer Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände der Natur zu hinterlaſſen. Es iſt keiner, der nicht wenigſtens die Produkte ſeiner Herrſchaft kennte; und wenn du in unſern Zimmern herumgehſt, ſo wird das ſtammelnde Kind dir die Arbeiten des Vaters und Urgroßvaters erklären. *)

---

*) Es iſt noch nicht lange, als ich ein niedliches Schloß ſah, wo alle Wände mit den Geräthſchaften und Arbeiten der Landwirthſchaft, und mit Vorſtellungen der ſchönſten mechaniſchen Erfindungen bemalt waren; und dieß gefiel mir mehr, als hätte ich hier Gemälde von Rubens und Raphael geſehen. Ueberhaupt wäre über den Geſchmack unſ'rer Einrichtungen gar viel zu ſagen. Schwulſt und Abgeſchmacktheit ſcheinen in die Wette zu ſtreiten. Wenn ich die unbeſchreibliche Menge anmuthiger, ſinn- und lehrreicher Dinge bedenke, welche ſich wählen lieſſen, und dann manchmal auf einer koſtbaren Tapete die abſurden, erbärmlichen Chineſerköpfe ſehe, ſo weiß ich nicht, was ich vom Vergnügen des Menſchen mir denken ſoll. Es iſt unangenehm, ſolche Geſtalten zu ſehen, und das Seelenaug der Kinder und Unerfahrnen wird dadurch nicht zum Gefühl der Schönheit gebildet. Doch dieſen Theil der Erziehung haben wir von jeher vernachläſſigt. Man denke ſich unſre Schulzimmer, die nackten Wände unſrer Schulzimmer. Was die Gemälde betrifft, ſo würde ich in meiner Republik keines leiden, welches nicht wenigſtens beſſer, als mittelmäßig wäre. Die Gewöhnung an

Wir kamen während dem vor den Behältniſſen vorbei, welche mit den Fiſchen des Landes, und wieder bei andern, welche mit den Metallen und allen Stein- und Erdarten erfüllt waren. „Wir haben jene beſſer benützt, ſagte der Greis, als ehemals, und dieſe letztern haben wir ſo genau kennen gelernt, daß jeder Hauswirth weiß, was ſeinem Grund vor andern gedeihlich, und was er zu tragen, und nicht zu tragen fähig ſey. Wir haben das, was wir in den alten Geſchichten und einigen gedruckten Schriften des achtzehenten Jahrhunderts über dieſen Punkt leſen, längſt als Mährchen verworfen. Wenn wir den Nachrichten derſelben Glauben beimeſſen wollten, ſo

---

ſchlechte Vorſtellungen kann keiner weiſen Anſtalt gleichgültig ſeyn; es wirkt ſtark und mannigfaltig auf die Begriffe der Seele, wie jeder wiſſen wird, der die Eigenſchaften der Seele kennt. Ein ſolches Gebot würde guten Künſtlern wohl zu ſtatten kommen, und ſolche Zeichnungen, wie ich im obigen fand, häufiger machen.

„Dieß iſt dann wieder ſo eine deiner guten Grillen, lieber Mann. Sieh, was ſoll das nun eintragen?“

Auf die Hand keinen Heller, mein Freund, mein Landsmann in meinem Auge. Aber laß mir nur doch meine Grillen, und laß meine Träume mir. Möchte nie eine Zeit kommen, wo es nöthig ſeyn wird, Träume zum Leben zu wecken!

ſollen im Unterlande ungeheure Möoten, im Gebirglande eben ſo weitſchichtige Pfützen, oder in dieſem und jenem weitſchichtige ausgedorrte Haiden, und oft elende, lichte Wälder, oder vielmehr ſtundenlange Staudenwerke vorhanden; und mit einem Worte, der dritte Theil des Landes ſoll unbebauet, und der bebaute mittelmäßig benützt worden ſeyn: allein unſere ſcharfſinnigſten Zeitrichter ſind längſt einig geworden, daß, in Betracht des damaligen wirklich philoſophiſchen Oekonomiegeiſtes, und in Betracht der Beiſpiele von Induſtrie, unter welchen das Bayerland mitten inne lag; in Betracht endlich eines langwierigen Friedens, deſſen es ſich zu erfreuen hatte, ſolche Schilderungen höchſt ungerecht und übertrieben, und ſchon überhaupt in dem damaligen Jahrhunderte nun noch außer Europa, und allenfalls auf Sibirien, nach Norden zu, paſſend ſeyn könnten; — wiewohl wir uns in der Ueberzeugung, daß es uns darum nicht glücklich machen würde, wenn wir auch noch ſo genau wüßten, wie unglücklich andere geweſen, eben nicht viel bekümmern, dieſen Theil der Geſchichte in ein Licht zu ſetzen, das alle Umſtände beleuchtete; genug, daß wir das möglichſt beſte Verhältniß zwiſchen unſern Wäldern, Aeckern, Wieſen und Gärten hergeſtellt, und Bayern zur Getraidkammer Deutſchlands, und zum Muſter einer guten Viehzucht, und der daraus entſtehenden Vortheile gemacht haben.“ Bei dieſen Worten öffnete er die Thüre des Saales, welcher voll kleiner hölzerner Gebäude, und voll von unendlich mannigfaltigen und unzähligen Geräthſchaften war.

„Du ſiehſt hier, fieng er an, die vielen Holzarten des Landes, mit deren Eigenſchaften nicht bekannt zu ſeyn, für diejenigen, welche bei der Aufſicht über die Landwirthſchaft eine Stimme haben, ein brandmarkende Schande ſeyn würde, deren Andenken nur durch irgend eine heroiſche That ausgetilgt werden könnte. Hier, fuhr er fort, indem er das gegenwärtige Buch öffnete, das die Geſchichte dieſer Holzarten enthielt, iſt die Jugend und das Alter aller im Lande beträchtlichen Wälder, die wir nicht von Ungefähr anſäen ließen, ſondern denen wir Menſchen eigene Plätze beſtimmten, ſorgfältig angezeigt; und jeder Handels- und Wirthſchaftsrath macht ſich, nach einem unſerer wohlthätigſten Geſetze, eine eigene Karte, welche alle dreißig Jahre verbeſſert werden muß. Jeder dieſer Herren, deren Anzahl, in Betracht, daß die beſte Ordnung der wenigſten Aufſeher nöthig hat, ſehr gering iſt, beſitzt eine genaue und umſtändliche Kenntniß nicht nur allgemeiner Begriffe, ſondern des wirklichen gegenwärtigen Zuſtandes der Wälder und der beträchtlichen Gegenden des Landes; und es iſt ein wahres Vergnügen, einen derſelben ſprechen zu hören. Wie herrlich ſind unſere Eichen- und Tannenwälder; und wie zittert unter ihren heiligen Finſterniſſen dem ſichern Wanderer das Herz! Er ſieht die großen Schatten unſterblicher Väter im ſchweigenden Tiefſinn wandeln, und die Erinnerung an ſie ſtärket jeden edeln Vorſatz, den er auszuführen dahingeht.“

„Die Modelle, welche du hier ſiehſt, ſind die Modelle unſerer Gebäude, und bürgerlichen Werkzeuge. Sie ſind aus eben der Art Holzes verfertigt, welche zu denſelben die ſchicklichſte iſt. Du haſt vielleicht ſchon beobachtet, daß bei uns niemand bauen kann, wie er will; weil derjenige, der keinen Verſtand und keinen Geſchmack beſitzt, nichts beitragen ſoll, ihn andern, ſo viel an ihm liegt, zu benehmen. Hier holt er ſein Modell, und hat er etwas beſſeres erfunden: hier ſtellt er es der Prüfung der uneingenommenen Mitbürger vor; und ſind ſeine Gedanken gegründet: ſo kann er des Beifalls ſeiner Freunde, das ihm jeder Mitbürger iſt, in allen Fällen verſichert ſeyn.

Wir haben einige Holzarten und eine Menge Fruchtbäume einheimiſch gemacht, weil wir beobachteten, daß das Land für ſie unſprünglich beſtimmt war. Dieß haben wir den koſtbaren, und vielleicht dem anmuthigſten, dem einzigen Garten dieſer Art in Europa, zu danken, welchen einer unſerer Fürſten über der überaus ſchönen Fläche, nach welcher die Gallerie der Gemälde geöffnet iſt, angelegt, und darin die Bäume aus allen Welttheilen geſammelt hat. Das iſt ein Werk, das von wahrer Größe der Seele zeigt. Nie hat ſich ein Dichter einen Hain der Seligkeit geſchaffen; und wer ihn ſchildern wollte, bat am Ende noch immer den Leſer, ihn ſelbſt zu beſuchen. *)

Ein Freudengeſchrei von Kindern in einem der nächſten Zimmer machte, daß wir uns ihnen alſobald näherten. Sie befanden ſich in dem Zimmer, in welchem alle vierfüßigen Thiere des Landes, die wilden und zahmen, verſammelt waren. Einige der erſtern, ſagte der Greis, waren nun vormals einheimiſch; und als wir die großen Pfützen reinigten, die

---

*) Einer der berühmteſten Gärten in Europa iſt der kurfürſtliche Garten zu Schwetzingen, ſo wie der Garten zu Nymphenburg einer der königlichſten in Europa — und der Unterſchied zwiſchen beiden darin iſt, daß ſich in dieſem (unbeſchadet ſeiner Herrlichkeit) jener anlegen — jener aber niemals zu dieſem ſich umſchaffen läßt.

weitſchichtigen Einöden bevölkerten, die zu häufigen Wälder zu Aeckern umſchufen, ſind ſie weiter gezogen; indeß haben wir andere dafür aufgenommen, wie du bei neuen Arten von Schaafen bemerken wirſt. Hier in dieſem Garten, wo ſich die Kinder zugleich in allen Arten kindlicher, von uns erfundener, und wohl auch von ihnen ſelbſt erdachter Spiele üben, erhalten dieſelben zugleich ihren erſten Unterricht; und womit kann das beſſer geſchehen, als mit den Kenntniſſen der Dinge, welche, wenn ſie erwachſen ſind, die Beſchäftigung ihres Kopfes oder ihrer Hände ausmachen werden. Wir haben in unſern urälteſten Urkunden einige Spuren gefunden, daß eben dieſes bei dem weiſeſten Volke, das jemals den Erdboden bewohnte, üblich geweſen; und die Gelehrigkeit unſerer zarteſten Jugend beſtätiget die Vortrefflichkeit dieſer Beiſpiele. Spielend lernet ſie hier die Produkte des Landes und die vornehmſten ihrer Eigenſchaften kennen: indem wir für nichts zu ſorgen haben, als den Ton der Einförmigkeit in Umgang und Lehrart zu vermeiden. Wir haben lange beobachtet, daß ſich Kinder gemeiniglich weſentlicher unterhalten, als oft erwachſene Leute; und daß ſie nie bloß ſpielen, ſondern vermöge ihrer Spiele, immer ſchon handeln, und manchmal herrſchen wollen. Sie bauen, reißen ein, führen Kriege, und ſtiften Friede, verurtheilen, und belohnen, ſuchen Verhältniſſe und Thätigkeit: warum ſoll man ſie, nachdem es möglich iſt, nicht frühzeitig gewöhnen, ihre Unterhaltung in Dingen, die eben ſo beluſtigend, als unterrichtend ſind, zu ſuchen, und ihnen einen ſo bildenden Vorſchmack des künftigen Lebens zu geben? Wir haben einige Lehrer beſtellt, welche den Kindern, die ſich dieſen Zimmern freiwillig nähern würden, ſich vertraulich mittheilen, und ihnen ihre Fragen beantworten, und zu neuen Gelegenheit geben ſollten; allein dieſe kommen ſelten dazu; und die Greiſe, die ſich in dieſen Garten begeben, ſich zu erholen, Männer, welche in Geſchäften grau geworden, machen ſich es zu einem angenehmen Zeitvertreib, ſich mit dieſer kleinen Nachwelt in Geſpräche einzulaſſen, und den Beobachtungsgeiſt und naiven Witz derſelben hervorzurufen. Die Größe des Vergnügens, welches die kleinen für dieſe Erklärungen bezeigen, und die Länge oder Kürze der Zeit, die ſie dabei aushalten, beſtimmt gemeiniglich die Güte und Deutlichkeit des Vortrags, oder auch die reifere Fähigkeit der Kinder zum Nachdenken; denn ſobald einem nicht mehr beliebig iſt, zuzuhören: ſo begiebt es ſich ohne alle Umſtände hinweg, und veranlaßt hiedurch den Mann, auf die Urſache dieſer Unluſt aufmerkſam zu ſeyn. Tauſend Gelegenheiten, keimende Neigungen, Tugend und Mängel zu entdecken, ereignen ſich hier; und eben ſo vielfältig iſt darum der Anlaß, welchen man nehmen kann, die zarten Herzen zum Guten zu lenken.

Man ſagte uns nun die Urſache des vorigen Jubelgeſchreis. Ein ſiebenjähriger Knabe erklärte die Naturgeſchichte des Hornviehs, und die Art des Gebrauchs, welchen man im bürgerlichen Leben von demſelben machte. Das geſchah in dem Zimmer, wo die Verrichtungen aller Handwerke und Zünfte zugegen waren; und der Knabe ſuchte diejenigen heraus, welche ſich mit Verarbeitung der Hörner, der Haare, der Haut, der Hufe, der Gebeine, der Gedärme, des Fetts u. ſ. w. beſchäftigten, und ſtellte ſohin eine kleine Stadt um ſich herum. Ein anderer that dieß nämliche bei einem Schaafe, wobei die Erklärung, welche er von der Verarbeitung der Wolle, wie ſie von einer Hand in die andere gegeben wird, gab, die Jugend ſeiner Jahre zu übertreffen ſchien. Dieß wurde dann auf die Aufmunterung eines ſehr anſehnlichen Mannes mit dem Beifalle aufgenommen, den es verdient hat.

Wir kennen nichts, fuhr der Greis fort, das geſchickter wäre, den Kindern von dem Zuſammenhange aller Beſchäftigungen des bürgerlichen Lebens frühe und deutliche Begriffe zu geben, und denſelben, wenn ſie z. B. die große Reihe der verſchiedenen Arbeiten ſehen, deren eine der andern folgen muß, bis aus dem grünen Flachſe auf dem Felde ein Hemd oder Papier wird, eine wahre Hochachtung für alle Glieder des Staates beizubringen, und die Pflicht einer wechſelſeitigen Arbeit mit unauslöſchlichen Zügen in ihre Seelen zu drücken.

Nicht ſelten ereignet ſich die Gelegenheit, daß Fremde hieher kommen, und indem ſie an dieſen Geſprächen Antheil nehmen, uns ihre Art, dieſes und jenes zuzubereiten, oder neue Vortheile, welche uns zu ſtatten kommen, berichten: wiewohl wir in dieſem Stücke wohl ſelbſt eine treffliche Anſtalt feſtgeſetzt haben.“

Welche Anſtalt, wenn ich dich fragen darf?

„Man hat ehemals von entfernten Ländern verſchiedene Dinge mit großen Koſten kommen laſſen, weil ſie dort (die Güte der Materie ſelbſt weggerechnet) mit mehr Geſchmack bearbeitet wurden. Uns hat endlich der gewöhnliche Ausdruck: dieß kann man nur in London; dieß erfindet man nur in Paris, geärgert; und wir glauben, ſobald es nur auf Geſchicklichkeit ankomme, ſollte man alles mit der nämlichen Fertigkeit im Inlande zu Stande bringen können. Wir ſchicken daher auf gemeine Koſten von Zeit zu Zeit einige ab, welche uns neue Vortheile, neue Erfindungen augenblicklich berichten, und ſetzen allen denen, welche gemäß der uralten ſchönen Einrichtung ihre durch Geſetze beſtimmten Wanderjahre machen, für jede beträchtliche Entdeckung eine anſehnliche, und manchmal lebenslängliche Belohnung aus.

Das dritte Kapitel.

Gallerie.

Wie, mein Freund, ein ganzer Saal mit mythologiſchen Bildern, — und hier wieder einer mit Allegorien erfüllt? Iſts möglich, daß ihr den gewöhnlichen Unſinn jener erſten, und die Bedeutungsloſigkeit dieſer letztern beibehalten konntet? — ſo rief ich in vollem Erſtaunen aus, als ich Männer ſah, die mit geraubten Schönen durch die Lüfte fuhren; Frauen ſah, deren Füße in die Erde wurzelten; und endlich geſchnitzelte Holzblöcke ſah, welche die Weisheit, die Tapferkeit und andere hohe Tugenden, und allgemeine Begriffe darum vorſtellen ſollten, weil man ihnen einen Helm aufſetzte, und einen Spieß oder ein Schwert in die Hand gab. — Du haſt mich aufgemuntert, fuhr ich fort, als mich der Greis mit großer Befremdung anſah, daß ich freimüthig reden ſollte, wenn ich irgendwo eine Thorheit wahrnähme. Sieh, was ich hier vor mir ſehe, ſcheint mir ein Inbegriff aller Thorheiten zu ſeyn.

„Wir wiſſen die Gründe, antwortete der Greis, nachdem er meine Freimüthigkeit belobt hatte, mit denen du mir dieß darthun könnteſt; und es iſt uns gar nicht unbekannt, was die Verſtändigern ſchon in uralten Zeiten davon geurtheilt haben. Dieß iſt ſo offenbar, fügte er hinzu, daß es mich wundert, wie dich die Art der Einrichtungen, welche du bisher geſehen, nicht vermuthen ließen, daß die Abſichten, welche uns bewegen, dieſe Bilder zu erhalten, dem übrigen gemäß ſeyn würden.

Eben das, fieng er an, was ehemals die Urſache war, daß man ſo häufig mythologiſche Bilder malte, weil man nicht daran dachte, was malen ſey, veranlaßte uns, eine Sammlung dieſer Bilder beizubehalten, um nie wieder zu vergeſſen, was malen ſey. Uns ſind dieſe Bilder nicht wegen des Gegenſtandes des Ausgeführten, ſondern wegen des Geiſtes und des Verſtandes ihrer Ausführung wichtig. Unſere jungen Künſtler ſtudiren dieſe Bilder, ſo wie überhaupt die Antiken, nicht, um auch mythologiſche Bilder nachcopiren zu können, ſondern um aus der Art, wie die Alten ihre Gegenſtände bearbeiteten, zu lernen, wie man arbeiten müſſe. Wir betrachten in dieſen Gemälden nicht die Fabel, die ſehr oft ins Abentheuerliche und Kindiſche verfällt, ſondern die Art, wie eine große Leidenſchaft, eine außerordentliche Gemüthsbewegung in dem ſinnlichſten Augenblick gewählt und ausgedrückt iſt; und lernen durch ſolche Beiſpiele nicht nur die allgemeinen Grundſätze, wie die Freude, die Betrübniß, und jeder andere Seelenzuſtand unendlich mannigfaltig, wie die Wogen des Meeres, und doch immer ähnlich erſcheine; ſondern wir lernen auch, und dieſen Theil achten wir vorzüglich, wie bei verſchiedenen Weſen die Heftigkeit des Ausdrucks verſchieden, und wie das Bild eines großen Mannes im grauſamſten Leiden, den Troſtgründen eines wahren Weiſen, gemäß ſeyn müſſe. Dem Volke, welches dieſe mythologiſchen Bilder liebte, waren dieſelben eben ſo wichtig, als uns unſere bayeriſche Hausgeſchichte; und aus eben den Abſichten, in deren Betracht jene Alten ſie anwendeten, ſind wir gehalten, ſie zu unterlaſſen; denn ſie ſagen uns nichts, und werden uns in alle Ewigkeit nie wieder was ſagen.

Was jene Kunſt betrifft, geiſtigen Begriffen einen Körper zu geben, ſo folgen wir hierin den Alten nur, wo wir glauben, daß ſie Muſter ſeyen; und wir halten die Idee und Abſicht der Sache mit der Hülle, die ſie ihr gaben, genau zuſammen. Dinge, welche z. B. die Länge der Zeit ausdrücken ſollen, ſtellen wir nicht unter dem Bilde ſchwächlicher Greiſe vor, indem das, was bereits ſchon ſo alt werden konnte, einſt vollends ſich verlieren müßte; aber den Tod, deſſen Begriff ehemals ſo niederſchlagend war, ſtellen wir nicht mehr unter dem Bilde eines eckelhaften Gerippes vor; ſondern ein Jüngling iſt er uns, immer blühend und jugendlich, immer ein Gefährte der Freude und der lohnenden Unſterblichkeit.*) Den Krieg ſtellen wir nicht als ein wüthendes

---

*) Leſſing ſchrieb hierüber eine ſchöne Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet: Berlin 1769. Und warum denkt man doch über die Dinge dieſer Art nicht mehr nach? Unſere meiſten Vorſtellungen allgemeiner Ideen ſagen entweder gar nichts, oder ſie ſchlagen die Seele nieder. Das begreife ich nicht, wie immer zehn öffentliche Gemeinſachen dahin geben, den Menſchen zaghaft zu machen, ehe man etwas antrifft, das die Kraft hätte, ſein Herz mit Muth und Freude zu erfüllen.

Thier, in menſchlicher Hülle, vor; und der Gerechtigkeit haben wir nicht nur die Binde von den Augen genommen: ſondern ihr auch, vermöge der Beobachtung, daß ihr Geſicht zuweilen ſehr trüb werde, große, ſcharfe Gläſer in die Hände gegeben.“

Wir giengen nunmehr die Sääle durch, worin die Gemälde aufbewahrt wurden, welche eben ſo große Denkmale des menſchlichen Geiſtes, als der Geſchichte waren. Ich ſah hier nicht mehr ſchöne Gerippe, die ein fleißiger Zeichner aus keiner andern Abſicht malte, als um ſeine Stärke im Nackten zu zeigen; auch keine Vorſtellungen von Poſſenreißern entdeckte ich, worin die Kunſt zwar groß, aber die Sache niedrig und oft abſcheulich war; und kein Hatzſtück, wo Thiere zerfetzt werden, und was ſonſt dieſen grauſamen Schauſpielen ähnlich iſt, war hier zu finden; ſondern die Künſtler, welche die Macht hatten, jedem Gedanken Leben zu verleihen, waren ſelbſt zu wohl gebildet, um ſelbe andern, als ſchönen Seelen, zu verleihen. Ich fand hier nur die würdigſten Thaten jedes Jahrhunderts, an die ſich jeder Zuſchauer ſogleich erinnerte, und nichts Vergängliches, nichts, was ſeiner Schwachheit oder Bosheit wegen, vergeſſen bleiben ſollte, ward hier verewigt. Ich ſah in dieſen Bildern den Geiſt meines

Vaterlandes, und, was es vermöge, und nach was es trachte, habe ich hier wahrgenommen. O Freundſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften, wie haſt du, wo das ſelige Band der Eintracht geknüpft war, den Zuſtand des Menſchen erhoben! Auch die wilden Thiere haſt du zahm gemacht, und den Flüſſen haſt du Lieder gelehret! Wie haben die Menſchen deiner ſo lange entbehren, wie haben ſie ſo lange dich trennen können!

Ich gab dem würdigen Greiſe die Urſache meiner innern Bewegung zu verſtehen, und er ſchien mit der Veranlaſſung derſelben ganz wohl bekannt zu ſeyn. „Ich weiß, ſagte er, daß es eine Zeit gab, wo wenigſtens eine Million von Bildern im Lande befindlich waren, deren Daſeyn den ſittlichen Zuſtand der Bürger nicht im geringſten verbeſſerte; daß es eine Zeit gab, wo die Kunſt manchmal durch ihre Wirkungen gerade das auflöſte, was die Geſetze binden wollten; und wo es noch ſehr gut war, daß ſie zu ohnmächtig geweſen, um allgemeine Folgen zu wirken. Die Kunſt war damals eine Beſchäftigung der Hände, und die, welche ſich damit abgaben, wurden gewöhnlich nicht beſſer, als Handwerksleute behandelt. Manchmal ſchienen auch ſchon die Begriffe eben dieſer Künſtler nicht höher zu gehen; und Leute, welche nicht die geringſte

Kenntniß der Leidenſchaften, der Geſchichte und anderer unentbehrlicher Begriffe, nicht die geringſte Lektüre, noch ſonſt irgend ein Mittel zur Bildung des Geiſtes beſaßen, ließen ſich Maler und Künſtler nennen, weil ſie durch eine langwierige Mühe ihrer Hände gelernet hatten, wie man einen Fuß verkürzen, und etwa eine Entfernung ausdrücken könne. Wie hätte aber auch die Kunſt dem Staate nützlich, und in demſelben einheimiſch werden ſollen, ſo lange Bürger nicht im Ernſte daran dachten, daß die Kunſt für ſie vorhanden ſey, und ſo lange ſie nicht wußten, warum ſie eine Vorſtellung ihres Landes einer andern aus China oder Perſien vorziehen ſollten. —

Das vierte Kapitel.

Adel.

Je leutſeliger und höflicher der Greis war, der mich bisher begleitet hatte, deſto weniger wollte ich ihm zumuthen, daß er mir noch weiter folgen, und ſich Mühe geben ſollte, mich zu unterhalten. Ich war ihm für ſeine Bemühungen ſehr verbunden; und da er ſo einfach und ſogar nicht koſtbar gekleidet war, daß ich ihn ohne Anſtand für einen ſehr geringen Privatmann hielt: ſo war ich im Begriff, ihm nach der Gewohnheit meines Zeitalters zu danken; allein er merkte nicht ſo bald meine Abſicht, als er mir auf eine Art, die mir neues Zutrauen zu ihm einflößte, zu verſtehen gab, wie er gewohnt wäre, vielmehr Geſchenke zu geben, als welche anzunehmen.

„Du ſiehſt an mir den Abkömmling von einer der graueſten Familien des Landes, deſſen Aeltern ſich durch die Handlung einer beiſpielloſen Großmuth in den Zeiten des Friedens eben ſo verdient machten, als ſich ihre Vorfahren im tiefern Alterthume durch Thaten des Kriegs berühmt gemacht haben. Ich ſtamme von den hundert Geſchlechtern ab, fuhr er fort, die durch jene unvermuthete That, welche die ganze Welt in Erſtaunen ſetzte, unſerm Vaterlande die Wirklichkeit eines Wohlſtandes verſchafften, deſſen bloße Idee bis auf jenen Tag eine Chimäre war.“

Welche unvermuthete That, großer Mann?

Bei dieſer Frage ſah der gute Greis mich ſehr bedenklich an, als wüßte er nicht, was er von einem Menſchen, ſo fremd ich ſeyn mochte, denken müßte, dem eine ſolche Geſchichte unbekannt geblieben wäre.

„Wie dein Schickſal auch ſeyn mag, das ſehr ſeltſam beſchaffen ſeyn muß, ſagte er, da du dieſe Frage an mich thun kannſt: ſo will ich dir doch eine Geſchichte mittheilen, deren Erneuerung jedem Herzen willkommen ſeyn muß.“ —

Wir ſetzten uns in den Schatten, und etliche Minuten ſaßen wir ſtillſchweigend, ohne ein Wort zu reden.

Der ſchattigte Hain lag vor uns, gleich der Wohnung des ſtillern Heiligthums; und das in dieſer Ruhe Schauder erweckende Weben kündigte das unſichtbare Wandeln höherer Weſen an. Man fühlte, daß man in ihrer Gegenwart athme, und jeder Wunſch ward beſcheiden, und jeder Gedanke ward feierlich. Ich hielt mich näher an meinen Greis.

„Du weißt doch, fieng dieſer an, wer ehemals die Männer vom Adel waren? Diejenigen waren es, nahm er das Wort, die ſich in den Zeiten einer allgemeinen Trübſal und Noth durch einen bewunderungswürdigen Heldenmuth in Gefahren des Lebens, oder durch eine eben ſo außerordentliche Thätigkeit eines über alles Gewöhnliche erhabenen Verſtandes uneigennützig hervorgethan, und da die ſchleunigſte Rettung geleiſtet haben, wo Rettung kaum mehr zu hoffen war. Solchen Menſchen, die wie Wunder vom Himmel kamen, konnte man die gebührende Achtung nicht verſagen. Man ſtellte ſie, ſo zu ſagen, allein, als Männer, welche den übrigen unerreichbar wären; als Männer, deren Geiſt erhaben ſtünde, und herab wirkte. Man nannte ihre Familien die adelichen, und gab ihnen ſogar gewiſſe Zeichen, an denen man ſie erkennen und ehren ſollte.

Die Geſellſchaft ließ es bei dieſem Grade von Dankbarkeit nicht beruhen. Man überhäufte dieſe großen Seelen mit allen Arten von Belohnungen; und man that, was nicht nothwendig verbunden ſeyn muß, man machte die beſten Menſchen auch zu den reichſten.

Man gieng noch weiter, und gleichſam als wenn die Tugenden erblich wären, gab man jene Zeichen auch den Söhnen; und nun war es feſtgeſetzt, welche Familien des Landes künftig als die beſten, reichſten und mächtigſten geehrt werden ſollen.

Große Seelen werden gewöhnlich im Unglück größer; aber das Glück ermüdet auch die Herzen der Weiſen. Theils waren nun weiter keine großen Beſchwerlichkeiten zu überwinden, theils waren die Verhältniſſe, Umſtände und Grundſätze, nach welchen die Söhne jener Väter erzogen wurden, dieſen ganz unähnlich.

Jetzt, da es darauf ankam, von jenen Gebieten, welche die Kraft des ſtreitbaren Arms erobert hatte, einen ſolchen Gebrauch zu machen, wie die Beſten der Menſchen machen würden, ſah man, daß es leichter ſey, ein Türenne, als ein Newton zu werden; und daß jener Wunſch des jungen Macedoniers, vor dem der Erdkreis ſchwieg, der erhabenſte ſey, den je ein Menſch gethan hat. Er wünſchte, mehr durch einen großen Verſtand, als durch Waffen über Menſchen herrſchen zu können.

Wie jene Urahnen der Meinung waren, daß ſie ganz der Gemeinde angehörten, daß ſie ihre Fähigkeiten und Vorzüge allein darum erhalten hätten, um dieſer zu dienen: ſo kam nachmals ein Zeitalter, wo ſie glaubten, dieſe wäre wegen ihnen vorhanden: dieſe wäre, vermöge ihres Herkommens, dazu verbunden, ihnen durch Anſtrengung ihrer Kräfte alle möglichen Vortheile zu verſchaffen. Damals ward das, was ihnen Anſehen und Reichthum zuwegen brachte, vergeſſen, und dieſe letztern Dinge allein in Betracht gezogen. Man ſuchte ſich von dem gemeinen Manne nicht mehr durch Einſicht und Verſtand, ſondern durch große Häuſer, durch prächtige Mahlzeiten, durch koſtbare Kleider und durch eine Gewalt zu unterſcheiden, wo man gemeine Menſchen (ſo hieß man die Unbemittelten) mißhandeln und verachten konnte, ohne einer Ahndung ausgeſetzt zu ſeyn. Unwiſſenheit und Rohheit des Geiſtes waren keine Schande; und was man lernen mußte, beſtand in einer kalten Etiquette, und in der Kunſt, ſeine Pracht, und mithin ſeine Einkünfte ſo hoch, als möglich, zu treiben. Die Anzahl dieſer Geſchlechter vermehrte ſich in der Länge der Zeit außerordentlich; und da in Abſicht der nun einmal durch viele Verjährungen eingeführten und gleichſam gerechtfertigten Ausgaben die Einkünfte unmöglich für alle hinreichen konnten, — doch du wirſt begierig ſeyn, das Ende zu wiſſen. Nicht reich ſeyn, ward ärger als der Tod gefürchtet. Die Geſchäfte wurden zur bloßen Intrique; und das Gute geſchah, wie das Böſe, mit der Größe des Eifers, als die Vortheile groß waren, welche mit dem einen oder dem andern verbunden geweſen.

Dieſer Streit des Zufalls mit dem weſentlich Guten konnte nicht lange ſo fortdauern. Die Stände, welche gleich nach jenen erſten kamen, und glücklicher Weiſe nicht nöthig hatten, Macht und Reichthum als den Endzweck alles ihres Thuns zu betrachten, ließen nicht ab, ſich an das, was einem Menſchen einen wahren Werth giebt, zu halten, und unter ſich nur Männern von Verdienſten Achtung zu erweiſen. Es ſtand nicht lange an, ſo behielten ſie bei allen Gelegenheiten, wo ein aufgeklärter Verſtand ſiegen kann, die Oberhand; und wenn irgendwo Männer erfordert wurden, welche fähig ſeyn ſollten, langwierige ſchwere Arbeiten des Kopfes zu unternehmen, Bequemlichkeiten zu entſagen: ſo waren ſie da zu finden. Anfangs zwar erhielt das Ding den Schein, als wenn jene Vornehmen zu vornehm wären, um in eigener Perſon etwas zu arbeiten; allein es kamen Gelegenheiten, wo zwei Menſchen, ſie mochten ſeyn, wer ſie wollten, bloß als Menſchen daſtanden, und dann ward es allemal offenbar, welcher von denſelben unentbehrlich ſey. Dieſem ward nach und nach die allgemeine Hochachtung zu Theil; von dieſem erwartete man Fleiß, Einſicht, Uneigennützigkeit und die Beſorgung des allgemeinen Wohls.

Eine allgemeine Revolution, welche damals in Europa nicht durch Waffen, ſondern durch die Erhebung des Verſtandes zu einem Grade der Aufklärung, den er bisher niemals erreicht hatte, bewirkt ward, verhalf den Vorſtellern von hundert adelichen Stämmen zu einem Unternehmen, welches der unerſchrockenſten That in einer Schlacht vorgezogen ward.

Das fünfte Kapitel.

Ueppigkeit und Pracht.

Ja, daß derjenige aus der Kutſche ſtieg, der bisher immer gefahren ward; daß jemand ſeine Borten vom Kleide trennte, deſſen Außenwerk ein lauterer Glanz war; und daß dieß des gemeinen Beſtens wegen geſchah, das ward billig höher geachtet, als der Muth, welcher oft zur Nothwendigkeit ward, ſich in Beiſeyn von hunderttauſend der Gefahr auszuſetzen, daß ihm ein Bein zerquetſcht worden war. Wahre Helden, welche die Größe ihres Herzens und ihre Liebe zur Menſchheit zu Helden macht, zeigen ſich in allen Fällen; und falls es kein anderes Mittel gäbe, dem Vaterlande zu nützen, als Laſten zu tragen: ſo würden ſie die erſten ſeyn, Laſten in die Hand zu nehmen.

Der Zuſammenfluß beinahe aller adelichen Familien in Städten machte denſelben einen gewiſſen Glanz, und mithin viele Dinge, die bloß zur Zierde dienten, unentbehrlich. Der ſogenannte Wohlſtand übte eine Tyrannei aus, welche guten Gemüthern ſtets fürchterlich blieb. Er verkehrte die Ordnung und die Namen aller Dinge; er ſchuf bis dahin unerhörte Bedürfniſſe; erfand Freuden, die alle Fröhlichkeit unterdrückten, und erdachte Arten von Bequemlichkeiten, die voll des bitterſten Zwanges waren. Auch der beſte Mann durfte hierin kein Sonderling ſeyn; und der Weg zu großen Vortheilen der guten Sache gieng oft durch die Mitte eines überaus koſtbaren und eben ſo abenteuerlichen Ceremoniels. Die Sucht, einander zu übertreffen, verfinſterte den Verſtand, und das Beſcheidene und Natürliche ward verbannet. Schwulſt und plumpe Pracht gewannen die Oberhand. Die übrigen Stände folgten nach; und da ſie die Sache bald übertrieben: ſo waren jene bemüßigt, ſtets weiter hinanzurücken. Die Schwelgerei drang durch alle Thore; und was dieſer zu folgen pflegt, drängte ſich eben ſo bald nach, als es ſich ohne Unterlaß vermehrte.

Wenn Feinde heranſtürmten, ſo würden wir ihnen entgegen[illegible]hen; und wenn das Land im Feuer ſtünde, ſo würden wir zu retten helfen, ſprachen die hundert Stämme untereinander. So wollen wir dann auch das Vaterland von einer Drangſal, die nicht minder gefährlich iſt, befreien. Sie zogen auf das Land, in ihrer Urväter Heimath, und lebten daſelbſt in ſchweigender, einfacher Größe, erſparten ſich ſelbſt- unzählige Bürden des

Stadtlebens, und machten der vernünftigen Sparſamkeit der Zurückgebliebenen auf einmal Platz, in ihre vorigen Rechte zu treten.

Mit dieſem waren ſie nicht zufrieden. Daß gegenwärtig kein Fleck des Landes unbebaut liege, daß ſich Wieſen und Wälder, Aecker und Fruchtbäume in gehöriger Ordnung, und in wahrem Verhältniß befinden, haben wir ihnen zu danken.

Daß die gemeinen Bürden leichter, und die Abgaben weniger, ſohin die ſchweren Feldarbeiten belohnender, und das Leben freudiger geworden, haben wir ihnen zu danken. Viele, welche keine liegenden Gründe hatten, kauften anſehnliche Diſtrikte oder Plätze, die ſie durch ihre Gegenwart in Luſthaine verwandelten.

Daß gegenwärtig unſer Bauer vernünftiger denkt, als ehemals wohl wenige Gelehrte gedacht haben, das haben wir ihnen zu danken. Sie nahmen es einhellig als einen mit der Vernunft entſtandenen Grundſatz an, daß, je weiter der Menſch von dem rohen Thierweſen entfernet, und dem Menſchen näher gerückt würde: zu deſto edlern Dingen, und mit deſto leichtern Mitteln lieſe er ſich leiten. Ich würde dich zu lange aufhalten, ſagte hier der Greis, wenn ich dir alles erzählen wollte, was wir ihnen weiter zu danken haben.

Du weiſt, was man in der Welt groß und klein, prächtig und unanſehnlich nennt, das iſt es alles vermöge Maaß und Vergleichung. Wenn der Miniſter ein Landtuch trägt, ſo erſcheint der Rath, welcher eine Stufe niederer ſteht, wenn er ein gleiches anzieht, in einer anſtändigen Pracht; und es braucht nicht erſt zu ſagen, daß allen vernünftigen Männern durch die Möglichkeit, ein Gleiches zu thun, eine unſchätzbare Wohlthat erwieſen ward.

Sie hatten ſchon lange unter der drückenden Laſt einer durch die Zeit und das Beiſpiel beſtätigten Schwelgerei geſeufzt, und als dieſe Rettung kam: wer beſchreibt die Freude, mit welcher ſie dieſelbe angenommen haben? Aber alles, was in der damaligen Revolution Rühmliches geſchah, übertrifft die ruhmwürdige That der Frauen im Kaſſino.

Das ſechste Kapitel.

Kaſſino.

Das Kaſſino verdient einen rühmlichen Platz in der Geſchichte dieſes Jahrs, indem die Abſicht deſſelben nicht anders, als höchſt löblich, und vorzüglich nur dieſe ſeyn kann, eine bildende Geſellſchaft zu unterhalten, worein ſich die witzigſten und aufgeklärteſten Köpfe beider Geſchlechter verſammeln, um ſich mit Muſik, mit den ausgeſuchteſten Werken der Literatur und andern würdigen Vergnügungen zu beluſtigen; Fremde kennen zu lernen; die Jugend mit der großen Welt bekannt zu machen u. ſ. w. Hier iſt kein Sammelplatz, größtentheils beſtimmt, zu ſpielen, ſeine Kleiderpracht ſehen zu laſſen, zu ſuchen u. d. gl. Alſo: Wer ſollte eine ſo gute Einführung tadeln können?

Die ruhmwürdige That der Frauen im Kaſſino beſchreibt er, ſagten einige, und bezeigten ſich ſehr begierig auf das Pasquill, das ich herausgeben würde. — Alſo habe ich mich durch meine bisherigen Schriften bei einem Theile von Leſern wirklich in die Hochachtung geſetzt, daß man glauben kann, ich könne Paßquille ſchreiben? daß man glauben kann, ich werde Paßquille vor den Augen des Publikums, des Auslands, in Gegenwart der Cenſur ankündigen? Nun, das hat mich recht ins Herz gefreut. — Mir iſt es ſchwer, zu begreifen, wie ſich Menſchen, die doch wohl erzogen, und in etwas von der erſten Rohheit weg, herausgebildet ſeyn ſollten, weil ſie Hofmeiſter und Mamſellen hatten, nicht zu todt ſchämen, wenn ihnen ſo etwas ſchrecklich Dummes entfährt; etwas, ſo alle Vernunft Beleidigendes, daß ich, als ich es hörte, die Feder weglegte; und indem ich den Kopf auf das Herz ſinken ließen, zu mir ſagte: Es iſt vergebens! Es iſt vergebens!

Daß man doch, ſo bald man von jemand ſchreibt, ſo gerne glaubt, man habe ein Paßquill geſchrieben! Daß man wirkliche Paßquille ſo gerne lieſt, abſchreibt, ſorgfältig bewahrt, und wie ein Kleinod herumträgt! Woher das kommen, was es für ein Zeichen ſeyn mag? Ob das ein Beweis von offenem, männlichem Verſtande und geadeltem Herzen, von geläutertem Geſchmack ſeyn mag? Ob ein ſolcher Zug auch den Leuten, welche mit einer guten Lektüre vertraut ſind, eigen ſeyn mag? — Ich wüßte es wohl, mag es aber nicht ſagen; denn ich liebe meine Vaterſtadt, wie ich mich ſelbſt liebe, mit allen meinen Mängeln und Gebrechen; und ich will nie von einer Unart laut reden, als da, wo das Schweigen eine Sünde, und das Schonen und Schmeicheln kein Betragen eines ehrlichen Mannes iſt.

Seelen, welche, wie Horaz ſagt, bei ihrer Geburt Melpomene mit holdem Auge angeblickt hat, freuet nur, was dem feinern Wohlſtand gemäß, und erfreulich iſt; und verſpricht man, etwas von ſeinen Brüdern zu ſchreiben, ſo denken ſie nichts Arges, ſo erwarten ſie voraus, es werde etwas Gutes und Großes ſeyn.

Den Uebrigen kann ich nichts ſagen, als daß ich ein bischen zu ſtolz bin, mit Leuten, welche an Paßquille denken, mich abzugeben.

Auch muß ich dieſen letztern ſagen, was ein Paßquill ſey, weil ſie es nicht wiſſen, und alles, worin jemand eine (ihm harte) Wahrheit geſagt wird, mit dieſem Namen belegen. Wer ſich nennt, oder ſeine Perſon nicht verhehlet, wenn er etwas ſchreibt, der kann zwar eine Injurie, aber niemals ein Paßquill ſchreiben. Auch iſt das kein Erforderniß des Paßquills, daß es eben geſchrieben werde. Jene frechen, unverſchämten Beurtheilungen im täglichen Umgange, womit man oft untadelhaften Perſonen bei ihrem Betragen Abſichten zur Laſt legt, die man nur ſelbſt gehabt haben würde, jene kleinſtädtiſchen Erzählungen voll eigener Zuſätze, und mit einem Worte, viele Geſellſchaften, Tiſchreden u. ſ. w. ſind ſchändliche, buchſtäbliche Paßquille: weil man da Menſchen angreift, die ſich nicht vertheidigen können, und man da ſeine Wege, nach Art aller Schurken, im Finſtern ſchleicht.

Welcher Mann es lächerlich findet, wenn man über Frauenzimmer (nicht wider) etwas ſchreibt, (ohne deren Bildung alle Männerbildung ein eitles Werk iſt) der ſtifte ſich, wenn er Vermögen hat, eine Klauſe, die groß genug iſt, ſeinen Unverſtand zu faſſen; denn an ihm iſt Fleiß und Oel verloren.

Solche Verſammlungen, die man nun hier in München unter dem Namen Kaſſino (welches ausländiſche Wort weit ſchöner klingt, als wenn es Verſammlung oder Geſellſchaft hieße) anfängt, giebt es aller Orten. „In Berlin giebts, ſchreibt ein Reiſender, viele Klubs, wovon jeder ſeine eigene Einrichtung hat. Da die mehrſten nur an einem beſtimmten Abend in der Woche zuſammenkommen, ſo hat man Gelegenheit, ſich in mehrere aufnehmen zu laſſen, wenn man mehrere Abende wöchentlich in Geſellſchaft ſeyn will. Ein Fremder lernt den Genius der Berliner nirgends beſſer kennen, als hier; und wer Bekanntſchaft mit Gelehrten oder berühmten Künſtlern ſucht, kann ſie auf keine Weiſe ungezwungener und mit größerm Nutzen machen, als wenn er in die Klubs geht, welche jene halten. Freilich muß man, um Zutritt zu erhalten, ein Mitglied des Klubs kennen, welches den Fremden einführt. Iſt man aber ſo glücklich, dann hat man auch alle Gelegenheit, einen ganzen Abend mit dem Manne nach Gefallen ſich zu unterhalten, nach welchem man begierig iſt, ſtatt daß man ihn in ſeinem Hauſe entweder gar nicht, oder nur eine Viertelſtunde, die unter Entſchuldigungen und leeren Komplimenten hingeht, würde geſprochen haben. Und es iſt, dünkt mich, ungleich beſſer, auf die erſte Art einen berühmten Mann kennen zu lernen, als auf die letzte zehen. Unter den hieſigen Gelehrten ſind wenige, welche nicht einen Klub, oder ein Kränzchen, mithalten ſollten, und beinahe nur die nicht, deren ſchwächliche Geſundheit das nicht verſtattet. Sie können leicht denken, daß das Sprichwort: Gleich und gleich geſellt ſich gern, ſich auch in Anſehung des Klubs beſtätiget. Ich bin in einem geweſen, der mir aus lauter Leuten zu beſtehen ſchien, die außer Billard, Kartenſpiel, gutem Eſſen und Trinken, ſich bloß von Dingen unterhielten, die man alle zuſammen mit anhören kann, ohne dadurch das mindeſte klüger oder beſſer zu werden. In einem andern hingegen, der nicht ſo groß war, und höchſtens aus 12 bis 16 Perſonen beſtand, ſah ich keine Karte anrühren. Die Geſellſchaft unterhielt ſich mit Anekdoten, Einfällen, Erzählungen, Charakterſchilderungen, Urtheilen über Bücher, Kunſtſachen, mit gelehrten und politiſchen Neuigkeiten; und kurz, das Ganze war das Angenehmſte von der Welt. Dennoch war dieß nicht der Klub, welcher unter dem Namen des gelehrten hier exiſtirt. Was dieſe Geſellſchaft noch außerordentlich reizend macht, iſt die bunteſte Miſchung aller Stände, ohne ſteifes Ceremoniel, ohne alle Rangordnung. Der Geheimrath und der Künſtler, der nichts, als ſeinen berühmten Namen hat, gehen hier wie zwei Kollegen miteinander um. Dieſe Abgeſchliffenheit der Sitten in dem Punkt, die in England und Frankreich ſo gewöhnlich iſt, findet in ganz Deutſchland nirgends in dem Grade Platz, als in Berlin; und ſchon dieſes allein würde jedem Fremden den Aufenthalt hier angenehm machen. Um als Mitglied eines Klubs aufgenommen zu werden, muß man ſich durch Eines der Mitglieder in Vorſchlag bringen laſſen. Es wird dann ein Tag angeſetzt, an welchem über die Aufnahme, wie zu Venedig, durch weiße und ſchwarze Kugeln, ballotirt wird, wozu in verſchiedenen Klubben eine eigene Maſchine iſt. Mir gefällt dieſe Art der Wahl; denn ſie verſtattet alle Freiheit, ohne daß verdrießliche Folgen daraus entſtehen können.“ u. ſ. w.

In andern Städten giebt es auch Leſegeſellſchaften, wo ſich wechſelweiſe jeder der Anweſenden ein Stück wählet, und ſtudirt, und es dann öffentlich herablieſt, nicht mit dem Munde allein, ſondern mit dem einfachen und muſikaliſchen Tone, welchen der Geiſt eines Werkes erfordert. Dieß iſt eine überaus nützliche und ſo unterhaltende Uebung, daß ich verſichert bin, man würde alles Kartenſpiel (die kälteſte Beſchäftigung, die ein Menſch verrichten kann) dabei ſtehen laſſen. Ich wünſche, daß jemand dieß in unſerer Stadt unternehmen, und es mit einzelnen Stellen aus Klopſtock oder andern guten Dichtern verſuchen möchte. Wie vieles Talent und Uebung dazu gehöre, würden zwar alle empfinden, aber nur diejenigen erfahren, die es nachmachen wollten. Eben ſo wünſchenswerth wäre es, wenn es jemand unternähme, in dieſer Geſellſchaft wöchentlich einmal — kein gelehrtes Kollegium zu halten, aber doch die Anweſenden zu einer Unterredung über literariſche Gegenſtände zu verſammeln. Wieland z. B. hat eine ſchöne neue Auflage ſeiner Abderiten geliefert; dieß wäre nun gleich ein Buch, womit ſich ein Anfang machen ließe. Auch iſt in den vielen periodiſchen Schriften Deutſchlands ſo viel mannigfaltiges Gute enthalten, daß es an Stoff zu einem unterhaltenden Geſpräch unmöglich jemals würde mangeln können. Iſt es doch bei einigen, als wenn ſie ſich ordentlich ſchämten, über literariſche Sachen zu ſprechen. Man thut ſo verlegen, ſo ängſtlich, ſcharrt, wie Woldemar von den Rechtsgelehrten ſagt, ſo peinlich mit den Füſſen, und ſtiehlt ſich davon, ſo gut man kann. Dieß iſt gefehlt, und die Sache muß thätiger betrieben werden. Denen, welche gereiſt, oder die ſehr beleſen ſind, wird es bekannt ſeyn, daß in andern Städten jedermann lieſt, (ſogar der Kutſcher, wenn er ſtill hält) daß jedermann von Literatur ſpricht, und daß in Werkſtätten eine beſſere Kenntniß guter Bücher angetroffen werde, als anderswo kaum in ——. Und ſo muß es geſchehen, wenn etwas werden ſoll. So lange nur einzeln geleſen wird, weil es anfängt, Schande zu werden, wenn mans nicht thut: ſo lange iſt es noch nicht gethan. Es muß von innen kommen; es muß der Seele daran gelegen ſeyn; es muß (ich will mir dieß Wort erlauben) mit einer gewiſſen Schwärmerei, mit jener ſchönen Inſania, wie ſie Horaz nennt, verbunden ſeyn: dann hat es ſeine rechte Bewegung.

Und ſo viel vom Kaſſino im ſechsten Kapitel!

Das ſiebente Kapitel.

Ein Kapitel, das man zweimal leſen ſoll.

„Ich will dich hinführen, wenn du Luſt haſt, ſagte mein Freund. Aber, fuhr er fort, warum blickſt du mit ſo vieler Verwunderung um dich? Was findeſt du, das vermögend iſt, dich ſo angenehm beſtürzt zu machen!

Es iſt die Einſamkeit, theurer Vater, in der wir uns hier befinden. Es iſt mir unausſprechlich befremdend, beinahe niemand zu ſehen, als die zu alt, oder zu jung ſind, um nützlichen Geſchäften obzuliegen. Einſt ſah man hier zu allen Zeiten des Tags müſſige, feierlich gekleidete Spaziergänger —

„Pracht und Ueppigkeit, antwortete der Greis mit einer Wärme, als hätte ich ihn gerade auf einen der wichtigſten Gegenſtände geführt, Pracht und Ueppigkeit zogen eine Menge ſolcher Folgen nach ſich, welche den Schwämmen gleichen, die aus der Fäulniß entſtehen. Es war bei der ehemaligen Lebensart unvermeidlich, daß nicht ein beſonderer Stand ſolcher Menſchen hervorkäme, die, ſo zu ſagen, niemand angehörten, nichts zu verlieren hatten, weil ſie nichts beſaßen, und das einzige Gewerb ausübten, die Thorheiten der andern zu unterhalten und zu befördern. Ihr Daſeyn ſchien zu unbedeutend, um einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt zu werden, und ihre Beſtimmung zu niedrig, und zu ungewiß, um eine beſſere Bildung zu erhalten.

„Als nun die natürliche Beſcheidenheit des Lebens wieder hervortrat, und es jedem erlaubt war, den Aufwand ſeiner Wirthſchaft auf ſeine Bedürfniſſe einzuſchränken, machten wir der Vermehrung ſolcher Menſchen, die gewiſſermaßen zum Elende geboren waren, ein Ende.“

Ich bitte dich, mir dieſe Begebenheit näher zu erklären.

„Das will ich auch. Solche Menſchen waren diejenigen, welche ſich ehemals verheiratheten, Kinder zeugten, und indeß irgend ein Halbgewerbe des Luxus trieben, wovon ſie ihre Kinder kümmerlich bei ihren Lebzeiten, oder ſo lange, bis ſie etwas groß geworden, ernährten. Man hatte damals kein öffentliches Erziehungshaus, keine hinlängliche Fabrike, nichts, nichts, wo z. B. verlaſſene Mädchen frei und zuverſichtlich ſich hätten hinbegeben können, um ſich mit der Arbeit ihrer Hände zu ernähren. Wenn man noch die große Anzahl derjenigen rechnet, welche ſich nach der Stadt begaben, ohne daſelbſt geboren zu ſeyn:

ſo würde, nach der genaueſten Austheilung im Hausdienſte, noch immer eine große Menge ganz Nahrloſer übrig geblieben ſeyn. *)

So war auch der Zuſtand mechaniſcher Arbeiten, des Handels, der Künſte u. ſ. w. überaus kümmerlich; und Jünglinge, von ſolchen Aeltern entſproſſen, befanden ſich in keiner geringen Verlegenheit.

In jedem Staate wird ſich gewöhnlich eine übel beſtellte Klaſſe befinden, welche den übrigen Aergerniß giebt, oder von welcher die andern es nehmen. Bei dem Mangel an beinahe aller Philoſophie, war ein äußerſt ausgebreiteter Grad von öffentlicher Liederlichkeit eine Folge, die man nicht anders als vermuthen konnte. Es häufte ſich zuletzt eine überausgroße Anzahl ſchändlicher Metzen, die theils Tag und Nacht auf öffentlichen Straßen herumſchlenzten, theils in Häuſern vermiethet waren. Mädchen ohne Aeltern, (und nicht erzogen werden, iſt unglücklicher, als ohne Aeltern ſeyn) ohne alle Bildung, ohne Freund,

---

*) Geſetzt alſo, eine liederliche Weibsperſon wird, wenn ſie etwa keinen Mann von Diſtinktion bedient, eingezogen; ſie wird hart gehalten, geprügelt; aber endlich wird ſie wieder losgelaſſen: wohin ſoll ſie ſich nun den erſten Augenblick wenden; womit ſoll ſie ſich ernähren?

ohne Unterſtützung, ohne Kenntniß einer Arbeit, ja, ohne Möglichkeit, immer Arbeit zu finden, ſahen es anfangs für ein Glück an, von jemand beobachtet zu werden. Die erſten Empfindungen eines liederlichen Lebens, das einem noch unſchuldigen Herzen bei den erſten Schritten ſo bitter fällt, waren bald dahin. Das Beiſpiel, und eine Art von Verzweiflung, daß der Rückweg in den vorigen Zuſtand wieder ganz unmöglich ſey, betäubten ſie, und in dieſer Betäubung, die das Herz ſtumm macht, lebten ſie fort. Was ſie durch ihr ſchreckliches Gewerb erhielten, verwendeten ſie auf Schminke und Putz, worin es eine der andern zuvorthun wollte; ſie wurden in dem Dinge verhärtet, frech, und im äußerſten Grade unverſchämt. — Die Folgen davon waren elende, unfruchtbare Ehen, Abneigung des Eheſtandes, welche damals ſo ſichtbar wurde, Trennung der häuslichen Ruhe, (denn wie konnte ein Mann, der ſich ſeine Maitreſſe hielt, ſeine Frau nicht mit widrigen Augen anſehen?) häusliche Dürftigkeit, Entkräftung der Körper, der Kinder und allgemeiner Siechthum. Man hat zuletzt, der abſcheulichen veneriſchen Krankheit, die vielleicht noch ſo erblich, wie die Blattern, geworden ſeyn möchte, wie einer Galanterie erwähnet *), und beinahe war es, als fürchteten einige, für große Pedanten geſcholten zu werden, wenn ſie geſtänden, daß ſie ordentlich lebten, daß ſie zu ihren Frauen hielten, und die herrſchende Unordnung verabſcheuten. Man ſchien am Ende zu glauben, als gehörte der Muthwillen, aus ſeinen Schranken zu treten, zu den Eigenſchaften eines Mannes, der den guten Ton der großen Welt beſäße, —

---

*) Die Unordnungen erſchienen nach dem Maaß einer weiſen Haushaltung immer mehr oder weniger, und in dem gegenwärtigen Grade erſcheinen ſie vielleicht nur jetzt. Weſſen man ſich ehemals ſchämte, deſſen rühmt man ſich jetzt beinahe. So wars ehemals nicht. So kann es aber auch nicht lange ſeyn. Die Herrn Aerzte könnten dem Publikum einen großen Dienſt erweiſen, wenn ſie die Folgen dieſes Uebels auf die Fortpflanzung der Körper darſtellten.

Die Haupturſachen einer ſolchen Unordnung ſind: Mangel an wahrer Erziehung, Müßiggang, der Luxus, Menge des Geſindels, und eine unbegreifliche Indolence, jedes Ding anzunehmen, wie es kommt, und gehen zu laſſen, wie es gleichwohl will. Jeder, der ausſchweift, wirft nun die Schuld auf die Gebrechlichkeit ſeiner Natur, und ſucht eine Ehre darin, ſchwach und mädchenhaft zu ſeyn. Wohl wird auch manche Vorſtellung dieſer Art beklatſcht.

Was der Staat bei einem Vergehen zu thun habe, welches unmittelbar das Gewiſſen angeht, das iſt eine ganz andere Frage; aber ich möchte nannte bald darauf, den Muth und Eifer, den noch Einzelne äußerten, etwas zum Wohl des Vaterlandes zu thun, romanziſche Jünglingsgefühle, und behauptete durch alles ſein Thun, Schlappheit der Sitten, und Kälte des Herzens wären die Zeichen der Weisheit. Auch ſchnitten ſich viele nach den Bedürfniſſen ihrer Begierlichkeiten aus tiefer Dummheit eigene Hausſyſteme der Weisheit zu, und die das ſich nicht getrauten, begnügten ſich, mit zu machen. Unbegreiflich, daß man niemals prächtiger, als in dieſen Zeiten, von geläutertem Sinne und aufgeklärter Denkungsart ſprach! Wir glauben hierin die Spuren einer künftigen Wildheit zu ſehen.“

Ich bitte dich, dieſe Schilderung zu vollenden, lieber Greis, und mir lieber zu ſagen, wie ihr der Sache geholfen habt.

„Anfangs merkte man dieſen Verfall nicht im geringſten; dann lärmte man entgegen mit Worten, that aber nichts mit Werken, oder thats, wie mans verſtand, nämlich ſehr ungeſchickt; hernach ließ man es fortgehen, weil die

---

nicht ſagen: Wenn der Mann nur ſonſt ſeine Schuldigkeit thut, dann mag der Staat ihm ſolche Unordnungen nachſehen; denn neue werden ihre Schuldigkeit allemal nicht ganz thun, bis einer mit beſondern Umſtänden kömmt, wo ſich das findet. Dieß ſollte doch jeder ſehen, der Augen hat.

Fremden verſicherten, daß es anderswo noch ärger wäre; und weil man glaubte, es wäre milzſüchtig gehandelt, hierüber Bedacht zu nehmen; und endlich war das Uebel zu groß, als daß jemand ſich Hoffnung gemacht hätte, demſelben ſteuern zu können. Ein großer Theil derjenigen, welche zur Herſtellung der öffentlichen Geſundheit hätten beitragen ſollen, lagen ſelbſt todtkrank, und — —

So ſehr war die Feſtigkeit des Geiſtes zerronnen, daß man nicht mehr zu wiſſen ſchien, was einem Manne mit Ehre zuzumuthen, oder was ihm zu thun ſehr ſchwer ſey. Wie ehemals die guten Köpfe aus dem Verderbniſſe ihres Zeitalters hervorſtanden, und mit den unbeſcholtenſten Sitten vorangiengen: ſo war es damals gerade das Gegentheil; und wer ſich gar ein Genie nannte: glaubte gewöhnlich, zu allem berechtigt zu ſeyn. Viele ſind daher von den beſten Grundſätzen abgefallen, und andere wankten, zweifelhaft, was das Beſſere ſey zwiſchen Tugend und Laſter; und es hieng von zufälligen Umſtänden ab, welches das Loos ihrer Denkungsart ſeyn ſollte.

Wir haben daher, im Namen der menſchlichen Wohlfahrt, die aufgeklärteſten und tugendhafteſten Männer aufgerufen, die Wahrheit zu beſtätigen; und ſie bezeugten einhellig, daß bei einem mäßigen Leben, bei einer Erziehung, die dem Menſchen höheres Ehrgefühl und Stolz einflößt, bei einer zweckmäßigen Behandlung der bildenden und ergötzenden Künſte, bei der Sorgfalt, welche jeder Menſch haben ſoll, ſeiner Seele, da ſie noch weich iſt, für irgend eine gute Beſchäftigung einen ſtarken, leidenſchaftlichen Hang einzuflößen, bei der nicht erſchwerten Hoffnung einer geſetzmäßigen Liebe; ſie bezeugten, ſage ich, daß eine Reinigkeit der Sitten, wenn nicht im Einzelnen, doch im Allgemeinen möglich, und der menſchlichen Natur ganz angemeſſen ſey, welche damals unter dem Namen überſpannter, idealiſcher Begriffe mißkannt wurde.

Viele haben über dieſe Erklärung gelacht, andere haben ſie unmöglich gefunden, ſo wie man dieß überall that, wo man zu träg oder zu dumm war, das Beſſere zu thun. Zum Glück wurden ſie dießmal von denjenigen überſtimmt, welchen jene Erklärung ſo vortrefflich ſchien, daß ſie dafür hielten, man ſollte unverzüglich und ſtandhaft einen Verſuch machen, wenn er auch nicht ganz jene Vollkommenheit, die man ſich vorſetzte, erreichen ſollte.

Wir machten damit den Anfang, daß wir alles Volk in Klaſſen, Stände und Zünfte, eintheilten, um zu ſehen, ob es keine Räthe ohne Rath, oder derſelben mehrere gäbe, als

Leute, die ihrer bedürftig ſeyn konnten. Wir haben, ohne einer Perſon wehe zu thun, nur den dritten Theil dieſer Herren beibehalten, und das auch in dieſer Rückſicht, weil ihre Kinder keinen andern Weg hatten, als wieder in das Amt ihrer Aeltern zu treten, und wir dieſen nicht zumuthen konnten, daß ſie allemal Kinder mit Kopf auf die Welt ſetzen ſollten. Wir fanden auch, daß die Leute, welche für den Nachtiſch arbeiteten, zahlreicher ſeyen, als diejenigen, welchen oblag, den Hunger zu ſtillen, und die Tafel mit nahrhaften Speiſen zu beſetzen.

Wir machten es jeder dieſer Klaſſe zur Pflicht, auf den Fall, daß ſich älternloſe Kinder unter ihnen befinden ſollten, einen gemeinſchaftlichen Beitrag zu thun, und dieſelben in ihren Häuſern zu erziehen. So ſeltſam dieſer Vorſchlag war, als wir ihn den verſammelten Klaſſen eröffneten: ſo allgemein wurde er genehmiget, ſo bald man ſich Zeit nahm, den Vortheilen deſſelben nachzudenken. Hiedurch ward nicht nur für die Erziehung dieſer Kinder aufs Beſte geſorgt, ſondern auch dem ſchädlichen Zufall vorgebeugt, daß ſich die Anzahl einer und ebenderſelben Klaſſe nicht blindlings vermehrte. *) Damit wir verſichert wä-

---

*) Es iſt ein ſchädlicher und grauſamer Irrthum, wenn man die Stände ſich ohne Einſchränkung

ren, daß niemand ſich unter uns befände, von dem es gewiß wäre, daß er niemand angehöre, befahlen wir jedem, ein Zeichen zu tragen, wodurch ſeine Beſchäftigung angezeigt würde. Wer immer öffentlich erſchien, ohne ein ſolches Zeichen zu haben, den ließen wir anſprechen; und ſieh, die Müßiggänger verſchwanden.

Aber zwei Geſetze, welche wir unter vielen andern gemacht haben, äußerten ſogleich auf die Verbeſſerung der Sitten wunderbare Wirkungen. Wir haben den Zwang aufgehoben, welchem ehemals die Männer von Adel unterworfen waren, allemal Frauenzimmer von gleicher Geburt zu heirathen: indem wir

---

vermehren läßt, und dieß vermög der ungegründeten Meinung, die Induſtrie vermöge alles; und wer arbeiten wollte, würde auch Nahrung finden. Dieß kann allenfalls die Sprache eines verliebten Brautpaars ſeyn; aber nie das Zumuthen einer überlegenden Obrigkeit. Bei Dingen, wo es auf Talente des Geiſtes vorzüglich ankömmt, kann und ſoll keine Einſchränkung Platz finden; wie es denn ſehr lächerlich ſeyn würde, z. B. die Zunft der Maler (in München, ſo wie in Augsburg ſind ſie zünftig) auf eine beſtimmte Zahl einſchränken zu wollen; allein was ſoll Vermehrung der mechaniſchen Zünfte auf ein Gerathewohl? Es iſt ganz ungegründet und falſch, wenn man ſo oft zum Vorwand nimmt, daß in vielen Ländern jeder ein glaubten, daß nunmehr die Beſtrebung dieſer Frauenzimmer, ſich durch adeliche Eigenſchaften vor allen auszuzeichnen, hinlänglich genug ſeyn würde, ſelbe wider den Mangel an Heirathen zu ſchützen. Wir giengen hierin mit den beſten Abſichten zu Werk; und um ihnen keine andern Hinderniſſe, als den Abgang an reizenden und wahren Tugenden in den Weg zu legen, ſetzten wir durch ein zweites Geſetz die Verordnung feſt, daß keinem Frauenzimmer, und wäre es die Tochter des Reichſten im Lande,

---

zünftiges Gewerb treiben darf, wie es ihm beliebt. Auch in Holland, dem freieſten Handlungsſtaat, haben die Zünfte ihre Innungen, und es ſteht keineswegs jedermann frei, ſich zu nähren, wie er will. Innungen und Zünfte ſind in Städten allerdings nothwendig, nur keine geſchloſſenen. Wenn es ausgemacht iſt, daß die zünftigen Familien ſich vermehren ſollen, wo ihr Reichthum zu groß, und ihre Arbeit in ein Monopolium der Trägheit und des Wuchers ausartet: ſo iſt es eben ſo gewiß, daß eine zu überſetzte Zahl da ſorgfältig verhütet werden ſoll, wo ihr Loos drückender Kummer und angehende Bettelei ſeyn, und wenn, was auch die Thätigkeit, ſich vor andern auszuzeichnen, thun möchte, dennoch einige das traurige Schickſal treffen würde, der Menge zu unterliegen. Armuth ſetzt den Menſchen, der kein Philoſoph iſt, an allem herunter, zeuget den Verfall und Schmutz der Sitten, und eine unbeſchreibliche Anzahl einheimiſcher und langwieriger Uebel.

künftig erlaubt ſeyn ſoll, eine Ausſtattung mitzubringen. Dieß letztere war allerdings ſehr ſtreng; aber in unſerm Zeitalter zog es die erſprießlichſten Folgen nach ſich.

Was man ehemals durch unzählige Mittel nicht erhalten konnte, das ward nun wie auf Einmal bewirket. Pracht, Muthwillen und üppiges Romanenweſen verſchwand, und an deren Stelle traten die Chöre der Tugenden. Es wurde zur Nothwendigkeit, in der Kleidung und dem ganzen Lebenswandel beſcheiden und züchtig zu bleiben. Der Mann trat wieder in ſeine urſprünglichen Rechte, indem er die Wahl hatte, ſich die tugendhafteſte, die wirthſchaftlichſte und vernünftigſte Gattinn, eine, wie ſie ſein Herz wünſchte, zu wählen. O welche heilſame Veränderung haben dieſe Geſetze hervorgebracht!

Andere Verfügungen, welche wir in der Abſicht, einem gänzlichen Ruin zuvorzukommen, getroffen haben; werden dir nicht minder ſeltſam vorkommen. Wenn bei uns zwei Verliebte zum Fall kommen, ſo werden ſie dadurch beſtraft, daß ſie das Recht verlieren, einander zu heirathen. *) Wir haben die Liebe

---

*) Jetzt iſt in manchen Orten die Gewohnheit, daß ſich ſolche Unglückliche beinahe heirathen müſſen. Dieß iſt freilich ein Mittel, den Fall zu vergüten; iſt es aber nicht auch eine entfernte Aufmunterung, ihn zu veranlaſſen?

gezwungen, in das Mittel zu treten, und eben das zu verhindern, was ſie ehemals, um ſich zu einem ungehinderten Genuß zu verhelfen, bewirkt hat. Perſonen, die ſich wahrhaft lieben, verabſcheuen einen Schritt, der ſie der unvermeidlichen Strafe ausſetzt, auf ewig getrennt zu werden; denn wir halten unverbrüchlich auf jede unſerer Verordnungen; und ſo ſchmerzlich die gegenwärtige ſchon manchen gefallen iſt, indem unſere Liebenden etwas mehr, als thieriſche Lüſte beſitzen: ſo iſt doch nur ein einziger Fall bekannt, wo man ſich aus höchſt wichtigen Urſachen, und auf die vereinigte Fürbitte aller Stände, bewegen ließ, davon abzugehen.

Wir haben das eheloſe Leben eines Bürgers mit Schimpf und Schande gebrandmarkt, und hierin die Beiſpiele der aufgeklärteſten Völker der Vorwelt wieder hergeſtellt. Durch dieß einzige Mittel haben wir unzähligen Unordnungen ein Ende gemacht, und eine Lebensart, wo man mitten im Staate ſo lebt, daß aller Staat aufhören würde, falls alle ſo leben ſollten, iſt in unſern Augen zum Greuel geworden. *)

---

*) Man betrachte doch die Sache (ich kann das nicht zu oft ſagen) nicht, wie ſie etwa bei Einzelnen zufällig ſeyn könnte, ſondern, wie ſie iſt. Er

Wir haben überhaupt wenig Strafen, und gerade die wenigſten hier nöthig gehabt,

---

lebt anders, als er redet und ſchreibt, ſagt Cicero von Epikur, indem er ſein Syſtem des Lebens, das in unſern Tagen aus unſrer eignen Trägheit wieder ſo deutlich hervorgenommen wird, als verabſcheuungswürdig, und dem Staate höchſt nachtheilig widerlegt. Er ſelbſt lebt ganz anders, als er redet und ſchreibt. Jetzt muß man ſagen, ſie reden und ſchreiben ganz anders, als ſie leben. Wie können ſolche Leute das Wort Staat, allgemeines Wohl, Menſchenliebe, Empfindung, Zärtlichkeit in den Mund nehmen, ohne bei dieſer Lüge ſchamroth zu werden? Wenn ſchon in den meiſten heutigen Städten die Kinder der niedern Stände, oder vielmehr die Kinder ſolcher Aeltern, die gar unter keinen Stand gehören, äuſerſt dürftig, vernachläßigt, und als die nächſte Beute des Verderbniſſes leben: was wird den Findlingen geſchehen? Ein Kind auf die Welt ſetzen, welches jetzt, zehn gegen Eins, wahrſcheinlichſt elend wird, und dieß aus vorſetzlicher Unordnung thun: wie verträgt ſich das mit der gerühmten feinern Empfindung, von welcher ein Theil dieſer Leute immer den Mund voll hat? — Ein andrer hat das freilich nicht; Gefühl und Liebe iſt dahin; er lacht, ſpottet darüber, ſpottet derer, die davon reden. Jhm bringt ein Amt Einkünfte, womit er ſich ergötzt, nicht Pflichten, an denen ihm eckelt. Welche Grundſätze muß ein ſolcher Menſch dem Mädchen beibringen, das er mißhandelt, welche der Geſellſchaft, die er belebt, die er den guten Ton der großen Welt lehrt! Wie muß das um ſich greifen, und was noch Gutes in den Herzen iſt, vollends zu Grund richten?

um die Ausſchweifungen zu verbannen, und die Ordnung wieder herzuſtellen. Es war dumm, Menſchen, die fehlten, zu züchtigen, und die Gelegenheiten, wo ſie wieder fehlen konnten, am alten Orte zu laſſen. Wir haben dieſe auf der Stelle, und ſorgfältigſt aus dem Wege geräumt, indem wir jene verlorne, ausgeworfene Anzahl vom Ungewiſſen lebender Menſchen wegſchafften, und den geringſten aus dem Volke an ſeine Familie wieſen, und die Bündniſſe der Liebe und der Herzen auf das heiligſte in den Schutz der Geſetze nahmen. Uns iſt die Ausſchweifung einer Frau etwas äußerſt Betrübendes; und was ehemals den Männern unter dem Namen einer dem Zeitalter angemeſſenen Schwachheit, oder wohl gar einer Galanterie, höchſtens einen Verweis zuzog, wird ihnen nunmehr ſo nachdrücklich an das Herz gelegt, daß ſie nicht umhin können, die Folgen einer ſolchen Unordnung lebhaft zu fühlen. Wie viel muß das Herz von jener erſten Güte, jener himmliſchen Einfalt und Unſchuld, von jenem bezaubernden Hang an allem, was ſchön und gut war, von jener mächtigen Liebe, die, wenn ſie dahin iſt, nie ſo ganz rein wieder zurück kömmt, verloren haben, als es ſich ſo umwenden konnte, den Gegenſtand auf das grauſamſte zu entehren, von dem es ſich einſt nicht hätte losreißen können, ohne tödtlich zu bluten! Welche Menge von falſchen Vorſtellungen und elenden Beiſpielen müſſen da beigetragen haben, die Einbildungskraft mit falſchen Bildern anzufüllen, den Verſtand zu verwirren, und den Geiſt bis zu dieſer Schwäche zu erniedrigen! Wir haben ſchon eine große Anzahl derſelben verloren, da wir ſo glücklich waren, die Kleiderpracht aufzuheben, ein Uebel, welches allein fähig geweſen wäre, einen Staat, wie dieſer iſt, in die äußerſte Unordnung zu verſetzen. Ich will dir nichts von den Folgen für den Reichthum des Landes ſagen, die du ſelbſt leicht vermuthen wirſt.*) Sie verfinſterte die

---

*) Wenn ſie aber nicht jeder vermuthen ſollte! Wenn ſie einer vor dem andern verbergen, und ſie, ſich ſelbſt, kaum Einer geſtehen ſollte! Nun, ſo wäre es nicht überflüſſig, ſie jedem vor Augen zu legen. Wie man ſich nämlich mit den Einkünften von etwa tauſend Thalern ſo vornehme Bedürfniſſe anſchaffen, und befriedigen, wie man für den Sommer und für den Winter nach den Geſetzen der Mode prächtige Kleider ſich verfertigen, Gaſtereien anſtellen, ſpielen, und die mannigfaltigen Erfindungen der Schwelgerei beſtreiten könne, das iſt es, was über meine Begriffe geht, und mich fürchten läßt, eine der nicht geringſten Folgen müſſe die Verſuchung ſeyn, ſich anfangs ſchüchtern, dann unverſchämt, unter ſolchen Titeln, deren ſich ein ehrlicher Mann ſchämen ſoll, Quellen

Seele, und flöſte der Jugend falſche und oft unauslöſchliche Begriffe über den Werth perſönlicher Eigenſchaften ein, welche dadurch verdunkelt wurden. An dem großen Elende der ehemaligen Erziehung hatte ſie einen ſehr wichtigen Theil genommen, indem man es bei den vielen Forderungen des Luxus unmöglich fand, etwas auf den Geiſt zu verwenden, und großen Theils es für unnützlich achtete, etwas für ihn zu thun. Alles gieng auf die Künſte, das zu ſcheinen, was man nicht war, und durch ein Blendwerk von koſtbarem Flitterſtaat, durch die Nachahmung von Artigkeit und leutſeligem Weſen der guten Meinung eines andern über ſeine Vorzüge blendende Fallſtricke zu legen.

---

nebenſeitiger Einkünfte zu öffnen. Wo einmal aus eignem Verſchulden, eine gewiſſe Dürftigkeit die Oberhand gewinnt, wie bald muß da jene gegenſeitige Hochachtung und jenes Vertrauen in des andern befeſtigten Wohlſtand aufhören, und wie viele Gelegenheiten zu häuslichen Zänkereien und Mißvergnügen müſſen ſich täglich ergeben! Welche Gewalt muß über die unbewährte Jugend einer auf die Kleider ihrer Nachbarin eiferſüchtigen Frau ein elendes Stück modiſcher Kleidung haben! Welchen abſcheulichen Unordnungen wird hier auf einmal der Eingang geöffnet! Und dieſen ſo ſchweren, der ſo vielen Uebeln mit einemmal abzuhelfen, die Wünſche ſo vieler zu befriedigen, was braucht es weiter, als wollen, als nicht immer davon viel reden, wünſchen, ſondern thun!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Eilfter Band.

Kempten, 1832.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Ebg 163 13

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das achte Kapitel.

Die großmüthigen Frauen.

Was wir auf dem Leibe tragen, ſagte ſie, (es war im Schauſpielhauſe, und eben wurde ein Stück gegeben, das an dem Gedächtnißtage alle Jahre wiederholt zu werden pflegt) was wir auf dem Leibe tragen, ſagte ſie in der Mitte prächtig gekleideter Frauen, iſt vom Auslande.*) Die Spitzen auf unſern Köpfen und die Schuhe an unſern Füßen ſind vom Auslande. Um nichts von dem ungeheuren Aufwande zu ſagen, welchen wir hierdurch unſern Männern verurſachen, die ſich ihre, gewöhnlich ſehr mäßigen Einkünfte ſauer genug erwerben müſſen: was könnte man hölzernen Maſchinen anders thun, als ihnen das umwerfen, was ſie ſelbſt weder denken, noch ſchaffen können?

---

*) So ſorglos alles in den Tag hineinlebt, und ſo wenig man Antheil an dem nimmt, was man Wohl des Staats nennt, als meinte man, es hätte bei uns ſchon alles ſeine Richtigkeit von Natur aus, und als würde alles immer ſo bleiben und fortgehen, wie man es antraf: ſo würden doch manchen die Tabellen, worauf unſere Ausgaben und Einnahmen ſtünden, vor Angſt aus

---

den Händen fallen. Wer dieß in Städten lieſt, der berechne nun gleich ſeine Modeſchnallen, ſeine ſeidenen Strümpfe, ſeine ſammetenen Beinkleider, ſeine ſeidene Weſte, ſeinen franzöſiſchen Rock, ſeinen Wolfspelz, ſeinen engliſchen Hut, ſeinen brillantenen Ring — alles dies zahlte er baar ins Ausland. Er hat heute ein ausländiſches Frühſtück genommen, ſpeiſt bei der Tafel ausländiſche Gewürze, und trinkt ausländiſche Weine. Er rechne nun ſo fort auf hundert, rechne auf tauſend ſeines Gleichen, in gewiſſen Dingen auf hunderttauſend: denke ſich die andern hundert unnöthigen Bedürfniſſe, welche uns das Ausland um baares Geld liefert, hinzu, und dieß bis auf die unerheblichſten Kleinigkeiten: (denn ſogar wider den Regen und wider die Sonne ruft man para plu! para sol! aus) dann, däucht mir, ſoll der Schweiß des Kummers ihm auf die Stirne kommen, wenn er an die verhältnißweiſe unbeträchtlichen Summen denkt, die durch Verſendung inländiſcher Produkte zurückkommen. Ob es nicht, in Abſicht vieler Dinge, ein kameraliſcher Grundſatz ſeyn ſollte: nichts von dem Lande zu holen, das gar nichts entgegen nimmt?

Ich erzähle die Sache, wie ſie ſich begeben hat. Als die Frau dieß ſagte, ward ſie von dem höhniſchen Gelächter und giftigen Spöttereien, welche von allen Seiten über ſie ergoſſen wurden, ganz unterbrochen. Sie erröthete ein wenig; wie es aber ſchien, daß ſie dieſen Anfall ſelbſt vermuthet hatte: ſo hielt ſie ihn eben ſo ſtandhaft aus. Sie ließ ihnen Zeit, bis ſich ihr erſter Tumult gelegt hatte; und als wäre nichts vorgefallen: ſo nahm ſie mit eben derſelben Gelaſſenheit wieder das Wort:

„Wenn meinen Landsmänninnen, fuhr ſie fort, dieſe meine Anrede nicht äußerſt befremdend ſeyn müßte, ſo würde ich nicht nöthig gehabt haben, dieſelbe an ſie zu thun. Ich habe nichts Geringeres vor, als ſie heute zu erinnern, wer ſie ſind, und ſie zu verſichern, daß ſie dieß ganz vergeſſen haben.“

Sie machte hier eine eben ſo lebhafte, als beſcheidene Schilderung von den Sitten ihrer Freundinnen, welche ich gleichwohl nicht wiederholen mag, weil ich der Meinung bin, man ſollte diejenigen Züge, wo, in was immer für einem Zeitalter, der Menſch gar ſehr verfallen iſt, in der Geſchichte nicht jederzeit aufbehalten.

„Man betrachtet unſer Geſchlecht, ſagte ſie am Ende, wie einen flatterhaften Scherz der Natur; wir ſind ein verächtliches Spiel der leichtfertigſten Männer, und beinahe das Geringfügigſte und Unbedeutendſte in der ganzen Natur geworden: indem wir nichts thun, um nicht ganz entbehrlich zu ſeyn, als daß wir der Welt gebrechliche Kinder hinterlaſſen, welche oft die Ausſchweifungen ihrer Mütter mit in den Kinderkorb bringen."

Die Anweſenden betrachteten ſie mit einem gewiſſen Erſtaunen, und es war, als wenn ſie ſie verachten, als wenn ſie ſie alle Augenblicke verlaſſen wollten; aber eine höhere Gewalt ſchien ſie feſt zu halten, und ſie verdoppelten mit jedem Worte ihre ganze Aufmerkſamkeit.

„Wenn wir uns ſelbſt etwas zutrauten, ſo iſt es klar, daß wir uns nicht ſo viele Mühe geben würden, unſern Körper mit Dingen zu ſchmücken, die wir nicht ſelbſt ſind; und es würde nicht nöthig ſeyn, daß ſich ein Mann mit den Ausgaben wehe thut, welche erfordert werden, um aus unſerer Geſtalt etwas erträgliches zu machen.

„Und wenn unſere Kleiderweſen nur wenigſtens noch unſere Erfindung wäre! Aber ſo warten wir demüthig, bis uns irgend eine lächerliche Koquette in Paris ihre Modelle ſchickt, die ſie wahrlich aus der Ueberzeugung, daß wir Närrinnen ſind, im Scherz uns erfunden hat. *) Wir gebährden uns ſo übermüthig, wie der Froſch in der Fabel, wenn

---

*) Die Putzmacherinnen in Paris ſind durch eine lange Uebung bereits ſo witzig geworden, daß ſie ſich ordentlich ſo unwahrſcheinlich dieß iſt, eines Rafinements bedienen, um ihre Einfälle dem Charakter der Nationen anzupaſſen; und ſie wiſſen genau, welche Art vom Ungeheuren man im Norden, und welche man in Süden lieber aufnimmt. Daß ſie während ihrer Arbeit mit Ihnen, meinen koſtbaren Landsmänninnen, das beißendſte Geſpött treiben, und ſie alle für Kinder anſehen, denen man ihre Puppen machen muß, iſt ganz natürlich. Sie aber haben ſo wenig Gefühl, wie viel Erniedrigendes darin liegt, daß ſie vor Freude in die Höhe hüpfen, wenn nun das Kinderzeug auf der Poſt ankömmt, indeß die Männer in ihrem Kabinet bleich werden, oder wenn ſie übermäßig reich ſind, der kindiſchen Freude ihres Aeffchens lachen.

Lachen möchte ich aber nicht über eine Thorheit, welche ſchädlicher iſt, als eine Winterkälte mitten im Frühling; ſie zeugt von einer grauſamen Verſunkenheit unſeres Geiſtes, und von einem bettelhaften Zuſtande unſerer ſittlichen Eigenſchaften. Ueberhaupt zu reden, wer uns unſere Kleider, unſere Mützen und Hüte ſchickt, der ſchickt uns auch gewöhnlich unſern Verſtand. Freie Nationen, von denen man ſagen kann: Mole sua stant, kleiden ſich ſelbſt, und haben dieß, ſobald das Gefühl ihrer innern Stärke ſie gelehrt hat, ſtolz zu ſeyn, zu thun angefangen. Die jetzigen Engländer eifern für ihre Nationalkleidung beinahe mit eben der Ausſchweifung, als wir in unſerm feierlichen Anzuge erſcheinen,*) und ſchämen uns zu gleicher Zeit nicht, die

---

ſie ehemals unſinnig genug waren, die franzöſiſche nachzuäffen. Wir aber werden deſſen kaum im Ernſte gewahr werden, wenn nicht ein Juvenal kömmt, der Talent und Kühnheit beſitzt, die Frage: Stemmata quid faciunt? nach unſerm Bedürfniß zu wiederholen.

*) Ob wohl ſchon alle ſo gewiß wiſſen, als ſie beobachtet haben werden, warum man die Gallakleider gemeiniglich weiter macht? Man will dem übrigen Ehrfurcht einjagen, und ſich ausdehnen. Wir wiſſen es noch alle, wie ehemals die Frauenzimmer, da die Reifröcke Mode waren, ſich ausdehnten, und wie ſchrecklich viel ſie aus ſich machten, daß ſie nicht waren. Es kam, und kömmt bei dieſen letztern noch dieß hinzu, daß ſie an ſolchen Tagen ordentlich langſamer, feierlicher, wenn ich dieß ſchöne Wort ſo mißhandeln darf, einherſchreiten, als wenn ſie einen glauben machen wollten, ſie wären das, was ſie tragen. Mit einem Worte: ſie merkens, wenn ſie geputzt und umhängt ſind, und der Glanz geht in ihre Seele über.

So iſt es noch dieſe Stunde mit der Friſur des Kopfes, wozu es unter allen Thieren kein Modell giebt. Wenn man mit aller Gewalt ſchön ſeyn will: warum zieht man die Modelle in den Werken der Kunſt, worin das Schönſte des Schönen geſammelt iſt, nicht zu Rath? Wie groß und ſchweigend, wie züchtig und ſtillfließend erſcheinen an denſelben Putz und Zierde! Und wie ſehr ſieht man nicht, daß ſie keines fremden Schmuckes bedürftig ſind.

Armuth unſeres Geiſtes und Geſchmackes ſo weit zu geſtehen, daß wir uns für unfähig erklären, uns unſere erſten Bedürfniſſe zu erfinden. Dieſe theuern Maſchinen von Spitzen und Lockenwerk auf unſern Köpfen, dieſe abſcheuliche Farbe auf unſern Geſichtern, dieſer Zuſchnitt unſerer Kleider, ſind ausländiſche Vorſchriften, kommen von Städten, wo man uns auslacht.

„Unſer Geſchlecht hat ſchon ſeit undenklicher Zeit nichts Ruhmwürdiges, nichts, meine ich, das dem Zeitalter wichtig geweſen wäre, gethan. Wir haben uns mehr durch Uebel und anſteckende Gemüths- und Körperſeuchen, die wir verbreitet haben, als durch gute Züge, bekannt gemacht. Wir ſind der Gegenſtand der Satyre, des Gelächters und der Thränen der Rechtſchaffenen, ein verachtetes Spielzeug unmännlicher Taugenichte, die unſer am erſten ſatt werden, und unſere Schande in der Welt verkündigen. Der Mann der Ordnung und der häuslichen Freude fliehet uns, fliehet ein Band, von dem er weiß, es werde ihn in den Folgen zu Grund richten.

„Und wir deutſchen Frauen waren einſt die Muſter von Europa, hoch geachtet und angerühmt, wie weit die Sprachen gehen! Unſere Tugenden erſchollen über den Erdkreis, und zärtliche Töchter über entfernten Meeren, wenn ſie von ihren Müttern die Schilderungen deutſcher Frauen hörten, liebkoſeten den Winden, die zu ihnen kamen; ſie kommen, dachten ſie, von der Heimath der deutſchen Frauen.“

Bei dieſen Worten ſchwieg die Frau mit dem Ausdrucke einer heroiſchen Wehmuth in dem Angeſichte und der Stellung, die mehr ſagte, dann Worte; und dieß iſt der erſte Augenblick, welcher zu dem Gemälde, das zum Andenken dieſer ruhmwürdigen That in die Gallerie verſetzt worden, gewählt worden iſt. Man erkennt an der ſchönen Rednerin das mächtige Feuer ihrer gegenwärtigen Begeiſterung und einer beiſpielloſen Kühnheit, welche ſie der Gefahr ausſetzte, der Zeitſpott ihrer Geſpielinnen zu werden, wenn ſchöne Seelen eine Gefahr dieſer Art kenneten. Jene ſtehen in verſchiedenen Gruppen, zu denen ſie ihr Antheil an der letzten Rede vereinigt hatte, umher, einige noch im vollen Erſtaunen, andere im tiefen Nachdenken, viele mit einer ſichtbaren Schüchternheit, als wünſchten ſie herzlich einen guten Vorſchlag, und als fürchteten ſie ſich im voraus, für die Vollziehung deſſelben ausgelacht zu werden; die meiſten hatten etwas Gutes auf ihrem Geſicht, und ſchienen gerührt zu ſeyn: nur bei der Thüre waren zwei im Begriffe fortzugehen; dieſe wendeten ihre, in

Rückſicht auf das Verhältniß, ſchönen, und wie leicht zu erachten, übertrieben geputzten Köpfe, mit ſo einem teufeliſchen Ausdrucke von fader Eitelkeit und ausgeſchämter Koquetterie, und ſo vielem Hohn und Verachtung nach der übrigen Geſellſchaft, daß man mir erzählte, es gebe kein bewährteres Mittel, ſich wider alle Lockungen der ſinnlichſten Lüſte zu bewahren, als ſich einen lebhaften Eindruck von dieſen zwei Köpfen in die Seele zu drücken. Das iſt ja, rief ich aus, die — und die — zwei bekannte Schönheiten, ich bitte dich zwei Philoſophinnen unſerer Zeiten. — Zwei Krankenhäuſer ſind es, ſagte mir der Aufſeher der Gallerie, in menſchliche Köpfe gebauet.

Um wieder auf das Schauſpiel zu kommen, ſo haben ſich die Frauen von der Bühne entfernet, nachdem ſie ſich ehe erklärt hatten, daß ſie auf eine Aenderung denken wollten, ohne jedoch zu ſagen, worin ſie beſtünde. Dieß war allerdings ſehr beunruhigend für die Zuſchauer, als welche nicht das geringſte Vertrauen in dieſe Geſellſchaft zu ſetzen ſchienen. Ihr Vorſatz, ſagten einige, mit einem damals gewöhnlichen Ausdrucke, dauert von heute bis morgen; ſie werden die Sache noch ärger machen, als ſie iſt, ſagten andere; und, damit ich es kurz ſage, man fand es, weil es auf etwas Gutes ankam, lächerlich, auch nur die alltäglichſte Kleinigkeit von ihnen zu erwarten. Was aber dieſe Unruhe vollends vermehrte, war, daß ſich einige hervorthaten, das Geſchäft, wie ſies nannten, zu unternehmen, und daß die übrigen ihre vollkommene Einwilligung gaben, alles, was ſie beſchließen würden, zu genehmigen. Dieß geſchah, weil ſie die Sache wie ein Geheimniß behandeln, und das Vergnügen haben wollten, ihren Eheherren eine unvermuthete Freude zu machen.

In der That war eine Freude, wie nachher folgte, dieſen Eheherren ſo unerwartet, daß ſie über die Nachricht von einem geheimen Vorſatze ihrer Frauen, und beſonders über den Umſtand, daß ſie ihnen eine Freude machen wollten, in den äußerſten Schrecken geriethen. Viele dieſer Herren mochten ſich der unartigen Begegnungen erinnert haben, mit denen ſie ihre Frauen die Laſt der Ausgaben, womit ſie ihren Putz beſtreiten mußten, empfinden ließen; und derjenigen, welche ſich nichts gewiſſeres vorſtellten, als, ſie würden die Bemühungen, ihnen zu gefallen, verdoppeln, war nicht weniger eine große Anzahl. Die Beſten der Männer dachten ſich nichts Gutes von der Sache, und die Klügern thaten ſich bereits in vielen Dingen Abbruch, um über das, was kommen würde, nicht zu Grund zu gehen. So erniedrigend war damals die allgemeine Meinung, worin dieſe Frauen ſtanden, daß man fürchtete, ſie würden höheren Ortes Schutz ſuchen, um ihre ausſchweifenden Zierereien ungehindert fortſetzen zu können.

Dieſes war in Bildern nach dem Leben ſo gegenwärtig geſchildert, daß man ſich, ungeachtet einer beſſern Ahnung für das künftige dieſer Frauen, des gerechteſten Unwillens wider dieſelben eben ſo wenig, als des aufrichtigſten Mitleids für die Männer erwehren konnte.

Jene haben in der That höheren Ortes Schutz geſucht, um etwas ausführen und feſtſetzen zu können, das bis auf den heutigen Tag noch gerühmt, und zum Theil noch in ganz Deutſchland nachgeahmt wird.

Es war bereits ein halbes Jahr verfloſſen, als ſie ſich in dieſem Saal verſammelten, und dann die Männer bitten ließen, nach demſelben zu kommen. Man erzählt, daß einige dieſer letztern über dieſe Einladung halb ohnmächtig zur Erde geſunken, die übrigen aber, ungeachtet ihrer Neugierde, zerknirſcht und zitternd ſich aufmachten. Als ſie größtentheils beiſammen waren, öffnete man den Saal; und nun: wer beſchreibt das Erſtaunen, welches ſie wie erſtarrt machte, als ſie ihre Frauen erblickten — in einer ganz inländiſchen Tracht, unter inländiſchem Himmel urſprünglich für denſelben beſtimmt, in einer Tracht, deren Zeichnung mit dem Körper gewachſen zu ſeyn ſchien, und denſelben ſo vortheilhaft anlag, daß dadurch jede natürliche Schönheit unendlich mehr gewann, als durch den unnatürlichen Schwulſt entſtellender Gewänder. Man kann ſich leicht denken, daß dieß den herrlichſten Stoff zu einem Gemälde gab, das in der That wirklich eines der ſchönſten iſt, welche in der Gallerie bewundert werden. Man denke ſich die anmuthigſten Geſtalten, zu deren körperlichem Reiz ſich der Reiz der Tugend geſellet, Geſichter voll Glorie und Fröhlichkeit, unſchuldig, gleich den Blumen, welche, wenn ein lauer Wind die Nacht durch unvermuthet den Schnee ſchmelzt, am frühen Morgen zu ſehen ſind, einige im vollen Entzücken, andere halb ſchüchtern und ſchamhaft, oder ſchalkhaft mit dem auf der Wellenlinie des Mundes ſchwimmenden ruhigen Lächeln; man denke ſich die verſchiedenen Bewegungen der Männer, die, nachdem ſie das Aergſte vermutheten, auf dieſe angenehme Art überraſcht wurden, um ſich im Geiſte ein Gemälde zu vollenden, das eines der Wenigen iſt, welche unmittelbar von dem Aug in das Herz gehen, und jeden, der es anſieht, mit den angenehmſten Regungen belohnen. Auf der Schaubühne macht dieſer Augenblick noch immer eine außerordentliche Wirkung, und er gehört zu den ſeltenen Fällen, wo man es nicht für unanſtändig *)

---

*) Unanſtändig iſt dieſe Freiheit eben ſo ſehr, als ſie einem Schauſpieler, welcher wirklich Beifall verdient, hinderlich iſt, indem man ihn durch den ungeſtümen Lärmen in ſeiner Faſſung unterbricht. Bei vielen Schaubühnen iſt aller lauter Beifall ausdrücklich verboten; und wo das nicht geſchehen, und mithin noch wirklich Mode iſt: läßt ſich zur Entſchuldigung dieſer Ausgelaſſenheit nichts anders ſagen, als daß es Städte giebt, wo dieſelbe noch gröber iſt. Ich habe hierüber eine hübſche Anekdote in den Briefen aus England an Boir geleſen, welche ich hier um ſo mehr mittheilen will, als ſie uns die hochgeprieſenen Engländer in der Schule des Geſchmacks kennen lehret. „In den Rival Candidates ſprach, heißt es, Weſton (einer der beliebteſten Schauſpieler nach Garrick) den Epilog in Geſellſchaft eines großen Hundes, den er am Ring des Halsbandes hält, und der ihm faſt bis an die Hüfte reicht. Es iſt ein allerliebſtes Thier, und klotzt ſeinen drolligten Führer, während er ſpricht, zuweilen ſo menſchlich herauf ins Geſicht, und dieſer ſtreichelt ihn wieder mit ſo vieler Herablaſſung, daß niemand zwiſchen beiden die Seelenvereinigung erkennen kann. Dieſen Epilog zu ſprechen wurde Weſton zum erſtenmal überdrüßig, als ich das Stück zum zweitenmal ſah, und wollte nicht erſcheinen; das Volk nahm dieſes ſehr übel, und Epilogue! Epilogue! erſchallte aus allen den Kehlen, die Richard den Dritten von

hält, wenn ſich das Volk nicht enthalten kann, ſeine innere Zufriedenheit mit einem allgemeinen Freudenrufe zu bezeigen.

---

den Todten erwecken wollten; (welches im Vorbeigehen geſagt, ſich darauf gründet, daß, als Weſton in der Perſon des Richards am Ende ſtarb, das Volk darauf beſtand, er ſollte wieder aufſtehen, und noch einmal ſterben, und das vermuthlich mit einem Getöſe, das wohl einen Todten hätte erwecken können) Weſton erſchien immer nicht. Viele Leute aus der Loge giengen weg, allein ich war entſchloſſen, den Ausgang abzuwarten. Auf einmal regnete es erſt Birnen, dann Orangen, hierauf Quartierbouteillen auf das Theater, und einmal flog eine, die wohl drei Quartier halten mochte, an einen der Kryſtalleuchter hin, und alles ſah einem Aufruhr ähnlich, als Weſton ſo gelaſſen, als würde er allemal ſo gerufen, mit Dragon (ſo hieß der Hund) hervortrat. Es wurde ein wenig hie und da geziſcht, aber das legte ſich bald. Nun iſt in dem Epilog eine Stelle, worin er den Hund anredet, indem er, wie ich glaube, von Kritiken ſpricht: Und was hängſt du denn den Schwanz, Dragon? Sie werden dir nichts thun. Dieſe Stelle veränderte Weſton aus dem Stegreif, ohne weder dem Reim noch dem Vers zu nahe zu treten, in dieſe: Und warum hängſt du denn den Schwanz, Hanns Narre? dir werden ſie keine Bouteillen an den Kopf werfen. Dieſe in der That in einer ſolchen kritiſchen Lage und einer gereimten Rede angebrachte höchſt ſinnreiche Veränderung machte alles gut. Man hörte nicht auf, zu klatſchen und zu rufen. Alles das machte auf

Dieß war der Zeitpunkt, von welchem man ſagen kann, daß eine Menge damals herrſchender Uebel unbekannt, und an deren Stelle eben ſo viele häusliche Tugenden aufgeweckt wurden. Was die Großmuth, mit welcher jene Frauen ihrer Kleiderpracht auf einmal entſagten, in den Augen der entzückten Welt doppelt ſchön machte, war, daß ſie bei der höchſten Stelle um die Gnade baten, daß künftig und für ewige Zeiten kein Pariſermodell, kein fremder Spitz, keine Seide, indem ſie ſich ſelbſt eine mittlere Art derſelben im Lande ziehen würden, ins Land Bayern gelaſſen, und überhaupt von daher, wohin gar nichts entgegen genommen würde, ſo wenig, als nur möglich iſt, abgenommen werden möge. Dieſe Bitte war zu ſchön, als daß man ſie ihnen nicht auf der Stelle hätte gewähren ſollen. Wie viele Unordnungen haben ſie hiemit aufgehoben! Welche unermeßliche Summen haben dieſe Frauen ihrem Vaterlande gerettet! — nichts von ihrem Verdienſt zu ſagen, an welchem ſie Antheil hatten, indem

---

Weſtons Geſicht nicht ſo viel Veränderung, als auf einer Ofenplatte. Da war keine Freude, keine Miene innerer Satisfaction; gar nichts, ſo wenig, als auf dem Geſicht ſeines vierbeinigen Freundes. —

ihr Beiſpiel auch den Muth der beſchämten Männer aufweckte, wiewohl dieſe, wenn ſie anders ihre Ehre retten wollten, nicht anders konnten, als eben ſo eifrig nachfolgen. Jeder wollte etwas Gutes thun; ja, weſſen kein Zeitalter ſich rühmen konnte: große Opfer ſeiner Bequemlichkeit, ſeiner Eitelkeit, ſeiner Vortheile, wurden zur Mode. Und was kein Schildern, kein Vorſtellen und Bitten damaliger Schriftſteller, kein Erinnern tiefſehender Staatsmänner, kein Klagen gekränkter Familien bewirkt hat: das haben die damaligen Frauen (mir däucht, dieß ſey ſehr großmüthig) mit Einemmale hergeſtellt.

Das neunte Kapitel.

Pantomimen.

Werden bei euch, ſo fragte ich, als das Stück geendet war, keine Ballete gegeben? — Ballette? wiederholte ich, als die Umſtehenden mich anſahen, als hätten ſie aus meiner Frage geſchloſſen, ich verſtünde nicht recht, was ich ſagte.

Wir pflegen dieſem Theile der Kunſt, gab mir jemand zur Antwort, indem wir glauben, daß er einer der wichtigſten und ſchwerſten ſey, beſondere Tage zu beſtimmen, und ihn, wie ers verdient, zu ehren. Ehemals wurde ein Tanz, wir wiſſen es gar wohl, zu Ende eines Schauſpiels gegeben, nicht anders, als wollte man dieſes aus der Seele hinausjagen, oder als ſähe man das Tanzwerk für eine Kleinigkeit an, die keiner beſſern Achtung würdig wäre. Und wenn die einzelnen Beſchreibungen, die uns ſelbe ſchildern, Glauben verdienen: ſo gehörten ſie freilich unter jene Schauſpiele, *) welche den Geſchmack des

---

*) Thierhatzen, Beleuchtungen, Bärentänze, peinliche Exekutionen, Gaukler und Luftſpringer gehören unter die vornehmſten, und, in manchen Orten unter die einzigen Schauſpiele des Volkes. Und dabei ſoll das Volk gedeihen, und eines guten Herzens, und folgſamen, vernünftigen Charakters werden. Ich will das nicht auseinander ſetzen; ſondern nur eine ſchöne Verordnung anhängen. In einem preußiſchen Reſcript, gegeben zu Berlin den 2. Oktober 1779 heißt es: „Da hingegen iſt Unſere höchſte Willensmeinung, daß von nun an, alle übrige Spiele und Vorſtellungen, wo das Leben und die Geſundheit der Menſchen auf die Spitze geſtellt wird, ganz und gar eingeſtellt, und verboten bleiben ſollen.

Dahin rechnen Wir Höchſtſelbſt inſonderheit denjenigen Engländer, welcher vor einiger Zeit

Volkes mehr verderben, als erbauen mußten. Es waren gewöhnlich nichts mehr, als Gaukeleien.

Der Tanz war eine Unterhaltung, man konnte nicht ſagen, für wen; nun iſts ein ernſthaftes Geſchäft für Gelehrte und Künſtler. Wenn ein öffentliches Gemälde, eine Statue über irgend einen wichtigen Inhalt verfertiget werden ſoll: ſo wird es hier

---

im Lande herumzog, auf zwei Pferden zugleich ritt, und durch allerhand äquilibriſche Künſte manchen jungen Menſchen zur Nachahmung reitzte.

Dergleichen und andere gefährliche Künſte und Vorſtellungen, es mögen ſolche Namen haben, wie ſie wollen, verbieten Wir hiemit in Unſeren ſämmtlichen Landen und Staaten ausdrücklich, und wollen ſolche durchaus nicht geſtattet wiſſen. Wollen ſich dergleichen Leute den Hals brechen, ſo können Wir ſolches zwar in fremden Landen nicht verhindern, in Unſern eigenen Provinzen hingegen verſtattet Unſere Menſchenliebe und Unſere landesväterliche Vorſorge für das Leben und das Wohl Unſerer Unterthanen nicht, dazu Gelegenheit zu geben.

Euch wird daher ſolches zu Eurer Nachricht und genaueſten Achtung hiemit in Gnaden bekannt gemacht, und Ihr werdet zugleich befehliget, Eurer Seits ein unverwandtes Aug darauf zu haben, daß dergleichen halsbrechende Scenen in Unſerer dortigen Provinz nirgend und zu keiner Zeit, es ſey unter was für Vorwand es immer wolle, weiter eröffnet werden mögen. —“

in ſo mannigfaltigen Auftritten vorgeſtellt, und die verſchiedenen Augenblicke werden ſo lange abgewechſelt, bis einer allgemein gebilligt und feſtgeſetzt wird. Ich darf dir nicht mehr ſagen, um dich zu überzeugen, daß an dieſem Vergnügen der Verſtand, von Begeiſterung unterſtützt, den erſten Antheil nehme, und die Stelle einer lehrreichen Schule vertrete. Nichtsſagende Verzierungen, gewaltſame, reißende Bewegungen der Glieder, gewagte Verdrehungen derſelben, Sprünge von einem Ende der ganz erſchütterten Bühne bis zum andern; heulende Schmerzen und hüpfende Freuden würden bei uns einen allgemeinen Eckel erwecken. Wir haben uns auf das ſorgfältigſte bemühet, das Volk an ein lebhaftes Gefühl vom innern und ſittlichen Wohlſtande der Künſte zu gewöhnen; und es iſt uns ſo ſehr geglückt, daß die geringe Vorſtellung, welche ihrer Würde vergißt, dem gerechteſten Tadel nicht entgehen kann. Hier werden die tiefſinnigſten Unterredungen gehalten, und das Talent, welches ſich da nicht entwickelt, hat bei dieſem Gerichte ſich ſelbſt ſchon gerichtet.

Wir haben das Vergnügen zum Freund des Ernſtes gemacht, und die Werke des Geſchmacks mit den Abſichten der Geſetze und Pflichten auf das engſte verbunden. Fehlt einem Vater die Gelegenheit, ſeinem Kinde die wahre

Beſchaffenheit deſſen, was man große Welt nennt, zu zeigen, und in ſein Herz einen unauslöſchlichen Abſcheu des Unſittlichen, welches darin herrſchet, zu prägen; ſo führt er ſelbes zur Bühne. Der junge Menſch ſieht ſich ſelbſt, ſeine Gedanken, Begierden und Wünſche wunderbar aufgedeckt, und, was immer die Hauptſache iſt, in ein Licht geſtellt, daß es auf ihn die Wirkung machen muß, welche hervorzubringen die Kunſt jedem Staat, da dieſer ſie aufnahm, verſprochen hat.

Das zehente Kapitel.

Das fremde Thier.

Als wir nach Hauſe giengen, machte man mit dem Trommelſchlag bekannt, daß ein fremdes Thier durch die Stadt nach einem entfernten Lande geführt würde, und daß der Magiſtrat eine gewiſſe Summe dafür erlegt hätte, damit es jedermann ſehen könne. Ein Wildſchwein, ſagten ſie, wäre es, und das Thier ſey ſehr ſehenswürdig.

Mir war anfangs, als hätte ich die Sache ganz unrecht verſtanden. Ein Elephant, ſagte ich, iſt immer ein Thier, das würdig iſt, geſehen zu werden.

Ich dächte, ſagte mein Nachbar, ein Wildſchwein wäre es nicht minder, für den, der noch keines geſehen hat.

Ich habe noch in meinem Leben keines geſehen, ſagte ich.

Das ſchien meinen Gefährten nicht ſehr zu wundern, ungeachtet er leicht errathen konnte, daß ich mit ſeinem Lande ganz fremd ſey. Als man anfieng, erzählte er mir im Fortgehen, zwiſchen Wald und Feld das gehörige Verhältniß herzuſtellen, hatten ſich dieſe Thiere, ſo, wie ſchon vor ältern Zeiten, der Bär und der Wolf (welche einſt auch einheimiſch waren)- verloren, und ſich wahrſcheinlich in Gegenden, wo ſie wieder Raum fanden, begeben. Wir haben in verſchloſſenen Parken einige Jagdthiere; aber wir haben es ohne Zweifel der höheren Bildung der Humanität zu danken, daß die Liebe zur Jagd, ſo, wie ſie vor Zeiten in einigen Ländern war, gänzlich vergeſſen wird. Wir ſind in dieſem Stücke ſo weit vorgerückt, daß wir von Männern, denen wir ein geſundes Nachdenken zutrauen, überaus rührende Vorſtellungen über die Nothwendigkeit erhielten, einheimiſche Thiere zu ſchlachten und aufzueſſen. Es iſt traurig, verſicherten ſie, daß wir ſogar nicht darüber nachdenken, da es doch gewiß iſt, daß wir vor dem bloßen Gedanken zittern würden, wenn wir bis dieſe Stunde daran gewöhnt worden wären, von den Früchten der Erde zu leben.

Während dem kamen wir dem Behältniß nahe, worin das Thier verſchloſſen war. Und als man nun daſſelbe öffnete, entſtand über den Anblick deſſelben ein ſolches Geſchrei, (ich konnte nicht unterſcheiden, des Schreckens oder des Gelächters) daß ich darüber zum zweitenmale erwachte.

Die dritte Nacht.

Das erſte Kapitel.

Turniere.

Sorge nicht, ſagte der nächſte, welcher bei mir ſtand, und meine Furcht über die künftigen Auftritte errieth, ſorge nicht, daß du hier jemand Gefahr laufen, oder vollends blutige Auftritte ſehen mögeſt. Wir haben von den Kämpfen, welchen dieſer Name eigen war, nur einen Theil des Endzwecks beibehalten, und zwiſchen halb wilden und halb unbedeutenden Uebungen das Mittel zu wählen geſucht. Es iſt ein herrlicher Anblick um einen

Mann zu Pferde; aber wenn ſeine Uebungen, womit er vor uns auf demſelben erſcheinet, allein darin beſtehen, daß er ſich feſthalten kann: ſo weiß ich nicht, wie es immer ſcheint, wir hätten nur den Anfang dieſer Uebung geſehen. Wir wünſchen heimlich, daß etwas vorgenommen, daß eine That des Mannes verrichtet werden möge. Dahin giengen auch die Pferdſpiele der Alten, welche faſt immer eine außerordentliche Geſchicklichkeit und beſondere Stärke des Körpers erforderten.

Man hat nicht wohl gethan, daß man darum, weil die Erfindung einer künſtlichen Kriegsverfaſſung ganze Heere mechaniſch, und eine perſönliche Tapferkeit beinahe unnützlich machte, aufgehört hat, die ritterlichen Uebungen, die an ſich ſelbſt ſo viele Vortheile mit ſich führten, mit dem weiſen Ernſte der tapfern Vorältern zu betreiben. Was konnte zu derjenigen Zeit einer entnervenden Weichlichkeit Einhalt thun, wo die ehemals adelichen Spiele gänzlich vergeſſen wurden, und ein bischen Tanzen und Fechten das Einzige war, was man zur Nothdurft noch lernte, bis endlich auch dieß letztere unnützlich geworden! *) Man

---

*) Die Erziehung der Engländer hat unter andern dieß voraus, daß ſie vorzüglich für die Abhärtung des Körpers ſorgt, ohne darum den

hätte nie etwas, das mit der Folge der Zeit zum Mißbrauch geworden, wegheben ſollen, ohne

---

Geiſt zu vernachläſſigen; auch die Franzoſen denken jetzt an Uebungen, wodurch die Dauer und Stärke des Körpers gewinnt. In den größten Häuſern lehrt man jetzt die jungen Herren ſchwimmen, und andere Künſte, durch welche man Arbeit und Ungemach ertragen lernt; aber bei uns ſtünde in manchem vornehmen Hauſe der Hofmeiſter in Gefahr, auf der Stelle entlaſſen zu werden, wenn es bekannt würde, daß der junge Herr naß, oder im Laufen warm geworden wäre.

Ich würde irgend in einer guten Gegend des Landes ein Haus bauen, wenn ich ſo viele Macht und Vermögen hätte, als ich guten Willen habe; dahin verſammelte ich die Kinder, welchen ihre Geburt zu den Geſchäften der Regierung vor andern den Weg bahnet. Ich würde da von jener Erziehung, welche Cyrus genoß, buchſtäblich ſo viel befolgen, als möglich iſt. Die Jungen von Adel ſollen mir keine Medicinen, keine warmen Federbetten, keine entnervenden Mahlzeiten, keine Gewänder von Seide kennen lernen; ſie ſollen mir nichts von den Feſtins des Luxus, von Bällen, Ceremonellen, Etiquetten, und was immer dem ähnlich iſt; und am wenigſten ſollen ſie mir von ſchlimmen Streichen, von den nöthigen Verſtellungen und von der Kunſt hören, wie man den, welchem man den Untergang bereitet, küſſen und ſtreicheln ſoll.

Sie ſollten mir lernen auf hartem Lager liegen, ſollen mir oft Hunger und Durſt, Näſſe und Kälte ertragen, auf Stühlen ohne Lehnen ſitzen, und an ſtärkenden ländlichen Speiſen Geeine andere Erfindung, welche den ehemaligen Nutzen verſchafft hätte, an deſſen Stelle zu

---

ſchmack finden. Sie ſollen nichts anders vermuthen, als daß in Städten auch ihre Väter ſo leben, und glauben, es gäbe keine andern, als lauter ehrliche, wohldenkende, thätige Männer: denen unter das Geſicht treten zu können, deren Zutrauen und Freundſchaft erlangen zu können, nun ihr Beſtreben ſeyn müßte.

Wenn man mit vereinigtem Verſtändniß dieſe Erziehung vornehmen, und indeß in Städten die erdichteten Bedürfniſſe aus dem Wege ſchaffte: zu welcher Größe müßte das nicht unſerm Nationalcharakter empor helfen! Warum kann ich meine Geſinnungen nicht in die Herzen aller gießen! Glauben wir doch, daß unſere vornehme Erziehung ganz gerade dahin geht, uns vielmehr zurück, als hinanzuführen. Wie kann derjenige ein zärtliches Mitleiden für Nothleidende fühlen, der in ſeinem Leben nie durch ein phyſiſches Gefühl erinnert worden, was Bedürfniß und Schmerz ſind? Wie kann derjenige zu einem Begriff, daß er zu Arbeiten für die Geſellſchaft geboren ſey, kommen, den man von Kindesbeinen an von ſeinem künftigen Glanz, und dem Vermögen, das er, ohne etwas thun zu dürfen, erben wird, vorſagt, einprägt, ſich zu blähen, und viel aus ſich zu machen? Wie kann derjenige ſich um dieſe Kenntniſſe, welche Mühe und Anſtrengung fordern, im Ernſte bewerben wollen, dem man wahrnehmen läßt, daß er, um eine große Rolle zu ſpielen, ihrer gar nicht bedürftig iſt? Wie kann derjenige die Tugenden eines beherzten und geraden Mannes ſich zur ſetzen. Als der geſetzgebenden Macht zur höchſten Stufe des Anſehens verholfen, und erſt dem Fauſtrecht, nachher dem Zweikampf ein Ende gemacht ward, hätte man mit eben der Sorgfalt auf Mittel bedacht ſeyn ſollen, die ehemalige wahre Tapferkeit, den beſtändigen Wetteifer, und jenes hohe Gefühl von Ehre, das ſo ſchändlich herabſank, lebhaft zu erhalten.

Nun hatte das Volk in einen Kreis ſich geſchloſſen, deſſen Menge ſo zahlreich ward, daß ich glaubte, die Einwohner des Landes wären hier ſämmtlich verſammelt. Und in der Mitte des Kreiſes ſaßen die Vornehmſten des Landes, Väter an Lorbeeren, wie an Jahren reich. Sie erzählten ſich die Geſchichten der Siege ihrer Jugend; und kühner ſchlug ihnen das Herz, und zitterte vor Begierde, das Bild ihrer Thaten durch ihre Söhne erneuert zu ſehen. An ihrer Seite ſaßen ihre Töchter, edle Jungfrauen, denen die Unſchuld kein Gelächter war, ganz fähig, die Lebensfreude,

---

Natur machen, dem man mit aller möglichen Sorgfalt einprägt, wie man bei jedermann ſchön erſcheinen, ausweichen, einer ſchlimmen Sache eine gute Wendung geben, manches beruhen laſſen, immer hübſche Worte bereit haben, und ſich zu der Partei, die das Meiſte vermag, halten ſoll?

die Gattinn und Freundinn eines wackern Mannes zu werden, aber auch fähig, den Werth eines edelmüthigen zu fordern, und den Unwürdigen, den Feigen und Dummen, wäre er auch ganz mit den Adelsbriefen ſeiner Ahnen umhängt geweſen, von ganzem Herzen zu verachten.

Ein Herold forderte diejenigen auf, welche bereit waren, den Kampf der Ehre zu wagen. Sie flogen wie auf feurigen Roſſen, welche kaum die Erde berührten, in den Kreis; und das Rauſchen ihrer Federbüſche auf den Helmen war fürchterlich. Roß und Mann ſchien ein Ding zu ſeyn; und wo beide hinwollten: da waren ſie. Ihre ſchnellen Blicke waren wie Blitze, die in einem Augenblick verzehren; und der Glanz ihrer Waffen in den nervichten Armen ſchien von Ferne den zu tödten, welchen ſie hätten treffen wollen. Die Wettſtreite ihrer Pferde beſtanden nicht mehr in dem ſchnellen Laufe derſelben, welches ehemals eine Uebung war, die nicht den geringſten bürgerlichen Vortheil mit ſich führte, ſondern in behenden Wendungen, und dem Treffen ausgeſteckter Ziele; und es ward dazu eben ſo viele Gegenwart des Geiſtes, als geübte Stärke körperlicher Kräfte erfordert. Solche Jünglinge hätten die eiſernen Panzer der uralten Kämpfer, Laſten, welche meine Zeitgenoſſen mit Mühe von der Erde hoben, wie leichte Gewänder angezogen, und Streiche nicht gefühlt, welche den ſtärkſten ihrer Vorältern getödtet hätten. Ich will jegliche Kämpfe nicht beſchreiben. Ich glaubte die herrlichen Spiele zu ſehen, welche Homer, und nach ihm Virgil mit ſo vieler Stärke beſungen haben.

Indeß waren dieſe Uebungen genau den Umſtänden des Landes angemeſſen, und ich ſah wohl, daß die Glückſeligkeit des Landes nicht von dieſen beſtimmten Einrichtungen, ſondern von demjenigen Geiſte abhange, der dieſe Einrichtungen veranlaßt, und in andern Umſtänden immer das Zweckmäßigſte veranlaßt haben würde. Ich zog hierüber einen Weiſen zu Rath, und bat ihn mir zu ſagen, was dieſe Erhebung des Volkes zur moraliſchen und phyſiſchen Güte zuverſichtlich veranlaßt hätte. Er wies, ſtatt einer Antwort, auf dieſe vortreffliche Stelle in einem Buche, (mir däuchte, es wäre Cicero) worin er eben las: Du glaubſt, die Rechtsgelehrſamkeit werde die Folge haben, eine Nation gut und tugendhaft zu machen, weil man durch Geſetze Belohnungen für die Tugend, und Züchtigungen für das Laſter feſtgeſetzt hat? Ich aber war immer der Meinung, das beſte Mittel, dieß unter Menſchen zu bewirken, wäre Aufklärung des Verſtandes, und ein ſittlicher Geſchmack des Herzens, und keineswegs Drohungen, Zwangsmittel, oder ſklaviſche Furcht.

Das zweite Kapitel.

Akademie.

Du haſt doch von den Ephoren geleſen? fragte mich der Aufſeher, welcher mich herumführte, (als ich von ſeinen Schilderungen der Akademie nichts zu begreifen ſchien) von den unbeſtechlichen Sittenrichtern der urälteſten Völker, denen beinahe eine unumſchränkte Gewalt anvertraut war, Mißbräuche öffentlich zu ahnden, und über notoriſch ſchlechte Thaten mit Nachdruck ihr Mißfallen zu bezeigen? Eine, von gewiſſen Seiten ähnliche Gewalt, iſt unſerer Akademie aufgetragen, indem ihr feierlich die Pflicht übergeben worden iſt, ſich in allen Dingen, welche die Geſundheit eines guten Verſtandes, und den Geiſt wichtiger Einrichtungen betreffen, der edelſten Freimüthigkeit zu bedienen, und mit der Wahrheit nie zu politiſiren. Du wirſt mir dieß Wort erlauben, ſagte er, weil wir keines, das ſo etwas anzeigt, im Gebrauch des gegenwärtigen Zeitalters vorhanden haben.

Wir glauben, fuhr er fort, daß die Männer, welche ſich ſelbſt den Beruf auflegten, der Nation in allen Angelegenheiten, welche die Aufklärung betreffen, voranzugehen, uns nicht hintergehen, ſondern, wie es Männern geziemt, uns in allen Dingen ihre aufrichtige Meinung ſagen, und nach dem Maaße des Vertrauens, welches wir in ſie ſetzen, unſer Beſtes ſuchen werden. Wir ſind ſo weit entfernet, ihnen etwas übel zu nehmen, wenn ſie uns irgend ein Gebrechen entdecken, daß wir vielmehr eine Ehre darin ſuchen, mit ihnen auf der Bahn der Großmuth wettzueifern, und durch unſere Aufmunterungen ihre Freimüthigkeit herauszufordern. Wie widerſprechend war das ehemalige Betragen, zu wiſſen, daß mit der Erkenntniß und Ausübung der Wahrheit unzertrennlich das Wohl der Menſchen verbunden ſey, und dieſelbe zu ſcheuen, und den Mann, der ſie ans Licht bringen wollte, zu verfolgen!

Unſere Akademie hatte nicht ſobald den Befehl erhalten, die Entdeckung der verborgenſten Uebel, und die Bekanntmachung der Mittel, mit denen ihnen abzuhelfen wäre, als ihre

Pflicht anzuſehen, als ſie uns eine ungeheuere Menge alberner Meinungen und Mißbräuche entdeckte, welche ſeit langer Zeit an den Wurzeln der Landeswohlfahrt nagten, und ein gräßliches Heer allerlei Uebel, Aberglauben, Unwiſſenheit, Trägheit und Verſtockung des Geiſtes, und thieriſche Eigennützigkeit des Herzens veranlaßten. Die redlichen Männer dieſer Geſellſchaft machten damit den Anfang, daß ſie uns ungeheuchelt die wahrhafte gegenwärtige Lage unſerer Kenntniſſe, und die Verhältniſſe der gebildeten Einſichten unter den verſchiedenen Ständen vor Augen legten. Sie ließen uns bemerken, daß die reiche und erhabnere Klaſſe der Bürger ſeit undenklichen Jahren zu ſchlummern, und ſich weniger um ihre Aufklärung, als um die Vermehrung ihres Reichthums, ihres Ranges und Glanzes zu bekümmern angefangen, und die Verdienſte des Fleißes, der gründlichen Kenntniſſe andern überlaſſen habe. Sie zeigten uns die unbeſchreiblich ſchädlichen Folgen, welche eine ſolche Lücke nach ſich ziehen würde, wenn, ſagten ſie, die Befehlshaber unwiſſend und roh, oder weibiſch, die Gemeinen aber die Beſitzer des Verſtandes und der großen Eigenſchaften, welche jedem Menſchen eine fürchterliche Kraft geben, allgemein werden ſollten. Sie legten uns die verfänglichſten Mittel vor, unter allen Ständen ein Ahnen höherer Dinge, und eine thätige Begierde nach dem Beſitz guter Einſichten zu wecken, und ließen uns keinen Zweifel übrig, daß, gleichwie eine glückſelige und ruhmvolle Regierung nicht in der Weitſchichtigkeit vieler Länder, ſondern in einer guten innern Verfaſſung zu ſuchen wäre: ſo ſey auch der Ruhm und das gegründete Wohl eines Landes nicht etwa in einer zeitigen Kriegsmacht, die jedem Zufall unterworfen iſt, nach dem Grade der Weisheit, welche einem Lande eigen wäre, zu beſtimmen. Sehr kurzſichtig und lächerlich ſchien ihnen das ehemalige Aufklärungsweſen zu ſeyn. „Daß einige Wenige, ſagten ſie, den ungebahnten Weg nach dem Gebiete der Wiſſenſchaften betraten, das war eigener Trieb, Zufall, keine Folge einer ordentlichen Veranſtaltung. Wenn nun auch der Zufall eintraf, daß ein ſolcher, der etwas beſſer zu ſehen anfieng, Einfluß und Macht hatte, ſo fieng er gewöhnlich damit an, daß er plötzliche Einrichtungen machte, Mißbräuche abſchaffte, und hundert andere Anſtalten traf, — vor deren unvermutheter und jählicher Erſcheinung das unwiſſende Volk, das von den Dingen, welche es geſchehen laſſen oder ausüben ſollte, nicht das geringſte begriff, wie vom Donner gerührt, daſtand, und, ſobald es zu ſich kam, alle

Kräfte anwendete, die gemachten Anſtalten zu zernichten. Wie ſich die gute Denkungsart, wo ſie einmal die Oberhand gewonnen, durch keine äußerliche Gewalt feſſeln läßt: ſo laſſen ſich die Früchte der Aufklärung in einem Verſtande, worin nicht ausgeſäet worden, durch keine Verordnung erzwingen. Es fehlte denen, welche die andern zu Philoſophen machen, oder ein ſolches Betragen einführen wollten, ſelbſt an Philoſophie; und man ſah nur zu deutlich, daß ſie ihre Gedanken, wie Krämer fremde Waaren, aus der Abſicht, zu glänzen, und Aemter und Einkünfte zu gewinnen, an ſich gebracht, und nichts minder, als ſie ſelbſt erfunden, oder durch eigene Ausübung ſich zum Eigenthume gemacht haben.“

Ich fragte nach einigen Namen, deren Andenken man ehemals für unſterblich hielt. Ach, ſie kannten ſie nicht mehr! Diejenigen, welche ſich ehemals ein Anſehen gaben, als wollten ſie das Vergangene richten, und der Zukunft Geſetze vorſchreiben, kannten ſie nicht mehr. Ich erbot mich, ihnen zu ſagen, wie berühmt ſie waren; aber ſie bezeigten nicht die geringſte Begierde, etwas davon hören zu wollen. „Wir lieben, ſagten ſie endlich auf mein Andringen, wir lieben nicht mehr die Geſchichte der Namen.“

Das dritte Kapitel.

Monumenta boica.

„Wir haben, fuhren ſie fort, die Pflicht übernommen, guten Kenntniſſen und Gefühlen aller Arten die Bahn zu ebnen, und für das nothwendige Verhältniß derſelben in allen Ständen zu ſorgen. Man hat uns vermöge der Ueberzeugung, daß, je weniger der abgeſonderten Kollegien wären, welche für die Verbreitung der Aufklärung Vorſchläge thäten, dieſe deſto thätiger und wirkſamer ſeyn würden, indem man aus einem Mittelpunkte alles überſähe; man hat uns, ſage ich, die Erziehungsſorge des Landes, die Aufmunterung der Künſte, und die Belohnung beſonderer Verdienſte aufgetragen. Wir werden, ohne Weitläufigkeit, von dem Fortgang dieſer Geſchäfte auf das genaueſte unterrichtet; und gleichwie wir freiwillig allen Gelegenheiten zu einem beſondern Vorrang, oder beſondern Vortheilen, entſagt haben: ſo ſind wir längſt einig geworden, unſere Einſichten gemeinſchaftlich zuſammenzutragen. Wir liefern unſerm Vaterlande von Zeit zu Zeit eine nützliche Schrift, deren Inhalt aus dem Mittel deſſelben gehöben, und den gegenwärtigen Bedürfniſſen angemeſſen iſt.

Ich ward während dieſer Erzählung nach einem geräumigen Saale geführt, an deſſen Eingang die Worte: Monumenta boica, geſchrieben, und deſſen Schränke, womit er ausgeziert war, mit allen Schriften eines jeden Jahrs nach der Ordnung erfüllt waren.

Im Vorbeigehen geſagt, erinnerte hier jemand, wir können es nicht begreifen, was daran Schuld war, daß die Einführung und Fortſetzung einer ſolchen Sammlung nicht von jeher geſetzmäßig war. Ich habe von einem Zeitalter geleſen, wo man von allen Dingen, merkwürdigen und unerheblichen, eine Geſchichte ſchrieb, wenn ich gleich geſtehen muß, daß es ſehr gewöhnlich nicht der geringſten Mühe lohnte, der ehemaligen Produkte in dem Fache, das man bearbeitete, auch nur mit einer Silbe zu erwähnen; allein, das Beſondere dabei war, daß man ſo ſehr über die Mühe klagte, welche ein ſolches Werk gegenwärtig erforderte, daß man jeden vorgefundenen Namen eines grauen Schriftſtellers oder Künſtlers wie ein Heiligthum verehrte, und indeß nicht daran dachte, ein ſolches für ewige Zeiten außer aller Beſchwerniß zu ſetzen. Dieſe Sammlungen, deren jährliche Koſten in gar keine Betrachtung kommen, ſetzen uns augenblicklich in den

Stand, den Grad und das Charakteriſtiſche der Wiſſenſchaften in jedem Menſchenalter zu ſehen; und ihr Anblick giebt uns ſtets eine Reihe von Erfahrungen, zu denen wir außerdem nie ſo auf Einmal gelangen würden. Wenn du daran einiges Vergnügen fühlſt, redete er mich mit freudiger Miene, wie von neuem, an, ſo muß es dir noch mehr gefallen, wenn du ſiehſt, wie wir eine gleiche Anſtalt bei den Künſten getroffen haben. In dieſem Nebenzimmer, ſagte er, und führte mich dahin, ſiehſt du die Zeichnungen aller Kunſtwerke, nach den Reihen der Jahre, worin ſie verfertiget worden. Vermöge einem Landesgeſetz, worauf auf das ſtrengſte geſehen wird, iſt jeder Künſtler gehalten, eine Zeichnung ſeiner Arbeiten, wofür er belohnet wird, einzuſchicken. Unſere Abſicht iſt keineswegs, mit einer jeden dieſer Zeichnungen ein Kunſtſtück zu erhalten, ſondern allein, eine Geſchichte der Ideen und des Geſchmacks zu ſammeln, wozu ſie uns hinlänglich ſind. Es liegt uns daran, zu wiſſen, ob die Verbindung der Künſte mit den Wiſſenſchaften, der Aufklärung mit den Geſetzen nicht irgend losgeriſſen, und ob ſich nicht, während, daß man für den Verſtand ſorgt, nicht ein mächtiges Uebel daran arbeite, die Einbildungskraft zu verderben, und das Herz zu ſchwächen. Du weißt, die beiden Dinge ſind ſo unzertrennlich, daß es lächerlich iſt, eines ohne das andere bewirken wollen; und daher war es einſt höchſt belachenswürdig, von ſtrenger Zucht und dem ganzen Gefolge der Tugenden zu ſprechen, und dann in Vorſtellungen die Verletzung derſelben, wenn ſie nur mit einigem Anſtand geſchah, beinahe als eine Tugend anzupreiſen.“

Es war ſeltſam, bei dieſen Sammlungen zu bemerken, daß, je höher man nach dem aufgeklärtern Zeitalter rückte, die Anzahl der Schriften immer abnahm, und die Wahl ihrer Gegenſtände immer ernſthafter, und gerade einem gegenwärtigen Bedürfniſſe angemeſſener wurde. Man ſchrieb endlich nicht mehr, um zu ſchreiben, ſondern aus der Abſicht, für den Kreis ſeiner Geſellſchaft Vielen mit Einemmale etwas Wichtiges und Nützliches zu ſagen.

Wenn wir nun die Schriften, welche das Jahr hindurch theils in den öffentlichen Urnen niedergelegt, theils durch den Druck mitgetheilt werden, am Ende deſſelben hier verſammeln: ſo glauben wir jederzeit, den Inhalt deſſen, was den Unterthanen vorzüglich am Herzen liegt, gefunden zu haben. Wir berathſchlagen uns dann gemeinſchaftlich über die Beſchaffenheit dieſer neuen Angelegenheiten, über die Seite, von der wir ſie zu betrachten haben; und finden wir unſere Bemerkungen erheblich genug: ſo tragen wir eben ſo unverzüglich, als unermüdet, unſere Gedanken zuſammen, und unterreden uns mit dem Vaterlande, indem wir theils die vorgekommenen Zweifel zu heben, theils neuen Gedanken Platz zu machen ſuchen. Findet ſich keine dringende Nothwendigkeit, den Kenntniſſen unſerer Landsleute ſchleunig zur Hülfe zu eilen: ſo pflegen wir dennoch zarten Keimen ſchleichender Mißbräuche entgegen zu rücken, oder Tugenden wieder aufzuwecken, deren Gefühle aus Mangel großer Gegenſtände anfangen, in eine ſchädliche Schläfrigkeit hinzuſinken. Auf dieſe Art entſtehen die Denkmale, welche wir bereits von unſern Vorältern erhalten haben, und welche wir aufrichten, um der Nachwelt ein würdiges Kennzeichen, daß auch wir einſt zugegen waren, zu hinterlaſſen.

Das vierte Kapitel.

Die Miſſionarien.

Ich wünſchte, ſagte einer, daß du der öffentlichen Verſammlung, welche wir bei der Ankunft unſerer Miſſionarien halten, beiwohnen könnteſt. Unſerer Miſſionarien, wiederholte er, als hätte er aus meiner Miene geſchloſſen, ich müßte die Worte nicht allerdings verſtanden haben.

Es reiſen deren jährlich zwei durch das ganze Land, fuhr er fort, mit dem gemeſſenen Auftrage, ſich um die innerlichen Lokalumſtände jeder Gegend auf das genaueſte zu erkundigen; und damit man verſichert ſeyn könne, daß die Nachrichten, welche ſie mitbringen, gegründet ſeyen: ſo geſchieht das auf entgegengeſetzten Wegen, ſo, daß ſie beim Anfange ihrer Reiſe einer gegen Aufgang, der andere gegen Niedergang abgehen. Ich bitte dich, ſagte er wieder, verhehle mir doch nicht, was dich bei meiner Erzählung ſo gewaltig befremdet?

Ich bitte dich, deine Erzählung nicht zu unterbrechen.

Sie werden durch unſere Stimmen aus unſerer Mitte gewählt, zwei erfahrne Männer, die ſich mit dem möglichſten Eifer dem großen Geſchäfte unterziehen, nützliche Kenntniſſe perſönlich, in die Häuſer zu tragen, auf das Feld zu ſtreuen, und die Hinderniſſe derſelben, wo möglich, auf der Stelle aus dem Wege zu räumen. Daß ihnen Ernſt ſey, kannſt du ſchon aus der Art ſehen, mit der ſie ihre Reiſe anſtellen. Um weder der Kaſſe, von der ſie unterhalten werden, zur Laſt zu fallen, und an alle Oerter kommen zu können, um endlich, wenn beides unterlaſſen würde, nicht zu irgend einer Zeit Gelegenheit zu geben, daß aus dieſer herrlichen Wallfahrt eine Luſtreiſe werde, haben wir ihnen längſt die Pflicht feſtgeſetzt, dieſelbe ohne alles unnütze Gepränge, zu Fuße zu machen. Eigentlich ſind ihre Abſichten auf die Oekonomie gerichtet, und ſie geben ſich daher Mühe, die Fehler einer übelbeſtellten Landwirthſchaft zu bemerken, und vorgeſchlagene Mittel in Ausübung zu bringen. Sie tragen die gemachten Beobachtungen ſorgfältig in ihr Tagebuch ein, und ſagen uns dann ihre Gedanken, wie hier ein Mißbrauch abgeſtellt, dort eine gute Sache in einen beſſern Zuſtand geſetzt werden könnte, wie hier der erfindende Fleiß belohnt, dort die gedankenloſe Nachläßigkeit nachdrücklicher ermuntert werden ſollte. Durch die Errichtung dieſer Miſſionarien haben wir es ſo weit gebracht, daß man ſchon vor vielen Jahren demjenigen einen Preis beſtimmte, welcher einen noch öden, oder durch eine äußerſt ſchlechte Bebauung gleichgeltenden Grund entdecken würde.

Das fünfte Kapitel.

Die ewige Landmiliz.

Wenn das nicht durch ein Wunder geſchehen iſt, fiel ich ein, ſo begreife ich nicht, wie es habe geſchehen können.

Es geſchah auf die natürlichſte Weiſe, erhielt ich zur Antwort. Wir fanden, daß die Landwirthſchaft mit allem, was dahin gehört, ſo heruntergekommen und verfallen wäre, daß es vergeblich ſeyn würde, von allen den kleinen Vorſchlägen, welche wir machen würden, etwas im Großen zu hoffen. Es war ſchon im Ganzen kein Zuſammenhang, keine Kraft, es war in den Gemüthern der Landleute wenig mehr von jener Fröhlichkeit vorhanden, welche die Werke des Ackerbaus und der Viehzucht, des Feldes und Waldes beleben muß.

Es war wenig Geld mehr unter den Leuten; und wer einmal zu ſinken anfieng, konnte ſich nicht mehr emporhelfen. Sie ſchleppten ſich alſo verdroſſen und bettelhaft dahin, erwarteten kein Glück, und achteten kein Unglück. Daß mit dem Verluſt des freien Muths auch die ſittlichen Tugenden erkrankten, werde ich nicht erſt erinnern müſſen; es iſt eine unausbleibliche Folge des drückenden Gefühls eines beſchwerlichen Lebens. Man fand noch in den Archiven uralte Schriften, woraus wir abnahmen, daß dieſer Zuſtand ehemals ganz und gar nicht unbekannt geweſen; aber wenn wir nachſuchten, welche die Urſachen geweſen ſeyn mögen, daß die angewandten Mittel nichts ausrichteten: ſo trafen wir faſt nie auf eine Spur, daß man welche angewendet habe. Es hat beinahe das Anſehen, als habe man an einem wahrhaften Wiederherſtellen des Wohlſtandes verzweifelt. Die eigentlichſte Urſache aber war, daß die Leute keine Herzen hatten. Sie hatten eine kalte Thierphiloſophie, und ihr Gefühl ſchränkte ſich auf den Gaumen, und auf die ſchändlichſten Wollüſte ein. Sie dünkten ſich hochweiſe, wenn ſie eine verruchte Intrique anlegen, und eine ſchädliche Sache auf dem Wege der Kabale ausführen konnten. Sie hatten kein Gefallen an dem Menſchen, keine Liebe, empfanden kein Bedürfniß des Herzens, etwas aufgehen, etwas ſich vermehren, und des Wohlſeyns erfreuen zu ſehen. Dennoch ſchwätzten ſie vom frühen Morgen den ganzen Tag hindurch; aber wenn man am Abend nach ihren Werken ſah: ſo hatten ſie nichts gethan.

Was uns aus dieſem Abgrunde von Elend rettete, — rettete, ehe man zu eben der Zeit, wo man vom goldenen Jahrhundert, und von Verfeinerung ſprach, in die roheſte Wildheit zurück fiel, um von einer abſcheulichen Verwandlung zu erwarten, wie man hervorgehen würde, was uns, ſage ich, allein rettete, war ein glücklicher Sieg der geſunden männlichen Literatur. Sie brachte das Feuer von der Sonne, um die todten und damals ganz in Sinnlichkeit verſunkenen Maſchinen, worin die Seele eingekerkert war, zu beleben. Es entſtanden bald wieder Seelen, größer und erhabner, als die gewöhnlichen; und ein mächtiger Trieb, etwas zu unternehmen, etwas zu überwinden, wurde allgemein. Lobſprüche und andere Gaukeleien, von kindiſcher Eitelkeit erfunden, ſättigten nicht mehr. Man fühlte, daß die innere elende Verfaſſung ein Beweis von Schwäche wäre; und Schwäche hielt man für Schande, und vor Schande fürchtete man ſich jetzt mehr, als vor dem Tode. Man erklärte die nöthige Hülfe vieler

Tauſende als eine Angelegenheit, welche alle und das ganze Vaterland beträfe, und um zu wiſſen, was man zu thun habe, durfte man nur die wahren Begriffe der Sache nicht immer, wie man es ehemals that, trennen. Wenn ich jemand rette, falls er in die Hände ſeiner Feinde fällt, ſo iſt es, falls ich ihm aus Freundſchaft, und nicht aus Luſt zum Raufen geholfen habe, natürlich, daß ich ihn auch aus dem Druck der Armuth, ſo gut ich kann, retten werde. Man ſah wohl, daß vielen Dingen, ohne eine großmüthige Geldauslage, nicht mehr zu helfen wäre; aber wenn man das Aeußerſte thut, wenn man fremde Mächte zu Hülfe ruft, um einen Feind abzutreiben: warum ſoll man weniger thun, um einem häuslichen Verderbniß, deſſen Folgen weit grauſamer und unheilbarer ſind, zu wehren?

Die Meiſten derjenigen, die, wenn Feinde herangerückt wären, beherzt das Pferd beſtiegen hätten, um Legionen anzuführen, faßten einen Entſchluß, der weit beherzter, edler und großmüthiger war. Sie verſtanden ſich einmüthig, auf ſechs Jahre allen luxuriöſen Dingen der Pracht, und den Luſtbarkeiten zu entſagen, und die Summen, welche ſie indeß, ohne am Ende geſunder, vergnügter, beſſer zu ſeyn, einem vornehmen und beſchwerlichen

Phantom aufgeopfert hätten, ihrem Vaterlande zu ſchenken. Du kannſt leicht erachten, was von hoheren Stellen geſchehen iſt. So wenig dieſer Jahre waren: ſo ſind ſie doch hinlänglich geweſen, dem Landvolke zu einem Wohlſtande zu verhelfen, der ehemals kaum in der Einbildung lag. Die Sonne beſchien wieder fröhliche Hütten, und die Menſchen waren wieder aus der Freude und dem Glanze ihrer Angeſichter zu erkennen. Da es während dieſer Jahre keine Schande war, nicht mehr auf die Tafel zu ſetzen, als man nöthig hatte, zu Fuß zu gehen, wenn man nicht lahm war, und ſich mit dem Anſtändigen zu begnügen: ſo ſuchte man, auch nach dem Verlauf dieſer Jahre, eine Ehre darin, beſcheiden zu leben, mehr Geld zu beſitzen, als zu verſchwenden, und die vorige Schwelgerei gewann nie wieder die Oberhand. Man begriff endlich, welche Folgen eine Lebensart haben müßte, wobei die Seele nie zu ſich kommen könnte; und man erhielt ſich wechſelweiſe, vermöge dem Gefühl der Ehre, innerhalb den Schranken der Eingezogenheit.

Nach Verlauf dieſer ſechs Jahre wurden die Gründe des ganzen Landes, deren Verhältniß man indeß beſtimmte, abgetheilt, und dann wurden einige Freiheiten feſtgeſetzt, welche die Abſicht haben ſollten, die Freimüthigkeit des Landmanns zu erwecken, und ihm, vermöge einer edeln Begegnung, ein Gefühl von Edelmuth einzuflößen. Dieſe Einrichtungen gründen ſich gewöhnlich auf eine glückliche Einbildung, und derjenige verderbt alles, welcher ſich derſelben nicht zu bedienen weiß. Ein Volk, das frei zu ſeyn glaubt, raiſonnirt und unternimmt. Da nun aber niemand in dem Verſtande, daß er ungehindert auch das Verderbliche thun dürfte, frei ſeyn kann, da die wahre Freiheit vielmehr in einer ungehinderten Macht, gute und glücklichmachende Geſetze auszuüben, beruhet: ſo kommt es, wie man überzeugt ſeyn muß, wenn man einen Kopf hat, auf die Meinung, welche man einer Einrichtung zu geben weiß, um einem Volke den Muth zu machen, daß es den Kopf gegen Himmel hebe, und die Bürden trage, ohne ſie zu fühlen. Um von uns zu reden: ſo hat beſonders eine Einführung vielſeitige gute Folgen gehabt, die ſich außerdem niemals ſo eigentlich erhalten ließen. Als der Wohlſtand der Dörfer hergeſtellt, und die Gemeinden getheilt waren: ſo haben ſich dieſe verbindlich gemacht, die mäßigen Summen der öffentlichen Abgaben ſelbſt zu ſammeln, und jährlich an einem beſtimmten Tage durch ihre Obmänner oder Führer zu ſenden. Die Folge dieſer Uebernahme machte auf die Sitten und die Häuslichkeit des Landvolkes eine unbeſchreibliche Wirkung. Sie halten ihre Vortheile gemeinſchaftlich zuſammen, theilen ſich ihre Gedanken über Verbeſſerungen ſorgfältig mit, und tragen über unordentliche Haushälter und ſchlechte Wirthſchafter die genaueſte Obſorge. Keine Art von Verſchwendung wird unter ihnen geduldet, und die Spielſucht und Trunkenheit ſind beinahe unbekannt geworden. Doch auch dieß trägt zur Aufrechthaltung eines geſunden Nachdenkens und einer beſſern Anwendung des Verſtandes nicht wenig bei, daß es unter unſern Großen eine Art von rühmlicher Gewohnheit*) geworden, nützliche Schriften unter ihre

---

*) Dieſe Gewohnheit herrſcht unter den Vornehmen in allen Ländern, wo die Lektüre zum Bedürfniß aller Menſchen geworden: und giebt es dann für eine wahre edle Seele ein innigers und würdigers Vergnügen, als zu wiſſen: daß man eine Sammlung guter Kenntniſſe in die Häuſer einer ganzen Gegend eingeführt habe? daß man zu ihrer Bildung den Grund gelegt habe? Wenn ein einziges Buch, wie z. B. Gellerts Werke ſind, in alle Häuſer einer Stadt käme; und wäre die Stadt dümmer, als ein Dorf der Hottentotten: ſo iſt es keiner meiner bloßen Wünſche, wenn ich ſage, daß die Bewegung und der Trieb nach etwas Vollkommnern in einem Jahre thätiger und allgemeiner ſich äußern würde, als außerdem in hundert Jahren durch ewige Anſtalten

Untergebenen zu vertheilen, und eine gewählte Lektüre zur allgemeinen Unterhaltung zu machen.

Arbeiten, deren Folgen durch mittelbaren Einfluß dem ganzen Lande zu ſtatten kommen, werden auch von dem Lande gemeinſchaftlich unternommen. Wir erhalten zu dem Endzweck eine ewige Landmiliz von zwölftauſend Mann, welche beſtimmt ſind, den allgemeinen Nothwendigkeiten zu ſteuern. Sie ſtehen unter einer ordentlichen und ſtrengen Mannszucht, und wohnen den Sommer in Zelten, und ſind im Winter in Flecken verlegt, ohne denſelben im geringſten zur Laſt zu fallen. Sie ziehen ihren ordentlichen Militärgehalt, und ſind außerdem verſchiedener Arbeiten, als z. B. des Strickens *) kundig, die ſie überall, auch zu den Spielen des Witzes, welche für dieſe, ſo wie überhaupt, für

---

von außen nicht geſchehen wird. Und es wäre ſo leicht, etwas ſolches heute noch, wo man dieß lieſt, zu thun, wenn es nur Ernſt wäre!

*) Die gute Erinnerung iſt ſchon gemacht worden, daß ein Geſetz und eine Anſtalt, vermöge welcher die Viehhüter in Bayern, deren Anzahl überaus beträchtlich iſt, auf eine anziehende und ermunternde Art zum Stricken angehalten würden, eine große Wohlthat wäre.

die Landleute erfunden worden ſind, mitnehmen. Wer zwölf Jahre auf dieſe Art gedient hat, erhält die Erlaubniß, ſich häuslich niederzulaſſen; daher ſich die Kinder dürftiger Aeltern ſo bald, als es nur ihre Jahre leiden, nach dieſem Heereszug begeben.

Was durch den Fleiß dieſer Leute geſchehen, überſteigt für Fremde, die zu uns kommen, beinahe allen Glauben. Was du öffentlich an Schönheit, Ordnung und Pracht bewunderſt, iſt ein Werk ihrer Hände. Sie haben die ungeheuren Mooſe und Pfützen in einer unglaublich kurzen Zeit, vermöge tiefer und geräumiger Kanäle bewohnbar gemacht; ſie haben die Seen des Oberlandes vereinigt, und einen ſchönen Kanal bis nach München, mitten durch die neue Vorſtadt geführt; ſie haben den muthwillig herumſchweifenden Bächen ordentliche Beete angewieſen, und die ſchroffigten und bergichten Wege geebnet, und dieß immer in einem Zeitraume, daß ihr Werk, während man noch von der Unternehmung deſſelben ſprach, ſchon vollendet da ſtand.

Das ſechste Kapitel.

Landärzte.

So weit waren wir, als einige Künſtler gemeldet wurden, welche gekommen waren, diejenigen Probeſtücke, womit ſie künftige Meßzeit Käufer an ſich locken wollten, vor der Verſammlung prüfen zu laſſen. Ich war voll Erwartung, als etliche Männer hereintraten, an deren Anzuge ich ſogleich erkannte, daß ſie Landärzte wären. Der Anblick dieſer Leute befremdete mich ſo ſehr, daß ich voreilig genug war, zu geſtehen, wie ich nichts minders, als dieſe Art von Geſundheitsräthen erwartet hätte, deren häufige Mißbräuche ſchon vor vielen Jahrhunderten angefangen hätten, lächerlich zu werden. Wir wiſſen es, gaben ſie zur Antwort. Es iſt dieß in dem Zeitalter geſchehen, wo man zufälliger Mißbräuche wegen ſo oft Gelegenheit nahm, die gute Sache zu verbannen. Wenn wir uns nicht ſehr irren, ſo ſpielten die ehemaligen Aerzte mit Harlekinen und Affen, um nach und nach Zuhörer an ſich zu locken, und die Aufmerkſamkeit und das Vertrauen derſelben für den Vortrag zu gewinnen, der nachher folgte. Wenn beides in einen Mißbrauch ausartete, ſo folgte nicht, daß nicht beides benützt werden könnte. Unſere Voraͤltern haben ſich das Herumziehen dieſer Leute weislich zu Nutzen gemacht. Sie vertreten bei uns, in Abſicht auf die Erhaltung der Geſundheit, die Lehrer des Volkes, indem ſie demſelben zu gleicher Zeit, wo ſie ihm ein bewährtes Mittel für Leibesſchmerzen, Verwundungen u. d. gl. anrathen, auch die Mittel anzeigen, wie man ſich vor denſelben bewahren kann, und ſohin ihren Zuhörern die Regeln einer nothwendigen Diät mit allem Nachdruck einzuprägen ſuchen; und die Erfahrung überzeugt uns, daß ſie eine größere Anzahl vor Krankheiten bewahret, als die vorigen Kranke geheilet haben. Aber ſchon allein ihre Vorſpiele wären hinlänglich, uns ihre Gegenwart auf alle Weiſe wichtig zu machen. Was hat ehemals zu ſo vielen Gattungen ſchädlicher Aberglauben und Träumereien Anlaß gegeben, als die eingeſchränkten Kenntniſſe der Naturkräfte? Und welche Gelegenheit könnte wohl anſtändiger ſeyn, als eben dieſe, um den Verſtand der Landleute in dieſem Fach aufzuklären? Doch du ſollſt ſelbſt urtheilen, ſagten ſie, und gaben den Aerzten ein Zeichen, ihre Verſuche zu eröffnen. In welche Verwunderung gerieth ich, als ich hier die ſinnreichſten und dem bürgerlichen Gebrauche angemeſſenſten Kunſtſtücke aus den nothwendigſten Theilen der Phyſik ſah, und Erklärungen hörte, deren Ordnung und Deutlichkeit die geübteſte Anwendung vorausſetzte! Da nicht ein jeder dieſer Aerzte nicht nur die unumſchränkteſte Freiheit genoß, zu wählen, was er wollte; ſondern da derjenige, der nach dem Urtheile der Akademie die gemeinnützlichſten gewählt hatte, belohnt ward: ſo war ſelbſt für die anweſenden Mitglieder, welche dieſer Schauſpiele bereits gewohnt waren dieſer Wettſtreit äußerſt angenehm.

Das ſiebente Kapitel.

Bänkelſänger.

Mir aber gab er ein ſo allgemeines Zutrauen in die Weisheit der Männer, in deren Geſellſchaft mich das Glück eingeführt hatte, daß ich mir im voraus die herrlichſten Dinge verſprach, als man, nach den Aerzten, die Bänkelſänger auftreten hieß, Leute, über deren bloßen Namen man ehemals gelacht haben würde. *)

---

*) Wieder etwas, das man ehemals nicht hätte thun ſollen. Noch vor kurzem waren bei uns dieſe uralten Spuren des graueſten Alterthums in

Du ſiehſt hier, ſagte man mir, abermals Lehrer des Volkes, deren Beruf in jenen alten Zeiten, welche den Namen des goldenen verdient hatten, anſehnlich und heilig war. Wir ſind theils durch die Beiſpiele der beſten Zeitalter, theils durch das Zeugniß der aufgeklärteſten Männer, und durch die Ueberzeugung, daß der Menſchen Urtheile, Entſchließungen und Thaten größtentheils immer mehr aus Liebe oder Abneigung, aus Begierde oder Widerwillen, aus Betrübniß oder Freude, aus Hoffnung oder Furcht, oder einer voreiligen Empfindung, oder was immer für einer Ge-

---

Uebung. Arme Leute, freilich nicht mehr Barden, ſangen in feierlichen Zeiten vor unſern Häuſern, und führten Spiele auf, deren Charakter noch oft ein treffliches Stück von der Denkart unſerer Voraͤltern war. Zur Meßzeit ſangen arme Leute auf Bänken Lieder ab, die gewöhnlich ganz der Faſſung des Volks entſprachen, und Kriegsthaten oder Wallfahrten, mitunter auch Schäferdinge zum Gegenſtand hatten. Daß man dieſe Gewohnheit des Mißbrauchs wegen nicht aufheben, ſondern ändern ſoll, wäre ſchon dieß eine Urſache, daß ſolche Lieder im Lande allgemein angenommen ſind. Man ſingt ſie in der Stube und auf dem Felde, und überall ſingt nach und nach ſie die Seele mit. Ein Volk, das ſeinen eigenen Geſang dichtet, liebt und ſingt, iſt noch ſtark und fähiger, als ein anderes, dauernde Eindrücke zu erhalten.

müthsbewegung entſtünden, als aus Ueberzeugung der erkannten Wahrheit, oder aus Rückſicht auf eine Verordnung, auf die Vorſchrift eines Rechts, auf eine Gerichtsformel oder Geſetz; wir ſind, ſage ich, durch dieſe Ueberzeugung ermuntert worden, einer Gewohnheit von ſo ausgebreiteten Vortheilen eine neue, wirkſame und verſicherte Thätigkeit zu verſchaffen. Wenn ſchon die bloße Harmonie von ſo großen Wirkungen iſt, daß ſie ſich aller Sinnen bemächtigt: *) was muß ſie mit Worten, von einem kräftigen Inhalt begleitet, nicht thun? Wenn wir eine wichtige Lehre in Aufnahme bringen, ein ſchönes Beiſpiel in die Herzen prägen, oder eine Leidenſchaft zur allgemeinen Wohlfahrt in Flammen ſetzen wollen: ſo geſchiehts bei uns durch Hülfe der Lieder; und der Ausgang hat noch immer die Gerechtigkeit unſers Zutrauens zu denſelben beſtätigt.

Was die Männer, die man hereintreten ließ, ſangen, waren allgemeine Regeln vom

---

*) Wie ſie dann dieſelben, ſtatt ſie heftig zu bewegen, auch abſpannt und niederſchlägt, wie die Harmonie bei dem Schlafgeſang für Kinder, der in ganz Europa unter Nationen von ſo verſchiedenen Sprachen bekannt iſt, und beinahe allgemein eingeführt iſt.

Feldbau, von Erhaltung der Geſundheit, von Ermunterung zur Tugend und Vaterlandsliebe. Die Geſänge floſſen leicht und einfach, und waren immerzu mit kleinen Geſchichten und Gleichniſſen untermengt. Einige inländiſche Thaten, welche darauf folgten, gränzten an das Abenteuerliche, wie gewöhnlich bei Völkern, deren Einbildungskraft zum Heroiſchen geſtimmt iſt. Vorzüglich ſchön waren die Lieder der Liebe, deren Inhalt friſchaufblühenden Roſen an einem ſchönen Frühlingsmorgen glich, um die es Schade iſt, wenn ein giftiger Hauch ſie berühren ſoll. Sie machten das Herz nicht krank und weichlich, ſondern weckten alle Sinne zum Gefühl der züchtigen Schönheit, weckten die Kräfte des muthigen Jünglings zum handelnden Männerſtolz, und zum Verlangen häuslicher Glückſeligkeit.

Das achte Kapitel.

Schattenſpiele.

Es war eine groſſe Menge Volkes, das um die Bühne herumſtand: dennoch ſtieß und drängte ſich niemand; und als ich mich nahte, machten ſie mir, als einem Fremden, mit Freundlichkeit Platz. Es würde der Vorhang bald fallen, ſagten ſie, und gaben mir zu verſtehen, daß es der Mühe lohnen möchte, bis dahin zu warten. Es wären Vorſtellungen aus der Geſchichte, und dienten nicht nur zur allgemeinen Ergötzung, ſondern auch zum Unterricht und zu Spielen für Kinder, welche ſie nachahmten, und dadurch ſowohl ihre Begriffe von einer Geſchichte, als auch ihre Erfindungskraft entwickelten. *) Wir haben derſelben mehrere, ſetzten ſie hinzu. Ich ſah, daß unter den Anweſenden ſehr viele Kinder waren; wie dann auch demjenigen ein Preis beſtimmt war, welches die meiſte Geſchicklichkeit zeigen würde, die Vorſtellung zu erklären.

Der Vorhang fiel. Ein junger Mann lag unter einem Baume, mit ungekämmten Haaren, und voll Wuſt und Staub. Eben gieng der Morgen herauf, und er begann ſich

---

*) Es war ganz und gar nicht kindiſch, daß man einſt Kinder mit Erbauung ſogenannter Krippen und anderer Vorſtellungen ſich beſchäftigen ließ. Warum iſt die Geſchichte des Robinſon vorzüglich nützlich, als weil ſie die Einbildungskraft der Kinder erweitert, und die Luſt über etwas nachzudenken, erwecket? Wir würden mehr Männer bekommen, wenn uns die Kunſt nicht fehlte, beſſer Kinder zu ziehen.

aufzurichten. Jubilirend ſtiegen vom Felde einzelne Vögel in die Höhe, wo ſie vergoldet wurden, und dann im Glanze ſich verloren; von einem Dorfe kamen frühe Arbeiter einen Hügel herauf, und die ganze Gegend erſchien wie in einem Meere von Freuden, wodurch das Elend dieſes Verlaſſenen erhöhet ward. Er ſchien wenig Gefühl für daſſelbe zu haben; denn er jammerte mit keiner Gebärde, ſondern begab ſich ſogleich nach der Straße und bettelte. Ein Reiter ſchalt ihn deſſen gewaltig, und jagte ihn von der Straße dem Dorfe zu; allein wo er ſich einem Hauſe nahete, verſperrte man ihm die Thüre; und wo er jemand anredete, bekam er harte Worte zur Antwort. Es wollte niemand ſeiner Armuth ſich annehmen. In Aethiopien! ſchrien einige Kinder, die den Ort, wo ſich das zutrüge, errathen wollten. Bei dem Nordpol, ſchrieen andere, und jedes nannte den wildeſten Ort, der ihm beifiel, um der Begebenheit nahe zu kommen.

Indeß nahte ſich der Elende dem Hintertheile eines Hauſes, und ſtahl ein Stück alten Gewandes, ſich zu bekleiden. Man entdeckte ihn, band ihn an einen Pfahl, brannte ihm ein glühendes Eiſen auf den Rücken, und jagte ihn fort. Der größte Theil der Zuſchauer kehrte das Geſicht weg.

Ausgeſtoßen von der menſchlichen Geſellſchaft, und vom Hunger getrieben, wagte der Unglückliche neue Angriffe. Man verfolgte ſeine Spur, und warf ihn, mit Ketten beladen, in ein grauſames Gefängniß, worin ihm der Rock am Leibe und der Krug in der Hand verfaulte. Niemand erbarmte ſich ſeiner. Man brachte ihn auf die Folter, daß er geſtehen ſollte; und nach einiger Zeit brachte man ihn wieder hin, weil er das nicht erproben konnte, was er geſtanden hatte. Die Marterkammer war mit einer Menge peinlicher Inſtrumente erfüllt, und die Richter ſahen fremden Qualen wie einem Zeitvertreib zu.

Der Tag des Todesurtheiles erſchien. Eine ganze Stadt verſammelte ſich um eine Bühne, auf welcher viele Henker mit einem unverſchämten Stolze und einer freudigen Gierigkeit ſtanden, als gälte es ein Werk der Wohlthätigkeit. Mit einem finſtern, lumpichten Gepränge wurde der Unglückliche herbeigeſchleppt, — indeß auf den Geſichtern der Anweſenden Kälte und Leichtſinn zu ſehen war. Sie ſchienen nicht das Geringſte dabei zu denken, und ſich an dieſem Schauſpiele mehr zu beluſtigen, als etwas ihnen Nützliches dabei zu Gemüthe zu führen.

Man fieng an, den Verurtheilten zu entkleiden, — als ſich die Kinder meines Volkes entfernten, und dieſen folgten bald die Erwachſenen. Niemand hatte eine Freude daran, auch einem Spiele, wo die Vergießung des Menſchenblutes nachgeahmt wird, zuzuſehen. *)

---

*) Wer über alle dieſe Erſcheinungen jemals nachgedacht hat, und nicht bloß ſpricht, was ihm in den Mund kömmt, wird ganz anders denken und ſprechen. Ich weiß nicht, ob ſich noch jemand einfallen läßt, daß unſere öffentlichen Todesſtrafen ein Mittel ſeyen, Verbrechen dieſer Art aus dem Wege zu räumen. Deſſen Verſtand würde mich ſehr bedauern. Ich will nicht ſagen, daß dieſe Schauſpiele beinahe die einzigen ſind, welche man dem Volke vorhält; (wie ſchrecklich iſt nicht ſchon dieſe Erinnerung!) aber unſer Volk iſt an dieſe Schauſpiele ſchon ſo ſehr gewöhnt, daß ſie buchſtäblich zu deſſen Freudenfeſt gehören. Wer nur immer der Arbeit ſich entziehen kann, der läuft nach der Richtſtatt mit einer Begierde, als giengs zum Tanz. Sogar Frauenzimmer finden ſich in Menge bei dieſen Schauſpielen ein; und es iſt ſo weit gekommen, daß dieß niemand mehr ahndet. Je gräßlicher die Execution iſt, deſto ſehnſuchtsvoller lauft man und drängt man ſich, um ja alles zu ſehen. Und wer in ſeinem Leben keine Zeile geleſen hat, der lieſt das ſogenannte Urtheil, und kauft das abſcheuliche Kupfer. Das ſind die Bibliotheken und Kunſtſammlungen in manchem Hauſe. Ich habe zum Ruhme meines Vaterlandes in einer eigenen Abhandlung ſo viel Gutes geſchrieben, als vielleicht keiner vor mir, (Bayeriſche Beiträge, Jahrg. 2.)

Sollte dieſer Anblick zu verbraucht, oder dieß Volk zu zärtlich ſeyn, ihn zu ertragen? fragte ich jemand, der ſich nicht wenig zu verwundern ſchien, da es ihm vorkam, als müßte ich mit dem Inhalte der Vorſtellung vertraut ſeyn.

---

hier will ich aber auch einmal die Wahrheit ſchreiben.

Beiſpiele! Beiſpiele und Warnung! Ich weiß nicht, wie ſchon dieß Wort mir nie eingehen will, und wie daſſelbe ſich ſo allgemein ſagen läßt. Geſetzt, jeder meiner Leſer könnte ſich zum Volk machen: würde es ihm wohl gleichgültig ſeyn, wenn man ihn warnen ſollte, daß er nicht ſtehle, nicht raube, nicht mordbrenne? Er würde zu ſtolz ſeyn, zu glauben, daß der Staat ihm ein abſchreckendes Beiſpiel gebe. Ach, wir würden ihrer nicht nöthig haben, hätten wir nur im Verhältniſſe die Hälfte aufmunternder Beiſpiele und Belohnungen für Werke der Tugend!

Und nun noch zwei Stücke zum Nachdenken. Wir wiſſen, das Peinlichſte für einen Zuſeher, ſo, wie eben auch für den Miſſethäter, iſt nicht der Augenblick des Todes, ſondern alle die großen und wichtigen Feierlichkeiten, welche dem Tode vorangehen. Nun (pſychologiſch betrachtet) kann auf der Welt nichts armſeliger und erbärmlicher erdacht werden, als die Gewohnheit, einem Menſchen mit Stricken die Hände zu binden, und ihn am Rücken feſt zu halten. Dieſe Gewohnheit iſt klein und eckelhaft; da es indeß ſchauderhaft ſeyn würde, einen Menſchen frei zum Tode gehen zu ſehen.

Wir haben lang aufgehört, gab er zur Antwort, dieſe blutigen Strafen auch da noch für nützlich zu finden, wo man gegen dieſelben längſt kalt und fühllos geworden. Wir

---

Ich will hier nicht unterſuchen, wie weit man das Folgende von jeher gedacht hat. Es iſt eine der erſten Angelegenheiten in menſchlichen Geſellſchaften, daß man die Einbildungskraft des Volkes mit etwas, das den Charakter deſſelben erhebt, ausfülle und beſchäftige. Es ſteht dieß zwar in keinem Juriſten; (dieſe, wenn ſie ſonſt nichts ſind, würden auch wenig wiſſen, wie ſie das anfangen ſollten) darum iſt es aber denn doch wahr, wie viele andere Dinge, die in denſelben gleichfalls nicht ſtehen. Was Kinder armer Aeltern auf dem Lande von dem Augenblick an, wo ſie eines Begriffes fähig ſind, hören, ſind Mordgeſchichten und Geſchichten der Blutgerichte. Sie haben darin ihre eigenen Ausdrücke und Gemälde, deren ſich Shakeſpear nicht ſchämen dürfte. Dieß giebt jungen Seelen eine gefährliche Stimmung, zumal, wenn die Kinder heranwachſen, wie die Wilden im Walde. Was ſie lernen, (mechaniſch nämlich) iſt das Kreuzmachen und etliche Stücke des Dogma. Das übrige machen ſie mit, ohne zu wiſſen, wie; und ihre ganze Moral beſteht in der Furcht, gerädert zu werden. Sie haben nie die Verbindlichkeit bürgerlicher Geſetze einſehen, nie das Gefühl einer freiwilligen Handlung aus Ehrlichkeit kennen gelernet. Dieß beweiſen ſie vor Gericht. Niedrigkeit und Armuth machen ſolche Leute, wo ſie immer zuſammen kommen, vertraut, und dann ſtehlen haben die Quellen verſtopft, aus welchen dieſe Uebel floſſen. Wir haben für eine wahre Erziehung geſorgt, und Fleiß und Induſtrie er-

---

und rauben ſie, nicht wie andere Räuber, z. B. in England, wo ſie ſehr höflich ſind, ſondern gleich reißenden Thieren, wie es nur den ungeſchlachteſten und verwilderten Menſchen möglich ſeyn kann. Man ſucht ſie auf, ſchleppt ſie ins Gefängniß, und dann zur Richtſtatt, wohin man ſeit letzten Jahren, ich mag nicht ſagen, wie viele, geſchleppt hat.

Zum Stehlen und Rauben hat von der Natur keine Nation einen Hang; jede muß ihn geerbt, durch ſchlechte Pflege gleich einer ſchändlichen Krankheit, überkommen haben. Und hat ſie ihn einmal, ſo hilft keine Härte, und ſollte man ein ganzes Land entvölkern, ſo lange das Uebel nicht aus der Wurzel gehoben wird. Dieß in Bayern zu thun, iſt ſo leicht! Ich wiederhole, ſo leicht! Wer waren die meiſten Menſchen, die man ſo häufig hinrichtete? Hüter, Leerhäusler, Schinder, Baganten, und was dieſen anhängt. Alſo keine wohlhabenden Bauern, keine etwas beſſer erzogene und ordentliche Hauswirthe? Alſo ſind Armuth und Rohheit der Seele die Quellen, woraus alle dieſe ſchrecklichen Uebel fließen? Dieſe ſinds. Alſo

1) Befehle man, daß die Hüter arbeiten, und vermindere ihre Zahl. Wenn die Theilungen der Gemeingründe vor ſich gehen, und da, wo es möglich, die Stallfütterungen eingeführt würden: ſo müßte ſich ihre Menge ſchon dadurch mehr, als um die Hälfte verlieren.

muntert. Auch unſere Geſetze wurden gelinder, und eben dieß diente bei den Unterthanen, denen man anfieng, Achtung zu erweiſen, dazu, ſie menſchlicher zu machen.

---

2) Wenigſtens um dieſe Hälfte ſollte man die Leerhäusler vermindern (alle Verſtändigen klagen darüber) und die einmal ſo häufig zu großen Bauerngüter vertheilen; dann werden auch der Kinder, die ſich ihrer Aeltern zu ſchämen, und ſelten eine gute Erziehung zu gewarten haben, weniger ſeyn.

3) Wozu die große Menge der Schinder? Wozu ſchon (einige Unbeträchtlichkeiten ausgenommen) die Nothwendigkeit ihrer Gegenwart? Wo liegt, oder beſſer zu reden, was nützt gegenwärtig der kindiſche Begriff von der eingebildeten Unehrlichkeit ihres zufälligen Berufes?

4) Wie ſollte ſich in einem Lande, wo das benöthigte Militär vorhanden iſt, ein Vagant nur 8 Tage aufhalten können, ohne daß man um ihn wüßte?

So lange keine Anſtalten vorhanden ſind, ſagt man, ſo lange iſt eine geſetzmäßige Strenge nothwendig. — Leider! iſt das wahr. Dieſe Anſtalten ſind zu koſtbar, fährt man fort.

Geſetzt, man wollte allen denen, welche keiner Arbeit kundig, oder mit keiner verſehen, den täglichen Unterhalt reichen, und ſie alſo alle einladen, denſelben anzunehmen; ſo zweifle ich, ob ihrer ſo viele ſeyn würden, daß ſie die Summen verzehren ſollten, welche man jetzt verwenden muß, ſie zum Tode zu befördern. Und ſoll-

Wir ſtrafen nur die vorſetzlichen Mörder mit dem Leben; und wenn jemand eines Verbrechens überwieſen iſt: ſo richtet ihn nicht

---

ten es einſtweilen auch etliche tauſend Menſchen ſeyn, und ſie thäten das ganze Jahr nichts, als Holzſtöße umwerfen, und wieder aufrichten: ſo hätte man doch die Menſchen erhalten, indeß man nun beides, Geld und Menſchen, verlieret.

Wenn man ſagt, es würden ſich bei aller Gelegenheit zur Arbeit doch Leute finden, die faullenzen: wohl, ſo fehlts an Erziehung. Man kann nichts ſagen, daß nicht auf eines und das andere zurückfallen ſollte. An eine Nationalerziehung, welche Uns allen einen beſtimmten Charakter gäbe, iſt nicht zu denken. Ich habe einſt an ihre Möglichkeit geglaubt; aber! aber! wenn es nur eine gute Hauserziehung iſt! Da thuns aber die Schulmeiſter nicht allein, und ſollten ſie lauter Homere ſeyn, ſondern vorzüglich die Aufklärung der Landgeiſtlichkeit und Beamten auf dem Lande. Wenn die Literatur unter Weltprieſtern nicht auf alle Weiſe befördert wird, oder wohl gar die Aufmunterung derſelben benommen bleibt: ſo iſt alles, was man einrichtet, vergebens. Die Herren, der Beamte und der Pfarrer, ſollen inſonderheit den Menſchen kennen lernen, ohne deſſen gründliche Erkenntniß weder die moraliſchen Wahrheiten und die bürgerlichen Verhältniſſe ſtudiert, noch richtig angewandt werden können. „Möchten doch die Gottesgelehrten, ſchrieb jüngſt jemand in einer ſehr wichtigen Schrift, möchten doch die Gottesgelehrten unſerer Zeit dem heiligen Baſilius und heiligen Gregorius von Na-

nach dem Buchſtaben des Geſetzes, ſondern nach Rückſicht auf das Maaß ſeines Vergehens, das verſammelte Volk. Man hat ihm, wenn es einhellig verſammelt iſt, noch manchmal die Gewalt ertheilt, zu ſchonen; und unſere Väter freuen ſich, wenn das Volk einen Eifer bezeigt, nachſichtig zu ſeyn.

Schwere Verbrechen pflegen wir dem Publikum ſorgfältig zu verhehlen, und niemals laſſen wir unſere Jugend wiſſen, daß dergleichen vorhanden ſind. Wir pflegen keinen Landesverräther, keinen Schänder weiblicher Ehre öffentlich zu beſtrafen; aber deſto ſorgfältiger ſind wir, unſere Jugend mit allem dem, was in ihren Seelen eine rühmliche Nacheiferung erwecken kann, bekannt zu machen, und den Reiz guter Beiſpiele in ihre Herzen zu prägen. Wir haben dazu ein treffliches Mittel, die Geſchichte, gewählt.

---

zianz nachfolgen, und nach deren Beiſpiel die Nothwendigkeit der ſchönen Wiſſenſchaften zu ihrem Berufe einſehen lernen!“

Das neunte Kapitel.

Geſchichte.

Wie dann in jedem Hauſe eine kleine Sammlung der gewählteſten Bücher vorhanden war: ſo fand ich unter derſelben überall eine Vaterlandsgeſchichte, und dieſe in einer Geſtalt, wie ich ſie mir immer gedacht und gewünſcht habe. Es war kein ungeheurer Foliant, ſondern ein ganz mäßiges Handbuch, in welchem von den Schickſalen Bayerns diejenigen Begebenheiten geſammelt waren, welche etwas in dem Leben wirkten, und die entfernten Quellen oder die unmittelbaren Urſachen großer Ereigniſſe geworden ſind. *) Ich

---

*) Ich habe in die Bayeriſchen Beiträge (1779. Monat Oktober) eine Betrachtung, daß der Menſchheit weit mehr an einer Geſchichte für den Geiſt, als für Eroberungen, gelegen ſey, eingerückt, welche ich meine Freunde um ſo mehr erſuche, noch einmal zu beherzigen, als man täglich erfahren kann, daß die weſentlichſten Begriffe von einer ſo wichtigen Sache, als die Geſchichte ſeyn könnte, noch gar nicht allgemein ſind, ungeachtet ſie es längſt ſeyn ſollten, da es ein Widerſpruch iſt, einen Geſchichtſchreiber der Alten, einen Xenophon oder Tacitus geſehen, und nicht einen

ſtätiſchen Schauſpiele, das die Herzen hinriß, und ſie mit der edelſten Gewalt zwang, Antheil an gemeiner Wohlfahrt zu nehmen. Man lief hier nicht Gefahr, durch immerwährende Erzählungen von Feindſeligkeiten mit Nach-

---

gänzlich von der Bühne getreten, und erſcheint nur, um Laſten zu tragen, oder Blut zu vergießen. Das Ganze iſt ohne Charakter, und von Leidenſchaften, die eines Blickes würdig ſind, leer. Es iſt da kein Intereſſe, wo der Verſtand Antheil nähm, anzutreffen, und die größten Angelegenheiten erſcheinen im Kleide ſeelloſer Etiquette.

Um nun auf uns Bayern zu kommen: ſo hat kaum eine andere deutſche Nation eine ſo große Anzahl von Geſchichtſchreibern, als wir beſitzen; und dennoch haben wir keine vaterländiſche Geſchichte für die Jugend, noch weniger für das Volk; und wer etwas wiſſen will, muß Folianten durchleſen, um am Ende ſo klug zu bleiben, wie zuvor. Wer in das Chaos der Dinge, welche man unter dem Namen Geſchichte begreift, treten will, muß ſich wie Theſeus einen Faden am Eingange feſtmachen, um nie ins Ungewiſſe und Unnützliche zu gerathen, und den Rückzug aus den Augen zu verlieren. Was heißt in Wahrheit, die Geſchichte ſtudieren? Mir däucht, es heiße nicht, alle Erzählungen des Aventin und die ganze Reihe ſeiner zahlreichen Nachfolger durch fleißiges Leſen kennen lernen, das jedermann thun kann, oder z. B. alle Fürſten, und vorzüglichen Familien mit ihren Zunamen, wie ſie ſich nacheinander folgten, und wo ſie ſtarben, und wo ſie barn, ein guter Inländer und ein ſchlechter Menſch zu werden; und die Thaten eines Miniſters, der im Kabinete für das Wohlſeyn des Volkes, ohne Rückſicht auf Neider und Schleicher ſorgte, ward einem Generale,

---

begraben liegen, genau herzuſagen wiſſen, welches wieder jeder Schulknabe thun kann; ſondern mir däucht, es heiße, ſagen können: welches dann am Ende das eigentliche Hausſyſtem der Bayern, und welche bei allem dem, was geſchah, ihre Grundabſicht, oder ob alles ein Zufall, den das Ungefähr herbeiführte, geweſen. Mir däucht, es heiße, beſtimmen können, was den Geiſt der Regierung in dieſem und jenem Jahrhundert auf dieſe Art geſtimmet, was die Denkungsart, woraus wichtige Nationalhandlungen kamen, veranlaßt und gebildet, ob der Finanzgeiſt, der Kriegsgeiſt, ob die Litteratur, die Religion, und welcher Geiſt dieſer Dinge die Oberhand behauptet, und alle Begebenheiten veranlaßt haben. Dieß, däucht mir, heiße Geſchichte ſtudieren und auch ſchreiben; nicht, als ob der Geſchichtſchreiber ſein Buch mit Betrachtungen überhäufen ſoll; ſondern ſeine Erzählungen ſoll er ſo einleiten, die Bruchſtücke ſoll er ſo herſtellen, daß ein geſunder Verſtand den Zuſammenhang des Ganzen abnehmen, und Spuren eines Menſchenwerks erkennen kann. So lange dieſe Begriffe nicht allgemein werden, wird alles Geſchichtſchreiben nichts nützen.

Was ich von aller Geſchichte verlange, iſt Erfahrung und Ermunterung; und hier denke ich allemal an die Rede jenes Geſchichtſchreibers, welcher, als man ihm vorwarf, er hätte die Wahrder eine Schlacht gewann, weit vorgezogen, indem die Erfahrung beſtätigte, daß Erweiterungen der Gebiete auf die häusliche Glückſeligkeit eines Volkes nicht immer einen geſegneten Einfluß hätten, und daß die Anſtalten, welche man macht, ein Land zu beſiegen, weit von denen verſchieden wären, welche man nachmals trifft, für deſſen Zufriedenheit zu ſorgen. Es ward hier keinem Fürſten geſchmeichelt; und wenn ſeine Handlungen nicht eben die weiſeſten waren, ſo ward die Wahrheit beſcheiden und ernſthaft auf die Bahn gebracht, und wo es immer möglich war, die Veranlaſſung angezeigt. Wie ſich die Ströme unter die Erde verlieren, zuweilen ihr Fließen nur durch die Näſſe auf der Oberfläche verrathen, dann wieder ſichtbar hervorkommen: ſo ſah man den Faden der Begebenheiten oft

---

heit zu ſtark ausgedrückt, zur Antwort gab: Dieß iſt viel beſſer, als jenes. Auch nehme ich hier gewiſſermaßen den Grundſatz an: Große Seelen wiſſen alles, ohne es gelernt zu haben, und glaube, (wie dieß auch Cicero von dem wahren Redner behauptet), daß die Fähigkeit, eine wahrhafte Geſchichte zu ſchreiben, allein demjenigen eigen ſey, der, was man ihm immer vorlegt, beſeelen, und ſo herſtellen kann, daß der Leſer jenen Endzweck empfange, den jede Geſchichte (oder ſie iſt nichts) erzielen will.

abgeriſſen, nur, in gleichſam zufälligen Streifen dahinlaufen. Etwas ſah man indeß immer, das herrſchte, und ſo oft, als kein plötzlicher Zufall dazwiſchen kam, die Schickſale Bayerns, gemäß natürlicher Folgen, veranlaßte. Zu den ſogenannten Epochen waren keine Erbnamen, ſondern Thaten genommen, und genau waren die Werke des Zufalls von den Handlungen eines großen Verſtandes, und die unvermeidlichen Unglücke von denen, welche aus Untreue, oder aus Unwiſſenheit entſtanden ſind, wegzukennen. Mit einem Worte, es war eine Geſchichte für den Geiſt, und das Herz, einzig aus der Abſicht verfaßt, dem Verſtand etwas zu ſagen, und durch eine lebhafte Schilderung des Spiels große Leidenſchaften in den Seelen der Leſer großer Leidenſchaften aufzuwecken. Dieß iſt das Wichtigſte, ſagte man mir, und beinahe das Einzige, woran der Menſchheit in der Geſchichte gelegen wäre.

Man wollte mir, als ich verbrachte, daß ehemals hieran gar nicht gedacht worden, kaum Glauben beimeſſen, und die Meiſten der Anweſenden hielten es für höchſt wahrſcheinlich, daß die ehemalige Nationalgeſchichte ſich verloren haben müſſe. Ein Volk, riefen ſie aus, das die Geſchichte ſeines Entſtehens und Zuſammenhanges, das den wahren Grad ſeiner eigenen Stärke nicht kennete, nichts von ſeinen wichtigſten Verhältniſſen wüßte: wie ſollte ein ſolches Volk in die Länge beſtehen können!

Wir haben, ſo erzählte mir ein Gelehrter, den Theil der Geſchichte, welcher ſich mit Prozeſſen, Anſprüchen und Archivſachen beſchäftigt, ſorgfältig von dem weit edlern und wichtigern geſchieden, der die Erhaltung und Aufnahme der Menſchheit zur Abſicht hat. Unſer Archiv iſt in der beſten Ordnung von der Welt; und es iſt kein Zufall in Europa möglich, deſſen Einfluß auf unſere Angelegenheiten, und deſſen Folgen auf andere Staaten unſere Archivarii nicht auf das genaueſte vorherſagen könnten. Den aufgeklärten Einſichten dieſer Männer, und ihrer tiefen und unüberwindlichen Staatsklugheit haben wir den Frieden ſo vieler Jahrhunderte, und die Freundſchaft aller europäiſchen Mächte zu danken. Daß die heiligen Kabinetsabſichten (wir machen kein Geheimniß daraus, daß unſere Fürſten deren haben) nicht jedermann bekannt ſeyen, iſt eben ſo leicht zu muthmaßen, als es, ſie bekannt zu machen, ganz unnützlich ſeyn würde: aber was außerdem Sichtbares in der Welt ſich zuträgt, das wird mit Verträgen, Friedensſchlüſſen u. d. gl. in unſere Staatengeſchichte alle Jahre hinzugedruckt, ſo wie in ein anderes die Geſchichte der Naturbegebenheiten, Erfindungen ꝛc. und die Bücher bleiben der löblichen Wißbegierde eines Jeden, der ſich unterrichten will, öffentlich ausgeſetzt.

Eben ſo wenig brauche ich dir zu ſagen, daß wir es keineswegs dem Zufall überlaſſen, ob ſich jemand, den beſondere Umſtände, oder eine ſeltene Wißbegierde aufwecken, um die Geſchichte annehmen werde; ſondern dieſes höchſt wichtige Geſchäft gehört bei uns unter die erſten Aemter des Vaterlandes, und wir haben geſchickten Männern mit hellen Augen einen eigenen, ermunternden Gehalt angewieſen, und ſie auf dieſe Weiſe in den Stand geſetzt, ſich ihrem Fache mit aller Aufmerkſamkeit widmen zu können. Sie ſind indeß nur Sammler, da wir ganz wohl wiſſen, daß ein wahrer Geſchichtſchreiber nicht auf Univerſitäten erzogen, noch durch einige Gelehrſamkeit hervorgebracht werde; ſondern, wie jeder andere große Geiſt, mit ſeinem eigenen Sinne, jedem gewöhnlichen Menſchen in dem Anlegen ſeiner Arbeiten unverſtändlich, aber durch Wirkungen ſichtbar, daſtehe, und die zu einem Gebäude bereits fähigen Maſſen augenblicklich in die Höhe richte, und mit Weſen belebe.

Aus ſolchen Händen ſind die gegenwärtigen Nationalgeſchichten, eine für das mannbare Volk, und eine andere für die Jugend gekommen. In dieſer letztern ſind die Staatsſachen, welche den unbekümmerten Jünglingen nicht den geringſten Vortheil verſchaffen, nur leicht berührt, und dafür die Handlungen der Großmuth, des Fleißes, der Erfindungen auf das lebhafteſte geſchildert, und immer bei ſolchen Vorfällen angebracht, welche geradezu zu wahren Begriffen des bürgerlichen Lebens führen, und die noch zarten Seelen mit unauslöſchlichen Eindrücken eines mächtigen Triebes nach ſchönen Thaten, und mit dem Feuer der rühmlichſten Nacheiferung erfüllen.

Das zehnte Kapitel.

An mich ſelbſt.

Ich möchte den Mann kennen, der, wenn er an der Stelle ſäße, wo ich dieß ſchreibe, an der Stelle verweilen, und gerührt von ſtärkern Ahnungen, weinen und jauchzen möchte, und Dinge ſagen möchte, von denen man am hellen Tage nichts reden hört.

Es iſt ein ſo wunderbarer Ort, und eine Stelle ſo ſeltſam, daß, wenn ich meine Einbildungskraft wählen ließ, ſie immer wieder zurück kommen, und ſich weigern würde, eine andere zu wählen.

Vor mir ſehe ich einen herrlich beleuchteten Saal — voll Freude, voll Bewegung im Frühling des Lebens. Sie bewegen ſich mit ungewöhnlicher Anmuth, und drücken im Vorbeigehen die Hände ſich. Und wie die Töne der aufmunternden Muſik, ſo ſchwimmen ihre Herzen im trunkenen Taumel. Die Jugend fühlt ſich in der Blüthe ihrer Kräfte, und Liebe und Freundſchaft lacht auf allen Geſichtern. Wer dem zuſieht, vergißt des kommenden Morgens.

Mir zur Rechten ſehe ich eine Reihe ſinkender Grabſteine. Die da ruhen, haben ihre Namen und Wappen in Marmor gehauen, von dem jetzt ein Buchſtabe, jetzt ein Zeichen herabfällt. Schon iſt es eine Kunſt, ihre Namen beim Tage zu leſen, und die ihr Geſchäft im Dunkeln vorbeiführt, verdoppeln hier manchmal ihre Schritte, um bald vorüber zu kommen. Wie das Licht des Mondes ihre Hälfte beleuchtet, indeß die andere im Finſtern liegt! Es ruht, wie eine ruhende Wüſte.

Und ich hier ſtütze meinen Kopf in die Hand, und laſſe dieß alles ſo in mir werden, ſehe dann nach dem Taumel im Saale, dann nach den ſchweigenden Urnen, und dann hinweg von uns, nach den ſchimmernden Sternen.

Hätte ich nie einen Morgen geſehen, ich würde in dieſer Dämmerung der Nacht an den Morgen nicht glauben; und erblickte ich jetzt neben mir die älternden Steine nicht: ich würde nicht vermuthen, daß mein Weſen ſich ändern ſoll.

Noch rinnt das Blut in meinen Adern, und die Freude hebet mein Herz. Ich höre jetzt bei nächtlicher Weile das Geräuſch entfernter Bäche, das ſpäte Geläut einſamerer Glocken, und das Rufen des Nachtwächters, und meine Augen ſehen, wo ich ſie hinwende, was ſchön und häßlich iſt. Dieſe Finger, welche dieſen Augenblick die Feder halten, bewegen ſich ohne Mühe, und dieſe Füße tragen mich, wohin ich will. Wollte ich: ſie würden nach der frohen Geſellſchaft, die ich vor mir ſehe, mich tragen, oder mich tragen nach meinen ſchweigenden Nachbarn, und mich ſetzen an das freundliche Grab. Ich bin, und denke, und weiß nicht, wie ich nicht ſeyn ſoll.

Und das wird ſich ändern; und das ändert ſich eben jetzt mit jedem Schlage des Herzens. Ich werde zu meiner Geſundheit ſagen: du verläſſeſt mich; und zu meinen Jahren: wo ſeyd ihr hin? Ich werde hinnen wenigen Jahren nicht mehr in dieſem Zimmer ſitzen, und meine Hände werden kein Saitenſpiel berühren. Ich werde daheim ſeyn. Schon ermüdet mich eine ſtärkere Bewegung, und eine heftigere Freude, ein ſtrengeres Nachdenken fordert von meinen Kräften Erholung.

Trete ich ab, ſo werde ich mein ganzes Zeitalter mir nachziehen. Alles Leben auf Erden wird mir folgen, und alle Werke des Menſchen werden das Loos meines irdiſchen Lebens erfahren. Bald werden an die Stelle dieſer Grabſteine die unſrigen kommen, und ein Alter wird nachfolgen, wo dieſe Gegend mit Moos und Schilf bedeckt ſeyn wird. Ueber geſunkene Paläſte werden nächtliche Vögel ſchreien.

Ich lebe mit Millionen Menſchen, die meine Zeitgenoſſen ſind, gehöre zu ihnen, ſchwimme zuſammen mit ihnen auf dem Nachen der Zeit. Rings um meine Wohnung herum befinden ſich viele tauſend Menſchen, denen ich angehöre, die mir angehören. Noch ſind wir beiſammen, und werden noch (beſſer, hoffe ich, dann gegenwärtig) beiſammen ſeyn, wenn auch der Arktur und Orion verlöſcht ſind, die Gott, dauerhafter als Felſen und Edelgeſteine, am hohen Himmel gemacht hat.

Und hier trennen uns Träume und Meinungen. Wir geben Dingen einen Werth, die keinen haben, und ſtreben nach Einbildungen, worin kein Vorzug liegt. Unſere Gedanken ſind kindiſch, und unſere Wünſche klein. Der wie vielte weiß, was er will? Dieſen erfreuet das Lächeln eines Großen, der nicht halb ſeine Einſichten beſitzt: jenen bläht der Hochmuth auf, weil er unter ſeinen Amtsbrüdern den Vorſitz gewonnen hat. Und die Quellen ſind mannigfaltig, die dem Menſchen Kummer verurſachen.

Ich kehre zu mir zurück; denke wider mich ſelbſt. — Wie ich hier vorübergehe, gleich dem Schatten, der ſich ſchon tiefer, ſchon dunkler, längſt dem Gemäuer hinabzieht! Ich möchte jetzt in einer unterirdiſchen Kluft bei dem einſamen Bergknappen ſitzen, und beim Scheine ſeiner Lampe ihm Mährchen erzählen, oder in langen Kreuzgängen verlaſſener Gebäude möchte ich wandeln, und ſchweigende Geiſter ſehen.

Es iſt drei Uhr nach Mitternacht. Wie? Was haben dieſe wenigen Stunden geändert? Wo ſind die blumichten Weſen, das Gemenge voll Jubel? Schon verlöſcht ein Licht nach dem andern, und die Freuden der Geſellſchaft werden einzelner und ſtummer. Kaum erblicke ich noch jemand, der dort halb einſiedleriſch in einer traurigen Dämmerung an einem Ecke des Saales ſitzt.

Möchteſt du, wenn du aufwachſt, leſen, was ich indeß, dir wohlwollend, geträumt habe! Du wirſt einſt deiner heutigen Nacht dich nicht rühmen, und ſo eitel du ſeyn magſt, es nicht in deine Lebensgeſchichte ſetzen laſſen, daß du dieſe Nacht bei Tanz und Muſik zugegen warſt; denn du weiſt, dieß hätte jedermann ſeyn können. Möchteſt du etwas ſeyn wollen, was nicht jedermann war!

Mein Traum liegt, wie eine Bildſäule vor deinen Augen: vielleicht biſt du deren einer, deren Wink ſie beleben kann! Warum wollteſt du das nicht thun, wenn du es kannſt, und deſſen ſo viel, als dir noch möglich iſt, anfangen! Wahrlich, nur deſſen wirſt du dich rühmen können.

Von dem Unterſchiede

eines

grossen Geistes, und eines Helden.

In einem Dinge blieb ſich der Menſch bei dem immerwährenden Wechſel von Aufnahme und Verſchlimmerung immer getreu, daß er nämlich Recht und Billigkeit, Tugend und Großmuth ſtets zum Ziel ſeiner Handlungen machte, und alles, was er öffentlich, und was er da, wo er bemerkt zu ſeyn glaubte, gethan hat, mit dieſem Namen belegte. Es gab keinen Staat, und bei aller nur möglichen Freiheit der Meinungen keine Schule, wo die Feigherzigkeit, der Eigennutz, die Wolluſt geradezu geprieſen, und der enthaltſame, wackere Bürger verachtet ward. Der Thatloſe bemäntelte ſeine Trägheit zu allen Zeiten mit dem Vorgeben irgend einer Beſchäftigung, der Verleumder führte allemal die Sprache der Ehrlichkeit, und der weicheſte Zärtling ſpottete mit vieler Bitterkeit, und lachte mit allem ſeinem Witz über die Stutzer ſeiner Zeiten. Der, welcher den Fremdling, oder ſeinen ſchwächern Mitbürger, wegen verſchiedenen Begriffen in Glaubensſachen, gefeſſelt zum Altare geſchleppt, und gewürgt hat, glaubte, Gott zu gefallen, und der Mörder, der, da er des Gewinnſtes willen würgte, dieß nicht glaubte, verhüllte ſich in die Nacht, und grub ſich, um von keinem Menſchenauge geſehen zu werden, tiefe Hölen in verlaſſenen Wüſteneien, und dem Dickig der Wälder.

Wenn der gutherzige Menſch, was gut, was edel und groß iſt, allemal ſchätzt, und das entgegengeſetzte allemal verabſcheut, wenn ſogar der Böſe dieß vergiebt, und in allen Fällen es mit vielem Eifer ſich anmaßt: ſo ſoll es auch allemal die erſte Sorge derjenigen, die das Volk beobachten, und zu ihm reden, verbleiben, eine unermüdete Aufſicht dahin zu richten, daß man mit dieſen Worten niemals falſche Begriffe verbinde, noch von edeln Ausdrücken verführt werde, nach unedeln Dingen zu trachten. Stellen wir uns vor, daß wir den Gebrauch der Bedeutungen, welche wir jetzt den unentbehrlichſten Dingen beilegen, jemals ſo weit verlieren könnten, daß wir das, was kalt iſt, warm, was feſt iſt, flüſſig nennten, und doch zu gleicher Zeit die nämlichen Wirkungen, welche wir jetzt erfahren, erwarteten: welche Verwirrungen, und Widerſprüche würden nicht im bürgerlichen Leben entſtehen!

Eben dieſe Uebel äußern ſich, und untergraben noch weit ſchädlicher den Staat, in welchem man die wahren Bedeutungen der Tugenden und Kräfte, worauf die Geſundheit eines Volkes beruht, verliert, in welchem man den unbeſonnenen Waghals einen Helden, den Verſchwender einen Freigebigen, den Leichtſinnigen einen aufgeweckten Kopf, und den mädchenhaften Weichling einen empfindſamen Mann nennt. Wenn nun dieſe Krankheiten in den Schriften, von denen man Philoſophie erwarten ſollte, kaum berührt, wenn ſie wohl gar auf der öffentlichen Bühne, als Muſterhandlungen verſchönert, geprieſen, und mit öffentlichem Beifall beehrt werden, ſo werden die mächtigen Ströme der Tugenden in kleine Bächlein, denen jedes Laub eine Laſt wird, vertheilt, oder ſie führen in ſchlammichten Ufern Gerippe und faulende Aeſer mit. Es giebt Völker, die ihre eigene Moral nicht kennen, und jeden Satz, ohne die Folge deſſelben zu verſtehen, ſobald er die äußere Geſtalt einer Lehre trägt, mit lautem Beifall beehren, die jährlich einen erſtaunenden Aufwand verwenden, um ſich Gefühle einflößen zu laſſen, welche ſie am hellen Tage verlachen, und im gemeinen Leben verurtheilen.

Möchte die folgende kleine Betrachtung über einen Gegenſtand, worin man ſich ſo oft, und ſo ſchädlich zu irren pflegt, bei unſern Leſern den Wunſch hervorbringen, ſich mit Unterſuchungen dieſer Art öfters beſchäftigen, und unſere Urtheile über das Weſen, und den wahren Werth wichtiger Dinge durch ihren Beifall, und durch ihr Beiſpiel beſtätigen zu können!

Anfangs beehrte man ohne Zweifel mit dem Namen eines Helden den Mann, der außerdem, daß er alle kriegeriſchen Eigenſchaften beſaß, auch die ſittlichen und bürgerlichen Tugenden eigen hatte, der ſich in allen Vorfällen mit unerſchüttertem Muth gleich blieb, und den Gefahren mit ſtandhafter Seele trotzte; mit einem Wort, ein Held mußte ein großer Geiſt, mußte erhaben über das Gewöhnliche der Menſchheit, und würdig ſeyn, die Hochachtung der Menſchen mit überirdiſchen Weſen zu theilen. Solche Helden waren Herkules, Theſeus, Jaſon, und viele andere.

Aber, wenn man die Bedeutung, welche man dieſem Worte in unſern Zeiten beilegt, betrachtet, ſo hat es das Anſehen, als würden jene großen Eigenſchaften, welche in allen Staaten von einem großen Geiſt unzertrennlich ſind, nicht mehr ſo genau erfordert, und als müßte man, um den Namen eines Helden zu erlangen, allein ein Soldat ſeyn, der die Fähigkeit beſitzt, Schlachten zu gewinnen.

In dieſem Verſtand gebe ich den Namen eines Helden demjenigen, der die kriegeriſchen Fähigkeiten zur höchſten Vollkommenheit bildet, und mit allen Soldatentugenden ausgerüſtet iſt, mit Tugenden, welche, wie Rouſſeau ſagt, in den Augen der Weisheit oft nichts als glückliche Laſter ſind, welche den Namen der Tugenden ſtatt jenen Höhern ſich anmaßen, die ihnen eigen ſeyn ſollten.

Ein Held, ſagt man, ſey ein Menſch, der wider alle Beſchwerniſſe abgehärtet, unerſchrocken in Gefahren, und beherzt in Schlachten iſt; Eigenſchaften, welche eigentlicher von dem Temperament, und der innern Einrichtung des Körperbaues, als von Edelmuth der Seele herrühren, nachdem man überhaupt bemerkt, daß der Menſch in dem Maaß mehr oder weniger kühn iſt, als ihn bei Gefahren ſeine Leidenſchaften mehr oder weniger Gefahr wahrnehmen laſſen. Den, welcher große Schwierigkeiten überwindet, ſeine Beweggründe mögen dabei ſeyn, welche ſie wollen, nennt man einen Helden, indeß man den Namen einer großen Seele weder verdient, noch erhält, man habe dann aus uneigennützigen Abſichten, wobei man nicht auf den Ruf ſeines Ehrgeizes oder einer eitlen Ruhmſucht, ſondern allein auf den Nutzen ſeines Vaterlandes, und der Menſchheit ſah, gehandelt.

Auch verſchwendet man den Titel eines Helden gewöhnlich an den Menſchen, welcher, wenn er gleich hitzig, gewaltſam in ſeinem Betragen, und hochmüthig iſt, wie Horaz den Achilles uns ſchildert, dieſe kühne Unerſchrockenheit, welche ihn ſeinen Feinden fürchterlich macht, beſitzt; würde man aber nicht anſtehen, demſelben die Benennung einer großen Seele zu geben? Jener zieht ſeine Eigenſchaften aus der Natur, da ſie dieſer aus ſeiner eigenen Tugend zieht. Und geſetzt, daß die Vorzüge von beiden aus innern Kräften ihrer Seelen herkämen: ſo können doch die Beweggründe, welche ſie zu ihren Handlungen veranlaſſen, ſie dem erſten als Laſter erklären, ohne ihm darum den Namen eines Helden zu benehmen; indeß dieſer, wenn auch ſeine Unternehmungen den glücklichſten Ausgang für das Vaterland hätten, den Augenblick, als die Triebfedern ſeiner Handlungen verderbt ſind, auch aufhört, eine der großen Seelen zu ſeyn. Cicero entdeckte eine Verſchwörung; er verſammelte den Rath, beſtieg den Gerichtsſtuhl der Redner, verbreitete den heilſamſten Schrecken über die Bürger, und riß ſein Vaterland aus den Gefahren; aber, da er auf nichts, als die Gefahr, von welcher Rom bedroht ward, hätte denken ſollen, ſchien er mit ſeinem Eigenruhm beſchäftigt zu ſeyn. Er forderte für ſeinen Dienſt eine Belohnung, welche man ihm nicht würde verſagt haben, wenn er ſie nicht gefordert hätte. Rom und die Nachwelt iſt für dieſe That eben ſo wenig unempfindlich; man ſchätzt die Verdienſte, welche Vorzüge verdienen, und man erlaubt dem Redner, ſich ſelbſt zu krönen; allein, man hat einige Mühe, ihm bei dieſer Gelegenheit das Verdienſt einer großen Seele, welche allemal eine vollkommene Uneigennützigkeit vorausſetzt, zuzugeſtehen. Der König von Macedonien erklärte ſich mit harten Drohungen wider die Athenienſer; Demoſthenes beſeelt mit ſeinen Reden den Muth dieſer letztern wider den König. Seine Vorſtellungen ſind nicht ruhmredneriſch, die kamen von einem Feinde, der ſeine Heere wider die Feinde des Vaterlandes auffeuert. Er vergaß ſich ſelbſt, um an nichts, als die Gefahr ſeines Vaterlandes zu denken. Philipp kehrte ſeinen Eifer wider den Redner, und dieſer redete nur noch wüthender wider den Philipp. In der Folge war Demoſthenes weniger glücklich, als Cicero; aber an der Reinigkeit ſeiner Beweggründe that ers dieſem zuvor. Wird man wohl um dem Demoſthenes den Namen eines großen Geiſtes ſtreitig zu machen, vorbringen, daß er aus der Schlacht von Cheronea geflohen, und allein auf dem Rednerſtuhl beherzt geweſen wäre? Aber er wußte doch auch, daß ein König, den er verachtete, auf ſeinen Kopf einen Preis ſetzen, und daß ſich in eben der Verſammlung, wo er redete, Verräther für die Belohnung ſeines Feindes finden würden?

Wie viele Helden könnte ich nennen, die weder Bürger, noch uneigennützige Inländer waren, die für ihr Vaterland mit vieler Hitze ſtritten, nicht weil es ihr Vaterland, ſondern weil dabei für ſie eine Gelegenheit zugegen war, ihren Ehrgeiz zu befriedigen.

Die Ruhmſucht, und der Eifer nach wahrem Ruhm ſind verſchiedene Leidenſchaften. Jene iſt dem Helden eigen; dieſe iſt ein Eigenthum großer Seelen, ſo lange dadurch die Beſcheidenheit nicht verletzt wird. Die Ehrſucht iſt eine Art von Habſucht, ein unerſättlicher Durſt nach Ehren, nach Würden, nach Erhebung ſeines gleichen; aber die Liebe des wahren Ruhms iſt die Liebe der Tugend. Sobald man die Tugend liebt, beſitzt man ſie ſchon, genießt man ſie, iſt man von ihr durchdrungen. Entgegen iſt die Ehrſucht eine brennende Begierde, die ſich noch ſelbſt bei dem Genuß empöret, die bei einem Verluſt in Wuth ausartet, und die nur mit dem Herzen, das ſie aufzehret, verlöſcht. Sie iſt eiferſüchtig wider ähnliche Verdienſte, und ſelten wird ein Held dieſen Namen auch einem andern zugeſtehen; indeß derjenige, der den wahren Namen liebt, nichts ſehnlicher wünſcht, als daß alle Menſchen ſo tugendhaft, wie er, ſeyn möchten. Je mehrere Nachahmer er hat, deſto glücklicher, glaubt er, belohnt zu ſeyn. Der Ehrſüchtige ſucht den Vortheil des Staats zu befördern, um dadurch ſeine eigenen Abſichten zu vermehren; aber ein Mann von großer Tugend opfert ſeine eigenen Vortheile den Vortheilen des Staats auf. Ein Held iſt ſeinem Vaterland nur dann nützlich, wenn es in Gefahren geräth; aber ein großer Geiſt nützet demſelben zu allen Zeiten. Wenn es einmal möglich wäre, den Vorſchlag eines ewigen und allgemeinen Friedens in Wirklichkeit zu bringen, und den glücklichen Träumen des berühmten Abts von St. Peter zum Leben zu wecken: was würde dann aus dem Helden werden! Vielleicht würde ihn dann ſein Ehrgeiz antreiben, ſich um die Eigenſchaften einer großen Seele zu bewerben.

Ich redete nichts von denen, welche während daß ihr Vaterland einer ſtillen Ruhe genießt, ihre Fähigkeiten, und ihren Haß an ihre Nachbarn verkaufen. Auch dieſe nennt man Helden; aber glaubt man wohl, daß die Liebe des wahren Ruhmes ſie geführt?

Der Mann mit einer großen Seele, ohne ſich über das Loos, das ihn zum Krieger machte, zu beklagen, weiß, indem er ſein Blut vergießt, das Blut ſeiner Bürger zu ſchonen. Codrus verkleidete ſich in einen Bettler, und ließ, da man ſeine Perſon unter dieſer Maske nicht vermuthete, von einem Feind ſich ermorden, weil außerdem kein Mittel war, den Feind zu überwinden.

Die Menſchenliebe iſt die erſte ſeiner Tugenden, ſo wie ſie die Quelle aller übrigen iſt. Er bemühet ſich, erſt ſich ſelbſt kennen zu lernen, ehe er andere richtet; und er beneidet die Ehren nicht, womit ein anderer geziert iſt. Zufrieden, ſie auch verdient zu haben, hat er kein anderes Verlangen, als die Verdienſte vollkommen zu erreichen, die ſein Gebieter an einem andern belohnt hat.

Eine große Seele muß alle moraliſchen Vollkommenheiten in ſich vereinigen und vorzüglich muß ſie von jener Tugend, die deſto bewunderungswürdiger iſt, je ſeltener ſie iſt, von dem Geiſt eines wahren Bürgers beſeelt ſeyn. Ein Held, der nichts, als Held iſt, bezieht alles auf ſich ſelbſt; aber jene hat keine andere Abſicht, als den Ruhm ihres Fürſten, als die Aufnahme des Staats, und die Glückſeligkeiten der Völker.

Ich läugne nicht, daß man ein Held, und zugleich ein Mann von großem Geiſt ſeyn könne, da ich ſelbſt Beiſpiele von vielen anführen könnte, welche beides geweſen; aber wo iſt der Krieger, oder König, der, wenn er dieſe Eigenſchaften vereinigt hatte, nicht allemal eher unter dem Namen einer großen Seele, als eines Helden bekannt geworden? Ich darf eben nicht in das Zeitalter der Ariſtides oder der Auguſte zurück gehen; man weiß, daß z. B. Heinrich der Vierte Wunder der Stärke verrichtet, und daß ihm die Siege bei Tivey, Coutras, die Eroberung ſeines Landes, und ſo viele andere herrliche Handlungen auf den Namen eines Helden alles Recht erwarben; indeß darf man alle Franzoſen um ihre Meinung von dieſem Heinrich fragen, und ſie werden einſtimmig antworten: Er war der beſte König, er war der Vater ſeines Volkes, der Freund ſeiner Unterthanen. Der bloße Name des Alexander giebt uns für ſich allein keinen andern Begriff, als den eines Eroberers, eines unerſchrockenen Kriegers, eines eiferſüchtigen Prinzen, eines Helden. Der geliebte Name des Heinrich erquicket den Geiſt, erhebet das Herz, und verbreitet über die Seele jenes Vergnügen, das man empfindet, wenn man im Begriff iſt, eine tugendhafte Handlung zu verrichten.

Auch Titus vereinigte mit der Kraft eines Helden die Eigenſchaften einer ſchönen Seele; warum iſt er gleichwohl mehr wegen ſeiner Güte und ſeinem Wohlthun, als wegen ſeinen Siegen bekannt? Man liebte ihn, ſo zu ſagen, um zu vergeſſen, daß er ein Held war, um allein daran zu denken, daß er eine große Seele war; daher behaupten die Eigenſchaften des Herzens ſtets einen Vorzug vor den Geſchenken des Glückes, und der Natur; daher bleibt der Ruhm, den man durch Waffen erlangt, ſtets ein Antheil, den man durch ein blindes Ungefähr an ſich geriſſen, indeß, daß der Ruhm, welcher ſich auf die Tugend gründet, dem, der ihn beſitzet, angehörig iſt.

Daß Trajan, ein Fürſt voll Edelmuths, voll freundſchaftlicher Sanftmuth und Gerechtigkeit, daß er die Ehre der Menſchheit war, iſt jedermann bekannt; aber wie wenige kennen ihn unter dem Namen eines Helden! Gleichwohl leiſtete er dem Reiche unter dem

Titus Veſpaſian die wichtigſten Dienſte. Man ſpricht von ſeinen Siegen über die Armenier, die Parther, die Iberier, die Perſer und andere Völker weit weniger, als man von ſeiner Güte und Menſchenliebe ſpricht, die ihm aller Herzen im Reiche gewann. Man vergaß ſeine niedrige Geburt, um in ihm allein die edle, große, ſchöne Seele zu ſehen, den Fürſten zu ſehen, wie Montesquieu ſagt (in der Abhandlung von den Urſachen der Aufnahme und des Verfalls des römiſchen Reichs) der alle Eigenſchaften beſaß, die menſchliche Natur zu ehren, und in einer irdiſchen Hülle etwas Ueberirdiſches vorzuſtellen.

Eben ſo bekannt iſt, daß Marc Aurel, ein Weiſer, und ein Prinz war, der über ſeine Unterthanen alles Wohlſeyn verbreitete; iſt es aber auch eben ſo allgemein bekannt, daß der römiſche Name in Gefahr war, von den nordiſchen Völkern unterdrückt zu werden, wenn ſie dieſer große Geiſt nicht zurückgetrieben, und die Parther, gegen welche er zog, nicht überwunden hätte? Mit einem Wort, gegen einen Prinzen, der unter dem eiteln Namen eines Eroberers bekannt ſeyn will, wie viele giebt es dagegen, die nichts wünſchen, als unter dem Namen eines Wohlthäters der Menſchheit bekannt zu werden?

Freilich hat der Glanz eines Siegers oft die Augen der Völker verblendet, und dieſe pflegen die ſchweigende Größe höherer Tugenden gemeiniglich weniger zu bewundern; aber, wie die Geſchichte lehrt, ſo bethöret jener Schimmer nur ſein Zeitalter, und die künftigen Zeiten, welche das Innere der Sache durchſuchen, entſcheiden über den Muth der Verdienſte, und Tugenden.

Carl XII., dieſer Schrecken des Nordens, dieſer ganz dem Alexander, der mehr aus Eitelkeit, als aus Liebe des wahren Ruhms Gefahren aufſuchte, ähnliche Fürſt, zog die Aufmerkſamkeit von Europa weit mehr auf ſich, als der Czar, der eben ſo viele Unerſchrockenheit als Carl, und nebenbei größere Eigenſchaften beſaß. Der unglückliche Tod dieſes letztern machte den Urſachen ihrer Streitigkeiten ein Ende; die Zeit zerſtreute den Glanz, und die Nachwelt richtet die Thaten mit unparteiiſcher Kälte. Carl ward als ein Held betrachtet, deſſen Talente man bewunderte, aber deſſen Unternehmungen man manchmal Schwärmereien nannte; indeß der Czar allemal mit dem Namen einer großen Seele beehrt wird, deſſen Fehler man vergißt, und deſſen Tugenden man liebt. Man läßt ſich gern in Betrachtungen jener Kräfte ein, welche er anwendete, eine rohe Nation, nachdem er ſich ehe überzeugt hatte, daß er ſelbſt roh ſey, zu unterrichten, und aufzuklären. Es iſt bekannt, wie er ſein Land aus der tiefen Unwiſſenheit, in welcher es begraben lag, herauszog; er gab Geſetze, und war der erſte, der ſie beobachtete; er gab Lehren, und beſtätigte ſie mit ſeinem Beiſpiel. Groß durch die Künſte, die er hervorgebracht, aber noch größer durch diejenigen, welche er annahm, und in denen er ſich ſelbſt bei den benachbarten Völkern unterrichtete, entſetzte er ſich, um mich ſo auszudrücken, ſelbſt der Würde ſeines Ranges, und durchreiſte unter einer Verkleidung, in welcher er aller Augen unkennbar blieb, die verſchiedenen Völker Europens. Die mühſeligſten Arbeiten, die dem äußern Anſchein nach niedrigſten Verſuche, wo er keinen Ruhm ſuchen konnte, übernahm er mit freudigem Herzen, wenn ſie ihm nur zu nützlichen Kenntniſſen verhalfen; er durchſuchte alle Geheimniſſe der Künſte, und zwang ſie gleichſam, mit ihm nach Moskau zu reiſen. Hat ihn ſein Mitheld vielleicht überwunden? Er zog aus unglücklichen Erfolgen Unterricht, wie er ſeinen Gegner bei beſſerer Gelegenheit überwinden müſſe, und machte gleich den Römern, welche vom Pyrrhus die Vortheile des Kriegs lernten, lehrreiche Beobachtungen für ſein Volk. Warum ruft die Nachwelt mit ſo vieler geheimer

Freude, die geringſten Bemühungen großer Seelen ins Gedächtniß, und warum beurtheilt ſie die Thaten der Helden mit ſo vieler Strenge? Ganz gewiß, weil die erſten das Wohl der Menſchheit mehr befördern, denn die letztern; weil ſie für jene Tugenden Liebe und Hochachtung fühlt, indeß ſie für die Fähigkeiten der letztern nichts, als Bewunderung, äußert.

Cromwel, dieſer verrufene Böſewicht, könnte, wenn man nach den Wirkungen ſchließen wollte, im ſtrengſten Verſtande als ein Held betrachtet werden. Er wußte ſich durch Liſt, durch Heuchelei und Grauſamkeit auf einen Rang zu erſchwingen, wohin große Helden durch ihren Muth gelangen; auch ſoll er, wie man ſagt, alle Eigenſchaften eines großen Geiſtes beſeſſen, und ſelbe allein zum Laſter verwendet haben; aber die, welche ſo urtheilen, hatten weder vom Cromwel, noch davon einen Begriff, wie man beſchaffen ſeyn müſſe, um ein großer Geiſt zu ſeyn, denn dieſer Böſewicht hatte mit der Tugend nichts gemein, und ſeine Fähigkeiten gebrauchte er zu Mißhandlungen. Laſſen wir ihn in der Klaſſe der glücklichen Böſewichter, wie er den Namen eines Helden nicht verdient: ſo würde er den Namen einer großen Seele herabſetzen.

Turenne war beides; er vereinigte alle bürgerlichen und ſittlichen Tugenden mit den Fähigkeiten eines Staatsmannes, und eines Kriegers; er war menſchenfreundlich, großmüthig, liebreich, und eben ſo groß nach dem unglücklichen Tag von Mariendal, als er beſcheiden war, da er mit weniger Mannſchaft die Armee des Kaiſers, welche in Elſaß eingerückt war, zurücktrieb; mit einem Wort, er war, wie ſein ſchöner Lobredner Fleſchier ſagt, glücklich, ohne zu ſtolz zu ſeyn, und im Unglücke voll Würde. Hatte er Schwachheiten: ſo dienten ſie ihm dazu, ihm den Namen einer ſchönen Seele zu verdienen; er hatte die Stärke, und die Tugend, ſie zu geſtehen, und denjenigen, der ihn darum nicht liebte, zu entſchuldigen. Seine Siege brachten ihm den Namen eines Helden zuwege; aber nur ſeine Tugend gab ihm die Anſprüche auf eine große Seele. Der Prinz von Orangien war ſtets vom Unglück verfolgt, und ſeine Unfälle machten ihn in den Augen derjenigen ehrwürdig, in dem Menſchen nichts ſuchen, als den Menſchen ſelbſt; vielleicht wäre er weniger groß geworden, wenn er glücklicher geweſen wäre.

Es giebt keinen berühmten Mann, wo man nicht den Unterſchied eines Helden, und eines großen Geiſtes empfände. Wenn man ſich einen Mann vorſtellt, der ganz von Frömmigkeit erfüllt, der ſtreng und gerecht in Austheilung der Strafen und Belohnungen, genau in Handhabung der Zucht, einfach in ſeinem Betragen, voll Menſchenliebe, und Uneigennützigkeit, und allein für den Ruhm ſeines Fürſten, für das Wohlſeyn ſeines Vaterlandes beſorgt iſt, wer erkennt hier nicht die Eigenſchaften einer großen Seele? Und wer nicht die Züge eines Helden in dem, der nichts, als den Krieg liebt, der, ohne fremdes Blut zu ſchätzen, nach nichts, als nach Ruhm trachtet, der in ſeinen Handlungen jäh, gewaltſam, die Gefahren verachtet; der bei ſeinem Hang zum Krieg noch einen unbändigen Stolz, und Verwegenheit beſitzt, der nichts für unmöglich hält, allen Beſchwerniſſen trotzt, der in ſeinen Unternehmungen mehr ſeinen Eigenruhm, als den Ruhm, und das Glück ſeines Vaterlandes ſucht? Aber dieſer Ehrenname eines Helden hängt oft von dem Ausgang der Sache ab, indeß der Ruhm einer großen Seele für ſich ſelbſt beſteht. Sein Grund iſt die Tugend, welche im Glück und Unglück gleich unerſchüttert bleibt. Die Größe der Seele beſteht darin, daß man ſich dabei erhalte, und ohne ſich jemals aufzugeben, durch die gehörigen Mittel ſich herauszuhelfen ſuche.

Indeß theilt man den Namen eines Helden niemanden, als einem Kriegsmanne, zu. Man ſagt weder von einem Staatsmanne, wenn er auch noch ſo viele Klugheit und Entſchloſſenheit beſitzt, die Tugend zu belohnen, und das Laſter zu ſtrafen, noch von einem andern, wenn er ſich auch durch ſeine Frömmigkeit, oder durch die ſeltenſten Eigenſchaften hervorthut, niemals, daß er ein Held ſey, ſo ungezweifelt es iſt, daß er eine edle Seele ſey. Es giebt keinen Stand, der auf dieſes erhabene Verdienſt nicht Anſpruch machen könnte, und der Held hat darauf ein nähers Recht, als die andern. So vereinigten viele, z. B. Franz der erſte, die Eigenſchaften eines Kriegers, mit der Liebe zu den Künſten und den Wiſſenſchaften, mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften, und den gegründetſten Tugenden.

Ein Held iſt wider die Schläge des Glücks nicht allzeit geſichert; aber eine edle Seele iſt über alle Veränderungen erhaben. Beide haben dieſes mit einander gemein, daß eine heroiſche Handlung noch keinen Helden macht, ſo, wie eine gute Eigenſchaft noch keinen Anſpruch auf eine ſchöne Seele giebt. Scipio war in der Schlacht bei Zama ein Held, und er bewies ſich als einen großen Geiſt, da er die ſchöne Gefangene dem, an welchen ſie verlobt war, zurückgab. Hätte Scipio nur dieſe zwei einzigen Handlungen, deren eine einem großen Geiſt, die andere einem Helden zukömmt, ausgeübt: ſo würde die Nachwelt Mühe gehabt haben, ihm den Anſpruch auf eines von beiden zuzugeſtehen. Die Beweiſe dieſer Art müſſen bis an das Ende fortdauern. Ein Held, deſſen feſter Muth auch nur einmal gebricht, und ein großer Geiſt, der die Tugend auch nur einmal verläßt, ſetzt ſich in Gefahr, die Früchte aller ſeiner Bemühungen zu verlieren. Eine einzige Handlung kann allen vorgehenden Ruhm verdunkeln, und ſelben der Gefahr ausſetzen, daß er nie wieder den vorigen Glanz erlangen werde. Alexander übte eine Handlung einer großen Seele aus, indem er die Familie des Darius mit ſo vieler Großmuth behandelte; aber die Ermordung des Clitus entſetzte ihn dieſer Ehren wieder, und ließ ihm nichts, als den Namen eines Helden. Ueberhaupt iſt es weit härter, ſich hohe Anſprüche zu erwerben, als die Erworbenen zu erhalten.

Wer ein liebreiches und beſcheidenes Herz, wer eine ungeheuchelte Menſchenliebe, Sanftmuth und Eifer für das Wohl des Vaterlandes beſitzt, der beſitzt die Eigenſchaften einer

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05564/007

ſchönen Seele; aber Hochmuth, Eigenlie
Tapferkeit, kühner oft verwegner Muth, Ken
niß der Kriegskunſt und der Beſitz aller S
datenvorzüge ſind Vorzüge eines Helden.

Auszug aus Briefen eines Reiſenden durch Bayern.

An Hrn. — nach Düſſeldorf.

P — — berg, den 9. Auguſt.

Wir kamen geſtern etwas ſpät an, und als ich heute frühe erwachte, und ſogleich ans Fenſter trat, meinte ich, ich würde vor Schrecken zurückfallen; ſo viele Dinge ſtanden auf einmal vor mir, drangen auf einmal in mein Aug und Herz, daß ich nicht wußte, wo ich hinſehen, und was ich jetzt, und was ich dann anſehen ſollte. Ich trat zurück; denn es wollte mir übel werden.

Ich ſah auf die Uhr. Es war erſt halb fünf Uhr, und ſchon helles Mittagslicht, aber hier nur noch Licht der Dämmerung; nur noch Werden, und Aufgehen! — Aus dem Dunſt, und dem Rennen, und Abmatten der Stadt: auf einmal in Licht und Friede!

Hier iſt es erlaubt, zu ſchwärmen, und von Dingen zu reden, von denen jeder reden würde, der hier plötzlich in das Leben erwachte, und daſtände, jede Höhe und Tiefe, jedes Gras und jedes Laub, und jedes Licht und jeden Schatten, und jeden Geſang in der Luft und auf Erden zu ſehen, zu hören und zu fühlen.

Ein Thal, und eine Ebne von etlichen Stunden im Umkreis; Wieſen und Aecker, Bäume und Geſträuche, Bäche und Quellen, Hügel und Berge, und herrliche Palläſte auf den Bergen, und ferne kahle Felſen über dieſen, und über alles, wie ein Teppich, im reinſten Glanz, der offene, helle, unbewölkte Himmel! Man ſieht nichts, ſo man hieher kommt, und die Seele empfindet im peinlichen Taumel ein Gewühl von allem.

Mir iſt, als ſähe niemand, was ich ſehe, und wer da an meiner Seite ſagen würde jenes Gewöhnliche: Das iſt eine herrliche Ausſicht, der würde mich dünken, ſchlecht überſetzt zu haben. Hier iſt es nicht zu viel, es iſt wahr buchſtäblich: Der Himmel lacht.

So wie das Auge langſam zieht auf dem beblumten Wege, verweilet es, und ſtehet es hier und da ſtill, und ſuchet es ſich Stellen für die eigene Luſt des Herzens, das es ausſendet, es mag nun lieber am ſchimmernden Glanz, oder lieber im einſamern Dunkel unter dem Schatten der Zweige ſich weiden; oder am weichen, und friſchen Sitz, zu dem an Ufern das ſanfte Gras ſich erhebt, oder lieber an ſteilen Klippen, die der Fluß Inn beſpült, ausruhen.

Unter Aepfeln und Birnen, und allerlei Früchten liegen, (wie ruhig!) die Häuſer verborgen, und nur die Kirchthürme ſtehen über die Bäume empor. Und die geruchvolle Luft voll vom Geſang, den hier auch der Schmetterling lieblicher anſtimmt! Und über leichte Hügel jagt, und wiehert mit wilderer Luſt das muthige Roß!

Auf einem weit entfernten Hügel ſehe ich von hier aus eine Kapelle, und eine kleine Wohnung für Menſchen daneben liegen in einer erhabenen Einſiedelei. Ich habe ſchon eine Weile hinauf geſehen, und es ward mir dabei immer bänger, und der Ort ſtiller und einſamer.

Hier iſt Erquickung nach Mühſeligkeiten, und nach Geſchäften der Hafen der Ruhe, und hier iſt noch ein Nachbild jener Welt im goldenen Zeitalter.

Ich bitte Sie, laſſen Sie dieſen Brief niemand leſen, am wenigſten der Geſellſchaft zu — mit den feinen Sitten, und empfindſamen Herzen. Sie würden darüber lachen, das weiß ich, und von mir harte Dinge denken, als wäre ich noch ein Kind in der Welt, oder als ſtünde es nicht richtig mit mir. Sie haben unter ſich ausgemacht, wie ſehr man ſich über jedes Ding betrüben und freuen ſoll, und weiter zu gehen, iſt für jeden gefährlich, dem an ihren Begriffen und Meinungen von dem Verſtand eines andern gelegen ſeyn kann. Ich habe eine kleine Arbeit mitgenommen, wovon ich vermuthlich nichts anrühren werde; denn hier läßt ſich die Welt eher vergeſſen, als für die Welt ſchreiben.

Es iſt Nacht. Und wenn Sie nur jetzt hier ſtänden, und auf die nahen Berge, und fernen Felſen, und auf die weiten, ebenen Luſthaine ſähen, alles im Mondlicht, und dann mit mir in jeder gerührten Nerve fühlten, wie der ſanfte Schlummer mit einem angenehmen lauen Gefliſter ſich auf die Blumen und Früchte herabſenkt. Ein ſolcher Anblick macht ein gutes Herz, und macht empfinden, wie eine liebliche Nachtmuſik, menſchliche Gefühle auch den, der nie weiche gefühlt hätte.

Doch ich will nicht weiter ſchreiben, wo man nicht weiter kömmt, wo man nichts thun kann, als hinſtehen, ſehen, und ſchweigen. Gute Nacht!

Den 16. Auguſt.

Wir giengen um fünf Uhr Morgens aus dem Schloß, und beſtiegen durch — bethautes Gras einige ſanfte Hügel, welche uns den Häuſern, die wir beſuchen wollten, vorbei, und allmählig dem Gebirge näher brachten. Zwei erfahrne Obmänner der Gemeinde waren unſere Führer, und unſere Ausleger in der großen Oekonomie der Natur und des Fleißes. Sie lachten heimlich über ſo manche unſerer Fragen, und ſchienen ſich zu verwundern, wie wir dort und da mit ernſter Aufmerkſamkeit ſtehen bleiben, und über ſo viele Dinge uns verwundern könnten. Aber ſo machen wirs überall, und es iſt nichts beluſtigenders, als wenn Menſchen von Bergen und Thälern, Gewäſſern und feſtem Land ſich beſuchen, ihre Fragen und Antworten zu hören. Bald wurden die Anhöhen, die wir vor uns ſahen, immer wilder und einſamer, und es wurde mir, ich weiß nicht, wie theuer, ein Geſchöpf menſchlicher Art zu erblicken, oder ſonſt etwas, das hier lebte, zu ſehen. Ein uraltes Weiblein, das gebückt, und mit Hülfe eines Steckens langſam herabſchlich, rührte mich recht inniglich; aber denken Sie, was ihr Anblick für mich geweſen ſeyn müſſe, als ſie nun wirklich vor mir ſtand. Es war eine eben ſo glückliche, als ſeltene Mutter, deren viertes Geſchlecht ſchon wirklich auf Erden lebt. „Sie ſind alle da herum, ſagte ſie, meine Kinder, und Kindeskinder, und deren Kinder wieder, und ich kenne ſie kaum alle.“ Sie können leicht denken, daß wir ſie, die ſchon tief im vorigen Jahrhundert gelebt hat, gar vieles zu fragen hatten, wiewohl wir vermuthen konnten, daß ſie uns außer einigen dunkeln Nachrichten von Kriegen, Ueberſchwemmungen, und Feuersverheerungen wenig würde ſagen können; aber dennoch hob ſie bei jeder Frage die Hände auf, und ließ ſie mit einem beweglichen Ausruf wieder ſinken, als hätte ſie eine Reihe von Begebenheiten zu erzählen, wozu ihr das Leben nicht mehr hinreichen würde. Ich verſichere Sie, es war ſehr betrübend, dieß zu bemerken, und noch jetzt, da ich dieß ſchreibe, kommt mir darüber eine Thräne ins

Auge. Einer unſerer Begleiter, der ſchon ſelbſt erwachſene Kinder, und graue Haare hat, war einer ihrer Söhne, bei deſſen Anblick ſie ſich an viele andere erinnerte. Sie geht alle Morgen einen Weg, der uns, die wir in Vergleich mit ihr beinahe noch Kinder ſind, ermüdend ſeyn würde, um in einer alten Kapelle ihre Andacht zu verrichten. „Wie lang ich ihn etwa noch gehen werde?“ ſetzte ſie nach der Art alter Leute hinzu, wo ſie gemeiniglich erwarten, daß man ſie verſichern ſoll, ſie werden ihn noch lange gehen. Bei dieſem Weib kann das wohl auch geſchehen; ſie geht noch ſehr friſch weg, iſt noch ziemlich mit Fleiſch und Blut bekleidet, und ihre Augen, ungeachtet ſie über hundert Jahre, und wenigſtens dreimal älter ſind, ſehen ganz gewiß beſſer, als die meinigen. Ich nahm von ihr Abſchied, als von einer Perſon, die ich in dieſem Leben nie wieder ſehen würde.

Dieß war die Morgenmuſik, die mein Herz dazu anſtimmen ſollte, jeden weitern Gegenſtand mit einer Art von Begeiſterung zu betrachten. Aber ich kann ſagen, daß ſie an dieſem Brief keinen Theil genommen, und daß, wenn Ihnen vieles, das ich erzählen werde, wunderbar vorkommt, ich Ihnen das, was ich ſah, nur noch halb, und nur roh noch erzählt habe.

Die Häuſer der Bauern liegen alle einzeln auf kleinen Anhöhen, um welche rings herum ihr Eigenthum liegt. Hier hat der Eigennutz, oder vielmehr die grobe Unwiſſenheit des wahren Eigennutzes keine Gemeingründe angelegt, und der fröhliche Landmann erblickt von ſeinem Fenſter aus, ſeine Aecker, welche hier indeß freilich nicht die beſten ſind, ſeine Wieſen, ſeine Gärten, und nicht ſelten ſeine Waldungen. Die Leute ſind hier ſchon ihrem äußerlichen Wuchs nach von denen auf dem flachen Lande außerordentlich unterſchieden; ſie ſind, wie ihre ſaftigen jungen Baumſtämme, alle gerade, ſchlank, und tragen ihren Körper, über den ſie ihren Kopf in die Höhe gen Himmel heben, auf eine erhabene, und würdige Art, das mich ſehr befremdete, da ich in Städten, wo Aeltern, und Kunſtmeiſter an Körpern ſchnitzen, und richten, unter hundert kaum Einen ſehe, der hier eine leidliche Figur machen würde. Zuweilen kam uns der Bewohner des Hauſes entgegen, hieß uns ſogleich Landsleute, und nöthigte uns mit einer Vertraulichkeit, deren man nur da fähig iſt, wo man das Wort, Landsmann, empfindet, in ſein von reifen Obſtbäumen beſchattetes Haus zu gehen. Nun mußten wir ihm eine beſondere Ehre anthun, welche, wenn wir ihm ſie abſchlagen wollten, es ihm, wie er ſagte, ganz gewiß verſchmachen, das iſt, weh thun würde. Dieſe Verſicherung machten ſie uns in allen Häuſern, wo wir Leute fanden, indeß, daß ſie Milch, und Käſe, und Butter, Obſt, Brod, und Brantwein auf den Tiſch ſtellten. Je mehr einer davon nehmen wollte, deſto freundlicher thaten ſie mit ihm, und die Weiber bedienten ſich noch dazu einer naiven Liſt von Beredſamkeit, indem ſie bedauerten, daß ſie die Sachen nicht beſſer hätten, und mithin einen ſtillſchweigend nöthigten, ſie zu widerlegen, und deſto mehr davon zu nehmen; zuweilen waren die Bewohner bereits nach ihren Arbeiten gegangen, und die Häuſer ſtanden, wenn ſie keine Kinder hatten, leer. Dennoch konnten wir ſie öffnen; denn hier weiß man nichts von eiſernen Thorſchlöſſern, und fanden in dieſen, wie in jenem (wie in allen, ohne Ausnahme) etwas, das ich bei den Bewohnern des flachen Landes nur ſelten antraf, eine Reinlichkeit, und Ordnung, dergleichen man nur in einigen Klöſtern zu ſehen bekömmt. Alles, Boden und Seitenwand, und Stuhl und Hausgeräth, Stube und Küche war ſo gereinigt und ordentlich, als man, ich ſage es im ganzen Ernſte, nicht einmal auf unſerer Bühne, wenn ſie ſo was nachſpielen wollen, erblickt. In den Meiſten Häuſern trafen wir junge Pferde, und dem

Beſitzer eines ſolchen glänzte die Freude aus den Augen, wenn er es anſah, und er rühmte gemeiniglich künftige Vorzüge an demſelben, oder erzählte mitunter eine ganze Geſchichte, wie er es hoch anbringen, und ſich mit dem Gelde wieder etwas rares nachſchaffen wollte. Und während dieſes Planmachens hatte er an ſeinem Liebling immer etwas zu zieren, oder er kratzte und ſtreichelte ihn ſanft den Rücken hinab, indeß ein kleines Kind an des Vaters Kleidern zerrte, und ihn bat, es ein wenig reiten zu laſſen. Das Ding gieng ſo treuherzig zu, daß ich mich mit aller Gewalt des Gedankens erwehren mußte, der mir einfiel, daß es Schade ſeyn würde, wenn ihre Freude an Sohn und Pferd jemals geſtört werden ſollte. Dennoch konnte ich nicht umhin, es einem und dem andern zu ſagen. Wie Gott will! antworteten ſie. Wie Gott will! wiederholten ſie, und giengen mit der heimlichſten Bitte, daß Er nicht ſo wollen möge, nachdenkend zum Stalle heraus.

Wir waren ſchon eine ziemliche Höhe von unſerem Ort, wo wir ausgiengen, gerückt, und ſahen nun, als wollten wir Abſchied nehmen, das letztemal zurück, und hinab in rauchende Thäler, die nur an einigen Stellen ſichtbar, und übrigens noch mit glänzendem Nebel umzogen waren, aus welchem verſchiedene Stimmen vom Vogelgeſang und Morgenjauchzen herauf kamen. Zeriſſene Wolken zogen ernſt, und langſam den Inn hinab.

Wir giengen nun beinahe auf lauter Felſengrund mehr, als zwei Stunden, immer himmelan gleichſam durch ewige Wälder, wo die Menſchen ſelten Hand anlegen, und wir ſahen auf allen Seiten viele hundert alte Stämme ſinken, und wieder neues Aufgrünen neben der Fäulniß hervorkommen. Das Tageslicht begann abzunehmen, und wir ſprachen wenig mehr, um unſere Kräfte deſto mehr zum Gehen zu ſammeln, deſſen Beſchwerlichkeit wir ungewohnte Wanderer bald wahr zu nehmen anfiengen. Der Weg gieng meiſtens durch Krümmungen, und hier und dort neben einem Steg, der etwa aus zwei Stangen über tiefe Gräben gelegt war, fanden wir einen Sitz aus Holz und Stein zum Ausruhen. Ueber einen engen, ſteilen, ſchlüpferigen Pfad begegnete uns ein Eſel über und über beladen; er ließ ſich durch unſer Ankommen nicht irre machen, ſondern trug ſeine Laſt, deren Schwere auf ſeinem Rücken ächzte, ſo ſicher, und ſo hurtig davon, daß wir ihn bald wieder aus den Augen verloren. Ich ärgere mich allemal, ſo oft ich höre, daß man mit dem Namen dieſes arbeitſamen nützlichen Thieres einem Menſchen weh thun wolle, und ich hätte gerne mit ihm geredet; aber während daß ich es thun wollte, hörte ich den Hall ſeines emſigen Trittes ſchon in den Tiefen fernerer Klüfte. Doch uns ward hier ſchon das Gehen eine mühſame Arbeit, wenn es uns gleich durch ein mannigfaltiges Concert theils in der Nähe lieblich ſprudelnder Quellen, theils fern brauſender Waſſerfälle verſüßt, und unſere Seele mit einem angenehmen Grauen durch das Wandeln im zweifelhaften und wunderſeltſamen Schein der Dämmerung erfüllt ward. Sie wiſſen, daß es, wie beſondere Töne, ſo auch gewiſſe Lichter giebt, deren Anblick uns beſonders rührt. Ich habe von Menſchen nichts geſehen, oder gehört, das ich mit dem, wie es hier auf mich wirkte, vergleichen möchte, vergleichen mit der Bangigkeit, die mich berührte, mit der ſeltſamen Empfindung eines unbekannten Wehs, wo ich glaubte, es wäre mir nicht möglich, hier lange bleiben, und ich doch wünſchte, bleiben zu können, als wärs in den bleichen Kummerhainen der Dido.

Endlich, nachdem wir einen freiern Berg, um welche graue wild herabhängende Felſen in ungeheurer Pracht umher ſtanden, hinauf gekommen, empfieng uns eine fühlbarere Stille, und kältere Lüfte wehten uns entgegen. Der Boden war mit neuen Gräſern, und neuen

Blumen überzogen, und die Größe der Bäume fieng an, abzunehmen. Alles ſchien reiner zu ſeyn, und balſamiſche Gerüche auszuduften, die die müden Sinne erquicken. Die Luft war hier unbeſchäftigt, und das geringſte Steinchen, das unter unſern Füßen ſich losgemacht, verurſachte ein großes Getös, und ein vielſinniges Wiedertönen der benachbarten Berge. So kamen wir, ungefähr um die Mittagszeit, an eine Hütte, welche in dieſer Gegend wahrſcheinlich die höchſte, und von zwei, bis drei ſogenannten Almerinnen bewohnt iſt. Wir hatten uns eingebildet, ſtumme, plumpe, ſchüchterne Statuen zu finden, und von dem biedern, ganz ungezwungenen Weſen, womit wir empfangen, und ſogleich bewirthet worden, und dem wahrhaft naiven Witz, womit ſie uns Antwort gaben, hätte ich mir nie im Traume eine Vorſtellung gemacht. Ich habe ſeit vielen Jahren nicht mehr ſo gelacht, noch zu dieſer Art von Fröhlichkeit des Kinderſinnes mir in meinem Leben je wieder Hoffnung gemacht. Sie antworteten auf ein Wort von uns immer zehen, ſo lebhaft unerſchrocken, und aufgeräumt, als lebten ſie immer in der zahlreichſten Geſellſchaft, und was mir vor allem wohlgefiel, ſo entfuhr ihnen bei ihren Einfällen, die ſie mit einer Eilfertigkeit, wo man ſich nicht beſinnen kann, herausſtürzten, kein zu freies, zweideutiges, oder ungezogenes Wort. Unter dem Eſſen (denn hier wurden wir ordentlich traktirt, das iſt, wir ſaßen auf einer hölzernen Bank um den Heerd, worauf gekocht ward, herum, und den Augenblick, da etwas fertig ward, wurde es nach der Reihe von dem nächſten auch wieder verzehrt), — alſo unter dem Eſſen ſang man uns ein Lied, worin einer, der fortreiſen und lang außen bleiben wollte, Abſchied nahm. Ramler und Gleim haben es nicht verfertigt; aber ſie würden es mit Vergnügen angehört, und viel Hohes bei den wechſelweiſen Verſicherungen empfunden haben, die ſie ſich bis in eine andere Welt hinüber gaben, daß ſie einander nie vergeſſen, noch ſich in einigen Nöthen verlaſſen wollten. Man wird mitten darunter ganz ernſthaft, ſo ſehr man anfangs glauben mag, daß man lachen werde. Es war außerdem alles, ich weiß nicht wie, zur Fröhlichkeit, und Rührung des Herzens gemacht. Vor der Hütte lagen einige Böcke auf losgeriſſenen Felſenſtücken, und um uns herum weidete, und brummte das Hornvieh. Mit einem Wort, ich bin nie bei einer Mahlzeit fröhlicher geweſen, und ich dachte hier mit vielem Vergnügen an den theuern Meiſter Bunkel, wider deſſen Geſchmack in Gebirgen und Wildniſſen herum zu wandern, ich nichts einzuwenden hätte, wenn er nur nicht immer, wo er hinkam, geheirathet, und die Welt, welche ihm nichts zu leid that, mit der Beſchreibung ſeiner Abentheuer in einigen Bänden verſchonet hätte.

Nach dem Eſſen führten ſie uns, gleich als wollten ſie uns nunmehr ihre Schätze zeigen, auf eine weitere Anhöhe, und beſchrieben uns im Gehen die Gräſer, und Kräuter, welche in dieſer Gegend hervorkommen, und nannten uns die, welche ſie gerne ſehen, und welcher ſie los zu ſeyn wünſchten; ſo ſagten ſie von dem Gartenſchnittler, der hier häufig wächſt, daß er die Milch zwar fett, aber zerrinnen mache. Sie erzählten uns ferner die Geſchichten, welche ſich hier zutragen, und wie manches Vieh über Felſen herab geſtürzt, oder in unzugängliche Klüfte hinab geirrt wäre. Unter dieſen Geſprächen kamen wir auf den äußerſten Rand des Hügels, von dem wir in ein weites, unbeſchreiblich anmuthiges Thal hinabſahen, wo von weidenden Heerden umgeben, in der Mitte etliche Hütten in einer ſo weiten Entfernung liegen, daß bei deren Anblick die Augen verblinden. Unſere Begleiterinnen hoben an, ein Lied zu ſingen, und dieſen Augenblick traten aus den Hütten etliche Düpfchen heraus, die zu uns herauf jauchzten, und ſangen mit einer Stimme, deren Töne aus der Tiefe herauf etwas Grauenvolles enthielten. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, was das für mich war; aber die Kunſt hat nichts ſolches, und den Genuß, den mein Aug aus der ſchönſten von Beichs Landſchaften erhält, kaufte ich hier um keinen Dreier. Es iſt nur hier, und kann nicht anderswo ſeyn.

Aber nun machen Sie ſich zu einem Auftritt gefaßt, gegen welchen alles bisherige verſchwindet. Gegenüber ſahen wir den ſogenannten Wendelſtein, einen ſteilen, und den höchſten Felſen in Bayern. An einer ganz ſteilen, weißen Stelle ſeiner beinahe ſenkrechten Wand entdeckten wir mit Hülfe des Fernglaſes einige Geisböcke, und es war ſo ſteil, und der Abgrund ſo fürchterlich, daß ich die Augen wegwenden mußte. Aber nun dieſen Felſen wollten wir beſteigen. Unſere Begleiterinnen ſteckten jedem von uns von den Gebirgblumen, welche nur in dieſer Gegend anzutreffen ſind, einen Strauß, den ſie in verſchiedene Figuren banden, auf den Hut, und fiengen an, Abſchied zu nehmen. Ich ſage ſie fiengen den Abſchied an; denn er beſteht in einem Lied, das ſie zu ſingen anfiengen, und fortſangen, ſo weit ihr Aug uns erreichen konnte. In einer unbeſchreiblichen Entfernung hörten wir noch ihre ſterbenden Stimmen.

Der ſchmale Pfad, worauf man den Felſen beſteigt, führt und windet ſich in lauter Krümmungen dahin; er wird von den Waſſergüſſen gemacht, und ändert ſich daher immer. Auf den Seiten ſind, wenige Stellen ausgenommen, kleine Böſchen, die man ergreift, und an denen man ſich von einem Stein zum andern hinauf ſchwinget. Wer da hinab fiel, würde, ehe er den Abgrund erreichte, zerriſſen werden; und wenn gleich keine Gefahr vorhanden iſt, weil man ſich an jedem Ort, wo man ſteht, feſt halten kann: ſo müſſen ſich doch die, welche ihn beſteigen, zuſammen halten. Ein einziger Stein, welcher loskäme, und andere, auf die er fiel, wieder losmachte, könnte mehr, als gefährlich ſeyn. Schweigend giengen wir hinan, und ſtanden oft ermattet, und ſchwerathmend ſtill. Doch jeder ermannte ſich ſelbſt wieder, und keiner wollte der erſte ſeyn, ſeine Müdigkeit zu geſtehen. Gleichwohl brachte jeder, ungeachtet man keinen darum gefragt hatte, eine Art von Entſchuldigung vor: als meinte er, man ſehe es ihm an, wo es ihm mangle. Wenn mir nur nicht ſo warm würde! ſagte eine. Und wenn ich nur nicht ſo grauſam ſchwitzen müßte! ſagte ein anderer, und ſo oft ers ſagte, blieb er eine Weile ſtehen. Ich nähme nicht tauſend Gulden, fieng wieder einer an, wenn ich dieſen Berg alle Tage beſteigen müßte. Ich beſtieg ihn um noch ſo viel nicht, ſagte ein anderer. Man möchte mir geben, was man wollte, ſagte ein dritter, ich thäte es nicht. Die Bauern giengen leicht voran, und lachten. Ungefähr um die Mitte des Berges verſicherte einer unſerer Geſellſchafter, er könne vor Schwindel nicht weiter; das verſicherte gleich ein anderer, und beide blieben zurück. Je weiter man indeß kam, deſto offener wurde der Weg; und nun!

Herrlich, herrlich, und groß iſt die Welt, und groß iſt ihr Schöpfer, Gott. Wer nie daran gedacht hat; denkt hier daran, und wer ſich nie in ſeinem Leben auf einen Ausdruck beſonnen hat, thut es hier; aber er findet keinen. Gott iſt Gott!

Wie tief iſt unter mir, was vor einigen Stunden ſo hoch über mir war! Die prächtigen Schlöſſer mit ihren Thürmen ſind verſchwunden, und die Berge um ſie herum ſind dem Boden gleich. Wolken ſchwimmen weit unten, und jene hohen Tannenbäume ſind kleine Geſträuche. Nun ſehe ich, wenn ich den Blick anſtrenge, von mir zur Rechten den Chiemſee, wie eine kleine Lache, und zur Linken erblicke ich die zwei Spitzen von den Thürmen der Stadt München. Auf dem Rücken die Gebirge des Tyrols, und der

Schweiz; voll Licht und Schnee ſteigen wieder Berge empor, und empor noch höher, und immer höher Alpen auf Alpen! Herrlich, Herrlich!

Nie ſaß ein König auf einem prächtigern Thron, als ich hier ſitze, und weit umher in Gottes Welt herum ſchaue, ich, auch ein Erdenkönig, — ein Menſch!

Hieher bin ich gekommen durch Gegenden, wo ich die Wolken zurück ließ, und ſehe alles, ſo weit mein Auge reicht, unermeßlich. Und doch tönt es, wie ſeltſam! aus den Höhen herab! Vögel ſinds, die langſam in ſchaurichten Himmelsfernen, wie Käfer, über mir wegfliegen. Ich kann ſie mit geſchärftem Auge kaum noch erblicken, und mit Mühe hören ihr einſilbiges Getön von Oben! Herrlich! Herrlich!

Es iſt rund umher heilig. Ich bin hier im Reich der Ruhe, und höre das Stillſchweigen! Hier wohnt keine Sorge, und auch die Freude iſt ſtill, und beſcheiden. Mir iſt, als wäre ich geſtorben, (o wenn ich es wäre!) und als wäre ich eben zum neuen Leben erwacht. Alles iſt ernſt und ſtumm, als wäre hier alles vollendet, und mich neuen Einwohner durchzittert ein Schauer in dieſem Heiligthum der ewigen Einſamkeit. Hier ſtirbt nichts, und hier wird nichts auferſtehen.

Wie klein, wie wenig, niedrig, und nichtig iſt alles unter mir: Und das München dort! Ich mag nicht hinabſehen;

Ich möchte mich an deine Sorgen, deine Klagen, an deine ermüdenden Freuden erinnern, möchte mir einbilden, deinen Lärmen um Nichts und wieder Nichts zu hören. Ich mag nicht länger hinabſehen; —

— ſehe lieber auf dieſe Blume, das lieblichſte Bild der Unſchuld, die hier mir zur Seite blüht, die noch kein feindſeliges Auge angeblickt, noch der Fuß eines Menſchen gekrümmt hat, die Gottes Hand mit einem Kleide bedeckt hat, wie Salomon in ſeiner ganzen Herrlichkeit mit keinem bedeckt war.

Wie wünſche ich, daß der — und der — nur einen Augenblick neben mir ſäßen, und einmal einen Gedanken dächten, der eines Menſchen würdig iſt. —

Und dächten etwas vorähnliches von dem, wie uns zu Muth ſeyn wird, wenn einſt alles vorüber iſt.

Dieſer Gedanke macht hier nicht traurig; er iſt, als wäre er eines jeden Natur, und iſt ein mächtiger Trieb für den, der nichts gethan hat, einmal in ſeinem Leben hierunten etwas Gutes zu thun.

Mir iſt, als gehe mich nichts mehr von allem dem an, was hier unten gethan wird.

Und wenn ich an das Herabſteigen denke, ſo widerſetzt ſich mein Herz, und ich begreife jetzt jenen uralten Ausdruck, daß, wenn ein Abgeſchiedener in die Welt zurück ſoll, es ihn peinige, als ſollte er durch Dornen und Diſteln zurück.

Gewiß, und noch einmal, ich bin ganz einer von ihnen; bin ruhig vollkommen, bin heraus aus mir ſelbſt, und bin geſchieden, und will geſchieden ſeyn von allem, was dort weit unten aus dem Finſtern herauf dämmert.

Ach, mein theurer Freund, ich bin noch am Leben; denn ich ſchreibe, wenn gleich an einem Ort, wo niemand ſchreibt, wo noch keines Menſchen Hand geſchrieben hat, vielleicht keine mehr ſchreiben wird.

Ganz oben auf dem Felſen ſteht eine kleine Kapelle mit einer eiſernen Kette umfaßt; auch zeigt man einen Schlund, deſſen Tiefe, wie hier mehrere dergleichen ſind, ſich nicht ergründen läßt. Nach langem, langem Hinabhorchen, hört man, wenn man etwas hinabwirft, ein dumpfes ſchreckliches Gebrüll herauf, das ſich aber bald wieder ins Bodenloſe verliert, als gieng es ins Endloſe. Die Leute erzählen hier, daß, ſo oft man etwas hinabwirft, ein Ungewitter entſtehe.

Doch Sie werden müde vom Leſen ſeyn, ſo wie ich es anfange, vom Schreiben zu werden. Ich erinnere nur noch, daß es leichter ſey, hinauf, als herab zu ſteigen. Hier empfinden die Füße, daß der Körper, den ſie tragen, eine Laſt iſt, und ich habe in dem Innerſten meiner Gebeine Schmerzen empfunden, die ich ehe nicht kannte. Wenn ich den andern Tag nur einen kleinen Hügel beſteigen ſollte, ſo ward mir zum Erbrechen übel, und ich ward überzeugt, daß ſich keines zu wohl verträgt, zu viele, ungewohnte Beſchwerlichkeit auszuſtehen, oder ſo viel ungewohntes Vergnügen zu genießen.

Ich verbleibe mit wahrer Hochachtung
Ihr ꝛc.

Den 26. Auguſt.

In der beſten Meinung von der Welt gieng ich heute aus, einen Spaziergang nach F — zu machen, einem Schloß, das auf einem ziemlichen Hügel, über den ſich hohe Berge erheben, höchſtens eine kleine Stunde von hier entlegen iſt. Man kömmt durch die angenehmſten Felder, und ſanfte unmerkliche Erhöhungen am Fuß hoher Berge dahin. Unterwegs betrachteten wir einen Waſſerfall, der durch finſtere Bäume über einen Felſen herabſtürzt, und ſich durch die Länge der Zeit ein ordentliches Behältniß gegraben hat. Das Schloß iſt uralt, und als ich durch die krummen Thorwege in den Hof kam, und eine dreifache Reihe in die Runde gebauter Gänge erblickte, glaubte ich, den eiſernen Ritter zu ſehen, der hier einſt auf Fehden auszog, und hier im Hofe von ſeiner Gemahlinn und ſeinen Kindern mit trotziger Miene einen freundlichen Abſchied nahm. Man ſieht hier auf dem Inn die Schiffe herabziehen, und hat eine freie Ausſicht auf die Ebnen durch Bayern, und entdeckt die Thürme der entlegenſten Orte. Hier iſt auch ein Ort ungeſehener, vielleicht oft unſchuldig, geweinter Thränen, ich meine, ein unterirdiſcher Kerker, nunmehr ein leeres Behältniß für gräßliche Nachtvögel. Ich ſtieg hinab, und indem ich an der Mauer im Finſtern herumgriff, ſtieß ich an eine an derſelben noch feſtgemachte Kette. Ich ſchüttelte ſie, wie es oft der Unglückliche, den ſie hier feſt hielt, gethan haben mag, und grüßte das Loos der Vergänglichkeit, die dem Gelächter an lichten Tafeln, und den Thränen in Grüften ein Ende macht.

Als ich heraustrat, war bereits der ganze Himmel im Feuer, und wo ich hinſah, rollte und heulte, und zündete es. Es war nicht ein Ungewitter, ſondern ein Kampf von vielen, deren jedes dem andern Verwüſtung drohte. Es war bald die dunkelſte Nacht, und ſo oft der Bliß die Gegend beleuchtete, diente es dazu, eine neue Nacht ſichtbar zu machen, welche auf die Gegend in losgeriſſenen Waſſerſtrömen herabſtürzte. Das Brauſen ſchäumender Gewäſſer von allen Seiten des Gebirges, und das Gebrüll herab ſich wälzender ſchrecklicher Felſenſtücke iſt nicht zu beſchreiben, und benimmt dem, der dieſe Scene nie geſehen, oder etwa nur auf einem Theater geſehen hat, alle Gegenwart des Geiſtes. Viele Bliße giengen auf die Gegend herab, und kaum ließ der heftige Regen nach, ſo ſahen wir, in der Entfernung von etlichen Stunden, Feuer. Für uns war die Gefahr unvermeidlich, wenn wir zurück wollten; denn das Waſſer hatte bereits, wie ein reißender See, alle Wieſen, und offenen Straßen überſchwemmt. Dieſes geſchieht hier in ſolchen Fällen ſo geſchwind, und das Waſſer eilet, und brauſet mit einer ſo wüthenden Gewalt von den Bergen herab in das Thal zuſammen, daß bei dem Ablauf jederzeit die größten Steine, welche etliche Pferde nicht von der Stelle bringen würden, zurückbleiben. Und was ſehr ſeltſam iſt, ſo iſt dieß zu einigen Kalkhütten, welche hier angelegt ſind, die einzige gewöhnliche, und ordentliche Zufuhr. Wir hatten ein Licht ans Fenſter geſtellt, und bald darauf ſahen wir aus den finſtern Tiefen uns entgegen ein anders, das den Wagen, der uns wegbringen ſollte, beleuchtete, ſehr langſam durch die unſichern Pfade daherziehen. Das Licht warf traurige Streifen auf die Wellen, und die Waſſerfurchen zurück, die der Wagen verlaſſen hatte. Oſſian hat nie eine ſchönere Erſcheinung gehabt, außer, daß ihm Geiſter erſchienen ſeyn würden, und wäre er hier geweſen, ſo hätte er zu einem der feierlichſten und fürchterlichſten Auftritte der Natur von hier ein Gemälde entlehnt. Den ganzen Weg über ſahen wir ſeitwärts das Feuer, auch ſah ich es noch ſpät in der Nacht von meinem Fenſter aus, wo es mir bei dem Anblick der Gewitterwolken am hohen Himmel, die ſchweigend und in feierlicher Pracht abgezogen, einen beſondern Kummer erweckte, nicht einen einzigen Laut von dem Angſtgeſchrei, das dort ſeyn würde, hören zu können.

Für mich iſt hier alles, was ich ſehe, ſo anziehend, und es ſcheint mir alles in der Natur auf eine rührende Art einem neuen Wechſel nahe zu ſeyn. Bäume und Gräſer, ſo ſchön ſie noch ſind, ſind nicht mehr, was ſie vor einigen Wochen geweſen, und ſchon rauſchet, und liſpelt einzeln unter meinen Füßen das Laub weg. Auf dem Weg nach dem Schloß, wovon ich eben geredet, liegen ungeheure Felſenſtücke, die einſt das graue Alterthum losgemacht, und hier ein neues Alterthum zu Gegenſtänden des Nachdenkens erhalten hat. Schon wachſen Bäume aus ihren geſpaltenen Ritzen, und man kann ſie nicht vorüber wandeln, ohne von der Länge ihres Zeitalters ein oder das andere Wort zu reden, und ſich mit ſüßem Schmerzen an eine Reihe von Jahren zu erinnern, gegen welche unſer Hierſeyn kaum in Betrachtung kommt. Auch zeigte man mir auf einem hohen Felſen Ruinen eines urgrauen Schloſſes:

„Einſiedleriſch wankten am Winde
Die Diſteln, und ſauſte den Mooswuchs.
Am Fenſter erblickt' ich die Fuchſe
Vom Graſe der Mauer umwallt.

Meine Begleiter verſtanden die Sprache, die hier jeder Gegenſtand redet, und wir giengen gerührt durch die Tempel des Alterthums.

Das ſagt mir mein Geiſt, hier iſt der Ort, der die Seelen prüft. Wenn ihn ein Jüngling vorüber geht, in deſſen Herzen große Kräfte ſchlummern, einſt zum Wohl ſeiner Mitbürger beſtimmt, ſo wird ſein Herz hier ſtärker ſchlagen; und der Funke, der einſt in ihm alles, dem er ſich nahet, entzünden ſoll, wird, wie in leichter Dämmerung, hervor gehen. Er wird bei den Ahnungen, die in ihm entſtehen, in ſüßen Schauern zittern, und wunderlich ergriffen, von einem Ort zum andern ſich wenden, und Geſtalten der Unſichtbaren ſehen wollen. Und kömmt er als Mann einſt, als Greis, wieder hieher, und hat er, was er ſich vornahm, gethan: ſo wird er die nämlichen Stellen mit vertraulicher Liebe betrachten, und an dieſen Stamm ſich lehnen, und auf dieſen Stein ſich ſetzen, und ſich mit belohnendem Andenken der hohen Gelübde ſeines Lebens erinnern.

Doch hier will ich meinen Brief ſchließen; denn vermuthlich würde Ihnen werden, wie mir iſt, und dafür behüte Sie der Himmel! Sie müſſen mit der Welt ſeyn, und luſtige Geſichter machen, und über Dinge, die eine Fliege auch thun kann, als wären es Elephantenthaten, ſich wundern, und bei allen Bewegungen, Bravo! Unvergleichlich, herrlich! und dergleichen, in Bereitſchaft haben, auch wohl vom goldenen Zeitalter und unſerer Aufklärung, und der Empfindung unſerer Damen reden; ſonſt ſind Sie ein Mann ohne Welt und Lebensart. Das weiß ich alles, weiß es nur zu gut alles, und thue nichts von allem. Ich weiß daher wohl, was man an Ihrer

Stelle von mir ſagen würde. Aber wer weiß, ob ich an Ihrer Stelle es nicht der guten Sache zu Liebe manchmal für eine Pflicht hielt, mir auch einen ſchwarzen Bart ins Geſicht zu ſchmieren, und die Harlequinskappe herum zu drehen.

So aber gehe ich meiner Freude nach (die Leute nennen es Traurigkeit, oder Hang nach dem Sonderbaren, ich kenne ſie aber beſſer, daß ſie es nicht bös meinen;) gehe alſo, ſage ich, meiner Freude nach, ſetze mich dann zuweilen an einen freundſchaftlichen Dornſtrauch, ſinne ſo nach, und ſchlendere mit dem Gedanken, der von ſelbſt ſich mir anbietet, ſo hin, ſo hin. Und, (das fällt mir gemeiniglich ein) was wars nun bisher, fällt mir ein, dieſe dreißig Jahre um alles dein Arbeiten, um dein Denken, und Thun, um deine Vorſätze, Hoffnungen, Freuden und Betrübniſſe? Sie glauben nicht, wie demüthig ich daſitze. Was wird es aber künftig mehr ſeyn, (ich thue nichts hinzu, es kommt alles von ſelbſt) und dann wünſche ich, es möchte vorüber ſeyn.

Und ich wünſche, daß, wer mich ſitzen ſieht, ſich mir nicht nähere; denn er wird nachdenkend weggehen, oder wenn ers gethan hat, mir nicht ins Geſicht ſehen; denn er wird meinen, ich wollte mit ihm hadern, noch mir ſagen, er könne dieß und jenes nicht begreifen an mir, noch verſtehen, wie man in einer Faſſung, wie die meinige iſt, inwendig vergnügt ſeyn könne; denn es müßte ihn verdrießen, wenn ich ihm nichts antwortete, und thäte ich es, was könnte ich ihm antworten, als, wie wenig ich meiner Seits auch an ihm begreife. Wer kann ſagen, welcher von zwei Menſchen es beſſer macht, deren einer ſein Kleid an den Leib preßt, der andere von ſich herab loſe flattern läßt?

Ich möchte einmal wiſſen, lieber Freund, wie uns dann allen ſeyn würde, wenn wir keine der Sorgen hätten, welche uns nie zu uns ſelbſt kommen laſſen, ich meine, wenn weder der Ehrgeiz, noch der Rangſtreit, und wie die Seelengeſchwüre noch alle heißen, uns plagten; wenn wir auch der Brodſorgen, der Leibſchmerzen ꝛc. überhoben wären, ob wir dann Freuden und Gefühle, welche liebevoller, freundſchaftlicher, uneigennütziger, zärtlicher, mittheilender ſind, als alle andere noch Schwärmereien nennen würden! Dieſem denke ich unzählige Mal nach, und komme an kein Ende, und komme an Stellen, wo manchem nichts übrig bliebe, als närriſch zu werden. Adieu, Adieu!

Frankenberg den 28. Auguſt.

Sie können meinen letzten Brief unmöglich ſchon erhalten haben, und doch ſchreibe ich Ihnen ſchon wieder einen, und ich ſtehe nicht dafür, ob ich morgen nicht wieder einen ſchreiben werde. Man theilt andern nichts lieber mit, als ſeine Freuden, und genießt kein Vergnügen, ohne ſich zu bereden, daß es auch andere vergnügen werde. So ſollen auch dieſe Briefe, die ich mir in Abſchrift behalte, für künftige Tage, wo es nicht mehr ſo hell und froh um mich ſeyn wird, bei mir liegen bleiben; dann will ich ſie, wie ich es oft mit andern mache, hervorziehen, und durch das Andenken an das, was ich ſehe, für das, was ich dort ſehen werde, mich ſchadlos halten.

Geſtern ward hier ein Aufgebot für die Schützen, welche ringsherum zuſammen kamen, um auf einen feſtgeſetzten Preis ihr Glück zu verſuchen; doch in die Mitte treffen, iſt hier kein Glück, und ein guter Schuß iſt etwas gemeines. Dieſe Uebung gehört unter die erſten Ergötzungen dieſer Leute, und der Hang nach denſelben iſt ihnen gleichſam angeboren. Faſt jeder Bauer hat ſeine Lieblingsbüchſe, die er ſich als Knabe, ſo bald er ſie tragen kann, zulegt, mit der er frühzeitig mit ſcharfem Auge nach einem entfernten Ziel mißt, die er mit ſich zu ſeinen Nachbarn zu Kämpfen der Ehre, und des Gewinns herumträgt, mit der er nicht ſelten in entfernte Provinzen zieht, und die er zuletzt, wenn er wieder ſo ſchwach, wie einſt als Knabe, wird, mit vielem Vergnügen betrachtet, ſich an die vielen Geſchichten mit ihr erinnert, und dann wieder betrachtet, als den letzten und einzigen Freund, der ihm treu, und übrig geblieben iſt. Es war, ſo zu ſagen, die ganze Geſchichte, und das ganze Zeitalter von Einwohnern beiſammen, weißhaarichte Knaben, rüſtige, ſaftige Männer mit breiten Stirnen, und nervichten Armen, und werdende Greiſe, und mitten darunter die Herrſchaften, ihre Herren, nach hoher deutſcher Art, ſo vertraulich und vaterländiſch, und ſo rührend zum Ganzen. Die Schützen wandten und krümmten ſich nicht, wie ich anderswo ſah, wenn der Schuß vorüber war, als wollten ſie ihn jetzt verbeſſern, oder als wüßten ſie jetzt den zweiten Augenblick, was ſie den erſten hätten thun ſollen, ſondern kalt und aufrecht erwarteten, und ſagten ſie gewöhnlich voraus, was der Zufall gethan haben möchte. Es waren mehrere Scheiben, zwiſchen welchen die ſogenannten Zieler in ihrer Lebensgröße daſtanden, und gelacht haben würden, wenn man für ſie ſo beſorgt geweſen wäre, ſie an die Gefahr, welcher ſie ſich ausſetzten, zu erinnern. Für uns, die wir dieſes Anblicks nicht gewöhnt ſind, war es natürlich, daß derſelbe nicht angenehm ſeyn konnte, und man unterließ nicht über dieſe Uebung, je nachdem man ſelbſt eine Neigung für ſelbe, oder eine beſondere Furchtſamkeit beſaß, vieles hin und wieder zu ſagen. In meiner Republik würde ich für die Art der Freuden, nach denen ſich mein Volk nach harter Arbeit unterhielt, eben ſo aufmerkſam, wie ſelbſt für die Art ihrer Geſchäfte, ſeyn. Die Alten verſtanden dieß vortrefflich, und ihre Spiele waren immer mit ihren Geſetzen und Bedürfniſſen in engem Verſtändniß. Die Vergnügungen haben einen höchſt wichtigen Einfluß auf die Sitten, und es wird dafür in den volkreichſten Städten ſo gar nicht geſorgt. Je einfacher, ich möchte ſagen, je kindiſcher ſie ſind (denn wollte Gott, wir hörten lange nicht auf, Kinder zu ſeyn!), deſto beſſer ſind ſie. Unter den gegenwärtigen würde ich das Schützenweſen vorzüglich handhaben. Es macht männlich, und beherzt. Es iſt nicht ſo faſt ein Spiel, als eine zweckmäßige Uebung körperlicher Fähigkeiten, woran vorzüglich die Ehre Theil nimmt; und wenn wider Unordnungen und Mißbräuche, wie hier gar leicht geſchehen kann, geſorgt wird: ſo iſt weniger Gefahr dabei, als gewöhnlich bei Tänzen, und eingeführten Trinkgelagen, die ſich faſt allemal heimlich oder öffentlich, mit traurigen Begebenheiten endigen. Wo viel und übermäßig getrunken wird, da wird, um anderer Ausſchweifungen nicht zu erwähnen, gemeiniglich gerauft. Man erzählte mir, daß es hier von Zeit zu Zeit ordentlich einige Vor- oder Erzraufer geben ſoll, die auf allen Dorffeſten herumziehen, und ſich Mühe geben, Händel zu bekommen. Ihre eigentliche Abſicht iſt dabei nicht, jemand ſo zu verletzen, daß er Schaden leide, denn außer dem ſind ſie oft gute Arbeiter, ſondern es iſt Eitelkeit, jedermann ihre Stärke zu zeigen. Wo ein ſolcher in den Kreis tritt, iſt alles manierlich, und einer ſchleicht ſich nach dem andern hinweg, einen einzelnen manchmal ausgenommen, der dieſen Stolz nicht ertragen kann, und weil er weiß, er ſey auch ein Mann, dem Trotzer ſteif in die Augen ſieht.

Was ſie thun, hat das Gepräge von Selbſtgefühl der Stärke, und manche Anekdote, worin man hier gar nichts Seltſames fand, hat mich außerordentlich beluſtigt. Ein Bauer in — ließ den Pfarrer rufen; er wollte ſich, ließ er ſagen, profitiren laſſen. Als der Pfarrer kam, kniecte der Bauer vor ſeinem Hauſe, und auf die Frage, wo dann der Kranke ſey, antwortete er, daß es niemand wäre, als er ſelbſt. Ich will morgen Medicin nehmen, und mithin heute noch profitiren laſſen. Da der Bauer erſt morgen krank werden wollte, und heute ſo geſund wie der Pfarrer war: ſo hieß ihn dieſer mit ſich nach der Kirche gehen; alſo gieng er einzeln hinten nach, und um ihn, und nach ihm folgte die ganze Gemeinde, und betete für den Mann, der morgen Medicin nehmen würde. Stellen Sie ſich dabei das Geſicht des Arztes vor, wenn er von weitem irgend in einem Gebüſch hervorgelauert, und der Prozeſſion zugeſehen haben ſollte.

An einem dieſer Tage ſind wir nach Neubayern eingeladen worden, eine Komödie, oder vielmehr eine Tragödie, denn es ſoll darin Blut und Tod abſetzen, zu ſehen. Wenn ſie nur nicht von einem Neuling verbeſſert worden iſt, wie ich fürchte: ſo muß ſie herrlich zur Volksſitte ſtimmen, und einer ſtarken Natur ſeyn. Ich bin ſehr neugierig, was da vorgehen wird, und hoffe, Ihnen dabei viel Unerwartetes ſchreiben zu können, wenn alles ſo herſieht, wie ich es mir vorſtelle ꝛc.

Ich bin mit der möglichſten Hochachtung —

Theuerſter Freund!

Ich habe das Stück, von welchem ich Ihnen jüngſt ſchrieb, geſehen, ein Originalſtück ganz aus den Hauptintereſſen des Volkes herausgezogen, und mit der rohen Einfalt des Geiſtes hingeworfen, welche vielleicht dem Aeſchylus Gelegenheit gegeben haben mag, etwas Vollkommneres zu ahnen, und den erſten Verſuch gemäß einem geheimen Zuge gewiſſer Regeln zu wagen. Kaiſer Diokletianus ließ des Glaubens wegen den Grafen Georgium nach ſeinem Hof berufen, und denſelben, nachdem er ihn im Glauben ſtandhaft gefunden, radbrechen, in eine Kalkgrube werfen, geißeln, und wie dieß alles nichts vermochte, enthaupten. Was den Kaiſer am ärgſten verdroß, war, daß ſeine Gemahlinn, die Kaiſerinn, gleichfalls den chriſtlichen Glauben annahm, er ſohin in ſeinem Eifer den Befehl ertheilte, an ihr ein gleiches Endurtheil zu vollſtrecken. Die Kaiſerinn ſetzte ſich aber, ehe es geſchehen ſollte, auf einen Stuhl, und ſtarb; da mußte alſo Graf Georgius allein herhalten. Die Exhibitionen geſchahen alle auf der Bühne vor unſern Augen; aber was dem Ernſt derſelben ſehr vielen Abbruch that, waren einige Zuſchauer, welche ſich oberhalb den Scenen hinter denſelben befanden, und da ſie ſahen, wie alles auf den Schein zugerichtet wurde, zu lachen anfiengen. Die Schule hat dieſem Stück ganz und gar nichts geliehen; es war alles noch erſte Jugend der Natur, und nur noch Vermuthen derſelben; aber, was hie und da den Ausdruck anbelangt, ſo iſt es ganz gewiß, daß man viel Originelles und Großes darin finden würde, ſo bald irgend ein Namen dazu hergeliehen würde, von dem man gewöhnt iſt, viel Großes zu erwarten. Ich, für meinen Theil, bin vergnügter von dieſem Spiel, wo der Zuſchauer gemäß der Faſſung, welche er mitbrachte, ergötzt ward, weggegangen, als ich ſelten in der Stadt wegzugehen pflege, wo ich immer Spuren der verarmten und ſiechen Verkünſtelung antreffe, und ſelten weggehe, ohne mit vieler Angſt zu denken: wie wird dieß dem Zuſchauer bekommen?

Doch ich eile hier von dieſem Gedanken, der die Ruhe ſtöret, hinweg, und irre lieber, ſo lang ich kann, freudig und ſorglos auf dem Pfade der Natur, hole die reife Frucht vom Baume, und geſundes Waſſer aus der ſilbernen Quelle. Ich bin ſeit dem in verſchiedene Häuſer gekommen, wo mir Mann und Weib das Beatus ille, entgegen ſangen, und nie ward ich mehr überzeugt, worin der wahre Genuß des Lebens beſtehe, und wie der goldene Mittelſtand, von überläſtigem Ueberfluß und bettelhafter Armuth entfernt, der einzige wünſchenswürdige Zuſtand des Menſchen ſey. So wie ich unter dem beſcheidenen Dach auf der hölzernen Bank um den reinlichen Tiſch ſaß, war alles, weſſen ich bedurfte, vor mir; und um mich ſtand, was wir Stadtleute immer lobpreiſen, und ſuchen, und wenn es kommt, wieder von uns ſtoßen, die Ruhe genügſamer, und erfüllter Begierden, und die Einfalt der glücklichen Unwiſſenheit. In dieſe ſeligen Wohnungen iſt noch keine Nachricht von unſern Unruhen gedrungen, wo

> clamosi rabiosa fori
> jurgia vendens improbus, iras
> et verba locat,

und Erzählungen von unſerer Politik, von unſern Chikanen und Intriguen ſind ihnen unglaubliche, und fade Mährchen. Jeder Mann iſt hier ein Landsmann, und jeder Landsmann ein Freund, vor dem man nichts im Herzen behält, noch ſeine Worte, ehe man ſie aus dem Munde läßt, umkehrt, und abwägt. Ihre Erzählungen beziehen ſich alle auf gegenwärtige Dinge, ihre Beobachtungen ſind männlich, und unſere Neuigkeiten ſind ihnen unwichtiger, als einem unſerer Weiſen, der zehen Bände über den Tand des Lebens geleſen hat. Viele wußten nichts von allem, was in der Welt vorgeht, als daß der Churfürſt Maximilian, der Sohn des großen Kaiſer Karls, geſtorben, und daß ein Landesherr, der die Bayern lieb hat, aus der Pfalz gekommen ſey. Bei ſeinem Namen rückten ſie ſeitwärts die Kappe etwas hinauf, welches ſie auch bei heiligen Namen thaten. Wenn in dieſe Gegenden einmal ein Landesherr käme, ſo würde die Erzählung davon dauern, ſo lange ihre Felſen dauern. Lebhaft ſaßen die Geſchichten von dem letztern Landeskriege in ihrem Gedächtniſſe, und dieß war der einzige Fall, wo ſie aus ihrer Ruhe kamen. Ihr Ausdruck wurde löwenartig, und feierlich, und was nicht alt war, hielt den Athem an, und ſah ernſthaft herum, als wäre etwas Ehrwürdiges in die Mitte getreten. Und, mit einem Wort, theuerſter Freund! ſoll ein Volk gut ſeyn: ſo muß es gerade ſo beſchaffen ſeyn, und gerne alter Dinge erwähnen, und lange bei den Geſchichten der Voreltern ſtehen bleiben. Ach, dieſe Liebe zum Vaterland, die ein Beweis innerer Stärke iſt, ſcheint in ſo mancher Gegend, gleich wie andere Tugenden, aus der Mode zu kommen! Hier, wo ich dieß ſchreibe, iſt vielleicht ſeit uralten Zeiten kein neues Band auf die Kleidung, noch ein altes aus ſeinem urgrauen Vorrechte gekommen. Ich ſah an einem Sonntag, wo die Einwohner ſich in der Kirche verſammelten, Hüte, und andere Kleidungsſtücke, welche tief in dem vorigen Jahrhundert üblich geweſen ſeyn müſſen. Wenn ich Zeit und Gelegenheit hätte, ihre Gebräuche bei Leichenbegängniſſen und Hochzeiten zu ſammeln: ſo müßte dieß ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte bayeriſcher Urgeſchlechter werden; denn ich halte dafür, daß die Verſchiedenheit dieſer Gebräuche, ſo wie die Verſchiedenheit der Trachten, welche in Bayern beinahe alle vier bis ſechs Stunden ſich ändern, urſprünglich in den verſchiedenen Stammgeſchlechtern zu ſuchen ſey, wo eine Gemeinde ſich, gleich einer Familie zuſammenhielt, und auf ihren Herrn, wie auf ihren Großvater ſah. Doch die Bayern ſchreiben wenig von ſich, wie es alle die Nationen machten, welche viel von ſich ſchreiben konnten.

Dieß iſt der letzte Brief, den Sie von hier aus erhalten; ich reiſe morgen bei Tagesanbruch nach Tölz, einem Orte, welcher an der Iſar, und an der Kette dieſer Berge nach Süden, und der Hauptſtadt näher hinanliegt. Ich merke, man gewinnt die Berge eher lieb, als die Flächen, und ich ſehe voraus, wie ich, wenn ich wieder in dieſe zurückkomme, vieles, das hier meinen Augen entgegen kam, vermiſſen, und anfangs manche ſanfte Gegend einförmig und leer finden werde. So iſt es mit uns überall, theuerſter Freund! und Sie wiſſen, zu welchen Betrachtungen dieß Anlaß giebt.

Ich habe hier ſo manche Seltenheit geſehen, worüber ſie anderswo einen großen Lärmen, und ein Geſchrei bis an die Sterne erheben würden, als befänden ſie ſich wirklich unter den Wolken, und als ſäßen, gegen ſie betrachtet, alle andere Völker im Thal. Und es iſt wohl noch obendrein eine eben ſo große Seltenheit, wenn man noch irgendwo dieſer ſchönen Eitelkeit fähig iſt. An tauſend und wieder tauſend Orten, da führen ſie einen herum, ſchließen manche ſcharf verriegelte Thüren auf, langen aus heimlichen Schränken ein Käſtchen heraus, worin am Ende ein koſtbares Steinchen liegt, ſo wie jeder eines, der Geld hat, ſich kaufen kann, oder ſie zeigen einem den Hut eines tauſendjährigen Mannes, oder die Feder eines Schriftſtellers, dem ſeine Nachwelt ein prächtiges Grabmal gebaut, und den ſein Zeitalter verdammt hat.

Ich ſah hier keinen einzigen Bettler, und hier iſt ein Mann, ein Vater von 34 Kindern, von denen noch 26 am Leben ſind.

Die Römer ſetzten auf eine gewiſſe Anzahl Kinder Belohnungen; das thun auch die Franzoſen, und wahrhaftig es iſt eine herrliche Sache darum, und es würde die unſterblichſte Grabſchrift auf die Ruheſtatt eines Großen ſeyn, wenn ſie gleich neu ſeyn würde: „Unter ſeiner Herrſchaft hat niemand gehungert, hat ſich die Anzahl der Einwohner um die Hälfte vermehrt, und kein Menſch ſtarb an der Auszehrung.“ Ich würde zuweilen hinzuſetzen: hat ſich dieſer Aberglaube, dieſer Mißbrauch, die Niedergeſchlagenheit meines Volkes verloren, hat dieſer Menſch gelebt u. ſ. w. Mir ahnet, Sie werden ſehr lachen, da Sie dieß leſen, und doch kenne ich Sie als einen Mann von der beſten Art, und weiß, daß Sie das eher, und beſſer gedacht haben, als ich.

Ich gehe ſehr traurig ab, und werde wahrſcheinlich einen Theil meiner Zufriedenheit zurück laſſen. Ich lebte einmal wieder, wie in den Tagen meiner Kindheit, mir ſelbſt überlaſſen. Nichts ſtörte meine Ruhe, und keine unangenehme Nachricht verbitterte mir die genoſſenen Freuden eines heitern Morgens.

Ich hörte hier nichts vom Kabalenweſen der Städte, ſah kein Achſelzucken, noch ein mißtrauiſches Suchen im Innern des Auges. Wer mir einen guten Tag wünſchte, dem war es Ernſt, und wer mir begegnete, trug der ſein Herz entgegen. Mein Auge ſah mit freien, hohen, unbewölkten Himmel, und mein Ohr hörte den Geſang der Vögel, und der Quellen, und mein Fuß betrat den blumenreichen Boden von keiner Thräne des Kummers benetzt. Wie bald wird das innerhalb den Mauern wieder anders werden! hier, wo beinahe jeder Fackelträger ſeine Faktion wirbt, und von Partei und Gegenpartei ſpricht. Man wird mich merken laſſen, wie man nämlich ein groſes Stück auf mich halte, wenn man mich beim Ermel zupft, und wegführt, und mir leiſe die Nachricht ſagt, daß man meine, dieß und dieß werde ſo durcheinander gehen, und jener werde dabei geſtürzt werden. — Was ſchon ſehr viel für mich war, ſo blieb ich hier von gelehrten Nachrichten ungequält, und ungeplagt von klingenden Namen, die man an die Stelle der Sachen ſetzt. O wie oft, wenn ich ein friedfertiges Thal, und eine Hütte, die ſtill und ungeſehen in unbeneideter Ruhe lag, vorüber gieng, ſeufzte ich heimlich den Wunſch des Dichters:

Sit meae sedes utinam Senectae,
Sit Modus lasso maris et viarum.

Ich habe dieſe Zeit manchen feindſeligen Gedanken wider das gewöhnliche Fortſchreiten der ſogenannten Gelehrſamkeit empfunden, und oft gedacht, was es am Ende um allen den Sauerteig unſeres Wiſſens wäre, aus dem ſo ſelten etwas Ganzes hervorkommt, den eben ſo wenig ungeſchickte Hände mit ihrem Planmachen verpritſchen, (erlauben Sie mir dieß Wort) und aus dem ſie endlich, wenn man Wunder meint, was daraus werden wird, Haaſen und Füchſe zum Spielen für Kinder backen. Was ſie da für ein Aufheben mit einem Gelehrten machen, und oft iſt vielleicht unter zehntauſend Gelehrten ein einziger aufgeklärt, und dieſer einzige iſt vielleicht ein Schurke. ꝛc.

Leben Sie wohl, ich bin mit dem wärmſten Gefühl von Freundſchaft Ihr ꝛc.

An die Frau — nach Mannheim.

W — den 31. Auguſt 1781.

Da Sie zufrieden ſeyn wollen, wenn ich Ihnen Ja und Nein ſchreibe, ſo will ich Ja und Nein ſchreiben, und mich noch nebenher bereden, daß Sie ſo gütig ſeyn werden, meinen aufrichtigen Willen, mich Ihnen zu entſchuldigen, ſtatt aller Entſchuldigung gelten zu laſſen.

Ich ehre Sie des Auftrags wegen, den Sie mit ſo vieler Wärme mir machten, die Iris in M — zu verbreiten, ſo wie ich jedes

Frauenzimmer ehren werde, welches an dem Geiſte eines Buches, das aus dem wärmſten Herzen floß, Geſchmack finden wird. Ich habe, in Abſicht auf unſere ſittliche Aufnahme noch immer das meiſte Vertrauen zu ihrem Geſchlecht, indem ich ſtets beobachtete, daß, wo ſie einige Schritte voran, oder rückwärts machen, die Männer, gutwillige und lenkbare Geſchöpfe, gewöhnlich nachzufolgen pflegen. Aber wie in aller Welt ſollte ich es anfangen, daß ein Frauenzimmer aus dem Kreis ihrer täglichen Geſellſchaft heraustrete, und auf mein Empfehlen Ideen und Gefühle liebgewinne, deren Daſeyn daſſelbe bei den, ihr werthen Menſchen, mit denen es ſtündlich umgeht, nicht findet? Dazu gehört voraus eine Erziehung, welche bei den Töchtern unſeres Zeitalters gar nicht ſtatt findet. Es ſcheint, theuere Freundinn, Sie ſind in dieſem Stück zu glücklich, und ſtets in zu guter Geſellſchaft geweſen, um auf die gewöhnliche Bildung der Frauenzimmer zu merken. Nachdem ſie bis in das ſechzehnte Jahr lernen, wie ſie bei Tiſch ſitzen, ein Band wählen, und einem Fremdem eine Verbeugung voll unnatürlicher Ziererei machen ſollen, werden ſie in die große Welt eingeführt, wo ſie lauter Schweſtern antreffen, von welchen ſie in ein paar Wochen dahin gebracht wurden, wovon ſie nie wieder zurück kehrten. Putz und Kartenſpiel, koketiſcher Scherz, und grobe Liebhaberei und eine niedere Waſchhaftigkeit über alle Kleinigkeiten, ſo, wie man ſie dem roheſten Weibe nicht vergeben würde, ſind oft die ewigen Abwechslungen ihres Lebens, bis ſie anfangen cheres Tantes zu werden, und was ſie fort zu treiben zu grau ſind, an den jüngern ärgerlich zu finden. Ein Buch (ſoll ihnen ja eines gefallen) muß nach Salben riechen, und ſchnackiſch und leichtfertig ſeyn, wie ihr Liebling, welcher ſie ſeit drei Tagen beſucht, und mit einem Wort, es iſt vergebens, eine Melodie hervor zu bringen, wo die Saiten verſtimmt ſind, und Schriften, wie die Iris, kommen zu früh oder zu ſpät.

Ich ſpreche ſehr gerne von der Bildung der Frauenzimmer, weil ſie den Männern höchſt wichtig iſt, ungeachtet alles Schreiben und Erinnern eine Chimäre iſt, ſo lange nicht ein außerordentliches Glück, oder der Staat, oder welches auf eines hinausläuft, ſo lange nicht ein Wunder von oben daran arbeitet. Wenn ich zurück denke, wie einſt ein würdiges Frauenzimmer der mächtigſte Antrieb guter Jünglinge zu großen Unternehmungen, und ſie ſelbſt nur der Preis ſchöner Handlungen war, ſie ſelbſt den Mann, der nicht arbeitete, nicht kühn, und geehrt war, ausſchlug und verachtete, und wie nun zur Eroberung eines ſolchen Dinges gar nichts erfordert wird, als ein paar Seufzer, oder ein paar Leichtfertigkeiten, und ein Dunſt von Eaux de Levant, ſo vergeſſe ich zuſehend alle Hoffnung. Ich ſtelle mir das Gelächter vor, das ein heutiges Frauenzimmer aufſchlagen würde, wenn ſie zufälliger Weiſe die Lobeserhebung einer ehemaligen Liebhaberin, und ein Gemälde der Dinge, welche an ihren Geliebten ſie hinreißen, zu Geſicht bekommen ſollte: „Saget, wo iſt der, den meine Seele liebet, daß ich ihn ſuche, und liebkoſe! Sein Gang iſt feſtlich und königlich, und ſein Weſen raget über andere hervor, wie der Eichbaum über niedriges Geſträuch. Er iſt ſchlank, wie ein Hirſch, und läuft den Winden voraus. Wenn er aufſteht zum Streit, ſo beben die Hügel um ihn, und vor dem Geraſſel, wenn er den Bogen ſpannet, fliegen die Feinde. Fürchterlich iſt das Wehen ſeines Buſches am Helme, und ſeine Augen blitzen hervor, wie die Flammen auf den Haiden der Nacht. Wo er iſt, da kommt Muth in das Gedräng, und im finſtern Getümmel leuchtet er, wie ein Sonnenſtrahl, der die Nebel zerſtreuet. Er iſt das Leben, und die Bewegung in der Verſammlung, und ſpricht er, ſo gehorchen tauſende ſeiner Stimme. Er iſt gut über und über, und gerecht, und hat eine menſchenfreundliche Seele mein Geliebter.“ Was würde eine Liebhaberin unſerer Tage entgegen ſagen können, ohne die größte Satyre auf ſich ſelbſt zu ſagen?

So bin ich auch ſehr ſchüchtern, durch irgend ein geiſtreiches Buch die Empfindung jemand zu öffnen, von dem ich vermuthe, daß er vergnügter ſeyn werde, wenn ihm ſein Gefühl auf eine gewiſſe Art roh und verſchloſſen bleibt. Ich möchte keiner Nonne einen Dichter geben, der zur unbekanntern Freude des Lebens ruft, und ſo auch keiner Frau, die einem verhärteten Wildling in die Hände gefallen, ein Buch, das ihm einſeitig zu feinern Gefühlen, oder auch nur zu dem Bedürfniß einer erträglichen Lebensart dienlich iſt. Ich zittere, wenn ich mir vorſtelle, wie unausſprechlich bitter das ſeyn müſſe, an jemand gebunden zu ſeyn, der von unſerem Herzen ganz das Gegentheil iſt, und o! wie vieles habe ich hierin wider die Männer zu klagen! Ich konnte eine Abhandlung, welche ich in meine Monatſchrift über die Urſachen mißvergnügter Ehen von Seite der Männer einrücken ſollte, ſo wie ich bereits eine von Seite der Frauen eingerückt habe, noch nicht bis dieſe Stunde zu Stand bringen, ſo vieles drängt ſich meinem Herzen auf einmal zu. Dieß ſoll euch ſtatt einer Rechtfertigung wider die freundſchaftlichen Vorwürfe gelten, welche Sie mir hierüber mit ſo vielem Recht auf ihrer Seite gemacht haben. Billig ſollte ich die Männer nicht ſchonen, nachdem ich den Frauen ſo herbe Dinge, (wie ſie Wahrheiten nennen) geſagt habe; und komme ich zu der ganz beſondern Ruhe, derer ich benöthigt bin, um mich auf ſolche Betrachtungen einzulaſſen: ſo will ich künftigen Monat meinem Verſprechen genug thun.

Ich ſchreibe Ihnen dieſen Brief auf einem Hügel voll Luſt und Poeſie, und voll Geſang, ſo bald der Tag erwacht; aber nun dieſen Augenblick ſtehen in hellen Tiefen über mir die lieblichen Sterne, und auf der ſchweigenden Gegend ruht, und wandelt leiſe der freundſchaftliche Schimmer des Mondes. Zu meiner Rechten ſehe ich tief unten im wildern Thal eine einzelne Mühle, und das Geräuſch des Waſſers tönt durch die Stille der Nacht ſo rührend herauf, und zu meiner Rechten erhebt ſich ſanft und allmählig die Landſtraße. Einzeln und einzeln ſchleppt (und es iſt doch gleich Mitternacht) ein einſamer Fuhrmann voll Staub und Müdigkeit ſeinen Wagen vorbei, deſſen Knarren ich lange, ehe ich ihn ſehen kann, von fern her vernehme. Die Natur iſt allenthalben eine lautere Antwort, und, nachdem Sie etwas auf dem Herzen haben, klaget alles, wo Sie ſich hinwenden, oder freut ſich alles mit Ihnen.

Wenn ich denke, daß Sie nun ſchlafen, und nichts um ſich wiſſen, ſo iſt mir bange dabei, weil mir zu gleicher Zeit einfällt, daß Sie viel entbehren. Sie ſehen nicht, wie die Ruhe auf den Dächern, und der Segen auf allen Gefilden wacht; Sie ſind, wie eine Todte. Da ich Sie, mehr als wahrſcheinlich, niemals in dieſem Leben ſehen werde, ſo ſtelle ich Sie mir oft als eine ſolche vor, die da einſt war, und (wie wir immer von denen, die nicht mehr unter uns ſind, denken), beſſer, und holder, als wir alle, geweſen iſt. Mein Herz freut ſich, und ergießt ſich, ich weiß nicht, wie, bei dieſer Vorſtellung, und ich möchte Elegien an Sie ſchreiben. Mit Ihnen darf ich ſo ſprechen. Sie ſind ganz vernünftig, gut und liebreich.

Und ſo leben Sie denn wieder wohl. Hr. v. —, welcher Ihnen dieſen Brief einhändigen wird, wird Ihnen ſagen, denn ich habe ihn darum gebeten, wie ich dieſe Tage zubringe. Ihr Andenken wird mir ſtets heilig und erfreulich ſeyn. Ich bin mit der möglichſten Hochachtung ꝛc.

Wildenwart den 31. Auguſt.

An Herrn — nach Mannheim.

Ich weiß nicht, theuerſter Freund! ob ich Ihr edles Verlangen, etwas von meinem Vaterlande zu hören, durch eine geringe Nachricht, die hier ſehr kurz zuſammengefaßt, und nebenbei nur von einigen Strichen ausgehoben werden kann, nicht vielmehr reizen, als befriedigen werde. Bayern iſt noch dieſe Stunde in Abſicht auf ſeinen innern Gehalt ein ſo merkwürdiges Land, als es einſt an den ihm zugehörigen Provinzen weitläufig, und an eigener bürgerlicher Verfaſſung groß und mächtig war. Wo man hinkommt, findet man etwas, das man ehe, weil es unbekannt iſt, nicht vermuthet hätte, und der Fremde betritt es, und verläßt es mit dem Ausruf: Was müßte mir aus dieſem ſchönen Lande nicht werden!

Ich reiſte heute, nachdem ich über den Inn gefahren, etliche Stunden durch ein Thal, oft über ſehr beſchwerliche Wege, finſtere Klüfte, und Haine, durch welche ein Bach rauſcht, (man nannte mir ihn ſchlechtweg den Steinbach) über den man in kurzer Zeit neunmal zu fahren hat. Ungeachtet die Gegend bewohnt, und bebauet iſt, ſo kam es mir doch vor, als ſey hier die Natur noch in den Tagen der Jugend. Es iſt, als wäre ein ehemaliges ungeheures Gewäſſer noch immer im Ablaufen, und als würde die Oberfläche theils immer feſter, theils erdreicher werden. Manche Stellen ſtehen noch, wie zerriſſen, in einer prächtigen Wildheit, und in den mannigfaltigen Brüchen ſieht man, wie auf dem Angeſicht eines Menſchen, der viel erduldet, daß die Natur hier viel gelitten habe. Die Verſchiedenheit der Scenen, die man im Vorbeikommen alle Augenblick entdeckt, iſt unbeſchreiblich, und wenn man mit dem Herzen reiſt, ſo wie mit den Augen, ſo ſehen dieſe weniger, als jenes zu fühlen hat. Ein Künſtler, der ſich Ideen ſammeln wollte, würde hier lange verbleiben. Wie eine Biene mit Blumen, ſo würde ſeine Seele ſich mit Vorſtellungen nähren, und wo er hinkäme, würde er glauben, an den Ort, den er lange ſuchte, gekommen zu ſeyn. So verjüngt und neu ſcheint hier alles, und auch alles ſo alt, wenn man die Zeit bedenkt, die es, ſo zu werden, gebraucht hat. Die Steine, über welche jene vielfältige Krümmung des Baches geht, ſind bereits durch das langwierige Wälzen ganz rund; und ſtelle ich mir die Reihe der Jahre vor, die erfordert würden, das Bett durch die Erde an den weicheſten Stellen zu ſchneiden, ſo werde ich grau von Gedanken an die Spuren des Alterthums. Dennoch meſſe ich mich ſo gerne mit der Länge der Zeit, und wenn ich denke, wie unſer Jahrhundert, wie ein Jahrtauſend gegen das, was etwa folgen wird, kaum ein Punkt iſt: ſo empfinde ich ſo etwas unnennbar Starkes, und Trotzendes in mir, wobei ich mich nicht erwehren kann, auf unſer Ameisweſen mit der äußerſten Verachtung hin zu ſehen. Wenn Geſchichten, wie die des ehemaligen Roms in dem See der Zeit kaum wie ein Blättchen erſcheint, wie von ungefähr vom Winde dahin gewehet: was wird aus uns werden? Wahrſcheinlich wird von allem dem, was wir jetzt thun, nicht ein Strich ins Buch der Thaten kommen, und ich glaube, wir arbeiten insgeſammt daran, nichts aus uns zu machen.

Doch, wo gerathe ich hin? So mag der Mann fragen, der, wenn er reiſet, nichts zu wiſſen verlangt, als, wie weit ein Flecken vom andern liegt. Ich weiß ganz gut, wo ich hingerathe, und ich ſchreibe Ihnen, wie ich, wenn Sie nur bei mir wären, reden würde. Ich finde in jedem Ding ein Bild von uns. Ich habe jedem Dinge etwas zu ſagen, es zu grüßen, und wieder Abſchied zu nehmen, es zu bedauern, oder mich ſeiner zu erfreuen. Es würde mich in der That trautig machen, wenn mir die Erſcheinungen des Landes, falls ich auch auf dem Lande wohnte, weniger ſeltſam vorkommen ſollten, als nun, da ich ſelten dahin komme. Ich wünſchte ebenfalls, daß es in Städten erlaubt wäre, ſich bei den tollſten Streichen, die man hören und ſehen muß, nicht zu verſtellen, und was elend iſt, elend zu nennen. So aber lachen ſie einen an, mit einem ſo ärgerlichen, höhnenden Lächeln, als ſähe man ihre Geſchäfte nicht von der rechten Seite, wenn man darin, wo man hinblickt, ſchändliche Lücken ſieht.

Ich habe bereits das niedliche, muntere Schloß geſehen, und mich an dieſem und jenem Stück, wenn es auch nicht das erſte Meiſterſtück war, mit Vergnügen verweilet. Da traf ich hier den Dokter Eckius an, den ich nie betrachte, ohne mir die heißen Tage der Reformationsgeſchichte vorzuſtellen. Sein gelbes, hageres, ſchwarzgallichtes Geſicht verräth mir den großen Diſputirer in Leipzig, und ſeine ſcharfen Augen, welche, wie zwei Pfeile, in die Ferne blitzen, laſſen mich den unermüdeten Mann ſehen, der manches Sophisma ausgelöſt, Verdruß ohne Ende erduldet, und in dem Streit, wo es um Religion und Freiheit galt, etwas rechtes geſchwitzt haben mag. In der Schloßkapelle traf ich die Paſſion des Gregorius Hurets, in etlichen und dreißig Folioblättern an, worunter ſteht: Greg. Huret inv. et sculp. cum Priv. 1664. *)

Von dem Tiſch aus, wo ich Ihnen dieß ſchreibe, ſehe ich gleich in der Nähe einen ſehr tiefen Kanal, den uralte Gewäſſer ausgeſpült haben, deren Quellen bereits lange verſiegt ſind; denn er iſt über und über mit jungen Geſträuchen, und mannbaren Bäumen bewachſen, und der ſchützende Aufenthalt einzelner Rehe, deren ich eben eines, ſo unſchuldig und unbeſorgt herumſpringen ſah, daß ich für das Vergnügen, welches es mir machte, von ganzem Herzen wünſche, dem Mann möchte ſeine Flinte nie losbrechen, der es zum erſtenmal ſehen, und tödten will. Wahrſcheinlich iſt dieſe Gegend voll unterirdiſcher Waſſerbehältniſſe, die von den vielen nahen Hügeln, und Bergen ihren Zufluß erhalten, und theils immerwährend fließen, theils in verſchiedenen Menſchenaltern mit Gewalt hervorbrechen. Ein anſehnlicher Mann zeigte mir nicht weit von hier die Stelle, wo ihm vor etlichen Jahren mit Gefahr ſeines Lebens etwas ähnliches begegnet. Er ritt am Rande einer dort gräß-

---

*) Ludwig Fronhofer hat derſelben in ſeiner ſchönen Abhandlung über das Studium der Kupferſtecherei, welche dem akademiſchen Bande einverleibt iſt, Erwähnung gethan. F. 287.

lichen Anhöhe, als er unter der Erde ein ſeltſames Getös, wie das Gemurmel eines fernen Donners, vernimmt. Das Ungewöhnliche dieſes verborgenen Gebrülls, und das Beben der Erde, welches damit verbunden war, veranlaßten ihn, ſich augenblicklich nach den nahen Feldern ſeitwärts zu flüchten; und er hatte dieſelben kaum erreicht: ſo bewegte ſich der Ort auf eine fürchterliche Art; unter einem ſchrecklichen Geheul, und gewaltigen Windſtoß ſtürzte die Erde hinab, und im Augenblick wälzte ſich ein Strom durch die Gegend. Noch fließt eine Quelle, als Zeuge dieſer Begebenheit, friedlich und beſcheiden das liebliche Thal durch.

Morgen oder nächſtens komme ich nach Prien, welches ein ſchöner Flecken ſeyn ſoll, und beſehe den Chiemſee. Ich weiß nicht, ob Sie ſich bekümmert haben, zu wiſſen, daß in Bayern außer den fünf ſchiffreichen Flüſſen unter den 1270 Wäſſern, die Namen haben, (andere 270 haben keine beſtimmte Namen) 160 kleine, und 16 große Seen ſich befinden, worunter der Chiemſee der anſehnlichſte iſt. Er iſt vier Stunden, oder mehr noch, breit, und eben ſo lang. Die großen Seen, als der Würmſee, der Ammerſee, der Walcherſee, Stafelſee ꝛc. ſtehen im Oberland, und im Unterland vereinigen ſich alle Flüſſe, und trefſen einander, ſpäter oder früher im Donauthal. Wer das von oben herab ſehen könnte, würde ſehen, daß hieraus ein Garten ſich bilden laſſe.

Ihnen wird wohl wenig daran liegen, ob ich Ihnen einen Brief, oder etwas, das man ein Tagebuch nennt, ſchreibe. Ich werde dieß Geſchriebene nicht fortſchicken, bis ſo viel beiſammen iſt, daß es der Mühe lohnt, es zu leſen. Ich bitte Sie, ſich mit mir meiner heitern Stunden zu freuen, ſo, wie Sie ſich unbekannter Weiſe über Betrübte betrübet haben. Sie ſind ein Mann ganz nach meinem Herzen. Wollte Gott, ich könnte der ganzen Welt, und vorzüglich meinen lieben, treuherzigen Bayern ſagen, welch ein verſtändiger, guter, durchaus guter Pfälzer Sie ſind, und jedem, der Rath und Troſt braucht, ſagen: Ihn beſuche, er wird dir ihn geben.

Mir iſt hier ſo leicht und ring, und ſo frei iſt alles um mich, als wäre ich vielen Thoren, und Narren, und halben, und ganzen Schurken, die in Städten an einen ſich hängen, entgangen. Wäre nicht der ewige Tumult von einer neuen Mähre in die andere, bei deren keiner man zu ſich kommt: es wäre nicht auszuhalten. Wenn Sie nun ſo recht einmal im Vergnügen ihres Herzens, und ſo heiter, wie ein heller Morgen, ſind: ſo geht

Ihnen, ſo bald Sie auf die Gaſſe kommen, jemand auf den Rücken nach, und ſagt Ihnen eine Neuigkeit von irgend etwas, das, wie er ſagt, eben paſſirt iſt, oder heute noch paſſiren wird, ins Ohr, daß, wenn Sie ein Menſch ſind, ſich in ihrem Innerſten die Menſchheit empöre. Dafür müſſen Sie ihm dann noch obendrein danken, daß er ſo gütig war, Ihnen eine ſolche Probe ſeines Vertrauens zu geben. Dafür ſind Sie auch in ihrem eigenen Hauſe nicht ſicher, und wer ganz ſeiner Ruhe und guten Laune genießen will, muß, wenn er Morgens vor dem Fenſter ſteht, wohl Acht haben, daß ihn keine feindliche Seele erblicke, und ihm zum Willkommen etwas Neues berichte.

So eben geht die Sonne unter, und die langen Schatten liegen ſtreifenweis auf Hügeln und Thälern. Kräuter und Blumen lechzen vor Hitze, und in etlichen Augenblicken wird der erquickende Thau von oben herab träufen. Schon weht ein unmerklich leichtes Lüftchen mir ins Angeſicht düftende Kühlungen. Die fernen Felſenſpitzen ſtehen noch im Glanz.

Guten Abend dann, und allen der Friede, der in der Gegend herum ruht, und der Friede am Ufer des Rheins komme über Sie!

Sie ſind gütig, und liebreich, und werden, wer Ihnen begegnet, ihn mittheilen.

Ich werde die Frau von — an dieſe Briefe anweiſen, und erſuche Sie daher, ſie ihr, wenn ſie es verlangen ſoll, mitzutheilen. Ich bitte Sie aber, ehe Sie das thun, ein und andere Einwendung zu machen, und ſie, in ſo ferne es geſchehen kann, ohne ſie zu kränken, ein wenig zu erzürnen. Ich meine das nicht eben bös; aber ich denke, wenn man Frauenzimmer verbinden will, ſoll man ſie mit allen Dingen ein bischen zerren, damit ſie ein bischen ſtreiten, und zanken und ſchnippiſch thun können, und am Ende die Freude haben, zu glauben, man habe ihnen nachgegeben. Wir ſelbſt ſind wohl alle ſo; und was uns angenehm ſeyn ſoll, ſoll immer ein bischen beſchwerlich ſeyn.

Den 2. September.

An Herrn —

Ich komme von dem See zurück, und will Ihnen ſagen, was ich geſehen, gehört und was mich erfreut, und betrübt hat. Weit um mich herrſcht heiliges Schweigen, und ich komme von den Inſeln der feſtlichen Einſamkeit.

Für jemand, der, außer Flüſſen, ſelten ein großes Waſſer zu ſehen Gelegenheit hat, iſt der Anblick dieſes ungeheuern Sees an einem Ort, wo keine ſichtbare, außerordentliche Verbindung mit andern Gewäſſern iſt, ein ungemein prächtiges Schauſpiel. Man erblickt darauf die Inſeln, auf welchen die Klöſter ruhen, als ſehr geringe Theile, für die man anfangs beſorgt iſt, als würden ſie von dem Abgrund verſchlungen werden, und das Aug verſchwindet über die Fernen nach den jenſeitigen Ufern, die größtentheils mit Klippen, und Wäldern bedeckt, und in einen Flor eines glänzenden Nebels gehüllt ſind. Die Landſchaft hat das Mahleriſche und Angenehme nicht, das dem ſchönen See zu Starenberg eigen iſt, welcher auf beiden Seiten mit ſanft aufſteigenden Hügeln, an deren Fuße romantiſche Hütten, und auf den Höhen anmuthige Schlöſſer ſtehen, begränzt, und worin, wie mir dünkt, ſelbſt das Waſſer friſcher und lebendiger iſt. Ich habe vergeſſen, mich zu erkundigen, ob man nicht zur Zeit außerordentlicher Meeresſtürme jene verborgenen Bewegungen wahrnehme, welche man in andern Seen des Oberlandes zu bemerken gewohnt iſt. Er ſoll auch die ſchreckliche Tiefe nicht haben, welche anderen Seen eigen iſt, wiewohl er an einigen Stellen unergründlich ſeyn ſoll. Es iſt wohl kein Zweifel, daß es ihm an unterirdiſchen Quellen nicht fehle, ſo wie er von oben von dem Fluß Alza, der als in einem eigenen Bette durch ihn rinnt, und von den häufigen Bergſtrömen eine beſtändige Nahrung erhält. Dieſe letztern führen Schlamm und Erdreich mit ſich, und ſenken ſich in ſolcher Menge in ſeine Tiefen, daß die Sage geht, der See werde allmählig enger, indem der feſte Boden in manchem Ort ſich weiter herauf begebe. Doch werden dieß wohl auch noch unſere Urenkel ſagen, ohne eine merkliche Abnahme des Waſſers beſtimmen zu können, und wenn der See ausgefüllt werden ſoll, müßte ehe mancher Rieſenberg um ihn her verſchwinden.

Um den Maimonat bekommt der See jährlich gewiſſermaßen eine Krankheit, von der er ſich ſelbſt zu reinigen pflegt. Man ſagt hier, der See blühe. Der See wird nämlich über und über von einem gelblichten Schaum bedeckt, wobei ſich gleichſam die Oberfläche kräuſelt, was aber nach einiger Zeit ſich wieder verliert. Könnten wir übrigens in die Abgründe ſehen, ſo ſähen wir, was wir im Grund des Meeres finden würden, die Fortſetzung des feſten Landes. Hier wächſt das ſogenannte Meerkraut aus den Tiefen herauf, und vielleicht, daß im Meeresgrunde ganze Wälder baumartiger Stämme fortgeſetzt werden. Berge und Thäler wechſeln ab, wie hier oben, und im Verhältniß derſelben ſind die Klippen, worauf die Inſeln befeſtigt ſind, eben das, was dem freien Lande der benachbarte Wendelſtein iſt. Und wie die Vögel ein, ihrem Körperbau angemeſſenes Maaß der Lufthöhe haben, über, oder unter welche ſie ſich nur ſelten begeben: ſo ſchwimmen und kreuzen auch die Fiſcharten, tiefer und höher, jede in dem ihr zugehörigen Raum.

Der See iſt, wie faſt alle Gewäſſer in Bayern, an den beſten Fiſchen außerordentlich reich. Hierin übertreffen wir, ſo wie überhaupt in manchen andern Produkten, die ganz unberühmt ſind, viele Länder, und ich bin verſichert, Sie würden unſern Fiſcharten, ſo parteiiſch uns zuweilen die Gewohnheit zu machen pflegt, vor den ihrigen ganz unbefangen den Vorzug geben. Die Schleine ſind ungemein körnicht, und die Seekarpfen von ganz beſonderer Güte. Es finden ſich Lachſen zu 30, und Waller zu 70 Pfund. An den Hechten, deren es welche zu 40 Pfund giebt, will man ſeit 30 Jahren zu Zeiten eine Art von Krankheit bemerken, die vermuthlich urſprünglich vorhanden geweſen, aber niemals bemerkt worden iſt. Sie bekommen nämlich einzeln bei den Floßen gelbe Flecken, wie die Mahle eines Biſſes, welche dann eine Aehnlichkeit mit kleinen Blattern erhalten. Wieder findet man in dem See eine Art kleiner ſchmackhafter Fiſche, welche man im Frühjahr Riedling, und im Herbſt Reinanker nennt. Im Monat Juli fängt man einen gewiſſen Leich, aus welchem nachher Schrazen, Braxen, oder Pirſtlinge hervor kommen. Die Fiſche ſind damals, wo man ſie Sengerlen nennt, nicht größer, als ein Haberkorn, und wickeln ſich, wenn man ihnen mit den Netzen nahe kömmt, zu tauſenden in einen Ballen zuſammen, und ſterben in dem Augenblick, in dem ſie aus dem Waſſer kommen. Ich habe mir viele Mühe gegeben, einige Nachricht von einem gewiſſen Fiſch, welchen man vor ungefähr einem Jahre der Akademie zu München unter dem Namen Strenkatz einſchickte, zu erhalten. Es iſt derſelbe etwas größer, als ein gewöhnlicher Koppe, welchem er an dem Baue des Kopfes beinahe ähnlich iſt. Er hat ſcharfe Zähne, und wo er ſich einfindet, verlieren ſich auf lange Jahre alle andern Fiſche; daher man ihn, wie in dem Brief ſtand, ſorgfältig zu verfolgen pflegt. Sollten Sie etwa eine nähere Wiſſenſchaft haben: ſo weiß ich, daß Sie ſo gütig ſeyn werden, mir ſelbe zukommen zu laſſen.

Ich lege allemal die Feder nieder, wenn ich bei irgend einer Gelegenheit eine ſolche Bitte an jemand zu ſtellen habe. Es iſt für einen Inländer, wenn ihm auch nur das Wohl der Menſchheit am Herzen liegt, unbeſchreiblich kränkend, ſich einer Gleichgültigkeit von der Art, wie ſie in den wichtigſten Dingen in Bayern herkommt, zu erinnern. Wir haben keine Naturgeſchichte, keine Handlungsgeſchichte, keine Kunſtgeſchichte, keine Staatiſtik, und es fehlt theilweis weder an Kenntniſſen, noch an Männern, welche ſie ſammeln wollen. Der Gang der Staaten auf Erden windet ſich unſichtbar, und wer kann ſagen, wo es von jeher gefehlt hat?

Die Vögel, welche um den See ſich einfinden, die verſchiedenen Enten, welche gleichwohl ihre Zucht hier nicht legen, ſind gleichfalls ſehr zahlreich. Mit dem Winter kommen die Schwanen, welche im Frühjahr ſich wieder verlieren. Einzeln ziehet und ſtreifet manches fremde Thier dieſe Gegenden durch.

Der See war, wie die Wahrheit, als ich heute vor ihm ſtand, ganz ohne Hülle, ganz hell, und durchſichtig; aber tiefer und tiefer wurde es hinab dunkel, und dann verlor ſichs finſter ins Bodenloſe. Auf den weichen ebnen

Flächen wallte nicht die geringſte Bewegung, und kein fühlbares Lüftchen verſuchte leiſe, hiehin, und dort hin, zu wehen die Ruhe des ganz beſänftigten Sees. In der Nähe, und in der Ferne ſchwammen um uns herum, (da es heute Sonntag iſt) aus den benachbarten Dörfern fröhliche Nachen voll hallender Juhei, und die, welche weiter waren, glichen ſchwimmenden Baumblättern. Das malte ſo grauſend, floß mit ſo ſüßen Aengſten ins Herz.

Daß das Kloſter Herren- ſo wie Frauen-Chiemſee in Oberbayern, Bisthum Salzburg, Rentamt Burghauſen, Pfleggericht Kling liegt; daß ſie beide vom Herzog Taſſilo erbauet, jenes, nachdem es erſt von den Benediktinern bewohnt, hernach aber, als es von den Hunnen faſt ganz zerſtört ward, von einem Conrad von Abenſperg, ſalzburgiſchen Erzbiſchof, den regulirten Chorherren S. Aug. übergeben worden; daß in dieſen viele Perſonen vom erſten Weltrang begraben, und ſelbes Caenobium coronatum genannt worden, dieß, und was dieſem ähnlich iſt, mag Ihnen hier eben ſo gleichgültig ſeyn, als wenn ich Ihnen erzählen wollte, ob die Außenſeite grau, oder roth, oder gar nicht gemalt iſt. Der Erzbiſchof Eberhard der zweite hat hier ein Bisthum errichtet, deſſen Biſchof aber in Salzburg wohnet, und ihm untergeordnet iſt.

Das Herrenkloſter iſt etwa eine kleine Stunde vom Ufer, und deſſen feſtes Erdreich beträgt zwei Stunden im Umkreis, worauf Felder, und Wieſen, und Gärten, und Aecker, und ein ungemein anmuthiges Wäldchen, worin man jagen kann, liegt. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie das auf einmal in jeder meiner Nerven zitterte, als ich von einem Mann, dem ichs anſah, daß er den Anblick fühle, aus dem Kloſter über eine Anhöhe geführt ward, und dieß alles in dem ſchönſten Abendlicht vor mir liegen ſah, und über allem dieſem weiter hinaus den See, und immer weiter, bis der Blick ſich verlor. Und dann für mich Bewohner des ewigen Lärmens der Friede umher im Himmel und auf Erden.

Wer die Laſt des Tages getragen, und die Wahrheit mit Streit und Schweiß erfochten hat, wie wandelte er hier im Schatten! Wie genöße er der Ruhe auf der friedlichen Raſenbank! Wie die Luft über Halme ſchwebt, flötet es Melodieen dem Fühlenden, und dem Müden Beſänftigung. Auch, dünkt mich, wäre der Ort hier, jene mächtige Begeiſterung in ihrer ſteten Jugendkraft beizubehalten, worin man große Dinge für die Welt thut, und denkt, weil man nimmermehr glauben kann, wie in der Welt große Gedanken, und Thaten verloren gehen. Wie das Bild, ſo groß und herrlich, als ich es ſah, vor meiner Seele ſteht, wird es nie wieder daraus kommen.

Eine Viertelmeile von dieſer Inſel liegt tiefer in die See hinein das Frauenkloſter, deſſen Bezirk an Größe kaum den Drittheil von jenem erreicht. Auch kommt es jenem am äußern Anſehen nicht bei, und iſt nebenbei indem es beinahe an dem Rand des Sees gebaut iſt, allen Anfällen der Witterung, der Kälte, und der Hitze ausgeſetzt. Hier beſuchte ich die Wohnung der Unſchuld, und der unbekannten ſchönen Einfalt des Herzens.

Ich kann mir nicht helfen, wenn ich noch wahrlich mit dem aufrichtigſten Wohlwollen bis dieſe Stunde denke, die Menſchen ſeyen unbegreifliche Räthſel, und nennten manchmal Dinge mit Namen, als wären ſie damit gar wohl bekannt, von denen ſie nicht das Geringſte begreifen. Sieh, du eileſt immer fort, ſtrebeſt immer nach mehrerm, rufeſt, wie es dir beliebt, Froſt und Wärme in dein Zimmer, und käueſt noch mit weicher Bequemlichkeit deinen Biſſen im Mund, wenn du die Worte hörſt: Am Ende ſeyn, nie wieder geändert werden, nie wieder erſcheinen, am Ende ſeyn!

Auch denke ich zuweilen, es ſey möglich, daß man ſage, der ſey nie ganz unglücklich, auf deſſen Grabe die Thräne des Wanderers fällt; aber Gräber ſind, die man nie finden würde, und wenn man mit hundert Augen ſie ſuchen ſollte.

Ich habe wenig mehr zu wünſchen, (nehmen Sie das, wie Sie wollen) aber des Wunſches, des albernſten, den es geben kann, kann ich mich zuweilen nicht erwehren, — daß ich einer der zehen, oder zwölf Männer ſeyn möchte, die geboren worden, den Erdkreis zu regieren. Was ich dann thun würde? Ich verſichere Sie, daß hierin noch zur Stunde eine meiner erſten Lebensfreuden beſtehe, zu denken, was ich dann thun würde. Um es Ihnen mit einem Male zu ſagen, wo eine Brücke iſt, da bauete ich noch eine neue. Wo nun ein Kirchthurm ſteht, da ließ ich den zweiten hinzu bauen, und wo zwei Stadtthore wären, da ließ ich das eine mit dicken Steinen vermauern. Und ſo würde ich gar vieles thun, wovon nun nicht das geringſte gethan wird.

Wir fuhren in der Dämmerung zurück, und nun blinkte bleich, dann heller der Abendſtern, und nun kam majeſtätiſch und ſchweigend über die Spitze eines fernen Felſens der vollere Mond. Eine feurige Säule ſenkte ſich da, wo er hervorkam, in die Tiefe des Sees. Sein Licht goß ſich ſanft und vertraulich über die Gegend, und unſer Kahn gleitete, von gelindem Säuſeln umgeben, durch das ſchauernde Licht. Noch höre ich die Seufzer des Schilfgeräuſches, und von ſchüchternen Saiten den ſterbenden Geſang der heimlichen Wehmuth:

Ich genoß einſt, o ihr Todten, es mit euch,
Wie umwehten uns der Duft, und die Kühlung!
Wie verſchönt warſt du vom Monde,
Du, o ſchöne Natur!

Ich behalte mir vor, Ihnen von den merkwürdigen Dingen, welche ich unterwegs antraf, ein andersmal zu ſchreiben, und ſchließe heute unter der Muſik des nachbarlichen Mühlbachs mit dem Gedanken an die Flüchtigkeit unſeres Lebens das Auge, laſſe ſinken, träumend, den Kopf auf das Herz, und lehne mich, in mir vertraute Gedanken gehüllt, an eine verlaſſene Cypreſſe, bis der Morgen heraufkommt.

Den 3. Sept.

Heute beſtieg ich nach dem Gebirgwind bei dem erſten Strahl der Sonne die Berge. Hier iſt dieſer Wind, was bei uns die Wetterdeuter ſeyn ſollen, mit dem Unterſchiede, daß jener weit ſicherer iſt. Er kommt alle Morgen mit einer ziemlichen Heftigkeit, wenn er immer ſo rauſchend, wie heute, kommt, und verliert ſich auf einmal. Dauert er länger, als eine halbe Stunde, und kömmt er von Südweſt: ſo regnet es gewiß. Die Beobachtung verſchiedener Menſchenalter, und die Erfahrung haben den hieſigen Landleuten zu mehr andern verſicherten Zeichen geholfen, Wetter und Ungewitter vorauszuſagen.

Wenn man des Anſchauens großer Flächen bald müde wird, ſo wird man es deſto weniger, wenn man Gebirge betrachtet. Dieſe haben eine Aehnlichkeit mit den Werken eines großen Kopfes. Man ſieht nur ein Ganzes, und ſchaudert, in die Theile zu ſehen. Und kein Theil endet, ſondern jeder ſcheint nur dazu zu dienen, wieder einen neuen zu zeigen, und nichts iſt für ſich, ſondern alles fließt wieder, unbegreiflich groß, in Eines zuſammen. Bald waren unſern Augen die Gegenſtände des Landes, Hütten und Schlöſſer, Wälder und Flüſſe, wie auf ein kleines Täfelchen geſchmolzen, und was uns entgegen kam, war groß und ſtolz, einfach und ſtill, als hätte die Natur es ſich vorbehalten, hier ſelbſt, und einzig zu arbeiten. Wer das einmal ſieht, dem ekelt nachmals, wo man die Kunſt rühmt, an vielem, und der größte Theil unſerer

Nachahmungen erſcheint ihm, wie kindiſches Puppenwerk. Das Licht, mit tauſend Schatten vermengt, iſt hier fühlbarer, und was im finſtern Wald aus einer Felſenritze heraus ſeufzt, übertrifft alle Concerte. Die geſundere Luft iſt hier freundlicher, und jeder Stimme wird hier zehenfach geantwortet, und die hohen Gebirge meſſen die Höhe des Himmels. Wo man aufſieht, glaubt man, hier ſey das Herrlichſte, hier würde man wohnen wollen, und während dem theilt ein entfernter Nebel ſich, und durch die Oeffnung erblickt man eine neuere Landſchaft, und höhere Berge, und hinter denſelben einen Glanz, der von neuem unſere Blicke begränzt. Tief im Hain vernimmt man die Klage einſamer Vögel, und über die Felſenklüfte jaget mit ſchrecklicher Kühnheit ein Berghirſch. So giengen wir fort, in allen Sinnen erfriſcht, bis wir eine Hütte, wo wir ausruhen wollten, erreichten.

Eine ſolche Hütte wird hier mit dem eigentlichen Namen Caſa, ſo wie die Berge Almen, von Alpes, genannt, und iſt, ſo wie die uralte, einfache Bauart derſelben, und wie die Art, mit der man jemand bewillkommt und bewirthet, ein Beweis, wie wenig dem Menſchen, der mehr, als andere, der Natur ſich nähert, der Wechſel der Mode natürlich ſey. Unzähligemal dachte ich, ob, wenn es dahinkäme, daß wir Stadtbewohner mit den Bewohnern des Landes in den Dingen, wo wir wechſelweiſe zu viel oder zu wenig haben, einander abgeben ſollten, wie ſogenannte kultivirte Menſchen, nicht weit mehr anzunehmen, und wenig zu geben haben würden. Um nichts von der ungeheuern Anzahl erdichteter Bedürfniſſe, Begierden, Güter ꝛc. zu ſagen, wo wir endlich zurück ſind: ſo ſind wir gegen ſie auch in andern Dingen, worauf wir uns ſehr viel zu gute thun, beim Licht beſehen, elende Stümper. Ich ſehe kaum, wenn es auf das, was man Höflichkeit nennt, ankommt, was ein Franzos mit aller ſeiner Zwangloſigkeit vor einem Einwohner dieſer Gegenden voraus hat. Die wahre Weiſe des Lebens, ſo wie die wahre Glückſeligkeit, wohnt immer vertraulicher in dem Hauſe, das vom Schwulſt des üppigen Reichthums, und von ſchmutziger Armuth gleich weit entfernt iſt. Zwar fragte uns keine Seele, ob wir die vorige Nacht gut geſchlafen, oder gut verdaut haben; aber überall gieng man uns, ſo bald man uns erblickte, entgegen, und in den reinlichen Hütten ward aller Zwang verbannet. Die Einwohner ließen ſich nicht im geringſten in ihrer häuslichen Arbeit ſtören, und uns ſtand gänzlich frei, ob wir ſitzen, oder ſtehen, oder reden, oder ſingen wollten. Sie ahndeten, oder befremdeten ſich nicht im Geringſten an uns, und wir waren den erſten Augenblick ſo bekannt, und vertraut, als gehörten wir von jeher in ihre Familie. Fragten wir ſie um etwas, ſo waren wir verſichert, daß das wahr ſey, was ſie antworteten, und nahmen wir ihre ländlichen Geſchenke an, ſo waren wir gewiß, daß ſie ſelbe uns gönnten. Was Gras und Wald, Baum und Vieh betrifft, das wußten ſie, und ob die Frau von — den Schwindel noch habe, und ob nicht heute des Hrn. v. — ſein Namenstag ſey, das haben wir ſie nicht gefragt.

Auch wohnt hier, lieber Freund, beſcheiden, wie das Veilchen an Quellen, manche ſchöne Seele, gegen welche romantiſche Stadtdamen fade, üppige Dirnen ſind, und an einem Altar von Raſen ſtehet die Grazie, zwar ſchmucklos, aber voll Zufriedenheit, und ruhig, und edel. Ein wenig vor ſich hingebeugt, ſchlägt ſie die Augen nieder.

Beim Abſchied brachte man uns Blumen, und begleitete uns mit einem Geſange, deſſen Silbenmaaß und Tonſetzung die Natur erfand. Es iſt unbegreiflich ſchwer, die Worte ſo zu vertheilen, daß ſie weder zurückgeprellt, noch vom Meer der Luft verſchlungen, und weithin mit Melodieen begleitet werden. Tief im Thale, wo ſich die Sängerinn bereits in die Geſtalt eines Kindes verlor, war uns noch jede Silbe vernehmlich. Nach jeder Stanze jubilirte ſie in den weiten Luftraum ein Juhui mit einem ſo volltönigen, orgelreinen Abfall, und Wirbel am Ende, daß allenthalben umher die Berge mitjubilirten, und lange nachher entfernte unſichtbare Felſen den Nachhall zurückgaben. Die ſchmetternde Trompete ausgenommen, hat die Kunſt kein Inſtrument, das ſo etwas hervorbringen könnte, und die Stimme einer Operſängerinn iſt dagegen die Stimme einer heiſern Grille. Auch giebt es kein herrlichers Theater als Berge, und kein prächtigers Obdach, als das Gewölbe des Himmels.

Was einen hier ſchwer ankommt, iſt das Hinabſteigen, und es hat mich hier der Vers facilis descensus averni, der mir eben einfiel, ſehr geärgert. Mir däucht, es ſey, in allem Betracht, weit leichter, hinauf zu ſteigen, wenn nur die Seele voran geht. Beides aber iſt dem Körper ſo gedeihlich, daß ich zur Abhärtung des Leibes keine Uebung wüßte, welche in dieſer Bewegung, wobei man das Mark in den Gebeinen empfindet, vorziehen wollte. Ich habe mehr als einmal gewünſcht, daß ich unſere bayeriſche Stadtjugend von der Wiege an durch die Luft führen, und hieher bannen könnte. Wenn die winzigen Strohhälmchen, aus denen einſt Männer werden ſollen (man ſetzt hinzu, für Staat und Geſchäfte), wenn man, ſage ich, dieſe wimmernden Dingerchen ſtatt dem Zuſchneiden, Einrichten, und Planmachen, bis ins vierzehnte Jahr bei einem ganz ſimpeln Unterricht wiſſenſchaftlicher Dinge, hier herumklettern ließe, daß jede ihrer Nerven hervorkäme, und ſich ausdehnte: ſo hätten wir trefflich und weislich für die Erziehung und die Nachwelt geſorgt.

Nachdem wir eine Weile unſer Hinabſteigen fortſetzten, welches über Duftſteine, in deren Ritzen Bäume ſtanden, theils mit Klettern, theils mit Klitſchen und Fallen geſchehen, begegneten wir einem Strome, deſſen Getöſe wir ſchon in der Ferne vernommen hatten. Er ſtürzte durch Bäume, und finſtere Stellen über Klippen herab; zuweilen drang ein wüthender Schaum mit Heulen durch enge Gebüſche, rann jetzt wieder pfeilſchnell über ebene Stücke, ſpiegelte dann, gleich einer Säule, an der Sonne, und verlor ſich in wilden Krümmungen, und kam anderswo wieder hervor. Wir konnten von ſeinem grauſen Herabfallen weder Anfang noch Ende ſehen. Nur bemerkten wir, daß tief unten ſein Waſſer von einer Seite in einen Kanal ſich ſammle, und als wir hinab kamen, befanden wir uns bei den Eiſenbergwerken in Aſchau.

Wer nie arbeiten ſah, ſollte hieher kommen. Die Hütten oder Werkſtätte ſtehen reihenweiſe umher, und es iſt das herrlichſte Schauſpiel, ſie alle, von der erſten, wo die rohe Materie zu Klumpen, dann zu Stangen u. ſ. w. bis zu den letzten, wo ſie in die feinſten Dratſchnüre gezogen wird, zu beſehen. So, wie die Zahl der Arbeiter, und der Schläge, und die Stärke und Geſchwindigkeit, mit welcher verſchiedene Dinge bearbeitet werden, verſchieden iſt, hört man in jeder neuen Hütte eine neue Muſik, welche in der ſchönſten Ordnung abwechſelt, und einen angenehmen Chor vorſtellt. Hier iſt mehr von den Geſetzen der Mechanik zu lernen, als in weitläufigen Bänden manchmal kaum berührt worden. Ich konnte nicht umhin, über die bewunderungswürdigen Grade der menſchlichen Geſchicklichkeit, wozu bloß ein unermüdeter mechaniſcher Fleiß führt, zu erſtaunen, und wenn mir beim Anblick der mannigfaltigen Wendungen, wozu, bei einer großen Kühnheit, alle mögliche Kraft, und Behendigkeit des Körpers erfordert wird, ein Chor von ſchimmernden Tänzern, oder gar ein Soloſpringer eingefallen wäre, womit wir ſo viel Aufhebens von Schnellkraft des Körpers machen — ich mag das nicht ausſchreiben. Ich will immer, ſo wenig, als möglich, daran denken. Aber, wie ſie mit einer langen, dicken eiſernen Zange, welche allein von der Erde zu heben, ich nicht vermögend war, einen Klumpen mit vieler Leichtigkeit aus dem Feuer nahmen, dann mit einem ſchweren, ſchweren Hammer hinter ſich in die Luft ausholten, daß der Körper im Innerſten ſeufzte, und auf jeden Schlag ein Glutregen auseinander geſpritzt, und geronnen iſt! Wenn ich das, dachte ich, beiſammen auf einer Tafel hätte, wollte ich mir auf der einen Seite ein winſelndes Stadtmännlein malen laſſen, das, wenn es aus dem Fenſter ſieht, Schnupfen und Halsweh kriegt. Und dieſe Dinge leben zu gleicher Zeit auf Erden. Wie groß, und wie klein! Wie nützlich, und entbehrlich! Wie Bienen — und Hummel artig! Wie ſo alles, und gar nichts!

Die Hitze, welche in den erſten Hütten iſt, iſt unausſprechlich, für denjenigen nämlich der ſelbe von jeher nicht gewöhnt iſt; aber ich ſah bei der grauſamſten Gluth Greiſe und Knaben ſtehen, welche nicht wußten, wie ich, warum ſie nicht ſtehen bleiben ſollten. Viele derſelben fand ich für Lob und Beifall empfindlich. Bei einem kleinen Kopfnicken und Lächeln (denn ſprechen läßt ſich hier wenig) kam ein freudiger Glanz in ihre Augen, und in ihre Bewegung Beflügelung. Das Werk gieng geſchwinder, und es ſchien, als wollten ſie einen gewiſſen Reiz und Anſtand ſich geben.

Das Schloß Hohenaſchau ſteht auf einem ziemlich hohen Felſen, darum es auch vor Zeiten für ein befeſtigtes Schloß galt, ungeachtet man, wenn man von den benachbarten Bergen herabſieht, kaum merket, daß es ſich über die Erde erhebt. Noch ſind alle Zeichen einer ehemaligen Stärke vorhanden, und in dem Zeughaus glaubt man noch den Schweiß an den Hemden vom eiſernen Drath, und an Zügel und Zaum zu ſehen. Wo man hinſieht, da wars, da iſt es vorüber, da iſt verlöſcht ihre Stelle. Und, wie ſpielend nimmt jeder die Werkzeuge in die Hand, die einſt der Feunde Leben nahmen, oder retteten. Wir ſitzen auf den Geſimſen, wo ſie ſaßen, und reden von ihnen, wie von Fabeln. So werden ſie es auch uns machen. Wie wir thun, ſo werden ſie reden, und ſie werden ſich noch viel darauf einbilden, etwas, das wir gethan, geſagt, unternommen haben, erzählen zu können.

Wenn ich alte Wohnungen durchgehe, ſo iſt mir immer, als fühlte ich jemand mitgehen, der mir das alles erklären wollte: und die Bilder ſehen einen ſo lebhaft an, als hätten ſie viel auf dem Herzen, das ſie zu unſerer Belehrung uns ſagen wollten, wenn ſie nur reden könnten. Sie werdens nie können, und wer dort graue Haare hatte, dem ſind ſie ſeit dem nicht ſchwärzer geworden. Und manches Geſicht ſteht noch im vollen Ausdruck der Leidenſchaft da, mit der es gemalt worden. Mitunter hängt hier manche treffliche Kopie, und manches treffliche Original, deſſen Meiſter mit ſeinem Namen begraben liegt. Unſtreitig finden ſich in Privathäuſern manche ganz noch unentdeckte Meiſterſtücke aus den Zeiten, wo die Begüterten des Landes den rühmlichen luxum allgemein trieben, die Kunſt zu ſchützen, und große Köpfe für etwas Großes zu achten. Hieher ſoll ſich der gemeinen Sage nach von Augsburg Luther, da er vor ſeiner Reiſe nach Sachſen unſichtbar geworden, geflüchtet, und unter dem von Freiberg Schutz gefunden haben. Man zeigte mir ein verborgenes Behältniß, das ſeine Wohnung geweſen ſeyn ſoll.

Ich weiß nicht, theurer Freund, ob Ihnen die Mähre ſchon bekannt iſt, daß der ſich flüchtende Luther bei dem ſogenannten Koch in der Hölle zu München gegeſſen, und ſich, ohne die Zeche zu zahlen, wegbegeben habe. So was iſt indeß für jemand, der alle Augenblick fürchtet, erkannt zu werden, gar nicht unmöglich, und iſt nebenher ein Zuſatz zu der Vermuthung, daß Luther durch Bayern gereiſt iſt; hieran liegt der Welt ſo wenig, als mir, und Ihnen. Gute Nacht!

Den 4. September.

Noch zur Stunde iſt es wahr: Andere ſind berühmter, andere verdienten es, zu werden. Hier liegt vor meinen Augen dieſe Aufſchrift: „Im Jahr 1738 hat zu Prien Chriſtian Raab den Pfarrkirchen-Dachſtuhl, welcher 1709 neu erhoben, und zu demſelben 900 zimmermäßige Stammholz verbraucht, und in der Schwere auf 6000 Zentner geſchätzt worden, von dem alten Thurmgemäuer auf das neue überſetzt, welches auf Walzen von drei Männern 60 Schuh weit geſchoben. — Die Höhe des Dachſtuhls macht nach beigeſetzten jungen Schuh 131 Werkſchuh, die Weite 21 Schuh.“ Meiſter Raab war in dieſer Gegend geboren, zog in die Länder, hielt ſich lange in London auf, kam wieder zurück, arbeitete und ſtarb. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieß nicht ſeine erſte, noch letzte Erfindung geweſen, deren ſich indeß, weil ſie niemand aufſchrieb, außer dieſer keine erhalten hat. Es war ein kühner

Gedanke, eine ſo ungeheure Laſt einen ſo weiten Weg ohne Verletzung zu bewegen, und der Mann muß mehr Verſtand gehabt haben, als der große Theil, die Zuſchauer abgaben, ihm zumuthen konnte. Als die Bewegung des Thurms anhob, und er bereits aus ſeiner Stelle gerückt war, entſtand ein ſchrecklicher Sturmwind. Der Thurm wankte nicht im geringſten, aber die zahlreiche Menge, die von allen Orten zuſammen ſtrömte, glaubte, daß er unfehlbar dazu gebracht werden müßte. Raab allein ſaß, der Sache gewiß, fröhlich und unbeſorgt, auf ſeiner Stube, und erſt nach vielem, und zudringendem Rufen, daß er doch kommen, und ſelbſt ſehen ſollte, kam er und machte den Anweſenden mit vielem Lachen begreiflich, wie der Wind nie ſo ſtark ſeyn würde, als die Laſt ſchwer wäre. Als der Thurm an Ort und Stelle kam, paßte er in die Fugen ein, als wäre dieß ſein anfangs beſtimmter Ort geweſen. Die Kirche, worauf er ſteht, iſt geräumig und prächtig, und würde in der Hauptſtadt eine der ſchönen ſeyn. Zimmermann hat den Plafond gemalt. Prien iſt überhaupt ein ſehr niedlicher Ort, und voll Werkſtätte, und gewerbiger Inwohner. In dem Fluß, der einen gleichen Namen führt, und durch den Ort lauft, finden ſich die beſten Fiſche, als beſonders gute Forellen, Aſchen, Nutten; und was die Gegend freiwillig liefern, und durch Fleiß ſich bewerben kann, das bringt ſie hervor. Ich ſah hier verſchiedene kleine Verbeſſerungen und Verſuche des Fleißes, und Nachdenkens. Außer dem Ort liegt auf einem überaus anmuthigen Platze, eine ſchöne Schießſtatt, Gott Lob, muß ich hinzuſetzen, wenn ich bedenke, wie es ſcheine, daß man ſo weiſer Einführung unſerer Väter nur ſehr wenig achte. Ich habe es ſchon ſo oft geſagt, und geſchrieben, und wo ich kann, wiederholte ich, daß unſere Ergötzungen uns ſo wichtig, als unſere Beſchäftigungen ſeyn ſollen. Die Spiele der Alten bildeten und ſtärkten die Körper, und erfriſchten die Seelen. Je mehr ein Volk aus den Häuſern und Winkeln in öffentliche Geſellſchaften kommt, deſto beſſer! deſto offener, munterer und geſelliger wird es werden; deſto weniger vom Heimtückiſchen und Unfreundlichen wird es an ſich haben; deſto einherziger wird es ſeyn. Doch genug hievon. Ich bins, (wie jener, der es am wenigſten hätte werden ſollen) ich bin es in vielen Dingen müde, mit dem großen Haufen zu reden, welcher, obgleich ſchnell zu hören, ſo langſamen Herzens zu glauben iſt, wenn es gleich auf ſonnenhelle Sätze ankommt.

Ich fange an, Abſchied zu nehmen, und zu dem Wald und dem Felde zu ſagen: Hier war ich! Nicht weit von hier liegt in einem verwilderten Hain der Steinhaufen eines uralten Schloſſes, worin vor Zeiten die Beſitzer des Ortes wohnten. Und wohnte ich hier, dahin würde ich oft meinen einſamen Spaziergang nehmen, und Geſpräche halten, mit denen, die waren, und mit denen, die ſeyn werden. Am Ende iſt es alles ſo vertraulich, und wandeln wir alle zwiſchen Wiegen und Gräbern.

Noch etwas, das ich zu Prien mitnahm, muß ich Ihnen ſchicken, eine Grabſchrift, die vielleicht niemand darum anſah, warum ich ſie betrachtet, und abgenommen habe. Ich beſehe ſo gerne die alten ſchwarzen Kapellen, zerfallene Freydhöfe, und die Schlöſſer der Fledermäuſe, und bin der Meinung, hier ſeyen die redendſten, und unumſtößlichſten Beweiſe, und Schilderungen unſerer urälteſten Verfaſſungen und Schickſale. So wie die Gemälde, und die Ideen, welche man mit denſelben anzeigen wollte, wie die Aufſchriften, und andere Urkunden dieſer Art ſind: ſo waren unſere Grundſätze und unſere Philoſophie. In der That, ſo dachten wir einſt, und aus dieſem Geiſt kam damals unſere Verfaſſung. Was wir in politiſchen und andern Dingen thaten, iſt hier eingeprägt, iſt dieſem ähnlich. So war die Aufklärung und der Geſchmack der Nation.

Und wie ſich das immer und immer in ſpäten Zeiten änderte, iſt hier, wie in dem beſten Abdruck, und weit unterhaltender, verſicherter, und lehrreicher, als gewöhnlich in gleichzeitigen Geſchichtſchreibern zu ſehen. Ich weiß nicht, wo ich zufriedener mit mir ſelbſt, und ſtolzer ſeyn würde (wenn man je ſtolz darauf ſeyn kann, etwas gethan zu haben, woraus nichts erfolgt) als wenn ich eine Sammlung dieſer Art, ſo wie ich mir eine im Geiſte vorſtelle, gemacht hätte. Wenn Sie den Jahrszahlen auf den Grabſchriften nachgehen: ſo treffen ſie auf Zeitalter, wo bei Vater und Mutter Reihen von Kindern hingemalt, und oft wenigſtens die Hälfte derſelben geiſtlich ſind, und vergebens ſuchen Sie nach Enkeln und Urenkeln: mitunter treffen Sie dann bei den etwas Begüterten ein paar Zeilen an, die Verſe ſeyn ſollen; zuweilen denn doch auch etwas wider alle Erwartung rührendes, qualis populea maerens Philomela sub umbra etc. Und dann den erhabenen Stilum lapidalem. Mir däucht, ich ſehe noch die Zufriedenheit des Verfaſſers, als er dieß Epitaphium fertig hatte, woran er ſich wenigſtens zwei Finger abgekaut haben muß, und ſtellt mir den Begriff von dem Zuſtande der damaligen Landesliteratur auf einmal vor Augen:

Siste Gradum
Viator
Qui Natalem scis tuum, fatalem nescis,
En! Sibi, immo tibi hanc lapideam
posuit Memoriam etc.
Vixit Mortalis etc. — Mortalitatem
exuit.

Jch kenne noch bis dieſe Stunde Männer, welche von der Literatur keinen andern Begriff haben, und mit Spießeleien dieſer Art glänzen wollen. Und ſie glänzen wirklich, ſo gelehrt ſind wir geworden.

„Al Hier Ruhet die hoch Wol geborne Fräula, Freyla ꝛc. Geborne Frey=Freyla ꝛc. So ꝛc. in Gott ſeelig entſchlaffen Welche Gott gnädig und Ein glichſeelige auferſtehung Verleyhen Wolle Amen.“

Hundertmal denke ich daran, daß, wenn wir eine Verordnung hätten, alles, was öffentlich geſchrieben, gemalt, vorgeſtellt wird, in einer Sprache zu ſchreiben, und mit Geſchmack vorzuſtellen, die Nachkommenſchaft unſer Zeitalter einſt für das goldene halten würde; aber ſo ſind wir aufrichtiger, (ſo will ich es nur nennen, in Betracht, daß man ſolche Sachen nie mit dem rechten Namen nennt) — ſo ſind wir aufrichtiger, als wir klug ſind. Jn ſolchen Dingen liegt indeß die lebende Geſchichte der Begriffe und der Bildung eines Volkes, und weſſen ſelbes fähig ſey, kann man hieraus ſehen. Aber heut zu Tag ſind die Länder ſchon verſtändig, wenn nur ein paar verſtändige Männer darin leben, als wenn ein Krankenhaus geſund würde, ſo bald ein paar Aerzte hereintreten. Gute Nacht!

Den 6. Sept.

Was das Leben in friedfertigen Hütten, deren Bewohner ſelten aus ihren Bezirken heraustreten, angenehm macht, iſt, daß man hier keine Vorſicht, noch Spionenaugen nöthig hat, um zu wiſſen, mit wem man zu thun habe. Hier giebt es keine Faktionen, und ich darf mit jedermann öffentlich reden, ohne fürchten zu müſſen, daß jemand von einer Gegenpartei es erfahre, und mich ſeinen Gegnern beizähle. Dieß kann mich dann in ſolchen Volksmengen ärgern, wenn ſie einem zumuthen, man ſoll mit ihnen Gemeinſchaft machen. Und ſie verachten, verkleinern doch ſelbſt einer den andern. Ich ſtelle mir das Ding vor, als befänden ſie ſich auf einem See in kleinen Nachen, worin allemal eine Faktion iſt, und auf ihren Fahnen ſtünde überall: Wahrheit, Aufklärung, Verdienſte, Uneigennützigkeit, Patriotismus. Sie beſetzen die Durchfahrt zu Aemtern, Ehrenſtellen, und zur Gerechtigkeit. Wer nun hier hindurch will, muß ſich nach einem dieſer Nachen begeben, und von dem Augenblick an allen übrigen gram ſeyn, allen übrigen alles Böſe auf den Hals wünſchen, allen übrigen die Beſetzung der Poſten ꝛc. abzukappern ſuchen, es mag nun dadurch geſchehen, daß er ein Talent zur Schwatzhaftigkeit, ein Talent, de plus paroitre, que d'etre, ein Talent, jemand alle Morgen ſeine Aufwartung zu machen, jemand zu ſtreicheln, und zu kitzeln, zu kupeln, oder daß er ſelbſt eine hübſche Frau, und eine gefällige Tochter beſitze. Ich mag dieſe Betrachtung nicht fortſetzen, ſehe auch nur dann und wann, wenn das Geſchrei auf dieſer See gar zu ärgerlich wird, ſchüchtern, und ſchweigend durch ein Geſträuch am Ufer, frage manchen Einſiedler, den ich da antreffe, ob die Lärmer und Waſſerſchütter hierum wirklich Menſchen, oder Seethiere von unten ſind, und gehe dann wieder ſo leiſe, als möglich, davon, um nicht, wie ſie es thun würden, wenn ſie mich erblickten, über und über beſpritzt zu werden.

Hier trete ich offen, ſicher und unbewölkt unter die Schwelle, und wer mir ſeine Hand reicht, reicht mir ſein Herz.

Ich erhielt in den Haushaltungen, welche ich beſuchte, aufrichtige, und daher überall eben dieſelben Nachrichten und Erklärungen ihrer ökonomiſchen Geſchäfte. Der Getraidbau iſt hier, wie ganz natürlich, nicht ſo ganz das erſte Stück des Landbaus, wie dann dieß nur den flachen Gegenden des Unterlandes eigen ſeyn kann. Die Berge ſind meiſtens ſteinig, naß, mager, und nur für den Holzanflug geſchickt. Es giebt hier Eichen, Tannen und Fichten, Erlen und Buchen, und was immer von den beſſern Holzarten gedeihen kann, hat die Natur hier mit freigebiger Hand herumgeſäet. Vor meinem Fenſter ſtehen Elmbäume. Die Abwechslung des verſchiedenen Laubwerkes, und der Grüne iſt über alle Beſchreibung angenehm. Die Thäler ſind wie anmuthige Gärten, voll von Obſtbäumen, unter welchen die Häuſer liegen, und nur Kirchthürme hervorragen. Wo ich hinſehe, iſt alles mit reifen Früchten behangen, und hier und da erblicke ich einen Mann zwiſchen den Aeſten, die mit ihm hin und wieder wanken, indeß er, fröhlich und unbeſorgt, und ſingend und pfeifend, die Früchte pflückt.

Der hauptſächlichſte Gegenſtand der Oekonomie iſt hier Vieh und Holz; Schaafe ſind indeß hier faſt gar nicht zu ſehen, da der naſſe und fette Boden der Zucht derſelben nicht gedeihlich iſt. Im Vorbeigehen merke ich Ihnen hier an, daß, wo für die Schaafe gute Gegenden, wie z. B. um München, ſind, es ganz gewöhnlich iſt, daß dieſelben jährlich zweimal lämmern. Ich erinnere mich in einem, ich weiß nicht mehr welchem, Journal eine große Verwunderung über einen andern Ort, wo dieß ebenfalls nichts Ungewöhnliches iſt, geleſen zu haben. Bayern beſitzt ſo viele andere Vorzüge, worauf man ſich anderswo ſehr viel zu gut thut, indeß hier niemanden einfällt, warum man deſſen ſich rühmen ſoll. Der Ahnherr und Vater haben es nie anders geſehen, und dem Sohn fällt darum nicht bei, wie die Sache anders, wie ſie in andern Gegenden von minderer Güte ſeyn könne. Welches Aufheben macht man nicht im Auslande z. B. mit dem Bier; und das bayeriſche iſt unſtreitig eines der beſten, und geſündeſten, das auf dem Erdboden gebräut wird.

Das Hornvieh, womit der ſtärkſte Verkehr gemacht wird, übertrifft jenes auf dem platten Lande weit an Größe und Güte, und dieſe nimmt zu, ſo wie die Güte der Weide immer beſſer wird. Wenn indeß ein Stück ſechs Zentner erreicht:*) ſo wird es bereits für eines der ſchwerſten gehalten. Auch der Schweinzügel iſt hier ſehr allgemein. Um von dieſem letztern, deſſen Handel ein beträchtlicher Theil des Geldes in das Land von jeher war, zu ſprechen, ſo vermuthe ich, in Abſicht nämlich auf die allgemeine Oekonomie des Landes, daß vielleicht mehr eine ererbte Gewohnheit, als Induſtrie daran Theil habe, indem ich dafür halte, daß dieſe Zucht in kurzer Zeit wenigſtens um die Hälfte vermehrt werden könnte, ſo, wie ſie es vielleicht ehemals war, eh man in benachbarten Provinzen genöthigt ward, ſelbſt darauf zu denken. Das viele hieſige Obſt wird gedörrt in großer Menge nach Tyrol geſchickt, theils aber auch mit Bewilligung der Grundherrſchaft zu Brantwein verarbeitet, und verhandelt. Geſetzt nun, daß auf die Ausfuhr ein großer Erlag gelegt, und unſern Nachbarn der Ankauf erſchwert würde: ſo würden dieſe, als welche dieſe Nahrung nun einmal gewöhnt ſind, nothwendig dahin verfallen, ſich ſelbſt Fruchtbäume zu pflanzen, und unſerer Seits müßte geſchehen, was überall in der Welt geſchieht, wo der Umlauf des Lebens gehemmt wird. Bienen ſah ich hin und wieder, eine Zucht, über deren Ertrag, und den ungeheuren Aufwand des Wachſes in Bayern ich das Verhältniß zu ſehen begierig wäre. Vom einheimiſchen Geflügel traf ich hier alles an, und auf dem Felde häufigen Flachs, und Klee. Brach bleibt hier ſelten was liegen, und allgemach fängt man in den Gegenden, wo noch Gemeingründe ſind, an, dieſelben umzutauſchen, und ſich ſeine Sache eigen zu machen, eine Nothwendigkeit, ohne welche es nicht möglich iſt, ſich die Aufnahme einer wahren Landesökonomie zu denken. *)

---

*) Im deutſchen Merkur, Heumonat — 81 heißt es in Briefen über ein ſchweizeriſches Hirtenland, S. 42: „Luft und Kräuter ſind in den Alpen dem Vieh ſo ſehr zuträglich, daß mehr als einmal eine Kuh bis achtzehnhundert Pfund gewogen, und hundert und dreißig Reichsthaler (ein und zwanzig neue Louisd'ors, ja neulich ein zwei und zwanzig hundert Pfund ſchwerer Ochſe zweihundert und neun Reichsthaler (drei und dreißig neue Louisd'ors gegolten hat. Aus dieſem Grunde heißt es in der Anmerkung, mißlingen die meiſten Verſuche mit verpflanztem Schweizervieh; denn die Alpen machen die Kühe, nicht aber die Kühe die Alpen.

---

*) Das Ausmeſſen, ſagt man mir ſo oft, koſtet Geld; freilich, wenn jeder Bauer geſinnt wäre, ſich einen eigenen Feldmeſſer aus der Stadt kommen zu laſſen In der Hauptſache aber koſtet es nichts, als Geſchicklichkeit. Es iſt kein Pfarrer,

Was das Wild anbelangt, ſo iſt hier eine ſehr menſchliche Gegend, und ich habe nicht ein einziges Mal gehört, daß die Landleute über Schaden geklagt haben. Wildſchweine giebt es gar nicht, und von Haaſen und Füchſen duldet man nur ſo viel, als ohne allen Nachtheil, zur anſtändigen Beluſtigung nöthig iſt. Die Gebirghirſche finden ſich niemals in Heerden ein, und ziehen gewöhnlich auf den

---

der nicht die Phyſik ſtudirt, und dieß kann er nicht thun, ohne die Algebra, und Meßkunſt wohl ſtudirt, und zu Grunde gelegt zu haben. Man darf dieſen Studien nur das Bürgerrecht geben, das iſt, man darf bei den allgemeinen, weitläufigen und oft ſchon wieder ganz geiſtigen Theorien nur fragen: Was brauchen wir? wie können wir Bayern dieſes Studium in dieſem unſerm Zeitalter benützen? (— eine Frage, worauf jeder Schulplan gegründet werden ſollte) ſo wird die jetzt koſtbare Sache bald nicht mehr koſtbar ſeyn. Es iſt nicht möglich, daß jemand, der die Gabe der Ueberredung beſitzt, nicht im Herzen ſich freuen ſollte, ein Dorf in dieſer ſo wichtigen Angelegenheit umgeſchaffen, und Epoche gemacht zu haben. Und wenn nun erſt diejenigen, welche einzig und allein zugegen zu ſeyn glauben, um Geld einzutreiben, auf hohen Schulen gelehrt würden, wie man auch einen Beruf haben könne, Geldquellen aufzudecken! Doch hiezu gehört eine förmliche Umbildung, ein Herz zur Lectüre, und es würde hierüber mehr zu reden ſeyn, als ich hier zu ſchreiben im Stande bin.

hohen Bergen, ſo wie die Gemſe, in Steinklüften, herum. Es ſtreifen einzelne Wölfe, deren ich einige abgemalt ſah, einzelne Bären, und einzeln ſind auch Luchſe, ſo wie, unter den Vögeln, Steinadler anzutreffen.

Wenn Sie nur einen Abend hier ſeyn, und das alles ſehen könnten, und mitten in dieſem Allem ſehen könnten, was die Gegend am meiſten ehrwürdig macht, — den Menſchen, der dieſelbe bewohnt. Man hört hier nur äußerſt ſelten von Diebſtählen und Räubereien, wie man nämlich von dieſem ſo unnatürlichen Laſter nur gewöhnlich da zu hören kriegt, wo eine ſchauderhafte Erziehungsloſigkeit, und ſchmutzige Dürftigkeit herrſcht. Ich kenne keine Geſchichte, welche der Menſchheit intereſſanter ſeyn würde, als wenn man die Lebensgeſchichten ſo verunglückter Menſchen von dem Augenblick an, wo ſie das Tagslicht erblicken, bis da, wo ſie den erſten Schritt thaten, ſchildern wollte. Wie da alles zur Verwilderung zuſammen ſtimmen würde! Wie da alles — aber wie ich jetzt, da ich vergnügt ſeyn will, nur auch auf dieß Thema verfallen kann!

Ich ſehe hier nie ein paar geſunde Leute, mit ihrem aufrechten ſchlanken Körper, ohne zu wünſchen, daß wir Stadtbewohner ſie nachahmen möchten. Hier ſehe ich die runden, männlichen Hüte, welche nun bei uns eine vorübergehende Mode ſind, wie längſt hergebracht, natürlich und lüftig auf den runden Köpfen ſitzen, und darunter ein paar Augen voll Geſundheit und Leben herausblitzen. Wie paſſend, und den häuslichen Verrichtungen angemeſſen iſt hier die Frauenzimmerkleidung, im Verhältniſſe mit derjenigen, welche in der Stadt, woraus ich komme, unter dem Mittelſtand zu herrſchen pflegt! *) Und ſo ſelten ſieht man hier jenes verdroſſene Schlenzen und Flanken, das ich in der Stadt ſo gewöhnlich ſehe, und ſo an den Körper paſſend und reinlich iſt alles, daß ich bei manchem ſtehen blieb und zu meinen Gefährten ſagte: Dieſer Mann

---

*) Ob die Kleidung ein Gegenſtand der Polizei, wo ſie philoſophirt, oder der Aerzte, oder beider zugleich ſey, weiß ich nicht; nur wünſchte ich, daß diejenige, welche in München unter den Frauenzimmern des mittlern Standes herrſcht, kein Beweis des Geſchmacks dieſer Stadt ſeyn möchte. Ich halte dafür, die affektirte plumpe Steifigkeit des Faſes, worin ſie ſtecken, und der noch elendere Zuſchnitt derſelben ſey in wenigen andern deutſchen Provinzen anzutreffen. Außer dem, daß, wenn man arbeiten will, dieſe Kleidung ſehr hinderlich iſt, und den Körper erbärmlich verunſtaltet, ſo iſt ſie der Geſundheit überaus ſchädlich. Was ſoll man alſo thun, und wie iſt da zu helfen? Bilde die Menſchen!

könnte nun wieder nicht beſſer erſcheinen, und wenn er auch vor aller Welt auf dem Theater erſcheinen ſollte.

Um Sie mit dem Charakter dieſer Leute mit einem Male bekannt zu machen, will ich Ihnen eine Begebenheit aus einer benachbarten Gegend, deren Sitten mit denen meines gegenwärtigen Orts ſehr viele Aehnlichkeit haben, erzählen. Nicht weit von hier ließ vor einiger Zeit ein Fürſt benöthigte Rekruten aus der Mitte eines Dorfes ausheben, deſſen Bewohner, Menſchen einer uralten Denkungsart, nicht begreifen konnten, wie man über ſie ein Recht ausüben könne, das ihren Begriffen von menſchlicher Freiheit gerade entgegen wäre. Sie bemächtigten ſich alſo des Behältniſſes, wo man die ausgehobenen Rekruten, ihre Söhne, zuſammen brachte, und ſetzten ſie (vermuthlich nur einige Stunden) auf freien Fuß. Darüber wurde derjenige, welcher vor andern an dieſem gewaltthätigen Eingriff in die herrſchaftlichen Rechte den meiſten Antheil genommen zu haben ſchien, ein Bauer von außerdem untadelichem Betragen, ins Gefängniß geworfen. Er verlangte immer nur den Fürſten zu ſprechen, und nachdem er ungefähr ein halbes Jahr in Banden gelegen, ward es ihm endlich auf ſein ungeſtümes Bitten gewährt. Es war nichts natürlicher, als die Erwartung aller Umſtehenden, daß er eine Abbitte ſeines Vergehens thun, und um Gnade bitten würde. Gnädiger Herr, ſagte der Bauer in dem treuherzigſten Tone, den einem großen Herzen die Kränkung eingiebt, gnädiger Herr, ſagte er, wollen wir uns vertragen! (einen Vergleich machen.) Welche große Anrede! Wie viel liegt darin, oder beſſer, wie ganz liegt darin das Daſeyn der menſchlichen Würde! Mir däucht, das war einmal ein Menſch. Und der Fürſt verſtand dieſe Sprache, und entließ den Menſchen, und den Vater von Stund an. Mir däucht, das war auch ein Fürſt.

Sie hören hier nichts von Verleumdungen, einem Laſter, das ganze Städte angeſteckt und die Geſellſchaften getrennt, und verbittert hat; noch nehme ich jene ſchwatzhafte Neugierde, das Kennzeichen kleinfügiger Gemüther, gewahr, wo man ſich über das Thun ſeiner Nachbarn, oder der Fremden erkundigt, und jeden Tritt beſchnarcht. Es iſt in manchem Flecken abſcheulich zu ſehen, wenn eine ganze Gaſſe zum Fenſter läuft, ſo bald jemand die Hausthüre öffnet, und ich kann mich zu ſolchen Seelen nie etwas Gutes verſehen. Hier erfreute mich das Gegentheil, ſo wie viele andere Dinge dieſer Art, von denen wir uns in Städten nichts träumen laſſen.

Wenn ich unter dieſen Leuten ſo lange lebte, um manches, was ich zu wiſſen wünſchte, erfahren zu können, ſo würde ich es verſuchen, eine Sammlung alter Kuren, und Arcanen zu machen, eine Sache, die ganz und gar nicht ſo unbedeutend iſt, als es ſcheinen möchte. Ich kenne den Mißbrauch der Quackſalberei neuerer Zeiten; aber mit dem Mann, der wegen ſeiner Kuren bei Verwundungen u. ſ. w. in der Gegend weit und breit bekannt war, ſtarb oft ein wichtiges Geheimniß, das die Natur einen ſeiner Voraͤltern gelehrt hatte. Zudem iſt jede Sache, die wichtig iſt, einer Unterſuchung werth, zumal wo ſie unmittelbar den Nutzen der Menſchen zur Abſicht hat. In mechaniſchen Dingen geht ganz gewiß alle Jahrhunderte eine Reihe von häuslichen Kenntniſſen, und Erfahrungen verloren, die, wenn ſie zu ſeiner Zeit aufgenommen, und fortgeſetzt worden wären, dem bürgerlichen Leben treffliche Dienſte gethan, und manche dunkle Sache aufgeklärt hätten.

Ich ſaß hier oft an einem einſamen Dornbuſch, oder ſtand zwiſchen einer Felſenritze, und dachte, wenn es möglich wäre, daß mir dieſes Nichtsbedürfen des Herzens bliebe, ich wollte ohne allen Anſpruch auf Dinge, die man Glück des Lebens nennt, hier immerhin bleiben, und wenn ich nach München dachte! — Wer ſich oft in ſeinem Leben daran erinnern will, daß er lebe, daſelbſt kann er das nicht. Es ſchlüpft ihm unter der Hand weg, und grau iſt er, und am Ende iſt er unter Lärmen und Zank, und Furcht und Hoffnung, ehe er daran denkt. Wenn ich immer ſo in dieſer Abſicht auf dieſes Kapitel führe: „das will ich noch von mir wegthun, oder wenn ich nur das erlange, ſagt er, dann ſollen ſie ſehen, wie ich meines Lebens genießen will.“ Er thuts nicht! Und an einem Tage gehe ich, wie von ungefähr, zum Fenſter, da tragen ſie ihn vorbei, oder ich leſe ihn im Wochenblatte.

Ich denke nie dieſer Sache nach, ohne an den ganz ehrlichen Rouſſeau mit aller Wärme des Herzens zu denken, und ich weiß gewiß, ſo verſchieden unſere Meinungen hätten ſeyn mögen, hätten wir uns je von Perſon geſehen, unſere Seelen würden Verwandte geweſen ſeyn. „O was genoß ich, ſchreibt er, und das hat er ſeinen Freunden ſehr oft erzählt, wenn er von den wenigen glücklichen Jahren ſeines ganzen Lebens zu ſprechen pflegte. O was genoß ich, als ich in Montmorency allein war! Mich ſelbſt, die ganze Welt, alles was vorhanden iſt, und alles, was vorhanden iſt, und alles, was ſeyn kann; alles Schöne, das die Schöpfung uns darbietet, und alles Vergnügen, was die Einbildungskraft aus der Geiſterwelt ſich zu ſchaffen vermögend iſt. Das Alles verſammelte ich um mich her, und genoß die reinſten Freuden, deren ein Sterblicher fähig iſt."

„Wenn jetzt meine Schmerzen mich zwingen, traurige lange Nächte zu durchwachen, wenn die Heftigkeit des Fiebers den ſanften Schlaf aus meinen Augen verſcheucht, dann ſuche ich oft meinen gegenwärtigen Zuſtand zu vergeſſen, indem ich die verſchiedenen Vorfälle meines Lebens durchgehe. Nicht die Vergnügungen meiner Jugend ſind es, an die ich mich am liebſten erinnere. Sie waren zu einzeln, und zu ſehr mit Bitterkeit vermiſcht. Nein, es iſt das Glück, das ich in meinem Einſiedlerleben zu Montmorency genoß, meine einſamen Spaziergänge, die ſchnell verſchwundenen reizenden Tage, die ich ganz mit mir allein, mit meiner guten einfältigen Haushälterinn, mit meinem treuen Hunde, mit meiner alten Katze, der ganzen Natur, und ihrem unbegreiflich erhabenen Schöpfer zugebracht habe."

Leben Sie wohl, großer Mann, lieber, lieber Freund, und großer Denker, am Ufer des Rheins. Ich denke oft da hinab, indem ich mich im Geiſte, in eine der anmuthigſten Landſchaften in der Welt verſetze, und laſſe mir von Ihnen, mitten in dieſer Herrlichkeit die Denkmäler der Deutſchen zeigen, deren Blut noch nicht verſiegt iſt. Sie nehmen mir es auch nicht übel, wenn ich mich meinen Gedanken überlaſſe, und ſtundenweis an Ihrer Seite gehe, ohne ein Wort zu ſprechen, ohne Ihnen zu ſagen, was Sie da ſelbſt ſehen, daß die untergehende Sonne, die Gegend, worin ich mit Ihnen bin, in ein Paradies verwandle, und daß das Jauchzen des Landmanns aus frohem Herzen komme ꝛc.

Fragmente aus dem Alterthume.

Von dem Kunſtneide der Schauſpieler, worin geſagt wird, daß von je her die Kunſt durch die Künſtler am ſchändlichſten gelitten habe.

Quintus Aninius, der Schauſpieler, wünſcht allen ſeinen Freunden wahres Wohlergehen.

Wenn ich nicht ſo berühmt geworden bin, wie unſer großer Aeſop, ſo bin ich darum an Einſicht und Geſchmack, und an Talent und Kunſt nicht kleiner geweſen. Ich habe

Alles gethan, mich ſo hoch, als ich Andere ſah, zu erheben und den Römern gefällig zu machen; aber das Glück that für mich deſto weniger. Dieſes blinde, grauſame Unding erhebet, wie es ihm beliebt, die elendeſten Werke bis an die Sterne, und drückt entgegen oft die edelſten Handlungen nieder in die ewige Nacht der Vergeſſenheit. So unempfindlich ihr ſeyd, und ſo wenig ich mir von euch verſpreche, ſo würden euch doch aus Angſt die Salben von den Haaren triefen, und die Roſen herabfallen, wenn ich euch erzählen ſollte, was ich Würdiges untergehen, und was ich Unwürdiges glänzen ſah.

Dennoch habe ich vor dieſem Glück niemals weder meinen Verſtand noch mein Herz gebeugt. Es verfolgte mich, ſo weit es mich erreichen konnte, und ich verſichere euch, es hat in ſeiner böſen Laune weitſehende Augen, und lange Hände; aber ich kann mich rühmen, daß ich mir ſelbſt gleich geblieben bin.

Hieher bin ich geflüchtet, nachdem es mir alles genommen hat, was außer mir war, alles, was man einem Sterblichen nehmen kann, bis auf meinen Stolz, und meine Genügſamkeit. Dieß kann mir der Diktator Cäſar nicht benehmen, und wenn er alle ſeine Legionen aufbieten ſollte.

Dieß kleine Stübchen im fünften Stockwerk, das mir der reiche Artirius mit der Bedingniß, ſeine Tauben, welche gleich neben mir ihre Eier legen, zu füttern, eingeräumt hat, würde den berühmteſten Weiſen unſerer Zeit um alle ſeine Syſteme von der Standhaftigkeit, und der heroiſchen erhabenen Größe der Seele bringen, wenn er darin wohnen müßte; aber ich habe der Sache wohl ehe nachgedacht. Wenn ich den guten und dürftigen Codrus ſpielte, eine Rolle, worin ich euch wider euern Willen gefiel, und wenn ich dann nach geendigtem Schauſpiele ſeinen vielfleckigen Rock auszog, ſo hütete ich mich ſtets, ſeine Großmuth auszuziehen. Ich dachte darüber auf meinem Lager, wenn ich das Licht ausgelöſcht hatte, ſehr lebhaft nach, und ſagte zu mir immer: Aber wenn es dir einmal ſo erginge? wenn du wirklich ſo unglücklich würdeſt: würdeſt du auch ſo ſtandhaft wie Codrus ſeyn?

Ich bin nicht eitel; aber ich muß euch doch mein Stübchen beſchreiben, weil ihr eitel ſeyd. Ihr ehret die Menſchen gern nach ihrem Tode, und habt darum wohl ehe die Inſtrumente, womit ihr ſie peinigtet, als Heiligthümer den Fremden gewieſen, und aus den Kerkern, worin ſie faulten, Tempel gemacht. O wenn mir Jupiter eine Stunde ſeine Macht leihen wollte, und wenn ich Luſt hätte, mich an euch zu rächen, dann würde ich euch — rathet einmal was? etwa an das Firmament aufhängen, und Feuer unter euch anzünden? oder den Nordwind in euer Hirn einſchließen? (ich möchte nicht wetten, ob nicht mancher an dieſer Stelle es thun würde) nein, ich würde euch alle vernünftig machen, und euch die Augen öffnen, damit ihr ſähet, wem ihr wohl, und wem ihr weh gethan, was ihr erhoben, und was ihr verworfen habt; denn ihr würdet euch die Haare ausraufen, und vor Kummer närriſch werden.

Ein Bret, auf das ich meinen Mantel breite, iſt mein Lager; mein Schenktiſch iſt mit ſechs irdenen Gefäßchen ausgeziert; unter demſelben ſteht ein kleiner Waſſerkrug, und das Bild des ſich bückenden Centaurs Chiron, von Töpfererde, unterſtützt den von gleichem Marmor gemachten Tiſch. Eine alte Kiſte verwahrt meine griechiſchen und lateiniſchen Schriften, und Mäuſe, ſo dumm und vernaſcht, wie der oſciſche Pöbel, nagen an Homers göttlichen Geſängen. Hier wohnt Quintus Aninius der Schauſpieler, der die Ehre hatte, bei dem erhabenen Antonius zu ſpeiſen, und den großen Aeſop ſeinen Collega zu nennen.

Daß der junge Cicero, als er in Athen ſtudirte, einiges Talent an mir zu finden geglaubt, und mich mit einem Empfehlungsſchreiben des weiſen Crantors nach Rom zu ſeinem Vater geſchickt, daß mich nachher dieſer an eine der anſehnlichſten hieſigen Bühnen, welche Aeſop zu betreten pflegte, gebracht, das wißt ihr; aber das wißt ihr nicht, daß mich dieſer gleich am erſten Tage zu ſich kommen ließ, und nachdem er mit mir über Vieles, wobei er mir ſcharf in die Augen ſah, geſprochen, und einen unüberwindlichen Eifer nach der Kunſt an mir wahrgenommen hatte, ſagte: „Ich wünſchte, daß du weniger Talent beſitzen, oder kein Schauſpieler ſeyn möchteſt.“

Es gibt ſo ſelten einen Aeſop, daß ich mir ungeachtet ihr ihn alle kennet, ein Gewiſſen daraus machen würde, nicht ein Wort von ihm zu reden. Er iſt der einzige Schauſpieler an Leib und Seele, den ich in meinem Leben geſehen habe, ungeachtet er das nicht iſt, was jener Schauſpieler ſeyn würde, der vollkommen wäre. Dieſer war niemals und wird niemals ſeyn. Aeſop iſt ein Dichter, ein Phyſiognomiſt, ein Philoſoph, und was die Hauptſache iſt, ein eben ſo warmer Römer. Sein innerer Beruf und mächtiger Hang für die Kunſt treibt ihn an, ſie überall aufzuſuchen, und wo er ſie findet, zu verherrlichen.

Man kann ſagen, daß er ſich mehr Mühe giebt, fremde Verdienſte, als ſeine eigenen zu erheben. Sein ſchlanker, nerviger Körper iſt aller Bewegungen, in denen Würde und Anmuth herrſcht, fähig, und ſeine männliche Römerſtimme erhebt ſich, beinahe von der ſüßen Flöte bis zur ſchmetternden Tuba — das übrige wißt ihr. Wo Aeſop zugegen iſt, da vergeßt ihr, daß ihr zugegen ſeyd.

Die Geſellſchaft der Schauſpieler hatte von meiner Perſon bereits Nachricht erhalten, und ſie empfiengen mich mit einer Entzückung, die ich an den ernſten Römern nicht gewohnt war, und die über alle Beſchreibung geht. Man zerdrückte mich mit Umarmungen, und überſchüttete mich mit Lobſprüchen. Man gab bei meiner Ankunft ein Freudenfeſt, bei dem alle Schauſpieler, und Tänzer und Tänzerinnen, und Gaukler und Hochſpringer, und alle Flötenſpieler und Dichter, und Theatermahler zugegen waren, und wobei von nichts, als meinem Ruhme geſprochen ward. Jeder wollte der nächſte bei mir ſeyn, mit mir reden, mich etwas fragen, und ſich, wie ſich einer um den andern ausdrückte, etwas lehren zu laſſen. Ich konnte nur ſelten zu einer halben Rede kommen, und kaum öffnete ich den Mund, ſo war es, als könnten ſie nicht mehr aufhören, ſich zu verwundern: gut! vortrefflich! unerhört! ſie ſchrien, ſprangen in die Höhe, ſtampften mit den Füßen, wollten unſinnig werden.

O guter Aeſop, ich ſuchte dich vergebens bei dieſer Geſellſchaft! du warſt, was du vorſtellteſt, und ſtellteſt in den Rollen guter Menſchen nicht eine angenommene, ſondern deine Perſon vor. Du beſtätigteſt die Wahrheit, daß es demjenigen am Geſchmack der Kunſt fehle, dem es am Geſchmack des Sittlichen fehlt, und du warſt im Leben wie auf der Bühne, das Muſter des Lebens.

Die Meiſten von denen, die hier zugegen waren, und die, um ſich Ehre zu machen, die Bühne betraten, hatte ſchon die Natur nachdrücklich gewarnt, daß ſie, um ihre Ehre zu erhalten, wegbleiben ſollten. Ich will davon nichts ſagen, daß ſie im Grunde keinen Begriff hatten, was die eigentliche Poeſie ſey, wie das Drama erfunden, und aus welchen Abſichten es in den Staat eingeführt worden ſey. Es war ihnen gleichgültig, ob die Charaktere und Sitten, welche darin vorkamen, aus ihrer Mitte, oder von den Barbaren hergenommen waren; ob die Gefühle, welche bei ihren Schauſpielen in die Herzen der Zuſeher übergiengen, das Volk edler, größer denken, oder es träg, weichlich und nervlos machten. Ihre einzige Abſicht war, zu gefallen, es geſchehe, wodurch es wolle.

Sie nahmen mit dem Auskehrig von Athen, und den elendeſten Ueberſetzungen derſelben, denn die Originale kannten ſie nicht, vorlieb, und wurden blaß und ſtarr vor Hochmuth, falls ſie bei einem Einfall, über welchen der elendeſte Waſſerträger meines Vaterlandes bis über die Ohren roth werden würde, ſahen, wie die Großen Roms ſich auf eine nicht rühmliche Weiſe wie vor Wolluſt erſchütterten, und eine unmännliche Stimme des Lobes erhoben, wenn ein ſanfter ſchlüpfriger Vers ſie kitzelte, wenn er, ſich in ihre Lenden einſchleichend, ihre innerſten Begierden rege machte. Sie lachten immer über die Thorheiten der ausländiſchen Völker, und ihre eigenen ließen ſie unberührt. Sie verrichteten dieſen niedrigſten aller niedrigen Dienſte, indem ſie — doch was ereifere ich mich darüber? Rom wird mich nicht verſtehen, und die Nachwelt, die davon nichts ſieht, und nichts hört, wird davon nicht mehr urtheilen können.

Wer indeſſen, ſo wie ich, eben angekommen, oder hundert Meilen entfernt war, der dachte ganz anders. Ich ſelbſt habe mich aus dem wärmſten Enthuſiasmus, und in keiner andern Erwartung den Armen meines warnenden Vaters, und meines Vaterlandes entriſſen, als um in Rom den berühmten Heldengeiſt dieſer Nation, und Sokrates Tugend, und Platons Schönheit in ſichtbarer Geſtalt zu ſehen; denn niemand lärmte mehr von dem Verfalle der Schaubühne, von ihren wahren Abſichten, von den Mitteln, ihr aufzuhelfen, als eben ſie. Ihr drittes Wort war zuverſichtlich vom Geſchmack, von der Verfeinerung der Empfindungen, wozu allemal eine derbe Klage über das heutige Verderbniß hinzugeſetzt ward. Wenn man ſie indeſſen von dem Zuſtande ihrer eigenen Bühne reden hörte, ſo war nie etwas Vollkommeneres unter den Menſchen geweſen. Ach Jupiter, wie ſchön das geſagt war! Was das Herrliches iſt in dem Ausdruck der Geberde! Und wie göttlich ſchmelzend der Ton der Stimme! Wenn einer aus ihrer Mitte gelobt war, ſo war es natürlich, daß er entgegen loben mußte, um dem Zeugniſſe des andern ein Gewicht zu geben. Wenn der erſtere ſagte: „Du biſt der leibhaftige Alcäus,“ ſo war die Antwort: „Und du biſt der andere Callimachus, oder Mimnermus.“ In ihren Journalen waren dieſe die geringſten Ausdrücke: „— Seine Worte verdienen auf Cederntafeln geſchrieben, ſeine Schriften mit Cedernſaft beſtrichen, und alſo vor den Motten bewahrt zu werden; ſeine Verſe haben weder Makreelen noch Weihrauch zu fürchten, ſie müſſen weder dem Fiſchhändler noch dem Gewürzkrämer in die Hände fallen.“ Oder: — „Unſern Zeiten iſt es aufbehalten, einen Vers recht harmoniſch ſanftfließend zu machen, und darin, wie auf eingelegtem Marmor oder Holzſtückchen, alles ſo glatt zuſammen zu hängen, daß auch der ſcharfprüfende Nagel hinglitſchet, und keine Fuge entdecken kann. Der Mann, hieß es, verſteht die Kunſt, ſeinen Vers ganz gerade auszudehnen, als ob er an der Richtſchnur mit Fleiß das eine Auge geſchloſſen hätte, um mit dem andern die Fläche ſeiner Arbeit, oder den Röthelſtrich deſto richtiger zu prüfen.“ Eben dieſe Sprache führten die Schauſpieler und Tonkünſtler untereinander; jener war ein ſanft ſchleichendes Würmchen, der andere ein Donnerer über die Meereswogen; ſie waren alle nach der Reihe lauter Herzensſchmelzer, Seelenfeßler, Gefühlsſchmetterer, Ohrenkitzler.

Zum erſten Stück, worin ich meine Probe ablegen ſollte, ſchlug man die Clytemneſtra vor, ein Stück, das man wählte, theils weil ich eben aus Griechenland kam, theils weil man hier Gelegenheit hatte, eine außerordentliche Pracht anzubringen. Während der Tage, daß man Vorbereitungen machte, ward ich bei den römiſchen Damen aufgeführt, von denen man mir ſagte, daß ſie den ausgeſuchteſten Geſchmack beſäßen, und mich zu ſehen wünſchten. Ich war voll Neugierde, die Gemahlinnen der großen Römer zu ſehen.

Ich muß von Herzen lachen, wenn ich mich an mein erſtes Betragen erinnere. Ich ſah ſie gemeiniglich beim erſten Eintritte, wie vor Verwunderung außer mir, lange an, ohne ein Wort zu ſprechen. Ich hoffte, jenen ſimpeln alten Gruß: „Wenn du wohl lebſt, ſo ſteht's gut," zu hören; aber ſo ſtammelten ſie in elenden griechiſchen Ausdrücken (denn die griechiſche Sprache war jetzt eben Mode) einige zuſammengeſtückte Redensarten, deren Sinn ſie nicht verſtanden, und ſprachen von der übergroßen Freude mich zu ſehen, die ſie nicht fühlten. Ich ſah beim erſten Anblick, daß ſie die Feinheit der griechiſchen Lebensart nachahmen wollten, und daß es ihnen auf eine erbärmliche Art mißlungen war. Man muß unter griechiſchem Himmel geboren ſeyn, wenn man ſich ihre Eigenheit eigen machen will. Nie erſtaunte ich mehr über die Wahrheit, daß der Menſch nirgends ſeyn will, was er iſt. In Athen affektirten die Damen den ſtrengen Ernſt der Römerinnen, und hier befliſſen ſich dieſe, die anſcheinende Nachläſſigkeit, und jenes Ungezwungene der Griechinnen nachzuahmen. Zum Unglücke bekamen die Damen in Rom nichts als elende Copien zu ſehen, und daher erhielten ihre Nachahmungen eine noch elendere Geſtalt. Sie wollten die Grazien vorſtellen; aber da ſie dieſelben nie geſehen hatten, ſo wurden ſie lächerliche geſchminkte Puppen, über und über [illegible] Blümchen und andern Dingerchen, die ſie für artig hielten, überhängt. Indem ſie das Dicke, das Grobe und Plumpe an ihrem Körper vermeiden wollten, preßten ſie ſich zum Gerippe zuſammen, und wurden dünnleibige Schattenbilder. Es waren nicht mehr jene anſehnlichen geſunden Frauen mit der großen Mutterwürde, für die jedes Geſchöpf Ehrfurcht hat, nicht mehr jene Mütter der den ſchrecklichen Deutſchen furchtbaren Söhne; es waren kleine, durchſichtige, ausgeſchwächte Weiblein, die in Schwachheit und Gebrechlichkeit ſogar eine Ehre ſuchten, immer ächzend und kränkelnd, und für die Auszehrung beſorgt. Alles, was die Griechen einmal thaten, das thaten ſie zweimal. Denn ſo ſahen ſie es an den anweſenden Griechen, die ſie nachahmten. Wenn man nur ein wenig lachte, ſogleich thaten ſie es aus vollem Halſe. Sie weinten, wenn ſie des Freundes Thränen ſahen, und waren doch nichts weniger, als betrübt. Forderte man bei kühler Witterung ein kleines Feuer, ſogleich ließen ſie ſich ihre Pelze geben. Wenn man ſagte: man habe warm, ſo ſchwitzten ſie. Sie hatten ihren Mund immer voll Honigkuchen und Zuckerbrod, und floßen und trieften vor Süßigkeit. Nichts ſchien mir lächerlicher, als ihr angenommenes Flüſtern durch die Zähne, ihre Krümmungen mit dem Mund, und ihre weichen Wendungen mit dem Körper, welches ſie alles für griechiſche Schönheit hielten. In dieſer Geſtalt traf ich ſie gemeiniglich knochig und eckelhaft auf einem ausländiſchen Sopha, mit den ſanften Klagliedern des zärtlichen Tibullus, oder dem feinen Scherze des ſchmutzigen Catulls. Hier wurden die Künſtler, und die Schauſpieler aller Bühnen in der Stadt nach den verſchiedenen Launen und Begierden der Damen beurtheilt, und dieſe Urtheile von allen denjenigen nachgebetet, denen daran lag, dieſen Damen zu gefallen.

Es iſt natürlich, daß einer jeden nur der Grad von Kunſt gefiel, deſſen ſie ſelbſt fähig war; aber ein Künſtler dürfte ſichs nur verſehen haben, in der Stunde ſeiner Begeiſterung ſich für etwas mehr als einen alltäglichen Menſchen zu halten, und der Dame zu verſtehen geben, daß ſie unter den gemeinen Seelenſchwarm gehöre, ſo wäre es um ſein Talent, und folglich um ſeinen Ruhm und ſein Stückchen Brod im römiſchen Gebiete geſchehen geweſen. Die Herren, welche im Hauſe ihre gewöhnliche Aufwartung machten, unterließen nicht, ſich einander zu widerſprechen, ja ihren Eigenſinn oft bis zu Feindſeligkeiten zu treiben. Daraus entſtanden heimliche Faktionen der Gemüther in der Stadt, ſo, daß jeder vornehme Römer einen eigenen Anhang von Leuten hatte, die alle Nachrichten, und alles Thun und Reden in der Stadt hin und her trugen, und bei der Vorſtellung eines Stücks ihre Unverſchämtheiten öffentlich zeigten. Man wußte ſchon allemal einen Tag zuvor, ehe ein Spiel aufgeführt wurde, daß ſich eine der Partheien verabredet habe, ſobald dieſer oder jener Schauſpieler auftreten würde, zu klatſchen oder zu ziſchen. Sie gaben nur auf ihre Gebieterinn Acht, und ſobald dieſe das Zeichen zum Klappern gab, mußte man ſich wohl vorſehen, um vor dem Getöſe nicht taub zu werden. Dieß ward ſo wenig heimlich getrieben, daß man es, wie andere Dinge, zur Mode rechnete, und daß ſich der nächſte der beſte, der gegen den Schauſpieler eine Perſonalrache ausüben wollte, eine Rotte muthwilliger Buben miethete, den Künſtler damit zu höhnen. Mit einem Worte, ganz Rom war eine Schauſpielerinn, und ein ewiger Roman.

Indeſſen hätte man eher das Leben verwettet, ehe man dieſe hämiſche Bosheit, und die Kunſt, mit der ſie dieſelbe zu drehen wußten, an dieſen weichen Seelen vermuthet hätte.

Man hörte in ihren Häuſern nichts, als girren und ſeufzen, und von der Pein der Liebe und des Gefühls klagen. Die edelſten der Römer, die Abkömmlinge des Romulus, Männer und Weiber redeten bei dem Falerner von dem Werth unſterblicher Gedichte, und ich ſah ſelbſt einen derſelben, deſſen Schultern ein weißes Purpurkleid zierte, wie er etwas Ranziges, etwas Eckelhaftes durch die ſtotternde Naſe ſang von der Schönheit der Phyllis, die den Demophoon, den Sohn des Theſeus liebte, dann von den Unglücksfällen der Hypſipyle, die in den Jaſon verliebt war; ich ſah ſeine weibiſch ſchmachtenden Augen, die man in Rom für Augen des Geiſtes hielt, und ich hörte, wie aus ſeinem entnervten, und zum Mädchenton verwöhnten Halſe in tändelnd gebrochenen Worten eine weinerliche Trauergeſchichte floß.

Jeder vornehme junge Römer, der die Macht hatte, für einen Schauſpieler irgend ein günſtiges Wort zur Erhöhung ſeines Gehaltes einzulegen, maßte ſich auch das Recht an, ihn zu belehren. Sie erſchienen von Zeit zu Zeit bei den Proben, und drangen einem armen Schelm, den ſie Tags zuvor zu Gaſt geladen hatten, eine ihrer Stellungen als ihre Erfindung auf, und prahlten dann in Geſellſchaften vor und nach der Aufführung, daß ſie dieſelbe erfunden haben. So geſchah es manchmal, daß man in einer und eben derſelben Perſon eine Sammlung von der Unwiſſenheit und den Thorheiten der jungen Römer auftreten ſah. Dieſen Geſchmack breiteten ſie in den Schulen der Maler, und auf den Bühnen der Redner aus.

Bei den Schauſpielerinnen hatten die Damen dieſes Zwanges nicht nöthig. Sie giengen mit ihren Beiſpielen voraus. Statt daß ſie dem wahren Geſchmacke nachſpüren, und ſich bemühen ſollten, jene uralte Simplicität der Griechen, jenen unausſprechlichen Reiz, in welchem die bekleideten Grazien erſchienen, jene feſtanliegende, ungezwungene Kleidung, die bei der größten Anſtändigkeit den natürlichen Wuchs erhebt, und jede Bewegung der Muskeln leicht und ſichtbar macht; ſtatt daß ſie ſich befleißen ſollten, jene prachtloſe Anmuth von dem langen Faltenwurf bis an den angekünſtelten mit natürlichen Roſen geſchmückten Haarsknoten, vorzuſtellen, waren ſie die erſten, die, wenn eine fremde Närrinn aus irgend einem geſchmackloſen Erdenwinkel mit einer neuen Mode nach Rom kam, die Raſereien und Salben und Schminken derſelben vor die Augen der römiſchen Damen brachten, und das große Beiſpiel gaben, wie man jedes einzelne Haar recht mit Fleiß aus der natürlichen Lage drehen, und ſo lang herumkrauſen ſoll, bis der

Kopf wie ein kleines ungeſtaltetes Klümpchen mitten in einer ungeheuern Atmoſphäre erſcheint, die erſten, die ſich mit ſo vielem glänzenden, riechenden, ſchimmernden Gepack und Geflinſel umhiengen, daß ihre eigene armſelige Perſon der kleinſte Theil davon wurde, und daß jeder Ritter während der Aufführung an ſeinen Geldbeutel griff, und ein über das anderemal ausrief: Wehe mir armen Sünder! Sie mochten nun eine Hausfrau vorſtellen mitten unter einem arbeitſamen Geſinde, oder eine unglückliche Ehegemahlinn beim Abſchiede ihres um der Gerechtigkeit willen ins Elend vertriebenen Eheherrens, ſo waren ſie geputzt und geſchmückt, als giengen ſie zum feſtlichen Tanze, oder als wäre die Kleidung ihr Beruf, ihr Daſeyn zu begehen. Warum ſollte nicht jede Römerinn den andern Tag eben dieſe Halsketten, dieſe Bänder, dieſe bunten Kleider und goldgelben Schleier tragen, nachdem Antiphyla, die Prinzeſſinn der hohen Gebirge in eben derſelben den Weiberfeind und berühmten Pferdebezähmer Demoloon überwunden, und zu ihren Füßen gelegt hat.

Mars, Vater der Römer, woher dieſe elenden und verſtimmten Sitten bei den Söhnen der Hirten Latiens! Gott des Krieges, woher dieſe Seuche, die deine Nachkommenſchaft angeſteckt hat?

Wenn du je gehört haſt, was in Athen gelehrt wird, in dem bedeckten Gange der Stoiker, an deſſen Wände Polygnotus die Bildniſſe des Miltiades, Themiſtokles, und anderer griechiſcher Feldherrn, welche über die Perſer und Meder ſiegten, gemalet hat, wie da die lehrbegierige Jugend um Mitternacht geweckt, und unterrichtet wird, und ihr Haar abgeſchnitten, damit ſie ſich durch den Aufputz keiner Zeit beraube, und wie ſie mit den Hülſen ſchlechter Bohnen, und größtentheils mit Gerſtengemüſe genährt wird, ſo magſt du dir vorſtellen, was ich dachte, als ich Dinge zu hören und zu ſehen bekam, wovon ich noch keinen Begriff hatte. Dieſe Thorheit wirſt du, ſobald du auf die Bühne trittſt, lächerlich machen, ſagte ich; dann werden ſie ſich ſchämen, und ſie ablegen; dieſes Laſter wirſt du aufdecken; dann werden ſie es verabſcheuen und vermeiden. Du wirſt ſie durch die Muſter deiner Helden lehren, wie ſie tugendhaft, und ſicher und vergnügt, und vom peinigenden Ehrgeiz frei leben ſollen, unbekümmert, was die Welt von ihnen ſpreche; wie ſie von thörichter Habſucht entfernt, weder den Südwind, der den Heerden ſchädlich iſt, fürchten, noch vom Neide geplagt, ſich abgrämen ſollen, wenn des Nachbars Rinder fetter ſind, als die ihrigen; wie ſie mit dem Wenigen, deſſen ſie bedürftig ſind, zufrieden ſeyn, und ihr Leben in die Hände der Natur gut zurückgeben ſollen, nachdem ſie es zum Guten empfangen haben.

Indem ich dieſe Gelübde bei mir machte (es war bei einem Gaſtmahle), forderte der große Tribun und Senator Lucius Memmius, dem alle Römer zugeſtanden, daß er in den ſchönen Künſten den feinſten Geſchmack beſitze, eine treibende Arznei, um die Speiſen, mit denen er ſich gefliſſentlich und aus bloßer Eßluſt überladen hatte, von ſich zu treiben, und ſich dann wieder aufs neue überladen zu können.

Sein Haus war mit den ausgeſuchteſten Geräthſchaften, die, wo man hinſah, das Herz einnahmen, angefüllt, in dem Speiſeſaale waren Gemälde von Meiſtern aus dem beſten griechiſchen Zeitalter. Die mächtigen Gottheiten der Muſen, mächtig über Herz und Sitten, ſtanden alle in verſchiedenen Stellungen umher, und in der Mitte derſelben Apollo mit dem Ausdrucke der belebenden Gottheit im ſeelenvollen, himmliſchen Antlitz.

„Einige Freunde der Kunſt thun den Römern zu wiſſen, daß hier ein Grieche angelangt, an dem die Natur und die Kunſt alle ihre Gaben erſchöpft, und ſein Talent über alles bisher Geſehene erhöhet haben. Er hat nicht ſeines Gleichen im Deklamiren, in Pantomimen, und in der Augenſprache, ſo, daß wir glauben, wenn Apollo erſcheinen ſollte, würde er dieſe Geſtalt annehmen u. ſ. w.“

Führt mich zu dem Manne, ſagte ich, indem ich aufſprang, ohne den Zettel ganz zu leſen, der, wie man mich verſicherte, bereits von Haus zu Haus herumgeſchickt worden. Führt mich zu dem Manne, damit ich ihm ins Angeſicht ſehe, damit ich ſeinen Athem einhauche, und unter ſeinem Schatten ausruhe!

Wie erſchrack ich, als man mir mit vielen Reverenzen ſehen ließ, ich wäre es ſelbſt, ich wäre der Grieche mit dem Römernamen Quintus Aninius.

Von der Zeit an war meine Wohnung, wie eine öffentliche Bude, mit Neugierigen erfüllt, die mich anſehen wollten. Fürſten, Proconſuls, Prätoren, Räthe, Advocaten, Lictoren, Prieſter der Cybele und der Venus, Auguren mit ihrem Schalksauge, Heeresführer, Tribunen, Dichter, Geſchichtſchreiber, Maler, Tonkünſtler, Bildhauer, Baumeiſter, Meiſter aller freien und mechaniſchen Künſte, Komödianten, Seiltänzer, Gaukler, Reifdreher, Springer, Taſchenſpieler, Bauchdiener, Kuppler und Tagdiebe, jeder wollte den Mann von Perſon kennen lernen, deſſen Geſtalt Apollo annehmen würde, wenn es ihm jemals einfallen ſollte, in ſichtbarer Geſtalt unter Menſchen zu erſcheinen.

So unangenehm mir dieſe Beſuche waren, ſo viele luſtige Auftritte verſchafften ſie mir. Dieſer betrachtete meine Toga, jener meine Bundſchuhe, welche ich von Griechenland mitgebracht, ein anderer maß mit ſeinen Augen die Länge meines Körpers, jeder glaubte, die Kraft, welche man mir zuſchrieb, in irgend einem Theile meines Körpers wahrnehmen zu können, und jeder war heimlich unzufrieden, daß er nichts wahrnahm; aber keiner getraute ſich, es dem andern, aus Furcht, für dumm gehalten zu werden, laut zu geſtehen. Sie ſahen den gewöhnlichſten Menſchen, gewöhnlicher als ſonſt, denn es verdroß mich, mir nur die mindeſte Mühe, als wenn ich einem von ihnen gefallen wollte, zu geben, und doch beredeten ſie ſich, mehr noch, als im Zettel ſtand, geſehen zu haben.

Wenn ſich die Römer öfters auf gleiche Weiſe üben, ſo wird ihre Sprache die reichſte an Komplimenten, und die ärmſte an Sachen, und die kälteſte an Empfindungen ſeyn. Dumm und betäubt und ſchwindlich ſchlich ich hinter Roms Mauern am Abend aus der Stadt, um ein Maulvoll redlicher, natürlicher Luft zu athmen, oder eine redliche Miene zu ſehen, etwa im Angeſichte eines Ackermannes, der gebückt und nach der Seite auf dem Pferde ſitzend, mit dem umgekehrten Pfluge nach Hauſe fuhr.

Das Schlimmſte und Kitzlichſte war, daß in der öffentlichen Ankündigung eine Vergleichung zwiſchen mir und den Fähigkeiten eines gewiſſen inländiſchen Schauſpielers, Mucius Trebatius, angeſtellt ward.

Dieß nahmen mir nicht nur die unreifen Patrioten, ſondern auch die Klügern ſehr übel. So gar weit, meinten dieſe, hätte ichs doch nicht treiben ſollen. Die Römer, Sieger der Griechen, wären doch keine baaren Idioten; hätten ſich zwar meiſtens nur darauf verlegt, andere Völker zu unterjochen, und daher die Wiſſenſchaften und Künſte ſpäter in ihre Staaten aufgenommen; aber in dem, was ſie einmal ergriffen, ließen ſie bereits alle Nationen zurück. Sie wären es noch einzig, die den alten großen Geſchmack, und das Männliche in der Literatur beſäßen, wovon die Griechen bereits lange abgewichen wären.

Ich gab mir alle Mühe ſie zu überzeugen, daß ich an dieſem Blatt nicht den mindeſten Antheil genommen hätte, und daß es mir unendlich leid wäre, ſolche Lobſprüche, deren Veranlaſſung ich gar nicht errathen konnte, in den Händen der Römer zu ſehen. Ich ſetzte meine Ehre zum Pfande, daß ich an dieſer Begebenheit unſchuldig wäre; ich nahm den Jupiter mit ſeiner Juno, und alle Götter und Göttinnen, und Untergötter, und Halbgötter, und alle Dryaden, Nymphen und Vorſteherinnen der Wälder, Fluren, Flüſſe und Sümpfe mit ihren Prieſtern und Opferjungen zu Zeugen, und ſchwur bei den fürchterlichen Abgründen des Styx, und rief laut das mächtige Dunkel des unerforſchlichen Schickſals an, im Falle, daß ich Schuld hätte, aller Welt Uebel über mich zu verhängen, mich zum Prometheus an den Caucaſus zu heften, oder mit ewiger Angſt und Schande zu beſtrafen, oder mit dem Uebel aller Uebel — mit einem böſen Weibe.

Niemand hatte Billigkeit, oder Gelaſſenheit genug, auf meine Betheurungen zu hören. Man wiſſe, hieß es, die Kunſtgriffe zu gut, deren ſich die Schriftſteller und Künſtler zu bedienen pflegten, um es dahin zu bringen, daß das Publikum auf ſie aufmerkſam werde, und der Pöbel mit Fingern auf ſie weiſe, und ſage: Der iſt's! Man ſey auch nicht entgegen, wenn man ſich anſtändiger Mittel bediene, ſeine Talente an das Tageslicht zu bringen; denn man ſey in Rom nicht ſo fühllos, um einem großen Manne nicht die ihm gebührende Ehre zu erweiſen, und ſich, wenn man ſeiner anſichtig würde, zu freuen; allein, ſetzte man hinzu, und zuckte dabei die Achſel, es wäre hart, es auf Unkoſten anderer verdienſtvoller Männer zu thun. So ſprachen die Geſitteten.

Es iſt wider alle Lebensart, und höchſt unanſtändig, ſagten die Gaukler, Tänzer und Luftſpringer.

Es iſt unſinnig, und den Mann muß man zum Barbier ſchicken; denn die ſchwarze Galle hat ihm das Gehirn verrückt, ſagten die Philoſophen und Dulder des menſchlichen Unſinns.

Ein Schimpf iſt es für uns alle, ſchrieen die Römer, und dieß letztere galt. Das Geſchrei gieng von Mann zu Mann. Jeder ſetzte noch überdieß nach dem Maaße ſeiner Hitze und ſeiner Galle etwas hinzu, das ich, wie er gehört haben wollte, in dieſem und jenem Orte über die Römer zum Nachtheile ihres Verſtandes, ihres Gefühles und Geſchmackes geſagt haben ſollte. Die großen Familien, die noch vor kurzem ſich, wie es ſchien, eine wichtige Angelegenheit daraus machten, jedem Fremden ſeine eigenen Mängel, von denen man ehe nichts gewußt hätte, zu entdecken, und ſich wechſelweiſe bald die wahre Empfindung für die Künſte, bald den gehörigen Fleiß, Ehrgefühl oder die Redlichkeit abzuſprechen; das Volk, bei dem ſich ein jeder dadurch ein Anſehen zu geben glaubte, wenn er einen andern verachtete; das durch Verläumdungen, Chikanen, Verſtellungen und alle die andern Arten niederträchtiger Kunſtgriffe zu Aemtern und Ehrenſtellen ſchlich und drang, wurde nun bei dieſem Vorfalle inländiſch und einträchtig. Nunmehr war auf einmal niemand verſtändiger, gefühlvoller, als ſie; bei ihnen müßte man die Wahrheit und den Geſchmack ſuchen, wenn man ſie finden wollte.

Meine Sache war die Sache der Nation.

Indeſſen hatten diejenigen, welche mich in dieſe Händel durch ihr unmäßiges Lob verwickelten, dieſe Abſicht nicht. Ihr Plan war eigentlich dahin gerichtet, daß man meine Geſchicklichkeiten gegen die Beſchreibung, welche ſie davon herausgaben, halten, und, wenn man den großen, ſichtbaren Abſtand fände, ſagen möchte: Es iſt erlogen; er iſt das bei weitem nicht; er iſt ein Prahler, ein Betrüger — und was man ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten ſagt.

Fein wars immerhin angelegt, und ich konnte nicht umhin, ihren Erfindungsgeiſt zu bewundern — wenn ich gleich geſtehen muß, daß es derjenige bei mir allemal verdirbt, und wenn ich ſonſt auf ihn und ſeine Nation etwas hielt, in meinen Augen ſehr herab ſinkt, wenn er alles bewundert. Als ich in Rom bei der Stelle: Wer einen Weiſen beurtheilen will, muß ſelbſt ein Weiſer ſeyn, klatſchen hörte, dachte ich: welch eine arme, magere Moral müſſen ſie hier haben! und ſo oft ich die Frau Prätorinn, und die Conſulinnen mit ihren übermäßigen Schminken ſehe, denke ich: das ſind herzlich elende Geſtalten.

Ach warum habe ich nicht eher die Kunſt gelernt, Steine zu ſchleifen, eine Brücke zu bauen, oder für die Tribunen Federhüte zu verfertigen! Wenn ich nur den zehnten Theil von Mühe auf die Handkünſte verwendet hätte, mit welcher ich mein Talent zum Schauſpieler, zum Künſtler für das Herz, den edleren Theil des Menſchen ausbildete: wahrlich, ich wäre der anſehnlichſte mechaniſche Mann in allen römiſchen Staaten, und lebte dabei, ungeſehen, unbeneidet, und bei einem frohen Lied unter meiner Arbeit, ſelig und glücklich.

Oder wäre ich mit einem Talent verſehen, dem man nichts zutrauet, das niemand beneidet, das ſeinen ſtillen Weg fortgeht, und leiſtet, was man von ihm verlangt, etwas, das jeder thun kann: ſo hätte ich mir tauſend Unruhen, tauſend Verläumdungen, tauſend derbe Beurtheilungen über mein Thun und Laſſen, und Schimpf und Spott erſpart. Wie glücklich iſt der Mann (ich ſage es ihm, ſo oft ich ihn ſehe), der den Griffel verfertiget, mit dem ich dieſes niederſchreibe! Wie glücklich iſt der Landmann (und wenn ihm von ſeinem Leibe der Schweiß ſtrömt) gegen mich, der ich lebenslängliche Mühe auf meine Kunſt, worin ich niemals ein Ende erblicken kann, verwenden (doch dazu treibt mich die Gottheit, die in meinem Herzen lebt), der ich lebenslängliche Mühe anwenden muß, die Mücken, Weſpen und Mäuſe und Ratten, die unaufhörlich meine Schreibtafel beſudeln, und mir unter die Füße laufen, wegzubringen.

Am weheſten that mir, daß niemand nur einen Zweifel hatte, ob ich das wäre, was man mich nannte; man ſchalt mich einen Prahler, einen griechiſchen Windmacher, einen Poltron in den ſtillen Thälern der friedfertigen Muſen.

Der große Cicero, Roms Licht (er wird auch, wie ich ahne, öfters das Licht der Nachkommenſchaft ſeyn) begegnete mir mit ſeinem glänzenden Gefolge auf der Straße nach dem Rathshauſe; er grüßte mich mit einem Blick, der mich ſo verwirrt machte, daß ich kaum Muth hatte, ihm zu danken. Man weiß, was er von den Griechen meiner Zeit dachte, und ſagte. Dieß war alles an ihm zu ſehen, als er mich anſah.

Nur der gute Aeſop gieng einſt, als ich an einem Abende außer der Stadt an einem ſtillen Hügel ſaß, und dem heraufgehenden Monde klagte, herzu, drückte mir die Hand, und ſagte ſein Gewöhnliches: „Ich wünſche, daß du weniger Talent beſitzen, oder kein Schauſpieler ſeyn möchteſt.“

Der Schauſpieler, mit welchem man mich verglich, war nicht ohne Talent und Verdienſt; aber er gab ſich ganz und gar keine Mühe, jenes zu bilden, und in dieſem ſich zu erhalten. Den größten Theil ſeines Ruhmes hatte er Dingen zu danken, die zwar einem jeden Schauſpieler nothwendig, aber niemals ſo geradezu ſein eigenes Werk ſind; nämlich einem ausnehmend ſchönen Wuchs eines biegſamen Körpers, der herrlich und groß in Bewegungen und Stellungen anzuſehen war, und einer klaren, hellen, vollen Stimme. Es war angenehm, und that wohl, ihn unter den andern Schauſpielern zu hören, weil man nicht nöthig hatte, ſeine Ohren und Aufmerkſamkeit anzuſtrengen, um ihn zu verſtehen, und weil ſein Dialekt inländiſch, und ſein Ton nichts Erkünſteltes noch Rauhes an ſich hatte. Er hatte die Worte weder halb verſchluckt noch gepfiffen, noch herausgeſtoßen, ſondern auf eine leichte und ganz ungezwungene Art mit einem ihm natürlichen Wohlklange, und mit erquickenden, erklärenden Pauſen herausgeredet. Die Künſtler Roms nahmen von ihm ihre Modelle ab, wenn ſie in irgend einem vornehmen Hauſe, oder auf einem öffentlichen Platze das Bild eines Helden aufzurichten hatten. Indeſſen gab es eine einzige Rolle, wo er ſeine Fähigkeiten zum Schauſpieler bewies, und gegen die er alle übrigen ſo von Herzen ſchlecht ſpielte, daß er darin, wenn man ſeine zufälligen Dinge abrechnete, kaum den Namen eines mittelmäßigen Kopfes verdiente. Dieß war Agamemnon in der Iphigenie, eine Rolle, welche er bei ſeiner Wanderung durch die griechiſchen Städte verſchiedenen Schauſpielern abgeborgt, und vom Anfange bis zum Ende ſo vortrefflich vorzuſtellen wußte, daß man am Ende der Kunſt zu ſeyn glaubte, und ſich nichts weiters, wozu Menſchen fähig ſind, denken und wünſchen könnte. Anfangs war dieſe Rolle mit einem raſenden Lärmen von den Vornehmen, und dem Volke gefordert, und die Kunſtrichter geriethen in Verlegenheit, wo ſie die Ausdrücke und Gleichniſſe hernehmen ſollten, dieſen Schauſpieler, und mit ihm ihre eigene Anſicht anzurühmen. Der Adler mußte ſeinen ſcharfen Sonnenblick, der Löwe ſeine Stärke, und ſein königliches Anſehen, der Donner ſein ſchmetterndes Rollen durch die dicken Wolken, (darunter wurden, im Vorbeigehen geſagt, die dickhäutigen Herzen der Römer verſtanden) die Ströme und Flüſſe ihr Rauſchen, und ihren ſtillen majeſtätiſchen Wogengang, mit einem Worte, alles im Himmel und auf Erden mußte dazu beitragen, dem Mucius Trebatius etwas, das ihn einigermaßen kitzeln konnte, zu ſagen. Jeder bemittelte Römer hielt es für eine Schande, nicht wenigſtens etliche Zeichnungen und Akte dieſer Rolle in dem vornehmſten Theile ſeines Hauſes ſtehen zu haben. Die Künſtler, welche ſie zu verfertigen hatten, konnten darüber nicht genug erſtaunen; denn dadurch erhielten ihre eigenen Arbeiten einen deſto größern Werth. Endlich ward die Rolle nur noch geſpielt, wenn ein Triumph gefeiert, oder fremde Geſandte angekommen waren, denen man eine beſondere Ehre erweiſen, und zu verſtehen geben wollte, wie weit die Römer nicht nur in der Kriegs- und Staatskunſt, ſondern auch in den Dingen des höchſten Geſchmackes über die Barbarei des Auslandes erhaben wären. Mucius Trebatius genoß ſeines Ruhmes, deſſen er bei dem Volke, das, wie es unverſchämt tadelte, alſo auch unüberzeugt lobte, verſichert ſeyn konnte, wenn er ſich auch künftig keine Mühe geben würde, denſelben zu erhalten. Das Parterre und die Logen ſchrien, ſo oft er auf die Bühne trat, und die äußerſt Wenigen, die Kraft und Muth genug hatten, auf ihren Gefühlen zu beſtehen, entſchuldigten ihn, wenn er ſeine Pflicht ſchlecht verrichtete, damit, daß ſie ſagten, er habe nicht wollen, oder ſie thaten, was am klügſten war, und ſchwiegen; denn das geringſte, was einem, der zweifeln wollte, ob ihr Schauſpieler ſeine Talente auch ausgebildet habe, widerfuhr, war, daß man ihm alle geſunde Vernunft abſprach; aber gewöhnlich war er der Gefahr ausgeſetzt, von dem Pöbel mit Steinen und Erdſchollen geworfen, und von den Adeligen um Feuer und Waſſer beneidet zu werden.

„So gehen Sie doch nur einmal hin, und ſehen, und hören Sie ihn ſelbſt,“ ſagten zwei junge römiſche Rathsherren, die da wußten, wie viel, wenn man von fünf Unzen Eine abziehe, dann noch übrig bleiben. „Heute macht er den Helden, und man führt heute zum erſten Male die ſchon lange angekündigte Tragödie auf, von unſerm tragiſchen Dichter, dem Servius Glyko! Sie müſſen ihn in ihrem Lande oft haben anrühmen hören; denn er iſt allen wahren Gelehrten und Künſtlern bekannt.“

Nun hatten die jungen Herren die Worte „wahren Gelehrten“ mit einem gewiſſen

Nachdruck und Eifer ausgeſprochen, daß ich deutlich merken konnte, ſie wären geſinnt, mich aus dieſer Klaſſe auszuſchließen, ſobald ich nicht ihrer Meinung ſeyn würde.

Ich kann mich nicht erinnern, ſagte ich, jemals von einem Dichter dieſes Namens gehört zu haben.

Wie? vom Servius Glyko hätten Sie nichts gehört?

Keine Sylbe, meine Freunde. Wir haben ſelbſt einen ſchrecklichen Schwarm komiſcher und tragiſcher Dichter, deren Namen ich nicht weiß, weil ſichs nicht der Mühe lohnt, ſie zu merken. Wohl kenne ich einen Sophokles —

Wir glauben es gerne, fielen ſie mir in's Wort. Wie iſt dieſe Nation ſeit kurzem verfallen! Sie werden hier, ſetzten ſie mit einem höhniſchen Lächeln hinzu, bei uns noch mehrere Dinge kennen lernen, wovon Sie dort nicht einmal geträumt hatten.

Indem wir ſo zuſammen ſprachen, geſellte ſich eine ganze Rotte Inländer und Griechen, ſo wie ſie der Wind aus Achaia, aus Amydon, aus Andros, aus Samos, und Alabanda hieher getrieben hatte, zu uns, weil man bereits die Nachricht ausgebreitet hatte, daß ich heute nach der Bühne gehen würde, das neue Trauerſpiel und ihren Schauſpieler zu beurtheilen.

Uns ſoll ſehr verlangen, was Sie doch daran auszuſetzen finden, ſagten ſie. Was Sie beſchnarchen werden, ſagten andere. Was Sie aber auch für Gründe anführen werden, ſetzten die dritten hinzu.

Davor bewahre mich Vulkan, ſagte ich, und alle ſeine Schwäger.

Glyko iſt ſeit etlichen Wochen der Römer ihr Dichter, und wird es noch viele Wochen bleiben, bis nämlich irgend ein Reifdreher, oder ein anderer Schwankmacher dieß Mittel ausfinden wird, ihm ſeinen Weg abzulaufen. Glyko verſteht die Kunſt, auf eine rühmliche Art der Narr aller zu ſeyn, und alle zu Narren zu machen. Wenn er nichts zu eſſen hat, dann kommt er durch die Wolken gefahren, bringt Töpfe auf die Bühne, und ſiedet darin dem Thereos ſeinen Sohn Itys, und kochet dem Thyeſtes ſeine beiden Söhne, und bereitet ſich dadurch eine treffliche Mahlzeit zu; denn das römiſche Volk, welches lange den Gebrauch der wahren Worte verloren, und ſich durch wechſelweiſe Verhärtungen ſo hart und unbarmherzig gemacht, daß es nicht mehr fähig iſt, bei den gewöhnlichen Uebeln der Menſchen Mitleid zu fühlen, hat ſeit einiger Zeit ſeine Freude daran, Menſchen niederſtechen, zerreiſſen, vergiften, mit den Thieren kämpfen, oder in Oel ausſieden zu ſehen.

O ihr Römer! wann werdet ihr die göttliche Flamme des überirdiſchen Feuers von den ſtinkenden Dünſten, die aus Sümpfen aufſteigen, unterſcheiden? Wann werdet ihr den Dichter fragen, wenn er ſich in Zeiten des Friedens und des Ueberfluſſes meldet, was er euch vorſagen will?

Der elendeſte Karrenzieher, dem die Natur nichts zum Dichter gegeben hat, als eine Hand, die Schreibtafel zu halten, und eine andere, darein zu graben, nimmt ſich, weil er weiß, daß er euch damit wohl gefällt, die Freiheit, irgend eine Geſchichte aus einer finſtern Schwindgrube des verſchrieenſten Schlupfwinkels in Rom auf die Bühne zu bringen, nennt ſeine Hure Glycerion, und ſeinen Wildling und Wollüſtling Achilles, hetzt einen andern Kerl daran, läßt dieſelben ſich miteinander balgen, ſich einander erſtechen, mit einem Wort, läßt vor euren Augen Dinge geſchehen, die ihr euch ſchämen würdet, auf der Gaſſe anzuſehen; — und ihr ſeyd ſo gutherzig, das Ding eine Tragödie, ein Werk eines Genies zu nennen, bloß weil die Balger Helden genannt, mit ſchönen Namen, und mit Purpurlappen umhangen, und die Worte in Jamben geſetzt ſind?

Mich dünkt, ich ſehe ernſte ſchreckliche Schatten in euern Palläſten hervorſteigen, und fortziehen, vielleicht beſſere Römer zu ſuchen in Wäldern und öden Inſeln, wohin ihr ſie verbannt habt. Es ſind die großen Seelen des Paulus, des Regulus, des Kamillus, des tugendhaften Kato, die euere Vorältern, die euch Tugenden hinterlaſſen haben, deren Namen ihr nicht kennet.

„Haben Sie gehört? Haben Sie's doch einmal ſelbſt gehört? Nun, wir freuen uns, daß Sie's einmal geſehen und gehört haben." — Sie meinten damit die Aktion ihres großen Schauſpielers.

Dieſer kannte die Helden des Glyko, welche aus dem niedrigſten Pöbel entnommen waren, ſo wenig als einen Scyten oder Mauritanier; auch hatte er von der Kunſt keinen Beiſtand zu hoffen; denn indem er ſeines Ruhmes verſichert war, bewarb er ſich um keine weitern Kenntniſſe; er ſtudirte weder die Welt noch die Menſchen ſeiner Rollen, ſondern gängelte ſeinen alten Gang ſo fort, weil man damit zufrieden war. Seine Stimme war äußerſt einförmig, und ſeine Bewegungen immer eben dieſelben. Es war nicht möglich, daß jemand ein anderes Vergnügen an ihm hatte, als das ihm das Vorurtheil gab.

Ich kann nicht lügen. Ich kann ein Buch, das ſchlecht iſt, nicht loben, noch es mir zum Leſen ausbitten, wenn es mir auch ſelbſt der Verfaſſer in die Hände geben ſollte. Ich kann keine krächzende Stimme bewundern, noch den Hals eines Feigen mit dem ſtarken ausgeſtreckten Hals des Herkules vergleichen, der den Antäus von der Erde aufriß, und in der Höhe zerdrückte. Weiche Lieder, und ſollte ſich auch einmal eine Grazie ſo weit vergeſſen, ſie zu ſingen, welche unſern Kriegern den Muth in Gefahren, unſern Bürgern die männliche Kraft, zu denken und zu handeln, benehmen, fliehe ich, wie Peſt und Krankenbett, und Pferde, die nichts können als laufen und ausſchlagen, kaufe ich nicht, wenn ſie auch über Flüſſe ſetzen könnten, ohne den Huf zu benetzen. Allemal wünſche ich, daß mich eine geheime Göttermacht in die Wüſteneien der Sauromaten, oder in das Eismeer verſetzen möchte, ſo oft ich einen Vater ſehe, der ſich über den artigen Wuchs ſeines Sohnes freut, wann er ein Zwerg mit krummen Füßen iſt, oder ihn, weil er ſchielt, ſein allerliebſtes ſchelmiſches Püppchen nennt.

Die Freunde des Trebatius (der ſich nicht einmal würdigte, über mich zu lachen, oder böſe zu werden), ſtanden um mich herum, und zitterten vor Begierde, was ich ſagen würde, und vor Bosheit, ich möchte ſagen, was ich wollte, meine eigenen Worte wider mich anzuwenden. Hätte ich ihn getadelt, ſo wäre es aufgelegte Verachtung und Kunſtneid geweſen, und hätte ich ſeine Geſchicklichkeit in dem, was ich eben ſah, angerühmt, und meinen eigenen Augen geläugnet, was ſie geſehen haben: ſo wären ſie, um nur meinen Geſchmack in etwas verdächtig zu machen, bereit geweſen, die Aktion ihres Trebatius für dießmal herab zu ſetzen, und vorzugeben, es ſey ihm nicht beliebig geweſen, es in dieſem Stücke beſſer zu machen. Der höchſt unangenehme Eindruck ihrer Mienen und Bewegungen, in welchen ich ihre niederträchtigen kleinen Seelen bemerkte, ſetzte mich in eine Verwirrung, wo mir der Angſtſchweiß über alle Glieder träufelte. Wenn ſich die Gottheit mir offenbarte, die mich errettet hat, ein junges Böckchen wollte ich ihr ſchlachten, das noch muthwillig auf dem zarten Klee herum ſpringt, und voll auflodernden Feuers die weichen Hörner am mooſigen Pfahle wetzt.

Es waren ſechshundert Mauleſel, die man nach der Schaubühne führte, welche bei der Aufführung der Clytemneſtra ſämmtlich und Paar für Paar auf das Theater treten, und ſich indeſſen an die große ſchmetternde Tuba, an das Getös des Volkes, und an Ordnung und Ruhe gewöhnen ſollten.

Es wäre kein Wunder, ſagten einige, indem der Zug vorbei gieng, wenn das Spiel für mich gut ausfiele. Es mußte gut ausfallen. Sechshundert Mauleſel! und jeder ſeinen Führer, und ſeine bekranzte Schabrake! Auf dieſe Art wollten ſie auch eine Rolle gut herausbringen, wie jeder andere.

Ich verſicherte allen Gegenwärtigen, daß mir keines dieſer Thiere vor die Augen kommen dürfte; denn Ich werde auftreten, ſetzte ich im Eifer hinzu, der mir dieſen ſtolzen Ton eingab.

Wenn es nicht Apollo war, der mir dieß in den Mund legte, ſagten meine Landsleute, ſo wollten ſie nicht mehr an ihn glauben. Beiſpiele von dieſem kühnen Hinausdenken hätte man nur bei ihren Vorältern, den großen Athenienſern, Lacedämoniern, Spartanern.

Es könnte denn aber doch nicht anders geſchehen, widerſetzten die Römer, und behaupteten nunmehr, was ſie eben geläugnet hatten; denn die Herrlichkeit Roms erfordere, daß man bei einem Schauſpiele, wo die Großen und die auswärtigen Geſandten gegenwärtig ſeyn würden, nichts an der gehörigen Pracht ermangeln laſſe; auch müßte man mir, wenn meine Erſcheinung nicht allen Beifall erhalten ſollte (wie leider zu befürchten wäre), alle Gelegenheit benehmen, irgend einer Sache die Schuld beizulegen.

Nimmermehr, erwiederten meine Landsleute, welche den Gründen, die ich dagegen beibrachte, Gehör gaben. Wir wollen doch ſehen, wer endlich nachgeben würde, ſetzten einige hinzu, welche die heimliche Abſicht hatten, mich mit den Römern in Zank und Uneinigkeit, und in dem allgemeinen Ruf zu erhalten, daß ich ein Poltron und Verächter der römiſchen Künſtler wäre.

Ich beſtand darauf, und die Sache kam vor den Aufſeher über die Verzierungen der prächtigen Schaubühnen vor den großen Hüpulius, vor den angeſehenſten, vergnügteſten, friedſamſten, und glücklichſten Mann in ganz Rom. Sein Grundſatz war, das zu thun, was er bemerkte, daß es allgemein gefallen würde. Was die Schaubühne und die ſchönen Künſte überhaupt hervorbringen, und nützen und ſchaden könnten, daran hatte er in ſeinem Leben nie gedacht; eben ſo wenig hatte er jemals den Einfluß ſeines Gewerbes überlegt. Wenn nur der Mantel, den er für den Schauſpieler verfertigen ließ, gut in die Augen fiel, ſo war er vollkommen zufrieden, und bekümmerte ſich wenig, was er ſagen, und wie er ſich dazu gebehrden würde. In der That gab er ſich eine außerordentliche Mühe, alles, was für die Augen und Ohren war, angenehm und ſchimmernd zu machen. Wo er gieng und ſtand, hatte er etwas zu zieren, rein zu machen und in Ordnung zu legen. Es war kein Winkel auf der Schaubühne, von dem er nicht den Staub wegwiſchte, und kein Pferdehuf, an dem er nicht die Nägel beſichtigte. Meeresſtürme, Belagerungen, Feuersbrünſte, Donnerwetter, vorzuſtellen, oder auch den Wind heulen zu laſſen, darin war er ein Meiſter. Wenn er einen neuen Einfall dieſer Art zu Stande gebracht hatte, ſo gab er's zu erkennen; er hielt aber das Geheimniß bei ſich, und lächelte nur, als wenn er gewiß wüßte, daß ſeine Erfindung herrlich ſeyn würde. Wenn nun nach ſeiner Meinung alles gehörig beleuchtet und angeordnet war, dann ließ er die Schauſpieler hervortreten, und wo es dieſe nicht vermutheten, flog plötzlich eine Furie, ein Drache, oder ein anderes Ungeziefer durch die Luft, oder es kam ſonſt etwas zum Vorſchein, das die Aufmerkſamkeit des Volkes nach ſich riß, und ein allgemeines Zuklatſchen und Geſchrei erregte. Zuweilen war dann der Schauſpieler eitel genug zu glauben, daß es ihn angieng; er aber ſtand mit einer Zufriedenheit, derer ſich kein Feldherr über einen erhaltenen Sieg rühmen konnte, hinter der Scene, erwiederte das Kopfnicken und Händezuwerfen aus dem Parterre und den Logen, und dachte bei ſich: Ich beſitze das Wahre. Die Römer wurden an dieſe unvermutheten, lärmenden Erſcheinungen ſo gewöhnt, daß ſie bei einem an ſich erträglichen Schauſpiele gähnten, wenn nichts dergleichen vorkam; aber doch begab ſichs oft, daß er in Geſellſchaften gerieth, wo ſich einige nicht enthalten konnten, über ſeine Einfälle, und kleinartige Geſchäftigkeit von Herzen zu lachen. Wenn nun ein Streit entſtand, ſo zuckte er ſtillſchweigend die Achſel, fieng einen Satz mit einem gewiſſen feierlichen Tone an, indem er z. B. ſagte: Freilich könnte man; oder: es iſt ſchon wahr, daß —; oder auch: ich dächte doch u. ſ. w. er endigte aber ſeinen Satz niemals, ſo daß keine Parthei wußte, zu was er ſich erklärt hätte, und indeſſen doch eine jede glaubte, er würde ſich für ſie erklärt haben. Oft geſtand er, er wäre kein Genie; wie Homer, ſetzte er beſcheiden hinzu; aber doch zu beurtheilen, ob dieſer und jener Einfall mit Genie angelegt und ausgeführt wäre, das meinte er, wäre ſeine Sache. Zu nichts auf der Welt hatte er weniger Geſchicklichkeit als zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und er konnte es im Grunde der Seele nicht leiden, wenn von ſeiner eigenen Kunſt irgendwo geſprochen ward; man redete ihm ſtets zu viel von den Dingen, die er weder ſehen, noch hören, und von denen er gar nicht errathen konnte, wie es einem vernünftigen Manne möglich wäre, ſie von der Schaubühne zu verlangen. Indeſſen merkte er ſich doch die Einwürfe, welche man ihm hie und da im Ernſte und im Spaße machte, und wenn er dann mit einem, an deſſen Meinung ihm gelegen war, allein zu ſprechen kam, ſo unterließ er nicht, dieſelben auf das Volk anzuwenden, und ſich zu beklagen, daß er genöthiget wäre, ſich nach demſelben zu richten. Und indem er zu gleicher Zeit von allen Dingen, welche ſein Fach betrafen, gute Worterklärungen und Grundſätze, die er ohne eigene Einſicht gemäß der damaligen Gewohnheit auswendig lernte, herzuſagen wußte, ſo galt er bei jedermann für den Mann, deſſen Maske er angenommen hatte. Man wußte zuverſichtlich, daß er ſich zu Hauſe vor ſchwarzen Geſpenſtern, und den ſpuckenden Geiſtern der Abgeſtorbenen fürchte, daß er ſich aus den Schweißtropfen eines Eies von einem Wahrſager künftige Dinge vorherſagen, und ſich mit nichts tröſten ließ, wenn bei dem Feuer gähling die Schale zerſprungen iſt; gleichwohl verſtand niemand beſſer die Kunſt, höhniſch den Mund zu krümmen, wenn von den abgeſchiedenen Seelen, vom unterirdiſchen Reiche, vom Nachen des Charon, auf dem ſo viele tauſend Seelen über den Sumpf voll ſchwarzer Fröſche hinüber fahren, die Rede war. Das glauben nur noch die Kinder, ſagte er, für die man im Bade noch nichts bezahlet. Er war jener rechtſchaffene Mann, auf den das Volk und alle Gerichte ſchauten, der, wenn er den Göttern ein Schwein oder Rind opferte, laut und überlaut ſchrie: O Vater Janus! O Apollo! — nachher aber, aus Furcht, gehört zu werden, unmerklich das Gebet murmelte, (ſein Herz betete es:) „O ſchöne Laverna, du Göttinn der Diebe, gieb, daß man mein Inneres nie kennen lerne, daß man mich für gerecht und heilig halte. Zieh eine Nacht über meine Sünden, und eine Wolke über meinen Betrug.“ Das war einmal ein Mann, wie man ſie wünſcht, für die große Welt; dafür war er aber auch der angeſehenſte, vergnügteſte, friedſamſte und glücklichſte Mann in ganz Rom.

Ich verſtehe Sie vollkommen, ſagte er. Ich begreife alles! richtig! ganz gewiß! wir ſind verſtanden. Sie meinen die vielen Mauleſel und dann der gräuliche Tumult werde den Eindruck auf die Gemüther der Zuſeher verhindern. Man werde Sie in der Menge kaum bemerken. Aber nehmen Sie den größten Theil der Zuſeher, ſo wie ſie ſind — ich weiß ſchon, daß ſie anders ſeyn ſollen; aber wir könnens nicht ändern, und müſſen ſie einmal nehmen, wie ſie ſind. Sie gehen nach der Schaubühne, wie ſie gehen, einen fremden Bärentreiber oder Schwimmer zu ſehen, theils aus Langweil, theils weil es nun einmal ſo Gewohnheit iſt, theils auch, um ſich einander in Geſellſchaft zu ſehen. Der Lärmen des Volkes iſt ſo groß, daß die aufgeſtellten Wohlſtandsmeiſter müde werden, denſelben abzuwehren. Wo ſtiller geredet wird, da werden während des Spieles unaufhörlich Beſuche gegeben und angenommen, auch wohl ordentliche Gaſtereien gehalten. Kein Menſch denkt im Ernſte daran, zu hören, was der Schauſpieler ſagen würde; nur etliche Wenige nehmen ſich die Mühe, auf ſie zu merken, aber aus keiner andern Abſicht, als um ſie zu tadeln. Ich allein bin im Stande auf einige Augenblicke ein Stillſchweigen herzuſtellen, das bald darauf in ein allgemeines Geſchrei ausbricht. Mit einem Worte, Sie können verſichert ſeyn, daß Sie gar nicht in Betracht kommen. Zudem beleidigten Sie durch ihren Vorſatz eine große Anzahl der angeſehenſten Leute, welche dabei Schaden litten. Wer ſind dieſe? fragte ich. Die ganze Zunft der Eſeltreiber.

Man ſagte mir, daß — den Eſeltreibern vor den Kopf geſtoßen, ſo viel wäre, als ſich ſeine Sache muthwillig verderben. Die meiſten, hieß es, wären Aufwärter bei den vornehmen Römern, und theils Gelegenheitsmacher, theils Vertraute ihrer Schwachheiten. Man ſtellte mir vor, daß der dummſte Menſch, wenn er täglich Gelegenheit hätte, um den Prätor oder Aedilis zu ſeyn, mehr vermöge, als der klügſte, der nur ſelten Zutritt findet. Jene würden nicht ermangeln, die gehäſſigſten Eindrücke wider mich zu erwecken, und mir eine Geſtalt zu geben, worin ich niemals gefallen würde. Mit einem Worte, der Lichtputzer allein ſey ein freier Mann, um den ſich niemand bekümmert, und der Künſtler und der Gelehrte, wenn er nicht für die unſterblichen Götter arbeitet, ſey der Sclave eines jeden, der mit dem Kopfe nicken kann.

Von ihm verlangt man, als eine Pflicht, was man für eine Thorheit halten würde, es von einem andern zu fordern, daß er einen jeden anlächeln, einem jeden etwas Gefälliges ſagen, und ſich ihm empfehlen ſoll. Wenn die Kandidaten der wichtigen Ehrenämter in Rom auf der Gaſſe gehen, ſo hört aller Unterſchied zwiſchen Verdienſten und Nichtswürdigkeit auf. Es würde lächerlich ſeyn, wenn ſich ein wackerer Römer, der um ein Amt flehet, denken wollte: Aber ich fühle doch, daß ich dem Amte gewachſen, daß ich der fähigſte aller meiner Mitwerber bin, daß ich eine Sünde beginge, mich mit jenem Taugenichts, den nach dem Amte gelüſtet, zu vergleichen. Glaubet mir, er würde ſchimpflich abgewieſen, und dem Taugenichts nachgeſetzt werden, wenn ſich dieſer einen Mann gemiethet hat, der ihm die Namen der Vorbeigehenden ſage, ihn in die linke Seite ſtoße, ihn zwinge, ſich bis auf die Erde zu bücken. „Dieſer Herr gilt viel bei der ſabiſchen, jener vermag viel bei der veliniſchen Zunft; dieſer kann dich erheben oder herabſtoßen; er regiert alles. Nenne ihn Herr Bruder, Herr Vater; ſetze hinzu, du habeſt ſeines Gleichen auf allen deinen Reiſen nicht angetroffen; zweifle, und werde dabei nicht roth, ob nicht ſelbſt Apollo unter ſeiner Geſtalt verborgen ſtecke; richte ihm einen Gruß von deiner Frau aus, und ſage, du werdeſt morgen verreiſen.

Lerne, Unglücklicher, dieſe Sprache (ſie iſt die Sprache deines Vaterlandes) bei Zeiten, damit dir nicht das Herz blutet, wenn du ſie unvermuthet hören ſollteſt, oder damit du nicht raſeſt, wenn ſich einer darum, weil er der tauſendſte von ſeinem Stamme iſt, und den Cenſor Herr Vetter nennt, blähet, oder, wenn dir einer, mit dem das launiſche Glück ſeinen Scherz trieb, als dein Oberer zu befehlen hat, oder wenn das Schooßkind der Dummheit dir zur rechten Seite geht, ſeinen Namen vor dem deinigen unterſchreibt, und bei Gaſtereien an den vornehmern Plätzen ſich ausſtreckt.

Als Ueberſchwemmungen euere Aecker verwüſteten, Seuchen euere Heere dahinrafften, auch damals, als Manlius auf dem Kapitol den Galliern das Gold vorwog, waret ihr noch Römer, der Stolz Italiens und der Welt; aber ſeit deine Söhne, o Romulus, in bunten Kleidern auf den Straßen herumgehen, und die Zeichen des auf dem Kampfplatze erhaltenen Sieges ihrer Väter an ihrem wohlriechenden Halſe hängen haben, ſeit dem iſt dein Andenken verſchwunden. Es iſt alles verloren.

Mir ward indeſſen die erſte Probe der Clytemneſtra angeboten, und ich mußte dieſelbe vornehmen laſſen. Ich ſah nicht, daß dabei etwas Uebels geſchehen könnte, und doch war mir, ich weiß nicht wie, nicht wohl zu Muthe, und es ahnete mir, daß man es darauf angelegt, mir einen ſchädlichen Stoß beizubringen. Tauſendmal wünſchte ich, mich von allem los zu machen, und eben ſo oft nahm ich mir vor, in eine der ruhigen Städte meines Vaterlandes zu flüchten, und bei Kräutern und Hülſenfrüchten ungeſtört unter einem ruhigen Dache zu leben, ſollte es auch nur ſo geräumig ſeyn, ſagte ich, daß eine Eider darin wohnen kann.

Aber wo würde ich den Mann finden, der die Sache nähme, wie ſie iſt, der Billigkeit genug beſäße, meinen Verſicherungen zu glauben, daß man bei meiner Schaubühne mehr Mühe auf Chikanen, künſtliche Verſchwärzungen, Verdrehungen der guten Sache, als auf die Kunſt gewendet habe. Die Bühne glänzt, ſobald der Vorhang wegfällt, und der Zuſchauer denkt dabei eben ſo wenig an die Schickſale des Schauſpielers, als ein Gaſſentreter, wenn er vor dem prächtigen Hauſe der Veſtalinnen vorbeigeht, ſich einfallen läßt, an die Bewohnerinnen desſelben zu denken, ach! wo vielleicht manches Jammern ohne Mitleid und Hülfe gehört wird.

Wenn man die Geſchicklichkeit und Verdienſte eines andern auf gute Art herabſetzen will, muß man ſich zwei Regeln merken — nämlich, es nur immer bei Kleinigkeiten zu thun, und dann denjenigen, den man tadelt, auch nebenher allemal zu loben, nämlich dem

Tadel durch das Lob den Weg zu bahnen. Es wäre plump, und ſchädlich, geradezu zu ſagen: Dieſes Mannes Verdienſte verdunkeln die meinigen, und nehmen mir den Schlaf. Ich ſehe dich für eben ſo boshaft, als ich bin, und zugleich für äußerſt unwiſſend und dumm an. Ich werde daher deine armſelige Menſchenfigur mißbrauchen, und dich nöthigen, mir zu gefallen, einen Mann von der Höhe zu ſtürzen, wo ich ſtehen möchte, und zugleich deiner Ehre einen unauslöſchlichen Schandfleck anzuhängen. Wie geſagt, es wäre plump und ſchädlich, geradezu ſo deutlich zu ſprechen.

Man iſt dafür, vermöge eines ſtillſchweigenden Vertrags, in feinern Mitteln übereingekommen, womit man das nämliche thut, und überdieß ſich noch Ehre macht.

Ich bin begierig, ſagte der Aedilis meiner Schaubühne zu Mucius Trebatius, dem großen Schauſpieler, mit welchem Tone und mit welcher Pantomime er (damit meinte er meine geringe Perſon) dieſe und jene Stelle in der Clytemneſtra ausdrücken wird.

Er hatte ſeine Schaubühne dem Dorſenus verpachtet, der keine andere Abſicht hatte, als Geld in den Säckel zu häufen, und ſich wenig darum bekümmerte, ob ſich ein Spiel nach der Aufführung Einen Tag erhalten würde, oder nicht. Er war es, der einſt im Rauſche den Wunſch that, daß die Sonne weiter herabkommen möchte, damit man in den Ländern, wo ſie durchgeht, die Gebühr abfordern könne.

Dieß wird er wohl nicht verfehlen, gab Mucius Trebatius zur Antwort. Es iſt für ihn eine leichte Stelle, wenn er auch nur mittelmäßige Kenntniſſe beſäße. Man tritt hervor bis an den Rand der Bühne, reißt den Kopf und die Hände, doch ſo, daß jener etwas gegen die Zuſchauer gekehrt werde, mit Macht in die Höhe, ſpreitzt die Finger auseinander, ſperrt das Maul auf, ſo weit als möglich, die Augen, verſteht ſich, herausgedreht: O ihr Götter! — Dann hält man inne, bis man ausgeklatſcht hat, hernach aber drei Schritte zurück, den rechten Fuß vorwärts; man ſchlägt oben in der Luft die Hände zuſammen, läßt den Kopf, damit auch die Stimme abgeknickt werde, auf das Herz fallen, und ruft, indem man den Kopf ſchüttelt, in ſich ſelbſt hinein: Wehe mir!

Dieß ſetzte er zu mehrerer Sicherheit deßwegen hinzu, damit, wenn ich die Stelle nicht eben ſo behandeln würde, es keines weitern Beweiſes bedürfte, daß ich ſie verfehlt habe. Er brauchte dann nichts weiter zu thun, als ſich zu verwundern, und hinzu zu ſetzen;

Aber dieſen Fehler hätte ich doch nicht vermuthet.

„Wollen wir die zwei Grammatikos, den Arceſilas, und Servilius zur Probe einladen!“

Das wollen wir thun, gab Mucius Trebatius zur Antwort.

Die Grammatici erſchienen, und ſtanden mit einem zahlreichen Gefolge ihrer Anhänger jeder auf einer Seite. Ich kannte keinen von beiden; aber daß ſie Gelehrte wären, das ſah ich beim erſten Anblicke.

Dem Arceſilas ſaß der Kopf vor lauter Nachſinnen auf einem ſteifen Halſe; die Augen hatte er ſchielend auf die Erde geheftet; immer murmelte er etwas bei ſich; und ſein Schweigen hatte Vieles von der Stille des wüthenden Hundes, der nicht bellen kann. Mit hervorragender Lippe zergliederte und wog er die Wörter ab. Er dachte den Träumereien eines Alten nach, deſſen Verſtand nicht der geſündeſte war: Aus nichts werde nichts; Nichts könne wieder in Nichts zurückkehren. Ueber dieſen ſchönen Dingen verſäumte er manche gute Mahlzeit, und wurde bleich wie eine Leiche. Es war nicht einer unter dem feinen denkenden Volke, der ihm nicht unter die Augen lachte, und die handfeſten zum Kriege gezogenen Jünglinge brachen mit gerümpfter Naſe in ein gichteriſches und erſchütterndes

Hohngelächter aus; aber die Großen Roms ſchätzten ihn ſehr hoch. Sie konnten ihn dazu brauchen, Uneinigkeiten, wo es ihnen gelegen war, anzurichten, und ſich auf ſein vertragmäßiges Anſehen zu ſtützen.

Servilius war der Schriftſteller, der immer von Einflüſſen ſchrieb. Ein Großer in Rom ließ zwölf Bücher von ihm abſchreiben, die alle von Einflüſſen handelten. Vom Einfluſſe der Grammatiker auf die Schaubühne; — vom Einfluſſe der Mäcenaten auf die ſchönen Wiſſenſchaften; und wieder vom Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Freigebigkeit der Mäcenaten; vom Einfluſſe der Witterung auf die Gelehrten; vom Einfluſſe der auswärtigen Gelehrſamkeit auf alle Stände ꝛc. vom Einfluſſe der Einflüſſe. Er ſprach unaufhörlich von den Wiſſenſchaften, ohne dieſelben jemals zu behandeln; aber da ganz Rom nicht daran dachte, wie man vom Gebrauche einer Sache ſprechen könnte, ohne dieſelbe zu verſtehen; wie man vom Einfluſſe des Feuers immerzu, und ganze Bände durch reden könnte, ohne ſelbſt davon beſeelt zu ſeyn, und ohne zu wiſſen, wie man es in andern erwecken müſſe: ſo beugte ſich ganz Rom vor dem Rufe ſeiner Gelehrſamkeit. Seine Parthei war die ſtärkſte, und er war damals der erſte Kritikus in Italien; denn er war gerade zur Kritik der unfähigſte Mann in ganz Italien. Er beſaß ein choleriſches Temperament (ein Umſtand, den man wohl in Betracht ziehen muß), und was er anſah, das beurtheilte er mit der ungeſtümſten Heftigkeit. Er zerſtückte die Sache, ſtatt ſie zu zergliedern. Und je nachdem ihm ein Gegenſtand zufälliger Weiſe zuerſt von einer Seite erſchien, wo er ihn einnahm, oder ihm mißfiel; oder auch, nachdem er wider oder für die Sache im voraus eingenommen war, erhob er dieſelbe bis an die Sterne, oder drückte ſie in die Dummheit der Dummheit nieder. Seine Urtheile waren nicht Meinungen, ſondern Entſcheidungen, und wer ſich nur im Geringſten merken ließ, daß er ihm nicht allerdings beipflichten könnte, der durfte ſich auf die ungezogenſten, und biſſigſten Begegnungen gefaßt machen. Er ließ ſich in dieſem Falle angelegen ſeyn, in allen großen Häuſern Roms herum zu laufen, und von nichts als von dem Ignoranten zu ſprechen, den er in Rom nicht vermuthet hätte, und die Großen waren die meiſte Zeit außer Stand geſetzt, den Erzählungen nachzuſpüren, und hatten daher gemeiniglich das Unglück, dem Manne zu glauben, und ſich ſelbſt zu entehren.

Arceſilas und Servilius beſaßen in Rom ſehr viele Aemter, von denen ſie keines abwarteten, oder auch, weil es zu viele waren, abwarten konnten, und indeſſen von denſelben dennoch große Einkünfte zogen; ſie waren Räthe des Kriegsweſens in Aſien, Räthe bei dem Waſſerbau, bei den Finanzen, bei der Polizei ꝛc.

Mucius Trebatius gebrauchte die Vorſicht, dieſe beiden zu benachrichtigen, wie man ſich in der Stadt bereits laut in die Ohren ſage, daß Quintus Aninius in Betracht ſeiner ausnehmenden Geſchicklichkeit einige ihrer Aemter erhalten würde. Es komme nur auf den Beifall an, welchen ich bei dieſem Stücke davon tragen würde.

Arceſilas und Servilius waren ſchon zwei Stunden vor der Probe zugegen. Sie bewillkommten mich mit ſo vielen überflüſſigen Ausdrücken, und verſicherten mich ihrer Hochachtung und Freundſchaft ſo angelegentlich, daß ich nothwendig daran zweifeln mußte. Ihr Mund war in ein ſüßes Lächeln gelegt; aber in ihren Augen, die von Zeit zu Zeit dem Munde merkliche Streiche ſpielten, war wüthender Hundsgroll, Spinnenfeindſchaft, ſchonungsloſe Verläumdung, und Künſtlerhaß zu ſehen. Da ich ſie indeſſen nicht kannte, und nicht wußte, warum ſie zugegen wären, ſo machte ich nichts Beſonderes aus ihnen. Ich hielt ſie für gewöhnliche Gelehrte und Kritiker ihres Zeitalters.

Aber ehe noch die Probe ihren Anfang nahm, gaben ſie ſich die Ehre, mich auf das verbindlichſte zu verſichern, daß ſie aus keiner andern Abſicht zugegen wären, als mir ihre freundſchaftlichen Erinnerungen zu machen. Mit einem Worte, ich mußte ihnen für ihre ausnehmende Gütigkeit verbunden ſeyn. Es erſchienen hier doch die angeſehenſten Herrſchaften, ſagten ſie mit den höflichſten Verbeugungen, und man konnte nicht wiſſen — nicht, als wenn man nicht im voraus wüßte, daß bei mir alle dieſe Vorſicht überflüſſig — ſie wären auch nur zugegen, um zu lernen. —

Richtig, ganz richtig! meine Herren. Ich verſtehe ſie nunmehr vollkommen; aber damals verſtand ich ſie nicht.

Die Probe ward eröffnet. Die Mauleſel trabten entſetzlich, und hinter dem Vorhange, der in der Mitte herabgelaſſen ward, fuhr etwas mit einem ſchrecklichen Geziſch durch die Luft. Ich konnte mir nicht vorſtellen, wie ſich bei dem, was ich zu ſagen hatte, nur eine Maus rühren könnte, indeſſen innerhalb der Scene, wo der Maſchinenmeiſter, der ſich um mein Spiel dieſen Augenblick ſo wenig, als eine abgeſchiedene Seele, bekümmerte, mit ſeinem Anhange zu gleicher Zeit ſpielte, und ein gräuliches Rufen entſtand: Bravo! o

Bravo! Encore, Encore! foras! foras!*) Hypulius, Hypulius! foras! Dazu ward geſtoßen, geſchrieen, die Mützen in die Höhe geworfen, und alle Arten von Gaſſenbalgerei unternommen. Der Lärmen entſtand, wie ich ſagte, inwendig durch den Anhang des Apulius, und dennoch ward er von den Herausſtehenden, die nichts geſehen hatten, mit gleichem Eifer wiederholt.

Bravo! Bravo! Encore, Encore! foras! foras! Hypulius, Hypulius! foras!

Hypulius ließ es aber für dießmal bleiben, Foras zu kommen. Man muß den Mann nicht an ſeinem Spiele hindern, ſagte er.

Die zwei Gelehrten nahmen ſich die Freiheit, mich alle Augenblicke zu unterbrechen. Ich entſchuldigte gleich Anfangs meine heiſere Stimme, die ich mir dieſelbe Nacht durch eine Erkältung zugezogen hatte; allein eben dieſe Stimme, ſagten ſie, gefiel ihnen, nur um etwas, wobei ich Unrecht hätte, ſagen zu können. Wenn ſie aber etwas erinnern dürften, ſetzten ſie beſcheiden hinzu, indem ſie die Hände, wie Diebe, die etwas Böſes im Sinne haben, durch die Luft ſchleichen ließen; wenn ſie etwas erinnern dürften, ſo meinten ſie unmaßgeblich, ich ſollte bei dieſer Stelle die Stimme mehr erheben, bei jener ſie mäßigen; ich ſollte bei jenem Verſe etwas lächeln, und hernach den Uebergang zu einem feinen Runzelſchnitt machen; auch müßte ich überhaupt mehr Eifer und Lebhaftigkeit in das Ganze zu bringen ſuchen. Sie ſähen wohl, daß ich nach meiner Art alles gut meinte; allein ſie ſähen auch, daß ich ein Mann wäre, der die Wahrheit leiden könnte.

---

*) Ich überſetzte dieſe Ausdrücke nach unſerer Sprache, um ſie verſtändlicher zu machen.

Dieſe häufigen Anmerkungen, ſo klein ſie waren, gleichen den Maalen der unbedeutendſten Mücken, die ſich auf ein Gemälde ſetzen. Sie überkleben es, ohne etwas aus dem Ort zu rücken.

Nun kam es dazu, daß ich die Worte: „O ihr Götter!“ und: „Wehe mir!“ deklamiren ſollte. Ich glaubte, daß ich während meiner Aktion auf den Zuſchauer gar nicht zurück ſehen, ſondern überall ſo, als wenn er gar nicht zugegen wäre, handeln müßte. Ich hielt es für widerſinnig, mich jemals an das Parterre zu wenden, und trat alſo nicht hervor. Auch war ich von Jugend auf angehalten und gewöhnt worden, auf die Würde und Achtung, die ſich ein Mann ſelbſt ſchuldig wäre, zu ſehen, und daher ſagte ich die zweite Stelle zwar mit Wehmuth, aber doch mit Standhaftigkeit, und die Zeichen der Betrübniß waren, wie ich muthmaßte, nur merklich auf meiner Stirne zu ſehen.

Der Aedilis erblaßte, und Mucius Trebatius erröthete. Des Aedilis erſter Gedanke war: Was wird das Parterre denken? Mucius Trebatius dachte etwas beſſers.

Noch denſelben Tag wußte man es in allen Geſellſchaften, die es angieng, daß die zwei Gelehrten, die zwei unpartheiiſchen Männer nichts minder, als mit meiner Probe zufrieden ſeyn konnten. Ich mußte, hieß es, die Stimme mehr erheben, mehr mäßigen, mehr Eifer bezeigen ꝛc.

Er hatte gar keine Stimme und keinen Eifer, ſagte man den andern Tag in allen Häuſern und Straßen.

Das kommt vom eingebornen Haß gegen das Ausland, ſagten die Griechen.

Sagten wir es aber nicht gleich, daß er nichts, als ein hungeriger Grieche, wäre? widerſetzten die Römer — ein Ausländer, ſetzten ſie hinzu, und begannen bei dem Worte um ein paar Zolle länger zu werden.

Jedermann wollte die zwei Gelehrten ſprechen. Arceſilas ſchwieg. Man fragte ihn, ſchüttelte ihn, beſchwur ihn. Arceſilas ſchwieg, und gieng davon. Er will ihn ſchonen, ſagten die Römer. Der Mann will niemand zu

Schaden bringen; er hat ein gutes, das beſte Herz.

Ich hätte nicht erwartet, daß man meine Geduld ſo mißbrauchen, und mich zum Narren halten würde, beliebte Servilius zu ſagen.

Der Aedilis erblaßte noch mehr.

Es thut mir leid, ſagte Mucius Trebatius. Man muß denn aber doch auch ſagen —

Da läßt ſich nicht viel mehr ſagen, fiel die Geſellſchaft ein, und gieng auseinander.

Gewiß, der Menſchen Hochachtung gegen einander iſt wie ein Gewebe vieler kleiner ſchwacher Fäden, und wenn du nicht wohl auf der Hut biſt, und ſich deine Feinde angelegen ſeyn laſſen, bald dieſen, bald jenen abzureiſſen, — (denn der Männer giebt es zu wenige, welche bei einer hinlänglichen Kenntniß der Welt für ihre Freunde ſo viele Sorgfalt haben, darauf zu merken) ſo iſt es, ehe du es gewahr wirſt, um die Gunſt, worauf dein Glück ruht, geſchehen.

Noch einmal: Du haſt dich weniger vor ſolchen zu fürchten, die dieß Gewebe ungeſtüm erſchüttern, und es zerreiſſen wollen; aber die

Hände derjenigen, welche die Fäden kaum mit den Fingerſpitzen zu berühren ſcheinen, und ſie nur ſanft berühren, als wollten ſie dieſelben beſſer befeſtigen, oder verlängern, wahrlich, wenn du etwas zu verlieren haſt, die fürchte!

Sobald mein Ruf auf die feine Art, wie ich dir im vorhergehenden Artikel erzählte, anfieng, erſt unterſucht, dann willkührlich, dann zweifelhaft, dann verdächtig zu werden, fiel es einem römiſchen Gaſſentreter ein, ſeine Geſchicklichkeit in Beurtheilung fremder Talente auch dem Auslande kund zu thun.

Damals war die Literatur auch in den benachbarten Städten bereits eine allgemeine Mode, und daher war ihnen eine beſondere Art von Gelehrten ſehr willkommen, die ihnen von Zeit zu Zeit Nachricht ertheilten, was man in Rom für Schritte gemacht habe. Man las dieſe Anzeigen ſehr gerne, weil man vermittelſt derſelben fremde Produkte mit denen ſeines Landes vergleichen, und daraus Stolz oder Ermunterung hernehmen konnte. Die meiſten dieſer Blätter waren nach den rauhen Gemüthern dieſer Zeit verfaßt, wo man alles zerſtücken und zerſetzen mußte, wenn es einige Aufmerkſamkeit erregen ſollte. Je biſſiger und beleidigender einer in den Tag hinein ſchrieb, deſto gewiſſer war er, daß er das

Lob erhalten würde, ſeine Schreibart wäre feurig, und ſein Ausdruck erhöhe ſich über alles Gemeine. Ich muß geſtehen, daß einige dieſer Nachrichten von verſtändigen Leuten mit vieler Unpartheilichkeit geliefert und geſammelt wurden; aber dafür richteten einige deſto mehr Schaden an. Dieß bemerkte ich beſonders bei der Schaubühne. Da die Ausländer, welche unſere Talente öffentlich beurtheilten, ſich in Rom ſelbſt nicht befanden, ſo hielten ſie ſich in der Stadt gute Freunde, welche ihnen von Zeit zu Zeit den Zuſtand unſerer Bühne zu wiſſen thaten. Geſetzt, daß dieſe Berichte auch mit Einſicht und Kunſtliebe abgefaßt waren, ſo waren es doch nur Urtheile eines einzelnen Menſchen, den ſein Privatgeſchmack, oder ein unſchuldiger Fehler, der ihn wider den Schauſpieler einnahm, tauſendmal verleiten konnte, unrichtig zu urtheilen. Wenn doch ja dieſe Art der gelehrten Correſpondenten die einzige geweſen wäre! Aber jeder müßige Römer und jeder hungerige Grieche beſaß den Hochmuth, zu verlangen, daß ſich der Schauſpieler nach ihm richten ſollte; und geſchah es nicht, ſo nahm er ſich die Freiheit, an einen auswärtigen Sammler theatraliſcher Neuigkeiten ſeine Ausſprüche zu berichten, der ſie dann mit dem Wörtchen „wir“, als wenn es die Meinung Vieler geweſen wäre, begleitete, und froh war, wieder einige Blätter anfüllen zu können. Wer ſollte glauben, daß es Theatermeiſter gegeben habe, welche dieſe Sammlungen um Rath fragten, wenn es darum zu thun war, einen Schauſpieler oder eine Schauſpielerinn, welche bei ihrer Bühne abgedankt hatten, einen Platz bei der ihrigen anzuweiſen! Auch diejenigen ehrlichen und unpartheiiſchen Männer, welche ſolche Blätter, deren Unwerth ſie kannten, von ganzem Herzen verachteten, behielten manchmal wider ihr Wiſſen und ihre Abſicht, ſchädliche Eindrücke dieſer Schriften. Zur Zeit, wo ſie dieſelben laſen, hatten ſie freilich davon gedacht, was zu denken war; aber dieß Andenken verlor ſich manchmal in Geſchäften und Zerſtreuungen, und wenn dann oft eine Zeit nachher von Leuten, deren Namen ſie laſen, die Rede war, ſo bediente ſich mancher des Ausdruckes, daß er ſich erinnere, von einem Schauſpieler (ſo gieng es aber auch den übrigen Künſtlern, und ſo den Schriftſtellern) nicht viel Rühmliches gehört zu haben. Mit einem Worte, ſo klein und nichtswürdig das Anſehen dieſer Blätter war, ſo waren ſie doch oft vermögend, einen ehrlichen Mann in einen nachtheiligen Ruf zu bringen, und ihm ſein Glück zu erſchweren.

Der Gaſſentreter, von welchem ich auf dieſe unwürdige Weiſe mißhandelt worden, war einer derjenigen Schöngeiſter, welche ſich bei den Künſtlern dadurch bekannt machten, daß ſie ihnen durch ihre unberufenen Neckereien oft überläſtig waren. Er gab ſich ſchon bei meiner Ankunft die Ehre, mich von dem herrſchenden Geſchmacke in Rom zu unterrichten, und mich in Dingen, welche von keiner Wichtigkeit ſeyn konnten, zu belehren. Da ich es nun niemals der Mühe werth hielt, ihn mit einiger Aufmerkſamkeit zu betrachten, und fortfuhr, zu thun, was mir gut däuchte; ſo ſchrieb er an ſeinen Freund ins Ausland, daß ich gleich bei meiner erſten Probe den Beifall der kunſtverſtändigſten Männer in Rom nicht nur nicht erhalten, ſondern von denſelben ſchlechter, dann mittelmäßig, befunden worden wäre. Es möchte wohl ſeyn, daß ich bei den Griechen in großem Anſehen geſtanden; aber bei den Römern (dieß ſetzte der Schalk hinzu, um das Publikum für ſeine Kritik zu gewinnen), bei den Römern ſey es bereits ſehr ſchwer, Beifall zu erhalten. Zum Komiſchen hätte ich ganz und gar keine Anlage u. ſ. w.

Durch dieſe letztere Anmerkung zerriß er wieder einen Faden, wodurch die Hochachtung der Leſer für meine Verdienſte gemindert ward. Man bat mich nämlich oft, und zwar mit dem gütigen Ausdrucke, daß ich mich ſo weit herablaſſen möchte, einigen Theil an Luſtſpielen zu nehmen, welche in den albernſten Späſſen und niedrigſten Poſſen beſtanden, und ſehr vielfältig zur Beluſtigung des Volkes, welches an dieſem Zeuge Geſchmack fand, aufgeführt wurden. Es trug ſich oft zu, daß die Rollen, welche mir zu Theil geworden, äußerſt elend und abgeſchmackt, und die Reden, welche ich nothwendig in den Mund nehmen mußte, eben ſo übel beſtellt und abentheuerlich waren. Niemand dachte daran, daß ein Theil des Mißfallens, welches man daran hatte, insgeheim auf mich, den man ſah und reden hörte, zurückfiel. Manchmal verſtand ich aber auch die Poſſen nicht, die ich ausdrücken ſollte, weil ich mit den Sitten der niedrigſten verdächtigſten Häuſer nicht bekannt war, und es mag wohl oft geſchehen ſeyn, daß ich etwas kalt und gleichgiltig deklamirte, wo mein Vorgänger ein allgemeines Gelächter erregt hatte. O wie viel Menſchheit und Kenntniß und Erfahrung muß der Mann beſitzen, der von der Schaubühne ſein Urtheil abgeben will. Der Maler und Bildhauer, der Dichter und der Tonkünſtler gehen nur in Stunden der Luſt und des treibenden Enthuſiasmus an ihr Werk, indeſſen der Schauſpieler, wenn das Parterr und die Stunde ruft, erſcheinen ſoll, und feurig und fröhlich; und in dem Zuſtande eines begeiſterten Menſchen erſcheinen ſoll. Er ſoll weder krank, noch verdrießlich, noch bei übler Laune, ſondern ganz aus ſich ſelbſt und in ſeine Perſon verſetzt ſeyn. Wie, wenn ihn dieſe Stunde, wo er eben die Bühne betreten ſoll, eine Unpäßlichkeit befällt? Wenn Schmerzen plötzlich ſein Herz beklemmen, und er ſich Gewalt anthun muß, das Aechzen zurück zu halten? Wenn ihm die Untreue ſeiner Frau, der Tod ſeines Kindes, der Verluſt eines ſeiner Freunde gemeldet wird? Bedenkſt du das, wenn du deinen Mund öffneſt, über das Heiligthum der Kunſt deine witzigen Einfälle zu ſagen? Geſetzt, du wäreſt ein Fremder, und hätteſt mich eben an einem Tage, wo mich Unluſt und Zerſtreuung auf die Bühne verfolgten, geſehen, und du giengeſt fort, und ſchriebeſt deine Meinung hin, und beſtimmteſt, wie mich jeder andere, der nach Rom kömmt, ſehen würde.

Als die Abſchrift dieſer ausländiſchen Kritik nach Rom kam, ward dieſelbe keineswegs öffentlich herum getragen, oder jedem, der entgegen kam, aufgedrungen. Wenn man in ſolchen Dingen Glauben verdienen will, muß man ſich dem Scheine nach um dieſelbe niemals zu eifrig annehmen, ſondern ſich dabei immer ſo, als beträfe es eine gleichgültige Sache, verhalten. Die Herren, welche die Kritik wider mich herum trugen, fiengen von mir niemals zu reden an; aber ſie lenkten die Geſpräche ſtets ſo ein, daß von mir geredet werden muſte. Sobald ſie nun ſahen, daß das Urtheil getheilt war, zogen ſie ihren Zettel heraus, und gaben damit der Sache das Uebergewicht. Bei denjenigen, welche meine Talente ihrer Aufmunterung und ihres Beifalles würdig fanden, betrugen ſie ſich noch liſtiger. Dieſe beſuchten ſie freiwillig, und geradezu aus der Abſicht, um ihnen das Unrecht, und die nunmehr offenbare Verfolgung, die mir widerfahren wäre, zu berichten. Niemand war über ſolche Niederträchtigkeiten mißvergnügter, als ſie; niemand bezeugte mehr Eifer, mich zu vertheidigen, und, wie ſie hinzuſetzten, die Kunſt durch mich zu retten, als ſie; wenn er nur (dieß war gewöhnlich der Zuſatz, womit ſie endeten) in dieſem und jenem Stücke etwas nachgeben, und ſich dieſes Vorzuges, wozu ihm die Stimme, der Dialekt fehlt, nicht anmaßen wollte. Er iſt unſtreitig ein großer Kopf, und die gegenwärtige Kritik iſt unbillig; aber wer war jemals Alles in Allem? Glaubet mir, dieſe Leute ſchadeten mir am meiſten. Es waren wenige meiner Freunde und Gönner, die dieſe Sprache nicht billig fanden; die meiſten glaubten partheiiſch zu ſeyn, wenn ſie ſich nicht angelegen ſeyn ließen, mir einige Fehler anzudichten.

Aber nun rückte der Tag heran, an welchem die Aufführung des großen Schauſpieles vor ſich gehen ſollte. Die Frauen der Senatoren fiengen bereits an, die Salben, die aus Nardenblättern zubereitet worden, um ſich herum zu ſtellen, und alles, was Indien von Wohlgerüchen hatte, einzukaufen. Ein Theil ihrer Aufwartmädchen mußte die mit Gold geſtickten Kleider und dünne Flöre hervorſuchen, und in Ordnung legen, indeſſen andere anfiengen, die Haare auseinander zu kämmen, und ſie in einen Kreis zu wickeln. Darüber wurden alte Matronen, welche Alters halber ihres Dienſtes entlaſſen worden, zu Rath gezogen, nach denen andere, die in der Kunſt noch nicht ſo weit gekommen waren, ihre Meinung abgeben mußten; dazu kamen noch die jungen Römer, denen man, gemäß ihrer Lektüre, den guten Geſchmack zutrauen konnte, Enkel berühmter Ritter und Rathsherren, welche ſich bei ſolchen Gelegenheiten, wie Windhunde, herum tummeln, und aus dem Athem laufen mußten, um bei der Putzzeit zu erſcheinen, und dann der Gebieterinn Schwänke zu erzählen, oder ihr aus irgend einem begierdenerweckenden Dichter mit halb geſchloſſenen Augen, und ſüß lächelndem Mund, als wäre er ſtets voll Zuckerplätzchen, leichte, freudathmende Liedchen vorzuſpielen, oder über ein kleines muthwilliges Täfelchen an der Wand zu ſcherzen, oder auch, was den Putzmädchen aus den Händen fällt, aufzuheben; darin beſtanden die bildenden Geſellſchaften dieſer Römer, und hieraus ſchöpften ſie ihre Lehren in die Rathsſtube, ihren feſten Sinn für das Vaterland, und ihren Muth in Schlachten. Die Sache ward ſo ernſthaft behandelt, als ob der gute Name, oder das Heil der Seele darauf ankäme. Locken auf Locken, Rang auf Rang ward auf ihrem gedrückten Haupt ein ſolches Thurmgebäude aufgeführt, daß, wenn dir eine begegnet wäre, du von vornher geglaubt hätteſt, die Andromache, des Hektors Gemahlin, eine Rieſin, zu erblicken, indeſſen daß ſie dir rückwärts zwergenmäßig vorgekommen wäre, und du ſie ganz anders geſehen haben würdeſt. Hätteſt du dann das, was durch ſo viele aufgelegte Geſchmiere verändert, und mit in Milch weißgekochter Semmel überſtrichen worden, geſehen, ſo würdeſt du gezweifelt haben, ob du es ein Geſicht oder ein Geſchwür nennen ſollteſt. Du konnteſt ſelten von einem Haus, deſſen Seitenwände einen reichen Beſitzer anzeigten, vorübergehen, ohne einen gräulichen Lärmen und ein Zetergeſchrei (als hätte Juno ihren Zeus eben auf einem ſeiner gewöhnlichen Streiche ertappt) von innen zu hören, welches, wie du, wenn du etwa zu Hülfe geeilet wäreſt, vernommen hätteſt, daher entſtand, weil eine Locke um zwei Zoll tiefer, denn die andere ſaß, oder die eigene Naſe der Gebieterinn das Unglück hatte, ihr ſelbſt zu mißfallen; während dem der Mann halb vor Angſt entſeelt, in dem abgelegenſten Zimmer des Hauſes ſaß, die Fabel der klugen Ameiſe, welche für die Zukunft ſorgte, las, und ganz kümmerlich nachrechnete, wie viel von ſeinen jährlichen Zinſen über dieſen einzigen Fall, den der gute Geſchmack ſeines aufgeklärten Zeitalters verurſachte, darauf gehen würde, und bei jedem Geräuſch ein ſtärkeres Herzklopfen fühlte, und vor Schrecken zitterte, man möchte ihm eine neue Rechnung einer Putzhändlerinn bringen, oder ſeine theure Hälfte ſelbſt möchte die Thüre öffnen, und ihn gemäß den eingeführten Regeln des Wohlſtandes zwingen, noch dazu ihre Einfälle im ang brachten Putz zu loben, den Geſellſchafter zu Tiſch zu nöthigen, und beiden für ihre Mühe Dank abzuſtatten.

Auch die arme, und ehrſüchtige Ogulnia hatte ſich bereits ein Kleid geborgt; und was ſonſt nöthig iſt, um in dem Schauſpiele eine Frau vorſtellen, und ſich ſtattlich ausbreiten zu können, gemiethet; einen Begleiter, einen Tragſeſſel, ein Kiſſen darin, Bediente, und ein zu ihren Befehlen ſtehendes, gelbhaariges

Mädchen; ſie ſuchte noch das letzte ihrer Geräthſchaften hervor, um einem glattmauligen Tänzer ein Geſchenk machen zu können. Mit einem Worte, es hieß, man würde nichts Prächtigeres ſehen können, als wenn an dieſem Tage Roms Frauen, und die Frauen der Ausländer in Reihen herumſäßen, wie eben ſo viele Junonen, über derer kunſtrichterliche Miene und Ton einſt Jupiter ſo gewaltig erboßt war, daß er ihr drohte, ſie an die Wolken aufhängen, und Feuer unter ihr anzünden zu laſſen.

O Tag, mit welcher Sehnſucht erwarteten dich die Töchter und die Söhne Roms, von dem feinfühlendſten Belletriſten an, dem bei dieſem Anblicke entnervendes Feuer unter die Haut läuft, bis auf den ſchlappen Alten mit den häßlich herabhangenden geifernden Lippen! Wie freute ſich darauf alles das luſtige Völklein, das zu dieſen Thaten gehörte, Haarſchneider, Kleidermacher, Köche, Paſtetenbäcker, Kuppler, Kunſtrichter, Schwankmacher, und Eſeltreiber.

Wenn doch nur auch Aninius — ſagten die Römer von der Parthei des M. Trebatius; — und was das ſchlimmſte war, ſagten ſie's mit einem ſo höhniſchen, mitleidigen Lächeln, daß man meinen mußte, ſie wollten meine Mängel mehr verbergen, als aufdecken.

Um dieſer Meinung mehr Gewicht zu geben, begegneten ſie mir ſämmtlich mit einer ganz ungewöhnlichen, zuvorkommenden Höflichkeit, und thaten mir, aber allemal ſo, daß es andere hören konnten, verſchiedene Vorſchläge, wie ich dieſem und jenem Gebrechen abhelfen, und wie ich jenen Fehler vermeiden, oder wenigſtens ohne Aergerniß der Fremden herausbringen ſollte. Sie verſprachen mir, bei dieſer und jener Stelle, die fremden Geſandten, die beſondere Kenner ſeyn ſollten, durch ein Geſpräch zu zerſtreuen, und Glyko, der Maſchinenmeiſter, erbot ſich, ganz und allein aus Gutmeinen gegen mich, ſich die Mühe zu geben, wozu er außerdem nicht gehalten wäre, murmelte er leiſe hinzu, und bis dahin zwei neu angekommene Bären abzurichten.

Weiter läßt ſich die Höflichkeit gegen einen Fremden, zumal einen ſolchen, der es um uns eben nicht verdient hat, nicht treiben, ſagten alle, die es hörten. Das ſind aber eben die Früchte der gereinigten Schaubühne, und der ſchönen Wiſſenſchaften, ſetzten alle hinzu, und affektirten in dieſem Augenblicke ſo viele Großmuth, als hätten ſie längſt in ihren Häuſern den ſittenreinigenden Apollo mit den neun Muſen bewirthet.

Wer mich bei meiner Ankunft vor etlichen Monaten geſehen hätte, wie mir da alles, wo ich durchgieng, ehrerbietig aus dem Weg wich, wie man mich da allenthalben bewunderte, wie man mir meinen Gang, meine Stimme ablernte, und ſogar die gleichgültigſten Dinge anrühmte, wer, ſage ich, mich damals geſehen, und nun auf einmal die Meinung der Römer von mir gehört, und mich dabei angeſehen hätte, der würde auf den Argwohn verfallen ſeyn, ich müßte mich wenigſtens eines Hochverrathes ſchuldig gemacht haben. Gleichwohl war ich noch eben derſelbe, der ich bei meiner Ankunft war, und was ſich in den Augen der Römer an mir veränderte, das waren, nach ihrem eigenen Lieblingsausdruck, die Früchte ihrer gereinigten Schaubühne und der ſchönen Wiſſenſchaften. Niemand, den ich kannte, beſaß ſo viele Kraft der Freiheit, daß er die Sache, wie ſie angelegt war, bemerkt, oder nur eine dieſer feinverdeckten Schlingen beobachtet hätte; und hätte es einer gethan, ſo würde ihn mein Betragen und meine Geſtalt irre geführt, und Verdacht wider mich erregt haben; denn da ich die Wege wahrnahm, die man gieng, ſo wurde ich darüber wie betäubt, und kalt gegen mich ſelbſt. Ich ſtand da, als könnte ich mich nicht vertheidigen, und tröſtete mich, aber mit halbem Gefühle, und wie im Traume, mit der Gewißheit meiner Verdienſte, und der Sicherheit meiner Tugend.

Zwei Tage, ehe das Schauſpiel gegeben wurde, ſchloß ich mich ein, nicht ſo ſehr, um es, wie man ſagt, zu ſtudiren, ſondern vielmehr, um mich in die gehörige Faſſung, welche meiner Rolle eigen ſeyn ſollte, zu ſetzen, wodurch eigentlich der wahre Geiſt und der wahre Ton jedes Ausdruckes hervorgebracht wird. Dieß war ſo ſtets meine Gewohnheit, und eine lange Erfahrung überzeugte mich, daß ich wohl thun würde, mich daran zu halten; denn vorausgeſetzt, daß ich mich einmal des Gedächtniſſes verſichert hatte, ſo war ich allemal gewiß, daß ich alles nach dem Maaße meiner innern und äußern Fähigkeiten gut vorſtellen, und den Zuſeher rühren würde, ſo oft ich ſelbſt gerührt auf die Bühne trat, da entgegen, wenn ich meine Rolle allein ſtudirte, das iſt, mir vorläufig merkte, was ich bei dieſem und jenem Worte vornehmen, und wie ich mich dabei gebehrden wollte, mich oft die Stimme, ſo, wie ich ſie mir zu Hauſe in Gedanken vorſtellte, verließ, oder auch manche Gebehrden, die einem andern gut angeſtanden wären, meinen Körper verunſtalteten. In meinem Vaterlande wurde dieſe Vorbereitung für ein weſentliches Stück eines Schauſpielers gehalten; keine vernünftige Seele unterſtand ſich, ſie darin zu ſtören, und ſie giengen mit den Mienen ihrer Perſonen auf dem Geſichte nach der Schaubühne, wie edle Pferde nach dem Rennfelde wiehern und tanzen.

Als die Schauſpieler meiner Bühne dieſes innen geworden (denn ich konnte nichts, ſo unbedeutend es ſeyn mochte, vornehmen, daß ſie es nicht wußten), entſtanden unter ihnen verſchiedene Muthmaßungen. Einige glaubten, ich würde vor Angſt krank oder närriſch werden; dieſe waren alſo der hochweiſen Meinung, man ſollte mich in meiner Einſamkeit unterbrechen und aufmuntern; andere entgegen, und dieſe waren die Klügern, hielten dafür, man ſollte mich in meinem mir höchſt nöthigen Fleiß, wie es ſie nannten (als, wollte ich mit demſelben, was mir am Kopfe fehlte, erſetzen), nicht nur nicht ſtören, ſondern mir noch vielmehr eines ihrer guten Beiſpiele an die Hand geben; damit alle Welt ſähe, wie billig die Römer wären, und wie ſie es ihrer Seits an nichts mangeln ließen, die Talente eines jeden, ſo viel an ihnen läge, zu unterſtützen.

Dieſes waren ihre Urtheile über mein Einſchließen; und wenn ſie noch närriſcher, als geſchah, geurtheilt hätten: ſo wäre ſich darüber nicht im geringſten zu verwundern geweſen. Der gröſte Theil derſelben glaubte, daß er bereits Fähigkeit genug beſitze, auf die Bühne zu treten, wenn er nur einmal ſo vielen Muth ſich erworben hätte, vor der Menge der Zuſchauer nicht zu erſchrecken, und ſo viele Feſtigkeit der Stimme, um bei dem unerträglichen, ſittenloſen Geſchwätz eben dieſer Zuſchauer, wenigſtens von den erſten Reihen verſtanden zu werden. Einige, dieſe waren aber auch die Beſſern, befliſſen ſich auf gewiſſe Abfälle der Stimme, und auf gewiſſe Abänderungen ihrer Gebehrden und ſogenannte maleriſche Stellungen, die ſie ſich gemeiniglich auf das Ende, wo ſie abgiengen, verſparten, und im nämlichen Spiele öfters wiederholten. Auch bildeten ſie ſich ſehr viel darauf ein, einen raſchen Gang zu zeigen, den Kopf gerade zu heben, und den Leib hohl zu machen. Daß ſie Ueberſetzer des Dichters wären, und daß jeder Ueberſetzer, wenn er arbeitet, ſich in der nämlichen Lage ſeines Vorgängers befinden ſoll; daß ihr Hauptberuf darin beſtehe, unaufhörlich den Menſchen, und beſonders in dem Sittlichen und Ueblichen ihres Landes zu ſtudiren, davon hatten ſie nie etwas gehört. Wie ihre Maler nichts lernten, als Zeichnen, und von den Dingen nichts verſtanden, die ſie zeichnen ſollten; ſo übten ſie ſich im Deklamiren, und kannten die Dinge nicht, die ſie in den Mund nahmen. Die Künſtler hatten überhaupt keine Schulen, wo ſie, nach der Prüfung ihrer Talente, die Philoſophie und das Weſen ihrer Kunſt hätten lernen können. Die Meiſten führte ein Zufall zum Theater, und keiner wurde dazu erzogen, oder als zu einer Berufsſache ordentlich angehalten. Sie verſuchten etwa einmal in Mangel eines andern eine Rolle, und erhielten Nachſicht, und erhielten dadurch die Begierde, zu gefallen und öffentlich aufzutreten, die ihnen nachher zur Leidenſchaft geworden iſt. Sie hörten, wie man dieſen und jenen einen großen Schauſpieler nannte, und merkten ſich mit eigener Schlauheit, welchen Ton er in dem Augenblicke angenommen, und wie er die Hände bewegt hatte, da er Beifall erhielt; ſie merkten es ſich, und machten es gleichfalls nach, und wurden Schauſpieler genannt. Und die Schauſpielerinnen? Und die Tänzerinnen? Wußten dieſe auch, was ſie thaten?

Vater der Götter, und der Menſchen Vater, wenn du nicht willſt, daß ich von allem ſchweigen ſoll, ſo laß mich dießmal ſchweigen! Und wenn du einſt im Geiſte vorausſiehſt, daß dein Sohn närriſch werden, und ſo was beginnen will, ſo laß mich lieber auf die Narrheit, wodurch ich zum großen Gelehrten und Geometer meiner Zeit werden kann, verfallen, daß ich nachrechne, und ausmeſſe, was die Winde vermögen, oder wie groß die Buchbäume geweſen, welche der Centaur Monychus in dem Kriege mit den Lapithen wie Wurfpfeile geſchoſſen, oder daß ich die hiſtoriſche Frage auflöſe, wo eigentlich Vulkan in den Höhlen des Aetna geherrſcht, und wo Jaſon, das Haupt der Argonauten, das goldene Vließ ſich geſtohlen habe.

Die Tänzerinn Thymele that in ihrem Leben neunzig tauſend Sprünge, drehte ſich zweimal ſo oft im Wirbel herum, und — mich ſoll Charon hundert Jahre nicht über den ſchweigenden Strom fahren, wenn ihre Seele ein einzigesmal mehr darum wußte, was, und warum ſie es that, als ein Floh, der größte Springer aller lebendigen Geſchöpfe, die Füße haben, wie eine Geiß, im Wald.

Ich will wieder zu meinen Schauſpielern zurückkehren, die gar keinen Begriff davon hatten, was das ſagen wolle, den Geiſt einer Rolle in ſeine Seele bringen, oder wie man ein Stück, das man bereits einmal geſpielt hätte, das zweitemal wieder eben ſo ſorgfältig wie das erſtemal ſtudiren könnte; denn nunmehr glaubten ſie, wiſſe man ja, wie man ſich zu verhalten habe. In der That, ich habe nie bemerkt, daß einer dieſer Schauſpieler eine einzige Stelle gebeſſert, oder nur daran gedacht hätte, es zu thun. Sie wußten die Stellen auswendig, wo man klatſchen würde, und hielten ordentlich inne, wenn ſie dazu kamen; und was ſie zuweilen Neues hinzu thaten, war etwa ein Band, das ſie einer Dame zu Ehren tragen mußten, oder eine neue Feder auf den Hut.

Der letzte Vorſchlag, den man that, daß man mir einen geſchickten Mann zu Hülfe ſchicken möchte, ward ſogleich einſtimmig gut geheißen, und wer konnte dieſer geſchickte Mann ſonſt ſeyn, als Mucius Trebatius, Roms berühmter Schauſpieler. Damit man ſehe, ſieng er an, wie ſehr ich geneigt ſey, mein geringes Talent (bei dieſen Worten neigten ſich alle mit einem gewiſſen Lächeln gegen ihn). „Er beliebte nur ſo zu ſprechen,“ ſagte dieſer; „er wäre zu beſcheiden,“ ſagte ein anderer, und der Eingang wurde, da jeder etwas ſagte, unterbrochen.

Damit man ſähe, hob er nochmal an, wie geneigt ich ſey, mein geringes Talent jedermann mitzutheilen, ſo will ich mit meinem Dienſte allen zuvorkommen. So kurz die Zeit, und ſo gewiß es iſt, daß es nicht möglich ſey, ans jedem Holze einen Merkur zu ſchnitzen, ſo verſpreche ich doch, ihn ſo aus dem Groben herauszubilden, daß man ihn wenigſtens mit einiger Nachſicht wird hören und ſehen können. Sein Auftreten wird zeigen, ob ich das Wort gehalten habe. Indeſſen verſpreche ich mir im Gegentheil von allen Anweſenden, und mache dieß zu einer Bedingung, daß die Sache unter uns verſchwiegen bleibe. Ich will ihm das bischen Ehre, wozu ich ihm verhelfen werde, gerne gönnen, und unſere Landsleute würden ihm doppelt gram werden, wenn ſie erfahren ſollten, wem er ſein Deklamiren, und die trefflichen Pantomimen, die er machen wird, zu verdanken habe.

Dieß ſagte er aus einer doppelten Abſicht, theils weil er wußte, daß man die Sache deſto weniger geheim halten würde, je mehr er es auf den Schein verlangte, theils weil er ſich dazu bei den ſeinigen neue Hochachtung erwarb, indem er vorausſetzte, daß man den Quintus Aninius bewundern, und er dabei Gelegenheit haben würde, unter dem ehrlichſten Vorwande auf die unverſchämteſte Art ſich ſelbſt zu loben.

Trebatius wurde dießmal ſeines Dienſtes überhoben; denn als er bei meiner Wohnung ankam, war ich bereits auf eine beſſere Art in meiner Ruhe geſtört. So dachte ich wenigſtens anfangs; denn es war Cicero, der mich zur Tafel laden ließ; und wenn ich je, im Falle, daß ich unvermeidlich geſtört werden müßte, zu wählen gehabt hätte, ſo würde ich ihn gewählt haben. Der Mann, ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich meine Betrachtungen gleichſam freudig verließ, der Mann, den die übermüthigen Römer in dem verzweifeltſten Falle für ihren Retter anſahen, und zur Würde eines Conſuls emporheben, muß für dich mehr ſeyn, als dir alles bisher war. Endlich ſiehſt du einen Römer, und, o welches Vergnügen iſt es, in meinen Umſtänden einen guten Menſchen, wenn er auch nicht helfen kann, zu ſehen, falls er uns nur mit jener belebenden Miene, womit man einem ſeinen Antheil bezeugt, anſehen, und ſagen kann: Ich kenne dein Leiden.

Ich ward über die Geſellſchaft, welche ich bei ihm antraf, und welche recht mit allem Fleiße zuſammengeſucht ſchien, in eine Verwunderung geſetzt, die dem ſchlauen Manne nicht entgieng. Da war, um der andern nicht zu gedenken, der Schriftſteller Servilius, der Ritter Cornelius Fuſcus, und die berühmte Sempronia, bei welcher er, wie es ſich nachher aufklärte, die Abſicht hatte, etwas von den heimlichen Anſchlägen des jungen Catilina herauszubringen, ſo wie ihm bereits eine andere Dame gute Dienſte in dieſem Stücke geleiſtet hatte. Er ſchien wenig auf uns Acht zu geben, und hatte ſich meiſtens mit einem alten Römer unterhalten, den er zu ſich geſetzt hatte. Doch merkte ich, daß er ohne Unterlaß ſcharfe Blicke auf uns heftete, und zuweilen ſeine Miene bald zu einem ſchalkhaften Lächeln, bald zum Ernſte veränderte.

Der Schriftſteller Servilius ſprach dießmal wider ſeine Gewohnheit am wenigſten. Er ſtrotzte vor boshaftem Hochmuth, und wollte ſich heute nicht ſo weit herablaſſen, von gemeinen Dingen zu ſprechen. Er beſchäftigte ſich, wenn er nicht eben etwas von Einflüſſen ſchrieb, nur mit hohen Dingen, und gab ſich nur mit den wichtigſten Fragen ſeines Zeitalters ab, z. B. ob die Stiefmutter des Anchemorus, oder Anchemolus, des Königs in Italien, und Sohnes des Rhetus, Caſperia geheißen, oder einen andern Namen gehabt habe, und woher ſie gebürtig geweſen ſey; oder, wie viele Jahre der ſiciliſche König Aceſtes gelebt habe, der Sohn des Flußgottes Crimniſius, und der trojaniſchen Segeſta, der den reiſenden Aeneas ſo freundiich bewirthete; wie viele Fäſſer Wein dieſer Sicilianer ſeinen phrygiſchen Gäſten verehrt habe. Unter ſeine liebſten Unterſuchungen, wobei er Eſſen, Trinken und Schlafen vergaß, gehörte vornehmlich die Unterſuchung, worüber ſich bereits andere Gelehrte ſeines Vaterlandes die Köpfe halb zerriſſen haben, ob nämlich Hannibal nach dem Siege bei Canna gerade nach Rom ſich hätte wenden ſollen, welches der Rath des Maherbals war, der ihn verſicherte, daß er an dem folgenden fünften Tage daſelbſt werde ſpeiſen können; oder, ob er, nachdem er ſchon den dritten Meilſtein von Rom zurückgelegt hatte, nach erlittenem Platzregen, und fürchterlich ſtürmendem Donnerwetter, ſein ermüdetes Heer behutſam zurück in das Winterquartier hätte führen ſollen. Ich behaupte, ſagte er, indem er vor Eifer und Aergerniß, das ihm von daher verurſacht wurde, weil es Leute gab, die das Gegentheil behaupteten, blau ward; — ich behaupte, ſagte er, daß er das erſte hätte thun ſollen, und zwar bin ich nicht der erſte, der ſolches behauptet, zumal dieß ſchon Chryſogonus vor mir vertheidigt, und billigermaßen behauptet hat, daß man für denjenigen eine ganze Ladung von Anticyra vornehmen ſollte, der der Gegenmeinung ſeyn würde, welchem Ausſpruche des Chryſogonus ich dann herzlich beiſtimme, und hiemit alle diejenigen, von Grund des Herzens verdamme, haſſe, und vermaledeie, welche darin einer andern Meinung ſeyn können. Ja, wenn es bei mir ſtände, und wenn ich die Macht hätte, allen dieſen Gegenherren ſammt und ſämmtlich Einen Hals zu geben: ſo — hier that er gewöhnlich mit ſeinen Armen einen ſo gewaltſamen Riß rückwärts, gleichſam, als wenn er mit denſelben ausholen wollte, daß ihn ebenfalls gewöhnlich ein Huſten überfiel, wobei er ſeine Periode nicht enden, noch ſeinen theuern Willen an den Tag legen konnte. Daher dann bei den Anweſenden, wenn Gelehrte darunter waren, gewöhnlich eine neue Frage, die von eben ſo wichtigem Belange, was nämlich Servilius geredet haben würde, wenn er hätte reden können, aufgeworfen, und die Entſcheidung derſelben einem dritten übergeben wurde, der ſich ſeine Auslegung im Voraus auf einen Zettel niederſchrieb, und ſich erklärte, jedem andern, der nicht recht nahe hinzu rieth, Unrecht zu geben.

Pollio, einer der berühmteſten Logiker, wunderte ſich, wie man die Frage hätte aufgeben können. Es iſt klar, ſagte er, daß Servilius weder mehr noch weniger damit ſagen wollte, als, er würde ſeinen Gegnern, wenn ſie nämlich einen Hals hätten, denſelben herunterhauen. Dieß folgte klar, fuhr er fort, aus der Zergliederung ſeiner Pantomime, welche von der innern Bewegung herkam, wie jeder geſtehen müßte, der nur jemals den Ariſtoteles geleſen, oder von der Lehre der Aeſthetik einige Begriffe gehabt hätte. Er belegte überdieß ſeinen Satz mit Authoritäten, indem er ſich auf die Aktionen der Schauſpieler berief, in guten Trauerſpielen nämlich, worin jemand ermordet würde.

An dieſer Meinung fand man vieles auszuſtellen. Man läugnete, vermuthlich aus Bosheit, ſchlechterdings, daß das Morden auf der Schaubühne ſelbſt tragiſch ſey, und bei Aufführung der Schauſpiele brach man in ein gichteriſches Gelächter aus.

Theodorus widerſprach der Auslegung des Pollio aus eben dem Grunde, weil ſie ſo klar und leicht war, und er behauptete aus guten Urſachen, daß des Servilius Bewegungen figürlich zu nehmen, und darunter wichtige Auslegungen zu ſuchen wären. Gemäß den anerkannten Regeln aller Logiker und Critiker, ſagte er, müſſe man im entſtehenden Zweifel, ob eine Handlung des Menſchen dieſe oder jene Bedeutung habe, allemal darauf ſehen, wozu der Menſch inwendig habe geneigt ſeyn können; dieſen Satz führte er ſehr weitläufig aus, und leitete denſelben, und wie nur im Vorbeigehen, dahin, daß es nicht glaubwürdig wäre, wie Servilius ſo etwas Grauſames habe andeuten wollen. Dieſe Auslegung des Pollio möchte wohl ſeinem eigenen Charakter angemeſſener ſeyn, weil wir ſtets gern andere nach uns beurtheilen, ſetzte er hinzu, und verſetzte mithin dem Sittlichen des Pollio einen

Streich, den er nicht beſſer hätte anbringen können, und deſſen Folgen waren, daß Pollio gleichfalls eine Vertheidigungsrede ſeiner Ehre ſchrieb, die darin beſtand, daß er des Theodorus heimliche Vergnügungen nach der Länge und Breite erzählte, und dabei der Gemahlinn des filzigen Maculonius auf eine Art erwähnte, die keuſchen Ohren anſtößig war, womit die Bücherabſchreiber, weil die Schrift einen deſto häufigern Abgang fand, deſto zufriedener geweſen.

Um wieder auf den Ausdruck des Servilius und ſeine Pantomime zu kommen, ſo läugneten einige ſchlechterdings, daß es bei Servilius je habe ſtehen können, den Satz ſo zu ſetzen. Es iſt nicht möglich, ſagten ſie, daß tauſend Körper Einen Hals haben, und wenn auch, ſo müßte er ſo dick ſeyn, daß ihn kein Schwert durchhauen könnte.

Man ſetzt ja aber nur dieſen Fall, wendeten andere ein, und die Rede iſt hier nicht, was Servilius thun konnte, ſondern lediglich, was er thun wollte. Thut nichts, ſagten die andern, der Fall iſt nicht möglich.

Dieſe Parthei ſchickte den Caſum an das Kollegium der Phyſiker; dieſe unterſuchten, wie viel durch einen ſolchen Hals täglich an Speis und Trank nothwendig gehen würde, und zogen darüber, weil ihnen die Summe zu groß ſchien, das Kollegium ihrer Finanzier zu Rath, welche einſtimmig darin übereinkamen, daß die Sache den Oekonomiſten angehöre, welche letztere bei der Sache keineswegs ſtille ſaßen, ſondern derſelben heftig nachdachten, und, damit ſie mit ihren Unterſuchungen nicht gleich in die Mitte hineinplatzen, ſondern vielmehr von der Quelle aller Dinge ausgehen möchten, die Frage aufwarfen, ob das Waſſer auch ein elementariſches Weſen ſey, wie z. B. das Feuer.

Sobald es einmal feſtgeſetzt ſeyn würde, ſagten ſie, dann wollten ſie das nächſte Jahr zum allgemeinen Beſten wieder einen eben ſo wichtigen Schritt thun, und fragen, ob Luft, Thau, Schnee, Hagel, Reif, Saft, Meer, Quell und Pfützenwaſſer ein und eben daſſelbe Ding nur unter verſchiedenen Geſtalten wären, oder ob zwei derſelben aus eigenen Subſtanzen beſtünden. Wäre dieß einmal ausgemacht, dann könnte man ſchon einmal an wichtigere Dinge ſich wagen, ob z. B. die kleinen Schneezäckchen rund oder kegelförmig, oder irgend einer andern löblichen Figur ähnlich wären. Solcher Geſtalten dann, wenn die Wiſſenſchaften einmal in die Aeſte und gehörigen Fächer eingetheilt wären, und man ſohin die Aufklärung ſo augenſcheinlich beförderte, konnte es wohl geſchehen, daß man in ein paar hundert Jahren an die oben erwähnte Frage gelangen könnte, falls, und wenn ſich die dortigen Menſchen darum bekümmern ſollten.

Nun ich dieß ſchreibe, iſt dieſe Frage eben im Auflöſen, und mithin muß ich hier abbrechen, bis ſie binnen etlichen Monaten aufgelöſt ſeyn wird. Soviel ſagten einige indeſſen ſchon voraus, daß die Aufgeber der Frage ihre Meinung, was eigentlich ein Element ſey, hätten beſtimmen ſollen. Genug alſo von dem Gaſte Servilius.

Den jungen Ritter, Cornelius Fuſcus, kannte ich von der Schaubühne, wo er mir durch ſeine Beſcheidenheit merkwürdig geworden, indem er nie lärmte, wenn nicht andere vorangiengen. Sein Hauptgeſchäft war, das Leben ſtill durchzugehen, täglich die Straße, die Cajus Flaminius von Rom bis Ariminum anlegen ließ, durchzureiten, und ſich dann bei einer Gaſterei ſanft auf den Lehnſtuhl zu legen. Soldat mochte er nicht werden, weil die Kriege grauſam wären, und Staatsdienſte mochte er nicht annehmen, weil der muthwilligen Händel und der Gelegenheiten, wo man Verdruß bekäme, zu viel wären, aber um die Obriſtſtelle bei der Leibwache hatte er ſich oft gemeldet, weil der große Federbuſch ſo ſchön wäre, ſagte er, und es ihm ſo wohl gefiele, wenn man ſo hübſch zu Pferd ſitzen könnte.

Die ſchönen Wiſſenſchaften wären halt jetzt ſeine liebſte Sache; er hätte bereits die Geſchichte des von der Luna geliebten Endymion geleſen, wie auch das Trauerſpiel des Dichters Bacchus von der Halcyone, die ſich aus Betrübniß in das Meer ſtürzte, als ſie am Ufer den Leichnam ihres Gemahls, des Königs Ceyx fand, worauf ſie beide in Eisvögel verwandelt worden; dieß wäre aber ſo traurig, daß mans kaum leſen könnte. Sein Geſchmack war indeſſen mehr zum Komiſchen geneigt, und ein zweiter Theſpis, wenn er ſein Geſicht mit Weinhefen beſchmierte, ſein Mann. Uebrigens war er der leutſeligſte Ritter in ganz Italien. Wenn er einmal ſeinen im tyriſchen Purpur gefärbten Mantel zurückgelegt, und ſeinen goldenen Ring vom Finger genommen, und ſich bei Tiſch zurecht geſetzt hatte: dann mochte man von den Mühſeligkeiten des Herkules reden, von der Stärke des Theſeus, der den das Labyrinth durchbrüllenden Minotaurus überwand, oder von ſcythiſchen Vögeln, Storchenzungen, ſchlüpfrigen Auſtern, er bewies überall ſeine Kenntniſſe, und er ſprach eben ſo fertig darüber; wie ſich einer jeden Sache eine gewiſſe Farbe anſtreichen laſſe; welche Art des Vortrages ſich für jede ſchicke; wie man die Hauptfrage finden, und die Pfeile gegen ſeinen Gegner abſchießen könne, als er eifrig war, wenn er erklärte, wie man aus ſüßem Olivenöl gutem Wein und Salzlacke eine Brühe zuſammenſetzen, oder albaniſche Trauben im Rauch trocknen, und ſie nebſt Aepfeln, auch Häringsbrüh, und durchſiebtem weißem Pfeffer und gemeinem Salz in niedlichen Schüſſelchen auf den Tiſch ſetzen ſoll.

Von der Sempronia werdet ihr ohnehin gehört haben. Sie war eine der berühmteſten Damen ihrer Zeit, und ein Orakel des Geſchmacks und der Gelehrſamkeit. Sie wußte nicht nur die lateiniſchen, ſondern auch die griechiſchen Schriftſteller zu nennen, und aus denſelben einige Stellen auswendig herzuſagen, und ſetzte damit jeden Griechen, der ſie in ſeiner Sprache deſto lieber hörte, in eine angenehme Verwunderung. Wenn ſie redete, ſchwieg die Geſellſchaft, und wenn ſie nichts redete, hefteten ſich alle Augen auf ſie. Sie hatte in der Kunſt ausgelernt, wie ſie ihre Gunſtbezeugungen nach den Umſtänden austheilen, und jetzt ernſthaft entſcheiden, jetzt wie aus ſanfter Huld lächelnd und bittend gewinnen ſollte. Ihre geſchwinden Einfälle beſchämten den langſam denkenden Witz der Männer, und ihre Urtheile galten ihnen für Regeln. Wenn ſie tanzte, ſo wurden Jünglinge halb ohnmächtig, und wenn ſie auf der Cither ſpielte, ſo wußten die Römer nicht, ſollten ſie mehr die an ihren Fingern glänzenden Steine, oder die Geſchwindigkeit derſelben, oder das Schmachtende ihrer Töne, und das Zurückſinken ihrer Pauſen bewundern.

Sie war in der Grammatik und in der rhetoriſchen Kunſt zu Hauſe, redete von Pythagoras und Plato, und beſtimmte die Grenzen des Guten und Böſen. Sie verglich den Afranius und Menander, und beurtheilte den Homer, und zeigte, was er verbeſſern, und was er hätte weglaſſen ſollen. Sie wußte, was in der ganzen Welt vorgieng, was die Scyten und Thracer thun, und was die Deutſchen von den Römern denken; ſie wußte, was für Zuſammenkünfte in der ganzen Stadt gehalten, und was, und von wem das Meiſte und das Schlimmſte und das Beſte geredet wurde, und wer die meiſten Schnitzer wider die Grammatik geredet habe; wer in der Stadt verliebt ſey, und wer Geheimniſſe auf dem Herzen habe, die er niemand ſagen wollte, wußte ſie; ſie war die erſte, welche Cometſterne ſah, welche dem armeniſchen und parthiſchen Könige den Untergang drohen. Wenn eine weiße Henne in die Stadt kam, ſo wußte ſie es, und wenn ein Erdbeben Städte zum Wanken brachte, oder ein Fluß aus ſeinen Ufern trat, oder irgend in einer Provinz eine neue Haarſchleife getragen ward, ſo war ſie die erſte, die es wußte. Das Uebrige wißt ihr ſelbſt; aber ſie war ein Orakel des Geſchmacks und der Gelehrſamkeit.

Das Gaſtmahl beim Cicero.

Daß man die Weisheit, welche man in Büchern, in Schulen, auf dem Rathshauſe, und auf der Schaubühne deklamirte, und welche man an den verklärten Schatten der alten Römer aus den Zeiten der Samniter anpries, ſeit der Zeit, als das Bild der Minerva nicht mehr aus Thon gemacht, ſondern durch Gold entehrt ward, keineswegs bis in den Speiſeſaal kommen laſſe; daß man keine Tiſche von einheimiſchem Holz, etwa einem alten Nußbaum, den der Wind umgeworfen, zu ſehen bekomme, ſondern auf Citronenholz, welches von theuerm Elfenbein, das ein ſchnaubendes Pantherthier vorſtellt, unterſtützt wird, Salben und Roſen und gekochte Weine ſetze; daß man mit Bechern, deren Handgriffe den Gott der Einfalt und der Genügſamkeit vorſtellen, ſich voll trinke; das hatte ich lange gleichgültig ertragen gelernt, und ahndete ich ſo wenig, als das Hinken eines meiner Begleiter, der in den Jahren der Jugend das eine Bein gebrochen hatte; aber daß man die wichtigſten Dinge, wofür ich damals die Schaubühne hielt, den veränderlichen Launen der gefälligen Lebensart, oder den entehrenden Urtheilen der weiblichen Eitelkeit überlaſſen habe, das war es, was mich anfangs im ganzen Ernſte auf die Vermuthung brachte, ich oder die Römer müßten das Unglück haben, bei hellem Tage zu raſen.

Sie iſt eine Dame vom feinſten Geſchmack, ſagte mir der Römer, welchen Cicero zu ſich geſetzt hatte, als ihn jener bei mir vorüber führte, heimlich ins Ohr; — ſie iſt voll Geiſt und Empfindung, ſetzte er hinzu, und drückte mir mit einer Miene die Hand, mit der er mir anzudeuten ſchien, daß ich ſehr glücklich wäre, mich bei dieſer Gelegenheit des Schutzes dieſer Dame verſichern zu können.

In der That, hätte mich Sempronia vertheidigt, ſo wäre ich auf einmal des Schutzes aller Theaterkenner verſichert geweſen, und Aninius, der herabgeſetzte, verachtete Aninius, wäre plötzlich wieder, was er im Anfange war, der wunderbare Fremde geworden. Was ſie ſagte, das galt, und was ihr mißfiel, das mußte damals der wichtigſten Parthei des römiſchen Adels, und dem beſten Bürger, wenn er je die gute Sache nicht verderben wollte, mißfallen. Dennoch danke ich jetzt dem weiſen Cicero für die Abſicht, welche er hatte, mich auf die Anempfehlung ſeines Sohnes, der gemäß ſeinem noch jugendlichen Eifer um mein Schickſal bei ſeinem Vater von Zeit zu Zeit ſich erkundigte, bei einer Frau, deren Anſehen ſo hoch galt, in Gunſt zu ſetzen. Indem man unter andern Wirkungen, welche man damals den Künſten zuſchrieb, dieſe unter die vornehmſten zählte, daß ſie die Gemüther weich und gefällig machten, ſo hielt man dieß für eine ausgemachte Pflicht eines ſogenannten Belletriſten, der Gefühle beſäße, niemanden, beſonders keiner Dame, ſobald es ſie kränken würde, in ihren Urtheilen zu widerſprechen.

Ich war noch einer von den Männern, von welchen, ſie mögen nun Philoſophen, oder Staatsmänner, oder Künſtler ſeyn, mein großer Landsmann ſchon ehe ſagte, daß ſie alle melancholiſch wären. Unter dieſem Worte verſtand er alle jene anklebenden Eigenſchaften, welche die andere Welt Unarten und Mängel nennt, jenes dem Anſcheine nach feindſelige, finſtere Weſen im Umgange, jene unbiegſame Hartnäckigkeit im Urtheilen, jene unfreundliche trotzige Gleichgültigkeit bei tauſend Dingen, welche in andern alle Seelenkräfte in Bewegung ſetzen. Mit einem Worte, ich war noch einer von den guten Wilden, welche die Menſchen, ſo wie ſie dieſelben ſtets heimlich lieben, auch liebevoller beurtheilen und dulden würden, wenn ſie einmal glauben wollten, daß das Widerwärtige ihres Charakters mehr in ihrer Phantaſie, als in ihrem Herzen ſich finde. Was mich anbelangt, ſo hat mich die Bemerkung, daß man mich meiner Meinung wegen verfolgen wolle, in derſelben allemal verhärtet. Und überhaupt, wenn man mich um mein Urtheil fragte, ſo mußte ich weggehen, oder die Wahrheit reden.

Was dießmal meine Verlegenheit vermehrte, war, daß ich der Sempronia gegenüber zu ſitzen kam. Sie verſtand ſich, oder glaubte wenigſtens, ſich auf die Sprache der Mienen zu verſtehen, wovon ſie ſich aus dem mannigfaltigen Umgange mit allen Arten von Römern einige Erfahrungszüge geſammelt hatte. Die Feinheit und Liſt des Betragens, welches nöthig iſt, wenn man den andern ausnehmen will, beſaß ſie im höchſten Grade; ſie hatte nichts von jenen eiteln, zuvorkommenden, überläſtigen Närrinnen, die, da ſie als Herzkennerinnen angeſehen ſeyn wollen, einem ſeine Geheimniſſe mit ihren Spionenaugen herausnöthigen wollen. Mit freier, ſittſamer Gebehrde, und dem ungekünſtelten Lächeln der zwangloſen attiſchen Urbanität, die ſie ſtudirt zu haben ſchien, mit der Kunſt von Sorgloſigkeit in ihrem Betragen, worin alles Kunſt war, freute ſie ſich, den Mann vor ſich zu haben, welchen zu ſehen, und perſönlich zu ſprechen ſie ſchon längſt ſo neugierig geweſen wäre; nicht, ſagte ſie, als wenn das Lob, das man Ihnen allenthalben —

Beim Zeus! fiel der junge Ritter mit einer Heuſchreckenſtimme ein, wir haben Sie ſehr loben gehört.

Es war kein Unwillen, noch das Anziehen eines Verweiſes, das hier in dem Angeſichte der Sempronia wie der augenblicklich vorüberhauchende Schatten eines Silberduftes erſchien, aber ſo vieles Verachten für den jungen Ritter lag darin, das ihm zu verſtehen gab, er wäre der letzte der letzten, der, wenn ſie ſpräche, reden ſollte. Ohne ihn anzuſehen, oder das geringſte merken zu laſſen, ſchwieg ſie in einer unmerklichen Pauſe, worin man Athem ſchöpft, und der Knabe erröthete bis in die Ohren.

— nicht, als wenn das Lob, das man Ihnen allenthalben gab, mich dazu veranlaßt hätte; Sie wiſſen am beſten, was von allem Beifall zu halten iſt; nein, der Tadel, womit Sie von einigen unſerer Kenner mißhandelt worden, und die Geſchäftigkeit der Mühe, welche ſich dieſelben gaben, Ihre Perſon herabzuſetzen, galten mir für einen Beweis Ihrer Verdienſte. Ich höre, daß Sie eine eigene, eine ganz beſondere Art haben, unſere hieſigen Sachen anzuſehen, und das iſt es eben, was mir an Ihnen gefällt.

Der Tadel, antwortete ich, wird den Aninius nie mager machen; aber der Beifall der Sempronia wird ihn erfreuen.

Ich merkte, daß ſie ſich die Beſtätigung dieſer Worte in meinen Augen ſuchte; denn erſt, nachdem ſie mich eine Weile ſtillſchweigend betrachtet hatte, fuhr ſie fort: Um Sie meiner Hochachtung zu verſichern, ſo will ich es bei Beurtheilung eines Tanzes, den eine meiner Freundinnen ganz im griechiſchen Style zu Ihrem Stücke verfertiget hat, allein auf Sie ankommen laſſen, ob Sie ihn billigen wollen oder nicht, in welchem letztern Falle ich die Freundinn bereden will, ihr Thema gelaſſen zu unterdrücken. Bei dieſen Worten befahl ſie einem Sclaven, das Papier zu bringen, worauf ſich derſelbe gezeichnet befände.

Sempronia hatte in ihrem Hauſe für die jungen vornehmen Römer, die ſie beſuchten, und die alle Schauſpieler und Sänger waren, ein kleines ſüßes Ding von Trauerſpielchen gegeben, ein Werkchen, das ſie auf einem Ruhebett, von köſtlichem lybiſchen Holze verfertiget, und mit ſanften girrenden Liederchen begleitet hatte. Zufälliger Weiſe hatte an der Aufführung dieſes Stückes, worin Sempronia ſelbſt die vornehmſte Rolle ſpielte, der Schauſpieler Trebatius keinen Antheil erhalten, und wie er aus Ehrſucht ſehr eiferſüchtig, und daher bekümmert war, man möchte, wenn das Stück den Beifall erhielt, den es zu hoffen hatte, Gelegenheit nehmen, zu ſagen, daß man auch ohne ihn etwas Vortreffliches zu Stande bringen könne: ſo ließ er ſich theils in eigener Perſon, theils durch ſeine Abgeſandten angelegen ſeyn, dem Stücke noch in ſeiner Geburt tödtliche Streiche zu verſetzen, und das Gerücht von demſelben ſo zu verunſtalten, daß Sempronia, die ſchlau genug war, die Folgen vorherzuſehen, ſelbſt für gut befand, es zu unterdrücken. Sie wiſſe es dem Trebatius Dank, ſagte ſie, daß er ſie aus manchem groben Irrthum, den Folgen ihrer zu großen Empfindſamkeit, geriſſen hätte, und grub ſich tief in ihre Seele ein, ihn bei der erſten Gelegenheit ihre Rache über dieſe Beleidigung fühlen zu laſſen. Sie hatte kaum gehört, daß mich jener zu untergraben trachtete, als ſie den Vorſatz faßte, ſich, um ihm Verdruß zu machen, meiner anzunehmen. Ihre Parthei war bei den anſehnlichſten Bühnen die ſtärkſte, nicht nur wegen ihrem Berufe zur Kunſtrichterinn, ſondern weil ihr Haus ein

Tempel aller empfindſamen Gecken war, die das Theater erzeugt. Nur hatte ſie ſich bei ihrer gegenwärtigen Rache darin verfehlt, daß ſie ſich zugleich die Verherrlichung ihrer eigenen Perſon vor Augen ſtellte, und ſich noch grauſamer darin geirrt, daß ſie keinen Augenblick zweifelte, mein angefochtenes Talent zum Werkzeuge brauchen zu können. Aber ſich an der tödtenden Eiferſucht des Trebatius, wenn er wider alle Vermuthung wahrnehmen wird, daß der Beifall der entſcheidendſten Zuſeher auf meine Seite ſich wende, weiden, und als Dichterinn eines herrlichen Ballets, welches der eben beklatſchte Schauſpieler gutgeheißen hätte, von allen Logen beſchauen zu laſſen: welch ein doppelter Triumph für ſie!

Glänzende Freude war auf ihrem Angeſichte, indem ſie alle dieſe Vorſtellungen im Voraus als gegenwärtig genoß. Was mich bei der Sache freut, ſagte ſie ein über das anderemal, iſt, daß ich weiß, wie Sie in Ihren Urtheilen ganz unpartheiiſch ſind. Ich liebe die Wahrheit, und von Ihnen bin ich überzeugt, daß Sie mir und meiner Freundinn zu Liebe nichts ſagen werden, als was mit derſelben übereinſtimmt.

Indeſſen würdigte uns der große Conſul, ſich zu erkundigen, womit wir uns unterhielten, antwortete aber nichts, als ihn Sempronia davon unterrichtete, ſondern lächelte mit der Gefälligkeit, wie man Einfälle von Kindern belächelt, und ſchwieg, als lohnte es nicht der Mühe, von ſolchen Dingen zu reden, oder als würde alles, was er reden konnte, vergeblich ſeyn. Den jungen Ritter fragte er, ob er ſchon ſein Gedichtchen fertig habe, — das von dem ſchönen Landgute, meine ich, ſetzte er hinzu, das mit allem Nöthigen zum Ueberfluſſe verſehen iſt, das weder an Körben, noch an Feuerherden, noch an Maſtſchweinen einen Mangel hat, das in angenehmen Schatten glückliche Menſchen ernährte, die ohne Neid und Begierde auf einer noch jugendlichen Erde lebten, wo ohne Arbeit die ſchmackhafteſten Früchte, und alles von ſich ſelbſt wuchs, wo die jungen Leute nichts zu thun hatten, als ſich, etwa bei einem Feſte der Hirtengöttinn Pales, wo die muntere Jugend über das reinigende und rauchende Strohfeuer hüpfte, ſich einander in die Augen zu gucken, ſich dann vermittelſt eines Seufzers zu ſagen, daß ſie ſich lieben, und ſich hernach (denn damals waren die Mütter nicht grauſam), ungeſcheut bei Honigquellen und in Schatten einander aufſuchen, und beſiegen, und bekränzen, und haſchen, und heirathen durften: denn, was den Unterhalt anbelangt, ſo durften ſie nur die Bäume ſchütteln, und mit der holen Hand konnten ſie den Durſt in Quellen löſchen. Die Liebe würzte das Mahl, das von den lieblichſten Melodien der ſchönſten Vögel beſungen ward.

Das fällt wohl bis in die Zeiten des Quintius Cincinnatus, erwiederte der alte Römer, den Cicero an ſeiner Seite ſitzen hatte, der das Pflugeiſen in den Furchen ſtumpf machte, dem ſeine vor Freude und Eifer zitternde Ehegenoſſinn Racilia im Angeſichte ſeiner Pflugochſen den bei der Arbeit weggelegten Rock anzog, ihm dem Dictator, indeſſen ein Lictor ſein Arbeitsgeräth nach Hauſe bringen ließ? Ach, wer ſich in die Zeiten zurückſetzen könnte!

Was wir unſern großen Dichtern nicht zu verdanken haben, fuhr er fort, beſonders denjenigen, die von Triumph und Streitwagen, und den ſchnaubenden Streitroſſen, welche die dumpfe Erde aufſcharren, und dem Angeſichte der Götter, bei deren Gaſtmahlen ſie Ambroſia tranken, und den fürchterlichen Haarlocken des Jupiters ſangen! Wie würde es um unſere Römer im Schlachtgetümmel, und um unſere Väter in den Verſammlungen des Senates ſtehen, wenn wir keine Beſchreibungen hätten von den Schlangenhaaren der Alekto, und dem Gräuelgetöne ihres Hornes, oder von dem großen Meerſtrudel Charybdis, oder der noch weit ſchrecklichern Scylla, der von dem Glaukus geliebten Tochter des Phorkus und der Cretheis, die in der von der eiferſüchtigen Circe bezauberten Quelle, worin ſie ſich badete, an dem Unterleibe in verſchiedene abſcheuliche Geſtalten verwandelt worden; oder von den beiden cyaneiſchen und ſymphlegadiſchen Felſen in dem thraciſchen Bosphorus, die ſich mit Gefahr der Hindurchfahrenden zuſammenſchlagen; oder von den Menſchenfreſſern, den Cyclopen, oder dem mit Sturmwinden angefüllten Schlauch, welchen Aeolus dem Ulyſſes zuſtellte, und welchen ſeine Reiſegefährten während ſeinem Schlafe, indem ſie einen Schatz zu finden meinten, zu ihrem großen Schaden geöffnet haben, oder endlich von dem mit einem kleinen Streiche von der Circe berührten Elpenor, und ſeinen andern Mitſchiffern, die ſogleich wie Schweine gegrunzt haben.

Der Junge wollte antworten; aber es war nicht möglich. Beim Zeus! ſchrie hier Servilius, mich ſoll ein altes Weib mit ſchlappen Wangen und triefenden Augen berücken, wenn ich nicht der Verfeinerung unſerer Nation zum Beſten eine Abhandlung von den Einflüſſen dieſer Dinge auf das Wohlſeyn des Staates verfertige. Wenn Servilius das Wort nahm, ſo konnte man verſichert ſeyn, daß ſich denſelben Tag keine Gelegenheit mehr äußern werde, nur den geringſten Einfall, als ein Einſchiebſel, an den Mann zu bringen, ſo unerſchöpflich und gewaltſam ſtrömte ihm ſeine Beredſamkeit aus dem geifernden Munde. Wenn in einer Geſellſchaft jemand, der ihn noch nicht kannte, ſo unvorſichtig war, ihn aufzufordern, ſo konnten die Anweſenden nichts anders thun, als ihn unaufhörlich anſehen, und ihm Beifall zunicken. Er warf auf einen jeden in der Reihe herum ſeine Blicke, und wehe dem, welchen er mit ganz andern Gedanken beſchäftigt, und in ſich ſelbſt gekehrt, antraf. Er mochte nun in die Ecke des Zimmers, oder einen guten Freund zu beſuchen gehen; ihm entkam er nicht mehr; er begleitete ihn von nun an, und gieng mit ihm in die Tiefe der Erde, er beſtieg mit ihm Ein Schiff, ſetzte ſich hinter ihm auf das Pferd. Da er unter andern Dingen, die er ſo klar, als das Tageslicht zu ſehen glaubte, ſich längſt beredet hatte, daß man für ſeine Lehren unmöglich mit Gleichgültigkeit eingenommen ſeyn könne, ſobald man nur davon überzeugt wäre: ſo unterließ er niemals, mit dem empfindlichſten Nachdruck an dieſer Ueberzeugung zu arbeiten; dabei hatte er die Gewohnheit, denjenigen, an welchen er ſich richtete, von den gemeinſten Dingen, welche den Verſtand eines Kindes nicht überſteigen, zu belehren, und ihn dann, wenn er ſagte, daß er es ganz wohl begreife, wegen ſeiner Fähigkeit zu loben. Dießmal ertappte er einen gewiſſen Labro, einen Mann, der, indem ihm das Chiragra alle Gelenke ſeiner Glieder, gleich den verdorrten Aeſten eines veralteten Buchbaumes, ſteif gemacht hatte, unten an der Tafel ſo gut er konnte, zu eſſen, und ſich zu beluſtigen bemühte. Schon rückte Servilius, um mehr Raum zu haben, das Bett, worauf er lag, hinter ſich, als der Sklave mit der längſt erwarteten Rolle hereintrat.

Cicero hatte ſich indeſſen mit ſeinem alten Freunde in neue Geſpräche verloren.

„Es iſt der Triumph des Bachus, fieng Sempronia an, indeſſen ſie die Rolle auseinander wickelte, des Bachus nach ſeinen Siegen in Indien.“

Des Bachus, bei den Göttern! rief der junge Menſch. Es wird ein herrliches Stück werden.

„Trebatius hat daran viel auszuſetzen gehabt,“ nahm Sempronia das Wort wieder.

Trebatius, mein ſtarker Widerſacher?

„Eben der, erwiederte ſie; aber nun weiß ich, daß ich es mit einem Manne zu thun habe, der bei ſeinen gründlichern Einſichten auch bekanntlich mehr Billigkeit beſitzt.“

Wenn ich bitten darf, edle Römerinn, ſagte ich, ſo vertrauen Sie mir den Gang des Planes am Ende.

„Bachus iſt in die Tochter eines Sterblichen verliebt, und da er ſie weder durch Bitten, noch durch Drohen erhalten kann, verwandelt er ſie in eine Nymphe, und fährt mit ihr, wie im Triumph, nach dem Olymp, daſelbſt ſeinen Brauttag zu feiern, indeſſen hienieden der Erdenſohn, der ſie gleichfalls liebte, wie er ſieht, daß ihm ſeine Geliebte entriſſen wird, ſich den Dolch in das Herz ſtoßt." Stellen Sie ſich den prächtigen Wagen des Bachus vor, der in der Mitte einer Illumination emporgehoben wird, indeſſen der arme Unglückliche hier unten an einer Steinklippe in ſeinem Blute zappelt."

Herrlich, herrlich! rief der junge Menſch; ich habe in meinen Tagen ſo was Schönes nicht gehört, und winkte zugleich den Gäſten die runde Tafel herum, ihre Aufmerkſamkeit auf ſie zu richten.

„Aus dem Ende, fuhr Sempronia fort, läßt ſich das Schönſte nicht abnehmen."

Doch ſoviel, daß die Frucht ſo vieler Siege, und die Belohnung ſo vieler heroiſchen Handlungen am Ende der Raub eines Mädchens ſeyn ſoll.

„Sie müſſen, ſagte ſie wieder, indem ſie auf meinen Einwurf nicht zu achten ſchien, ſich von den Dekorationen, welche dabei vorkommen, die gehörigen Vorſtellungen machen. Erſt das große Meer, wo die Flotte ankommt, um deren Schiffe herum Delphinen und verſchiedene Meerwunder ſpielen; dann der Einzug der Soldaten, wozu Lucullus ſeine Mäntel herleiht, die Karren, Sänften, und Wägen, und Fahnen, und Rüſtzeug, und erbeutete Städte, und Könige mit auf den Rücken gebundenen Händen ſammt ihren Frauen und Kindern, und deren Gemahlinnen; zuletzt Bachus, der ſich nach etlichen Sprüngen ſogleich entfernt, hernach die Austheilung der Beute, wobei ſich die Soldaten entzweien; es entſteht ein Tumult, ſie laufen zu den Waffen, ergreifen die Schwerter, holen aus, — indeſſen ihnen, ſo wie ſie die Reihen herabſtehen, zu beiden Seiten holde Nymphen in die Arme fallen, deren ſich jeder die ſeinige wählt, und ſich von ihr mit Roſenkränzen umſchlingen läßt.

Man möchte meinen, ſagte ich, wo in aller Welt ſo viele Nymphen auf einmal herkommen könnten.

„Wir haben ihrer genug, gab ſie zur Antwort, und wenn wir derer für noch ſo viele Soldaten nöthig hätten.“

Ich wüßte nicht, fuhr ich fort, was ich ſie den Soldaten ſollte vorſagen laſſen, noch, wie ich ſie ihrer los machen ſollte.

„Das iſt meine geringſte Sorge, guter Grieche. Sie brauchen einander nichts vorzuſagen; ſondern je nachdem eine etwas gelernt hat, oder das Verdienſt eines ſchönen Wuchſes, oder eines kleinen Fußes hat, nachdem tritt ſie hervor, und ſchlägt, und zwitſchert die Beine durcheinander, oder hat den Muth, ſich auf dem Abſatz eines Schuhes in einem Wirbel zu drehen, oder gar einige ſchwere Cabriole zu wagen. Wie geſagt, das iſt meine geringſte Sorge. Es iſt keine, die bei einer ſolchen Gelegenheit nicht etwas an den Mann zu bringen hätte, wo ſo viele ihr Glück zu machen pflegen. Was die Art, ihrer los zu werden betrifft, je nun, die Nymphen ergeben ſich, ſchlüpfen Paar und Paar hinter die Scenen, und hiemit Ende des erſten Aktes.

Aber Nymphen, ſagte ich, die ſo wenig nymphenartig ſind, daß ſie den Männern, und noch dazu wilden Kriegern in die Arme laufen?

Bei dieſen Worten ſah mich Sempronia mit einem Erſtaunen, und einem unmerklichen Unwillen an, der den kleinen Wölkchen von einem Sturm am Himmel glich. Man iſt eben nicht auf Nymphen verſeſſen, ſagte ſie mit einer künſtlich gemilderten Stimme. Geben Sie den Frauenzimmern einen Namen, welchen ſie wollen; wir haben in der Garderobe zweihundert weiße atlaßne Kleider mit rothen Schleifen, mit dieſen bekleiden ſich eben ſo viele junge Mädchen, denen jeder einen Namen geben kann, wie es ihm beliebt. Gefolg muß vorhanden ſeyn, das Theater anzufüllen. Doch es freut mich, daß meine Freundinn einen Mann gefunden, der ſeine Meinung für ſo ſeltſame Dinge angiebt.“ Sie war ſo — ſoll ich ſagen, eitel, oder verſichert, zu glauben, daß ſie ihre Sache dießmal gut erfunden und angeordnet habe.

Wenn Sie ihre Freundinn lieben, ſo bat ich ſie, ich glaube mit dem möglichſten Ausdrucke von Gutmeinen auf meinem Geſicht, ſo bemühen Sie ſich, edelmüthige Dame, ihr dieſe Eitelkeit zu benehmen. Es iſt beſſer, ſie jetzt zu kränken, als nachher den Verurtheilungen und dem Gelächter der Ritter auszuſetzen.

Der Ritter! wiederholte ſie, und lachte.

Der Ritter, ſagte ich, deren nämlich, die gerader Linie von den Vätern, welchen dieß Rom ſeine Herrlichkeit zu danken hat, abſtammen, und die es ärgerlich finden werden, den größten Feldherrn eine That begehen zu laſſen, die in keinem der verſchrieenſten hieſigen Bordele geduldet werden würde. Mir däucht, große Seelen hätten zu Einer Zeit nur Eine große Leidenſchaft, wodurch die übrigen, wie kleine Bächlein von einem großen Strome verſchlungen würden, und Bachus, der Menſchenretter und Sieger, kann nach dem ordentlichen Gange nicht Bachus, der Mädchenentführer, ſeyn. Und geſetzt, daß es Helden gab, die beides vereinigten, die zu gleicher Zeit edel und niederträchtig, ſtark und ſchwach, Rieſen und Wiegenkinder waren; warum will man dieſe widernatürliche Erſcheinung durch die Bemühungen der Kunſt vereinigen? warum durch die Vermiſchung des Häßlichen mit dem Schönen jenes liebenswürdig vorſtellen? warum es einflößen? Oder glauben Sie nicht, daß unter hundert Tribunen, welche dieſen Vorſtellungen beiwohnen, neun und neunzig zugegen ſeyen, die in einem ähnlichen Falle glauben werden, ſich durch ein ähnliches Betragen dem Bachus gleich zu machen? warum bringt man nicht lieber Beiſpiele der Abhärtung, der Enthaltſamkeit auf die Bühne? wenn Bachus je verliebt werden. ſoll, ſo erſuchen Sie ihre Freundinn, ſo großmüthig zu ſeyn, und ihn den Sterblichen das Mädchen abtreten zu laſſen.

Dann wäre es nicht mehr tragiſch, gab ſie, voll innerlichen Kampfes, zur Antwort;

auch mußten die Furien wegbleiben, welche die Fackeln ſchüttelten. Sie ſchien ganz außer ſich zu kommen, und nur der Wohlſtand ſchien ſie von der Schwachheit abzuhalten, ihren innerlichen Regungen freien Lauf zu laſſen. An die Folge des Ballets ward nicht mehr gedacht.

Mir lag die Sache ſo ſehr am Herzen, daß ich, als der Römer an Ciceros Seite eben auf uns zu merken anhub, ſogleich die Gelegenheit ergriff, mich auf ihn zu berufen; allein, ſtatt ſich mit mir einzulaſſen, ſagte er, in ſolchen Dingen gehöre den Frauenzimmern, und was ihnen ähnlich ſehe, das Urtheil.

Wenn die Männer dabei keine Stimme haben, wofür wäre dann die Schaubühne? Ich glaubte, ſie wäre nur dazu, daß, wenn die Großen Roms ſagten, wir brauchen eifrige, gehorſame, ſtolze Leute, die Schauſpieler es dann auf ſich nähmen, dieſe Seelen eifrig, gehorſam, ſtolz zu machen. Wofür wäre ſonſt die Bühne?

Der Alte zog mich beim Aermel an ſich, als wenn er mir ein Geheimniß anzuvertrauen hätte. Wofür ſie dermalen in der Welt iſt, raunte er mir ins Ohr. — Den Müßiggängern Unterhaltung zu machen; — die Romanenliſt verſchmitzter Damen zu autoriſiren, und an dem Volk zu thun, was man auf der

See den Wallfiſchen thut, denen man, damit ſie die Schiffe durchziehen laſſen, leere Fäſſer vorwirft, womit ſie ſpielen können, ſo lange ſie wollen. Wenn Sempronia, ſagte er laut, die Verfaſſerinn des Stückes iſt, wovon die Rede war, ſo kann man ſich auf den Werth deſſelben im Voraus verlaſſen.

Aninius iſt der Meinung nicht, gab ſie zur Antwort, weil er, wie ich wohl ſehe, des Trebatius bedürftig iſt.

Dieß Wort ſchien dem guten Alten und dem Conſul ſehr aufzufallen. Er muß ſeiner Tugenden nicht ſo ganz verſichert ſeyn, dachten ſie, da er ſich bemühen will, ſich ſeinem Widerſacher gefällig zu machen.

Das Uebrige wird die Nachwelt errathen. Noch denſelben Tag beſuchten mich beinahe bis zehn Partheien von den Anhängern des Trebatius, die mich alle in ſeinem Namen verſicherten, daß ich ihn nicht zu fürchten hätte, indem er der Mann nicht wäre, der die böſe Luſt haben könnte, jemand ſeine Gebrechen übel zu nehmen.

Dieſem Unweſen, und dieſer Schändung himmliſcher Dinge, wofür ich die Werke der

Dichter gemäß ihrer Beſtimmung erkannte, hatte vorzüglich der Aedilis dieſer Schaubühne Bahn und Muth geöffnet. Die Pferde, auf deren Rücken die Geſchenke der Muſen durch die Welt ſollen verbreitet werden, muthwillige und eiferſüchtige Thiere, werden ſich nur ſelten miteinander vertragen; aber der die Pflicht hat, ihren Ungeſtüm zu benutzen, hat auch gewöhnlich die Schuld, wenn die Kräfte, die ſich vereinigen ſollten, einen Endzweck zu befördern, auf verſchiedenen Seiten feindſelig und gewaltſam losbrechen, denſelben zu zerreiſſen. Der Müßiggang iſt faſt allemal die Quelle ſolcher Trennungen, und man würde die unedlen Kunſtgriffe, ſich wechſelweiſe um der Kunſt willen herabzuſetzen, vergeſſen, wenn man damit beſchäftigt wäre, die Aufnahme, und die wahren Vortheile der Kunſt zu betreiben.

Man konnte ſich nichts Luſtigeres vorſtellen, als die ſeltſame Miene, welche dieſer Aedilis machte, wenn man ihn zuweilen erinnerte, daß es doch am Ende nur bei ihm läge, den Geſchmack zu reinigen, und die Römer an etwas Beſſeres zu gewöhnen. Es war ſo ein poſſirliches Gemiſche von Hochmuth, von Unwillen, von Bereitwilligkeit, alles zu thun, und vom blöden Hinſtaunen, daß er nicht wußte, wie er es angreifen ſollte, mit einem

Worte, es war ſo etwas Erfriſchendes um dieſe Lage ſeines Angeſichtes, daß ſich viele das Vergnügen machten, ihn bald dieſes, bald jenes Verſehens zu beſchuldigen, und ihm Dinge, die nicht in ſeiner Gewalt ſtehen konnten, zuzumuthen. Bei ihm ſtehe es, vermöge der Gewalt, welche die Kunſt, die er anführte, über die Herzen hätte, die heimlichen Uneinigkeiten des Conſuls beizulegen, den Feldherren Muth wider die unbändigen Parther zu geben, und das Volk, wie es die Väter wünſchten, geſinnt zu machen.

Der Aedilis ſchwoll dann vor Hochmuth; er ſchwur, es ſeiner Seits an nichts fehlen zu laſſen, wenn nur, ſetzte er allemal hinzu, der herrſchende Geſchmack nicht ſo grauſam wäre, ihm die Hände zu binden. „Man ſieht ja wohl ſelbſt mit ſeinen Augen, wie das Volk häufig zu den Spielen ſich zuſammen drängt, die man giebt. Warum thut es dieß anders, als weil es nun einmal ſein Vergnügen daran findet?"

Darum thut es dieß, theurer Aedilis, weil ihm ſonſt keine Art eines öffentlichen Zeitvertreibes offen ſteht; und auch darum, weil jedes Volk in der Welt die Gelegenheit liebt, ſich verſammeln zu können. Und wenn dein Gewerb nichts beſſers wäre, als die Kunſt, Kartenhäuschen zu bauen, auf dem Stecken zu reiten, oder Mäuſe vor einen Wagen zu ſpannen, wie dann jetzt nichts beſſers iſt: ſo würde ſich das Volk verſammeln. Weiter durfte man nicht gehen, ohne es ſich mit ihm auf immer zu verderben.

Da er ſich nicht vorſtellen konnte, wie er über den Geſchmack des Volkes zu herrſchen hätte, ſo glaubte er vielmehr, daß er ſich ſtets und pünktlich nach demſelben zu richten habe. Er ſuchte eine Ehre darin, gefällig zu ſeyn, nie nach eigenem Willen zu handeln, und war gänzlich der Meinung, ſeine eigentliche Pflicht beſtände in dem, nur das, was jetzt Mode war, zu befördern. Je nachdem es die Laune etlicher Tage haben wollte, ſprach er von nichts, als von den Werken der Muſen, und eine Statue war ihm um die größte Summe nicht zu theuer; aber bald verſchenkte er an einen Fechter alle ſeine Kunſtſtücke, und ein glücklicher Streich, womit dieſer einen andern zu Boden warf, war ihm lieber, als alle Künſte der Zeichnung; jetzt gab er zu Alleen dem ſanften Graſe, ein anderesmal dem heißen Sande den Vorzug; und nachdem es ein Narr, deſſen Anſehen hundert andere zu Narren machte, zum Zeichen ſeiner Sekte einſetzte, liebte er bald den hellen Sonnenſchein und einen muntern Sinn, bald mit düſterer Seele die Melancholie trauriger Gegenden.

Indeſſen hatte er doch gehört, daß die Urtheile des Publikums, beſonders in Rückſicht auf die Künſte, nicht allemal die richtigſten, noch einem weiſen Manne anſtändig wären, und er befliß ſich daher, wo er konnte, ſich von den Meinungen deſſelben zu entfernen; aber da er ſo wenig Grund hatte, etwas anders anzunehmen, ſo wenig ihn die Ueberlegung dazu führte, von dem Allgemeinen abzugehen; ſo war er ſtets in der Gefahr, in die Grube, die er fürchtete, zu fallen, und ſeine Unwiſſenheit, deren Schein er zu vermeiden ſuchte, zu verrathen. Er that alſo, was in ſeinen Umſtänden das klügſte war; er hörte einen jeden, der ihm zur Verbeſſerung ſeiner Bühne einen neuen Vorſchlag that, mit freundlicher Geduld, doch mit einer künſtlichen Zurückhaltung, bei der man nicht entſcheiden konnte, wofür er ſich erklärte, an, und erklärte ſich nachmals mit heimtückiſchem Lächeln, als wenn er lange vorausgeſehen hätte, was geſchehen würde, für den, der den allgemeinen Beifall nach ſich zog. Es redete daher bald dieſer, bald jener Schauſpieler, oder Theaterkünſtler aus ſeinem Munde, und dieß ſo lange, bis das Volk ſeiner überdrüßig ward, in welchem Falle der ſonſt blöde Aedilis Schlauheit genug beſaß, ſich bei Zeiten zurück zu begeben, und ſeinen Ton erſt zweideutig, und ſo nach und nach auf eine andere Weiſe zu ſtimmen. Er ſah ſein Amt für etwas an, wobei es unaufhörliche Kabalen geben müßte, und behauptete, das größte Verdienſt eines Aedilis beſtände darin, dieſelben immer ſo zu drehen, und eine durch die andere aufzuheben, daß die Hauptſache ſtets bei dem vorigen verbleibe. Ein anderer ſeiner Lieblingsſprüche, derer er ſich bediente, wenn man ihm die abentheuerliche Haushaltung ſeiner Schaubühne vorgeworfen hatte, war etwas feiner, indem er ſagte, daß ein Kenner für alle Arten des Geſchmackes Duldung haben müßte, welches das einzige Mittel wäre, dem Wahren herauszuhelfen, und ſich davon zu überzeugen. Man ſollte doch nur Geduld haben, ſagte er, wenn man es ihm zu arg machte; da man bald ſehen würde, was dieſe Uebergänge, ſo nannte er alles, weil er ſich auf nichts verlaſſen konnte, für einen Ausgang nehmen ſollten.

Bei meiner Ankunft in Rom war eben Trebatius in ſeiner Gunſt, weil er vorzüglich die Gunſt der Damen, und der ungeſtümſten jungen Ritter beſaß, und Trebatius hatte ihm lange angelegen, auf die Beſchuldigungen, welche man der Schaubühne machte, daß ſie ſich mit ausländiſchen Alfanzereien beſchäftige, und zur Ermunterung inländiſcher Dichter nichts beitrage, ſtets zu antworten, es wäre etwas gar Großes, ſich an ein Schauſpiel zu wagen. Der Satz war wahr, und allgemein, und verſchiedener Auslegungen fähig.

Ich machte dem Aedilis bald die nämliche Anmerkung. Es iſt etwas gar Großes, antwortete er, ſich an ein Schauſpiel zu wagen.

Ich geſtand es ihm zu, nahm mir aber zugleich die Freiheit, ohne alle Maaßgabe (ein nothwendiges Wort, wenn man mit ihm reden wollte) vorzuſtellen, daß eine Unternehmung, die den Griechen nicht zu ſchwer wäre, den Römern nicht zu groß ſeyn könnte. Ich zeigte ihm das Schimpfliche, das in dieſem, dem Anſcheine nach, guten Satze, für die Römer liege; ich gab ihm zu verſtehen, daß dieſe, wenn ſie den ſchlimmen Sinn deſſelben einſehen ſollten, ſich für ſehr beleidigt halten würden; und da es damals das Anſehen hatte, als würde ich die Römer zu allem bereden können, ſo nahm er mich mit der Freude eines Mannes, der unvermuthet ſeinen Freund gefunden, auf die Seite: Du haſt mir Deine Worte aus dem Herzen genommen, ſagte er. Was du hier verbringſt, das dacht' ich längſt, und nur ein Mann, wie du, mußte kommen, um meinen Wunſch ausführen, und die Ehre des Inlandes befördern zu helfen. Ich werde dich mit meinem Anſehen unterſtützen.

Ich habe das, was ich hier von Trebatius erzählte, erſt nachher erfahren; und da er einer derjenigen war, die ſich gar nicht vorſtellen können, wie man der Meinung eines andern entgegen ſeyn könne, ohne zugleich ſeiner Ehre, ſeinen Vortheilen entgegen zu ſeyn; ſo hielt er den Fortgang meiner Beſuche bei dem Aedilis für baare Bemühungen, ſeine Perſon zu ſtürzen, und wußte ſich in der erſten Beſtürzung nicht beſſer zu helfen, als daß er dem Aedilis mit einem Strome von Einwürfen und künſtlichen Vorſtellungen, auf deren geringſte dem Aedilis keine Antwort beifiel, das Gegentheil zu bereden, und die ſchädlichen Vorurtheile, wie er meine Vorſchläge nannte, zu benehmen ſuchte.

Während dem hitzigen Eindringen des Trebatius ſtellte ſich der Aedilis, als wenn er ihn oft unterbrechen wollte; endlich drückte er ihm mit der Freude, als hätte er ſeinen Retter gefunden, die Hand. Du haſt mir deine Worte aus dem Herzen genommen, ſagte er. Was du hier vorbringſt, das dachte ich ſelbſt, und nur ein Mann, wie du, mußte kommen, mir meine Gedanken befeſtigen, und den Wohlſtand unſerer Sachen erhalten zu helfen. Ich werde dich mit meinem Anſehen unterſtützen.

Laßt den Dingen nur ihren Lauf, und ſeyd nicht unduldend gegen die Künſtler, ſagte und wiederholte er den Römern, welche ſich bei ihm wegen der neuen Veränderungen erkundigten.

Niemand war mit ihm, und ſeiner Art, zu verfahren, zufriedener, als Trebatius und Aninius.

Wir hatten doch, ſagten die Feinde des Aninius auch eine Bühne, ehe dieſer Fremde kam, der uns nun, wie auf einmal, klug machen will.

Der Aedilis lächelte.

Endlich haben wir Hoffnung, ſagten die Gönner des Aninius, daß unſere Bühne eine beſſere Geſtalt gewinnen, und der gute und nützliche Geſchmack empor kommen werde.

Der Aedilis lächelte; er wollte damit im Grunde keinem etwas antworten; und doch glæubten beide Partheien eine entſcheidende Antwort erhalten zu haben. Er iſt zu beſcheiden, ſagten ſie, als daß er ſich deutlicher erklären ſollte.

Als ſich nun die Sache auf die Art, wie ihr vernommen, entſchied, ließ er mich rufen. Wenn das, ſagte er, was ich dir zu ſagen habe, ein Unglück für dich iſt, ſo iſt es zugleich ein Beweis deiner Verdienſte. Nur Männer, wie du, können ſo, wie du, unglücklich ſeyn. Tröſte dich mit dem Bewußtſeyn deiner Verdienſte. Die Kabale, die ſich wider dich angeſponnen, macht dir Ehre. Ich wiederhole dir's, nur du konnteſt ſie verdienen. Was mich anbelangt, ſo weißt du, wider den Strom läßt ſich nicht ſchwimmen. Genug, wir verſtehen einander, und ich laſſe dir in meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Ich bin gänzlich überzeugt, wer du ſeyſt, und meine Hochachtung bleibt dir ungekränkt; darauf kannſt du dich verlaſſen. Aber die Menge, mit der wir zu thun haben, verſteht das nicht. Ich will dich bei der Aufführung des bevorſtehenden Schauſpieles retten, ſo gut ich kann. Leb wohl, und laß dir ja an deiner Geſundheit nichts abgehen.

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

12

Zwölfter Band.

Kempten, 1832.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Bavar. 1653 | 3 r

[illegible]

[illegible]

Fortſetzung
des
Quintus Aninius.

Wenn ich auch noch ſo gut, oder unerfahren geweſen wäre, um nicht zu merken, wie meine Sachen ſtänden, ſo würde ich es auf den Geſichtern, und in dem ganzen Betragen der Römer wahrgenommen haben. In dem Maaße, mit dem mir ehe einer ſeine Hochachtung und ſein Wohlwollen zu erkennen gab, glaubte er nun auch ſeine ganze Verachtung und Gleichgültigkeit gegen meine Perſon merken laſſen zu müſſen. So wenig mich das bei dem Volke befremdete, welches nach ſeiner

Gewohnheit allemal dem Glücke folgt, und dem, der leidet, Unrecht giebt; ſo unerwartet war es mir bei denjenigen, welche ſich in andern Dingen mit Ungeſtüm von dem Betragen des Volkes entfernten, und allemal die letzten waren, die vom Klatſchen abließen, wenn auf der Bühne von ungefähr ein Sprüchchen wider den Leichtſinn des großen Haufens gehört ward. Viele derſelben, welchen die wahre Beſchaffenheit der Sache nicht entgieng, hatten den Muth nicht, ſich für mich zu erklären, und der Parthei, welche nunmehr die mächtigere geworden, zu widerſprechen. Sie ſcheuten ſich, mich zu ſehen, und giengen auseinander, wenn ich etwa die Straße herankam, oder wandten ſich um, wenn ich ihnen bereits zu nahe war, um mich nicht ſehen zu müſſen. Die Lichtputzer lachten mir vertraulich ins Geſicht, und die Oelträger nannten mich ihren Kollegen.

Aber nun war einmal der Tag zugegen, wo das große Schauſpiel aufgeführt, und das lange, mit ſo vieler Mühe zubereitete Werk der Kabale vollendet werden ſollte. Schon zogen die römiſchen Frauen in ihre Logen mit vielem Geräuſch, eine nach der andern, heran, Ceſennia und Cornelia, jene mit der Meinung, daß ihr alles erlaubt ſey, weil ſie ihren Hals mit Smaragden umgeben, und in ihre ausgeſtreckten Ohren große, birnförmige Perlen gehängt hatte, dieſe, eine Magiſterinn der freien Künſte, die ihrem demüthig zu ihrer Linken ſitzenden Manne unbekannte Verſe vorſagt, und ihn, wenn er im geringſten von den Geſetzen der Redekunſt abweicht, einen Barbaren nennt, ihn, den Thoren, der nicht daran dachte, daß nichts unerträglicheres, als der Witz eines gelehrten Weibes, ſey. Kluge, fleißige Künſtler beobachteten ihre Geſtalten von Ferne, und ſammelten ſich hier den abwechſelnden, und wunderbar mannigfaltigen Ausdruck der Thorheit; ſie möchten nun das leere gefällige Lächeln der kleinen Caja, wozu ſie ihre Wärterinn ſchon in der Wiege gewöhnte, oder das Schmachten der zum künſtlichen Mitleid und zur Liebe erweckenden Traurigkeit gewöhnten Orgilia nachahmen, oder die auf der Stirne erzwungenen männlichen Falten, womit die ſteife Maculonia für eine Denkerinn gelten, und in Staatsſachen ſich mengen will, ausdrücken, oder ſich in günſtigern Stunden an die Lebhaftigkeit der hagern Lyſia wagen wollen, bei deren Reden die Redner und Grammatiker ſchweigen, und die Advokaten und Ausrufer beſiegt werden; ein ſolcher Strom ſtürzt aus ihrem ſchlappen Munde, daß ich lieber die Todten, welche der berühmte cypriſche Arzt Themiſon, der Stifter der methodiſchen Sekte, und Leibarzt des Königs Antiochus, dieſes Jahr auf den Holzſtoß gebracht, als ihre Worte, zählen möchte. Fürchterlich fiel das Zungengeziſch, wenn die Thüre des Zimmers, wo wir verſammelt waren, ſich öffnete, herein, und das Krächzen der griechiſchen Worte, worin dieſe Römerinnen, ohne ſich zu ſchämen, daß ſie ihre eigene Mutterſprache nicht verſtänden, ſich in ausländiſcher Sprache die Zufälle ihrer Freuden, ihrer Sorgen, ihrer Aergerniſſe, und die Geſchichten ihrer Herzen mittheilten.

Die Schauſpieler beſchäftigten ſich indeſſen vor meinen Augen jeder nach ſeiner Art, nicht mit dem Geiſte ihrer Rollen, ſondern mit der Kunſt, ohne demſelben zu gefallen. Dieſer zwang vor den Spiegel in ſein Geſicht die ihm nach ſeiner Meinung nöthigen Grimmaſſen, jener verſuchte einen Knochen auswärts zu biegen, ein anderer ſprang in die Höhe, und die Anzahl derjenigen war nicht klein, die aus ſchäumenden Pokalen künſtlich gewürzte Weine tranken, um ſich Muth und Munterkeit zu geben. Die Meiſten beſchauten ohne Unterlaß ihre ſtattlichen Kothurne, ihre ſchimmernd geſtickten Kleider, und jeder ſchien ſeiner Perſon den Vorzug zu geben; jeder glaubte, daß man heute allein auf ihn ſehen, und ihm vorzüglich die Ehre zugeſtehen werde, mich gedemüthiget zu haben. Nur der große Hypulius, der Meiſter der Verzierungen, ſchien ihnen dieß Glück ſtreitig zu machen. Mit einem Anſehen, als käme er eben vom Wahlplatze des Mars als Diktator zurück, gieng er, ohne jemanden eines Seitenblickes oder einer Antwort zu würdigen, durch die Mitte der Schauſpieler, die zu beiden Seiten ſich trennten, hindurch, und ſchien zu ſagen: Meine Einfälle werden eure Federbüſche und ſchönen Schuhe verdunkeln.

Aeſop ſaß in einer Ecke des kleinen Saals ganz für ſich allein in tiefen Betrachtungen. Die Würde ſeiner beredſamen Geſtalt, die man nicht anſehen konnte, ohne Vertrauen zu empfinden, machte, daß ich mich, ohne auf den Wohlſtand zu achten, unwillkührlich nach ihm hinbewegte, und ich war eben im Begriffe, ihn zu unterbrechen, als mir Trebatius den Weg vertrat, und mich, als hätte er mir wichtige Geheimniſſe zu offenbaren, in den Zirkel der verſammelten Schauſpieler führte. Er war ſeines Triumphes über mich ungeachtet ſeiner guten Voranſtalten nicht gewiß, wie man es denn in keiner Sache, deren Ausgang von der Stimme des Volkes abhieng, ſeyn konnte, bis ſie geſchehen war. Es hätte nur einer, dem mein ſyriſcher Rock gefallen hätte, zu klatſchen anfangen dürfen: ſo hätte das ganze Parterre ein gleiches gethan, und es wäre nicht unmöglich geweſen, mich mit eben der Wuth, mit der man mich vor wenigen Augenblicken unterdrückt hatte, erhoben zu ſehen. Auch war ich immer der Meinung, daß das Volk, welches am wenigſten von Künſten gelernt hat, das geſündeſte Gefühl habe, von dem Natürlichen der Künſte zu urtheilen, und vom wahren Ausdrucke gerührt zu werden. Wie hätte ſonſt Orpheus die Thiere des Waldes, und die rauhen Hölzer erweichen können?

Auf alle Fälle dann, dachte Trebatius, indem er mich mit ſich führte: Wenn es ihm wider alles Vermuthen auch glücken ſollte, ſo will ich mir Zeugen ſammeln, daran gearbeitet zu haben. Heften Sie Ihre Blicke, ſagte er, nur von Zeit zu Zeit auf den Corinthius, den ich hinter die Scene beſtellt, und dem ich den Auftrag gemacht habe, Ihnen die ſchweren Stellungen voraus zu zeichnen. Doch ich kann unmöglich dieſe ganze Anrede wiederholen, die für mich ſo erniedrigend und beleidigend war, daß ich nur die Wahl hatte, ihm auf eine ähnliche Art zu begegnen (und wer würde vor ſeinem Groll mich geſchützt haben?), oder den Ausgang mit Stillſchweigen abzuwarten. Doch hatte er ſelbſt dafür geſorgt, mich durch einen andern noch härtern Vorfall, der gleichfalls ſein Werk war, aus dem gegenwärtigen zu ziehen. Ein Sclave, der mich plötzlich vor die Thüre rief, übergab mir ein Billet, worin mir in höhniſchen Ausdrücken die Gewißheit meiner Entlaſſung gemeldet, und Schande vor dem Volke gedrohet ward, und dieſen Augenblick verkündigte eine Trompete, und das Freudengeſchrei der ganzen Verſammlung die Ankunft des Conſuls.

Ein Bravorufen gleich dem Getöſe eines über ſchroffe Felſen ſtürzenden Fluſſes entſtand, als kaum die Bühne ſich öffnete. Die Schauſpieler ſchrieben es ihren langen Schleppen, der Bildhauer ſeinen von den Griechen entlehnten Figuren, und der Aedilis ſeinen guten Anſtalten zu; aber in der That waren es einige roth und blau beleuchtete Pyramiden, welche Hypulius in einer Ecke der Schaubühne, wo man ſie am wenigſten vermuthete, und eben darum am ſchönſten fand, angebracht hatte. Nun konnte er zwar ſeine Kunſtwerke wann, und wo er wollte, anbringen und auftreten laſſen; und wie er dann, gemäß ſeinen theuern Verſicherungen, die edle Abſicht hatte, jedem zum Ruhme ſeines Talentes Raum und Zeit zu geſtatten, ſo war er anfangs geſinnt, mit ſeinen Meiſterſtücken das Volk nur in ausgeſetzten Fällen zu vergnügen; allein, da dieſer grobe Irrthum der

Künſtler, welche eitel genug waren, den erſten Eindruck ſich zuzuſchreiben, die Lage der Sache zu ändern ſchien, ſo änderte auch Hypulius auf der Stelle ſeinen Vorſatz. Und auf einen Pfiff war das ganze Theater, wie durch magiſche Zauberwerke, mit tauſend und tauſend Ampeln beleuchtet, daß die Perſonen, und was ihnen angehört, ganz im Licht ertränkt und unſichtbar geworden. Die Schauſpieler konnten die Augen kaum öffnen, und eben ſo wenig konnten die Zuſchauer ohne großen Schmerz nach der Schaubühne ſich wenden; aber ſo geſchmacklos die Vorſtellung, zu der jedermann, der Geld hatte, unnützen Aufwand zu machen, fähig war, auch ſeyn mochte: ſo ward ſie doch mit einem Geſchrei aufgenommen, daß die gewaltigen Pfeiler, welche das Gebäude unterſtützten, Gefahr liefen, erſchüttert zu werden.

Wenn ich ſagte, Hypulius habe ſein Kunſtwerk plötzlich und früher, als er es ſelbſt geſinnt war, hervorkommen laſſen, und wenn daher einige glauben ſollten, dasſelbe wäre auf dieſe Art zur Unzeit hervorgekommen, ſo betrügen ſie ſich ſehr. Das muß man an dem Manne bewundern, ſagten die Römer, daß er gerade die ſchicklichſten Augenblicke zu benutzen, und die Zuſchauer, ſetzten ſie zugleich hinzu, auf eine eben ſo angenehme als wunderbare Art zu überraſchen weiß. Das iſt an ihm eine ganz beſondere Gabe, welche ſonſt Männer von feurigem Genie, als die ſich an keine andere Zeit binden wollen, ſelten zu beobachten wiſſen.

Bei dieſer allgemeinen Trunkenheit ward auf die Schauſpieler gar keine Rückſicht genommen. Sie mochten nun mit ihren Händen in der Luft herumſchlagen, ſo viel ſie wollten, und ſchreien, was ſie aus dem Halſe vermochten, das war alles eins. Den meiſten Zuſehern wurde bange, wenn ſie zu reden anfiengen, und wollten ſich die Perſonen, wie ſie es ein paarmal thun mußten, vollends niederſetzen, ſo konnte der Wohlſtandsmeiſter das Volk kaum zurückhalten, daß es nicht Schalen, und Fleiſchknochen, und Geſchirre nach dem Theater werfe, um diejenigen, die ſich auf der Bühne allem Anſcheine nach viel zu ſagen haben würden, von derſelben zu verjagen. Wenn erſt die Mauleſel kommen! riefen ſie immer. O wenn die erſt kommen! Niemand ward mit einiger Ruhe und Schonung angeſehen, als die Schauſpielerinn, welche die Clytemneſtra vorſtellte, und Aeſop, weil man es für ein zweideutiges Zeichen ſeiner Einſichten zu halten pflegte, jene nicht ſchön zu finden, und dieſen nicht zu bewundern. Aber wer eines von beiden thun wollte, der mußte ſich, um eine vollkommene Probe ſeiner Einſicht abzulegen, allemal etwas herausſuchen, das nach ſeiner Meinung nicht ganz gebilliget, oder wenigſtens gemildert, oder, wie es in den Mund kam, verſtärkt werden ſollte. Fehler und Lücken dieſer Art, die den Schönpfläſterchen gleichen, klebten die Damen der Clytemneſtra ſo häufig an, daß, wenn ſie alle in ihrer Figur vorhanden geweſen wären, dieſelbe davon ganz häßlich und ungeſtaltet hätte erſcheinen müſſen; aber dieſe Fehler waren alle liebenswürdig, und trugen vielmehr das ihrige bei, die Schauſpielerinn zu verſchönern, als herabzuſetzen. Die wahre Urſache indeſſen davon war, weil jede die Freiheit erhielt, das, was ſie ſelbſt nicht beſaß, an einer andern zu tadeln, und ſich auf dieſe Art insgeheim eine Art von Genugthuung zu verſchaffen.

Hypſalia war von einer Athenienſerinn nach Grundſätzen gebildet werden, welche dieſe von einer Anverwandtinn ihrer Mutter erhielt, die eine Freundinn gekannt hatte, welche letztere von den Geheimniſſen der ſchönen Aſpaſia aus dem Munde einer weitläufigen Baaſe gehört haben, und die Kunſt, ſich die wahre Anmuth der Grazien eigen zu machen, gelernt haben wollte. Durch dieſe Ueberlieferungen giengen die Grundſätze, welche Hypſalia von ihrer Athenienſerinn erhielt; und ſie mö=

gen nun, ziemlich wahrſcheinlich, einige kleine Verwandlungen erlitten haben oder nicht; beide, die Lehrmeiſterinn und ihre Schülerinn, hielten die Reize, welche man dadurch in ſich goß, für unwiderſtehlich, um ſo mehr, da Hypſalia unumſchränkt im Beſitze war, zu gefallen. Zufolge dieſer Grundſätze mußte ſie das Gefällige, das an ſich Ziehende, und Schmachtende einer Venus, mit der herrſchenden hohen Miene einer Juno, und der züchtigen Geiſtesgegenwart der Minerva verbinden, und die ſchwere Kunſt beſtand darin, dieſe Dinge ſo untereinander zu miſchen, daß immer eines um das andere hervor auf die äußere Geſtalt kommen, und Liebe und Ehrfurcht des Zuſchauers für ihre Perſon abwechſeln, und dieſe Ehrfurcht immer heimlich jene Liebe nach ſich ziehen ſollte. Hypſalia that ihr äußerſtes, dieſe Eigenſchaften im Umgange zu zeigen; allein die ſchönern Stücke verſparte ſie denn doch allemal auf die Bühne, wo ſie keinen Augenblick unterließ, ſich an dieſelben bald einzeln, bald vereinigt zu erinnern. Nur hatte ſie, gemäß der Meinung einiger Kenner, die es aber wohl bleiben ließen, die Sache laut zu ſagen, das kleine Unglück, wie Hyppulius den gehörigen Zeitpunkt zu verſtellen. Man ſah ſie in wenigen Minuten zürnen, weinen, lächeln, und zum ſtöriſchen oder ernſthaften Weſen übergehen. Auch hatte ſie, außerdem, daß ſie an ihren Armen that, was die Tänzer mit ihren Füßen thun, daß ſie nämlich dieſelben fürchterlich untereinander warf, die leidige Gewohnheit, zu ſingen, ſtatt zu reden, und wenn ſie in Zorn oder Verwünſchungen ausbrechen ſollte, mit gegen Himmel ausgeſtreckten, und ſchrecklich auseinander geſpreiteten Kräulen ein jedes menſchliche Ohr beleidigendes Zetergeſchrei zu erheben, ein Ausdruck, den ſie der Alcininia, welche ſich damit ſehr breit machte, abgeborgt hatte. Jenes wären Grimaſſen, ſagten ſich die Kenner (verſteht ſich) in's Ohr; und eine Furie, ſagten ſie, könnte jedes Weib machen; ſtände den meiſten von Natur aus nichts beſſeres an, als dieſer Ausdruck, meinten ſie, und lachten recht von Herzen, wenn man darin etwas Höheres zu ſehen glaubte *).

---

*) Es giebt Schauſpielerinnen, welche in ihr eigenes Element zu kommen ſcheinen, wenn der Dichter aus ganz andern Abſichten, oder vielleicht wohl auch aus Mitleid, eine Stelle, wobei ſie zornig werden, oder wüthend um Rache ſchreien können, hineingeworfen hat. Zuſchauer haben allerdings die Freiheit, ſich in den Augen der Verſtändigen mit ihrem Beifalle, wie ſie wollen, herabzuſetzen; aber wenn es einen Künſtler gäbe, der in der Meinung ſtände, die Pantomimen wären gut, weil ſie offentlich ſind,

Doch die Damen, von denen ich redete, urtheilten davon in einem andern Ton.

ſo wollte ich ihn davor warnen, und ihn erinnern, daß alle Ausdrücke verdächtig ſind, ſobald ſie anfangen, zu heftig zu werden. In der niedrigen Natur trifft man freilich niedrige Ausdrücke an, und von einem Kräuterweibe erwartet man, wenn ſie zürnt, nichts anderes, als daß ſie mit einer losgelaſſenen Heftigkeit, daß man meinen möchte, das Meſſer ſtecke ihr an der Kehle, ſchreien und toben werde; denn man vermuthet, ſie habe wenig Erziehung, und nie einige Begriffe vom Wohlſtande erhalten; aber wenn Juno, wenn eine Königinn zürnt, ſo ſollte es doch anſtändig geſchehen, ſo ſollte es doch ſo geſchehen, daß die Wahrheit und Einheit eines und ebendeſſelben Charakters nicht zerriſſen werde. Doch davon, ſcheint es, hat wohl manche, in ihrem Zirkel auch hochangeſehene Schauſpielerinn nie eine Sylbe gehört. Möchte doch manche gehört haben, daß man freundliche Anmerkungen über ihr Agiren nicht mit Zähneknirſchen, und Fauſtballen, und unvernünftigen, ungeſitteten Ausdrücken wider den Beurtheiler aufnehmen ſoll, das zerſtört, wenn ein Groll daraus wird, vollends die Züge des Geſichtes. Wünſchte ich, daß eine Schauſpielerinn mittelmäßig, und ſo zu ſagen, unter ihrer Rolle bleiben möchte, ſo wünſchte ich es eher, wenn es um den Ausdruck des ſchäumenden Gifteifers zu thun iſt. Hier halte ſie ſich etwas zurück, wenn ſie auch noch ſo viele Anlage, loszubrechen, beſitzt, hier werde ſie verlegen u. ſ. w.

Wenn ſie nur nicht immer ihre kleinen Schuhe ſo herzeigte, ſagte die hochſchulterige Aglaia.

Als wenn ihre Füße ſo klein wären, ſetzte die rieſenmäßige Olivia hinzu, und rümpfte dabei höhniſch die Naſe.

Die Stimme iſt, wenn mir recht iſt, zu rauh, fieng Aglaia nach einer Weile wieder an.

Sie iſt ſoldatenmäßig, verſetzte Olivia. Mir gällen die Ohren davon.

Und die Augen, fuhr nach einer minutenlangen Pauſe Aglaia wieder fort, dünken mich ein bischen zu klein, und zu finſter, ich meine, unter ſo großen pechſchwarzen Augenbraunen.

Sie ſind gefärbt, antwortete Olivia mit dienſtfertiger Eile. Sehen Sie doch die Ziererei, fuhr ſie dießmal fort, ſo ſtellt ſie ſich, als wenn ſich alle Ritter in ſie verlieben ſollten. Daß dich! —

Die eitle Närrinn! ſagte Aglaia. Die buhleriſche Kröte! verſetzte Olivia.

Dieſe waren die gewöhnlichen Ausrufungen, mit welchen Aglaia und Olivia ihre Kritiken beſchloſſen.

Die Ritter waren indeſſen mit dem Deklamiren der Hypſalia deſto zufriedener. Hypſalia hatte Kenntniſſe genug, ſich nach dem griechiſchen Geſchmacke aus den Zeiten des ſimpelſten ungeſchmückteſten Styls zu kleiden, und da wäre es den Kennern nicht zu verzeihen geweſen, wenn ſie es nicht bemerkt hätten. Dieſe Kleidung hat mehr Natur und Würde in ſich, als unſere heutige, ſagten ſie einſtimmig. Zwar verſtanden ſie vor dem lauten Geſchwätz nicht eine einzige Silbe, welche aus Hypſaliens Munde gieng; aber das verhinderte ſie nicht davon zu urtheilen. Dieß hat ſie wieder gar ſchön gegeben, ſagte Euphranius. Herrlich, herrlich, ſagte der geſchwinde, runde Elpinar. Ach! ach! riefen die andern.

Mit dem großen Aeſop hatte es eine ganz andere Bewandtniß. Wer nicht für gar unwiſſend und geſchmacklos gelten wollte, mußte ihn bewundern, und es war daher zu einer Art von Nothwendigkeit geworden, ihn zur Wiederholung dieſer oder jener Stelle durch eine plumpe Art groben Ungeſtüms, den man aber damals raſchen freimüthigen Kunſteifer nannte, anzuhalten; allein es ſtieß ſich bei ihm an der kleinen Schwierigkeit, daß man wohl vorſichtig ſeyn mußte, eine Stelle, die dieſer Gefälligkeit lohnte, zu wählen, denn Aeſop war eben ſo freimüthig, und vergaß nicht, ſich am andern Tage über diejenigen luſtig zu machen, welche zur allgemeinen Klatſcherei an einem unſchicklichen Orte die erſte Gelegenheit gegeben hatten. Man mußte alſo hierin ſehr behutſam verfahren, und es war wirklich luſtig anzuſehen, wie einige mit heimlich flach aufeinander gelegten Händen von dieſem oder jenem, welchen ſie Kenntniß zutrauten, kein Aug verwandten, um ſogleich nach dem erſten Streich mit einer Wuth darein zu ſchlagen, daß den Nächſten, die bei ihnen ſaßen, die Ohren hätten zerſpringen mögen.

Dießmal wollte ſich dazu vornehmlich aus einer doppelten Urſache lange keine Gelegenheit zeigen. Eine war, daß, als Aeſop eben auf die Bühne trat, die Mauleſel, denen das Warten vermuthlich zu lange geworden, uneins zu werden anfiengen, und ſo einen gewaltigen Lärm erweckten, daß ſich die Herzen, und Augen und Ohren nach ihnen ſehnten. Man bemerkte alſo den Aeſop ſo wenig, als die übrigen Schauſpieler, bis ſich der Lärm wieder allgemach legte. Dem Hypulius war bei dieſem Vorfalle anfangs ſehr bange. Er hatte zwar keine Gelegenheit unbenutzt vorbeigehen laſſen, wo ſich etwas anbringen ließ, das Publikum zu beluſtigen; ſo mußte, zum Beiſpiel, zuweilen ein ſchmutziger Taglöhner, als hätte er ſeinen ganzen Weg verfehlt, durch den Hintergrund der Bühne laufen, oder es mußte eine Scene umfallen, wo dann ein Schauſpieler, der eben dabei ſtand, genöthigt wurde, eilfertig auf die Bühne zu ſpringen, oder was es ſonſt war, wodurch das Volk zum Lachen gebracht werden konnte; aber dießmal würde er ſich nicht zu rathen gewußt haben, wenn ihm nicht ſelbſt die Römer aus ſeiner Verlegenheit geholfen hätten. Es iſt fürwahr ein artiger Einfall mit den Mauleſeln da, ſagten ſie. Sehr artig, wiederholten die Damen, o wenn ſie erſt ſelbſt kommen. Hypulius war in Gefahr zu zerberſten, ſo ſchwoll er vor Hochmuth.

Dieß mußte den Aeſop verdroſſen, oder er mußte ſchon im Voraus an dem ganzen Spiel wenig Ergötzendes gefunden haben; genug, er machte ſeine Sache ſo langweilig, und ſeine Geſtus, ſowie ſeine Stimme, waren ſo nachläſſig und verdroſſen, daß es gar nicht möglich war, ihm darüber eine Art von Beifall zu bezeigen. Dieſe Trägheit gieng endlich ſo weit, daß, wie er zu der Stelle kam, wo er ſchwören, und die Worte ſagen ſollte: „Wenn ich mit Wiſſen betrüge,“ ihn vollends die Stimme verließ. Augenblicklich erſcholl von allen Seiten ein betäubendes Lärmen, und jeder ſah ſeinem Nachbar in den Mund, um ihm, was er ſagte, wieder nachzurufen. Das dachten wir lange, daß etwas kommen würde, ſchrieen ſie. Er wollte uns überraſchen, ſchrieen ſie wieder, und der heimliche Correſpondent, mit den bereits erwähnten auswärtigen Anzeigen, ſagte in ſeinem Schreiben, daß dieſes eine Pauſe geweſen, deren Ausdruck man mit nichts Aehnlichem vergleichen könnte. Das Vertrauen auf die gerechte Sache, und der Schmerz, der ihm die Stimme benahm. Man muß ſelbſt zugegen ſeyn, um ſich von einem ſolchen Ausdrucke einigen Begriff machen zu können.

Ich geſtehe, daß ich mich nicht erinnere, jemals in dem aufgeräumteſten Poſſenſpiele ſo viel Luſtiges, wie in der Aufführung dieſes Trauerſpiels gefunden zu haben. Schon das Auf- und Abgehen einiger Schauſpieler enthielt für mich die komiſchſten Augenblicke, und nichts war mit der Eitelkeit zu vergleichen, mit der mancher, wenn nun bald die Reihe, hinaus zu gehen, an ihn kam, innerhalb der Scene, um ſich das Anſehen einer tragiſchen Perſon zu geben, ſeine bleiernen Schenkel ſteif und ſtarr zu machen anfieng, dann in ſein Geſicht Trotz und Schmerz zu bringen ſuchte, und nun mit aufgeworfenem Kopfe ſeinen Gang begann, indem er die Luft vor ſich herblies; wie er dann auf die Stelle losarbeitete, wo er ſich von den Zuſchauern, wenn ſie, nach ſeiner Meinung, je einige Kenntniß beſäßen, lauten Beifall verſprochen hatte, und, kam dieſe Stelle, — ſich umkehrte, und mit dem gewöhnlichen Getöſe auf den Rücken ſich hineinſtäuben ließ, ſo im Geſicht ganz jubeljauchzend, und triumphmäßig, als ſelbſt nicht Hannibal war, da ihn ein getuliſcher Elephant den Thoren Roms, wo er in der ſchönſten Gegend der Stadt ſeine Fahne aufſtecken wollte, auf ſeinem Rücken hinan trug, ihn, den einäugigen Feldherrn, der in Etrurien ſein eines Auge verlor; oder als ſelbſt nicht der perſiſche Großherr war, da er in ſeinem Wagen das erſtemal über die Brücke fuhr, welche von Abydus bis Seſtus über den Helleſpont gebaut, und womit er Aſien und Europa vereiniget hatte; oder da er Tafel mit ſeinem Heere hielt, dem es an tiefen Strömen fehlte, und das bei einer einzigen Mahlzeit ganze Flüſſe vom Grunde austrank, wie Soſtratus, der Hofpoet, wenn er ſich nach einem Trunk mit ſeinen Flügeln verſtieg, gar weislich geſungen hat.

Als der Auftritt, der mich abrief, herankam, drängte ſich das aus Neugier herbeigelaufene Theatervölklein hinter den Scenen, und der noch kaum als Bedienter die Worte, man ruft dich, mit einigem Anſtand zu ſprechen gelernt hatte, glaubte, daß es auf ihn ankäme, ob ich gefallen ſollte, oder nicht, auch beobachtete ich im Parterre die verſchiedenen Faktionen, die ſich ausdrücklich verſammelt hatten, und beſonders jene Gutgeſinnten, welche auf alle Fälle bereit ſind, mitzuloben, oder die erſten, wenn jenes nicht geſchieht, mit vollem Eifer zu höhnen; aber dafür hatte der weitſehende Accilis wohl geſorgt, und die nöthigen Anſtalten vorgekehrt, daß nichts von allem Erwarteten ſich ereignen könnte. Er ſah voraus, daß es gefährlich ſeyn möchte, mein Schickſal auf die Entſcheidung des Beifalls ankommen zu laſſen, und er bediente ſich daher, um alles zu verhindern, eines Kunſtgriffes, den man noch obendrein Großmuth und Menſchenliebe nannte. Er ſetzte voraus, daß meine Entlaſſung außer Zweifel wäre; aber, ſagte er in einem treuherzigen Tone, man muß, dächte ich, den armen Mann doch ſchonen. Ich glaube auch, doch ohne jemanden eine Maaßgabe zu machen, daß es nicht gar anſtändig laſſen würde, wenn die vielen anweſenden Fremden etwa merken ſollten, daß wir eine Luſt daran finden können, uns mit einem Unglücklichen dieſer Art luſtig zu machen. Ich habe, wie man ſehen wird, ſchon dafür geſorgt, daß das gar Unſchickliche vermieden werde.

Die Römer, welche eine Thorheit gerne allemal doppelt ausübten, wenn man ſie nur erſt bereden konnte, daß daran ihre Ehre gelegen ſey, fanden dieſes Betragen überaus bil=

lig, und die Emiſſarien der Chikane*) traten alſobald ihre angewieſenen Straßen an, um die Art dieſes Verhaltens jedermann kund zu thun, ſie waren noch ſo behutſam, bei denen, wo es ſchien, daß ſie ſich ihre Freiheit nicht würden benehmen laſſen wollen, hinzuzuſetzen, daß man es für eine baare Unbild aufnehmen würde, falls ſich wer unterſtehen ſollte, eine Sache, die bereits ſo gut beigelegt wäre, zu ſtören.

Die Schauſpieler, welche um dieſen neuen Einfall nichts wußten, trieben die ihnen für mich aufgegebene Rolle fort. Nicht nur jener Corinthius, welcher, wie ich bereits erwähnt habe, ausdrücklich hinter die Scene geſtellt werden ſollte, ſondern auch viele andere gaben ſich die Mühe, mir bald mit dem Kopfe, bald mit den Händen, oder einer Krümmung des Leibes eine Lehre zu geben, der ich folgen ſollte, und die Sache wäre ihnen gewiß außerordentlich gelungen, wenn nicht Hypulius für gut gefunden hätte, ſich in das Mittel zu legen. Und dieſes geſchah aus einer Urſache, die mich ſtolzer, als jemals, hätte machen ſollen, wenn ich es hätte jemals dahin bringen können, auf den Beifall eines Theaterhelden ſtolz zu werden. Hyppulius war nämlich der einzige, der noch in der Meinung ſtand, daß mein Auftreten die Aufmerkſamkeit der Römer auf ſich ziehen würde. Nun hielt er das, was einem andern zukam, allemal für etwas, das ihm entgehen würde, und beeiferte ſich allemal, ſo gut er konnte, den größten Theil des Lobes, das einem andern ertheilt werden möchte, zu verhindern, oder durch irgend einen Einfall, ſollte es auch kein anderer geweſen ſeyn, als daß er etwa einen Bären durch die Bühne laufen ließ, zu zerſtreuen. Im gegenwärtigen Stücke ſtieg ſeine Eiferſucht auf das Höchſte, und daher wandte er alles an, um alles auf ſich zu ziehen. Nacht ward es plötzlich, und als wären die Weltachſen ausgedrehet, und die ganze Maſchine dieſer Schöpfung zerborſten, ſo hörte man auf einmal in der Ferne ein entſetzliches Gemenge von Stimmen, und Tönen, Fallen, Krachen, Schreien, Grünzen, Blerren, Katzengeheul, Hundegebrüll, Schlangengeziſch, Operngeſang, Kettenraſſeln, Windbrauſen, das unter immerwährendem Wetterleuchten, Blitzen und gräßlichen Donnerſchlägen immer näher und näher kam, wo ſogleich aus der Erde Furien herausfuhren, die mit jenen des Aeſchylus keine andere Aehnlichkeit hatten, als daß die Fackeln, die ſie herumſchwangen, einen unerträglichen Rauch und Geſtank hinterließen.

---

*) Dieß waren gewiſſe Herren, welche während des Schauſpieles in den Logen und im Parterre unverſchämt herumliefen, und anſagten, man ſollte dieſen und jenen nach geendigtem Schauſpiele herausſchreien, und klopfen, oder, man ſollte es ja nicht thun.

Mehr darf ich dem Leſer nicht ſagen, um ihn zu verſichern, daß allein dieſe Vorſtellung der Sache den Ausſchlag gab. Das goldene Jahrhundert der Künſte wäre nicht mehr vor der Thüre, hieß es; es wäre vorhanden; und wer da ſagte, man habe bei den Griechen je etwas Vortrefflicheres geſehen, der ſey kein guter Inländer; man müſſe Acht haben auf den Mann; er ziehe von den Ausländern Penſion. Die Griechen wären Strohköpfe, Prahlhanſen.

Es war niemand, dem dieſe Vorſtellung mißfiel, auch den aufgeklärten Geiſtern nicht, welche ſogleich die Gelegenheit ergriffen, die Stärke ihrer Denkungsart zu zeigen.

„Sagen Sie mir doch, was halten Sie denn von dem dreiköpfigen hölliſchen Cerberus, von dem fürchterlichen Geräuſch des Cocytus, von der Ueberfahrt über den Acheron, vom Tantalus, der bis an die Lippen im Waſſer ſteht, und doch vor Durſt ganz einſchrumpft, oder vom Siſyphus, der ſeinen Stein knieend hinanwälzt, und ihn doch nie von der Stelle bringt, oder von den unerbittlichen Richtern, dem Minos und Rhadamantus, bei denen ſie weder der Lucius Craſſus, noch der Marcus Antonius, noch, weil die Sache bei keinem griechiſchen Richter vorkömmt, der Demoſthenes vertheidigen kann.“

Halten Sie mich für ſo unſinnig, daß ich noch an ſo was glauben ſollte?

Wie? Sie glaubten daran nicht?

Nicht eine Sylbe!

In Wahrheit, da denken Sie nicht am beſten von der Sache.

Nun, doch?

Ich könnte Sie weitläufig widerlegen, wenn ich wollte.

Wer ſollte in dieſen aufgeklärten Zeiten noch ſo albern ſeyn? Hirngeſpinnſte ſind es von Dichtern und Malern, und es gehört eben kein Kopf dazu, ſo etwas einzuſehen *).

Das Vergnügen, welches Roms erlauchte Seelen bei dieſem Einfalle empfanden, wurde durch einen ſtillſchweigenden Uebergang dem Hyputius zu Theil, und man erkannte ihm einhellig das Lob, als eine Forderung der Gerechtigkeit zu, daß er die Theile jener Kunſt erſchöpft hätte, welche ſich hauptſächlich damit beſchäftiget, das Vorhandene in der phyſikaliſchen

---

*) Cicero in der erſten ſeiner Tuſculaniſchen Abhandlungen.

und geiſtigen Welt unter die Sinne zu bringen. Hyppulius hatte zwar in ſeinem Leben dieſe Namen nicht gehört, doch dankte er für das gütige Lob, und geſtand mit beſcheidener Schüchternheit, daß dieß freilich ſtets der einzige Endzweck ſeines Beſtrebens geweſen ſey.

Seit dem Tage war kein Hoftheater, auf dem nicht Furien auftraten.

Das benahm den Mauleſeln gewaltig viel von ihrem Anſehen, oder beſſer zu reden, es verminderte die Neugier, welche man früher hatte, die Mauleſel zu ſehen. Und hätten ſie nicht hellklingende Schellen, und goldene Schabraken auf ihrem Rücken, und manchen wichtigen Römer zum Anführer gehabt: ſo hätte man ſie einzeln und paarweis vorbei traben laſſen, ohne ſie einer andern Aufmerkſamkeit, als die man den Dingen ſchenkt, die man alle Tage zu ſehen bekommt, zu würdigen; aber, als wären ſie abgerichtet worden, nach gewiſſen Grundſätzen zu handeln, wußte ſich dieſer durch ein paar Sprünge, einer durch das Schütteln ſeines Kopfſtraußes, mancher durch ſtockmauſiges Weſen im Vorbeigehen wichtig zu machen.

Die Römer ſahen mit erhabenen Köpfen umher, und die Ausländer verſteckten ſich, wo ſie konnten, ſo erwachte der Patriotismus der Inländer.

Und man ward müde vom Hinſchauen, und ſchläfrig vom Eſſen und Trinken während der Vorſtellung, und begann, den Aufbruch zu machen, als ein neuer Lärmen die Abgetretenen zwang, zurück zu laufen, und die Anweſenden auf die Sitze zu ſtehen, oder ſich wechſelweiſe einander auf die Schulter zu ſchwingen. Sie ſahen nichts, aber dafür erzählten ſie ſich deſto eifriger, was ſie hätten ſehen können. Hypulius hatte zuweilen Einfälle, daß man nicht errathen konnte, ob es dumme Narrheit, oder geheime, weiſe Abſicht wäre. Zwar war es leicht, auf einer verſtimmten Maſchine zu ſpielen; aber wer ein Gehör gehabt hätte, zu fühlen, daß ſie verſtimmt ſey! Hypulius ließ einen Mann durch die Bühne gehen, deſſen Haar ungleich geſchnitten, und deſſen Mantel auf einer Seite viel zu lang war, ſo, daß er ihn neben ſich herſchleppte, und den Staub aufwühlte. Die Römer lachten ſchrecklich über den Mann, der ſich die Haare ſo verſchneiden, und den Mantel ſo ungeſchickt hängen ließ.

Euere Thorheiten hängen euch weit länger herunter!

Er verlor ſich im Gedränge und Lärmen, der das ſagte.

Das muß man ihm laſſen. Nein, das iſt ſeine Sache, ſchrieen die Ritter und Danen, er weiß, was gefällt, und in ganz Rom ward von nichts anderm geſprochen, als von der erzluſtigen Tragödie, der Clytemneſtra.

Dennoch hatte ich einen vergnügteren Abend, als ſelbſt meine Feinde über den Sieg, den ſie dießmal wieder davon trugen, haben konnten, meine Feinde, Männer und Weiber, ſelbſt die geprieſene Sempronia nicht ausgenommen.

Ich ſaß mit jenem Kummer, der ſich allgemach in angenehme Gefühle auflöſt, auf meinem Ruhebette, und dachte mitleidig über den Zuſtand der Menſchen nach, die, nachdem ſie ihrer Natur nach zur Liebe und Geſelligkeit, wie der Vogel zum Flug und Sang geſchaffen ſind, dennoch immer ſo unglücklich wären, beides ſelten zu kennen, und die, nachdem ſie ewig von Verbeſſerungen ſprechen, ſo, daß noch alles, was ſie thaten, und was ſie ſich in Geſchichten rühmen, gethan zu haben, noch immer ein Vorſchlag war, was ſie thun wollten, dennoch lieber einreiſſen, als aufbauen —

Ich war ganz in dieſe Betrachtungen, die ſo grauſam, und doch, ich weiß nicht wie, ſo heilend ſind, verſenkt, als der Schriftſteller Servilius mit dem berühmten Glakonius hereintrat, dieſem Philoſophen, der ganz Italien in die gröſste Erwartung, und ſich ſelbſt in die ausnehmendſte Hochachtung durch die Ankündigung einer Abhandlung geſetzt hatte, worin er nichts Geringeres zu ſagen verſprach, als was dem ganzen Menſchengeſchlechte nützen würde. Ich habe, hieß es, in der Ankündigung alle Schriften der alten Weltweiſen vor Deukalions Zeiten, und alle Schriften der neuern durchſtudirt, habe den Saft davon herausgezogen, wiewohl ich wenig fand, und habe durch Hülfe meines Nachdenkens etwas entdeckt, deſſen ſich kein anderer Erdenſohn weder vor mir, noch nach mir wird rühmen können. Zugleich ſprach er im nämlichen Tone von den großen Fehlern (doch ohne ſie zu nennen), welche er im Pythagoras und Plato wahrgenommen hätte, und endigte es endlich mit einem prächtigen Gemälde des goldenen Weltalters, worin die Wiſſenſchaften durch das Zuthun weiſer Männer (wo er deutlich auf ſich deutete) verſetzt worden wären. Die Römer wußten nicht, wie ſie ihm vor Ehrerbietung begegnen ſollten; ſie ſchätzten ſich ſchon glücklich, ihn zu ſehen, trugen ihm ihre Erkenntlichkeit bei allen Gelegenheiten entgegen, ſchütteten ſie ihm in ſeine Taſche, auf ſeine

Tafel, in ſein Haus. — Seit dem, (und nun ſind es ſchon zehn Jahre) arbeitete er immer an der berühmten Abhandlung, und, wenn ſie, wie ich muthmaße, gar nicht zum Vorſchein kommen ſoll, ſo will ich wenigſtens etwas beitragen, ſeine Perſon bekannt zu machen, da es ſeine Werke nicht werden ſollten.

Glakonius war nicht nur ein Gelehrter, ſondern ein Genie ſeiner Zeiten; das iſt, er empfand zu feurig, um zu irgend einer Arbeit tauglich zu ſeyn, dachte zu groß, um ſich zu einem Beruf im Bürgerleben herabzulaſſen, und war von den Begriffen anderer Leute zu weit entfernt, um nicht unter den gegenwärtigen tauſend Thorheiten, die andere Leute zuweilen auch Laſter nannten, zu begehen. Nach ſeinem Ausdrucke konnte er für nichts ſtehen, was er ausübte; denn man müßte ein gemeines Phlegma haben, ſagte er, um alles ordentlich thun zu können. Was er that, dazu ward er von einem unwiderſtehlichen Drange, von einer unſichtbaren Gewalt hingeriſſen; daher hatte er in ſeinem ſechsunddreißigſten Jahre, (denn ſo alt iſt er jetzt) Thaten ausgeübt, bei denen andere kaum mit dem Leben davon gekommen wären, oder wenigſtens in einer der cycladiſchen Inſeln verbannt leben würden; er machte Schulden, brach gegebene Treue, offenbarte Geheimniſſe, war ſtets in dieſen oder jenen offenbaren Liebeshandel verwickelt; aber ſtatt daß ihm dieſes an ſeiner Ehre geſchadet, erwarb er ſich eben darum, und weil ſeine Art zu ſündigen, ganz ungewöhnlich war, den Namen eines Genies, und, wer nicht Gefahr laufen wollte, für einen baaren Dummkopf erklärt zu werden, der hütete ſich ſorgfältig, daran zu zweifeln.

Indeſſen war er von der entgegengeſetzten Art derjenigen Köpfe, welche man damals groß nannte, nämlich von der Art der Empfindungsloſen. Zwar ſchlug er keine einzige Ergötzung aus, auch nahm er ſeine Zuflucht zu den niederträchtigſten Streichen, um die ſinnlichſten Begierden zu befriedigen; aber nach ſeinen Grundſätzen war das alles nur eine Meinung, eine Einbildung, welche ewig nicht wichtig genug ſeyn könnte, das Herz des Menſchen zu beſchäftigen. Es gäbe, ſagte er, in der Welt weder ein Gut, noch ein Uebel; und wenn ja beide vorhanden wären, ſo wäre die Erſcheinung von dieſem ſo ſtark, daß man nicht genug eilen könnte, es mit jenem zu vergüten, und von dieſem Guten ſo ſtarke Züge, als möglich zu thun; aber, ſetzte er allemal hinzu, es iſt alles nur eine Meinung, eine Einbildung. Es war die bequemſte Philoſophie, wovon nachher jemals eine Nachahmung erſchienen iſt. Man durfte alles genießen, ſich alles erlauben, nur durfte man die Zeichen davon niemals auf das Angeſicht hervortreten laſſen, und mußte immer ſauertöpfiſch und ſo gleichgültig und kalt ausſehen, als wäre es nicht möglich, von irgend einer Sache gerührt zu werden. Die Anhänger dieſer Philoſophie hielten unter ſich jährliche, öffentliche Wortübungen, wo ſie in Gegenwart einiger Deputirten vom Rathe, und im Beiſeyn des erſtaunten römiſchen Volkes ihre Formeln herabſagten, über die ſie im Herzen ſpotteten; z. B.

„Ich kleide dich in Purpur, und lege dich an eine köſtliche Tafel, an die Seite der ſchönſten Frau in ganz Italien, auf ein Pflaumenbett, wenn du mir nur geſtehen willſt, Reichthum und der Genuß der Sinne ſeyen Güter.“

Und wenn du mir die Herrſchaft des unüberwindlichen Roms ſchenken, und mich mitten im Aether auf einen Thron ſetzen wollteſt, ich könnte dir das nicht zugeben.

„So ſollſt du mir zugeben, daß es ein Uebel gebe; ich will dir deine Güter rauben.“

Du meinſt meine jährlichen Einkünfte, mein hübſches Landhaus, meine griechiſche Freundinn. Nimm's! es giebt kein Uebel.

„Ich will dich in Phalaris Ochſen ſperren, und Feuer unter ihm anzünden.“

Sperr du mich in Phalaris Ochſen, und zünde Feuer unter ihm an: doch giebt's kein Uebel.

Zum Ueberfluſſe machte der Philoſoph noch eine Menge Betheurungen, wie wenig er alle jene Schätze, ſogenannte, wirkliche und erdichtete, nach welchen die Sterblichen jemals getrachtet hätten, für wünſchenswerth hielt, worauf er zu einer guten Tafel eilte, indeſſen ihm die Rathsherren für ſeine gütige Einladung dankten, und das Volk ihn mit einem raſenden Händeklatſchen begleitete.

Man hielt dieſe Meinung für heroiſch; die Klügern aber hielten ſie für gefährlich, und wünſchten daher, daß man ein Mittel ausfinden möchte, ſie etwas herabzuſtimmen, und mehr für den Menſchen brauchbar zu machen. Dieß glaubte ein gewiſſer Labro aus Utika gefunden zu haben. Um die kalten Seelen zu beſchämen, und empfindlich zu machen, gab er von Zeit zu Zeit kleine niedliche Büchelchen heraus, deren Inhalt gewöhnlich darin beſtand, daß er ein junges, roſiges, wolluſtathmendes Mädchen an einem ſchönen Morgen, oder in der rührenden Dämmerung in eine duftende Grotte, wo nicht ferne eine zum Schlummer einladende Quelle plätſcherte, auf ein weiches Sopha in der zweideutigſten Stellung hinlegte. So mußte ſie liegen in einem leichten Silberflor auf das nachläſſigſte gekleidet; eine Perlenthräne floß in ihrem Aeugelein; ſie ſchien nach etwas zu verlangen, und ſeufzte eben, und begann eben in ein ſanftes Hinverlieren in Schlummer, als auf dem Wege von Nelken, und Roſen, und Violen ein Jüngling hereintrat; und der Dichter — rathet ſelbſt, was er that. Er ſchlich ſich allemal davon, und überließ, wie er jederzeit weislich hinzuſetzte, die Vollendung des Gemäldes der Einbildungskraft des Leſers. Der Mann war unerſchöpflich in dieſen Erfindungen, die er zum Syſtem aller ſeiner Schriften gemacht zu haben ſchien, und es gehörte in der That eine außerordentliche Phantaſie dazu, um die ſinkenden und kranken Gefühle wieder aus der Ohnmacht zu wecken.

Ich wünſche als Geſchichtſchreiber euern Glauben, indem ich dieß ſchreibe; aber mehr noch wünſche ich, daß ſich meine Leſer in einem Zeitalter befinden möchten, wo man Mühe haben wird, es mir im Ernſte zu glauben, wenn ich verſichere, daß dieſer Dichter der Lieblingsdichter der Römer ward. Man fand ihn allenthalben auf den Putztiſchen der Damen, und es ward für Schande gehalten, nicht wenigſtens etliche Strophen von ſeinen Geſängen auswendig herſagen zu können. Wenn dem Jünglinge eigene Beredſamkeit, oder Verwegenheit fehlte, ſo ſchickte er allemal dieſe Liederchen dem Mädchen, und die guten Erfolge zeugten von dem Nachdrucke der Wirkungen.

Jene kalten Seelen wurden durch dieſelben nur mehr verhärtet; aber zu gleicher Zeit ward durch ſie der Grund zur Philoſophie der Empfindungsvollen gelegt. Dieſe nannten ſich gleichfalls Enthuſiaſten, und der Hauptvertrag, den ſie ſtillſchweigend unter ſich errichteten, war, daß ſie eine Art von Nachſicht, und Mitleid gegen diejenigen affektirten, welche ihr zu gewaltſames Gefühl zu ſtrafbaren Ausſchweifungen hinriß, und es für baare Blödigkeit erklärten, wenn man die männlichen Jahre erreicht hatte, ohne in einige Thorheiten des raſchen Gefühls verfallen zu ſeyn. Er iſt ein Pinſel, ſagten ſie, wenn er in ſeinen Gebeinen nicht, wie ſie, die Zeichen des Siechlings trug. Aber wenn dieſe vom Empfinden, von Stürmen des Herzens redeten, ſo ſprachen jene vom Denken, von der Bündigkeit eintreibender Sätze; wenn dieſe über eine ganz gewöhnliche Nachricht erſticken wollten, und vom Herzzerſpringen, und Ohnmachtfallen, und Sterben redeten, fragten jene mit Verwunderung, was es dann wäre, und begriffen nicht, wie man davon bewegt werden könne. Dieſe verglichen ſich brauſenden Ungewittern im nächtlichen Gräuel und Toben des Meeresgrundes;

jene nannten ſich unbewegliche Felſen im Sturme, erhabene Eichen, die der Donner ſpalten, aber nicht heben kann. Dieſe mußten ſich, um Genies zu bleiben, elend zerquälen, und ich darf meinen Leſern nicht erſt ſagen, daß unter den zwei Claſſen von Meiſtern, von welchen die Gemeinen die Kunſt lernen, ſich ſelbſt zu betrügen, jene Unempfindlichen wenigſtens klüger und beſſer daran waren.

Glakonius trieb ſeine Geſchicklichkeit noch weiter; er war ein Phyſiognomiſt, einer jener Seelenbeſchauer, welche eben zu meiner Zeit Mode geworden, und deren Thun darin beſtand, daß ſie ſcharf und hart vor jemand hintraten, ihm unverſchämt in die Augen ſahen, ſeine Augenbraunen, ſeine Naſe, ſeinen Mund abmaßen, und dem andern mit einem unerträglichen Stolze zu erkennen gaben, daß ſie ſeine Seele ſuchten. Man verfertigte ſich zum bequemern Gebrauche dieſer Kunſt ordentliche Handbücher, worin man aus gewiſſen Zeichen lernen konnte, ob der andere zu großen Dingen geboren, ob ſeine Leidenſchaft die Liebe, die Hab- oder Ehrſucht, ob in ihm mehr eine Fähigkeit zu Staatsdienſten als zum Kriege wäre, und jeder wollte ſeit der Zeit an dem andern etwas, das bis zum Erſtaunen vollkommen einträfe, wahrgenommen haben, ungeachtet einige behaupteten, daß auf den Geſichtern, die man gemeiniglich zu ſehen bekäme, ſehr wenig vom Ungewöhnlichen wahrzunehmen ſey. Wir mögen die Leute anſehen, ſagten ſie, wann, und ſo lange wir wollen, ſo bemerken wir an denſelben keinen andern Hang, als den gewöhnlichen, bei einer guten Mahlzeit ſich voll zu eſſen, und bei gutem Falerner im Schatten zu ſitzen. Daran ließen ſich aber die Phyſiognomiſten keinen Augenblick hindern, ihre Wiſſenſchaft immer vollkommener und allgemeiner zu machen; man konnte ſich nicht mehr kleiden, nicht mehr mit dieſem oder jenem Tone reden, noch nach ſeiner Art gehen, oder ſich nur bewegen, ohne daß ſie gleich erriethen, was es zu bedeuten habe, und man mußte, wenn man ſie nur von weitem erblickte, Naſen, Augen und Ohren in ſeinen Mantel hüllen, wenn man kein gutes Gewiſſen hatte, und es vermeiden wollte, alles, was man im Innerſten des Herzens verborgen bewahrte, von ihnen ſogleich entdecken zu laſſen. Wer etwas Thierartiges an ſich hatte, wie ſie dann einſtimmig behaupteten, daß es ſehr wenige reine, einfache Menſchenſchädel gäbe, wer mithin an ſeiner Stirne, oder ſeinem Auge, oder ſeinem Ohre und Kinne einem Schwein, einem Hund, einem Affen, einem Ochſen oder Eſel glich, welche Vergleichungen den Männern zukamen, oder wer einer Maus, einer

Ratte, einer Katze, einem Maulwurf, einem Haaſen ähnlich war, Aehnlichkeiten, welche man dem Frauenzimmer zuſchrieb, und wer überhaupt etwas von irgend einem Rindvieh an ſich zu haben glaubte, der ſah, ehe er aus dem Hauſe gieng, oder eine Gaſſe antrat, ſorgfältig, und mit um das Eck geſtrecktem Halſe hinum, ob nicht wenigſtens der phyſiognomiſchen Lehrbuben einer eben auch die Straße herabkomme, und wenn eben einer derſelben entgegen herabgieng, ſo wendete er ſogleich, und nicht ſelten mit einem lauten Schrei, den Rücken, um dem Phyſiognomiſten zu entwiſchen, der aber eben dadurch veranlaßt ward, etwas Außerordentliches für ſein Syſtem zu vermuthen, und den Flüchtigen, der ſich mit einem Schrecken, als ſollten ihm alle Zähne ausgeriſſen werden, voran tummelte, viele hundert Schritte, wie ein Stück Wild, verfolgte. Kein Habichtnaſiger, kein Gansmauliger gieng damals aus ſeinem Zimmer, und die Frauenzimmer erfanden ſich eigene ungeheuer große Modekappen, die ſie um ihre Köpfe warfen, um nicht idealiſirt zu werden. Schon gab es Familien, wo man keinen Bedienten mehr annahm, er habe ſich ehe der Prüfung eines Phyſiognomiſten unterworfen, der dann über ihn nach ſeinen Abſichten ſein Urtheil ergehen ließ. Indeſſen verſicherten ſie alle, daß man ein beſonderes geiſtiges Auge, das etwas ſehr Seltenes wäre, beſitzen müſſe, um dieſer Kenntniſſe fähig zu ſeyn, und gleichwohl war ihre Anzahl ſo angewachſen, daß derjenige beſondere Hausvortheile nöthig hatte, dem daran lag, ſich in einigen Ruf zu ſetzen.

Niemand verſtand ſich darauf beſſer, als Glakonius; er hatte einen beſondern Blick, mit dem er einen anſah, und, wie er zu ſagen beliebte, die Seele durchforſchte, und was bei ihm die Hauptſache war, ſo machte er öffentlich ein Gewerbe daraus, ſeine gründliche, und ſeine, durch Studium und Erfahrung mühſam erworbene, Herzenskenntniß mit der Philoſophie zu verbinden, nämlich auf die Charaktere, welche er nach ſeiner Meinung hatte kennen gelernt, ſein Syſtem zu verbreiten. Sein ganzes Thun war eine Beobachtung anderer Menſchen. Wo einem berühmten Manne ein Unglück widerfahren, oder ihn eine ſchwere Krankheit überfallen, da lief er ſich aus dem Athem, und bediente ſich verſchiedener Liſt, bis er den Mann ins Geſicht bekam, um, ſagte er, zu hören, was er ſagen, und zu ſehen, wie er ſich geberden würde, um wieder etwas in ſeine Sammlung eintragen zu können. Die Wände ſeines Zimmers waren ganz mit Silhouetten überhängt, wo er die Freunde, die ihn beſuchten, hinführte, und dieſelben erſt aus den verſchiedenen Wölbungen ihrer Augenbraunen, und dem Bogen der Naſe von der Gemüthsart eines jeden, von der Gemüthskrankheit, Fähigkeit u. ſ. w. eine Erklärung machte, und dann die Mittel lehrte, deren er ſich bedient hatte, ihn zu heilen.

Es war ein Zeichen, daß ich den Römern nicht ſo unwichtig war, als ſie mich behandelten, daß mich Glakonius beſuchte, und mich der Ehre würdigte, meine geringe Perſon unter ſeine Patienten zu ſtellen. Wie ich nachher vernahm, hatte er nichts Geringers im Sinne, als meiner Silhouette einen beſondern Platz unter denen anzuweiſen, mit denen er das Glück gehabt hatte, ſich eine beſondere Ehre zu machen.

Ich ſaß ganz in Gedanken vertieft, als Servilius den Glakonius hereinführte. Aus der Art, mit der dieſer mich grüßte, ſchloß ich, daß er wenigſtens der Anverwandte eines um ganz Italien verdienten Conſuls ſeyn müſſe; denn, als wäre er gekommen, mich zu kaufen, betrachtete er mit beleidigenden Blicken jeden Theil meines Geſichtes von vornen und nach der Seite, wobei er Verſchiedenes bei ſich murmelte. Wie ich mir's dachte, ſagte er endlich zum Servilius, ohne zu thun, als wenn ich zu wiſſen hätte, was er meinte, wie ich mir's dachte! dieſe breite Stirne, dieſes erhabene Gewölbe, worunter die Augen liegen, bedeutet hohen Sinn, und das Aufſchwellen dieſer Ader, wobei er mir mit dem Finger in das Geſicht tappte, zeiget Nachdenken und Kummer an. Wie ſteht's? fragte er jetzt, indem er ſich endlich an mich zu wenden ſchien. Wie leben Sie?

Es war von jeher in Rom eine gewiſſe Ordnung, von der man eigentlich keine andere Urſache, als eine unvermerkt feſtgeſetzte Gewohnheit anzugeben wußte, eine Ordnung, wie man ſich bei den wichtigern Fällen des Lebens, bei Geburt, Hochzeit, Todfall, bei Feuersbrünſten, Ueberſchwemmungen, Ermordung, Verluſt der Freiheit u. ſ. w. zu betragen hätte; aber dieß Geſetz erſtreckte ſich bloß auf die Leute von Stand und Talent. Die Gemeinen konnten ſich in ihre Unfälle ſchicken, wie ſie wollten; konnten ſich erſäufen, erhenken, vergiften, oder gleichmüthig, und in Schranken bleiben, wie es denn der größte Haufe ſtets für dienlicher hielt, es, wenn ihm das Glück nicht wohl wollte, mit ſich deſto beſſer zu meinen, und mit der Bürde lieber fortzuwanken, ſo gut und ſo lange es ſich thun ließ, als darunter zu erliegen. Wo ſollte man die Augen immer hernehmen, ſagten ſie, wenn man ſich's angelegen ſeyn laſſen wollte, bei jedem Mißding, das unſerm Kopfe nicht anpaßt, Thränen zu vergießen?

Was der größte Theil des Volkes aus einer natürlichen Gemächlichkeit that, das thaten die Weiſen und guten Künſtler aus einem verfeinerten Naturtriebe; wobei ſie den wahren glücklichen und einzig rühmlichen Zuſtand des Menſchen ahneten, aber davon nicht überzeugt waren, und daher mit einiger Schüchternheit ihre Meinung mehr als einen Wunſch, denn als eine Lehre vortrugen, daß der Schmerz, ſo wie die Freude des Weiſen, oder, welches eben ſo viel iſt, des vernünftigen, des glücklichen, des ehrwürdigen Menſchen, innerlich ſey, noch jemals die äußern Theile zerreiſſe, und daß bei ihm keines jemals ſo übermäßig und heftig werden könne, um ihn aus dem Gleichgewichte eines geſunden Zuſtandes, oder wohl gar aus der Faſſung zu bringen. Ich ſagte, dieß ſey der Wunſch der Weiſen und guten Künſtler geweſen, und nannte mithin eine Art von Menſchen, welche niemals dazu dienen, um da, wo vom üblichen Thun der Menſchen die Rede iſt, in Betrachtung zu kommen.

Die Leute von Genie, denen die vom Stande aus Eitelkeit folgten, ſuchten damals, wie ich bereits erwähnte, Ehre in der ungeſtümen Heftigkeit des Gefühls, und dieß dehnten einige, beſonders diejenigen, welche den kleinſten Anſpruch auf Gefühl machen konnten, bis auf die gemeinſten Handlungen aus. Wen ſie bei der Hand nahmen, den drückten ſie, und wen ſie beim Kleide faßten, dem riſſen ſie es auseinander. Sie aßen ſo gierig, und unausgeſetzt, daß ſie ſchwellen möchten, und tranken wie Streitroſſe, in Strömen. Wem ſie übel wollten, den nannten ſie einen Verräther des Vaterlandes, und mit dem ſie es gut meinten, den hatte eine Nymphe an irgend einem Geſtade dem Jupiter geboren. Wenn einem ihrer Freunde ein unverhofftes Glück begegnete, ſo ſprangen und jauchzten ſie, und wurden närriſch vor Freude; und widerfuhr ihm, oder ihnen ſelbſt, ein Unglück, ſo ſprachen ſie vom Niederlegen ihrer Aemter, von dem Winke des Schickſals, und man mußte ihnen einen Aufſeher nachſchicken, ſo entbehrlich er war, der ſie an dem Selbſtmorde verhindern, oder zurückziehen ſollte, wenn ſie in einen Fluß ſpringen wollten. Die Damen in Rom konnten weniger nicht thun, als ihre Haare zerraufen, in Ohnmacht ſinken, und der ganzen Welt den Zutritt zu ihnen verſagen. Sich nicht abzehren, ward für baare Dummheit, und ohne zerfleiſchte Augen auf die Gaſſe gehen, für Schande gehalten. Dieſen Müttern ſtanden die Augen immer voll

Thränen, und die Töchter wurden für mündig erklärt, ſobald ſie auf das boshafte Geheimniß gekommen waren, nach ihrem Belieben, wann, und ſo lange man es haben wollte, zu weinen. Daher geſchah es, daß Kinder ſchon mündig geworden.

Dieß war es, was die Söhne und Töchter Roms aus den Liebeshändeln ihrer Schaubühnen lernten, und was ſie, als eben ſo viele Helden, und Heldinnen nachahmten, und dieß buchſtäblich bis auf einen Punkt, daß es ihnen nämlich an Muth fehlte, ſich eben ſo oft, als die Helden des Theaters, zu ermorden.

Nach dieſer Erinnerung ſtelle man ſich die Verwunderung vor, welche den Glakonius überfiel, als ich ihm auf ſeine Frage, wie ich lebte, zur Antwort gab: „Ich lebe ſo gut, als der Günſtling Jupiters.“ Nach ſeiner Erwartung hätte ich, als ein Schauſpieler, wenigſtens antworten ſollen, wie einer, der den Aetna auf den Schultern tragen, oder das Meer austrinken ſoll.

Nachdem er mit dem Befremden eines äußerſt verlegenen Menſchen lange geſchwiegen hatte, ſagte er endlich: „Haben Sie denn aber auch einen Grund, ſo beruhigt zu ſeyn?“

Ich denke eben an keinen Grund, da mein Herz es nicht der Mühe werth hält, ſich zu betrüben.

„Das kann nicht ſeyn. Sie befinden ſich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, in der äußerſten Betrübniß. Ich muß dieſe unzeitige Ruhe kennen. Sie iſt ein Schlaf, aus dem man mit Brüllen und Zähneklappern erwacht. Sie fühlen Ihren Schmerz zu ſehr, um ihn zu fühlen. Das muß ich kennen, denn es iſt, mit Ihrer Erlaubniß, meine Sache.“

Hierauf erklärte er mir umſtändlich meinen ganzen Zuſtand, das iſt, er erzählte mir mit vieler Heftigkeit, was andere Philoſophen, die er ſämmtlich Stümper nannte, im gegenwärtigen Falle geurtheilt, und wie ſie ſich betrogen haben würden, und beſtärkte dann immer ſeine Auslegung mit dem Ausſpruche eines andern, der aber, ſetzte er hinzu, einmal nur von weitem, ohne zu wiſſen, wo, läuten gehört hätte.

„Ich dächte doch, fieng er von neuem an, indem er ſich an den Servilius wandte, es lohnte der Mühe, ihn wieder aufzurichten. Aber, fuhr er fort, wenn man ein übel eingerichtetes Bein wieder herſtellen will, muß man es erſt von neuem brechen.“

Ich verſtand ihn. Er wollte mich erſt nach ſeiner Methode krank machen, um ſich die Ehre geben zu können, mich nach ſeiner Methode geheilt zu haben. Da ich kein Mittel wußte, ihm zu entkommen, denn in dieſem

Falle hätte er mich ganz gewiß als einen Wahnſinnigen feſtgehalten, ſo entſchloß ich mich, die Sache, da es nur bei mir ſtände, es zu thun, beſſer zu nehmen, und mir eine Art von luſtigem Schauſpiele geben zu laſſen.

Ich bitte den Leſer, denn ich will ihm ſo gut, daß ich ihm unmöglich etwas vorenthalten kann, was mir jemals gute Dienſte geleiſtet hat, ich bitte ihn, ſich in härtern Begegniſſen dieſe Luſt zu machen, und auf dieſe Art Honig unter den bittern Trank zu miſchen. Ich bin vielen Nachſtellungen, und den oft gefährlichen Kunſtgriffen derjenigen Beredſamkeit, die ſich die Seele eines andern ſtiehlt, dadurch entgangen, daß ich mir vornahm, darauf als Kunſtrichter zu merken, wie der Mann ſeine Schlauheit an mir üben, wie viel er außer den gewöhnlichen Kunſtgriffen der rhetoriſchen Schulfuchſen von ſeinen eigenen Einfällen und ſeinem Hauswitz hinzuſetzen, und wie er ſich überhaupt wenden und reiben würde, um ſich meiner zu bemächtigen, und mich für oder wider eine Sache zu bereden. Und ſo galt es mir oft ſtatt eines Troſtes, daß ich auf die Vorſtellungen merkte, womit man mich tröſten wollte.

Glakonius behandelte mich genau nach den Vorſchriften der Präceptoriſten, welche ich in Athen gehört, und deren wortreiche und unnützliche, und der Sache ſelbſt ſchädliche Spitzfindigkeiten zu vergeſſen, ich mir, ſeit ich, um ein Bürger zu werden, die bunten Schuhe ablegte, ſo viele Mühe gegeben habe.

Ein Hauptvortheil eines redneriſchen Sophiſten iſt, den Mann, den man in ſeine Gewalt bekommen will, ſeine Abſicht nie gerade merken zu laſſen, nie gerade, ſondern immer nach der Seite auf ihn zuzugehen, und ihn lieber zu umweben, als zu binden. Nun hatte ſich Glakonius dieſen Vortheil trefflich gemerkt; allein es gieng ihm dießmal, wie den Leuten, die etwas mit Eilfertigkeit ſuchen, und es eben darum, läge die Sache auch gleich vor ihren Augen, nicht finden. Er that, als wenn er ſeine ganze Abſicht fahren laſſen wollte, und ſieng an, einen Vorfall, der ihm heute bei einem Meiſter der Weisheit begegnet wäre, zu erzählen. Ich traf ihn eben in der Verfertigung einer Abhandlung über die Schädlichkeit des Weines an, ſagte er, da er ſich denn beklagte, daß ihm heute ſeine Arbeit nicht aus den Händen wolle, weil der Falerner, den er in ſeinem Keller hätte, noch nicht alt genug wäre, um ihm jene Lebhaftigkeit zu geben, welche ihm zu guten Einfällen nothwendig wäre. Das Anekdötchen war artig genug erzählt; aber als es zu Ende war, ſiehe, da war kein Uebergang.

Er ſtieß etlichemal ſein „Hm!“ aus; aber da war kein Uebergang.

Er huſtete, und kaute jämmerlich an den Nägeln, aber da war kein Uebergang; es war mit einem Worte nichts übrig, als die Sache von vorne, und ex abrupto anzufangen.

Ich bitte Sie, fieng er an, muntern Sie ſich doch auf! faſſen Sie einen beherzten Entſchluß, ſich zu beruhigen.

„Den habe ich längſt gefaßt; ich habe mich beruhigt.“

Das kann nicht ſeyn, war ſeine Antwort. Wenn es wahr wäre, daß Sie ruhig ſeyen, ſo müßten Sie das Uebel früher gefühlt haben. Dieß iſt das Zeichen der Geneſung. So aber iſt es Anſchwellen der Flut innerhalb der Schleuſen. Es iſt wahr, fuhr er fort, Sie ſind in der That zu bedauern. Ihr Unglück iſt von der Art, daß es auch den ſtandhafteſten Mann aus ſeiner Faſſung bringen könnte. Es iſt kein Kleines, um die gute Meinung, die man verdiente, zu kommen. Und die Ihrige haben Sie bei allen Römern verloren.

Dieſes Geſtändniß machte er mir, gemäß einer andern Regel, welche aus der Erfahrung hergeholt iſt, daß man das Unglück weniger fühlt, welches man einem zugeſteht. — Ich hatte noch keine Luſt, mit ihm in ein Geleiſe zu treten.

„Aber, erwiederte ich, geſetzt, daß ich dieſe gute Meinung für mich nur bei einem einzigen verloren hätte: könnte ich mich nicht damit tröſten, daß ich mich beredete, dieſer einzige ſey nicht fähig, von mir zu urtheilen; oder ſey mit Vorurtheilen, mit Partheilichkeit wider mich eingenommen, mit einem Worte, er ſey der Mann nicht, an deſſen Meinung mir etwas gelegen ſeyn könnte.

Ganz gewiß.

„Nennen Sie mir alſo den Mann, ſagte ich, der dieſem einzigen nicht gleicht. Ich möchte hundert tauſend Blinde ſo wenig zu Wegweiſern nehmen, als einen einzigen derſelben.

Glakonius war mit dieſer Antwort ganz und gar nicht zufrieden. Ich ſah, daß es nicht ſo faſt ſeine Abſicht war, mich zu tröſten, als vielmehr bei dieſer Gelegenheit ſeine Troſtgründe anzubringen. Ich betheuere, ſagte er, daß ſie die einzigen ſind, denen ich zutraue, daß ſie auf das Herz eines verſtändigen Mannes Eindruck machen; und wenn Sie in Ihrer jetzigen Faſſung auch nicht allerdings fähig ſeyn ſollten, das Gewicht und die Wirkung derſelben zu fühlen: ſo halte ich es doch für meine Schuldigkeit, Ihnen davon mitzutheilen, ſo viel ich deren habe. Kann ich, wie geſagt, gleich nicht ſo glücklich ſeyn, Sie auf lebender Dinge iſt unſtreitig die menſchliche Geſtalt, aber, was daran ſchön iſt, was daran ſo mächtig reizet, und hinzieht: das iſt allein ſie ſelbſt. In der ganz ungeſchmückten Einfalt herrſcht ſie; und wenn daraus Liebe, Großmuth, Güte, Vernunft, und Wohlwollen ſtrahlet: ſo wirkt ſie geſchwinder auf die Herzen, und übt ſchneller, als Orpheus Leyer, die Macht aus, Thiere und Felſen in ihre Kreiſe zu ziehen. Aller fremder Putz verdirbt ſie, und Kleidungen und Haarkrauſungen, wie die unſrigen, ſind ihr höchſt ſchädlich. Bei einem Kopf, der mitten in einem Gewebe von Locken und Spitzen, und Puder und Salben ſteckt, denkt man ſtets an die Worte des Alten, die er bei einer ähnlichen Gelegenheit ſagte: Daran iſt der Körper und der Kopf der kleinſte und unanſehnlichſte Theil. Wo man alſo auf ſeine eigne Bildung, die man von dem Schöpfer ſo ſchön, und ſchöner, als das Firmament iſt, erhielt, Mißtrauen hat, wo man von der Schönheit keinen andern Begriff hat, als den gemeinen, und wo man glaubt, ſie im Kaufladen, und vom Galanteriehändler erkaufen zu können; wo der Künſtler nicht weiß, daß er ſeine Zeitgenoſſen belehren, ſondern glaubt, daß er von ihnen lernen ſoll: da werden im gemeinen Irrthum allemal auch die

Künſte mitlaufen, und dieſe werden, was jener verderben wollte, vollends zu Grund richten.

Hätte ein ſolcher das Kleid der gegenwärtigen Maria zu beſtellen gehabt, ſo würde er ihr gewiß einen ſchönen purpurnen, oder geſtickten Mantel, dergleichen man nie auf Erden getragen, mit Borden und Spitzen drüber über den Kopf gezogen, dazu ihre Haare gar artig gekrauſet, und ihr an die kleinen Finger, die ſie fleißig herzeigen würde, etliche koſtbare Ringe mit Juwelen geſteckt haben; denn er würde ſich ein Bedenken daraus machen, ſie ſo vorzuſtellen, wie ſie wirklich war, und ſeyn mußte, und lachen, und nicht begreifen, was man eigentlich ſagen wolle, wenn man ihn verſicherte, daß dieſe Verzierung dem Eindruck, und der Wahrheit der Sache ſchade.

Ein ſchöner Portraitkopf einer Jungfrau, der man einen guten Geiſt, und Unſchuld des Herzens anſieht, rühret; und erwecket, wenn ſie leidet, auch Thränen. Alſo Maria vorgeſtellt mit dem himmliſchen Antlitz, dabei ſo arm, als ſie war, ſo verlaſſen, als ſie war, muß mehr rühren, als wenn ſie mit Gold und Seiden aus der neueſten Fabrik gezieret iſt. Lieber ein paar Engel nebenher durchaus von Gold gegoſſen, als etwas ſo offenbar wider die Sache, und die Wahrheit!

Die ſittliche Schönheit, ohne welche diejenige, die aus dem körperlichen Verhältniß entſteht, widrig und unangenehm iſt, kann noch leichter beſtimmt, ſoll noch ſorgfältiger geſucht und beſtimmt werden. Ich darf hier eben nicht aus dem Mund des Alterthums reden, wo man ſie von den guten Meiſtern durchgehends beobachtet findet; ihre Begriffe liegen ſchon in unſrer Seele, wenn ſie ſelbſt moraliſch ſchön und wohlgeſtimmt iſt.

Wenn wir den Ausdruck des gegenwärtigen Zeitpunkts auf mancher Bühne (wir können uns dieſen Fall als möglich doch denken) ſehen ſollten, was würden wir zu ſehen bekommen? Begeiſterte Perſonen, würde ſich mancher Künſtler denken, und in dem wichtigſten feierlichſten Augenblick! — Da darf ich wohl wacker arbeiten, und um mich herum ringen, wenn ich etwas ausdrücken will. Auch muß ich ohne Zweifel feurig dabei ausſehen, die Augen ſcharf herausdrehen, und, als wollt' ich vor Gefühl erſticken, den Mund halb öffnen. Alſo würden wir vielleicht zu ſehen bekommen offne, mit einer zierlichen Grimaſſe ausgebreitete Arme, Augen convulſiviſch bewegt, und ein Geſicht, wie vor Freude trunken. Dieß iſt Natur, würde man dazu ſagen; ich habe das in einem unendlich ſchwächern Fall ſelbſt mit Augen geſehen.

Das nehme ich dir nicht; es iſt Natur, aber nur die gemeine; und wer eine Sache darum ſchon für gut hält, weil er ſah, daß ſie natürlich ſey: den muß ich ſeiner Treue wegen bedauern, daß er nie in den Fall kam, eine höhere Natur zu ſehen, oder zu bemerken. Kleine Geſträuche zittern bei jedem Wind, ſeichte Gewäſſer rauſchen über mittelmäßige Steine mit Lärmen, und mittlere Thiere knirſchen die Zähne und bellen bei jedem Vorfall; aber Eichen bewegen ſich ſelten, große Flüſſe hört man kaum, und Löwen bleiben in majeſtätiſcher Ruhe.

Was du denen, welche dein Gemälde anſehen, einflößen willſt, das ſollſt du (wenn dich die Geſchichte nicht ausdrücklich hindert) auch deinem Gemälde mitgeben. Ruhe und Sittſamkeit trauen wir einem großen Mann zu, dem nichts neu und unerwartet iſt, der überall mit Ueberlegung handelt, und das Gefühl in ſeiner Gewalt hat, der nicht in Flammen auflodert, ſondern glühet, und von der Glut nur die Funken läßt: ſollen wir den Weſen höherer Art, und Kräften nicht wenigſtens eben ſo viel zutrauen? Die alten Künſtler in dem beſten Zeitalter, die nicht bloße Zeichner, nicht bloße Nachmaler alter unbedeutender mythologiſcher Thorheiten, ſondern Dichter und Weltweiſe waren, und gegenwärtige Dinge vorſtellten, haben dieſe Ruhe durchgehends beobachtet, und die großen Dichter haben ſie zu allen Zeiten in die Reden, Mienen, und Gebehrden ihrer Helden gelegt.

Betrachte hier die ſtille ſanfte Senkung des Leibes und des Haupts, (über das die goldgelben Haare ohne allem Schmuck und Krauſen, ſo wie es an Gemälden und Statuen aus dem beſten Zeitalter zu ſehen iſt, hinaufgeſtrichen, und fein, und mit Vertiefungen zur Erhaltung des Lichts und Schattens zurückgekämmt, und am Hintertheile zuſammengewunden ſind) und die jungfräuliche Züchtigkeit in der ganzen Geſtalt. Hier ſiehſt du nichts, das gefallen, das einen Beifall ſich anmaßen will. Keine prächtig gewölbten Augen, noch jener aufrechte erhabne Nacken, noch jener Blick einer Gebieterinn, die nur im Herrſchen wohlthun will, ſondern, ganz und überall das ſchamhafte, beſcheidne, liebliche Weſen einer Jungfrau, ohne alle ſchwache Empfindung, ſelbſt der Liebe, und vollkommen im Frieden und ruhigen Reizen, deren ſie ſich ſelbſt nicht bewußt iſt. Die Farbe ihres ſchönen jugendlichen Geſichts verkündigt geiſtige Andacht, hohe Betrachtungen, und langes Verharren im Gebet und Einſamkeit, und ihr ganzes einfaches, frommes, ſittſames Angeſicht bezeuget, daß ihr Wille vollkommen mit dem Willen Gottes vereinigt ſey. Es komme über ſie, was da wolle, ſo wird ſie ſagen, was ſie ehe geſagt hat: Sieh, ich bin die Magd des Herrn. Mir geſchehe nach deinem Wort!

Ihre Freude, den Hirten das göttliche Kind zeigen zu können, iſt noch ruhig; und wenn ſie ſelbes gleich ganz und gar entblößt, welches man als eine heftige Begierde, andere an ihrem Jubel unumſchränkt Theil nehmen zu laſſen, auslegen könnte: ſo ſcheint ſie doch mehr in ſich ſelbſt, und im Anſchauen deſſelben für ſich ſelbſt vertieft zu ſeyn.

Im unmündigen Daliegen des wohlgeſtalteten lächelnden Kindes erkenneſt du die erſten Zeichen des Berufes, den daſſelbe zur Welt gebracht. In dem Stand, worin es erſcheint, ſiehſt du, daß es ſich weder heben, noch regen kann, und ſiehſt das lebhafteſte Bild des Tragens alles Kreuzes, und des Leidens, das über ſelbes kommen wird; denn du weißt, ſie werden ſeine Hände binden, und ſein Haupt mit Dornen durchboren.

Wie elend, und arm, und kalt iſt ſeine kleine hölzerne Krippe! Und wie hart ſein Lager auf dürren Reiſern, und Baſt, und Moos, das allenthalben hervorſteht!

Dieſer wunderbare Anblick erweckt bei den Hirten, die eben ankommen, verſchiedene Bewegungen. Der offne, durch und durch fröhliche Greis, welcher ganz gewiß das Lamm neben der Krippe hieher zum Geſchenk gelegt hat, empfindet in dieſem Augenblick nichts als Freude und Jubel des Herzens. Weil er nur die große Verheißung erlebt hat, angetroffen, ſelbſt geſehen hat! Er legt die Finger mit dem Nachdruck eines höchſt freudigen Menſchen in einander. Wie ſchön biſt du, ſagt er, den wir ſo lange gewünſcht haben! Wie göttlich ſchön, und wie liebreich!

Mehr, und etwas anders, als Freude, ſcheint er jetzt nicht zu fühlen, indeß der Hirt, welcher oben an dem Haupt des göttlichen Kindes kniet, ein Mann in völliger Reife ſeines Alters über dieſen Anblick ernſtere Dinge empfindet. In ſeinem Geſicht iſt Nachdenken, heiße Andacht, und Ehrerbietung, er ſcheint voll heiligen Schauders zu ſeyn, und indem er die Hände voll Ergebenheit faltet, betet er voll Inbrunſt zu ſeinem Herrn und Gott.

Der hinter dieſem ſteht, und herüber ſieht, ſcheint weder die Entzückung des erſten, noch die heiße Andacht dieſes letztern zu empfinden; doch freut er ſich herzlich, und in ſeinem Geſicht iſt zärtliches Antheilnehmen an der Schwäche, und den himmliſchen Liebreizen des Kindes.

Weiter zur Linken beim Eingang ſieht man andere im Schatten mit dem Ausdruck der lebendigen Verwunderung ankommen.

Joſeph, gleichfalls ein Greis (das ich, im Vorbeigehen geſagt, an den Künſtlern nicht faſſen kann) ſieht dieſer Begebenheit mit der freudigſten Zufriedenheit zu; ſein Angeſicht iſt von dem Greiſe, deſſen ich erwähnet, merklich verſchieden; man ſieht darin Vernunft, vorgegangenes Nachdenken, und Vorausſehen dieſer Stunde, und gelaſſnes freudiges Wundern über Geheimniſſe.

Die ganze Scene wird vom himmliſchen Licht, das, wie geſagt, oben hereinfällt, beleuchtet; eben da ſieht man auch einen Engel, den Verkündiger des Friedens auf Erden mit dem Gloria, das er in den Händen auf einem langen Zettel geſchrieben hält (eine Vorſtellung, bei der das Gemälde, wenn ſie weggeblieben wäre, freilich nichts verloren haben würde), dann weiter hin Glanz, und Himmel und Jubel der Jubel.

Wer dieſes Gemälde unter vielen andern anträfe, und an die überladnen, prächtigen, deklamirenden Schaudinge gewöhnt wäre, würde anfangs vorübergehen, und vielleicht glauben, nichts darin zu finden; denn hier glänzt nichts, hier wendet ſich nichts an den Wanderer, daß er ſtehen bleiben und ſehen ſoll. Aber wenn er des Lärmens und Sprechens in andern Gemälden ſatt wäre, würde er heimlich oft hieher ſchleichen, und, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchehe, hier Ruhe und Zufriedenheit empfinden. Hier weidet und ruhet der wahre Kenner, der empfindſame Chriſt, und der Menſch eines guten Willens.

So erſcheint alles, was wahrhaftig, geiſtig und groß iſt, wie ein Mann voll Weisheit und Würde, allemal mit zuverſichtlicher Stille, und ſucht niemand zu gefallen, als wieder Menſchen von ähnlicher Größe, und ähnlicher Seelenkraft.

Adams Fall.

Als Adam den Fall Evens vernahm, ſtand er da, erſtarrt, erſtaunt, und erblaßt, dennoch willigte er auch ein. „Dieſer Uebergang, heißt es (in dem von Miltons Gedicht die Rede iſt) dieſer Uebergang von dem erſten Schrecken Adams bis zu ſeiner Einwilligung war äußerſt ſchwer zu erreichen, und iſt, wenn man mit dem Wege, den das menſchliche Herz ſchleicht, und läuft, nicht wohl bekannt iſt, äußerſt ſchwer zu begreifen. Er liebte die Eva, und ſo, wie er in ihr die Idee alles deſſen, was vollkommen und liebenswürdig iſt, beiſammen ſah, konnte er ſich unmöglich vorſtellen, daß dieſes holde, unſchuldig ſcheinende Geſchöpf zu Grund gehen ſollte.

Aber, wer weiß, du ſtirbſt auch wohl nicht.

Dieſer Gedanke, in welchem er einzig ſeine Beruhigung findet, bemächtigt ſich ganz ſeiner Einbildungskraft, verleitet ihn zu den verkehrteſten Schlüſſen und jagt, wirbelt ihn, ohne ihm Zeit zu laſſen, fort, bis zum Punkt, wo ſein bekümmerter Wille die letzten Kräfte ſammelt, und zwiſchen den unmächtigen Regungen ſeiner Tugend, und den gewaltſamen Trieben zum Genuß der Frucht noch wankt.

Ich habe den Ausdruck dieſes Zeitpunkts nach der Idee vor mir, welche Battoni in Rom gemalet, und Kilian in Augsburg in Kupfer geſtochen hat.

Adam ſitzt, halb, und mühlos, hinaufgelüpft, auf einem niedern, der Erde ſo nahen Aſt, daß er mit dem linken leicht herunter hängenden Fuß den Boden zu berühren ſcheint; mit dem linken gegen die Bruſt hereingebognen Arm auf eben dieſem fortgehenden Aſt geſtützt, welcher von einem prächtigen hohen Stamm von wahrem Baumadel herauswächst, an den er ſich mit der rechten Schulter in etwas anlehnet. Nächſt dieſem Baum vorwärts ſteht ein andrer, deſſen ſichtbare Aeſte mit reifen Aepfeln behangen ſind, ſo nahe an dem erſtern, daß ihn Adam mit ſeinem rechten Arm und Fuß berührt; mit dieſem Fuß, der auswärts gekehrt, und erhoben iſt, tritt er auf einen Stein, und ſeinen rechten Arm ſtützt er mit der einwärts gekrümmten Hand auf das Knie deſſelben mit einer wunderbaren Würde des Ausdrucks.

Um ihn blühet, reifet, und duftet himmliſcher Ueberfluß der ſeligſten Heimath des erſten Menſchen, und alles iſt gut gemacht, ſo weit das Auge reichen, und das Herz die unausſprechliche Fülle, und innere Ruhe dieſer paradieſiſchen Gefilde, und die überall ausgegoſſene, kummerloſe Freude über wonnige Quellen, Bäume, entfernte Hügel und die allgemeine Luſt im tauſendfachen Leben umfaſſen kann.

So recht mitten innen in dieſem wonnigen, niemals verweſenden Frühling, erblickt man den Adam. Ein junger vollendeter Mann noch eben im blühendſten Jugendſtolz ſeines Lebens, mit einem markigen Körper, darin die ungekränkteſte ätheriſche Geſundheit lebt, gleich einer jungen Eiche nervigt, und ſaftvoll. In ſeinem hagern Kinn, und dem ſcharfen Blick herrſcht, und wacht eine ausgereifte, beſchäftigte kühne Vernunft, und in ſeiner feſten, gewölbten und vollen Stirn, über welche kleine krauſe Locken, womit der ganze Kopf bedeckt iſt, herabhängen, ſitzt die unternehmende Unerſchrockenheit, und der höhere Adel des gebietenden, unbiegſamen Mannesſinns.

Alle Theile ſeines Körpers erſcheinen wie geiſtig, überall ſcheint Ernſt, und tiefe Ueberlegung eingegraben, und die Befreiung von aller einſchränkenden, ſklaviſchen Bewegung zu walten. Man ſieht, daß er ſich mit nichts geringerm als dem Schickſal dieſer künftigen Welt beſchäftigt, und man ahndet, und ehrt an ihm, mit einer zitternden hohen Ehrfurcht, den Vater der vielen mächtigen Söhne, und der Helden, und Weiſen. Aus ſeinem ganzen unbekümmerten, eigenmächtigen Betragen, und ſeinem vielvermögenden Weſen ſtrahlet überlegene Größe, die Hoheit des Mannes, und die Würde, und Majeſtät des Königs aller künftigen Könige. In dieſer Geſtalt erblickt ihn unſer Aug, wie er eben in einer ſo großen Wahl begriffen iſt, wie nachher nie wieder eine Wahl war, und wie er nun im Begriff iſt, einen Entſchluß zu faſſen, gegen den aller Welten Entſchließungen wie kleine Bächlein anzuſehen ſind, von dem großen Weltſtrome abgeleitet.

In ſeinen Füßen ſitzt Eva. Mit der linken Hand, um deren Arm ſich mit einer freien Vertraulichkeit die Schlange, einen Apfel im Mund, von dem Rücken herzu windet, ſtützt ſie ſich auf die Erde, welche mit verſchiedenen reifen Früchten beſäet iſt, und die Rechte, in der ſie den Apfel an einem Zweige hält, ſtrekket ſie mit einer einladenden anmuthsvollen Gebehrde, und einem flehenden, verlangenden

Blick nach dem Adam hin. Ihre Haare ſind theils linker Hand in einen Knoten gewunden, theils fließen ſie ſanft und nachläſſig auf die rechte Schulter zerſtreut herab. In dem ſichtbar gefallen wollenden Lächeln, womit ſie die Frucht ihm hinreicht, iſt jene mächtige weibliche Beredſamkeit, und jener männerentnervende Reiz, der gewaltſam hinreißt. In ihrem begeiſterten, ſchmachtenden, hohen Aug, und halb offnen Mund, wie im genießenden Sprechen, glaubt man ein reines gränzloſes Entzücken wahrzunehmen, und doch iſts, als könnte man ſich nicht ganz darauf verlaſſen, und als ſähe man den leicht aufgehenden Duft einer nicht gänzlich unbewölkten Wonne entſtehen. Man ſieht ihr die wenige Zuverſicht auf ſich ſelbſt an, und daß ſie gewiß ſagen werde, die Schlange hat mich verführt. Sie ſcheint ſich nicht ſo faſt über den Genuß des Adams, als wegen dem künftigen Sieg über denſelben zu freuen, nach welchem er ein gleiches Schickſal mit ihr zu erwarten hätte. Schon iſts, als wenn ſie heimlich alle Augenblicke etwas ſchreckhaft Großes, eine große Veränderung ihres Zuſtandes erwartete, und als wenn ſie, falls nur Adam einmal gegeſſen hätte, bereit wäre, ſich ganz auf ihn zu verlaſſen.

Dieſer wendet ſeinen Kopf und Angeſicht von ihr weg, und heftet ſeinen angeſtrengten

Blick, in ſich ſelbſt gekehrt, weit hin, als wollte er ferne Dinge bedachtſam überſchauen, und wichtigen tiefen Geheimniſſen nachdenken.

Ein Geſicht voll Leiden, und ſchweren Kampfs, das man nicht ohne vielen Kummer und ſchauderhafte Erwartung der erſten Worte, welche entſcheiden werden, betrachten kann. Noch ſcheint er in der zweifelhaften Ueberlegung aller möglichen Fälle, aller daraus entſtehenden übeln Folgen begriffen zu ſeyn; noch ſcheint er ein heftiges Hindenken an alle folgenden Menſchengeſchlechter, und zugleich einigen Zweifel, ob er ſie dann auch gewiß unglücklich machen werde zu kämpfen. Die Heiterkeit, und die entſchloſſne Freude hat ihn verlaſſen, und der ſchützende Stolz ſcheint, nichts mehr über ihn zu vermögen. Man ſieht ſchon, daß er zärtlicher, nachgiebiger, und ſchwacher Empfindungen fähig ſey. In ſeiner unmerklich zuſammgezognen Stirn, ſeinem trüben, düſtern Aug, und den Runzeln das Aug herunter nagt und treibet eine ſchmerzliche Beklemmung und Traurigkeit, welche anzeigt, wie ſehr ſein Herz leide und ſtreite, als würde ihm Gewalt angethan, und als könnte er der Sache unmöglich gewiß ſeyn, zu der er ſich aus unzulänglichen Gründen entſchließen würde. Es iſt dieß offenbar nicht ſein glückſeliger, natürlicher Zuſtand, ſondern ſichtbarlich die erſte trübe, die traurigſte Stunde ſeines Lebens. Wie betrübt iſt es für unſer Herz, in dieſem letzten großen Augenblick, den Vater der Menſchen, unſern erſten Vater zu ſehen! — Immer mehr und merklicher ſcheinen ſich die Vorſtellungen der Vernunft und der Gottesfurcht zu verlieren, und die Züge der männlichen Tugend aus ſeinem Geſicht und ſeinen Geberden hinweg zu ſchwinden.

Man glaubt, etwas an ihm wahrzunehmen, als wenn er bereits mit einem ungewohnten fieberiſchen geheimen Zittern, dem Vorzeichen eines erſten Fehltritts, befallen würde, und als wenn er mit ängſtlicher Eilfertigkeit wünſchte, daß es, was es immer ſeyn wird, ſchon vorüber ſeyn möchte; — wahrzunehmen, wie ein ohnmächtiges Lächeln entſtehen wolle, und wie es wieder zerrinne in der ſchlappen beinahe unſichtbaren Krümmung des fein verzerrten Mundes: mit einem Wort, man erwartet und zittert vor dem Augenblick, in welchem er mit zerrüttetem Herzen haſtig die Hand ausſtrecken, ſchleunig eſſen, aber nicht genießen, ſondern mit einer ſchrecklichen Verlegenheit und Hitze eilen wird, etwas zu vollenden, dem er nicht glaubte widerſtehen zu können.

O, wie oft, du Mann der erſten Schmerzen, du uns ähnlichſter, las ich in deinen Auſinnen, fort, es zu betheuern. So abentheuerlich ſeine Meinungen waren, ſo verſchafften ſie ihm doch den Vortheil, ihn bekannt zu machen. Jedermann war neugierig, den Mann kennen zu lernen, und allgemach fieng hie und da einer an, ſeine Meinungen nicht ſo albern zu finden, als ſie ſchienen, oder wohl gar, ohne eine Urſache zu haben, bloß aus dem Vertrauen, daß Fanius gewiß eine Urſache haben werde, demſelben beizutreten. Ja, da die Römer, ohne jemals den Geiſt der Literatur und der Künſte empfunden zu haben, damit anfiengen, daß ſie dieſelben beurtheilten, und über die Beſtandtheile einer Sache, deren Weſen ſie nie kennen gelernt, zankten; ſo traf es ſich gewöhnlich, daß die Gegenmeinung eben ſo wahrſcheinlich, als die ihrige, blieb, und nicht ſelten entwickelte ſich nach einiger Zeit ſonnenklar die Wahrheit des Gegentheils. Man durfte gemeiniglich nur das Entgegengeſetzte deſſen denken, was die Römer dachten, um, daß man gut denke, verſichert zu ſeyn.

Fanius beſaß noch eine Eigenſchaft dieſer Art, die aber nicht ſo faſt ſeine Erfindung, als eine Gabe ſeines Temperaments war. So oft er nämlich etwas Schönes ſah, ſo wollte er es nachmachen, und wo er eine Lücke fand, wollte er ſie ausfüllen. Fanius war ein Bau=

meiſter, ein Maler, ein Bildhauer, ein Staatsmann, und wo man ihn von einer Seite anſah, ſah man an ihm eine andere Geſtalt. Mit einem hinreiſſenden Strome von Beredſamkeit ſprach er bald von einem Plane zu einer Brücke, zu einem Tempel, bald von dem zauberiſchen Ausdrucke, den er in eine Statue, oder in eine Schrift zu bringen geſinnt wäre; und in der That, er ſagte es nicht bloß; er verſchloß ſich ohne Verzug lange Zeit in ſein Zimmer, worin er die erſten Tage des Ruhmes, den er erlangen würde, im voraus genoß, dann ein paar Stunden über die Arbeit gieng, und endlich geſättigt von Vorſtellungen, und trüb und trocken aus ſeinem Zimmer hervorkam. Aber der Ruf, daß Fanius ein unternehmender Kopf voll Geiſt und Feuer ſey, erhielt ſich demungeachtet, und ſo wie ſich immer für ihn etwas Neues fand, die Römer im Geiſte etwas Neues ſehen zu laſſen.

Ich habe gleichwohl den Fanius nur erſt bei dieſer Gelegenheit kennen gelernt, und was er an mir that, hat er nicht ſo faſt in der Abſicht, mir Böſes zuzufügen, als vielmehr, ſeinem Betragen ähnlich zu bleiben, gethan.

Er erwähnte meiner Fähigkeit zur Schaubühne mit keinem Worte, ſondern folgte hierin ganz ſeinem eigenen Plane. Er bildete ſich ein, daß ich in der Verlegenheit, in die ich gerathen wäre, alles ergreifen würde, und ſuchte daher alles, was mir zur Rettung ſeyn könnte, in Bewegung zu ſetzen. Wo nur eine Hoffnung war, daß eine Stelle leer werden könnte, da ſchlug er mich vor, mit der Verſicherung, ich wäre der Tauglichſte; ich wäre nur von ungefähr zur Schaubühne gekommen, und von Kindesbeinen an allein bemüht geweſen, mich zu dieſer Stelle tauglich zu machen. Das Schlaueſte davon war, daß er die erſte Vorſtellung allemal der Gegenparthei that, von der er wußte, daß ſie eine Veränderung, und eine Geißel der andern wünſchte. So ſagte er den Finanzräthen, ich werde mich um eine Stelle im Kollegio der Cenſoren bewerben, und dieſen ſagte er, ich wäre geboren, die Finanzen zu verbeſſern; und beide, meinte er, ſollten ſich bemühen, zur Bewirkung des Bürgerrechtes, und zur Erhaltung des Amtes einen Vorſchub zu thun. Er machte dieſen Verſuch bei den niedrigſten Zünften, zu deren Vorſteher er mich vorſchlug, und den Schuſtern und Schneidern ſagte er, ich wäre daran, ihre Ahlen und Nadeln zu verbeſſern.

Damals glich mein Glück einem Baume, an deſſen Aeſten mit Stricken gezogen, und deſſen Laub und Mark nach allen Seiten zerriſſen wird. Zu gleicher Zeit, wo man mir die Fähigkeit zu einer Sache zuerkannte, ward ſie von der Gegenparthei eben ſo eifrig mir abgeſprochen, und da dieß wechſelweiſe geſchah, entſtand daraus eine traurige Verwirrung, aus der ſich Fanius noch frühzeitig hinauszog, und noch überdieß bei den meiſten das Lob eines guten Inländers, der die Sache gelegentlich erinnert hätte, verdient hat.

Die Edlern meiner Landsleute empfanden das unbillige Verfahren, mit dem man meine Talente zur Schaubühne mißhandelt hatte, ſehr tief; ſie waren geſinnt, ſich durch irgend eine Beſchämung an den Römern zu rächen; aber noch empfindlicher nahmen ſie die Nachricht der Verwirrung auf, an der ich Urſache ſeyn ſollte. Sie zogen ſich zurück, mit der harten Beſchuldigung, daß dieß gemeiniglich das Ende des Schutzes ſey, mit dem man in Leuten meines Standes die Kunſt zu ſchützen bemühet wäre.

Dieſe Beſchuldigung, ich geſtehe es, durchdrang mir das Herz. Beſchämt und kummervoll beſtieg ich mein Stübchen unter dem Dache. Die Menſchen haben mir Böſes gethan, aber ich liebe ſie darum, wie ich vorher ſie liebte; ſie fehlen mehr aus Irrthum, als aus Bosheit. Ich habe alles von mir gelegt, bis auf einen einzigen Wunſch, und auch der ſoll mir nicht zu gute kommen. Vater der Götter, und der Menſchen Vater, dieß iſt mein Wunſch, laß einen Künſtler nach mir Glück und Ehre in dem Maaße genießen, wie ich Schande und Unglück erfahren habe!

Entfernt von den Menſchen, genoß ich der Ruhe einer weiſen Zufriedenheit. Die Natur braucht, wie ihr oft gehört habt, ſehr wenig; und ich hörte dieſe Wahrheit niemals, ohne daß ich anfieng und fortfuhr, ſie in Ausübung zu bringen. Ich will den ausgelaſſenen Schwarm der Trunkenen, wo der Nüchterne herumgeſtoßen und verletzt wird, vermeiden, und wenn der reiche Artirius ſo gütig ſeyn will, mir friſches Waſſer zu gönnen, und von ſeinen Broſamen mir ſo viel, als ſeine Hunde entbehren können, mir zuwerfen zu laſſen, ſoll das künftig die Beſtimmung meines Lebens ſeyn, den Fußſtapfen der Menſchen von Ferne zu folgen, und manche nützliche Wahrheit auf den Weg zu ſtreuen.

Welch ein ſchöner Morgen eben, da ich dieß ſchreibe! Wie ganz offen und unumgrenzt der Himmel, ſo weit das Auge eines Menſchen zu ſehen vermag! Und jede Blume erhebt ihr Haupt, und jedes Thier hüpft vor Luſt und Freude! Ich will von dem Fenſter gehen, von dem aus ich dieß ſehe; denn es möchte mir den Morgen verderben.

Welch eine traurige Mannigfaltigkeit von Elend! von Menſchen meine ich, von denen der dritte immer ein Unglücklicher iſt, nicht, weil er lahm, oder buckelig, oder triefäugig, oder ſchielend, oder im Laufe ſeines Wachsthumes aufgehalten, nur ein Beinwerk mit einer gelben lumpigen Haut umhängt, oder ein faßdickes Behältniß von hundert und hundert Krankheiten iſt, alſo nicht deßwegen, wie beinahe allemal auch das iſt; aber betrachtet nur ihre Geſichter, ihren Gang, ihre Art, ſich einander zu begrüßen! Ich bitte, gehet einmal in der Abſicht vor's Fenſter, ſie zu betrachten. Sie wiſſen's nicht, daß ihr's thut, und verhehlen ſich nicht. Wie ſelten ein ganz helles Auge! Eine ganz heitere Miene! Wie unſtet und verſtellt, wie ängſtlich und unzufrieden alles in Gang und Bewegung! So ſprechen und grüßen ſie ſich einander, und ſo gehen ſie aus Palläſten und Tempeln.

Ich hätte ihn zwar zu mir hinabkommen laſſen können, und ſollen; aber ich dachte, der Ort da, wo er wohnt, ſollte meinen Vorſtellungen den wahren Nachdruck geben, ſagte jemand, der unterdeſſen, daß ich meinen Betrachtungen nachhieng, herein kam, ohne von mir bemerkt zu werden.

Es war eine ſaure, heftige Figur von Mann, von dem man beim erſten Anblicke überzeugt war, daß es ſeine Sache nicht ſey, ſich aus jemanden viel zu machen, oder geiſtige Schönheiten zu betrachten. Tief lagen ihm, wie im Hinterhalte, unter ſtörigen großen Augenbraunen zwei kleine, magere, farbloſe Augen, mit denen er einem ſelten ins Geſicht ſah, ſondern nach Art der Spione oder Diebe, immer in der Mitte und in den Winkeln herumſchlich, als wäre er bloß unter einem fremden Vorwande, in der That aber aus der Abſicht gekommen, etwas Geſtohlenes zu ſuchen, oder ſelbſt zu ſtehlen, oder etwas zu tadeln, oder eintauſchen und an ſich kaufen zu wollen. Alle zwei Worte blickte er ſtarr nach der Zimmerdecke, oder der Erde, als wollte er etwas überdenken, ob es ſo, oder anders vortheilhafter ausfiele, wobei er heimlich immer an den Fingern zählte, ob es auch gewiß ſo viel abwerfen würde.

Ihr würdet euch, wie es mir geſchah, in der Muthmaßung, wer der Mann ſeyn könnte, betrogen haben.

Ich bin, ſagte er, der Verbreiter des guten Geſchmackes und der Wiſſenſchaften, und ich bin gekommen, ihm einen billigen Vorſchlag zu machen, wie er mir hierin einige Dienſte leiſten ſollte, wenn wir nämlich einig werden können.

Es war, wenn es meine Leſer noch nicht errathen ſollten, Puzlewekius, ein Buchhändler in Rom, und ſeine Abſicht war, mich zu einem Büchermacher zu dingen. Die Schrift, welche er verlangte, ſollte wöchentlich und heftweiſe herauskommen, und dazu glaubte er (und dieß verſicherte er mich ſehr oft), daß ich jetzt beſonders aufgelegt wäre, wo es nämlich nicht anders ſeyn könnte, als daß ich wider die Römer im höchſten Grad aufgebracht ſeyn würde. Dieß iſt der Zeitpunkt der wahren Begeiſterung, und wenn Sie ſich derſelben bedienen wollen, ſo hoffe ich durch Sie die erſte und körnigſte Wochenſchrift in Italien zu erhalten. Wir geben dem Werke den Titel: „Höchſtnöthige Beiträge zu den unentbehrlichſten Kenntniſſen in den ſchönen und höhern Wiſſenſchaften, worin nicht nur, was in den vier Elementen, als Luft, Waſſer, Erde, Feuer, und in den drei Reichen der Natur, als im Reiche der Thiere, welche in Waſſer, Erde und Luft abgetheilt werden können und mögen; im Reiche der Pflanzen, und Mineralien Brauchbares und Merkwürdiges ſich befindet, getreulich anzeigt, und näher beleuchtet, und überall und allenthalben die beſte Art, wie jedes Ding zum gehörigen Gebrauche, wozu es gegeben iſt, benutzt werden, als wie am beſten Salat gepflanzt, Kaffee gebrannt, und Leder vergerbt werden könne, gezeigt, ſondern auch eine ausführliche Kenntniß von allen Provinzen und Königreichen dieſer Erde, ſammt den darin ſich befindlichen Flüſſen, Seen und Meeren geliefert, wie auch die beſondere Art ihrer Wiſſenſchaften, Künſte und Manufakturen umſtändlich erörtert und beurtheilt, ſondern auch Vieles über Gerechtigkeit, Kriegsweſen, und Kanzleien, wie auch über Gelehrſamkeit und Prieſterſchaft, ſo wie über den Handel und das Seeweſen, wie nicht minder über Anſtalt und Erziehung geſprochen, anbei die wunderſamſten Geſchichten zu Waſſer und zu Land meiſtens in Reime gebracht, und mithin der Kern und die Eſſenz aller wiſſenswürdigen Dinge gar leicht erlernt werden, wie auch von andern kurzweiligen Dingen, als den Schauſpielern, Tänzern, Gauklern, reſpektive Poſſenreiſſern eine einſtweilige Notiz erlanget, als auch der Werth der neuen Schriften, welche, ſobald ſie herauskommen, derb durchzuwiſchen man nicht unterlaſſen wird, beſtimmt werden möge.“

Ich hielt dieſe Anrede für einen Ausbruch des Eifers, und ohne auf den Inhalt derſelben zu merken, betrachtete ich im Geiſte die ſeligen Früchte meiner Bemühungen. Eine gute Gottheit, rief ich aus, hat dich zu mir geführet. Und ich will dieſe Gelegenheit nicht nur nicht ausſchlagen; ich will ſie mit ganzer Seele an mich ziehen. Ich will, fuhr ich eben ſo eifrig fort, die Römer lehren, welch eine herrliche Sache es um die Weisheit ſey, und will ſie dahin bringen, darauf zu hören, daß man ſie nicht bei glänzenden Schüſſeln und Tiſchen, wo der blendende Schimmer die Sinne betäubt, und der mit Speiſen belaſtete Körper die Seele beſchwert, ſondern bei der Nüchternheit erlerne, welche die Geſundheit befeſtigt, und zu Geſchäften Muth und Munterkeit giebt. Dazu will ich das Beiſpiel des Regulus und Paulus, und in hohen Liedern den Curius mit dem ſchmuckloſen Haar, und den Fabricius und Camill anpreiſen, welche eine ſtrenge Armuth, und ein kleines Haus auf dem kleinen Felde ihrer Vorältern zu Kriegshelden gezogen hat. Ich will ſie lehren, daß es vergebens ſey, den Menander und Plato, den Eupolis und Archilochus in ſeine

Taſche zu ſtecken, wenn man die Faulheit nicht flieht, und dadurch ſich die Kunſt nicht erwirbt, gutes Muthes zu werden, und dem Unglücke ein tapferes Herz entgegen zu ſtellen. Auch will ich nicht vergeſſen, daß ein beſcheidener, die innere Schamröthe wirkender Scherz, oft mehr nütze, als eine ernſte Vorſtellung, und will mir jeden aus dem großen Haufen herausnehmen, der von Geiz oder Wolluſt, von Gewinnſucht oder Rachgier beunruhigt, oder ſonſt von einer Leidenſchaft, wie aufgejagter Staub vom Wirbelwinde hingeriſſen wird. Ohne jemand lieblos auf den Leib zu gehen, will ich hier niemand ſchonen, und wer mich zur Tafel einlädt, muß, wenn ich an den Gäſten belachenswürdige Dinge mit leichtem Scherze berühre, nicht verlangen, daß ich des aufgeſtellten Weines wegen ſeine Fehler für Tugenden halten ſoll. Ich will mit den Reiſenden die Schiffe beſteigen, und mich hinter dem Reiter auf's Pferd ſetzen, und wenn er heimlich den Wunſch thut: o wenn jenes Feld, das nun mein Landgut verſtellt, auch mein wäre, ſo will ich ohne Schonung in meine Tafel es eintragen. Wer ſeine abweſenden Freunde durchzieht, oder den, deſſen Ehre gekränkt wird, nicht vertheidigt; wer ſich viel darauf einbildet, wenn er die Gabe beſitzt, die Leute lachen zu machen, wer nicht geſchehene Sachen erdichtet, und anvertraute Dinge nicht verſchweigen kann, wer auf ſeinem Tiſchbette ſich ausdehnt, weil er die Natur, und das Alter der Fiſche und Vögel bloß durch den Geſchmack zu beſtimmen gelernt hat, und die andern alle, welche Ehrſucht oder Geldliebe, oder banger Aberglaube, oder eine andere Krankheit der Seele bleich macht, die will ich einen nach dem andern hervortreten laſſen, und jedem die Portion Nieſewurz, die zu ſeiner Geneſung nöthig iſt, austheilen.

Auch will ich mit einer kleinen Anzahl von Leſern zufrieden, niemals nach der Bewunderung des Volkes verlangen, noch wenn Pantill und Demetrius mich neidiſch beurtheilen, und ſagen, Verſe, wie die meinigen, könnte man in einer Stunde tauſend machen, über ihr Urtheil mich ärgern, zufrieden, wenn Plotius und Varius, und, wie jüngſt die ausgeziſchte Arbuſcula herzhaft ſagte, und über den Pöbel von Zuſchauern ſich hinwegſetzte, wenn der gebildete Ritter mir Beifall giebt.

Wenn ich mich erinnere, was Puzlewekius nachher ſagte, ſo wundere ich mich, wie er die Geduld hatte, ſo lange mich anzuhören. Wie ich mich aber verlauten ließ, daß ich nur nach dem Beifalle weniger Leſer ſtreben wollte, konnte er ſich nicht länger halten.

Alſo, ſagte er, nachdem er vor innerer Beſtürzung eine Weile inne gehalten, alſo, ſagte er mit gedämpfter Stimme, als hätte er ſich genug gehört, um überzeugt zu ſeyn, daß es vergeblich ſeyn würde, mit mir viel zu reden, alſo glauben Sie, das Publikum werde je nach dem Geſchmacke des Schriftſtellers ſich richten? Das mag wohl einmal der Fall geweſen ſeyn, wo das Volk hungerte, und der Schriftſteller auf eine Säule die Worte heftete: „Hier iſt Brod.“ Aber ſeit das Publikum uns Brod geben muß, hat der Griffel ſich umgekehrt. Wir müſſen nach demſelben uns richten, und denken, daß, wenn es lieſt, es keine andere Abſicht hat, als die es hat, nach einer Mahlzeit ſich auf das Sopha zu legen, ſpazieren zu gehen, oder ſich vom kühlenden Winde anwehen zu laſſen. Ueber ſein Sittenverbeſſern, und Weisheitausſtreuen lacht man, nnd an dem einzelnen Narren, der ſich etwa daran kehren möchte, iſt mir nichts gelegen. Wenn der Reifendreher, der neulich aus Sicyon ankam, geſagt hätte, ich will euch lehren, wie ihr mit Arbeit die Koſt würzen, und durch Mäßigkeit eine geſunde Seele, und ein hohes Alter erreichen ſollet, hätte er ſich Hoffnung machen können, nur einen Heller zu bekommen, da ihm nun ſeine Poſſen jeden Tag beinahe ein Talent eintrugen?

In dieſem Tone fuhr Puzlewekius fort, mich zu belehren, wie ſeine Wochenſchrift eingerichtet ſeyn ſollte, und je eifriger er ward, deſto mehr fieng er wieder an, ſich zu beſänftigen, bis er endlich meine Anrede vergaß, und mich ſeines ganzen Vertrauens für würdig hielt. Ich kann ihm das Ding, ſagte er, nicht gleich auf einmal, und ſo ganz umſtändlich erklären. Ich habe es aber hier aufgeſchrieben, und er kann ſich darnach richten, wenn er mir arbeiten will. Er gab mir eine Tafel, worauf folgender Unterricht ſtand:

Vor allen laß er ſich geſagt dieß ſeyn,
Mach' er mir ſtets ein hübſch Reimlein hinein.
„Dieß gern die Herren und Damen thun leſen;
„D'rum b'ſteht faſt darin das Bücherweſen“
Euripides und Sophokles,
Demoſthenes, Diogenes,
Und alle dieſe Patres,
Sammt Codices und Indices
Vom Sokrates, und Perikles,
Vom g'lehrten Ariſtoteles,
Vom Plato und vom Phidias
Und alle die, ſo g'lehrt waren bis auf den Grund,
Faulen mir in Ballen wie Todtenaas,
Tragen das ganze Jahr nicht ein halbes Pfund.
Doch allemal, wenn hie und da Zinken d'rauf
ſchwammen,
Dann laſen's die Herren und Damen.
Drum vom ſanft klagenden Schein
Des Mondes im dämmernden Hain
Mach' er mir immer ein Verslein hinein.

Wenn halb verwirret
Der bleiche Damöt ſtille Thäler durchirret,
Und am einſamen ſchilfflüſternden Bach
Stöhnet von innen ſein heroiſches Ach,
Dann laß er (bezahl's ihm) unter vertraulichen Linden
Ihn s'ſein Liebchen bald finden.
Vom Zephir gefächelt
Ihr das Wängelein lächelt,
Wie ſchön, ach, liegt ſie, dahingeſtreckt!
Daß, Windchen, ihr s'ſein Liebchen nicht weckt!
Doch bei einem Blüthenregen
Sich muß bald das ſein Liebchen bewegen,
Und, wenn ſie von Träumen mit Lächeln erwacht
Und hin und her das Köpfchen wendet,
Und aus'm hellſchimmernden Aug' ſüße Blicke verſchwendet,
Der Schalk Damötes hinterm Bäumchen dann lacht;
Dann werde des ſüßen Geſchwätzes gar viel,
Des Drückens und Küſſens ſetz' er mir kein Ziel.
Was dann weiter im kühlenden Schatten
Sich zuträgt, das laß er den Leſer errathen.
Doch mal er ſein patzig und klar,
Daß man errathen kann die Sach auf ein Haar.
Ein jeder wird enden das ſchnurrige Spiel
Und denken ſich, denken ſich, was er nur will.
„Dieß gern die Herren und Damen thun leſen,
„D'rum b'ſteht faſt darin das Bücherweſen."

Wenn's Mädchen an ein trauriges Bäumchen ſich lehnt,
Vom Küſſen nicht ſatt wird, nach Labung ſich ſehnt,
Dann laß er (ſie dürfen nur wollen)
Ein Aepfelchen rar, und Rheinwein dazu
Vom Gnomen und Sylphen ſich holen:
Dann ſcher er ſich, laß er das Pärchen in Ruh,
Scher er ſich einmal weiter,

Er Bärenhäuter.
Und g'lüſt's ihn gar ſo ſehr, ſo ſeh' er von weitem
Den empfindſamen Genieleuten
Mit blinzenden Augen zu.
Er muß mir (das ſag' ich ihm voraus)
(Sonſt wird aus'm Eſſen und Schuhdoppeln nichts
draus)
Vom Quellelein und Hügelein
Allemal bringen ein paar Verslein hinein.
„Dieß gern die Herren und Damen thun leſen,
„D'rum b'ſteht faſt darin das Bücherweſen."

Von den alten Graubärten,
Die in ſchimmlichten Tägen
Die röm'ſchen Jüngling' verwegen,
In Hunger und Arbeit abhärten,
Die dann die klebricht' Erde durchwühlten
Mit eigenem Roß, und eigenem Pflug,
Nichts wußten von Falſchheit und Trug,
Und gar viel auf männliche Tugenden hielten,
Auch in großen Ehren
Sich erworben, was wir thun verzehren,
Und ſo'n Hiſtoria
Aus der alten Chronika,
Bleibt, wie jedes Fabelchen rar,
Eines kraudigen Reimleins werth immerdar,
Doch mach er nur kecklich hinten drein
Vom Quellelein und Hügelein
Ein paar Verſelein nein.
„Dieß gern die Herren und Damen thun leſen,
„Drum b'ſteht faſt darin das Bücherweſen."

Wenn geziert mit Helm und Panieren
Die Ritter in fremdem Land Krieg führen,
Und, als wärens nicht g'ſcheid,
Staaten verheeren weit und breit,
Und Mann und Roß
Hinrennen mit Lanzen zum mordenden Stoß,

So ſey es, weil ein Mädelein
Sich um ein Vögelein
Geweint ein rothes Aeugelein.
Laß er das Mädchen in Ohnmacht brav ſinken,
Thut nichts, wenn gleich die Verslein thun hinken,
„Es doch gern die Herren und Damen thun leſen,
„Drum b'ſteht faſt darin das Bücherweſen.“

Mit Leuten, die nie mir ein Buch abkaufen,
Kann er, wie er will, mit Luſt ſich r'um raufen;
Nenn er ſie Faulenzer, Idioten,
Vergleich er ſie mit Hottentotten;
W'rum kommen ſie nie zu mir herein,
Und kaufen ſich ein Büchchen ein.
Doch Tänzer und Schauſpieler
Und Seufzerchen und Triller,
Und Tänzerinnen,
Und Schauſpielerinnen,
Und all das ſchöne Völkelein,
Das laß er mir (ich bind' es ihm ernſtlich ein)
Das laß er mir ungeſchoren ſein.
Es iſt ein Völklein, den Muſen getreu,
Es lieſet und kaufet ſich allerlei.
Wenn in einer Komödia
Das Töchterchen, genannt Sophia,
Oder Blandine, oder Amalia
Einem jungen Stutzerchen
Ihr Herzeleid klagt mit heißern Seufzerchen,
Daß die Mutter ſtreng
Sie einſchließet gar eng,
Und der Vater hart
Mit Arbeit nicht ſchonet die Händelein zart,
Einführen will unmenſchliche Zucht;
Und dann im namloſen Schmerzen
Das Töchterchen mit dem beſten Herzen
Dergleichen auf Erden
Nie wieder wird werden,

Sich herzhaft entſchließt zur heimlichen Flucht,
Und mit Alcindon ſich ehlich verbindet,
Ohne zu wiſſ'n, wo ſie 'n Brod morgen findet,
Und dann die Mutter Agatha
Von der reuvollen Amalia
Vernimmt die ganze Hiſtoria,
Sogleich auch im ſtrengen Gericht
Und mütterlichen Eifer ſpricht:
Haſt mir, liebs Hühnlein, dein Herzlein verhüllt
Und ein kleines Streichlein geſpielt;
Woll'n deinem Vater mit'm Herzen wie Eis
Schon machen das Sachelchen weiß,
Und dann die Mutter Amalia
Sich ſtürzt in des Töchterchen Arm; oh!
Und mit Seufzen und Drücken
Das Herz ſich erquicken!
Dann Quintus Aninius,
Das iſt eine Hauptbedingnuß,
Dann ruf er: Bravo! Bravo!
Uebern Victoria;
Das iſt 'n Komödia! Das iſt 'n Komödia!
„Dieß gern die Herren und Damen thun leſen,
„Drum b'ſteht faſt darin das Bücherweſen."

Wenn in einer Tragödia
Olint fürs Vaterland
In re bellica
Mit'm eiſernen Handſchuh bepanzert die Hand,
Und die Lanze hebt,
Daß der Boden erbebt,
Und, Hurrah, brauſt und ſauſt,
Wie der Sturmwind hauſt,
Und auszuüben der gräulichen Thaten viel
Schon unerbittlich fortjagen will,
Und dann im einſamen Winkelein
Sich traurig erhebt ein weinend Stimmelein,
Der Ritter dann abſteigt, zu den Füßen ſich wirft,

Um Vergebung fleht, vom Händchen die Thränlein ſchlürft,
Und ihr zuſchwört, fern vom Sturm und Graus
künftig bleiben woll'n zu Haus,
Und zu Zeugen nimmt alle Stühl und all' Wänd,
Daß er mit'm Heurath'n wöll machen ein End.
Aber vom Rücken ein Dritter herlauft,
Und den Reumüth'gen unſauber zerrauft,
Auch im hitzigen Streit
Ihn bald zur Erde keut;
Sie d'rauf vor Herzeleid
Ihr Seelchen vom Leib wegſtreut.
Und den Zuſchauern viel
Zerreißt 's Herz vor G'fühl;
Oh!
Dann Quintus Aninius,
Dann ruf er: Bravo! Bravo!
Uebern Victoria.
Das iſt n' Tragödia! das iſt n' Tragödia!
„Dieß gern die Herren und Damen thun leſen,
„Drum b'ſteht faſt darin das Bücherweſen.“

Wenn in einer Opera
Die hochbebuſchte, und lang beſchweifte Clelia
Die ſtolze Ofelia
Wegen ihrem Ritter beneidet,
Und mit Pagen und Zoſen von hinnen ſcheidet,
Der Ritter ihr gar heftig nachjaget,
Und zu ihren Füßen jämmerlich klaget,
Mit einem Trillerlein
Aus'm welſchen Kehlelein;
Drauf Ofelia erbittert,
Mit'm langen Mantel auf den Brettern r'um wittert;
Flugs Kriegstrüpplein daſtehen,
Drunter ſchöne Fähnlein wehen,
Und Schlacht mit Bändlein und Schärpen zieren,
Die das Kriegsheer anführen.

Drauf unter Pauken, Singen und Geigen
Die g'rechte Sach ſich muß zeigen.
Und Clelia unterliegt,
Der Siegerinn Thriumphwagen ſchmückt.
Sie aber ſich erſticht Knall und Fall,
Und das Nachſehen läßt den Zuſchauern all.
Pauken, Trompeten und Flöten
Ihr beiſteh'n in den Nöthen.
Mit einem Triller ſie fällt auf's Kanapee.
Hier iſt der Dolch, es thut nicht wehe.
Drauf kommt ein Ungewitter
Und ſchöne Dirn' und glänzende Schnitter,
Und machen behend
Dem Schauſpiel ein End.
Er aber ſchrei: Oh!
Dann Quintus Aninius,
Das iſt eine Hauptbedingnuß,
Dann ſchrei er: Bravo! Bravo!
Uebern Victoria.
Das iſt 'n Opera! Das iſt 'n Opera!
„Dieß gern die Herren und Damen thun leſen,
„D'rum b'ſteht faſt darin das Bücherweſen.“

Manch hochgebern' Windbeutelin,
Das ſein Ingenium
Ausgebild't mit einem Compendium,
Wird kommen, und Bücher ſchreiben,
Und Unfug im G'lehrtenreich treiben.
Und um g'lehrt zu ſchein'n, wird es mir nehmen ab,
Was ich Friſches und Theuers an Schriften hab.
Laß er mir ungeſchoren s'Windbeutelein mein,
Und mach' er dafür ein ſchön's Reimlein hinein.
Solche Verslein zu machen, iſt allemal leicht,
Das Wetter ſey trocken oder feucht.
So er auf der Gaſſen will gehen,
Kann er ſie dem Dutzend nach drehen,
Und damit manchen Bogen füllen an,
Wie ich mit dieſen Verslein gethan.

Drum laß er ſich dieß geſaget nur ſeyn,
Und mach er mir ſtets ein hübſch Verslein hinein.
„Dieß gern die Herren und Damen thun leſen;
„Drum b'ſteht faſt darin das Bücherweſen.“

Hier endigte ſich dieſer Aufſatz, und er wäre mehr als hinlänglich, ſagte Puzlewekius, das ſogenannte ſchöne Geiſtervolk von Herren und Frauen zu gewinnen. Es muß etwas ſeyn, verſicherte er mich, das ſie beim Lever oder nach dem Eſſen auf dem Ruhebette, oder an trüben Tagen, wenn ſie Vapeurs hätten, leſen können, ſo etwas ganz Leichtes, das die Seele ſanft reibet, wie bei den Griechen häufig anzutreffen wäre, aus welcher Urſache ich dann auch wohl thun würde, wenn ich meine Schriften, um ihnen einiges Zutrauen zu verſchaffen, ſtets für Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen ausgäbe. Das wäre nun eine und die zahlreichſte Gattung von Leſern, ſagte er. Die zweite Gattung ſeyen die Gelehrten und Künſtler, und dieſe wären noch leichter zu gewinnen, nämlich mit gelehrten Anzeigen und Kritiken. Solche Anzeigen, ſagte er, müſſen in jedem Journal wenigſtens fünf bis ſechs zugegen ſeyn, wenn es je intereſſant ſeyn ſoll.

Ich erſchrack über dieſe Forderung, und da ich nicht gerne verſprechen mochte, was mir zu leiſten unmöglich war, ſo machte ich ihm die Einwendung, daß es nicht möglich wäre, binnen einer ſolchen Zeit auch nur kurze Schriftchen durchzuleſen. Und man ſoll, fuhr ich fort, die Schriften nicht bloß leſen, ſondern ſtudiren, den Endzweck, den der Verfaſſer hatte, und die Art des Bedürfniſſes, welchem er abhelfen wollte, ſtets vor Augen haben; man ſoll, wenn man dem Publikum nützen will, den Plan der Schrift herlegen, und es ſelbſt beurtheilen laſſen, ob er im Grund dieſen Endzweck gut angelegt, und ob er in allen Theilen gut ausgeführt ſey; man ſoll —

Dieß kann er, unterbrach mich Puzlewekius, in einer Abhandlung ſchreiben, damit man's ihm glaubt, daß auch er ſo zu Werke gegangen ſey. Hier muß er nicht vergeſſen, daß wir an das Publikum, dieſes aber keineswegs an uns gebunden ſey. Sieht er, ich will ihm dieß Handwerk 'nmal erklären — mit der Bedingniß, daß er's ſein bei ſich behält. Erſt machen mit den Kritiken wir Buchführer wechſelweiſe einander Complimente, und wie mir der Mann, mit dem ich in der Handlung ſtehe, die Schriften meines Verlags beurtheilen läßt, ſo laß ichs den ſeinigen widerfahren; die meiſte Mal werden die Kritiken ſchon mitgeſchickt, und da ergiebt ſich dann keine Schwierigkeit.

Der zweite Endzweck, welchen die Kritiken haben, iſt, die Ungelehrten geſchwind gelehrt zu machen. Sie wiſſen, heut zu Tag hat ein Knabe mit ſechzehn Jahren ſeine Vollendung erreicht*), und dann will er halt auch reden, wovon er andere reden hört. Er beſucht Geſellſchaften, und darin will er glänzen. Zum Leſen iſt er zu faul; es wäre auch nicht möglich, dieß bei allen Büchern zu thun, wovon er ſprechen will. Auch hat er in ſeinem Leben nie einen Aufſatz geſchrieben, der ihn eine Mühe von etlichen Tagen gekoſtet, und überzeugt hätte, was dazu gehöre, etwas zu ſchreiben. Alſo liebt er Kritiken, nicht, um über den Gegenſtand nachzudenken, welchen das beurtheilte Buch behandelt, ſondern um die Nachricht von herausgekommenen Büchern zu wiſſen. Wollte man eine Kritik nach ſeiner Meinung verfertigen, lieber Anini, ſo würde jedermann davor eckeln. Sie ſoll dem jungen Römer nur dazu helfen, daß er dergleichen thun kann, als hätte er viel geleſen. Und dazu dienen ſie ihm denn auch vortrefflich.

---

*) Im achtzehnten Jahr hat ein junger Menſch ausſtudirt (ſagt der vortreffliche Ueberſetzer der philoſophiſchen Abhandlungen, und Lobreden über Preisaufgaben der franzöſiſchen, und verſchiedener anderer Akademieen); er glaubt alles zu wiſſen;

Er wird von Leuten, die ihren Namen kaum ſchreiben können, noch oft genug ſagen hören: Welch eine ausgebreitete Lektüre der junge Menſch ſchon innen hat! Es iſt erſtaunlich, wie viele Erudition dieſer junge Gelehrte beſitzt! Ueberall, wo man ihn angreift, iſt er zu Hauſe. Ich bitte Sie, erhalten Sie ſich uns, laſſen Sie von Ihrem raſtloſen Eifer ein wenig nach. — Und er wird ſehen, daß der Knabe nicht einmal erröthet, und nach und nach dahin kömmt, es ſelbſt zu glauben.

Drittens dienen die Kritiken manchem armen Schlucker, um ſich zu einem bischen

---

er weiß nichts; aber man hält ihn nicht mehr für einen, der noch lernen müßte, weil er nicht mehr unter der Ruthe ſeiner Vorgeſetzten ſteht. Wir leſen, daß Cicero, Cäſar noch im fünf und zwanzigſten Jahre den Namen eines Schülers führten. Sie bereiteten ſich durch vieles Studiren zu den wichtigen Regierungsgeſchäften zu. Cäſar und Cicero hatten Verſtand, aber ſie glaubten nicht, daß er Kenntniſſe erſetzen ſollte, oder daß man ſich bei öffentlichen Amtsverrichtungen auf Untergebene verlaſſen könnte. Indem ſie ſich das Glänzende des Projekts vorbehielten, und die einzelnen Umſtände für gering achteten, wollten ſie durch ſich ſelbſt die Menſchen kennen, die Gewichte, die Triebſedern, die Bewegungen der politiſchen Maſchine unterſuchen. Der Verfaſſer eräth nicht alles dieſes; man muß ſehen, calculiren, abwägen, und dieſes thaten ſie, ohne ſich zu ſchämen.

Brod zu verhelfen, oder einem andern, der einem etwas zu Leid gethan, ein Tüchtiges hinaufzugeben. Sieht er, das Blättchen läßt man denn bei ſeinen Patronen, vornehmen Herren, die gemeiniglich nichts leſen, und nicht wiſſen, was in der gelehrten Republik vorgeht, herumtragen, oder, wenn mans einmal gewohnt iſt, trägt man's ſelbſt herum, und da läßt ſich manches erſchnappen; daher geben ſich die Schriftſteller die erſte Mühe, den Buchführer zu überzeugen, wie ſie für ſeine Kritiken alle Ehrfurcht hätten, und für die Ausbreitung derſelben beſtmöglichſt eiferten. Die es nicht thun, muß er ſich vormerken, damit er es ihnen ſeiner Zeit gedenken könne.

Endlich, ſagte er, dienen ſie auch dazu, immer ein und den andern Streit mit wichtigen Männern zu wagen, wodurch dann das Journal lebhaft und intereſſant wird. Nur gleich einen Großen angepackt, einen, der viele mächtige Freunde hat, und ſich wahrſcheinlich vertheidigen wird. Ich hatte einſt von einem Griechen ein weitläufiges Werk über die Staatskunſt übernommen, das gut geſchrieben war, und dabei mir fein ſauber liegen blieb. Bald darauf verfaßte unſer Varius ein anderes, und den nämlichen Tag, wo es erſchien, hatte ich's ſchon beurtheilt, und zehn andere Kritiken an auswärtige Journaliſten geſchickt, die ſogleich eingerückt wurden. Ich hatte weiter nichts geſagt, als daß ſein Werk aus einem andern, welches ich beſäße, ausgeſchrieben wäre. Binnen acht Tagen hatte ich tauſend Exemplare abgeſetzt, und ich mußte eine ganze Heerde von Schreibern Tag und Nacht arbeiten laſſen. Varius beklagte ſich bei ſeinen Freunden, daß die Kritik ein wenig bitter wäre, und damit meinte er, wollte er's gut ſeyn laſſen; aber ich ließ ihn durch meine Bekannte aufreden, daß er mich widerlegte; er that's, und zwar mit dem ganzen Ernſte, den ich vermuthet hatte. Nun war mein Sieg vollkommen.

Wie wäre das möglich! rief ich ganz erſtaunt aus.

Ich gab ein anderes Blatt heraus, nicht um mich zu rechtfertigen, ſagte ich in der Vorrede, denn wer hat je gehört, daß man die Wahrheit rechtfertigen ſoll; ſondern um den Muth der Inländer, welche ein ſolches Verfahren leicht abſchrecken könnte, und überhaupt die Ehre der Römer, von welchen ſich das Ausland eben ſo leicht einen üblen Begriff machen könnte, zu retten. Man weiß, ſagte ich, wie das Ausland beſchaffen iſt. Eiferſüchtig auf unſere Verdienſte, und zu unkräftig, unſere männlichen Tugenden nachzuahmen, macht es ſich ein Geſchäft daraus, jeden unſerer geringſten Fehler zu bemerken, und wo es nur Flecken ſind, von Wolken, und Finſterniſſen zu ſprechen. Zwar, ſagte ich, haben wir wenig darnach zu fragen, ob ein Ausländer unſern Ruhm mitrühmen, oder daran nagen will; aber es iſt doch beſſer, frei und ungehindert, als durch einen Schwarm von Mücken gehen zu müſſen. Dieß wärmte ich, wie natürlich, beſſer auf, goß eine beſſere Brühe darüber, und es ſchmeckte den Römern.

Q. Varius, fuhr ich fort, dieß iſt ein Mann, ſagte ich in einem Einſchiebſel, von deſſen unſtreitigen Verdienſten, und noch größern Einſichten in das Staatsweſen wir überzeugt ſind. Er war es, der den berüchtigten Vorſchlag — wegen dem Ackergeſetze that, der in dem Seeweſen eine neue Erfindung einführte, und unſerer Handlung eine große Veränderung gab, und wären die Folgen von ſeinen Vorſchlägen jederzeit ſo glücklich geweſen, als ſie einſichtsvoll ſind; ſo könnte ſich Italien bereits erfreuen, durch ihn in eben ſo gute Vortheile, als nun die Nachtheile ſind, verſetzt geworden zu ſeyn; denn in der That verrathen alle ſeine Schriften eine nahe Beleſenheit in den beſten Schriftſtellern, welche das nämliche Fach bearbeitet haben, ſo, daß, wer ſeine Werke lieſt, beinahe ſagen könnte, die Werke der Uebrigen geleſen zu haben. — Auch über dieſen Anfang goß ich eine wohlriechende Brühe, ſo, daß Q. Varius, ungeachtet er nicht hungrig war, nicht umhin konnte, ſich dieſelbe ſchmecken zu laſſen.

Das ſollte mich Wunder nehmen, ſagte ich, wenn Q. Varius ſo blöde ſeyn ſollte, daran ein Wohlgefallen zu finden. Sollte er es dann nicht gemerkt haben, daß Sie mit Ihrem Lob gerade nicht mehr und nicht weniger ſagten, als: ſeine Schreiberei wäre nichts Beſſeres, als eine unglückſelige Plünderung der beſſeren Schriftſteller.

Puzlewekius konnte ſich nicht enthalten, bei dieſen Worten mir einen Beweis ſeines Zutrauens zu geben, der, wie ich nachher ſah, etwas Seltenes war, nämlich mir freundſchaftlich die Hand zu drücken. Er hat es freilich bemerkt, gab er zur Antwort; aber die nämliche Schlauheit, die ihn es bemerken ließ, rieth ihm ebenfalls die Klugheit, ſich es nicht merken zu laſſen, weil die Römer viel Schmeichelhaftes darin fanden. Q. Varius erröthete vor Beſcheidenheit, ſo oft er in einer Verſammlung dieſen Eingang leſen hörte: Ich verdiene ſo vieles Lob nicht, ſagte er allemal.

Der Mann war mir ſo wichtig, und ich konnte ihm nicht anders begegnen, wenn er mir nicht gefährlich werden ſollte. Sieht er, das iſt, und wird ſtets die Art ſeyn, durch welche ich ſo manchen großen Mann kennen lerne. Auch er hat ſein Glück einem ſolchen Vorfalle zu danken, worin Labius die Hauptrolle geſpielt. Der Mann dacht ich, welchen zu untergraben ſich Labius gefallen läßt, muß ein Mann von nicht geringem Talent ſeyn. Labius iſt, wie er vielleicht noch nicht weiß, ein feiner Kopf.

O, ſagte ich, auch ein rechtſchaffener Mann; er hat mich davon mehr als einmal überzeugt. Er war der einzige, der zur Zeit, wo mir jedermann gram zu werden anfieng, noch den Muth hatte, mich zu vertheidigen. Sie ſprachen vom Untergraben; ich bitte Sie —

Puzlewekius lachte ſelten; aber hier konnte er ſich nicht enthalten, auf eine ihm eigene Weiſe zu lächeln. Es geſchah in dem Hauſe des großen Seeadmirals, ſagte er, der bei dem Namen Ausländer bleich wird. Es war eine zahlreiche Geſellſchaft gelehrter Herren und Damen, worunter Sempronia präſidirte, zugegen, und wie jener ein Mann war, der vielen Stolz darin ſuchte, mit den Gelehrten bekannt zu ſeyn, und um ihre Freundſchaft ſich oft mit Mühe bewarb: ſo war es bei ſeiner Ankunft, ſobald er ſich der Ruhe überlaſſen konnte, ſein erſtes Geſchäft, den Mann, von dem er ſo viel Gutes, und ſo viel Böſes reden gehört hatte, von Perſon kennen zu lernen. Es war nicht unwahrſcheinlich, daß, wenn er ihn nach ſeinem Sinne fände, er ſich um ihn annehmen würde. Ich ſaß in der Ecke des Zimmers, und ſah dem Schauſpiele zu. Man erwartete ihn mit Begierde, und als er hereintrat, ſtand Labius auf, um ihm ſeine Ehrerbietung zu erzeigen. Labius beſaß den Ehrenplatz, und ſchien ſich ihn mit guter Abſicht gewählt zu haben; von dieſem trat er weg, um ſolchen ihm anzubieten. Er wird ſich deſſen zu erinnern wiſſen. Die Geſellſchaft murmelte, und die Damen verließen ihre Sitze. Das iſt eine unausſtehliche Eitelkeit, ſagten ſie; ſie iſt ganz und gar nicht zu dulden. Er war damals den Platz vorübergegangen, und hatte ſich, ich weiß nicht, zu welchen Bekannten an das Fenſter gelehnt.

Man muß ihm dieſe Eitelkeit zu gut halten, nahm Labius das Wort. Seine großen Talente erſetzen dieſe Schwachheit.

Wie? ſchrieen und ſielen ſie ihm in's Wort, Sie wären von dem Traume noch nicht aufgewacht, hätten die wahre Beſchaffenheit, und ſeine Kunſtgriffe, womit er ſich Anſehen zu verſchaffen weiß, noch nicht entdeckt? Wiſſen nicht, daß ſchon ſein böſer Charakter —

Ich möchte nicht gleich alles glauben, fiel Labius ein, was man ſagt. Ich habe ſelbſt Vieles gehört; aber ich dachte nicht anders, als es wären Mährchen. Es iſt noch keine Stunde, ſo erzählte man mir, daß er geſagt haben ſollte: man nannte mir den Ort, die Zeugen, die es gehört hätten; — doch es iſt nicht glaubwürdig.

Wie? was? nicht glaubwürdig? ſchrieen ſie wieder, was nicht glaubwürdig? Alles iſt glaubwürdig. Was war's denn? Sie müſſen es uns ſagen.

Sie müſſen, ſagten die Damen, die indeſſen über das Geſchnatter zurückgekehrt waren. Lange weigerte ſich Labius. Er ſagte, — fieng er endlich an; aber Sie werden gleich ſehen, es iſt nicht glaubwürdig, endigte er wieder. Ich will verſuchen, ſagte er, wie ich es gelinder vorbringen möge, was er geſagt hat; es kam nämlich gerade ſo heraus, wenn mans gelind geben will, als hätte er von uns Römern geſagt, wir hätten alle insgeſammt keinen Verſtand; aber Sie ſehen, es iſt nicht glaubwürdig; denn das wäre gerade ſo viel, als wenn er geſagt hätte, die Römer wären lauter Eſelsköpfe. Von den Damen ſagte er noch was Aergeres; aber dieſes zu ſagen, verbietet die Ehrbarkeit. Und Wahrheit kann es gleich gar nicht ſeyn. Was war's denn? fragte Aglaja. Wir ſind keine Kinder mehr, ſagte Ofelia. Wir wollen uns entfernen, ſo entſchied Sempronia, wenn Sie ſo gut ſeyn wollen, es den Männern zu ſagen. Sie giengen in das nächſte Zimmer mit der höchſt unanſtändigen Ehrbarkeit, und er weiß, daß der Vorfall, wie ſie plötzlich alle, ſo wie ſie inwendig horchten, zur Thüre herausfielen, bald ein allgemeines Gelächter erregt hätte, wenn es nicht Labius für beſſer befunden hätte, die Gelegenheit zu benützen, und die Römer, wohin er's wünſchte, zu lenken.

Alle, ſagte Labius, wie wir hier ſind, ſind wir doch nicht Eſelsköpfe. Er kann ſich vorſtellen, ob nur Einer da war, der Luſt dazu gehabt hätte, es für ſich zu ſeyn. Indeſſen gieng er auf ſie zu, und, wie er weiß, dankte ihm keiner, ſo wie er ſie in der Reihe herum grüßte. Nur Labius bückte ſich vor ihm. Der Seeadmiral entfernte ſich, und die Geſellſchaft gieng höchſt verdrießlich auseinander. In einer Stunde hieß es, er hätte geſagt, die Römer wären Narren, und in zwei Stunden unterſuchte man, was der, welcher ſich ſo was erkühnte, verdient hätte. Seine Freunde liefen herum, nahmen ſich ſeiner an. Labius entſchuldigte ihn auf alle mögliche Weiſe. Er iſt der beſte Mann, der Labius, ſagten ſeine Freunde. O daß alle Römer ſo wären!

— Begreift er nun, was mich darauf führte, zu glauben, es müßte hinter ihm etwas mehr, als gemeines ſtecken?

Vollkommen.

Alſo wieder zu unſerm Varius. — Dieſer große Mann, ſagte ich in der öffentlichen Kritik, nahm es ſo übel, daß ich ihm die Wahrheit ſagte, oder vielmehr erinnerte, denn er mußte ſie ſelbſt wiſſen, daß er mich auf eine ſehr ungezogene Weiſe beſchuldigt, ich wäre ſeiner Ehre zu nahe getreten. Wahrhaftig hat er ſich dieß ſelbſt gethan; denn wie ſoll ihm das Ehre bringen, daß er den Frieden muthwillig ſtört, und zur Zeit, wo die Wiſſenſchaften noch Unterſtützung nöthig haben, einen Mann, der ſie verbreiten will, feindſelig behandelt? Freilich muß ihm das weh gethan haben, daß er auf dem Fleck, wo er herausſtahl, ertappt worden iſt. Er möchte wohl gedacht haben, daß meine Kritiken beſchaffen wären, wie die andern Kritiken in den benachbarten Orten, wo man ſelten ein Buch durchlieſt, ſondern von dem nächſten beſten hungerigen Jungen, der etwa orthographiſch ſchreiben kann, und deren man für jeden Bogen Wohlgeſchriebenes bezahlt, ſie niederſchmieren läßt. Der Verfaſſer hätte ſeine Landsleute beſſer kennen, und bedenken ſollen, wie dieſelben immer und allenthalben nach dem

Soliden trachten. In der That, ſo groß der Vorzug der Schrift, welche ich verlegt habe, vor dieſer letztern (und wie groß dieſer ſey, wird jeder ſehen, der es kauft, welches jeder gut geſinnte, und halbaufgeklärte Römer thun wird) ſo groß, ſag ich, der Unterſchied iſt; ſo hätte ich doch meinen Verlag lieber liegen laſſen, als zu einer ſolchen Unanſtändigkeit Anlaß geben wollen. Was wird das Ausland denken, wenn es ſieht, wie meine Schrift, welche jedermann kauft, von einem Römer, ich will nicht ſagen, angefallen, ſondern angebellt, angekäust, und angegrunzt worden iſt? *) Dieſe Grobheit —

Grobheit, unterbrach ich ihn. Was war denn Ihre Widerlegung? wenn ich fragen darf.

Frag er die Römer darum, ſagte er, die haben es ſchon beantwortet.

Was ſagten ſie denn?

S' iſt 'n feurige Widerlegung, ſagten ſie; voll Patriotismus, und römiſchen Stolzes. Doch ich ſehe, er hat im Reiche der Gelehrſamkeit und des guten Geſchmackes noch gar

---

*) Provinzialismen einiger Journaliſten, deren jede ihre eigenen, oft unter feinern Ausdrücken weit gröbere, beſitzen.

viel zu lernen, wie ich dann auch nicht verlangen will, daß er mit einem Mal alles begreifen ſoll. Komm er morgen zu mir, da will ich ihm einen zweiten Unterricht geben.

Anmerk. Man ſagt mir, daß es Leſer geben ſollte, die ſich von den Menſchen, mit denen Aninius lebte, keinen Begriff machen können: O wie glückſelig ſind dieſe Leſer! Und wie herzlich wünſche ich ihnen, daß ſie nie einen Fall erleben möchten, der ihnen dieſen und jenen Artikel aufklären, und ſie mit den Menſchen, welche hier vorkommen, bekannt machen möchte! Aber die übrigen erſuche ich, die Stelle, welche ſie das erſtemal nicht verſtehen, zwei-dreimal (und im guten und ſchlimmen Humor) und ſo lange, bis ſie dieſelbe verſtehen, zu leſen. Dieſe Dinge gleichen unter dem Sande verborgenen Glasſcherben, und ſpitzigen Kieſelſteinen auf dem Wege, und man macht ſich dieſen um die Hälfte leichter, und ſicherer, wenn man weiß, daß jene vorhanden, und wie ſie wegzuräumen ſind. Ihre Kenntniß bringt die Klugheit zur Reife, ohne welche alle Gutheit des Herzens, und alle Bemühung um Recht und Wahrheit wie am unrechten Orte angebracht iſt. Wenn es möglich wäre, ſollte mir jeder junge Menſch, ehe er in die Welt tritt, um da auf ſeinem Poſten etwas ſchlimmer oder beſſer zu machen, erſt eine Geſchichte der Intriquen und Kabalen leſen, die er dort unausbleiblich, und (kennet er ſie nicht bald) zu ſeinem Schaden kennen lernen wird. Die Unwiſſenheit in dieſem Stücke war von jeher der guten Sache höchſt nachtheilig, und die Geſchichte zeigt uns unzählbare Beiſpiele, wie ein einziger Mann hundert andere wie an einer Schnur herumzog, und was er wollte, aus ihnen machte. Es giebt Gerichtsſtädte, worin die Intrique das Bürgerrecht erhält, und keine Sache ohne Kabale geendet wird. Jede gerade Linie iſt denſelben verbannt, und wenn der Notar einen Akt von einem Schrank zum andern trägt, ſo nimmt er einen Umweg, oder verſchiebt es bis auf den andern Tag. Nun hat es mit dieſer Mode, wie mit allen böſen Dingen die Beſchaffenheit, daß man ſich derſelben ſchämt, ſobald man ſie aufdecket, und ſich vor denſelben immer weniger zu furchten hat. Wohl dem, der den geheimen Sinn dieſes Sprüchchens mit ſich herum trägt: Aruspex Aruspicem videns ridet.

Wie Puzlewekius den Spleen hatte.

Zu einer andern Zeit, wo ich noch auf dem glückſeligen Irrthume beſtand, zu glauben, den Menſchen, welche vom guten Gefühle, von Aufklärung und Weisheit ſprächen, wäre im Ernſte um die Verbreitung des guten Gefühls, der Aufklärung und Weisheit zu thun, hätte mich der Beſuch des Puzlewekius ganz gewiß zu einem unbedachtſamen Schritte verleitet, und im Eifer hätte ich es für meine Pflicht gehalten, ihn für einen Feind der geſunden Vernunft, und der Menſchheit zu erklären; aber ich hatte bereits den Anfang gemacht, ſolche Dinge wie gewöhnt zu werden, und ſo oft ich einen Beſuch annahm oder gab, mir im voraus immer mehr Böſes als Gutes vorzuſtellen. Ich gieng, wie betäubt, herum, hatte oft Stunden, wo ich zweifelte, ob ich bei geſunden Sinnen ſey, und war überall wie ein Fremdling, der nie eine Wohnung aufſchlagen würde, ſo oft ich ein neues Gebiet betrat; denn überall dachten hundert das Gegentheil deſſen, was ich dachte, und das, woran ich mich hielt, war der allgemeine Gegenſtand des Spottes und Gelächters.

Ich beſuchte den Puzlewekius ohne weitere Befremdung und Aengſtigkeit, als wäre es unnützlich, an einem Ort, wo die Luft krank iſt, ſich vor der Unpäßlichkeit eines Hauſes zu fürchten.

Das Aergſte, ſagte er zu mir ſelbſt, haſt du geſtern wohl ſchon vorgenommen, und was du heute hören ſollſt, wird nur eine Erklärung und Wiederholung des Nämlichen ſeyn. Mit dieſen Gedanken kam ich an das Ecke der

Gaſſe, worin der Beförderer der römiſchen Literatur, der weiſe Puzlewekius wohnte. Ehe ich um das Eck hinumgieng, bemerkte ich, wie verſchiedene Leute, welche bereits hinumgegangen, ſchnell ſich wieder umwandten, einen andern Weg zu nehmen; andere aber, welche, ohne Zweifel aus einem Verſehen, bereits tiefer in die Gaſſe gekommen waren, auf einmal, wie von etwas erſchreckt, einen Augenblick ſtill ſtanden, dann entweder den Kopf auf die Erde mit einem Tiefſinn hängen ließen, woraus ſie kein Rufen wecken würde, oder, ſo gut ſie konnten, an die Häuſer der andern Seite ſich andrängten, oder einen guten Bekannten ſuchten, dem ſie ſchon von weitem zuriefen: Was war's denn, was Sie mir geſtern ſagen wollten? — oder — nun bin ich zu Ihren Dienſten; wir können nun auf der Stelle hingehen: — und bei dieſen Worten zugleich huſteten, mit den Augen winkten, den Bekannten auf den Fuß traten, oder ihn beim Aermel zupften.

Meine Verwunderung darüber ward mir ſobald benommen, als ich ſelbſt dem Schriftengewölbe nahe kam, und nichts war mir ſogleich begreiflicher, als die Furcht, in welche bei dem Anblicke deſſelben Reiter und Fußgänger geriethen. Etliche Jungen hatten nämlich die Thüre des Gewölbes beſetzt, und wer von den Vorübergehenden das Anſehen hatte, daß er etliche Schillinge bei ſich trage, der ward unvermeidlich durch eine Schmeichelei, durch ein Verſprechen, durch eine zweideutige Aufforderung hineingezogen, und dann wehe ihm! Ohne die Hälfte ſeiner Schillinge, oder ſeiner Ehre, als Gelehrter, dahinten zu laſſen, war es ſchlechterdings nicht möglich, wieder herauszukommen. Sie ſagten ihm ſo oft und lange vor, daß ſie von ſeinen Einſichten und ſeinem Geſchmacke in dieſem und jenem Fache, worin eben wieder eine neue Schrift zum Vorſchein gekommen, überzeugt wären; machten ihm ſo fürchterliche Beſchreibung, wie ſie den — und den — welche an dieſer Schrift keinen Antheil genommen hätten, in der nächſten Anzeige als Idioten durchziehen wollten, oder machten ihm ſo beredſame Schilderungen, was für Vortheile ſich aus der neuen Schrift ziehen, wie man da die Glückſeligkeit des Lebens finden, die beſte, und wie ſie gemeiniglich hinzuſetzten, die einzige Art, gute Schiffe zu bauen, die Geſundheit zu erhalten, Kinder zu erziehen u. ſ. w. lernen könnte, daß der Fremde aus Angſt und Betäubung eilig nach ſeinem Säckel griff, um ſich, gleichſam durch einen Tribut, von ihnen loszukaufen. Es geſchah alſo aus einem ganz natürlichen Inſtinkt, vermöge welchem die Seele, als vor einem Ort, worin ihr einmal Gewalt angethan worden, ein natürliches Grauen empfand, wenn alles, was dieſe Gaſſe betrat, in eine Art von ſeltſamer Verlegenheit gerieth, wenn man dort von einem, der, wo er ſich befinde, plötzlich wahrnahm, einen Schrei hörte, hier einen zurück-, einen andern vorbeilaufen, und endlich einen einzelnen in das Gewölbe hineinführen ſah.

Als ich nach dem Puzlewekius fragte, ſagten ſie mir, daß, wenn ich an ihn irgend eine Bitte hätte, ich zu einer andern Zeit kommen, und eine gelegenere Laune abwarten möchte, als in welcher er heute wäre, wo er alles Irdiſche verachtete. Er hätte heute wieder einen heftigen Anfall gekriegt, fuhren ſie fort, wo er immer ſchriebe, und wenn man von der Heftigkeit deſſelben ſchließen wollte, wie mans dann thun kann und muß: ſo wird ungezweifelt wieder etwas Außerordentliches zum Vorſchein kommen, wie noch allemal geſchehen iſt, wenn er von der Gelehrtenkrankheit überfallen wurde.

Es muß was Herrliches werden, ſagte ein anderer, denn dieſen Sturm habe ich noch ſelten bemerkt.

Gelehrtenkrankheit? fiel ich ein, mit dem Tone eines Menſchen, der gar nicht abſehen kann, wovon die Rede iſt. Die Herren wollten mir antworten, als eben Puzlewekius aus ſeinem Hinterſtübchen hervor kam. Er hatte einen Griffel in den Händen, einen Griffel in dem Munde, und hinter den Ohren einen Griffel. Ein Auge hatte er halb verſchloſſen, und mit dem andern ſah er auf den Boden, als wenn er Verlorenes ſuchen wollte. Ohne Unterlaß durchſägte er mit den Händen die Luft, und deutete entweder mit dem Zeigefinger herum, oder kaute jämmerlich an den Nägeln. So kam er von innen heraus mit eben ſo wunderlichen Gebehrden, als ſeine Kleidung war, denn er hatte drei Schlafmützen, eine Binde darüber, auf dem Kopfe, und auf ſeinem Rücken hieng ein Mantel zum Ausgehen.

In dieſer Geſtalt gieng er mitten durch ſeine Gehülfen, und es kam mir vor, als wünſchte er, daß ſie ihn in ſeinem Denken ſtören, und ihn etwas, worauf ſich eine närriſche Antwort geben ließe, fragen möchten. Er ſchien etwas verlegen zu ſeyn, daß ſie augenſcheinlich zu viele Ehrfurcht für ihn hatten, um ihn zur Unzeit in ſeinen Gedanken aufzuhalten.

Er rieb ſich drei bis viermal die Stirn, blieb alle zwei Augenblicke ſtehen, und ſah unverwandt lange nach Einem Punkt. Es iſt ſehr heiß heute, ſagte er endlich; d'rum bringt mir, fuhr er nach einer Weile fort, bringet mir meinen Pelz, und laßt das Kohlfeuer nicht ausgehen. Die Bedienten ſtellten mich ihm vor, ohne ein Wort zu ſprechen. Er ſah mir lange ins Geſicht, wobei er ſeine Miene nicht im Geringſten änderte, und ſagte endlich: Ich erinnere mich, dich in Babylonien geſehen zu haben. Hierauf zog er ſeine Schreibtafel hervor, und indem er ſie vor ſich hielt, als wenn er leſen wollte, und auch wirklich die Worte las: „Beſchreibung der merkwürdigſten Begebenheiten unſers Jahrhunderts,“ ließ er geſchehen, daß ſeine Bedienten, und die anweſenden Bekannten, welche nichts anders glaubten, als er würde nunmehr die Beſchreibung anfangen, ihre Stühle um ihn herumſetzten; er ſelbſt hatte ſich feierlich auf einen niedergelaſſen, und hielt noch immer die Handſchrift vor ſich, als wollte er nur noch warten, bis ſie alle Platz genommen hätten; aber kaum hatten ſie es gethan, als er ganz ſachte aufſtand, und ohne weiteres davon gieng.

Es muß etwas Herrliches werden, wiederholten ſie, einer dem andern.

Nach dem, was ich von dem Puzlewekius den vorhergehenden Tag gehört hatte, muthmaßte ich, er könnte bei dieſem außerordentlichen Betragen ſeine außerordentlichen Abſichten haben. Ich ſchlich ihm daher unverzüglich in ſein hinterſtes Zimmer nach, und fand, daß ich mich nicht betrogen hatte. Kaum waren wir allein, als er ſeine Mützen, eine nach der andern, mit der Toga herabnahm, und mich mit einigem Lächeln fragte, wofür ich ihn gehalten hätte. Nicht ganz für das, ſagte ich, was Sie vorſtellen wollten, und doch ſtellten Sie ihre Rolle ſo gut vor, daß ich es für nöthig hielt, mich, woran ich wäre, näher zu überzeugen. Aber ich beſchwöre Sie, was können Sie hiebei für eine Abſicht haben? und welchen Namen ſoll ich der Verſtellung geben, die Sie hier annehmen?

Man heißt ſie die Gelehrtenkrankheit, ſagte er, oder die Hypochondrie, oder den Spleen, wovon es aber verſchiedene Arten giebt, der ſtumme, der lachende, und der weinende, wovon er ſich an eine halten muß, wenn er je ein Gelehrter mit Anſehen ſeyn will. Der meinige hat mir noch immer gute Dienſte geleiſtet, und er kann mir ihn bald ablernen, wenn er mich in den Tagen betrachten will, wo ich nichts rede, keine oder allemal eine dunkle Antwort gebe, an Einen Ort eine halbe Stunde hinſchaue, dann mich auf einmal über alles verwundere, und von jedem Dinge mit einer Hitze ſpreche, als wäre ich erſt dieſen Augenblick auf die Welt gekommen, hernach gemeiniglich aus dem Cirkel der Anweſenden plötzlich aufbreche, und davon laufe. An dieſen Tagen ſchmeichelt mir jedermann, und meine Frau, die ſich ſonſt, wenn ſie ſatt iſt, wenig um mich bekümmert, ſetzt mir allemal Geſottenes und Gebratenes, Lindes und Hartes, Trockenes und Naſſes, und Fiſch und Vögel auf die Tafel; — nur iſt dabei die kleine Unbequemlichkeit, daß man unaufhörlich etwas Neues in Gang und Miene, und in der Kleidung ꝛc. erfinden muß; denn er kann verſichert ſeyn, daß, wenn er z. B. ſchielt, oder blaue Strümpfe trägt, binnen einer Woche alle junge Römer ſchielen, und blaue Strümpfe tragen werden.

Kritiken ohne Buch.

Warum ich ihn aber habe rufen laſſen, ſagte er, iſt, ihm ſeine hohe Meinung, welche er von den Kritiken zu haben ſcheint, zu benehmen, und ihm das Handwerk dieſes Artikels zu erleichtern. Ich habe hier ordentlich zu ſeinem Gebrauche einige Formulare zuſammen geſchrieben, deren er ſich zu ſeinem Beuf in allen Fällen bedienen kann; auch wird r leicht errathen, wie ich dabei zu Werke gegangen, und ſich, wenn es um eine Abänderung zu thun iſt, hiemit gar leicht zu helfen wiſſen. Er kann verſichert ſeyn, daß ſich die Leſer alle erdenkliche Mühe geben werden, das Anſehen, welches den Ausſpruch einer einzigen Perſon ſehr herabſetzen würde, zu vergrößern. Derjenige, welchem die Kritik anſieht, wird nie ermangeln, zu ſagen, die Römer haben ſo geurtheilt, gerade, wie ſie ſagen, die Achaier, die Sicyonier haben ſo geurtheilt, ungeachtet in ganz Achaia oder Sicyon keine lebendige Seele außer dem Schmierer, der die Schrift beurtheilte, das Daſeyn derſelben erfahren hat.

Es iſt an dem Publikum, das wird er empfinden, alle Mühe verloren, und nicht der, welcher ein Buch gut, ſondern wer eines liſtig beurtheilt, trägt den Preis davon.

Hiemit gab mir Puzlewekius die folgengenden Formulare, mit dem Auftrage, mich ihrer, als Geheimniſſe, ſorgfältig zu bedienen.

Soll ich ſie der Menſchheit übergeben, oder ſoll ich, was meinem Jahrhundert Schande macht, unterdrücken? Es lebte beinahe ein großer Mann in meinem Zeitalter, der ſich nicht über die Unnützlichkeit, über den Schaden, den die gewöhnlichen Kritiken in den Wiſſenſchaften und Künſten anrichteten, und über die Büberei, womit er ſelbſt mißhandelt worden, beklagte. Ohne mit dem Lande eines Schriftſtellers, mit ſeinen Umſtänden, ſeinen Abſichten, ſeinen Hülfsmitteln, ſeiner Freiheit u. ſ. w. bekannt zu ſeyn, ſchrieben ſie Urtheile, wenn ſie nur geſchrieben waren. Wenn es ſo viele Gelehrte gegeben hätte, als ſich viele hervorthaten, Werke der Gelehrſamkeit zu beurtheilen: wo wäre die Sprache, die der Nachwelt genug ſagen könnte, wie vollkommen wir gedacht und gehandelt haben. Aber wenn ich die Ausdrücke der roheſten Bootsknechte, wenn ſie berauſcht ſind, und die Schimpfwörter und Flüche, die in Journalen vorkommen, ſammelte, und gegen einander hielte, die Bootsknechte würden feige Höflinge werden.

Hundertmal war ich daran, dieſe Sammlung zu unterdrücken; ſie war mir zu ſchändlich. Man malt denn doch aber auch den Drachen, ſagte ich wieder, wenn man ihn gleich, weil er Gift aushaucht, tödten will. So ſollen auch einige, aber nur die unſchädlichſten der Formulare erhalten ſeyn, worin der Geiſt ganzer Journale enthalten iſt.

Formular, einen herunter zu machen, daß der Verfaſſer ſich kräftig einbilde, er ſey gelobt.

Anmerk. Es verſteht ſich:

1) daß man dieſe Art des Lobes nur den Büchern ertheilen läßt, die man nicht ſelbſt verlegt, und die verlegen zu können, man Hoffnung hat.
2) Setze man bei jeder Kritik voraus, daß man beſcheiden ſeyn wolle, daß man irren könne u. ſ. w. welches bei dem gutherzigen Leſer gar treffliche Dienſte thut.

Wir haben nicht bald ein Werk geleſen, das mit größerer Wärme geſchrieben, und, wie wir nicht anders als geſtehen müſſen, mit mehrerem Fleiß bearbeitet wäre. So muß ein Schriftſteller zu Werke gehen, und wenn es nun mehrere ſolche Beiſpiele gäbe, würden wir bald Dinge ergänzet ſehen, wo noch überall Lücken ſind. Doch je rühmlicher wir von der Abſicht des Verfaſſers ſprechen, und je mehr wir ſeine Gutherzigkeit rühmen müſſen, deſto mehr iſt zu bedauern, daß das ganze Werk nicht zu brauchen iſt. Es wäre zu weitläufig, und zu unangenehm, uns in das Innere einzulaſſen, genug, wir haben recht viele Betrübniß, dieß ſagen, und einen

Mangel rügen zu müſſen, in welchen nur große Köpfe verfallen können. Das Werk iſt nämlich ein bloßes Ideal auf idealiſchem Boden, doch, wie wir ſagten, ſo gutherzig, und ſo richtig (nämlich, wenn die vorausgeſetzten Bedingniſſe ihre Richtigkeit hätten) entworfen, daß wir eben darum, und weil es ſo gutmeinend geſagt iſt, den Leſer dafür warnen müſſen u. ſ. w.

Eine andere der nämlichen Art.

Nichts muß einem Menſchen mit Talent und Eifer weher thun, als mit unſäglicher Arbeit eine Brücke zu bauen, und dann am Ende hören zu müſſen, es ſteht ſchon lang eine andere. Dieß widerfuhr dem Verfaſſer, der ſonſt nicht ohne Verdienſt ſeyn mag, aber dießmal unglücklicher Weiſe ein Werk ans Licht treten ließ, das ſchon lange von andern bearbeitet worden. Da indeſſen der Herr Verfaſſer, ohne einen Vorgänger benützt zu haben, aus eigenem Kopfe ſchrieb: ſo verdient ſeine Bemühung, in ſo weit ſie Bemühung iſt, allerdings Beifall, ungeachtet ſie nichts Neues enthält, und das ſchon Bekannte, wie bei elnem ſolchen Werke nicht anders geſchehen konnte, nur ſehr unzulänglich bearbeitet iſt.

Noch eine andere.

Kein Fehler wird bei guten feurigen Köpfen allgemeiner angetroffen, als der, andere Menſchen nach ſich zu meſſen, und Chimären vorzuſchlagen. Weil der Hr. Verfaſſer ſelbſt im Stande iſt, ein Gebirge wegzurücken, ſo glaubt er, jeder andere habe wenigſtens ſo viele Kräfte, als erfordert werden, einen Hügel wegzuheben, oder Bäume auszureiſſen. Was alſo der Herr Verfaſſer geſchrieben hat, beweiſt allerdings, wovon man aber ſchon im Voraus überzeugt war, daß der Verfaſſer ein treffliches Subjekt, aber nur nicht geſchickt ſey, in dieſer Sache irgend einen Vorſchlag zu thun.

Kritik zu einer Ueberſetzung.

a) Voraus eine kleine Deklamation, wie nöthig (oder unnöthig) Ueberſetzungen ſeyen.

b) Wie man ſchon lange gewünſcht hätte, daß ſich wer daran wagen möchte, den Autor zu überſetzen. c) Wie es aber ſehr viele Schwierigkeiten gäbe, es zu thun. d) Wie die groſſen Männer dieſelben lange erkannt hätten. e) Wie dieſe Schwierigkeiten ſo groß wären, daß es nicht möglich ſey, oder wenigſtens mehr als ein Menſchenalter dazu gehöre, dieſen Autor gut zu überſetzen. f) Was zu einer guten Ueberſetzung erfordert werde. g) Wie einer (an und für ſich ſelbſt) mit Verdienſt überſetzt haben kann, wenn auch bei der Hälfte der Sinn verfehlt ſeyn ſoll. h) Wie es aber, was den Leſer anbetrifft, beſſer wäre, er verſtehe das Original nur halb, als daß er eine halb gute Ueberſetzung leſe. i) Wie die gegenwärtige Ueberſetzung viele Mühe gekoſtet haben mag. k) Nur kennt mans zu ſehr, daß es eine Ueberſetzung iſt. l) Nur hätte ſich der Verfaſſer nicht ſo ängſtig an ſein Original binden; m) nur hätte er auch die lectiones variantes, als da ſind jus, und — aus, und — aius ꝛc. zu Rath ziehen, und die Lücken ergänzen ſollen. n) Daß der Verfaſſer allein gearbeitet, verräth zwar viele Kühnheit; o) verräth ſich aber auch auf allen Seiten; p) welches ſehr Schade wäre, und einem ordentlich wehe thäte, man mag eine Seite aufſchlagen, welche man wolle. q)

Man wolle nur zum Beweis ein oder anderes Beiſpiel wählen. r) Und zwar das nächſte, das beſte; s) ſo heißt es z. B. im Griechiſchen von dem Philoſophen, von welchem im Originaltext die Rede iſt: „Und wenn er gleich weder einen königlichen Pallaſt, noch die Schätze eines Königs beſaß,“ welche Stelle in gegenwärtiger Ueberſetzung alſo lautet: quamvis et aedes regias et pecunias desiderabat, welches offenbar falſch, oder eine große Zweideutigkeit wäre; denn von einer Sache, die man nicht hat, ſagen, daß man ſie deſiderire, wäre zwar zierlich geſagt; wie ſich dann dieſes Ausdruckes auch bo — und — bius bedient hätten; aber eigentlich ſey es nicht geſagt, wie — bous und — bans gar ſchön dargethan haben. t) Etwas deſideriren, heiße keinen Wein haben und doch durſten, welches von einem Philoſophen ſo wenig geſagt werden könnte, daß dieß ganz und gar paradox ſey. u) Was man unter einem Philoſophen, w) und was man unter Paradoxen verſtehe. x) Es wäre auch nicht gut, wenn man die obige Stelle etwa ſo überſetzte aedibus et pecuniis eguit, weil ich deßwegen, wenn ich eine Sache nicht habe, ſie doch könnte haben wollen. z) Man ſieht alſo ſchon zur Genüge, was es mit gegenwärtiger Ueberſetzung für eine Bewandtniß habe.

Formular, einen zu widerlegen.

Auch Eſel und Dummköpfe können, wenn ſie nur zu ſchweigen wiſſen, für Weiſe gehalten werden. Sie dürfen allenfalls, wenn ſie irgend in einer Geſellſchaft ſind, wo von Dingen, die ſie nicht verſtehen, geredet wird, nur mit einer gewiſſen Schalkheit lächeln, als könnten ſie viel ſagen, wenn ſie wollten. Es iſt uns daher leid, daß der Hr. Verfaſſer ſeine Unwiſſenheit ſo platthin an den Tag legt. Der Hr. Verfaſſer hätte ja nur den — Kius, und — Zaus nachſchlagen dürfen, (Bücher, welche in unſerm Gewölbe um einen ſehr billigen Preis zu haben ſind) ſo würde er ſogleich gefunden haben, daß ꝛc. Nun wird zwar der Hr. Verfaſſer ſagen, dieß ſey ein biſchen grob; allein man kennt heut zu Tage dieſe Sprache ſchon, die ſie alle führen, wenn man ihnen die Wahrheit ſagt, um welche uns, wie die Leſer bemerkt haben werden, lediglich zu thun iſt.

Anmerk. Wenn wir etwa im Sinne haben ſollten, einem beſonders grob zu begegnen, ſo wird der Verfaſſer wohl und vorſichtig handeln, wenn er eine Abhandlung, oder kleine Einleitung vorausſchickt, worin er mit vielem Eifer zeigt, wie höchſt unanſtändig es ſey, jemand grob zu begegnen.

Formulare, eine mittelmäßige Schrift, welche Puzlewekius in Verlag nahm, zu loben.

Man hat längſt gewünſcht, daß ſich ein guter Kopf daran machen möchte, die richtigen, aber zerſtreuten Entdeckungen, welche über gegenwärtige Materie zu verſchiedenen Malen gemacht worden ſind, mit Wahl und Geſchmack zu ſammeln, das Ueberflüſſige wegzulaſſen, und mithin bloß das Zweckmäßige in einer guten Verbindung, und körnigen Schreibart zu liefern, ſo, daß man der Vorgänger, welche über dieſe Materie geſchrieben, dann gar leicht entbehren könnte. Dieſes hat N. im gegenwärtigen kleinen Werkchen geleiſtet, und uns den ſo lange und ſo ſehnlich gewünſchten Auszug geliefert, worin mit beliebter Kürze und Beſcheidenheit die Werke der Vorgänger, die, wie der Verfaſſer in einem ſehr paſſenden Gleichniß ſagt, nur einzelnen Armen, und Beinen, und Fingern gleichen, nunmehr in Einen Körper vereinigt, und demſelben eine freundliche Geſtalt gegeben hat. Wir merken dieß nicht ohne Abſicht an; denn, wie die Leſer ſelbſt ſehen werden, ſo hat der Hr. Verfaſſer auch die Schreibart ſeiner Vorgänger, wo dieſelbe, zwar für beleſene Leute allerdings ſehr fein, aber für das Publikum, für das man eigentlich ſchreiben ſoll, zu ſchwer und zu ſehr mit Ideen beladen war, überall gemildert, und für daſſelbe verſtändlich gemacht. Wir wünſchen, daß dieß mit mehrern Schriften geſchehen möchte.

Anmerk. Man muß die Sache immer ſo vortragen, daß, wenn man etwa zur Rede geſtellt, und bezüchtigt würde, man hätte zu viel, oder zu wenig geſagt, man ſeinen Worten ſogleich eine Wendung und Auslegung geben könne, welche man nothwendig hat, wie man im vorſtehenden Formulare zu bemerken Gelegenheit gehabt haben wird.

Einzelne Ausdrücke und Formulare, etwas zu loben.

Der Hr. Verfaſſer, deſſen Name ſchon ein Lobſpruch iſt, hat uns hiemit wieder ꝛc.; oder: Wir danken dem Herrn Verfaſſer im Namen des geſammten Publikums, daß er uns bei ſeinen andern vielen Arbeiten ꝛc.; oder: Wie angenehm hat uns der Hr. Verfaſſer durch dieſes Werkchen überraſcht! Iſt's möglich? dachten wir, daß ſich jemand daran wagen konnte ꝛc.; — oder: Wenn einſt die ſpäte Nachwelt die Aufgeklärtheit unſerer Zeiten anſtaunen, und vernehmen wird, wie wir in allen Arten nützlicher Kenntniſſe die höchſte Stufe erreicht, und Licht über die Gefilde Italiens verbreitet haben, ſo wird es ſich weniger wundern, wenn es Werke, wie das gegenwärtige iſt, in die Hände kriegen wird ꝛc.; — dazu ſetze man: Wir wünſchten, das ganze Buch ausſchreiben zu können; oder wir müßten ganze Seiten abſchreiben, wenn wir ꝛc.; oder: Da, ehe wir dieß Buch ankündigten, die erſte Abſchrift bereits ſchon vergriffen iſt, ſo dient zur Nachricht ꝛc.

Beſondere Hausausdrücke, derer man ſich bei außerordentlichen Fällen für einen Autor, dem man beſonders verbunden iſt, bedienen, und welche man hiemit beſonders aufbewahren ſoll.

Als erſtens für große Dinge, welche drei bis vier Alphabete ſtark ſind, wie folgt: Feuerſtrom, Wetterleuchten, Rieſengedanken, donnerbetäubende Sätze und Wahrheiten, herzzerreiſſende Vorſtellungen, hineindrehender Wirbelwind, feueriger Adlerflug, und Sphärenſchwung, Wogenbrauſen, Gebirge, Löwengrimm, Sturm und unwiderſtehlicher Drang.

Für Romane und Poeſien.

Mondsnächte, fächelnden Zephyren gleich, vertraulich flüſternde Lauben, Luſteinſchlürfen, herzberauſchendes Hinvergeſſen, ſchmachtendes Weſen, wollüſtiges Einſchläfern, vermeſſene Sehnſucht, glühende Lippen, Amorsbund an Hymens Stelle; dazu einige Gleichniſſe, als: Gleich Junos ſtolzem Gang, und hohem Aug; gleich der jungfräulichen, ſtrengen Minerva; gleich den hohen Reizen der mediceiſchen Venus, oder was man lieber hört: gleich der holden Aſpaſia; gleich der kleinen Grazie, der Pſyche; gleich der muthwilligen Lais; gleich der — mit dem ſchwarzen oder blauen, dem liebkoſenden, oder ernſten, dem ſanften oder geprängvollen Betragen und Anſtand u. ſ. w.

Doch ich bin müde, und hoffe, daß der beſſere Theil meiner Leſer nunmehr hinlänglich unterrichtet ſeyn werde, um Gewebe der geheimen Fäden, womit die Neugier, der Antheil, und heiße Eifer des Publikums, wohin man wollte, gezogen werden könnte, wahrzunehmen, und zur künftigen Warnung einen weiſen Gebrauch davon zu machen. Ich geſtehe indeſſen, daß wenn ich die Sache ſo, wie ſie gerade da lag, betrachtete, ich mir keine unterhaltendere, eigenere Luſtbarkeit denken konnte, als die wäre, das hochtrabende Römerpublikum, worunter ſich ſo viele weiſe, gelehrt, ſtaatsklug, erfahrungsreich, phyſiognomiſch, unbeweglich, und ſo ſchlau zu ſeyn dünkten, daß die meiſten glaubten, durch eichene Balken ſehen, und darin jedes Würmchen entdecken zu können, dieſes Publikum nach Belieben herumführen, aufbrauſen laſſen, und beſänftigen, und, wohin man nur wollte, vermittelſt einiger Sprüchelchen bei der Naſe herumführen zu können.

Es iſt ſehr betrübt, ſagte Puzlewekius, der meine Verlegenheit merkte, es iſt betrübt, daß man dieſe Wege gehen muß; aber das Publikum iſt nun einmal nicht beſſer geſtimmt, und, was wir thun, iſt nothwendig. Es iſt nichts gewiſſers, als daß man ihn auffreſſen wird, ſobald er nur einmal vergeſſen ſollte, die Zähne herzublecken, und zum Zeichen, daß er beißen kann, ſie übereinander zu reiben.

Wie Puzlewekius die Römer für Narren hielt, und ſie ihn noch dafür höchlich lobten, und belohnten, und glaubten, er hätte es mit ihnen gar gut gemeint.

Ich will ihn n'mal zuſehen laſſen, fuhr Puzlewekius fort, in der Abſicht, mir einigen Muth einzuflößen, wie man auf einige Tage einen gräulichen Lärmen machen, und, während daß man einen Spaß hat, ſich beträchtliche Vortheile verſchaffen könne. Ich will es gleich mit etwas Oekonomiſchem verſuchen, mit etwas, das alle angeht. Den andern Tag las er mir eine Abhandlung vom Lobe des gemeinen Landweines vor, deren unmittelbare Folge war, daß Servilius alſogleich eine andere vom Einfluſſe des Landweins auf das Genie ſchrieb, und, wie ſich wenigſtens ſchließen ließ, nebenſeitig behauptete, daß, wer keinen Landwein trinken würde, weder die Philoſophiam erlernen, noch ein gutes Votum im Rathe abgeben, noch es in den ſchönen Wiſſenſchaften weit bringen könnte. Es war nunmehr die neunundachtzigſte Abhandlung, welche er von Einflüſſen geſchrieben, und damit ſie geleſen würden, unter ſeine Freunde vertheilt hatte. Sie hätte indeſſen, gleich ſeinen andern Schriften, keine andere Wirkung gehabt, als daß ihn dieſe bei dem Empfang derſelben von neuem als einen großen Gelehrten gerühmt, und dann die Schrift ſelbſt, ſobald der Verfaſſer den Rücken gewendet, in irgend einen Winkel, wo ſie gleichwohl verfaulen würde, hineingeworfen hätten, wenn nicht Puzlewekius die Kunſt, wie man ſich einen ſolchen Umſtand zu Nutzen machen könne, beſſer verſtanden hätte. Er erließ ſogleich eine ſcharfe Kritik über die Abhandlung des Servilius, worin er dieſelbe, ungeachtet des Lobes, das ſie verdiente, vieler Mängel beſchuldigte, und zeigte, wie der Hauptvortheil des Landweins darin beſtände, daß, wer dreimal des Tages nach der in eben dieſer Abhandlung enthaltenen Methode ihn genöße, von allen Krankheiten, ſo wie nicht minder von der leidigen Peſt befreit ſeyn, aller Aerzte entbehren könne, und ſein Leben auf ein ſehr hohes Alter bringen würde. Servilius lief ſich die erſten Tage außer Athem, um allen ſeinen Freunden zu erklären, zu beweiſen, ſie eines andern zu bereden, und alle ſeine Freunde mußten ſich, um in der Sache klar zu werden, bei dem Puzlewekius Exemplare kaufen. Deßgleichen thaten die Aerzte, indem ſie allen Kranken vorſagten, ja, Kranke zu machen ſich bemühten, um allen vorſagen zu können, wie die Abhandlung, welche in dem Gewölbe des Puzlewekius zu finden wäre, grundfalſch, und auf gefährliche Sätze gebaut wäre; Kranke und Aerzte kauften die Abhandlung. Dieß dauerte etliche Tage, als Puzlewekius eine Art wichtiger Geheimniſſe zu behandeln anfieng. Er führte nämlich alle Fremde, welche das Anſehen hatten, daß ſie einiges Geld im Beutel, und wenig Verſtand beſäßen, mit einem Betragen, worin viel Angſt und Schüchternheit war, in ein dunkles Behältniß ſeiner hinterſten Zimmer, wo er allemal die Thüre ſorgfältig zuſchloß, und dem Anweſenden ins Ohr ſagte, wie er ihm eine Piece, welche auszugeben nicht erlaubt wäre, mittheilen wollte, wenn er ihm verſprechen wollte, daß er es ja für ſich leſen, und bei Leibe niemand etwas davon ſagen wollte. Es wäre etwas wider die Polizei, und er laſſe es ſeiner Seits niemand ſehen, als wer ſo viel Verſtand — Sie können ſich auf mich verlaſſen, ſagte der Fremde. Ich weiß es, weiß es, ſagte Puzlewekius, aber ſeyen Sie nur ſo gütig, ſich, wenn Sie durch das Gewölbe gehen, bei den dort Anweſenden nichts merken zu laſſen; Sie wiſſen wohl, wie oft das Geringſte Verdacht erweckt. Sie beleidigen mich, ſagte der Fremde wieder, wenn Sie etwa meinen — zahlte hierauf die Piece mit tauſend Freuden, drückte dem Puzlewekius die Hand, und gieng, nachdem er die gefährliche Piece unter den Rock verſteckt hatte, mit einer unausſprechlichen Freude, und merklichem Stolze über das Zutrauen, das Puzlewekius zu ihm hatte, hervor. Vor innerer Luſt glänzten ihnen die Augen, und die Füße bewegten ſich ſchneller, um bald einen guten Freund zu finden, dem ſie es ſagen könnten. Sie grüßten die Anweſenden mit einer Miene, daß man blind geweſen ſeyn müßte, um nicht zu merken, daß ſie etwas inwendig hätten. Bei der Thüre hob Puzlewekius nach Art der Warnenden, ſeine Hand in die Höhe, um ſie nochmal zu bitten, daß ſie ja behutſam ſeyn, und ſchweigen möchten; ſie entgegen ſchlugen mit ihren Händen auf's Herz, als ſagten ſie: Wir wollen ſchweigen, wie Stumme.

Das Geheimniß war folgendes: Nachdem Puzlewekius genug feſtgeſetzt zu haben glaubte, daß der Landwein, wenn er auch nicht ſo vortrefflich ſeyn ſollte, als in den beiden Abhandlungen geſagt worden wäre, dennoch vortrefflich ſey, ſchrieb er eine andere Abhandlung, worin er durch den Calcul, deſſen Grund er kurz vorüber gieng, bewies, wie der Preis desſelben, wenn nur eine hochlöbliche Polizei wollte, um den dritten Theil herabgeſetzt, auch der Wein beſſer, als bisher, geliefert werden könnte. Er ſetzte hinzu, daß er bei der nächſten Weinleſe die Probe machen wollte.

Das Geheimniß, worein er dieſe Projekte hüllte, that die gewünſchte Wirkung. In etlichen Tagen ward ein allgemeiner Lärmen, Philoſophen, Aerzte, Weinhändler liefen wie raſend, keuchend und triefend, herum, jeder klagte über Feuer, ohne eigentlich zu wiſſen, wo es recht brenne, und wie man löſchen ſolle. In Geſellſchaften, bei Gaſtereien, in Gerichtsſtuben, auf dem Marsfelde, bei Prieſteropfern, überall wurde von der anzüglichen Abhandlung geſprochen, jedermann wollte die anzügliche Abhandlung leſen, jedermann, der ſie auch nicht geleſen hatte, wollte von der anzüglichen Abhandlung etwas wiſſen, und Puzlewekius, und ſeine Gehülfen, hatten alle Hände voll zu thun, die anzügliche Abhandlung jedermann mitzutheilen.

Indeſſen war mit den Römern nicht allemal zu ſpaßen. Der Pöbel, welcher durchgehends glaubte, daß ihm geholfen ſeyn würde, lärmte abſcheulich, und drohte fürchterlich, die Häuſer der Polizeiräthe zu ſtürmen, wenn man dem Verfaſſer der Abhandlung nicht erlauben würde, ſeine Probe zu machen. Puzlewekius proteſtirte laut, daß er der Verfaſſer ſey.

Gleichwohl war der Sache nicht anders abzuhelfen, als daß man in einer neuen Abhandlung, welche zu verbreiten ſich die Aerzte, die Polizeiräthe, die Weinhändler alle mögliche Mühe geben mußten, ſich beſtrebte, der Sache eine neue Wendung zu geben, und dem Volke die Ungründlichkeit derſelben zu zeigen. Puzlewekius verfertigte ein Sendſchreiben an den unbekannten Verfaſſer, worin er ihn im Namen des römiſchen Volkes beſchwor, dem Publikum zu ſagen, ob er ſeine Abhandlung im Ernſte, oder im Scherze geſchrieben habe. Dieſer Zug erleichterte die Antwort um ein Merkliches. Uebrigens war die Aufforderung ſehr ſcharf geſchrieben. Jedermann kaufte ſie, denn jedermann war neugierig, ob der ungenannte Verfaſſer antworten würde.

Mittlerweile ließ Puzlewekius einige Zwiſchenſpiele vor ſich gehen. Er that nämlich (und damit es eine Art von Gefälligkeit erhielt, insgeheim) einigen raſchen Köpfen zu wiſſen, wie daß er gehört hätte, ſie wären die Verfaſſer bemeldter Abhandlung. Nun lag jedermann, wer immer nicht eine wichtige Parthei der Polizeiräthe, der Aerzte ꝛc. muthwillig wider ſich haben wollte, daran, den Verdacht von ſich abzulehnen; und da die Leute, welche ſich Pulzlewekius wählte, die Sache um die Hälfte empfindlicher nahmen, als ſie ſchon an ſich ſelbſt war, ſo kann man ſich beiläufig vorſtellen, wie ſie weder Raſt noch Ruhe hatten, bis ein Schreiben, worin ſie dieſen Verdacht, ſo wie auch die Abhandlung widerlegten, fertig, und in jedermanns Händen war. Es verſteht ſich, daß nur Puzlewekius der Verleger ſeyn konnte.

Endlich erſchien von dem wahren Verfaſſer, wie er ſich, doch ohne ſeinen Namen dazu zu ſetzen, nannte, eine Antwort auf jene feierliche Ausforderung, worin ſich der Verfaſſer erklärte, daß er ſich unter keiner andern Bedingniß in einen Briefwechſel mit dem Puzlewekius einlaſſen wollte, als wenn das Volk entſcheiden würde. Das Volk, hieß es, wäre eigentlich in die Sache verwickelt; gemäß der angeſtammten Freiheit ſey es befugt, Einſicht zu nehmen, und beſitze ſelbſt Weisheit genug, um den Ausſpruch thun zu können. Das Volk wurde wie raſend, vor Stolz und Entſcheidungsluſt, und die Zunftmeiſter machten dem Puzlewekius die dringendſten Aufträge, daß er ja Exemplarien verſchaffen, und das Volk mit denſelben verſehen möchte.

Puzlewekius ſchien darüber ſehr verlegen zu ſeyn. Wo werde ich eine ſo groſſe Auflage herſchaffen? ſagte er. Der Verfaſſer der Abhandlung hätte offenbar Unrecht; man ſollte die Sache nicht ſo weit treiben. Am

Ende wäre die Sache nichts mehr, und nichts weniger, als eine Aufwiegelung des Volkes. Die Zunftmeiſter beſtanden darauf, und das Volk trank, oder ſof vielmehr in großen weiten Pokalen den ſauerſten Landwein, und nannte den bitterſten Eſſig einen himmliſchen Nektar. Auch hatte man ſogleich die Bemerkung gemacht, daß ſeit der Zeit wirklich viele Krankheiten geheilt worden wären.

Die erwartete Abhandlung kam; allein ſtatt einer deutlichen Erklärung lieferte der Verfaſſer ein weitläufiges Gewäſch von dem, was ein Tropus, oder eine uneigentliche Rede wäre. Der geheime Verfaſſer, wie er denn, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, vorausſah, daß ihn nicht jedermann einnehmen würde, ſetzte ſorgfältig hinzu, daß die eigentliche und nähere Erklärung in einer gewiſſen Schrift nachgeſehen werden könnte, welche vor einigen Jahren Puzlewekius verlegt hätte. Uebrigens, ſagte der Verfaſſer weiter, ſollte man ihn nur machen laſſen; es werde noch alles an ſein Ende kommen. Die Fortſetzung folgt, ſchrieb er hinzu. Man rannte dem Puzlewekius das Gewölbe nieder, um die Schrift von den Tropis nur ſein bald zu kriegen. So man doch nicht wiſſen kann, wozu eine verlegene Waare noch ſeiner Zeit gut iſt, ſagte Puzlewekius.

Kein Menſch verſtand die Schrift, und doch war niemand, der nicht ſagte, er habe das Werk vollkommen begriffen; es wäre unvergleichlich; es wäre excellent; es wäre nichts vergeſſen, und was zu bewundern iſt, alles ſo deutlich und ordentlich geſagt, daß man's begreifen müßte, wenn man auch ein Strohhirn hätte.

Nachdem drei bis vier Fortſetzungen erſchienen, worin immer und immer erklärt wurde, was ein Tropus ſey, und alle Gattungen von Tropen durchgegangen, und überall gezeigt wurde, daß dieſelben eigentlich nichts anders, als eine uneigentliche Rede wären, hieß es endlich, daß die erſte Abhandlung zum Lobe des Landweins ſo eine uneigentliche Rede geweſen ſeyn könnte; — wie man im nächſten beſtimmter zu erklären die Ehre haben wird.

In dieſem nächſten Stücke wurde unterſucht, woher es komme, daß man ſich uneigentlicher Ausdrücke bediene, und dann welche Art Köpfe es wären, die am eheſten ſich ſolcher Ausdrücke zu bedienen pflegten. Es wären nämlich keine andere, als gerade die fähigſten, die feurigſten, welchen ihre lebhafte Einbildungskraft jede Sache in einem hellern Lichte, als den gemeinen Sterblichen, zeigte. Ich muß hier, fuhr der Verfaſſer fort, meine Feder mit Beſcheidenheit niederlegen, und den

N., und den M — entſcheiden laſſen, ob ich unter dieſe Köpfe gehöre.

M. und N. antworteten hierauf in einem Sendſchreiben, worin ſie ſich für das Zutrauen, womit ſie der Verfaſſer beehrte, höchlich bedankten, daß ſie ſich zwar wunderten, wie der Hr. Verfaſſer bemeldte Frage an ſie hätte thun können, nachdem ſie nicht einmal die Ehre hätten, ihn von Perſon zu kennen; wiewohl das freilich nicht nothwendig wäre; denn aus den Schriften, welche man bisher von ihm zu ſehen das Glück hätte, wäre es längſt bewieſen, daß der Hr. Verfaſſer unter diejenigen Köpfe gehöre, welche dahin geriſſen würden, jede Sache ſtärker auszudrücken, als ſie an ſich ſelbſt wäre. Sie trieben die Sache ſo weit, und ſchilderten das Ideal eines ſolchen Kopfes ſo feurig, daß die Römer jedermann aufforderten, man möchte dazu thun, daß der gute Kopf entdeckt, und gehörig befördert würde.

Die Herren, welche ſich früher weigerten, und feierlich proteſtirten, daß ſie einigen Antheil an der Abhandlung genommen hätten, thaten nun dergleichen, als wäre es doch möglich, daß ſie heimlich die Verfaſſer geweſen. „Man dürfte ja die Wahrheit nie ſagen, bis man den Ausgang wüßte;“ oder: „Wer hätte vorherſehen ſollen, daß es dieſen Ausgang nehmen würde!“ ꝛc.

Mit einem Worte, man ſuchte nun ein Verdienſt darin, die Abhandlung gemacht zu haben, weil man dadurch der feurige Kopf ſeyn könnte, der überall ſo hingeriſſen würde, daß er nur in Tropen reden könnte. Die Aerzte, die Rathsherren, die Prieſter, die Feldherren redeten nunmehr alle in Tropen, oder uneigentlichen Ausdrücken. Und wenn die ſo oft erwähnte Abhandlung gut ſeyn ſollte: ſo müßte ſie in Tropis oder uneigentlichen Ausdrücken geſchrieben ſeyn. Der Verfaſſer, ſagten diejenigen, welche unter den Römern als Kenner paſſiren wollten, der Verfaſſer, ſagten ſie, wenn er behauptete, der Landwein hätte nicht ſeines gleichen, wollte nur ſagen, der Landwein wäre ſo gut als andere Weine, und das dahin reiſſende Feuer veranlaßte ihn, mehr zu ſagen.

— Oder wollte gar nur ſagen, fuhren andere fort, die für noch größere Kenner gehalten werden wollten, der Landwein wäre gut; das Genie hätte ihn dann fortgeriſſen, gleich einem Strome, ſetzten ſie hinzu, und thaten ſich auf die Gleichniſſe ſehr viel zu gut, der über einen Felſen ſtürzt, und Bäume, und Steine mit ſich fortreißt.

Er würde das gethan haben, ſagten die dritten, wenn der Wein auch nur mittelmäßig geweſen wäre.

Auch wenn er ſchlecht, und ſauer, und bitter geweſen wäre, ſagten die vierten.

Der Landwein iſt ſchlecht, ſauer, und bitter, ſagten die fünften.

Wie Galle und Eſſig iſt er, ſagten die letzten, und fiengen an, wieder einen Tropus zu machen.

Puzlewekius ward ſeiner Mühe, bei der Weinleſe eine Probe von der Güte und Wohlfeile des Weines zu machen, überhoben, und für die Mühe, die er ſich gegeben hatte, wie er's wünſchte, belohnt.

Er ließ mich zu ſich kommen, und indem er mir einen Haufen Gold zeigte, dieß iſt, ſagte er, dafür, daß ich ſo gut war, etwas unter die Römer zu geben, wodurch ſie veranlaßt wurden, ſich einander Sand in die Augen zu ſtreuen, die Füße unterzuſchlagen, die Zähne auszureiſſen, und hundert ſchlafloſe Nächte zu machen.

Sie mußten unter ſich uneins werden, damit ſie ſich alle darin vereinigten, mir zu dienen, mich zu beſuchen, und mit Gewinn zu überhäufen; dafür, ſetzte er ſpottweiſe hinzu, erhielten ſie aber auch eine Abhandlung, daß der Landwein gut, und daß der Landwein ſchlecht ſey, und obendrein eine Abhandlung von den Tropis.

So iſt, fuhr er fort, die Welt, und was die Feindſchaften der Könige, die Trennungen der Völker, Krieg, Aufruhr, Verheerungen verurſacht, iſt gemeiniglich nicht viel wichtiger, und den unglücklichen Geſchöpfen, welche darein verwickelt werden, nicht viel erſprießlicher, als meine Abhandlung von den Tropis.

Die Menſchen haben von ihrer Geburt an Langeweile des Lebens, und darum ſuchen ſie immer Minen, und zwar im Finſtern, zu graben, damit die Erde hie und da einem Unvorſichtigen unter den Füßen wegfalle, und ihn verſchütte. Der allein kommt ſicher durch, der die Kunſt gelernt hat, entgegen zu graben.

Nun habe ich ihn einen Blick in das Reich der Geſchäfte thun laſſen; er ſah die Fäden, womit ich das Volk, und die Vornehmſten des Volkes, wie eine Maſchine, aufzog. Beſitzt er das Talent, welches ich ihm zutraue, ſo wird er die Art, wie die Fäden durch jedes Stück laufen müſſen, bald entdecken; es gieng nämlich dießmal, wie bei jedem andern Geſchäfte in der Welt, es mögen nun Geſandte von den trotzigen Partheien mit unſerm Rath handeln, oder ein filziger Krämer ein Zwirnfädchen verkaufen, es gieng dießmal gerade ſo zu, ſagte er, und legte beide Hände über die letzte Linie. — —

war, unſer Vorhaben in etlichen Tagen in allen Ecken und Wegen angekündigt zu ſehen.

Die Römer waren damals nicht der eigentlichen Aufklärung, aber doch jener unruhigen Gährung nahe, welche der Aufklärung jederzeit vorangeht. Gleich dem Getöſe im Eingeweide der Erde, und dem Hundegeheul auf den Straßen, und Erſcheinungen häßlicher Giftthiere, welche gewöhnlich einer Erderſchütterung voran kommen, ſah man auch in Rom verſchiedene Vorzeichen einer baldigen Aenderung, welche von einigen das goldene Jahrhundert, von andern der Umſturz der römiſchen Freiheit, und der Sitten genannt wurde. Ihre Gedanken, Wünſche und Thaten verhielten ſich, wie die guten und ſchlimmen Tage des Fiebers. Sie hatten keine gewiſſen Grundſäze, (wie ehemals, da ſie noch in ihrer Dummheit ſaßen) wornach ſie arbeiteten, und jeder folgte ſeinem eigenen Einfalle, dem Glücke, oder der Gelegenheit. Aber eben zu der Zeit, wo ſie damit umgiengen, ihre Einſichten zu vermehren, bildeten ſie ſich am heftigſten ein, daß ſie Einſichten beſäßen, und beſtanden am hartnäckigſten auf den ihrigen. Eiferſüchtig im höchſten Grad über die Vorzüge und Produkte des Wizes in den griechiſchen Freiſtaaten, und ſelbſt noch zu roh und zu träg, etwas Aehnliches hervorzubringen, äußerten ſie ſelbſt unter einander den biſſigſten Ungeſtüm des feindſeligſten Grolles, wobei ſie niemals unterließen, ihre ſchwärmeriſchen Hitzigkeiten patriotiſchen Eifer zu nennen. Unaufhörlich ſchlugen ſich die Partheien einander, und je nachdem eine derſelben gerade ein paar Tage die herrſchende war, oder der andern zuvor kam, machte ſie, ſo zu ſagen, Kriegsgefangene, und ſchlachtete dem Genius ihrer Denkungsart einzelne Opfer. Die dauerhafteſte derſelben war die Parthei der Dukoulaſanier (vom Dukoulaſanius, der ihr Stifter, und wie wir in der Folge ſehen werden, ein merkwürdiger Mann war, und unter andern behauptete, kein Römer könne in die eliſeiſchen Felder gelangen, er habe dann jährlich die Sterne gezählt, und dem Orion zu Ehren ein Geſchenk in den Dianentempel nach Epheſus geſchickt); ſeine Parthei war die dauerhafteſte; ſie dauerte vom Kalendas Junii bis Idus IV Julii. Indeſſen blieb das unläugbar, daß die Verbreitung einer und der andern Denkungsart noch immer ein Streit war, und daß jeder, der ſich darein wagen wollte, Hoffnung hatte, entweder die andere Parthei zu ermüden, oder einmal in einer entſcheidenden Schlacht den Ruhm des Allſieges davon zu tragen.

Zwei Tage hernach, als Antius das große Geheimniß eines künftigen Journals erfahren hatte, mußte Puzlewekius den Eingang zu ſeinem Büchergewölbe erweitern, damit es die Menge der Leute faſſen konnte, welche daran Antheil nahmen. Alle ſagten voraus, daß ein Journal das einzige Mittel wäre, die Lage einer Nation zu prüfen, und derſelben eine gewiſſe Eintracht in Dingen des Geſchmackes beizubringen.

„Machen Sie es fein ſtark, ſagten einige, wir bitten Sie, umſchneiden Sie nicht zu viel, ſondern ſagen Sie die Sache ohne Umwege heraus. Komplimente, wiſſen Sie wohl, verfangen bei uns nicht. Man muß uns recht derb hinauf ſchlagen, wenn wir's empfinden ſollen. Schneiden, ſengen, brennen Sie uns; das macht uns Ehre, und wird auch Wirkung thun.“

„Verderben Sie es fein nicht gleich im Anfange, ſagten andere. Wir bitten Sie, gehen ſie gemach daran. Sie wiſſen, ein einziges Sprüchchen, das übel aufgenommen werden kann, ſchadet der ganzen Sache. Vergeſſen Sie nicht, uns in jedem Stücke ein bischen zu loben, und wenn Sie uns eine Wunde machen, ſo legen Sie allemal auch gleich ein Pflaſter daneben.“

„Ahmen Sie ja die Griechen niemals nach, ſagten jene wieder, und ſchreiben Sie in einer männlichen Schreibart Sachen von Wichtigkeit. Geben Sie auf den Beifall der Menge nicht Acht, und verderben Sie, indem Sie den Vielen gefallen wollen, nicht auch die Wenigen mit. Gute Köpfe ſchreiben allemal für Wenige.“

Puzlewekius hatte die Gewohnheit, mir, wenn etwas geſagt wurde, das ihm nicht gefiel, allemal heimlich auf den Fuß zu treten. Hier trat er mir mit dem Abſatz ſeines Kothurns, denn Kothurne trug er, ſo nachdrücklich auf den Fuß, daß mich der Schmerz zwang, einen Schrei zu thun. Ungezweifelt würde er ſeinen Nachdruck wiederholt haben, denn ich ſchien ihm, wie er nachmals ſagte, ſehr nachdenkend über jene Vorſtellung, wenn nicht die andern mit ihrer Erinnerung ſogleich nachgekommen wären.

„Suchen Sie, ſagten dieſe, durch eine glückliche Wahl leichter Materien, und durch Anmuth im Vortrage dem Geſchmacke, der unter den Griechen herrſcht, den Eingang zu öffnen. Schöpfen Sie anfangs aus der pieriſchen Quelle nicht zu tief; denn wie können Sie uns zumuthen, daß wir uns bereden laſſen ſollen, berauſchende Züge zu thun, nachdem wir noch zur Zeit keinen Durſt haben?

Wie eine Schwalbe über die Oberfläche einer See klitſcht, und einzelne Tropfen auffängt, und einzelne Federn benetzt: ſo ſuchen Sie uns durch artige Kleinigkeiten zu unterhalten.“

„Auf dieſe Art, fielen jene ein, werden wir nie dahin kommen, profund und ſolid zu denken.“

„Wir werden, erwiederten dieſe, ſchließen: Wenn ein Tropfen ſo ſüß iſt, wie ſüß muß ein Eimer ſeyn?“

„Das Gleichniß iſt kein Gleichniß, ſagten jene etwas ereifert.“

„So zeige man uns die Ungleichheit, gaben dieſe heftig zur Antwort. Bis dahin bleibt es das beſte Gleichniß; denn zu einem Gleichniß gehört, daß —“

„Erlogen iſt's,“ ſagten jene von der männlichen, und ſtarken Denkungsart.

„Sie irren ſich, ſagten die Feinen, und haben, beim Licht beſehen, keinen Begriff von der menſchlichen Seele.“

„Von Eſeln und Narren werden wir auch keinen lernen,“ ſagten jene Männlichen.

„Das verdient keine Widerlegung,“ ſagten dieſe, und lachten.

„Worüber ein Narr nicht lacht!“ ſagten jene Männlichen.

„Und ein Thor nicht ſchimpft!“ ſagten die Feinen.

„Ausländer ihr!" ſchrieen jene.

„Ausländer ihr!" ſchrieen dieſe.

Wie dieſes der höchſte Schimpf war, ſo war es auch der letzte. Sie giengen auseinander, und waren auf dieſe Art überzeugt, daß ſie Recht hatten.

Und ſo wie dieſe, ſo giengen die übrigen Partheien auseinander.

„Machen Sie fein kurze und viele Abſchnitte, ſagten einige. So kann man bald aufhören, und hat doch etwas. Wir leſen nicht gerne gar zu tiefſinnige, und zu lange Sachen. Auf jeder Seite etwas anders, ſo können Sie mancherlei anbringen, z. B. kurze, kleine Anekdötchen, runde Fabeln, und ſolche kleine winzige Exempelchen, wie ſie's in Achaia machen, in dem beliebteſten aller Journale."

„Wenn Sie das thun, erwiederten andere, ſo machen Sie ſich keine Rechnung, daß wir Ihnen ein einziges Exemplar abnehmen. Und wir wollen uns alle Mühe geben, das ganze Miſchmaſch zu unterdrücken. Denn, beim Jupiter! was wollen Sie denn aus uns machen? Sehen Sie nicht ſchon jetzt, daß man aus zwanzig Kleidern jetziger Römer kaum einen Rockärmel für einen unſerer Väter zuſammen bringen würde, ſo ſehr ſich die Tücher auch auseinander zerren laſſen?"

Puzlewckius ſtand mit dem Hinterſatze ſeiner Schuhe in die Höhe: und hätte ich nicht einen Seitenſprung gethan, ſo wäre es um einen meiner Füße geſchehen geweſen.

„Schreiben Sie was, und wie Sie wollen, ernſthaft oder luſtig, lang oder kurz, viel oder wenig, wenn Sie nur von allem dem, was unter uns vorgeht, nichts ſchreiben; denn dazu iſt jetzt das Tempo nicht.“

Dieß war die Sekte der Temporiſten, die ausgebreiteſte von allen, und zugleich die merkwürdigſte, da ſie aus einem Theil von dem Kern der beſten Römer beſtand, die bei aufgeklärten Einſichten die uneigennützigſten Gemüther beſaßen. Aus einer mißverſtandenen Behutſamkeit, mit einem unbeſcheidenen Eifer die gute Sache nicht zu verderben, wurden ſie übertrieben zaghaft, und gaben dieſelbe gewöhnlich ohne alle Verſuche der Willkühr des Gegentheils preis. Allerdings gab es Fälle, wo es beſſer war, zu ſchweigen, und ſich ſtill zu halten; aber es gab eben ſo viele Fälle, wo ſie ſchwiegen, da ein kräftiges Reden genützt haben, und Fälle, wo der Streitende wider Afterſekten zu ſiegen, Hoffnung gehabt hätte. Auch war jenes Geſchichtchen von dem braven Soldaten noch im friſchen Gedächtniß, der allein eine ganze Beſatzung verjagt hat. Das Werk war, wenn wir es mit dem rechten Namen benennen wollen, zur ſelbigen Zeit noch ein Spiel, und da ſie nie verlieren wollten, konnten ſie auch nie gewinnen. Wer, um Troſt zu ſuchen, die Augen auf ſie richtete, wußte nicht, was er denken ſollte. Sie arbeiteten nicht wider die gute Sache; aber ſie thaten auch nichts für dieſelbe. Freilich gab es damals manchmal ſehr arge Tage in Rom, die, man wußte nicht, wie es geſchah, von einer unſichtbaren Hand mit einer ſchwarzen Kreide bezeichnet worden, Tage, an denen es niemanden übel genommen wurde, zu wuchern, zu plündern, böſe Proceſſe zu vertheidigen, unbefleckte Namen zu läſtern, zu ſchwelgen bis an den hellen Morgen, zu h—; aber etwas zu unternehmen, oder nur vorzuſchlagen, höchſt übel aufgenommen wurde; allein, was die ſchlimme Parthei zu derſelben Zeit, da die gute empor war, nicht ermüdet hat, das hätte dieſer, weil jene manchmal oben ſchwamm, den Muth nicht benehmen ſollen. Wer mit Schwimmen über einen See ſetzen will, muß nicht ſchreien: „Helft mir, liebe Bürger, ich ertrinke!“ wenn er ein und das andere Mal unterſinkt, und den Mund, die Naſe, und die Ohren voll bittern Waſſers kriegt. Einige wenige, welche kämpften, wurden, ohne Unterſtützung der andern, von den Fluten dahin geriſſen.

Wenn die Temporiſten nur wenigſtens jene Tabelle nicht gar zu offen hätten herumgehen laſſen, ſo wären ihre Sprüchwörter: „Es geht nicht; jetzt iſt das Tempo nicht; — oder: man muß ausweichen; diſſimuliren; beruhen laſſen,“ noch immer hingegangen; denn welcher Conſul, General, und Statthalter von einem Meere zum andern in der ganzen Herrſchaft des unüberwindlichen Roms, hat dieſe Sprache in ſeinem Leben nicht auch etlichemal führen müſſen; aber die Tabelle!

Auf einem elfenbeinernen Täfelchen, leider ſah ich das Täfelchen, ſtanden die Namen: Einſicht, Klugheit, Anſehen, Mühe, Beredſamkeit. Dieſe Namen ſtanden auch auf einem andern Täfelchen, und der Gebrauch, den ſie davon machten, war, daß ſie den Grad einer jeden dieſer Eigenſchaften, ſo wie ihn ihre eigene, oder die Gegenparthei beſeſſen hat, mit Zahlen bezeichneten, oder in ängſtlichen Unterſuchungen gleichſam durch einen Calcul herausbrachten, ob ſie, oder die Gegenparthei, die Uebermacht hätten. Dabei hatten ſie jedem Artikel ſeine Unterabtheilungen gegeben, und allein bei dem Artikel „Klugheit“ ſtanden auf der Seite der Gegenparthei die Unternahmen, als eben ſo viele Mittel derſelben, als Schleichen, Kriechen, Läſtern, auf den Rücken nachziſchen, ſich der Schwachheit eines andern bedienen, welche Worte ordentlich wie gewogen, und wenn ihre Sache dennoch ſchwerer befunden worden, dann erſt der Flug der Vögel, das Schwimmen der Fiſche, das Begegnen der heimiſchen, und der Waldthiere, ja ſogar der Lauf der Wolken zu Rathe gezogen ward. Daher ſah man damals häufige Abhandlungen über dieſe Materie, und Servilius ſchrieb bei dieſer ſchönen Gelegenheit eine eben ſo ſchöne Abhandlung vom Einfluſſe derſelben auf die Kleidertracht, welches damals gerade die neun und ſechzigſte ſeiner gelehrten Abhandlungen von Einflüſſen war.

„Nun hat er ſelbſt gehört, ſagte Puzlewekius, wie das Journal eingerichtet werden ſoll.“

Wie denn theuerſter aller Römer! Anführer der Aufklärung, Verbreiter des guten Geſchmackes? Wie ſoll es denn eingerichtet werden?

„Ernſthaft und luſtig, lang und kurz, viel und wenig.“

Ich verſtehe Sie.

„Wir ſind in Rom.“

Da ſind wir.

„Betrachte er einmal nur eine einzige Gaſſe, wie da die Häuſer gebaut, und herunter geputzt ſind. Die meiſten bauten ſo, weil dieß ihr Geſchmack und ihre Einſicht war. Ich bitte ihn, laß er ſich's nicht verdrießen, und ſeh er einmal hinunter." (Wir traten vor das Gewölbe hinaus).

Groß und klein! — Schmal und breit! — Eckig und rund! — Roth, grün! — Braun, gelb! — Blitzblau! — Ungeheure Laſten von Dächern über Mauslöcher! — Große Fenſter, und kleine Thüren! — Malereien um die Geſimſe, und dort Apollo auf dem Spitze einer Dachrinne!

„Genug, er wird mich, hoffe ich, verſtehen, was ich meine?"

Vollkommen!

Wie Aninius ein kleines Streichlein ſpielte, ohne daſſelbe zu vermuthen, und es ihm erſt nachher geſagt ward.

Man hat von jeher beobachtet, daß es kein leichteres Mittel gäbe, etwas auszuführen, bei Unternehmungen unentdeckt zu bleiben, als wenn man ſich angelegen ſeyn läßt, die Partheien unter ſich uneins zu machen, und zu gleicher Zeit das Vertrauen Aller zu gewinnen. Lius, der bekannte Flüchtling, bediente ſich, ſo oft er entlaufen wollte, allemal des Mittels, daß er die Schildwachen unter ſich zanken machte, und ein König in Indien ſoll einzig dieſer Liſt ſeine großen Beſitzungen zu verdanken haben.

O wie gut muß das Herz ſeyn, das, nachdem es dieſe Logik gelernt, doch noch gut bleibt, redlich, und jeder Pflicht, und jedem Vortheile des Vaterlandes getreu bleibt! das die Kunſt, wie man durch verborgene Schleifen, durch Hacken, Gruben, zubereitete Kunſtwege und Schliche, und gelegte, weitriechende Lockſpeiſen und Köder, Menſchen fangen ſoll, bloß aus der Abſicht lernt, um Menſchen wohl zu thun, und dieſelben zu pflegen. O wie gut muß das Herz ſeyn!

Weil man in Rom nicht wußte, was ein Schriftſteller ſey, ſo glaubte jeder, der die Tafel und den Griffel in die Hand nehmen konnte, es wäre gar nichts daran, einer zu werden, und daher hatten viele das Unglück, es zu thun, und ſich von einer Seite, wo man, wenn keine Hochachtung, doch auch keine Verachtung für ſie hatte, zu ihrer Schande bekannt zu machen.

Volumnius, deſſen Vater ſchon dreimal Prätor, und ein mächtiger Kandidat zur künftigen Stelle eines Conſuls, nebenbei ein weitläufiger Anverwandter der Sempronia war, empfand eine heiße Begierde, welcher er nicht widerſtehen konnte, etwas zu ſchreiben. Er ſchrieb zuerſt unter dem Schatten eines Palmbaumes, wo ausdrücklich ein Quellelein vorbeirieſeln mußte, vier traurige Elegien an eine Grauſame,

Die ſeiner Thränen ungeachtet
Sich längſt an Geld und Rang verpachtet,
Und zu den feinen Herzen
Leichtſinnig thate ſcherzen.

Auch ſchrieb er ein Traktätlein, worin er mancherlei Fehler und Mängel des römiſchen Reiches, ſo wie er nämlich bei vertrautern Tafeln davon reden gehört hatte, erzählte, und dann Vorſchläge, von denen er ſagte, daß man ſie ganz ihm allein zu danken hätte, dazu that. Das merkwürdigſte dabei war die Kühnheit, in ſeinem Alter an den Gedanken, daß in der Welt irgend etwas fehlen könnte, zu denken; er war übrigens bereits ein ausſtudirter Gelehrter, der die Grammaticam, die Rhetoricam, die Dialecticam, die Physicam, die Historiam, die Jurisprudentiam, die Politicam, und mit einem Wort, die Scientiam civilem et militarem, die Scientiam divinarum et humanarum Rerum bereits aus dem Fundament ſtudirt hatte, und wie ich ſagte, ein ausſtudirter Gelehrter war; denn es war ſchon ein Knabe von ſechszehn vollen Jahren.

Volumnius hatte gehört, daß, wenn man etwas ſchreiben wollte, man es zuvor ſeinen Freunden zu leſen geben, und auf ihre Vorſtellungen dieſes und jenes ausſtreichen, oder hinzuſetzen müſſe. Volumnius ließ alſo die Schriften den ordentlichen Weg gehen, und ſeine Freunde ſagten ihm die Wahrheit. Noch iſt, ſagten ſie, an dieſen Schriften nichts Vollkommenes; aber man kann, ſetzten ſie beſcheiden hinzu, in Ihren Jahren nicht mehr verlangen. In Ihren Jahren, fuhren ſie fort, iſt das ſchon ſehr viel u. ſ. w. Dieß letztere war es eigentlich, was Volumnius zu hören wünſchte.

Als die vier traurigen Elegieen, und das fatale Traktätlein zum Vorſchein kamen, ſchickte ſie mein Patron Puzlewekius ins Ausland an eine kritiſche Bude. Er begleitete ſie zwar mit keiner einzigen Silbe; aber man kann ſich denken, wie man ſie empfangen haben müſſe, nachdem es bereits ruchbar geworden, daß die Römer ſeit langer Zeit alles, was vom Auslande käme, verachteten. Die Bude wiederholte zwar nach jeden ſechs Zeilen, daß ſie mit dem Verfaſſer, bloß als mit einem Gelehrten, ſprechen, und ihm außerdem ſeine Ehrlichkeit, ſeine Geſchicklichkeit zu andern Dingen u. dgl. keineswegs abſprechen wollte; aber der müßte gar kein Menſch geweſen ſeyn, der nach dieſer Kritik noch Muth gehabt hätte, etliche Wochen jemanden ins Geſicht zu ſehen. Die Kritik war ein Meiſterſtück des Witzes, und der Ironie, und Puzlewekius verehrte mir in dem ſchönſten Formate zwei Exemplare.

Die Familie des Volumnius nahm die Sache hoch auf, und glaubte, beſchimpſt zu ſeyn. Sie raſeten wider die Kritik, wo ſie hinkamen, und die Sklaven und Sklavinnen in ihren Häuſern, welche ſich in ihrem Leben um keine Kritik bekümmert hatten, erhielten Befehl, etliche Wochen von nichts, als von dieſer Kritik zu reden. Kinder mußten die Widerlegung derſelben auswendig lernen, und mit einem Worte, die verwünſchte Kritik machte Epoche in dieſer Familie, worin ſich, wie ſich im Hausarchiv zeigte, noch zu keinen Zeiten eine Seele befunden hatte, die ſich mit den Gelehrten, und ihrem hölliſchen Thun jemals abgegeben hätte.

Puzlewekius trug mir auf, eine Kritik über die vier traurigen Elegieen, und über das

Traktätlein zu verfertigen, wie es recht und billig iſt, ſagte er. Ich that es, und was ich ſagte, kam mit jener erſtern Meinung der Freunde vollkommen überein. Meine Kritik, in welcher Puzlewekius zum Ueberfluſſe ein paar derbe Grobheiten hinzuſetzte, wurde an die Familie geſchickt, der ſie überaus wohl gefiel. Sie ſoll, ließ mein Patron ſagen, in das erſte Stück der künftigen Monatſchrift eingerückt werden.

Wie, in die künftige Monatſchrift? Haben nichts davon gehört. Das wird eine gute Monatſchrift ſeyn. Das iſt wahrhaftig eine herrliche Monatſchrift. Das iſt die einzige Monatſchrift, von der man ſagen kann, daß ſie eine Monatſchrift ſey. Schicken Sie mir nur bald ein Exemplar, nur fein bald. Dieſe Monatſchrift wird zeigen, wer wir ſind; dieſe wird nützen, wird aufklären; ohne dieſe Monatſchrift müßten wir wahrlich die Häuſer zuſchließen. Wir fragten lange, wo es bei uns fehle; nun wiſſen wir's, an dieſer Monatſchrift fehlte es.

Die Bedienten, und Mädchen, und Kinder in den Häuſern der Familie, und in den Häuſern aller Onkeln, Tanten, und Neffen derſelben, erhielten Befehle, täglich dreimal von einer Tafel herabzuleſen:

O du

Gute
Große
Aufklärende
Warme
Wohlfeile
Zerſchmetternde
In die Lungen grabende
Geſchmack verbreitende
Sich ſelbſt leſende u. ſ. w.
Monatſchrift.

Puzlewickius lehnte mit einem gewiſſen Lächeln, und aufſchielenden Kopfneigen das Lob von ſich ab; aber das, ſetzte er hinzu, gegetraue ich mir doch zu ſagen, daß, ſobald ich bekannt mache, daß eine Züchtigung jener Ausländerkritik in meiner Monatſchrift erſcheinen wird, die hieſigen Spöttler und Kleinmäuler verſtummen werden.

In der ganzen Stadt ward wirklich von nichts, als von den vier traurigen Elegien, und dem Traktätlein geredet, und gelacht, und geſchimpft, ungeachtet ſie nur wenige geleſen hatten. Ich werde mein Wort halten, ſagte Puzlewickius, und noch heute Abend ſoll keine Seele davon reden.

Ungefähr um die Mittagszeit giengen wir die Fleiſchbank vorüber, und ein Ochs, der den künftigen Tag von den Römern aufgeſpeiſt werden ſollte, ward indeſſen, bis ſeine Peiniger kommen würden, an einen Ring feſtgebunden. Das Thier wendete traurig ſeinen Kopf bald zur Rechten, bald zur Linken, als ahnete es, was ihm geſchehen würde. Ich ward den Augenblick heimlich froh, als mein Patron hinzu gieng, und den Strick, woran es gebunden war, abſchnitt.

Der Ochs merkte kaum, daß er frei wäre, als er davon lief. Im erſten Laufe rannte er zwei Poeten, und einen Projektanten darnieder; an dem Ecke der Gaſſe ſpritzte er einem Phyſiognomiſten, und Silhouettenſammler, welcher gerade mit dem halben Leib, und dem vorausgeſtreckten Kopfe herumguckte, ob kein Geſicht mit einem beſondern Ausdrucke daher käme, aus allen Kräften über den ganzen Leib, und über das Geſicht eine ſo derbe Schlut, daß nicht die geringſte phyſiognomiſche Spur daran weiter zu erkennen war; dann traf das Unglück einen Protocolliſten, der mit einem von des Dukoulafantius Geſellen mitten in der breiten Gaſſe langſam einher zog. Doch hatte, außer kleinen Ritzen der Haut, niemand das Unglück, beſchädiget zu werden, als ein Trauerſpieldichter, welchem das Thier einen gewaltigen Riß durch die rührendſte Scene des letzten Aktes gemacht hatte.

Die Temporiſten hatten ſich alle in tiefe Keller und Mauſelöcher verkrochen.

So wenig koſtet es, ſagte Puzlewekius, und von der Zeit fieng ich an, für den Mann Ehrfurcht zu haben, ſo wenig koſtet es, ſagte er, die Aufmerkſamkeit des geſammten Römerpublikums auf ſich zu ziehen. Man darf nur einen Vogel aus dem Fenſter fliegen, oder einen Hund von der Kette los, und durch die Gaſſe laufen laſſen, um zu wiſſen, wovon morgen die Stadt voll ſeyn wird, welcher es, wenn ſie nur etwas zu reden hat, einerlei iſt, ob man einem Bürger den Kopf abgeriſſen, der ihm denſelben erhalten hat; und ich erinnere mich, daß, als ich einſt, ohne das geringſte zu ſehen, lange gen Himmel ſah, ein ganzer Haufe um mich herum ſtand, und man mir den andern Tag überall erzählte, wie man geſtern ſtreitende Legionen, und Sichelwägen geſehen hätte.

In der That wurde den folgenden Abend und etliche Tage nachher unaufhörlich von dem Ochſen geredet, beſonders, da der Hautritzen wegen die Bader, und Wundärzte daran Theil genommen hatten.

Quintus Aninius kündiget ſeine Monatſchrift und die Geſchichte von der großen Kutſche zu Thule an.

Aber nun war es die höchſte Zeit, die wahre Ankündigung der künftigen Monatſchrift an das Licht treten zu laſſen, ungeachtet ich nicht weiter davon unterrichtet war, als daß ſie angreifend und empfindſam, luſtig und traurig ſeyn ſollte. Wo ich auf der Straße gieng, hielten mich Patrioten, Landverbeſſerer und Planmacher, dieſe bei dem Aermel, andere bei den Falten des Kleides feſt, und wo ich in meinem Zimmer hintrat, ſtieg ich über neue Gedanken und Vorſchläge. Dieſer wollte, ich ſollte ſeine Baaſe lächerlich machen; einer rieth mir, bei den goldenen Morgenſtrahlen, ein anderer bat mich, in der Stille der Nacht zu ſchreiben, bei dem heimlichen Lämpchen, um die Stunde nach Mitternacht, wo ſchon jeder Grobſchmidt und jeder Wollenſtreicher ſich tief in Ruhe befände.

Vor etlichen Monaten hätte mich über dieſe Vorſtellungen der Kummer verzehrt, und ich würde an der Möglichkeit gezweifelt haben, für alle etwas zu ſchreiben, das jedem gefallen würde; aber nun kannte ich die Römer ſchon beſſer. „Ich ſchreibe (ſo ſtand auf dem Ankündigungsblatt, das durch Italien verbreitet ward) und erzähle im erſten Stück des Monats Jenner die anmuthige und nicht minder lehrreiche Geſchichte von dem großen Wagen zu Thule. —“

Da hat er, ſagte **Puzlewekius**, ohne die Ankündigung ganz zu leſen, ein Meiſterſtück gemacht. „Von dem großen Wagen zu Thule!“ — wo ſie die lange Kette ſchmiedeten aus goldenen und wächſernen Ringen?

„Richtig.“

Und die Kette vornen nirgends feſtgemacht war, ſo, daß an dem Tage, wo die Einwohner an derſelben ziehen wollten, Rathsherren und Karrenſchieber untereinander fielen, und dann das Geſchrei der Vermengten die weißen Bären herbeizog, von welchen ſie alle aufgefreſſen worden?

„Da war's.“

— einer der berühmteſten Städte des Alterthums in den nordiſchen Gewäſſern, von deren grauen Einwohnern noch Grabmale zu ſehen ſind, in Felſen gehauen, ſo groß wie die Hälfte des Veſtatempels, es liegt einem jeden ein verſteinerter Tannenbaum zur Seite, welcher ſein Spazierſtock geweſen war. Der Geringſte von ihnen trank täglich einen Fluß aus, und wenn er ſchnaubte, entſtand ein Sturmwind;

jeder ſchnaubte nur zweimal die Woche über die Oberfläche des unermeßlichen Weltmeeres, und zweimal entſtand ein Ungewitter. Daher kamen die Stürme im Norden, die ſich noch zur Stunde nicht gelegt haben.

Und die Tulenſer nannten ſich ein weiſes Volk, und beſaßen alles im Ueberfluß, und ſprachen von nichts, als von Glück und Zufriedenheit. Ihre Stimmen tönten über den Erdkreis, und von dem Wiederhalle derſelben ſind alle Haine, und alle Küſten noch voll. Man ſagt, dieſe Stimmen verlieren ſeitdem ſich nie wieder auf Erden.

Dem Glücke allein erbauten ſie Tempel, und in den Tempeln erſchollen keine andere Gebete, und keine andere Wünſche ſtiegen auf zu den Ohren der Götter. Um glücklich zu werden, thaten ſie alles, was ihre Kräfte vermochten, die damals gewaltig waren. Kinder riſſen junge Bäume zur Kurzweil aus, und warfen ſich einander, ſpielend, mit Hügeln.

Um glücklich zu werden, änderten einige den Ort, den ſie bewohnten; andere rannten in Wildniſſen, und tiefen Wäldern mit ſtumpfen Pfeilen herum, um ſich zu einem ſchönen Kleid Zobel zu erlegen, andere ließen in prächtigen Kutſchen von acht weißen Pferden ſich fahren. Einige legten mit karger Hand mühſam geſammelte Schätze auf neue Zinſen, und wieder andere ließen ihr Huhn, ſtatt es zu würgen, in Wein, den ſie jährlich aus einer entfernten Inſel herholten, ertränken.

Um glücklich zu werden, überfielen einige bei nächtlichen Finſterniſſen die ungeſicherten Häuſer ihrer Nachbarn, und raubten ihnen ihre Güter; andere, liſtiger als jene, ſtürzten durch heimliche Ränke ihren Freund, und ſetzten ſich an den Ort, von dem er gefallen war. Es war keiner, der nicht im Herzen anders dachte, als er ſprach, und Blinde machten Einrichtungen über die mannigfaltige Schönheit der Farben. So ſeltſam war ihre ganze Verfaſſung, über welche die Prieſter der Latona ein geheimnißvolles Dunkel gezogen hatten. Sie hielten es für ein gräuliches Verbrechen, ein Böckchen zu würgen, aber ſie erlaubten ſich, Menſchenfleiſch zu eſſen, und jedem Statthalter, und jedem Zunftmeiſter wurde täglich das Hirn von zwei Menſchenköpfen zugeſchickt; Kinder aßen das Eingeweide, und die Frauen verzehrten die Herzen junger Männer. Viele gab es, welche Laſter begiengen, um die Gottheiten der Flüſſe zu reizen, daß ſie Ueberſchwemmungen anrichteten, damit ihre bemalten Fahrzeuge nicht länger unbenutzt ſtänden, und an den zum Andenken der ihre Proſerpina ſuchenden Ceres verordneten Feſte, wurde bis an ein, ſechshundert Meilen auf einem hohen Gebirge liegendes Städtchen um keuſche und fromme Diener geſchickt, welche der Prieſter für würdig genug fände, um bei dieſer Feierlichkeit die myſtiſche heilige Fackel zu tragen.

Um glücklich zu werden, ſetzten ſie demjenigen Belohnungen aus, der es in der Kunſt, viel und niedlich zu ſpeiſen, am höchſten bringen würde, bemühten ſich einige unter ihnen, auszuforſchen, wo man die beſten Balſamſäfte kaufte, welche aus dem üppigen Hals der Gemahlinn eines ihrer Prätoren herausduften, oder wo man jenen dünngeſchorenen, aſchfärbigen Zeug, welcher der Blüthe eines Krautes in Phrygien gleicht, bekommen könne, welchen ein junger fremder Rathsherr auf ſeinem Körperchen trug, er, der den erſten Tag bei ſeiner Ankunft berühmt war, weil er ſeine langen Haare mit einem aus Goldfäden geflochtenen Gärnchen zuſammen hielt, und ſeinem Aufwärter geboten hat, niemals bei ſeinem Genius, ſondern bei der Juno, der Geliebten ſeines Herzens, zu ſchwören. Sie gab ihm in ſeinem Vaterlande die Stimme in den Rath mit, und gab ihm, wenn er vor ihr kniete, Befehle, dieſen zu beglücken, und jenen kreuzigen zu laſſen.

In dieſer Stadt Thule ereignete ſich die Geſchichte mit dem großen Wagen, welche billig die Geſchichte aller Geſchichten, welche ſich jemals zu Waſſer und zu Land begeben haben, zu nennen iſt.

Ich habe nichts mehr zu ſagen, als daß ich die edeln Römer um Vergebung bitte, daß ich eine ordentliche Beſchreibung von Thule gemacht habe, als welches denſelben längſt beſſer, als mir, bekannt geweſen, und erkläre hiemit, daß es aus keiner andern Abſicht geſchehen iſt, oder geſchehen konnte, als einzig aus dieſer, ſie daran zu erinnern.

Sohin beſorget eure Geſundheit, wie ich die meinige, und lebet wohl! Lebet abermal, und abermal wohl!

Der Beifall, welchen die Römer dieſer Ankündigung gaben, war außerordentlich. Sie bewieſen, daß es ihnen bei den Materien, welche ſie mir vorſchlugen, nicht ſo faſt darum zu thun war, daß ich ihren Rath befolgte, ſondern darum, daß ich den Rath eines andern nicht annehme, und jeder hielt ſich insgeheim bei dem andern damit ſchadlos, daß er nunmehr meine Wahl der Materie nachdrücklich lobte.

„Ich hätte dieſe Materie auch gewählt, ſagte Orbilius.“

„Ich wollte ſie ihm vorſchlagen, ſagte ein anderer, aber ich dachte daran, daß ſie ſchwer auszuführen wäre. Es war nicht einer, der nur geſagt hätte: Ich habe vergeſſen, ſie ihm vorzuſchlagen.

Ungeachtet die Römer die Inſel Thule kaum dem Namen nach kannten, ſo konnten ſie doch nicht aufhören, von dieſer Inſel zu erzählen, nachdem in der Anmerkung geſagt worden iſt, daß man ſie an die Sitten dieſes Volkes nur erinnern wollte. Je unwiſſender ſie in einigen Dingen waren, deſto weniger durfte man ſich anſehen laſſen, daß man dieß wohl wiſſe, und daß man ſie belehren wolle; aber erinnern durfte man ſie an alles; daher lagen ihre Verſammlungen voll Bitten um die gnädige Erlaubniß, ſie an dieſe und jene Wahrheit erinnern zu dürfen.

„Es waren erznärriſche Leute, die Thulenſer, ſagten ſie. Ueberall hinaus, und nirgend daheim; voll Projekte, und nirgend eine Ausführung. Im Winter trugen ſie ſeidene Kleider, und im Sommer Pelze. Ihre Weiſen ſperrten ſie in Käſige, und ihre Narren ließen ſie los. Es waren erznärriſche Leute die Thulenſer.

Dieß erinnert uns an das, was wir in Anticyra, der großen Gewürzinſel, ſahen, oder in Chios, ſagten andere; da darf man nicht ſo weit, noch über Meere reiſen, ſagten wieder andere; man kann es in Gallien ſehen.

Niemand ſagte, man dürfe zu Hauſe bleiben, man ſehe es in Rom.

Wie Puzlewekius dieſer Ankündigung einen eigenen Nachdruck gab.

Als ich meine Ankündigung zu Geſicht bekam, wie erſchrack ich, ſie mit einer Anmerkung, welche aus des Puzlewekius Griffel floß, und länger, denn jene war, begleitet zu ſehen. Das muß ihn nicht befremden, ſagte Puzlewekius, der meine Beſtürzung ſogleich entdeckte, er wird ſolche Zuſätze häufig zu ſehen kriegen. Er ſchmiedet das Eiſen, und ich ziehe den Drath. Ob nun dieſer Drath dick oder dünn ſeyn, ob er in dieſer oder einer andern Figur erſcheinen ſoll, das iſt meine Sache. Und es iſt mir hier nicht um die Aufnahme deſſen, was er meint, ſondern um Gewerb und Handlung zu thun, und ob die Kaufleute durch epidauriſche Schlangen, oder achaiſche Geſundheitsäpfel reich werden, das iſt ihnen gleich, wenn ſie's nur werden.

Sofort las ich die Note, wie folgt.

„Zufolge dieſer gegenwärtigen Ankündigung der Geſchichte von dem großen Wagen zu Thule, worin der Verfaſſer beſſer gethan haben würde, wenn er geſagt hätte, von dem ſchönen, oder von dem prächtigen Wagen zu Thule; er hätte auch ſagen können von dem reichen Wagen zu Thule, in Betracht, daß alle freien Künſte an demſelben Theil genommen, und ſich ſchon die Auslagen des Sattlers, welcher aus einem Lande kam, wo die Menſchen ihre Augen auf dem Rücken tragen, und durch die Naſe reden, auf ſieben und neunzig tauſend Tonnen Goldes ſich belaufen haben; doch iſt mein Troſt, daß die Leſer aus andern Schriften, welche jetzt häufig herauskommen, längſt überzeugt ſeyn werden, wie es dermal auf den Titel einer Sache, es ſey hernach ein Buch, ein Rathsherr, oder ein anderer Quiriner von welch immer für einer Art, Geſchlecht, Amt und Rang, durchaus nicht ankomme.

Alſo nochmal, zu Folge der bemeldten Ankündigung möchte vielleicht ein und der andere Römer auf die irrige Meinung verleitet worden ſeyn, als wollte man ihm etwas vorlegen, oder etwas in Anſehen zu bringen ſuchen, worin derſelbe auf eine oder die andere Weiſe nothwendig genirt werden müßte. Wie ich denn ſelbſt einige derlei Beiſpiele denke, daß einigemal ſolche Bücher geſchrieben worden ſind, die man mit nichten leſen konnte, ohne dabei etwas zu denken, welches ich nicht nur für höchſt traurig, ſondern auch für höchſt unanſtändig erachte, da man nämlich einen andern zu etwas zwingen will, wozu er weder Anlage, noch Luſt hat. Und mich hat dieß, nachdem ich es in reife Erwägung gezogen habe, vorzüglich bewogen, dem Leſer dieſe Sorge zu benehmen, und ihn, vermittelſt dieſes, eines andern zu berichten, und ich werde hiemit

Pro primo dem Leſer (unter uns) ſagen, da ich wohl verſehe, daß es der Verfaſſer nicht thun wird, ob dieſer Wagen ein Gallawagen, oder nur eine gemeine Kutſche, oder gar nur ein Wagen zum Fuhrwerk, als z. B. ein Heuwagen, ein Getreidwagen, ein Bierwagen, oder ein Miſtwagen ſey, (welches, gleichwie es dem Leſer daran liegt, zu wiſſen, alſo nicht ſo leicht beſtimmt werden dürfte, da es nur ſchlechthin Wagen heißt), und ob gleichwohl, geſetzt, daß es auch ein Wagen zum Fahren war, ob es eine Kaleſche, oder Piroutſch, und ob darin die Herren allein, oder ob auch Damen mitgefahren ſeyen, welches letztere eine gar erhebliche Sache iſt.

Pro secundo. Da in dieſer Geſchichte, wie leicht zu erachten, allerhand luſtige Streichlein von den Rathsherren, welche über den Wagen votirten, wie auch von den löblichen Commiſſarien zu Thule, welche die Rechnung und derlei Weſen führten, wie nicht minder von dem Wagner, Sattler, Schmied und ihren Geſellen, welche obgenannte löbliche Rathsherren und Commiſſarien mit ihrem tacito consensu gar artig vexirten, vorkommen, ſo will ich dem Leſer von Zeit zu Zeit ſagen, wer damit gemeint, und wie die Sache inwendig, daß man's nicht merken ſollte, herumgerieben iſt, daß man meinen ſollte, wenn von einem Meiſter der Weisheit die Rede iſt, es ſey der athenienſiſche Mario gemeint, der bei aller ſeiner Weisheit nicht begreifen konnte, wie ein Zwerg mit wenigem Tuch eben ſo gut gekleidet ſein könne, als ein Rieſe mit vielem; oder, wenn von einem Eſſer die Rede iſt, man habe jenen Vielfraß in Afrika gemeint, in deſſen geräumigem Umfange ſeines Bauches ſich Aecker und Heerden befanden, daß ein Römer, daß ſelbſt ein Leſer, und wohl noch gar ein fleißiger Leſer, der alle Quartal richtig bezahlt, gemeint iſt.

Da ich pro tertio die Römer ſehr gut, ja intus et in cute, wie man ſagt, kenne, und da niemand beſſer weiß, als ich, wie beſchwerlich es den Römern fällt, eine Schrift, außer der Mühe, daß ſie dieſelbe kaufen laſſen, auch noch überdieß zu leſen, ſo werde ich denſelben jegliche Stücke nicht nur bereits ſchon eingebunden und aufgeſchnitten vor die Naſe hinlegen laſſen, ſondern auch und hauptſächlich dafür ſorgen, daß die Schrift ſich fein ſelbſt leſe; ſohin dürfen ſich künftig die Leſer, etwa zur Zeit, wo es auf dem Erdenrund ſonſt gar nichts zu lachen, oder zu beſehen, oder zu genießen giebt, oder auch nach Tiſch zur Verdauung, oder auf die Nacht zur Einladung des Schlafes, oder zu was immer für einen Gebrauch, Erholung, Unterhaltung es dienen ſoll, nur etwa auf ihre Ruhebetten, oder an ein Geſims ſich hinlehnen, ſo wird ſich hernach aus der künftigen Monatſchrift ſogleich etwas ganz von ſelbſt herausleſen, und zwar etwas nach eines jeden Geſchmack, Verſtand und Bedürfniß, daß man dabei nichts thun darf, als ſein Zwerchfell durch das Lachen erſchüttern, oder, wenn es einmal eine Thräne abſetzen ſoll, welches durch den Aninius zu bewerkſtelligen ich auf Verlangen beſorgt ſeyn werde, ſich dieſelbe von dem nachſtehenden Herren Belletriſten, oder Phyſiognomiſten, die ſich überall einfinden, abtrocknen zu laſſen; auch kann man verſichert ſeyn, daß man darin nicht die mindeſte Spur einer Zeile, wornach man ſich in ſeinem Thun zu richten hätte, antreffen werde, und daß, was den Gemüthszuſtand des Leſers betrifft, es nach dem Leſen allemal, wie vor demſelben, ſeyn und verbleiben werde, welches der eigentliche Endzweck eines Journals iſt, und ſeyn ſoll.

Wenn ein Römer irgend wider einen andern etwas auf ſeinem Herzen, und zu gleicher Zeit keine Gelegenheit hat, ſich an ihm zu rächen, ihn lächerlich oder verhaßt zu machen, ſo iſt zu wiſſen, daß er ſich hierüber mit dem Aninius abfinden, und ſich hernach von ihm um baare Bezahlung ein Trauer= oder Luſtgedicht wider bemeldten ſeinen Feind anſchaffen kann. Eben dieſes Mittels kann ſich auch derjenige erfreuen, der, ohne zu wiſſen, wie er es angehen ſoll, gerne gelobt ſeyn möchte, in welchen und andern dergleichen Fällen, Aninius, wenn er je der Vortheile eines Journaliſten kundig iſt, ſich von Herzen anheiſchig machen wird, jedermann nach Standesgebühr zu bedienen, und verabfolgen zu laſſen. Und ich bin, was dieſes Stück, wovon ein Autor nicht gerne ſpricht, nämlich das Abfinden anbelangt, dem Leſer Bürge, daß Aninius keiner der intereſſirteſten iſt, welchem man baar Geld auf dem Pult liegen laſſen muß, ſondern daß er um geringere Dinge zu haben iſt, und man ſich verlaſſen könne, um einen abgetragenen Mantel, oder ein paar Socken, wenn ſie nur nicht zerriſſen, oder von einem podagraiſchen Fuße abgenommen ſind, wenigſtens allemal bis hundert Lob= oder Strafverſe zu erhalten, wie man eben künftigen Monat auf dieſe Art, den — welchen ich jetzt nicht nennen will, der kein Huhn riechen, noch glauben kann, es ſey gut zerſchnitten, wenn es nicht mit einem elfenbeinernen Meſſer zerſchnitten worden, noch aus einer Schüſſel eſſen kann, worauf nicht eine und andere Geſchichte ſeines Vetters Maro gegraben iſt, — nach der Länge und Breite geſchildert antreffen wird, wobei man dem Aninius nicht glauben ſoll, wenn er ſagt, er habe niemand damit gemeint, ſondern er habe das Gemählde aus allgemeinen Zügen zuſammen geliehen; denn ich muß es beſſer wiſſen, woher es entlehnt iſt.

Schließlich und letztlich hoffe ich, daß, ſofern jemand zu einer neuen Erfindung gelangen ſoll, als z. B. wie man den Mantel zierlicher um die Hüfte herum ſchlagen, wie man unſern Konſuln ihren Humor an der Stirne anſehen, oder ſtatt den zwei Reverenzen bei der Thüre und bei der Annäherung zu der Perſon, Einen, der eben ſo viel ausdrückt, anbringen könne, er ſothane Erfindung dem Vaterlande zu Ehren und zum Beſten in dieſes Journal einſchicken werde, wie es das nächſtemal mit einer Erfindung des Curtillus geſchehen wird, als welcher entdeckt hat, wie man die Meerigel beſſer ungewäſſert, in der Salzlake von Meermuſcheln kochen ſoll, worauf er eben ſo ſtolz ſeyn kann und darf, als auf jene Entdeckung, wie man einen nach Luft ſchnappenden Hecht zwiſchen den Brücken von einem andern am Ausfluſſe des tuſciſchen Stromes zu unterſcheiden vermöge, welches von dem Forſchungsgeiſte der Römer ein ewiges Denkmal ſeyn wird.

Und damit ich gleichfalls etwas beitrage, dieſem Erfindungsgeiſte, welcher uns Römern beſonders eigen zu ſeyn ſcheint, eine Art von Bewegung zu geben, ſo will ich auch einige Preisaufgaben, aus deren Inhalt man unſere wichtigen Intereſſen abnehmen ſoll, für das künftige Jahr, und zugleich die Belohnungen, welche der beſterkannten Schrift anheim fallen ſollen, beſtimmen. Und zwar iſt mir der heiße Eifer, mit welchem die Römer allen Arten von Kenntniſſen nachjagen, ſo ſehr bekannt, daß ich glauben würde, mir dieſelben abgeneigt zu machen, wenn ich auch eine Tonne Goldes für den Preis beſtimmte, wo es das Anſehen gewänne, als hätten Armuth oder Eigennutz daran Antheil genommen. Nein, dazu iſt mir die Gunſt der Römer zu theuer, und ich habe darum eine ganz andere, eine edlere und ehrenvollere Art von Preiſen erfunden, und mit einem Worte:

1) Wer da am zuverläſſigſten beſtimmen kann, ob die Aegyptier ein melancholiſches und gelbes Volk, als ſie über die Nilfälle aus Abyſſinien herabſtiegen, (vorausgeſetzt, daß ſie da herabgeſtiegen ſind) zuvor etliche Jahre herabgeguckt, ob es nämlich gut und annehmlich herabzuſteigen ſey, oder ob ſie vielmehr gleich ſtehenden Fußes herabgeſtiegen ſeyen, der bekommt zur Belohnung eine Krone aus Eichenlaub, und das ſchriftliche Zeugniß, daß er ſie verdient habe.

Da nun aber dieſe Frage leicht beſtimmt werden, und die Auflöſung derſelben durch eine genaue Kenntniß der ägyptiſchen Sitten und Phyſiognomieen befördert, dieſe aber dadurch am geſchwindeſten erlangt werden kann, wenn man ſich bei mir einige ägyptiſche Zeichnungen und ägyptiſche Silhoueten kauft, womit ich mich ſchon ſeit vielen Jahren verſehen habe, da, ſage ich, ſo gethane Fragen ſehr leicht aufzulöſen ſeyn, und aber es unſern Genies, wovon jetzt alle Straßen wimmeln, lieber ſeyn möchte, wenn der Weg zur Ehre ein bischen erſchwert würde, haben wir eine zweite Preisfrage hinzufügen wollen, wie folgt:

„Iſt das Wachs, welches zu den Flügeln des Dädalus verbraucht worden, von in gerader Linie abſtammenden Bienen, oder ſind dieſe Bienen aus den faulenden Eingeweiden eines jungen erſtickten, und eingeſchloſſenen Rindviehes geweſen und entſtanden?“

Gleichwie nun die Schwierigkeit dieſer Frage ungleich erheblicher iſt, als die erſte, welches einigen nicht ſo vorkommen möchte, maßen ſie ſogar deutlich und ordentlich geſetzt iſt, welches ich mit Fleiß gethan habe; gleichwie ich aber allein wiſſen muß, wie erheblich dieſe Schwierigkeit ſey, außer man kaufte ſich ein altes Lexicon, womit ich verſehen bin, wiewohl ich nur noch zwei Exemplarien habe, ſohin der bei Zeiten dazu thun muß, der ſie haben will, wie ſie dann um einen billigen Preis zu haben ſind; — gleichwie, ſage ich, dieſe Frage ſchwerer zu löſen iſt, ja ohne bemeldte Beihülfe faſt gar nicht aufgelöſt werden kann: ſo iſt aber auch die Belohnung nach Verhältniß beſtimmt; es erhält derjenige, der ihr am nächſten kommt, einen birkenen Scepter nach antiker Art, wie denſelben die erſten Könige getragen haben ſollen, welches aber noch nicht erwieſen iſt; und die nächſtfolgenden ſechs erhalten jeder einen Lindenzweig in der Blüthe, woran ſie ſo lange riechen mögen, als etwas daran iſt; es ſoll ſie daran niemand hindern, noch ſtören, wofür zu ſorgen unſere theuere Pflicht ſeyn wird.

Gegeben Rom

Prid. Id. Dec.

Von dem großen Wunderwagen in Thule.

Erzählet, ihr holden Mädchen auf Theſſaliens Roſenhügeln, junge liebliche Weſen, erzählet mir, ich bitt' euch, die Geſchichte vom Wunderwagen zu Thule! —

Euch meine ich, wenn ihr's etwa noch nicht gemerkt habt, euch ihr Schweſtern auf dem Berge Pierius, und ich hatte meine gute Abſicht, euch junge Geſchöpfe zu nennen, das ihr (in der Welt iſt noch Wahrheit) ſelten zu hören kriegt; denn ſeit der langen Zeit, daß man euch aufwartet, müßt ihr längſt alte runzlichte Weiber geworden ſeyn, —

(Ohne Farbe, ohne Zahn, ohne Saft und Kraft, mißhandelt, und eckelhaft, ſchielend, und triefäugig, und eckelhaft, wo man euch anſieht, und wo man euch anredet, zänkiſch und widerwärtig.)

Ich bitte, um dieſer Schmeichelei willen, holdſelige Mädchen auf Theſſaliens Roſenhügeln, junge, liebliche Weſen, erzählt mir die Geſchichte von dem Wunderwagen in Thule! Deus! Ecce Deus!

Wie zu Thule das goldene Zeitalter florirte, und wie ein ſeltſamer Mann dahinreiſte; — mit den nöthigen Anmerkungen, und allerhand gelehrten Erläuterungen des Textes von Puzlewekius verſehen.

Noch ward in Heſperiens Gefilden kein Schwertſchmied, und kein Bartſcherer geſehen, und auf dem Platze, wo nun Rom, die einzige Stadt, ſtehet und herrſchet, traten ſich die übelbekleideten Menſchen manchen Dorn in ihre bloßen, wiewohl erhärteten Füße, und ihren Tritten voraus ſprangen magere Fröſche und Heuſchrecken; — da war ſchon Thule die berühmteſte unter allen Städten des Erdbodens. Die Künſte blühten im herrlichen Flor, und der Muſen, deren anfangs nur neun geweſen, wurde damals eine unendliche Menge. Tag und Nacht ſpazierten ſie auf den Gaſſen herum, und lockten mit Oden, Volksliedern, Epigrammen, Idyllen, Fabeln, Epiſteln, Elegien, Balladen, Luſt- und Trauerſpielen, Opern und Balleten, anakreontiſchen Liedern, Bardengeſängen, Minnegeſängen, Melo-, Duo- und Monodramen, Klavierſtücken, Allmanachen, Wochen- und Monatſchriften, Subſcriptionswerken ꝛc. die Thulenſer in ihre Bordels. Die Männer, ſtatt zu gehen, tanzten, und wenn Kinder den Mund aufthaten, ſo ſangen ſie Genielieder. Und Thule nicht geſehen zu haben, war ein Unglück des Lebens.

Ohne Unterlaß ſtrömten über entfernte Meere*) lehrbegierige Völker herbei, und un-

---

*) Das Meer iſt ein großes, tiefes, breites, und auch langes Waſſer, wohin man auch auf der Tyber kommen kann: denn die Tyber fließt in's Meer. Wenn man in's Meer hineintritt (man mag hernach togatus oder sagatus, cothurniſirt, oder nur ſoccirt ſeyn, das Meer macht ſich nichts daraus), wenn man, ſag' ich, hineintritt, ſo geht man unter; und was recht curios iſt, wenn man derlei Waſſer in den Mund nimmt, ſo muß man es gleich wieder von ſich geben: denn das Meerwaſſer iſt ſalzig, welches vielleicht dazu dienen mag, da-

bekannte Könige ſchickten ihre Abgeordneten,
und die erſten ihrer Weiſen mit Geſchenken

---

mit es nicht in Fäulung geräth, wiewohl dieſem auch durch die periodiſche Bewegung des Meerwaſſers könnte vorgebeugt werden. Koſen. VIII. Dissert. IX. p. XC. item Reimar.

Anmerkung zu dieſer Anmerkung.

Um aller Götter Willen! rief ich aus, was ſollen unſern Leſern dieſe Anmerkungen? Sind denn nicht alle Unterbrechungen dieſer Art unangenehm, und überläſtig? Und wenn es doch wenigſtens Dinge beträfe, die niemand weiß, und die zu wiſſen, jedermann daran liegt.

Puzlewekius wurde hierüber ſehr entrüſtet. Wenn ich nicht mit meinen Anmerkungen dahinter käme, ſagte er, ſo möchte man den Höllengeſpenſtern keine grauſamere Pein anthun können, als wenn man ſie nöthigen wollte, ſeinen Text den Römern begreiflich zu machen. Er ſchreibt, ich muß es ihm nur ſagen, wenigſtens um zehn Fäuſte zu dunkel, zu zuſammengepreßt, ja es ſcheint, als wenn er ſich ordentlich zu gut dünkte, für Leute zu ſchreiben, die noch nicht wiſſen, wo das Meer liegt, und daß das Meerwaſſer ſauer iſt. Dieſe Leſer machen doch die größte Zahl aus, und ſie können billiger maßen verlangen, daß man ihnen die Sache weich geſotten, und klein zerſchnitten auf den Teller richte, es wird doch noch ſchwache Magen geben, die es nicht verdauen können. Es thut mir leid, daß ich ihm dieß ſo oft ſagen muß.

dahin, um daſelbſt den großen Geſchmack in Künſten, und die beſten Einrichtungen, An-

---

Wenn Puzlewelius einmal recht böſe geworden, dann wurde er auch ein paar Stunden darnach wieder recht gut. Und in ſolchen Stunden erzählte er mir, um mich zu beſänftigen, alle ſeine geheimſten Abſichten. Sieht er, hub er dießmal nach einer Weile an, ich habe bei meinen Anmerkungen einen Zweck, wozu er wieder zu ehrlich iſt, um ſich ihn vorſtellen zu können. Er ſchreibt ſeine Sachen aus ſeinem Kopfe; darum will ich's noch wohl erleben, daß er über Unluſt und Trockenheit, und über Tage, wo nichts weiter will, klagen wird; ich will ihn fleißig daran mahnen, wenn es geſchieht; aber dafür iſt er auch ein Narr, und läßt ſich nichts ſagen. Sieht er, wie es der berühmte Drlorilus mit ſeinen Abhandlungen macht, wo die Annotationen und Citationen immer länger ſind, als der Text? Der Mann hat das Geheimniß, und ſo mache ich's nun auch. Denn erſtens ſind meine Anmerkungen, ſo kindiſch und unverſchämt, wie er meint, ſie ſeyn mögen, für einen großen Theil meiner Leſer wirklich nicht überflüſſig; zweitens meinen die Leute, wenn ich über den Text Anmerkungen ſetze, ſie meinen, ich verſtände die Sache beſſer, weil ich Verbeſſerungen angebracht habe; und drittens (dieß iſt die Hauptſache), drittens werden die Leute über die Weitläufigkeit meiner Gelehrſamkeit, und Beleſenheit ordentlich erſchrecken. Sie werden nämlich, wenn ich brav Namen von Büchern citire, glauben, ich hätte dieſe Bücher geleſen; und da ſie ſelbſt erz- und bock- und ſtinkfaul ſind, ſo wird ihnen davor ſtalten und Geſetze zu erholen. So viel dieſer Weiſen, welche man auch Virtuoſen nannte,

---

grauen, ſie werden vor Angſt bleich werden, als ſähen ſie einen mit vier Ochſen zerriſſen werden. Indeſſen lachen wir uns hier halb zu todt über die Dummheit. Ich laſſe die Artikel nachſchlagen, ob nicht dieſer und jener jemals etwas, das einſchlägt, geſchrieben habe, und hernach ſchreibe ich heraus, oder ich nenne wohl gar, wie ich's ſchon oft gethan habe, und damit wohl angekommen bin, ein altes Buch, das nie exiſtirt hat, und ſchreibe einen eben ſo alten Namen dazu. Da ſchweigen ſie alle ſtille, weil ſie ſich ſchämen, daß ihnen der Autor nicht bekannt iſt, halten mich noch obendrein für einen Antiquarius, und ſcheuen ſich, mit mir zu ſprechen, aus Furcht, ich möchte ſie um etwas fragen, das ſie nicht wüßten. Quarto und letztlich giebt es Leſer unſers Journals, die das Journal nicht leſen, nicht einmal aufſchneiden. Sie legen ſich es nur zu, weil vernünftige Männer ſagen, es wäre löblich, wenn ſie ſich es zulegten; dieſe Leſer warten nur, ob man das Journal lobt, dann loben ſie es auch. „Ja, es iſt ſchön, da haben Sie recht, charmant und excellent iſt's.“ Hätte aber unſer Journal das Unglück, zu mißfallen, (welches ohne alle Schuld geſchehen kann) ſo wären ſie die giftigſten, wüthigſten, billigſten, ſchleichendeſten Läſtermäuler, die ſich alle erdenkliche Mühe geben, alles, wir möchten ſchreiben, was wir wollten, herab zu machen. Da man ſich alſo Bücher anſchafft, ohne dieſelben zu leſen, warum (ſagte Puzlewekius mit einer Art von edler Verachtung auf die Leſer) ſolle man nicht Bücher herausgeankamen, brachte jeder ſeine eigene Kunſt mi ſich, mit der er die Abſicht hatte, ſeinem Vaterlande, aus welchem er anlandete, eine große Ehre, und ſich ſelbſt bei den Thulenſern unvergeßlich zu machen. Sie hatten dazu eigene Hörſäle erbauet, und die Namen derjenigen, die ſich durch beſondere und ſeltene Geſchicklichkeiten, welche, wie groß ſie waren, ſich allemal gleich an ihren Geſchenken, oder auch Anbefehlungsſchreiben, die ſie mitbrachten, erkennen ließ, hervorgethan hatten, wie in prächtigen, öffentlichen Tafeln zu erſehen. So hieß es zum Beiſpiel: Im Jahr 80000900

---

ken, ohne darin etwas zu ſchreiben? Sie ſind's nicht werth, daß ein ehrlicher Mann die Freuden, die Bequemlichkeit ſeines Lebens dahin giebt, um etwas ans Tageslicht zu bringen, wenn die Leute, welche es anſehen ſollen, keine Augen im Kopf haben. Man muß für ſie ſchreiben, was ihnen gehört, — Miſt.“ — — —

Puslewekius fieng hier an, in ſeinem Eifer wieder zuzunehmen. Alſo konnte ich, wenn ich nicht noch auf einige Lobſprüche, welche er meinen Schriften ertheilen würde, warten wollte, nichts Beſſeres thun, als geſchwind davon zu laufen, das ich auch that, ſo gut es einem Autor ſeine magern Windhundsbeine, und ſein ſchwindelnder Kopf zulaſſen.

Aninius.

ſtand hier Xklmkszi zwei Tage auf Einem Fuß. In eben demſelben Jahre producirte ſich Xoip'mlk'ur mit ſeiner ſchweren Kunſt, den Athem ſechs Minuten inne zu halten, wie dann auch ebenderſelbe durch ſein Geheimniß, den Athem auf eben dieſe Art auszublaſen, der Erfinder des erſten Trillers geweſen.

Aus einer ſolchen und keiner andern Abſicht, als um ſich zu produciren, kam einſt ein Mann in Thule an, welchen die Thulenſer, den „Seltſamen“ *) nannten, wiewohl ſich

---

*) Den Seltſamen haben ſie ihn gewiß nicht geheißen; eher den Denkwürdigen, oder den Merkwürdigen, welche Worte man wohl zu unterſcheiden hat. Zu einem ſeltſamen Manne gehört gar viel mehr, als ſich der Verfaſſer, der über ſo wichtige Dinge gar leichtſinnig wegzugehen ſcheint, denken mag, und die Thulenſer waren äußerſt ſparſam, jemand mit dieſem Titel zu beehren. Hier[illegible] muß man nicht nach ſeinen Zeiten urtheilen. Bei uns, z. B., iſt es etwas Närriſches, daß einer im Winter mit einem großen Wolfspelz angethan, und hernach mit entblößtem Haupte, wo nämlich das Kapitolium ſeines Verſtandes iſt, auf der Gaſſe daher geht. Dieß war bei den Thulenſern nichts ſeltſames; vielmehr, da ſie aus lauter Genies beſtanden, waren ſie benöthigt, damit ihr gewaltſames Verſtandsfeuer ausrauchen möge, zu ſolchen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, wie gar ſchön zu leſen iſt bei Rixkomafurtonactio Tom. XXIII.

keine Spur findet, warum ſie ihn ſo genannt haben, man wollte denn die kleine Beſchreibung dafür gelten laſſen, welche in einer ihrer Staatszeitungen zu leſen iſt, worin ſeiner mit folgenden Worten gedacht wird: „Und iſt er übrigens ein gar ſtattlich und ſeltſamer Mann, der eine Mütze auf dem Kopfe, und Sandalen an ſeinen Füſſen trägt, auch des Tages einmal ſich ſatt ißt, bei der Nacht ſchläft, und von vielen Dingen bekennt, daß er ſie nicht verſtehe. Auch ſagt er, er könne keinen Wallfiſch fangen, noch über das Meer ſchwimmen.“

„Und als ihm der Tag gegönnt ward, wo er öffentlich aufſtehen konnte, ſeine Künſte zu produciren, und die Thulenſer meinten, er würde etwas Großes auf die Bahn bringen (denn mit einer mächtigen Miene hob er den Arm empor, Stillſchweigen zu gebieten), da ſagte er: Ich will [illegible] lehren, was die Natur zum Leiden des Menſchen gemacht hat, das Gefühl, über edle Unfälle Thränen zu weinen, oder zu ſeufzen, wenn euch eine Waiſe ihren betrügeriſchen Vormund vor Ge-

---

Diſſertat. XXIX. Art. III. §. IV. wovon noch ein paar alte Blättchen bei mir zu haben ſind.

richt verklagt, oder die Leiche einer mannbaren Jungfrau begegnet, oder nicht von Sinnen zu kommen, wenn von euern Knechten etwas verderbt, oder zerbrochen iſt worden; ich will —“

„Aber die Thulenſer unterbrachen ihn mit großem Geſchrei, und die Vornehmſten derſelben ſagten: Wir ſind deiner Rede nicht kundig, noch haben unſere Seelen die Bedeutung deiner Worte verſtanden.“

„Und aus Mitleid, und des Rufes willen, welchen der Mann mit ſich brachte, führten ſie ihn in ihrer Hauptſtadt herum, um ihm die herrlichen Einrichtungen, welche darin anzutreffen wären, ſehen zu laſſen.“

Niemand, der ſich den Werth von Einrichtungen in einer ganz aufgeklärten Stadt vorſtellen kann, wird es dem ſeltſamen Manne vergeben können, daß er ſo ſaumſelig geweſen, uns davon beinahe nichts zu hinterlaſſen, und dieſelbe indeſſen nur in einer hölliſchen Note zu berühren, welche uns nur deſto begieriger nach dem, was er uns vorenthielt, zu machen im Stande iſt.

„Ich fand, heißt es, in dieſer Stadt, welche der Mittelpunkt aller irdiſchen Glückſeligkeit, und der Wohnſitz von hunderttauſend Weiſen, und eben ſo vielen Weiſinnen iſt, vor jedem Hauſe drei Schildwachen, und dieß der Sicherheit wegen, welcher man in Thule benöthigt iſt, wenn man nicht Gefahr laufen will, um Naſen und Ohren zu kommen; auch befinden ſich daſelbſt ſechstauſend geſchickte Wundärzte, und Beulen, Krätzen, Flüſſe, Drüſen, Ausſätze, weiß man nirgends beſſer zu heilen, als hier, welches alle Einwohner einhellig bejahen, man darf nur in die ſechs und dreißig Peſthäuſer, wo unaufhörlich etliche tauſend Kranke verpflegt werden, gehen, um ſich davon zu überzeugen. Die Aerzte ſind Kapitaliſten, und die Krücken-, Binden- und Pflaſterverfertiger ſind Millionen reich.

Wie zu Thule die Gerechtigkeit gehandhabt wird, überſteigt allen Glauben, und ich habe mit meinen eigenen Augen ſechstauſend Richter geſehen, deren Palläſte mit Advokaten, Notarien, Schreibern, Schergen, wie gleichſam umgeben war. Um einen beim Worte zu halten, muß man hundert Zeugen haben, aber nur zwei, um einen an den Galgen zu bringen, zu deren Erbauung die Thulenſer ungeheure Summen verwenden, und ich ſah beim Eintritte in die Stadt, vermuthlich zur Zierde derſelben, ein weitläufiges Gebiet von Schädelſtätten, wo auf einer ehrenen Tafel die Verſe ſtanden:

„Diebe, Vogelſteller, Haaſenſänger,
Den Unfug wir duldeten nicht länger,
Sondern ihrer zehntauſend an der Zahl,
Gehenkt, radbrecht, verbrannt haben all.“

Aus dieſem Wenigen wird der Leſer abnehmen, wie höchlich es zu bedauern ſey, daß von dieſer Nachricht nichts weiter vorhanden geblieben, oder, welches eben ſo wahrſcheinlich iſt, nie etwas anderes vorhanden geweſen, als das Angeführte, wenn gleich andere *) dafür halten, daß die folgende Tradition gleichermaßen ächt ſeyn ſoll. „Die Thulenſer hatten einen wunderlichen Gebrauch bei ihren Namen, indem ſie ſich keine andern Namen gaben, als die ſie verdienten. Die Herren, welche Aemter hatten, nannten ſich einander Säulen **), Stützen, Stiegen, Tempeln, Hämmer, Ohrenſaufer u. ſ. w.; mit einem Worte, nach den Eigenſchaften, und dem Merkwürdigſten, wodurch ſie kennbar geworden; ſo nannten ſie ſich auch: dicke Waden, Bäuche, Hüte, reiche Kamiſöler, Sackuhrketten, Wildſchüren u. ſ. w. und ſie waren hierin ſo aufmerkſam, daß ſie nicht leicht die Eigenſchaft eines andern mißkannten, wie dann von den zwei Commiſſarien, welche mir die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigten, einer Steinſchnallen, und der andere ſeidener Strumpf geheißen, als welche Dinge die merkwürdigſten an denſelben geweſen ſind. Die gemeinſten Namen waren: Tabacksdoſen, Spazierſtock ꝛc.; ſo hießen auch die Frauenzimmer: Anſtrich, Fächer, Haarnadel, Ohrenring, welches die größten Eigenſchaften waren, woran man ſie erkennen konnte. Eben ſo wohl eingerichtet waren jene Fragen, welche die Examinatores an die Kandidaten um Staats- und Ehrenämter geſtellt haben, als: Trinkſt du gern braunes Bier? Was iſſeſt du von einer Gans am liebſten? Wie viele Paar Bratwürſt kannſt du auf einmal eſſen? Stehſt du gleich auf, wenn es Tag wird? Wie iſt dir den andern Tag, wenn du den vorhergehenden Tag einen Rauſch gehabt? Wie viele Mädchen haſt du ſchon um ihre Ehre gebracht? — Auf einer Grabſtätte eines ihrer Großen ſtand: „Hier liegt, was ich gegeſſen, was ich getrunken, und angewanſt hinterlaſſen habe.“

---

*) Nagaragaroltrlanus, item Makribonius, wozu einige auch den Grotianterius rechnen, welches ich dahin geſtellt ſeyn laſſe.

Puzlewek.

**) Eine Säule iſt ein Ding, das etwas anders trägt, und kommt alles darauf an, daß eine Sache gut getragen werde, welches diejenigen nicht zugeben, die da einen äſthetiſchen Unterſchied zwiſchen einer toſcaniſchen, doriſchen, joniſchen, römiſchen, und corinthiſchen Säule machen. Tecticanus III.

Doch deſto ausführlicher gieng der ſeltſame Mann bei Beſchreibung des großen Wunderwagens zu Werke, das eigentlich allein ſein Endzweck geweſen zu ſeyn, erachtet wird, wiewohl auch hier manches dunkel*) und zweideutig zu ſeyn ſcheint, als wenn er darüber ſpotten oder lachen, oder wenigſtens hätte lächeln wollen.

Das Vornehmſte, heißt es, und nun geht die Geſchichte ununterbrochen fort, das Vornehmſte an dem Wunderwagen war die Schwierigkeit, welche man, aus geheimen Abſichten, dem Fremden machte, den Wagen zu ſehen. Dieß verſchaffte demſelben den Ruf, und das Anſehen, worin er ſtand. Wer ihn zu Geſicht bekommen wollte, mußte nicht nur mächtige Freunde in der Stadt haben, ſondern er mußte auch die Aufſeher beſtechen, und noch dann durfte er demſelben nur auf eine gewiſſe Weite ſich nähern. Dem Volke ward er nur alle zehn Jahre, und nur bei dem Lichte der Dämmerung gezeigt, wobei auch die Geſchichte deſſelben vorgeleſen, doch, weil es in einer ſechstauſendjährigen Sprache geſchah, von niemand verſtanden ward. Der Mann, welcher dieſelbe herablas, war mit einem Hut von Pfaufedern, wie auch mit dergleichen Rock bekleidet, und mußte auf einem neunfüßigen Stühlchen im Waſſer ſtehen, und ſich eine zwei Ellen lange wächſerne Naſe an das Geſicht kleben, welches für eines der weſentlichſten Dinge geachtet wurde, weil der Gebrauch ſehr alt, auch zu Fortſetzung deſſelben eine reichliche Stiftung unterhalten ward.

---

*) Einem weiſen Manne ſcheinen gar viele klare Sachen dunkel, und entgegen viele dunkle klar zu ſeyn. Hylerius in suis Med. C. IX.

Im Hingehen erzählten mir meine Begleiter, was für große Herren dieſen Wagen geſehen, wie ſie denſelben bewundert, und über alles, was in der Welt Sehenswürdiges vorhanden iſt, erhoben hätten. Betrachte nur die lange Reihe dieſer Gebäude, ſagten ſie, welche alle von Leuten bewohnt werden, die ſich von dieſem Wagen nähren. Keiner derſelben leidet die geringſte Noth, und ihre Einkünfte ſind die fetteſten, und geſichertſten in ganz Thule.

Als wir dieſe Häuſer vorüber kamen, traten aus denſelben eine große Menge vornehmer Herren, die ſich alle wirkliche, oder Titularſchatzmeiſter nannten, und deren einige die Schlüſſel, andere die Wagenſeile, wieder andere die Räder in Verwahrung hatten. Ein jeder dieſer Herren wartete mir mit einer Beſchreibung von der Beſchaffenheit ſeines Wagentheiles auf, als wenn es der wichtigſte wåre, und ſowie einer nach dem andern, zufälliger oder geſuchter Weiſe, an meine Seite kam, erzählten ſie, aus einer ganz beſondern Achtung gegen meine Perſon, geheime Zuſätze, welche ſie aus wichtigen Abſichten in ihrer Beſchreibung weggelaſſen hätten, ſo, daß ich, nachdem ſie mit einem jeden einzelnen Theile meine Neugierde erregt hatten, das Ganze mit einer unbeſchreiblichen Begierde erwartete.

Zwölf Wagenmeiſter öffneten mir das Thor, dann kam in einer Entfernung wieder ein Thor, dann giengen wir durch ein ſchmales, dunkles Gängchen, und endlich kamen wir an ein kleines mit etlichen Schlöſſern verwahrtes Thürchen, das ſie das myſtiſche nannten, und wo die meiſten unſerer Begleiter, als Profane, zurückbleiben mußten. Jetzt ſchien die wenigen Anweſenden ein geheimnißreicher Schauder zu befallen, ſie ſendeten Blicke voll hoher Ahnung umher, berührten dreimal mit ihrer Stirne die Mauer, wo wir ſtanden, rieben dann, und beſchmierten ſich ſelbſt, und mir die Augen, und traten endlich mit mir, den ſie in die Mitte nahmen, mit einem ſchrecklichen Geplerre in das Wagenhaus.

Da ſtand etwas, das kein Heu- und kein Miſtwagen, und keine Kutſche, und keine Chaiſe war, aber ungeheuer groß und ungeſtaltet war es, und umhängt war es um und um mit Zierathen, die eben ſo ſeltſam anzuſehen waren, als der Wagen ſelbſt.

Meine Begleiter ſahen nicht den Wunderwagen, ſondern mich an; es ſchien ihnen bloß daran zu liegen, bald zu erfahren, was ich an dem Wagen zu ſehen vermeinte. Aber wenn ſie auch zehn Oelfäſſer verſchmiert hätten, ich ſah nichts anders, als einen Wagen, der kein Heu- und kein Miſtwagen, und keine Kutſche, und keine Chaiſe war.

Meine Begleiter ſchienen in der äußerſten Verlegenheit, aber eben ſo abgerichtet, und abgehärtet zu ſeyn, dieſelbe zu verbergen. Ohne ein Wort zu ſprechen, gab der Obermeiſter einen Wink, worauf ihrer zehn auf ihren Schultern ein Buch daher trugen, das die Geſchichte *) des Wunderwagens enthielt.

---

*) Eine Geſchichte iſt ein Compliment, das man den Großen eines Landes macht, worin ſie geſchrieben wird. Alle Leichenreden ſind davon voll. Die Geſchichte hat ihre Entwicklungen, wie die Raupen: iſt im Entſtehen eine Lüge, dann ein Gedächtnißweſen, dann eine Fabel. Erſt nach tauſend und nach mehr Jahren geht die Wahrheit derſelben hervor, als da man nämlich unterſucht, ob der Ort, wo der Vertrag gemacht, wo der Held hinbegraben worden, Ngrlzki oder Xzlckmlzl geheißen habe. Biantius in suis annalibus. Tom. II. C. VIII.

Doch hier iſt einmal Zeit, dieſen Artikel abzubrechen, wenn ich anderſt für noch zwanzig andere, welche in dieſes erſte Stück eingerückt werden müſſen, Platz haben ſoll.

O weh! ſchon der Artikel über die Schauſpielerinn Philine *) ein rührendes, zärtliches Weſen, welche Cuculaſantius binnen einem halben Jahre, wie er ſich ſoll haben verlauten laſſen, bei dem Publikum außer Achtung ſetzen will, ſchon dieſer Artikel, ſage ich, nimmt, ungeachtet er in ſechs und dreißig Fortſetzungen folgen wird, vier Blätter ein,

---

**) Dieſe Geſchichte, wie man es anfieng, die Schauſpielerinn Philine, Momus Liebling, herabzumachen, iſt eine der wichtigſten dieſes jeztlaufenden Jahres in den römiſchen Staaten. Sie beſchäftiget vier und zwanzig junge Ritter, und ſechs und dreißig Damen, von deren einigen eine andere Schauſpielerinn auf den Thron geſezt werden will. Ich halte dieß, und beſonders die feinen Schliche, und künſtlichen Wendungen und Ausdrücke, für den ſtärkſten Beweis, daß der Geſchmack am Sittlichen, und die Beſtrebungen nach Würde unter der römiſchen Ritterſchaft empor kommen. Ein ſolcher Vorfall iſt ein rechter Wezſtein der Talente, welche in den wichtigſten Angelegenheiten um das Vaterland nie ſo gewezet werden würden

Seditione, dolis, scelere, atque libidine et Ira.
Iliacos intra Muros pecatur et extra.

und doch fürchte ich, ich werde kaum bis zu den Ohren des Dukoulafantius kommen; denn ich gehe damit um, zuerſt meinen Leſern ſeinen Kopf zu ſchildern mit allen ſeinen Falten. Man denke ſich das Ungeheuere dieſer Arbeit, und ſchließe auf meine Kühnheit, dieſelbe zu unternehmen!

Aber, um wieder auf die Geſchichte von dem großen Wunderwagen zu Thule zu kommen, wie ſollten es einige Leſer ertragen können, wenn man dieſelbe gerade hier abbreche, wo man erſt begierig geworden, die Beſchaffenheit derſelben zu erfahren? Wie war's denn mit dem großen Buch? Und was wollten die Thulenſer mit demſelben beweiſen? — Sie wollten mir nichts beweiſen, ſondern mich lediglich mit Augen ſehen laſſen, was bei ihnen aus dem Grunde, weil es niemand beſtritt, noch bezweifelte, ſchon bewieſen war. Genug, der Wagen zu Thule war das Merkwürdigſte, was in der Welt geſehen werden konnte, welches zu bezeugen, beſonders diejenigen unermüdet waren, die ihn niemals ſelbſt geſehen hatten. Sie beriefen ſich alle auf obiges Geſchichtsbuch, von welchem ich dem Leſer, um ſeine Erwartung einigermaßen zu befriedigen, den Inhalt einiger Kapitel vorausgeben will, wodurch er in den Stand geſetzt werden kann, ſich von der folgenden Ausführung einen hinlänglichen Begriff zu machen.

§. 19. Wie der Thulenſer Rath in einer Seſſion ſich berathſchlagte, was es mit dem Wagen für eine Bewandtniß habe, und hernach, wie die Rathsherren beſchaffen waren, auch was ſie aßen, und an hatten. NB. Dieſe Artikel ſind aus dem beſagten Geſchichtbuch abgeſchrieben, und ſind, wie man aus der Sprache ſieht, antik.

§. 20. Seſſion.

§. 21. Wie bei den Thulenſern die Majora auch Saniora ſeyn mußten.

§. 22. Wie der Rath einig geworden, den Wagen zu bauen, und um Eiſen und Holz, und Farben ꝛc. nach einem Lande über Meer ſchickte, da ſie deren ſelbſt hatten.

§. 23. Wie das Volk über dem Meer lachte, als die Thulenſerflotte ankam, und ſechs Schiffe derſelben mit Künſtlern und Gelehrten, ſechs andere mit Raritäten beladen hatte, und die Gelehrten und die Künſtler gar magere Leute waren.

§. 24. Wie hernach zwei Künſtler ein bischen uneins geworden, und einer große Räder, der andere aber kleine Speicher machen wollte, und wie zur Entſcheidung der Sache eine Akademie errichtet wurde, welche den Zweifel nach Geſchmacksgründen unterſuchen, und einer weitern Commiſſion, die dazu niedergeſetzt wurde, Bericht abſtatten ſollte. Und wie die Sache darüber vierzig Jahre ins Stocken gerathen.

§. 25. Wie die Thulenſer das Wort Geſchmack erſt unrichtig verſtanden, und gemeint haben, es wäre vom Eſſen und Trinken zu verſtehen.

§. 26. Wie ſie aber verſtändiget worden, daß es um ihre Aufklärung zu thun, und ſie ſich höchlich darüber wunderten, daß ſie es nicht gemerkt haben.

§. 27. Wie eine Aufklärungsgeſchichte geſchrieben ward; deren Inhalt.

§. 28. Wie verſchiedene Weiſe angekommen, und des Wagens gelacht, und was ihnen geſchehen.

§. 29. Wie die Commiſſion über die Räder, und die Commiſſion über die Speicher einander ein bißchen bei dem Statthalter verklagten, und durch Hülfe eines berühmten Advokaten die Sache darüber dreißig Jahre ins Stocken gerathen.

§. 30. Wie es der Advokat machte.

§. 31. Wie die Thulenſer von ihren Gelehrten und Künſtlern zuweilen genöthiget worden, in den Wagen einzuſitzen, und wie ſie dieſelben in der Wagenremiſe auf- und abzogen.

§. 32. Wie einer aus dem Mohrenland ankam, und den Thulenſern ſagte, der Wagen wäre quasi ein Schiff.

§. 33. Wie die Thulenſer erſchrocken ſind, und alle gleich erkannten, es wäre ein veritables Schiff.

§. 34. Wie man zu Thule mit dem Worte Quasi Wunderwerk thun konnte.

§. 35. Wie die Akademie behauptete, das Wort indirecte wäre eben ſo gut, und wie darüber der Wagenbau directe ins Stocken gerieth. — —

§. 80. Wie der Wagen fertig ward, derſelbe aber zum Stadtthor nicht hinaus wollte, und man es aufbrach.

§. 81. Wie ſich das Land verſammelte, und die Häuſer mit Teppichen überhängt, und die Straßen mit Blumen beſtreut waren.

§. 82. Wie man nicht wußte, ob man Schimmel oder Rappen einſpannen ſollte.

§. 83. Wie die Herren in ihren Gallakleidern einſaßen, und die Damen vor den Fenſtern ſtanden.

§. 84. Damen.

§. 85. Wie das Volk auseinander wich, und der Kutſcher ſchnalzte, und die Zügel ergriff.

§. 86. Wie er ſich nochmal umſah, und die Herren in der Kutſche fragte, wo er jetzt hinfahren ſollte.

§. 87. Wie die Herren in der Kutſche einander fragten, und es keiner wußte.

§. 88. 89 90. Was hernach geſchah.

§. 91. Wie hernach der Schulmeiſter zu Thule den Buben das Brod abbettelte, und wie ſich das herſchickt.

Der letzte meiner Gedanken, ſeit ich den Eingang zur Geſchichte vom Wunderwagen zu Thule herausgegeben hatte, war, zu denken, wie ich jemals wieder durch einen unvermeidlichen Zufall veranlaßt, oder durch eigene Luſt dahin gebracht werden könnte, noch einmal einen Artikel unter der Aufſchrift: „Quintus Aninius,“ in die Schickſale meines Lebens niederzulegen. Die Geſchichte vom Wunderwagen zu Thule, dachte ich, iſt die unſchuldigſte, die unbefangenſte, die unbeleidigendſte Geſchichte unter allen Geſchichten der Welt; ſie lobt niemand auf Unkoſten eines andern, tadelt niemand; ſie macht niemand lachen und niemand weinen; ſie macht den Leſer weder klüger noch dümmer, wenn dieß letztere auch möglich ſeyn ſollte, ja, der Leſer iſt nicht einmal gehalten, ſie zu leſen; er handelt weiſer, wenn er ſie nicht lieſt, oder, wenn er dafür des Puzlewekius Noten lieſt, die leſenswürdiger ſind, als der Text ſelbſt.

Darum ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich mich mit dem Rücken an die Wand lehnte, und den einen Fuß nach der hölzernen Bank, worauf ich ſaß, heraufzog, darum, und weil ich jetzt etwas ſchreibe, das mit keinem Menſchen auf dem ganzen weiten Erdenei in einigem Verhältniß ſteht, will ich denn künftig auch ein recht ruhiges, ungeſtörtes, vergnügtes Leben führen. Ich will das Vergangene vergeſſen, das Zukünftige hoffen, und das Gegenwärtige genießen, mit aller der Gleichheit des Gemüthes, mit aller der Zufriedenheit des Herzens, deren ein Sterblicher fähig iſt. Meine Wohnung hier unter dem Dache iſt hoch genug, um mich das heiße Wünſchen, Zanken und Jammern der Vorübergehenden nicht hören zu laſſen. Wer mir von Staatsſachen, und den großen neuen Anſtalten unſerer Konſuln erzählen will, den werde ich bitten, es bleiben zu laſſen, und wenn man mir ſagte, dieſen Augenblick zieht der Beſieger der Meder und Parthen auf der Gaſſe vorüber, ſo will ich mir die Mühe nicht nehmen, nach dem Fenſter zu gehen, und hinab zu ſehen; ſondern lege die Geſchichte vom Wunderwagen zu Thule unter mein Haupt, und antworte: Warum ſoll ein Mann, dem die Ruhe zu Theil geworden, ſo neugierig ſeyn, der Unruhe zuzuſehen?

Wie einem um und um ſo wohl iſt, wenn man ſich ſo herrliche Dinge vornimmt, das werden meine Leſer am beſten wiſſen; denn kaum wird jemand ſeyn, der ſich nicht ein und andersmal in ſeinem Leben etwas Aehnliches vorgenommen, und bei ſich beſchloſſen hätte, ſitzen zu bleiben, wenn er nur noch dieſe Anhöhe, dieſen Stein, und jenen Raſen bei der kühlen Quelle bald erreicht haben würde; denn von weitem ſcheint alles ſo weich und geebnet, und nichts ſieht man von den Schroffen, die man auf dem Platze erblickt, worauf man ſteht —

Wie ein Falk aus hohen Lüften einen Nebenvogel zu ſtürzen pflege, und aus weiſer Abſicht er weit über ihn, und von ihm entfernt, ſeine Kreiſe um ihn herumziehe; wie ein Dachs ſeine Höhle grabe, und eine Katze die Maus fange, das weiß man; ſo liſtig, und künſtlich, und ſchleichend, und unverſehens das zugeht, man weiß es vom Anfange bis zum Ende; aber wie der Menſch ſich des Menſchen bemächtige, ob er ſich dazu einer großen Perüke, eines langen Mantels, eines weiten Aermels, eines langen Bartes, eines ſteifen Amtsgeſichtes bedienen, ob er reden, oder diſſimuliren, vergrößern oder verkleinern, Worte im Munde verdrehen, oder ſie keiner Auslegung für fähig halten, ob er drohen, oder hoffen laſſen, ob er üble oder gute Launen abwarten, ob er von Vortheil oder Nachtheil reden, ob er ſich engbrüſtig oder ausgelaſſen ſtellen, ob er's heute, oder über's Jahr thun, mit einem Worte, wie ers machen werde, um euch herabzumachen, — das weiß man ſo wenig, ſo gewiß man weiß, daß er es zu Stande bringen wird, wenn er es zu thun ſich vorgenommen hat.

Warum, du Sohn der Erde, biſt du ſo? Und warum iſt dein Herz nicht weicher, als es die Steine waren, welche Deukalion hinter ſich geworfen hat! Ach, die, welche Pyrrha hinter ſich warf, ſind keiner zärtlichern Natur!

Römer, welche meinen Kopf anſehen, wenn ich gählings die Mütze abnehme, wiſſen nicht, womit ſie das vergleichen ſollen, was ſie erblicken, ſo übel zugerichtet und zerſchlagen iſt derſelbe. Der Hiebe, die man mir offenbar ohne Scham und Scheu verſetzt hat, ſind unzählige, und die man mir überzwerch und über's Ohr, und die Schläfe herab im Finſtern zugefügt, und die, weil man ihnen nicht beikommen kann, kein Arzt geheilt hat, ſind nicht minder merkwürdig. Dieſen Hieb, pflege ich dann zu ſagen, hat mir der Schauſpieler Trebatius mit ſeinem Lächeln beim Prätor verſetzt; dieſen der Enthuſiaſt und Phyſiognomiſt Glakonius mit ſeinem Achſelzucken beim Aedilis; dieſen Striem ritzte mir die geſchmackvolle Sempronia mit ihrer Empfindſamkeit, und Dukoulafantius ſchlug mir dieſe häßlichen Beulen — aber Puzlewekius läßt mich dieſe Rede nie zu Ende bringen, wenn man ihm, pflegte er zu ſagen, den Kopf auch zerſchlagen, zertreten, zerkneipt hat, ſo hat man ihm doch noch die Hände gelaſſen. Und die Hände ſind die Hauptſache — zum Bücherſchreiben, meint Puzlewekius.

Mit dem beſten Willen hatte ich das zweite Stück vom großen Thulenſer Wagen, worin die erſte Rathsverſammlung beſchrieben werden ſollte, folgender Geſtalt angefangen:

„Und ſchon begannen, und geruhten die Rathsherren von Thule ſich einzeln, und in Haufen nach der großen Rathsſtube zu erheben, um jetzt über die wichtigſte Sache, die in ihren Berathſchlagungen jemals entſchieden worden war, zu entſcheiden, und aus ihrem

Gange, und ihren ſteifern Mienen erkannte man klar, daß es ihnen um nichts Geringeres, als um Thules Ruhm und Wohlſeyn zu thun ſey. Ihre Geſichter hatten ſie in männlichere Falten gelegt, und ein Fremder würde geglaubt haben, ſie hätten der Sache nachgedacht, über die ſie heute ſprechen ſollten. Zuerſt kam Grampius der Stimmenſammler, ein Mann, der ohne ſich für eine Parthei zu erklären, die Kunſt verſtand, gegenſeitige Faktionen zu benutzen, und bald die Vereinigung der Stimmen durch ganz kleine unſchuldige Kunſtgriffe zu verhindern, bald die Mehrheit der Stimmen auf eine liſtige Art zu erſchleichen. Er hielt es mit niemand, und wußte das ſo zu machen, daß jeder glaubte, er halte es mit ihm. Seine Hauptſorge war, jedem, ſo wie einer nach dem andern hereintrat, einzeln entgegen zu gehen, und jedem in die Ohren zu ſagen, wie er gewiß wüßte, daß die Sache von der wichtigern Faktion bereits ſo und ſo entſchieden, und daß es unnützlich und gefährlich ſey, wider den Strom zu arbeiten, oder es ſich zur Specialgnade auszubitten, die er mit hundert andern vergelten wollte, daß man nur ſeiner Meinung werde; ein andersmal wußte er mitten unter dem Vortrage der Sache eine auffallende Anekdote zu erzählen, und die Gemüther auf eine erwünſchte Art zu zerſtreuen, und ſie das Gefährlichſte vergeſſen zu machen. Kam in der Stimmenſammlung die Rede an ihn, ſo ſprach er ungemein ruhig und gefällig, und hatte nichts weiters zu erinnern, als was die Herren ſchon erinnert hätten. Der Mann ſpazierte, und trank und aß in den geheimſten Zimmern des Staates, und niemand ſah ihn, oder hörte ihn gehen; nur zuweilen, wenn er eine gar zu große Ungeſchicklichkeit begieng, fragte ein einzelner: „Haben die Herren nichs fallen gehört?“

Nach ihm kam Rufus Licinius, ein Mann, der alles zum Ueberlegen nach Hauſe nahm, und alle ſeine Reden mit Betrachtungen über Hitze und Kälte, über Regen und Sonnenſchein anfieng. Was er von Kleidern am Leibe trug, das hatte dieſen Zuſchnitt nach reifer Ueberlegung erhalten, und wenn er aufſtand, oder ſich ſetzte, ſo mußte er es überlegt haben. Er hatte immer zehn Gründe, wo andere einen hatten, ſah eine Sache, die andern kaum wahrſcheinlich war, für ausgemacht an, oder bezweifelte, was von niemand beſtritten worden, und das Geringſte, was ihm dabei widerfuhr, war, daß er oft vor lauter Ueberlegen der Sachen vergeſſen hatte, von welcher die Rede ſey. Er iſt heute nach reifem Ueberlegen, ob er in den Rath kommen ſollte, dahin gekommen, weil er überzeugt war, daß heute eine Sache vorkommen würde, die reifes Ueberlegen brauchte. Er war der einzige, bei dem es Grampius nicht wagte, ihn um ſeine Stimme zu bitten; denn wie konnte er, ehe er den Vorfall auf allen Seiten überlegt hätte, wiſſen, ob es überhaupt thunlich ſeyn würde, eine Stimme pro oder contra zu geben.

Ihm nach jagte mit aufgeſperrtem Munde Boantius, der Enthuſiaſt, welchem, wenn er ſeine Stimme mit Ernſt gab, zu widerſprechen, niemand für thunlich hielt. Er war der größte Sprecher im Rath, gewohnt, klare Sachen in Dunkelheit zu hüllen, und durchzuſetzen, was er zu erobern ſich vornahm. Wenn er den Mund aufthat, ſchwollen ihm gräßlich die Adern, und ſein nerviger Arm bewegte ſich fürchterlich. Sein Feuer geſtattete ihm nicht, die Umſtände, welche oft die Seele einer Begebenheit ſind, ordentlich zu betrachten, ſondern er zerhieb die Sache, und richtete ſeine Anrede unmittelbar mehr an die Perſonen der Votanten, als an die Gründe derſelben. Es war ihm leid, wenn etwas vorkam, wo ſich der augenſcheinlichen Wahrheit wegen alle Glieder vereinigten, und um ſeine Macht, welche er ſich über ſeine Miträthe herausgenommen hatte, zu zeigen, nahm er ſich gewöhnlich um die verzweifeltſte Sache an, und was er nicht zerreiſſen konnte, das rühmte er ſich wenigſtens, zerrüttet zu haben. Niemand vertrug ſich mit ihm, als Nicotranius, und es war ein Zeichen, daß dieſer nicht lange aus bleiben würde, weil jener ankam.

Nicotranius war das Gegentheil vom Boantius; dieſer ſah ſcharf und ſtreng; Nicotranius lachte im ganzen Geſichte, und ſein ganzes Weſen war voll Luſtigkeit. Den Statthalter, einen Todfeind des Leichtſinns, ausgenommen, hatte er in ſeinem Leben niemand ernſthaft angeredet, ſondern immer mit einem und dem andern Scherze ſuchte er jedermann gleichſam zu einem Wettſtreit herauszufordern. Wo er in Geſellſchaft war, da mußte gelacht werden, und zwiſchen aufgeräumt und närriſch ſeyn wußte er keinen Unterſchied zu machen. Wenn er von jemand eine zweideutige Anekdote erfuhr, ſo behielt er ſich dieſelbe bis in die Rathsverſammlung bevor, und daſelbſt hatte er ſeine eigene Luſt daran, auf den Mann, den er ſich vorgenommen hatte, mit beißenden Anſpielungen und bittern Scherzen, und mit einem hämiſchen Geſichte, woraus man zwar nicht lauter Ernſt, aber auch nicht lauter Scherz vermuthete, unaufhörlich los zu gehen, und denſelben in eine Art augenblicklicher Verwirrung zu verſetzen. Was er vermuthete, das ſpöttelte er heraus; und indem er auf dieſe Art manchem zufälliger Weiſe die Wahrheit geſagt haben mochte: ſo ſcheute man ihn, wich ihm aus, und ſuchte ſich ihn zum Freunde zu machen, wozu dieſer der ſicherſte Weg war, daß man ihm nicht widerſprach, in welchem Falle man ſich neuen Gefahren ausſetzte, von ihm mißhandelt zu werden, indem er von ſeiner unanſtändigen Spaßhaftigkeit gewöhnlich in Grobheit, und in auffahrende, ungeſtüme Begegnungen übergieng, mit denen verſchont zu bleiben jedem ſeiner eigenen Ruhe wegen daran lag.

Niemand wußte ſich mit ihm beſſer zu vertragen, als Finnius, ein Mann, der in den Aufwartzimmern ſein Glück gemacht, und vom Karrenziehen bis zum Ruder des Thulenſerſtaates ſich aufgeſchwungen hat. Er wußte die Schwachheiten der Vornehmen auswendig, und bei ihren Tafeln war er ein unentbehrlicher Geſellſchafter; denn immer war er mit einem und dem andern Mährchen verſehen, und die Verdauung beförderte nichts beſſer, als ſeine Schwänke. Niemand in der Welt war geſchickter, ernſthafte Dinge lächerlich zu machen, und Verſtand und Einſicht mit Hülfe einiger Späße außer Anſehen zu ſetzen. Niemals verläumdete, und verachtete er jemanden geradezu; aber er entſchuldigte die Leute ihrer Fehler wegen, als wenn ſie dieſe wirklich an ſich hätten, und witzige Einfälle warf er dann und wann auf den Mann hin, den er herabſetzen, oder entfernen wollte, und was keinem offenbaren Feinde geglückt hätte, das brachte er zu Stande. Er wußte, ob morgen Regen oder Sonnenſchein ſeyn würde; und ob es gut zur Ader laſſen, gut Häuſer kaufen ſey, das hatte er durch geheime Mittel erfahren. Wenn die Vornehmen an jemanden etwas, das man ſelbſt nicht gerne ſagt, beſtellen, oder etwas Geheimes erfahren, oder wiſſen wollten, wer beim geſtrigen Schmauſe am beſten gekleidet war, ſo trugen ſie es ihm auf, und wenn ſie einer Kleinigkeit wegen gelobt ſeyn wollten, ſo fragten ſie ihn um ſein Urtheil, und er ſprach, indem er zur Linken ſah, Lob und Tadel von Dingen, die zur Rechten ihm lagen. Finnius war der beliebteſte Rathsherr; denn er ſah ſeine Stimme für etwas an, womit man einem auf Begehren eine Gefälligkeit erweiſen könnte; und da er mit dem, was man feine Lebensart nennt, zu bekannt war: ſo befand ſich keiner im ganzen Thulenſerrathe, dem er dieſe Gefälligkeit nicht ein und das anderemal gütig erwieſen hätte.

Nach dieſen folgte Silinus, der ſchöne, der ſich auf das heutige Feſt ſchon ſeit zwei Tagen geſchmückt, und dem die Salbe ſeiner Haare werther, als der Wagen von Thule, war. Seine Kniebänder waren Thränen der

Waiſen, und die Schnüre ſeines Hutes waren wie die Kapitalien von drei Landgütern ſchwer. Er gieng ſo langſam, und zärtlich behutſam einher, daß ihn Silix noch einholte, er, der ſich bei einem nächtlichen Gaſtmahle verſpätet, und ſich kaum Zeit genommen hatte, den Mantel nach Gebühr und Ordnung um ſich zu werfen. Er war der damals nicht ungewöhnlichen Meinung, daß im Thulenſerrathe nie etwas Großes hervorgehen würde, und ließ daher alles geſchehen, es mochte gehen, wie es wollte. Als ſie anlangten, fanden ſie bereits die größte Anzahl der Rathsherren verſammelt, den menſchenfreundlichen Alfius, den ſie wegen ſeiner Neigung zu den Dichtern nur ſpottweiſe den Dichter nannten, — Flirix, der Mädcheneroberer, und Brotantius, der Götterverläugner, deren letzterer ſich ein eigenes Syſtem gemacht hatte, niemals, und ſollte das Heil des ganzen Landes davon abhängen, der Meinung zu ſeyn, welcher ſein Vetter, der Tempelſtifter, zugethan ſeyn würde, und, im Falle, daß er die Mehrheit der Stimmen nicht hindern könnte, wenigſtens der Befolgung derſelben Hinderniſſe zu legen. Zwei Temporiſten ließen ſich entſchuldigen, und bitten, daß man ihnen die Akta nach Hauſe zum Durchleſen ſchicken, und ihnen erlauben möchte, ihre Meinungen ſchriftlich abzugeben, da ſie zu unpäßlich wären, um perſönlich zu erſcheinen.“ —

So weit war ich im zweiten Stücke gekommen, als Puzlewekius auf mein Zimmer kam, mir in Betreff des erſten einige böſe Nachrichten zu ſagen, welche Nachrichten er gewiſſermaſſen ſelbſt veranlaßt, und, wie ich aus der folgenden Note abnahm, wieder gut machen zu können, gewünſcht haben möchte. Damit dieſe Note angebracht werden könnte, ſo trug mir Puzlewekius auf, dahin zu ſehen, wie ich das Wort „leſen,“ oder ſo etwas hineinbringen könnte, wobei ſich Gelegenheit nehmen ließe, etwas an die Leſer in einer Note zu ſagen. Ueber dieſen Auftrag wird ſich niemand wundern, der ſich erinnert, wie wir im Stande waren, Kritiken zu machen, ohne noch den Text geſehen zu haben. Dieß war eine Arbeit für die Feiertage, und wir hatten dieſen reſpektiven Verlag in ordentliche Schubläden gerichtet, um ihn nach Erforderniß der Umſtände hernehmen zu können. Wenn Puzlewekius irgendwo einen Einfall hörte, wobei ſich etwas anbringen ließ, oder wenn er ſonſt jemals dem Römerpublikum etwas Tüchtiges ſagen wollte, ſo ſchrieb er ein paar Worte hin, um eine Note dazu ſchreiben zu können, und dann war es meine Sache, mir ſelbſt Gelegenheit zu machen, daß dieſelben ſich irgendwo hineinpaſſen, und nothwendig zur Sache zu gehören ſcheinen möchten. So gab er mir dießmal unter andern, als z. B. „Bezahler, Kritiſirer, Schauſpieler,“ auch die Worte: „zum Durchleſen,“ an, unter welchen er dieſe Note anbrachte:

„Es giebt ſo viele Arten von Leſern, als es Steine auf der Gaſſe giebt; aber keine ſind ſeltſamer, als die ſich einbilden, ein Schriftſteller ſchreibe für ſie. Den möget ihr euch von Tribstrill kommen laſſen, der das thun kann; ein ehrlicher Grieche oder Römer kann es nicht. Wer wiſſen wollte, wie er für euch ſchreiben ſollte, der müßte erſt wiſſen, wie ihr leſen werdet, und ich ſage euch ins Geſicht, das wißt ihr ſelbſt nicht, wiſſet es eben ſo wenig, als *warum* ihr leſet. Aber um jetzt nur bei dem *wie* ſtehen zu bleiben (ein anderesmal komme ich auch ſchon auf das *warum*), ſo leſet ihr heute, weil ihr jetzt gerade nichts anders zu ſehen, zu hören, zu reden, zu eſſen, mit einem Worte, weil ihr Langeweile habt. Das Buch will euch nachdenkend und weiſe machen, und ihr wollt, es ſoll euch Zeitvertreib machen. Morgen habt ihr nicht recht ausgeſchlafen, weil ihr heute zu viel getrunken habt; euer Kopf iſt ſchwer und unfähig zum denken; euere Lebensgeiſter ſind ſchlapp und erſchöpft, das Buch will, daß ihr euch euerer Kräfte mit aller Anſtrengung bedienet, und ihr wollet, daß man euch herumtrage und wiege; ein anderesmal habt ihr üble Laune, habt Verdruß gehabt über euer Hausweſen, Knechte, Frau, Ochs und Eſel, oder habt ein Spiel verloren, oder ſonſt einen dummen Streich gemacht, und ohne einen ſolchen vergeht kein Tag; das Buch will, daß ihr es mit ruhigem Geiſte, mit Geſchmack und Gefühl leſen ſollt, und ihr ſeyd zerſtreut, aufgebracht, und erbittert; — nichts von euerm eingeſchränkten Weſen, womit ihr jedes Ding anſehet, von euerm böſen Willen, Vorurtheilen, Narrenköpfen, und Schalksaugen zu ſagen, für welche ſich kein Buch ſchickt, noch jemals ſchicken kann, ſo, daß es mich nicht wundert, wenn ihr keinem Buche Recht widerfahren laßt; nicht wundert, wenn ihr das nicht findet, was darin iſt, oder wohl gar etwas, das nicht darin iſt, zu finden glaubt; nicht wundert, wenn ihr dem Verfaſſer Grundſätze, Geſinnungen und Abſichten andichtet, welche gerade das Gegentheil ſeiner Denkungsart ſind; nicht wundert, wenn mir die beſten Werke liegen bleiben; und mit einem Worte, nicht wundert, wenn euch, die ihr um Kleider, Mahlzeiten, Spazierfahrten, Teppiche in euern Häuſern, Springwäſſern in euern Gärten ꝛc. etliche Talente Gottes nicht achtet, von Ausgaben und Geldmangel ſprecht, ſobald man euch aufmuntert, ein paar abgeſchabene Obulos auf eine Schrift zu verwenden. Crimaltius in sua dissert. de bonis lect. item in T. V. Medit.; welches faſt mit ähnlichen Worten zu leſen bei Reitmero T. IV. Reflex. über das Bücherweſen, und ſetzt er noch hinzu, daß unter hundert Leſern achtzig niemals recht leſen, und noch von Glück zu ſagen ſey, wenn unter den übrigen zwanzigen Einer ſich befindet, der ganz in der Faſſung iſt, welche ſchlechterdings dazu gehört, um dem Werke, das man lieſt, ſein völliges Recht anzuthun; NB. — beide profunde und einem Gelehrten unentbehrliche Werke ſind bei mir um einen billigen Preis zu haben. Und was die Unentbehrlichkeit dieſer profunden Werke anbetrifft, ſo ſchreibt davon der berühmte griechiſche Weltweiſe Jskion, ein Mann, der bekanntermaßen mit ſeinen Loberhebungen ſehr ſparſam war, daß, wo man bemeldte profunde Werke bei jemanden anträfe, ſolches als ein gewiſſes Merkmal eines geläuterten Geſchmackes anzuſehen, und entgegen der Abgang derſelben in was immer für einer Bibliothek ein Beweis der dummköpfigſten Dummheit ſey; indeſſen, wer dieſelbe beſitzt, ſich rühmen könnte, eine Eſſenz aller andern Schriften zu beſitzen, ja aller derſelben gewiſſermaßen entbehren könnte, außer es käme irgendwo eine Monatſchrift zum Vorſchein, in welchem alleinigen Falle billig eine Ausnahme gemacht werden müßte. Ich ſagte, daß beide vortreffliche und unentbehrliche Werke in meinem Verlage zu haben wären; allein ich hätte wieder beſſer gethan, derſelben nicht zu erwähnen; indem ich dem Publikum nur eine eifrige Begierde darnach erweckt, daſſelbe aber nach Contento ſo wenig bedienen kann, daß, wer von den ſieben Exemplaren, die mir noch übrig ſind, eines erhalten will, heute noch ſchicken, oder morgen in aller Früh vor meinem Büchergewölbe ſich einfinden muß, um dieſes Glückes ſich noch theilhaftig zu machen. Morgen um dieſe Zeit ſind ſie ſämmtlich vergriffen.“

Aus dieſer Note mag der gelehrte Leſer beiläufig ſchließen, welche Art von Anmerkung Puzlewekius bei den Worten: Bezahler, Kritiſirer, Schauſpieler, angebracht haben würde, wenn er nicht durch einen feindſeligen Zufall, wozu er ſelbſt Gelegenheit gegeben haben mochte, verhindert worden wäre, dieſelben unausgeſetzt einzurücken.

Puzlewekius war der Meinung, jedermann, der Hände hätte, könnte für die Leſer ſeiner Zeit Bücher ſchreiben, wenn der, welcher ſich ein und anderes beſtellt, nur das Mittel weiß, wodurch ein Menſch angetrieben werden kann, welche zu ſchreiben. Wie Gras und Bäume entſtehen, einige lieber auf naſſem, einige lieber auf ſandigem Boden, ſo pflegten aus Umſtänden Schriften hervorzukommen, oder zu unterbleiben. Wie man die Sache, über die man ſchreibt, und ſein Geſchriebenes darüber ſo lieben könnte, wie einer unſerer geizigſten Konſuls die einträglichſte Provinz, und zu jeder Zeit, und ohne Rückſicht auf Zufall und Umſtände zum Schreiben aufgelegt ſeyn könnte, dieß zu denken, war außer ſeinem Kreiſe. Die Morgen- und Abendzeit, ſind wie Regen und Sonnenſchein, nicht allen gleich angenehm, und was einen ermuntert, ſchlägt den andern darnieder. Einige ſchreiben mit dem vollkommenen Gebrauche ihrer Vernunft, und hungern, um nüchtern zu bleiben; ſoll aber andern ihr Unternehmen von ſtatten gehen, ſo müſſen ſie vom alten Falerner ermuntert, und ein bischen betrunken ſeyn. Für viele iſt die Einſamkeit eine Qual; andere würde jede Geſellſchaft zerſtreuen, und wo ſie allein ſind, ſind ſie fruchtbar an Gedanken und Vorſtellungen. Einige, wenn ſie gut ſchreiben wollen, ſchließen die Läden ihres Zimmers, andere verlangen nach prächtigen Ausſichten. Vielen iſt die Armuth ein mächtiger Sporn, und in einer glücklichen Unwiſſenheit unzähliger Bedürfniſſe werden ſie nicht müde, dunkle Kenntniſſe zu entwickeln, und auszubreiten; andere müſſen, wenn ſie eine Schutzſchrift des Bettels ſchreiben, an einem Tiſchchen von Ebenholz ſitzen. Wenn man den Sunio lobt, und ihm bezeugt, daß man mit ſeinen Schriften zufrieden ſey, ſo wird er faul; aber ein Tadel jagt ſeinen Geiſt über alle Beſchwerniſſe in einer raſenden Hitze fort. Und ſo giebt es für jeden etwas, das ihn erhitzt, und einige hat es früh als Jünglinge, einige noch als ſchwache Greiſe ergriffen; wenige ſind deren, ja niemand iſt, den es niemals verlaſſen, und zur Zeit des Froſtes mit eben der Begeiſterung, wie zur Zeit der Hitze begleitet hat.

Puzlewekius, ſo, wie er über mich mit ſich ſelbſt zu Rathe gieng, glaubte, entdeckt zu haben, daß ich zu Arbeiten, welche viel Sitzen und Anhalten erfordern, nicht aufgelegt, wohl aber gemacht wäre, in einem jählingen Aufflammen etwas zu entwerfen, das andere heiß machen könnte, und, um mich dahin zu bringen, wozu ich gebracht werden ſollte, verſäumte er keinen Augenblick ſeine Maaßregeln zu nehmen.

Puzlewekius kannte die Römer; er wußte, daß meine Schriften unvermeidlich den Weg der Kabale gehen, und daß, wenn ſie einem Theil gefallen ſollten, ſie ehe einem andern mißfallen müßten. Es war voraus zu ſehen, daß man wenig darnach fragen würde, was ich eigentlich zu thun vermeint, ſondern welchen Griechen oder Römer ich mit dieſer oder jener Schilderung angegriffen, und auf welche ſeiner geheimen Thaten ich vorzüglich gezielt hätte. Man behauptete zwar, es wäre nicht anſtändig, gegen jemand unmittelbar loszuziehen; aber man war augenſcheinlich mißvergnügt, wenn jemand, daß es von ihm nicht geſchehen ſey, mit Beweiſen dargethan hatte; doch dieſer Fall war äußerſt ſelten, denn ſeit die neue Auflage des Buches von den menſchlichen Drangſalen und Uebeln verboten worden, wurde es ordentlich zur Mode, in jeder Schrift, die heraus kam, etwas Verbotsmäßiges zu finden. Und wer nichts fand, der war für einen Ignoranten in der Dialektik, und in dem großen Tone der Welt, oder für einen gefährlichen Mann, der ſelbſt mitverſtanden wäre, gehalten. Indeſſen mochte man dieſes oder jenes thun, ſo gereichte es einem zur Ehre, und viele von den Bücherrichtern ſtanden an, ob ſie den Ruf eines gefährlichen, aber freien dem eines ſcharfſehenden, aber in den Augen einer großen Faktion engbrüſtigen Mannes vorziehen ſollten.

Kabalen.

Zwei Tage, nachdem mein erſtes Stück erſchien, kam eine Abhandlung heraus, worin von dem Verfaſſer bei einer freien Nation die Freiheit zu ſchreiben gefordert, und vertheidigt ward. Das Feuer und die Kühnheit, womit dieſes ausgeführt worden, kündigte einen großen Mann an, der ſeiner Sache allerdings mächtig wäre. Er ſprach in einem hohen zuverſichtlichen Tone, gleich einem bevollmächtigten Diktator in Nothzeiten der Republik, und gleich einem Sieger in Kriegswettern. Er ſchilderte den Bücherumlauf als die erſte Angelegenheit des Staates, und behauptete von der Einſchränkung mit unumſtößlichen Gründen, daß ſie eine Nation, bei der man ſie aus übelverſtandenen Grundſätzen einführte, arm an Begriffen, feig und träg an Unternehmungen, und kriechend und bettelhaft mache, daß ſie eben der Sache, welche man zu erhalten hoffte, am meiſten ſchade, indem ſie ihr den Verdacht zuziehe, als wären die Gründe für dieſelbe ſchwach, da man die Gegengründe nicht wiſſen dürfte. Er belegte dieß mit pſychologiſchen Gründen, und beſtärkte es mit Beiſpielen aus der Geſchichte, denen ſich, ſo wie er ſie auseinander ſetzte, nichts entgegen ſetzen ließ; das Bewunderungswürdigſte bei dieſer Abhandlung war, daß ihm nicht ein unbeſcheidenes, und beleidigendes Wort entfuhr, ſondern daß in ſeinem ganzen Vortrage, und in der Wendung aller ſeiner Ausdrücke eine Beſcheidenheit lag, wodurch die Schüchternheit der furchtſamſten Gemüther unterſtützt, und die Erbitterung der Uebelgeſinnteſten zum Stillſchweigen genöthiget ward. Mit einem Meiſterzuge von Klugheit erwähnte er mitten im Strome ſeiner Rede einer Art von nothwendiger Einſchränkung einer gefährlichen Unbehutſamkeit im Schreiben; aber was er ſagte, berührte er nur, goß er hin, wie leichte Schatten, um ſeine Hauptſache deſto mehr zu erhellen; oder die Leſer eines Augenblickes von Ruhe genießen zu laſſen; denn unmittelbar nach dieſem Scheine von Pauſe erhob er ſich mit verdoppelter Stärke, und ohne jemand weiter Zeit zu geben, ſich bei einem Grunde zu verweilen, zog, riß er mit einer unaufhaltſamen Beredſamkeit mit ſich fort, und entzündete unfehlbar den Willen ſogar derjenigen, deren Begriffe er nicht erhöhen konnte.

Dieſe Abhandlung, von welcher ganz Rom in Bewegung geſetzt, oder beſſer zu reden, von welcher ſo lange geredet ward, bis es was Neueres zum Reden gab, war niemand willkommener, als dem Puzlewekius, welcher die erſten Proben der ſo ſchön vertheidigten Freiheit ſchon im Geiſte vorausſah. Um mich aufzumuntern, und in die Faſſung zu ſetzen, etwas, wie er's nannte, Kühnes zu ſchreiben, verſicherte er mich mit dem Anſcheine einiges Mißvergnügens, wie die Römer über das erſte Stück ſehr unzufrieden wären, als worin ich in zu kalten Ausdrücken geredet, und mich vom Charakteriſtiſchen der Sache zu weit entfernt hätte. Er ließ dieß nämliche Urtheil durch ſeine Leute verbreiten, und die Sache ſo veranſtalten, daß ſie mir von vielen Seiten her zu Ohren kommen mußte. Seine Abſicht war, mich zum plötzlichen Unwillen zu reizen, und in der Stunde, wo ich wider die Römer aufgebracht ſeyn würde, etwas zu ſchreiben, das ſie hinwieder aufbringen müßte.

Indeſſen hatte der Mann mit der Abhandlung für die Freiheit bereits andere, und deſto feſtere Schritte gemacht, als der Grund, worauf er einhergieng verſicherter war. Der Verfaſſer derſelben war niemand geringerer, als der Schauſpieler Trebatius; denn niemanden lag mehr daran, als ihm, jede aufkeimende gute Meinung von mir zu zerſtreuen, und alles, was von mir geſchehen würde, dem, was mit mir auf dem Theater geſchah, ähnlich zu machen. Die ſeine Art, womit er das Werk ſo anlegte, daß es ihm unmöglich mißlingen konnte, war ein eben ſo großer Beweis eines in der Künſtlergeſchichte bewanderten Kopfes, als die erwähnte Rede, mit welcher er ſich das Anſehen eines ohne Ausnahme gutdenkenden Mannes erworben hatte. Niemand bezeugte meinem Vorſatze, eine monatliche Schrift herauszugeben, mehreren Beifall, als er, und niemand ſchien mit heißerm Eifer dahin bedacht zu ſeyn, dieſelbe zu verbreiten. Solche Schriften, ſagte er, hätten auch bei den Griechen den Anfang zur Aufklärung gemacht; um wie viel mehr, verſicherte er, zumal, da er wohl wußte, wie wenig die Römer geneigt wären, ſich mit den Griechen in irgend eine Vergleichung bringen zu laſſen, um wie viel mehr müſſen dieſelben bei den Römern von ausnehmender Wirkung ſeyn! Dieſer ſchöne, und uneigennützige Antheil, welcher allein aus Liebe zur guten Sache, und aus einer reinen, und unpartheiiſchen Billigkeit für fremde Verdienſte entſproſſen ſeyn konnte, entfernte von allen ſeinen Reden auch den Schein von geheimer Abſicht wider mich, und die ſchlauſten Kunſtfechter, welche ehemals, als ich bei der Schaubühne war, manche Schlinge nicht undeutlich wahrnahmen, bereuten jetzt ihren Argwohn, und ließen ihm, als meinem beſten Freund, und dem Freunde jeder guten Abſicht, die vollkommenſte Gerechtigkeit widerfahren.

Wenn er nur, ſagte Trebatius, indem er mein Stück in die Hand nahm, und darüber bedächtlich den Kopf ſchüttelte, wenn er ſich nur, ſagte er zum Umſager der Rathsherren, von Perſonalitäten enthielte! Kühn dürfte er immer ſeyn: aber nur nicht unverſchämt. Man weiß ſchon zuweilen ein Auge zuzudrücken; man diſſimulirt, man ignorirt; aber beim hohen Zeus! Perſonalitäten! — So ein einziger fataler Zufall, fuhr er mit einigem Verdruſſe fort, verdirbt hernach wieder mehr, als zehn andere gut machen können. Nun hatte Trebatius bei allem dem, was er hier ſagte, die Wahrheit geſagt. Ausdrücklich hatte er indeſſen nirgends behauptet, daß ich Perſonalitäten geſchrieben hätte, und was er alſo nur wünſchte, das ſchien ein Wunſch für die gute Sache zu ſeyn.

Man weiß, wie wichtig in Rom jedes Rathsglied ſey, und wenn's auch nur ein Umſager wäre. Binnen einer Stunde wußten alle Rathsherren, daß ihnen der Umſager etwas von Perſonalitäten geſagt hätte; und wenn ſich dieſelben irgendwo fänden, wo ſollten ſie ſich ſonſt finden, als in meiner Schrift! Und in hundert andern griechiſchen und römiſchen Städten würde dieß hinlänglich geweſen ſeyn, auf der Stelle ein Verbot wider dieſelbe ergehen zu laſſen; aber die Voreiligkeit war darum auch ein Fehler der Barbaren, und wenn die Römer einen dummen Streich machten, ſo mußte derſelbe mit aller Form und Ordnung, und mit allen Kennzeichen einer dabei angebrachten Klugheit gemacht werden.

Als meine Freunde von den Urtheilen, welche durch des Puzlewekius Redentrager aus guten Urſachen ausgeſprengt worden, daß nämlich meine Schilderungen zu kalt, und zu wenig andeutend wären, gehört hatten, hielten ſie dieſelben für den erſten Ausdruck einer künftigen Kabale, wodurch man ſich bemühte, die Aufnahme meiner Schrift zu verhindern. Und aus einer eben ſo guten Abſicht, derſelben zuvor zu kommen, wurden ſie einig, ein Mittel, wodurch ſie ſogleich erſtickt werden müßte, zu ergreifen. Wenn Aninius nur behutſam bleibt, ſagten ſie mit allem Anſchein von Kummer, nicht, als hätten ſie etwas Unbehutſames angetroffen; darauf ließen ſie ſich nicht ein; aber es ſchien, als hätten ſie Urſache im Gegenwärtigen gefunden, für das Zukünftige auf dieſe Art beſorgt zu ſeyn. Wenn er nur beſcheiden bleibt, ſagten ſie mit einiger Vorfreude über die Wirkung ihrer Rede zu den Rathsherren, die ſich bei jedem Fußgänger und Reiter um die Perſonalitäten erkundigten, welche im erſten Stücke enthalten ſeyn ſollten.

Dieſe Rede, welche mit dem, was Trebatius von den Perſonalitäten geſagt hatte, vollkommen übereinſtimmte, ließ den Rathsherren keinen Zweifel übrig, daß etwas an der Sache ſeyn müßte. Und etwas Gräuliches muß daran ſeyn, ſagten ſie, da ſich ſogar Aninius Freunde, von denen man natürlich erwarten müßte, daß ſie ſeiner ſchonen würden, nicht ſicher genug zu ſeyn glauben, um dazu ſchweigen zu können. Es ſind lauter ſchonende, und billige Leute; die ſchonendſten, und billigſten in ganz Rom ſind ſie, ſetzten ſie hinzu.

Die Tiſchfreunde, Köche, Vorſchneider, Neuigkeitsdichter, und wer immer durch Verdienſte dieſer Art das Vertrauen der Rathsherren beſaß, eilten, was ſie konnten, dem Puzlewekius ein Geheimniß zu benachrichten, das ihm und ſeiner Waare verdrießliche Folgen zuziehen könnte. Puzlewekius aber blieb bei ſeiner erſten Rede. Man weiß gar nicht, wiederholte er jedem und allen, wen in der Welt das erſte Stück angehen ſoll. Nun war es richtig; aber mit ſeinem Läugnen, ſagten ſie, wird er nicht machen können, daß die Sache verſchwinde, die man mit Augen ſieht.

Das Seltſamſte bei der ganzen Sache war, daß die Rathsherren, ſo ſehr ſie bei dem Namen „Perſonalitäten“ erbittert wurden, jeder ſich einbildete, wenn jemand getroffen wäre, ſo könnte niemand, als ſein Nachbar, ſein Rathskollega getroffen ſeyn. Jeder wußte von dem andern etwas, das man ihm vorwerfen könnte, und jeder glaubte für ſeine Perſon ſicher zu ſeyn. Daß es in die Länge nicht angehen würde, ſagte Marius Curio, das hätten ihm ſeine Freunde, wenn er welche hätte, doch ſagen ſollen. Ceſanius thut ſich zu viel zu gut auf ſeinen Alterthumskaſten, und daß der Mann ſich einbildet, er ſey ein vortrefflicher Rathsherr, weil er der Erbe eines alten Bechers iſt, aus dem Philipp, der Macedonierkönig getrunken hat, da begeht er wirklich eine unverzeihliche Thorheit. Ich rühme mich niemals meines Gansſchnabels, der doch erwieſener maßen von jenen kapitoliniſchen Gänſen, wodurch die Feinde verrathen worden, erhalten worden iſt. Und wenn meine mit Gold und Silber eingelegten Trinkſchalen, oder meine Gefäße, die doch, wie die Art zeiget, der große Parthanius verfertiget hat, jemand lobt, ſo betrage ich mich nicht anders dabei, als ſich jeder weiſe Mann betragen kann, dem man Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Ich möchte doch dem Lonus ins Angeſicht ſehen, ſagte Limophaqus, wenn er die Stelle lieſt, worin Aninius ſeiner nächtlichen Schliche Erwähnung thut, ſeine Heuchelei entlarvet, ſeine Betrüge entdecket — ſeine Intriquen, ſeine Geldbegierde, ſeine Grauſamkeit, ſeine geheime Abſicht, wider eben die Laſter am meiſten zu zürnen, und ſie am härteſten zu beſtrafen, mit denen er ſelbſt im Innerſten der Seele angeſteckt iſt.

Alles, ſagt Nicius, der Erzpedant, und Präſes des Rathes, was mich bei der Sache Wunder nimmt, iſt, daß Rathsgliedern, wie unſer Dephilax, nicht ſchon eher etwas Aergeres begegnet iſt. Wie ſoll man gegen einen Mann Hochachtung haben, der etwas Großes gethan zu haben glaubt, wenn er Verſe in ſeine Tafel ſchreibt! wenn er Schlachten und Felder beſingt! — Dinge, von denen diejenigen nichts wußten, welche Schlachten lieferten, und Felder anbauten.

Wenn nur, ſagte Dephilax, wenn nur unſer ſtarrhalſige Nicius nicht vergeſſen iſt, dann will ich (ob ich gleich beleidiget werde, denn weſſen kann mich der ſtrengſte Cenſor beſchuldigen), dann will ich gerne dabei ſeyn. Und wenn er ihn nur am rechten Orte zu packen wußte! Ihn recht kennbar zu machen wußte! — ſeine ſeelenloſen, giftigen Augen , ſeinen ſeelenloſen, geifernden Mund, ſeine Midasohren. —

Dieſer wechſelſeitige Wunſch, womit jeder gerne geſehen hätte, daß der andere getroffen ſeyn möchte, wirkte auch eine gewiſſe Art von Kälte, die vermeintlichen Beleidigungen des Aninius beleidigend aufzunehmen, und eine gewiſſe Verſtellung von Großmuth, und Freiheit, vermöge welcher ſie geneigt zu ſeyn ſchienen, verträglicher und nachſichtiger zu ſeyn, als es ſelbſt der Verfaſſer geweſen ſeyn mochte, und ſohin in Betracht, daß das Ganze gut ſeyn könnte, einzelne Ausdrücke zu vergeben. Der unbefangene Leſer, den die Sache nichts angeht, wird glauben, es wäre, um aus der Sache zu kommen, nichts leichter geweſen, als ſich ſelbſt mit ſeinen eigenen Augen zu überzeugen, und die ärgerlichen Stellen, welche im erſten Stücke ſeyn ſollen, mit Namen zu nennen; allein die Rathsherren von Rom handelten nach einer ganz andern Politik, immer ſo, daß, wenn irgendwo gefehlt worden, ſtets einer dem andern Schuld geben, und zuletzt doch keiner Schuld haben konnte. Da aus einer heimtückiſchen Schadenfreude jeder ſich beredete, nur ſein Kollega, nicht aber ſeine Perſon könnte gemeint ſeyn; ſo hüteten ſie ſich gemäß den eingeführten Grundſätzen des Wohlſtandes ſorgfältigſt, der Stellen ſelbſt zu erwähnen, ja, viele glaubten, den Angegriffenen etwas Verbindliches zu ſagen, wenn ſie verſicherten, ſie hätten davon keine Sylbe geleſen, und würden ſich die Mühe nicht nehmen, die Scharteke ſelbſt nur auseinander zu legen.

Deſto mehr wurde dafür von dem Eingreiflichen der Perſonalitäten deklamirt, zumal, da die Rathsherren bei dem Unterſchiede, welchen ſie zwiſchen einer Satyre und einem Paſquill machen wollten, nicht allerdings einig werden konnten. Wenn das angeht, ſagte Nicius, und jeder ſich die Freiheit nehmen darf, es zu ſagen, wenn wir irgend etwas verſehen, wer würde Rathsherr ſeyn wollen? Wie bald iſt es geſchehen, ſetzte er geſchwind hinzu, und richtete ſeinen Blick nach dem Dephilar, daß man ein Haus für einen Zaun anſieht, wenn man mit Dingen, die keinem Rathsherrn anſtehen, beſchäftiget iſt. Man darf, ehe man in den Rath kömmt, nur etwa einen Dichter leſen, oder gar Verſe machen, ſo kann es leicht geſchehen, daß man Ja ſpricht, wo man Nein ſagen ſollte.

Oder auch gar nichts geleſen haben, fiel Dephilar ein, indem er den Nicius anſah, dann thut man das Nämliche. Aber die Schande, von einem und dem andern Rathsgliede bekannt werden zu laſſen, wie dumm es mit ihm herſieht, fällt ſtets auf den Rath ſelbſt zurück, wenn es gleich, fügte er weislich hinzu, nicht ſchädlich ſeyn würde, falls man ein bischen erriethe, wer aus Unverſtand gute Vorſchläge zu hemmen, kühne Gedanken niederzudrücken, und den guten Unternehmungen der übrigen allemal am meiſten im Wege zu ſtehen pflege. Aber freilich, dieſe Köpfe ändern ſich nimmermehr, und ein anderes wäre es, wenn perſönliche Züge etwas helfen würden.

Ein anderes wäre es, ſagte Linophagus, wenn das, was einen angeht, ſo, und in ſolchen Ausdrücken geſagt würde, daß man klar ſähe, wie die Sache nicht Einen, ſondern mehrere angehen müſſe; aber, wenn man den Clienten mit Namen nennt, von dem man coiſchen Wein im Keller hat, ſetzte er hinzu, und ſah den Lonus an, wenn man den Ort beſtimmt, wo man einen auf der ſchändlichen That erwiſcht, oder des Ringes ausdrücklich erwähnet, welchen man an dem mittlern Finger der Buhlerinn Eulibia geſehen hat, ſo fällt es freilich zu grell in die Augen, daß die Urſache ſolcher Ungebührlichkeiten größtentheils von dem natürlichen Haſſe herkomme, welchen man wider alle Arten von Heuchlern zu haben pflegt. Andere wegen eben der Laſter verfolgen, an denen man ſelbſt krank liegt, das iſt freilich zu arg.

Noch ein anderes wäre es, ſagte der Präſes, wenn der Verfaſſer in allgemeinen Ausdrücken irgend einen Magiſtrat in einem kleinen kapadociſchen Landſtädtchen geſchildert, und ihrer Faktionen, worin die Glieder getheilt ſind, ihrer Vorurtheile, Privatabſichten, Privatkabalen, Thorheiten, Schwachheiten —

(Bei dieſen Worten unterſchrieb er den ſchärfſten Befehl, den man ſogleich fortſchickte, das erſte Stück einzuziehen.)

— Unrichtigkeiten, Schläfrigkeiten erwähnet hätte.

Aber, um der Götter Willen, fiel ein Rathsglied ein, meinen dann der Hr. Präſes, daß durch ſolche Schilderungen wir gemeint ſeyn können? Wird dann nicht ganz Rom glauben, daß wir die Gebrechen wirklich unter uns haben, deren Schilderungen wir als Perſonalitäten anſehen?

Die Rathsglieder bewegten ſich betroffen und verwirrt durcheinander. Sie wußten nicht, ob ſie ſitzen bleiben, ob ſie ſtehen, oder auseinander gehen ſollten.

Wer hat denn, fuhr das Rathsglied, nachdem eine Stille erfolgte, fort, wer hat denn die anſtöſſigen Stellen geleſen?

Geleſen? ſagten ſie: genug, daß wir's gehört, daß wir's wiſſen, und geahndet haben.

Und nun giengen ſie, jeder ſeinen Weg, nach Hauſe, bis morgen anſtößige Stellen zu finden.

Wie Quintus Aninius eine römiſche Dame beſuchte.

Seit mein erſtes Blatt erſchienen, und ich mithin ein römiſcher Autor ward, konnte ich keine Miene mehr recht machen, und keinen Schritt mehr thun, ohne darüber beurtheilt, und, welches eins war, getadelt zu werden. Einige beliebten zu ſagen, ich blinzelte mit den Augen, andere, ich riſſe die Augenwinkel zu weit auf; bald ſtand ich zu ſtuzeriſch da, bald hieß es, man vergeſſe anderer guter Dinge halber meine ungewöhnliche Plumpheit. Wer mich zuvor ruhig bei meinen Meinungen gelaſſen, und es mir keineswegs übel genommen hatte, wenn ich ihn eines andern beredete, der machte ſich jetzt ein Geſchäft daraus, mir durchaus zu widerſprechen, damit es nicht das Anſehen gewänne, als könnte er nicht eben ſo gute Dinge ſagen, und wenigſtens zweimal beſſer ſchreiben, als ich.

Aber in einem kamen ſie alle einſtimmig überein, daß nämlich mein Air noch zu ſtöriſch, zu ſauer, enfin zu wenig nach dem Herrſchenden wäre; eben ſo wäre auch meine Philoſophie zu ſtreng, zu finſter, wiewohl man nicht läugnen konnte, daß, was ſie vorbrächte, Wahrheit, und nebenbei Hoffnung wäre, daß mein Ton ſich verbeſſern würde, wenn ich nur aus mir ſelbſt hinausſteigen, feine Geſellſchaften beſuchen, und mit Leuten converſiren wollte, die die Pflichten ſtrenger Tugenden mit der gefälligen Nachgiebigkeit einer feinern Lebensart zu vereinigen wüßten, im lautern Scherz die wichtigſten Grundſätze vorbrächten, welche das Vergnügen liebten, in ſo weit man das Schöne liebt, und aus eben dem Grunde an der Liebenswürdigkeit der Tugend Geſchmack fänden.

Sie werden doch von unſerer Kornelia gehört haben, deren Gemahl jüngſt als Quäſtor über Meer gereiſet iſt?

„In meinem Leben nicht.“

Welche jüngſt vom Ritter Katulus mit dem ſchönen Sonnet beehrt worden iſt?

Welche Tags darauf die Veranlaſſerinn der prächtigen Nachtmuſik geweſen iſt?

„Ich kann mir nicht helfen, ich kenne ſie nicht.“

Sie bekümmern ſich um unſere Literatur überhaupt wenig, ſagte Kurtius, der wundenreiche Hauptmann der vierten Legion, und ſind gar nicht hergerichtet, fuhr er fort, um etwas zu ſagen, das uns die Begierde einflößen könnte, etwas Schöneres zu ahnen, als wir täglich mit Augen ſehen.

Die Römerinnen hatten, wiewohl ſehr unrichtig, von jenen vergötterten Griechinnen geleſen und gehört, welche theils durch die Macht ihrer Reize, und die unſichtbare Anmuth in allen ihren Gebehrden und Bewegungen, theils durch die wunderbare Geſchicklichkeit in den ſchönen Künſten, und vorzüglich durch die Feinheit eines durchdringenden Verſtandes und Gefühles ihrem Zeitalter wichtig wurden, indem ſie die edelſten ihrer Bürger an ihren Umgang gewöhnten, und denſelben Muth in Unternehmungen, und das Gefühl der Menſchlichkeit einflößten. Und da eben bei meinem Hierſeyn in Rom der Zeitpunkt angekommen war, wo die Römer inne wurden, was die Griechen gethan hatten, ſo war nichts natürlicher, als daß die römiſchen Damen, Herrinnen mächtiger Sieger, alles, und am meiſten die Dinge, die ſie am wenigſten verſtanden, für möglich hielten, und das alle auf einmal ſeyn wollten, was nach einer langen Verfeinerung durch einen ungefähren Zuſammenfluß unzähliger glücklicher Umſtände die tauſendſte der Griechinnen geworden. Und wenn ſie nicht einen ähnlichen Ruhm ſich erworben haben, ſo iſt an ihnen die Schuld gewiß nicht gelegen. Aſpaſien wurden ſie nicht, wohl aber, was lebende Bildſäulen durch vieles Reiben und Zieren, Salben und Anſtreichen verhältnißweis werden können, liſtige Phrynen, reizend genug, für weiche Jünglinge, Trotzköpfe und Prahlhanſen, auch wohl mitunter für einen einzelnen Griechen; nur mußten ſie in dieſem Falle ſich ſelbſt ein Gelübde thun, niemals den Mund zu öffnen.

Ihre Hauptabſicht war, über einen gewiſſen Zirkel von Männern zu herrſchen, das iſt, in allem, was ſie thun, und ſagen würden, den Ton anzugeben, ihnen die Farben ihrer Kleider auszuwählen, Spazierfahrten anzuordnen, ihre Tagesordnung zu unterſuchen, und nichts, was ſie immer gethan haben mochten, gut gethan zu finden. Die Mittel, wodurch ſie in ihrer Art wichtig werden wollten, waren nach dem verſchiedenen Geſchmacke einer jeden ſehr verſchieden; dieſe ſuchte durch einen großen Verſtand, wodurch ſie metaphyſiſche Fragen entſchied, eine andere, durch die Kunſt, den längſten griechiſchen Triller zu ſchlagen, wieder eine, durch eine vorzügliche Geſchicklichkeit, den Anweſenden auf eine gute Art Sotiſen zu ſagen, oder durch die Kunſt, ihnen im Spiele Geld abzugewinnen, vor andern einen Vorrang. So ſtieg es herab, durch alle Klaſſen der Frauenzimmer, wiewohl niemand eifriger war, als die Rathsfrauen, welche die Erfindungen der erſten Damen flugs in ihrer erſten Wärme nachahmten, und dieſe alle Augenblicke nöthigten, zum nothwendigen Unterſcheidungszeichen etwas an ſich zu ändern.

Kornelia vereinigte in ſich, was einzeln zerſtreut war. Sie ſtand von ſich ſelbſt in der Meinung, daß man ſie nicht anſehen könne, ohne ſeinen Verſtand zu verlieren. Wem an ihrem Beifalle gelegen war, der mußte, wenn er ſie anſah, erſchrecken, ſeufzen, bleich werden, nicht auf ſeinem Stuhle ſitzen bleiben wollen, auf die Erde ſehen, und nach Luft ſchnappen, mit einem Worte, er mußte thun, was er auf dem Theater große Könige thun ſah; dann lächelte ſie, dann nahm ſie einen in ihre Protektion.

Ich beſchreibe hier meine Geſchichte von Sylbe zu Sylbe, wie die gute Dame ſelbſt es bezeugen wird, wenn dieß Blatt das Schickſal haben ſollte, in ihre Hände zu fallen. Ich habe mich lange berathſchlagt, ob ich es thun ſollte; aber ja, ſchreiben will ich es, ſagt' ich endlich; denn warum lud ſie mich ein, als um mir Gelegenheit zu geben, mich deſſen zu rühmen? Oder, wenn das nicht war, warum nahm ſie mir die Zeit weg —

— während welcher ich den Lauf einer Wolke betrachten, oder in einen Fluß hinabhorchen, oder geſunden Wind einhauchen, eine wankende Staude unterſtützen, oder wohl gar mit einem wehrloſen unſchuldigen Thier, einem Froſch, einer Maus, einem Käfer hätte reden, und ihm und mir eine Unterhaltung hätte machen können.

Ich dürfte, ſagte jener Weiſe, einer Bremſe, die ihm ſehr unhöflich immer und immer in's Geſicht flog, ich dürfte, ſagte er zur Bremſe, indem er ſie gefangen hatte, und in der hohlen Hand hielt, nur die Hand zudrücken, ſo wäreſt du verloren. Und ſo, wie dein Leben, wäre auch dein Andenken verlöſcht. Aber nein, fuhr er fort, durch meine Hände ſollſt du nicht fallen. Sieh, die Welt iſt weit und groß, und der ſchönen Blumen ſind viel, womit du dich nähren kannſt. So wiegte er, und trug er das Thier ſorgfältig nach dem Fenſter, das er mit herzlicher Verſöhnung öffnete, und das Thier los ließ in die weite ſchöne Welt, wo der ſchönen Blumen viele ſind, womit es ſich nähren kann.

Dieſe Vorſtellung, ſo oft ich ſie denke, thut Wohlthaten an mir, und mein Herz kann durch keine Unbilden von Menſchen ſo unzufrieden, und feindſelig werden, daß es nicht alſobald wieder beſänftigt werden ſollte. Sie gab mir in allen Fällen meine Fröhlichkeit wieder, und zerſtreute dieſen Augenblick meine Schwermuth über meinen Beſuch bei Kornelia.

Um des Ungeſtümes, womit man in mich drang, los zu werden, entſchloß ich mich, hin zu gehen. Sie werden ganz anders zurückkommen, ſagten ſie; Ihre Seele wird in der Geſellſchaft witziger Köpfe ſich aufheitern; Ihre Schriften werden den Ton der großen Welt annehmen, und Ihre Begriffe werden bei vielen Dingen, die Sie nun aus einem ganz andern Geſichtspunkte anſehen, ſich ändern. Sie werden leichter, gefälliger — ich weiß am beſten, dachte ich, und folgte ihnen, wie einer, der ſeine Freiheit verloren hat, wie ich zurückkommen werde.

In der That, wenn ich daran dachte, wie von meinem Betragen, und der Meinung, welche ich der huldreichen Kornelia von mir einflößen würde, die Meinung eines großen Theiles des römiſchen Adels abhieng; ſo empfand ich eine folternde Bangigkeit, welche ſich bei meiner Bemühung, ihrer los zu werden, nur deſto ſichtbarer zeigte. Wenn man auch verlieren muß, dachte ich, und es iſt der ſtarke Arm eines Helden, oder die literariſche Kriegsliſt eines Dichters, Künſtlers oder Schauſpielers, die uns die Wunde verſetzt, dann thut uns die Wunde nur halb ſo weh; aber deſſen Leben, Freude und Ehre ſtirbt zweimal, das durch ſchwächliche Hände ſtirbt. Wie konnte der, welcher nur die Hälfte unſerer Dichter obenhin geleſen hatte, etwas ſehen, oder riechen, das ihn noch rühren könnte, nachdem ſich der größte Theil derſelben ein eigenes Geſchäft daraus gemacht hatte, uns auf jeder dritten Seite eine Schilderung von einem mit tauſend Wachskerzen beleuchteten, und den ſüßeſten Gerüchen angefüllten, und mit einem vergoldeten Ruhebette ausgeſchmückten Saale, oder einer einſamen von ſanften Quellen befeuchteten Grotte, von weichen Ufern, und ſchmelzender Muſik aus den Sphären, oder von Ambroſia und Nektar bei köſtlichen Mahlzeiten, oder noch zärtlichern Dingen (ihr wißt es ſelbſt von welcher Art), uns umſtändlich zu liefern.

Im Hingehen ſagten mir die Herren, daß ich, wenn ich der Dame eine Gefälligkeit erweiſen wollte, mir in keinem Stücke einen Zwang anthun, das gewöhnliche ſteife Zeremoniel völlig bei Seite laſſen, und mit einem Worte, ſo bekannt und vertraulich, als wenn ich zu Hauſe wäre, thun ſollte. Freiheit müſſe vor allem in der Geſellſchaft ſeyn, wo man vergnügt ſeyn ſollte.

„Auch in Meinungen und Urtheilen?“ das verſteht ſich. Sie haben vollkommen Erlaubniß, eine Brühe, welche ſie zu ſüß finden, zu ſalzen, fettes oder mageres Fleiſch zu eſſen, weißen oder rothen Wein zu trinken, ſich das Vor- oder Hintertheil von einem Kapaun zu wählen, vorausgeſetzt, daß es ſich, vermöge der nämlichen Freiheit, nicht ſchon ein anderer gewählt hat.

Es war um die Zeit der Dämmerung, als wir ankamen. Die Dame war nicht zu ſehen; ſie wäre, hieß es, in dem nächſten Kabinetchen, hätte Geſchäfte, oder wollte ungeſtört ſeyn, ſagte ein anderer. Wie billig, kehrte ſich niemand daran, und jeder ſetzte ſich in eine Lage, wo er zeigen wollte, daß er ungezwungen handle. Dieſer zog ſeine beiden Beine nach dem Stuhle hinauf, worauf er lag, ein anderer legte ſich, den Kopf in die Hände geſtützt, in den Tiſch hinein, einige lehnten ſich, indem ſie die Füße vorſpreitzten, in die Ecken des Zimmers, andere blieben mitten in demſelben unbeweglich ſtehen; dieſer fieng an zu pfeifen, ein anderer ſang, indeſſen einige von der neueſten Literatur ſprachen, nämlich, wo ſie geſtern zu Nacht geſpeiſt, und was ihnen am beſten geſchmeckt, was ſie im Spiel gewonnen, und wie ſie ſich zu einer Parthie auf morgen ebenfalls verſprochen hätten; wie ſie gehört hätten, daß in Perſien eine große Kälte, und in der Hauptſtadt der Meder ein Komet zu ſehen geweſen, welchen aber andere für einen bloßen Dunſt, der ſich in der Luft entzündet hätte, gehalten, welches man indeſſen dahin geſtellt ſeyn laſſen wollte u. ſ. w. Während dem nahmen die Herren Erfriſchungen zu ſich, wobei ſich ein Phyſiognomiſt, der die ganze Zeit über kein Wort geredet hatte, ſo erfriſchte, daß er am ganzen Leibe zu ſchwitzen, und im Angeſichte bleich und blau zu werden anfieng.

Aber nun öffneten ſich plötzlich beide Flügel des Kabinets. Ich will meinen Leſern die Beſchreibung dieſer Erſcheinung, welche ſie in dem nächſten dem beſten Dichter finden können, erlaſſen. Auf einem römiſchen Ruhebette lag ſie, auf den einen Arm geſtützt, in einer Atmosphäre von Gerüchen, ohne Putz und Schmuck (außer daß ſie die Augenbraunen gefärbt hatte), und zum Zeichen ihres ſimpeln Geſchmackes in ihren Haaren hatte ſie nur eine einzige Blume, wider die ich nichts einzuwenden fand, als daß ihre Blühzeit bereits vor ein paar Monaten vorüber war. Vor ihr war ein

Tiſchchen von Zitronenholz, von vier elfenbeinernen Bärenköpfchen unterſtützt, und ſie hatte von dem Tiſchchen eben einen kleinen verſiegelten Zettel genommen.

Die Herren führten mich ihr auf, und ich bekam meinen Sitz ihr gegenüber.

Was es doch um ein empfindſames Herz iſt, fieng ſie an, indem ſie das Billettchen bedeutend anſah, und weg gab.

„Beſonders, gab ich zur Antwort, wenn jemand Zeit und Weile hat, es immer empfinden zu laſſen.“

Dieſe Antwort ſchien ihr ſehr unerwartet; ſie bat mich um keine Erklärung, wie ich meine Worte gemeint haben mochte; ſie änderte, wie ich bemerkte, die Farbe, und ſchien mich mit einem Blicke zu betrachten, als zweifelte ſie, ob ich auch der rechte Mann wäre, den man ihr aufzuführen verſprochen hatte. „Den Aninius, ſagte ſie fragweis, habe ich die Ehre, zu ſehen?“

„Den Nämlichen, holde Kornelia.“

Dieſes Beiwort hatte ſie ſichtbarlich erquicket, ſo, daß ſie mit vieler Lieblichkeit, die ſie ihrem Munde, und dem Tone ihrer Stimme zu geben ſuchte, eine zweite Frage an mich that. Gefällt Ihnen dieſes Tiſchchen ſo ſehr? fragte ſie. Ich hatte nämlich meinen Blick dahin gerichtet, die Bärenköpfe zu betrachten.

„Ich geſtehe, ſagte ich, daß ich nicht umhin kann, es mit einiger Befremdung anzuſehen; beſonders die vier Köpfe, auf welchen der Tiſch ruht.“

Ja, gab ſie zur Antwort, ſie ſind gut ausgearbeitet, veritable Bärenköpfe.

„Vermuthlich ſoll es antik ſeyn? fragte ich.“

Das iſt es, getroffen, gab eine Stimme, die ich in der Nähe nicht vermuthet hätte, zur Antwort. Die Herren hatten mich bei unſerm Eintritte mir ſelbſt überlaſſen, ſie wollten dafür angeſehen ſeyn, als ſchienen ſie gar nicht auf mich Acht zu geben; aber unaufhörlich wiſchte einer um den andern langſam das Kabinet vorbei, zu hören, was wir ſprechen, und ich ſah alle die übrigen von Zeit zu Zeit neugierige Blicke auf mich heften, den einzigen Phyſiognomiſten ausgenommen, der ſich noch immer zu erfriſchen fortfuhr.

So geſchah es, daß einer dieſer Herren meine Frage vernahm, und weil er vermuthlich glaubte, die Dame möchte über das „antik“ (denn dieß Wort wurde in Rom zwar ſehr allgemein ausgeſprochen, aber eben ſo allgemein nicht verſtanden) in eine Verlegenheit kommen, ſo hielt er's für ſeine Pflicht, ihr zu Hülfe zu eilen.

Veritabel antik iſt es, mit Ihrer Erlaubniß, ſetzte er hinzu. Sie werden deren in unſern Geräthſchaften genug beobachtet haben.

Andere, fiel Kornelia ein, haben auch Mohrenköpfe, Parther- und Mederköpfe, Köpfe der wilden Deutſchen; ich aber nehme gleich mit Bärenköpfen vorlieb.

Und ſo werden Sie auch, fuhr jener fort, durchgehends beobachtet haben, daß wir ſeit einiger Zeit uns in dem guten Geſchmacke ein bischen hervorgethan haben, mit Ihrer Erlaubniß, ſetzte er wieder hinzu, und gieng mit einem heimlichen Hohnlächeln wieder ab. Er iſt ein feiner Kopf, ſagte Kornelia, laut genug, daß er es hören konnte, ein gar feiner Kopf iſt er, und über uns nichts kommen zu laſſen, das verſteht keiner beſſer, als er.

Als ich hierüber eine Miene machte, als verſtände ich nicht ganz, was ſie meine, ſo kam ſie meiner Neugierde zuvor. „Es kommen zuweilen Fremde an, ſagte ſie, ja ſelbſt unter den hieſigen befinden ſich nicht wenige, denen an unſern Einrichtungen, an unſerm Theaterweſen, an unſerer Lektüre, an unſern Ergötzlichkeiten, unſerer Art, uns zu kleiden, Geſellſchaften zu halten u. ſ. w.; denn wir fragen ſie um alles, nicht alles gefallen will. Einen herzlich guten Willen, eine Sache lieber gut, als ſchlimm zu machen, lieber etwas

Schönes als etwas Häßliches zu wählen, ſprechen ſie uns niemals ab; aber ich weiß nicht, ſie wollen mit der Sprache nicht alle vom Munde, was ſie uns abſprechen; — ſie ſind ſo verlegen, ſo einhaltend —

„Wollen die Herren vielleicht ſagen, unterbrach ich die Dame, weil jegliche Bruchſtücke von einem antiken Gebäude genommen wären, ſo folgte daraus nicht, daß ein Pallaſt, ein Tempel, welchen man aus dieſen alten Stücken hier aufführt, mit antikem Verſtand gebaut ſeyn müſſe? Glauben dieſe Herren vielleicht, die Steine an der linken Seite müßten an Güte nicht geringer ſeyn, als die an der rechten, und es müßte überdieß noch etwas geben, das alles in guter Ordnung feſt hält, und zuſammenzieht? Denn freilich, wo bloß Steine und Mörtel übereinander liegen, da ſchlüge leicht Regen und Schnee hinein; da macht ein kleiner Wind große Lücken, und ein Sturmwind wirft alles über den Haufen."

Zu einer Dame vom Geſchmacke glaubte ich ſo ſprechen zu dürfen, um verſtanden zu werden; ſie aber verſtand keine Sylbe davon, war jedoch dafür deſto eilfertiger, mir zu ſagen, ſie hätte mich vollkommen begriffen. Von Mörtel und Steinen, ſagte ſie, habe ich zwar die Herren nie reden hören; aber Sie haben Recht, ſo iſt's, ſo ſagen's. Nun, da iſt Demagogonius, unſer Mann, unſer Beſchützer, unſer Freiheits- und Geſchmackvertheidiger. Sie haben ihn vermuthlich nicht recht angeſehen, als er hier ſtand, fuhr ſie fort, weil Sie nicht vermutheten, wie wichtig uns ſeine Perſon ſey; aber betrachten Sie nur einmal, wie er da ſieht. Welche Waden und Schultern, wie ſtark und robuſt! Und wenn er geht, welches Schlingen, vielmehr Schlagen mit dem Arm, und welcher feſte Tritt, daß der Boden zittert!

Er könnte den Olymp tragen helfen, ſagte ich. Wir betrachteten ihn (denn der Mann verdiente es) beide eine Zeit lang ſtillſchweigend. Ein zweiter Herkules iſt er, ſagte ich wieder.

Ein wahrer Gladiator iſt er, fiel Kornelia ein. — Da hatte nun die launige Natur, dachte ich, wieder einmal ihren Spaß gehabt. Sie hätte einen Waſſerträger ſchaffen ſollen, und machte einen Senator.

Sie ſollen den Mann nur einmal ſehen, fuhr Kornelia fort, was er ſich für ein Anſehen zu geben, und mit welchem Nachdrucke er unſere Sache zu verfechten weiß. Er geht den Fremden, ſo lange ſie unſere Merkwürdigkeiten beſichtigen, nimmer von der Seite, und oft hält er ſie, wie einige beobachtet haben, verſtohlen bei ihrem Kleide. Unaufhörlich ſieht er auf ihren Mund und ihre Hand;

und wenn ſie nur eine Bewegung machen, die ihm verdächtig, oder ein Wort aus dem Munde laſſen, das ihm anſtößig iſt: ſo iſt es richtig, daß ſie eins hinauf kriegen, daß ſie eine Weile nicht wiſſen, ob ſie in den Sternen, oder unter der Erde ſich befinden. Ein zweites Urtheil mit dem erſten Unglimpf über etwas zu fällen, das erinnert man ſich nicht, daß es einem eingefallen wäre. Ja, ſeit einiger Zeit ſieht ſich jeder, der ſich bewußt iſt, daß er nicht allerdings vortheilhaft über etwas denke, ſorgfältig um, ob Demagogonius zugegen ſey, ehe er es rede; und iſt er: ſo iſt alles ſtill, ſo erhält jedes Ding in Rom die gebührende Achtung.

Er iſt ein feiner Mann, ſagte ich, der Demagogonius. Ein vortrefflicher Mann iſt er, ſagte Kornelia. Ich bückte mich ſehr tief, und richtete mich ſogleich in eine bequeme Stellung, um dem theuern Manne, wenn er ſich wieder mir nähern ſollte, eine Verbeugung bis an die Erde zu machen.

Ich weiß nicht, welcher Genius der Gefahr und des Unfriedens ſich meiner bemächtigte; genug, ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, es bei Kornelia auf die Probe ankommen zu laſſen, wie viel ſich von der Denkungsart, und dem Betragen des Demagogonius an ſich genommen haben möchte.

„Einer Dame, nahm ich das Wort, einer Dame von Ihrem Verſtand, und Ihrer Empfindung muß das Leben hier ſehr traurig, und einſam ſeyn?“

Allerdings war dieß eine ſehr kitzliche Frage, und ungeachtet ich dieſelbe mit Abſicht vorbrachte, ſo erſchrack ich doch, da ich die Folgen betrachtete, wenn Kornelia wider Vermuthen, ſo großmüthig ſeyn ſollte, ſich der Römerinnen anzunehmen; es kam hiebei auf nichts Geringeres an, als die Menge der römiſchen Damen ſchlechterdings herabzuſetzen, und ihren Umgang für zu roh zu erklären, als daß ſie eine ſchöne Seele unterhalten könnten, oder denſelben auf eine edle Art einen Schein von Billigkeit widerfahren zu laſſen, und mithin zu gleicher Zeit ſich ſelbſt für etwas ſehr Gemeines, das man in andern Häuſern auch finden könnte, zu erklären. Zu meiner nicht geringen Beſtürzung traf ich aber dieſe Großmuth, welche gleichwohl eine ſo große Eitelkeit ſeyn könnte, ſo ſelten an, daß dieß gewöhnlich der Scheidepunkt war, wo aller Eifer für die Ehre des Inlandes aufhörte. Nicht nur wollte jede die wichtigſte ſeyn, die gelehrteſte, die empfindſamſte, die zärtlichſte, die getreueſte, die beſcheidenſte, die geſchickteſte in weiblichen Künſten, die erfahrenſte in ihrer Haushaltung, und mit einem Worte, nicht nur wollte jede die erſte ſeyn, ſondern ſie gaben ſich viele Mühe, und thaten ſehr ängſtlich, jemand zu bereden, daß ſie keine wüßten, welche verdienen könnte, nach ihnen die zweite zu ſeyn.

Ich bin halb bekümmert, ob ich Recht thue, wenn ich etwas hinterlaſſe, das den Damen der Nachwelt, z. B. den Damen des achtzehnten Jahrhunderts nothwendig zum Theile unverſtändlich ſeyn muß, aber deſto mehr muß es dieſe dann freuen, von dieſer ſchändlichen Eigenliebe, und dieſem Beweiſe blöder Seelen entfernt zu ſeyn. Ich will alſo die Antwort der Kornelia, ſo befremdend ſie ſeyn mag, nur herſetzen.

„Ich begnüge mich, ſagte ſie, mit mir ſelbſt. Zufrieden mit der Geſellſchaft dieſer Herren, meiner zwölf Katzen, neun Vögel, und acht Schoßhündchen, lebe ich in einer volkreichen Einſamkeit. Was will ich auch machen? fuhr ſie fort, wo will ich hingehen? Man trifft nichts an, das einen freuen könnte, man wird nicht eingenommen, nicht halb verſtanden, man findet ſich nirgends, wo man auch hingehet. Närrinnen, ja, die findet man genug, oft gutherzige Dinger bei aller ihrer Eitelkeit; aber Närrinnen bleiben's darum doch. Man darf nur ein Band nicht am rechten Orte ſitzen, oder ein zu blaſſes gewählt, oder eine Haarlocke nicht tief oder nicht hoch genug angebracht, oder einen kleinen Fleck im Geſicht, am Hals, an den Händen bekommen haben, ſo wird ſchon von nichts anderm mehr geſprochen. Ich bin, Neugierde halber, und wohl auch anfangs aus Sehnſucht und Langeweile, in die meiſten dieſer Damengeſellſchaften gegangen, und fand es überall gleich. Wo zum Unglück, nicht ſolches vorfällt: da iſt das ewige Spielen, das ewige Einerlei von Fragen, wo man dieſen Zeug, dieſen Spitz, dieſe Haarnadel her habe, ob man heute in die Komödie gehen, oder das Soupee mitmachen, und morgen ſpazieren fahren werde. Dieſe klagt über Kopf = eine andere über Hüftwehe, jene ſchmerzet der Zahn, dieſe der Fuß, eine andere hat ſich in den Finger geſchnitten, eine andere an der Thürſchwelle geſtoßen, alle haben Schwindel, Vapeurs, Indigeſtionen und Magenweh. Läuft gähling ein Thier mit drei Ohren vorbei: was giebt's, was iſt's? He! Bediente, Kutſcher, Kammermädchen, Laufer, eilet, jaget, laufet! Nun, habt ihr's geſehen, was iſt's geweſen? Sind's veritable Ohren geweſen? Wie haben's ausgeſehen? Weil Er's nur geſehen hat! Wenn Er's nur aber auch recht geſehen hat! Ich fürchte immer, Er hat ſie nicht geſehen! Ach! ach! wenn nur die chere Tante, die Frau Mama, die Frau Schweſter das auch geſehen hätte! Sie würde

Wunder rufen, wenn ſie's geſehen hätte. Gott behüt' und beſchütz' uns, drei leibhaftige Hörner, ſo groß, wie Kuhhörner, größer als Büffelhörner, ein Einhorn hat keine größere. Und wir haben's geſehen!"

Während dem, daß Kornelia in ihren eigenen Eifer, der ihr ſo ſchön ließ, zu gerathen begann, hatte ſich nicht nur meine Furcht, ob ich der Dame etwas ſie Unterhaltendes würde ſagen können, verloren, da ich ſah, daß ſie ſich alle Mühe gab, es ihrer Seits zu thun, ſondern ich nahm mir vielmehr vor, öftere Verſuche auch bei andern Damen abzuſtatten, um zu erfahren, ob dieſe Ausſagen richtig und gleichförmig wären, und ſohin aus dieſen einzelnen Theilen ein Ganzes zu Stande zu bringen. Ich habe nachher auch erfahren, daß ich bei der Sache weiter nichts zu thun hatte, als mich einer Dame gegenüber zu ſetzen, und ſie reden zu laſſen. So viele ich derſelben ſah, hatte jede eine Menge Dinge auf dem Herzen, welche jemand anvertrauen zu können, (denn geſagt und erzählt haben ſie mir nie was, ſondern, wie ſie ſich ausdrückten, immer nur anvertraut) ſie für eine ihrer Geſundheit gedeihliche Erleichterung, und für ein groſſes Glück des Lebens gehalten haben. Nun, dachte ich, iſt für dich ſo gut, als geſorgt. Fehlt dir einmal ein halber Bogen, und du wirſt in die Enge getrieben, denſelben in ein paar Stunden zu überſchreiben, und weißt nicht, womit (die Dinge, die du weißt, ſind alle zu groß, oder zu klein), ſo gehſt du geſchwind auf eine ſolche Jagd, und was du auftreibſt, das bringſt du zu Markte. Gut iſt's, ſagte Puzlewekius zuweilen, gut genug iſt's, und wenn er, pflegte er hinzuzuſetzen, einer Dame auch nur einen guten Morgen wünſcht, oder eine über die Gaſſe gehen ſieht, und das Falſche, das Närriſche, das Ungeräumte, das Leere, das Affektirte, Einladende und Bizarre, welches in jedem Schritte, in jeder Wendung, in jeder Mundkrümmung, in jeder Augenöffnung liegt, recht in's Geſicht faßt; gut genug iſt's, ein paar Seiten, und noch d'rüber zu füllen. O du unerſchöpfliche Quelle der Skribenten!

Nach dieſer Erklärung und Verſicherung werden ſich die Leſer nicht mehr wundern, wenn ſie ſehen, daß ich nur manchmal den Faden anzubinden hatte, um die ganze Maſchine wieder in Bewegung zu ſetzen, und ihn fortlaufen zu ſehen.

Was Sie da ſagen, nahm ich das Wort, was Sie da ſagen, erlauchte Kornelia, das muß ich geſtehen, ſetzt mich in Verwunderung. Ich habe gehört, daß die römiſchen Damen viel leſen.

Ich wünſchte euch das Hohnlächeln malen zu können, das dieſen Augenblick auf dem Angeſichte der Kornelia zu ſehen war. Sie konnte lange nichts ſprechen, einen ſo großen Umfang von Antworten mußte ſie geſehen haben; aber das ſtumme Gemälde ihrer Augen drückte mit einem Male mehr aus, als ſie mit Worten je würde haben ſagen können. Ich verſtehe Sie, gab ich zur Antwort. — Indeſſen kam ihre eigene Erklärung nicht zum Vorſchein, vermuthlich, weil ſie ſelbſt eine gründliche Lektüre hätte beſitzen müſſen, um eine deutliche zu geben, und weil ſie keine andere Abſicht hatte, als die andern zu verhöhnen, mich auf das Betragen dieſer Damen zu verweiſen, und mir zu verſtehen zu geben, daß bei den römiſchen Damen die Lektüre weder mehr noch weniger zu bedeuten hätte, als, ſich von einem Cicisbeo am Arme führen zu laſſen, an einem ſchönen Abende ſpazieren zu fahren, eine Schale Eis zu eſſen, eine Priſe Taback zu nehmen, und mit dem Fächer ſich ein kühlendes Lüftchen in's Geſicht zu wehen. Sie gehen, wollte ſie ſagen, in keinem Stücke aus dem ihnen gewöhnlichen Kreiſe hinaus, und laufen da hin, und bleiben da ſtehen, wo ihnen wohl geſchieht. Was ſie antreibt, an einer Blume zu riechen, nach einer Speiſe zu langen, ſich im Schatten zu lagern, einem Spaß=

macher zuzuhören, das treibt ſie auch an, ein Buch zu leſen, ſie wollen amüſirt ſeyn, die einzige Phlia ausgenommen, welche, weil ſie einen eigenen Sinn hat, überall, wo niemand ſieht, etwas Belachenswürdiges zu ſehen, jedermann anlieſt, um ihre weißen Zähne zeigen zu können.

Darum, fuhr Kornelia fort, indem ſie bisher alle meine Worte wiederholt hatte, darum laſſe ich ſie auch alle gehen. Sie mögen ſo närriſch thun, als ſie nur wollen, ich laſſe ſie gehen. Ich bekümmere mich nicht im Geringſten um ſie, ich rede von keiner eine Sylbe, tadle keine, wie Sie bemerkt haben werden, und ahme ſie überhaupt in ihren Vergnügungen nicht nach. Ich gehe in keine Komödie, denn ich kann ſie nicht ausſtehen, und eſſe kein Eis, denn es iſt mir zu kalt. So trage ich mich auch, was die meinem Stande angemeſſenen Moden anbelangt, vollkommen nach meinem eigenen Sinn, und ich ziehe dabei allein die Natur, den Geſchmack, und die Anſtändigkeit zu Rathe. Wie gefällt ſie Ihnen, ſagte ſie, und meinte eine Haarlocke, welche ihr die Schultern herabhieng, und bei den Worten: Natur, Geſchmack, Anſtändigkeit, meine Blicke nach ſich zog.

Ich habe nie ein Pferd mit einer ſo übermäßigen Halsmähne geſehen. Es war ein

Wuſt von fremden Haaren, und der Wuſt ſtellte das Heer der Planeten vor, das iſt, einige kleinere Locken hiengen um eine große, und jene bedeuteten die Planeten, dieſe die Sonne. Es war nämlich eben üblich, in ſeinen Haarkrauſungen etwas Ausdrückendes vorzuſtellen; einige ließen ſich Pyramiden hinaufbauen, andere nahmen mit bloßen Säulen vorlieb; einige hatten Namen, andere halbe und ganze Verſe, Chronodiſticha, einzelne Ausrufungen, als: „O ihr Götter! Hilf Himmel! Wehe mir! Ach der Ungetreue!“ u. dgl.; ja, ganze Melo- und Monodramen angebracht; bei einigen war der ganze Kopf ein Papagey, ein Käzchen, ein Füchschen, oder Mäuschen, indeſſen daß andere ganze Wachtſtuben, ja wohl ganze Städte trugen, und ordentliche Wälle mit Kartaunen bepflanzt, ſo, daß man aus der Charakteriſtik dieſer Figuren die Gemüthsart einer jeden nicht undeutlich erkennen konnte, und man konnte beſonders die eines empfindſamen, durch die römiſche Lektüre gebildeten Gemüthes waren, nicht undeutlich erkennen, wiewohl die Laſt darum nicht geringer war; ſie trugen ſanfte Ufer mit liſpelnden Bächen, ſtille Haine und duftende Gärten mit allem Zugehörigen, mit ſchönen Seelen, die Anakreons Lieder laſen, mit ſchalkhaften Amoretten, die hinter Gebüſchen lauerten, mit Hymen, Hymenäus u. ſ. w.

Ich laſſe, ſagte Kornelia, die Natur machen, was ſie wirkt, und alles, was ich hiebei thue, iſt, daß ich ihr ein bischen nachhelfe. Sie reden nichts, finden Sie's denn auch ſo?

Wie es zugieng, daß Demagogonius Fragen dieſer Art, wo es auf eine ſo wichtige Entſcheidung, als die Haarlocke einer Dame iſt, ankam, gehört habe, weiß ich nicht; genug, als ich eben den Mund öffnen wollte, gieng er vorüber, und nun läßt ſich ſchon vermuthen, was ich geantwortet habe. Wenn man es der Natur überläßt, ſagte ich, und bückte mich gegen den feinen und nicht minder ſtarken Mann, ſo gut, als ich konnte, wenn man es der Natur überläßt, Locken zu werfen, ſo iſt nichts natürlicher, als daß ſie dieſelben gerade ſo herabwerfe, und daß dieſer Wurf die Planeten vorſtelle. Bei dieſen Worten neigte ich mich ebenfalls gegen die Dame, ſie that ein gleiches, und würdigte ſich, mich noch überdieß in ihrer Sprache zu verſichern, daß mein Geſchmack nicht uneben wäre. Ganz und gar nicht uneben, ſagte ſie. Zu vieles Lob für mich, edle Kornelia.

Die Herren im vorgehenden Zimmer waren ohne Zweifel zu neugierig, als daß ſie nicht bald hätten wiſſen wollen, wie Kornelia mit mir zufrieden wäre. Sie kamen ihrer mehrere plötzlich auf uns zu, und einer war ſo gütig, mir anzubieten, daß er mir die geringen Seltenheiten des Hauſes zeigen wollte, und was hätte er Schicklicheres thun können, um mich auf eine anſtändige Weiſe zu entfernen?

Was ich ſah, daran hat ſich jeder von uns längſt ſatt geſehen, und nur die Art, wie der Mann die Sachen mir zeigte, war neu. Er erzählte mir, was jeder Tiſch, und jeder Stuhl, und jede Tapete gekoſtet hatte, und bildete ſich ein, jede Sache hätte nunmehr den erwieſenen Werth. Bei ihm war mir nicht bange, er war zufrieden, wenn ich auf jede Frage: „wie gefällts?“ antwortete: „vortrefflich!“ Aber bei dem Gedanken, daß ich in Gegenwart der Geſellſchaft der theuern Kornelia würde antworten müſſen, dabei graute meiner armen Seele.

Es gieng ganz und gar nicht ſo ſchlimm, als ich mir vorſtellte; denn die Fragen, womit ich bei meinem Eintritte auf allen Seiten beſtürmt wurde: wie gefällt Ihnen mein Ofen? Gefällt Ihnen im kleinern obern Kabinete der Spiegel? Was denken Sie von den Trinkſchalen im großen Zimmer? Denken Sie, der große Saal wäre breit, lang, hoch, licht, meublirt, geräumig genug? Wie gefallen Ihnen die Portraite meines Großvaters, meiner

Großmutter, meines Vetters, Onkels, Tante, Schweſter? Dieſe Fragen, ſagte ich, giengen ſo geſchwind durcheinander, daß ich kaum Zeit hatte, meine Sprüche, als nämlich: Unvergleichlich! Ueber alle Maßen! So was habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Das ſieht man nur in Rom u. dgl. anzubringen. Was halten Sie von der Philoſophie unſerer Rathsherren? fragte ſie zuletzt.

„Zu Waſſer? edle Kornelia.“

Zu Waſſer und zu Land.

„Ich habe dergleichen in meinem Leben nicht geſehen.“ — Ja? — „Gewiß, das findet man nur in Rom.

Mit einigen meiner Antworten war Kornelia nicht allerdings zufrieden; aber je weniger es ſchien, daß ſie es ſeyn könnte: deſto mehr wollte ſie dafür angeſehen ſeyn, daß ſie es wäre. Wir ſind beide ſtillſchweigend übereingekommen, auf die Fragen, welche nachgehends die Herren an uns thaten: wie finden Sie ſie? — und — wie finden Sie ihn? zu antworten: Ueber alle Erwartung! und beiderſeits einander ſo viel Gutes, als wir nur konnten, nachzuſagen Kornelia hörte es gar zu gerne, daß ich einen Theil meiner literariſchen Bildung ihr zu danken haben möchte, und ich, meiner Seits, befand mich nicht übel dabei, da ich durch dieſe Empfehlung eines allgemeinen Beifalles, den meine Schriften erhalten würden, im Voraus gewiß war. Die gegenwärtigen Herren wünſchten mir Glück, und verſicherten mich ausdrücklich, daß ſie bereits eine hellere Geſtalt in meinem Weſen erblickten, welches wahrhaftig ſehr großmüthig war, nachdem ich denſelben ſeit meiner Geſchichte über den Thulenſerwagen, ich weiß nicht wie, ſo vielſinnig vorgekommen, und ſie ſich nicht enthalten konnten, über eine, und die andere Stelle die Köpfe zu ſchütteln.

Einen ſehr ſchlimmen Zug hatten die Römer in ihrem Charakter, wenn ſie jemand lobten, oder tadelten; — ſie hatten kein Maaß, — ſprachen, und handelten gleich den Leuten, auf deren Urtheil, und erwieſene Hochachtungsbezeigungen man ſich niemals verlaſſen kann. Einmal wunderten ſie ſich über jemand, warum man ihn nicht aus Rom verbannt hätte, und ein anderesmal, und bald hernach rühmten ſie ihn als einen der beſten Männer, welche im großen Rom ſich befänden. Ihre Hitze rollte gleich einem Schneeballen, immer größer, immer beflügelter, bis er im Thale ſich ſtill hielt, dann kam nächtlicher Weile ein laulichter Südwind, und am Morgen fragte man, einer den andern: Wo war es, was geſtern hier glänzte?

Die großmüthigen Herren, die (um die Kornelia loben zu können) mich ſo gewaltig lobten, hörten nicht auf, von dem Einfluſſe zu ſprechen, welchen dieß auf das zweite künftige Stück haben müßte, und dieß veranlaßte alle diejenigen, welche den wahren Verſtand der Sache nur aus dem Wiederhall hörten, von dem Einfluſſe zu ſprechen, welcher ſich bereits im zweiten Stücke gezeigt hätte. Im zweiten Stücke? rief ein Rathsherr aus, der zufällig davon hörte, im zweiten Stück? rief er nochmal, und wir haben noch nicht über das erſte votirt?

Wie es indeſſen im Römerrathe zugieng.

Wer denſelben Abend, wo ſich eine Begebenheit, welche die Römer angehen konnte, zutrug, eben in Rom ankam, und den Morgen darauf wieder abreiſte, verließ die Stadt voll hoher Begriffe von der Thätigkeit derſelben. Einen ſolchen Grad von warmem Antheil an einer friſchen Sache, einen ſolchen

Eifer, zu ſtrafen, zu belohnen, etwas abzuſtellen, etwas einzuführen, mußte er nie geſehen haben, und war er zwei Meilen von der Stadt, ſo dachte er: Nun iſt, was ſie ſagten, geſchehen, was ſie thun wollten, gethan. Und da die geringſte Sache vermögend war, Volk und Rath, Rath und Volk in Bewegung zu ſetzen, und mit einer ſchwärmeriſchen Hitze für einen und jeden neuen Vorfall zu erfüllen; ſo war es ſchon Herkommens, alle Tage etliche neue Rathsſchlüſſe zu ſehen, welche denſelben ganzen Nachmittag angerühmt, und den folgenden zu den übrigen gelegt wurden. Das Schlimmſte bei der Sache war, daß die Herren nie überlegten, wie es einen Eifer ohne Weisheit, und eine große ſchnelle Bewegung ohne Standhaftigkeit geben könne. Ihre einzige Abſicht ſchien zu ſeyn, daß eine Sache geſchwind gehe, und daher folgte ganz natürlich, daß ſie eben ſo bald erkaltete. Es ſchien ihnen aber auch nicht im Ernſte darum zu thun zu ſeyn, daß etwas geſchehe, wenn nur kund gemacht war, daß es geſchehen ſollte. Sie beſchloßen indeſſen nichts, das ihnen nicht zuvor, wie ſie es nannten, eingegangen, das iſt, erprobet war; aber zum Unglücke der Sache, und ihrer Ehre, durfte etwas nur ein bischen mehr, als wahrſcheinlich ſeyn, um ihnen einzuleuchten; daher war es nichts Ungewöhnliches, daß ein paar Tage ein eben ſo eifriger Rathſchluß für das Gegentheil erſchien, ſobald ſich etwas ergab, das ihnen einleuchtete, und die nämlichen Taglöhner, welche um die vierte Stunde beordert waren, einen Graben zu füllen, mußten um die ſechſte Stunde ſich aufmachen, zwei neue zu öffnen. Saumſelig ſeyn, das hießen ſie, eine Sache ihren natürlichen Gang gehen laſſen, ſie nicht auf einmal zerreiſſen wollen — und unbeſtändig ſeyn, das nannten ſie eine Sache recht durcheinander jagen, recht ausbeuteln, und auf allen Seiten nach allen Lichtern herum wenden. Nichts war luſtiger, als mit etlichen dieſer erlauchten Römer insbeſondere zu ſprechen, wie ich mir dann oft das Vergnügen machte, es zu thun. So wenig ſie es ſonſt leiden konnten, wenn man bei ernſthaften Gelegenheiten dem Geiſte und Gange ihrer Verfaſſungen zu nahe kam, ſo freimüthig durfte man zu Werke gehen, wenn man nur die Liſt gebrauchte, den gegenwärtigen, mit welchem man eben ſprach, außer Schuld zu ſetzen, und ihn auf eine gewiſſe Art bedauert. Wenn man jeden einzelnen hörte, ſo wollte jeder die Sache beſſer machen, und, beim Jupiter! mit der Hälfte Lärmen, welcher nunmehr gemacht wird. Sobald ein Unternehmen nicht durch ſeine Vorſchläge veranlaßt, ſondern das Werk eines andern war, ſo war dieß, hieß es, wohl gut gemeint, aber voll Fehler und böſer Folgen, die nur zur Stunde niemand einſähe, als er, die man aber noch früh genug erfahren würde. Unmerklich ſieng man dann an, auch anderer Einrichtungen, derer Urheber nicht er war, zu gedenken, und endlich nach Herzensluſt einander zu geſtehen, daß in der ganzen Maſchine kein Gran geſunden Menſchenverſtandes wäre, und daß die Arbeiter, welche dieſelbe aufziehen, einſalben, zuweilen ausbeſſern, oder auch nur ausſtäuben ſollten, mit verſchiedenen Gebrechen behaftet, der eine ohne Bein, ein anderer ohne Aug, ein großer Theil ohne Herz, und die meiſten ohne Kopf wären. Wenn man einen fragte, wie es dann möglich ſey, daß man z. B. eine ſo dumme Einrichtung getroffen, und bisher beibehalten habe, ſo war es ſtets ein anderer, der ſie gemacht, und fragte man dieſen andern, ſo war es wieder ein anderer, und am Ende niemand. Wie es kommen mag, ſagte ich zum Aedilis, daß durch ſo viele große Gebäude der Wind bläſt, ſo, daß ſich die Bewohner derſelben keines Lichtes bedienen können, und immer genöthigt ſind, im Finſtern herum zu tappen? Das kommt von den Tribunen, ſagte der Aedilis, denn dieſe hatten den Plan, und meine Perſon hatte nur die Ausführung zu beſorgen. Ehre macht Ihnen ein ſolcher Plan wenig, ſagte ich zu einem der Tribunen, als ich mit ihm ein großes Gebäude, das ſtockfinſter war, vorüber gieng. Es iſt, fuhr er fort, wir wiſſen es nur zu gut, eine große Narrheit; aber wir konntens dem Prätor nicht abſchlagen; es iſt ein Gedanke des Prätors. Sie galten bisher immer für einen Mann vom Geſchmacke, ſagte ich zum Prätor, und mögen ſolche Gedanken zur Ausführung geben. Man darf mich nur kennen, antwortete der Prätor, um ſich zu überzeugen, daß ſo was mein Rath nicht ſey. Die Ungereimtheit, welche dabei vorkommt, iſt ohne Beiſpiel; aber wie konnte ich dem reichen Conſulari es abſchlagen! Sie wiſſen ſelbſt, wie beliebt der Mann bei dem Volke, und wie gefährlich es ſey, ſich ihm zu widerſetzen. Der reiche Conſulari ſchlief, als ich ihn ſprechen wollte; und ſchlief er nicht, ſo war er im Bade, und wann er weder ſchlief noch badete: ſo aß und trank er, und dann ſchlief er wieder u. ſ. w. Ihn konnt' ich nicht fragen.

Nunmehr kann man im Voraus ſchließen, wie man mit meiner Sache zu Werke gieng. Ehe der Rathsherr ſie wieder rege machte, war die größte Hitze vorüber; man ſprach davon, als von einer alten Sache, an der man bereits ſatt wäre; und wenn von einer Seſſion die Rede war, ſo ſah jeder in des andern Angeſicht ſeine eigene Geſinnung, und die ſichtbarſte Abneigung, jemals wieder etwas von dieſem Vorfalle zu hören. Es iſt viel dabei zu wagen, ſagten einige, denn es kömmt nicht auf unſere Auslegung, ſondern auf die Meinung an, welche der Verfaſſer ſeinen Worten gegeben hat. Wir laufen Gefahr, für engbrüſtig und milzſüchtig ausgeſchrieen zu werden, ſagten andere; denn will man gute Schriftſteller haben, ſo muß man ſie großmüthig behandeln; vieles muß man ihnen nachſehen, ſagten wieder andere; manches muß man nicht ſehen wollen; mit einem Worte, die Sache gewann einen ſehr guten Fuß, als der Rathsherr Lärmen machte, und ſchrie, daß es brenne. Wo? wo? das fragte erſt niemand, ſondern jeder ſtürzte vom Sitz auf, rief, trommelte, trompetete, lärmte; alles lief durcheinander. Morgen um fünf Uhr zur Seſſion, kommen's fein gewiß, bleiben's fein morgen nicht aus! „Was giebts dann? Was giebt's? —" Kommen's nur, werden's ſchon ſehen!

Seſſion.

Und um fünf Uhr waren die Rathsherren verſammelt, deren Eifer außerordentlich erwacht und ſeit langem nicht mehr mit der entſcheidenden Thätigkeit, wie dießmal, gerüſtet war; denn, vom Nicius, dem Präſes, angefangen, bis auf den Umſager, hatte ſich heute jeder mit ſeiner Feiertagstoga bekleidet, und ſeinem ganzen Weſen eine gewiſſe Art von Rüſtigkeit gegeben. Die Seſſel, ſagte der Umſager, der zugleich für das Innere der Rathsſtube zu ſorgen hatte, die Seſſel, ſagte er zum Präſes, gegen den er in tiefer Ehrfurcht ſich neigte, ſtehen alle in genaueſter Ordnung; auch habe ich unter den Ihrigen einen von den Medern eroberten Teppich gebreitet. So kann es nicht fehlen, ſagte der Präſes.

Und verfügte ſich hierauf mit einem beſondern Anſtande nach dem ihm angehörigen Platze, welches auch ſogleich die übrigen Glieder thaten, Marius Curius, Ceſanius, Lonus, Limophagus, Dephilax, und jeder legte ſich in die Stellung, welche ſie bei ihren Verſammlungen zu behaupten gewohnt waren. Was ihre Stimmen anbelangte, ſo kam es, wie bei andern Leuten, welche über etwas entſcheiden, allemal darauf an, wie ſie denſelben Tag humoriſirt waren; allein, wenn dieſe Herren nicht gar immer zum Vortheile der Sache geſtimmt ſeyn konnten, ſo muß man ihnen doch hierin Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ſich ziemlich gleich geblieben, und ein kluger Präſes ganz leicht im Voraus wiſſen konnte, wie die Sache, wenn er ſie jetzt ſo, dann anders rieb, ſich enden würde. Lonus legte ſich auf ſeinem Seſſel ein bischen zurück, neigte den Kopf einwärts, als wenn er ungeſtört aufmerken wollte, und fieng an, zu ſchläfern; Ceſanius ließ ſich mit dem Marius Curio über einen Spazierſtock von ſeltenem Holz, das, wie er ſagte, indianiſches Holz wäre, indeſſen jener behauptete, es wäre gemeines Holz mit Oel getränkt, in ein Geſpräch ein. Dephilar ſcandirte an einem Verſe, und die Hälfte der übrigen Rathsherren hatte Magenweh; ſie wüßten, ſagten ſie, nicht, wie ihnen eben heute zu Muthe wäre; und die andere Hälfte hatte Brunnen getrunken, und fand es ſohin ihrer Geſundheit gemäß, bei ſo kritiſchen Umſtänden, als die Einwirkung dieſes Waſſers in's Geblüt wäre, ſich vom ſcharfen Nachdenken zu enthalten.

Dem Präſes, ich ſollt' es nicht ſagen, war bei der Sache nicht wohl; er hatte in ſeinem

Leben noch keinen Mann geſehen, der eben Verſe machte, und wie er ſeine Blicke auf den Dephilar heftete, der dieß eben that, ſo kam ihm das Ding ganz wunderlich vor. Wenn es eine andere Sache betroffen hätte, als z. B. ob man um zehn Talente die Wolle aus Afrika kaufen, und ſeine eigene verhandeln, ob man die bithyniſchen Sümpfe austrocknen, oder die römiſchen Wälder beſſer beſorgen ſollte, als bisher; in dieſen und ähnlichen Fällen, da es weiter nichts, als den gemeinſchaftlichen Nutzen des Landes betroffen hätte, wäre es weit leichter geweſen, dieſe Dinge vorzutragen, und zu entſcheiden; allein heute betraf es ein ganz anderes Stück, — die Sünden eines Gelehrten kund zu thun, und wenn es gleich ausgemacht war, daß dieſelben erprobt ſeyen, da die Schrift ſchon verboten war: ſo hatte es doch ſeine Schwierigkeiten, welche jetzt niemand beſſer, als der Präſes, zu fühlen ſchien. Wie leicht, dachte er, kann ich in einem und dem andern Worte mich verſprechen. Du haſt nichts geleſen, ſagte ihm ſein Gewiſſen, du kennſt nicht das Geringſte von der wahren Gelehrſamkeit, und ſelbſt die Worte: Staat und Sitten, ſind dir nur dem Namen nach bekannt. Wie, wenn dich Dephilar fragte, was du darunter verſteheſt, und wie du es erkläreſt, daß der Staat zuſammenhänge, daß ſich das Sittenweſen verfeinere, verfalle? Nun ſtelle man ſich vor, wie ihm zu Muthe geweſen ſeyn müſſe, als Dephilax Mienen und Geberden machte, als wollte er ihn alle Augenblicke angreifen, und zu Boden werfen, Geberden, die jedem fürchterlich vorkommen, der nie einen Dichter, wenn er Verſe ſpinnet, geſehen hat. Je nachdem ihm jetzt ein Beiwort, oder eine kurze Sylbe fehlte, blickte er den Präſes Nicius mit ſtarren Augen an, dann ſchüttelte er den Kopf, murmelte leiſe etwas zwiſchen den Zähnen, dann lächelte er ſo heimtückiſch und ſchadenfroh, als hätte er den Nicius bei einem großen Schnitzer erwiſcht, endlich, wenn der Vers fertig war, wiſchte er die Hände in einander, trippelte mit den Füßen — Nicius räuſperte ſich, huſtete, ſetzte an alle ſeine Sätze, damit man ihm bei keinem derſelben möchte zu Leibe gehen können, eine Quasi, ein: Mit Gunſt, ein: Mit Ihrer Erlaubniß, mit Ihrem Wohlvernehmen, oder ein: Unmaßgeblichſt, oder überhaupt zu reden; allein nichts wollte verfangen; denn Dephilax war unerbittlich, wenn er auf ſeiner poetiſchen Jagd irgend einen guten Gedanken roch, von Stunde an verließ er ihn nicht mehr, er folgte ihm durch Wäſſer und Gräben, über Hecken und Zäune, und hatte er ihn erwiſcht, auf alle Seiten kehrte er ihn dann, zuſammenpreßte er ihn, die Augen ſtach er ihm aus, den Hals ſchnitt er ihm ab, es möchte koſten, was es wollte — es mußte ein Vers daraus werden.

Endlich begann der Präſes folgender Geſtalt zu ſeinem Vortrage den Eingang:

Wohlgeborne, wohlweiſe
Herren!

„Nachdem wir dieß Orts beſtändigt worden, ſintemalen ein unerträglicher Schwall der Brochüren, Chartequen, Satyren oder vielmehr Pasquillen über unſern Markt getragen, und verdebitirt, gepflegt wird, zu confiſciren, dieweilen die ſo betitelte Aufnahme und Cultirung der respective Wiſſenſchaften auf unſern Verſtand nicht einfließen thun kann, und auch fürdershin dem Sittenſtande nicht profitabel ſeyn durfte, zu inquiriren, und nicht minder ernſtlich zu verabſchieden geweſen iſt, ſintemalen zu fürchten ſteht, daß dieſe Seuche täglich um ſich greifen, und auch die noch eines geſunden Verſtandes ſeyende durch die ſchmeichelhafte Zierung der Wörter, und zierliche Wiſſenſchaften hingeriſſen werden möchten, zu vergnehmigen ſeyn wird.“

Ehe ich weiter fortfahre, finde ich für nöthig, einige Leſer, welche von dieſem Eingange kein reines Wort begriffen haben werden, zu erinnern, daß bei einigen Römern dieſe Schreibart eine Schönheit war, welche zu faſſen, und ſich eigen zu machen, eine beſondere Uebung erfordert ward. Außer den Amtspflichten bedienten ſich die Römer einer ganz vernehmlichen Sprache; ſowohl ihre Worte, als auch der Ton, womit ſie dieſelben vorbrachten, war ganz hübſch und natürlich; aber aus eben dieſer Urſache zu wichtigen Dingen nicht tauglich. Sobald man von Amtswegen reden mußte, ſo war es wider die Würde deſſelben, ſeine Sache ſo vorzubringen, daß man verſtanden werde, oder den Sinn des Schreibens errathen könnte; dann mußte man Worte, an deren einem der berühmte Orbilius erſtickt iſt, erfinden, und die Sache ſo abreiſſen, daß der andere meinen ſollte, dieſelben könnte ſo, ſie könnte aber auch wieder anders verſtanden werden. Am Ende verſtand keiner den andern, und wichtige Dinge wurden geſchlichtet, ohne daß einer den andern verſtanden hatte. Wie geſagt, dieſe Erinnerung wegen obiger Stelle, die übrigens noch lange keine der ſchönſten, und zierlichſten iſt, ſchien mir in Abſicht auf die Leſer unentbehrlich, welche vielleicht in Zeiten dieß leſen möchten, wo, wenn den Söhnen die Verbeſſerung der Sprache und des Ausdruckes empfohlen wird, dieſelbe auch von den

Vätern beobachtet wird. Ich will mich, dieſen einen kleinen Dienſt zu thun, ſogar befleißen, von den übrigen ſo wenig, als nur möglich iſt, für ſie verloren gehen zu laſſen, zumal, da das Meiſte von dem, was folgt, nicht ſo faſt die Sache des Aninius, als den Dephilax betroffen zu haben ſcheint, und da dieſer Dephilax in ſeiner Antwort gleiche Anfälle auf den Belletriſtenhaſſer Nicius gethan hat, ſo iſt daraus nicht undeutlich zu erſehen, cujus Toni, et Styli, die Amtsſprache der Römer geweſen ſey. Bei ſolchen Gelegenheiten ſagten dieſelben einander die derbſten und empfindlichſten Wahrheiten, und offenbare Grobheiten auf eine ſo feine Art, wie mir einer ſagte, daß derjenige, welchen ſie angiengen, noch obendrein genöthiget war, ſich gegen den andern zu neigen, und ihm ſeiner Einſichten wegen, Beifall zu geben.

Nachdem ſich der Präſes Nicius mit ſeinem ganzen Körper nach dem Dephilax, dem Poetenleſer, gewendet hatte, fuhr er dergeſtalten fort:

„Denn was ſoll aus dem Miſchmaſch der zierlichen Wiſſenſchaften dann für ein Nutzen oder Comodum erfolgen? Zwar habe ich das Blatt, respective Rede, welche jüngſt Servilius von den Einflüſſen derſelben auf die Seſſionen ſchrieb, die ſiebenzigſte, die er geſchrieben hat, erhalten, wiewohl nicht geleſen, weil ich ſolches Zeug weder riechen, noch ſchmecken kann; zumalen die Frucht derſelben keine andere iſt, als daß man an allen unſern hergekommenen Dingen einen infamen Eckel kriegt, und alles beſſer wiſſen und machen will. Daher, da wir nach ſtets löblichem Gebrauch dahin gebracht waren, nichts, was den Verſtand beleuchten, und die Leute klüger machen könnte, ankommen zu laſſen, indem zu vermuthen ſteht, daß die Menſchen ihre Talente darum von oben erhalten, damit ſie dieſelben unterdrücken, und den Kopf mit Stroh und Heu anfüllen ſollen, auch dieß bisher ziemlich gut geglückt iſt, ſo wollen und ſollen wir nunmehr gegenwärtige Gelegenheit, unſern alten Zorn und Pik abzukühlen, um ſo weniger entwiſchen laſſen, als ich anderer Seits verſichert bin, daß einem ſo heilſamen Verfahren und Correktion ſich nur diejenigen widerſetzen werden, welche heimlich und offenbar ſelbſt mitverſtanden, und Conſorten ſind, denn dieſer Leute Denkungsart iſt bekannt genug, und man darf nicht weit gehen, um einige derſelben zu finden, und ſich mit ſeinen eigenen Augen zu überzeugen.

Sie werden doch, ſagte der Präſes, und nannte den Lonus, der bereits ſchnarchte, mit Namen, mit meinem Vortrage verſtanden ſeyn? Vollkommen, antwortete Lonus, und fieng auf's neue zu ſchlafen an.

Was der Herr Präſes hier vorbrachte, hub Dephilax, den jetzt die Reihe, ſeine Stimme zu geben, traf, ſeine Rede mit einem den innern Eifer zurückhaltenden Tone an, der mehr Geſang, als Rede, iſt der Denkungsart, womit man Fälle gegenwärtiger Art zu behandeln pflegt, durchgehends gemäß. Wo die Wiſſenſchaften aufwachen, das heißt, wo einge Wenige die kleinen Hügel beſteigen, in der weiten Welt ſich umſehen, indeſſen ſich andere, welche den größten Theil ausmachen, immer tiefer in ihre Winterdecken, und Schlafmützen ſich einhüllen, da iſt man ſchon gewohnt, unſinnige Streiche, wie die gegenwärtige Cauſa iſt, zu erwarten und auszuhalten. Wer lange Ohren hat, die niemand ſah, weil es Nacht war, von dem ſteht nichts anderes zu vermuthen, als daß er alles Licht, ja den Schein des Lichtes haſſe, und zu entfernen ſuche.

(So arg ſtand es mit dem Präſes nicht, daß er nicht hätte ahnen ſollen, wo ein ſolcher Abſprung hinaus wolle. Indeſſen war er ſeit einiger Zeit ſolcher Axiomate, die man hin und wieder einfließen ließ, ſchon zu gewohnt, als daß er ſich dagegen nicht längſt hätte gefaßt machen ſollen. Um dieſe Zeit war ihm gleichwohl noch ſo vieles Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt übrig, daß er bei ſolchen Stellen ein brennendes Jucken empfand, welches ihn nöthigte, auf ſeinem Stuhle unaufhörlich hin und wieder zu rücken.)

Die vielen Beiſpiele, ſagte Dephilax weiter, welche man davon hat, ſind ſo zahlreich, und auffallend, und liegen zugleich ſo außer aller Glaubwürdigkeit, daß derjenige unmittelbar mit dem, der daran Theil nahm, geſprochen haben muß, welchem daran liegt, ſich davon eine Gewißheit zu erwerben. Stellen wir uns einen Mann vor (es wird erlaubt ſeyn, ſich einen vorzuſtellen), deſſen Seele in Abſicht auf Entwicklung ihrer Kräfte, und Bildung oder Verfeinerung ihrer Sinne, in Abſicht auf eine ſelbſtſtändige Kenntniß der Weltordnung, von der Seele eines Wiegenkindes nicht im Geringſten unterſchieden, und deſſen eingeſchränkte Wiſſenſchaft bloßes Gedächtnißwerk iſt, Hang nach Müßiggang und thieriſcher Trägheit iſt, den nichts Edels und Großes rührt, nichts, was einen unternehmenden Geiſt verräth, jemals bewegt, was läßt ſich von ihm erwarten, als daß er ſich in allen Fällen gleich bleiben werde? Zu kommen auf die vorliegende Sache, ſo wäre meine Meinung, daß man in Rom, zumal zu der Zeit, wo der wachſame Cicero noch unter uns iſt, ernſtlich darauf bedacht ſeyn ſolle, nicht nur alle Schriften, welche uns verdächtig ſeyn können, zu verbannen, und aus dem Wege zu räumen, ſondern vornehmlich das inwendige Denken, Empfinden, Wahrnehmen, Ueberzeugtſeyn, Wollen, Wünſchen, Verabſcheuen Segnen, Fluchen u. ſ. w. zu verbieten, vornehmlich aber keine Fremden, damit dieſelben nichts ſehen, hören, fühlen, riechen und ſchmecken können, über das römiſche Gebiet treten zu laſſen, außer welcher Anſtalt alles übrige vergeblich ſeyn würde und möchte; denn wenn man einer Seits —

Und Dephilax war im Anzuge, ſeinem Vortrage einen höhern Schwung zu geben, als plötzlich zwiſchen den untern Rathsherren ein Lärmen entſtand. Was Recht iſt, rief eine Stimme, das muß Recht bleiben, und eine Memme iſt der, der, was ihm gebührt, ſich nehmen läßt. Zugleich raffte der Rathsherr, aus deſſen Munde dieſe Stimme erſcholl, von ſeiner Stelle ſich auf, und war Willens, einem andern ſich vorzudrängen. Grobheiten, ſagte der andere, bin ich hier längſt ſchon gewöhnt; aber eine Memme iſt der, nahm er des erſtern Worte, der, was ihm gebührt ſich nehmen läßt. Mir iſt nicht um den Vorſitz zu thun, ſagte der erſte (denn um den Vorſitz erhob ſich der Streit). Jener behauptete, um etliche Stunden eher Rathsherr geworden zu ſeyn, als dieſer; dieſer ſagte das Gegentheil. Mir iſt, ſagte er, nicht um den Vorſitz zu thun; denn wenn ich oben auf des Präſes Stuhl ſitzen ſollte, ſo würde ich oben gerade ſo viel, als unten, verſtehen; aber es hat alles ſeine Abſätze, fügte er bei, und wer's nicht verſteht, der läßt es auch ohne weiters ſo hingehen. Und bei dieſen Worten verſuchte er es abermal, dem andern ſich vorzudrängen, und der andere widerſetzte ſich abermal. Der Präſes, welcher laute Geſchwätze, Gelächter, Zänkereien, vor welchen er oft ſein eigenes Wort nicht vernehmen konnte, von jeher gewöhnt war, ließ ſich anfangs im Geringſten nicht ſtören. Ein kleiner Auflauf, wie dieſer, dachte er, hat ſich wohl ehemals gelegt; aber als beide auf ihn ſich beriefen, auf ihn, der am wenigſten wußte, wie er hieher gekommen, ſo mußte er der Sache ſich wohl annehmen. Es ſteht ſchon geſchrieben, gab er zur Antwort (eine Antwort, welche er gewöhnlich zu geben pflegte), und als man das große Buch, wo es geſchrieben ſtand, brachte, fand ſich nicht nur, das die Klage des Rathsherrn vollkommen gegründet (ſeine Aufnahme war wirklich um etliche Stunden eher geſchehen), und ſohin auch der Vorſitz jenem eigen ſey, ſondern man entdeckte bei dieſer Gelegenheit, daß die Rathsherren ſämmtlich ſeit undenklichen Zeiten am unrechten Platze geſeſſen, eine Entdeckung, welche, wie leicht zu erachten, hundert Dinge, deren Behandlung bisher ein Räthſel war, aufklärte, und als es ruchbar wurde, zu unzähligen Auslegungen Anlaß gab.

Das, und auf der Welt nichts anders konnte es bisher geweſen ſeyn, ſagten einige.

Offenbar iſt's, ſagten andere.

Von dieſer Stunde an wundert uns nichts mehr, ſagten die dritten. — Ich aber verſtand keine Sylbe, was ſie mit dem meinen konnten, was ſie geſagt hatten.

Inzwiſchen hatte dieſe Begebenheit der Seſſion, welche nunmehr gehörig rangirt war, eine ganz neue Lebhaftigkeit mitgetheilt, und es war nun nicht anders, als würde die Sache bald in vollem Ernſte entſchieden ſeyn. Es war ſogleich augenſcheinlich leichter als zuvor, die Beſchaffenheit derſelben einzuſehen, und friſch zu entſcheiden. So unterließ keiner, ſich ein neues Anſehen zu geben, nämlich ſeine Halskrauſe ein paar Spannen weiter herauszuziehen, und auf eine galante Art einander Taback anzubieten. Am thätigſten zeigte ſich der Präſes Nicius. Welchergeſtalten fieng er von neuem an, als hätte er bisher alles Geſagte in den Wind geſagt, welchergeſtalten ſchädliche und unſerer Ehre zu nahe tretende Schriften, Chartequen, Satyren und Paſquillen, als ehrenrühriſche, unſere Vernunft in die Enge treibende, und dem Staat und den Sitten höchſt nachtheilige Bemühungen von der Erde zu tilgen, und auszurotten ſind, ſintemalen Aninius —

Nachdem er keineswegs die Abſicht gehabt, riß der ergrimmte Dephilax in einem Anfalle von Ungeſtüm das Wort an ſich, etwas in die Welt zu geben, das jemand im Geringſten nachtheilig ſeyn könnte, wie diejenigen, die ſelbſt im Stande ſind, etwas zu ſchreiben, am deutlichſten ſehen werden; nachdem ferner alle Schriften des Witzes, wenn ſie weder Zoten noch Gottloſigkeiten enthalten, den Sitten ſehr vortheilhaft ſind, indem ſie dieſelben auf einen höhern Grad derjenigen Verfeinerung bringen, worin man die Sittlichkeit der Dinge am lebhafteſten zu fühlen in den Stand geſetzt wird; nachdem drittens die ſatyriſchen Gemälde, welche übrigens wohl von paſquillartigen zu unterſcheiden ſind, nur den Menſchen anſtößig ſeyn können, welche ſich der Stücke, die darin vorkommen, ſchuldig wiſſen, in welchem Falle die Lauge nicht zu ſcharf ſeyn kann, nachdem viertens der Staat dafür zu ſorgen hat, um die einzelnen Glieder, welche ihm dieſe Wohlthaten erzeigen, auf alle mögliche Weiſe zu ermuntern, und dieſelben für den Undank, für die Gleichgültigkeiten, für die Grobheiten, für die Verläumdungen, Haß und Verfolgungen, welche ſie von unſittlichen Kindern, Bälgen, Taugenichtſen, Tagedieben, und Tagediebinnen erdulden müſſen, ſchadlos zu halten, — Hier wurde Dephilax unterbrochen.

Geſichter, worauf dieß vorgeht, was bei dieſer Anrede im Angeſichte des Präſes zu ſehen war, kommen im Reiche der Seſſionen, wenn von Wiſſenſchaften geredet wird, nicht alle Tage vor, da in dieſen Dingen kaum jemals eine große Verſchiedenheit der Meinungen, und noch ſeltener ein Dephilax vorkömmt. Er wollte zürnen, und konnte nicht, wollte lächeln, und vermochte es nicht, und hiemit hielt er's für das Thunlichſte, zu ſeiner in dieſen Fällen gewöhnlichen Nachgiebigkeit die Zuflucht zu nehmen, und ſeinem Gegner beizutreten; denn wer ſich eingebildet hätte, der Präſes ſey darum in Harniſch gerathen, weil ihm zu offenbar widerſprochen ward, der würde ſich ſehr betrügen. Der Präſes war in ſolchen Ereigniſſen der biegſamſte Mann; und ſobald er ſah, daß er mit ſeinen Einſichten nicht hinauslangen würde, ſo verſicherte er allemal, wie die Meinung ſeines Gegentheils längſt auch ſeine Meinung geweſen, und wie er nur auf dieſe Gelegenheit gewartet, dieſelbe jetzt öffentlich zu erklären; doch dießmal wurde er dieſes Kunſtgriffes überhoben.

Ein veritabler, wahrer, indianiſcher Stock iſt's, rief Ceſanius, und meinte ſeinen Spazierſtock, ein Stock, wie ſie ſind, und die Götter ſie wachſen laſſen.

Ein getränktes iſt's, und ſonſt nichts, erwiederte Marius Curio, und im nächſten beſten Walde giebt es derſelben.

Das ſoll der Herr Präſes entſcheiden, rief jener, auf ſeinen Ausſpruch ſoll es ankommen, der kennt es am beſten; der müßte auch gar ein großer Ignorant ſeyn, der ſo was nicht kennen ſollte.

Der Präſes nahm den Stock in die Hand; und da er wohl ſah, daß dieſer letztere der gröbere ſey, ſo ſtimmte er dieſem letztern bei. Wahr, ſehr wahr, ſagte er, veritabel indianiſch, wie der Herr Collega Ceſanius wohl ſelbſt geſehen, und nur des freundſchaftlichen Zankes wegen es zu läugnen beliebet haben. Durch Widerſpruch, ſag' ich allemal, wird die Wahrheit erörtert, und daher ſehe ich immer gerne, daß ſich dergleichen unter Freunden erheben. In der That, fuhr er fort, der Stock gefällt mir ſo wohl — könnte man dergleichen auch haben? Mit der nächſten Lieferung, wenn je noch welche vorhanden ſind, gab Ceſanius zur Antwort. Ich laſſe mir ſelbſt einen kommen, ſagte Marius Curio; wir auch, ſchrieen die übrigen. Ich ſchreibe an meinen Vetter nach Afrika, ſagte einer, ich an meine Baaſe, ſagte der andere, und jeder nannte ſeinen Sachwalter, an den er ſchreiben wollte. Wenn die Stöcke nur ſchon da wären! Wenn ſie nur ſchon da wären! Was war nun Aninius mit allen ſeinen Bemühungen um die Literatur, und was die ganze römiſche Literatur gegen dieſe Spazierſtöcke? Und wenn Servilius noch zehn Bände von den Einflüſſen der Wiſſenſchaften geſchrieben hätte, keinen Dreier gäbe ich ihm darum.

Die Rathsherren konnten nicht mehr ſtill ſitzen. Wenn die verwünſchte Seſſion nur einmal zu Ende wäre, dachten ſie, ſie möge, wie ſie wolle, zu Ende kommen. Sie räuſperten, ſahen auf die Uhren, wiſchten mit den Füßen.

Ceſanius empfand das Daſitzen am meiſten. Wir werden, raunte er dem Präſes in's Ohr, wir werden uns doch nicht vor aller Welt proſtituiren, und öffentlich geſtehen wollen, daß wir einen gräulichen Bock in's Argument gemacht haben?

Es wäre nicht das erſtemal, dachte der Konſul bei ſich. Behüte! gab er zur Antwort.

Das Beſte iſt, fuhr jener fort, wir laſſen die Sache beruhen.

Ja, ſo iſt's am beſten, antwortete der Präſes. So machen wir's allemal, wenn wir etwas recht gut machen wollen.

So glaubt das Publikum, fuhr jener fort, wir wollen die Sache nicht weiter urgiren, damit ſich nicht gräßlichere Dinge herauswerfen, und wir nicht bemüßigt ſeyn mögen, uns gegen einen Schriftſteller unſerer gemeſſenſten Schärfe zu gebrauchen, das ferne von uns ſey; indem es um einen Schriftſteller in allen wohlgeordneten Staaten eine unſchätzbare Sache iſt, wie Cicero ſagt.

Er verſteht es, ſagte der Präſes, treibt das Handwerk ſelbſt.

Und wenn es einen und den andern geben ſollte, ſetzte jener hinzu, welcher glaubte, wir hätten das Verbot darum nicht aufgehoben, weil wir uns betroffen fanden: ſo gereicht uns auch dieß zur Ehre.

Wie das? ſagte der Präſes.

Wer iſt ohne Fehler? antwortete Ceſanius.

Richtig! ſagte der Präſes.

Wir alle haben Fehler, ſo gewiß als wir Augen, Ohren, Hände und Füße haben. Ich habe die größten Fehler, und zugleich habe ich die Ehre den Herrn Präſes auf mein Gewiſſen zu verſichern, daß Sie keine geringere haben. Sie ſehen ſie nur nicht; aber andern Leuten fallen ſie dafür deſto größer in die Augen.

Der Präſes ſchwieg.

Wir ſagen und klagen es uns oft zuſammen, fuhr jener fort, und Kinder auf der Gaſſe reden davon.

Der Präſes fieng an zu ſchwitzen.

Mit einem Worte, verſicherte jener, Fehler haben wir; aber der größte iſt ſtets der, wenn man ſo dumm iſt, nicht einzuſehen, oder ſo boshaft, nicht eingeſtehen zu wollen, daß man welche habe. Ein ſolches Geſtändniß, fuhr er fort, macht einem noch obendrein Ehre. Es iſt ein Beweis der edelſten Freimüthigkeit. Unſer heimliches Geſtändniß alſo iſt eine feine Politik.

Hab' nicht bald eine feinere erlebt, ſagte der Präſes.

Während dieſem ſtillen Geſpräch waren die Rathsherren auf gleiche Art mit ſich, und zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie an dem Geſpräche des Ceſanius, und des Präſes hätten Antheil nehmen ſollen. Sind die Herren verſtanden, fragte ſie dieſer letztere?

Verſtanden! zur Rechten und zur Linken.

„Es werde demnach dem Aninius bedeutet, ſagte der Präſes in einem höhern Tone, und wandte ſich nach den Protokolliſten, ſintemalen verſtändigte Commiſſion nach reifer der Räthe Beeinſichtigung nicht zu entſtehen, auch nicht Willens zu begnehmigen geweſen war, maßen allerlei Brochüren, Schreibereien, Charteken, Satyrereien, reſpective Pasquillen in den zierlichen Wiſſenſchaften unter allerlei Ausflüchte und Prätexte in die Hände geſpielt, und filutirt werden, zu beeinträchtiget werden könnte, nicht zu geſtatten, ſohin es bei der Schreibſucht ſein altes Verbleiben und Herkommen haben ſollte.“

Hat Er's verſtanden? fragte er den Protokolliſten.

Wenn ich das nicht verſtände! ſagte der Protokolliſt.

Wie die Römer den Rathſchluß aufnahmen.

Der Ruf, daß in Rom die Wiſſenſchaften in Bewegung gerathen, oder vielmehr, daß wegen der Wiſſenſchaften Bewegungen entſtanden ſind, hatte ſich bald durch die entfernten

Provinzen verbreitet, und nichts konnte der Freude gleichen, von welcher alle Gutgeſinnten ergriffen wurden, einen ſo mächtigen Staat, deſſen Aufklärung einen ſo großen Antheil an dem Wohlſeyn der Menſchheit nehmen würde, die Gebiete der Vernunft und des Geſchmackes betreten zu ſehen. Noch hatten ſie zwar keine Beweiſe einer geläuterten Denkungsart erhalten; allein die Hoffnung machte ihrer Phantaſie Dinge gegenwärtig, welche in Rom nicht einmal ſchöne Träume von Ferne geweſen. Wer mußte nicht lachen, wenn er mit den wahren Umſtänden nur einigermaßen bekannt war, Lobeserhebungen zu leſen, wie deren eine in das große Journal zu Böotien eingerückt wurde:

„Allenthalben, hieß es, erſchallt von Rom die Nachricht, daß man daſelbſt die Feſſeln der Unwiſſenheit und des Aberglaubens mit einem Male zerbreche, und das Licht nicht durch Ritzen, ſondern durch geöffnete Pforten eingehen laſſe. Die Schriften, welche daſelbſt zum Vorſchein kommen, ſind Muſter der edelſten Kühnheit, und der heldenmäßigſten Wärme das Gute zu verbreiten. Von allen Seiten werden Vorſchläge zu Verbeſſerungen gethan, und die Anſtalten, welche man ſchon wirklich getroffen, beweiſen der Welt, daß die Freiheit im Denken die höchſte Stufe erreichet. Alles iſt beſchäftigt, die Hüllen abzunehmen, welche der Roſt der Zeit um die Augen des Volkes gezogen hatte, und die ſchönen Früchte werden ſich bald in die Provinzen verbreiten. So neu und ruhmvoll dieſe plötzliche Veränderung in dem Herzen von Rom iſt; ſo war wohl nie etwas anders zu erwarten, als daß man daſelbſt durch das Beiſpiel aller Staaten überzeugt werden würde, daß das wahre Wohl eines Volkes in der möglichſten Aufklärung deſſelben beſtehe, und daß es zwar möglich ſey, ein Reich durch die Gewalt der Waffen zu erobern, aber unmöglich, es ohne Verfeinerung der Seelenkräfte in ſeiner Stärke und innern Harmonie zu erhalten“ u. ſ. w.

So giengs noch etliche Seiten in einem Athem fort, und kleinere Journaliſten hatten Vorrath genug, aus dieſem Hausſchatze von Lob, ſo viel ſie brauchten, und Raum hatten, in ihre Blättchen aufzunehmen. Wie ein plötzlicher Schrei von einem etwas höhern Hügel von allen umliegenden beantwortet wird, ſo lobte jedes Lob das andere, und das Poſaunen war allgemein. Wer einen Bekannten in Rom, oder daſelbſt von jemand etwas zu hoffen hatte, nannte denſelben, und bald wurde des Trebatius, bald des Dephilax, oder eines andern Rathsgliedes, am öfteſten aber des Servilius mit ſeinen Abhandlungen von Einflüſſen erwähnet.

Der neunundneunzigſte Theil von dieſer Ruhmredigkeit war indeſſen nicht ganz unwahr. Durch das heftige und immerwährende Reden für und wider die Aufklärung war etwas geſchehen, und die Gelehrſamkeit, wenn ſie nicht beſſer ſtand, ward doch öfter, als vor hundert Jahren, in den Mund genommen. Man erſchrack nicht mehr ſo ſichtbar, als müßte man alle Götter verläugnen, wenn einmal davon geſprochen ward, daß man mit den Dingen, welche die Einſichten betreffen, beſſere Vorkehrungen treffen müſſe, ſondern hörte es allgemach ganz gerne, wenn eine Unternehmung zum Beſſern erzählt wurde, wenn ſie nur nichts koſtete, oder man ihnen, welches die ganze Sache wieder verderbt haben würde, nicht zumuthen wollte, ſelbſt etwas zu thun, z. B. etwa eine kleine Vorrede einzulegen, oder ihren Namen zu unterſchreiben. Außer dieſen Fällen konnte man hoffen, wenn man in der Abſicht, ihnen ein verfaßtes Werk anzubieten, ihnen aufwarten wollte, daß man das ſechſte oder ſiebente Mal gewiß würde vorgelaſſen werden, und ſie waren dann ohne weiters erbötig, die Schrift, womit man ſie beſchenkte, ſich von dem Verfaſſer auf den Nachtiſch legen zu laſſen, woſelbſt dieſe gemeiniglich das Schickſal erfuhren, einem Sklaven, welchem oblag, das Zimmer von allem Unrathe zu reinigen, zu Theil zu werden. Auf dem Lande, wo man ſich alle Dinge, welche die Hauptſtadt betreffen, beſſer vorſtellt, als ſie daſelbſt vorhanden ſind, und einer Gaſſe mehr Verſtand und Gelehrſamkeit andichtet, als viele Striche ſeiner Nachbarn nicht beſitzen, auf dem Lande fieng man wirklich an, ſich um das, was Lectüre ſey, zu erkundigen, und in der Einbildung, man möchte zurückbleiben, wenigſtens um die Art, wie man, ohne Verſtand zu haben, erſcheinen könnte, als hätte man welchen, um zu fragen. Es war ſchon nicht mehr ſo leicht, den Ruhm eines Neulings, oder Freidenkers zu erhalten; und wenn auf der Seite der Idioten und Eſel, deren ſich in Rom verſchiedene Claſſen befanden, mehr Vortheil zu hoffen war, ſo hatte man auf der Seite der ſogenannten Geſchmacksinhaber mehr Ehre zu erwarten. So weit hatte man es ſchon gebracht, auch die eingewurzeltſten Pedanten bei Geſprächen über neue Dinge ſagen zu hören: Ich behaupte nicht, daß die alten gar überall recht ſind; und wer ein bischen Politik beſaß, der war ſchlau genug, wie ein Gelehrter zu ſprechen, und da, wo er ſich nicht verſtellen konnte, mit jenen zu reden, und mit dieſen zu halten. Um es mit einem Male zu ſagen, dieſe Wiſſenſchaften hatten ſeit einiger Zeit in Rom eine ſolche Verbreitung gewonnen, daß der Rathsherr Onikratius, der Tochtermann eines wichtigen Polizeirathes, dieſen eines Abends mit vieler Angſt zu Rathe zog, was es mit dem Dinge, das man Literatur zu nennen pflegte, für eine Bewandtniß hätte, und ob es zu den Revenüen eines Kollegii gezogen, oder aber den Zünften einverleibt werden ſollte.

So ſtand es in Rom mit dem Ruhm womit man ſo vielen Lärmen machte, der Vernunft aufgeholfen zu haben, und auf dieſe Art konnten kurzſichtige, oder auch wohl helle Gemüther aus zu großer Gutherzigkeit leicht verleitet werden, den innern Zuſtand in einer beſſern Verfaſſung zu ſehen, als er an ſich war, und das, was erſt werden ſollte, zu wähnen. Wenn ſie indeſſen die Abſicht gehabt haben ſollten, träge Seelen zu ermuntern, indem ſie ihnen ein Lob zukommen ließen, das ſie nicht verdienten: ſo mußten ſie auch des Verdruſſes gewärtig ſeyn, alle ihre Abſicht vereitelt zu ſehen. Die guten Herren, welche durch die vielen Complimente, die man ihnen machte, hätten aufgeweckt werden ſollen, ſetzten ſich nur deſto ſanfter auf die weichen Kiſſen ihrer Gemächlichkeit, und alles, was man von ihnen erhalten konnte, war, daß man ſie zuweilen dahinbrachte, daß ſie etwas geſchehen ließen; aber ihnen zuzumuthen, daß ſie ſelbſt etwas aus eigenem Fleiße unternehmen, oder ſich einer Ausführung, die mit etwas Arbeit verbunden war, unterziehen ſollten, daran war gar nicht zu denken. Die Wiſſenſchaften und Künſte, und was immer in ihrem Gefolge begriffen iſt, war hier nur noch immer zu Gaſt; man betrachtete ſie als fremde Durchreiſende, denen man, weil es die Lebensart ſo mit ſich bringt, etwas Schönes ſagt, damit ſie glauben möchten, man wäre ihnen wirklich gewogen; und was ſie zu geben hatten, das ſah man als Dinge an, welche ſich derjenige wohl unbeſchädigt zulegen könnte, der Geſchmack daran fände, wie dann jeder, dieſer zu Jagdhunden, ein anderer zu Pferden, wieder ein anderer zu Vögeln, zum Geld, zum Frauenzimmer, jeder ſeinen eigenen Geſchmack hätte. Daß man in ſtaats- und bürgerlichen Dingen gar nicht einmal fortkommen könne, ohne dieſe Gäſte überall mit zu nehmen, ohne ihnen den Ackerbau, die Gewerbe, die Finanzen, den Militärſtand, die Rathsſtuben, die Kabinete ganz zu überlaſſen, daran war nie gedacht; und wenn irgens eine Einrichtung, welche nach der neuen Denkungsart riechen ſollte, unumgänglich getroffen werden mußte; ſo war es ſchon Herkommens, dieſelben von Männern der alten Denkungsart, in deren Betracht man die Aenderung vornahm, ausführen zu la

Als nun das Gerede wegen der nach ihrer Einbildung beleidigten Rathsherren entſtanden, und die Nachricht einer hierüber gehaltenen Seſſion kund geworden, ward auch ſchon der Rathſchluß derſelben, noch ehe man ihn vernehmen konnte, bekannt. Man konnte nichts anders vermuthen, als daß die Rathsherren dieſe herrliche Gelegenheit, nach welcher ſich lange ihr Innerſtes geſehnt hatte, ergreifen, und ſich an denjenigen rächen würden, von denen ſie oft in Verlegenheit geſetzt worden waren. Alle diejenigen, welchen eine beſſere Art zu denken allenthalben beſchwerlich geweſen, indem ſie genöthiget waren, bei allem, was ſie thaten, gewiſſermaßen auf der Hut zu ſeyn, um es nicht offenbar zu tölpeliſch zu thun, kehrten in Haufen zurück. Rom ward in Einem Tage wie umgeſtimmt, und die Parthei der Genügſamen, der Faulen, der Idioten, zogen mit Fahnen und Trommelſchlagen in die uralten Gemäuer ein. Wer einen Großvaterſtuhl hatte, der ließ ſich ihn füttern, und wer ſich früher viel darauf zu gute that, gerade ſo zu ſprechen, wie die Gaſſenkehrer denken, welche Sprache ſie die biedere nannten, der gieng nun ins Narrenhaus, um ſich bei den Genies, welche dort anzutreffen ſeyn würden, Raths zu erholen. Die Rathsherren ſahen einander an, als wären ſie aus einem Traume, worin ſie ſchändlich geſchlummert hätten, erwacht; und was war's denn? fragte einer den andern, welche heimliche Wuth zwang uns denn, zu glauben, daß wir gelehrter, verſtändiger, geſchmackvoller, und überall beſſer werden ſollen? Es war ja eine Zeit her gerade als wenn wir nichts anders mehr zu thun hätten, als uns, einer den andern, zu blamiren.

Zu proſtituiren, ſagte Marius Curio. Es war eine Zeit her gerade als wenn wir den Verſtand auf einmal verloren hätten; denn auf einmal verſtanden wir (und man erfrechte ſich Sotiſen dieſer Art uns ins Geſicht zu ſagen) kein Jus Naturae, keine Staatiſtik, keine Landwirthſchaft, keine Kunſt, kein Finanzweſen, kein Erziehungsweſen, fiel Geſanius ein, keine Gelehrſamkeit, keine Empfindung, keinen Geſchmack, keine Lebensart. Summa summarum, nichts, ſagte Limophagus.

Tauſend S—! ſtimmten ſie in einen Chor zuſammen!

Ich wäre doch begierig, zu wiſſen, was ſie zuletzt aus uns noch gemacht haben würden, fieng Marius Curio wieder an; ob ſie uns in Eſel, oder Ochſen, oder in welche andere Rindvieher ſie uns verwandelt haben würden.

Ob in Roß, oder Schaf, ſagte Ceſanius, oder in Gimpel, ſchrie Limophagus.

Tauſend S—! ſchrieen alle.

Ich habe mir immer eingebildet, ſagte Ceſanius zum Marius Curio, es ſey Ihnen, wenn Sie von der neuern Gelehrſamkeit ſprachen, völliger Ernſt; Sie ſprachen ja ſo beredt davon. Ich habe mir von Ihnen ein Gleiches eingebildet, gab dieſer zur Antwort. — Mir war nie Ernſt, ſagte jener; mir noch weniger, ſagte dieſer; uns am allerwenigſten, ſchrieen die übrigen alle.

Dieß Geſchrei kam dem Präſes Nicius zu Ohren.

Wie dieß Geſchrei dem Puzlewekius wohl zu ſtatten kam.

Ich kannte die Laune des Volkes, und wußte, wie es ſtets ohne Grundſätze zugreife, und wie es heute blindlings zu verwerfen pflege, was es geſtern blindlings erhoben hat. Es iſt ſich auf ſeine Gunſt eben ſo wenig zu verlaſſen, als auf ſeinen Unwillen nicht die geringſte Rückſicht zu nehmen iſt. Ich war daher bei allem dem Lärm, welcher wider mich entſtand, nichts weniger, als beſorgt. Ich ſah voraus, daß, wenn nur die erſte Wuth vorüber ſey, die Sache bald wieder ins vorige Geleiſe zurücktreten würde. Was mich indeſſen nicht ergötzte, war, daß ich den infamſten Sudlern römiſcher Schreibler Preis gegeben worden, und daß nun derjenige, vor deſſen Schriften alle Maden und Würmer eiligſt ſich davon machten, wenn ſie aus Verſehen um einen verfaulten Käs gewickelt wurden, in dieſen Tagen willkommen war. Man ſollte ſich nicht vorſtellen, was für Männer ſich bei dieſer Gelegenheit bloß gaben, und wie da offenbar wurde, daß ſie nicht einmal ſo weit noch gekommen waren, ein Werk, das zum Denken weckte, von der elend zuſammen hängenden Schmiererei der roheſten Seelen wegzukennen. Doch es iſt noch lange nicht alles verloren, dachte ich, wenn auch alles: Feuer! ruft, falls ich nur nicht gehindert werde, ſo laut ich kann, Waſſer zu rufen.

In dieſen Gedanken verfügte ich mich zu meinem Patron Puzlewekius. Im Hingehen ſtellte ich mir vor, wie der wackere Mann wider den fatalen Zufall (denn ein Zufall war's) vom Grunde der Seele, aufgebracht ſeyn würde; und da ich ſtets der Meinung war, man ſey bei ruhigem Gemüthe weit eher einer Ueberlegung fähig, als bei dem aufgebrachten: ſo ſann ich auf verſchiedene Vorſtellungen, womit ich ihn beruhigen wollte. Es würden dergleichen Stürme noch mehrere kommen, habe ich ihm unter anderm ſagen wollen, und wenn wir dem Publikum nützen wollen, ſo müſſen wir gefaßter ſeyn, als dieſes ſelbſt iſt, und Geduld mit ihm tragen. Das Volk nimmt, unwiſſend was es thut, eine Prüfung derjenigen vor, die es belehren wollen, und macht gleichſam einen Verſuch, ob ſeine Grundſätze in allen Fällen aushalten. Es waren die erhabenſten Aufmunterungen, welche man einem Menſchen, der eines edlen Stolzes fähig iſt, geben kann, und ich glaubte, den Puzlewekius zu beleidigen, wenn ich ihn nicht für groß genug hielt, ſie ihm geben zu können.

Puzlewekius lachte mir an der Thürſchwelle entgegen, und auf meine Frage, wie es ihm gehe, führte er mich durch das Gedräng begieriger Käufer, welche in ſeiner Bude ſich einfanden, um mir am Ende derſelben zu ſagen, wobei er auf die Menge der Käufer wies, daß es ihm recht wohl gehe. Dieſer Anblick ſetzte mich in ein angenehmes Erſtaunen. Wenn, ſagte ich, auch nur die Hälfte der Leſer, die hier ab- und zugehen, der Wahrheit begierig iſt, ſo muß ſich die Ueberzeugung derſelben gar bald verbreiten, und der Aufruhr wider geſunde Grundſätze zerſtreuen. **Puzlewekius** lachte von neuem, und ſtatt aller Erklärung gab er ſich die Mühe, mir eine von den Schriften, welche ſo häufig abgiengen, in die Hände zu geben. Es war eine Widerlegung meiner Schrift, oder, wie auf der Titelſeite ſtand, eine Kritik, worin ich ſolcher Abſichten, und Gedanken, an die kein geſunder Menſchenverſtand denkt, ſo dreiſt, als es Buben dieſer Art zu thun pflegen, beſchuldiget ward. Es wimmelte von den pöbelhafteſten Redensarten, die man alte Kernſprüche nannte, ſo wie man längſt Zoten und Grobheiten mit dem Namen ſtarker, erſchütternder Ausdrücke belegt hatte. Mein Patron ſah mir, während ich darin las, in's Geſicht; und da ich meinen Unmuth darüber nicht verbergen wollte, noch konnte: es war ihm nicht anders möglich, als daß ihn meine Beſtürzung über die maßen beluſtigte. Ich bin, ſagte er, nachdem er ſich erholt hatte, wie er ſelbſt ſieht, nicht zu Schaden gekommen, und wenn er ſo gut ſeyn wollte, wie ich's dann nicht anders hoffe, ſich bei dieſer Gelegenheit gebrauchen zu laſſen, ſo würde mir das ein merkliches eintragen, wobei ich dann ſchon wiſſen werde, was ich zu thun habe. Niemand kann ſo gut, als ihm ſelbſt bekannt ſeyn, wie er widerlegt werden könnte, und wenn alſo — ich wider mich ſelbſt ſchreiben wollte? unterbrach ich ihn. Nicht anders, erwiederte er, weil dieß das einzige iſt, was man jetzt leſen will. Und wenn er glaubt, es ſey ihm behülflicher, bei den Syſtemen, die er ſich in den Kopf geſetzt hat, zu bleiben, ſo mag er, was er ſchreiben wird, nur gleich auch ſelbſt leſen, und ſich dann aber auch mit der geiſtigen Belohnung, welche er dafür erhalten wird, abfertigen laſſen, nämlich mit dem Vergnügen an der Sache ſelbſt, — mit der Einbildung, daß ſie etwas nütze, und mit der Impertinenz, ſich, während daß er ſchreibt, für klüger, denn alle ſeine Leſer, zu halten.

Gütiger Geiſt der Fühlloſigkeit, du biſt noch der beſte Freund, der einem je zuweilen noch übrig bleibt. Du warſt (ich ſtreckte freudig die Hände nach dir aus) beſtimmt, am Ende mein Gefährte zu ſeyn. Wenn ich am Morgen die Augen zur Arbeit öffnete, ſtandeſt du vor mir, und wenn ich ſie am Abende zur Ruhe ſchloß, legteſt du dich mitten in mein Herz. Wohl auch mir, daß du endlich gekommen biſt! Du führteſt mich zurück, wie du mich ausgeführt haſt. An deiner Hand ward mir jede Bahn eben, nichts war fortan für mich hoch oder niedrig. Kein Schimmer, noch Finſterniß, und ganz ruhig warſt du, wenn ich dir ins Geſicht ſah, und befremdeteſt dich nicht einen Augenblick, wenn ich, falls mir etwas Schwarzes begegnete, mit aller möglichen Gleichgültigkeit ſagte, es ſey Ein Ding für mich, und wenn es auch weiß ſeyn ſollte.

Aber vielen Schweiß wird der ſich abtrocknen, der dich erhalten, und es dahin bringen will, — nichts zu bewundern, und ſich nach nichts Beſſerm zu ſehnen.

Wie der Präſes den Aufſatz des Protokolliſten revidirte.

Das Geſchrei, ſagte ich, kam dem Präſes Nicius zu Ohren, und es war nicht wohl möglich, dem Volke länger, als bis den künftigen Morgen, einen Rathſchluß vorzuenthalten, von welchem es bereits, ſozuſagen, Gebrauch zu machen anfieng. „Will die Sache vornehmen,“ ſagte der Präſes mit einer Miene, die bei ſeinem Amte Herkommens war. Junge Ofenheizer, und Anſager geriethen darüber das erſtemal in Verwunderung; aber bleiben ließen ſie es, ſobald ſie wußten, was Herkommens ſey.

Ich wünſchte den Leſer in eine feierliche Verſammlung führen zu können, wo der Präſes auf einer Seite zwiſchen der Nüchternheit und Enthaltſamkeit, auf der andern zwiſchen Arbeit und Scharfſinn ſeine Sitzung nehmen, und unter Ernſt und Feſtlichkeit über eine Sache entſcheiden möchte, welche Roms Wohlſeyn, und Roms und Italiens Ehre betraf; aber ich habe nun einmal zur Pflicht mich erklärt, euch zu hinterlaſſen, was geſchah, und ich kann nichts thun, als im Namen der Menſchheit erröthen, wenn ich mir euere gute Meinung vorſtelle, mit der ihr immer ſo viel Großes von der Behandlung denket, mit der ſolche Dinge geſchehen ſind.

Nicias war Vormittag gewöhnlich ein ganz anderer Mann, als er Nachmittag war. Vormittag war er gelehrig, zurückhaltend mit ſeiner Meinung, und ſchüchtern mit ſeinen Ausſprüchen. Er beliebte immer die Vormeinungen anderer zu ſammeln, und gab ſich dabei das Anſehen, als wenn er damit umgienge, dieſelben in Erwägung zu ziehen. Nachmittag war er hitzig, auffahrend, zerſtreut, grob; von ſeinem Kopfe ſchien etwas, das dem Wackeln nicht unähnlich war, Beſitz genommen zu haben; und wie es vollends am ſpäten Abende ſtand, das hatte niemand erfahren. Am ſpäten Abend erſcholl in ſeiner geräumigen Wohnung nichts, als das leiſe Auf- und Abgehen eines Sclaven, mit der interiore Nota Falerni, welche sub Consule Manlio in Verwahrung kam; der Präſes war mit ſeinen zwei Herzensfreunden tief in ſeinem Zimmer verſchloſſen.

Mit Männern, wie Quintilius war, vermuthlich mit Freunden, die, wenn man ſie um ihre Meinung fragt, nicht auf Rang noch Macht ſehen, ſondern mit eben ſo vieler Freimüthigkeit, ohne welche jede Berathſchlagung Betrug iſt, als Beſcheidenheit, ohne welche die Wahrheit oft bitter iſt, heraus ſagen, wie man die Sache anzuſehen, was man daran gefehlt, oder nicht ſo gut, als möglich, gemacht habe?

Mit dem Dykoulaſantius, und dem Umſager Nikorar. Euch zu ſagen, wer jener war, darf ich euch nur eine kurze Schilderung eines ſeiner Anverwandten herſetzen, welcher, wenn er gleich nur eine mittelmäßige Copie von ihm war, dennoch ſo wichtig dem zärtlichſten Dichter ſchien, daß er ſogar an eine Brücke ſeine heißeſte Bitte gerichtet: „Ich bitte dich, mache mir doch dieſe Freude, die vor Lachen mein ganzes Eingeweide erſchüttern wird, und wirf mir den Mann in den Unflat hinab, daß er mit Kopf und Füßen darin ſtecken bleibe. Aber wirf ihn ja dahin, wo Schlütt und Schlamm am tiefſten ſind. Die Welt hat keinen abgeſchmacktern Bewohner; er iſt dümmer, als ein zweijähriges Kind, das auf dem wiegenden Arme des wiſpelnden Vaters ſchläft. Er iſt ganz ſtarr vor Dummheit, er ſieht nichts, und hört nichts. Wer er ſey, ob er vorhanden ſey, oder nicht, auch das weiß er nicht.“

Was nun in den Augen aller guten Römer den Dukoulafantius verächtlich gemacht, das war es eben, was dem Präſes ihn werth machte. Dieſer hielt ihn wohl ſelbſt für keinen der einſichtvollſten Männer, wiewohl er ſich ihn nicht ohne alle Einſichten dachte; aber die Hauptſache war, er konnte, wie er wollte, ſeinen Narren an ihm haben; er durfte ſich nicht ſcheuen, das er im Beiſeyn verſtändiger Leute zu thun genöthiget war, zu reden, wie es ihm auf die Zunge kam; und da er ſich bei dem Trinken am Abende gerne ergötzte, ſo fand er niemand geſchicktern als ihn, die Anfälle ſeines Witzes, ohne einmal ungeduldig zu werden, auszuhalten. Da inzwiſchen die dümmſten Leute durch lange Erfahrung zu einer Art von Politik gelangen, vermöge welcher ſie genau wiſſen, ob ſie ſo oder anders reden ſollen: ſo war Dukoulafantius vom Grunde aus unterrichtet, welche Leute, Meinungen und Projekte dem Präſes widrig, oder angenehm wären; und da er nicht unterließ, dieſelben manchmal zu äußern, und mithin mit dem Präſes Einer Meinung zu ſeyn, ſo bekam dieſer nach und nach einen Gefallen daran, jenen um ſeine Meinung, worin er ſich geſchmeichelt ſah, zu fragen, und endlich gewöhnte er ſich daran, nichts weiter vorzunehmen, ohne ihn den Abend zuvor zu Rathe zu ziehen. Freilich gab er ſich dabei oft das Anſehen, als ob er ſeine Antwort nur im Scherze verlangte, und oft nannte er ihn am Ende einen Narren; aber des Narren Worte blieben ihm in ſeinem eigenen Kopfe, und den andern Tag wurden ſie im Rathe gemeiniglich von ihm ſelbſt beſtätigt. Da alſo nicht ſelten wichtige Dinge geſchahen, von welchen man wußte, daß ſie auf das Zuthun dieſes Rathgebers geſchehen; da ſich dieſer nebenbei meiſterlich darauf verſtand, eine vorzubringende Sache zu unterſchlagen, oder eine entſchiedene herum zu reiben, ſo nannte man ihn zwar einen Schelmen, und Erzſchurken, — aber einen feinen, und durchtriebenen, welches letztere eine Ehre war, die zu verdienen, die Natur ihm das Talent verſagt hatte. Nikorar, ein Männlein voll Bewegung und Geſchäftigkeit, wußte das Geheimniß, eines andern Meinung und Denken aus dem Innerſten herauszulocken. Seine eigentliche Sache war, dem Präſes alle Abende getreulich zu berichten, was dieſer und jener Rathsherr von ihm hinter dem Rücken ſage, und je nachdem er einen leiden oder nicht riechen konnte, wußte er ſeinen Fang ſo anzulegen, daß derjenige, mit dem er ſprach, immer glaubte, er ſpreche mit einem Manne, welcher vollkommen ſeiner Meinung wäre, und daher gewöhnlich mit der Wahrheit heraus gieng. Nikorax beſaß übrigens mehr Rafinement (ein Wort, das ich in einer fremden Sprache geben muß, weil man damals in Rom kein eigenes hatte) beſaß, ſage ich, mehr Rafinement in ſeinem Thun, und da er ſich nebenbei in ſeiner Stellung ein griechiſches Air zu geben wußte, welches ihn ein Kochjunge von Athen (ſo geſchickt waren von daher die Leute) gelehrt hatte; ſo hatten die Unbekannten oft den verzeihlichen Fehler begangen, ihn wenigſtens für einen Prätor und künftigen Conſul zu halten. Dieß waren die Leute, aus deren Mund der Präſes ſprach, da ihm zu entſcheiden oblag, wie weit es in Rom künftig erlaubt ſeyn ſollte, Verſtand zu haben, oder nicht.

Was ſpricht man von mir? fragte der Präſes, der ſich nichts weniger vorſtellte, als wie die Welt es der Mühe werth finden ſollte, etwas von der gegenwärtigen Sache zu ſprechen. Nach ſeinen Begriffen hatte es mehr zu bedeuten, ob eines Rathsherren Toga bekranzt ſey, oder nicht, als es zu ſagen hätte, ob die Literatur blühe, oder in Abfall gerathe. Was ſpricht man von uns? fragte er, und legte ſich in die trägeſte Lage, die einem faulen Thiere nur möglich iſt, um ſich mit aller Bequemlichkeit loben zu laſſen.

Dukoulafantius wollte dießmal dem Nikorar, deſſen näherer Beruf es war, auf ſolche Fragen Antwort zu geben, zuvorkommen. Es war ein noch ganz beſonderer Zug ſeines Charakters, daß, wenn der Präſes einen gar zu groben Schnitzer machte, worüber die Kinder auf der Gaſſe lachten, er immer der ſchönere ſeyn, und die Schuld auf den Nikorar, als welcher eigentlich an allen böſen Händeln Schuld wäre, hinum reiben, hingegen alle erträglich guten Dinge ſich zueignen wollte. Es war ein ſchrecklicher Gedanke, ſich den guten Nicias in der Mitte dieſer zwei Auswürflinge zu denken, denen er, obgleich er ſie heimlich zu verachten ſchien, doch im Grunde des Herzens ergeben war. Dukoulafantius hatte das Schmähen und Klagen aller guten Köpfe in Rom gehört, und was er auf den Geſichtern beobachtete, ſchien ihm nicht undeutlich anzuzeigen, daß man ihn für den vornehmſten Urheber einer barbariſchen Verordnung halte;

und da dieß ſeine Eitelkeit ſehr beleidigte, ſo ſann er darauf, wie er der Sache noch zuvorkommen, und ſich die Ehre, derſelben eine gute Wendung gegeben zu haben, eigen machen könnte. Dadurch geſchah, daß er ſich das erſtemal in ſeinem Leben darum bekümmerte (gehört hatte er oft davon), was man denn auswärtig von Rom ſpreche, und da er ſo viel Ruhmwürdiges darin fand, ſo war ihm dieß eine erwünſchte Gelegenheit, ſich deſſelben zu bedienen. Statt aller Antwort alſo, welche er dem Präſes hätte geben können, langte er ein öffentliches Blatt hervor, und las folgender Geſtalt:

„Nun war die Welt zwar längſt überzeugt, daß, wenn man in dieſer Stadt einmal anfangen würde, auf Vernunft und Einſicht nur von weitem etwas zu halten, man gar bald alle Hinderniſſe überſteigen, und was man anderswo in ganzen Menſchenaltern nicht zuwege bringt, in einem Augenblicke, ſo zu reden, bewirken würde; allein der gegenwärtige Schwung, den dieſe Stadt nimmt, übertrifft denn doch alle Erwartungen.“

Dieß war von Rom geſagt, und Dukoulafantius hatte dabei die Abſicht, dem Präſes die Freude zu machen, und ihn den wahren Namen der Stadt ſelbſt entdecken zu laſſen. Er zweifelte nicht, daß der Präſes ſogleich merken würde, wie dieſe Stadt keine andere Stadt, als Rom ſeyn könne. Er hielt bei obiger Stelle, wobei er gewiſſen Worten einen beſondern Nachdruck gab, inne, und ſah dem Präſes ins Geſicht. Der Präſes merkte nicht das Geringſte.

„Die Freiheit zu denken hebt in dieſer Stadt ihr Haupt empor, und wer etwas auf dem Herzen hat, das der Gemeinde wichtig iſt, der ſagt es frei heraus. Man wird täglich überzeugt, daß dieſe Freiheit der einzige Zaum des politiſchen Ungeheuers, der Intrique und Kabale ſey, indem nun die Schliche und Kunſtgriffe derſelben ſogleich entdeckt werden. Nun erſt entdecken ſich die Fähigkeiten des Volkes, welche unter einem traurigen Drucke ehemals dahin ſtarben, und es iſt das angenehmſte Schauſpiel, den Wettſtreit der Talente aller Arten mit anzuſehen.“

Der Präſes merkte nicht das Geringſte.

„Dieſes hat man, wie leicht zu erachten, den weiſen Verfügungen der Magiſtratsperſonen dieſer Stadt zu verdanken, welche durchgehends aus aufgeweckten Köpfen beſtehen. Ueberzeugt, daß die Seele in einer ſteten Bewegung erhalten, und derjenige, welcher nicht lieſt, nothwendig dumm, wie nochmal ein Rindvieh, und träg, wie ein Bär, bleiben müſſe, haben ſie ihre einzige Freude an der

Lektüre. Bei ihren Gaſtmahlen hört man von nichts, als von dem Werthe oder Unwerthe neuer Schriften ſprechen; auf ihren Spaziergängen hört man Geſpräche über die weiſeſten Gegenſtände, und es iſt keiner, der nicht laut ſagte, daß in dem Lande, wo die Repräſentanten und Räthe einer Nation nicht auch zugleich Literati, und Männer mit Geſchmack und Philoſophie wären, in alle Ewigkeit nichts Geſcheites hervorkommen könne. Wie ſie ehemals unter den vier und zwanzig Stunden, welche einen Tag ausmachen, außer den zehn Stunden, die ſie ſchliefen, allemal ſechs bis acht Stunden bloß zum Eſſen und Trinken, und zum Faullenzen hatten, wie ſie ehemals ohne Anſtand Geld hatten, ſich koſtbare Ringe, prächtige Togas, und sumtuosas coenas (der Dinge, quae ad Materiam lenem pertinent, nicht zu gedenken) in die Wette zu halten; ſo haben ſie nun Zeit zum Bücherleſen, ſo haben ſie nun Geld, ſich Bücher anzuſchaffen, und in jedem Hauſe trifft man breits eine kleine Bibliothek an. Dieß alles hat man nun den daſigen Magiſtratsperſonen zu verdanken, beſonders — hier hielt er inne."

Der Präſes merkte nicht das Geringſte.

Und Dukoulaſantius hätte bis dieſe Stunde leſen dürfen, der Präſes hätte nicht das Geringſte gemerkt.

Da es das Neueſte war, was in ſeinem Hauſe geſchah, daß man über die Literatur und über das Denken ihm etwas vorlas, ſo ſtand er, indem er nicht gleich wiſſen konnte, wie ihm geſchah, mit halb offenem Munde ſo — außer ſich, da, und ließ gleichwohl mit ſich machen, was er nicht gleich ändern konnte; wie er aber wieder allgemach zu ſich kam, ſo war es, als wollte ihn ein gar ſanfter Schlummer überfallen, und ſeine Augen fiengen zu ſchwimmen an. Nikorax ſtörte indeſſen in den Blättern herum, welche jener noch zu ſich genommen, und ganz vermuthlich nicht alle geleſen hatte; da er eben auf den Artikel: „Roms Gelehrſamkeit" ſtieß, ſo begab ſich der Fall, daß er, um ſich der Langeweile, welche ihm Dukoulafantius machte, zu erwehren, eine halbe Seite, wiewohl er mitten darin anfieng, las, und er muſterte, als jener aufhörte, eben dieſe Stelle:

„Man muß ſich aber nicht einbilden, daß daſelbſt jemals etwas zuſammen gehen werde. Daran iſt ſchwerlich zu denken; denn was nützt es, immer an dem Dache zu beſſern, wenn die Grundſteine tief unten verfault ſind. Man ſoll dafür ſorgen, daß der Magen und das Herz, Lunge und Leber geſund werden, dann wird die gelbe Farbe der Haut, und die Krätze und Flecken bald weggehen, und die hölzernen

Stangen, die man Füße nennt, werden Waden bekommen.“

Der Präſes machte große Augen.

„Sie möchten wohl immer gelobt ſeyn, wenn ſie nichts thun dürften, möchten als weiſe und gelehrte Männer auspoſaunet werden, wenn ſie nichts leſen dürften.“

Beim Pluto! ſagte der Präſes.

„Sie reden immer vom Aufklären, und Beſſermachen, und falls wer kömmt, der ihnen davon redet, ſo zittern ſie vor innerlichem Aerger; ſie möchten einen über's Meer wünſchen, möchten einen die Stiegen hinabwerfen. Wo ſie einem ſolchen etwas anhängen können, ſo thun ſie es.“

Bei allen Furien! ſchrie der Präſes.

„Beſſer denken! Zuſammengehen! Ja, wenn's angeboren würde! angeflogen käme! aber ſo kommt's nicht. Es muß, und noch zumal mit guten Augen geſucht werden, und dieß mühſam, ſehr mühſam, und ohne Aufhören.“

Unverſchämter! ſchrie der Präſes, und riß dem Nikorax das Blatt aus der Hand.

Dieß war unhöflich, und verdroß den Nikorax.

So ſchimpflich und ehrenrühreriſch zu ſchreiben! So ganz bloß und ohne Umſchweife in den Tag hinein zu ſchreiben! fuhr der Präſes zu ſchreien fort. Er hätte es in einer Allegorie ſagen können, würde er gedacht haben, wenn er es jemals ſo weit gebracht hätte, mit allen den Manieren, wie man etwas ſagen kann, daß man's nicht merken ſoll (doch was hilft's dann auch?) bekannt zu werden. Es war nichts zu machen. Eine Weile mußte man ihn ſchon ſo auf- und niedergehen, und, was ihm in den Mund kommen würde, reden laſſen.

Ich vermuthe, ſagte Dukoulafantius mit aller Gelindigkeit, welche ihm in ſolchen Fällen ganz eigen war, wo er ſich zugleich ſorgfältig hütete, ſich jemals ſtärkere Worte, z. B. ich glaube, ich ſehe, oder ich weiß gewiß u. ſ. w., entfahren zu laſſen. Ueberzeugt war er in ſolchen Anreden von keiner Sache, und wenn er acht Tage nichts gegeſſen hätte, ſo würde er geſagt haben: Ich vermuthe, daß mich ſehr hungere.

Ich vermuthe, ſagte Dukoulafantius, daß der Hr. Präſes ſich etwa irren. Was ſie von mir leſen hörten, das war über Rom geſchrieben, und nicht dieſes letztere. Denn dieſes letztere iſt ganz gewiß ein leidiger Schreibfehler, dergleichen nicht ungewöhnlich ſind.

(War wohl eine ſchönere Gelegenheit möglich, ſich aus der Sache zu helfen?) Aber die Wahrheit iſt ſtark. Es iſt kein Schreibfehler, ſchrie der Präſes.

Es heißt dann aber doch bei mir, und auf meinem Blatte ausdrücklich: „Roms Wiſſenſchaften“ erwiederte jener. Ich werde doch noch leſen können, ſetzte er zu allem Ueberfluſſe hinzu.

Nicht allemal, ſagte der Präſes etwas ärgerlich, und es kam dem Dukoulafantius vor, (es kam ihm nur ſo vor) als wenn er dabei auf die gegenwärtigen Vina et unguenta geſehen hätte.

Dieß war unhöflich, und verdroß den Dukoulafantius.

Es waren alſo ihrer drei beiſammen, die etwas verdroſſen hatte. Auf einem Seitentiſche lag der Rathſchluß, der revidirt werden ſollte.

Verdrießlichkeiten dieſer Art waren unter dieſen Freunden nichts neues, und dann war die Reihe allemal an dem Präſes, die Sache wieder gut einzulenken. Zu dem Ende pflegte er den Faden des Geſpräches plötzlich abzureiſſen, und einen ganz neuen Inhalt auf die Bahn zu bringen. Ich habe ſchon oft gedacht, fieng dießmal der Präſes an, ob die Pferde auch denn noch ſo geſchwinde laufen würden, wenn ſie ſechs Füße hätten.

Ich habe noch meiner Tage nichts von ſolchen Pferden geleſen, antwortete Dukoulafantius, und dieſen Augenblick erhaſchte er einen Einfall. Und ich kann doch gut leſen, ſetzte er hinzu, wobei er den Oberleib hin und wieder ſchottelte, und das Unterkinn hinaufwarf. Dukoulafantius fieng an halsſtarrig zu werden, und gewöhnlich wurde er das immer mehr, je augenſcheinlicher es war, daß man ihn wieder gut haben wollte. Es war unumgänglich nothwendig, ihn dieß ſelbſt werden zu laſſen.

Obigen Stich fühlte der Präſes wohl; aber gleichwie er auf ſolche Fälle gefaßt, und ihrer von der Rathsſtube her, von welcher er oft, über und über verwundet, nach Hauſe kam, gewohnt war; ſo fand er für gut, ihn nicht zu verbinden, und die Schmerzen, die er ihm verurſachte, nicht merken zu laſſen; denn was das Bluten anbelangt, welches bei andern Menſchen, die Stiche erhalten, gewöhnlich iſt, ſo war das bei ihm längſt abgelaufen. Keinen Tropfen konnte man erpreſſen, und ſo arg man es ihm manchmal gemacht hat, ſo erinnert ſich doch keine Seele, jemals die geringſte Rothe in ſeinem Geſichte beobachtet zu haben.

Wieder auf den Dukoulafantius zu kommen, ſo war dagegen Nikorax ein ganz anderer Mann. Ein gutes Wort, nur ein halb gutes, und er war wieder der vorige. Dießmal erhielt es der Präſes ſchon dadurch, daß er ſich gegen ihn wendete. Ich wüßte aber nicht gleich, nahm Nikorax das Wort, wo ich den fünften und ſechſten Fuß auch hinhefſten ſollte.

Ich wüßte es nun gleich ſelbſt nicht, ſagte der Präſes.

Die Zahl, fuhr jener fort, macht denn aber auch die Sache nicht aus, ſondern — ich habe es auf der Zunge, ſagte er, wenn's mir nur einfallen thäte.

Die Zahl vier, verſetzte der Präſes, der bereits die Folge eines Schluſſes fühlte, hinten nach, iſt ja aber eine Zahl. Die Augen glänzten ihm vor Freude.

Woraus denn folgen thäte, ſagte Nikorax, daß es die Zahl ausmachte, und auch nicht ausmachte.

Er iſt ein feiner Kopf, ſagte der Präſes.

Das war zu viel für den Nikorax. Die Verſöhnung kam ihm in alle ſeine Glieder. Er konnte nicht ſtillſtehen. Sein Leben gäbe er für den Präſes. Wenn er ihm nur ſagen wollte, wo er angreifen, wo er mit den Zähnen hineinſetzen, was er zerreiſſen ſollte. Der Präſes las ſeine Seele in der Seele ſeines Nikorax. Keinen ſchäbigen Heller gäbe er jetzt, den Dukoulafantius wieder gut zu machen. Er möchte ſtutzig bleiben, ſo lange er wollte, er brauchte ihn nicht, er hatte ſeinen Freund Nikorax.

So dumm Dukoulafantius war, und ſo wenig ſein Hirn Haltung hatte, um ihn unterſcheiden zu laſſen, was falſch, oder gut geſchloſſen ſey, ſo merkte er doch, daß jene noch dümmer wären! — kümmerte ſich aber eben ſo wenig darum, ſondern machte ſich über eine Flaſche her, und überließ es dem Gotte des Weines, Sorgen und Unmuth ins kretiſche Meer zu tragen.

So oft der Präſes bei dem Nebentiſchchen, worauf der Rathſchluß lag, vorübergieng, blickte er allemal ſeitswärts hinan, mit dem merklichſten Verdruſſe über die Vorſtellung, daß derſelbe heute noch revidirt werden ſollte. Die Sache, welche weiter nichts betraf, als die Entſcheidung, ob der Muth im Denken künftig niedergeſchlagen, oder aufgemuntert werden ſollte, war ihm theils zu kleinfügig, theils auch an ſich ſelbſt zu widrig, und er wünſchte, ſolcher Dinge durchaus überhoben zu bleiben; aber der vorgehende Schluß, wozu er den Nikorax genöthiget zu haben glaubte, und vermöge welchem es ihm vorkam, daß etwas ſeyn, und auch nicht ſeyn könne, verleitete ihn auf den Einfall, der ſich ihm auf einmal, wie etwas Gefundenes darſtellte, wie es nämlich möglich ſeyn könnte, beiden Theilen, denen, die für die Freiheit, und die für die Einſchränkung wären, etwas zu ſagen, das beide befriedigen könnte. Der Präſes ließ ſich ſo was nicht zweimal einfallen, ſondern langte eilfertig nach dem Rathſchluſſe, denſelben zu revidiren.

Der Protocolliſt, welcher, wie jüngſt am Ende der Seſſion geſagt worden, beordert ward, den Aufſatz zu machen, war ein kleines, rundes, dachsbeiniges, watſchelndes Ding von Mann, deſſen Stärke eigentlich in der Kunſt beſtand, selectas Particulas, wie er ſeine Wörtlein nannte, anzubringen. Er war ordentlich ſtolz darauf, und pflegte nicht nur überall, wo nur ein Platz war, dieſelben einzuſchalten, ſondern hatte auch die löbliche Gewohnheit, Ausdrücke, welche er nicht ändern konnte, zu verſtärken, und z. B. allerſchleunigiſt, ſtatt ſchleunig, ſcharfigiſt, ſtatt ſcharf zu ſetzen. Und was ſeine Leibwörter anbelangt, ſo hätte man ihn eher bereden können, ſich Naſen und Ohren abſchneiden zu laſſen, als zu glauben, daß Beeinträchtigen, Anberaumen, Beaugenſcheinigen, Entmüßigen, nicht hundert- und tauſendmal mehr Kraft haben ſollten, als: Eintrag thun, beſtimmen, beſehen, enthalten, welche Worte er mehr verabſcheute, als die Tiſiphone und Megera, und als alle hölliſchen Höllenhunde. Wenn er nun irgend einen politiſchen, kameraliſchen, juriſtiſchen Aufſatz zu Geſicht bekam, den gleich jedermann, oder wohl gar derjenige, den er angieng, verſtand, wie dann zu derſelben Zeit in Rom bereits ein und anderer zu ſehen war, ſo ſchüttelte er den Kopf auf eine gewaltige Art, daß das Feuer aus den Haaren flog, und am Ende, pflegte er allemal zu ſagen, könnte hieraus nichts Gutes entſtehen; die Zeit würde Beſagtes eventualiter erheiſchen.

Da nun dieſe Geſtalt von Menſchen alles, was Literatur hieß, wie den Tod und die Peſtilenz haßte, ſo gab er dem Aufſatze, in welchen er den Rathſchluß der beſchriebenen Seſſion einkleiden ſollte, einen ſo erhabenen Schwung, daß der Präſes, nachdem er den Aufſatz geleſen hatte, in vollem Ernſte glaubte, es ſey ein Irrthum vorgegangen, und den Mann, welcher unten tiefſinnig auf einem Steine ſaß, und eben neues Concept ausheckte, fragen ließ, wo der Aufſatz denn wäre. Es wäre, ließ dieſer heraufſagen, die Behörde beſchehen, und dürfe ſich damit der Hr. Prätor nicht weiter behelligen.

Nun hätte ſich zwar der Hr. Präſes von Herzen gerne nicht damit behelliget; allein obiger Gedanke war noch zu friſch in ſeinem Gehirn, und dann war er heimlich nicht ungeneigt, etwas von jenem Lob der erſteren Zeitung auf ſich kommen zu laſſen. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als den Aufſatz von neuem umzuſchmelzen, und mit demſelben, vermittelſt etlicher Kanzleiausdrücke, eine ſolche Einrichtung zu treffen, daß, gleichwie einen gewiſſe Bilder von allen Seiten, man möge ſie betrachten, von welcher man wolle, anlächeln, jeder glauben ſollte, gerade das, was er wünſchte, zu finden. Hier war, vermöge jenem Herkommen, daß jede römiſche Willensmeinung dunkel, rauh, und unverſtändlich ſeyn müſſe, nichts Schweres, und war beſagtes Herkommen auf einen Grundſatz der Klugheit gegründet, indem derjenige, der etwas dergleichen abfaßte, ſtets ſich den Vortheil zurückbehalten müſſe, Auslegungen ſeiner Worte auf alle Fälle machen zu können.

Allein, ohne den Dukoulafantius zu Rathe zu ziehen, war das Ganze nicht möglich, und eben ſo unmöglich war es, dieſen ſo plötzlich wieder gut zu machen. Wer aber meinen würde, dieſer habe nicht bewegt werden können, heute wieder den Mund zu öffnen, der würde ſich ſehr betrügen. Vielmehr wurde er wider alle Erwartung, und zum unausſprechlichen Vergnügen des Präſes, auf einmal freundlich, und zuvorkommend, ſo, daß der Präſes gar keinen Anſtand, und dieß um ſo weniger nahm, mit ſeinem wahren Anliegen herauszugehen, als es dieſem ſchon bekannt zu ſeyn ſchien. Dukoulaſantius, dem noch alle Adern von Galle ſtrotzten, hatte keine andere Abſicht, als ſeine gewöhnliche, den Präſes (ich muß mich hier eines ganz römiſchen Wortes bedienen) ſo tief, als möglich, hinein zu reiten, hinein in den moraſtigſten Schlamm und Schwall, und das bis über die Ohren, daß von ihm gar nichts mehr zu ſehen ſeyn ſollte. Er ſtellte ihm alſo die Sache ſo leicht vor (wenn er nur, ſagte er, ſein Anſehen behaupten wollte), daß der Präſes ſogleich in Perſon ſich niederſetzte, den Eingang zu ſchreiben. Was dieſen betrifft, ſo waren die Formulare von jeher in den Kanzleien üblich. Und anbelangend die Wiſſenſchaften, ſo durfte man nur die Schublade Nr. 13. „Wiſſenſchaften“ herablangen, ſo fand man deutlich: „Nachdem man von Seite des römiſchen Rathes ſtets bedacht geweſen, die Literatur zu handhaben, die Gelehrten zu ſchützen“ u. ſ. w.; als hat man, — ſagte der Präſes, und hielt bei dieſem Worte inne. Wie lange es wohl ſchon ſeyn mag, fragte er, daß es Artikel: „Wiſſenſchaften, Verbeſſerung“ u. dgl. immerwährende Händel und Verdrießlichkeiten abgiebt, und man den Leuten nichts mehr recht machen kann? So lange die jetzigen Charteken, Blätter, Brochüren und zierlichen Wiſſenſchaften ſind, ſagte Dukoulaſantius, und ſo lange die ſeyn werden, kann auch keine Ruhe ſich hoffen laſſen. Ich rede nicht gern in verblümten Gleichniſſen, fuhr er fort; aber es iſt, als wollten den Leuten über Nacht Augen zu allen Enden und Orten herauswachſen. D'rum ſehen ſie alles, und können weder ich noch der Präſes einen Schritt thun, ohne daß er geſehen wird. Das war ein raſcher Stoß in die Seite, und darum that dieſer auch einen gewaltigen Sprung, wobei er gar keine Antwort gab, ſondern: „— als hat man ſich fürderſam dahin zu verſehen, daß derlei Schriften, wodurch zu allerhand Verdrießlichkeiten Gelegenheit gegeben wird, bedeutet werden möge, und ſteht künftig von mir zu erwarten, was zu leſen, zu reden, und zu denken erlaubt ſeyn ſoll, bei Handen haben — —

Wenn ich bitten dürfte, ſagte Nikorax, die hochgünſtige Rückſicht zu nehmen, daß mein Vetter mit nächſtem als Schriftſteller —

„Bis ſein Vetter ſchreibt, ſagte der Präſes, wird die Sache ſich wohl hundertmal ändern.“

Ich bitte um Vergebung, er iſt ſchon vierzehn Jahre alt, erwiederte Nikorax, und wenn alſo ſeinem hohen Muthe alle Freiheit im Entſtehen benommen werden ſollte —

„So will ich alſo ein paar Worte von Freiheit einfließen laſſen,“ ſagte der Präſes.

— „Bei Handen haben, wiederholte er von oben herab. Bei Handen haben! Und da die Freiheit, fuhr er nun wieder zu ſchreiben fort, bei allen Dingen, welche gut gerathen ſollen, vorausſetzlich iſt, auch im Entſtehungsfall —

Es wird nöthig ſeyn, ſagte Dukoulafantius, ich bitte ab, ſetzte er hinzu, daß ich ins Wort falle, aber es wird nöthig ſeyn, zur Vorbeugung allerlei Auslegungen, zu erinnern, daß man nicht unehrerbietig ſey, die Wiſſenſchaften, bevorab die zierlichen, in Schutz zu nehmen, und die Verſtandsbeſchwerden reſpective zu ſchützen.

„Auch im Entſtehungsfalle (der Präſes winkte dießmal nur mit dem Kopfe) einiger Kenntniſſe gewiſſermaßen erforderlich ſeyn dürfte, ſo wird hiemit ſämmtlichen Inländern dießfalls bedeutet, daß dieſelben bei allen Geſchäften, im Staate ſowohl, als wider den Feind, Verſtand und Einſicht beſitzen, auch alles, es mag hernach eine Brücke zu bauen, oder ein Stadtthor zu öffnen ſeyn, beſſer und vorſichtiger, als alle Nationen der Welt einzurichten im Stande ſeyn ſollen, wobei es zugleich bei jenem, daß kein Leſen und Schreiben gangbar, noch gültig ſey, ſein Verbleiben haben ſoll, gewärtigen laſſen.

Rom ꝛc.

Wie Rom in große Verlegenheit gerieth.

Nun wußten zwar die Verſtändigen, daß Verordnungen dieſer Art nicht nach aller Schärfe befolgt werden würden, und daß die Römer überhaupt immer beſſere, duldendere Geſellſchafter wären, als ſie Denker zu ſeyn pflegten; aber demungeachtet verſetzte ihnen ein ſolches Verfahren eine unheilbare Wunde. Sie glaubten, nun endlich einmal überzeugt zu ſeyn, daß noch mehrere Menſchenalter dazu gehörten, Roms Verfaſſung ſo zu ſtimmen, daß es fähig würde, den Geiſt in Ordnung zu legen, und handelnde und bleibende Eindrücke des Guten hervorzubringen. Allerdings, ſagten ſie, iſt derjenige, der mehr Einſicht voraus hat, ſchuldig, auch mehr Hartnäckigkeit in ſeinen Bemühungen für die Ausbreitung derſelben zu bezeigen; allein, ſich ohne Hoffnung, daß man jemals der Vernunft werde aufhelfen können, dennoch unermüdet für dieſelbe bemühen, und wenn man vorausſieht, daß man von ſeinen Landsleuten nichts als Undank, Verfolgung, und tödtlichen Haß zu gewarten habe, ſich dennoch für die unmögliche Bildung derſelben aufopfern, das iſt, ſchrieb Salluſt, und ihm ſagten tauſend es nach, ein raſender Unſinn. Als wäre eine Verabredung geſchehen, zogen ſich auf einmal alle guten Köpfe zurück, und die Republik war den Winden preis gegeben. Ja, oft wäre eine Handlung, wenigſtens ſo gar elend nicht, als ſie nachmals geſchah, vor ſich gegangen, wenn nicht ſelbſt Leute von der Claſſe der Verſtändigen das ihrige mit Fleiß dazu gethan hätten, um den Uebelſtand zu vergrößern. Was einmal nicht am rechten Orte ſtehen ſoll, ſagten ſie, das ſoll am verkehrteſten ſtehen, und gaben der Unternehmung einen Stoß in den Abgrund, wohin dieſelbe die Dummen niemals geſtürzt haben würden; es ſchien, ſie wären wider ſich ſelbſt aufgebracht, indem ſich die ordentlichſten Männer eine gefliſſene Mühe geben, alles in Unordnung zu ſetzen. Roms ehemaliger Geiſt war dahin. Jeder riß, ſchrieb mein Zeitgefährte Salluſt, mit Gewalt an ſich, oder ſtahl, was er erwiſchen konnte, der ein Haus, der einen liegenden Grund; wer ſeine Sache durchzuſetzen wußte, legte alle Zucht, und Schamhaftigkeit hinweg, und Bürger wurden von Bürgern ſchändlich und grauſam mißhandelt. Wer kein Geld hatte, wurde nicht geachtet; wer aber brav zahlen konnte, der konnte ſich Ruhm, Ehrenſtellen, und Macht erkaufen. Muth und Gefühl für Rechtſchaffenheit war dahin, und wer nicht von eignen Zinſen leben konnte, deſſen ſchämte man ſich. Die jungen Römer, die Geld hatten, wurden üppig und wollüſtig, und die Habſucht, und die plumpeſte Hoffart ſah ihnen aus den Augen. Sie preßten Geld zuſammen, und verſchwendeten es wieder, warfen ihre Sachen weg, und raubten andern das ihrige. Göttliches und Weltliches, das war ihnen alles eins; ſie kehrten ſich an nichts, ſchonten nichts. Und ſo wurde die Verwirrung allgemein. Und wie die Sterbenden feinere Sinne bekommen, und alles fühlbarer empfinden, ſo ſahen die Römer zuletzt wohl, wo es ihnen fehle; daß es ihnen an Verſtand, an Geſchmack, an Redlichkeit, und an Fleiß fehle. Sie geriethen darüber in einen gewaltigen Schrecken, und man hörte ſie einige Zeit von nichts, als von Beſſermachen, Abſtellen, Auferwecken u. ſ. w. ſprechen; allein, wo dieſe Dinge zu bekommen, wie ſie beſchaffen, zu was ſie am Ende dienlich wären, das wußten ſie nicht; verlangten es auch, wenn es auf den Ernſt kam, nicht zu wiſſen. Dazu gebrach ihnen die Kraft; und wie ſoll ein Kranker einen hohen Felſen erklettern, um ſich von da ein Kräutchen zu ſeiner Geneſung zu holen? Unmöglich!

Wie der Poetenleſer und Rathsherr Dephilar einen bis ſelbige Stunde unerhörten Vorſchlag that.

Die Römer hatten von ihren Vorältern unter vielem andern eine hergebrachte, löbliche und weiſe Verordnung beibehalten, vermöge welcher ſie in verzweifelten Fällen die Regierung einem Einzigen übertrugen, und bis ihre Sache wieder in guter Ordnung war, ſich dem Willen deſſelben, aus Ueberzeugung, daß mehrere Köpfe auch mehrere Meinungen hätten, und daß die Stimmen der Meiſten nicht allemal die geſündeſten wären, getreulich unterwarfen. So wurde dann auch gegenwärtig die höchſte Gewalt, den zerrütteten Verſtand, und die noch elendern Sitten der Römer wieder herzuſtellen, dem Dephilar aufgetragen, als einem, der unter die Leute gehörte, für die man heimlich immer doch einige Ehrfurcht empfindet, wenn man ſich gleich in Städten, wie Rom war, nicht enthalten kann, ſie von ganzem Herzen zu haſſen, und ihnen bei allen Gelegenheiten ſeinen Groll fühlen zu laſſen.

Dephilar möchte nun aus Erfahrung, wozu er als ein Rathsglied alle Gelegenheit hatte, gelernt, oder durch eine gewähltere Lektüre eine nähere Kenntniß der menſchlichen und römiſchen Herzen ſich geſammelt haben, um genau zu wiſſen, wodurch denſelben eine Sache werth, oder gleichgültig gemacht werde, genug, er that in einer feierlichen Verſammlung, wo alle Augen und Ohren auf ihn gerichtet waren, um zu hören, was er verbringen würde, er that, nachdem die Rathsherren ihre Amtsmienen und obrigkeitlichen Falten zurecht gerichtet, auch ihre Togas und Mäntel gehörig ausgebreitet hatten, den Vorſchlag, den unerhörteſten, der je gehört worden war, — wie ſeine Meinung wäre, daß man, nachdem einerſeits zwar nicht zu läugnen ſtehe, daß die Unwiſſenheit und Geſchmackloſigkeit zwar nicht erſprießlich, mithin ein gewiſſer Verſtand nothwendig ſey, andererſeits aber eben ſo bekannt wäre, daß eine allzugroße Freiheit im Denken der angebornen, und angeſtammten Scharfſinnigkeit (bei dem Worte angeſtammten neigte ſich die ganze Ritterbank gegen den Dephilar, die novi homines, als welchen der Verſtand nicht angeboren würde, blieben ſitzen) des Magiſtrats nicht allerdings gedeihlich, ſo auch fürdershin anderweitigen Stenkereien unterworfen ſey, ſo wäre ſeine aufrichtige, wiewohl unmaßgebliche Meinung, für welche er die triftigſten Gründe, wozu ihm ſein Nachdenken verholfen, aufzuweiſen hätte, man ſollte, um allen dießfallſigen Ergebenheiten auszuweichen, zuvor zu kommen, und auf ewige Zeiten zu ſteuern, zugleich dem Staate um ein neues Emolument mehr zuwachſen zu laſſen, von Stunde an (hier hielt er ein bischen, und räuſperte ſich) eine Verſtandesſteuer ausſchreiben. Heraus war's, und da lag's.

Wer beſchreibt mir die Geſtalten der Rathsherren, und ihr Schweben zwiſchen Seyn und Nichtſeyn im erſten, und dann ihre Verlegenheit, was ſie thun ſollten, im folgenden Augenblick! Es fehlte nur wenig, ſo hätten ſie — und nur wenig, ſo würden ſie — aber zum Glücke hatte Dephilar einen Freund, mithin einen Mann, der ihm in allem, was dieſer ſagte, Beifall gab, im großen Rath, und mithin ward die Sache auf eben die Art entſchieden, wie gewöhnlich die wichtigſten Dinge in der Welt entſchieden zu werden pflegen.

Wie wenn ein berüchtigter Schauſpieler ſeinen Mund aus allen Kräften aufſperrt, um mit einem ungewöhnlichen Sprüchlein Lob zu erhaſchen, die Zuſchauer anfänglich ganz ſtill ſich halten, weil der Weg von ihren Ohren zu ihrer Seele ſehr weit iſt, bis etwa im Orcheſter ein guter Freund ſich darum annimmt: — Klatſch! und die Logen und das Parterre iſt in Bewegung, und die Schlafenden fahren erſchrocken in die Höhe, und alle Schooshündlein heulen; ſo klapperten und ſchrieen die Römer dem Dephilax Beifall zu, ſobald ſein Freund das erſte Bravo voraus ſchrie. „Das war einmal ein Vorſchlag. Ein ſolcher Vorſchlag ward noch gar nie gehört. Das iſt das Geſcheideſte! Das iſt das Wahre! Nun wird es einmal gehen! Nun muß es wahrhaftig gehen! Es geht ſchon.

So wären wir auf einmal verſtanden, ſagte der Präſes; es wäre der Sache auf einmal geholfen.

So iſt niemand genirt, ſagte Marius Curio, und jeder ſchafft ſich in ſein Haus ſo viel an, als er braucht.

Das Schönſte iſt, ſagte Limophagus, daß wir Reichen und Großen bei unſern alten Rechten bleiben. Wenn es je gekauft ſeyn muß, ſo können wir doch nur allein kaufen. Das iſt das Schönſte.

Ich hätte doch nimmermehr geglaubt, ſagte Ceſanius, daß Dephilax zu einem ſolchen Gedanken kommen würde. Es muß doch nicht ganz ohne ſeyn, ſagte er, daß man vernünftiger und witziger werde, wenn man was lieſt. Bei dieſen Worten ſchüttelte er den Kopf, als wollte ſich eine Luſt bei ihm melden, ſelbſt etwas zu leſen. Es kam aber keine.

Ich hätte den Einfall auch haben können, gaumelte Conus, mit ein bischen Eiferſucht, indem er über dieſem Lärmen erwachte. Wiewohl, was liegt mir d'ran? fuhr er fort, und wendete ſich in ſeinem Lehnſtuhl auf die andere Seite.

Doch, ehe ich weiter fahre, befinde ich für gut, noch ein Wort mit dem Leſer zu reden. Ich weiß nicht, in welchem Zeitalter dieß, was ich hier ſchreibe, auf ihn kommen wird. So gut es aber immer in der Welt damals ſtehen, und ſo ähnlich einem Traum ihm dieſe Geſchichte vorkommen mag: ſo bitte ich ihn doch, nur keck ſeinen Kopf zu ſchütteln, um ſich, wenn er nachmals erwacht, ebenfalls zu überzeugen, daß er ſeine goldene Zeit ſich gleichfalls geträumt habe. Wir träumen alle, und dieß ſo kindiſch und närriſch, daß das folgende Zeitalter immer Mühe hat, die Thorheiten des vorhergehenden, wovon es nur noch immer die Hälfte ſieht, zu glauben. Der größte Theil eurer Geſchichtſchreiber, ich ſehe es voraus, wird heucheln oder lügen. Ich aber ſchreibe euch die Wahrheit. — Ja, ſie haben eine Verſtandesſteuer entworfen, und wenn ihr nie eine dümmere, feindſeligere, grauſamere Thorheit begangen habet: Heil dann, und Fülle, und Segen euern Kindern, und Kindeskindern!

Es wurde alſo ſogleich eine Verordnung niedergeſchrieben, vermöge welcher künftig in Rom nur gegen einen gewiſſen Erlag erlaubt ſeyn ſollte, Verſtand zu haben, und (ein Zuſatz, welchen der erwähnte Protokolliſt machte) ein gutes Herz zu beſitzen, oder mit andern Worten, vermöge welcher es nur gegen einen gewiſſen Erlag erlaubt ſeyn ſollte, Schriften, welche den Geiſt aufwecken, und nähren, und die Empfindung bilden, ſich eigen zu machen.

Als der Aufſatz herabgeleſen ward, nahm Limophagus das Wort. Nun erheiſcht ſich per se, ſagte er, daß man den Erfinder dieſes Verſchlags (der Vorſchlag iſt vortrefflich) denſelben auch müſſe ausführen laſſen.

Geſehlt! ſagte Marius Curio. Das muß ein anderer thun; denn bei ihm möchte es gut gehen.

Und das wäre wider alle Ordnung, ſagte Ceſanius. Man muß aber doch die Stelle mit einem trefflichen Subjekt beſetzen, und da wüßt' ich keinen beſſern, als den Rixirius; das iſt ein quanter Menſch. (Die Rathsherren hatten damals ihre eigenen Provinzialismen.)

Er iſt ſein Vetter, raunte Limophagus denen, welche um ihn ſaßen, in's Ohr; er möchte ihn gerne anbringen. Der wird's nicht, ſagte er laut.

Der Erfinder Dephilax entfernte ſich. O Schickſal! o Vaterland! rief er. Leute ohne Verſtand und Geſchmack ſollen den Verſtand und Geſchmack in Pacht nehmen.

Der Präſes, welcher ernſthafte Händel fürchtete, nahm ſeine Zuflucht zu einem Kunſtgriff, deſſen er ſich in ſolchen Fällen von jeher bediente. Er ließ ein kleines heimliches Täfelchen unter dem Seſſionstiſche herumgehen, auf welches einer den Namen deſſen, den er zu wählen Luſt hätte, (den würdigern, den würdigſten, das war längſt aus der Mode gekommen) ſchreiben ſollte. Wer wurde geſchrieben? Weſſen Name kam zum Vorſchein?

Quintus Aninius.

Und wie hieß ich? Ihr guten Götter! wie hieß ich? General-Verſtandspachter.

Oft, wenn ich die glückliche Zufriedenheit jenes empfindenden Dichters las: „Das war mein Wunſch; ein beſcheidenes Landgut, wobei ein Garten, und nahe am Hauſe ein fließendes Waſſer, und weiter hin ein kleines Wäldchen wäre:“ ſo ſchien der Mann mir überglücklich, der dieß erhielt, und die Götter wiſſen es, ich habe es nie gewagt, meine Wünſche ſo weit zu erſtrecken. Und ſah ich auch einmal nur von Ferne den Sohn der Maia: ſo habe ich, du mußt es bekennen, deinen Fußſteig vermieden, aus Furcht, du möchteſt glauben, ich wollte, wie ein Knecht, mit Bitten dir läſtig fallen.

Wenn du nur nicht ſo grauſam von mir weicheſt, daß weder eine Krankheit, die die Kräfte erſchöpft, noch eine mir drohende Traurigkeit, die den Geiſt feſſelt, mich niederdrücket, noch mich jemals eine harte Knechtſchaft erwartet, dann, (ich verlange gerne nicht die Kunſt, aus Looſen und Fibern den Götterwillen zu weisſagen, noch aus dem Laufe der Thiere, oder dem Fluge der Vögel die Zukunft zu verkünden) dann bin ich glücklich, und magſt du mein ruhiges Leben durch das Schweigen des Mittelſtandes leiten. Niemals beneidet will ich ſeyn, nicht bemerkt will ich werden von den des wahren Verdienſtes zu bald müden Großen, noch hören will ich mich lobpreiſen vom Volke.

Man ſetze ſich in meine Verfaſſung, wenn man kann, da mir von einem ganzen Anlauf von Freunden, von Herzensfreunden, die ich in meinem Leben nie geſehen, angekündiget wurde, ich wäre Millionen reich. Wie das, meine Freunde, Gönner, Brüder, Seelenbrüder? „Sie ſind General-Verſtandspachter geworden.“

Und ſo belohnt man Verdienſte in Rom. Sie haben's ſauer genug verdienen müſſen; nun aber ſey's Ihnen auch vergönnt in's Herz hinein. —

Mit dem Beding, ſagte Marius Curio, daß Sie die Summen bei uns verzehren; es käme auf einmal zu viel Geld aus dem Lande.

Und daß ſie kein Monopolium daraus machen, erinnerte Ceſanius, das heißt, ſagte er, wenn es uns einmal belieben ſollte, ein Verſtandeskollegium zu errichten, mit einem Präſes, Räthen, Sekretarien, Conſuliſten, Advokaten, Expeditoren, Rathsdienern. — Es iſt das Einkommen darnach, fügte er bei.

Ich verſtehe es, und vermuthe auch nichts anders, gab ich zur Antwort.

Wie es mir als General-Verſtandspachter gieng.

Und nun, da der Leſer erwarten wird, daß ich all meine Segel ausſpannen, und mit meiner Erzählung in das Unermeßliche mich hinbegeben werde, weiß ich nichts von Schiff und Segel, ſondern ſitze dieſen Augenblick auf einem Balken, oder vielmehr auf einem Splitter, und arbeite mit Anſtrengung, an das Ufer zu kommen, daß ihr Mitleiden haben würdet, mich zu ſehen, welches ſehr viel ſagen will. Meine Hände und Füße habe ich mir wund gerudert, und doch werde ich ſchwerlich dahin kommen. Jede Zeile iſt eine Verſchwendung.

Puzlewekius ſtreckte mir drei Obulos vor, die Handlung anzufangen. Freunde muß man großmüthig behandeln, ſagte er. Es verſteht ſich, daß er hinzuſetzte, halben Part, Freund Aninius!

Alſo fieng ich an, denjenigen, welche bereits einen Verſtand hatten, denſelben gegen Erlegung eines gewiſſen Taxes zu erlauben, daß ſie ihn behalten dürfen, und für diejenigen, welche noch einen verlangten, gegen Bezahlung, welchen, doch woher ſie wollten, zu verſchreiben. Ich war ſehr billig, und verlangte für eine Weisheit, (und dieſes Eigenthum, dächte ich, iſt doch das höchſte, das man einem Menſchen, im Spaß oder Ernſt, zugeben kann. Es iſt mehr, als König, und als Herrſcher von einem Meere zum andern) ich verlangte, ſage ich, für eine Weisheit nicht mehr, als zehn Obulos. Titularweisheiten legte ich gemeiniglich als eine Zugabe bei, ohne allen Tax und Dank. Kein Kopfſtück verlangte ich dafür.

Aus Griechenland, woher er, wie leicht zu vermuthen, beſſer war, als im Inland, kamen mit dem erſten guten Winde ungeheure Ladungen; aber lauter Verſtand war's, und gute Herzen waren, ſoviel ich mir auch Mühe gab, nirgends zu bekommen. Ein Viehhirt in Achaia ſoll eins gehabt haben; allein, es wäre das einzige Gut, das er gerettet hätte, ſagte er, und wollte es nicht weggeben.

Daß nun etliche Wochen in allen Geſellſchaften, Beſuchen, Rathsſtuben, Tempeln, Exercierplätzen, Schauſpielhäuſern, Schulen, Künſtlerakademieen, Werkſtätten, beinahe von nichts anderm, als vom Verſtande geredet worden, das iſt, ich muß es bezeugen, die Wahrheit.

Er muß einen gewaltigen Reichthum beſitzen, ſagten die Römer, und meinten mich. Einen grauſamen Hund hat er, ſagten ſie; aber er hält dieſen heimlich, merkten ſie an; er ſcharrt ihn ſtille zuſammen; er vergräbt ihn.

Wie geſagt, auf einem Splitter halte ich mich feſt, und kann nicht hinaus, wiewohl die Winde, welche ich zu machen genöthiget ward, hinlänglich genug geweſen wären, mich in einem Augenblick bis an die Inſel Atlantis zu verſetzen.

Um dem Leſer mit ein paar Worten zu ſagen, wie es mir gieng, ſo diene demſelben, daß der größte Vortheil, welchen ich von meinem Generalpacht davon trug, in der Ueberzeugung und Erfahrung beſtand, daß man immer mehr von ſeinen Erwartungen zurückkomme, daß man immer klüger werde; je älter man wird, und immer einſamer, in den Augen ſeiner Mitbürger widerwärtiger, widerſprechender, je hartnäckiger in ſeinem Eifer für das Gute man bleibt.

Beim Lichte beſehen, der Menſch bleibt immer, wie er war, in einer ewigen Kindheit, und ſeine Geſchichte bleibt immer ein mannigfaltiges Einerlei. Er thut, was er ehemals that, tritt muthwillig und blöd bald zu dieſem, bald zu jenem von beiden Extremen, wird jetzt hart, jetzt weichlich, hat jetzt Verſtand ohne Gefühl, jetzt Empfindung ohne Einſicht, und der Unterſchied der Zeitalter, die man Eiſen und Gold nennt, beſteht in Linien, die immer wieder zuſammenlaufen. Allemal wird ein einziger Menſch über eine Million herrſchen, und ein einziger Menſch für zwei Millionen Verſtand haben. Sollten dieſe immer beſſer werden, ſo müßte derjenige, der ſie beſſer machen will, kein Sterblicher ſeyn; er müßte die Verbeſſerungen, welche ſein Zeitalter geſammelt, ſelbſt fortführen, und ihre

Verbreitung allgemein machen. Der Verſtand, welcher nun dem Manne auf dem Katheder eigen iſt, müßte gewöhnlich und eigenthümlich in Hütten werden. So weit werdens die Söhne und Töchter des Deukalion und der Pyrrha nicht bringen. Jener einzige, der eine Million beherrſcht, jener einzige, der zwei Millionen überſah, tritt zugleich mit ihnen von der Schaubühne, und die nach ihnen auftreten, verſtehen den einen Theil der Dinge nicht, die ſie auf der Bühne antreffen, und den andern Theil glauben ſie weit beſſer zu verſtehen. Weiſe lachen über Weiſe, und keiner denkt, wenn er ſich ein Kleid wählt, an Kälte oder Wärme, ſondern jeder hält, unbegreiflich dumm, die Farbe und den Zuſchnitt für des Kleides Weſenheit. So viele Erfindungen, welche von den Größten unter ihnen von Zeit zu Zeit gemacht worden, ſo viele Uebel und Drangſale, womit ganze Welttheile für begangene Fehltritte gebüßt, haben ſie nicht bereden können, einträchtig, und mit geſammten Kräften, das wahrhaft Nützliche und Vergnügende, Weisheit und Tugend zu ſuchen, und den Schatten und den Schein zu entfernen. Die Moral ihrer Staaten heißt Politik, ein Ding, ohne Anfang und Endzweck, ohne Wärme und Liebe, im Entſtehen ungleich, und ungleich im Untergehen, ein namenloſes Phantom der Mitternacht, deſſen geheime Gewinde niemand ſieht, und deſſen Daſeyn ſie bloß dadurch zu ſehen bekommen, daß ſie unglücklich genug ſind, unter der Aufſicht ihrer Aerzte zu ſiecheln, und unter ihren Händen dahin zu ſterben.

Dennoch halte ich es lieber mit dem Sohne des Melitus, als mit dem Diogenes, deren letzterer jenem Vorwürfe macht, weil er geglaubt hatte, dem Donnerer eine große Schmeichelei zu ſagen, daß er ihn den Vater der Götter, und der Menſchen Vater nennt. Der Menſchen Vater! Eines Geſindels, rief er aus, in einem Augenblicke, wo ihn die feindſeligſte Grille überraſcht haben mußte, eines Geſindels, das ſich hinlegt (wenn es kann), ißt, trinkt, ſchläft, buhlt, — oder aufſteht (wenn es nicht kann), anders denkt, anders ſpricht, nachſtellt, betrügt, ſtiehlt, wo einer allein iſt, raubt und mordet, wenn ihrer mehrere ſind, zuſammenrafft, und dann ſich wieder hinlegt, und ſich tugendhaft nennt, wenn es zu Laſtern untüchtig geworden.

Weſſen Unmuth über die Menſchen aus keiner andern Quelle entſpringt, als weil er ſelbſt gut iſt, der muß auch in ſeinem Innerſten fühlen, wie groß und überwiegend das iſt, gut zu ſeyn. Es iſt immer mehr Schwachheit, als Bosheit im Menſchen, und während er das Laſter verübt, ſucht er ſich vor der Tugend zu verhüllen, weil er ihr Daſeyn fühlt. Ihren Namen heftet er an alle ſeine Denkmäler, und wer ihn ehren will, muß ihren Beſitz ihm zuerkennen. Verwüſter glückſeliger Provinzen wollen, daß man ſie Helden nenne, und öffentliche Straßenräuber errichten und beobachten unter ſich Geſetze der Ehrlichkeit.

So denke ich, und ſo will ich gut den Menſchen, ungeachtet ich bei meinem Pacht des Verſtandes wenig zum Vortheil gekommen bin.

Verſtand zu haben, wurde bald Mode, und jedermann ſuchte daher, es möchte koſten, was es wollte, ſich einen zuzulegen. Ich bekam Beſtellungen in Menge, und der Handel ſchien ſich, wenn ich ſo am Abende die Liſten überſah, gut anzulaſſen. Die Rathsherren beſtellten ſich lauter Weisheiten, mit der Bedingniß, welche ich gerne eingieng, jedem etliche Titular-Weisheiten, als eine Zugabe, zu geben. Ein alter Tribunus beſtellte ſich geſunden Menſchenverſtand; er wäre ſchon alt und kränklich, ſagte er, und hoffte, damit auszukommen. Ein Konſul wollte ſich für neun Obulos Klugheit beſtellen. Ich kann kein Geheimniß über Nacht auf dem Herzen behalten, ſagte er, und falls ich jemand nicht leiden kann, ſo hilft's nichts; ich muß es ihm gleich ſagen; und ſag ich's ihm nicht, ſo kommt's mir durch die Augen, und durch die Finger heraus. Wenn ſie auch zehn Obulos koſten ſollte, ſetzte er im Hinweggehen hinzu. Ich muß ſie bis vom Innerſten aus Afrika verſchreiben, ſagte ich, Herr Konſul! Und ich ſtehe nicht dafür, ob wohl ein halbes Talent hinreichet. So laß er's ſtehen, ſagte er. Belieben Sie ſonſt nichts, ſagte ich, z. B. ganz geſunden Witz, Fleiß, Beſcheidenheit — nichts von allem dem andern, gab er zur Antwort. Möchte gerne, ſagte ſein Sohn, ein zukünftiger Statthalter, ich möchte gerne, ſagte er, und konnte es nicht nennen. — Was will er, mein lieber Kleiner? fragte ich.

Nennen Sie mir's, ſagte er.

„Geſchicklichkeit — Einſicht — Tiefſinn — Abhärtung — Munterkeit — gute Laune. Nicht?“

„Geiſt der Unternehmung, Glück, Beredſamkeit, Duldung, Sanftmuth. Nicht?“

„Schlachtvieh, Verdrehung, Schein des Fleißes, Wind, Unterdrückung, Achſelzucken, heimliches Lächeln —“

Nun weiß ichs, ſagte er, ich möchte ein bischen abgedreht, und ein bischen verſchmitzt ſeyn.

Das können Sie überall haben, gab ich zur Antwort.

Die jungen Ritter beſtellten alle: Artigkeit, Wohlriechen, Liſpeln durch die Zähne, Schwachheit der Nerven, Bleichausſehen, Zärtlichkeit, Empfindeln, Schmachten, Aechtzen, und Hinſinken. Die Damen beſtellten nicht um einen Heller; ſie hätten der Dinge genug, ließen ſie mir ſagen.

Ein alter Soldat beſtellte ſich Geduld ſeines Tribuns wegen. Ich habe ſeinen Vater in Windeln getragen, ſagte er, und heute hat ſein Sohn mich geſchlagen, weil ich nieſete, und mein Kammerad Saluti mir zuliſpelte.

Die Geduld ſollſt du gratis haben, ſagte ich, und noch obendrein einen Verſtand für deinen Tribun.

Und auf dieſe Art war faſt niemand, der nicht etwas beſtellt hätte, ſo daß es mir gar keinen Eintrag zu thun ſchien, daß die hieſige große berühmte Zunft der Väter, deren Geſchlecht ſich wahrſcheinlichſt bis da, wo die Erde in die Sonne ſtürzt, wie Dinafobius ſagt, bleiben wird, mir nicht den geringſten Abbruch durch ihre öffentliche Erklärung gethan hatte, vermöge welcher ſie ſich weigerten, auch mit einem hohen Eidſchwur die Götter zu Zeugen nahmen, daß, falls ihre Söhne bei jemand Geld borgen ſollten, um ſich Verſtand zu kaufen, oder was immer darnach riecht, und ausſieht, ſie nicht den geringſten Hellers-Heller bezahlen wollten.

„Wenn ſich aber, ihr Väter, dieſe Unkoſten nicht höher belaufen ſollten, als die Halbſtiefel und Federhüte eurer Söhne?

Durchaus nicht.

„Oder, als die Gaſtmale und nächtlichen Schmauſereien, wozu ihr ihnen das Geld mit vielen Freuden gebt?"

Wir gebens mit Freuden.

„Oder als die Sklavenmädchen, deren Unterhalt euern Schätzen keinen geringern Abbruch thut?"

Durchaus nicht.

„Und warum denn durchaus nicht, meine lieben Väter."

Weil hierin unſer älteſtes Vorrecht beſteht, nichts von allem dem zu thun, was ihr haben wollt; weil es Aemter gab, ehe es einen Verſtand gegeben, und weil kein Amt iſt, das unſer Geſchlecht nicht verſehen hat. Wir führen die größten Wappen, und in denſelben Mützen, Stäbe, Schwerter, Spieße. —

Einige andere Antworten, welche mir diejenigen, denen ich Verſtand um billigen Preis anbot, zurückgeben ließen, ſind auch ſehr merkwürdig. Wir können nie wiſſen, ſagten einige Künſtler, welche Waare man von unſern Händen verlangen wird. Arbeitet ihr dann mit den Händen? fragte ich ſie. Sie verſtanden mich nicht, und mich in ein weiteres Geſpräch einzulaſſen, wäre vergebens geweſen. Beim Theater giengs mir eben ſo. Ich habe erſt zwei Dutzend Schabraken gekauft, ließ der Aedilis mir ſagen, und das Lied in das letzte Singſpiel: „Wer zuerſt die Geliebte dem Jüngling, und den Jüngling dem Mädchen entriß, und wer ſeines Mädchens beraubt, den Schmerz ertragen, und leben konnte, war ehren“ u. ſ. w. koſtete mich die Summe eines ganzen Talentes. Nehmen Sie wenigſtens einen provisorio Modo, ſagte ich. Ich kann nicht, gab er zur Antwort. Es leidets nicht. Ich muß die neun Muſen renoviren, und die Schlöſſer Seſtos und Abydos bauen laſſen.

Als nun aber alles, was zum Verkauf, und Gewinn erfordert wird, beiſammen war, baten mich diejenigen, welche einen guten Verſtand aus Athen ſich beſtellt hatten, ich möchte ihnen welchen zur Probe geben. Ich that es. Ach, daß ich mich niemals hätte bereden laſſen, ſo etwas Thörichtes zu thun!

Erſt glaubten ſie, ſie würden nunmehr doppelte Portionen eſſen, und bis in die ſpäte Nacht trinken können, ohne, wie bisher, den andern Tag eine Uebelkeit zu empfinden. Dieß gieng nicht. Auch glaubten ſie, das Papier würde ſich nunmehr ſelbſt voll ſchreiben, und die Arbeiten ſelbſt verrichten. Das gieng wieder nicht.

Hernach lehnten ſie ſich alle Morgen in einem leichten Anzuge zum Fenſter hinaus, mit einem Buche in der Hand, und mit einer Stellung, als wenn ſie in dem Buche leſen, und die Vorübergehenden glauben machen wollten, daß ſie die Abſicht hätten, klüger werden zu wollen. Die Vorbeigehenden machten es eben ſo; mithin giengs wieder nicht.

Hernach ſchrieben ſie alle auf ihre Papiere: „Nach reifer der Sache Ueberlegung.“ Dieß gieng am allerwenigſten.

Nun ſchritten ſie zur zweiten Epoche ihrer Verſuche.

Erſt ſteckten ſie den Verſtand auf den Hut, hernach in die Taſche, hernach vergaßen ſie ihn zu Hauſe, hernach hiengen ſie denſelben in kleinen Schnüren und Bändern um den Leib, hernach vergaben ſie ihn in Titulaturen, und endlich ſchenkten ſie ihn weg.

Eine Menge kleiner Trödler und Budler ließen ſich ihn copiren, und ſagten, es wäre der ächte. Sie gaben ihm alle mögliche Geſtalten, und behaupteten, dieß wäre ſeine Verfeinerung. In dieſer Veränderung fanden die Damen ihn liebenswürdig, und der Handel gewann Leben und Aufnahme. Es fehlte bisher nur an der Methode, ſagten ſie, und Dinge, wie der Verſtand wäre, müſſe man ſich unvermerkt beibringen laſſen. Jene Trödler betheuerten, dieß wäre längſt ihr Gedanke geweſen, und alſo brachten ſie denſelben den Damen unvermerkt bei, dieſer in der Friſur, ein anderer im Frühſtück, ein anderer in einer Nachtmuſik, oder bei einem Soupee und nächtlichen Ball, einige aßen ihn, einige tranken ihn, und was das unvermerkt beibringen anbelangt, ſo hatten die Verkäufer Wort gehalten; die Damen merkten nicht das Geringſte.

Bei den Herren war die Sache längſt wieder aus der Mode gekommen.

Was meinen Handel betrifft, ſo habe ich mit demſelben bei den Römern ſo vieles Glück gemacht, daß ich nicht einmal Papier genug habe, euch das Ende —

Ein Charakter: Der Tartüf.

Aber nicht jener von Moliere, welcher, in Betracht, daß Leuten ſeiner Art oft ein vielfacher Zwang, der Heuchler macht, auferlegt iſt, in Vergleich mit andern, noch immer keiner der größten iſt. Wer ſich des Scheines der Pflicht bedient, um die Pflicht deſto ungeahndeter verletzen zu können, wer die Strafbaren zur Strafe aufſucht, um deſto verborgener bei ſeinen eigenen Schwachheiten zu bleiben, der iſt, in welchem Rock er auch ſtecken mag, ein Tartüf. Man ſieht ihn zu Fuß und zu Pferd; Stock und Degen trägt er, und von ſchönen Pferden wird er gezogen. Er trägt alle Kleider, und keinen Hut, und keine Haube giebt es, die nicht ſchon abwechſelnd ſeinen Kopf bedeckt hätte.

Was dem Manne, welchen ich hier meine, die Parthei, deren Sache er vertreten ſollte, zuwider gethan, das weiß ich nicht. Ich habe, ehe ich gereizt ward, ihn kennen zu lernen, weder die Parthei, noch den Mann gekannt.

Wenn einen Akteur, einen Maler, oder ſonſt einen Mann von Ehre eben zur Zeit, wo er ſeine Maske anlegt, ſeinen Pinſel in die

Hände nimmt, ein heftiges Grimmen ergreift; dann läßt er's wohl bleiben, ſein Vorhaben auszuführen. Ich bin krank, ſagt er, und zieht die Maske wieder ab, und legt den Pinſel wieder weg. Und die ganze Welt ſagt, er habe wohl gethan.

Noch ſelten habe ich einen Vertheidiger des Rechts und der Wahrheit, auch wenn er ſelbſt es ganz deutlich gefühlt, daß es ihm um alles mehr, als um Recht und Wahrheit zu thun ſey, geſehen, der ſo ehrlich gehandelt, und ſeinem Geſchäfte ſich entzogen hätte.

Und doch iſt jenes nur ein eitles Werk, das unter tauſenden kaum von Einem gekannt, und unter zehntauſend Kennern kaum von zehn zur Erhebung des Geiſtes, und zur Verbeſſerung des Herzens benutzt wird, indeſſen dieſes Thränen abtrocknet, oder Thränen hervorbringt.

Er las den Aufſatz, nach welchem entſchieden werden ſollte, ſo matt und ſchleppend herab, daß das Widrige und Unangenehme deſſelben in die Gemüther der Richter hinumgieng. Die Richter waren die unbefangenſten Leute von der Welt, und wie es von außen in ſie kam, ſo ſprachen ſie, als käme es von innen. Dießmal mißfiel ihnen etwas, ſie unterſuchten nicht, was, und als ſie ſprechen ſollten, hatte ihnen die Sache mißfallen.

Wenn er nicht will, und er iſt doch kein Oberer, ſo wird der gerechteſte Handel nie einen guten Ausgang gewinnen, und nicht einmal des Nachdenkens gewürdiget werden. Wie er machen könne, daß der größere Rathstheil ſtehe, oder ſitze, kniee, oder auf- und niedergehe, das verſteht er meiſterlich, und das iſt's auch, was ihm den Ruf eines großen Verſtandes zuwege bringt. Er weiß es, wie man den Faden, womit man andere feſſelt, geheim halten, und wie man, um alles aus ſich zu machen, nichts aus ſich machen müſſe. Wenn es ſeyn muß, nennt er den Schläfrigen eifrig, und den Wachſamen ſchläfert er damit ein, daß er ihn ſcharfſinnig nennt. Er ſetzt jedem ſeine Naſe an, und führt ihn bei derſelben herum. Wenn er einen recht ungerechten Streich begehen will, gebet nur einmal Acht, dann wird er denſelben Tag von nichts als Gerechtigkeit ſprechen; er erzählt euch die Schelmenſtreiche anderer, und begeht ſie vor euern Augen. Was andere um ihre Ehre bringen würde, das weiß er ſo nach ſeiner Seite zu drehen, daß es ihm Ehre bringt, und ich hörte ihn Leute anrühmen, deren Angelegenheiten er halbe Jahre nicht vornahm. Er iſt voll Erfindungen, und verſteht ſich ſo gut, wie kein anderer, darauf, denjenigen, welchen er ſchaden will, immer etwas zu ſagen, daß ſie ſich feſt und ſteif einbilden, er wolle ihnen nützen. „Heute iſt Rathstag; euer Bericht, euere Bittſchrift iſt in einer halben Stunde geleſen, unterſucht, und entſchieden; heute noch, oder morgen höchſtens kann ſie geſchrieben, und euch mitgetheilt werden.“ Ihr habt ihm geſtern die Schrift ſelbſt in die Hände gegeben; es hat, ſagte er euch, gar keine Schwierigkeit: wie könnten ſo offenbare Dinge eine Schwierigkeit haben?

„Das ſoll mich ins Herz freuen, mein Freund Landsmann! Aber was haſt du, worauf du dich, daß es wahr ſey, verlaſſen kannſt?“

Die gerechte Sache.

„Nun, ſo komme, da bereits ein halbes Jahr vorüber, und deine Sache noch nicht vorgekommen iſt, ſetzen wir uns auf dieſen Riß Papier, deſſen Hälfte du bereits verſchrieben haſt, deine Causam zu inſtruiren, ich will dir für deine Geduld wenigſtens ſagen, wie er's gemacht hat.

„Das habe ich nun (wie's nur ſeyn kann?) vergeſſen; ich habe es zu Hauſe liegen laſſen, ſagte er zum erſten Male, als ſie ihm nach der Rathsſtunde begegneten; — mit Fleiß vermuthlich. Unter meinen vielen Geſchäften, fuhr er fort, geht es mir öfters ſo —“

Es iſt kein Wunder, ſagten ſie. Den künftigen Rathstag begegneten ſie ihm wieder, zogen, ich ſah es, ſchon von weitem den Hut ab, wollten — da gieng er eine Treppe hinauf, und ließ ihnen das Nachſehen. Als ſie ihm die nächſte Seſſionszeit wieder aufpaßten, — guten Appetit! ſagten ſie. „Ein gleiches,“ gab er zur Antwort. Nun waren vierzehn Tage vorüber.

„Ich weiß ſchon, was ſie wollen, ſagte er, (als er ihnen in die Hände lief, indem ſie dort, bis er kam, hinter dem Eckſteine ſtanden) es ſoll alles richtig werden.“ Ich bitte recht unterthänig, ſagten ſie, und bückten ſich ſo tief, und demüthig, daß es mich dauern müßte, (und wenn ich ein Stein wäre,) einen Menſchen in dieſer Stellung zu ſehen.

„Heute kamen wichtige Sachen vor, welche preſſirten, und nun ſo flüchtig hinwerfen wollte ich die ihrige nicht. Es hätte mißlingen können, und da wollte ich lieber ein Auge verlieren.“

Ich danke für die Gnade gaben ſie zur Antwort.

„Heute war der Herr v. Filtei nicht zugegen, ohne dieſen Mann mag ich nichts wagen; er hat die meiſten Freunde im Rathe, und wie Er den Ausſpruch thut, ſo haben ihm die andern noch allemal nachgethan.“

Obligirt, ſagten ſie etwas verdrießlich, und ſchwiegen. Es iſt nicht anders, fiengen ſie nach einer Weile wieder an, als wenn es bei dieſen Herren ſtände, eine Sache wahr, oder falſch zu machen. — „Nicht anders!“ erhielten ſie zur Antwort. Es ſcheint, ſagten ſie etwas heftiger, daß man uns auf dieſe Art wolle zum Narren haben. — „Es ſcheint,“ antwortete er.

„Wir müſſen warten, ſagte er das nächſtemal, bis einmal der Signor Tribuli nicht zugegen iſt. Sie kennen ihn doch ſelbſt?“ fragte er ſie. Leider! erwiederten ſie. — Sie wurden ganz mißmuthig. Es war ein Vierteljahr vorüber.

Nun war er vier Wochen verreiſt. „Jetzt wollen wir ſondiren,“ ſagte er. Ich bitte gar ergebenſt, fielen ſie ein.

„Es konnte nicht vorkommen,“ ließ er ihnen vierzehn Tage hernach zur Thüre heraus ſagen.

„Nun, wenn es halt nicht vorkommen konnte?“ ſagte ihnen ein Bedienter des Bedienten zum Fenſter heraus.

„Es kam nicht vor,“ ſagte ihnen vier Wochen hernach ein anderer zur Thüre heraus.

Und ſeit dem Tage wird ihnen weder vom Fenſter, noch vor die Thüre etwas geſagt.

Nicht eine Sylbe, mein Freund, und das iſt mir unbegreiflich auf einen ſo guten, rechtſchaffenen, enthaltſamen, untadelhaften Mann.

Ob es wohl beſſer iſt, den Menſchen nicht zu kennen, ihn zu ehren, aber betrogen zu werden, oder ihn zu kennen, und dann ohne Vertrauen auf ihn, wie ein Verbannter, leben zu müſſen?

Ich glaube, wo lauter Betrunkene wären, da würde die Trunkenheit aufhören. Wer würde da Wein pflanzen, Bier bräuen, oder den Wirth machen wollen? Und ſo glaube ich auch, wo ein Theil vollkommen den andern kennt, wird der böſe nicht lange ſich halten können. Glücklicher wird indeſſen der Boshafte ſtets bleiben, weil ihm immer zehn Mittel zu Gebote ſtehen, ſeine Abſicht durchzuſetzen, bis dir eins zu ſtatten kommt. Daher muß ich allemal lachen, wenn gute Menſchen ſich wundern, wie böſe vor ihnen glücklicher ſeyn können.

Wie ſo?

Der Boshafte kann verläumden, er kann Inſtrumente, die für jemand beweiſen würden, unterſchlagen, er kann ſich Zeugen kaufen, er kann deine Hausbedienten beſtechen, er kann lügen, falſch ſchwören, einen Heuchler machen, ſich, um etwas zu erhalten, zu den niederträchtigſten Schmeicheleien herablaſſen; er kann ſeine Frau ausleihen — dieß kannſt du alles nicht.

So todt für alles Gute, und ſo träg und unempfindlich der Mann iſt, von dem ich hier rede, ſo giebt er ſich doch die Mühe, einen weiten Weg zu machen, um irgend jemand, den er nicht leiden kann, ſeine Hoffnung und Abſicht zu verderben. Er betrachtet ſich nicht als den Diener, ſondern als den Herrn ſeiner Geſchäfte, und dieſe als eben ſo viele Wege, alle Bequemlichkeit ſeinem Körper zuzuführen, den er für den Mittelpunkt aller Dinge, die er an ſich ziehen kann, zu halten ſcheint; dahin geht alles, dahin denkt und handelt er. Eine kluge Gewohnheit, außer Haus ſelten zu lachen, ein langſamer, gravitätiſcher Gang, eine gewiſſe Zurückhaltung, und ein Schein von Mäßigung, ſo lange man ein Ding mit Augen ſieht, geben ihm eine Farbe von außen, wobei man das Grab von innen unmöglich erkennen kann. Geholfen hat er indeſſen ſehr vielen Männern, die hübſche Frauen und Töchter hatten, und ſo gutthätig iſt er, daß nur dieſe zu kommen brauchen, wenn er ſich für jene verwenden ſoll. Und wie es nun dann doch zuweilen (ich ſage mit Fleiß, zuweilen) halsſtarrige Köpfe unter dieſem Geſchlechte giebt, die da ausſchlagen und beißen, und in die Augen kratzen; ſo kenne ich auch welche, die ein Bedenken tragen, ihm unter vier Augen ihre Nothdurft zu klagen; da er doch Bekannte, Freunde, und Bediente entfernet, und die Thüre zuſchließt, um niemanden Zeuge ihrer Bitte ſeyn zu laſſen. Ach, was begegnet dem Menſchen, der fremder Hülfe bedarf, in böſen Tagen nicht alles, wovon er ſich in guten nichts träumen läßt, und was das ſchlimmſte — doch ich werde ja meinen Mann nicht vergeſſen, der von der Ferſe bis zum Scheitel lauter Gefälligkeit iſt? Dieſen Augenblick ſagt er: „Mein ſchönes, liebes Kind,“ und reibt ſich vor Begierde, in etwas zu dienen, die Hände, „wenn ich bei der Sache was thun kann! Was kann ich thun?“

Bayeri
Staats

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

17

Dreizehnter Band.

Kempten, 1833.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

b.7 16313

Einleitung

in die

schönen Wissenschaften.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05565/008

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Wenn ich einem die ſchönen Künſte lehren, und erſt ihm beweiſen ſollte, daß ihre Kenntniß ihm nützlich ſey, ließ, wollte ich ſagen, und die Denkmäler ihm zeigen, womit die Dichter ſich um ganze Nationen verdient, und unvergeßlich in fühlenden Herzen gemacht haben.

Und ſo will ich auch ſagen, ſo will ich allen denen zurufen, welche die Dichtkunſt und Künſte bloß noch zum Zeitvertreib, oder zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit dulden, den Mann von Genie als ihren Miethling betrachten, und nicht wiſſen, daß die Kraft, über die Herzen eines Volkes und ihre Empfindung zu herrſchen, höhern Berufes ſey, als die Gewalt es iſt, dieſelben durch äußere Herrſchaft zu binden.

Wenn man ein fühlendes Herz hat, und nachdenkt, was die ſchönen Künſte uns ſeyn können, und was ſie uns nicht ſind; daß ſie noch nicht ſind die Gefährtinnen unſerer Geſetze, die Seele unſerer Bedürfniſſe, der Geiſt unſerer Wiſſenſchaften: ſo ſieht man mit Betrübniß auf jeden Staat, dem dieß fehlt, und mit Erſtaunen dahin, daß man ſo ſelten auf den Gedanken verfallen ſey, die Menſchen bei dem warmen Gegengefühl, welches ſie zwang, daß ſie in Geſellſchaft zuſammen traten, zu faſſen, und durch Erhaltung derjenigen Mittel, durch Verfeinerung derjenigen Grundtriebe, durch welche ein Staat entſtanden iſt, denſelben zu der Vollkommenheit, nach der man durch unzählige Verſuche auch der beſten Geſetze ſo manchmal vergebens ſtrebt, zu erhöhen. Wenn ein Volk todt und gefühllos zur Empfindung des Guten iſt, wenn es bei dem Vorwurfe eines oft beſſern Auslandes, daß es keinen Erfindungs-, keinen Gewerbsgeiſt beſitze, daß es darniederliege in der ſchändlichſten Vergeſſenheit, kein Gefühl hat, zu erröthen; wenn es endlich nach nichts trachtet, als nach der Befriedigung der ſinnlichen Bedürfniſſe; was vermögen da die Vorſchläge der Weiſen, die Hülfsmittel der beſten Geſetze und Verordnungen?

Aber wenn man die Geſchichte derjenigen Künſte, welche ſeit einigen Zeiten der Verſtand erfand, durchſieht, und ihre einzige, endliche Abſicht, der ſie zueilen, betrachtet, ſo wird man nur zu oft entdecken, daß ſie den Endzweck, von dem ſie kommen, zu dem ſie zurückkehren ſollen, verlaſſen, daß ſie die Hoffnung, die Seelenzerrüttung zu heben, gänzlich dahingegeben, und daß ſie nicht mehr die Mittel ſind, die Urſachen der Uebel, ſondern ihre Schmerzen, nachdem dieſelben bereits da ſind, zu heilen. Man ſcheint nicht mehr zu wiſſen, daß alle bürgerlichen Uebel von der Abweichung des Geſchmackes und ſittlichen Gefühles, von dem Verfalle der Künſte ihren Urſprung nehmen, und daß eine einzige Thorheit, eine einzige Abweichung von dem geraden Wege und urſprünglichen Gefühle der Natur vermögend ſey, ſchwerere Folgen, als Leibeskrankheiten, Kriege, oder eine jede andere vorübergehende Noth haben kann, nach ſich zu ziehen.

Unbekümmert, wo es am Ende einſt hinführt, trachtet jetzt jedermann, der für die Zukunft ſich aufklärt, Syſtemen, und der muthigen Freiheit zu, alles zu unterſuchen, und über alles zu denken, indeſſen, daß noch im Ganzen dasjenige, ohne welches alle Kenntniß unverbreitet dahin liegt, — die Kunſt fehlt, jene nothwendige Unruhe, dasjenige, was man weiß, auch zu thun, in gute Köpfe zu legen, Talente aufzufeuern, ſie über das Gemeine hinwegzuſetzen, und den großen Planen der Geſetze eine Folgſamkeit, und ihrem Umlaufe eine innere Bewegung zu verſchaffen.

Aber es iſt gefährlich, über alles wegzudenken, und dabei kalt zu bleiben. Und hier ſehe ich den Zeitpunkt, wo, wenn er herankam, der Dichter geehrt ward. In den Tagen der allgemeinen Liebloſigkeit, wo das Laſter ſeinen Vorſpruch und Duldung hat, und die verſcheute Tugend, verſpottet in Wüſten flieht, in dieſen Tagen der Geiſtloſigkeit, der Herannäherung von Auflöſung menſchlicher Bande wird der Dichter ein Gott, wird der Künſtler der Retter der Menſchheit ſeyn.

Sein Beruf iſt, das Gefühl für alles, was den Menſchen erhöhet, und den Haß gegen alles, was ihn erniedrigt, zu erwecken, dem Wettſtreit um Vorzüge immer eine neue Geſtalt zu geben, immer neue Sinne für das Schöne und Gute zu öffnen, und jede Tugend, jede außerordentliche Arbeit, jede wohlthätige Empfindung in einem erhöhtern Reize, und mit den wärmeſten Vorſtellungen und Begeiſterungen zu ſchildern. Er, in deſſen Seele ſich die höchſte Lebhaftigkeit der Empfindung mit der größten Stärke der Einbildungskraft, und der gewaltſamſte, grenzenloſeſte Eifer verbindet, alle menſchliche Neigungen in dem Ideale der Tugend und Größe zu vereinigen, und jede Unternehmung weit über die Vorſtellungen gewöhnlicher Menſchen zu erhöhen; Er, in deſſen Herzen der reinſte Begriff von Schönheit, von Ordnung und Tugend, und das zärtlichſte, unruhigſte Verlangen lebt, jedem Weſen eben dieſelbe Empfindung mitzutheilen, über jedes Mitgeſchöpf eben denſelben Eifer zu ſtrömen, er wird jene Gährung in den Zeiten des Schlafes, die auch träge Seelen wider Willen zur Arbeit zwingt, jenen Bürgergeiſt, der für die allgemeine Wohlfahrt uneigennützige Arbeiten, und große Opfer im Stillen ſchafft, thätig hervorbringen.

Und dieſem Ideal nähere ſich der Freund, der mit dieſem Buche mir nachlehrt, mit dieſem Endzwecke eile er der Erklärung der Künſte zu, mit dem Endzwecke, alle Sinne ſeiner Schüler zu verfeinern, in alle Gegenſtände einen geheimen Geiſt, der das Herz hebt, und in ihr ganzes Leben das lebhafteſte Gefühl von der ſittlichen Uebereinſtimmung aller ihrer Kräfte zu legen.

Die wenigſten von den Schülern werden Poeten; und da ſie dieß in der That auch nicht ſollen, ſo vergeſſe er niemals, daß die Kunſt, eine ſchöne Stelle nach Schulregeln zu beurtheilen, weniger für den künftigen Bürger, für die Verſchönerung des Lebens ſey, als die Kunſt, alle ſeine Sinne in der Empfindung über dieſelben zu ergießen, und daß dieß auch zur Bildung der dichteriſchen Köpfe das einzige Mittel ſey. Den Beruf zu einer gewiſſen Kunſt wird ſchon jedem ſein innerer Ungeſtüm lehren, und diejenige Manier war allemal die beſte, die ein großer Künſtler von ſelbſt ſich erfunden hat.

Je weniger ein Lehrer von ſeiner Kunſt verſteht, und je kälter ſein Herz bei einer ſchönen Stelle, die es vorlieſt, bleibt: deſto eifriger wird er ſeyn, die Verlegenheit, in der er ſich befindet, durch Anmerkungen und gelehrte Töne zu erſetzen. Sind aber junge Seelen einmal gewöhnt, ihre Kunſt bloß für ein Studium der Terminologie zu halten, wollen ſie glänzen, wie die unzeitigen Früchte in Treibhäuſern ohne geſunde Farbe und Geſchmack; wie kann man da auf Gedichte hoffen, die würdig wären, in Cedernöl getränkt, und in Cypreſſenholz aufbewahrt zu werden? Von lauter Regeln, wie ſie die ſchöne Natur nachahmen müſſen, lernen ſie dieſelbe niemals finden, oder ſie gehen ungerührt vorüber, ohne ſie einmal zu kennen. Mit dem Maaßſtabe, den ihnen ihr Lehrer zuſchnitt, ſehen ſie frevelhaft in's Unendliche hin, unterſuchen alles nach ihren Regeln, und ſehen das, wo ſie dieſelben nicht finden, mit blöder Verachtung an. Sie wiſſen das bloß, was ſie wiſſen, ohne es jemals genoſſen zu haben.

Es ſoll ſtets bei jedem Meiſterſtücke der Poeſie und der Künſte die letzte Bemühung des Lehrers ſeyn, die Kunſt, mit der ſie gemacht, die Regel, aus der ſie gezogen iſt, zu zeigen. Wie man eine gute Maſchine nicht eher zerlegt, als bis man ſie ſatt geſehen, und nun neugierig nach ihrer Einrichtung geworden iſt: ſo fange er nicht eher an, über den Kunſtbau einer treffenden Stelle zu lehren, als bis ſich die Seele vollends geſättiget, und die Empfindung ermüdet hat; er gewöhne ſich mit eben dem Auffluge nach mehr als menſchlicher Schönheit und Größe, mit dem man Statuen bildet, auch ſeine Schüler zu bilden, und das, was vortrefflich iſt, nicht mit dem Zirkel und Brillen, ſondern mit Leben, mit Liebe und Anhänglichkeit zu betrachten, ſich bei Wenigem zu verweilen, ſich mit Wenigem genugſam zu üben, und in dieſes viel Poeſie, viel Zeit und Mühe zu legen.

Ich habe in die zwei Abſchnitte, die ich Vorleſungen nannte, den Ausdruck meines Vortrages, meine Empfindung, und meine Abſichten gelegt. Wem mein Lehrton bei Stellen, wo das Herz lehrt, zu heftig ſcheint: dem kann ich nicht antworten; aber dem Manne will ich mit vollem Herzen danken, der für mich die Freundſchaft hat, Erinnerungen über das, was er beſſer fühlt, beſſer denkt, aber Erinnerungen mit dem Herzen eines Dichters, ich meine, mit freiem, aufrichtigem, von der Sache erfülltem Herzen zu machen.

München den 1. Oktober
1777.

§. 1.

Allgemeine Begriffe von der Poeſie und ihren Austheilungen.

Keine Wiſſenſchaft drückt ſich ſo allgemein aus, als die Poeſie, und nichts ſcheint leichter zu ſeyn, als zu erklären, worin ſie beſtehe. Die Bauart dieſer Schule, wenn ſie anders der Meiſter derſelben aus der Idee eines Schulgebäudes abzog; eine Muſik, wenn ſie der innern Bewegung, die ſie ausdrücken ſoll, gleich kommt; ein Gemälde, oder eine Statue, welcher das eingegoſſen iſt, was ſie vorſtellen ſoll; eine jede Feierlichkeit in unſerer Stadt, ein Denkmal, welches den eigentlichen Endzweck der Sache, der ſie gewidmet iſt, aushebt; eine jede natürliche Pantomime, eine jede Miene iſt ein Buch, wie wir bald ſehen werden, aus welchem wir den wahren Endzweck der

Poeſie uns erklären, das Weſen derſelben uns abziehen, und deutliche Begriffe von ihrem Umfange und Ausdrucke zu verſchaffen im Stande ſind. Gleichwohl gehört die Erklärung, was die Poeſie ſey, unter diejenigen Dinge, die man am beſten, wenn man ſie ausübt, verſtehen lernt. Man muß erſt gute Beiſpiele vor Augen gehabt, und dieſelben durchdrungen haben, wenn man fähig ſeyn will, zu Grundſätzen, deren man verſichert iſt, hervorzugehen, den innern Zuſammenhang derſelben zu finden, und das Ganze zu überſehen. Indeſſen iſt für Genies ſchon überall geſorgt. Der Funke liegt ſchon in ihnen, glimmt ſchon, und wie es nur eine einzige Flamme braucht, die größte Mine in Feuer zu ſetzen, ſo darf man jenen nur Gegenſtände, die der Geiſt angab, darbieten, nur Entwicklung und Nahrung verſchaffen, um ſie aufzuwecken, und in Gährung zu ſetzen. Ein einziger voller Blick in die Natur, ein einziges Gemälde von Raphael, ein Antinous, ein einziges Buch von Virgil iſt vermögend, den erſten Seelenriß zu verurſachen, Dichteraugen zu ſchärfen, ſinnliche Dinge abgezogen, und abgezogene ſinnlich zu machn, und den jungen Dichter dahin zu ſtellen, wo man ihm zwar die Fernen zeigen, aber ihn nicht mehr begleiten kann; wo diejenigen guten Köpfe noch allemal am richtigſten giengen, welche ohne Führer gegangen ſind.

Die Natur iſt die Schule der Dichter, die Schule der Künſtler. Was iſt denn aber eigentlich dieſe Natur für den Dichter? Er ſtudirt ſie, ahmt ſie nach, drückt ſie aus, giebt uns das Bild ſeines Geiſtes, ſo wie er in dem Augenblicke, da er ſie nachahmte, geſtimmt war. Was iſt dann nun dieſe Nachahmung? Wie können wir uns das faßlich machen? Und welches ſind in unſern Umſtänden für uns die zuverläſſigſten Mittel, den wahren Begriffen ſo bald, und ſo nahe, als möglich, zu kommen?

Wir nehmen hier die Natur nicht in dem weitläufigſten Verſtande, vermöge deſſen man ſie als die allgemeine Kraft betrachtet, welche bei der größten Mannigfaltigkeit gänzlich ſimpel, bei den unaufhörlichen Veränderungen gänzlich einfach, unabhängig in allem, und in allem mittheilend dieſes Weltſyſtem in dem genaueſten Verhältniſſe, in der ſtrengſten Ordnung belebt, unterhält, verſchlingt, umſchafft und wieder hervorbringt; — nicht ſo, wie ſie der Naturkundige, der mechaniſche Künſtler, der Mann, der bloß das Sinnliche der Natur zu ſeinen ſinnlichen Abſichten unterſucht, zu betrachten pflegt. Wenn gleich eine Kenntniß der natürlichen Lage, Ordnung, Wirkungen einem Dichter eben ſo nothwendig iſt, als dem bloß mechaniſchen Künſtler; ſo iſt dieſe Kenntniß doch nicht ſein Endzweck, doch nicht ſeine Ruhe, ſo iſt ſie doch nur ein Mittel, ihn die Vollkommenheit ſeiner dichteriſchen Abſichten erreichen zu laſſen; der Dichter betrachtet, nützet die Natur, wie ſie gemäß dieſer Einrichtung, dieſer Verbindung eines Gegenſtandes vermögend iſt, auf ſein Herz, mithin auf die Herzen aller Menſchen dieſe und jene Eindrücke zu machen, Empfindungen dieſer Art hervorzubringen, und überhaupt Luſt oder Unluſt zu erwecken.

Ich ſehe einen hohen Berg mit Gras bewachſen, ſehe ihn mit den Augen des Dichters; zwar muß dieſer Berg ſo beſchaffen ſeyn, wie er es iſt, um für mein Auge ſo ausfallen, um mich ſo, wie er es jetzt vermögend iſt, rühren zu können; aber als Dichter unterſuche ich nicht, wie ſeine Schichten, ſeine innern Theile, ſein Wachsthum beſchaffen, ſondern mit welchem Eindrucke er auf mich zuſammenfloß, welche Empfindung er in mir verurſacht habe. — Nehmen wir von dieſem Berge ſein Aeuſſeres weg; er behalte ſeine ganze Materie; er werde kahl; werde ein ſteiler Felſen, von deſſen ſchwindeligen Höhen ungeheure Klumpen herabhängen. In dieſem Falle ändert die Natur für den Naturforſcher nichts, als die Größe, die Anzahl der Theile; aber wie verändert iſt ſie für den Dichter! Was ehe ſanfte freudige Eindrücke machte, das zieht nun ſeine Seele in die Höhe, erweckt in ihr ein Gefühl von Schaudern, von ſtiller Melancholie, von ſchwermüthiger Ruhe. Setzen wir auf den einſamſten Ort dieſes Felſen eine Cypreſſe; laſſen wir eine ſanfte Quelle herabſprudeln, einen Adler aus einer Kluft heraustönen; ſetzen wir die kleinſten Umſtände hinzu, ſo verändert jeder dieſer kleinſten Zuſätze die Natur für den Dichter.

Ich ſehe einen Menſchen in der äußerſten Betrübniß. Zwar müſſen die Theile ſeines Körpers dieſe Richtung, dieſe Nervenſpannung, dieſen Druck der Muskeln, dieſe ſichtbare Zeichnung haben; aber nur die Wirkung auf mein Herz, welche der Anblick dieſer äußern Stellung, der Anblick des innern Ausdruckes nach ſich zieht, der ähnliche Ton meiner Seele, der Einguß des Schmerzens, welcher vermöge meines Mitgefühles in mich ſtrömt, iſt die Natur für den Dichter.

Die Hauptgrundſätze dieſer Empfindungen müſſen wir wiſſen. Wie der innere Bau aller lebenden Weſen an gewiſſe Elemente angewieſen, und ſo beſtellt iſt, daß er nur mit dieſen ſich vereinige, nur in dieſen ſich nähre, und wie das, was im Waſſer lebt, zu Grunde geht, wenn man es zwingen will, Hitze zu athmen; ſo ſind die Sinne der Seele, die Nerven ihrer Empfindſamkeit ſo beſchaffen, haben ein ſolches Verhältniß gegen jegliche Theile der Natur, daß allemal gewiſſen Gegenſtänden gewiſſe Empfindungen zukommen, und dieſe Natur iſt für den Dichter dann vollkommen erreicht, wenn die Gegenſtände der Einbildungskraft gehörig vorgeſtellt, nämlich weder aus falſchen, noch aus zu ſchwachen Theilen zuſammengeſetzt ſind, und die Empfindſamkeit des Herzens noch zu verwöhnt, noch zu ſpröd iſt, die Eindrücke gehörig ſich ausbreiten und wirken zu laſſen.

Alle Empfindungen, welche von natürlich vorgeſtellten, und natürlich aufgenommenen Gegenſtänden hervorgebracht werden, kommen darin überein, daß ſie dem Menſchen für eben dieſen Gegenſtand Gefallen oder Mißfallen erwecken. In Abſicht auf das Sittliche und die Güte des Herzens iſt die weiſeſte Fügung ſo getroffen, daß dem Menſchen, der die wahre Empfindung hat, eben das, was denſelben erhebt, ſeiner Natur nach gefällt, und eben das mißfällt, was ſie erniedriget; aber in Abſicht auf den Dichter herrſcht darum nicht weniger in beiden Fällen Natur. So ſehr uns das Betragen eines Tyrannen aufbringt, und ſein Laſter verhaßt macht, ſo ſehr muß derjenige, der ihn vorſtellen will, dieſem Charakter gemäß handeln, er muß in dem Augenblicke, da er einen Tyrannen ſchildern will, nachempfinden, was jener empfindet, wenn er die poetiſche Natur deſſelben ſchildern, die gehörigen Eindrücke verurſachen, und Wahrheit hervorbringen ſoll.

Nichts muß alſo wahrer, mit der Natur der Dinge genauer verbunden ſeyn, als die Poeſie. Indem das allgemeine Syſtem der Natur, die Geſetze der Ordnung, der Harmonie ewig, und mithin die Harmonie, die Geſetze der Empfindungen gleichfalls ewig, und im Grunde unabänderlich ſind, ſo kann man allemal, wenn man dieſe zu Rathe zieht, erfahren, ob etwas ſeiner innern Einrichtung gemäß, oder mit derſelben im Widerſpruch ſey. Es iſt dem Menſchen, wenn ein Gegenſtand ihm vorkommt, nicht willkührlich, eine Empfindung nach ſeinem Belieben in ſich kommen zu laſſen. Wenn die Gegenſtände gleich vorgeſtellt, und die Herzen gleich offen ſind, ſo müſſen über eben dieſelben Dinge alle Menſchen gleich, und nur den Graden nach verſchieden empfinden. Auf dieſes gründen ſich alle Syſteme und Verbindungen der Menſchen; denn, wie wenn andere Menſchen bei geſunden Augen das in blauer Farbe ſuchen ſollten, was mir in rother erſcheint, es keine Gewißheit in Farben geben würde; ſo wären, wenn es andern natürlich ſeyn könnte, da, wo ich traurig bin, freudig zu werden, alle menſchliche Grundſätze verloren. Wenn es andern Menſchen natürlich wäre, für die Tugend Abſcheu, und für das Laſter Vergnügen zu fühlen, ſo gäbe es keine Tugend, kein Geſetz der Sitten; und wenn Männer, denen wir einhellig den wahren Dichtergeiſt zugeben, den Homer jemals als ein Muſter des Schlechten erklärt hätten, ſo gäbe es keine Gewißheit des Geſchmackes, keine Regel der Künſte.

Ja, die Unwiſſenheit in barbariſchen Zeiten, wo man von dem wahren Schönen keine Idee beſaß; übel verſtandene Grundſätze, wo man ſein Herz gegen alle feinere Empfindung verſchloß; — Staatsunruhen, oder harte Geſetze, wo man nie Zeit fand, zur wahren Stille des Geiſtes zu gelangen; öffentliche Feierlichkeiten ohne Ausdruck, und herrſchende Moden, wo man mit großen Koſten und Gepränge Kleinigkeiten erhob; und tauſend ſolche Zufälle verleiteten und gewöhnten auch gute Köpfe an ſeelenloſen, ſpielenden Dingen etwas Anziehendes zu finden. Aber wie der Geſchmack am Sittlichen niemals gänzlich durch Laſter erſtickt wird, ſo ward die wahre Empfindung in abentheuerliche Formen gehüllet, niemals im Grunde gehoben. Einzelne Strahlen fuhren immerfort durch die dickeſten Finſterniſſe. Ein einziges gutes Buch, ein Gemälde riß oft plötzlich ein Eisvolk vom Schlafe auf, und ein einziger Funke verbreitete rund umher eine allgemeine Flamme.

Wenn der Menſch das wahre Gefühl den wahren Geſchmack hätte, dürfte er ſich wenn ihm anders die Gegenſtände gehörig beleuchtet ſind, demſelben völlig überlaſſen, und in allen Fällen thun, was ihm Vergnügen, und unterlaſſen, was ihm Abſcheu erwecket. Der Geiſt des Menſchen beſteht aus dem Gefühle von Ordnung und Harmonie, von Großmuth, Wohlwollen, und den übrigen Eigenſchaften, welche die Natur des Menſchen erheben, einer Natur, deren vollkommener und einziger Zuſtand dann am beſten beſtellt iſt, wenn alle Tugenden im gleichen Grade ſich vereinigen. So oft der Menſch eine Empfindung aufnimmt, die ſeinem wahren Wohlſeyn entgegen ſteht, ſo oft wird ſeiner Natur Gewalt angethan. Und wie er verderbt wird, wenn widrige, öfters wiederholte Eindrücke, erſt zu Begierden, hernach zur Gewohnheit, und endlich zur Leidenſchaft werden, ſo wird er im Gegentheil herausgehoben, wenn er bald an wahre Ideen, an wahre Eindrücke gewöhnt wird.

Die Poeſie mit allen ihren Arten kömmt alſo in dieſem gemeinſchaftlichen Endzwecke überein, vermöge natürlicher, wahrer Vorſtellungen auf die Herzen zu wirken, und in dieſelben dieſe oder jene Empfindung in verſchiedenen Graden hervorzubringen. Es können alſo auch ſolche Vorſtellungen, welche die Sitten untergraben (wie das Feuer Verwüſtungen anrichten kann, und doch nützlich bleibt) poetiſch gut ſeyn; aber wie man die Waffen keineswegs erfand, um zu zerſtören, ſondern um die Glückſeligkeit des allgemeinen und Privatlebens zu befeſtigen, ſo ſoll der Endzweck der ſchönen Künſte, ſo muß es in guten Staaten nur dieſer ſeyn, diejenigen Empfindungen, welche des Menſchen Wohl erhöhen, zu befeſtigen, ein thätiges Mißfallen gegen ſchädliche Gegenſtände aufzuwecken; kurz, den wahren Geſchmack in das ganze Leben zu gießen, ein geſchwindes, wahres Urtheil, daß etwas unſere Neigung oder Abneigung verdienet.

Wer alſo die wahre Einbildungskraft, das iſt, die Stärke und Richtigkeit des Geiſtes beſitzt, jeden Gegenſtand der Natur, ſo, wie er wirklich iſt, oder ſeyn würde, wenn er wäre, ſich vorzuſtellen; — wer überdieß die Biegſamkeit und Fülle des Herzens beſitzt, mit jedem Gegenſtande gehörig zu ſympatiſiren, das iſt, bei der Anſchauung deſſelben, gerade das zu empfinden, was er ſeiner Natur nach vermögend iſt, uns empfinden zu machen, der beſitzt ein dichteriſches Genie; und wenn er überdieß die Stärke, ſeine Faſſung unter die Sinne zu bringen in ſeiner Gewalt hat, die Gabe des Dichters.

Um uns bei allem, was wir von der Dichtkunſt ſagen werden, immer an einen Grundſatz halten, und auf denſelben beziehen zu können, ſo wollen wir annehmen: „Die Dichtkunſt ſey der volle Ausdruck der wahren Empfindung über die ſchöne Natur.“ Die ſchöne Natur nachahmen, heißt, aus einzelnen Theilen ein Ganzes, das ſich über die gemeine Natur erhebt, zuſammen ſetzen. Jede Gegend in der Welt giebt dem Maler eine gewiſſe Idee zur Landſchaft; aber nicht alles, was in dieſer Gegend liegt, iſt vermögend, zu dieſer Idee etwas beizutragen; dieſe Gegenſtände läßt der Maler weg, ſetzt andere, welche der Hauptempfindung gleich kommen, hinzu, oder verſtärkt ſie, macht ein Ganzes und iſt verſichert, daß es ſo, wie es ihn rührt, alle Kenner in der Welt rühren werde.

Man hat wiederholte, durch die Erfahrung und Vernunft beſtätigte Beobachtungen, daß etwas ſchön, für das Herz rührend gemacht ſey, wenn man es nach einer gewiſſen Einrichtung macht; dieſe Beobachtungen heißt man Regeln; ihre Kenntniß iſt uns nothwendig; aber ſie fließen aus der Natur der Sache; und wer nicht Genie beſitzt, dem ſind ſie unzulänglich. Die Dichtkunſt des Ariſtoteles, der als Philoſoph mit dem durchdringendſten Auge die Natur anfaßte, des Horaz, der für die dramatiſchen Dichter und für die Künſtler ſchrieb, des Boileau, Vida und ſo vieler anderer, welche glücklich nachahmten, oder hinzuſetzten, ſind mehr als hinlänglich, einen guten Kopf zum Dichter zu bilden, wenn er gebildet werden kann. Wenn man nun weiter dringt, und nicht zufrieden iſt, erfahren zu haben, daß ein Gegenſtand in dieſer Stellung, welche man Regel nennt, dieſe Wirkung hervorbringe, ſondern die Urſache wiſſen will, vermöge welcher er ſie hervorbringen kann, ſo tritt man in das Gebiet einer neuen hohen Wiſſenſchaft ein, welche man Empfindungslehre, oder nach Herrn Baumgarten, der erſte, der ſie ſo nannte, Aeſthetik nennt, und in welcher die Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, das iſt, die geiſtige Urſache der Regeln aus den Eigenſchaften der Gegenſtände, welche auf uns wirken, und unſers Empfindungsvermögens, welches durch dieſelben angeſtimmt wird, hergeleitet werden muß. Sulzers allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, Baumgartens, Winkelmanns, Wattelets, Mengs, Riedels, du Bos ꝛc. Schriften können einem künftigen Genie zum Grunde dienen, ein ſimples Ganzes nach der Art zu verfertigen, wie es Homer den Theilen nach verſucht hat.

§. 2.

Abtheilung der ſchönen Künſte.

Ich trenne mich hier von der Beredſamkeit, welche mit der Poeſie das ausmacht, was man „ſchöne Wiſſenſchaften" nennt. Ihr Unterſchied iſt, daß jene mit dem Verſtande wirkliche Wahrheiten, dieſe aber mit der Einbildungskraft mögliche und wahrſcheinliche Dinge bearbeitet; daß jene lehren und vergnügen, dieſe aber allein vergnügen will.

Die Poeſie, ſagte ich, ſey der Ausdruck der wahren Empfindung u. ſ. w. So viele Mittel es alſo giebt, dieſen Ausdruck ſinnlich zu machen, ſo viele Zweige der ſchönen Künſte muß es geben. Man ſoll den Augenblick vorſtellen, da Sokrates den Giftbecher anſetzt. Dieſen Ausdruck kann uns geben der Sprachpoet mit Worten; der Tonkünſtler mit Tönen; der Maler mit Farben; der Bildhauer mit Holz und Stein; der Kupferſtecher mit dem Griffel; der Pantomimiſt mit Geberden; alle ebendaſſelbe durch verſchiedene Mittel. Und ſo viele zählet man insgemein der ſchönen Künſte, zu welchen noch die Bau- und Gartenkunſt, in ſo weit ſie Ideen ausdrücken ſollen, genommen werden.

Jede dieſer Künſte hat ihre beſondern Arten und Mittel, in denſelben ſich auszudrücken. Wie viele Inſtrumente hat man nicht in der Muſik erfunden, um dem Tone nahe zu kommen, welcher mit unſerer Empfindung etwas Aehnliches haben ſollte! Viele derſelben haben für uns allen Ausdruck verloren, ſo wie die unſern durch beſtändige Zuſätze und Aenderungen in die Hände der Nachkommenſchaft unkenntlich und unbrauchbar kommen werden. Die Trompete und die Flöte haben einen treffenden Ausdruck, aber niemals konnte eine Erfindung der Harmonie der menſchlichen Stimme gleich kommen. Die Kupferſtecher haben ſich verſchiedene Arten erfunden, ihren Ausdruck zu erleichtern; indem ſie bald durch Striche, welches man eigentlich Stechen nennt, bald durch Punkte, welches man Punktiren nennt, ihre Ideen, wie ebenfalls in der Aetzkunſt geſchieht, eingraben, oder, wie in der ſchwarzen Kunſt, ausgraben. Da wir dieſe Künſte, in ſo weit ſie etwas mit der Sprachpoeſie gemein haben, immerfort mitnehmen, ihre Anwendung und ihren Nutzen zeigen, und zuletzt uns mit der Theorie derſelben bekannt machen werden, ſo will ich ſie hier nicht weiter berühren, und nur noch von der Pantomime, deren lyriſcher Ausdruck der Tanz iſt, einige Erklärungen geben; denn eine Haupturſache, warum einige Leute oft die beſten Bücher in Händen haben, und doch leer und geiſtlos ſie weglegen, iſt ganz gewiß auch dieſe, daß ſie dieſelben ohne Sinnlichkeit, ohne Pantomime leſen. Die Rede der Juno: „mene incepto desistere victam" u. ſ. w. enthält nichts für den jungen Leſer, wenn er nicht den Geiſt, die Herzenslage, woraus dieſe Stelle kam, das talia flammato secum dea corde volutans mit vor Augen hat, und den Stromausbruch der Leidenſchaft, die Bitterkeit der Worte: quippe vetor fatis; den Riß des ſchrecklichen Gemäldes: ipsa Jovis rapidum etc.; und dann den hochausholenden Ton: at ego, quae divum etc in jede Sylbe gelegt ſieht. Allgemeine Gründe, woraus die Pantomime, wozu ich auch die Deklamation nehmen will, eigentlich ſich herleite, ſind uns alſo nothwendig.

Die Pantomime iſt der Ausdruck der Empfindungen durch Geberden; darunter verſteht man die Züge der Augen, die Bewegung der Hände und des ganzen Leibes.

Eine jede Empfindung, ſo lange ſie rein iſt, das iſt, ſo lange ſie nicht durch Nebenempfindungen getheilt oder zurückgehalten iſt, hat ihre eigene, unwillkürliche Pantomime, ſo, daß zwei Menſchen, welche eben dieſelbe Empfindung in eben demſelben Grade hätten, in aller Welt eben dieſelben Bewegungen machten. Dieſe Bewegung gründet ſich bei ungetheilten Empfindungen auf ganz einfache natürliche Grundſätze, welche aus der Neigung oder Abneigung des menſchlichen Herzens nach oder wider einen Gegenſtand hergeleitet werden. So muß man den Ausdruck der Gemälde, der Statuen prüfen, und fragen, was für eine Bewegung, gemäß der Empfindung, welche der Künſtler ſchildern wollte, eigentlich folgen, und ob ſie ſich in dieſer Stellung, in dieſer Lage der Muskeln ausdrücken ſollte.

Aber die Empfindungen ſind ſelten rein, ſie werden von Empfindungen einer andern Art, die nach einem ganz andern Zwecke ſtreben, entkräftet oder getheilt, das iſt, ſie gehen, je nachdem das Temperament, die Grundſätze, Abſichten, Gewohnheiten und Nebengefühle der Menſchen beſchaffen ſind, in verſchiedene Charaktere von einander ab. Wenn ein Maler die Köpfe einer Armee in der Schlachtordnung malen wollte, ſo müßte er allen eben dieſelbe Hauptempfindung, aber einem jeden beſondere Ausdrücke geben. Die Empfindungen der Apoſtel, als Chriſtus gen Himmel fuhr, der Jünger gen Emaus, waren eben dieſelben; aber wer Gelegenheit hat, den Ausdruck dieſer Scenen in den Arbeiten großer Köpfe zu ſehen, der wird in jedem etwas, das ſich beſonders ausnimmt, entdecken. Als Sokrates den Giftbecher anſetzte, verhüllten ſich einige in ihre Mäntel, Krito ſtand auf, irrte in dem Gefängniſſe herum, und ſchrie; andere ſtanden unbeweglich, betrachteten finſter und ſchweigend den Sokrates, und Thränen rollten ihre Wangen herab. Apollodorus ſetzte ſich am Fuße des Bettes nieder, den Rücken gegen den Sokrates gekehrt, und den Mund in der Hand ſich des Schluchzens zu erwehren; — und ſo würde, in der entgegengeſetzten Empfindung der Freude, jeder nach der Art, die ſeinem Charakter gemäß war, ſich ausgedrückt haben. Man faßt nun, wie fehlerhaft und unnatürlich die Stellungen unſerer Figuranten bei Chören und Balleten geweſen ſind.

Wer die Natur beſitzt, und ſich dann ganz ſeiner Fülle überläßt, dem gelingt auch unfehlbar die wahre Pantomime; aber Künſtler, welche ſich davon entfernt haben, müſſen ſie in den Statuen und Gemälden der alten und neuen großen Meiſter ſtudiren; ihre Bewegungen ſind, ſo wie die Ausdrücke der ſchönen Natur, tief glühend, ſtill, und feierlich. Ihre Freude hat nichts Ausgelaſſenes, ihr Schmerz nichts Raſendes, und ihre Stellungen nichts, was den Wohlſtand beleidigen, und der Empfindung des gleichfühlenden Menſchen fremd auffallen könnte. Winkelmann hat hierüber die ſchönſten Anmerkungen geſchrieben, und ein Lehrer fährt wohl, wenn er ſeinen Schülern ſie vorlegt, und Gelegenheit ergreift, Dinge zu ſagen, bei denen ſein Herz ſich ergießen, und das Talent des Schülers ſich öffnen muß.

Wir haben kein Buch, welches die Geſetze, worauf die Pantomimen beruhen, in ein Syſtem gebracht hätte. Lucians Abhandlung vom Tanzen, Donats Anmerkungen über den Terenz, Diderot, Leſſing, und beſonders Noverre haben ungemein viel Licht über daſſelbe verbreitet. Ein Lehrer, dem um ſeine Schüler zu thun iſt, ſoll dieſelben öfters darin üben, daß er ihnen ſchöne Stellen vorlegt, die Pantomime über dieſelben ſchreiben, und dann mit der Deklamation ſie begleiten läßt. Sie werden in kurzer Zeit die allgemeinſten Grunditze entdecken, und überhaupt ſchon unendlich ewinnen, wenn ſie ſich einmal gewöhnt haen, dieſe Anmerkungen für wichtig anzuſehen, nd ſich an dieſelben zu halten. Die Noten ur Pantomime und Deklamation bei der folenden Stelle ſind ſehr leicht zu zeichnen.

1) Jeſus trat in die offene Pforte der Hölle.
2) Die Hüter waren nieder vor ihm auf die
Stufen geſunken.
3) Und ſie erhoben ſich,
4) ſah'n anbetend dem Richter der Welt nach,
5) ſah'n, wie er hinunter ſtieg in die Tiefe
der Tiefen,
6) und wie die Satane weit umher zu Felſen erſtarrten.

Stimme und Aktion folgen den Ideen; alſo bis 2) mit gleichtönender, feierlicher Stimme, die Hände nach und nach von ſich; — „die Hüter ꝛc.“ Stimme und Hände ſinken; 3) erheben ſie ſich wieder; und bei: „ſah'n anbetend ꝛc.“ verlängert ſich die Hand, die Stimme dehnt ſich; bei 5) fallen beide; und endlich 6) ſteigt die Stimme; bei den Worten: „weit umher,“ die Hände auseinander, und beim: „erſtarrten,“ fällt die Stimme, und die gehobenen Hände ruhen.

Die Bewegungen der Hände und der Mienen ergeben ſich nicht allemal zu gleicher Zeit, ſondern ſie folgen oft auf einander. Wenn die Seele aus einem ruhigen Zuſtande plötzlich in Bewegung geſetzt wird, ſo werden ſich die Hände voraus bewegen, und in den Augen und Mienen wird ſich die Aenderung nur nach und nach zeigen; der Ton wird beflügelt, begeiſtert ſeyn. Spannt ſich entgegen die Seele ab, und verfällt ſie aus großer Heftigkeit plötzlich in den Stand der Ruhe; ſo ſenken ſich die Glieder, die am leichteſten in unſerer Gewalt ſtehen, voraus, und das vorige Feuer geht langſam in die neue Empfindung über; der Ton wird gemäßigt und feierlich ſeyn.

Aber die Stimme begleitet unmittelbar die Worte mit demjenigen Tone, den die Empfindung erfordert. Welche unſägliche, übertriebene Mühe wandten die Alten an, beides, die Bewegungen und die Stimme zu bilden, und in beides Empfindung und Ausdruck zu bringen! Und wie ſelten ſind jetzt die Männer, welche Kenntniß und Fähigkeit genug beſitzen, einen Virgil, einen Klopſtock zu deklamiren! Der Lehrer gewöhne alſo den jungen Dichter immerzu mit dem Herzen, und nicht nur ſo, daß man ſeine Worte vernehme, ſondern, daß man ſie ſehe, zu leſen.

§. 3.

Wie man den Dichter leſen und nützen ſoll.

Eine Vorleſung.

Wenn man Ihnen heute eine Sammlung aller Dichter, die jemals in der Welt waren, zu Ihrem Gebrauche überließe, und Sie wüßten nicht, wo Sie anfangen, wohin Sie Ihre Abſichten richten ſollten, was würde Sie dieſe Sammlung wohl nützen! Sie würden immer leſen, würden aber weder ein Syſtem noch einen Endzweck finden, und wenn es weit käme, ſo würde der größte Nutzen am Ende noch dieſer ſeyn, daß Sie das wüßten, aber nicht verſtänden, nicht auffaßten, was Sie geleſen haben. Häusliche Anmerkungen, wie man bei einer nützlichen Wiſſenſchaft ſogleich den kürzeſten Weg gehen, wie man dieſelben anlegen, dieſelben auf das Leben, auf ſeine und anderer Glückſeligkeit anwenden könne, ſind uns höchſt nöthig, wenn wir uns nicht der Gefahr ausſetzen wollen, eine Weile in der Irre herum zu gehen, vielleicht das Ziel gänzlich zu verfehlen, oder unſern Eifer durch fruchtloſe Bemühungen zu ermüden. Es iſt ſchwer, einen Weg allein zu gehen, wo man ſo oft zwecklos fortgehen, ſo oft ſich verfehlen kann; und dieſes mag wohl die Urſache ſeyn, warum die Poeſie, in Betracht, was ſie nützen könnte, noch in unſern Tagen ſo leer, und die Meinung, daß ſie bloß zum Vergnügen, deſſen der Staat leicht entbehren kann, gemacht ſey, überhaupt noch gemein bleibt.

Ich will Ihnen alſo ſagen, was ich, falls ich die Poeſie anfangen ſollte, an Ihrer Stelle thun, wie ich mich verhalten würde; ich will Ihnen ſagen, was — wie ich leſe, will Ihnen die Stellen auszeichnen, wo — und wie ich empfinde; Ihnen erklären, warum ich ſo zu empfinden glaube; aber ich werde mich dabei niemals an eine ſyſtematiſche Ordnung binden; und wenn ich je was Gutes, was Nützliches ſage, ſo wird allemal das, was ich bei Gelegenheit, wann ich ſelbſt mit in die Sache gebracht, ſelbſt mit gerührt bin, im Feuer bin, ſagen werde, am beſten geſagt ſeyn. Sie ſind meine lieben Landsleute, ſind meine Freunde, und ich bin unendlich ſtolz, edle Seelen, Männer, welche dem Staate nützen, ihn auf eine nützliche Art vergnügen werden, als Freunde zu kennen. Vielleicht iſt ein weites, großes Genie, dem einſt wichtige Dinge bevorſtehen, unter Ihnen, und wie will ich mich freuen, die erſten Keime deſſelben entdeckt, gebildet zu haben!

Das beſte Mittel, ſeine Begriffe nach und nach zu einem Syſtem zu führen, iſt, daß Sie ſich den Muth nehmen, alles, was ich Ihnen als leſenswürdig anrühmen werde, zu leſen, und ein gewiſſes Buch, das Ihrer Faſſung am nächſten kommt, zu Ihrem Vertrauten zu machen. Es würde Sie nichts nützen, wenn ich Ihnen heute ſogleich eine Theorie vorlegen wollte, zu der ich ſelbſt, ohne daß ich es merkte, was in mir vorgieng, durch ein lange fortgeſetztes Leſen, und durch Jahre und Umgang gekommen bin. Wie viele Eindrücke und Wiederholungen derſelben werden erfordert, bis unſer Gefühl zum wahren Tone geſtimmt, und in demſelben befeſtiget wird; und wie lange muß man fort leſen, um zu wiſſen, warum man lieſt, und wohin man am Ende geführt wird?

Merken Sie ſich die Stellen, wo Sie ſich am längſten verweilten, wo Sie glaubten, etwas Auſſerordentliches zu finden, und ſchreiben Sie darüber in wenigen Worten Ihr Urtheil, Ihre Empfindung nieder. Fühlen Sie ſich bisweilen erhitzt, ſelbſt etwas zu ſchreiben, ſo laſſen Sie ja dieſe glücklichen und ſeltenen Stunden nicht unbenutzt vorübergehen; ſie kommen manchmal nicht wieder, wenigſtens nicht ſo wieder, wie ſie uns damals entzündeten.

Schreiben Sie, ſo lange Sie ſich fühlen, und leſen Sie bei kaltem Blute. Dieſe Uebung hat einen vielſeitigen Nutzen, ſie ſchärfet und ordnet unſere Gedanken, bildet unſern Styl aus, und iſt überhaupt das einzige Mittel, den Gang unſerer Einſichten kennen zu lernen. Wenn Sie immer ſo fort leſen, ſo werden Sie in etlichen Monaten klüger, empfindſamer, beſſer, geſitteter ſeyn, als Sie heute ſind. Das muß jeder Menſch von ſich denken, der ſich nicht einbildet, das Ziel aller Ausſichten dieſen Tag erreicht, und ſeine Verbeſſerung ſchon geendet zu haben. Was Ihnen jetzt gefällt, wird Ihnen vielleicht nach etlichen Monaten mißfallen, und das Buch, das Sie jetzt begierig leſen, werden Sie vielleicht kaltſinnig weglegen, und vergeſſen. Wie angenehm muß es nicht jedem ſeyn, in Sich ſelbſt ſehen, Sich ſelbſt auf eine ſo gute Weiſe beobachten zu können!

Ich muß hier, weil ich Sie liebe, eine ſehr wichtige Anmerkung im Vorbeigehen machen. Ich werde Ihnen oft einen Mann, der ein großes Talent beſaß, nennen, und vor ſeiner Geſellſchaft Sie warnen. Er fühlte Rieſenſtärke, führte Rieſenſtreiche auf eben das Gebäude, das er erhalten, und zerſchlug eben die, welche er unterſtützen ſollte. Es giebt keine Schriften, welche ſchrecklicher ſchaden können, als die Schriften großer aber böſer Poeten. Sie trennen die feſte Haltung des Geiſtes, ſchwächen den Kopf zu männlichen Geſchäften, und öffnen jeder Thorheit in das ſchlaffe Herz, und in abgeſpannte Sinne den Eingang. Wehe dem Manne, der auf dieſe Weiſe unſere Ruhe ſtört! Er hat Nationen in ihrem Aufkeimen vergiftet, Jünglinge entnervt, und Jahrhunderte geiſtlos gemacht!

Da ich ein Menſch bin, und mithin außer Stand bin, Ihnen ein anderes Verbot auf die Lektüre dieſer Abwege zu geben, als was Ihnen ihre eigene Menſchenvernunft, Ihre eigene Wohlfahrt und Ruhe befiehlt; da ich weiß, daß man das, was am ſchärfſten verboten iſt, insgeheim ſehr oft am liebſten lieſt; ſo kann ich nichts thun, als die Stimme der Ehre Ihnen zurufen, und Sie nochmals erinnern, daß, gleichwie der Freund, den man zum Vertrauten ſich wählt, ein Zeuge des Herzens, ſo auch das Buch, das Sie leſen, ein unfehlbarer Beweis Ihrer Einſichten, Ihres Geſchmackes, Ihrer heimlichen und künftigen Faſſung ſey.

Was in Athen groß, poetiſch ſchön war, iſt es nicht allemal bei uns. Wie viele Dinge, die ehemals Tugenden waren, nun allgemein Laſter ſind; ſo iſt durch die damaligen Sitten vieles gerechtfertiget, was jetzt das

Auge des feinern Mannes beleidiget; ich habe nie ein unſittliches Gemälde auf Papier oder Leinwand geſehen, ohne für den Künſtler die äußerſte Verachtung zu fühlen. Beſitzt der Mann Talente, über die Empfindung zu herrſchen; warum wollte er den Beifall aller Zeiten nicht einärndten, warum wollte er aus kriechender Herablaſſung der Miethling eines vornehmen Wollüſtlings ſeyn! Auch wir Deutſche beſitzen von dieſer Art ein paar große Talente; aber wie iſt es zu bedauern, daß ich ſie hier nicht nennen darf, und in keiner Geſellſchaft, wo Menſchen mit feinen Herzen ſind, nennen darf. Der öffentliche Aufkauf ſolcher Schriften iſt ein Zeuge von der elenden undeutſchen Geſinnung der Käufer, und ihr Spott, wenn Sie ſolche Schriften verachten, ſoll Sie nicht kränken. Dieß Verfahren der größten Talente, deren Andenken alle Weltalter durchleben wird, ſtehe Ihnen für die Wahrheit Ihres Geſchmackes. Vergeſſen Sie niemals, wie geſittet die großen Seelen, ein Virgil, ein Richardſohn, und unter uns ein Gellert, ein Weiſe geſchrieben hat.

Studiren Sie alſo ein Buch, und laſſen Sie dieß Ihren Freund, Ihren Rathgeber ſeyn. Sie haben jetzt einen Horaz, einen Virgil: O wie viel haben Sie! Und was müßte aus Ihnen werden, welche große Männer müßten

Sie werden, wenn Sie den Geiſt derſelben durchdringen und in ſich aufnehmen ſollten! Viele halten das Vergnügen, das ihnen die Lektüre derſelben giebt, ſchon für den endlichen Nutzen, ruhen dabei aus, und glauben, mit Genie geleſen zu haben, wenn ſie nach deſſelben Durchblätterung künftig noch Luſt empfinden, aufs neue leſen zu wollen. Der Mann, der ein Gemälde des Unglücks bloß mit Kunſtaugen betrachtet, und über die Vorſtellung eines Trauerſpiels mitgerührt wird, und mitweint, aber ſeine Thränen für die Stimme der Kunſt hält, und dann im bürgerlichen Leben ſelbſt das thut, wider was er dort eiferte, kann unmöglich jemals mit der wahren Abſicht des Dichters bekannt, und vom Geſchmacke deſſelben beſeelt ſeyn. Wenn der junge Dichter mit ſeinem Lehrer den Horaz lieſt, ſo vergeſſe er niemals die Antwort auf die Frage: quid dedicatum poscit Apollinem vates? etc. in allen Oden zu ſuchen, ſich ſtets das Vergnügen des wahren Geſchmackes, nämlich eines ſimpeln, ruhigen Lebens, unſers endlichen Wunſches, ins Gefühl zu legen, und ſich des Horaziſchen Geiſtes, des wahren Dichtergeiſtes zu verſichern; er vergeſſe niemals, wenn er den Virgil lieſt, die großen Gemälde von der gleichförmigen über die Schickſale erhabenen Faſſung durch Wiederholung in ſeine

Seele zu bringen, und ſie zum Muth über alle Beſchwerniſſe zu heben. Aber leſen müſſen Sie ehe den Dichter, mit ihm handeln, mit ihm beklemmt, zerriſſen, erhoben werden, kurz in die Natur, die er ſchildert, verſetzt werden.

Ich will Ihnen ein Beiſpiel von der Natur lebloſer Gegenſtände geben, denn es iſt beſſer, mit dieſen anzufangen, weil die Natur der Leidenſchaften überaus viel vorausſetzt. Ein Dichter malt zum Beiſpiel die Nacht; ſo kann er entweder die Gegenſtände, welche dem Auge, dem Ohre, und den übrigen Sinnen beſonders entgegen kommen, aufnehmen, welches der Maler allemal thun muß; oder die Empfindung, welche er von denſelben erhält, beſchreiben, oder beides zugleich thun. Ich muß hier im Vorbeigehen eine kleine Anmerkung machen. Die Sprachdichter haben ſich hierin ſehr viel zu gute gethan, indem ſie ſich zur Zeit, da ſie von gegenwärtigen Dingen ſprachen, erlaubten, von den vergangenen oder zukünftigen zu ſprechen. Wenn ſie ſagten, jetzt iſt Frühling: ſo ſagten ſie, jetzt iſt es nicht mehr Winter, oder jetzt wird's bald Sommer ſeyn; ſie beſchrieben damit die Gegenſtände des Sommers, und vergaßen oft, von was ſie reden wollten. Dieſe Schilderungen, welche der Sache, die man malen will, vor- und nachgehen, können wohl an ſich ſelbſt Meiſterſtücke ſeyn; aber wer würde es nicht ungereimt finden, wenn uns ein Maler Schnee und gefrorne Flüſſe hinſetzen, und hernach bereden wollte, er habe den Frühling malen, und die gegenwärtigen Dinge nur anzeigen wollen, um zu ſagen, daß ſie nicht mehr vorhanden ſind.

Aber nun wieder zum Dichter, der die Nacht beſchreiben will. Wann er an die Arbeit geht, ſo umgebe ihn heilige Stille; ſo ſchmelze ſein Herz zärtliche Schwermuth, und ſein Geiſt fließe in die ſanften Gefilde der Nacht hin; ſie übergieße ihn lieblich hier am bemooſten Steine. Er ſehe noch den Phöbus, wie er hinter den Stufen jener Berge ſich verliert, wie er zurücklacht das letztemal durch den leichten Nebel, der, wie ein goldener Flor entfernte Weinberge, Haine und Fluren glänzend umſchleicht; er fühle, wie die ganze Natur ſeinen Abzug feiert im ſanften Widerſcheine des Purpurs, der auf ſtreifigen Wolken flammt; höre die Vögel das letzte Lied ſingen, und ſehe ſie gepaart ihre Neſter ſuchen; er höre den Hirten vom langen Schatten begleitet flöten nach ſeiner Gegend, flöten das Abendlied.

Schüchtern durchſtreife dann ſein Blick den dunkeln Wald, ruhe auf leichten Stellen, die der Mond durch das dichte Gewölbe zitternder Blätter, hier am mooſigen Stamme, dort auf dem winkenden Graſe, oder an zitternden Aeſten ins ſchwarze Dunkel hinſtreut; oft eile er ſchüchtern zurück, durch trügende Geſtalten krummer Stämme, oder im Dunkel rauſchender Aeſte, oder ſchwarzer Schatten erſchreckt, oder er fahre auf den Wellen daher, die, wie Lichter auf dem ſchwarzen Bache hüpfen, der ſich neben ihm rauſchend ſtürzt; denn Luna fährt über die glänzenden Gipfel der Bäume hin, von zarten, geſchlängelten Rehen, oder von Drachen mit rauſchenden Flügeln, und ſchlankzirkelndem Leibe gezogen u. ſ. w.

Jede gute Schilderung muß ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie ſich als eine einzelne Landſchaft auf Leinwand bringen, und zuſammen ſetzen laſſe. Dieſes iſt die gewiſſeſte Regel, den Zuſammenhang und die Wahrheit der Ideen zu unterſuchen, nämlich ſich dieſelben als das Werk eines Malers vorzuſtellen, jeden Ausdruck gemalt, jedes Beiwort als eine Farbe zu denken, und ſo das Ganze zu überſehen. Man ſtellt ſich auf dieſe Weiſe die Sache gegenwärtig, lebhaft vor, und ſetzt ſich in den Stand, die Unordnung, den Auswuchs der Ideen, das Verhältniß, oder ungeſchickte Zuſammenſetzungen augenblicklich wahrzunehmen.

Die vorige Schilderung war von einer hellen ſpäten Sommernacht entnommen. Jede Jahreszeit hat ihre eigenen beſondern Bilder, welche in unmerklichen, unendlich mannigfaltigen Schatten abnehmen, ſich gleich dem Privat- und allgemeinen Schatten vermiſchen, und zur neuen Gattung übergehen. Wenn man nun eine Stelle in dem Dichter lieſt, ſo vergeſſe man den Dichter, lege das Buch weg, und ſehe hinaus über die Gegend, welche der Dichter hier annimmt, ſehe mit ſeinen Augen den letzten Blick der Sonne, und den Nebel, der wie ein goldener Flor, (man bemerke die Gleichniſſe, und die Farbe, die man ihm beilegt) die Natur umzieht. So ſoll der Maler, ſo ſoll der Dichter ſtudiren.

Die vorigen Erſcheinungen ſind alle ſehr wahr; aber man müßte ſich, wenn man die Ankunft der Nacht ſelbſt malen wollte, nicht an dieſes Muſter halten. Man kann zur nämlichen Zeit Bilder durch alle Ideen, große, ſanfte, melancholiſche, ja ſchreckliche Gegenſtände herausheben, und andere Dichter würden ſich ganz gewiß an einen ganz andern Ort hingeſtellt, ganz andere Erſcheinungen, die zu gleicher Zeit vorgehen, beobachtet haben, und eben ſo gut Dichter geworden ſeyn. Es iſt für Anfänger ungemein nützlich, wenigſtens Vergleichungen dieſer Art anzuſtellen. Ich will als ein Beiſpiel die Gemälde einer ſtürmiſchen Nacht nehmen, welche zur nämlichen Zeit fünf Barden aufgenommen haben.

1) „Die Nacht iſt dicht und ſchwarz. Die Wolken ruhen auf den Hügeln. Kein Stern mit grünem Zitterſtrahle, kein Mond blickt von der Höhe. Ich höre den Wirbel im Walde; doch weit entfernet höre ich ihn. Der Strom im Thale murmelt; doch iſt ſein Murmeln ſtöriſch und betrübt. Vom Baum an einem Grabe tönt der Eule lange Klage. Dort auf der Fläche ſchwebt ein dämmernd Bild. Es iſt ein Geiſt! Es ſchwindet, es fleucht! Dieſen Weg wird eine Leiche nehmen. Die Erſcheinung zeichnet ihr den Pfad.

„Von der Hütte fern am Hügel heult die Dogge. Der Hirſch liegt im Mooſe des Berges, die Gattinn zur Seite. Sie höret den Wind in ſeinem äſtigen Geweihe, fährt auf, und ſtreckt ſich wieder.

„Das Reh in der Felſenkluft, der Kopf des Auerhahns unter dem Flügel. Kein Vogel, kein Thier iſt umher. Die Eule nur, und der heulende Fuchs; ſie auf einem blätterloſen Baume, er im Gewölke des Hügels.

„Finſter, ſchnaubend, bebend hat der traurige Wanderer ſeinen Weg verloren. Durch Stauden und Dörner irrt er am ſprudelnden Bache; er fürchtet die Klippe, den Sumpf;

er fürchtet die Geiſter der Nacht. Unter den Stößen des Windes ächzet der alternde Baum, krachen die ſtürzenden Aeſte. Die dürren, untereinander verworrenen Kletten ſpielet der Wirbel im Graſe dahin ꝛc.

2) „Der Wind iſt auf. Der Regen ſtürzt. Der Geiſt des Berges heult. Wälder ſtürzen von den Höhen, Fenſter ſchmettern. Der wachſende Gießbach erbrüllt. Der Wanderer verſuchet die Führte. Höre den Jammer! Er ſtirbt! der Sturm vertreibt das Roß vom Hügel, die Ziege, die blöckenden Kühe. Der Regen iſt hinter den Zitternden her, neben dem moderigen Damme.

„Dem Schlaf entfährt der Jäger in ſeiner einſamen Hütte; er wecket das ſinkende Feuer. Die naſſen Hunde düften um ihn; er ſtopft die Ritzen mit Heu. Zwei Ströme vom Gebirge mengen ihr Brauſen unter ſeinem Nachen. Es ſitzt der wandernde Schäfer beſtürzt am Hange des Hügels. Ueber ihm ſauſet der Baum; der Strom brüllt die Klippen hinunter. Dem kommenden Monde ſeufzt er entgegen, dem Leiter nach Hauſe. —

3) „Noch ſauſet der Wind zwiſchen den Hügeln und ziſchet am Felſen durchs Gras. Die Fichten ſind vom Grunde geriſſen, die Hütte von Leimen zerſtört. Die Wolken wallen getrennt hinweg. Man ſieht die Sterne

flammen. Das todtverkündende Dunſtbild durchſchimmert das Dunkel. Nun ruht es am Hügel! Ich ſchaue das dürre Farrenkraut, den finſter begipfelten Felſen, den Eichenfall. Wer iſt dort in ſeinem Sarge, vom Baum beſchattet, am Bache?

„Die ſchwarzen Wegen wälzen ſich im See, und ſchlagen die ſchroffigen Ufer. Der Nachen iſt voll Waſſer an der Anfuhr. Mit den Rudern ſpielt die ſchwanke Flut. Ein Mädchen ſitzt traurig an dem Felſen, am rollenden Strome haftet ihr Auge. Ihr Geliebter verſprach ſich hieher. Seinen Nachen ſah ſie noch, ſo lange es Licht war, auf dem See. — Sind dieſes die Trümmer des Nachens am Strande? — Iſt dieſes ſein Jammern im Winde? Horch! der Hagel raſſelt umher. Schnee ſinkt nieder in Flocken. Die Spitzen der Hügel ſind weiß. Die ſtürmiſchen Winde verbrauſen. —

4) „Die Nacht iſt ruhig und ſchön. Heiter, ſternig, friedſam iſt die Nacht. Mit den Wolken ſind die Winde weg; ſie ſanken hinter den Hügel. Am Gebirge ſteht der Mond. Bäume gleiſen, Ströme glänzen an dem Felſen. Der geſetzte Teich ſchwebet hell, hell der Bach des Thales.

„Ich ſehe geſunkene Bäume; die Garben des Getreides auf der Fläche. Der wache

Landmann ſammelt ſie wieder, und pfeifet im fernen Gefilde.

„Die Nacht iſt ruhig, ſanft und ſchön. Was kömmt dort von den Gräbern her? Jene Bildung mit dem Schneegewande, mit den weißen Armen, mit den dunkelbraunen Locken? Es iſt die Tochter des Gebieters! Sie, die jüngſt verſchied! —

5) „Die Nacht iſt ſtill; doch fürchterlich. Ein Gewölk hüllt den Mond im Weſten. Langſam ſtreichet dort ſein blaſſer Strahl über den beſchatteten Hügel. Man hört die ferne Woge. Der Gießbach murmelt an dem Felſen. Von der Hütte kräht der Hahn. Mehr als halb iſt die Nacht vorbei. Des Landmannes Weib greift um ſich im Dunkeln, wecket den erſtorbenen Heerd. Der Jäger ahnt das Morgengrau, rufet die ſpringenden Doggen, ſteiget den Hügel hinan, und verpfeifet den Weg. Ein Windſtoß entfernet die Wolken; er ſchauet in Wolken den ſternigen Pflug. Noch iſt viel von der Nacht zu erwarten. Neben der mooſigen Klippe ſchüttelt er das Haupt.

„Ha! der Wirbelwind iſt im Walde, und ein dumpf Getön in dem Thale. Es iſt der Todten mächtig Heer, das aus den Lüften kehrt.“

„Hinter dem Hügel verweilet der Mond. Noch immer trifft ſein Strahl die lüftige

Klippe. Die Bäume werfen lange Schatten.“ —

In dem Geſange des Gebieters, der ſie bewirthet hat, iſt dieſe Stelle ſehr ſchön:

„Wo ſind die Führer unſerer alten Zeit, die hochgerühmten Könige? Die Felder ihrer Schlachten ſchweigen. Kaum daß noch ihr bemooſtes Grabmal bleibt. Auch unſerer wird man vergeſſen. Dieß lüftige Gebäu wird fallen. Kaum werden unſere Kinder ſeinen Schutt im Graſe entdecken. Sie werden Greiſe fragen: Wo ſtanden unſere Mauern?“

Die Gemälde der Nacht ſind beinahe hiſtoriſch; aber welche Züge für den Maler, den Pantomimiſten; welche Ströme des Gefühles zum Hohen für den Dichter! Wenn ich ſo ſtehe im Geiſte an dem ſeebeſpülten Felſen (Wolken ruhen über dem Felſen, und dicke Finſterniſſe verhüllen meinen Blick in das dunkle Grauen hinaus), ſtehe über der Klippe im Sturme, und wenn ich dann höre das Wälzen ſchwarzer Wogen, und das Hinanſchlagen am ſchroffigen Ufer, und wie die Wirbel vom fernen Walde herheulen, und die ſtürzenden Ströme vom Gebirge brauſen, und Steine und Grund mit ſich fortreiſſen; und wenn ich ſo hinathme, gehoben vom Sturme und vom Schauern in die ſchwindelnde Nacht, und ich faſſe dann ein einzelnes Bild, das einſame Klagen der Eule, oder das Klappern der dürren Röhre am Grabe des Vergeſſenen, oder ich höre herheulen von der fernen Hütte die Dogge; — ächzen den älternden Baum unter den Stöſſen des Windes am Hügel; — auffahren den Jäger in ſeiner einſamen Hütte, wie er das ſinkende Feuer weckt, und wie die naſſen Hunde um ihn duften, und wie er die Ritzen mit Heu ſtopft; — oder ich ſehe den alten Helden mit offenen Armen wanken am Abgrunde; die ganze Nacht ſteht er am Ufer, ſieht ſeine Tochter im ſchwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hört er ihr Schreien. Laut iſt der Wind, und der Regen ſchlägt ſcharf nach der Seite des Berges; ihre Stimme wird ſchwach, ehe der Morgen erſcheint; ſie ſtirbt weg, wie die Abendluft zwiſchen dem Graſe der Felſen; wenn dieß alles in mich ſtrömt, alles auf mich ſich legt, dann finde ich ſo viel in dieſen wenigen Bildern, daß ich glaube, man könne ſie dem niemals erklären, dem man ſie mit Worten erklären ſoll.

So, däucht mir, ſollen Sie anfangen, die Dichtkunſt zu ſtudiren, — zu ſtudiren die Natur in Muſtern, ohne ſich an Muſter zu feſſeln. So ſtudirte Kleiſt, der auf ſeine geliebte Bilderjagd, wie er ſie nannte, einſam ſich hinbegab, die Natur in ihrer Einfalt, in frohen und melancholiſchen Gegenden belauſchte, und wenn ſein Herz ſchmolz, malte; ſo ſtudirten die Künſtler alle, die ſelbſt dichteten, und über die Ideen ihrer Muſter ſich aufhoben. Und wenn Sie das, was der Dichter bemerkt hat, ſo ſtudiren, ſo werden Sie bald Ausſichten entdecken, die nur der ſeltene Kenner bemerkt hat, und die Kunſt lernen, in die Tiefen der Natur ihren eigenen Weg zu gehen. Da die meiſten Schilderungen, wenn man dieſelben aus verſchiedenen Dichtern zuſammenhält, faſt überall gleich ſind, und beinahe eben dieſelben Dinge uns vorſtellen: ſo iſt es ganz gewiß, daß man außer dem Gewöhnlichen noch ſehr wenig ſagt, und nur noch die allgemeinſten Gegenſtände entdeckt und ausgedrückt habe. Die Haushaltung der Natur iſt unendlich mannigfaltig. Die Meiſten hatten keine Augen, denjenigen, welche untertauchten, nachzufolgen, und ſchlüpften über die Oberfläche weg. Sie nährten ſich vom Thaue, der aufſtieg. Noch hat man weder die Harmonie der Sphären, noch den Geſang des Schmetterlings gehört.

Ihre erſten Uebungen ſollen indeſſen, bis wir uns mit den allgemeinen Begriffen der Poeſie bekannt und fähig gemacht haben, gewiſſe Arten vorzunehmen, darin beſtehen, daß Sie ſich gute Muſter der phyſiſchen Naturgemälde erklären, dieſelben proſaiſch oder auch gebunden überſetzen, oder wohl ſelbſt kleine Verſuche niederſchreiben. Wie ſchön iſt die Beſchreibung des Morgens im L. Ann. Seneca: Jam rara micant sidera prono languida Mundo etc. Und wie ſchön hat Kleiſt vorzüglich in ſeinem Frühlinge gemalt! Einige horaziſche Oden, z. B. Beatus ille, qui procul Negotiis etc. Thomſohns Jahrs- und Zachariä Tagszeiten, und andere mehr werden Ihnen die ſchönſten Gemälde darbieten. Ueberhaupt müſſen Sie erſt empfinden lernen, wenn Sie meine Worte, meinen Endzweck verſtehen wollen. Ich werde Ihnen alle Tage zu meiner und Ihrer Belohnung eine ſchöne treffende Stelle aus irgend einem guten Buche leſen; und wenn Sie ſich darauf freuen, wenn Sie mich gerne hören: ſo ſind Sie gewonnen. Ich werde mit meinem Herzen leſen, und Sie nie rühren wollen, ohne ſelbſt mitgerührt zu ſeyn. Wenn man ſo lieſt, (ſagt ein Mann, der Empfindung hat) ſo muß ſich in jungen Seelen unendlich viel herausbilden. Junge Herzen (fährt er fort, und ich ſetze die Stelle her, denn ſie iſt ſchön) ſchmelzen bald, und ich erinnere mich eines der rührendſten Auftritte in meinem Leben. Die Schüler weinten ſanft, und der Lehrer hielt inne, denn er empfand das, was er las, und ſchwieg. Eine Pauſe war's mit ſo etwas, das ſich nicht malen läßt; ich habe nie beſſer empfunden, was man feierlich nennt; es goß ſich wie ein elektriſch Feuer durch meine Nerven.

Ueberhaupt wird meine Methode, wie ich mit Ihnen die Dichtkunſt ſtudiren will, dieſe ſeyn. Erſt werde ich Ihnen von allen Gegenſtänden, von denen ich glaube, daß ich ſie Ihnen erklären ſoll, ein Beiſpiel vorausſetzen, es mit Ihnen leſen, zergliedern, und ſo einen allgemeinen Grundſatz, auf dem es beruht, hervorſuchen; — dann werde ich Ihnen den Antheil und den Ausdruck, deſſen ſich in dieſer Gattung die Maler, Tonkünſtler ꝛc. bedienen, nachſetzen. Iſt dieſes feſtgeſetzt, ſo werde ich Sie mit den beſten Werken, welche in dieſer Art ſich herausheben, und mit den Verfaſſern derſelben bekannt machen; und endlich werde ich Ihnen allemal ſagen, was dieſe Art der Dichtkunſt beſonders nütze, und was man dabei vermeiden, und wie man ſie gründlich erlernen ſoll.

Noch muß ich Sie vor einigen Fehlern warnen, welche ich bei manchem guten Kopfe zu beobachten Gelegenheit hatte, und welche einen zu großen Einfluß auf unſere Wißbegierde, auf unſere Art zu ſtudiren, zu viel Entſcheidung für das künftige Leben haben, als daß ich ſie gänzlich vorübergehen ſollte.

Manche laſſen ſich von dem angenehmen Eindrucke der Poeſie auf ihr Herz dahin verleiten, daſſelbe jedem andern Geſchäfte zu ſchließen, und das, was ihre Berufungsarbeit bloß beleben, belohnen ſoll, ſelbſt für ihre Arbeit zu halten. Sie verachten einen jeden, der nicht das lieſt, das anrühmt, was ihnen gefällt, verhöhnen alles, was nicht Dichter iſt, verlieren die Zeit, die ſie auf nützlichere, dem Staate unmittelbar nützlichere Dinge verwenden ſollen, in einem unedlen poetiſchen Müſſiggange, und mißhandeln die Ehre, die Abſicht der Dichtkunſt. Kommen ſolche Unglückliche einſt in die Welt, und finden ſie dieſelbe nicht ſo, wie hier dieſe Schule; und hören ſie die Sprache nicht, die wir hier nun ſprechen, ſo iſt ihnen die Welt eine weite Wüſte, und ihr Beruf eine Marter. Und ſind wir einmal mißvergnügt, ach, was macht dann der Umgang mit Menſchen, die für uns keinen Zug unſers Herzens gemein haben, aus uns! Wie mißtrauiſch auf uns ſelbſt, wie furchtſam, verdroſſen und klein macht er uns! Der gute Kopf trocknet weg, das Herz wird filzern, trüb, der ganze Menſch ſteht ab, wie ein Fiſch in einer Pfütze.

Die ſchönen Wiſſenſchaften, meine lieben Freunde, ſind nur die Mittel, womit Sie Ihre andern Geſchäfte erleichtern, beleben ſollen.

Wie der beſte, der fruchtfähigſte Boden, wenn er mit keiner Pflanze verſehen iſt, unnütz und ſchädlich wird; ſo ſind die tiefſten Kenntniſſe, das feinſte Gefühl leere Namen, oft höchſt ſchädliche Quellen, wenn ſie auf keine Geſchäfte angewandt, zwecklos in ſich ſelbſt ſich verſchließen. Nein, wie man die Tanzſchule betritt, um den Körper in ſeine Gewalt zu bekommen und mit Leichtigkeit und Anſtand zu tragen, aber nicht tanzt, wenn man in eine Geſellſchaft tritt, ſondern derſelben ſich mit den Vortheilen empfiehlt, die man ſich durchs Tanzen erworben hat; ſo ſoll die Poeſie Sie zu den Geſchäften begleiten, ohne ſelbſt Ihr Geſchäft zu ſeyn. Sie werden oft mit Menſchen von eiſernen Herzen zu thun haben, (denn wie iſt noch Ihr Leben ſo ſelig!) dann wird Sie das Gefühl der Poeſie mit Gelaſſenheit, und wenn es nöthig iſt, mit Schrecken bewaffnen; Sie werden oft mit ſchweren Pflichten zu kämpfen haben, dann wird Sie die Poeſie mit Muth und frohem Eifer beſeelen. Und wenn einſt in manchen trüben Tagen Ihr Herz öde und abgelitten, wenn alles um Sie her finſter und verlaſſen, und Ihren trüben Augen die Welt eine Wüſte iſt, wo ſtille und laute Ungeheuer den Spuren eines guten Herzens nachlauern, um es zu mißbrauchen; in dieſen Tagen, wenn Ihnen die Langeweile dieſes Lebens aufs Herz fällt, und zuſammenpreßt jede Quelle der Fröhlichkeit, wird die ſanfte mitklagende Muſe Ihr Troſt, Ihre Stütze und Belohnung ſeyn! ſie wird Sie aufrichten, unterſtützen, anſpornen; wird Ihren Mienen bei Geſchäften den beredten Ausdruck der Redlichkeit, Ihrem Betragen Würde, Ihren Worten Ueberzeugung, und allen Ihren Handlungen Leben, Kraft und Ausfüllung geben.

Vor den Männern, welche die Dichtkunſt läſtern, (leider! muß ich dieſe Anmerkung machen) darf ich Sie wohl eben ſo wenig warnen, als ich Sie bitten darf, daß Sie ſich dahin gewöhnen möchten, gegen dieſelben ſich mehr mit Stolz und Mitleiden, als mit Unmuth zu waffnen. Dieſes letztere wäre Triumph für dieſelben, und Schande für uns, die man uns aus unſerm Betragen richten ſoll. Sind ſie unwiſſend, abgeſtimmt und verhärtet, ſo ſind ſie verloren für uns, wie Pflanzen, die man auf Felſen baute. Dieſe können uns nicht verſtehen, was wir wollen, und man muß gar nicht reden, wenn man nicht verſtanden wird. Auch wiſſen wir ja, daß es kranke Augen ſchmerzt, wenn man ſie ans Licht bringt. Sind ſie niederträchtig und boshaft, ſo laß die Raben ſchreien:

Sieh, wie's der Adler macht, den plötzlich eine Natter,
Die aus dem Strauche fährt, umſchlingt;
Er kämpft mit Macht, und dringt
Mit ihr hoch in die Luft, zerreißt ſie mit den Klauen,
Und ſchleudert ſie herab, und fliegt in ſtolzer Ruh,
Wie ſonſt, der Sonne zu.

Aber die ſchönen Künſte ſind zu reizend, für ihre Beſitzer zu empfehlend, als daß ſie nicht die Aufmerkſamkeit des größten Theiles auf ſich ziehen, und auf den Anſpruch ihres Beſitzes ſtolz machen ſollten. Ein weit größerer, und einſt der gemeinſte Fehler, und das größte Hinderniß in dem Fortgange der Künſte. Darein fallen gemeiniglich diejenigen, welche ohne alle Hülfe, ohne alle Geſellſchaft zu leſen anfangen. Sie klettern oft auf kleine Hügel, ſchauen herum, und werden ſchwindelig, weil ſie niemals Gelegenheit hatten, ihre Augen auf Gebirge zu heften. Wenn man gleich aufwacht und lieſt, ſo bleibt man doch todt, wenn man niemand um ſich ſieht, dem man ſagen kann, was man beim Leſen gefühlt hat. Ein Herz, das ſich nicht öffnen, das ſeine Freude, ſein Urtheil niemand mittheilen, ſich nicht ausgießen kann, verenget ſich, giebt den ſchönſten Stellen eine leere, oft ärgerliche Mißdeutung, glaubt immer das zu fühlen, was es, um ſich in ſeiner Beklemmung zu tröſten, gern fühlen möchte, mißt die Ausſichten des Dichters nach ſeiner Weite, und ſieht am Ende die Arbeiten des Dichters für luſtige Mährchen an. Andere, da ſie die Geſellſchaft ihres Ortes in der dümmſten Sorgloſigkeit über alles, was in der feinern Welt vorgeht, und in der gröbſten Genügſamkeit begraben ſehen, werden ſtolz, ſchellen mit ihrem Kopfe, wenn ſie was leſen, das andere aus ihrem Bezirke noch nicht geleſen haben; oder glauben, oft deßwegen Einſichten zu beſitzen, weil ſie von giftigen Dümmlingen, die ſie umſumſen, verfolgt ſind, und überall wichtig zu ſeyn, weil ſie in ihrem Orden ſind; und endlich werden noch andere, wenn ſie irgend einen gebildeten Kopf, der ſich in ihr Eisland verirrt hat, ſprechen hören, unruhig und wißbegierig; ſie wollen alles wiſſen, worin ſie andere unterrichtet ſehen; ſie erkundigen ſich ſorgfältig nach dem Namen, dem Geburtsorte, dem Aufenthalte und Amte jedes Dichters, merken ſich von jedem einige Lebensanekdoten; lernen häufige Stellen und Urtheile der Journale auswendig, ſetzen die Geſellſchaft in Erſtaunen, und verdrängen oft den beſcheidenen, den ſtillen und glühenden Mann.

Dieſes ſind bei uns ſehr gemeine Fehler, die Ihnen in Ihrem Leben oft entgegen kommen, und Sie betrüben werden. Aber man darf nur wiſſen, was dazu gehöre, ein Dichter zu ſeyn, um ſich vor der Krankheit, in der man ſich einbildet, daß es leicht ſey, ein Dichter zu werden, glücklich zu warnen. Ich weiß keine Wiſſenſchaft auf Erden, ſagt ein großer Mann, worin ich nicht Muth hätte, vortrefflich zu werden, nur nicht in den ſchönen Künſten, ſobald mir das Genie fehlt. Und doch ſind jene mit Tiefſinn erfunden, mit Mühe ausgedacht worden, da entgegen dieſe in der Natur, in dem Weſen aller Menſchen gegründet ſind. Die Kraft, etwas nachzumachen, worüber andere empfinden müſſen, wie wir wollen, ſteht ſo wenig bei uns, ſo wenig es auf uns ankommt, unſern Leib, wenn er zu klein iſt, größer zu machen. Kein Monarch kann ſeinen Ländern befehlen, ein Genie, wie Virgil und Klopſtock ſind, herzuſtellen. Man muß den nicht unter die großen Köpfe zählen, der in ſeinem Lande niemand an der Seite hat, der größer iſt, als er. Der Maaßſtab, wornach man ihn meſſen muß, iſt ein Ideal. Ganze Länder haben ganze Generationen durch keinen großen Geiſt gehabt. Die Natur beobachtet gleichſam andere Geſetze, wenn ſie ihn hevorbringt, und ſie bringt ihn oft hervor, wann ſie einem Erdſtriche eine andere Geſtalt geben will, manchmal in Zeiten der Revolutionen, in den Tagen großer Erſchütterungen und Drangſale. Auch macht das Ungemeine, womit ſie handeln, reden, daß man ſie eben ſo ſelten duldet, ſo ſelten ſie hervorkommen. Er hat das Geheimniß, wenn er erſcheint, ein ganzes Land in Gährung zu ſetzen, die Empfindung aufzuziehen, Neigungen zu erhöhen, und ihnen Dinge abzugewinnen, deren Ausführung keine Gewalt, keine Vorſtellung der Geſetze bewirken kann.

Gleichwohl muß jeder mit dem Eifer, mit dem Ernſt anfangen, als wenn er berufen wäre, der Dichter für ſeine Landsleute zu werden. Wir wollen die Wege nachgehen, welche große Männer betreten haben, es koſte uns auch, was es wolle. Sind wir gleich keine Homere, ſo wollen wir uns doch bemühen, es dem Geiſte nach zu werden, ich meine, uns bis zur Feinheit, zur Stärke der Empfindung, zur Größe der Denkungsart, die den Homer beſeelte, zu ſchwingen. Wir wollen die Kenntniß der ſchönen Künſte eben ſo wenig für einen bloßen Zeitvertreib, oder ein bloßes Vergnügen, deſſen wir leicht entbehren könnten, eben ſo wenig für eine bloße Luſt, als für eine Hauptbeſchäftigung, ſondern für gute Freunde anſehen, an die wir uns in harten Schickſalen halten, die wir in guten zur

Unterſtützung uns zulegen, und in allen Lebensvorfällen nützen können. Die Poeſie gewinnt jedermann lieb, wer ſie kennt, und der beſte Beweis, ob wir ſie kennen, ſchätzen gelernet haben, wird unfehlbar dieſer ſeyn, wenn wir dieſes Jahr dürſtender nach Weisheit, begieriger nach nützlichen Kenntniſſen, eifriger nach thätigen Arbeiten, wenn wir im guten Sinne unbiegſamer, in harten Arbeiten unerſchrockener, im Umgange geſelliger, mittheilender, kurz, wenn wir weit beſſer, menſchlicher, als wir heute ſind, ſeyn werden. Wenn Sie alle Dichter geleſen, alle Denkmäler ewiger Kunſtſtücke geſehen, ſtudirt, geſammelt hätten, und Sie bleiben hart gegen Menſchen im Elende, geiſtlos in Ihren Handlungen, und Sie zittern in Gefahren, können niedergebeugt, entwaffnet werden, wie kann ich bezeugen, daß Sie die beſten Dichter geleſen, verſtanden, für's Herz geleſen, Sich dieſelben zur Natur geleſen haben? O, meine Freunde, wie voll bin ich wenigſtens von einer Ahnung! Wer weiß (Niederträchtigkeit wäre es, zu verzweifeln) ob nicht ein Heldengeiſt unter uns hier zugegen glüht, der beſtimmt iſt, ganze Regionen licht zu machen, und Jahrhunderte zu lehren. Und dieſer Geiſt ein Deutſcher, dieſer Geiſt ein Bayer! Mir will die Seele entfliehen.

Aber ohne eine zehrende Hitze für den Gegenſtand, dem man nacheifert, ohne jene Unruhe, welche dem Themiſtokles den Schlaf benahm, wird man ſich niemals über die gemeine Idee erheben, niemals etwas Großes, Ungemeines hervorbringen. Wie ein Menſch ohne alle Leidenſchaft überhaupt zu nichts taugt, ſo muß die Kenntniß der ſchönen Künſte, wenn wir uns mit denſelben vertraut, ſie uns eigen machen wollen, zur einzigen Leidenſchaft werden. Wir müſſen die Sache immer vor Augen haben, von derſelben immer denken, reden von derſelben, mit uns allein und in Geſellſchaften und im Traume reden, und für jeden andern Gedanken, der zu unſerm Ziele gar nichts beiträgt, verſchloſſen ſeyn. „Ich habe (ſo bezeugt von ſich eine große Seele in dem Aufſatze der eigenen Lebensgeſchichte), wenn ich meinem Vater die Zeitung vorlas, oft mitten im Leſen einhalten müſſen; denn, wenn ich las, daß ſich dieſer oder jener große Mann in etwas hervorgethan habe, ſo ſtrömte mir eine Hitze durchs Herz, und alle meine Glieder fiengen zu zittern an. Ich eilte oft weg, und weinte, wo mich niemand ſehen konnte, aus gepreßtem Herzen, ohne zu wiſſen, warum. Wo ich hingieng, und was ich that, fiel mir der Mann ein, und daß er ſo was Schönes gethan hatte. Ich ſuchte daher bei allen Gelegenheiten etwas Großes zu ſagen, und zu zeigen, daß ich ſeyn konnte, was andere gemeiniglich nicht ſind. Meine jungen Freunde verachtete ich, wenn ſie mir ein leeres Spiel, oder einen Spaziergang vorſchlugen, und ich gieng ſo mithin, wenn ich mitgehen mußte, ſo mit geſenktem Haupte, und ſprach von großen Dingen, und vom Falle und Aufſtehen ganzer Länder, und von Männern, die ganzen Nationen Licht aufſteckten, und ich beneidete ſie, wenn ſie etwas ſagten, das mir beſonders auffiel. So trieb mich meine Begierde, groß zu ſeyn, herum, und miſchte ſich in alles, was ich that." Iſt einmal dieſe Unruhe in Ihrem Herzen, iſt ſie mit der edlen Abſicht, die uns beſeelen ſoll, verbunden, ſo weiß ich, mit wem ich zu reden habe.

Lernen Sie die Kunſt, ſich zu betrüben, und Melancholie in Ihre Seele zu bringen. Zwar muß der wahre Dichter die Wirbel der Welt, Menſchen, Charaktere und Sitten kennen; aber die Zeichnung, den wahren Ausdruck derſelben muß ſein Herz ihm verſchaffen. Nicht in brauſenden Aufwallungen, nicht im Aufruhr ſtürmender Herzen, ſondern in einer ſüßen halb wehmüthigen Stille und in einer gewiſſen Einſiedelei öffnet ſich, ſchmilzt unſer Herz zu jenen unnennbaren Wendungen, die jede ſchöne Seele entgegen fühlt, zu jener Laune, die den Dichter unſterblich, und gefühlvolle Herzen in Thränen zerfließen macht. Wenn ich wache am Fenſter, und ſo hinſehe über die Gegend beim Mondſchein, hin in die bleiche Stille; oder wenn ich ſitze unter der einſamen Cypreſſe am Hügel, und ſich nichts um mich her bewegt, als ein einzelner Vogel, oder der melancholiſche Schall einer ſchwertönenden Glocke von einem entfernten Dorfe; oder wenn ich ſtehe am Grabe des Freundes, und Blumen pflücke, und zurück denke an die Tage unſerer Jugend, in dieſe und jene Tage, wo unſer Herz beſonders ſich aufſchloß, und dann die Blume zerknicke, daß ſie verwelke, abdorre zum Staube; wie ſich dann in dieſer Schwermuth mein Herz hebt, und jede Stelle guter Dichter ſich eingießt! Die Schriften eines Zachariä, der ſich gern bei einſamen Stellen verweilet, eines Kronegks, der auch gemeinen Dingen eine gewiſſe klagende Laune, und mit dieſer die Reize der Neuheit gab, des Oſſians, den man aber nicht verſchlingen, ſondern ſorgfältig und ſtellenweis leſen ſoll, werden Ihnen oft erklären, was ich jetzt nicht erklären kann.

Endlich muß ich Sie bitten, Ihre Arbeiten durch eine gute Abſicht adeln, und durch einen uneigennützigen Endzweck beſeelen zu laſſen. Es iſt das nicht bloß ein aſcetiſcher Rath; er gehört zu Ihrer Ruhe, zur Vollkommenheit Ihrer Bemühungen. Manche Anſtrengung koſtet eine Ueberwindung, und Sie werden ſich oft eine neue Welt bilden ſollen. Es erfordert eine Geiſtesſtärke, die nur großen Seelen gemein iſt, ſich in harten Arbeiten ſelbſt ermuntern zu müſſen. Und das wird noch oft Ihr Loos ſeyn, bei großer Mühe, ungeſehen, unbelohnt zu bleiben. Gemeine Arbeiten fallen eher in die Augen, werden eher hervorgezogen, indeſſen die ſchwerſten Bemühungen des Geiſtes gleichgültig angeſehen, mißkannt und verfolgt werden. Aber es iſt leicht, und darum eine gemeine Ehre, am hellen Mittag unter dem allgemeinen Zurufe zu arbeiten, und für jeden Schritt ſich belohnen zu laſſen. Die größten Köpfe, deren Schriften wir leſen werden, haben oft beim Gefühl der drückenden Armuth, oft in den Tagen der Unwiſſenheit, der Intoleranz und des Fanatismus gearbeitet, und auf dem dürreſten Boden unter Sturm und Ungewitter Denkmäler der menſchlichen Güte, der menſchlichen Größe errichtet. Ich lache allemal, ſagt Plinius, wenn man mich fleißig nennt, indem er die Schriften ſeines Onkels, der die uns unbekannte Kunſt verſtand, ein thätiger Staatsmann, und ein thätiger Gelehrter zu ſeyn, erzählet; ich bin der faulſte Menſch, ſobald man mich mit dem, was er that, vergleichen will. So denken Sie auch, denken Sie ſtets, daß Sie wenig thun, wenn Sie vielleicht auch mehr, vielleicht unendlich mehr als die Leute, die Sie um ſich her, in Ihren Häuſern, in Geſellſchaften faul und unbekümmert erblicken, thun ſehen, und ſetzen Sie ſich niemals ein Ziel Ihres Fleißes. Und wenn Sie manchmal in Ihrem Zimmer öde, ſich ſelbſt überlaſſen und ſchwermüthig ſitzen, und dann oft auffehen, oft aufſeufzen und denken: Ich arbeite, und man ſieht mich nicht; wenn Sie dann ein gewiſſer Kleinmuth, und die Verſuchung der Trägheit drückt, o ſo denken Sie auch, daß zur nämlichen Zeit tauſend große Köpfe beim Pulte ſitzen, und Sie lieben, und Ihnen entgegen fühlen.

So wollen wir dann anfangen, anfangen mit Ernſt, Geiſt und Muth. Der erſte Schritt koſtet Mühe, aber ſie belohnt ſich von ſelbſt, und es wird immer leichter fleißig zu ſeyn, je mehr man es geweſen iſt. Heldenmäßige Seelen werden ſelbſt durch die Beſchwerniſſe einer Sache angefeuert, dieſelbe deſto eifriger zu verfolgen. Und wer hat den Muth, hier öffentlich zu geſtehen, daß er zu muthlos, zu geiſtlos ſey, den Vorſatz zu faſſen, ein Held zu werden?

§. 4.

Von dem Sylbenmaaße.

Es iſt uns, wenn wir auch ſelbſt nicht dichten wollen, höchſt nothwendig, eine Kenntniß des Sylbenmaaßes zu beſitzen, um Dichter, die darin ſchrieben, zu verſtehen.

Alles, was wir ſchreiben, hat eine gewiſſe Melodie, die auf gewiſſe Takte der Sylben und Worte ſich gründet, und von geübten Ohren ſehr deutlich vernommen wird. Die Muſik in den Perioden der alten und neuen claſſiſchen Schriftſteller muß (wie der Lehrer in Beiſpielen zeigen ſoll) jedem auffallen, der für den Wohlklang geſtimmt iſt. Wie der Menſch, wenn er mit Tiefſinn auf eine ernſthafte Sache denkt, andere Schritte macht, als der, welcher traurig dahin ſchleicht, und der Gang des Frohen, weit anders beſtellt iſt, als der Gang des Entzückten; ſo erhält jeder Ton von dem Herzen, das ihn hervorbringt, ſeinen beſondern Abſchnitt, ſein beſonderes Maaß. Je nachdem ein gutes Wort eine Idee ausdrückt, nachdem wird es eilen, oder fließen, oder ernſthaft und erhaben dahingehen. Werden ſolche Worte zuſammen geſetzt, ſo hört man das Säuſeln ſanfter Winde, das Murmeln ſchlängelnder Quellen, oder das Rauſchen eines losgeriſſenen Stromes, und den Donner des Ungewitters. Es iſt nicht Erfindung, es iſt urſprünglich Natur, es iſt allgemeine Empfindung der Ordnung und der Gleichförmigkeit in allen Bewegungen, worauf eine gewiſſe Abmeſſung aller, auch ſogar mechaniſcher Dinge ſich gründet. Die Dichter, welche proſaiſch geſchrieben, haben ihren merklichen Numerus, ja, wie das Beiſpiel von Geßner zeigt, ohne daß ſie es wollten, oft ihr förmliches Sylbenmaaß. Die Melodie in den Geſängen der wildeſten Völker, ihre Tänze, ja alle unſere Bewegungen im Gehen, in Handarbeiten, beobachten gewiſſe Takte und Abmeſſungen. Was die ſchönen Künſte betrifft, ſo hatten die Griechen ihren Rhythmus, eine gewiſſe Abmeſſung der Dinge, die aufeinander folgen, und der ſie eine unwiderſtehliche Kraft zuſchrieben, die Lateiner ihren Numerus, deſſen Cicero ſo oft erwähnt; wir haben, wie ſie, unſer Sylbenmaaß in Worten, unſern Takt in der Muſik, und im Tanzen unſere Pas oder Schritte. Es muß einem Schüler äußerſt angenehm ſeyn, ſich die allgemeine Einrichtung der Natur in dieſem Stücke erklären, und aus der Anwendung derſelben die einfachſten Grundſätze der Muſik herausleiten zu laſſen.

Der Rhythmus in Tönen (Sylbenmaaß in der Poeſie, Takt in der Muſik) beſteht eigentlich darin, daß man eine Reihe Töne in gleich lange Glieder nach einer gewiſſen Zahl von Schlägen eingetheilt. Mitten in dieſen Gliedern verlangt die Empfindung oft einen Ruhepunkt, wodurch dieſelben in gewiſſe Gelenke getheilt werden, die man Einſchnitte oder halbe Cadenzen nennt.

Da Sie bereits wiſſen, daß ein Fuß aus einem Gliede, welches zwei und höchſtens vier Sylben, überhaupt aber nur einen Accent hat, beſtehe; daß die Abmeſſung der Sylben entweder von der Länge und Kürze der Zeit, wie bei den Griechen und Römern, oder von der Höhe und Tiefe des Tones, wie bei den Neuern, hergeleitet werde; da Sie ferners wiſſen, daß ein

Spondäus aus — —
ein Trochäus aus — ◡
— Jambus aus ◡ —
— Pyrrhichius aus ◡ ◡
— Daktylus aus — ◡ ◡
— Anapäſtus aus ◡ ◡ —
— Tribrachys aus ◡ ◡ ◡
— Moloſſus aus — — —

beſtehe; ſo können wir ſogleich zu den weſentlichen Eigenſchaften des Verſes und den verſchiedenen Arten derſelben fortſchreiten.

Wenn man eine gewiſſe Anzahl Füße zuſammenſetzt, ſo, daß ſie einen Satz ausmachen, der dem Ohre durch einen Schlußfall merklich wird, ſo entſteht daraus ein Vers; ſeine äußere und mechaniſche Vollkommenheit beſteht darin, daß er aus gleich langen, und gleichartigen Füßen, das iſt, aus ſolchen, welche gleich lange Zeilen und gleiche Accente haben, wie z. B. der Spondäus und Daktylus, zuſammengeſetzt ſey, und hernach, daß er einen guten Schlußfall habe. Man bediente ſich ehemals des Reims (welcher männlich genannt wurde, wenn der Reim nur auf der letzten, weiblich wenn er auf zwei Sylben lag) dieſen Schlußfall merklich zu machen; allein ſeit man in die feinere Empfindung der Griechen und Römer zurück getreten, und die Kunſt ihnen abgelernt hat, den letzten Füßen einen Ton zu geben, daß ſie, ohne die Rede zu ſtören, unmöglich mit den erſten zuſammenkommen können, hat man häufig angefangen, den Reim hiezu unnöthig zu finden. Die innere Vollkommenheit des Verſes beſteht darin, daß man ihm denjenigen Gang gebe, welchen die Sache und Empfindung, die er ausdrückt, erfordert. Wenn er gleich allemal deutlich, und der Natur der Sprache gemäß, und überhaupt auch wohl klingen ſoll, ſo iſt doch nicht allezeit nöthig, daß er ſanft und den Ohren angenehm fließe. Wie ein Fluß über Wieſen ſtill hinſchleicht, und über Steine vorüber rauſcht, ſo richtet er ſich nach dem Gegenſtande, den er malen ſoll, eilet, wenn das Herz hitzig, und fließet, wenn es gelaſſen iſt. Wie verſchieden ſind die Verſe Virgils, und doch iſt jeder mit dem, was er ausdrückt, verbunden.

Indem aber die Vollkommenheit des metriſchen Ausdruckes darin beſteht, daß man gute Wortfüße wähle, und ihre Stellung treffe; ſo kömmt ſehr viel auf die Sprache an, in der man dichtet. Jede Sprache hat Worte, welche die andere vermißt, und folglich den Vollton, der von einer andern erreicht wird, nicht geben kann; ſo fehlt uns Deutſchen die Wahl der Pyrrhichien, Moloſſen; entgegen hat auch die griechiſche Sprache Mängel, welche die deutſche glücklich erſetzen kann.

Die Abmeſſung der Takte fließt aus der Empfindung. Iſt dieſe ſich gleichförmig, ſo folgt daraus, daß auch gleiche Takte, gleiche Rhythmi zuſammenkommen. Aus dieſem Grunde kommt die Verſchiedenheit der Sylbenmaaße, welche, wie die Empfindungen, in's Unendliche abwechſeln können. Indem das Sylbenmaaß die

Ueberſetzung des innern Gefühles, die Sprache der Leidenſchaft iſt, ſo muß es, wie die Miene, die von Herzen gemacht iſt, ein vernehmliches Gemälde von der innern Bewegung der Seele ſeyn. Der Hexameter, für den Großton erfunden, iſt demſelben vollkommen angemeſſen, und wer merket in dem Gange: aequam memento, und quo me Bacche rapis, den Abſtand der Faſſung nicht? Uns fehlt noch in ſo manchem Stücke z. B. für das Theater, das gehörige Sylbenmaaß, und vielleicht ſind noch überall wenige erfunden, wo die Leidenſchaft, wenn ſie gleich vernehmlich iſt, auch in allem gehörig ſich ausdrückt! Die bekannten Sylbenmaaße, welche ich hie und da mit Beiſpielen erklären will, ſind:

1) das ſapphiſche, von der Dichterinn Sappho erfunden; es beſteht aus drei eilfſylbigen ſapphiſchen, und einem adoniſchen Verſe; das iſt, aus fünf Füßen, nämlich aus einem Trochäus, Spondäus, aus einem Daktylus und zwei Trochäen; der adoniſche Vers beſteht aus den zwei Füßen, einem Daktylus und einem Trochäus. Auream quisquis Mediocritatem etc. „Dich treibt dein Eifer, wie dein Roß die Sporne ꝛc.“ Horaz hat in dieſem Sylbenmaaße ſechsundzwanzig Oden geſchrieben und es zu allen Gattungen derſelben genommen; er hat ſich aber nach der

fünften Sylbe eines männlichen Abſchnittes bedient, um ſeinem Verſe mehr Gewicht zu geben. Die Deutſchen aber ahmen aus Mangel reiner Pyrrhichien die Art der Sappho nach.

2) Das asklepiadeiſche Sylbenmaaß, vom Asklepiades, beſteht aus zwölfſylbigen asklepiadeiſchen Verſen, nämlich aus vier Füßen, einem Spondäus, Daktylus, worauf eine lange Cäſur folgt, und aus zwei Daktylen. Darin hat Horaz die Oden geſchrieben: Maecenas atavis etc. und Exegi monumentum, wie auch Donarum pateras etc.

3) Das glykoniſche, von Glykon, beſteht aus drei Füßen, einem Spondäus oder auch Trochäus, und zwei Daktylen z. B. Maecenas Equitum decus etc. Crescunt velera pascuis.

4) Das pherekratiſche, vom Pherekrates, beſteht aus drei Füßen, einem Spondäus, Daktylus, Spondäus, z. B. Verno splendita cultu etc. Hortos Flora revisit.

Dieſe Verſe werden oft zum asklepiadeiſchen geſetzt, ſo das von dieſem noch drei andere Gattungen entſtehen, nämlich:

a) wenn glykoniſche und asklepiadeiſche Verſe abwechſeln, z. B.

Virtutem incolumem odimus, glyc.
Sublatam ex oculis quaerimus invidi. Asclp.

Wen des Genius Blick, als er geboren ward askl.
Mit einweihendem Lächeln ſah u. ſ. w. glyk.

b) Wenn nach drei asklepiadeiſchen ein glykoniſcher Vers folgt, z. B.

Quanto plura sibi quisque negaverit etc.
Welchen König der Gott über die Könige u. ſ. w.

c) Wenn nach zwei asklepiadeiſchen ein pherekratiſcher und ein glykoniſcher Vers folgt, z. B.

O fons Blandusiae splendidior vitro etc.
Schön iſt Mutter Natur deiner Empfindung Pracht. askl.
Auf die Fluren verſtreut, ſchöner ein froh Geſicht, askl.
Das den großen Gedanken, pher.
Deiner Schöpfung noch einmal denkt u. ſ. w. glyk.

Vom größern asklepiadeiſchen Sylbenmaaße, welches aus ſechzehnſylbigen asklepiadeiſchen Verſen beſteht; z. B.

Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem,

wie auch vom größern ſapphiſchen Sylbenmaaße, welches aus abwechſelnden ariſtophaniſchen und fünfzehnſylbigen ſapphiſchen Verſen beſteht, kommen ſelten Beiſpiele vor.

5) Das alcäiſche Sylbenmaaß, vom Alcäus, welches die größte Majeſtät hat, und vom Horaz am öfteſten gebraucht worden, beſteht aus zwei vierfüßigen Verſen, nämlich einem Spondäus (auch zuweilen Jambus) aus einem Jambus mit einer Cäſur und zwei Daktylen; hernach aus einem vierfüßigen Verſe, nämlich aus einem Spondäus (auch Jambus) Jambus mit einer Cäſur und zwei Trochäen, oder auch überhaupt aus einem neunſylbigen jambiſchen, und endlich aus einem zehnſylbigen umgekehrten alcäiſchen Verſe:

Damnosa quid non imminuit dies etc.

Wie Gea im Fluge, jugendlich ungeſtüm,
Und ſtolz, als reichten mir aus Idunens Gold
Die Götter, ſing ich meine Freunde
Feiernd im kühnern Bardenliede u. ſ. w.

6) Das trochäiſche Sylbenmaaß beſteht aus abwechſelnden ſiebenſylbigen trochäiſchen und eilffylbigen jambiſchen Verſen.

7) Das joniſche Sylbenmaaß beſteht aus ſteigenden joniſchen Sylbenfüßen, die im Latein aus einem Pyrrhichius, und Spondäus, (Trochäus im Deutſchen) zuſammen geſetzt ſind.

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab, u. ſ. w.

Das archilochiſche Sylbenmaaß, vom Archilochus, beſteht

a) aus abwechſelnden Hexametern und archilochiſchen Verſen.

Ebert, mich ſcheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholei u. ſ. w.

b) aus einem Hexameter, einem achtſylbigen jambiſchen und einem archilochiſchen Verſe:

Horrida tempestas coelum contraxit et imbres.

c) aus einem zwölfſylbigen jambiſchen, einem archilochiſchen und einem achtſylbigen jambiſchen Verſe.

Wenn gleich das Buch der Epoden des Horaz nach dem Muſter der archilochiſchen Jamben geſchrieben iſt, ſo hat er ſich doch der hier erwähnten archilochiſchen Sylbenmaaße nur einmal bedient; ja im großen archilochiſchen Sylbenmaaße, welches aus abwechſelnden größern archilochiſchen Verſen (die im Lateiniſchen nach der ſiebenten und eilften, im Deutſchen nach der ſiebenten und zwölften Sylbe Abſchnitte leiden, und aus eilfſylbigen jambiſchen Verſen beſteht) ändert er die drei erſten Füße eben ſo oft ab, als es im heroiſchen Hexameter geſchehen kann, und den vierten

Fuß macht er allezeit daktyliſch. Auch hat er die erſten zehn Epoden in abwechſelnden zwölfſylbigen und achtſylbigen jambiſchen Verſen geſchrieben, z. B. Beatus ille etc. ſo wie er ſich noch dreier anderer Sylbenmaaße bedient hat, nämlich eines gleichzeiligen zwölfſylbigen jambiſchen mit einem Abſchnitte nach der fünften Sylbe; eines aus Hexametern und achtſylbigen jambiſchen Verſen, und endlich aus Hexametern und zwölfſylbigen Jamben, wie: Altera jam teritur etc.

Die übrigen Sylbenmaaße, z. B. das anakreontiſche, welches aus drei Füßen, nämlich aus einem Spondäus (oder Anapäſtus oder Jambus) und aus zwei Jamben beſteht, der Hendekaſyllabus des Katulls u. dgl. können von jedem Lehrer und Lernenden nachgeholt, und mit Beiſpielen belegt werden.

Binden Sie ſich, wenn Sie ſelbſt etwas verfertigen, an keines, und laſſen Sie dem Drange Ihrer Empfindungen freien Lauf. Dieſe bleiben zurück, ſobald man ſie feſſeln will, und ſobald an ihre Stelle die Sorge der Kunſt tritt. Wie jeder Menſch ſeine eigene Miene hat, ſo hat jeder etwas, das, wenn es gleich ebendaſſelbe zum Zweck hat, doch in kleinen Zügen ſich ausnimmt. Das Leſen guter Dichter mit dem Tone der Empfindung nach dem Takte des Sylbenmaaßes ſollen Sie jetzt, da Sie Ihren Styl noch bilden, täglich beobachten; Sie werden dadurch Ihrer Schreibart Biegſamkeit, Harmonie und einen gewiſſen Numerus geben, den man außerdem durch keine Regeln erlernen kann.

Wenn man bei den Gemälden einzelner Worte oft aufmerkſam ſtehen bleibt, und beſonders die Wirkungen des Sylbenmaaßes betrachtet, den Abſtand betrachtet, welchen die Aenderung oder Verſetzung einer einzigen Sylbe hervorbringen kann; ſo erlernt man die Kunſt, auch in der proſaiſchen Sprache die Bewegung ſeines Herzens in ſeine Worte zu bringen.

Einzelne Gemälde werden entweder durch die Zuſammenſetzung der Sylben, oder ſchon ſelbſt durch den Ton der Worte hervorgebracht. Daß etwas tief im Herzen liege, wird durch:

premit altum corde Dolorem
manet alta mente repostum,

meiſterhaft ausgedrückt; die Geſchwindigkeit der Winde wird durch;

Qua data porta ruunt,

das Ungewitter durch:

Intonuere poli, et crebris micat ignibus aether, ſo gemalet, daß man die Handlung der Sache gleichſam vor ſeinen Augen ſehen, und den Gang derſelben vernehmen kann.

Jede Sprache hat ihre eigenen Ausdrücke, welche in jeder andern, in jeder Ueberſetzung verlieren, und weniger ſagen; in dem Verſe:

> Mortalis mucro, glacies ceu futilis ictu
> Dissiluit: fulva resplendent fragmina arena.

malen die erſten Worte: futilis dissiluit, an ſich ſelbſt, die letztern durch die Sylbenſetzung. Wenn man eine lebhafte Einbildungskraft beſitzt, und ſolche Beiſpiele oft anfaßt; ſo kommt man zu ſolchen Gemälden von ſelbſt, ohne daß man ſich dazu mit beſonderer Mühe verwandt, und lange nachſtudirt hat.

§. 5.

Von den Figuren.

Wenn ſich ein Menſch in einer heftigen Leidenſchaft befindet: ſo wird er ſich ſelbſt zu eng; es fehlt ihm ſogleich die Sprache, er ergreift alle Gegenſtände der Natur, welche mit dem Zuſtande ſeiner Seele eine Aehnlichkeit haben, und erklärt ſich uns in einer gewaltſamern Sprache, als Worte jemals vermögen würden. Wie erſchütternd iſt dieß Gemälde von Schmerz und Verzweiflung.

Stellet euch vor, daß ich jetzt hier am Strande ſtehe, ſo mit aufgehobenen Armen, die Haare im Winde flatternd, wild, wie die Wüſte ſelbſt. Laßt nun alles rings um mich her meine Geſchichte erzählen; mache meine Miene, wenn du je ein Gefühl von Gram gehabt haſt, ſo! ſo! Bemühe dich, mit den Augen wie ein Monument des Kummers vorzuſtellen. Die Bäume um mich her ſollen dürr und entblättert ſeyn; die Felſen ſollen von unaufgehaltenen Schlägen der Wogen ſeufzen, und nach mir eine lange Verheerung liegen.

Auf dieſen Grund beziehen ſich die Figuren, und alles, was ich von denſelben ſagen werde. „Sie ſind Ueberſetzungen unſerer Empfindung auf einen ähnlichen Gegenſtand.“

Dieſe Figuren, deren ſehr viele ſind, beziehen ſich größtentheils auf etliche allgemeine:

1) „Die Apoſtrophe iſt Anredung eines abweſenden oder lebloſen Gegenſtandes.“ Sie kann nur in den äußerſten Bewegungen ſtatt finden; aber ſie erſchüttert, wo ſie trifft. Ein

Muſter dieſer Figur findet ſich im folgenden Gemälde, welches ich ganz herſetzen muß, weil es ein Meiſterſtück von eben dem Werthe, wie ein Gemälde von Rubens iſt. Wenn ein Lehrer Geiſt und Feuer beſitzt, ſo iſt hier die Gelegenheit, alle Fähigkeiten ſeiner Schule in Bewegung zu ſetzen.

„Als ich vor Anbruch des Tages erwachte (ſo beſchreibt Ugolino ſeinen und ſeiner Söhne Tod), hörte ich meine Kinder, die mit mir im Kerker waren, im Schlafe weinen, und nach Brod rufen. Du biſt wohl grauſam, wenn du dir vorſtelleſt, was meinem Herzen ahnete, ohne dich zu betrüben, und weinſt du hierüber nicht, worüber pflegſt du zu weinen? — Schon waren wir alle erwacht; die Stunde kam, in der uns die Speiſe pflegte gebracht zu werden, und jeder war wegen ſeines Traumes in Furcht, als ich die untere Thüre des ſchrecklichen Thurms verſchließen hörte. Ich ſah darüber meinen Kindern in's Geſicht, ohne ein Wort zu reden. Ich weinte nicht, ſo ſehr ward mein Herz verſteinert. — Sie weinten, und mein Anſelmo ſprach: Du ſiehſt ſo ſtarr, mein Vater, was fehlt dir? — Dennoch vergoß ich keine Thräne, und antwortete nichts dieſen ganzen Tag, noch die Nacht darauf, bis die Sonne zum zweiten Male hervorſtieg. — Als ein wenig Licht in den martervollen Kerker drang, und ich in vier abgehärmten Geſichtern mein eigenes erblickte, nagte ich meine beiden Hände vor Qual. — Und ſie, welche glaubten, daß der Hunger mich dazu antrieb, ſtanden plötzlich auf und ſagten: Ach Vater! der Schmerz wird weit geringer für uns ſeyn, wenn du uns verzehreſt; du haſt uns mit dieſem elenden Fleiſche bekleidet, nimm du es uns wieder! — Ich blieb hierauf ruhig, um ſie nicht noch mehr zu ängſtigen. — Dieſen und den folgenden Tag waren wir alle ſprachlos. (Grauſame Erde, warum verſchlangſt du uns nicht!) Nachdem wir bis zum vierten Tage gekommen waren, warf Gaddo ſich ausgeſtreckt vor meine Füße hin, und rief aus: Ach, mein Vater! warum hilfſt du mir nicht? — Hier ſtarb er. — Und wie du mich hier ſiehſt, ſah ich die übrigen drei, einen nach dem andern, zwiſchen dem fünften und ſechsten Tage, vor mir hinfallen. — Nachher, da ich vor Schwachheit ſchon blind, ſie nicht mehr ſehen konnte, kroch ich noch auf ſie zu, und taſtete nach ihren Leichnamen; ich rief ſie noch drei Tage, nachdem ſie geſtorben waren, und dann gab mir der Hunger den Tod, den mir der Schmerz nicht hatte geben können u. ſ. w."

Ich habe die Stellen angemerkt, die auf mein Herz beſonders ſinken; aber ich kann dem Manne nichts ſagen, dem ich nun erſt, was er erklären, ſelbſt erklären, ſelbſt empfinden muß, ſagen ſoll.

2) Die Hyperbole, die Vergrößerung oder Verkleinerung einer Sache. Je nachdem wir eine Sache heftig wünſchen oder verabſcheuen, und an derſelben etwas Ungemeines finden; nachdem werden wir ſie in der Leidenſchaft durch etwas, mit dem wir ſie vergleichen, über das, was ſie wirklich iſt, wegheben. Z. B.

Quis non latino sanguine pinguior
Campus sepulchris impia praelia
Testatur, auditumque Medis
Hesperiae sonitum ruinae!

Die Hyperbol, welche vergrößert, iſt angenehmer, als die, welche verkleinert; denn bei der Vorſtellung einer kleinen Sache muß ſich die Einbildungskraft einſchränken, und das Herz ſich verengen. Dieſes beunruhiget die Seele, die ſich lieber erweitern will, und legt hiemit in die Sache eine Art von Unzufriedenheit. Der Hyperbol (ſagt Quintilian, wiewohl er bei dem Grunde, den er angiebt, zu irren ſcheint) iſt alsdann ſchicklich, wenn der Gegenſtand ſelbſt das gewöhnliche Maaß überſteigt.

Die Fehler, welche man bei der Hyperbole begehen kann, indem entweder die Sache gar zu unerheblich, oder der Affekt zu klein iſt, können aus jedem mittelmäßigen Schriftſteller allenthalben hergenommen werden.

3) Die Metonymie beruht auf eben dem Grunde, wie die vorhergehenden Figuren; indem man

a) die Urſache ſtatt der Wirkung nimmt, oder umgekehrt; z. B. der kühne Degen; — der fröhliche Wein u. ſ. w.
b) das Verhältniß der Sache mit dieſer verwechſelt; z. B. er beſucht oft dieſes Haus; oder
c) den Ort mit der Handlung in demſelben, ſo kann man ſagen: Dieſes Zimmer iſt die Poeſie.
d) Einen Theil des Leibes für die Eigenſchaft des Gemüthes; z. B. ein furchtſames Ohr.
e) den Namen des Beſitzers oder Vorſtehers für die Sache ſelbſt; z. B. ſie brachten die Ceres.

4) Die Synekdoche nimmt

a) einen Theil für's Ganze, oder umgekehrt pictasque exure Carinas; qui Tiberim Fabarimque bibunt.

4) Wenn man die Art mit dem Geſchlechte, vorhergehende Dinge mit den nachfolgenden verwechſelt u. ſ. w.

5) Von der Metapher und Allegorie.

Wenn man den Satz, daß die Figuren überhaupt aus einer Bemühung entſtehen, welche man anwendet, für ſeinen Ausdruck irgend etwas Aehnliches in der Natur zu finden, hier wieder zurücknimmt, ſo iſt es leicht, ſich von dieſen klare Begriffe zu machen.

Will man einen Helden beſchreiben, ſo verfällt man ſogleich auf ſeine Haupteigenſchaft, nämlich auf den Muth und die Unerſchrockenheit; und, um das, was man ſich dabei vorſtellt, recht ausdrücken zu können, ſo ſtellt man ſich dieſe Eigenſchaften in einem Weſen vor, welches dieſelben in eben dem Grade, oder noch mehr, als der Held beſitzt; z. B. der Löw beſitzt gleichfalls Muth und Unerſchrockenheit; ſage ich nun der bayeriſche Löwe, ſo iſt das eine Metapher; ſchildere ich aber den Löwen allein, ohne den Gegenſtand zu nennen, auf den er ſich beziehen ſoll, ſo habe ich eine Allegorie. So iſt die Ode, wo Horaz den römiſchen Staat unter dem Bilde eines Schiffes anredet, eine Allegorie.

Die Metapher iſt alſo eine kurze Allegorie, oder der kurze Ausdruck einer Aehnlichkeit mit unſerm Gegenſtande. Die meiſten urſprünglichen, von der Natur erfundenen Worte bei allen Völkern ſind Metaphern; denn ſie ſind von Aehnlichkeiten hergenommen.

Ich will hier einige Grundſätze von Vergleichungen für das Herz, als der allgemeinſten Quelle dieſer Figuren anführen, um uns die Begriffe von den Schönheiten derſelben deſto leichter zu machen; Vergleichungen werden gut und angenehm

a) wenn ſie unbekannte oder außerordentliche Aehnlichkeiten vorſtellen, und wenn überdieß die Gegenſtände an ſich ſelbſt, auch ſchon ohne Vergleichungen, angenehm ſind, z. B.

So ſchloß ſich ihr finſterer Reichstag
Ungewiß; aber doch freuten ſie ſich des muthigen Hauptes.
Als wenn von den Gipfeln der Berge die dunkelen Wolken,
Weil der Nordwind jetzt ſchläft, ſich erheben und über des Himmels
Holde Geſtalt ſich verbreiten, daß auf die finſtere Landſchaft
Schnee und Regen ſich ſenkt; wenn dann die glänzende Sonne
Bei dem lieblichen Abſchied die Abendſtrahlen umher ſtreut,
Die Gefilde wieder erwachen, die Sänger des Waldes
Ihre fröhlichen Lieder erneu'n, und blöckende Heerden

Ihre Freude bezeigen, daß Hügel und Thäler erſchallen.

Milton z. B.

„Das Leben iſt ein wandelbarer Schatten, ein armer Schauſpieler, der auf der Bühne ſeine Stunde ſtrotzt und pocht, und dann nicht mehr gehört wird.

„Sie offenbarte niemals ihre Liebe, ſondern ließ ſie verhehlt, gleich dem Wurm in einer Knoſpe, an ihren blühenden Wangen nagen; ſie quälte ſich in Gedanken und voll bleicher Melancholie im Geſichte ſaß ſie, wie die Geduld auf einem Grabmale, die gegen die Betrübniß lächelt.“

Aber die Dinge, mit welchen man vergleicht, müſſen niemals von der nämlichen Art ſeyn.

Eine angenehme Wirkung haben Vergleichungen

b) durch den Contraſt, wovon man, z. B. im Milton häufige Beiſpiele antreffen kann.

c) Durch Vergrößerung des Gegenſtandes, wie faſt alle Gleichniſſe von Kriegshelden ſind.

d) Durch die Verkleinerung des Gegenſtandes; dieſe Vergleichungen ſind zwar gut, aber da ſie uns etwas Widriges zeigen, ſelten angenehm.

Nunmehr iſt es nicht ſchwer, die Schönheiten und Fehler der Metapher zu beſtimmen; denn das beſte Mittel, Metaphern zu prüfen, iſt, ſie in Gleichniſſe aufzulöſen; z. B. in der Methapher:

„Verſenke mich bis an die Lippen in die Armuth,"

muß man ſich nothwendig etwas als einen flüſſigen Körper vorſtellen, mit dem ſie keine Aehnlichkeit haben kann. In dieſer:

Est intus flamma medullas,

kann die Wirkung der Flamme, welche aufzehrt und nicht ſchleicht, nicht alle Aehnlichkeit mit dem langſamen herzpreſſenden Kummer; und in den zwei Verſen:

At Regina gravi jam dudum saucia cura
Vulnus alit Venis et coeco carpitur igni.

kann die Verſchiedenheit der Metaphern in eben denſelben Perioden unmöglich angenehm ſeyn.

Noch iſt zu merken, daß, gleichwie die Metapher, der Bewegung, in der man ſchreibt, angemeſſen, und kühner in der Ode als in andern Dichtungsarten ſeyn muß, ſo muß ſie auch den Gegenſtänden, über die man dichtet, gemäß, und von eben demſelben Tone genommen ſeyn.

§. 6.

Von der Allegorie und Mythologie.

Da die allegoriſchen und mythologiſchen Ausdrücke einen allgemeinen Einfluß in unſere bürgerlichen Handlungen, in unſere Verzierungen, Feierlichkeiten u. ſ. w. behaupten, ſo finde ich es für nöthig, denſelben beſondere Betrachtungen zu widmen.

Der erſte Grund deſſen, was ich zu heben habe, liegt in jedem von uns, der ſich empfindet. Es iſt dem Menſchen unausſtehlich, wenn er gut iſt, verſchloſſen in ſich ſelbſt zu ſeyn, und es iſt ſo ein erzgutes Ding um ſein Herz, daß es ſich jedem Weſen mittheilen will.

„Ich bedaure den Mann, ſagt Yorik, der von Dan bis Berſeba reiſen, und ausrufen kann: Es iſt alles dürr und öde! Doch, ſo iſt es, und ſo iſt die ganze Welt dem, welcher der Früchte, die ſie hervorbringt, nicht warten und pflegen will. Ja, ich bezeuge (ſagt' ich, und ſchlug freudig meine Hände zuſammen) daß, wäre ich in einer Wüſte, ich auch in der Wüſte etwas finden würde, das meine Neigung auf ſich zöge. Fände ich nichts

Beſſeres, ſo wollte ich ſie auf einen ſüßen Myrtenbaum heften, oder irgend eine melancholiſche Cypreſſe ſuchen, mit der ich mich einlaſſen könnte. Ich würde ihren Schatten beſingen, und für ihren Schutz ſie freundlichſt grüßen. Meinen Namen ſchnitt ich in ihre Rinde, und ſchwöre, die lieblichſten Bäume in der ganzen Wüſte wären ſie. Wenn ihre Blätter welkten, wollte ich mich zum Trauern gewöhnen, und Freude jauchzte mit ihnen mein Herz, wenn ſanfter Thau ſie erquickte.

Jeder Ort, wo wir Freuden erleben, hat für uns etwas Anſteckendes, ſo, daß wir mit ihm ſympatiſiren; aber auch die klagende Leidenſchaft iſt äuſſerſt begierig, jedes Weſen an dem innern Schmerz Theil nehmen zu laſſen.

„Meine Freuden, o Philander! ſind mit dir verſchwunden; dein letzter Athem löſte die Bezauberung auf, und die entzauberte Erde verlor alle ihre Herrlichkeit. Young.

Aus dieſem natürlichen Hange, unbelebten Weſen ſeine Empfindung mitzutheilen, oder ſich dieſelbe vermöge der Einbildungskraft in den Ton, in die Geſtalt ſeiner Empfindung zu gießen, erhellen die Vergleichungen, welche ſo geſchickt ſind, das Eigenthümliche oder den Charakter eines Dichters auszudrücken, und ſich denſelben in einem Bilde vorzuſtellen. Horaz ſagt vom Geiſte des Pindar:

Monte decurrens, velut amnis, imbres,
Quem super notas aluere ripas,
Fervet immensusque ruit profundo
Pindarus ore.

Und von ſeiner Faſſung ſagt er:

Ego apis matinae etc.

Außerdem, daß man Bilder in der Natur aufſuchte, um die Begriffe ſeiner Empfindungen anſchaulich vorzuſtellen; und z. B. einen wüthenden Menſchen mit einem wüthenden Meere zu vergleichen, welche Bilder man auch Sinnbilder nannte; ſo hat der Mangel der Sprache, Dinge, die nicht unter die Sinne fallen, vorzuſtellen, und der natürliche Trieb des Menſchen, jeder intereſſanten Idee den möglichſten Grad von Ausdruck zu geben, ſie veranlaßt, allgemeine Begriffe, Empfindungen und Charaktere zu perſonificiren, und abgezogene Dinge als ein wirkliches Weſen zu bilden. Aus dieſem Geſichtspunkte (nicht mit dem Geiſte eines Theologen, der Irrthümer aufſucht, und die Thorheiten der dortigen Völker beklagt), ſondern in der Abſicht, ſinnliche Ausdrücke abſtrakter Begriffe und Empfindungen zu ſtudiren, iſt die alte Mythologie, von dem Dichter und Künſtler zu betrachten. Die erſten Gottheiten der Alten, Saturn, Jupiter, Mars, Pallas u. ſ. w. waren Anfangs, ehe der Aberglaube des Volkes ihren Endzweck verunſtaltete, nichts, als Ausdrücke der Eigenſchaften eines höchſten Weſens, nämlich Ausdrücke der Allmacht, Ewigkeit, Weisheit, Furchtloſigkeit u. ſ. w. Apollo im Belvedere, und die untergeordneten Weſen nichts als Ausdrücke der Empfindungen. Der Schauder, der einen überfällt, wenn man tief in einen finſtern Wald tritt; die ſüße Schwermuth an einer Quelle im Haine; die leicht hüpfende Freude in einem lachenden Haine, ward durch verſchiedene Weſen, als Nymphen, Dryaden, Faunen ꝛc. die nachmals Beſchützer der Stellen geworden, ſinnlich herausgehoben; ſo ward jede Leidenſchaft perſonificirt, und der Maler Ariſtides ſoll die Kunſt gewußt haben, den Charakter des athenienſiſchen Volkes, wozu ſo viele Züge gehörten, in einem einzigen Bilde zu ſchildern.

Auf zwei Stücke haben wir hauptſächlich bei den allegoriſchen und mythologiſchen Ausdrücken zu ſehen. Erſtens, daß die Vergleichung zwiſchen dem Bilde und Urbilde (im allegoriſchen) wahr, und die ganze Idee (im mythologiſchen) in dem Ausdrucke des ſinnlichen Weſens enthalten; und daß, zweitens, jede Handlung ihrem Urbilde gemäß ſey. Es liegt uns ſehr daran, hievon in Beiſpielen deutliche Begriffe zu erhalten.

Die Alten haben in der Schilderung des Urbildes ihrer Götter eine ausnehmend hohe Idee erreicht, und der einzige Weg für uns, wie Klopſtock ſagt, unnachahmlich zu werden, iſt, die Alten nachzuahmen.

„Sollten wir nicht, fährt Klopſtock fort, die Engel ſo machen, wie ſie ihre Götter? Gewiß nicht völlig ſo. Wir ſollten jene Vorſtellungen der Götter übertreffen. Bisher ſind wir von jenem Uebertreffen weit entfernt geweſen. Wir malen Kinderchen, Frauenzimmer, und wenn wir uns recht hoch ſchwingen, ſchöne Jünglinge, geben dieſen Figuren Flügel, und bilden uns ein, Engel vorgeſtellt zu haben. Sogar Raphaels Michael iſt ein Jüngling, und er ſollte doch wenigſtens ein Jupiter ſeyn, der eben gedonnert hat. Wenn nun Raphael vollends einen Todesengel hätte machen ſollen, z. B. einen, durch deſſen bloßen Anblick der erſtgeborne Sohn Pharaos niederſinkt! — Einem vielleicht noch ungebornen Künſtler iſt es aufbehalten, die heilige Geſchichte würdig vorzuſtellen. Er iſt es, der noch viel was anderes ſagen würde, als die Griechen haben ſagen können. Gott vorzuſtellen würde er ſich niemals unterfangen, niemals; aber den Verſöhner einigermaßen würdig abzubilden, würde er alle Kräfte ſeines Genies anſtrengen, und ſich den großen Empfindungen, welche die Religion giebt, ganz überlaſſen.“

Es geht über alle Vorſtellungen, welches Genie erfordert werde, die Ideen, welche einer Gottheit eingedrückt ſeyn ſollen, ſinnlich auszubilden. Indeſſen iſt die Majeſtät, welche Raphael ſeinem Gott Vater gegeben hat, bekannt.

Aber meiſtentheils ſind die Vorſtellungen auch derjenigen Künſtler, welche die Welt dafür erkannt hat, in dieſem Stücke unendlich niedrig. Welche Ideen geben ſie uns von den Engeln, wenn ſie dieſelben als Köpfe mit Flügeln in den Wolken vorſtellen? Es iſt ein großes Verdienſt von Milton um die Kunſt, daß er ſich den Muth nahm, bei ſeiner Schilderung des böſen Engels, ſeiner eigenen Idee zu folgen. Wie würdig und edel iſt ſeine Beſchreibung von Satans Perſon!

— Er ſtand jetzt
Einem Thurm gleich, und ragete ſtolz an Muth und Betragen
Ueber die andern hervor. Noch hatte ſeine Geſtalt nicht
Ganz den urſprünglichen Schein verloren; erſchien nichts Geringers,
Als ein Cherub, welcher gefallen; allein nur verfinſtert
An der Herrlichkeit, die bei ihm ſonſt im Uebermaaß ſtrahlte u. ſ. w.

Warum nehmen nicht Künſtler ihre Ideen aus Dichtern! Selbſt in Kupfern vor des

Rolli Ueberſetzung des verlorenen Paradieſes iſt Satan mit einem Schweif und mit Hörnern und Klauen vorgeſtellt; ſelbſt Raphael und Guido, und Michael Angelo haben dieſe Idee nicht erreicht; aber wer beurtheilte die Künſtler von jeher ſo? Man bewundert die Zeichnung, den Pinſel, und geht bei dem Ausdrucke der Empfindung vorüber.

Man iſt ſelten darauf gefallen, allegoriſche Bilder unter die Kritik zu nehmen, und gleichwohl wäre das, beſonders wenn ſie allgemeine Ideen vorſtellen, wichtiger, als man wohl denkt. Die Bilder von Städten müſſen von dem Charakter derſelben hergenommen, und nach dieſem geprüft werden; dieſe ſind ſehr häufig, aber es ſind meiſtens Hieroglyphen, welche oft die Noth, um mit Tyrannen zu reden, erfunden hat; allein die Bilder ſolcher Dinge, welche den Menſchen unmittelbar angehen, richten ſich nach den Begriffen, welche man von denſelben hat. Die Abbildung des Todes, wie ein eckelhaftes Gerippe, iſt gewiß weit unter ihrer Idee; aber nachdem ſie ſo iſt, niederſchlagend und traurig iſt, ſo iſt ſich nicht zu verwundern, wenn ſie einen gleichen Ton zu den Feierlichkeiten der Begräbniſſe angiebt. Wenn ich mir den Tod eines Chriſten denke, der in die Ewigkeit hingeht, glücklicher, als wenn ein Freund von uns an den Hof des weiſeſten Fürſten als ſein Theilnehmer käme, ſo weiß ich nicht, ob es nicht in Abſicht auf die Kunſt zweckmäßiger wäre, ſein Andenken vielmehr mit Freuden als mit Wehklagen zu feiern.

Eben ſo wichtig für uns iſt die Betrachtung der Handlungen und Ausdrücke innerlicher Gemüthsbewegungen, welche mythologiſchen Bildern beigelegt werden. In dieſem Stücke kann uns die alte Mythologie kein Beiſpiel ſeyn; denn ſie ſtellt hiſtoriſche Perſonen vor, welchen oft die nichtswürdigſten Handlungen und Leidenſchaften beigelegt werden. Man ſchilderte die Götter nach Menſchen, und ſetzte ſie weit unter dieſelben herab. Es iſt höchſt unanſtändig, Hiſtorien dieſer Mythologie in unſern öffentlichen Straßen und Gärten oder andern öffentlichen Orten aufzuſtellen. Vielmehr ſollte man dieſen Theil bloß noch ſo weit der Vergeſſenheit entreiſſen, als es nothwendig iſt, die alten Kunſtſtücke in Abſicht auf die Kunſt zu verſtehen. Es ſind nicht nur die Ideen von höhern Weſen mißhandelt; auch ihr Eindruck auf den fühlenden Zuſeher iſt niedrig und unedel.

„Ich bin ſehr damit zufrieden, ſagt Klopſtock, daß man endlich aufhöre, die Mythologie zu malen. Man hätte ſchon lange aufhören können; aber die wahre heilige und weltliche Geſchichte ſey dasjenige, womit ſich die größten Meiſter am liebſten beſchäftigen. Welch ein weites Feld, und wie intereſſant kann man hier beſonders alsdann ſeyn, wenn die rechten Momente gewählt werden.“

Aber die Arbeiten unſerer Künſtler müßten dann auch, beſonders wenn dieſelben an öffentliche Orte geſtellt werden ſollen, niemals ſich ſelbſt überlaſſen, ſondern allemal der ſchärfſten Kritik unterworfen werden. Die Zuſammenſetzungen ſolcher Maler, welche wie gewöhnlich, gar keine Theorie, keine Philoſophie der Dichtkunſt beſitzen, ſind für heilige Geſchichten oft ärgerlich, und die Ausdrücke in ihren Mienen voll menſchlicher Leidenſchaft, oder welches beſſer iſt, gar nichts.

Der Gebrauch der allegoriſchen und mythologiſchen Bilder iſt vielfältig. Sie dienen zu Verzierungen von Tempeln, Häuſern, Denkmälern, Münzen und öffentlichen Plätzen. Dieſe letztern ſind bei uns in Abſicht auf unſern Nutzen noch wenig geſucht worden. Die Alten verzierten mit allegoriſchen Bildern ihre Haus- und Tiſchgeräthe; und wenn ſie gleich an dieſem Orte den großen Endzweck nicht erfüllten, für den ſie gemacht ſind, ſo dienten ſie doch, die Sachen, die ſie vorſtellten, intereſſant, und das Andenken an manche ſchöne Handlung friſch zu erhalten; und überhaupt dauernde Geſtalt

Gieb auch dem,
Der unter Menſchen edle Thaten that!
Den Gottgedankten Fürſten, der die Luſt
Des menſchlichen Geſchlechts und ſeines Volks;
Dem Patrioten, der der Steuermann
Des Vaterlands und ſeiner Fürſten war;
Dem Weiſen, der bei ſpäter Lampe Licht
In finſt're Seelen ſeiner Brüder trug;
Dem ſtillen Frommen, deſſen Frömmigkeit
Erſt dann geſehen von ſcharfen Augen ward,
Als er hinaufgetragen lange ſchon
In ſeines Gottes beſſern Geiſterwelt
Den Lohn für ſeine Tugenden empfieng;
Dem guten Weibe, deſſen Güte ſpät
Den Enkeltöchtern noch Exempel iſt.

Es wird jedem Lehrer leicht ſeyn, gute und fehlerhafte Beiſpiele von allegoriſchen Gemälden und den Arten derſelben, z. B. von der Vermiſchung allegoriſcher Perſonen mit hiſtoriſchen zu finden, und hiemit dem Anfänger nützlich zu werden; wenn er nur bedacht iſt, den Einfluß derſelben auf unſer ſittliches und bürgerliches Leben in allen Fällen zu zeigen.

§. 7.

Begriffe der Schönheit, Gracie und Naivität.

Der Geiſt, der den erſten Keim der ſchönen Künſte entwickelte, ſah von fern ein ewiges Ideal von Vollkommenheit, das nur gleichgeſtimmten Seelen verſtändlich iſt, und das ſich (denn was man immer davon ſagt, ſo ſagt man etwas Abgezogenes) beſſer empfinden, als mit Worten erklären läßt. Man erkennt es, ſobald man es wo ſieht, iſt überzeugt, daß es vorhanden iſt, genießt es, aber man kann es dem nicht ausdrücken, dem das Gefühl zum Antheil verſagt iſt. Da es von den ſchönen Künſten unzertrennlich iſt, ſo liegt uns daran, uns wenigſtens allgemeine Begriffe von dem, worin ihr Weſen liegt, aufzuklären.

Eine jede Sache hat ein gewiſſes Maaß, außer welchem ſie in eine Abweichung, indem ſie nämlich zu groß, oder zu klein wird, verfällt. Eine Handlung iſt poetiſch ſchön, wenn ſie in der Lage, in der ſie ausgeübt werden ſoll, weder mit zu großer Hitze, noch mit zu großer Kälte, das iſt, wenn ſie gerade mit der gehörigen Faſſung ausgeübt wird; ein Körper iſt ſchön, wenn alle Theile das gehörige Verhältniß untereinander haben, und alle genau zuſammenpaſſen, ein ſimples Ganzes auszumachen; eine Miene iſt poetiſch ſchön, wenn alle Linien zuſammenfließen, gerade das Einzige auszudrücken, was ſie enthalten ſoll; kurz, wo alle Theile gerade das beitragen, was ſie beitragen ſollen, um ein Ganzes auszumachen, da iſt Schönheit; und wo in dieſen Theilen gewiſſe Reize vorhanden ſind, die ſich durch die Vergleichung mit einem Körper, wo ſie nicht ſind, beſtimmen laſſen, da iſt Gracie.

Im Vorbeigehen muß ich anmerken, was ich ſchon anderswo angemerkt habe, daß etwas poetiſch ſchön ſeyn kann, ohne für uns einnehmend zu ſeyn. Das Bildniß des Catilina kann das höchſte Ideal der Schönheit enthalten, wenn es in allen Theilen gerade das ausdrückt, was es gemäß den Zügen, die ihm eigen ſind, ausdrücken ſoll; aber es würde uns niemals einnehmen, das iſt, es würde niemals den Wunſch in uns hervorbringen, die Züge zu beſitzen. Nur die Miene, die ſchöne Eigenſchaften des Herzens ausdrückt, iſt für unſere Liebe ſchön; denn nur das, was edel, was wahrhaft gut iſt, kann für uns einnehmend, liebenswürdig ſeyn. Eine Miene,

Bayerische Staatsbibliothek München

welche von geheimen unordentlichen Leidenſchaften gebildet und gleichſam wider Willen eingeprägt wird, iſt uns äußerſt widrig, und die größten Böſewichte müſſen gute Eigenſchaften in dieſelben hinein zwingen, um uns zu gefallen, und unſer Zutrauen gewinnen zu können.

Alſo wo Mannigfaltigkeit im Einfachen iſt, da iſt Schönheit. Dieſe wenigen Worte verſteht nur der, der ſich dieſen Begriff aus ſich ſelbſt gemacht hat. Es iſt nur ein Ideal, nach welchem ſich die urſprüngliche Schönheit mißt; alle Menſchen des Erdbodens, der, welcher, um ſchön zu ſeyn, ſchwere Gewichte an ſeine Ohren und Ringe an ſeine Naſe hängt, und der, welcher der Natur ſich ſchämt, und ſich anmalt, ſuchen es; aber wie verſchieden ſind die Wege, auf denen ſie es zu finden glauben! Je nachdem ſie Kenntniſſe, Bedürfniſſe, Leidenſchaften haben, nachdem werden ſie ſich Linien zuſammenſetzen, welche die wahren Züge der Schönheit verunſtalten.

Der menſchliche Körper iſt das höchſte Meiſterſtück, und, wenn darin eine ſchöne Seele wohnt, das reizendſte Meiſterſtück der Natur. Dieſe letztern Züge werden von niemand verkannt, und was den Körper allein betrifft, ſo ſcheinen alle Völker darin überein zu kommen, daß ſie denjenigen Körper für den ſchönſten erklären, welcher der vollkommenſte, das iſt, welcher in allen Gliedern der fähigſte iſt, das, was ſeinem Alter zukommt, am ungehindertſten zu verrichten. In Abſicht alſo auf das Körperliche iſt ein in ſeinen Gliedern ungleicher, oder zu ſchwacher Körper nicht ſchön, weil er zu vielen Verrichtungen, die ihm zukommen, unfähig iſt. Je mehr man alſo die Fähigkeiten des Körpers entwickelt und übet, deſto mehr nähert man ſich dieſer Vollkommenheit. Die, welche ihre Leibesübungen für einen Theil des männlichen Berufes anſahen, waren hierin ſehr glücklich; aber in unſern Städten würde es ſehr ſchwer ſeyn, Körper anzutreffen, die fähig wären, das Auge des Kenners für ein Muſter zu befriedigen.

Aber auch in dem, was der Geiſt beiträgt, den Körper poetiſch ſchön zu machen, waren die Alten unſere Meiſter, und es würde ihnen ähnlich geſchrieben und gebildet werden, ſagt einer der größten Kenner, wenn ihre Schriften, wie ihre Bilder betrachtet und unterſucht würden.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechiſchen Meiſterſtücke, ſagt Klopſtock, iſt eine edle Einfalt, und eine ſtille Größe ſowohl in der Stellung als im Ausdrucke.

Alle Handlungen und Stellungen der griechiſchen Figuren, die mit dieſem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, ſondern zu feurig und wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten Künſtler **Parenthyrſos** nannten.

Es kommt bei den Künſten überhaupt ſehr darauf an, daß die Meiſter in denſelben die feine Linie des Schönen finden. Indeſſen iſt der Parenthyrſos meiſtentheils viel eher zu entdecken, als wenn die ſtille Größe ein wenig zu ruhig iſt. Raphaels Chriſtus am Oelberge hat mich zu dieſer Anmerkung veranlaßt. Er hat nichts von dem, was die Schrift ſo ſtark ausdrückt, indem ſie ſagt: „Und es kam, daß er mit dem Tode rang, und heftiger blutete.“

Stand und Geberden an den alten Figuren, ſagt Winkelmann, ſind wie an einem Menſchen, welcher Achtung erwecket, und fordern kann, und der vor den Augen weiſer Männer auftritt; ihre Bewegung hat den nothwendigen Grund des Wirkens in ſich, wie durch ein flüſſiges, feines Geblüt, und mit einem ſittſamen Geiſt zu geſchehen pflegt; nur allein die Stellung der Bachanten auf geſchnittenen Steinen iſt der Abſicht bei denſelben gemäß, das iſt, gewaltſam.

Der Stolz in dem Geſichte des Apollo äuſſert ſich vornehmlich im Kinn und in der Unterlippe, der Zorn in den Nüſten ſeiner Naſe, und die Verachtung in der Oeffnung des Mundes, auf den übrigen Theilen dieſes göttlichen Hauptes wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibet der Empfindung unvermiſcht und rein wie die Sonne, deren Bild er iſt. Im Laokoon ſiehſt du bei dem Schmerz den Unmuth, wie über ein unwürdiges Leiden in dem Krauſen der Naſe, und das väterliche Mitleiden in den Augäpfeln, wie einen trüben Duft, ſchwimmen. Dieſe Schönheiten in einem einzigen Drucke ſind wie ein Bild in einem Worte beim Homer; nur der kann ſie finden, welcher ſie kennt. Glaube gewiß, daß der alten Künſtler, ſo wie ihrer Weiſen, Abſicht war, mit Wenigem viel anzudeuten. Daher liegt der Verſtand der Alten tief in ihren Werken, in der neuern Welt iſt es mehrentheils wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Waare ausſtellen. Homer giebt ein höheres Bild, wenn alle Götter ſich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erſcheint, als Kallimachus mit ſeinem ganzen Geſange voller Gelehrſamkeit. Iſt ein Vorurtheil nützlich, ſo iſt es die Ueberzeugung von dem, was ich ſage; mit derſelben nähere dich den Werken des Alterthums, in Hoffnung viel zu finden, ſo wirſt du viel ſuchen. Aber du mußt dieſelben mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen und die ſtille Einfalt wird dich ſonſt unerbaut laſſen, wie die eilfertige Leſung des ungeſchmückten großen Xenophon.

Der Lehrer, der meine Abſicht mitverſteht, warum ich das hergelegt habe, wird nun auch das Feuer fühlen, ſich zu erklären. Ein jedes Gemälde, eine jede Statue kann ihm dienen, die Unterſuchung anzuſtellen, ob, gemäß des Inhalts, gemäß der Bewegungen, welche die Perſonen vorſtellen ſollen, der mitgegebene Ausdruck der wahre ſey. Freilich äuſſert ſich ein niedriger Kopf anders in ſeiner Leidenſchaft, als ein großer; aber er merke die Abſicht der Alten an, durch Vorhaltung der großen Natur auch große, das iſt, die wahren, die einzigen Empfindungen auf jedermann zu verbreiten. Er lehre ſeine Schüler aufmerkſam auf die Stellungen der Schauſpieler, auch der Prediger zu werden, und gewöhne ſie wenigſtens dahin, überall etwas Höheres, als gewöhnlich zu ſuchen. In den Schriften des Mengs über die Malerei, und in Flögels und Riedels Schriften ſind die feinſten Begriffe von dieſem Ideale entworfen.

Unter der Grazie, die von einer vollkommenen Uebereinſtimmung der äußern Bewegängen mit den innern herkömmt, verſteht man jenen Reiz, der ſich über alles, was einem Weſen eigen iſt, ausgießt. Der, wie Winkelmann ſagt, mehr mit den Augen des Verſtandes unmittelbar erblickt, als durch Hülfe der Sinne empfunden werden kann.

Sie iſt, ſagt er weiter, ein Geſchenk des Himmels, aber nicht, wie die Schönheit; denn er ertheilt nur die Ankündigung und Fähigkeit zu derſelben. Sie bildet ſich durch Erziehung und Ueberlegung, und kann zur Natur werden, wo ſie zugegen iſt. Sie iſt ferne von Zwang und geſuchtem Witze, aber es erfordert Aufmerkſamkeit und Fleiß, die Natur in allen Handlungen, wo ſie ſich nach eines jeden Talent zu zeigen hat, auf den rechten Grad der Leichtigkeit zu erheben. In der Einfalt und in der Stille der Seele wirket ſie, und wird durch ein wildes Feuer, und in aufgebrachten Neigungen verdunkelt. — Ueber die Werke des Alterthums hat ſie ſich allgemein ergoſſen, und iſt auch in dem Mittelmäßigen zu erkennen.

Von dem Bilde, von dem wahren auch ſittlichen Ausdrucke der Grazien, zu deren Schilderung empfindſame Seelen einen eigenen Sinn haben, ſagt ein jetztlebender Schriftſteller: Wenn es jemals der Natur gefallen ſollte, in einem Manne Corregios Empfindung mit

Raphaels Geiſt, und mit der ganzen Magie des feinſten und wärmſten niederländiſchen Pinſels zu vereinigen, dann möchte dieſem Phönix erlaubt ſeyn, alles zu wagen, wozu er ſich geboren fühlte. Ihm könnte man zutrauen, daß er den Charitinnen dieſe ideale Schönheit geben würde, von welcher Winkelmann mit einer Schwärmerei ſpricht, die in ſeinem Munde ſo viel Wahrheit hat: „Dieſes Ueberirdiſche, dieſe Einheit der Form, die, wie ein Gedanke erweckt, und mit einem leichten Hauche geblaſen ſchien;" dieſes Charakteriſtiſche endlich, dieſes Seelenvolle, dieß über die ganze Geſtalt ausgegoſſene Lächeln, dieſen, unter ihr, wie durch einen dünnen Schleier, hervorſcheinenden Geiſt der Anmuth und der Freude, der uns beim erſten Anblick empfinden machte, daß wir die Grazien vor uns ſehen.

Was Naiv ſey, läßt ſich ebenfalls beſſer durch Beiſpiele, als durch Worte erklären. Es iſt ein Gedanken, oder eine Handlung, welche aus einer Natur, die nicht mehr zu roh, aber auch nicht zu ſehr nach den Zeitſitten gebildet iſt, herkömmt. Es beruhet auf einem gewiſſen Gutmeinen, auf einer gewiſſen Einfalt und Redlichkeit, die ſich in Gedanken, in Empfindungen, im Ausdrucke, in Sitten und Handlungen äußert. Da es zur ſchönen, auch ſittlich ſchönen Natur führt, ſo iſt die Naivität ein großer Vorzug des Menſchen, und ein wichtiges Stück der ſchönen Künſte, indem ſie auf die rührendſte Weiſe an eine liebenswürdige Einfalt und Redlichkeit der Sitten uns führet. Gellerts Schriften ſind voll Naivität und in den Schriften vieler anderer, wo Redlichkeit und Unſchuld herrſcht, ſind häufige Beiſpiele zu finden. Auch die Satyre liebt dieſen Ton, und Swifft und Liſcov haben Meiſterzüge. Aber Yoriks Schriften!

Wenn ich den Ton anzugeben hätte, wie man gute Sitten und ein gutes Herz predigen ſoll, ſo würde ich Yoriks Schreibart, Yoriks Laune vorſchlagen. So dahin ſchlüpfen, ſorglos, ſeiner Sache gewiß, und beinahe muthwillig, nicht wie eine Schwalbe über die Oberfläche einer See, indem ſie hie und da einen Tropfen aus dem Unermeßlichen aufglitſcht, ſondern wie ein Rieſe, der mit einer Centnerlaſt wegjauchzt, nichts zu tragen ſcheint, das müßte doch jedermann anhalten, öffnen, durchſtrömen. Man muß dem liebenswürdigen Manne herzlich gut ſeyn, wenn man ihn ſo inniglich, ſo voll und aufrichtig ſprechen hört, und man muß ihm gerne zuhören, wenn er auch Dinge ſpricht, die in dem Munde eines andern höchſt unwichtig ſeyn würden. Er hat ſich uns weg, ohne daß wir es wiſſen, und wir ſind darüber froh, wenn wirs merken. Wir lieben den erzguten Mann.

§. 8.

Vom Großen und Erhabenen.

Eine Vorleſung.

Groß nennen wir, was ſeiner Natur nach fähig iſt, große Wirkungen nach ſich zu ziehen. Im Herzen läßt ſich das nicht ſinnlich beſtimmen; aber gleiche empfindliche Seelen verſtehen einander, ſobald man ihnen einen Gegenſtand vorhält, welcher auf ſie die Wirkung macht, die man benennen will.

Stellen Sie ſich vor, Sie ſtehen am Ufer des Weltmeeres, und ſehen hinaus ins Unermeßliche, bis da, wo Ihr Blick ſich verliert, und Ihr Auge ſchwindet; faſſen Sie dieſes alles, dieſe Fernen, dieſe Weiten mit einem Blick, und geben Sie, wenn Sie aus Ihrer gewöhnlichen Herzensſtille heraus in das Bild gezogen werden, auf die Wirkungen Acht, welche daſſelbe hervorbringt. Ihre Bewegungen, Ihre Pantomimen ſind die Bewegungen, die Pantomimen aller Menſchen.

Ich ſehe hin: Meine Seele fängt an, ſich zu theilen, auszugießen, hinzugießen über das Unermeßliche. Der Körper erweitert ſich, athmet ſchwer, bemüht ſich, den Gegenſtand in ſich zu nehmen. Die Muskeln dehnen ſich auseinander, und die Hände arbeiten von ſich, wie ſchwimmende in einer großen See.

Stellen Sie ſich den Sturm aus dem erſten Buche der Aeneis vor. Die Winde heulen, wühlen, Wetterwolken ziehen ſich zuſammen, und die ſchwärzeſte Nacht legt ſich, drückt aufs Meer. Nun brüllen Wogengebirge, wälzen betäubend ſich von Tiefen zu Tiefen.

Meine Seele kreuzt, dreht ſich, wie die Wolken im Wirbel. Es iſt Nacht. Eine Pauſe — eine Unentſchloſſenheit vom Gedränge, vom Rollen des Donners, von Ungewißheit. Ein Blitz beleuchtet die ſchreckenvolle Scene. Welcher Anblick! Ich ſehe den Waſſerberg (praeruptus Aquae Mons), ſehe das Schiff auf der Spitze deſſelben, wie es jetzt — jetzt fallen ſoll in die Abgründe der unermeßlichen Nacht.

Meine Seele wird aufgeriſſen, mein Körper ſteht in die Höhe, ich rufe, ſtrecke meine Arme aus, laufe hin und her, winke mit den Händen, krümme mich.

Es iſt ein Augenblick, wo ich das Schiff ſehe, und die Nacht fällt zuſammen, der Sturmwind führt das Geſchrei der Verzweifelnden weg — wo! Ich ſchreie nicht mehr, athme nicht mehr, ſtehe da am Sturmwind, verſteinert, betäubt, ſtumm wie die Finſterniß.

Dieſe ſind die hauptſächlichſten Bewegungen, welche eine Seele, die zum Gefühle des Großen geſtimmt iſt, bei dieſen Gemälden in ſich wahrnimmt.

Und in dieſen Bewegungen ſollen der Maler, der Bildhauer, der Redner, der Akteur den Pantomimiſten beobachten, ihn in den wichtigſten Augenblicken, und in Uebergängen zu andern ſtudiren, überhaupt gegen ihre eigene Empfindung halten, mit Beiſpielen vergleichen, und ſo den Geheimniſſen der Natur ſich nähern.

Der Anblick großer Höhen und Tiefen bringt eben dieſe Wirkungen hervor, welche von der Weite und Länge verurſacht werden. Ich will Ihnen wieder einige Beiſpiele davon geben; dieſe erklären beſſer als die Regeln, welche ich daraus abziehen werde; auch ſind ſie Ihnen eben ſo nützlich, als ſie dieſelben gerne hören.

Stellen Sie ſich vor, Sie ſtehen auf einem Berge, von deſſen Höhen Sie herabſehen:

„Wie fürchterlich, wie ſchwindlicht iſt es, den Blick ſo tief hinab zu werfen! Die Dohlen und Krähen, die durch die mittlere Luft fliegen, zeigen ſich kaum ſo groß, als Käfer. Auf halbem Wege hinunter hängt einer, der Kräuter lieſt; ſchreckliches Handwerk! Mir däucht, er ſcheint nicht größer zu ſeyn, als ſein Kopf. Die Fiſcher, die am Geſtade gehen, ſind wie Mäuſe; und jenes große Schiff, das vor Anker liegt, iſt in die Geſtalt eines Boots geſchwunden; das Boot ein Ankerpfahl, faſt zu klein für die Augen. Die brauſenden Wellen, die um die unzählbaren kleinen Kieſel toben, können von dieſer Höhe nicht gehört werden. Ich will nicht mehr ſehen, damit nicht der Schwindel mich faſſe, und mein vergehendes Geſicht ſteil hinabſtürze.“

K. Lear 4. Akt, 6. Auftritt.

Ein anderes Beiſpiel:

Auf jenem Felſen, deſſen Spitze dort
Die Wolken ſpaltet, Bannadar
Iſt er genennet, ſaß ich, weit umher
In Gottes Welt mich umzuſchauen, und ſah
Verſchwunden unter mir das Kriegesheer
Des Miſa — lutt, der meiner Lebenszeit
Ein Wunder iſt, und ſah verſchwunden, ſah

Verſchwunden — ihn, und ſeine Sklaven, ſah
Verſchwunden ſeine tauſend Thürme!
Halladat.

Milton giebt uns ein Gemälde von der Tiefe, das die Seele ſchaudern macht. Gott verſtößt die gefallenen Engel aus dem Himmel.

— — Er treibt ſie dicht in einander gedränget
Wie eine Heerde von furchtſamen Ziegen und ſchüchternen Schafen
Donnerbetäubt vor ſich her, und mit Schrecken und Furien jagt er
Auf die Mauern des Himmels ſie zu —

Stellen Sie ſich den Augenblick vor, wo ſich der Himmel öffnen wird. Der Blick hinab! hinab! Die Weſen, die hinabſtürzen ſollen, unſere Theilnehmung an jedem empfindlichen Weſen, ihr Schrecken, ihr Fall, alles unſer. — Jetzt — jetzt — das muß Nerven erſchüttern, und Fibern zermalmen.

— — Mit plötzlicher Oeffnung
Wallten die Mauern herein, und ließen hinab in die Tiefe
Einen entſetzlichen Riß. Vom ſchrecklichen Anblick getroffen
Fuhren ſie ſchaudernd zurück; doch eine noch ſchwerere Rache
Jagte ſie hinten. Sie ſtürzten ſich ſelbſten vom Rande des Himmels
In das Verderben hinab. —
— — Sie fielen neun Tage.
6. Buch des verlornen Paradieſes.

Eben ſo ſchrecklich iſt das Bild, wie Satan am Thore der Hölle ſtand, und hinab in's unendliche Leere des Chaos ſah.

Jetzt lagen der ewigen Tiefe Geheimniſſe plötzlich
Ihren Augen entdeckt; ein unermeßlicher dunkler
Ocean, ohne Grenzen und Grund, wo Breite, wo Länge,
Höhe, Zeit und Ort ſich untereinander verwirren:
Wo die älteſte Nacht, und das Chaos noch ältere Weſen
Als die Natur, im wilden Getümmel von endloſen Kriegern
Ihr anarchiſches Reich durch ew'ge Verwirrung behaupten u. ſ. w.
— — Vor dieſem ſchrecklichen Abgrund
Stand der behutſame Teufel am hölliſchen Ufer und ſchaute
Eine Weile hinab.

Er wagt ſich hinaus. Meine Seele folgt ihm mit Schaudern, und ich halte mich an den Gegenſtand, der mich am nächſten umgiebt. Er ſteigt

— — viel Meilen verwegen
Aufwärts, aber gar bald entweicht der Sitz ihm, und läßt ihn
In unendlichen Leeren zurück; nun ſinket er plötzlich
Mit vergeblich flatternden Schwingen zehntauſend Klaftern

In den Abgrund hinab, und würde den heutigen Tag noch
Nicht aufhören zu fallen ꝛc.

Jede Bewegung alſo, welche einer Bewegung ähnlich iſt, die von großen Gegenſtänden verurſacht wird, muß eine große genannt werden. Der Anblick eines Kriegsheeres in Schlachtordnung, einer Ueberſchwemmung, einer Aufruhr u. ſ. w. werden davon einen jeden überzeugen. Das Gemälde des Prometheus, wie er an der Spitze des Caucaſus ſteckt, den Felſen mit ſeinem Blut beklebt, hinabſieht auf die Wolken unter ihm, hört von unten das Gebrülle der tobenden Wellen, die den Felſen hinanſtürmen, das Geſchrei der Vorbeiſchiffenden, hört den Mordklang des Adlers, der herabſtürzt, ihn zu zerfleiſchen; — das Bild dieſes Ausdruckes bindet ihn mit Ketten an den Himmel, und läßt die Hölle unter ihm auflodern: Wie viel faßt es in ſich! Es ſchließt aus, alles, was die Seele umgiebt, macht ſie alles vergeſſen, und ſtimmet die Faſſung an, die wir groß nennen.

Nun wollen wir einige Anmerkungen machen. Wir haben beobachtet, daß ſich die Seele beim Anblicke großer Gegenſtände erweitere, der Korper ſich auseinander dehne, und Raum zu ſchaffen ſuche; bei tiefen Gegenſtänden ſich in ſich ſelbſt zurückziehe, feſthalte; entgegen beim Anblick hoher Gegenſtände emporfliehe, der Körper ſich emporrichte und nachtrachte.

Je mehr eine Höhe, eine Länge zuſtimmt, deſto mehr empfinden wir das in uns vorgehen. Der Gedanke vom höchſten Gipfel eines Gebirges, wo Vögel niſten, die niemals die Erde berührt — hinab bis in die Tiefen des Meeres, wo Thiere Jahrtauſende wohnen, die niemals eine Sonne beſchienen hat; von der Erde zum Mond, zur Sonne, wo man in einer unermeßlichen Ferne Millionen neue Ballen nur funkeln ſieht, zu den Planeten, zu den Firſternen, hin in's Helle, hin in's Unermeßliche. — Bei jeder Stufe richtet ſich unſere Empfindung empor.

Dieſen Ausdruck des Großen legen alle Nationen demjenigen Gegenſtande bei, den ſie erhöhen wollen; ſie geben ihrer Empfindung durch irgend ein Zeichen, welches die Gewohnheit verſtändlich macht, eine Art ſinnlicher Bedeutung. So wählt man für die Statue eines Gottes, eines Helden, oder eines Thrones einen hohen Platz; ſo werden Kleidungen, welche man den Perſonen, für die man Ehrfurcht erwecken will, zugiebt, voll, weit, nachſchleppend gemacht; — ſo bildet man Helden in Leibesgröße ab, welche die gemeine übertrifft, verlängert dieſelbe durch einen Federbuſch, und legt ihnen die Kothurne an; ſo hat im häuslichen Gebrauche jede Nation ein Zeichen, wodurch ſie die Größe ausdrückt; — in Heldengeſchichten iſt jedes Weſen von ungewöhnlicher Größe. Helden ragen über Kriegsheere hervor, machen unter ihren Tritten die Erde zittern, und verſcheuchen Nationen durch bloße Blicke.

Dieſes führt auf den Begriff des Erhabenen. Was groß iſt, ragt über andere Dinge hinaus, iſt erhaben; und wenn man dieſes auf die Faſſung des Geiſtes und ſeine Bewegungen anwendet, ſo iſt diejenige Seele, welche einen großen Gegenſtand in ſeiner Völle anfaßt, und den ganzen Umfang deſſelben fühlt, groß, ſtark; und wenn ſie von dieſen Eindrücken nicht zertheilt wird, nicht zerrinnt, wenn ſie unerſchüttert bleibt, ſo iſt ſie erhaben. Wir wiſſen alſo, was wir eigentlich ausdrücken wollen, wenn wir ſagen: ein großer Geiſt, ein erhabener Geiſt, oder ein enger und zugleich niedriger Geiſt; wir ſehen, daß ſich zwiſchen beiden ein großer Abſtand ſinde, und daß man groß ſeyn könne, ohne darum erhaben zu ſeyn. Man kann den Ausdruck:

Si fractus illabatur Orbis.

zwar empfinden, zwar hören das Krachen einer zerberſtenden Welt, ſehen, wie ſie zuſammen fällt, zuſammenſtürzt über das Haupt, ohne ſich über den Schrecken dieſes Anblickes zu erheben, ohne ſagen zu können: Impavidum ferient Ruinae.

Seelenbewegungen, welche dem Menſchen unnatürlich ſind, und ſeinen Geiſt ſo niederfeſſeln, daß ſie ſeinen Muth zerſtören, ſeine Haltung verwüſten, und ihn jeder Vorſtellung unfähig machen, erfordern oft große Züge des Geiſtes. Menſchenmörder, Selbſtmörder, Verräther des Vaterlandes müſſen, wenn ſie je wiſſen, was ſie thun, große Seelen haben.

Das Gefühl des Schmerzens der Königinn Eliſabeth über die entdeckte Unſchuld des Grafen von Eſſex, welchem ſie den Kopf abſchlagen ließ, iſt ſehr tragiſch, ſehr groß.

„Sie nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich; ſie verweigerte ſich alle Arzneien; ſie kam in kein Bette; ſie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polſter, ohne ein Wort zu ſprechen, in Gedanken ſitzen, einen Finger im Munde, mit offenen, auf die Erde gehefteten Augen — bis ſie endlich von innerlicher Angſt der Seele aufgezehrt, und vom langen Faſten entkräftet den Geiſt aufgab.“

Robertſon.

Aber die Leiden alle, welche die Seele mit Aufruhr und Raſerei erfüllen, das Herz verengen oder durchtoben, zerreiſſen, welche alle Ausſichten, alle Gedanken von Erleichterung verſchlingen, und abſpannen, niederketten den zerrütteten, ſtummen, nervenloſen Geiſt in Abgründe von dumpfer Fühlloſigkeit und Verzweiflung, können wahr, von wahren Quellen entſproſſen, konnen auf die Mitmenſchen des ſchrecklichſten Angriffes, des größten Rechts auf unſer Mitleid fähig, über alle Leiden gemeiner enger Seelen hinausgeſetzt, und mithin poetiſch erhaben, auch in Betrachtung des Moraliſchen aller unſerer Entſchuldigung würdig, aber in Abſicht der Seelenkraft, niemals erhaben ſeyn. Unſer ganzer Stolz, unſere Menſchheit empört ſich wider den Gedanken, unterliegen, hilflos ſeyn ſollen, und es gehört weit mehr Stärke, eine weit vollere Geiſteskraft dazu, entgegen zu ſehen dem Sturm und ihn auszuhalten, als den Schrecken nur zu empfinden, und vor ſeinem Annahen ſich in den Abgrund zu ſtürzen.

Indeſſen werden Sie bemerken, daß man der erhabenen Faſſung bei mächtigen Leiden mehr zuklatſche, und der bloß großen ſich mehr erfreue. Ein Selbſtmörder, der ſeine Rolle verſteht, wird auf der Schaubühne mehr Beifall erhalten, als ein anderer, der bei gleichen Umſtänden die Schmerzen aushält. So werden nur wenige die vollkommenen Charaktere billigen, und nichts iſt gemeiner, als etwas zu vollkommen zu finden. Jenes bringt uns mehr zu uns ſelbſt; läßt uns mehr von uns ſelbſt; entgegen muß man ſelbſt des Heroismus fähig ſeyn, um denſelben nach ſeiner Natur fühlen, und liebenswürdig finden zu können.

Erhabene Geſinnungen ſetzen voraus, daß man von dem Gegenſtande, deſſen Eindringen Geiſtesſtürme aufwühlt, eben ſo angegriffen ſeyn, als es diejenigen ſind, welche von dem Anblicke deſſelben dahin ſinken. Der tapfere Spartaner Dieneces, als ihn Leonidas zum Treffen bey Thermopylä führte, und ein Perſer herausprahlte, daß heute ſeine Truppe vor Menge der Spieſe und Pfeile die Sonne nicht mehr ſehen werde, muß dieſen Ausdruck empfunden, muß das Ziſchen und Gepraſſel der tauſend und tauſend auf ſie abgeworfenen Mordgewehre gehört, das Bild eines Feuergewölbes vor Augen gehabt, und im Geiſte unter dem Todesdache geſtanden ſeyn, wenn ſeine Antwort: Alſo wollen wir im Schatten ſtreiten, erhaben, und nicht bloß ein' prahlender oder witziger Einfall geweſen ſeyn ſoll. Ein großer Geiſt verhält ſich gegen ſeine Unfälle, wie einer, der wüthende ſtarke Pferde mitten im Rennen durch ſchroffige Wege leitet. Iſt ſein Geiſt groß und nicht erhaben, ſo läßt er die Zügel los, ſtürzt ſich herunter; aber er lenket ſie, wenn er es iſt, ruhig und unerſchrocken mitten durch Abentheuer, und durch die Schrecken tödtender Ungeheuer.

Dieſe Faſſung, dieſe einzige, dieſer Augenblick ohne Namen, der von wenigen empfunden, von niemand ausgedrückt, Nationen auf der Stelle umſchmelzen würde, wenn er ſinnlich wäre, iſt eine Pauſe, wo die Seele des Menſchen alle Kräfte, die in ihr liegen, herausruft, hoch fliegt, über den ganzen Gegenſtand, den ſie anfaßt, ſich hindehnt, und ausgießt, fühlt mit der ganzen Völle das Eindringen der Ideenſtröme, das Schaudern dieſes Gefühles — aber erhaben über alles, was um ſie herliegt, Meiſter von allem ſich auf ſich ſelbſt lehnt, zwar das Geheul der kämpfenden Ungewitter in der Mitte, und das Getümmel im Thale hört, zwar die Laſt drückender Welten fühlt, fühlt, aber ſteht, hält, voll von Selbſtſtärke alles in ſich ſelbſt findet, die Bahn gewöhnlicher Seelen, niedergedrückter, zaghafter Herzen verläßt, ſich ſchwingt, ſich ablegt, ſich zum neuen Weſen ſchafft, und auf der Spitze der Schöpfung in einer feierlichen Ruhe die Waage der Schickſale hält grenzenlos, ausgefüllt, einſam.

Homer, Virgil, Milton, Klopſtock, Oſſian und die andern Heldendichter ſind eine immerwährende Sammlung, ein Bild vielfältig großer und erhabener Gegenſtände. Alle ihre Gemälde laſſen ſich herausnehmen, und einzeln ſtudiren. Ich habe Ihnen den Plan des Homer, des Virgil, des Milton vorgeleſen, und noch will ich mit Ihnen eine Stelle vornehmen, um Ihnen zu zeigen, wie man große Werke mit Geiſt leſen, erklären, und mit Nutzen und eben ſo vielem Vergnügen ſtudiren ſoll. Hören Sie das Gedicht an Chronos von Schubart:

Wie ſchnell, o Chronos, rollet dein Wagen
Von ſtürmenden Winden getragen
Durch dein weites Gebiet!
Es raſſeln und donnern die Räder
Durch den weichenden Aether,
Daß die Achſe glüht.
Hoch ſtehſt du mit herrſchendem Blicke,
Das Sandglas in der Hand,
Ein Sturmwind treibt dein Gewand,
Und dein Haupthaar, wie Wolken zurücke.

Welches Gemälde, die Vorſtellung einer grenzenloſen Höhe, eines unermeßlichen Gewölbes! Meine Seele erweitert ſich, will ihn in ſich faſſen den unermeßlichen Raum, will die Höhe erreichen, reißt ſich empor, und ſieht — einen Wagen, der mit dem Getöſe eines Donners, mit der Geſchwindigkeit eines Blitzes fortrollt, und Flammen von den Rädern ſpritzt — ſieht auf dieſem Wagen den Chronos, ein Weſen, deſſen Haupthaar der Sturmwind wie Wolken zurück treibt.

Bilder dieſer Art dehnen den Geiſt, verkündigen die Annäherung ihrer Empfindung mit einem gewiſſen Stolze, und mit einem gewiſſen Trotze gegen alles, was nicht groß iſt. Der Anblick des Polyphemus, der einen Baum in der Hand hält, und in die Tiefen des Meeres tritt, ohne bis zur Hälfte bedeckt zu werden, und ſeine ſtarken Arme ausſtreckt, und heult, daß die Gebirge und entfernte Wälder erſchallen; — des böſen Engels im Milton,

> Jetzo richtet er ſich mit dem mächtigen Körper vom Pfuhl auf,
> Und die Flammen krümmeten ſich mit weichenden Spitzen
> Jetzund an beiden Seiten, und trennten in Wellen gerollet
> Sich in der Mitte, ein graulliches Thal! —

Und, um unſere Idee zu erhöhen, die Vorſtellung eines Weſens cuncta supercilio moventis, die Vorſtellung Gottes in der Bibel, erhebt den Geiſt aus der gewöhnlichen Welt in eine höhere Sphäre, gewöhnt unſere Blicke zum Heroiſchen, ſchärft die Einbildungskraft, und ſtärket die Nerven der Gedanken und Handlungen.

> Königreiche fallen, wenn dein Scepter winkt,
> Und das Felſenhaus des Tyrannen ſinkt.

Unter deinen Wagen wanken Wiegen,
Wo mit morgenröthlichen Zügen
Künftige Geſchlechter liegen.
Aber auch der Berg des Todes ragt
Hoch empor -- wo mit verwilderter Geberde
Auf hoch aufgeſchäufelter Erde
Die Verweſung — ach! an Menſchenknochen
nagt.
Oft erſäuft der Nachwelt beſſere Geſchlechter
Der Zeiten aufgeſchwollner Fluß
Und es heulen deine Töchter,
Grauer Archipelagus.

Welche Auftritte unten unter dem Wagen des Chronos, unten im Thale. Das Bild einer künftigen, aufkeimenden, verlöſchenden Nation. Nichts rührt uns mehr, läßt uns mehr mit einem Blicke überſehen, als die Zeitgeſchichte der Völker. –

Da trabten Menſchen in Wäldern herum, wußten nicht, daß ihnen ihr Ort zu eng ſey, lebten ungeſehen, einſam. Jahrhunderte floſſen weg, ehe ein Sturm einen andern Menſchen dahin warf, der der erſte dieſe Menſchen entdeckte, ſie anſah, Wilde nannte, verachtete, und wieder Jahrhunderte, bis Mangel und Zufall den Witz der Nation ſchärfte, und den größten derſelben auf den Gedanken brachte, dem Lande des Sturmmenſchen nachzuſegeln.

(Indeſſen veränderte ſich mehr, als einmal, die Erdlage, gebildete Nationen verwilderten, Felſengebirge wuchſen indeſſen, und Meere traten in's Land, und überließen den Schlamm ihrer Tiefen den Saaten des Landmannes.)

Die Nation ſtand auf, ſah herum, hinaus, trat vor ſich, trat andere Völker nieder, vergaß der Vorzeit, nannte ſich ſein, ward auch ſein —

(Jeder Zwiſchenraum dauerte Jahrhunderte. Felſen wurden indeſſen mürbe, und Meere traten wieder zurück.)

— ward ſein einen Augenblick, ſchwand ab, wirbelte hinab, verlor ſich, verlor ſich mit dem Andenken, daß ſie da war, in ihrem eigenen Staub. Und die Verweſung ſitzt am Staubhügel, und nagt an Menſchenknochen, an Knochen ohne Namen. Wie ſchwindelt mir, wie verſchwindet mir alles vor dem Bilde der Länge, der Macht der Zeit!

Dorten an der Felſenwand
Ringt ein Greis die welke Hand
Auf dem nahen Grabe:
Röchelnd ſeufzt er auf: Ich habe,
Chronos! deinen Werth verkannt,
Und der goldnen Stunden Gabe
Ach! entſetzlich angewandt.
Und ein Mädchen, ausgeweint und hager
Wälzt um Mitternacht ſich noch auf ihrem Lager,
Jammernd, daß ein Böswicht ſie betrog
Und ihr Schutzgeiſt, Unſchuld, ihr entflog.

Der Weiſe, der in ſtiller Nacht,
Vom Mond beſcheint, am Gitter wacht,
Hört, Chronos, deinen Wagen rollen;
Dann zählt er jeden Augenblick
Und eilt mit feuervollem Blick
Zur Tugend und zur Pflicht zurück.
Und du, du liſpelſt ihm den himmelvollen,
Den großen Troſt in's Ohr:
Heil dem, der keinen Tag verlor!

Die Einbildungskraft ſchwimmt nicht lange in dem allgemeinen Ideenmeere; ſie heftet, verweilet ſich gerne an einem einzelnen anzüglichen Gegenſtande, den ein beſonderer Umſtand auszeichnet. Sie werden dieß in den Werken aller Genies, aller großen Künſtler beobachten. Der Greis, der die welke Hand am Grabe ringt; — das ausblutende Mädchen, der Weiſe am Gitter, welche beſondere Bilder! und dann der Ort, die Zeit, die Farben der Scene! der Greis an der Felſenwand — das Mädchen um Mitternacht, der Weiſe beim Mondſcheine, wie belebt dieſes die Ideen, wie ſchmelzt es die Einbildungskraft!

Man muß an dieſes alles nicht denken, wenn man ſelbſt etwas ſchreibt. Ein Genie, vom Feuerſtrome hingeriſſen, gräbt tiefe Züge, ohne ſich von Anmerkungen lenken oder binden zu laſſen. Aber man muß ſo leſen, um ſich dieſes alles zur Natur, um ſich gefaßt zu machen, auch dieſen Weg betreten, auch ſo denken zu können.

Ich weiß nichts, das Ihnen mehr Nutzen, Ihrem Geiſte mehr Nahrung, mehr Stärke und Selbſtvertrauen geben könnte, als wenn ſie alle Tage, wenn Sie Ihre Berufsgeſchäfte verrichtet, eine Stelle aus irgend einem großen Dichter leſen, verdauen, und ſich von Ihrem Buche, von dieſem Ideale in die Welt, in Ihre Geſchäfte hinausdenken, und ſo in Ihrem ganzen Leben fortfahren würden. Man muß ſich ſtets etwas Großes vorſtellen, ſich große Empfindungen zur Natur machen, um ſelbſt groß zu werden. So haben es die großen Helden, die großen Männer gemacht, haben ſich unaufhörlich ein herzerhöhendes Bild, einen Ausdruck, der den Stolz der Seele herausruft, die Säfte ihrer Fähigkeiten nach dem Herzen zuſammenjagt, vorgehalten, und in denſelben Unterſtützung und Geiſt gefunden. Wer von Jugend auf Löwen geſehen hätte, würde ſich an ihren Anblick gewöhnen, und wer ſeine Seele alle Tage mit ſeelenvollen Bildern erfüllt, mit ſtärkenden Zügen befeſtiget, wird das unvermerkt in ſeine Sitten, in ſein Betragen aufnehmen. Wenn Sie auf Alpen erzogen wären, gewöhnt wären, unter Wolken, und rauhen himmelhohen Felſen zu athmen, würden Ihnen nicht unſere hieſigen höchſten Hügel klein, und, wenn Sie die Ueberſchwemmungen des Nils ſähen, würden Ihnen nicht die Aufbrauſungen unſerer Torrente verächtlich vorkommen? Das Bild grauſamer Schmerzen macht, daß wir die kleinen häuslichen nicht ſehr achten; das Bild grauenvoller Scenen würgender Schlachten macht, daß wir uns bei den häuslichen Gefahren, bei großen Vorfällen gegenwärtig bleiben, nicht zittern, nichts Neues, nichts Unerwartetes unter der Sonne erblicken.

Aber leſen Sie ja aus einer übelverſtandenen Ruhmſucht, von ſich ſagen zu können, daß Sie alles geleſen haben, nicht zu viel, leſen Sie aufmerkſam, mit Wärme, mit dem Herzen. Leſen Sie die Stelle, bei der Sie am meiſten empfunden haben, oft und zehnmal. Es iſt ein ſchlechtes Zeichen, wenn man mit Werken des Geiſtes durcheilen, leichtſinnig wegkommen kann. Wie man in den Zeiten, wo man am beſten geſchrieben hat, faſt allemal am wenigſten ſchrieb, ſo lieſt der allemal am langſamſten, der, was er lieſt, verſteht, der es fühlt, und die Züge des Buches in ſich gräbt. Wie die ſtärkſten Speiſen am geſchwindeſten ſättigen; ſo enthält jeder Ausdruck etwas, das die Seele aufhält, ernährt, und ohne weitere Beihülfe den Leſer zufrieden ſtellt. Wenn Sie nachfühlen Oſſians Welt:

„Wandern mit ihm über die Halde, umſaußt vom Sturmwinde der in dampfenden Nebeln die Geiſter der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt; hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldſtromes, halbverwehtes Aechzen der Geiſter aus ihren Höhlen, und die Weheklagen des zu Tode gejammerten Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachſenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten. Wenn Sie ihn dann finden, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußſtapfen ſeiner Väter ſucht, und ach, ihre Grabſteine ſindet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der ſich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da nah der freundliche Strahl den Gefahren der Tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, ſiegrückkehrendes Schiff beſchien. Wenn Sie ſo den tiefen Kummer auf ſeiner Stirne leſen, ſo den letzten verlaſſenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken ſehen, wie er immer neue ſchmerzlich glühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde dem hohen wehenden Graſe niederſinkt, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner

Schönheit und fragen, wo iſt der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde; —

Wenn Sie das verſtehen, fühlen, nachglühen: ſo ſind Sie gewonnen, ſo werden Sie das Gepräge der wahren Empfindung, die keine Kunſtlehre erklären kann, aufdecken, und Ausdrücke empfinden, die den Dichter beſeelt haben. Und wenn Sie dann dieſes Gefühl abziehen auf ſich ſelbſt, (und was ſind die tiefſten Kenntniſſe ohne Beziehung auf uns?) mitnehmen in die Welt, mitnehmen zu Ihren Geſchäften; ſo werden Sie Handlungen rechtfertigen, werden Sie Vorſchläge billig, möglich finden, die die meiſten Male das Schickſal erfahren, von verſtimmten engen Seelen als romantiſche Schwärmereien verworfen, und als ſchöne Träume aus den Staaten verbannt zu werden. Fürſten, Miniſter ſollen ſich in dieſer Schule wider den Kleinmuth, wider die Menſchenfurcht bewaffnen, und jeder von uns ſoll, wenn er was werth ſeyn, wenn er geachtet ſeyn will, den Stolz haben, ſich den Geiſt eines Fürſten, die Denkungsart, die Herzensſtärke des größten unter den Menſchen zulegen, ihm gleich empfinden, gleich handeln zu wollen. Laſſen Sie dieſe Stelle niemals aus Ihren Augen:

Virtus recludens immeritis mori
Coelum, negata tentat iter via
Coetusque vulgares et udam
Spernit humum, fugiente penna.

§. 9.

Von der lyriſchen Dichtkunſt.

Wenn der Menſch von einem Gegenſtande beſonders hingeriſſen wird; wenn ſeine Ueberlegung gleichſam zurücktritt, und ſein Herz ganz in Empfindung, ganz in Leidenſchaft übergeht; ſo ſtrömen ſeine Worte in einem ungewöhnlichen begeiſterten Tone, und alle ſeine Bewegungen in rhythmiſchen Takten hin. Der erſte Ausruf eines Menſchen, welcher dieſes Weltgebäude zum erſtenmal ſähe; Worte und Bewegungen bei einer langen Abreiſe, oder unvermutheten Ankunft eines geliebten Freundes; unſere erſten Ausdrücke bei einer wichtigen Begebenheit, die uns beſonders rühret, bei dem Anblicke der Natur, ſind gleichſam unwillkührlich; ſie fließen, ohne Nachdenken, aus dem Uebermaaße und der Völle des Herzens.

Die Alten begleiteten dieſe Ausdrücke mit den Tönen der Leier, an denen ſie etwas Gleichſtimmiges mit ihrer Empfindung bemerkten, und nannten ſie ᾠδή oder einen Geſang. Sie ſind keine Erfindung, ſondern eine Entladung, eine Erleichterung der Natur, und man hat ſie zu allen Zeiten, wie den Tanz, bei allen Völkern des Erdbodens angetroffen. Indeſſen iſt doch ein Unterſchied zwiſchen dem, was man Ode und Geſang nennt; jene ergießt ſich im freien Fluge, dieſer ſchließt ſich in gleiche Rhythmen zum Gebrauche unſrer heutigen Muſik ein.

Indem alſo die lyriſche Poeſie überhaupt der Ausdruck der Empfindung iſt, ſo ſind die allgemeinen Eigenſchaften der Oden, deren Kenntniß, um ſelbe zu verſtehen, wir nöthig haben, ſehr leicht zu beſtimmen. Muß das Herz, wenn es zum Ton, zum Gefühle der Ode übergehen will, von einem Gegenſtande voll ſeyn, bis zur Begeiſterung gerührt ſeyn: ſo kann es während dieſer Augenblicke nur von einem Gegenſtande zu einer Empfindung geſtimmt werden. Man kann unmöglich zu gleicher Zeit auf verſchiedene Dinge verfallen, ohne die Völle ſeiner Bewegung zu trennen, noch das, über was man anfangs mit Betrübniß erfüllt war, mit Fröhlichkeit enden. So bald das Feuer, in welchem wir uns befinden ſollen, in fremde Gedanken ſich wegtheilt: ſo bald iſt die Faſſung, der Geiſt der Ode verſchwunden.

Kein Gedicht verlangt eine größere Sorgfalt, mehr Zubereitung, als die Ode, wenn man ſie mit dem Tone der Natur, wenn man mit Nutzen ſie leſen will. Erſt halte der Lehrer ſeinem Schüler den Inhalt vor, der die Ode veranlaßt, und male ihm denſelben von der Seite, von der er den Dichter begeiſtert hat! er ſchüttle den Funken in dem Herzen des Jünglings, daß er zur Flamme wird, entzünde ihn, entzünde ſich ſelbſt, und ſtelle ſich plötzlich mitten in die Sache, nämlich in den Eingang der Ode. Iſt die Empfindung des Dichters die wahre, iſt ſie ebendieſelbe, von der er jetzt ſelbſt ſchon entzündet iſt: ſo laſſe er ſich ja nicht mehr durch kalte Reflexionen von dieſer Faſſung zurück bringen; er verfolge den beflügelten Drang des Dichters, fühle die Ordnung, fühle das Aufſteigen, den geheimen Zuſammenhang der Empfindungen, fühle die Sprünge, das Erhabene, das Naive der Ideen, und erhole bei dem Punkte ſich, wo der Dichter geendet hat; — oder er merke im Gegentheile, daß die Empfindung im Eingange zu kalt, oder gar ungehörig, vielleicht freudig ſey, wo ſie betrübt ſeyn ſollte; daß ſtatt der Begeiſterung tolle

Hitze, ſtatt der lyriſchen Unordnung zerriſſene Gedanken, Lücken ſtatt eines Sprunges vorhanden ſeyen; er merke — doch dieſe Lehrart, die einzige wahre, kann durch keine Worte gelehrt werden.

Wie der Eingang der Ode, die Länge derſelben beſchaffen ſeyn; was man von den Ausſchweifungen, Sprüngen, von erhabenen und naiven Stellen, von Gleichniſſen, Allegorien halten müſſe, das läßt ſich alles ſagen; aber wie man ſie empfinden müſſe noch einmal, das läßt ſich durch keinen Ausdruck erklären. Home fand in vielen Oden des Horaz, z. B. in der 7ten Ode des erſten Buches; in der 16ten des zweiten; in der 1ten, 2ten, 3ten, 4ten, 11ten ꝛc. Ode des dritten Buches Fehler wider die Ordnung und den Zuſammenhang der Sachen und Empfindungen, die vielleicht einem andern, der näher mit der Geſchichte des Inhaltes bekannt, oder vielleicht auch kälter iſt, richtig und paſſend ſcheinen.

Wenn man den nämlichen Gegenſtand von ebenderſelben Seite vor ſich hat, ſo muß, wie ich oben ſagte, die Empfindung auch ebendieſelbe und nur in Graden verſchieden ſeyn. Die Seite, von der man eine Sache anſieht, die Wendung, die man ihr giebt, der Ton, den man annimmt, wird von den Umſtänden, in denen wir uns befinden, geordnet. Wenn ich betrachte, mitfühle den Tod eines geliebten, auch fremden Freundes als Menſch; hinſehe, wenn er dahin iſt, über dieß unwiederbringlich; er war mir einzig, war mir alles, machte mich höchſt glücklich, um mich höchſt unglücklich zu machen; wenn ich dann hingeriſſen werde an den ewigen Felſen, und mein Blick hinabſchaudert in die Tiefen der Ewigkeit, in die Verwüſtung alles deſſen, was lebt, und ich denke den Gedanken: Ewig, Ewig! werde emporgehoben vom Drange des Gefühls, Ewig, Ewig — ewig dahin für mich, verdorrt, verwüſtet: ſo ſcheint mir jede Entladung ſeicht, jedes Leiden, Ringen der Seele nur flammend, aber nicht glühend, nicht durchfreſſend jede Nerve, jede noch geſunde Fiber, nicht betäubend jeden Sinn, daß er ihn nicht mehr fühle den Gedanken: dahin für mich, ewig, ewig!

Aber wie ſanft iſt die Empfindung des Horaz, indem er den Virgil über den Tod des Quinktilius tröſtet; ſanft, wie ein Lüftchen, das zwiſchen Felſen weht, und nur durch ein gelindes melancholiſches Säuſeln, der Wehmuth ähnlich, gehört wird. Es iſt die bleiche Geduld, die auf dem Grabmale ſitzt, und der Betrübniß entgegen lächelt.

Wir wollen dieſe Ode, von der Julius Skaliger ſagt, daß er lieber ſie gemacht haben, als König in Arragonien ſeyn möchte, in einigen Zügen betrachten; die grammatikaliſchen und mythologiſchen Anmerkungen, welche, ehe man eine Ode lieſt, um ſie ungehindert und im Feuer leſen zu können, allemal vorher gehen ſollen, will ich hier nicht berühren.

Der Dichter Quinktilius, Virgils und Horazens Freund ſtarb. Beide beklagten ihn, beide weinten über ſeine Urne Thränen, wie Männer ſie weinen. Nehmen Sie hier die Anmerkungen zurück, welche ich oben über das Schöne machte. Stellen Sie ſich den Ausdruck dieſer Männer auf der Schaubühne, auf der Leinwand vor. Ihr Herz blutete nicht aus, verſank nicht in den ſtummen Schmerz, der die Seele betäubet; es war aber auch nicht ungerührt, war nicht ſtoiſch und unmenſchlich kalt bei dem Verlurſte des Freundes. Horaz empfand nicht nur dieſen, er empfand auch den Kummer des Virgil, und nahm es auf ſich, die Hälfte deſſelben ihm abzunehmen. Es iſt, wenn man einen dahin bringen will, daß er zu klagen aufhöre, ein allgemeiner Grundſatz, der in unſerer Selbſtliebe ſich gründet, daß man erſt ſelbſt anfange, mit ihm zu klagen. Man ſollte meinen, daß dadurch unſer Leid vermehrt werden müſſe; aber wir geben unſer Recht, Schmerz zu empfinden, gleichſam auf, ſo bald man uns zugeſteht, daß wir es haben. Aber nichts gleicht der unnachahmlichen Laune, mit der er ihn tröſtet; er weiß ihm nichts zu ſagen, als: du weinſt mit Recht, denn du haſt deinen Quinktil verloren — aber höre einmal auf, denn er iſt doch auf immer verloren: (Ein erſchrecklicher Troſt! und doch wußte das ganze heidniſche Alterthum keinen beſſern) aber er ſagt es mit einem ſo guten und wehmüthigen Tone, daß er ſich ihm ergeben, und zum Troſte bequemen muß. Es iſt keine Ueberzeugung, ſondern ein gewiſſes Wohlmeinen, eine gewiſſe Beklemmung in ſeinen Worten, die einem ſchönen Morgen gleicht, wo lichte Stellen des Himmels durch zerriſſene Wolken herab blicken, und uns in der Ungewißheit laſſen, ob ſie dieſelben öffnen, oder gänzlich verfinſtern wollen. Es wandelt überhaupt ein ſtiller Geiſt ſüßer Schwermuth, ähnlich dem frohen Zwange bei den letzten Augenblicken eines zu ſeinem Glücke ſich entfernenden Freundes, in vielen Oden des Horaz. Aber nun die Ode!

„Wer ſoll ſich ſeiner Thränen um einen ſo geliebten Freund ſchämen, um denſelben Gränzen ſetzen? Stimme du zum Trauerlied den Ton an, Melpomene, der ihr Vater die ſchmerzende Stimme, der ihr Vater die Cither gab.

„Alſo hält den Quinktil ein ewiger Schlaf feſt! Wann wird die Beſcheidenheit, und des Rechts ſtete Begleiterinn die unbeſtochene Treue, wann wird die nakte Wahrheit einen Mann wieder, der ihm gleichet, finden!

„Er ſtarb von vielen Redlichen beweint, von niemand mehr beweint, als von dir Virgil; du forderſt (ach vergebens, er war dir nicht ſo gegönnt,) von den Göttern den Quinktil ab;

„Und ſängeſt du rührender, als der thraciſche Orpheus ſang; und beſeelteſt du Bäume, wie er, mit dem Zauber der Töne: das Leben fließt nicht mehr in den leeren Schatten zurück, wenn ihn nun einmal mit dem ſchrecklichen Staabe Merkur, taub bei allen Bitten den Acheron aufzuſchließen, zu der Schaar der traurigen Schatten gewieſen hat. Das iſt hart! Aber man trägt das leichter, was man nicht ändern kann, wenn man es geduldig trägt.“

So wie der Dichter zuweilen von dem Gegenſtande niemals abweicht: ſo überläßt er ſich zuweilen Betrachtungen, die demſelben vorgehen, wie z. B. in Klopſtocks Ode:

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmſten Wunſch

Mancher Zärtlichkeit goldnes Bild
Oft verweben, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will,
In die Fernen hinaus ſieht, der Unendlichkeit
Uns unſichtbaren Schauplatz, Gott!
Ach, ſie finden ſich nicht, die für einander doch,
Und zur Liebe geſchaffen ſind.
Jetzo trennet die Macht fernerer Himmel ſie,
Jetzo lange Jahrhunderte.
Niemals ſah dich mein Blick, Sokrates, Addiſon,
Niemals lehrte dein Mund mich ſelbſt.
Niemals lächelte mir Singer, der Lebenden
Und der Todten Geſellerinn.
Auch dich werd' ich nicht ſeh'n, der du in jener Zeit,
Wenn ich lange geſtorben bin,
Für mein Herze gemacht, und mir der ähnlichſte,
Nach mir einmal auch ſeufzen wirſt,
Auch dich werd' ich nicht ſeh'n, wie du dein Leben lebſt,
Werd' ich einſt nicht dein Genius.
Alſo ordnet es Gott, der in die Fernen ſieht,
Tiefer hin ins Unendliche.
Oft erfüllet er auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünſchen wagt.
Wie von Träumen erwacht, ſeh'n wir dann unſer Glück,
Sehens mit Augen und glaubens kaum.
Dieſes Glücke ward mir, als ich das erſtemal
Bodmers Armen entgegen kam.

oder nachgeben, wie in der Ode über die Seereiſe des Virgil.

Es giebt ſo viele Arten von Oden, ſo viel es Arten von Empfindungen, oder vielmehr, ſo viele Gegenſtände es giebt, welche verſchiedene Empfindungen veranlaſſen. Und wie die Inſtrumente der Muſik zu dem Gebrauche ihrer Ausdrücke verſchieden ſind, ſo wechſelt auch das Sylbenmaaß nach dem Bedürfniſſe des Inhaltes in verſchiedenen Takten ab.

Wie man dieſe Austheilungen überhaupt wiſſen, und z. B. ſich ſagen laſſen kann, daß es betrachtende, phantaſiereiche, empfindungsvolle Oden giebt, ohne den Geiſt dieſer Worte zu durchdringen: ſo wollen wir uns indeſſen begnügen laſſen, die Oden überhaupt in die geiſtlichen, heroiſchen und gemeinen abgetheilt zu haben.

Unter den geiſtlichen Oden verſteht man

a) die Hymnen, welches ſchon bei den Alten Lobgeſänge auf ihre Götter waren, die ſie, wie es der Gegenſtand erfordert, meiſtens in einer beflügelten heroiſchen Versart abfaßten, bei ihren feyerlichen Opfern ſangen, und mit Flöte oder Leyer unterſtützten. Dieſen Ton haben die Hymnen des Callimachus, welche Küttner überſetzt hat.

Die Faſſung, die den Dichter bei der Hymne begeiſtern muß, iſt, wie der Gegenſtand, die höchſte, welche das Herz eines Menſchen bewegen kann. Stürmiſcher Ungeſtüm zum Lobausruf, und zu gleicher Zeit hohe Feierlichkeit zur Bewunderung, Anbetung zum Hinſinken in die Unendlichkeit ſind die Empfindungen der Hymne. Kleiſts Hymnen: Groß iſt der Herr ꝛc. und: Nicht niedre Luſt, und die, welche Karſchin geſchrieben hat, können dem Schüler einen Begriff von dem, was man ſagen will, geben; aber die Hymnen Davids! Die höchſte Begeiſterung, die je in die Seele eines Menſchen gekommen iſt.

b) Die Kirchenlieder, welche Lob, Dank Gottes, moraliſche Wahrheiten oder Empfindungen über dieſelben, enthalten. Sie bleiben meiſtens, wenn ſie ſich gleich auch manchmal zum Feuer der Hymne erheben, in dem feierlichen ſtillglühenden Tone des Gebetes. Die Pſalmen enthalten die vollkommenſten Muſter, die den Schüler entzücken müſſen, wenn ihm der Lehrer einige derſelben erklären wird. Er vergeſſe nicht, der vortrefflichen Abhandlung des Lowths de sacra Poesi Hebraeorum, wie auch der Ueberſetzungen eines Rouſſeau und Kramers Erwähnung zu thun.

Die Faſſung eines einzigen guten Kirchenliedes, das aus der Völle eines chriſtlichen Herzens floß, müßte, wenn ſie ſinnlich geſehen werden könnte, vermögend ſeyn, todte Herzen neu umzuſchaffen. Gellerts, Klopſtocks, Lavaters Lieder u. ſ. w. ſollen dem Schüler bekannt ſeyn. Auch iſt in der Abhandlung des erſten, und der Vorrede des zweiten alles, was man von Kirchenliedern vortreffliches ſagen kann, enthalten.

Die heroiſche Ode beſingt den Ruhm ganzer Länder, oder einzelner ſeltener Geiſter bei ſchweren Unternehmungen. Die alten Dichter nahmen aus ihrer Zeitgeſchichte häufige Gelegenheit, edle Thaten zu beſingen, und diejenigen, welche ſie ausgeübt haben, und ihr eigenes Gefühl unvergeßlich zu machen. Pindars Oden, von denen Schönborn einige überſetzte, ſind ewige Denkmäler der Kämpfer, die er herausgehoben. Sein Ton iſt Feuer, Flug, Hinreiſſen, wie es der Geiſt ſeyn mußte, der ſeine Helden beſeelt hatte. Die Kriegslieder des Tyrtäus ſind vom Weiße zur ewigen Ehre Deutſchlands mit einem bewunderungswürdigen Schwunge überſetzt. Die Italiäner, Franzoſen haben, auſſer dem Rouſſeau dieſer letztern, wenig in dieſem Fache aufzuweiſen; unter den Engelländern raget Dryden, deſſen Ode auf das Cäcilienfeſt Ramler überſetzt hat, vor andern hervor; aber unter den Deutſchen lerne der Schüler die Oden eines Klopſtocks, Ramlers, die Bardengeſänge (unſere Erfindung) eines Denis, Gleim, Weiße kennen, er lerne in ihnen den deutſchen Heldengeiſt kennen; der jede andere Nation in ſeiner Stärke zurück läßt. Was muß der Schüler ſchon bei einer Stelle, wie die folgende iſt, empfinden, wie muß ſein Herz emporringen, wenn ſie der Lehrer mit dem hohen Herzen, das aus Gleim ſtrömte, lieſt, und mit ausfüllendem Tone und begeiſtertem feurigem Auge lieſt:

Frei, wie ein Gott, von Furcht und Graus,
 Voll menſchlichen Gefühls,
Steht er, und theilt die Rollen aus
 Des großen Trauerſpiels. u. ſ. w.

Unter den gemeinen Oden verſtehe ich alle Oden, welche einen andern Gegenſtand in was immer für einer Faſſung enthalten; ſo drücken

a) die anakreontiſchen Oden, vom Anakreon, ein hüpfendes oft muthwilliges Vergnügen aus. Sein Geiſt ſchwimmt darin, wie eine leichte Blüthe in der Frühlingsluft, in der wollüſtigen Laune, und mit dem feinſten Witze dahin, und verwandelt alles, wo er durchathmet, in Scherz und Vergnügen. Seine ein und ſiebenzig Lieder ſind in dreifüßigen Jamben abgefaßt. Sappho that ihms nach, und unzählige andere aus allen Nationen haben es nachher ihr nachgethan. Dank ſey dem Manne, wie dem Harlekin, der die wahre Burleske verſteht, wenn er die Kunſt weiß, durch eine tändelnde Kleinigkeit frohen Muth und Heiterkeit in gedrückte Herzen zu ſingen; aber wie viele ſuchten Anakreons Geiſt in Anakreons Schlüpfrigkeit?

b) Die moraliſchen oder philoſophiſchen Oden enthalten Wahrheiten mit der Empfindung und dem Tone des Dichters beſungen. Hallers Ode von der Ehre iſt das ſchönſte Muſter, das man ſich vorlegen kann.

c) Die Cantaten, kleine rührende Stücke zum Singen, welche, über was immer für eine Sache, Betrachtungen oder Empfindungen ausdrücken. Da man in denſelben lehren, erzählen, betrachten oder empfinden kann, ſo entſtehen daraus die Recitative, Arioſo, Arietten und Arien. Dieſe Lieder können ſehr angenehm ſeyn, wenn man nur die Kunſt verſteht, in einem anpaſſenden Sylbenmaaße den Ton ſeines Herzens und die Takte zur Muſik zu treffen. Metaſtaſio, Rameau, Pope, Ramler u. ſ. w. haben vortreffliche Muſter geſchrieben. Der Lehrer leſe die Cantate des letztern über die Leiden des Heilandes.

d) Oratorien oder größere Cantaten, welche ein geiſtliches, lyriſches, kurzes Drama enthalten. Aber es finden hierin keine Dialogen, wie im gewöhnlichen Drama ſtatt; ſondern alles, Schilderungen, Erzählungen müſſen vollkommen lyriſch ſeyn. Schön, und rührend iſt der Anfang in Ramlers Oratorium vom Tode Jeſu:

Ihr Palmen von Gethſemane,
Wen hört ihr ſo verlaſſen trauern?
Wer iſt der ängſtlich ſterbende?
Iſt das mein Jeſus? u. ſ. w.

Die Oratorien ſind, wie die Kirchenlieder, ſchwer zu machen, und eben ſo ſchwer, wie jene, in Muſik zu ſetzen. Sie müſſen mit dem kunſtloſeſten Style, majeſtätiſchem Geiſte abgefaßt, und mit eben dem ſchmelzenden, unwiderſtehlichen Tone in Muſik verſetzt werden. Grauns Muſter ſind bekannt.

e) Die Elegie drückt eine ſanfte, zärtliche Empfindung eines betrübten oder freudigen Herzens aus. Sie war anfangs bei den Griechen ein Trauerlied; aber nachmals drückte ſie auch die Faſſung der gemäſſigten Freude aus:

Querimonia primum,
Post etiam inclusa est voti sententia compos.

Die Griechen faßten ſie in dem Sylbenmaaße, welches am vorzüglichſten für die gemäßigte Faſſung zu paſſen ſchien, in dem Hexameter und Pentameter (versibus impariter junctis) ab; es ſind uns von ihnen keine Muſter übrig geblieben; auſſer wenn man die Nänien über den Tod des Adonis hieher nehmen will; aber die Römer, welche eben dieſes Sylbenmaaß wählten, haben es ihnen hierin gleich gethan. Ovids Klagen, auch ſeine Hereiden, welche aus einem leidenden ſanften Herzen gefloſſen, und Tibulls, Properz und Catulls Elegien werden ſtets Muſter verbleiben.

Man hat überhaupt wenige Elegien aufzuweiſen, aber wenn es wäre, ſo würde ſie Klopſtock alle weit zurück laſſen.

f) Romanzen ſind kleine, naive, erzählende Lieder im lyriſchen Tone abgefaßt. Zu dem Namen dieſer Gedichte haben die provenzaliſchen Poeten, welche in der elenden romanſchen Sprache ſchrieben, wenn ſie gleich niemals ſelbſt Romanzen verfertigten, Anlaß gegeben.

Wenn man aus dem, was ſie geweſen ſind, ſchließen will, was ſie ſeyn ſollen; ſo müſſen ſie in altväteriſchem, höchſt einfältigem Tone abgefaßt, und in eine leichte Versart gekleidet ſeyn. Es kommt wohl, däucht mir, alles darauf an, was der Dichter für einen Endzweck hat, und wem er ſie beſtimmt. Weil die Romanze, ſagt Rouſſeau, indem er von dem Geſange derſelben redet, in einer einfachen rührenden Schreibart geſchrieben, und von etwas altväteriſchem Geſchmacke ſeyn muß, ſo muß auch der Geſang dieſen Charakter haben; nichts von Zierrathen, nichts von Manieren, eine gefällige, natürliche, ländliche Melodie, die durch ſich ſelbſt, ohne die Kunſt des Vortrages, ihre Wirkung thut. Der Geſang darf nicht hervorſtechend ſeyn, wenn er nur naiv iſt, die Worte nicht verdunkelt, ſie ſehr vernehmlich vorträgt, und keinen großen Umfang der Stimme erfordert, u. ſ. w.

So geſchrieben, in dieſer ſimpeln, nicht ſpottenden, ſondern aufrichtigen, drolligen Laune zum Singen geſchrieben, könnten Romanzen die Denkmäler ruhmwürdiger Begebenheiten des Volkes ſeyn. Sie ſingen ſich ſo leicht weg, und ſchleichen ſich wegen ihrer Einfalt mit ſo einer Wehmuth in das Herz ein, die bis zu Thränen rührt. Beiſpiele findet der Lehrer in dem Buche: „Romanzen der Deutſchen, mit einigen Anmerkungen über die Romanze ꝛc.“

Und das war überhaupt das Allgemeine, was ich jezt glaubte, von der lyriſchen Dichtkunſt ſagen zu ſollen, und, was der Lehrer, wenn er ſeinen Vortrag mit Beiſpielen belegt, Gelegenheit hat, mit den Zuſätzen, die ich hier, um kurz zu ſeyn, weg ließ, zu ſagen. Er vergeſſe nie, (dieß muß ich ſtets wiederholen) den Schüler gleich auf den Endzweck deſſen, was er ihn lehrt, zu führen, und ihm die nächſten Mittel, wie er's lernen ſoll, zu zeigen.

Es iſt keine Dichtungsart, die man zu wichtigern Dingen, und allgemeiner nützen könnte, als die lyriſche. Da der Menſch bei keinem Gegenſtande, der ihn intereſſirt, gleichgültig ſeyn kann, nicht umhin kann, wenn er je nicht durch falſche Triebe geſtört wird, denſelben nach ſeinem Werthe und Umfange zu empfinden; ſo iſt die lyriſche Poeſie, die die Empfindung ausdrückt, eigentlich dazu gemacht, die Geſchichte des menſchlichen Herzens und ſeine Einrichtung zu zeigen. Wie mächtig iſt der Gedanke, zu wiſſen, daß ich fähig ſey, die Empfindung, welche ich habe, auch in fremde Herzen, ohne ihr Zuthun, zu gießen, und wie groß muß der Beruf des Geſanges ſeyn, da er gemacht iſt, ſo allgemeine wirkende Empfindungen auszubreiten! Die Melodie eines Kirchenliedes hallt bis zum Himmel, reißt jede Seele zur Andacht, und jeden kranken Sinn zur Freude des Chriſten empor. Die Ueberzeugung, welche man jetzt wirklich empfindet, wie ſelig es ſey, durchzuwandeln das Leben mit dieſem Gefühle von Ruhe und hohem Vertrauen, das jetzt wirklich die Seele durchfließt, wirkt oft auf der Stelle, ſtärket oft das ſchlaffe Herz zur Harmonie des beſſeren Lebens hin.

Welchen edlen Gebrauch machten die Alten von dem Eindrucke der Heldenode! der Geiſt ihrer Maximen, der Geiſt des Patriotismus wurde durch ſeelenvolle Lieder in alle Gemüther geprägt; die Griechen und Barbaren ſangen, wie heute noch die Amerikaner, bei ihren Schlachten und wichtigen Vorfällen. Der Geſang war die Belohnung ihrer Helden, ihr Ruf bei großen Unternehmungen, und ein einziger davon, der die wahren Saiten des Herzens traf, war vermögend, fliehende Armeen mit tödtenden Schrecken zu ſtellen, und todte Nationen, die ohne Gefühl, ohne Ehrliebe, ohne Thaten vermodert lagen, plötzlich empor zu richten. In Wahrheit, die Natur hat dafür geſorgt, daß die Mittel, welche große Wirkungen hervorbringen, große Maſchinen bewegen ſollen, allemal die ſimpelſten ſind. Der Mann, der vom Tageslicht ausgeſchloſſen, in den Tiefen der Felſen gräbt, der Mann hinter dem Pfluge, der Handwerker in Werkſtätten verſingt ſich ſeine Arbeit. Enthielte ſein Geſang nicht bloß das Vergnügen ſeiner Melodie für ihn, enthielte er auch Vergnügen des Herzens, Stärkung ſeines Geiſtes für ihn, beſänge er das Lob ſeines Vaterlandes, das Lob eines Mitbürgers von ſeinem Berufe, eines Erfinders einer gemeinnützigen Sache, oder einer entdeckten ſchönen Handlung; ſänge er die wahre Fröhlichkeit in ſeine Seele; welche Gelegenheit würde wirkender ſeyn, den Stolz des Inlandes in alle Herzen zu ſingen, die Ehre des Vaterlandes in die entfernteſten Länder zu tragen, Privattugenden aufzurufen, und nicht nur die Tugend am Throne, in der Rathsſtube, und auf dem Katheder, ſondern auch den ſtillen Helden in der Werkſtatt, den vergeſſenen Erfinder in den Hütten zu belohnen!

Schon die Melodie des Geſanges und der Muſik hat eine Gewalt über unſere Sinne, und über die Bildung unſerer Empfindung, die man, weil man ſie niemals im Ernſte benutzt, vielleicht auch niemals im ganzen Umfange erkannt hat. Thiere empfinden die geheime Sympathie der Töne, und es wäre bei Kindern eine große Wichtigkeit, ihre weichen Seelen durch die Harmonie melodiſcher Lieder zu bilden. Die Deutſchen haben in dieſem Stücke ſeit einiger Zeit unendlich viel gethan. Weißens Lieder werden in ſeinem Lande allenthalben geſungen; Hillers Melodien; Grauns auserleſene Oden zum Singen beim Clavier; Bachs Oden mit Melodien; Kirchenbergers Lieder mit Melodien und vieler anderer haben unvergeßliche Vorzüge. Indeſſen fährt man in andern Provinzen noch eben ſo gedankenlos fort, ſeine Lieder in ausländiſchen Geiſt zu zwingen, den Geſang von öffentlichen Concerten auszuſchließen, das Rauſchen geiſtleerer Symphonien, und die unnatürlichen Trillerzüge, und diejenigen kunſtreichen Züge ohne Ausdruck im Geigen und andern Inſtrumenten, welche der Kunſt der Drathtänzer gleichen, zu bewundern, und als das Werk eines Genies zu belohnen.

Man lehre die Schüler, mit leichten Liedern, ungefähr ſo, wie die ſüßen Lieder für Kinder vom Weiße ſind, anzufangen, und ſo ihren Geiſt, ihren Ausdruck zum Tone der Ode zu ſtärken. Selten zeige man ihnen Fehler, welche in den Werken großer Seelen die Zeit und der feinere Kunſtrichter entdeckt haben. Dadurch wird der erſte einzige Endzweck des Lehrers, bloße wahre Empfindung in die Herzen ſeiner Schüler zu legen, erſtickt, und der Tadelgeiſt an ſeine Stelle geſetzt. Wenn der Lehrer mit der Empfindung lieſt, in welcher der Dichter, da er ſchrieb, ſich befunden hat; wenn er dieſe Empfindung mit in den Ton bringt; ſo hat er bereits von dem Dichter die beſte Ecklärung gegeben. Das iſt das einzige; aber das erfordert Zubereitung, Stille, Feierlichkeit des Geiſtes; denn eben dieſelbe Nachtigall, die einen mit dem ſüßen Schaudern eines Freudenliedes erfüllet, ſtimmt oft für einen andern, deſſen Herz ſich in einer andern Lage befindet, den Ton der Klage an.

§. 10.

Von der Idylle.

Die Idylle (welches Wort ein kleines niedliches Bild (Εἰδύλλιον) bedeutet, nachmals aber unter den allgemeinen Begriff des Schäfergedichtes gezogen, auch unter dem Namen Eklogen (Ἐκλογή, eine Sammlung guter Gedichte) angenommen ward; die Idylle alſo iſt überhaupt ein Gemälde des glücklichen Landlebens.

Dieſe Gemälde ſind kein bloßes Ideal, ſondern ausgehobene glückliche Begebenheiten, ein aus vielen einzelnen Zügen zuſammengeſetztes Ganzes eines ſimpeln, eines natürlichen und zufriedenen Lebens. Wie der Maler, um eine ſchöne Landſchaft heraus zu bilden, vieles übergeht, und nur das, was wahrhaft ſchön iſt, zu ſich nimmt; ſo übergeht der Dichter das gemeine Leben der Menſchen auf dem Lande, und bleibt nur bei denen ſtehen, wo er noch die erſte edle Einfalt und die naive Natur in ihrer Unſchuld entdeckt hat.

Dieſe Gemälde enthalten entweder eine Handlung (im epiſchen oder dramatiſchen Tone) oder eine Erzählung, eine Empfindung der Natur, oder ſeiner eigenen Zufriedenheit.

Die phyſiſche Natur muß hier keine ausgedorrten Gegenden, keine entblätterten ſaftloſen Bäume vorſtellen; denn redliche Hände bebauen das Feld, pflanzen die Reben am Hügel; aber auch keine Kunſt hat hier Bäume und Blumen in gerade Gänge gepflanzt, und in ſchön geordnete Beeten geſammelt; man hat da keine künſtlichen Quellen; Männer und Nymphen von Marmor gießen ſie nicht in große marmorne Becken. Schöner iſt der ungekünſtelte ſchattige Hain mit ſeinen gekrümmten Gängen; ſchöner ſind die Wieſen mit tauſend Blumen geſchmückt; Blumen ſind um die Hütte gepflanzet, Majoran, und Lilien und Roſen, und, o wie ſchön ſind die Quellen, wenn ſie aus Klippen ſprudeln, oder aus dem Gebüſche von Hügeln fallen, und dann durch blumige Wieſen ſich ſchlängeln!

Eben ſo ſimpel und glückſelig, wie die Natur, iſt der Charakter dieſer Menſchen. Kein Neid, kein fremdes Glück ſtöret ihre Ruhe, löſet die feſten Bande ihrer Zufriedenheit auf. Geſättiget mit dem, was jeder beſitzt, fließt ihr Leben, ſtill und unbewölkt, in ſeligen Tagen dahin, ohne mit Liſt, mit Theilloſigkeit nach mehr zu trachten. Ihre Bedürfniſſe ſind wenig, und keine ſtürmiſche Leidenſchaft, keine geſuchte, mißverſtandene Verfeinerung erweckt in ihnen die Triebe der Unerſättlichkeit. Was ſie am meiſten glücklich macht, iſt ihr Antheil, ihre Freude, andere glücklich zu ſehen. Ihr Wohlwollen, ihre Zuneigung breitet ſich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von Geſelligkeit und zärtlichem Gefühle pfleget er des Baumes, der ihm ſüße Früchte trägt, ſegnet er die Quelle, die ſeinen Durſt löſcht, und den Schatten, in deſſen Kühlung er ſeine müden Glieder erquicket.

Ihr warmes Gefühl, und ihre unverfälſchte Zuneigung bildet ihre Sprache, und die Gemälde, in welche dieſelbe dahin ſchmelzt. Daher die Wiederholungen in ihren Ausdrücken, die Bilder und Gleichniſſe, die ſie allenthalben aus der Natur entlehnen, wo ſie etwas Aehnliches empfunden haben. Was die Quelle dem Durſtigen, und der müden Heerde der Schatten iſt, das ſind ihnen wechſelweiſe ihre Lieder.

Laſſen Sie uns dieſe Züge in folgender Idylle betrachten.

„Bei frühem Morgen kam der arme Amintas aus dem dichten Haine, das Beil in ſeiner Rechten. Er hatte ſich Stäbe geſchnitten zu einem Zaune, und trug ihre Laſt gekrümmt auf der Schulter.“

(Der Umſtand, daß er ſchon viele Mühe an die Stäbe verwendet, und ſie zu dem Gebrauche ſeines Nutzens beſtimmt hat, vermehrt die Schönheit ſeiner Handlung.)

„Da ſah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauſchenden Bache, und der Bach hatte wild ſeine Wurzeln von der Erde entblößet, und der Baum ſtand da, traurig, und drohte zu ſinken.“

(Wie ſimpel iſt dieſe Beſchreibung! Aber was mußte Amintas gemäß ſeinem Charakter empfinden, was mußte er wollen, ſagen? Und wie? Der Lehrer vergeſſe ja nicht, ſich bei dieſen Fragen zu verweilen.)

„Schade, ſprach er, ſollteſt du Baum in dieß wilde Waſſer ſtürzen; nein, dein Wipfel ſoll nicht zum Spiel ſeiner Wellen hingeworfen ſeyn. Jetzt nahm er die ſchweren Stäbe von der Schulter; ich kann mir andere Stäbe holen, ſprach er, (wie zärtlich und empfindſam iſt dieſer kurze Zug!) und hub an, einen ſtarken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub friſche Erde. Jetzt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit friſcher Erde bedeckt; und jetzt nahm er ſein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal zufrieden mit ſeiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen; —“

(Hier hätte der Dichter enden können; aber er fängt gleichſam eine neue Idylle an, wo ſich das gute Herz dieſes Schäfers noch fühlbarer ausnimmt; die Dryaden beſchützten die Eichen; ſie entſtanden und verſchwanden mit ihnen.)

„— Aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnt dich weglaſſen? gütiger Hirt! Sage mir's, was wünſcheſt du zur Belohnung? ich weiß, daß du arm biſt, und nur fünf Schafe zur Weide führeſt.“

Im Vorbeigehen merke ich an, daß der Dichter die Dryas nicht perſönlich erſcheinen läßt. Dieſe Schilderung würde, wenn ſie auch noch ſo meiſterhaft wäre, weil ſie zur Sache nichts beiträgt, ein Fehler geweſen ſeyn. Bei der Aufforderung der Dryas würde ich mich bemühen, meine Schüler in die Lage des Amintas zu ſetzen, und ſie ſchreiben oder ſagen laſſen, was ſie gefordert haben würden. So etwas muß der Lehrer niemals vorbeigehen laſſen. Der Umſtand, daß Amintas nur fünf Schafe hat, macht uns verlegener, eiliger, wenn wir nicht ſind, wie er, um etwas anders zu bitten. Und wenn dann die Antwort kömmt:

O, wenn du mir zu bitten vergönneſt, Nymphe (ſo ſprach der arme Hirt), mein Nachbar

Palemon iſt ſeit der Erndte ſchon krank; laß ihn geſund werden.“

Ich habe dieſe Stelle niemals geleſen, ohne auf's innigſte gerührt zu werden. Ich kann mich über ſo was nicht ausſprechen. Um ſeinem Schüler die Simplicität des Ausdruckes in dieſer Stelle, die Güte und Zärtlichkeit, die in jeder Wendung liegt, faßlich zu machen, laſſe ihn der Lehrer dieſelbe in jede andere Worte umändern. Er wird fühlen, daß jede andere Verſetzung, Ausdehnung, verliert, und zu ſeinem Urbilde zurückeilen.

Der Dichter befriediget am Ende den Wunſch, den jedes feine Herz fühlen wird, auch den Amintas belohnt zu ſehen.

„So bat der Redliche, und Palemon ward geſund; aber Amintas ſah den mächtigen Segen in ſeiner Heerde, und bei ſeinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter laſſen die Redlichen nicht ungeſegnet.

Da man keinen Gegenſtand verbeilaſſen ſoll, ohne ihn auf allen Seiten zu nützen, ſo würde ich bei dieſer Gelegenheit meinen Schülern ſagen, welcher Zeitpunkt in dieſer Idylle der ſchicklichſte wäre, einen Maler zu reizen. Ich würde nicht vergeſſen, demſelben zu ſagen, welche Züge in dem Punkte, wo er den Baum zum Erſtenmale ſieht, die Hauptzüge ſeiner Mienen, wie ſeine Pantomime beſtellt ſeyn müßte; aber wie ausnehmend ſchön müßte der Zug ausfallen:

„Jetzt nahm er ſein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal zufrieden mit ſeiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin.“

Die Idyllen des Theokrit, Moſchus und Bion ſind bekannt. Virgil ahmte dem Theokrit nach, und bedient ſich oft eben derſelben Materien, eben derſelben Gedanken und Wendungen. Seine Eklogen ſind von P. Schmid überſetzt worden.

Unter den franzöſiſchen Idyllendichtern iſt Segrais der beſte; auch die Madame Deshoulieres fühlte dieſen Ton; aber die Meiſten von den übrigen haben ihn verfehlt.

Eben ſo ſelten ſind die guten Idyllen der Engländer, und Pope, Spenſer und Collins ſind faſt die einzigen, welche ſich auszeichnen.

Die Schäferſtücke der Italiener ſind ebenfalls zu ſtudirt, zu geſucht. Taſſo, deſſen Amint das beſte Stück iſt, Guarini, Marino ꝛc. haben hierin Verſuche geſchrieben.

Aber ſanft und redlich, und der Natur getreu fühlt der Deutſche jede Feinheit der ungekünſtelten zärtlichen Einfalt, von der er ſich, wie es ſcheint, weniger, als andere Nationen, entfernt hat. Die Empfindungen und Gemälde aus der heil. Schrift von Schmidt, die Idyllen des Gärtner, Kleiſt enthalten die naivſten Züge, und der Beifall, den wir ihnen ertheilen, beweiſet, daß wir ſie nachfühlen. Gellert iſt in jedermanns Händen, und wer den Geßner las, dem darf ich nicht erſt ſagen, daß er Muſter, vortrefflicher, als die der Griechen, geleſen hat. Ich will noch ein Beiſpiel, wo ſich ſehr viel zum Unterrichte ſagen läßt, herſetzen:

Daphnis, Chloe.

„Früh am Morgen trat Daphnis aus der Hütte, und fand Chloen, ſeine kleinere Schweſter beſchäftigt, aus Blumen Kränze zu winden. Thau glänzte auf allen, und zu dem Thau fielen ihre Thränen.

Daph. Liebe Chloe, was ſollen dieſe Kränze? Du weineſt, ach!

Chloe. Weineſt du doch ſelbſt, mein Lieber! Aber ach! ſollten wir nicht weinen? Sahſt du es, wie traurig unſere Mutter bei uns vorüber gieng; wie ſie uns die Hände drückte, und ſchluchzte, und ihr thränenvolles Auge verbarg.

Daph. Ich ſah es. Ach! unſer Vater! Er muß wohl mehr krank ſeyn, als er geſtern war.

Chloe. Ach! mein Bruder! mein Bruder! Wenn er ſtirbt! — Ach! wie er uns lieb hat; wie er uns küßt, wie er uns herzt, wenn wir thun, was er gerne hat, und was den Göttern gefällt.

Daph. Ach! liebe Schweſter! Wie traurig alles iſt! Umſonſt liebkoſet mich mein kleines Schaf; faſt, ach! faſt vergeß ich's, ihm ſeine Speiſe zu geben. Umſonſt flattert meine Taube auf meine Schulter, und ſchnäbelt mich um meine Lippen, und um mein Kinn; nichts, nichts macht mir Freude! Ach! unſer Vater! Sollt' er ſterben, ich ſtürbe auch.

Chloe. Ach, unſer Vater! Weißt du noch? Fünf Tage ſind's nun, ſeit er uns beide auf ſeinem Schooße hielt und weinte.

Daph. Ach, Chloe! wie er uns auf die Erde ſtellte, wie er erblaßte! Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte Kinder! Mir iſt übel, ſehr übel; und da wankt er zu ſeinem Bette; ſeitdem iſt er krank.

Chloe. Ach, immer kränker! Sieh, was ich vorhabe, Bruder. Früh gieng ich aus der Hütte, um friſche Blumen zu brechen, und dieſe Kränze zu machen; dann gehe ich zu der Bildſäule des Pan; denn immer ſagen unſer Vater, und unſere Mutter, die Götter ſind gütig, und hören gerne fromme Gebete. Ich will gehen, und die Kränze ihm opfern;

und ſiehſt du es hier im Kefig, das Liebſte was ich habe, meine Vögelchen, will ich ihm opfern.

Daph. Ach, meine liebe Schweſter! Ich will mitgehen; warte, nur zwei Augenblicke warte; ich will mein Körbchen voll der ſchönſten Früchte holen; und meine Taube, die will ich auch zum Opfer bringen.

Er lief, und kam bald zurücke, und ſie giengen zu der Säule des Pan, die nicht weit unter Fichten auf einem Hügel ſtand. Jetzt knieten ſie vor ihm hin, und ſo flehten ſie zu dem Gotte:

Daph. Pan, du gütiger Schützer unſerer Triften, höre, höre unſer Flehen! wir ſind die Kinder des kranken Menalkas; höre, o höre unſer Flehen!

Chloe. Höre, o höre unſer Flehen, guter Pan! Nimm an, unſer kleines Opfer, wie Kinder es geben können; dieſe Kränze leg' ich vor dir hin; möcht' ichs erreichen, um deine Schläfe, um deine Schultern würd' ich ſie winden. Rette, o rette gütiger Pan unſern Vater, und ſchenke ihn uns armen Kindern wieder. —

Daph. Dieſe Früchte bring' ich dir, die ſüßeſten, die ich habe, nimm, ach nimm ſie gütig an; die beſte Ziege würde ich dir geopfert haben, wäre ſie nicht ſtärker, als ich Kind bin. Aber bin ich groͤßer, dann opfere ich dir alle Jahre zwei, daß du unſern Vater uns ſchenkteſt. Laß unſern beſten Vater geſund werden.

Chloe. Dieſes Voͤgelchen will ich dir opfern, guͤtiger Pan; es iſt unter allem, was ich habe, das Liebſte. Sieh, es fliegt auf meine Hand, um Speiſe zu haben; aber opfern will ichs dir, guter Pan.

Daph. Und dieſe Taube wuͤrg' ich dir. Sieh, ſie will ſpielen und freundlich thun; aber opfern will ich ſie, guter Pan, daß du den Vater uns ſchenkeſt: Hoͤre, o hoͤre unſer Flehen!

Die Kinder wollten jetzt wuͤrgen mit kleinen zitternden Haͤnden; aber eine freundliche Stimme rief: Gerne hoͤren die Goͤtter die Gebete der Unſchuld; wuͤrget euere Freude nicht, Kinderchen! euer Vater iſt geſund.

Und er ward geſund. Entzuͤckt uͤber die Froͤmmigkeit der Kinder, giengen ſie denſelben Tag noch alle, dem Pan zu opfern; und Menalkas erlebte in vollem Segen ſeine Enkel."

Es iſt ungemein nuͤtzlich fuͤr den Schuͤler, und darin ſollte manche Aufgabe beſtehen, daß man ihn die Anmerkungen uͤber ſolche Stuͤcke ſelbſt machen, und ſeine Empfindung niederſchreiben laͤßt. Dieſe Idylle hat ſehr viel Schönes. Wie naiv iſt der Chloe Beſchreibung von ihrem Vögelchen, und des Daphnis von ſeiner Taube, und doch will ſie, will er ſie opfern. Der Augenblick, wo beide Kinder würgen wollen, müßte das ſchönſte, naivſte Gemälde geben, das jemals geſehen worden. Sollte nun der empfindſamere Schüler nicht angeben können, welche Bewegungen in ihren Mienen vorzüglich geſehen werden müßten?

§. 11.

Von der Fabel.

Die Fabel iſt ein erzählendes Bild, welches die genaueſte Aehnlichkeit mit gewiſſen Begriffen oder Wahrheiten enthält.

Als die Sprache der Menſchen noch zu dürftig an Worten, und mithin genöthiget war, das geheime Verlangen derſelben mit Aehnlichkeiten auszudrücken; auch damals, als die Tyrannei jeder Wahrheit das Ohr, und jedem Patrioten den Mund ſchloß, preßte der innere Ungeſtüm dem Menſchen die Fabel aus. Die äſopiſche Fabel iſt keineswegs, eigentlich zu reden, ein Spiel für Kinder, wie Batteux meint; die Fliege und Anmeiſe lehrten Wahrheiten für Männer, und hatten die Kraft, Tyrannen, vor welchen der Erdkreis zitterte, in ihrem Innerſten beben zu machen.

Die Haupteigenſchaft der Fabel beſteht darin, daß eine vollkommene Aehnlichkeit zwiſchen dem Bilde und der Wahrheit oder dem Begriffe, den man durch daſſelbe ausdrückt, vorhanden ſey. Alle Theile der Fabel müſſen ſich mithin auf dieſe Wahrheit beziehen, und ſo oft ich einen derſelben, ohne daß ich dieſer Abbruch thue, wegnehmen kann: ſo oft zeigt ſich in der Fabel etwas Mangelhaftes; ſie hält ſich in dieſem Stücke beinahe vollkommen nach den Geſetzen der dramatiſchen Dichtkunſt, (nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe die Leidenſchaften zum Endzwecke hat, welche für gewiſſe Wahrheiten erweckt werden können.)

Die Fabel ſoll eine einzige, eine ſimple und intereſſante Handlung ſeyn; ſie ſoll einen Anfang, wo man die Handlung ſchürzt, eine Mitte, wo man ſie aufzulöſen bemüht iſt, und ein Ende, oder eine wirkliche Auflöſung, die aus der Sache ſelbſt fließt, enthalten.

Es kommt nicht auf die Willkühr des Dichters an, den Thieren, welche er handeln läßt, einen Charakter, wie er gerne hätte, zu geben; er muß ſie in denjenigen erſcheinen laſſen, ihnen diejenigen Leidenſchaften geben, in denen ſie aus den Handlungen, welche man von jeher an ihnen bemerkt hat, bekannt ſind. Der Wolf muß allemal grauſam, raubgierig, das Lamm allemal ſchuldlos, unſchuldig, und der Fuchs allemal liſtig ſeyn. Und aus dieſer Vermiſchung der verſchiedenen Charaktere muß, wie im Drama, die Verwicklung und Auflöſung herkommen.

Auch nach den Regeln einer guten Erzählung muß die Fabel ſich richten, und mithin Einfalt, Deutlichkeit, Kürze und Naivität in ihrem Vortrage und Ausdrucke enthalten. Und wie jene nach dem Gegenſtande, den ſie vorträgt, ſich richtet, und hoch und feierlich, oder wenn es jener erfordert, gemein, luſtig und witzig wird; ſo nimmt auch die Fabel, je nachdem es die Sache und Charaktere erfordern, einen verſchiedenen Ton, eine verſchiedene Wendung der Sprache an.

Man pflegt einen Unterſchied zwiſchen den Erzählungen und Fabeln zu machen, welcher eigentlich darin liegt, daß man in den erſten die Menſchen oder auch Weſen, welche über Menſchen erhaben ſind, handeln läßt, oder daß der Dichter eine wirkliche Begebenheit oder Wahrheit erzählt, da man indeſſen in der ſinnbildlichen oder ſymboliſchen Fabel Thiere, oder noch geringere Dinge redend einführt, oder abgezogene Dinge perſonificirt, die man noch niemals als Perſonen gekannt hat.

Ein Lehrer mit Gefühl findet allenthalben Gelegenheit, unzählige Anmerkungen über die Eigenſchaften einer guten Erzählung, über gute Gemälde, Zeichnungen der Oerter, der Perſonen u. ſ. w. in Beiſpielen zu machen. Er kann zu dieſem Endzwecke diejenigen Fabeln, welche von verſchiedenen Dichtern bearbeitet worden, vergleichen, und die Züge, welche jener aushob, dieſer weg ließ, bemerken. Auch Gellerts Kritiken über ſeine eigenen Fabeln, und ſeine vorausgeſchickte Abhandlung kann ihm bei ſeinem Schüler treffliche Dienſte thun.

Die Fabel trifft man, wie den Tanz, den Geſang, bei allen Völkern des Erdbodens an; indeſſen ſind die Fabeln des phrygiſchen Philoſophen Aeſopus die erſten, die uns bekannt ſind. Die Simplicität ſeines Vortrages iſt bewunderungswürdig, und, wie in andern Dingen, ſeit der Zeit, als man mit vielen Anmerkungen und Regeln lehren wollte, wie man natürlich ſchreiben ſollte, beinahe unnachahmlich.

Phädrus kleidete ihn in Putz und Witz ein; ſeine Worte und Gemälde, alles abgemeſſen und malend, umgaben die Wahrheit mit den Reizen der Kunſt. Rollin, Batteux haben einige Fabeln zergliedert, und Anmerkungen, wie dieſe, können einem Schüler ſchon viel Licht geben. Folgende Fabel hat ſehr viel, das ſich auszeichnet.

Os devoratum fauce cum haereret lupi,
Magno dolore victus, coepit singulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum.
Tandem persuasa est jurejurando Gruis,
Gulaeque credens colli longitudinem
Periculosam fecit medicinam lupo;
Pro quo cum pactum flagitaret praemium,
Ingrata es, inquit, ore quae nostro caput
Incolume abstuleris, et mercedem postulas.

Die Italiener haben keinen Fabeldichter, der uns zum Muſter dienen könnte, und die Engländer haben nur ihren ſanften Gay; unter den Franzoſen haben ſich de la Motte, und vorzüglich la Fontaine, in deſſen Fabeln man immer mehr findet, je mehr man ſie lieſt, unvergeßlich gemacht.

Desbillon hat den Geiſt der äſopiſchen Fabeln trefflich ausgedrückt; aber der Deutſche hat hierin alle andere Nationen übertreffen.

Nach dem Mattheſius, dem erſten Fabeldichter, ſchrieb Burkard Waldis mit Aeſops Geiſt und Simplicität.

Als die ſchwäbiſchen Dichter blühten, kamen eine Menge Fabeln heraus, und diejenigen, welche Bodmer aus den Zeiten der Minneſänger geliefert hat, zeigen, daß ſie trefflich ſind. In dieſem Jahrhundert ſind Hagedorn und Gellert mit einem Ruhme aufgetreten, den kein Zeitalter verkennen wird. Jener war der erſte, der in der blühendſten Epoche der deutſchen Dichtkunſt, zwar viele Nachahmungen, aber mit dem Geiſte der Neuheit ſchrieb; dieſer, der einzige, der ſich mit dem unverſtellteſten Beifalle die Herzen der Deutſchen gewonnen, unſerer Sprache eine liebenswürdige Reinigkeit, der Bildung der Sitten die anmuthigſte Lehre gegeben, und Deutſchlands Ehre in die entfernteſten Provinzen getragen hat. Dieſen folgten viele andere, worunter Meyerns hundert Fabeln, Leſſing, Moſer, Michaelis, Lichtwer, Willamov ꝛc. den Vorzug verdienen.

§. 12.

Von dem Lehrgedichte.

Eine Wahrheit, oder philoſophiſche Unterſuchung (nicht bloß in Verſe bringen, wie Batteux definirt,) ſondern mit dem Schwunge, mit der Empfindung, Einbildungskraft des Dichters vortragen, das verſteht man eigentlich, wenn man das Lehrgedicht in das Gebiet der Dichtkunſt mit aufnimmt. Man nennt dieſe Ueberſetzungen der Wahrheit didaktiſche oder lehrende Gedichte, und jeder Gegenſtand, er mag nun hiſtoriſch ſeyn, wie Lucans Pharſalia; oder philoſophiſch, wie Hallers Gedichte; oder ökonomiſch, wie Virgils Georgica, die Duſch ſo trefflich überſetzt hat; kurz, jeder Gegenſtand kann die Form des Lehrgedichtes annehmen.

Es findet ſich faſt keine feuerige Proſa, in der nicht etwas von dieſem Geiſte dazu käme. Wenn man ganz von ſeiner Sache ergriffen, und vom Eifer für dieſelbe hingeriſſen iſt, ſo nähert man ſich oft einem Ausdrucke, welcher der dichteriſchen Begeiſterung ähnlich iſt. Auch andere, deren Beruf bloß darin beſtand, die nackte Wahrheit ohne Antheil ihres Herzens vorzutragen, haben ſich einer Freiheit dieſer Art bedient, um ihrem Vortrage mehr Gegenwart zu geben. So ſind oft die Charaktere, welche die Geſchichtſchreiber aus den Handlungen ihrer Perſonen abziehen, erdichtet; ſo legte Livius ſeinen Perſonen Reden in den Mund, welche ſie, wenn man ihre Umſtände, und was ſie thaten, zuſammen nimmt, gehalten haben könnten.

Die Alten, wie Plato und Cicero ꝛc. haben den ſchätzbaren Einfall gehabt, ernſthafte philoſophiſche Wahrheiten in Dialogen vorzutragen, und den Perſonen, welche darin auftreten, Charaktere mitzugeben; eine Methode, nach welcher manche heutige Wahrheit, ſtatt daß ſie in einer ſteifen ſyſtematiſchen Abhandlung in ihrer Empfehlung unendlich viel für das Herz verliert, einkleiden ſollte; allein das erfordert freilich eine unglaubliche Mühe, und die Launen, die Wendungen, welche man den Ausdrücken der Perſonen mitgäbe, verlangen ein großes poetiſches Genie.

Die Ordnung, in welcher ein didaktiſcher Dichter ſeine Lehre vorträgt, iſt ihm vollkommen willkührlich, und die Höhe und der Gang ſeines Ausdruckes, außer den allgemeinen Eigenſchaften jeder Lehre, daß ſie nämlich deutlich, kurz ꝛc. ſeyn ſoll, nach dem Ernſte des Gegenſtandes.

Beiſpiele können dieſe Begriffe am beſten feſtſetzen. Linus, Orpheus, Muſäus und Tamyris beſangen philoſophiſche Dinge; Theognis kleidete ſeine Sittenſprüche, Heſiodus ſeine Arbeiten und Täge, Nikander und Oppian ihre Lehren vom Landbau, von der Fiſch- und Jägerei in die didaktiſche Form ein.

Außer Virgils Georgica, welche einige höher ſchätzen, als ſeine Aeneide, hat Horaz eine Dichtkunſt für Künſtler und Dichter, und treffliche Lehrgedichte über verſchiedene ſittliche Gegenſtände geſchrieben. Dieſe und einige ſeiner Satyren ſind es, was dieſen Mann unvergeßlich macht. Lucrez ſchrieb ein Lehrgedicht über die Natur.

Unter den Italienern bewundert man die Dichtkunſt und das Schachſpiel des Vida, und die Sammlung aller philoſophiſchen Syſteme vom Pater Ceva.

Die Franzoſen rühmen ſich mit einem Boileau; ſeine Dichtkunſt für alle Gattungen hat viele Vorzüge. Watelers Gedichte de la Peinture iſt bekannt.

Die Engländer haben einen Pope, Addiſſon, Dodsley und viele andere aufzuweiſen, welche in die Tiefen der Wahrheiten drangen.

Und wir Deutſche, nicht Nachahmer, ſondern ſelbſt Originalſeelen, haben hierin alle andere Nationen übertroffen. Gellerts Lehrgedichte, welche ganz aus dem frommen Herzen dieſes Mannes gefloſſen, verdienen eine vorzügliche Stelle. Sie ſind zwar nicht neu gedacht, aber mit einer ſo redlichen, antheilnehmenden Empfindung ausgedrückt, daß ich den verachten oder bedauern muß, der ſie nicht mitempfindet. Und der liebe Cronegk! Auch dieſer iſt nicht neu; aber ich verſpreche mir alles von dem Jünglinge, der dieſes Dichters ſchmelzende, wehmüthige Schwermuth und melancholiſche Laune empfindet. Aber Opiz, einer der erſten didaktiſchen Dichter; Haller, Lichwer, Withof haben gezeiget, was der philoſophiſche Geiſt, verbunden mit dem Geiſte des Dichters, hervorbringen kann.

Es iſt überaus nützlich, wichtige Wahrheiten mit der Empfindung des begeiſterten Menſchen unter das Volk zu bringen; ein Mann, der in die Geheimniſſe der Dinge ſieht, vorausdenkt, und da Stürme der Empfindung fühlt, wo alles ſchweigt, ſo ein Mann iſt es, der den Beruf hat, für die Rechte der Vernunft, für die Ehre und das Wohlſeyn ſeiner Nation zu ſprechen.

Ein einziger Mann nur, des Lichtes einziger Sohn im finſtern Alter, der allem Exempel, aller Verführung entgegen, und aller langen Gewohnheit und der übrigen Welt, die er beleidiget, zuwider, tugendhaft bleibt; er achtet nichts nach ihrem Geſpötte, nichts nach ihrem Hohn, und ihrem ſchreienden Unrechte ꝛc.

§. 13.

Von den Sinngedichten.

Eine Ueberſchrift, welche man an öffentliche Oerter, über die Denkmäler u. ſ. w. ſetzte, ward ehemals ein Epigramm, und wenn ſie auf Gräbern ſtand, ein Epitaphium genannt. Sie waren äuſſerſt ſimpel, kurz, voll und klar, wie wir aus der Sammlung der griechiſchen Anthologie ſehen können, welche Maximus Planudes (eben derjenige, der im vierzehnten Jahrhunderte eine Sammlung von Fabeln unter dem Namen des Aeſopus herausgab) zuſammengetragen hat. Den Charakter dieſer alten Inſchriften drückt eine neuere aus, welche der König von Preußen auf ein Invalidenhaus ſetzen ließ: „Laeso et invicto militi.“

Leſſing, der die Theorie des Epigramms, welche der Lehrer nachholen kann, geſchrieben hat, ſagt, es ſey ein Gedanke, kurz ausgedrückt und am Ende mit einem Stachel verſehen. Jedes derſelben hat zwei Theile, nämlich die Erzählung der Sache, welche den Gedanken hervorbringt, und dann den Gedanken ſelbſt.

Katulls, und Martials Sinngedichte ſind bekannt.

Sunt bona (ſagt dieſer letztere) sunt quaedam mediocria, sunt mala plura,
Quae legis hic: aliter non fit, Avite, liber.

Dergleichen Epigrammatiſten haben alle Nationen, aber die ungeheuerſte Anzahl derſelben findet ſich bei den Franzoſen; die Deutſchen zählen auch ſehr viele, z. B. Caniz, Käſtner, Hagedorn, Wernick u. ſ. w. Dieſer letztere iſt beſonders gedrängt und überaus gedankenreich. Folgendes Epigramm iſt von ihm:

Es rühmt ein reicher Abt ſich einmal über Tiſch,
Das Weinglas in der Hand, daß er mit manchem Fiſch,
Mit Auſtern, Schmerlen, Stör, Karuſſen, Karpfen, Kreſſen,
Mit trocknem Lachs und Aal, und mehr dergleichen Eſſen,

Sich auf die Faſtenzeit, die nun nicht weit mehr war,
Geſchicket, und die Küch im Kloſter wohl geſpicket.
Ich habe beſſer mich, ſagt einer drauf, geſchicket.
Womit? frägt ihn der Abt, mit nichts, antwortet er.

---

§. 14.

Von der Satyre.

Wenn man ſich auf alle diejenigen Schriften bezieht, die ſich Satyren nennen, ſo kann man ſie überhaupt ein Gedicht oder Werk der Kunſt nennen, worin man mit launiſchem Ernſt oder Scherz die Thorheiten und Laſter der Menſchen angreift, um ſie zu beſſern. Ich nenne indeſſen eine Satyre die Schilderung des Belachenswürdigen an dem Menſchen, und ich berufe mich auf dieſe Erklärung bei allen Arten der Satyren. Es iſt uns äuſſerſt daran gelegen, von dieſer wohlthätigen Erfindung deutliche und beſtimmte Begriffe zu beſitzen.

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem Lächerlichen und Belachenswürdigen. Jenes kann durch einen witzigen Einfall, durch eine unerwartete Zuſammenſetzung gewiſſer Dinge hervorgebracht werden; allein, das Wahrnehmen deſſelben zieht außer der Erſchütterung, welche man Lachen nennt, keine andere Folge, kein weiteres Gefühl in Abſicht auf das Sittliche nach ſich. Es gehört viel Talent zu dieſer Art von Einfällen, und der, welchem es gegeben iſt, kann ſeinen Mitbürgern treffliche Dienſte leiſten. Man hat vielleicht die Gründe nicht erwogen, welche der Harlekin in jener vortrefflichen Abhandlung vorbringt, wenn man das Burleske ohne alle Ausnahme verwirft.

Aber das, was belachenswürdig iſt, erregt in uns ein Gefühl von etwas Unanſtändigem, von etwas, das nicht zugegen ſeyn ſollte, und das uns, ſo lange es zugegen iſt, verächtlich bleibt. Eine jede Sache hat, wie wir bei der Erklärung der Schönheit ſagten, nur eine Linie, bei der ſie gerade das iſt, was ſie ſeyn ſoll, und außer der jede Abweichung in eine Lage führt, welche die Natur der Sache zerrüttet, und auflöſt. Wie die Geſichtszüge, wenn ſie vollkommen regelmäßig ſeyn ſollen, nur in einer gewiſſen Uebereinſtimmung aller einzelnen Theile zum Ganzen es werden, und ſobald ſie von dieſer abweichen, ins Ungereimte, und weiter fort in's Abentheuerliche verfallen; ſo haben alle ſittliche Regungen und Handlungen des Menſchen eine gewiſſe Ordnung, ein gewiſſes, ewiges Geſetz, und ſie arten, ſobald ſie ſich von der Mittellinie entfernen, erſt ins Belachenswürdige und dann ins Schreckliche aus.

Die Tugend hat nur eine Seite, von der man ſie anſehen kann, aber das Laſter zwei; man verlachet und verachtet es, inſoweit man das Unſchickliche und Unanſtändige an demſelben bemerkt, und haſſet und verabſcheuet es, wenn man es in den ſchrecklichen Folgen, welche es mitführt, erblickt. Dieſes letztere iſt eigentlich der Gegenſtand der Tragödie, oder anderer ernſthafter züchtigender Gedichte, die man vielleicht mit Unrecht unter die Satyren verſetzte; und der Endzweck, die Empfindung des erſtern aufzuwecken, dem Laſter entgegen zu gehen, es zu verfolgen, ehe es ganz noch zugegen iſt, ganz noch Laſter iſt, oder wenn es das ſchon geworden, und das Herz ſchon durchfreſſen iſt, die Wunde mit der warnenden Hand des mitleidigen, gutmeinenden Freundes zu heilen, dieſer edle Endzweck iſt der Endzweck der Satyre. Der Lehrer erkläre Rabeners Vorbericht von dem Mißbrauche der Satyre.

Die Satyre hat mit dem Pasquille keine Gemeinſchaft. Dieſes richtet ſich in einem beleidigenden, gallichten Tone auf eine gewiſſe Perſon, raffet Fehler und Laſter, und Wahrheit und Verläumdung mit Unſinn zuſammen, und ſchüttet auf dieſelbe dieſe Niederträchtigkeit aus der Abſicht aus, um ſie verächtlich und unglücklich zu machen.

Wer alſo das feine Gefühl beſitzt, zu beobachten, bei welchen Zügen eine Geſinnung oder Handlung von ihrer Ordnung ſich wegverliere, wer die Gabe beſitzt, dieſe Züge auszuheben, zu ſammeln, und unter die Sinne zu bringen, der beſitzt die unſchätzbare Gabe, eine Satyre zu ſchreiben.

Es giebt unzählige Formen, die Satyre einzukleiden; das komiſche Heldengedicht, welches im hohen ernſthaften Tone, im Tone und mit den Freiheiten der Epopöe, Maſchinen zu brauchen, belachenswürdige Dinge beſchreibt; die Komödie, welche die belachenswürdigen Leidenſchaften der Menſchen in Handlungen zeigt; und endlich die erzählende oder gewöhnliche Satyre, welche in der Geſtalt einer Abhandlung, eines Briefes, oder auch eines Romans u. ſ. w. einherkommt.

Die Satyre iſt keineswegs eine Erfindung der Griechen oder der Römer. Der Hang zu derſelben gründet ſich in der Natur des Menſchen, ſobald er andere beobachtet, und einige Arten davon finden ſich bei allen Völkern. Indeſſen war der Ausdruck der Satyre anfangs ſehr roh, und die Gelegenheit, wo man ſich derſelben bediente, ſehr unſchicklich. Bei den Griechen beſtand ſie in muthwilligen Schimpfreden, welche bei gewiſſen Feſten auf das Volk herabgeſagt wurden; ſo ſagt Lucian, daß die Schimpfreden einen Theil der Bachusfeſte ausgemacht haben. Und nach der Erzählung des Herodotus, daß bei den Epidauriern an einem gewiſſen Opferfeſte der Chor keine Mannsperſonen, ſondern bloß Frauen mit Schimpfwörtern habe anfallen dürfen, ſcheint es, daß der Chor beſtellt geweſen, dieſes Amt zu verrichten. In den Komödien der Römer ſchreibt Horaz dem Chor ſchon eine beſſere Verrichtung vor; allein, auch bei dieſen ward die Satyre öffentlich eingeführt, um den muthwilligen, und vor Freude ausgelaſſenen Pöbel zu beluſtigen. Gleichwohl haben ſie dieſelbe ihrer Beſtimmung näher gebracht, und die Form und den Beruf derſelben umgeändert. Horaz beſtimmt den Charakter der Satyre, und der Lehrer kann ihn daraus erklären; ſie war auch größtentheils durch ihn das, was ſie ſeyn ſoll, geworden.

Eben dieſe Spuren der aufkeimenden Satyre, ſind bei andern Völkern, und mitten unter uns anzutreffen. Bei Gelegenheiten, wo ſich viel Volk verſammelt, finden ſich auch gemeiniglich einige herumſchweifende Truppen von Poſſenreiſſern und Spaßmachern ein, welche vielleicht mit dem Tespis, der ſein Theater auf dem Karren mitführte, und das Geſicht mit Hefe beſchmierte, gleichen Grund haben. Bei vielen Feierlichkeiten des Volkes macht noch wirklich ein Spaßmacher mit einer Narrenkappe und einer Pritſche in der Hand, eine wichtige Perſon aus, und der Harlekin in dem Poſſenſpiele vertritt die Stelle des alten Chors.

Die Griechen haben den einzigen Lucian von Samoſata; er ſpottete über alles, was ihm belachenswürdig vorkam, mit dem beiſſendſten Muthwillen; allein man muß Späße und Harlekinseinfälle wohl von ſatyriſchen Zügen unterſcheiden. Lächerlich läßt ſich alles machen, allein man kann nicht gleich allemal etwas finden, das belachenswürdig wäre. Archilochus ſchrieb geradezu über einzelne Perſonen.

Im komiſchen Heldengedichte haben wir den Maus- oder Rattenkrieg (Batrachomyomachie) des Homer.

Unter den Römern ſind Juvenal, Perſius und Horaz bekannt. Juvenals Satyren ſind ein ungeſtümer, gewaltſamer Ausbruch vom heißeſten Unwillen über die Laſter ſeiner Zeiten. Er gräbt nicht, löſet nicht auf; er ſtürzt, zerreißt, wenn er etwas antrifft, das ihm im Wege ſteht. Welcher Unmuth liegt in dieſer Stelle:

> Ande aliquid brevibus Gyaris, et carcere dignum,
> Si vis esse aliquis. Probitas laudatur et alget.
> Criminibus debent hortos, Praetoria mensas,
> Argentum vetus, et stantem extra pocula caprum etc.
> Nil erit ulterius, quod nostris moribus addat
> Posteritas; eadem cupient facientque minores.
> Omne in praecipiti vitium stetit. Utere Velis!
> Totos pande sinus! —

Seine Freiheit, das alles ohne Menſchenfurcht zu ſagen, was er dachte, macht, wenn ſie gleich übertrieben ſcheint, ſeinen Zeiten Ehre; ſie hat aber keine Nachahmer gefunden.

Perſius beſaß eine gelindere Art, zu ahnden, was ihm mißfiel; gleichwohl iſt er hitziger, als Horaz, den er nachahmte. Horaz endlich gab der Satyre den wahren, menſchenfreundlichen Ton. Sein von Natur feines Herz, und ſeine gefällige Beſcheidenheit, vielleicht auch ſein Ernſt, die Fehler nicht bloß zu rügen, ſondern abzuſtellen, ließen ihn zu keinen Ausdrücken kommen, welche ſelbſt für diejenigen, auf welche ſie gerichtet waren, beleidigend ſeyn konnten. Der Numerus ſeiner Verſe (denn auch dieſe Anmerkungen wird der Lehrer nicht außer Acht laſſen, wenn er einmal die Hauptſache erklärt hat) iſt bewunderungswürdig, und wird ſelbſt der Verſification des Virgils (wenn man vorausnimmt, daß der Ton verſchieden ſeyn mußte) an die Seite geſetzt.

Unter den Spaniern hat ſich Michael Cervantes hervorgethan; ich will hier nur ſein komiſches Heldengedicht, nämlich die Reiſe auf den Parnaß anmerken. Die Ueberſetzung, welche davon 1744 in Erlangen erſchien, iſt ſehr gut. Lopez de Vega iſt gleichfalls bekannt.

Unter den Engländern ſteht Swift oben an; Popens Satyren, vorzüglich ſeine Dunſiade; ſein komiſches Heldengedicht, der Lockenraub, wo er die Sylphiden erfunden, ſind bekannt. Auch Youngs Satyren und Buttlers Hudribas haben ausnehmende Vorzüge.

Unter den Franzoſen ahmte Boileau den Horaz ſehr glücklich nach; ſeine Satyren ſind lebhaft, und ſeine Verſification iſt ungemein fließend; auch ſein komiſches Heldengedicht, das Pult, hat viele Schönheiten.

Arioſts wüthender Roland, auch des Taſſoni geraubter Waſſereimer ſind bei den Italienern Muſter komiſcher Heldengedichte.

Die Deutſchen haben es in der Satyre allen Nationen gleich gethan, zum Theil dieſelben weit übertroffen. Im komiſchen Heldengedichte hat keine einen Zachariä. Auch des Duſchs und Tümmels Heldengedichte ſind rühmlich bekannt.

Das Narrenſchiff des Sebaſtian Brand iſt die erſte bekannte Satyre unter den Deutſchen. Die Satyren des Freiherrn von Caniz ſind ausnehmend beſcheiden, und die von Haller ganz philoſophiſchen Geiſtes.

Liſcovs Satyre iſt die ſtärkſte; aber ganz perſonell. Michaelis ſetzte die deutſchen Gelehrten in die größte Erwartung, und ſtarb.

Aber wer vielleicht am meiſten in die Häuſer gedrungen, iſt Rabener, ein Mann, der den Beruf und den liebenswürdigen Ton gehabt hätte, Narren von allen Ständen zu beſſern, wenn er ſich den Muth genommen hätte, dieſelben zu ſchildern. Seine Satyre tritt beſcheiden, oft etwas ſchüchtern einher, und lächelt nur; aber er dringt tiefer, als wenn er hell auflachte.

Außer dieſen haben viele Deutſche in einzelnen Zügen gezeigt, was ſie ſchreiben könnten, wenn ſie auch Muth hätten, ſchreiben zu wollen, allein es iſt ſchwer, über Narrheiten oder Laſter zu ſpotten, von deren drückender Laſt man ſelbſt auch zu Boden liegt. Das Gefühl wird verſtimmt, und dann wird es dem gepreßten Herzen eine größere Art von Erleichterung, über Thorheiten, die es kränken, zu weinen, als über dieſelben zu lachen.

§. 15.

Von den Romanen.

Ein Roman iſt in ſeinem wahren Verſtande eine Geſchichte des bürgerlichen Lebens mit aller Einbildungskraft und allem Geiſt des Dichters geſchildert. Nicht die Epopöe, welche bloß große und erhabene Gegenſtände behandelt, wenn er ſie gleich zum Tone derſelben erheben kann, nicht die Fabel, welche auch unwahrſcheinliche Dinge mit aufnimmt, auch nicht die bloße Geſchichte, welche die Facta, wie ſie waren, hinlegt; aber dieſe bürgerliche Geſchichte mit der Anordnung, dem Gefühle des Dichters, iſt der Gegenſtand des Romans. Er hat faſt alle Geſetze, welche ein Drama beobachten muß, nur mit dem Unterſchiede, daß in dieſem nur eine Handlung aus dem menſchlichen Leben gehoben, daß nur ein Endzweck dieſer beſtimmten Handlung, und alle Perſonen und Umſtände allein wegen derſelben zugegen ſeyn, und alle Epiſoden, welche man wegnehmen kann, ohne der Handlung zu ſchaden, weggehoben ſeyn müſſen; da man entgegen im Roman, wo man ſchildern, erzählen, handeln und thun kann, was man will, auch die kleinſten häuslichen Umſtände benutzen, Dinge, welche ſich aufs Theater nicht bringen laſſen, ſchildern, und dem Leſer, weil man da die Zeit in ſeiner Willkühr hat, vertrauter und umſtändlicher, als auf der Schaubühne, begegnen kann.

Der Roman, der die ſimpelſte und natürlichſte Verwicklung hat, der die Charaktere, den Lauf der Leidenſchaften am beſten ſchildert, kurz, der ſich der Wahrheit unſers Lebens, unſerer Empfindungen am eheſten nähert, hat, wie das Drama, die erſten Vorzüge.

Ich will ſie mit keinen Regeln, welche die äußere Form der Romanen betreffen, beladen. Dieſe Feſſeln der äußerlichen Einrichtung ſind, wie der Pedantismus der drei Einheiten, Thorheiten für Genies. Bewege mich, reiß mich hin in deine Sache, ſetze die Herzen des Volkes in Flammen, und du haſt gut geſchrieben, wenn du auch keine der ſcholaſtiſchen Regeln beobachtet haſt. Und lies, und wache auf, das iſt die beſte Erklärung der Regeln, die ich einem feuerigen Kopfe, wenn er mich recht verſtehen ſoll, geben kann.

Es kommt hiebei vieles auf den Endzweck an, wegen dem man ſich entſchließt, einen Roman zu ſchreiben; denn über jeden Gegenſtand, wo ſich ein Drama machen läßt, kann man auch einen Roman verfertigen. So hat man politiſche Romane, welche den Endzweck hatten, in Handlungen zu zeigen, was man ſich von dieſer oder jener Staatsmaxime verſprechen, nach welchen Grundſätzen man überhaupt handeln ſoll, und welche Art von Einrichtungen man am beſten befinde; ſo hat man auch philoſophiſche Romane, und endlich Romane des gemeinnützigen bürgerlichen Lebens.

Ich weiß, nach dem Geſange und dem Drama, keine Art von Gedichten, welche gemeinnütziger werden könnte, als der Roman. Wenn ein Staat einen jährlichen Preis für den Roman, der ſeinen Bedürfniſſen angemeſſen wäre, vorſchlüge, ſo würde dieſe wohl eine der ſchönſten, der ruhmwürdigſten Ausgaben ſeyn. Der Bürger in Palläſten und der in Hütten freut ſich doch, in einer guten Stunde ſo etwas zu leſen, und man wird nicht leicht ein Haus antreffen, wo nicht wenigſtens etliche Blätter, die der Familie vorgeleſen werden, vorhanden ſeyn ſollen; und welches verfängliche Mittel wäre ein guter Roman, Tugend, Empfindung, den Geiſt der Induſtrie in die Häuſer zu bringen, und die bürgerliche Erziehung zu befeſtigen! Er unterweiſet, bildet den Menſchen um, lehrt ihn die Kenntniß der Welt, giebt ihm Erfahrung, Klugheit, lachet oder weinet ihm ſeine Thorheiten weg, bringt ihn wider ſeine eigenen Laſter auf, und durchreiniget jeden Theil des ſittlichen und bürgerlichen Lebens

Jeder Stand, jedes Alter könnte ſeine Romane haben, wie jedes ſeine eigenen Geſchichten haben ſollte. Allein, da noch keine Seele daran dachte, wahre Geſchichten der Kinder, odre aus der allgemeinen Geſchichte paſſende Facta für Kinder auszuheben; wann werden wir einen guten Roman für Kinder hoffen dürfen?

Aber es iſt ſchon der Name „Roman" noch manchem verdächtig, und es ſind freilich ſo viele von ſchlechten Köpfen geſchrieben, und dieſelben ſo ſehr aus dem wahren Endzwecke verſetzt worden, daß ſich wenige große Seelen an dieß Fach gewaget, bei dem man Gefahr lief, gar nicht bemerkt, oder verdrungen zu werden. Einer verführte den andern, und je größer die Menge war, welche bereits geſchrieben, deſto häufiger war die Anzahl derer, welche glaubten, ſchreiben zu können. Viele ſind mit äußerſt verderblichen Dingen, mit wollüſtigen Gemälden, die den männlichen Geiſt abſpannen, angefüllt. Jenes ſüße, freilich menſchliche, billige Mitleiden, das man für Perſonen, welche eine wüthende Leidenſchaft, die alle Menſchenzügel zerriß, alle Vernunft unterdrückte, in Tiefen vom Elende warf, glühend mitempfand, ſetzte oft die Herzen junger feueriger Seelen, ſtatt ſie zu lenken, in ſchwärmeriſche Flammen, zerrüttete oft die

Ruhe glücklicher Familien, und verführte, wenn der Dichter ſeinen Roman glücklich endete, wenn er das Glück ſolcher Perſonen ſo ſchilderte, wie es im Leben niemals war, wenn er ein Leben voll Vergnügen dichtete, dem alle Erfahrung widerſpricht, wenn er einzelne Glücksfälle, die tauſend andern verſagt werden, maleriſch aushob, ſo manche zur Nachahmung. Die meiſten Romane der Liebe ſind bei dieſer ſtehen geblieben, ſtatt daß ſie den Einfluß, welchen dieſelbe auf die Geſchäfte des fühlenden jungen Mannes, auf den Gang und die Umänderung ſeines Charakters behauptet, wie ſie ſein Herz erhöhet oder verenget, wie ſie jeder Seelennerve eine neue Kraft, jeder Unternehmung einen neuen Reiz giebt, oder wie ſie die Seele herabwürdiget, ihre Feſtigkeit theilet, und zerfließen macht, zeigen, und den wahren ſittlichen und bürgerlichen Nutzen hätten befördern ſollen. Je mehr in dem Romane, der dieſen Endzweck nicht hat, Genie ſich befindet, deſto gefährlicher kann er dem jungen, erfahrungsloſen Herzen ſeyn. Indeſſen haben noch einige große Seelen den Roman gerettet, und ein einziger Richardſon hat Millionen romantiſcher Seelenflocken zerſtäubet.

Die Griechen ſchrieben ſchon Romane, aber außer dem Longus, einem neuern Griechen, ſind uns keine Beiſpiele übrig. In der lateiniſchen Sprache iſt allein die Argenis des Barclai geſchrieben.

Die Meiſterſänger, welche um das zehnte Jahrhundert, an den Höfen der Großen Mährchen und Fabeln ſangen, gaben zu den abentheuerlichen Romanen z. B. einem wüthenden Roland, den Rittern von der runden Tafel Anlaß.

Die Spanier ſetzten in dieſen Ungeheuern fort, und ſpornten ihr Pferd hinaus in

Den Ocean, ohne Grenzen und Grund, wo Breite, wo Länge,
Höh', und Zeit und Ort ſich unter einander verlieren;
Wo die älteſte Nacht, und das Chaos, noch ältere Weſen,
Als die Natur, im wilden Getümmel von endloſen Kriegen
Ihr anarchiſches Reich durch ew'ge Verwirrung behaupten.

Don Velasquez zählt in ſeiner Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt mehr als tauſend Romane, welche geſchrieben worden, ehe Cervantes kam, und über die Schaar ohne Namen hinwegtrat. Sein Don Quixote allein verdient, wie die Kunſt- und Herzenskenner ſprechen, daß man ſpaniſch lerne.

Die Romanenhelden der Franzoſen waren die meiſten Male Ohnmachtsfeßler, Liebäugler, und grauſame Selbſtmörder ohne Gefahr ihres Lebens; aber ihr uralter Roman Amadis in vierundzwanzig Bänden hat treffliche Züge;

und ihre neuern Romane z. B. ihr Telemach, ein Staatsroman, den einige unter die Epopäen zählen, ihr Beliſar, auch die kleinen Romane des Le Sage, und viele andere, z. B. die neue Heloiſe, welche der Lehrer nach ſeinen Umſtänden nennen kann, vielleicht aus Vorſorge mit Hinlegung ſeines guten Herzens nennen ſoll; — auch die Feenmährchen; die orientaliſchen Mährchen, z. B. „Tauſend und eine Nacht" u. ſ. w. haben viele ungemeine Züge.

Aber weit oben an ſtehen die Engländer.

Der Grandiſon, welchen Käſtner, die Clariſſa, welche Haller, und die Pamela, welche Michaelis überſetzte, werden das Andenken des Richardſon in alle Weltalter ſegnend dahin tragen. Er wußte die gleichgültigſten Umſtände im häuslichen Leben zu beſeelen, und die Pantomimen, welche er allenthalben hinzuſchrieb, dringen in die Tiefen des Herzens. Seine Helden ſollen übertrieben ſeyn, und es gehet ganz natürlich zu, daß tauſend Leſer in ſeinen tugendhaften Perſonen etwas ihnen Fremdes finden, und daß ſie wünſchen, dieſelben möchten etwas herunter kommen. Was die Laſterhaften betrifft, ſo giebt es ja Bosheiten, Intriguen und liebloſe Herzen in der großen Welt, in großen Städten, die für die Schaubühne und jeden Roman zu unglaublich ſeyn würden; und was die Guten betrifft, ſo möchte ich wohl, daß man mir den einzelnen Fall zeigte, wo es einem Manne, welcher Ehrgefühl, gute Grundſätze, bei denen er ſeiner Sache gewiß iſt, und wenigſtens den Muth wider das Laſter, der erfordert wird, vor dem Feinde zu ſtehen, beſitzt, unmöglich ſeyn ſollte, ſo zu handeln.

Triſtram Shandi von Lorenz Sterne unter dem Namen Yorick; Thomas Jones, von Filding, ſind ewige Muſter guter Romane. Von jenem iſt eine Ueberſetzung bei Bode in Hamburg, und von dieſem eine eben ſo vortreffliche von Duſch herausgekommen.

Humphry Klinkers Reiſen von Smollet ſind gleichfalls das Produkt eines Mannes, der in die Herzen der Menſchen, und in die Sitten ſeiner Landsleute ſah.

Der Landprieſter von Wakefield, Roderich Random und Peregrine Pikel ſind ſehr launig, und wären vortreffliche Originalien, wenn ſie für Italiener in Welſchland geſchrieben wären, welche beinahe nichts aufzuweiſen haben, als ein paar Schäferromane von Marino. Bei den Dänen ſind Klimms unterirdiſche Reiſen von Hollberg bekannt.

In Deutſchland war außer der aſiatiſchen Baniſe von Ziegler, dem Arminius von Lohenſtein ꝛc. Gellerts ſchwediſche Gräfinn einer der vorzüglichſten, der Anfangs Aufſehen machte. Seine Begebenheiten ſind freilich nicht die natürlichſten; indeſſen floß aus ſeinem Herzen ſo etwas Anmuthiges in ſeinen Styl, daß man ihn immer, wenn man ihn gleich weglegt, mit Rührung zurücknimmt.

Der goldene Spiegel, von Wieland, hat große Vorzüge. Dieſer Mann iſt die meiſte Male bloßer Nachahmer, er ſagt immer einerlei, und am Ende iſt man gemeiniglich da, wo man im Anfange geweſen.

Sebaldus Nothanker, ein trefflicher Roman voll Nationalſitten und deutſchen Gefühls.

Das Fräulein von Sternheim von la Roche iſt gut ausgefallen, gut dem Richardſon nachgeahmt. Indeſſen ſind die Anmerkungen, die darin vorkommen, oft zu gelehrt, und der Ton zu geſucht.

Hermes hat den deutſchen Roman in Beſitz genommen. Die Begebenheiten des Grafen von R*, die Miß Fanny Wilkes, und endlich Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen, ſind Meiſterſtücke von Menſchen- und Weltkenntniß, welchen nichts fehlt, als die Befriedigung jedes Leſers, der Antheil nimmt, und ſeines Wunſches, daß ſie ein Ende haben möchten.

Indeſſen ſollen Sie ſo, wie dieſer Mann es that, ſammeln, um einſt ſo wie er (o daß ich dieß von einem aus Ihnen erlebte!) ſchreiben zu können. Ein Roman für Bayern, für unſere Sitten, müßte ganz was neues ſeyn. Ich bin ſchon gewohnt, ſo zu Ihnen zu reden, als wenn das einſt wirklich geſchehe, was ich wünſche, daß es geſchehen ſoll. Was ich Sie gleich im Anfange bat, alles aufzuzeichnen, was Sie in einem Buche beſonders rühret, das bitte ich Sie auch hier. Wenn Sie an einem Menſchen, in einer Geſellſchaft ein fremder Zug, ein ungewöhnlicher Vorfall erſchüttert, ſo verſäumen Sie doch nicht, denſelben, da Sie noch davon erhitzt ſind, zu zeichnen. Wenn das, was Sie ſchreiben, auch niemals gedruckt wird, ſo haben Sie doch den Vortheil, daß Sie ſich ausſchreiben, und der Sprache bemächtigen. Nicht Erdichtungen, nicht fremde Sitten, unſere hieſigen Begebenheiten, unſere hieſigen Sitten müßten für uns die beſten ſeyn. Und wer ein Gefühl hat, dem ſey oft (auch das wiederhole ich nochmal), dem ſey ſeine Muſe

— Am einſamen Fels, an der ſtillen Cypreſſe willkommen,
Wo ſich die Schwermuth in Leiden ergießt;
An der ſanft dahin gleitenden Quell, wo der Edle ſich ausweint,
Wo der Gekränkte das Unrecht beklagt,
An dem mit Mooſe bewachſenen Denkmal, wo feierliche Stille
Hüllen der Vorwelt mit Schauder bedeckt;
Bei dem langſam ausblutenden Schmerz, wo der ſchweigende Kummer

In dem auslöſchenden Auge ſich zeigt,
Und (gleich dem Wurme, der ſtill die zarte Knoſpe durchnaget,)
Das Mark des leidenden Geiſtes verzehrt;
Bei dem ſinkenden Baum (er ſtand, einſt die Zierde der Gegend,
Stand, und erquickte Jahrhunderte durch)
An dem Abend des Tags, wo ſein letztes Blättchen ihm abwelkt,
Sey ihm ſein Herz, ſeine Freude geweiht.

Von der Tragödie *).

Eine Vorleſung.

Alle Gattungen der Poeſie und der ſchönen Künſte haben den Endzweck, gewiſſe, ſympathetiſche Gefühle des menſchlichen Herzens zu erwecken und zu reinigen. Wenn man nun die Art der Gefühle, deren die Tragödie vor

---

*) Folgende zwei Abhandlungen ſind ein ſehr ſchöner Nachtrag zu der Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, und ein neuer Beweis, wie ſchnell Weſtenrieder zu ſeiner Zeit alles Große und Schöne mit hellem ſtarkem Geiſte auffaßte.
Anmerk. d. Herausgeber.

andern Gattungen fähig iſt, unterſucht, wenn man überdieß dem Geiſte der beſten Tragödien nachſpüret, um daraus eine allgemeine Erklärung abzuziehen; ſo ergiebt ſich, daß die Tragödie eine Handlung ſey, welche die Empfindung des Mitleidens, und alle daraus abfließenden Gefühle, beſonders das Mitleid der Furcht, aus der Abſicht, dieſelben zu reinigen, erreget.

Für alles, was gut iſt, was in dieſem Zuſtande glücklich ſeyn, ſich ſelbſt ähnlich ſeyn ſoll, und elend iſt, empfinden wir unwillkührliche Regungen von Wehmuth, die mit dem Wunſche verbunden ſind, das Aufblühen des Weſens, das gekränkt wird, wieder herſtellen zu können. Unbewölkt und wohlwollend, wie an einem Frühlingstage das Balſamblaue des Himmels, gehen wir, wenn wir eines empfindſamen Herzens ſind, über die Luſtgefilde der Erde, und athmen Freude, gießen Wohlwollen über alles, worüber wir gehen. So wallen wir hin in der Fülle, und ſehen zur Rechten und zur Linken Gegenſtände, und fühlen, daß wir nicht ganz glücklich ſeyn würden, wenn nicht alles, was wir ſehen, es ſeyn ſollte. Wir erblicken einen blühenden Baum am Ufer eines reiſſenden Stromes, der die Erde ihm wegſpühlt, und mit einer Art von Kränkung ſehen wir ihn wanken und fallen. Es komme dieſen Augenblick ein verwundetes Thier zum Strome; es ſeufze laut hinab, und Tropfen ſollen ihm aus ſeinen Augen entfallen; es werde unſerer Gegenwart gewahr, und fliehe mit dem Reſte ſeiner Kräfte weil es den Schatten des Menſchen ſieht. In dieſem Falle empfinden wir bereits das Gefühl eines nähern Antheils, und jenen Schmerz des Mitleidens, den der Anblick phyſikaliſcher Uebel, deren wir fähig ſind, allemal in uns erreget. Wenn nun endlich das Geſchöpf, welches leidet, ein Menſch iſt, wenn dieſer kein Ungeheuer, ſondern ein Menſch iſt, wie wir, und wenn er in unſern Augen mehr, als er verſchuldet hat, leidet, dann leiden wir mit; dann erwachen in uns alle menſchlichen Mitgefühle, und begleiten den Gegenſtand, von dem ſie aufgeweckt werden, in alle Schickſale ſeines Lebens, und bis in den Tod.

Das Mitleid iſt eine Wirkung der Liebe, wenn es gleich keine nothwendige Eigenſchaft derſelben iſt, weil es im Falle, daß der geliebte Gegenſtand glücklich iſt, eine Liebe ohne Mitleiden giebt; aber wo Liebe iſt, da iſt lebendiger Antheil, da iſt ſchmerzhafte Unluſt, wenn das Geliebte gekränkt wird. Dieſe Unluſt oder dieſer Schmerz heißt Furcht, wenn das Uebel bevorſtehend iſt; Betrübniß, wenn es gegenwärtig; Gram, wenn es vergangen;

und endlich Schrecken, wenn es unvermuthet, plötzlich, und überlegungslos iſt. Dieſe letztere Empfindung iſt von jenem ſchauderhaften Entſetzen, das uns bei dem Anblicke gräulicher, vorſetzlicher, unbegreiflicher Miſſethaten, gleichſam erſtarren macht, wohl zu unterſcheiden. Sie war niemals, und ſoll und kann niemals der Endzweck der Tragödie ſeyn, und mithin nur ſelten einen erträglichen Platz darin finden; aber alle Empfindungen, welche aus dem Mitleid entſtehen können, ſind für dieſelbe ſchicklich. Die allgemeinſte dieſer Empfindungen iſt die Furcht, welche niemals von dem Mitleiden getrennt werden, und alſo für einen weſentlichen Theil der Tragödie angeſehen werden kann. Wir dürfen nur bedenken, für welche Gegenſtände wir ein Mitleid empfinden, nämlich, daß wir es nur für diejenigen Uebel empfinden, deren wir ſelbſt unſerer Natur nach fähig zu ſeyn glauben; daß wir uns dieſes niemals vorhalten können, ohne für uns beſorgt zu werden, und daß endlich dieſe Sorge, wenn auch das Mitleid vorüber iſt, vorhanden bleibt; wir dürfen, ſage ich, nur dieſe Wahrheiten bedenken, um uns von den weſentlichen Empfindungen der Tragödie, und den engen Begriffen derjenigen, welche das Mitleid und den Schrecken zum Endzweck derſelben angaben, zu überzeugen.

Je näher alſo ein Menſch mit ſeinem Charakter, und ſeiner Weiſe zu denken und zu handeln, der unſrigen beitritt; und je wahrſcheinlicher es iſt, daß eben dasjenige Unglück, das ihn niederſchlug, auch uns treffen könne; und, je fähiger wir endlich ſind, dieſes zu empfinden, deſto wärmer iſt unſer Antheil, deſto größer iſt unſer Mitleid, und deſto dauerhafter die Furcht, in einen ähnlichen Zuſtand verſetzt zu werden. Tiefe, blutende Betrübniß, und hohes Leiden weint im folgenden Gemälde.

„Gerührt von ſeinem Geſang, wallten die dünnen Schatten, und die lichtberaubten Geſtalten aus den innerſten Höllengrüften hervor, wie die Vögel in unzählbaren Schaaren unter die dickbelaubten Aeſte ſich drängen, wenn entweder der ſinkende Tag, oder ein ſtürmiſcher Regen ſie von den Bergen herabtreibt; Mütter und Väter, entſeelte Leichen großmüthiger Helden, Knaben und Mädchen, und Jünglinge, die man vor den Augen der Aeltern auf den Holzſtoß gelegt hat, welche alle rund umher ein ſchwarzer Schlund, und das grauenvolle Schilfgeſtade des Cocyts, und ein trauriger See mit faulendem Waſſer einſchließt, und der Styx mit neunfachen Strömen umſchlingt. Selbſt die tiefſten Höllenabgründe und dunkelſten Regionen des Todes wurden erweicht. Die Eumeniden, und die in ihre Haare verwickelten farbigen Schlangen ſtaunten in aufmerkſamer Bewunderung auf; Cerberus hielt ſeinen dreifachen Schlund entzückentrinkend ihm zu; Ixion lehnte ſich bei entgegenwehendem Winde auf ſein Rad, und horchte zum Liede hin.

„Schon gieng er, indem er bereits alle Gefahren überwunden hatte, zurück, und die zurückgegebene Eurydice betrat bereits das obere Tageslicht, und folgte — denn die Proſerpina machte dieß zur Bedingniß — mit nahen Schritten ihrem Orpheus nach; als plötzlich ein betäubender Ungeſtüm den unbehutſamen Liebenden ergriff; (zwar verdiente er mitleidige Nachſicht; aber Höllenbewohner ſind dieſes Mitleids nicht fähig) er ſtand ſtill, und, ach! ſah, ſeiner vergeſſend, und vor Liebe nicht mächtig, noch ſelbſt an der Schwelle des Lichtes um Eurydice ſich um; da entrann ſogleich alle Bemühung, die Bündniſſe der grauſamen Höllenmacht waren zerriſſen, und dreimal ward ein dumpfes Gebrüll gehört an den ſchrecklichen Küſten Avernens. Eurydice rief: Wer hat mich Unglückliche, wer hat dich, Orpheus, verwüſtet? Woher dieſe wüthende Gewalt? Mich ziehen wieder, ſieh, mich ziehen wieder grauſame Schickſale zurück, und ein ewiger Schlaf ſchließt die ſchwimmenden Augen mir.

Leb ewig wohl! Es hebt mich weg, umgiebt mich mit der unermeßlichen Nacht. Ich ſtrecke vergebens meine lebloſen Hände nach dir aus; ach! nicht mehr die Deinige! Als ſie dieß ſagte, verſchwand ſie plötzlich aus ſeinen Augen, und zerfloß, wie ein dünner Rauch in die Lüfte ſich ausgießt. Er ſtreckte vergebens ſeine Hände nach ihr aus, rief ihrem Geiſte vergebens nach; ach! für ihn nunmehr auf ewig, ewig, ewig verloren. Sie ſah ihn nicht mehr, noch geſtattete der Schiffer der Hölle ihm, die See, welche ſie trennte, noch einmal zurückzukehren. Was ſollte er thun? An wen ſollte er, da ſie ihm das zweitemal entriſſen ward, ſich wenden? Mit welchen Thränen ſollte er die Schattengeſtalten, mit welchen Thränen die hölliſchen Weſen bewegen? Sie rann, ein bleicher Schatten, ſchon ferne auf dem Nachen des Charons hin. Sieben volle Monate, erzählt man, habe er gelehnt an einem herüberhangenden himmelhohen Felſen, an dem Ufer des verlaſſnen einſamen Strymons geweinet, und ſeinen Verluſt den kalten Sternen in einem Liede geklagt, das die Tieger bezähmet, und Eichen bewegt hat. Wie Philomele unter dem Schatten eines Pappelbaumes um ihre verlornen Jungen ſich ausklagt, welche ein harter Ackersmann beobachtet, und noch unbefiedert geraubt hat.

Sie klaget unaufhörlich die Nacht durch, weint immer von neuem, indem ſie traurig auf einem Aſt ſitzet, ihr klägliches Lied an, und erfüllet die Gegend weit umher mit ihren jammernden Tönen. Keine neue Freude, keine neue Liebe gaben ſeinem Herzen Erleichterung; er durchirrte einſam die ſchrecklichen Eisgebirge Rhodopens, irrte jammernd an den Schneeküſten des Tanais, und in Riphäus Wüſteneien, wo ewige Stürme wüthen, herum, und klagte um ſeine entriſſene Eurydice, klagte die vergeblichen Geſchenke der Hölle an, wo die tragiſchen Bachantinnen, deren Heirath er ausſchlug, unter einem Opfer und nächtlichen Bachusfeſte den Klagenden zerriſſen, und ſeine Glieder in den weiten Feldern zerſtreuten. Als ſein Haupt, vom marmornen Nacken getrennt, der oeagriſche Hebrus mitten in ſeinen Fluthen dahinwälzte, rief ſeine erſtarrte Zunge noch Eurydice, und als ihm die Seele entflog, rief er: Ach Eurydice! und die Geſtade, und Felſen, und Wälder wiedertönten: Eurydice.“

Die Hauptſorge des tragiſchen Dichters muß alſo dahin gehen, eine Fabel zu wählen, deren Handlung derjenigen Begebenheiten vorzüglich fähig iſt, welche auf eine höhere Art das Mitleid, und vermög dieſem die Furcht hervorbringen. Nicht alle Leiden erwecken in uns jene Luſt, welche wir über ihren Anblick empfinden, in dem Grade, daß ſie Mitleid genannt werden könnte. Der Gegenſtand muß liebenswürdig, muß etwas von uns ſeyn, wenn er unſerer aufrichtigen Theilnehmung fähig ſeyn ſoll. Der verdiente Tod eines Miſſethäters, oder das Unglück eines Tyrannen erſchüttern uns, weil ſie ein Geſchöpf unſerer Gattung betreffen; aber ſie können uns nicht in dem Grade rühren, in welchem uns das Elend eines beſſern Menſchen zu Herzen geht. Unſere Herzensgefühle haben mit jenen zu wenig Aehnliches, daß ſie ſich nahe an ihre Stelle ſetzen, und ihren ganzen Zuſtand ausgleichen, und mitfühlen könnten. Aber noch weniger nehmen wir an dem Wohlſeyn böſer Gegenſtände den freudigen Antheil, mit welchem wir den glücklichen Zuſtand der guten betrachten. Man muß daher, ſagt Ariſtoteles, keinen Böſewicht aus unglücklichen in glückliche Umſtände gelangen laſſen; denn das iſt das untragiſchſte, das nur ſeyn kann; es hat nichts von allem, was es haben ſollte; es erweckt weder ein allgemeines Gefühl der Menſchlichkeit, noch Mitleid, noch Furcht. Auch muß es kein völliger Böſewicht ſeyn, der aus glücklichen Umſtänden in unglückliche verfällt! denn eine dergleichen Begebenheit kann zwar ein allgemeines Menſchengefühl, aber weder Mitleid, noch Furcht erwecken.

Die Handlung muß alſo weder unter unwürdigen Menſchen, noch unter Feinden vorgehen: ſondern ſich unter Freunden, und zwar auf eine ſolche Art ereignen, daß die Leiden ſo ſchmerzlich, als möglich, die Urſachen aber niemals ganz laſterhaft ſeyen. Da nun die Mißhandlung, womit ſich die Perſonen ihre Leiden zuziehen, mit oder ohne Vorwiſſen derſelben angelegt, und entweder vollbracht, oder durch einen neuen Vorfall verhindert werden kann: ſo entſtehen daher vier Gattungen tragiſcher Handlungen; die erſte, wenn die That wiſſentlich unternommen, aber nicht vollzogen wird; die zweite, wenn die That wiſſentlich unternommen und vollzogen wird; die dritte, wenn die That unwiſſend, ohne Kenntniß des Gegenſtandes unternommen und vollzogen wird, und der Thäter die Perſon, an der er ſie vollzogen, zu ſpät kennen lernet; die vierte, wenn die unwiſſend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein verwickelten Perſonen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von dieſen vier Gattungen iſt diejenige die vollkommenſte, welche der möglichſten Leiden fähig iſt.

Die Theile oder Begebenheiten der tragiſchen Handlungen brachte Ariſtoteles unter drei Hauptſtücke, nämlich des Glückwechſels, der Erkennung, und des Leidens. Dieſer letztere iſt der einzige weſentliche Theil der Tragödie, ſo daß die übrigen, wenn nämlich die Fabel ganz einfach iſt, gänzlich wegbleiben, und allemal nur aus dem Endzwecke zugegen ſeyn können, jenen hervorzubringen und zu unterſtützen. Euripides ließ auf die glückliche Erkennung meiſtens einen unglücklichen Glückswechſel folgen, wo man das Leiden, das man ehe litt, weil man ſich nicht kannte, nunmehr doppelt leiden mußte, weil man ſich, nachdem man ſich kennen gelernt, nicht helfen konnte. Er ſcheint das wahre Geheimniß des tragiſchen Geiſtes beſeſſen zu haben, und erwarb ſich den Namen des tragiſchſten aller tragiſchen Dichter. Er ſorgte ſich wenig, wie er ſeine Empfindungen einkleiden, verſchönern könnte, er beſitzt nicht die Feſtigkeit und Größe des Aeſchylus, noch die Einfalt und Regelmäßigkeit des Sophokles; er macht ſeine Perſonen oft zu Maſchinen, und läßt ſie herausreden, was ihm eben heiß und dringend auf dem Herzen lag, und was ſie gemäß ihren Situationen vielleicht nicht reden konnten, und dennoch zieht er inniger an ſich, gefällt er mehr, und öfter, als Aeſchylus und Sophokles. Er gieng ſeinen eigenen einſamen Weg, ſchuf nicht, thürmte nicht den Menſchen ſeine Bühne auf ſchaudervollen Höhen, ſondern ſtellte meiſtens die

Geſchichte und das Ausleiden eines zur ſtummen Wehmuth geneigten Herzens dahin. Schrecken und gewaltſames Hinreiſſen kannte er nicht; er wühlte ſeinen Unglücklichen nicht in's Herz, ließ ſie nicht Ströme des Blutes vergießen, noch in einer Betäubung von Qualen dahinſinken; ſondern er ließ ſie langſam ſich auszehren, ſchleichen den ſchweigenden Wurm in ihren Adern, und abnagen, ausſchlürfen von Nerve zu Nerve die Kraft des Lebens.

Ich will ſogleich ein Stück von dieſem Dichter zur gegenwärtigen Vorleſung wählen, theils, weil ich ſtets wahrnehme, daß man die Alten mehr mit Bewunderung und Ehrfurcht, als mit Liebe und Theilnahme leſe, da doch die meiſten aus den Neuern nur die Dollmetſcher ſind, welche uns die Alten erklären, theils, weil ſich die gemeinſchaftlichen Regeln, welche die Tragödie mit jedem Drama gemein hat, und diejenigen, welche ihr beſonders eigen ſind, am beſten, am faßlichſten von daher lernen laſſen, woher ſie gekommen ſind, nämlich von der Ausübung, welche allen Regeln und Anmerkungen über eine jede Kunſtſache vorausgieng. In einem einzigen Stücke läßt ſich unendlich viel, und beinahe alles finden, was ein Talent zum Kunſtblick in die Natur nöthig hat, wenn man anders ſo viel Kopf beſitzt, ſich von dem, was vorhanden liegt, auf ähnliche Gedanken bringen, und ſo viel Herz, ſich von vielem rühren zu laſſen.

Ich wähle die Iphigenie in Aulis, und ich werde mit Ihnen dieß Meiſterſtück auf die Art leſen, wie ich wünſche, daß Sie, die Sie keine Dichter und Schauſpieler von Profeſſion werden, ſondern bürgerliche Vortheile zum bürgerlichen Leben erhalten wollen, jedes andere Schauſpiel wählen und leſen möchten. Wie ich mich, wenn ich mit Ihnen vor ein gutes Gemälde hinſtünde, dem erſten warmen Eindruck völlig überlaſſen, mich aus mir ſelbſt herausziehen, und Ihnen dann im Strome meines Herzens alles, wie mir iſt, ſagen würde: ſo will ich nun auch reden, und am Ende vergnügt ſeyn, wenn der Geiſt mich fortreißt, öfter ſagen: das iſt ſchön, als mit kaltem Bewußtſeyn anmerken zu können, das hätte der Dichter doch weglaſſen, umändern, und auf dieſe und jene Art ſchön machen ſollen. — Aber auch dieſes werde ich Ihnen nicht verſchweigen.

Die Geſchichte dieſes Trauerſpiels erzählt Agamemnon im erſten Akte ſeinem alten treuen Diener. „Leda, ſagt er, brachte drei Töchter zur Welt, die Phöbe, die Clytemneſtra, welche ich zur Ehe nahm, und dann die Helene. Um dieſe letztere bewarben ſich viele Freyer, die anſehnlichſten jungen Griechen. Daraus entſtanden wechſelweiſe tödtliche Bedrohungen; und es ſchien, als würde es nicht ohne Blutvergießen derjenigen, denen man die Braut verſagen würde, ablaufen. Tyndareus, ihr Vater, ſtand alſo lange bei ſich an, wem er die Tochter geben, und wem er ſie verweigern ſollte; er hatte nämlich insgeheim die Abſicht, ſie demjenigen zu geben, bei dem ſich die größten Vortheile zeigen würden. Indeß gerieth er auf den Einfall, den Freyern den Vorſchlag zu thun, ſie möchten ſich einmal alle verſammeln, ſich einander friedlich die Hände geben, und, nachdem ſie zur Beilegung dieſer Sache die Götter um Schutz angerufen, mit einem Eide, vermög welchem alles Unglück auf den Uebertreter kommen ſollte, ſich verpflichten, daß ſie demjenigen, wer es nachher immer ſeyn würde, dem die Braut zu Theil werden ſollte, wider jeden andern, der ſie ihm mit Gewalt zu rauben wagte, mit vereinigter Hülfe beiſtehen, den Räuber aus ſeinem Beſitze vertreiben, ihn mit Krieg anfallen, und ſein Gebieth, gleich einem pelasgiſchen und feindlichen Lande, von Grund aus zerſtören wollten. Nachdem ſie ſich nun zu dieſem Bund durch einen Eidſchwur verpflichtet, wozu ſie der Alte, den der Wunſch ſeines Herzens ſinnreich machte, durch künſtliche Vorſtellungen und dringendes Zureden überredet hatte, überließ er ſeiner Tochter die freie Wahl, ſich aus allen Freyern denjenigen, welchen ihr Herz wünſchte, herauszuwählen. Sie nannte den Menelaus, und, o daß ſie ihn niemals erhalten hätte! Bald hernach kam jener Schiedrichter der drei Göttinnen, wie man erzählt, von Ilium nach Lacedämon; er war ein blühender Jüngling von ſchöner Geſtalt; ein glänzendes leichtes Kleid, mit Gold durchſchimmernd, umfloß ſeinen Nacken, ſo, wie er nämlich den Stolz und die Pracht ſeines Auslandes, in welchem er geboren war, zeigen wollte. Er liebte ſie; und indem ſie ihn wieder liebte: ſo floh er bald, und entführte die Helene zu ſeinen Heerden am Ida. Menelaus wüthete zuerſt allein vom Todſchmerz ergriffen, er berief ſich auf das alte Bündniß ſeines Schwiegervaters, und betheuerte, daß es Billigkeit und Recht erfordern, dem, der durch Unrecht verletzt worden, zu Hülfe zu eilen. Das Volk der Danaer, vom Kriegsgotte erhitzt, ergreift die Waffen, verſammelt ſich hier in dem engen Meerbuſen Aulis, mit Schiffen und Mordgewehr, und mit Pferden und Wagen in unzähliger Menge ausgerüſtet. Sie wählten mich zu ihrem Anführer, weil ich der Bruder des Menelaus bin; ich wünſchte, daß ſie einem andern, ſtatt mir, dieſe Ehre angetragen hätten. Aber nun, nachdem die Kriegsvölker von allen Orten hieher verſammelt ſind, ſitzen wir hier müßig und unnütz in Aulis; denn kein Wind befördert uns die Schifffahrt. Und Chalkas, unſer Oberprieſter, der ſchon lange insgeheim mit dieſem Gedanken umgieng, that den Ausſpruch, man müſſe meine Tochter Iphigenia dem Schutzgotte dieſes Ortes ſchlachten, dann würden die Griechen ſogleich abſegeln können, und Troja würde verheert werdem. Außer dieſem würden die Winde unbeweglich ſtill liegen. Allein ich ließ, ſobald ich dieß vernahm, öffentlich kund thun, Talthybius ſollte nur gleich die ganze Armee auseinandergehen laſſen, denn mein Herz würde niemals in die Grauſamkeit willigen, meine eigene Tochter zu ſchlachten; aber zu gleicher Zeit bot mein Bruder allen ſeinen Kunſtgriffen auf, drang mit allen möglichen Vorſtellungen, die mein Herz betäuben konnten, auf mich ein; er faßte mich endlich einmal, daß ich in das unmenſchliche Vorhaben willigte; ich ſchrieb an meine Gemahlinn, befahl ihr, mit meiner Tochter hieher zu kommen; ich gab vor, ſie wäre dem Achilles zur Braut beſtimmt; ich erhob die Würde dieſes Mannes, und ſetzte hinzu, er würde nimmermehr mit der Flotte abgehen, ehe er unſere Tochter zur Braut erhalten hätte.“ —

Dieſes iſt der Inhalt dieſer Geſchichte, in dieſer Lage ergriff ſie der Dichter zum Drama. Und nun wollen wir die allgemeinen Grundſätze, welche jedem guten Drama zum Grunde gelegt werden müſſen, zurücknehmen, und in den Standort des Dichters uns ſetzen; in den erſten dringendſten Zeitpunkt, der uns ſogleich mitten in die Sache hinzieht, und dieſe ſo ſehr in Gährung ſetzt, daß ſie nicht mehr ſtill ſtehen kann, bis ſie gänzlich vollendet, und auf allen Seiten befriediget iſt.

Der Dichter ſtellt, wie Sie wiſſen, ſeine Perſonen mit ihren verſchiedenen Charaktern, Ständen, Abſichten hin, und wirft denſelben den Gegenſtand, um den ſie ſich ſämmtlich intereſſiren, vor, er zündet in ihren Herzen das Flämmlein an; ſo bald dieſes brennt, und ſeine Geſchöpfe in Bewegung ſind: ſo hat er gleichſam nichts weiter mit ihnen zu thun; er entfernt ſich, und überläßt es der Natur ſeiner Weſen, wie ſie ihre Handlung verwickeln, fortführen, ausführen wollen; das iſt, er läßt ſie, nicht, was er wünſcht, ſondern, was ſeine Perſonen, denen er dieſe beſtimmte Natur mitgab, wollen, müſſen, reden und handeln, ſo daß jeder Zuſeher am Ende beruhigt ſtill ſtehen, und empfinden und ſagen könne: Dieſe Handlung hat nicht der Dichter, nicht jener aus Bedürfniß hergenöthigte Vorfall, ſondern die Natur hat ſie ſo hergeführt, ſo verwickelt und ſo geendet. Indeß ſteht es noch allemal in ſeiner Freiheit, die Gelegenheiten, wo die Handlung in dem helleſten Lichte erſcheinen, wo jeder Charakter in die höchſte, gegenwärtigſte Anſtrengung, und in die Nothwendigkeit, jede Herzensfalte aufzureiſſen, verſetzt wird, anzubiethen, und ſolche Situationen, ſolche Gemälde, die an ſich ſelbſt ſchon ſchrecklich, erſchütternd ſind, auszuwählen. Wie fürchterlich anziehend iſt die Entwicklungsſcene, und die Zubereitung zu derſelben, in der Zayre. Es iſt Mitternacht. Der Sultan tritt heraus im ſtummen zerrütteten Löwengrimme mit dem Dolche in der Hand, die Zayre zu erwarten. Er ſtellt ſich hinterliſtig, und lauernd an dem verborgenſten Blutorte, und erwartet, daß ſie kommen ſoll. Noch iſt alles ſtille, alles ſchrecklich ſtumm, und Tod ahnend um uns her! Unſer Geiſt ſchließt ſich in ſich, zieht Nerven und Athem in ſich. Jedes leiſe Regen, jeder fremde Athemzug fährt durch unſer Innerſtes, wie der Blitz, der Felſen zermalt. Und jetzt ein furchtſames Annähern von weitem im Finſtern, und jetzt ein leiſes zitterndes Rufen der Zayre: Komm Fatime! Zu gleicher Zeit die erwartenden Bewegungen des Sultans — Sie kömmt, und wir wenden vor Schrecken und Mitleid das Geſicht weg. — Gleichwohl iſt die Wirkung dieſes Grauens, das man im Herankommen der Barre empfindet, eine bloße Erfindung des Kunſttalents, und dieſe ſchreckliche Situation allein iſt noch nicht, was ſchon vollenden, verzehren ſoll; ſie iſt noch eine bloße Annäherung, eine bange ſtille Erwartung der Natur bei dem fernen Murmeln des Donners, der plötzlich alles in Feuer ſetzen, öffnen, ausholen, und zuſammenſchlagen wird. Alſo, nicht die Situation allein, welche oft eine Erfindung des Intriguengeiſtes ſeyn kann; ſondern der wahre Gebrauch derſelben wird es ſeyn, was uns rühren, was uns Luft und Athem abſchneiden, und hinziehen wird in die blutenden Mordleiden des tragiſchen Menſchen.

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen den Perſonen der Komödie, und denen der Tragödie. Jene erſten handeln in gemeinen gewöhnlichen Hausvorfällen als gemeine Menſchen mit dem Eignen ihrer Privatfarben, mit allem dem, was einem jedem aus ihnen in's beſondere, gemäß ſeines Alters, Temperaments, gemäß ſeiner Grundſätze, Neigungen und Abſichten zukömmt; ſie handeln mit ihrem Charakter nicht als Menſchen, wie ſie aus der Natur gekommen, ſondern, wie ſie ſich, gemäß ihrer beſondern Lage oder des Looſes, das jedem zukam, von uns herausgeſondert und unterſchieden haben.

Aber der tragiſche Menſch, im dringenden aufziehenden Kampfe harter Schickſale, legt alles ab, was nicht ſein iſt, was bloß in dieſem Klima, in dieſer Situation zufälliger Weiſe ſein geworden. Er empfindet jede Sache auf eine allen Menſchen verſtändliche Art; er wird Menſch, aufgefodert mit allen ſeinen Kräften zum Kampfe der Leiden.

Man darf alſo nur die Lage der tragiſchen Perſon, und die Stimmung ihres Herzens wiſſen, um von dem, was ſie empfinden, was ſie am wahrſcheinlichſten ſagen, zu was ſie ſich entſchließen ſoll, unterrichtet zu ſeyn.

Die handelnden Perſonen unſrer Tragödie ſind:

Agamemnon; er iſt erſter Heerführer der Griechen; — Vater der Iphigenia. Die Angelegenheiten ſeines Herzens, die Triebe ſeiner Handlungen ſind: Ehrliebe und Kindesliebe; die zwei höchſten Leidenſchaften, welche in das Herz eines Sterblichen kommen können, hier im ſchrecklichſten Kampfe gegeneinander, bemüht, einander aufzuheben, und losſtürmend, wie gewaltſame Orkane, auf ein Herz.

Menelaos, Bruder des Agamemnon; im vollen Gefühle des verwüſtenden Thiergrimmes wegen beleidigter Liebe vom Ausländer; ſein

Herz, wund vom Vorſatze, den Beleidiger auszurotten, empfindet nichts mehr von dem Anziehenden der Verwandtſchaft, achtet nicht mehr den entſetzlichen Jammer ſeines blutenden Bruders; iſt ungeſtümen anhaltenden Jähzorns, der alle Empfindungen verſchlingt.

Clytemneſtra, Gemahlinn des Agamemnon, und Mutter; ſchmeichelnd und ſanft eingleitend in's Herz des Vaters, aber, ſobald ſie nicht Eingang findet, auffahrend mit verwüſtendem Ausbruche, ergreifend alle Weſen des Himmels und der Erde, und hinſchleudernd auf das Herz des Königs.

Iphigenia, begabt von Natur mit dem Gefühle der zerfließenden Trunkenheit der Liebe, die ſie zum erſtenmale fühlt, und nun, da ſie ihre Hände der Freude entgegen ſtreckt, feſtgehalten vom gegenwärtigen Tode.

Achilles, Held und Menſch; zubereitet zur Liebe durch den erſten gewöhnlichen ſanften Eingang des Mitleids, und angefaßt von derſelben, durch die Sympathie des großmüthigſten Charakters der Iphigenia, deſſen Züge die ſeinigen ausgleichen. Und dann ſtark, wie der Tod, unerſchüttert und trotzend, wie eine Armee in Schlachtordnung, die Liebe!

Ein alter Hausbedienter, ein Bothe, und die Chöre.

Ich will Ihnen den Plan des Ganzen ſo vorlegen, daß Sie ihn, daß Sie die Kette, die Ordnung, und den innern Zuſammenhang deſſelben mit Einem Blicke überſehen, und dann ſtückweiſe ſtudiren können.

Erſte Handlung.

1) Agamemnon, herumgetrieben von der ſchmerzlichſten Reue über ſein Verſprechen, übergiebt ſeinem alten treuen Bedienten einen Brief an ſeine Gemahlinn, worinn er ihr befiehlt, zu Hauſe zu bleiben.

Chor. Die Frauen von Aulis wandelten durch den opferreichen Hain der Diana, mit jungfräulicher Röthe auf ihren Wangen, den Wall der achäiſchen Schilde, das eiſerne Lager, und die krieggewohnten Roſſe zu ſchauen; ſie beſingen eine Flotte von tauſend Schiffen, und zwanzig bewaffneten Königen, und liefern von den einzelnen Helden ſo lebende, ſchöne Gemälde, daß man den Wunſch nicht zurückhalten kann, eine ſo überwiegende Macht bald in Bewegung zu ſehen. — Aber Iphigenia ſoll das Opfer ſeyn!

Zweite Handlung.

2) Menelaus, dem alles verdächtig vorkam, hält den Bedienten an, und nimmt ihm den Brief gewaltthätig ab.

3) Agamemnon überfällt ihn, und will ihm über dieſes Verfahren die gerechteſten Vorwürfe machen; aber Menelaus hält ihm ſein gegebenes Wort, und die Schande ſeiner Feigherzigkeit vor; indeſſen ſie ſo zanken,

4) meldet ein Geſandter die Ankunft von Agamemnons Gemahlinn und Tochter.

5) Agamemnon wird vom grauſamſten Schmerzen ergriffen, und Menelaus, der nun ſeiner Sache gewiß zu ſeyn glaubt, verfällt auf die Liſt, aus Mitleid ſich anzuſtellen, als wenn er ſeine Anſprüche wollte fahren laſſen; aber Agamemnon ſieht wohl, daß dieß unmöglich ſey; er entſchließt ſich alſo, der Nothwendigkeit, ſobald als möglich, genug zu thun.

Chor. Die Frauen beſingen erſt in ſanftrührenden Ausdrücken das wahre Vergnügen der Liebe, die von ruhigen ſtillen Freuden unterhalten, und von beſcheidenen Gracien begleitet wird;

dann die Stärke der Tugend, und endlich die Geſchichte des Paris.

Dritte Handlung.

6) Der Chor meldet die Ankunft der Iphigenia und Clytemneſtra, welche ſogleich in einem Wagen mit dem kleinen Oreſtes ankommen, und von den Frauen des Chors bedient werden. Und als Agamemnon zu gleicher Zeit ſie bewillkommt;

7) überlaſſen ſie ſich, zumal, da ſie glauben, aus keiner andern Urſache berufen zu ſeyn, als den liebenswürdigſten Bräutigam zu empfangen, bei dieſem Wiederſehen dem überſtrömendſten Ausbruche der Freude; indeſſen Agamemnon in ſeinem Innern zerriſſen wird. Er erzählt ihnen von einem ungewöhnlichen Opfer, welchem Iphigenia beizuwohnen hätte,

8) und erklärt der Clytemneſtra, daß die Feierlichkeit dieſer Heirath ohne ihr Zuthun vorbeigehen ſoll, und dringt eifrig darauf, daß ſie ſich ſogleich aus dem Lager entfernen, und nach Argos zu den übrigen Töchtern zurückkehren ſoll.

Der Chor beſingt die zukünftige Belagerung Trojens.

Vierte Handlung.

9) Achilles ſucht den Agamemnon auf, um ſich bei ihm über den langwierigen Verzug zu

beſchweren. Clytemneſtra hatte kaum ſeine Gegenwart vernommen, als ſie herauseilt, ſich über die Gegenwart ihres vermeinten künftigen Sohnes zu freuen; ſie theilen ſich einander mit Erſtaunen ihren Irrthum mit, und Achilles will eben fort, dem Agamemnon hierüber Vorwürfe zu machen;

10) Als der alte Bediente ankömmt, das ſchreckliche Geheimniß entdeckt, und ſie beſchwört, ſchleunige Hülfe zu leiſten, indem das Opfer bald vor ſich gehen ſoll.

11) Clytemneſtra beſchwört den Achilles, ihr beizuſtehen, und die Tochter zu retten; und Achilles verſpricht ihr, der rettende Gott zu ſeyn. Doch, ehe ich Gewalt brauche, ſetzt er hinzu, ſollſt du nochmal verſuchen, ihn mit gütigen Vorſtellungen zu bewegen.

Der Chor beſingt die Hochzeit des Peleus, und ſchließt mit einem Uebergang zu Iphigeniens Schickſal.

Fünfte Handlung.

12) Clytemneſtra erwartet ihren Gemahl, den Agamemnon, der noch nicht weiß, daß ihr das Geheimniß bereits entdeckt ſey; er kömmt, und fordert von ihr die Iphigenia zum Opfer ab.

13) Iphigenia, welche durch die Mutter bereits von ihrem Schickſale belehrt ward, erſcheint, den kleinen Oreſt an der Hand. Jetzt entdeckt ihm ſeine Gemahlinn alles, was ſie weiß, und Agamemnon ſteht wie verſteinert da; die Worte ſtarren ihm im Munde, und er glaubt zu verſinken. In dieſem Augenblicke umfaſſen Mutter, Tochter, und der kleine Sohn Agamemnons Knie, und ſagen ihm alles, was Frauenliebe, Kindesliebe, und Liebe des Lebens ſagen können. Des Königs Gefühl war Betäubung und Verzweiflung. Er empfand nicht mehr, daß er retten ſoll, nachdem er keine Hoffnung zu ſehen glaubte, retten zu können. Er ſagt dieß mit wenigen Worten, kalt und entſchloſſen, und geht voran zum Opfer.

14) Mutter und Tochter überlaſſen ſich dem erſten Ausbruche ihres Schmerzens; indeſſen erblickt Iphigenia plötzlich ein Gedräng wüthender Soldaten auf ſie zukommen, an deren Spitze Achilles ſich ausnahm.

15) Achilles kömmt an; und als er die Gefahr, in welcher er bereits war, erzählt, und auf's neue betheuert, daß er bereit ſey, die Iphigenia wider die ganze Armee zu vertheidigen, entſcheidet ſie auf einmal, und erklärt in dem feierlichſten Heldentone, daß, ehe ſie zulaſſen wollte, daß ihrer wegen ſo viele

Griechen in Gefahr kommen ſollten, ſie freiwillig lieber den Tod wählen, und für ihr Vaterland ſich hinopfern wollte. Hier liebt ſie Achilles; und nachdem er ſich vergebens bemühet, ſie zu bereden, daß ſie in ſeinen Schutz ſich begebe, verſpricht er ihr zuletzt, um den Opferaltar Vertraute hinzuſtellen, die ſie alſobald retten würden, wenn ſie ſich, wie er hofft, in dem letzten Augenblicke um Hülfe umſehen ſollte.

16) Iphigenia macht ihrer Mutter alle möglichen Vorſtellungen, um ſie zu tröſten; und ſobald ſie dieſelbe etwas gefaßt zu ſehen glaubt, geht ſie zum Tode ab;

Der Chor beſingt Dianens Lob; aber indeſſen das Opfer verrichtet werden ſoll,

17) kömmt ein Bote an, ruft die Clytemneſtra heraus, und erzählt ihr, daß Iphigenia nicht geopfert, ſondern daß ſie in dem Augenblicke, wo es hätte geſchehen ſollen, von einer unſichtbaren Kraft weggehoben, und ſtatt derſelben eine Hündinn gefunden worden ſey.

18) Agamemnon eilet, (denn ſchon ſchwellen die Segel) von ſeiner Gemahlinn Abſchied zu nehmen, und begiebt ſich zur Armee. Der Chor begleitet ihn mit ſeinen Wünſchen.

Dieſes iſt nun das Skelet dieſer Tragödie, und ich habe es als ein ſolches hergelegt, damit Sie es von Scene zu Scene betrachten, und mit Einemmale in den Theilen und im Ganzen überſehen können. Es wird Ihnen allen einen unendlichen Vortheil verſchaffen, wenn Sie ſich oft und eifrig die Mühe geben wollen, von Stücken, die es werth ſind, daß man ſie ſtudire, den Plan auf dieſe Art herauszuziehen, und den Zuſammenhang des Ganzen, die Reihe jeder Theile ſo lange ſich vorzuhalten, ſo oft zu wiederholen, bis Sie die Ordnung derſelben, und ihren Zuſammenfluß ganz vor ſich liegen haben. Sie ſollen ſich, wenn Sie einen Plan aufnehmen, ſo in denſelben hineindenken, ſo ſich in die Handlung verſetzen, wie ſich der Dichter, da er den Plan hinſchrieb, in derſelben befunden hat. Wenn die Auftritte in der Sache angegeben, wenn ſie von ſich ſelbſt herbeigeführt, und natürlich ſind, ſo wiſſen, empfinden Sie zur Zeit, wo ſie an der Hand des Dichters die Grundlinien ausweben, auch zugleich allemal, wie Sie dieſelben bekleiden und ausführen würden. In dieſer Faſſung ſollen Sie oft einzelne Auftritte, welche Sie beſonders gerührt haben, verſuchen, und dann bei dem Dichter ſie nachſehen.

Geben Sie Acht, was zu jeder Scene Anlaß gegeben, ob ſie die Natur, oder der Zufall herbeigerufen, oder das Bedürfniß des Dichters erfunden hat. Zu viele, zu künſtliche Verwicklungen ſind ein Beweis, daß der Dichter oft zu ſich ſelbſt gekommen, oft aus dem Kreiſe ſeiner Perſonen getreten, und genöthiget geweſen, ſeine Zuflucht zum ſpielenden Witz, oder zum Gott der Maſchine zu nehmen.

Jede Scene muß der vorhergehenden eine andere Geſtalt geben, und in der Stille zur folgenden vorbereiten. Die Perſonen müſſen zugegen ſeyn, nicht, um ihre Empfindung zu fühlen, und müſſig zu deklamiren, ſondern mit Empfindung zu handeln. Die Leidenſchaften müſſen vor unſern Augen nicht plötzlich erſcheinen und ſchlagen, ſondern hervorgehen, ſich zuſammenziehen, wie entſtehende Ungewitter, und nicht ſinken, ſondern abnehmen, wie nach dem Sturme die Wogen des Meeres. Wie es nicht natürlich iſt, auf einmal in die höchſte Wuth zu gerathen, ſo iſt es der Natur nach unmöglich, mit Einemmale zu einer gegenſeitigen Empfindung, zu einem entgegengeſetzten Charakter überzugehen. Bei jeder Rede läßt ſich fragen, ob dieſe Perſonen gerade jetzt reden, ob ſie ſo reden ſollen, und ob denn die andern ſo antworten, ob ſie dieſen Entſchluß faſſen, ſo zur Kälte oder zur Wärme übergehen, und der Sache dieſe Wendung haben geben können.

Doch wir wollen das Stück ſogleich näher betrachten. Die Geſchichte iſt einheimiſch, auf Maximen der Religion und des Staates gegründet, ſo, daß die Nation, für welche ſie gemacht war, ihre eigene Sache, die Philoſophie ihrer eigenen Lebensgrundſätze, und die Logik ihrer eigenen Empfindung in jeder Perſon gegenwärtig erkannte, und in ſich ſelbſt fühlte. Das war bei den Alten, welche die Künſte aus den Häuſern in's Publikum und wieder zurückführten, welche eine Sache nur inſofern, als ſie mit dem Bürgernutzen verbunden war, aufnahmen, als ein Vertrag mit der Schaubühne vorausgeſetzt. Wie ſie in Statuen die großen Seelen ihrer Zeit, die Bürger ihres Landes verherrlichten, ſo brachten ſie Begebenheiten, Vorfälle, die ihr Leben angiengen, auf die Bühne, behandelten dieſelben mit dem vaterländiſchen Ausdrucke ihrer Sitten, giengen leiſe nach einem gewiſſen Ziele und Zwecke, und gewöhnten das Publikum, ihre Ideen zugleich mit Handlungen zu genießen, und nicht Seligkeit im zerfließenden, leeren ſchönen Gefühle, ſondern Freude, Stolz und Seligkeit in ſchönen Thaten zu ſuchen.

Iphigenia iſt vielleicht das rührendſte Subjekt, das je zur Tragödie gewählt werden konnte. Eine würdige Perſon, der wir alles Gute wollen, eine ſo junge, wonnige Familie, verwüſtet durch Grundſätze des Aberglaubens! Aber dieſe Völle des Mitleides empfinden nur diejenigen, welche dieſen Irrthum bereits erkennen. Die Begriffe, welche die Griechen von der Nothwendigkeit dieſes Opfers hatten, mußten ihrer Empfindung eine andere Spannung, und eine gewiſſe gottesdienſtliche Erhöhung geben, welche eigentlich den Grundſatz, daß man dem Wohle des Staates alles hinopfern müſſe, zum Grunde hatte. Aber wir ſehen die Sache, wie ſie iſt, und in dieſer Lage muß ſie jedes empfindſame Herz mit wahrem Mitleid erfüllen.

Und nun laſſen Sie uns einzelne Scenen, mit unſerm Antheile an dieſem Schickſale, betrachten. Agamemnon hatte zwei Hauptleidenſchaften; er war Heerführer und Vater; jene trieb ihn, durch den Ruf der Ehre, alles für das Wohl des Staates aufzuopfern; dieſe erweichte ſein Herz zur Empfindung der Vaterliebe, die ſo mächtig iſt, wie der Tod, älter als aller Staat, und ſo alt, wie die Natur. Die Hitze, welche ihn in der Verſammlung der Griechen zu ſeinen unbeſonnenen Verſprechen hinriß, verloſch, ſobald er aus dem Lärmen derſelben in die Einſamkeit trat, und Zeit fand, ſich den Empfindungen, welche mit ganzer Macht auf ſein Herz fielen, zu überlaſſen. Da vergaß er den König, vergaß er den Heerführer, und ward Vater, und fühlte die Feuerlaſt von Reue auf ſeinem Gewiſſen; er hatte die Kraft nicht mehr, nur noch das zu denken, was er ehemals im Eifer ſogleich würde ausgeführt haben; er kann ſich's ſelbſt kaum glauben, wie es ihm möglich geweſen, dieſe unmenſchlichen Verſprechen zu geben; er glaubt unſinnig zu werden; denn er fühlt nirgends Ruhe noch Raſt; ſein Verſprechen drückt auf ſeinem Nacken, treibt ihn herum, wie ein Geſpenſt.

Es iſt tiefe Mitternacht. Er kann nicht ſchlafen. Alles, was er anſieht, iſt ihm verhaßt, jeder Ort iſt ihm verdächtig, weil er glaubt, Himmel und Erde ſeyen mit ſeinem Elende verſtanden. Die Stille der Nacht däucht ihm eine grauſame Einſamkeit und eine feierliche Vorbereitung zum Tode. Jede Minute iſt ihm wie eine lange Nacht, und jeder Vogel heult ihm ein ſchwertönendes Todtenlied.

Er wankt herum mit geſenktem Haupte, übereinander geſchlungenen Armen; ein tödtender Kampf gräbt in ſeinen trüben ſtarrenden Augen, und der Kummer und Gram ſcheint zuſehends an ſeinen einfallenden abbleichenden Wangen zu nagen. Er ſetzt ſich, und ſieht ſo hin, und ſteht plötzlich wieder auf, und ſeufzt, und kann keine ruhende Stätte finden. — Er nimmt ſeine Tafel hervor, und gräbt die erſten Buchſtaben an ſeine Gemahlinn! Wie oft er aufſieht! Wie kläglich er ſich herumwindet, heraufſeufzt! Wie ſo manche heiße Thräne ihm auf die Tafel fällt! Er hält oft ein, ſtreicht oft aus; er kann zu keinem Anfang kommen, der ihn tröſtete; er ſetzt ſich wieder hin, und ſtrengt ſich an, als wenn er keinen Ausdruck finden könnte, um ihr recht bald und nachdrücklich zu ſagen, was mit zweien den nächſten den beſten Worten geſagt werden kann, daß ſie zu Hauſe bleiben ſoll.

Mitten im Schreiben ruft er ſeinem alten treuen Bedienten, als wenn er ſchon gethan hätte, was er erſt thun wollte; und als wenn ihm dann leichter ſeyn würde, wenn er die Perſon nur erſt ſähe, die ihm den Brief überbringen würde; er ruft:

„Alter, kommt heraus, kommt hieher!

Der Alte. Ich komme, komme ſchon. — Nun, was willſt du dann, mein König Agamemnon, wieder Neues ausführen? (Der König ſchreibt indeſſen noch immer fort.)

Agam. Das ſollſt du gleich hören.

Der Alte. Ich eile. Mich fliehet der Schlaf, und ich bin bei meinem Alter noch ſehr kräftig; ſogar meine Augen ſind noch voll, und ſcharfſehend.

(Dieß iſt ein ſchöner Zug eines alten, redlichen Hausbedienten. Der König iſt indeſſen aufgeſtanden, und indem er wehmüthig und ängſtlich nach dem Himmel ſieht, fragt er gleichſam im prüfenden Tone, als ob er ſehen wollte', ob es wahr wäre, was ihm der Diener verſichert hat.)

Agam. Welches Geſtirn wandelt denn dort?

Der Alte. Es iſt der brennende Sirius, Herr, der den ſiebenfachen Plejaden nahe iſt. Noch lauft er hoch durch die Weiten des Himmels.

Agam. (mit dem Tone der wonnigen Melancholie.) Wie doch hier ringsumher alles ſo ſtill iſt! Kein Laut eines Vogels bewegt die Lüfte; kein ſanftes Säuſeln weht von der See; ein todtes Schweigen liegt auf dem Euripus.

Der Alte. Aber warum verläßt mein König ſeine Wohnung? Noch liegt ganz Aulis in tiefer Ruhe; auch ſtehen die Nachtwachen noch auf den Mauern. Wollen wir hineingehen?

Agam. Du biſt wohl ſehr glücklich, alter Mann. O, und ſo glücklich iſt jeder Menſch, dem es das Schickſal gegönnet hat, ſein Leben in ruhigen Tagen, ungeſehen, unberühmt durchzuleben. Das iſt denjenigen nicht beſchieden, welche ihre Beſtimmung auf Ehrenſtell erhoben hat u. ſ. w.

Eben ſo rührend iſt des Königs Sorgfa und Kummer am Ende.

Agam. Ach, ich wußte nicht, ich Unglüc licher, ich wußte nicht, was ich that. O ic ſehe ſchauderige Abgründe des Jammers vo mir, und ich werde mit hinabgeſtürzt! — Abe nun mach dich auf! Hier! (er giebt ihm den Brief) eile hin, eile ſtärker, als dein Alter dich eilen läßt.

Der Alte. Das will ich gewiß, mein Herr.

(Er will fort, aber Agamemnon hält ihn zurück.)

Agamemn. Und wenn du zu einer Quelle kömmſt, die mit ſchattigen Bäumen bepflanzt iſt, ſo verweile dich doch nicht daſelbſt; leg' dich nicht in ihre Schatten, damit ſich deiner der ſanfte Schlaf nicht bemeiſtere.

Der Alte. Mein König, hoffe nur alles Gute von mir.

Agam. Und wenn du zu einem Scheidewege kömmſt, ſo ſieh dich fein wohl, und auf allen Seiten herum, daß du ja den Wagen nicht verfehlſt, und indeſſen meine Gemahlinn unbemerkt von dir, mit beflügelter Eile vorbeifahre, meine Tochter hieher zur Flotte zu bringen.

Der Alte. Das will ich beobachten.

Agam. Nun, ſo geh einmal fort! (indem er ihn wieder aufhält). Und wenn ſie dir auf der Straße begegnet, ſo lenke du ſogleich ihre Zügel um, und führe ſie nach den Mauern der Cyclopen. (Argos oder Mycene) u. ſ. w.

Nun folgt der Chor. Es kann uns nicht gleichgültig ſeyn, von dieſem wichtigen Theile der alten Tragödien richtige Begriffe zu erhalten, und dieſe Gewohnheit ihrer Bühnen mit den unſerigen zu vergleichen.

Daß in der theatraliſchen Handlung, wenn es auch nur Eine Handlung iſt, Pauſen gemacht werden müſſen, daß man alſo die drey oder fünf Akte, wenn es gleich möglich iſt, niemal in ein ununterbrochenes Stück zuſammenſchmelzen könne, das, däucht mir, ganz klar zu ſeyn; denn, außerdem, daß viele Dinge z. B. in Rückſicht auf die Austheilung der Zeit, welche nun dem Dichter zu ſtatten kommen, wegbleiben müßten; ſo iſt es, zumal wenn das Stück gut iſt, nicht möglich, die angeſtrengte, und gleichſam lyriſche Empfindung ſo lange in einer Ordnung auszuhalten, als dann eine ganze Handlung es fordern würde. Wenn nun aber Pauſen ſeyn müſſen, ſo iſt es wieder eben ſo nothwendig, dafür zu ſorgen, daß die Aufmerkſamkeit des Zuſehers niemals erkalte, ſondern daß ſie durch irgend eine Erfindung zwiſchen den Akten, ſtets belebt, fortgeführt, und, je weiter die Handlung fortrückt, immer tiefer und tiefer in dieſelbe gezogen werde.

Der Chor war anfangs, wie wir wiſſen, die Hauptſache; er beſtand urſprünglich aus Hymnen, welche man bei den feierlichen Verſammlungen des Volkes an den Feſten des Bachus zum Lobe deſſelben herabſang. Einige dieſer Chöre, welche dithyrambiſche hießen, behandelten in einem hohen Tone erhabene Dinge, andere hatten einen luſtigen muthwilligen Inhalt; aus dieſen, welche die phalliſchen genannt wurden, ſollen, nach Ariſtoteles Bericht, die Luſtſpiele, aus jenen die Tragödien entſtanden ſeyn.

Teſpis war der erſte, der, vielleicht um dem Feſte mehr Mannigfaltigkeit zu geben, oder die Sänger ausruhen zu laſſen, auf den Einfall kam, zwiſchen gewiſſen Pauſen einen Schauſpieler auftreten zu laſſen, deſſen Verrichtung meiſtens darin beſtand, den Inhalt der Hymne hiſtoriſch zu erklären. Aeſchylus fügte noch einen, oder, wenn es der Umſtand erfoderte, noch mehrere Schauſpieler hinzu, ſchuf alſo den Dialog, und mit dieſem das Drama, gefiel, und machte den Chor, ehemals die Hauptſache, zum Nebending.

Gleichwohl war der Chor, wenn man ihn gleich ſo behandelte, daß man ihn wegheben konnte, ohne dem Drama zu ſchaden, anfangs noch als ein weſentliches Stück beibehalten. Der erſte Auftritt oder Prolog enthielt eine genaue Geſchichte des Stücks; ſo erzählt Euripides in der erſten Scene unſerer Tragödie den ganzen Hergang derſelben. Plautus und Terenz haben den Prolog, wiewohl er oft, ſo wie heut zu Tage noch bei den Engländern, häusliche und Privatabſichten hatte, ihren Stücken vorangeſetzt.

Im zweiten Auftritte, wo die Handlung eigentlich anhub, erſchien ſogleich der Chor, welcher zuweilen aus dem Volke, oder den Vornehmſten deſſelben, oder wohl auch aus zufälligen Perſonen, die unvermuthet hieher kamen, beſtand. Ein ſolcher Chor ſind in unſerm Stücke die Frauen, welche ganz ungerufen und aus Neugierde das Lager der Griechen beſahen. Der ganze Chor hatte allemal einen Coryphäus, oder Vorſteher, der im Namen deſſelben zuweilen fragte, oder antwortete.

Sobald der Chor einmal zugegen war, trat er gemeiniglich nicht mehr ab. Doch nahm ſich ſchon Sophokles in ſeinem Ajax die Freiheit, denſelben zu entfernen. Er hörte alſo die geheimſten Anſchläge aller Perſonen, und der Freunde und Feinde. Da dieſes ſehr unſchicklich geweſen ſeyn würde, zumal, wenn ſich der Chor hätte einfallen laſſen, Geheimniſſe zu verrathen, und Wickeleien zu machen, ſo mußte man ihm einen beſondern Charakter beilegen. Er ſtellte nämlich das vor, was der edlere Theil der Wohldenkenden unter dem Volke iſt. Er miſchte ſich zwar zuweilen in die Handlung, aber niemals zum Nachtheile der Perſonen; er ſah bloß zu, hörte zu, ohne davon Gebrauch zu machen. Er billigte oder verabſcheute die Geſinnungen der Perſonen, welche gegenwärtig waren, ohne der Abweſenden zu erwähnen; er weinte über das Unrecht, freute ſich über das Wohlergehen würdiger Menſchen, verſöhnte Feinde, theilte gute Rathſchläge aus, und nahm der Hülfloſen und Unterdrückten ſich an.

Die Chöre zwiſchen den Akten beſangen entweder moraliſche Sätze oder Empfindungen über die vorgehende oder nachfolgende Handlung; dieſe Oden und Lieder, welche ſo, wie die Oden des Pindars in Strophen und Antiſtrophen eingetheilt waren, und aus kurzen Verſen beſtanden, machen für uns einen wichtigen Theil der alten lyriſchen Poeſie aus.

Die Dichter hatten ohne Zweifel die Abſicht, den Inhalt derſelben zum Geſang der Nation zu machen, wie man auch wirklich dieſe kleinen Stücke auswendig gelernt, und, wie man aus dem Plutarch abnehmen kann, die ſanft ſchmelzenden Lieder des Euripides mit gutem Erfolge geſungen hat. Plutarch erzählt im Leben des Nicias, daß viele von den unglücklichen Atheniensern, welche nach der Niederlage, ſo Nicias in Sicilien erlitt, zu Sklaven gemacht worden, ihre Freiheit dadurch erhalten haben, daß ſie die Lieder des Euripides abſangen. Sie lernten, ſagt er, die kleinen Stücke aus ſeinen Tragödien, welche von Fremden dahin kamen, auswendig, und wenn ſie daran Vergnügen und Geſchmack fanden, machten ſie dieſelben auch andern bekannt. Viele von denen, die wieder in ihr Vaterland zurückgekommen ſind, ſollen den Euripides auf das zärtlichſte umarmt, und ihm erzählt haben, wie ſie einige ſeiner Lieder ihren Herren vorgeſungen, und dadurch ihre Freiheit wieder erhalten; andere, welche nach der Schlacht herumirrten, ſobald ſie ſeine Lieder ſangen, mit dem nöthigen Unterhalte verſehen worden. Wenn man alſo den Zwang, welchen der Chor dem Dichter verurſacht, wegnimmt, ſo war es das thätigſte Mittel, eine feine richtige Denkungsart, ein zärtliches leiſes Moralgefühl, und die Harmonie der Sitten unter das Volk zu verbreiten.

Was die alten Chöre, wenn ſie mit ihrem Stücke einen Zuſammenhang hatten (denn oft hatten ſie auch keinen, wie viele Chöre des Euripides), ehemals waren, das iſt für uns zwiſchen den Akten die Muſik.

„Wir können uns, ſagt Home, einen abgeſonderten Chor vorſtellen, der eben ſo in die Pauſe der Vorſtellung einfällt, als der griechiſche Chor in die Pauſe der Haupthandlung. Was kann man z. B. wider eine Muſik von Inſtrumenten und Singſtimmen, zwiſchen den Akten, einwenden, die dem Subjekt genau angemeſſen wäre? Ein ſolcher abgeſonderter Chor würde die Freiheit, die wir in Anſehung der Zeit und des Ortes haben, nicht einſchränken, und würde mehr als eine glückliche Wirkung haben; er würde die Seele des Zuſchauers erfriſchen, und würde zugleich, wo nicht den Strom, doch den Ton der Leidenſchaft erhalten. Der Anfang der Muſik müßte in den Ton der nächſtvorhergehenden Leidenſchaft ſtimmen, und allmählig müßte ſie verändert werden, bis ſie in den Ton der Leidenſchaft fiele, die der folgende Akt erregen ſoll; die Muſik und die Vorſtellung würden beide in dieſer Vereinigung gewinnen. Eine Muſik, welche mit dem gegenwärtigen Tone der Seele übereinſtimmt, wird eben durch dieſen Umſtand doppelt angenehm. — Es ſcheint mir, ſetzt er hinzu, außer Zweifel zu ſeyn, daß durch irgend eine ſolche Einrichtung das neuere Drama zu der Vollkommenheit gebracht werden könnte, daß es alle die Vortheile des Chors der Alten, ohne die daher entſtehende ſklaviſche Einſchränkung der Zeit und des Ortes, beſäße. Und, was die Muſik beſonders betrifft, ſo kann ich mir nichts denken, das mehr fähig wäre, zu ihrer Verbeſſerung beizutragen. Die Componiſten, wenigſtens diejenigen, die für das Theater componirten, würden in die glückliche Nothwendigkeit verſetzt ſeyn, die Natur zu ſtudiren und nachzuahmen, ſtatt der heutigen Mode in wilden, phantaſtiſchen, und unnatürlichen Einfällen, nachzuhängen."

Die dritte Scene enthält den berühmten Streit zwiſchen Agamemnon und ſeinem Bruder Menelaus. Ehe wir ſie ſtudiren, müſſen wir uns der Charaktere, welche beiden eigen ſind, wohl erinnern, und dann den Vorfall, in welchen ſie nun verſetzt ſind, uns denken; denn nur in dieſer Faſſung, und mit dieſer Zubereitung werden wir im Stande ſeyn, den Anzug, das Feuer der Leidenſchaften, und die Fortſchreitung, die Erhöhung und Abänderung derſelben zu vernehmen.

Den Brief, welchen Menelaus dem Diener abnahm, hatte Agamemnon in der peinlichſten Lage, da ſein Herz von Reue und Liebe äuſſerſt angegriffen, und alle Zurufe von Worttreue und Soldatenwohl ausgelöſcht und verſchlungen waren, geſchrieben. Er war nicht mehr der Mann, der, da er mit hoch erhobenem Haupte die unbezwingliche Flotte überſchaute, und im Kreiſe ſeiner Generale ſtand, die Stimme der Natur nicht vernahm, und mit eiſernem Herzen den Tod ſeiner Tochter für billig und leicht hielt; er war der gebeugte, entwaffnete, zerriſſene Vater und Ankläger ſeiner ſelbſt; und wie er früher an nichts, als an den Kriegsruhm dachte, ſo ſchienen ihm nun alle Vorſtellungen deſſelben eitler Tand und grauſames Unrecht zu ſeyn. Seine Tochter erhält in dieſem Augenblicke den höchſten Werth, iſt des höchſten Preiſes, der unumſchränkteſten Liebe würdig; das iſt Agamemnons Herz im erſten Theile dieſer Scene, und gerade aus dieſem Herzen müſſen dieſe Antworten, dieſe Vorſtellungen und Entſchließungen hervorkommen.

Alſo ſtellen Sie ſich vor, Sie hörten das Schreien des alten Dieners, von welchem Agamemnon glaubt, daß er ſchon lange auf dem Wege ſey. Stellen Sie ſich die tiefe ſtumme Bitterkeit des Menelaus, und die heimliche Schadenfreude vor, und den zurückgehaltenen grimmigen Verſatz im Geſichte und ſeiner ganzen unſteten Pantomime, ſeinen Bruder nur recht bald beſchauen, und ſich an ihm rächen zu können.

Agam. Warum zankſt und lärmeſt du doch mit dieſem alten Manne ſo heftig, Bruder? Was bedeutet dieſes gewaltſame Herumſchleppen?

Menel. (indem er hart an ihn tritt, ihn bei der Hand faßt, und mit durchbohrendem Blicke unter die Augen ſieht; nach einer Pauſe) Sieh mich an, Agamemnon! Dieß ſoll der Eingang meiner Unterredung mit dir ſeyn.

Agam. Sollt' ich wohl zittern, dich anzuſehen, Sohn des Atreus?

Menel. Kennſt du dieſen Brief hier, dieſes Werkzeug der niederträchtigſten Verrätherei?

Agam. Ich kenne ihn wohl. Und gieb ihn mir nur gleich heraus!

Menel. Ja, ſobald ich ihn der ganzen Armee werde vorgeleſen haben.

Agam. Wie! du erbrichſt, lieſt einen Brief, wozu du kein Recht haſt?

Menel. Ich las ihn, ja, zu deiner Beſchämung, las deine Winkelränke, die dich mit Schande überhäufen ſollen.

Agam. Aber wie bekamſt du ihn in deine Hände? Himmel! Welche unverſchämte Verwegenheit!

Menel. Ich wollte eben deine Tochter erwarten, und ſehen, wie ſie hieher kommen würde.

Agam. Wer giebt dir denn aber ein Recht, meine Handlungen zu beobachten? Iſt das nicht die Handlung eines unverſchämten Böſewichts? Rede!

Menel. Das war ſo mein eigener Wille. Du haſt mir nichts vorzuſchreiben, was ich thun ſoll.

Agam. Beim Himmel! iſt das nicht eine unerträgliche Beſchimpfung? Sollſt du mir's wehren, in meinen eigenen Hausangelegenheiten nach meinem Willen zu handeln?

Menel. Wie du dir doch ſelbſt ſo wenig gleich biſt! Jetzt willſt du dieß, dann jenes, dann wieder was anderes.

Agam. Sehr argliſtig! Welch eine Peſt liegt in den Verdrehungen einer argliſtigen Zunge!

Menel. Und in einem wankelmüthigen Sinne. Ein heimtückiſcher Betrüger ſelbſt gegen Freunde! Und das biſt du, ich will dir's beweiſen. Aber laß dich vom Zorne nicht hindern, die Wahrheit zu ſehen; denn loben werde ich dich eben nicht viel. Denkſt du wohl noch an die Zeit, wo du um die erſte Feldherrnſtelle wider Ilium geworben, und dich im Aeußern und dem Scheine nach ſo angeſtellt haſt, als wünſcheſt du die Ehre gar nicht, nach welcher dein Herz eifert? Wie ließeſt du dich da gegen jedermann herab, drückteſt jedermann die Hand, öffneteſt jedem Bürger dein Haus. Wie giengſt du auf jedermann zu, und ſprachſt ihn freundlich an, wenn er auch nicht Luſt dazu hatte! Das thateſt du alles, um dir die Stimmen zu dieſer Ehrenſtelle vom Volke herauszuſchmeicheln. Kaum haſt du erlangt, was du gewünſcht haſt, ſo änderſt du dein ganzes Betragen; biſt nicht mehr der offene freundliche Mann ſelbſt gegen diejenigen, die dir vorhin ihre Freundſchaft bewieſen; ſondern aufgeblaſen von Selbſtdünkel und Hochmuth, entferneſt du ſie, und verſchließeſt dich feindſelig in dein Zimmer. Aber ein gutdenkender Mann ändert, wenn er auch noch ſo hoch ſteigt, ſeine Sitten niemals; je größer ſeine Macht wird, andere glücklich zu machen, deſto inniger glüht ſeine Freundſchaft. — Und das nimm nun hin als meinen erſten Vorwurf, weil es auch deine erſte Niederträchtigkeit war. —

Er ſtellte ihm dann vor, wie freudig er ſein Verſprechen, daß er die Tochter opfern wolle, gegeben habe, und ſchließt mit dieſem Ausdrucke voll Bitterkeit und Verachtung:

„Hier, der Himmel über uns iſt Zeuge; er hat alles gehört, hat alles mit angeſehen.

Aber ſo geht's die meiſten Male. Ehe ſie ein Amt erhalten, da beeifern ſie ſich, als wenn ſie Gebirge wegheben wollten; und beſitzen ſie es einmal, ſo entziehen ſie ſich auf die ſchändlichſte Art. Aber das iſt auch recht, und ſo ſoll es geſchehen. Es war ja die Wahl eines ſinnloſen dummen Haufens. Und wo fand ſich dann der fähige Mann, der im Stande war, einen Staat zu regieren? Mich dauert nur das unglückliche Griechenland. Nachdem es große Zurüſtungen machte, an nichtswürdigen Barbaren eine herrliche, ehrenvolle Rache zu nehmen, ſo muß es (Ha! wie wird man über dieſen Feldzug lachen!) thatenlos nach Hauſe ziehen. Und das alles und einzig, weil du es biſt, und weil jene deine Tochter iſt. Nein, wegen hoher Geburt, wegen Reichthum oder Privatneigung machte ich niemand zum Landesverwalter oder erſten General. Der Mann muß Verſtand im Kopfe haben, der ſich der Landesvertheidigung annimmt; und wer der erſte im Lande ſeyn will, der ſoll auch der erſte an Einſichten ſeyn."

Hier miſcht ſich nun der Chor in die Sache, und in dieſem kleinen Aufrufe liegt ein deutlicher Zug ſeines Charakters.

Der Chor. Wie unnatürlich iſt es doch, wenn man miteinander zankt, und wenn Brüder in Streit und Uneinigkeit gerathen!

Agamemnon, der ſeines Vorſatzes gewiß, und entſchloſſen war, antwortet ihm, wie man in dieſer Faſſung antwortet, kalt, ſtill höhnend, und kurz.

Agamemnon. Nun iſt alſo die Reihe an mir, dieſe Vorwürfe mit andern, für die das Recht ſpricht, zurückzugeben. Doch ich will's mit Wenigem thun, damit man mir nicht das Gefühl von Ehre und Beſcheidenheit abſpreche; gewiß, ich will mit dir gelaſſen reden, denn du biſt mein Bruder; und mir däucht der Mann, der nicht erröthen kann, ſey ein Schurke. — Aber ſage mir nur: Warum wütheſt du ſo grimmig? Warum ſiehſt du mich ſo todtfeindlich an? Wer will dir denn ſchaden? Oder was iſt dir widerfahren? Du möchteſt nämlich deine Gemahlinn wieder; aber einmal, die kann ich dir nicht herſchaffen. Du haſt wohl ſelbſt die Schuld, daß ſie dir entkommen, und ich ſoll nun einen fremden Fehler büßen?

Mit einem Worte: Ich will der Henker meiner Kinder nicht ſeyn. Du ſiehſt nun deinen Vortheil, und ſo muß dir freilich die ausſchweifendſte Rache billig ſcheinen, denn ſie ſoll um deiner Gemahlinn willen vorgenommen werden; aber mich würde dieſe ungerechte und verruchte That, meine eigenen Kinder zu würgen, Tag und Nacht peinigen, und das Herz abquälen. Du weißt nun ſchon meine Geſinnung; ſie iſt leicht und faßlich. Wenn ſie dich nicht befriediget, ſo werde ich meine Rechte zu behaupten wiſſen.

Der Chor. Dieſe Erklärung iſt von der vorigen ſehr verſchieden; doch es iſt auch billig, daß man ſeiner Kinder ſchone.

Menel. Wehe mir! So habe ich alſo keinen Freund mehr! Wie unglücklich bin ich!

Agam. Du haſt Freunde; aber zu Grunde richten mußt du ſie nicht.

Menel. Womit zeigſt du, daß du mein Bruder biſt?

Agam. Ich will mit dir vernünftig handeln, Bruder, nicht raſen.

Menel. Wahre Freunde nehmen allemal an ihrem Schmerzen Antheil.

Agam. Sag, womit ich dir dienen kann. Aber beleidigen mußt du mich nicht.

Menel. Verdient Griechenland keine Hülfe von dir?

Agam. Griechenland raſet, wie du. Ein wüthendes Verhängniß verfolgt euch u. ſ. w.

Indeſſen kömmt ein Bothe an, und meldet der Gemahlinn und der Tochter Ankunft. Agamemnon glaubt, zu verſinken. Sein Schmerz iſt unausſprechlich und untröſtbar. Menelaus ſieht ihn eine Weile ſo an, und ſcheint von dieſem Jammer gerührt. Und hier ändern ſich ihre Geſinnungen. Menelaus giebt ſeine Forderungen auf, aber Agamemnon beharrt nun darauf, daß ſeine Tochter ſterben müſſe. Es iſt nicht Trieb der Ehre, was ihn dazu bewegt, ſondern Verzweiflung, Betäubung über die vermeinte Unmöglichkeit, die Tochter nunmehr zu retten, und ohnmächtige Hinläſſigkeit der Seele, ſich keiner Sache zu widerſetzen, es erfolge auch daraus, was da wolle.

Die Handlung wälzt ſich, wie wir ſehen, eilfertig fort, kündiget uns immer ſchrecklichere Auftritte, als die vorhergehenden waren, an. Wem ſchaudert nicht, die erſte Zuſammenkunft der Iphigenia mit ihrem Vater zu ſehen? Je mehr und herzlicher wir wünſchen, daß ſie glücklich ſeyn möge, deſto mehr fürchten wir uns, das Wort zu hören, das ihr Unglück und ihr Verhängniß ihr ankündigen ſoll.

Man ſieht ſie im Anfange des dritten Akts im königlichen Wagen, und unter der Begleitung der Königinn, ihrer Mutter Clytemneſtra. Der Charakter dieſer letztern, als Gemahlinn, als Mutter, als Königinn, iſt ſo ſchön, ſo vollendet, daß man für ſie, und für die ganze Familie, ſobald man ſie hört, auch eingenommen wird. Der Chor, der, wie wir wiſſen, aus Frauen beſteht, ſang, wünſchte ihr Glück entgegen, und als der Wagen näher kam, beeiferten ſie ſich in die Wette, ihr zu dienen.

Clytemneſtra. Ich nehme dieſe Wünſche, meine Frauen, und dieſe liebreiche Aufnahme mit vielem Vergnügen an; ich hoffe, mit dieſer Braut zu einer glücklichen Vermählung angekommen zu ſeyn. Ihr nehmt indeſſen die Hochzeitgeſchenke vom Wagen herunter, und traget ſie ſorgfältig in den Pallaſt. — Nun, meine Tochter, verlaß den Wagen, und hebe den zarten und ſchwächlichen Fuß heraus; und ihr empfangt ſie in die kraftvollen Arme, und helft ihr vom Wagen. Auch mir reiche jemand ſeine unterſtützende Hand, damit ich gemächlich vom hohen Sitze herunterkomme. — Ihr ſteht vorne an das Joch vor die Pferde hin, (ihr Auge iſt ſchrecklich und wild) und nehmt da den Sohn Agamemnons, den kleinen Oreſt. Ach mein Kind, du ſchläfſt, eingewiegt vom Wanken des Wagens. Erwache froh zur Vermählung der Schweſter. Wenn du gleich durch deine Geburt ſchon erhaben biſt, ſo wirſt du es doch noch mehr durch dieſe Verbindung mit einem Helden, mit dem Sohne der Thetis, werden. Du, meine Tochter gehe nicht von mir weg, ſondern bleib bei mir, und an meiner Seite! Zeige dieſen Frauen, welche glückliche Mutter ich ſey.

Ein großer Kunſtrichter nennt dieß eine unbedeutende Kleinigkeit; aber mir ſcheint es einnehmende, häusliche Geſchäftigkeit, zärtliche Mutterliebe zu ſeyn.

Es peiniget den Zuſchauer, wenn er ſieht, daß alles ſo gut, ſo wonnig iſt, und daß nun alles dieß zerſtört werden, hinabgerollt werden ſoll in's namenloſe Weh.

Es iſt für uns ſehr wichtig, die Charaktere kennen zu lernen, welche von dem Dichter der Mutter und der Tochter beigelegt worden. In eben dem Grade, in welchem ſie ſich jetzt bei ihrer Ankunft freuen, müſſen ſie nachher bei Vernehmung ihres Unglücks betrübt werden. Dieß däucht mir bei einer und ebenderſelben Sache überall ſeine Richtigkeit zu haben. Ich ſage, bei einer und ebenderſelben Sache; denn daraus, daß man für einen gewiſſen Gegenſtand hitzig oder gleichgültig iſt, folgt keineswegs, daß man es auch für andere ſeyn müſſe. Ein ſtarker Charakter iſt nicht allemal allenthalben ſtark. Mancher erträgt Hunger und Durſt, und Hitze und Kälte, und alles Ungemach, und zittert nicht in Gefahren, und wird indeſſen klein, verlaſſen von ſich ſelbſt, ſobald er krank wird. Mancher achtet der Liebe nicht, indeſſen ihn die Ehrſucht zerrüttet. So lange es alſo die nämliche Sache betrifft, und das Herz im freien Laufe bleibt, ſind ſich die Linien der entgegengeſetzten Bewegungen einander gleich. So groß bei einem Geizigen die Begierde iſt, Geld zu bekommen, oder die Freude, es zu beſitzen, ſo groß muß im Gegentheile ſein Schmerz, es nicht erhalten, und ſeine Verzweiflung ſeyn, es verloren zu haben.

Die Freude der Clytemneſtra iſt groß, voll, und ruhig, wie es die Freude einer Frau ſeyn mußte, die in ihrem Leben viele Glückstage erlebt, und ſich bereits dem Ziele genaht hat, wo die Wünſche des Herzens ausgereift ſind, und, wo man anfängt, in den Vorſtellungen der vorigen Zeit, und in den Bemühungen, auch fremde Glückſeligkeit zu befördern, das volle Maaß des Lebensgenuſſes zu ſuchen. Es iſt das Bild der zeitigen Frucht an einem hellen Sommermittage, wo die Natur in ihrem Glanze und ſchwüligen Ueberfluſſe zu ruhen ſcheint. Ihr Geſicht iſt mäßig, beſcheiden, in der Fülle der ehelichen verſicherten Zärtlichkeit, und Mutterfreude, und mithin das Bild gegenwärtiger Grazien.

Iphigeniens Zuſtand ſcheint mehr zu ſeyn, ſcheint das zu ſeyn, was die Alten laetitiam exultantem et gestientem nannten, etwas von dem losreiſſenden, hüpfenden Jubel, von dem peinlichen Zuſtande in einer aufwühlenden, erſtickenden Freude. Ihre Seele will nicht faſſen, will ſich verlieren, verſinken. Sie lebt bloß lebend und ſchwebend in ihrem Glücke, hängt an der Seele ihres Vaters, ihres Bräutigams, und ihrer ganzen Familie; ſie findet alles in ihnen, all ihr Glück und ihre Wonne; ſie weiß nichts, fühlt nichts, hört nichts, als ſie; ſie hat keine Sinne, und iſt ganz Sinn.

Ihre Geſichtsbildung iſt in dieſem erſten Augenblicke nicht Schönheit, noch weniger Grazie; ſie iſt nicht eine ſchöne entzückende Landſchaft an einem Frühlingsmorgen, noch eine aufblühende Roſe an der Morgenſonne, die noch Stille und Würde, und mithin Grazie enthält; es iſt, däucht mir, ein Zug, dem man es anſieht, daß es die höchſte Mühe erfordert, ihn noch zu mäßigen; es iſt etwas von Wildheit und Tumult in allen ihren Adern, in allen Muskeln, die ſich ausdehnen, und Raum ſuchen wollen.

In dieſem Zuſtande will ſich die Seele ganz ausſtrömen, ganz hineinlegen in des andern Wonne, ſich ganz mit jedermann ausgleichen, und daher entgeht ihr kein Zug in eines andern Miene, der nicht vollkommen Vergnügen athmet, keine, auch die feinſte Linie vom geheimen Zurückhalten bleibt ihr verborgen. Iphigenie merkt bald den Wurm in des Vaters Innerſten, den blutgrabenden Peiniger in Agamemnons Herz! —

Der ſich anfangs freuen will, ſich vergeſſen will; aber er erwacht plötzlich, und es iſt das Erwachen eines zum Tod Verurtheilten, der jetzt von einem kurzen Schlummer zu ſich kömmt, aufſieht, und ſogleich die ganze Qual ſeines Zuſtandes mit doppelten Schlägen fühlt; ſein Blick iſt Zerrüttung, das letzte ohnmächtige Bemühen eines Sterbenden zum heitern Lächeln im Anzuge des Brandlaufes an das Herz.

Schön iſt Iphigeniens Bitte an ihre Mutter, daß ſie ihr den Ausbruch ihres Ungeſtüms, die Verletzung des Wohlſtandes, nicht verübeln möge:

„Zürne doch nicht, wenn ich zu ungeſtüm eile, meinen Vater zu umarmen.“

Gleichwohl redet ihn die Königinn zuerſt an, und wie bang wird uns bei allem, was ſie ſagt!

Clytemneſtra. König, dem niemand eine ſo tiefe Hochachtung ſchuldig iſt, als ich, ſieh, hier bin ich, ich habe gethan, was du befohlen haſt.

Iphigen. Aber ich, o mein Vater, nach ſo langer Entfernung, wie entzückt es mich, in deine Arme zu ſinken! Mein Herz will mir entfliehen, zerfließen von Wonne, dich wieder zu ſehen. Gönne mir doch, dieſe Freude ganz zu genießen!

Agam. Genieße dieſe Freude, mein Kind. Du biſt wieder in meinen Armen, und du warſt ſtets vor allen andern die Tochter meines Herzens.

Iphig. Wie mir vor Freude das Herz ſchlägt! Wie ich mich an Dir gar nicht ſatt ſehen kann! Es iſt ſchon ſo lange, daß ich Dich nicht geſehen habe, mein Vater!

Agam. Und ſo lange auch, daß ich dich nicht geſehen habe, meine Tochter! Unſer Entzücken iſt gleich groß, und unſere Seelen verlieren ſich billig in wechſelſeitigen Freuden.

Iphig. O ſo ſey mir willkommen, mein Vater! Und daß Du mich hieher rufen ließeſt, wie liebe ich Dich darum! Ganz gewiß hatteſt Du die Abſicht, allen meinen Wünſchen zuvorzukommen.

Agam. Deinen Wünſchen ſagſt du, mein Kind! Darauf kann ich dir nicht antworten.

Iphig. Ach, wie meinſt Du das? Du freuſt Dich, ſagſt Du, mich zu ſehen, und ſiehſt mich ſo betrübt an, ſo betrübt, als wenn ich Dich jammerte.

Agam. Einen König, liebe Tochter, und einen Feldherrn nagen tauſend heimliche Sorgen.

Iphig. Aber nun ſollſt Du dieſe Sorgen vergeſſen, da ich bei Dir bin, ſollſt Du Dich ganz mir überlaſſen.

Agam. Ich denke auch dieſen Augenblick an niemand, als an dich, mein Kind. Gewiß, mein ganzes Herz beſchäftiget ſich mit dir.

Iphigen. Nun, ſo laß dieſe trübe Miene hier weg; öffne Dein Angeſicht der Freude! Freue Dich doch um Deiner Tochter willen, mein Vater!

Agam. Ich freue mich ſchon, ſieh mich nur jetzt an, ich freue mich, dich zu ſehen, und werde mich freuen, ſo lange ich dich ſehen kann.

Iphig. Warum ſiehſt Du mich denn aber ſo ängſtlich an? Sage mir doch, was Dich innerlich kränkt, ich bitte Dich, ſage mir's. Ach, nun weineſt Du wohl gar. Die Thränen fließen ſo traurig über Deine Wangen herab.

Agam. Wir müſſen wieder Abſchied nehmen, meine Tochter, auf ſehr lange Abſchied nehmen, meine Tochter, und das heute noch.

Iphig. Ich verſtehe nicht, wie Du das meinſt, mein liebſter Vater, ich verſtehe Dich nicht.

Agam. Je vernünftiger du redeſt, mein Kind, deſto tiefer verwundeſt du mich.

Iphigen. Nun, ſo will ich Thorheiten und närriſche Dinge reden, wenn Dich das nur aufmuntern, erfreuen kann u. ſ. w.

So ſanft empfindend war die Tochter, welcher ihr Vater den Dolch ſollte in's Herz ſtoßen ſehen. Ich dachte, dieſe Züge ihres naiven, liebetrunkenen Charakters uns bekannt machen zu müſſen, um uns von der Qual, welche Agamemnon in dem Augenblicke, wo dieſe Mutter, dieſe Tochter mit dem kleinen Sohne ſich ihm zu Füßen warfen, und um ihr Leben flehten, einige Begriffe zu machen.

Im Vorbeigehen ſollen wir auf die Art aufmerkſam ſeyn, welcher ſich der Dichter bedient hat, das ſchreckliche Geheimniß der Mutter und der Tochter zu entdecken. Agamemnon, der nicht mehr daran dachte, dem grauſamen Schickſale entgehen zu können, macht alle Anſtalten zum Opfer; wie natürlich iſt es alſo, daß der alte Diener, der dieß Unglück nicht über ſein Herz bringen konnte, herzuläuft, und zu retten ſucht, was er gerettet wünſcht.

Die unglückliche Mutter erfährt alles, ohne daß Agamemnon weiß, daß ſie es erfahren hat. Dieſer kömmt (in dem fünften Akt, 12te Scene) mit dem eiſernen Vorſatze, die Mutter und Tochter zu hintergehen, und dieſe letztere zu ermorden. Ich ſehe ihn kommen, ſich herſchleppen, (denn aufrecht zu gehen, gebricht ihm die Kraft) und herausziehen einen Fuß nach dem andern aus Blut in Blut.

Er hat keine Faſſung; er will ſtandhaft ſeyn, will ſich wider ſich ſelbſt auftrotzen; aber ſeine Züge im Angeſichte zerrinnen im Entſtehen, und hier ſteht er im lebendigen Tode, und hier vor ihm liegen und umfaſſen ſeine Kniee Mutter, Tochter und Sohn, und mir däucht, ich ſehe das Himmelgewölbe berſten, und die Elemente über ihn zuſammenfallen.

Clytemneſtra. Stelle dir dieß einmal vor: Wenn du nun fort ſeyn wirſt, fort von mir im Kriege, wenn du mir lange entriſſen ſeyn wirſt, und ich ſitze verlaſſen, verlaſſen im öden Pallaſte; fühlſt du's nicht, wie mir dann zu Muthe ſeyn wird? Wie dieß alles auf mein Herz zuſammenfallen wird — meinen Jammerblick ringsherum an die leeren Wände, meinen blutenden Schmerzausruf um dieß mein Kind? Und dann kein Menſch überall, der mich hört, keine gleichfühlende Freundinn im ganzen Pallaſte. Ich werde allein in dieſer Einſamkeit ſitzen, ich werde unaufhörlich weinen, und mich abzehren, und mein Herz ausbluten um die Getödtete. Dein Vater, ſo will ich rufen, meine Tochter, er, der dich getödtet, dein Vater war's; keine fremde Hand, die dich würgte, die Hand deines Vaters war's. u. ſ. w

Iphigen. Beſäß ich jetzt die durchdringende Kraft des Orpheus, Steine mit meinen Tönen zu erweichen, und könnte ich mit bezaubernder Stimme Felſen ſchmelzen, daß ſie willig mir nachfolgten, und könnte ich die Herzen, wohin ich wollte, nach mir ziehen; o wie wollte ich dieſe Stimme benutzen, dieſe Töne nun anſtimmen: Aber ich habe keine Kraft, keine andere Zuflucht, als meine Thränen; ich kann nichts, als weinen, und weinen will ich hier zu deinen Füßen. Sieh doch, deine Tochter (ich bin deine Tochter) umfaſſet deine Kniee! O tödte mich nicht, tödte mich nicht in der Blüthe meines Lebens! Ach! ſüß iſt der Anblick des Lichts, ſtürze du mich nicht mit vaterloſer Hand in die Tiefen des Abgrundes. Es war mein erſtes Wort, das ich ausſprach, Vater. Ich habe dich Vater, du haſt mich Tochter genannt; ich habe auf deinem Schooße geſpielt, und dich zärtlich mit meinen kleinen Händen geſtreichelt und geliebkoſet, und du, du liebkoſeteſt mich auch. Wie zerfloßen wir beide in die zärtlichſte Wonne! Damals ſagteſt du oft: Mein Kind! werde ich dich wohl einſt im Hauſe eines glücklichen Mannes ſo blühend ſehen, als deine Geburt es verlangt? Und da ſagte ich gleich, indem ich ſanft an deine Wangen mich ſchmiegte, welche ich nun mit meinen flehenden Händen berühre: ach! ſagte ich, ſoll ich noch als einen Greiſen dich ſehen? Soll ich ſo glücklich ſeyn, in mein Haus dich aufzunehmen? O wie will ich dich pflegen! Wie will ich für dieſe Erziehung dir danken; danken, daß auch du meiner gepflegt haſt! Ach, deſſen erinnere ich mich noch alles wohl; aber du, ſieh, du haſt es ſchon vergeſſen, und willſt mich jetzt tödten? Tödte mich nicht!

Ich geſtehe, daß ich keine Prüfung des Lebens weiß, worin ſich ein Mann von Gefühl und Ehre, weniger, als in dieſer, zu ſeyn wünſchen würde. Wer, wenn er ſich je in die Stelle des Agamemnons zu ſetzen weiß, empfindet nicht insgeheim, daß er gerne nachgeben, wer wünſcht nicht, daß es überhaupt keinen Fall geben möchte, wo man wider ſein eignes Herz einen ſo ſchweren Kampf kämpfen, und ſich ſelbſt niederdrücken muß, um die Pflichten ſeines Charakters und Amtes aufrecht zu erhalten. Auch der Chor wünſcht das:

Laß dich doch bewegen! Die Sorge für das Leben der Kinder iſt eine Pflicht, Herr, iſt die allgemeine Stimme der Natur.

Welche Wohlthat, und welches Verdienſt wahrer Dichter um die Menſchheit würde es ſeyn, wenn ſie uns ſolche Beiſpiele aus dem bürgerlichen und Privatleben lieferten, uns den ehrlichen Mann in den mannigfaltigen möglichen harten Fällen, die einem jeden aus uns in ſeinem Amte, in ſeiner Hausfamilie begegnen können, darſtellten, und uns zugleich diejenige Faſſung, mit der ein weiſer Mann dieſelbe ertragen ſoll, lehrten! Beſitzt man einmal gute Grundſätze; dann iſt dieß die Philoſophie des Lebens, den Wechſel menſchlicher Zufälle vor ſich aufgedeckt zu ſehen, nichts zu bewundern, wenn es ſich ereignet, und von vielen ungeſchehenen Dingen, daß ſie ſich ereignen können, zu glauben. Wer glücklich iſt, ſagt der liebe Alte, der ſoll dann am meiſten denken, wie er das Unglück ertragen könne.

Noch wichtiger iſt es, das Maaß des menſchlichen Gefühles, und den gehörigen Seelenzuſtand des wahren Weiſen im Unglücke zu ſchildern. Man ſcheint darüber wenig nachzudenken, und man darf ſich daher nicht wundern, wenn die Dichter und Künſtler durch ganze Zeitalter oft nur zufälliger Weiſe etwas Gutes, und manchmal mehr Böſes, als Gutes geſtiftet haben. Man kann hundert Gemälde, hundert Gedichte durchgehen, bis ſich nur ein einziges findet, dem man es anſieht, daß der Verfaſſer den Endzweck ſeiner Kunſt unter Menſchen gewußt, und aus der Abſicht gearbeitet habe, denſelben ihre guten Tage zu verſchönern, und die böſen zu erleichtern. Sie thaten freilich, was ſie thun mußten; ſie ſchilderten die Natur, aber ſie verfehlten die Wendung, die Geſtalt, welche ſie ihr hätten geben ſollen, und verwüſteten die Empfindung. Es hat freilich zu allen Zeiten Menſchen gegeben, welche durch eine außerordentliche Fähigkeit bei ihren Leidenſchaften, denen ſie nachhiengen, betäubende Schmerzen zu empfinden, und ſich auf die grauſamſte Art darin abzuzehren, merkwürdig geworden; aber ſo gewiß es eine Pflicht des Dichters iſt, wenn er ſie vorſtellt, in ihrer Naturvölle ſie vorzuſtellen: ſo gewiß iſt es, daß das Gemälde dieſes Gefühles unmöglich des Dichters Endzweck, unmöglich das, wozu ihm ſein Zeitalter zu führen erlaubet, ſondern allemal nur eine Erſcheinung von menſchlicher Seelenkrankheit ſeyn könne, die der Dichter reinigen, die er ausheilen ſoll. Des Dichters Pflicht iſt, jenen Menſchen, wenn er auch niemals im Ganzen geweſen ſeyn ſollte, noch jemals ſeyn wird, zu ſuchen, der das zuverläßigſte Maaß zwiſchen Schwärmerei und Kälte, und den möglichſten Grad ſittlicher Ordnung beobachtet, der mit einer edeln Erhabenheit und Stärke des Gemüthes ausgerüſtet, im Glücke und Unglücke gleich groß, und immer größer iſt, als alle Zufälle, immer auf ſich ſelbſt vertraut, und frei von aller ſchwachen, auflöſenden Empfindung im ſtillen, ungeſtörten, gegenwärtigen Bewußtſeyn den übermenſchlichen

Zuſtand dieſes Wohlbehagens und dieſes allein geſunden Seelenzuſtandes fühlt, welcher durch die Feſtigkeit ſtarker Geſinnungen und tiefer Gefühle innerhalb dem Ufer hervorgebracht wird. Jene abentheuerlichen, abgeſchmackten unmännlichen Gefühle einer fieberiſchen Einbildungskraft, wodurch die Tugend verſcheuchet, die häusliche Ordnung verwüſtet, und allen Ausſchweifungen der Weg gebahnt wird, ſollen allemal mit ſolchen Farben, daß ſich unſer Herz, unſer Stolz gegen dieſelben empöret, geſchildert, allemal mit ſolchen Zügen, worin ſie die Majeſtät und Heiligkeit der menſchlichen Würde ſchänden, und alſo nothwendig Abſcheu erwecken, aufgedeckt werden.

Indeß iſt es ein ſchweres Unternehmen, den *Kampf des Weiſen im Unglücke zu beſtimmen*, und gerade jene *Faſſung*, welche *unſer Muſter ſeyn ſoll*, anzugeben. Wenn unſere Theaterhelden einem Tyrannen, der ihnen den Tod ankündigt, zur Antwort geben: Das achte ich nicht; ſo ſagen ſie etwas, das wir nicht kennen, und auch auf ihre Verſicherung nicht geneigt ſind, zu glauben. Wenn aber ein Held im Unglücke zu ſehr jammert, zu ohnmächtig wird; ſo ſind wir ihm eben ſo gram, und ſehen ihn als ein Geſchöpf, das die Menſchheit verräth, mit voller Verachtung an.

Die große Schwierigkeit liegt alſo darin, die Mittellinien des Schönen zu treffen, und den großen Mann, den man zum Muſter aufſtellt, gerade das ſagen zu laſſen, was eine Seele mit Muth und Gefühl, was die beſten und edelſten Menſchen unſers Zeitalters ſagen würden. Dieſe Zeichnung iſt ſo unendlich ſchwer und mannigfaltig, und bei verſchiedenen Völkern, die ſich an Sitten und Grundſätzen entgegengeſetzt ſind, ſo abwechſelnd im Aeußern, daß die wahre, unverfälſchte Menſchenempfindung ſelten gehört wird. Es iſt meiſtentheils ein Gemiſch, einerſeits von der Wärme des wahren Gefühls und der Schwärmerei, oder andererſeits von eingeſchobnen Grundſätzen und Kälte des Phlegma; es iſt die meiſte Zeit bedungene, zugeſchnittene Modenatur, welche jedem andern Menſchen, der derſelben nicht gewohnt iſt, fremd und widerſprechend ſcheinen muß.

Wo die Empfindung eines großen Herzens bis zur Leidenſchaft, oder bis zum einzigen Triebe der Handlungen geht, und wo dieſer allein, und ohne alle Einſchränkung herrſcht, da iſt es ausgemacht, daß die Weisheit nicht wohne; denn die Leidenſchaft an ſich ſelbſt iſt unerſättlich; und ſo wenig ſich ein Unglücklicher, der von einem hohen Thurme ſtürzt, feſthalten und retten kann; ſo wenig kann ſich derjenige, der bloß vom Gefühle der Freude oder des Schmerzens hingeriſſen wird, zur wahren Würde des Heroismus erheben. Aber zum Glücke des Menſchen wird die geſetzloſe Empfindung überall durch gewiſſe Grundſätze, Gewohnheiten und Beiſpiele in einen beſtimmten Charakter eingeſchränkt, der bei allen Vorfällen die Oberhand behält. Man kann, vermöge der Eindrücke, welche durch wiederholte Vorſtellungen auf die Seele gemacht werden, derſelben eine Wendung geben, welche man will, und ihren Eifer und Muth für eine jede Sache, wie man es nöthig findet, erhöhen und abſpannen. Wie es z. B. Völker und Länder giebt, wo man an den Tod mit einer Höllenangſt denkt; ſo brachten es die Römer, indem ſie den Tod zum Schauſpiele des Vergnügens machten, dahin, demſelben alle Schrecken zu benehmen. Ihre Fechter ſtarben nicht nur mit kaltem Blute, ſondern ſie ſtrengten noch die letzten Kräfte an, ſich, während daß das Leben ablief, in einer ſchönen maleriſchen Stellung zu zeigen, und dadurch den Beifall ihrer Zuſeher zu erhalten. Die Grundſätze der ſtoiſchen Sekte, nach denen die Weiſeſten handelten, wirkten auf die Seele die nämliche Härte und Unbiegſamkeit, und es war gar nicht ungewöhnlich, daß ſich ein Menſch, der ſtets befliſſen war, ſich ſelbſt zu verläugnen und abzudrucken, eine Gewohnheitsnatur ſich ertrotzt hat, mit wahrem Ernſte und unverſtellter Kälte ſagen zu können:

Bach. Penteus, Herr von Theben, was wirſt du mir denn Uebels thun können, nachdem ich nichts verſchuldet habe?

Pent. Deine Güter will ich dir nehmen.

Bach. Du meinſt mein Vieh, Geld, Betten, Silber. Nimms!

Pent. Ich will dich mit Banden und Ketten belegen, und in einen engen Kerker verſchließen laſſen.

Bach. Daraus wird mich ein Gott befreien, ſobald ich will.

Pent. (Ich glaube, er will damit ſagen: Ich kann ſterben. Nun freilich, der Tod iſt das Ende aller Dinge).

Eben ſo unüberwindlich machen die chriſtlichen Grundſätze den Chriſten, der bei ſeinem Leiden den Himmel offen ſieht; und ſein Charakter würde die Welt in Erſtaunen ſetzen, wenn er jemals auf der Bühne in der ganzen Kraft und Wirkung erſcheinen ſollte. Gelaſſene, freudige Ergebenheit, Duldung und Liebe gegen die Peiniger, erwartende, ſichere Gewißheit, und eine ſchaudervolle Ruhe in Mienen und Geberden! Es iſt bei dem Chriſten nicht Härte, wie bei dem Stoikus, was ihn den Tod verachten macht, ſondern Stärke, und wirkliches, gegenwärtiges Gefühl. Er ſchläft über der Laſt nicht ein, ſondern er leidet unter dem Drucke derſelben, und trägt ſie. Seine Vollkommenheit beſteht nicht in dem Beſtreben, die Empfindung zu verläugnen, ſondern auszuharren im Kampfe, und auszubluten, ohne ſeinen feſten Sinn und die Wahrheiten, welche ihn denſelben lehren, zu verlaſſen.

Allein, dieß iſt nicht die menſchliche, ſondern die durch höhere Grundſätze und höhern Beiſtand über das Gewöhnliche der Menſchen erhabene Natur, wovon man auf dem Theater nur ſelten Gebrauch machen kann; denn wenn ſie gleich für denjenigen, der dieſelben beſitzt, etwas Wirkliches iſt, ſo wird ſie doch der bloße Naturmenſch, welcher ſich der chriſtlichen Wahrheiten niemals durch That und Leben bemächtiget hat, nicht begreifen, und mehr bewundern, als nachempfinden.

Gleichwohl iſt der Weiſe nicht unbeſtimmt; er muß bei allen Völkern auf gleiche Art vorhanden ſeyn; aber eine körperliche Geſtalt hat er nicht, und mit leiblichen Augen kann er nicht geſehen werden. In der Stunde des eindringenden Unglücks, wo ihm ſeine natürliche Wahrheit wie ein leichter Nebel, nur noch aus der Ferne vor Augen ſchwebt, wo alle Ueberlegung weicht, wo ſich der Verſtand ängſtlich windet, und zwiſchen Tugend und

Laſter einen dritten Ort ſucht; in dieſer grauſamen Verlegenheit regt ſich in jedes Menſchen Herzen ein Gefühl von Uebermacht, und von der Schande, zu unterliegen. Die Natur ruft laut, wenn ſie gleich nicht allemal helfen kann, es ſey ihr gemäßer, in Widerwärtigkeiten Stolz und Unbiegſamkeit, als Kleinmuth zu zeigen. Man ſoll den wahren Bürger niemals troſtlos machen, den rüſtigen Mann niemals abſchwinden, und den, der bei geſunden Tagen ein Herkules war, in den widrigen niemals unterliegen laſſen.

„Siehſt du wohl, ſagt Cicero, indem er ſich über den Charakter, worin Sophokles und Aeſchylus einige ihrer Helden erſcheinen ließen, beklagt, wie viel Uebel die Dichter unter uns anrichten? Sie laſſen ihre größten Seelen auf der Schaubühne weinen, und benehmen dadurch, indem ſie ſo ſehr gefallen, daß man ſie nicht nur lieſt, ſondern auswendig lernt, unſern Gemüthern alle männliche Feſtigkeit. Kommen zu unſerer häuslichen Erziehung, zu unſerm Schatten- und Puppenleben vollends noch ſolche Dichter hinzu; ſo ſpannen ſie alle Nerven unternehmender Tugenden ab. Daher ſchließt ſie Plato mit allem Recht aus ſeinem idealiſchen Staate aus, in welchem er die vollkommenſten Sitten, und den möglichſten beſten Zuſtand einführen wollte.“ —

Die Stelle, welche Cicero aus dem Sophokles anführt, iſt vom Herkules, da ihm bereits das Gift, das ihm ſeine Gemahlinn mit einem Kleide zuſchickte, in das Eingeweide drang. Herkules wälzt ſich auf der Erde, die er vor Wuth und Schmerz aufſcharrt; er dreht glühende Augen im Kopf herum, und kann ſich nicht enthalten, vor dem zu mächtigen Gefühle ſeiner Marter aufzubrüllen. Die Stelle iſt indeſſen ſehr natürlich, ſtark, und mit einem bewundernswürdigen Ausdrucke niedergeſchrieben. Er erinnert ſich noch immer an ſeine ehemaligen Heldenthaten, beſieht oft ſeine Hände, und heult dann einen doppelten Schrei, ſo oft er denkt, daß er von einem Weibe getödtet werde, deſſen Name Schwachheit iſt.

„O wer könnte die unzähligen Thaten beſchreiben, ſie mir nachthun, die ich mit dieſem Körper unternommen, mit dieſem Geiſte vollendet habe! So grauſam hat mich weder die unverſöhnliche Juno, noch der grimmige Euryſtheus angefallen, wie mich dieſe einzige Nichtswürdige, Oeneas Tochter, verfolgt hat. Dieſe hat mich Verdachtloſen mit dem Wuthkleide umſtricket, das in meine Seite hineinglüht, und mit einem Feuerdrange mein Eingeweide zerreißt. Es gräbt wüthend hinein, und zehrt die Säfte meiner Lenden heraus.

Schon hat es alles mein lebloſes Blut herausgeſchlürft, und mein Leib iſt verzehrt, von Höllenverwüſtung niedergeſchwunden. Ich bin überall umwunden, werde überall vom Giftgewebe zermalen. Dieſe Todesſtreiche hat mir keine Gewalt der Griechen, kein wüthendes Eindringen der Barbaren, noch irgend ein wildes Volk, das von den äußerſten Weltgrenzen heranſtürmte, verſetzt; ich habe ſie alle durchwandert, habe ſie allenthalben aus der Wildheit geriſſen, und nun von der Hand eines Weibes, von eines Weibes Hand, werde ich Mann hingeſchlachtet. — O mein Sohn, handle doch nach den Pflichten eines Sohnes für deinen Vater, und laß dich nicht, da er hinſinkt, von der Liebe zur Mutter überwältigen! Ergreife ſie, reiſſe ſie hieher mit vaterliebenden Händen. Ich will ſehen, ob ich oder ſie dir theurer im Herzen liege. Unternimm, mein Sohn, nimm dir den Muth! Weine über die Zerſtörung deines Vaters! habe Mitleid mit ihm. Völker werden über mein Unglück weinen. Wehe mir, ich breche in Klagen aus, wie ein Weib, ich, den noch kein Menſch über ein Unglück klagen gehört. Alle meine entnervte Kraft, ſobald ſie erſchüttert ward, unterlag. Komm näher, mein Sohn, verlaß mich nicht. Sieh her auf dieſen bejammernswürdigen Körper, auf dieſe verwüſteten

Eingeweide deines zerriſſenen Vaters. Und ihr Weſen alle, und du Vater der Götter, ſieh herab, ſchleudere, ich beſchwöre dich, ſchleudere herab auf mich eine verzehrende Flamme. Jetzt graben ſie, graben ſie wieder, die Schlangenwirbel, hinein den Höllenſchmerz; jetzt ſiedet der Feuerſtrudel ꝛc.“

Ich zweifle nicht, daß in unſern Zeiten dieſe Stelle auf manchen Bühnen ſehr gefallen würde; denn ſich ſelbſt ſieht man immer gerne in andern; aber wenn es auch möglich ſeyn könnte, daß dieſe Art, den Schmerz zu ertragen, dem Menſchen natürlicher wäre, als die Stärke, bei demſelben ſtandhaft zu bleiben; ſo ſoll man doch, nachdem es keinem, der es wagte, mißlungen hat, aus Liebe zu den Menſchen ſich beeifern, denſelben zu erheben. Unter allen wirklichen und eingebildeten Uebeln dieſes Lebens iſt die Muthloſigkeit gewiß ein neues, und das höchſte Uebel aller Uebel. Verläugnen läßt ſich die Natur nicht, ſie läßt ſich nicht fühllos machen. Dieß ſoll man auch nicht, wenn man es auch wirklich thun könnte; aber erhöhen, abhärten läßt ſie ſich durch Gewohnheit und Beiſpiele zum Aushalten in dem ſchwerſten Leiden. Möchte kein Dichter vergeſſen, wenn er ſchreibt, daß er Menſchen bilde, und daß jedem von uns daran liegt, ſie ſo zu bilden, daß ſie alle und jede das werden, was wir wünſchen, daß unſere nächſten Freunde, die Gefährten unſers Lebens ſeyn möchten, ſtandhafte, unbeugſame Seelen mit guten Herzen und großen Geſinnungen. Möchte man ſich doch ſtets beeifern, alles, was ſchwach, was nervlos und unmännlich iſt, unſern Augen überall zu entrücken, denſelben überall eine weiter ſtrebende Gewalt, eine kräftige Neigung, himmelan zu ſteigen, vorzuhalten, und denjenigen, welchem ſeine Weisheit nichts giebt, durch das mächtige Gefühl für Heldenehre aufrecht zu halten.

Das Bild des Weiſen als Menſchen, liegt für alle Zeitalter in den Schriften und Meiſterſtücken der Alten, welche ihren höchſten Stolz in dem feinſten Geſchmacke für das hohe Sittliche fühlen, und von der lauterſten Ehrerbietung für die Würde der menſchlichen Natur durchdrungen waren. Der Ausdruck ihrer Dichter zeigt von ihrer Denkungsart, und der Adel in den feſten ruhigen Stellungen und Gebärden ihrer Gemälde und Statuen iſt ein Beweis von dem geſunden und ſtarken Charakter ihrer Künſtler, die ſich ſtets angelegen ſeyn ließen, ſich nicht nur mit ihren Kunſttheilen, ſondern mit nährenden erhabenen Gedanken, womit man über Welt und Glück ſieget, zu beſchäftigen.

Der Grieche, der das Opfer der Iphigenie malte, verhüllte ihrem unglücklichen Vater, dem Agamemnon, das Haupt nicht, weil er an dem Ausdrucke dieſes Schmerzens verzweifelte, ſondern weil er glaubte, es ſey der Würde eines Mannes entgegen, ihn den grauſamſten Schmerz ausdrücken zu laſſen.

Aeneas, welchem die unglückliche Dido alles ſagte, was das Herz eines Mannes zerreißt, hielt ſeine Augen unverwandt vor ſich nieder, und unterdrückte, wider ſich ſelbſt kämpfend, den Kummer der Seele.

Dieſem Endzweck, nämlich unſern Geiſt auf den wahren Mittelweg zwiſchen der gefühlloſen und zaghaften Faſſung zu führen, eilet die Tragödie zu, dieſes verſpricht ſie, wenn ſie ſich für fähig erklärt, die Leidenſchaften zu reinigen. Man hat vielleicht dieſen Ausdruck zu weitläufig genommen, indem man ihn auf alle Leidenſchaften ausdehnte, und es kann uns daher nicht undienlich ſeyn, ihn auf die wahren, beſtimmten Begriffe zurückzuführen.

Die Tragödie, ſagen diejenigen, welchen ohne Zweifel das, was ſie leiſten kann, zu wenig war, und ihr mithin mehr, als ihr angehört, zuſchrieben; die Tragödie weckt unſer Gefühl, flößt uns Abſcheu gegen das Laſter, Liebe für die Tugend, und gute Charaktere ein, giebt uns Behutſamkeit und Muth in den härteſten Zufällen des Lebens. Wenn wir mit einem Unglücklichen Mitleid haben, meinten ſie, ſo empfinden wir zugleich eine Furcht, eben ſo unglücklich zu werden; dieſe Furcht erweckt in uns einen Eifer, dem Unglücke auszuweichen, und dieſer Eifer verurſacht in uns das Beſtreben, die Sache, wegen der ſich die Perſon, welche wir bemitleiden, ihr Unglück zugezogen hat, von uns zu entfernen. Und wer wird, wenn er die ſchrecklichen Zufälle tragiſcher Leiden oft anſieht, und betrachtet, und empfindet, gegen ähnliche Begegniſſe nicht gleichſam abgehärtet, oder, wenn er ſieht, daß die ſeinigen weit geringer ſind, darin nicht geſtärkt werden. Ich erinnere mich, dieſe Lehre von einem weiſen Manne gehört zu haben, ſagt Theſeus bei dem Euripides, und ich überdachte daher ſtets ein Unglück, das mir bevorſtände, einen Todfall, der mir ſehr ſchmerzlich fallen könnte, oder an die unglückliche Entfernung im Elende, oder ſonſt an ein großes Uebel, damit, wenn mich plötzlich ein ſolches Unglück überfiele, es mich nicht unbereitet antreffe, und vor Kummer muthlos mache.

Dieſes iſt alles ſehr gut gemeint; aber in Abſicht auf die Tragödie zu viel verſprochen. Wenn ein Dichter edle, auf Rechtſchaffenheit und Tugend abzielende Charaktere, große Geſinnungen, und hinreiſſende Gemälde ſchildert, wenn er gegen verruchte Laſter Haß und Abneigung erweckt, ſo hat er allerdings ein gutes Stück gemacht; allein, wie die beſte Komödie, wenn ſie auch die heilſamſten Empfindungen einflößt, ſobald ihr Gegenſtand nicht belachenswürdig iſt, kein ſatyriſches Luſtſpiel iſt: ſo iſt ein Drama darum noch keine Tragödie, weil es große Sitten enthält, oder heroiſche Geſinnungen erweckt. Wenn gleich die Tragödie weder ſie ſelbſt, noch ihre guten Wirkungen ausſchließt; ſo kann ſie doch, an ſich ſelbſt betrachtet, keine andern Leidenſchaften reinigen, als bloß diejenigen, welche ſie erwecken will; ſie will aber keine andern, als das Mitleid, und vermöge dieſem die Furcht erwecken. Dieſe Empfindungen, nämlich das Mitleid und die Furcht, müſſen alſo theils durch ſich ſelbſt, theils durch wechſelweiſe Hülfe dasjenige, was man ihre Reinigung nennt, aber nur in Beziehung auf ſich ſelbſt, wirken, müſſen dem, der eines zu harten Herzens iſt, Gefühl einflößen, und dem, der ganz Gefühl iſt, es mäßigen, dem, der ſich zu wenig, und der ſich zu viel fürchtet, geben und wegnehmen; mit einem Worte, den Mann herbilden, dem ſeine Tugenden angehören, dem ſeine Leidenſchaften tugendhafte Fertigkeiten ſind, der von der Schwachheit des faſſungsloſen Entzückens und des betäubenden Schmerzens gleich weit entfernt, nicht zu träg, Leiden zu empfinden, aber zu ſtolz, denſelben zu unterliegen, ſeinen eigenen, großen Mittelſinn, und die Kraft behält, ohne den Verdacht einer Muthloſigkeit, männlich zu klagen, und ſelbſt durch das Ungemach ſich zu ſtärken.

Von der Epopöe.

Wir wiſſen, daß die Poeſie der Künſte in ihre verſchiedenen Arten nach den verſchiedenen Empfindungen und Leidenſchaften eingetheilt wird, und daß uns die Dichter aus der Abſicht, dieſelben in uns zu erwecken und zu bilden, ihre Natur in wahren, anziehenden Gegenſtänden vorgelegt haben. Dieſem zu Folge iſt ein jeder Gegenſtand, deſſen wahrer Ausdruck vermögend iſt, große und erhabene Leidenſchaften, und die Empfindung der heroiſchen Natur in uns zu wirken, ein Gegenſtand derjenigen Art von Poeſie, die man mit dem Namen der Epopöe, oder des Heldengedichtes belegt hat. Der Anblick eines majeſtätiſchen Tempels, des Rumpfes des Herkules vom

Apollonius, des jüngſten Gerichtes zu Düſſeldorf von Rubens; die Töne einer ausdrückenden Kriegs- oder Kirchenmuſik, laſſen uns mit der nämlichen Stärke die Kraft einer erhöhten Natur fühlen, wie uns eine Iliade oder Meſſiade ſie fühlen läßt.

Wir wollen ſogleich von der Epopöe der Sprachdichter den Anfang machen; dieſe iſt, wenn wir anders aus dem, was ſie bei den vornehmſten epiſchen Dichtern war, ſchließen, was ſie überhaupt ſeyn ſoll: „die poetiſche Beſchreibung einer heroiſchen Handlung, deren ſämmtliche Theile fähig ſind, große und erhabene Empfindungen hervorzubringen." Wenn wir aus dieſer Beſchreibung einige nähere Regeln von den Gegenſtänden, und der äußern Einrichtung der Epopöe feſtſetzen, ſo werden wir bald im Stande ſeyn, uns von dem ganzen Umfange derſelben deutliche Begriffe zu machen.

Die Epopöe iſt eines derjenigen Gedichte, welche, wenn ſie auch nicht wirklich vorhanden wären, dennoch allemal, und bei allen Nationen entſtehen würden. Es gehört zur Freude des Menſchen, ja, es iſt in glücklichen und traurigen Schickſalen eine ſeiner einzigen natürlichen Freuden und Ermunterungen, ſich großer, rührender Handlungen, ungewöhnlicher Begebenheiten und Gegenſtände zu erinnern, und in dieſer Erinnerung das zu ſuchen, zu genießen, was man allemal fühlt, ſo oft man durch ſolche Gegenſtände gerühret wird. Wir fühlen nämlich, wenn wir durch ſolche Gemälde erhitzt werden, jene Macht von Vergnügen, bei der wir uns über alles Gewöhnliche dieſes Lebens erheben, wir fühlen uns gegen alle gemeine Dinge ſtolzer und größer, als wir gewöhnlich ſind, und wir ſehnen uns, und ruhen daher in dem Gefühle dieſes geſunden Seelenzuſtandes, dieſer ſtarken Fülle, wo wir auf uns ſelbſt trauen. Je ſimpler ein Volk iſt, je mehr es alſo gemeiniglich die Sättigung des Lebens mehr in Handlungen, als in Worten und Anſchauungen ſucht, deſto häufiger äuſſert ſich dieſes dem Menſchen ſo natürliche Verlangen. So wie heut zu Tage die roheſten Völker in Amerika durch heroiſche Lieder ſich anfeuern; ſo treffen wir in dem tiefſten Alterthume überall Spuren an, daß man bei feſtlichen und freudigen Verſammlungen die merkwürdigen Begebenheiten, und die Thaten großer Seelen beſungen habe. Wir finden in den älteſten Urkunden, ſagt Cicero (Tusc. Quaest. L. I.) von den Römern, daß bei den Gaſtmahlen die Anweſenden von den Heldenthaten berühmter Männer mit Begleitung einer Flöte zu ſingen pflegten. Eben dieſes thaten die Barden bei den öffentlichen Verſammlungen, und alle Urvölker lange vor Homers Zeiten. Dieſer letztere dachte ohne Zweifel über den Urſprung und Endzweck dieſer allgemeinen Erſcheinung nach, und ſein alles umfaſſender Geiſt unternahm es, das, was einzeln zerſtreut zu ſeyn ſchien, in ein Ganzes zu ſammeln, und zu wirklichen Begebenheiten und Charakteren erdichtete, welche die nämliche Wirkung hervorbrächten, zu ſetzen, und überhaupt alles Lebende und Gegenwärtige, alles Mögliche und Wahrſcheinliche, die irdiſche und überirdiſche Welt zu durchgehen, um davon Empfindungen und Gemälde aller Arten von Größe auszuheben. Wenn man aber den Homer für das Muſter der epiſchen Dichter erklärt hat, ſo iſt dieß (denn wir ſollen allemal auf die Veranlaſſung dieſer Dichtungsart zurückſehen) nicht ſo zu verſtehen, als wenn an einer epiſchen Handlung allemal höhere Mächte einen unmittelbaren Antheil bekommen müßten, wie Homers Götter in der Iliade; dieſe ſind, an ſich ſelbſt, zufällig, und würden wenig zur Würde der Epopöe beitragen, wenn ſie nicht durch große Geſinnungen zu großen Thaten geführt würden. Das Weſen des Heldengedichtes (die Gegenſtände mögen ſeyn, wer ſie wollen, wenn ſie nur tauglich und zweckmäßig ſind) beſteht darin: große Empfindungen aller Arten, vermittelſt der Schilderungen großer Thaten, zu erwecken, um dieſelben in uns zu reinigen, oder ſie uns einzuflößen.

Die epiſche Handlung ſoll nur Eine Handlung ſeyn, das iſt, alles, was bei derſelben zugegen iſt, ſoll nur zu Einem und eben demſelben Endzweck zugegen ſeyn. Je einfacher dieſe einzige Handlung ausgeführt wird, je weniger der verwickelnden Begebenheiten, und je mehrere intereſſante Schilderungen bei einem ganz leicht zu überſehenden Plan vorhanden ſind, deſto mehr nähert ſich das Ganze der Vollkommenheit. Beides folgt aus dem urſprünglichen Weſen, und der Abſicht der Epopöe, welche aus der über einen wichtigen Gegenſtand erhitzten Einbildungskraft entſtand, aus einem Zuſtande, wo ſich die Seele ganz an Einen Gegenſtand heftet, und alles vermeidet, was die Phantaſie auf Nebenwege führen oder zerſtreuen kann.

In dieſem einzigen, einfachen Ganzen ſoll alles, was vorkömmt, in einer ungewöhnlichen Größe erſcheinen. Nicht nur die Charaktere, die Geſinnungen und Handlungen der Perſonen ſollen groß ſeyn, ſollen in einer kühnen, in einer ſchauderhaften, und, wenn ich ſo ſagen ſoll, einer wilden Natur, und alle ihre Bewegungen und Reden über die höchſte Proſa erhaben, begeiſtert, und oft ganz lyriſch ſeyn; ſondern auch die Scene, wo eine Handlung vorgeht, ſoll das Gepräge des Außerordentlichen, des Heroiſchen an ſich haben.

Doch, dieß können Sie alles wiſſen, wie es dann immerzu ſehr viele gewußt haben, ohne einen einzigen Zug von dem, worin der Endzweck, der Geiſt des Dichters liegt, in ſich zu nehmen, ohne dadurch ungewöhnlicher an Geiſtesſinn und Handlung zu werden. Es fehlt uns gemeiniglich an der Kunſt, an der Vorbereitung, etwas zu leſen. Wir ſuchen gemeiniglich nach Intriguen, nach der Mühe der Zeichnung, und riechen die Sache, die wir genießen, ſchmecken und verdauen ſollen. Ich will mit Ihnen, ehe ich zu andern Regeln fortſchreite, ein paar epiſche Gemälde betrachten, und mich bemühen, Ihnen zu zeigen, wie große herrliche Dinge in Wenigem liegen, wenn man ſie ſuchen und finden will. So oft wir eine wahre epiſche Stelle mit Geiſt leſen, befinden wir uns, wie ich eben ſagte, allemal in einer überirdiſchen Faſſung, wo uns dieſe Erde mit allen ihren Auftritten und Erſcheinungen zu verſchwinden ſcheint. Wir empfinden eine ungewöhnliche Stärke, und ein ruhiges Uebervermögen in uns, wo wir vermeinen, die Pole wegrücken, und die Sterne, und den Himmel herabziehen zu können. Es iſt nicht nöthig, daß wir, um uns ſo zu beben, viel leſen, viel zergliedern; eine einzige Stelle aus dem wahren Geſichtspunkte beſehen, erhitzt oft die Einbildungskraft, und kündiget im Herzen die Gottheit der mächtigen Muſen an.

Ich nehme die nächſte Stelle, die mir eben auffällt, aus Klopſtocks Meſſias, z. B. das Gericht der zwei Freunde Zoar und Seba, im ſechzehnten Geſange. Ein ſchreckliches Gemälde, deſſen öfterer Anblick unſern Geiſt zu einem Hinſchauen gewöhnt, das jeden matten unedeln Gedanken verſcheuchen, jeden Kleingeiſt zermalmen muß.

Um mit beiden ſympatiſiren zu können, müſſen wir ihre Charaktere vor uns haben. Seba war hochmüthig, eigenliebig, und rechtfertigend in ſeinen Augen jeden ſeiner Gedanken; — Zoar hingegen war duldend, beſcheiden, furchtſam, und mißtrauend auf ſeinen Werth bei jeder ſeiner Handlungen. Aus dieſem läßt ſich auf die Geſchichte der heimlichen und öffentlichen Thaten, welche beide verrichtet, und auf die Abſichten ſchließen, welche ſie mit denſelben verbunden haben. Dennoch waren ſie, lebten und ſtarben ſie als gute Freunde. Die Erzählung dieſer Geſchichte fließt ruhig fort, und muß in eben dieſem Tone geleſen werden.

Zoar hatte vereint in langer daurender Freundſchaft
Bunde, mit Seba gelebt. Und jetzt ward ihnen, was ſelten
Freunden ward. Sie ſtarben zugleich. Mit ſicherer Erwartung
Jener Herrlichkeit, Seba: mit Reu und Befürchtung und Demuth,
Zoar. —

Dem Anſcheine nach könnte man ſie beide für gut halten, wenn ſich gleich bei dem Anblicke des Seba, ich weiß nicht, welcher Kummer über ſein Schickſal verſpüren läßt. Die nachſtehende Sentenz muß in einem tiefern feierlichen Tone deklamirt werden:

— Anders ſinket und ſteigt die Wage des Richters,
Und des Menſchen. —

Das Künftige lieſt ſich wieder in dem gewöhnlichen Erzählungstone:

— — Da ſie zum Gericht der Unſterbliche führte,
Sprachen ſie untereinander: —

Stellen Sie ſich vor — denn bei ſolchen Gelegenheiten ſollen Sie dieß allemal thun — was dieſe beiden Seelen in der Faſſung dieſer erſten Augenblicke empfinden konnten. Es iſt nicht Ueberlegung, nicht ſchon entwickelter Zug des Charakters; es iſt Freudenſtrom, Völle, Trunkenheit, ſchaudernde Erwartung ꝛc. Die folgende Stelle muß in einem feuerigen, aufſliegenden Tone geleſen werden:

— — O Loos des ſterblichen Lebens!
Ach, wie iſt uns ſo lieblich das Loos des himmliſchen Lebens,
Zoar, gefallen! — Auch hier vereint uns beide die Freundſchaft,
Ewig iſt nun, o Seba, ihr Bund!

Dieſer Taumel dauerte nur einen Augenblick; denn der Geiſt führte ſie mit einer gedankenähnlichen Geſchwindigkeit; er blieb bei ihrer Freude unbeweglich und ernſthaft, und beantwortete ſie mit keinem Worte. —

— — der Unſterbliche hört' es,
Schwieg.

Dieß iſt der Charakter eines höhern Weſens, dem alles bereits ewig, auseinander gelegt, und vollendet iſt, nichts erſt zu überlegen, ſtets zu empfinden, und ſtets zu handeln. Das Stillſchweigen iſt oft die grauenvollſte, die erſchütterndſte Sprache für das Herz; und keine handelnde Kunſt, kein Ausdruck, kein Ton, keine Farbe iſt vermögend, in gewiſſen Zeitpunkten das auszudrücken, was man, wenn man ſtumm bleibt, erklären kann.

So däucht mir, daß alles, was die unglückliche Dido, da Aeneas ſie im mondbleichen Cypreſſenhaine bejammert, ſagen könnte, weniger ſeyn würde, als es nun, da ſie ſtumm hinſieht, und nichts ſagt, uns werden muß. Ihre Klagen würden für uns eine Erleichterung ſeyn, und das Süße des Mitleids uns fühlen laſſen; aber

„— Sie hielt von ihm abgewandt, ihre Augen auf die Erde geheftet, und blieb bei ſeiner Rede gerade ſo unbeweglich, als ſtünde ein harter Kieſelſtein oder marpeſiſcher Fels da. Endlich raffte ſie ſich auf, und floh feindlich in den dunkeln Wald hin.“

Die Seelen ſind angelangt, ſind ſchon (ein Blitz war es) gerichtet. Wie fürchterlich liegt dieß in den wenigen Worten! wie vernehmlich in den Pauſen:

> Sie ſtanden vor Tabors Gericht. — Dem Unſterblichen ſagtens
> Winke des Richters. Er fühlte.

Zu gleicher Zeit vernimmt ein Todesengel den Wink. Er kömmt. Wie ſchrecklich iſt die Art dieſer Annäherung! Der Dichter läßt den Engel nicht auf der Stelle zugegen ſeyn, ſondern aus weiten Fernen ſich nähern. —

Wie ſchauderhaft iſt dieſe Zwiſchenzeit! Die Anſtalten zum Tode, das Entgegenſehen iſt ſchrecklicher, peinlicher, als der Tod ſelbſt. Es iſt der Streich, den man, damit man ihn empfinden ſoll, langſam führt.

— Er läßt ihn ſich nähern durch eine Wüſte. Wie ſehr vermehrt dieſer Zug unſer Grauen für den Unbekannten, der einen Gang hat, dem man nicht entfliehen kann, einen Blick, bei dem man verſinken will!

— Nicht lange, ſo kam aus den Fernen
Einer Oed' ein Todesengel. Er wandelte langſam,
Aber gerad auf ſie zu. Des ſchrecklichen Unbekannten
Richtung und Gang ſchien, wünſchte man ihm zu entfliehn, unentfliehbar.
Noch war zwiſchen den dreien, und zwiſchen dem Engel des Todes
Weite, wie Meere.

Noch wußte Zoar nicht, daß er ſchon gerichtet war; indeſſen bemerkt er einen Hocherhabenen bei Tabor, und fühlte nun bereits, daß er von ihm entfernt werde. Er ſieht den Todesengel, und empfindet ein Grauen, bei dem ſein Gang ihm erſtarren, und ſein Geiſt mit aller Gewalt an eine Stütze ſich halten will. Wie getreu den Charakteren, welche beide Seelen erhalten, bleibt dieſer Zug, indem der Dichter den Zoar, der kein Selbſtvertrauen auf ſeine Verdienſte ſetzt, dieß fühlen läßt.

— — Doch Zoar, als er die Eile des Seraphs
Sah, des Geleiters, der ſie aus jener ernſten Verſammlung
Hatte geführet, weg ſie geführt von dem Antlitz des Erſten,
Welcher vor allem ihm ſchien ein Hocherhabener — Zoar,
Als er des Todesengels Herüberſchau'n erblickte,
Ueberſtrömt es, wie Schrecken. Er ſäumte. —

Sie ſollten ſich, wenn ſie auch keine Künſtler werden wollen, die Erſcheinung ſolcher Machtweſen oft vorſtellen; oft erblicken dieß ſchaudervolle Herumſchauen aus der Oede von weitem, dieſen Gang, der, wenn man auch entfliehen wollte, unentfliehbar ſcheint; dann werden in Ihren Seelen, gleich überirdiſchen Mächten, die Kräfte hoher Ideen, und die Triebe des Vielwollens entſtehen; dann werden Sie ſich die größte Eigenſchaft eines Mannes von Geſchäften, die Gegenwart des Muthes angewöhnen, allen Schrecken dieſes Lebens unerſchüttert zu begegnen.

Entſcheidend und ſchrecklich iſt das Gericht des Todesengels.

— — der Todesengel
Stand vor ihnen, und hielt die hohe Flamme gen Himmel:
Du biſt angenommen! — Und du verworfen! Er wandte
Sich mit dem Donnerworte zu Seba.

Und Seba hört's, fühlt's, fühlt's nicht mehr, glaubt, zu vergehen, und ſchwebt in einem ſtummen Zuſtande zwiſchen Seyn und Nichtſeyn.

Das geht, wie wir ſchon oben hörten, in den erſten Augenblicken eines drückenden Gefühls in gefühlfähigen Seelen vor; es iſt ein Anſtarren, ein betäubtes Hinſchauen in ein Nichts, eine Pauſe zwiſchen Leben und Tod; aber bald gehen die Empfindungen auseinander, und Seba wird fähig, ſeines unermeßlichen Elendes gewahr zu werden.

Dieß alles muß man ſich ſelbſt ergänzen, inzwiſchen denken, wenn man den Ausdruck verſtehen will:

… .
Als dieſer zu hören
Wieder vermocht', erſcholl das zweite Wort des Verderbers:
Scheidet!

Dieſen Augenblick läßt der Dichter den Seba in das Wort einfallen, ihn herausſtürmen den vollen Ausbruch ſeiner Seele, und wegwälzen auf alles, was um ihn iſt, die über ſeinem Haupte zuſammenſtürzende Laſt des Wortes: Scheidet! Erſt ſpricht Seba als ein leidendes Geſchöpf, ſo wie jeder Menſch in dieſem erſten Zeitpunkte, wo ſeiner Natur Gewalt angethan wird, ſprechen würde; aber ſobald die Reflexion kömmt, ſpricht er gemäß ſeinem Charakter. Wenn man in der höchſten Bewegung iſt, wenn die Seele in dem Innerſten aller ihrer Kräfte erſchüttert iſt, ſo ſehen wir dieſe ganze Welt mit allen ihren Weſen und Elementen als ein Ding an, das jetzt nur da ſeyn ſollte, an unſern Angelegenheiten Theil zu nehmen; wir ſehen in dieſem peinigenden ſinnloſen Drang alles als belebt an, fordern alles, was einen Namen hat, auf, ſich mit uns zu freuen, mit uns zu betrüben, und uns zu ſchützen. Und dieß iſt bei erſtorbenen Gemüthern vielleicht der einzige Augenblick, wo ſie gleichſam genöthigt ſind, ihre Menſchheit, und ihr urſprüngliches, ewiges Band und Verhältniß gegen die ganze Schöpfung zu fühlen.

Die erſten Ausbrüche des Seba enthalten die höchſte Wahrheit für den, der jemals fähig geweſen, ſeine eigene Natur bei der Vorſtellung ſolcher Zeitpunkte zu fühlen. Erſt ſchreit er in die Schöpfung hinaus, dann wendet er ſich an ſich ſelbſt, und ſogleich an ſeinen Verderber. Seine Seele hat nirgends Ruhe, kann nirgends anhaften oder Haltung finden. Alſo ſtellen Sie ſich noch einmal den Augenblick und das Rufen des Todesengels vor:

Scheidet! — O Himmel und Erd', und alles, was heilig iſt, Menſchen,
Engel, und all' ihr Weſen der ewigen Dauer! Verworfen!
Scheiden!

Sie müſſen ſich zu dieſer Stelle die Muſik des Ausrufes, und die Bewegungen, welche Seba während deſſelben machte, vorſtellen. Er wollte entfliehen, konnte nicht entfliehen; rief; riß hinaus auf alle Elemente, wollte ergreifen, vermochte nicht, ſich zu halten, und drückte im Wahrnehmen dieſes Unvermögens mit allen Kräften auf ſich ſelbſt, um die Bitterkeit des Urtheils, und die Trennung von allem, und das Gefühl ſeiner Hülfloſigkeit zuſammenzuketten, und auf einmal ſich ſelbſt fühlen zu laſſen. Der Ton, mit welchem das Verworfen! ausgeſprochen wird, muß jenes ſchreckliche Hohnlachen enthalten, mit welchem man in ſolchen Fällen die Empfindung über ſein Elend, und die Verachtung, die Unverſöhnlichkeit und Rache wider ſich ſelbſt auszudrücken pflegt; es iſt der ſchreckvollſte Ton, den man hören kann:

Verworfen! haſt du, haſt, Donnerer, ſcheidet, gerufen?
Macht der Mächte, wer biſt du?

Zoar vergißt in dieſem Augenblicke ſeines glücklichen Looſes, fühlt nur das Loos ſeines Seba. Er hält ſich bei keinen Fragen auf, er ſieht das Elend als entſchieden an, und ſeine Seele kann nichts, als es fühlen und bejammern. Seinen Ausdruck können Sie bei jedem andern fühlenden Menſchen wahrnehmen, wenn er an dem Unglücke eines andern Theil nimmt, und ſein Leiden nicht nennen kann. Ich habe hier eben eine Anekdote von Thomas Morus, und ſeiner Tochter vor mir, die ich Ihnen, weil ſie ſo gelegen kommt, ſagen muß. Als man ihn zum Tode führte, wollte ihn ſeine Tochter nochmal ſehen. Sobald ſie ihn erblickte, ſo brach ſie durch das Gedränge und die Wache, die ihn umgab; und nachdem ſie auf ihren Knieen ſeinen Segen erhalten, umarmte ſie ihn inbrünſtig vor ihnen allen; und unter einem Strome von Thränen, da ihr Herz vor Schmerz brechen wollte, waren die einzigen Worte, die ſie hervorbringen konnte: „Mein Vater! o mein Vater!“

Sehen Sie, das iſt Natur. Wie bloße Mienen ſchon Ausdrücke und Worte für die ſind, die ſie verſtehen; ſo liegt in dieſem Ausrufe mehr, als jede Sprache erklären kann. So ruft nun Zoar, und ſo hat ihm Seba geantwortet.

— — Ach, Seba, Seba! Geliebter!
Auserkohrner! Vor allen mir auserkohren, ſo lange
Theuer mir, ſo lange mein Freund! —

Seba antwortete ihm mit einem einzigen Worte, und wendet ſich ſogleich wieder an den Todesengel.

— — Mein Zear! — Auf ewig
Donnerer eines Gerichts, das meiner Erkenntniß zu hoch iſt?

In dieſem letzten Zuge geht bereits ſein Charakter hervor; da Seba ſich ſelbſt für gerechtfertigt hält, ſo iſt's, als wenn er ſagen wollte: Es kann gar nicht möglich ſeyn, daß dieß Urtheil mich angehen ſollte. Die Antworten der Geiſter ſind mächtig und entſcheidend. — Und immer ſchrecklicher und ſtummer ſinkt die Scene in Dämmerung zur ewigen Trennung der Freunde.

Ob auf ewig? frageſt du mich. (Indeß war des Führers
Schimmer in Dämm'rung verloſchen) O frage mich nicht! den Seraph,
Der euch führte, den frag, er kommt von dem Richter des Himmels
Und der Erde! — War der, der alſo vor allen Engeln
Strahlte, der Richter der Welt, und hat er dieſe Verwerfung,

Dieſe Scheidung geboten? — Ach Engel, welcher uns führte,
Meinen Zoar, und mich, du Engel Gottes auf ewig?

In noch trübere Dämmerung gehüllt, antwortet der Führer:

Er hat alles geboten. Gehorch, und ſcheide!

Nichts iſt natürlicher, als daß Seba auf die Beſchuldigung verfällt, mit welcher er nun das Urtheil von ſich ablehnen will. Zoar, welchem er gleichfalls Vorwürfe macht, antwortet ihm mit einer ſo gutherzigen, brüderlichen Einfalt, mit ſo wohlmeinender warmer Redlichkeit, daß ich den, der ſie nicht fühlen kann, herzlich bedauern muß. Seba wandte ſich vom Engel zum Zoar:

— — Geboten!
Er, der auf mich nicht niederſchaute? Der andrer Schickſal
Zoar, entſchied, doch auf mich mit keinem Blicke nicht ſchaute?

Zoar ſprach: Er blickt' auf dich; mich däucht es, mit Ernſte,
Blickt' er auf dich. — Du zeugeſt wider mich, du Geliebter?
Und in dieſer Stunde des Grauens, an dieſem Abgrund?

Ach, ich zeuge wider dich nicht! Du weißt ja, ich kennte

Nie die Wahrheit verhehlen. Umarme deinen Getreuen!
Seba, ich zeuge wider dich nicht!

Und hier ſanken ſie ſich in die Arme, und vergiengen — vergiengen im Todesgefühl von Liebe, von Mitleid, vom ſchmerzlichen Gedanken der nahen Trennung auf ewig. Ich komme niemals zu dieſer Scene, ohne von dem mächtigen Gefühle des unausſprechlichen Schmerzens, der darin liegt, ganz ergriffen zu werden. Wäre ich ein Künſtler, ich wollte eine lebenslängliche Mühe dem Ausdrucke dieſer Idee widmen, bei deſſen Anblick, ſollte er mir auch nur halb gerathen, jedes Menſchenherz in Wehmuth zerfließen würde. Wenn man mit fähiger Empfindung hinſieht auf die ſich Umarmenden, hinſchaudert in die lange Verwüſtung, die unabſehbar und endlos nach ihnen liegt, wenn man wegwühlen ſieht jede Blutthräne vom verſinkenden Auge, wer nennt das, was er fühlt? Was er nicht anſehen will, und doch mit einem heißen Gefühle der Menſchheit ſtets anſieht?

Selbſt der Todesengel konnte den Anblick nicht aushalten; er wandte ſich weg, und ſenkte ſeine Flamme zur Erde. Welche Feierlichkeit zum namloſeſten Weh in dieſem letzten Augenblicke!

Sie ſprachen nichts, alles würde verloren haben, was ſie jetzt immer hätten ſprechen können. Das tiefſte Leiden iſt ſtumm, verwandelt das Weſen in Stein.

— Der Engel des Todes
Hatte ſich weggewendet, und niedergeſenkt zur Erde
Seine Flamme, gemildert ihn Drohn; denn Zoar umarmte
Sela; denn Zoar und Seba weinten blutige Thränen.

Aber die Stunde der Sendrung war da, die ſchreckliche, bittre
Stumme Stunde, war da; der Verderber mußte die Flamme
Wieder erheben, ſie wieder mit ihren Schrecken bewaffnen.
Und er flammt, und ſchaut' herunter, und rief, und Entſetzen
War die eiſerne Stimme des Rufenden: Scheidet! Sie ſchieden.

Leſen Sie nun nach mir dieſe Stelle noch einmal, leſen Sie ſie unzähligemal; Sie werden ſtets etwas Neues, das ich hier nicht ſagte, das ich nie würde ſagen können, ſehen und empfinden, ſo wie Winkelmann aus dem Rumpfe des Herkules, ſo oft er ihn betrachtete, immer neue Wunder hervorgehen ſah. Dieß iſt das zweite Beiſpiel einer epiſchen Idee, das ich vorausſetzen will. Bewunderungswürdig iſt die begeiſterte Einfalt und Hoheit der Ausdrücke, mit denen uns Winkelmann ſeine großen Gefühle gezeichnet hat.

„Ich theile hier eine Beſchreibung des berühmten Torſo im Belvedere mit, welcher insgemein der Torſo vom Michael Angelo genennet wird, weil dieſer Künſtler dieſes Stück beſonders hochgeſchätzt, und viel nach demſelben ſtudirt hat. Es iſt eine verſtümmelte Statue eines ſitzenden Herkules, wie bekannt iſt, und der Meiſter desſelben iſt Apollonius, des Neſtors Sohn von Athen. Dieſe Beſchreibung geht nur auf das Ideal der Statue, ſonderlich, da ſie idealiſch iſt, und iſt ein Stück von einer ähnlichen Abbildung mehrerer Statuen. —

Ich führe dich jetzo zu dem ſo viel gerühmten, und niemals genug geprieſenen Trunk eines Herkules; zu einem Werke, welches das ſchönſte in ſeiner Art, und unter die höchſten Hervorbringungen der Kunſt zu zählen iſt, von denen, welche bis auf unſere Zeiten gekommen ſind. Wie werde ich dir denſelben beſchreiben, da er der zierlichſten und der bedeutendſten Theile der Natur beraubt iſt! So wie von einer mächtigen Eiche, welche umgehauen, und von Zweigen und Aeſten entblößt worden, nur der Stamm allein übrig geblieben iſt, ſo gemißhandelt und verſtümmelt ſitzet das Bild des Helden; Kopf, Bruſt, Arme und Beine fehlen.

Der erſte Anblick wird dir vielleicht nichts, als einen ungeformten Stein ſehen laſſen; vermagſt du aber in die Geheimniſſe der Kunſt einzudringen, ſo wirſt du ein Wunder derſelben erblicken, wenn du dieſes Werk mit einem ruhigen Auge betrachteſt. Alsdann wird dir Herkules wie mitten in allen ſeinen Unternehmungen erſcheinen, und der Held, und der Gott werden in dieſem Stücke zugleich ſichtbar werden.

Da, wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künſtler angefangen: Jene ſchweigen, ſobald der Held unter die Götter aufgenommen, und mit der Göttinn der ewigen Jugend iſt vermählt worden; dieſer aber zeiget uns denſelben in einer vergötterten Geſtalt, und mit einem gleichſam unſterblichen Leibe, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich ſehe in den mächtigen Umriſſen dieſes Leibes die unüberwundene Kraft des Beſiegers der gewaltigen Rieſen, die ſich wider die Götter empörten, und in den phlegräiſchen Feldern von ihm erlegt wurden; und zu gleicher Zeit ſtellen mir die ſanften Züge dieſer Umriſſe, die das Gebäude des Leibes leicht und gelenkſam machen, die geſchwinden Wendungen deſſelben in dem Kampfe mit dem Acheloüs vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen ſeinen Händen nicht entgehen konnte.

In jedem Theile dieſes Körpers offenbart ſich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer beſondern That, und man ſieht, ſo wie die richtigen Abſichten in dem vernünftigen Baue eines Pallaſtes, hier den Gebrauch, zu welcher That ein jeder Theil gedient hat.

Ich kann das wenige, was von der Schulter noch zu ſehen iſt, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwei Gebirgen, die ganze Laſt der himmliſchen Kreiſe geruhet. Mit was für einer Großheit wächſt die Bruſt an, und wie prächtig iſt die anhebende Rundung ihres Gewölbes! Eine ſolche Bruſt muß diejenige geweſen ſeyn, auf welcher der Rieſe Antäus, und der dreileibige Geryon erdrückt worden. Keine Bruſt eines drei- und viermal gekrönten olympiſchen Ueberwinders, keine Bruſt eines ſpartaniſchen Siegers von Helden geboren, muß ſich ſo prächtig und erhöhet gezeiget haben.

Fraget diejenigen, die das Schönſte in der Natur der Sterblichen kennen, ob ſie eine Seite geſehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen iſt. Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln iſt mit einem weiſlichen Maaße von abwechſelnder Regung und ſchneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieſelben zu allem, was er vollbringen wollte, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor ſtille Fläche in einer lieblichen Unruhe mit ſpielenden Wellen anwächſt, wo eine von der andern verſchlungen, und aus derſelben wiederum hervorgewälzt wird; eben ſo ſanft aufgeſchwellet, und ſchwebend gezogen, fließt hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die ſich zwiſchen ihnen erhebt, und ihre Bewegung zu verſtärken ſcheint, verliert ſich in jene, und unſer Blick wird gleichſam mitverſchlungen.

Hier möchte ich ſtille ſtehen, um unſern Betrachtungen Raum zu geben, der Vorſtellung ein immerwährendes Bild von dieſer Seite einzudrücken; allein die hohen Schönheiten ſind hier ohne Grenzen, und in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächſt zugleich hier aus den Hüften, deren Feiſtigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewankt, und nie ſich hat beugen müſſen.

In dieſem Augenblicke durchfährt mein Geiſt die entlegenſten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen iſt, und ich werde bis an die Grenzen ſeiner Mühſeligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo ſein Fuß ruhte, geführt, durch den Anblick der Schenkel von unerſchöpflicher Kraft, und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Helden durch hundert Länder und Völker bis zur Unſterblichkeit getragen haben. Ich fieng an, dieſe entfernte Züge zu überdenken, da mein Geiſt zurückgerufen wird durch einen Blick auf ſeinen Rücken. Ich wurde entzückt, da ich dieſen Körper von hinten anſah, ſo wie ein Menſch, welcher nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel auf die Höhe desſelben geführt würde, wo ihn das Gewölbe desſelben, welches er nicht überſehen kann, von neuem in Erſtaunen ſetzet.

Ich ſehe hier den vornehmſten Bau der Gebeine dieſes Leibes, den Urſprung der Muskeln, und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieſes alles zeigt ſich wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landſchaft, über welche die Natur den mannigfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegoſſen. So wie deſſen luſtige Höhen ſich mit einem ſanften Abhang in geſenkte Thäler verlieren, dahier ſich ſchmälern, und dort erweitern; ſo mannigfaltig, prächtig und ſchön erheben ſich hier ſchwellende Hügel von Muskeln, um welche ſich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Geſichte, als dem Gefühle, offenbar werden.

Scheint es unbegreiflich, außer dem Kopfe in einen andern Theil eine denkende Kraft zu legen; ſo lernet hier, wie die Hand eines ſchöpferiſchen Meiſters die Materie geiſtig zu machen vermögend iſt. Mich däucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmet ſcheint, ein Haupt, welches mit einer frohen Erinnerung ſeiner erſtaunlichen Thaten beſchäftiget iſt; und indem ſich ſo ein Haupt voll von Majeſtät und Weisheit vor meinen Augen erhebet, ſo fangen ſich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden; es ſammelt ſich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen, und wirket gleichſam eine plötzliche Ergänzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie ſtark die Arme geweſen, die den Löwen auf dem Gebirge Cithäron erwürget, und mein Auge ſuchet ſich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführt haben. Seine Schenkel und Kniee geben mir einen Begriff von den Beinen, welche niemals ermüdet, und den Hirſch mit ehernen Füßen verfolget und erreichet haben.

Durch eine geheime Kunſt aber wird der Geiſt durch alle Thaten ſeiner Stärke bis zur

Vollkommenheit ſeiner Seele geführt, und in dieſem Stücke iſt ein Denkmal derſelben, welches ihm kein Dichter, die nur die Stärke ſeiner Arme beſingen, errichtet; der Künſtler hat ſie übertroffen. Sein Bild des Helden giebt keinem Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelaſſener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbaret ſich der geſetzte große Geiſt; der Mann, welcher den Dichtern ein Beiſpiel der Tugend geworden iſt, der ſich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größen Gefährlichkeiten ausgeſetzt, der den Ländern Sicherheit, und den Einwohnern Ruhe geſchafft.

Dieſe vorzügliche und edle Form einer ſo vollkommenen Natur iſt gleichſam in die Unſterblichkeit eingehüllet, und die Geſtalt iſt bloß wie ein Gefäß derſelben; ein höherer Geiſt ſcheint den Ruhm der ſterblichen Theile eingenommen, und ſich an die Stelle derſelben ausgebreitet zu haben. Es iſt nicht mehr der Körper, welcher annoch wider Ungeheuer und Friedensſtörer zu ſtreiten hat; es iſt derjenige, der auf dem Berge Oeta von den Schlacken der Menſchheit gereiniget worden, die ſich von dem Urſprunge der Aehnlichkeit des Vaters der Götter abgeſondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus noch die zärtliche Iole den Herkules geſehen; ſo lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in ſich einen unaufhörlichen Einfluß derſelben. Von keiner ſterblichen Speiſe und groben Theilen iſt ſein Leib ernähret; ihn erhält die Speiſe der Götter, und er ſcheint nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne angefüllt zu ſeyn.

O möchte ich dieſes Bild in der Größe und Schönheit ſehen, in welcher es ſich dem Verſtande des Künſtlers geoffenbaret hat, um nur allein von dem Ueberreſte ſagen zu können, was er gedacht, und wie ich denken ſollte! Mein großes Glück nach dem ſeinigen würde ſeyn, dieſes Werk würdig zu beſchreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich ſtehen, und ſo, wie Pſyche anfieng, die Liebe zu beweinen, nachdem ſie dieſelbe kennen gelernt; ſo bejammere ich den unerſetzlichen Schaden dieſes Herkules, nachdem ich zur Einſicht der Schönheit deſſelben gelanget bin." —

Dieſen Geiſt und dieſe Stärke ſoll jede einzelne Begebenheit einer epiſchen Handlung enthalten. Wenn nur dieſes weſentliche zugegen, und anbei ein jeder Theil von ſeinem Hauptbedürfniß herbeigeführt, und mit Simplicität ausgeführt iſt, dann bin ich wenig um die angenommenen Regeln bekümmert, die meiſtentheils willkührlich, gleichgültig, und oft aus falſchen Grundſätzen hergeleitet ſind. Niemand hat dem Dichter vorzuſchreiben, ob, und welcher Maſchinen er ſich bedienen ſoll, wenn es nur wahr iſt, daß ſie die Wirkungen, welche er mit denſelben erzielen wollte, hervorbringen. Diejenigen, welche in der Epopöe immer das Wunderbare ſuchen, verfehlen dieſes Zweckes am meiſten; denn ſtatt daß ſie uns bewunderungswürdige Dinge, deren Anblick unſere Seelen zur Nachahmung hinreißt, ſchildern ſollen, laſſen ſie vor unſern Augen wunderbare Abentheuer, und kindiſche Zaubereien aus den Feen- und Hexenzeiten entſtehen. Dieß iſt oft ein grober Fehler unſerer großen Opern, welche im Grunde die handelnde Epopöe ausmachen, und einerlei Endzwecks mit derſelben ſeyn ſollten. Je weiter wir aus unſerer Geſchichte, aus der phyſiſchen Welt in unbekannte Schöpfungen, welche mit der vorhandenen in gar keinem Zuſammenhange und keiner Verbindung ſtehen, weggeführt, und in jenes Erſtaunen verſetzt werden, wo uns alle Ueberlegung verläßt, wo wir nur ſehen, aber nicht faſſen können; deſto weniger nehmen wir Antheil, deſto weniger erhalten wir den Nutzen, welchen die Epopöe, da ſie in dem menſchlichen Geiſte aufkeimte, ſich vorgeſetzt hat. Dieſe verlangt, daß das Geſehene in uns hinumgehen, und, gleich einer Glut, die jedem kalten Orte ſich mittheilt, unſer Herz erwärmen ſoll.

Daher iſt die Schilderung eines handelnden erhabenen Charakters von außerordentlichen und emporſtrebenden Gemüthskräften, von hoher, einſamer, niemals verfehlender Sinnesart, der prächtigſten Maſchine vorzuziehen, die man im erſten Augenblicke anſtaunt, dann halb bezweifelt, und vergißt. Gleichwohl giebt es keine allgemeine Regel, wodurch für jeden einzelnen Fall genau beſtimmt werden könnte, wann er eigentlich anfängt, in's Unwahrſcheinliche und Zweckloſe zu verfallen. Wir haben Beiſpiele, daß einige epiſchen Stellen großen Männern belachenswürdig und abentheuerlich vorgekommen, welche von andern eben ſo glaubwürdigen Kunſtverſtändigen für wahre und große Schönheiten erklärt worden.

Was endlich den Ort, die Zeit, die Länge der Handlung anbelangt; ſo läßt ſich hier nichts beſtimmen. Es kömmt meiſtens ſelbſt auf den Dichter an, wie er hierin haushalten, und welche Grenzen er ſich beſtimmen will. Vielleicht können wir uns das, was uns bei der Erklärung ſolcher Regeln immer noch undeutlich bleiben würde, durch eine Zergliederung, durch einen Blick in das Ganze eines epiſchen Gedichtes uns entwickeln. Ich will Ihnen den Plan des verlorenen Paradieſes ausheben, eines Gedichtes, das mir immer vorzüglich fähig zu ſeyn ſcheint, jenes erhabene Schrecken, jene

Bewunderung, und jenen Schmerz der groſen kühnen Melancholie, welcher von Seelen, die für das Große geboren ſind, empfunden wird, hervorzubringen. Ich will ehe den Plan unverrückt herſetzen, damit wir ihn mit Einemmale überſehen können, und dann die Anmerkungen nachfolgen laſſen. Hier iſt die Ankündigung:

Von dem erſten Vergehen des ungehorſamen Menſchen
Und dem verderblichen Eſſen der Frucht des verbotenen Baumes,
Welches den Tod auf die Erde gebracht, und alles ihr Elend,
Mit dem Verluſte von Eden; bis jener größere Menſch uns
Die verlornen Rechte von neuem erwarb, und von neuem
Uns den ſeligen Sitz der Unſchuld wieder gewonnen,
Sing, o himmliſche Muſe! —

Erſter Geſang.

Schon wälzte ſich Satan, vom gräßlichen Falle betäubet, neun Tage im feurigen Schlund, in unermeßlichen Tiefen entfernet von Gott. Dicht neben ihm wälzte ſich einer ſeiner Gefährten, bedeckt von Wirbelwinden und ſtürmiſchen Feuerfluthen; die unzähligen Schaaren und Engelsgeſtalten lagen übereinander, ſinnlos und dicht, wie die Blätter im Herbſt. Satan rufte ihnen von dem Geſtade, und ſie ſchämten ſich, fuhren auf, und ſchwebten in Wolkenmengen unter dem Gewölbe der Hölle, bis dahin, wo er, als ihr erhabener Beherrſcher ſtand. Er trug den Geiſtern vor, daß ſie öffentlich oder heimlich ihrem jetzigen Zuſtande ſich entziehen, und jene Welt, worin, gemäß einer Sage im Himmel, ein neues Geſchlecht lebte, aufſuchen, und daß ſie dieß auf einem allgemeinen Reichstage beſtimmen müßten. Sogleich bauen ſie ſich einen Verſammlungsſaal, ziehen ſich, indem ſie ihre Rieſengeſtalten in Geſtalten von Zwergen vermindern, in den engſten Raum zuſammen, und der Rath der hölliſchen Staaten nimmt eilends den Anfang.

Zweiter Geſang.

Satans Frage, ob ein offener Krieg, ob heimliche Liſten zu erwählen, wird von dem Geiſte Belial und Mamon dahin geleitet, daß man beides unterlaſſen, dafür das neue Menſchengeſchlecht aufſuchen, und zur Empörung wider Gott es verleiten ſoll. Satan erbietet ſich, die Reiſe zu unternehmen, begiebt ſich nach dem Thore der Hölle, welches ihm eines der zwei Schattengeſpenſter, die er daſelbſt antrifft, öffnet, und ſtürzt ſich hinaus in den unermeßlichen dunkeln Ocean, ohne Grenzen und Grund, fiel, und würde den heutigen Tag noch nicht aufhören zu fallen, wenn ihn nicht eine ſtürmiſche Wolke viele Meilen emporgeworfen hätte, kam bei dem Throne des Chaos vorbei, wo das älteſte Ding, die ewige Nacht, auf dem Throne mit ihm in ihrem dunkeln Gewande ſaß, und wallte ſo fort, bis das erſte Licht ihm entgegenſcheint.

Hieher nimmt er, verflucht, und in einer verfluchten Stunde,
Seinen unſeligen Weg, erfüllt von wüthender Rache.

Dritter Geſang.

Und jetzt wandte der allmächtige Vater von ſeinem ewigen Throne die Augen hernieder auf die Welt, um alles Erſchaffene mit Einem Blicke zu ſchauen. Er ſah auf die zwei erſchaffenen Unſchuldigen im glücklichen Eden, als er den Satan erblickte, der im dämmernden Schatten dicht an den Mauern des Himmels hinſtrich. Gott ſagt des Menſchen Fall voraus, verheißt ihm Vergebung, aber ſetzt hinzu, daß er werde ſterben müſſen, wofern nicht ein anderer die harte Genugthuung zu leiſten willig wäre. Die Schaaren des Himmels ſtanden ſtumm in tiefe Stille verſenkt, als des Ewigen Sohn ins Mittel trat, und zum Verſöhner ſich anbot. Laute Jubel durchſchallen die Himmel.

Indeſſen trat Satan immer tiefer ins Licht ein, und als er zur himmliſchen Stiege kam, blickte er vom unterſten Staffel hinunter, und ſah auf einmal die neue herrliche Welt vor ſich. Er entdeckte in der Sonne einen herrlichen Engel; dieſem nahte er ſich, indem er ſeine Geſtalt verwandelte, um von ihm die Gegend des Paradieſes zu erfahren. Uriel, ſo hieß der Engel, bezeichnet ihm den Weg nach der Erde, und Satan ſtürzt ſich mit eilendem Fluge herunter.

Vierter Geſang.

Mit der Hölle im Herzen, eilt er Eden zu, das in der erſten Frühlingsſchönheit vor ihm lag. Damals ſah ihn Uriel, der mit forſchendem Blicke ſeinem Fluge gefolgt war, entſtellter, als Engel jemals werden. Satan entdeckte bald die zwei mit aufgerichtetem Leibe von edlerem Betragen, und als er ihrer Glückſeligkeit gewahr ward, brach er in Klagen der Verzweiflung und des rachſüchtigſten Neides aus. Er hört darauf den Adam zu Eva von dem einzigen leichten Gebote reden, nämlich von dem einzigen Baume der Erkenntniß niemals zu eſſen, und von der Todesſtrafe der Uebertretung. Eva erwiedert ihm dieſe Anrede mit der Betheurung ihres Glückes, und mit der Geſchichte ihrer erſten Augenblicke beim Aufwachen ins Leben. Satan jammert wieder, und entſchließt ſich zur Rache.

Uriel berichtet ſeinen Kummer dem Führer der paradieſiſchen Wache, welcher auf einem Felſen von Alabaſter, der gegen die Wolken gethürmt, und weit in der Ferne geſehen ward, ſaß. Zwei von der Wache, welche der Führer Gabriel zur Rechten und zur Linken abſchickte, begaben ſich nach des Adams Laube, und fanden hier den Satan in der Geſtalt einer Kröte, gelehnt an Evens Ohr. Sie erkannten ihn; und, wie wenn ein feuriger Funken in einen Haufen von Pulver unvermuthet entſpringt, ſchnell ſich das dunkle Korn mit plötzlicher Glut verſpreitet, und die Luft entflammet; ſo ſtand Satan plötzlich in ſeiner eigenen Geſtalt da. Gabriel ſah ihn beim Sternenglanz von Ferne mit den Engeln, denen er folgen mußte, heranziehen; und nun wären, denn Satan forderte den Gabriel zum Zweikampfe, ſchreckliche Thaten geſchehen, wenn ihm nicht dieſer die goldene Wage am Himmel gezeigt hätte. Als er ſeine Schaale erblickte, die bis an die oberſten Zinnen ſich aufhub, begab er ſich erſchreckt in die Flucht.

Fünfter Geſang.

Jetzt nahte ſich mit Rieſenſchritten der Morgen, und Adam ſang, nachdem er ſeine Gehülfinn wegen einem Traume, den ſie ihm erzählt, getröſtet, dem Schöpfer ein Jubellied, und begab ſich mit ihr zur Arbeit. Als ſie, alſo beſchäftiget, voll Mitleid der König des Himmels ſah, ſandte er den Engel Raphael hinab, ſie vor dem künftigen Unfalle zu warnen. Adam ſah ihn heranwandeln durch Blumen und Gerüche, und bewirthete ihn, und bat ihn um die Geſchichte der geſtürzten Engel, deren dieſer Erwähnung that. Der Engel gewährt ihm ſeine Bitte, und macht ſogleich mit ſeiner Erzählung den Anfang:

„Noch vor der Schöpfung der Welt erklärte Gott an einem feſtlichen Tage von den Himmeln der Himmel ſeinen Eingebornen für ſeinen Sohn, und ſetzte ihn zu ſeiner Herrlichkeit Rechten. Die Himmel ſchienen darüber vergnügt, ſie ſchienens; doch warens nicht alle. Satan reizte viele zur Aufruhr, und zog mit den Schaaren in entfernte Gegenden hin. Gott ſieht ſie in die fernen Gebiete dahinziehen, und ſpottet der Thoren. Abdiel, ein Seraph, wandelte wieder zurück.

Sechſter Geſang.

„Am frühen Morgen erblickte man die Ebenen, bedeckt mit geſchloſſenen Schaaren, und mit Wagen, und flammenden Waffen, und feurigen Roſſen, welche mit widerſcheinendem Glanze die Gegend erhellten. Michael bekam Befehl, die Engel ins Schlachtfeld zu führen, bei Tauſenden, bei Millionen. Als der Allmächtige dieſen Befehl gab, verhüllten Wolken rundum den geheiligten Berg, und Dampf, und wild ſtreitende Flammen, die Zeichen des erwachenden Zornes, ſtiegen in düſtern Kreiſen auf. Die Engel zogen hin über manches Gebiet, über manche Landſchaft des Himmels, bis ihnen zuletzt eine feurige Revier in die Augen fiel, im kriegeriſchen Glanze geſtreckt von Ende zu Ende.

Abdiel eröffnete die Schlacht, indem er dem Satan entgegen gieng, und demſelben einen Streich verſetzte, daß er zehn gräßliche Schritte taumelnd zurückbebte, und bei dem zehnten kaum mit gebogenen Knieen ſein Speer ihn aufhielt. Sogleich erhob ſich ein wildes Geſchrei; Waffen praſſelten wider Waffen, und das Getös der Schlacht war fürchterlich.

Satan ſah, wie Michaels Schwert mit mächtigen Streichen ganze Geſchwader gemäht, und indem er ſich ihm zudrang, warf er ihm ſeinen Schild vor, eine felſige Scheibe von zehnfachem Diamant, im Umkreis unermeßlich. Beide glichen den Göttern, wenn ſie ſtanden und giengen; beide waren geſchickt, den Streit und die Herrſchaft des mächtigen Himmels zu entſcheiden. Die ſtreitenden Schaaren begaben ſich aus dem dichten Gefechte auf beiden Seiten zurück, und ließen den großen Kämpfern einen bequemen Platz. Die feurigen Schwerter machten ſchreckliche Kreiſe in der Luft; aber Michaels Schwert ſtürzte mit Gewalt auf Satan hernieder, ſchnitt mit gewaltiger Schneide ſein hocherhabenes Schwert ihm durch. Satan fühlte das erſtemal wüthende Schmerzen, und ſeine Gefährten trugen ihn auf ihren Schilden aus der Schlacht, indeſſen das übrige wankende Heer in wilder Unordnung tief in die Schatten verſchwand. Die Nacht unterbrach den Streit.

Satan berief in der Stille die mächtigen Potentaten zum Kriegsrath. Man beſchloß, Maſchinen mit Pulver zu füllen, und mit denſelben die Gegenarmee zu verwüſten. So ausgerüſtet, zogen ſie beim Anbruche des Tages den himmliſchen Schaaren langſam entgegen.

Beide Heere ſtanden jetzt ſtille, als Satan das Zeichen gab. Sogleich erſchien der Himmel in Flammen, ward bald wieder in Wolken gehüllt, und die Lüfte wurden zerriſſen. Die Engel fielen zu Tauſenden; aber ſie faßten ſich bald wieder, riſſen Gebirge aus, und vergruben unter der Laſt die Maſchinen, vergruben die Feinde. Es ward Nacht.

Gott trug ſeinem Eingebornen auf, der Finſterniß Söhne aus dem Himmel zu verfolgen. Und plötzlich verwandelte Gottes Sohn ſeine Geſtalt in dunkle Schrecken. Mit dem Getöſe lautdonnernder Waſſer fuhr er dahin auf die gottloſe Schaar, daß die Veſten des Himmels vom Grunde erbebten, fuhr mit verderbenden Rädern über Schild und Helm, und prächtig gehelmte Häupter mächtiger Thronen und Seraphim, ſtürzte ſie nieder, richtete ſie wieder auf, und jagte ſie donnerbetäubend vor ſich her bis zu den Mauern des Himmels. Schaudernd fuhren ſie vor dem Abgrunde zurück; aber eine ſchwerere Rache trieb ſie, und ſie ſtürzten ſich hinab, in die verſchwindenden Tiefen der Tiefen."

Alſo erzählte der Engel die hohe Geſchichte zur Warnung dem Erſten der Menſchen.

Siebenter Geſang.

Mit beſcheidenem Verlangen bat Adam den Engel, ihm die Geſchichte der Schöpfung zu erzählen. Die mächtige Begierde nach hoher Erkenntniß vergnügte den Engel, und er hub die Erzählung von neuem an.

„Gott beſchloß, die Zahl der gefallenen Engel durch den Menſchen zu ergänzen. Er beſtimmte der neuen Welt ihre Grenzen, ſchuf in fünf Tagen alles, was darin zugegen iſt, und am ſechſten Tage ſchuf er den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde, und beſchloß ſein Werk, und überſah alles, und ſah, daß alles vollkommen und gut war, und erhob ſich unter engliſchen Hymnen zurück in die Himmel der Himmel. Und Gott weihte den ſiebenten Tag zu einem heiligen Tag.“ — Hier endigte Raphael.

Achter Geſang.

Raphael verlangt von Adam die Geſchichte ſeiner Entſtehung zu vernehmen. Der Erſte der Menſchen erzählt ihm dieſe Geſchichte, erzählt ihm ferner, wie ſich Gott ihm erklärte, ihm die Proben ſeines Gehorſams verkündigte, und ihm eine Gehülfinn, die Eva ſchuf. Der Engel erhebt ſich zurück in den Himmel.

Neunter Geſang.

Satan kömmt wieder durch einen verborgenen Weg in das Paradies zurück, und verbirgt ſich in die Hülle der Schlange. Schon duftete Morgenbalſam zum Himmel, und die Erſterſchaffenen berathſchlagten ſich über die Arbeiten des Tages, und Adam erlaubte der bittenden Eva, ſich dieſen Tag von ihm zu entfernen; Satan ſchlich ihr nach, und beredete ſie zum Genuſſe der verbotenen Frucht. Indem ſie ihre Hand nach der Frucht ausſtreckte, und ſie pflückte, und aß, fühlte die Erde die Wunde, die Natur ſeufzte, und alle Werke der Schöpfung gaben traurige Zeichen, daß alles verloren gegangen. Sie verfügte ſich zu Adam, und beſchlich, und überredete den Adam, daß er aß. Und

Jetzt erbebet auf's neu im innerſten Eingeweide,
Wie im Kampf des Todes, die Erde; die bange Natur ſtößt
Ihre Seufzer zum zweitenmal aus; es umwölket die Luft ſich,
Und ein dumpfiger Donner durchrollet den Himmel; er weinet
Einige traurige Tropfen, daß nun die tödtliche Sünde
So vollbracht war. —

Zehnter Geſang.

Es war Mittag, und ſanft liſpelnde Winde ſäuſelten dahin, die ſchwüle Erde zu durchfächeln, als die beiden Gefallenen die Stimme Gottes im Garten wandeln hörten; ſie verbargen ſich, traten aber bald, als ſie Gottes Stimme vernahmen, näher

— entſtellt und verſtört; in ihrem Geſichte
Sah man nicht Liebe zu Gott, nicht Liebe gegen einander;
Sondern nur Zeichen der Schuld, der Scham, der Verzweiflung und Unruh,
Und der Verſtockung, des Zorns, der Falſchheit, des nagenden Haſſes.

Ihre Entſchuldigungen waren nicht rechtfertigend, und Gott ſprach über beide das Urtheil.

Indeſſen baute die Sünde mit dem Tode, der den Leichengeruch auf Erden von weitem entgegen roch, eine ungeheure Brücke über das Chaos, an deſſen Ende ſie den Satan erblickten. Dieſer ſenkte ſich zur Hölle, beſtieg unbemerkt den Thron, auf welchem er plötzlich von den hölliſchen Schaaren geſehen wird. Indem er ihnen ſeine Rachethat erzählt, wird er in einen abſcheulichen Drachen, und die Teufel um ihn herum in Schlangen verwandelt.

Mittlerweile langten die zwei Ungeheuer auf der Erde an, und die Erde verlor ihre Geſtalt. Die Freundſchaft veränderte ſich in Mißtrauen, und die Liebe in Haß. Die Thiere flohen, und verfolgten ſich einander. Dieß ſah Adam, und ſeufzte aus allen Tiefen der Seele. Er begab ſich mit der Eva, die er mit wahrer Verſöhnung in die vorige Freundſchaft aufnahm, an den Ort, wo ſie das Urtheil des Richters vernommen hatten, und beide zerfloßen in Reue und Ergebung.

Eilfter Geſang.

Der Gefallenen Gebete drangen bis zum Throne des Allerhöchſten, der Meſſias begleitete ſie mit Weihrauch, und ſtellte ſie dem Vater dar. Sie wurden aufs neue begnadigt; aber zu gleicher Zeit ward Michael geſandt, ſie aus dem Paradieſe zu bannen.

Michael ſtrömte ohne Verzug herab, und kündigte ihnen das Urtheil an. Adam antwortete nichts;

ſtand verwundet von ſcharfen Klauen des Kummers,
Sprachlos, bleich und erſtarrt, und aller Sinne beraubet.

Michael führte den Adam mit der Verſicherung, daß Gott aller Orten zugegen ſeyn, und alle Schritte des Menſchen mit ſeiner Vorſicht und Gnade begleiten werde, auf den höchſten Berg in Eden, um ihn die Welt, und die Begebenheiten aller künftigen Zeitalter überſchauen zu laſſen. Und, als Adam ſah, wie ein Bruder ſeinen Bruder ermorde, wie dieſer ſank, und todtbleich ſeine hinausringende Seele mit blutigen Strömen von ſich ächze, und zugleich fühlte, daß dieß der Tod ſey; als er ſah des Todes mancherlei Arten, welche den Menſchen zerreiſſen, langſam aufzehren, ausglühen, und alles Lebende verheeren; als er das Wiehern ſchnaubender Pferde, welche die Erde aufhauten, und den Trompetenſchall hörte, und Legionen von Menſchen entdeckte, die gepanzert, und wüthend gegen einander ſtürmten, und dann das Feld mit Leichen und Waffen beſtreut, blutig, entſtellt, verlaſſen und leer; als er vor ſeinen Augen ſah die Tyrannen auf Erden, die Unterdrücker menſchlicher Freiheit, ſah die Verfolgung und den Menſchenhaß, und die Zwietracht aller Geſchöpfe, und endlich die Fluth, die alles Leben, bis auf ein Weniges, erſäufte, wandt' er, verwüſtet im Herzen, den Blick weg; aber der Engel zeigte ihm den Regenbogen bei dem Opfer der frommen, einzig geretteten Familie, und Adam erholte ſich.

Zwölfter Geſang.

Adam ſieht ferner wichtige Begebenheiten, und überall Gottes Vorſehung und Gnade, und indem er auch die Verheißung von des Mittlers Leben und Tod erhielt, ſo ſtieg er, geſtärket, vom Hügel, wo ihm Eva entgegen kam. Aber, als ſie immer wieder, und immer wieder ſich verweilen wollten, ergriff ſie eilig der Engel bei der Hand, und führte ſie die Klippe hinunter nach den umliegenden Ebenen.

— Vor ihnen
Lag die ganze geraume Welt, damit ſie darinnen
Einen Ruheplatz ſich, und eine Zuflucht erwählten.
Ihre Führerinn war die himmliſche Vorſicht. Sie giengen
Hand in Hand dahin, und nahmen mit wandernden Schritten
Langſam den einſamen Weg durch Edens verlaßne Gefilde.

Laſſen Sie uns nun einige beſondere Betrachtungen über dieſes Gedicht wenigſtens berühren, um uns mit dem Weſen des epiſchen Geiſtes, ſo gut, als es durch die Vorſtellungen ſchöner Stellen ſich thun läßt, bekannt zu machen. Von welcher wunderbaren Stärke und Verſchiedenheit ſind die Charaktere der hölliſchen Geiſter? Man kann nichts Edleres, Geiſterwürdigeres leſen als im erſten Geſang die Beſchreibung der Satansgeſtalt, wie er mit ſeiner Anrede die große Verſammlung öffnet.

Die blaſſere Wange bewohnte die Sorge; doch blickte
Unerſchütterter Muth von ſeiner finſtern Stirne,
Und beleidigter Stolz, der Rache drohte; ſein Auge
War voll Grimm; doch ſah man drinn Zeichen von Reu und von Mitleid,
Seine Gefährten, oder vielmehr die im Laſter ihm folgten
(O wie glücklich vorher!) verdamnt und verurtheilt zu ſehen
Zu dem Loos von ewiger Pein. —
Dreimal verſucht er zu reden, und dreimal brachen die Thränen
Trotz des Stolzes hervor aus ſeinen verfinſterten Augen;
Thränen, wie Engel ſie weinen.

Dieſer letzte Zug, wo Satan des Mitleids fähig gemacht wird, iſt außerordentlich merkwürdig. Man wird ſich in dieſem Augenblick eines gewiſſen Gefühls der Menſchlichkeit bewußt, wobei es uns angenehm iſt, dieſes Mitleid wahrnehmen zu können. Es iſt gleichſam, als wenn man vergeſſen könnte, daß es Satan iſt, und als wenn es möglich wäre, ihm in dieſem Augenblicke, mit dieſer Miene gut zu ſeyn. In der That ſcheint mir das Daſeyn eines Geſchöpfes ohne alle Liebe eine Unmöglichkeit für den Dichter zu ſeyn. Ich würde dem Tod, wenn ich ſeine Idee beſtimmen ſollte, etwas von Empfindlichkeit geben.

Die Zuſammenziehung der unzähligen Rieſengeſtalten in den eingeſchränkteſten Mückenraum iſt verſchieden getadelt worden. Gewiß iſt es, daß die Verminderung eines Weſens in das zu Kleine den Geiſt, der ſich bei dieſer Vorſtellung verengen muß, unangenehmer ſey, als die Ausdehnung deſſelben in's Ungeheure. Indeſſen iſt dem Addiſſon, und vielen andern großen Männern eben dieſe Einſchließung vorzüglich ſchön vorgekommen.

Das Ende dieſes Geſanges hat keinen Schluß, ich meine, keinen Ruhepunkt. Satan beginnt zu reden, und der Dichter bricht plötzlich ab, ohne von irgend etwas dazu veranlaßt zu ſeyn. Indeſſen hätte er dieſen Fehler, den ſo viele andere (z. B. Virgil in den zwei erſten Büchern,) begangen haben, wenn es im Epiſchen je ein Fehler ſeyn kann, leicht vermeiden können, wenn es ihm gefällig geweſen wäre, dieſe zwei Bücher in Eines zu ziehen. Aber nun betrachten wir die ſtarken hocherhabenen Naturen.

Im zweiten Geſang.

Der zepterführende König
Moloch, der frecheſte Geiſt, der ehmals im Himmel gefochten,
Stand ſogleich nach ihm auf, jezt durch Verzweiflung noch frecher.
Er verlangte voll Stolz an Macht und Stärke dem Ew'gen
Gleichgeachtet zu werden, und hielt in der Wuth es für beſſer,
Gar nicht zu ſeyn, als geringer zu ſeyn. Mit dieſen Gedanken
Hatt' er die Furcht vor allem verloren; er achtete nicht mehr
Weder auf Gott, noch die Hölle, noch etwas ärgers. —

Daß dieſer Moloch zum offenen Kriege gerathen, wird wohl keiner weitern Anmerkung nöthig haben. Iſt, ſchließt er, unſer Unternehmen nicht Sieg, ſo iſt es doch Rache.

Mit angenehmerem Anſtand
Und mit holden Gebarden, erhob an der anderen Seite
Belial ſich vom goldenen Stuhl. Der Himmel verlor nicht
Eine ſchön're Geſtalt. Zu großen würdigen Thaten
Schien er gemacht; doch alles war täuſchend, ſo ſehr auch die Zunge
Manna träufelte; ob er auch gleich die verdächtigſten Gründe
In die beſten verwandeln konnte, die reifſten Entſchlüſſe

Zu verwirren, und aufzuhalten; denn ſeine Gedanken
Waren niedrig, zum Laſter geſchwind, doch zu edleren Thaten
Träg und furchtſam.

Dieſer Belial will weder zum offenen noch zum verdeckten Kriege rathen. Die ſchreckliche Furcht wegen der Folgen deſſelben ließ ihn Bilder des möglichen Elendes erblicken, die man ſich ohne Schauder nicht vorſtellen kann.

Wie, wenn dieſes Gewölbe
Seine Ströme voll Feuer herabſpeit, (hangende Schrecken,
Die mit ſcheußlichem Fall einſt über unſere Häupter
Niederzuſtürzen uns droh'n) und uns vielleicht, da wir eben
Herrliche Feldzüge entwerfen, und muthig dazu uns ermuntern,
Von dem feurigen Sturm ergriffen, die Flammen hinabſtößt,
Jeden an ſeinen Fels geſpießt; das Spiel und die Beute
Reiſſender Wirbelwinde vom Feuer; vielleicht auch auf immer
Unter dem ſiedenden Meere verſenkt, in Ketten uns anſchließt,
Da Jahrhunderte lang, von denen kein Ende zu hoffen,
Unter immerwährendem Jammer in Pein zu vollbringen,
Unaufhörlich, und unbedauert, und ungemindert!
Das wär' ärger. —

Mamon und Beelzebub wiederholen dieſen Vorſchlag. Die Geſtalt dieſes letztern enthält eine Erhabenheit, und eine ſich fühlende Stärke, bei der man ihm zutraut, daß er in ein jedes Herz der Verſammlung Zuverſicht legen, und die ganze Hölle bewegen könne.

Der gröſte der Fürſten nach Satan
Stand jetzt alſobald auf mit hohem ernſtlichen Anſeh'n,
Und ſchien eine Säule des Staats, indem er ſo aufſtand.
Auf der finſtern Stirn ſaß Ueberlegung gegraben,
Und die Sorge des Reichs; aus ſeinem Angeſicht, welches
Majeſtätiſch noch ſchien, ſo ſehr es verfallen war, ſtralte
Fürchterlicher Rathſchluß hervor; ſo ſtand er ein Weiſer, die Schwere
Mächtiger Monarchien mit ſtarken atlantiſchen Schultern
Fähig zu tragen.

Wie wir bereits wiſſen, gieng derSchluße des Reichstags dahin, die neue Welt aufzuſuchen. Es beruht nun, ſagt dieſer Beelzebub, alles auf demjenigen, den wir zu ſenden beſchließen. Man ſollte glauben, die ganze Verſammlung würde zuſammenrufen, und jeder würde ſich dazu anbieten; allein in der ganzen Verſammlung herrſchte Stillſchweigen. Ein ſchrecklicher Augenblick, deſſen Ausdruck und Geſchichte, ſo, wie er in den Mienen des

Satans von der beſinnungsloſeſten Muthloſigkeit bis zu einzelnen Zeichen des Stolzes abwechſelte, jeden Künſtler auffodert, ein Werk für die Ewigkeit zu wagen. Ein ähnlicher Zeitpunkt für einen Maler, deſſen Ausführung dieſer Kunſt eine Geſchichtsepoche ſetzen würde, wäre, wie Satan in's Chaos hinabſieht, wo Breite, wo Länge, Höhe, und Zeit und Ort ſich untereinander verlieren.

Vor dieſem ſchrecklichen Abgrund
Stand der behutſame Teufel am hölliſchen Ufer,
und ſchaute
Eine Weile hinab.

Die Allegorie von der Sünde und dem Tode, ſo ſchön und neu ſie iſt, wird, und, wie mir däucht, mit Recht, deßwegen hauptſächlich getadelt, daß der Dichter dieſe von der Einbildungskraft erſchaffnen Weſen zu wirklichen Hauptperſonen gemacht, ja mit denſelben Gott ſelbſt auf eine gewiße Art in Verbindung geſetzt hat.

Mächtig iſt die Schilderung des zurückkehrenden Abdiels im fünften Geſange. Aus ſeinem Anblicke geht eine Kraft hervor, die jedes kranke Herz auffriſchen und durchleben muß. Es iſt das ſtandhafte unerſchütterte Weſen, das den Ruinen, welche über ihm zuſammenſtürzen, ruhig und ernſthaft entgegen ſieht, und von dem man ſich denkt: Mole sua stat.

Er, der unter den Ungetreuen
Treu erfunden ward; treu er allein von unzähligen Falſchen,
Unerſchüttert und unverführt, erhielt er ſich ſtandhaft
In der Liebe der Treu. Nicht das verführende Beiſpiel,
Noch auch die Menge, vermocht, ihn, vom Pfade der Wahrheit zu weichen,
Oder ſein ſtandhaft Gemüth zu verändern, obwohl er allein war.
Ungeſchreckt nahm er nunmehr durch feindliche ſpottende Schaaren
Seinen langſamen Weg, und ertrug ihr Geſpötte voll Hoheit;
Fürchtete keine Gewalt. —

Die erſten Augenblicke des erſten erwachenden Menſchen (im achten Geſang) ſind ganz gewiß eine der würdigſten Aufgaben für einen Künſtler. Auf einmal zugegen ſeyn, aufſehen in's Himmelsgewölb durch Mond, und Sonne, und Sterne, hin in's Unermeßliche, genießen die tauſend und tauſend Leben der mit Thieren erfüllten Luft und der Erde, einathmen den Balſam der unzähligen ſchwimmenden Blüthendüfte, hören den frohen Jubel, das Jauchzen aller Kreaturen in der Wonne ihres Daſeyns, überſchauen mit unausſprechlichem Entzücken die Harmonie, die Freundſchaft aller Weſen, und dann ſeiner ſelbſt bewußt, in der

Frühlingsluſt ſeines Herzens dieſes alles fühlen, alles wieder auf einmal auf alle gegenwärtigen Weſen ausſtrömen, und wieder einziehen wollen, das Leben aller Glieder empfinden, und doch in dieſer Völle den Gebrauch von keinem; wo ſoll der Freudentrunkne im erſten Taumel ſich hinwenden? Was ſoll er anrufen, herabziehen, und woran ſoll er im Verſchlungenwerden des erſten hinreiſſenden Gefühles ſich halten? Adam erwachte an einem Morgen:

Als wär ich erſt eben vom tiefſten Schlummer
Aufgewacht, fand ich mich ſanft auf einem blumichten Raſen
Im balſamiſchen Schweiße ruh'n. Die Stralen der Sonne
Zogen dieß rauchende Naß bald auf. Gleich wandt' ich gen Himmel
Meinen wundernden Blick, und ſah mit ſtarrenden Augen
Lang in die heitere Luft; bis daß ich auf einmal von ſelber,
Wie durch einen mächtigen Inſtinkt begeiſterter, aufſprang,
Und, als ob ich hinauf zu meinem Vaterland ſtrebte,
Auf die Füße gerichtet ſtand. Ich ſahe rund um mich
Hügel und Thal, und ſchattichte Wälder, und helle Gefilde,
Und den fließenden Fall von murmelnden Strömen; am Ufer
Mancherlei lebende Thiere, die ſich bewegten und giengen

Oder flogen, und ſingende Vögel auf blühenden Zweigen.
Alles lächelte rund um mich her; von Freuden und Wonne
Floß mir das Herz ꝛc.

Betrachten Sie (im neunten Geſang) jene mächtige, durch die Natur unterſtützte Kunſt, die niemals verfehlt, womit Satan die Eva zum Genuß der verbotnen Frucht verführt. Seine Reden enthalten das höchſte Meiſterſtück der Beredſamkeit. Man fühlt es, wie er allmählig in das Herz der Eva ſich einſchleicht, wie er ihre Leidenſchaften erwecket, ſchüttelt, wie er bei den weiblichen Schwachheiten ſie feſthält; wie er ſeine Sache erſt nur im Vorbeigehen anzieht, dann von Stufe zu Stufe erhöhet, und wie er ſie immer auf die zwei erſten Quellen der menſchlichen Schwäche, auf die Eitelkeit und den Eigennutz, beredtſam zurückführt.

Er bewundert anfangs nur ihre himmliſche Geſtalt, und bedauert ſie, daß ſie hier, allein von dem Adam geſehen, verblühen ſoll; er wünſcht ihr (der Königinn dieſer vortrefflichen Welt, der hellglänzenden Eva), daß auch ihr widerfahren möchte, was ihm, da er die Frucht eines hervorragenden Baumes aß, widerfahren iſt; denn er bekam dadurch, wie er verſichert, die Sprache; er erlangte dadurch die Gabe, ſogleich alle ſchönen vollkommenen Dinge zu ſehen, und ſich zu überzeugen, daß alles Schöne und Vollkommene in ihr allein ſchon vereiniget ſey.

Eva folgt ihm zum Baume; allein als ſie ſah, daß es der Baum des Verbotes ſey, wollte ſie auf der Stelle zurückkehren.

Wie im Alterthum ſonſt ein ſtarker feuriger Redner,
Als in Athen noch und Rom die mächtige Beredtſamkeit blühte,
Die d'rauf völlig verſtummt, zu einem wichtigen Vortrag
In ſich ſelber geſammelt, ſtand, und jegliche Stellung,
Jede Bewegung, und jede Gebärde, bevor er noch anhob,
Horchende Still' ihm erwarb, und er oft mitten im Feuer
In der Höh' des Affekts begann, indem ihm der Eifer
Für ſein Recht es erlaubte, nicht lang im Eingang zu zögern:
Alſo ſtand, ſo gebärdete ſich der Verſucher; ſo ſtieg er
Bis zur Höh' des Affekts. —

Die Geſchichte von dem, was den Adam zum unglücklichen Fehltritte verleiten konnte, iſt noch größer, merkwürdiger iſt die Geſchichte menſchlicher Schwachheiten für alle Zeiten und Jahrhunderte. Nach dem Genuſſe der Frucht glaubte Eva wirklich, offene, heitere Augen bekommen zu haben; gleichwohl nagt ſie insgeheim die Furcht der Strafe. Schon der Gedanke, daß ſie ſterben könne, von Adam getrennt werden könne, iſt für ſie ein Tod. Sie beſchließt, daß er Wohl und Weh mit ihr theilen ſoll. Adam gieng ihr entgegen, mit einem Kranze in der Hand, für ſie gewunden, und als er die Geſchichte hörte, entfiel ihm der Kranz aus der bebenden Hand. Er ſtand erſtarrt, erſtaunt, und erblaßt. Ein kalter, tödtlicher Schauer durchrann ſein Blut, und alle Gelenke wurden ihm ſchlaff. So ſtand er bleich, der Sprache beraubt.

Welcher erhabene Gegenſtand für einen Maler wären die beiden Erſterſchaffenen in der Faſſung und Stellung dieſes Augenblickes! Eva, beraubt auf einmal aller Einbildungen von Weisheit, beraubt alles ihres Stolzes, in ängſtlicher Erwartung ihres künftigen Schickſals, mit halb niedergeſchlagenen Augen im Gefühle der beſchämteſten Liebe, und feueriger Widerrufung ihres Ungehorſams. Adam im zermalmenden Kummer für die Zukunft, aufgelöſt von Mitleid, zurückſinkend im Strome der plötzlich zuſammenſtrömenden Liebe, und ſchon halb im Uebergang, das Vergehen der Eva zu entſchuldigen.

Dieſer Uebergang von dem erſten Schrecken Adams bis zu ſeiner Einwilligung war äuſſerſt ſchwer zu erreichen, und iſt, wenn man mit dem Wege, den das menſchliche Herz ſchleicht und ſtürzt, nicht wohl bekannt iſt, äuſſerſt ſchwer zu begreifen. Er liebte die Eva, und ſo, wie er in ihr die Idee alles deſſen, was vollkommen und liebenswürdig iſt, beiſammen ſah, konnte er ſich unmöglich vorſtellen, daß dieß holde, unſchuldig ſcheinende Geſchöpf zu Grunde gehen ſollte.

„Aber wer weiß, du ſtirbſt auch wohl nicht.“

Dieſer Gedanke, in welchem er einzig ſeine Beruhigung findet, bemächtigt ſich ganz ſeiner Einbildungskraft, verleitet ihn zu den verkehrteſten Schlüſſen, und jagt, wirbelt ihn, ohne ihm Zeit zu laſſen, fort, bis zum Punkt, wo ſein bekümmerter Wille die letzten Kräfte ſammelt, und zwiſchen den unmächtigen Regungen ſeiner Tugend, und den gewaltſamen Trieben zum Genuſſe der Frucht noch wanket.

Ich habe den Ausdruck dieſes Zeitpunktes nach der Idee vor mir, welche Battoni in Rom gemalet, und Andreas Kilian in Augsburg in Kupfer geſtochen hat.

Adam ſitzt, halb und mühlos hinaufgelüpft, auf einem niedern, der Erde ſo nahen Aſte, daß er mit dem linken leicht herunterhängenden Fuße den Boden zu berühren ſcheint; mit dem linken gegen die Bruſt hereingebogenen Arm auf eben dieſem fortgehenden Aſte geſtützt, welcher von einem prächtigen hohen Stamme von wahrem Baumadel herauswächſt, an den er ſich mit der rechten Schulter in etwas anlehnt. Nächſt dieſem Baume vorwärts ſteht ein anderer, deſſen ſichtbare Aeſte mit reifen Aepfeln behangen ſind, ſo nahe an den erſtern, daß ihn Adam mit ſeinem rechten Fuße berührt; mit dieſem Fuße, der auswärts gekehrt, und erhoben iſt, tritt er auf einen Stein, und ſeinen rechten Arm ſtützt er mit der einwärts gekrümmten Hand auf dem Knie deſſelben mit einer wunderbaren Würde des Ausdruckes.

Um ihn blühet, reifet, und duftet himmliſcher Ueberfluß der ſeligſten Heimath des erſten Menſchen, und alles iſt gut gemacht, ſo weit das Auge reichen, und das Herz die unausſprechliche Fülle und innere Ruhe dieſer paradieſiſchen Gefilde, und die überall ausgegoſſene, kummerloſe Freude über wonnige Quellen, Bäume, entfernte Hügel, und die allgemeine Luſt im tauſendfachen Leben umfaſſen kann.

So recht mitten innen in dieſem wonnigen, niemals verweſenden Frühlinge erblickt man den Adam. Ein junger, vollendeter

Mann, noch eben im blühendſten Jugendſtolze ſeines Lebens, mit einem markigen Körper, darin die ungekränkteſte ätheriſche Geſundheit lebt, gleich einer jungen Eiche, nervig und ſaftvoll. In ſeinem hagern Kinne und dem ſcharfen Blicke herrſcht und wacht eine ausgereifte, beſchäftigte, kühne Vernunft, und in ſeiner feſten, gewölbten und vollen Stirn, über welche kleine krauſe Locken, womit der ganze Kopf bedeckt iſt, herabhängen, ſitzt die unternehmende Unerſchrockenheit, und der höhere Adel des gebietenden, unbiegſamen Mannsſinnes. Alle Theile ſeines Körpers erſcheinen wie geiſtig, überall ſcheint Ernſt und tiefe Ueberlegung eingegraben, und die Befreiung von aller einſchränkender, ſclaviſcher Bewegung zu walten. Man ſieht, daß er ſich mit nichts geringerm als dem Schickſale dieſer künftigen Welt beſchäftigt, und ahnet, und ehrt an ihm, mit einer zitternden hohen Ehrfurcht, den Vater der vielen mächtigen Söhne, und der Helden und Weiſen. Aus ſeinem ganzen, eigenmächtigen Betragen, und ſeinem vielvermögenden Weſen ſtrahlet überlegene Größe, die Hoheit des Mannes, und die Würde und Majeſtät des Königs aller künftigen Könige. In dieſer Geſtalt erblickt ihn unſer Auge, wie er eben in einer großen Wahl begriffen iſt, als nachher nie wieder eine Wahl war, und wie er nun im Begriff iſt, einen Entſchluß zu faſſen, gegen den aller Welten Entſchließungen wie kleine Bächlein anzuſehen ſind, von dem großen Weltſtrome abgeleitet.

Zu ſeinen Füßen ſitzt Eva. Mit der linken Hand, um deſſen Arm ſich mit einer freien Vertraulichkeit die Schlange, einen Apfel im Munde von dem Rücken herzuwindet, ſtützt ſie ſich auf der Erde, welche mit verſchiedenen reifen Früchten beſäet iſt, und die Rechte, in der ſie den Apfel an einem Zweige hält, ſtrecket ſie mit einer einladenden anmuthsvollen Gebärde, und einem flehenden, verlangenden Blick nach dem Adam hin. Ihre Haare ſind theils, und linker Hand, in einen Knoten gewunden, theils fließen ſie ſanft und nachläſſig auf die rechte Schulter zerſtreut herab. In dem ſichtbar gefallen wollenden Lächeln, womit ſie die Frucht ihm hinreicht, iſt jene mächtige weibliche Beredſamkeit, und jener männerentnervende Reiz, der gewaltſam hinreißt. In ihrem begeiſterten, ſchmachtenden, hohen Auge, und halb offenen Munde, wie im genießenden Sprechen, glaubt man ein reines, grenzenloſes Entzücken wahrzunehmen, und doch iſt es, als könnte man ſich nicht ganz darauf verlaſſen, und als ſehe man den leichtaufgehenden Duft einer nicht gänzlich unbewölkten Wonne entſtehen. Man ſieht ihr die wenige Zuverſicht auf ſich ſelbſt an, und daß ſie gewiß ſagen werde, die Schlange hat mich verführt. Sie ſcheint ſich nicht ſo faſt über den Genuß des Adams, als wegen dem künftigen Sieg über denſelben zu freuen, nach welchem er ein gleiches Schickſal mit ihr zu erwarten hätte. Schon iſt es, als wenn ſie heimlich alle Augenblicke etwas ſchreckhaft Großes, eine große Veränderung ihres Zuſtandes erwartete, und als wenn ſie, falls nur Adam einmal gegeſſen hätte, bereit wäre, ſich ganz auf ihn zu verlaſſen.

Dieſer wendet ſeinen Kopf und ſein Angeſicht von ihr weg, und heftet ſeinen angeſtrengten Blick, in ſich ſelbſt gekehrt, weit hin, als wolle er ferne Dinge bedachtſam überſchauen, und wichtigen tiefen Geheimniſſen nachdenken. Ein Geſicht voll Leiden und Kampfes, das man nicht ohne vielen Kummer und ſchauderhafte Erwartung der erſten Worte, welche entſcheiden werden, betrachten kann. Noch ſcheint er in der zweifelhaften Ueberlegung aller möglichen Fälle, aller daraus entſtehenden übeln Folgen begriffen zu ſeyn; noch ſcheint er ein heftiges Hindenken an alle folgende Menſchengeſchlechter, aber auch einigen Zweifel, ob er ſie dann auch gewiß unglücklich machen werde, zu kämpfen. Die Heiterkeit, und die entſchloſſene Freude hat ihn verlaſſen, und der ſchützende Stolz ſcheint nichts mehr über ihn zu vermögen. Man ſieht ſchon, daß er zärtlicher, nachgiebiger, und ſchwacher Empfindungen fähig ſey. In ſeiner unmerklich zuſammengezogenen Stirne, ſeinem trüben, düſtern Auge, und den Runzeln das Aug herunter, nagt und treibt eine ſchmerzliche Beklemmung und Traurigkeit, welche anzeigt, wie ſehr ſein Herz leide und ſtreite, als würde ihm Gewalt angethan, und als könnte er der Sache unmöglich gewiß ſeyn, zu der er ſich aus unzulänglichen Gründen entſchließen würde. Es iſt dieß offenbar nicht ſein glückſeliger, natürlicher Zuſtand, ſondern ſichtbarlich die erſte trübe, die traurigſte Stunde ſeines Lebens. Wie betrübt iſt es für unſer Herz, in dieſem letzten großen Augenblicke, den Vater der Menſchen, unſern erſten Vater zu ſehen! Immer mehr und merklicher ſcheinen ſich die Vorſtellungen der Vernunft, der Gottesfurcht zu verlieren, und die Züge der männlichen Tugend aus ſeinem Geſichte und ſeinen Gebärden hinwegzuſchwinden. Man glaubt, etwas an ihm wahrzunehmen, als wenn er bereits mit einem ungewohnten, fieberiſchen, geheimen Zittern, den Vorzeichen eines erſten Fehltrittes, befallen würde, und als wenn er mit ängſtlicher Eilfertigkeit wünſchte, daß es, was es immer ſeyn wird, ſchon vorüber ſeyn möchte; wahrzunehmen, wie ein ohnmächtiges Lächeln entſtehen wolle, und wie es wieder zerrinne in der ſchlappen, beinahe unſichtbaren Krümmung des fein verzerrten Mundes; mit einem Worte, man erwartet und zittert vor dem Augenblicke, in dem er mit zerrüttetem Herzen haſtig die Hand ausſtrecken, ſchleunig eſſen, aber nicht genießen, ſondern mit einer ſchrecklichen Verlegenheit und Hitze eilen wird, etwas zu vollenden, dem er nicht glaubte widerſtehen zu können.

O wie oft, du Mann der erſten Schmerzen, du uns Aehnlichſter, las ich in deinen Augen, in deinen Mienen, was ich noch in keinem Buche ſo ganz geleſen habe, die Geſchichte unſers Herzens, das, ſo gut, ſo ſanft und ſtark es iſt, ſobald es abläßt, die Quelle iſt unſrer tiefſten Leiden, unſrer größten Unordnungen, unſrer ſchwerſten Vergehungen.

Noch will ich eines Gemäldes erwähnen, das unſer Dichter mit ausnehmend feinen und wahren Zügen entworfen hat. Als (im eilften Geſang) der Engel dem Adam ankündigte, daß er gekommen ſey, ihn aus dem Paradieſe zu bannen, ſchwieg Adam; er ſah auf einmal ſein eigenes, und ſeiner Nachkommenſchaft Elend vor ſich liegen, überſah den ganzen namenloſen Jammer, und ſchwieg; denn der tiefe, hilfloſe Schmerz ſpricht nicht, weint nicht; er ſteht ſtumm und tief gebeugt, und männlich leidend die Sorgen der Zukunft. Aber Evens Herz war mehr auf das, was vor ihren Augen lag, eingeſchränkt, hieng ganz an den ſanften unſchuldigen Vergnügen der Natur und des Lebens. Sie hielt ſich verborgen, als der Engel ſprach; aber kaum vernahm ſie, warum er gekommen, ſo verrieth ſie ihren Aufenthalt. Sie zerfloß in Thränen, und goß durch die wehmüthigſten Klagen den bangen Schmerz ihres Herzens aus. Sie nahm Abſchied von allen Blumen, die ſie am Morgen und Abend beſuchte, und mit Namen nannte. Ihr iſt nur bange, wie ſie in eine niedere Welt, die gegen dieſe Gefühle finſter und wild iſt, hinunter wandeln, und die ſchwere Luft einathmen ſoll.

— ihr, o ihr lieblichen Blumen,
Die ihr gewiß nicht wieder in andern Gegenden wachſet,
Ihr, des Morgens mein früher Beſuch, des Abends mein letzter,
Die ich mit zärtlicher Hand von der erſten ſich öffnenden Knoſpe
Aufgezogen, und Namen euch gab; wer wird euch in Zukunft
Gegen die Sonne verbreiten; eure Geſchlechter euch ordnen,
Und aus jenem ambroſiſchen Quell gehörig euch wäſſern?

— Wie ſoll ich hinunter
Wandern in eine niedere Welt, die finſter und wild iſt
Gegen dieſe hellen Gefilde? Wie ſollen wir athmen
In der niedern und ſchwerern Luft, die weniger rein iſt,
Da wir ſo lange bereits unſterblicher Früchte gewohnt ſind?

Dieſes ſoll genug ſeyn, uns von dem Geiſte und dem Endzwecke der Epopöe hinlängliche Begriffe zu geben. Alles, was groß, was wahr, und über die gewöhnlichen Dinge erhaben iſt, gehört zur Epopöe, und ſie iſt die erſte, die würdigſte, ich möchte faſt ſagen, die einzige Dichtungsart, fähig, einer niedergeſunkenen Nation den Thatendurſt des Heroismus einzuſtrömen, und die größten Seelen zu vergnügen und zu beſchäftigen. Aus ihrem Herzen holt der epiſche Dichter ſeine Charaktere, und die mächtigen Reden her, die er denſelben in den Mund legt; und große Männer erkennen ſich ſelbſt wieder in dieſen Bildern, ſtärken ſich wieder durch ſich ſelbſt. Nie iſt unſer Zuſtand ausgefüllter, behagender, nie iſt uns, um ſo zu ſagen, durch und durch wöhler, als wenn wir (dieß wird ja jeder in ſeinem Leben erfahren haben) von was immer für einer Veranlaſſung ſo herzens- und muthvoll gemacht worden, daß uns auf eine gewiſſe

Weiſe alles in uns zu enge wird; daß wir, voll Zuverſicht auf uns ſelbſt, in dieſem Augenblicke ſo gerne etwas Großes unternehmen möchten, ſelig und glücklich, und gleichfühlend machen möchten alles um uns her; daß wir den urſprünglichen Stolz unſerer Menſchheit und die Kraft empfinden, die großen Zänke um Kleinigkeiten zu verachten, die kleinen Bedürfniſſe nicht zu fühlen, und die großen zu tragen. In dieſer Faſſung hatten wir zehnfache Sinne für alles, wir überkleideten uns mit allem, und fühlten Saft und Mark, und Rieſenjubel in jedem trotzenden Gebeine. Dieſe Faſſung, meine Freunde, gewähret uns, macht uns genießen die epiſche Poeſie; ſie iſt allenthalben zugegen, belebt jeden, wenn er nur durch die ſybaritiſchen Weichlingstöne eines zu verzärtelten Geſchmackes vieler heutigen Poeſien nicht ſchon unmännlich geworden iſt, ſie zu verſtehen, ſie auszuhalten, und in ſein Herz aufzunehmen. Sie lebet in dem Hinwallen des Auges auf einen Frühlingshügel über das Luſtſchauern der großen Natur, des Drama in Wieſen, Wäldern, Aeckern, Flüſſen, Ebenen und Tiefen, und fernen Gebirgen, in dieſem einzigen Allem, und des unbegrenzten Himmelblauen über dieſes Alles; ſie lebet im Hinblick nach den unermeßlich erhöhten Fixſternen in einer heitern Sommernacht; im betäubenden Donnerfall eines großen Stromes über Gebirge auf ſchäumende Felſen durch heulende Wälder; im fürchterlichen Rollen des majeſtätiſchen Donners durch das weite ſchwarze Himmelgewölbe; ſie ſitzt oft in einer düſtern, von allem Tageslicht ausgeſchloſſenen Höhle unter einer himmelhohen Felſenklippe, und trauert hin einſam, ſtumm und kalt ſcheinend; oder wandelt ernſthaft und gedankenvoll durch die Wachtfeuer weitſchichtiger Kriegslager, durch das Gedränge wüthender Schlachten, und durch ächzende Leichenfelder nach der Schlacht; oder irrt hochahnend durch den Schauder einer ſchrecklichen Wüſte, und hört das Brüllen der grimmigen Thiere; oder kehrt wieder zurück zu den Menſchen, und betrachtet ſie in ihren großen Drangſalen, in wimmernden Peſtſtuben, in Hungersnöthen, verheerenden Feuersbrünſten, und plötzlichen nächtlichen Ueberſchwemmungen; oder ſie beſuchet den wahren Weiſen, der große Thaten handelt, in ſeiner erhabenen Einſamkeit, und in ſeinen Hinſchauungen über Völker und Zeiten; oder geht tiefſinnig bei nächtlicher Weile die ſchrecklich ſchweigenden, großen Tempel, oder die Palläſte der Könige, oder angefüllte Archive und Gerichtsſäle durch, und ſpüret kühn den wichtigen Schritten menſchlicher Leidenſchaften, menſchlicher Geſinnungen und Bedürfniſſe nach, und verweilet lange bei den Thaten der Völkerfreunde, und bei den Unthaten der Menſchenwürger. Dieſen Weg geht die Epopöe, und haben wir nur ein Fünklein nach etwas Großem in unſern Herzen, ſo wäre es unter allen den wundervollen Gegenſtänden, die wir ſehen, das wunderbarſte, ihn mitgehen zu können, ohne etwas von jenem großen Geſchmacke, von jener hohen Ruhe der Natur in uns zu nehmen. Junge, unverderbte Seelen, die des Enthuſiasmus fähig ſind, werden denſelben bald in ſeiner ganzen Stärke empfinden; und wie, wenn man nach einem Ziele wirft, man nicht bloß mit der Stärke, daß man es erreiche, ſondern daß man es durchbohre, hinwerfen ſoll; ſo iſt es immer beſſer, in eine Welt, in der man ohnehin ermüdet und kälter wird, mit ein wenig Schwärmerei nach dem Guten, mit mehr Erwartung, als man finden wird, als mit bereits gegenwärtiger Kälte zu kommen. Sie ſollten, nicht, um epiſche Dichter zu werden, ſondern um die emporſtrebende Natur des epiſchen Geiſtes ſich eigen zu machen, an die großen Gemälde deſſelben ſich gewöhnen, oft die Idee großer Gegenſtände abziehen, oft eine abgezogene unter die Sinne bringen, und indem Sie auf dieſe Art ſtets etwas Ungewöhnliches denken, ſich ganz das Bedürfniß eigen machen, etwas Ungewöhnliches zu unternehmen.

Laſſen Sie uns auf dieſe Art die Idee eines epiſchen Gemäldes niederſchreiben, das uns, gleich vielen ähnlichen, täglich vor Augen ſteht. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben

von

einigen Freunden

der vaterländiſchen Literatur.

Vierzehnter Band.

Kempten, 1833.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

[illegible]

Biographiſche Schriften.

[illegible]

Leben*)

des

Johann Franz Seraph Edlen von Kohlbrenner,

kurfürſtl wirkl.

Hofkammer-, Mauth- und Commercienrathes in Bayern.

Ich beſchreibe das Leben eines Mannes, deren ihrer mehrere unſerer handelnden Thätigkeit eine unbeſchreibliche Bewegung geben, und den muthvollſten Geiſt der Arbeit über alle Berathſchlagungen und Vorfälle bürgerlicher Angelegenheiten verbreiten würden; denn er war in allem Betracht ein außerordentlicher Mann, wie nur ſelten einer kömmt, und hat ſich durch einen ununterbrochenen, ungewöhn-

---

*) Wir eröffnen dieſen Band mit einer Reihe biographiſcher Nachläſſe des ſel. Weſtenrieders. Weſtenrieders Biograph Maurus Gandershofer ſagt

---

Seite 33: „Weſtenrieder, als Kohlbrenners vieljähriger Freund, nahm es auf ſich, eine Roſe auf das Grab dieſes thätigen, für alles Gute beſtrebſamen Mannes zu ſtreuen, indem er deſſen Leben beſchrieb, und ſammt dem Portraite deſſelben dem Publikum durch den Druck mittheilte."

„Die bewunderungswürdige und wohlthätige Betriebſamkeit des Edlen von Kohlbrenner, ſagt ein damaliger Zeitgenoſſe (allgemeine teutſche Bibliothek B. 61. S. 483 — 486), verdient allerdings ein Denkmal. Zum Glück errichtete es ihm ein Mann, der hell und partheilos denkt, und der ſich bereits in dergleichen biographiſchen Schriften mit Beifall geübt hat. Er verſteht die Aufmerkſamkeit der Leſer nicht nur allein zu erregen, ſondern auch feſtzuhalten Doch der Obſcurantismus konnte ein ſo ſchönes Monument, welches ein vorzüglicher Bekämpfer deſſelben für die Nachwelt aufſtellte, nicht unbegeifert laſſen; und daher erſchien eine Pieçe dagegen, betitelt: „Kohlbrenner wie er war; oder: Anmerkungen und Anekdoten zu dem von Herrn Profeſſor Weſtenrieder verfaßten Leben des J. F. S. Edl. v. Kohlbrenner 1783. Doch dieſe Pieçe ſank in den Staub der Vergeſſenheit, während jeder Edle ſich noch an dieſen Blättern ergötzt.

Anmerk. d. Herausgeber.

lichen und ganz heroiſchen Fleiß, durch die ausdauernde Kühnheit in ſeinen Unternehmungen, durch das Verharren auf denſelben mitten unter Verfolgungen der oft ungerechteſten und immer bittern Laune ſeiner Zeitgenoſſen, und durch den unmittelbaren Einfluß ſeines Beſtrebens, uns allen äuſſerſt wichtig gemacht. Es iſt im ganzen Lande beinahe kein Dorf, und kein Haus, das ſeinen Namen nicht kennen ſollte.

Johann Franz Seraph von Kohlbrenner ſtammte aus dem ſehr alten Hauſe zu Kohlbrenn ab, das bereits im Jahre 1429 unter Herzog Heinrich zu Landshut geblühet, und aus welchem einer der Kohlbrenner dem Landesfürſten in einer Gefahe das Leben gerettet hatte. Sein Ahnherr, Wolfgang Kohlbrenner, hat das wichtige Amt eines Holztriftmeiſters, welches ihm der Kurfürſt Ferdinand Maria in Rückſicht eines höchſt nützlichen Dienſtes, den er dem Salzſudwerke geleiſtet, und bei einem faſt gänzlichen Holzmangel im Jahre 1679 mitten im Winter hinlängliches Holz auf dem Fluſſe Traun durch eine ſinnreiche Erfindung zur Pfanne geführt hat, übergab, vierzig Jahre verwaltet, und es nachher ſeinen Söhnen Philipp und Matthias Kohlbrenner überlaſſen. Ein dritter Sohn, Rupert (Vater des hieſigen) hatte vom Jahre 1719 über den Salz-

Faß= und Salzſchreiberſtoß (damit die jährlichen 70 bis $^{m}/_{80}$ Stücke mit Gewicht, Maaß und Haltbarkeit der Gefäße oder Thara zum rechten Kaufmannsgut hergeſtellt werden) dann vom Jahre 1736 die Aufſicht über die ganze Salzmateriale, nebſt der Materialrechnung, bis 1752 mit gänzlicher Zufriedenheit verſehen. Zwei andere Söhne jenes Wolfgangs, Martin und Johann, ſind als Maler in der Künſtlergeſchichte nicht unberühmt *).

Franz Kohlbrenner wurde 1728 den 17. Okt. zu Traunſtein geboren, und von ſeinem Vater, einem gewiſſenhaften und ſtrengen Manne, mit Sorgfalt erzogen. Er zeigte ihm, ſobald er das, was er ſah, zu unterſcheiden fähig

---

*) Vom Martin Kohlbrenner iſt das Frescogemälde am hieſigen Etalerhaus nächſt dem ſchönen Thurme, wo unſer Kaiſer Ludwig, wie ihm ein Benediktiner das Muttergottesbild überreicht, vorgeſtellt wird; dann das Fresco in der obern Gruftkirche der engliſchen Fräulein, das die heil. Dreifaltigkeit vorſtellt. Er ſtarb 1738. Vom Johann Kohlbrenner ſieht man im Kloſter Seon verſchiedene Stücke. Ein vorzüglich ſchönes Gemälde iſt zu Maria Egg auf der Wallfahrt, zwei Stunden von Traunſtein im Gebirge, nämlich ein Altarblatt linker Seits am Chor, das die heilige Anna, Maria und Joachim vorſtellt. Er ſtarb 1740. (Siehe die Beſchreibung der Haupt= und Reſidenzſtadt München. Th. 3. S. 360)

war, die Kreiſe, innerhalb welchen er in der Zukunft handeln, die Pflichten, welche er darin beobachten ſollte, und lehrte und gewöhnte ihn an das erſte, an das wichtigſte und reichhaltigſte, was ein Vater ſeinem Sohne hinterlaſſen kann, an einem unüberwindlichen deutſchen Fleiß. Dieſer und die frühzeitige Abhärtung ſeines Geiſtes und Körpers mit dem unwiderſtehlichen Triebe, immer weiter, als wo er wirklich ſtand, zu rücken, ſich immer mit ſeinen Geſchäften zu erweitern, und einen neuen Wirkungskreis zu ſchaffen, mit dieſem mächtigen Triebe, der ihm, wie allen von der Natur geadelten Seelen, gleichſam angeboren war, verbunden, hat ihn allenthalben, wo er eintrat, merkwürdig gemacht, und er würde ſich in allen, auch den geringſten Verrichtungen eine beſondere Art von Ruhm und Größe erworben haben. Was aus ſeiner Hand kam, war mit der äuſſerſten Genauigkeit und mit Einſicht bearbeitet, und man fragte immer: „Wer iſt der, der in ſo kurzer Zeit dieß mühſame Werk vollendet, der dieß geſchrieben und vorgeſchlagen hat?“

Seine erſten Beſchäftigungen von der Zeit an, wo er die Feder halten konnte, waren in der Schreibſtube, woraus er, erſt zur Bräuamtsmaterial-Verwaltung, dann zum Salzmairamt Traunſtein gezogen ward. Er blieb hiebei nicht bei der mechaniſchen Verrichtung deſſen, was ihm angewieſen ward, ſtehen, ſondern dachte zu gleicher Zeit über das Weſen, über den Zuſammenhang ſeiner Arbeiten, über die Bedürfniſſe derſelben, und die nächſten Mittel, ſie zu verbeſſern, nach, welches ihn in den Stand ſetzte, das weitläufige Salzmairamts-Archiv, das in den Kriegszeiten nach Stübich gebracht, und ſehr in Unordnung gerathen war, herzuſtellen, und jede Sache nach dem Geſichtspunkte, wornach ſie betrachtet und behandelt werden muß, zu ordnen. Seine Einrichtungen erhielten den vollkommenſten Beifall einer kurfürſtl. Commiſſion, welche in Betreff des Salinenweſens um dieſe Zeit nach Traunſtein kam, und dem geſchickten jungen Manne Gelegenheit gab, ſich ihr durch ſeine ungewöhnlichen praktiſchen Kenntniſſe und Fähigkeiten auf die nachdrücklichſte Weiſe zu empfehlen. Es traf ſich nämlich, daß ſich die Commiſſion auf eine kurze Zeit entfernen mußte, um andere Geſchäfte zu beſorgen. Während ihrer Abweſenheit ſetzte Fr. Kohlbrenner, der die Stelle eines Protocolliſten vertreten haben mochte, die Angelegenheiten, um die es zu thun war, ſo trefflich und mit ſo weiſer Einſicht und Erfahrung auseinander, daß die kurfürſtl. Abgeordneten mit allem dem Eifer, womit ſie die Entdeckung eines eben ſo ſeltenen als nützlichen Phänomens beleben mußte, zuſammen arbeiteten, ihn näher nach dem Ziele ihrer Geſchäfte, und mithin nach der Hauptſtadt zu ziehen. So kam er im Jahre 1753 nach München, wo der verewigte Kurfürſt Maximilian Joſeph (der ihn ſtets ehrte, und in den nachherigen Verfolgungen und Anklagen oft der Einzige blieb, der ihn vertheidigte) ſobald Höchſtderſelbe einige ſeiner Aufſätze ſah, durch eine angemeſſene Beförderung hier feſtzuhalten entſchloſſen war. Es wurde ihm indeſſen die Mitaufſicht über die Regiſtratur der kurfürſtlichen Hofkammer übergeben, wo er neuen Anlaß nehmen konnte, den eigentlichen Gehalt und die Verhältniſſe, die Tugenden und Gebrechen unſerer kameraliſchen und ſtatiſtiſchen Verfaſſung näher kennen zu lernen, die gewöhnlich unbemerkten Fäden, durch welche große Dinge zuſammenhängen, zu beobachten, und ſich ein aus Betrachtung und Erfahrung gezogenes Syſtem, nach welchem er künftig handeln, und das er zu verbreiten ſuchen wollte, feſtzuſetzen. Zu gleicher Zeit verrichtete er ſeine Arbeiten bei dem halleiniſchen und reichenhalliſchen Salz- und Waldweſen bis 1761 ununterbrochen fort, und bezeichnete die Spuren ſeines Ganges durch noch vorhandene unvergeßliche Denkmäler ſeines erſinderiſchen und unermüdeten Dienſteifers. Er entdeckte Fehler und Mängel, oder Quellen ergiebiger Vortheile, die kaum jemand wahrnahm, und, wo es darauf ankam, weitläufige Unterſuchungen zu machen, mühſame Plane oder Tabellen herzuſtellen, und in einer langwierigen Mühe auszuhalten, da war man überzeugt, einen erfahrnen, richtigen und höchſt ſorgfältigen Mann vor ſich zu haben. In den Jahren 1757 bis 1761 wurde er nach Tyrol geſchickt, um die dortigen Wechelwaldungen in Ordnung zu bringen. Er legte daſelbſt Kälten, Näß- und Waſſerriſen und Klauſengebäude in Garwendel an, das Holz aus tiefen hinterſäſſigen Forſten heraufzuholen, und benutzte ein geringes, einen halben Schuh tiefes Bächlein, das Triftholz drei Stunden weit, und bis zur Klauſen, wo es auf der Iſar nach dem Holzgarten zu München ſchwimmt, herzuführen. Er ſchloß die nöthigen Verträge, und machte in Betreff der Holzlieferung nach München überaus vortheilhafte Einrichtungen. Während dieſen Jahren beſorgte er, anfangs als Legationscanzelliſt, dann im Jahre 1757 als ordentlicher kurbayeriſcher Reſident zu Salzburg die halleiniſchen Salzgeſchäfte mit aller Zufriedenheit der kurfürſtl. Kammer. Mit dieſen Beweiſen ſeiner Geſchicklichkeit in ſchweren und wichtigen Unternehmungen wuchs immer mehr und mehr das öffentliche Zutrauen zu ihm, wie entgegen, wenn es je möglich war, sein heißes Beſtreben wuchs, ſich deſſelben durch Dienſte, wo er immer mehr leiſtete, als man erwartet hatte, würdiger zu machen. Im Jahre 1762 legte er zu Lechhauſen, im Angeſicht der Reichsſtadt Augsburg, einen dem Aerar höchſt vortheilhaften Holzgarten an, und nicht weniger glücklich war ſeine Thätigkeit in Vergleichungen mit der Reichsſtadt Regensburg, wohin er in Zollſachen von kurbayeriſcher Seite geſchickt ward. Man hatte ihn nämlich ſchon ſeit dem Jahre —64 zum Mauth- und Acciswesen gezogen, wo man Arbeiter nöthig hatte, welche eben ſo viele Fähigkeit als ausdauernden Fleiß beſaßen, an der neuen Verfaſſung, welche man damals mit dem Mauthweſen in Bayern vorhatte, einen nachdrücklichen Antheil zu nehmen, und die künftigen Einrichtungen wider die Einwürfe und Anfälle der Unverſtändigen und Unzufriedenen zu ſchützen. Kohlbrenner vertheidigte auf ſeinem Poſten die landesherrlichen Rechte, beruhigte durch ſeine Erklärungen, wie es mit der Mauthordnung in Betreff der hohen Comitialgeſandten zu nehmen ſey, die häufigen Beſchwerden derſelben, und brachte das Werk ſeines Auftrages rühmlich und glücklich zu Ende. Jene Erklärungen erhielten die höchſte Genehmigung, und wurden nachher im Jahre 1771 durch den Druck dem Publikum kund gemacht.

Um ihn mit den Angelegenheiten, wo man ſeiner bedurfte, näher zu verbinden, trug man ihm bei der kurfürſtl. Hofkammer und dem Mauth-Direktorium die Sekretariatsſtelle auf, wozu er ſich, außer den bereits erwähnten Dienſten, durch eine andere freiwillige Unternehmung längſt den Weg gebahnt, theils das Zutrauen überhaupt erworben hatte, das ihm jede Stufe, wozu ſein Verdienſt ihn erhübe, dazu dienen würde, ſich durch größere Dinge hervorzuthun, und das Gebiet ſeiner Handlungen zu erweitern. Jenes war eine große und kleine geographiſche Weg- Straßen- Fluß- und Commerzialſtraße über Bayern, die obere Pfalz, das Herzogthum Neuburg und Sulzbach, welche er im Jahre 1764 verfaßt, und in der Folge unter der Aufſchrift: „Geographiſche Mauthcharte von Bayern, vorſtellend alle zu Waſſer und zu Land hergebrachte Mauth-Stationen und Accisämter, ſammt denen dahin führenden Commercial- und Landſtraßen, entworfen anno 1764, renov. 1768, in ſeinem bürgerlichen Handbuch, zum nützlichen Gebrauche der Handlung und Gewerbſchaften in und außer Land Bayern, wie auch zum Dienſte der Reiſenden ꝛc.“ von welchem im Jahre 1769 der erſte Band erſchienen, geſtochen herausgegeben hat. Dieſem letztern, gewiß gemeinnützigen Werke ſind nach alphabetiſcher Ordnung Adreſſen an Magiſtratsperſonen, bürgerl. Hrn. Kaufleute, Künſtler, Fabrikanten, berühmte Profeſſioniſten, geiſtliche und weltliche Gelehrten, Hofmarksrichter, Procuratores ꝛc. in Bayern und der obern Pfalz, ferner viele andere erhebliche Nachrichten beigefügt, welche den wahren Kenner bürgerlicher Sachen allerdings bedauern laſſen, daß es im Entſtehen aufhörte, wie dieß ebenfalls mit einem andern Werke, das im nämlichen Jahre von ihm herauskam, geſchehen iſt. Dieß war „der bayeriſche und pfälziſche Landmann,“ und beide Schriften waren ihm nur Nebenwerke in Betracht des größern und periodiſchen, das er bereits ſeit 1766, unter dem Zuruf aller Verſtändigen und Gutgeſinnten, aber auch unter mancherlei ſehr bittern Schickſalen fortgeſetzt hatte.

In jener glücklichen Periode, worin ſich damals, vorzüglichſt durch die Bemühungen der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften, die Gelehrſamkeit und Literatur in Bayern ſo ſchnell und kühn emporſchwang, erwachten allenthalben gute Gedanken, Wünſche und Vorſchläge, und ſelbſt, die aus Trägheit oder gefühlter Unfähigkeit nie geſinnt waren, etwas zu thun, ſprachen doch, und nicht ſelten am lauteſten und ungeſtümſten, was andere thun ſollten. So wollte ein ſegnendes Schickſal, daß auch der Vorſchlag, man möchte, außer der Verbreitung der eigentlichen, noch zu gelehrten Wiſſenſchaften, und eben, um dieſe häuslicher zu machen, eine gemeinnützliche, bürgerliche Landſchrift zu verfaſſen, zum Vorſchein kam. Man ließ ſich den Einfall wohlgefallen, und wollte ihn ſogleich ins Werk gerichtet ſehen. Die neue Schrift ſollte bogenweis alle Wochen herauskommen, und „Intelligenzblatt" heißen. Es iſt bekannt, daß an diejenigen, welchen man die Fähigkeit, eine ſolche Unternehmung auszuführen, zutraute, eine ordentliche Aufforderung geſchah, und daß nicht Einer Belieben trug, ſich dieſer Arbeit zu unterziehen. Als nun nach dem allgemeinen Wunſche, daß man eine eben ſo rühmliche, als vielfältig erſprießliche Mühe über ſich nehmen möchte, auf die erfolgte Frage: „Und wer will ſie alſo über ſich nehmen?" ein einſtimmiges Stillſchweigen erfolgte, und es den Anſchein hatte, daß ein Werk, welches ſogar durch einen öffentlichen Verruf vom 29. Novemb. 1764 den in- und ausländiſchen Commercianten, und dem ganzen Publikum verſprochen wurde, liegen bleiben ſollte; da trat Franz Kohlbrenner mit entſchloſſenem und freudigem Muthe hervor, das Geſchäft ins Werk zu ſetzen, und, wie es in der Aufſchrift heißt, Bäume, welche einem künftigen Menſchenalter nützen ſollten, zu pflanzen. Darüber war jedermann zufrieden, und den 31. Jenner 1766 erſchien das erſte Blatt.

Ich weiß nicht, was man von einem Intelligenzblatt erwartet hatte; aber zu verwundern iſt ſichs nicht, wenn man von allem dem, was es enthalten muß, nichts erwartet haben ſollte. Warum wäre es auch löblich und edel, die Menſchen und vorzüglich ſeine Landsleute, durch Schriften aufzuklären, wenn ſie dieß ſchon wären? Was man in Schriften, wo, und ſo oft man will, ſagen und wiederholen darf, iſt, daß man bei ſeinen Schriften den Endzweck habe, die Nation zur Beſtrebſamkeit aufzuwecken, ihren Verſtand anzubauen, und ihren Geſchmack zu bilden; aber ſobald man nun, was man in einem allgemeinen Eingang verſprach, wirklich vornehmen, und einen gewiſſen Gegenſtand berühren will, ſo iſt es, wie mit den Fehlern und Untugenden, deren jeder billig genug iſt, ſich welche zuzugeſtehen, aber kaum jemand ſo unpartheiiſch iſt, ſich zu dieſen und jenen zu bekennen. Was das Intelligenzblatt beſonders betrifft, ſo waren hier eine Menge Schwierigkeiten, wider die es würde zu kämpfen haben, leicht vorauszuſehen. Werke dieſer Art müſſen in ähnlichen Umſtänden mit der Keule in der einen und dem Schwerte in der andern Hand aufgeführt werden, und wer etwas Merkwürdiges zu Stande bringen will, kann voraus wiſſen, daß die künftigen Wanderer, wenn ſie ſein dann ruhiges Gebäude vorübergehen, von ihm, wie von jedem braven Unternehmer jenes: Multum ille et terris jactatus et alto, rufen werden. Was Kohlbrenner dulden, von uns dulden mußte, iſt notoriſch; und da, wie ich eben ſagte, dieſer Lohn allenthalben wie gleichſam eingeführt, und eine dankbare und ermunternde Begegnung nur eine Ausnahme iſt; ſo mag eine kurze Erinnerung, welche die Gerechtigkeit fordert, in ſo weit eine Genugthuung ſeyn, als ſie dazu dienen kann, manchen jungen Landesmann, den die erſten herben Streiche auf immer abſchrecken möchten, heilſam zu beſchämen, und ihm, was unbeugſamer Muth heiße, zu zeigen. Jährlich hatte er dieſes Blattes wegen ſchwere Verdrießlichkeiten, und in den Jahren 1768, 1771, 1772, 1775, 1777 und 1779 war er in Gefahr, daſſelbe gänzlich zu verlieren. Ja, gleich im Anfange wurde hitzig daran gearbeitet, nicht ſo faſt ſeine Entfernung von der Herausgabe eines Intelligenzblattes, ſondern die gänzliche Unterdrückung deſſelben zu bewirken, und es vergiengen beinahe zwei Jahre, ehe er's dahin brachte, ein Privilegium zu erhalten. Unter die Haupteinwürfe gehörte das Sophism, oder beſſer (denn dieſe Benennung enthält noch zu viel, wozu dieſen Leuten ſogar die Gabe verſagt iſt) die lächerliche Einbildung, daß, die Quellen der Landesnahrung aufdecken, gerade ſo viel ſey, als die Geheimniſſe des Landes verrathen; als wenn die ſtrengſte Politik ein beſſers Mittel hätte, die Häuslichkeit, die Induſtrie, den unternehmenden Handelsgeiſt zu beleben und zu verbreiten; als wenn diejenigen, welchen es möglich wäre, von der Kenntniß unſerer Verfaſſung Vortheile zu ziehen, dieſe nicht entdecken könnten, ſobald ſie nur wollten, als wenn nicht ſelbſt die Nationen, bei welchen der möglichſte Umlauf der inländiſchen Produkte zum Handel blüht, dieſe ihre innere Thätigkeit den öffentlichen Aufmunterungen und Belehrungen, und gleichgeltenden Anſtalten zu verdanken hätten, womit ſie die Arbeitsluſt und den nöthigen Stolz und Scharfſinn des Publikums unabläſſig bewegen. Doch Bedenklichkeiten dieſer Art ſind immer noch nicht die ſchlimmſten. Andere Klagen, wider die ein Schriftſteller, der Mißbräuche und die Unwiſſenheit angreift, unmöglich retten kann, als wäre man Perſonen zu nahe getreten, finden, zumal mit der gehörigen Schalkheit vorgetragen, mehr Gehör, und Kohlbrenner konnte dieſen Beſchuldigungen nicht allemal entgehen. Im Jahre 1769 ward ihm

Schuld gegeben, er habe durch einen gewiſſen Ausdruck jemand, den er doch nicht einmal von Perſon gekannt hatte, angegriffen, und darüber Genugthuung gefordert. Der Cenſor hatte ſo wenig Arges bemerkt, als das Publikum, und jeder unbefangene Leſer, auch wenn er mit Fleiß hätte ſuchen wollen, entdeckt haben würde; aber wie man ſich zuweilen über nichts zu verwundern hat, es geſchehe, was da wolle, ſo half dem Verfaſſer ſeine Betheurung, daß er den Herrn, welchen er beleidigt haben ſollte, ſoviel, als nichts, und es wurde ihm auf 24 Stunden Hofarreſt angekündigt. Das nämliche, wiewohl weit härter, begegnete ihm, eines einzigen Beiwortes wegen, im Jahre 1775, wo er nicht nur nach dem Arreſte geführt, ſondern auch des Privilegiums, das er auf die Intelligenzblätter erhalten hatte, verluſtig ward. Er hatte ſeit dem Jahre 1773 Beiträge oder Materialien, worin er hauptſächlich die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte näher behandeln wollte, herausgegeben; auch dieſe wurden im Jahre 1775, wo eben das erſte Blatt derſelben herauskam, unterdrückt.

Den bayeriſchen und pfälziſchen Landmann verfertigte er auf Anſchaffung des ſel. Hrn. Kammerpräſidenten, Hr. Emanuel von Törring, und nach dem geäußerten Wunſch des Durchl. Kurfürſten, daß man dem Bürgersdieſem Buch, womit man eine Verbeſſerung der Landwirthſchaft veranlaſſen wollte, andere Grundſätze, als nach welchen man ſie bis dahin überhaupt behandelt hatte, vorkommen müßten, das war leicht vorauszuſehen, und lag ſchon ſelbſt im geſunden Begriffe der Sache. Dieß reichte aber nicht hin, daß man nicht für gut befunden hätte, die Schrift indeſſen, bis man die neuen landwirthſchaftlichen Projekte, welche ſie enthielt, genauer unterſucht haben würde, in Verwahr zu legen, wo dieſelbe einige Jahre liegen blieb. Im Jahre 1771 ſchickte ihm der gnädigſte Kurfürſt durch den Geheimenrath und Kabinetsſekretär von Erdt eine goldene Medaille

---

Mittel zur möglichſten Aufnahme in ihren oft weitſchichtigen Ländereien in beſondern Beſchreibungen herauszugeben, und in den Schulen ihrer Gemeinden unentgeldlich auszutheilen. Der Aufwand wäre gering, aber der öffentliche Nutzen groß und dauerhaft. In den Zeiten, wo das Vaterland der Helme und Lanzen und der ritterlichen Opfer nicht bedarf, ſollten billig die ritterlichen Thaten für's Vaterland in ſolchen und ähnlichen Thaten der ſinnreichen Großmuth beſtehen. Außer der unendlichen Freude, welche ein edler Menſch fühlt, der Urheber von der Glückſeligkeit vieler Menſchen geweſen zu ſeyn, wäre dieß das beſte und nächſte Mittel, einen wahren Grund zur Kenntniß unſerer inländiſchen Verfaſſung zu legen.

und ließ ihn dabei in den gütigſten und ermunterndſten Ausdrücken der vollkommenſten Zufriedenheit mit ſeinen Arbeiten, beſonders dem Intelligenzblatte verſichern. Welche Aufmunterung für einen Mann, dem die Kränkung von andern Seiten nicht gleichgültig, und dem der Beifall des Landesfürſten unſchätzbar war! Aber zur nämlichen Zeit bekam er anderswoher einen Verweisbefehl, in ſeiner Schreibart ſo biſſige Züge zu vermeiden, worunter man die ſatyriſchen Ausdrücke verſtanden haben mochte, derer er ſich manchmal bediente. Ja, im Oktober wurde ihm die Fortſetzung des Intelligenzblattes, ungeachtet der Cenſur, gänzlich verboten.

Dieſe Verdrießlichkeiten wären tauſend andern eine Warnung geweſen künftig alles, was freiwillige Arbeit heißt, ſtehen zu laſſen, und jene ſchändliche Entſchuldigung, womit ſich gegenwärtig jeder Dummkopf ſogar ein Gewicht giebt: „Es geht nicht, bei uns geht nichts,“ gleich andern mit anzuſtimmen. Aber Kohlbrenner ehrte uns Bayern mehr, gab ein beſſeres Zeugniß von Güte und Lenkbarkeit unſerer Gemüther, als in vielen Menſchenaltern Wenige mit ihm gethan haben. Wenn jemand viele und ſchwere Dinge unternimmt, ſo verſichert er ſtillſchweigend das Ausland, daß es bei uns zu Hauſe wohl gethan und wohl angelegt ſey, viele und ſchwere Dinge zu unternehmen. Für Kohlbrenner war jede Schwierigkeit, die er zu beſiegen hatte, eine Aufforderung, immer etwas größeres zu wagen, wobei er vorausſehen konnte, daß Beifall, Mithülfe und eine freudige Aufnahme nicht ſeine Gefährten ſeyn würden. Während er alle Hände voll zu thun hatte, um für ſeine Arbeiten Nachſicht und Vergebung, und die Erlaubniß zur Fortſetzung derſelben zu erhalten, begann er ein weit herrlicheres, weitſchichtigeres und in der Geſchichte unvergeßliches Werk, und wie er es angieng, zeigte er, wie er im Geiſte verſichert ſey, daß er es ausführen würde. Dieſe Handlung verdient allerdings, daß wir ſie aus dem wahren Geſichtspunkte betrachten, denn ſie muß den Geiſt jedes Ungeſchwächten emporheben, und jeden Wirkungskreis ſtärken und erweitern. Man ſtelle ſich demnach vor, daß ſich jemand in ſeinem Zimmer vornehme, eine wichtige, nützliche Sache, von welcher gegenwärtig ringsumher alles ſchweigt, und gar nichts, oder ſchief und gerade das Gegentheil denkt, nicht nur in dem kleinen Zirkel ſeiner Bekannten und Freunde vorzutragen, ſondern in ſeiner Vaterſtadt, ſondern in ſeinem ganzen Vaterlande, in allen gleichdenkenden, entfernten und weitſchichtigen Provinzen wirklich einzuführen, tauſend und tauſend Gemüther bloß mit ſeinem Kopfe und der Feder in der Hand binnen wenigen Monaten in eine allgemeine Bewegung und Gährung zu ſetzen, den Großen einen thätigen Willen und Eifer zu geben, und die Flut der Menge mit ihren unzähligen Intereſſen, widerſprechenden Begriffen, bei allem Sträuben und Widerſetzen, am Ende doch nach ſeiner Abſicht zu lenken. Es gehört ſchon zum Muth, ſo etwas nur zu wünſchen, eine nicht gemeine Stärke des Geiſtes und derjenigen, welche wirklich unternommen und vollendet haben, ſind auf der Bühne dieſer Welt immer nur einzeln erſchienen. Aber ſo war es, als Kohlbrenner den Entſchluß faßte, den deutſchen Kirchengeſang im ganzen bayeriſchen Kreis einzuführen, und ihn allen katholiſchen Provinzen Deutſchlands zu empfehlen. Es ſtritt allem Geiſte der Gewohnheit, wider welchen die Ueberzeugung anfänglich nichts vermag, dem Intereſſe der eralteten, allgemeinen Genügſamkeit durchaus entgegen, und er konnte, ungeachtet aller möglichen Vorſtellungen über die Erheblichkeit *) und den Nutzen des Kirchen-

---

*) Es iſt bekannt, daß der Kirchengeſang in der Landesſprache von den älteſten Zeiten der Chriſtenheit eingeführt, und bis auf die Reformationszeit durchgehends üblich geweſen. Als damals

geſanges kaum hoffen, daß man ihn nur wenigſtens mit Gelaſſenheit anhören werde. Solche Fälle ſind allemal Kennzeichen und Proben

---

die Proteſtanten ſich von uns abſonderten und ſtark auf die Kirchengeſänge, als worin ein Haupttheil ihres Gottesdienſtes beſteht, drangen, hat man unſerer Seits, theils um nicht zu ſcheinen, als wollte man die Proteſtanten nachahmen, theils aber auch, um das Volk vor den vielen Geſangbüchern proteſtantiſchen Inhalts zu bewahren, das deutſche Singen in den Kirchen eingeſtellt. In unſerm Bayern, wo der Kirchengeſang durchgehends eingeführt war, gieng das nicht ohne viele Schwierigkeit, und ich erinnere mich, geleſen zu haben, daß man in der hieſigen Auguſtinerkirche Geſangbücher den Leuten aus den Händen genommen habe. Ja, man hat, vermuthlichſt um dem unzufriedenen Volke einiges Genüge zu leiſten, etliche wenige Kirchenlieder, welche vor der Predigt und bei andern Gelegenheiten geſungen wurden, beibehalten, worunter bekanntlich die vier Lieder unter der Aufſchrift: „Schöne geiſtliche Lieder vor der Predigt, und ſonſt nach Abtheilung und Zeit nützlich zu ſingen;“ wo es z. B. im Oſterlied heißt: „1) Chriſt iſt erſtanden, von ſeiner Marter aller, deß ſollen wir alle froh ſeyn, Chriſt ſoll unſer Troſt ſeyn, Alleluja!“ vielleicht älter, als die Reformation, und ſchon die Lieder von Hrn. Domdechant Johann Leiſentritt dem Aeltern, welche in Bayern bis auf die jetzigen Tage geſungen worden, zu Bautzen in der Lauſitz im Jahre 1584 verlegt ſind. Doch die Inſtrumentalmuſik, welche nach und nach in den katholiſchen Kirchen auftrat, verwöhnte bald den nach:

des innern ſtarken Gehaltes und Werthes einer Nation, und Kohlbrenner glaubte, ſich bei der bayeriſchen darauf verlaſſen zu können.

---

folgenden Kirchengänger, und die frechere Geige war dem Ohre willkommen Die Muſik, deren Beſtimmung ſeyn ſollte, das Herz zur Andacht und Frömmigkeit zu rühren, wurde bald durch Aufnahme der Trompete auf eine tumultuariſche Art kriegeriſch, und in den letztern Zeiten noch überdieß theatraliſch. Man hört noch dieſe Stunde Symphonien und Tänze in unſern Kirchen. Dieß erweckt profane, wollüſtige Gefühle, welche man wohl auch für die Süßigkeit ſeiner Andacht halten mag, und daher iſt das Volk eben ſo damit zufrieden, wie über den geſchmackloſen, ſchwelgeriſchen Putz mancher Altäre. Daß dieſer Unfug wider die Ordnung des römiſchen Rituals und wider alle Abſicht gottſeliger Geſinnungen iſt, brauche ich nicht zu ſagen, und noch Benedikt XIV. verbot alle Blas-Inſtrumente in den Kirchen. Was uns betrifft, ſo war es natürlich, daß uns, überhaupt genommen, ein ſimpler deutſcher Kirchengeſang nicht die erſte Stunde willkommen war; aber in die Länge wird jede Widerſetzlichkeit oder Trägheit dieſer Art affektirt, ſträflich und ſchändlich. Die Sache geht bereits ihren unaufhaltbaren Gang, und wenn ſie uns nicht gefällt, ſo können wirs nicht verhindern, daß ſie andern gefalle. Die Kinder, welche uns jetzt auf den Gaſſen begegnen, werden uns beurtheilen, und das endlich ergänzen, was wir zu eigenſinnig oder zu faul waren, ſelbſt zu vollenden*).

*) Dieſe Bemerkung Weſtenrieders zeigt, wie klar und tief er auch die kirchlichen Ereigniſſe in der

Er hat von dem Jahre 1766 bis 1783 alle ſeine Bittſchriften, ſeine Briefe und die darauf erfolgten Antworten, und die Nachrichten von allen Begebenheiten ſeiner Kirchengeſänge, in ordentlichen Bänden geſammelt, und ein ſeltenes Denkmal unternehmender und erfindender Induſtrie hinterlaſſen, das ich mit dem gerührteſten Herzen geleſen habe. Wie viele vergeb-

---

Geſchichte auffaßte. Schade, daß unſere Theologen in letzter Zeit wieder ſo weit von dieſer ächt kirchlichen Anſicht abgewichen ſind, und, weiß Gott, welchen Gewinn in einem feinen Kitzel der Sinne für die Erhebung des Herzens ſuchen. In dieſem Felde ſind wir, ſehr häufig auch aus einer gewiſſen ſervilen Gefälligkeit gegen die Römer (als wenn man nicht römiſch-katholiſch ſeyn und bleiben könnte ohne die lateiniſche Sprache, von der ja doch auch die wenigſten Apoſtel wußten). Schade, daß unſere biſchöflichen Ordinariate in Bayern einige Zeit her faſt gar nichts für den deutſchen Kirchengeſang thun, ja daß ſelbſt Weſtenrieder ſpäter, als Domherr, dieſe ſeine frühern Anſichten über dieſen Punkt vergeſſen zu haben ſcheint. Doch für die neueſte Zeit ſind neue günſtige Zeichen für dieſe nothwendige Verbeſſerung erſchienen, und wenn die von dem k. b. Hofſänger Löhle herausgegebene Singſchule ſich ſofort in Bayern verbreitet, dann wird auch der Geſchmack für ächte Kirchenmuſik ſich mit Rieſenſchritten verbreiten, und gewiß nur zur Ehre Gottes und zum Frommen der katholiſchen Kirche.
A. d. H.

liche Briefe, vergebliche Bitten, Vorſchläge und Vorſtellungen auf mancherlei Art immer mit einem Eifer, wie für eine Sache, von der unſer Wohlſeyn abhängt, geſagt, wie viele abſchlägige Antworten, betrübte Nachrichten, harte, und was oft eben ſo viel iſt, höchſt gleichgültige Begegnungen; aber auch wie viele Dankſagungen und Ermunterungen aufgeklärter Männer aus allen deutſchen Ländern! Wie viele freudige Bemühungen, das Gute verbreiten zu helfen, und wie viele Segnungen oft aus Gegenden, wo es am wenigſten zu vermuthen war!

Bekanntlich hat Kohlbrenner die Kirchengeſänge nicht gar alle ſelbſt verfaßt, aber, welches nicht weniger verdienſtlich iſt, wo er einen geſchickten Mann wußte, hat er ihm unermüdet angelegen, ſeine künftige Sammlung nur mit Einem Liede zu vermehren. Um allen Vorwürfen vorzubeugen, ſuchte er die Gutheiſſung von 13 Erz- und Biſchöfen, wie er ſie dann auch vom Erzbiſthume Salzburg, dann den Biſthümern Freyſing, Regensburg, Paſſau, Augsburg, Eichſtädt, Chiemſee, Würzburg, dann (wegen der kurf. rheiniſchen Staaten) vom Erzbiſthume Mainz und den Biſthümern Speier und Worms, ferner vom Biſthume Konſtanz (wegen Weiſenſteig) einhellig erhalten hat. Dann ließ er 1776 auf eigene Koſten die Matrizen zu Muſikalnoten, deren ſeit 1440 in Bayern keine mehr vorhanden waren, ferner zum Druck der Geſänge die kleine Garmond gießen, und im folgenden Jahre erſchien unter der Aufſchrift: „Der heilige Geſang zum Gottesdienſte in der römiſchen katholiſchen Kirche.“ Erſter Theil. Gedruckt zu Landshut bei Maximilian Hagen, Landſch. und Stadtbuchdruckern, 1777, auch allda, und bei Joh. Georg Rueprecht, bürgerl. Buchbinder in München im Verlage. In dieſer Sammlung befinden ſich die gedruckten Melodien der Lieder, und ihre niedliche Auflage iſt mit Kupfern von Sökler geziert. Nach derſelben kamen gleich darauf dreierlei Auszüge zum bequemern Gebrauche hervor, welchen verſchiedene andere Werke, z. B. Betrachtungen bei dem Amte der heil. Meſſe, nebſt dem Kirchengebete für den römiſchen Kaiſer, gedruckt bei Thuille in München 1778; das nämliche für den gnädigſten Landesregenten; ferner im nämlichen Jahre das Pange lingua, Chriſten ſingt mit frohem Herzen ꝛc. a Soprano, Alto, Tenore e Basso con Organo von Hrn. Joſeph Michel, Landshut, gedruckt bei Maximilian Hagen; im Jahre 1779 Meßgeſänge von vier Stimmen, von Hrn. Norbert, regul. Chorherren zu Chiemſee, Landshut; und noch jüngſt, in einer Folioausgabe, der heilige Geſang zum Gottesdienſte der römiſchkatholiſchen Kirche, mit Singſtimmen und Orgel; dann, ohne Singſtimmen, unter dem nämlichen Titel, ein Auszug aus dem erſten Theile des größern Werkes, zweite Auflage, gedruckt, München bei Maria Anna Vötterinn ꝛc. und es entgieng ihm binnen dieſen Jahren kaum eine Gelegenheit, die er nicht ſorgfältig benutzte, um das Publikum von der Kraft und Anmuth des deutſchen Kirchengeſanges zu überzeugen, oder ihm die Ungereimtheiten des Geigens und Lärmens in dem Orte der heiligen Gemüthsverſammlung vor die Augen zu halten. Dieß letztere that er vielfältig in ſeinen Berichten, und beſonders gab er ſich alle erdenkliche Mühe, um bei der donnerstägigen Proceſſion, welche von den Zeiten Wilhelm IV. in der Kirche gehalten wird, das Singen, wie es dann auch wirklich üblich war, wieder herzuſtellen, und die wahre Anſtimmung der Herzen zum Lobe Gottes zu befördern *). Zu jenen gehören

---

*) „Man macht den Einwurf, ſagt er, daß durch die Einführung des deutſchen Kirchengeſangs die Stadtgeiger brodlos würden.“ Wenn dieſer Geſang ohne allen Vergleich beſſer iſt, als die heutige Inſtrumentalmuſik, ſo trifft dieſer Einwurf mit jenem überein, den man zur Zeit, wo die Buchdruckerkunſt erfunden ward, dieſer entgegenſetzte, indem man ſagte: „Wenn man künftig die Bücher

verſchiedene kleine Stücke, z. B. „Uebung des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, nebſt andern gewöhnlichen Kirchengebeten, zum Gebrauch in Beſuchung der vorgeſchriebenen vier Kirchen des Jubiläums. München 1776.“ Ferner jener Bittgeſang um die Geneſung des höchſtſel. Maximilian Joſeph, unter der Aufſchrift: „Allgemeines Gebet für den Vater des Vaterlandes ꝛc. München, gedruckt bei Franz Joſeph Thuille, 1777, und viele andere, welche unten im Verzeichniſſe ſeiner Schriften vorkommen werden.

Was ein Menſch thun kann, um alle Welt aufzurufen, daß ſie Antheil nehme an

---

druckt, ſo müſſen alle Abſchreiber brodlos werden.“ Doch beim Kirchengeſang iſt dieß nicht der nämliche Fall. In großen Städten mag man ja die Inſtrumentalmuſik, auch bei dem deutſchen Text, immerhin beibehalten, und dieſe kann ihre großen Wirkungen weit herrlicher zeigen, wie jüngſt der kurfürſtl. Hofkammerrath und Kapellmeiſter v. Holzbauer in Mannheim mit einem neuen Hochamt bewieſen hat. Auf dem Lande iſt die Inſtrumentalmuſik, außer dem unſchicklichen Gebrauch, noch überdieß gemeiniglich ſchlecht und nicht ſelten höchſt elend und lächerlich beſtellt, und der lateiniſche und unförmliche Geſang noch übler angebracht. Man hat doch allenthalben eine Orgel: wie erbaulich wäre es demnach, durch dieſelbe einen deutſchen Geſang, der den Herzen wirklich etwas ſagt, anſtimmen zu laſſen!

dem Werke ſeines Herzens, das that Kohlbrenner, um das katholiſche Deutſchland, und vorzüglich ſein Vaterland, zur Aufnahme ſeiner Geſänge in Bewegung zu ſetzen, und diejenigen, welche mit ihrem Beifall und Anſehen überall vorangehen ſollen, unterſtützten ihn (dieß ſey zu ihrer Ehre geſagt) auf die thätigſte Weiſe. Ehe noch kaum die Nachricht von dem Daſeyn des erſten Theiles ſeiner Kirchengeſänge allenthalben bekannt wurde, ergiengen ſchon kurfürſtliche Befehle ſowohl an die Schulkommiſſion, als an die Obern des Franciscaner-, Auguſtiner-, Paulaner-, geſchuhter und ungeſchuhter Karmeliten-, Hieronomitaner- und Kapucinerorden, und die Obern haben ſich ordentlich unterſchrieben, den Befehl erhalten zu haben *). Auch haben ſie

---

*) Der Befehl lautet: „Max Joſeph Kurfürſt. L. G. Nachdem die jüngſt im Druck erſchienenen und von den Ordinariaten gutgeheiſſenen Kirchengeſänge vorzüglich eingerichtet ſind, die öffentliche Andacht unter dem Volke zu erwecken: Wir auch das gnädigſte Wohlgefallen hätten, wenn dieſe Kirchengeſänge nach und nach in unſern Kurlanden eingeführt würden, ſo befehlen wir euch gnädigſt, daß ihr bei euern gewöhnlichen Aemtern an Sonn- und Feſttägen dieſe Geſänge, und, wenn dieß nicht durchgehends thunlich iſt, wenigſtens das deutſche Pange lingua, wie auch die

Beſcheinungen ausgeſtellt, eine Anzahl Exemplarien von Kohlbrenner gratis empfangen zu haben. Eben dieß wurde auch in Betreff der Nonnen vorgeſchlagen und genehmigt. Die hohen Ordinariate ſäumten nicht, die Einführung dieſer Geſänge nachdrücklich zu begünſtigen. Eichſtädt ließ an alle in Bayern gelegene Pfarreien ſeines Kirchenſprengels ein Generale ergehen, wie dieſelben am füglichſten eingeführt werden könnten; Paſſau verſicherte, daß gar nicht die geringſte Schwierigkeit obwalte, die Einführung bei allen Pfarreien und Vikariaten in's Werk zu ſetzen; Augsburg ließ zweimal an alle Dekanate den Befehl ergehen, die Beförderung der Kirchengeſänge mit allem Eifer zu unterſtützen. Das Erzbisthum Salzburg trug ſeinem Conſiſtorium auf, die deutſchen Geſänge, dieſelben, durch die drei Erzdiakonate einzuführen; wie dann erſt in dem berühmten Hirtenbrief des Fürſt-Erzbiſchofes zu Salzburg ꝛc. den 15. Heumonat 1782 ein ähnlicher Befehl *) ergangen iſt. Das Bis-

---

Geſänge bei der Predigt und andern öffentlichen Andachten nach und nach einführet. Wir verſehen ꝛc. München den 1. Oktober 1777."

*) §. XXVI. „Es iſt kein geringer Vorzug unſerer Zeiten, daß beinahe in allen katholiſchen Pro-

thum Freiſing fand keinen Anſtand, die Einführung der Kirchengeſänge zu beloben. In

---

vinzen Deutſchlands ein edler Wetteifer ſich hervorthut, zur öffentlichen und Privatandacht des chriſtlichen Volkes gute geiſtliche Lieder zu ſammeln Ohne andern Sammlungen von dieſer Art ihren Werth abzuſprechen, ſehen wir uns veranlaßt, vorzüglich jene Liederſammlung hiemit allgemein bekannt zu machen, die wir unter dem Titel: „Der heilige Geſang zum Gottesdienſte in der römiſch-katholiſchen Kirche,“ bereits unterm 16. Auguſt 1776 durch unſer Conſiſtorium haben gutheiſſen laſſen. Die Verſuche, die in dieſer Zwiſchenzeit in hieſiger Stadt damit gemacht worden ſind, ſind zu unſerer beſondern Zufriedenheit ſo ausgefallen, daß uns nun nichts mehr abhalten kann, dieſelben in unſerm ganzen Erzſtift Salzburg einzuführen.

§. XXVII. Wir verordnen demnach und befehlen hiemit gemeſſenſt, daß mit Anfange künftigen 1783ten Jahres in allen Kirchen unſers fürſtlichen Erzſtiftes, wo kein Chor gehalten wird (alſo nur mit Ausnahme der Stifts- und Kloſterkirchen) bei allen Lob- und Seelämtern, geſungenen Meſſen, bei Litaneien, vor und nach der Predigt, bei Proceſſionen, vor und nach den Chriſtenlehren, vor und nach der Schule, und bei jeder andern ſchicklichen Gelegenheit dieſe Liederſammlung fleißig und nirgends eine andere Muſik oder Geſang gebraucht werden ſoll; gleichwie auch Wir, wenn Wir in eine der obgedachten Kirchen kommen, nichts anders, als Geſänge aus nurgedachter Sammlung hören wollen. Zu dieſem Ende ꝛc.“

den Schulen, als z. B. in einer der hieſigen Realklaſſen, in der vortrefflichen Schule zu Aichach, in den Schulen und Dorfgemeinden der Titl. Herren Grafen von Seinsheim und Preyſing; in manchen Klöſtern, denen es nicht ausdrücklich, wie oben den Mendikanten, befohlen wurde, als z. B. in Weyarn, Chiemſee ꝛc. wurden die Geſänge bei dem Gottesdienſte mit der größten Erbauung abgeſungen, und der hieſige kurfürſtl. geiſtliche Rath beeiferte ſich auf das thätigſte, die allgemeine Einführung bäldeſt zu bewirken. „Es iſt doch gewiß, heißt es in einem Bericht ad int. vom 9. Mai 1780, daß alle Verbeſſerungsvorſchläge und Verordnungen vergeblich ſind, wenn man das Volk nicht religioſer denken und empfinden lehret. Die tägliche Erfahrung zeigt, wie unpſychologiſch überhaupt der äuſſerliche Gottesdienſt in Bayern iſt, bei dem das Herz nichts empfindet, der Verſtand nichts denkt, und alles nur maſchinenmäßig vor ſich geht. Das kräftige Mittel, gottſelige Empfindungen zu erregen, und das Andachtsgefühl zu erhöhen, iſt die Muſik, wenn Text und Melodie zum Herzen ſprechen. Daß aber oftersagte Kirchengeſänge dieſem Zwecke ganz und gar angemeſſen ſind, ſagen alle Ausländer, welche ſie beurtheilt haben, wenn ſchon dieß die Mißgunſt einiger Inländer in Zweifel zieht.“

Man wünſchte in dieſem Bericht, daß man bei Gelegenheit der Kreuzgänge und Wallfahrten dieſe für die Religion ſo nützliche Sache in Gang bringen möchte. — Die Antworten, welche Kohlbrenner von Privatperſonen, denen er die Verbreitung ſeiner Kirchengeſänge empfohlen hatte, erhielt, waren mir äuſſerſt merkwürdig, und ich gerieth, da ich ſie las, mehr als einmal in Verſuchung, die Grenzen der Beſcheidenheit zu übertreten, und wenigſtens die auffallendſten Data des geläuterten oder mißverſtandenen Eifers an das Licht zu ziehen. Viele erzählten ordentlich den Hergang ihrer Bemühungen, und welche Hinderniſſe oder Unterſtützungen ſie gefunden hätten, dem Geſange eine ausgebreitete Aufnahme in ihrer Gegend zu verſchaffen. Welche zweideutige Kennzeichen von gegründeter Ueberzeugung über den Werth des Geſanges manchmal! Aber auch wieder, welche Beweiſe aufrichtiger Gottſeligkeit und flammender Liebe für die Ehre Bayerns! Welcher Enthuſiasmus für die Mittheilung des Guten! „In der Völle meines Herzens eile ich zum Pult, ſchreibt einer, um Ihnen zu ſagen, daß ich nie empfunden habe, was ich heute empfand, nie eine Muſik gehört habe, wie ich heute hörte, da man Ihre Kirchengeſänge feierlich und öffentlich das erſte Mal abſang. Alle Töne drangen aus den verſammelten Herzen, und ſtiegen bis zum Himmel. Wenn es nun einſt, wie ich hoffe, dahin kömmt, daß dieſer Geſang allgemein wird, wenn Ein Ton, Ein Pſalmen des ganzen Landes ſich an Einem Morgen zum Himmel erhebt! Und Sie ſind der Urheber davon!“ Die freudigſten ſolcher Begebenheiten hat Kohlbrenner ſelbſt in ſeinen Intelligenzblättern theils aus Dankbarkeit, theils aus der Abſicht nach und nach angezeigt, um der Verbreitung der Kirchengeſänge immer mehr Achtung zu erwerben, und dieſelben immer häufiger zu bewirken. Und nun hat dieß Unternehmen bereits ſolche Schritte gethan, daß nicht mehr zu fürchten iſt, daſſelbe werde wieder welche zurückthun, darum, weil der Mann von der Bühne getreten iſt.

Unternehmungen, wie dieſe mit den Kirchengeſängen war, nannte Kohlbrenner immer nur Arbeiten ſeiner Nebenſtunden, und in der That dieß ſcheinen ſie in Betracht ſeiner Dienſte auch zu ſeyn, die er nebenher theils durch die Veranlaſſung ſeiner Amtspflichten, theils freiwillig, ungerufen und aus eigenem Triebe geleiſtet hat. Er hat in den wichtigſten Dingen mit der Parthei der Gutgeſinnten gearbeitet, und an den ſchwerſten Kämpfen wider Mißbräuche, wo er konnte, unmittelbar, und wenigſtens durch die inſtändige Verbreitung geſunder Begriffe Theil genommen. Was zum großen Bürgergeiſt gehört, das hat er im engſten Verſtande bewieſen und ausgeübt, und bis ans Ende einen raſtloſen Fleiß, einen kühnen Unternehmungseifer, und ein unbeugſames Verharren auf demſelben bezeiget. Ehe er daran gieng, etwas vorzuſchlagen, ſchrieb er darüber immer einige Zeit zuvor, und bereitete ſich die Gemüther, die er lenken wollte, oder ſammelte ſich eine Parthei, von der er hoffte, daß, wenn die Sache nur wenigſtens einmal zur Streitigkeit käme, dieſe ſelbſt durch den Widerſtand eifrig genug werden würde, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Hatte er aber die Sache wirklich in den Gang gebracht, ſo waren weder kaltſinnige, noch verfolgende Begegnungen im Stande, ihn zu ermüden oder zaghaft zu machen. Wie man ihn auch abwies, und von dannen gehen hieß, und ihn verſicherte, es würde alles vergebens ſeyn; ſo erſchien er morgen gleich wieder, und betrieb die Angelegenheit, um die er ſich angenommen hatte, auch wenn ſie ſeine Perſon im geringſten nichts angieng, mit verdoppelter Inſtändigkeit. Jede ſeiner Unternehmungen enthält auf dieſe Weiſe eine eigene im Anlegen und Ausführen lehrreiche Geſchichte, und wer in Geſchäften die klügſte Art, Menſchen, die ſich nicht überreden laſſen, durch andere

Mittel nach ſeinen Abſichten zu lenken, kennen gelernt hat, wird viel Großes in der Standhaftigkeit finden; diejenigen, über welche er weder durch Anſehen, noch weniger durch einen Machtſpruch etwas vermochte, durch unausgeſetzte Erinnerungen, durch die Sammlung der Stimmen aller denkenden Köpfe am Ende zur Nachgiebigkeit zu ermüden. Ihm haben wir vorzüglichſt die Abſchaffung der höchſt unpolitiſchen ſogenannten Pragerſchlachtsfeier *) zu verdanken. Nachdem er ſich in

---

*) Gegenwärtig würde man dieſen Feldzug ſchwerlich wieder unternehmen. Die aus demſelben für das geſammte Haus Pfalz-Bayern gefolgten und der ganzen Welt bekannten Data ſind: Pfalz hat das Königreich Böhmen verloren; Bayern that auf 13 Millionen Verzicht, und erhielt das für die Oberpfalz und die Kurwürde, welche beide für das Stammhaus keine neue Akquiſition, ſondern dem uns verwandten Hauſe Pfalz abgenommen waren; endlich folgte hieraus der dreißigjährige Krieg, die grauſamen Verwüſtungen der Schweden und die Erſchöpfungen Bayerns, um nichts davon zu ſagen, daß das Einverſtändniß der beiden Häuſer, aus deren faſt ununterbrochenen angelegten Feindſeligkeiten ſich von jeher die wichtigſten Vortheile ziehen ließen, auf das neue getrennt worden, und ein hartnäckiges Vorurtheil der verbrüderten Bayern und Pfälzer entſtanden iſt.

den Jahren 1772 und 1773 eifrig und vergeblich daran gearbeitet, und hinnach an den kurfürſtlichen geiſtlichen Rath, welcher ihn nach Kräften unterſtützte, die nachdrücklichſten Vorſtellungen gethan hatte, wendete er ſich unmittelbar an den Kurfürſten ſelbſt, nachdem er mündlich und ſchriftlich die auffallendſten Gründe vortrug, welche die Aufhebung dieſer ganz unſchicklichen Feierlichkeit unwiderſprechlich erforderten, und anbei nur um die Gnade bat, die Sache den ordentlichen Weg des Referats gehen zu laſſen. Die Denkungsart der Verſtändigen über dieſe Feierlichkeit war freilich längſt entſchieden und einhellig; aber die Begriffe des Volkes und derjenigen, welche, leider! oft zur niedrigſten Klaſſe des Volkes gehören, waren darüber nichts weniger als aufgeklärt. Viele wußten und wiſſen vielleicht zur Stunde den wahren Hergang der Sache noch nicht, und da ſie wähnten, man feiere das Feſt, ich weiß nicht, welches Heldenmuthes, ſo war es ſo leicht nicht, denſelben das, worin ſie gleichſam eine Nationalehre ſuchten, als einen Mißbrauch darzuſtellen, und dieſen aus ihren Augen zu rücken. Man dachte dabei gewiß an nichts weniger, als daß die Fortſetzung dieſer Proceſſion jemand beleidigen könnte, ſondern ſie war nun einmal ein Herkommen, das dem Volke Unterhaltung machte, und ſo hielt es ſchwer, eine Gewohnheit, welche das Gewicht der Verjährung für ſich hatte, zu unterlaſſen. Der kurpfälziſche Geſandte, Hr. Baron von Petſchar, hatte ſchon einige Jahre zuvor eine Erinnerung, die keine Folgen hatte, übergeben, und man erwartete ohne Zweifel, daß Kohlbrenner mit aller Ehrfurcht von der Sache reden würde. Ich konnte daher nicht umhin, den Muth des Mannes zu bewundern, dieſe Proceſſion eine trockene, feindſelige, ungereimte, lächerliche Feierlichkeit zu nennen, und in ſeinen Vorſtellungen gerade herauszuſagen, daß, wenn ja von einer Seite ein Dankfeſt gehalten werden ſollte, daſſelbe diejenigen, die einzig dabei gewannen, halten ſollten. Unſerer Seits wäre dieſes Jubelfeſt nicht nur der Sanftmuth, der chriſtlichen Religion, welche uns gebietet, an vorgefallene Uneinigkeiten nicht weiter zu denken, ſondern aller geſunden Staatspolitik, dem gegenwärtigen Verſtändniſſe beider durchlauchtigſten Häuſer, und der erwünſchlichen Abſicht, die gemeinſchaftlichen Intereſſen immer enger zu verbinden, durchaus zuwider, und die Rechtſchaffenſten und Verſtändigſten der Nation ſähen die Wiederholung dieſes Feſtes, und die Erinnerung an einen Feldzug, durch welchen einem Dritten Vortheile zugiengen, mit Schmerzen und Widerwillen an. „Wir haben den nächſten Agnaten unſers des gemeinſchaftlichen Stammhauſes, dem unglücklichen Friedrich V. ein Königreich entriſſen, haben es im eigentlichen Verſtande uns ſelbſt entriſſen, und darüber ſollen wir Bayern uns freuen, darüber ſollen wir Jubelfeſte halten können?“ Dieſe Vorſtellungen, welche Kohlbrenner immer und immer, und bis zur Ueberläſtigkeit erneuerte, und der kurfürſtl. geiſtliche Rath mit ähnlichen begleitete, machten endlich den erwünſchten Eindruck. Um dem Vorſchlage durch eine gute Wendung mehr Nachdruck zu geben, hatte Kohlbrenner hinzugefügt, daß man an die Stelle des ungereimten Pragerſchlachtfeſtes vielmehr ein anderes ſetzen, und etwa am Mauricitag für alle bayeriſche Helden und Soldaten, welche ihr Leben in den Feldzügen wider die Türken, Saracenen und andere aufgeopfert haben, ein allgemeines Feſt feiern, oder für die glückliche Aerndte ein jährliches Dankamt halten möchte. Jenes wurde auch genehmiget, und vermöge eines kurfürſtlichen Befehles von 1774 den 7. Nov. dem geiſtlichen Rathe aufgetragen, die Proceſſion, welche bisher zur Gedächtniß der Pragerſchlacht gehalten worden iſt, in ein Dankfeſt für die der Religion und des Vaterlandes wegen erfochtenen Siege überhaupt zu verwandeln. Eine ſtillere Proceſſion wurde noch fortgehalten, bis im

Jahre 1777 vermöge eines gedruckten Zettels angekündigt wurde, daß man dieſelbe den 14. Sept. in der kurfürſtl. Kollegiatſtifts- und Pfarrkirche, zur Dankbarkeit für die glücklich eingebrachte Aerndte, und für alle pro Religione et Patria erfochtenen Siege halten würde. Dieß verdroß jemand, daß er ſich Mühe gab, einen neuen Befehl zu erwirken, vermöge deſſen künftig das Aerndte- und Kriegsfeſt nicht mehr miteinander vermengt, ſondern jedes an einem abgeſonderten Tage gefeiert werden ſollte. Doch kam dieß nicht wieder zu Stande. Und dieſe war die Geſchichte der ehemals gefeierten Pragerſchlacht. So unbeträchtlich ſolche Bemühungen denjenigen ſcheinen mögen, welche aus Mißverſtand große Dinge immer nur in großen weitſchichtigen Begebenheiten ſuchen, ſo ſind ſie doch in den Augen deſſen, der den Werth und Gehalt des Muthes und Fleißes, welcher dazu gehörte, zu ſchätzen weiß, nicht weniger groß und verdienſtlich. Wer ſich bürgerlichen Mißbräuchen, die in Anſehen ſtehen, widerſetzt, kömmt eben ſo ins Gedränge, hat eben ſo viele kluge Unerſchrockenheit, Feſtigkeit ſeines Wortes und Beredſamkeit nöthig, als irgend ein aufgeklärter Bürger einer alten Republik nöthig haben mochte, um ſeinen Mitbürgern etwa die Lüſternheit nach einem Kriege zu benehmen, oder ſie zur Aufrichtung eines nützlichen Bündniſſes zu bewegen. Ja, was damals oft durch eine einzige Rede, worin man ſich der Leidenſchaften des Volkes bemächtigte, möglich war, muß nun gewöhnlich durch unendlich mühſamere Wege, manchmal durch kleine Kunſtgriffe, durch langſame Zubereitungen, welche einem großen und feurigen Kopf unbeſchreiblich viele Selbſtverläugnung koſten, erhalten werden.

Kohlbrenner hatte den vorzüglichſten Antheil an der Einſchränkung der Begräbniſſe in hieſiger Stadt. Als er ſichs vornahm, die Sache zu betreiben, fieng er in ſeinen Intelligenzblättern an, derſelben zu erwähnen. Wo er nur eine Nachricht, welche zur Unterſtützung ſeiner Abſichten diente, aufbringen konnte, eilte er, ſie zu benutzen, und, ſo viel möglich, auf eine Art, welche Aufmerkſamkeit erregen ſollte, vorzutragen. Die Intelligenzblätter ſind voll von ſolchen Ausfällen, wozu ihm die Städte Wien, Petersburg, Stockholm, und andere häufige Gelegenheit gaben, und ſogar die Materialien von 1773 und 1774 eine Menge tauglicher Begebenheiten, deren Endzweck immer war, die Schädlichkeit der Stadtfreithöfe zu zeigen, und die Aufhebung derſelben zu empfehlen. Man ſprach davon, und nach den Einſichten oder Vortheilen eines jeden, ſonderten die Urtheile und mit dieſen die Wünſche ſich ab, und die Gedanken erhielten jene Gährung, wo es Zeit iſt, Verſuche zu ihrer Ausführung zu wagen. Im Jahre 1774 finden ſich ſchon ſchriftliche Vorſtellungen, deren die erſten vom 10. April damit anfangen: „daß es eine landeskindliche Pflicht ſey, den beſten Landesvater zu lieben, und für ſein höchſtes Wohl und fortdauernde Geſundheit, eben ſo, wie um Glück und Segen für das Vaterland zu ſorgen; daß es ferner eine Pflicht der Polizei-Obrigkeit ſey, die Reinlichkeit der Stadt beſtens zu beſorgen, und hiemit jene Urſachen wegzuſchaffen, welche die Luft verunreinigen, und der Geſundheit der Landesherrſchaft, als aller Einwohner der Stadt gefährlich werden können.“ Nun zeigte er, indem er die Menge der Freithöfe in der Stadt, und die verhältnißweis noch größere Anzahl der Begräbniſſe in den Kirchen und Grüften darlegte, die nahen und ſtets gegenwärtigen Gefahren, denen die Geſundheit der Einwohner ausgeſetzt wäre, von den faulenden und vergiftenden Ausdünſtungen angeſteckt zu werden. Die Gründe, mit denen er dieß darthat, belegte er mit den Beiſpielen der angeſehenſten Städte Europas, und ſchloß endlich, daß an einer gleichmäßigen Ausführung, welche bereits alle gutgeſinnten und aufgeklärten Bayern, denen eine Stimme zukömmt, herzlichſt wünſchten, nichts weiter abgehe, als die Entſchloſſenheit, dem Geſchrei und den leeren Einwendungen des Eigenſinns, des Eigennutzes, der zögernden Trägheit kein Gehör zu geben, und das, was wohlgethan und löblich heiſſen wird, ſobald es gethan iſt, ſogleich als löblich zu thun. Die Sprache, worin er die Sache vorträgt, verräth, ſo wie die Verhandlung ſelbſt, einen freien und nichtsfürchtenden Mann, und macht ſowohl ihm ſelbſt, als demjenigen Ehre, bei denen es edlen Herkommens iſt, dieſelbe zu ertragen. „Ahmen wir doch fremde Länder in ſo manchen uns ganz entbehrlichen Dingen nach, ſagt er; ſind wir in ihre Moden, Gebräuche, Einrichtungen gewöhnlich verliebter, als ſie ſelbſt, und halten ſogar ihre Gebrechen für Tugenden, und unſere Tugenden, in Vergleich mit jenen, für Mängel; warum wollen wir Anſtand nehmen, die bewährteſten Städte in Dingen nachzuahmen, deren Einführung dieſe nicht bloß für anſtändig, ſondern für nothwendig erklären.“ Und was jeder nöthig hatte, das ſagte er jedem. Hierauf ergieng im Mai ein Befehl ex intimo, ſowohl an den kurfürſtl. geiſtl. Rath, als an das hochlöbl. Polizeicollegium, damit jener in Betreff der hieſigen Pfarrer und anderer Kirchenvorſteher, dieſes aber in Betreff des löblichen

Stadtmagiſtrats das Nöthige verfügen, und ſo die höchſte Willensmeinung in Ausübung kommen möchte, vermöge welchem „auf Mittel und Weg gedacht werden ſollte, wie außer der Stadt der Umfang der Mauer des äuſſern Gottesackers (woſelbſt ſchon eine Kirche vorhanden) dermaßen erweitert werden könnte, daß ſowohl die Adelichen und andere höhern Standes, als die Prieſterſchaft ſich ihre Begräbnißſtätte vermöge Bögen oder Gewölber ausſehen, und ſelbſt beliebig errichten laſſen möchten. Wornach, wenn hiezu die verfängliche Anſtalt getroffen worden wäre, die Todtengräber in der Stadt auf Köſten der Gotteshäuſer caſſirt, mit Kalk und Urbau überſchüttet und eben zugepflaſtert werden ſollten, indem die jetzt vorhandenen Epitaphien jeden Ortes gleichwohl von außen an die Kirchenmauer eingeſetzt, oder, wenn jemand ſelbſt wollte, in die neu errichteten adelichen Begräbnißſtätten des gedacht äuſſern Gottesackers überſetzt werden können. Seine kurfürſtliche Durchlaucht, heißt es am Ende, wollen daher gnädigſt, daß dieſe landesväterliche Sorgfalt durch leere Einſtreuungen nicht vereitelt, ſondern bäldeſt zur Wirkung gebracht werde.“ Dieſer Befehl iſt rühmlich, und ich habe ihn ſeines Inhaltes wegen hergeſetzt. Aber die Sache bewegte ſich nicht. Nun richtete ſich

Kohlbrenner an das hochpreisl. mediciniſche Kollegium. (Ich glaube, es ſey ſehr nützlich, uns in einem Beiſpiele, wie ein thätiger Mann etwas unternehme, zu zeigen.) Der Einfall, das Kollegium Medicum aufzurufen, war ſehr gut, ſo wie das einſtimmige Zeugniß deſſelben wider die Stadtbegräbniſſe von großem Nachdruck ſeyn mußte. — In ſeinem Berichte vom 21. Auguſt ſchilderte er die Menge und den Grad der ungeſunden Ausdünſtungen der ſtarken Volksmenge in hohen Häuſern und engen Gaſſen, der erſtaunlichen Menge des Düngers und andern Unrathes mit der größten Genauigkeit, indem er ſogar, vermöge eines Calculs, 730000 Centner dicker, faulender Luft herausbrachte, und jedem nun nach dieſer Vorbereitung der acht Kirchhöfe in der Stadt, von denen einige mit Leichen überhäuft ſind, ferner der Begräbniſſe in den Kirchen und Grüften erwähnte, ſchließt er: „Wenn endlich der immer wohlbeſetzte und alle Städte in Deutſchland desfalls übertreffende Galgen auf der Weſtſeite gegen die Stadt einen gifthauchenden Dampf Tags und Nachts über alle Einwohner ausſchüttet *): ſo darf ich mit

---

*) Es ward nachher geboten, die Körper jederzeit in die Erde zu ſenken.

meiner Frage gewiß Zuflucht zu allen Lehrern der Phyſik nehmen: Ob die Freithöfe in der Stadt nicht der Geſundheit der Einwohner ſchädlich ſeyen, und ob das Vorurtheil, die Menſchenſeelen ruhen beſſer, wenn ihre Körper hier verfaulen, nicht die Rechte der ganzen Menſchheit angreifen." Ich darf nicht erſt ſagen, wozu ſich das hochpreisl. Kollegium erklärt hat. Daſſelbe beſtätigte (den 29. Aug.) Kohlbrenners Behauptungen oder vielmehr Anfragen mit unläugbaren Gründen *), und

---

*) Es iſt noch dieſe Stunde an der Zeit, dieſe Gründe bekannter zu machen. Auf die erſte Frage, ob die vielen Kirchhöfe in der Stadt ſchädlich ſeyen, erfolgte die Antwort, „daß, vermöge der täglichen Erfahrung, niemand unbewußt ſeyn könne, wie höchſt ſchädlich, ja tödlich die eingeſperrte Luft von dem Kohlendampfe in den Zimmern, von dem gährenden Weine in den Kellern, und den arſenikaliſchen Dünſten in den Bergwerksgrüften ſich bezeige. Dem zu Folge nicht zu zweifeln wäre, daß das nämliche von Eröffnung der Kirchengrüfte zu befürchten ſey, indem von den faulenden Menſchenkörpern immerzu eine unempfindliche, unſichtbare, höchſt ungeſunde Ausdünſtung in der Nähe aufſteige, und ſich ausbreite, welche die nächſte Luft und die in derſelben lebenden Menſchen anſtecken könne. In Anſehung deſſen wären ehemals die Begräbniſſe in den Kirchen durch ein Kirchengeſetz verboten geweſen. — Die Bedenklichkeit (war die Antwort

wünſchte, „daß die eifrige Bemühung deſſelben nicht unfruchtbar ablaufen, ſondern, daß durch die gnädigſte Genehmigung und erwünſchten Fortgang zur größten Ehre und Vortheil des Vaterlandes deſſen Name verewigt werden möge.“ Dieſer Erklärung legte

---

auf die zweite Frage, ob die vielen Freithöfe in der Stadt bedenklich ſeyen) ſey, unter anderm, ſchon aus dem vorſichtigen Gebrauche der weiſen Römer zu erſehen, welche die Todten in das freie Feld an die Landſtraßen begraben haben, und der höchſtſchädliche Mißbrauch der Begräbniſſe in der Stadt wäre nur von den Zeiten des Papae Gregorii magni eingeſchlichen. Unſere klugen Voreltern wären ehemals wohl bedacht geweſen, den unempfindlichen, einſchleichenden, entfernten Urſachen der Krankheiten, nämlich der hieſigen langwierigen Waſſerſucht und Dörrſucht, der Rahitis bei den Kindern zuvorzukommen, indem ja eine ſchweflichte, faule, arſenikaliſche Beſchaffenheit der Luft, nothwendig faule Fieber, gefährliche, unverhoffte Zuſtände und langwierige Krankheiten hervorbringen muß. Die dritte Frage endlich, wie die Beerdigung außer der Stadt am ſicherſten anzuſtellen ſey, iſt, heißt es, leicht zu beantworten. Es müſſe nämlich ex plenitudine potestatis ernſthaft befohlen werden ꝛc.“ Noch beruft ſich das Kollegium, in Betracht der ins Kurze gezogenen Gründe, auf die letzte akademiſche Rede des Hrn. Prof. Leveling, worin derſelbe den ſchändlichen und ſchädlichen Mißbrauch, Todtenkörper in der Stadt zu verwahren, klar und ausführlich erwieſen hat.

Kohlbrenner eine neue und inſtändige Erinnerung vom 16. Sept. bei, in deren Anfang er mit der ihm eigenen Freimüthigkeit ſagte: „wie es recht ſehr betrübt wäre, daß, ſobald Se. kurfürſtl. Durchlaucht zum Beſten der gemeinſamen Wohlfahrt etwas anſchaffen, man ſich von Seite derer, die es exequiren ſollen, ein eigenes Geſchäft daraus mache, Schwierigkeiten hervorzuſuchen, und die Unthunlichkeit der Ausführung darzuthun, weil viele, wenn ſie gute Anſtalten und den Nutzen derſelben für das Volk auch kennen, vom menſchlichen Reſpekte hingeriſſen, irrigen Grundſätzen Beifall geben, oder etliche wenige Perſonen, die von ſchädlichen Mißbräuchen ein gutes Einkommen haben, für das ganze Volk anſehen." In dieſer Schrift mochte die folgende Vorſtellung vor andern einen beſondern Eindruck gemacht haben: „Viele Hundert liegen hier begraben, die der giftige Aushauch der Gottesäcker und die dicke angeſteckte Luft zum frühen Tode befördert hat, ſo wie heute noch viele Hundert in der Stadt kränklich herumgehen, die den Keim des Todes in den Kirchengrüften und Gottesäckern aufgefangen haben, welcher an ihrem Leibe ſchon ſo feſt ſitzt, daß ſie deſſen ohne Luftveränderung nicht mehr loskommen und bald ſterben werden." Sogleich erfolgte im nämlichen Monat ein neuer, jenem im Mai ergangener, durchaus ähnlicher, nachdrucksvoller Befehl ex intimo, daß künftig niemand mehr, weß Standes er ſey, geiſtlich und weltlich, ohne vorher vom kurfürſtl. geiſtlichen Rathe erholte ſchriftliche Erlaubniß, innerhalb den Ringmauern, noch in eine Kloſter- oder Kirchengruft, ſondern allezeit in den äußern wohl fundirten Gottesacker begraben und chriſtlich beerdiget werde, woſelbſt ſowohl für den Adel und für Standesperſonen, als für die Geiſtlichkeit und Rathsglieder beſondere Bögen erbaut, und jeder Familie die Plätze gegen eine Gebühr angewieſen werden ſollen, ihre Epitaphien daſelbſt nach Gefallen aufſtellen zu laſſen, ſo wie es nöthig iſt, daß man alle Monumenta und Grabmäler in den Pfarreien des Landes in eine Matricul ſammt den Wappen eintrage *), und die Epitaphien außen an der Kirchenmauer wohl verwahre. — — Die Gräber in der Stadt ſollten ohne Verzug raſſirt, mit Kalk und Urbau überſchüttet, und hernach

---

*) Es iſt Schade, wenn dieſer Zuſatz, welchem hauptſächlich nur die Trägheit entgegen ſeyn kann, ohne Befolgung bleibt. Das Kürzeſte wäre ein kurfürſtl. Befehl, die Zeichnungen künftiger bedeutender Grabmäler zur hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften einſenden zu laſſen.

(wie es bereits bei U. L. Fr. Stift allhier, zum gnädigſten Wohlgefallen Sr. kurfürſtl. Durchlaucht, von dem Kan. v. Pernat bereits veranſtaltet worden, und mit Zufriedenheit des Volkes bereits geſchehen iſt) eben zugepflaſtert werden. Daher für heuer bei dem Franciscaner-Freithof wieder anzufangen, und künftiges Jahr mit den übrigen Gottesäckern alſo fürzufahren iſt ꝛc. Von Seite des geiſtl. Rathes hatte der Kan. Kollmann, von Seite der Stadt der Hr. Bürgermeiſter und Stadtkammerer den Auftrag, die Vollziehung ins Werk zu richten; und ſie thatens ohne Verzug. Die Freithofsmauer bei der St. Peters-Pfarrkirche wurde, gleich jener bei der Frauenſtiftskirche, weggenommen, und der Freithof der Franziskaner wurde raſſirt; aber im folgenden Jahre war die Vollziehung des Uebrigen, welche ſo eifrig anfieng, gehindert, und die Sache blieb bis dieſe Stunde beim Alten*). Wer ſie betreiben oder vielmehr von neuem hervornehmen wollte, würde vielen Verdruß haben, und dabei nichts gewinnen, als, wenns hoch kömmt, ein Zeugniß ſeines

---

*) Wahrſcheinlich werden jezt in den übrigen Stadt-Freithöfen mehrere Leichen, als ehemals, begraben.

Biographen, daß er es war, der es gethan hat. Es gehört (jeder wird es erfahren, der es anfängt) eine Art heroiſcher Gemüthsart dazu, und da fand ſich kein **Kohlbrenner** *).

Dieſer war mittlerweile mit andern Dingen, welche nicht weniger Schwierigkeiten in ſich enthielten, beſchäftigt. Er ſchlug vor, man ſollte die abgeſchafften Feiertäge auf die Sonntäge verlegen, und die häufigen Kreuzgänge des Landvolkes einſchränken. Er ſtellte vor, daß bei Uns die meiſten Feiertäge in den Monaten Juni, Juli, Auguſt und September, und mithin gerade in der Heu- und Getraidärndte einfielen, welches z. B. im Venetianiſchen nicht ſo wäre, wo dieſelben faſt alle auf die Wintermonate verlegt ſind; daß die nachtheiligen Folgen nebſt dem geſammten Volke, auch ſelbſt die Geiſtlichkeit, als welche dadurch an ihren Zehnten, Gülten und Präbenden leiden würde, ſo wie auch die kurfürſtl. Kammer betreffen; daß durch einfallendes Regenwetter viele tauſend Fuder Heu weggeſchwemmt oder verſchlämmt würden, wodurch Viehſeuchen entſtehen; daß, wenn in

---

*) Eine ſpätere Zeit hat glücklich dergleichen Dinge vollendet. Weſtenrieder ſelbſt ſah bald die unfreundlichen Kirchhof-Mauern verſchwinden, und

Bayern 881056 Erwachſene *) durch mehr als 20 freiwillige und 20 abgeſchaffte Feiertäge müßiggehen, da doch eine Perſon in die andere wenigſtens 12 Kr. des Tages verdienen könnte, der Staat wegen 40 ſolcher Tage, in einem Jahre, von 860000 Perſonen eine Summe von 6,880000 fl. verliere; daß man, wie der mannheimiſche Hofkalender ausweiſet, in dem Churfürſtenthume der obern Pfalz, in den Bisthümern und Erzbisthümern Mainz, Trier und Köln die vorigen vielen Feiertäge bereits auf die Sonntäge verlegt habe; daß, da man in andern Orten, wo die Induſtrie in einem größern Anſehen ſteht, auf einen Diſtrikt von 100,000 Familien einen einzigen Feiertag auf 50,000 ſchätzet, bei Uns, wo mehr als 200,000 Familien gezählt werden,

---

die Grabmahle ſind jetzt in die Kirchenmauern eingeſetzt, und ein freundlicher offener Platz umgiebt die Kirchen.

Anm. d. Herausgeber.

*) Woven 21056 Erwachſene, als Alte, Kranke, Geiſtliche, Beamte und Schreiber weggerechnet werden müſſen. Dieſe Summe gründet ſich auf die Beſchreibung vom Jahre 1771, wo in Bayern und der obern Pfalz 1118438 Seelen gezählt wurden. Sie iſt aber wahrſcheinlich nicht die genaueſte, und erſtreckt ſich weit höher.

jeder Feiertag 100,000 betrage u. ſ. w. Gleiche Gründe brachte er auch in Betreff der häufigen Kreuzgänge, deren die meiſten ebenfalls auf die Sommermonate einfallen, vor. „Der Bauer überläßt die Feldfrüchte dem Regen, dem Winde und Wetter, und läuft dafür am Werktage nach einer entlegenen Kirche, und Nachmittag ins Wirthshaus; es mögen nun die Feldfrüchte verderben oder nicht; es mag hernach dem gemeinen Weſen, dem ganzen Lande ſchaden, wie es will, oder eine Theurung hervorbringen, und die Drangſale vermehren, darauf ſieht der Bauer nicht.“

Auch daran, daß die Paſſionsſpiele und die Mißbräuche bei der Charfreitagsproceſſion endlich einmal abgethan wurden, hatte v. Kohlbrenner vermuthlichſt vielen Antheil; denn welche öffentliche und gemeinnützige Angelegenheit ſollte geweſen ſeyn, um die er ſich nicht bekümmert, und zu deren Bewirkung er nicht immer kühne Schritte vorausgethan hätte? Seine kameraliſchen Geſchäfte gaben ihm unaufhörlich zu einer Menge nützlicher Erinnerungen Anlaß, und ſein Leben iſt voll heilſamer Gedanken und Vorſchläge, von denen der unbedeutendſte, der vielleicht kaum einiger Aufmerkſamkeit gewürdiget ward, von einem geſunden Verſtand und männlichen Scharfſinn, womit er alles anfaßte, zeugt. Ich kann nicht umhin, den folgenden Vorſchlag im Vorbeigehen herzuſetzen, da, wenn er auch gegenwärtig ganz überflüſſig ſeyn ſollte, wie ich von Herzen wünſche, es doch eine Zeit gab, wo es gewiß erſprießlich geweſen ſeyn würde, ihn befolgt zu haben. Es iſt eine Bitte in Betreff der Schulen, daß man ihm erlauben möchte, wenigſtens durch die Intelligenzblätter (die alle Gerichte von den Expeditionsämtern gratis erhalten) eine Ordonanz an alle hohe und niedere Gerichtsobrigkeiten bekannt zu machen, daß

a) alle Pfarrherren zu beſtimmten Zeiten über die beſonders herrſchenden Laſter, Aberglauben und Mißbräuche Bericht erſtatten, und

b) ein Verzeichniß jener Aeltern beilegen, welche ihre Kinder gar nicht, oder nur auf etliche Wochen in die Schule gehen, und dieſelben in einer ſchrecklichen Unwiſſenheit moraliſcher und leiblicher Erkenntniſſe aufwachſen laſſen;

c) jene älternloſen Waiſen und im Bettel herumirrenden Kinder anzeigen ſollen, damit ſie durch die Ortsobrigkeit chriſtlich und ehrlich erzogen, als Landeskinder verpflegt und zur Arbeit angehalten werden, da ja die Erfahrung lehrt, daß ſolche Kinder in einem gänzlich müßigen Leben wie Unkraut heranwachſen, und zuletzt dem Scharfrichter in die Hände fallen. Da dieß Gegenſtände betrifft, welche jedem Pfarrherrn und jeder Ortsobrigkeit, wenn ſie auch nur einige Liebe ihrer Pflicht und einiges Gefühl gegen fremdes Elend beſitzt, ohne dieß am Herzen liegen, und gleichſam an ſeiner Ruhe nagen, ſo ſollte

d) erlaubt werden, zum Beweiſe, daß es mit einer hohen Verordnung ein gänzlicher Ernſt ſey, die Namen derjenigen, welche ihr Verzeichniß und ihre Anmerkungen ſchuldig geblieben, öffentlich anzuzeigen, und ſie an den Nachtrag derſelben in aller Ehrfurcht zu erinnern. Dieß letztere würde mehr als alle Pönfälle wirken. —

Dieſem fügte er die Bitte bei, daß man den Profeſſoren in den Gymnaſien ſeine Materialien, welche er dahin wohlfeiler erlaſſen würde, gratis austheilen und auf dieſe Weiſe verbreiten möchte, „da es immerhin ein Buch iſt, ſagt er, welches man in hundert Jahren gewiß noch leſen wird.“

Ob wohl v. Kohlbrenner dafür, daß er ſo vieles für uns unternahm, von uns ermuntert wurde? Ob ihm gedankt wurde dafür, daß ihn die aufgehende Sonne, daß ihn die untergehende Sonne beim Pulte ſah? Ich komme näher den Schickſalen ſeines Lebens, welche ich ſo gerne verſchweigen möchte, ſo gewiß verſchweigen würde, wenn es bei denſelben allein um die Verherrlichung ſeines Andenkens zu thun wäre; aber es betrifft hier die Sache der Gerechtigkeit, und es iſt meine Pflicht, zur Aufmunterung meiner jungen Landsleute, von denen mir ſo viele begegnen,

„welchen der Himmel ein erhabenes Antlitz gab, und den Beruf gab, ihre Herzen und Augen nach den hohen Sternen zu heben,“

es iſt meine Pflicht, dieſen jungen, lieben, fleißigen Männern voll edlen Ehrgeizes und Muthes nichts zu verhehlen, was ihnen auf gleichem Wege der Ehre und des Arbeitens für das Vaterland gleichfalls begegnen kann, wahrſcheinlich begegnen wird, damit ſie ſich ja nicht in ſchönen Träumen einbilden, man werde dafür, daß ſie mehr thun, als tauſend andere, ihren Weg mit Veilchen und Roſen beſtreuen, damit ſie dann nicht über Geiſtloſigkeit und Kälte ihres Zeitalters klagen, vom Undanke ſprechen, und muthlos und der guten Sache abtrünnig werden. Was dem Kohlbrenner begegnete, wenn es gleich zuweilen außerordentlich iſt, iſt darum nichts neues. Die Welt prüft, ohne zu wiſſen, daß ſie es thut, allenthalben die Tugenden ſtärkerer

Männer, ob ſie wahrhaft und ſtandhaft ſind, und ſie giebt ſich daher alle Mühe, dieſe denſelben nach Kräften zu erſchweren.

Kohlbrenner ſagte und ſchrieb die Wahrheit, rügte Fehler und Gebrechen frei, nachdrücklich, inſtändig; mehr brauchte es nicht, um die Unzufriedenheit Vieler ſich zuzuziehen. „Wenn man, ſchreibt Nikolai in der Vorrede ſeiner Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz *), wenn man Vorurtheile in Religionsgebräuchen, Mängel in Verfaſſungen, in Gelehrſamkeit, in Induſtrie, Beſonderheiten in Sitten bemerken, und ſeinen Namen dabei nennen, und die Scene weder nach Griechenland, noch nach Marokko verlegen will, ſondern ganz ſimpel herausſagt: „In dieſem Lande oder Orte in Deutſchland findet ſich dieſes oder jenes!“ da iſt es wohl ſchwer zu ſagen, wo man anfangen, und wo man aufhören, was man ſagen, oder verſchweigen ſoll, wenn man Wahrheit hervorbringen, durch Wahrheit Nutzen ſtiften, und

---

*) Wovon bereits der erſte und zweite Band mit Bemerkungen über Gelehrſamkeit, Induſtrie, Religion und Sitten erſchienen, und der Inhalt uns überaus lehrreich und wichtig iſt, und dieß noch mehr in der Folge ſeyn dürfte, wo von Bayern und München gehandelt wird.

doch wiſſentlich nicht beleidigen, und doch ſchonen will, was des Schonens würdig iſt. Hier iſt es, und auch bei der redlichſten Geſinnung, faſt unmöglich, die rechte Grenzlinie zu ziehen; und derjenige, welcher dieß jemals verſucht, und nie dabei gefehlt hat, werfe den erſten Stein auf den, welchen er hierin fehlen ſieht."

„Es giebt freilich unter uns Leute, welche dergleichen für große Kleinigkeiten halten, und welche das Wort: „deutſche Freiheit" beſtändig im Munde führen. Hat man aber auch wohl recht nachgedacht, in welchem Falle dieß ein leeres Wort, und in welchem Falle es mehr als ein Wort iſt? Ich ſpreche nicht von Feſſeln und von Kerker, welche auch wohl zuweilen auf freimüthige Bemerkungen gefolgt ſind. Ich ſpreche von der allgemeinen Meinung der meiſten unſerer Zeitgenoſſen, welche an dem Herkommen feſthalten, und wahrhaftig noch keinen Sinn dafür haben, daß über alle Gegenſtände frei und ohne Umſchweife dürfe raiſonnirt werden. Vielen ſogar iſt es ſehr ungelegen, wenn manche Dinge nur ans Licht gezogen werden, und geſagt wird, daß ſie exiſtiren. Die Menſchen, die nach dem Schatten zu ſehen gewohnt ſind, dünken ſich nie größer, als bei untergehender Sonne, und haſſen das Mittagslicht, weil ſie ſich ſo gar klein vorkommen. Man ſpricht in Deutſchland wohl von Freimüthigkeit, aber man kann ſchon von weitem her Freimüthigkeit ſehr wenig vertragen. Faſt niemand will, daß von ſeines Landes Zuſtand und Verfaſſung öffentlich geurtheilt werde, es müßte denn etwa nur weidlich gelobt werden. Auch in Deutſchlands großen Städten herrſcht hierin offenbar noch ein ſehr kleinſtädtiſcher Ton. Von dem, was alle Welt weiß, und was niemand läugnen kann, ſoll niemand öffentlich ſprechen u. ſ. w."

Kohlbrenner ſchrieb aber nicht nur, ſondern er wollte, ſo viel an ihm lag, das, was er tadelte, abgethan, was er lobenswürdig fand, eingeführt wiſſen, und hierin beſaß er eine ſeltene Hartnäckigkeit, von der Sache nicht abzulaſſen, ſondern immer wieder neue Verſuche zu wagen, und damit ſo lange fortzufahren, bis etwas geſchehen, oder bis alle Hoffnung vorüber war, daß jemals etwas geſchehen würde. Wie man ihn auch mit ſeinen Erinnerungen, daß in dieſem und jenem Stücke große Mißbräuche herrſchten, vernachläßigen, abfertigen, und wohl auch beſchimpfen mochte, ſo ließ er darum nicht ab, ſondern kam immer wieder, um das Nachdenken über ſeine Vorſtellungen, wenn er daſſelbe durch Gelaſſenheit nicht erhalten konnte, durch Ungeſtüm zu bewirken. Er hatte ſich nebenbei eine ſolche Strenge, und einen ſolchen Grad unermüdeter Genauigkeit in Verrichtung ſeiner Amtsgeſchäfte zur Natur gemacht, daß es vielleicht unklug und wenigſtens übertrieben war, eine gleiche Anſtrengung von allen andern, welche dazu nicht abgehärtet waren, zu fordern. In den Jahren 1759, 1760, 1761 hat er die weitſchichtigen kurbayer. Compromißſchriften in Betreff des halleiniſchen Salzweſens mundirt, indem er der einzige war, der, neben einer ſchönen Handſchrift, die nöthige Rechtſchreibung verſtand, um vor dem Reichskammergericht mit Ehren erſcheinen zu können. Im Jahre 1761 hatte er in 24 Tagen auf Großfolio-Papier 45 Sextern zu originaliſiren; damals verlor er ſeine bis dahin guten Augen, und die Kopiſten ihr Leben. „Zwei Kanzeliſten, Empel und Andreas Schmid, welche dieſe Schriften für unſere Regiſtraturen copiren mußten, haben ſich zu todt geſeſſen, und iſt einer vor, der andere bald nachher geſtorben.“ So hat er auch bei Errichtung der neuen Mauth- und Accisverfaſſung in den Jahren 1764 und 1765 durch ſeine anhaltenden Arbeiten dem Aerar an Druckkoſten viele tauſend Gulden erſpart. Nach ſich nun, ſcheint es, habe er jeden andern, der mit ihm in einigem Verhältniſſe der Pflicht ſtand, beurtheilt, und von jedem eine gleiche

Sorgfalt, ſich für dieſelbe mit aller Sammlung der Kräfte zu verwenden, verlangt. Seine Aeußerungen hierüber, und ſeine ſtrengen Zumuthungen, wo ſein Wort die Kraft eines Befehls hatte *), ſeine genauen Amtsprüfungen geleiſteter Pflichten haben ihm nicht nur einzelne vorübergehende Verdrießlichkeiten, ſondern eine ungewöhnliche Schmach und Beſchimpfung, haben ihm einen gleichſam geſchwornen Haß und Verfolgungen zugezogen, die nie aufhörten, ſein Leben zu verbittern. Er wurde auf die niederträchtigſte Weiſe mißhandelt, und als das gemeine Mährchen mit Spott und Unbilden überſchüttet, wobei der Pöbel ſeines Gegners, der indeſſen immer von erzkatholiſcher Frömmigkeit ſeinen Mund voll hat, weidlich lachte, und der heimliche Neider ſeines Ruhmes und ſeines Emporſtrebens heimlich froh ward. Im Jahre 1768 wurde ihm ſein Eifer für die Bildung der deutſchen

---

*) So hat er z. B. um ſich des Fleiſſes der Zollsjuſtifikanten zu verſichern, einen Aufſeher beſtellt, der ein Diarium halten ſollte, wann ſie zur Arbeit kommen und abgehen. Darüber kam ein weitläufiges Pasquill von vielen Bögen wider ihn heraus, Facti species genannt, sub Dato 1. April 1773, wodurch ihn die armſeligen Verfaſſer in den April ſchicken wollten.

Sprache und Rechtſchreibung, vornehmlich in den Kanzleien, mit bittern Spottſchriften vergolten, und bald nachher erſchien er in Kupfer, wie ihn die neun Muſen in einem Tuch nach der Höhe werfen. In einem andern Kupfer wurde ſein Bildniß an einem Tag, wo eben ein Maleſikant zur Richtſtatt geführt ward, mit dem gewöhnlichen gedruckten Urtheile verkauft. Die thieriſche Gierigkeit, mit welcher der Pöbel und die Zunftgenoſſen deſſelben nach ſolchen Erſcheinungen griffen, waren Beweiſe des giftigen Grolls, der endlich bis zu thätigen Verfolgungen und Gefahren ſeiner Sicherheit erwuchs. Er durfte einige Zeit nie ohne Begleiter gehen. Und mit einem Worte, was er that, ward ihm mit Pasquillen, Läſterungen, ſchändlichen Erdichtungen und Lügen belohnt, und Harpien beſudelten allenthalben ſein Mahl, was er auch aufſetzte. Was die Abſcheulichkeit dieſer Begegnungen noch ſchändlicher macht, iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß die unglückliche Beſchaffenheit ſeines Körpers, deſſen Verunſtaltung außer ſeiner Gewalt lag, Gelegenheit gegeben, ihn die Empörung feindſeliger Geſinnungen mit doppeltem Nachdrucke fühlen zu laſſen. Man ſcheint es aus Mangel feinern Gefühls unerträglich gefunden zu haben, daß man ſich von einem ſo kleinen, armſelig ausſehenden und unbehülflichen Manne in den wichtigſten Dingen ſollte ermahnen, zurechtweiſen und übertreffen laſſen, da es ſo viele wohlgewachſene Leute auf den Straßen giebt, an denen man nichts dergleichen wahrnimmt. Man hielt ſeine unaufhörliche Geſchäftigkeit und ſein erfinderiſches Bemühen, alles, was er erreichen konnte, in einen vollkommnern Zuſtand zu ſetzen, für eine überläſtige Beunruhigung; und wenn man nicht ſelbſt Hand anlegte, ſein Werk zu zerſtören, ſo ſah man nicht ſelten ruhig und mit dem Gefühle innern Wohlgefallens zu, wenn man es von andern zerſtört werden ſah.

Kohlbrenner, dieß wurde ihm oft zum Vorwurfe gemacht, hatte nicht ſtudirt. Ich weiß nicht, was ich hierauf antworten ſoll, um den Unverſtand derjenigen, welche ihm dieſen Vorwurf aus ſchlimmen Abſichten machten, einigermaßen zu entſchuldigen; aber das weiß und ſehe ich, daß das handwerksmäßige fälſchlich ſogenannte Studiren weder die Denkungsart, noch den Verſtand und die Sitten, noch die Induſtrie eines Menſchen bildete, der ſonſt nicht gebildet ward, ja, daß es in Rückſicht auf geſunden Menſchenverſtand oft unendlichemal beſſer geweſen wäre, nicht ſtudirt, als ſeine Seelenkräfte durch eine Menge Wörter, die wahrhaftig zum Wohle des Volkes nicht das Geringſte enthalten, zur fernern Empfängniß guter und aufklärender Gedanken untüchtig gemacht zu haben. Wenn die lateiniſche Sprache als die Völkerſprache, und bei gewiſſen Fächern aus der Urſache noch unentbehrlich iſt, weil ſie bei denſelben eingeführt iſt; ſo wird ſie darum dazu, daß man in andern Fächern den Namen eines Gelehrten verdiene, keineswegs nothwendig. Wer das Weſen, den Umfang und die beſte Anwendung einer Wiſſenſchaft verſteht, iſt darin ein Gelehrter; und gleichwie wir eine Menge lateiniſcher Gelehrten beſitzen, welche nicht das Geringſte von einer wahren Landesverfaſſung, und nicht das Geringſte von ſtatiſtiſchen und kameraliſchen Dingen verſtehen; ſo kann man hinwieder, in Betreff dieſer letztern, ein großer Gelehrter, ein brauchbarer Beamter und ein ganz trefflicher Kenner der gemeinnützigſten Kenntniſſe ſeyn, ohne jemals in einer lateiniſchen Schule geweſen zu ſeyn. In dem Fache, wozu ſich Kohlbrenner bekannte, hat er es unſtreitig weit gebracht, und die aufgeklärteſten Ausländer, welche um unſere gelehrten Handwerksbegriffe nichts wiſſen, bezeigten ihm, als einem denkenden Kopfe, und als einem brauchbaren Manne von ausgebreiteter Wiſſenſchaft, und endlich als einem Bürger voll That und Muth, die ausgezeichnetſte Hochachtung. Er war in der That einer derjenigen, die uns in den ſchwerſten Zeiten belehrt und ermuntert, und das Meiſte beigetragen haben, ein lebendiges Bedürfniß beſſerer Einſichten, einen rühmlichen Eifer um die Cultur unſerer Sprache, und überhaupt den guten Geſchmack in Künſten und Wiſſenſchaften verbreiten zu helfen. Er befliß ſich in ſeinen Aufſätzen eines reinen Ausdruckes, und erwarb ſich durch langwierige Uebungen eine einfache und vernehmliche Schreibart, welche durch den Ernſt, mit dem er ſich ſeiner Ueberzeugung annahm, ermunternd ward. Man ſah ſogleich, daß es ihm nicht darum zu thun war, etwas zu ſchreiben, ſondern das Geſchriebene einzuführen, und das Publikum durch die Vortheile, welche er jederzeit darlegte, zur Thätigkeit aufzureden. Seine Intelligenzblätter ſind ein bleibendes Denkmal, und wurden von den verſtändigſten Männern im Auslande, zumal in Paris, London, Berlin, Göttingen, Petersburg, Hannover, Prag, Insbruck, Wien ꝛc. ſorgfältig geſucht und geſammelt. Da war auch ſein Name bekannt und geprieſen, und die vielen Verſicherungen der aufrichtigſten Achtung, die er von daher durch die ſchmeichelhafteſten Zuſchriften erhielt, waren ihm für die Verachtung und die vielen Beſchimpfungen, welche er in ſeinem Vaterlande ertragen mußte, eine Art des Troſtes und der Wiedervergeltung. „Ich leſe Ihre

Schriften mit wahrem Vergnügen, ſchrieb ihm einige Tage vor ſeinem Tode der berühmte k. geheime Rath und Groſsvogt, B. v. Münchshauſen, und bewundere oft die ſtandhafte Mühe, mit der Sie fortfahren, alles, was für Ihr Vaterland gemeinnützlich ſeyn kann, hervorzuziehen. Dieß iſt zu einer Zeit, wo ſo viele Schriftſteller und Leſer mehr auf das Vergnügen, als auf den Nutzen bedacht ſind, ſo gewiß ein doppeltes Verdienſt, als es Ihnen einſt zur beſondern Ehre gereichen wird, in einem Lande, wo, nach meiner Vorſtellung, der Geſchmack an dem Einheimiſchen der Gelehrſamkeit noch im Entſtehen iſt, denſelben nach gründlichen Gegenſtänden geleitet zu haben. Bayern iſt gewiß noch ein geſundes, ſtarkes Land, und ſchon die Geduld, mit welcher es ſich Wahrheiten, die man in andern Ländern noch zur Stunde kaum denken darf, öffentlich ſagen läßt, zeugt von einem treuherzigen und männlichen Charakter. Es darf nur noch der Adel, deſſen litterariſche Erziehung beinahe im ganzen katholiſchen Deutſchland verſäumt worden iſt, den Werth und den Vorzug, welchen durch die Wiſſenſchaften Menſchen über Menſchen erlangen, kennen lernen, und durch die Hülfe einer philoſophiſchen Regierung dahin angeführt werden, ſo müſſen die Rechte der menſchlichen Vernunft und die Vortheile der Aufklärung mit aller Macht ſich in Ihrer Gegend verbreiten. Manche bittere Laune Ihrer Landsleute werden Sie indeſſen erdulden müſſen, bis der Weg, worauf das Nachdenken gedeihet, geebnet ſeyn wird; aber wo in der Welt gieng das anders? Und Sie ſind zuverſichtlich ganz der gefaßte und entſchloſſene Mann dazu, und vorübergehende Widerwärtigkeiten werden Sie vielmehr ermuntern und beſtärken, als niederſchlagen."

Die folgenden gelehrten Geſellſchaften haben ihn, in Betracht ſeiner gemeinnützigen Schriften, zum Mitgliede aus freiem Antriebe aufgenommen. a) Die deutſche Geſellſchaft zu Altenötting. b) Die fürſtliche deutſche Geſellſchaft zu Anhalt-Bernburg, vermöge dem Diplom vom 26. Horn. 1772. c) Die k. k. Akademie zu Roveredo, laut k. k. gefertigter Urkunde mit dem Symbol einer Pyramide, wo eine Schnecke hinaufkriecht, und noch etwas mehr, als die Hälfte, von der Spitze entfernt iſt, den 11. Jul. 1773. d) Die kurbayer. ökonomiſche Societät in Burghauſen, den 17. Oktober 1773. Im Jahre 1773 hat er alle Mitglieder derſelben in ſeinen Materialien angezeigt, wie er dann auch das Amt eines Aktuars bis 1780 verſehen hat. e) Die ökonomiſche Societät zu Dieſpa in der

Lauſitz, den 11. Februar 1774. f) Das hochfürſtliche Inſtitut der Moral und ſchönen Wiſſenſchaften auf der Akademie zu Erlangen, laut Diplom der Friedrichs=Alexanders=Univerſität, den 27. December 1776. g) Die naturforſchende Geſellſchaft zu Zürch in der Schweiz, den 15. Juni 1778. h) Die Akademie degli Aspiranti in Conegliano, den 28. Nov. 1782.

Alle dieſe Ehrenbezeigungen, dieſe lauten Zeugniſſe, daß wir an ihm einen überaus nützlichen Bürger beſitzen, langten nicht hin, ihn wider die häufigen und unausgeſetzten Vorwürfe ſicher zu ſtellen, womit man ihm mit aller möglichen Bitterkeit Geiz und Eigennutz vorwarf. Kohlbrenner hat ſich von anfangs geringen Umſtänden zu einem anſehnlichen, aber keineswegs zu einem ungeheuern Vermögen, daß es aller Mühe gelohnt hätte, darüber zu lärmen, erſchwungen. Man ertanzt ſich wohl, aber man erſchreibt ſich kein Herzogthum.

Was wünſchen Sie hauptſächlich, daß ich von Ihrem Leben ſagen ſoll? fragte ich ihn. Er ſah mich bei dieſen Worten überaus ernſthaft an: „Die Wahrheit,“ gab er mir zur Antwort. Dieß war eine kurze Zeit vor ſeinem Tode, wo ihm, wenn ihn das jemals hätte freuen können, ein erdichtetes Lob nicht mehr am Herzen lag.

Wenn ich gleich nicht ſehe, was es uns helfen kann, Fehler von der Art zu rügen*), aus welchen Arbeit und bürgerliche Anſtrengung zum Wohl der Bürger entſtanden iſt; ſo will ich hier doch meine Leſer dadurch, daß ich mich einer gänzlichen Freimüthigkeit überlaſſe, zufriedenſtellen. Wo ich einen außerordentlichen und merkwürdigen Menſchen ſehe, da iſt es mir als Geſchichtſchreiber vollkommen gleichgültig, ob ich große Tugenden oder große Vergehungen wahrnehme. Wie in dem Naturreich ein reiſſendes Thier nicht weniger als ein zahmes und einheimiſches, eine vergiftende Pflanze nicht weniger als ein Heilungskraut wichtig und merkwürdig iſt; ſo ſind große und beſondere Züge eines Menſchen, ſie mögen nun von einer Art ſeyn, von welcher ſie wollen, alles, was ich an demſelben zu kennen verlange. Wollte Gott, daß wir die Freiheit hätten, das Verdienſt eines jeden, der ſich im Leben auszeichnete, nach ſeinem Tode öffentlich zu prüfen. Aber wir wollen auf die Todten keine Lebensgeſchichten, ſondern kahle, abgeſchmackte und im Grunde verderbliche Lobſchriften leſen, und ſelbſt die Lebenden wollen in den Todten gelobt ſeyn.

---

*) Wohl würde damit der Rachſucht und der Erbitterung der meiſten ſeiner Gegner, denen er unausſtehlich war, geholfen ſeyn, und ich bin verſichert, daß ich bei dieſen Leuten eine unbeſchreibliche Ehre einlegen würde, daß ich ihnen ihr Mann, ihr Freund und Schriftſteller ſeyn würde, wenn ich mich an ihm hätte verſündigen wollen, ein Pasquill von Rede zu ſchreiben. Kohlbrenner ſtand gar Vielen im Wege; er ſagte durch ſeine Handlungen gar Vielen, daß er ſie kenne und nicht fürchte, und er nahm es, wie bekannt iſt, immer mit ganzen Partheien auf. Wie, ſollten dieſe kein Wohlgefallen daran haben, wenn ich nun gefliſſentlich dem, der ſich nicht mehr vertheidigen kann, auf den Kopf treten wollte? wenn ich ihnen in ihren Augen eine Art von Genugthuung und Rechtfertigung geben wollte?

Weil Kohlbrenner immer etwas unternahm, wobei man glaubte, daß er viel gewinnen würde, weil er äußerſt eingezogen, wiewohl nicht filzig lebte, und durchaus bei keinen Luſtbarkeiten erſchien, weil er wirklich häuslich war, und das Seinige forderte und vermehrte, wo er es durch Induſtrie verdient hatte, vielleicht, weil er dieß mit dem Eifer that, welcher ihm bei allem, was er gethan hat, eigen war, nannte man ihn, mit Recht oder Unrecht, geizig und eigennützig. Ich bin nie mit ihm in Unterhandlungen geſtanden, wo ich Gelegenheit gehabt hätte, ihn auf dieſer Seite zu beobachten; und ich will ihn daher nicht vertheidigen, wenn er in einzelnen Fällen ſeine Häuslichkeit übertrieben, oder zu unbeſorgt geweſen ſeyn ſollte, um ihr einen beſſern Schein und wohl gar den Schein der Tugend zu geben; nur ein paar Anmerkungen muß ich mir auf dieſen Fall, wo ich ihm den allgemeinen Kaufmannsgeiſt Schuld geben müßte, aus Gründen der Billigkeit beiſetzen.

So wenig die Gewinnſucht lobwürdig iſt, ſo iſt ſie doch beſſer, denn die niederträchtige Schmutzigkeit; jene arbeitet, und iſt noch immer eine reiche Quelle der erſprießlichſten Unternehmungen; dieſe iſt träg, kriechend und treulos, und macht den Menſchen in jedem Poſten, den man ihm anvertraut, verdächtig und fürchterlich. Dieß letztere war Kohlbrenner offenbar nicht, auch hat er nie etwas wider das allgemeine Wohl unternommen und vorgeſchlagen, ſondern was ihm genutzt hätte, wenn er es hätte zu Stande bringen können, das würde in der Folge dem gemeinſchaftlichen Bürgerwohle mannigfaltige und ausgebreitete Vortheile verſchafft haben. So hat er ſich z. B. viele Mühe gegeben, eine Druckerei zu errichten, und im Jahre 1772 erhielt er wirklich die Erlaubniß, ſich um eine zu bewerben. Da er ſeit vielen Jahren unausgeſetzt drucken ließ, hatte er Gelegenheit zu erfahren, wovon ſich niemand anderer einen hinlänglichen Begriff machen kann, wie unglaublich viel uns in dieſem Stücke noch fehle. Man erklärte aber ſeine Abſichten für Eigennutz, und machte ſich ſogar ein Geſchäft, vielleicht in der Dummheit des Sinnes, ein Verdienſt daraus, das Werk zu hintertreiben. Er war der Mann, der die Sache verſtand; er würde für die Herſtellung eines beſſern und wohlfeilern Papiers, und ſchöne Lettern u. dgl. geſorgt, und die Verfaſſung ſeiner Druckerei ſo eingerichtet und ausgebreitet haben, daß wir nun das Vergnügen hätten, an ſeinem Nachfolger einen anſehnlichen und der Aufnahme des Commers und des Geſchmackes höchſt wichtigen Bürger zu ſehen. Geſetzt, er hätte reiche Früchte ſeiner Induſtrie eingeärndtet, wären dieſe Vortheile nicht endlich alle in den Umlauf der gemeinen Stadtvortheile gekommen? Kann der, welcher auf unſerm Boden einträgliche Werke errichtet, eigene Vortheile in ſeine Kammer verſchließen, oder beſteht vielmehr ſelbſt der Zuwachs ſeines Vortheils darin, uns alle daran Theil nehmen zu laſſen *)?

---

*) Die Buchdruckereien und Papiermühlen ſind höchſt ergiebige Zweige des bürgerlichen Handels, und noch befinden ſie ſich hier bekanntermaßen in einem Zuſtande, daß man die Verſtändigen durch einen anſehnlichen Preis auffordern ſollte, zu faſ

Ich behaupte ferner, daß man bei einer langwierigen Verwaltung ſolcher Aemter, wie

---

gen, wie man beide verbeſſern könne. „Wir haben, ſagte Kohlbrenner, über 23000 Gotteshäuſer, und kein Meßbuch wird im Lande gedruckt; und haben bei 6500 Prieſter, und alle Breviere ſchickt uns das Ausland zu*).“ Und wo jemand eine nur etwas mehr als mittelmäßig ſchöne Auflage machen will, ſo ſchickt er ſein Buch ins Ausland, welches von uns durch dieſen Weg unermeßliche Summen zieht. Hierin hat kein Ort beſondere Eigenſchaften, ſondern die raffinirende Induſtrie thut hier alles. Wie weit ſind wir in dieſem Stücke nur gleich von unſern Nachbarn, den emſigen Augsburgern, zurück! und ſie beſitzen doch wahrlich weder mehr Sinne, noch mehr Hände, denn wir. In Wien hat man die Commerzvortheile guter Buchdruckereien kennen gelernt, und dieſelben erſt jüngſt ſehr beträchtlich vermehrt. Bei uns ſind die Urſachen, warum es weder mit dem Papier, noch minder mit den Buchdruckereien einen Ernſt gewinnen will, vermuthlich nicht weit herzuhohlen. So iſt man z. B. vielleicht mit dem, was man als eine jährliche ſtille Arbeit betrachten kann, dergleichen das Drucken der Kalender, Gebetbücher, nebſt andern aſcetiſchen Betracht- und Predigtbüchern ꝛc. iſt, ganz zufrieden; ſo auch, z. B. vielleicht mit dem Abſatze des Papiers nach den Kanzleien. Hier hat nämlich alles ſeinen Weg und Tax. Weiter etwas zu bringen und zu vervollkommnen, dazu hat man etwa keine Luſt, denn dieß koſtet ja freilich Mühe, und man braucht ſie nicht. Was ſelbſt die Beförderung der Arbeiten anbelangt, ſo

Kohlbrenner verrichtete, das Anſehen eines eigennützigen Mannes, ja unvermerkt das Betragen deſſelben an ſich nehmen könne, ohne im Grunde des Herzens eigennützig zu ſeyn. Kohlbrenner hatte viel im Rechnungsweſen zu arbeiten, hatte Unterſuchungen anzuſtellen, und auf den Fleiß derjenigen, bei denen die Saumſeligkeit ſehr ſchädlich iſt, mit Strenge zu dringen. Dieß mußte ihm nothwendig einen gewiſſen Geiſt der Kargheit einflößen, und ihn in ſeinen eigenen Angelegenheiten an eben die Genauigkeit, und, wenn ich es ſagen darf, an eben die Sorgfalt, ſie zu vermehren, gewöhnen, mit welcher er bei allen Gelegenheiten für den Nutzen des höchſten Aerars be-

---

werden dieſe anderswo, und faſt überall, berechnet, das iſt, ſtückweis, bei uns aber wochenweis den Arbeitern bezahlt. Und in Betreff des Papiers ahnet mir immer, man ſchleppe eine Menge unſerer Hadern aus dem Lande, und verkaufe ſie uns nach einiger Zeit als Wiener- oder Holländerpapier.

*) Die Offizin, in der jetzt Weſtenrieder in einer ſchönen Original-Ausgabe erſcheint, liefert uns Meßbücher und Breviere in ſchönen Ausgaben. Verdiente Weſtenrieder nicht ſchon deßwegen, weil er ſich ſo eifrig für die Hebung der Buchdruckerkunſt in Bayern ausſprach, eine ſchöne Ausgabe ſeiner Werke?

A. d. H.

ſorgt war. Und wie viele Narben ſetzen ſich nicht bei jedem von uns in ſeinem Angeſichte an, bei welchem man uns höchſt Unrecht thun würde, ſie zu den Zügen, welche unſern Charakter anzeigen, zu rechnen.

Doch ich will keine Sache vertheidigen, welche durch entſcheidende Thaten erprobt wird. Seine Kirchenlieder, ſeine Bemühungen in Betreff der Pragerſchlacht, der Feiertäge, der Kreuzgänge, der Stadtbegräbniſſe, wodurch er ſich viel böſes Nachreden und Verfolgungen zuzog, konnten ihm, zumal die letztern, nicht einmal die entfernteſte Hoffnung auch nur zum geringſten Gewinn machen; und was die Kirchenlieder betrifft, ſo waren ſie unläugbar ein Werk ſeiner Freude, und er hat deren wenigſtens über dritthalb tauſend verſchenkt. Man konnte hievon nicht ganz unbelehrt ſeyn. Und dennoch hat man ihm (wie niederträchtig!) den Gewinn, welchen er dadurch erhalten könnte, ſorgfältig nachgezählt, und ihn genöthigt, ſich hierüber mit Wehmuth zu erklären, und dem Publikum zu ſeiner Vertheidigung eine Art von Rechnung vorzulegen. Wenn es die Beſcheidenheit erlaubte, Gebrauch von ſtillen Handlungen zu machen, zur Zeit, wo die Antheilnehmer noch leben, ſo könnte ich Beiſpiele großmüthiger Auslagen erzählen, und ihnen eine Uneigennützigkeit zeigen, deren vielleicht gerade ſeine Gegner am wenigſten fähig ſind. Von dieſer Art ſind ſeine Legata, welche im Verhältniſſe mit andern unter die Seltenheiten unſers Zeitalters gehörten. Hätte Kohlbrenner eine fette jährliche Pfründe in aller Sorgloſigkeit ſeines Lebens verpraßt, und dabei für uns Bayern nicht einmal ſoviel, als uns z. B. eine Breme nützt, gearbeitet; hätte er dabei Mißbräuche unterſtützt, guten Sachen Hinderniſſe gelegt, und gute Köpfe verlacht, ſo wäre ihm dieß immerhin unter den ganz gewöhnlichen Dingen hingegangen; aber ſo mußte er ſaure Dienſte verrichten, und, wie er es häufig gethan hat, Nächte durchwachen, um (wenn ich nämlich dieſe Abſicht ihm zugeben könnte) eine Belohnung zu erhalten, die er dem Staate in anderm, früh oder ſpät, wieder zurückgeben würde. Tauſend andere würden, auch wenn man ſie doppelt bezahlte, zu träg und zu gefühllos ſeyn, um ſich nur der Hälfte der Arbeiten, welche Kohlbrenner ausführte, zu unterziehen. Und, o daß nie ein Zeitraum kommen möchte, wo man vergebens wünſchen wird, einen Mann, der mit einer zweckmäßigen Einſicht den Muth, ſich außerordentlich anzuſtrengen, beſitzt, durch Geld erkaufen zu können!

Bei einem Manne endlich, der ſo, wie Kohlbrenner, herumgetrieben, der ſo unaufhörlich in dem Reiche ſeiner Gedanken beſtürmt, und ſich wider die feindſeligſten Anfälle zu ſchützen genöthiget ward; der ſo oft von dem Poſten, den er zum Nutzen ſeiner Landsleute gefaßt hatte, von eben dieſen verjagt ward; bei einem ſolchen Manne ſollte mich es ſehr wundern, wenn ſich, zumal wo ſich das Uebel in dem Körper feſtſetzt, nicht einzelne Züge vom unzufriedenen, ſauren und widerwärtigen Weſen äußern ſollen, die dem Manne nicht gehören, aber ihm ankleben. Beinahe alle, welche inſtändig und ſchwere Dinge ſtudiren, und ſich ſelten erholen, werden mehr oder weniger mit einem gewiſſen Schein des Eigenſinns und der Seltſamkeit vertraut, ohne es ſelbſt zu wiſſen, oder ſie, wenn ſie es merken, einer Aufmerkſamkeit würdig zu achten.

Kohlbrenner gab keine prächtigen Gaſtmahle, ſpielte nicht, machte keine Parthieen mit, ſchrieb und redete immer und immer vom Arbeiten, hatte keine Frau, hatte ſonſt weder in ſeiner Kleidung, noch in ſeinem Hausweſen, noch in ſeiner Stimme oder ſeinem Gange etwas Affektirtes; welche Urſachen, nicht wohl gelitten zu ſeyn! „Wenn ſich jemand in den Kopf ſetzen wollte, ſagt Diogenes von Sinope, (meine Leſer werden mir die Mittheilung dieſer Stelle erlauben) andern Leuten zu gefallen, weiſe zu werden — als

z. B. ſein Glück dadurch zu machen, oder ſich bei der Welt in Achtung zu ſetzen, oder ſich ihrem Tadel zu entziehen — ſo wollte ich ihm unmaßgeblich gerathen haben, ſich hinzuſetzen und es bleiben zu laſſen; denn ich will meine Taſche und meinen Stecken, das iſt, mein ganzes Vermögen gegen eine Puffbohne — inſofern ihr keine Pythagoräer *) ſeyd — ſetzen, daß ihr eure Mühe dabei auf die eine oder die andere Art verlieren werdet. — Entweder werdet ihr euch die Hochachtung der Welt erwerben, und dann müßte mich alles betrügen, oder ihr werdet dieſe Ehre euerm Geld, oder eurem Stande, oder eurem Amte, oder eurer Frau, oder eurer Schweſter, oder eurer guten Miene, oder eurem Talent zu ſingen, zu tanzen, die Flöte zu ſpielen, durch einen Reif zu ſpringen, Hirſenkörner an einem Pfriem zu werfen, oder allem andern in der Welt, als eurer Weisheit, zu danken haben; — oder gelangt ihr, durch des Himmels Gunſt, wirklich zur Weisheit, ſo wird ſich es die Welt nicht ausreden laſſen, euch für eine Art von Narren zu halten.“ —

---

*) Die Pythagoräer ließen die Seelenwanderung bis auf die Bohnen zu, von deren Genuß ſie ſich darum enthielten, um nicht etwa einen ihrer guten Freunde oder Verwandten zu ſpeiſen.

Was den Kohlbrenner für das viele Mißvergnügen, womit man ihm ſeine Tage verbittern wollte, ſchadlos hielt, war die höchſte Gewogenheit zweier Landesfürſten, die ihn einer beſondern Aufmerkſamkeit und Ermunterung gewürdiget hatten. Mit großer Freudigkeit hat er in dem Verzeichniſſe der merkwürdigſten Begebenheiten ſeines Lebens angemerkt, daß, als er im Jahre 1773 gefährlich krank lag, ſich der gnädigſte Kurfürſt Maximilian zweimal um ſeinen Zuſtand erkundigen ließ. In eben dieſem Jahre wurde er durch ein kurfürſtl. Dekret vom 27. Sept. zum wirklichen Kammerrath mit dem Auftrage ernannt, ſowohl bei der Kammer, als bei dem Departement des Commercien- und Mauthweſens zu arbeiten. Seine jetzt regierende kurfürſtl. Durchlaucht haben ihn bereits, laut gnädigſtem Dekret vom 28. März 1765, zu Höchſtdero wirklichem Rath in geographiſchen Geſchäften, und endlich, vermöge einer eigenhändig unterſchriebenen Urkunde vom 25. Jul. 1778, zu Mannheim zum Reichsritter erhoben *).

Ich ſehe mich durch unvermeidliche Hinderniſſe eingeſchränkt, die Geſchichte ſeiner

---

*) Zum ewigen Andenken habe ich unten das Diplom beigefügt.

Handlungen, als Kammerrath, auszuführen. Jener Muth, mit dem er z. B. in dem Jahre 1771 und 1772 dem Tabacksappalto und Pachtungsweſen ſich widerſetzte, hat ihn nie verlaſſen, und er ſah nie darauf, wie viele Feinde er ſich zuziehen würde, ſobald er überzeugt war, dem Wohſeyn des Vaterlandes einen nützlichen Dienſt zu erweiſen. Manchen Vorſchlag, der ihm ſchädlich ſchien, hat er unterdrücken, und manchen guten hat er befördern helfen. Er kannte die Verfaſſung des Landes aus den Erfahrungen und Zeugniſſen berichtigter Thatſachen, und zeigte beſonders eine ganz eigene Stärke, wenn es darauf ankam, die wahre Lage durch die wirkliche Auszeigung künftiger Vortheile zu entwerfen. So machte er es z. B. mit dem Vorſchlage, daß man endlich einmal mit Ernſt anfangen möchte, Fruchtbäume, einheimiſche und wilde, wie der Ort es leiden würde, zu pflanzen; ein Vorſchlag, der zu wichtig und zu gemeinnützig iſt, als daß ich die Gelegenheit vorübergehen laſſen könnte, ihn uns nachdrücklich zu empfehlen. Aus der Nachläſſigkeit, mit welcher man in den letzten Zeiten das Baumweſen überhaupt behandelte, ſchien er zu fürchten, mit ſeinen Gedanken wenig Eindruck zu machen, und er gieng daher in einem ungewöhnlichen Eingange ſorgfältig um die Sache herum, und ſuchte ſeine

Leſer und Richter, Schritt vor Schritt, mit derſelben bekannt zu machen. Dann iſt es, als wollte er um Vergebung bitten, daß er ſo lange zaudere, den Inhalt ſeines Vortrages Männern zu entdecken, welche dieſen Gegenſtand eher und beſſer überlegt hätten, als er, und ſich gewiß lange nach dem Anlaß gefreut hätten, Vorſchläge, wie er thun werde, nach allen Kräften, nicht nur mit Befehlen, Papier und Worten, ſondern mit beharrlicher Ausübung zu unterſtützen. — Mir däucht, der ſtudirteſte Redner konnte nicht beſſer ſprechen. Hierauf, nachdem er ſeinen Vortrag eröffnet hatte, machte er über den gegenwärtigen Zuſtand der Baumkultur eine ſummariſche und ſo nachdrückliche Schilderung, als die verhaßte Sache es nur immer geſtatten wollte; denn es iſt ſchwer, vor denjenigen zu ſagen, daß etwas verbeſſert werden ſollte, deren Pflicht es iſt, keine Sache, zumal zu einem enormen Grade ſich verſchlimmern zu laſſen. „Auf manchem Dorfe wären nicht zehn ganz geſunde Obſt- oder Fruchtbäume, und noch dieſe würden jährlich verdorben. So habe ſich demnach nicht nur der Handel mit dem Obſte merklich verloren, ſondern auch die mechaniſchen und höhern Künſtler, als die Kiſtler, Wagner, Bildhauer ꝛc. befänden ſich in Verlegenheit, einen Baum harten Holzes zu erfragen.“ Man kann doch, fährt er fort, jedem Bauern im Lande zumuthen, daß er einige Jahre nacheinander, und zwar in jedem 10 wilde und 15 zahme Obſtbäume um ſein Haus oder ſeinen Anger, und, in gehöriger Entfernung, an den Rhainen der Aecker und Felder, an den Wieſen oder längs der Straße hinſetze, und nach dieſen Jahren der Bäume warte, und, wenn einzelne gelitten haben, ſie nachhole und ergänze. Wenn man nun in Bayern und der obern Pfalz nur 12000 Dörfer und 5000 Einöden oder Weiler, und auf die erſten im Durchſchnitte 30, auf die letztern nur 4 Familien, mithin in allem 38000 annimmt, ſo wird das Land Bayern und die obere Pfalz bereichert, z. B. im neunten Jahre, um 3800000 wilde und 5700000 zahme Obſtbäume. Im zehnten Jahre würde jede Familie, im Durchſchnitte berechnet, 90 wilde und 135 zahme Obſtbäume, und mithin das ganze Land 8550000 neue und gute Bäume beſitzen. Man darf nun eben keine bloßen Wünſche berechnen wollen, um die großen Vortheile augenſcheinlich darzulegen; allein, um nicht bloß überhaupt etwas von dem Gewinn zu ſagen, welchen der Bauer theils aus dem Verkaufe des Obſtes, theils aus dem eigenen Genuſſe deſſelben, für ſein Hausweſen ziehen, und endlich aus den Holzſtämmen erhalten würde; ſo läßt ſich insbeſondere für jeden Baum im Durchſchnitte wenigſtens ein Nutzen von 30 Kr., welches in 10 Jahren eine erſtaunliche Summe ausmacht, ſich annehmen. Die Vortheile, welche durch die Kultur des wilden Obſtes erhalten würden, wären nicht weniger beträchtlich, indem durch daſſelbe ſowohl die zahme Schweinzucht ungemein befördert, als auch das Wildpret geſünder und fetter gemacht, und von der Verſuchung abgehalten würde, nach den Feldern auszureiſſen, und den Unterthanen einen jährlichen und äuſſerſt beträchtlichen Schaden zu verurſachen. So würde ferner die Anlegung der Reifgewächſe, als der Haſelſtauben, der Erlen, Birken ꝛc. an ſumpfigen, ſteinigen oder ſonſt ödliegenden Böden für die Unterthanen von unbeſchreiblichem Nutzen ſeyn. Und dieß könnte, falls erſt ein ernſthafter und zu gleicher Zeit aufmunternder Befehl vorausgieng, bewirkt werden, wenn man

a) in jedem Rentamt eine Baumſchule halten, und daraus den Unterthanen die Bäume unentgeldlich abfolgen laſſen; wenn man

b) dem Bauersmann, vermöge einer gedruckten und wohlfeilen Schrift, einen praktiſchen Unterricht von der Baumpflanzung ertheilen, und

c) den außerordentlich Fleißigen durch Prämien aufmuntern, den gefliſſentlich Nachläſſigen entgegen ernſthaft zur Rede ſtellen wollte. —

So, nämlich mehr in praktiſchen als bloß betrachtenden Sätzen, legte v. Kohlbrenner ſeine Vorſchläge vor, deren Sammlung und Bekanntmachung zur Aufklärung und Befeſtigung kameraliſcher Kenntniſſe gewiß viel beitragen müßte, da leicht zu erachten iſt, daß die Vorſtellungen, welche nicht beherziget, oder zwar gutgeheiſſen, aber nicht befolgt wurden, in ihrer Art wichtiger, und zu denjenigen gehören müſſen, welche man einer gegenwärtigen Generation unaufhörlich vorhalten ſoll, damit ſich eine künftige den Muth nehme, den Inhalt derſelben in der Nähe zu betrachten. Es ſcheint, Kohlbrenner habe mit den Jahren, wenn es möglich iſt, an Fleiß zugenommen, und da andere auf Ruhe und Verpflegung des Lebens denken, Linien künftiger Arbeiten um ſich herumgezogen, als wäre er geſinnt, ſein Leben wie von vornen anzufangen, und die Klugheit und Erfahrung, welche das höhere Alter gewährt, mit friſcher Thätigkeit der Jugend zu verbinden. Unter ſeinen vielen Aufſätzen und Vorhaben, welche er unvollendet hinterlaſſen hat, verdient beſonders eines der Vergeſſenheit entriſſen, und einem

Bayern von gleicher Thätigkeit empfohlen zu werden. Er wollte eine Statiſtik von Bayern ſammeln, und ließ zu dem Ende auf eigene Koſten, in zwei Foliobögen die folgenden Fragſtücke abdrucken, derer ſich ein unternehmender Mann zu ſeinem Gebrauche bei ähnlichen Fällen bedienen kann. „1ſte Frage: A) Wie viele Quadrat- oder Geviertmeilen hat das Gericht inclusive der Incorporationsorte oder im Umkreis? B) Wie viel im Flächeninhalt oder Erdfläche Quadratſchuh der Länge und Breite nach? C) Wie viele Dörfer, wie viele Weiler, oder Einöden, oder Häuſer? D) Wie viele Familien wohnen im Gericht? Gerichtliche Unterthanen ohne die der Städte und Märkte? E) Wie viele Incorporationsorte ſind im Gericht? und wie viele Familien wohnen in dieſen ſämmtlichen Incorporationsorten? F) Wie viele Pfarrer und Vikarien? 2te Frage: A) Wie iſt das Erdreich, wie der Getraidtboden? gut oder ſchlecht? B) Welche Sorten Getraidt oder Frucht, Obſt oder Hopfen, Flachs oder Hanf gerathen in dortiger Revier am beſten? 3te Frage: A) Wie viele Quadratruthen, oder ſtundenbreite Erdreiche, oder Moos, Haiden oder Filzen könnten noch kultivirt, und wie zum Beſten der Unterthanen vertheilt werden? B) Könnten dortige Weidenſchaften oder Haiden beſſer mit Ackerbau, oder Fruchtbaumpflanzung benutzt, oder mit Holz angebaut werden? 4te Frage: A) Wie ſind die Sitten der Weiber, der Männer? Welchen herrſchenden Fehler haben ſie? beſonders Knechte oder Mägde, und ihre Exceſſe oder ihr Unverſtand? Was iſt Urſache? B) Welche Künſte oder Künſtler, oder neue bayeriſche Erfindungen giebt es im ganzen Gerichte? C) Hat man dort keine Exempel von ſchönen menſchenfreundlichen Handlungen? ſchöne Thaten zur Nachahmung? vortreffliche Land- oder Hauswirthe? 5te Frage: Wie viel Vieh iſt in den drei Jahren 1779, 1780 und 1781 krepirt? aus den Schadenbeſchreibungen im ganzen Gerichte inclusive der Incorporationsorte, an Pferden, Rindvieh, Kälbern, Schafen und Lämmern, Schweinen. 6te Frage: Wie viele fiſchreiche Bäche ſind im Gericht? welche Sorten Fiſche ſind darin? Wer darf fiſchen? Wie weit? 7te Frage: Welche und wie viele Marmor- oder Steinbrüche ſind im Gericht? Finden ſich auch Edelſteine, oder welche Erdfarben? Werden ſie bearbeitet, benutzt, zum Verkaufsprodukt gebracht? Wie hoch verkauft? 8te Frage: A) Wäre keine allgemeine Obſtbaumpflanzung, oder Eichenpflanzſchule anzulegen? B) Konnte aus der Gemeindekaſſe, oder nichtsbedeutenden Stiftung, Kapellen ꝛc. zur Belohnung der Einſiedler, Meßner oder Schulhalter, Förſter, Jäger oder Schinder, welche die Fruchtbäume ſetzen, warten, putzen, Eichen pflanzen, oder Holz anbauen, nicht etwas ausgeſetzt werden? 9te Frage: Wie viel beſoldete Schulmeiſter wären nothwendig? Wie viele ſind im Gericht dermal? und in den incorporirten Ortſchaften vorhanden? 10te Frage: A) Welche Mittel ſind es, den Nahrungsſtand dortiger Gerichtsunterthanen zu verbeſſern? beſonders für Weiber, Kinder, alte Leute? B) Welche Fabriken oder Manufakturen ſind dermal im ganzen Gericht? C) Wie iſt der Currentpreis der Waaren? D) Wohin geht der Verſchleiß? 11te Frage: Welche Aberglauben, oder lächerliche, oder wohl gar ſchädliche Mißbräuche herrſchen noch unter dem Landvolk? 12te Frage: Was iſt von alten Stiftungen oder Alterthümern im Gerichtsbezirk oder ſonſt Merkwürdiges zu beobachten? Von gemeinnützigen Anſtalten, Gebräuchen oder Seltenheiten der Natur?" — Dieſe gedruckten Fragen ſchickte er, oder würde er vielmehr nach und nach an alle Gerichte geſendet, und ſeiner Zeit ein Werk geliefert haben, welches bei uns das erſte dieſer Art und allein hinlänglich geweſen wäre, uns ihn unvergeßlich zu machen? Einzeln ſind die Antworten dieſer Fragen bereits erfolgt, und die Wichtigkeit der Sache, und die Liebe guter Bayern für ihr Vaterland, läßt keinen Zweifel übrig, daß die übrigen in der künftigen Folge der Intelligenzblätter erſcheinen werden. Dieſe Beiträge machen den Verfaſſern um ſo mehr Ehre, als ſie nicht etwa auf Befehl unternommen, ſondern eine freiwillige Beſtrebung zur Aufnahme des vaterländiſchen Wohlſeyns ſind.

Um ſeinem Unternehmen ſogleich die Lebhaftigkeit, mit der es betrieben werden ſollte, zu verſchaffen, entſchloß er ſich, die mitgetheilten Nachrichten indeſſen in einer periodiſchen Schrift, welche den Intelligenzblättern nebenhergehen ſollte, herauszugeben, und dadurch ſowohl diejenigen, welchen eine ſolche Sammlung noch immer ganz überflüſſig oder gar zu bedenklich vorzukommen ſcheint, zu ermuntern, auch das Publikum immer mehr vorzubereiten. Sie heißt: „Materialien zur Geſchichte des Vaterlandes, deſſen heutige Geographie, Naturprodukte, Landwirthſchaft, Manufakturen, Nahrungsſtand, alte Sitten und Gebräuche in verſchiedenen Gegenden Bayerns, dann der Herzogthümer obern Pfalz, Neuburg und Sulzbach, 1782," und gemäß des Vorberichtes ſollten die Gegenſtände, womit ſich dieſe in den Fortſetzungen beſchäftigt haben würden, enthalten:

a) Geſchichte und Staatsverfaſſung der Pfalzgrafen am Rhein und Herzoge in Bayern;
b) Handlung in ältern Zeiten, Cultur des Verſtandes und des bayeriſchen Bodens;
c) neueſte geographiſche Beſchreibung verſchiedener Gegenden und Gerichtsdiſtrikte in Bayern, der obern Pfalz und der Herzogthümer Neuburg und Sulzbach; Naturprodukte, Nahrungsſtand, Fabriken, Sitten, Kleidung und Gebräuche gegenwärtiger Zeit;
d) Biographie merkwürdiger Perſonen beiderlei Geſchlechts, welche ſich um das Vaterland und die Religion verdient gemacht haben;
e) Anekdoten, Auf- und Grabſchriften.

„Ich will, ſagte er in dieſem Vorbericht, meinem Vaterlande dienen und ihm nützen. Und, wenn dieſes meinen Abholden und Neidern nicht gefallen ſollte, ſo bitte ich ſie, mich darüber zu belehren, oder recht laut zu ſchmähen, damit die Exemplare der kleinen Auflage geſchwinder vergriffen werden.“ Das erſte Stück iſt auch mit vier Kupfertafeln und dem Leben des Salzſaumers zu Neuhauſen, der Herr Winthir genannt, gezieret.

Was von ſeinen ehemaligen Arbeiten und Abſichten nach ſeiner Meinung noch nicht vollkommen zu Stande gebracht war, das nahm er immer wieder hervor, und betrieb es bis auf den letzten Tag ſeines Lebens. So brachte er einen zweiten, dritten, und vierten Theil ſeiner Kirchenlieder auf alle Sonn- und Feſttage, auch für Kranke und Verſtorbene beim Gottesdienſte, unter die Preſſe; und was den bereits vorhandenen Theil des heiligen Geſanges betrifft, ſo war er gleich eifrig, die Einführung deſſelben zu bewirken — (wie dann zu ſeiner nicht geringen Freude von der hochfürſtl. geiſtl. Regierung zu Freiſing an ſämmtliche Dekanate ein Generale vom 21. Dec. 1782 ergieng, daß geſammte Pfarrer, Curati und Seelſorger die Kirchengeſänge in den ihnen untergebenen Pfarr- und Filialkirchen nach und nach auf eine ſchickliche Art einzuführen ſich beſtreben ſollen*) — als gute Erinnerungen zu benutzen, oder die Hinderniſſe, welche die Aufnahme derſelben immer verzögern halfen, aus dem Weg zu räumen. So hat er einen Befehl vom 7. Dec. 1781 an die hieſigen pfarrlichen Ordinarien, welchen er durch ein neues inſtändiges Anlangen vom 7. Mai 1782 wiederholte, zu Stande gebracht, „daß, nachdem vorkommt, wie in der Stiftspfarrkirche und St. Peterskirche, ein allerdings bedenklich ſcheinendes Geſang von Weihnachten bis Lichtmeſſen öffentlich geſungen werde, worin unter andern Formalia enthalten ſind: „von einer Jungfrau ſäuberlich erfuhren dieſe Mähre, daß Chriſtus geboren wäre,“ dem ꝛc. wird demnach mittelſt dieß aufgetragen, dieſes Geſang bei ſchwerem Einſehen zu inhibiren, und ſtatt deſſen das in dem von Titl. v. Kohlbrenner herausgegebenen Buch Fol. 68 enthaltene, und auf dieſe Zeit eingerichtete Geſang, wovon das Exemplar und Melodiebuch hiebei folgen, einzuführen.“

---

*) Jüngſt wurde in Freiſing (nach einem Wienerformular, und mit einem Anhang von Gebeten) verlegt: Normal-Meßgeſang, Litaneien und Gebeter, wie dieſelben bei den Gottesdienſten zu ſonderheitlich und allgemeinem Gebrauche dienen mögen. Freiſing den 11. Mai 1783.

Die Verlegung der abgebrachten Feiertage auf die Sonntage, dann die vielfältigen Kreuzgänge lagen ihm ebenfalls noch immer auf dem Herzen. Er brachte in einer neuern Vorſtellung die Erfahrung, daß, meiſt wegen verdorbenem und verſäumtem Heu in 110 Pfleggerichten jährlich etliche tauſend Stücke Rindvieh krepieren, ferner die Berechnung, daß durch die Verſäumniß der Zeit bei dem Handwerks- und Bauersmann in dem Lande Bayern und der obern Pfalz jährlich ein Verluſt von 5221040 fl. eintrete, wiederholtermalen auf die Bahn, und ſchlug nachdrücklichſt vor, daß man den Beiſpielen der geſegneten Staaten am Rhein, und in den Bisthümern Worms, Mainz, Würzburg, Bamberg ꝛc. folgen, und die Feiertage auf die Sonntage in dem Kalender vortragen möchte, welches in einem Landwirthſchaftskalender am füglichſten geſchehen könnte. Die landwirthſchaftlichen Aufſätze zu dieſem Kalender auf das Jahr 1784 ſind (doch ohne dieſem) wirklich gedruckt, und verdienen, wenn auch der Kalender, wo die Feiertage auf die Sonntage verlegt wären, nie erfolgen ſollte, in Betracht ihrer vorzüglichen Gemeinnützigkeit, dem vaterländiſchen Publikum mitgetheilt zu werden.

Auch hat er in dieſem Jahre einige Andachtsſchriften:

a) die Oelbergandacht für die Stadt- und Landpfarrkirchen der erzbiſchöfl. Salzburgiſchen Diöceſe, mit hochfürſtl. erzbiſchöflicher Approbation, wo er den Gebrauch, den Heiland am Oelberg ſitzend vorzuſtellen, und ihn mechaniſche Bewegungen machen, dann dreimal fallen zu laſſen (welches doch keineswegs in der Schrift enthalten iſt) in Gebet und Betrachtung verwandeln wollte;

b) Andächtige Betrachtung der vornehmſten Schmerzen Mariä, der Mutter des Sohnes Gottes des Geſalbten, 1783 herausgegeben; und endlich

t) überhaupt einen Katalog über die ſämmtlichen Schulſchriften, Kirchenlieder, Kupferſtiche, kleine Sitten-, Gebet- und Lehrbüchelchen für das Landvolk in ſeine letzten Intelligenzblätter eingerückt.

Unter ſeinen Bemühungen um die deutſche Sprache und Rechtſchreibung gehört vorzüglich der „Unterricht für die Anfänger in der Schreibkunſt, mit den nöthigen Muſtern und Vorſchriften, 1775,“ der in 20 geſtochenen Blättern beſteht, wozu verſchiedene die Current- und Kanzleiſchriften geſchrieben, und ihre Namen unterzeichnet, Söckler in München aber und T. C. Lotter in Augsburg ſie geſtochen haben *). Darunter finden ſich ſehr ſchöne Schriften von Kohlbrenner, wie auch Zeichnungen, welche Kunſt er in ſeiner Ju-

---

*) Faſt alle Jahrhunderte laſſen ſich aus den Charaktern der Buchſtaben und aus der Rechtſchreibung erkennen; nur von unſern Zeiten wird das einſt nicht möglich ſeyn; denn ſo verſchiedene Handſchriften, wie noch gegenwärtig in Bücher eingetragen werden, hat es ſchwerlich jemals gegeben. Binnen einem Jahre kann der ungeſchickteſte oder verwöhnteſte Schreiber das Schön- und Rechtſchreiben, das er jetzt nicht kann, lernen; und eine Erklärung hoher Ortens, daß man nach Verlauf dieſes Jahres durchaus keine Schriften, welche nicht ſchön- und rechtgeſchrieben ſind, annehmen, und in öffentlichen Inſtrumenten gelten laſ-

gend durch eigenen Fleiß erlernet, und es darin, in Rückſicht, daß er dieſelbe nicht übte, bis zum Erträglichen gebracht hat. Das Titelkupfer, wo übrigens die Erfindung und Zuſammenſetzung (welche Dinge aber unſern Künſtlern überhaupt nur genannt, aber nicht gelehrt werden) nicht am beſten ſind, ferner das Portrait des Kurfürſten Maximilian des Dritten, ſind unter andern Beweiſe davon. Dieſe beiden Blätter hat Säckler geſtochen, wo dem Portrait des höchſtſel. Kurfürſten auch das Portrait Sr. jetztregierenden kurfürſtlichen Durchlaucht im ähnlichen Quartformat (von A. Hicken gemalt, und von J. A. Zimmermann geſtochen) beigefügt iſt. Die Kenntniſſe, welche er indeſſen in der Zeichnungskunſt erlangt, flößten ihm eine nicht undeutliche Neigung nach Werken der Kunſt ein, wie er dann dieſelbe theils durch eine kleine Sammlung, die er von Gemälden und Kupferſtichen machte, theils durch verſchiedene Kunſtarbeiten, die er auf ſeine Koſten verfertigen ließ, äußerte. So hat er die Gemälde, welche er

---

ſen werde, könnte dem Eigenſinne und der Trägheit (denn weiter iſt es nichts) auf einmal ſteuern. Wenigſtens ſollte bei Aufſchriften, Grabſchriften ꝛc. ein ſtrenger Bedacht genommen werden.

in Amberg über das pfalzbayeriſche Haus vorfand, in 12 Kupfertafeln ſtechen, und viele andere kleinere Blätter, z. B. das jüngſt berühmt gewordene Gemälde bei St. Peter (von de Bay nach van Dyk gemalt) von G. M. Weiſſenhahn, der zu den obigen den Pfalzgrafen Johann Caſimir, nach dem Gemälde der Johanna Wisgerinn, auch Friedrich V. geſtochen, verfertigen laſſen; ſo iſt Hr. Joſeph Zachenberger, in München, eben mit einem Altarblatte nach der Kirche zu Siegsdorf beſchäftigt, um vieler anderer Beſtellungen nicht zu erwähnen.

Er ſammelte ſich ein artiges und gewähltes Naturalienkabinet, meiſtens von inländiſchen Produkten, und, was vorzüglichſt bemerkt zu werden verdient, eine vortreffliche Bibliothek, reich an inländiſchen Schriften und an jeder Art des vortrefflichſten, zumal was in Kameralſachen und in der Statiſtik der gelehrte und erfinderiſche Fleiß des Auslandes hervorgebracht hat. Man wurde in eine angenehme und freudige Beſtürzung geſetzt, dieſe Sammlung in dem Zimmer eines M.*nes zu finden, den dazu wahrhaftig kein Beiſpiel ermuntert hat *).

---

*) So lange es ſo fortgeht, daß man aufhört zu ſtudiren, ſobald man (wie lächerlich!) ausſtudirt, Weſtenrieders Werke XIV. Bd.

Doch ich muthe vielleicht Vielen eine Art von Arbeit zu, indem ich ihnen zumuthe, daß

---

nämlich ſeinen Gradum bezahlt hat, ſo lange werden bei uns die Staatswiſſenſchaften nie das Bürgerrecht nehmen. In den meiſten und den wichtigſten Theilen der Wiſſenſchaften, nicht nur in der philoſophiſchen Literatur, ſondern auch vorzüglich in Kameral- und Commerzſachen, und ſogar in der Rechtsgelehrſamkeit iſt es ſoviel als nichts, bloß das zu wiſſen und zu behalten, was zu den Zeiten, wo man ſtudirt hat, bekannt war. Man ſollte die Veränderungen (welche keine Moden ſind) man ſollte die Vervollkommnung dieſer Wiſſenſchaften, wozu dieſelben durch Erfahrung und Nachdenken in andern Ländern gelangen, ſorgfältig ſtudiren, und in Geſellſchaften davon reden, und ſie circuliren laſſen. Wie Vieles wird nicht immerhin in Kameralſachen erfunden, berichtigt, wie ein Axiom dargelegt! Es iſt unmöglich, dieß zu leſen, und eines trägen, eingeſchränkten Geiſtes zu bleiben. Wie pſychologiſch wird nicht, immer häufiger, ſelbſt das Criminale behandelt! Z. B. Anderswo werden die Religionsſchwärmer als Miſſethäter peinlich geſtraft; anderswo werden ſie als Narren, welche allen geſunden Menſchenverſtand verloren haben, in die Keuchen der Wahnſinnigen gelegt, und für ſolche angeſehen. Anderswo ſammelt ſich aber auch faſt jeder gelehrte und Gewerbbürger eine Hausbibliothek, und er ſtellt eher eine überflüſſige Spazierfahrt ein, ſchafft ſich lieber ein unnützliches Meuble nicht an, ehe er ein gutes und lehrreiches Buch entbehren ſollte; aber wieder anderswo liegt es niemand am Herzen, was in der Welt über die ſie die Summe deſſen nur leſen ſollen, was Kohlbrenner geſammelt, unternommen und ausgeführt hat. Er hat ſich ſeit den 30 Jahren, wo er in Dienſten ſtand, etliche und zwanzig Mal krank gearbeitet, und nur die äuſſerſte Mäßigkeit konnte ihm wieder zu einer Geneſung verhelfen, welche nun endlich durch Anhäufung neuer und ſchwerer Verdrießlichkeiten, und durch nicht nur fortgeſetzte, ſondern verdoppelte Anſtrengungen, und bei dem Mangel an aller Aufmunterung, unmöglich geworden iſt. Eine unheilbare und gänzliche Verſtopfung des Unterleibes zog ihm eine langwierige und unbeſchreiblich ſchmerzhafte Krankheit zu, und man kann von ihm ſagen, wenn es jemals geſagt werden konnte, daß er ſtarb, wie er lebte, äuſſerſt mühſelig für ſich, und eben darum merkwürdig, erbaulich und lehrreich für uns. Länger als vierzehn Tage lag er, allenthalben verwundet, Tag und Nacht auf ſeinen Knieen, in der einzigen Stellung, welche ihm ſeine Krankheit geſtattete, und während der Zeit entfuhr ihm kein

---

Verbeſſerung eines Geſchäfts geſagt werden mag, und ruhig ſchläft man bei verſchloſſenen Läden in ſeinem Zimmer, wenn auch indeſſen der Nachbar ſein Gebäude noch ſo hoch aufführen, und Licht und freie Luft in ſeine Gewalt nehmen ſollte.

ungeduldiges Wort, und alles, was er ſagte, wenn ihn der Schmerz heftiger ergriff, war: „es wäre ſo des Himmels Fügung und Wille.“ Dieß war auch ſeine Antwort, als man ihm ohne alle Zurückhaltung ankündigte, daß alle Hoffnung einer Geneſung verſchwunden ſey. Als ich ihn an die vielen Mühſeligkeiten und Sorgen ſeines Lebens erinnerte, ſagte er: „Sie ſind vorüber;“ und nach einer Weile: „Gott hat mir ein beſſeres Leben verſprochen.“ Wo er noch an etwas, das er zurücklaſſen würde, mit Antheil dachte, das waren ſeine Kirchengeſänge; wie er dann in ſeinem Teſtamente die Verordnung (welcher man indeſſen in der Pfarr Anſtand nahm nachzukommen) gemacht hat, daß ſein Gottesdienſt mit deutſchem Text von den Choraliſten geſungen werden ſollte. „Dafür ſollen ſie doppelten Lohn erhalten, als ſie ſonſt von einem figurirten Seelenamt anzuſetzen pflegen. Die zwei hiezu componirten neuen Seelenmeſſen ſind ſchon vorhanden ꝛc.“ So vermachte er auch nach St. Oswald in Traunſtein ein ſehr anſehnliches Legat, deſſen größter Theil dem Organiſten, Chorregenten und Sängern gehören ſollte, damit ſie in den monatlichen und donnerſtägigen Proceſſionen das Pange Lingua, dann den deutſchen Predigergeſang: „Ich glaube Gott mit Zuverſicht ꝛc.“ dann den Kirchengeſang bei jedem

Segen: „Wir beten an ꝛc.“ das ganze Jahr hindurch ſingen, ferner den deutſchen Oelberg an den ſechs Donnerſtägen der Faſten halten möchten.

Dieß Teſtament, welches er in dieſen Tagen der Trübſal diktirte, war ſein letztes Werk, mit welchem er ſeine Bemühungen um die gemeine Wohlfahrt beſchloſſen, und ſich ehrwürdige Denkmäler in den Herzen der Nachwelt errichtet hat. Der Schule zu Siegsdorf im Gericht Traunſtein ſchenkte er ein Kapital von ſechstauſend Gulden, und verſchiedene geringere Geſchenke legirte er an andere Schulen, vornehmlich die zu Aichach, wobei ſich der verdienſtvolle Schullehrer Ulrich Reiſer ſo trefflich ausgezeichnet hat. So war er auch der Armen nicht weniger eingedenk, wie dann alle zwei Jahre drei alte Bürgersweiber und drei arme Dienſtboten der Bauersleute, desgleichen drei arme Männer der Bürger und drei arme Ackersleute mit der Hauptkleidung, für jede Perſon wenigſtens auf zwanzig Gulden im Werthe, in ewige Zeiten gekleidet, und dieſe Armen im Gerichte Traunſtein, Marquartſtein, um Chiemſee herum ꝛc. ausgewählt, und z. B. arme Scheibenbauern, Salzfuhrleute, beſonders arme Bauern, Ackersleute und arme Bauernkinder auf dieſe Weiſe unterſtützt werden ſollten. —

So lebte, und wird unter uns durch ſeine Werke und Wohlthaten ewig leben der Mann, von welchem ich eben ſagte, daß auch nur eine kleine Anzahl mit ſo raſtloſer Beſtrebſamkeit begabter Seelen im Stande ſeyn würde, der Verfaſſung unſerer Geſchäfte eine wunderbare Bewegung zu geben.

An Fleiß und Arbeitſamkeit übertraf er, oder that er wenigſtens allen Menſchen es gleich, die ich je gekannt habe. „Ich mochte bei der Nacht aufſtehen, wann ich wollte (erzählte mir einer ſeiner Nachbarn, deſſen Amt es mit ſich bringt, oft wach zu ſeyn) ſo ſah ich den Kohlbrenner, wenn rings umher alles in tiefer Ruhe lag, noch ſehr emſig an ſeinem Pulte ſtehen.“ Er hat auch wirklich ganze Nächte gearbeitet, und nicht ſelten vom frühen Morgen bis wieder in die Nacht, ohne ſich durch eine Mahlzeit unterbrochen zu haben, welche er, da er nicht gemahnt ſeyn wollte, öfters vergaß. Dieſe ſeltene Anſtrengung, bei deren Erwähnung manchem meiner Leſer Angſt geworden ſeyn mag, iſt um ſo mehr zu loben, als ſeine Arbeiten oft äuſſerſt trocken und langweilig, und bei aller Gewißheit, daß dieſelben keiner lebendigen Seele in die Augen fallen würden, einer tauſendfach größern Mühe unterworfen waren, als die Verfertigung vieler Bände neumodiſchen Inhaltes nicht koſtet, worüber man zuverſichtlich verlernet, Mühe auf ſich zu nehmen *).

---

*) Ich habe meine Landsleute ſchon oft gebeten, auf dieſe unglückliche Erſcheinung unſerer Zeiten, wo wir über dem bloß Unterhaltenden und Angenehmen das Solide und Nützliche, welches durch Mühe geſucht werden will, vergeſſen, zu Gemüth zu nehmen, und ich halte es daher für meine Pflicht, ſie mit einem Buche bekannt zu machen, das für Väter und Söhne die geſündeſten Zeugniſſe und Grundſätze dieſer Art auf die beredſamſte Weiſe empfiehlt. Es iſt dieß „Theophron, oder der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend — und für alle erwachſenere junge Leute,“ von J. H. Campe, ein Buch, von dem ich aus Grund meines Herzens wünſche: „Wollte Gott, mein Verdienſt im Schreiben beſtände darin, daß ich meine Landsleute beredete, das viele Gute und Vortreffliche zu leſen, das andere geſchrieben haben!“ Der Verfaſſer ſpricht von dem ſo ausgebreiteten Geiſte der heutigen Leſer und Schriftſteller, von denen wir manchen anpreiſen, der uns Müßiggang ſtatt Arbeit, eckelhafte Süßelei ſtatt Empfindungen, und die Krankheiten ſeiner Phantaſie und Gemüthsart aufſetzt, von welchen er ſich und andere heilen ſollte. Beſſer iſt, damit ich ferner ein Wort hinzuſetze, beſſer iſt, wenn nämlich ſchon eines ſeyn ſoll, die Barbarei, bei der ſich doch immer etwas Starkes befindet, als das gegenwärtige Zärteln und Weibeln in Schriften, das bei einem Volke, bei dem es Beifall findet, allemal ein Vorbote vom gänzlichen Verfalle des Geſchmackes und der Sitten iſt. Nachdem Campe eine der gefährlichſten Seuchen, an der unſer

Seine Bildung, ſeine Kenntniſſe der Welt und der Menſchen, ſeine Begriffe von dem Werthe jeder Dinge, alles hatte er ſich ſelbſt

---

Zeitalter vorzüglich krank liegt, bejammert, wo ſich jeder für fähig und berufen hält, Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes zu werden; wo jeder, der einige Romane und Gedichte, einen Wuſt ſogenannter gelehrten Zeitungen und Bibliotheken geleſen, ein paar Dutzend ſchön klingender, neumodiſcher Phraſen und affektirter Wendungen aufgeſchnappt hat, flugs am Schreibpult iſt, um ſie dem lieben Publikum, welches mit dergleichen ſüßlichem und fadem Zeuge ſich den Magen ſchon oft überladen hat, vielleicht zum tauſendſten Male aufgewärmt und angewäſſert, von neuem wieder aufzutiſchen; — nachdem er beklagt, "daß man jetzt lieſt, um die zerſtreute, von aller nützlichen Thätigkeit abgewandte Seele noch mehr zu zerſtreuen, in den Schlaf der Vergeſſenheit aller häuslichen und bürgerlichen Pflichten noch tiefer einzuwiegen — daß man lieſt, um aller Arbeit überhoben zu ſeyn, und doch nicht Langeweile zu haben, ſchließt er nachher mit den merkwürdigen Worten: „In eben dem Maaße, in welchem die Kultur des Geiſtes durch Künſte und Wiſſenſchaften betrieben (unglücklicher Weiſe mißbraucht) ward, hat man die körperlichen Kräfte unſerer Natur, hat man zugleich Luſt und Vermögen zu allen anſtrengenden, die Phantaſie und die beſchauenden Fähigkeiten unſerer Seele weniger beſchäftigenden Arbeiten, hat man die den Deutſchen ſonſt ſo eigene Strebſamkeit, und das unverdroſſene Ausdauern in anhaltenden und mühſamen zu danken, und hatte es faſt immer vermittelſt vieler Schläge von Menſchen und dem Schickſale erlernet. Auch in der Literatur hatte er es weiter als alle unſere gewöhnlichen lateiniſchen Gelehrten gebracht — wenn er gleich das zuſammenhängende Weſen und die Philoſophie der wahren Grazien nur noch geahnet, und mehr an ihr Daſeyn geglaubt, als es durch eigenen Umgang gekannt hat; ſo wenig das war, ſo war es doch hinlänglich, ihn über den größten Theil ſeiner Zeitgenoſſen hinauszuſetzen, und ihm die Augen in Dingen zu öffnen, wo nichts ſehen verdienſtlich iſt; ſo war es doch mächtig genug, um ihn anzutreiben, daß er ſich ein Geſchäft daraus machte, andern die Bemühungen um die Gunſt der Muſen inſtändig zu empfehlen. Dieſe war die Abſicht der Kritiken oder viel-

---

Geſchäften, hat man endlich den nationalen Muth in Gefahren, und den ruhigen, heitern Biederſinn bei jeder Abwechslung des Schickſals, immer mehr und mehr abnehmen, kränkeln, hinſinken und abſterben geſehen. — Glaube mir, es iſt jetzt in den meiſten Fällen ein viel verdienſtlicheres Werk, eine Quadratruthe Moorland urbar gemacht, oder einen Stein Flachs geſponnen zu haben, als der Verfaſſer eines Schauſpiels, eines Romans, oder eines Bändchens allerliebſter Gedichte zu ſeyn."

mehr Anzeigen von literariſchen Produkten des Inlandes, bei welchen die gute Meinung, uns Inländer zu ermuntern, immer das beſte iſt. Man wird darin nie Hohn und bittern Spott und Erniedrigung des Verfaſſers, auch wenn ſein Werk allerdings eine ernſthaftere Zurechtweiſung verdient hätte, antreffen; ſondern immer hatte er ein kleines Lobſprüchchen in Bereitſchaft (wozu er aber auch nur zu oft durch ſeine Verhältniſſe mit andern gedrungen ſeyn mochte) und wenn daher ſeine Beurtheilungen nicht durchgehends lehrreich geworden, ſo wurden ſie auch durch keinen Partheigeiſt ſchädlich, und blieben ſtets weit entfernt, den Ton der jetzt gewöhnlichen Bitterkeit anzuſtimmen, und gelehrte Sekten zu ſammeln. Er rückte gerne, zumal wenn ein Werk außer ſeiner Sphäre lag, die Beurtheilungen anderer ein, und die meiſten Male begnügte er ſich, ein ſchönes Buch durch Aushebung ſchöner und gemeinnütziger Stellen bekannt zu machen. Die Müßiggänger und Tagdiebe, beſonders die, welche auf unſere Glückſeligkeit Einfluß haben, die Verächter der deutſchen Sprache und Gelehrſamkeit, die Zunft der Schreiber und ihre Conſorten, nämlich ihre Mißbräuche, ihre abderitiſchen *) Gewohnheiten und Meinungen

---

*) Jemand fragte mich ſehr feierlich, ob ich die Geſchichte von den Abderiten (im erſten Theile

verfolgte er in ſeinen Schriften unaufhörlich; und da ſein Scherz den Leuten, welche ihn verſtehen und beherzigen ſollten, ganz angemeſſen war; da er gewöhnlich ganz gerade zugieng, und ſeine Sache ganz klar und verſtändlich vortrug, ſo wurde ihm dafür nicht minder nachdrücklich zu verſtehen gegeben, daß man ihn und ſeinen Scherz allerdings begriffen und zu Herzen genommen habe, und man unterließ nicht, ſich dafür auf alle Weiſe ſchadlos zu halten. Da man nichts Belachenswürdiges aufbringen konnte, begnügte man ſich, über ihn lachen zu machen, und die Verunſtaltung ſeines Körpers dem Spotte preiszugeben.

Ungefähr im vierten Jahre ſeines Alters (bis dahin war er vollkommen wohl gewachſen, wie dann auch ſeine Gliedmaßen einen großen Mann verkündigten, wenn die Natur nicht wäre gehindert worden) hatte man ihn,

---

meines Jahrbuches) im Ernſte als ein Leſebuch empfohlen hätte. „Wahrhaftig, im ganzen Ernſte,“ gab ich zur Antwort. Wiſſen Sie dann aber auch, ſagte er, daß in den Stellen — — wir ꝛc. Nun, wenn das iſt, ſo muß ich das ſchöne Buch von neuem empfehlen. Ich erſuche alſo meine Landsleute, wenigſtens anfangs, und bis ſie an der Satyre Geſchmack finden, aus Neugierde darin zu leſen.

da er von einer vorübergehenden Unpäßlichkeit überfallen ward, in ein heiſſes Bad geſetzt; dadurch wurde ſein Körper vorwärts niedergekrümmt; und da keine Hülfsmittel zureichten, denſelben aus dieſer bedauernswürdigen Lage wieder emporzurichten, ſo wurde dadurch ſein Wachsthum gehemmt, und der Rücken erhöht, welches ſeinem Körper, aber keineswegs ſeinem Antlitze, einige Verunſtaltung gab. Er hatte nicht nur keine abſchreckende, ſondern eine wohlgebildete Geſichtsform; eine hohe, volle Stirne, durchdringende Augen, und einen lächelnden Mund, wenn ſeine Seele heiter war, und ihn in Stunden der Fröhlichkeit fähig machte, die vielen bittern zu zählen. So war auch ſeine Stimme ſtark und vernehmlich, und ſein Gehör ſehr muſikaliſch. Er hatte ein zärtliches Gefühl für Harmonie und Muſik, und ich bin verſichert, er habe die Einführung des heiligen Geſanges in den Kirchen aus innerer Freude betrieben.

Kohlbrenner verdient, in allem Betracht, daß ich das Gemälde ſeines Charakters ſo gut als möglich vollende. Hieng es in einer Gallerie, mit allen Zügen ſeines Geiſtes leiblichen Augen ſichtbar, ſo würde es dem Wanderer vor hundert andern auffallen, und ihn neugierig machen, ſich um des Mannes Namen und Thun zu erkundigen. Er hatte keine andere Begierde, als die nach Unternehmung und Arbeit; darin beſtanden auch ſeine Geſpräche. Für alles Uebrige war er wie todt, und er kannte nichts von dem, was man Ergötzlichkeit nennt. Er kleidete ſich anſtändig, aß und trank äuſſerſt mäßig, liebte weder Spiel noch Mahlzeit, und ward nie in Geſellſchaften der jubelnden Fröhlichkeit geſehen. Unwiderſprechlich hatte er große Anlagen, und er war großer Dinge fähig, aber gleich in den früheſten Jahren durch die feindſeligſte Chikane ſeines Schickſals, wodurch die Geſtalt ſeines Körpers verunglückt war, niedergedrückt. Dieß war vermuthlich die Urſache, daß man es bei dem geringen Anſcheine von Hoffnung, daß ſeine Rolle in der Welt jemals glänzend werden könnte, für überflüſſig hielt, ihn ſtudiren zu laſſen. So ward er mit einem Kopfe voll Fähigkeiten, zu deren Entwicklung er ſich meiſtens die Gelegenheit ſelbſt verſchaffen mußte, in ein Gedräng von Geſchäften getrieben, wo er nie ganz, weſſen er ſeiner Anlage nach fähig war, werden, ſondern nur zeigen ſollte, was er bei einer zweckmäßigern Erziehung und in günſtigern Umſtänden geworden ſeyn würde. Es war für ihn, bei ſeinem innern Triebe, emporzuſtreben, nichts übrig, als durch eine Ausnahme ſchrecklicher Arbeitſamkeit bei denen, wo es angelegt war, Aufmerkſamkeit zu erregen, und ſich ihnen durch ſeine brauchbare Behändigkeit, vielleicht manchmal ſogar wider ihren Willen wichtig und unentbehrlich zu machen. Daß er in einem Zeitalter, wo ſich der hinterliſtige Geiſt der Kabale, zu unſerer Schande, ſo ausnehmend verfeinert, und es auch dem offenherzigſten Manne, wenn er je ſeine Abſichten durchſetzen will, zur Nothwendigkeit gemacht hat, wenigſtens ein paar Züge der Liſtigkeit in ſeinem Geſichte anzunehmen, und ſeine Gegner (denn die wird er alſobald haben) auf andere Seiten zu lenken, daß er, bei der ausgeſchämten Frechheit, zu verläumden, Verdienſte zu verkleinern, Worte zu verdrehen, zu lügen, welcher ſich der würdigſte Mann ſo oft preisgeben muß, daß er dennoch hervorgezogen wurde; daß er, ungeachtet ſich bei jeder neuen Stufe, die er betrat, zehn und zehn an ihn hiengen, ihm, wo ſie konnten, einen Stoß beibrachten, oder hinter dem Rücken den Eſel ſtachen, dennoch geſucht, und bei großen und ſchweren Angelegenheiten vielen andern, die gegen ſein Aeußerliches, in Abſicht auf die Kunſt, ſich zu produciren und zu präſentiren, Könige waren, vorgezogen, und endlich bis zum Reichsritter erhoben ward. Das zeugt von einem gewaltigen Gehalt des Geiſtes, den nichts fähig war zu ermüden, oder auf eine und die andere Art etwas abzugewinnen. Er hat nie unter dem Schutze einer Parthei, ſondern immer für ſich ſelbſt geſtritten, und ich glaube im nächſten Verſtande ſagen zu können, er hat in ſeinen Umſtänden das Möglichſte, das er thun konnte, gethan.

Er hat in ſeinen Geſchäften ohne Umwege, und wie ein Mann, der ſeiner Sache gewiß iſt, gehandelt, und ſoll, was nicht nach ſeiner Anordnung gieng, mit Heftigkeit und ſtrengem Ungeſtüm betrieben haben. Er war außerordentlich geſprächig, und nahm im Umgange, mit einer anſtändigen Dreuſtigkeit, wie er konnte, das Wort; aber, wenn er gleich lebhaft war, ſo war er demungeachtet, zumal in den letzten Jahren, nur ſelten ganz heiter und fröhlich, und dieß immer nur auf eine kurze Zeit. Darauf, wie auf jede andere Freude, hatte ſeine Seele, in dem immerwährenden Streit mit Bedrängniſſen und Widerwärtigkeiten, gleichſam Verzicht gethan, und es ward ihm ſelten ſo viele Ruhe zu Theil, als nöthig iſt, um aller Sorgen zu vergeſſen. Immer war er mit irgend einem Unternehmen, und, welches beinahe eins war, in einer Fehde begriffen, und wo er ſich ſetzen und ſich den Schweiß vom Angeſicht wiſchen wollte, jagte ihn irgend ein feindſeliger Unhold[*]), und wohl auch zuweilen ein hinterliſtiger Bube, von der Stelle auf, und trieb ihn fort, wie ein Wild, bis er in andere Hände fiel. Auch hatte ſich Kohlbrenner zu wenig nach dem Tone der feinen Welt gebildet, um ſich immer zu empfehlen. Seine Tugenden ſchienen nicht jedem liebenswürdig, und ſeine Fehler jedem abſcheulich. Seinen Gegnern aber war beides einerlei, und ſie unterließen nicht, die Abſichten, wodurch ſeine Handlungen in ihren Augen leiden mochten, auch bei jenen ihm zur Schuld zu geben. Aus den ſchlechten Behandlungen, mit denen ſich dieſe an Kohlbrenner zu rächen ſuchten, zu ſchließen, hatte er häufig mit Leuten zu kämpfen, bei welchen das Betragen einer feinern Lebensart, eine gelaſſene und die Vernunft überzeugende Vorſtellung wenig angelegt geweſen wäre, und es mag manchmal kein Mittelweg geweſen ſeyn, als die Sache aufzugeben, oder ſie mit einer Dreuſtigkeit und mit dem kühnen Tritte gerade mitten durch ſie, und wo ſie in den dickſten Haufen beiſammenſtanden, zu führen, und durch Entſchloſſenheit zu ſiegen. In dieſer Nothwendigkeit gewöhnt man ſich nicht ſelten etwas an, das unausſtehlich iſt, nämlich die oft gutgemeinte Begierde, alles allein thun zu wollen. Ueberhaupt, wie ſelten iſt der Mann auf Erden, den ſeine Umſtände, ſeine Geſchäfte und ſeine Geſellſchaften nicht regieren!

---

[*] Man ſollte bei ſeinem Gutachten, wie man einer Perſon gerichtlich begegnen ſoll, nie auf die Perſon, ſondern auf den Stand und die Würde ſehen, welche jene begleitet. Die Perſon tritt ab, aber die Begegnung, an welcher Privatabneigungen Antheil genommen haben können, wird nach und nach erſt ein Beiſpiel, dann eine Regel, und eine Verfaſſung und Geſetz für den Stand So ſind, wie die Geſchichte lehrt, Vorrechte und gute Freiheiten und Achtung verloren gegangen.

Noch ein Umſtand, bei dem ich jedem gerne Vieles, was im Umgange nicht beliebt macht, vergebe, war: Kohlbrenner kannte die Freuden der ehelichen Liebe nicht, die Liebe eines Vaters für Kinder nicht, welche unſtreitig den wichtigſten Einfluß auf den Charakter des Menſchen hat, ſeine Sitten verfeinert und das Widerwärtige ſeines Lebens verſüßt. Mancher Menſch lebt nicht halb, wird nicht halb, was er geworden ſeyn würde, der, ohne das Belebendſte gekannt zu haben, nach ſeinem Sinne ſo ſchattenartig dahingeht. Ich fürchte und verachte den Menſchen, der anders denkt, und bewundere um ſo mehr die bürgerlichen Vollkommenheiten und Beſtrebungen, wo ich ſie in dieſem Falle, den ich an Kohlbrenner bedaure, bei jemanden antreffe.

In Abſicht auf die Religion erfüllte er die Pflichten eines weiſen Chriſten mit einem Eifer, der ſich auf die freiwilligſten Handlungen der Andacht erſtreckte. Viele Mißbräuche hat er in ſeinen Schriften mit größter Strenge gerügt, und in Betreff der geiſtlichen Policei manche Anmerkungen, die einen denkenden und den kühnſten Mann verrathen, geſchrieben, und das Nämliche nicht Einmal, ſondern, wo es nur eine ſchickliche Gelegenheit gab, zum Beweis, daß es ſein Syſtem ſey, geſchrieben. Zu gleicher Zeit war er im höchſten Grade andächtig, und noch in der andächtigen Betrachtung der vornehmſten Schmerzen Mariä ꝛc. der letzten Schrift, die er in ſeiner Krankheit herausgab, hat er ſich tertii Ordinis S. Norberti unterſchrieben.

Und ſo lege ich Kehlbrenners Leben für die Nachwelt nieder, und dieß nicht ohne Stolz auf unſer Zeitalter, und mit der größten Zuverſicht, daß man ihn als ein Beiſpiel eines außerordentlichen Fleißes und Muthes ſich vorhalten werde, wenn einſt der Eifer des Partheigeiſtes erlöſchen, und die Stimme derjenigen ſchweigen wird, denen, aus Urſachen, die leicht zu errathen ſind, ſo ſehr daran liegt, dem Guten ihres Nebenmenſchen ſchlimme Abſichten Schuld zu geben, und das Fehlerhafte von den Dächern zu predigen.

Aus dem Betragen, das wir gegen diejenigen, welche zu unſerer Beſſerung etwas unternehmen wollten, geäuſſert haben, wird man uns einſt richten, ſo, wie man uns wirklich nach den Thatſachen dieſer Art im Auslande beurtheilt; und demnach freue ich mich, daß die Verſtändigen dem Kohlbrenner längſt die Gerechtigkeit widerfahren ließen, daß er zur Aufklärung, zur Tilgung alberner Mißbräuche, zur Belebung der literariſchen und bürgerlichen Thätigkeit bei ſchweren Schickſalen ſo viel gethan habe, daß, wenn andere nur die Hälfte davon thun wollten, unſer Bayern in Deutſchland hoch empor gegen Himmel ſchauen, und (nach dem zu urtheilen, was vor kurzen Jahren bei uns wirklich begonnen hat) in Dingen einer gegründeten Gelehrſamkeit, einer gegründeten, reinen, durch ein frommes Leben beſtätigten Frömmigkeit, in Abſtellung der Mißbräuche, in Verbeſſerung bürgerlicher Gewerbe ꝛc. die Richtſchnur und Regel aller Provinzen rings um uns ſeyn würden — was wir gegenwärtig wahrhaftig nicht ſind. „Möchten doch der Männer, welche den Muth haben, unſern Haß auf ſich zu laden, nicht ſo zuſehends immer weniger, und möchte es, wie es ehemals ein Verdienſt war, etwas zu thun, nicht wohl noch ein Verdienſt werden, denjenigen, die etwas thun wollen, Sand in die

Augen zu ſchütten, und leeren Dingen große Namen zu geben!“ Man vergebe mir dieſe Ahndung der Wehmuth, die ihre gerechten Urſachen hat. Ich weiß, daß die Denkungsart der wahren Bayern allenthalben noch männlich und muthvoll, und daß, wenn einer dahingeht, jeder derſelben bereit ſey, die Stelle zu erſetzen.

Franz von Kohlbrenner ſtarb den 6. Juni, im 54ſten Jahre ſeines Alters, und wurde auf U. L. Fr. Gottesacker zu St. Salvator begraben.

Diploma Nobilitatis

für den

Kurfürſtl. wirklichen Hofkammer Rathen in
Bayern bei dem Departement des Commercien-
und Mauthweſens, dann Mitglied
der kaiſerl. königlichen Akademie
zu Roveredo,

Johann Franz Seraph Kohlbrenner.

Wir Carl Theodor, von Gottes Gnaden Pfalz-Graf bei Rhein, Herzog in Ober- und Nieder-Bayern des heiligen römiſchen Reichs Erz-Truchſaß und Kurfürſt, zu Gülich Cleve und Berg Herzog ꝛc. ꝛc. ꝛc. Bekennen mit dieſem offenen Brief und thun kund jedermänniglich, daß, obwohl Wir in dieſem hohen Stande, worin der Allerhöchſte Uns geſetzet, aus angeborner kurfürſtlicher

Milde und Gütigkeit geneigt ſind, aller und jeder des heiligen römiſchen Reichs, ſonderlich aber Unſerer Kurfürſtenthum und Landen angehöriger Unterthanen und Getreue, Ehr, Nutzen, Frommen und Beſtes zu befördern, Unſer kurfürſtliches Gemüth jedoch billig mehr bewegt wird, denenjenigen Unſere Gnad und Milde mitzutheilen, auch ihren Namen und Stammen in höherer Ehre, und Würde zu erheben, welche durch ihre abſonderliche Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft, auch erſprießliche und getreue Dienſte ſich um das gemeine Weſen ſowohl, als Unſerm Kur- und Fürſtlichen Hauſe der Pfalzgrafen bei Rhein und Herzogen in Bayern vor andern wohl verdient gemacht, auch ohnedem eines ehrſamen Herkommens ſind.

Wann wir nun gnädigſt angeſehen, wahrgenommen und betrachtet haben, die Ehrbarkeit, adeliche Sitten, gutes Herkommen, Tugenden, Verſtand und Geſchicklichkeit, womit Unſer getreuer Johann Franz Seraph Kohlbrenner begabet iſt, annebens Uns derſelbe unterthänigſt zu erkennen gegeben und bewahrheitet hat, daß deſſen Vorältern ſchon vor dreihundert und fünfzig Jahren eigene Häuſer und anſehnliche Güter in Bayern beſeſſen, darauf gelebet und ſtetshin nützlich und getreue Unterthanen geweſen ſeyen, deren

Treue und Fähigkeit die nach und nach regierenden Herren Herzogen und Kurfürſten in Bayern auch zu benutzen und zu belohnen gewußt haben, wie dann unter andern Kurfürſt Ferdinand Maria im Jahre 1679 bei entſtandenem großen Holzmangel zur Salzſiederei zu Traunſtein des Wolfgang Kohlbrenners als ſeines Großvaters angegebene kurfürſtliche Waſſerleitung vor allen andern Vorſchlägen vorgezogen und gewählet, folglich dieſem wichtigen Werke vorgeſetzet, wobei er 40 Jahre Holztriftmeiſter beim Salzſiedwerke Dienſte geleiſtet, hernach deſſen Söhne Philipp und Matthias Kohlbrenner 44 Jahre lang ſolcher Bedienſtung obgelegen, und ſich meiſterlich hervorgethan haben, und da das Haus zu Kohlbrenn ſchon 1429 unter Herzog Heinrich in Niederbayern geblühet; ſo hat einer der Kohlbrenner ſeinen Landesfürſten in den Gefahren des Todes errettet, auch Rupert Kohlbrenner des obbemeldten Wolfgang Kohlbrenners ehelicher Sohn hat dem Kurhaus Bayern beim Saldſiedweſen in Traunſtein als Vermehrer der Salzvorräthe mit getreuer jährlicher Verrechnung und mit guten Anſtalten von 1719 bis 1752 ſeinem Lebensende Pflicht getreue Dienſte geleiſtet; gleich dann deſſen ehelicher Sohn Eingangsbemeldeter Johann Franz Seraph Kohlbrenner im Jahre 1750 daß durch vorgeweßte Kriegszeiten in Unordnung gerathene Salzmaier Amtsarchiv zu Brauenſtein in die beſte Ordnung hergeſtellet hat, und darauf Anno 1753 nach München berufen und bei verſchiedenen Departements und Commiſſionen mit erprobtem Nutzen und Eifer gebrauchet, auch deßwegen ſowohl als in Erwägung des Verdienſtes daß er ein zu Aufklärung des Volkes und dem Commercio nothwendiges Intelligenzblatt bis hieher beſorget hat, unterm 27. September 1773 als wirklicher Hofkammerrath cum Voto et Sessione von Unſers Herrn Vorfahrers Liebden decretiret, von Uns aber ſchon zuvor Kraft des Patents dd. 28. Martii 1765 zu Unſern Rath in Geographicis gnädigſt ernannt worden iſt; wie dann derſelbe nicht minder in allerlei Gattungen von Wiſſenſchaften ſich dermaßen ausgezeichnet, daß ihn verſchiedene gelehrte Geſellſchaften und Akademien, nämlich die kaiſerlich königliche zu Roveredo, die zu Zürch in der Schweiz, die deutſche Geſellſchaft zu Anhalt-Bernburg, zu Diehſa in der Oberlauſitz, das Inſtitut der Moral und ſchönen Wiſſenſchaften auf der Friedrichs Alexanders Akademie zu Erlang zu ihrem Mitglied, und die Kurbayeriſche Landwirthſchafts Societät ihn zu ihrem Aktuario aufgenommen hat, und er iſt derjenige, welcher mit rein Deutſchen von Erz- und Biſchöfen approbirten Kirchenliedern das Lamm Gottes und das Kreuz des Erlöſers beſungen und der heiligen Religion gewidmet hat.

Als haben wir in Betracht vorberührten ehrſamen Herkommens adelicher Sitten, Tugenden und Geſchicklichkeit und rühmlichen Wohlverhaltens Kraft unſerer Vorältern löblicher Gedächtniß von Weyland römiſchen Kaiſern und Königen erworbener und wohlhergebrachter Regalien und Freiheiten auch eigener als Kurfürſt von der Pfalz habender Macht und Hoheit, mehr gedachten Johann Franz Seraph Kohlbrenner die beſondere Gnade gethan, und mit wohlbedachtem Gemüth, gutem Rath und rechtem Wiſſen denſelben und ſeine eheliche Leibeserben, Deſcendenten und Nachkommen, Mann- und Weiblichen Geſchlechts in den Stand und Grad des Reichsadels als recht Edelgeborne, auch Rittermäßige Edelleute erhebt, geſetzet und gewürdiget, auch ſie der Schaar- Geſell- und Gemeinſchaft anderer recht alt geborner Reichsadelichen mit ihren Leiben und Gütern zugefüget und zugeeignet, alſo und dergeſtalt, als ob ſie von ihren vier Ahnherren, Vater und Mutter, auch geſchlechten beiderſeits durchaus recht Edelgeborne, Turniergenoſſene und Rittermäßige Edelleute und Frauen jederzeit geweſen wären.

Meinen und wollen auch daß nun hinführo oftgedachter Johann Franz Seraph Kohlbrenner, deſſen eheliche Leibeserben Descendenten und Nachkommen, Mann- und Weiblichengeſchlechts für und für rittermäßige Edelleute und Edelmannine ſeyn und geheiſſen, von männiglichen dafür gehalten, geehret, und geſchrieben werden, auch alle und jede Privilegien, Macht, Freiheit, Ehr, Würden, Recht- und Gerechtigkeiten, wie andere rechtmäßig adeliche geborne haben, genießen und gebrauchen ſollen und mögen, von Rechts- und Gewohnheitswegen und aller männiglichen ungehindert. Zu mehrerer Bekräftigung und Zeugniß ſolcher Erhebung in vorberührten Reichs-Adelſtand, haben Wir vielbeſagtem Johann Franz Seraph Kohlbrenner deſſen eheliche Leibeserben, Deſcendenten und Nachkommen Mann- und Weiblichen Geſchlechts die fernere Gnade gethan, und das von ihme bis hiehin geführtes, von Uns aber vermehrtes Wappen benanntlich: „Ein dreimal queer getheilter Schild, in der obern
„Reihe, welche zweimal in die Länge getheilet
„iſt, zur rechten Seite ein liegendes rückwärts
„ſehendes Oſterlamm, zwiſchen dem rechten
„Fuße ein goldenes Kreuz haltend, zur Linken

„eine holzfarbene Harfe im rothen Feld. In
„der mittlern Reihe eine Salzſcheibe in blauem
„Felde. An der unterſten Reihe im ſchwarzen
„mit Gold damaſcirtem Felde ein gelbes Schildlein,
„worinnen die Jahrzahl 1429. Auf dem
„Schilde ruhet ein ſtahlfarbener offener Turnierhelm,
„um deſſen Halſe an einem goldenen
„Band eine goldene Sonne hänget. Hinter
„dem Helm gehet ein offener blauer Flug
„hervor mit einem weißen Queer-Balken, auf
„dem Helm iſt ein holzfarbenes Kreuz aufgerichtet,
„zwiſchen zwei Straußenfedern, wovon
„die zur Rechten blau, und die zur Linken
„weiß iſt. Der Schild iſt ſtatt der Helmdecke
„zu beiden Seiten mit goldenen Verzierungen
„und einem Kranz von Eichenlaube, welcher
„unten in der Mitte mit einem rothen Bande
„zuſammengeknüpfet iſt, umgeben."

Wie ſolches am Ende dieſes Unſers Libellweis geſchriebenen Briefes mit Farben eigentlicher entworfen und gemalet iſt, auch daſſelbe fürohin in ewige Zeit als Reichsedelleute und Edelmännine zu gebrauchen gnädigſt gegönnet und erlaubet.

Ueberdieß haben Wir vielgedachten Johann Franz Seraph Kohlbrenner ſeinen ehelichen Leibeserben Deſcendenten und Nachkommen, Mann- und Weiblichengeſchlechtes auch gnädigſt erlaubet, daß ſie nun hinführo gegen

Uns und Unſere Nachkommen auch ſonſt männiglich in allen ihren Reden, Schriften, Titulen, Inſiegeln und Pettſchaften Handlungen und Geſchäften ſich Edle von Kohlbrenner, wie auch von denen künftig durch den Segen Gottes mit rechtmäßigem Titel überkommenden Gütern, nennen und ſchreiben, ihnen auch ſolches Prädikat von männiglich in allen ihren Geſchäften geiſt- und weltlichen gegeben, titulirt und geſchrieben werden und möge.

Demnach erſuchen Wir alle und jede Kurfürſte, Fürſte und Stände des Reichs, auch ſonſten jedermänniglich Standesgebühr nach, denen Unſrigen aber befehlen Wir gnädigſt und ernſtlich oft ernannten Johann Franz Seraph Edler von Kohlbrenner dann ſeine eheliche Leibeserben, Deſcendenten und Nachkommen, Mann- und Weiblichengeſchlechtes für und für in Ewigkeit für recht Edelgeborne, Turniersgenoſſene und Rittermäßige Edelleute zu halten, alſo zu nennen, tituliren, ſchreiben, erkennen, achten, ehren und zu reſpectiren, mithin die Führ- und Gebrauchung ihres invermeldten gnädigſt ertheilten adelichen Wappens und Kleinods, in allen und jeden ehrlichen Sachen und Geſchäften zu Schimpf und Ernſt, im Streiten, Stürmen, Kämpfen, Turniren, Geſtechen, Gefechten, Feldzügen, Panniren, Gezelten, Inſiegeln, Pettſchaften, Kleinodien, Begräbniſſe, Gemälden, und ſonſten an allen Orten und Enden nach ihren Willen und Wohlgefallen gebrauchen, auch alle andere dieſer Unſerer Verleihung anhangende Gaben und Gnaden, Privilegien und Freiheiten ruhig und ohne einzige Irrung genießen zu laſſen, hierwieder nichts zu thun, handeln oder fürzunehmen, noch daß jemand anderer es thun, zu geſtatten, in keinerlei Weiſe noch Wege, jedoch andern an ihren habenden Recht und Gerechtigkeiten unvergriffen und unſchädlich.

Deſſen zu Urkund haben Wir uns eigenhändig unterſchrieben und Unſer Kurfürſtliches Inſiegel heranhangen laſſen. So geſchehen in unſerer Reſidenzſtadt und Veſtung Mannheim am zwanzig fünften Tag des Monats Julius im Jahr Ein Tauſend Siebenhundert Siebenzig Acht.

Carl Theodor, Kurfürſt mppr.

Vt. Freiherr von Oberndorff mppr.

Ad Mandatum Serenissimi Domini
Electoris proprium

G. G. v. Dummhoff mppr.

Zum Andenken
unſerer
Gelehrten und Künstler *).

Gelehrte.

Seit der kurzen Pauſe, die ich mit meinem Jahrbuch machte, haben wir unſern Sterzinger, Lori, Wolter, Linbrun, Steigenberger

---

*) Beiträge zur vaterländiſchen Hiſtorie ꝛc. Ir B.

und Kollmann verloren, ein Verluſt, den wir nie genug würden beklagen können, wenn die Werke und Wirkungen braver Männer ſo leicht verloren gehen könnten. Dieſe Männer, Zeitgenoſſen und Freunde unſers Ickſtätts, Oſterwalds, Oefele, Bergmanns und Lipowski, ſind es, denen wir in den wichtigſten Dingen unſere beſſere Kenntniß, unſere beſſere Verfaſſung zu danken haben. Dieſe Männer haben uns die belebende Morgenröthe einer beſſern Literatur heraufgeführt, haben die Dünſte und Nebel, welche bei der nahenden Wärme aufzuſteigen pflegen, zerſtreut, und dem ſchüchternen Wanderer den Weg zu ebnen, und ihm Muth einzuſprechen geſucht. In der feſten Zuverſicht, daß wir ihre Bemühungen nicht immer mißkennen, oder gering achten würden, haben ſie geduldig die, manchmal ziemlich unfreundlichen, Ausbrüche unſerer Launen, haben ſie ſtandhaft ſogar unſern Unwillen ertragen, und was Männer, auf welche eine Nation ſtolz ſeyn kann, zu thun geziemt, redlich gethan.

Wir haben auch die Hoffnungen, die ſie ſich von uns machten, nicht unerfüllt gelaſſen, und mit dem uns eigenthümlichen Enthuſiasmus ihre Fußſtapfen betreten. Ungewohnt, erſt auf Preiſe und Ermunterungen zu warten, waren wir uns ſelbſt, war uns ſelbſt die Güte und Wahrheit der Sache unſere beſte Ermunterung. Unzählbare Freiwillige folgten der Fahne, und der kühne Tritt ihres Ganges, und ihr jugendliches kräftiges Aufjauchzen belebte jede Tugend des Vaterlandes. Unſer Geiſt, und unſere Phantaſie athmete, und genoß damals die männlichen ſüßen Freuden der Roſenzeit, und unſere vielen Plane, Entwürfe und Unternehmungen waren von jener ſchönen und hohen Begeiſterung voll, die man, indem ſie das reizendſte Eigenthum edler Naturen iſt, leider nicht täglich fühlt, und, wenn ſie in ihrer Blüthe zerſtört worden iſt, niemals ſelbſt wieder, und auch in andern durch ganze Geſchlechter nicht fühlen wird. Es war die glänzendſte und freudigſte Epoche unſers Denkens und Thuns, und die Augen aller Deutſchen waren bereits mit Bewunderung und Liebe nach uns gerichtet, und gewöhnt, uns hoch zu achten, und nie wieder etwas anders, als was Ruhm und Ehre gebiert, von uns zu erwarten. Wir ehren uns demnach ſelbſt, wie ich nicht oft genug ſagen kann, indem wir das Andenken unſerer vortrefflichen Männer ehren.

Auch das Verdienſt, das Fremde ſich bei uns um die Wiſſenſchaften, und, wenn es erlaubt iſt, dieſes urſprünglich ſo herrliche, aber von Freunden und Feinden ſo ſchrecklich mißhandelte Wort zu gebrauchen um die Aufklärung erworben, die Anhänglichkeit und Vorliebe, mit der ſie ſich an uns angeſchloſſen haben, iſt zum Theil unſer Verdienſt, indem jenes ſowohl von unſerer Empfänglichkeit für die Vorſtellungen und Eindrücke der Wahrheit, als von unſerer Herzhaftigkeit zeugt, über veraltete Vorurtheile, ſobald ſie uns als ſolche dargeſtellt werden, zu ſiegen, und des Sieges ohne Wankelmuth zu genießen. Auf dieſem Wege iſt Sterzinger einer von uns, und im eigentlichſten Sinne unſer Landsmann geworden.

Ferdinand Sterzinger

wurde zu Liechtenwörth, einem in der Grafſchaft Tirol gelegenen Schloſſe, welches das adeliche Geſchlecht der Sterzinger von Sigmundsluſt und Liechtenwörth ſeit geraumer Zeit beſitzt, den 24. Mai 1721 geboren. Seine Erziehung oder Neigung führte ihn bereits im 19ten Jahre ſeines Alters dem regulirten Orden der Theatiner zu, und im Jahre 1742 legte er die feierlichen Gelübde ab. Da dieſer Orden in den berühmteſten Städten eigene Wohnhäuſer oder Kollegien, ſohin die ſchönſte Gelegenheit hat, ſeine Zöglinge mit den literariſchen Vorzügen und Reichthümern, ſo wie mit den in der großen Welt nöthigen und nützlichen Kenntniſſen bekannt zu machen; ſo wurde hierin auch Sterzinger nicht verſäumt. Seine Obern ſchickten ihn erſt nach Rom, wo er unter Caraffa und Velo, und dann nach Bologna, wo er unter Maſi und Offredi ſtudirte, und die Erwartungen, wozu ſeine Fähigkeiten und ſein Fleiß den Orden berechtigt hatte, bald erfüllte. Im Jahre 1750 wurde er als Lehrer Theologiae moralis nach Prag, und drei Jahre nachher als Lehrer der Philoſophie nach München beordert. Im Jahre 1756 wurde er als Lehrer des geiſtlichen Rechts wieder nach Prag, und nach drei Jahren zu eben demſelben Lehramt wieder nach München verſendet, wo er ſeitdem, verſchiedene kleine Reiſen ausgenommen, beſtändig geblieben iſt. Schon bei ſeinem erſten Hierſern hatte er ſich durch ſeine geläuterten Kenntniſſe, und vorzüglich durch eine ſeltenere Kühnheit, veraltete Vorurtheile, welche zumal in den ihm angewieſenen wiſſenſchaftlichen Fächern herrſchten, zu bekämpfen, merkwürdig gemacht, und bei ſeiner Zurückkunft wurde er von den (noch wenigen) heller denkenden Köpfen, die damals in München vorhanden, und bereits mit dem großen Vorſatze, eine Akademie der Wiſſenſchaften zu gründen, beſchäftigt waren, geſucht, und mit allem dem Zutrauen, deſſen ſeine

Kenntniſſe, und ſein perſönlicher Charakter würdig waren, beehrt und ermuntert. Er erſchien bei der wirklich erfolgten Stiftung der Akademie unter den erſten Mitgliedern, und nahm an der wahren Verbreitung ihres Endzweckes ſogleich den thätigſten Antheil. Er hatte ſich zur hiſtoriſchen Klaſſe bekannt, und den Quellen der bayeriſchen Staats- und Kirchengeſchichte, deren Berichtigung ſich jene Klaſſe zum Zwecke genommen hatte, ſogleich mit einem ganz beſondern, und nie wieder unterlaſſenen Eifer nachgeſpürt. Eine hiſtoriſch kritiſche Unterſuchung, ob die Boier vor Theodorich, dem Könige der Oſtgothen, oder unter deſſen Regierung geſchriebene Geſetze empfangen haben, 1763, war die erſte Frucht ſeiner unermüdeten Bemühungen, welche eine Menge anderer gefolgt ſind. Er hörte darum nicht auf, ſich auch in andern, vorzüglich dem philoſophiſchen Fache umzuſehen, und ſeine in der Naturlehre geſammelten Kenntniſſe und Erfahrungen mit neuen zu bereichern. Da er anbei ſtets auf die herrſchenden Begriffe, und Bedürfniſſe des Landes, wo er alle ſeine Kräfte angelegt hatte, zurückſah, ſo konnte es ihm nicht an zahlreichen Gegenſtänden fehlen, bei denen ihm eine üble Behandlung oder eine abentheuerliche Vorſtellungsart jene ſchöne Unruhe erwecken mußte, wobei edle Gemüther die

Zufriedenheit ihres Lebens ſo lange verlieren, bis ſie wenigſtens etwas verſucht haben, um der Sache eine beſſere Wendung zu geben. So gerieth Sterzinger, als im Jahre 1766 der Auftrag gemacht wurde, auf das Namensfeſt des Kurfürſten Maximilian die feierliche Rede zu halten, auf den Einfall, ein allgemeines, nicht nur in Bayern, ſondern in den meiſten Ländern Europas herrſchendes Mißverſtändniß zu bekriegen, und über das gemeine Vorurtheil der wirkenden und thätigen Hexerei zu ſagen, was nach ſeiner Meinung einem jeden Menſchen ſeine eigene geſunde Vernunft nach einer mäßigen Ueberlegung ſagen müßte. Nun waren zwar in Bayern die ſogenannten Hexenproceſſe ſchon damals längſt aus der Uebung; aber der Glaube, daß es im uralten Verſtande Hexen u. dgl. gebe, ſpukte noch lebhaft in dem Verſtande des Volkes, als deſſen Einbildungskraft durch die ſchauerlichen, myſtiſchen, und ſchreckhaften Bilder und Vorſtellungen im Grunde angenehm unterhalten, und gleichſam auf eine eigennützige Weiſe zur Feſthaltung dieſer fürchterlichen Ergötzungen angereizt wird. Es fanden ſich aber noch manche andere Lokalumſtände, welche das Hexenweſen ſogar mit einer Art ehrwürdigen Schleiers umhüllten, und man konnte wohl vorherſehen, daß die Behauptung, es gäbe gar keine Heren, nicht ohne Widerſpruch bleiben würde. Die Sache fiel aber ungleich lebhafter aus, als man es vermuthet hatte, wiewohl man es leicht hätte vermuthen können. Die Akademie war den Pedanten unter den Gelehrten, als deren Blöße und Albernheit allgemach aufgedeckt, und lächerlich zu werden anfieng, längſt ein unausſtehlicher Greuel. Sie fanden nicht Namen genug, die Akademiſten verdächtig und verhaßt zu machen, und wollten vor Bosheit und innerm Aerger erſticken, indem ſie wahrnahmen, daß ihr Gewäſch nicht hinreichen wollte, denjenigen, wider welche es gerichtet war, auch nur eine unangenehme Minute zu machen. Das Volk, welches allenthalben lieber ſchmäht, als lobt, ſchmähte zwar ebenfalls wacker mit, ohne jedoch, da die akademiſchen Erſcheinungen außer ſeinem Geſichtskreiſe lagen, einen eigenen Antheil zu nehmen; aber wie es nun um die Hexen kommen ſollte, glaubte es, ſelbſt nicht nur Parthei, ſondern auch Richter zu ſeyn, und machte augenblicklich mit den Männern alter Ehrwürdigkeit, die es tröſteten, und ihm allen Beiſtand verſprachen, eine gemeinſchaftliche Sache. Alte gelehrte Ritter, die lieber auf ihrem ehrlichen ſtillen Lorbeer hätten ruhen ſollen, legten jetzt nochmal ihre verroſtete Lanze ein, und die jüngern rüſtigen Kämpfer ſprengten nicht ohne Mitleiden für den Gegner, als den ſie wider Willen aus dem Sattel werfen und zertreten müßten, mit Geſchrei und Gepolter heran, und dem guten Sterzinger wurden von allen Orten heftige Befehdungen angekündigt. Das Feldgeſchrei war das nämliche, welches noch dieſe Stunde bei dem verächtlichen Pöbel, auch in verſchiedenen Ständen und Würden, üblich iſt, und die abgeſchmackte blinde Beſchuldigung der Freigeiſterei mußte die Stelle der Widerlegung, und die Lücken vernünftiger Gründe erſetzen.

Dieſe Begebenheit gehört unter die manchen andern der damaligen Zeit, deren ſich kein denkender Bayer ohne Freudenthränen erinnert. O ihr angenehmen Unruhen! O ihr thätigen Tage voll heilſamer Kämpfe, wie ſüß und mächtig iſt das Andenken an euch! Wie oft werdet ihr unſern Nachkommen das Urbild glücklicher Zeit für die Aufnahme des beſſern Denkens, und des Muthes unſerer braven Nation ſeyn! Niemand wurde darum gekränkt, weil er, was er dachte, an Ort und Stelle (die Prediger allein wurden, wie die geſunde Vernunft und die Pflicht will, allein an das Wort Chriſti, und auf die ſittlichen

Angelegenheiten ihrer Gemeinde gewieſen *), freimüthig geſagt hat, und niemand durfte, aus Furcht vor einer Kränkung, ſich zurückziehen, und ſchweigen, wenn er im Stande war, hervorzutreten, und im Angeſichte des

---

*) Und ſollten noch dieſe Stunde ſcharf dahin angewieſen werden, auf die Verfaſſung und Bedürfniſſe ihrer Zuhörer Rückſicht zu nehmen, allein über die Pflichten derſelben zu predigen, und fremde Angelegenheiten wegzulaſſen. Die ewigen und bittern Waſchhaftigkeiten gewiſſer Prediger ſind gewiß unanſtändig und ſelbſt der Religion nachtheilig. Daß ſich das Volk am häufigſten bei dem Prediger verſammelt, von dem am heftigſten wider Leute, und Dinge, welche unter den Zuhörern gar nicht vorfindig ſind, geſchmäht wird, das ſollte für einen vernünftigen Prediger eine große Demüthigung, und eine noch größere Urſache ſeiner Beſchämung und Beſtürzung ſeyn, weil es ein Beweis von einer gewaltigen Verkehrtheit, und Verſchlimmerung ſeiner Zuhörer iſt. Indeſſen ſind öffentliche Herabwürdigungen der Prediger eben ſo wenig anſtändig, als zweckmäßig, indem dieſelben dadurch auf eine nachtheilige Weiſe erniedrigt, und der Verachtung preis gegeben werden, ohne gebeſſert zu werden. Sie werden aufhören, abgeſchmackt, ſchädlich und lächerlich, aber ſie werden darum nicht anfangen, gut, lehrreich und erbauend zu ſeyn. Wir hatten bereits eine ſchöne Anſtalt, das Predigerinſtitut, das gut begonnen, herrlich geblühet, und ich weiß nicht, durch welchen fatalen Zufall, ſo plötzlich ein Ende genommen hat.

Publikums etwas Gutes zu ſagen. Die gute Sache, welche ſich vor dem Richterſtuhle der geſunden Vernunft vertheidigen konnte, fand es nicht ſchwer, ihre Gegner zu erſchöpfen, und auch bei ſolchen Gemüthern, welche bis dahin ganz wider ſie geweſen waren, Eingang zu finden. Dieſe Streitigkeit hatte einen vielſeitigen Nutzen, ſie weckte und belebte die Lektüre, machte die Pedanten ſchüchtern und behutſam, und flößte fähigen Köpfen den Ehrgeiz ein, ſich im Reiche der nützlichen Aufklärung ebenfalls auszuzeichnen, oder auf irgend eine rühmliche Art für dieſelbe Parthei zu machen.

Sterzinger hat indeſſen dieſe Materie nie wieder verlaſſen, ſondern von Zeit zu Zeit neue Erörterungen nachgeſchickt; ſo, wie ihn Umſtände dazu veranlaßt haben mochten; dergleichen waren ſeine „Gedanken über die Werke des Liebhabers der Wahrheit von der Hexerei, 1767." Als ſich im Jahre 1774 Gaßner in Ellwangen producirte, reiſte Sterzinger dahin, um ſich von der Beſchaffenheit der ſeltſamen Kurart mit Augen zu überzeugen, und äuſſerte darauf ſeine Meinung in einer ſehr leſenswürdigen Schrift, welche er unter dem Titel: „Die aufgedeckten gaßneriſchen Wunderkuren aus authentiſchen Urkunden beleuchtet, und durch Augenzeugen bewieſen," 1775, herausgegeben, und welcher eine zweite: „Beurtheilung der gaßneriſchen Wunderkuren von einem Seelſorger und Eiferer für die katholiſche Religion,“ nachgeſchickt hat. Noch zwei andere Schriften: „Unterſuchung, ob es eine Feſtigkeit gebe, dabei viele andere abergläubiſche Irrthümer widerlegt werden, nebſt beigefügtem Katechismus von der Geiſterlehre,“ und: „Der in die katholiſche Schule geführte Fragenſteller über den Katechismus von der Geiſterlehre“ kamen im nämlichen Jahre 1775 zum Vorſchein. Im Jahre 1783 erſchien ſein „Geiſter- und Zauberkatechismus,“ und zwei Jahre darauf: „Bemühungen, den Aberglauben zu ſtürzen,“ und endlich im Jahre 1786 „die Geſpenſtererſcheinungen, eine Phantaſie oder Betrug, durch die Bibel, Vernunftlehre und Erfahrung bewieſen.“ So heikel dieſe Gegenſtände an ſich ſelbſt, und ſo häufig anbei die Gelegenheiten waren, ſeinen Gegnern die Uebermacht ſeiner Gründe auf eine nähere Art fühlen zu laſſen, ſo hat er doch die Schranken der Beſcheidenheit nie aus den Augen geſetzt, noch jemals die Geſetze jenes Wohlſtandes beleidigt, woraus man einen Mann von guter Erziehung, und wahrem Edelmuthe erkennet. Er kränkte niemand durch nebenſeitige, oder gar perſönliche Ausfälle, und blieb, wie es edlen und wackern Gelehrten geziemt, unmittelbar bei der Sache ſtehen, reichte ſeiner Gegenparthei freundſchaftlich die Hand, und half ihr ohne Beſchämung zurück zu kommen, und ſich friedſam an ſeine Seite zu ſchließen.

Noch inſtändiger widmete er ſich der Akademie. Er verſah das Bücherweſen, und den hiſtoriſchen Briefwechſel, und hinterließ in beiden Geſchäften ſchöne Denkmäler eines redlichen und unermüdeten Fleißes. Faſt in allen Büchern, und bei allen MSpten findet man Erinnerungen und Anmerkungen, welche von ſeiner Hand geſchrieben, und rührende Beweiſe und Vermächtniſſe einer unermüdeten Arbeitſamkeit und vorzüglichen Gutmüthigkeit ſind. Im Jahre 1769 wurde er durch einhellige Stimmen zum Direkter der hiſtoriſchen Klaſſe gewählt, und er rechtfertigte auf dieſem Poſten, welchen er zehn Jahre verſah, das Vertrauen der Akademie vollkommen. Er verdoppelte, wo möglich, ſeinen Eifer für die Berichtigung der vaterländiſchen Geſchichte, und theilte durch den Druck ſeine geſammelten Bemerkungen dem Vaterlande mit. So handelte er in ſeiner akademiſchen Rede (1773) „von dem Zuſtande der bayeriſchen Kirche unter dem erſten chriſtlichen Herzoge Theodo II.,“ und einige Zeit darauf übergab er eine „Erläuterung über drei Anmerkungen von dem Sterbjahre und der Grabſchrift des heil. Ruperts,“

ferner einen „Entwurf von dem Zuſtande der bayeriſchen Kirche von dem Jahre nach Chriſti Geburt, 717 bis auf das Jahr 800," von welchen jene 1776, dieſer aber 1781 den akademiſchen Werken einverleibt wurde. Ein vorzügliches Verdienſt ſammelte er ſich vollends durch die Fortſetzung der chronologiſchen Einleitung in die Kirchengeſchichte, wozu Oſterwald die Vorrede, Pfeffel in Colmar die zwei erſten Bände, Sterzinger aber die drei folgenden verfertigt, und das Werk, das die Geſchichte vom erſten bis auf's achtzehnte Jahrhundert fortführt, 1778 vollendet, auch überall mit der vaterländiſchen Kirchengeſchichte bereichert hat.

Sterzinger war ein überaus beſcheidener, offener, dienſtfertiger und geſelliger Mann. Nie entfuhr ihm ein bitteres Wort wider ſeine vielen, gar oft groben und plumpen Gegner, und noch weniger dachte er an eine Zeit der Wiedervergeltung. Seine Ehrfurcht für die Religion war warm und ungeheuchelt, ſo wie ſein Lebenswandel und ſein ganzes Betragen redlich, einfach und bieder. Er liebte die Bayern über alles, eiferte für uns aus allen Kräften, und ließ nichts Nachtheiliges auf uns kommen. Er entſchlummerte 1786 den 18. März. Unſer Franz Ignaz Oefele hat ihn gemalt, und Joh. Ant. Zimmermann hat ihn in Kupfer geſtochen. Er iſt nach dem Leben getroffen.

Lori.

Wenn ich nach einem Manne, wie Lori war, aufſehe, empfinde ich mit einer Art von Ehrfurcht und höherer Freude, was Winkelmann, indem er des Erneſti gedachte, mit aller Wärme ſeines Herzens empfunden, und ſo redlich geſagt hat. „Einen ſolchen Mann, ſagte er, ſchaue ich an mit überwärts gebeugtem Haupte, wie bei Betrachtung eines erhabenen Tempels, und überdenke hierauf ſein Verdienſt mit niedergeſchlagenen Augen.“ Mir iſt, indem ich mit dieſem Anfange beginne, als hörte ich mir hie und da zuflüſtern, nicht zu poſaunen, ſondern in den Schranken eines beſcheidenen Geſchichtſchreibers zu bleiben, und im ſtillern Tone zu rühmen, was durch That und Wirkung und im Angeſicht der noch lebenden Zeitgenoſſen und Augenzeugen würdig des nützlichen Rühmens iſt. Ich will auch dieſe Erinnerung nicht aus den Augen ſetzen, noch will ich, indem ich zu unſerer Ermunterung das Verdienſt eines Mannes erzähle, dem Verdienſte eines Dritten benehmen, was ſein iſt. Vielmehr, je größer und geiſtreicher der Mann iſt, der noch lebt, und dieß lieſt, deſto mehr wird er ſelbſt aus eigener Erfahrung wiſſen, was an menſchlichen Tugenden nicht alltäglich iſt, und meinen Zeugniſſen Beifall geben.

Johann Georg von Lori wurde 1722 an dem Gründel, einem der Prämonſtratenſerabtei Steingaden zugehörigen Dörflein, geboren. Er ſtammte von einem uralten italieniſchen Geſchlechte der von Lori ab, von denen ſich einige mit den welfiſchen Herzogen nach Bayern herausbegeben, und im Ammergauiſchen, wo jene Herzoge anſehnliche Güter erbten, niedergelaſſen hatten, indeſſen auch in Italien das Loriſche Geſchlecht noch bis dieſe Stunde vorhanden iſt. Wie dann in Bayern unzählige Jünglinge, an welchen man die Spuren guter Köpfe bemerkt, von Klöſtern und Pfarrern, gleichſam an Kindesſtatt angenommen, unentgeldlich erzogen, und in den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften unterrichtet werden; ſo wurde auch Lori vom Kloſter Steingaden herausgehoben, und verpflegt, eine Wohlthat, derer er ſich ſtets mit gerührtem Herzen erinnert, und wofür er ſich, wo er konnte, werkthätig dankbar bezeigt hat. Er gieng hierauf die Jeſuitenſchulen mit allem dem Lobe und der Achtung, mit welcher damals gute Köpfe ausgezeichnet wurden, durch, und kam auf eine kurze Zeit nach Würzburg. Hier entdeckte der Profeſſor Barthl ſogleich beſondere Eigenſchaften an ihm, und empfahl ihn dem alten Profeſſor Ickſtätt zu Ingolſtadt, wohin Lori abgieng, als ein ſeltſames Phänomen, und als einen jungen Mann von ganz herrlichen Kenntniſſen und Grundſätzen, dergleichen, wie Barthl ſich ausdrückte, in Bayern noch gar nicht zu Hauſe wären. Bei einem Manne, wie Ickſtätt, der ſelbſt ein ſcharfſichtiger Kenner wahrer Talente war, hatte es dieſer Erinnerung wohl nicht bedurft. Ickſtätt ernannte den jungen Lori ſogleich zum Repetitor der Rechtsgelehrſamkeit, und bei der erſten eröffneten Stelle ſchlug er ihn zum öffentlichen Lehrer vor; und da ihn ſelbſt der damals berühmte Jeſuit und Profeſſor der geiſtlichen Rechte, Franz Xaver Zech (ein Mann, welchen der höchſtſel. Kurfürſt Maximilian eines beſondern Vertrauens gewürdiget, ihn auch oft, um ſich ſeines Rathes zu bedienen, nach München berufen hatte) bei Hof als einen Juvenem, qui, si abesset, vocandum, dum adest, omni modo colendum, empfohlen hatte, ſo war alles Bedenken gehoben, und der junge Lori wurde wirklicher Profeſſor.

Lori hätte von nun an ruhig, auch geehrt und glücklich verbleiben können, wenn er ſich begnügt hätte, gerade das, und nicht mehr, als man damals von ihm verlangte, und zu verlangen die Einſicht hatte, zu leiſten. Hierin beſteht auch das verſchiedene Verdienſt des gewöhnlichen freilich darum in ſeiner Art nicht weniger brauchbaren, und des ungewöhnlichen Mannes, daß jener den Weg, an den man ihn hinſtellt, ohne einen Blick vor, und einen Blick hinter ſich zu wagen, mit Fleiß und Eifer betritt, dieſer aber unmittelbar dem Endzwecke zueilt, und, wenn die Ueberzeugung, und die mächtige Ahnung eines guten Erfolges ruft, durch Beſchwerniſſe und Gefahren neue Bahnen ſich öffnet. Mathematiker und brauchbare Phyſiker wachſen uns, wie die Pilze, hervor; auch die Aerzte und Rechtsgelehrten gedeihen in Menge, und lernen, und treiben ihre Kunſt und Wiſſenſchaft mit aller der Vollkommenheit, worin ſie ſie finden; aber nur ſelten erſcheint der Mann mit dem ſtrengen Auge, mit dem höhern Vermögen, hundertjährige, und in allgemeiner Achtung ſtehende Mißbräuche, als häßliche, und ſeit geſtern entſprungene, Moden zu erblicken, das gemeine gewöhnliche Wohl auf eine ungewöhnliche Weiſe zu befördern, und der Schöpfer guter Anſtalten zu werden. Auch iſt, wie jede höhere Tugend, das Leben eines ſolchen Mannes ein unbehaglicher Zuſtand, und nicht jeder hat den Muth, ſich mit Mühe und Aufopferungen um Verdienſte zu bewerben, die nur die Nachwelt preiſt, und die bei Beförderungen, und andern Belohnungen, die man billig erwarten könnte, niemand in Anſchlag bringt.

Ich will zu den vielen Beſchreibungen des damaligen literariſchen Zuſtandes, welcher nicht allein zu Ingolſtadt, ſondern auf allen deutſchen Univerſitäten Herkommens war, keine neue hinzu thun. Im nördlichen Deutſchland hatten die Schriften des Wolf, und ähnlicher Gelehrten, einiges Licht angezündet; aber in den ſüdlichen Gegenden ſchlummerte noch alles. Die ariſtoteliſche Philoſophie ſaß daſelbſt in ihrem ganzen altgothiſchen Prunk noch auf dem Throne, und Lehrer und Schüler mußten ſich eine außerordentliche Mühe geben, nichts zu lernen, und indeſſen ihr Gedächtniß mit Legionen von Namen, und ſpitzfindigen Albernheiten, worin weder ein geſunder Begriff, noch weniger eine geſunde Anwendung lag, zu erfüllen. Zum Nutzen des bürgerlichen Lebens diente dieſe Philoſophie ganz und gar nicht, und man muthete auch niemand zu, von der Zänkerei, die man auf Schulen trieb, und Philoſophie nannte, außer denſelben und in irgend einem Fache des gemeinen Weſens einen Gebrauch zu machen. Dieſer Geiſt des elendeſten Pedantismus, mit welchem die Gelehrſamkeit überhaupt gelehrt und mißhandelt wurde, war ſo alt und allgemein, daß man, zehnmal gegen eins, Unrecht hat, denjenigen, die von ihm nicht ablaſſen wollten, bittere Vorwürfe zu machen, oder gar Abſichten, wozu ihnen ſchon aller Scharfſinn fehlte, Schuld zu geben. Sie kannten nicht nur nichts Beſſeres, ſondern hatten ſogar den Sinn, oder die Empfänglichkeit, die Begriffe und Eindrücke beſſerer Dinge in ihrer Seele wirken zu laſſen, verloren, und dieſer mußte gleichſam Gewalt angethan werden, ſich aus ihrem alten, längſt gewöhnten Elemente in ein neues von einer ganz neuen Natur verſetzen zu laſſen. Wo überdieß die öffentlichen Lehrer auch in bloß wiſſenſchaftlichen Dingen nichts weniger als freie Nutznießer ihrer Einſichten und Erfahrungen, ſondern bloße Vollſtrecker fremder Befehle waren, oder ſind, da kann kein Fortſchritt zur Vollkommenheit, welche gemäß der Ordnung der menſchlichen Natur das ſtille, unaufhörliche Beſtreben eines jeden fähigen Menſchen iſt, ſtatt haben.

Lori ſah, und fühlte tief, wie wenig und gar nichts alles das ſey, was man mit dem prächtigen Namen Philosophia universa u.

dgl. belegte, und wie wenig, ſo lange dieſe Barbarei herrſchte, andere Zweige der Wiſſenſchaften emporkommen könnten. Sein emporſtrebender Geiſt hielt nichts für unmöglich, und mit einem Worte, mehr, als zu wiſſen, was ſeyn ſollte und nicht war, brauchte es nicht, um ihn zum Prediger und Herold der guten Sache zu machen, und jedermann, und zwar im Namen des Vaterlandes, und ſo wahr man gut bayeriſch dächte, zu ſeiner Fahne zu rufen. Da ſeine Abſichten rein, und, wie die Sache ſelbſt, gut und gegründet, da die Art, jemand aufzumuntern, ihm ganz eigen, feurig, und hinreiſſend war, ſo erhielt er in, und um Ingolſtadt bald häufige Anhänger, welche die nämlichen Grundſätze, vielleicht nicht immer mit der nämlichen Schonung derjenigen, bei denen das Gegentheil üblich war, predigten. Wie es damals Mode war, die Freunde der wolfiſchen Schriften Wolfianer zu nennen; ſo gefiel es den Gegnern des Lori, diejenigen, welche mit ihm über die damalige Philoſophie mißvergnügt waren, Lorianer — zu ſchimpfen. Lori bekümmerte ſich wenig, welchen Begriff man mit dieſem Namen verbinde, als eines Tages ſeine alte Mutter ganz unvermuthet in ſein Zimmer hereintrat. Dieſe gute Frau ergriff in ihrem hohen Alter den Wanderſtab, wollte aus den Gebirgen nach

Ingolſtadt, und bat nun ihren Sohn mit aller Inſtändigkeit einer um die höchſte Wohlfahrt ihres Kindes bekümmerten Mutter, — der Religion ſeiner Väter nicht abtrünnig zu werden, wie ſie denn überall gehört hätte, daß er dieß thun wollte. Lori wurde über dieſen zärtlichen Beweis mütterlicher Sorgfalt eben ſo gerührt, als über die Veranlaſſung derſelben, und über den Ruf, worein man ihn unverantwortlicher (wiewohl nach der, noch dieſe Stunde üblichen und verfänglichen) Weiſe geſetzt hatte, beſtürzt, aber auch, für die künftigen Schritte ſeiner Gegner, wachſam und vorbereitet. Von dieſem letztern Vortheil erhielt er auch bald Urſache Gebrauch zu machen. Es kam dahin, daß er mit einer Penſion von dreihundert Gulden von der Univerſität entfernt werden ſollte, als ſich gerade noch zur rechten Zeit ſeine Freunde für ihn verwendeten, und es dahin brachten, daß er nach München abgerufen, und zum Hofrath ernannt ward. Mit dieſer Verfügung begnügten ſich auch diejenigen, welche zu Ingolſtadt über ihn mißvergnügt waren, und ſie wünſchten ſich einander Glück, den insignem calumniatorem philosophiae ter almae et veteris von ſich entfernt zu ſehen.

Ich weiß nicht, geſchah es aus beſonders großmüthigen, und weiſen Abſichten, den beſondern Fähigkeiten des jungen Mannes auch zu einer beſondern Ausbildung zu verhelfen, geſchah es vermöge einer edlen Verwendung ſeiner Freunde, oder gar aus einer feinen Abſicht ſeiner Gegner, welche hoffen mochten, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Verbeſſerung der Philoſophie zu zerſtreuen, daß dem Lori ein Glück widerfuhr, welches zwar bei Tonkünſtlern, Malern und Bildhauern eben ſo ganz gewöhnlich, als ruhmwürdig, aber (die Kloſtergelehrten, wo die Klöſter zahlen, ausgenommen) bei den Gelehrten (ich glaube, ſagen zu können) ganz ohne Beiſpiel iſt; — Lori wurde auf Reiſen nach Italien geſandt. Hier machte er ſich nicht nur mit den Sitten und Kenntniſſen, ſondern vorzüglich, und zumal in Rom, mit den Geſchäften des Landes bekannt, und kam mit verſchiedenen Vortheilen bereichert zurück. Um ſich des Vorzuges, den man ihm hatte angedeihen laſſen, würdig zu machen, nahm er ſogleich ſein ehemaliges Vorhaben, die Philoſophie, als welche der Grund der folgenden und wichtigſten Wiſſenſchaften wäre, zu verbeſſern, mit neuem Eifer hervor. Er theilte ſein Vorhaben dem damaligen Hofkammerrath Herrn von Linbrun mit, und beide vereinigten ſich, dem Kurfürſten Vorſtellung zu thun, daß die Einkünfte des Leih- oder Verſatzhauſes, wovon Linbrun Verwalter war, zur Anſchaffung phyſikaliſcher Experimente verwendet werden möchten. Dieſer Vorſchlag wurde genehmigt, und den Jeſuiten wurde der Auftrag gemacht, einen Saal zu räumen, oder zu bauen, in welchem die Experimente, die man ihnen anſchaffen würde, aufbewahrt, und den Schülern erklärt werden ſollten. Wäre ein ſolcher Auftrag zwanzig Jahre ſpäter, wo die Experimentalphyſik im ganzen Deutſchland eingeführt, und bereits jedes, nicht gar elende, Kloſter mit einer Inſtrumentenkammer beſchäftiget war, geſchehen, ſo möchte alles mit Luſt und Eifer geſchehen ſeyn; aber Lori und Linbrun dachten viel zu früh voraus. Was ſie ſagten und betrieben war neu, und alles Neue war, wie es dieß immer ſeyn wird, verdächtig und verhaßt. Die Sache, die ſich nicht ändern ließ, wurde zwar angefangen, und über dem hohen Dache des hieſigen Jeſuitenkollegiums nordwärts ein Behältniß errichtet; aber da diejenigen, oder vielmehr die betagten, ariſtoteliſchen und entfernten Obern derjenigen, welchen die phyſikaliſchen Schätze zum Verwahr und Gebrauch hätten überliefert werden ſollen, das ganze neue Weſen aus einem ganz verzeihlichen Irrthume (denn ſie ſelbſt hatten nie Gelegenheit gehabt, zu beſſern Kenntniſſen zu gelangen) für eine lächerliche Neuerung, und für ein baares Spielwerk gehalten, und gehofft haben mochten, daß die neue Sucht, die zumal noch von den Proteſtanten ausgieng, bald wieder ſich legen würde; ſo gieng alles gar bedächtlich und langſam, und ein kurfürſtliches Verbot, das ariſtoteliſche Syſtem ferner fortzuſetzen, dann ein Verbot, den Studenten ferner in die Feder zu diktiren, und endlich ein Lehrbuch des P. Maximus Mangold war am Ende alles, was damals zu Stande gebracht werden konnte. An eine Verbeſſerung der ſogenannten untern, und im Grunde der wichtigſten Schulen wurde damals noch weniger gedacht, da man in Deutſchland kaum noch ein Beiſpiel vor ſich, und mithin keine Ahnung, noch weniger das Bedürfniß einer ſolchen Verbeſſerung gefühlt hatte.

Man kann ſich vorſtellen, daß ſich Lori durch ſeine ungebetenen Bemühungen, welche für eben ſo viele muthwillige Eingriffe in ein Fach, das ihn gar nicht mehr angieng, gehalten werden mußten, eben keine Freunde gemacht haben könne; aber bei Lori waren Ausſichten, und Vorſtellungen, welche auf Furcht und Zaghaftigkeit abzielen, eben ſo ſehr am unrechten Orte; er hatte von der, freilich oft gegründeten, aber weit öfter erdichteten Entſchuldigung feiger und träger Seelen: „Die Sache geht nicht,“ oder noch ſchlimmer: „Bei uns geht ſie nicht,“ gar keine Begriffe, und wenn etwas eine außerordentliche Geduld und Mühe koſtete, ſo glaubte er, es folge nichts anders daraus, als daß man um ſo mehr entſchloſſen und gefaßt ſeyn müſſe, ſich mit einer außerordentlichen Geduld und Anſtrengung zu rüſten. Mit einer ſolchen Denkungsart, und einem ſolchen Muthe faßte er mit Linbrun, den Entſchluß, einen Verſuch zu wagen, welcher, wenn er ihm auch mißlungen wäre, ein ewiges Denkmal großer und ſchöner Geſinnungen geblieben ſeyn würde. Er wollte die Verfaſſung der Gelehrſamkeit, von deren elenden oder wahren Behandlung am Ende immer die wichtigſten Geſchicklichkeiten der wichtigſten Männer abhängen, nicht lange mehr ſtückweiſe, und durch weite, ungewiſſe Umwege, ſondern durch wirkliche Beiſpiele des Guten befördern, und die Verbeſſerung und Erhebung der Nation zur Ehrenſache der Edelſten unſerer, und anderer deutſchen Nationen machen, und wo möglich, der Gelehrſamkeit des ganzen ſüdlichen Deutſchlands eine glücklichere Wendung geben. Bei ſolchen Unternehmungen war Lori wie in ſeinem eigenen Element; niemand verſtand es beſſer, und unternahm es glücklicher, andere in ſein Vorhaben zu ziehen, und auch die gefühlloſeſten, zaghafteſten Gemüther mit Muth, Luſt und Feuer zu entflammen. Schon ſeine Miene, ſein Ton, und zumal die uneigennützigſte Redlichkeit aller ſeiner Abſichten erweckte Vertrauen, und zog jedermann mit unwiderſtehlicher Kraft in ſeine Kreiſe. Erſt theilte er ſeine Abſicht einer geſetzmäßigen Verſammlung, oder Akademie gelehrter Männer, welche ihre Einſichten, ihren Fleiß, ihr Anſehen vereinigen ſollten, daß der vaterländiſchen Gelehrſamkeit emporgeholfen werden möchte, den damals berühmteſten ausländiſchen Gelehrten mit, deren Beifall, gute Rathſchläge, und Wünſche mit Begeiſterung, und mit wahrhaften und gerechten Lobeserhebungen auf den Landesherrn, der ein ſolches Vorhaben unterſtützen würde, erfüllt waren, und dann entdeckte er ſich ganz insgeheim, auch unter uns denjenigen, von denen er unmittelbar einen aufrichtigen Antheil, und eine thätige Unterſtützung hoffen zu können glaubte. Die höchſtſel. Kurfürſtinn von Sachſen, und Schweſter des höchſtſel. Kurfürſten Maximilian Maria Antonia, welche damals mit ihrem durchlauchtigſten Gemahl zu München war, nahm mit aller der Liebe und Wärme, womit ſie ſich um die Künſte und um die Gelehrſamkeit ewige Verdienſte erworben hat, den perſönlichſten Antheil an einem ſo ruhmvollen Vorhaben, und der gütigſte Kurfürſt Maximilian gab dazu freudig ſeine Beſtätigung, und verſah die Akademie mit zweckmäßigen Geſetzen, und mit jährlichen Einkünften, welche hinlänglich ſind, einen Fleiß, der von der Sache erfüllt, und aus innerer Kraft zum Sachwalter derſelben berufen iſt, zu ermuntern, und Beiſpiele der Nachahmung und Thätigkeit in ſteter Bewegung zu erhalten. Die Freudigkeit, mit welcher die Nation die Ankündigung einer Akademie der Wiſſenſchaften vernahm, war vollends ein herzerhebender Beweis, welche Tugenden und herrliche Eigenſchaften bei derſelben verborgen lägen. Die edelſten und wichtigſten Männer beſtrebten ſich um die Ehre, unter die Mitglieder der Akademie gezählt zu werden, und wie ſich zumal der hohe bayeriſche Adel, und die erſten derjenigen, auf welche der höchſtſel. Kurfürſt das vollſte Vertrauen ſetzte, verwendet, was z. B. unſer beſtändige Präſident Herr Graf Sigmund von Haimhauſen ꝛc., was der geheime Staatskanzler Baron Aloys von Kreitmair ꝛc., dann die hochſel. Grafen Emanuel von Töring, und von Baumgarten ꝛc. und andere, theils zur endlichen Feſtſetzung, theils zur nöthigen Handhabung der Akademie gethan haben, muß der Verfaſſer der akademiſchen Geſchichte dem Vaterlande, und dem deutſchen Publikum zum Ruhme des Vaterlandes mittheilen.

Lori hatte einen Plan entworfen, was von Jahr zu Jahr geſchehen, und wie von Stufe zu Stufe fortgerückt werden ſollte. Die Mitglieder hatten ſich freiwillig in ihre Arbeiten, wozu ſie Gelegenheit, Luſt und Fähigkeit hatten, getheilt. Geſchah nicht alles, was man ſich vorgenommen hatte, ſo geſchah doch ein großer Theil, ſo war doch durch eben dieſen der Weg gebahnt, worauf mehr geſchehen könnte und mußte. Man bearbeitete die vaterländiſche Sprache, die Matheſis und Experimentalphyſik, forſchte der vaterländiſchen Geſchichte nach, und führte die ſchöne Literatur auf unſere Fluren voll Gefühls und thätiger Jünglingskraft. Alles bewegte ſich, und auch die Unwiſſenheit, und der feindſelige Pedantismus führte jetzt Gründe, wodurch er ſich glücklicher Weiſe bloß geben mußte, für ſich an, und wollte ſich verbeſſern und auszeichnen. Keine Akademie hat in ſo kurzer Zeit den Nutzen geſtiftet, und den Einfluß gehabt, deſſen ſich die bayeriſche rühmen kann.

Lori vertrat anfangs die Stelle eines akademiſchen Sekretärs, und verſah bei drei Jahren den Briefwechſel, ein eben ſo verdienſtvolles, als mühſeliges Geſchäft, wozu, zumal im Anfange, außerordentlich viel Fleiß, Klugheit, Feuer und Geduld nöthig war. In die Sammlungen akademiſcher Arbeiten hat indeſſen Lori, ungeachtet er beſtändig geſammelt, und einzelne Beiträge niedergelegt hat, ſehr wenig geliefert, und ſeine Abhandlung von „Ludwig dem Reichen, Herzog in Bayern," welche er 1772 am Geburtstage des höchſtſel. Kurfürſten ablas, iſt das einzige, was den akademiſchen Schriften einverleibt wurde. Da er auch Bergwerksrath geworden war, ſo hatte er, nach ſeiner Art, auch in dieſem Fache alles, was er auffinden konnte, zuſammengetragen; bereits 1764 eine ſchöne „Sammlung des bayeriſchen Bergrechts mit einer Einleitung in die bayeriſche Bergwerksgeſchichte," München, bei Franz Lorenz Richter, in Fol. herausgegeben. Einige Zeit nachher wurde er über das äußere Archiv geſtellt, und da dieſe Arbeit ſein eigentliches Lieblingsfach, da die vaterländiſche Geſchichte von jeher ſeine hauptſächlichſte Beſchäftigung, auch ſeine Kenntniß eben ſo gegründet, als ſein patriotiſcher Eifer außerordentlich war, ſo wurde er endlich zum geheimen Rath der auswärtigen Geſchäfte ernannt. Mir will nicht geziemen, der Gutachten, Aufſätze, und Geſchäfte zu erwähnen, denen er ſich hier mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit, als Fleiß und Treue gewidmet, genug, daß er ſich das höchſte landesherrliche Vertrauen, und das Vertrauen der ganzen Nation in vollem Maaße erworben hat.

Er hinterließ ſeinen Erben ein ganzes mäßiges Archiv von copirten Urkunden, eigenen Sammlungen und Aufſätzen, welche des wichtigſten Inhaltes, großentheils von ſeiner Hand geſchrieben, und Denkmäler eines vieljährigen, ſtandhaften, und unüberwindlichen Fleißes ſind. Schon an der Auswahl der Gegenſtände, welche aus dem Katalog dieſer Handſchriften zu erſehen ſind, erkennt man den Mann von tiefer Kenntniß, und ernſthafter Abſicht, und die innigſte Redlichkeit und Hinopferung ſeiner Kräfte, Ergötzungen und Wünſche für den Fürſten, und das Vaterland, welche Tugenden um ſo mehr zu bewundern und zu rühmen ſind, als das unſäglich mühſame, ermüdende, und höchſt undankbare Fach der Geſchichtkunde gar wenig beliebt, wenig mit Liebe begünſtigt, und gleichwohl für jedes Land in den Zeiten des Friedens und Unfriedens von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Im Jahre 1782 kam der erſte Theil ſeines „chronologiſchen Auszugs der Geſchichte von Bayern,“ deſſen zweiter Theil in der Handſchrift größtentheils vorgearbeitet iſt, zum Vorſchein, ein mit größtem Fleiß verfertigtes, und jedem Kenner der Geſchichte ehrwürdiges Werk.

Man ſollte, wenn man auf ſeine Schriften ſieht, glauben, er habe entfernt von aller Geſellſchaft in einer einſiedleriſchen Ruhe gelebt, und gleichwohl war er der thätigſte Geſellſchafter der Welt, worin ſeine Geſchäfte lebten und wirkten. Lori hatte hierin ganz etwas Eigenes; er war nicht nur (wie dann die meiſten Gelehrten dieß gerne ſind, wenn ſie nur weiter nichts thun dürfen) er war nicht nur unermüdet auf ſeinem Zimmer, ſondern er glaubte der guten Sache zur rechten Zeit das Wort reden, ſey ſoviel, und ſey mehr, als für die gute Sache ſchreiben. Er beſuchte wachſam und mit edler Dreiſtigkeit die Zimmer der Großen, und machte den Sachwalter der Gelehrſamkeit und ſeines Geſchäftes in der Stadt und bei Hof. Er ſendete, wo er eintrat, Leben und Muth vor ſich her, und ſchüttelte allenthalben die Flamme zum Mitwirken. Wie es die Umſtände erforderten, wußte er mit Vorhaltung des Ruhmes, oder der Schande, oft mit unendlicher Geduld, und noch öfters mit beflügeltem Ungeſtüm jeden nach ſeiner Fahne zu ſammeln, die er, mit der Zuverſicht eines Helden, als ein Beſieger der alten Kabale, als ein Retter der Vernunft und Wahrheit, zwar unerſchrocken und unbeugſam, aber nichts weniger, als erbittert, gegen die manchmal unangenehmen Aeußerungen einer ſeiner Landsleute, vielleicht ſelbſt ſeiner Comilitonen, ſtets freudig, und wie im Jubel voran trug.

Noch eine andere ſeltene Eigenſchaft war ſeine feuerige ungeheuchelte Achtung gegen das Verdienſt und gegen die Kenntniſſe eines andern, und ſein unermüdetes Beſtreben, einen großen brauchbaren Mann, wenn er auch ein Ausländer war, mit dem Vaterlande zu vereinigen, oder, wenn er bereits unter uns war, ihn uns bekannt zu machen, und ſeine Unterſtützung zu bewirken. Er wartete nicht, wenn er einmal von den Vorzügen eines Gelehrten überzeugt war, ob dieſer ihn aufſuchen würde, ſondern ſuchte, wie ich ſelbſt Zeuge war, aus freiem Antriebe und ganz ungebeten, ihn ſelbſt auf, machte, ohne ſein Wiſſen, beſchwerliche Gänge für ihn, und forderte alle ſeine Freunde auf, ſein Vorhaben zu unterſtützen, und den guten Kopf, den er auffand, befördern zu helfen. Dieſe war auch ſtets ſeine größte Beſorgniß, und noch in den letzten Tagen, ach! ſein inſtändiger Kummer, daß der Geiſt und Charakter unſerer Nation, worin ſo viel Edles und Starkes läge, nie eine Verminderung, die ſich in vielen Menſchenaltern nicht würde erſetzen laſſen, leiden, und daß nie eine Zeit kommen möchte, wo die Vaterlandsliebe ein leerer Name iſt, wo die Ruhmbegierde und die Nacheiferung aufhört, wo man den Mann mit Kopf nicht mehr verſteht, und ſeine Sprache für Mangel an Welt, und für Wahnſinn hält, wo die Tugend keine Ehre giebt, und das Laſter, wenn es am hellen Tage frevelt, nichts wagt, wo der Mann, der redlich, verſtändig und fleißig war, dem Spott, womit man ſeines Tagwerks höhnet, unterliegt, auch ſich hinlegt, und mitgenießt — dieſe war ſeine größte, letzte Beſorgniß.

Er hatte, als ein Privatmann, zumal im hiſtoriſchen Fache, eine herrliche Bibliothek, trug auch immer die Taſchen voll Bücher mit ſich, um das Beſte, das er kannte, überall bekannt zu machen, und zu empfehlen, und ließ dann bei dieſen Vorfällen einen überaus beträchtlichen Theil ſeiner Bücher in fremden Händen.

Lori war, um Vieles mit Einem Worte zu ſagen, unbeſtechlich, und mir ſelbſt iſt ein Fall bekannt, wo er eine ungeheure Summe ausſchlug, die er mit einem Fürworte, und einem Gutachten hätte erobern können, das aber unſer Landsmann Lori, als eine ſchändliche Zumuthung, mit Unwillen ausſchlug, weil er des Gegentheils überzeugt war.

Als ich jüngſt irgendwo ſagte, daß die Grabſchrift auf dem Gottesacker der St. Salvatorskirche, welche dem 87 jährigen Greiſe und Landſchaftsſekretär Johann Konrad Häring ſeine Kinder unlängſt mit den wenigen

Worten ſetzten: „Ach, ſie haben hier einen ehrlichen Mann begraben!“ — als ich jüngſt ſagte, daß dieſe Grabſchrift, nach meinem Gefühle, überaus einfach, bedeutend und rührend wäre, gab man mir ohne Zaudern zur Antwort, daß ſie viel zu allgemein wäre. Dieſe Antwort, womit man den Werth der ſchönen Grabſchrift, wiewohl nicht aus einer ſchlimmen Abſicht, vermindern wollte, iſt wahrlich ſo rührend und ſchön, als die Grabſchrift ſelbſt, und wie will ich mich freuen, wenn dieſer Lobſpruch bei uns ein allgemeiner Lobſpruch ſeyn ſollte! Und wenn auch das, was ich eben zum Lobe unſers Lori ſagen zu können glaubte, bei uns der allgemeinſte der Lobſprüche ſeyn ſollte!

Lori, ein geſunder, jovialer, empfindſamer Mann, war nicht verheirathet, ohne darum (weil es aus freier Wahl, und aus Syſtem geſchah) ein einſiedleriſcher, oder feindſeliger Mann, oder ein Conſort unſerer gewöhnlichen Junggeſellen zu ſeyn. Das Beiſpiel hatte auf ihn keine Wirkung, und er lebte in einem, mehr als jemals ausſchweifenden, Zeitalter rein, und als ein beherzter Mann von Ehre im ſtrengſten Grade enthaltſam. Außerdem iſt das auch an und für ſich das gewöhnliche Loos der deutſchen Gelehrten, die von Geburt aus nicht ſchon Beſitzer großer Reichthümer ſind. Ach, ihre Jugend, und ihre beſten Jahre vergehen im harten Kummer, und im Schweiße ihres Angeſichts; und wenn man, in einem Anſtoß einer guten Laune, ſie endlich lohnt, und ihnen ihr Leben erleichtert, ſo iſt es faſt immer zu ſpät, und es lohnt nicht mehr des Verlangens, das Leben zu genießen. Lori glaubte anbei, und gab dieß oft bei Freunden als die Urſache ſeines ehelosen Lebens an, man müſſe auf einem Poſten, wie der ſeinige wäre, nicht heirathen, um für den Dienſt des Vaterlandes ganz frei und unabhängig, und wenn es das allgemeine Wohl erforderte, auch deſſen Opfer ſeyn zu können. Er wurde darum auch nicht zaghaft, wenn Stürme wider ihn anzogen, und pflegte im Scherz zu ſagen, ein Mann von Unternehmung habe das unvermeidliche Schickſal eines Steuermanns zu erwarten, der durch die Brandung ans Ufer fährt. Wie ſtill, geſchmeidig und geſchickt er auch fahren mag, ſchlagen dennoch die Wellen auf ihn zu, und über und über benetzt kömmt er ans Ufer.

Lori war mehr von großer, als mittlerer Statur, und von ſchöner, verhältnißmäßiger Bildung. Aus ſeinem großen blauen Auge lächelte die offenſte Freundlichkeit, die nichts Heimtückiſches kannte, aber im Munde und Blicke war männlicher Trotz und Kühnheit zum Ausfluge, und Feſtigkeit und Unternehmung im raſchen Händewurf, und im beflügelten Gange. Seine Geſtalt flößte jedem, der ihn anſah, Luſt zur Arbeit, Muth und Vertrauen ein, und ſeine Einfälle voll Salz, Nachdruck, Verſtand und Bedeutung belebten und erheiterten jede Geſellſchaft. Wo Lori war, da war alles in Bewegung; da kam Verſchiedenes und Vieles auf die Bahn, da wurde viel gelacht, unterſucht — und nicht ſelten nach Herzensluſt geſtritten. Wo er einmal hingekommen war, da war es leer und ruhig, wenn ihn Geſchäfte oder Umſtände hinderten, wieder dahin zu kommen.

Es iſt Zeit, daß ich einhalte, und nachdem ich mich lange genug meinem dankbaren Gefühle für meinen Mann überlaſſen habe, nun auch denjenigen dafür einen Zoll entrichte, welche kein Portrait für ächt erkennen, wo nicht einige Mängel und Flecken, oder ſonſt ein Fehler zu ſehen iſt. Auch iſt dieß Verlangen billig und menſchlich, und für uns ſind auch die Fehler eines großen Mannes in ihrer Betrachtung nützlich und lehrreich, weil, wenn wir auch zu träg ſind, ſeine Tugenden nachzuahmen, wir wenigſtens aufgemuntert werden konnen, ſeine Fehler zu vermeiden. Sonſt weiß ich ſchon, daß auch der größte Menſch, doch mehr nicht als Menſch, und in keinem Stücke vollkommen, und daß auch die ſchönſte Geſtalt voll kleiner Narben und Ritze iſt; aber das Leben eines großen Mannes betrachte und genieße ich dennoch gerne wie eine Ausſicht auf eine liebliche, lebenathmende Landſchaft, und indem ich die vielen kleinen Unebnen, die moraſtigen und öden Stellen, die verunſtalteten Geſträuche und einzelne Bäume im Vergleich des Ganzen nicht bemerke, erfriſche und ſtärke ich mein Aug und Herz an dieſem, ohne die Flecken zu ſuchen, und mit feindſeligem Trübſinne dabei zu verweilen.

Kein Menſch wandelt auf dem Medio vitiorum, oder derjenigen einzigen Grenzlinie, wo man weder zu viel, noch zu wenig thut. Wir ſchreiten unaufhörlich dieß- oder jenſeits aus dem Geleiſe, und tadeln darum auch unaufhörlich einer den andern. Eifer und Beharrlichkeit ſind nothwendige Tugenden, aber in feurigen Köpfen, und bei einigem Widerſtand arten ſie nicht ſelten in eine unbeſcheidene, unzeitige Hitze, und in einen beleidigenden Starrſinn aus, wobei man mehr verdirbt, als gut macht. Ach die ſchädlichen Schwachheiten der Rechthaberei, und die heimliche Neigung, wider eigenes Wiſſen und Willen, den Diktator zu machen, ſproßen (ehe ſie ausarten, und ſie arten ſo bald aus!) nur auf dem edelſten Grunde, nur in den fähigſten Seelen auf, und ſind gleichwohl beinahe immer, mehr und weniger, die beſtändigen Gefährten großer, unternehmender, und für das Kühne und Gute abgehärteter Köpfe, das dann die herabfolgenden guten und mäßigen Leute am eheſten bemerken, oder auch zu bemerken träumen, und ſich bei allen Vorfällen reiben. Manchmal findet auch die Klugheit und Ueberlegung nicht immer Zutritt bei Gelehrten, deren Einbildungskraft eben im hohen Fluge herrlicher Ideen begriffen iſt, und oft bringen ſie dann Entwürfe zu Stande, zu deren Ausführung noch kein Zeitalter vorhanden iſt. Wenn ſie demnach einem Großen, deſſen Vertrauen ſie beſitzen, vielleicht zu viel zumuthen, zu viel anrathen, ihn auf ihr Wort zu viel beginnen laſſen, oder wenn ſie gar ohne Geheiß und Beruf aus zu großem Eifer weit ausſehende, oder einer verſchiedenen Auslegung bloß geſtellte Dinge unternehmen, und die Sache geht zuletzt mißlich, oder kann, und ſoll jetzt ſchon gar nicht gehen; wenn endlich der große Mann, eben ſo rechtſchaffen und ehrlich, als groß, eigennützigen Vorſchlägen ſtets entgegen, wenn er der vornehmſte Zernichter dieſer, oder jener Kabale, wenn er unbeſtechlich, unbeweglich auf ſeinen Grundſätzen war, dann werden ihm ſeine Fehler freilich jeder insbeſondere gezählt, und von dem Anſehen und Zutrauen, von den Verdienſten, die er ſich unläugbar erworben hat, heute ein Faden und morgen ein Faden gelöſt.

Wie weit von dieſen Vorausſetzungen etwas auf unſern Lori einen Bezug haben kann, will ich nicht unterſuchen; mir aber fällt, wenn vom Uebertriebenen, das im Charakter großer Männer ſich äußert, und anderer Seits von den fehlerfreien Leuten die Rede iſt, immer jene Antwort, welche beim Plutarch der große Phocion dem Redner Chares gab, ein. Als Chares über das ſtets mürriſche und finſtere Geſicht des Phocion, der an ſich ſehr gefällig und menſchenfreundlich war, ſpottete, und alle Umſtehende zum Lachen bewegte, ſagte Phocion: „Mein finſteres Geſicht hat euch noch niemals traurig gemacht, das Gelächter dieſer Leute aber hat der Stadt ſchon viele Thränen gekoſtet.“

Lori war aus Ueberzeugung und innerm frommen Gefühl ein guter Chriſt, und äußerte gegen diejenigen, welche hierin zügellos handelten, oder ſprachen, öffentlich ſeine Verachtung und ſein Mißtrauen. Als er ſtarb, ſagte er: „Iſt halt doch gut ſterben, wenn man ehrlich gelebt hat.“ Er ſtarb an der Windwaſſerſucht 1786 den 27. März zu Neuburg an der Donau, und wurde daſelbſt bei St.

Georg im Freithof der obern St. Peters-Stadt-Pfarrei begraben. Alle Dikaſterianten und deren Chefs, alle Geiſtliche, alle Offiziere der Garniſon begleiteten ſeine Leiche mit ſtillem Nachdenken zum Grabe, das jeder Fremde beſucht.

Unſer Johann Georg Ettlinger hat ihn ſehr kenntlich gemalt, und unſer Johann Anton Zimmermann hat ihn in Kupfer geſtochen.

Ach, ſollteſt du etwa auch nützliche Lieder in einer Wüſte ſingen, wo kein Ohr dem Geſange horcht; ſo erinnere dich unſers Lori, und deiner eigenen Kraft. Und kannſt du nicht, wie Lori, deine ganze Nation zum Ziele deiner Gedanken und Werke machen, ſo begnüge dich mit deiner Stadt, mit deiner Gemeinde, mit deinem Haus, und zeige und übe deine Talente, Kenntniſſe und Tugenden auf dem Platze, den deine Beſtimmung dir anweiſt, auf der Höhe eines unbegrenzten Gebirges, oder im beſcheidenen Thale.

Noch iſt zu bemerken Joh. Georg v. Loris denkwürdige Grabſchrift; wiewohl in derſelben das „ingrata patria" nicht vom Vaterlande, das ihn ſchätzte, liebte, und bedauerte, ſondern von ſeinem letzten Schickſale im Vater-lande verſtanden werden muß:

„Notus omnibus
Ignotus morior,
Quem Mater ejecit,
Filia recepit,
In angulo delituit,
Cujus lumen patuit.
Ut Scipio vixi.
Ut Scipio morior.
Laudes odi,
Requiem inveni.
Ingrata Patria
Nec ossa quidem mea teneas:"

Linbrun.

Unter jenen Unvergeßlichen, welche ſich unter Maximilian Joſeph um unſer Vaterland auf eine beſondere Art verdient gemacht haben, ſteht Herr Johann Georg Dominikus von Linbrun oben an. Er wurde den 10ten Jenner 1714 zu Viehtach (in dem ſogenannten Wald Unterlands Bayern, Rentamts Straubing) wo ſein Vater Johann Georg kurfürſtl. Pfleg= und Landgerichtsſchreiber war, geboren, und genoß, vermuthlichſt auf den Schulen zu Straubing, die damals gewöhnliche Erziehung, und Bildung zum gelehrten Stande. Die philoſophiſchen und juriſtiſchen Wiſſenſchaften hat er theils zu Prag, und Salzburg gehört, theils zu Ingolſtadt vollendet, und bald darauf hat er das Pflegamt zu Neumarkt in Bayern angetreten, und ſich mit Thereſia, der älteſten Tochter des daſigen Pflegers Leonhard Nettingers, der in ſeinem hohen Alter die Ruhe wählte, verheirathet. Hier mußte er bei dem Ausbruche des unglücklichen Krieges nach dem Tode K. Karl VI. vieles Ungemach ertragen, auch ſich auf einige Wochen nach Linz als Geiſel ſchleppen laſſen. Bald darauf, nachdem der Friede wieder hergeſtellt war, verwechſelte er ſein Pflegamt mit jenem zu Viechtach, welches ſein Geburtsort war. Da die Geſchäfte dieſer Aemter im Grunde überall ebendieſelben ſind, ſo wäre er nunmehr an der vollendeten Beſtimmung ſeines Lebens, und in Rückſicht ſeiner Amtsgeſchäfte, berechtigt geweſen, einen großen Theil deſſelben in einer hergebrachten ſanften Trägheit dahin zu ſchlummern; er beſaß aber einen unwiderſtehlichen Hang zur Mineralogie und

Phyſik, und widmete dieſen Wiſſenſchaften ſeine freien Stunden mit allem dem forſchenden und unermüdenden Eifer, welcher, bei einem gleichſam angebornen Triebe zu irgend einer Wiſſenſchaft, das größte Bedürfniß unſerer Zufriedenheit iſt. Er hatte ſich mit den Geſchäften der Bergwerkskunde als Bergverweſer am Rauſchenberg hinlänglich bekannt gemacht, und ſetzte nunmehr ſeine Unterſuchungen und anwendbaren Geſchicklichkeiten mit einer Art von leidenſchaftlichem Fleiße fort, der ihm bald den Ruf eines beſonders geſchickten Bergbauverſtändigen zuzog, und die unmittelbare Urſache war, daß er bei dem, 1750 durch die Verwendung unſers unvergeßlichen Herrn Sigmund Reichsgrafen von Haimhauſen ꝛc. errichteten Bergwerks- und Münzkollegiums, ſogleich in Vorſchlag gebracht, und als Münz- und Bergrath nach München abgerufen, auch zugleich zum ordentlichen Hofkammerrath ernannt wurde. Hier konnte er nun ſeinem Hange zur Naturkunde, Mineralogie, Metallurgie, und Chemie ein völliges Genüge thun, und ich brauche meine Leſer nicht erſt zu verſichern, daß er alles, was man von einem Manne ſeiner Art zu erwarten gewohnt iſt, geleiſtet hat. Um ſich ſeiner Wiſſenſchaften im Grunde zu verſichern, verband er mit denſelben die Matheſis, worin er es ſehr weit brachte, und ſtudirte nicht nur unaufhörlich die in ſeine Fächer einſchlagenden Schriften der Alten und Neuern, ſondern machte ſich auch den berühmten Brander, Lambert, und andere zu ſeinen vertrauten Freunden, und zu Freunden ſeiner Sache. Im Jahre 1757 wurde er von Seite Kurbayerns nach Wien geſchickt, um ſowohl mit den kaiſerlichen, als andern reichsſtändiſchen Abgeordneten den ſogenannten Wiener-Münzkonventionsfuß, welcher dermal noch fortdauert, herſtellen zu helfen, und erwarb ſich bei dieſem Geſchäfte eine beſondere Zufriedenheit der höchſten Theilnehmer. Der Kaiſer Franz beſchenkte ihn mit dem Reichsadelſtand, und Maria Thereſia mit einer goldenen Kette, woran ihr Bruſtbild hieng.

Nichts war bei einem ſolchen Manne natürlicher, als daß es ihm ſchwer und unerträglich war, ſeine Kenntniſſe gleichſam einſam zu tragen, und daß er auf verſchiedene Gedanken, und Anſchläge verfiel, wie er es dahinbringen könnte, das Studium ſo nützlicher Wiſſenſchaften, als zumal die Matheſis und anwendbare Phyſik ſind, ſeinem Vaterlande zu empfehlen, und demſelben die Rechte, und Beförderungsmittel, in deren Beſitz der Pedantismus war, einzuräumen. Wenn er daher nicht vollends der erſte war, der den Gedanken, eine Akademie gründen zu helfen, auf die Bahn brachte, ſo war er doch einer der erſten und thätigſten, welche ſich mit Rath und That beſtrebten, dieſem Gedanken zur Reife zu verhelfen. Er erſchien ſtets mit Lori in denjenigen geheimen Verſammlungen, worin von drei bis vier Freunden die beſte Art, wie die Stiftung der Akademie durchgeſetzt, und durch welche Bemühung ſie am nützlichſten werden könnte, verabredet ward. Zum Nutzen der Akademie handelte er indeſſen mehr, als er ſchrieb; doch iſt auch dieß nicht unerheblich, und zeiget, weſſen Geiſtes das war, was er gehandelt hat. Gleich im erſten Bande der akademiſchen Abhandlungen 1763 rückte die Akademie eine Beſchreibung eines von ihm erfundenen neuen Meßinſtrumentes ein, und erklärte ſowohl deſſen Vorzüge, als deſſen Gebrauch in der Aſtronomie und Geometrie S. 113 ꝛc. Im zweiten Bande (S. 93 ꝛc.) machte er ſelbſt ſeine „Entdeckung einer römiſchen Heerſtraße bei Laufzorn und Grünewald, nebſt einer daraus fließenden Erläuterung der alten Geographie von Bayern," dann (S. 343) ſeinen „Verſuch einer Verbeſſerung der Landkarten von Bayern" bekannt, und bewies in beiden Aufſätzen einen ſcharfſinnigen und geübten Beobachter und Denker. Im Jahre 1769 erſchien ſeine „Abhandlung von dem Sterbjahre Jeſu Chriſti," welche den ganzen ſechſten Band ausfüllt, und ein ewiges Denkmal von den tiefen Kenntniſſen, und dem unermüdeten Forſchergeiſte des Verfaſſers bleiben wird.

Von Linbrun war der allgemeine Führer und Rathgeber für diejenigen Gelehrten, welche die Theorie mathematiſcher und phyſikaliſcher Wiſſenſchaften ſehr fleißig ſtudirt, aber wenig Kenntniß und Geſchicklichkeit in der Anwendung, und dabei den Muth nicht hatten, ſich bei jemanden Raths zu erholen. Er theilte jedem, ohne die geringſte Anmaßung, offenherzig mit, was er wußte, zeigte alle Manipulationen und durch die Uebung erlernte Vortheile, dieſes und jenes Inſtrument mit größerm Nutzen zu gebrauchen, und wurde beinahe nur in ſolchen Fällen ungewöhnlich beredt, wenn er Gelegenheit fand, jemand zu ermuntern, und im Reiche der Kenntniſſe einige Schritte weiter zu verhelfen. Er lebte ſtets ſtill und beſcheiden, und in den letzten Jahren ſehr einſam; doch beſuchte er die akademiſchen Verſammlungen ſehr fleißig, und nahm an allen Vorfällen einen thätigen Antheil.

Im Jahre 1787 wurde er von Seite Kurbayerns auf den Münzconventtag nach Ulm abgeſchickt, wo er ſeine Geſchäfte mit einem beſondern Fleiß und Geſchicklichkeit ausgerichtet, und völlig geſund wieder zurückgekommen iſt; allein einige Tage darauf wurde er, ohnn vorhergehende Krankheit von einem Schlagefluſſe den 14. Juni plötzlich dahin genommen.

Er hinterließ drei Söhne erſter Ehe, als 1) Dominikus Friedrich von Linbrun, frey. Hofkammer- und Bergwerksrath in München. 2) Karl Joſeph, kurfürſtl. Hofkammerrath, Vogtgerichts-, Kaſten- und Mauthamtsverweſer zu Kellheim. 3) Anton, kurf. Hofkammerrath, dann Oekonomieinſpektor zu Schleißheim. Das zweitemal verband er ſich mit Fr. Barbara, geborner Gadner, des ſel. geheimen Rathes von Kappler hinterlaſſener Wittwe.

So lebte Linbrun. Ich habe ſein Leben, ſo wie es von ihm gelebt wurde, beſchrieben, ohne Prunk und Geräuſch. Er wußte nicht, was — ſich emporheben und glänzen heißt, und übte und ſetzte ſeine Beharrlichkeit, und ſein ſtilles Verdienſt fort mit einer nur den Deutſchen eigenen Genügſamkeit. Bei andern Nationen, bei den Franzoſen und Engländern gilt ein Gelehrter, was der Größte des Landes gilt. Er genießt, wenn es ihm beliebt, ſein Verdienſt an der Seite der Fürſten des Landes, und nimmt ſeine Ruheſtätte an der Seite der Könige. Wir ehren aber unſere braven Leute weit mehr, indem wir ihnen

Gelegenheit geben, zu zeigen, daß es ihnen in der That um ihre Sache, um ihre Kunſt und Wiſſenſchaft, nicht um unſere kleine Gunſt, und Belohnung zu thun ſey. Wir laſſen daher, gemäß unſerer deutſcheſten Nationalart, den Mann vollkommen in Ruh, und begnügen uns, zu wiſſen, daß er für ſich und für uns ein fleißiger, brauchbarer und nützlicher Mann, und ein Mann von Ruf und Achtung im Auslande ſey.

Von Wolter.

Herr Johann Anton von Wolter (des h. r. R. Ritter, kurfürſtl. wirkl. geh. Rath, des höchſtſel. Kurf. Maximilian Leib- dann Protomedikus) hat ſich um die Herſtellung gründlicher Wiſſenſchaften ebenfalls auf eine ruhmwürdige Weiſe verdient gemacht. Als ein Mann von geprüften Einſichten wurde er unter die erſten der akademiſchen Mitglieder gezählt, und 1760 zum Direktor der philoſophiſchen Klaſſe ernannt. Im folgenden Jahre 1761 las er am Namensfeſte des höchſtſel.

Kurfürſten Maximilian die feierliche Rede über den Ruhm und Nutzen, welcher erleuchteten Fürſten aus der Stiftung und Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Akademieen zufließt, in lateiniſcher Sprache, und in eben derſelben las er 1764 am Geburtsfeſte wieder eine Rede über die Vortheile der Chemie, welche voll guter Beobachtungen und Erinnerungen iſt. Er verfertigte für die Akademie von Zeit zu Zeit (wie dann in der akademiſchen Geſchichte die Anzeige davon gemacht werden wird) nützliche und lehrreiche Aufſätze, und leiſtete derſelben bei jeder Gelegenheit die wahrhafteſten Dienſte. Als ein Mann von ganz beſonderer Welt- und Hofkenntniß, war er eben ſo wachbar und ſcharfſichtig, Kabalen, welche dem Fortgange der Wiſſenſchaften gemacht werden mochten, zu entdecken, als klug und eifrig, ſie abzuwenden, und den glücklichen Zeitpunkt zu benützen. Er war ein Mann von ſchnellem Witz und durchdringendem Verſtand, und am kurfürſtlichen Hofe ſehr angeſehen und wichtig. Was er als Protomedicus, oder als Medicus überhaupt leiſtete, anmerkte, und berichtigte, ſollte, wie bei andern geſchickten Aerzten, billig ſorgfältiger, als es leider zu geſchehen pflegt, aufbewahrt werden. Er ſtarb 1787 den 23. Juli im 80ſten Jahre ſeines Alters.

Gerhoh Steigenberger.

Caſpar (und nach ſeinem Kloſternamen Gerhoh) Steigenberger wurde 1741 den 20. April am Peiſſenberg in einem, vom Dorfe etwas entfernten, und ganz einſam ſtehenden armen Häuslein von geringen, aber gar ehrlichen und frommen Aeltern geboren, und in ſeinen früheſten Jahren nach dem benachbarten regulirten Chorſtift Polling, wo man an dem kleinen Steigenberger beſondere Fähigkeiten entdeckt zu haben glaubte, gebracht. Hier erhielt er die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache, welche er nebſt dem ſogenannten Humanioribus nach damaliger Verfaſſung zu München fortgeſetzt, und ſich unter ſeinen zahlreichen Mitſchülern unvergleichlich hervorgethan hat. Weil damals zum Antritt eines Ordens und zur feierlichen Ablegung der Gelübde noch kein gewiſſes Alter beſtimmt war (gegenwärtig iſt das vollendete 21ſte Jahr feſtgeſetzt), ſo wurde er bereits 1758 den 17. Sept. in das regulirte Chorſtift zu Polling aufgenommen, und, wie gewöhnlich, in den philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften unterrichtet. Je ernſthafter und wichtiger dieſe wurden, deſto mehr Fleiß und Scharfſinn, und Begierde, weiter zu bringen, zeigte Steigenberger, und ſeine noch verborgenen Anlagen und Fähigkeiten ſchienen einer ganz beſondern Verwendung und Ausbildung würdig zu ſeyn. Es gereicht dem noch lebenden Herrn Probſt Franciſcus, der ſich durch ſeine herrliche Bücherſammlung zu Polling, und durch ſeine außerordentliche Kenntniß der höhern Bücherkunde verewigt, gewiß zum beſondern Ruhme, daß er den Umfang der Talente, welche ſich in dem jungen Religioſen äußerten, entdeckt, aber nicht bloß entdeckt, ſondern auch den Entſchluß gefaßt hat, dieſer ihm anvertrauten Gaben mit Sorgfalt zu warten, und dem ganzen Vaterlande einen Mann, deſſen ſich daſſelbe einſt mit Recht freuen und rühmen könnte, zu verſchaffen. Er ſchickte den jungen Mann, nachdem er erſt fünf Jahre zu Polling zugebracht hatte, auf eigene Hauskoſten nach Paris, um ihn daſelbſt in dem regulirten Chorſtift St. Genovefa in den mathematiſchen Wiſſenſchaften und den Kenntniſſen der allgemeinen Literatur unterrichten, und zumal durch den Umgang mit den Gelehrten dieſer Stadt vollends ausbilden zu laſſen. Steigenberger ließ keine Gelegenheit, wo er ſeine Kenntniſſe erweitern konnte, unbenutzt, und machte, zumal in der Bücherkunde, welche Wiſſenſchaft von jeher ſein Lieblingsfach geweſen zu ſeyn ſcheint, außerordentliche Fortſchritte. Er war in Durchſuchung der öffentlichen und Privatbibliotheken unermüdet, forſchte den Vollkommenheiten, ſo wie den Lücken der vorhandenen Schätze mit einer, ihm ganz eigenen, Aufmerkſamkeit nach, und legte ſchon damals eine ganz artige Probe ſeines Forſchergeiſtes durch ein Werkchen ab, das unter der Aufſchrift: „Dissertation sur le veritable Auteur d'un ouvrage intitule: Flores Psalmorum impresso parisiis" 1764 erſchienen, und von den Verſtändigen nicht ohne vielen Beifall aufgenommen worden iſt. Nachdem er drei Jahre in Paris zugebracht hatte, reiſte er, auf Geheiß ſeines Obern, nach Italien, blieb in Rom, wo er 1768 zum Prieſter geweiht wurde, zwei volle Jahre, und kam endlich, nachdem er das Schönſte und Merkwürdigſte, was die Welt hat, geſehen hatte, wieder nach Polling zurück. Hier verſah er indeſſen das Lehramt philoſophiſcher und theologiſcher Wiſſenſchaften, bis er 1773 die Aufſicht über die akademiſche Bibliothek zu Ingolſtadt, nebſt dem Auftrage, über die Univerſal- und Literaturgeſchichte zu leſen erhielt. Hier gab er die kleine Abhandlung über die Meinung, welche Schollinger in Betreff der Synode zu Nuenheim geäußert hatte, heraus, und legte auch ſonſt verſchiedene Proben ſeiner Gelehrſamkeit ab. Im

Monate September 1777 kehrte er abermal nach Polling zurück, wo er dann die ſchöne Kloſterbibliothek in Ordnung brachte, und anbei verſchiedenen Religioſen, welche aus andern Klöſtern dahin geſchickt wurden, in verſchiedenen Fächern Unterricht ertheilte. Im Jahre 1781 wurde er als kurfürſtl. Hofbibliothekar zu München angeſtellt, und bald darauf zum kurf. wirklich frequentirenden geiſtl. Rath, und zum frequentirenden akademiſchen Mitgliede ernannt. Mit dieſen wichtigen Aemtern und Stellen, deren jede einen eigenen Mann verlangt, beehrt, that er überall, was er konnte; und was zu bewundern war, die für einen Gelehrten ſehr zerſtreuenden, und beſchwerlichen Geſchäfte des geiſtlichen Rathes behagten ihm am meiſten. Er äußerte eine ganz beſondere Luſt, trockne und verwirrte Händel zu berichtigen, und widmete denſelben ſeine vorzüglichſte Zeit und Kräfte mit einer wahren Innigkeit, die ihn in allen Vorfallenheiten behend, und ordentlich ſinnreich machte, auch der verwickeltſten Sache ein ſogenanntes Expediens zu finden, und etwas Befriedigendes vorzuſchlagen. Die Geſchäfte der Hofbibliothek, welche unter ſeiner Aufſicht eingerichtet worden iſt, giengen indeſſen nicht weniger ihren Gang, und da er im Jahre 1784 von der Akademie den Auftrag erhielt, auf das Stiftungsfeſt derſelben die feierliche Rede zu halten, las er über den Urſprung und die Fortſchritte der kurf. Bibliothek eine Abhandlung, welche der Herr Abt Franz Anton Vitale zu Rom ins Lateiniſche überſetzt hat. Da der Hauptreichthum ſeiner Kenntniſſe in einer gründlichen und weitſchichtigen Kenntniß der Incunabeln der wichtigſten Bücher beſtand, ſo war und blieb er in der That ſtets unverdroſſen, Schätze dieſer Art aufzuſuchen, oder über irrige Meinungen, welche in dieſem Fache herrſchen, ſeine beſſere Ueberzeugung zu verbreiten. So gab er noch 1787 eine „literariſch-kritiſche Abhandlung über die zwei allerälteſten gedruckten deutſchen Bibeln, welche in der kurfürſtl. Bibliothek in München aufbewahrt werden,“ heraus, welche den Beifall der Kenner erhalten hat. Seine in dieſem Stück literariſcher Kenntniſſe geſammelte Wiſſenſchaft war gleichſam ungeheuer, und ſein Gedächtniß blieb ihm hierin ſtets getreu, und unerſchöpflich. Er war auch in andern Fächern der Gelehrſamkeit, zumal in der Matheſis, und in der Geſchichte gründlich bewandert, und zeigte überall eine, ſo zu ſagen, fürchterliche Beleſenheit. Er verſtand nicht nur die ſogenannten gelehrten Sprachen, vorzüglich lateiniſch und griechiſch, ſondern drückte ſich auch in der franzöſiſchen und italieniſchen

Sprache vollkommen gut aus. Er ergötzte und belehrte auch die Geſellſchaften, wo er geſprächig war, unaufhörlich mit ſinnreichen Einfällen und Anekdoten, und zeigte aus den Wendungen und Farben, welche er ſeinen Erzählungen lieh, daß er mit dem Gange und Tone der Geſchäfte der großen Welt vollkommen bekannt ſey. Er hatte darum auch jene Kunſt, welche einem feinen Geſchäftsmanne unentbehrlich iſt, in ſeiner Gewalt, nämlich die Kunſt, zum Behufe der guten Sache nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Mienen und Geberden zu ſchweigen, oder zu reden, jedermann mit Wohlſtand und zuvorkommender lächelnder Freundlichkeit zu begegnen, und wenn es nöthig iſt, mit Ernſt und Feuer ſeinem Endzwecke gerade entgegen zu gehen. Er wußte mit aller Beſcheidenheit freimüthig, und, wenn es am Ende nützlicher war, ſtill und nachgiebig zu ſeyn. Auch ſehr dienſtfertig war er, und weit entfernt von unedler Eiferſucht der Gelehrten auf fremde Vorzüge, und von unedler Nachſucht. In der deutſchen Literatur, zumal in der neuern, ſchönern und auch philoſophiſchen Literatur, ſo wie in der reinen deutſchen Sprache ſcheint er weniger bewandert geweſen zu ſeyn, und dieſen Mangel, welcher indeſſen ſeinen übrigen Verdienſten nichts benimmt, ſelbſt gefühlt zu haben.

Er war von einer außerordentlichen geſunden und körnigen Leibesbeſchaffenheit, und ſchien die zuverſichtlichſte Hoffnung auf ein hohes Alter zu haben, als eine heimliche Auszehrung, welche in einer vorhergegangenen vernachläſſigten, oder übel behandelten Unpäßlichkeit ihren Urſprung haben mochte, an ſeiner Geſundheit zu nagen begann. Er nahm zuſehends und ſchleunig ab, und war binnen einigen Monaten für alle, die ihn anſahen, ein Gegenſtand des Kummers und Mitleids. Dennoch verrichtete er ſeine Geſchäfte bis auf wenige, ſeine letzten Tage, mit ſeinem gewöhnlichen Fleiß, da ſich endlich eine Herzwaſſerſucht anſetzte, die ihn, ohne große Marter, einer beſſern Welt überlieferte, am frühen Morgen des 5ten Auguſts 1787 im 46ſten Jahre ſeines Alters.

Unſer Vaterland hat an ihm einen vielfach brauchbaren Mann, und ſein Chorſtift einen Mitbruder von ſeltener Erſcheinung verloren.

Rollmann.

Daß man die Namen der Schriftſteller und Künſtler nach ihrem Hintritt in das Buch des öffentlichen Andenkens einträgt, oder vielmehr, daß man ihrer Werke, und, wenn man es im Stande iſt, der Geſchichte und des Werthes derſelben erwähnet, damit man unter anderm, den Gang und Fortſchritt menſchlicher Ideen, Kenntniſſe und Gefühle bemerken möge, iſt gut, nützlich und löblich; aber daß man nur immer den Künſtler und Schriftſteller aushebt, und ſo manchen äußerſt merkwürdigen Mann, weil er nichts ſchrieb, oder malte, vorübergeht, das iſt beklagenswürdig und hart. Hätten wir z. B. die Lebensgeſchichten unſrer Staatskanzler auch nur ſeit den letzten zwei Jahrhunderten, hätten wir nur einzelne Anekdoten, oder bloße Nachrichten des Wichtigſten, was während ihrem Amte verſchwunden, oder entſtanden iſt, ſo brauche ich nicht zu ſagen, wie manche dunkle Stelle in der vaterländiſchen Geſchichte ein ganz anderes Licht erhalten, und wie ſchon ſelbſt der Gedanke: Man wird einſt erzählen, was du Gutes gethan, oder was du Schlimmes, wenigſtens verhindert haſt, da du es verhindern konnteſt, oder was wechſelweiſe warnend, belohnend und aufmunternd, und lehrreich für das Publikum ſeyn würde. So enthält zuweilen das Leben eines Privatmannes, der nichts weiter, als der Mann ſeines Weibes, der Vater ſeiner Kinder, der Bürger ſeines Städtchens ſeyn wollte, ſchönere Züge, lehrreichere Vorfälle, als das Leben des Mannes, dem ſeine Geburt, oder der Glanz ſeines Amtes eine Wichtigkeit gab. So würde man, wenn man in einer Sammlung von Portraiten bloß die Köpfe und Geſichter, ohne einem äußerlichen Unterſcheidungszeichen, ſehen, und bloß das Schönſte und Geiſtreichſte bemerken wollte, den Kopf, deſſen Urbild allgemein bekannt, und etwa in Rückſicht des Amtes, das er bekleidet, verehrlich iſt, gar oft vorüber gehen, und bei den Geprägen und Kennzeichen geheimer Kraft und Anlage verweilen.

So war unſer Jakob Anton Kollmann, jedem, der ihn ſah, und reden hörte, ein lehrreicher, ein beſonderer, und weil er es durch eigene Bildung geworden iſt, ein ganz beſonders charakteriſtiſcher Mann. Er wurde 1728 den 21. Juli zu Friedberg, wo ſein Vater Andreas kurf. Holzforſter und Jäger war, geboren, ſtudirte bei den Jeſuiten zu Augsburg, wurde 1752 zum Weltprieſter geweiht, kam dann als Hofmeiſter nach Linz in Oberöſterreich, wo er vier Jahre blieb, und kehrte darauf wieder nach Friedberg, wo er ſogleich Stadtkaplan wurde, zurück. Er beſaß eine überaus glückliche und gleichſam angeborne Gabe, zu überreden, und hatte das, was man im Vortrag populär nennt, ganz in ſeiner Gewalt. Seine Predigten zogen ihm daher eben ſo bald einen außerordentlichen Ruf, und Zulauf des Volkes zu, als ihn ſein gefälliges und verdienſtliches Betragen überall beliebt, und berühmt machte. Im Jahre 1761 erhielt er die Pfarrei zu Mähring ad S. Mich. von welcher er aber 1766 auf die Pfarrei Hochdorf ad S. Petr. und Paul. befördert ward. Damals war bei uns eben jene heftige Gährung wiſſenſchaftlicher Dinge, bei welcher die verwöhnten unheilbaren Köpfe von den beſſern ſich abſonderten. Kollmann hatte längſt aus eigenem Antriebe alle neuern Schriften geleſen, und ſich durch eine reiſe eigene Ueberzeugung gebildet. Als daher der berühmte Streit für und wider das Daſeyn der Hexen entſtand, ſchlug ſich Kollmann zu Sterzingers Parthei, und vertheidigte deſſen Behauptungen in einer ſchönen Schrift. Auf dieſem Wege fuhr er fort, ſich den Gutdenkenden zu empfehlen, und da dieſe damals eben ſo vielen guten Willen, als Gelegenheit hatten, Männer von brauchbarer Einſicht hervorzuziehen, ſo wurde 1770 auch Kollmann nach München berufen, und ſogleich nicht nur mit einer Kanonikatspfründe im hieſigen U. L. Frauenſtift, ſondern auch mit der Aufnahme in den geiſtlichen Rath ermuntert, und aufgefordert, ſeine Fähigkeiten und geſammelten Kenntniſſe ganz für das allgemeine Wohl zu verwenden. Kollmann zeigte auch alſobald, daß er für die Rathsarbeiten gleichſam gemacht ſey. Er beſaß nicht nur jene, eben nicht alltägliche, Gabe, das Hauptwerk der Sache ſogleich von dem Zufälligen zu trennen, ſondern auch eine ausnehmend leichte, natürliche und gelaſſene Art, ſie vorzutragen, und ſeiner Meinung gleichſam unvermerkt Eingang zu verſchaffen, und was noch mehr iſt, jene noch ſeltenere Geduld, mit ſeinem Geſchäft, wo es einen gewiſſen Zuſammenfluß von Umſtänden erforderte, zu laviren (wenn ich dieſes Wortes mich bedienen darf) jetzt, und nicht ein anderes Mal, oder umgekehrt, aufzutreten, harten Dingen eine gefälige Wendung zu geben, und Muth und Zutrauen für ſeinen Vortrag zu erwecken. Dieſe Beredſamkeit und Kunſt zu überreden, die ſeltenſte, ſchwerſte, und glücklichſte von allen, war ſo recht eigentlich in Reden und Thun ſein charakteriſtiſcher Vorzug. Er hatte nicht das geringſte Geſuchte oder Studirte an ſich, ſchien auch manchmal, die Sache mit Bedacht ohne Schmuck und Mühe, und, wenn ich ſo ſagen darf, wie nur im Vorbeigehen, als wäre der Schluß am Ende ohnehin außer Streit und Zweifel, ganz einfach und in einer ſo freundſchaftlichen Erzählung vorzulegen, daß ſich alles ganz willig eines aus dem andern hervorgab. So war er überall, und bis auf ſeinen Gang, ſeine Kleidung und Höflichkeiten ganz ungeſchmückt, natürlich und bieder. Er hat ſich eben auf keine Wiſſenſchaft beſonders verlegt, wußte aber von allen gründlich zu reden, und beſaß zumal im geographiſchen Fache einen Reichthum von Kenntniſſen, dergleichen ich noch an keinem Gelehrten beobachtet habe. Von der Landwirthſchaft, und einigen ſtatiſtiſchen Zweigen wußte er aus Erfahrung zu reden, und da er (wiewohl ohne einigen Schein, ſich aufzudringen) gar gerne ſagte, was er wußte, da er dieſes in einer eben ſo ungeſchminkten, als beredſamen Manier that, ſo war ſeine Geſellſchaft außerordentlich ermunternd, lehrreich und anziehend. Im Jahre 1773 wurde er mit Herrn von Steeb (damaligem Reviſions- und geiſtlichen Rathe zu München, und nunmehrigem Reichshofrath zu Wien) Concommiſſär über die bürgerlichen, und vom Jahre 1774 bis 1777 auch über die ſämmtlichen lateiniſchen oder gymnaſtiſchen Schulen des ganzen Landes. Er beſorgte das gelehrte, Herr von Steeb das ökonomiſche Fach, und damals war die goldene Zeit des bayeriſchen Schulweſens. Auch nachher, da das bürgerliche Landſchulweſen wieder dem geiſtl. Rathe, von welchem deſſen Verfaſſung unzertrennlich iſt, zugetheilt, aber nicht mehr einem einzelnen Rathe, ſondern dem Pleno übertragen ward, blieb Kollmann, ſchon in Rückſicht ſeiner vielen und reifen Erfahrungen, ein vorzüglich wichtiger Mann. Kollmann hatte eine ſehr reine, fließende, und anbei kraftvolle Schreibart, und hätte ſich als Schriftſteller vielen Ruhm verſprechen können, wenn ihm dieſer unſtäte Vorzug, der noch überdieß vom Publikum faſt gewöhnlich früh oder ſpät mit Undank vergolten wird, beneidenswerth, und nicht vielmehr das unmittelbare Handeln wichtiger geſchienen hätte; nur als ich die bayeriſchen Beiträge herausgab, und man vorgab, daß eine ganze Geſellſchaft daran Theil nehme, äußerte er eine beſondere Neigung und Vorliebe, ſich mit ihren Arbeiten vereinigen zu können. Er ſchickte der vermeinten Geſellſchaft auch wirklich einige ökonomiſche Aufſätze ein, und z. B. die Abhandlung von den Hinderniſſen der Landeskultur in Bayern, welche 1779 in mehrern Fortſetzungen erſchien, iſt ſein Werk. Er war gegen junge Gelehrte äußerſt dienſtfertig, und hatte, welches gar ſelten anzutreffen iſt, die Gefälligkeit und Geduld, ihre, manchmal eben nicht einladenden, Handſchriften mit größter Aufmerkſamkeit zu durchgehen, und nicht nur die Fehler wider wiſſenſchaftliche Grundſätze, ſondern auch die Fehler wider den reinen oder beſtimmten Ausdruck, und jedes Verſehen wider die gehörige Wortfügung zu rügen, und dieß auf eine freundſchaftliche Art, als wenn er ſich bei dem jungen Verfaſſer ſelbſt nur Raths erholen, und ſich von der Güte dieſes oder jenes Satzes aus ſeinem Munde überzeugen wollte. Auch das Gute, das wieder nicht jedem eigen iſt, hatte er, daß er fremdes Verdienſt ſeyn ließ, was es war, daß er von andern lieber das Gute, als das Nachtheilige vorbrachte, immer ein Sprüchlein in Bereitſchaft hatte, dieſes zu mildern, und daß er auch bei denen, die ihn, wie er wohl wußte, hinter dem Rücken ſchimpften und verläumdeten, ſich nie die Gelegenheit öffnete, ihre Häßlichkeit darzuſtellen. Er beſaß hierin jene edle Schamhaftigkeit, die einem Manne von feiner Empfindung eigen iſt, und fühlte, daß etwas Erniedrigendes darin ſey, einen niederträchtigen Menſchen vollends niederzutreten. Er hatte eine ſchöne Büchersammlung, welche aber durch häufiges Ausleihen der Bücher immer in einem ziemlich unvollſtändigen Zuſtande blieb. Der Religion hieng er mit wahrhafter Ueberzeugung an, und wiewohl er nichts weniger, als ein Andächtler war, ſo konnte er doch auch den unüberlegten Muthwillen des zügelloſen Spottes nicht vertragen, und er glaubte, daß Beiſpiele und ſanfte Lehren des Guten, Weſentlichen und Wahrhaften, das Uebertriebene, oder Zufällige, auf eine heilſamere Art entfernen würden. Unſer Vaterland liebte er enthuſiaſtiſch, und redete, nach altem Herkommen, über die Angelegenheiten und Schickſale deſſelben öffentlich, was er wußte und dachte, frei und unerſchrocken. Er war den Bedürftigen ein mitleidiger und wohlthätiger Mann, und guten Menſchen ein warmer, ſtandhafter, mit Rath und That thätiger und aushaltender Freund. Ach, im Jahre 1787 den 5. Oktober wurde er zu Affing unverſehens dahin genommen! Eine allgemeine Beſtürzung begleitete ihn zu ſeiner Ruheſtätte, welche er daſelbſt in der Pfarrkirche genommen hat.

Künſtler.

Seit meiner letzten Anzeige ſtarb der arme, alte, brave Maler Stephan, ſtarben Straub, und Schega, und viele andere giengen dahin, deren Andenken uns rühmlich und lehrreich iſt. Ich will dießmal nur des Straubs, und des Schega, und der übrigen in der Folge gedenken.

Straub.

Einen Auszug der vornehmſten Lebensumſtände dieſes berühmten Künſtlers (ſo wie vieler anderer damals lebender bayeriſcher Künſtler, nebſt den Anzeigen ihrer Werke) hat uns ſchon im Jahre 1772 unſer um die Gelehrſamkeit und die Künſte beſtens verdiente Herr Oberlandesregierungsrath Johann Caſpar Edler von Lippert in dem zu Augsburg gedruckten monatlichen Kunſtblatt (3ter Jahrgang 7tes Stück S. 53) geliefert. Johann Baptiſt Straub wurde 1704 den 23. Jun. zu Wieſenſteig, einem im ſchwäbiſchen Kreis liegenden, und nach Bayern gehörigen Städtchen, geboren. Sein Vater, Johann Georg, war daſelbſt ebenfalls Bildhauer, und hielt ſeine fünf Söhne, welche er aus zweien Ehen, nebſt einigen Töchtern, erhalten hatte, ſämmtlich zu ſeiner Kunſt an, wie ſie ſich dann auch auf dieſelbe mit vielem Eifer verlegt, und ſich in verſchiedenen Ländern, als Philipp zu Grätz in Steiermark, Joſeph zu Marburg ebend., Johann Georg zu Rackersburg ebend., und Franz zu Agram in Kroatien, als Bildhauer niedergelaſſen haben. Unſer Johann Baptiſt hatte kaum einige mechaniſche Fertigkeiten bei ſeinem Vater erlernet, als ihn dieſer nach München ſchickte, und ſeinem Freunde, dem kurfürſtlichen Hofbildhauer Gabriel Luidl gleichſam erſt von neuem in die Lehre gab. Binnen vier Jahren, welche er bei dieſem Künſtler übte, brachte er es ſo weit, daß man ihn vor vielen andern wählte, die prächtigen Verzierungen, womit die ſchönen Zimmer der kurfürſtlichen Reſidenz verherrlichet werden ſollten, zu verfertigen. Er verließ nunmehr ſeinen Lehrmeiſter, und widmete ſich gänzlich ſeiner ehrenvollen Arbeit, welche er in zwei Jahren zur größten Zufriedenheit des Hofes vollendete. Da er aber je länger je mehr wahrnahm, wie groß der Umfang ſeiner Kunſt, und wie unendlich viele der Stufen wären, welche ein Künſtler mit Talent durch Hülfe einer geiſtreichen Anleitung, durch lange und reife Betrachtungen des Schönſten in ſeiner Art, und durch unabläßliche Verſuche und Uebungen beſteigen müßte, um eine höhere Vollkommenheit zu erreichen, ſo faßte er den Entſchluß, nach größern Städten, wo damals die Bildhauerkunſt nicht ſo faſt mehr geachtet, als durch Beſtellung häufiger und ſchöner Arbeiten mehr ermuntert und geübt würde, zu wandern. Mit dieſem Vorſatze kam er nach Wien zu Herrn Ignaz Gunſt, und nachmals zu Herrn Chriſtoph Mader, Bildhauer des Prinzen Eugenius. Bei dieſem Mader blieb er drei Jahre, und nahm an deſſen zahlreichen und prächtigen Arbeiten immer einen unmittelbaren Antheil. Er wurde auch wegen ſeiner Geſchicklichkeit täglich mehr bekannt, und als der Herr Abt de Monte Serrario eben einen neuen Kloſter- und Kirchenbau vornahm, erhielt von ihm unſer Straub den Auftrag, die Bildhauerarbeit zu verfertigen. Dieſe beſtand in einer Madonna von der Größe, wie ſie in Spanien zu Monte Serrato zu ſehen iſt, dann in den Oratorien, einer Kanzel, und verſchiedenen erhabenen Arbeiten, und Verzierungen, welche in dieſer Kirche noch dieſe Stunde zu ſehen ſind. Die Schönheit dieſer Arbeiten zog ihm viele Achtung zu, und erwarb ihm zumal die Freundſchaft des kaiſerlichen Hofbaumeiſters Freiherrn von Fiſcher, und des berühmten Architecten Bibiena, deren Umgang und Unterricht ihm vielen Nutzen verſchaffte. Dieſer glückliche Fortgang des jungen Straub, und ſein täglich wachſender Ruf machte ſeine Landsleute auf eine edle Art eiferſüchtig; ſie wünſchten ihn bei ſich zu haben, und der berühmte bayeriſche Hofbildhauer Andreas Faiſtenberger lud ihn ein, nach München zurück zu kommen, und mit ihm gemeinſchaftlich zu arbeiten. Straub folgte dieſem Aufruf mit tauſend Freuden, arbeitete einige Zeit mit Faiſtenberger, aber bald darauf für ſich ſelbſt. Seine Werke erhielten auch allen den Beifall, und eine ſieben Schuh hohe Venus mit drei Genien, welche er zu einem Springbrunnen in das Graf königsfeldiſche Haus verfertigte, gefiel ſo ſehr, daß ihn der Kurfürſt, und nachmalige Kaiſer Albert ſogleich zum Hofbildhauer ernannt, und ſohin mit München auf immer verbunden hat. Herr von Lippert nennet in ſeiner dem augsburgiſchen Kunſtblatt eingerückten Anzeige 75 der anſehnlichſten Werke, welche unſer Straub ſeit 36 Jahren, als der Zeit ſeines Aufenthaltes in München, verfertiget hat, deren Wiederholung aber hier zu weitläufig ſeyn möchte.

Straub hatte ſich zweimal verheirathet, als a) mit Thereſia Eliſabetha, einer Tochter des hieſigen Hofkupferſtechers Fr. Xaver Spät, mit welcher er binnen einer eilfjährigen Ehe fünf Kinder erzeugte, welche aber alle ihrer Mutter in das frühe Grab gefolgt ſind, b) mit Eliſabetha Thereſia, Tochter des kurf. Hofgerichtsadvokatens und Auditors Herrn Johann Schluttenhofer. In dieſer Ehe erhielt er zehn Kinder, wovon aber nur noch zwei Töchter am Leben ſind. Was unſerm Straub zur vorzüglichen Ehre gereicht, iſt, daß auch ſeine Scholaren berühmte Künſtler geworden ſind. Der ältere war Herr Franz Ignaz Günter, Bildhauer in München, von deſſen Leben und vorzüglichern Werken ich im nächſten Theile eine befriedigende Erwähnung machen werde. Der zweite Scholar war Herr Franz Xaver

Meſſerſchmid, ſein Schweſterſohn, der ſieben Jahre bei ihm zugebracht, und einen ganz beſondern Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Meſſerſchmid wurde nachmals zu Wien kaiſ. kön. Hofbildhauer und Profeſſor der Skulptur bei der daſigen Akademie der Künſte, gieng aber einige Zeit darauf nach Preßburg, wo er unlängſt geſtorben iſt. Zu einem Denkmal der Dankbarkeit gegen ſeinen Vetter und Lehrmeiſter hat er deſſen Portrait nach der Natur, von Ton, im Profil, ſo wie auch die Portraite der ſtraubiſchen Töchter, deren damals drei am Leben waren, in Ein Stück zuſammengeformt, und nachmals in Blei gegoſſen, wie ſie noch vorhanden ſind. Auch verfertigte er für die verſtorbene zweite Frau des ſel. Straub den ſchönen einfachen Leichenſtein, voll ſanfter Rührung und ſtiller Melancholie, deſſen ich im erſten Theile meines Jahrbuches S. 163 erwähnet habe. Auch unſer noch lebende Hofbildhauer, Herr Roman Booß, der die ältere Tochter des Herrn Straub geheirathet hatte, ſtand bei ihm neun Jahre in Arbeit. Herr Johann Bapt. Straub ſtarb den 15ten Juli 1784 im 80ſten Jahre ſeines Alters.

Schega.

Herr Franz Andreas Schega iſt den 16. des Wintermonats 1711 zu Rudolphswerth, oder, wie es insgemein genannt wird, zu Neuſtädtel, einer nicht unanſehnlichen Stadt in der windiſchen Mark in Krain geboren worden. Sein Vater, Andreas, war daſelbſt Bürger und ein berühmter Büchſenmacher, und ſeine Mutter, Katharina, von Geburt eine Caſtelzinn. Der Vater führte dieſen ſeinen zweiten Sohn frühzeitig zu ſeinem Handwerk an. Der junge Schega, in welchem ein noch edlerer Funke verborgen lag, machte auch in demſelben, wie leicht zu erachten, bald einen guten Fortgang, ſo, daß er ſich im 17ten Jahre ſeines Alters auf Reiſen begeben konnte. Zwei Jahre hielt er ſich als Büchſenmachergeſell zu Stain in Oeſterreich auf; dann richtete er 1730 ſeinen Weg nach München, wo er anfangs zu Paul Lienhard, dann zu Johann Georg Dapenberd, einem geſchickten Büchſenmacher, in Arbeit trat. Bei jedem ſtand er zwei Jahre als Geſell, und legte ſich nicht nur größtentheils auf die geſtochenen und geſchnittenen Büchſenmacherarbeiten, ſondern auch auf das Pettſchierſchneiden. Dadurch fand er den rechten Weg zu ſeiner Beſtimmung. Von einer außerordentlichen Begierde zu ſolchen Arbeiten getrieben, wozu noch der große Beifall kam, den er ſich dadurch erworben, überließ er ſich gänzlich ſeinem Hange, und entfernte ſich nach und nach von den Werkſtätten. Da ihm dieſe Arbeiten ſo gut von ſtatten giengen, bekam er auch Luſt, ſich der Stempelſchneidekunſt zu widmen. Zu dieſem Ende übte er ſich, ohne einen Lehrmeiſter zu haben, ſowohl im Zeichnen, als auch im Pouſſiren nach der Natur. Er fühlte ſich endlich, und faßte den Entſchluß das Portrait des Kurfürſten und nachmaligen Kaiſers Karl Albrecht höchſtſeligen Andenkens in Wachs zu machen, und es durch den damaligen geheimen Kabinetsſekretär, Johann Aſcanius von Tritra, einen großen Kenner und Liebhaber der Künſte, zu überreichen, mit der Bitte, daß er bei dem Münzamt als Stempelſchneider möchte angeſtellt werden. Weil nun dazumal alle Stöcke von auswärtigen Orten mußten herbeigeſchaft werden, und dieſelben nicht allzu gut geſchnitten waren; ſein Modell war ſehr gnädig aufgenommen worden; ſo geſchah es, daß er 1738 den 12ten Chriſtmonat, als Stempelſchneider, jedoch ohne Gehalt, angenommen wurde. Nun hatte er feſten Fuß gefaſſet. Seine Arbeiten fanden je länger je mehr Beifall; und im nächſtfolgenden Jahre wurde ihm eine ordentliche Beſoldung ausgeſetzt. Er verheirathete ſich darauf 1740 mit Anna Katharina, geborner Niederreiterinn, und erhielt aus dieſer Ehe viele Kinder, wovon aber nur noch zwei Töchter am Leben ſind, von denen die ältere mit unſerm vortrefflichen Herrn Wink verheirathet iſt. Als aber nach dem Hintritte Kaiſer Karls VI. der Succeſſionskrieg ausbrach, konnte Schega keinen Verdienſt mehr beim Münzamte erhalten. Aus Noth gedrungen, und um die Seinigen ernähren zu können, mußte er ſich mit Pettſchierſchneiden abgeben, und zu gleicher Zeit fieng er an, Portraite im Paſtel zu malen, wodurch er ſich auch einen großen Vortheil in der Stempelſchneidekunſt verſchaffte. Auch im Kupferſtechen übte er ſich, und legte in dieſen jetzt erwähnten Künſten herrliche Proben ſeiner Fähigkeiten zu Tag, daß, wenn er ſich hätte entſchließen können, darin fortzufahren, er einer der größten Meiſter geworden ſeyn würde. Nach geſchloſſenem Frieden lachte den Schega das Glück wieder an; doch hatte er noch immer keine andere Gelegenheit, ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, als durch Currentmünzen, deren er eine ungemein große Anzahl verfertiget hat, bis der Herr Graf von Haimhauſen Excellenz ꝛc. zum Münz- und Bergwerkspräſidenten ernannt wurde; dann fehlte es ihm nicht mehr an Gelegenheit, ſeine Stärke auch in Ausarbeitung der Medaillen zu zeigen; ja durch den hohen Schutz dieſes verewigten Gönners der Wiſſenſchaften und Künſte, erhielt Schega, nebſt dem Titel eines Hofmedailleurs, eine anſehnliche Vermehrung ſeines Gehaltes, und eine freie Wohnung; und tauſend Aufmunterungen, welchen wir die vielen koſtbaren und unvergleichlichen Arbeiten unſeres Künſtlers zu danken haben. Die Medaillen des durchlauchtigſten bayeriſchen Kurhauſes, (wozu Herr von Lori die Aufſchriften verfertiget hat, ſind ein ewiges Denkmal hoher, und ſeltener Kunſt. Sein Ruhm verbreitete ſich aller Orten. Im Jahre 1755 wurde er nach Würzburg, gleich darauf nach Dresden, und im Jahre 1758 vom Fürſten Wenzeslaus von Lichtenſtein nach Wien, und im Jahre 1766 abermal dahin berufen, um das Portrait der höchſtſel. K. K. Maria Thereſia, welche er nach dem Leben abformte, zu verfertigen. Da in Bälde eine ausführliche Anzeige ſeiner ſämmtlichen Arbeiten erſcheinen wird, ſo will ich eine Anzeige, welche hier ein bloßes Bruchſtück ſeyn würde, nicht fortſetzen. Bald nach 1766 wurde Schega auf dem rechten Auge des Lichtes beraubt, und dieß entſetzliche Unglück widerfuhr ihm einige Jahre nachher auch auf dem linken. Ganze zehn Jahre litt und trug er mit weiſer Ergebung in ſein Schickſal den ſchrecklichſten aller Unglücksfälle, und erblickte nie wieder das Tageslicht, bis ihm das Licht einer Welt ohne Drangſal und Kummer zu leuchten begann, wohin er hinan wandelte 1787 den 6. Dec.

Skizze *)

aus dem

Leben des (Titl.) Herrn Grafen
Sigmund v. Haimhausen (Exc).

Noch ehe es einen geſchloſſenen Adel, der ſeine Probe von Ahnen holt, gab, hat es ſchon in den urälteſten Zeiten ein feſtes Bündniß der altadelichen Familien, ihre edle Abkunft, und den Glanz ihrer Geſchlechter zu erhalten, gegeben. Dieſes beſtand darin, daß ſie ſich gleichſam eines ausſchließenden Rechts

---

*) Beiträge zur vaterländiſchen Hiſtorie, Geographie ꝛc. 4r B. S. 426.

bemächtigten, aus ihrem Mittel eine ununterbrochene Nachfolge von Männern zu liefern, welche fähig und würdig, und durch eine höhere Beſtimmung dazu geeignet wären, zur Zeit des Krieges, und des Friedens diejenigen Rollen zu übernehmen, wobei man vorzüglich und allein Gelegenheit ſindet, in einer gewiſſen einſamen Größe, welche Bewunderung und Ehrfurcht erwecket, ſich darzuſtellen, und einen allgemeinen und gerechten Anſpruch auf Vorzug und Ehre zu machen. Sie ſetzten ſich in den Beſitz, die in tauſend einzelnen, zerſtreuten, und ſparſam vorhandenen Eigenſchaften von Güte und Größe in ihren Perſonen zu vereinigen, die Erſten und Stärkſten an Einſicht und Verſtand, und die Bewahrer und Schatzmeiſter großer Tugenden, und geiſtreicher Talente zu ſeyn. Ihre Eiferſucht, daß Leute von einer minder berühmten Abkunft ſich ihnen an die Seite ſtellen, oder wohl gar den Vorrang entziehen möchten, überſtieg zuweilen alle Grenzen. In einem griechiſchen Staate wurde eine Zeit lang feſtgeſetzt, daß nur Söhne der altadelichen Geſchlechter berechtiget ſeyn ſollten, die Künſte der Zeichen- und Malerkunſt zu treiben, indem ſie wahrgenommen hatten, daß dieſe Künſte ein Talent, das über alles Gemeine ſich emporheben müßte, vorausſetzten, und zu einem unſterblichen Ruhme führten; aber überhaupt begnügten ſie ſich nicht blindlings mit dem Stolze, die Einzigen in ihrer Art zu ſeyn, ſondern ſie beurtheilten mit großer Strenge den vorübergehenden, und den ſich verewigenden Werth der Dinge, und unterſchieden Geſchicklichkeiten, die bloß glänzen und vergnügen, von denjenigen, die einen ernſthaften Zweck ſich vorſetzen, und in Fällen der Noth und Verlegenheit den Menſchen nützen. Nach dieſem Sinne erzählt Plutarch im Leben des Perikles, daß, als Antiſthenes einſt einen geſchickten Flötenſpieler hörte, er von demſelben urtheilte: „er müſſe ein ſchlechter Menſch ſeyn, weil er ſonſt kein ſo geſchickter Flötenſpieler ſeyn würde.“ Und Philippus ſagte zu ſeinem Prinzen, als er bei einem Gaſtmahle ſehr gut und kunſtmäßig ſang: „Schämſt du dich nicht, ſo ſchön zu ſingen?“ Von ſolchen Zügen, Reden, Geſinnungen und Beiſpielen ſind die Leben dieſer Altadelichen voll, und von den Urälteſten derſelben, von denen die Nachrichten noch häufig ins Fabelhafte fallen, ſagt Plutarch, daß das erſte und letzte Ziel ihres Stolzes, und ihrer Beſtrebung, darin beſtand, den Völkern zu nützen, ihr Vaterland von gewaltthätigen Böſewichtern, welche durch Ungerechtigkeit und Grauſamkeit ſich fürchterlich machten, zu reinigen, und dauernde Beiſpiele von Großmuth, von Unerſchrockenheit in Gefahren, und vom unbeugſamen Geiſte und Kampfe wider gräßliche Unfälle und Schläge des Schickſals zu geben. Diejenige Familie, ſo reich ſie ſeyn mochte, war unglücklich, und verlor ſich ſchimpflich, die keine Söhne, welche das Gepräge dieſes hohen Sinnes trugen, aufweiſen konnte, und der bürgerliche, aber geſchickte Marius, hielt ſich berechtiget, in ſeiner berühmten derben Rede, den Adelichen von Rom, denen die Brauchbarkeit und Geſchicklichkeit eines Dritten den Schlaf nicht mehr benahm, ins Angeſicht zu ſagen, ob ſie, die ſich auf den Ruhm ihrer Väter ſo vieles herausnehmen, nicht glaubten, daß dieſe Väter, wenn ſie wieder aufſtehen, und in die Verſammlung treten ſollten, nicht tauſendmal lieber ihn, als ſie, zu Söhnen zu haben wünſchen würden. Und ein nachfolgender Dichter brandmarkte ſie, und ihres Gleichen, vollends mit dem bekannten Verſe: „Es iſt niemand ſo gar nichts, daß er nicht alle Augenblicke ſeyn könnte, was du biſt.“

Jene ewigen Kennzeichen des wahren Adels ſind noch bei allen Nationen dieſelben. Man fordert und erwartet mit Recht, daß die erſten Familien eines Landes auch von Zeit zu Zeit die Männer von erſter Größe, die Heroen ihres Vaterlandes liefern, daß ſie für die ſchwerſten und wichtigſten Staatsämter aus ihrer Mitte dem Vaterlande die wohlunterrichtetſten, und zu einer unbeſtechlichen ausdauernden Arbeitſamkeit abgehärtetſten Geſchäftsmänner, daß ſie geſchickte und wohlgeübte Helden wider Feinde des Vaterlandes darſtellen, daß ſie ihr Wohlſeyn mit dem Wohlſeyn des Fürſten und des Vaterlandes innigſt verbinden, daß ſie für die Ehre ihrer Nation bürgen, und die erſten ſeyn ſollten, welche allgemein drückende Mißbräuche durch die Schärfe und Bildung ihres Geiſtes rügen; daß ſie (was bei dem Fortſchritte der menſchlichen Vervollkommnung unter die erſten und edelſten Pflichten gehört) die Wiſſenſchaften und Künſte wider die heimlichen, und öffentlichen Anfälle der Trägheit, und giftigen Dummheit in ihren unmittelbaren Schutz nehmen, daß ſie ſinkende Talente ermuntern, mißkannte hervorziehen, in allen Arten von ſeltenen Tugenden, Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten vorangehen, und dadurch den ruhmvollſten Rang von edler Abkunft behaupten und beweiſen ſollten. Mich dünkt, man erwarte das Edelſte, und Ehrenvollſte, indem man dieſe Kennzeichen erwartet.

Ich beginne mit Ehrfurcht und hoher Freudigkeit die Skizze zu dem Leben eines ſolchen Mannes, der ſeine edle Abkunft mit edlen Thaten und Eigenſchaften bezeichnet hat.

Herr Sigmund Graf von Haimhauſen wurde den 28. Dec. 1708 zu München geboren, in welchem nämlichen Jahre den 11ten Jäner deſſen älterer Bruder Carl ebendaſelbſt zur Welt gekommen iſt. Die Erziehung beider Brüder war daher gemeinſchaftlich, ſo wie das Band ihrer brüderlichen Liebe unzertrennlich war. Ihr Vater, Graf Joſeph, war als Hofrath und Kammerherr dem Kurfürſten Maximilian Emanuel nach Frankreich gefolgt, ſtarb daſelbſt, und ward zu St. Cloud begraben. Im Jahre 1724 ſtarb in Haimhauſen ihr Großvater Franz Ferdinand, in einem Alter von 86 Jahren, und wurde daſelbſt begraben. Damals befanden ſich beide Brüder, welche nunmehr unter der Vormundſchaft ihres Onkels, des Hrn. Obriſtkämmerers Grafen von Thierheim, und ihrer Mutter zu ſtehen kamen, eben in der Rhetorik, oder der letzten der Gymnaſialſchulen, welche ſie ſeit dem Jahre 1715 bei den Jeſuiten zu München beſucht hatten, und wurden nunmehr nach Salzburg geſchickt, wo ſie das erſte Jahr bei den Herren Benediktinern die Philoſophie, und im zweiten bei dem Hrn. Prof. Schlosgangl die Institutiones hörten, auch am erzbiſchöflichen Hofe manche guten und bleibenden Anweiſungen für ihr künftiges Leben erhielten. Der damalige Erzbiſchof, ein Graf Harrach, hatte die zu Salzburg ſtudirenden Edelleute, deren etliche dreißig aus verſchiedenen Ländern anweſend waren, unter eine ſorgfältige Aufſicht genommen. Er hatte ſich angelegenſt um die Aufführung derſelben erkundigt, und feſtgeſetzt, daß wechſelweiſe täglich zwei zur Tafel bei Hofe geladen, Abends zur Geſellſchaft und zum Spiele gelaſſen, an den Sonn- und Feyertagen aber ſämmtliche zum Kirchengange gezogen wurden. Er hatte es dabei an nichts ermangeln laſſen, die geſchickteſten Meiſter für die Sprachen, für die Reit-, Tanz- und Fechtkunſt nach Salzburg zu ziehen, und ſohin die übliche Bildung junger Adelichen auf alle Weiſe zu befördern. Nach einem zweijährigen Aufenthalte zu Salzburg, reiſten die jungen Grafen über München, wo ſie im Jahre 1726 mit dem Kammerſchlüſſel begnadet wurden, nach Prag. Hier, wo ſie unter andern die Kollegia des Prof. Brockhauſen, (eines gebornen Weſtphälingers) hörten, ſetzten ſie die juriſtiſchen Wiſſenſchaften, ſo wie die Uebungen in andern nützlichen Gegenſtänden fort, und begaben ſich nach einem zweijährigen Aufenthalte im Jahre 1728 unter der Begleitung eines (von Mainz gebürtigen) weltlichen Hofmeiſters, Namens Schmid, auf Reiſen, auf welche dieſer Hofmeiſter ſchon öfters junge Adeliche begleitet hatte. Sie beſuchten Dresden, wo damals der berühmte König Auguſt noch lebte, dann Berlin und Potsdam, wo ſie mit zwei jungen ſchwediſchen Grafen, von Bonde und Horn, Bekanntſchaft machten, und in Geſellſchaft dieſer Herren, welche gleiche Abſichten mit ihnen hatten, ihre Reiſe nach Hamburg, Lübeck, dann nach Weſtphalen, dann durch Utrecht nach Amſterdam fortſetzten. Nachdem ſie in den genannten und andern Städten nicht bloß das Seltene und Bewunderungswürdige, ſondern vorzüglich das Nützliche, als die Einrichtung und den Gang der Manufakturen und Fabriken wohl beſehen, und das Vorzüglichſte überall in ihre Reiſebücher eingetragen, auch vorzüglich die ſtets rühmlichen, und in der Folge oft nützlichen Bekanntſchaften mit ſchätzbaren und berühmten Männern geſucht und erhalten hatten, beſchloßen ſie, nach Leiden zu gehen, und bei dem berühmten Profeſſor Vitriarius die Kollegia Juris publici zu hören. Sie fanden hier eine erſtaunliche Menge junger Edelleute, welche der Ruf dieſes Mannes aus allen Ländern Europas dahin gezogen hatte, und benanntlich unter den Deutſchen die Grafen von Sternberg, v. Harrach, v. Kolabo, v. Czernin, v. Pachta, v. Perlipſch, v. Schönborn, v. Leyen, v. Fünfkirchen u. a. m. Es fanden ſich in den Collegiis, welche 6 bis 7

Monate fortgeſetzt wurden, jährlich über 800 Zuhörer, von welchen ſehr viele alle Worte, ſo wie ſie aus dem Munde dieſes großen Lehrers floßen, nachgeſchrieben, und ihre Handſchrift als einen koſtbaren Schatz zum Theile wieder an fremde Edelleute verkauften. Nachdem dieſe Kollegia geendet waren, durchreiſten ganz Holland, und betrachteten in den Städten ſowohl, als auf dem Lande das Sehenswürdigſte, was ſich daſelbſt für den Beobachter in vollem Maaße darbietet; dann ſetzten ſie ihre Reiſe nach den öſterreichiſchen Niederlanden (wo ſie zu Brüſſel, unter der Gouvernantinn, der Erzherzoginn Maria Anna, Schweſter Kaiſers Karl VI., einen ſehr glänzenden Hof, und einen ſehr vornehmen und zahlreichen Adel, als den Grafen Viſconti, die Prinzen von Taxis, von Ligne, von Rubenpre, die Herzoge von Arenberg, von Urſe u. a. m. antrafen) und durch ganz Flandern und Brabant fort, und beſuchten wiederholtenmalen die zahlreichen und ſchönen Städte dieſer geſegneten und berühmten Länder. Als ſie endlich nach Calais kamen, faßten ſie den Entſchluß nach England zu gehen, wohin die Grafen von Czernin und Sternberg ſie begleiteten. Nachdem ſie auf dem Lande ſowohl, als beſonders in London, das Merkwürdigſte beſehen hatten, kehrten ſie wieder nach den

Niederlanden zurück, in der Abſicht, nunmehr auch Frankreich und Paris zu beſuchen, wo ſie im Monate September 1729 angelangt, bis in den Monat May des folgenden Jahres verblieben, dann über Rheims, Chalon, Lüneville, Verdün, (wo damals der Herzog Franz von Lothringen, nachmaliger Großherzog zu Florenz, Gemahl der Maria Thereſia, und Kaiſer, noch ſeine Reſidenz hatte) Straßburg, Stuttgart, Ulm, Augsburg zurückgekehrt, und nach einer vierjährigen Abweſenheit, im Juli 1730, in München wieder angekommen ſind.

Hier zeichnete ſich Hr. Graf Sigmund von Haimhauſen ſogleich durch eine Handlung aus, die ſeinem Herzen ewig Ehre machen, und als ein Beiſpiel ſeltener Großmuth unvergeßlich bleiben wird. Der Großvater hatte in ſeinem, mit allem Rechtsbeſtand verſehenen, Teſtament den jüngern ſeiner beiden Enkel, den Herrn Grafen Sigmund, zum Univerſalerben ſeines ganzen Vermögens und ſeiner Güter in Bayern und Böhmen eingeſetzt, und ſohin dem ältern bloß das Recht auf die geſetzmäßige Legitima, welche in 80000 fl. beſtand, hinterlaſſen. Was die Rechte nicht vermochten, konnte die brüderliche Liebe und Großmuth unwirkſam machen. Graf Sigmund machte einem, damals berühmten Doktor, Schmadl, den Auftrag, ſämmtliche großväterliche Güter in zwei durchaus gleiche Theile abzuſondern, und, wenn er das Werk zu Stand gebracht haben würde, es ungeſäumt anzuzeigen. So fand der ältere Bruder eines Tages das großväterliche Vermögen auf zwei Tiſchen mit allen zu jedem Theile gehörigen Documenten gleich abgetheilt liegen. Graf Sigmund ſtand zu den Gütern von Böhmen, und der gerührte Bruder behielt den Antheil in Bayern. Dieſer, welcher als kurfürſtlicher Hofrath Dienſte nahm, verheirathete ſich mit einer Gräfinn von Leiblfing, erhielt einen Sohn aus dieſer Ehe, der aber bald geſtorben iſt, und ſtarb bald nachher ſelbſt.

Ich kann und werde nun ganz allein der Bahn folgen, welche Graf Sigmund ſich gewählet, und auf welcher derſelbe ein Denkmal von der edelſten Beſtrebſamkeit ſeines Geiſtes errichtet hat. Man kann nur verhältnißweiſe, und aus dem, was andere nie werden, ſehen, was ein Dritter geworden iſt, und hier merke ich nur an, was jeder täglich bemerken muß, daß es, bis zum Erſtaunen wenige Naturen giebt, in denen man des einzigen Kennzeichens einer adelichen Gemüthsart, des Triebes nämlich, ſich durch Einſicht, Geſchicklichkeit und Fleiß über die gemeine Klaſſe von Menſchen zu erheben, gewahr wird. Ein großer Theil tritt nie aus den Stufen des Knabenalters, deſſen Horaz erwähnet, hervor, und lernet nie eine edlere Freude, eine würdigere Beſchäftigung kennen, als die, mit Pferden und Jagdhunden. Menſchen, welche in der Kunſt, zu leben, frühzeitig die Meiſterſchaft erreichen, welche ſich in jede Laune gefälligſt zu ſchmiegen, jedem etwas Angenehmes und Schmeichelhaftes zu ſagen, und ſich allenthalben als die liebenswürdigſten, unterhaltendſten Geſchöpfe darzuſtellen wiſſen, und damit ich noch mehr ſage, Menſchen, welche alle Schlauheit und Gewandtheit beſitzen, andere zu berücken, feine Intriguen zu ſpielen, und mit vielem Geräuſch und Prunk in der Welt zu erſcheinen, wachſen allenthalben dem Tauſend nach, wie Schwämme aus der Fäulniß hervor, bis einmal ein Mann kömmt, der über die Schande eines leeren Lebens, und über die Schwachheiten der Männer ſeiner Zeit erröthend, nach einem nützlichen Geſchäfte greift, und dann mit geradem Sinn und Eifer zu Werke geht. Der Hr. Graf Sigmund von Haimhauſen war noch unentſchloſſen, welches Geſchäft und Amt er zum Behufe des Lebens ſich wählen ſollte, als ſich auf ſeiner böhmiſchen Herrſchaft Kuttenplann eine Gelegenheit, dieſe Wahl zu beſtimmen, gezeigt hat. Einige, zu dieſer Herrſchaft gehörigen, Unterthanen, hatten daſelbſt ein Kupferbergwerk, die St. Veitzöch genannt, im Gange. Da die Bergleute zwar ſehr eifrig, aber theils nicht mit jeder gehörigen Einſicht, theils nicht mit jeder nöthigen Unterſtützung verſehen waren, ſo baten ſie ihren Herrn, der Sache ſich anzunehmen. Der Hr. Graf entſchloß ſich dazu, und das ſogleich eintretende und täglich zunehmende Vergnügen an den Wiſſenſchaften des Bergbaues wurde bald für ſeine ganze übrige Lebenszeit entſcheidend. Um die Sache mit Grund anzufangen, lud er den Hrn. Dr. Stör, Profeſſor der Metallurgie zu Leipzig, nach Kuttenplann, hörte faſt ein ganzes Jahr lang deſſen Vorleſungen, beſuchte nebenbei die k. k. Bergſtädte, und oberſächſiſchen Erzgebirge, und beſprach und berathſchlagte ſich nicht nur überall mit den geſchickteſten Profeſſoren und Bergleuten, ſondern befuhr auch überall und eifrigſt die beſchwerlichſten Zechen, um ſich deſſen durch eigene Betrachtung und Erfahrung zu bemächtigen, was die Theorie ihn gelehrt hatte. Er ſammelte ſich die beſten Schriften, die von dem Bergbau und Hüttenweſen, und den dahin einſchlägigen phyſikaliſchen Kenntniſſen handelten, und unterhielt einen fleißigen Briefwechſel mit ſolchen Leuten, welche in einer oder der andern Wiſſenſchaft ſich rühmlich ausgezeichnet, und ein Recht auf ſein Vertrauen ſich erworben hatten. Da er ſich von Zeit zu Zeit nach München begab, ſo unterredete er ſich fleißig mit dem damaligen Münzwardein Angermair und deſſen Tochtermann, Max, und ließ ſich einen Probierofen nebſt den dazu gehörigen Gewichten und Wagen verfertigen, um verſchiedene Erz- und Münzproben anzuſtellen, und neue Fertigkeiten zu erlangen.

Die nach dem Tode Kaiſer Karl VI. (1740 den 20. Okt.) erfolgten großen Begebenheiten und Unruhen unterbrachen dieſen Eifer. Als ſich der Herr Graf Sigmund in Prag zur Huldigung, welche von allen böhmiſchen Städten, dem Kurfürſten Karl Albert, als König von Böhmen geleiſtet werden mußte, einfand, wollte Höchſtderſelbe, daß der Herr Graf als Kammerherr von Bayern bei der kaiſerlichen Krönung zu Frankfurt ſich einfinden ſollte. Der Graf nahm den Weg über Mannheim, wo damals der Kurfürſt Karl Philipp noch lebte, und wohnte 1742 erſt den geſchmackvollen und prächtigen Freudenfeſten, welche wegen der Verehelichung der drei ſulzbachiſchen Prinzeſſinnen (der ältern Eliſabetha an unſern durchlauchtigſten Kurfürſten Carl Theodor, der mittlern Maria Anna an Herzog Clement aus Bayern, und der jüngſten Franzisca an Prinz Friedrich von Zweibrücken) gefeiert wurden, dann der Krönung zu Frankfurt bei.

Bei dem darauf erfolgten Kriege wurden die böhmiſchen Güter des Herrn Grafen (ſo wie nämlich ganz Böhmen) wechſelweiſe von franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Truppen beſetzt. Als im September 1742 der franzöſiſche Marſchall Maillebois in Böhmen einbrach, in der Abſicht, die in Prag eingeſchloſſenen Marſchälle Belliſe und Broglio zu entſetzen, traf die heimhauſiſchen Güter das Unglück, daß der Einbruch dieſer, in 45 tauſend Mann beſtehenden, Armee meiſtens auf denſelben geſchehen iſt. Der Marſchall Maillebois nahm ſein Hauptquartier in Promendorf, der Herzog von Harcourt, der den rechten Flügel kommandirte, in Heilingkreuz, und der Comte de Saxe mit dem linken Flügel in Neudorf, welche ſämmtliche Ortſchaften heimhauſiſch ſind. Als hierauf die Oeſterreicher theils aus dem Lager vor Prag, theils aus Bayern anrückten, nahm der öſterreichiſche Feldmarſchall Graf von Khevenhüller ſein Hauptquartier in Kuttenplann, daß demnach auf heimhauſiſchen Gründen zwei große Armeen ſich gegenüber geſtanden, und vierzehn Tage in dieſer Stellung geblieben ſind. Man kann ſich vorſtellen, was die Güter und Unterthanen, zumal von den Franzoſen, gelitten, welche letztere, ſtatt dem Feind unter die Augen zu treten, ſich, bekannter Maßen, allenthalben durch Unthätigkeit, Flucht, Schande und Schaden ausgezeichnet, aber deſto mehr Muthwillen wider wehrloſe Leute verübt haben. Bei dem oben genannten Bergwerk St. Veit haben einige aus bloßem Muthwillen, die Maſchine, welche das Waſſer zu heben hatte, zerhauen, und ruinirt, ſo, daß das Waſſer über ſechzig Lachter hoch geſtiegen, und die Bergleute über ein halbes Jahr ausgetränket hat. Der Herr Graf Sigmund von Haimhauſen hatte einige Jahre zu thun, um alles wieder in Ordnung zu richten, und den Betrieb des ehemaligen Wohlſtandes in Bewegung zu ſetzen.

Die ſeltenen Kenntniſſe, welche ſich der Herr Graf im Berg- und Münzweſen erworben, und die beſtändigen Bemühungen, womit er dieſelben täglich zu vermehren geſtrebt hat, blieben nicht verborgen, und ſchon Karl Albrecht hatte, als König von Böhmen, das Vorhaben geäußert, den Herrn Grafen als böhmiſchen Oberſtmünzmeiſter anzuſtellen. Der Kurfürſt, Max Joſeph, war kaum zur Regierung gelangt, als er das nämliche Verlangen, daß der Herr Graf das Berg- und Münzweſen in Bayern übernehmen möchte, mehr als einmal geäußert, und mit den ſehnlichſten Wünſchen begleitet hat. Der Herr Graf kam in ſolcher Hinſicht nach München; und gleichwie der herzlichſt gute, unbefangene Wille eines Fürſten, der ſich über eine gute Unternehmung ſo inniglich freuen konnte, ihn innigſt rührte; ſo verſprach er, alles zu thun, was ein mehr, als dreißigjähriges Studium, mit berichtigten Erfahrungen verbunden, zu unternehmen und zu leiſten im Stande ſeyn würde; und dieß gegen die einzige, aber unverbrüchliche Bedingniß, daß die kurfürſtliche Hofkammer aller bisherigen Aufſicht, und alles Einfluſſes im Berg- und Münzweſen ſich entſchlagen, und dieſes Geſchäft künftig unmittelbar allein unter dem höchſten Schutze und der Aufſicht des Kurfürſten zu ſtehen haben ſollte. Dieſe Bedingniß kündigte an ſich einen großen Verſtand, und eine getreue Kenntniß jener Schickſale an, welche manchmal Unternehmungen in aller Welt da erfahren haben, wo viele zu reden und zu entſcheiden haben, und entſcheiden müſſen, wenn ſie auch nicht die geringſte Kenntniß von der Sache, noch die geringſte Neigung für dieſelbe haben ſollten. Der Dikaſterialgeiſt überhaupt bekommt, aus ganz begreiflichen pſychologiſchen Urſachen überall ſein eigenthümliches Gepräge, und iſt ſich in der ganzen Welt gleich, iſt überall gut, buchſtäbliche Ordnung, buchſtäbliches Thun und

Denken zu erhalten, aber in aller Welt deſto weniger zu Entwürfen und Berathſchlagungen geeignet, wozu eine etwas ungewöhnliche Vorſtellungsart, eine ſchnelle Ueberſicht, und eine kühne Entſchloſſenheit gehört. Protocolliren, und protocolliren, und dann ſchreiben, ſchreiben, ſchreiben, — das iſt's, weil es von jeher ſo war, nicht anders ſeyn kann, und (meinetwegen) ſeyn muß. Wo viele Menſchen einen Vorſchlag in die Mitte nehmen, kehren ſie ihn manchmal ſo lange auf alle Seiten, zerren ihn jetzt in die Länge, jetzt in die Breite, verdicken und verdünnen ihn, bis er ſich nicht mehr gleich ſieht, und wenn er dann doch in die Welt hinausgehen muß, nicht ſelten als eine Mißgeſtalt, die der Mann mit Verſtand nicht ohne Verachtung anſehen, und die nicht beſtehen kann, hinausgeht. In allen ſogenannten Dicaſterien in der Welt giebt es Leute, die, weil es ihnen am wahren Verſtande, an wahrer Einſicht, und an wahrer Gelehrſamkeit fehlt, ihre Stärke und ihren Glanz darein ſetzen, hundert Worte zu gebrauchen, wo mit zwei Worten alles geſagt und abgethan wäre, die einfachſte Sache zu verwickeln, überall Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten zu ſuchen, und nichts ohne einer heimlichen Clauſel, und einem verborgenen Umwege in's Werk zu ſetzen. Junge, fähige Männer erſtaunen daher, wenn ſie bei ihrer Anſtellung dieſe Erſcheinungen zuerſt wahrnehmen, und bezweifeln, ſo zu ſagen, ob ſie das wirklich ſehen und hören, was ſie ja freilich wirklich ſehen und hören; und zuletzt wird oft der muthigſte, kühnſte, thätigſte Kopf ſchüchtern, bedächtlich, müde und träg. Wider dieß unvermeidliche, bevorſtehende Uebel und Starrwerden giebt es nur Ein Heilungsmittel, welches darin beſteht, von Zeit zu Zeit Salz auf das Leben zu ſtreuen, das will ſagen, leſen, was in andern Ländern, im Kreiſe ähnlicher Geſchäfte, brave und geehrte Vormänner gedacht, vorgeſchlagen und gethan haben. Da aber die Erfahrung lehrt, daß das Bedürfniß, zu leſen, das erſte iſt, das in einer müden Seele einſchläft und ſtirbt; ſo ließ der verſtorbene König von Preußen mehr, als einmal, gute kameraliſtiſche und andere Schriften unter ſeine Kameraliſten und Beamten gratis vertheilen, und ſie ihnen zur Beherzigung empfehlen. Ich bitte dieſer kleinen Abweichung wegen, welche überhaupt die ganze Welt angeht, um Vergebung, indem ich zu meinem Endzwecke zurückkehre.

Die Bedingniß des Herrn Grafen von Haimhauſen war außerordentlich und neu, und ſchien nicht angängig zu ſeyn. Der damalige Kammerdirektor Herr von Hofſtetten ſuchte den

Herrn Grafen mit inſtändigen Vorſtellungen zu bereden, daß es ihm gefallen möchte, der einmal eingeführten Ordnung beizutreten; allein, da der Herr Graf unbeweglich blieb, ſo erfolgte endlich die Entſchließung, daß der Hr. Graf in Rückſicht des Berg- und Münzweſens unmittelbar ſeyn; aber die Gefälle, welche der kurf. Kammer bis dahin von den Bergwerken entrichtet wurden, (dieſe Gefälle beließen ſich an jährliche 7000 fl.) auch künftig entrichten ſollte, wie dieſelben bis auf dieſe Stunde auf das pünktlichſte entrichtet worden ſind. Der Kurfürſt Max Joſeph war über dieſe Beilegung der Sache äußerſt vergnügt, und indem höchſtderſelbe erklärte, daß ein eigenes Münz- und Bergwerkscollegium errichtet werden ſollte, ernannte er im Jahre 1751 den Hrn. Grafen zum geheimen Rath, zum oberſten Münzmeiſter, und Präſidenten des neuen Collegiums, das überdieß mit dem eigenen großen kurfürſtl. Berginſiegel verſehen ward.

Nunmehr befand ſich der Geiſt des großen Beförderers der Künſte und Wiſſenſchaften in ſeiner eigenen Sphäre. Derſelbe machte ſogleich mit der Herſtellung des Münzweſens den Anfang, und ließ zu dem Ende vier große treffliche Preßmaſchinen verfertigen, durch deren Hülfe möglich gemacht ward, daß, da bis dahin wöchentlich nur einige tauſend Gulden gemünzt wurden, jetzt wöchentlich an die 200000 Gulden gemünzt werden konnten. Vor allem lag ihm die Auffindung und Sammlung ſachkundiger und erfahrener Leute am Herzen, durch welche der Geſchmack am Vortrefflichen aufgeweckt, jede zweckmäßige Geſchicklichkeit eingeführt und verbreitet, und der nützliche Nacheifer ermuntert werden ſollte. In ſolcher Abſicht berief er den Hrn. Doktor Jaſter, den berühmteſten Münzmeiſter damaliger Zeit, von Mainz nach München; und nach eben dem Geiſte weckte er, als ein Kenner vorzüglicher Kräfte, das damals noch mißkannte Talent des verewigten Franz. Andr. Schega. Dieſer große Künſtler war zwar ſeit dem Jahre 1738 als Stempelſchneider der Currentmünzen, wozu man bis dahin die Stöcke im Auslande mußte verfertigen laſſen, beim Münzamte angeſtellt, fand aber während der Kriegsunruhen ſo wenig ſein Fortkommen, daß er genöthiget wurde, ſeine nothdürftigſte Nahrung durch Nebenarbeiten zu ſuchen, Pettſchiere zu ſchneiden, in Paſtel Portraite zu malen, und ſogar das Kupferſtechen zu verſuchen. Man ehrte und ſchätzte ihn zwar; aber niemand ſchien die ſeltenen Fähigkeiten, die in der Seele dieſes Künſtlers verborgen lagen, zu ahnen; aber der Herr Graf von Haimhauſen ſah in dem, was er bisher geleiſtet hatte, die Spuren und Kennzeichen deſſen, was er würde leiſten können, und zog ihn zuerſt ans Licht. Er verbeſſerte ſeinen Gehalt, und öffnete ihm durch ſeine großmüthige Unterſtützung die Gelegenheiten, ſich hervorzuthun, und die berühmten köſtlichen Arbeiten, worunter die Medaillenfolge des Kurhauſes Bayern voranſteht, zu verfertigen, und ſeinen unſterblichen Namen im In- und Auslande zu verbreiten.

Gleiche Vorkehrungen traf der Herr Graf bei den bayeriſchen und oberpfälziſchen Bergwerken. Als er dieſelben bereiſte, fand er zwar überall fleißige und treue Leute, deren Wiſſenſchaft und Arbeit aber einzig darin beſtand, genaue Anzeigen und Liſten von dem, was eingieng, zu liefern, und den Gang der Sache, ſo wie ſie ihn bei ihrem Anſtehen gefunden hatten, ſorgfältig zu erhalten. Die wenigſten beſaßen eine, auch nur oberflächliche, Kenntniß von einer wahren Behandlung des Bergweſens, und hatten nie an irgend eine Verbeſſerung gedacht, oder Verſuche gemacht. Selbſt der bei der kurfürſtl. Hofkammer damals vorhandene einzige Bergrath (und Hofkammerrath) Gaſtel, ein ſonſt gutmeinender, fleißiger und redlicher Mann, war nie aus Bayern gekommen. Durch eine neue Verwendung wurden dieſe Leute auf Poſten, wo ſie nützlicher ſeyn konnten, geſtellt, und die Bearbeitung der Bergwerke Kunſtverſtändigen anvertraut. Zu dem Ende zog der Hr. Graf durch eine eben ſo uneigennützige als großmüthige Handlung von ſeinen eigenen böhmiſchen Bergwerken zwei verſtändige und geprüfte Männer, die Hrn. Gebrüder Arnold, deren einer, Joſeph Arnold, noch als Hofkammer- und Bergrath, der andere, Wenzeslaus, in der obern Pfalz erſprießliche Dienſte leiſtet, nach Bayern. Auch der Hr. Dominikus von Linbrun, der ehemals Bergverwalter bei dem Blei-Bergwerke Rauſchenberg damals Pfleger zu Viehtach, und ein Mann von vorzüglichen in die Bergkunde einſchlagenden Kenntniſſen war, wurde als Berg- und Münzrath angeſtellt.

Das Münz- und Bergwerkskollegium blieb bei den vorhandenen Bergwerken allein nicht ſtehen, ſondern nahm ſich vor, jede vorzügliche Erdart, jedes Produkt, deſſen Vorzüge noch wenig ins rechte Licht geſtellt ſeyn möchte, hervor zu ziehen, und zu benutzen. Dieſem Forſchgeiſte zu Folge ließ der Herr Graf mit einer, unweit Paſſau vorhandenen, Porcellainerde Verſuche anſtellen, welche über alle Erwartung ſchön ausfielen, und vorzüglich bei dem Kurfürſten ſo vielen Beifall fanden, daß Höchſtderſelbe das lebhafteſte Verlangen äuſſerte, den Vorſchlag des Herrn Grafen von

Haimhauſen, daß eine eigene Fabrik errichtet werden möchte, ſo bald nur möglich, in's Werk geſetzt zu ſehen. Noch im Jahre 1758 wurde mit den Gebäuden dieſer Fabrik (welche nach Nymphenburg, um daſelbſt drei in der Rundung noch abgängige Häuſer zu ergänzen, verlegt wurde) der Anfang gemacht, und eine der ſchönſten und gemeinnützigſten Unternehmungen hergeſtellt, die ſich durch die Uneigennützigkeit des Herrn Grafen, welcher darum, weil er Unternehmer und Ausführer war, keine Belohnung verlangte, dann durch Fleiß, Geſchicklichkeit, Treue und Redlichkeit der dabei angeſtellten Perſonen, in kurzer Zeit empor geſchwungen, und bis dieſen Tag trefflich erhalten hat. Die jährlichen Fabrikate betragen wenigſtens an die 20 tauſend Gulden, wo nebſtdem an fabricirtem Porcellain noch immer ein Kapital von 130000 fl. ſich vorfindet. Das Porcellain erreicht an Feine und Güte, ja übertrifft vielleicht in mancher Eigenſchaft das ſächſiſche, und in einem Lande, deſſen Ausfuhr weniger gehindert wäre, würde dieſe Fabrik einen Rang von erſter Größe behaupten. Ich begieng übrigens einen Irrthum, indem ich eben ſagte, daß der Herr Graf von Haimhauſen keinen Vortheil genoß, indem er dieſes Werk in Bewegung ſetzte; er öffnete ſich dadurch (was ihm ſtets angelegener und erwünſchter, als jede andere Belohnung war) die Gelegenheit, geſchickten Arbeitern und Künſtlern Nahrung und Ermunterung zu verſchaffen, und würdige Geſchicklichkeiten in einen allgemeinen Umlauf zu verſetzen. So wurde, unter andern, erſt Franz Päſtelli, ein Italiener von Geburt, als Modellmeiſter angeſtellt, und nach deſſen Hintritt kam an deſſen Stelle, der durch ſeine ſchönen Arbeiten bekannte Hofbildhauer und Modellmeiſter Herr Dominikus Aulizeck. Seine kurfürſtl. Durchlaucht waren über den unvergleichlichen Fortgang des Münz- und Bergweſens dergeſtalt vergnügt, daß Höchſtdieſelbe befohlen haben, auch in Amberg eine Münzſtätte herzuſtellen, welche dann durch den verſtändigen, ſorgfältigen, und treuen Fleiß des Herrn Hofkammer- und Münzrathes Joſeph Arnold, welchem der Herr Graf von Haimhauſen dieſes Werk übertragen hatte, auf eine unvergleichliche Art, zur vollkommenen Zufriedenheit aller Kenner, hergeſtellt, und in ſolcher Hinſicht das Schickſal dieſer ſchönen und überaus bequemen Gebäude, indem ſie aus Abgang hinlänglicher Münzmaterialien zur Ruhe verwieſen wurden, um ſo mehr zu bedauern iſt.

Ein ähnliches Schickſal traf eine andere, nicht weniger rühmliche, und beſtgemeinte Unternehmung des Herrn Grafen von Haimhauſen.

Es iſt nicht bloß eine Ahnung einer unzeitigen Furcht, es iſt durch beſtimmte Ausrechnungen erwieſen, daß wenigſtens den Hauptſtädten in Bayern, ein, nicht ſehr entfernter, höchſt trauriger Holzmangel bevorſtehe. Dieſem Unfalle könnte durch den in Bayern vorhandenen Reichthum an Torf und Steinkohlen vorgebeugt, und vielleicht gänzlich noch in Zeiten geſteuert werden, wenn man es nicht bei bloßen Einſichten, Klagen oder Berathſchlagungen bewenden laſſen wollte. Da man von jeher wider den Gebrauch der Steinkohlen verſchiedene Einwendungen machte, ſo ſchickte der Herr Graf zwei Fäſſer inländiſcher Steinkohlen bis nach Lüttich, wo ſie von einem gewiſſen Herrn Mouſſard geprüft, und vortrefflich befunden worden ſind. Dieſer wohlgeſinnte Mann ſchickte nebſtdem, unter der Aufſicht eines Mr. Louis, eine kleine Geſellſchaft von achtzehn Lütticher Ziegelmachern und Ziegelbrennern nach München, welche der Herr Graf bei der Laimgrube zu Bogenhauſen nächſt München anſtellte, und denſelben einen zweckmäßigen Vorrath von Steinkohlen, welche von Tölz und Mieſpach geholt wurden, verſchaffte. Dieſe Leute verfertigten und brannten, ohne Ofen auf freiem Felde, eine beträchtliche Anzahl Ziegel, deren größten Theil der damalige Weinwirth Hr. Kiem zu Erbauung eines großen Saals in ſeinem Garten verwendet hat. Der höchſtſelige Kurfürſt hat mit ſeinem ganzen Hofſtaat die Anſtalt dieſes Verſuches in Augenſchein genommen, und die Güte und Nutzbarkeit deſſelben mit lautem Beifall geprieſen. Alle Verſtändigen, und für das Gute Kuhngeſinnten, zinſeten nicht weniger ihren lauteſten Beifall. Indeſſen blieb es bei dieſem Verſuch. Ich kann nicht beſtimmen, ob die Koſten der Ueberlieferung der Steinkohlen (und des Torfs) nach München, und andern Städten Bayerns den Preis, um welchen gegenwärtig das Holz noch geliefert werden kann, nicht weit überſteigen würde; auch glaube ich gern, daß ein zweckmäßiger Gebrauch dieſer wohlthätigen Geſchenke der Natur noch manche Verſuche, Erfahrungen, und Anweiſungen der Sachverſtändigen vorausſetzen möchte; aber zur ernſthaften Sprache ſollte es denn doch in einer Sache kommen, wo andere Länder, deren Fußſtapfen man in Dingen der Ueppigkeit und der Moden ſo allgemein eintritt, längſt mit ihren Beiſpielen und Thatſachen vorangegangen, und wo in dem Fall, daß die holzverſchlingenden Brennereien, und die in Feuer arbeitenden Profeſſioniſten mit Torf oder Steinkohlen eben ſo gut, als mit Holz fortkommen könnten, die Vortheile von ſo unſäglichem Nutzen ſind, oder ſeyn könnten.

Einem Manne, der Menſchen und Höfe, und die tauſend Zufälle, welchen die beſten Unternehmungen in der Welt ausgeſetzt ſind, kennt, können mißlungene Verſuche, fehlgeſchlagene Hoffnungen zwar einen Augenblick beunruhigen, aber weder zum Unmuth reizen, noch muthlos machen. Wenn das Vergnügen, Nebenvorſchläge ausgeführt zu ſehen, auf ſpätere Zeiten verlegt, und einem andern vorenthalten blieb, ſo rückte indeſſen die Hauptſache, die Aufnahme des Bergwerks- und Münzkollegiums deſto herrlicher fort, und es muß in der That eine Vorſtellung voll großer Freude ſeyn, ſich als Stifter einer Anſtalt betrachten zu können, die ſich in kurzer Zeit ſo ſehr verbeſſert, und dem Vaterlande einen dauernden Zufluß ſo mancher wichtiger Vortheile gewährt hat. Da der jährliche Kameralnutzen der Bergwerke ehemals kaum 7000 fl. betrug, ſo beläuft ſich nunmehr die jährliche Summe der gewonnenen rohen Bergwerksprodukte ſchon im allgemeinen Ueberſchlage auf 250000 fl., und das ganze Land genießt noch oben darein den ſtolzen Vortheil, das zum täglichen Gebrauche unentbehrliche Metall in der Nähe finden, und wohl noch abgeben zu können.

Ich habe mir einen Zug aus dem Leben des Herrn Grafen, gleichſam als ein beſonderes Kleinod, zuletzt verſpart, und kann nicht umhin, denſelben mit einer gewiſſen Art von Feierlichkeit in Erwähnung zu bringen. Ich freute mich eben, daß wir nicht genöthiget ſind, ein ſo unentbehrliches Produkt, als das Eiſen iſt, vom Auslande zu kaufen; aber, wenn wir weder Salz noch Eiſen hätten, ſo würde dieß zwar ein unausſprechliches Unglück, aber (in ſo weit man nämlich einem andern Volke, von dem man ſeine Unentbehrlichkeiten zu nehmen genöthiget iſt, zinsbar wird) dieſe Art von Verlegenheit und dienſtbarem Weſen würde weder ſchimpflich, noch an und für ſich die ſchlimmſte ſeyn; denn Verſtand, Fleiß und Geſchicklichkeit erſetzen oft jeden Mangel, ſo niederſchlagend er anfangs auch ſcheinen mag; aber wenn eine Nation einer andern an Kunſt und Gelehrſamkeit, an Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten, an kühner Denkungsart, Fleiß und Unternehmungsgeiſt zinsbar würde; wenn eine Nation zehn geſchickte Miniſter, zehn große Generale, zehn große Publiciſten, und geiſtreiche Schriftſteller hätte, wenn ſie alles, was belehren, ermuntern, was vortreffliche Gedanken und Einfälle in Umlauf bringen, und Ehre und Nutzen verſchaffen kann, in Bewegung ſetzte, ſtolz auf ihre geſchickten Leute, Gelehrten, Schriftſteller und Künſtler wäre, indeſſen eine andere einen Mangel an jeder Art von geſchickten Leuten hätte, und dieſen Mangel nicht einmal fühlete, wenn ſie Grobheit und Ungezogenheit, und unzeitiges, augenblickliches Aufbrauſen für Verſtand und Nationalkraft ausgäbe, gegen ihre Gelehrten ausſpuckte, Künſtler zur niedrigſten Klaſſe von Handwerkern herabwürdigte; wenn eine allgemeine Gefühlloſigkeit, Trägheit und Unluſt zum Guten, und, was die Folge iſt, ein Abgrund von niederträchtigen, geſindelhaften, thieriſch verſchlagenen, und ſinnlichen Sitten überhandnähme, dann fürwahr würde dieſe Nation auf jede Weiſe zinsbar werden, und in die Knechtſchaft jeder beſſern verfallen. Nichts iſt auch fürchterlicher, als dieſe Art von verächtlicher Knechtſchaft, und nichts iſt bei der ſpätern Nachwelt unaustilgbarer, als der Ruf, in dieſelbe verfallen zu ſeyn*). Die größten Monarchen der Welt haben dieſem Elende zu allen Zeiten durch ermunternde Anſtalten vorgebeugt, und die edelſten Geſchlechter braver Nationen haben ihre vorzüglichſte Ehre, und ihren ruhmvollſten Beruf darin geſucht, in gleich großer Abſicht den Thron ihres Beherrſchers zu umgeben, Verſtand zu zeigen, und für den Verſtand, und für die Wiſſenſchaften ihrer Nation gemeinſchaftliche Sache zu machen. Auch verbeugt man ſich vor dem Miniſter, der hierin das Heil und Wohl, und die Ehre ſeiner Nation gerettet hat, noch tiefer und ehrfurchtsvoller, als vor dem General, der hundert Schlachten gewonnen hat, und dieß um ſo gerechter und billiger, je leichter es iſt, wider einen Feind, der im offenen Felde ſich darſtellt, als wider das allgemeine Schickſal, das jedem großen Manne jener Art bevorſteht, zu kämpfen, wider das Schickſal nämlich, von allen eingeſchränkten

---

*) Dieſe Verachtung verleitete unlängſt einen geſchickten Schriftſteller zu einer, wenigſtens in Deutſchland, unerhörten Behauptung. Herr von Rautenſtrauch ſagt: (Tagbuch des jetzigen Kriegs zwiſchen Oeſterreich und der Pforte, erſter Band, Wien bei Stachel 1788). „Jene Völker, die an Sitten, Aufklärung, und Einſichten andern den Vorſprung abgewonnen haben, und durch eine wohlgegründete weiſe Regierungsform in den Stand geſetzt worden, große Unternehmungen auszuführen, ſind gewiſſermaßen von der Natur berechtigt, barbariſche Nationen, welche die Vor-

---

züge ihres Klima und ihrer Lage — kurz, ihren Beruf — ſo ſehr mißkennen, daß die übrige Menſchenfamilie dabei leidet, zu beſiegen, und eine, für das allgemeine Intereſſe der Völker vortheilhaftere Verbindung ihrer Ländereien mit dem Gebiete beſſer organiſirter Staaten zu bewirken. Wenn ich nicht irre, ſo ſind dieß die Gründe, welche Oeſterreich und Rußland berechtigen, die Türken in die Enge zu treiben."

Köpfen mißverſtanden, von Dummen nicht begriffen, ſelbſt von den Klügern aus Neid verfolgt, von Böſewichtern verläumdet, und anfangs nur von einem kleinen Häuflein der wenigen Gutgeſinnten, und auch von dieſen ſparſam und ſchüchtern, unterſtützt zu werden. In Italien war ſchon vor den Medicis, und vor dem unſterblichen Pabſte Sixtus V. der erſte Adel, und die hohe Geiſtlichkeit wetteifernd ſtolz auf die Ehre, die Palmen der Gelehrten um ihre Scheitel zu winden, und in allen Arten menſchlicher Kenntniſſe voran zu gehen. In Frankreich war der Mann mit Verſtand und Wiſſenſchaft von jeher der Gegenſtand der allgemeinen Achtung, und der Vertraute der Großen, und in England glaubt jeder Mann von edler Geburt, nur in dem Maaße groß, und ſeiner Abkunft würdig zu ſeyn, als ſein Eifer, alles, was erleuchtet und beſſert, zu befördern, groß, und durch eigene Beiſpiele erwieſen iſt.

Schon waren um die Hälfte dieſes Jahrhunderts in der nördlichen Hälfte von Deutſchland die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe in einem Grade fortgerückt, bei dem es den ſüdlichen Deutſchen täglich wichtiger ward, nachzufolgen, um nicht gleichſam aus allem Verhältniſſe zu treten; und in Bayern thaten ſich die erſten Männer hervor, welche die vorhandene Lücke wahrnahmen, und ihre Kräfte und Einſichten zuſammentrugen, um ſie mit vereinigtem Eifer zu ergänzen; aber da ſich vorausſetzen ließ, daß jeder Schritt dieſer Art ſtreitig gemacht, und mit Verdacht, und giftigen Beſchuldigungen erſchwert werden würde, ſo war ein edler, und vielbedeutender Anführer, der der beſſern Sache mit dem Gewichte ſeines Anſehens, und ſeiner Ueberzeugung die erſte Gründung und Befeſtigung geben könnte, die erſte Bedingniß jeder Hoffnung für eine wahrhafte Verbeſſerung. Hier war es der Herr Graf von Haimhauſen, der ſich an die Spitze der wenigen Edeln ſtellte, und im Jahre 1758 dem höchſtſeligen Kurfürſten die ausgebreiteten Früchte, welche durch eine gelehrte Akademie der gründlichen Gelehrſamkeit zugehen würden, mit Gründen ans Herz legte, welche deren Einrichtung bewirkten. Die Gelehrſamkeit in Bayern zog auch bald nachher die Aufmerkſamkeit aller Deutſchen auf ſich, und es kam für jedes wiſſenſchaftliche Fach eine Art von goldenem Zeitalter, deſſen man ſich nicht ohne die höchſte Rührung erinnern kann.

In den Jahren 1770 — 1772 unternahm der Herr Graf eine Reiſe durch Italien, und betrachtete mit reifem Geiſte, und genoß und bewunderte die Wunder der Natur, und die verewigten Meiſterſtücke der Kunſt, und aller Art von Geſchicklichkeit, welche auf dieſem klaſſiſchen Boden jedem Wanderer, und um ſo mehr allenthalben dem Manne mit Talent begegnen, der das Gefühl hoher Vortrefflichkeit mitbringt. Der Anblick der Dinge vom erſten Range und Werthe machte ihn indeſſen nicht gleichgültig, noch ungerecht gegen die Verdienſte der braven Künſtler ſeines Vaterlandes, und dienten ihm zu keinem Vorwande, ein Betragen gegen dieſelben anzunehmen, das bei Leuten, die ohne ein Herz, oder Bewußtſeyn deſſen, was ſie ſagen, zu beſitzen, gemäß dem eingeführten Welttone, gewöhnlich iſt. Sie ſind, in der Abſicht, als Kenner zu gelten, verſchwenderiſch in ihren Lobſprüchen, preiſen mit Worten das Werk des Künſtlers als ein meiſterhaftes, als ein göttliches Werk, und laſſen den Künſtler darben. Eine bunte Tapete iſt ihnen unendlich werther, als ein Kleinod des Pinſels, und ſo verſchwenden ſie Schätze um Abgeſchmacktheiten und Gaukeleien, welche die gedankenloſe Mode heute anpreiſet, und morgen verwirft. Der Herr Graf von Haimhauſen ſchmückte theils die Tempel auf ſeinen Gütern, theils ſeine Wohnhäuſer und Schlöſſer mit dem Schönſten und Beſten, was die inländiſche Kunſt hervorbringt, und brachte ſie in Verbindung mit Meiſterſtücken, deren das Ausland ſich rühmen kann. Seine

Kupferſammlung, von mehr als tauſend Meiſtern, iſt auserleſen, und prächtig, und verräth ſchon in ihrer Auswahl einen Beſitzer von ſeltener Kenntniß, und geläutertem Geſchmacke. Wo man ſich hinwendet, entdeckt man Spuren eines Mannes, der auf der Bahn der Vollkommenheit ungewöhnliche Wege geht.

„Gefallen an Schönheit, ſagt Sturz (ein Schriftſteller, den man nicht lieſt, weil er vortrefflich iſt), erhält den Geiſt in ewiger Jugend,“ und nie wurde etwas Wahreres geſagt. Noch liebet, ſammelt und unterſtützet dieſer hohe Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften alles, was nur irgend in einem Fache derſelben ſich darbietet, mit eben der Anhänglichkeit und dem Eifer, womit man ſonſt gewöhnlich nur in den Jahren männlicher Kraft und Jugend ſich auszeichnet, und die Akademie der Wiſſenſchaften hat noch immer das Glück, ihren erſten Freund und Theilnehmer, als ihren beſtändigen Ehrenpräſidenten, ununterbrochen in ihren Verſammlungen zu ſehen, und deſſen ſeltene Erfahrungen, und ausgebreitete Kenntniſſe zu genießen. Sein noch vollkommen gutes Gedächtniß, und der vollkommenſte Gebrauch aller Kräfte des Geiſtes macht ſeine Gegenwart äußerſt köſtlich, ermunternd und lehrreich, und man kömmt nie aus ſeiner Geſellſchaft, ohne ſich weiſer, ſtärker, ſelbſtſtändiger zu fühlen, und von der Güte und Würde der erhöhten Menſchennatur durchdrungen zu werden. Sein Betragen gegen Gelehrte, und gegen Leute von Verdienſt enthält nichts von jener augenblicklichen vornehmen Laune, von jener kältelnden, beſchützenwollenden Herablaſſung mancher Großen, welche einem Manne mit Kopf und leiſem Gefühl ſogleich auffällt, ihn beleidigt und zurückſcheucht, ſondern es iſt wahre, einfache, Vertrauen erweckende Offenheit, und trägt überall das Gepräge jenes großen Hof- und Weltons, jener unverdächtigen, bezaubernden Höflichkeit, welche nur auf nützlichen Reiſen, und durch den Umgang mit Leuten vom erſten Range und Werthe erlangt und gebildet wird. — Die Beſcheidenheit verbietet mir, fortzufahren.

Im Jahre 1734 hat ſich der Hr. Graf mit einem Fräulein von Wolframsdorf verehelicht, und in dieſer Ehe einen Sohn, der aber frühzeitig ſtarb, und zwei Töchter erzeugt, von denen eine, Johanna, an Hrn. Grafen Fugger von Zinnenberg, die andere an Bar. von Berglas in der Pfalz verheirathet iſt.

Se. Excell. der Herr Graf Sigmund von Haimhauſen liegt bei der Kirchenmauer der hieſ. Franciskaner begraben, daſelbſt folgende Grabſchrift angebracht iſt:

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05566/009

„Wanderer, Bet' für mich!

Hier liegt:

Seine Excellenz, der hochgeborne Herr Sigismund Joſeph des h. R. R. Graf von und zu Haimhauſen, auf Jnn- und Ottershauſen, Herr der Herrſchft Kuttenplann, Kotten-Rha, heil. Kreuz, Neudorf, und des Rittergutes Herrnberg in Böhmen, Sr. Churfürſtl. Durchlaucht in Bayern ꝛc. Kammerer, wirkl. geheimer Rath, und des hochadel. Ritterordens des h. Huberts Komenthur, Bergwerkscollegii Präſident, Obermünzmeiſter, und Oberbergwerksdirektor in Bayern und in der obern Pfalz, auch der Churfürſtl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München Präſident, geb. den 28. Dec. 1708, geſtorben den 16. Jenner 1793, ſeines Alters im 85ſten Jahr, der letzte des männlichen Stammes. Errichtet zum ewigen Gedächtniß von deſſen zärtlich geliebten zwei hinterlaſſenen Töchtern.“

Heinrich Braun *).

Vorerſt muß ich ein Wort über den gewöhnlichen Inhalt, und den Ton vorbringen, welcher in öffentlichen Nachrichten über Verſtorbene zu herrſchen pflegt. Ich kenne keine Gattung öffentlicher Reden, oder Schriften, welche nützlicher und wichtiger ſeyn könnte, als Denkſchriften über das Leben der Verſtorbenen, und kenne zu gleicher Zeit keine, welche es weniger iſt. Wir erhalten lauter Lobreden, und kaum Eine Lebensbeſchreibung. Um ſich von dem letztern recht augenſcheinlich zu überzeugen, und um in ſich den Wunſch, daß hierin einige Verbeſſerung vorgehen möchte,

---

*) Beytr. z. n. Hiſt. 5. B. S. 411, 1794.

recht lebendig zu machen, darf man ſich nur in etwas die Folgen vorſtellen, welche ſich alſogleich, und allgemein einſtellen müßten, wenn ein jeder, der über Verſtorbene ſpricht, die Wahrheit ſpräche, oder wenn man vollends ein Geſetz machte, nach dem Hinſcheiden ſolcher Männer, welche gewiſſe Aemter und Würden begleiteten, wo man nicht anders, als von einem großen Einfluſſe ſeyn kann, in Gegenwart des Hofes, oder der Amtsverwandten, und des anſehnlichern, das iſt, des gebildetern Theils des Publikums, ein in jeder Rückſicht freies, ſtrenges, unerbittliches Urtheil über den Abgetretenen öffentlich zu leſen, und zum Andenken in den Druck zu legen! Wenn in einer ſolchen Rede keine leeren Worte, ſondern allein Thatſachen vorgebracht, erſt die Lage, in welcher der Mann ſein Amt antrat, vorausgelegt, und dann ſein Fortrücken, ſein gutes Verhalten bei dieſer und jener Gelegenheit zu ſeinem Ruhme, und zum Troſte und Ruhme ſeiner Familie bezeuget, oder Saumſal, Unverſtand, Niederträchtigkeit ꝛc. zwar in einem unbeleidigenden Tone, ohne Beſchimpfung, aber mit unerbittlicher Wahrheitsliebe aufgedeckt würden, glaubt man nicht, daß bei der Einführung einer ſolchen Anſtalt der Saumſale, der Niederträchtigkeiten, und Ungerechtigkeiten, der Verbrechen wider den Fürſten und das Vaterland weniger werden würden? Aber wenn eine ſolche Anſtalt zu viele Vollkommenheiten vorausſetzt, als daß die Ausführung derſelben auch nur von weitem denkbar ſeyn ſollte, ſo ſollte doch wenigſtens das Gegentheil (ſo weit kann die nachſichtige Forderung doch gehen) nicht allgemein herrſchend und üblich ſeyn. Nach dem Inhalt und dem Tone unſerer Leichen- und Denkreden zu ſchließen, ſind alle Fürſten Gegenſtände der erhabenſten Eigenſchaften, Muſter von Weisheit, Großmuth und Frömmigkeit, alle Generale Helden und Weltbezwinger, alle Gelehrten Weiſe, und Lichter erſter Größe geweſen. Die ganze Welt weiß im Voraus den Inhalt ſolcher Reden, ehe ſie dem Publikum aufgeheftet werden, und die ganze Welt bleibt kalt und unerbaut, und fühlt über die erbärmliche Beſchaffenheit dieſer Dinge Langeweil und Eckel. Kein künftiger Geſchichtſchreiber zieht ſolche Denkſchriften, oder zieht ſie höchſtens nur wegen dem Geburts- oder Sterbejahr, zu Rath, und niemand hält dieſelben des Aufbehaltens würdig. Man fällt über ſie, und über deren Verfaſſer das Urtheil, welches ſie verdienen. Man verachtet ſie, und giebt ſie zu ihrer Zernichtung jedem Ungefähr preis.

Eine wahre Lebensgeſchichte, oder eine Rede zum Andenken eines Verſtorbenen würde, wenn nichts darin verſchwiegen, nichts verunſtaltet, wenn alles wahr, alles, was und wie es geſagt werden ſollte, wirklich geſagt würde, auch zugleich ein Theil von dem Leben, dem Gehalt, und Werth von uns Zeitgenoſſen ſeyn. Wer durch ſein Leben, auf der ſchlimmen oder guten Seite, wichtig geworden iſt, kann es nur durch uns geworden ſeyn; er hat von uns die Veranlaſſung ſeiner Handlungen genommen, oder wir haben ſie ihm gegeben. Wir haben ſeine Talente unterſtützt, geehrt, und aufgemuntert, oder haben ſie mißkannt und gehemmt, haben ſeine Unternehmungen, wenn ſie gut waren, mit Beifall aufgenommen, oder haben ſie, wenn ſie verderblich waren, mit beherzter Redlichkeit gerügt, und vereitelt, oder wir haben das Gegentheil gethan. Wir ſind, mit einem Worte, mithandelnde Perſonen geweſen. Wer ſieht nicht, wie viel Uebels durch wahre Beurtheilungen der Verſtorbenen in der Welt zurückgehalten, wie viel Gutes, welcher allgemeine Reiz für das Gute geweckt, und verbreitet werden könnte! Wie anziehend, und unterhaltend für das Publikum, wie ernſthaft, lehrreich, und belohnend dergleichen Schriften verfaßt werden könnten! Lebensgeſchichten, (wahre, meine ich) über Männer, wie Kreitmayr, Obermair, Braun u. a. waren, müß ten für uns, und alle Zeitalter, in denen unſere Sprache noch vorhanden ſeyn wird, unendlich wichtig, unterrichtend, und ſtärkend ſeyn. Eine ſolche Lebensgeſchichte würde in alle Häuſer wandern; ſie würde als eine Angelegenheit der Nation aufgenommen, geleſen, aufbewahrt, und ein Sporn für das jugendliche, ein Spiegel für das männliche Alter, und die Erquickung des Greiſes werden.'

Wenn unſer Zeitalter zu dieſer Wahrheit, zu dieſer Art von Lebensgeſchichten nicht ganz reif iſt (was ich, leider, freilich nicht läugnen kann), ſo folgt weder mehr, noch weniger daraus, als daß es unverzeihlich iſt, wenn Schriftſteller von Kopf und Verſtand nichts thun, daß ihr Zeitalter zu dem Muth, und der Unpartheilichkeit, der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, empfänglich und reif werde; wenn ſie (auch ſogar ohne Zwang und Noth) heucheln, oder mißverſtandenen Grundſätzen, aus eigenem Mißverſtändniß, und Mangel an Nachdenken, die Fahne voraus tragen. Ich will hier nur eines jener Vorurtheile, welche, weiß Gott, aus welchem Grunde, entſtanden, aber allemal ohne Ueberlegung fortgepflanzt, und eine höchſt traurige Veranlaſſung, die Wahrheit zu entſtellen, geworden ſind, mit einer kurzen Erinnerung zurecht weiſen. Es betrifft das Sprüchlein: de

Mortuis nil nisi bene. (Man ſoll bei Verſtorbenen nur des Guten erwähnen), ein Sprüchlein, das vorerſt unrichtig auf die Bahn gebracht worden, und mit der geſunden Vernunft nicht übereinſtimmend iſt. Das Kernſprüchlein heißt: de absentibus nil nisi bene, und ſo, dünkt mich, bleibt es für alle Umſtände und Menſchenalter wahr, indem eine Beſchuldigung, bei welcher der beſchuldigte Theil nicht anweſend, das iſt, aus Mangel an Wiſſenſchaft außer Stand geſetzt iſt, ſich zu vertheidigen, in allen Umſtänden und Menſchenaltern eines der ſchwärzeſten und (denn es hebt die öffentliche Sicherheit auf) eines der unverzeihlichſten Verbrechen iſt. Das Sprüchlein, welches die Verſtorbenen angeht, heißt: „Post Mortem Veritas", und ſcheint ganz aus Menſchenkenntniß und Welterfahrung hergeholt zu ſeyn. Es iſt begreiflich, wie man theils aus Furcht vor verdrießlichen Händeln, theils aus einer natürlichen Freundlichkeit und Güte des Herzens, abgehalten werden könne, von dem Häßlichen laut zu ſagen, daß es vorhanden, und daß es in dieſem und jenem Betracht ſchädlich und häßlich iſt; aber man kann ungleich weniger Urſache haben, lieber verſchönern, als die Wahrheit reden zu wollen, wenn der, den ſie betrifft, aus der Lage, in welcher ſie ihm in einem und anderm Betracht hätte nachtheilig werden können, auf immer entfernet, und für allen Verluſt, der ihn als Erdenbewohner hätte kränken können, in Sicherheit gebracht worden iſt; aber wenn man auch jetzt noch ein falſcher Lobredner oder ein Schmeichler ſeyn will, ſo beleidigt man eben ſo oft, als man jetzt die vollkommene Freiheit zu reden hat, alle Pflichten der Menſchenliebe. Ein guter und achtungswürdiger Geſchichtſchreiber ruft die Verſtorbenen aus ihren Gräbern hervor, um ſie den Lebenden als Gegenſtände der Warnung, oder als Beiſpiele des Nacheifers aufzuſtellen. Er bekräftiget, verbreitet, und verewiget das Gute der Guten, und zwinget die Laſterhaften, ihrem Vaterlande und den Menſchen wenigſtens nach ihrem Tode einen nützlichen Dienſt zu leiſten. Er opfert die Liebe gegen eine einzelne Perſon der Liebe gegen die Menſchen und gegen die Nachwelt auf, und weiß, daß er dieſer einen gleich nützlichen und rühmlichen Dienſt erweiſet, er mag einen Titus ſchildern, oder einen Nero, wenn er nur die getreue Abbildung des Verſtorbenen zum Vorſcheine bringt, und im gleichen Grade für das Laſter Abſcheu, wie für die Tugend Neigung erwecket.

Ich wünſchte, indem ich dieſe ſtrengen, aber einzig wahren, Grundſätze vorausſchicke, etwas beitragen zu können, daß gute Schriftſteller, wenn ſie auch nicht immer thun können, was ſie einſehen, wenigſtens ſo vieles, als ſie können, wenigſtens nicht das Gegentheil thun möchten.

Heinrich Braun (geb. 1732 im Markt Trosburg, Rentamts Landshut) befand ſich im Jahre 1765 als Benediktiner von Tegernſee, und als Profeſſor der Dichtkunſt am Gymnaſium zu Freyſing, als in Bayern für die wahre nützliche Gelehrſamkeit (ich erwähne hier des Wichtigſten, deſſen ſich in Rückſicht auf den Wohlſtand und den Ruhm eines Landes erwähnen läßt) die ſchönſte Morgenröthe, dergleichen noch niemals erſchienen war, eintrat. Wer Fähigkeit, Empfänglichkeit, und Fleiß und Muth für Arbeiten, welche auf Verſtand und Wiſſenſchaft abzielten, beſaß, durfte damals nur hervortreten, um Ehre, Achtung, Beifall des Würdigen, und Belohnung einzuärndten. Es iſt ein eigenes Schauſpiel um die Ankunft eines ſolchen Zeitalters, und die Erſcheinungen ſind denjenigen, welche nicht ſelbſt Zeitgenoſſene ſind, kaum begreiflich, wenn ſie gleich dem natürlichen Gange der Dinge ganz angemeſſen ſind. Ungeachtet es nämlich damals eben nicht ſchwer war, ſich auszuzeichnen, ſo zeichneten ſich doch nur die edleren Naturen aus, in denen ſich nicht nur höhere Triebe nach Ruhm, ſondern Triebe nach Arbeiten, welche eines Ruhmes würdig ſind, äußern. Braun, der ſich bei ſeinem Lehramt bereits durch verſchiedene literariſche Unternehmungen, welche damals wenigſtens keinen gewöhnlichen Mann anzeigten, hervorgethan hatte (er gab Aug. Vind. 1761 des Ovidius Naſo ſogenannte tristes Epistolas, dann 1762 eine Mythologie, dann 1763 des Ovids Epistolas ex ponto, ferner den Horaz cum Interpretatione heraus) wurde durch die Beiſpiele und Aufmunterungen der (1795 entſtandenen) Akademie der Wiſſenſchaften zu München ſogleich mit jenem Eifer beſeelt, der ſich nicht bloß auf den Genuß fremder Werke beſchränkt, ſondern ſelbſt Hand ans Werk legt. Er ſchickte als Beiträge für die bayeriſchen Sammlungen nnd Auszüge zum Unterricht und Vergnügen *) mit der Unterſchrift

---

*) Von dieſen Sammlungen, welche ſehr viel Gutes ſtifteten, erſchien mit jedem Monat ein Stück von fünf Bogen, und das erſte Stück erſchien im Oktober 1764. Anfangs beſorgte Herr Pfeffel, dann zuweilen Heinrich Braun, dann Herr Cajetan Adami, ein Weltprieſter, die Sammlung, welcher vom Juni 1766 mehrere Aufſätze dazu geliefert, und z. B. die gebundene Ueberſetzung des neunten ovidiſchen Briefes im erſten Buche aus Pontus, im Brachmonat 1766 von ſeiner Arbeit eingerückt, ſo wie auch die Correktur der ſämmtlichen akademiſchen Werke beſorgt hat. Bei

„der Patriot“ verſchiedene poetiſche und proſaiſche Aufſätze, und anbei den erſten Theil einer deutſchen Sprachlehre ein, welche, wenn ſie gleich (für die Akademie nämlich) nichts Neuerfundenes, noch Außerordentliches enthalten, doch einen Mann von außerordentlicher Thätigkeit, und anwendbarer Gelehrſamkeit angekündigt hatte. Es war natürlich, daß, wenn man einige Berichtigung der Gelehrſamkeit überhaupt bewirken wollte, man vor allem mit Verbeſſerung der Sprache den Anfang machen müßte, und dazu ſchien der Einſender der Sprachlehre wie, ſo zu ſagen, von oben herab geſandt zu ſeyn. Man forderte ihn alſo in den Sammlungen öffentlich auf, ſich zu nennen; und er hatte ſich kaum genannt, als der, um uns höchſtverdiente, Peter von Oſterwald, im Namen der Akademie, dem höchſtſel. Kurfürſten Maximilian Joſeph die dringendſte Vorſtellung machte, wie unumgänglich nothwendig es wäre, einen öffentlichen Lehrer der deutſchen Sprache, der Dicht- und Redekunſt anzuſtellen. Maximilian Joſeph ließ es

---

deſſen Abzug aus München auf ein Beneficium nach Ellenbach beſorgte der Buchhändler Hämmerle die Fortſetzung, welcher aber nur monatlich vier Bogen geliefert, und endlich im September 1768 die Sammlung geſchloſſen hat.

nicht dabei bewenden, daß er ſich dieſen Vorſchlag durch eine bloße Genehmigung desſelben gefallen ließ; ſondern gleichwie er an dieſer für die Wiſſenſchaften glücklichen Epoche (zu Verewigung ſeines Ruhmes) einen perſönlichen Antheil nahm; ſo kam er auch jetzt, was man kaum zu wünſchen gewagt haben mochte, den Wünſchen aller Verſtändigen und Edelgeſinnten zuvor. Höchſtderſelbe lud Braun durch ein eigenhändiges Schreiben ein, nach München zu kommen, und den Lehrſtuhl der deutſchen Sprache und Literatur zu eröffnen. Braun nahm dieſen, in jedem Betracht höchſt ehrenvollen, Ruf mit einer freudigen Bereitwilligkeit an, und wurde noch im Jahre 1765 zum wirklich frequentirenden Mitgliede der Akademie ernannt, und mit einem Gehalte von 500 fl. als öffentlicher Lehrer der deutſchen Sprach-, Dicht- und Redekunſt angeſtellt. Dieſe Wiſſenſchaften ſind nach meiner Einſicht und Ueberzeugung, und nach dem Zeugniſſe der Erfahrung, eben diejenigen, welche der Bildung junger Gelehrten ſorgfältigſt zum Grunde gelegt, und ſtets mit dem thätigſten Eifer gepflegt werden ſollen. Wer in dem, was man ſchöne Literatur nennt, nie unterrichtet, oder durch einen falſchen Unterricht verunglückt worden iſt, wird im Fortſchritte zu andern Wiſſenſchaften (die Matheſis und Arzneikunſt ausgenommen) niemals ein großer Mann, und bei Geſchäften, wobei frei, tief, unbefangen gedacht werden ſoll, nicht zur Hälfte der nützliche Mann werden, der er mit jener Bildung geworden ſeyn würde. Die ſchönen Wiſſenſchaften ſind die Quelle aller übrigen, und ſie theilen der, mit ihnen vertraut gewordenen, Seele Kräfte und Sinne mit, welche ſie in den wichtigſten Fällen des Lebens weit über andere Menſchen erheben, welche in ihrer Roheit zurückgeblieben ſind. Dieſe Wiſſenſchaften veredeln den Geiſt, und geben dem Verſtande einen gewiſſen Scharfſinn, eine gewiſſe Schnelligkeit in Begriffen, und gewiſſe Geſchicklichkeiten, ohne welche ein Geſchäftsmann, ein Lehrer deſto unbehülflicher bleibt, je wichtiger ſein Poſten iſt. Der Geſchmack, oder das Wohlgefallen an allem, was groß, ſchön, edel, würdig, anſtändig iſt, iſt die zweckmäßigſte Vorbereitung zur moraliſchen Gemüthsſtimmung; dieſe ordnet die Einbildungskraft, und giebt der Geſchäftigkeit derſelben die innigſte Uebereinſtimmung mit den Geſetzen des Verſtandes *). Dieſe Wiſſenſchaften ſind es, von welchen der ſcharfſin-

---

*) Wenn ein junger Menſch einmal auf dieſen Weg hingeſtellt, und mit dem Werthe dieſer Wiſſen-

nigſte Kopf, und der beſte Gewährsmann, Cicero, ſagte, quod nobiscum rusticentur, peregrinentur etc. daß ſie in allen Auftritten und Fällen des öffentlichen, und Privat-

---

ſchaften vertraut geworden iſt, dann wird er ſich in den höhern Wiſſenſchaften gleichſam aus eigenen Kräften forthelfen, und alles, was er lernen ſoll, mit einer eigenen Geſchicklichkeit lernen. Es wird ſich vorerſt in ſeinen guten Sitten und in ſeinem ganzen äußerlichen Betragen auszeichnen, und man wird ihn in ſeinen Reden, und ſeinem ganzen Beginnen nach einem edlen Endzwecke ſtreben ſehen. Es iſt unmöglich (ich rede ja aus einer vieljährigen Beobachtung und Erfahrung), daß von fünfzig Jünglingen, wenn ſie auch noch ſo ungezogen ankommen, nicht weit über die Hälfte gerettet, gewonnen, gebildet, und durch das Gepräg dieſer Bildung kennbar werden ſollten, wenn der Mann es verſteht, wie er es mit dieſer Bildung anfangen, und was er, mit einem geiſtreichen Buche in der Hand, ſagen, und wie er es ſagen ſoll; und wenn ich daher Jünglinge ſehen ſollte, von denen die meiſten, ohne die geringſte Merkmale von Bildung, ohne den geringſten Eifer für Literatur, in ihrem ganzen Betragen, den unerzogenſten Leuten ähnlich, rohe, grobe, ungeſtalte Klotzen und wahre terræ filii wären und blieben; ſo würde ich die Urſache einer ſo ſchlimmen Erſcheinung, bei welcher der Staat und das Prieſterthum am entſetzlichſten zu leiden hätten, nicht den Jünglingen geben, ſondern mich an die Wahrheit halten: didicisse fideliter artes etc.

lebens nützliche und treue Gefährtinnen ſeyen. Man braucht eben kein außerordentlicher Beobachter zu ſeyn, um ſich von dieſer Wahrheit durch die traurigen Erſcheinungen bei Männern, welche das Sal Ingeniorum nicht erhalten haben, zu überzeugen. Nicht Einer derſelben läßt ſich, ſobald er (wie man ſich ſehr unvernünftig ausdrückt) ausſtudirt, und ein Amt erhalten hat, einfallen, daß für ihn noch in jenen klaſſiſchen Schriften der Alten etwas vorhanden ſeyn könne, welche wahrlich nicht für Knaben und Jünglinge (als welchen zum wahren Genuſſe dieſer Schriften die reife Ueberlegung und die Erfahrung des Lebens fehlt), ſondern zur Ausbildung, zur Stärkung, zur Erfriſchung, und zur Lehre für Männer in Geſchäften geſchrieben worden ſind. Die meiſten dieſer Unglücklichen werden, je länger ſie bei Aemtern ſind, im Grunde immer unwiſſender, unbehülflicher, roher und träger, ſo wie ſie in Hinſicht auf ihre moraliſche Veredlung immer ſinnlicher, hartſinniger und verächtlicher werden. Da ſie ſich in freien Stunden mit nichts, was auf den Geiſt einigen Bezug hat, zu beſchäftigen gelernt, und keinen Geſchmack für einige nahrhafte Lektüre, welche unfehlbar den Roſt der Amtsgeſchäfte ablöſen, und die Seele wieder verjüngen würde, erhalten haben; ſo ſind ewige Spiele, Schmauſereien, und noch weit ſchlimmere Dinge, ihre Erquickungen, bei denen ſie verſchlagene, niederträchtige, und unverſöhnliche Feinde jedes andern werden, der ſich berufen fühlt, ihnen etwas Edleres vorzuhalten, und ihnen ein Gefühl für Dinge, worin Ruhm und Leben liegt, zuzumuthen. Ich bitte den Leſer wegen dieſer Ausſchweifung, wenn es welche ſeyn ſoll, um Vergebung. Ihr Inhalt beunruhigt mich unaufhörlich, und ich öffne mir, wo ich kann, eine Gelegenheit, ihn, bald dieſer, bald jener Art von Leſern, ans Herz legen zu können. Es war auch eben nicht außer der Sache, däucht mich, etwas über die Wichtigkeit der Wiſſenſchaften zu ſagen, deren Einführung, Ausbreitung, und Ausbildung Braun übernehmen ſollte. Braun machte mit ſeinen Vorleſungen im Monate Mai des Jahres 1765 den Anfang, und eröffnete dieſelben mit einer akademiſchen Rede von den Vortheilen des Staates aus der deutſchen Sprachkunſt, deren richtige Kenntniß er als den Grund alles weitern Fortrückens anſah. Er hielt jede Woche auf dem akademiſchen Saale zwei öffentliche Vorleſungen, eine über die Sprachkunſt, und eine über die Dicht- und Redekunſt, und, um es ſeinen Zuhörern ſo wenig an Muſtern als Anleitungen fehlen zu laſſen, gab er noch in eben demſelben Jahre, außer der deutſchen Sprachkunſt, und einem deutſchen orthographiſchen Wörterbuche, eine Anleitung zur deutſchen Dicht- und Verſekunſt, eine Anleitung zur deutſchen Redekunſt, einige Zeit nachher eine Sammlung von guten Muſtern in der deutſchen Sprach-, Dicht- und Redekunſt, in acht Bändchen (deren das erſte freundſchaftliche Briefe, das zweite Sittenſchriften, das dritte Satyren, das vierte Reden, das fünfte Oden, und Lehrgedichte, das ſechſte Fabeln, Erzählungen und Sinngedichte, das ſiebente ſcherzhafte Gedichte, das achte theatraliſche Stücke enthielt) im Drucke heraus. Mit dieſer Sammlung, welche im Jahre 1768 herauskam, ließ ſich Braun nicht begnügen, ſondern, nachdem er im Jahre vorher „Muſter der geiſtlichen Beredſamkeit" geliefert hatte, ſo gab er ferner im Jahre 1768 eine Anleitung zur deutſchen Sprachkunſt zum bequemern Gebrauche der Jugend ins Kurze gezogen, ferner „Briefe," „Verſuche in proſaiſchen Fabeln," dann im Jahre 1769 (wenigſtens unter ſeiner Anleitung) die Wochenſchrift: „der Patriot in Bayern," heraus, welchen Schriften noch viele andere gefolgt ſind.

Dieſe Unternehmungen und Bemühungen waren es, durch welche ſich Braun um unſere Nation wahre Verdienſte geſammelt, und wahre Anſprüche auf unſer dankbares Andenken erworben hat. Ein Theil davon lag freilich in der Gabe, (die er ſich nicht geben, aber die er, was er that, in ſich ausbilden und anwenden konnte) ſich, ſeine Kenntniſſe, Anweiſungen, und Ueberzeugungen, nicht bloß zu lehren, ſondern in ſeine Zuhörer hinum zu tragen, und mittelſt dieſen auch auf entfernte Kreiſe zu wirken. Ich weiß nicht, ob mich meine Leſer auch ganz verſtehen, was ich hier meine. Man kann ein überaus gelehrter Mann, und zu gleicher Zeit ein ſehr unbedeutender, wenig nützender Profeſſor ſeyn; ja, ich habe, ſo lange ich beobachten kann, beobachtet, daß das wahre Talent, zu lehren, ein äußerſt ſeltenes Talent ſey. Hundert Lehrer erklären z. B. den Horaz ganz vortrefflich, aber es bildet, humaniſirt ſich nichts in den Schülern; es geht nichts in ſie hinum, das ihnen wenigſtens das Buch ſchätzbar machte. Sie werfen das Buch weg, und vergeſſen es, als rudes homunculi, ſobald das Schuljahr vorüber iſt. Ein anderer Lehrer ſagt, indem er ebenfalls den Horaz erklärt, weniger gelehrte Sachen, aber er weiß etwas, und weiß es mit einem Tone zu ſagen, wobei in den Gemüthern ſeiner Schüler ein Geiſt unnennbarer inniger Rührung ſich einfindet; ſie werden ſtill, ſittſam, ordentlich, folgſam, fleißig, und empfänglich für jede nachfolgende gute Lehre; ſie ſind auf immer gewonnen, wenn ſie nur nicht gerade wieder in gegentheilige Hände fallen, und auch da verlaſſen ſie die erſt erhaltenen guten Eindrücke nie wieder ganz. Dieſe Gabe, dieſer eigene Sinn, ſich mitzutheilen, kann weder durch Befehle, noch durch Anweiſungen hervorgebracht, ſondern nur wahrgenommen und benutzt werden, und ich kann mehr nicht ſagen, als daß Braun ſie in einem hohen Grade beſaß. Man gieng nie aus, ſeine Vorleſungen zu hören, ohne mit einer gewiſſen Wärme und Liebe für das, was er ſagte, und empfand, ohne eifriger und fleißiger nach Hauſe zu kommen. Er deklamirte nicht, ſondern redete, und hatte darin ſeinen eigenen geſellſchaftlichen, vertraulichen, und Vertrauen erweckenden Ton. Er ließ ſich oft unterbrechen, ja er gab Gelegenheit dazu, um mit ſeinen Zuhörern unmittelbarer reden zu können. Da ihm manchmal kleine Aufſätze vorgelegt wurden, las er ſie herunter, und ſagte ſeine Meinung offenherzig, und das auf eine Art, die, wenn die Sache auch nicht gebilligt werden konnte, für den Verfaſſer immer rühmlich und ermunternd war. Er ſammelte ſich alle, damals nur etwas leswürdige Schriften, machte ſie ſeinen Zuhörern bekannt, theilte ſie ihnen mit, und verbreitete, mit einem Worte, einen allgemeinen Eifer, oder doch eine allgemeine Umfrage über die Wiſſenſchaften, welche er einführen wollte. Seine grimmigſten Feinde wurden beſcheiden, wenn ſie ihn von Perſon ſahen, und ſelbſt hörten. Er verrieth nicht das Geringſte von einiger Anmaßung, ſondern war äußerſt freundſchaftlich und zuvorkommend, und lächelte damals jedem Wanderer einen Willkomm entgegen. Dabei machte er wider die Vielen, denen man nichts Beſſeres zumuthen konnte, als daß ſie die Augen zudrücken, und die Ohren verſtopfen, und wie Raſende ſich betragen würden, niemals kränkende, oder bittere Ausfälle, ſondern ſagte immer nur, daß jene die Zeit lehren würde, was die Vernunft ſie nicht lehren könnte.

Sollte ich wohl der mannigfaltigen Einſtreuungen, der Verſuche, ihn und ſein Werk zu untergraben, erwähnen? Sollte ich die Schatten dieſer Geſpenſter darſtellen, um ſein Bild zu erhöhen? Nein! Ich würde für den Kenner der Sachen und Menſchen nichts Neues, und für die Viles Animas, welche noch dieſe Stunde ſind, was ſie damals waren, nichts Verfängliches ſagen. Es giebt überall eine Menge Leute, deren ganzes Thun darin beſteht, brave Leute, die etwas wirklich Nützliches thun, zu verkleinern, ſie lächerlich, oder verdächtig zu machen, und auf alle Weiſe zu beunruhigen. Indem man über andere urtheilt, giebt man ſich das Anſehen, als verſtünde man die Sache, und als wüßte man, die Sache weit beſſer einzuleiten, wenn man nur wollte, oder es der Mühe werth fände. Die Erſcheinungen der moraliſchen Welt verhalten ſich hierin, und das in jedem Zeitalter, und bei jedem Volke, wie jene der phyſiſchen *). Wenn im Frühjahre bei dem Leben

---

*) Es giebt indeſſen Städte, bei denen man noch einen eigenen häßlichen Zug wahrnimmt, dieſen nämlich, daß ſie keinem Eingebornen, er mag ſich hervorthun, worin er will, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Wenn man die Einwohner fragt, welche geſchickte Leute es bei ihnen giebt, ſo antworten ſie, ſie wüßten keine, und wenn man ihnen dann dieſen und jenen nennt, ſo können ſie nicht genug Worte finden, ihn zu verachten. Es iſt dieß ordentlich der einzige Fall, wo ihr, ſonſt träger, plumper Witz thätig und ſinnreich wird. Aus ihrem Betragen ſollte man auch wirklich ſchließen, daß es in der That ſo wäre. Sie haſſen die geſchickten Leute ihres Ortes, und verbannen ſie aus ihren Geſellſchaften. Dagegen kommen ſie jedem Fremden, wenn er auch in Rückſicht auf Gründlichkeit, Geſchmack und wahre Lebensart nicht einmal im Schatten des Eingebornen zu ſtehen verdient, mit tiefer Ehrfurcht zuvor, bewundern ſeine Einſichten und ſonſtige Eigenſchaften, wetteifern um ſeine Geſellſchaft, und geben ſich alle Mühe, ihn zu empfehlen. In andern Städten erfordert die Klugheit, ſich wohl

athmenden Winde die erſtarrte Erde ſich auflöſt, ſteigen Dämpfe und Nebel empor, und unzählige zarte Blüthen und Gewächſe gehen durch Reife, und kalte Schneegeſtöber, zu Grunde. Gewinnt dann doch die erwärmende Sonne die Oberhand, ſo entſtehen Myriaden Inſekten, welche die Sonne wieder einhüllen würden, wenn ſie nicht an eben dem Tage, an dem ſie entſtehen, ſich erſchöpft fühlten, und fielen. Männer von Kopf und Unternehmung müſſen ſich verhalten, wie die Helden der Fabel, welche auf ihrem Wege nach dem bezauberten Schloſſe (worin die Wahrheit

---

zu verwahren, daß man nicht blindlings den Lobſprüchen glaube, mit denen man Eingeborne von Eingebornen ſprechen hört. In den erſtgedachten Städten aber muß man wohl noch ſtrenger auf ſeiner Hut ſeyn, um ſich nicht den Eindrücken des Tadels zu überlaſſen, mit dem Eingeborne von Eingebornen außer Werth und Achtung geſetzt werden wollen. Gleichwohl ärgern ſich die Eingebornen der Stadt, welche ich meine, wenn wichtige Poſten mit Ausländern beſetzt, und ſie mit dem Beſcheid, daß es unter ihnen, nach ihrem eigenen Zeugniß, keine verſtändigen, geſchickten, und wohl gar ehrlichen Leute gäbe, abgewieſen werden. Wie bösartig, verächtlich und klein iſt ein ſolcher Charakter! Welche Grade von Dummheit, Roheit, und gänzlicher Verfallenheit ſetzt er voraus!

gefeſſelt liegt) allemal mit Schlangen, Drachen, und andern Geſpenſtern zu kämpfen hatten. Qui sibi fidit, ſagt Horaz, dux regit examen. Wer mit der Einbildung und Erwartung auftritt, daß man ihm ſogleich allgemein mit Beifall begegnen, und ihm ſeine Arbeiten überall mit Auszeichnungen und Belohnungen verſüßen werde, der bleibe lieber zu Hauſe, damit er nicht, wenn er ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſehen, und das Gegentheil erfahren ſoll, die Zahl jener ſchrecklichen Verworfenen vermehre, welche der guten Sache beim erſten unfreundlichen Geſichte untreu wurden, oder welche aus Zaghaftigkeit den Verfolgern der guten Sache wohl gar die Fahne voraus trugen.

Uebrigens kömmt es bei den gewöhnlichen Anfällen, Verkleinerungen, Verläumdungen, Schimpf- und Spottſchriften, falſchen Lobpreiſungen, und allen den plumpen, und künſtlichen Hinderniſſen, welchen geſchickte Leute ausgeſetzt ſind, freilich darauf an, in quae quis tempora inciderit. Der Kurfürſt Maximilian hatte die gute Sache nicht darum, weil man ſie ihm empfohlen, ſondern weil er ſich von ihrer Nothwendigkeit ſelbſt überzeugt, und was dagegen geſchehen könne und werde, wohl erwogen hatte, unterſtützt, und verachtete, ahnete auch wohl, oder lachte über die

Einfälle, womit man ſein Werk untergraben wollte. Um zu zeigen, (was er bei andern geſchickten Männern bei allen Gelegenheiten gezeigt hatte) wie wenig dem Braun das ſchaden könnte, was ihm, nach den Erwartungen unmündiger, aber verſchlagener und bösgearteter Leute, ſchädlich werden ſollte, ernannte er denſelben im Jahre 1767 zum Kanonikus beim hieſigen U. L. Frauenſtift, und 1768 zum frequentirenden geiſtlichen Rathe, was dann auch von den erſprießlichſten Folgen war. Es war natürlich, daß, wenn mit der deutſchen Sprache einige Verbeſſerung vorgenommen werden ſollte, dieſe vor allem mit den Büchern, welche in Jedermanns Händen ſind, vorgenommen werden müßte, und in ſolcher Hinſicht lieferte Braun eine neue Ueberſetzung der heiligen Evangelien und Lektionen, welche er mit Anmerkungen über den buchſtäblichen Verſtand derſelben begleitete. Zu gleicher Zeit dachte er an die Verbeſſerung der gemeinen Stadt= und Landſchulen, und damit er ſeinem Plane einige Vorbereitung verſchaffen möchte, las er im Jahre 1768 eine akademiſche Rede „über die Wichtigkeit einer guten Einrichtung im deutſchen Schulweſen.“ Im Jahre 1770 gab er ſeinen „Plan der neuen Schuleinrichtung in Bayern, nebſt einem Unterricht für Schullehrer, wie ſie dem kurfürſtl.

gnädigſten Befehle gemäß in den deutſchen Schulen lehren, und was ſie für Eigenſchaften haben ſollen, nebſt den dazu geeigneten Schulbüchern," im Drucke heraus, und im nämlichen Jahre den 3. Sept. (mayr. Sammlung erſter B. N. XXVII. p. 475) erſchien das erſte kurfürſtl. Generalmandat, daß die Stadt- und Landſchulen verbeſſert, und wie ſie verbeſſert werden ſollen. Braun fieng die Verbeſſerung der Schulen von der hieſigen Hauptſtadt an, und indem er die, hier eben erledigt gewordene, Hauptſchule zu U. L. F. mit einem ſehr geſchickten Manne, Herrn Ludwig Fronhofer beſetzte, gab er derſelben eine ſolche Einrichtung, daß ſie andern Schulen zur Norma, oder zum Muſter dienen, ſohin die Haupt- und Normalſchule genannt werden konnte. Gleichwie ſich, nach dem natürlichen Gange der Dinge, ſogleich verſchiedene Anſtände, die ſich theils vorausſehen, theils auch nicht muthmaßen ließen, ergaben; ſo wurden darüber im Jahre 1771 zwei landesherrliche Verordnungen als den 5. Febr. (mayr. Sammlung B. 2. N. LXXXIX. p. 831) und den 25. Juni (ebend. N. LXXII. p. 1102) als Beſtätigungen und Erläuterungen, nachgeſchickt, und in der letztern befohlen, daß alle, künftig anzuſtellende Schullehrer ſich zur Prüfung ſtellen, dagegen aber Diäten ziehen ſollen. Wenn Braun von den Schullehrern Kenntniſſe und Amtseifer forderte, ſo gab er ſich auch alle erdenkliche Mühe, einen Schulfond ausfindig zu machen, und den Schullehrern nicht nur ein verhältnißmäßigeres Einkommen, ſondern auch die, ihrem wichtigen und ehrenvollen Amte ſchuldige Achtung zu verſchaffen. Anbei drang er darauf, daß zum Anfange, in allen Schulen des Landes, die Schulbücher unentgeldlich ausgetheilt, daß dann jährlich zu Ende jedes Schuljahres öffentliche Prüfungen gehalten, und die Schüler, welche ſich auszeichnen würden, mit Denkmünzen, (wie er dann wirklich zwei dergleichen Preismünzen, nämlich eine größere à 1 fl. 12 kr., dann eine kleine à 36 kr. von Schega verfertigen ließ) und mit nützlichen Büchern belohnt werden ſollten. Er verordnete anbei, daß indeſſen wenigſtens in den Regierungsſtädten ein Regierungsrath als Schulkommiſſär, und zugleich ein Schulrektor angeſtellt, und von denſelben mit dem hieſigen Schuldirektorium gemeinſchaftlich gearbeitet werden ſollte. Hier in München wurde mit allen dieſen Entwürfen ſogleich, mit einem eben ſo beſcheidenen, als thätigen Eifer, der Anfang gemacht, den Schulkindern (dem größten Theile wenigſtens) wurden Bücher unentgeldlich ausgetheilt, den Schullehrern einige Zulagen gegeben, dann im

Jahre 1772 eine öffentliche Prüfung gehalten, und auf dem Rathhauſe mit der ermunterndſten Feierlichkeit durch alle Schulen Preiſe ausgetheilt; was alles noch bis auf dieſe Stunde fortgeſetzt, und dazu allein für das hieſige Stadtſchulweſen ein jährlicher Beitrag aus dem Schulfond zu ſechstauſend Gulden gemacht wird. Braun gab bei dieſer Gelegenheit einen „Entwurf deſſen, was in den deutſchen Schulen der kurfürſtl. Haupt- und Reſidenzſtadt München gemäß dem, gnädigſt anbefohlenen, Schulplane gelehrt, und worüber die Schüler in Gegenwart der gnädigſt abgeordneten kurfürſtl. Kommiſſion und Deputirten von der Stadt öffentlich geprüft, und die beſten davon beſchenkt worden,“ heraus; und der damalige erſte Schulrektor, Hr. Anton Buecher, las eine Rede „von dem Vorzug der öffentlichen Schulen vor dem Privatunterrichte.“ Die nämlichen Prüfungen und Feierlichkeiten wurden auch in den Regierungsſtädten vorgenommen, und Braun hatte das Vergnügen, mit ſeiner Schulverbeſſerung einen öffentlichen Anfang gemacht zu ſehen, welchem man nur beharrlich nachhelfen durfte, um (was mit Einem Male unmöglich war) jener nach und nach die möglichſte Ausbreitung und Vollkommenheit zu geben. Ich ſehe zu dem Manne, der dieß alles verſtändig und klug entwarf, und eifrig ausführte, mit Achtung auf. Ich feiere ſein Andenken, dieſer, dem ganzen Lande erſprießlichen, Unternehmungen wegen, mit Rührung und Bewunderung, ſo, wie ich überzeugt bin, daß daſſelbe die ſpäteſte Nachwelt noch feiern, und den Namen Braun, mit beſonderer Auszeichnung verehren wird.

Aber nun führt mich der Faden der Sache zu ſehr unangenehmen Erinnerungen, welchen ich, um mir perſönliche Vorfälle zu erſparen, nur die Wahrheit vorausſetzen will, daß, gleichwie jeder Unternehmer einer in Rückſicht des Verſtandes ſeiner Zeitgenoſſen, ungewöhnlichen Sache, von Seite der Narren und Idioten Verhöhnungen, Verläumdungen, alle Arten von Verfolgungen erwarten muß, er ſich auch von Seite der Klugen und Verſtändigen auf eine Menge ſolcher Vorfälle, wozu ein Geiſt mit großem Muth, Geduld, Beſcheidenheit, und Selbſtverläugnung gehört, gefaßt zu machen hat; denn, wenn gleich vor der Zeit, und ehe der unternehmende Mann hervortrat, ſein Werk anzukündigen, keine Seele daran gedacht hatte, etwas Aehnliches auf die Bahn zu bringen, ſo finden ſich nunmehr Leute genug, welche vorgeben, daß ſie eben dieſe Sache längſt gewußt, und ſie nur, weil ſie keinen ſchicklichen Zeitpunkt fanden, nicht vorgebracht hätten. Bei dieſen Verſicherungen bleiben dieſe Herren nicht ſtehen, ſondern weil ſie wahrnehmen, daß die erſte Unternehmung dem Manne, welchem ſie angehört, wo nicht eine ſchätzenswürdige Achtung, doch (was a plebe nicht weniger beneidet wird) einigen Ruf zuzog, ſo wiſſen ſie an dem Plane des erſten Unternehmers hundert Sachen zu tadeln, und zu verbeſſern. Wer die Welt und Menſchen kennt, weiß, und wird oft Augenzeuge geweſen ſeyn, mit welchen Künſten von Verſchlagenheit und Schadenluſt ſolche Sachen zur ſchicklichſten Stunde vorbereitet, und vorgebracht werden. Zu gleicher Zeit bleibt es auch eine Wahrheit, daß nicht jeder Einwurf, oder Vorſchlag, wie man die unternommene Verbeſſerung einer Sache noch vollkommener machen, oder geſchwinder zum Ziele kommen könne, ein Beweis von Neid, oder feinem Verfolgungsgeiſte ſey; denn Inventis facile est addere, und der Gedanke, der vom erſten Unternehmer kam, erweckt bei guten Köpfen hundert andere, welche jenen in manchem Stücke belehren können. Gleichwie es endlich würdige Männer giebt, welche vortrefflich ſchreiben, aber mündlich (kaum noch kennbar, daß ſie eben dieſelben ſind) unerträglich ſchlecht vortragen, und ihrer Sache ſchaden; ſo giebt es brave Männer, die gut entwerfen, aber ſchlecht ausführen, und welche ſohin Blößen geben, die auch ein, ſonſt unpartheiiſcher Theilnehmer, nicht unbemerkt laſſen kann. Es gehört ein Mann von beſondern Eigenſchaften dazu, wenn er dieß alles ertragen, abwarten, ohne Eigenliebe aufnehmen, und dankbar, und alles zum Guten einlenken ſoll. Bei allem dem würden ſich zuverläſſig niemals ſo viele liſtige, und zudringliche Verbeſſerer einer, einmal gut eingeleiteten, Sache einſtellen, wenn ſich die Stellen, welche die Macht, zu ändern, beſitzen, an die ewige Regel hielten, daß man einen neuen guten Vorſchlag, wenn deſſen Ausführung unwiderſprechlich nützlich und thunlich iſt, zwar allerdings aufnehmen, aber daß man darum den Mann, dem man dieſe anfangs, weil er Unternehmer war, auftrug, nicht hintanſetzen, ſondern eben demſelben auch den neuen Zuſatz übertragen ſoll. Ich kenne kein größeres und offenbareres Hinderniß guter Geſchäfte, als wenn der Mann, dem zuerſt die Ausführung übertragen worden iſt, unaufhörlich in einem Zuſtande von Ungewißheit ſchweben, und fürchten muß, ſeines Poſtens durch die Einſtreuungen eines Dritten wieder plötzlich entſetzt, oder zum thatloſen Untergeordneten umgeſchaffen zu werden. Iſt der ſogenannte, einmal aufgeſtellte Kommiſſär, ein ehrſüchtiger, empfindlicher Mann, der jede

Kränkung ad animum laesum nimmt, ſo wird er das Geſchäft mit Unmuth von ſich ſtoßen, und nicht ſelten ſeine ganze Geiſteskraft aufbieten, Verwirrungen anzurichten, um zu zeigen, daß ſeine Nachfolger die Leute nicht waren, denen man ihn hätte aufopfern ſollen. Iſt er furchtſam, und hängt ſein Fortkommen von dem Gehalt, der mit ſeiner Stelle verbunden war, ab, ſo wird er, um ſich keine Feinde zu machen, von allem, was dieſe zu wecken, einige Veranlaſſung geben könnte, ablaſſen, und ſich am Ende zu niederträchtigen, und der guten Sache offenbar ſchädlichen, Gefälligkeiten herablaſſen, und unter zehn wird zuverläſſig Einer ſogar der Vertheidiger der böſeſten Sachen, und der grimmigſte Verfolger ſeiner eigenen Ueberzeugungen werden. Wollte Gott, daß die Erfahrung nie dieſe Bemerkung beſtätiget hätte!

Ich nehme nunmehr wieder den Faden von dem Verhalten des Brauns auf. Im Jahre 1772 legte Herr Hofmann ſeine Buchſtabier- und Leſemethode (welche er nachher durch den Druck bekannt machte) vor, und brachte es dahin, daß man es für gut fand, die Entſcheidung der Sache auf eine öffentliche Probe ankommen zu laſſen, welche mit Waiſenkindern auf dem hieſigen Rathhauſe wirklich vorgenommen worden, gut ausgefallen, aber die

Methode gleichwohl (unter andern Urſachen in der Hinſicht, weil ihre Ausführung im Allgemeinen eine, damals nicht denkbare, Anhänglichkeit an dieſelbe, und eine beſondere Geſchicklichkeit vorausſetzte) nicht eingeführt worden iſt. Bei der öffentlichen Prüfung waren, der Herr Reviſions- und geiſtliche Rath von Steeb, (jetzt Reichshofrath in Wien) und der Kan. und geiſtl. Rath Kolmann, was dieſen beiden Männern die Gelegenheit eröffnete, an dem Schulweſen, welches Braun bisher allein geleitet, und, wie ich mit Dank und Achtung für ſein Andenken wiederhole, wohl eingeleitet hatte, einen unmittelbaren Antheil zu nehmen. Herr von Steeb wurde ihm vom geiſtlichen Rathskollegium noch am Ende des Schuljahres 1772 als Kommiſſär zugegeben. Mich däucht, Braun ſey anfangs zu ſehr gelobt und geſchmeichelt, ſohin zu ſehr von ſich eingenommen worden, als daß es ihm hätte gleichgültig ſeyn ſollen, mit einem Dritten eine Ehre zu theilen, von der er gemeint haben mochte, daß ſie allein ihm gebühre. Schon hatte ihn das, was mit Herrn Hofmann geſchehen, und dieſem eingeräumt worden war, nicht wenig verdroſſen; ein Kommiſſär, und zumal ein ſolcher, wie Herr von Steeb, welchen er damals (in Hinſicht nämlich auf praktiſche Fertigkeiten im deutſchen Schulweſen) weit zu überſehen glaubte, war ihm vollends mehr, als ſich von ſeiner Nachgiebigkeit fordern ließ. Ich erinnere mich des erbärmlichen Streites noch wohl, welcher darüber entſtanden war, welcher von beiden Kommiſſarien rechter Seits gehen, und ſitzen ſollte. Braun mußte erleben, daß ihm die linke Seite angewieſen wurde; er bat um ſeine Entlaſſun und da er dieſelbe unverzüglich, was er vi leicht nicht vermuthet hatte, erhielt, trat der kluge Kolmann, der wohl wußte, daß es bei Geſchäften, wo der Kopf und die Geſchicklichkeit eines Mannes handeln ſollten, nicht darauf ankomme, ob man rechts oder links ſitze, an ſeine Stelle im Jahre 1773.

Von dieſer Zeit an ſcheint den Braun die Unbefangenheit für die Sache verlaſſen, und ſein Augenmerk ſich auf eine baldige Wiedereroberung der ihm entrückten Poſten gerichtet zu haben. Seine, bis dahin ganz offene, gefällige, und zuvorkommende Miene nahm etwas Verlegenes und Ernſtes, und ſeine Gemüthsart etwas Auffahrendes und Bitteres an, was freilich in der Schwachheit der menſchlichen Natur ganz erklärbar und begreiflich, aber eben nicht groß, und gerade ſelbſt für das Herz, in welchem ſo etwas vorgeht, höchſt peinlich iſt. Als durch die Aufhebung der Jeſuiten im J. 1773 auch die Beſorgung des gelehrtm oder ſogenannten lateiniſchen Schulweſens erlediget, und in ſolcher Hinſicht eine eigene Kommiſſion ernannt worden iſt, wurde auch Braun dazu ernannt, hauptſächlich, um die Humaniora, oder gymnaſtiſchen Gegenſtände zu beſorgen. Die Geſchichte der damaligen Schuleinrichtungen und des Fortganges derſelben iſt gedruckt, und bekannt genug. Ich beziehe mich darauf, indem es hier mein Beruf nicht ſeyn kann, Betrachtungen über dieſelben zu liefern, und erinnere nur, daß eine gute Sache ſelten gut beſorgt werden wird, wenn ſie durch die Vorſchläge einer Menge von Gelehrten (denen dadurch ein Glück zugehen kann) beſorgt werden ſoll. Gewöhnlich trennen ſie ſich augenblicklich in kleine Partheien, und dann geht auch gewöhnlich ihre einzige Abſicht dahin, wie ſie den Vorſchlägen und Planen eines Dritten Achtung und Zutrauen benehmen, und dagegen ihre Plane geltend machen, oder, was im Grunde damit erzielt werden will, ſich der Direktionsſtelle, und der mit derſelben verbundenen Einkünfte und Vortheile verſichern mögen. Ich erinnere mich der Geſchichte der damaligen Schulplanmacherei allemal mit Angſt und Kummer über die Schwachheiten des menſchlichen Verſtandes, und ich wende beſtürzt meinen Blick davon weg. Wer nur einen oberflächlichen Begriff von der

Sache hat, weiß, daß es gar nichts ſagen will, jede Woche einen neuen, vielverſprechenden Plan, in der Theorie und für das Reich der guten Wünſche, zu machen, und daß bei Schulen (wie bei andern Dingen dieſer Art) die Hauptſchwierigkeit nicht darin beſtehe, daß man einen ſchönen Plan entwerfe, ſondern daß man Leute finde, ermuntere, nachziehe, welche im Stande ſind, auch bei einem, in der Theorie mittelmäßigen Plane unendlich mehr Gutes zu ſtiften, als rohe, fade, und geſchmackloſe Lehrer auch bei dem vollkommenſten Plane jemals leiſten werden. Hierauf, auf guten Lehrern nämlich, beruht die Hauptſache, was ich denen nicht zu ſagen brauche, welche dieß Geſchäft verſtehen, und was ich denen vergeblich erklären würde, die für die Begriffe ſolcher Dinge keinen Sinn haben. Die damalige Schuldirektion, welche unter dem Vorſitze des kurfürſtl. geiſtl. Rathspräſidenten Titl. Grafen von Spreti, dann dem Reviſions- und geiſtl. Rathe von Steeb, und dem geiſtl. Rathe Kolmann beſtand, hatte zwar einen, im Jahre 1774 gedruckten Plan angenommen, aber es der Erfahrung und unmittelbaren Kenntniß der Profeſſoren überlaſſen, wie weit derſelbe in allen ſeinen Theilen befolgt, und wie weit deſſen Verbindung befeſtiget werden möge, und dieſe Epoche (die Schüler derſelben werden unſtreitig durch Kenntniſſe, Fleiß und Geſchicklichkeit auf allen Poſten ſich auszeichnen) war unvergleichlich, und wird immer unvergeßlich und einzig ſeyn. Es war (wie wäre das möglich geweſen?) lange nicht alles Erforderliche und Erwünſchliche in der beſtmöglichſten Vollkommenheit; aber es war auf dem rechten Wege, auf dem man dahin kommt. Braun, dem Mitkommiſſarien nicht anſtändig ſeyn mochten, nahm daran, als Kommiſſär, keinen Antheil, erſchien aber ſogleich nach dem im Jahre 1776 erfolgten Hintritte des ingolſtädtiſchen Univerſitätsdirektors Freiherrn von Ickſtätt, (wo für Ingolſtadt wieder eine neue Kommiſſion ernannt wurde) als Direktor der theologiſchen Fakultät, und des Gymnaſiums zu Ingolſtadt, und hatte kaum wieder einigen unmittelbaren Standort, von welchem aus er ſich bemerkbar machen konnte, als er Vorſchläge auf die Bahn brachte, welche ihm (wie er vorausſah) ein ſchnelles, überwiegendes Gewicht, und eine entſcheidende Unterſtützung verſchaffen mußten. Die vorige Direktion ſah auf die Schulen, und nicht auf den Fond, als welcher wegen der Schulen vorhanden war. Sie hatte nicht nur auf allen Gymnaſien fünf Schulen beibehalten, ſondern hatte hier zu München, die doppelten Schulen, wie ehemals die Jeſuiten ſie eingeführt *) hatten, wieder hergeſtellt. Dieß erſchwerte vielleicht

---

*) Und in Rückſicht auf die Menge der Schüler, und auf den Fortſchritt der Einzelnen wohl und recht gethan hatten. Wenn, wie zu München oft der Fall iſt, in Einer Schule über hundert Schüler ſind, ſo iſt es einem Manne, und wenn er auch die Geſchicklichkeit von zehn Männern in ſich vereinigte, unmöglich, ſie gehörig zu überſehen. Was die Anzahl von fünf gymnaſtiſchen Schulen betrifft, ſo waren ſie keineswegs überflüſſig, ja die ſechs ehemaligen Jahre im Gymnaſium zugebracht, würden ganz und gar nicht zu viel ſeyn, wenn ſie gehörig eingetheilt wären. Die gymnaſtiſchen Studien ſind der Grund aller übrigen, und wer hier zurück oder oberflächlich bleibt, wird weiterhin keine gründlichen Schritte machen. Die wahrhafte Erlernung der deutſchen, lateiniſchen, und (wovon man zu keiner Zeit ablaſſen ſoll) der griechiſchen Sprache, dann die Kenntniß der in dieſen Sprachen geſchriebenen klaſſiſchen Werke, dann die Erlernung mancher Elementarkenntniſſe zu höhern Wiſſenſchaften verlangen ihre Zeit, und es iſt lange nicht genug, daß man gelehrte Dinge wiſſe, und davon zu ſchwätzen gelernt habe; man ſoll ſie verſtehen gelernet, und, um mich ſo auszudrücken, guſtirt haben. Schon dazu gehören langſam fortſchreitende Ausbildungen, und Jahre, wo man ſich um den Inhalt der klaſſiſchen Bücher (denn Worte und Phraſen helfen nichts) mehr bekümmert, als Knaben gewöhnlich zu thun im Stande ſind. Nichts davon zu ſagen, daß es überaus räthlich iſt, junge Leute recht lange in dem Stand zu laſſen, wo ſie in

dem Fond die Möglichkeit, andere Ausgaben zu beſtreiten, und man mochte wohl gewünſcht haben, daß es möglich wäre, das Schulweſen wohlfeiler zu machen. Braun fand es durchaus möglich, und nun ſchmiedete er Plane, ſo wie er geglaubt haben mochte, daß er ſie durchſetzen würde. Er machte ſogleich den Anfang zu Ingolſtadt, indem er ſtatt fünf gymnaſtiſchen Profeſſoren nur mehr vier anſtellte, und empfahl ſich durch den Geiſt dieſer Geſchmeidigkeit dergeſtalt daß er im Jahre 1777 in der Mitte des Schuljahres ganz allein zum Direktor der ſämmtlichen Lyceen und Gymnaſien, dann der Stadt- und Landſchulen in Bayern und der obern Pfalz, mit dem Referat in der Conferenz, ernannt wurde. Nun führte er ſeinen Oekonomieplan vollends aus, deſſen Hauptſache darin beſtand, daß er unter der Vorausſetzung ſolcher Urſachen und Vorwände, deren Inhalt man ſich leicht denken kann, in den obern und untern Schulen die

---

Rückſicht der üppigen Welt in einer glücklichen Unwiſſenheit bleiben, und ein glückliches Joch tragen. Unſere heutigen Jünglinge kommen allenthalben um einige Jahre zu früh; die Väter ſind noch lange nicht eines hochmännlichen Alters, und ihre Poſten ſind noch nicht leer geworden, wann ſich jene ganz vollendet darſtellen, gute Dienſte haben, und wohl leben wollen.

Profeſſores reducirte, und daß er (München ausgenommen) den noch beibehaltenen von ihrer jährlichen Penſion à 500 fl. hundert einzog.

Das deutſche Stadt- und Landſchulweſen, bei welchem eigentlich Braun hätte ſtehen, und ſich in nichts weiteres hätte einlaſſen ſollen, war ihm nun vollends eine Laſt, und er gerieth hier wieder auf einen, in ſeiner Art ungeheuren, Einfall, um ſich deſſelben zu entledigen. Doch ich muß vorher noch ein paar Worte über die Schickſale, welche dieſer höchſt wichtige Theil des Erziehungsweſens unter den Herren von Steeb und Kolmann erfahren hatte, vorausſetzen. Braun hatte ihnen, was ich bereits mit Dank von ihm rühmte, die deutſchen Schulen auf einem guten Wege eingeliefert, und die beiden Herren von Steeb und Kolmann giengen eifrig darauf fort, bis ſie im Jahre 1774 auch das lateiniſche Schulweſen übernahmen. Bei der mühſamen Arbeit, der ſie ſich nunmehr zu unterziehen, und wobei ſie ihre Zeit und Kräfte unmittelbar und unausgeſetzt dieſer zu widmen hatten, blieb das bürgerliche Stadt- und Landſchulweſen (was demſelben freilich unläugbar nicht anders, als ſehr nachtheilig werden mußte, indem es beſſer iſt, eine Sache gar nicht anfangen, als ablaſſen, wenn ſie eben angefangen worden iſt) wie beruhend. In den Hauptſtädten gieng die Sache allerdings, und zwar trefflich ihren Gang, und wenn vom Lande ein Bedürfniß herein angezeigt wurde, ſo wurde geſteuert; aber ſolche Geſchäfte müſſen unumgänglich hinaus betrieben, daß iſt, durch unveranlaßte Erkundigungen, und durch unausgeſetzte ſogenannte Stimulationen ex officio betrieben werden, wenn ſie nicht eingehen ſollen; dieß geſchah vielleicht nicht mit dem lebhaften Umtriebe, mit welchem es, ohne der Dazwiſchenkunft des lateiniſchen Schulweſens, geſchehen ſeyn würde, wiewohl doch immer etwas geſchah. Braun wußte ſich aber beſſer zu helfen. Er behauptete jetzt, da er allgemeiner Direktor, ſohin auch Aufſeher der bürgerlichen Schulen geworden iſt, daß das deutſche Schulweſen nicht der Gegenſtand des Direktors gelehrter Schulen, ſondern durchaus ein zur Polizeiſtelle gehöriger Gegenſtand ſey; er ſetzte, ſeiner Gewohnheit nach, ſogleich wieder einen Plan auf, wie daſſelbe eingerichtet werden ſollte, und ſetzte, was eben gar keine Schwierigkeit haben konnte, durch; doch wurden die deutſchen Schulen nicht dem Polizeikollegium, welches ſich dieſe Direktion weislich verbat, ſondern vollends einigen jüngern Herren Hofräthen übergeben, in Rückſicht derer ich nur erinnern will, daß, wenn ſie auch

Meiſter in ihrem juriſtiſchen Fache waren (was ich denſelben gar nicht abſprechen will) denſelben unmöglich einige vorausgehende Kenntniß im Schulfache, und eben ſo wenig die Möglichkeit bei ihren Hofrathsarbeiten, den ſchweren unermeßlichen Schulgeſchäften gehörig abzuwarten, zugemuthet werden konnte. Die Folge war, daß das deutſche Schulweſen eben ſo bald wieder dem geiſtlichen Rathskollegium, als bei welchem es ab aevo geweſen, und ausgegangen, und zu welchem es weſentlich geeignet iſt, heimgeſtellt werden mußte. Ob aus ſolchen ewigen Aenderungen der Schulplane, dann der Kommiſſionen und Kommiſſarien die Geſchäfte vor oder nothwendig hinter ſich gehen, ob ſich bei den zeitlichen Kommiſſarien (welche keinen Tag ſicher waren, ob ſie nicht wieder mitten in ihrer Arbeit entfernet würden) Muth zur Arbeit, und ob ſich ſelbſt bei dem Publikum einiges Zutrauen zur Sache befeſtigen konnte, brauche ich nicht zu erinnern. Auch der mit ſo vieler Feierlichkeit eingeführte brauniſche letztere Schulplan hatte nichts weniger, als eine Dauer, ſondern zu Anfang des Jahres 1781 erſchien eine neue Schulkommiſſion, welche bis zur Herbſtzeit dieſes Jahres dauerte, da dann die Kloſtergeiſtlichen die Studia übernommen, und dieſelben ſeitdem fortgeführt haben. Alle dieſe

Vorfälle ſind bereits in öffentlichen Schriften, als in den „Beiträgen zu einer Schul- und Erziehungsgeſchichte in Bayern, 1778,“ dann in der „pragmatiſchen Geſchichte der Schulreformation in Bayern“ aus ächten Quellen umſtändlich genug erzählt, und zum Theil beurtheilt worden, ſo daß ich mich, um einer, hier ermüdenden Weitläufigkeit zu entgehen, auf dieſelben berufen kann.

Braun erhielt, bei dem Uebergange der Schulen an die Kloſtergeiſtlichen, zu ſeinem Kanonikate eine Maltheſerkommende zu Aheim, und hatte nun nichts weiter zu thun, als ſich dieſes Leben nach Herzensluſt angenehm zu machen, ich will ſagen, ſich ganz ungeſtört und ganz nach ſeiner Neigung eine rühmliche Beſchäftigung zu wählen. Er ſchrieb nunmehr verſchiedene Erbauungsbücher, und war mit der Ueberſetzung der Bibel beſchäftiget, als ihn am Morgen des 5ten Novembers 1792 ein Schlagfluß befiel, an welchem er den 8ten November im 61ſten Jahre ſeines Alters geſtorben, und in der Gruft der Hauptkirche zu U. L. Frau begraben worden iſt.

Braun war von mittlerer Größe, und von einer ſehr wohlgeſtalteten Bildung, und ſchöner reiner Geſichtsfarbe. Seine Miene hatte etwas Offenes, Biederes, Vertrauen Erweckendes, und zur Zeit, da er noch keine heiſſen

Schulſchlachten zu kämpfen hatte, ſchwebte ein ganz unbefangenes Lächeln in ſeinem Munde, und in ſeinem Geſichte, wie dieß in dem von Herrn Demaree verfertigten, und bei der Akademie der Wiſſenſchaften vorfindigen Portrait, auf welchem er vortrefflich entworfen iſt, geſehen, gefühlt, und betrachtet werden kann. In ſeinem männlichen Alter wurde er, wie faſt alle Leute, ſanguiniſchen Temperaments, deſſen er war, etwas dickleibig, ohne ungeſtaltet zu werden. In den letzten Jahren aber wankten ſeine Knie, und ſein Mund hieng ſchlapp, und er konnte ſein Schickſal vorausſehen. Er wurde oft gemalet, in Kupfer geſtochen, im Schattenriß entworfen; aber nicht immer bei den Theilen, welche ſeine Charakteriſtik bildeten, gefaßt, und feſtgehalten.

Was ſein geiſtiges Portrait betrifft, ſo war er (zumal in ſeinen jungen Jahren) ſehr geſellig, und voll, wo nicht witziger, doch beluſtigender, Einfälle, welche ihn um ſo mehr zu einem angenehmen Geſellſchafter machten, als er weder in ſeiner Sprache, noch in dem Aeußern ſeines Betragens ſich im Geringſten vom Einheimiſchen und Ueblichen entfernte, und was die Mundart betrifft, vielmehr zu wenig, als zu viel that. Es iſt ſehr abgeſchmackt und unausſtehlich, wenn man ſich (was hier bei jungen Leuten gar oft der Fall iſt) eine eigene hochdeutſche Mundart (welche nirgends in Deutſchland zu Hauſe iſt) erdichtet, und damit fertig zu ſeyn glaubt, wenn man ſich ein paar ſchöne Phraſes gemerkt, dann zu allen Worten ein E hinzuzuflicken gewöhnt hat; es iſt aber auch ſo wenig rühmlich, ganz boariſch, ſtatt bayeriſch zu ſprechen, und ich denke, es gebe einen, gar nicht auffallenden, Mittelweg, auf welchem Gelehrte, und Leute von Erziehung mit ihrem Beiſpiele vorangehen ſollten; doch es iſt für einen, der ſchlecht ausſpricht, immer Lob genug, wenn er rein zu ſchreiben verſteht, und rein ſchreibt. Das verſtand und that Braun allerdings; er griff die Sache, wie man ſich ausdrückt, beim rechten Flecke an, indem er, da er die Sprache reinigen wollte, damit anfieng, daß er den Entſchluß faßte und ausführte, dieſelbe in den Büchern, welche Jedermann in die Hände kommen, zu reinigen.

Braun ſchickte eine erſtaunliche Menge von Büchern in die Welt, (der Herr Verfaſſer der, nach ſeinem Tode herausgekommenen Schrift: „Heinrich Brauns Thatenleben und Schriften ꝛc.“ München 1793 hat ein Verzeichniß derſelben eingerückt) bei deren Anblick auch der fleißigſte Mann nicht umhin kann, ſich an jenes, was bei einer ähnlichen Vergleichung der jüngere Plinius in Hinſicht auf den Naturforſcher Plinius ſagte, zu erinnern, qui, si comparer illi, desidiosissimus sum. Und er verſtand ſich anbei vortrefflich darauf, ſeinen Schriften einen vortheilhaften Beifall, und ſeinen Planen ein entſcheidendes Anſehen und Uebergewicht zumal bei ſolchen Leuten zu verſchaffen, welche von allem, was im Reiche der Literatur erſcheint, keine Kenntniß beſitzen, noch einige jemals verlangen, und welche ſich ſohin gar nicht einfallen laſſen, daß das, was ihnen als neu und bisher unerhört vorgelegt wird, längſt geſagt, und jetzt nur herausgeſtückt worden iſt. Anbei unternahm er, wo er die Direktion begann, immer mit Geräuſch, und Lebhaftigkeit auffallende Dinge, welche ihm Zuneigung, Ruhm und Anſehen hätten verſchaffen ſollen, aber welche dieſer Abſicht nicht immer entſprachen. Als er die Direktion der Schulen im Jahre 1777 antrat, gründete er bald nachher ein Prediger-Inſtitut, das unläugbar von vielem Nutzen hätte werden können; für die hieſigen Profeſſores ſammelte er von Koſten des Fonds, eine Bibliothek aller damals erſchienenen Journale und einiger Zeitſchriften, und für die Studenten begünſtigte er eine ſogenannte Muſikakademie, und eine Leſegeſellſchaft, Dinge, welche junge Leute, die ſich vielmehr ans Sitzen und Arbeiten gewöhnen ſollten, gar oft mehr zerſtreuen, und den Geiſt der Burſchiade verbreiten. Bei Gelehrten, die ſeinen wahren Reichthum an Talent und Kenntniſſen näher kannten, und gerade bei den Profeſſoren, die ihn hörten, und handeln ſahen, wollte es ihm nicht gelingen. Braun war, was dieſe wohl wußten, nichts weniger, als ein tiefdenkender Kopf, der durch Kraft und Einſichten über Köpfe, die ſich ebenfalls fühlten, ein überwiegendes, Ehrfurcht gebietendes, Vateranſehen behaupten konnte. In ſeinen Schriften weht nichts von jener Flamme, wobei der Leſer ſich belebt, und ungewöhnlich begeiſtert fühlt, ſondern, wie man ſie lieſt, hat man ſie für immer geleſen. Unter allen ſeinen Schriften verräth nicht Eine (was doch vorzüglich des Faches war, wozu er ſich bekannte) einen philoſophiſchen Humaniſten, der ſich z. B. an Herder anreihen könnte, und nebenbei verſtand er nichts von der Naturgeſchichte, von der Naturlehre, von der Matheſis und Rechenkunſt, nichts von der Geſchichte, und ungeachtet er eine Ueberſetzung der Bibel unternahm, nichts von orientaliſchen Sprachen. Dieß wußten die Lehrer, die er übernommen hatte, und es mochte ihn nicht wenig beunruhigen, daß ſie es, und daß ſie noch mehr, als ihm lieb ſeyn konnte, einſahen. Er war ein überaus leichtſinniger Hauswirth, und kam bei ſeinem vom erſten Augenblicke, wo er nach München kam, ergiebigen Einkünften, nicht ſelten in kündige Verlegenheiten. Zu ſolchen Herren hat man, wenn man ihnen untergeordnet, und noch mehr, wenn man, in Rückſicht ſeines Fortkommens, von dem Zeugniſſe, das ſie einem ertheilen, abhängig iſt, wahrlich keine herzliche Neigung, noch einiges Zutrauen, ſondern man blickt mit Kummer gegen ſie auf, und fürchtet, aus ſeiner Stelle gekauft zu werden. Braun war zudem, was ſolche Leute immer ſind, mißtrauiſch und argwöhniſch, und anbei ſehr unbeſtändig in ſeinen Neigungen, wie er dann ſeine Wohnungen, ſeine Meubeln, ſeine Aemter (er verließ die Akademie, den geiſtlichen Rath, und das Cenſurkollegium), ſeine Domeſtiken und ſogar ſeine Freunde in Einem fort geändert, und ſich, ich weiß nicht, in welcher Gemüthsſtimmung herumgetrieben hat. Was an ihm noch ferner auffallend, aber eine natürliche Erſcheinung ſeines wirthſchaftlichen Leichtſinnes, oder auch Luxus war, ſo führte er ſtete Klagen über die Undankbarkeit, mit der man in Bayern Männer, die ſich durch Gelehrſamkeit auszeichnen, belohnt; er, der Belohnungen ohne Beiſpiel erhalten, (der Hof gab ihm gleich anfangs ein Kanonikat, die geiſtliche Rathsſtelle, die Akademie einen anſehnlichen Gehalt, die Stadt ein Beneficium), er, der den Profeſſoren in den Regierungsſtädten durch ſeinen wirthſchaftlichen Plan hundert jährliche Gulden entzogen hat. Das war an dem Manne gar nicht rühmlich, und ich wünſchte, zum Nutzen der Lebenden, daß jeder, der zum Führer als Schriftſteller, oder als Mann in großen Würden und Aemtern ſich darſtellt, zu erwarten hätte, man werde von ihm dereinſt ohne Scheu und Rückhaltung ſagen, was an ihm, da er lebte, nicht rühmlich war.

Braun hat übrigens ſo viele Verdienſte um uns, daß der, welcher mit glänzendern Geiſtesgaben auch nur die Hälfte derſelben ſich ſammelte, noch immer das digito monstrari et dicier, hic est verdiente. Man braucht kein Denker, wie Sulzer und Leſſing, kein Dichter, wie Klopſtock, zu ſeyn, um ein achtungswürdiger, wahrhaft nützlicher, und wahrhaft großer Mann zu ſeyn. Es iſt genug zum Lobe des Braun geſagt, wenn ich ſage, er habe zu ſeiner Zeit ſo vieles gethan, und ſo gut geſchrieben, daß es zu unſerer Zeit nicht mehr viel ſagen will, gerade ſo viel, als er that, zu thun, oder gerade das, was er ſchrieb, zu ſchreiben. Auch wird ſein Name noch genannt werden, wenn die ſämmtliche Reihe derjenigen, die mit Dingen, welche nicht in ihnen lagen, bei ihren Zeitgenoſſen rauſchten und glänzten, längſt in die verächtlichſte Vergeſſenheit, die ſie erwartet, geſunken, und kein Grabſtein ihre unbedeutenden Namen mehr nennen wird. Auch ſind es einzig Männer, wie Braun, deren eine Nation ſich rühmen, und mit denen ſie gegen eine andere Nation in Hinſicht auf Ruhm, und Geiſtesvorzug ſich meſſen kann; darum richtet mein Kopf mit freudigem Stolz ſich empor, wenn ich an die vielen Männer, welche in meinem Vaterlande durch Gelehrſamkeit oder Kunſt ſich als Freiwillige hervorgethan, und den gebührenden Ruhm eingeärndtet, oder ihn verdient haben, denke — und ich weiß, wie Plinius, was ich zu hoffen habe, wenn ich in Erinnerung bringe, was er einem ſeiner Freunde mit ſo vieler Wärme erinnert hat: „Effinge aliquid, et excude, quod sit perpetuo tuum. Nam reliqua rerum tuarum post te alium atque alium Dominum sortientur: hoc nunquam tuum desinet esse, si semel coeperit. Scio, quem animum, quod horter ingenium. Tu mo-

do enitere, ut tibi ipse sis tanti, quanti videberis aliis, si tibi fueris. (Plin. secund. Epist. L. X. cap. 3. ad Canin. Rufum.)

Andreas Zaupser*).

Das Leben eines Mannes, wie Zaupſer, eines Schriftſtellers, wie Zaupſer war, würde immer denkwürdig und lehrreich ſeyn, wenn auch gleich dieſer Mann nicht ſo allberühmt wäre, als es Zaupſer, durch ein übel angebrachtes Benehmen ſchwächlicher Menſchen, geworden iſt. Dieſe Menſchen verherrlichten ſeinen Namen durch ganz Deutſchland, durchaus wider ihre Erwartung, und ganz gewiß durchaus wider alles Hoffen des beſcheidenen, und durch ihre tölpiſche, aber ſchlimm genug angelegte, Neckerei, tief verwundeten Mannes.

---

*) Beitr. z. v. G. 6. B. S. 380.

Andreas Zaupſer wurde den 27. December 1747 zu München, wo ſein Vater, Heinrich, bei dem Freiherrn von Roſenbuſch Kammerſchreiber war, geboren, und in den Jeſuitenſchulen erzogen, welche damals ſo beſchaffen waren, daß ein guter Kopf zwar nicht mit ſonderbaren Kenntniſſen bereichert, noch weniger zum Fernhinſehen und Weitwirken gebildet, aber auch keineswegs ſo verunſtaltet *) und

---

*) Pedanten, die vielen Fleiß auf unnütze Dinge wandten, ſah man damals wohl; aber keine Phantaſten heutiger Art, die, nachdem ſie, gleich einer flüchtigen Schwalbe, ein paarmal über die Oberfläche glitſchten, und kaum ein paar Tropfen auflüpften, das Unermeßliche erſchöpft, und das Ziel alles Wiſſens erreicht zu haben wähnen. Dieſe letztern ſind dem gemeinen Weſen höchſt gefährlich, in der Geſellſchaft unausſtehlich, und in der Krankenſtube des menſchlichen Geſchlechtes, unheilbar, indem ſie für alle Empfindung der, jedem jungen Menſchen unentbehrlichen Beſcheidenheit, und für jede Anmahnung einer geſunden Selbſtkenntniß, todt ſind. An jungen Pedanten entgegen bemerkte ich noch immer, daß ſie, wenn ſie Muſter wahrer Gelehrſamkeit, und des reinen Geſchmackes ſehen, immer bald zur Selbſtkenntniß gebracht, und gewöhnlich nur zu zaghaft werden. Man kann ihnen nicht genug Muth einflößen, daß ſie es wagen, das Verlorene einzuholen, indem ſie von der Menge der Dinge, die ihnen mangeln, glauben, die Zeit zum Einholen unwiderbringlich verloren zu haben.

unterdrückt wurde, daß er ſich, wenn bei irgend einer guten Gelegenheit zur beſſern Bildung eine innere gute Anlage ihn trieb, und ſpornte, nicht ſelbſt hätte forthelfen und bilden können. In den Jahren von 1760 bis 1770 kamen im nördlichen Deutſchland die erſten Schriften unſerer deutſchen klaſſiſchen Schriftſteller, die Schriften der liebenswürdigen und geiſtreichen Männer, Gellert, Rabener, Leſſing ꝛc. heraus, und in Bayern wurden ſie durch die akademiſche Buchhandlung, und durch die unmittelbare Verwendung der Akademie, welche „bayeriſche Sammlungen und Auszüge zum Unterrichte und Vergnügen" in monatlichen Heften herausgab, bekannt gemacht und verbreitet. Unter den jungen Leuten, deren beſſerer innerer Sinn ſogleich erwachte, war auch Zaupſer. Das Ideal von wiſſenſchaftlicher Vollkommenheit, nach welchem ſich ſchöne Seelen, wenn ſie auch davon nie eine Nachricht erhalten ſollten, ſtets ſtilltrauernd ſehnen, erſchien ihm, und er arbeitete, nach der Art aller großen Männer, raſtlos an ſeinem Unterrichte und ſeiner Bildung; er lebte (was alle fähige Köpfe, wenn ſie der literariſche Geiſt ergreift, thun) in einer volkreichen Stadt das einſamſte Leben; er las, merkte ſich an, übte ſich im Schreiben, und ſtudirte unaufhörlich, ſo daß er, wie ich mich noch gut erinnere, in Gefahr kam, ſein Augenlicht zu verlieren. Unter den Sprachen, deren er ſich bemächtigte, war ſogar die ſpaniſche. Sein Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit blieben nicht lange unbekannt. Die damaligen Lichter der bayeriſchen Literatur, von Oſterwald, Lori, Braun u. a. konnten nicht anders, als mit dem innigſten Vergnügen die Wirkungen bemerken, welche durch ihre Schriften bei jungen fähigen Männern hervorgebracht wurden, und verſchafften ſolchen, wo ſie konnten, eine Gelegenheit, im Reiche der Gelehrſamkeit ihr Daſeyn anzukündigen, und durch irgend einen Verſuch ſich auszuzeichnen. Nachdem Zaupſer bereits im Jahre 1770 „Briefe eines Bayern an ſeinen Freund über die Macht der Kirche und des Pabſtes“ dann im Jahre 1772 „Zuſätze eines katholiſchen Franken zu den Briefen eines Bayern über die Macht der Kirche und des Pabſtes“ nebſt einer Abhandlung von Ordensgelübden, und einer andern von der wahren Andacht eines Chriſten, zum Drucke befördert hatte, überſetzte er, durch Oſterwalds Ermunterung im Jahre 1773 das Breve Clemens XIV. an die Biſchöfe in Bayern wegen Verminderung der Feiertage, und begleitete daſſelbe mit hiſtoriſchen Anmerkungen, welche viele Sachkenntniß verriethen. In eben dieſem Jahre wurde ihm die Ueberſetzung des Breve, welches die Aufhebung des Jeſuitenordens ankündigte, aufgetragen. Zaupſers Name wurde rühmlich bekannt; und da er bei der Rechtsgelehrſamkeit, über welche er zu München von dem damaligen Hofgerichts-Advokaten, und nachmaligen Kammerfiſcal Joſeph Claudius Destouches Privatcollegien hörte, ſein Glück nicht fand, ſo verhalf man ihm im Jahre 1774 zu einer Stelle, welche freilich gar nicht geeignet war, ſeine Talente und Kenntniſſe zu beſchäftigen, welche aber doch hinlänglich war, ihm ſeinen Lebensunterhalt zu verſchaffen. Er wurde bei der kurfürſtl. Fundationsgüterdeputation Expeditor und Regiſtrator, und bei dem kurfürſtl. Hofkriegsrath überzähliger, und im Jahre 1778 wirklicher Sekretär. Da ihm ſeine Arbeiten eben nicht alle Zeit zur Lectüre und Fortſetzung ſeiner Studien raubten, ſo fuhr er fort, ſich auf alle Weiſe zu vervollkommnen, wiewohl nichts weniger, als in der Abſicht, mit dem Reichthume ſeiner beſſern Einſichten zu prunken. Er war und blieb vielmehr bei ſeiner Schriftſtellerei immer etwas ſchüchtern, und es mußte ſich eine außerordentliche Erſcheinung, oder Veranlaſſung ergeben, wenn er einmal die Feder ergriff. Dann geſchah es aber auch mit einer, ihm eigenen, Innigkeit, bei welcher jeder Leſer wahrnahm, daß er das, was er ſchrieb, wirklich längſt überlegt und gefühlt, und nicht erſt ſeit geſtern gedacht habe. So entſtanden ſeine „Gedanken über einige Punkte des Criminalrechts" welche anfangs in drei Abhandlungen (und in zwei bald ſich folgenden Auflagen) (München 1777 bei Jakob Vötter) dann (1781 bei Strobl) in vier Abhandlungen erſchienen. So entſtand durch das traurige Schickſal des Olavides ſeine Ode auf die Inquiſition, (1777 gedruckt bei Vötter) ſo endlich bei Gelegenheit eines, wegen Religionsſachen in London entſtandenen Aufruhrs, ſeine ſchöne Schrift „über den falſchen Religionseifer" (1780 bei Strobl) und unter der Aufſchrift: „Noch ein paar Worte über den falſchen Religionseifer" eine andere, welche 1780 (bei Strobl, und 1781 vermehrt, unter der Firma: „Frankfurt und Leipzig") herauskam.

Im Jahre 1780 erſchien eine neue (die dritte) Auflage ſeiner Ode auf die Inquiſition, nebſt einer Palinodie dem Herrn Pater Joſt (einem Dominikaner, und einem damals längſt renomirten Phantaſten) in Landshut gewidmet. Ich habe mehr, als Eine, wohlgegründete Urſache, die Ode dem Publikum nicht vorzuenthalten, auch wenn ſie demſelben nicht ſchon in zwei vorhergegangenen Auflagen mitgetheilt worden wäre.

Ode auf die Inquiſition, nebſt einer Palinodie, dem Herrn P. Joſt gewidmet von Andreas Zaupſer, kurpfalzbayeriſchen Hofkriegsraths-Sekretär.

Fahrt wieder praſſelnd auf dein kaum erſtorbnes Feuer,
Megäre, Inquiſition,
Des Orkus und der Dummheit Tochter, Ungeheuer,
Peſt der Vernunft und der Religion!

Tritt wieder deine ſchwarze Ferſe Nationen
Betrogner Sklaven in den Staub,
Und rufen wieder, keines Ketzers zu verſchonen,
Die Mönche, deine Knechte, die den Raub,

Verwaiſter Kinder Erbgut, theilen, und auf Leichen
Gottläſternde Gebete ſchrein,
Wie blut'ge Tiger, die, wenn ſie den Wald erreichen,
Sich brüllend der erwürgten Heerde freu'n.

Der Flüche ſchrecklichſter, den je der Bannſtrahl blitzte,
Wird mit Poſaunen kund gethan,
Sieh, deine Göttinn, Volk! ruft donnernd der erhitzte
Mönch mit dem Dolch, ſtirb, oder bete an!

Oed liegt Iberien von deinem Drachenhauche,
Fleiß, Wahrheit, Freundſchaft, Künſte fliehn,
Des Denkens Freiheit ſtirbt, im Scheiterhauſen-Rauche
Durch dich erſticket, Geiſtermörderinn!

Schon dreht dein offner Schlund (wen ſoll die Unſchuld ſchützen,
Da Wohlthun ein Verbrechen hieß?)
Dem weiſen Olavid, der orthodoxe Pfützen
Durch=Ketzer Hand zu Eden bauen ließ.

Welch gräßlicher Triumph! den Gottmenſch an der Seite,
Im Heiligthumes Innerſten
Sitzt die mit Gift geſchwollne Hyder, ſchnaubt nach Beute,
Und würgt, die ihrer Raubſucht widerſtehn.

Er ruft's, und tauft mit Blut, und predigt mit den Flammen;
So predigte einſt Muhamed,
Und zog nach Mekka hin, die Bürger zu verdammen,
Die muthig ihn nicht ehrten als Prophet.

O Duldung, Gotteskind! Du aus des Mittlers Wunden
Hervorgegangne Schöne, du,
Durch die Germaniens drei Kirchen eng verbunden,
In Eintracht blühn, und ſchweſterlicher Ruh,

Vertraute Friedrichs, die ſeine mächt'gen Staaten
Mit ausgeſpannten Schwingen deckſt,
Und nun berufen von dem Solon der Sarmaten
Nach Warſchau Fried' und goldnes Alter trägſt,

O kehr' den ſanften Blick nach Süden, wo mit Thränen
Die Menſchheit dich um Hülfe fleht,
Und hör' das Mordgeſchrei, das Röcheln, und das Stöhnen,
Das dir die Luft mit Aſch' entgegen weht.

Flieg hin mit Kerubs Kraft, und ſtürz das Unthier nieder,
Daß es zurück zur Hölle fährt,
Und lehr' der Eifrer Schwarm, die irrgegangnen Brüder
Durch Sanftmuth zu bekehren, nicht mit Schwert.

Als dieſe Ode im Jahre 1777 erſchien, hatte ſie das ordentliche *imprimatur* (*Sign.* München im kurfürſtl. Büchercenſurcollegium den 12. Aug.) ordentlich beigedruckt. Sie blieb damals nicht ganz ohne Rüge, (nicht eigentlich ihr Inhalt, ſondern ihre Heftigkeit fiel auf) und ein Prediger ſoll ſich ſogar auf der Kanzel Ausfälle wider ſie erlaubt haben; aber der Kurfürſt Maximilian Joſeph hatte die Ode geleſen*), hatte ſie gut geheiſſen, und nun war jedermann (denn man liebte den Kurfürſten innigſt) beruhigt. Die Ode wurde bald vergriffen, und hätte, als ſie im Jahre 1780 erſchien, wenn man ſie nur ruhig hätte erſcheinen laſſen, ganz gewiß nicht das geringſte Aufſehen erregt. Damals war auch für die bayeriſche Literatur noch eine goldene

---

*) Dieß that Kurf. Maximilian immer, wenn irgend eine Schrift Aufſehen machte, und ſeine ſtets geſunde, und dabei geräuſchloſe Entſcheidung belohnte den muthigen Schriftſteller, und verſcheuchte die Dümmlinge, zu deren Anhang zu treten damals eine Schande machte. Es iſt bekannt, daß Maximilian Joſeph die Reviſion der zweiten Auflage des Lochſteins ſelbſt aus der Buchdruckerei übernahm, hie und da einzelne Ausdrücke milderte, und daß er dann das Buch durch ein feierliches, ewig unvergeßliches, Generale, als einen unverwerflichen Grundſtein in geiſtlichen (nicht ſpirituellen) Dingen gleichſam heiligte. Dennoch wurde dieß Buch (ich kann nicht umhin, die Anekdote, weil ſie gar zu auffallend den traurigen Abſtand der nachgefolgten Zeit beleuchtet, herzuſetzen) im Jahre 1797 im ehemaligen Büchercenſurcollegium durch die Mehrheit der Stimmen verboten. Der kurfürſtl. geiſtl. Rath nahm ſich des Buches, deſſen Verbot in mehr, als Einer Rückſicht ſehr nachtheilig ſchien, ex officio an, und nach einigem Schriftwechſel erſchien ein Beſcheid, „daß Lochſtein weder verboten, noch erlaubt ſeyn ſollte.“

Zeit, und unter der Begünſtigung der damaligen Büchercenſur erſchienen, und wurden die beſten Schriften verbreitet, deren geſunde und freimüthige Denkart unſerm Vaterlande ein wohlthätiges Selbſtvertrauen, und bei dem Auslande die gebührende Achtung verſchaffte. Auch der Kurfürſt, Karl Theodor, der im Grunde und für ſich ſehr liberal dachte, war in ſeinem Innerſten für nichts weniger, als für die Einſchränkungen geſtimmt, welche zu verhängen man ihn nachher, mittelſt der bösartigſten Vorſpiegelungen, und mittelſt der ſchwärzeſten, unverantwortlichſten Verunglimpfungen und Verläumdungen der Nation (von deren Kenntniß er, leider! immer entfernt blieb) verleitete, oder, vermöge des ihm beigebrachten Mißmuthes, nöthigte. Mit Zaupſers Ode geſchah der erſte Verſuch dieſer Art, und ſein Ausgang, und die Umſtände ſeines Erfolges waren, und wurden ſonderbar genug. Das Büchercenſurcollegium wurde über ſeine Meinung, (was gleichwohl die ordnungsmäßige Verfaſſung, und ſchon die kluge Vorſicht mit ſich bringt) nicht gefragt, ſondern demſelben wurde das beſchloſſene Verbot nur zur Nachricht eröffnet. Die Sache ſchien ſo wichtig, und insbeſondere für den Ruhm des mißgeleiteten Landesfürſten ſo nachtheilig zu ſeyn, daß die Abſendung einer eigenen Deputation an den Churfürſten beſchloſſen wurde. Dieſe Deputation, welche aus vi Räthen, und dem Präſidenten, Titl. Grafen von Spreti, beſtand, hatte den 15. Nov. 1780 Abends eine förmliche Audienz, bei welcher ſich der Kurfürſt mit Stock, Degen, und Hut darſtellte, und (nachdem ihm der Präſident einen umſtändlichen Vortrag gemacht, und in dieſem beſonders den Umſtand, daß der höchſtſel. Kurfürſt Maximilian Joſeph, ein religiöſer und frommer Herr, die Ode ſelbſt gutgeheiſſen hätte, ins Licht geſetzt hatte), die wenigen Worte: „Wir werden die Sache unterſuchen laſſen;“ aber dieſe Worte, wider ſein ſonſtiges Benehmen, in einem äußerſt harten Tone, und mit einem ganz entbrannten Geſichte vorbrachte, woraus die Deputirten den künftigen Beſcheid, und die bereits vorausgegangenen unabänderlichen Beſchlüſſe leicht leſen konnten. Aber wenn es bloß bei dem Verbot der Ode geblieben wäre, ſo wäre die Sache, in ſo weit ſie begreiflich iſt, noch in ihren Schranken geblieben; allein man hielt wegen einer Sache, welche im Weſentlichen das allgemeine Gefühl aller, nach der geſunden Vernunft denkenden, Menſchen auf dem ganzen Erdkreiſe enthält *),

---

*) Jeder Menſch, der die Augen aufſchlägt, weiß und fühlt doch, daß keine menſchliche Macht auf

den Zaupſer an, das katholiſche Glaubensbekenntniß abzulegen; und erließ noch weiter, um ja das Maaß recht voll zu machen, einen Befehl an den Hofkriegsrath, daß man ihn dergeſtalt mit Arbeiten überladen ſoll, damit ihm der Kitzel, einen Schriftſteller und Dichter zu machen, vergehen möchte, oder, wie die Formalien lauteten: „daß ihm zu theologiſchen ſo andern ausſchweifenden Schreibereien keine Zeit übrig bleibe.“ Ob nun derjenige, der dieſe Reſcripte veranlaßte, und aufſetzte, auch nur die geringſte Achtung für die Ehre ſeines Herrn gefühlt, ob er dabei auch die geringſte Spur von eigener Ueberlegung, Menſchen- und Weltkenntniß gezeigt habe, brauche ich nicht zu ſagen; aber nicht unbemerkt will ich dann doch, im Vorbeigehen, laſſen, daß an ſolche Maßregeln, ſo widerſinnig entworfen, und ſo plump unternommen ſie ſeyn mögen, doch allemal ein ganz paſſendes Glied

---

Erden befugt iſt, ihm allein wegen ſeiner Religionsüberzeugungen ein Härchen zu krümmen. Daß man übrigens dem Manne, der öffentlich das Gegentheil deſſen predigen würde, was zu lehren er ſich anſtellen ließ, ſein Amt nehmen, daß man den öffentlichen Religionsſchänder oder Unruhſtifter zur Rede ſtellen könne und müſſe, u. dgl. verſteht ſich von ſelbſt.

der Kette, aus welcher das ganze Syſtem dieſer Leute beſtand, angereihet war. Man wollte nämlich die Leute, welche weiter ſahen, als ſie ſollten, oder weniger als es ſich ſollten merken laſſen, entfernen. Man drückte und kneipte ſie daher, und rechnete im voraus, daß ſie zu laut, und zu unvorſichtig ſchreien werden, und dann war in ſolchen Zeiten, wie ſie damals waren, ein einziges unvorſichtiges Wort hinlänglich, den gewünſchten Sturz, und die Niederdrückung zu befördern.

Ehe ich von den ganz ſonderbaren Eindrücken, welche die erwähnten Reſcripte auf Deutſchland, und von den tauſend Urtheilen darüber, rede, muß ich, um dieſe Urtheile, wo ſie zu weit giengen, und wo ſie manchmal im Eifer bis zur Ungerechtigkeit ſchritten, zu berichtigen, der Folgen erwähnen, welche jene Reſcripte auf Zaupſers Schickſal, und deſſen äußerlichen Wohlſtand hervorbrachten. Sie wirkten nicht das geringſte Nachtheilige auf ſeinen zeitlichen und bürgerlichen Wohlſtand. Als im Jahre 1781 durch ein Reſcript vom 11. Dec. der Maltheſerritterorden eingeführt wurde, wurde er bei demſelben Sekretär und Expeditor, und erhielt alſo Stellen, bei welchen er nicht nur für die Wiſſenſchaften Zeit genug, ſondern auch wohlanſtändig zu leben hatte. Im Jahre 1784 wurde er noch ſogar bei der, von der höchſtſel. Herzoginn Maria Anna errichteten, Landesakademie als Lehrer der Logik, Metaphyſik, und praktiſchen Philoſophie angeſtellt, und von der Herzoginn ganz beſonders ausgezeichnet. Als jenes Erziehungsinſtitut im Jahre 1789 in eine Militairakademie übergieng, wurde Zaupſer bei derſelben als Profeſſor der Philoſophie beſtätiget, und mit einem Worte, er hatte nicht die geringſte unangenehme Erfahrung zu dulden. Man ehrte, ſchätzte und liebte ihn, und zeichnete ihn aus, wo man ihn perſönlich kannte, und ſeine Vaterſtadt München, und ſein Vaterland Bayern waren ſtolz auf ſeinen Beſitz. Man nannte ihn allenthalben immer oben an, wenn man die würdigen Gelehrten, und bekannten ſchätzbaren inländiſchen Männer nannte und aufzählte. Meine Landsleute benahmen ſich bei der ganzen Begebenheit ganz vortrefflich; wie ſie ſich immer in ſolchen Fällen benehmen.

Wenn man ſich des Lärmens, mit welchem man den Inhalt der, wegen Zaupſer erlaſſenen Reſcripte, in den deutſchen Journalen und andern Zeitſchriften ankündigte, erinnert, ſo ſollte man meinen, Zaupſer habe das Schickſal eines Calas, oder Olavides gelitten. Eben daſſelbe Journal, welches die zaupſeriſche Ode bei ihrer erſten Erſcheinung im Jahre 1777 als das Werk „eines jungen Dichters, der ſeinen Ramler fleißig geleſen hat,“ erklärte, und was den Inhalt der Ode betraf, nicht genug Worte fand, ſeine Verwunderung darüber auszudrücken, daß in Bayern ſo etwas frei hingehe, pries jetzt eben dieſelbe Ode als eines der ſeltenſten Meiſterſtücke, und konnte jetzt ſein Erſtaunen nicht genug ausdrücken, daß man ſo etwas in Bayern unterdrücke. Man machte von dem Schickſale, welches wegen dieſer Ode über den (zu München der tiefſten Ruhe genießenden) Zaupſer verhängt worden ſeyn ſoll, die fürchterlichſten Schilderungen, machte wegen eines Vorfalls, an welchem die bayeriſche Nation nicht den geringſten Antheil hatte, dem Zeitgeiſte Bayerns die bitterſten Vorwürfe, und verunglimpfte den Hof, und den Genius des Landes mit den heftigſten Beſchuldigungen. Man verfaßte Lieder und Romane auf Zaupſer, und ſogar ein Schauſpiel. Jeder Reiſebeſchreiber von Bayern wiederholte die Begebenheit mit einer Art von feierlichem Ernſt, und jeder that, als bringe er etwas ungemein Auffallendes vor, wenn er eine, hundertmal wiederholte, Sache vorbrächte; daher dann auch ſchon Nikolai in ſeiner renomirten Reiſebeſchreibung ſagt, daß man allenthalben außer Bayern, wo er erzählte, daß er in Bayern geweſen ſey, gefragt habe, ob er denn auch den Zaupſer geſehen habe. „Haben Sie den Zaupſer geſehen? Haben Sie den Zaupſer geſehen?“ Das ewige Wiederholen einer, tauſend Male wiederholten Sache, verfiel zuletzt beinahe ins Kindiſche und Abgeſchmackte.

Dem guten Zaupſer geſchah durch die unausgeſetzten Lobpreiſungen ſeiner Vorzüge, durch die Schilderungen des ihm geſchehenen Unrechts, und des damals in Bayern herrſchenden, auf jeden guten Kopf lauernden, Verfolgungsgeiſtes einiger, damals zum Verfolgen privilegirten Menſchen zuverläſſig kein guter Dienſt. Zaupſer war, wenn ich mich anders nicht recht ſehr verſehen habe, ein Mann, der die Vorzüge ſeiner Anlagen fühlte, und der mit einem edlen Drang und Stolz in ſeinem Innerſten forderte, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß man ihn nicht mißkennen, nicht vernachläßigen, oder gar hintanſetzen, ſondern daß man ihm vielmehr entgegen kommen, ihm die Hand reichen, und auf den Poſten ſtellen möchte, für den er mit Fähigkeiten, Kenntniſſen und Fertigkeiten verſehen war *). Zaupſer beſaß die biederſte

---

*) Dahin werden aber (meine ich, unter meinen Zeitgenoſſen geſehen und wohl ſelbſt erfahren ha-

Geradheit, verbunden mit dem unbeſtechlichſten Eifer für jede gute Sache, einen pünkt-

---

ben) gerade die wenigſten Menſchen geſtellt: und was das Glückmachen betrifft, ſo muß man wahrhaftig eine ſehr geringe Kenntniß der Sachen und Menſchen haben, wenn man mit Bücherſchreiben ſein Glück machen will. Wer [illegible] ſchreibt, hat und behält vor einem fleißigen Schriftſteller unzählige, und gerade die oft [illegible] zum Ziele führenden Vortheile voraus. [illegible] behält die volle Zeit, einſchmeichelnde, und unterthänigſte Aufwartungen (mit denen ſich der größte Theil der Menſchen, auch wider ſein Wiſſen, auch ſogar wider ſeinen Willen, einnehmen und gewinnen läßt) zu machen; er kann, wenn er auch nur einige Anlage zur Plauderei beſitzt, (und dieſe lernt ſich ja bald) einen bewunderungswürdigen Vielwiſſer, und unter vier Augen den Beurtheiler des Schriftſtellers machen. Der beſte Schriftſteller iſt nichts, und gilt nichts, wo dieſe geſchmeidigen, zuvorkommenden, ganz ergebenen Aufwärter etwas ſind, und gelten. Auch müßte der Schriftſteller von einer ganz beſondern Art ſeyn, der nicht manchmal (denn quandoque bonus dormitat) Blößen geben ſollte, welche dem ſchlauen Häſcher der Glückmacherei Gelegenheit geben, etwas zum Nachtheile des Schriftſtellers anzubringen. Man macht ihn lächerlich, und zernichtet oft mit einem witzigen Einfalle allen vortheilhaften Eindruck, und alle Achtung, in welcher er bis dahin bei dieſem oder jenem Großen ſtand. Weiß man gar nichts Zerſtörendes vorzubringen, und ſind die Verdienſte eines Schriftſtellers unläugbar, ſo bedauert man es von Herzen, daß der Mann nur lichen, reiſen, beharrlichen Fleiß, eine unbegrenzte Treue und Verſchwiegenheit, und eine

---

in ſeine Stube tauge, daß er überall, wo man ihn hinſtellte, am unrechten Orte ſtehen würde, und daß er für nichts eine Neigung habe, als für Schriftſtellerei.

Auch ſelbſt die Schriftſteller helfen ſolchen Leuten, denen jedes arbeitende (aber dabei deſto weniger kriechende und heuchelnde) Talent ein Dorn in den Augen iſt, ihre ſchädlichen Abſichten befördern; denn wo in Einer Stadt mehrere Schriftſteller ſind, da läßt ſelten einer dem andern Gerechtigkeit widerfahren. Weisheit und Wiſſenſchaft finden ſich nicht ſtets beiſammen, und am wenigſten in unſern Tagen, wo es ſo viele Schriftſteller giebt, die offenbar keine Gelehrte ſind, und ſich auch zu keinem Zweige von Gelehrſamkeit bekennen. Solche Bücherſchreiber machen ſich gar oft ein eigenes Geſchäft daraus, jeden, vor ihnen in einigem Rufe ſtehenden, Gelehrten zu verkleinern, ihn in Journalen, wo ſie gewöhnlich thronen, zu necken, und wenigſtens bei einem Theile ſeiner Zeitgenoſſen außer Achtung zu ſetzen; was ihnen auch nur zu oft um ſo mehr gelingt, als die Zahl der Kenner, welche zwiſchen einem denkenden und plaudernden, zwiſchen einem ſachreichen und faden Schriftſteller einen Unterſchied zu machen wiſſen, ſehr klein iſt. Die meiſten Leſer verſtehen den letztern, in ſo weit er mit ihnen näher verwandt iſt, beſſer, als den erſten. Bei dieſen, hier nur oberflächlich berührten, Erfahrungen, darf man ſich gar nicht wundern, noch vom gefliſſentlichen Undanke des Vaterlandes ſprechen, wenn ein Gelehrter den Werth der Sachen ſchnell durchdringende Beurtheilungskraft, und Feſtigkeit, mit einem Worte, in vollem Maaße alle jene hervorſtechenden Eigenſchaften, welche ihn auf einem wichtigen Poſten zum wichtigen Manne des Vaterlandes, und denjenigen, der ihn dahin geſtellt hätte, zum Wohlthäter des Vaterlandes gemacht haben würde. Das Bewußtſeyn davon war in dem ganzen Weſen des Zaupſer, in ſeinem aufwärts gerichteten Körper, im Gepräge von Gutmüthigkeit, Stolz und Ernſt auf ſeinem Geſichte, in ſeiner ſtets äuſſerſt einfachen Kleidung, im feſten Drucke des Hutes nach den Augen*), in ſeinem kräftigen

---

in ſeinem Vaterlande gering geachtet, wenn das Eigene ſeines Talents nicht benutzt, noch ihm die Rolle, welche er meiſterhaft vorgeſtellt haben würde, ſondern mit der größten Gleichgültigkeit, eine ganz andere, wozu er weder Anlage noch Neigung beſitzt, zugetheilt wird. Und was vollends das ſogenannte Steigen in die Höhe, und das Glückmachen betrifft, ſo ſagt ein großer Kenner der großen Welt, Maximilian Fredro, daß Fortuna gar beſondere Launen habe, und wer ſich ihr empfehlen will, „eum oportet habere aliquid fatui et intrusi."

*) Das auf eine, ich möchte ſagen, ſchauderhafte Art erſcheinende Gepräge von der gedankenloſeſten Fadheit im leeren Schädel, und von einer

raſchen Gange, womit er ſich (für den nämlich, der Augen hat) ſogleich von tauſend andern Menſchen auszeichnete, abgedrückt. Zaupſer empfand das Benehmen, das ihm ſeine Ode zuzog, als eine harte Demüthigung, und dieſe verwundete ihn tief. Die glänzenden Lobſprüche, welche man ihm von allen Seiten ertheilte, waren einmal das Mittel nicht, ihn zu beruhigen, ſondern erneuerten vielmehr die Wunde, und drückten ſie tiefer in ſein Innerſtes. Ein unaufhörlich nagender Schmerz untergrub ſeine Geſundheit; und als nun vollends die, freilich in vieler Rückſicht traurigen, Jahre eintraten, wo ein häßlicher Partheigeiſt, und eine, alle perſönliche Sicherheit zerſtörende, Verfolgungsſucht ſchamlos herrſchte, wurden Mißmuth und eine gewiſſe Verdroſſenheit über alles Gegenwärtige, (eine Empfindung, welche damals wohl auch manchen rüſtigen Mann beſchlich) ſeine unzertrennlichen

---

gänzlichen Gefühlloſigkeit männlicher Feſtigkeit und Würde hat ſich wohl nie häßlicher dargeſtellt, als in der ſeit dem Jahre 1790 entſtandenen Mode der unzähligen Maulaffen, welche die breite Krempe des Hutes hervorrückten ꝛc. dieſelben noch überdieß hinauf über die Stirne warfen, und mit einer eckelhaften, bis an das offene Maul reichenden, Binde ihre ungeheure Stupidität und Verächtlichkeit zu erkennen gaben.

Gefährten; es war, als hielte er jede Bemühung um größere Dinge für vergeblich, und jede Hoffnung für eine beſſere Zukunft für verloren. Der Gram, der mit einem ſo traurigen Gefühle verbunden iſt, untergrub ſeine Geſundheit, und mit der Abnahme derſelben manchmal ſeine Laune, und die, Leib und Geiſt ſtärkende, Freude des Lebens. Er verlor zwar keine ſeiner biedern, liebenswürdigen Eigenſchaften; und wenn er mit einem ſeiner ältern Freunde zu ſprechen kam, konnte er, wenn anders der Freund ein paſſendes Geſpräch einzuleiten verſtand, ſtundenlang ſehr aufgeräumt, und beredt ſeyn; aber er wurde bald zuſehends einſiedleriſcher, und unzufriedener mit dem, was die Welt war, die ihn umgab; er arbeitete gleichwohl beſtändig, und ſchrieb und ſammelte unaufhörlich; aber in den Druck legte er nichts mehr, als Dinge eines ſolchen Inhalts, bei welchem es keiner Religionscenſur möglich war, ihn darüber zur Rede zu ſtellen. So war ſein „Verſuch eines bayeriſchen und oberpfälziſchen Idiotikons nebſt grammatikaliſchen Bemerkungen über dieſe zwei Mundarten, und einer kleinen Sammlung von Sprichwörtern und Volksliedern,“ München bei Lentner 1789; wozu in eben dieſem Jahre eine „Nachleſe zum bayeriſchen und oberpfälziſchen Idiotikon,“ in welchem auch eine Ode auf den, den 11. December 1789 verſtorbenen großen Sprachforſcher, Fulda, vorkommt, mit welchem Zaupſer, ſo wie mit vielen andern berühmten deutſchen Gelehrten in einem gelehrten Briefwechſel ſtand. In den letztern Jahren ermunterte er ſich mit einer Sammlung von Naturalien. Er machte viele Bewegung, gieng aber meiſtens allein, und an entfernten Gegenden, reiſte faſt alle Ferienzeit zu einem guten Freund, einem Pfarrer, auf's Land, und ſtrebte mit Mühe und Anſtrengung der ihn manchmal beſchleichenden, mißmuthigen Melancholie, und der Abnahme ſeiner körperlichen Kräfte entgegen; aber ein warmes Bad, wozu er ſeine Zuflucht nahm, beſchleunigte vollends ihre Zerſtörung. Ich bekam, nachdem ich ihn eine geraume Zeit nicht mehr geſehen hatte, wie von ungefähr, da ich eben bei ſeiner Wohnung vorübergieng, den Einfall, ihn zu beſuchen. Bei meinem Eintritte in ſein Zimmer ſchleuderte er mir, um mich ſo auszudrücken, ſtatt der Hand, die er mir reichen wollte, den ganzen Arm entgegen, und verfiel ſogleich in einen Schlummer, erwachte daraus nach einigen Sekunden mit Unruhe, und ſchlummerte wieder, und kam wieder zur Beſinnung. Das war bereits der letzte Kampf des Lebens. Er war ganz abgezehrt und kraftlos. Wir waren allein;

er ſah mich beſtändig an, und ſagte endlich: „Sie können ſich nicht vorſtellen, wie wehe mir meine Entkräftung thut.“ Nachdem ich ihm ſagte, was ſich einem ſolchen Manne in einem ſolchen Zeitpunkte ſagen läßt, erwiederte er: „Ich glaube zuverſichtlich, es müſſe mir jenſeits bald beſſer gehen.“ Ich antwortete ihm, daß, nachdem dieß flüchtige und kurze Leben für einen Menſchen gerade um ſo weniger einen Werth hat, je mehr er ſelbſt werth iſt, wir ohne jenen Glauben unglücklicher ſeyn würden, als im tiefen Abgrunde das unbemerkteſte Inſekt. Darauf erwiederte er ſehr haſtig: „Ja, es wäre beſſer, ein Schwein geweſen zu ſeyn, [illegible] — ein Menſch, wenn der Menſch nicht unſterblich wäre.“ Er brachte dieſe Worte in einem freudigen triumphirenden Tone vor, fiel aber ſogleich wieder in ſeinen Schlummer zurück. Er begehrte bald darauf, und genoß die Sterbſakramente mit wahrer Andacht und Zuverſicht, und entwandelte ſeinem Körper den 1. Jul. um 6½ früh 1795 im 49ſten Jahre ſeines Lebens. Man kann kein ſchöneres Ideal eines ruhigen, mit allen Menſchen verſöhnten, Duldung, Nachſicht und Billigkeit verkündenden, Antlitzes geſehen haben, als das ſeinige nach der Entſeelung war. Ich habe unter vielen tauſend Leichengeſichtern, die ich ſah, wenige geſehen, bei denen ich ſo ſehr gewünſcht hätte, daß ſich jemand gefunden hätte, dieſelben, als Bilder von menſchlicher Würde, Güte und Milde, durch einen Abdruck zu verewigen; aber nicht einmal eine Grabſchrift verkündiget den Ort ſeiner Ruheſtätte, — wiewohl dieß freilich das Wenigſte unter den Dingen iſt, welche dieſem Manne hätten werden ſollen, und nicht geworden ſind.

Wir haben an Zaupſer einen in ſeiner Art klaſſiſchen Mann, einen ächten Kenner der klaſſiſchen Gelehrſamkeit, einen, ich möchte gerne ſagen, unerſetzlichen Mann verloren, einen ſo biedern Mann, daß ich von ihm, wenn ihm eine der wichtigſten und heikelſten Stellen im Staate anvertraut worden wäre, mit inniger Ueberzeugung ſagen kann, daß er niemals gefehlt haben würde, wenn gleich von ihm gefehlt worden ſeyn könnte; er war ein ſtandhafter, zuverläſſiger Freund, ein zwar ſtrenger, aber mildgeſinnter Beurtheiler, und ein ſeine Nation innigſt liebender Vaterländer.

Sein Portrait iſt von dem Hofkupferſtecher (und Zaupſers Stiefvater) Zimmermann, der ihm, als ein ſchon mehr denn 70 jähriger, und halbkranker Mann, dieſes Opfer noch bringen wollte, geſtochen worden. Es enthält wenig von Zaupſers Scharfſinn, aber [illegible] chtbar ſeines, die unbefangenſte Unſchuld und Offenherzigkeit, Redlichkeit und Milde athmenden Weſens. Zaupſer war von mittelmäßiger Größe, wohl und ſchlank gebaut, und verrieth im ſanftblauen Auge, und im ſtets raſchen Gange einen zartfühlenden, und zugleich nach ſeinem Ziele mit Kraft hinſtrebenden Mann. Er hinterließ eine Gemahlinn, Katharina (eine Tochter des Auditors von Börg) einen hoffnungsvollen Sohn, Ludwig Zaupſer; und noch lebt hier, in einem Alter von mehr, als neunzig Jahren, ſeine leibliche Mutter.

Theodor Sedlmaier.

Sedlmaier, Theodor, geb. 1734 zu Dieſſen in Bayern, lehrte anfangs als Jeſuit, die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und die Philoſophie, verließ aber den Orden vor deſſen Aufhebung, gieng auf Reiſen, wo er mit verſchiedenen Gelehrten, beſonders dem liebenswürdigen Geßner ſel. Bekanntſchaft machte, und ließ ſich zu München in der Abſicht nieder, Privatunterricht in philoſophiſchen Gegenſtänden zu geben. Nach der Aufhebung der Jeſuiten gieng er wieder zu den öffentlichen Schulen, und ſtand zu München vom Jahre 1773 bis 1781, als Lehrer theils der Rhetorik und Poeſie, und im letztern der Philoſophie, worauf er, als die Schulen den Religioſen überlaſſen wurden, zu München wieder privatiſirte. Im Jahre 1773 ſchrieb er eine Logik zum allgemeinen Gebrauche, welche als ein Verſuch der Weltweisheit in Bayern, und zumal in deutſcher Sprache abgefaßt, eine angenehme Erſcheinung war. Es liegen auch einige Predigten von ihm im Drucke. Im Jahre 1774 hat er auf dem Schultheater zu München „das Ehrendenkmal des Patrioten“ in einem Singſpiel, welches der kurfürſtl. Hr. Kammercompoſiteur Michel in Muſik ſetzte, in Gegenwart des höchſtſel. Kurfürſten Max. Joſeph aufgeführt, und ſich allgemeinen Beifall erworben. Im Jahre 1775 gab er den Alberick, ein lateiniſches Schauſpiel mit Chören, wozu Hr. Prof. Miltiller die Muſik verfertigte. Im Jahre 1777 wurde er Rector des (allgemein nützlichen) Predigerinſtituts, und Profeſſor der geiſtlichen Beredſamkeit und Catechetik im Lyceum zu München, behielt aber ſeine gymnaſtiſche Kanzel noch bei. Er legte damals eine Anzeige von den Abſichten des Inſtituts im Drucke vor, und öffnete ſeinen Unterricht mit einer feierlichen Rede. Im Jahre 1778 übernahm er noch das Rectorat der bürgerlichen Schulen, und die Rede „von den Hinderniſſen der bürgerl. Erziehung,“ welche er nach vollendetem Schuljahre im Jahre 1779 bei Vertheilung der Preiſe herausgab, zeigte, daß er über Gegenſtände, die er für werth hielt, daß ſie lächerlich gemacht würden, Salz mit vollen Händen auszuſtreuen wußte. Jede Stelle, welche er betrat, lebte unter ihm auf. Er behandelte ſeine Schüler, wie ein Vater, und dankbar erkannte es eine Menge derſelben, daß er ſie vor ſchädlichen Vorurtheilen gewarnet, von Verirrungen zurückgezogen, und zu nützlichem Fleiße und thätiger Beſtrebſamkeit aufgemuntert hat. So gütig er gegen fähige und fleißige Schüler war, ſo unerbittlich war er gegen ſolche, von denen er vorausſah, daß ihnen die Fortſetzung ihrer Studien in der Folge mehr ſchädlich als nützlich ſeyn würde; er reinigte von ſolchen Jünglingen ſeine Schule mit Ernſt, und wies ſie zu Geſchäften an, für welche ſie mehr Beruf hatten, als für das Studiren. Immer gieng er gerade zu, ſchlug ſich zu keiner Parthei, und blieb ohne Rückſicht, wie auch ſein Gang von müßigen oder beſchäftigten, aber beißigen Leuten beurtheilt wurde, nur der guten Sache zugethan; er zeigte ſich daher auch bei jeder Läſterung der Mißvergnügten in einer heitern und zuverſichtlichen Ruhe, und widerlegte die allgemeinen Feinde der guten Sache durch ſeine unerſchütterliche Beharrlichkeit auf derſelben. Er war ein ſehr angenehmer Geſellſchafter, wußte über alles, was vorkam, ein geſundes Urtheil zu fällen, und hatte als ein Mann, der die Welt kannte, immer eine und die andere Anekdote in Bereitſchaft, um ſeine Geſpräche zu würzen; darum begleitete ihn auch die aufrichtigſte Sehnſucht ſeiner Freunde und Bekannten zur Ruheſtätte, für welche er zu München entſchlummerte den 18. Juni 1789.

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erſte vollſtändige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

15

Fünfzehnter Band.

Kempten, 1833.

Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Bvg 16513

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek

Obermaier.

Der durch ausgezeichnete Talente, Verdienſte und Schickſale verewigte, Joh. Eucharius Freih. von Obermaier, wurde den 26. April 1724 in dem bayeriſchen Städtchen Wembding geboren; er ſtudirte in den niedern, und den ſogenannten philoſophiſchen Schulen zu München, begab ſich dann, um die Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudiren, nach Würzburg, und nachdem er ſich daſelbſt zwei Jahre aufgehalten hatte, im Jahre 1747 nach Ingolſtadt, wo er ſeine juriſtiſche Laufbahn vollendete, und die Würde eines Licentiaten beider Rechte erhielt. Nun gieng er nach München, um daſelbſt als Hofgerichtsadvokat ſeine Kräfte zu verſuchen, und zeichnete ſich durch ſeinen geſchickten Fleiß, und Scharfſinn in kurzer

Zeit dergeſtalt aus, daß er nicht nur ſogleich im Jahre 1748 zum wirklichen Hofkammerrath und Fiskal mit einem jährlichen Gehalt von achthundert Gulden angeſtellt, ſondern ſchon überhaupt in ſchwereren Angelegenheiten zu Rathe gezogen wurde. So wurde er im Jahre 1750 zur erneuerten ſogenannten ſpeyeriſchen Deputation mit beigezogen, und im folgenden Jahre als kurbayeriſcher Abgeordneter zur Grenzberichtigungskonferenz mit den öttingiſch-wallerſteiniſchen Deputirten abgeordnet, wo er ſo glücklich war, eine Streitſache, welche über dreihundert Jahre gedauert hatte, ſich ihrer endlichen Ausgleichung nahen zu ſehen. Seine eben ſo gründlichen, als klugen Verhandlungen erwarben ihm bei Hofe ſo vieles Zutrauen, daß er noch im nämlichen Jahre 1751 und zwar, wie das Hofdekret ſagte, „aus vorzüglichem gnädigſten Vertrauen in ſeine ausnehmende Gelehrſamkeit, und in Juſtizſachen bewieſene beſondere Experienz, dann erprobte Integrität und unermüdeten Fleiß" zum kurfürſtl. Reviſionsrath, mit einem jährlichen Gehalt von 1200 fl. ernannt wurde. Im Jahre 1752 wurde er auch zu der, damals errichteten, Forſtkommiſſion gezogen, und im Jahre 1754 wurde er von Sr. Durchlaucht Herzog Clement zur Beſitznehmung der herzogl. Clementiniſchen Herrſchaften und Berichtigung der Geſchäfte, welche dabei beizulegen waren, mit der ausgedehnteſten, vertrauensvollſten Vollmacht nach Böhmen, und im Jahre 1756 von der Frau Herzoginn Maria Anna in ihren Angelegenheiten nach Mannheim, im Jahre 1759 wieder vom Herzog Clement mit ähnlichen Aufträgen nach Böhmen geſchickt. Im Jahre 1773 wurde er zur Ausgleichung der mit Neuburg und Sulzbach entſtandenen Grenzirrungen gezogen; und ſo ergab ſich beinahe kein Vorfall von außerordentlicher Wichtigkeit, wo nicht ſeine Treue, Klugheit und erfahrne Einſicht aufgefordert wurde, ſeine bereits dem Hofe und Staate geleiſtete Dienſte mit neuen zu verſchönern; und was vollends bei ihm die herrlichſte Erſcheinung war, ſo traf bei ihm auch ein, (was gemäß der verſchiedenen Schickſale der Menſchen in Wahrheit nicht immer vereinigt zu ſeyn pflegt), daß, wie ſeine Arbeiten, ſo auch die ihm gegebenen Beweiſe von Achtung und Ermunterung, daß, wie ſeine Verdienſte, ſo auch die Belohnungen ſtiegen. Der Kurfürſt Maximilian III., ſo wie ſämmtliche durchl. Herrſchaften, beehrten ihn mit dem ehrenvollſten Zutrauen, und die größten Männer im Lande, deren Beifall für einen Mann von Ehre den entzückendſten Werth hat, zeichneten ihn allenthalben mit der einſtimmigſten Achtung aus. Im Jahre 1764 wurde er als Reviſionsraths Senior in den huldreichſten Ausdrücken mit dem Range nach den Hofraths- und Regierungskanzlern beehrt. Im Jahre 1767 wurde er zum geheimen Rathe ernannt, und im Jahre 1770 zum Fiskalatsdirektor mit einem Gehalt von 2000 fl. angeſtellt, mit dem Auftrage, über beſonders wichtige Sachen ſeinen Vortrag in der geheimen Kameralconferenz zu machen. Ein Jahr zuvor, nämlich im Jahre 1769 wurde er von Kaiſer Joſeph II. in den Reichsadelſtand, und im Jahre 1772 vom Kurfürſten Maximilian in den Reichsfreiherrnſtand erhoben, „weil derſelbe, wie es in dem, über die letzte Erhebung ausgefertigten Diplom heißt, ſchon bereits 24 Jahre in unſern eigenen Dienſten rühmlichſt zugebracht, und faſt alle Rathsklaſſen durchwandert, in Camerali ſowohl, als Juſtiz- und wichtigen Staatsangelegenheiten zu unſerm und des Landes Nutzen mit unverſehrter Integrität, und bewährter Treue ſich verwendet hat.“

Ich liefere hier nur eine ſkizzirte Skizze von dem ruhmwürdigen Leben eines Mannes, der für ſein Vaterland, wie Phocion beim Plutarch, lebte, und wie Phocion ſtarb. Nach dem den 30. Dec. 1777 erfolgten Hintritte des Kurfürſten Maximilian, ſtellte ſich Obermaier an die Spitze derjenigen, die ſich, ganz unaufgerufen, hervorthaten, ihr Vaterland gegen Anſprüche zu vertheidigen, welche, da die Hauptſache ſo unläugbar auf klaren und befeſtigten Hausgrundſätzen beruhte, (Obermaier verfertigte die Aufſätze von den berühmten pfalzbayeriſchen Hausverträgen von den Jahren 1766, 1771 und 1774) wahrſcheinlichſt, ohne größere Weitläufigkeit, hätten zurückgewieſen werden können, wenn, vor allen Dingen, Männer, wie Obermaier, zu Rathe gezogen worden wären. Obermaier nahm ſich, deſſen ungeachtet, der vaterländiſchen Sache an, und wurde darüber nach Amberg (wie Lori nach Neuburg) verwieſen.

Hier war Obermaier an keine Arbeit angewieſen, und gleichwohl fand er ſo viel zu thun, als wenn er erſt recht in das Element ſeiner Arbeiten gekommen wäre; er war nämlich einer der wenigen, und (wie der Augenſchein zeigt) noch dieſe Stunde äußerſt ſeltenen Männer, welche die jugendliche, empfängliche, und kräftige Faſſung ihres Geiſtes, von dem Austritte aus den Schulen an, durch eigene Größe und Selbſtermunterung retten, und dieſelbe, wo ſie hinkommen, mit ſich nehmen. Die meiſten andern (ich erlaube mir, im Vorbeigehen, die nachſtehende Erinnerung, weil die Veranlaſſung dazu allenthalben ſo ſichtbar, und die Folge ſo traurig iſt), ſobald ſie zu Geſchäften angewieſen werden, leben zwar keinesweges ganz, aber bleiben ganz in dem Kreiſe ihrer Geſchäfte, und folgen in ihren freien Stunden gedankenlos dem Strome des großen Beiſpiels, bei welchem die fadeſte Leerheit der Seele die Fahne vorausträgt. Ewige Viſiten, ewige Neuigkeitshaſchereien, ewige Parthien, Spieltiſche und Plaudereien ſind die Gegenſtände, womit ſie in einer gänzlichen Geſchmackloſigkeit ihre freien Stunden hinbringen. Sie wiſſen nicht, daß iſolirte Geſchäfte über die Seele einen gewiſſen Roſt ziehen, bei welchem man immer weniger, und zuletzt eingeſchränkt und abgeſchmackt denkt. Der gröſte bloße Routinmann iſt darum nicht ſelten der erbärmlichſte Schuft, deſſen ganze Denkart zuletzt darauf brütet, damit ja alles, ohne Rückſicht auf Zeiten und Umſtände, pünktlichſt nur ſo, wie von jeher, geſchehe. Zu beſſern Fortſchritten bewegt, treibt, nährt ſich nichts im Innern ſolcher Männer, und die höchſte Vollkommenheit, zu der ſie gelangen, und auf welche ſie, freilich auch nicht wenig, ſich zu gute thun, iſt die armſelige Kunſt, Intriquen und Kabalen anzulegen. Sie werden offenbar kleinlich und unbrauchbar für ihre Geſchäfte, weil ſie nicht gelernt, oder, weil ſie aus Trägheit, oder einer falſchen Scham, gegen die

Etiquette ihrer Zeitgenoſſen zu fehlen, unterlaſſen haben, ſich in ihren freien Stunden an eine erfriſchende, geiſtſchärfende, und geiſtverjüngende Lektüre, und Beſchäftigung zu gewöhnen. Alle groſſen Geſchäftsmänner waren erſt recht gerade in ihrer Einſamkeit groß, und ſo war es auch Obermaier. Er hatte ſich von ſeinen Univerſitätsjahren an Philoſophie, Natur-, Staaten- und Vaterlandsgeſchichte zu ſeinem Lieblingsſtudium gewählt, und hatte nie aufgehört, im Gebiete dieſer Wiſſenſchaften mit dem Geiſte der Zeiten fortzurücken; er ſchaffte ſich alle in jenen Fächern herausgekommenen neuen Schriften (wie er dann eine Bibliothek von mehr als viertauſend Büchern, nebſt einer Menge ungebundener hinterließ), und machte in jedem die köſtlichſten Sammlungen. Die Anzeige der Münzen, welche er in Gold, Silber, Erz und Zinn, aus alten und neuen Zeiten hinterließ, füllte im gedruckten Verzeichniſſe derſelben eilf Blätter aus. An Naturalien befanden ſich zu München und Amberg über hundert Kiſten. Dazu kam noch eine Sammlung verſchiedener Holzarten, verſchiedener Vogeleier mit Neſtern, verſchiedener Conchilien nebſt Seeprodukten, Seethieren, Fiſchen u. dgl.; Verſteinerungen aller Arten; Stufen von verſchiedenen Erzarten, als Gold, Silber, Kupfer, Blei, Halbmetallen, Quarz-

Schedlarten, Agat, Marmor, und Bergprodukte; ferner eine Gemäldeſammlung von 2170 Stück, worunter ſehr viele von den größten Meiſtern waren; eine Sammlung von mehr als 8000 Kupferſtichen, von 1474 Zeichnungen; eine Sammlung von Kunſtwerken, von Elfenbein, Holz, Wachs, Stein, Erden, gegen 50 Stücke. Die Verzeichniſſe ſeiner Bücher und Kunſtſachen machten allein drei Oktavbände aus. Ueber alle dieſe Sammlungen ſchrieb er auf zerſtreuten Blättern ſeine Bemerkungen, welche er ganz gewiß zum Drucke befördert haben würde, wenn ihn nicht ſein unvermutheter Tod daran gehindert hätte, was um ſo mehr zu bedauern iſt, als ſchon ſeine bereits gedruckte „hiſtoriſche Nachricht von bayeriſchen Münzen ꝛc. 1763" mit dem lauteſten Beifalle der Kenner aufgenommen wurde; er ſtarb am 5. Juli 1789 Morgens um 4 Uhr an einer Lungenentzündung, und wurde auf dem Pfarrkirchhofe begraben. In der Kirche ſelbſt aber wurde ihm ein Grabſtein geſetzt, mit der Aufſchrift:

P. M.
Josephi Eucharii lib. Bar. de Obermaier,
Viri suismet Meritis, quam Progen. fortuita illustr.
Quem
Wemdingae in Bavaria An. MDCCXXIV natum,
Electoribus Max. III. et Car. Theod.
A Consiliis intimis, et fiscalium directorem,
Saniori Philos. nudæ veritati, incorruptæ Fidei,
Et præprimis caræ Patriæ constanter addictum,
Scientiarum omnium, maxime Politicæ civilis
Peritissimum,
Elegantissimum artium graphicarum cultorem,
Atque
Operum Artificiosorum, rariorumque Naturalium
Conquisitorem solertissimum,
Morte, heu! intempestiva
V. Jul. A. MDCCLXXXIX
Bavariæ raptum
Lugent Artes, et celebrabit Historia patria
Monumento quovis perenniores.

Seine Gemahlinn war Maria Anna, (Tochter des Herrn Truchſeß Thurnhubers, kurfürſtl. Forſtmeiſters zu Mindelheim, und nachmaligen Stallmeiſters bei Herzog Clement) mit welcher er 11 Kinder zeugte, von welchen bei ſeinem Hintritte noch drei am Leben waren; als a) Joſeph Aloyſius, kurf. Hof- und Regierungsrath zu Amberg, b) Maria Anna, vermählt an den Herrn von Frank, Landſaſſengutsinhaber zu Gemündt in der obern Pfalz, e) Franzieka, vermählt an den Herrn Baron von Niedermaier auf Altendorf und Ringenbach. Der kurfürſtl. Prägſchneider, Herr Joſ. Ignaz Scheufele, hat des Sel. Portrait in einer Medaille gut bearbeitet, mit der Umſchrift: „Jos. Euch. lib. Baro de Obermaier S. E. Bav. Cons. int. nat. 1724." Auf der Gegenſeite befindet ſie an einem eichenen Stock das neu vermehrte Wappenſchild, mit der Umſchrift: „Renovatae Memoriae obermaierianae MDCCLXXIII."

Franz Xaver Epp.

Epp, Franz Xaver, wurde 1733 den 8. Dec. zu Schongau geboren, ſtudirte die untern Schulen als Seminariſt zu München, und betrat 1753 die Geſellſchaft Jeſu, wo er, nachdem er die Humaniora gelehret, auch ſelbſt die gewöhnlichen Ordensſtudien vollendet hatte, als Profeſſor der Philoſophie erſt zu Dillingen, dann zu München angeſtellt wurde, wo ihm das Verdienſt eigen bleibt, daß er der erſte unter den Jeſuiten die Phyſik deutſch gelehrt hat. Er ſchrieb um dieſe Zeit „Positiones ex universa Philosophia selectae Monachii 1771" in Q. 4 Bogen, ferner: „Problemata electrica publicae Disputationi in electorali Lyceo monacensi propoſita Monachii 1775" in 8. 11 Bogen, und verſchiedene Dinge dieſer Art, worüber nachher diſputirt werden iſt. Er wurde auch bald in die kurbaveriſche Akademie aufgenommen, und folgte dem damaligen akademiſchen Profeſſor Herrn Ildephons Kenedy, als akademiſcher Lehrer der Experimentalphyſik, mit großem Beifall. Im Jahre 1778 gab er eine ſyſtematiſche Beſchreibung einer zu München den 24. Brachmonat ſichtbar geweſenen Sonnenfinſterniß, und ein paar Abhandlungen über die Electricität heraus, wobei er die Abſicht hatte, den Gebrauch der Wetterableiter in Bayern allgemeiner zu machen; wie er dann wirklich an verſchiedenen Orten Bayerns auf Verlangen einige aufgerichtet hat. Im J. 1780 las er eine Rede über die Wetterbeobachtungen, und im J. 1783 erſchien von ihm im dritten Bande der neuen akad. Abhandl. eine Abhandlung über das Schwermaß ſammt einer neuen Art, ein Barometer zu verfertigen, welches, unter allen ſchon bekannten, den wenigſten Beſchwerniſſen ausgeſetzt iſt. Im Jahre 1787 las er über den im J. 1783 in Bayern und in ganz Europa erſchienenen Hehrrauch eine akademiſche Rede, und ſchon vorher im J. 1781 fieng er die, von der Akademie herausgegebenen, meteorologiſchen Ephemeriden an, die er mit beſonderm Fleiße geſammelt, überall mit nützlichen und unterhaltenden Anmerkungen verſehen, und bis an ſein Ende fortgeſetzt hat, das durch einen Steckfluß plötzlich erfolgte 1789 den 25. Dec. Epp war ein guter Tonkünſtler, wie er denn verſchiedene theatraliſche Texte in Muſik geſetzt, und ſich ſchon in früher Jugend durch ſeine wohlklingende Stimme ſehr ausgenommen und empfohlen hat. Im J. 1783 wurde er vom hieſigen Stadtmagiſtrat zum Pfarrer beim heil. Geiſt ernannt, und, als einem Manne von ausgezeichneten Verdienſten wurde ihm von Kurfürſt Karl Theodor der Charakter eines geiſtl. Raths ertheilt; er war ein fleſſiger, nützlicher, gerader, und biederer Mann.

Franz Xaver Hueter.

Hueter, Franz Xaver, wurde im Jahre 1748 zu München geboren, wo er auch die untern Schulen, die höhern aber zu Freiſing und Ingolſtadt ſtudirte, und ſich dann, nachdem er den Weltprieſterſtand angetreten, in's Prieſterhaus nach St. Johann nach München begab. Hueter war (wie Zaupſer) während ſeiner Studierjahre unausgeſetzt der ſogenannte erſte Beſte, was zwar in den Augen der Sachkenner damals kein Beweis von erlangten beſondern Kenntniſſen, aber (da es denn doch keine Kleinigkeit blieb, achtzig bis hundert Schülern den Vorſprung abzugewinnen) ein Beweis von guter Anlage und beharrlichem Fleiße war. Hueter war überdieß ein Mann von den unbeſcholtenſten Sitten, und, beinahe bis zu einem Anſtrich von Andächtelei, fromm. So lernte ich ihn im Jahre 1773 kennen, wo er, da man nach Aufhebung der Jeſuiten, zu den lateiniſchen Schulen Weltprieſter anſtellte, bloß durch ſeinen guten Ruf würdig befunden worden war, als Profeſſor der Theologie angeſtellt zu werden. Ich kann mich hier nicht enthalten, eine Anekdote zu erzählen, welche für den ſel. Hueter vielleicht nicht unwichtig, und für mich die Quelle des tauſendfachſten Vergnügens geworden war. Hueter war nach Landshut beſtimmt, welche Stadt ebenfalls mir angewieſen wurde. Wir hatten uns, ungeachtet wir uns während vieler Jahre täglich einander ſahen, nie perſönlich geſprochen, und es geſchah nun zum erſten Male, da wir in Einer Kutſche nach unſerm Beſtimmungsorte Landshut reiſten. Unterwegs ſprach ich unaufhörlich von den neuen Schriften, welche damals Aufſehen machten, und unterließ nicht, zu bemerken, daß ein Literator, der ſich mit den vorzüglichſten Schriften ſeiner Zeit nicht fleißig bekannt macht, eben darum auch mit den vorzüglichen Bemerkungen und Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes unbekannt bleibe, und allmählig in einen tiefen Schatten zurücktrete. Die

Bemerkung, welche mir aus den Antworten, die ich erhielt, nicht entgehen konnte, daß mein Collega Hueter von neuen und beſſern Schriften ſo viel, als nichts wiſſe, und mit der Literatur überhaupt nicht bekannt wäre, erfüllte mein Gemüth mit unangenehmen Empfindungen, welche mir manche ganz freimüthige Aeußerung abpreßten; und dieſes, mein Benehmen bewirkte bei dem, wiewohl gelaſſenen und äuſſerſt mildgeſinnten, Hueter, (zumal, da er ſich auch von Zeit zu Zeit erinnert haben mochte, daß er ja doch ein Profeſſor Theologie ſey) eben nicht ſchmeichelhafte Geſinnungen für mich. Wir kamen ganz verſtimmt, und (wie mir Hueter nachher oft mit dem freundſchaftlichſten Scherze ſeiner Seits geſtand) beide mit dem Vorſatze zu Landshut an, uns, ſo viel es möglich ſeyn würde, zu meiden. Das möchte auch vielleicht geſchehen ſeyn; allein der Mangel an einer eigenen Wohnung in den erſten Tagen, der Mangel an aller Bekanntſchaft, und die Langeweile, nöthigte den guten Hueter ſowohl zu meiner Geſellſchaft, als zu meinen Büchern. Er gewann dieſe bälder, als ich gehofft hatte, lieb; und was mich belangt, ſo wurde er nach wenigen Tagen mein unzertrennlichſter Freund, der von nun an freudige und betrübte Begebenheiten mit mir theilte; und der, wiewohl wir nach einem kurzen Jahre wieder, und zwar, durch die Entfernung unſeres Aufenthaltes, auf immer getrennt wurden, ſtets mein innigſter Freund blieb. Ich habe immer geglaubt, daß die humaniſtiſche Literatur das eigentliche geiſtige Salz ſey, durch welches ſchlummernde Seelenkräfte geweckt, mächtige Triebe zum Ausfluge ins Gebiete anderer Wiſſenſchaften geübt, Empfindungen des Wahrnehmens und geſunden Beurtheilens ächter Wahrheiten und Schönheiten gebildet, die Gaben des geſunden Witzes und Scharfſinnes, bei deren Beſitz man jede andere Wiſſenſchaft leichter faßt und treibt, hervorgebracht uud erhalten, und, ich weiß nicht, welche Vorzüge, die den Uneingeweihten zu ihrem Nachtheile mangeln, erworben werden. Hueter las die witzigen, und kritiſchen, klaſſiſchen Schriften der Alten und Neuen mit einer Begierde, bei der das „vos exemplaria graeca nocturna versate manu, versate diurna!" buchſtäblich eintraf, und bei der ich ihn in kurzer Zeit reif genug hielt, um ihn, ohne irgend einen Nachtheil ſeiner literariſchen Ehre befürchten zu müſſen, ermuntern zu können, daß er es wagen möchte, etwas in den Druck zu geben, was bei ſo ganz und gar beſcheidenen Leuten, wie Hueter war, ſtets ein mächtiger

Antrieb zu fernern Fortſchritten iſt. Hueter ſchrieb demnach ſchon im Jahre 1774 „Gedanken über die Moral in Schulen,“ welche gut aufgenommen wurden, und trat nachher von Zeit zu Zeit mit irgend einer kleinen Schrift, welche von ſeiner geſunden Denkart zeuget, hervor. Dahin gehören ſeine „Gedanken über die Anleitung der Dorfjugend zur wahren Glückſeligkeit, an die Eltern der Schüler und Schülerinnen in der Dorfſchule zu Münſter, 1777;“ ſeine „Predigt auf die Friedensfeier des kurfürſtlichen Lyceums, gehalten in der Hofkirche zu Straubing 1779;“ ſeine ſchöne Abhandlung „Von dem Verfalle der Weltprieſter,“ wozu ich zugleich einen „freundſchaftlichen Nachtrag“ abdrucken ließ, 1782, München bei Strobl; ſeine „Rede über einige Hinderniſſe der öffentlichen Erziehung auf dem Lande, 1784;“ und in eben dieſem Jahre „Gegenſtände zur öffentlichen Prüfung in dem Koſthauſe der Urſulinerinnen zu Straubing;“ ſeine „Rede von den wohlthätigen Folgen guter Landſchulen, gehalten zu Sinching, 1785;“ ſeine „Trauerrede auf den Todfall Sr. Excellenz des hochgebornen Herrn Joſeph Franz Maria des h. R. R. Grafen von Seinsheim ꝛc. bei der feierlichen Leichenbegängniß in der Pfarrkirche zu Sinching am 18ten Jenner 1787;“

in eben dieſem Jahre ſeine „Rede bei der feierlichen Einpflichtung der herrſchaftl. Unterthanen zu Sinching über die gegenſeitigen Pflichten der Herrſchaften und Unterthanen, beſonders in Rückſicht auf die Erziehung;“ ſeine „Rede von einigen Fehlern des Landvolkes in der Erziehung der Kinder zu Falkenfels und Aſcha 1789;“ in eben dieſem Jahre ſeine „Rede über einige Erziehungspflichten der Eltern bei der Prämienvertheilung zu Donauſtauf.“ Er ſchrieb auch einen Theil Faſtenpredigten, eine Topographie von der Stadt Straubing, und eine Menge Aufſätze, wovon ich die Handſchriften beſitze. So gut dieſe ſämmtlichen Schriften in Hinſicht auf ihren gutgedachten und nützlichen Inhalt, und ihren leichtfaßlichen Vortrag ſind, ſo würden ſie zuverläſſig ungleich kräftiger, und ſachreicher ausgefallen ſeyn, wenn der gute Mann in einer andern glücklichern Lage geweſen wäre. Hueter war (wie mir ahnet) nicht glücklich, und eine ewige Schwermuth nagte an dem zarten Faden ſeines Lebens. Schon die Entfernung von ſeiner Geburtsſtadt München war, und blieb für ihn höchſt ſchmerzlich, und nun kamen noch andere Begebenheiten hinzu, welche ihn innigſt kränkten. Als im Jahre 1781 die lateiniſchen Schulen den Mönchen überlaſſen wurden, behielt Hueter, der bis dahin zu Straubing Rektor der lateiniſchen und deutſchen Schulen, dann öffentlicher Lehrer der Dogmatik, Moral und Paſtoraltheologie war, nur noch das Inſpekterat über die deutſchen Schulen, mit welcher Stelle nie eine Beſoldung verbunden war. Die ihm angewieſene Penſion reichte zum Lebensunterhalt nicht hin, und die Hoffnung zu einer Verſorgung man labte ihn einſtweilen mit der Ertheilung des Titels eines geiſtlichen Rathes) wurde zwar ſehr löblich öfters wiederholt, blieb aber immer nur eine ſchöne Hoffnung. Hueter hatte ſich durch ſeine Schuldienſte gerechte, und in ſeinen Umſtänden dringende, Anſprüche auf eine, wenn nicht großmüthige, wenigſtens verhältnißmäßige, Belohnung erwerben. Schon ſeine vieljährigen Bemühungen um die Stadt- und Landſchulen des Rentamts Straubing verdienten einen Beweis von öffentlicher Dankbarkeit; aber alles, was er erhielt, war, daß man ihm von Zeit zu Zeit einige Belobungen zuſchickte, und es dabei bewenden ließ. Hueter lächelte darüber, wie die Geduld am Grabe; aber ſein Schickſal (nicht ſelten das gewöhnliche Schickſal von Männern ſeiner Art) gieng ihm durch die Seele. Ein verſchwiegener Gram zog bald ſeine ſchreckliche Gefährtinn, die Hypochondrie, herbei, und dieſe legte ihre verzehrende Hand auf Hueters Geſundheit, und leitete ihn allmählig zum Grabe. Auf dem Wege nach dieſem, und ſchon in der Nähe deſſelben begegnete ihm endlich das Glück, und bot ihm jetzt die längſt verdiente Belohnung (eine damals erledigte Pfarrei, Steinach) an. Hueter empfieng dieß Glück mit trocknem, bereits verlöſchendem Auge, und winkte ihm, ſich zu entfernen; dann ſchlief er ein, im 42ſten Jahre ſeines Alters den 13. April 1790 um die Stunde der Mitternacht. Die Inſchrift auf ſeinem Grabe, auf dem gemeinen Kirchhofe zu Straubing, welche er ſich ſelbſt verfertigte, heißt: „Hier ruhet Franz Xaverius Hueter, Weltprieſter, Rektor allhier durch 6 Jahre; dann durch mehr, als 8 Jahre der Real- und deutſchen Schulen Inſpektor. Gott ſey mir Sünder gnädig!“ — Eine freundſchaftliche Hand ſetzte hinzu: „Er ſtarb im 42ſten Jahre ſeines Alters den 13. April 1790. Die Freundſchaft ſpricht hier an deinem Grabe. Du wollteſt dein Lob nicht von den Menſchen. Sie ſchweigt daher, und wünſcht ſich, wie du, von Gott Ruhe und Friede.“

Hueter war einer der beſtdenkenden, geradmüthigſten, und redlichſten Menſchen, die jemals lebten; war eines durchaus ſanftfühlenden, ſtillen Herzens, und einſamen Wandels, wofür die gemeinere Welt weder Gefühl noch Achtung kennet.

Könnten Veilchen, Roſen und Lilien, und was ſonſt das Auge und Herz des feingearteten Wanderers rührt, einen Tempel ſich wählen, hier an deinem Grabe würden ſie ſich ſammeln, und ſchöner blühen, und balſamiſcher duften, und den Wanderer berühren mit dem heiligen Gefühle deiner ſanften Empfindungen, deiner, ohne Geräuſch und Prunk weitwirkenden, Beſtrebungen, deiner, nach einer höhern Ruhe ſich ſehnenden, ſtillern Ahnungen!

Denkſchrift

auf

Johann Nepomuk Mederer*).

Als man gegen mich den, mir überaus angenehmen, Wunſch äußerte, daß ich auf unſern Landsmann, Johann Nepomuk Mederer, eine Denkſchrift ſchreiben, und dieſe Denkſchrift unſern Landsleuten durch den Druck mittheilen möchte, ſetzte man, ſollte ich meinen, voraus, daß Mederer entweder in dem Kreiſe ſeiner Berufspflichten etwas ſonderbar Schönes, Edles, und Nützliches, was nicht jeder thut, gethan, oder daß er außer jenem Kreiſe ſich freiwillig noch ein Geſchäft der Ehre aufgelegt, und durch eine beſonders gute Behandlung deſſelben etwas Gutes und Rühmliches, was uns daran liegt, kennen zu lernen, gewirkt habe. Wo einem Manne, der von uns (nach den Geſetzen der Natur), von hier auf immer ſich entfernte, ſolche Eigenſchaften, Vorzüge und Verdienſte beiwohnen, da ſollten die Lebenden allerdings ſich es zu einer freudigen Angelegenheit machen, ſein wohlgetroffenes Bildniß aufzuſtellen, und dadurch gute Eindrücke und Folgen, die ſich, früh oder ſpät, mehr und weniger, einſtellen, zu veranlaſſen; denn bei dem Anblicke deſſen, was man Vorzug, Kraft, Größe und Würde nennt, glühen alle gleichgeartete Seelen, und eine mächtige Unruhe, welche der Nacheiferung vorhergeht, erfüllt den Geiſt und das Herz mit dem ſchönen Bedürfniß, ſich ebenfalls unter die Männer, auf welche der Lorber wartet, zu ſtellen, und durch irgend eine außerordentliche Verwendung und Anſtrengung einer Auszeichnung ſich würdig zu machen. Und wo man wahrnimmt, daß unter den Eingebornen viele Männer von vorzüglichen Anlagen und Fähigkeiten, und von unſtreitigem großen Gehalt und Werth ſich finden, da werden alle Eingeborne mit jenem Stolz, der alles Niedrige und Schlechte von ſich weiſet, erfüllt, und man ſchaut mit Wohlbehagen, und mit Luſt um ſich. Man ſchließt auch mit Recht, daß eine Nation, welche viele geiſtreiche Männer aufzuweiſen hat, reich an Geiſt, und daß ſie von edler Art ſeyn müſſe.

---

*) Beiträge zur vaterländiſchen Hiſtorie, Geographie ꝛc. 9r B. S. 1 — 115.

Unſer Mederer hat unter andern in dem Gebiete der vaterländiſchen Geſchichte ſich ausgezeichnet. Es fragt ſich demnach: Auf welcher Stufe hat er jene Geſchichte gefunden? Worin hat er ſie weiter gebracht, und vervollkommnet? Welche Lagen und Umſtände veranlaßten, welche Hülfsmittel unterſtützten, welche Aufmunterungen, Belohnungen und Ausſichten belebten und verſüßten ſeine Arbeiten? Man kann und ſoll hinzuſetzen: Welche weitere Tugenden zierten den Gelehrten, als Menſchen, als Mitbürger, als Mann ſeines Standes? Welche der Aufzeichnung würdige Aeußerungen, Reden und Handlungen hörte man von ihm? Worin kann er uns zum ſtärkenden, oder unterrichtenden Beiſpiele dienen? Herr Mederer hat ſelbſt die Geſchichte ſeines Lebens in ſeiner Handſchrift hinterlaſſen. Dieſe Handſchrift liegt dieſen Augenblick vor mir. Ich habe wenig mehr zu thun, als ſie mit ſolchen Bemerkungen zu begleiten, welche theils unentbehrlich ſind, um Dinge, welche nicht jedem Leſer unſerer Tage bekannt ſeyn können, in das wahre Licht zu ſetzen, theils auch eben darum geeignet ſind, das Verdienſt und die Vorzüglichkeit deſſen, was Mederer von ſich ſchrieb, und dabei auch jeden entfernten Verdacht von irgend einer Wohlgefälligkeit an Lob und Ruhm vermied, richtig zu beſtimmen.

Wenn das uralte Sprichwort „vexatio dat intellectum" wahr iſt (die Richtigkeit läßt ſich leicht erklären, und wird durch die Erfahrung beſtätiget), ſo waren unſerm Mederer zur Erhaltung jenes Vortheiles, die Umſtände ſeiner frühen Lebensjahre eben nicht ungünſtig. Kinder, reicher oder vornehmer Aeltern (um nichts davon zu ſagen, daß ſie, zumal in großen Städten, zumal bei unſerer ſchallenden, wirkungsloſen Modemoral, nichts weniger, als ſelten, geradezu als fexenartige, wilde Schößlinge ſich darſtellen) werden gewöhnlich verhätſchelt, und durch die Beiſpiele des häuslichen Zeitgeiſtes, wohl auch ſchon durch den frühen Mitgenuß der zur herrſchenden Lebensweiſe, und zu den vielen verfeinerten Bedürfniſſen gehörigen Ueppigkeit zu Grunde gerichtet; oder auch im Gegentheil, wenn ihre Ältern unter die raras aves gehören, welche ſich mit ihren Kindern hohe Plane machen, die Mittel aber dazu, aus Unverſtand, da ſuchen, wo ſie nicht zu finden ſind, ſo werden ſie (die Kinder) mit der modiſchen Viellernerei überladen, und gehen, nachdem ſie einige Jahre hundert unzeitige Dinge durcheinander hätten lernen ſollen, aber freilich nicht lernten, durch das andere Ende, nämlich durch zu frühe und zu heftige Anſtrengungen verloren, indem ſie entweder bei dem Eintritte reiferer Jahre kopfſchwächlich, oder (wovon wir, leider in unſern Tagen, mehr als Ein trauriges Beiſpiel haben) wohl gar Opfer des Grabes werden. Unſer Mederer befand ſich wahrlich nicht in einer Gefahr dieſer Art. Sein Vater, Johann Mederer*), war in dem oberpfälziſchen, ſtiftkaſtliſchen Dorfe Stöckelberg, ein unbemittelter Bauer, welcher in ſeiner Ehe mit Barbara (Widmannin von Unterrohrenſtadt) neun Kinder erhielt, wovon aber nur zwei, das erſte Kind, ein Knabe, und das letzte, unſer (im beſagten Stöckelberg den 2. Juni 1734 geborne) Mederer, am Leben blieben. Dieſer Umſtand, daß ein älterer Bruder, welcher den Vater bei der Hauswirthſchaft unterſtützen konnte, vorhanden war, machte, daß unſerm Mederer erlaubt wurde, die öffentlichen Schulen zu beſuchen, welche auf dem Lande damals, wie jetzt, beſchaffen waren. Wo das Glück wollte, daß ein Ortsverſtand ein Freund der Schule, und daß der Schulmeiſter ein Mann von Kopf und eigenem Triebe war, da war eine gute, wohl auch oft eine in einem weitläufigen Umkreiſe berühmte, Schule. Eine ſolche Schule war damals zu Gnadenberg (einem damaligen Brigitinerinnen Kloſter, und nachheriger den Saleſianerinnen zu München eingeräumten Hofmarkt) wohin ein Mann gekommen war, „deſſen Werth ich, ſchrieb Mederer, erſt nach der Zeit recht kennen lernte, da ich im Stande war, über die Eigenſchaften eines guten Schulmeiſters zu urtheilen.“ Er hatte eine ganz eigene, die Kinder gewinnende, Art, ſie im Leſen, Schreiben, Rechnen, im Chriſtenthum, in der Muſik ſogar, zu unterrichten, und ihnen (was die Hauptſache iſt) bei jedem Unterricht vortreffliche bleibende Grundſätze und Kenntniſſe beizubringen. Die Kinder um die ganze Gegend beſuchten ſeine Schule, und viele, zu weit entlegene, Aeltern, gaben ihre Kinder vollends in Koſt und Wohnung. Gnadenberg liegt eine halbe Stunde von Stöckelberg. Da ein zweimaliges Hin- und Herlaufen an einem und ebendemſelben Tage unſerm Mederer, ſo wie andern Kindern, welche von ſeinem Beiſpiele des Schulbeſuches zur Nachahmung desſelben gereizt worden waren, nicht geſtattet wurde, ſo mußte er zu Gnadenberg vom Morgen bis Abend verbleiben. Ein Stück Brod und Waſſer, war ſein tägliches Mittagmahl. Dieſe war bis in ſein eilftes Jahr ſeine, nur an Sonntagen unterbrochene Tagesordnung.

---

*) Dieſer Johann war von Oberelsbach gebürtig, wo ſein Großvater Erhard hauſte, ein Sohn des Wolfgang Mederers von Oberelsbach; was unſer Mederer aus der Urſache bemerkte, weil ſein Vetter Matheus von Mederer, auf Wutſchwehr, ehemaliger öffentlicher Lehrer der Arzneikunſt zu Freiburg im Breisgau, dann oberſter Feldarzt ſämmtlicher k. k. Armeen, von dem ebengenannten Wolfgang Mederer von Oberelsbach abſtammte.

Nun widerfuhr unſerm Mederer, was in den Zeiten, da man es den Geiſtlichen (aus Gründen der geſunden Vernunft, und der dankbaren Ueberlegung) von Grunde des Herzens gegönnet hat, in einem ſichern häuslichen Wohlſtand, ſo wie in einem, dem geiſtlichen Stande gebührenden, Anſehen zu leben, unzähligen Kindern auf dem Lande widerfahren iſt, daß nämlich Pfarrer und andere Geiſtliche ſolche Knaben, an welchen ſie vorzüglich gute Anlagen wahrnahmen, zum Studieren beförderten, und ſie auf alle Weiſe unterſtützten. Ein Kaplan, Johann Baptiſt Gerner, bemerkte die Fähigkeiten unſers Mederers, und nachdem er ſeinen Vater beredet hatte, den Knaben ihm zu überlaſſen, unterrichtete er ihn in der lateiniſchen Sprache ſo weit, daß er im Jahre 1745 nach [illegible] in die ſogenannte Rudiment geſchickt [illegible] konnte. Hier nun blieb er bei einer alten frommen Wittwe, welche ſeit einer langen Reihe von Jahren Studenten beherbergt hatte, ſieben volle Jahre, während welcher ihm ſeine Aeltern Mehl, auch manchmal Fleiſch, und zumal reichlich die tagtägliche Hausmannskoſt oberpfälziſcher Landleute, die lieben ſogenannten Erdäpfel ſchickten; was aber nicht hinderte, daß ſich unſer Mederer vor andern Schülern, deren Nahrung und Kleidung weit anders beſchaffen, und deren wiſſenſchaftliche Pflegung außer der Schule noch von einem Hauslehrer unterſtützt wurde, weniger ausgezeichnet, daß er, in Rückſicht ſeines Fortganges ſowohl, als ſeiner Sittlichkeit die Achtung ſeiner Lehrer, und, was ihm das Theuerſte war, die Aufmerkſamkeit der Obern der Jeſuiten ſich weniger gewonnen haben ſollte. Nachdem er zu Amberg die philoſophiſchen Studien geendigt, und nach dem damaligen Ausdrucke, ex Universa eine öffentliche Prüfung (disputation) beſtanden hatte, trat er im Jahre 1753 den 14. September zu Landsberg in Bayern in die Verſuchzeit (Noviziat), ohne, wie er mit dankbarer Erinnerung bemerkte, jemals die Frage, ob er einiges Vermögen beſitze, oder zu hoffen habe, gehört, ja ohne das Geringſte von Geld (in der Regel hätten die Novizen hundert fünfzig Gulden mitbringen ſollen) oder doch wenigſtens eine ſogenannte Ausfertigung oder einen hinlänglichen Vorrath an Wäſche mitgebracht zu haben.

Mich däucht, daß man, wenn man den eigenthümlichen Charakter, den Werth, und eigenen Gang eines Mannes beſchreiben will, vor allen Dingen ſeine Umgebungen in den Jahren, wo das „quo semel est imbuta recens" u. w. gilt, beſchreiben ſoll. Das Noviziat der Jeſuiten dauerte zwei Jahre, während welcher der Noviz mit nichts ſonſt als mit Gebet, mit Betrachtungen überirdiſcher Wahrheiten, mit Religions- und Andachtsübungen unterhalten, und auch gewöhnlich von den folgereichen Eindrücken derſelben ganz durchdrungen wurde. Der Geiſt eines ächten Novizen war unendliche Zerknirſchung, Hingebung und Verläugnung ſeiner ſelbſt, der entſchloſſenſte Vorſatz, jeden Hang nach Sinnlichkeit zu beherrſchen, und zu unterdrücken, tiefer Abſcheu und lebendige Furcht vor Fehltritten, tiefe Geringſchätzung alles deſſen, was vergänglich und eitel iſt, blinde, unumſchränkte

Ehrfurcht und Ergebenheit für ſeine Obern wegen Gott, und zugleich ein entflammtes triumphirendes Anſtimmen der Hymne: „O Deus ego amo te, nec amo te, ut salves me" u. w. Mit einem Worte, es war eine Erhebung des Geiſtes, eine Reinigung, und hohe Seligkeit und Wonne des Herzens, von deren Möglichkeit, Natur und Beſeligung ſich Menſchen unſerer öden hölzernen Tage nicht einmal eine entfernte Ahnung verſchaffen können, nachdem ihr Beſtreben (das einzige, womit ſie bekannt gemacht werden) dahin geht, ſich den Genuß jedes ſinnlichen Vergnügens, jedes eiteln und flüchtigen Vorzuges und Vortheils zu verſchaffen, und in ewigen Wirbeln und Zerſtreuungen, in einer ewigen haſtigen, und anbei ängſtlichen Flucht vor jeder Beſchauung ſeiner ſelbſt ſich herum zu treiben.

Wenn die Geiſtesſtimmung, in welche der junge Jeſuit ganz verſenkt wurde, dazu diente, ihn zu Verläugnung und Entbehrung unzähliger Bequemlichkeiten und Lebensfreuden abzuhärten, und ihm das, was man Ruhmbegierde und Liebe beſonderer Vorzüge unter Menſchen nennt, theils als höchſt eitel, theils ſogar als ſträflich vorzuſtellen; ſo diente eine ſolche Stimmung gewiß nicht dazu, einem jungen Jeſuiten im Gebiete der Gelehrſamkeit jene Begierde nach einer glänzenden Auszeichnung einzuflößen, oder ſeinen Geiſt mit jener kühnen, jener zuverſichtlichen und ſtolzen Erhebung zu beleben, von welcher der Dichter ſang, quod negata tentet iter via, quod coetus vulgares et udam spernat humum, fugiente pennâ. Auch war der Jeſuitenorden zwar ein, in der Seelſorge unverbeſſerlicher, aber kein ſchreibender, aber (möchte ich hinzuſetzen) kein gelehrter Orden, in dem Verſtande nämlich, daß er, ſo wie er ſich benahm, ſich zu ſeinem Hauptziele durchaus nicht den Zweck ſetzen konnte, im Reiche der Gelehrſamkeit eine Herrſchaft zu behaupten, und durch eine unwiderſtehliche Ueberlegenheit gelehrter Kenntniſſe über die Anſchauungsweiſe und über die Denkungsart der Länder, in welchen er eingeführt worden war, zu regieren. Wenn nur jeder auf dem Poſten, auf welchen er, durch den Befehl eines Obern, geſtellt wurde, pünktlichſt ſeine Pflicht that, dann that er wirklich ſchon alles, was man von ihm forderte; dann wurde er, ſollte er auch auf der niedrigſten Stufe geſtanden ſeyn, gerade ſo, wie ein anderer, der viele Stufen ober ihm arbeitete, geachtet, und der ſogenannte Operarius oder Krankenpater wurde (und das mit vollem Recht) um kein Pünktlein weniger geehrt, oder weniger gut beſorgt, als der auf Lehrſtühlen inter Tympana grau gewordene Univerſitäts-Profeſſor. Niemand ermunterte einen Einzelnen, ein Buch zu ſchreiben, oder nach einer Erfindung, die ihm und dem Orden Ehre gemacht haben würde, zu jagen. Niemand zeichnete einen Mann darum, weil er etwas (wenn auch zu ſeiner beſondern Ehre) geſchrieben hatte, mit irgend einem beſondern Vorzuge, der dem nicht ſchreibenden, aber in ſeinem Amte handelnden Nebenmann hätte mißfallen können, aus. Niemand belohnte ihn.

Noch ein anderer, in der Verfaſſung des Jeſuitenordens gegründeter Umſtand konnte dem Fortrücken, der Ausbildung und Vollendung literariſcher Männer unmöglich beförderlich ſeyn; ich meine die lebenslängliche Unſtätigkeit und Unſicherheit im Amt und Ort. Jeder Jeſuit erhielt an einem gewiſſen Tage des Jahres (manchmal ganz unvermuthet, auch unterm Jahre) ſeine ſogenannte Obedienz, welche, wenn er ſo eben angefangen hatte, das Weſen eines wiſſenſchaftlichen Faches kennen zu lernen, und darin mit Liebe zu arbeiten, ihm befahl, ein ganz anderes Fach zu treiben, und noch nebenbei in eine andere Provinz zu wandern. Der Theolog mußte plötzlich die Phyſik, und der an das Lehren gewöhnte Mann die Stelle eines Predigers, Prokurators, oder Rektors übernehmen. Wo der Obere jemanden für tauglich hielt, eine leergewordene Stelle übernehmen zu können, da winkte er dem auf ſeinem Poſten hochgeehrteſten Manne, ohne ſich die geringſte Einrede, noch weniger eine unfreundliche Klage zu erlauben. Wenn dieſe Einrichtung, bei welcher keinem Jeſuiten ein Unrecht geſchehen konnte, weil eine unbedingte Hingebung ſeiner Perſon eine, ihm unzählige Male voraus angekündigte und geſchilderte, eine von jedem ganz ohne allen Zwang nach einer reifen Ueberlegung gewählte, und feierlich zugeſagte Verbindung blieb, eine in mancher Hinſicht trefflich berechnete Einführung, wenn ſie ſogar ein Meiſterſtück ihrer Art war, ſo war und blieb ſie allein im Fache der Gelehrſamkeit für ſolche Fortſchritte, bei welchen man eine klaſſiſche Vortrefflichkeit erreicht, deſto weniger günſtig. Unſer Mederer wurde, wie wir, zu unſerm Befremden, vernehmen werden, ſo zu ſagen, alle Augenblicke zu neuen Verrichtungen nach neuen Plätzen verſchickt, und (wenn nicht ein unwiderſtehlicher Hang zur Geſchichte überall hin ihn begleitet hätte) dahin gewöhnt, ja wohl gar berechtigt, nur das, ſonſt nichts, zu thun, als was man eben von ihm forderte, ja an nichts mit Vorliebe zu denken, und nichts, als die pünktlichſte Erfüllung eines, ihm gemachten Auftrages vor Augen zu haben. — So war in Bayern die Geſellſchaft beſchaffen, in welcher der Mann meiner Denkſchrift ſeine Bildung erhielt.

Mederer wurde, weil er die Philoſophie ſchon vor dem Eintritte in den Orden zwei Jahre mit öffentlicher Auszeichnung ſtudirt hatte, unmittelbar nach dem Noviziat, ein ſogenannter Magiſter, oder Lehrer in den humaniſtiſchen Schulen; wo ein junger Jeſuit, wenn er den höhern Trieb in ſich fühlte, die ſchönſte Gelegenheit hatte, in der klaſſiſchen Literatur ſich umzuſehen, und ſeine künftige Ausbildung zu begründen. Mederer lehrte vom Jahre 1755 an zwei Jahre zu Ingolſtadt, und andere zwei zu Landshut. Dort fand er an dem Lehrer der Rhetorik, Johann Baptiſt Seidel, einen zu ſeiner Zeit recht wackern Humaniſten und ächtwitzigen Kopf, einen Freund, der ihn an ſeiner Hand in den Tempel der Muſen führte, ihn die Redner, Dichter und Geſchichtſchreiber alter und neuer Zeiten, und was dabei das Vorzüglichſte iſt, ihn mit dem wahren Gebrauche derſelben, und mit der beſten Art, ſie zu leſen, bekannt machte. Nachdem damals in Deutſchland die ſchöne Literatur noch in der Wiege lag, ſo hielt ſich Mederer an altrömiſche und franzöſiſche Schriftſteller, von welchen das Jahrhundert K. Ludwigs XIV. eine Menge von entſchiedenem Werthe geliefert hat. Unſer Mederer hielt ſich bei ſeinem Lehramte vorzüglich an des Carl Rollin Anweiſung (ein Buch, das in unſern Zeiten weniger bekannt iſt, als es zu ſeyn verdient) und zwei ſeiner Antrittsreden, und zwei ſeiner Luſtſpiele, welche in ſeiner Handſchrift vor mir liegen, zeigen ſchon einen Mann von Sachkenntniß, und von einem nicht gemeinen Geſchmacke. In der erſten jener Reden, welche er im Jahre 1756 bei der Eröffnung der Schulen zu Ingolſtadt las, kündigte er eine Verordnung ſeiner Obern, vermöge welcher künftig auf die deutſche Sprache eben ſo viele Sorgfalt, als auf die lateiniſche und griechiſche verwendet werden ſollte, mit einem freudigen Beifall an, und zeigte dann die Nothwendigkeit, die Mutterſprache zu bilden, nebſt den vielfältigen Vortheilen, welche aus einer ſolchen Bildung hervorgehen würden, mit einem Nachdruck, der aus Ueberzeugung kam, und Ueberzeugung einflößen mußte. In der zweiten Rede, welche er 1758 zu Landshut las, handelte er von der (damals eingeriſſenen) Vernachläßigung der griechiſchen Sprache, und von der, damals als neueſte Mode aufgeſtellten, Behauptung, daß an der Stelle derſelben allein die franzöſiſche Sprache gelernt werden ſollte. Der Redner ließ ſich, ſehr geſchickt, über die von allen Sachkennern ſtets anerkannten Vorzüge der griechiſchen Sprache vor der franzöſiſchen aus, und, indem er nicht läugnet, daß auch dieſe letztere ſehr ſchön, und daß ſie, in unſern Zeiten, für Hofleute, für Reiſende u. w. unentbehrlich geworden ſey, ſetzt er hinzu, daß ſie, deſſen ungeachtet, niemals als ein weſentlicher Schulgegenſtand einzuführen ſey. „Es iſt eine alberne Forderung, und es iſt platterdings unmöglich, ſagte er, daß ein junger Menſch vier Sprachen (die deutſche, lateiniſche, griechiſche, franzöſiſche) zu gleicher Zeit gründlich lerne, und daß er noch überdieß andere Gegenſtände, welche in den Schulen ebenfalls vernommen werden ſollen (dahin gehöre der Religions-Unterricht, die Erdbeſchreibung, die Geſchichte, die Rechenkunſt u. a., wenn auch dieſe Gegenſtände [ut decet.] bloß elementariſch gelehrt werden ſollten), mit der Erlernung jener Sprachen verbinden könne. Herr Mederer theilte, um die Sachen handgreiflich zu machen, die vierundzwanzig Stunden des Tages ordentlich aus, da ſich dann fand, daß jene Stunden kaum recht hinreichten, die vielen Gegenſtände in der Schule nur zu hören. „Es iſt aber, bemerkte er hier (und dieß mit der ſtrengſten Wahrheit) mit dem bloßen Hören in der Schule noch lange nichts ausgerichtet, ſondern das, was nach der Schule zu Hauſe geſchehen ſoll, iſt erſt die Belebung, und Vollendung deſſen, was in der Schule geſchah.“ Das eigene Meditieren des Schulbuches und das ſogenannte Komponiren, das unausgeſetzte ſchriftliche Ueben, und Auffetzen, das Errando discere, „iſt das, was die ächte Kenntniß herbeiführt, und dazu gehöret viele Zeit, vieles bedächtliches (nicht übereiltes, gehudeltes) Arbeiten, und gleichſam Hinbrüten auf die Ergründung der Sachen, welche, wenn ſie gründlich erlernet werden ſollen, wahrlich nicht aus der Luft gegriffen werden können.“ Unſer menſchenfreundliche und verſtändige Mederer ſetzte weielich hinzu, daß ein junger Menſch auch täglich einige, und wenigſtens an den ſogenannten Vakanztagen eine ergiebige Bewegung in freier Luft, als welche gerade eben ſo nothwendig ſey, als ſelbſt die Arbeit, machen müſſe. Wer die franzöſiſche Sprache zu lernen nöthig hat, der wird ſie, wenn er einmal die deutſche und lateiniſche Sprache verſteht, leicht lernen, und dann wird er zu ſeiner Zeit in Einer Stunde mehr begreifen, als er jetzt vor der Zeit in einem und mehreren Monaten, zumal in der Schule, begreifen kann, wo ſich aus der Erfahrung zeigte, daß das franzöſiſche Sprechen nicht Ein Student lerne u. ſ. w. Uebrigens, ſetzte er zuletzt hinzu, habe man aus mehr, als Einer Erſcheinung, eine gegründete Urſache, zu fürchten, daß die Vielwiſſerei, und die Mode, aus Studenten fade Encyclopädiſten zu machen, mit jedem Jahre eine ausgebreitetere Aufnahme zu gewinnen, und daß der einzelne unangeſteckte Mann, welcher das Unheil zwar wahrnehmen, zwar ſchildern, zwar deſſen Folgen bedauern, aber nicht helfen kann, wieder werde veranlaßt werden, das Klaglied zu ſingen, das Balde ſang:

Hoc Alemannus habet, multum magnumque Cerebro
Vastus inaedificat,
Plurima molitur, largoque extrudit hiatu,
Plurimaque esse cupit;
Astrologus, fullo, pictor, vespillo, choraules,
Cerdo, poeta, faber;
Et super haec augur Jovis, interpresque deorum.
Cuncta, nihilque sumus.

Herr Mederer hat ſeine Reden in der lateiniſchen Sprache geſchrieben, was, wenn es gleich dem Herkommen gemäß war, wenigſtens bei der erſten Rede nicht aufhörte, ſonderbar zu ſeyn; indem man von dem Redner, der ſich vornahm, die Verbeſſerung der deutſchen Sprache zu empfehlen, berechtiget war, zu erwarten, daß er vorerſt ſogleich ſelbſt mit einem meiſterhaften Beiſpiele vorangehen, und eine vortrefflich deutſch verfaßte Rede liefern werde; zumal da er unter die Beweggründe, welche zur Verbeſſerung und Verfeinerung der deutſchen Sprache riethen, auch dieſen Grund anführte, daß man ſchon darum lernen ſollte, gut deutſch zu ſchreiben, damit man die manchmal unzuläſſigen Schriften der proteſtantiſchen Deutſchen nicht mehr zu leſen wünſchen möchte, als welche man nicht darum, weil dieſe Norddeutſchen gründlicher, als die ſüdlichen katholiſchen Deutſchen dächten, oder etwas Beſſeres wüßten, ſondern weil ſie (1758) beſſer, anmuthiger, reizender deutſch ſchrieben, läſe. Unter die, für die frühe Jugend unzuläſſigen Schriften zählte man im gedachten Jahre 1758 einen großen Theil norddeutſcher Dichter; als von welchen, ſagte man ſich, oft ſehr lockere Dinge, zärtliche Küſſe, Umarmungen, Schäkereien mit Mädchen u. dgl. beſungen, und ſolche Dinge loſe Schelmereien, und unſchuldige Scherze genannt würden; was aber die Folge haben dürfte, und ſie bei vielen Jünglingen zuverläſſig haben würde, daß allmählig Dinge herbeigeführt würden, welche (auch bei der liberalſten Humanität) nicht mehr unſchuldige Tändeleien genannt werden könnten. Man wollte damals (und das war gewiß ſehr großmüthig gedacht) demjenigen Alter, welches (nach unſerm gemeinen

Ausdrucke) wie das Feuer fängt, jede Erröthung und jede, ganz unzeitige, dem Studiren nicht gedeihliche, Unruhe, ſo lange, als ſich es würde thun laſſen, erſparen, und in dieſer Abſicht mit der ſtrengſten Sorgfalt ſolche Maßregeln nehmen, bei denen die Aeltern wohlgemutheter und wohlerhaltener Söhne (ſeiner Zeit) das Amt kräftiger Männer, und unbeſcholtener, braver Männer — das Vaterland ſich zu erfreuen haben würden. Daher veranſtaltete man in Süddeutſchland für die ſtudirende Jugend Sammlungen aus den norddeutſchen Dichtern, und hielt ſich ſogar bei den Schulausgaben der klaſſiſchen lateiniſchen Dichter an die Vorſicht, ſie von ihren Schweinereien zu reinigen; was von Männern, die ſelbſt keine Erziehung hatten, und keine Erziehung verſtanden, bitter getadelt, von Männern von Verſtand aber mit vollem Beifalle aufgenommen, was ſogar von dem berüchtigten Voltair gutgeheißen wurde. „Tarteron Jesuite, ſchrieb er, (im Siècle de Louis XIV.) a traduit les satyres d'Horace, de Perse, et de Juvenal; et a supprimés les obscénités grossières, dont il est étrange, que Juvenal et sur tout Horace ayent souillé leurs ouvrages. Il a ménagé en cela la jeunesse, pour laquelle il croyait travailler. Man ſetzte auch damals jene, recht gute, Warnung „carmina quis potuit tuto legisse Tibulli etc. niemals aus den Augen *). Doch ich bemerke,

---

*) Ich werde über die Pflicht der Behutſamkeit, mit welcher ein Lehrer vor der Jugend über griechiſche und lateiniſche Dichter leſen ſoll, nächſtens ein Wort ſagen. Was ſchon geſagt ſeyn mag, iſt darum noch nicht wahr oder gut geſagt, und was bei den Griechen (welche nach einer kurzen Pauſe einer flüchtigen Strebung nach Vollkommenheit in eine grundloſe Niedrigkeit und Geſindelei verfielen) beliebt, eingeführt, und geduldet ward, kann dieß durchaus nach ein paar tauſend Jahren, und in unſern Tagen nicht ſeyn, wo (wie Gellert mit Recht ſagt) in Hinſicht ſittlicher Erkenntniſſe und Ueberzeugungen „das geringſte Dorf mehr weiß, als die Städte, worin Künſte und Wiſſenſchaften ſo vorzüglich blühten, als Athen und Rom wußten.“ Um zu wiſſen, wie der größte Theil der Gegenſtände, welche von den griechiſchen Dichtern beſungen worden, beſchaffen war, braucht man mehr nicht zu wiſſen, als daß Plato ſie aus ſeinem Staate, wenn dieſer wohl eingerichtet ſeyn ſollte, verbannte, und daß Cicero dieß vollkommen billigte. „Videsne, poetæ quid mali afferant? Lamentantes inducunt fortissimos Viros. Molliunt animos nostros; ita sunt deinde dulces, ut non legantur modo, sed etiam ediscantur. Sic ad malam domesticam disciplinam, vitamque umbratilem et delicatam cum accesserunt etiam poetæ, nervos omnes virtutis elidunt. Recte igitur a Platone educuntur ex ea civitate, quam finxit ille,

daß ich auf eine längere Abweichung, als manchem Leſer lieb ſeyn dürfte, gerathen bin.

Ungeachtet dieſer Bemerkung kann ich nicht umhin, auch bei den zwei Luſtſpielen einige Augenblicke zu verweilen; weil ſie die Anlagen unſers Mederers auf eine ſehr vortheilhafte

---

dum mores optimos et optimum reipublicæ statum exquireret. At vero nos docti scilicet a græcia, hæc et a pueritia legimus et didicimus, hanc eruditionem liberalem et doctrinam putamus. Quæst. tusc. II. Die Wahrheit, daß ſehr viele Dichter, ich muß hinzuſetzen, auch Künſtler, in Hinſicht auf die Wahl und Behandlung der Gegenſtände den Zweck, warum man für die bürgerliche Geſellſchaft dichten, oder ein Werk der Kunſt herſtellen ſoll, ganz hintanſetzten, und daß ſie keinen andern Zweck hatten, als die Einbildungskraft, und die Sinnlichkeit (auf Koſten aller Anſtändigkeit und Sittlichkeit) zu ergötzen, war die Urſache, daß die größten Köpfe, Newton, Malebranche, Copernikus u. a. die Dichtkunſt wenig ſchätzten, theils geradezu verachteten. Wer, wenn er noch einen geſunden Verſtand hat, und dabei die Jugend des Landes, das ihn nährt, ſchützt, und liebt, könnte der Jugend unbedingt die Lektüre des Wieland, des Kotzebue (und vieler anderer, deren größter Werth darin beſteht, die Sinnlichkeit zu kitzeln, und alte Erſchlaffungen aufzufriſchen) empfehlen? Wer ſollte nicht billigen, und der Wahrheit gemäß finden, was darüber (im 6ten Bande dieſer Beiträge, in der Note von S. 360 bis 365) erinnert worden iſt?

Art beleuchten. Es iſt bekannt, daß die Humaniſten und erſten Schulmänner des ſechzehnten (einige flüchtige Jahre für die Literatur goldenen) Jahrhunderts ſehr viel auf die öffentlichen Uebungen ihrer Schüler im Sprechen und Leſen hielten, und daß ſie zu dem Ende über verſchiedene nützliche Gegenſtände in lateiniſcher Sprache Wechſelgeſpräche ſchrieben, aus denen mit der Zeit, ordentliche kleine Schriften (welche man noch immer Declamationes nannte) entſtanden ſind. Dieſe kleinen theatraliſchen Uebungen wurden in neuern Zeiten, da man zu wähnen anfieng „anders denken, als unſere Voraltern dachten, ſey ſchon ſo viel, als gut, richtig, ſcharf denken" als ein müßiger Zeitverderb getadelt, und, (wenn gleich Männer von Kopf das Gegentheil behaupteten) als ein Zeitverderb behandelt und ausgemerzt; da man doch wahrhaftig ganz verſchobene, und brauskopfige Begriffe vom Schul- und Erziehungsweſen haben muß, wenn man haben will, daß Knaben und Jünglinge unausgeſetzt lernen ſollen; oder wenn man vollends durch erzwungene Anſtrengungen, und durch eine ewige Lernerei von acht bis zehn Gegenſtänden mit Köpfen muthwillig einen Verſuch und die (für hundert Köpfe ſchon phyſiſch ſchädliche) Erfahrung machen will, wie weit man es ſchon in Knabenjahren bei einem unausgeſetzten Studieren mit dem Studieren bringen könne. Zu den kleinen Schauſpielen, welche nebenher auch Uebungen in der (jetzt abnehmenden) Muſik waren, wurden meiſtens Schilderungen der Zeitſitten gewählt, welche nicht ſelten die ächte vim comicam, und, (wenn Rügen menſchlicher Albernheiten, wenn richtige Charakterzeichnungen, Verbreitung einer geſunden Denkart, Erweckung des ſittlichen Gefühles, Verbeſſerung der Sitten, Verdienſte ſind) oft in einem ganz beſondern Grade ihr Verdienſtliches hatten. Von den zwei vorgefundenen Luſtſpielen unſers Mederers wurde eines „Nobilitas affectata, et punita" 1758 zu Ingolſtadt, das andere „Peregrinatio" 1759 zu Landshut aufgeführt. Beide Stücke ſind, wenn mich nicht alles Gefühl betrügt, ſo geſchrieben, daß ſie noch jetzt auf einem Haustheater auf (nicht ſchon ganz verwöhnte) Zuſchauer eine gute Wirkung machen würden. Da es meinen Leſern, nachdem ſie von Schulkomödien der Jeſuiten niemals etwas geleſen haben mögen, nicht unangenehm ſeyn kann, einige Proben davon zu erhalten, ſo will ich eine kurze Skizze eines dieſer Stücke herſetzen. Die Reiſe hatte zum Zwecke, das Ungereimte und Schädliche der damaligen modiſchen, unter dem deutſchen Adel, und reichen Aeltern allgemein herrſchenden Thorheit zu ſchildern, der Thorheit nämlich, das Wichtigſte, worauf die Häupter der Familien ſehen ſollten, den Unterricht und die Bildung ihrer Kinder, hergelaufenen Franzoſen und Franzöſinnen, ohne alle Gewährleiſtung ihrer Geſchicklichkeiten und ſittlichen Eigenſchaften, bloß wegen ihrer (frech und durchfahrend) ſich aufdringenden Kühnheit und ſelbſtgefälligen Zuverſicht, anzuvertrauen; und es wahr, recht, und ſchön zu finden, wenn ihren Kindern das deutſche Vaterland, und jede deutſche Umgebung in dem häßlichſten Lichte dargeſtellt, und verächtlich gemacht wurde; die oberflächlichſten Dinge artig und wohlgethan zu finden, und wohl gewöhnlich noch dazu ihre ganze Hausherrſchaft nach den Einfällen und dem Uebermuthe ſolcher Leute einzurichten, und das ſchimpfliche Joch mit einer unbegreiflichen Blindheit ſo lange zu tragen, bis eines oder das andere herbe Ereigniß die, mit deutſcher Langmuth zugehaltenen Augen, mit einem heilenden Erfolg, aber freilich oft zu ſpät geöffnet hat.

Bei der Reiſe alſo kommen folgende Perſonen vor: a) der Vater, Germannus; b) deſſen drei Söhne, Benno, der älteſte, Jacques, der reiſende, Johann, der jüngſte; c) Mſr. Ronpierre, Hofmeiſter des Jacques; d) La Fleur, deſſen Diener; e) Anton, ein Vetter des Germannus; f) **Theodorus**, ein **Kaufmannsdiener**; g) ein **Lehrer** des **Johann**, jüngſten Sohnes des Germannus; h) **Sebald**, ein **Diener** des **Bruders** des Germann.

Erſte Handlung.

1) Der von der Vortrefflichkeit ſeines franzöſiſchen Hofmeiſters und von der Nutzbarkeit einer frühen Reiſe nach Paris ganz durchdrungene Germann zahlt dem Ronpierre, zum Anfange einer ſolchen Reiſe, welche von ihm mit dem mittleren Sohne Jacques nach einigen Stunden angetreten werden ſoll, ein hundert Thaler vor, mit der Eröffnung, ihm noch überdieß zwei Wechſelbriefe einhändigen zu wollen. Ronpierre läßt ſichs gefallen, und erzählt dem Vater, was ſein Sohn bei ihm gelernet habe, nämlich die franzöſiſche und italieniſche Sprache, tanzen und fechten, und ſich artig betragen, alles im höchſten Grade der Vollkommenheit; er bittet den Vater, die Proben davon ſehen zu wollen.

2) Der Sohn Jacques wird gerufen, grüßt ſeinen Vater franzöſiſch und italieniſch, tanzt und ficht. Der gute Germannus iſt überaus zufrieden, und ſchickt den Sohn zu ſeinem Bruder, ebenfalls einem Kaufmann, um von ihm Abſchied zu nehmen. Indeſſen daß

3) der ältere Bruder Benno mit der Nachricht hereintritt, daß er, wie ihm befohlen worden, das Fuhrwerk beſtellt habe; worüber Germannus vollkommen beruhigt wird, und mit der Aeußerung, daß er ſogleich die Wechſel ſchreiben wolle, ſich entfernet;

4) worauf der Vetter Anton erſcheint, den, weil er von der Beſtellung eines Fuhrwerks Wiſſenſchaft erhalten, die Neugierde hieher trieb, zu erfahren, was vorgehe; er wird ſehr ungehalten und bekümmert, als er von Benno hört, daß der junge Jacques, und zwar mit dem franzöſiſchen Hofmeiſter, nach Paris reiſen ſoll.

5) Jacques erſcheint ſelbſt, im vollkommenen Reiſeanzug, in Stiefeln und Spornen, redet ſeinen Vetter Anton mit einem franzöſiſchen Gruße an, ſagt ihm, da Anton deutſch antwortet, eine Grobheit, fällt dem Vetter, wenn er ſprechen will, alle Augenblicke in die Rede, tadelt, und belehrt ihn, und da ihm Anton (von deſſen Vater Jacques Abſchied nehmen ſoll) ſagt, daß es nicht ſchicklich ſeyn würde, dieſen Abſchied geſtiefelt zu nehmen, beruft ſich Jacques auf die Entſcheidung des eben hereintretenden Hofmeiſters Ronpierre.

6) Doch Ronpierre mißbilligt das Vorhaben, geſtiefelt einen Beſuch abzuſtatten, auf das Höchſte; als ihm aber geſagt wird,

daß der Beſuch nur dem Bruder ſeines Vaters (dem Vater des Anton) gelte, ändert Ronpierre ſeinen Ausſpruch augenblicklich, indem er ſagt, daß ein Beſuch bei einem bloßen Deutſchen gar nicht ſo viele Umſtände erfordere.

7) Da zu eben dieſer Zeit La Fleur eine Reitgerte, das einzige Reiſebedürfniß, das dem Jacques noch fehlte, herbeibringt, ſo wird die Plumpheit dieſer Gerte, als eines deutſchen Machwerks, auf allen Seiten getadelt. „Was fehlt doch aber dieſer Gerte?“ fragt Benno. „Alles!“ erwiedert La Fleur. „Es iſt eine deutſche Reitgerte. Schon genug. Alles, was von deutſchen Handwerkern kömmt, iſt dumm, plump, und ungeſtaltet.“ Ronpierre entfernt ſich mit dem Jacques, um von dem Vatersbruder endlich einmal Abſchied zu nehmen.

8) Indem Benno ſeinem Vetter Anton ſein inniges Bedauern zu verſtehen giebt, daß ſein Vater Germann über die Vollkommenheit der Franzoſen nicht weniger übertrieben denke, erſcheint

9) der mit dem Vater ganz gleichgeſtimmte kleine Bruder, Johann, der ſchon gleich beim Hereintreten, da ihn ſein Vetter Anton mit dem Namen Johann grüßet, ſich das deutſche Johann verbittet, und durchaus Mſr. Jean

genannt werden will, ſo wie es ihm ſein Bruder Jacques empfohlen, ihm auch verſprochen hat, daß er nach einer kurzen Zeit ebenfalls würde nach Paris reiſen dürfen. Anton. „Aber, mein liebes kleines Vetterchen Jean, warum wollen Sie denn nicht lieber bei uns in Deutſchland bleiben?“ Jean. „Weil die Deutſchen lauter Narren und dumme Bets ſind. Sagen Sie nur nichts von ihren Deutſchen. Ich ſchäme mich, als ein Deutſcher geboren zu ſeyn.“ Der ankommende Hauslehrer, bei deſſen Annäherung Jean ſogleich verſchwindet, unterbricht dieſes Geſpräch;

10) und da er hört, daß es mit der Reiſe des Jacques unter der Führung des Konpierre Ernſt werden ſoll, erklärt er ſich, daß er darüber dem Vater Germann Vorſtellungen machen werde. Auch der Vetter Anton verſpricht, daß er etwas, was den Herrn Germann von dem verkehrten Weſen ſeines Sohnes Jacques überzeugen müßte, ausführen, und daß er ſich dazu des Laden-Dieners ſeines Vaters, eines geſchickten Burſchen, bedienen wolle.

Zweite Handlung.

1) Jacques, welcher eben von dem Abſchiedsbeſuche bei ſeinem Onkel herkömmt, klagt

dem La Fleur, daß ihn ſein Onkel mit den dümmſten Fragen gequält habe; indem er ihn gefragt hätte, was er dann, um bei den Franzoſen zu glänzen, gelernet habe, und dann, was er zu Paris lernen wolle. La Fleur. „Nur ein Deutſcher kann um ſo etwas Albernes fragen." Jacques. „Wenn wir nur auch ſchon von dem deutſchen Boden wären! die dicke Luft drückt mich ordentlich."

2) (Der Ladendiener, Theodor, in einem umgekehrten Rock, die Vorigen.) Theodor: „Bon jour, Mons." Jacques: „Votre valet Monsieur. Theod. Ich habe gehört, daß Sie nach Paris reiſen. Jacques. Oui Mons. Theod. Ich komme ſo eben von Paris. Jacques pardonnez Monsieur. Sie haben in der Eile Ihren Rock verkehrt angezogen. Theod. Keineswegs Mons. Das iſt die allerneueſte Pariſer Mode. In Paris trägt dieſen Augenblick jedermann ſeinen Rock ſo. Jacques. Das wäre! *) Theod. Das iſt ſo, Mons. Ganz Paris lacht über Sie, wenn

---

*) Dieſer Einfall mit dem umgekehrten Rock ſcheint im erſten Augenblicke übertrieben, und carikaturmäßig zu ſeyn; allein wir dürfen nur umherſchauen, um zu ſehen, daß er es nicht iſt. Wir haben den Franzoſen und andern Nationen wohl andere Dinge, als das Umkehren eines Kleides iſt, abgeborgt.

Sie Ihren Rock anders tragen. **Jacques.** Sonderbar, was doch die Franzoſen alles erfinden! Sinnreiche Köpfe ſind ſie, das hat ſeine Richtigkeit. Was ſie erfinden, das hat einen grundtiefen Sinn. **Theod.** Das iſt weltbekannt. **Jacques.** Vermuthlich tragen jetzt die Pariſer die ehemalige Außenſeite ihres Rockes aus der Urſache inwendig, weil jene Außenſeite ſchöner, und mithin nicht jeder Witterung, und nicht jeder Verderbniß Preis zu geben iſt. **Theod.** Fürwahr, ein rarer Einfall! In meinen Kopf wäre er nicht gekommen. **Jacques.** Sie ſind ein Deutſcher. Aber ich will die nützliche Erfindung gleich nachahmen (er kehrt ſeinen Rock um). — Jedermann wird lachen, der meinen Aufzug zum Erſtenmale ſieht; aber wozu lachen die Deutſchen nicht? Doch mein Hofmeiſter wird es flugs begreifen, und nachmachen. **Theod.** Aber im Vergnügen, von den Pariſern ſprechen zu können, plaudere ich immer ſo fort. Ich ſehe Sie vor Ihrer Abreiſe ganz gewiß noch.“ (ab.)

3) (Jacques, dann der Hauslehrer des kleinen Johann.) Da dieſer über das verkehrte Rocktragen ſein Erſtaunen nicht bergen kann, weiſet ihn Jacques, als einen dummen Deutſchen, der zu ſchwerfällig zum Geſchmack für das Schöne wäre, zurück;

4) und will ſogar den Ronpierre, der eben eintrat, bereden, daß das verkehrte Rocktragen wirklich Mode ſey. Auf die Erinnerung des Hauslehrers, daß Mſr. Ronpierre nun ſelbſt ſehen würde, was aus dem jungen Herrn geworden ſey, erwiedert Ronpierre, daß die Spuren der deutſchen Albernheit nicht mit einem Male verſchwinden könnten, und da der Hauslehrer nicht umhin kann ihm das Leere und Fade des gewöhnlichen Unterrichts franzöſiſcher Hofmeiſter anſchaulich zu machen, erhebet Ronpierre ein ſolches Geſchrei, daß

5) der Herr Germannus herbeiläuft, zu hören, was vorgehe. Da er ſeinen Sohn in dem närriſchen Aufzuge ſieht, und das Uebrige vernimmt, befiehlt er allen dreien ſich zu entfernen; was der Ronpierre mit dem Jacques auch befolgt;

6) indeſſen der deutſche Hauslehrer zurückbleibt, und dem Germann über die Eigenſchaften des franzöſiſchen Hofmeiſters, dann über das, was Jacques verlernet, und was er gelernet hat (nämlich die Religion, ſein Vaterland und ſelbſt ſeinen Vater verachten) die triftigſten Vorſtellungen macht, und (nach dem Wunſche des Germann) ſich entfernet;

7) welcher letztere aber dann doch anfängt, die Vorſtellungen des deutſchen Hauslehrers zu beherzigen, und dem Jacques ruft, um

ſich auf der Stelle zu überzeugen, wie weit der deutſche Hauslehrer die reine Wahrheit geſagt haben möge.

8) Jacques erſcheint, und der Vater macht zuerſt eine Probe mit dem, was Jacques verlernet haben ſoll; er beſiehlt ihm, etwas zu ſchreiben, und legt ihm eine Rechnung vor; und da Jacques ehemals in dieſem, wie in jenem, ſchon vortrefflich geübt war, ſo erſtaunt er jetzt über die unförmliche Schrift, und über die Ungeſchicklichkeit, mit welcher Jacques bei der Rechnung ſich benimmt. „Wenn nur wenigſtens die Hauptſache (der gute deutſche Germann verſtand unter der Hauptſache die Achtung und Neigung für die Religion ſeiner Väter) nicht gelitten hat!“ ſeufzt er. Germann: „Aber die ſchönen Anweiſungen, welche du ehemals, und hundertmal in meinem Beiſeyn erhalten, und woran du ehemals ſelbſt ſo vieles Vergnügen bezeiget haſt, ich meine, die Religionsſache wirſt du doch nicht vergeſſen haben? Welche Kirche haſt du dann mit deinem Hofmeiſter beſucht? Jacques (ganz von Befremden getroffen): Wie? Herr Papa? Welche Kirche? Sie ſind doch ſchon — Sie haben doch — Germann (ganz beſtürzt): Mein Sohn! Was willſt du damit? Jacques: Sie ſind doch ſchon in die fünfzig, und mit dieſen Jahren, Herr Vater! Warum ſoll ein

geſtandener Menſch in die Kirche gehen? Die Kirche iſt überall. Das Gewölbe des Himmels iſt die ſchönſte Kirche. Für Kinder und gemeine Leute, jawohl! Das mag ſo hingehen; aber für uns, Herr Vater, denken Sie einmal!“

9) Ein Bedienter, durch welchen dem Hrn. Germann bedeutet wird, daß ihn ſein Bruder unverzüglich zu ſprechen verlange, indem er höchſt wichtige Briefe von Hamburg erhalten hätte, unterbricht die Unterredung. (Germann ab).

Dritte Handlung.

1) (Benno. Anton.) Jener giebt dieſem auf ſein Verlangen, Nachricht, daß der Einfall wegen des verkehrten Kleides dem Ladendiener Theodor bei dem Mſr. Jacques geglückt, die Vorſtellungen des deutſchen Hauslehrers aber auf Herrn Germann deſto weniger den gewünſchten Fortgang gehabt hätten.

2) Die vorigen, dann Jacques und Mſr. Ronpierre, im Begriffe, die Reiſe anzutreten, welche nur noch dadurch verzögert wird, daß Herr Germann von dem Beſuche bei ſeinem Bruder nicht zurückgekommen iſt. Schon hört man unten das Poſthorn. Die Reiſenden beginnen über die Langſamkeit der deutſchen Dinge ungeduldig zu werden, als

3) der Bediente La Fleur eilfertig hereintritt und den Mſr. Ronpierre, nachdem er ihm einige Worte ins Ohr ſagt, augenblicklich mit ſich fortreißt.

4) Die Vorigen. Indeſſen kömmt der Poſtknecht herein, trägt die Felleiſen fort, indem er ſich über die Schwere derſelben beklagt, und ſich ein gutes Trinkgeld verſpricht.

5) Die Vorigen, dann Jean. Der Schall des Poſthorns zog den jüngſten Sohn des Hauſes, Mſr. Jean, herbei, der nicht genug ſein Verlangen ausdrücken kann, mitreiſen zu dürfen. Die Ungeduld der Anweſenden wegen des langen Wegbleibens des Hrn. Germannus, als auf welchen gewartet werden ſoll, nimmt zu, und Mſr. Jacques entfernt ſich, um dem Herrn Germann wenigſtens entgegen zu ſehen, als

6) Sebald, ein Ladendiener des Hrn. Onkels erſcheint, mit dem Auftrage an den Benno, daß er die Abreiſe nicht vor ſich gehen laſſen, und daß er den Ronpierre ſorgfältig beobachten ſoll; er ſetzt hinzu, daß er die zwei Herren, Germann und deſſen Bruder, gar ernſtlich mit einander ſprechen, und daß er oft die Namen Ronpierre und La Fleur gehört habe.

7) Die Vorigen, Mſr. Jacques, welchem das Warten überall zu lange wird, kömmt

zurück, und bezeigt über das lange Ausbleiben des Ronpierre und des La Fleur die äußerſte Unruhe, und hört vom Ladendiener Sebald, daß La Fleur dem Hrn. Germann, als dieſer zu ſeinem Bruder ſich verfügte, auf den Fuß gefolgt, daß er ihn (den Ladendiener) um die Urſache dieſes Beſuches gefragt, und daß er ſich, da man ihm ſagte, wie von dem Hauskorreſpondenten aus Hamburg, Hrn. Condin, überaus wichtige Anzeigen angekommen ſeyen, recht befremdend entſetzt, und ſich ſogleich entfernt habe. Anton: „Das war's alſo, warum La Fleur beinahe athemlos hierher gekommen, und warum er ſeinen Herrn ſo eilfertig mit ſich fortgeriſſen hat. Ich fürchte, daß ſich, was mir längſt ahnete, etwas ſehr Sonderbares über die vortrefflichen Eigenſchaften unſerer Hausfranzoſen herauswerfe. Mſr. Jacques vertheidigte dieſe Herren mit heftigen Betheurungen ihrer Vortrefflichkeit, als

8) der deutſche Hauslehrer ankömmt, und indem er ſich ſehr wundert, daß unten an der Thüre noch der Reiſewagen, und daß Mſr. Jacques noch hier anweſend ſey, die Nachricht bringt, gehört zu haben, daß die Mſſrs. Ronpierre und La Fleur eilfertigſt ſich aus der Stadt geflüchtet hätten; aber Mſr. Jacques widerſpricht dieſem Gerüchte, und fährt fort ſeiner vermeinten Reiſegefährten eifrig ſich anzunehmen; als endlich

9) Herr Germann von ſeinem Bruder zurückkömmt, welcher letztere von ſeinem Freunde aus Hamburg, Hrn. Condin, die Warnung erhielt, ſich vor einem gewiſſen Franzoſen Ronpierre, der mit ſeinem Diener La Fleur in Deutſchland herumirrt, der ſchon aus verſchiedenen Städten, wo er ſich zum Kindererziehen einzudringen gewußt, wegen wichtigen Bübereien verjagt, welcher aus Hamburg wegen eines großen Diebſtahls flüchtig gegangen, und durch Steckbriefe verfolgt worden iſt, hüten, und ihn ſorgfältig beobachten ſollte u. ſ. w. Als jetzt Herr Germann bei allen Stadtthoren nach ihm fragen läßt, erhält er zur Nachricht, daß ſein Hofmeiſter mit dem La Fleur ſich eilfertig davon gemacht, und Nebenwege eingeſchlagen habe. Ronpierre hat das, ihm ausgezahlte Reiſegeld, nebſt zwei Wechſelbriefen, welche Hr. Germann zum Behufe der Reiſe ſeines Sohnes, geſchrieben hatte, zu ſich geſteckt, und mithin auch hier ein Andenken einer ſolchen Art hinterlaſſen, daß Hr. Germann noch von Glück zu ſagen hat, ſeinen Sohn der Gefahr, von einem ſolchen Hofmeiſter ganz zu Grunde gerichtet zu werden, entgangen zu ſehen. Hr. Germann läßt jetzt dem deutſchen, verſtändigen und biedern Hauslehrer Gerechtigkeit wiederfahren und empfiehlt ihm ſeine Söhne Johann und Jacques, der

jetzt wieder Jakob genennt wird, zum Unterricht und zur ſtrengen Erziehung für die Religion, für den deutſchen Fürſten, und das deutſche Vaterland, wozu ſich jener deutſche Lehrer mit Freuden verſteht, indem er ſagt: „daß ihm von jeher jeder Auswanderer verdächtig geweſen ſey. In einem ſo aufgeklärten Lande, wie Frankreich wäre, fände ein wackerer Gelehrter ganz gewiß ſein Fortkommen, und wer ein Vaterland lieben kann, der liebe über alles ſein Vaterland. Ein Auswanderer müſſe, wenn anders er ſeine Auswanderung beſchönigen, und ſich ſelbſt als einen Mann von empfehlungswürdigem Werthe darſtellen will, ſowohl das Land, aus welchem er gewandert, als das, von welchem er aufgenommen worden iſt, verkleinern. Von jenem muß er ſagen, daß es ſo brave Leute, wie er iſt, vernachläßige, dieſem, welches ihn aufnahm, muß er unverſchämt ins Angeſicht ſagen, daß es der Auswanderer bedürfe, um ſich von denſelben brauchbare Leute ziehen zu laſſen.“ —

Auch das erſte Stück „affectata nobilitas“ worin ein Juriſt vorkömmt, welcher auf einer entfernten Univerſität ſich als einen Adeligen von Geburt ankündigte, Geſellſchaften hielt, Schulden machte, und welchem endlich ſein ankommender Vater, ein rechtſchaffener, aber gemeiner Bürger, den Kopf zurecht ſetzte, hat ebenfalls einige ſehr artige Schilderungen guter und ſchlimmer Eigenſchaften junger Leute, wobei dieſe eine recht gute Gelegenheit bekamen, ihren Vermerkungsgeiſt zu üben, und auf ſich ſelbſt aufmerkſam zu werden. Doch genug von unſerm Magiſter Mederer. Wir wollen nun hören, wie er zum Hiſtoriker geworden iſt.

Mederer hatte während ſeiner Studienjahre zu Amberg von einem Soldaten die franzöſiſche Sprache, oder davon ſo vieles gelernet, als man braucht, um Bücher zu verſtehen. Er ſagte dieß zu Landsberg ſeinem Novizenmeiſter, dem nachmals hochberühmt gewordenen Ignaz Romberg. Dieſer Romberg, wiewohl ein Mann von entſchiedener Ueberlegenheit des Geiſtes, konnte ihm das unbedingte Leſen franzöſiſcher Bücher nicht erlauben, aber es war ſchon viel, es war für unſern Mederer ſchon genug, daß er that, was er thun konnte; er erlaubte ihm das Leſen franzöſiſcher Kirchengeſchichten, und anderer mit einem kirchlichen oder erbaulichen Inhalte verwandter Schriften. Dieſe Lektüre gründete bei unſerm Mederer, und entſchied, wie er ſelbſt ſagt, ſeine durch keine Unterbrechungen geſchwächte, Vorliebe für das hiſtoriſche Fach; er fand auch dazu ſelbſt in ſeinem Orden Ermunterungen, welche man nicht zu den alltäglichen Erſcheinungen rechnen konnte. Als er zu Ingolſtadt die Theologie, deren damalige Spitzfindigkeiten ihm nicht behagten, ſtudirte, und, um ſeinem Geiſte eine beſſere Nahrung zu ſuchen, öfters in der Bibliothek des Collegiums, und ſtets bei den Schränken der hiſtoriſchen Bücher ſich einfand, zog er dadurch die Aufmerkſamkeit ſeines Ordens-Bruders Heinrich Schütz, damaligen öffentlichen Lehrers der Geſchichte, auf ſich, der ſich durch wiederholte Unterredungen zu überzeugen ſuchte, und überzeugte, daß man eine gegründete Hoffnung haben könnte, an dem jungen Liebhaber der Geſchichte mit der Zeit etwas Beſſeres, als einen ſogenannten hiſtoriſchen Dilletanten zu erhalten. Der brave Schütz verſchloß in ſich ſeine Wahrnehmungen nicht, und fand auch die erwünſchteſte Gelegenheit, den beſten Gebrauch davon zu machen. Der eben genannte Romberg war jetzt Provinzial der oberdeutſchen Provinz, und da dem ſcharfſehenden Manne die Bedürfniſſe der Zeit nicht entgiengen, machte er ſich bei ſeiner Abweſenheit in Ingolſtadt eine eigene Angelegenheit daraus, für den Nachwuchs eines oder mehrerer Geſchichtsverſtändigen zu ſorgen. Schütz, welchen der Provinzial Romberg darüber zu Rath zog, nannte ihm unſern Mederer, der dann auch von Romberg ſogleich vorgerufen, und von ihm auf das nachdrücklichſte ermuntert wurde, von nun an das Fach der Geſchichte zu ſeinem Hauptfache zu machen. Mederer erhielt, über den bekannten Orbansſaal, dann über die Bibliothek des Collegiums, die Aufſicht; was zur Beförderung eines Zweckes, der ſein ordentlicher Lebensberuf werden ſollte, allerdings eine Art von Unterſtützung, aber zu größern Fortſchritten bei weitem nicht hinreichend war. Man ſollte meinen, die Jeſuiten hätten bei der, auf ihrem Orden, als einem Lehrorden ruhenden, und von ihm nicht mehr trennbaren, Nothwendigkeit, ſich im Fache der Gelehrſamkeit auszuzeichnen, alles Erdenkliche gethan, um ſich durch Ordensgelehrte eines klaſſiſchen Rufes in ein das vollkommenſte Zutrauen erweckendes, und verewigendes Anſehen zu ſetzen, und eine ununterbrochene geſicherte Mitherrſchaft über die Wandelbarkeiten und Launen des Geiſtes jeder Zeit zu behaupten; aber wiewohl das auch ihr ſtillſchweigender Wunſch geweſen ſeyn möchte; ſo war es doch, nach dem, was wir oben gehört haben, gewiß nicht ihre Hauptabſicht, und (bei dem, an ſich ganz gerechten Werthe, den ſie vor allen Dingen allein auf die Seelſorge legten) nichts weniger, als ein Glied in der Kette ihres Syſtems. Was Romberg ſah, und wünſchte, war ſeine perſönliche Sache, und keineswegs eben dieſelbe Angelegenheit anderer Ordensoberer, welche faſt immer ſtets nur auf die allgemeine Erfahrung, daß ſogenannte Verbeſſerungen und Neuerungen nicht ſelten weiter führten, als man ſich vorgeſtellt hatte, hinblickten, und welche daher aus einer, oft abgeſchmackten, und albernen Aengſtlichkeit, ſich eines Wageſtücks ſchuldig zu machen, nicht dahin zu bringen waren, auch nur Einen Schritt zu thun, wo ſie nicht recht ausgetretene Fußſtapfen, daß ihre biedern Vorfahrer darin gewandert waren, fanden. Der thätige Romberg konnte auch nicht immer Provinzial bleiben, und Mederer wurde mit dem Ankauf ſolcher Bücher, welche in der Collegiibibliothek nicht vorhanden waren, ſo wenig unterſtützt, daß er ſeine eigenen Erſparniſſe darauf wenden mußte, um ſich neuere hiſtoriſche Werke zu verſchaffen; aber der Mangel an Unterſtützung, Sprödigkeiten, und ſelbſt widrige Bewegungen und Hinderniſſe vermögen nichts mehr wider den Eifer eines fähigen Kopfes, den die Verliebtheit für einen würdigen Gegenſtand einmal mächtig ergriffen hat, und Mederer würde das Studium der Geſchichte auch unter widrigen Umſtänden nie wieder hintangeſetzt, ſondern ſeinen Weg auch ohne alle Beiſpiele und Mitwanderer einſam für ſich fortgeſetzt haben, aber gerade damals trat in Bayern für die Geſchichte von Bayern der glücklichſte Zeitraum ein.

Damals nämlich machte die, im Jahre 1758 in München geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften ein unbeſchreibliches Aufſehen, und ſogleich ihre erſten Schritte, Schriften, Ankündigungen und Anſtalten verſetzten alle gutartige Köpfe, welche auf den gelehrten Stand Anſpruch machen konnten, in ein hell aufflammendes Feuer. Dieſe Akademie hatte ſich feierlich erklärt, daß, neben der Philoſophie, ihr Hauptgegenſtand die vaterländiſche Geſchichte ſeyn würde, als von welcher ſie behauptete, daß ſie unzähliger Berichtigungen, daß ſie ſchon vor allen Dingen der Herſtellung eines feſtgeſetzten Geſichtspunktes, von dem ſie auszugehen, nach dem ſie ſtets zurückzuſehen hätte, bedürfte. Mit aller gebührenden Ehrfurcht und Hochachtung für den Werth und die Verdienſte der ältern bayeriſchen Geſchichtſchreiber, des Arenpeck, Aventin, Adlzreiter, Falkenſtein, Finſterwald, kündigte ſie an, daß dieſe, und andere hochverdiente bayeriſche Geſchichtſchreiber ſehr wichtiger, und oft weſentlicher Verbeſſerungen bedürftig, und daß zumal ſchon gleich ſelbſt die Jahrbücher des Patriarchen der ältern bayeriſchen Geſchichte, des verewigten Aventin nicht frei von häßlichen Irrthümern, Lücken und Mißverſtändniſſen ſeyen *).

---

*) Eine von einem wahren, und uneingenommenen Prüfer, und Sachkenner auf unſern Meiſter Aventin verfaßte Denkrede, worin gezeigt würde, wo Aventin die Geſchichte von Bayern fand, und wo er ſie ließ, würde eine eben ſo lehrreiche, als ruhmvolle Arbeit ſeyn. Aventin war unſtreitig ein ſehr beleſener Mann, und ein kühner Vordenker zu ſeiner Zeit. Sein lateiniſcher Vortrag iſt rein, und kräftig; ſein deutſcher Ausdruck trägt das ächte Gepräg der kraftvollen deutſchen Sprache, und ſein Geiſt brauſet, zumal in ſeinen Vorreden, wie ein feueriger Strom voll innern Ungeſtüms; er ſammelte aus den Archiven, welche ihm geöffnet werden mußten, mit einem verſchlingenden, eiſernen Fleiße einen unbeſchreiblichen Reichthum an Kenntniſſen, von welchen er bei ſeinem feſten und (bis auf die letzten Tage ſeines Lebens) von aller Menſchenfurcht entfernten, Charakter gewiß alles, was er wußte, und wie er es wußte, mittheilte. Ich könnte unſern Landsmann noch von gar vielen andern Seiten, von denen er weniger, als er es zu ſeyn verdient, bekannt iſt, als einen Mann von hoher und ſeltener Art aufſtellen, ohne darum von der hiſtoriſchen Seite mehr aus ihm machen zu müſſen, als er wirklich iſt. Aventins Geſchichte iſt vorerſt keine Urquelle, aus der man unbedingt ſchöpfen kann; ſie erzählet bloß, aber ſie beweiſet nicht, und nennet niemals, oder höchſt ſelten mit einer befriedigenden Beſtimmtheit das bewährte Zeugniß, aus welchem ſie ſchöpfte. Häufig ſchrieb der mit ſeiner Arbeit viele Jahre mehr beſchäf-

Die Akademie errichtete demnach einen ordentlichen kritiſchen Richterſtuhl, bei welchem

---

tigte, als vielleicht feilende Mann ohne die kritiſche Sichtung, welche man heut zu Tage fordert; und wiewohl man, wenn man ſeine Angaben mißtrauiſch bei Seite ſetzte, nachher gar oft fand, daß er vollkommen recht, und aus den Originalien ausgezogen habe; ſo iſt gleichwohl nicht zu läugnen, daß er eine Menge Mährchen, Vorurtheile und Irrthümer dem Geiſte der Vorzeit und ſeiner Zeit nachgeſchrieben habe, und daß eine Sammlung derjenigen Unrichtigkeiten, welche von ſpätern Geſchichtforſchern entdeckt und berichtiget worden ſind (nicht einmal auf ſeine Copirung und Erklärung der alten Aufſchriften kann man ſich unbedingt verlaſſen), diejenigen ſeiner Lobredner, welche ihn vielleicht nicht einmal geleſen, noch weniger geprüft haben, in Verwunderung ſetzen würde; was übrigens dem Verdienſte und dem unſterblichen Ruhme des Aventin keinen Abtrag thut. Aventin war ein einzelner Menſch, und ſein Leben war zu kurz, um alle Urkunden, welche ihn richtiger belehrt haben würden, um alle Chroniken, Saalbücher, Münzen ꝛc. ꝛc. aufzufinden, um alle aufgefundene bis zur Erſchöpfung auszuziehen, und dann den unermeßlichen Vorrath von Dingen ſeinem Blicke zu vergegenwärtigen, ſie mit kritiſchem Auge zu durchgehen, und ein Gebäude, zu deſſen Vollendung viele Menſchenalter erfordert werden, in wenigen Jahren allein aufzuführen. Es war nicht ſeine Schuld, wenn er nicht alles ſah, wenn er (bei den zu ſeiner Zeit noch wenig bekannten oder geläuterten Geſetzen der hiſtoriſchen Scheidealles Verdächtige und Unbewieſene geprüft werden ſollte; und indem ſie ſogleich ſelbſt mit

---

kunſt) nicht alles prüfte, was ihn hätte unterſtützen können, um ihn von vielen ſeiner Irrthümer z. B. von ſeiner irrigen Meinung, daß vor dem ottoniſchen Gerichtskauf 1311 alle und jede Gerichtsbarkeit allein von den Herzogen ausgeübt worden, zu bewahren.

An einigen heutigen Lobrednern des Aventin ſieht man, außer den Flecken ihrer hiſtoriſchen Unwiſſenheit, noch eine häßliche Makel, dieſe nämlich, daß ſie an dem biedern Manne vor allen Dingen das loben, was ſie an ihm entſchuldigen ſollten. Die heftige und bittere Beißigkeit, das Poltern und Stürmen, mit welchem Aventin (der, was ſeine modiſchen Lobpreiſer nicht wiſſen dürfen, nichts weniger als ein Philoſoph unſers Zeitgeiſtes, ſondern ein Betbruder war) gegen die ſtärkſten Gebrechen der damaligen römiſchen Curie, und der damaligen Geiſtlichkeit losſtürzte, war zu ſeiner Zeit Sitte. Luther und Hutten z. B. waren ähnliche Schelter, und brauſten mit einer, nicht ſelten tollen, Hitze über alle Grenzen der Beſcheidenheit, und des geſellſchaftlichen Wohlſtandes. Am allerwenigſten ſollte man dem Aventin, wenn er ſich einmal, nach ſeiner heftigen Gemüthsart, etwas ungezogen benahm, immer nur Recht, und dagegen denjenigen, welchen ſeine unzeitigen Ausfälle manchmal ungelegen kamen, immer nur Unrecht geben. Warum ſollte denn der damalige regensburgiſche Biſchof oder ſein Conſiſtorium geradezu, und ſo ganz unbedingt, des Verfolgungsgeiſtes wüthiger Ketzerdem thätigſten Beiſpiele vorausgieng, und unter die hiſtoriſchen Mitglieder eine Menge ſolcher Fragen, deren Auflöſung ihr zum Ver-

---

richter ſich ſchuldig gemacht haben, wenn er oder ſein Conſiſtorium, gemäß des Styls damaliger Anſichten und Befugniſſe (man muß ja doch die Handlungen vergangener Zeiten mit dem Maßſtabe gleichzeitiger Begriffe und Eigenheiten, und nicht mit dem Maßſtabe unſerer heutigen Vorſtellungsarten beurtheilen) unſern Abensberger wegen einer, wer weiß, welcher Ungezogenheit zur Rede ſtellte, wenn er ihn einige Tage (vom 7. bis 18. Oct. 1528) mit dem Conſiſtorialcarcer belegte? Da ihn der Herzog von Bayern wieder losbrachte, warum lieſt man nicht, daß der Herzog das Verfahren des Biſchofs geahnet, und es für hart und ungerecht erklärt habe? Warum lieſt man nicht wenigſtens, daß die vielen Freunde, bei welchen Aventin im ganzen Deutſchland in Ehren ſtand, der Sache ſich beſtimmt angenommen, und den Aventin vertheidiget haben? Ich bin, wie ich weiß, weit entfernt, dem Biſchofe oder ſeinem Conſiſtorium wider den Aventin, für deſſen Werth und Bravheit ich gewiß die ihm gebührende Hochachtung fühle, das Wort reden zu wollen; aber ſo lange niemand beſtimmt zu ſagen weiß, worin denn das beſtand, was dem Aventin ſeinen Unfall zuzog; ſo lange würde es doch (geſetzt auch, daß es unſerm Zeitgeiſte noch ſo angemeſſen ſeyn ſollte) ſehr voreilig, ich bitte um Erlaubniß, hinzuſetzen zu dürfen, ungerecht ſeyn, geradezu zu behaupten, daß der Biſchof einer wüthigen Ketzerrichterei ſich ſchuldig gemacht habe.

aus wichtig ſchien, zur Ausarbeitung vertheilte, (akadem. Geſchichte, Th. 1. S. 65.) forderte ſie (ebd. S. 47) nicht nur alle fähige Inländer auf, an ihrem Vorhaben auf eine oder die andere Art Theil zu nehmen, ſondern ſie warf noch überdieß von Jahr zu Jahr Preisfragen über ſolche Gegenſtände auf, bei deren Beantwortung man veranlaßt wurde, der Prüfung der vornehmſten Theile der Geſchichte ſich zu unterziehen, und auch nebenher in dunkle Stellen Licht zu bringen. Eine ſolche Frage war vorzüglich diejenige, welche für das Jahr 1762 aufgeworfen wurde. Sie betraf die Unterſuchung der erſten Abſtammung des, im Jahre 907 unweit Preßburg in einer Schlacht wider die Ungarn gebliebenen Herzogs Luitpold, als von welchem die heutigen allerdurchlauchtigſten Regenten in Bayern in gerader Nachfolge entſproſſen ſind. Dieſer Luitpold war, was hinlänglich erprobt, und unter den Hiſtorikern keinem Zweifel unterworfen iſt, ein naher Anverwandter der carolingiſchen Kaiſer; aber von welcher Seite, ob von der männlichen oder weiblichen Abkunft er es war, das blieb noch immer dem glücklichen Erfolge einer fleißigen Nachforſchung anheim geſtellt, ſo daß die bewährteſten Geſchichtforſcher, Tolner, Gewold, Adlzreiter, Ludwig, Gundling, Falkenſtein, Scholliner, Du

Bûat, Lipowsky (Anton), welche ſich mit der Auflöſung der Sache beſchäftigten, zwar eine reiche Beleſenheit, und eben ſo vielen Scharfſinn gezeigt, aber die Auflöſung (zu welcher die Urkunden der Hochſtifter am nächſten führen dürften) nichts weniger, als vollendet haben. Da die Aufforderung zur weitern Unterſuchung als eine Preisfrage erſchien, haben ſich der hiſtoriſche Univerſitätsprofeſſor zu Ingolſtadt, der obgenannte Heinrich Schütz, und unſer Mederer, mithin der Lehrer und der Schüler, beide im höchſten Geheim, und ohne ſich einander zu entdecken, an die Auflöſung gewagt. Der Lehrer erhielt den akademiſchen Preis, und der Schüler blieb, wie er in ſeiner Lebensbeſchreibung verſichert, höchſt zufrieden, eben daſſelbe Gebäude, welches von andern bewährten Männern aufgeſtellt, und vorzüglich beachtet worden war, (daß Erneſt I. der Großvater, Erneſt II. der Vater des im Jahre 907 umgekommenen Luitpolds geweſen ſey) aufgeſtellt, (wiewohl freilich nicht alles Sachdienliche aufgefunden und erſchöpft) zu haben.

Unter den Handſchriften unſers Mederers finden ſich über dieſen Gegenſtand zwei ſchriftliche Aufſätze:

a) Derjenige, welchen er 1761 an die Akademie der Wiſſenſchaften einſandte, und

b) ein zweiter, ſehr weitläufiger, ſo, daß er im Druck wenigſtens zwölf und mehrere Bogen betragen würde.

Beiden Aufſätzen liegen in abgeſonderten Blättern häufige Verbeſſerungen und Vermehrungen bei, ſo, daß ſie bloß ſeine Entwürfe geweſen zu ſeyn ſcheinen. Der erſte kleine Aufſatz, (ſeine Preisſchrift) iſt in deutſcher Sprache abgefaßt, und führt den Titel: „Hiſtoriſch-kritiſche Antwort auf die Frage: Wer die Stammväter des bayeriſchen Markgrafen Luitpolds geweſen?“ Der andere, längere Aufſatz iſt lateiniſch geſchrieben, und mit der Aufſchrift: „Scrutinium veritatis, sive Genealogia Luitpoldi, Bajoariae Marchionis, critice expensa.“ In dieſer Abhandlung wird ein ganz anderes Syſtem, als Hr. Mederer in ſeiner Preisſchrift aufſtellte, behauptet, und unſerm, in Frage ſtehenden, Luitpold wird ein gewiſſer Ratoltus Bavariae comes, († circ. 872) dieſem Ratold aber Luitpold I. † circ. 837 zum Vater gegeben. Ganz gewiß würde es eine höchſt verdienſtliche Arbeit der Akademie der Wiſſenſchaften ſeyn, wenn ſie zur Zeit, da ſie eine Preisſchrift krönet, und ſolche dem vaterländiſchen Publikum mittheilt, (oder, nach meiner Meinung, ſtets gleich mittheilen ſollte) auch aus den übrigen eingeſchickten Abhandlungen

Auszüge liefern, und die Urſachen, wegen deren die von den Verfaſſern beigebrachten Gründe, nach den Geſetzen der Kritik, nicht für ſtatthaft befunden werden konnten, öffentlich vorlegen wollte; denn um nichts davon zu ſagen, daß durch eine ſolche Mittheilung ſowohl die hiſtoriſche Beurtheilungskunſt, als ſelbſt die Erweiterung der hiſtoriſchen Kenntniſſe unendlich gewinnen, und daß der Verfaſſer einer ungekrönten Abhandlung durch die Aufmerkſamkeit, mit welcher man ſeine Abhandlung beachtete, ſich gleichſam für entſchädigt halten müßte, ſo iſt ferner leicht zu erachten, daß auch ungekrönte Abhandlungen manche Perle, deren ewige Vergrabung doch zu bedauern iſt, enthalte u. ſ. w. Indem ich hier dieſe, recht wohlgemeinte, Erinnerung (welcher die Muſe günſtig ſeyn wolle!) niederlege, kann ich nicht umhin, mein Bedauern zu äußern, daß es mir der mir gegönnte Raum unmöglich macht, Auszüge aus den mederiſchen Abhandlungen zu liefern. Ich kann aber gleichwohl nicht umhin, wenigſtens von dem erſten mederiſchen Aufſatze, als der eigentlichen Preisſchrift, etwas zu berühren, damit man daraus den Weg, welchen der Verfaſſer einſchlug, und ſeine Weiſe, ſich da, wo er keine Fußſtapfen fand, eine eigene Bahn zu machen, erſehen möge.

Herr Mederer unterſuchte in drei Aufſätzen:

1) Wer Luitpold geweſen,
2) Ob er ein unmittelbarer Abkömmling Carls des Großen, und
3) weſſen Sohn oder Enkel er geweſen ſey?

ad 1) „Ein ſehr berühmter Feldherr war Luitpold, ſo, daß ſein Name überall, wo bei den gleichzeitigen, oder zeitnahen Schriftſtellern von einer Hauptſchlacht die Rede iſt, vorkömmt. Im Jahre 898, da zwiſchen mähriſchen Prinzen Unruhen entſtanden, ſchickte Kaiſer Arnulph ihn, und den Aribo ab, die Unruhen zu dämpfen. In eben dieſem Jahre nahm Luitpold einen, ehemals bayeriſchen Fürſten, Erimbert gefangen, und führte ihn dem Kaiſer zu Ranzdorf (jetzt Ranshofen) vor. Im Jahre 900 griff er die Ungarn, welche durch Bayern geſtreift, und auf ihrem Rückweg begriffen waren, an, und ſchlug ſie. Im Jahre 907 blieb er in einer Schlacht wider die erwähnten Ungarn.“

Dieſe letztere Thatſache, für welche Hr. Mederer den Regino anführt, ausgenommen, ſtellte er für ſeine übrigen Erzählungen keine Bürgen; was er gleichwohl, wenn auch die Sachen eben nicht in Abrede geſtellt werden, hätte thun ſollen.

„Luitpold war einer der mächtigſten Herrn in Bayern. Seine Güter lagen in dem Nordgau, das iſt, in dem nördlichen Theile des bayeriſchen Reiches, oder der heutigen Oberpfalz, und zwar, wie die Bulle K. Ludwigs (Hund. metr. sal. t. 1. p. 249.) erhellet, war in ſeiner Grafſchaft auch Sentilabach begriffen, welcher Ort jetzt Sindlbach genannt wird, und etwa zwei Stunden von dem Städtchen Neumark gegen den Flecken Lauterhofen (im Teſtament Carls des Großen Lutrahof) gelegen iſt. Wenn daher Luitpold in alten Schriften auch ein Graf von Lengenfeld genannt wird, ſo wird das ganz begreiflich; indem Sindlbach und Lengenfeld, als eben nicht weit entfernte Orte, gar leicht unter Einer Herrſchaft geſtanden ſeyn könnten."

a) So wie die Worte daſtehen, ſcheint Hr. Mederer den Nordgau und die Oberpfalz für Eine Sache gehalten zu haben; da doch die Oberpfalz nur ein kleiner Theil von dem Nordgau war; indem man damals nebſt der obern Pfalz, die Fürſtenthümer Bayreut und Anſpach, dann die Bisthümer Bamberg und Eichſtädt, ferner das Herzogthum Koburg, die großen Gauen Saalfeld und Ries, dann die Reichsſtadt Nördlingen zum Inhalte des Nordgaues rechnete.

b) Eine Grafſchaft gehabt haben, worin dieſe oder jene Güter lagen, beweiſet nicht, daß man auch die Herrſchaft oder das Eigenthum über dieſe Güter gehabt habe; denn das Wort Grafſchaft zeigte damals noch nichts an, als ein Grafen- oder Richteramt, oder den Bezirk deſſelben.

„Luitpold war ein Vetter des Kaiſers Arnulph († 899) und Ludwigs,“ († 911). „Das beweiſen die Bullen“ ꝛc. Zugeſtanden!

ad 2) „Aventin, Brunner u. a. geſtanden, daß ſie, ungeachtet aller ihrer mit größtem Fleiße unternommenen Nachforſchungen, von der Abkunft des Luitpold nichts Beſtimmtes haben finden können. Was Gewold, Adlzreiter, welche den Luitpold unmittelbar von Carl dem Großen abſtammen laſſen, und andere davon geſagt haben, das haben ſie bloß geſagt, ohne es im Geringſten bewieſen zu haben.“ Hr. Mederer gieng die Behauptungen des Gewold durch, und zeigte, daß ſie keinen Grund für ſich haben, und verſicherte, daß er in gleichzeitigen Scribenten nichts habe finden können. Zwar ſagte Regino (ein Benediktinerabt zu Prüm im Bisthume Trier zu Ende des 12. Jahrh.) in ſeiner Chronik, daß im Jahre 891 ein gewiſſer Graf Arnulph im Kriege wider die Normänner umgekommen ſey; aber wenn es Schriftſteller gab, welche glaubten, daß dieſer Arnulph von Carl dem Großen abſtamme, und daß er der Vater unſers bayeriſchen Luitpolds ſey, ſo ſagen ſie das bloß, ohne auch einen Schein von Beweis aufbringen zu können.

ad 3) a) Luitpold war in der Oberpfalz in der Gegend des Dorfes Simbach begütert, was hier auch ſeine Vorältern geweſen ſeyn werden.

b) Luitpold war Markgraf in Oſtbayern, und da die Söhne ihren Vätern in ihren Würden gewöhnlich (wiewohl damals noch nicht erblich) folgten, ſo werden auch die Vorältern Luitpolds bayeriſche Markgrafen, oder ſonſt mit anſehnlichen Ehrenſtellen begabt geweſen ſeyn.

c) Luitpold war, was man für unbeſtritten annehmen darf, ein Vetter der carolingiſchen Kaiſer Arnulphs und Ludwigs IV.

Nun lebte um das Jahr 840 in der Oberpfalz ein wegen ſeiner Tapferkeit, und ſeinem Anſehen berühmter Graf, Erneſt I. (er war auch bayeriſcher Markgraf gegen Böhmen), der bei dem Kaiſer Ludwig II. in ſolchen Ehren ſtand, daß dieſer Kaiſer zur Gemahlinn ſeines erſtgebornen Sohnes, Carlmann, die Tochter jenes Grafen, Hildegarde, wählte. Jener Erneſt I. hielt es in einer Uneinigkeit, in welche Carlmann mit ſeinem Vater, Kaiſer Ludwig II. gerieth, mit ſeinem Schwiegerſohn (Carlmann); wurde darüber von jenem Kaiſer ſeiner Würden, aber nicht ſeiner Güter entſetzt, und ſtarb im Jahre 865 bei Lauſen am Neckar, welches Städtchen ihm Kaiſer Ludwig II., ſchon im Jahre 832 überlaſſen hatte. Erneſt I. hinterließ (was bewieſen iſt) einen Sohn, Erneſt II., welcher mit ſeinem Vater bei dem Kaiſer Ludwig II. in eben dieſelbe Ungnade verfallen, aber bei der Ausſöhnung dieſes Kaiſers Ludwig II. mit ſeinem Sohne Carlmann, ebenfalls wieder zu Gnaden gekommen ſeyn wird. Erneſt II. hinterließ ebenfalls einen Sohn (Hr. Mederer führt dafür den Tollner zum Gewährsmann an), und dieſer Sohn konnte unſer bayeriſcher Luitpold geweſen ſey; denn

a) unſer Luitpold hatte ſeine Güter in der Oberpfalz, wo demnach ſein Vater und Großvater gelebt haben müſſen; denn

b) unſer Luitpold fiel in der Schlacht bei Preßburg im Jahre 907. Wenn er damals 50 Jahre gezählt hat, ſo hat obiger Erneſt I., als welcher im Jahre 865 ſtarb, gar wohl ſein Großvater ſeyn können; denn

c) unſer Luitpold war ein reicher, vornehmer Graf; alſo konnte er ganz ſchicklich, der Abkömmling der Grafen Erneſt I. und II. geweſen ſeyn; denn

d) Luitpold war ein Vetter der Kaiſer Arnulphs II., und Ludwigs IV. (ſeines Sohnes).

Da nun Kaiſer Carlmann, Vater des Kaiſers Arnulph, die Tochter des Grafen Erneſt I., die Hildegarde, geheirathet hat, ſo reimt ſich wohl nichts beſſer zuſammen, als daß man ſage, unſer Luitpold, nachdem er ein Vetter der eben genannten Kaiſer war, ſey dieſer Vetter darum, weil er ein Abkömmling des Grafen Erneſt I. war, geweſen. Alſo ergäbe ſich folgende Stammreihe:

Kaiſer Ludwig II. † 876.	Erneſt I. nordgauiſcher Graf † 866.
Carlmann Kaiſer † 880, Gemahlinn Hildegardis, Tochter des nordgau. Grafen Erneſt I.	Erneſt II.
Arnulph, Sohn des vorigen Kaiſers † 899.	Luitpold nordg. Graf, u. bayer. Markgraf † 907.
Ludwig IV., Kaiſer, † 911.	

Herr Mederer hat die Wahrſcheinlichkeit ſeines Syſtems in der That als ſehr wahrſcheinlich dargeſtellt; und ſeine vier Schlüſſe a. b. c. d. ſind, zumal der letztere, ſprechend; allein a) die Aufnahme Erneſts II. zur Gnade iſt nicht erwieſen, und man lieſt nirgends, daß er die Aemter ſeines Vaters fortgeſetzt habe. Noch weniger b) hat man bisher auch nur Eine Spur, daß dieſer Erneſt II. einen Sohn gehabt habe, entdecket; wenigſtens hat unſer Zirngibl in ſeiner vortrefflichen Abhandlung von der Mark, und den Grafſchaften des caroling. Bayerns, dann von den Beſitzern derſelben nichts davon zum Vorſchein bringen können. (N. hiſtor. Abh. B. II.)

Was Hr Mederer bei der Anführung verſchiedener über die Herkunft Luitpolds aufgeſtellter Meinungen bemerkt, daß die deutſchen Ausgaben des Aventin mit verſchiedenen willkührlichen Zuſätzen der Abſchreiber, verändert, ſo zu ſagen, veruntreuet worden ſeyen, verdient hier wieder in jene Erinnerung zu kommen, welche ſchon Schardius bei ſeiner Ausgabe des Aventin deutſcher Chronik, Frankfurt am Main, 1566, machen zu müſſen glaubte, indem er ſagt, Bl. 2: „Sunſt weiß ich auch weiter zu berichten, daß in den geſchriebenen Exemplaren dieſer Chronicken, ſo bei etlichen vorhanden, eine Ungleichheit geſpürt wird, dann bisweilen in einem mehr, in andern weniger gefunden, aus was Urſachen nun ſolches geſchehen, laß ich dießmal fahren.“ In der erſten, oder lateiniſchen Ausgabe Ingolstadii MDLIV. ſagt Aventin l. 4. p. 481. „nec quicquam ultra de paternis Luitpoldi majoribus, quo gradu contingat familiam, reperi, licet accurate vestigarim.“ In Bibliothecis Nariscorum, Boethorum, Bambergensium, ubi ortus fuit, amplius querendum censeo. — Nam qui id hucusque conati sunt, splendidis duntaxat promissis animos lactaverant. Aber Aventin erzählt auch ad an. 891, daß der König Arnulph wider die Normänner ſeinen beſten Hauptmann, Grafen Arnolph ab dem Norkaw geſchickt habe. Dieß brachte einige Leſer des Aventin auf die Meinung, daß jener Arnolph ab dem Norkaw der Vater unſers Luitpold geweſen ſeyn könnte; wogegen nichts einzuwenden ſeyn dürfte, wenn man mit einigen Gründen eine Wahrſcheinlichkeit der Vermuthung aufgeſtellt hätte; aber die Abſchreiber und Herausgeber des deutſchen Aventin begnügten ſich damit nicht, ſondern ſchon gleich in der 1566 erſchienenen Ausgabe des Schardius ſteht, Bl. 361 ad an. 891: „König Arnolph — wider die Nortmannen ſchickt er ſeinen beſten Hauptmann, Graf Arnolph ab dem Norkaw, mit dem Erzbiſchof von Meynz — wurden, wie das Vieh von den unglaubigen Nortmannen darnieder geſchlagen, mit ſamt ihren Hauptleuten, obgenannten Erzbiſchof Sunderhold von Meinz und Grafen Arnolph von Lengfeld (en verbum ultro additum) ab den Norgau.“ Und Bl. 362 ſteht: „Die Mehren (Moravos) regierten zween Brüder, — waren uneins, kriegten mit einander, etliche, denen die Sache nicht gefiel, flohen zum Kaiſer — der ſchickt ſeine beſten Hauptleute, Eribo, Grafen von Burckhauſen, Luitpold, Grafen von Lengfeldt, obgenannten Grafen Arnolphen, ſo von den Nortmannen erſchlagen iſt worden, Sohn, von dem die jetzigen beyeriſchen Fürſten allhie ſind.“ —

Aber nun kamen für unſern Mederer, als Freund der Geſchichtsforſchung, einige traurige Jahre. Nachdem er im Jahre 1763 (im 29ſten Jahre ſeines Alters) Prieſter geworden, mußte er, (vermöge der Einrichtung ſeines Ordens) zum Tertiat oder dritten Probejahre zu Altenötting ſich einſtellen, und dann bekam er die Befehle, erſt nach Kaufbaiern, wo er 1764 wieder einen Lehrer der 3ten und 4ten grammatikaliſchen Klaſſe vorzuſtellen, dann im Jahre 1765 nach Ingolſtadt, wo er die Stelle des Subminiſters, des Seminarinſpektors und Kirchenpredigers zu übernehmen hatte, 1766 nach Straubing, wo er die Logik lehren, 1767 nach Amberg, wo er in dieſem Jahre als Lehrer der Phyſik auftreten mußte, zu wandern, und ſchon war ihm für das Jahr 1768 eine abermalige Verſendung nach Regensburg, und eine wiederholte Uebernahme des philoſophiſchen Lehrſtuhls angekündiget, als ſich der Fall ergab, bei dem es ſeinen Obern, welche, während der eben genannten Jahre nicht aufgehört hatten, ſeine Vorliebe für die Geſchichte zu beobachten, möglich wurde, ſeine Wünſche zu krönen. Den 13. September 1768 ſtarb zu Ingolſtadt der öffentliche Lehrer der Geſchichte Heinrich Schütz, und der Provinzial der Jeſuiten hatte jetzt, gemäß eines ordentlichen Herkommens, die Obliegenheit, dem Landesfürſten drei Männer ſeines Ordens, welche er zur Beſetzung des erledigten Lehrſtuhles für tüchtig hielt, vorzuſchlagen. Der Provinzial brachte zwei Ausländer, und einen Inländer in Vorſchlag. Dieſer letztere war unſer Mederer. Mehr brauchte es beim Kurfürſten Maximilian III., welcher ſeine Bayern über alles ſchätzte, nicht, um unſern Mederer zum Univerſitätslehrer zu befördern. Mederer eröffnete auch, nachdem er ſich noch ehever das philoſophiſche Doktorat ertheilen ließ, ſeine hiſtoriſchen Vorleſungen ſchon im November 1768 mit einer nicht gemeinen Erwartung; er hatte nie aufgehört, ſeine, wenn gleich nicht zahlreichen, freien Stunden der Geſchichtsforſchung zu widmen, und von ſeinen Fortſchritten von Zeit zu Zeit angenehme Beweiſe zu geben: wie er dann z. B. den 8. April 1767 dem Freih. Joh. Adam von Ickſtätt, (wirkl. geheimen Rath und damaligen Univerſitätsdirektor) eine lateiniſch geſchriebene Abhandlung über die Stadt Eger zuſchickte, und darin fünf Zeiträume behandelte, nämlich:

1) Die Stadt Eger, und der dazu gehörige Bezirk (ein Stück der bayer. Markgrafſchaft Cham) wurde von einem Beſitzer dieſer Grafſchaft, aus dem vohburgiſchen Geſchlechte, Diebald, im Jahre 1149, da er ſeine Tochter Adelheit an den Kaiſer Friedrich I., oder den Rothbart, verheirathete, zum Brautſchatz mitgegeben.
2) Eger wurde ſogleich eine Kaiſer- und nachmalige Reichsſtadt,
3) wurde vom Kaiſer Ludwig, dem Bayer, den Königen von Böhmen verpfändet, welche dieſelbe ihrem Reiche einverleibten;
4) Eger war keineswegs eine vereinzelte Stadt, ſondern von jeher der Hauptort eines Kreiſes, der Egerkreis genannt,
5) welcher an die Oberpfalz grenzt.

Im Jahre 1773 ſchickte Hr. Mederer eine neue Ausarbeitung eben dieſes Gegenſtandes, unter der Aufſchrift: „Ueber die älteſte Geſchlechter der Stadt Eger,“ (ſieh akadem. Geſchichte Th. 1. S. 401) an die Akademie der Wiſſenſchaften ein, und erhielt dafür den 14. Jänner 1774 das Diplom eines Mitgliedes der hiſtoriſchen Klaſſe. Dieſer Aufſatz behandelt die Geſchichte von Eger ungleich ausführlicher und beſtimmter, und verdient, da er wahrſcheinlichſt, niemals im Druck erſcheinen wird, die angenehme dankbare Mühe eines kleinen Auszuges:

§. I.

„Der Egerkreis war unſtreitig ein Theil des alten nördlichen Bajoarien, wo man (wie im öſtlichen Bayern) Mark- oder Grenzgrafſchaften wider die nächſt gelegenen, ſtreifenden Völker errichtete. Im Norden ſtand der Markgraf von Cham wider die Streifvölker der Slaven und Wenden. Seine Herrſchaft erſtreckte ſich längs den böhmiſchen Grenzen von Cham bis Eger hinauf, dann die Donau herunter, wo er die Grafſchaft Vohburg, ſo, wie in der heutigen Oberpfalz Neumark am Sande, beſaß, und ſich daher insgemein einen Markgrafen von Voheburg, Cham, Eger, und Neumarkt nannte.

§. II.

Dieſe Markgrafen, welche vom zehnten bis in das dreizehnte Jahrhundert ſehr berühmt waren, ſtammten wahrſcheinlich vom ſcheyriſchen Hauſe.

§. III.

In der Geſchichte von Eger war Theobald oder Dietbold II., Sohn Theobalds I., und der Luitgardis oder Leukardis (nach Bruſchius in chronolog. monast. germ. p. 34) einer Gräfinn von Villingen ſehr bekannt; indem er um 1118 nicht nur die Stiftung des Kloſters Reichenbach begonnen, und dazu (teste chron. gottwicens. l. IV. p. 717) mehrere egeriſche Dorfſchaften verwendet, ſondern auch dem Kloſter Waldſaſſen, welches um 1133 entſtand, ſo viel Wald, als man in einem Tage umgehen konnte, geſchenkt hat. Chron. Waldsass. apud Oefele T. 1. p. 55. it. ib. p. 204 anonymus reichenbac.

§. IV. V. VI.

Im Jahre 1149 kam der Egerkreis durch die Vermählung der Tochter des (ſchon 1145 verſtorbenen) Markgr. Dietbolds II. Adelheid mit Kaiſer Friedrich I. oder dem Rothbart an das hohenſtaufiſche Haus. Ob nun

a) dieſe Veräußerung mit dem Vorwiſſen und der Bewilligung des damaligen bayeriſchen Herzogs geſchehen iſt, das iſt zur Zeit eben ſo wenig bekannt, als

b) nicht hinlänglich erläutert iſt, warum jener Kaiſer im Jahre 1153 ſeine Gemahlinn wieder verſtoßen, und

c) warum er, da er dieß that, mit der Gemahlinn nicht auch zugleich den Brautſchatz, den Egerkreis nämlich, wieder herausgegeben hat. —

ad b) führt Hr. Mederer vier zeitgenoſſene Geſchichtſchreiber an, von denen er ſagt, daß ihre Nachrichten nichts weniger, als übereinſtimmend und befriedigend ſeyen, Otto fris. L. II. C. XI. und Conradus ursperg. p. 297. geben eine entdeckte zu nahe Verwandtſchaft; Otto de Blas cap. X. eine üble Aufführung zur Urſache an. Dagegen ſagt Dodecinus in append. ad Marian. ad an. 1156 p. 474, ohne einer Urſache der Scheidung zu erwähnen: „Imperator uxorem duxit, repudiata priore legitima uxore apud constantiam, unde in Ecclesia gravissimum ortum est schisma;“ und Johannes iperius (Chron. S. Bertini apud Martenne, thesaus. Anecd T. III. p. 647) äußert ſich geradezu: „Frider. Imperat. uxorem suam iniuste dimisit, et aliam superduxit.“ Hr. Mederer verwirft die Beſchuldigung einer übeln Aufführung oder ehelichen Untreue ſchlechterdings; weil in dieſem Falle Thiedo von Ravensburg ſie als eine öffentliche Gebrand=

markte, nicht geehelichet haben würde; und was die Verwandtſchaft betrifft, ſo war dieſe nicht ſo beſchaffen, daß eine Eheſcheidung unvermeidlich hätte hervorgehen müſſen. Der Abt zu Stablo und Corvey, einer der vornehmſten Räthe Kaiſer Friedrichs I. beſchrieb in ſeinen Epistolis (apud Martene et durand T. II. p. 557) jene Verwandtſchaft.

Ex uno patre, et una Matre genuit

Fridericus genuit Fridericum de Buren. Fridericus de Buren genuit ducem Friedericum, qui Stophen condidit. Dux Fridericus de Stophe ex filia regis Henrici genuit ducem Fridericum. Dux Fridericus genuit Fridericum Regem.

Berta genuit Bezelinum de Villingen. Bezelinus de Villingen genuit Bertholdum cum Barba. Bertholdus cum Barba genuit Lutgardim. Luitgardis Marchionem Theobaldum. Marchio Theobaldus genuit Adelam.

ad c) Die Urſachen, wegen welcher Friedrich, der Rothbart, den Egerkreis bei der Scheidung nicht wieder an Bayern zurückgeſtellt, warum er ferner jenen beträchtlichen Kreis nicht bei ſeiner Familie behalten, ſondern ihn für reichsunmittelbar erklärt hat, könnten, meinte Hr. Mederer geweſen ſeyn, weil er

a) damals damit umgieng, Bayern zu verkleinern, und … ;

b) weil er es zu ſchreiend, und mithin unthunlich gefunden haben mag, den Kreis bei ſeiner Familie zurück zu behalten.

§. VII.

Die Stadt Eger erfuhr als Reichsſtadt verſchiedene merkwürdige Schickſale, und brannte im Jahre 1270 faſt ganz ab.

§. VIII.

Im Jahre 1322 wurde die Stadt mit dem Kreiſe von Kaiſer Ludwig dem Bayer an den König Johann von Böhmen, für 20 Mark Silber verſetzt. (chron. aul. reg. in script. rer. bohem. apud Freh. Edit. hanon. p. 22. etc.)

§. IX.

Endlich im Jahre 1341 kam Eger für immer an Böhmen, (specim. diplom. baioar. apud Oefele. T. II. p. 169.) und behielt vorzügliche Vorrechte.

Wir wollen nun wieder zu dem Jahre 1768, da unſer Mederer zu Ingolſtadt öffentlicher Lehrer der deutſchen Reichsgeſchichte geworden, zurückkehren.

Das erſte, was der neue Lehrer zu thun fand, war, für ſeine Zuhörer einen allgemeinen Abriß deſſen, was er vortragen würde, nachdem zu ſeinem Gebrauche kein ſolcher vorhanden war, zu entwerfen; er ſchrieb alſo unter der Aufſchrift: „Idea Historiae germanicae" ein, zu Ingolſtadt bei Joh. Fr. Xaver Cräz ſogleich mit dem Anfange des Jahres 1769 herausgekommenes Elementarbuch, von welchem er ankündigte, quod habituri sint auditores Historiae in hisce Tabulis et memoriae adjumentum, et totius Historiae nexum, et praecipue optimorum germaniae Historicorum Bibliothecam; quibus rebus si accedat in frequentandis publicis lectionibus ac collegiis assiduitas, si privata etiam apti cuiusdam scriptoris lectitatio non desit, Fructus multo maximus, ad jurisprudentiam inprimis publicam, atque etiam canonicam sperari interea poterit, dum de idoneo praelectionibus libro prospiciatur. Wiewohl dieſes Buch binnen ſechs Wochen geſchrieben, und (zu Augsburg nicht ohne Erratis) gedruckt wurde, ſo daß ſelbſt der (beſcheidene) Verfaſſer es in ſeiner Vorrede „opus utique levidense, et verum ut fatear, pro temporis ratione tumultuarium“ nannte: ſo verdiente dennoch, wenn je kritiſchen Blättern, von denen es (z. B. den erlangiſchen gelehrten Anmerkungen XIX. Woche 1770 S. 300. den jenaiſchen gelehrten Zeitungen, Stück 29. vom Journal Encyclopedique de Bouillon T. V. part. 1. Juillet 1770. p. 145. u. a.) ſehr gut aufgenommen wurde, einige Achtung zu bezeigen iſt, Beifall und Empfehlung. Unſer Mederer ließ ſich ſein Amt, wie ein Mann, der ſein Amt mit Liebe treibt, angelegen ſeyn, und als im Jahre 1772 die Feier des dritten Jubiläums der ingolſtädtiſchen, (im Jahre 1442 eröffneten) Univerſität mit geziemender Würde begangen, und dem Vaterlande eine Art von Rechenſchaft, wie und wodurch ſich die Univerſität um dieſes Vaterland ſeit ihrer Stiftung Verdienſte erworben habe, abgelegt werden ſollte, führete der Senat der hohen Schule den einhelligen Antrag, daß dem Mederer das Anſinnen zugehen ſollte, die Geſchichte der Univerſität zu ſchreiben, und zu dem Ende die Jahrbücher oder Annales, welche vom Valentin Rotmar, und Johann Engerdus (von 1472 bis 1579) geliefert worden waren, bis 1772 fortzuſetzen. Dieſe Geſchichte, wovon das Geeignete nachher geſagt werden ſoll, kam zwar unmittelbar ſchon bei der Jubelfeier nicht zum Vorſchein; aber Mederer trug zu dieſer Feier auf eine andere würdige Art bei. Er veranſtaltete, was ſeit zwanzig Jahren unterblieben war, aus der Reichs-, Kirchen- und Vaterlandsgeſchichte eine öffentliche Prüfung, oder, nach der damaligen Weiſe, eine ſogenannte Disputation, (der berühmte Johann Adam Freiherr von Ickſtätt führte dabei das Argumentum honoris) und ließ dazu eine, in der lateiniſchen Sprache geſchriebene Abhandlung, „de Garibaldo, duce Bajuvariae, ex Agilolfingicis primo" im Druck erſcheinen. Alles gieng unſerm Mederer nach Wunſch, und als, vermöge einer päbſtlichen Bulle d. 21. Juli 1773 der Jeſuitenorden aufgehoben wurde, wurde er, vermöge eines Hofdekrets vom 11. Okt. zum öffentlichen Lehrer der Kirchengeſchichte ernannt, und bei der theologiſchen Fakultät, wo er dann auch das Doktorat erhielt, mit einem Gehalt von jährlichen ſechshundert Gulden erfreut. Wie glücklich pries ſich jetzt unſer Mederer! Welche Plane für ſein Fach und welche Vorſätze machte er ſich! Was würde die vaterländiſche Geſchichte, wenn es einem ſolchen Manne gegönnt worden wäre, ſich ihr ohne Unterbrechung, ohne zerſtörende Unfälle ungetheilt zu widmen, ſich haben verſprechen können! Allein die Aufhebung des Jeſuitenordens zog für die ehemaligen Mitglieder deſſelben von Zeit zu Zeit herbe Schickſale nach ſich.

Unſer Mederer erzählt in ſeiner Handſchrift die Geſchichte des traurigen Looſes, das man ihm zubereitete, ſehr umſtändlich, zwar ohne Erbitterung, doch aber mit Merkmalen eines tief bekümmerten Mannes. Da ſich die Vorgänge ſolcher Art überall gleich, da die Wiederholungen von Namen für uns ohne Nutzen, und außer aller Abſicht unſers Mederers ſind, ſo will ich dabei nicht verweilen. Nach dem Ende des Schuljahres 1774 erſchien ein neuer Schulplan mit einem neuen Lehrerverzeichniß, in welchem der Name unſers Mederers weggelaſſen, und ſein Schickſal einer andern Schuldirektion, nämlich der Schulkommiſſion zu München, heimgeſtellt wurde. Von dieſer Kommiſſion erhielt er zu einer Zeit, da die Schulen bereits wieder ihren gewöhnlichen Anfang genommen hatten, nämlich den 9ten November 1774 den Auftrag, mit einem Gehalte von 500 Gulden ſich nach Amberg zu begeben, und die Gottesgelehrtheit zu lehren. Unſer Mederer, welchem jene und dieſe Verfügung höchſt unerwartet gekommen, und der ſich anbei bewußt war, weder in Rückſicht ſeiner Fähigkeiten zum hiſtoriſchen Lehramt, und ſeines Fleißes, noch weniger in Hinſicht ſeines ſittlichen, oder verträglichen Benehmens das Geringſte verſchuldet, und anbei auf die, ihm feierlich übertragene Fortſetzung der Univerſitätsgeſchichte, deren Vollendung ihm nunmehr plötzlich erſchwert, ja vollends unmöglich gemacht werden ſollte, bereits mit einem höchſtbeträchtlichen Zeitaufwand ſich eifrigſt verlegt zu haben, wandte ſich um Gehör und Unterſtützung unmittelbar an den Kurfürſten, Maximilian III., und dieſer verſtändige, uneingenommene, und großmüthige Herr that für unſern Mederer auf der Stelle alles, was bei den zu Ingolſtadt bereits in Ausübung geſetzten Zuvorkommungen und Vorkehrungen noch gethan werden konnte. Zu einem Lehramte war für den Mederer wenigſtens auf der Stelle kein Platz mehr übrig, und die Freude des bei ſeiner Gutmüthigkeit verlegenen Kurfürſten war deſto größer, als zu gleicher Zeit zu München, durch die Beförderung eines Profeſſors auf eine Pfarre, eine Lehrerſtelle erlediget wurde. Er ließ unſern Mederer augenblicklich nach München kommen, und wollte ihn noch am Abende ſeiner Ankunft ſehen. „Ich kann nicht genug beſchreiben, (ſagt die Handſchrift) wie gnädig der durchlauchtigſte Fürſt ſich mit mir unterhalten, und wie ausführlich Er meine Erinnerungen, daß ich zum Lehramte des geiſtlichen Rechts (denn dieſes ſollte ich nebſt der Kirchengeſchichte lehren) nicht genug vorbereitet ſeyn dürfte, widerlegt habe. Weil zu Ingolſtadt mein Gehalt in ſechshundert, der Gehalt der Profeſſoren zu München aber nur in fünfhundert Gulden beſtand, ſo ſagte Er, daß ich eine Zulage zu hundert Gulden erhalten, und daß ich vor allen Dingen wegen der Schriften, welche ich zur Fortſetzung der Univerſitätsgeſchichte nöthig hätte, mich beruhigen ſollte; indem Er befehlen würde, daß mir ſämmtliche Schriften, Urkunden, und Protokolle nach München geſchickt werden ſollten.“

Unſer Mederer befand ſich alſo vom Nov. 1774 bis Sept. 1775 als Lehrer des Kirchenrechts und der Kirchengeſchichte, zu München. Damals litt die Akademie der Wiſſenſchaften an ſonderbaren Launen, und einer Art Verſtimmung, bei welcher eine gänzliche Erſchlaffung des ehemaligen, einträchtigen, Eifers, und jenes Gemeingeiſtes, welcher die Seele aller zu Einem Zwecke errichteten Geſellſchaften iſt, ſich einſtellte; was ich in der Geſchichte der Akademie (Th. 1. S. 310. u. w.) berührt habe. Man hatte aufgehört, die wöchentlichen Verſammlungen zu beſuchen; nur Mederer, welchen man bei ſeiner Ankunft zu München, glücklicher Weiſe, dazu eingeladen hatte, erſchien noch, und zwar mit dem zuverſichtlichen Vertrauen, daß es ihm gelingen würde, Mißverſtändniſſe aus dem Wege zu räumen, und einen Zuſtand von kurzen Schlummerungen wieder beleben zu können. Es gelang ihm, einen Vorſchlag für die Aufnahme neuer Mitglieder zu veranlaſſen, und dieſe bewirkten eine neue Thätigkeit, und ſtellten eine gegründete Hoffnung her, daß das Wetteifern ſich nie wieder verlieren würde. Mederer würde, als ein Mann, der ſich (was damals bei den meiſten Mitgliedern der Akademie der Fall nicht war) der Geſchichtsforſchung mit einem ungetheilten Eifer widmen konnte, ſeiner Klaſſe ganz gewiß außerordentliche Dienſte geleiſtet haben, wenn nicht ſein Schickſal ihn, nach einem kurzen Aufenthalt von wenigen flüchtigen Monaten, wieder nach Ingolſtadt verſetzt hätte. Wir werden die Veranlaſſung davon nachher anführen, und melden hier einſtweilen nur, daß

Mederer ſchon gleich nach dem vollendeten Schuljahre im Sept. 1775 wieder in Ingolſtadt war.

Die Krönung einer Preisfrage, welche die hiſtoriſche Klaſſe der Akademie zu München in eben dieſem Jahre für 1776 aufwarf („welche waren die erſten Regenten in Bayern bis auf Karl den Großen? Was kann von ihren Familien, ihren Regierungsjahren, und vorzüglichen Thaten gemeldet werden?") gab die Veranlaſſung zu einem, beſonders verdienſtlichen, hiſtoriſchen Werke unſers Mederers, das derſelbe außer ſeinen beſtimmten Arbeiten, mit einem heißen Eifer unternahm. Mederer hatte die obige Frage beantwortet, und ſich auf den Preis eine zuverſichtliche Rechnung gemacht. Da dieſer Preis unſerm Roman Zirngibl zu St. Emmeran zu Regensburg (jetzt königl. bayer, wirkl. geiſtl. Rath, und Archivar) zu Theil ward: „ſo entſchloß ich mich, (ſagt Mederer in ſeiner Handſchrift) weil ich doch glaubte, in meiner Preisſchrift da und dort etwas Neues geſagt zu haben, dieſe Preisſchrift etwas weitſchichtiger auszuarbeiten, und unter dem Titel: „Beiträge der Geſchichte von Bayern" in einzelnen Heften drucken zu laſſen; wovon aber, was in der That zu bedauern iſt, nur vier (in der Montagiſchen Buchhandlung zu Regensburg verlegte) Stücke erſchienen ſind; nämlich I. 1777 „die Agilolfinger in Bayern, ein urſprünglich königlich fränkiſches Geſchlecht.“ II. in eben demſelben Jahre „Garibald, der erſte Herzog in Bajoarien.“ III. 1778 „Die Geſchichte der Theodonen in Bayern.“ IV. „Die Agilolfinger.“ Ein fünftes Stück, das bei dem Univerſitätsbuchhändler, Joh. Wilh. Krüll zu Ingolſtadt im Jahre 1793 erſchienen, und dem Johann Caſpar Edlen von Lippert gewidmet iſt, lieferte eine Ueberſetzung der erſten Geſetze Bajoariens, wovon hier an ſeinem Orte beſonders die Rede ſeyn wird. Da die Preisſchrift des Herrn Zirngibl im erſten Bande der neuen hiſtoriſchen Abhandlungen 1779 ebenfalls im Drucke erſchienen; mithin jeder Geſchichtsforſcher ſelbſt in den Stand geſetzt iſt, ſeine Betrachtungen anzuſtellen, ſo wollen und können wir uns hier begnügen, den Inhalt derſelben mit einigen Linien zu berühren, in der Abſicht, den Leſern, deren Beruf die Geſchichtsforſchung nicht ſeyn kann, wenigſtens von dem Gegenſtande, auf deſſen Berichtigung und Erklärung es hier ankam, einige Begriffe zu geben.

In der Geſchichte der bayeriſchen Herzoge, welche vor Carl dem Großen regierten, herrſchte eine gänzliche Verwirrung und Ungewißheit, welche daher kam, daß man die Ankunft des heil. Ruperts in Bayern, von dem man wußte, daß er unter einem Herzog Theodo angekommen ſey, um ein ganzes Jahrhundert zu früh anſetzte, und daß man bei dieſem Irrthume in der Herſtellung der Geſchlechtsreihe der bayeriſchen Herzoge ſich nicht anders zu helfen wußte, als man, was Aventin that, und was andere nachthaten, willkührlich einige bayeriſche Herzoge, welche übrigens niemals gelebt haben, einreihete. Jener Irrthum wurde von mehrern neuen Schriftſtellern entdeckt, und glücklich beſtritten. Herr Zirngibl, welcher ſie namentlich anführt, hält ſich hierbei an ein Zeugniß, welches allein ſchon hinreichend iſt, das Ankunftsjahr jenes heil. Biſchofes außer allen Streit zu ſetzen. Alle Lebensbeſchreiber dieſes Biſchofes bezeugen nämlich, daß er im zweiten Regierungsjahre des fränkiſchen Königs, Childebert III. nach Bayern gekommen ſey, daß mithin, nachdem dieſer Childebert den Thron im Jahre 695 beſtieg, die Ankunft des heil. Ruperts in Bayern auf das Jahr 696, da in Bayern ein Theodo II. regierte, zu ſetzen ſey. Die ächte Folgereihe der bayeriſchen Herzoge iſt aus einem Beweiſe eben derſelben Bewährtheit herzuſtellen. Der im Jahre 785 zum Biſchofe von Salzburg gewählte, und im Jahre 798 zum Erzbiſchofe daſelbſt beförderte, und im Jahre 821 daſelbſt verſtorbene Arno (er war ein Engländer von Geburt, und Bruder des berühmten Alcuins, Lehrmeiſters Carls des Großen) ließ im Jahre 788, durch ſeinen Diakon Benedikt, ein Verzeichniß der Schankungen, mit welchen die ſalzburgiſche Kirche reich und mächtig gemacht wurde, zuſammenſchreiben. In dieſem Verzeichniſſe ſind nun die bayeriſchen Herzoge, von welchen die vorzüglichſten Schankungen herkamen, nach ihrer Folgereihe mit Namen ausgedrückt. Der letzte Herzog, welcher darin vorkömmt, iſt der (von Carl dem Großen im Jahre 788 unterdrückte) Taſſilo II., deſſen Vater und regierender Herzog, der (im Jahre 748 verſtorbene) Herzog Utilo, oder Odilo war. Dieſer Utilo war ein Sohn des (im Jahre 737 verſtorbenen) Herzogs Hugibert, Sohns des (im Jahre 724, nach andern im Jahre 722, verſtorbenen) Herzogs Theodebert, welcher letztere ein Sohn des Herzogs Theodo II. war, unter welchem der heil. Rupert im Jahre 696 nach Bayern kam. Die Vorfahrer Theodo II. ſind aus den Jahrbüchern der Franken, und aus der Lebensgeſchichte des heil. Corbinian (welcher im Jahre 717 zum erſtenmale nach Freiſing gekommen, und im Jahre 730 geſtorben iſt) bekannt, und von denjenigen Gelehrten, welche das wahre Ankunftsjahr des heil. Ruperts hergeſtellt haben, Vales, Mabillon, Pagi, Hanſiz u. a. in einer wohlgegründeten Folgereihe aufgeſtellt worden. Nach dieſen Vorausſetzungen nimmt Hr. Zirngibl, nachdem er zuvor noch die Verirrungen des Aventin und anderer zurecht gewieſen, ſämmtliche Herzoge, welchen hier nachgeforſcht werden mußte, bis auf Theodo II. vor. Dieſe Herzoge heißen: a) Garibald I. † 595. b) Taſſilo I. † 609. c) Garibald II. † um 640. d) Theodo I. † 680. e) Theodo II., unter welchem im Jahre 696 der heil. Rupert ankam. Hr. Zirngibl mußte hier unvermeidlich verſchiedene Fragen einer ſolchen Art beantworten, bei welchen ein, mit Gründen der Vernunft und bewährten Kritik belegtes, freimüthiges Geſtändniß, daß die Auflöſung, wenigſtens zur Zeit, ſchlechterdings unmöglich ſey, mehr gilt, als eine ganze Reihe von Muthmaßungen, bei deren oft zu wiederholendem Vielleicht man am Ende gleichwohl ſtillſchweigend geſtehen muß, daß man nichts weiß, als daß man nichts wiſſe. Er fragte ſich

a) ob vor Garibald I., welcher mit Gewißheit als ein bayeriſcher Herzog aufgeſtellt werden kann, nicht ſchon andere Herzoge und
b) welche geweſen.

Wenn Hr. Zirngibl das erſte glaubwürdig findet, ſo geſteht er, daß er das zweite nicht wiſſe.

Es fragte ſich, von welchen Aeltern Garibald I. abſtamme. Hr. Zirngibl geſteht wieder, daß er es nicht wiſſe, und dieſes rühmliche Geſtändniß legte er überall ab, wo er, nachdem er alles verſucht, um einer Sache auf die Spuren zu kommen, das, ſehnlichſt von ihm gewünſchte, Glück nicht hatte, Spuren zu entdecken.

Ungleich zuverſichtlicher benahm ſich unſer Mederer. In ſeiner erſten Abhandlung „die Agolfinger in Bayern," behauptete er: (S. 9.)

a) daß Garibald I. der erſte bayeriſche Herzog aus dem Geſchlechte der Agilolfinger geweſen ſey, und dieſe Behauptung führte er weitläufiger aus im zweiten Stücke ſeiner Beiträge, wo er eigentlich vom Garibald dem Erſten handelte. Seine Gründe (S. 86) waren:

1) Man leſe nichts von einem bayeriſchen agilolfingiſchen Herzoge vor dem Garibald I.
2) Den Oſtgothen kam es zu, über das Norikum (Bayern) und Rhätien Herzoge zu ſtellen.
3) In dem (um 630 verfaßten) lege Baiuvariorum leſe man: „Der Herzog des Volkes war allezeit (mithin nothwendig auch der Erſte) aus dem Geſchlechte der Agilolfinger, weil es ihnen (den Agilolfingern) die (fränkiſchen) Könige, unſere Vorfahrer, alſo zugeſtanden haben."

Dieſe Vorfahrer nun giengen nicht über Garibald I. hinauf. —

b) behauptet Mederer, daß das Geſchlecht der Agilolfinger kein bayeriſches, ſondern ein fränkiſches Geſchlecht geweſen ſey; weil

1) der Name „Agilulf“ fränkiſch ausſieht; (S. 12.)
2) weil man lieſt, daß Krotoald ein vornehmer Auſtraſier aus dem Geſchlechte der Agilolfinger geweſen; (S. 13.)
3) weil, da im Jahre 527 die Thüringer von dem auſtraſiſchen Könige Theodorich oder Dietrich bekriegt und überwunden wurden, die Bayern muthmaßlich den Thüringern geholfen und mit ihnen das nämliche Loos der Unterwürfigkeit erfahren haben werden.
4) Geſchah dieſes, ſo wird ihnen König Dietrich gewiß keinen Bayern, ſondern einen Auſtraſier zum Regenten gegeben haben. (S. 16.)
5) Iſt aus dem Zeitgenoſſen Gregor von Tours bekannt, daß, als im Jahre 554 der auſtraſiſche König Theobald geſtorben, und deſſen nächſter Anverwandter und auſtraſiſcher Thronnachfolger Clotar, König von Soiſſons, die Wittwe des Theobalds, Walderaba (eine longobardiſche Prinzeſſin) geheirathet, die Geiſtlichkeit

aber dieſe Heirath gemißbilliget hat, jener Clotar die Walderada an den Herzog Garibald überlaſſen; ja

6) Paul, der Diakon, ſagt ſogar, daß ihr Gemahl Kuswald ſie einem der Seinigen, mit Namen Garibald überlaſſen habe. (S. 18.)

7) Daher käme es glaublich (S. 19) daß Garibald I. und ſein Nachfolger Thaſſilo I. den Königstitel angenommen haben.

8) Die berühmte Tochter Garibalds I. Theodelinde, war eine gute Chriſtinn; ihr Vater, Garibald I., mußte demnach ein Frank geweſen, und am fränkiſchen Hofe erzogen worden ſeyn; denn in Bayern herrſchte damals noch eine lautere Abgötterei. (S. 20, 21.)

9) Theodelinde hatte eine Tochter Gundberga, von welcher geſagt wird, daß ſie aus königlich fränkiſchem Geblüte hergeſtammt ſey; nämlich weil ihr mütterlicher Großvater, König Garibald I. von Bayern, von einer fränkiſchen Familie der Merovinger abſtammte, welche mit der Familie der fränkiſchen Könige verwandt war. (S. 22, 23.)

10) Dieß alles beſtätiget obige Erklärung (Nr. 7) warum die erſten bayeriſchen Herzoge den Königstitel geführt, (S. 25) und

11) macht begreiflich, warum ſich nach dem Sturze der merovingiſchen Könige, nämlich nach dem Jahre 752, da Childerich, der letzte Merovinger, des Reiches entſetzt worden, die Agilolfinger in Bayern erhoben, und den Königstitel wieder angenommen haben. (S. 26, 27.) —

Wenn gleich dieſe Behauptungen und deren Beweiſe einen Geſchichtforſcher von nicht gemeiner Beleſenheit, Ueberlegung, und ſcharfſinniger Anwendung geſammelter Kenntniſſe bewähren, ſo ſind ſie gleichwohl ſo beſtellt, ſo verſchaffen ſie gleichwohl jenen Behauptungen ſo wenig die Kraft und Eigenſchaft einer hiſtoriſchen Gewißheit, daß man kaum mehr ſagen kann, als daß man, wenn man für die Angaben des Mederer ſchon einmal Beweiſe aufſtellen wollte, ſehr ſchicklich ſolche und eben dieſe, die er vorbrachte, aufſtellen könnte; aber, um nur einige Rügen herzuſetzen, ſo

ad num. a) welche gleichzeitige Geſchichtſchreiber ſchwiegen dann ſtill? Die einheimiſchen? Aber welche einheimiſche gleichzeitige gab es dann? Und hätte es welche gegeben, ſo dürfte es nicht befremdend ſeyn, wenn ſie, ſo lange ſie von keiner beſondern Veranlaſſung dazu aufgefordert worden wären, unterlaſſen hätten, etwas aufzuzeichnen, was jeder ihrer Zeitgenoſſen ſah, und wußte. Hätten auswär=

tige Schriftſteller die Namen bayeriſcher Herzoge vor dem Garibald bekannt machen ſollen? Aber wenn ſie ihre Nachrichten aufzeichnen konnten, ohne ſich an bayeriſche Herzoge nothwendig erinnern zu müſſen, warum ſollten ſie dieß gethan haben? Wenn die Oſtgothen in das Rhätien und Norikum ſogenannte Provinciales oder Generale ihrer an den Grenzen der, ihren Zepter ehrenden, Länder geſchickt, läßt ſich daraus der Schluß abziehen, daß ſie ſich auch in die innere bürgerliche Regierung eingedrungen, und Herzoge geſetzt haben? Das lex Bajuvariorum wurde um die Jahre 626 — 630 verfaßt. Da es nun darin heißt, wie ſelbſt Mederer anführt, daß die bayeriſchen Herzoge allezeit aus dem Geſchlechte der Agilolfinger geweſen ſeyen, ſo kann doch das Wort „allzeit“ nicht auf das Jahr 554, da Garibald I. als Herzog auftrat, gemeint, ſondern es muß unter dieſem Worte eine unfürdenkliche Zeit verſtanden werden. Dieſes „Unfürdenkliche“ nun mögen die fränkiſchen Könige, ſeit ſie auf Bayern lauerten, nicht anfechten zu wollen verſprochen, und zur Zeit, da das bayeriſche Geſetz errichtet, und da im Jahre 628 eine Verbindung Herzogs Geribalds II. mit dem auſtraſiſchen Könige Dagobert I. geſchloſſen wurde, in dieſes Geſetz einzuſchalten befohlen haben; wenn anders die Einſchaltungen, welche vom Einfluſſe fränkiſcher Könige auf Bayern handeln, nicht ſchlechterdings erdichtet, und (was ſchon gleich mit der ganzen Vorrede zu denſelben der Fall iſt) ſpäter hinzugeſetzt worden ſind. Die Stelle (tit. III. de genealogiis et eorum compositione. N. 1. heißt übrigens wörtlich: a) „Dux vero, qui preest in populo ille semper de genere agilolvingorum fuit — b) et debet esse (ſieh hier die hinzugekommene Einwilligung des fränkiſchen Hofes) quia sic reges antecessores nostri concesserunt eis. —

ad Num. b. ad 1) Herr Mederer ſagt: (S. 12.) „Die Nachkömmlinge eines gewiſſen Agilolfus behielten den Geſchlechtsnamen der Agilolfinger, wie die Nachkömmlinge des Meroveus und Carolus des Großen, die Namen Merovinger und Carolinger behielten. Nun iſt dieſe Art, die Geſchlechtsnamen zu geſtalten, nur bei den Franken, nicht aber bei den Bajoariern gebräuchlich geweſen." Eine ſonderbar lautende Behauptung! Mederer führt in not. g. zum Beleg die fünf bayeriſchen Geſchlechter Hosidra, Ozza, Sagana, Habilingua, Aniena, an, von welchen in den leg. bajuv. geſagt wird, daß ſie nach den Agilolfingern die vornehmſten Geſchlechter geweſen; allein vorerſt wurden jene Namen in den ge=

nannten leg. bajuv. im barbariſchen Latein willkührlich ausgedrückt, und dann lieſt man ja in eben jenen fünf Namen einen, der in der Landesſprache offenbar in — ing ſich geendiget haben muß: Habiling. Das celtiſche Wort ing bedeutete ſo viel als neu, erneuert, unlängſt entſtanden; daher ſich gerade in Bayern eine unzählige Menge Geſchlechts- und Ortsnamen in „ing" endiget, als von dieſen letztern gleich um München: Schwab-ing, Send-ling, Moch-ing, Harlach-ing, Aub-ing, Hach-ing, Truder-ing u. ſ. w. Doch genug von dieſem Beweiſe.

ad 2) a) Folgt ja doch daraus, ein vornehmer Franke, gen. Krotoald, ein Auſtraſier, oder in Auſtraſien wohnhaft, oder begütert war, von dem Geſchlechte der Agilolfinger abſtammte, ſchlechterdings noch nicht, daß das Geſchlecht der Agilolfinger ein fränkiſches Geſchlecht geweſen ſey; denn das uralte Haus der Agilolfinger kann viele Nebenlinien gezählt, und Abkömmlinge ſolcher Linien können ſich durch Heirath und andere Fälle im auſtraſiſchen Franken angeſiedelt, auch können fränkiſche Schriftſteller das ganze Bayern, welches unter die auſtraſiſchen Bundesländer gehörte, gar wohl als einen Theil des auſtraſiſchen Reiches betrachtet, und daher einen Bayern mit dem Namen eines Auſtraſiers belegt haben.

ad 3) und 4) Bedient ſich ſelbſt Mederer der Worte: „wahrſcheinlich," und „werde"; und man iſt demnach entübrigt, dieſen Beweis zu entkräften.

ad 5) und 6) Wegen der Heirath, ſo wie Gregor von Tours derſelben erwähnet, hat es allerdings ſeine Richtigkeit; aber eine gleiche Richtigkeit hat es nicht mit der Richtigkeit der Schlußfolge, welche Mederer daraus abziehen will, daß Herzog Garibald I. ein geborner Auſtraſier geweſen ſeyn müſſe. Wenn der auſtraſiſche König auf die Walderada Verzicht gethan hat, warum ſollte ein Herzog in Bayern nicht um ſie geworben haben? Warum ſollte König Clotar ſie an dieſen Herzog, an deſſen Freundſchaft ihm noch überdieß ſehr gelegen war, nicht ganz willig überlaſſen haben? Die Nachricht des Pauls, eines Ausländers, hat dießmal ſo viel, als kein Gewicht, da er ſich

a) ſchon in dem Namen des Königs geirrt, und Kuswald anſtatt Theobald geſetzt;
b) ſagt er, dieſer Theobald ſey es geweſen, welcher dem Herzog Garibald I. die Walderada überlaſſen, da er doch
c) ſagt, Theobald habe dieſe Walderada aus Abneigung verſtoßen.

Wenn übrigens eben dieſer Paul in ſeiner (unrichtigen) Erzählung ſagt, Theobald habe die Walderada an den Garibald I. als an einen der Seinigen überlaſſen, ſo will dieſer Ausdruck mehr nicht anzeigen, als daß Garibald I. unter die, mit dem auſtraſiſchen Hofe verbündeten Fürſten gehört habe; was aber —

ad 7) keineswegs hinderte, daß Garibald I. in der innern Regierung ſeines Landes nicht ſollte unabhängig, und ein ſelbſtſtändiger König, wie er ſich dann auch (wegen dieſer Selbſtſtändigkeit, und keineswegs wegen der Königstochter Walderada, ſeiner Gemahlinn) einen König nannte, geweſen ſey. Sind dann nicht auch jetzt deutſche Fürſten mit Frankreich verbündet, und in ihrem Lande ſelbſtſtändige Könige?

ad 8) noch weniger beweiſet das gute Chriſtenthum der Theodelinde (Tochter des Garibald I., daß dieſer Garibald ein geborner Auſtraſier geweſen; denn wenn er, wie ſelbſt Hr. Mederer vorausſetzt, und wie dieß auch die Meinung vieler Schriftſteller bewährt, ein Chriſt war, warum ſollte er nicht auch ſeiner Tochter eine gute chriſtliche Erziehung an ſeinem Hofe haben verſchaffen können? Wenn damals noch im ganzen Bayern die Abgötterei geherrſcht haben ſollte (was nicht erwieſen iſt), ſo konnte es doch mit der regierenden Familie und mit andern großen Familien des Landes eine ganz andere Bewandtniß haben. Damals gieng die Aufklärung des Beſſer= und Helldenkens noch von oben herab u. ſ. w.

ad 9) Welſer ſagt, Gundberge ſey darum ein Sprößling vom königlich fränkiſchen Geblüte genannt worden, weil ihre Großmutter (die obige Walderada) Wittwe eines fränkiſchen Königs, des Theobald, geweſen. Dieſe welſeriſche Erklärung iſt weder gezwungen, noch ungereimt; und Mederer kann keine probehaltige Urſache angeben, warum ſie nicht ſollte gelten können, als dieſe, daß ſie mit ſeiner Erklärung, und mit ſeinem Syſteme nicht übereinſtimmend iſt.

ad 10) 11) Garibald I. und ſein Nachfolger Thaſſilo I. nannten ſich Könige, und wenn ihre Nachfolger dieß unterließen, ſo mag dieß aus einem Beweggrunde, aus welchem der bayeriſche König Arnulph I. im Jahre 920 den Königstitel ablegte, ohne darum in Rückſicht ſeiner Selbſtſtändigkeit bei der innern Regierung des Landes weniger ein König zu bleiben, geſchehen ſeyn. Odilo und Taſſilo II. nahmen den Königstitel wieder an, weil die Verbindungen, welche ihre Vorfahren mit dem merovingiſchen Königsgeſchlecht, und mit keinem andern errichtet hatten, beim Eintritte eines neuen auſtraſiſchen Königsgeſchlechts, durch welches das ältere merovingiſche im Jahre 752 mit Childerich unterdrückt wurde, aufhörten, und neue Verhältniſſe und Rückſichten ſich ergaben.

Mederer fügte dieſem erſten Stücke ſeiner Beiträge noch eine Behauptung bei, dieſe nämlich, daß das Geſchlecht der Agilolfinger mit dem, von Carl dem Großen, unterdrückten Taſſilo II. und ſeinen Söhnen nicht erloſchen, ſondern daß es in einem Luitpolt, welcher im Jahre 907 unweit Preßburg in einer Schlacht wider die Ungarn fiel, fortgedauert, und daß es ſich demnach bis auf den heutigen Tag erhalten habe. In einem weitern Anhange ſuchte Hr. Mederer zu beweiſen, daß das Geſchlecht der Guelfen nichts anders, als das Geſchlecht der Agilolfinger ſey. — Schöne Muthmaſſungen, und ſchön (mit Verſtand und Scharfſinn, mit Kühnheit und Vorſicht) ausgeführt! Wer alles, was für eine, auch die gewagteſte, Behauptung geſagt werden kann, aus zerſtreuten, aus verborgenen und tief liegenden Quellen aufzufinden und zu ſammeln, das Geſammelte gehörig zu ordnen, das Geordnete in das vortheilhafteſte Licht, welches, ſo zu ſagen, die Beurtheilungskraft zu überraſchen vermag, zu ſtellen verſteht, der, wenn er ſich dann nicht mehr zugeſtanden haben will, als ſich zugeſtehen läßt, iſt ſchon allerdings der Mann, der das ehrenvolle Zeugniß verdient, für ſeine Mündel alles Erdenkliche, was ihnen frommen konnte, an das Tageslicht gebracht zu haben. Wer weiß, zu welchen ganz ſonderbaren Endeckungen die ſpürende Zeit noch führen, und welcher Nachkömmling das Glück haben möge, die Wahrſcheinlichkeiten unſers Mederers als wirkliche Wahrheiten aufzuführen?

Wir haben oben gehört, daß unſer Mederer im September 1775 von ſeinem Lehramte zu München wieder nach Ingolſtadt verſetzt worden ſey. Die Urſache war die Fortſetzung der Jahrbücher der Univerſität. Mederer hatte bereits im Jahre 1774 den erſten Theil derſelben dem Kurfürſten Maximilian, mit Höchſtdeſſelben, den 19. Auguſt des obigen Jahres ausgefertigter, Erlaubniß gewidmet, hatte ſich aber, wegen der folgenden Theile bei ſeinem Aufenthalte in München, genöthiget gefunden, um die Mittheilung der Handſchriften u. a. aus welchen die Univerſitätsgeſchichte hergeholt werden mußte, zu bitten. Der Kurfürſt, welcher wegen dieſer Mittheilung ſich keine Schwierigkeit vorſtellen konnte, ermangelte nicht, unverzüglich die geeigneten Befehle zu erlaſſen, welche Er, als man wider die Verſendung der Univerſitätsprotokolle u. a. nach München Einwendungen vorbrachte, wiederholte, ſich aber bald überzeugte, daß es, amore pacis, wohlgethan ſeyn würde, den Mann, der die Jahrbücher ſchreiben ſollte, gleichwohl wieder nach Ingolſtadt zu ſchicken, was dann auch, wiewohl dießmal nicht zum Vortheile des Mederer geſchah; er bekam zu der, allen Jeſuiten angewieſenen Penſion à 240 fl. nur hundert Gulden Zulage, mit der Hoffnung, daß man trachten würde, ſeine Lage, ſobald als möglich, zu verbeſſern. Der erſte Fall einer ſolchen Möglichkeit traf erſt im Monate Mai 1777 ein, da man ihn bei der Univerſitätsbibliothek mit einem jährlichen Gehalt von hundert Gulden, als Mitarbeiter (was er vier Jahre blieb) anſtellte, aber bald darauf, nämlich im Nov. d. J. ihn mit einer weitern Beilage von 150 fl. zum Aufſeher über das Seminarium St. Franciſci Xav. erklärte. Mederer lebte nun wieder, indem er abwechſelnd bald in der Bibliothek, bald an der Fortſetzung der Jahrbücher und ſeiner Beiträge zur Geſchichte von Bayern arbeitete, einige glückliche Jahre, als die Univerſität einen, den 3. Aug. 1780 unterzeichneten kurfürſtlichen Befehl erhielt, worin geſagt wurde, daß

„Nachdem Se. kurfürſtl. Durchlaucht ſowohl durch den unermüdeten Fleiß, als auch durch vorzügliche mit verſchiedenen, von der gelehrten Welt wohl aufgenommenen, Druckſchriften bewähete Gelehrſamkeit, und ſich hierdurch, ſonderbar aber um das durchlauchtigſte

Kurhaus erworbene beſondere Verdienſte des Titl. J. N. Mederer huldreichſt bewogen worden ſind, ihn Mederer, in mildeſter Rückſicht deſſen, und zwar zum Nutzen der ſtudierenden Jugend, als öffentlich und ordentlichen Lehrer der vaterländiſchen Geſchichte, Diplomatik und Numismatik, bei der philoſophiſchen Fakultät auf der hohen Schule in Ingolſtadt, mit Beſtätigung ſeines ehemaligen Charakters und Ranges, dann mit Beibehaltung ſeiner dermaligen Aemter, und genießenden Gehaltes unentgeltlich und gnädigſt zu ernennen, als bleibe dieſe mildeſte Entſchließung der kurfürſtlichen Univerſität zu gedachtem Ingolſtadt mit dem gnädigſten Auftrage hiemit unverhalten, daß ſie ihm Mederer nicht nur ſeinen ehemaligen Platz und Rang bei der philoſophiſchen Fakultät, und eine bequeme Stunde in jeder Woche zu Leſung ſeiner Kollegien gehorſamſt anweiſen, ſondern auch die Eröffnung erwähnter Kollegien durch ein öffentlich anzuſchlagendes und hierauf geeignetes gedrucktes Proklama den ſämmtlichen Akademiſten verkündigen ſoll.“

Mederer war durch dieſe Verordnung nicht nur wieder in den Kreis des wiſſenſchaftlichen Faches, worin ſein Geiſt eigentlich lebte und frohlockte, verſetzt, ſondern er genoß auch überdieß das Vergnügen, der erſte zu ſeyn, welchem die Ehre zu Theil ward, auf der Univerſität zu Ingolſtadt über die hiſtoriſchen Hilfswiſſenſchaften, zumal über die Diplomatik, dann über die vaterländiſche Geſchichte öffentliche Vorleſungen zu halten. Seine in lateiniſcher Sprache „E museo die XII. calend. decembris anno MDCCXXC" geſchriebene, und gedruckte Ankündigung dieſer Vorleſungen athmet einen Geiſt voll Jubel und ſeine „Prolusio academica de veteri aureato", welche im Verlag der akademiſchen Buchhandlung gedruckt wurde, war in der That dazu gemacht, in ſeinen Zuhörern ganz beſondere Erwartungen für ihren Lehrer zu erwecken. Mederer hat nach einiger Zeit dieſe Abhandlung ins Deutſche überſetzt, und auf einem Blatte, welches dieſer Ueberſetzung beiliegt, ſagte er, daß er ſie, weil ſich ſolche einzelne Aufſätze gerne verlieren, mit der Abhandlung de villa Ingoldestat (wovon das Geeignete an ſeinem Orte vorkommen ſoll) als das ſechſte Stück ſeiner Beiträge zur Geſchichte von Bayern drucken laſſen werde. Ich hoffe, dem Leſer nicht nur keinen unzeitigen, ſondern vielmehr einen angenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn ich an das Weſentliche dieſer Abhandlung durch einen Auszug derſelben erinnere; indem dieſe Abhandlung ein überaus ſchöner Beweis iſt, wie bei der Bearbeitung eines hiſtoriſchen Gegenſtandes, deſſen Inhalt unfruchtbar, und von keinem beſondern Zweck und Nutzen zu ſeyn ſcheint, dennoch viel Nützliches und Lehrreiches vorgebracht werden könne. Auch iſt die deutliche, in der natürlichſten Folge alles entwickelnde Ordnung, und der ruhige Vortrag, bei welchem das jucunda critica, si amica, in vollem Maaße eintritt, muſterhaft:

I. „Cluver, Ortelius, Baudrand, Cellarius, und andere bewährte Alterthumskundige behaupteten, daß um die Gegend von Ingolſtadt eine römiſche Colonie oder Pflanzſtadt, genannt Aureatum, vorhanden geweſen ſey; dieſe Pflanzſtadt ſetzte

II. Aventin nach dem heutigen (unterhalb Neuburg gelegenen) eichſtädtiſchen Marktflecken Naſſenfels, Caſpar Bruſchius nach Eichſtädt, der (berühmte ingolſtädtiſche) Gottesgelehrte, Johann Eck nach Ingolſtadt. Und dieſen Vorgängern folgten Wolfgang Laz, Jakob Gretſer, Chriſtoph Gewold; dann in unſern Zeiten Döderlein, Falkenſtein, Hanſelmann, u. a.

III. IV. Dieſe ſämmtlichen Schriftſteller bauten auf das Anſehen des Aventinus, und wurden irre geführt. Aventin ſah einen, zu Naſſenfels vorgefundenen Stein mit der Aufſchrift:

Deo Mercurio
Cl Romanus,
dupl. Alae Aur
V S L L M

und ſtellte dieſe Aufſchrift ſo her:

Deo Mercurio
Cl audius Romanus
dupl ae Alae Aur eati
Vivus sibi Legit Locum Monumenti.

(dem Gotte Merkur zu Ehren hat Claudius Romanus von der doppelten Eskadron ſich zu Aureatum dieſen Ort bei Lebzeiten zu ſeiner Grabſtätte erwählt.)

V. Aventin ergänzte alſo das Aur mit Aureatum und gründete demnach ſeine Behauptung darauf, daß zu Naſſenfels eine römiſche Pflanzſtadt, Aureatum genannt, vorhanden war; allein er machte ſeine Ergänzung ſchlechterdings ohne Grund. Auf allen, bisher bekannt gewordenen röm. Inſchriften (wie man ſich bei Apian und Gruter überzeugen kann) ſteht nach dem Worte Alae niemals der Name des Ortes, in welchem ein Votiv- oder Grabſtein errichtet worden, ſondern allemal der Name, oder die Benennung der Alae z. B. alae indianae, alae augustanae Itureorum, alae Pannonicorum u. w.

VI. Die zu Naſſenfels gefundene Aufſchrift dürfte demnach ergänzt werden:

Deo Mercurio
Cl audius Romanus
Dupl arius Alae Aur eliae
V otum S olvit L ibens L ubens M erito.

(dem Gotte Merkur ſtattet Claudius Romanus, Doppelſöldner von der Aureaniſchen (oder Aureliſchen, aurelianiſchen) Eskadron ſein Gelübde aus Dankbarkeit mit freiem guten Willen ab.

Für dieſe Erklärung (bei welcher noch überdieß bemerkt zu werden verdient, daß der naſſenfelſiſche Stein ein Votiv- und kein Grabſtein geweſen, denn es heißt nicht diis manibus, ſondern deo mercurio) ſtreiten folgende Gründe:

a) Die Worte des Aventin duplae alae können nur mit den Worten „doppelte Eskadron, und nicht mit Doppelſöldner überſetzt werden, was aber keinen Sinn hat;

b) wohl aber bedeutet duplicarius oder duplarius einen Döppelſöldner, das iſt, einen Krieger, oder Soldaten, der wegen ſeines Wohlverhaltens einen doppelten Sold zog; wie dann dieß duplarius in dieſer Bedeutung bei dem Varro und Livius, und in der Inſchriftenſammlung bei Gruter öfters vorkömmt.

c) In der ganzen römiſchen Geſchichte kommt das Wort aureatum nicht ein einzigesmal vor; aber überall lieſt man Aurelien, Aurelianus, Marc Aurel, Aurelius Probus u. ſ. w.

d) Da dieſer letztere Kaiſer die berühmte (von Pförring an der Donau durch den Köſchinger-Forſt, dann durch den Nordgau über Weiſſenburg bis an den Neckar nach dem Rhein wider die Deutſchen errichtete, und mit Thürmen und Caſtellen befeſtigte) Teufelsmauer oder Pfahlranken unternommen hat, ſo iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß in Naſſenfels und weiter in der Gegend eine Mannſchaft des Aurelius Probus ihr Standquartier gehabt, und daß Claudius Romanus unter derſelben gedient habe.

VII. Es iſt dieß nicht bloß wahrſcheinlich, ſondern durch einen zu Emezheim bei Weißenburg im Nordgau gefundenen röm. Votivſtein vollends erwieſen. Die Aufſchrift heißt:

Pro salute
Antonini IMP. N.
Mercurio sacrum
FL. Raeticvs optio
Eq. Al. Aur.
V. S. L. L. M.

Hier kömmt nun offenbar ein Reiter alae aur. vor. Wenn nun die Anfangsbuchſtaben Aur mit eatum (aur eatum) ergänzt werden, wenn ferner die Ortſchaften, in denen man ein Aur ſindet, oder gefunden hat, aureatum genannt werden müßten, ſo müßte es nebſt dem (eingebildeten) Aureato zu Naſſenfels, auch zu Emezheim ein Aureatum gegeben haben; aber es gab weder dieſes, noch jenes, ſondern eine Abtheilung des aurelianiſchen Reiterkorps lag zu Emezheim und in der Revier in Beſatzung.

VIII. Vermöge eines zu Treuchtling an der Altmühl (einem einſt pappenheimiſchen jetzt anſpachiſchen Flecken) gefundenen, bei Döderlein und Hanſelmann vorkommenden ſteinernen Monuments, deſſen Inſchrift mit dem Worte Aureliarum anfängt, dürfte, wenn man, nach der Muthmaßung des Döderlein, annehmen wollte, daß dem Worte Aureliarum ein, injuria temporum ausgelöſchtes C (coloniae) vorausgeſtanden ſey, in oder bei dem beſagten Treuchtling eine römiſche Colonie unter dem Namen Aureliae geweſen ſeyn; wie dann, vermöge eines im Kloſter Lambach an der Ens vorhandenen Monuments, deſſen Inſchrift Gruter anführt, auch im alten Norikum, oder dem heutigen Oberöſterreich eine Colonia aurelia (ovilabienſis) vorhanden war.

IX. Man wird ſagen, daß das Aureatum wenigſtens bei Eichſtädt Statt gehabt haben möchte, nachdem dieſe Stadt noch in neuern Zeiten Aureatum genannt worden. Hierauf muß man antworten, daß bei Eichſtädt der Name Aureatum nicht noch bis in die neuern Zeiten geblieben, ſondern daß er erſt in den neuen Zeiten geſchöpft worden ſey. Die älteſten Schriftſteller, als Wilibald, der das Leben des h. Bonifazius geſchrieben, und nicht ferne von dem erſten Urſprunge des Bisthums und der Stadt Eichſtädt gelebt hat; die Nonne von Haidenheim, eine Zeitgenoſſinn und Anverwandtinn des h. Wilibald, die nachgefolgten Schriftſteller, z. B. der h. Ludger, Wolfhard von Haſenried (Herrenried), Othlonus u. a. ſprachen nicht eine Sylbe von einem Aereatum, ſondern von einem Eichſtat, Eyſtet, Hehſtedi (nämlich Ech = Eichſtedi).

X. Aber a) Marcellin, ein Zeitgenoſſe des h. Wilibald, nennt dieſen Wilibald ausdrücklich aureatensem sive Aistattensem Episcopum.

b) Zwei andere Schriftſteller aus dem 12. Jahrhundert, Albert, Abt zu Heidenheim, und ein Ungenannter zu Haſenried, bedienen ſich anſtatt Eichſtädt des Wortes Aureatum.

c) Selbſt in der Domkirche zu Eichſtädt ſteht auf einem Grabſteine: Hic requiescunt Ossa Episcoporum aureatensis Ecclesiae.

XI. ad a) War der Engländer Marcellin bei 70 Jahre Miſſionär in Friesland, und ſtarb beinahe hundert Jahre alt um 770. Wie hätte er von einem nordgauiſchen Aureatum etwas wiſſen ſollen? Unſtreitig iſt das Wort aureatensis von einem Neuern hinzugeſetzt worden, der, weil er ſelbſt gezweifelt hatte, ob man verſtehen würde, was aureatensis ſagen wolle, auf eine naive Art hinzuſetzte: sive aistattensis. Bewährte Geſchichtforſcher behaupten ſogar, daß die Schrift des Marcellin, wenn nicht ganz erdichtet, doch ſtark verfälſcht worden ſey; indem darin Namen, z. B. Hollandia, Brabantia u. a. vorkommen, welche erſt einige Jahrhunderte nach dem Marcellin zum Vorſchein gekommen ſind.

ad b) Der Abt Albert lebte 400 Jahre nach Willibald; und bei eben dieſem Albert, deſſen Schriften der bekannte Gretſer an das Licht gezogen hat, kommt das Wort aureatum nicht ein einziges Mal, ſondern allezeit Eichſtadt vor; es war vielmehr bloß ein ganz unbekannter Verfaſſer eines Anhanges zu den albertiſchen Schriften, welcher, da er die altrömiſchen Grabſchriften vor ſich hatte, die Benennungen, aureatenſiſche Biſchöfe und aureatenſiſche Kirche hinzugefügt hat. Eben dieſes gilt von dem Ungenannten von Haſenried.

ad c) Der Grabſtein iſt aus den neuern Zeiten, und der Verfaſſer der Aufſchrift glaubte ganz gewiß, ſich ein gelehrtes Anſehen zu geben, wenn er die aichstädtensem ecclesiam aureatensem nannte.

XII Der Name Aureatum wurde erſt im 14. und 15. Jahrhundert, vielleicht vom eichſtädtiſchen Biſchofe Philipp, welcher vom Jahre 1305 bis 1325 regierte, erfunden.

XIII. Die Sagen des Dokt. Eck, ſo wie des Gretſer, daß Ingolſtadt Aureatum geweſen ſey, u. a. bleiben ohne die Anführung gültiger Zeugen eine bloße Sage. Man wollte aus Ingolſtadt nun einmal eine Goldſtadt, aureatum, machen, und mehr brauchte es nicht, um das aureatum zu erfinden.

XIV. Doch, wenn es irgend einen haltbaren Beweis gäbe, daß es an der Donau jemals ein römiſches Aureatum gegeben habe, ſo dürfte es dann wohl möglich ſeyn, daß die Brüder Carlmann und Pipin, nachdem ſie im Jahre 743 den Odilo am Lechſtrome beſiegt, Bayern zur fränkiſchen Provinz gemacht, und den nördlichen Theil vollends den Oſtfranken einverleibt, zu gleicher Zeit zur Beobachtung der Bayern an der Donau eine villa für eine hinlängliche Beſatzung errichtet, und daß ſie dieſer villa ihren Namen von dem nahe gelegenen (altrömiſchen und zerſtörten) Aureatum gegeben, und daß endlich Carl der Große, der überall deutſche Namen haben wollte, den Namen Aureatum mit Ingolſtadt verdeutſcht habe; — was aber, wie geſagt, nur eine bloße Möglichkeit iſt."

Dieſe im Jahre 1780 lateiniſch geſchriebene und gedruckte Abhandlung de veteri aureato wird mit dem Abſatz XIV. geſchloſſen; allein in der deutſchen Ueberſetzung folgen noch mehrere Abſätze, welche einen Abriß der Schickſale der villae Ingolſtadt von den Carolingerzeiten bis zur Theilung, welche die Brüder und Herzoge Stephan I., Friedrich und Johann im Jahre 1392 vornahmen, enthalten. Jene Abſätze kommen mit einer etwas weitläufigern Ausführung in einer lateiniſchen (im Verlage des akademiſchen Buchhändlers Wilh. Krüll erſchienenen Abhandlung de villa Ingolstat, welche Mederer „ad publicam statutorum academicorum Promulgationem prid. cal. Feb. MDCCXCI. las, vor, und behandelte mithin ebenfalls den Zeitraum von Carl dem Großen, eigentlich von 806 bis 1392, wovon der weſentliche Inhalt (deſſen Erwähnung wegen des Zuſammenhanges der Sache hier eingeſchaltet wird) darin beſteht:

1) „Der Name Ingoldestat kömmt zum erſtenmale in dem (bei Welſer ed 1777 L. VI. p. 405. u. w. it. bei Steph. Baluz. cap.

Reg. franc. T. I. p. 441. u. a. abgedruckten) Teſtament, oder vielmehr einer Ländertheilung, welche Carl der Große im (Jahre 806) entworfen hatte, vor. „Bayern, heißt es darin, ſo wie es Taſſilo beſeſſen, mit Ausnahme zweier Mayerhöfe oder Kammergüter, mit Namen Ingoldeſtat und Lutrahahof (Lauterhofen), welche Kammergüter von uns einſt dem Taſſilo zu Lehen gegeben worden, und welche im Nordgau gelegen ſind, verſchaffen wir unſerm lieben Sohne Pipin; den Theil von Bayern aber, welchen man Nordgau nennt, unſerm lieben Sohne Carl.“

2) Jene villae oder kaiſerlichen Kammergüter (oben wurde geſagt, daß im Jahre 743 Carlmann und Pipin das Nordgau, worin Ingolſtadt und Lauterhofen lagen, zu Franken gezogen) mußten ſchon damals ſehr bevölkert und überaus erträglich geweſen ſeyn, da ſich der, auf ſeine Hoheit höchſt eiferſüchtige Taſſilo II. entſchließen konnte, ſie von Carl zu Lehen zu nehmen, und mithin, rückſichtlich derſelben, ein fränkiſcher Vaſall zu werden.

3) Der Name „Nordgau,“ welcher in dem beſagten Teſtamente zum erſten vorkömmt, ſcheint von Carl dem Großen erfunden worden zu ſeyn, da er, nach der Entſetzung des Taſſilo im Jahre 788 nach Regensburg kam, und die neuen Einrichtungen veranſtaltete.

4) Ingolſtadt wurde erſt Carl dem Großen ſelbſt, dann im Jahre 806 ſeinem Sohne Carl († 811), dann wieder dem erſten, dann im Jahre 814 (da Carl der Große ſtarb) Ludwig dem Frommen; endlich einem Sohne dieſes letztern, Ludwig dem Deutſchen, zu Theil. Dieſer Ludwig der Deutſche verſchenkte im Jahre 741 von ſeinem ihm eigenen Kammerhofe Ingolſtadt an den Abt Gozbald zu Nieberalteich quasdam res, (wie die Urkunde mon. boic. vol. XI. p. 108 ſagt) einige Stücke, welche, heißt es, jener Abt ſchon vorher als Lehen ingehabt hatte, nämlich „zwei Kirchen, einen Herrenhof ſammt den dazu gehörigen Gebäuden, 130 Tagwerke Ackerfeldes, dann ſo viele Wiesgründe, daß davon 400 Fuder Heu eingebracht werden können, 22 zum Herrenhof gehörige Leibeigene, theils Knechte, theils Mädchen, ferner 22 angebaute, zu eben demſelben Herrenhofe zinsbare Huben, endlich 12 freie Bauerngüter.“

5) Woraus abzunehmen, daß die villa, oder der Herren= oder Königshof Ingolſtadt überaus weitſchichtig und einträglich geweſen, und daß zumal die Viehzucht in einem ſehr guten Zuſtande ſich befunden haben müſſe.

6) Aber nun von dem obengenannten J. 841 an, bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts, bleibt die Geſchichte von Ingolſtadt ſehr

mager und dunkel, und nur ſo viel ergiebt ſich, daß Niederalteich viele von ſeinen Ingelſtädtiſchen Gütern verloren, und daß Herzog Otto der Erlauchte ſechs Höfe zu Ingolſtadt beſeſſen habe.

7) Bei der Ländertheilung, welche Ludwig der Strenge und ſein Bruder Heinrich im Jahre 1255 unter ſich vornahm, kam das in Oberbayern gelegene Ingolſtadt an den erſtern, welcher es unter ſeinen beſondern Schutz nahm ꝛc.

8) und 9) Als bei dem im Jahre 1305 erfolgten Hintritte des letzten Grafen von Hirſchberg, Conrad, dieſe Grafſchaft an Bayern fiel, kamen die damaligen Herzoge und Brüder, Rudolph und Ludwig (nachmaliger Kaiſer), ſehr oft nach Ingolſtadt, und bei der, zwiſchen beiden Brüdern im Jahre 1310 getroffenen, nutznießlichen Ländertheilung, fiel es dem Ludwig zu, unter welchem Ingolſtadt aus einer ehemaligen Kloſterhofmark eine herzogliche Municipalſtadt geworden, und von ihm außerordentlich begünſtiget worden iſt."

Beide Antrittsreden, von denen ich hier ein Skelet ihres weſentlichſten Inhalts lieferte, ſind mit Beweiſen und Zeugniſſen, welche von der reichſten Beleſenheit und ſchärfſten Beurtheilungskraft zeugen, belegt, und die letztere iſt am Ende mit einem ſo ſchönen Zuſpruche an die Akademiker geziert, daß ich, weil er ein Denkmal der ruhmwürdigſten Geſinnungen unſerers Mederers iſt, nicht umhin kann, an denſelben zu erinnern: „Cives academici, scolae ingolstadiensis alumni nobilissimi! Vos hac imprimis luce compello, ut honorem, dignitatem, celebritatemque huius loci non conservetis tantum, sed amplificetis etiam atque illustretis, pura imprimis et integra erga supremum Numen pietate ac religione, sine qua nulla potest firma consistere civilis societas; dein morum elegantia, probitate ac omnigena virtute, quae publicae felicitatis solidissima sunt fundamenta; denique studiorum assiduitate atque ardore scientiarum, quae omnium maxime rempublicam non ornant tantum, et illustrant, sed fulciunt etiam atque tuentur. Tribus hisce capitibus tota legum academicarum summa continetur. — Mederer war, als er dieſe Anrede im Jahre 1791 las, Rector der Univerſität; hatte aber, ehe er es geworden, eine lange Reihe herber Unannehmlichkeiten erfahren, deren Geſchichte wir jetzt nachholen werden.

Wir ſind oben bei dem Jahre 1781 ſtehen geblieben. Alles gieng zuerſt in dieſem Jahre unſerm Mederer vortrefflich von Statten, und ſchon die Freude, die letzte Hand an ſeine annales ingolstadienses legen, und den Druck derſelben vollenden zu können, erfriſchte ſeine ganze Seele. Dieſes Werk, welches im Jahre 1782 in der akademiſchen Buchhandlung bei Joh. Wilhelm Krüll unter der Aufſchrift: „Annales ingolstadiensis academiae" erſchien, beſteht aus vier Quartbänden, von welchen die erſten drei die Geſchichte der Univerſität vom Jahre 1472 bis 1772 incl. behandeln, der vierte Band die Urkunden enthält. Im erſten Jahrhunderte, eigentlich von 1472 bis 1579, ſind die (1580 zu Ingolſtadt erſchienenen) Annalen des Valentin Rotmar zum Grunde gelegt, aber großentheils verſchönert und verbeſſert. Herr Mederer ließ die, nach alter Sitte im Rotmar vorkommenden Gelegenheitsgedichte weg, und ſchaltete, was zum Ruhme ruhmwürdiger Männer vorkam, zur gehörigen Zeit ein; er verbeſſerte die bei Rotmar häufig vorkommenden Errata, ergänzte die nicht weniger zahlreichen Lücken, bereicherte die Geſchichte mit Verzeichniſſen derjenigen Adelichen, welche von Jahr zu Jahr bei der Univerſität ſich einfanden, und mit einer Anzeige der Schriften, welche ihren Verfaſſern zu ihrer Zeit eine Achtung erwarben, vermehrte das Werk mit einer ausgewählten Sammlung der wichtigſten Urkunden, und verſah endlich das Ganze mit einem vollſtändigen Regiſter der Perſonen und Sachen. Die Herſtellung einer ſolchen Geſchichte erfordert zwar nicht die Geiſtesgröße, welche dazu gehört, um eine Aeneide oder ein verlornes Paradies liefern zu können; aber ſie ſetzt einen richtigen Verſtand, eine ächte Sachkenntniß, einen feinen Geſchmack in der Wahl, in der Anordnung und Einkleidung der Sachen, eine ruhige und kluge Beſcheidenheit in einem nicht gemeinen Grade voraus, und die Annalen des Mederer ſind mit dieſen Eigenſchaften beſeelt. So lange man für den Werth eines guten Werkes ein Gefühl haben wird, ſo lange werden jene Annalen geſchätzt, und, mit einer dankbaren Erinnerung an ihren Verfaſſer benützt werden.

Wenn für unſern Mederer die Herſtellung dieſer Geſchichte erfreulich war, ſo mußte es der aufmunternde Fortgang ſeiner hiſtoriſchen Vorleſungen nicht weniger ſeyn. Dieſe wurden damals (1781) von den Akademikern aller Fakultäten beſucht, und viele gewannen für die Geſchichtforſchung einen Eifer, welcher ſie niemals wieder verließ, und welcher ſie in der Folge ermunterte, bei ihren Berufsgeſchäften ſich zur Erfriſchung des Geiſtes der Durchforſchung und Berichtigung hiſtoriſcher Gegenſtände zu widmen. Mederer zog bereits einen hellen Kreis der ſchönſten Hoffnungen um ſich her, als nach einigen Monaten plötzlich wieder alles zerſtört ward. Der Kurfürſt, Carl Theodor, errichtete noch im Jahre 1781 den Maltheſerorden, welchem zum Stiftungsfond ſämmtliche ehemalige Jeſuiten-Güter überlaſſen, und zugleich den Prälaturen die Uebernahme der ſämmtlichen Schulen, ſo wie die Bezahlung der Lehrer aufgetragen wurde. Die bisherigen Profeſſores, Weltprieſter und Exjeſuiten, worunter viele im entſchiedenen Rufe außerordentlicher Fähigkeiten und Verdienſte ſtanden, mußten, und zwar ſo, daß ſie in den ehemaligen Penſionsſtand von 240 fl. zurückverſetzt wurden, abtreten. Dieſes traurige Loos traf dann auch unſern Mederer, und ihn traf es doppelt; er mußte mit der Profeſſur auch ſeine Stellen bei dem Seminar, bei der Univerſitätsbibliothek abtreten, und nach einer langen Reihe von belohnungswürdigen Arbeiten jetzt auf einmal wieder mit der Jeſuitenpenſion von 240 fl. ſich begnügen. Dieſes Schickſal war ſelbſt denjenigen, welche es als eine Folge der neuen Eintretungen verhängen mußten, ſo auffallend und beunruhigend, daß ſie eilten, die in ſehr drückende Lagen verſetzten Männer durch andere Beförderungen ſchadlos zu halten. Viele wurden auf erledigte Pfarreien verſetzt, und auch unſers Mederers wurde nicht vergeſſen. Man dachte ihm die Anſtellung zu dem öffentlichen Lehramte der vaterländiſchen Geſchichte und Diplomatik nach Heidelberg als eine Beförderung zu, von welcher man ſich im erſten Eifer, ihm eine verdiente Achtung zu bezeigen, gedacht haben mochte, daß ſie für ihn viel Erfreuliches haben würde; allein brave Männer verlaſſen ungern ihr Vaterland, wo ſie mit ihren Eltern, Brüdern und Freunden „ſahen ſich röthen den Tag, ſchimmern die Nacht“; und wenn ſie das Vaterland in einem Anfalle von Mißverſtand nicht geradezu wegſtößt, ſo glauben ſie, die Pflicht zu haben, auch vorübergehende Launen und Verſtimmungen zu ertragen. Mederer lehnte die ihm zugedachte Verſetzung von ſich ab, und der damalige Staatsminiſter von Oberndorf hatte Feinſinn genug, um die Verlegenheit, in welche unſern Mederer die ihm gemachte Zumuthung verſetzt haben mußte, zu fühlen. Nachdem man verſchiedene Vorſchläge, ihm zu helfen, entworfen, ſie für unthunlich erkannt, und wieder andere zum Vorſchein gebracht, welche zur Abſicht hatten, ihm wieder zu einer Profeſſur zu verhelfen, nahm man ſich endlich den Muth, den Grundſatz aufzuſtellen, daß man, indem man die Lehrämter an die Religioſen überließ, nicht gemeint geweſen ſeyn konnte, ihnen dieſelben mit einer dergeſtalt unumſchränkten Ausdehnung zu überlaſſen, daß dem Landesherrn alle Befugniß benommen ſeyn könnte, aus eigener Bewegung einzelne Lehrer, welche keine Religioſen wären, zu ernennen. Zur Folge jenes Grundſatzes wurde Mederer im Jahre 1784 durch ein höchſtes Dekret wieder zum öffentlichen Univerſitätslehrer der vaterländiſchen Geſchichte, und der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, dann im folgenden Jahre auch zum Lehrer der Weltgeſchichte ernannt, und bald hernach (zum Behufe eines wohlſtändigen Unterhaltes zur obigen Penſion von 240 fl.) mit einer Zulage von 500 fl. unterſtützt. Das erſte, was Mederer bei dem Antritt ſeiner Lehrſtelle im Herbſt 1784 that, war, daß er (in der akademiſchen Buchhandlung bei Joh. Wilhelm Krüll) einen „Plan der öffentlichen Vorleſungen über die hiſtoriſchen Hülfs- und Vorbereitungswiſſenſchaften überhaupt, und über die vaterländiſche Geſchichte ins Beſondere, ſammt genealogiſchen Tabellen" als Leitfaden für ſeine Zuhörer herausgab, worin man über die ſämmtlichen Gegenſtände, bis dieſe in einem zu den Vorleſungen dienenden Handbuche weitläufiger ausgeführt würden, einen allgemeinen Ueberblick erhalten, und den Zuſammenhang, und die Ordnung der ganzen hiſtoriſchen Gelehrſamkeit deſto genauer ſich ſollte vorſtellen können. Was in jenem Plane als Skelet erſcheint, und nicht anders erſcheinen konnte, davon hat Mederer in ſeinen Handſchriften förmliche Ausarbeitungen mit vielen Abdrücken von Münzen, Siegeln und Dokumenten hinterlaſſen, welche im Drucke wenigſtens 30 Bogen betragen, und welche, wenn ſie auch nicht überall etwas Neues enthalten ſollten, den Liebhabern der Geſchichte nützliche Dienſte leiſten, und (was ſchon verdienſtlich iſt) ausländiſche Lehr= und Einleitungsbücher dieſes Faches entbehrlich machen würden.

Die nächſtfolgende Schrift, welche von unſerm Mederer im Druck erſchien, waren die (bei dem akadem. Buchhändler Joh. Wilhelm Krüll zu Ingolſtadt 1793 herausgekommene) „Leges Bajuvariorum, oder älteſtes Geſetzbuch der Bajuvarier nach einer uralten Handſchrift der kurf. Univerſitäts=Bibliothek zu Ingolſtadt ins Deutſche überſetzt, mit Anmerkungen erläutert, mit fünf andern Codd. Mstis. verglichen, mit einer hiſtoriſchen Einleitung begleitet, und ſammt einem Schriftmuſter des ingolſtädtiſchen Codex ans Licht gegeben.“ Gleichwie dieſe Ausgabe, dieſe Ueberſetzung und Erläuterung der uralten Geſetze der bayeriſchen Nation, welche Geſetze ein weſentlicher Grund und Gegenſtand der Geſchichte dieſer Nation ſind, eines der nützlichſten (und mithin rühmlichſten) Werke unſers Mederers, gleichwie, möchte man ſagen, dieſe Ueberſetzung und dieſe Herausgabe ſein vornehmſtes Denkmal, das allein ſchon hinreichend ſeyn würde, ſein literariſches Verdienſt zu verewigen, werden ſollte: ſo iſt er auch bei keinem mit dieſer Vorbereitung, mit dieſer ſtrengen Sorgfalt zu Werke gegangen.

Man hat von dem alten Codice legum bajuvariorum, von welchem ganz zuverläſſig die Exemplarien bis wenigſtens ins dreizehnte Jahrhundert in allen Händen der bayeriſchen Richter geblieben und von welchem ſogar in dem Rechtbuche des Rupert von Freyſing vom Jahre 1296, dann noch in Kaiſer Ludwigs Rechtbuch 1349 mehrere Stellen faſt wörtlich anzutreffen, und welche endlich theils von den vermehrten Rechtsbüchern, theils, und hauptſächlich, von dem eingeführten römiſchen Rechte verdrängt worden ſind, bis jetzt nur noch einzige fünf Exemplare, deren Beſitzer damals die Univerſitätsbibliothek, die Klöſter Tegernſee, Aldersbach, Oberalteich, und der Hr. Caſpar Edler von Lippert zu München waren, auffinden können. Da dieſe Exemplare, nachdem ſie zu verſchiedenen Zeiten, in verſchiedenen, oft mit uralten Herkommen verſehenen Landgegenden oder Gauen, während verſchiedener Verhältniſſe der Regenten, geſchrieben worden, mithin nicht in allen Stellen gleichlautend ſind, noch es ſeyn können; ſo bemerkte Mederer vorerſt die Abweichung der fünf Cod., dann (um ihr Alter beſtimmen zu können) ihre Buchſtabenform, ihre Abkürzungen, Abſetzungen, Interpunktionen u. a. ſorgfältig, und vor allen Dingen äußerte er ſeine Meinung über die berühmte Vorrede, wie ein Mann, der ſeiner Sache mächtig iſt. Auf die Ueberſetzung und Erklärung des oft ſehr dunkeln Textes verwandte er den gewiſſenhafteſten, einen vieljährigen Fleiß, und die damals lebenden bayeriſchen Geſchichtforſcher, denen er von ſeiner Beſchäftigung Nachricht gab, und ſich bei ihnen manchmal Raths erholte, ſahen mit der größten Sehnſucht der Erſcheinung eines Buches entgegen, welches endlich mit einer Klarheit und Vollkommenheit erſchien, bei der es nicht nur dem unterrichteten und denkenden Gelehrten, ſondern jedem Leſer, den etwas Würdiges ergötzt, eine höchſt angenehme Unterhaltung gewährt. Es iſt in der That ein ganz ſonderbares Schauſpiel um die höchſt einfache und höchſt ärmliche Haushaltung eines noch in ſeinem erſten Jugendalter begriffenen Volkes, um den Anblick ſeiner Kämpfe mit ſeinen Ungemächlichkeiten, Mängeln und Bedürfniſſen, und um die Betrachtung ſeiner nicht ſelten recht wohl überlegten Verſuche und

Anſtrengungen der, ohne Unterricht und bildender Unterſtützung, ſich ſelbſt überlaſſenen, ſchlichten Vernunft.

Die Schriften, deren ich bisher erwähnte, ſind diejenigen, welche Mederer in den Druck gelegt. Manche andere hat er in Handſchriften hinterlaſſen, welche er theils vor dem Antritte ſeiner Profeſſuren, theils während derſelben geſchrieben hat. Dazu gehören (außer den ebenfalls gedruckten, aber ſchon oben S. 12. angezeigten) Reden:

a) Utilitas linguarum orientalium ob miram vocum energiam.

b) Schema consanguinitatis boicae domus cum domo habsburgica, 1765, mit einem Verzeichniß auctorum coaev., quibus quatuor Sereniss. familiarum genealogia habsburgica comprobatur.

c) Genuina series genealogica Bajoariae ducum ac principum 1766.

d) Comes Palatii, dissertatio historico-politico-critica, welche Mederer an die (im Jahre 1763 errichtete) Akademie zu Mannheim, im Juni 1764 überſchickt, und worin er vorzüglich drei Gegenſtände behandelt hat, nämlich:

1) den Urſprung der Pfalzgrafen,
2) ihre Obliegenheiten,

3) den Zeitpunkt, während deſſen die Vereinigung von Reichs-Domänen mit der Pfalzgrafſchaft begonnen hat.

e) De ortenburgicis Comitibus, quorum aliqui comites palatini Bavariae. Collectio materialium et auctorum.

f) Systema historiae ecclesiasticae, ein weitläufiges Werk, welches von Mederer ſeinen Zuhörern vermuthlich in die Feder diktirt, oder von ihm, zum Gebrauche bei ſeinen öffentlichen Vorleſungen, verfertiget worden iſt.

Ich umgehe viele andere Handſchriften, bei denen ſich wegen der, nicht ſelten eintretenden, Aehnlichkeit der Jeſuitenſchriften mit Gewißheit nicht behaupten läßt, daß ſie aus der Feder unſers Mederers gefloſſen ſind. Unter ſolche Schriften gehört ein Aufſatz: „Franken, nicht Bayern, eine kritiſche Unterſuchung gegen eine Abhandlung der kurbayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften von E. Ch. St. 1764.“ Bekanntlich hat Hr. Chriſtian Heinrich Pfeffel einen (im erſten Bande der akademiſchen Abhandlungen 1763 abgedruckten) „Verſuch einer gründlichen Geſchichtsbeſchreibung der alten Markgrafen auf dem Nordgau, aus den bambergiſchen und vohburgiſchen Geſchlechtern“ geſchrieben, und darin den Grenzen des altbayeriſchen Nordgaues, wozu er eine Charte lieferte, eine ſehr große Ausdehnung gegeben.

Dieſe Ausdehnung ſuchte der Verfaſſer des obigen Aufſatzes: Franken, nicht Bayern zu vermindern, und machte, nachdem er die Gründe für ſeine Meinung aufgezählt hatte, folgenden Schluß, aus dem wir erſehen, was beiderſeits aufgeſtellt wurde: „Auf dieſe Weiſe ſollten wir eine viel geſchmeidigere Nordgauercharte zu ſehen bekommen; denn wenn man die Fürſtenthümer Würzburg, Babenberg, Ansbach, Bayreuth, Koburg, Schwarzenberg, die Grafſchaften Hohenlohe, Steinsheim, Werthheim, Abenberg, Limburg u. a., die Reichsſtädte Windsheim, Rotenburg u. a. m.; wenn man einen Theil des ober-eichſtädtiſchen Gebiets, und endlich die Pagos Sualafeld, Ries und Brenzgau, wenn man dieſes alles wegnimmt, muß ſie (jene Charte) zwar ſehr geſtutzt ausſehen, der alte wahrhafte Nordgau aber wird dennoch weitſchichtig genug verbleiben; er wird ſich immer von den Eichſtädter-Bergen an den Rinnſalen der Altmühl, der Laber, der Naab, und des Regens, durch die ganze Pfalz, bis an den Böhmerwald erſtrecken, und ein bayeriſcher Patriot kann ſich nach dem Muſter, welches ihm ſeine Akademie aus dem fünften Verſe von Virgils Hirtengedichten vorgelegt hat: „Patrios longo post tempore fines miretur“ noch immer über die Grenzen ſeines alten Vaterlandes verwundern.“ Herr Pfeffel beantworter den Aufſatz: „Franken, nicht Bayern,“ (im zweiten Bande der akademiſchen Abhandlungen) nicht ohne Unmuth und Entrüſtung. Man hörte den Anfangsbuchſtaben E. Ch. St. viele Entzifferungen, welche ſämmtlich verfehlt waren, unterlegen, und was den Aufſatz ſelbſt betraf, ſo verbreiteten wider denſelben einige etwas feindſelige Ausdrücke eine ſehr ungünſtige Stimmung, welche aber nicht durch die Freiheit, die ſich der verkappte E. Ch. St. nahm, der Meinung des Herrn Pfeffel zu widerſprechen, (Hr. Pfeffel konnte doch nicht übel nehmen, daß jemand einer andern Meinung ſey; zudem iſt ein Widerſprecher noch kein Widerleger) ſondern durch einen widrigen Zufall entſtanden war. Der Verfaſſer, wirklich ein Jeſuit, hatte ſeinen Aufſatz in lateiniſcher Sprache geſchrieben, und hatte einen andern Jeſuiten um die deutſche Ueberſetzung erſucht, in welcher ſich aber der Ueberſetzer die Freiheit, hier und da etwas nach ſeinem Sinne zu ſagen, genommen haben mochte. Ich fand unter den mederiſchen Schriften dieſe deutſche Ueberſetzung nebſt dem lateiniſchen Originale, auf welchem letztern, nach der Aufſchrift: „Francia orientalis, semper Francia, nunquam Nordgovia, seu veteres Nordgoviae limites expensi. Dissertatio historico-geographico-critica Authore

Elia Christophoro Stramsdorffio" vom Verfaſſer bemerkt iſt: „Germanicae versa (dissertatio) a M. Xav. Grueber 4ti anni theologo ingolstad. a 1764 mense Aprili, et postmodum descripta pro typis a. M. Bernardo Reisenegger, theologo 3tii anni. Typis data fuit in Franconia; ast ipsa versio vernacula non fuit fideliter facta, quia praeter mentem ac notitiam meam quaepiam voces irrepsere In seculo praeter nomen Henrici etiam nomina gerebam Eliae Christophori; Stramsdorffius autem fuit avus meus maternus."

Wenn es unſerm Mederer in Rückſicht ſeiner ökonomiſchen Lage vor ſeiner letzten Anſtellung nicht am beſten gegangen iſt, ſo gieng es ihm von dieſem Zeitraume an deſto beſſer; er erhielt nicht nur bei dieſer Anſtellung zu der Jeſuitenpenſion erſt eine Zulage von 300, und bald nachher von 500 fl., ſo, daß ſich ſeine ſämmtliche Einnahme auf 740 fl. belief, ſondern erhielt, was er ſich nur leiſe zu wünſchen getraute, im Jahre 1787 die St. Moritzpfarrei zu Ingolſtadt, wo er (nach der Einziehung ſeiner bisherigen Einkünfte) außer den, damals etwas über 200 fl. betragenden, Stolgebühren, in den Eigenſchaften als Pfarrer und Profeſſor, einen beſtimmten Gehalt von 800 fl., und in der letztern Eigenſchaft nach einigen Jahren noch eine Zulage von 200 fl. und mithin ein Einkommen erhielt, welches hinreichte, einen Mann mit dem ganz vortrefflichen Charakter, welcher unſerm Mederer eigenthümlich war, in einen vortrefflichen Wohlſtand zu verſetzen, und ihm ſchöne Handlungen der ſtillen Wohlthätigkeit, wozu er ſo innigſt geneigt war, möglich zu machen.

Wenn einſt die Dichter bei dem Wandeln ungewöhnlicher Weſen auf unſerer Erde wahrnahmen, und ſangen, daß um ſie her Wohlgerüche flößen, daß, wohin ſie blickten, Blumen hervorkämen, und wohin ſie träten, Quellen, ſo meinten ſie damit die ewig ſich im Wollen und Wirken zeigende Beſtrebſamkeit der Männer, welche niemals bei dem, was Hunderttauſenden ſchon genug iſt, müßig ſich hinpflanzen, und ruhen, ſondern welche ſo, wie zur Erweiterung, Berichtigung und Verſchönerung der Dinge um ſie her in ihren Seelen ein innerer Drang ſich regt, überall und aus jedem Stoff bilden, und welche, wie Yorik von ſich ſagte, wären ſie in einer Wüſte, auch in einer Wüſte ſich nicht enthalten könnten, Geſchichten und Lieder in Bäume zu ſchneiden. Mederer that, was zwar keine Arbeit von hoher Anſtrengung, wiewohl übrigens ſehr nützlich, mithin ſehr rühmlich, aber doch von keinem ſeiner Vorfahrer verſucht worden iſt; er ſammelte und ſchrieb die Geſchichte ſeiner Pfarrei, der uralten St. Moritzpfarrei.

Da der Druck dieſer Pfarrgeſchichte wenigſtens bei unſern Enkeln und Urenkeln nicht zu hoffen iſt, weil bei der gegenwärtigen Abneigung gegen alle gründliche Literatur kein Abſatz zu erwarten, mithin kein Verleger zu finden iſt, ſo iſt es, in mehr als einer Rückſicht, nicht nur ſchicklich, ſondern wohl gar pflichtmäßig, einen Abriß jener Geſchichte zu liefern. Der Verfaſſer theilt ſeine Geſchichte in chronologiſche Abſätze ein, in welchen ich ſie auch mittheilen werde.

§. 1. Ingolſtadt (ehemals Ingoldeſtatt, Ingolderſtatt, Ingolſtat, dann im 16. Jahrhundert Auripolis, Chrysopolis, Aureatum genannt) war erſt ein Theil des bayeriſchen, wahrſcheinlich nach der unglücklichen Schlacht am Lech im Jahre 743 zwiſchen dem Herzoge Odilo und den fränkiſchen Prinzen Pipin und Carlmann von Bayern abgeriſſenen Nordgaus, wurde von dieſen Prinzen zu einem Kammergute (villa regia), worin ſie auf Reiſen ihr Abſteigequartier nahmen, beſtimmt u. ſ. w. (wie ſchon oben S. 75. u. w. vorkam), wurde dann im Jahre 840 mit zwei dahin gehörigen Kirchen, dem Abte Gozbald von Niederalteich geſchenkt, und einem Nachfolger dieſes Abtes, dem Abte Conrad ſammt allen rechtmäßig dahin gehörigen Gütern im Jahre 1149 von Pabſt Eugen III. beſtätiget, worüber ſich die Urkunden im 11ten Monumentenbande befinden.

§. II. Von 1234 — 1407. Im Jahre 1234 den 11. Sept. wurde vom Biſchofe zu Eichſtädt Heinrich III. eine neue St. Moritzpfarrei eingeweiht. Der damalige niederalteichiſche Abt hieß Dietmar, und der Pfarrer zu St. Moritz, ein Canonikus von Regensburg, war der Magiſter Hugo, der erſte Pfarrer, welcher in den bisher bekannten Urkunden vorkömmt. Im Jahre 1245 erſcheint (mon. boic. vol. XI. p. 30.) ein anderer Pfarrer, der paſſauiſche Domherr **Dietmar**. Im Jahre 1289 kommt ein gewiſſer Heinrich (Falkenstein cod. dipl. in append. fol. 457 et 58.), im J. 1315 (ib. p. 159.) als plebanus oder Pfarrer ein Hermann, im J. 1328 ein Albert, im J. 1359 aber ein Conrad vor, unter welchem von den Bürgern zu Ingolſtadt das erſte Beneficium (Seelenmeſſe) im gedachten Jahre geſtiftet, übrigens aber vom Herzoge Mainhard (vermöge einer Urkunde am Eritage vor St. Galli 1361) verordnet wurde: „daß, wenn ein St. Moritzpfarrer nicht im Orte Ingolſtadt ſollte anweſend bleiben wollen, ihm die Pfarrzehnten niedergelegt werden ſollten. Im Jahre 1375 erſcheint als

Pfarrer ein eichſtädtiſcher Canonikus, Ulrich Regis, eigentlich Kunig oder König genannt, unter welchem, in eben dieſem Jahre, wieder ein Benefizium von einer Bürgerinn, Bertha Trautner, und 1376 eine Kapelle und ein Kaplan oder Benefiziat zu St. Salvator an der Sonderbrücke (unter welcher damals noch der Hauptſtrom der Donau oder die große Donau ihren Lauf hatte) von dem brandenburgiſchen Otto (des h. R. R. Erzkanzler, Kurfürſten, Pfalzgrafen bei Rhein, und Herzog in Bayern), dann den Herzogen Stephan, Friedrich und Johann geſtiftet wurde. Dieſe erſten Stiftungen zogen immer mehrere nach ſich. Im Jahre 1391 ſtiftete ein Bürger, Heinrich Peirl, in einer Kapelle, welche unweit der ebengenannten Salvatorskapelle, an dem Sonderſiechen- oder Lebroſenhauſe bei der Sonderbrücke ſtand, ein Benefizium; ein anderes ſtiftete 1393 ein Bürger, Marquard Geiſenfelder, in der Spitalkapelle, und endlich verewigte auch der Pfarrer Ulrich Regis im Jahre 1397 durch die Stiftung einer zweiten Seelmeſſe ſein Andenken. Nach dieſem Ulrich kommt in Urkunden ad a. 1405 ein eichſtädtiſcher Domherr und St. Morizpfarrer, Michael König, vor, mit welchem ſich dieſer § ſchließt.

§. III. Von 1407 — 1522. In jenem Jahre ſtarb der eben genannte Michael König, und hatte zum Nachfolger einen Ulrich Warnhofer, bei deſſen Antritt die Stadt den 3. Dezember 1407, oder (im Vollzuge) den 19. April 1408, mit einer zweiten Pfarrei, nämlich mit der Frauenpfarrei, zu deren überaus prächtigen Kirche von Ludwig dem Gebarteten 1425 der Grund gelegt, und wo Albert Seng der erſte Pfarrer war, verſehen wurde. Dem Pfarrer Warnhofer, welcher im Jahre 1433, da eine Wittwe, Barbara Werderinn, zur Moritzkirche ein Benefizium ſtiftete, noch am Leben war, folgte ein, im J. 1439 in Urkunden vorkommender, Johann Halbritter (geheimer Rath und Gewiſſensrath Herzog Ludwigs im Bart). Dieſer Halbritter hatte einen im Jahre 1442 erſcheinenden Conrad Ulmer zum Nachfolger, welcher dieſes Zeitliche im Jahre 1460 ſegnete*), und dann vom Abte zu Niederalteich, Georg Mayr, decretorum Doctor, präſentirt, dieſer aber nach der, 1472 feierlich eröffneten hohen Schule zweimal, nämlich im Jahre 1478 und 1484 zum Rektor dieſer Schule erwählt wurde. In den Jahren 1502 und 1505 erſcheint in Urkunden als Pfarrer zu St. Moritz Johann von Wolf-

---

*) Hr. Mederer ſagt in Betreff dieſes Pfarrers Ulmer: „Es iſt nicht wahrſcheinlich, was der ſonſt fleißige Sammler der bayeriſchen Alterthümer Ignaz Dominikus Schmid in ſeiner geſchriebenen Chronik von Ingolſtadt, wie auch unter einem Gemälde, das im Pfarrhofe allda zu ſehen iſt, behauptet, daß der ehrwürdige Conrad Ulmer, Pfarrer bei St. Moritz im Jahre 1419 geſtorben

---

iſt; vielmehr werde ich beweiſen, daß das Jahr 1460 ſein eigentliches Sterbejahr geweſen; denn es iſt durch Urkunden erwieſen, daß Conrad Ulmer im Jahre 1442 Pfarrer zu St. Moritz war; er ſiegelte nämlich in dieſem Jahre zugleich mit dem Magiſtrat zu Ingolſtadt die Stiftung einer ewigen Meſſe, welche ein Bürger, Heinrich Ringewirt, zur Pfarrkirche St. Moritz gemacht hat. Auch iſt ferner durch Urkunden erwieſen, daß ebenderſelbe Conrad Ulmer als Pfarrer zu St. Moritz im Jahre 1460 geſtorben iſt; indem die Präſentations-Urkunde des Abtes Peter von Niederalteich den 30. Aug. 1460 an den Biſchof Johann von Eichſtädt ſagt: „Quia Ecclesia parochialis S. Mauricii in Ingolstadt vestrae dioecesis, cuius ius praesentandi ad nos dinoscitur pertinere, et pertinet ab antiquo per obitum honesti viri, olim domini Conradi Vlmär, ultimi et immediati iam dictae Ecclesiae rectoris vacat, ideirco nos etc." Das Sterbejahr 1460 beweiſet auch der, in der Mitte des Chors der St. Moritzpfarrkirche liegende große Stein von Marmor, mit einem meſſingenen Kreuz und Kelch, und der Aufſchrift: „Ao Dni MCCCCLX obiit dns Conradus Vlmer plebanus huius Ecclie."

ſtein, der Rechtsgelahrtheit Doktor und Domprobſt zu Eichſtädt, auch Domherr zu Augsburg, und (vielleicht nur auf einige Zeit, und etwa bis er zu Ingelſtadt angeſtanden) ſeit 1503 Stadtpfarrer bei St. Jakob zu Greding. Dieſer Herr ſtarb im J. 1519.

§. IV. Von 1522 — 1775. Nun giengen nicht nur mit der Pfarrei St. Moritz, ſondern auch mit der Pfarrei zu U. L. Fr. wichtige Ereigniſſe vor. Bei dem, wie eben vorkam, im Jahre 1519 erfolgten Hintritt des Johann Georg von Wolfſtein befand ſich bereits der berühmte Theologiae Doctor Johann Mayr, welcher ſich von ſeinem Geburtsorte Eck im Algäu (gemäß der damaligen Sitte, ſich nach ſeinem Geburtsorte einen lateiniſch gemachten Namen zu ſchöpfen) Eckius nannte (wahrſcheinlich ſchon als Nachfolger des von Wolfſtein), in Ingelſtadt; wie er dann im Monat Juli dieſes Jahres nach Leipzig zog, und wegen ſeines Sieges über den D. Carlſtad (ſonſt Bodenſtein genannt), dann über den Profeſſor Martin Luther ein prächtig lautendes Zeugniß von der Univerſität Leipzig erhielt *), dann im J. 1520 nach Rom reiſte,

---

*) „Attestamur, D. Joan. Eckium contra D. Bodenstein Carolostadium, et P. Martinum

und erſt mit dem Eingange des J. 1522 wieder zu Ingolſtadt ankam. Bald darauf fiengen die Herzoge Wilhelm und Ludwig mit dem Abte zu Niederalteich eine Unterhandlung, welche die Einverleibung der zwei Pfarreien zu Ingolſtadt zur Univerſität betraf, an, und den 14. Sept. 1523 erſchien eine Bulle des Pabſtes Adrian VI., durch welche die Pfarreien, U. L. Fr. zu Ingolſtadt, St. Emeram zu Wemding, St. Barbara zu Abensberg, und U. L. Fr. zu Schongau, der Univerſität einverleibt, und mit jährlichen Geldbeiträgen, nämlich Ingolſtadt mit 50, Wemding mit 80,

---

Luther statuto tempore intrepidum se obtulisse, in arenam læto animo et hilari vultu descendisse, strenuum pugilem in omnem partem armatum se gessisse, multa adversæ partis obiecta eodem, quo edebantur ordine recensuisse, nodosque retexuisse, suas vero sententias eximia scripturarum peritia fretum confirmasse, non levibus sophistarum tenticulis nixum aut vanis verborum fumis instructum egisse, disputandi denique legem per illustres. Princip. nostri D. D. Georgii Duci Saxon. consiliarios et universit. nostr. Majores præscriptam secutum virili modestia in omni actu apparuisse ad omnia Dominorum vota morigerum. In cuius rei fidem etc. Datum Liptzik 25. die Mensis Iul. 1519." Cochlæus in actis et scriptis Lutheri p. 12—17.

Abensberg mit 40, und Schongau ebenfalls mit 40 Gulden belegt worden ſind. Der (zehn Tage nach der Ausfertigung dieſer Bulle erfolgte) Hintritt Adrians VI. änderte die von D. Eck eingeleiteten, und von den beſagten Herzogen gebilligten, Einverleibungsvorſchläge ſo wenig, daß vielmehr von dem neuen, den 19. Nov. 1523 gewählten, Pabſt Clemens VII., ſogleich den 6. Jänner 1524 eine päbſtliche Bulle erlaſſen, und darin geſagt wurde, „daß, nachdem ſich Se. Heiligkeit die Vergebung aller vacirenden Benefizien vorbehalten hätten, die Pfarrkirche aber bei St. Moritz in Ingolſtadt durch Aufhebung der bisherigen Verbindung und Einverleibung mit dem Kloſter Niederalteich, mittelſt Einwilligung des Abtes Kilian und des daſigen Convents, wie auch durch freiwillige Reſignation des bisherigen Vicarii perpetui, Joannis Eccii, decretorum et Theologiae Doctoris, wirklich erledigt wäre; und auch die Herzoge Wilhelm und Ludwig das Anſuchen geſtellt hätten, die Einkünfte der gedachten Pfarrei der Univerſität einzuverleiben, Sie hiemit dieſes bewilligen wollten, doch ſo, daß dem Vicario perpetuo die Congrua, dem Kloſter Niederalteich aber ſeine vorigen Rechte vorbehalten ſeyn ſollten; nur mit der Einſchränkung, daß die Herzoge den Vicarium perpetuum nominiren, Niederalteich aber ebendenſelben, und keinen andern, dem Vicario loci präſentiren könnte.

Herr Mederer rügte hier einige, in der Bulle Clemens VII. vorkommende Sonderbarkeiten. Das Datum heißt nämlich: de dato Romae 1524 octavo idibus Januarii Pontificiatus nostri anno secundo. (annal. acad. ingolst. IV. 265. seq.) Nun ſey

a) idibus ein Verſtoß wider die Grammatik, und es müſſe bekanntlich heißen idus oder iduum;

b) ſey, nachdem Pabſt Clemens VII. erſt den 19. Nov. 1523 gewählt worden, die Zahl anno secundo (nämlich am 6ten Jänner 1524, da ſeit der Wahl, den 19ten November des vergangenen Jahres, noch nicht einmal zwei volle Monate vorüber waren), nicht weniger ſonderbar; übrigens ſey

c) aus den datis der eben angeführten zwei Bullen Valentin Rottmar zu verbeſſern, wenn er in ſeinen Annal. acad. ingolstad. ſagt: „hoc anno (1524) incorporata est parochia d. Virginis Universitati, ita, ut ius nominandi parochum penes academiam, praesentandi vero penes esset Principem factum id summi pontificis Clementis VII. beneficio."

Im Jahre 1525 traf Doktor Eckius, welcher, ungeachtet des Ausdruckes in der Bulle, daß er reſignirt habe, ſein Pfarramt zu St. Moritz fortſetzte, einen Tauſch mit dem Pfarrer zu U. L. Fr., Georg Hauer, Doktor und Profeſſor Canonum, welcher den Pfarrhof u. a. neu, und zwar ſehr dauerhaft baute, und welcher, nachdem er die U. L. Fr. Pfarrei bei ſieben Jahren, die Pfarrei St. Moritz eilf Jahre verſehen, ſechsmal Rektor, und einigemal Prorector universitatis geweſen war, ſein verdienſtvolles Leben den 23. Aug. 1536 ruhmwürdigſt geendigt hat. Ihm folgte Anton Rudolph in Heidenkam, ein Patrizius von München, welcher im J. 1516 (durch die Reſignation ſeines Bruders Rudolph) Chorherr zu München, 1525 Pfarrer und Dechant bei St. Peter daſelbſt, 1535 Pfarrer zu Engelbrechtsmünſter bei Geiſenfeld, 1537 Pfarrer zu St. Moritz in Ingolſtadt, dann Rath Herzog Alberts V., endlich 1550 Probſt des Chorſtifts zu München geworden, und 1574 geſtorben iſt.

Um dieſe Zeit entſtand wegen der damaligen Religionsunruhen und Kriege (bekanntlich verſammelte ſich im Jahre 1546 die ſchmalkaldiſche Bundesarmee, welche mehr als achtzigtauſend Mann zählte, dann zu gleicher Zeit Carl V. mit ſeinen Truppen, jene aufſerhalb dem Kreuzthore, zwiſchen Gerolfing und Gaimersheim, dieſer, der auch die Stadt beſaß, auf dem ſogenannten rothen Gries) auf der hohen Schule zu Ingolſtadt ein ſolcher Mangel an theologiſchen Lehrern, daß man von Glück zu ſagen hatte, im J. 1548 einen, bei den Religionsunruhen von Hildesheim vertriebenen, Weihbiſchof ꝛc., Balthaſar Fanemann, gefunden zu haben, der ſich bereitwillig zeigte, bei der hohen Schule die Stelle eines theologiſchen Lehrers und Prokanzlers, dann das Pfarramt zu St. Moritz anzunehmen. Da vorauszuſehen geweſen ſeyn mochte, daß dieſer Herr nicht lange bleiben würde, (wie er dann gegen das Ende des Jahres 1550 als Weihbiſchof nach Mainz gieng): ſo glaubte der damalige Herzog Wilhelm IV., ſich mit einem Male aus den drückenden Verlegenheiten dadurch ziehen zu können, daß er an den Pabſt Paul III. um Theologen aus dem eben entſtandenen, und ſchon ſehr berühmten, Jeſuitenorden ſchrieb; was dann auch unverzüglich die gewünſchte Folge hatte. Sogleich im J. 1549 den 13. Nov. kamen drei Jeſuiten, Claudius Jaius, ein Savoyard, Alphonſus Salmeron, ein Spanier, und Peter Caniſius, ein Niederländer, zu Ingolſtadt an, welche nach einigen Tagen ihre Lehrvorträge begannen; aber, da nach den im

Jahre 1550 erfolgten Sterbfällen des Herzogs Wilhelm IV. ſowohl, als des geh. Kanzlers Leonhard Eck, keine ernſtlichen Anſtalten zur Erbauung eines Collegiums gemacht wurden, wieder abzogen; bis es endlich, auf beſondere Verwendung des, wegen ſeiner Kenntniß und Neigung und ſeines Eifers für die gründliche Literatur und Kunſt verewigten Herzogs Albert V., nachdem dieſer Herr ſeinen geheimen Kabinetsſekretär, Heinrich Schweicker, an den Stifter des Jeſuitenordens, den h. Ignaz, geſchickt, und anbei die Beſorgung der nöthigen Anſtalten den berühmten Männern Wiguleus Hund, und Simon Thaddä Eck, (Bruder des Johann, und burghauſiſchem Regierungs-Kanzler) übertragen hatte, dahin kam, daß den 7. Juli 1556 achtzehn von jenem Ordensſtifter, welcher noch in dieſem Jahre ſtarb, gewählte Jeſuiten in Ingolſtadt einzogen und die theologiſchen Lehrſtühle nebſt der Seelſorge übernahmen, übrigens aber erſt im Jahre 1576 ein eigenes und ordentliches Wohnhaus erhielten.

Dem eben genannten Balthaſar Fanemann folgte, als Pfarrer zu St. Moritz ein Profeſſor der Philoſophie und Canonikus zu St. Moritz in Augsburg, dann ſeit 1544 Regens im georgianiſchen Collegium, Erasmus Wolf; dann nach ſeinem, den 18. Jänner 1553 erfolgten Hintritt, Joachim Zaſius, (Sohn des bekannten Rechtsgelehrten Vlrich, und Bruder des kaiſerl. Vizekanzlers Johann Vlrich) von Freiburg im Breisgau gebürtig, wohin er ſich auch bald wieder zurückgezogen, und daſelbſt ſein Leben geendiget hat. Auch ſein Nachfolger, Michael Wagner, verließ wegen Unpäßlichkeit die St. Moritzpfarrei, welcher er vom Jahre 1556 bis 1562 vorſtand, und ſtarb zu Freiſing als Domherr daſelbſt im J. 1565.

Im Jahre 1562 wurden beide ingolſtädtiſche Pfarreien mit berühmten Männern beſetzt; die Frauenpfarrei mit Georg Lautherius, welcher nachher Domherr zu Freiſing und Paſſau, und dann Probſt im Chorſtift zu München, wo er 1610 ſtarb, geworden, die St. Moritzpfarrei aber mit dem in der ingolſtädtiſchen Univerſitätsgeſchichte des Rottmars rühmlichſt bekannten Martin Eiſengrein, welcher, nachdem er verſchiedene Würden, und zuletzt die Probſtei zu Altötting erhalten, die St. Moritzpfarrei im Jahre 1572 aufgegeben, aber deſſen ungeachtet ſein Leben in Ingolſtadt 1578 geendigt, und einen ebenfalls ſehr berühmten Mann, Caſpar Frank, zum Nachfolger in der St. Moritzpfarrei gehabt hat, welcher 1575 des Jubiläums halber nach Rom gereiſet, und 1584 als St. Moritzpfarrer geſtorben iſt.

Als Caſpar Frank nach Rom reiſte, hinterließ er einen jungen Geiſtlichen (dieſer hatte erſt zu Oſtern 1575 ſeine erſte Meſſe geleſen) als Cooperator, welcher ſich durch Verſtand, Wiſſenſchaft und Eifer dergeſtalt auszeichnete, daß er ſogleich nach einem Jahre Spitalpfarrer, dann 1578 Pfarrer zu U. L. Fr. zu Ingolſtadt, 1581 Univerſitäts-Rektor, endlich Domprediger und Weihbiſchof zu Freiſing geworden iſt.

Die folgenden St. Moritzpfarrer waren: 1585 Peter Steuart, welcher den Jeſuiten das Predigtamt in der Pfarrkirche zu St. Moritz überließ, worüber der Biſchof Johann Chriſtoph von Eichſtädt im Jahre 1618 eine ewige Beſtätigung ertheilte. Als Steuart im Jahre 1589 Rector magnificus der Univerſität geworden, ernannte Herzog Wilhelm V. ſeinen Prinzen Philipp zum Prorektor. Im Jahre 1617 ſtiftete Steuart mit einem Capital von 8000 Gulden ein Waiſenhaus. Steuart war von Lüttich gebürtig. Da er nun, was er ſchon im Jahre 1615 gethan hatte, im Jahre 1619 ſeine Vaterſtadt noch einmal beſuchte, wachte ſeine Liebe zu derſelben dergeſtalt auf, daß er, nachdem er 35 Jahre St. Moritzpfarrer und Profeſſor, 21mal Rektor, fünfmal Prorektor, und gegen alles, was er verbeſſern oder erfreuen zu können wünſchte, großmüthig und mildthätig geweſen war, allen ſeinen Aemtern und Würden entſagte, und den Reſt ſeines Lebens zu Lüttich zubrachte, wo er 1624 mit Tod abgieng.

1616) Leo Menzelius (Sohn des ingolſtädtiſchen Lehrers der Arzneikunſt, Philipp Menzelius), hatte in Rom ſtudirt, in Bononien das Doktorat, 1612 aber zu Ingolſtadt die Professuram controversiarum erhalten, und mit Ruhm verſehen, und ſich dann als einen ſtandhaften Vertheidiger ſeiner Pfarr-Rechte bewieſen. Er ſtarb den 28. April 1633, und ſetzte, nach vielen frommen und wohlthätigen Nebenvermächtniſſen, die Kirche St. Moritz zum Haupterben ein, wodurch ihr ein Vermögen von 24,947 fl. 55 kr. 3 hl., wozu noch ſogenannte Prätioſa an ſilbernen Leuchtern u. a. kamen, zugegangen iſt.

1633 Mathias Faber (damals Pfarrer zu Neumarkt in der obern Pfalz). Gleichwie er Licent. der Theologie, und bereits durch einige theologiſche Schriften bekannt war, ſo wurde er auch ſogleich als Profeſſor der hl. Schrift dekretirt; wozu er ſich aber bald darauf ſo wenig verſtehen wollte, daß er, da man ihm ſehr nachdrücklich anlag, ſich doch der Profeſſur zu unterziehen, nach Oeſterreich gegangen, dort 1637 Jeſuit geworden, und als Prediger zu Tirnau in Ungarn den 26. April 1653 geſtorben iſt. Er war von Altomünſter in Bayern gebürtig.

1636 Johann Oswald von Zimmern, von Weilheim gebürtig, Canonikus bei St. Moritz in Augsburg ꝛc., welcher die Pfarrei St. Moritz 44 Jahre beſaß. Unter ihm gieng mit U. L. Fr. Pfarrei das Ereigniß vor, daß mit ihr eine theologiſche Profeſſur nebſt einer eichſtädtiſchen Dompräbende vereinigt, und Wilhelm Ludwig Benz, ein Elſaſſer, der erſte Pfarrer dieſer Art wurde, und es bis zum Jahre 1656, da er zur Würde eines eichſtädtiſchen Weihbiſchofes erhoben ward, blieb. In dieſem Jahre (1656) wurden bei der Univerſität die großen Gelehrten Chriſtoph Beſold von Tübingen, als Prof. cod. et jur. publ., dann Caſpar Manzius von Gundelſingen, als Prof. instit. imper. angeſtellt. Oswald von Zimmern ſtarb im Jahre 1680 als Prokanzler der Univerſität und Profeſſor der heiligen Schrift.

1680 Johann Georg Zöpfl, (geiſtl. Rath zu Eichſtädt) ein geborner Ingolſtädter, welcher die Pfarrei nebſt der Profeſſur der heiligen Schrift bei 16 Jahren verſehen, und dann den 17. September 1696 ſein Leben geendiget hat.

1697 (im Jänner) Johann Jakob Stuber (geiſtl. Rath zu Churköln, Regensburg und

Freiſing, auch Canonikus des Collegiatſtifts St. Andre zu Freiſing, welcher nach 16 Jahren mit dem Ruhme eines, im hohen Grade wohlthätigen Mannes, den 4. Septemb. 1713 ſtarb.

1713 Johann Philipp Otto Freiherr von Nütz, Herr in Wartenburg, (von Wels in Oeſterreich gebürtig) welcher, nachdem er 1722 eine Dompräbende in Wien erhalten, die Pfarrei verlaſſen und nach ſeinem Vaterlande ſich zurückgezogen hat.

1722 Johann Peter Artinger, ein Bürgersſohn von Ingolſtadt, der in Rom, wo er ſich mehrere Jahre aufhielt, das theologiſche Doktorat erhalten, und 1729, voll von Verdienſten, ſeine Tage den 2. Oktober beſchloſſen hat.

1729 Johann Anton Hertel (Sohn des ingolſtädtiſchen Profeſſors der Arzneikunſt, Michael Hertel), welcher, nachdem er ſich um ſeine Pfarrei ſowohl, als um die Stadt und die Univerſität als Profeſſor und Prokanzler höchſt verdient gemacht, im Jahre 1756 den 28. Jänner ſeine Pfarrei abtrat, und zu München bei dem Chorſtifte U. L. Fr., wo er bereits 1744 das Canonikat erhalten hatte, erſt Pfarrer, dann Dechant und inſtallirter Probſt zu Habach, auch geiſtl. Rathsdirektor geworden, und 1769 mit dem Ruhme eines gründlichen Gelehrten und eines eben ſo wohlthätigen Mannes geſtorben iſt.

1756 Johann Georg Hagn, von Zangberg in Bayern gebürtig, wurde in Rom Doktor der Theologie, dann Pfarrer zu Edlmünſter, Chorherr zu München, dann Dechant und Vizeprobſt beim Collegiatſtift zu Altötting; dann Pfarrer zu Ingolſtadt und Profeſſor der heiligen Schrift. Er ſtarb nach neun Jahren, nachdem er ſeiner Pfarrei ſich durch ſeine Wohlthaten unvergeßlich gemacht hatte, bei einem Beſuche, den er ſeinem Bruder, dem Regierungskanzler zu Landshut, ablegte, am Schlagfluß 1765.

1765 Carl von Leitner, von Sterzing in Tyrol gebürtig, welcher, nachdem er 1775 die Pfarrei zu St. Moritz Sr. kurfürſtl. Durchlaucht zu Gunſten der Univerſität, ſo, daß der ſehr beträchtliche halbe Zehent von Ingolſtadt, und der ganze Pfarrwiddum dieſer Univerſität einverleibt wurde, reſignirt hatte, nach München zog, und daſelbſt 1779 ſtarb.

1775 Stattler, Benedikt, ein Exjeſuit, reſignirte frei im J. 1782, und bezog die Pfarrei Kemnat in der obern Pfalz. Er ſtarb zu München im J. 1797.

1782 Pauer Paulus, von Hirſchau in der Oberpfalz gebürtig. Da dieſer Pfarrer im

Jänner 1788 zur Kirchherrnſtelle in Burghauſen befördert worden, wurde unſer Mederer St. Moritzpfarrer. Sein Nachfolger war

1808 Hr. Xaver Therer, königlich wirklicher geiſtlicher Rath, (bisheriger Pfarrer zu Mammendorf, Rentamts Dachau), ein, wegen ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit und Rechtſchaffenheit rühmlichſt bekannter Mann.“

Außer der Geſchichte der St. Moritzpfarrei erwähnte Hr. Mederer verſchiedener Ereigniſſe, welche ihm von Seite der Pfarrer oder der Pfarrkirche, oder auch der Stadt, einer Erwähnung würdig zu ſeyn ſchienen. Dahin gehört die Anführung aller geiſtlichen Benefizien und milden Stiftungen, der ſogenannten Bruderſchaften und Congregationen, und anderer zur Andacht gehörigen Dinge, der eingeführten Klöſter u. a; wobei zu erſehen iſt, aus welcher Veranlaſſung, und von wem, und wie ſie, nach dem Geiſte der ſich folgenden Jahrhunderte, geſtiftet worden; dahin gehört die fünfjährige Anweſenheit des Erzherzogs Ferdinand (nachmaliger Kaiſer dieſes Namens der II.) in Ingolſtadt vom Jahre 1590 bis 1596, und deſſen Wohnung in der St. Moritzpfarrei, in deren Kirche, weil Ferdinand ſie auferbaulichſt beſuchte, auch die, damals ebenfalls zu Ingolſtadt ſtudierenden, bayeriſchen Prinzen Maximilian I., Philipp, Albert und Ferdinand, öfters ſich einfanden; dahin gehören die von berühmten Perſonen in der St. Moritzkirche gewählten Begräbnißſtätten. Solche waren z. B.

a) der den 31. Auguſt 1644 zu Ingolſtadt verſtorbene Graf Joachim Chriſtian von der Wahl, Statthalter und kurbayeriſcher General-Feldmarſchall, an deſſen Seite auf dem Chor der Kirche, auch ſein, in München 1703 verſtorbener, Sohn, Ferdinand, den 24. April begraben wurde.

b) Der in der Schlacht zu Allersheim den 3. Auguſt 1445 gebliebene bayeriſche General-Feldmarſchall und ingolſtädtiſcher Statthalter, Freiherr Franz von Mercy, der den 4. September e. a. ebenfalls innerhalb des Chors begraben wurde.

c) Der bayeriſche General-Feldzeugmeiſter und ingolſtädtiſcher Statthalter Graf Franz von Fugger, welcher in der (glücklich wider die Türken) den 1. Auguſt 1664 bei St. Gotthard erfochtenen Schlacht geblieben, nach Ingolſtadt geführt, und den 24. Aug. Abends 7 Uhr daſelbſt begraben wurde.

d) Der, den 6. März 1685 zu Ingolſtadt verſtorbene (den 13. d. M. bei den Franziskanern begrabene) Statthalter Johann Graf von Berlo, deſſen Nachfolger der, den 13. Juni 1706 zu Ingolſtadt verſtorbene Statthalter Graf Anton von Montfort war.

e) Der (während einer zu Ingolſtadt 1742 von den fremden Truppen verurſachten, höchſt grauſam wüthenden Seuche) den 24 April h. a. zu Ingolſtadt verſtorbene und bei St. Moritz begrabene kaiſerlich bayer. Kam. General-Feldmarſchall-Lieutenant und Oberſter eines Küraſſier-Regiments ꝛc., Hr. Graf Bartholomä von Acoſta.

f) Der im nämlichen Jahre den 19. Juli verſtorbene und bei St. Moritz begrabene kaiſ. bayer. geheime Rath, General-Feldzeugmeiſter und ingolſtädtiſcher Statthalter, Graf Johann Baptiſt von Santini ꝛc.

Dahin gehört noch die Nachricht, daß noch im Jahre 1654, da ſich eine Sonnenfinſterniß ergab, die Landleute um Ingolſtadt von einem ſolchen Schrecken befallen worden, daß ſie in ganzen Schaaren nach den Kirchen zu Ingolſtadt eilten, um ſich zum Weltende zu bereiten.

Die im Jahre 1800 vorgegangene Ueberſetzung der Univerſität von Ingolſtadt nach Landshut verſchaffte unſerm Mederer, der bei ſeiner Pfarrei zurückblieb, die angenehmſte Muße, und bei ſeiner mente sana in corpore sano jene ſtillen Freuden einer ſeligen Ruhe, welche bei denkenden und rechtſchaffenen Männern zu wohnen pflegen. Er hatte für Ingolſtadt eine beſondere Vorliebe gewonnen; dieſe Stadt war eigentlich ſeine Vaterſtadt geworden, und im Jahre 1807, da er ihr ein Denkmal ſetzte, erinnerte er mit einem zärtlichen Vergnügen, daß bereits 51 Jahre verfloſſen wären, da er im Oktober 1755 ſeine literariſche Laufbahn mit dem Unterrichte der vaterländiſchen Jugend auf dem Schulhauſe zu Ingolſtadt angefangen, und daß er dieſes Geſchäft bis zum Jahre 1800 meiſtens auf der hohen Schule daſelbſt fortgeſetzt, auch der erſte, über die bayeriſche Geſchichte öffentlich zu leſen unternommen habe. Jenes Denkmal war eine „Geſchichte des uralten königlichen Maierhofes Ingoldeſtat, jetzt der königlich bayeriſchen Hauptſtadt Ingolſtadt, von ihrem erſten Urſprunge, erweislich vom Jahre 806 an, bis zur Wiederherſtellung des Königthums in Bayern, im Jahre 1806; nach den Zeiten geordnet, und aus ächten Quellen zuſammengetragen von einem alten Mitbürger." Mederer übergab dieſe Geſchichte in der Handſchrift den 20. September 1806 auf dem Saale des Rathhauſes dem königlichen Stadtkommiſſär und königlich bayeriſchen wirklichen Rath, Herrn Ignaz Hübner, mit einer Art von Feierlichkeit, indem er eine kleine Anrede hielt, in welcher er ſagte, daß er glaube, ſeine Arbeit in keine würdigere Hände legen zu können, als in jene des Stadtmagiſtrats. Dieſe (21 Bogen betragende) Geſchichte erſchien im Jahre 1807 bei Aloys Attenkofer zu Ingolſtadt in Großoktav-Format, und einer ſehr ſchönen Auflage, welche der ebengenannte Hr. Rath Hübner auf eigene Koſten unternommen, und ſie mit einer ſchönen Vorrede begleitet hat. Dieſe Geſchichte erſchöpft beinahe alles, was dieſe berühmte Stadt ſeit ihrem Entſtehen erfahren hat. Sie iſt ein Muſter ſolcher Schriften, welche man auf öffentliche Verwendung der vaterländiſchen Jugend fortwährend in die Hände liefern, und dadurch einen ächten Gemeinſinn wecken und leiten ſoll.

Es war weder Schreib- noch Gewinnſucht, ſondern es war ſtets eine dringende Veranlaſſung oder ein Auftrag, was unſern Mederer zum Schreiben, und zu dem Entſchluſſe, das Geſchriebene drucken zu laſſen, ermunterte, und ein ſogenanntes Honorar, worin in Ländern, wo das Bücherſchreiben aus Noth eben ſo gut, wie jedes andere Handwerk, ein Nahrungszweig geworden iſt, der erſte und letzte Zweck ſo vieler Bücherſchreiber beſteht, war ihm, nach der unter gebornen Bayern noch ſehr allgemeinen Sitte, ganz unbekannt. Die Annales ingolstadienses dürften ihn keine geringe Mühe gekoſtet haben, und man ſollte daher meinen, daß ſie, gleichwie ſie den verdienten Beifall und eine erfreuliche Verbreitung fanden, dem Verfaſſer ſeine Mühe reichlich vergolten haben werden. Da Mederer überdieß den erſten Theil dem Kurfürſten Carl Theodor, den zweiten der bayeriſchen Landſchaft, den dritten der erlauchten Akademie zu München widmete, ſo hätte man mit vollem Recht erwarten ſollen, daß Mederer ganz beſonders aufmunternde Früchte und Ehrungen der Art, womit man ſich immer ſelbſt ehret, eingeärndtet haben werde; allein er erfuhr ſchon gleich bei der Beſtreitung des Vortrags mancherlei Schwierigkeiten, und er ward genöthigt, die Hälfte der Druckkoſten, welche ſeine ganze Erſparniß verzehrten, auf ſich zu nehmen; was ihm im Jahre 1781, da er bei der Beſetzung der Schulen mit Religioſen, auf die Jeſuitenpenſion, das iſt, auf ein Einkommen von täglich 40 Kreuzern, verſetzt ward, ſehr wehe that; und was die Ehrungen, welche man bei Zueignungsſchriften, wenn dieſe mit dem Vorwiſſen des Gönners geſchehen, zu hoffen pflegt, betrifft, ſo erfuhr unſer Mederer das in ſolchen und ähnlichen Fällen, da ſich niemand findet, der für den

Mann ſpricht, nicht ungewöhnliche Schickſal. Der Kurfürſt, Carl Theodor, war ein großmüthiger Herr, und gleichwie er auf eine ihm gemachte Erinnerung mit der größten Bereitwilligkeit, ja mit Freuden recht ſehr thätige Beweiſe ſeines Beifalls an auswärtige Schriftſteller, welche ihm ihre Schriften zugeſchickt hatten, zu bewilligen pflegte, ſo würde er dieß um ſo bereitwilliger in Rückſicht des Mannes, welchen er perſönlich kannte und hochſchätzte, gethan, und etwas Aehnliches würde auch die erlauchte Akademie beſchloſſen haben, wenn gerade bei der Verſammlung, bei welcher das Buch vorgelegt wurde, ein günſtiger Fürſprecher zugegen geweſen wäre. Die landſchaftliche Ehrung war nicht gering, und beſtand in einer Summe von einigen hundert Gulden, was ich aber, bemerkte Mederer, wieder erſetzte, da ich 24 Exemplare an die Herren Verordneten abſchickte. Die hohe Univerſität, wo er jeder Fakultät ein Exemplar zufertigte, folgte dem Beiſpiele der erlauchten Münchneriſchen Akademie, und überließ dem Mederer die Gleichmüthigkeit und Geiſtesſtärke, ſich in den Mantel ſeiner Weisheit zu hüllen.

Außerdem, was unſer Mederer für den Druck, für ſeine Vorleſungen, für ſeine pfärrlichen Verrichtungen ſchrieb, dürfte das, was er an entfernte Freunde als Gelehrter und als Rathgeber geſchrieben hat, ſehr ſchätzbar, und eine Sammlung ſeiner Briefe müßte, da er äußerſt dienſtfertig, offenherzig und mittheilend war, ſehr lehrreich und erbaulich ſeyn.

Sonderbar, wiewohl ganz begreiflich iſt übrigens der Einfluß, welchen das kritiſche Fach, worin eigentlich ſeine Hauptbeſchäftigung beſtand, auf ſeinen mündlichen Vortrag gewonnen und behauptet hat. Die ihm zur Natur gewordene Gewohnheit, alles, ehe er ſich für etwas erklärte, für und wider zu unterſuchen, und dann die für den rechtlichen und gewiſſenhaften Geſchichtforſcher eintretende Nothwendigkeit, geſtehen zu müſſen, daß man mit Grund keinem Theile beitreten, und durchaus nichts Zuverläſſiges aufſtellen könne, dieſe eiſerne Gewohnheit machte, daß, wenn bei Berathſchlagungen die Umfrage an ihn kam, ſeine Abſtimmung nicht ſelten den Gang ſeiner kritiſchen Vorleſungen nahm, und daß man Gründe für und wider einen Beſchluß hörte, ohne am Ende zu hören, für welche Meinung er ſich beſtimmt erkläre. So konnten auch einige ſeiner öffentlichen Vorleſungen, bei welchen er ſeinen Gegenſtand auf allen Seiten betrachtete, Zeugen der alten und neuen Zeit abhörte, ihre Eigenſchaften, und den Werth ihrer Ausſagen auf die kritiſche Wagſchale legte, eine lange Reihe von Sätzen, Einwürfen und Zurechtweiſungen verbrachte, und dieß über eine und ebendieſelbe Sache oft ganze Tage fortſetzte, diejenige Claſſe ſeiner Zuhörer nicht erbauen, welche zwar gerne kurzgefaßte und beſtimmt aburtheilende Vorträge hörten, aber deſto weniger einen Geſchmack in ſolchen Unterſuchungen finden konnten, welche, da ſie mit der beſtimmten Vorleſezeit unterbrochen wurden, auf eine unvermeidliche Weiſe auch die Aufmerkſamkeit der Zuhörer unterbrechen, die Ueberſicht des Zuſammenhanges erſchweren, und eben dadurch über den ganzen Vortrag eine beſchwerliche und ermüdende Trockenheit verbreiten mußten.

Nach dem Ziele, welches ich mir oben vorgeſteckt habe, ſoll ich nunmehr noch anderer Eigenſchaften unſerers Mederers Erwähnung thun. Als ich den Entſchluß faßte, dieſe Denkſchrift zu ſchreiben, freute ich mich im Voraus, daß ich dabei nicht veranlaßt ſeyn würde, den Gelehrten und Schriftſteller von dem Menſchen zu trennen, daß ich keineswegs genöthiget ſeyn würde, allein von jenem zu ſprechen, und (was nicht ſelten der traurige Fall iſt) über dieſen aus Wohlſtand und geſellſchaftlicher Schonung einen Schleier zu ziehen.

Wenn ich ſage, daß Mederer ein ächter Chriſt, und mithin ein ächtguter Mann war, ſo kann dieß freilich kein unerwarteter Lobſpruch für einen Mederer ſeyn; aber die traurige Verkehrtheit unſeres Zeitgeiſtes, bei welchem, im Punkte der Religion, die Zahl der Verleiteten, und der im Kopfe und im Herzen Getödteten täglich einheimiſcher wird, erhebt jetzt immer mehr den Werth der Sache, als perſönlichen Werth, und in der fürchterlichen Dämmerung wird der Glanz dieſes Kleinods ſchimmernder, und als Beiſpiel täglich ſchätzbarer.

Wenn man weiß, daß jemand wahrhaft chriſtliche Geſinnungen hat, ſo weiß man auch ſchon, was man von ihm zu erwarten hat. Nichts kann dem Gradſinne, der Biederkeit, der Verträglichkeit, der einfachen, geſellſchaftlichen Innigkeit unſers Mederers gleichen. Das innere Gepräge ſeiner Seele war ganz in der ihm eigenen Stattlichkeit ſeiner anſehnlichen Geſtalt, in ſeinem raſchen, feſten Tritt, in ſeiner offenen, Vertrauen einflößenden Geſichtsbildung ausgedrückt, was ihm dann auch vorzüglich die Achtung, und das freundſchaftliche Vertrauen der Religioſen, in deren Mitte er bei ſeiner Anſtellung zu Ingolſtadt im Jahre 1784 verſetzt ward, erwarb. „Meine Collegen, lauter Religioſen,“ ſagt er in ſeiner Lebensgeſchichte, „waren ſo gefällig gegen mich, daß ſie mich den 6. Nov. 1784 einhellig zum Dekan bei der philoſophiſchen Fakultät wählten, mir auch durchaus ſehr freundſchaftlich begegneten, und die Aufrichtigkeit ihrer Geſinnungen durch Thatſachen erprobten. Als ich in den Herbſtferien des Jahres 1786 mit dem Hrn. Profeſſor Sebaſtian Seemüller, einem Religioſen vom Kloſter Pollingen, eine Reiſe nach den oberbayeriſchen Klöſtern Pollingen, Weſſobrunn, Raittenbuch, Benediktbeuern und Tegernſee machte, begegnete man mir überall, ohne Ausnahme, mit wahrer Höflichkeit, und beeiferte ſich, mir das Koſtbarſte in den Bibliotheken (wie ich dann zu Benediktbeuern und Tegernſee die geſchriebenen Codices legum bajovar. zur freieſten Einſicht, und ſogar Abſchriften bekam) zu zeigen.“ Bei dem Anfange des Schuljahres, im Nov. 1790, wurde Mederer mit einer vollkommenen, damals zur Seltenheit gewordenen, Einhelligkeit von Stimmen zum Rektor der Univerſität gewählt, und im Herbſt 1794 wurde er bei der freiwilligen Abdankung des Profeſſors und obern Stadtpfarrers zu Ingolſtadt, Hrn. Joſeph Maximilian Widmer, vom Fürſtbiſchofe zu Eichſtädt, Joſeph, als beſtändigem Kanzler der Univerſität, zum Vizekanzler dekretirt; wie er dann auch bald nach dem Antritte ſeiner Pfarrei zum Commiſſär im Urſulinerkloſter, und zum eichſtädtiſchen wirkl. geiſtl. Rathe, ferner um eben dieſe Zeit von der philoſophiſchen Fakultät als Commiſſär des Collegii Georgiani, und im Jahre 1791 als Lokalkommiſſär des Gymnaſiums zu Ingolſtadt aufgeſtellt wurde. Man konnte auch nicht umhin, zu der Milde, zu der Wahrhaftigkeit und Verſöhnlichkeit, welche aus ſeinen Augen und ſeinem ganzen Geſichte ſprach, Vertrauen zu haben und ſich ſicher zu fühlen, daß man bei ihm nicht nöthig habe, auf ſeiner Hut zu ſeyn; er nahm, wie man ſagt, nichts ad animum laesum, tadelte niemanden hinter dem Rücken, vertheidigte und entſchuldigte vielmehr den verletzten Abweſenden, und war Jedermanns ganz aufgeſchloſſener Freund. „Ich befliß mich ſtets,“ ſagt er von ſich ſelbſt, „die Menſchen dadurch für mich gut zu machen, daß ich ihnen, wie ich für ſie fühlte, redlich und gut begegnete, und ich habe mich daher auch ſeit dem Jahre 1768, da ich zur Univerſität gekommen bin, niemals in etwas, was nicht meines Faches war, gemiſcht; habe mich niemals zu einer Parthei geſchlagen, noch an irgend einer Zwiſtigkeit, deren ich mehrere entſtehen ſah, Theil genommen.“

Was vernünftigen und gebildeten Männern ſchon immer eine gute Meinung für den Mann, von dem die Rede ſeyn ſoll, erweckt, iſt, wenn man weiß, daß dre Mann ein verſtändiger Hauswirth war, ohne ein ſogenannter Knauſer geweſen zu ſeyn. Mederer genoß während ſeiner letzten Jahre (was auch bei einem verdienten Gelehrten ſtets eintreffen ſoll) mehr Einkommen, als er zum nothdürftigen Unterhalt bei einer Lebensart brauchte, welche nichts von jener Ueppigkeit, die keinem Weiſen ziemt, kannte. Er legte den Ueberfluß zurück, nicht, um ihn bloß zu beſitzen, ſondern um ſich in den Stand zu ſetzen, einen guten Gebrauch machen zu können. Mederer dachte nicht nur für die Bedürfniſſe und für die Zierden ſeiner Kirche ſehr wohl, und rettete zur Zeit der Vaterlandsnoth mit ſeinem Gelde manches ſchöne Stück, das zu Geld gemacht werden ſollte, ſondern er trug vorzüglich das Leiden der Armuth in ſeinem Herzen, und wenn er wohlthat, wußte ſeine Linke nicht, was ſeine Rechte that. Erſt nach ſeinem Ableben ſprach die gerührte Dankbarkeit davon; und mir ſelbſt ſagte ein durch den Brand plötzlich verarmter Landgeiſtlicher, er habe erſt jetzt durch eine ſonderbare Schickung in Erfahrung gebracht, daß Mederer derjenige Wohlthäter war, welcher ihm unmittelbar nach ſeinem Unglücke, ohne Brief eine beträchtliche Summe in Gold geſchickt habe. Der königl. bayer. Rath ꝛc. Hr. Ignaz Hübner zu Ingolſtadt, der (bei Attenkofer daſelbſt) den 22. Mai 1808 dem Verdienſte des Joh. Nep. Mederer ein ſehr ſchönes Denkmal errichtete, rühmte die Wohlthätigkeit deſſelben, wie ſie es verdiente. Dem Armenfond ſchenkte er 500, dem Schulfond zu Ingolſtadt 1500 fl., und zu den Haupterben ſeines ſehr beträchtlichen Vermögens ernannte er ſeine drei armen Dienſtboten, aus dankbarer Erinnerung, ſagte er in ſeinem letzten Willen, für ihre gefälligen Dienſte, welche ſie ihm in den letzten Jahren dadurch geleiſtet, daß ſie ſich gemeinſchaftlich beſtrebt hätten, ihn, ſoviel es nur möglich war, der, einem Seelſorger und Gelehrten mehr als andern Menſchen, höchſt läſtigen Unannehmlichkeiten der Einquartierungen zu entheben, und ihn der perſönlichen Erfahrungen bitterer, niederdrückender Vorfälle, welche damit unvermeidlich verbunden ſind, zu entziehen.

Eine Art von Lähmung, welche ſich zuerſt an einer Hand, dann an einem Fuß äußerte, und eine Entzündung nach ſich zog, nahm ihn weg. Er ſtarb mit dem geſetzten Muth eines Weiſen, und mit der freudigen Erwartung eines Chriſten. Auf ſeinem Grabſteine ſteht:

Dem Andenken

des Hochw. Wohlgeb. und Hochgelehrten Herrn

Johann Nepomuk Mederer,

der Gottesgel. und Weltweiſh. Dokt., k. bayer. wirk. geiſtl. Raths, öffentl. Lehrers der vaterländ. Geſchichte, der k. Akademie d. W. Mitglieds, und Stadtpfarrers zu St. Moritz allhier.

Er ſtarb den 13. May 1808
im 74ſten Jahre ſeines Alters.

Groß war ſein Werth.

Ihn verewigte die Geſchichte des Vaterlandes.

Dieß geringe Denkmal widmeten
ihrem Wohlthäter
die innigſt gerührten Erben.

Gemiſchte
Abhandlungen und Reden,

pädagogiſchen und ſtatiſtiſchen Inhaltes.

Erinnerungen über die Urſachen des geringen Nutzens, welchen man in den Schulen aus der Lectüre der claſſiſchen Autoren erhält.

1774.

Die Dichter, die Weltweiſen und Staatsmänner, und alle die verdienſtvollen Gelehrten, welche den wahren Geiſt der Wiſſenſchaften beſaßen, haben von Zeit zu Zeit mit dem möglichſten Eifer ihre aufrichtigſten Bemühungen dahin angelegt und zuſammengetragen, wie ſie in der Literatur jene Kühnheit des Geiſtes, jene Gründlichkeit des guten Geſchmackes, welche dem Zeitalter des Homer eigen war, wieder aufwecken, und die Gelehrten ihrer Zeiten gemeinſchaftlich auf jene Wege zurückführen möchten, wo jene Alten geſtanden, wo ſie ſelbſt nur noch verſucht, und ganz gewiß den tauſendſten Theil nicht bemerkt haben. Gleichwohl vermochten alle ihre Vorſchläge nichts mehr, als einzelne große Köpfe zu beleuchten, und in Betreff der gemeinen Denkungsart ſind ſie ſtets unzulänglich geblieben, das Ganze in der Literatur zu der ehemaligen Größe empor zu richten.

Zwar dürfte man nur die Natur ſtudiren. Sie iſt allein das ewige Original, ſie iſt die gemeinſchaftliche, unerſchöpfliche Schule für alle Zeiten; allein da ſie der Künſtler und der gebildete Menſch ſo, wie ſie ſich vor ihnen da liegt, nicht benützen können, ſondern dieſelbe gleichſam aus ihrer Unordnung herausziehen, da ſie überhaupt unzählige Beobachtungen anſtellen, und dieſe auf eben ſo viele Erfahrungen gründen müſſen, ſo hielt man es immer für das beſte Mittel, dieſelbe erſt in andern zu ſtudiren, und dann da fortzufahren, wo jene ſtehen geblieben. Auch ergreifen wir wirklich dieſe Mittel, welche uns zu dieſem großen Endzweck führen, und unſere Einſichten feſtſetzen ſollen, mit gutmeinendem Ernſte, deugen uns vor den Schriften der Weiſen des Alterthums mit einer beinahe übertriebenen Ehrfurcht, und begeben uns feierlich in öffentliche Verſammlungen, deren einziger Endzweck iſt, die Fähigkeiten, die in uns liegen, zu entwickeln, und die einſamen Funken unſerer Talente laut anzufachen.

Doch wie zu einer guten Reiſe die Geſchwindigkeit allein wenig nützt, ſondern eine gute Wahl und Ordnung erfordert wird, ſo bleiben die großen Früchte wichtiger Unternehmungen noch immer unerfüllt, wenn man die gehörige Methode, ſie zu nützen, nicht erkennet, und mit bloßen Dingen von außen ſich abgiebt. Warum leſen wir die Bücher der Alten, und glühen vom edlen Feuer nicht, werden nicht größer? Warum geht die Empfindung, der Geiſt, der in denſelben lebet, nicht in unſern Geiſt über? Warum ſind wir mit dem Gefühle der Menſchlichkeit überhaupt noch ſogar unbekannt? Wenn es unmöglich iſt, lange des Umganges großer Männer zu genießen, ihre Geſinnungen zu vernehmen, ihren Handlungen mit beizuwohnen, und doch ungerührt, ungebeſſert zu bleiben; warum ändert ſich unſere Denkungsart im Ganzen nicht? Warum erwacht bei uns jene hohe Einfalt der Sitten, jener Geiſt der Eintracht und freundſchaftlichen Liebe, jener Heldenmuth für das

Vaterland, jenes edle Ruhmfeuer nach großen Thaten nicht, das die Alten belebte?

Dieſe Fragen wollen wir uns, ſo wie es uns in unſern jetzigen Umſtänden, und vielleicht in unſern Schulen nützlich ſeyn könnte, in etwas beantworten, und die Urſachen aufſuchen, welche uns diejenigen Vortheile, die wir aus den Büchern der Alten erhalten ſollten, gewöhnlich entziehen. Wenn man da, wo die Wiſſenſchaften wirklich im Flor ſind, dergleichen Anmerkungen ſelbſt ſchon vorausſetzt und ausübt, ſo laſſen Sie uns eilen, bald jene Gegenden zurückzulegen, nach deren Vollendung wir uns tiefer in das Gebiete der Gelehrſamkeit, und in das Innere der Wiſſenſchaften hineinwagen können.

Die Urſachen dieſes geringen Nutzens ſind eben nicht weit herzuholen. Noch iſt die Anzahl derjenigen nicht klein, welche die alten Bücher bloß zur Erlernung der todten Sprachen vorhanden zu ſeyn glauben, welche nicht abſehen können, was man außer dieſem Endzweck für einen Gebrauch davon machen, und wozu man im Leben ſie benützen könne. Und wie ſie die Sprachen lernen, um ſie erlernt zu haben, oft ohne zu wiſſen, warum; wie ſie dieſelben in ſich zwingen, weil es ſo Mode iſt, weil es ihr Stand, ihr Glück ſo mit ſich bringt; ſo legen ſie alles, Bücher und Sprachen, hinweg, ſobald ſie in dieſem Stücke der Gewohnheit genug gethan haben, und hinterlaſſen dieſe Plage, froh, ſie überſtanden zu haben, der folgenden Jugend. Woher käme es ſonſt, daß man ſich in öffentlichen Vorfällen ſo wenig bei den Alten Raths erholet, daß man die Rechtsſprüche derſelben, die ſich von Ungefähr nicht verloren haben, in manchen Gerichtszimmern unaufhörlich herumzauſt, und nothzüchtigt, aber zu gleicher Zeit den Geiſt, die wirkliche Ausübung ihrer Geſetze, die Thätigkeit der Alten bei den Vorfällen des Staats, welche in ihren Schriften häufig vorkommen, noch ſuchet, noch von einer Nachricht, daß ſie vorhanden ſind, höret; daß man es von Herzen abgeſchmackt und lächerlich findet, einen Cäſar, einen Cicero ꝛc. in den Händen eines ſogenannten Staatsmannes unvermuthet zu ſehen; daß man in Bibliotheken tauſend ſchulgelehrte Rechtserzwinger antreffen könne, ohne eine einzige Spur von jenen Urquellen, woraus ſie alle ſchöpfen ſollten, zu entdecken; daß endlich mancher von ſich glaubt, es ſey für ſeinen Charakter zu unbedeutend, ſich bis zu dieſen Kleinigkeiten zu erniedrigen, und auf die ewigen Werke der Alten, wie auf Puppen für Anfänger, und junge Schüler herabſieht?

Wenn man von allen Nationen, die in Sprachen und Sitten verſchieden ſind, einen Mann aushübe, ſo würde man alle Töne dieſer Erde beiſammen haben, ohne daß man darum ſchon verſichert wäre, auch einen verſtändigen, einen brauchbaren Mann zu ſehen. Indem es alſo nur zu gewiß iſt, daß man überhaupt in allen nur möglichen Sprachen bewandert ſeyn könne, ohne dadurch nothwendig ein Gelehrter zu ſeyn, ſo kann der Beſitz der Sprachen nur das Mittel, das man vorausſetzt, und jene Ausrüſtung bleiben, mit der man die Alten hervornehmen, und ſich mit dem Innern derſelben bekannt machen ſoll?

Wenn wir das Glück genößen, mit allen Nationen durch alle Zeiten ununterbrochen eine und ebendieſelbe Sprache gemein zu haben, dann würden ſogleich die Sachen und Gegenſtände, welche in derſelben vorhanden wären, die erſte Beſchäftigung in Schulen ſeyn. Eben dieſes ſollen wir auch jetzt beobachten, ungeachtet wir genöthiget ſind, bei dem Eintritte in das Alterthum einzuhalten, und uns erſt mit den Zeichen ihres Ausdruckes bekannt zu machen. Wir ſollen die Sprachen niemals als bloße Sprachen betrachten, ſondern ſo viel möglich, gleich im Anfange unſere Hauptabſicht auf den Inhalt des Buches richten. Wir ſollen die Jugend niemals in die ſchädliche Meinung, daß ſie nur alte leere Wörter in ihr Gedächtniß präge, verfallen laſſen, ſondern ſogleich die Gegenſtände des Buches, das man in einer fremden Sprache vorlegt, hervornehmen, und derſelben dadurch, daß wir in ihr eine heftige Begierde nach dem weitern Verfolge der Sachen erwecken, zugleich den Muth und das Verlangen einflößen, alle Beſchwerniſſe bald überwinden, und unaufgehalten fortfahren zu wollen. Wenn man dieſes bei einem Buche, bei dem man ſich einer langwierigen beſchwerlichen Mühe unterziehen muß, vernachläſſigt, ſo wird man ſich nachher ſelten mehr einen Vortheil verſprechen können. Wie, wenn man ſich durch eine Gegend mit großer Anſtrengung der Kräfte führen läßt, ohne von den Eigenſchaften, die ſie enthält, belehrt, und von ihren Denkmälern gerührt zu werden, man für dieſelbe nachher, wenn man ſie allein durchreiſen ſollte, deſto weniger Aufmerkſamkeit, deſto geringere Achtung trägt, ihre Schätze deſto weniger aufſucht, ſo wird man auch von einem Buche, mit deſſen Werth man ſich niemals bekannt gemacht, das man mit großer Mühe durchgearbeitet, und ſchon im Voraus als eine ermüdende Plage weggewünſcht hat, in der Folge, wenn man ſich ſelbſt überlaſſen iſt, deſto weniger erwarten. Man muß ſchon in der Jugend die Abſicht ſeiner erhaltenen

Fähigkeiten ausüben, um einſt im Großen thätig zu ſeyn, immer nach wirklichen Sachen verlangen, und dieſelben aufſuchen lernen, um ſich nicht einſt mit lauter Tändeleien zu beſchäftigen, und den Schatten für den Körper zu halten; man muß Vieles vermiſſen lernen, damit man lerne, um Vieles ſich umzuſehen, und alles mit Ernſt und Vorſicht, mit Endzweck und Bedeutung hervorzunehmen.

Aber die beſten Bücher der Alten ſind gewöhnlich nichts minder, als die beſten Bücher für die Schulen. Die allzuvoreilige Erklärung der ſchwerſten Schriftſteller iſt daher wieder eine Urſache, warum uns die tiefſten Schätze derſelben verborgen, und oft auf allemal ungenoſſen bleiben. Wie man ſich, wenn man mehr Speiſen zu ſich nähme, als man Hunger fühlt, überladen, und untüchtig zum weitern Genuſſe derſelben, und krank machen würde, ſo läßt ſich der Verſtand der Jugend nicht weiter dehnen, als ſeine Faſſung reicht, und wenn er über die Kräfte, die er jetzt in ſich faßt, gezwungen wird, ſo arten ſeine Bemühungen in ein gedankenloſes Staunen aus, und verlieren ſich im Gedränge dunkler Begriffe. Selbſt der Alte iſt auf das, was er ſchrieb, nach langwierigen Erfahrungen und fortgeſetztem Fleiße, und erſt durch Jahre und beſondere Umſtände verfallen; und wenn es gewiß iſt, daß man ihn niemals richtig nachverſtehen, und gehörig einnehmen könne, man verſtehe denn vollkommen ſeine Faſſung, und befinde ſich in ſeinen Umſtänden; wie kann ein Anfänger dieſe Größe zum Muſter nehmen? Wie, wenn man aus dem Dunkeln das Licht betritt, man ſich nur langſam hervorwagen, und Schritt nach Schritt vor ſich rücken muß, ſo muß man erſt viele Stufen überſtiegen, viele Arbeiten zurückgelegt haben, ehe man ſich der Fähigkeit mit Grund verſichern kann, dieſelbe gehörig überſehen, und ſich mittheilen zu können. Und wie, wenn in einem Lande, dem Bildung und Geſchmack fehlt, eine Schrift plötzlich allgemeinen Beifall erhält, es für die Güte derſelben ein ſchlechtes Zeichen, und ein gegründeter Argwohn weniger und ſeichter Schönheiten iſt, indem der Geiſt und das Gefühl eines Buches allemal nur wenige Kenner zählt, und den meiſten unſichtbar bleibt, ſo läßt ſich im Voraus ſchließen, daß ein Buch, von deſſen Werth die tiefſinnigſten Köpfe aller Zeiten und Jahrhunderte zeugen, wenig in den Jahren gefallen könne, wo die Empfindung noch unentwickelt, der Geſchmack noch ſchüchtern iſt, und die Seele bei jeder zu ſtrengen Miene mit Schauder zurücktritt. Wenn man endlich einem jungen Künſtler nichts minder als eines Apollonius und Raphaels Meiſterſtücke verlegt, ſondern erſt mit Linien anfängt, und überhaupt von ſeinen Fähigkeiten und der Zeit es erwartet, was man mit demſelben weiter vornehmen, und wie viel man ihm zeigen ſoll; wie weit größer und beſcheidener ſoll die Sorgfalt bei der Aufklärung der Seele ſeyn, um nicht zu früh ſie mit Wahrheiten und Sachen zu überwerfen, und zu einem weitern Fortgange ſtumpf oder verwegen zu machen? Wenn man es wirklich ſelbſt erfahren hätte, welche außerordentliche Vorbereitungen das Studium vieler Bücher der Alten erfordert, wenn man wüßte, daß man manchmal eine vollſtändige Einſicht in ihre Rechte und Verfaſſungen, in ihre Gewohnheiten und Denkungsart, in die wahre Lage der Sache und die Umſtände, von denen dieſelbe veranlaßt worden, beſitzen müſſe, daß man bereits ſelbſt weit gekommen, viel geleſen haben, ſie ausgeleſen, und gleichſam durchgedacht haben müſſe, um ſie verſtehen, um den männlichen, ernſthaften Gang, das Gepräge der Ausdrücke, und die ſtille Sprache der Wendungen bemerken zu können, wenn man, ſage ich, ſelbſt dieß erfahren hätte, ſo würde man manche Bücher, die man in gewiſſen Gattungen der Wiſſenſchaften zum Muſter nimmt, der Zeit heimſtellen, oder dieſe Gattungen ſelbſt auf reifere Jahre zurücklegen.

Dieſe Anmerkung verdient die Aufmerkſamkeit aller Kenner der Jugend und der Wiſſenſchaften. Die ſchlimmen Folgen derſelben ſind ſchrecklicher, als man ſich wohl denkt, und vielleicht ſind ſie in manchen Ländern die eigentliche Urſache der öffentlichen Kälte, und des langen Schlafes des Publikums. Studien, zu früh vorgenommen, unterdrücken, wie Laſten zu früh aufgelegt, die zarten Keime der Seele, und tödten die Abſicht der Wiſſenſchaften. Daher ſind unſere Begriffe von dem Studiren noch ſo unbeſtimmt und getheilt; daher ſieht man ſo wenig ab, was daſſelbe mit dem gemeinen Leben zu thun habe, hält es noch gemeiniglich für eine verjährte Erfindung, die ungeſtümen und geſchäftloſen Jahre der Jugend zu unterhalten; daher treffen auch die meiſten, wenn ſie aus den Schulen unter die Bürger treten, eine ganz neue, und ihnen unbekannte Welt an, wo ſie, um brauchbar zu ſeyn, ſich manchmal erſt bemühen müſſen, ihre Schulſachen zu vergeſſen, und ſich, wie wir uns ausdrücken, von Fuß auf zu bilden; daher mißbrauchen die gutartigſten Köpfe, indem ſie mit dem wahren Geiſte und den Bedürfniſſen der Menſchheit niemals bekannt geworden, ihren Witz und ihre Einſichten zu Wickeleien und liebloſen Intriquen einer übelverſtandenen Politik; daher liegen noch heute ganze Schulen, welche die Kunſt, zu leben, lehren, ohne Thätigkeit, und Nationen in Ohnmacht.

Die Abſtellung dieſes ſo allgemeinen und wichtigen Fehlers wartet freilich auf ein künftiges Genie, welches ſich vielleicht im Ganzen noch nirgends gefunden hat; welches die wahre Geſchichte der jugendlichen Jahre verſtände, uns in einem Auszuge ſimple und thätige Stellen, die ſich ſtufenweiſe folgten, aus den Büchern der Alten vorlegte, und durch Beibringung einer beſcheidenen Hochachtung für dieſelbe, die Jugend dahin brächte, ſie einſt, wenn der Beruf und die Zeit kömmt, hervorzunehmen, und ſich zur Richtſchnur in Handlungen zu machen; aber ſo wenig ſich ein Autor mit dem Mangel der Zeit und ſeiner Umſtände entſchuldigen, und dadurch ſeiner Schrift den Werth, den ſie etwa nicht an ſich hat, verſchaffen kann, ſo wenig ändert die Nothwendigkeit, der man noch an manchen Orten unterworfen ſeyn mag, Töne ohne Bedeutung zu ſagen, die Wahrheit und die ſchädlichen Folgen, welche meine Anmerkung erinnert.

Wenn die Gelehrſamkeit überhaupt, und alle Arten derſelben ſich zu einer und ebenderſelben Abſicht vereinigen, zu der einzigen Abſicht, die Menſchen ihre Pflichten des Lebens auf alle Fälle und Umſtände zu lehren, und ihnen zu gleicher Zeit Muth und Entſchloſſenheit, und endlich das Gefühl von Maaß und Ordnung einzuflößen, ſo muß da, wo eine Schule nicht mit bloßen Tönen ohne Bedeutung ſich abgiebt, der größte und tiefſinnigſte Gelehrte, der nützlichſte, der brauchbarſte Bürger ſeyn. Und, wenn es die Alten geweſen, welche die ewigen Thaten für den Staat und das Bürgerwohl, die wir nicht bloß bewundern, ſondern ſie anſtaunen, verrichtet, welche ihr Vaterland, auch wenn ſie von demſelben verſtoßen, und durch Unrecht verfolgt werden, noch hochſchätzten und liebten, welche an unzähligen Orten, die jede ſchöne Seele mit einem ehrfurchtsvollen Schauder vorbeizieht, großen Thaten öffentliche Denkmäler errichteten, von nichts wußten, als von Ehre und Ruhm, und dieſe in der Ausübung gemeinnütziger Thaten ſuchten, ſo müſſen die Spuren davon in eben dieſen Denkmälern und in ihren Büchern vorhanden ſeyn.

Sie finden ſich auch durchgehends nach den Umſtänden der Zeiten in den Schriften der Alten. Allein, wie ein blöder, ſeelloſer Geſchichtſchreiber mit Namen und Jahrzahlen, oder mit kindiſchen Unterſuchungen und leeren Umſtänden ſich abgiebt, und unterdeſſen die Hauptſache ſtill mit hineinwirft und verabſäumt; ſo machen ſich verunglückte Leſer das

Aeußerliche des Buches zu deſſelben Endzweck, fragen den Mann um nichts, als um den Stoff ſeines Kleides, nehmen Worte und Alterthum für die Größe ſeines Vorzuges, und, ohne daß ſie es ſelbſt fühlen, auf Treue und Glauben ſeinen Werth an. Man muß daher der Jugend unaufhörlich den Unterſchied zwiſchen der ſchönen Schilderung einer Handlung und der ſittlichen Schönheit derſelben, zwiſchen den maleriſchen Blumen des Curtius, und den Bubenſtücken eines unbändigen Alexanders, den Abſtand des wahren Heldenmuthes von einer vernunftloſen Verwegenheit zeigen; man muß den Alten bis in das Innere nachſchleichen, die geheimen Triebfedern und Veranlaſſungen einer jeden Begebenheit aufſuchen, nicht bloß fragen, was geſchehen iſt, ſondern mit welchen Begriffen, in welcher Faſſung und Empfindung es habe geſchehen können, mit einem Worte, man muß die Alten als Staatsmänner, als Philoſophen, und als Menſchen, als Menſchen in ihren Büchern, in ihrem Leben ohne Zeugen, in ihren Häuſern ſtudiren.

Bei den Werken des Geiſtes muß man noch ſorgfältiger zur Lectüre kommen. Die Alten arbeiteten äußerſt langſam, und ſo ſoll man ſie leſen, wie ſie gearbeitet haben. Ein großer Geiſt iſt nicht immer in der Faſſung, in der er groß iſt. Dieß wußten die Alten;

darum ſchrieben ſie nur in den Augenblicken, wo ſie ſich außerordentlich gefühlt, wo ſie die Bewegungen ihrer begeiſterten Faſſung empfunden, und ihre Größe bemerkt haben. Die Vernachläßigung und unrichtige Anwendung der ſchönen Wiſſenſchaften, die geringe Sorgfalt, das Gefühl zu ſchmelzen, iſt daher eine der vornehmſten Urſachen, warum wir bei dem Leſen der Alten ſo Vieles gar nicht wahrnehmen, und das Wenige, das wir davon erhalten, ſo ſeicht, ſo geiſtlos in uns bringen. Männer, deren Empfindung roh und ſtarr, deren Begriffe von Gelehrſamkeit im Vielwiſſen, in einem bloßen Wörterbuche gelehrter Namen, und in einem ſteifen, ſyſtematiſchen Geſchwätze betäubender Räthſel beſtehen, ſolche Männer, welche ſich weder in den Schulen, noch im Umgange mit beſſern Menſchen gebildet haben, ſind nicht im Stande, ein Werk des Geiſtes jemals über die Oberfläche zu verſtehen, die Schönheiten deſſelben zu bemerken, und andern vorzulegen. Wer es ſelbſt niemals empfunden hat, was das iſt, das man einen edlen Schwung, ein heldenmüthiges Feuer der Seele, und einen über das Schickſal erhabenen Stolz ſeiner wahren Vorzüge nennt; wer ſelbſt Regungen der Zärtlichkeit, der Freude, oder des Mitleids über gute oder widrige Begebenheiten ſeiner Mitmenſchen, wer das algemeine Wohlwollen niemals gefühlt hat; nicht gelernt hat, bei dem Zurufe, Vaterland, eine treibende Hitze nach ruhmvollen Unternehmungen, und ſich begeiſtert zu finden, kurz, wer niemals aus ſich ſelbſt herausgedacht, oder nach einem elenden Zwange und übelverſtandenen Regeln gedacht hat, der wird den wahren Verſtand der ſchönſten Stellen weder überhaupt, noch einzeln einſehen; er wird die nervvolleſten Ausdrücke vorübergehen, ohne für ſich und andere etwas zu ſehen, niemals errathen, was Geiſt iſt; er wird alles, wie es ſein Herz und ſeine Faſſung iſt, todt, unbedeutend und kalt finden, und ſein Buch und ſeine Stunden mißhandeln. Die Ausdrücke der Alten kamen aus der Fülle ihres Herzens, ſie leben und bewegen ſich, überzeugen, malen die Sache, und reißen jede Seele, die mit gleichem Gefühle begabt iſt, unmittelbar mit ſich fort. Aber die ſchönſten, die unſterblichen Stellen liegen ganz einfach in einer ſchaudervollen Majeſtät unheiligern Augen verborgen da. Manchmal iſt es eine Wendung, die den Wink zum Gefühle angiebt, ein gewiſſer geheimer Zug, der die Sache beſeelet; und wie, wenn man auf viele Sehnen zu gleicher Zeit niederſchlägt, nur diejenigen antworten, welche in einer gleichen Spannung ſich befinden; ſo bemerken, genießen ſie nur ſolche Seelen, welche mit einer gleichen Anlage zum nämlichen Gefühle begabt ſind.

Wie ein Tonkünſtler, wenn er im Stande ſeyn ſoll, einen Text richtig zu überſetzen, denſelben bei ſeiner Ueberſetzung ſelbſt fühlen, und in eben der Lage ſich befinden muß, in welcher der Verfaſſer, da er ſchrieb, ſich befunden hat; ſo muß ein Leſer, um den Sinn einer Stelle zu faſſen, in eben die Umſtände und die Richtung verſetzet, und von eben dem Gegenſtande beſeelt ſeyn, welcher das Werk veranlaſſet, und deſſelben Schönheiten hervorgebracht hat.

Man leſe die Anrede des Aeneas an ſeine noch gerettete Mannſchaft auf den Küſten Lybiens, dieß Meiſterſtück der Natur und Einfalt, das die Züge des Menſchen und des Helden enthält. Man muß, wenn man ihre innere Schönheit genießen will, die Geſchichte, von der ſie veranlaßt worden, empfinden, und in den Umſtänden des Helden ſeyn. Ich ſehe ihn, nachdem er die Verwüſtung ſeines Troja mit angeſehen und überlebt hat, nachdem er ſeine Gemahlinn, deren Verluſt ihn unendlich ſchmerzte, verloren hat, nachdem er mit dem verunglückten, verwaiſten Haufen, auf die Reiſe ohne Ausſicht in die weite See ſich fortbegeben, und nunmehr auch den Verluſt dieſer elenden, bis auf ſieben Schiffe, durch einen grauſamen Sturm erlitten hat, einſam am Ufer ſtehen. Ungewiß, in welcher Gegend der Welt er ſich befinde, verſtoßen von Aſien, und von Europa vertrieben, herumgetrieben, und irrend in den ihm unbekannten Gegenden Lybiens, gedrückt von dem Mangel aller nothwendigen Dinge, ohne Ausſicht und Hoffnung, und feindſelig mit ſich ſelbſt, ſteht er da, und findet zu ſeinem Troſte nichts, als ſich ſelbſt. Sein eigenes Unglück nagt ihn, und das Andenken an die noch übrigen Schiffe, und die Vorſtellung aller Grauſamkeiten, welche den verlornen begegnen könnten, laſſen ihn niemals zu ſich kommen. Seine Gefährten liegen zerſtreut um ihn herum, niedergeſchlagen, und troſtlos; ſie ſehen nach ihm ſchweigend um Hülfe auf. — Ich habe ihn vor meinen Augen; ich ſehe die Beklemmung und das Bild des Kummers tief in ſeinem Geſichte, und zugleich hie und da noch Züge von Stolz und Zuverſicht auf ſich ſelbſt, die, wie Ebbe und Fluth, unaufhörlich hervorwollen, und ſich wieder verlieren. Er wendet ſich, bald zu dieſer, bald zu jener Seite, und kömmt allemal trauriger, verlegener, in ſich zurück. Jammer, Elend überall! — Ich höre ihn, wie er laut athmet, tief ſeufzet. Sein Geiſt zieht ſich zurück; es wird Nacht um ihn, und öde in ſeinem Herzen. Er fühlt nichts mehr, und fühlt wieder alles auf einmal. Sein Unglück iſt das meinige. Ich empfinde eine Hitze und haſtige Bewegung in mir, und eine Thräne ſteht mir im Auge. Mein Herz weigert ſich, ihn mir ſo vorzuhalten, und dennoch will ich ihn ſehen, will ich mit ihm leiden. Ich empfinde es, daß ich ein Menſch bin, erſchaffen zum Gegengefühl und zum Mitleiden für Menſchen.

Jetzt, wenn ich in dieſer Faſſung mich befinde, wenn ich den Helden und den Menſchen ſo vor mir habe, wenn ich in Gedanken es ſelbſt bin, fühle ich die Laune des Ausdruckes, vernehme ich die ſtille Größe deſſelben, und ſehe die Pantomime aller Töne:

„O meine Gefährten, (wir kannten ſchon ehe die Schwere der Uebel)
„O ihr! die ihr ſchon härtere Schickſale ertragen habt — —

„O Socii! (neque enim ignari sumus ante malorum.
„O passi graviora: — dabit Deus his quoque finem!

Sein Schmerz läßt ihn zu keiner Rede kommen Nach einer Pauſe; — ich fühle die Pauſe, und das Leiden, und das Zittern der Stimme:

„Gott wird auch dieſen ein Ende geben.
„Und ſo ſprach er, und im Herzen genagt von unausdenklichen Sorgen,
„Zwingt er in ſeinen Mienen Hoffnung ſich an, und unterdrücket die tiefen Schmerzen der Seele.

Talia voce refert, curisque ingentibus æger
Spem vultu simulat, premit altum corde dolorem.

Ich folge ihm mit ſeinem treuen Freunde in den Tempel der Dido. Jetzt erblickt er die Denkmale der trojaniſchen Thaten. Sein Geſicht heitert ſich auf; ſeine Augen nehmen das Feuer und die Entzückung an, die jede große Seele bei dem Anblicke ſchöner Thaten begeiſtert. Eine plötzliche Veränderung lebt in ihm auf. Ich ſehe die Freude, die ein Menſch im Unglück empfindet, wenn er irgend die Zeichen ſeines Herzens antrifft, das ſeinen Werth kennt, und das Unglück entgegen fühlt. Ich ſehe den edlen Stolz, daß er nicht gänzlich mißkannt ſey. Er wird ganz Held. Haſtig ſpricht er, indem er ſeinen Freund bei der Hand faßt, und hält oft für Freude und Weinen unterbrochen mitten im Worte:

„Sieh Priam, auch hier finden ruhmwürdige Dinge ihre Belohnungen,
„Thränen fließen über edle Thaten, und menſchliche Herzen nehmen Antheil an den Schickſalen der Menſchen.

„Lange hält er ſein Herz auf mit dem leeren Gemälde,
„Seufzet oft, und häufige Thränen benetzen ſein Antliz.

En Priamus! sunt hic etiam sua praemia laudi,
Sunt lacrymæ rerum et mentem mortalia tangunt.
— — animum pictura pascit inani,
Multa gemens, largoque humectat flumine vultum.

Ich habe nicht weinen müſſen, war die Antwort eines ſchönen Geiſtes, als man über ein Trauerſpiel ſein Urtheil verlangt hatte; und dieſe Antwort war, däucht mir, ihm angemeſſen, war würdig, als eine Regel von uns angenommen, und als ein Beweis und Kennzeichen, ob wir gehörig, ob wir mit Einſicht und Geſchmack geleſen haben, beobachtet zu werden. Wer, während daß er etwas las, nicht außerordentlich bewegt, hingeriſſen worden, las entweder kein Meiſterſtück, oder las nicht, wie er hätte leſen ſollen, oder iſt unfähig, etwas zu leſen. Ich gebe nur von weitem den Ton an, wie man zu den Werken der Dichter ſich vorbereiten, und mit welchem Geiſte man ſie leſen ſoll. Wie ſehr müßten wir den Männern, welche ſich bei den Schulen und der Literatur manchmal ſo große Ausſichten öffnen, verbunden ſeyn, wenn ſie ſtatt ihren beſtgemeinten Vorſchlägen, mit denen ſie die Schulen gekünſtelter, aber nicht lehrreicher machen, ſich die Mühe nähmen, uns einzelne Vorbereitungen zu ſchönen Stellen zu liefern; wenn ſie, ſelbſt voll Gefühl, uns die Kunſt lehrten, jede Schönheit zu fühlen, und aus dem wahren Geſichtspunkt zu betrachten, wenn ſie uns auf dieſe Art vollends überzeugten, daß in wenigen Zeilen Virgils, und der Alten überhaupt, mehr Regel und Anleitung vorhanden ſey, als in den meiſten aeſthetiſchen Gebäuden und Kunſtbibliotheken der Neuern. Freilich können dergleichen Erklärungen, indem man nicht bloß leſen, ſondern die Empfindungen deutlich machen ſoll, nur ſehr langſam vor ſich gehen. Manchmal würde man ſeine glänzende Schulweisheit bei Seite legen, und ſich ſelbſt erſt ſtudiren müſſen; aber man laſſe immerhin ſeine witzigen Einfälle, und mühſamen und gelehrten Kunſtſyſteme etwas zurückbleiben. Es iſt weit beſſer, etwas Weniges gefühlt, als Vieles nur berührt, Vieles nur durchgeeilt, und nichts davon verſtanden, noch weniger empfunden zu haben. Wer einen Künſtler oder Dichter beurtheilen will, muß ihn nach der wahren Empfindung und dem ſtillen Ausdrucke derſelben beurtheilen. Beides hervorzufinden, und für den Schüler ſinnlich zu machen, darin beſteht die Pflicht des Lehrers.

Beſitzt er Talente, wahre Einfalt, und Ruhe der Seele, und weiß er auch jenen in dieſelbe zu verſetzen; ſo wird er den Geiſt des Dichters ohne Mühe wahrnehmen und beſtimmen können. Wie angenehm iſt es, wenn man unvermuthet die Geſchichte ſeines Herzens antrifft, wenn man wahrnimmt, daß das Nämliche in uns vorgehe, und ſich ſagen kann, das dachte ich auch! Und wie lehrreich für jede ſchwungfähige Seele, wenn ſie ihren Abſtand entdecken, und ſich von neuem faſſen, und ſagen kann: So will ich denken, ſo will ich empfinden lernen.

Ein Lehrer, der nicht bloß die Poeſie der Worte, ſondern der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte verſteht, der die Poeſie aus dem Herzen des Menſchen und den Erfahrungen herholt, dieſelbe nicht bloß in ein Lehrgebäude kalter Figuren einſchränkt, an welche die meiſtenmale der Dichter ſelbſt nicht gedacht hat, ſoll dem Dichter Schritt für Schritt auf ſeinem Wege folgen. Er ſoll erſt den Plan und den Geſichtspunkt zeigen, in den der Poet ſich verſetzt hat; er ſoll die Ruhe des Geiſtes lehren, mit der man ſich den Gedanken der Alten nahen, und ihre Werke betrachten ſoll, die Kunſt, in wenigen Zeilen und Ausdrücken Vieles zu finden, und, um Vieles zu finden, die Kunſt, Vieles zu ſuchen; er ſoll in der

Schönheit und Gracie, die daſelbſt ſich befinden, die Sitten der Alten, ihre Begriffe von menſchlicher Würde, vom Wohlſtande und von Sittſamkeit vorlegen, er ſoll das Eigenthümliche, das jede Stelle bezeichnet, ausheben, Witz vom Verſtande, und dieſen von der Empfindung wegſondern können; er ſoll in die Faſſung des Dichters ganz einfließen, mit ihm fortgehen, und den Augenblick fühlen, wo entweder ſein eigener Geiſt zurückbleibt, oder wo der Dichter ſtehen geblieben, und die weitern Fernen nicht erreicht hatte, wo er in ſeinen Ideen Ordnung und Zuſammenhang beobachtet, oder aber in Unordnung gerathen, und auf Lücken und tolle Sprünge verfallen iſt, wo er in der That die Wahrheit der Sache, oder nur etwa ſeine Privatneigung und ſeine eigene Angelegenheiten ausgedrückt, wo er im Feuer gedacht, oder mit Arbeit und kalter Ueberlegung bloß nachgedacht hat; er ſoll endlich ſeine Schüler theils den nothwendigen edeln Stolz lehren, alles unerſchrocken ſo lange zu verfolgen, bis ſie es erreicht haben, ihren Fähigkeiten alles Rühmliche zuzutrauen, höher als alle Hinterniſſe, und über alles zu ſeyn, und theils zu gleicher Zeit, die eben ſo nothwendige Demuth, lebenslang ein weiſes Mißtrauen in ſich ſelbſt zu ſetzen, und um hoch zu ſteigen, ſich immer zurück, und im Thale zu denken.

Dieſe weiſe Vorſicht ſoll jeder vernünftige Mann am erſten in ſich ſelbſt ſetzen, und die Befeſtigung ſeiner Wünſche, oder unvernünftige Lobſprüche nie für das Zeichen halten, daß er genug gethan habe, daß es Zeit ſey, ſtill zu ſtehen, und zu bleiben, wer er geworden iſt. Lernen können wir alle, und in gewiſſen Dingen haben wir es ſchon weit gebracht, wenn wir Anfänger geworden, die wir immer bleiben, wir mögen darin gelernt haben, ſo viel wir wollen. So abentheuerlich es iſt, ſo erfahren wir doch, daß das ſo gewöhnliche Vertrauen auf ſeine eigene Stärke eine gemeine Urſache der geringen Achtung für die Werke der Alten ſey.

Da, wo man alles zu ſeyn glaubt, was man werden kann, nehmen die Wiſſenſchaften den Rückgang. Da bereitet ſich der Tod derſelben, ein biſſiger Hochmuth, dieſer Antheil aller ſchwachen Köpfe, über die Künſte aus, der alle ihre Unternehmungen, und ihre ganze Denkungsart vergiftet, und die Wiſſenſchaften, welche zur Handhabung der menſchlichen Eintracht und Liebe erfunden worden, werden die Geiſel des zur Schande unſerer Zeiten ſo ungeſcheuten und jedem braven Manne nachſchleichenden Verfolgungsgeiſtes.

Wie ſelten iſt jetzt der Mann, der nicht mehr ſeyn will, als er iſt, der dann, wenn man ihn am meiſten ehrt, in ſich zurücktritt, und im Herzen dieſe Ehre verbittet! aber wie weit ſeltener erhält man ihn! Die Kennzeichen des tiefen, des wahren Gelehrten bleiben allemal, wie die ſchönſten Freuden deſſelben, die Freuden des Weiſen, dem größten Theile verborgen; ſie äußern ſich in unvernehmlichen Zügen, und werden nur von dem, der es ſelbſt iſt, beobachtet. Fremd mit ſeiner Denkungsart, und nur ſich ſelbſt gleich, wird er von niemand, als von ſich ſelbſt, und nur hie und da von einzelnen Seelen erkannt. So wenig er alſo geſucht und gefunden wird, ſo wenig wird er die Meiſtenmale, wenn er da iſt, geachtet. In dem Lande der Halbgelehrten und Hinkenden wird jeder, der gerade und aufwärts einhergeht, verachtet, und als ein Abentheuer, das man hochſchätzen, aber nicht lieben kann, verdächtig angeſehen. Sie halten das für nichts, was ſie ſelbſt nicht kennen, und verfolgen das, was ſie zu erreichen nicht vermögend ſind. Wer ſeine Talente in der Jugend verlaunet, oder ſie in einer ſeelloſen, zu allem feinem Gefühl unfähigen Geſellſchaft, in der er etwa ohne Aufmunterung ſeyn mußte, verloren hat, iſt ſelten wieder im Stande, der ungeheuchelte Freund eines aufgeklärten Kopfes, und der Geſellſchafter einer ſchönen Seele zu werden.

Will man die Jugend lehren, wie ſie ſich die Ausdrücke der Alten gehörig entwickeln und begreiflich machen könne, ſo ſoll man ſie dahin gewöhnen, ſich dieſelbe in Bildern vorzuhalten, und auf der Leinwand zu denken. Die Unterſuchungen, welche man bei jedem Gemälde anſtellen ſoll: Was hat der Künſtler ſchildern wollen? Welchen Standort und Zeitpunkt ſeiner Vorſtellung hat er gewählt? Wie ſimpel hat er ſeine Hauptſache, und wie gehörig die Nebendinge hergeſtellt? Und bei menſchlichen Figuren: Wo liegt der Ausdruck der Empfindung? Und (wenn es mehrere Perſonen ſind) der Charakter einer jeden Perſon, ſo wie es die Umſtände erfordern? Iſt die Handlung einer jeden Perſon, ſo wie dieſelbe der Dichter ausdrücken wollte, wahrzunehmen? Und wo? Iſt die Pantomime und die Stellung des übrigen Körpers der Sache gemäß? Wenn man dergleichen Unterſuchungen vorausſetzt, immer vorhält, immer mit Geſchmack und Gründlichkeit erneuert, ſo wird man die Abſicht mancher ſchweren Stellen aufklären; man wird jedem Ausdrucke Leben und Sprache geben, und den Schüler dahin gewöhnen, daß er ſich bei jeder Stelle gegenwärtig verbleibe, daß er vor dem falſchen Lichte geiſtloſer Schilderungen, und dem Geräuſch großer Sprüche ſich hüte, daß er nichts für ſchön und wahr halte, ſo lange er es nicht ſelbſt verſteht, und endlich, daß er es ſich angelegen ſeyn laſſe, zur Lektüre der Alten, und zum Studiren überhaupt mit Ernſt und Zubereitung und weiſer Vorſicht zu kommen. Ich kann mich hier einer Anmerkung nicht erwehren, die ich in unſern Gegenden ſo allgemein zu machen, Gelegenheit habe. Man ahnet bei der Jugend manchmal, weil es einzelne Hausumſtände ſo mitbringen, mit Recht, manchmal aus einem übelverſtandenen, unnützen Eifer mit Unrecht, die Lektüre der Dichter in deutſcher Sprache. Deutſch ſind die unſchuldigſten Poeſien, die dem Gefühle rufen, verdächtig, und der Jugend und den Sitten gefährlich; aber lateiniſch lieſt man die Heldenbriefe des Ovids, ſpricht von den verliebten Oden des Horaz, und erklärt öffentlich das vierte Buch des Virgils, jenen Inbegriff aller Wünſche und Schwachheiten der Liebe. Ich nehme es zu einem Beweiſe im Vorbeigehen, wie unbedeutend man die Muſter der Alten in die Hände nehmen, welchen elenden Gebrauch man davon machen, und wie nüchtern und unwiſſend man überhaupt von den Werken wegkommen müſſe, die ſo viele Helden erzeugten, und Nationen aus dem Schatten hervorzogen.

Der Mangel des Geiſtes iſt eine von den Urſachen, warum man in unſern Kritiken gewöhnlicher das Tadelnswürdige einer Schrift, als ihre Schönheiten hervorſucht. Ich mißbillige die Entdeckungen nicht, welche einſichtsvolle und zugleich beſcheidene Männer über die Werke der Literatur auf der ſchlimmen Seite derſelben anzuſtellen pflegen. Auch große Geiſter haben ihre Schwachheiten, die ſie, ſobald ſie dieſelben bemerken, eben darum, weil ſie groß ſind, rühmlich ablegen und verbeſſern werden; und von anſteckenden Gefahren auf Abwege muß man den eigenen Verfaſſer und das Publikum warnen; allein, wie ein Ohr, das an den Wohlklang und die Harmonie gewöhnt iſt, von ſich ſelbſt die Unordnung und das Falſche eines übelgerathenen Tones bemerket, ſo würde es weit beſſer, ſelbſt für die Aufnahme des guten Geſchmackes, weit vortheilhafter für die Ermunterung junger Künſtler ſeyn, wenn man die Kritik an die ſchöne Seite richten, und durch den Beifall für die Stellen, die man getroffen, in der Stille diejenigen bezeichnen wollte, wo man Menſch geweſen, und in der Kunſt ſich verirret hat. Ungerührt von dem Werth einer Schrift, fallen tauſend ſogenannte Kunſtrichter, wie giftige Weſpen, über jeden, der es wagt, den Weg des Ruhmes zu betreten, mit Geſchrei und Lärmen zuſammen, ehe Einer ſich findet, der die Spuren des Verfaſſers verfolget, der die

Kunſt verſteht, durch Anpreiſung der wahren Seite die Abweichung der falſchen, und die Fehltritte zu zeigen.

Endlich ſoll man wenig, und dieſes oft und unzähligemal leſen, wenn man gut, wenn man mit Nutzen und Nachdruck leſen will. Es mag wahr ſeyn, daß es kein ſo ſchlechtes Buch gebe, welches nicht hie und da etwas Gutes enthalte; daß auch ſeichte Gedanken manchmal vermögend ſeyen, einem großen Kopfe zu wichtigen Beobachtungen und Entdeckungen Anlaß zu geben; daß man oft ein Kleinod antreffe, welches allerdings die Ueberwindung verdienet, die ſich ein Kenner und Gelehrter von Geſchmack anthun muß, eine Menge leerer und gedankenloſer Blätter durchzuleſen. Es iſt daher die Pflicht für einen jeden Gelehrten, daß er ſich auch in Büchern, die nicht eben ſeines Faches ſind, umſehe, damit er den Zuſammenhang des Ganzen verſtehen lerne, damit er in ſeinen Gegenſtänden nicht eingeſchränkt, und in den andern kein Fremdling verbleibe. Es iſt eine Nothwendigkeit, das Weſen vieler Wiſſenſchaften zu kennen, damit er ſeinen Hang, den Wink ſeines Genies erkenne. Es iſt weiſe Vorſicht, durch die Mitlektüre vielſeitiger Schriften, und durch eine wohlgewählte Abwechſelung ſich aus der Gewohnheit ſeiner Studien in neue Gegenden zu begeben, und zu eben der Zeit, da man auszuruhen ſcheint, ſich neue Kräfte zu ſammeln; aber wie, wenn man eine große Sammlung der trefflichſten Gemälde mit flüchtigem Auge durcheilt, man keines genießt, an keinem ſich ſättigt; ſo kann man ſich in allem umgeſehen haben, kann alles verſucht, und doch zuletzt nichts davon gebracht haben, als müde Augen und einen dummen Schwindel im Kopfe.

Dieſes Hinderniß, die Seele der Alten in uns zu bringen, das letzte, das ich berühren will, iſt anſteckender und wichtiger für uns, als daß es vielleicht möglich ſeyn wird, uns wider daſſelbe anders, als durch die Erfahrung, klug zu machen.

Wie die Erlernung ſo vieler Sprachen, die man jetzt allgemein für den nothwendigen Antheil eines jeden Gelehrten hält, eine übertriebene und unglückliche Mode iſt, ſo iſt die Gewohnheit ſo vieler unſerer Gelehrten, ſich auf alle Gattungen der Wiſſenſchaften mit gleich großem Fleiße zu verlegen, ein höchſt ſchädlicher und unglaublicher Fehler unſers Jahrhunderts. Auf allen Seiten erheben jetzt gute Köpfe aus dem ehemaligen Pfuhle die Augen. Beſchämt über ihre Blöße und ihren Abſtand von dem Geiſte der Alten, und unruhig durch den Anblick fremder Gelehrſamkeit, raffen ſie alles, nach was ſie mit einem Mal greifen können, zuſammen, eilen ſie mit Wuth alle Gattungen der Wiſſenſchaften durch, ſchlagen alle Sprachen nach, drängen ſich in alle Gebiete der Künſte, arbeiten alle Kunſtwörter und Regeln in ſich, und werden zuletzt unausſtehliche Kunſtſchwätzer und methodiſche Prahler, und deſto ſchädlichere Todfeinde der Künſte, je weniger man im Stande iſt, ihre Machtſprüche und Auskramungen gelehrter Namens und übertäubender Sentenzen von einer ſimpeln, wahren Gelehrſamkeit wegzukennen, und ſich vor den Anfällen ihrer Schwärmereien zu warnen.

So, wie die Alten in ihren Werken, die ſie uns hinterließen, unſere Muſter geblieben, ſo ſind ſie auch in der Art des Studirens unſere Lehrmeiſter. Sie verlegten ſich größtentheils nur auf Eine Sache, und lieferten uns dieſe. Viele der heutigen ſcheinen ſich in ihren Augen für alles gemacht zu ſeyn, und bleiben eben deßwegen in allem zurück. Dieſe Geringſchätzung und Verwegenheit fließt im Voraus aus der Geringſchätzung der Alten. Wer ſelbſt nie ein Gebirge erſtiegen hat, kann ſich von den Fernen und dem Umfange deſſelben keinen Begriff machen. Sein Kopf ſchwindelt an dem Fuße eines Hügels, hält jede Anhöhe für Alpen, und jede unter ſich gelaſſene Wolke für die Grenzen des Himmels. Je tiefer man in das Innere der Künſte, in das Eigenthümliche ſeines Faches gedrungen, je gelehrter man geworden, deſto weniger wird man es möglich finden, durchzuweilen, und Anſprüche auf alle Künſte zu machen.

Aber nun da, wo man den Beruf ſeiner Glücks- und Hausumſtände für den einzigen Endzweck ſeines Daſeyns anſieht, wo man in den Stunden, in denen man aus Pflicht und Zwang nichts zu arbeiten hat, auch nichts zu arbeiten vornimmt; wo man nicht begreift, wie es zugehen könne, in wenigen, aber fortgeſetzten Stunden Vieles zu thun, und mit ſeiner Zeit eine weiſe Haushaltung zu treffen; wo man das Studiren an zunftmäßige Gelehrte, und dieſe an die Schulſtuben anweiſet, und es von weitem nicht deutlich findet, was das ſeyn ſoll, ein Staatsmann, ein Mann, deſſen Hauptarbeit bürgerliche Geſchäfte ſind, und zugleich ein einſamer Gelehrter zu ſeyn; wo man nicht abſehen kann, wie man durch tauſend Dinge ſeinen Geiſt und ſeine Kenntniſſe erweitern, ſeinen Witz ſchärfen könne; wo man nicht daran denkt, daß, ſeinen Ausdruck und Sprache vernachläſſigen, ſo wenig ehrlich gehandelt ſey, ſo wenig es der wahren Sache gleichgültig ſeyn kann, elend, oder nachdrücklich vorgetragen zu werden, da wird man weder viele, noch eine einzige Wiſſenſchaft hervornehmen. Elende Entſchuldigungen: Ich bin den Pflichten meines Glückes, alſo bin ich den Forderungen meines Genies und der Welt nachgekommen! Unabhängig von allem, was uns Zeit und Umſtände nothwendig machen, lieget die wahre Anlage unſers Geiſtes zu einer gewiſſen Sache, unaufgehalten, fertig in uns, und erwartet ihre Entwicklung von unſerm Fleiſſe. Wagen wir es doch, den Fußſtapfen zu folgen, welche wir von den Alten und Weiſen aller Jahrhunderte betreten, und von unſern Nachbarn rühmlichſt nachgebahnet ſehen. Faſſen wir den Muth, uns in ihre Geſellſchaften zu miſchen, ſtolz auf uns ſelbſt, auf den Fleiß und die Früchte unſerer Arbeit zu werden, niemals, wie der Alte ſagt, minder allein zu ſeyn, als wenn wir es ſind, und niemals mehr zu thun, als wenn wir nichts zu thun haben. Halten wir uns das Urbild rechtſchaffener Seelen vor, und bringen wir uns jene Zeiten wieder, wo der Parthei- und Verfolgungsgeiſt die gröſte Schande, wo das politiſche und gelehrte Laſter, und die Liebloſigkeit verachtet waren, und Tugend und Redlichkeit über alles galten, wo man, unbekannt mit Unruhen, zu jeder ſchönen Seele ſich herdrängte, ihrem Beiſpiele folgte, und ſich bemühte, in ihrem Betragen Ermunterung und Geiſt für ſich abzuſehen, wo man nicht nach der Schwere der Arbeit, ſondern nach den Dingen fragte, welche eine Arbeit verlangen, wo man in wechſelſeitiger Eintracht, einer dem andern auf weitere Höhen half, aufrichtig ſeine Einſichten zuſammentrug, und, entfernt von eigenen Vortheilen, den Zug ſeines Herzens zu Rathe zog, bringen wir uns den Geiſt, den wir nun bewundern, den Geiſt der Alten wieder!

Warum man in den Schulen gewöhnlich mehr die Wissenschaften, als die Weisheit erlernet *).

Meine Herren!

Man hat mir zum Theil die Bildung Ihres Verſtandes, die Ruhe und Geſundheit Ihres Herzens, und die gänzliche Glückſeligkeit Ihres jetzigen und künftigen Lebens anvertraut, und ich habe mich mit heißem Verlangen nach dieſer Stunde geſehnt, wo ich das erſtemal Gelegenheit haben ſollte, Sie feierlich zu verſichern, daß ich einem jeden von Ihnen

---

*) Eine Rede, welche 1774 bei der feierlichen Eröffnung der Schulen in Landshut öffentlich abgeleſen worden.

ganz angehören, daß ich Ihre Glückſeligkeit mit der meinigen vereinigen, und Sie zu dem Eifer und Kummer, Sie zur Freude und Belohnung meines Herzens machen werde. Indem ich dieſen meinen großen Beruf aus den Händen Ihrer Aeltern, aus den Händen des Staates, aus der allgemeinen Verbindlichkeit des Wohlwollens für einen jeden meiner Mitmenſchen übernommen, und das Verſprechen gethan habe, daß ich Ihr Freund, Ihr Rathgeber, Ihr Lehrer und Mitarbeiter ſeyn wolle; ſo ſtellte ich mir in Gedanken ein Bild der ſeligſten Zukunft vor, Ihre Zukunft, wo Sie nicht nur überhaupt Einſichten und Gelehrſamkeit, ſondern auch eine wahre Größe in Ihren Geſinnungen, eine gegründete Feſtigkeit in Ihren Entſchlüſſen beſitzen, wo Sie von Ihren Einſichten einen klugen Rath, von Ihrem Gefühle eine thätige Unterſtützung fordern, und beides in ſich finden, und um ſich verbreiten werden. Wenn ein gemeiner Mann, der gar keine Bildung, als die er ſich ſelbſt gab, beſitzt, der aller Kenntniß des Herzens und der Welt, und aller Hülfsmittel, ſich einige zu erwerben, beraubt iſt, der bei der roheſten Geſellſchaft, um die er leben, und bei unzähligen Zerſtreuungen, denen er ſich hingeben muß, nichts lieſt, nichts hört, was ſeinem Herzen Kraft und Erweiterung geben könnte, wenn, ſage ich, ein ſolcher Mann dennoch oft praktiſche Weisheit, dennoch Geſundheit des Verſtandes, Güte des Herzens beſitzt, was muß aus uns, die wir es uns zum Berufe gemacht haben, ſtets etwas Gutes, etwas Nützliches und Großes zu leſen, unſern Verſtand und unſer Herz ſtets mit bildenden Eindrücken zu nähren, was muß aus uns werden? Dieſes iſt es eigentlich, oder gar nichts, was ich Ihnen hingeben, was Sie mit mir theilen, und worüber wir uns einſt, wenn wir an dieſes Jahr zurückdenken, werden erfreuen können. Haben wir aber wohl dieſe Weisheit mit unſerm Studiren auch allemal verbunden? Haben wir uns wohl mit der glücklichen Erfahrung tröſten können, daß wir in derſelben, ſo wie in unſern Einſichten, mit den Jahren zugenommen haben? Ich fürchte ſo ſehr, ob nicht den meiſten ihr eigenes Bewußtſeyn das Gegentheil ſagt, und beinebens liegt mir Ihr Wohlſeyn ſo nahe am Herzen, und ich wünſche ſo aufrichtig, Sie alle und jede dem wahren Ziele zueilen, und glücklich zu ſehen, daß ich glaube, ich könne mir Ihr Vertrauen und Ihre Aufmerkſamkeit nicht beſſer gewinnen, als wenn ich mit Ihnen heute dieſer Sache nachdenke, und die Quellen unterſuche: „Warum man in den Schulen gewöhnlich mehr die Wiſſenſchaften, als die Weisheit erlernet.“

Ein großer Theil iſt ſchon mit einem gewiſſen Eckel und Widerwillen wider das, was man Weisheit nennet, eingenommen. Man ſtellet ſich unter dieſem Begriffe im Voraus etwas Trauriges und Einſchränkendes vor, das man zwar glauben, aber nicht lieben, und deſſen man ſich nur an beſtimmten Stunden und Orten erinnern kann. Die Weisheit oder Philoſophie des Lebens, welche man aus den Wiſſenſchaften, falls man ſie nützlich treibt, erhalten und ausüben ſoll, iſt jene geſunde Richtung, jene Ordnung und Stärke des Verſtandes, vermöge welcher wir fähig werden, alles, was wahr, was allgemein, und für uns nützlich und ſchön iſt, zu entdecken und uns eigen zu machen. Sie iſt jener Geſchmack, oder jene getreue und augenblickliche Empfindung des Herzens, das Weſen einer jeden Sache, ihr Maaß, ihren geheimen Zuſammenhang wahrzunehmen, und nach denſelben unaufhörlich zu trachten. Sie flößet demjenigen, in dem ſie wohnet, eine raſtloſe Thätigkeit in Geſchäften, einen unaufhörlichen Durſt nach guten Kenntniſſen, und den edelſten Eigennutz ein, die Begriffe und Wiſſenſchaften nicht bloß in Anſchauungen, ſondern gegenwärtig ſehen und genießen zu wollen; ſie verachtet den glänzenden Pomp ohne Nutzen, und zieht, wider die Denkungsart eines finſtern Zeitalters, vergeſſene Vortheile aus der Dunkelheit hervor; ſie organiſirt das Herz unüberwindlich wider die Trägheit in harten Bemühungen, wider die Muthloſigkeit in drückenden Anfällen; ſie erwecket in dem Menſchen den glücklichen Ungeſtüm, daß er aufdenken, daß er ſtets nach etwas Weſentlichem greifen, und ſeinen Gedanken Leben und Handlung verſchaffen wolle: ſie macht ihn empfindlich gegen ſeine wahren Bedürfniſſe, macht das fremde Wohlſeyn zur nothwendigen Bedingniß ſeines eigenen Glückes, adelt alle ſeine Bewegungen, und verbreitet über ſein ganzes Weſen eine gewiſſe Würde, eine erhabene Ruhe und edle Einfalt, mit einem Worte, alle Tugenden des geſellſchaftlichen Lebens.

Daß alle Gelehrſamkeit, mit welcher dieſe Eigenſchaften nicht unmittelbar verbunden ſind, vergebens und nichtswürdig ſey, das werde ich wohl nicht erſt beweiſen müſſen. Was iſt alle Wiſſenſchaft ohne ihren Genuß, was iſt die tiefeſte Einſicht von der Welt ohne den wahren Geiſt derſelben, ich meine, ohne Weisheit? Die ſchwerſte mechaniſche Kunſt wird oft in kurzer Zeit, auch von mittelmäßigen Köpfen begriffen, und wenn nun dieſe Weisheit, die mit weit weniger Mühe erlernet, und von jedermann erlernet werden kann, von dem größten Theile der Gelehrten, auch, wenn ſie mit den fähigſten Talenten lebenslängliche Bemühungen verbinden, kaum wahrgenommen, nur obenhin begriffen, und überhaupt nicht in Ausübung gebracht wird, was ſoll man von ſolchen Einſichten und Kenntniſſen, welche man beſitzen, und zu gleicher Zeit doch verlaſſen vom Geiſt, doch leer von guten Empfindungen ſeyn kann, ſich denken? Geſetzt, daß ich alles geleiſtet habe, was man verlangt, um mich zu dieſem oder jenem Ehrenamte befördern zu können, daß ich mir mit allgemeinem Beifall den Ruhm des einſichtsvolleſten Mannes erworben habe, was ſoll mir das nützen, wenn zwiſchen mir und einem Unſtudirten dennoch im Grunde kein Unterſchied iſt, wenn ich nur in meiner Schule, und auf meinem Katheder gelehrt, und, ſobald ich in Geſchäfte, in Geſellſchaften, in Lebenspflichten trete, genöthiget bin, meine ſämmtlichen Einſichten und Syſteme vor der Thüre zu laſſen, und mir ſelbſt heimlich zu geſtehen, daß ich dieſelben nirgends antreffe, daß ich ſie nicht benützen, und mich, gleich andern Menſchen, die nicht ſtudirt haben, auf nichts verlaſſen könne, als auf den Beiſtand eines geſunden Gefühles und Menſchenverſtandes? Geſetzt, daß ich in der Philoſophie die ſinnreichſten Eintheilungen erfunden, daß ich in den ſchönen Wiſſenſchaften die feinſten Beobachtungen nachgelernet habe, was ſoll dieß alles mir und meinen Mitbürgern helfen, wenn mir meine Studien keinen Trieb zum Edlen und Großen, keinen Muth in mühſeligen Arbeiten, keine Entſchloſſenheit in Geſchäften verſchaffen, wenn ſie mich trocken und abgeſchmackt in meinen Empfindungen, lieblos und unausſtehlich roh in meinem ganzen Betragen bleiben laſſen, wenn ſie mir nichts geben, warum man die Wiſſenſchaften in mir ehren und lieben ſoll; mit einem Worte, wenn ſie mich nicht zu dem außerordentlichen Manne machen, dem man, wenn er auch die äußerlichen Kennzeichen ſeines Amtes und ſeiner Würde weglegte, an ſeinen Reden, an ſeinen Handlungen, an ſeinen Mienen und Bewegungen, daß er ſtudirt habe, abſehen, daß er Weisheit erlernet habe, zugeſtehen würde.

Wenn nun dieß in unſern Schulen der gewöhnliche Fall iſt, wenn der größte Theil gelehrter wird, ohne beſſer und weiſer zu werden; ſo laſſen Sie uns (denn es betrifft unſer Wohl) mit Eifer und Aufrichtigkeit die Quellen, welche dieſes Uebel veranlaſſen, unterſuchen.

Dieſer Urſachen ſind unzählige; aber die gewöhnlichen, denen wir in unſern Umſtänden abhelfen ſollen und können, ſind nicht weit herzuholen. Sie liegen theils in den unglücklichen Begriffen, mit denen man ſich den Wiſſenſchaften widmet, theils in der unglücklichen Methode, mit der man dieſelben wählt und behandelt. Viele ſtudiren, weil man ſie, ohne ſich um ihre Neigung, um ihre Fähigkeiten zu erkundigen, zu den Wiſſenſchaften beſtimmet, und gleichwohl auch hieher geſchickt hat, daß ſie ſtudiren ſollen. Eben ſo gleichgültig, als wenn man ſie zu irgend einem andern Gewerbe, ohne ihr Zuthun, angehalten hätte, und eben ſo gedankenlos und unbekümmert, ob ſich ihre Studien wohl auch einmal beſchließen, und was hernach am Ende derſelben folgen ſollte, wiederholen ſie von Jahr zu Jahr, ſobald man das gewöhnliche Zeichen zur Schule giebt, folgſam und friedfertig ihren ſichern Gang nach dem Schulhaus, ziehen von einer Klaſſe zur andern immer ihren Mitſchülern nach, und treten, wenn ſie alles vollendet haben, den Stand an, bei dem ihnen nach ihren Begriffen die geringſte Beſchwerniß, die kleinſte Arbeit bevorſteht. Man glaube ja nicht, daß dieß allein die Gewohnheit unfähiger Köpfe ſey, denen ſchon die Natur den Beruf und die Talente zum Beſitz der Wiſſenſchaften verſagt hat. Wollte Gott, daß es ſo wäre! aber auch fähige Gemüther, welche ihr Feuer wider Willen zur Thätigkeit, und, weil es nicht gehörig genähret wird, ſo oft zu unglücklichen Ausſchweifungen treibt, bleiben bei ihren

Studien müßig und unerbaut. Wenn ſie manchmal ſehen, daß Männer, welche in dem allgemeinen Rufe einer großen, ausgebreiteten Gelehrſamkeit ſtehen, im Leben nichts mehr ſind, als andere, daß ſie bei allen ihren Einſichten und Kunſttönen, bei allem ihrem Stolz und Vorrang, den man ihnen vor andern Menſchen wegen eben dieſen Kenntniſſen zugeſteht, engherzig und verfolgend, kriechend, tückiſch und grauſam, daß ſie ſinnlich, eigennützig und faul, und überhaupt keiner Seele auf Erden nützlich ſind; ſo folgt ganz natürlich, daß ſie nicht darauf denken, den Wiſſenſchaften etwas Ungewöhnliches zuzutrauen, oder von denſelben einen Einfluß auf ihr Herz, eine Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte zu erwarten. Sie ſtellen ſich bloß vor, daß ſie etwas erlernen müſſen, wovon gewöhnlich niemand redet, wornach niemand lebt, und zwingen mit Unluſt, und mit einer geheimen Angſt dieſe unbeſtimmte dunkle Gelehrſamkeit in ihr Gedächtniß.

Dieſe ſetzen alſo nach ihren Begriffen die Wiſſenſchaften in ſolche Kenntniſſe, die man wiſſen, verſtehen, die man unter ſeinesgleichen herabſagen, aber unter Menſchen, die nicht ſtudirt haben, verſchweigen muß. Zwar hören ſie oft, und ſie wiſſen es daher, daß man ſeinen Verſtand in Ordnung bringen, daß man ſich eine Deutlichkeit und Gründlichkeit im Urtheilen erwerben, und ſich im Ganzen eine Fertigkeit, richtig zu denken und zu ſchließen, zuwege bringen ſoll; das wiſſen ſie, aber ſie ſelbſt erfahren niemals, was es ſagen will, ſich dieſe Eigenſchaften erworben zu haben; ſie bleiben immer bei der Bemühung ſtehen, ſich von der Nothwendigkeit derſelben zu überzeugen, und wenn ſie dieß nach ihrer Art am beſten gethan, wenn ſie ſich am ſpitzfindigſten bewieſen haben, daß man gut denken ſoll, ſo ſind ſie herzlich mit ſich ſelbſt zufrieden, und bilden ſich ein, auch gut denken gelernt zu haben. Zwar geben ſie zu, und ſie wiſſen es daher wieder, daß uns bei allen Anordnungen des Verſtandes der wahre Geſchmack regieren, daß uns das Gefühl der Harmonie, der Ordnung, der wahren Größe, auf die Wege, welche wir gehen ſollen, nicht nur begleiten, daß es uns dieſelbe nicht nur zeigen, ſondern auch angelegen und zubereiten, und daß uns dieſe getreue, gegründete Empfindung überall gegenwärtig ſeyn müſſe; das wiſſen ſie; aber ſie ſelbſt haben, um mich ſo auszudrücken, die geheime himmliſche Muſik der Gedanken, der Urtheile und Empfindungen niemals gehört; ſie wiſſen nicht, wo die Sinne zu denſelben liegen, ſie ringen immer nach Regeln und Kunſtwörtern, löſen Ströme in metaphyſiſchem

Schaume auf, und bereden ſich, wenn ſie eine myſtiſche Sprache reden können, wo ſie ſich einander ſelbſt nicht verſtehen, ſich in die Tiefen des Gefühlſtromes verſenkt zu haben. Andere, deren Empfindung ſtärker iſt, als das Gewebe von Lehrgebäuden, mit dem ſie dieſelbe umgeben, bleiben bei dem Genuſſe dieſer Empfindung ſtehen; ſie weinen beim Anblicke eines tragiſchen Gemäldes, ſie werden entzückt, wenn ſie den Horaz, glühen, wenn ſie den Virgil leſen, und ſind überhaupt für das Schöne fühlbar eingenommen; aber wie ſoll das auf ihre Denkungsart wirken? Wie wenn man aus einem Traume aufwacht, man die Bilder, die man anſah, für nichts hält, und ſich denket, das war geträumt; ſo ſehen dieſe von ihren Büchern auf, wenn ſie dieſelben weglegen, lächeln über die ſchönen Chimären, und kommen zur Welt und zu ihren Geſchäften, wie wenn ſie aus dem Finſtern, wo ſie künſtliche Schatten ſahen, zum Tageslicht kämen, mit dem alten Kaltſinn, mit der alten Härte, und mit den alten Gewohnheiten zurück. Mit einem Worte, ſie erwarten nichts von den Wiſſenſchaften, und erhalten von denſelben keinen andern Vortheil, als den ſie ſich im Voraus verſprechen, den Vortheil, eine Menge dunkler Wörter und myſtiſcher Sprüche zu wiſſen, und ihren Verſtand völler, aber nicht geſünder, nicht ſtärker gemacht zu haben.

Aus eben dieſer Urſache iſt ein großer Theil ſchon zufrieden, das, was man ihm vorſagt, es beſtehe, worin es welle, getreu nachſagen zu können. Sie verdauen das niemals, was ſie wiſſen, laſſen es in ſich niemals zu Blut und Leben werden, ſondern ſie legen ihre Wiſſenſchaft gleichſam an einen ſichern Ort, bewahren ſie, als ein ihnen nur geliehenes Pfand, und geben ſie einem andern mit eben der Sorgfalt zurück. So ſprach oft der Schüler dem Lehrer nach, und eben darum ſind beide nicht beſſer, und für die Geſchäfte des Lebens nicht brauchbarer geworden. Ihre Grundſätze und Kenntniſſe theilen ſich andern nicht mit, gehen nicht mit den Veränderungen der Zeiten, der Bedürfniſſe, der Begriffe ihrer Nation fort, ſie dorren in ihrer eigenen Hülle zuſammen, und tragen nichts bei, ihren Beſitzer aufgeklärter, weiſer zu machen. Gelehrte dieſer Art denken über nichts mehr nach, urtheilen über nichts mehr, weil ſie gar nicht zweifeln, daß man etwas Beſſeres, als ſie wiſſen, und etwas Beſtimmteres, als ſie gelernet haben, nachſprechen könne. „Sie ſind," ſagte Cicero *), „ſchon ehe an ihre Urtheile

---

*) Primum ante tenentur adstricti, quam quid esset optimum, judicare potuerunt:

„unabbringlich gebunden, ehe ſie einmal fähig
„waren, von dem, was das Beſte ſeyn könnte,
„zu urtheilen. Je nachdem ſie in ihrem un-
„reifeſten Alter entweder einem Freunde etwas
„nachgeſprochen, oder ſich von dem Vortrage
„eines andern, den ſie zum Erſtenmale reden
„hörten, einnehmen laſſen, fällen ſie ſofort
„von Dingen, von welchen ſie keinen Begriff
„beſitzen können, ihr Urtheil, und bleiben an
„dem erſten Lehrgebäude, an das ſie, ſo zu
„reden, ein ungefährer Sturm gejagt hat,
„wie an einem Felſen unabbringlich kleben.
„Ich würde dieſen noch allerdings meinen
„Beifall geben, fährt er fort, wenn ſie mir
„allemal einwerfen, daß ſie ja ihre Urtheile
„nur allein demjenigen Manne nachſprechen,
„von dem ſie wiſſen, daß er Einſicht beſitze,

---

deinde infirmissimo tempore ætatis aut obsecuti amico cuidam, aut una alicujus, quem primum audierunt, oratione capti, de rebus incognitis judicant, et ad quamcunque sunt disciplinam quasi tempestate delati, ad eam, tanquam ad saxum adhærescunt. Nam quod dicunt, omnia se credere ei, quem judicent fuisse sapientem, probarem, si id ipsum rudes et indocti judicare potuissent. Statuere enim, quid sit sapiens, vel maxime videtur esse sapientis. Cic. academ. quæst.

„falls nämlich rohe und unſtudirte Leute beſtimmen könnten, ob es ſich mit dieſen Einſichten auch richtig verhalte. Derjenige, däucht „mir, muß ſchon ſelbſt ein weiſer Mann ſeyn, „der die Weisheit eines andern beſtimmen „ſoll.“

Man verſtehe mich wohl. Ich meine keineswegs, daß ſich ein Schüler mehr darauf befleißen ſoll, wie er die Worte ſeines Lehrers prüfen und beurtheilen, als wie er ſich dieſelben eigen machen möge. Zu jenem können ſeine Fähigkeiten nicht reichen, und, wenn es auch möglich wäre, ſo würde dieſe Art, die Wiſſenſchaften zu treiben, dem Begriffe derſelben vielmehr ſchädlich, als vortheilhaft ſeyn. Aber bei den Lehren, wenn ſie auch noch ſo gut ſind, ſich nur immer leidend verhalten, nur immer den Lehrer für ſich denken laſſen, für ſeine Worte nur immer Ehrfurcht und Gehorſam bezeigen, und den Verſtand und die Augen zuſchließen, ſich ſchleppen laſſen, ohne ſich ſelbſt bewegen zu wollen, das iſt es, wovon ich behaupte, daß die trefflichſte Kenntniß, wie die ſtärkendſte Speiſe in einem kranken Magen, ungenützt liege, und oft Fäulniß und Verderben nach ſich ziehe. Dieſer eingeſchränkte Geiſt wird ſolchen Gelehrten zur Natur, er denkt, redet, handelt aus ihnen, er begleitet ſie wechſelweiſe zu ihren künftigen Aemtern, und pflanzet ſich auf Kathedern, in Gerichtsſtuben, und in den wichtigſten Aemtern fort. Wie diejenigen, welche lange an einem Orte unthätig gelegen ſind, auch bei wohlgebauten Gliedern, wenn ſie aufſtehen wollen, Beſchwerniſſe im Gehen finden; ſo iſt es denſelben zuwider, ſich in ihrer längſtgewohnten Ruhe ſtören, und etwas, wovon ſie noch nie einen Gebrauch gemacht haben, ausüben zu ſollen. Sie haſſen alle Unterſuchung, wie die Leute, welche lange im Finſtern geſeſſen ſind, das Licht, und ſterben bei aller ihrer Gelehrſamkeit eben ſo ungelehrt und einſichtslos, als ſie geboren worden.

So lange man weder den Muth, noch die Abſicht beſitzt, die Wiſſenſchaften wegen ihres eigenen Werthes, wegen ihrer wahren und innern Vortheile zu treiben; ſo lange läßt ſich nicht vermuthen, daß dieſelben auf die Denkungsart, auf die Verbeſſerung ſeiner ſelbſt und des Staats, den mindeſten Einfluß haben ſollen; wer dieſelben allein für ein Gewerbe, womit man Brod verdient, anſieht, und allein aus der Abſicht, etwas zu erwerben, erlernet, der wird es lächerlich finden, wenn man ihn erinnert, daß er ſie mit dem Endzwecke, Weisheit zu erlangen, erlernen ſoll. In ſeinen Augen ſind Künſte und Wiſſenſchaften elende Sklavinnen, mit denen ſich um

Geld das ſchändlichſte Gewerbe treiben läßt. Er wird nie die Wahrheit reden, ſondern den abgeſchmackteſten Poſſen, ſobald ſie einträglich ſind, ſeinen völligen Beifall geben. Er wird ſich nicht enthalten können, mit jedem, der von der Erhöhung des Sinnes, von Verfeinerung des Gefühls, von Verbeſſerung und einem weiſern Gebrauche der Seelenkräfte ſpricht, herzliches Mitleid zu fühlen, und ſeine Begriffe für die Sprache einer kindiſchen, romanhaften, und überſpannten Phantaſie, welcher die Kenntniß der Welt mangelt, zu halten. Einige Wenige, welche noch beſſer denken, welche oft in der Stille den Verluſt ihrer Talente beweinen, und manche Stunde ihr Vergnügen darin finden, von einem beſſern Zuſtande der Gelehrſamkeit zu ahnen, und Wünſche zu thun, die bei ihnen nicht in Erfüllung gekommen ſind, läugnen ſich zwar von dem, was ſie für gut erkennen, nicht weg; aber ſie beeifern ſich auch nicht weiter, ſich des Beſſern, des Ganzen zu bemächtigen. Sie führen das Gebäude, auch wenn ſie ſehen, daß es ſich kaum noch aus dem Grunde erhoben hat, nicht weiter fort, weil ſie wahrnehmen, daß man es, um zu ſeinem Vortheile zu gelangen, nicht nöthig habe, weil ſie bemerken, daß das Weſen der Sachen niemand in ihrem Lande vermiſſe, daß man in dieſem das Maaß, welches man, um ein Gelehrter zu heißen, ausfüllen ſoll, bereits durch Geſetze beſtimmt habe, weil ſie an fremden Beiſpielen, oder mit ihrem eigenen Nachtheile erfahren, daß derjenige, der weiter dringt, der mehr umfaßt, oft gar nicht, oft mißverſtanden, oder weil man in ſeiner Sache nichts ſieht, noch öfter gar leerer, nichtswürdiger, gefährlicher Einſichten beſchuldiget werde.

Doch wenn dieſe unglücklichen Begriffe allein die Urſachen wären, warum man den wahren Geiſt der Wiſſenſchaften nicht aufnimmt, ſo ließe ſich immer noch hoffen, daß dieſer wenigſtens noch bei Einzelnen die Oberhand erhalten, und daß durch die Bemühungen derſelben die Funken der Weisheit in allgemeine Flammen ſich ausbreiten würden. Aber durch ſie werden bald die nöthigen Einſichten bei der Wahl der Gegenſtände, bald die Gegenſtände ſelbſt angeſteckt und verderbt, und mithin die Wiſſenſchaften von eben denen, welche denſelben aufhelfen ſollen, vertrieben. Man hätte nie eine Wiſſenſchaft von ihrer Ausübung trennen, noch dem, der einen Theil weiß, den Ruhm des Ganzen zuerkennen ſollen. Seit man denjenigen, der von der Theorie reden konnte, ſchon mit dem Namen eines Gelehrten beehrt, ſeitdem verlor ſich die Ausübung, und die Wiſſenſchaft ward ein Spiel verſchlagener Köpfe, ſeitdem durfte man der Weisheit Hohn ſprechen, wenn man ſie nur im Munde führen, und um die Benennung, was ſie ſey, und was ſie nicht ſey, ſich zanken konnte. Man durfte durch ſein Leben und ſeine Handlungen bekennen, daß man ſelbſt an keine Verbindung mit Menſchen glaube, daß man ſeinen Staat, ſeine Pflicht nicht liebe, daß man dieſen oder jenen Leidenſchaften, dem Zorn, der Rachgier, dem Geiz u. ſ. w. ergeben ſey, und man war doch ein Gelehrter, wenn man nur von dem, was der Staat iſt, eine künſtliche Erklärung zu geben, wenn man nur die Benennungen des Geizes herzuſagen wußte, und die Theorie deſſelben nach einem Syſtem erklären konnte. Durch dieſe Wege hat die bekannte Schulweisheit ihren Anfang genommen. Man beſchäftigte ſich unaufhörlich mit dem Syſtem der Sache, und die Sache ſelbſt ließ man liegen. Da jenes nicht ſättigte, ſo gieng man auch bald wieder davon ab, und der erſte, der eine neue Aenderung traf, ward der erſte Gelehrte genannt.

Die tiefſinnigſte Wiſſenſchaft iſt nur in ſo fern Weisheit, in ſo fern man ſie nützen, und zum Dienſte der Menſchen verwenden kann. Sobald man die wahren Begriffe von den Wiſſenſchaften und ihrem Endzwecke verler, verbannte man auch ſie ſelbſt, und mit ihrem Abzuge ward die Weisheit entfernet. Die Alten ſahen überall auf ihre Bedürfniſſe, und unternahmen nichts, ohne dringende Urſache. Sie führten oft ein Gebäude auf; aber ihr Lebensziel war zu kurz, ſie konnten es nicht vollenden; indeſſen änderten ſich, oder verſchwanden die Bedürfniſſe, welche jenes Gebäude veranlaßten. Die Neuen giengen hinzu, baueten immer an dem Gerüſte fort, bedeckten das Haus, vor dem es ſtand, mit unnöthigem Getäfel und Zierrathen, oder führten ohne alle Nothwendigkeit und Urſache neue ähnliche Gebäude fort. Viele Wiſſenſchaften und Künſte ſind, ungeachtet ſie immer den nämlichen Endzweck haben, dem Muthwillen der Moden unterworfen. Wie heut zu Tage auch oft in dem nämlichen Lande nicht überall die nämlichen Gegenſtände zu bearbeiten ſind, weil ſie vielleicht hier den Vortheil nicht verſchaffen, den ſie anderswo gewähren, ſo müſſen auch in ebenderſelben Schule, ſo wie die Zeiten und Bedürfniſſe wechſeln, die Wiſſenſchaften ſich ändern. Man muß nicht bloß das, was große Gelehrte erfanden, ſondern man ſoll den Geiſt, allemal gerade das, was den gegenwärtigen Bedürfniſſen angemeſſen iſt, zu erfinden, aus ihren Werken ſtudiren. Wie wahre Kenner, wenn ſie die Arbeit eines Künſtlers betrachten, bei dieſer allein ſich nicht aufhalten, ſondern von derſelben auf die Natur ſehen, ſo ſoll man bei jeder Lehre auf das wirkliche jetzige Leben zurückgehen. Die ſchönſten Erfindungen der Alten dienen heut zu Tage oft nur als Methode, als Gleichniß, als Beiſpiele. Man kann ihre Lehren vielleicht gut leſen, trefflich erklären, auch fühlen, und doch nichts für ſeine Mitbürger gelernt, doch nichts für ſeine Bildung erhalten haben, wenn man nicht gerade das, was dieſen Ausdruck, dieſe Erfindung, dieſes ſchöne Bild veranlaßt hat, mit einem Worte, wenn man den Endzweck, der verborgen liegt, nicht gefühlt hat. Oft erkennet man, daß eine Sache unnützlich ſey, und man glaubt, die Methode ſey es, verbeſſert dieſe, und jene läßt man ungehindert ſtehen, ſtatt daß man darauf denken ſollte, beide wegzuräumen, und auf einem neuen Grunde neue Vortheile zu ſuchen. Es kann ſeyn, daß nur große Genies fähig ſind, dieſe oder jene Wiſſenſchaft zu begreifen, und im Grunde iſt die Bemühung um dieſelbe vielleicht doch nichts mehr, als der Einfall ſeyn würde, aus einem großen Strome ein ſpielendes Waſſer in einem Luſtgarten zu machen. Es kann ſeyn, daß dieſe oder jene Theorie den Verſtand ſchärfe, denſelben in Ordnung bringe, und im Grunde iſt ſie vielleicht doch nichts mehr, als es die Sorgfalt ſeyn würde, einen geſunden Körper immer mit ſtärkenden Speiſen und geiſtigem Getränke zu nähren, ohne ihm jemals eine Gelegenheit, wo er ſeine Kräfte verwenden ſoll, anzuzeigen. Es kann endlich ſeyn, daß dieſe oder jene Einſicht unentbehrlich ſey, und im Grunde kann ſie doch, ſo wie ſie erlernet und ausgeübet wird, denjenigen Aerzten gleichen, welche immer an Krankheiten, wenn ſie ſchon zugegen ſind, heilen, aber niemals darauf denken, den Krankheiten die Quellen zu verſtopfen, und ſie zu entfernen.

Wollte Gott, daß dieſer Geiſt des Pedantismus, nämlich die Gewohnheit, große Bemühungen auf Dinge ohne Nutzen und Endzweck mit hartnäckigem Eifer zu verwenden, nicht ſo allgemein wäre! Sollten die Religion, die Geſetze, die Predigten, die Schulen, die Schauſpiele, die Künſte, die Feierlichkeiten, ſollten alle dieſe Studien nicht auf das engſte zu Einem Endzwecke verbunden ſeyn? Sollten ſie nicht alle einen und ebendenſelben Geiſt, ein und eben daſſelbe Ziel vorausſetzen? Sollten ſie nicht wechſelweiſe fragen: Was wollen wir dann insgeſammt aus unſerm Volke machen? Welche Denkungsart wollen wir ihm denn einflößen? Wohin wollen wir es am Ende denn einmal führen? daß man doch dieſes lange gefragt hätte! Aber vielleicht beſchäftigen ſie ſich mit Gegenſtänden, die ſich bloß anſchauen laſſen, die nicht nähren, nicht aufrichten; vielleicht ſchneiden ſie nur weg, was ſchädlich iſt, ohne darauf zu denken, ob man es außerdem heilen könnte; ſie arbeiten vielleicht zu gleicher Zeit in dem nämlichen Staat, ohne ſich zu kennen, geben oft einander die Hände, ohne ſich zu lieben, und ſehen vielleicht manchmal einander zu Grunde gehen, ohne ſich, wenn ſie auch könnten, zu retten.

Auch dadurch kann man ſeines Endzweckes verfehlen, daß man eine Wiſſenſchaft nicht von der Seite anſieht, von der man ſie in einem gewiſſen Alter, und in Rückſicht auf ſeine jetzigen Umſtände betrachten ſoll. Wie von einem Baume nicht alle Künſtler die nämlichen Theile benutzen, ſo ſoll, däucht mir, die nämliche Wiſſenſchaft anders von Jünglingen, und anders von Männern, und wieder anders von verſchiedenen Ständen behandelt werden. So wichtig z. B. in der Geſchichte das Wiſſen bloßer Begebenheiten, der Verträge, Urkunden, und ſolcher Thatſachen überhaupt iſt, ſo wenig ſollte vielleicht dieſer Theil der Haupttheil der Geſchichte für Schüler ſeyn. Ihn ſoll die Geſchichte beſſern, aufwecken, thätig und ſtark machen. Die Betrachtung der Wege und Mittel, durch welche ein Volk von kleinen Anfängen bis zu einer heroiſchen Größe geſtiegen, ſoll ihm Entſchloſſenheit und Eifer geben, ſeine Fähigkeiten aufzurufen, zu verſuchen, und zu erhöhen; das Nachſpüren der Urſachen und Triebräder, durch welche dieſe Mittel veranlaßt und erhalten worden, ſoll ſeinem Verſtande Scharfſinn, Erfindung und Gegenwart verſchaffen; das Hinſchauen auf dieſes alles zu gleicher Zeit, auf Ruinen und blühende Gefilde, auf ewige Veränderung, ewige Abwechslung und Fortdauer am Hohen und Niedern, vom Großen und Geringen, vom Leben und Tod ſoll ſeinem Herzen Ausdehnung und Geiſteskraft, und die Schilderungen und lebhafte rührende Gemälde außerordentlicher Seelen ſollen alle ſeine Triebe mit edelm unüberwindlichem Stolz gleichartiger Gemüther, und einem unerſättlichen Durſt nach gleichen Verdienſten erfüllen; nämlich, man ſoll in dieſen Jahren, wo man die Quelle, aus welcher alle künftigen Handlungen fließen ſollen, eröffnet, mit allen Wiſſenſchaften mehr erfreuen, als lehren, mehr für die Wärme des Herzens, als für viele, aber unzeitige Begriffe des Verſtandes bedacht ſeyn.

Ja, daß man die Wiſſenſchaften nicht genießet, daß man die Hauptſache, ich meine das Gefühl, noch vernachläſſiget, und ſchon zufrieden iſt, wenn man eine Wiſſenſchaft nur für wahr und gut erkennet, ohne ſie für die ſeinige zu erkennen, das iſt es hauptſächlich, was, wenn auch alles zugegen wäre, wenn man wahre Begriffe von den Wiſſenſchaften, und wahre Gegenſtände beſäße, die Verbreitung derſelben über Leben und Handlung ſtets unterdrücken würde. Soll eine Kenntniß vollendet, ſoll ſie eine thätige Unterſtützung und Weisheit des Lebens werden, ſo muß ſie nicht bloß aus Ueberzeugung, ſondern aus heißem Antheil und aus Liebe gefloſſen ſeyn. Seit dieſe erlöſchten und verſchwanden, ſeitdem ſind die Wiſſenſchaften unthätig, feindſelig und ausſchließend, ſeitdem haben ſie manchmal ihre Ordnung verkehrt, und das heilige geheime Band ihres Zuſammenhanges getrennt. Laſſen Sie mich meine Rede mit einer Wahrheit beſchließen, die mir heiß auf dem Herzen liegt, und die man in der That ernſtlicher, als gewöhnlich geſchieht, beherzigen ſollte.

Ohne das Gefühl, das die ſchönen Künſte gewähren, bleibt die wichtigſte Lehre öde, und der tiefſinnigſte Mann ein elender Pedant. Alle ſeine Kenntniſſe gleichen einem unglücklichen Erdſtrich, welcher, weil ihn nie die Sonne beſcheint, ſaftlos darnieder liegt. Sein Syſtem mag ſich in guter Ordnung befinden; aber da es nicht athmet, nicht gähret, ſo bringt es nichts hervor. Wir bemerken alle Tage an Männern, die vielleicht unendlich viel wiſſen, daß alle ihre Einſichten nicht den mindeſten Einfluß auf ihr Leben nach ſich ziehen, daß ſie ihre plumpen und bäueriſchen Sitten, ihre harte und verfolgende Denkungsart, und überhaupt ihr trübes unausſtehliches Weſen bis ans Ende ihres Lebens beibehalten. Es iſt nicht um das Aeuſſerliche des Ausdruckes, und, wie man meint, um geputzte Redensarten zu thun, mit denen man ſeine Lehre ausſchmücken, und ſeinen Vortrag angenehmer, einnehmender machen könnte, ſondern es betrifft den Geiſt der Künſte, welcher einer jeden Einſicht ihr Leben, und den gehörigen Nachdruck giebt, welcher, vermöge eines geheimen Triebes, nach der Ordnung und dem Weſen einer Sache, den Schatten von dem Körper, das Müßige von dem Nothwendigen abſondert, und jede Kenntniß an die große, gmeinſchaftliche Kette der Wiſſenſchaften anſchließt. Verlaſſen von dieſem Gefühle, macht ſich noch mancher Gottesgelehrte ſogar eine Ehre daraus, keine einzige reine Redensart in ſeiner Mutterſprache niederſchreiben zu können, und mit eben dem Stolze legt er ſeinen theologiſchen Satz vor ſich hin, erfindet ſich, um denſelben in ein Syſtem zu bringen, in einer barbariſchen Sprache ſeine eigene Metaphyſik und Logik, und fährt mit großer Zufriedenheit fort, die ſchönen Wiſſenſchaften von Herzen zu verachten. Unbekannt mit allem dem, was man Bildung, Verfeinerung, Einklang des Gefühles mit Handlungen, was man Seelentriebe, Bewegungen, Leidenſchaften des Herzens nennet, witzelt und hadert ſo mancher Philoſoph über die Seelenkräfte, und verhöhnet die Quellen derſelben, und verachtet die Dichter. Eine jede dieſer Wiſſenſchaften eifert, klaget oft über die andere, jeder iſt nur darum zu thun, wie ſie die andere beherrſchen, wie ſie ihre Sache zur Vorſchrift der andern machen möge; eine jede glaubt, ſelbſtſtändig, und allein aus ſich ſelbſt entſproſſen zu ſeyn. Mit ſolchen Geſinnungen, mit dieſer Trockenheit des Sinnes wollen wir Theologen, Rechtsgelehrte, Vertheidiger der Gerechtigkeit werden. Wir wollen Prediger werden, die dem Menſchen vom Laſter abrathen, und ihn zum Guten bereden ſollten, und beſitzen keinen Begriff von menſchlichen Herzen, wiſſen nichts von den Quellen der Leidenſchaften, vom Uebergang einer

Seelenbewegung zu einer andern; wir bilden uns ein, dem kranken Nebenmenſchen ſeine unordentlichen Begierden, ſeine Gewohnheiten aus dem Herzen durch Worte und Befehle hinausſchrecken zu können. Wir wollen Geſetze machen, durch welche der Geiſt, die Denkungsart eines Volkes erhöhet, durch welche die Triebe der Häuslichkeit, der Induſtrie, der vaterländiſchen Geſinnungen erweckt werden ſollen, und wiſſen nichts um die Kenntniß der Charaktere, verſtehen nicht, was aus dieſer oder jener Verordnung bei einem Volke, das dieſe Talente, dieſen Hang beſitzt, hervorkommen müſſe; wir wollen ausſäen, und ärndten, und tragen nicht die geringſte Sorge, uns mit dem Boden, wo wir pflanzen wollen, oder mit der Pflanze ſelbſt, oder mit der Frucht, welche ſie endlich einmal hervorbringen ſoll, bekannt zu machen.

Noch ſind unzählige Urſachen vorhanden, welche auch den beſten Unterricht in Schulen bald nur zum Gedächtnißwerk machen, bald ihn nur dem Verſtand mittheilen, ohne ihn in das Herz dringen zu laſſen. Unedle Abſichten, Mangel an Fleiß, an nöthigen Talenten, an unentbehrlichen Hilfsmitteln zum Studiren, ſtürmiſche Leidenſchaften, und tauſend andere Uebel dieſer Art ſind die gewöhnlichen Hinderniſſe der Weisheit, die man aus den

Wiſſenſchaften ſchöpfen ſollte, entweder den Eingang zu verwehren, oder die gehörige Ausbreitung zu unterdrücken. Der wird ſie alle heben, der mit dem ernſtlichen Vorſatze, mit der Liebe für das Vaterland, für ſein Wohlſeyn in die Schule kömmt, ſie heben zu wollen.

Noch einmal meine Herren! meine theuerſten Landsleute und Freunde! was nützet alle Einſicht, alle Gelehrſamkeit, wenn ſie nicht in uns denkt, in uns handelt, und mit unſern Jahren zunimmt; wenn wir ſie bloß nur wiſſen, und nicht, als unſer Eigenthum, benutzen, vermehren, mit ihr einen edlen Wucher treiben? Wie weit würde man es vielleicht mit der Gottesgelehrtheit, in den Rechten, in der Arzneikunſt, und in allen den andern nützlichen Wiſſenſchaften gebracht haben, wenn man dieſelben nicht bloß nachgelernet, ſondern darin ſelbſt gedacht hätte, und in dem, was uns die großen Männer hinterlaſſen haben, fortgefahren wäre! Aber nur ſelten hatte einer den Stolz, oder den großen Muth, die Sache, welche man ihm beſchrieb, ſelbſt zu berühren, und ſie als ſeine eigene zu behandeln. Ehren Sie doch ſich ſelbſt, und denken Sie bei Tag, und wiederholen Sie ſichs bei der Nacht: Auch ich will einer von den Männern werden, die ſich in dieſer oder-jener Wiſſenſchaft einen eigenen Ruhm erwarben, die mit ihrem Namen den Namen ihres Vaterlandes in die entfernteſten Länder trugen, und Licht auf ihre Zeitgenoſſen verbreiteten. Ich will durch das Gebiete meines Studiums nicht bloß wandern, ich will darin wohnen, und was darin Gutes iſt, ſelbſt in Beſitz nehmen. Ich will unerſchrocken bei Beſchwerniſſen, und unüberwindlich in meinem Eifer durch alle Hinderniſſe ſelbſt der Urquelle mich nähern, bei der ſo mancher Ausländer ſich geſtärkt, und begeiſtert, und durch ganz Europa gerufen hat: Seht, das habe ich gethan, ich habe mich zum Herrn meiner Wiſſenſchaft, und zum Erfinder, zum Lehrmeiſter meines Zeitalters gemacht!

Warum ſollen wir das nicht thun können? Gewiß, Sie werden es thun, Sie werden, wenn Sie ſo dieß Jahr anfangen, ſo fortſetzen, einſt als nützliche Glieder des Staates, als Gelehrte dem Auslande es gleich thun. Was Frankreich und England denken, erfinden und handeln kann, ſoll das unſer Bayern nicht können? Sagen Sie dieß recht oft bei ſich ſelbſt, und Schimpf und Schande auf den, der es bloß denkt, und nicht laut ſagt, nicht ausübt. Nein, ich würde glauben, daß ich Urſache gegeben habe, mir das Zutrauen von Ihnen allen zu entziehen, wenn ich dieß auch nur von Einem aus Ihnen dächte. Welch ein Tag für uns, der heutige Tag, der uns dieß Jahr eröffnen, und mit dieſem die Erwartung unſers Vaterlandes von uns, den Grund unſers künftigen Wohlſeyns beſtimmen ſoll! Es iſt lang für den, der es benützen will, und das wollen wir alle. Wie ſüß und belohnend wird es am Ende ſeyn, wenn wir uns hier wieder freudig verſammeln, und beurlauben, indem wir uns unſers Eifers erinnern, und die neuen Kräfte fühlen, an denen wir dieß Jahr zugenommen haben; wenn wir uns ſagen können: Dieſes Jahr war es, wo ich den Grund zu meinem und anderer Wohlſeyn legte, wo ich die guten Grundſätze meines Lebens erhielt, und thätig ausübte, wo ich an der Hand meines Lehrers, der nicht nur mein Führer, ſondern mein Begleiter und wärmſter Freund war, die Wege zur wahren Wiſſenſchaft, zum Ruhm, zur Weisheit betrat!

Von den Urſachen, warum die Früchte der Schulverbeſſerungen nicht plötzlich ſichtbar und allgemein werden *).

Man ſoll bei allen neuen Einrichtungen eine der ernſtlichſten und umſtändlichſten Betrachtungen dahin verwenden, daß man den Fortgang derſelben in die Zukunft, und die möglichen Folgen in der Anwendung im Voraus beſtimme, und wenn ſie nicht auf der

---

*) Eine Rede, welche 1775 bei der feierlichen Eröffnung der Schulen abgeleſen wurde.

Stelle ſo vollkommen ſeyn können, als man ſie wünſcht, die Urſachen der ſpäten Erfolge dem Publikum vorlege. Je nothwendiger eine Verbeſſerung, und je richtiger ſie getroffen und feſtgeſetzt iſt, deſto langſamer rücken die meiſtenmale die Wirkungen nach, und deſto fortgeſetztere Bemühungen erfordert es, den neuen Anſtalten Aufnahme und Ausbreitung zu verſchaffen. Allein, wie manchmal bösartige Kranke, wenn ſie die Kraft der Arznei nicht auf der Stelle empfinden, dieſelbe mißtrauiſch verwerfen, ſich wider alle Vorſtellungen der Verſtändigen neue zulegen, keine benützen, und mit allen, weil ſie dieſelben mißbraucht haben, verlegen bleiben, ſo verfallen oft beide, die Verbeſſerer ſowohl, als diejenigen, mit denen man eine Verbeſſerung vornimmt, wenn die getroffenen Anſtalten nicht alſobald vor ſich wollen, in einen ſchädlichen Kleinmuth, bereden ſich, daß das, was nicht ſchon nützlich geworden iſt, niemals nützlich werden könne, ſchreiten zu neuen Erfindungen, die aber ſo wenig, wie die erſten, fruchten, und irren in einer erbarmungswürdigen Verlegenheit von Fehltritten zu Fehltritten.

Man ſcheint hie und da auf die neuen Einrichtungen, welche man zur Aufnahme unſerer Schulen getroffen hat, mißvergnügt und zweifelhaft hinzuſehen, und, indem man den ſtillen Einfluß derſelben auf das chriſtliche und bürgerliche Leben mit Händen nicht ſehen kann, heimlich und öffentlich die Aenderungen, welche man bereits gemacht hat, anzuklagen, und ſich neue, oder gar die alten zurück zu wünſchen. Da dieſes eine Beobachtung iſt, die uns allen zugleich gemein und bedenklich bleibt, ſo muß es auch für alle eine gemeinſchaftliche Pflicht ſeyn, ſich an die Anmerkung, welche ich vorausgeſetzt habe, zu halten, mit beiden Augen vor die Sache zu treten, und mit der deutſchen Freimüthigkeit, mit der man über alles laut zu denken gewohnt iſt, zu unterſuchen, ob ſich nicht etwa Urſachen finden, welche die beſten Schulvorſchläge zurückhalten, und den Erfolg auf ſpätere Zeiten verlegen.

Schulen haben die Abſicht, künftige Bürger zu bilden, künftige Bürger menſchlich und wahrhaft chriſtlich denken, und ſie in ihren Handlungen einen weiſen Kummer, Liebe, Sanftmuth und Beſcheidenheit, und alle Eigenſchaften eines wahren, durch die Vernunft und Religion beſeelten Menſchen beobachten zu lehren. Wir ſollen in unſern Tagen, wenn die jetzigen Schüler in das gemeine Leben entlaſſen, und in die Pflichten der Staatsgeſchäfte aufgenommen werden, eine Nachkommenſchaft aufſtehen ſehen, wo die Väter, von einer menſchlichen Zärtlichkeit gegen ihre Kinder aufgemuntert, und überzeugt von der Nothwendigkeit der erſten Erziehung, das Heiligſte, das ihnen Gott anvertrauet hat, und ihr Herz empfinden kann, die Sorgfalt über dieſelben, mit Ernſt auf ſich nehmen, und jene erhabene Freude fühlen werden, die erſten Spuren und Kräfte des Verſtandes ſelbſt aufzurufen, und die Keime jeder guten Eigenſchaft zu entwickeln. Dann wird man (o daß Gott es jetzt gebe!) in Geſellſchaften ſtatt der gedankenloſen Unterhaltungen, und alle Menſchheit erniedrigenden Beurtheilungen, aus der Fülle des gerührten Herzens ſich herumfragen, welche Mittel es gebe, das Kind von den allmähligen kleinen Aeußerungen, daß in ihm ein Hang zu dieſer und jener Unart, die jetzt als ein liebenswürdiger, unſchuldiger Einfall bewundert, und einſt an dem Manne als ein Verbrechen hervorgehen wird, verborgen liege, mit Liebe und beſcheidenem Ernſte, mit einer Art, die die Seele erhebt, abzuziehen; welche Mittel es gebe, daſſelbe von den Ankündigungen des Neides, des Haſſes, des Hochmuths, und allen den Fehlern, die man oft bemerkt und unterhält, abzulenken, und zur willigen Aufnahme der guten Eindrücke herzurichten und folgſam zu machen.

Künftig alſo, und wenn dieſe häusliche Erziehung vorangeht, und ſchon zugleich in die Schule kömmt: welcher Vortheil für die Anſtalten derſelben! Von denjenigen Jahren, die man jetzt unbeachtſam hingiebt, von den Jahren, wo die Kinder aufwachen, anfangen, dieſes oder jenes zu lieben, oder zu verabſcheuen, hängt alles, die Vernunft und Erfahrung beſtätigen es, hängt alles ab, was man künftig mit denſelben vornehmen und wirken ſoll, und die Faſſung, welche ſich da feſtgeſetzt, beſtimmt gemeiniglich die Luſt der Kinder, eine gute Lehre aufzunehmen, ordnet ihre künftigen Schritte, und ihre Hoffnungen in das weitere Leben.

Wenn die Aeltern ſelbſt feindſelig, abgeneigt, und mit widerſinnigen Einbildungen wider etwas, das ſie nicht kennen, und nicht erfahren haben, erfüllt ſind; wenn ſich alſo bei den Kindern außer der gewöhnlichen Abneigung zu allem Unterricht noch die Schwachheit der Aeltern geſellet, und dieſelbe verhärtet hat; wenn ſich bereits ſchon ſchädliche Anmuthungen zur Unthätigkeit, zum Eigennutz und Hartſinn eingeſchlichen, und merklich gemacht haben; wenn das Kind zu Hauſe durch ein unvernünftiges Aufdringen unfaßlicher Dinge, und unzeitiges Anſtrengen, und durch die unzähligen gewöhnlichen Mißbräuche, ſklaviſch, furchtſam, niederträchtig geworden, wenn die Triebe des Edelmuths, der Freimüthigkeit ſcheu gemacht und erſtickt ſind, was werden da die beſten Schulanſtalten helfen, und wieder herausnehmen können? Wunder werden dieſe Einrichtungen niemals verſprechen; (denn wozu wären ſonſt ſo viele Bemühungen nöthig?) aber wundervolle Dinge würden die Kinder verſprechen, welche bereits gehörig erzogen, wenigſtens nicht verzogen, in die Schulen kämen, und gefaßt wären, den Unterricht derſelben mit begierigen Herzen aufzunehmen, und mit fortgeſetztem Fleiße zu behalten.

Gleichwohl, ſo ſehr es zu befremden ſcheint, ſind jene nicht allezeit die ſchädlichſten Feinde guter Einrichtungen, welche noch Hitze genug beſitzen, dieſelben anzutaſten, und durch gehäſſige Anſchläge entgegen zu arbeiten. Wer nur einmal im Laufe iſt, es mag nun ſo unglücklich abgehen, als es will, verdienet noch Mitleiden; denn er würde, gehörig gewarnet, die rechten Wege einſchlagen, würde vor ſich ſetzen; aber ſo viele Aeltern vergeſſen ihre Kinder, und überlaſſen die Wohlfahrt derſelben fremder Gleichgültigkeit. Todt für die Pflichten, welche das Herz lehrt, iſt es ihnen gleichviel, was mit denſelben vorgeht, iſt es ihnen unerträglich, die ſtets beſchäftigte Lebhaftigkeit zu ertragen, und glücklich zu benutzen. Um ſich vor einem Ungeſtüm, der ihnen unausſtehlich iſt, los zu machen, führen ſie ſie oft zu unnützen, oft zu gefährlichen Unterhaltungen, und geben ſie gleichwohl ihrem Schickſale preis. So gehen die Jahre, wo die Seele noch weich iſt, unbenutzt, verwaiſt dahin, und wenn die Zeit kömmt, wo man die Fähigkeiten entwickeln, und gehörig wenden ſoll, ſind Unkraut und Unluſt an ihrer Stelle. Es giebt keine ſo beſtimmte Methode, daß man an dieſelbe durchgehends in allen Fällen ſich halten, und überall bei der erſten Bildung nach ihr verfahren ſoll. Auch können ernſthafte Dinge niemals den Anfang machen, ſondern dieſe müſſen erſt durch ſinnliche Bilder angekündigt, unmerklich nachrücken. Es ſind ganz einfache, natürliche Mittel, unnennbare Gelegenheiten, von der Aelternliebe erfunden, und von der Klugheit angewandt, welche das Kind in die gehörige Richtung bringen, welche es, während daß ſie daſſelbe unterhalten, und mit ihm ſpielen, ſtillſchweigend unterrichten, es unvermerkt nachſinnen und empfinden lehren, daß es allein mit dem, was vor ihm liegt, nicht zufrieden ſeyn, ſondern fremde Hülfe annehmen, und ſich beſtreben müſſe, durch Fleiß und Zutrauen ſich die Gewogenheit und Bildung der Unterrichtenden zu verdienen, und durch kleine Siege über anſcheinende, oder wirkliche Beſchwerniſſe ſich hinwegzuſetzen.

Eine Hauptfolge der veralteten und unthätigen Unwiſſenheit iſt in dieſem Stücke jener Eigenſinn, nach welchem man zu ſchließen fortfährt, daß dasjenige, was allgemein geſchieht, nicht anders, als recht und löblich geſchehen könne. Eine Familie erhält die andere in ihrer Härte, und ſtützet ihr Aergerniß auf fremde Beiſpiele. Manche Aeltern würden von den jammervollen Früchten auf die Urſache fortdenken, und ſchließen, daß eine Erziehung, welche die meiſten Kinder öde, ungeſittet, verhärtet gegen alles Gute läßt, vielleicht nicht richtig ſey. Manche würden ſich von dem Ernſte öffentlicher Anſtalten aufmerkſam machen, und belehren laſſen, daß die Befolgung derſelben für ihre Kinder die größten Vortheile enthalte. Manche würden ſich endlich den väterlichen Landesverordnungen mit Treue und Gehorſam unterziehen, wenn nicht die allgemeinen Beiſpiele vermögend wären, alle guten Gedanken zu untergraben, und ſie dahin riſſen, nachzuthun, was ſie von andern vorausgethan ſehen. Allein, wenn ein freier, vernünftiger Menſch ſich nicht bloß darum zu etwas entſchließt, weil er es von andern, ohne ihre Abſichten zu wiſſen, unternommen ſieht; wenn er eine jede Sache, die gut und wahr iſt, aufnimmt, ohne darauf zu achten, von wem ſie herkomme, ohne ſich nur nach fremden Beiſpielen zu richten; wenn das gute Beiſpiel einzelner Familien, denen wir unſere Achtung ſchuldig ſind, mehr beweiſet, als das Betragen einer Menge eigenſinniger Thoren; wenn in Dingen, welche am engſten mit uns verbunden ſind, jeder ſich ſelbſt vor Augen hat, ſo ſollte man doch aufwachen, ſollte nicht immer blindlings nachhandeln, ſollte ſelbſt handeln, und den Anweiſungen folgen, welche uns Männer aufrichtiger, und von Erfahrung begleiteter Einſicht und chriſtlicher Liebe vorgelegt und angeprieſen haben.

So lange man ſich im Voraus denkt, daß eine Sache, die alt, und immer ſo geweſen iſt, niemals aufhören könne, gut zu ſeyn; ſo lange man nichts für gut hält, als was man ſelbſt gelernet oder erfunden hat; ſo lange man jede Aufhebung eines mit ſich ſelbſt ſtreitenden, und von allen Klaſſen der Fehler bezeichneten Mißbrauchs für eine bedenkliche Neuerung hält; ſelbſt die Aufklärung der Vernunft für verdächtig anſieht; zwar weiß, daß endlich auch Gebäude von einer dem Scheine nach ewigen Dauer veralten, und dennoch bei den Maßregeln, welche unſere Vorfahren bei ungleichen Umſtänden genommen, keine Abweichung ſich denken kann; ſo lange es im Allgemeinen bei dieſer Faſſung bleibet, wie kann man hoffen, daß Einrichtungen, welche, wenn man ſie auch mit Eifer befolgte, auf der Stelle nicht wirken können, den erwünſchten Endzweck hervorbringen ſollten? Bald werden kurzſichtige und hartherzige Aeltern dem manchmal beſſern Kinde die zum Unterrichte nöthigen Hilfsmittel verſagen, und die Hauslehrer, die von ihnen abhängen, heimlich, durch ihren Unwillen und ihre Unluſt zu neuen Dingen, warnen, auf der Hut zu ſeyn, und ſich durch die Einführung einer in dieſem Hauſe verhaßten Lehrart in keine Ungnade zu ſetzen; bald werden die Schüler ſelbſt, wenn ſie den Wink der Aeltern bemerken, zurücktreten, und einen ſchwindeligen Begriff von eben der Bemühung ſich machen, welcher ſie alle ihre Aufmerkſamkeit widmen, und ihre künftige Wohlfahrt verdanken ſollen.

Wenn man den Mann nach dem Maaße des Dienſtes, welchen er dem Staate leiſtet, ehren ſoll, und manchmal wirklich ehret; wenn die Bemühung, eine thätige Glückſeligkeit unter die Menſchen zu verbreiten, die wichtigſte, und wenn endlich an hundert noch bildungsfähigen Kindern unendlich mehr gelegen iſt, als an tauſend Erwachſenen, wie außerordentlich ſoll man den Mann auszeichnen, dem man dieſe Stelle übergiebt? Aber wo können bei dieſen Umſtänden jene Aufmunterungen herkommen, welche den Mann, der ſich zu den Schuldienſten entſchließt, begleiten, ihm ſeine, für jeden, der es ſelbſt nicht erfahren hat, unglaublich ſchweren Arbeiten verſüßen, und ihm Muth machen ſollen, neue Wege zu bahnen, und die Laſt ſeiner Pflichten munter und ſtandhaft zu tragen? Es iſt ſchon ſehr hart, und deſto härter, je beſſer man es meint, in einer Geſellſchaft von Menſchen, nachdem man für dieſelben ſeine Bequemlichkeit, ſeine Kräfte und Geſundheit aufgeopfert hat, ohne Troſt und Zutrauen zu leben, ſich immerdar in ſich ſelbſt zu hüllen, und, wo man hintritt, von zweideutigen Geſichtern und Haß-ausdrückenden Mienen ſich umgeben zu ſehen; aber, o Gott! Er, welcher den Verſtand einer Gemeinde aufklären, ihr Herz bilden, es in ſeiner Gewalt haben ſoll, dem Fürſten und der Religion wahre Menſchen oder Ungeheuer zu liefern, dieſer unendlich bedenkliche, höchſt wichtige Mann, wurde manchmal in unſern Tagen, und vor kurzem in vielen Gegenden kaum höher, als der Mann über die Heerden, geachtet, wurde außerdem, daß man ihm den für die niedrigſte Menſchenklaſſe nöthigen Unterhalt zugeworfen, kaum bemerket, und von allen Arten öffentlicher Staatswürden ausgeſchloſſen. Gute Schulen erfordern bei ungemeinen Geſchicklichkeiten aufſerordentliche Treue und Fleiß, und wenn man die Schickſale dieſer Bemühungen weiß, mit welcher Zuverſicht wird man ſich auf eine durchgehends hinlängliche Anzahl guter Lehrer Hoffnung machen können? Ausländer, welche die Geſchichten ſo mancher Länder, die ſie nicht kennen, verunſtalten, betrachten uns überhaupt, in Abſicht auf die Künſte und Wiſſenſchaften, auf der ungetreueſten Seite, und verhöhnen uns, wo ſie uns vielleicht beklagen, bedauern ſollen. Mangel des Genies, des Fleißes kann man uns nicht Schuld geben, wenn man uns näher geſehen, ſtudirt hat; aber es iſt leicht, wie der Weltweiſe, im Vergleich des römiſchen Staats mit dem griechiſchen, ſagte, höher zu rücken, und dann auf diejenigen herabzuſehen, die nicht mit hinaufſteigen, und den zu überwinden, der niemals geſtritten hat. Der niedrige Rang, und die verächtlichen oft knechtiſchen Begegnungen benehmen endlich auch dem Manne von den beſten Vorſätzen den Muth, auf ſeine Pflicht zu halten, gegen die Anfälle der häuslichen Verfolgung und Unwiſſenheit auszuharren, und über die Vorurtheile ſeiner Gegend zu ſiegen. Wer nicht von beſondern Abſichten geführt, oder nicht von dem Mangel des Unterhalts gedrungen wurde, hätte es für eine Art von Wahnwitz angeſehen, wenn er ſich es ſollte einfallen laſſen, ſich bis zu dieſen kleinen verachteten Arbeiten zu erniedrigen, und ſeine Freiheit, ſeine Ruhe, ſeine Achtung bei andern dem Herrn der Schulen, etwa einem Edelmann mit den Sitten ſeines Dorfes, etwa dem elenden Eigenſinn einer Rathsgemeinde, wo es der Hauptgrundſatz iſt, nichts über alles zu denken, mit Verläugnung des geſunden Menſchenverſtandes vor die Füße zu legen.

Aber, wenn wir auch immerhin geſchickte, treue und arbeitſame Männer erhalten ſollen, und dieſe laſſen ſich freilich noch manchmal miethen, was wird ſchöne Seelen, Männer von Genie erwecken? Mit einem Geiſte von außerordentlichen Gaben ſind auch Länder, wo es bereits Licht iſt, in einer Art von Verlegenheit. Je mehr er taugt, und je fähiger er iſt, deſto geſchwinder hebt er ſich aus der gemeinen Klaſſe der Menſchen, und verliert ſich gleichſam, indem er ſich immer höher ſchwingt, aus den Augen derſelben. Man bemerkt ſeinen Gang aus dem Ungemeinen, das er an ſich hat, und die Klügern meſſen ihn aus ſeinem Schatten. Aber gemeine Seelen finden nur das an ihm, was ſie ſuchen; ſuchen ſich ſelbſt, ihr Herz, ihre Einſichten, und ſo oft ihre Schwachheiten. Hier ſitzt der Mann, zufrieden, nicht mißkannt zu ſeyn, mitten unter der Menge in ſeiner Einſamkeit und ſtillen Größe, vergißt das Geräuſch, vergißt ſeine Bequemlichkeit, und arbeitet mit der innigſten Wärme unermüdet ſeinen Weg fort zur Wohlfahrt der Menſchen. Ich verſtehe unter der Aufmunterung, mit der man ihn pflegen ſoll, nicht diejenige, welche kriechende Gemüther ein ausgemachtes Glück nennen, daß man ihn zum Glanze und Ehrenſtellen hervorziehen, ſeinen Namen in bettelnde Lobſchriften drucken, oder ihn mit Reichthum überhäufen ſoll. Die größten Männer haben oft bei dürftigen Umſtänden genügſam gelebt, und ihre Bemühungen zufrieden fortgeſetzt; aber wenn man ſich nicht zu Tod ſchämt, falls man ſich, bloß darum, weil man Macht beſitzt, ſein Geſicht in Falten zu legen, unterſteht, Hochmuth zu beſitzen, und den Mann von Genie zu beunruhigen; wenn man über ſeine Arbeiten kalt bleibt, und mit trägem Phlegma ihn anſtarret; wenn er ſich bei ſeinen Bemühungen denken muß: da liegt nun eine Nation vor mir, in der Bildung vernachläſſiget, und begraben in Schlafſucht; aber ich will meine ganze Seele anſtrengen, ihr aufzuhelfen, will für ſie Nächte durchwachen, mein Leben nicht achten; — und dann, wenn ich fertig bin, wird man mich mit den Augen, die ich geöffnet habe, verdächtig anſehen, mir ausweichen. Ich will auf dem dürren Boden denſelben ein Denkmal errichten; aber ich weiß, daß ich mich verbergen, daß ich mein Werk in die Hände derjenigen geben muß, denen es in die Seele geht, einen Menſchen mit Fähigkeit, mit Muth und Fleiß zu erblicken. — Große Männer beklagen ſich ſelten, oder man verſteht ſie nicht, was ſie wollen. Die meiſten, die in Geheim Stimmen von ferne zu hören glaubten, ſtanden auf, trugen ihre Ehre und die Schande des Landes mit ſich fort, das ſie verließen. Manche verloren ſich eben ſo ungeſehen, als unbedauert — laßt uns dieſe Betrachtung verlaſſen! Das einzige, was da Ehre macht, iſt, es zu geſtehen, und nicht aushören zu können.

Dieſe wenigen, jedermann bekannten, und häuslichen Wahrheiten ſind einige von den Urſachen, wodurch die beſten Anſtalten, Anſtalten, die eben ſo redlich gemeint, als klug ausgedacht ſind, vielleicht ſpät zurückgelegt, vielleicht gänzlich gehemmet werden; aber es iſt betrübt, von einer Sache zu ſprechen, deſſen bloßer Inhalt ſich ſelbſt verurtheilt und gehäſſig macht, und ich will nur noch einige allgemeine Urſachen anführen, die ſich bei allen Einrichtungen in der Welt einfinden können. Sind ſie auch auf keinen gewiſſen Fall, wie ich es dann auch von keinem gewiſſen behaupte, anzuwenden: ſo mögen ſie vielleicht doch geſchickt ſeyn, uns für alle aufmerkſam und behutſam zu machen.

Es iſt der erſte Grundſatz, an den man ſich bei der Ausführung einer wichtigen Unternehmung halten muß, erſt auf dem Wege der vorkommenden Hinderniſſe niemals zu verzagen, und dann zu gleicher Zeit niemals mit einer blinden Unerſchrockenheit fortzuſetzen, niemals alles auch beſcheidene Mißtrauen in ſeine Einſichten und Anſchläge zu verwerfen.

So ängſtig und kurzſichtig der Gedanke iſt, wenn ich ſehe, daß die Wirkung verfehlt, ſo muß die Urſache verfehlt ſeyn, ſo iſt er doch das gewöhnliche Urtheil, das bei jeder neuen Anſtalt, wenn ſie zu mißlingen ſcheint, von allen Seiten zuſammen eilet. Woher kämen ſonſt die heimlichen Bemühungen derjenigen, die man aufrichten will, alle Hülfe, die man ihnen anbietet, von ſich abzulehnen? Woher manchmal die ängſtliche Verlegenheit derjenigen, welche die Wiederherſtellung einer längſt verzweifelten Sache auf ſich zu nehmen haben?

So wie kein Plan, wenn er auch vollſtändig iſt, unaufhörlich anſteht, und gleich gut bleibt, ſo kann keiner, wenn auch wahre Einſichten und eine eifrige Ausübung ſich vereinigen, auf der Stelle vollſtändig werden.

Das erſte Zeichen, daß eine Sache gut iſt, und der vornehmſte Beweis, daß ſie Eindrücke macht, wird oft ſchon dieſer ſeyn, daß ſie den meiſten mißfällt. Wie wenn ein Alter mit den Sitten unter uns ſtände, nach denen man vor tauſend Jahren gelebt hat, er denjenigen unausſtehlich vorkommen, und ſie beleidigen würde, welche von jeder Sache nach dem, was ſie geſehen, zu urtheilen gewohnt ſind; ſo mißfällt der Weiſe, der in ſeinem Betragen und Handeln der Menge vorausgeht, und ſie durch ſeine Beiſpiele und Ordnung auf beſſere Wege zu führen bedacht iſt. Daher iſt ſelten, wie uns die Geſchichte zeigt, eine Nation aufgeſtanden, ohne diejenigen, von welchen ſie geweckt worden, zu opfern. Man will ſich, ſo ſcheint es, die Mühe erſparen, zu geſtehen, daß man tief gelegen hat, und, ehe man ſich einander in die Augen ſieht, diejenigen aus dem Wege räumen, vor denen man zu erröthen gezwungen wäre. Darum erhält der Mann Lob, wenn man ihn nicht mehr ſieht; darum ſtehen diejenigen, deren Aſche die Väter zerſtäubten, auf den Säulen und Altären der Enkel.

Dieſe Wahrheit, ſo ſehr man ſie voraus weiß, hat ſchon manchmal den beſten Anſtalten ihre Haltung, und heroiſchen Geſinnungen ihre Richtung benommen. Wenn gleich der Ausbruch des Eifers für Vernunft und Menſchheit unmöglich wieder zurückzuhalten iſt, wenn gleich der Tag der guten Denkungsart zu ungeſtüm aufgeht, als daß man nicht mit beiden Augen ſehen, und ihm nachgehen ſollte; dennoch hat ein Feind des geſunden Menſchenverſtandes ſeine gallichten Abſichten ſchon weit gebracht, und mehr, als ſich denken läßt, gewonnen, wenn er es dahin vermocht, die Ausübung eines einhellig ſchön erkannten Vorſchlages durch ſtille Wickeleien auf eine Zeit in Verlegenheit, und den Urheber derſelben in den Verdacht eigennütziger Abſichten, oder eines böſen Herzens, das er nach dem ſeinen mißt, zu verſetzen. Die höchſten Stellen werden, wenn die unleidentliche Ungeſtümigkeit fortdauert, und in ausgeſuchten Stunden angebracht wird, wenn ſie denſelben zur Tafel, zu Erholungen, in das Kabinet nachſchleicht, und ſie verfolgt, endlich müde und nachgiebig, und den Vätern des Landes wird ihr Leben ſauer gemacht, daß ſie ſich überſtimmt zurückziehen, und mit einer Betrübniß, die man gegen Hilfloſe empfindet, von Ferne zuſehen.

Der Grund guter Einrichtungen muß gleich anfangs auf haltende Lagen verlegt, und darauf wohl befeſtiget werden. Allein je reiner eine Sache, je mehr ſie von einem philoſophiſchen Geiſte vorgeſchlagen, und auf die Ausübung gerichtet iſt, deſto unmöglicher iſt es ihr oft, es gleich anfangs zu ſcheinen. So wie man ehe viel geleſen, gedacht haben muß, um in einer großen Schrift viel leſen, viel finden zu können, ſo müſſen erſt unzählige Umſtände herbeigeſchafft, und in die gehörige Faſſung verſetzt ſeyn, wenn ſie die Wirklichkeit guter Plane nicht verlaſſen, nicht verunſtalten ſollen. Für jetzige und künftige Zeiten liegen oft gleiche Wahrheiten da, zum guten Gebrauche beſtimmt, und zum böſen willfährig; aber wie das reinſte Metall ſchöne und abentheuerliche Geſtalten annimmt, nachdem der Model, den es durchgeht, es umſchafft und ordnet, ſo werden gleiche Gedanken, welche in benachbarten Gegenden Menſchen und Chriſten hervorbringen, durch ungeſchickte Hände gleichgültig, und von böſen Gemüthern unkenntlich gemacht. Wenn man fremde Unrichtigkeiten für die ſeinigen hält, wenn man, ſobald Abſichten mißlingen, davon abläßt, zu verdroſſen iſt, der Sache eine neue Wendung, neue Unterſtützung zu geben, zu muthlos, ſeine Feinde müde zu machen, oder zu gutherzig, einige zu entdecken; wenn man jeder gallſüchtigen Kritik, die ſich zur Schande unſers Zeitalters in der Nähe und Ferne herumbalgen, einen kriechenden Beifall giebt; ſo drehen ſich Wahrheiten und Lügen in einem Wirbel, ſchaffen den Thoren die Unordnung, die ſie ſuchten, bringen die höchſten Stellen auf mißtrauiſche Gedanken, und verurſachen des Friedens willen der guten Sache ein unzeitiges Machtwort.

Aber ſo gefährlich das kleinmüthige Mißtrauen iſt, vermöge welchem man ſeine eigene Erfindung verurtheilt, und ſeine Anſtalten jedem Schickſale preis giebt, ſo iſt doch der eine äußerſte Fehler ein wider alle geſunde Vorſtellungen verhärtetes Vertrauen auf ſeine eigenen Kräfte weit öfter die Urſache, warum die beſten Grundſätze mitten in ihrem Laufe ſich umwenden, und dem vorigen Unſinne anheim fallen. Wie oft läßt man ſich von ſeinem Bewußtſeyn, daß man aufrichtig bereit ſey, gut zu denken, und unpartheiiſch anzuordnen, dazu verführen, nicht weiter nachzudenken, und auf der Stelle zu glauben, daß alles, was man ſuchte, vollendet, und auf das beſte geordnet ſey!

Es iſt nicht leicht eine Art von Menſchen ſo gar außer Art geſchlagen, daß, wenn ein Mann mit Geiſt und Wahrheit unter ſie tritt, nicht einige davon ihn bemerken, ſich über ſich ſelbſt berathſchlagen, und fühlen ſollen, wo ſie ſtecken, und wie ſie ſeine Vorſchläge zu nehmen haben. Diejenigen, welche am wenigſten verderbt ſind, werden bald einen gleichen Ton angeben, und ihren Retter mit lautem Beifalle empfangen. Beſcheidene Männer werden entzückt, bei ihrer Nation Spuren von Nachdenken zu erblicken, die kleinſten Bemühungen mit Freuden aufnehmen, und, um die Anfänger nicht kleinmüthig zu machen, denſelben mit der liebreichen Miene einer Genügſamkeit, Ermunterung zuſprechen; viele werden vor Verlangen, ſich herauszuhelfen, alles anrühmen, nichts prüfen, und jede Sache annehmen. Eine gewöhnliche und gefährliche Verſuchung für Väter der Bildung!

Das iſt nicht allemal groß, was große Eindrücke macht, und eine gute Aufnahme erhält. Je dunkler die Zeiten ſind, je verlegener ein Ort iſt, deſto mehr Hochachtung erhalten ſeichte Dinge, und deſto leichter gewinnen ſie den Ruhm des Ungemeinen. Man ſchätzt alles gleich hoch, weil man vor allem erſchrickt, weil man ſich vornimmt, gegen alles willfährig, ehrfurchtsvoll zu ſeyn. In eben den Jahrhunderten, wo man zu unwiſſend war, um einen Horaz oder Virgil zu verſtehen, und ihren Geiſt zu empfinden, hat man, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum man es vornahm, es ſich zum Geſetze gemacht, dieſelben niemals zu unterſuchen, und überall zu vergöttern.

Laſſen Sie uns näher zu unſern Abſichten kommen. Es iſt ein hartes Schickſal für die Wiſſenſchaften, welches gute und pedantiſche Zeiten gemein haben, daß ſie in einen dummen Stolz ausarten, und im Vielwiſſen ihr Anſehen ſuchen. Angeſpornt vom großen Eifer, aber vom kleinen Denken beſeelt, und gepeiniget von den Vorzügen des Verdienſtes, faßt man den Vorſatz ſich auszuzeichnen, verläßt die gemeinen Wege, verläßt die geſunde Vernunft, gräbt, ſucht in Tiefen, was ganz einfältig aufgedeckt daliegt, und mißt ſeine Gelehrtheit nach der Anzahl, und den ſinnreichen und nichtsbedeutenden Namen ſeiner Gegenſtände. Wie junge Leute, wenn ſie das erſtemal Bücher in die Hände bekommen, und aufwachen, in Sentenzen und verdeckten Sprüchen ihre Einſichten ſuchen, überall mit Geräuſch ſprechen, und den Geiſt nicht empfinden, ſo häufte man in elenden Zeiten Studien auf Studien, erfand für ein leerſtehendes Zimmer eine neue Schule, und bildete ſich ein, ſeinen Eifer nützlich verwendet, und die Wiſſenſchaften dem goldenen Alter nahe gerückt zu haben, wenn man einen Namen hatte, der vielſylbig genug war, ein Jahr auszufüllen, und jährliche Einkünfte genug, einen Lehrer miethen zu können. Viele Schulen hat man ehe für die Umſtände ſeiner Zeit, viele aus Unwiſſenheit, viele aus Prahlerei, und ſo viele aus Gemächlichkeit errichtet. Wo ſich Schüler fanden, da fand ſich ein Lehrmeiſter; und ſobald dieſer einmal im Beſitze ſeines Amtes befeſtiget war, ſo wurde es freilich ſeine Pflicht, ſich und ſeinen Poſten den Wiſſenſchaften nothwendig, und dem Staate unentbehrlich zu machen. Wann hat alſo die Eintheilung der Wiſſenſchaften in ſo viele Fächer, Gattungen und Arten ein Ende finden, wann hat man zu viele nennen können?

Man beſitzt ſchon nicht allemal Muth genug, gewiſſe Sachen bloß zu unterſuchen, und über dieſelben zu denken. Man hält es für abentheuerlich, eine Bahn anzutreten, wo die alten Fußtritte verlöſcht, und keine neuen gebahnt ſind, nöthiget ſich wechſelweiſe zur Nachahmung, und hält die Intriquen, oder wechſelweiſe Verachtung ſo vieler Schulen, womit ſie ſich im Vorbeigehen durchkreuzen, für die Geſchäfte und Verdienſte derſelben. Dieſes nimmt den guten Begriff von dem wahren reelen Unterricht vollends hinweg, blendet die Menge, und blähet die leeren Köpfe der Jugend auf.

Die Ueberzeugung alſo, daß man wiſſen ſoll, welche Studien man hervorziehen, wie man ſie anordnen, wie man andere ausheben oder vereinigen, wie man ſie auf das bürgerliche

Leben anwenden, und wohin man ſie lenken müſſe, dieſe Ueberzeugung, welche Demuth, und welches beſcheidene Mißtrauen in ſeine Einſichten ſoll ſie uns einflößen! Seine eigenen Vorurtheile ablegen, und die hirnloſen Anfälle verhärteter Schuldenker nicht gerade widerlegen, ſondern beſchleichen, ſich in Gedanken in eine ganz andere Sphäre verſetzen, hinausdenken, wie ſchwer iſt dieſes? Man kann nie zu viel lernen, nie zu weit in das Gebiete nützlicher Wiſſenſchaften geführt werden; aber man kann aus Prahlerei, aus übel verſtandenen Grundſätzen, gleich den alten Methodiſten, Austheilungen machen, wo keine ſind, und trennen, was vereiniget ſeyn ſollte; man kann aus unreifem Eifer, viel lernen zu laſſen, Studien erfinden, oder alte dulden, die zu nichts als zum Zeitvertreibe dienen, die blendende Gecken, müßige Köpfe bilden, die ſelbſt unnütz bleiben, und arbeitſame Bürger mit ihrem Geſchwätze beunruhigen; man kann ſich bereden, daß man auf dem Wege ſey, die Aufnahme der Wiſſenſchaften immer höher zu bringen, und ſicherer zu befeſtigen, während daß man ſie in ein Labyrinth verwickelt, mit äußerlichem Ceremoniel umhängt, und geiſt- und ſachlos macht.

Oft nimmt man das zur Abſicht, was bloß ein Mittel ſeyn ſoll, und tritt mit groſem Aufwand und Lärmen eine ſchreiende Reiſe an, ohne zu fragen, wohin ſie führt, ohne ſich ein Ziel zu ſetzen. Die Frage: wie werden meine Schüler dieſe Wiſſenſchaft anwenden, wem werden ſie damit nützen können? Auf welche Denkungsart führt dieſes oder jenes Studium? Wie unterſtützet, wie folget ſich eines dem andern? Welche Denkungsart bringen ſie alle zuſammen hervor? Was kann ich mir von den meiſten am Ende der Studien, in Abſicht ihres brauchbaren Verſtandes und Herzens verſprechen? Was kann ich mir von dem Publikum verſprechen, das von dieſem Unterrichte gebildet, von dieſen zwar wenigen, aber mit Sorgfalt erzogenen Gelehrten geleitet, unterſtützet wird? Erweitert, klärt dieſe Wiſſenſchaft den Verſtand auf, giebt ſie der Seele einen Schwung, weckt ſie in meinen Schülern den Geiſt der Großmuth, des edeln Stolzes, der Tapferkeit, zeuget ſie Muſter der Nachahmung, Helden? oder läßt ſie ihre Gemüther leer? Giebt ſie nicht vielmehr ein Licht, das nur ſchimmert, ohne zu erwärmen? Dieſe Fragen, die erſten, welche man beantworten und vorausſetzen ſollte, werden oft vergeſſen, oft unrichtig verſtanden, und eben ſo ungehörig behandelt. Man ſieht etwas von ferne, das ſchön läßt, will es, ohne eigentlich zu wiſſen, was es ſey, ſucht es im

Koſtbaren, ſetzt etwas hin, das es vorſtellen ſollte, ſchimpft auf Untreue, Unfähigkeit, wenn es nicht fort will, und bildet ſich ein, Ewigkeiten durch ſeine Verdienſte für das Publikum erfochten zu haben, wenn man gebieteriſch um ſich geſehen, und, daß es ſo ſeyn ſoll, befohlen hat.

Je mehr man oft mit einer Sache, und mit dieſer allein zu thun hat, deſto mehr denkt man oft in dieſelbe hinein, denkt immer in ſein Buch, in ſeine Stelle, und wird eng für alles andere. Eben diejenigen Schulmänner in dunkeln Zeiten, welche ihr Gedächtniß unaufhörlich von Unterſuchungen ihrer Art voll hatten, alle Fehler derſelben, und die Geſchichte wußten, fielen manchmal gerade am tiefſten in den Schulſtaub, verloren ſich in dem Wuſte, und ſuchten in Dingen, die wir nun verlachen, ihre Wichtigkeit. Der Geiſt der Philoſophie, älter, als die Gewohnheit, und entſchloſſener, als alle Vorurtheile, hält bei jeder Klaſſe die Umfrage, was ſie der Seele ſage, urtheilet nur von dem wirklichen Nutzen derſelben auf ihre Nothwendigkeit, muſtert die müßigen, bringet die guten in engere Verbindungen, prüfet alles, um alles Gute zu behalten, reißt, wo ſich durch die Thüre nicht kommen läßt, die Mauern nieder, überſpringt die Hinderniſſe, anſtatt ſie langſam und ſchüchtern zu heben, und giebt nicht auf die gegenwärtige Zufriedenheit, ſondern auf den Nutzen der Bürger Acht.

Daß es nicht ſklaviſche Furchtſamkeit ſeyn könne, zu geſtehen, daß man dieſem Geiſte ſich nur noch nähere; daß dieſer Geiſt zu wenig Nahrung, zu wenig Ermunterung finden würde; daß man, ſobald man ſich mit dem Ideal mißt, ſobald man ſeine Gedanken mit den Wirkungen, die ſie hervorbringen ſollen, vergleicht, allemal unendlich zurückbleibt; dieſes zu geſtehen, dieſes weiſe Mißtrauen gegen ſich ſelbſt zu behalten, unerſättlich in ſeinen Anſchlägen zu ſeyn, das, däucht mir, iſt unſere eigene Empfindung, iſt Wahrheit, und wird allemal unſere Pflicht verbleiben. Man erhöht in öffentlichen Blättern die jetzige Denkungsart, erſtaunt über die baldige Aufklärung und muthvollen Thaten, und ſieht allenthalben Wunderdinge; und wer auf Hügeln ſteht, überſieht freilich mannigfaltige Bewegungen, die das Auge erfüllen; aber wer auf Alpen wohnt, dem verſchwinden Städte mit ihren Handlungen in kleine Hufen, und der Lärm von unten verliert ſich. Große hitzige Schritte, aber ſo unzähligemal Knabenſchritte, Schritte eines Zwerges!

Wie die Geſundheit, wenn der ganze Körper verlegen und verderbt iſt, langſam zurückkömmt, und nur ſtufenweiſe auflebt, ſo wird es noch lange werden, bis das Publikum von allen Seiten ſich aufſchwingt, und die Eintracht der guten Denkungsart von neuem zurücklebt. Je mehr man von allen Orten zuſammenſchreibt und jammert, deſto mehr giebt man zu verſtehen, wie bedenklich es ſtehe, und wie nöthig man es finde, überall zu ſchreiben, um überall geleſen, gehört zu werden. Dieſes Chaos von Gedanken und Vorſchlägen! Dieſe Kritiken mit Lachen und Ernſt über ſich ſelbſt gemacht! Erſt müſſen durch die ſtete Wiederholung die gemeinen Gedanken ſich ermüden und ablaſſen, ehe die guten, welche ausdauern, ſich kennbar machen, und Platz nehmen werden. Noch herrſcht der Geiſt des gelehrten Bürgers, der Geiſt des reinen Alterthums nicht, und es wird noch lange ausbleiben, viele Verſuche und vergebens angewandte Mühe koſten, bis die Schau- und Flittergelehrtheit, womit Männer, die mit dem Staate nichts zu thun hatten, aus Trägheit und Fühlloſigkeit denſelben belaſteten, ſich verlieren, bis man Wahrheiten anſtatt neuer Kunſtwörter erfinden, und bis unſere Kenntniſſe uns in unſere Häuſer und öffentlichen Aemter, in die Vorfälle, wo es auf unſer und anderer Glück und Zufriedenheit ankömmt, folgen werden; bis der Trieb einer edeln Freiheit ſich aufſchwingt; bis ſich Gelehrte nicht mehr verfolgen, ſondern ſich als Brüder einer und eben derſelben Sache anſehen, ſich einander liebreich aufhelfen, dulden und lieben werden; bis man die Menge einer reinen, einer von Hausgalle befreiten Sittenlehre würdiget, und ſie mit allem dem verſchont, wodurch man ſie oft hartnäckig, lieblos, und ihres Lebens überdrüſſig macht, bis ſich eine gewiſſe unausſtehliche Gleichgültigkeit bei fremden Leiden der Seele und bei Lebensfreuden, und das kalte Phlegma mittheilt; bis man die Hausangelegenheiten beiſeite ſetzt, und aufhört, Verſtand und Empfindung zu verläugnen; bis man ſtatt des Zwanges und der Angſt, womit man ſo manche wichtige Wahrheit erhält, ſelbſt dieſe vortragen, und die meiſten edel behandeln kann. Es iſt ſchon ein gutes Zeichen, wenn man eine Wahrheit untergräbt; aber wie, wenn in einer Maſchine ein einziger Theil fehlt, das Ganze ſchon ſtill ſteht, ſo kann oft etwas, ohne bemerkt zu werden, die Haupttriebe im Stillen durchſchleichen, hie und dort Unkraut ſtreuen, und durch geheime giftige Maßregeln den beſten Endzweck vereiteln. Die äußere Ordnung der Sache iſt nicht ſchon ſelbſt jene innere Kraft, welche dieſe Ordnung von ſelbſt veranlaſſen würde; vielleicht fällt dieſes Aeußere zu ſtark in die Augen, und verurunter einem Fürſten nicht möglich, den uns die Vorſicht, die über uns wachet, an unſerm theuerſten Landesvater, an unſerm Maximilian geſchenkt hat? Ein Fürſt, mit Gaben eines Fürſten, weiß um keine Hinderniſſe, weiß um keine Schickſale, die größer, als er ſeyn können, ruft den Zeiten, daß ſie kommen, der Glückſeligkeit, daß ſie unter ſein Volk treten ſoll, denkt für alle, und über alles, und bleibt ſich überall, da, wo wir ihm nachſehen können, und wo die Höhe für jede Seele zu groß iſt, gleich fürſtlich. Ihm gehen wahre Patrioten, welche wir an unſerer preiswürdigen Schul-Commiſſion verehren und lieben, zur Seite, und von den ewigen Bemühungen derſelben unterſtützt, von den patriotiſchen Ermunterungen angefeuert, werden wir wie Helden nachrücken, werden wir über Vorurtheile, Gewohnheit, über alles ſiegen; werden wir aufleben. —

Von den gewöhnlichen Hinderniſſen und Mängeln guter Köpfe *).

Wer mit mir heute um den Geiſt Maximilians des dritten dem Himmel dankt, und mit gerührtem Herzen das Geburtsfeſt unſers einzigen Fürſten feiert, der feiert den feſtlichſten Tag ſeiner eigenen Wohlfahrt, der erinnert ſich der vielen mannigfaltigen Auftritte ſeines Lebens, der Quelle, woraus die Bil-

---

*) Eine Rede, welche 1776 an dem neun und vierzigſten höchſt erfreulichen Geburtstage Sr. Churfürſtl. Durchlaucht in Bayern ꝛc. ꝛc. Maximilian Joſeph, in München abgeleſen worden.

dung ſeines Verſtandes und Herzens floß, und erneuert dem Stifter, dem Erhalter derſelben in ſeiner Empfindung ein Denkmal.

Dieſes iſt der Ruhm, iſt die Freude des Fürſtengeiſtes, nicht, daß er Schätze gehäuft, oder Länder durch ſeinen Kriegsmuth erſchüttert habe, ſondern, daß er in den Stunden ſeiner großen Empfindungen viele Menſchen, die ſein ſind, um ſich her verſammeln, und denken könne, dieſen allen eine gute Bildung, eine wahre Denkungsart beigebracht, ſeinen Geiſt, den Geiſt des Wohlwollens, der Arbeitſamkeit, der Großmuth und Menſchenliebe unter ſie verbreitet, und ſie einzeln und alle, ſo viel es möglich war, ihres Lebens froh gemacht, und innigſt geliebt zu haben.

Wenn die guten Früchte rühmlicher Geſinnungen allemal ſo gewiß wären, ſo gutmeinend für die gemeine Wohlfahrt ihre Vorſchläge und Bemühungen, und ſo eifrig ihre Abſichten ſind, ſo müßten, wo ſie einhergehen, erſtorbene Gegenden aufblühen, müßten Wüſten ſich umwenden. Ein Fürſt, von guten Köpfen unterſtützt, und mit Seelen, die ihm gleich ſind, umgeben, weiß die Geheimniſſe des Bürgerwohls, verſchaffet den geheimſten Wünſchen ſeines Landes die Wirklichkeit, und zwingt ſelbſt die Unfälle, zu ſeinem Plane zu arbeiten.

Aber die Gabe, diejenigen Köpfe, welchen die Natur Anlage und Kräfte gab, große Dinge mit einem Blicke zu meſſen, ein Herz gab, tief zu empfinden, und den Muth, unerſchrocken zu handeln, die Gabe, dieſe Köpfe erſt aufzuwecken, dann gehörig zu bilden, und, was noch mehr iſt, gehörig zu beſchäftigen, muß gewiß zu allen Zeiten ein Wunſch, den man oft nur zum Theile erfüllt, oft gar nicht erreicht hat, geblieben ſeyn.

Die Menſchen, welche über ihr Vaterland eine Hülle gezogen, und unter derſelben Thaten der Schwärmerei und des Unſinns verrichtet, welche den Verſtand der Menſchen gefeſſelt, die Herzen verhärtet, und durch ganze Weltalter geſchadet haben; welche die Gelehrſamkeit und die Künſte in Kleinigkeiten, die Sitten in Wildheit oder Weichlichkeit abſtimmten, dieſe Menſchen beſaßen oft eine große Anlage, und würden, wenn ſie nicht irgend auf Abwege verfallen wären, eben ſo große Handlungen zum Wohle ihrer Mitbürger verrichtet, und ſich und andere gerettet haben.

Da wir alle mit Anſprüchen auf edle Thaten geboren, und ſtets verbunden ſind, unſern Geiſt zu erhöhen, und, um groß zu ſeyn, uns ſtets zu erinnern, daß Zeit und Gelegenheit uns alle auf einen Poſten verſetzen könne, wo wir, wenn wir würdig handeln wollen, groß ſeyn müſſen; ſo muß es für jeden, der es mit ſeinem Vaterlande und den Menſchen überhaupt gut meint, allemal eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit bleiben, die Hinderniſſe, welche den guten Köpfen im Wege ſtehen, zu unterſuchen, und uns, wenn wir auch nicht in der Gefahr uns befinden, irgendwo aus kurzſichtigen Abſichten einen Stein des Anſtoßes zu errichten, dennoch aus kluger Vorſicht zu warnen, oder ſelbſt hervorzuheben.

Dieſe Urſachen, welche gute Köpfe, ehe ſie aufkeimen, bald erſticken, bald im Laufe hemmen, bald unbedeutend und kraftlos machen, und welche durch die widrige Lage eines Publikums, oder durch eine unreife Staatsklugheit, oder endlich ſelbſt von den Genies veranlaßt werden, ſind unzählig, und laſſen ſich auch durch allgemeine Anmerkungen leicht finden, und ſichtbar machen. Daß die Menge zu allen Zeiten diejenigen, von denen ſie belehrt wird, gehaßt, und, ſo weit ſie zu erreichen waren, verfolgt hat, das war eine nothwendige Folge ihrer Lage, das ward ohne Befremdung erwartet, und bei allen Vorſchlägen, die man machte, vorausgeſetzt. Indem ein jedes Volk in der Welt nur ſo viel weiß, als man ihm vorſagt, und überall mit gleich feſter Ueberzeugung glaubt, daß es unmöglich ſey, weiter, als ſeine Augen reichen, zu ſehen, ſo iſt es ihm ganz natürlich, diejenigen, welche etwas Ungewöhnliches ſagen, mit Unwillen zu bemerken, und als Störer ſeiner Weisheit von ſich zu entfernen. Und da die wüthenden und offenbaren Uebel niemals ſo ſehr ſchaden, als die ſtillen und ſchleichenden, ſo hat dieſer Eifer faſt immer wenig Schaden, und oft durch eben die Mittel, womit er das Gegentheil wollte, für die gute Sache noch Vortheile nach ſich gezogen. Große Unruhen nähren allemal große Gedanken, nöthigen die Partheien zur Unterſuchung, und wecken träge Seelen vom Schlafe auf; aber die allgemeine Stille, die ſich ſo manche Zeiten bei den gefährlichſten Lagen erhalten hat, die gefliſſene Ruhe und Genügſamkeit untergrub die Kräfte der Menſchen, und ſteckte die Säfte guter Köpfe mit Gift an. Daß in den ſo mannigfaltigen Fällen, wo man ſah, daß man krank lag, der Staat ſchwieg, daß man die Glückſeligkeit der Völker bloß in der Ruhe ſuchte, und Ruhe in Unthätigkeit, daß man jede Bewegung für gefährlich, und jede aufmerkſame Miene für ſchrecklich hielt; das hat, ſeit Menſchen in Staaten leben, das Wohldenken überhaupt, und die Ausführung wohlthätiger Vorſchläge gehindert. Zwar will man überall weiſe ſeyn, und darum überall tadeln, will bei allen Gelegenheiten ſich auszeichnen, und darum überall über andere hinausdenken; aber wie man die großen Geiſter des Alterthums beinahe über die Menſchen erhebt, und wenn ſie unter uns kommen, und ſprechen wollten, ſie vielleicht am erſten mißkennen und verbannen würde; ſo lobet man oft, was man wirklich erheben, tadelt, was man verwerfen muß, und geräth in Verlegenheit, wenn das, was man ehe vorſchlug, nun wirklich geſchehen ſoll.

Große Köpfe gehen in launenden Zeiten etliche Jahrhunderte voraus, ſehen Barbareien, nicht nur in weit entlegenen, ſondern manchmal in ihren Ländern; hören Ketten klirren, wo man von Freiheit, und bemerken Sklaverei im Denken, wo man vom zügelloſen Muthwillen ſpricht. Und da man von jedermann deſto höher und edler denkt, je edler man ſelbſt iſt; da eben dieſelbe Wiederholung erhabener Ideen in jeder großen Seele eine treibende Hitze nach Handlungen hervorbringt, und dieſelbe zur Natur macht; und da endlich die meiſten Male, wie in den Künſten, eben diejenigen am beſten denken, die wenig Meiſter gekannt, und nie durch den Zwang der Gewohnheit gelernt haben, wie man denken müſſe; ſo geſchieht es oft, daß man ſie in allem, was ſie reden und thun, als Feinde der Staatsruhe behandelt, von allen Wegen zur Ehre, und großen Handlungen ausſchließt, und unmenſchlich zwingt, überall nichts zu denken, nichts mehr auf ſich zu halten, nichts mehr zu verlangen, und nach nichts mehr zu trachten.

Aber auch da, wo man jedermann aufruft, jedermann Muth macht, zuverſichtig auf ſich ſelbſt und thätig zu ſeyn, werden die beſten Genies im Wettſtreite verdränget, und erfahren das Schickſal, ungeſehen, mißkannt zu bleiben. Man ſchätzt das am meiſten, was, wenn es geſchieht, die meiſte Bewegung macht, und geht bei ſtillen, lebenslänglichen Bemühungen vorüber, ohne ſie eines Anblickes zu würdigen. Da ein Regiment Soldaten größer in die Augen fällt, als eine Ilias und Meſſiade; ſo werden, überhaupt zu reden, die Helden mehr angerühmt, die ein Denkmal zerſtöret, als diejenigen muthvollen Menſchen, die es, oft ohne Ermunterung, ohne Zeugen, in dunkeln Zeiten bei der ſchlimmſten Laune ihres Vaterlandes ſchweigend errichtet haben. Und indem gute Talente die meiſten Male einſam, und je weiter ſie fortrücken, in eine Welt ohne Geſellſchaft für ihr Herz, für ihre Sprache verſetzt ſind; ſo ſtrengen ſie oft, verlegen mit ſich ſelbſt, alle Kräfte an, die Züge ihres Berufes, die mit der Welt ihrer Zeiten nichts gemein haben, ſich ſelbſt verdächtig zu machen, und zum Gemeingeiſte herabzuſetzen.

Für viele Genies iſt noch gar nicht geſorget, und für eben ſo viele der Beruf für ihre Anlage verändert worden. Indem die Künſte verſchwanden, ſo verſchwanden Gelegenheiten, und mit dieſen die Quellen, die ehemals tiefe Fähigkeiten aufgeweckt, gebildet und beſchäftiget haben. Wie da, wo man auf dem Platz, der Eichen nährt, Blumen ſetzt, die Natur trauert und wegſchwindet, ſo bekommen eben dieſelben Vorfälle eine widrige Lage, wenn man ſich bei Dingen, wo das Herz ehe den Ausſpruch that, in neuern Zeiten zum Denken zwingt. Leidenſchaften werden, wie die Mode, dem Zufalle ihrer Zeiten überlaſſen, unter verſchiedenen Geſtalten mit verſchiedenen Namen belegt, verſchieden beurtheilt, oft getrennt, oft jedem Zufalle preis gegeben, oder gänzlich verdammt, und den Genies, ſo wie ſich die Umſtände fügen, mit ſorgfältigem Ernſte von dem Geiſte ihrer Zeiten vorgewogen.

So lange man, um zu wiſſen, wie man einen jeden zu ſchätzen hat, nach dem Stande des Mannes fragt, ſo lange man unter eben denjenigen Arbeiten, welche doch bei einem Ziele zuſammenkommen, einen Unterſchied macht, ſo lange werden die Fähigkeiten niemals geprüft, ruhmvolle Bemühungen niemals aufgemuntert, und auf der wahren

Stelle erhalten werden. Philoſophen, welchen die Natur einen Scharfſinn zum Denken, aber keine Kraft zum Streiten gegeben, werden zu Kriegshelden, Bauern vom Pfluge weg zu Gelehrten, Prieſter zu Staatsſachen berufen, und jede Anwendung fähiger Talente auf ungehörige Wege verſetzt, und verderbt werden.

So traurig dieſe Urſachen, welche die Genies untergraben, und ſo wahr ſie ſind, ſo finden ſich doch auf der Seite der guten Köpfe weit mehr Hinderniſſe, womit ſie ſelbſt bald die Quelle ihres Fortlaufes, und ihrer Verbreitung verſtopfen, bald derſelben eine ſchiefe Wendung auf Irrwege und in Abgründe geben, und vollends ſich zu Grunde richten. Die Welt, die ſich lenken und lehren läßt, hat nicht allemal Schuld, wenn ſie wegen ihrer Härte gefürchtet, wegen ihrem Undank vernachläſſigt, und ſchlechthin weggeſetzt wird. Wie der Arzt deſto mehr Gelegenheit hat, mit Ruhm ſich zu zeigen, und wie er deſto nöthiger iſt, je verlegener die Krankheit wird; ſo hat oft ein guter Kopf deſto mehr Urſache ſich zu üben und anzuſtrengen, je verworrener die Sache, die er angreift, und je ſchwerer die Ausführung iſt, die man mit derſelben verbinden muß. Wenn die Welt diejenigen, welche ihr Wohlthun unfehlbar belohnte, ſie unausbleiblich mit

Lobgepräng und Ruhm überhäufte; wie viele würden ſich einſchleichen, die wahren Köpfe noch mehr, als ſie es jezt thun, verdrängen, und mit großen Thaten im Aeußern den ſchändlichſten Wucher treiben! Aber die Welt hat das Recht, von jedem, was er geben kann, zu fordern, ohne ſich jemals in einen Vertrag einzulaſſen, ihm wieder zu geben, und ihn belohnen zu wollen. Je größer, je fähiger wir ſind, deſto ſchwerer haben wir es uns gemacht, und je mehr wir tragen können, deſto mehr haben wir aufzunehmen.

Diejenigen, welche ſich ohne dieſe Stärke des Herzens, ohne richtige Kenntniß, was ihnen, wenn ſie ungewöhnlich arbeiten, begegnen kann, und ganz wahrſcheinlich begegnen wird, große Plane machten, und mit dieſen eben ſo große Hoffnungen auf Belohnung und Weltglück, ſtanden nachher beim erſten Schritte, den ſie anhuben, verſtummt da, und ließen ihren Muth und ihre Vorhaben dahin ſinken. Wenn ſie ſahen, daß es nicht bloß auf gute Vorſchläge und Wahrheit, ſondern noch weit mehr darauf ankomme, wie man ſie durchſehe, und daß man ſie oft mit eben der Klugheit und Vorſicht, mit der das Unrecht zu ſiegen pflegt, durchſezen müſſe, daß ſeichte Köpfe allenthalben den Eingang zur Aufklärung beſezt halten, jedem, der ſehen will, Sand in die Augen ſtreuen, daß ſelbſt ſtille Weiſe, welche die Hülle durchdringen, und ſie wegnehmen könnten, ſchweigen, oder reden, und verfolgt werden, daß man Bemühungen von etlichen Jahren kalt anſtarre, und hingegen Tändeleien heraushebe, von Aufklärung ſpreche, und nicht wiſſe, was ſie ſey, lärme, und keinen Ernſt bezeige, ſo zogen ſie ſich ſchüchtern in ſich ſelbſt. Nunmehr ſahen ſie bloß die Mängel der Welt. Jeder gute Gedanke ward ihnen vergället, jeder Vorſchlag ſchien ihnen Tod, und jede Ausſicht und Hoffnung auf eine beſſere Zukunft Verwüſtung. Ihre ſtille Wehmuth und ihr Kummer nagte, wie ein geheimer Wurm, ihre guten Triebe, ihre Freuden ab, und ihr ſtummer Eifer zehrte insgeheim die Quellen ihres Herzens aus. Der langſame Tod, worin ihre Talente verſchwanden, ſaß auf ihrem bleichen finſtern Geſichte, und ein bitteres erſchreckliches Lächeln, wie das Lächeln des Selbſtmörders verzerrte ihre Mienen. So haßten ſie alles, was um ſie her war, wurden andern, und am meiſten ſich ſelbſt unerträglich, und vergruben ſich, und thaten gar nichts, oder brachen mit wildem Triebe hervor, ſchüttelten zur Schande der Künſte und Wiſſenſchaften ihren ſchwarzen Verdruß, die Ruinen ihrer Seelen, in die Welt, veränderten ihren Eifer in Ungeſtüm, und ihre Ausſichten in weltloſe Chimären.

So wie dieſe ihren Poſten verließen, weil man ſie auf demſelben, wie ſie es doch hofften, nicht bemerken wollte: ſo ſind andere, und vielleicht weit mehrere, treulos geworden, weil man ſie zu früh beobachtet, und zu günſtig belohnt hat. Schwindlicht von dem erſten Beifalle, den man zu einer weitern Aufmunterung ihren Bemühungen gab, und auf ihre erſten Verſuche ſtolz, glaubten ſie in einer blöden Genügſamkeit, weil ſie erreicht hatten, was ſie wünſchten, alles, nach was ſich trachten läßt, erreicht zu haben, und, da ſie bis an das Ende ihrer Gaſſe glänzten, wie die Nachtraupe in der Finſterniß, und auf dem Hügel ihres Vaterlandes ruhten, bereits von den Gebirgen der Schöpfung herabzuſehen. Weil ſie ihr Amt, das ſie wünſchten, und ihre Titel beſaßen, und wie ſie ſagen, verſorgt waren, glaubten ſie thöricht, weiſe zu ſeyn, und je mehr ihr Einkommen ſich mehrte, deſto dreiſter beredeten ſie ſich, ohne ihr Zuthun an Einſicht und Klugheit ſich vermehrt zu haben. Andere vergaßen, wie tolle Pferde, daß, wenn man gleich mit Feuer und Stärke verſehen iſt, um der erſte zum Ziele zu kommen, man doch mit den Gemeinſeelen von gleichem Punkte auslaufen müſſe; ſie ſetzten ohne Ueberlegung über alle Geſetze und jede Richtſchnur ſich weg, wurden von Ländern zu Ländern verſtoßen, weil ſie, geſetzlos, zu keinem ſich hielten, und wurden Schriftſteller und Künſtler einer unbekannten Welt. Angeſteckt von dem Unſinne, ein Original zu werden, hielten ſie das für groß, was nicht jedermanns Sache war, machten ſich Syſteme, wozu ſie ſelbſt jedermann nach ſich den Weg verſchließen müßten, und verloren ſich in witzig ausgedachten Mährchen und Abentheuern.

Aber nun Viele, welche ihren Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen angefüllt, und ihr Herz mit dem beſten Willen verſehen hatten, machten ſich auf, und giengen in eine Welt der Unwiſſenheit und Vorurtheile hin, ohne ſich um die Wege, auf denen man zum Ziele kömmt, zu bekümmern, ohne einmal die Lage der Menſchen, um die ſie ſeyn müßten, und die Klugheit zu Rathe zu ziehen. Einſam von ihrer Studirſtube her, und unbekannt mit den Sitten der Welt, ſahen ſie alles offen, wo alles verwickelt war, ſchrieben ſie in einem Lande, wo man kaum leſen konnte, Dinge hin, bei denen man im Denken geübt ſeyn müßte, und klagten am Ende die Welt an, wenn ſie mit dem ſchwachen Gebäude, das ſie zu gewaltſam ergriffen, zuſammenſtürzten.

So, wie ſich dieſe die Welt dachten, wie ſie niemals war, dieſelbe mit ihrem guten Herzen dachten, und hinrannten, herausſagten, was ſie empfanden, und beim erſten Schritte angefallen, und aus ihrer Faſſung auf immer geſtürzt wurden; ſo haben ſich andere dieſe Welt zu künſtlich vorgeſtellt, dieſelbe zu ſehr für ein Spiel gehalten, und ſich ſelbſt zu eben der Zeit fehl geführt, da ſie ſich einbildeten, andern aufhelfen, und ſie durch kluge Mittel gewinnen zu wollen. Der Gedanke: du mußt das Publikum belehren, ohne ihm zu ſagen, wie viel es lernen ſoll; du mußt der guten Sache, die man aus einem Mißverſtändniſſe haßt, eine ſchöne Wendung geben, und ſie allein von der Seite vorzeigen, wo man ſie liebt; du mußt, wenn du das Vorurtheil heilen willſt, daſſelbe wie einen ängſtlichen Kranken heilen, dem man nicht ſagt, wie tief er im Uebel ſteckt, dem man Arzneien beibringt, ohne ſie mit dieſem Namen zu belegen, dieſer Gedanke, wenn man ihn mißverſtand, legte ſchon unzähligemal ein gewiſſes ſchlaues mißtrauiſches Weſen in die Seele, öffnete bösartigen Fiebern, welche dem Herzen die Redlichkeit benommen, den Eingang, und brachte manchen guten Kopf um die wohlmeinenden Abſichten ſeines thätigen Eifers. Die kitzelnde Ruhmbegierde, ſich ſelbſt ein entferntes Ziel zu ſetzen, und dann durch krumme Wege dahin zu gelangen, verwöhnte endlich auch den beſten Mann, nicht mehr auf den Nutzen der Sache, ſondern auf den Fortlauf ſeiner Kunſtgriffe zu ſehen, und einen Vorſchlag, nur darum, weil er ſchwer auszuführen, weil er liſtig durchzuſetzen war, mit allen Kräften zu ſchützen. Daher nahmen ſonſt redliche, gutartige Köpfe ein kaltes Weſen an, womit ſie jeder Sache, die klar war, den Schein von Verwickelungen, und jeder Tücke die Miene von Wichtigkeit gaben, überall Intriquen und Räthſel ſuchten, verwarfen, und klein nannten, was jedermann faſſen konnte, gleich den alten kalten Schulpedanten, mit offenen Mittagsaugen die Dunkelheit ſuchten, über alle Vorfälle eine lange Bedenkzeit nahmen, treibende Köpfe aufhielten, oder wegſetzten, und glaubten, um ſich zu etwas entſchließen zu können, erſt eine Menge liſtiger Umwege gehen, Entdeckungen fremder Kunſtgriffe machen, und mit der Wahrheit, mit ſich und mit jedermann verdeckt handeln zu müſſen.

Wehe dann der Gelehrſamkeit, dem Wohldenken, das von ſolchen Gelehrten, und wehe dem Lande, das von dieſem Geiſte, dem Geiſte der Intriquen und Politik, regiert wird! Einer vergiftet den andern, ſteckt die Meinung des andern an. Wie man, um ein Amt zu erhalten, die Laune der Groſſen, wenn ſie bei derſelben weichherzig und biegſam werden, abwartet, und den Augenblick, wo man ſie lenken kann, anfaßt, und ſpielet, und durchſetzt, ſo werden da groſſe Köpfe in einem Gemeinſtreit ſich abreiben, zu Hauszänken und Partheien ſich rotten, ihrer Gegenparthei wie giftige Nattern entgegen ziſchen, ſich ſchimpfen und durchziehen, und jeder Gelegenheit entgegen ſehen, wo man das Publikum auf ſeine Seite gewinnen, und deſſelben Beifall erbetteln kann.

Dieſer Geiſt gebar den Mißbrauch der Kritik, wo man bei jedem neuen Vorſchlage, wegen dem Seinigen bekümmert, bei jedem neuen Werke für das Seinige beſorgt iſt, und, wenn andere gewinnen, in ſeiner Sache zu leiden glaubt. Die Widerlegungsſucht ſteckte in ganzen Jahrhunderten die fähigſten Köpfe an, brachte ſtille Herzen zur Aufruhr, nöthigte friedfertige Gemüther ihrer Ehre wegen zur Vertheidigung, und führte die Gewohnheit ein, daß, wie in öffentlichen Schulgezänken das Volk demjenigen, der am heftigſten ſchreien kann, zuklatſcht, man demjenigen am Ende den Beifall gab, der die größten Talente beſaß, mit Witz zu ſchimpfen, und die meiſte Unverſchämtheit, mit Bosheit zu verläumden.

Noch weckt jeder groſe Gedanke, jedes gute Buch in unſern Zeiten einen elenden Schwarm von Nebenbüchern, welche bald dem Publikum vorſagen, daß ſie die Sache ſchon lange ehe gewußt haben, bald demſelben das Gefühl abſchwatzen, und überhaupt weiter, als der Verfaſſer ſah, ſehen wollen. Wenige ſchreiben etwas Gutes, aber alle glauben, Vorſchriften geben zu können, wie man es anfangen müſſe, etwas Gutes zu ſchreiben. Ein einziges treffliches Werk ſetzt hundert Kunſtrichter in Bewegung. Wälſche Sänger necken deutſche Tonkünſtler, Handlanger rütteln ihre ſchweren Köpfe über die Plane der Baumeiſter, Kunſtrichter, die der Verleger gemiethet hat, beurtheilen eine Schrift, die noch die Preſſe nicht verlaſſen hat, und kalte träge Seelen ſetzen mit dürren Händen die Brille auf, und richten ihre Eisblicke mit ſchiefer Wendung dem Feuer zu, ärgern ſich, und ſchimpfen auf Unordnung und Unſinn, wenn ſie beim erſten Blicke abgeſchreckt, es unmöglich finden, ſich dem Urſtoffe der Sache zu nähern, und mit ihren trippelnden Füßen die glühenden Rieſenſchritte des Verfaſſers zu meſſen.

Wie derjenige Staat ſich ſelbſt abzehrt, und mitten im Ueberfluſſe ausſtirbt, wo in die Gemüther der mächtigen Bürger eine geheime Mißgunſt ſich einſchleicht, und in einer ſtillen Verfolgung die gemeinſchaftlichen Thaten und Triebe ſchwächt, ſo untergräbt der heutige Wetteifer der Tadelſucht den Endzweck und die Laune der Genies, gewöhnt den Witz zu giftigen Spöttereien, und grabet den Künſten die Wurzel ab. Mancher, dem Einſicht und Redlichkeit eigen war, ein guter Bürger zu werden, verlor über das Pasquill einer elenden Wochenſchrift, das aus gleicher Dummheit ſein Gönner zu Rath zog, das Vertrauen, die Erfüllung ſeiner Hoffnungen, und den erſten Eindruck auf's Publikum. Mancher, der in reifern Jahren rühmlich in das Gebiet der Wiſſenſchaften vorgerückt, und wichtige Dienſte geleiſtet hätte, blieb, weil man ihn beim erſten Eingange überfallen hat, lebenslänglich vor der Schwelle ſtehen, und hielt ſich aus zu gutem Herzen für eben das, für was ihn ſein erſter Kunſtrichter gehalten hat; oder ward aus Verachtung gegen den erſten ſchmähſüchtigen Beurtheiler geſetzlos, und ſetzte für ſeine künftige Anweiſung ſeinen Eigendünkel zum Richter, und endlich ließen ſich viele, die ſonſt Kenntniß und Geſchmack beſaßen, verleiten, Lob und Tadel nach der Wichtigkeit ihres Gegners zu meſſen. Um nicht auch durchgezogen, auch lächerlich gemacht zu werden, verſchonten ſie die elendeſten Einfälle eines andern; verläugneten ſie ihre eigene Einſicht, und zwangen ſich, Dinge hinzuſchreiben, denen ihre ganze Seele zuwider war. Sie ſchämten ſich nicht, ſich zu einem geheimen Vertrage gegenſeitiger Lobeserhebungen zu verſtehen. Kritiken, und die Pflicht der brüderlichen Zurechtweiſung wurden, wie die Pflichten der Gerechtigkeit, ausgewogen, und die Wahrheit und das Genie wurde dem Unſinne ſchaaler Köpfe und der Verwirrung preis gegeben.

Viele werden aus Eigennutz und häuslichem Vortheile kalt, und richten ihre Denkungsart, ihren Fleiß und ihr Urtheil nach der guten Laune ihres Beförderers. Sie verlachen den Mann von ſtandhaftem Muthe, der überall, auch wenn es Folgen nach ſich zieht, ſo ſpricht, wie er denkt, und glauben, falls ſie der Wahrheit und Empfindung getreu blieben, lächerliche Martyrer der Wahrheit zu werden. Um ein gutes Vorwort zu erlangen, und bei allen Geſellſchaften gelitten zu ſeyn, werden ſie alles, zu was man ſie machen will, werden ſie Sklaven niederträchtiger Herzen, und ſchaffen ihre Kenntniß zu einem bloßen Gewerbe um. Schrecklicher Unſinn, ſich für alles zu vermiethen, und ſich wegzugeben, um die Gunſt kleiner Seelen zu feſſeln! Eben diejenigen, welche am gründlichſten von der Wahrheit denken, und am weiteſten von den Begriffen der Menge entfernt ſind, bleiben ſtumm, wo ſie die Dummheit, oder falſche Tücken, und eigennützige Kunſtgriffe beleuchten könnten, und ſie waren von jeher, wie die Geſchichte ſagt, die erſten, welche Vorſchläge gaben, den allgemeinen Eifer zum Denken zu binden, halfen oft junge feuerige Köpfe unterdrücken, und manches Genie, das in der Jugend hell aufgieng, weil es ihren Abſichten entgegen ſtand, feſſeln und mitverdammen. Andere wurden aus Gemächlichkeit, keinen Verdruß zu bekommen, andere aus mißverſtandener Lebensart, niemand zu beleidigen, ſtumme Heuchler; gleichgültig und unthätig fragten ſie, wenn der Fall ſie zwang, ihre Meinung zu ſagen, um das Urtheil, das am beliebteſten und am wenigſten mit Arbeiten verbunden war, und hielten ſich, wie die Zuhörer einer fremden Fabel, zu den Stimmen der Meiſten. Dieſer Geiſt verbannte ehemals aus den griechiſchen Staaten die Beſchützer der Menſchheit, ſtürzte den guten Aeſop vom Felſen, miſchte dem Sokrates den Giftbecher, und errichtet in unſern Zeiten manches ähnliche Denkmal einer ewigen Schande für die Geſchichte der Nachwelt.

Endlich haben ſich viele, welche die Urkraft ihrer Vorzüge empfanden, von fremden Trieben, welche Unordnung und Zerſtreuung wirken, dahin ziehen, und, ohne zu wiſſen, was an ihnen vorgieng, die Stärke ihres Geiſtes ſich rauben laſſen. Das Genie muß, wenn es blühen und reifen ſoll, unausgeſetzt vom erſten Zuge an ſich ausbreiten, niemals ſtille ſtehen, niemals mit fremder Hitze ſich vermiſchen, muß dem Manne, dem es eigen iſt, zur anhaltenden, zehrenden Empfindung, zur Natur und Leidenſchaft werden, ihm bei Tage vor Augen ſchweben, und im Schlafe beunruhigen, ihn partheiiſch für ſeinen Gegenſtand, und für jeden, der keine Anlage zu gleichem Gefühle beſitzt, zum Sonderling machen; allein, wie große Ströme, welche unaufgehalten über Felſen ſich fortwälzen, und Gebäude von Laſten, wie leichte Kähne dahin tragen, wenn ſie durch Kanäle ſich theilen, plötzlich auseinander ſchwinden, und ohnmächtig und unbemerkt durch enge Ufer ſich durchſchleichen, ſo werden die Geisteszüge durch fremde Gegenſtände, welche das Herz theilen, oder zerreiſſen, und ſich zur Leidenſchaft feſtſetzen, entkräftet zerfallen, und ihren Beſitzer, der in ihrem Zuſammenhange mächtig war, herabgeſetzt, und kraftlos in ihrer Trennung verlaſſen.

Wenn nun von dieſen Hinderniſſen guter Köpfe keines unter uns jemals ſich fände, ſo enthält ſchon ihre Bemerkung eine gewiſſe Warnung, eine gewiſſe Ermunterung, die den Geiſt aufweckt, anſtrengt und ſchärfet, und ihm bei jedem Vorfalle zu weitern Betrachtungen Anlaß giebt. Aber wie das Genie bei einem Werke, das aus Empfindung gefloſſen iſt, nicht bloß die Sprache lieſt, nicht bloß die Anordnung und Kunſt bemerkt, ſondern den Gegenſtand vor ſich ſieht, und entgegen fühlt, ſo ſoll die Idee eines wahren Muſters, das ſo iſt, wie es ſeyn ſoll, erklecklich ſeyn, uns vor Abwegen zu warnen, und zur Thätigkeit anzuſtrengen.

Mit einem heiligen Schauder, und mit glühendem Herzen denke ich mir in feierlichen Stunden das Bild des ſeltenen Mannes, der zugleich ein Mann von Genie, und zugleich ein Weiſer iſt. Er wird den Beruf mit auf die Welt bringen, ſich nicht nur dem Nutzen, ſondern auch der Ungerechtigkeit des Publikums zum Opfer zu geben. Sein Leben wird der Ausdruck ſeiner Seele, eine einzige große Handlung ſeyn, die, wie die poetiſche Begeiſterung über den gemeinen Ausdruck erhoben iſt, über alles, was unter Menſchen gewöhnlich iſt, ſich hinwegſetzen wird. Die Jugend wird für ihn keine Ergötzlichkeiten, das Alter keine Ruhe, und die Welt keinen Preis haben, der ihn bewegen könnte, ſtille zu ſtehen, und ſich allein zu leben. Mit einem, den blöden Augen unerträglichen Schimmer, wird er aufgehen, und weit umher die Verwüſtung und die ſchwarzen Schaaren ſeiner Widerſacher beleuchten. Er wird das Aergerniß der gemeinen Köpfe, und das Sprichwort der Halbdenker ſeyn. Böſewichter werden ihn zum erſten erkennen, denn ſeine ſtummen Blicke werden ihre Finſterniß durchdringen, und die Politik ihrer Rathsſtuben verzehren. Sie werden grißgrammen, werden ihn einen tollkühnen Enthuſiaſten und Schwärmer nennen, und in heimlichen Zuſammenkünften Schlangenliſte zuſammenſchmieden, wie ſie ihn bei denen, die ihn binden können, verſchwärzen, bei dem Volke verdächtig machen, und ſtürzen können. Aber ſtumm und kalt wird er das giftige Ungeziefer der Verläumder, das ſich an allen Seiten an ihn hängen wird, abſtreifen, und dem Mordgeſchrei durch Handlungen antworten. Wie ein Sturmwind großes Feuer nicht austilgt, ſondern aufwühlt und anfacht, ſo wird Unglück ſeine Nahrung, und Undank und Mißkennung ſeine Ermunterung ſeyn. Er wird den Muth haben, denjenigen, welchen er aufhilft, wenn es nöthig iſt, zu mißfallen, den allgemeinen

Haß auszuhalten, zu wiſſen, daß er ſein Zeitalter als ſeinen lebenslänglichen Widerſacher anzuſehen habe, und ihm unbiegſam unter die Augen zu treten. Zwar wird er ſich niemals durch muthwillige, hirnloſe, ſelbſtgeſuchte Streiche der Gefahr ausſetzen, die Ahndung des billigen, und die Ermüdung des duldenden Mannes zu verdienen; er wird wiſſen, daß er der Menſchenhoheit Ehrerbietung, und den Schwachheiten derſelben Beſcheidenheit ſchuldig ſey; er wird aber auch wiſſen, daß niemand, der nicht beweiſen kann, daß er höher, als vom Menſchengeſchlechte, abſtamme, das Recht habe, über ihn den Fuß zu ſetzen, und eine blinde, feige Verbeugung zum Gebühr ſeiner Geburt zu verlangen. Und mit dieſer freien Faſſung wird er der Freund des weiſen Fürſten werden, der ihn aufſuchen, ſich oft in großen Vorfällen nach ihm ſehnen, und ſobald er ihn anblickt, erkennen wird. Mit einer ſanften und majeſtätiſchen Ruhe, und mit Ueberzeugung in ſeinem Angeſichte, welche aus der Einfalt ſeines Herzens, und aus der Gleichheit ſeines Lebens entſpringt, wird er dann über alle Herzen unumſchränkt regieren, und ſeine Herrſchaft, welche niemals in Leidenſchaft ausarten wird, angenehm machen. Die gemeinen Begierden der Menſchen, und die gewöhnlichen Triebfedern der alltäglichen

Größe, der Ehrgeiz und die Wolluſt, werden keine Gewalt über ihn haben, und die Thorheiten werden vor dem ſtillen Tadel ſeiner ſtrengen Blicke verſtummen. Er wird niemals mit einer kalten Weltmiene, welche guten Seelen das Herz verwundet, nützliche Dinge auf künftige Zeiten verlegen; er wird der fliehenden Trägheit zurufen, daß ſie mitwirke, und der Zeit Feſſeln anlege, daß ſie ſein Werk vollende. Er wird ein Gebäude niemals auf Aſche und Ruinen errichten, ein ſanftes Joch niemals unerträglich, eine leichte Bürde niemals niederdrückend, viele Vorſchläge, und ſimple, wenige Geſetze machen, niemals die Unwiſſenheit ſeiner Unterthanen mißbrauchen, noch ſeinen Hausvortheilen die Larve der Heiligkeit geben. Seine Einſichten werden ihn ſicher ſtellen, und ſein Herz wird ihn lenken. Gereinigt von dem Geiſte ſeines Jahrhunderts wird er die wahren Begriffe des tugendhaften Haſſes empfinden, wird er als der unverſöhnlichſte Feind des Laſters und ſeiner Verbreiter, der im Stillen ſchleichenden Bosheit, und ſcheinheiligen Hartherzigkeit, das Laſter verfolgen, die Spuren verfolgen, die es betritt, und der Menſchen ſchonen.

Laſſen Sie ſich dieſes Bild, das jeder vollkommener, als es hier iſt, ſich denken ſoll, lebenslänglich Ihren Freund, Ihren Rathgeber ſeyn, laſſen Sie von ihm Ihre Handlungen, Ihre Abſichten prüfen, ſich ermuntern, wenn Sie von der Laſt großer Arbeiten abgeſchreckt, tröſten, wenn Sie mißkannt werden, und überhaupt zum Muſter ſich ſeyn, nach dem Sie denken, nach dem Sie das, was Sie gut dachten, rühmlich und nützlich, zu Ihrer Ehre, zur Ehre des Vaterlandes, zur Aufnahme und Verbreitung des Menſchenglückes, der Künſte und Wiſſenſchaften ausführen ſollen.

Meine Meinung über den Geldreichthum, die freie Concurrenz, und die unbedingte Bevölkerung *).

Sie glauben, beſter Freund, daß es dann doch nicht ganz vergeblich ſeyn dürfte, wenn ich über den Geldreichthum, die Concurrenz, und die Bevölkerung der hieſigen Stadt meine Grundſätze öffentlich äuſſerte, und ich habe es eben nicht nöthig, mich erſt durch dringende Vorſtellungen dazu bewegen zu laſſen; allein

---

*) Geſchrieben 1803.

ich habe von der Sache ſchon ſo Vieles geſchrieben, daß ich es in der That müde bin, mehr zu ſchreiben, und daß ich das „longa patientia obcalui, und das „habent hunc finem assiduae Querelae, quod queri pudet" auf mich anwenden muß. Das hindert mich aber nicht, daß ich die Sache noch einmal wieder vornehme, und ohne alle Furcht, jemanden zu mißfallen, und ohne allen Rückhalt, mit deutſcher Geradheit frei ſpreche, wie ich denke; wenn es gleich zu nichts weiter dienen kann, als daß es mich einſt, wenn ein ganz anderer Zeitgeiſt eingetreten ſeyn wird, nicht gereuen kann, mit kühner Redlichkeit geſprochen zu haben.

Unter allen Gegenſtänden, welche die ſtaatiſtiſche Polizei zu beſorgen hat, iſt zuverläſſig keiner ſchwerer, und (wie ich wenigſtens dafür halte) zu gleicher Zeit leichter, zu entſcheiden, als der, eben ſeit einigen Jahren mit ſo vielem Eifer behandelte, von ſo vielen, den verſchiedenſten Anſichten betrachtete, ſo richtig manchmal entwickelte, und manchmal wieder ſo mißverſtandene, Gegenſtand über den Geldreichthum, über die freie Concurrenz, und die Bevölkerung. Die Schule derjenigen, welche ſich die Meinungen des Schmid über den Nationalreichthum, und ähnliche Werke (weil dieſe Schriften die erſten waren, die ihnen über die Sache in die Hände fielen) zum Vorbild gewählt haben, behauptet mit dem hartnäckigſten Ernſt, daß die Stärke und Glückſeligkeit eines Staates allein im Geldreichthum gelegen, daß ſtets ein hoher Preis aller Lebensmittel, und anderer Dinge, ſo viel möglich, zu befördern, daß mithin, aus gleichem Zweck, die freieſte Concurrenz aller, zum Handel geeigneten, Dinge, und die unbedingteſte Volksvermehrung zu begünſtigen ſey. Eine andere Klaſſe, welche nicht weniger auf eine geſunde, und geübte Beurtheilungskraft Anſpruch macht, und welche ſich überdieß ſtets noch auf die Erfahrung aller Zeiten, auf die Vergänge und Beiſpiele aller, in gleichem Falle mit Bayern verſetzten, Staaten berufet, beſtehet gerade auf der, ganz entgegengeſetzten, Meinung; und wenn es nun gleich ganz begreiflich iſt, daß der Eigennutz, die Eitelkeit, die Beſtrebung, ſich durch die Behauptung ſolcher Grundſätze, denen heftig widerſprochen wird, auszuzeichnen, und wichtig zu machen, daß eine falſche Geſchämigkeit, zu geſtehen, daß man ſich (auch bei der wohlgemeinteſten Abſicht) durch Scheingründe verleiten laſſen könne, einen großen, ja wohl auch den einzigen, Antheil an der Aufſtellung irriger Grundſätze genommen haben dürfte, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß in eigentlichen Handelsſtaaten, und Städten wichtige Gründe für den Geldreichthum, und ſeine Folgen, ſtehen, und daß ſolche Gründe auch für Länder, wie unſer Vaterland Bayern iſt, einen ſehr blendenden Schein von Gewicht und Wahrheit enthalten; denn ein Staat, der einen großen Geldreichthum beſitzt, beſitzt auch (ſcheint es) eben darum eine große, entſchiedene Kraft, ſich in allen Vorfällen zu helfen, der Noth zu ſteuern, und ſich bei allen Nachbarn in Zutrauen, Anſehen, und, falls es nöthig iſt, in Furcht zu ſetzen. England, ſagt man, hat Geld, und eben darum eine ungeheure Macht, und ein entſchiedenes Anſehen; allein England muß bei jeder Unternehmung, wozu vieles Geld gehört, bei allem ſeinem Geld, aus dringendem Geldmangel, zu ungeheuern Auflagen ſeine Zuflucht nehmen, und iſt ſich ſelbſt ungeheuere Summen ſchuldig, deren unüberſehbare Laſt vielleicht noch ganz ſeltſame, aber nicht unerwartete Folgen nach ſich ziehen, und bei welcher die Behauptung, daß der engländiſche Geldreichthum die Engländer glücklich mache, und ihr Wohlſeyn befördere, zuverläſſig nicht aufgeſtellt werden dürfte. Es müßte auch wirklich eine überaus widerſprechende Sache um den Begriff von Glückſeligkeit ſeyn, wenn dieſe nur das Eigenthum eines Landes ſeyn könnte, aus welchem man ſich entfernen, und jahrelange Reiſen nach fremden Ländern machen muß, um beſſer leben, und ſich etwas erwirthſchaften zu können.

Ich habe mich ſchon anderswo erklärt, daß ich allein denjenigen Staat für reich, und mächtig halte, in welchem das Volk glücklich iſt, und daß ich meine, die öffentliche Glückſeligkeit ſey da zu Hauſe, wo der arbeitende Unterthan mit einer zwar fleißigen, aber mäßigen Anſtrengung, der Beſoldete, und von Renten lebende mit mäßigen Ausgaben ſeine, und ſeiner Familie Bedürfniſſe beſtreiten, und mit einer klugen Wirthſchaft ſich auch einen Nothpfenning, nach dem Verhältniſſe ſeines Standes, zurücklegen kann. Dieß kann freilich, wie ich wohl begreife, da, wo die Sachen zu wohlfeil, aber das Geld zu theuer iſt, nicht ſtatt finden; denn es iſt klar, daß da, wo z. B. der Preis des Getreides, mithin der Preis aller einheimiſchen Lebensmittel, mithin der Lohn aller Arbeiten, zu tief herabſänke, die Folge davon eine allgemeine Armuth, eine allgemeine Hemmung, und Niedergeſchlagenheit der Arbeit und des Fleißes ſeyn müßte. Wenn nun aber dem, unwiderſprechlich ſo iſt, ſo muß (vermöge des Fortſchrittes aller Dinge in der ganzen Natur, als bei welcher die höchſte Hitze, und höchſte

Kälte, der anhaltende Mangel, und die Ueberfüllung u. ſ. w. gleich zerſtörend ſind) beim Gegentheil, wo nämlich das Geld wohlfeil, und die Sachen in einem übermäßigen Grade theuer ſind, ebendieſelbe Folge, ebendieſelbe Zerrüttung der natürlichen Ordnung, und ebendaſſelbe Elend ſich einſtellen. Kein Verſenden inländiſcher Erzeugniſſe nach dem abnehmenden Auslande, und (im Gegenſatz) eine unbedingte Verſendung; beide dieſe Maßregeln, ſind (und werden noch mehr und weniger in gewiſſen Fällen, Lagen, und Zeitumſtänden) gleich ſchädlich. Das Benehmen unſerer Vorältern hierin war, nach meiner Meinung, überaus klug, und von den erſprießlichſten Folgen. Man hielt ſich an den Grundſatz, daß alle, zumal die gemeinen und unentbehrlichen Lebensmittel ſtets, ſo viel möglich, bei einem gleichen Preiſe bleiben müßten. Man hemmte den Ausfluß des Getreides ins Ausland nicht; aber man öffnete ihn gewöhnlich erſt dann, wenn mittels mäßiger Preiſe mit dem Nöthigen das Inland verſehen, und dabei geſichert war. Man war dabei durch alle Stände und Volksklaſſen glücklich und wohlhabend, und pries und ſegnete dabei Gott, und deſſen Stellvertreter auf Erden.

Die Folgen einer anhaltenden, durch auſſerordentlich unglückliche Ereigniſſe, oder einer, durch die Befolgung mißverſtandener Grundſätze erkünſtelten Vertheurung der Lebensmittel ſind ſo beſchaffen, daß man, da ſie von jedermann wahrgenommen, und empfunden werden, erſtaunen muß, daß ſie nicht gehörig beherziget werden.

Alle, im Staat von Renten, Zinſen, Penſionen, Beſoldungen lebenden Menſchen werden von dem Augenblicke an, da ein unverhältnißmäßig erhöhter Preis von Lebensbedürfniſſen eintritt, um ein und mehrere Procente verkürzt. Alle Staatsdiener, alle diejenigen milden Stiftungen, deren Einkommen größtentheils in jährlichen Zinſen beſteht, u. ſ. w. werden in Verlegenheit, und in die Unmöglichkeit verſetzt, ſich bei ihrer bisherigen Lebensweiſe, und ihrem Wohlſtande zu erhalten; ja ſo, wie ſich der Geldreichthum häuft, werden alle Reichen ärmer. Bei einem Theil dieſer Klaſſen tritt, wie z. B. bei Spitälern, wenn ſie meiſtens von Intereſſen leben, u. a. der Umſtand ein, daß ihnen (man wolle denn das Spital durch neue Vermächtniſſe bereichern) nicht geholfen werden kann. Andern, nämlich denen, welche vom Sold und Lohn leben, kann freilich, und zwar ſo bald, als man will, nämlich dadurch geholfen werden, daß man den Sold und Lohn erhöhet; aber durch eine ſolche Erhöhung wird im Grunde nichts bewirkt, als daß ihr Zuſtand höchſtens nicht gar zu arg verſchlimmert wird, ohne dabei im geringſten verbeſſert zu werden. Nimmt man in der Beſoldung mehr ein, ſo muß man entgegen auch für alle Bedürfniſſe das Doppelte ausgeben, und man befindet ſich bei allen Dienſtverbeſſerungen noch lange nicht ſo ſorgenfrei und behaglich, als man ſich zur Zeit befand, da die Sachen noch wohlfeil, und das Geld theuer war. Man konnte noch bei Mannsgedenken mit achthundert Gulden jährlicher Einkünfte beſſer leben, als jetzt mit ſechzehnhundert. Wer jetzt ein Haus baut, hat, im Vergleich mit den vorigen Zeiten, deren drei zu bauen, und wer einen Domeſtiken braucht, hat jetzt beinahe für drei Lohn und Nahrung zu ſchaffen.

Zudem, wenn der Staat die Beſoldungen und Lohnungen, wie es beim erkünſtelten Geldreichthume unvermeidlich iſt, erhöhet, ſo muß er wohl auch ſeine Forderungen höher anſetzen, und nicht nur bei allen Menſchenklaſſen die Abgaben verdoppeln, und unabſichtlich beitreiben, ſondern zu verſchiedenen (ſeinen Witz und Ruhm nicht verewigenden) Erfindungen und Einfällen ſeine Zuflucht nehmen, und ſich am Ende damit abgeben, häßliche

Lücken, wenigſtens äußerlich, zu verſtopfen, und häßlichere wieder zu eröffnen; er iſt, ohne ſich äußerſt anzugreifen, und ſich und andern wehe zu thun, ſchlechterdings außer Stand, große Unternehmungen auszuführen, und ſich in einer Würde und Größe, wofür Menſchen mit Augen eine wahre Achtung hegen, zu zeigen.

Sollte wohl unſer Bauer und unſer Viehhälter bei der Wohlfeile des Geldes, und der Theurung der Sachen, gewinnen? Er (in der Regel) gerade am wenigſten, meine ich; denn auch er muß gerade in ebendemſelben Verhältniß, als er größere Summen einnimmt, wieder größere Summen ausgeben, und die Sachen drehen ſich wechſelweiſe in dem fehlerhafteſten Zirkel herum.

„Der Bauer wird fleißiger, und beſtellt ſeine Felder, und überhaupt ſein Hausweſen zugleich emſiger, ſagt man, wenn die Sachen, welche er zu Markte bringt, theuer ſind.“

Ich bin ſo kühn, an dieſem Erfolge zu zweifeln; denn wenn der Bauer für ſechs Schaf Getreid ſo viel Geld einnimmt, daß er damit ſeine Abgaben beſtreiten, und ſonſt bei ſeinen Bedürfniſſen auslangen kann, ſo hält er ſich (Ausnahmen möchte es wohl geben) für reich genug, und er hält ſich übrigens zuverläſſig, wie alle menſchlichen Bärenhäuter (qui nihil humani a se alienum putant) an das dolce far niente; eine Muthmaßung, welche ich nicht erſt ängſtlich beweiſen, aber doch mit einer kleinen Erſcheinung, in welcher etwas Aehnliches liegt, im Vorbeigehen begleiten will. Jedermann erinnert ſich der ehemaligen, entſetzlich ſteilen Straße zu Dachau; man konnte ſie wegen ihres engen Raumes, und ihrer Abſchüſſigkeit nicht ohne Kummer betrachten, und nicht ohne Gefahr befahren. Der höchſtſel. Kurfürſt, Carl Theodor, hat dieſe (ſo wie einige andere Straßen dieſer Art) vortrefflich herſtellen laſſen, und dafür ſey ihm auch ein herzlicher Dank geſagt! Und nun, wie muß man ſich (falls wir nämlich vergeſſen ſollten, wie wir alle ſelbſt beſchaffen ſind, wenn wir irgendwo ſicher ſind, oder es zu ſeyn glauben) wundern, wenn man hört, daß zur Zeit, da die Straße ſo gefährlich, ſo unwegſam und ſteil war, ein Unglück eine nur höchſt ſeltene Begebenheit, und daß gerade ſeit der Zeit, da die Straße in einen unvergleichlichen Zuſtand verſetzt iſt, ein Unglück gar nicht ungewöhnlich, ja daß ein erfahrener Fuhrmann, der mit ſchwer bepackten Wägen viele hundert Male, die gefährlichen Stellen ohne den geringſten Nachtheil herabfuhr, ſogleich, nachdem alles Gefährliche weggeräumt worden war, verunglückt, und zerquetſcht worden iſt!

Härte des Schickſals, und Unglücksfälle ſpornen den Menſchen, ſo wie ihn Tage des Wohlſtandes und der Sicherheit ermüden und abſpannen. Noth und Armuth ſind gewöhnlich die Erzeugerinnen und Freundinnen des ſinnreichen und beharrlichen Fleißes; wie man dann aus einem ähnlichen Grunde behaupten will, daß die nördlichen Bayern (die ſogenannten Oberpfälzer) fleißiger, wirthſchaftlicher, und behülflicher, und genügſamer ſeyen, als die ſüdlichen. Indem ich dieß vorbringe, ſcheint es, daß ich mich deſſen, was ich eben vorbrachte, nicht mehr erinnere, und mir widerſpreche. Ich behauptete nämlich, daß der Bauer bei dem Eintritte des Geldreichthumes vielmehr verliere, als gewinne. Dieſer Behauptung zufolge käme dann der Bauer bei ſeiner unverhältnißmäßigen Vertheurung der Lebensbedürfniſſe ebenfalls in die Klemme, und mithin ja gerade recht in den Zuſtand, durch welchen der unternehmende Fleiß geweckt wird; aber ich habe oben geſagt, daß, wenn die Sachen, welche der Bauer erzielet, zu wohlfeil werden, es ſich der Mühe nicht mehr lohne, dieſelben zu erzielen. Dieſe Folge findet ſich dann auch im gegentheiligen Falle, wenn die Erzeugniſſe des Bauers zu hoch am

Werthe ſteigen, ein. Der Bauer muß dann alles, was er braucht, und nicht ſelbſt hervorbringt, mit dreifachem Gelde bezahlen, und vor allen Dingen muß er ſeinen Knechten und Dirnen einen Lohn geben, wobei er am Ende des Jahres der ärmſte Mann ſeines Hauſes iſt. Die vielſeitigen Abgaben und Ausgaben des Bauers müſſen beim Geldreichthume unnachſichtlich entrichtet werden. Kommen nun vollends Mißjahre, ſo iſt der Bauer genöthiget, einen Theil ſeiner Ehehalten zu entlaſſen, und ſich gleichwohl auf eine Wirthſchaft, und auf einen Feldbau, welcher ihm auf alle Fälle das Leben friſtet, zu beſchränken. Der mechaniſche Künſtler, Handwerker, und Taglöhner weiß ſich, (wiewohl er dabei ebenfalls nicht reich wird) bald zu helfen; er ſchlägt, und iſt, da er ebenfalls allenthalben geſteigert wird, gezwungen, auf ſeine Arbeit, oder ſeinen Dienſt zu ſchlagen, oder ſchlecht und unfleißig gearbeiteten und übel beſtellten Dingen eine Außenſeite von Güte zu geben. Viele ſolcher Handwerker, welche bei einem mäßigen Preis der Lebensbedürfniſſe ihr ehrliches Auskommen fanden, fangen an; zumal wenn die Gegenſtände ihrer Arbeiten eben nicht unentbehrlich ſind, abzuhauſen, allen Muth zu verlieren, und die Zahl der hilfloſen Hilfbedürftigen zu vermehren. Die vernünftigſten deutſchen Männer haben ſich hierüber längſt auf das nachdrücklichſte geäußert. So wird z. B. über „Franklins Erhöhung des Arbeitlohns in Europa" in der Minerva (März 1797 S. 533 ꝛc.) wohl geſagt: „Wenn man Lohn in dem ganzen Umfange des Wortes nimmt, ſo erhalten, und geben alle, oder faſt alle Bürger eines großen politiſchen Staats Lohn; aber nur Eine Klaſſe der Lohnarbeiter kann hier in Betracht kommen; die einzige, nach welcher die Adminiſtration zu fragen, und für die ſie zu ſorgen hat: die Klaſſe der Lohnarbeiter der niedrigſten Stände der Menſchen, (Franklin hatte davon keinen Begriff) die ohne Eigenthum und ohne Capital ſind; die nur von ihrer Händearbeit zu leben haben. Dieſe Art von Menſchen macht (vorzüglichſt nämlich in Handelsſtaaten) den größten Theil der ganzen Nation aus; und man kann folglich eine Nation nicht glücklich nennen, bei welcher dieſe ganze Klaſſe durch die Niedrigkeit, oder vielmehr Unzulänglichkeit des Lohnes auf einen ſo ſchmalen Lebensunterhalt herabgeſetzt iſt, daß kaum die erſten Bedürfniſſe der Natur befriedigt werden können; daß der Lohnarbeiter zum Bettler werden muß, ſobald es ihm an Arbeit mangelt, oder Alter und Krankheit ihn zur Arbeit untauglich machen, daß ſie ſich weder verheirathen, noch eine Familie erziehen können u. ſ. w. Kurz, man ſieht leicht, daß in allen civiliſirten Ländern der Wohlſtand des großen Haufens der Nation einzig und allein auf dem Arbeitslohne gegründet iſt; daß das Volk glücklich iſt, wenn der Lohn hoch, unglücklich, wenn er niedrig iſt. Man ſieht übrigens, daß der Lohn, von dem hier die Rede iſt, nicht in Geld zu verſtehen ſey. Es iſt vom Lohne überhaupt, (von ſeinem Verhältniß nämlich gegen den Preis der Lebensmittel) von der Quantität von Lebensmitteln, Kleidern ꝛc. die Rede; ohne Rückſicht auf die Quantität feinen Silbers, der ſeinen Lohn ausmacht.“ „Die Freiheit des auswärtigen Handels (ſchrieb ein Deutſcher aus Amerika, Archenholz 1796) macht, daß der Ackerbau in einem ſchmachtenden Zuſtande bleibt. Der dadurch erzeugte ungeheuere Preis der Produkte, in gewiſſen Perioden, und dann das plötzliche Fallen derſelben in andern, erzeugt ein ſchädliches, nur bloß dem Spekulanten vortheilhaftes Schwanken der Länderpreiſe ꝛc. Dieſe ungehinderte Ausfuhr macht den Arbeitslohn, und alles ſo theuer, daß der Bauer von den hohen Preiſen ſeiner Erzeugniſſe keinen Vortheil ärndtet. So wahr iſt es, daß die nothwendigen Produkte des Ackerbaues ohne Nachtheil des Landmannes nie einen gewiſſen Preis überſteigen dürfen, und daß weiſe Regierungen allezeit ſtreben müſſen, einen Mittelpreis zu erhalten."

„Das Beiſpiel der Chineſen beweiſt, daß der auswärtige Handel den Ackerbau und die Induſtrie nicht belebt; denn was man in den Nachrichten von der neulichen brittiſchen Geſandtſchaft von dem Ackerbau, der Induſtrie, der Bevölkerung und überhaupt dem Wohlſtande, und der Glückſeligkeit jenes vortrefflich regierten Reiches lieſt, ſetzt uns in Erſtaunen. Die Amerikaner beobachten eine entgegengeſetzte Politik, auch ſieht man die Folgen davon. S. 287 — 389." Eine Menge der überzeugendſten Bemerkungen dieſer Art findet man ſeit einiger Zeit in unſern beſten ſtaatiſtiſchen Schriften, deren Verfaſſer die gegentheiligen Meinungen und Gründe wohl erwogen, aber ſie theils nur für Seeſtaaten paſſend, theils für mehr ſinnreich, als gegründet, und in der wirklichen Anwendung für höchſt verderblich gehalten haben. Ich, für meinen Theil, wiewohl ich hier dieſen Gegenſtand mehr nur berührt, als ausgeführt habe, finde mich ganz überzeugt, daß man in unſerm Vaterlande unendlich reicher und glücklicher ſeyn müſſe, wenn das Geld theuer und die Sachen wohlfeiler ſind, als im umgekehrten Fall, und daß man bei einer geſegneten Wohlfeile aller nöthigen Lebensbedürfniſſe in allen Dingen mehr ausrichten, prächtigere Werke der Baukunſt unternehmen, ein zahlreicheres und zufriedeneres Militär herſtellen, und durch alle Menſchenklaſſen unendlich ſicherer ſeines Lebens froh werden könne. Vor vierzig Jahren, und noch lange ſpäter war bei uns in München (und in Bayern überhaupt) gewiß ein ſehr fröhliches Leben, und es gab damals unter allen Bürgerklaſſen und Ständen ſehr vermögende Leute, indeſſen daß jetzt (wenn man anders nicht in den Tag hinein plaudern, ſondern mit Kenntniß und Erfahrung reden will) äußerſt wenige reiche Leute, und unter den reichen äußerſt wenige vermögende giebt. Die Menge befindet ſich offenbar ganz auf dem Wege zur gänzlichen Abhauſung, ſo daß häufig immer mehrere Familien ſich genöthiget ſehen, ihrer Hauswirthſchaft zu entſagen, und ihre Speiſen bei einem Koch, oder einem der zahlreichen Tracteurs (von welchen man ehemals wenig wußte) zu beſtellen.

Von demjenigen unverhältnißmäßig erhöhten Preis der Lebensmittel, welcher durch Mißjahre, durch Kriege, oder andere ähnliche Uebel erzeugt wird, iſt hier wohl die Rede nicht; dieſe Erſcheinung (ſo ſchrecklich ſie ſeyn kann) iſt auch nur vorübergehend, da indeſſen diejenige, welche durch mißverſtandene Grundſätze, oder aus Eigenſinn erkünſtelt wird, anhaltend, und ungleich verderblicher iſt. Dieſe wird, nach meiner Meinung, offenbar durch eine übelverſtandene Concurrenz, durch das Befördern einer übelverſtandenen Bevölkerung, und durch den Luxus auf eine Art, daß dabei der Natur der Sache die härteſte Gewalt angethan wird, erkünſtelt.

Die ſogenannte Concurrenz iſt nicht bloß von einer unumſchränkten, jedermann zuſtehenden Befugniß, nach einem Hauptort zu handeln, ſondern überall hin zu handeln, zu verſtehen. Sie darf alſo auch unbedingt aus dem Lande handeln, und nach den Behauptungen der Vertheidiger derſelben iſt jede Landſperre ein grober Handlungsfehler; dergeſtalt, daß wenn gleich ein Mangel z. B. des Getreides durch das Wegführen deſſelben ins Ausland zu fürchten iſt, gleichwohl das Wegführen nützlicher, als das Behalten ſeyn müßte; allein mir ſcheint, daß man die Getreidſperre mit dem Getreidſatze vermenge, welchen letztern zu verhängen, wenigſtens in der Regel, der Beſetzung der öffentlichen Schrannen allerdings ſehr nachtheilig ſeyn würde. Dieſe Folge kann bei der Getreidſperre nicht eintreten, weil dadurch dem Schrannenpreiſe kein Zwang angelegt wird; wie dann auch die ehemalige vieljährige Erfahrung für die Sache ſteht, und wie endlich das (eben jetzt gegenwärtige) Beiſpiel faſt aller deutſcher und anderer Staaten auch zur vernünftigen Rückſicht geeignet iſt. Man handelt anderswo nicht unbedingt, ſondern mit Rückſicht auf Umſtände. Kein Staat begünſtigt die Ausfuhr mehr, als England, indem für die Ausfuhr faſt aller Handlungsartikel Preiſe geſetzt ſind ; allein da vor einigen Jahren die Umſtände und Lagen der Dinge ſich änderten, änderte man auch ſeine, für dieſelben nicht paſſende, Maßregeln. Es wurden Preiſe für die Getreideinfuhr geſetzt. Was man zur Vertheidigung einer nie zu beſchränkenden Ausfuhr ſagt, daß durch dieſe der Getreidpreis unmöglich zu hoch ſteigen könne, weil, wenn dieß geſchähe, und wenn das Getreid in dem Orte, von welchem man es ausführt, zu theuer, oder gar theurer werden ſollte, als in dem Orte, nach welchem man es führt, alsdann die Verſchleppung ſogleich aufhören, und das Getreid des Gewinns wegen, vielmehr wieder zurückgehandelt werden würde, iſt mehr ſinnreich, als wahr geſagt. Im Falle einer Noth kauft auch bei dem höchſten Preiſe jeder, der leben will, und jeder behält, was er gekauft hat. Es iſt auch nicht zu erwarten, daß die Regierung eines Landes, welches hinauskaufte, weil es einen Mangel fürchtete, ſich in die vorige Gefahr ſtürzen, und eine Wiederausfuhr billigen werde ;

und entfernte Zufuhren liefern das Wiedererſetzen des ausgeführten Getreides um einen ſolchen Preis, daß der durch die vergegangene mißverſtandene Ausfuhr erhaltene Gewinn wahrhaft ins Lächerliche fallen muß.

Auch ſonſt hat die ſogenannte Concurrenz höhere Scheingründe, die ſich aber, in Rückſicht und in ihrer Anwendung auf unſere Lage, von ſelbſt zernichten, wiewohl auch in Seeſtaaten ein unumſchränktes Concurriren dem Handel einer Stadt äußerſt nachtheilig werden kann; aber vom kaufmänniſchen Handel iſt bei uns die Rede gar nicht. Was bei uns Handel genannt wird, iſt eine lautere Krämerei. Wenn nun bei dem (größern oder kleinern) Kram der Gewinn, der einem Krämer für ſeine Gefahr und Mühe mit Recht und Billigkeit zukömmt, unter zehn vertheilt wird, wenn in einer Stadt, wo dreißig Krämer hinreichen, ihre Mitbürger mit aller Nothdurft zu verſehen, vermöge des ſchönen Princips der freien Concurrenz hundert ſich der Krämerei annehmen; ſo ereignet ſich der Fall, welcher ſich bei einer unbedingten Zerſtücklung großer Höfe ergiebt, wo zuletzt jeder ein Gärtchen von Ackergrund, das er mit ſeinem Brodmeſſer umackern, und im Falle eines Schauers mit einem Hut bedecken kann, erhält, und dabei kaum nur ſo viel, als er ſelbſt braucht, beſitzt. Unzählige junge Burſche werden bei einer freien Concurrenz unter die Decke ſchliefen, und mit ihrem Kapitälchen krämern; aber neunundneunzig werden eben ſo bald wieder hervorkriechen, und ihr Herabkommen den ſchlimmen Zeiten, oder eiferſüchtigen Nachbarn und Concurrenten zuſchreiben. Dann, wann der Verfall der Wirthſchaft eingetreten iſt, dann freilich eifert auch gewöhnlich niemand heftiger wider einen Mißbrauch, als gerade diejenigen, die vermöge eines Mißbrauches geworden ſind, was ſie ſeyn wollten. Die mißverſtandene Concurrenz hat dem deutſchen Buchhandel, und mit ſeinem Herabkommen der Literatur unheilbare Wunden verſetzt, und ihre Folgen werden keine Krämerei, und kein Gewerb verſchonen, wo die Ueberſetzung einmal Platz genommen hat. Ueberhaupt ſind gegenwärtig denkende Männer von ihren Vorurtheilen, wenn ſie in dieſem Stücke vorübergehend ſolche hatten, zurück, und in den folgenden Grundſätzen übereingekommen: „Der Wohlſtand eines Gewerbes, die Güte, und der wohlfeile Preis der Feilſchaften hängt nicht von der Menge der Treibenden, ſondern vielmehr vom richtigen Verhältniſſe ihrer Zahl zu den Abnehmern, und übrigen Umſtänden ab. Dreißig Krämer, zwanzig Weinhändler können ihre Waaren beſſer und wohlfeiler liefern, als hundert. Fünzig Meiſter mit hundert Geſellen können eine beſſere und wohlfeilere Arbeit liefern, als hundert Meiſter mit fünfzig Geſellen. Fünfzig wohlhabende Familien bereichern und nützen dem Staat ungleich mehr, als dreihundert, welche mit der Abhauſung und Dürftigkeit kämpfen. Wenn bei hundert Concurrenten kein ſogenanntes Monopol ſtatt hat, ſo hat auch bei zwölf keines ſtatt; indem in der Regel kein Händler Rückſicht auf den andern nimmt, ſondern vielmehr jeder beeifert iſt, durch einen etwas wohlfeilern Preis Käufer an ſich zu ziehen, und durch die ihm zuſtrömende Menge derſelben ſich ſchadlos zu halten. Auch hat wohl eine wohlgeordnete und wachſame Staatsaufſicht ein Wort zu reden, wenn die Gränze aller Billigkeit überſchritten werden, und offenbar ein muthwilliger, drückender Wucher ſich einſtellen ſollte.

Der Hang zur Erweiterung und allgemeinen Einführung einer uneingeſchränkten Concurrenz hat in keinem Stücke weiter und ſchädlicher vorgegriffen, als bei den Urtheilen über die Innungen und Zünfte, als welche von einigen ſchlechterdings für nachtheilige Inſtitute, und für höchſt reif zur Auflöſung erklärt werden wollen. Da die Meinungen und Grundſätze, welche bei uns als höchſt wichtige

Entdeckungen in Schutz genommen, und was zu bedauern iſt, nicht ſelten auf der Stelle begutachtet werden, faſt immer (buchſtäblich wie unſere Kleidermoden) vom Auslande, oder doch vom nördlichen Deutſchland, wo die neue Sache in irgend einem Journal gerühmt worden ſeyn mag, zu uns kommen; ſo iſt es dann auch mit dem Lärmen, der ſeit einiger Zeit über das Zunftweſen bei uns rumorirt, gegangen. Weil im nördlichen Deutſchland über die Aufhebung der Zünfte geſtritten worden iſt, ſo gieng einige Monate nachher der Streit auch bei uns an, und, weil dort einige ſchreibende Herren von der Aufhebung ſprachen, ſo wurde auch in ſüdlichen Gegenden darüber nachgeſprochen, und zwar manchmal mit einer dergeſtalt geringen praktiſchen Sachkenntniß und mit ſo vieler Schwächlichkeit der Beurtheilungskraft, aber mit einer deſto ungeſtümern Anmaßung, und mit ſo vieler Begierde ſich durch bloßen heftigen Widerſpruch das Anſehen eines [illegible] Staatiſtikers zu verſchaffen, daß kaum zu zweifeln iſt, ſolche Staatiſtiker würden in dem Fall, daß es niemals einige Innungen und Zünfte gegeben, und daß irgend ein Ausländer ihre Einführung angerathen hätte, dieſe Einführung mit ebenderſelben Hitze in Schutz genommen haben. Von den norddeutſchen Schriftſteller wurden überhaupt als Nachtheile der Zünfte angegeben:

1) alberne, und dem Publikum ſowohl, als den Handwerken ſelbſt nachtheilige Statuten;
2) Zeitverſäumniß bei den Handwerksverſammlungen, und daher entſtehende Koſten;
3) Erſchwerung des Meiſterrechts für gute Arbeiter;
4) Aufſtände der Geſellen.

Entgegen verſchwieg man auch die überwiegenden Vortheile nicht, nämlich:

1) die ungleich größere Sicherheit der Nahrung aller Gewerbtreibenden;
2) die verhältnißmäßigere Vertheilung der Nahrung unter die Bürger des Staates, bei welcher der Armuth geſteuert, und für ſie geſorgt wird, die Ehen befördert werden, und mehr Wohlhabende als Reiche entſtehen;
3) die Handwerke bleiben bei einer Profeſſion, und vervollkommnen ſich daher in dieſer mehr, ſowohl in Anſehung der Güte, als Menge der Arbeit u. ſ. w.

Eine von der hamburgiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe gekrönte Preisſchrift (von Joh. Adam Weiß, Frankfurt am Main, bei Heinr. Ludw.

Brönner) (ich erwähnte dieſer vortrefflichen Abhandlung ſchon einmal) erklärte mit den erſchöpfendſten Gründen die Aufhebung der Zünfte für eine höchſt verderbliche Sache, und in Wahrheit, ich kenne in der deutſchen Geſchichte kaum etwas Vortrefflicheres, kaum etwas, das dem deutſchen Verſtand mehr Ehre macht, als die Erfindung und Einführung der Zünfte, und ihrer im Weſentlichen (ein Schatten begleitet ja doch jeden Körper, und ich möchte ſagen, man würde mit Menſchenaugen das Licht nicht ſehen, wenn es lauter Licht gäbe) unvergleichlichen Verfaſſungen, ihrer ſchönen Ehr- und Zuchtgeſetze (welche da, wo ſie wirken dürfen, der Obrigkeit beinahe alle Mühe und Aufſicht erſparen) ihrer Lehrjahre, und Probearbeiten, ihrer Wanderungen, und anderer Artikel dieſer Art, welche jetzt von manchem, der für die gemeine Sache zwar gut geſtimmt, aber mit ihrem Gang und deſſen Folgen weniger vertraut ſeyn mag, ohne alle Ausnahme verunglimpft werden. Herr Iſelin hat uns (im zweiten Bande S. 163 u. w. ſeiner Ephemeriden der Menſchheit, oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik, und der Geſetzgebung, einem Buche, worin die auserleſenſten Grundſätze und Lehren mit dem kraftvollſten und reinſten Ausdrucke vorgetragen werden) eine Rede des Generaladvokaten des Königs von Frankreich, Ludwigs XVI. für die Nichtaufhebung der Zünfte geliefert (ich habe derſelben im fünften Band der Beiträge von S. 393 — 401 eine ausführliche Erwähnung gethan), welche alles enthält, was ſich für die Schützung der Zünfte Wahres und Wichtiges auf die rührendſte Art ſagen läßt.

Bei eben derſelben Gelegenheit wiederholte ich meine Erinnerungen über die Uebervölkerung der Stadt München, und über den uneingeſchränkt herrſchenden Luxus in derſelben. Man wird einſt noch bitterlich, aber dann freilich zu ſpät bedauern, jene Erinnerungen (welche keineswegs meine Erfindungen, ſondern die Gedanken, Urtheile und Stimmen der vernünftigſten hieſigen Männer ſind) höhniſch abgewieſen, und nur ſeinem Privatdünkel Gehör gegeben zu haben. Bei der eingetretenen Uebervölkerung kann, ungeachtet der überaus reichen Zufuhr, die Wohlfeile der vorzüglichſten Lebensbedürfniſſe niemals wieder zurück kehren. Die Sachen, welche zu Markt gebracht werden, ſind nicht darum theuer, weil man ſie (wie unlängſt öffentlich geäußert wurde) ausrauft, ſondern man würde ſie (wie ehemals) nicht ausraufen, wenn ſie wohlfeiler wären, nämlich, wenn der Leute (welche gar nicht handeln, ſondern nur bezahlen, was man begehrt) weniger wären. Sechzig reiche Gäſte mit ihrem Anhang können, wenn ſie gleich durch ihr Wohl- und Ueppigleben einen (durchaus ſehr mißverſtandenen) Geldumlauf befördern, einer Stadt, wie München iſt, zur drückendſten Laſt fallen; ſie vertheuern nicht nur alle gemeinere Lebensmittel; ſie verbreiten auch, zumal, wenn ſie ſogenannte Privatiſirer, oder Geldmäckler (dieſe Art von Einwohnern iſt ſchlechterdings die peſtartigſte) und zugleich unverheirathet ſind, die verderblichſten Grundſätze und Beiſpiele in Rückſicht der Sittlichkeit, und richten (beſonders wenn ſie eine ſchafmäßige Art von Leuten vor ſich haben) mittels der Behauptung, daß ſie nichts vorſchlügen, wünſchten und verübten, als was heut zu Tage in andern größern Städten, ohne noch ein Aufſehen zu machen, verübt würde, alle Sitten, worauf doch das Wohl eines Staates beruht, zu Grund. Dieſe Wahrheit haben längſt vor mir die bewährteſten Männer bemerkt, und beklagt. Hr. Deneken, D. u. Senator in Bremen hielt im Jahre 1797 über die Frage: „Was iſt vom Zuſammenfluſſe der Fremden in Bremen zu beſorgen, und zu hoffen, eine öffentliche Vorleſung, worin er unter anderm ſagte: „Zu beſorgen iſt allerdings, daß der Zuſammenfluß in Bremen, wie anderswo, einen nicht ganz vortheilhaften Einfluß auf die

Einfalt der Sitten haben werde. Mit den Sitten ändert ſich auch die Denkart, die politiſche ſowohl als religiöſe. Die Preiſe der Lebensmittel werden durch die Concurrenz der Fremden übermäßig geſteigert, und der Handwerker wird verwöhnt. Auch die ſchönen Tugenden, die Gaſtfreundſchaft und Wohlthätigkeit hören auf. Auch macht der Anblick müßiger Menſchen müßig. Dieſe Beſorgniſſe ſind in der Natur der Sache gegründet.“

Daß der Luxus, oder die gedankenloſe muthwillige Ueppigkeit, und der zügelloſe Hang, theils die wahren Bedürfniſſe auf eine ungeſchickte Weiſe zu ſeinem Schaden zu befriedigen, theils den Geiſt und den Körper mit tauſend eingebildeten Bedürfniſſen zu umgeben, und vermöge einer kindiſchen Einbildung Dingen einen Werth anzuhängen, die keinen haben, alle Arten der Bedürfniſſe in einen unerſchwinglichen Werth und Preis verſetzen, dazu brauche ich eben ſo wenig weitläufige Beweiſe und Erklärungen, als zur Behauptung, daß wir gegenwärtig, und zwar mit einer Selbſtgenügſamkeit, bei der man zu glauben ſcheint, als ſeyen die Sachen von Ewigkeit her ſo, wie ſie jetzt ſind, und nie anders geweſen, einen unumſchränkten Luxus begünſtigen. Wir brauchen für alles, was wir auf dem Leibe tragen, einen Drittheil, oder gar die Hälfte mehr Geld, als wir auszugeben brauchen würden, wenn wir die Dinge, ſtatt ſie von Ausländern (welche darüber unter vier Augen unſerer Thorheiten ſpotten) zu erhandeln, und ihnen dafür unſern großen, durch die Concurrenz aufgehäuften Geldreichthum mit großer Demuth wieder zuzuſchicken, nur gleich von uns ſelbſt kauften, wie es die Engländer (mit deren Beiſpielen man ſonſt manchmal ſo gewaltig hoch aufhebt) die Franzoſen, die Oeſterreicher, und andere wohleingerichtete Staaten thun *). Wir würden hier um die Hälfte wohlfeiler wohnen, wenn uns nicht die üppige Meinung, daß der Luxus an vielen (wenn gleich höchſt entbehrlichen) Einwohnern, dann die freie Concurrenz ſchön und ausführungswerth ſey, die ſchlimmſten Streiche

---

*) Die Antwort Kaiſers Joſeph II., als jemand erinnerte, daß er, wenn er auf ſeinem Verbot, vermöge deſſen kein ausländiſches Tuch ꝛc. ꝛc. nach den öſterreichiſchen Staaten eingeführt werden ſollte, beſtände, allein wegen eines gewiſſen Artikels eine Million verlieren würde, iſt bekannt; er fragte, um wie viele Millionen Waaren hereingekauft (mithin wie viele Millionen baares Geld hinausgeſchickt) werden müßten, damit der Mauthkaſſe Eine Million zukäme. Wenigſtens fünfzehn Millionen gehen hinaus! war die Antwort. So will ich ja lieber, ſagte der Kaiſer, Eine, als fünfzehn Millionen verlieren.

ſpielte. Wir könnten hundert Artikel wohlſeiler kaufen, wenn wir davon nur ſo viel, als wir für unſere Sättigung, und für die Beförderung der Geſundheit und Leibesſtärke wirklich nöthig haben, kaufen wollten! Wir könnten überhaupt in unſerm Vaterlande ſo glücklich und wahrhaft reich ſeyn, wenn wir die (im fünften Bande der Beiträge mitgetheilten) Gedanken über den wahren Geldreichthum von Bayern beherzigen wollten. Unſere Voraltern haben die Leute, wenn ſie ſich manchmal vergaßen, (ſie thun dieß von Zeit zu Zeit in der ganzen Welt) und in irgend einem Stück, die Kleider, Mahlzeiten, Luſtbarkeiten u. dgl. betreffend, zu weit vom Geleiſe ausſchweiften, von den Abwegen, wo ſie ſich am Ende nicht mehr würden herausgefunden haben, ernſtlich nach den gebahnten Straßen zurückgewieſen, und heilſame Mandata wider den Luxus aller Art erlaſſen; aber unſere Voraltern verſtanden das Ding nicht recht, und ſahen nur immer auf das, was, nach ihrer ſchlichten Vernunft, ordentlich, gut und erſprießlich ſeyn konnte, ohne (was ſo recht ihr Abſurdes war) auf den Fortſchritt ihres Zeitgeiſtes zu ſehen.

Ich weiß auch, mein Freund, daß meine Grundſätze über die Dinge, von denen ich eben ſprach, den Beifall unſerer Zeitherren nicht haben, und ich kann mir nicht helfen, daß ich mich ſo lange nichts darum bekümmere, als ich weiß, daß gerade ſelbſt die fortrückende Zeit für meine Grundſätze entſcheiden werde. Nichts iſt auch gegenwärtig leichter, als Beifall, flüchtigen Ruhm, wirkende Unterſtützung, und einen glorreichen Schein, ſo lange die Glorie dauert, um den Kopf zu erhalten, und ich dürfte nur (was mich, wenn ich ſchon einmal die Feder in der Hand halte, die nämliche Mühe koſten würde) hinſchreiben, was jetzt gerade Gang und Gäbe iſt. Dann, mein Freund, wäre ich, ungeachtet ich bereits über vierzig Jahre alt bin, (nach dem jetzt allein ſeligmachenden Ausſpruch der Zeitherren, welche es noch lange nicht ſind) gleichwohl noch, wider den ſonſtigen Lauf der Natur, bei einer hinlänglichen, geſunden Verſtandeskraft, und ſoviel noch möglich, ohne dem grämlichen finſtern Eigenſinn, und der Geiſteshalsſtärrigkeit und Schwäche, welche den armen Männern über vierzig Jahre jetzt eigen und anklebend iſt; vielmehr, ich wäre auch einer der ſeltenen Auserwählten, welche mit dem Fortrücken der Zeit gleichen Schritt gehalten, welche des Zeitgeiſtes ſich ermächtiget, und von ſeinen Bedürfniſſen eine ächte, reine Auskunft ſich erworben; welche, als einſichtsvolle praktiſche Schriftſteller, ihre Gegenſtände viel und genau beobachtet, dieſelben ri gewürdiget, und die Mängel und Mittel der höhern Cultur gründlich erforſcht haben; dann wäre ich noch überdieß ein gar feiner Kauz, ein humaner Cumpan, und liberaler Geſelle; dann wandelte (oder ſtolperte) ich traulich mit ihnen in gar ſchöner Harmonie, und ſpräche (o wie lieblich!) aus ihren Herzen; ſpräche ein wahres Wort zu ſeiner Zeit; arbeitete nach dem Syſtem, und hätte überall ſo recht eigentlich die wahre Tendenz; wüßte auch mit meinen ſchönen Talenten zu wuchern, Schutt und Finſterniſſe wegzuräumen, und helles Licht zu verbreiten; dann läge ſchon der tiefſte Sinn in ! ! ! ? ? ? Sic! — Nun habe ich leider von allem dem nichts, ſehe die Sachen nur, wie ſie mir, und andern alltäglichen Menſchen erſcheinen, und bin ein geſchlagener Mann.

Da verlauten will, daß Zeitherren (in dieſen Tagen der höhern Geiſteskultur, und der von allem mönchiſchen Wuſt gereinigten, und auf das ächte Princip geleiteten Moral) auf die Errichtung eines oder mehrerer Hurenhäuſer — (Anſtalten für ein Bordell hätte ich wenigſtens ſagen ſollen, wenn ich es auch meiner Grämlichkeit, und meinem ſtarrköpfigen Eigenſinn nicht hätte abgewinnen können, um mich human und liberal mit „Anſtalten für Freudenmädchen“ *) auszudrücken) — ihre Tendenz richten, ſo muß ich dann doch auch ein Wort zu ſeiner Zeit ſprechen, wenn ich gleich voraus ſehe, daß ich es nicht aus dem Herzen des mit dem hellen Zeitgeiſte fortſchreitenden Syſtems ſprechen, und daß ich das Bischen von guter Meinung, in welcher ich bei den entſcheidenden Herren noch bis jetzt geſtanden ſeyn dürfte, auf eine recht ſchnöde Art verſcherzen werde.

Ich weiß nicht, ob ich, gemäß der Zeugniſſe aller denkenden Männer, und aller Erfahrungen, erinnern darf, daß ſeit den letzten

---

*) Ich kenne in der ganzen deutſchen Sprache kein abgeſchmackteres, unwahreres Wort, als dieſes, den Franzoſen nachgeäffte, verworfene Modewort. Auf weſſen Seite befindet ſich denn hier etwas, dem man den geheiligten Namen „Freude“ geben könnte? Rechtliche deutſche Männer haben auch das Wort „Freudenmädchen“ nie nachgeſchrieben, ſondern anfangs Luſtmädchen (wie Luſtſeuche) oder Jammermädchen dafür geſetzt; haben aber am Ende wieder gefunden, daß es am beſten gethan ſey, bei der alten deutſchen Weiſe zu bleiben, und eine Metze für jedermann eine Hure, und eine Anſtalt für ſie ein Hurenhaus zu nennen.

zwanzig Jahren die ausübende Sittlichkeit und Zucht mehr und weniger im ganzen Deutſchland gar ſehr geſunken ſey, und täglich tiefer ſinke. Ein tobender, ungeſtümer, frecher Hang nach einer rohen Ungebundenheit, bei welcher man von keiner Einſchränkung mehr wiſſen, ſondern ſich immer nur gütlich thun, bei welcher man ſeinen Geiſt immer nur mit ſüßen, leckern Gefühlen kitzeln und unterhalten, ſeinem Körper immer nur das Sinnliche, Bequeme und Schmeichelnde zubereiten und gewähren will, iſt beinahe durch alle Klaſſen von Menſchen herrſchend geworden. Man verſchönert, entſchuldigt, vermittelt alles, was doch in ſeinen Folgen zu Grunde richten muß, und hat eine falſche Schamhaftigkeit angenommen, bei der man ſich aus Furcht, daß man den vom Strome Hingeriſſenen mißfallen möchte, nicht mehr zu ſagen getraut, was man doch fühlt, denkt, und wahrnimmt. Man will lieber für unmoraliſch, als für einen Menſchen, der nicht mitrennt, gehalten werden, und hat (was ein fürchterliches Zeichen von Knechtſchaft und Verderbniß iſt) den Muth nicht mehr, dem Manne Beifall zu geben, der es wagt, uns an die Stimme unſers, noch nicht gänzlich erſtickten, Gewiſſens zu erinnern; ja ſtatt ſeiner Freimüthigkeit beizuſtimmen, höhnet man vielmehr laut mit. Carl

Ludwig von Haller rühmt in ſeinem „Denkmal der Wahrheit auf Joh. Caſpar Lavater“ als eine weſentliche Eigenſchaft dieſes Mannes ſeinen Muth der Tugend, und ſetzt hinzu: „fürwahr eine ſeltene und ehrwürdige Eigenſchaft, ohne welche wenig oder nichts Gutes auf dieſer Welt geſchieht, und die nie nöthiger wäre, als zu einer Zeit, wo man mit Recht die Furcht noch mehr, als den böſen Willen, die Mutter alles Uebels nennen könnte; denn was thut nicht die Furcht in unſern Zeiten, ſie, die dem Menſchen gegeben iſt, zwar um Gefahren zu erkennen und ihn von pflichtwidrigen abzuſchrecken, aber nicht um gegen pflichtmäßige unthätig zu bleiben, ſondern um deſto mehrere Kräfte zu ihrer Beſiegung anzuſtrengen. Die Furcht macht den Böſen argwöhniſch, mithin noch böſer, und ſelbſt die Guten unnütz; ſie ſchafft Unrecht, und läßt Unrecht geſchehen, oder immer weiter um ſich greifen. Sie erſtickt Genie und Vaterlandsliebe, die ganze Völker zu retten im Stande wären, verſchließt das Herz ſogar den Gefühlen des Mitleids und der Menſchlichkeit; ſie erweckt ſelbſt Edlere, Gewaltthaten zu begünſtigen, oder zu entſchuldigen, die ſie in ihrem Herzen verabſcheuen, und würdiget Vernunft und Talente zu elenden Sophiſten herab, um ſich ſelbſt durch Scheingründe zu täuſchen, und gegen die Stimme des Gewiſſens die Pflichtverletzung zu rechtfertigen. — Im Einzelnen hört man Tauſende über Verderbniß und Unverſtand klagen; der ehrlichen Leute giebt es viele, die das Gute wünſchen, loben, auch unterſtützen würden, wenn es das Stärkere wäre, und ſie es ohne Gefahr thun könnten. Faſt alle jammern über eigenes und fremdes Unglück; aber derer, die wohlthätig helfen, ſind wenige. Unter Zehntauſend findet ſich kaum Einer, der den Muth hätte, ſich hervorzuthun und an die Spitze der Rechtſchaffenen zu ſtellen, um Böſes zu verhindern, viel weniger, um die Götzen der Zeit ſelbſt anzugreifen, und dem wahren Gotte zu dienen, der in der Bruſt aller Menſchen wohnt. Da hört man jeden ſagen: „Ich kann doch nicht helfen; es geht mich nichts an; jene mögen anfangen, die mehr Macht dazu haben; ich mag mich nicht der Gefahr ausſetzen; muß meinen Einfluß auf beſſere Zeiten verſparen; ich bin mich voraus mir ſelbſt ſchuldig;“ aber dieſe Sprache der Furcht oder des Egoismus war nie Lavaters Sprache. Wenn alles erbebte, und durch Schrecken verſtummte, ſo war Lavater da, der Helfer in aller Noth, und ſelten ohne Erfolg. — Unſer Wollen und Thun hat keinen Zweck, und keine Feſtigkeit, ſondern iſt ein lauteres Herumtreiben unter ſinnlich angenehmen Gegenſtänden, ein ſorgloſes Hingeben ſeines Weſens an jeden Eindruck, der ein ſinnliches Vergnügen auf unſere Einbildungskraft, unſer Herz, und unſern Körper macht; ein Leben und Weben in lauter Dingen, welche dem Auge, dem Ohre, der Zunge, dem ſinnlichen Gefühle wohl thun, und welche bloß dazu gemacht ſind, um ihm wohl zu thun; wobei man an nichts höheres Geiſtiges denkt, auf nichts höheres Geiſtiges gelenkt wird, und gar bald nicht mehr gelenkt werden mag. Man will ſchlechterdings überall alles Beſchwerliche entfernen, und jeden Weg nur mit Roſen beſtreuen. Man hört auch in den Zirkeln, die man die ſchöne Welt nennt, von nichts ſprechen, als von Unterhaltung, und die einzigen Fragen, die man wechſelweiſe an ſich zu ſtellen verſteht, und die man allein für guten Ton hält, beſchränken ſich darauf, wie man ſich den vergangenen Tag in jener Geſellſchaft, bei jenem Soupe, bei jenem Schauſpiel u. ſ. w. unterhalten habe, und wie man ſich heute zu unterhalten gedenke. Unſere Leſerei iſt eine lautere Unterhaltung, und der Geiſt des Theaters eine lautere Galanterie, wo zwar unaufhörlich von Tugend und Wohlthätigkeit und gutem Herzen geplaudert, wo aber gar nicht ſelten ein in allem Betracht unmoraliſcher Wüſtling als ein liebenswürdiger, geiſtvoller, achtungswürdiger Mann geſchildert, und zur Nachahmung aufgeſtellt, wo (wie in der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte B. 44. S. 247 von den Schauſpielen des Kotzebue geſagt wird) ein ſogenannter Philoſoph die hergebrachten Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft — bisweilen auch Vorſchriften der Sittlichkeit — mit hoher Miene herabſetzt; auf die Ungleichheit der Stände ſchmäht, und wo möglich, zum Beweis der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen, eine Mißheirath thut, wo eine Frau, die ihrem Manne untreu, oder ein Mädchen, das zu früh Mutter wird, durch die Ausſöhnung, oder die Hand eines Philoſophen glücklich wird, wo eine gefallene Frau durch ihre erhabene Tugend die Liebe eines rechtſchaffenen Mannes reitzt, ihre weibliche Delikateſſe zwar die angebotene Hand zurückweiſet, zuletzt aber dann doch durch eine vorurtheilsfreie Philoſophie, welche ihre Einwendungen zernichtet, beſiegt wird. Wenn Schauſpiele gefallen, ſo folgt nicht immer daraus, daß ſie gut, ſondern öfter, daß die Zuſeher ohne Geſchmack, ohne Kenntniß, und ohne feines Gefühl ſind. Was die meiſten jetzigen Schauſpiele eigentlich bezwecken ſollen, wiſſen wohl ihre Verfaſſer ſelbſt nicht, und die Zuſeher, wie man ſieht, noch weniger. Leſſing ſagt in ſeiner Dramaturgie, daß es in Athen eine Zeit gegeben habe, da eine einzige falſche Sittenlehre den Schauſpieler in große Noth geſetzt haben würde. In unſern Tagen können hundert unrichtige Sentenzen und Sittenſprüche an Einem Abend vorgebracht werden; man wird nicht nur nichts daran auszuſetzen finden, ſondern man wird ſie, wenn der Schauſpieler nur in etwas täuſchen kann, eifrigſt beklatſchen. O wie oft trieben mir die Beklatſchungen der Leute um mich eine peinigende Schamröthe ins Geſicht! So gar garſtige Zeugniſſe ſeiner ſelbſt von Unwiſſenheit, und Mangel an feinem, unrichtigem Gefühl! Die verbeſſernde Satyre, und der verfeinernde Witz, die alte vis comica hat ſich verloren, und unſere meiſten Schauſpiele liefern Aufmunterungen der modiſchen Zeitphiloſophie in hochgewürzten (Sprache und Geſchmack zerſtörenden) Brühen. Man tiſcht unaufhörlich manirte Teufelskerl und Kraftmänner auf, und denkt nicht daran, daß man darauf ausgeht, Phantaſten und Narren zu machen. „Das ſtete Ringen nach ſtarken Gefühlen, und Spannung der Phantaſie hat (ſagt der Verfaſſer der unvergleichlichen Abhandlung: Wie wirkt das (heutige) tragiſche Theater auf den Charakter überhaupt, und vorzüglich den weiblichen) den groben Egoismus ſehr vermehrt, die Rückſichten auf das wahre Glück Anderer äußerſt vermindert, die Schonung der Schwachen verächtlich zu machen, aber das Niederwerfen dieſer als große Thatkraft vorzuſtellen verſucht. Das angebliche Genie hat ſich und die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft ohne Scheu zum Zwecke aufgeſtellt, die größte Gleichgültigkeit gegen moraliſche Rückſichten in der Wahl der Mittel, aber zugleich eine entſchiedene Vorliebe und Bewunderung für alle gewaltſame Schritte bewieſen, wodurch die heiligſten Bande zerriſſen, die Geſetze mit Füßen getreten wurden, als vollgültige Proben der nur allein geſchätzten Größe der Leidenſchaft. Die innere Unruhe, das ſogenannte Dürſten nach Kraft, nach Gelegenheiten, ſeine Kraft zu zeigen, die oft Folge der ſtürmiſchen Leidenſchaft, aber noch weit mehr der brennenden, juckenden Eitelkeit war, hat ſich mancher Menſchen bemächtiget, zur höchſten Beleidigung der Moralität, zu ihrem, zum Unglücke anderer." Und wo iſt etwas, das (den kindiſchen, leeren Wortprunk von liebenswürdiger Tugend, ächter reiner Moral und vom ächten Lebensprincip bei Seite geſetzt) den Geiſt nicht verzärtelt und abſpannt?

Weil Worte eines Inländers nichts, Worte eines Ausländers aber deſto mehr gelten, ſo will ich nicht unterlaſſen, weiter zu ſagen, was man anderswo von der Sache denkt. Wo ich nur eines der beſſern Bücher, welche vor mir ſtehen, aufſchlage, kommen mir Zeugniſſe und Bekräftigungen deſſen, was ich über den Verfall der Sittlichkeit ſagte, entgegen, und ich mache mir ein wahres Verdienſt daraus, wenigſtens einige dieſer Aeußerungen mitzutheilen. Der Berichtgeber „über Naumanns Compoſition des klopſtockiſchen Pſalms, des Vaterunſers, und ſeine zweite Aufführung in Dresden ſagt (n. deutſch. Merkur, Jahrgang 1799 S. 358.): „Nie fand ich bei einer Muſik eine ſo feierliche Stille, als während der Aufführung des Vaterunſers in der Neuſtadt-Kirche herrſchte. Naumann hat ſeine Compoſition ſo eingerichtet, daß dieſe vom größten vollſtändigen Orcheſter, aber auch in jeder Dorfkirche mit verhältnißmäßiger Wirkung aufgeführt werden kann. Nur ſchade — ewig ſchade, daß wir in einem Zeitalter leben, wo die Menſchen nur ergötzt, nicht erbaut, und noch weniger zum Nachdenken gereizt ſeyn wollen, um ja nicht in ihrem Rauſch durch irgend einen ernſthaften Gedanken geſtört zu werden. Man kitzelt ſich lieber durch den Unſinn der mehreſten heutigen Opern die Ohren, pflanzt durch einſchmeichelnde Muſik unmoraliſche Gedanken fort, und wundert ſich, daß der Geiſt der Zeit nur den Genuß des gegenwärtigen Augenblickes berechnet; daß Selbſtſucht und Leichtſinn täglich mehr einreiſſen, wodurch zuerſt die häusliche Glückſeligkeit, und dann allmählig das Glück der Staaten untergraben wird. Oft gehe ich betrübt aus einer fröhlichen Geſellſchaft, in welcher ſo manche gedankenloſe italieniſche Arien, und unmoraliſche franzöſiſche Lieder mit liebenswürdiger Anmuth geſungen werden. Wo will das hinaus? Wenn Muſik und Dichtkunſt wetteifern, um den Grundpfeiler menſchlicher Glückſeligkeit, die Moralität, zu untergraben; kann man ſich dann noch wundern, daß häusliche und bürgerliche Tugenden immer ſeltener werden? Unſere leichten Zeuge, die nicht auf die Dauer, nur auf den gegenwärtigen Augenblick berechnet ſind, unſere lüftige Art, ſie anzulegen, unſere Schauſpiele, unſere Moderomanen, unſere mehreſten neuen Gedichte, unſere Muſik, unſere geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte, und alles, alles iſt nur von Einem Geiſte hervorgebracht; alles haſcht nur nach angenehmem Genuß für den gegenwärtigen Augenblick! Zu dieſem werden ſelbſt die Kinder jetzt von früheſter Jugend an erzogen. Ich hörte ein ſiebenjähriges Mädchen das beliebte franzöſiſche Lied la belle penitente, ſingen, welches immer mit der Ermahnung des Beichtvaters ſchloß, trompe, qui te trompera. Und man freute ſich des Ausdruckes, mit welchem das unſchuldige Kind dieß Liedchen ſang! Als noch Pergoleſis Stabat Mater mit Klopſtocks Worten, und Ramlers Tod Jeſu in Geſellſchaften geſungen wurden, Metaſtaſios zur Tugend ermunternde Arien die geſellige Freuden erhöhten, kleine deutſche Lieder zu edlen Gefühlen ſtimmten, da herrſchte ein anderer Geiſt unter den Menſchen, als jetzt! Sollten nicht Landesfürſten, und alle, die durch Vorzüge des Geiſtes und Standes Einfluß auf den geſelligen Ton ihrer Mitbürger haben, Alles aufbieten, um in ihre Kreiſe den ausgeſchloſſenen Geiſt der Freuden wieder einzuführen, von welchem Vater Gleim ſagt:

„Freud' und Tugend ſind ewig verwandt;
Es knüpfet ſie beide das unzertrennlichſte Band!"

„Die Geſelligkeit, ſchrieb ſchon früher ein eben ſo verſtändiger, als braver Mann (1796, Geſichtspunkte für die Schriftſteller unſers Zeitalters S. 58) indem er uns den Grund der einſtrömenden Unſittlichkeit erklären wollte, weckte in den Menſchen wechſelſeitige Duldung für Schwachheit. Man fühlte, daß ſie von unſerer Natur unzertrennlich ſey, daß jeder die ſeinige habe, und daß ſie auf eine Nach-

ht Anſpruch machen könnte, welche dem La-
er, der Bosheit billig verſagt werde; aber
ach und nach dehnte die Kultur des ſinnli-
en Genuſſes ihre Verfeinerung auf Koſten
s richtigen moraliſchen Gefühles aus, und
att daß vorher eigentliche Schwachheiten das
echt auf Nachſicht beſaßen, entlehnten nun
irkliche Immoralitäten den Schein der Schwach-
eit. Die Grundſätze ſchwankten; man war
ichter in der Prüfung geworden; man täuſchte
ch ſelbſt in der Natur der Sachen, die man
it Namen verhüllte, und wenn man ſich
icht täuſchte, ſo ſuchte man zu heucheln. So
am es, daß die Duldung der Schwächen zum
ortheil der Corruption mißbraucht wurde.
Mit der Wandelbarkeit der Grundſätze riß auch
er Hang ein, dieſe läſtigen Aufſeher lächerlich
u machen, wenn ſie ſich doch zuweilen noch
heben; man lieh der Gewiſſenhaftigkeit den
Schein des Rigorismus. Eitelkeit, die glän-
en wollte, und belacht zu werden fürchtete,
at in den Bund mit der Sinnlichkeit, die ſich
or Zeugen ſcheute, und Richter zu vermeiden
ünſchte. Das Reſultat wurde Modeton, und
ie Moralität trat ins Dunkle zurück, um
icht verletzt zu werden, oder gieng unter, weil
eine Gefahr vorhanden ſchien, die doch wirk-
ch vorhanden war. Dieſes Phänomen in
nſerer Culturgeſchichte wurde auch bald in

der Literatur wirkſam. Die Duldung des gemeinen Lebens gieng auch auf ſie über; und da in ihrem Gebiete die ſchaffenden Kräfte des menſchlichen Geiſtes thätig ſind, erhoben ſich Phantaſie, und lockender Reitz der Darſtellung, um den Irrwegen des praktiſchen Lebens noch mehr Gefahr zu verleihen.“

Das Betrübteſte bei dieſen Erſcheinungen war, und iſt, ſeit einiger Zeit, daß die mißverſtandenſte Nachſicht auch gegen grobe moraliſche Vergehungen als ſogenannter guter Ton, daß allenthalben die ſchlimmſte Nachgiebigkeit eingeführt, und daß dem Laſter ordentlich geſchmeichelt worden iſt. Ehemals hatte ein Mädchen, das fiel, ſeine Ehre verloren, und man ſuchte die Sache auf das ſorgfältigſte zu verheimlichen. Jetzt, in unſern liberalen und humanen Tagen hat die Sache, wenn ſie auch öfters wiederholt wird, ſo wenig auf ſich, daß der Zeitpunkt nicht ſehr weit entfernt ſeyn kann, wo die Leute des großen Tons ihre Tendenz auf Ermunterung derſelben richten. Hr. Juſtus Möſer hat in ſeinen „patriotiſchen Phantaſien“ (einem Buche, deſſen Lektüre ich ſchon einmal nachdrücklichſt empfahl) die Frage: „Haben die Verfaſſer des Reichsabſchiedes von 1731 wohl gethan, daß ſie viele Leute ehrlich gemacht haben, die es nicht waren (im 1ten Theile §. IL.) verneinend beantwortet, und unter anderm behauptet: „Der Grundſatz der neuen Geſetzgeber, daß man die Hurerei minder ſchimpflich machen müſſe, um den Kindermord zu verhüten, iſt falſch und unzureichend. Der alte: daß man den äußerſten Schimpf darauf ſetzen müſſe, um die Ehe zu befördern, iſt weit dauerhafter, und nach den feinſten philoſophiſchen Gründen angelegt.“ In einer weitern Betrachtung „über die zu unſern Zeiten verminderte Schande der Huren und Hurenkinder“ ſagt er (Th. 2. §. XXXIII.): „Seit zehn oder zwanzig Jahren iſt in manchen Ländern für die Huren und ihre Kinder mehr geſchehen, als in tauſend Jahren für alle Ehegemahlinnen, Ehegattinnen, und Ehegenoſſinnen.“ Jeder Philoſoph, ſobald er nur gekonnt, hat ſich gleich bemühet, die unächten Kinder und ihre Mütter, ſo viel möglich, von aller Schande zu befreien, und ſich um das ganze menſchliche Geſchlecht verdient gemacht zu haben geglaubt, wenn er die armen unſchuldigen Früchte einer, zwar verbotenen, aber, leider, allzeit verführeriſchen, Liebe von allem Vorwurfe befreiet. Groß ſind unſtreitig die Bewegungsgründe dazu geweſen. Natur, Menſchheit, und Menſchenliebe haben laut zum Lobe ſolcher Anſtalten geſprochen; allein im Grunde iſt es doch die unpolitiſche Philoſophie unſers Jahrhunderts, welche hier ihre Macht zeigt. Es iſt wider die neumodiſche Menſchenliebe, welche ſich auf Koſten der Bürgerliebe erhebt. Es iſt höchſtens die chriſtliche Barmherzigkeit, welche hier eine Lücke der Civilverfaſſung ausfüllt, die aber nicht erzwungen werden muß. Die Frage iſt nicht ſo ſchlechterdings von der Stimme der Natur, und von den Rechten der Menſchheit, wenn es auf bürgerliche Rechte ankömmt. Im Stande der Natur iſt keine Ehe; und ſobald man die Begriffe hievon aus dem Stande der Civilvereinigung in den Stand der Natur überträgt, ſo begeht man eine gefährliche Vermiſchung, deren Folgen in der That ſchädlicher ſind, als man ſich einbildet. Iſt es wahr, daß die Ehe ihre großen Beſchwerden habe; iſt es wahr, daß viele ihr den ledigen Stand vorziehen, ſo iſt nothwendig alles dasjenige, was den ledigen Stand begünſtiget, und was ihm alles Vergnügen, was die Ehe gewähret, ohne jene Beſchwerden verſchafft, unpolitiſch, und wider die wahre Wohlfahrt des Staats, nachdem es eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß aus Einer Ehe mehr Kinder geboren werden, als aus drei unerlaubten Verbindungen. Es iſt unpolitiſch, den Hurenkindern einerlei Ehre mit den ächtgebornen zu geben, weil dadurch der ſtärkſte Bewegungsgrund für die Ehe wegfällt. Es iſt unpolitiſch, den unglücklichen

Müttern jener verbotenen Früchte ihre vorige Achtung zu erhalten, weil eben die Furcht vor dem Verluſt derſelben das wahre Mittel ſeyn ſoll, die Ehe zu befördern. Es iſt unpolitiſch, dem eheloſen Leben im bürgerlichen Stande gleiche Wohlthaten mit dem ehelichen zu verleihen, weil der Hausſtand einer Familie dem Staate mehr nützt, und mehr beiträgt, als der Stand loſer Geſellen u. ſ. w.

Man hat in Deutſchland ſchon einmal (in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts nämlich, da der levantiſche Handel über Venedig durch das ſüdliche Deutſchland u. w. eine Menge fremder, eben nicht geſitteter, Leute den größten Städten zuführte, und da noch eine gräßliche Sittenloſigkeit herrſchte) den Einfall gehabt, ſogenannte Frauenhäuſer zu errichten, und man hat die Mode auch hier in München nachgeahmt, und ebenfalls ein ſolches Haus (wovon ich das landesherrliche Mandat im ſechſten Bande der Beiträge S. 178 it. vid. 185. 186. drucken ließ), welches Haus aber die Bürgerlichen bei ſchärfſter Strafe nicht beſuchen durften, gegründet; allein man hat ſich auch bald wieder, hier, wie anderswo, bewogen gefunden, die ſaubere Anſtalt zu unterdrücken, und den Grundſatz aufzuſtellen, daß Wüſtlinge vielmehr dem Staate mit Pflichten verbunden, und nicht, daß der Staat den Wüſtlingen gleichſam untergeordnet ſey. Sollte man wohl zu einer Zeit, wo jeder Mund von Weisheit überfließt, ſo ſehr wieder zurückgekommen ſeyn, daß man gar kein anderes Mittel mehr wüßte, der geſunkenen Sittlichkeit zu begegnen, als daß man zu einer ordentlichen Anſtalt für ihren ſträflichen Muthwillen ſeine Zuflucht nehmen müßte? Sollte man ſogar alle Hoffnung, ſogar alle Kraft und Emporſtrebung verloren haben, um die, über alles Gewöhnliche verſchlimmerte, Sache wieder ins Beſſere einzulenken?

Ich würde vor allen Dingen fragen, wie groß iſt dann die Zahl der unverehelichten Männer, die uns, um mich ſo auszudrücken, über den Kopf gewachſen ſeyn ſollen? Und wenn ihre Zahl beträchtlich ſeyn ſoll, ſind es ſchlechterdings unentbehrliche Leute, Leute, an welchen der Staat ſo überaus Vieles, daß er ſie, ihres politiſchen Gewichts und Einfluſſes wegen, unendlich ſchonen und liebkoſen müßte, gelegen iſt? Und ſollten ſolche Männer, welche, wenn ſie ſo wichtig ſind, natürlicher Weiſe Männer von Kopf und Einſicht, Fleiß, und zartem (wenigſtens weichem) Gefühle ſeyn müſſen, durchaus nicht mehr zur Beſinnung zu bringen, und für ein Betragen und einen Lebenswandel, wobei man nicht zu erröthen braucht, zu gewinnen ſeyn?

In Wahrheit, es iſt von allem dem nichts an der Sache. Die Zahl der grobausgearteten und rohſinnlichen Menſchen, die nach einer Hurenanſtalt gelüſtet, in deren Betracht man ſich ſo ſchrecklich herablaſſen, und zur Schande unſerer Zeiten ein entehrendes Bekenntniß von Gebrechen öffentlich vor der Welt ablegen ſollte, iſt noch bei weitem ſo groß nicht, als man, auf eine unverantwortliche Weiſe, vorgiebt, und ſolche Menſchen ſind vollends von der Art, daß ſchon ihr Hierſeyn (auch in dem Falle, daß ſie im Punkte der Unzüchtigkeit engelrein wären) der Stadt und dem Staate in hundert andern Rückſichten zur Laſt ſind. Wie iſt es möglich, daß man nicht begreifen will, daß fünfzig Individuen von Privatiſirern, Dienſtſuchern, den (unbeſchreiblich verderblichen) Geldmäcklern, und vagen Händlern, müßigen Herumreiſern, und Luxusleuten unter einer Volksmenge, wie die hieſige iſt, die grundloſeſte Sittenanſteckung in kurzer Zeit anrichten können und werden? Einige Dutzend Menſchen, die ewig nichts arbeiten, wodurch der Verſtand beſchäftigt, die Einbildungskraft von üppigen Bildern abgezogen, und die Sinnlichkeit unterdrückt, wenigſtens ermüdet wird, ſind, zumal, wenn ſie ein paar Kreuzer im Sack haben, im Stande, der Polizei ihr Amt unſäglich zu erſchweren, und der Unſittlichkeit zu einem feierlichen Aufzuge zu verhelfen. Solche Leute ſind es, die es zur Mode gemacht haben, die Unzucht für ein Bedürfniß zu erklären, deſſen entbehren, und ſich darin etwas verſagen zu wollen, lächerlich, und über deſſen moraliſche Unzuläſſigkeit etwas ſprechen zu wollen, abgeſchmackt wäre. Solche Leute ſind es, die ſich einbilden, dieſer Punkt ſey vorzüglich einer derjenigen, welcher unter die Hauptſtücke der eingetretenen Aufklärung, und der humanen und liberalen Tendenz des reinen Zeitgeiſtes gehörte, und worüber nur noch alte Narren und Pedanten, welchen das Licht der Vernunftgeſetze vergeblich über ihre verhärteten Köpfe ſcheine, verlegen ſeyn könnten. Dieſe Vorſtellungs- und Denkart iſt jetzt liberaler Ton; und ſo arg war es dann noch vor zwanzig Jahren nicht. Man glitſchte wohl auch manchmal aus, und es gab auch lüderliche Kunden; aber ungleich einzelner waren ſie nicht nur, ſondern ſie waren noch ſo moraliſch, ihre Fehltritte für unmoraliſch, und vor rechtlichen Leuten ſorgfältig geheim zu halten; ſie giengen nichts weniger, als ſo unbefangen, wie jetzt, ſondern ſchlichen nur, weil ſie ſich keiner guten Sache bewußt waren, wenn ſie auf Seitenwegen giengen.

Die Herren unſerer Tagstendenz haben jetzt nichts, als Bedürfniſſe, die überdieß ſo gerecht und dringend ſind, daß der Staat bald alle Hände voll wird zu thun kriegen, um ſie zu befriedigen. Es kann auch die Zeit nicht weit mehr entfernt ſeyn, da man ſich mit dieſen ſaubern Bedürfniſſen, und mit den Centauren, welche dieſelben erfanden, in keiner geringen Verlegenheit befinden, und genöthiget ſeyn wird, ganz andern Maßregeln Gehör zu geben.

„Aber auch die Volksmaſſe iſt bereits vom großen Beiſpiel, vom Geiſte der Zeit, vom Geiſte der Lüderlichkeit und der Excultur angeſteckt.“ Wahr zum Theil, und ſchlimm genug; aber was folgt daraus? Wenn Armeen üppig, weichlich, träg und ungehorſam im Dienſt, feig und niederträchtig vor dem Feinde geworden, wie benahmen ſich in ſolchen traurigen Ereigniſſen des Zeitgeiſtes verſtändige, gutgeſinnte, und beherzte Feldherren? Schmeichelten ſie der gemein gewordenen Tendenz? Nein! ſie drangen mit einer beherzten, entſchloſſenen, unbeſiegbaren Strenge auf den pünktlichſten Gehorſam, machten die, ihrer Regierung übergebenen, trägen, und ſelbſtſüchtigen Weichlinge durch Arbeit, Abhärtung, und ſcharfe Zucht wieder zu Männern, und ſtellten für die Pflicht und Ehre die alte Achtung, Ehrfurcht, und Meinung, und Schimpf und Verachtung für den Unrath, den ſie ausſtießen, her.

a) Man muß vor allen Dingen die wahre Gottesfurcht und Frömmigkeit wieder herſtellen. Dieſe Tugenden, ohne welche keine Regierung beſtehen kann, befinden ſich jetzt im gänzlichen Verſchwinden, und man ſchämt ſich bereits, ſolche Worte zu nennen. „In der niedern Klaſſe (ſagt der Verfaſſer der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, in den Horen) herrſcht Verwilderung und Geſetzloſigkeit, die alle Ordnung zu zerſtören drohet, und in den höhern Erſchlaffung und Selbſtſucht, die deſto mehr empört, weil die Cultur ihre Quelle iſt. Der Geiſt der Zeit ſchwankt zwiſchen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unnatur und bloßer Natur, zwiſchen Aberglaube und Unglaube hin und her. Was ihm zuweilen noch Grenzen ſetzt, iſt das Gleichgewicht des Schlimmern.“ So war es offenbar nicht immer und überall. Bei uns, vorzüglich unter jungen Leuten, herrſcht jetzt eine fürchterliche Lauigkeit, Kälte und Trägheit, eine gräßliche Abnahme wahrer Gottesfurcht und Tugend. Ein, vielleicht nur zu großer, Theil hieſiger Einwohner unterläßt, den öffentlichen Gottesdienſt zu beſuchen, und lebt in einem Taumel dahin, wo er nicht weiß, wo er hinaus will, und wo er ſich niemals ſo weit ſammelt, um zu denken, wo er hinaus ſoll. Daß man Gott im Geiſte anbeten, die Tugend und Frömmigkeit im Herzen, und nicht bloß unter die Gewölbe eines Tempels tragen müſſe, iſt wohl wahr, und es weiß dieß auch bei uns der gemeinſte Mann; aber äußere Dinge ſind doch auch darum da, um das Innere anzuzeigen, es zu befördern, und ihm Ehrfurcht und Wichtigkeit zu verſchaffen, und kein geſittetes Volk in der Welt (wohl auch die ſogenannten Wilden nicht) waren je ohne Tempel, und äußern Gottesdienſt. Schon die Verſammlung eines Volkes in einem gottgeweihten Orte, in der Abſicht, dem Vater aller Weſen zu huldigen, und ſich durch eigene Heiligung dem Heiligen zu nähern, in der Abſicht, ſich ſelbſt zu beſchauen, zu beſſern, ſich mit Jedermann zu verſöhnen, hat etwas Hocherhabenes und Rührendes. Bei uns Katholiken iſt überdieß der kirchliche feierliche Gottesdienſt keineswegs bloß eine bloße Ceremonie, und ein äußerlicher Cultus; und auch das, was wirklich Ceremonie und bloßer äußerlicher Cultus iſt, hat faſt immer ſeine lehrreiche hiſtoriſche Bedeutung. Hat man das Volk (welches indeſſen beſſer weiß, als man zu wiſſen ſcheint, was weſentlich zur Sache gehörig, und was außerweſentlich iſt) mit zu vielem Aeußerlichen, ſo, daß das Innere dabei in Schatten zurück trat, umgeben, dann räume man den Unfug weg, aber man ſtürze nicht plötzlich ein, und gehe nicht mit einem leidenſchaftlichen, kleingeiſtigen Kränkenwollen, wobei das Volk zwar erbittert und geärgert, aber ſchlechterdings nicht gebeſſert wird, zu Werke, und noch weniger mache man jemals die Schüler (das Volk) zu Richtern, und enthalte ſich, die Lehrer öffentlich zu tadeln, und ihnen eine, höchſt ſchädliche, Geringſchätzigkeit zuzuziehen. Man wußte vor dreißig Jahren (vor dreißig Jahren waren ja freilich viele, jetzt rüſtige, Herren noch in der Kindesſtube) ſo gut, wie heute (in gar vielen Dingen ungleich gründlicher, wie heute) was aus dem, was nicht iſt, wie es ſeyn ſoll, allerdings werden ſoll, und man that mehr, als man weiß, unmerklich. Man hielt ſich an die Vorſchriften aller ächten Weiſen, an die Beiſpiele alter und neuer Zeiten, indem man glaubte, daß man diejenigen, durch welche man beſſere Dinge wirken will, mit beſcheidener Schonung, und mittelſt einer thätigen Unterſtützung *) zuvor vielmehr mit der Beſ-

---

*) Bei der man überzeugt würde, daß es keine bloße Phraseologie des Zeitgeiſtes, ſondern wirklicher Ernſt ſey. Das Publikum lacht, und ärgert ſich, wenn es immer von der Erhabenheit des Weltprieſterſtandes, und von den hohen Pflichten deſſelben reden hört, und niemals ſieht, daß etwas

ſerung bekannt, als mit Vorwürfen, groben Belehrungen, mißmuthig und zaghaft machen, und zuletzt dergeſtalt um ihr Anſehen bringen ſoll, daß jeder Schüler ſich klüger dünkt, als ſein Lehrer, und daß jeder ſich um die unzeitige Verbeſſerung verdient zu machen glaubt, wenn er ſeinen Lehrer verachtet. Dieſer iſt gegenwärtig buchſtäblich unſer Fall. Es iſt jetzt hier große Tagesordnung, der Geiſtlichkeit (ich meine keineswegs bloß die Mönche) mit Verachtung zu begegnen, und ſie ihre Unbehülflichkeit, Gebeugtheit, ihre, gleichſam nur precäre und ungewiſſe Exiſtenz recht bitter fühlen zu laſſen *). Das geſammte Volk ſchwankt in Hinſicht ſeiner Meinung von den Geiſtlichen in einer verlegenen Unentſchloſſenheit, indem es weder des Alten, (zwar an ſich gar oft Entbehrlichen, aber darum nicht immer Verwerflichen) was es bisher von den Geiſt-

---

für ihn gethan, daß vielmehr jede (wie wieder ſo zurückkehrende) Gelegenheit, die unentbehrlichſten Bildungs- und Verpflegungshäuſer für die Aufnahme ſeiner Achtung, und ſeines Wohlſtandes zu errichten, hintan geſetzt wurde.

*) Dieſe Schilderung aus dem Jahre 1809 iſt nicht übertrieben; obgleich auch zugegeben werden muß, daß auch viele Geiſtliche durch Vernachläſſigung ihrer Bildung dazu beitrugen.

A. v. H.

lichen lehren gehört, und worin es ſeine Ruhe gefunden hat, mit Einem Male (was auch eine recht kindiſche Forderung iſt) entbehren, noch andererſeits an den, nach der Tagesmode manierten, Vernunftpredigten einiger Herren etwas anders, als plauderhafte, ſachloſe, ſalz- und geſchmackloſe, froſtige, und froſtmittheilende Nubes sine aqua finden kann. Was zum Herzen gehen ſoll, muß vom Herzen, nicht bloß vom Kopfe, ausgehen. Der gemeinſte Zuhörer fühlt mit Unmuth, daß der Vortrag ſehr oft nur ein niedriges Placeboſingen, ohne innern Beruf, ohne alle Wärme und Herzlichkeit ſey. Nicht der zehnte Theil der bürgerlichen Klaſſe (von andern Klaſſen der Einwohner iſt gar die Rede nicht) beſucht noch unſere Predigten; und wenn man nun das ganze Jahr nichts Erbauliches, nichts, was den Menſchen an ſich erinnern kann, hört, ſo muß ja wohl alles erkalten, und in die Sittenrohheit, die ſich ſo laut ankündiget, übergehen. Und Horaz ſagte:

Hinc omne Principium, huc refer exitum.
Di multa neglecti dederunt
Hesperiae mala luctuosae.

b) Man muß ſich beherzt entſchließen, die herrſchenden, lockenden Gelegenheiten des höchſt verderblichen, und aufs höchſte geſtiegenen Luxus überhaupt zu unterdrücken. Eine anſtändigere, und wirthſchaftliche Kleiderordnung hätte längſt vorhanden ſeyn ſollen. Der wüthige Hang, dem großen Beiſpiele folgen zu können, veranlaßt unglaublich viele Fälle von Abhauſung und Hingebung in Lüderlichkeiten aller Art. Die geſunde Vernunft, welche ja jetzt am hellen Mittage ſchimmert, ſagt, daß man die gemeine Sache in ſtrenger Ordnung halten, und daß man denjenigen, welche ſich ſelbſt niemals leiten werden, nicht, was ſie wollen, blindlings geſtatten, ſondern von denſelben, was ſie ſollen, ſtreng fordern ſoll, und dieß nicht in einem, ſich entſchuldigenden, gleichſam bittenden Vortrage, bei welchem ſich das Volk an eine ſtillſchweigende Concurrenz mit der Obrigkeit, an ein, ihm zuſtändiges, Placet zu gewöhnen anfängt, ſondern in einem geſetzten Tone, welcher der obrigkeitlichen Würde zukömmt. Die geſunde Vernunft ſagt ferner, daß wir ſeit einigen Jahren bei weitem einen zu hohen Werth auf Vergnügungen aller Art ſetzen, und bei weitem zu viel für ſie thun. Es herrſcht eine lautere Schlarafferei. „Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus den Vergnügungen deiner Zeitgenoſſen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, und endlich aus ihren Geſinnungen verbannen.“ Unſere Freinächte ſind nach der geſunden Vernunft, ſchlechterdings unzuläſſig, und das, ſeit einigen Jahren üblich gewordene Walzen auf Tanzböden iſt (wie die bewährteſten deutſchen Männer unzählige Male ſagten, und dabei alle Polizeibehörden an ihre Pflicht erinnerten) in phyſiſcher und moraliſcher Rückſicht verwerflich. Bei ſolchen Tänzen erſcheinen die Grazien nicht, ſondern wilde Huronninnen, welche dann doch endlich gewahr werden ſollten, daß ſie durch ihr ungeſtümes, geiles Hingeben und Toben die Achtung und Ehrfurcht der Männer, welche des eckelhaften Geſchlampes, und der frechen Zudringlichkeiten bald müde werden, längſt verloren haben. Der Troß heutiger junger Männer verſteht auch eben darum unter der Neigung gegen das Frauenzimmer nicht viel mehr, als den thieriſchen Genuß, und iſt mit der Zartheit ſeiner Empfindungen, mit dem geiſtigen Anwehen der Liebe, wodurch das Herz des Mannes, und ſein ganzes Weſen verſchönert und durchdrungen, wodurch der Mann ſanft und mild, arbeitſam und ruhmliebend, und züchtig und tugendhaft gemacht und erhalten wird, ſchlechterdings unbekannt, und was er aus Roheit nicht kennt, das belacht er. Horaz ſagte ſchon, indem er das Verſinken ſeines Vaterlandes ahnete, alles öffentliche Uebel komme von der Nachſicht gegen die Unſittlichkeit, und von der ſchlechten Erziehung der Jugend her:

Foecunda culpae saecula nuptias
Primum inquinavere, et genus, et domos.
Hoc Fonte derivata clades
In patriam, populumque fluxit.

Motus doceri gaudet jonicos
Matura virgo, et fingitur artibus
Jam nunc, et incestos amores
De tenero meditatur ungui *).

Mox juniores quaerit adulteros
Inter Mariti Vina. —

---

*) Noch vor dreißig Jahren ließ man die Kinder heilige Krippen, und Gräber, und Altäre bauen, und führte ſie fleißig nach der Kirche; jetzt läßt man ſie auf dem Klavier ſpielen, üppige Lieder ſingen, tanzen, und führt ſie fleißig nach dem Theater, und (was der Erziehungsphiloſophie vollends die Krone aufſetzt) nach einem Kinderball. Was für Kinder gedeihlicher iſt, darüber will ich kein Wort verlieren, um mich mit der hohen Selbſtgenügſamkeit, dem ſchnöden abfertigenden Tone, und der Beiß- und Kampfluſt der anders Denkenden nicht zu bemengen; aber ich erinnere mich eben einer öffentlichen eine ähnliche Sache behandelnden Aeußerung des Hr. Leopold, Grafen zu Stolberg, welche ich bei dieſer Gelegenheit nicht umhin kann, mitzutheilen:

„Unſere Väter, ſchrieb der Graf (indem er im deutſchen Muſeum Jahrg. 1782 St. 12. S. 487 ſeine religiöſen Empfindungen über die Sitte der bei den Proteſtanten üblichen Weihnachtsgeſchenke, niederlegte) unſere Väter haben uns eine Sitte hinterlaſſen, welche ſchön, und rührend iſt; eine Art des häuslichen, und allgemeinen Gottesdienſtes, welcher dem gefallen muß, der ein Vater der Freude, und ein Vater der Kinder iſt; dem gefallen muß, der die Kindelein herzte, und ſelber ein Kind ward.“

Und daher rief er (freilich vergeblich) ſeinen Römern zu:

Eradicanda cupidinis
Pravi sunt Elementa, et tenerae nimis
Mentes asperioribus
Formandae Studiis.

„Geſegnet ſey der Mann, der dieſe Sitte erfand, der zuerſt am heiligen Abend vor Weihnachten die Kinder ſeines Hauſes verſammelte, den kleinſten erzählte, daß der Sohn Gottes aus Liebe für ſie ein Kind geworden wäre, die gröſſern an dieſe Wahrheit mit Rührung erinnerte, ihnen ſagte, die ganze Chriſtenheit freue ſich; ſie ſollen ſich auch freuen, klein und groß möge nun jauchzen, und ſie mögen ſpielen mit den Geſchenken, welche er, und ihre Mutter ihnen ſchenkten, aber ſich mit ihm, und ihrer Mutter auch der Wonne freuen, welche das Kindlein in der Krippe ihnen bereitet habe.“

„Es iſt eine der ſüßeſten Erinnerungen meines Lebens, wenn ich an die Weihnachtabende denke, die ich mit meinen Geſchwiſtern, meinen Aeltern, dem ganzen Hauſe feierte. An dem Tage ließen meine Aeltern auch das Geſinde nicht leer ausgehen; die letzte Magd mußte ſich freuen; denn es herrſchte im Hauſe die Eine Empfindung:

„Das Heil iſt unſer aller!“

„Es iſt die Haupteigenſchaft der deutſchen Nation, daß ſie herzlich iſt, und dieſer Charakter zeigt ſich auch in der Feier dieſes Feſtes bei uns.“

„Gern gehe ich auf den Chriſtmarkt die Abende der Chriſtwoche, und beſuche die beleuchteten Buden, welche voll von der Freude des bevorſtehenden Feſtes ſind. Der Greis, und das gebeugte Mütterchen verjüngen ſich, indem ſie Geſchenke

c) Woher, und aus welcher Klaſſe von hieſigen Einwohnern ſollte dann der Nachwuchs der eben ſo unglücklichen, als verächtlichen,

für die Enkel ausſuchen, wiewohl ſie klagen, daß zur Zeit ihrer Kindheit die Chriſtmärkte beſſer verſehen waren."

„Aber welch ein Anblick, wann nun die ſüße Stunde ſchlägt, die Kinder gerufen werden, und in die Kammer ſtürzen, in welcher die Aeltern mit zärtlicher Ungeduld ihrer harren!"

„Die grünen, mit hundert bunten Kerzen behangenen, Buchsbaumbüſche, welche die Früchte der Jahreszeit, Aepfel, Nüſſe, und Roſinen verbergen und erleuchten, die ſchönen Puppen, und Reuter, und Schlitten, und Wagen, unter denen man immer das Kindlein in der Krippe, oder zierlich geſchnitzt, die Flucht nach Aegypten, oder die Hirten, oder die Weiſen vom Morgenland mit dem ſchönen Stern findet, alles das iſt mit frommer Weisheit erſonnen, und zeuget von der edlen Einfalt, und Herzlichkeit unſerer Väter."

„Mancher ſchon Erwachſene, deß die Welt begehrt, ihn zu ſichten wie den Waitzen, wird bei dieſer Gelegenheit gerührt, und wenn er die Kinder ſich der kleinen gemalten Krippen freuen ſieht, freuet er ſich wieder des göttlichen Kindes, und läßt eine Thräne niederfallen, wenn die Chorſchüler vor den Häuſern ſingen:

„Den aller Welt Kreis nie beſchloß,
Der lieget in Mariens Schooß,
Er iſt ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein!
Kyrieleis!"

„Es gehört zum Charakter unſerer Zeit, das Herzliche aus der Religion verbannen, und ſie ihrer eigenthümlichen Einfalt und Lieblichkeit berauben zu wollen."

Schlachtopfer erwartet werden können? „Aus der Klaſſe, dürfte man ſagen, aus welcher die hieſigen Gaſſenläuferinnen, und die Waare in nicht wenigen Häuſern entſteht.“ Und woher entſtehen dann dieſe? Ohne Zweifel aus ſolchen Klaſſen hieſiger Einwohner, die, ſtatt daß ſie ſich täglich vermehren, längſt hätten vermindert, und deren Ehen durchaus nicht hätten geſtattet werden ſollen. Diejenigen Mädchen, welche, ſobald es die Natur geſtattet, mit der Lüderlichkeit ſich nähren, welche auch ordentlich aufgeſucht und verkuppelt werden, ſind gewöhnlich Töchter ſolcher Aeltern, welche, da ſie ſich,

---

„Mancher unſerer jetzigen Reformatoren hat die Kinder von der Erkenntniß desjenigen abziehen wollen, der da ſagte: Laſſet die Kindlein zu mir kommen! Wahrlich ein ſolcher kennt das Herz des Menſchen nicht! Es kann nicht zu früh ſich den ſüßeſten und edelſten Eindrücken öffnen. Es bleibt nicht ſo rein, wie es in der Kindheit iſt, nicht ſo empfänglich“

„Sollte jemand ſich wundern, Saul unter den Propheten zu finden, ſo wiſſe dieſer jemand, daß ich die Kinder liebe, mich gern ihren Freuden überlaſſe, und es für mein größtes Glück halte, mich zugleich der Wonne der ganzen Chriſtenheit am heiligen Abende überlaſſen zu können.“

„Das iſt meine Freude! Das iſt mein Stolz! Ich ſchäme mich deſſen nicht, auf daß nicht einſt das göttliche Kind, welches in der Krippe weinte, ſich mein ſchäme, wenn es wieder kömmt mit vielen tauſend Engeln, in der Herrlichkeit ſeines Vaters, zu richten die Lebendigen, und die Todten.“

wenn ſie auch ohne Kinder geblieben wären, nur ſehr kümmerlich würden haben nähren können, ſich, da ſie Kinder bekamen, nicht mehr zu helfen wußten. Töchter ſolcher Aeltern lernten vorerſt nichts, womit ſie ſich hinlänglich nähren könnten, und was ihre Geiſtesbildung betrifft, ſo bleiben ſie ganz und gar verwahrloſet, und, bei aller ihrer äußerlichen Ueppigkeit und Geſchwätzigkeit, im höchſten Grade niedrig, unwiſſend und roh; gleich Thieren, nur an dem gegenwärtigen Augenblicke hängend, ohne allen Blick in die Zukunft. Ein armſeliges Flitterkleid, nach dem neueſten Zuſchnitt, iſt alles, nach was ſie ſtreben, und ein verächtliches Stück Geld alles, was ſie ſuchen. Höchſt ſelten gelangen ſie noch zur Beſinnung; ſie ſind vor der Welt, und vor ſich ſelbſt gefallen.

Ich ſchlieſſe dieſe wenigen Erinnerungen mit dem innigſten Wunſche, daß man ſolche Beiſpiele und Muſter (die Geſchichte ſtellt ſie ja auf) bei denen ehemalige Völker blühend, geachtet, und glücklich wurden, und nicht ſolche, bei denen ſie armſelig, verächtlich, und auf allen Seiten grundlos wurden, aufſtellen, und nachahmen möchte. Die männliche, ſtrenge, beherzte Tugend iſt freilich kein behaglicher Zuſtand; ſondern ein ſteter Kampf gegen die Sinnlichkeit, über welche der edlere Theil des

Menſchen regieren, und herrſchen ſoll; aber jene Tugend iſt der einzige Pfad zur Ehre, Völkergröße und Glückſeligkeit. Die Trümmer verfallener Staaten, und die Inſchriften der Wüſteneien: Hier ſtand einſt ꝛc. beſtätigten dieſe ernſtvolle Wahrheit. Als die hochſtrebenden Athenienſer ſich eben recht weiſe zu ſeyn dünkten; als ſie alle ihre Gedanken auf Glanz, Geräuſch, und Genuß richteten, und für die fadeſten Armſeligkeiten prächtige Namen erfanden; als ſie über alles ſpotteten, was nicht ſprach und that, wie ſie, hatte die Stunde für ſie geſchlagen. Sie wurden gedankenloſe Nachäffer ihres fortſchreitenden Zeitgeiſtes, und (wie der Verfaſſer der Reiſen des jungen Anacharſis, Th. 2. über die Epoche des Perikles ſagt) „Perikles bevollmächtigte die Zügelloſigkeit, Aſpaſia verbreitete ſie, und Alcibiades machte ſie liebenswürdig.“ Das geiſtreichſte Volk des Erdbodens iſt nicht mehr, und die Geſchichte ſagt, daß es zum ſchwächlichen Mährchen geworden, weil es leichtſinnig vergaß, ſich ſelbſt zu beherrſchen, und ſich an den ſchmalern Pfad zu halten, auf welchem es anfangs empor zum Tempel des einheimiſchen Glückes, und wahren Ruhmes geſtiegen war.

Anmerkungen

Franz X. Epp 1

Franz X. Schuler 1

Grabschrift auf J. N. Mederer 2

Vermischte Abhandlungen aus Baiern pädagogischen und statistischen Inhalts

Erinnerungen über die Ursachen des geringen Nutzens welchen man in den Schulen aus der Lektüre der klassischen Autoren erhält. 1c

Warum man in den Schulen gewöhnlich mehr die Wissenschaften als die Weisheit erlernt. 2

Von den Ursachen, warum die Früchte der Schulverbesserungen nicht plötzlich sichtbar und allgemein werden 2

Von den gewöhnlichen Hindernissen und Mängeln guter Bücher 2

Meine Meinung über den Schuldienst, die freie Bewerbung und die unbedingte Erhaltung 2

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

FREISING

Sechzehnter Band.

Kempten, 1833.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Ob man Bürger und Bauern aufklären ſoll *)?

Unter allen Fragen, deren Betrachtungen und Berichtigungen uns gegenwärtig wichtig ſind, kömmt vielleicht keine, als die eben vorausgeſetzte, zur gelegenern Zeit. Man hält jetzt das, was man ſich unter der Aufklärung der Bürger und Bauern vorſtellt, ſehr häufig, nicht nur, wie ehemals, bloß für unnöthig und lächerlich, ſondern für höchſt bedenklich, ſchädlich und unklug, und man ſcheint (als hätte man, ich weiß nicht, welche ganz

---

*) Beitr. z. v. Hiſt. Geogr. u. Staatiſtik ꝛc 3. B. 1790.

beſondern Entdeckungen und Erfahrungen hierüber erhalten) ſich das bischen Verwendung ordentlich gereuen zu laſſen, mit welcher man bisher (weil es nämlich eine Art von ſchöner Mode war) die ſogenannte Aufklärung begünſtiget hat. Manche, welche bereits auf dem beſten Wege waren, etwas für ihre Gemeinden zu thun, ziehen ſich ſchüchtern zurück; andere laſſen das bereits aufgeführte Gebäude, indem ſie es allen Winden und Stürmen preis geben, wieder eingehen; andere ſchaden der guten Sache unbeſchreiblich ſchon dadurch, daß ſie denjenigen, welche ſich, nach ihrer Meinung, mit der Aufklärung abgeben, keinen Beifall mehr zuwinken, noch einige Freude und Achtung für Bemühungen bezeigen, deren Belohnung größtentheils in ermunterndem Beifall, und vernünftiger Achtung beſteht. Viele endlich behaupten, ohne roth zu werden, gerade zu, und predigen öffentlich, daß, wenn man friedliche, folgſame, arbeitſame und einträgliche Bürger und Bauern haben wollte, man ihnen vor allem alle Mittel, etwas zu denken und zu wiſſen, ſorgfältig aus dem Wege räumen, und ſie ſo roh, hart, und unwiſſend, als möglich, zu erhalten, trachten müſſe *).

---

*) Behauptungen, die leider auch in unſerer Zeit wieder laut geworden ſind.

A. d. H.

Wenn Leute, mit deren Verſtand und Kenntniſſen es nicht am beſten ſtehet, dieſe (laſterhafte und abentheuerliche) Sprache führen, ſo ſetzt es mich eben nicht in Erſtaunen. Die ſogenannten Volksaufklärer haben es auch manchmal darnach gemacht. Nur wenige, die man aber, weil ſie ganz ſtill und einfach einhergehen, weder bemerkt, noch verſteht, ausgenommen, wiſſen die meiſten Aufklärer ganz gewiß ſelbſt nicht, haben ſelbſt nie mit Ernſt und Antheil erwogen, wohin ſie dann eigentlich mit ihrer Aufklärung hinaus, und was ſie am Ende erzielen wollen. Bald ſprechen ſie einzig und immer von Mißbräuchen und Vorurtheilen im Religionsfache, worüber (nach ihrem Sinne) dem Publikum die Augen geöffnet werden ſollen, und verunglimpfen und kränken dabei, ohne alle Rückſicht auf Umſtände, Verhältniſſe, und gegenwärtige mit andern Dingen zuſammenhängende Einrichtungen, auf die unbeſonnenſte Weiſe, Stände und Perſonen *); bald wollen ſie es dem Pu-

---

*) Mancher Mißbrauch und Unfug gleicht in ſeinem veralteten Zuſammenhange mit andern ſchönen und guten Dingen einem tief ins Fleiſch gewachſenen Dorn, den man nicht herauskriegen kann, ohne edlere Theile gefährlich zu verletzen. Manche fallen nicht dem, der ſie ausübt, ſondern dem,

blikum durchaus zur Pflicht machen, über alles zu urtheilen, und Miniſter und Landesregenten vor die Richterſtühle ihrer Meinungen und Leidenſchaften zu fordern; bald betäuben ſie das gutmüthige Publikum mit den närriſchſten Unterrichts- und Erziehungsplänen, legen tauſend Namen, und oft nicht eine einzige Wirklichkeit vor, wollen aus den Handwerkern gelehrte Denker und Erfinder, und Seeleute aus Städtern machen. Sie ſelbſt, die ſich ſo gar gern für Aufklärer gehalten wiſſen möchten, in welcher armſeligen Geſtalt erſcheinen ſie nicht ſelten! Wie auffallend und beleidigend erſcheint nicht allenthalben ihr unreifes Weſen, ihr Mangel an männlichem

---

der ſie nicht abſtellt, und doch leicht abſtellen könnte, zur Laſt. Auch für ſolche Mängel, Gebrechen und Albernheiten, welche von feſtgeſetzten, und feierlich beſtätigten Verfaſſungen, und vorhergehenden Bildungen herrühren, hat die wenigſtemale der, welcher ſie begeht, (dieſer hat nichts beſſeres kennen, noch verſtehen gelernt, ſondern der, welcher die Verfaſſung, woraus die Mängel hervorgehen, wohl kennt, und ſie doch duldet, und doch darauf anweiſet, Rede und Antwort zu geben. Es iſt, wenn man eine Thorheit rügt, gewöhnlich höchſt unbillig, von gefliſſenen Abſichten und Bosheiten zu reden, wenn man es bloß mit Unwiſſenheit Roheit und Einfalt zu thun hat.

Verſtand, an Kenntniß, Erfahrung und reiferm Zweck! Oft drehet ſich ewig ihr abgeſchmackter Witz einzig um ſolche Gegenſtände, welche allen ihren Mitbürgern, nur ihnen nicht, ehrwürdig ſind, und ſeyn müſſen; oft ſind ſie ewige Verräther und Belächler aller Verfaſſungen ihres duldſamen Vaterlandes, alles Thuns und Betragens ihrer Mitbürger; oft beſteht ihr ganzes Weſen in nichts, als in einer lautern Ungebundenheit, und ſie bilden ſich ein, die erſten Vordenker und Männer von anbetungswürdigem Werthe und Gehalte zu ſeyn, weil ſie ſich über Meinungen ihrer Mitbürger, und über alle ſittlichen Geſetze hinwegſetzen, häufigſt lüderliche Streiche begehen, und überall mit einer unbeſchreiblichen Dreiſtigkeit auftreten. Gar gewöhnlich ſind ſie bloße ſogenannte Schöngeiſter, die zwar von allen wiſſenſchaftlichen Dingen eine Menge Anekdoten, oft ſogar einzelne Kenntniſſe, aber in der Sache ſelbſt keine einzige Wiſſenſchaft gründlich beſitzen. Nicht weniger groß iſt die Zahl derjenigen, welche den ganzen Reichthum ihres Witzes, und ihrer Einſichten auf Streitigkeiten über Methoden in der Lehrart verwenden, und wegen lächerlichen Wortkrämereien einer dem andern beinahe den geſunden Menſchenverſtand abſprechen, nichts von den perſönlichen Fehden, und den unzähligen wüthigen Ausfällen auf ihres Mitgefährten Glück und Ehre zu ſagen, welche dem niedrigſten Erdenſohne, der auf unſer Zutrauen nicht den geringſten Anſpruch zu machen hat, übel anſtehen würden, einem Manne aber, der unter die Verkündiger der Menſchenbildung und Aufklärung ſich miſchen will, vollends die gerechteſte Achtung zuziehen, und, was weit mehr zu bedauern iſt, das ganze Aufklärungsweſen verhaßt machen.

Es iſt nur um das ſchöne Wort Aufklärung, das durchaus verdächtig geworden, und in einen überaus ſchlimmen Ruf gekommen iſt, Schade *). Aufklären heißt im wahren Verſtande, Dünſte und Wolken wegräumen, damit man das Tageslicht ſehen, und durch Hülfe deſſelben ſowohl die Hinderniſſe, die einem auf ſeinem Wege zum Ziele und Glücke entgegen kommen, zeitig entdecken, als auch den geradeſten, und ſicherſten Weg erkennen möge. Und nachdem die Sachen ſind, iſt es hiebei manchmal genug, wenn man eine irrige Meinung, ein ſchädliches Vorurtheil wegſchafft, manchmal aber iſt es ſchlechterdings erforder-

---

*) Es wäre wohl an der Zeit dieſen Mißbrauch zu vindiziren. Vergl. hiemit Gwood Anſichten über Volksbildung. St. Gallen.

A. d. H.

lich, daß man an die Stelle des weggeraumten Unfuges ſogleich die beſſere Gegenſache hinſetze, und indem man einen überzeugt, was er nicht weiter thun ſoll, ihn zu gleicher Zeit, was er forthin thun ſoll, lehrt. Den Bürger aufklären, will ſagen, ihn aus einer ſchrecklichen Unwiſſenheit, in welcher er in Rückſicht auf Grundwahrheiten der geheiligten Religion, und der vornehmſten ſittlichen Grundſätze hie und da allgemein ſtecken mag, ziehen, ihm die ſchiefe Vorſtellungsart, vermöge welcher er vielleicht bei den wichtigſten Gegenſtänden bloß das Aeußere zu ſehen, oder gar nichts zu ſehen, gewöhnt worden iſt, benehmen, und ihm dagegen die geſunden, einfachen, und höchſt liebenswürdigen Religionswahrheiten, die Grundſätze, woraus die heiligen Pflichten für den höchſten Schöpfer, für ſich ſelbſt, und ſeine eigene Glückſeligkeit, für den Landesregenten, für das Vaterland, und jede Obrigkeit, für den Nebenmenſchen fließen, ſo vortragen, daß ſein Verſtand von der Nothwendigkeit, und dem unendlichen liebevollen Endzwecke dieſer Grundſätze und Pflichten überzeugt, ſein Wille gerührt, und ſein Vorſatz geſtärkt werde. Den Bürger und Bauern aufklären, will ſagen, ihm in Betreff ſeiner Wirthſchaft, ſeines Hausweſens, ſeines Gewerbes diejenigen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, nebſt den Hilfsmitteln dazu, ohne welche ſeine Wirthſchaft, ſein Hausweſen und Gewerbe ſtets nur höchſt unvollkommen beſtehen kann, mittheilen, ihm jetzt ein Vorurtheil, vermöge deſſen er ſeinen Wohlſtand bisher unterdrückt hat, benehmen, jetzt die zuverläſſigſte Art, wie er aus hundert Dingen mehrere Vortheile ziehen könne, beibringen, ihn behilflicher, nachdenkender, wenn ich ſo ſagen darf, erfinderiſcher machen, mit einem Worte, ihn aufklären, will ſagen, ihn zu einem recht guten Chriſten, Bürger und Unterthanen, zu einem recht guten Nachbar, Ehemann, Vater, und am Ende zu einem recht guten, geſchickten, und zuverläſſigen Bürger und Bauern machen. Wer hierin etwas Uebertriebenes, etwas Verdächtiges, und Unzuläſſiges findet, muß, ich könnte mir nicht helfen, anders von ihm zu denken, ein unheilbarer Narr, oder ein ſchrecklicher Böſewicht ſeyn.

Die Aufklärung, von der ich ſprach, kann unmöglich von ſelbſt, noch unaufgeklärten Aeltern, kann unmöglich durch bloßen häuslichen Unterricht geſchehen; ſie muß bei Kindern anfangen, und von dieſen ſich, ſo viel noch möglich, auf ältere Menſchen verbreiten; ſie muß unter der Anleitung und Aufſicht der Regierung, in einem gemeinſamen Unterrichtsorte oder Schule, von einem dazu geeigneten

Manne oder Lehrer geſchehen; dahin müſſen alle Kinder, ohne Ausnahme, im Leſen, Schreiben, und in den Kenntniſſen, welche unmittelbar mit der moraliſchen und wirthſchaftlichen Geſundheit und Glückſeligkeit verbunden, unmittelbar bürgerlich oder bäueriſch ſind, angeführt werden. Dieß letztere nun iſt, wenn ich nicht irre, der ſeit kurzem erdachte Stein des Anſtoßes, bei welchem eine nicht geringe Zahl viel wichtiger Herren mit einer kummervollen Miene den Kopf ſchüttelt, und dann das neue Orakel hervorbringt: „daß ſolche Schulen den Bürger und Bauern nur aufklärten, und daß ein aufgeklärter Bürger und Bauer ein gefährlicher Mann ſey.“ Dieſe Herren wünſchen ſich zwar geſchickte, fleißige, und (damit ich das rechte Wort ſage) einträgliche Bürger und Bauern; wünſchen zwar den Zweck, aber fürchten die Mittel. Welche höchſt traurige Erſcheinung in unſern Tagen, wo wir uns ſo weiſe zu ſeyn dünken! Welcher Abgrund von Mangel an Menſchenverſtand, oder, wenn es wohl gar aus Grundſätzen geſchieht, von niedriger, und, im Grunde, ganz wider eigene Vortheile handelnden Denkungsart!

„Ein aufgeklärter Bürger und Bauer, ſagen ſie, bildet ſich gar bald ein, daß ſeine Lebensart für ihn zu niedrig, ſeine Arbeit zu hart, und daß ſein Schickſal überhaupt ſehr traurig und elend ſey. Er klügelt über ſeine Obrigkeit, tadelt ihre Anſtalten, findet die Auflagen unerträglich, und ungerecht, glaubt nicht ſelten wohl gar, auch eine Stimme zu haben, und — fremde Erfahrung lehret das Ende. Mit einem Worte, den Bürger und Bauern aufklären, heißt, ihn ſtreitſüchtig, bequem, auffahrend, und aufrühreriſch machen. Aufgeklärte Leute ſind, überhaupt, wenn ſie boshaft ſind, zehnmal ſchädlicher, als dumme."

Wenn man den Bürgern und Bauern Kollegien über die Entſtehung eines Staates, über die natürlichen Rechte der Menſchen, über die ſchweigenden Verträge jeglicher Fürſten mit jeglichem Volke, über die Urſache, den Endzweck, und über den, vielleicht manchmal nicht zweckmäßigſt, gemachten Gebrauch der Abgaben, über den Geiſt der Geſetze u. dgl. leſen, ſohin ihre Begriffe und Gedanken gefliſſentlich in eine, für ſie höchſt unſchickliche, unnatürliche Sphäre verſetzen, und dieß mit Eifer und Inſtändigkeit unterhalten wollte, ſo möchte es wohl nicht unmöglich ſeyn, daß in manchem Lande einer Menge ſo unglücklich angeführter und wahrhaft mißhandelter Leute die Köpfe verrückt, und daß wenigſtens einige darüber (denn eine allgemeine Seuche würde die Nothwendigkeit, ſich und die Seinigen zu nähren, doch wohl verhindern) zu Grunde gehen würden; allein von allem dem iſt bei der (gänzlich mißverſtandenen) Aufklärung, welche man durch einen allgemein verbreiteten normalmäßigen Schulunterricht unter die gemeine Volksklaſſe zu bringen die Abſicht hat, ſchon gar die Rede nicht. Man führt (welches höchſt albern ſeyn würde) den Bürger und Bauern durchaus in keine fremden Fächer unſchicklicher Kenntniſſe, und lehrt ihn nichts, als was unmittelbar jedem guten Bürger und Bauern mit Ueberzeugung zu wiſſen und zu erkennen nöthig, und unmittelbar mit dem Wohlſtande ſeiner Kunſt, ſeines Gewerbes, ſeines Ackers und Pfluges verbunden iſt. Man lehrt ihn durch einen klaren und beſtimmten Vortrag die Grundwahrheiten ſeiner geheiligten Religion, und deren ganz einfachen, zu dem Herzen eines jeden Menſchen redenden, Moral, innigſt begreifen, und für ſich bejahen, daß allein von der Erfüllung göttlicher Pflichten ſein wahres Wohl, und ſeine Zufriedenheit in allen Fällen des Lebens abhänge, daß er nur bei einer geſetzten Ordnung, Arbeitſamkeit, Häuslichkeit, und durch eine vorzügliche Geſchicklichkeit in ſeinem Gewerbs- und Wirthſchaftsſache, jenen Wohlſtand, den er unaufhörlich und billig ſucht, ſich erwerben, ſich und ſeine

Familie nur durch ſolche Eigenſchaften und Tugenden in einen geſicherten Wohlſtand verſetzen könne; man flößt ihm die Begierde, über die Vervollkommnung ſeines Gewerbes nachzudenken, und die Herzhaftigkeit ein, beſſern Einſichten, herrlichen Beiſpielen zu folgen, und die beſten Hilfsmittel ſeiner Aufnahme in ſeinem eigenen Nachdenken, in ſeiner eigenen Beſtrebſamkeit zu ſuchen. Solche Anſtalten, wodurch man ihn nicht nur lehrt, was er als höchſt nachtheilig fliehen und vermeiden, dann, was er als höchſt gut, heilſam und nützlich thun, und ſtandhaft fortſetzen ſoll, wodurch man ihn zur Aufnahme vernünftiger Begriffe empfänglich, für die Verbeſſerung jedes Zweiges ſeiner Berufsgeſchäfte eifrig, und eiferſüchtig für jede Geſchicklichkeit macht, können doch unmöglich anders, als höchſt heilſam und erwünſchlich ſeyn. Wo finden gute Anſtalten, gute, zum allgemeinen Wohle abzweckende landesherrliche Verordnungen einen größern Widerſtand, wo wird einem Landesherrn ſeine Regierung mehr, und empfindlicher erſchwert, als eben bei rohen, und eben darum widerſpenſtigen, unbeugſamen Unterthanen? Wo ſind die rohen, groben Laſter und Gräuelthaten, Raubereien, Mordthaten, öffentlicher, allgemeiner Land- und Stadtbettel mehr und ausgebreiteter einheimiſch, als eben bei unerzogenen, vernachläſſigten, unwiſſenden, und verwilderten Menſchen? Erfahren die Criminalrichter nicht täglich die Beſtätigung dieſer Wahrheit? Hören und erfahren ſie nicht ſelbſt täglich, wenn ſie ſich um die Lebens- und Erziehungsumſtände ihrer Maleſikanten erkundigen, daß dieſelben faſt immer gar keine Erziehung genoſſen, daß ſie gar keinen, oder einen nichts weniger, als hinlänglichen Unterricht in der geheiligten Religion und der Sittenlehre, mit deren erſten Grundwahrheiten ſie nun erſt in den letzten Tagen bekannt gemacht werden müſſen, erhalten, daß ſie überhaupt zu keiner Kenntniß, wo der Menſch der Pflichten ſeines Daſeyns gewahr wird, angeführt, daß ſie auf dieſe Weiſe vom Staat ganz und gar unter keine Obſicht genommen, und eben darum das geworden ſind, was ſo ganz ſich ſelbſt überlaſſene Leute in aller Welt zu werden pflegen. Was endlich die Neigung zur Widerſetzlichkeit und Aufruhr betrifft, ſo beweiſt ja doch beim erſten Anblick die geſunde Vernunft und die Geſchichte aller Jahrhunderte, daß nicht wohlgeordnete, ſittſame, geſchickte, arbeitſame, mit den Gefühlen der Gottſeligkeit vertraute Unterthanen, ſondern ſtets nur unordentliche, in träger Roheit erzogene, äußerſt herabgekommene, ehr- und gefühlloſe halbwilde Menſchen zu Unruhen geneigt geblieben, und daß nur ſolche ihren Fürſten und Regierungen von Zeit zu Zeit läſtig und gefährlich geworden ſind. Der aufgeklärte, ich will ſagen, der in den Pflichten und Arbeiten ſeines Berufes wohl unterrichtete Mann wird ſanft und willig durch Geſetze geleitet; ein rohes Geſindel entgegen wird nicht ſo ſehr, damit es nütze, als damit es nicht ſchade, allein durch Kerker und Galgen bezähmet. Ein dummes Mittelding zwiſchen Menſch und Vieh bringt dem Vaterlande, gegen das es keine Gefühle hat, kein großmüthiges Opfer, und leiſtet, erträgt, und duldet bei weitem nicht, was ein gebildeter Menſch erträgt. Es ſträubt ſich wildauffahrend wider jede Zufälle der Noth. Es nähret gegen ſeine Vorgeſetzten einen ewigen Groll, und, wo ihm der Zufall einen Anführer giebt, geräth es, oft ohne eine beſondere Veranlaſſung, augenblicklich in Wuth, und tritt alle Achtung gegen Vorgeſetzte, gegen alle Geſetze und Anſtalten zu Boden *).

---

*) Schämen ſollte man ſich doch des Unſinns, bei der Erſcheinung der neuerlichen Begebenheiten in Frankreich einen verdächtigen Seitenblick auf die Aufklärung zu werfen; und dieſer — wenigſtens einigen Mitantheil an den häßlichen Unordnungen der erſten Auftritte zu geben. Die Geſchichte

„Aber ein aufgeklärter und böſer Menſch iſt weit ſchädlicher, als ein böſer und dummer!“ Allerdings! Aber ein guter und aufgeklärter Menſch iſt auch weit nützlicher, als ein guter aber dummer. Und wie kann man doch einem Menſchen, der wirklich den Namen eines Böſewichts verdient, der mithin, von irgend einem moraliſchen Mangel, Mißverſtand, oder übler Gewohnheit irregeführt, unmittelbar auf die Zerſtörung ſeiner eigenen und fremden Vollkommenheit losarbeitet, jemals den ſchönen Namen eines aufgeklärten Menſchen beilegen? Ein Böſewicht, wie ſchon unzähligemal angemerkt worden iſt, braucht eben kein ſinnreicher und aufgeweckter Kopf zu ſeyn, um in gar vielen Fällen ehrlichen Leuten, denen er ſchaden will, gefährlich und denſelben weit überlegen zu ſeyn. Er kann, eben darum nämlich, weil er ein Böſewicht iſt, den Mann, welchen er anfeindet, verläumden, und zu tauſend ſchlechten Streichen ſeine Zuflucht nehmen, welche ein braver Mann flie-

---

kann dir, wenn du anders dich unterrichten willſt, ähnliche Erſcheinungen nebſt den Urſachen, wodurch ſie überall herbeigeführt wurden, in Menge aufweiſen und zeigen, daß Ueppigkeit, Noth und üble Wirthſchaft und Unterdrückung überall ſchlimme Folgen herbeiführen.

het, und verabſcheuet. Wenn Menſchen durch eine, unrichtig ſogenannte, Aufklärung verunglückt werden, ſo ſind es allemal ſogenannte Halbgelehrte, welche nur aus der Oberfläche wiſſenſchaftlicher Quellen ſchöpfen, ſich in fremde Fächer miſchen, um davon ſchwätzen zu können, welche ſohin von nichts eine wahre, eine geordnete und gründliche Kenntniß beſitzen, und der wahrhaften Aufklärung, welche ſich mit ihren Leidenſchaften nicht wohl vertragen würde, vielmehr auf alle Weiſe zu entgehen ſuchen. Wie man aber auch die Bedeutung jenes ſchönen Wortes mehr oder weniger ausdehnen will, ſo wäre es, wenn man einem deßwegen, weil er, wenn er geſchickter iſt, gefährlicher werden kann, verbieten wollte, ſich geſchickt zu machen, gerade ſo viel, als wenn man jemanden den Gebrauch aller zehn Finger unterſagen wollte, weil man mit der Kraft der ganzen Hand tiefer, als mit der Kraft der halben verwunden kann, im Falle nämlich, daß man jemand verwunden will.

Die Vernunft und Erfahrung überzeugen uns, und gleichſam die Nothwendigkeit nöthiget uns, zu begreifen, und zu geſtehen, daß ein auf die Weiſe, wie ich oben ſagte, aufgeklärter, das heißt, ein in ſeinen Pflichten, und in allen zu ſeinem Gewerbe und Berufe dienlichen Hilfsmitteln unterrichteter Bürger und Bauer einen andern, welcher bloß ſeinem Inſtinkte und den Leitungen der Gewohnheit überlaſſen wird, weit zurücklaſſe. Wo wohleingerichtete Stadt- und Dorfſchulen, und gute, zweckmäßige, öffentliche Erziehungsanſtalten ſind, da ſind die Bürger und Bauern nicht nur ungleich ſittlicher, geſelliger, lenkbarer; ſondern ſie ſind auf die Natur und den Gang ihrer Arbeiten und Gewerbe ungleich aufmerkſamer, nachdenkender, und erfinderiſcher; ſie rafiniren ſich ſelbſt die Verſchönerung und Vervollkommnung ihrer Handwerke, die Verbeſſerung ihrer Wieſen und Aecker, und ahmen willig und dankbar fremde Beiſpiele nach, deren Güte die Erfahrung beſtätiget hat. Schon die bloße Kundigkeit des Leſens und Schreibens verſchafft dem gemeinen Manne eine gewiſſe Bildung und Geſchicklichkeit, und gewährt ihm in ſeinen täglichen Geſchäften unzählige Vortheile. Er bleibt nicht nur der ſteten Gefahr, in ſeinen Einnahmen und Ausgaben zu Verluſt zu kommen, oder durch die Schuld ſeiner Unbehilflichkeit langen und koſtbaren Proceſſen unterworfen zu werden, nicht weiter mehr ausgeſetzt, ſondern iſt vielmehr im Stande, ſich den Plan ſeiner Haushaltung für die Zukunft beſſer zu entwerfen, und an der Hand der Vorſicht und Klugheit gewiſſere, und dauerhaftere Vortheile zu gewinnen. Das

Vergnügen, etwas Belehrendes und Erbauliches zu leſen, theilet ſich unbefangenen Gemüthern ſehr bald mit, und wird faſt immer bald eine Art von Bedürfniß. Statt daß nun in den Ortſchaften, wo niemand leſen und ſchreiben kann, der Bürger und Bauer ſeine müßigen Stunden in der ſchädlichſten Trägheit, oder bei Trink- und Spielgelagen zubringt, und gleichſam mit jeder Stunde gedankenloſer, roher und thieriſcher wird; würde er dann ſeinen beſten Unterhalter, Freund, Rathgeber und Tröſter bei einem guten Buche finden, und das, was ihn ergötzt, belehrt, bildet und ſtärkt, würde er ſeinen Söhnen, Freunden und Hausgenoſſen mittheilen. Manchem Vater, der ſeinem Sohne aus Mangel eigener Begriffe nichts zu ſagen weiß, müßte hiedurch ſeine Erziehung erleichtert, und in unzähligen Haushaltungen, wo ein finſterer Ernſt, Härte und Grobheit herrſcht, müßte das Gefühl einer feinern und geſelligern Lebensart erwachen. Was könnte und ſollte hierin eine weiſe Regierung nicht alles thun? Welches unvergleichliche, gleichſam unermeßliche und doch ganz einfache Feld, die gemeinnützlichſten Saamen auszuſtreuen, hat ſie nicht vor ſich! Seit Deutſchland ein Gegenſtand des Geſchichtſchreibers iſt, iſt über dasſelbe nicht nur keine allgemeine wahre Nationalerziehung verbreitet worden, ſondern auch keine einzelne Nation kann ſich rühmen, dergleichen hergeſtellt zu haben. Karl der Große, der die Sache verſtanden und tief beherziget hat, fieng zwar an, that auch, was er konnte, konnte aber mehr nicht, als anfangen. Seit dem erſchien nie wieder ein ſo allgemein glücklicher Zeitraum, oder ein ſo allgemein herrſchender königlicher Weiſer, dem eben ſoviel daran gelegen geweſen wäre, Menſchen zu bilden, als Menſchen unter ſeinen Zepter zu bringen. Der Fortſchritt der Zeiten, und die unzähligen Bemühungen einzelner Männer haben zwar im Einzelnen nicht ſelten gute, und auch im Allgemeinen einige Früchte hervorgebracht, und im Ganzen herrſcht daher freilich nicht mehr die Barbarei der mittleren Jahrhunderte; aber in allen Fächern von Kenntniſſen, von der Religion und Moral angefangen, in allen den Gegenſtänden, wo eigene gründliche Einſicht und Neigung das Meiſte thun muß, herrſcht noch allenthalben eine erſtaunliche Roheit oder Zweideutigkeit an Begriffen, oder eine mehr als barbariſche Unwiſſenheit. Der gemeine Mann denkt allenthalben gar nichts, und die Gewohnheit, etwas ſo und nicht anders von Jugend auf geſehen zu haben, iſt ſeine einzige Richtſchnur, nach welcher er handelt. Dieſe iſt ſeine andere Natur, und bleibt in ihm unabänderlich. Wenn er ſich nicht verſchlimmert, ſo geſchieht es aus eben der Grundurſache, aus welcher er ſich und ſeine Sache nicht vervollkommnet, aus der Urſache nämlich, weil jede Veränderung, als eine Störung ſeiner ſchlafenden Gemüthslage ihm durchaus unbehaglich iſt. Da aber faſt alle Dinge ſo beſchaffen ſind, daß der, welcher nicht ins Beſſere ſchreitet, zurück ins Schlimmere geht; ſo verfällt auch ſein Gewerb, ſeine Wirthſchaft, und der ganze Wohlſtand ſeines häuslichen Glückes. Er greift nach keinem Vortheil, den nicht ſchon ſeine Voraltern gekannt haben, und wo für ihn Nachtheile, denen er bei einer beſſern Einſicht leicht hätte vorbeugen können, entſtehen, baut er ſich, nach Art der Wilden, alsdann ſeine Hütte, wenn der Winter vorüber iſt. Er iſt das Opfer eines jeden Betrügers, der ſeine Einfalt zu täuſchen weiß, und wird ſelbſt, zwar oft liſtig und verſchlagen, aber nie klug und vorſichtig. Er ſträubt ſich gegen jeden, der ihm ſeine Gewohnheiten benehmen will, und haßt zumal die Geſetze und die Obrigkeiten, deren Sklave er zu ſeyn ſich dünkt, und gehorcht mit ſtierer Trägheit, in ſo weit er muß. Allen dieſen Erſcheinungen, bei welchen die fähigſten Nationen geiſtlos, dürftig und unedel verbleiben, kann ein zweckmäßiger

Nationalunterricht abhelfen. Kann der Bürger und Bauer leſen und ſchreiben, ſo kann man ihm auf tauſendfache, und auf die einnehmendſte Weiſe Kenntniſſe und Gefühle mittheilen, deren Werth ihm nicht gleichgültig ſeyn, und unmöglich ohne gute Wirkung verbleiben kann. Ein für alle Landſchulen beſtimmter, ſohin in kurzer Zeit Hunderttauſenden eingeflößter, gleichförmiger und zweckmäßiger Unterricht wird dem Bedürfniſſe und der Aufnahme beſſerer Kenntniſſe den Eingang bereiten, und kurze, faßliche, in verſchiedenen Einkleidungen folgende Nationalſchriften, worin allein die Angelegenheiten des Bürgers und Bauers, allein das, was ſeine Lebensart, ſeine Nahrung, ſein Gewerb, ſeine Wirthſchaft, und die Hauptgeſetze ſeines Landes betrifft, abzuhandeln iſt, werden den Keim der Nationalbildung bald und zuverſichtlich entwickeln, und begeiſtern, guten Geſetzen Gehorſam, und dem Lande wahren innern Gehalt, Macht und wahren Reichthum verſchaffen. Außerdem iſt alles Uebrige vergeblich, und nie ein wahres Nationalwohl, ich möchte gerne ſagen, nie eine wahre Nationalehre zu hoffen. Die beſten Abſichten, und thätigſten Unternehmungen eines Regenten bleiben ohne den gewünſchten Erfolg, wenn das Volk, dem er ſich widmet, den Verſtand nicht beſitzt, ihn zu verſtehen, wenn es die Empfänglichkeit zum Mitwirken nicht beſitzt, um ihm und ſeinen Verordnungen entgegen zu kommen, und der Frucht, die er gepflanzt hat, zu pflegen. Und was alte glaubwürdige Schriftſteller von Städten und Dörfern der alten Welt erzählen, daß dieſelben von Heuſchrecken, Schlangen, Mäuſen und Ratten, und verſchiedenem andern Ungeziefer entvölkert worden ſind, das werden auf dem beſten Grund und Boden, den ein ungebildetes Volk bewohnt, die Nationalgebrechen bewirken. Häufige Verbrechen, grobe Mängel, und ungeheure Mißbräuche (unmittelbare Folgen eines harten Mangels an öffentlicher zweckmäßiger Aufklärung) werden es, und ſollte das Manna tagtäglich vom Himmel thauen, verlegen, dürftig und armſelig, und zum Gegenſtande einer gerechten und allgemeinen Verachtung beſſerer Nachbarn machen.

Warum man mit der Aufklärung der Bürger und Bauern noch so weit zurück, und wie weit man gleichwohl gekommen ist.

1790.

Was ich unter einer wahrhaften Aufklärung der Bürger und Bauern verſtehe, darüber habe ich mich in der vorhergehenden Betrachtung erklärt, und dabei erinnert, daß dieſe unentbehrliche Aufklärung unmöglich anders, als durch wohlgeordnete Stadt- und Dorfſchulen bewirkt werden könne. Es iſt bekannt, daß im ſüdlichen Deutſchland wir Bayern die erſten waren, die an dieß herrliche Werk Hand angelegt, und ſeit dem nieaufgehört haben, der Sache mehrere Vollkommenheit, Ausbreitung, und einheimiſche Beharrlichkeit zu geben. Gleichwohl ſcheint es noch dieſe Stunde, als wäre man noch immer nur noch eben im Anfange, und manche weitläufige Strecke des Landes liegt noch in der uralten Verwilderung, und in entſetzlicher Todesruhe. Ich höre hierüber täglich verſchiedene, und zumal die abgeſchmackteſten Urtheile über die Behandlung der Sache, und wie man wähnelt, die Sache gehe nicht, weil ſie nicht mit Geräuſch, und nicht im Sturmwind fortrückt. Gewiſſe Leut bleiben ewige Jünglinge. Ohne je ſelbſt ein Geſchäft regiert zu haben, wollen ſie immer andere lehren, wie ſie regieren ſollen, und indem ſie Plane über Plane machen, wie die Sache zum Wachsthum befördert werden könne, glauben ſie, gleich Kindern, es brauche nichts, als befehlen, damit die Sache über Nacht wachſe. Gewöhnlich dringen ſie ſich mit der unverſchämteſten Dreiſtigkeit wichtigen Männern auf, die, wenn ſie eben nicht gefaßt ſind, eine ſchwatzhafte, zuverſichtliche, und ſophiſtiſche Beredſamkeit von gegründeter Sachkenntniß, gerader Abſicht, und wahrem Talent zu unterſcheiden, mit der niederſchlagendſten Meinung von dem Lande, wo ſie handeln ſollen, erfüllt, und beſonders wider diejenigen, welche, wie ſie jetzt meinen, ändern ſollten, und nicht ändern, mit den gehäſſigſten Empfindungen eingenommen werden. Oft wird dann eine Sache, die ihrer Natur nach nur langſam in ihre Ordnung rücken konnte, und bereits glücklich vorrückte, plötzlich wieder aus ihren Fugen, und ihrem ganzen Zuſammenhange geriſſen, und wenn zuletzt, wie natürlich, die Unordnung, die Unheilbarkeit der Dinge noch ſichtlicher wird, ſo wird der Nation die Schuld beigemeſſen, — bei welcher, ſagen ſie dann, jede edlere Mühe verloren wäre.

Wenn es bei der Herſtellung und Einführung guter Stadt- und Dorfſchulen weiter nichts brauchte, als ein gutes Syſtem anlegen, und einen Plan entwerfen, nach welchem die Sache überall behandelt werden ſollte, ſo wäre die Nationalerziehung längſt hergeſtellt.

Die Anſtalten und Einrichtungen, nach welchen gegenwärtig das öffentliche Schul- und Erziehungsweſen in Bayern, in der Oberpfalz, Neuburg und Sulzbach planmäßig behandelt werden ſollte, ſind durchaus muſterhaft, und dürfen ſchwerlich in irgend einem andern deutſchen Lande ordentlicher und vollkommener ſeyn. Der Schulgegenſtände ſind nur ſo viele, als nöthig iſt, damit man in jungen Jahren lerne, was man ſeiner Zeit gelernt zu haben braucht. Dieſe Gegenſtände ſind das Chriſtenthum, Leſen, Schreiben und Rechnen. Die Lehrbücher ſind äußerſt einfach, kurz, faßlich und wohlfeil, wie dann jedem derſelben der gedruckte Preis beigefügt iſt *). Damit nun das große Werk vor ſich gehen möge, ſo hat man von Seiten des kurf. geiſtl. Rathes in den Regierungsſtädten Burghauſen, Landshut, Straubing, Amberg und Neuburg ordentliche Hauptlokalſchulkommiſſionen feſtgeſetzt. In allen

---

*) Wenn man eine Dorfſchule in drei Klaſſen austheilt, ſo kommt für die erſte Klaſſe der kleine Katechismus, eine Buchſtabiertabelle, und ein Namenbüchel. Für die zweite Klaſſe der Katechismus des Felbinger, ein Leſebüchel, und ein kleines Büchel, welches die Schreibkunſt enthält; für die dritte Klaſſe kömmt (nebſt der Fortſetzung der für die zweite Klaſſe beſtimmten Bücher) eine kleine Sittenlehre, das Evangelium und die Rechenkunſt. In volkreichern Städten wird auch die bibliſche Geſchichte, die Briefkunſt, und zumal das Buch: „Nützliche Kenntniſſe,“ worin von dem Naturreiche, der Naturlehre, der Erdbeſchreibung, deutſchen und vaterländiſchen Geſchichte das Weſentliche abgehandelt wird, benutzt. In den höhern bürgerlichen Schulen hat man auch ein beſonderes Buch für die deutſche Sprachlehre *).

*) Der ſpätere 1803 bis 1809 entworfene Plan für Volksſchulen erweiterte dieſen zweckmäßig, wurde aber ſelten durchgeführt.

A. d. H.

Landſtädten und Märkten ſollen dergleichen Lokalſchulkommiſſionen ebenfalls aufgerichtet, und der Hauptkommiſſion ihres Rentamts untergeordnet ſeyn. Sie beſtehen aus dem kurfürſtlichen Beamten, in deſſen Bezirk die Stadt oder der Markt liegt, aus dem Pfarrer, zwei bürgerlichen Deputirten, und dem kurfürſtl. Schulinſpektor. Man hat nämlich im Jahre 1787 die allgemeine Verfügung getroffen, daß in ſämmtlichen Pfleggerichten, Aemtern und Hofmarchen ein, oder, wenn es die Weitläufigkeit des Bezirks erfordert, mehrere präbentirte Geiſtliche zu kurfürſtl. Schulinſpektoren ernannt, und ſohin denſelben die Beobachtung und Beſorgung der Schulen eines gewiſſen Bezirkes anvertraut werden ſollte. Dieſe Inſpektoren haben eine gedruckte Inſtruktion erhalten, und ſämmtliche kurfürſtliche Beamten haben dieſelbe ebenfalls durch ein Circular ſämmtlichen Geiſtlichen ihres Bezirkes zur Einſicht mitgetheilt, und denſelben die Aufſtellung der Inſpektoren kund gemacht. Der Inſpektor ſoll ſeine Erfahrungen an die Regierungskommiſſion, und dieſe ſoll dieſelbe mit einem Gutachten begleiten, und an das kurfürſtl. geiſtl. Rathskollegium nach München ſenden. Dieſes Kollegium iſt der Mittelpunkt, von welchem aus ſich alle unmittelbare, und mittelbare Fäden in einem wohlangelegten Zuſammenhange befinden, wobei man nicht nur das Ganze überſehen, ſondern auch jede Bewegung im Einzelnen bemerken, und ſohin das ganze Gewebe in einer Gleichförmigkeit und Ordnung, wobei nothwendig alles, was fortrücken kann, fortrücken muß, ohne alle Verwirrung erhalten kann *). Die Schulinſpektoren ſollten ihre tabellariſchen Berichte wenigſtens alle Jahre erneuern u. ſ. w. Und hierin beſtehen (die unzähligen Aufmunterungen nicht gerechnet) überhaupt die gegenwärtigen Anſtalten, welche man zur Aufnahme des Schulweſens getroffen, und wobei man nichts zu wünſchen übrig gelaſſen hat, als daß es menſchlichen Weſen möglich ſeyn möchte, Anſtalten in Wirklichkeiten zu verwandeln.

Wie die Sache an und für ſich beſchaffen ſeyn ſoll, iſt mit wenigen Worten leicht zu ſagen. Wenn nämlich in der That und

---

*) Ein ſolcher thätiger Mittelpunkt iſt in letzterer Zeit (1825 — 1832) in Bayern ganz verloren gegangen, indem kein eigener Oberſchulrath als Referent für deutſche Schulen vorhanden war, was unentbehrlich iſt, wenn man die Sache vom Centrum aus leiten und beobachten, und nicht den einzelnen Regierungsſtellen ganz allein überlaſſen will, was ſich in dieſer Periode ſehr verderblich zeigte.

A. v. H.

Wahrheit eine allgemeine Nationalerziehung eingeführt, und wenn dieſe auf die Kultur der Nation eine wahrhafte Wirkung erhalten ſoll, ſo müſſen zu gleicher Zeit in allen und jeden Städten, Märkten, Hofmarchen, Dorfſchaften die vorhandenen Schulen planmäßig eingerichtet, und wo keine Schulen vorhanden ſind, alſogleich welche errichtet werden. Im ganzen Lande müſſen alle Kinder zur öffentlichen Schule geſchickt, und in allen Schulen müſſen ſie auf eine gleiche Art mit den nämlichen gleichen Büchern, nicht nur im Chriſtenthume, Leſen, Schreiben und Rechnen, ſondern auch in allgemeinen, den Bedürfniſſen des Bürgers und Bauers angemeſſenen gemeinnützlichen Kenntniſſen unterrichtet werden. Man muß daher bei der Wahl der Schullehrer jederzeit allein auf brauchbare Schullehrer ſehen, auf ſolche, meine ich, welche die ihnen anvertraute Jugend nicht nur regelmäßig zu unterrichten, ſondern dieſelbe auch zu bilden verſtehen. Dieß iſt ein Hauptendzweck des verbeſſerten Schulweſens, daß nämlich die Kinder nicht nur geſchickter, ſondern auch ſittlicher, ſcharfſinniger, ordentlicher, und mit einem Worte, gebeſſerter aus der Schule treten, als ſie dahin gekommen ſind, und das Zeichen einer guten Schule ſoll dieß ſeyn, daß in der Gegend, wo ſie wirkt, grobe Verbrechen abnehmen, und Sittlichkeit, Fleiß und Wirthſchaftlichkeit zunehmen. Der Schullehrer ſoll überdieß (nach dem Pfarrer) in allen Dingen der Vormann des Dorfes ſeyn; er ſoll ein praktiſcher Feldmeſſer, ein Bienenmeiſter, ein Baumverſtändiger, und für die Bauern ein Gärtner ſeyn. In den Städten und Märkten ſoll der liebe Mann noch vollkommener, und ſohin die gute Verfaſſung in ihren Folgen noch ſichtbarer ſeyn. Unvergleichlich gewünſcht! Aber nun laßt uns einen Blick in die Felder der Möglichkeit thun!

a) Der größte Theil der gegenwärtig vorhandenen Dorfſchullehrer iſt ſchlechterdings unbrauchbar, und phyſiſch und moraliſch unfähig, jemals etwas nur Mittelmäßiges zu leiſten. Da dieſe Leute häufig nicht nur ſehr alt, und gebrechlich, ſondern auch mit Weibern und Kindern verſehen ſind, ſo läßt ſich ihre Entfernung vom Schuldienſte ſchon in gar keinem Betracht denken, und ſohin ſind die Verbeſſerungen unzähliger Schulen bis auf die künftigen Sterbfälle dieſer unfähigen Lehrer zu verlegen.

b) Stirbt endlich ein ſolcher Schullehrer, ſo wird ein Dienſt, deſſen Erträgniß ſammt dem Meßnerdienſt, der künftig allemal mit dem Schuldienſte vereinigt wird, im Durchſchnitte allenthalben nicht fünfzig baare Gulden abwirft, ledig. Wenn man denſelben um fünf Gulden durch Lokalquellen, und durch eine Addition von fünfzehn Gulden aus den Kirchen- oder Schulfondsgefällen verbeſſern kann: ſo iſt das Höchſte geſchehen. Kein geſchickter Menſch meldet ſich um die ledige Stelle, auch kann niemand, der bloß Schullehrer iſt, bei derſelben leben. Es muß ſchlechterdings ein Tagwerker mit einem kleinen Feldbau, oder ſonſt ein Handwerker ſeyn, wovon er dann auch ſeine Hauptnahrung erhalten muß. Der neue Schullehrer iſt demnach wieder ein roher Erdenſohn, dem man zwar das Aeußerliche der beſſern Unterrichtsmethode (aber nicht die Gabe ſeine Schüler zu bilden) mit genauer Noth beibringen kann. Man bildet ihn in der Normalſchule, ſo weit ſeine Bildung möglich iſt, und entläßt ihn mit den dringendſten Vorſtellungen, und dem ſchärfſten Auftrage, ja planmäßig zu lehren, und ſich immer mehr zu vervollkommnen. Und geſetzt nun, daß der Mann mit dem beſten Willen zu Werke geht, ſo iſt

c) *) unter fünfzig Dorfſchulhäuſern nicht eines zum Schulhalten brauchbar. Das Schul-

---

*) Dieſe Bemerkungen gehören noch immer nicht ganz der Geſchichte an.

A. d. H.

zimmer iſt faſt überall auch das Wohnzimmer des Schullehrers, und ſeines Weibes und ſeiner Kinder, nicht ſelten ſeiner Hühner und Gänſe, Schweine und Schafe. Ein neues Stockwerk zu bauen, koſtet bis 150, und ein neues ordentliches Schulhaus wenigſtens bis 400 fl. Nun giebt es hier ja freilich ſehr ſchöne Regulative, von wem in dieſem und jenem Falle gebaut werden ſoll; auch ſcheint es ſogar der Billigkeit gemäß zu ſeyn, daß, nachdem die guten Früchte der Schule unmittelbar die Gemeinde angehen, dieſelbe auch der Unterhalt der Schulbedürfniſſe angehen ſoll; allein ein Vorſchuß von 150, ich will nicht ſagen, von mehrern hundert Gulden, iſt für manche Gemeinde und Kirche eine höchſt wichtige, wo nicht eine unerſchwingliche Sache; und wo der Beamte unendlich mit dem armen Bauern zufrieden iſt, falls er ſeine Abgabe entrichtet, da läßt ſich wahrhaftig nicht erwarten, daß neue Anlagen für ein Schulhaus ſollten erpreßt werden. Auch die Pfarrer hüten ſich faſt immer, dieſe verhaßte Sache zu berühren, und ſich, ohne daß darum geholfen wird, verhaßt zu machen.

d) Was ſoll ich vollends von den Dörfern ſagen, wo gar keine Schullehrer, ſohin auch keine Schulhäuſer vorhanden ſind? In ſolchen Ortſchaften hat man im voraus ſchon gar kein

Gefühl, keinen Sinn für das Bedürfniß einer Schule, und gleichwohl ſollte die eigene Ueberzeugung, Luſt und Neigung das Meiſte dabei thun. Gewöhnlich ſind die Unterthanen einer Dorfgemeinde an verſchiedene, außergerichtliche Hofmarchsherren gehörig, welche nicht gleich geradezu angelegt werden, ſondern, wie die Billigkeit erfordert, aufgerufen, und jeder einzeln gehört werden ſollen.

e) Wo nun aber auch Schulen und Schullehrer vorhanden ſind, da ſind noch lange nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Die jetzige verbeſſerte Ordnung fordert durchaus, daß

1) die Schulen von allen eingepfarrten Kindern, daß ſie
2) ordentlich beſucht, und daß
3) alle Kinder mit gleichen planmäßigen Büchern verſehen werden ſollen.

Jedem dieſer drei Punkte ſtehen noch faſt überall, mehr und weniger, unerſchwingliche Hinderniſſe entgegen. Wer kann mit unnachſichtlicher Strenge fordern, daß Kinder der Filialiſten eine Stunde weit, und wohl noch weiter bei großer Kälte, bei Schnee und Sturmwetter, oft durch Wälder, unwegſame Fußſteige, und Bäche täglich zweimal den Weg zur Schule machen ſollen, wo ſie (weil es dennoch gar häufig geſchehen muß) ganz erſtarrt und durchnäßt anlangen, und nicht ſelten den Grund zu frühzeitigen verſchiedenen Gebrechlichkeiten legen? Und gleichwohl iſt die Zeit der ſchlimmen Witterung, nämlich der ſpäte Herbſt und der Winter, die einzige Zeit, wo die Schulen beſucht werden können, weil, ſobald die Feldarbeit anfängt, die Kinder zu verſchiedenen Aushülfen, und Verrichtungen unentbehrlich ſind. Armen Taglöhnern kann man ferner den Ankauf der Schulbücher, ſo wohlfeil dieſe auch ſeyn mögen, und wirklich ſind, nicht zumuthen, da man ihnen ſchon die Bezahlung des Schulgeldes, zu 2 kr. die Woche, nicht zuzumuthen pflegt. Es iſt zwar zu München ein Schulfond, und jährlich werden um einige tauſend Gulden Bücher verſchenkt, auch in eben dem Verhältniſſe werden den armen Dorflehrern eine Menge Geldbeilagen zu 20 bis 30 fl. bewilliget. Die Summen, welche jährlich von den vermöglichern Kirchen zu gleichen Beilagen, und Schulgebäuden großmüthig verwendet werden, ſind nicht weniger außerordentlich beträchtlich; aber dieſe (ehemals ganz unbekannten, und an ſich überaus wichtigen) Verwendungen ſind noch lange nicht hinlänglich, um die Verbeſſerung im Allgemeinen ſichtbar zu machen, und ſie verlieren ſich ganz in Rückſicht der allgemeinen unermeßlichen Bedürfniſſe. Bayern für ſich allein zählt 8141 Dörfer. Wenn man einſtweilen nur für die Hälfte derſelben, und im Durchſchnitte nur 4000 Schulen aufrichten, und jedem Schullehrer nur 50 Gulden jährlich (wovon aber noch niemand leben kann) bewilligen wollte, ſo müßte man eine jährliche Summe von 200000 fl. verſchenken können. Eine wenigſtens gleiche Summe müßte man im Voraus für die Herſtellung der Schulhäuſer, und für die Beiſchaffung der gleichförmigen Bücher für die mittelloſen Kinder verwenden können, und dann würde das Erziehungsweſen bei allem dem Aufwand noch lange nicht in den Zuſtand verſetzt ſeyn, daß ihm nicht noch Hauptſachen zur Vollkommenheit fehlen ſollten.

Das Gute und Vollkommene dieſer Verfaſſung gehört unter jene Dinge, welche durch keine äußere Gewalt erzwungen werden können. Es iſt unendlich leichter, ein ödes Land zu bevölkern, und unendlich leichter, eine wohlgeordnete Armee auf die Beine zu bringen, als einmal eine nur mittelmäßig vollkommene Nationalerziehung herzuſtellen, und mittelſt dieſer auf die Nation zu wirken. Faſt alle Staatseinrichtungen ſind ſo beſchaffen, daß ſie durch gehorſame äußere Beiwirkung durchgeſetzt werden können; aber das Erziehungsweſen iſt im Grunde nicht den Sinnen unterworfen, und nur eigene Ueberzeugung, eigene Einwilligung, und eigener Trieb zum Guten können hier etwas Beſſeres hoffen laſſen. Wenn auch in jedem Dorf ein wohlgebautes Schulhaus vorhanden, und kein Mangel an planmäßigen Büchern wäre, ſo würde darum noch lange nicht geholfen ſeyn, ſo lange diejenigen, welche allein ſolchen Anſtalten das Leben mittheilen können, und ſollen, nicht gleiches Sinnes ſind. So lange die Beamten und Pfarrer, und die Geiſtlichen auf dem Lande überhaupt, nicht dieſes Sinnes ſind, iſt im Grunde jede Anſtalt vergeblich. Und es iſt nicht bloße Widerſpenſtigkeit, ſondern allgemeiner Mangel an eigener Kenntniß, und Ueberzeugung von der Güte der Sache, daß ſie es nicht ſind [*]. Daß die

---

[*] Unter tauſend Schriften, welche an die Dikaſterien eingeſendet werden, iſt kaum eine, worin man eine Spur von einiger Kenntniß der Schön- und Rechtſchreibkunſt wahrnimmt. Jeder bleibt willkührlich bei ſeinem eigenen ſogenannten Hausbuchſtaben, und ſchreibt, wie er will. Wie kann man aber, ſo lange es ſo iſt, fordern, daß der Beamte, der Pfarrer u. ſ. w., wenn er die Schule viſitirt, auf die Planmäßigkeit der Lehrart ſehen ſoll, wovon er keine Begriffe hat? Hätte man ihn in ſeinen Studienjahren (wo es Eine Mühe gekoſtet hätte) angehalten, genau auf die Sache zu ſehen, und eine Nationalſchrift, einen regelmäßigen Buchſtaben zu lernen, wie

Bürger und Bauern die Einführung neuer, und die Verbeſſerung vorhandener Schulen für überflüſſig, verdächtig, und ſogar für ſchädlich halten, iſt natürlich, und iſt in allen Ländern und Zeitaltern immer ebendieſelbe Erſcheinung geweſen.

Auch gute eifrige Beamte und Schulinſpektoren können daher auf der Stelle keine Wunder thun, und um ſie einigermaßen zu rechtfertigen, daß ſie keine wirken, will ich eine kleine Schilderung desjenigen Weges herſetzen, den die Sachen zu gehen haben. Der kurf. Beamte erhält alſo heute den geſchärfteſten Befehl, das Schulweſen in ſeinem Pflegamt alſogleich, wie es längſt hätte geſchehen ſollen, herzuſtellen, und ſich zu dem Ende mit den ſämmtlichen Magiſtraten, Pfarrern, und den Gemeinden zu benehmen. Nun enthält das

---

dieß in England, Frankreich, und im nördlichen Deutſchland geſchieht, ſo würde es ihm unausſtehlich ſeyn, eine hierin ungebeſſerte Schule in ſeinem Bezirke zu haben. Was ich hierüber in die Beiträge (Band I. S. 33 u. f.) eingerückt habe, habe ich nicht zur Langenweile eingerückt. So iſt es auch mit den übrigen Theilen der verbeſſerten planmäßigen Lehrart, um deren Einführung und Fortpflanzung man ſich darum nicht bekümmert, weil man die Beſchaffenheit und den Werth derſelben niemals kennen gelernet, und erfahren hat.

Pflegamt etwa ein paar Städte, ein paar Märkte, dreißig bis fünfzig und noch mehrere Dorfſchaften, einige Hofmarchen, und wohl auch eine Menge Unterthanen, die zu Hofmarchen eines benachbarten Pfleggerichts gehören. Das Erſte, was der Beamte zu thun hat, iſt, daß er nachſuche, wie viele, und wo Schulen vorhanden, und an welchen Orten einige angelegt werden ſollen. Es ſollten die Einkünfte von ſämmtlichen Schulen unterſucht, anbei alle Quellen, wodurch dieſelben verbeſſert werden könnten, vorgelegt, zu dem Ende alle Gemeinden zu Rath und Antheil gezogen werden. Wo die Kinder zu weit in die ihnen bisher angewieſene Schule zu gehen haben, ſollen ſie an eine andere, die ihnen am nächſten liegt, wenn ſie auch in einem andern Pflegamt liegen ſollte, gewieſen werden. Es ſollten die Perſonen der Schullehrer unterſucht, uno den Unfähigen, mithin dem größten Theile derſelben, der Auftrag, ſich fähig zu machen, ertheilt werden u. ſ. w. Der Beamte ſendet den kurf. Befehl in Abſchriften an alle Pfarrer, Magiſtrate, und Gemeinden, legt auch wohl noch ſeines Orts eine nachdrückliche Vorſtellung bei, und was kann er mehr thun? Perſönliche Reiſen durch alle Dorfſchaften des Pflegamts kann er theils wegen ſeiner Geſchäfte, theils in Betracht der Koſten unmöglich vornehmen. Er erwartet alſo von dem Eifer der Pfarrer und Gemeinden, was ſie thun werden, und verläßt ſich übrigens auf die Sorgfalt des kurfürſtl. Schulinſpektors, welchem gemäß der gedruckten Inſtruktion, welche ihm bei ſeiner Aufſtellung eingeliefert wird, wirklich die Pflicht aufgelegt worden iſt, alle und jede Schulen zu beſuchen, und den Zuſtand, ſo wie die Bedürfniſſe derſelben in einer Tabelle einzuſenden. Der Schulinſpektor iſt ein Pfarrer, oder Beneficiat, und man kann hiebei nicht auf den reichſten, ſondern man muß auf denjenigen, welcher die meiſte Kenntniß, Luſt, Kraft und Geſundheit hat, Rückſicht nehmen. In ſeinem Anſtellungsdekret wird ihm wohl einige Hoffnung zu einer fernern Beförderung gemacht (und in ſo weit es vom geiſtlichen Rathe zu München abhängt, wird auch Wort gehalten); aber von einiger Vergütung der Auslagen, welche unvermeidlich und beträchtlich ſind, geſchieht und (der Schulfond wollte herzlich gern, wenn er hinreichte) kann keine Erwähnung geſchehen. Der Schulinſpektor hat anfangs den beſten Willen; er nimmt den Stab und wandert zu ſeinem Pfarrer Nachbar. Er grüßt ihn auf das freundlichſte, ſagt ihm, daß er nichts ohne ſein Vorwiſſen, und ſeinen Rath thun, daß er ſeine

Verfügungen anzunehmen bereit, und nur gekommen ſey, ihm die Arbeit zu erleichtern. Beſitzt er auch nur ein bischen ſogenannte Welt, ſo verſichert er ihn, daß er von ſeinen Einſichten, ſeinem Eifer u. dgl. ohnehin ſchon im Voraus überzeugt ſey, und daß es nicht anders, als ſeine Schuldigkeit ſeyn werde, die ausnehmenden Verdienſte des Herrn Pfarrers höchſter Orten zu rühmen. Dadurch bewirkt er dann gemeiniglich, daß der Pfarrer die Falten, welche ſich beim erſten Anblicke des Schulinſpektors zuſammengezogen, bis zu einem gewiſſen (aber noch immer verdächtigen) Lächeln aufheitert, auch die ihm ertheilten Lobſprüche wohl gar annimmt, und in die Länge erzählt, was er alles habe thun wollen, und nicht habe thun können. „In ſeinem pfarrlichen Dorfe ſey wohl ein Meßner, der auch Schulmeiſter iſt, vorhanden, in den Zudörfern oder Filialen aber wiſſe man von Schulen nichts, man habe auch keine nöthig.“ Der Inſpektor ſchweigt, und bittet den Pfarrer, mit ihm nach der Schule zu gehen; er läßt auch den Dorfsführern ſagen, daſelbſt zu erſcheinen. Die Schule, eine Hütte, iſt eine niedere, enge, ganz ſchwarze, ſchmutzige, und ſtinkende Mördergrube. Sie beſteht in der kleinen Wohnſtube des Meßners, und höchſtens befindet ſich eine noch engere Nebenkammer dabei. Nicht dreißig Kinder haben darin Platz. Der Meßner und Schullehrer wohnt mit ſeinem Weibe und Kindern, und mit ſeinem ganzen Hausweſen darin; auch die Hennen und anderes Geflügel niſten darin, und die jungen Schweine laufen aus und ein. Hier kann ſich nun der Schulinſpektor nicht mehr halten. Er zeigt den Dorfsführern nicht nur den kurf. gnädigſten und ernſtgemeſſenſten Befehl vor, ſondern läßt ſich in eine ordentliche Predigt über den Text ein, daß dem zeitlichen und ewigen Wohle ihrer Kinder daran liege, eine beſſere und allgemeine Schuleinrichtung zu machen. Er läßt mitunter die Vorſtellung einfließen, daß dieſe Sorge unter die vorzüglichſten pfärrlichen Pflichten gehöre, und im Eifer wirft er zuweilen, und ohne etwas Arges zu meinen, einige unwillkührliche Seitenblicke auf den anweſenden Pfarrer, der indeſſen hin und her zu treppeln, oder heftig Taback zu ſchnupfen anfängt, auch in der Stille, gleich den Leuten, die ſich in einer großen Noth und Gefahr befinden, verſchiedene Gelübde macht. Vor allem, ſagt der Inſpektor, muß die Schule erweitert, hernach ein Verzeichniß aller eingepfarrten Kinder vom 6ten bis ins 13te Jahr verfaßt, dann die Aeltern für jedes Kind wöchentlich zu bezahlen angewieſen, und endlich dem Schullehrer ſeine Einkünfte verbeſſert werden. Sind hier, fährt er fort, keine Spenden? Keine Bruderſchaften? Sonſt keine milden Stiftungen? Das Schulweſen iſt causa piissima, ſagt er zum Hrn. Pfarrer, und ſelbſt die ſeligen Stifter, wenn ſie ſelbſt hier perſönlich zugegen ſeyn ſollten, würden dieſer Geſinnung ſeyn. Wenn nun aber die Schule ordentlich hergerichtet iſt, ſagt er weiter, und kehrt ſich an den Schullehrer, wenn eure Einnahme verbeſſert iſt, ſo müßt ihr Schullehrer auch darauf denken, wie euer Schulhalten verbeſſert werden ſoll. Ihr müßt die planmäßigen, durch wiederholte gnädigſte Generalien vorgeſchriebenen Bücher der neuen verbeſſerten Lehrart in der Schule einführen, und bei den Kindern durchaus keine andern Bücher ferner gedulden. Bis jetzt haben die Dorfsführer ruhig zugehört, weil ſie von einem Geiſtlichen eine Predigt zu hören glaubten; ſo wie ſie aber die Worte, neue Bücher, verbeſſerte Lehrart, u. dgl. hören, fangen ſie an, ſich nach der Thüre umzuſehen, und die Köpfe zu ſchütteln. Sie ſprechen von ihren Geſchäften zu Hauſe, und mit einem Worte, ſie wollen entlaſſen ſeyn. Man beſchließt alſo für heute ſummariſch, daß in Betreff der Schule Bauüberſchläge, dann ein Verzeichniß aller eingepfarrten ſchulfähigen Kinder nebſt den Lokalquellen, aus welchen ſowohl der Bau beſtritten, als die Einnahme des Schullehrers herzuſtellen wäre, verfaßt, und dem Schulinſpektor überreicht werden ſoll. Dieſer nimmt hierauf vom Pfarrer, den er ſich halb entbrannt und halb höhniſch ins Geſicht lächeln ſieht, Abſchied, und verläßt das Dorf, vom Gebelle aller Dorfhunde begleitet, die kein Bauer zurückruft *).

Was das Verzeichniß der Kinder mit den Lokalquellen betrifft, ſo weiß man von nichts; es iſt nichts vorhanden. Die Bauüberſchläge werden vom Pfleggericht, nebſt einem ausführlichen Gutachten des Beamten und Inſpektors zur Regierung, oder auch gleich unmittelbar zum geiſtl. Rathe geſendet, und um weitere Verhaltungsbefehle gebeten. Gewöhnlich müſſen eine Menge ſolcher Lokalumſtände, von welchen man zu München unmöglich eine hinlängliche Wiſſenſchaft haben kann, und von denen man gleichwohl unterrichtet ſeyn ſollte, durch vieles Schreiben erſetzt werden, z. B. ob das Wohnhaus des Schullehrers zur Kirche, zur Gemeinde, oder ob es dem Schullehrer ſelbſt angehörig ſey. In allen dieſen verſchiedenen Fällen muß auch

---

*) Ein Bild auch für unſere Zeit!

A. d. H.

die Sache verſchieden behandelt werden. Zwar ſoll, gemäß den landesherrlichen Generalien, die Gemeinde, im Falle daß das Haus zur Kirche gehört, die Hälfte, ſonſt aber, und wenn das Haus der Gemeinde gehört, das Ganze beſtreiten. Nun ſoll die Austheilung für jede Familie geſchehen; allein die Gemeinde weigert ſich deſſen, giebt, nebſt anderm, vor, ſie brauche kein beſſeres Schulhaus, und der Beamte ſelbſt hält es für ſeine Pflicht, zu erinnern, daß die Bauern, meiſtens arme Leute, bei den Viehfällen, Schauerſchlägen u. dgl., faſt gänzlich außer Stand geſetzt wären, etwas beizutragen. Er muthet alſo die ganze Laſt der Kirche, oder vielmehr, wie natürlich, dem Schulfond in München zu, als von welchem er glaubt, daß er unermeßlich ſeyn müſſe. Er unterläßt anbei nicht, im muthigen Eifer zu erinnern, daß, wenn man landesherrlicher Seits gute Einrichtungen treffen wolle, man nicht unterlaſſen müſſe, dieſelben zu unterſtützen. Hierüber entſtehen nun weitläufige Amtskorreſpondenzen, und am Ende des Jahres iſt die Sache häufig, wo nicht ſchlimmer, doch auch nicht beſſer, als ſie beim Anfange war. Der Schulinſpektor hat ſich müde gelaufen, müde gepredigt, müde geſchrieben, und alles, was er, wenn es auch recht wohl gelang, bewirkt haben mag, iſt, daß das Lehrgeld des

Schullehrers um einen Kreuzer erhöht wurde, und dieß vermöge eines reverſirten Verſprechens der Bauern, welches ſie gemeiniglich ſo lange halten, als es ihnen beliebt. An die Einführung eines ordentlichen Unterrichtes, ordentlicher Schulbücher, war gar nicht zu denken.

Aber nun der Beamte ſelbſt hat ſich an eine Stadt, oder einen Markt ſeines Pflegamtes gemacht. Hier traf er nebſt dem Pfarrer einen Magiſtrat an, der ſich von ſeinen Freiheiten und Privilegien gewöhnlich die ungeheuerſten Vorſtellungen macht, und der, wenn ihm etwas nicht anſtehen will, auch gewöhnlich mehr Dreiſtigkeit und Verſchlagenheit, auch mehrere Mittel, Hinderniſſe in den Weg zu legen, und den eifrigſten Mann müde zu machen, beſitzt, als man wohl denken, oder auf den Geſichtern leſen ſollte. So uneinig ſolche Leute ſonſt unter ſich ſeyn mögen, ſo ſind ſie Eine Seele, und Eine Geſinnung, ſobald es darauf ankömmt, etwas, was über ihre Begriffe geht, zu hindern. Manchmal iſt ihr Betragen auffahrend, wild und haſtig, manchmal aber, ſo lange wenigſtens der Beamte mit ihnen ſpricht, ſtill, beugſam und beſcheiden. Sie verſprechen alles, und erzeigen ſich zu allem ſo bereitwillig, daß ein Beamter ohne Erfahrung mit innigem Seelentroſte ſich beredet, die Sache mit Einemmale geendet zu haben. Er theilet ſeine Freude auch der höhern Schulkommiſſion mit, und nun es zum Ernſt kommen ſoll, löſet ſich jetzt ein Faden, und jetzt eine Schleife los, und am Ende kömmt kaum die Hälfte deſſen zu Stande, was man anfangs für vollendet gehalten hat. Wo der Pfarrer in Städten und Märkten von den Geſinnungen der Bürger, in Rückſicht nämlich ſeiner Einnahmen, oder anderer Verhältniſſe, abhängt, und, wie gewöhnlich iſt dieſer Fall! da kann er ungleich weniger thun, als im geringſten Dorf. Es liegt ſchon ſeiner Ruhe, ſeinem Anſehen daran, das Zutrauen der Bürger nicht zu verlieren, ſich bei ihnen nicht in die Meinung zu ſetzen, als wenn auch er eine Parthei wider ſie zu machen, und mit dem Beamten zu halten geſinnt ſey. Hat es aber dem Beamten und dem Inſpektor geglückt, in einem mäßigen Bezirke eine beſſere Einrichtung zu treffen, ſo darf oft nur ein Wechſel mit dem Bürgermeiſter, der die gute Sache unterſtützte, oder mit dem Kaplan, der den Schullehrer ermunterte, geſchehen, ſo geräth die beſte Einrichtung wieder ins Stocken, und die erfolgende Unordnung wird wohl gar als eine Folge der neuen Einrichtung angeſehen, und dieſe zuſammen geriſſen.

Gegenwärtiger Zuſtand und Fortgang.

Bei allem dem kann ſich wohl niemand, der ſolche Geſchäfte nicht ſelbſt unmittelbar behandelt, vorſtellen, wie viel Gutes bei allen vorhandenen Hinderniſſen gleichwohl von Zeit zu Zeit im Einzelnen geſchieht, und wie herrlich (zumal in den Ortſchaften, wo die Vorſtände der Sache nur auf einige Weiſe die Hände bieten) die Schulanſtalten gedeihen. Gegenwärtig wird kein neuer Dorfſchullehrer ungeprüft aufgeſtellt; und wenn ſich gleich nicht aus jedem Holz ein Merkur ſchnitzen läßt; ſo bringt doch jeder neue Lehrer einen Grad von Kenntniſſen zur Schule, wobei ſich für ſeinen kleinen Wirkungskreis alles Erſprießliche hoffen läßt, wenn nur der Beamte und Pfarrer nicht gänzlich alles außer Acht laſſen, was den anfangs ſchüchternen Fleiß des neuen Lehrers ermuntern, und etwas beitragen kann, dem Unvollkommenen zur Vollkommenheit zu verhelfen. In Städten, und den vornehmſten Märkten ſind auch bereits, wenigſtens nach Thunlichkeit *) faſt durchgehends

---

*) Es iſt, wie in andern Dingen, leichter geſagt, als gethan, was ſeyn ſoll. Wenn man von der Einführung einer Nationalerziehung ſprechen will,

gute Einrichtungen feſtgeſetzt; jährlich entſtehen auch ſehr viele neue, wohlverfaßte Dorfſchulen, und die Hofmarchsherren gehen hierin gar häufig mit ihren großmüthigen Beiſpielen voran. Der Umlauf, und die, zum Theil auch keinem Zwang unterworfene, Abnahme der planmäßigen Schulbücher hat ſeit kurzer Zeit in einem unbeſchreiblichen Verhältniſſe zugenommen, und, damit ich eine andere, ſelbſt

---

ſo ſollten alle Kinder einer Stadt in der öffentlichen Schule eben dieſelben Kenntniſſe und Grundſätze, eben dieſelbe Nationalerziehung erhalten. In München ſind ſtets wenigſtens achttauſend ſchulfähige Kinder. Lange nicht zweitauſend *) beſuchen gegenwärtig die öffentlichen Schulen. Die übrigen werden nach eigenen Hauslaunen und Grundſätzen (der Himmel weiß, wie) erzogen. Es iſt alſo hier in München keine Nationalerziehung. Wer aber eine ſolche herſtellen wollte, müßte ſich gefallen laſſen, erſt etwa hunderttauſend Gulden auf die Herſtellung ordentlicher Schulhäuſer, worin ſich ſämmtliche Kinder nach ihren Stufen und Klaſſen anſtändig verſammeln könnten, zu verwenden, dann (im Kapital wenigſtens) eben ſo viel zu beſtändigen und angemeſſenen Beſoldungen für Lehrer, die Zutrauen und Achtung verdienen, zu verwenden. Gute Nationalfrauenzimmerſchulen würden nicht weniger fordern.

*) Jetzt (1826) noch nicht 6000, obgleich man ſehr weit vorgerückt iſt.

A. d. H.

die häufigen, vor Kurzem noch nicht vorhandenen Klagen der Verſtändigen und Gutgeſinnten über die Unvollkommenheit ſo vieler Dorfſchulen, ſind, in meinen Augen, ein gutes Zeichen der ſich nahenden Vollkommenheit, und ich wünſche von Herzen, daß dieſe Sehnſucht nach guten Anſtalten nur recht bald durch das ganze Land verbreitet werden möchte.

Moraliſche Vollkommenheiten (beſonders wenn phyſiſche Bedürfniſſe dazu kommen) ſtanden nirgends plötzlich da. Auch in den Ländern, wo man bereits vor mehr, als einem Menſchenalter anfieng, iſt man noch lange nicht am Ziele, und noch unlängſt ſchrieb ein berühmter Schulmann für ſeine Amtsbrüder in Niederſachſen: „Ich wiederhole es euch, verbeſſert nach und nach, unmerklich; wenn ihr nicht etwa ſo glücklich ſeyd, eine Gemeine, und einen Patron zu haben, die die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung, und die Güte eurer Vorſchläge erkennen und fühlen, und Liebe und Zutrauen zu euch haben. Gehet ja behutſam, unmerklich zu Werk. Ihr wiſſet ja, wie man an Gebräuchen, an hergebrachten Gewohnheiten, an dem Alten hängt. Laſſet ihr zu viele Liebe zur Neuerung blicken; verändert ihr plötzlich, ſchaffet ihr viel ab, zumal im Anfange eures Amtes, ſo werdet ihr euch empfindlichen Verdruß und Widerſpruch zuziehen. Jetzt, zumal bei der Gährung des Schulweſens, ſind die mehreſten, die nicht den Nutzen einer guten Veränderung einſehen, ſo ſcheu gegen jedes Neue, daß ſie es bloß, weil es neu iſt, verwerfen. Sie ſind für die Ehre ihrer Väter, ihrer Erzieher, für die Religion, für die Seligkeit ihrer Kinder, welche ſie in Gefahr glauben, beſorgt. Manche haben von vielen unverdauten Entwürfen, von vielen mißlungenen Verſuchen gehört, und werfen nun alle Neuerungen und Entwürfe zuſammen. Dort ſind es eigenſinnige und kurzſichtige Aeltern, hier ein Amtsbruder, der ohne Sorge für die Schule hingelebt hat, und grau geworden iſt; hier wieder Schulleute, die nicht im Stande ſind, vernünftige Vorſchläge anzunehmen. Darum ſeyd ja vorſichtig, geht vorſichtig, geht behutſam, langſam, unvermerkt zu Werk. Ich habe zwei Schulen verbeſſert; aber der Himmel weiß, wie viele Widerſprüche ich erfahren habe u. ſ. w."

Woher kömmt es, dass Dikasterianten keinen Geschmack an der Literatur besitzen, oder denselben verlieren?

Unter dem Geſchmacke an Literatur verſteh ich hier ein inneres, freiwilliges Wohlgefallen an Werken des Verſtandes, die mit Geiſt geſchrieben, und an Werken des Geiſtes, deren (nicht bloß durch eine erhitzte Einbildungskraft erdichtete, ſondern wirklich lebende) Schönheiten anerkannt ſind. Hieher gehören demnach nicht nur die klaſſiſchen Schriften der Griechen und Römer, ſondern auch diejenigen Werke der Neuern, deren klaſſiſche Eigenſchaften bereits entſchieden, und welche der Stolz der

Nationen, bei denen ſie entſtanden, geworden ſind; hieher gehören demnach alle geiſtreichen Werke, welche in das Gebiet der lehrenden und bildenden Philoſophie gehörig, und durch Gefühl und Nachdenken erzeugt worden ſind.

Es kann keiner Regierung gleichgültig ſeyn, ob die Diener des Staates, ob die Verwalter oder Vertreter der Juſtiz, der Polizei, der Landesökonomie, und aller der Geſchäfte, wozu viel Verſtand, und eine nie zu ermüdende Lebhaftigkeit des Geiſtes erfordert wird, an klaſſiſchen Schriften Geſchmack, und ob ſie für die Kraft und Schönheit derſelben empfänglich ſind, oder nicht. Keinen Geſchmack an klaſſiſchen Schriften beſitzen, und nichts, was gründlich, wohlbedacht, und kräftig und rein ausgedrückt iſt, leſen, überhaupt nichts leſen mögen, ſetzt (ich bitte um Erlaubniß, das folgende Wort beibehalten zu dürfen) eine große Stupidität voraus, und wo dieſe Stumpfheit allgemein wäre, da könnte es auch mit der Regierung im Allgemeinen unmöglich gut ſtehen. Es ſteht nämlich, wenn wir Männer von nur einigem Werth, und in unſerer Jugend nur einigermaſſen gebildet worden ſind, nicht in unſerer Willkühr, ob wir uns den Hang zur Lektüre klaſſiſcher Schriften gefallen laſſen, und ihn wählen wollen, oder nicht Wir werden im Innerſten unſers Weſens.

hingezogen, und können nicht anders, als da gerne ſeyn und uns verweilen wollen, wo die Nahrung für den Geiſt, und das Herz zu finden, und in allen Fällen der Geſchäfte, und des häuslichen Lebens ein guter Rath zu holen iſt. Die klaſſiſchen Schriften gehören nicht für die Studierjahre, wo man ſich bloß fähig macht, ſie zu benutzen, ſondern für die Jahre der Aemter und Geſchäfte, wo man ſie in der Sache und That wirklich benutzen ſoll. Der Jüngling, ſo fähig er ſeyn mag, genießt, weil für tauſend ernſthafte Dinge noch kein eigenes Bedürfniß für ihn eingetreten iſt, die Gedanken, die Beiſpiele, und den Umgang mit großen Männern immer nur halb. Bald reden ſie ihm zu wenig, bald begreift er nicht, wie ſie dazu kommen, von Dingen, die ihm eben nicht wichtig ſind, ſo angelegentlich, und ſo vieles zu reden. Oft weiß er ſich in ihre Werke gar nicht zu finden, und ſieht bloße Worte, wo Thaten und Erfahrungen ſind. Jetzt alſo, wo er ſelbſt im nämlichen Falle iſt, welcher andere veranlaßte, daß ſie ſchrieben, ſollte er erſt die Schriften ſolcher Art leſen, ſtudiren und benutzen. Dieſe Schriften reitzen das Nachdenken, und beſchäftigen und veredeln die Unterſuchungskraft. Selbſt das Wohlgefallen an der Ordnung, an den innern Verhältniſſen und Schönheiten erhält den Geiſt in ewiger Jugend, und iſt das Salz eines beſchäftigten Kopfes, das ihm Bewegung, Scharfſinn, Kraft und Munterkeit, und das ihm unendliche Vorzüge vor einem andern, deſſen Geiſt nie auf dieſe Art genährt worden, oder für dieſelbe abgeſtorben iſt, ertheilet. „Das Publikum, ſagt ein Kenner der Sache, beurtheilt den Werth des Predigers nach ſeinem thätigen und fruchtbaren Eifer für Religion und Sitten, die Geſchicklichkeit des Rechtsgelehrten nach der Menge ſeiner gewonnenen Prozeſſe, die Verdienſte des Arztes nach der Anzahl ſeiner glücklichen Kuren; aber niemand erwägt, wie viel Antheil an der Leichtigkeit und Vollkommenheit, womit Prieſter, Juriſt und Arzt ihre Pflichten erfüllen, und die Wohlfahrt ihrer Mitbürger befördern, der Lectüre der beſten, ältern und neuern, Schriftſteller, und der frühen Uebung des Verſtandes, und Bildung des Herzens durch ſie gebühre.“

In Ländern, wo im Durchſchnitte (Ausnahmen ſind überall) ganze, und zwar die wichtigſten, Stände nichts leſen, müſſen die Wiſſenſchaften, und ſohin die Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, die zu wichtigen Aemtern gehören, nothwendig immer mehr verfallen. In ſolchen Ländern lieſt gewöhnlich niemand, als die ſogenannten wenigen Gelehrten von Profeſſion, gewöhnlich nur Geiſtliche, dann die Weiber und

Töchter des Rathsſtandes, die dann auch faſt immer beſſer, ungleich beſſer, als ihre Männer beleſen, und nicht ſelten gebildeter ſind. Was ſoll hier einen guten Schriftſteller zum Schreiben reitzen oder veranlaſſen, und für wen ſoll er ſchreiben? Zwar ſchreiben kann und darf er da faſt immer, was er will, und ſo laut und kühn er will. Man wird öffentlich geſagte Wahrheiten und Rügen vertragen, bei deren Erſcheinung der Ausländer die Beſcheidenheit der Regierung, welche ſie duldet, nicht genug rühmen kann; aber der Schriftſteller ſelbſt, deſſen Lob es betrifft, belächelt dieſen Irrthum. Man duldet die Rüge nicht, ſondern man lieſt ſie nicht, nimmt gar keine Kenntniß von ihr, man kennt nichts, und will nichts wiſſen und nichts kennen von der Schrift, und dem Schriftſteller. Je beſſer dieſer letztere ſchreibt, je mehr er für ein Publikum, bei dem man bereits einige Lectüre und Bildung voraus ſetzt, ſchreibt; je runder, reiner, gewählter und kräftiger ſein Ausdruck, je klaſſiſcher ſeine Schreibart iſt, deſto weniger wird er verſtanden, und mit einigem Antheil belohnt. Er muß ganz trivial, das iſt, er muß in der Wahl ſeiner Materie, in ſeiner Denkungsart, und in ſeiner Sprache ganz einer von ihnen werden, wenn er von ihnen gekannt, wenn er ihr Schriftſteller ſeyn will. Ob in einem Werk ein geordneter Plan, eine Zeichnung, ein Zuſammenhang der Sachen zu Einem Zweck, eine reine Sprache, ob wahre, reine Grundſätze vorhanden, ob wenigſtens das, was der Titel des Werkes verſpricht, vorhanden ſey, darnach wird nicht geſucht, und man nimmt mit den abgeſchmackteſten Dingen, wenn ſie nur groben Sinnen ſchmeicheln, nach Art der Wilden, vorlieb. Werke, worin gründlichere Gegenſtände abgehandelt werden, finden gar keinen Eingang. Es giebt keine Bibliothek, wo man ſie ſammelt; es kann daher keinen Buchhändler geben, der ſie über ſich nehmen will. Der vernünftigſte Verleger muß mit Mühe und Sachkenntniß ausgearbeitete Schriften von ſich abweiſen, und Sachen der Mode, elende Geſchmiere, mit angehängten Purpurlappen, das iſt, mit empfehlenden Titeln drucken. Höchſt verwaiſt, und unbeſchreiblich traurig iſt in ſolchen Gegenden der Wandel eines vernünftigen Gelehrten. Er iſt, indem er niemand zu ſeinem Umgange findet, der ihn verſtände, der die Geduld hätte, ihn nur zu hören, oder ſeine Schriften wenigſtens zu tadeln, mitten unter menſchlichen Geſtalten zur ewigen Einſamkeit, und zur niederdrückendſten Langeweile verbannt, und er verliert daher auch gewöhnlich alle Luſt zur ferneren Anſtrengung ſeiner ganz ungeachteten

Talente, und mit derſelben ſogar die Ueberzeugung, daß es rühmlich und wohlgethan ſey, jemals ſie anzuſtrengen. Fremde, welche aus ſolchen Ländern, wo jeder Bürger lieſt, und ſeine gewählte Bibliothek ſich hält, kommen, und faſt immer eine beſſere Erwartung mitbringen, entdecken bei allen den ſcheinbaren Manieren, die ſich ein nach heutiger Art dreſſirter Menſch zu geben, und womit er die erſten Augenblicke zu blenden weiß, das leere, fade, armſelige Weſen eines unbeleſenen, geſchmackloſen Mannes eher, als man glaubt, und bedauert und verachtet das Land, wo manchmal vielleicht der ſchalſte Dummkopf in Ehren und Aemtern ſteht.

Bei einigen Staatsämtern iſt eine gänzliche Unterlaſſung der Lektüre noch auffallender, und ſelbſt für das Amt unmittelbar ernſthaft. In der Staatiſtik z. B., in der großen Landwirthſchaft, und der Handlung u. ſ. w. hängt ein Land von den Verhältniſſen, den Fortſchritten und Unternehmungen des andern ab, und man darf dieſe letztern nie aus den Augen verlieren, wenn man nicht den wahren Geſichtspunkt, nach welchem man den Zweck, und die Mittel ſeiner eigenen Vortheile, und ſeines eigenen Wohlſtandes zu richten hat, wenn man nicht den Faden ſeiner Geſchäfte verlieren will. Wer in der genauen Kenntniß der Entdeckungen, Vorſchläge, Einrichtungen, Erfahrungen, Verfaſſungen und Abſichten fremder Länder, Höfe und Regierungen, wer in der fleißigen Lektüre aller der Schriften, worin ſolche Erſcheinungen und Ereigniſſe auf das pünktlichſte benachrichtet und geprüft werden, zurück bleibt, bleibt in der Fähigkeit, ſein Amt mit Geſchicklichkeit zu verwalten, offenbar zurück, und bleibt anbei ſtets der Gefahr ausgeſetzt, aus Unwiſſenheit dem nächſten dem beſten einſeitigen Einfalle, dem nächſten dem beſten längſt ſchon widerlegten Vorſchlage und fremden Verſuche ſeinen Beifall zu geben, und, falls er ein Mann von Einfluß iſt, die Mitgefährten ſeines Amtes, und ſein Vaterland in Verlegenheit und in die nachtheiligſten Lagen zu verſetzen. Daher finden in den Ländern, wo Dikaſterianten nichts leſen, fremde, die nächſten die beſten, Projekte gewöhnlich eine ſo gute Aufnahme; daher bewundert man alles, was man das erſtemal, als eine neue Sache, ſieht und hört; daher bildet man ſich ein, den Geiſt der Verbeſſerung endlich gemein gemacht zu haben, weil man den Geiſt der Neuerung angenommen hat; daher verfällt man ſo gern in den ſchrecklichen Unſinn, ſich etwas auf ſeine Einſichten zu gut zu thun, wenn man ſein eigenes Vaterland verachtet, und alles Fremde vergöttert. In andern Fächern, in der Geſchichte und dem Staatsrecht iſt der Mangel an einer genauen Kenntniß deſſen, was von Zeit zu Zeit geſchrieben, angegriffen, berichtiget, vorbereitet wird, höchſt gefährlich. Durch die Unwiſſenheit, und daraus entſtandene Gedankenloſigkeit dieſer Art ſind die ſchönſten Länder an den Rand ihrer Knechtſchaft gerathen, und mächtigern und ſchlauern Ländern, deren Höfe ihr Syſtem ſorgfältig fortpflanzten, zur Beute geworden [*]).

Wollte Gott, daß die traurigſten aller Erfahrungen nicht alles, was ich hier anmerkte, und wohl mehr noch, buchſtäblich erfüllte! Ein ſogenannter Aktenmann, der nichts iſt, der mit Geiſt und Neigung nichts weiter ſeyn will, noch ſeyn kann, als dieſes, welch ein dürres, enges, ödes Geſchöpf iſt er faſt immer! Welch ein eiſerner Roſt zieht ſich über ſeine Seele, und lähmt ſeine edlere Empfindungskraft für alles, was außer dem Kreiſe ſeiner Papiere liegt! Der entſetzlichſte Mechanismus drückt ſich frühzeitig ſogar in ſeinem ganzen äußern Weſen, in ſeinem Geſichte, ſeinem Blicke, ſeinem Gange, in der Stellung und Tragung ſeines Körpers, und in ſeinem ganzen Benehmen ab. Er kennt und erblickt weiter nichts, als ſeinen Buchſtaben, und glaubt, wenn er einmal gen Himmel blickt, an den Sternen Partheien zu erblicken. Der Buchſtabe und die Convenienz geht ihm über Natur und Wahrheit, welche Dinge ihm nicht beſtimmt genug ſind, und aus allen Kräften haßt er zumal alle Empfindſamkeit, und wird ganz ſchwarz vor innerm Aerger, wenn er ſagen hört, daß dieſelbe das edelſte Geſchenk des Himmels, das gehörig gepflegt, die menſchlichſten und thätigſten Tugenden hervorbringt, ſey. Man ſollte glauben, daß der Geiſt ſeiner Geſchäfte und ſeines Berufes überhaupt eben dadurch, daß er außer denſelben nichts weiter kennt, noch kennen will, gewinnen müſſe; aber nichts weniger. Er ſcheint es zuletzt für eine Ehrenſache zu halten, ſein Geſchäft ſo ſehr zu erſchweren, als möglich iſt. Er will lauern, einführen, Hinderniſſe legen und ſuchen, und überall nur gleichſam einen glücklichen Fang thun. Sein Kopf glühet ihm vor Nachdenken, wie er hier einen Rieb finden, dort eine Wendung machen, und nach ſeiner Abſicht, einen Ausſchlag befördern möge. Dieſe Beſchäftigung macht die Geſetzgebung täglich verlegener, und die Geſetze ſelbſt unſicher, weitläufig, unzählig. Daß Geſetze Sitten einflößen, und veredeln, daß, wo ſie vernünftig und tugendhaft ſind, auch die Menſchen vernünftig und tugendhaft werden, davon träumt er nichts. Man hat daher überall tauſend peinliche Rechtsbücher, worin bis auf die geringſte Kleinigkeit gelehrt wird, wie man ſtrafbare Menſchen fangen, einkerkern, hinrichten ſoll; man hat über die Grade und Arten der Torturen ordentlich mit Scharfſinn (wenn man ſich dieſes Wortes zu dieſer Sache bedienen darf) nachgedacht; alles geſchieht mit feierlicher Pünktlichkeit, und im Ganzen, mit beträchtlichem Aufwande; aber wie man es angehen müſſe, daß Menſchen nicht weiter ſtrafbar werden, oder es in einer ungleich geringern Anzahl werden möchten, wie man es angehen müſſe, z. B. gute, allgemein verbreitete Landſchulen zu bekommen, dafür fehlt aller überzeugter, ernſtlicher Sinn, und ſchon alle Luſt. So etwas iſt zu geringfügig, zu ſtill, zu klein für ihn. Es intereſſirt und kümmert ihn nicht, liegt auch im Kreiſe ſeiner Formalitäten nicht; dieſe recht zu verſtehen, und zu beobachten, geht ihm, ſo zu ſagen, über Leib und Seele. Daher geht ihm zuletzt nichts mehr aus den Händen. Was mit zehn Worten geſagt werden konnte, dazu braucht er tauſend, und „dum comuntur, wie Terenz von Weibern ſagt, Annus est.“ Ueber die Art, wie er es ſagt und ſchreibt, bekümmert er ſich noch weniger, und ſeine Aufſätze ſind, im Durchſchnitt, ein Abgrund von barbariſcher Roheit, und Unwiſſenheit. Jeder Tag bildet ihn mehr zu dem, was er gemäß ſeiner Armuth an Geiſt nothwendig werden muß. Aus Unfähigkeit zum eigenen Nachdenken, Leſen oder Schreiben kennt er keine andere Unterhaltung, als den Trunk und das Spiel, das er dann mechaniſch und tagtäglich Stunden lang fortſetzt, und dabei ſchon ordentlich ſeinen Gang und an der Stelle ſeinen Sitz hat. Ein neuer Seſſel, oder der alte an einen neuen Ort geſtellt, ärgert ihn, und es iſt ihm nicht mehr ſo behaglich, als da der ehemalige Stuhl noch am ehemaligen Orte ſtand. Gerade ſo klebt er an der gewohnten Verfaſſung ſeiner Geſchäfte, und der gröbſte Mißbrauch iſt ihm heilig. Zuletzt bildet er ſich ein, er allein ſey eine Perſon von Würde und Wichtigkeit, und er unterſteht ſich ordentlich,

---

[*] Auch der Soldatenſtand kann den Geſchmack an Literatur nicht entbehren. Für den Officier liegen die klaſſiſchen Kenntniſſe, Erfahrungen und Beiſpiele nicht weniger, wie für andere Stände, in den klaſſiſchen Werken der Alten, zu deren Beſitz man nur durch die gründliche Kenntniß der alten Sprachen gelangen kann. Die dadurch beförderte Entwicklung und Bildung ſeines Geiſtes macht ihn im Feld zehnmal brauchbarer, als einen andern, und ſtärket, unterhält und ziert ihn im Frieden. Die Bekanntſchaft mit Wiſſenſchaften mildert die unbändige Roheit ſeines Standes, bewahrt ihn vor Leerheit des Kopfes, vor Langeweile und Ausſchweifungen, welche der Mangel an Beſchäftigung und Nachdenken veranlaßt.

Stolz und Hochmuth zu äußern. Er wird denen todtfeind, denen er anſieht, daß ſie auch außer der Kanzlei etwas für groß halten, und wenn man ihm ſagen wollte, daß unendlich mehr Talent und Geiſteskraft dazu gehöre, daß es unendlich mehr ſey, ein Leſſing, oder Wieland, als ein Präſident von zehn Juſtizcollegien zu ſeyn; wenn man ihn verſichern wollte, was buchſtäblich wahr iſt, daß allein Gellert mehr Nutzen in Deutſchland geſtiftet habe, als hundert Feldmarſchälle und tauſend Generale, und daß der kleinſte Theil ſeines Verdienſtes unendlich ehrwürdiger, ehrenvoller, und verdienſtlicher war und noch ſey, als das Thun aller Criminalrichter, die jemals in Deutſchland waren, ſind, und ſeyn werden, zuſammen genommen; wenn man ihn erinnern wollte, daß es unendlich weniger Schwierigkeit habe, hunderttauſend Köpfe, die zur Juriſterei taugen (wie gar nichts müßte der ſeyn, der nicht dazu taugte!), zu finden, als nur zehen, denen die Natur Gaben und Eigenſchaften eines wahren Literators verlieh *),

---

*) Mathematiker, ſchrieb Winkelmann, (und zu einem Mathematiker gehört gleichwohl kein gemeines Talent; wachſen uns, wie die Pilſe, hervor, und im fünfundzwanzigſten Jahre kömmt dieſe Frucht zur Reife, ohne viele Unkoſten, wenn zu

ſo würde ihn der Schlag treffen. Sollte ein ſolcher Mann auf einen wichtigen Poſten kommen, wo man von den Verhältniſſen und Fortſchritten ſeines Zeitalters genau unterrichtet ſeyn, wo man ſeinen Nachbarn bald zuvorkommen, bald ihren Abſichten mit Klugheit begegnen, wo man den Zeitpunkt zur Ausrottung eines alten und ſchädlichen Mißbrauches, zur Gründung einer trefflichen Anordnung benutzen, wo man mit beſcheidener Kühnheit Wahrheiten vorſtellen, wo man Menſchen kennen ſoll, ſo wäre es beſſer, einen erklärten Feind der guten Sache, bei dem man gleich offenbar weiß, weſſen man ſich bei ihm zu verſehen hat, als einen, im Grunde vielleicht nicht unredlichen, aber in Rückſicht ſeines geſchmackloſen, leeren und trägen Weſens für alle Thätigkeit erſtorbenen Mannes an dem Ruder wichtiger Geſchäfte zu ſehen.

Die Urſachen, warum Dikaſterianten keinen Geſchmack an der Literatur und Lektüre beſitzen, oder ihn verlieren, ſind eben nicht ſchwer anzugeben, und ſie liegen ganz vor und

---

jenem Studium (zur Kenntniß der griechiſchen Literatur) fünfzig und mehr Jahre erfordert werden.

um uns in der Nähe. Wenn man an der Lektüre klaſſiſcher Schriften Geſchmack finden ſoll, muß man von einem ſelbſt klaſſiſchen Anführer ſorgfältig dazu gebildet worden ſeyn. Man muß fähig gemacht worden ſeyn, ſowohl die Auserleſenheit der Sachen und Ideen, als die Vortrefflichkeit der Darſtellung, wodurch der Schriftſteller groß iſt, wahrzunehmen, und jene ſtillen höheren Schönheiten, wofür es keine ſinnlichen Zeichen, nur Winke giebt, zu fühlen; er muß im Stande ſeyn, das Geiſtige, Runde, Kräftige des eigenthümlichen Ausdruckes, worin die Sache gerade mit den rechten Worten, die Worte gerade in der rechten Ordnung und Harmonie geſagt ſind, zu bemerken, und das ganze Gewebe des Gedichtes, der Abhandlung, der Geſchichte, zu überſchauen. Dazu gehört ungleich mehr, als man weiß und glaubt. Im Ganzen genommen erhält bei weitem der größte Theil derjenigen Klaſſe von Jünglingen, bei welchem dem Staate vorzüglichſt daran gelegen iſt, daß ſie einen wahren Geſchmack an der Literatur erhalten, ganz und gar keinen zweckmäßigen Unterricht. Man macht ſie (wie es zumal eben jetzt Mode iſt) höchſtens mit der Oberfläche der lateiniſchen Sprache (von der griechiſchen iſt im Grund und Ernſt gar die Rede nicht) bekannt, und ſagt ihnen, daß dieſes und jenes Buch alt, und eines derjenigen, die man klaſſiſch nennt, ſey; lieſt dann mit ihnen, z. B. aus dem Horaz eine und andere Oden, lobt ſie brav, und läßt es gut ſeyn. Noch ſchlimmer geht es faſt gewöhnlich mit denjenigen Kenntniſſen und eigentlichen ſchriftlichen Uebungen, zu welchen man nothwendig angeführt worden ſeyn muß, um zu wiſſen, was zum Weſen, zur Einheit, zur Ordnung eines guten Aufſatzes erforderlich iſt, um nur zu wiſſen, daß jeder wohlgeordnete Aufſatz ein Körper, deſſen Glieder in einem aus der Sache hervorgehenden Verhältniſſe zuſammenpaſſen, wo nichts Fremdes vorkommen, nichts zu wenig, noch zu viel ſeyn ſoll, ſey. Man muß (wie ich ſchon öfter erinnerte) erſt ſelbſt vieles verſucht, geſchrieben, verworfen, wieder neu ſchon gezeichnet, und wieder geſchrieben haben, um zu verſtehen, was zu einem guten Aufſatze gehört, um ſogleich zu fühlen, ob eine Meiſterhand, oder ein elender Schmierer gearbeitet habe. Von allem dem weiß man nichts; und wer die Sache verſteht, der erfährt es täglich, daß die wenigſten derjenigen, die eine gelehrte Erziehung erhalten, ja daß kaum die Gewählteſten derſelben es ſo weit bringen, einen klaſſiſchen Schriftſteller alter oder jetziger Zeiten gründlich zu verſtehen, geſchweige, gleich mit ihm fort zu denken. Man ſchätzt Schriften, die im Rufe ſtehen, wie Männer, die ſich einige Achtung erworben haben, weil man ſich ſchämt, nicht auch mit in den gemeinen Ton zu ſtimmen, fühlt aber nicht das geringſte Verlangen, ſie näher kennen zu lernen, und ſich ſelbſt zu überzeugen, worin dann das liegt, was ihnen die verewigte Achtung erworben hat. Weil man keinen Geſchmack erhält, etwas Gründliches zu leſen, ſo lieſt man deſto mehr Unterhaltendes, und indeſſen daß Homer und Virgil vergeſſen liegen, befinden ſich in allen Händen leichte Brochüren und Romane, deren unendliche Anzahl nicht Eine Zeile von Homers Schönheiten aufwiegt. Je leichter etwas hingeworfen, und, was die Hauptſache iſt, je mehr deſſen Gegenſtand den ſinnlichen Gefühlen günſtig iſt, deſto mehr behaget es, um nichts von denen zu ſagen, welche Grobheiten und Anzüglichkeiten für Kühnheit und Scharfſinn halten, und ſich anbei immer mehr verwildern. Dieſe, die gemeinſte Lektüre, iſt die Schule, worin ſich literariſche Jünglinge heran bilden. Viele, wenn ſie etwa ein paar hundert Comödien, und eben ſo viele Romane, dann einige Wochenſchriften geleſen haben, fangen, ohne das Geringſte von einer Logik, Philoſophie, Geſchichte, von den Regeln der Dichtkunſt und Beredſamkeit ſtudirt, oder wenigſtens eine Sprachlehre durchgeleſen zu haben, wohl ſelbſt zu ſchreiben an, und finden, wie wir ſehen, bei allen ihren Raſereien, allgemeinen Beifall.

Auch das iſt ein großer Fehler, daß man junge Leute, geſetzt, daß man ſie auch gut anführe, zu früh anführt. Wie ſoll ein Jüngling mit vierzehn Jahren, wenn er auch große Fähigkeiten beſitzt, einen gegründeten, anhaltenden Geſchmack an einem klaſſiſchen Werke vollenden? Einige Schönheiten (z. B. des Ausdruckes, der Bilder) mögen ihm wohl nicht entgehen; das Ganze aber, das Vortrefflichſte der Schrift aber wird er mehr auf das Wort ſeines Lehrers, als auf Antrieb eigener Empfindung lieben und ſchätzen. Er hat noch keine Angelegenheit, kein Bedürfniß, an dem Gegenſtand Antheil zu nehmen, deſſen Wohl und Bearbeitung ſo herrlich iſt. Sieht er es aber einmal nicht, ſo bekömmt er es gewöhnlich in ſeinem Leben nie wieder zu ſehen. Ich habe das Buch ſchon als Jüngling geleſen, denkt er ſich, und weiß ſchon, daß das Buch für Jünglinge gut iſt. Häufig widerfährt auch fähigen Köpfen, die (in den Jahren, wo ſie mehr auf Sprachen, und auf Dinge, die viele mechaniſche Anſtrengungen verlangen, als auf die Lektüre ſich verlegen ſollen) die ſchönſten Schriften leſen, und immer leſen, und ſich gar nicht ſatt leſen können, was jungen Liebhabern widerfährt. Dieſe, welche vor der Zeit einem unreifen fieberhaften Gemiſch von ſinnlicher und geiſtiger Liebe unglücklicher Weiſe zur Beute werden, überlaſſen ſich den zügelloſeſten Gefühlen ihrer eingebildeten Glückſeligkeit, träumen ſich Ewigkeiten dieſes liebeſiechen Zuſtandes, und ſind dann, wenn erſt die erfriſchendſten Jahre des reifern Alters kommen, trübſelig, kalt und todt, und höchſtens aufgelegt, wie dumme Gecken zu buhlen, aber nie wieder zu lieben.

Daß auf mancher hohen Schule der klaſſiſchen Werke alter und neuer Schriftſteller, oder wenigſtens derjenigen klaſſiſchen Schriften, welche von Zeit zu Zeit in einem gewiſſen Fache erſchienen ſind, und erſcheinen, mit keinem Worte Erwähnung geſchieht, iſt nicht weniger eine Haupturſache, daß der Eifer fähiger junger Männer anfängt, ſich einzuſchränken, und zu erſchlaffen. Wenn ein Lehrer über ſeine beſtimmten Materien Jahr aus Jahr ein ſeine alten und eben dieſelben Collegien, die er ſich einmal zuſammen ſchrieb, lieſt, mag er wohl ſeinen Pflichten, überhaupt Collegien zu leſen, genug thun; aber die Lehrbegierde ſeiner Schüler, in ihren Kenntniſſen immer neue Erweiterungen zu ſuchen, die Begierde, auch dann noch, wenn man bereits ſein Amt und Auskommen hat, immer nach mehrerer Vollkommenheit zu trachten, und in der Literatur ſeiner Kenntniſſe immer einen forſchenden und thätigen Jünglingseifer beizubehalten, wird er dadurch wenig befördern. Daher kömmt mancher Akademiker, von dem man ſich, ſo wie er aus dem Gymnaſium trat, Wunder verſprach, mit einer gänzlichen Vergeſſenheit, ja mit Verachtung deſſen, was er im Gymnaſium gelernet hat, und ganz barbariſch und verſtaltet zurück. Es iſt ſchon darin grob gefehlt, daß der Schüler, ſobald er aus den ſogenannten untern Schulen tritt, wo man ihn gelehrt und gewöhnt hat, ſeine Gedanken und Kenntniſſe zu Papier zu bringen, nicht weiter und nicht häufiger zu ſchriftlichen Aufſätzen veranlaßt wird. Woher ſoll der Theolog einen reinen geläufigen Ausdruck in ſeiner Mutterſprache, woher ſoll er einſt die Gabe und Leichtigkeit, die wichtigen Religions- und ſittlichen Wahrheiten deutlich, beſtimmt, anmüthig und nachdrucksvoll vorzutragen, nehmen, wenn er gerade in den Jahren, wo die Uebung am vortheilhafteſten geſchehen könnte, alle Uebung unterläßt *)? Wie

---

*) Der daher entſtehende Mangel an eigenem Nachdenken, und an Leichtigkeit im Ausdrucke und

ſoll der Dikaſteriant zu der Geſchicklichkeit, oder nur zu dem Einfalle gelangen, ſich eines kurzen, einfachen, verſtändlichen, und in einer erträglichen Sprache verfaßten Vortrages zu bedienen, wenn er ſeit der Zeit, da er ſich der Rechtsgelehrſamkeit widmete, nicht eine Sylbe von dem Werthe einer beſſern Schreibart hörte, wenn ihn nicht die geringſte Veranlaſſung ſpornte, ſich des allüblichen ſogenannten Schlendrians zu ſchämen, und an der Hand guter Anweiſungen beſſern Vorſchriften zu folgen? Er hält vielmehr das umſtändliche, ſchlepphafte und verworrene Weſen des gewöhnlichen Kanzleiſtyls für die geheiligte Kunſtſprache ſei-

---

Vortrage iſt die Urſache, daß ſo viele Landprediger mit gedruckten Predigten (welche größtentheils nie geprediget worden, welche von Leuten, die ſelbſt nie eine Kanzel beſtiegen, nie die Mängel einer Dorfgemeinde kennen gelernet, oft nur aus proteſtantiſchen Schriftſtellern entlehnt, und zuſammen phraſirt haben, aus Spekulation dem Verleger überlaſſen worden) ſich behelfen müſſen. Und nie war vielleicht der Verkehr mit ſolchen Waaren größer, als eben jetzt, wo wir ſo ſelbſtverſtändig (si superis placet), und in der Aufklärung bereits ſo weit vorgerückt ſind*).

*) Gilt wohl auch noch in unſern Zeiten; denn wie ganz anders wäre unſer Volk, wenn wir mehr geiſtvolle Prediger hätten? A. d. H.

nes Berufes, und glaubt am Ende in vollem Ernſte, daß er z. B. ein recht trefflicher Juſtizrath ſey, wenn er es dahin gebracht hat, im Vortrage und Ausdrucke in einem hohen Grade unverſtändlich zu ſeyn.

Aber freilich braucht man dieß alles nicht anzuführen, um ſich die Erſcheinung, welche hier erklärt werden ſoll, vollkommen zu erklären. Es giebt nämlich, vielleicht unter allen möglichen Arten von Geſchäften, kein einziges, welches ſo ganz eigens dazu gemacht iſt, den freien Lauf der Gedanken und Empfindungen zu feſſeln, alle Sinne geiſtreicher Gefühle zu lähmen, und Langeweile, Trockenheit und Schwerfälligkeit über den ganzen Menſchen zu verbreiten, als die Juriſterei, und überhaupt die Beſchäftigungen, denen der Aktenmann, aus Pflicht und Gewiſſen, ſich widmen muß. Dieſe Beſchäftigungen ſind zwar nichts weniger, als ſo beſchaffen, daß ſie einen Mann von großem Geiſte, und glänzenden Talenten erfordern; aber darum, weil ſie keine Werke auserleſener Köpfe, weil ſie nicht durch Schwierigkeiten, deren Ueberwindung in andern Fächern gleichſam nur privilegirten Köpfen vorbehalten iſt, geadelt ſind; ſo ſind ſie dennoch für denjenigen, den ſie betreffen, nicht weniger wichtig; ſo ſind ſie nicht weniger groß genug, um die ganze Zeit, die ganze

Aufmerkſamkeit und Anſtrengung deſſen, dem ſie anvertraut ſind, zu fordern, und ſeinen ganzen Kopf in Beſitz zu nehmen. So kleinfügig auch die Dinge ſeyn mögen, ſo darf keine Kleinigkeit überſehen, kein Umſtand außer Acht gelaſſen werden. In tauſend Fällen iſt es ſogar eine geheiligte Pflicht für ihn, über das vorhandene Geſetz nicht nach ſeinem Eigendünkel zu philoſophiren, ſondern den Buchſtaben zu befolgen, und ſich an eine Pünktlichkeit zu gewöhnen, deren ewige Wiederholung die Kühnheit, und den freien Flug des menſchlichen Geiſtes nothwendig einſchränken muß. Wenn gleich die juriſtiſche Schreibart, und der ganze Geſchäftsſtyl überhaupt einer Verbeſſerung ohne Ende bedürftig iſt, ſo bleibt ihm doch auch der Ausdruck, und ſogar die Stellung der Worte bleibt ihm häufig nichts weniger, als willkührlich. Es giebt unzählige Vorfälle, wo die Sache mit den reinſten deutſchen Worten nicht ſo beſtimmt, nicht ſo ſicher, und mit einem Worte, nicht ſo geſetzmäßig, als mit den einmal veralteten Kanzleiwörtern geſagt werden kann; und wer ſie bei Verträgen, bei Kauf- und Tauſchbriefen u. dgl. in der Meinung, beſſere an ihre Stelle zu ſetzen, unterlaſſen wollte, würde hundertmal Gefahr laufen, der Parthei, welche er zu vertreten, oder über deren Sache er einen

Rechtsſpruch zu thun, oder eine ewige Urkunde auszuſtellen hat, wichtige Nachtheile zu verurſachen, und gleichſam alle Rechtsſtändigkeit zu vereiteln. Ein verſtändiger und gewiſſenhafter Rechtsgelehrter wird daher jeden ſeiner Schritte, weil jeder ſeine Regeln und Folgen hat, bedächtlich, und nach dem Maßſtabe ſeiner Vorſchriften thun, und alle Zierlichkeit der eingeführten Sicherheit vorziehen. In dieſer Hinſicht iſt jeder gute Dikaſteriant ein Opfer ſeines Amtes und der Verfaſſungen, welche mit denſelben verwebt ſind, und er verdient in gleichem Grade unſere Achtung ſowohl, als unſer Mitleiden, und gewöhnlicher Weiſe auch ſogar unſere Nachſicht, wenn endlich der eiſenfeſte Sinn ihn verläßt, der dazu gehört, mitten unter lauter trockenen, traurigen und kleinfügigen Dingen, die ernſthaft, ſtreng und ſorgfältig zu behandeln, und die ſein tägliches Thun ſind, noch die lebendige Ahnung und Ueberzeugung, daß außer ſeinem bleiernen Fache etwas weit Beſſeres und Edleres vorhanden ſey, beizubehalten, und eines hohen freien Sinnes, und empfänglich für ſchönere Gefühle zu bleiben. Wenn ein ſolcher Mann, dem es gleichſam zur Natur werden muß, alles ſo lang für ſchlimm und unrichtig zu halten, ſo lange ihm nicht dargethan worden, daß es richtig und gut ſey, wenn ein ſolcher Mann, nachdem er den Tag mit lauter Plackereien, und hundert unangenehmen und zerſtreuenden Geſchäften zugebracht hat, am Abende ermüdet ſich hinſetzt, ach! um ſo mehr iſt er dann zu beklagen, wenn man ihn in der Jugend zu nichts Gründlicherm angeführt, wenn man ihm nichts von dem Seelenvergnügen der Lektüre, das die angenehmſte Abwechslung gewährt, und Geiſt und Herz, und den Körper erfriſcht, und das geſellige Leben würzt, kennen gelernt hat, und wenn ihm ſtatt aller Schadloshaltung und Ermunterung das ewige Langeweilen, Spielen und Trinken zum Loos wird.

Zeitmangel und Mittelloſigkeit ſcheinen auch Miturſachen zu ſeyn, welche den Aktenmann hindern, ein Verehrer und Theilnehmer der Literatur zu ſeyn. Was das letztere betrifft, ſo iſt der arbeitſamſte, verdienſtvollſte Dikaſteriant überall wirklich ungleich ſchlimmer daran, als ein, in gleichem Grade, verdienter Tonkünſtler, oder Schauſpieler. Er hat kaum die Hälfte Einkommen, welches dieſem (dieſer verdient es auch darum nicht weniger) zufließt; und wo keine öffentlichen Bibliotheken, und andere Hilfsmittel vorhanden ſind, iſt er ſchlechterdings nicht im Stande, ſich auch nur das Unentbehrlichſte, was im Reiche der Literatur von Zeit zu Zeit zum Vorſcheine kömmt, auch nur in Rückſicht ſeines Faches zu kaufen; aber der Zeitverluſt iſt gewöhnlich keine Entſchuldigung. Der Dikaſteriant ſoll eben kein Schriftſteller werden; noch ſoll er klaſſiſche alte, oder neuere Schriften leſen, wenn er Akten, die nun einmal ſein Hauptfach ſind, leſen ſoll; aber viele tauſend Stunden bleiben ſein, wo er wachend und Geſundheit athmend, ſtatt bloß zu vegetiren, oder von Eindrücken ſich treiben zu laſſen, doch den zehntauſendſten Theil deſſen thun könnte, wenigſtens leſen, oder anhören könnte, was vor ihm und neben ihm große, auch im höchſten Grade beſchäftigte Staatsmänner gethan haben, und in vielen Ländern thun.

Wo ferner in irgend einem Staat kein Unterſchied der Köpfe, keine Stufe von Vergleichung von Vortrefflichkeit iſt, wo der Erzpedant, und mechaniſche Aktenſudler eben ſo vollgültig, wie der Mann mit reichern Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten iſt; wo bei Vorzügen und Beförderungen nicht Verſtand und Fähigkeit, ſondern Bekanntſchaft und Empfehlung, und das Belauern des Zeitpunktes in Anſchlag kömmt; wo ſogar die Verfaſſung des edleren Amtes eben ſo wenig, wie die Verfaſſung des gemeinen Amtes, einen Mann mit Geſchmack und Gelehrſamkeit, und höherm Gehalt nöthig hat, wo, mit einem Worte, nichts thun, oder gerade ſo viel thun, als man muß, eben ſo viel iſt, als ſich mit jedem Jahre geſchickter, vollkommener machen, und ſich bilden und üben; wo in keiner wichtigen Geſellſchaft eines wichtigen literariſchen Werkes jemals nur mit einer Silbe gedacht; wo außer ſchönen Kleidern, Pferden und Kutſchen, und Parthien zu Schmauſereien, und andern kindiſchen und unausſtehlich faden Dingen Jahr aus Jahr ein nichts gehört wird; wo der Mann, den ſolche, ewig wiederholte Dinge von Herzen aneckeln, für einen Sonderling ohne Kenntniß der ſchönen Welt, und des guten Tones gehalten, und zum Nachtheile ſeines Fortkommens, als ein ſolcher behandelt, und dagegen ein elender, vielzüngiger, unverſchämter Schwätzer gelobt und geprieſen, und bei Beförderungen vorgezogen wird; wo es irgend ſo iſt, oder wäre, da wäre (und hierin liegt alles, was ich über dieſen Text in vielen Büchern weiter ausführen könnte) Wiſſenſchaft, Geſchmack, und Gelehrſamkeit, und geſunder Menſchenverſtand, und die Ahnung vollkommener Dinge freilich auch weder im Pallaſt, noch in der Gerichtsſtube, noch auf der Kanzel, ſondern allein in der einſamen, mißkannten Zelle eines geſchäftloſen, unbedeutenden Gelehrten zu ſuchen, — in ſo weit ſie da Platz hat.

Dieſe kurze Betrachtung, deren wichtige Beſtandtheile ich gefliſſentlich hie und da nur angezeigt, nicht ausgeführt habe, iſt unſerer reifſten Beherzigung werth. Wo im Durchſchnitte der Rechtsgelehrte, der Arzt, der Officier nichts von allem dem, was in ſeinem Fache geſchrieben, oder durch neue Erfahrungen beſtätiget wird, innen wird, nichts lieſt, noch leſen will, wo niemand über ſein Fach, und deſſen Verbeſſerung, wenn ich ſo ſagen darf, denkt, da kann der Geiſt des Geſchäftes, der mit neuen Menſchenaltern, und neuen Umſtänden fortrücken ſoll, unmöglich von der Beſchaffenheit ſeyn, in der er anderswo iſt, wo der Juriſt, Rechtsgelehrte, Dikaſteriant und Kammerrath an eine Lektüre ſeines Faches, wobei der Kopf hell, ſchnell beſonnen, ſcharfſinnig und umgänglich bleibt, gewöhnt iſt, wo der Arzt nach der Erſcheinung neuer Schriften, worin neue Erfahrungen ſeines Faches vorkommen, begierig, wo der Officier auch ein Mann von gründlicher Lektüre und Geſchmack, und überzeugt iſt, wie vieles zu ſeinem Berufe gehört, das nur dem ſteten Nachdenken, und der fleißigen Uebung vorbehalten, und ohne deſſen zur Zeit des Falles und der Noth alles Uebrige nichts iſt.

Ob aus lüderlichen Jungen brauchbare Männer werden?

Unter den vielen ſeltſamen Kernſprüchen, welche man von einer ſehr zahlreichen Innung heutiger ſogenannter Weltweiſen überall anpreiſen hört, gehört auch dieſer, daß man als Mann um deſto brauchbarer wird, wenn man als Jüngling — um die Sache gerade heraus zu ſagen, lüderlich geweſen iſt. In dem größten Theile unſerer heutigen Romanen, (welche man noch überdieß die unbegreifliche Frechheit hat, geradezu für Sittengemälde auszugeben, oder wenigſtens deren Titel einen Lappen von Sittlichkeit anzuhängen) ferner in unſern meiſten Schauſpielen iſt dieß, im Durchſchnitte, die gewöhnlichſte und herrlichſte Philoſophie. Der alltägliche, nur immer wieder in neuen Abänderungen der zufälligen Sachen und Namen auf eben dieſelbe Manier vorkommende Inhalt iſt, daß ſich ein junger Menſch alles, was ihn nur anlüſtet, erlaubt, und ohne einige Zurückhaltung, als ein ungezogener Wildling und Ausſchweifling darſtellt, indeſſen aber den Mund immer von Tugend und Weisheit, von Unternehmung und Vaterland voll hat, und mit aller Gewalt uns bereden will, daß er ein zweiter Alcibiades ſey, der ganze Täge und Nächte dem Bachus und der Venus gefröhnt, und am frühen Morgen noch in einem vernachläſſigten Anzuge, und mit ungekämmten Haaren die ehrwürdige Verſammlung ſeiner Mitbürger betreten, und ſie flugs mit einer Rede voll weiſer Anſchläge in Erſtaunen geſetzt, und gerettet hat. Das Unausſtehlichſte iſt vollends, daß dieſe erbärmlichen Helden ihre, gewöhnlich ſinnlichen, bloß auf ihre eigene Luſt zielenden, thieriſchen Begierden und Abſichten, mit dem Namen: ſchöne Empfindungen, und feines Gefühl, belegen, ſich Edle der Nation nennen, oder nennen laſſen, und uns zumuthen, daß, wenn ſie zu ihrem Ziele kommen, wie ſie noch überdieß als große Köpfe, und als

Purſchen von Geiſt und Kraft anrühmen, oder, wenn ſie daran verhindert werden, ſie als tragiſche Helden bedauern, vom Verluſt, den das Vaterland an ihnen litt, und vom unſterblichen Andenken ſchreien ſollen. Es iſt ſich auch demnach nicht zu verwundern, wenn Väter und Mütter beim Anblicke großer Unarten ihrer Kinder, ſtatt einigen Kummer zu fühlen, ſich lächelnd umwenden und ſchweigen. Sie werden ſchon austoben, denken ſie bei ſich, und zumal ein Mann muß zeitig die Welt und die Menſchen kennen lernen, ſetzen ſie hinzu, als wenn man, z. B. um zu wiſſen, daß Diebe vorhanden, und wie Diebe beſchaffen ſind, ſelbſt einige Zeit geſtohlen haben müßte. Ich rede hier nicht von ſolchen Vergehungen, welche, wie die Untreue in Geſchäften, der Diebſtahl u. dgl. der bürgerlichen Ehre eine unauslöſchliche Mackel anhängen, ſondern von ſolchen, welche, wie z. B. die Ausſchweifungen der unordentlichen Liebe, des Spiels, des Trunks ꝛc. mehr der Privatbildung, Vorſicht und Klugheit eines jeden als der öffentlichen Aufſicht anvertraut ſind.

Daß nun manche Wildlinge dieſer Art manchmal dennoch noch brave und brauchbare Männer geworden ſind, iſt nicht zu läugnen; ſie ſind dieß aber nicht, weil ſie lüderlich waren, ſondern weil ſie durch beſondere Umſtände noch zur rechten Zeit unterſtützt wurden, geworden. Recht gute Köpfe wurden auch zuweilen, ſo wie eine beſonders gute Natur in ſchweren Krankheiten ſich ſelbſt erhebt, durch ein plötzliches Wahrnehmen ihres unglücklichen Zuſtandes aufgeſchreckt, und zur Beſtimmung gebracht; andere wurden durch Unglücksfälle, den Folgen ihres Lebens, zum Nachdenken und zur Ordnung zurück geführt; viele hat endlich ihr eigenes Leben ermüdet, und zu ferneren Vergehungen ſtumpf und fühllos gemacht. Es iſt ferner nicht zu läugnen, daß manche derjenigen, welche auf was immer für eine Veranlaſſung glücklich aufſtanden, wohl noch eifriger, als andere fortrückten, daß ſie ihre Verſäumniß gut zu machen ſuchten, daß ſie ſich deſto ſorgfältiger vor neuen Fehltritten hüteten, andere warnten, und ihre, auf ihre Gefahr und Koſten, gemachten Erfahrungen vielfältig benutzten; aber alle dieſe Erſcheinungen ſind bloß ſeltene Ausnahmen, und keineswegs Folgen eines vorhergegangenen lockern Lebens. Der größte Theil derjenigen, welche frühzeitig auf Abwege zu laufen anfangen, fängt gewöhnlich immer ſchneller zu ſtürzen an, und verliert zuletzt den Muth und die Kraft, wieder aufwärts zu trachten. Das moraliſche Gefühl wird geſchwächt, und die Gewohnheit wird eiſern.

Ein junger leidenſchaftlicher Spieler, ein Trunkenbold u. dgl. hat, um von ſich ſelbſt abzukommen, heroiſche Entſchließungen nöthig, und hat es, wenn es ihm auch nicht an Herzhaftigkeit fehlt, nie ganz wieder in ſeiner Gewalt, das alles nachzuholen, was er zurückgelaſſen, und gut zu machen, was er zerſtört hat. Ein junger Trinker weckt in ſich den Saamen des Todes frühzeitig auf, und ein junger Wollüſtling wird, aus mehr als einem ganz natürlichen Grunde, eben ſo ſelten ein guter und verträglicher Ehemann, als ſelten er das Glück hat, Vater zu werden. Kommen überdieß noch wirthſchaftliche Zerrüttungen, als Folgen einer ausſchweifenden Jugend, hinzu, (und wie gewöhnlich ſind dieſe Folgen nicht!) ſo darf ich nicht erſt erinnern, daß der Mann dieſer Jugend an nichts weniger, als ſeiner Verbeſſerung arbeite. Hier iſt an keinen zuvorkommenden Eifer, noch weniger an freiwillige Anſtrengungen und Opfer in Amtsſachen zu denken; Liſt, und Untreue, und Niederträchtigkeiten aller Art ſind vielmehr die gewöhnlichen Extreme, welche man ſich bei der Annäherung der häuslichen Verlegenheit erſt ſchüchtern erlaubt, dann ohne Scheu und Ehrliebe an ſein Haus, und ſeine Stirne voranſetzt.

Aber nehmen wir an, daß der frühe Wildling ohne dieſe unglücklichen Folgen endlich einmal zu ſich kömmt, und daß er im Ernſte herein zu bringen wünſcht, was er muthwillig verſäumt hat, wie Vieles, das ſich nie ganz wieder ergänzen läßt, hat er nicht verſäumt und verloren! Was z. B. die Wiſſenſchaften, und manche andere Geſchicklichkeiten betrifft, ſo iſt es von dem männlichen Alter nicht mehr zu erwarten, daß man den unzähligen Beſchwerniſſen, welche bei der Erlernung mechaniſcher Fertigkeiten überwunden werden müſſen, jenen unverdroſſenen, eifrigen, und beharrlichen Fleiß widme, bei dem man in der kräftigen und genügſamen Jugend Jahre lang mit unermüdeter Thätigkeit aushält. Anſtrengungen dieſer Art ſetzen einen friſchen, ungeſchwächten Kopf, eine gewiſſe Unſchuld und Einfalt des Herzens, eine glückliche Unwiſſenheit, vermöge welcher man ſich von ſeinen Gaben, und ſeinem Fleiße, ſo wie von der Welt unendlich mehr verſpricht, als ſie zu geben, oder anzunehmen pflegt, voraus, und es bleibt für jeden einzelnen Menſchen gut, und wahr, was ein franzöſiſcher Prediger dem jetzt regierenden Könige von Frankreich mit ſo vieler Wärme geſagt hat: „Ach! Sie ſind in dem glücklichen Alter, wo in einer ſchönen Seele das Verlangen, Gutes zu ſchaffen, eine thätige, brennende Leidenſchaft iſt. In ihrer Jugend müſſen Könige die heilſamen Staatsveränderungen bewirken; denn im Laufe einer langen Regierung wird die Fühlbarkeit des Monarchen ſtumpf, ſeine Thätigkeit lack, ſeine Seele müde und überdrüſſig. Eine traurige Erfahrung lehrt ihn die Menſchen weniger ſchätzen; er ſieht ſich allein, ohne Hülfe, das Gute zu wirken, das er begehrt. Dieſe Verlaſſenheit drückt ihn nieder, und mit dem Glauben an Tugend verliert er den Muth zum Wohlthun u. ſ. w." Dieß iſt in vielem Verſtande, mehr oder weniger, das Loos und Schickſal menſchlicher Vollkommenheit. — Der Menſch hat nicht gelebt, der nie in ſeinem Leben jene ſtarken und herzerhebenden Jünglingsgefühle, worin man höhere Glückſeligkeiten ſieht, und höhere ahnt, empfunden hat, der nie jenem emporſtrebenden Ungeſtüm, alles verbeſſern zu wollen, und jene zuverſichtliche Begeiſterung, einſt alles verbeſſern zu können, empfunden hat; es aber zu ſpät, an die Aufweckung und den Genuß dieſer geiſtigen Kräfte und Sinne denken zu wollen, wenn einmal die Einbildungskraft durch unordentliche und geiſtloſe Bilder verwöhnt, und geſchändet, wenn das Gedächtniß durch eine vieljährige Trägheit ſpröde geworden, und die ganze urſprüngliche Anlage der Seele größtentheils zu Grunde gerichtet iſt, es iſt zu ſpät, an Eigenſchaften und Vorzüge zu denken, welche ſtets nur der Preis vieljähriger Uebungen, und einer großmüthigen Aufopferung ſeiner Gemächlichkeiten, ſtets nur die Frucht einer ſtrengen Einſamkeit, und männlichen Abhärtung geweſen ſind. Selbſt die Eiferſucht, mit der man Verſäumniſſe der Jugend herein zu bringen, und andere, die man weit vor ſich ſieht, zu erreichen ſucht, hindert oft mehr, als ſie gut macht, und verleitet (ach, wie oft!) zu den ſchändlichſten Kunſtgriffen, womit man den Mann mit Verdienſt zu verkleinern ſucht, um die Kleinigkeit der eigenen Geſtalt erträglicher zu machen. Manche Einfälle, halbe Gefühle, und Ahnungen regen ſich, weil die Naturanlage ſich nicht ausrotten läßt, freilich noch manchmal; aber ſchwach und unvollendet bleiben die Werke ſolcher Bemühungen, und zur Reife gedeihen ſie nicht mehr, gleich den einzelnen jungen Blüthen im Herbſte.

Warum grosse Köpfe so gar oft seltsame Köpfe sind.

Große Köpfe ſind ſolche, welche durch auſſerordentliche Gaben und Geſchicklichkeiten auf ihr Zeitalter, und oft auf mehrere Menſchenalter wirken, oder wirken könnten, falls ſie verſtanden, benutzt, oder wenigſtens geduldet würden. Ein großer, ja vielleicht der größte Theil dieſer Geſchenke des Himmels gieng mißkannt, oder wohl gar verachtet und mißhandelt vorüber, theils weil er nie zu ſeiner Beſtimmung gekommen, theils weil er denjenigen, welche ihn dazu hätten befördern können und ſollen, immer eine ſeltſame Erſcheinung, die ſie nicht liebgewinnen konnten, geblieben iſt.

Man betrachtete bloß die Außenſeite des Mannes, und weil dieſe weder empfehlend, noch zuvorkommend, und wohl gar in manchem Geſichtspunkte ſpröde und unangenehm war, ſo rümpfte man über den Mann ſelbſt die Naſe, und gab ihn ſofort der Verachtung, wenigſtens der Gleichgültigkeit preis. Da eine freundſchaftliche Vorſtellung über dieſe Sache wichtiger, als wir jetzt wohl denken mögen, iſt, und werden mag, da es ferner jetzt gute Lebensart iſt, von Duldung und Billigkeit gegen alle Menſchen ohne Unterſchied zu ſprechen, oder wenigſtens mit dem Anſtriche derſelben zu prahlen, ſo halte ich es nicht für ganz unnützlich, die Duldung und Billigkeit gegen große Köpfe, falls ſie ſeltſame Köpfe ſeyn ſollten, wenigſtens mit einem Paar Worte zu empfehlen. Ich hoffe anbei nicht, mich hier wider ſchiefe Urtheile und Auslegungen, womit man meiner Abſicht begegnen könnte, verwahren zu müſſen. Wenn diejenigen, deren Vertheidigung ich hier übernehme, ungezogen, und in ihrem Betragen ganz und gar ungeſittet, wenn ſie vollends ausſchweifend, niederträchtig und laſterhaft ſind, ſo ſind ſie aus meinem Endzwecke gerückt, und ein Wort für ſie bleibt andern Freunden anheim geſtellt. Auch den höchſt zahlreichen Narren und wahrhaft verunglückten Menſchen welche die Sonderlichkeiten berühmter Leute nachahmen, und welche, wie Horaz ſagt, Kümmel trinken würden, um bleichen Angeſichts zu werden, falls er bleich ausſähe, nehme ich mich nicht an, und ſie bleiben den Anſtalten des Mitleidens, wo man der unheilbaren Kranken pflegt, empfohlen.

Daß nun aber (leider gar nicht ſelten) große, und höchſt verehrungswürdige Leute durchaus ſeltſame Leute, daß ſie manchmal (wahrſcheinlich ohne es ſelbſt ganz zu merken) außerordentlich anmaßend, eigenſinnig, daß ſie in allen andern Dingen, welche nicht ihr Fach betreffen, oft bis ins Kindiſche verlegen, und ungeſchickt, oder leichtſinnig, daß ſie mit den Geſetzen des geſelligen Lebens oft gänzlich unbekannt, zuweilen außerordentlich zerſtreut, finſter, ungeſellig, rauh, ſtolz, und ſpröde, und dem Anſcheine nach halb verwildert, und in den Augen der galanten, oder auch nur gemäßigten Welt abgeſchmackte, und unangenehme Erſcheinungen ſind, will ich nicht läugnen, und ich will nur erinnern, warum ſie es ſind.

Die Faſſung eines großen Kopfes iſt ein lauterer Enthuſiasmus; dieſer mag nun, wie z. B. bei großen Tonkünſtlern, Malern u. dgl. in mächtigen Begeiſterungen, oder wie bei ſtillen Gelehrten in einer anhaltenden unauslöſchlichen Wärme, und einer ſteten Anſtrengung der Lebensgeiſter beſtehen. Dieſer Zuſtand, der für uns andere peinlich ſeyn würde, iſt dem großen Kopfe ſein ewiges Element. Er lebt und ſchwebt ganz in ſeinen Ideen, denen er nachmals einen Körper giebt, ſieht Erſcheinungen, von denen wir nichts ahnen, und nimmt nach und nach gleichſam die Farbe und Natur der Dinge, von denen er immer erfüllt iſt, an. So kann es geſchehen, daß ihm alles, was außer der Sphäre ſeiner Geſchäfte liegt, ſo wichtig es ſeyn mag, klein, und unwichtig vorkömmt, daß er mit partheiiſcher Anhänglichkeit allein für ſeine Kunſt oder Wiſſenſchaft Achtung hat, und bei allem, was man ihm außerdem vorhält, ſein Noli turbare! zur Antwort giebt. Dieſe Sprödigkeit und Kälte für alles Fremde iſt eine charakteriſtiſche Folge der Bewegungen, welche ſeiner Seele vertraut ſind, und er würde, auf gewiſſe Weiſe, der große Mann nicht ſeyn, wenn er nicht dieſer Sonderling wäre.

Schon die Einſamkeit, zu welcher alle gute und kräftige Köpfe einen unwiderſtehbaren Hang empfinden, und in welcher allein ſie gedeihen, und Nahrung finden, ſchon der ausdauernde Fleiß, mit dem ſie den Vollkommenheiten, welche ſich ihnen von weitem und immer in größerer Anzahl zeigen, raſtlos nachſpüren, ſchon der Hang zur Unabhängigkeit, welcher ihnen nach und nach zur Natur wird, giebt ihnen etwas Sonderheitliches vor tauſend und tauſend ihrer Zeitgenoſſen, von denen in mancher Stadt aus Trägheit, oder Dummheit, oder aus mißverſtandener, zaghafter Gefälligkeit einer wie der andere denkt, und alle zuſammen nichts denken. Große Leute ſind ſich ſelbſt eigene Leute, und haben, wie Könige, ihre eigene, aus ihren Eigenheiten entſtehende Art, zu denken, ſich auszudrücken, und mit Menſchen zu handeln.

Nichts wird, zumal an fleißigen Gelehrten, häufiger getadelt, und denſelben höher angerechnet, als daß ihre Gemüthsart verſaure, daß ihr Betragen für das geſellige Leben unerträglich, daß ihre wenige Gefälligkeit im Umgange, womit ſie alle Herzen ſelbſt von ihren beſten Eigenſchaften zurückſtoßen, unverzeihlich und ſelbſt der guten Sache nachtheilig werde, und nichts verdient gleichwohl mehr unſere ganze Nachſicht und Entſchuldigung. Wir legen ihnen das zur Laſt, was ſie zuweilen als eine Bedingniß ihres Berufes unvermeidlich tragen, und tadeln ſie wegen der beſchwerlichen Opfer, die ſie uns machen. Der Mann, von dem hier die Rede iſt, darf, wenn er in ſeiner Sphäre wahrhaft groß werden, oder ſeine Größe behaupten will, nicht von einer Geſellſchaft zur andern laufen, noch weniger in Vorzimmern, oder an Putztiſchen ſich einfinden. Er muß Zerſtreuungen vermeiden, und nicht nur den lärmenden, ſondern auch unzähligemal den beſcheidenen Freuden entſagen, und bei der nächtlichen Lampe wachen. Er muß es dahin bringen, daß, wie ich eben ſagte, nur Ein Ding auf ihn außerordentlich wirke, nur Ein Ding in der Welt ihm wichtig vorkomme — die Vervollkommnung ſeines Werkes. Bei dieſer Inſtändigkeit, bei dieſem Hinhalten auf Einen Zweck trocknet in ſeiner Seele die Empfänglichkeit für alles Uebrige, was auf ſeine Ideen keinen Bezug hat, aus; er fängt an, im Kreiſe unſerer kindiſchen Höflichkeiten eine erbärmliche Figur zu ſpielen, und in unſern Geſellſchaften eine ſtumme Bildſäule vorzuſtellen. Manchmal auch fühlt er ſich ſelbſt, ohne es zu wollen, und ſeine Ueberlegenheit, und Erhabenheit über uns. Unſere Zeitungen, unſere kleinfügigen Klatſchereien, unſere Unterhaltungen, Freuden, und Spiele, wozu unmittelbar leere Köpfe und fade Herzen gehören, ſcheinen ihm das, was ſie ſind, und er kann den Zwang nicht verbergen, den es ihn koſtet, unter uns auszuhalten. Er wird, wenn wir ihn auf ſeinem Zimmer überfallen, vergeſſen, daß er vor Freuden außer ſich kommen ſoll, uns zu ſehen; er wird uns kalt empfangen, und froſtig beabſchieden. Je feuriger ſein Geiſt, und je länger er in ſeinen Gegenſtand gleichſam verſunken iſt, deſto ſpröder, langweiliger, und kaltſinniger wird für uns ſein Aeußeres, und deſto beſchwerlicher wird ihm entgegen unſere Lebhaftigkeit, und unſere wichtige Miene bei Dingen ohne alle Wichtigkeit ſeyn. Dieſe Züge ſind großen und beſchäftigten Köpfen eben ſo natürlich, als eben darum gewöhnlich, ſo, daß ſie, wenn ſie ſich ſelbſt ſchildern wollten, ſich mehr oder weniger, wie es von ſich der Abt Prevot that, ſchildern würden. „Er iſt ein Menſch, ſo beſchreibt er ſich ſelbſt, der auf ſeinem Geſichte, und in ſeiner Gemüthsart Spuren von Verdrießlichkeiten hat; der zuweilen ganze Wochen hinbringt, ohne aus ſeinem Kabinete zu gehen, und welcher darin täglich ſieben bis acht Stunden auf das Studiren verwendet; welcher ſelten die Gelegenheit ſucht, ſich luſtig zu machen, welcher denjenigen ſogar widerſteht, die ihm angeboten werden, und welcher eine Stunde Geſpräch mit einem vernünftigen Freund allem demjenigen vorzieht, was man Vergnügen der Welt, und angenehmen Zeitvertreib nennt; ſonſt höflich durch die Wirkung einer vortrefflichen Erziehung, aber nicht ſehr galant, von einer ſanften, aber melancholiſchen Gemüthsart, kurz mäßig, und in ſeiner Aufführung ordentlich iſt.“ —

Ach! das faſt ebenfalls gewöhnliche Schickſal großer Leute, welche an einen eiſernen Fleiß gewöhnt ſind, iſt noch weit härter, und alles trägt manchmal bei, ſie zu ſeltſamen Leuten zu machen. Schon unſer Körper iſt zur Pflegung außerordentlicher Talente (falls dieſe geübt werden) und zur Bewirthung vielſeitiger großer Eigenſchaften, wenn man ſo ſagen ſoll, gleichſam zu eng, und erinnert uns an unſere Beſchränktheit. Die Anlagen, welche einen großen Mathematiker hervorbringen, werden ſich ſelten neben den Anlagen, welche z. B. einen großen Tonkünſtler zeugen, beiſammenfinden, oder ſich ſelten mit einander vertragen. Die herrſchende Anlage aber wird, wo ſie in einem Menſchen durch fleißige Uebung geſtärkt wird, auch über andere Kräfte deſſelben herrſchen, und am Ende die ſeltſamen Aeußerungen, Begriffe, Gefühle und Launen hervorbringen, welche in dem Betragen großer Köpfe ſo gewöhnlich erſcheinen. Aber auch außerdem iſt ein frühzeitiges Leiden des Körpers ein unausbleiblicher und oft lebenslänglicher Gefährte großer Talente. Er iſt trübſinnig, widerwärtig, und unausſtehlich, ſagen wir. Wir ſollten ſagen, er iſt krank, und dann würden wir der Erſcheinung den Namen geben, der ihr gebührt. Man muß es ſelbſt erfahren haben, wenn man ſich einen Begriff von dem Elende machen will, das ſich des ganzen Menſchen bemächtiget, wenn ſich die Uebel einer großen und fortgeſetzten Anſtrengung der Seele, die Folgen der ſogenannten ſitzenden Lebensart, zu äußern anfangen, wenn die Verdauungskraft geſchwächt, der Kopf geſpannt, und gleichſam geröſtet, wenn der ganze Körper gleichſam zuſammengepreßt, und der Geiſt, wie von einer unſichtbaren mächtigen Gewalt in ſeinem Innerſten geängſtiget wird. Dann wendet man, ſtatt wie bei andern Uebeln, ſich zu helfen, alle ſeine Kräfte an, um ſich elender zu machen, und die Traurigkeit und Lähmung des Geiſtes zu vermehren, wobei jede freie Verrichtung erſchwert, und jede Ausſicht in das Reich der Heiterkeit und Freude verſchloſſen wird. Die Wirkungen dieſes höchſt unglücklichen, und (mehr und weniger) beinahe unvermeidlichen Zuſtandes, der überhaupt den Namen Hypochondrie führt, ſind eben ſo entſetzlich, als mannigfaltig. Sie verunſtalten den ſchönſten Geiſt, machen eingebildete Bettler aus reichen Leuten, und Narren aus Weiſen. Sie waren von jeher die Quellen abgeſchmackter Syſteme und Meinungen, durch welche ſich große Köpfe der Welt manchmal lächerlich gemacht, und ſich Vorwürfe zugezogen, und die Quelle der tauſendfältigen Seltſamkeiten, womit ſie ſich zum Sprüchworte ihres Zeitalters gemacht haben.

Auch die vielen Mißhandlungen, denen große Köpfe in der Welt häufig ausgeſetzt ſind, machen ſie grämlich und mißmuthig. Sehr oft werden ſie gar nicht verſtanden, gar nicht gekannt, gar nicht benutzt, und, wenn es gut geht, in Eine Klaſſe mit dem Dummkopfe geſetzt. Nimmt aber ein Großer einen guten Kopf wirklich als einen ſolchen in Beſtallung, ſo geſchieht es faſt immer nur aus Eitelkeit und Prachtliebe, und der gute Kopf ſteht im Grunde mit den koſtbaren Pferden, Kutſchen, ſchönen Ringen, Hutſchleifen und Schuhſchnallen in Einer Klaſſe. Reiche Leute laden ihn zur Tafel, um an ihm einen Unterhalter zu haben, und ſich an ſeinen närriſchen Reden und Launen zu beluſtigen. Sie wollen, daß er ihnen unaufhörlich auffallende Dinge ſagen, ſeltſame Dinge thun ſoll, damit ſie ſich mit ihm auch in ſeiner Abweſenheit beluſtigen, und in ihren elenden Geſellſchaften erzählen können, was er geſagt und gethan hat. Man verzeiht ihm überdieß weit weniger, und fordert weit mehr Demüthigung von ihm, als von andern Leuten, und während, daß man ſich ſtellt, als bewunderte man in allem ſeinen Geſchmack, und ſeine Urtheile, ſtreicht man ſeine ſelbſteigene Weisheit hervor, und giebt ihm zu verſtehen, daß man glaube, man ſey doch auch noch bei Vernunft. Iſt ein großer Kopf vollends noch ſo überglücklich, zu einem Amte, oder wohl gar gerade zu dem Amte befördert zu werden, wozu er die eigentlichſte Naturanlage, und die innigſte Luſt beſitzt, ſo wird er zehnmal gegen Eins, gerade jetzt, wo ihm der ſchicklichſte Poſten zugetheilt worden iſt, auf dem unſchicklichſten Poſten ſeyn. Er wird ſich aller Theile und Verhältniſſe ſeines Amtes bemächtigen, alles an ſeinen Ort ſtellen, alle unſchicklichen Hügel ebnen, und was etwa die Zeit ſelbſt in fünfzig Jahren unmerklich und ruhig verbeſſern würde, gleich jetzt verbeſſern wollen; er wird es, in der Ueberzeugung, daß alle Hinderniſſe muthwillig, und alle Einwürfe unwichtig ſind, mit einem hartnäckigen Ernſt, und mit einer Art von Gewaltthätigkeit thun wollen. Seine raſchen Schritte werden in der Stille eben ſo viele Beſchämungen ſeiner Amtskollegen, als welche dergleichen nie unternommen haben, und eben darum eben ſo viele Aufforderungen ihrer Unverſöhnlichkeit ſeyn. Wenige Große haben den Muth, ſich für einen unternehmenden Mann zu erklären, und die meiſten Male theilen ſie ihre Gunſt zwiſchen ihm, und ſeinen Gegenfüßlern, lächeln jetzt einem ſchönen Vorſchlag, zu ihrem eigenen Ruhme und zum Nutzen ihres Staates entworfen, ihren Beifall zu, und begünſtigen und ermuntern eine Stunde nachher die Einwürfe und Beſchuldigungen ſchlechter Leute, die ſie ſelbſt für ſchlecht halten, mit gleicher Gefälligkeit. Und indem ſie nicht mitwirken, machen ſie die gewöhnliche Vorſtellung feiger und niederträchtiger Menſchen, daß nämlich die Sache nicht gehen könne, wahr, und der große Mann wird am Ende als ein unruhiger Kopf, der viel Theorien, aber wenig Erfahrung hat, zur Ruhe verwieſen, und Leuten von mittelmäßigen Talenten und Kenntniſſen bei jeder Gelegenheit nachgeſetzt. Die Erfahrung dieſer, und unzähliger ähnlicher Begegniſſe, die ich hier nicht weitläufiger ſchildern will, macht oft den beſten Kopf, wenn er nicht von einer eiſernen Stärke, und ſelbſt von der Natur zum Aushalten unüberwindlich gebildet iſt, trübſinnig und menſchenſcheu, und mißvergnügt mit allem, was ihn umgiebt. Wenn aber auch einem großen Kopf durch die ſeltenſte Begünſtigung glücklicher Zufälle alles nach ſeinen Wünſchen geht, ſo kann er darum in unſern Augen dem Vorwurfe nicht entgehen, ein ſeltſamer Menſch zu ſeyn. Tauſend Dinge, an welchen wir unſere Herzensluſt finden, werden ihn nicht rühren, und die Erfüllung deſſen, was wir für das beſonderſte Glück halten mögen, wird ihn nicht befriedigen. Wir werden ihm nie das ſeyn, was er uns, wenn wir ihn verſtänden, ſeyn würde, und ſo wird er für uns ein ewiger Sonderling ſeyn. Sein Leben lang wird er in ſtiller Melancholie nach einer Vollkommenheit ſchmachten, die ihm nie ganz erſcheint, und für ſich und uns eines eigenen, einſamen Wandels bleiben.

Ich habe hier etwas Weniges für die edle Duldung der Fehler und Seltſamkeiten großer Köpfe geſagt. Zum Glück der Welt kann man, ohne eben ein großer Kopf ſeyn zu müſſen, ein edler, nützlicher, und in allem Betracht ſehr ruhmwürdiger Mann ſeyn. Von dieſem war hier auch die Rede nicht; es war nur die Rede vom Flügelmann.

◆

Für Bayerns Töchter [*].

Ankündigung einer Frauenzimmergeſellſchaft in München.

Mein Herr!

Wir ſchreiben Ihnen wohl den ſeltſamſten Brief, der jemals an Sie geſchrieben worden ſeyn mag. Sechs Frauen in der hieſig Stadt haben unter ſich eine Geſellſchaft zu dem Ende unterrichtet, ſich über Angelegenheiten, welche die Glückſeligkeit ihres Lebens betreffen, zu berathſchlagen. Sie wiſſen, was wir für Zeiten haben, und daß wir die unglücklichſten Geſchöpfe ſind, die auf Erden leben. Man läßt uns, wie wilde Geſträuche, groß werden, ohne zu denken, daß wir ein Herz, welches einer beſſern Bildung fähig, und daß wir einen Verſtand beſitzen, welcher ſo gut, als der Männerverſtand, einer Vernunft und eines Unterrichts berechtigt iſt. Gefallen ſollen, den Leib und die Seele verſtellen, ſchöne Worte ſagen, ohne ihren Sinn zu verſtehen, und vor beſſern Menſchen Eckel bezeigen, iſt das einzige, was man oft uns von Kindheit an einprägt, und was man eine anſtändige Erziehung für unſer Geſchlecht nennt. Es giebt keine Schule, wo man uns für die Welt zu Freundinnen würdiger Männer, zu Müttern, und Hausmüttern erzieht, und kein Buch, wo man für uns ſchreibt. Kriegen wir Männer, ſo ſind ſie unſer die zweite Woche ſchon ſatt; ſie geben uns ihre Langeweile, welche ſie in unſerm Umgange finden, mit den beleidigendſten Ausdrücken zu verſtehen, und laſſen ihre Unarten, die ſie bisher ſorgfältigſt vermieden, ohne einige Zurückhaltung alle auf einmal erſcheinen. Wir wiſſen nicht, wie wir denſelben begegnen, oder wie wir einen Mann, der unſer überdrüſſig, oder gar untreu wird, wieder gewinnen, oder verbeſſern ſollen. Einige von uns nehmen in dieſem Falle zu kriechenden Erniedrigungen, wodurch die Männer gewöhnlich noch übermüthiger werden, ihre Zuflucht; andere verſchließen zu allen Ausſchweifungen die Augen, und grämen ſich zu todt. Eben ſo wiſſen wir auch unſern Töchtern nichts beſſeres vorzuſagen. Denn was ſollen wir ſie lehren, und wie ſollen wir ſie vor der Verführung warnen? Sie wachſen uns aus den Händen, und werden vor unſern Augen geſchändet. Unſer Elend würde auf keiner Kuhhaut Platz haben.

---

[*] Wären dieſe Lehren unſers Weſtenrieders beobachtet worden, wie ganz anders würde es dann mit der Erziehung unſerer Mädchen ausſehen? Möchten ſie jetzt beherziget werden!

A. v. H.

Wir ſind von dieſen Unglücklichen; und die Nothwendigkeit, unſern innern Kummer jemand zu klagen, machte uns ſechs Frauen zu Freundinnen. Wir kamen erſt die Woche dreimal zuſammen, und ſpielten; aber wir waren deſſen bald überdrüſſig, und fiengen an, einander zu erzählen, und einander Rathſchläge zu geben, die uns gemeiniglich wieder zu neuen Klagen führten. Endlich jüngſt that eine von uns den Vorſchlag, jemand zu bitten, daß er der Sache nachdenken, und da jetzt einige Frauenzimmer wenigſtens aus Mode leſen, etwas darüber ſchreiben, oder daß wir es ſelbſt thun möchten. Was, und wie, das wiſſen wir dieſe Stunde noch nicht; aber noch weniger wußten wir, wer der Mann ſeyn ſollte, der über unſere Bitte nicht lachen, und uns nicht für Närrinnen halten würde, wenn wir ihm dieſes vortrügen; denn die Meiſten, welche über uns ſpotten, haben nicht die Abſicht, uns zu beſſern Geſchöpfen zu machen; ſie halten uns für kindiſche und boshafte Puppen, aus denen ſich nichts machen läßt, und ſie überlaſſen uns alſo uns ſelbſt.

Zu dem kam die Schwierigkeit und der Zweifel, ob dieſer Mann unſer Vorhaben verſchweigen würde. Dem Gelächter möchte ſich doch keine von uns ausſetzen, noch ſich aufbürden laſſen, daß ſie eine Gelehrte ſeyn wollte. Wir haben die Ehre, Sie zu verſichern, daß wir zu gut ſind, um dieß ſeyn zu wollen.

Wir ſind demungeachtet ſo glücklich geweſen, einen Mann zu finden, der uns unſere Gedanken überſehen, und Rath ſchaffen will, einen Mann, der die Welt geſehen, und der, ſobald wir ihn auf unſer Vorhaben leiteten, um zu ſehen, wie er denke, uns betheuert hat, wie er längſt erſtaunt wäre, zu bemerken, daß man einen großen Theil hieſiger Frauenzimmer, wie die Schweine, aufwachſen ließ. Schweine, dieß war ſein Ausdruck, und die ungezogene Härte deſſelben ausgenommen, mußten wir froh ſeyn, daß er noch ſo gut war, etwas an uns zu ahnden, und an uns nicht alles ſchön und unverbeſſerlich, oder bereits verzweifelt zu finden. Mit einem Worte, er ſagte, nachdem wir ihm unſer Vorhaben nach der Länge und nach der Breite erzählt, er wollte ſich die Mühe geben, unſere Sachen zu leſen, und für die Bekanntmachung derſelben zu ſorgen.

Dieſer Mann war ſchon vor einem halben Jahre bei Ihnen, und erwähnte der Sitten der hieſigen Frauenzimmer. Sie hätten darauf ſehr hart geantwortet; doch, er wollte nicht einmal ſagen, was Sie geantwortet; es ſchien, Sie hätten von uns mit unanſtändigen — vergeben ſie uns dieß Wort — mit Verachtung geſprochen. Daß Sie unſern Aufſätzen in den Beiträgen einen Platz einräumen würden, dazu hatte er uns gar keine Hoffnung gemacht.

Ja, wer uns in Geſellſchaften reden, oder die täglichen ärgerlichen Geſchichten von uns erzählen hört, kann wenig Gutes von uns denken; aber darum glauben wir doch, daß es eines würdigen Mannes Pflicht ſey, uns etwas Gutes zuzutrauen, und einer Verbeſſerung fähig zu halten. In dieſer Ueberzeugung erſuchen wir Sie alſo, unſern Vorſchlag wenigſtens zu leſen, und darüber nachzudenken, ob er ſich nicht verbeſſern, oder auf was für Art er ſich gemeinnützig machen ließe.

Aber, was haben Sie denn vor? werden Sie fragen. Mein wertheſter Herr und Freund, das werden wir Ihnen gleich ſagen. Wir hätten es freilich gleich anfangs thun ſollen. Wir reden nie zuſammen, daß wir uns an gewiſſen Tagen in der Woche verſammeln wollen; aber zwei oder drei von uns beſuchen ſich alle Tage einander, da reden wir dann über die Dinge, die uns gefallen und mißfallen, von unſern Männern, von unſern Töchtern, von häuslichen Geſchäften. Wir fragen einander zum Beiſpiel ſo: Wie ſoll ich meinem Manne, der faſt täglich betrunken nach Hauſe kömmt, oder der ꝛc. — u. ſ. w., begegnen? Was ſoll ich mit meiner Tochter, die, ſeit ſie dieß Buch geleſen, einen heimlichen Briefwechſel unterhält, anfangen? Wie ſoll ich mich in dieſem Falle betragen? Auch fragen wir zuweilen: Wie kann ich mir dieſe oder jene Unart, welche macht, daß ich mich oft ſelbſt nicht leiden mag, abgewöhnen?

Sehen Sie, dieß iſt unſer Vorhaben, unſere Landsmänninnen von dem, was auf eine ähnliche Art unter ihnen vorfallen, was dieſelben, ſo wie uns angehen muß, wiſſen zu laſſen. Und Sie ſollen es bekannt machen. Wir wollen Ihnen allemal fleißig zu Anfang des

Monats etwas ſchicken, worin Sie ſtehen laſſen, oder ändern können, was Sie wollen. Sie werden aber verzeihen, wenn wir dabei allemal die Vorſicht gebrauchen, es Ihnen durch einen Boten, oder die Poſt zuſchicken zu laſſen. Wir mögen nicht gerne jemand wiſſen laſſen, wer wir ſind, und wir ſollten freilich nichts befürchten, wenn Sie uns auch alle kennten. Aber halt doch!

Unſere Herren wiſſen keine Silbe davon. Blitz! Sie dürfen nichts wiſſen.

Wir ſind keine Damen vom erſten Range; denn dieſe ſind alle unverbeſſerlich; aber doch berechtigt uns unſer Stand zu dem Zutritte in die anſehnlichſten Geſellſchaften der Stadt. Wir ſind darin übereingekommen, die Frauenzimmer, an denen wir etwas entdecken, das denſelben häßlich läßt, krank zu nennen, und ſo oft wir glauben, daß es noch ein Mittel gäbe, dieſelben zu heilen, ſo werden wir allemal den Statum der Patientinn anzeigen.

Ich bin die Obernatterinn dieſes Unternehmens, und ſetze die Worte, die wir an Sie ſchreiben wollen, allemal auf. Hernach gebe ich ſie den andern fünfen, die letzte derſelben giebt es unſerm Freund, der es mir wieder zuſtellt, die ich es dann franko an Sie abſchicke. Eine jede kann ändern, was ihr gefällt, doch muß ſie eine Urſache angeben. Gleich dieſes erſte Mal haben ſie mir ſehr Vieles ausgeſtrichen, als: Eine Kuhhaut anſchreiben, Statum patientis, Obernatterinn; aber weil ſie nicht ſagten, warum, ſo ließ ich es nur ſtehen. Es iſt wohl ein wahres helles Wort, Obernatterinn, und das bin ich. —

Aber nun muß ich Ihnen erſt die größte Schwierigkeit ſagen, wo Sie nach allem dieſem noch Bedenken tragen könnten, unſere Bitte anzunehmen. Als wir nämlich neulich beiſammen waren, dieſes Gegenwärtige noch einmal zu leſen, und dann fortzuſchicken, ſo hörten wir auf einmal ein Knarren an der Thüre, und es war nicht anders, als wollte es herein fallen. Hilf, Himmel! da war es die Tochter der Frau des Hauſes, welche uns behorcht, alles gehört, und mit dem Kopfe an die Thüre geſtoßen hatte. Es war kein anderes Mittel, als alles aufzugeben, oder ſie Theil nehmen zu laſſen. Sie will ſich in unſere Sachen nicht miſchen; aber ſie will eigens an Sie ſchreiben; ſie will, ſagt ſie, ihren Spaß mit Ihnen haben. Was aber das Ueberläſtigſte iſt, ſo droht ſie, uns ſogleich zu entdecken, wenn wir bei Ihnen nicht zuwegen bringen, daß Sie ihr antworten. Wir bitten Sie alſo ſämmtlich, laſſen Sie ihr ein- oder zweimal ihren Willen. Sie hat gleich genug. Wir haben ſie indeſſen bei unſerer Geſellſchaft zur Sekretärinn und quasi Titularinn gemacht.

Nun haben wir Ihnen, theuerſter Herr und Freund, genug geſagt, und wir wiederholen nur noch die Bitte, Sie möchten die Sache überlegen, und wenigſtens dieſen Brief einrücken, und die Urſache beifügen, wenn Sie uns eine abſchlägige Antwort geben ſollten. Sie können das Ueberflüſſige allemal weglaſſen, und dürfen uns nur befehlen, wie viel wir in der Handſchrift einſchicken ſollen.

Unſere Sache iſt ſehr ernſthaft. Unſer Vorhaben ſehr wohl gemeint, und wir wünſchen daher, Ihnen dieſelbe an das Herz legen zu können. Doch damit wir nicht nochmal ſagen, was wir bereits geſagt haben, ſo ſchließen wir hiemit und verbleiben mit aller möglichen Ehrfurcht unſers hochzuehrenden Herrn und Freundes

N.N. N.N. N.N. N.N. N.N. N.N.

P. S. die N. N.
bedeuten unſere
Namen.

geſchrieben in unſerer
Haupt- und Reſidenz-
Stadt zu München in
der Weinſtraße den
2. Nov. 1780.

Antwort.

Ihr Brief hat mich in Erſtaunen geſetzt, wertheſte Damen, und ich weiß noch dieſe Stunde nicht, was ich davon denken ſoll. Indeſſen willige ich in Ihr Begehren mit Freuden ein, um ſo mehr, da ich in Betracht, wie viel dazu gehört, einen Entſchluß, wie der Ihrige iſt, zu faſſen, allerdings hoffen kann, daß Sie eben ſo glücklich ſeyn werden, ihn gut auszuführen. Schicken Sie ein, was Sie wollen, ich werde der Erſte ſeyn, der ſich darüber freuen, und im Namen des Publikums danken wird.

Doch laſſen Sie mich dieſe Sprache bei Seite ſetzen, und als Schriftſteller reden, wo weder ein guter Wille, noch die Freundſchaft entſchuldigt. Ich werde von dem Augenblicke an, als ich Ihre Briefe erhalte, ſie für mein Eigenthum anſehen, und damit umgehen, wie ich will, zwar nichts hinzuſetzen, aber, was ich will, weglaſſen. Wenn Sie daher wünſchen, daß von Ihren Schriften ein halber Bogen voll werden, und ich in denſelben, wie Sie mir die Erlaubniß gegeben, alles Ueberflüſſige weglaſſen ſoll, ſo ſchicken Sie mir allemal auf alle Fälle dreißig Bogen Ihrer Handſchriften; nicht, als wenn ich glaubte, daß Sie viel Ueberflüſſiges ſchreiben werden; nein, das nicht; aber halt doch!

Einzelne Ausdrücke werde ich allerdings ändern, und zwar, ohne erſt eine Urſache anzugeben. Worte, wie Kuhhaut, Blitz! ꝛc. die müſſen Sie weglaſſen, und wenn Sie zehnmal Obernatterinn ſind.

Ihr Vorhaben, aus der Sache ein Geheimniß zu machen, geht mich nichts an. Ich werde nie ſo neugierig ſeyn, Sie kennen zu wollen; aber ich fürchte, es möchte Sie wohl noch manche Ueberwindung koſten, ſo gefaßt zu bleiben, um nicht zu wünſchen, daß wenigſtens einige Leſer ſo neugierig ſeyn möchten. Vergeben Sie mir dieſen Ausdruck, wozu mich Ihre Verſicherung wegen der Verſchwiegenheit Ihrer Titularinn verleitet hat. Ich dächte, davor ſchütze bei Frauenzimmern kein Alter.

Auch wider ihre Anſtalt, mir Ihre Schriften jederzeit durch einen Boten zuzuſenden, muß ich eine Einwendung machen. Wie oft können ſich Schwierigkeiten ereignen, wo ich Sie um Erklärung bitten muß, ehe ich mich entſchließen kann, etwas einzurücken! Sohin fordere ich es als eine Bedingniß, den Ueberbringer nach etlichen Tagen allemal wieder zuſprechen zu laſſen; ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich ihn niemals ausfragen, noch ihm nachſchicken werde.

Mit welcher freudigen Erwartung werde ich Ihr folgendes Paquet eröffnen! Und wie oft werde ich es, ehe ich es leſe, hinlegen, und mir tauſend ſchöne Dinge vorſtellen, die ich zu leſen bekommen werde! Doch mir iſt noch immer, als träumte ich den ſeltſamſten Traum, und als wollte ich erwachen, und nicht glauben, was ich geſehen habe. Der Ihnen Ihren guten Gedanken ins Herz legte, gebe Ihnen auch Muth, gebe Ihnen auch Kraft, ihn heraus zu reden!

Ich bin mit wahrer Hochachtung ꝛc.

Briefe der Fräulein Eleonore.

Mein Herr!

Mama wird Sie (Ihnen) ſchon geſchrieben haben, daß ich Sie (Ihnen) ſchreiben werde, und jetzt gehorſambe (gehorſame) ich, und concipire (verfaſſe) dieſen Brief, und ſage Ihnen, daß es mich ſeitdem ſchon ſo vielmal gereut hat, als ich Haare auf dem Kopf habe. Ich habe geglaubt, ich dürfte mich nur hinſetzen, und ſchreiben wollen, da würde es gleich gehen, aber es gieng nicht. Das iſt nun ſchon das drittemal, daß ich anfange. Einmal habe ich gehabt: Ich hoffe, daß ſie ſich im beſten Contento befinden, und das freudenreichſte Alleluja in höchſt dero Proſperitat. — ich bin nämlich über einen von Papas Briefen gekommen, wo es ſo ſteht; aber denkte (dachte) ich bei mir, was fragſt du darnach, wie er das Alleluja in Proſperitat zubringt. Hernach habe den Anfang gemacht, weil es draus regnete: Was heut wieder für ein mechantes Wetter iſt! — aber wie ich es gerade hinſchreiben, und noch mehr dazu ſchreiben will, ſo zieht es ſich auf. Nun können Sie ſich nicht vorſtellen, wie giftig (böſe) ich geworden, daß ich aller mit den Füßen geſtampft habe. Nun will ich ihm einen neuen Anfang ſchreiben, ſagte ich, und die andern zween auch dazu. Es reut mich nur das Goldpapier, welches ich wegen Ihnen verſudelt habe. Aber heute will ich Papa fleißig bitten, daß er mich in dem großen Briefſteller leſen laſſe, wo er allemal draus raus ſchreibt, hernach geben Sie nur Acht, ob es nicht gehen wird.

Darumben (darum) bitte ich mir aber aus, daß Sie etwa meynen, ich wäre noch ein Kind oder gar noch einfältig, weil ich die Worte nicht ſo ſagen kann, und ich es nicht gelernt habe. Wenn ich nicht ſchon zu groß wäre, und mich ſchämte, ſo würde ich Papa fleißig bitten, daß er mir einen Schreibmeiſter hielt; denn ſonſt geht mir nichts ab; ſonſt kann ich alles. Man ſollt nicht reden von ſich; aber es iſt da nichts neues. Ich habe die Mythologie gelernt, und die Hiſtorien von den alten Römerprinzen, dem Camillus, und Heliogabalus, und hernach auch den Globus von den vier Welttheilen; zeichnen kann ich auch, Spitz und Blumen, und Soldatenſäbel, und was ſie ſchaffen. Franzöſiſch per se. Nun will mich Papa auch die Logik lernen laſſen, und die Scheometrie, und den Batteur, damit ich auch Verſe machen kann, weil es auf ein Frauenzimmer gar ſchön ſteht, wenn ſie das kann. Vielleicht wiſſen Sie noch etwas, wo Sie dann hernach ſo obligeant (dienſtfertig) ſeyn werden, es mir zu ſagen. Mama und Papa ſpendiren (verwenden) alles auf mich.

Nun iſt die Hauptſache, weil ich Ihnen ſchreiben will, daß ich Ihnen allemal etwas ſchreibe, aber ich ſehe den geſchlagnen Tag niemand, als meine Maiters; jo (ja) zur Frau — komme ich zuweilen auf einen Sprung;

aber da kommt wieder niemand hin, als der Monsieur — der plagt mich allweil, ich ſollte ihn einmal beſuchen; er möchte ſich alleweil gerne meinen Schatten abzeichnen, weil ich, ſagt er, eine griechiſche Naſe habe, und dieſes was rares wäre. Das habe ich nicht gewußt. Aber Schattenriſſe mag ich nicht leiden; lieber malen; aber malen kann er nicht. Ich kann nicht allein und für mich zehen, wie ich wünſchte; aber es geſchieht noch ſchon. Da geben Sie acht, wie ich rum (herum) laufen will.

Ich ſage es keinem Menſchen, diß ich Ihnen ſchreibe. Wem ſollte ichs denn ſagen? Ich kenne ja niemand, als die Nannete; die iſt aber meine Freundinn, und kennt auch wieder niemand, als die Juliette, und die mag kennen, wen ſie will, was zehts mich an?

Alſo, ich ſchreibe Ihnen, und Sie antworten. Ich bin curios (neugierig) was das werden wird. Ein Erzfuhr (Spaß) wirds doch gewiß. Das luſtigſte iſt, daß Sie nicht wiſſen, wer ich bin, und daß Sie ſich deßwegen von mir denken können, was Sie wollen, weil ich nichts darnach frage. Ja, ſonſt getraute ich mir nicht an Sie zu ſchreiben. Nein, da wärs aus. So aber kümts mir kein Haar. Was frag ich nach Ihnen? Das iſt nicht ſo gemeint. Ich aber will bald dahinter kommen, wer Sie ſind, und verbleibe ſo lang möglich

Dero

Dienerinn

Eleonore.

Nach. Ich heiße aber nicht Eleonore, ſondern — itzt hätte ichs bald hergeſchrieben.

Antwort.

Ich habe Ihren Brief mit vielem Vergnügen geleſen, mein Fräulein; und wenn ich gleich glaube, daß Sie noch weit ſchönere ſchreiben können, ſo verſichere ich Sie doch, daß ich nicht ein einzigesmal nöthig gehabt, mich durch die Vergoldung des Papiers ſchadlos zu machen. Was wird erſt geſchehen, wenn Sie des Papas alten Schriftſteller zu Hülfe nehmen!

Sie verlegen ſich, wie Sie ſagen, auf die Gelehrſamkeit, und daran thun Sie ſehr wohl;

und ich wünſchte nur, Sie möchten ſich vollkommen darauf verlegen; denn dazu ſind Sie eigentlich in der Welt. Auf das Hausweſen*, und was dazu gehört, kann ſich jede begeben; aber was iſt es damit! Wenn Sie aber eine Inſel im Eismeer mit Namen nennen, oder ein Hiſtörchen von einem alten Statthalter erzählen, oder wohl gar den Grund von einer Empfindung angeben können, ſo können Sie doch einen vernünftigen Menſchen unterhalten, und durch das Zeichnen bekommen Sie in alle Garnirungen und Spitzzeichnungen Einſicht, welches Ihren Hrn. Papa ausnehmend erquicken wird. Griechiſch ſollten Sie noch lernen; denn außerdem, daß (die Madam v. — ausgenommen) hier kein Frauenzimmer deſſen kundig iſt, ſo dient dieſe Sprache eigentlich dazu, einem Frauenzimmer ein Anſehen zu verſchaffen. Ich kann Ihnen einen Paedagogum verſchreiben. Wollen Sie?

Wenn Sie mir künftig ſchreiben wollen, ſo fordere ich als die erſte Bedingniß, daß Sie mir ohne einige Zurückhaltung ſchreiben, was Sie daſelbſt hören und ſehen, wo Sie hinkommen. Geſtehen Sie mir's, hat Ihnen der Monsieur, der Sie abzeichnen will, niemals geſchrieben? Gar niemals? Gar keine Zeile jemals? Ich weiß es doch, und wenn Sie mir's läugnen, ſo erzähle ich's der ganzen Welt. Was wette ich, und was wette ich! Ich kann von hier aus ſehen, daß Sie roth werden, indem Sie dieß leſen.

Daß ich nicht wiſſen ſoll, wer Sie ſind, daran liegt mir auch nichts; daran liegt mir weniger, als nichts; denn, wenn ich wollte, ſo würde es mir ein Leichtes ſeyn, Ihren Namen durch die Gabula herauszubringen, wenn ich Sie auch nicht ſchon an Ihrer griechiſchen Naſe (woran, im Vorbeigehen geſagt, gar nichts Rares iſt) erkennte. Doch mir liegt nichts daran, und wenn ich nur etwas wüßte, das noch weniger als nichts wäre, damit ich Ihnen recht ſagen könnte, wie wenig mir daran liege.

Wenn Sie nichts wiſſen, was Sie ſchreiben ſollen, ſo weiß ich deſto mehr, will Ihnen aber kein Wort davon ſagen, bis ich erſt ſehe, wie Sie ſich in Zukunft verhalten. Und ich will Ihnen nicht erſt zu verſtehen geben, wie Sie wohl daran thun würden, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit etliche Verslein, oder Zeichnungen mitſchickten.

Ich bin mit vieler Erwartung ꝛc.

Von der Kleiderpracht.

Mit einem höhniſchen, barbariſchen Lächeln — (daß ich wenigſtens ſechs Bogen brauchte, um es zu ſchildern, ihr beſſern Landsleute, und das ich euch, (wills Gott!) dieß Jahr mit der ganzen Völle meines Herzens, welches ſich bei dieſem Anblick empört hat, ſchildern werde;)

— Lächelte mir Pokofontius, ein Vetter des berüchtigten Pudewuſtius ins Geſicht, als er im letzten Stück die Ankündigung von der Geſellſchaft der Frauenzimmer las. „Wie ich mich nur mit ſo etwas abgeben könnte, meinte er. Ehre würde es einem ernſten Manne wenig machen, ſich damit abgegeben zu haben. Es giebt ſolidere Sachen. Und was den Nutzen anbelangt —“ hier war's, wo er höhniſch gelächelt hat.

Wenn ich erſt den zehnten Theil deſſen, was ich zur Ermunterung der Männer an Männer ſchrieb, an Frauenzimmer geſchrieben, und doch keine Fußſtapfen vorwärts verſpüret haben werde, dann will ich meine Feder im Haus der Invaliden zur Ruhe legen, aber auch hernach noch glauben, daß die Schuld an mir liege, und daß ich, wenn ich ohne Frucht ſchreibe, ohne Kenntniß weiblicher Herzen geſchrieben habe.

Uebrigens trete ich täglich mehr der Meinung bei, daß es Zeitalter giebt, (und vielleicht leben wir in einem) wo eine aufrichtige Bemühung, die Erhebung und Beſſerung der Herzen zu bewirken, eher bei dem ſchwachen, als dem ſtarken Geſchlechte angelegt, und wo die Aufweckung des Gefühls, der guten Lektüre, und jeder andern edeln Eigenſchaft durch jenes zu ſuchen iſt. Einſt mußte, wer den Töchtern Deutſchlands gefallen wollte, worthaltend und tapfer ſeyn; was wollte ich nicht thun, um etwas beizutragen, daß in ihren Seelen dieſer große, tugendhafte Geſchmack, dieſer ſchöne Stolz wieder aufwache, nur den rechtſchaffenen, den thätigen Mann — den Mann ihrer Wünſche zu nennen, und auf ihre Hochachtung die edelſten Preiſe zu ſetzen!

Gleich den folgenden Tag, als das letzte Stück erſchienen, erhielt ich dieſen Brief:

Mein Herr!

Wir haben uns wegen der Antwort, die wir Ihnen, falls Sie unſer Schreiben einrücken würden, ſogleich ertheilen wollten, lange unterredet, und darauf gefreut; aber nun, da wir unſern Brief gedruckt ſahen, erſchracken wir ſo ſehr darüber, daß wir alles wieder vergeſſen haben. Wir können dießmal Ihre Gefälligkeit mit nichts erwiedern, als daß wir dieſes aufrichtig geſtehen, und Sie erſuchen, unſerer Blödigkeit, wenn man ſonſt gleich in Briefen nicht blode zu ſeyn pflegt, durch Ihre Vorſchläge nachzuhelfen. Das wiſſen wir gewiß, daß unſere Gedanken, wenn wir ſie eben ſo gut hinſchreiben könnten, als wir ſie lebhaft uns vorſtellen, Ihnen nicht mißfallen, und manche unſerer Landsmänninnen zum Nachdenken, vielleicht zur Nachfolge bringen würden; aber ein bloßer guter Wille iſt auch unſer größtes Verdienſt, und ein ſonderbarer Vorfall, wo wir dieſes wechſelſeitige Gutmeinen an uns bemerkten, ſtiftete und befeſtigte unſere Freundſchaft, wie wir hoffen, unzertrennlich. Wie gerne möchten wir Ihnen davon Nachricht geben, wenn wir nicht zu gleicher Zeit fürchteten, Sie durch eine Erzählung, worin für Sie nichts Wichtiges liegen kann, zu beleidigen! Sie haben gewiß ſchöne Gedichte voll feiner Gefühle, oder luſtige Begebenheiten gehofft, und wenn Sie nun traurige, und noch dazu trockene Betrachtungen finden! Doch Ihnen ſchreiben wir ſie auch nicht; aber die ſie leſen ſollen, haben (dafür ſtehen wir Ihnen) gewiß noch zu ſelten daran gedacht, um ihrer müde ſeyn zu können.

Die Frau von Thaleck iſt etwa dreißig Jahre alt, und die ganze Stadt würde nicht errathen, daß ſie nicht auch glücklich ſeyn ſollte. Sie iſt ſchön, wohl erzogen, ehrlich bemittelt; ihr Mann vernünftig und beſcheiden; ſie ſchätzte und liebte ihn aufrichtig, er ſuchte, ihre Gefälligkeit zu erwiedern, mit einem Worte, nichts, ſo dachte jedermann, kann zu ihrer Glückſeligkeit fehlen, und doch verſchwand bald ſeine Neigung gegen ſie, und ihre Ruhe verſchwand. Und daran war nichts Schuld, als eine beunruhigende (ſie ſetzte hinzu), eine unwillkührliche Neigung gegen den Putz. Denken Sie nur, wie ſeltſam das zugieng. Sie war an dem Tage, wo ſie ſchön herausgeputzt war, aufgeräumter und fröhlicher, als ſonſt, und, wie die Leute urtheilten, auch gefälliger als ſonſt; aber ſehen Sie, das war es hernach, wenn ſie auf der Gaſſe, oder in der Kirche eine ſchöne Haube ſah, ſo konnte ſie an nichts anders mehr denken, als an die ſchöne Haube, und wenn ihr Aufwartmädchen eine Maſche verſehen hatte, ſo konnte ſie den ganzen Tag mit ihr zanken; dabei hatte die gute Frau viele mißvergnügte Stunden, und viele kleine Mißhelligkeiten mit ihrem Manne, der ſich anfangs ein Vergnügen daraus machte, ihr mit ſo einer Kleinigkeit, als ein Kleidungsſtück wäre, eine Freude zu machen; hernach aber, als ſie das öfters wiederholte, ſie über ihre Eitelkeit im Scherze aufzog, hernach ihr auswich, und bleich ward, ſo oft ſie von einer Spitze ſprach, und ſie endlich einmal im Aerger eine Närrinn ſchalt. Eine Närrinn! Ich will Ihnen eben nicht ſagen, was ich thät, wenn es mir geſchähe; und Sie können leicht denken, ob ſie das auf ſich liegen ließ, beſonders da es im Beiſeyn einer guten Freundinn geſchah, deren Gegenwart die Beleidigung dieſes Wortes doppelt vermehrte. Sie durfte es nicht auf ſich liegen laſſen; aber dem häuslichen Frieden drohte der Umſturz. Und dieß eines Spitzes wegen! Das Schlimmſte daran war, daß auch das Publikum ihr Unrecht gegeben haben würde; denn ſie hatte aus Furcht, nicht eine ſchöne Haube zu tragen, ſich ein Ungeheuer von Hauben gemacht. Sie wußte ſich nicht mehr zu helfen. Sie wollte es gern ändern; aber ſie wußte nicht, wie ſie nicht wollen ſollte.

Wenn ich nun Kopfſchmerzen hätte, ſagte ſie, ſo darf ichs geſtehen, ohne mich zu ſchämen, ob es gleich eine Unvollkommenheit iſt, und ich dazu Anlaß gegeben habe, warum ſoll ich mich ſchämen, ihnen ein häßliches Uebel, das mich beunruhigt, ein Uebel, das noch weit häßlicher iſt, als Kopfweh, weil es auch andern weh thut, zu geſtehen und mir rathen zu laſſen? Ich verſichere Sie, dieß ſind ihre eigenen Worte, und damals muß etwas mit uns geweſen ſeyn. Wir ſprangen alle auf, und umarmten ſie. Wir alle fünfe hiengen an der einzigen.

Sie hat uns feierlich verſprochen, daß ſie ſich in dieſem Stücke Gewalt anthun, und ihren Aufwand einſchränken wollte; aber die Gewohnheit feſſelt, und das Beiſpiel reißt hin. Indeſſen beſitzt ſie das beſte und biegſamſte Herz, und aufrichtige Vorſtellungen thun bei ihr eine gute Wirkung. Wollten Sie wohl ſo gütig ſeyn, uns hierüber Ihre Gedanken zu eröffnen, das iſt, einige Ihrer Gründe wider die Kleiderpracht anzuführen? Aber unſrer nicht geſpottet, wenn ich bitten darf! Dieß können nicht alle von uns ertragen, und viele, um nicht geſtehen zu müſſen, daß ſie beſchämt worden, fahren fort, das mit Hartnäckigkeit zu thun, was ſie ehe aus Leichtſinn gethan haben.

Wenn Sie uns überdieß mit Büchern bekannt machen wollen, welche für uns geſchrieben worden, ſo werden Sie uns eine wahre Wohlthat erweiſen. Ich möchte auf den Abend ſo gerne etwas leſen, und bekomme ſo gar

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05567/010

nichts. Ja, ein guter Freund ſchickte uns neulich den — ich meine, er hieß Klopſtock; aber ich verſtand nichts davon, und mein Herr ſagte, es ſtände kein geſcheites Wort darin. Aber mein Herr lieſt überhaupt ſchon gar nichts, und ich möchte es ihm auch nicht zu leid thun, daß ich von einem Buche eine Meldung thät. Wenn er Vormittag arbeitet, ſo will er nach Mittag auch eine ruhige Stunde haben, und da trinkt er eine halbe Burgunder, wo ſie dann miteinander kärteln, und was in der Stadt Neues ſich zuträgt, erzählen. Wenn es nur immer was Neues gäbe! Man hört immer zu wenig. Hernach kaufte ich auch ein Buch, das heißt Joungs Nächte, und ich habe geglaubt, was das ſeyn würde, weil es Nächte heißt; aber es iſt gar hoch in Redensarten, und die muß ſchon recht beleſen ſeyn, die daraus kommen will.

Machen Sie nun aus dieſem Briefe was Sie wollen, und beantworten Sie ihn uns, wie Sie es für gut befinden; nur bitten wir Sie, uns einer Verbeſſerung fähig zu halten, und auf den Weg zu derſelben zu begleiten.

Wir ſind mit aller Hochachtung und Freundſchaft ꝛc.

Antwort.

Sie muthen mir eine ſehr bedenkliche Sache zu, theuerſte Freundinnen, und wenn ich heute Ihrem Verlangen genug thue, ſo geſchieht es aus keiner andern Abſicht, als um Sie zu erſuchen, Ihr künftiges Schreiben mit beliebtern Dingen zu verſehen, und auf den Leſer Rückſicht zu nehmen. Wie wird ein Theil derſelben erſchrecken, wenn ſie ernſthafte Betrachtungen antreffen, indem ſie luſtige Einfälle, und wenigſtens jede drei Zeilen etwas zum Lachen erwartet haben! Wahrhaftig, das müſſen Sie in Zukunft zu verbeſſern ſuchen.

Indeſſen liegt mir der edle Kummer der Frau v. Thaleck eben ſo am Herzen, und ihre Angelegenheit iſt mir nicht minder wichtig, wo es um Dinge zu thun iſt, welche täglich vor unſern Augen die Ruhe der beſten Familien zerſtören, und die Bande zärtlicher Herzen zerreiſſen. Was hat die Kleiderpracht ſchon für Unheil geſtiftet, und wie viel Elend richtet dieſelbe noch immer in unſern Häuſern an! Manche Frau koſtet ihren Mann, dem ſeine Gemahlinn auch in einem beſcheidenen Anzuge nicht minder lieb und werth ſeyn würde, die Hälfte ſeiner Einnahme, und wenn er dann auch noch die übrigen Bedürfniſſe, welche unſer Zeitalter gleichfalls nothwendig macht, herſchaffen ſoll, ſich ſelbſt um jenes Putzes willen abdarben ſoll, wie kann da das Zutrauen des Herzens, und jene Hochachtung, welche die Liebe nährt, in die Länge beſtehen? Anſtatt ſich zu freuen, ſie zu ſehen, wird er ſich ſcheuen, ihr in den Weg zu kommen, wird er ſich fürchten, mit ihr gütlich zu thun, aus Furcht, ſie möchte ihn quälen, für eine entbehrliche Kleinigkeit eine Summe zu verwenden, welche zum Unterhalt auf einen und mehrere Monate erklecklich ſeyn würde. Männer, welche bei hundert andern Fehlern nachſichtig geblieben wären, werden hier ungeduldig und hart, und weher noch denſelben, wenn ſie es nicht werden, wenn ſie aus Zaghaftigkeit, oder aus Liebe zur Ruhe, nachgeben, und mit offenen Augen ſich plündern laſſen! Dann fängt man heimlich an, von dieſer und jener fremden Quelle (die man, ſo nimmt man ſichs anfangs vor, ſchon wieder erſetzen will) häusliche Lücken zu füllen; aber wenn der Tag kömmt, wo man erſetzen will, hat man auf das Neue hinauszugeben. Auch hört man darum nicht auf, ſich in andern Dingen, welche außerdem ſchon koſtbar ſind, Abbruch zu thun, und endlich, wenn man mit immer wieder entſtehendem Hausmangel vertraut wird, hört man auf, jenes entehrende

Mittel, wodurch man ſich Geld verſchafft, nicht mehr für niederträchtig zu halten, fängt man an, ſich verſchiedene Dinge, bei denen man ehemals erröthet iſt, nachzuſehen, Geſchenke anzunehmen, Verdienſte, Recht und Billigkeit nach Geſchenken zu vertheidigen. — O daß die tägliche Beobachtung mich eines andern belehrte! Aber wie oft war ein Stück Kleid die Urſache, daß die Rechtſchaffenheit eines Mannes ſcheiterte, und die Tugend der Gemahlinn zu Grunde gieng! Was keine liſtige Nachſtellung vermochte, das ſetzt ein Geſchenk, wozu der Mann ſchon zu entblößt iſt, ins Werk, und wo keine Schmeichelei, kein Seufzen erhört ward, da fand ein Spitz auf die Haube den Zutritt; und die ſich ehe bloß in einem Taumel von Eitelkeit kleidete, ſchmücket ſich nun aus der geraden Abſicht, zu gefallen, und mit Gefälligkeiten ein Gewerbe zu treiben. Zu wie vielen Betrügen muß man denn nicht ſeine Zuflucht nehmen! Zu welchen elenden Schmeicheleien muß man ſich herablaſſen, um ſeinen Putz und Staat, woran man ſich einmal gewöhnt hat, fortſetzen zu können! Ein edles Frauenzimmer, das ſich ſelbſt einigen Werth zutraut, ſoll, ſo viel als möglich, ſich ſelbſt erſcheinen wollen, und ſorgfältig von ſich entfernen, was ihr den Verdacht erwecken kann, als hätte ſie nichts Eigenes, um die Aufmerkſamkeit vernünftiger Männer zu verdienen. Wie demüthigend, und herabſetzend iſt der Gedanke, den jeder edelmüthige Mann, ſo oft er prächtig und üppig gekleidete Frauenzimmer anſieht, ſich denkt: „davon biſt du der geringſte Theil!" Dem eingeführten Wohlſtande muß man, ich weiß es, allerdings etwas zu gut halten; aber feine Seelen haben das, daß ſie gerne unbemerkt bleiben, und ich würde mich ſtets fürchten, mit jemand zu gehen, der ſo gekleidet wäre, daß jeder Geck ihm nachſehe, und fragte: Wer iſt doch der? Und die? Die beſten meines Geſchlechts werden dieſe Frage nie hören, ohne diejenige, welche dazu Gelegenheit gab, von ganzem Herzen zu verachten, und für den Mann zu zittern, der in einer unglücklichen Stunde wider ſich ſelbſt die große Sünde begehen ſoll, ſich dieſelbe zur Gattinn zu wählen. Aber leider fängt die Nothwendigkeit, jemand auf dieſe Art bedauern zu müſſen, an, täglich ſeltener zu werden, und die jetzige Pracht der Frauenzimmer iſt eine von den erſten Urſachen des beinahe herrſchenden Hanges nach dem eheloſen Leben. Wer wird bei ſeinen nur ſtandesmäßigen Einkünften, und bei dem Vorſatze, ein ehrlicher Mann zu bleiben, eine Frau ernähren können! Und eine, die, ſobald ſie ihren Aufzug weglegt, und vom Tanzſaal tritt, nichts iſt, ernähren wollen?

Wollte Gott, daß man, nachdem wir um keine Einſchränkung wiſſen, wenigſtens da, wo man Muſter jeder guten Sitte geben, und jede Ausſchweifung beſchämen ſollte, ſich beſtreben möchte, Muſter einer bildenden würdigen Kleidung zu geben! Ich meine auf dem Theater, wo es doch hart iſt, ſich an jede wöchentliche Mode zu halten, und, wider die Abſicht des Dichters, gute Frauenzimmer als Närrinnen vorzuſtellen. Beiſpiele, welche entweder die Reize des Anſtändigen, oder das Lächerliche des Uebertriebenen zeigen, thun alles, und jener König handelte überaus wohlthätig an ſeinem Volke, der ſeinem Hofnarren den Auftrag gab, jederzeit in der neueſten Mode zu erſcheinen; aber wie wohlthätig würde im Gegentheile auch eine Frau vom erſten Range ſich uns erzeigen, wenn ſie durch ihren beſcheidenen Anzug ihren Geſellinnen in der Stille lehrreich würde, und ſie auf gewiſſe Art nöthigte, einmal ein Beiſpiel weiblicher Güte zu befolgen! Wie viele hundert Männer würden ſie ſegnen, und wie viele Haushaltungen würden ihr für eine Wohlthat danken, die auch im Reiche des Geſchmackes mehr werth wäre, als hundert Stanzen ſchöner Naturgefühle.

Ich kenne nicht viele Bücher, theuerſte Freundinnen, die ganz für Frauenzimmer paſſend, oder unmittelbar für dieſelben verfaßt wären, und ich erſchrecke allemal, wenn man von mir für diejenigen ein Buch begehrt, für die, leider, in weitläufigen Bibliotheken kaum das eine und andere zu finden iſt. Schriften, die das Herz voll Blüthe und Gefühle anregen, und jeder Nerve Zärtlichkeit, und Liebe, und Mittheilung und Verlangen geben, ſind mir freilich nicht unbekannt; aber denken Sie ſelbſt: Gefühle, die ſo ſelig ſchlummern, unter uns erwecken! Kraft geben der Seele unter thatloſen, und nichts Erwiedernden! Zärtliche Gedanken fühlen, und Honigworte ſingen lehren das Mädchen unter ſo vielen Tauben und Unedeln! Ach der Frühling der Liebe und des Lebens kömmt nur einmal! Und wenn er einzeln und für ſich allein in den Tagen des Froſtes kommt. Wenn der Mann, auf den das gefühlvolle Mädchen mit unumſchränktem Vertrauen, daß er jedes ihrer Gefühle erwiedern, jedem ihrer edeln Wünſche zuvorkommen, jeden ihrer Tage beſeligen werde, einer der ſo vielen elenden iſt, die ihre thieriſche Leidenſchaft Empfindung, und Geilheit Liebe nennen? Je weniger feine Empfindung, deſto weniger Leiden! Vergeben Sie mir dieſe Ausſchweifung, wozu mich der Anblick ſo vieler Unglücklichen verleitet hat. Aber leſen ſollen Sie doch etwas, ſo, wie hie und da ein großer Mann für Sie etwas geſchrieben hat.

So ſchrieb Sonnenfels ſeine Thereſe und Eleonore, Jakobi ſeine Iris, ein Buch, das allein fähig iſt, Ihr Geſchlecht zu veredeln, wenn nicht ſchon feine Seelen dazu gehörten, um eine Schrift, worin die zärtlichſten feinſten Gefühle athmen, zu verſtehen. Haben Sie von Robinſon dem jüngern nichts gehört? Aber von einem Gellert, Rabener werden Sie doch gehört haben? Fragen Sie Ihre Herren Gemahlen um ihre Meinung über dieſe Bücher, und ſchreiben Sie mir dieſelbe. Ich bin ſehr begierig, was dieſelben ſagen werden, und habe indeſſen die Ehre, zu ſeyn ꝛc.

Briefe an die Eleonore.

Den 8. Dec.

Wenn Ihr Briefträger eher gekommen wäre, ſo hätte er Ihnen vielleicht die Mühe, mir zu antworten, erſparen können. Ich habe ſeit dem gar viele häßliche Dinge von Ihnen gehört. Jemand, der Sie wohl kennt, hat Sie mir neulich in der Komödie zeigen wollen; ſie iſt, und ſchwäzt und lacht das ganze Spiel fort, ſagte er; man hat ihr ſchon zweimal abgewehrt. Bei dieſer Gelegenheit ſagte er mir auch andere Dinge von Ihnen, z. B. daß Sie eigenſinnig, lobſüchtig, falſch, zänkiſch wären; geſchwäzig ſind Sie auch; denn wie wüßte er ſonſt, daß Sie es ſind, die mir ſchreibt? Sie können ſich vorſtellen, ob ich mir die Mühe gegeben habe, den Kopf nur nach der Seite zu wenden. Solche Frauenzimmer, die das ſind, zu ſehen, darf man nicht weit gehen. Nun kann ich mir vorſtellen, ob Sie ſich haben abzeichnen laſſen. Ich Thor! Es iſt ſchon geſchehen. Ich habe Ihren Brief, den Sie mir eben geſchickt, noch gar nicht geöffnet, und werde ihn auch nicht öffnen. Nach der Seite habe ich indeſſen ein wenig hineingeſehen, da las ich: „Schön bin — Doch was gehts mich an? Ich bin Ihr

Diener

Antwort.

Den 8. Dec.

Mein Herr!

Wenn Sie mich nur hätten ſehen können, was ich mit Ihrem Brief gemacht habe. Ich habe ihn zerri - Doch, ich kann ihn ſchon wieder zuſammen kriegen, wenns nöthig iſt. Ich kann ihn ſchon auswendig. Doch, wo ſoll ich meine Handzeilen anfangen? In der Komödie hab ich gelacht, das iſt wahr; aber wer ſoll nicht lachen, wenn ſies nicht nachgeben. Doch ich weiß es ſchon; hernach, wenns aus iſt, muß ich allemal alles gethan haben; ich, und kein anderer Menſch. Wer hat den Vogel wieder ausgelaſſen? Wer hat das Glas zerbrochen? Wer hat die Dinte dort umgeſchüttet? Wer iſt mir über meine Bücher gekommen? Wer hat mir das und das wieder verraumt? Wer hat draus ſo ein Getös? So heißt es den ganzen Tag zu Hauſe, und hernach bin es allemal ich, als wenn es die Mama nicht ſeyn könnte. Nun, es iſt ſchon recht derweil; es wird ſchon eine Zeit kommen, wo ich auch reden darf. Und da will ich gewiß — ich ſpare mir alles dorthin. Ich kenne den Menſchen ſchon, von dem Sie das alles herhaben. Er kann mich nicht leiden, weil ich ihn nicht leiden kann, und daher redet er überall Böſes von mir, wenn halt er etwas wüßte, und iſt ſelbſt, wo er ſich anſieht, nichts hinter ihm. So macht er Flauſen, ja, mit ſeinen zwei Sackuhren; aber der Papa ſagt, er könne nicht einmal addiren, und mache dazu allemal die Neunerprob, die fein gar nichts iſt. Ich wills der Mama gleich hinterbringen, damit ſie ihms recht hinan ſagt. Eigenſinnig wär ich, und lobſüchtig auch! Und ich müßte es doch am beſten wiſſen, wenn ich einen einzigen Fehler hätte. Zänkiſch bin ich ſchon gleich gar nicht, und wenn ich einen Fehler haben könnte, ſo wärs der, daß ich zu gut bin. Ja, zu gut bin ich, weil ich der Mama nach gerathe, die auch zu gut iſt. Wenn Sie meinen Brief geleſen hätten, ſo hätten Sie wieder einen Beweis davon gefunden; aber ſo haben Sie ihn nicht aufgemacht. Wenn ich ſo wäre, ſo würde es gleich heißen, ich wäre zänkiſch; aber bei andern thut es nichts; da iſt alles ſchön und recht, und muß ſo ſeyn. Doch es wird nicht gleich alles auf einmal verderbt ſeyn, hoffe ich. Haben Sie mich doch nicht einmal noch kennen gelernt. Ich bitte Sie, glauben Sie nicht alles, was man ſagt. Und geſetzt, daß ich einige Fehler hätte, daß ich ein ſchlimmes Mädchen wäre, ſo machen Sie mich gut. Sie werden ſehen, daß ich Ihrem Rathe in allem folge, und daß ich mich immer mehr befleißen werde, mich nennen zu können

Dero

Dienerinn Eleonore.

Antwort.

Den 3. Dec.

Ich bitte Sie, was wollen Sie machen? Sagen Sie der Mama kein Wort von allem dem, was unter uns vorgeht. Wenn Sie ſchon einen Fehler begangen haben, daß Sie meinem Jemand unſern Briefwechſel entdeckten; ſo hüten Sie ſich doch wenigſtens vor dem zweiten, und weit größern, die Mama darum wiſſen zu laſſen. Alſo haben Sie es doch wem geſagt, und der Jemand wäre es, der darum wiſſen könnte? Gut, daß ich nun weiß, daß Sie ſchweigen können; und daß ich nun, wenn ich mich der Herren beſinne, die in der damaligen Komödie mit mir geredet haben, ſo ziemlich errathen kann, wer der Jemand ſeyn müſſe. Seyen Sie ohne Sorge. Wenn er mir auch das Aergſte von Ihnen ſagen ſollte, ich werde es nicht glauben, ich werde ihm vielmehr einen derben Verweis geben, ich werde ihm von Ihren Tugenden erzählen. Iſts recht ſo?

Ich habe ſeit dem Ihre Briefe geöffnet. Und zum Beweiſe will ich Ihnen den Theil davon herſetzen, auf welchen ich Ihnen vor allem zu antworten habe:

Den 26. Nov.

Mein Herr!

Nachdem dieſelben durch mich verſtändiget worden, was maßen mich der Monſieur beſtermaßen abzeichnen zu wollen das Intentum geäußert, Sie herentgegen ohne mein Geſtändniß der Sachen wahre Geſtalt und Bewandtniß durch Applicirung der Gabula leicht in Erfahrung bringen könnten, wodurch Sie ſich aber einer großen Defatigation unterwerfen mußten und möchten, als habe zu Erſparung derlei Unköſten nicht ermangeln, noch einiger Seits in Abrede ſeyn wollen, Ihnen das Benöthigte zu communiciren, als woraus Sie ſich erſehen werden und mögen, wo herentgegen ſeiner Zeit hoffe, daß Sie aus amicabler Reflexion, und in Anbetracht meiner zu Waſſer und zu Land jederzeit treu und gut geleiſteten Dienſte ermeldtes Geheimniß von der Gabula ſpecialiter mittheilen und participiren werden; die ich die Ehre habe zu ſeyn

wohlaffektionirte Eleonore.

Merken Sie was? Aber wohl applicirt, ſagt mein Papa allemal, das heißt, nicht defraudirt. Hier folgt ein kleines Briefchen von Monſieur, das ich Ihnen mitſchicke, ob ich es ſchon nicht habe leſen können. Er hat es mir bei der Frau von — wo wir mit einander ſpielten, mit einem Kartenbrief herumgegeben, und ich habe es auch gleich gemerkt, und zu mir geſteckt.

Theuerſtes, beſtes, allerliebwertheſtes Fräulein!

Ich habe ſchon lange — Venusaugen — — — Pein ausgeſtanden, kann auch nicht mehr leben — — — — mit den Strahlen erquicken — — — Blume verwelken — — — Werthers Leiden — — — Mondſchein — — — zu Füßen liegend und verſchmachtend — — — Frühſtück — — — himmliſche Schönheit — — — Göttinn — — —

allerunterthänigſter Sklav
und Knecht.

Ich habe ihn gefragt, warum er denn nicht ſchreibe, daß man es leſen könne; er hat mir geantwortet, es ſchicke ſich nicht auf vornehme Leute, daß ſie ſchön ſchreiben. Alſo, weil ich auch etwas Vornehmes bin, ſo habe ich ihm folgender Geſtalten geantwortet.

Hochzuehrender Herr!

Ich ſage Ihnen — — — große Ehre — — — ſchlauch ſeyn müſſen — — — Mama dahinten — — morgen um neun Uhr — — — nichts merken laſſen — — — verſtellen

Dienerin Eleonore.

Wie? dieß wäre Ihre Antwort geweſen? Aber wenn Sie mich betrügen, was ſoll dann Ihre Strafe ſeyn? Ich bitte Sie, laſſen Sie es nicht darauf ankommen. Wenn ich einmal mißtrauiſch werde, und halb bin ich es ſchon, dann hat unſer Briefſchreiben ein Ende. Ich habe alle Mühe, mich zu bereden, daß es Ihnen Ernſt geweſen, indem Sie mich verſichern, daß Sie meinen Rath in allem befolgen wollten, und ich kann nicht bald genug dazu thun, es auf eine Probe ankommen zu laſſen, auf die kleinſte Probe, die nur möglich iſt. Ich wünſchte, daß Sie ſich im Schreiben einiger undeutſcher Ausdrücke enthielten, die Sie durch das Reden gewohnt ſind. Das Wort „Flauſen“ in Ihrem vorigen Briefe hätte ich ſehr weggewünſcht. Was leſen Sie denn für Bücher? Und womit vertreiben Sie ſich dann Ihre freien Stunden? Wobei ſind Sie am vergnügteſten? Und was können Sie am wenigſten leiden? Melden Sie mir dieß in Ihrem nächſten Briefe, und ſeyen Sie verſichert, daß ich nie aufhören werde, zu ſeyn Ihr

Diener und Freund.

Antwort der Eleonore.

Den 10. Dec.

Ihre Dienerinn! in billigen Dingen, und wenn ich nicht Recht haben ſollte, habe ich geſagt, wollte ich Ihrem Rathe folgen, ja; aber wenn ich augenſcheinlich Recht habe, ſo will ich auch Recht behalten, und in Worten gleich gar. Sie haben mir das Wort „Flauſen" ausgeſtrichen, und iſt ein ſo ſchönes deutliches Wort. Ich will durchaus, daß es ſtehen bleibe. Flauſen! Flauſen! Aber ſagen Sie fein wieder, Sie wüßten, daß ich zänkiſch oder eigenſinnig ſey. Da thun Sie ſchon recht, wenn Sie ſolche Dinge von mir nicht glauben, und recht böſe werden, wenn man Ihnen etwas erzählen will. Mit Ihrem Jemand dachte ich gleich, daß nicht viel dahinter liegen müſſe; denn er ſagte das Rechte nicht; denn wenn er gewußt hätte — ja, was dann? als wenn ich ſelbſt etwas wüßte.

Sie wollen wiſſen, womit ich meine Zeit zubringe, womit ich mich vergnüge, was ich leſe. Sehen Sie, ich wollte Ihnen das gerne ſagen, aber ich weiß es nicht; und Papa und Mama wiſſen es auch nicht, und wenn Sie ſelbſt bei uns ſeyn, und mir zuſehen ſollten, ſo würden Sie es am Abende nicht wiſſen. Bis ich mich ehrlich ankleide, und in die Kirche gehe (reden muß man doch auch zuweilen ein bischen), ſo iſts ſchon Mittag, und wenn ich hernach ein bischen ſpazieren gehe, und meine Kleider zuſammen richte auf den andern Tag, ſo iſt es ſchon wieder Nacht, ſo, daß oft Papa zu ſagen pflegt, ich möchte doch wiſſen, was

as Mädchen heute wieder den ganzen geſchla-
enen Tag gethan hat. Und ich thue doch
nmer etwas, und der thut mir Unrecht, der
igt, daß er mich einmal feiern geſehen. Wo
ll ich erſt Zeit zum Leſen hernehmen? Ich
ſe nichts; denn ich kann ſchon leſen, und
abe ſchon vor einem halben Jahre ausgeler-
et, bis auf die harten Nämen, die ich buch-
abire. Im Winter da leſe ich der Mama
llemal ein Buch vor, wo von dem Grafen
Gollo drinn ſteht, und hernach von der Zau-
erinn, welche den Ehegemahl der Genovefa
den Keller geführt; aber das Hiſtorienbuch
l ſchon zerriſſen, und abgeſchmutzt, und ein
eues will Papa nicht mehr kaufen. Hören
Sie, wenn Sie ſo gut ſeyn wollten, es uns
z leihen, denn Sie haben es gewiß. Wie
ollten Sie ein ſo ſchönes Buch nicht haben?

Ich bin bei Monſieur ſchon zweimal gewe-
en, einmal mit Mama, und einmal allein,
leich nach einander, er hat mich und Mama
ezeichnet, und — ich weiß nicht mehr, wie
r ſagte; er ſagte, wir könnten vierhundert
Bildl davon kriegen zum Verehren und Aus-
chenken; aber Mama ſagte im Nachhausge-
en, wir könnten etwas damit gewinnen, wenn
vir es in der Dult herumtragen, und verkau-
en ließen. Ja Mama, das thun Sie. Nun
lſo thut es die Mama, und hernach werden

wir es ſchon ſo anſtellen, daß das Weib, welches die Bildl herumträgt, juſt kommt, wenn Papa zu Hauſe iſt. Es thut nichts, weil er uns nicht kennt. Aber darauf bin ich begierig, was er ſagen wird. Ich bitte Sie, wenn die Bildl vor Ihre Thüre kommen, kaufen Sie fein auch eines oder zwei; aber das bitte ich mir auch wieder aus, daß Sie auf niemand Verdacht haben wollen, noch jemand zeihen wollen, wer es ſeyn könnte. Da betrügen Sie ſich gewiß; ich bin ſchon ſo getroffen, daß Sie mich nicht kennen.

Mama hat es mir verboten, jemand zu ſagen, daß wir bei Monſieur geweſen, und was wir mit ihm geredet haben, und als ich bei Monſieur allein war, hat er mirs auch wieder verboten, der Mama zu ſagen, daß ich bei ihm geweſen, und was ich mit ihm geredet habe. Ich bin herzlich froh, daß Sie es ſchon wiſſen, und ich es Ihnen nicht ſchreiben darf, weil Sie die Gabulam haben; aber gar alles, glaube ich, wiſſen Sie denn doch nicht, was ich mir dabei gedacht, und hernach auch, was ich mir vorgenommen habe. Je, wenn Sie das könnten! Ein bischen grauet mir beinahe; aber denken Sie denn nicht auch, daß Sie ſich verrechnen und irren können? Wenn ich Ihnen nun gar nichts geſagt hätte, ſo hätten Sie nichts darum gewußt. Aber geſcheite Gedanken, ſagt Papa, kommen erſt hernach; ja, aber hernach, da brauch ich ſie auch nicht mehr. Nebſt Anwünſchung eines guten neuen Jahrs empfehle mich Ihnen gar höflich. Dero

Dienerinn Eleonore.

Antwort.

Den 10. Dec.

Ich will Sie nicht erſchrecken, ſchlimme Freundinn, aber wollen Sie mir die Wahrheit geſtehen, wenn ich Ihnen nun ſagen kann, was Ihnen der Monſieur vorgeredet, und was Sie dabei gedacht und gethan haben? Ich habe einen alten Lexikon, worin alles, was ſich zuträgt, wenn ſich ein ſolches Mädchen, wie Sie ſind, abzeichnen läßt, wörtlich enthalten iſt. Als Sie in ſein Zimmer traten, ſagte er: Sind Sie endlich der Mama einmal echapirt? Darauf haben Sie hochdeutſch reden wollen. Ich bin ihr ausgewiſcht, ſagten Sie. Sie kommen wohl ſelten von Ihrer Seite, ſagte er wieder. Leider! gaben Sie zur Antwort. Armes, liebes Kind! Er kneipte Sie in die Wangen. Sie ſeufzten. Pah! ſeufzten Sie.

Wollen wir uns ſetzen. Der Monſieur winkte Ihnen mit der flach gehaltenen Hand bald zur Rechten, bald zur Linken, auf- und abwärts, maß und betrachtete Ihre Haare, Ihre Stirne, Ihre Augen, Ihren Mund, trieb ſich ſelbſt bald zu dieſer, bald zu jener Seite, ſchnitt hundert hölliſche Geſichter, zwitterte mit den Augen, huſtete, hielt endlich erſtaunt inne. Ein unvergleichlicher Kopf! Ein herrlicher Kopf! Ein herrlicher Kopf! Die vortrefflichſten Parthien und Verhältniſſe und Parthien, wo ich hinſehe. Es iſt für einen Künſtler eine wahre Luſt, einen ſolchen Kopf zu zeichnen. Himmel, welche marmorne Stirne! Welche Augen! Und erſt der lächelnde Mund! Bei jedem Ausrufe ſtanden Sie auf, und machten dem Herrn einen kleinen Knix, und baten ihn, er möchte Sie doch nicht ſo flattiren. Und aber die Naſe? ſagten Sie zuletzt. Und die griechiſche Naſe! fuhr er fort. Schon allein ein Meiſterſtück der Natur, wie ſie nur ſelten eines hervorbringt! Mit dem Ausdrucke einiger Beſorgniß fragten Sie wieder, ob er dann nicht mehrere dergleichen gezeichnet hätte. Er ſchwört, es wäre ihm, die Naſe eines Kebsweibes des Großmoguls ausgenommen, noch keine ſolche Naſe zu Geſicht gekommen. Sie glauben es, und dieſen Augenblick werfen Sie die Unterlippen in die

Höhe. Sie laſſen die Capuchon fallen, welche Sie in der Hand hielten. Witſch, ſtürzte Monſieur auf die Erde; dieß gefiel Ihnen ſo wohl, daß Sie ſie geſchwind noch einmal fallen ließen. Sie werden denken, ich ſey recht ungeſchickt, ſagten Sie. Wann werden Sie einmal aufhören, gegen ſich ungerecht zu ſeyn, ſagte Monſieur. Schmeichler! gaben Sie zur Antwort. Nun giengs wieder ans Zeichnen. Aber alles nur anzudeuten iſt heute eine Unmöglichkeit, unterbrach Monſieur ſeine Arbeit. So werde ich öfters davon wiſchen, verſicherten Sie, giengen darauf nach Hauſe, hoben den Kopf gewaltig in die Höhe, rannten vor zwei Fräulein, welche Sie geſtern Ihre Schweſtern nannten, aus, ohne ſie zu grüßen, ſahen darauf in den Spiegel, ſobald ſie nach Hauſe kamen, gaben der Mama zweimal eine gar ſchnippiſche Antwort, hiengen das Maul über einen kleinen Verweis, aßen nichts, wurden gegen Abend traurig, und wußten nicht, warum, wünſchten, daß es wieder Tag werden möchte, und gaben dem Papa keine Antwort, als er fragte, was fehlt denn dem Mädchen? Laſſen Sie mich bald wiſſen, was ich errathen habe. Ich bin indeſſen Ihr Diener.

München den 1781.

Mein Herr!

Wir danken Ihnen für das gutgemeinte Geſchenk, das Sie uns jüngſt mit Ihren Betrachtungen über die Kleiderpracht gemacht haben, und, o! daß wir etwas beitragen könnten, dieſelben nur einer, und der andern guten Freundinn, derer Beiſpiel wieder auf andere wirken müßte, an das Herz zu legen. Aber ſo lange ſie nichts Beſſeres kennen, ſo lange ihre Seelen roh, und mit den Freuden einer weniger ſinnlichen Art unbekannt ſind, ſo lange wird Putz und Schminke wohl ihre Hauptbeſchäftigung bleiben. Wo ſollen aber die herzhaftern Gedanken, und der Muth, ſich über das Beiſpiel zu erheben, auch wohl herkommen? Der eine, und größere Theil von uns bekommt im ganzen Leben kein vernünftiges Buch zu ſehen; und was der andere gewöhnlich und am liebſten zu leſen pflegt, das wird Ihnen beſſer, als uns bekannt ſeyn. Den wenigen Guten mangelt es an Wahl guter Schriften, oder auch an Kenntniß, dieſelben gehörig zu leſen. Wir werden ſchon als Kinder Schmeicheleien preis gegeben, die uns nie zu Beſinnung kommen laſſen; und ſind wir erwachſen, dann drücken uns die Moden, und

eine gewiſſe vertragsmäßige Nothwendigkeit,
alle unſere Reize aufzubieten, vollends zu Bo-
den. Wenn wir nun aber Männern zu Theil
werden, die eben ſo roh ſind, als die Meiſten
von uns! Frau v. — — gab mir den Robin-
ſon zu leſen; o, ein herrliches Buch! Sie
wird mir auch den Rabener geben. Was
denken Sie, daß mein Gemahl ſagte? Es hat
wenig gefehlt, daß wir uns nicht entzweiten.
Was ich ihm vorſagen wollte, half nichts; er
wollte nichts anhören. Und entweder du, ſagte
er, oder das Buch müſſen mir aus dem Hauſe.
Jch bin, ſchrie er, ohne Buch geworden, was
ch bin, und ich will meinem Hauſe dieſe
Schande nicht anthun, daß man mir ſo et-
vas nachſage. Was wollte ich thun? Jch
chickte das Buch auf den Schein den Augen-
lick fort, und noch dieſe Stunde reden wir
ur halbe Worte, und dieſe beſtehen ſeiner
Seits noch in bittern Spottreden. Will ich
n wieder gut haben, ſo muß ich ſelbſt zu
hmähen anfangen, oder gleichwohl etwas Un-
eſchicktes, das anbei unſchädlich iſt, thun,
odurch er überzeugt wird, daß ich nicht klü-
r, als ich ehe war, geworden. Wir bitten
ie, den Männern hierüber eine Vorſtellung
thun, und enden für dießmal ſogleich un-
Schreiben, weil wir uns ſchon denken kön-
n, daß Sie gar viel zu ſagen haben wer-

den. Wir verbleiben indeſſen mit aller Hochachtung ꝛc.

Antwort.

Ich behalte mir das Vergnügen, Ihren Wunſch zu erfüllen, auf die nächſte Gelegenheit bevor, und hoffe, daß Sie die folgenden Betrachtungen als einen kleinen Beweis meiner aufrichtigen Beſtrebung, Ihren guten Abſichten ein Genüge zu leiſten, anſehen werden.

Von einigen Urſachen mißvergnügter Ehen von Seiten der Frauenzimmer.

Es giebt wohl nichts Seligeres, nichts, das unſer Herz freudiger empor hebt, und mit zärtlichern Empfindungen einer nie verwelkenden Jugend nährt, als eine vergnügte Ehe. Sie iſt der geheimſte Wunſch aller gutgearteten Menſchen, und die erſte und dauerhafteſte Erquickung des Lebens. Ohne alle Pflege leben, niemand angehören ſollen, — von dieſem Zuſtande können ſich diejenigen keinen Begriff machen, die einer vergnügten Ehe ſich erfreuen. Den Menſchen, welche in der Ehe glücklich machen, und glücklich ſeyn würden, iſt außer derſelben in dem verwaiſten, eheloſen Stande ſelten etwas übrig, als eine heimlich nagende und langſam tödtende Marter im Gefühle der Herzensleere, und der Langenweile des Lebens, oder bei einem großen Herzen ein unaufhörlich beſchäftigter, zehrender Eifer für die Tugend, und die edelſten Dinge der Menſchheit. Dennoch fehlt, ſo ſcheint es, die Achtung und Erwartung guter Ehen, und es ſind in der That der vergnügten ſo wenig, daß es beinahe eine Art des Troſtes wird, der Gefahr eines äußerſt mißvergnügten Lebens entübrigt zu bleiben. Ach der Trennungen, wenn es angieng, würden mehr ſeyn, als der Verbindungen.

Dieſe Bemerkung, liebe Freundinnen, iſt höchſt traurig, iſt der Ehre des einen oder des andern Theiles ſehr nachtheilig, und in allem Betracht unſerer Ueberlegung höchſt würdig. Aber wenn wir nun ſchon in dieſe Betrachtung uns einlaſſen wollen, iſt es nicht billig, zuerſt bei dem Theil anzufangen, der, nachdem er vor der Ehe dem andern Theile alles war, nunmehr in der Ehe anfängt, ihm nichts zu werden?

In Wahrheit, ein groſser (vielleicht der wichtigſte) Theil miſsvergnügter Ehen fällt auf Sie zurück; und was das betrübteſte iſt, ſo hat die wenigſten Male ein böſes Herz daran Antheil, und man kann nichts thun, als Sie bedauern. Ich kenne bei uns keine wirkende Anſtalt zur Erziehung junger weiblicher Herzen, und die gewöhnlichen haben zu viel, oder zu wenig von dem, was ſie haben ſollten. In den Jahren, wo die erſten heftigen Empfindungen erwachen, und die Blüthen ihrer künftigen Glückſeligkeit keimen, wie unglücklich wird da Ihrem Geſchlechte mitgefahren? Entweder läſst man ihren Verſtand gänzlich unwiſſend, und ihr Herz gänzlich roh, und dann gehen Diſteln und giftige Blumen auf; oder man bringt falſche Gedanken in ihre Seele, und unnatürliche Empfindungen in ihr Herz. Von den wahren Pflichten einer künftigen Gattinn wird ihnen nichts, oder vielleicht viel Ungründliches, Kindiſches, und Romanhaftes geſagt. Die, welche man für die Beſsten im weiblichen Unterrichte hält, haben nie Männer gehabt. Lehrer giebt es wenige, und die Aeltern ſchämen, oder ſcheuen ſich, oder verſtehens nicht, davon zu reden. So wachſen ſie, und hüpfen ſie in den Taumeljahren heran, und chmücken, putzen, und reiben, und ſalben ſich, und wiſſen um keine Abſicht, als zu gefallen, und Männer zu feſſeln, ohne ein einzigesmal zu denken, ob das Poſſenſpiel ewig ſo fortdauern, und was, wenn der Mann des Lachens ſatt wird, aus ihnen dann werden ſoll.

Die meiſten hören als Gemahlinnen auf, zu ſeyn, was ſie als Geliebte geweſen. Ihre Abſicht, ſo ſcheint es wenigſtens, war nie der Beſitz eines würdigen Mannes, ſondern die niedrige Begierde, ihn zum Beſitz zu reitzen, und die Eitelkeit ermüdet, ſobald ſie befriedigt iſt. Ewig wünſchten ſie, daß man auf der Gaſſe, und, leider, in der Kirche nach ihnen ſich umſehen, daß man auf Bällen ſie zum Tanze auffordern, daß man Romane ihretwegen anlegen, und ſie grauſam, und wegen ihnen die Sterne ſelbſt grauſam ſchelten ſoll. Das ſetzte ſie in Bewegung, das machte ſie geſchäftig, ſinnreich, und lebhaft; und nun, da ſie am Ziele ſind; nun, da ihren tauſenderlei Erfindungen, ſich gefallend zu machen, gemäß ihrer Einbildung Grenzen geſetzt ſind, hören ſie auf, ihren Witz zu üben, und (als wäre die gute Meinung und die Hochachtung ihres Mannes gegen ſie eine unveränderliche, ſchon in ſeiner Natur gegründete, Schuldigkeit) ihre Unvollkommenheiten mit geringer Sorgfalt zu verbergen. Ich will hier einen

Punkt nur obenhin berühren, der Ihrem Geſchlechte ſo äußerſt nachtheilig, und vielleicht die erſte Quelle der einſchleichenden Verdroſſenheit iſt. Zur Zeit, als der Mann mit dem Auge eines Liebenden (verliebt ſeyn iſt ſchändlich) ſie anſah; als ihn ihr glühender Blick, ihr einnehmender, leichter Gang, ihr naiver unſchuldiger Witz, ihr Dahinſchweben feſſelte, als er glaubte, er könnte nicht leben ohne Hoffnung nach ihrem Beſitz; was war es damals, das das Herz des Mannes erhob, und erfreute? War es nicht dunkles Ahnen, und Erwarten innerer Vollkommenheit, ein Bild ungeheuchelter Zärtlichkeit, das ſich ihm vorſtellte, und das ihm, als etwas, das ſich in der Nähe vollends entwickeln würde, nur noch von weitem entgegen kam? Damals fühlte er ſein ganzes Weſen, wie begeiſtert, und in jeder Nerve meldete ſich Kraft und Luſt zum Ausfluge, und zur Wonne des Lebens. Er konnte Nächte wachen, und es kam ihm kein Schlaf, konnte Berg und Thal durchlaufen, und er wurde nicht müde. Er aß Brod, und trank Waſſer, und es ſchmeckte ihm wohl, und er gieng übelbekleidet in der Kälte, und es fror ihn nicht. Ganze Tage tröſtete, und freute er ſich in der Entfernung auf die Stunde, wo er ſie ſehen würde; und hatte er ihr Bild bei ſich, o wie oft trat er zu demſelben hin, und welche ſüße Dinge ſagte er ihm am Morgen, und am Abend! Sorgfältig wiſchte er den Staub von der Rahm; und, wenn es krumm an der Wand hieng, ſo richtete ers zurecht. Wie zitterte ihm das Herz, wenn er ihrem Haus ſich näherte, und wie nahm er ſich vor, was er ſagen wollte, wenn er ſie ſehen würde, und wie vergaß ers, ſobald er ſie ſah! Dann ein Blick von ihr, und alle Müdigkeit ausgeſtandener Arbeiten, aller Gram durchkämpfter Mühſeligkeiten ward verſchwunden, und da ſtand er im Nebel und Taumel, und Himmel und Erde ward um ihn vergangen. Wenn ich nun, ſagte er zu ſich ſelbſt, dieſe Glückſeligkeit lebenslänglich genießen werde, mich in ihrer Geſellſchaft, in ihrem Anblicke immer ſo gut, und ſtark befinden werde — ſollte mirs auch nicht in allem nach Wunſch gehen; — ich fühle es nicht; ich fühle bei Brod und Waſſer mich glücklich, und wollte in einer Hütte mit ihr leben.

Und nun von dem Augenblick, da er aus Achtung für ſie, den Bund der ewigen Freundſchaft ſchwört, geben ſich die Wenigſten eine Mühe, ſich in dieſer Achtung zu erhalten, laſſen ihn aus dem angenehmſten aller Träume erwachen, und was ſie ehe, da ſie es nicht waren, mit aller Gewalt zu ſeyn ſich anmaßten, das bemühen ſie ſich nunmehr nicht einmal zu ſcheinen. Frauenzimmer, wenn ſie in die Länge gefallen ſollen, müſſen ſtets in einer gewiſſen Entfernung bleiben; und je beſſer, und vollkommener der Mann iſt, deſto beſorgter ſoll die gebrechlichere, und an Ueberlegung ſchwächere Hälfte ſeyn, ſtets eine Art glänzenden Nebels um ſich herum zu ziehen, und was als eine Unvollkommenheit in die Augen fällt, ſorgfältig zu vermeiden. Ich bitte euch, ihr zärtlichen Mütter guter Töchter, umgürtet dieſe mit dem Gürtel jungfräulicher, weiblicher Züchtigkeit, den ſie nie ablegen ſollen, lehret ſie als Mädchen, und Gemahlinnen ſchamhaftig und reinlich ſeyn! Ich kann mir das nie erklären, wie es zugeht, wenn ich den Anzug und den Gang, und das ganze Weſen mancher verehelichten Frauen, die glücklich ſeyn könnten, erblicke, und den höchſt unangenehmen Abſtand ihres Betragens und ihrer Geſtalt von der ihrer Mädchenſchaft wahrnehme. Wie niedergeſchlagen, trübſinnig, ſchmutzig, und vernachläſſigt alles! Und wie eckelhaft, faul und träg, ſlankt ſie dahin an ſeiner Seite, als befände ſie ſich nunmehr am Ziele, wo alles nothwendig wäre, und wie trocken und gedankenlos bleibt ſie in allem ihrem Thun, und beſinnt ſich nicht ein einzigesmal, wie es weit ſchwerer, und für ihr eigenes Wohlſeyn wichtiger ſey, ſich in der Liebe eines

Mannes zu erhalten, als dieſelbe zu gewinnen. Es iſt gewöhnlich eine Kleinigkeit, welche uns in den Augen eines andern herabſetzt, und nachtheiligen Eindrücken Platz macht. Alle Unordnung iſt häßlich, und der berüchtigte Lehrer der Mittel wider die Liebe ertheilt verblendeten Männern mit vieler Vorſicht den Rath, den Gegenſtand ihrer Peinen unverſehens, und ehe er die Schminke aufträgt, zu überfallen, und ſtatt Einbildung und Hochachtung ihre Seelen mit Ekel, mit Grauen, und Abſcheu zu erfüllen.

Aber auch nur ſeyn, was man ehe war, nur immer ſcheinen, und nie werden, das iſt für Frauenzimmer, welche Männer beglücken wollen, noch gar wenig. Jenes zärtlichen oder majeſtätiſchen Ganges, jener artigen Wendungen des ſchlanken Körpers, jenes ſüßlockenden Weſens wird man mit allen den unzähligen weiblichen Kunſtgriffen bald gewohnt (gewöhnt man doch den Anblick der Morgenröthe) und wenn dann nichts beſſeres dazu kommt, wenn an die ausgelöſchte Stelle nichts Weſentlicheres hervortritt, ſo fällt die hohe Meinung gar bald herab, und diejenige, welche ehe dem feurigen Manne, da es ihm um die Augen dunkel war, ein mehr als irdiſches Weſen zu ſeyn ſchien, ſteht nun, wenn die Dunſtkreiſe ſich allmählig verdünnen, als ein blödes, und tolles, und erdartiges Weib da. Soll eine Frau für einen guten Mann auch eine gute Gemahlinn ſeyn, ſo muß ſie ſeine Hauswirthinn und Freundinn ſeyn können. O wie vieles, worüber wenig nachgedacht wird, liegt in dieſen Worten, und wie tugendreich muß die Gemahlinn ſeyn, die dieſelben im wahren Verſtande erfüllet, die ihres Mannes Hauswirthinn und Freundinn iſt.

Wer ſelbſt nie erfahren hat, was das iſt, etwas verdienen, wer an die Pflicht, einer Familie Nahrung und Unterhalt zu verſchaffen, ſelbſt nie die Hand angelegt hat, muß, wenn er mit dem Errungenen wirthſchaften ſoll, ſorgfältig unterrichtet werden, um ſein Geſchäft ordentlich anzufangen, und weder zu viel, noch zu wenig thun. Viele Frauen (um nach unſerm Ausdrucke zu reden) bekümmern ſich nicht, wo der Mann hernimmt, wenn er nur immer hat, und ſie glauben Hauswirthinnen von der erſten Hand zu ſeyn, wenn ſie in Kleinigkeiten karg thun, und es dem Manne, wie ſie meinen, an keinem Stücke ermangeln laſſen. Als Mädchen wurden ſie in einer halben Küchenmaske von der grauſamen Mutter höchſtens in die Küche geführt, um für den Papa eine Lieblingsſpeiſe zu bereiten, oder die Scheltworte der Mama mit den Domeſtiken zu lernen. Das war alles, und das übrige, Leib und Seele, gieng auf Putz und Fang. Sich einem Manne ergeben, heißt, nach ihrer Meinung, gewöhnlich nichts anders, als — ſich einmal von dem ſcheinbaren Zwange der Aeltern befreien, und in einen Stand verſetzen, wo man herrſchen, und nur winken ſoll können, um ſich als eine Gebieterinn bedienen zu laſſen. Und nun kauft, und tauſcht, und ſpielt, und kleidet man ſich ſo lange, als die Geduld des Mannes nicht ermüdet. Wo getanzt wird, da tanzt man mit, und wo ein Bärentreiber vorbeipfeift, da lauft man ans Fenſter. Wenn man einen halben Kreuzer erſpart, ſo weiß es der Mann; aber es kommt nicht zu ihm, wenn hundert Gulden dahin gehen. Wo man ſitzen könnte, da liegt man; und wo man zu Fuß ſpazieren ſollte, da läßt man in Sänften ſich hintragen. Wo man reden könnte, da muß ein Geſang ſeyn, und wo man Honig eſſen ſollte, da ſetzt man Bienen auf. Man hält ſich eine Unterhaushälterinn, ein Stubenmädchen, ein Fegmädchen, eine Putzmacherinn, eine Tändlerinn, eine Frau Schweſter, eine Tante, einen Cicispäo oder Liebhaber, und einen Schoßhund; welche alle mittel = oder unmittelbar bei dem theuern Gemahl in Penſion ſtehen, als welcher dieſes Titels ſich eigentlich darum bedienen darf, um ſich unaufhörlich nach den Wünſchen ſeiner koſtbaren Hälfte erkundigen, und, wo in der Welt etwas möglich iſt, das dieſelbe zieren, und ergötzen kann, es durch Extrapoſt alſogleich herzuſchaffen.

Aber nun die äußerſt Seltenen und Wenigen, welche die Geſchicklichkeit, oder auch beſſer zu reden, die Enthaltſamkeit, den Muth und die Tugend beſitzen, gute Hauswirthinnen zu ſeyn, haben darum nicht allemal die Fähigkeit, eines wackern Mannes Freundinnen zu werden; dazu gehört mehr, als zu jenem, und Redlichkeit und Ergebung allein thun es nicht; dieß iſt ein Werk eines geöffneten Verſtandes, und einer guten Erziehung. In der Ehe giebt es unzählige Vorfälle, die man zum Frieden, oder zum Unfrieden lenken kann, und die nämlichen Dinge erneuern in dieſem Hauſe Liebe und Eintracht, während daß ſie in einem andern Haß und Zwietracht erwecken. Mängel, Fehler, und Unarten, und ſolche Dinge, welche in der Meinung des andern Unarten ſind, haben wir alle, und Mann und Weib, deren jedes von dem andern geſchmeichelt ſeyn will, werden derſelben alſobald, wie des Staubes im Auge, gewahr; aber nun wiſſen, wo man reden, und ſchweigen, wo man hereingehen, oder hinaustreten, wo man vorſtellen, und bitten, oder ſein Gefühl nur ahnen laſſen, und lachen ſoll, das wird allein vom geſunden Verſtande berathen. Wo dieſer vorhanden iſt, da kann die Gemahlinn die meiſten Male alles, und Fried und Unfried ſtehen in ihrer Gewalt. Wenn gleich der Mann, ſchon gemäß ſeines Charakters, weniger zum Nachgeben, ſondern zur Oberherrſchaft geneigt, und berechtiget iſt, ſo pflegt doch der nachgebende Theil ſtets ſeine beſſern Vortheile zu ziehen, wenn er ſich ſeiner Vortheile bewußt iſt. Unſer Zeitalter erfordert gar viel mehr von einer Frau, die einem denkenden Manne zu Theil werden ſoll, als der Knabe aus dem vergangenen Zeitalter, und der gewöhnliche jetzige Vater ſich denkt, und die einzelnen, die es wahrnehmen, überladen daher ihre Töchter mit weiſen Sprüchen, und Einſichten. Sie laſſen denſelben das Zeichnen lernen, die Geometrie, Logik ꝛc. ſtudiren; darin iſt die meiſte Mal unſtreitig vieles übertrieben, aber zu gleicher Zeit auch vieles, wenn es gut angelegt wird, nützlich und unentbehrlich. Gelehrt ſollen die Frauen nicht ſeyn; aber gebildeter, verſtändiger, ſollen ſie doch ſeyn, als bloß bewegliche Maſchinen. Wenn ein Mann, ermüdet von Kopfarbeiten, und verdrießlichen Händeln, nach Hauſe kömmt, ſo ſoll er doch mehr hören, als alltäglichen Unſinn, und Klatſchereien des Markts, ſo ſoll er der Frau erzählen dürfen, was die Magd, weil ſie die

Magd iſt, nicht verſtehen gelernt hat. Was manches Frauenzimmer im Himmel und auf Erden anſieht, davon hat es nicht den mindeſten Begriff; es kennt die Natur des Bodens nicht, den es betritt, und kennt den Himmel nicht, nach dem es hinaufblickt, weiß nicht das Geringſte von der Phyſik, von der Naturgeſchichte, von der Geſchichte ihres Vaterlandes, und manchen ähnlichen Dingen, deren Kenntniſſe nicht zu beſitzen, jeder Menſchengeſtalt Schande iſt (für eine Mutter iſt das noch gar viel mehr) — und, wenn man die Kunſt, ein bischen auf dem Klavier zu klimpern, das Gebetbuch artiger zu tragen, und den Mund etwas ſchnippiſch zu verzerren, und vornehm kalte Grimaſſen zu ſchneiden, auch allenfalls ein bischen freche Schwatzhaftigkeit ausnimmt, ſo befinden ſich Ihre Gnaden von — und zu —, und die Viehmagd im leinenen Kittel, und mit der ruſigen Naſe, gerade im Gleichgewicht. Und der Mann mit Kopf und Herz ſitzt dem Dinge gegenüber, und tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß es doch in ſeinem Lande beſſer, als im Hottentottenland ſey. Und wenn nun erſt dieſer Mann Vater, dieſe Frau Mutter wird! —

Aber nie würde ein guter Rath theurer ſeyn, als wenn man fragen ſollte, wie die Sache beſſer zu machen. Das Leſen iſt wohl an und für ſich gut; aber wo ſind die lokalen Schriften, wo die Frauenzimmer, die leſen können? Es kommt hier das Meiſte auf eine gute Erziehung, auf einen zweckmäßigen Unterricht, und auf gar viele andere Dinge an, die ſich nicht hineinleſen laſſen; und ſo ſehr ich wünſchte, daß jedes Frauenzimmer, welches bemittelt genug iſt, um ſich eine Niederlage von Spitzen und Hauben anzuſchaffen, eine kleine Bibliothek gewählter Schriften beſitzen möchte, ſo gewiß weiß ich, daß ich einen großen Theil der Schriften, die jetzt von Frauenzimmern geleſen werden (ſo äußerſt wenige es deren giebt), vor denſelben, wenn ich könnte, verbergen würde. Frauenzimmer ſollen nie einen Weg gehen, den nicht ehe die Männer betreten haben. Wenn der Mann roh, unwiſſend, ungeſittet, und in den geiſtreichſten Büchern unbeleſen iſt; wenn da, wo ihr ganzes Herz glüht, ihm eckelt, wenn er gar nicht weiß, was eine feine Empfindung heißt, und für alle Bedürfniſſe des Geiſtes kalt und träg, und unbelebt iſt, und ihr glühet die Seele, ihr vergehet bei einer ſchönen Schrift die Welt, mit welchen unnennbaren Leiden muß ihr Herz an ſeiner Seite dann bluten! Wie muß da ihr Innerſtes über Unglück und Elend klagen, wo ſie außer dem ein gewöhnliches Schickſal geſehen hätte! Aber dieſe grauſamen

Folgen entſtehen nur bei unverderbten Seelen durch gute Schriften, und die gewöhnlichen Früchte gemeiner Bücher ſind von einer ganz andern Art. Sie bringen den Frauen den Schwindel der Gelehrſamkeit bei, und dann wehe wieder dem Manne! Aus keinem Munde gehen tollere Worte, als aus dem Munde einer gelehrten Frau; und kann ſie keinen Menſchen feſt halten, dem ſie erzählen kann, was ſie weiß, ſo erzählt ſies den Balken und Steinen. Wo jene durch ihr trockenes und einförmiges Weſen Ueberdruß und Langeweile erwecken; da verurſachen dieſe durch ihre ſich aufdringende Weisheit, durch ihr Entſcheiden Gelächter und Mißvergnügen. Nichts von denen zu ſagen, bei welchen ein unbehutſames, unzeitiges Leſen den Geiſt der Koquetterie und des unerträglichen ſchimmernden Witzes erweckt. Noch einmal, ſie ſollen von Gelehrten unterrichtet, aber ſelbſt nicht gelehrt werden, und wer die Wahl zwiſchen einer guten und einer berühmten Frau, ohne eine zu kennen, hätte, ſollte, däucht mir, die gute ſich wählen.

Noch habe ich vom Mangel der Klugheit, der nöthigen Vorſicht bei den Fehlern des Temperaments nichts geredet, auch von den mancherlei Ausſchweifungen nichts, welche unter dem Vorwande einer galantern Lebensart, und einer gewiſſen philoſophiſchen Denkungsart unſer Zeitalter zu dulden ſcheint; aber was oft geduldet wird, das wird darum nicht gerechtfertigt, und wo man locker lebt, da iſts keine Folge, daß man locker denke. Man denkt gar nicht. Und thäte mans, unſere Voraͤltern thatens nicht, und ihre Art zu denken war nicht kleinſtädtiſch, und ihre Sitten waren groß, und erfüllen uns auf unſern Bühnen mit Ehrfurcht und Schrecken. Eine deutſche Frau war eine Zierde des Erdbodens; ſie war häuslich, rein, geſund, und keuſch! Und anſehnlich war ſie ſchon von Geſtalt, daß ihr niemand zumuthete eines andern Frau zu ſeyn. Darum gebahr ſie dem Vaterlande gute Kinder, und mächtige Söhne, welche den Feinden ihrer Väter unüberwindlich waren. Die Worte, Leichtſinn und Untreue waren nicht in der deutſchen Sprache; und brauchte man ſie, ſo wars bei den Nachrichten von fremden Völkern. Gut zu bleiben war damals leichter, als heute; denn die Meiſten waren es; heute nöthigt man ſie, tugendhafter zu werden, denn gar viele ſind es nicht. Ihre Standhaftigkeit, tugendhaft zu bleiben, iſt nie fürchterlicher untergraben worden, als heute. Sie ſagen von dem, der nicht lebt, wie ſie, der nicht ausſchweift, wie ſie, ſie ſagen, er beſitze keine Kenntniß der großen Welt, denke gemein und bürgerlich. Vielen eiteln Frauenzimmern fehlt hierin der Stolz, und worin ſie aus Neigung nach Ausſchweifungen nie gewilliget haben würden, dahin laſſen ſie ſich durch Eitelkeit verleiten. Sie fürchten, man würde ſie dumm nennen, wenn ſie ſich nicht alle Mühe gäben, dumm zu handeln.

Du kannteſt wohl die große Welt auch, guter Kleiſt; wahrlich du kannteſt ſie.

Wenn du nicht wie der Sturmwind ſprichſt,
Nicht ſaufſt, wie da die Erde ſäuft,
Wo ſich das Meer im Strudel dreht;
Wenn kein Erdbeben deinen Leib
Zu rütteln ſcheint, indem du gähnſt,
So mangelts dir an Heldenmuth.
Und tanzeſt du den Phrynen nicht
Von weitem einen Reverenz;
So mangelts dir an großer Welt.
Wenn du nicht ſpielſt, und viel gewinnſt,
Bis der, mit dem du ſpielſt, erwacht;
Wenn Wolluſt unter Roſen nicht
Dich in die geilen Arme ſchlingt,
So fehlt dir Witz! So fehlt dir Witz!

Briefe der Eleonore,

worin zufälliger Weiſe eine merkwürdige Geſchichte des menſchlichen Herzens enthalten iſt.

Den 14. Jän.

Mein Herr!

Ich bitte gar ſehr, mich zu entſchuldigen, daß ich Ihnen dieſen Monat, wie ichs mir vornahm, nicht ſchreiben kann. Ich kann dieſe Tage gar nichts thun, ich kann nicht eſſen, nicht trinken, nicht ſchlafen, ich kann niemand leiden, noch weniger ein gutes Wort geben; ich möchte nichts als beißen und Augen auskratzen. Sehen Sie, da habe ich nun ſchon einen ganzen Monat an einem Kleid garnirt, weil Mama ſagte, ich würde heuer das erſte Mal nach einer maskirten Akademie, ingleichen Redoute gehen dürfen; und wie es nun dazu kommt, Himmel! ſo will Papa nicht dran. Papa iſt gar ſeltſam und wunderlich, und man muß, Sie glauben es nicht, gar ſubtil mit ihm umgehen, und ihn zuvor allemal gut kriegen, wenn man etwas haben will. Er hat viel zu arbeiten in Papieren, und wenn er dann zuweilen von dem Staub, welcher aus denſelben herausgeht, den Kathar bekommt, ja, da müſſen wir alle auf den Zähen gehen; er hört es doch, und ſchilt uns aus. Zuweilen hat er einen Tag, wo es nicht recht iſt, wenn wir reden, und auch nicht recht iſt, wenn wir ſchweigen. Ich thue hernach allemal für mich ſelbſt humſen, oder ein bischen pfeifen. Geſtern glaubte ich, wie gut ichs machen wollte. Papa lachte ein paarmal; da glaubte ich, er wäre guten Humors; er wars auch, ſagte Mama; aber wie nach dem Speiſen der Hr. Onkel nicht kam, mit dem er allemal diskurirt von der engliſchen Flotte, ſo wurde er böſen Humors. Ich aber habe das nicht geſehen, und da gieng ich hin, und ſagte (ich will Ihnen unſer Geſpräch nur herſetzen), Papa, ſagte ich, jetzt wird die Carneval bald kommen. Leider, leider! ſagte Papa. Zweimal leider, dacht ich, und wünſchte ſchon, daß ich nichts geſagt hätte. Da werden hernach Redouten ſeyn, ſagte ich, und Akademien. Leider! ſagte Papa wieder, und nun wollte ich gehen; ich gieng auch, und war ſchon bei der Thüre; aber ich hörte Mama oft ſagen, friſch gewagt, iſt halb gewonnen. Alſo kehrte ich wieder um, und ſagte, das muß recht luſtig ſeyn, wenn man vor einander hinſtehen kann, und einander nicht kennt.

Papa hatte die Charte von England vor ſich liegen, und die Zeitung in der Hand; er ſuchte einen Namen, und hörte mich nicht. Er könnte es aber denn doch gehört haben, dachte ich; und nach einer Weile fieng ich wieder an. Recht luſtig, ſagte ich, muß es ſeyn, ich möchte es ſchon auch einmal ſehen. Daran iſt gar nicht zu denken, ſchrie Papa. Wie dem Mädchen ſo was nur einfallen kann! Stellen Sie ſich vor, wie ich da ausſah! Man ſieht da, fuhr Papa in einem gelindern Tone fort, man ſieht da allerhand Sachen, die ein Mädchen, wie du biſt, nicht ſehen ſoll. Ich will aber nicht hinſehen, gab ich zur Antwort. Und hernach, fuhr er fort, macht man auch unterweilen allerhand Bekanntſchaften, die ein Mädchen, wie du biſt, nicht machen ſoll. Sind Sie denn oft dabei geweſen? fragte ich. — Es iſt nicht daran zu denken, ſchrie er wieder.

Ich gieng zur Mama ins Zimmer, und heulte, und fieng an der Garnirung zu trennen an. Da ließ mich es aber die Mama nicht thun. Nähe du nur fort, ſagte ſie. Am Abend, als Papa nach Hauſe kam, ſchmähte er entſetzlich wider das Ausgehen. Das wäre der rechte Köder, ſagte er, womit man die Herzen verführete. Die Aeltern ſind Narren, die ihre Kinder von ſich laſſen. Mama ſchmähte noch weit ärger; alſo fieng ich wieder zu trennen an. Sie ließ mich es aber wieder nicht thun. Näh du nur fort, ſagte ſie. Ich dachte wohl zwei Stunden daran, und dachte daran, bis ich einſchlief, wie Mama das meinen könnte.

Den 15.

Heute ſtand ich in aller Früh auf, weil ich weiß, daß es Papa gern ſieht; ich ließ vor der Thüre ein paarmal etwas fallen, damit er wüßte, daß ich aufgeſtanden wäre. Er lobte mich deßwegen unter dem Kaffeetrinken was rechtes. Ich werde künftig alle Tage ſo fleißig ſeyn, ſagte ich, und meinte, daß es nun wieder Zeit ſeyn würde, meine Sache anzubringen; aber ehe ich es thun konnte, fieng Papa wieder an, mich zu loben. Und, ſagte er, wenn man zur gehörigen Zeit ſchlafen geht, ſo kann man zur gehörigen Zeit aufſtehen. Die Morgenſtund führt Gold im Mund. Ich habe heute Nacht um drei Uhr noch fahren hören, ſagte ich. Drum, antwortete Papa, werden ſie jetzt auch noch ſchlafen, und wenn ſie aufwachen, trübe Augen und Kopfweh haben. Dir fehlt aber jetzt nichts, ſagte er. Nicht das geringſte, Papa. Freut mich, gab er zur Antwort.

Mama befahl mir, ich ſollte nach dem Tiſch, wenn Papa wieder bei der Landkarte ſitzen würde, hineingehen, und auch etwas davon reden. Sie wollte hernach ſchon ſehen, ſagte ſie. Ich kam; erſt gieng ich um Papa herum, betrachtete ihn zur Rechten, und zur Linken, und überall kams mir vor, als wenn er wieder nicht guten Humors wäre; aber ich dachte, ich müßte es doch nur wagen. Ich tappte alſo mit dem Finger in die Landkarte. Es iſt viel, ſagte ich, daß die Franzoſen nicht gleich nach London zufahren, da her, ſagte ich. Da müßten ſie ehe ausſteigen, gutes Kind, ſagte Papa. Ja, ſagte ich, das müßten ſie, und auf dem Lande marſchiren. Schritt nach Schritt, fiel Mama ein. Darauf gieng ich hinaus, und horchte. Es iſt viel, fieng Papa an, daß Leonore um ſo etwas ſich bekümmert; ſie redet ſchon ganz vernünftig. — Sie kommt zu Jahren, ſagte Mama. Deſto mehr müſſen wir drauf Acht geben, gab Papa zur Antwort. Da haſt du es, dacht' ich, heraus.

Den 16., 17. und 18. ward vom Ausgehen nicht ein Wort geredet; den 19. horchte ich an der Thüre, das ich ſeit dem alle Tage gethan habe, weil ich immer glaubte, Mama würde was reden. Sie hat ihm eine Geſchichte erzählt; ich weiß ſchon, was, und von wem, und als ich den Kopf an die Thüre hob, ſagte ſie eben, das kommt, ſagte ſie, von nichts anderm her, als weil ſie dieſelbe immer einſperrten, und niemals unter die Leute ließen. Da werden hernach die Kinder ordentliche Talken, ſie wiſſen ſich nirgends zu helfen, und wenn ſie in Gelegenheit kommen, ſo ſind ſie gleich das erſtemal verloren. Gar nirgend hinlaſſen! ſagte ſie. Man weiß jetzt nicht mehr, gab Papa zur Antwort, was man mit den Kindern thun oder laſſen ſoll. Zu Hauſe bleiben ſie dumm und blöd, und außer Hauſe werden ſie verführt. Es iſt ein rechtes Elend, ſagte Mama.

Den 20. beſuchte uns der Hr. Rath — Mama hatte mit ihm lange allein geredt, bis der Papa herein gieng. Ich ſah durchs Fenſter, und that, als wenn ich nichts hörte. Der Hr. Rath erzählte die nämliche Geſchichte wieder, und noch ein paar dazu, und hernach, ſagte er, gerade wie geſtern die Mama, daran wäre nichts Schuld, als die dumme Erziehung. Da wollen ſie, ſagte er, die Töchter immer nichts hören, und nichts ſehen, und nichts wiſſen laſſen; hernach bricht die Bosheit auf einmal aus, und wenn ſie nur ein bischen loskommen, ſo mag der Gukuk ſie feſthalten. Die Malizen der Mädchen, ſetzte er hinzu, ſind ohne Ende, und der Kopf muß verrückt ſeyn, der ſich denkt, er komme ihnen auf ihre Schliche. Wenn ſie aber in Geſellſchaften kommen, und die Welt kennen lernen, ſo werden ſie eher klug, ſatt, und ſind ſo leicht nicht zu fangen. Hat man gewiſſe Jahre bei ihnen verſehen, ſo bleiben ſie lebenslängliche Talken, mürriſch, zänkiſch, und mit einem Worte, ſie gehören ins Spital.

Es läßt ſich, erwiederte Papa, eben ſo vieles contra ſagen. Contra läßt ſich noch weit mehr ſagen, ſetzte er hinzu.

Wofür läßt ſich nichts ſagen, fiel der Hr. Rath ein. Ich habe die meiſten Erziehungsbücher geleſen, und ich weiß, was davon zu denken iſt. Da ſollte man die Töchter hinführen, überall hin, wo es was giebt, und wenn dort etwas zu Freies paſſirt, ſo ſoll man ihnen ſagen: Sieh, das mußt du nicht thun, das iſt häßlich; oder, das mußt du thun, das iſt ſchön. Es laſſen ſich die ſchönſten Lehren anbringen.

Schöne Lehren laſſen ſich ſchon anbringen, ſagte Mama; aber Eleonore, fuhr ſie fort, ſie hörts nicht; aber ich ſolls nicht ſagen, ſie ſehnt ſich nicht ſonderlich nach dem Ausgehen; ſie ſehnt ſich nach nichts, daß es ſchien, als wenn es bei ihr ſeyn müßte. Ich wünſchte, daß ſie es thun möchte.

In ihren Jahren ſo verdroſſen! ſagte der Rath, und zuckte die Achſel. Weiter ſagte er nichts.

Den 21. Heute, ſagte Mama, ich möchte, wenn ich zu Tiſch käme, ein Glas brechen. Als wir zu Tiſch ſaßen, fragte ſie mich: Haſt du die Suppe geſalzen? Nein, Mama. Haſt du die Servieten genäht? Nein, Mama. Haſt du — hier ſtieß ich das Glas um. Und den nämlichen Augenblick lief ich davon.

Ich fürchte, ſagte Papa, als ich fort war, das Mädchen wird ein bischen ungeſchickt. Ich fürchte, ſie iſts ſchon, ſagte Mama. Es geht ihr ſo gar nichts aus den Händen; ſie mag ſich nicht aufmuntern. Immer zu Hauſe ſitzen, und an einen Ort hinſtehen möchte ſie.

Am Abende beſtellte Mama die Putzhändlerinn.

Den 22. Ich dächte, ſagte heute Papa, es könnte nicht ſchaden, wenn wir Eleonore mit dem Hrn. Rath nach einer Akademie und Redoute gehen ließen. Sie iſt zu traurig, ſagte die Mama, und wird nicht wollen; ſie iſt gar zu trübſelig. Eben darum, gab Papa zur Antwort.

Ich denke, fieng Papa wieder an, ich werde das Mädchen dennoch gehen laſſen. Du vergiebſt deine Autorität, ſagte Mama, nachdem du es ihr ſchon einmal abgeſchlagen haſt. Zudem, wie ich ſagte, fuhr ſie fort, Eleonore wird nicht wollen; denn, wenn ſie ſo etwas will, ſo dauerts nur einen Augenblick. Sie muß wollen, fiel Papa hitzig ein. Wir müßten ihr denn nur eine kleine Freude voraus machen, gab die liebe Mama zur Antwort.

Den 23. Heute kam die Putzhändlerinn, wie es nur ſo ſeyn will, gerade, als wir abgeſpeiſt hatten. Mama ließ ſie aber nicht hinein, ſondern ſagte, doch ſo laut, daß es Papa hören mußte: Schön wäre die Haube ſchon; ſie wär' auch nicht theuer um dieß Geld; aber Eleonore hat keine Freude daran; ſie kommt nirgends hin. Dieſen Augenblick öffnete Papa das Zimmer, und nachdem er die Mama ein bischen ausgeſcholten, daß ſie auf mich gar ſo hart wäre, kaufte er die Haube. Ich darf aber noch dieſe Stunde nichts darum wiſſen. Er will mir eine unverhoffte Freude machen.

Den 24. Heute ſchlief ich bis halb neun Uhr, und fieng gleich zu ſingen an. Als Papa es hörte, ſagte er: Eleonore iſt heute ſehr luſtig, und wenn ich wüßte ꝛc. daß ſie immer ſo wäre, ſo dürfte es nicht nöthig ſeyn, daß wir ſie zum Ausgehen zwängen. Um 10 Uhr ſah ich trüb darein, und um 11 Uhr weinte ich. Nun folg ich niemand weiter, ſagte Papa, und das Mädchen muß nach der Akademie, und nach der Redoute gehen. Die Aeltern ſind Narren, ſagte Papa, die ihre Kinder daheim laſſen.

Alſo am Amandustag da gehen wir nach der Akademie, und am Sonntag drauf nach der Redoute. Wenn Sie hinkommen, ſo ſteche ich Sie mit einer Nadel in den Rücken, oder ich trete Ihnen auf die Füße, was Sie wollen, damit Sie wiſſen, daß ich da geweſen. Adieu, und nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Ihnen dießmal nicht ſchreiben kann. Ich bin

Ihre Dienerinn.

* * *

Hundert Sätze über die wichtigſten Gegenſtände.*)

Prolegomena. Zweimal zwei iſt vier, und ſieben dazu iſt eilf. Und bleibt eilf zu allen Zeiten, und in allen Ländern dieſes unſers Planeten, Erde genannt. Und bleibt daſſelbe auf allen übrigen Planeten, Kometen und Fixſternen, und durch alle Sonnen-Syſteme der unendlichen Schöpfung.

---

*) Centum theses circa materias gravissimas, ex philosophia sanae rationis et experientiae cum prolegomenis, notis, et scholiis, ad quas legendas humanissime invitat L. W. 10r Bd. der hiſtor. Beiträge.

Und auf ſolchen unabänderlichen Grundſätzen beruhen die Beſchaffenheiten derjenigen Dinge, auf welchen der Werth, und das Glück der Menſchen beruht. Sie können nicht nach unſerm Dünkel geändert, vermehrt, oder verbeſſert werden.

Der geſagt hat, daß nach der Verſchiedenheit der Länder, und ihrer verſchiedenen Bedürfniſſe, Eigenſchaften und Sitten auch verſchiedene Religionen ſeyn müßten, und immer ſeyn würden, hat etwas geſagt, das er ſchlechterdings nicht verſtanden hat. Es kann niemals eine Zeit, und kann niemals ein Volk geben, bei welchem das „Liebe Gott und deinen Nächſten" nicht als erſter und weſentlicher Grundſatz ſeiner Denkart und Handlungen aufgeſtellt werden könnte, und müßte. Und nun! „Hierauf ruht das ganze Geſetz und die Propheten."

Weil man ſich ſo allgemein einbildet, daß man nicht ſtraucheln noch irren könne, ſo ſtrauchelt und irrt man ſo allgemein; daher haben alle Zeitalter ihre Krankheiten, Einbildungen und Verirrungen, bei denen ſie nicht ſelten ganz ſtolz und unbedingt glauben, daß ſie das Recht hätten, ihr Kopfleiden eine beſondere (allein ihnen vorbehaltene) Weisheit, und ihre Anſtalten und Unternehmungen, darum, weil es Aenderungen des vorigen Zuſtandes der

Dinge ſind, helle Verbeſſerungen, worüber die Nachwelt ſtauen würde, zu nennen. Es hat daher nie ein Zeitalter gegeben, wo der große Mann nicht darum groß war, daß er genöthiget, und unerſchrocken genug war, wider die Schwächlichkeiten, Vorurtheile, und albernen Anmaßungen ſeines Zeitalters zu kämpfen, bei einem Heer von Einſtreuungen, den Kampf zu beſtehen, und unter einer dicken Kruſte von Dunſt und Wolken an das Daſeyn und reine Licht der Sonne über der dicken Kruſte zu glauben.

„Nicht diejenigen, welche behaupten, daß ſeit fünfzig Jahren die Ordnung geſunder Grundſätze umgeſtürzt, und daß durch dieſen Umſturz eine ſchreckliche Verwirrung und eine gräßliche Finſterniß, bei welcher man in den wichtigſten Dingen mit der Stange wie in einem Nebel herumtappt, verbreitet worden ſey, ſondern diejenigen, welche den Umſturz und die erfolgte Verwirrung und Finſterniß in Schutz nehmen, ſie einen Fortſchritt philoſophiſcher Aufklärungen nennen, ſind die ächten Finſterlinge, die eingeſchränkten Geiſter und Dummköpfe. Und wenn dieſe ferner ſo oft behaupten, daß dieſe und jene Anſtalt dem neueſten Zeitgeiſte (jeder Zeitgeiſt iſt überall nur eine flüchtige Mode) nicht mehr anſtehe, mit ihm nicht mehr vereinbar ſey, ſo ſprechen ſie allerdings eine vollgültige Wahrheit; doch ohne etwas wider die Güte einer Anſtalt, oder einer Behauptung, welche nun einmal unveränderlich gut iſt, zu beweiſen; denn nicht in dem Geiſte und Zwecke ehemaliger Begriffe und Anſtalten, ſondern in ihnen, (die ſie der berüchtigte Zeitgeiſt ſind), iſt eine weſentliche Veränderung vorgegangen. Sie ſind es, welche fader, gedankenloſer, ſchwächlicher, und verunſtalteter geworden ſind, und nicht die ehemaligen Einrichtungen und Grundſätze, wider welche ſie losziehen."

Religion und Sittlichkeit.

Prolegomenon. Man kann zuerſt die Sache, welche hier beleuchtet werden ſoll, unter dem folgenden Bilde bezeichnen. Man ſtelle ſich eine Geſellſchaft von Menſchen vor, welche (vermöge eines unvermeidlichen Verhängniſſes) nach einem, von uns einige tauſend Meilen entfernten, Lande binnen einer beſtimmten Zeit reiſen, ſich daſelbſt auf ewig niederlaſſen, und ein, dem Gehalte ihrer Eigenſchaften, mit welchen ſie ankommen würden, angemeſſenes, Schickſal zu erfahren haben ſollten. Dieſe Menſchen beſtrebten ſich, jeder nach ſeinen Kräften, raſtlos, um ſich den Unterhalt, deſſen ſie während ihrer Reiſe benöthigt ſeyn würden, zu verſchaffen, und darauf ſchränkten ſie ihr ganzes Thun ein, ohne ſich im Geringſten zu erinnern, was es dann am Ende damit werden, und wozu alles ihr Thun, ihr Dichten und Trachten hinführen ſollte. —

Wenn man nun das Thun, Treiben und Wähnen aller Völker und Nationen, aller ihrer Kaiſer, Könige, Herzoge, Statthalter und Magnaten, bevollmächtigter Geſandten und Reſidenten, aller Präſidenten, Kanzler und Magiſtrate, aller Feldmarſchälle, Generäle, Oberſten der Artillerie, der Reiterei und des Fußvolkes, aller Landrichter, Rentbeamten, aller Steuereinnehmer und Fiskale, aller Herolde, Zahlmeiſter und Buchhalter, aller Rechnungsführer, Reviſoren und Juſtificanten, nebſt ihren Auſcultanten und Retardatenarbeitern, aller Polizei-Direktoren, Medicinalräthe, Doktoren der Arznei und Chirurgie, aller Baumeiſter, Tabellen- und Kataſtermacher, aller Forſtbeamten, Regiſtratoren, Repartitoren, Kanzelliſten, Protocolliſten und Liquidations-Kommiſſäre, aller Zoll- und Mauth-

Direktoren, Forſtmeiſter, Münzwardeine und Salinen-Inſpektoren, aller Schuldentilgungs-Aſſeſſoren, Aktuaren, General-Sekretären und Officianten, aller Communal-Verwalter, Lazareth-Inſpektoren, Wechſelrichter und Gensd'armes, aller Lotto-Inſpektoren, Brücken- und Straßen-Ueberſteher, aller Redakteurs und Special-Kommiſſäre, Ausrufer und Schatzmeiſter, aller Gaſtgeber, Bierbräuer, Weinſchenker, aller Schloſſer und Schmiede, Seiler, Weber, Lebzelter, Bäcker, Schuſter und Schneider, die zehntauſend Conſorten, mit eingeſchloſſen — betrachtet;

— wenn man alle dieſe Individuen, Herren und Diener, Reiche und Arme, Große und Kleine, Dickbäuchige und Zaunrackerdürre, Springende und Watſchelnde, Schwarz- und Rothhaarige, Adler- und Breitnaſige, Gebückt und Aufrechtgehende — ſammt und ſonders betrachtet, und ſie fragt, was ſie dann alle im Schilde führen, was ſie wünſchen, ſuchen, was ſie dann am Ende damit eigentlich und beſtimmt bezwecken wollen; —

— wenn ſie Jahr aus, Jahr ein, Tag vor Tag, (keine Stunde ausgenommen) auf den Straßen durcheinander, der da hin, der dort hin, gehen, laufen, ſtolpern, im ſtrengem Trapp und Galopp reiten, mit Kutſchen, Chaiſen, Cabrioleten fahren; wenn ſie ihre Augen begläſern, einander anlächeln, oder angrinſen, ſich die Hände geben, oder ſich anſchnurren, ſich einander ſuchen, oder zu ſehen vermeiden, wenn ſie ſich einander wünſchen, daß man mit Appetit eſſen, wohl verdauen, ſich gut unterhalten, gut ſchlafen möge; und ſich dann angelegentlich fragen, ob ſies gethan haben; —

— wenn ſie Palläſte, Kaſernen, Gärten, Fiſchweiher, Viehſtälle, Heuſtädel, Magazine, Stadtthore, Remiſen, Geldbörſen, Hallen und Kunſtgewölber, Tanzböden, Gefängniſſe und Heuwagen, Brücken, Zollhäuſer und Schwindgruben, Reitſchulen, Thürme und Durchgänge bauen, einreißen, erweitern, erhöhen, verzieren; — wenn man mit einem Worte ſie frägt, welchen eigentlichen Zweck ſie dann bei ihrem Pochen, Keuchen, Schwitzen, Huſten, Schmähen und Lachen ꝛc. durchſetzen wollen; ſo geht am Ende (im weitläufigen und engen Sinne) um kein Jota mehr hervor, als daß die Millionen Erdenbewohner mit ihren Würden, Aemtern, Armeen, Flotten, gewaltigen Einbildungen, unermeßlichen Anmaſungen, horribeln Anſtrengungen, mit ihrem Durcheinanderlaufen, Drängen, Lärmen, Prunken und ſtolzen Schimmerungen auf unzähligen Wegen, und mit den verſchiedenſten Mitteln das Glück ſuchen, ſich alles das verſchaffen zu können, was man nöthig hat, — um (während der kurzen und flüchtigen Zeit, da man in dieſem Thränenthal, als ein elender Pfründner wohnt) ſo viel, als möglich, ſo bequem, als möglich, ſo lange, und ſo gut, als möglich, — eſſen, trinken, ſich kleiden und wohnen zu können.

Oder was will dann, damit wir uns das prunkendſte und prächtigſte Spektakel, das nur der reichſte Staat aufſtellen kann, nennen und herausheben, was will und ſucht dann die zahlreichſte und wohlbeſtellteſte Armee mit aller ihrer Artillerie, Cavallerie, Infanterie, mit ihren ſchön gerüſteten Roſſen, fürchterlichen Kanonenzügen, mit ihren Säbeln, Flinten, mit ihren Federbüſchen, wallenden Fahnen, und koſtbaren Muſiken? Sie will, (ſo viel ſich nämlich davon begreifen läßt) Menſchen aus der Botmäßigkeit eines andern reiſſen, und ſie ihrer Botmäßigkeit unterwerfen, um ihnen eröffnen zu können, daß ſie ſie nöthigen würde, Abgaben zu entrichten, bei welchen Abgaben man am Ende kein anderes und herrlicheres Ziel erreicht, als daß man ſich an das (immer wieder ſich in den Weg ſtellende) Ziel hingeſtellt findet, auf die erquickendſte Art ſein Eſſen, Trinken, Kleiden und Wohnen, erſt ſich ſelbſt zu verſchaffen, und dann davon wohl auch allen den Seinigen (jedem ſoviel, als ſich für ſein Geſchlecht, Alter, Würde und Geſchäft geziemt) zukommen zu laſſen.

Oder was wollen denn alle Juſtizcollegien, mit jenen Zahlloſen, qui iras et odia vendunt, was wollen alle Criminalrichter mit ihren Schergen, Scharfrichtern, was alle Polizeibehörden mit ihren Legionen von Dienern? Ebendaſſelbe; — wiewohl ſie (aus Unwiſſenheit, Mißverſtand, Trägheit, Unredlichkeit, Albernheit) — ſehr gewöhnlich immer nur ſuchen, und niemals auch nur zur Hälfte finden.

Aber was ſoll denn das Alles? Wohin ſoll denn das Alles am Ende führen? Wenn man nun fünfzig und hundert Jahre gegeſſen, getrunken, ſich wohl gekleidet, gut gewohnt hat; ſeinen Körper abgenutzt, ausgenutzt, ſeine Rolle ausgeſpielt, ſich zu den Millionen der Vorausgegangenen entfernt hat, ſoll man uns dann die Grabſchrift jenes Königs —

> „Hic iacent, quae edi, quae bibi, quae exsaturatus reliqui.“

— ſetzen; von welcher Grabſchrift Ariſtoteles ſagte:

> „Quid aliud in bovis, non in regis sepulchro inscriberes?“

Sollte man wegen des Eſſens, Trinkens und Schlafens entſtanden ſeyn? Unmöglich! Den meiſten Menſchen wird ja jenes Glück nicht einmal in dem Maß, daß ſie ſich darüber freuen könnten, zu Theil. Tauſende müſſen immer kümmerlich leben, damit Einer gut leben könne. Und wie oft müſſen die allerbeſten, fähigſten und muthigſten Menſchen in lebenslänglicher Dürftigkeit ſchmachten, ſich verkannt, verkleinert, verläumdet, unterdrückt, von glücklichen und vornehmen Wüthrichen aus der Welt geſchafft ſehen? Sollte das ſo bleiben, und von jeher der natürliche Zuſtand des Menſchen geweſen ſeyn? Unmöglich! Sollte für uns nichts anders, als das aprés nous le Deluge bereitet, ſollte das gräßlichſte Chaos unſer Loos, und nie eine freundſchaftliche Hand, welche uns (wenigſtens in caliginosa nocte) wenigſtens in der Entfernung, auf einige Strahlen von Licht hingewieſen haben ſollte, vorhanden geweſen ſeyn!

Sie war vorhanden, und die ſchönſte aller ſchönen Erzählungen ſagt, daß einſt ein „sacer, interpresque deorum“ die Menſchen aus den Wäldern herausgeführt, daß er ihre Seelen aus dem, ihnen unnatürlichen, Zuſtande geweckt, und ſie gelehrt habe, Menſchen zu ſeyn, die für einander geſchaffen wären *). Nun entſtanden Staaten, und väterliche erſte Gewalthaber. Nun entſtanden in der Folge Künſte und Wiſſenſchaften, und was dieſelben herbeiführen.

Und alle die nachgefolgten neuen, wunderbaren Erſcheinungen wurden von jenem Wundermanne, dem sacer interpresque Deorum allein durch etwas, das in dem Menſchen lange betäubt und unterdrückt lag, bewirkt, — durch die menſchliche Vernunft. Auf dem Wege und bei dem Lichte der Ausbildung dieſer Vernunft kamen Erfindungen, Verfaſſungen, Anſtalten, Unternehmungen, welche das allgemeinſte Erſtaunen erregten, und verdienten, aber zugleich kam auch eine höchſt ſonderbare Entdeckung zum Vorſchein, die Entdeckung nämlich, welche auch durch eine ununterbrochene Erfahrung beſtätiget ward, daß jenes Vernunftlicht bei den Anſichten ſolcher Dinge, welche jeden Menſchen die theuerſten

---

*) „Sylvestres homines sacer interpresque Deorum
Caedibus et victu foedo deterruit Orpheus.
— fuit haec sapientia quondam:
Publica privatis secernere, sacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare jura maritis,
Oppida moliri, leges incidere ligno."

und wichtigſten ſeyn müſſen, bald falſch zeige, bald ſich gänzlich verliere, und daß es (jenes Vernunftlicht) durchaus nicht die Eigenſchaft und Kraft beſitze, den Menſchen in Fällen, Zweifeln und Angelegenheiten, von denen in den wichtigſten Vorfällen ihres Lebens ihre Beruhigung und Zufriedenheit abhängt, vorzuleuchten, und ſie, wo ſie gleichgültig und kalt ſind, da ſie belebt und feurig ſeyn ſollten, zu erwärmen. Bald verfielen dann auch ſolche Völker, bei welchen (weil einige unter ihnen in Künſten und Wiſſenſchaften Meiſter waren) die menſchliche Vernunft die vollendetſte Probe ablegte, was ſie vermöge, nicht nur auf die abgeſchmackteſten Begriffe und Vorſtellungen von dem allerhöchſten Weſen und Welterſchaffer, ſondern auch (in Hinſicht der unerläßlichen Pflichten und Obliegenheiten des Menſchen) auf die unſinnigſten und ſchädlichſten Lehrſätze und Behauptungen; und dabei kannten ſie nicht die geringſten Begriffe von den unentbehrlichſten Mitteln, durch welche der Menſch in den Stand geſetzt werden muß, die (ihm, wenn er nicht zu Grunde gehen ſoll, nothwendige) Herrſchaft über ſeine Sinnlichkeit zu behaupten, dann, wenn er ſtrauchelte, ſeine Sinnes- und Gemüthsänderung zu bewirken, und bei gräßlichen Unglücksfällen durch die zuverſichtliche Hinweiſung auf eine beſſere Ausſicht und Zukunft ſich aufrecht zu erhalten. Vielmehr trug alle Verfeinerung der Vernunft *) nur dazu bei, die Menſchen bei ihren Verſchlimmerungen ſchlauer, und ſinnreicher zu machen, und mit einem Worte, es gewann das Anſehen, als ſey man bald wieder auf dem Wege, des nur noch ſparſam glimmenden Dochts der Vernunft entbehren, und ad sylvestres zurückkehren zu wollen.

Wie? Sollte wohl das Vernunftlicht dieſer Art und Eigenſchaft das Einzige für den Menſchen, und ſollte ein ewiger Zuſtand von hilfloſer Schwäche, von marternden Zweifeln und Ungewißheiten, von endlicher Erbitterung gegen ſein elendes Hierſeyn das einzige, das, von einem feindlichen Verhängniſſe den Menſchen zugetheilte, ewige Loos des Menſchen ſeyn? Sollte nichts Zuverläſſigeres, auf deſſen Licht und Kraft die Vernunft des Menſchen ſich ſtützen, womit der Menſch vollkommen befriedigt werden könnte, jemals vorhanden geweſen ſeyn?

---

*) Der Verfaſſer verwechſelt hier öfters eine von der Sinnlichkeit überwältigte Vernunft mit der reinen die Sinnlichkeit beherrſchenden Vernunft.

A. d. H.

Es war (wiewohl lange nur bei einem kleinen Theile von Menſchen) vorhanden, und erſchien vor 1819 Jahren mit Chriſto unter dem Namen des Chriſtenthums. Das Chriſtenthum hat das entartete, ſchon wieder halb verwilderte Europa von einer neuen Verwilderung gerettet. Es hat das Erdenleben belebet, verſchönert, verſüßet, vermöge der Hinweiſung auf das künftige Leben. Es hat die Menſchen gelehrt, was bloß nur ein Mittel, und eine Vorüberwanderung unſers Daſeyns, und was entgegen der Zweck und die dauernde Stätte ſey.

Der sacer interpresque Deorum erſchien hier in einer ganz andern, in einer ungleich herrlichern Geſtalt, ſo, daß ſein Amt, weil es die Vorbereitung zum Ewigen, und die Ewigkeit zum Zwecke hat, das Luminare majus, die Kenntniß und Arbeit aber, ſich ſeine Koſt und Liegerſtatt zu verſchaffen, (dieß Layenamt, Luminare minus) auch Er ſelbſt das Sal Terrae genannt wurde, von welchem geſchrieben ſteht: „Si sal evanuerit, in quo salietur?"

Thesis I. Wenn das größte Glück, das ein Fürſt und ein Volk ſich wünſchen kann, in einer Leitung und Bildung, und in einer Herſtellung ſolcher Menſchen und Unterthanen beſteht, welche mit einer ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit auf Gottes, dann ihrer Obrigkeit Befehle achten, welche mit einer ſorgfältigen Wachſamkeit den wilden Ausbrüchen ihrer Sinnlichkeiten und Leidenſchaften wehren, welche ſich einander wahrhaft lieben, und aus Liebe wechſelweiſe unterſtützen, nichts von Beleidigungen, und kränkenden Anmaßungen unter ſich, nichts von Liſt und Betrug wiſſen; dann iſt unläugbar, daß an einem guten Biſchof ſo viel, und wohl noch ungleich mehr, als an einem guten General gelegen, und daß der Dienſt von ſechshundert guten Pfarrern von einer wohlthätigern Wirkung auf das ächte Wohl eines Volkes ſey, als ein Heer von ſechzigtauſend Soldaten, ſo nothwendig in manchem Falle ihr Dienſt auch ſeyn mag.

Thes. II. Wenn alle europäiſchen Völker und ihre Häupter (alle und jede), mit dem ächten Geiſte des Chriſtenthums beſeelt wären, ſo gäbe es keine Kriege, keine Kerker, und keine Criminalrichter, und nur wenige Aerzte; und wenn gleich ein ſolcher Zuſtand noch niemals vorhanden geweſen, und auch kaum zu erwarten iſt, ſo iſt und bleibt es darum doch eine unerläßliche Pflicht, ſolche Anſtalten zu treffen, welche die Abſicht haben, ſich dem Ziele jener Vollkommenheit zu nähern.

Schol. „Geſundheit, Fleiß und Redlichkeit machen das größte Kapital des menſchlichen Geſchlechts aus.“ — „Die Eiferſucht des weltlichen Standes gegen den geiſtlichen geht zu weit, und man ſchätzt ein Volk freier, das durch Karrenſchieben und Prügel zu ſeiner Pflicht geführt wird, als das fromme Häuflein, was durch geiſtliche Bewegungsgründe zum glücklichen Sclaven ſeiner Wohlfahrt gemacht worden.“ Moſer patriot. Phant. Th. 2. S. 135 u. 136.

Thes. III. Die chriſtliche Religion iſt keine menſchliche Erfindung, keine bloß aus einer klugen Politik errichtete Anſtalt, ſondern etwas Wirkliches, Wahres, Weſentliches und Unentbehrliches. Wer von dieſer Wahrheit und Wirklichkeit nicht durchdrungen, nicht von ihr lebhaft beſeelt iſt, der iſt ſo unglücklich, nur die Hälfte von einem menſchlichen Weſen, nur ein belebter Körper zu ſeyn.

Thes. IV. Wo die Religion nicht in der gehörigen, aus dem Herzen ſtrömenden, Achtung ſteht, da iſt kein Glück und kein Segen; da iſt kein Friede und keine Zufriedenheit.

Schol. Wahr und ſchön hat Horaz geſagt:

„Multa dii neglecti dedere
Hesperiae (Europae) mala luctuosae.“

Schol. Und „der eigene Vortheil der Regierungen und aller Mitmenſchen erfordert es demnach, daß einmüthig, und mit vereinigten Kräften an der Erhaltung der Religion, an der Erhaltung und Ausbreitung der Gottſeligkeit, der Gerechtigkeit, der Tugend, und (was davon die unmittelbare Folge iſt) der der allgemeinen Glückſeligkeit gearbeitet werde.“

Thes. V. Wie bei ganzen Völkern, ſo bei einzelnen Familien. Je weniger Religion bei einer Familie wohnt, deſto weniger Herzlichkeit, deſto weniger ächte häusliche Ruhe und ſtille Zufriedenheit, deſto weniger Feſtigkeit und Selbſtſtändigkeit wohnt bei ihr. Sie iſt (um ihrem eigenen Anblicke, und dem Gefühle ihres Innern zu entgehen) genöthiget, ihre Zuflucht zu einer ewigen Zerſtreuung zu nehmen, und ſich mit Betäubung zu umgeben. Die häusliche Zucht und Ordnung, die Wirthſchaftlichkeit, das vertrauliche Zutrauen unter ſich, dieſe weſentliche Bedingniſſe der häuslichen Glückſeligkeit, machen ganz andern fremdartigen Dingen Platz, welche zur Zerſtörung aller Glückſeligkeit führen.

Thes. VI. Wenn eine Regierung ſagt, daß ſie mehrere Religionen dulde, und daß ſie durchaus niemanden zwinge, gerade dieſer oder jener Religion zugethan zu ſeyn: ſo will ſie keineswegs ſagen, daß es ganz einerlei, und daß es der willkührlichen Auswahl eines jeden Menſchen überlaſſen ſey, zu welchem Religionsbekenntniſſe, oder vielmehr, zu welcher Religionsgilde er ſich halten wolle. Es kann nur Eine Religion die wahre ſeyn; und wer das Schickſal hat, einer andern, ausgetreten, zugethan zu ſeyn, der muß meinen, er ſey der wahren zugethan, oder er iſt keiner zugethan.

Thes. VII. Die ächte Religions-Toleranz beſteht darin, daß man den verſchiedenen Religionsverwandten eine vollkommene Freiheit ihrer Religionsübungen zugeſtehe, und daß man ſie wider alle Verunglimpfungen und Kränkungen ſchütze. Alles Uebrige, z. B. eine gefliſſentliche Anſiedlung verſchiedener Religionsverwandten, iſt etwas mehr, als Religions-Toleranz.

Thes. VIII. Wenn man will, daß unſere Geiſtlichen das Salz der Erde ſeyn, daß ſie gelehrte, verſtändige, ſtreng ſittliche, und zugleich mild und duldſam geartete Menſchen, daß ſie überall Muſter und Beiſpiele ſeyn ſollen; wenn man dieſen Zweck im Ernſte will, ſo iſt dieſer Sache bald geholfen, man darf nämlich nur die geeigneten Mittel im Ernſte wollen.

Schol. a) Was die gegenwärtigen Geiſtlichen betrifft, ſo muß man ihnen die Achtung wieder verſchaffen, die ihrem Stande und Berufe gebührt. Man muß ſie ferner keine bloßen Cultusdiener nennen laſſen. Man muß ſie nicht von jedem Landrichter, Rentbeamten und Schreiber im Angeſicht der Bauern erniedrigen und hudeln laſſen. Man muß ihnen, da ſie, wenn ſie ihrem Stande gemäß leben und wirken, dem Vaterlande die theuerſten Männer ſind, ihr Leben auf jede anſtändige Art erfreulich zu machen ſuchen, und wenn doch die Worte Human und Liberal jemals eine wirkliche Bedeutung hatten, dieß im Werke bewähren; damit in Zukunft Väter vom beſſern Stande, welche in der Lage ſind, ihren Söhnen eine beſſere Erziehung zu geben, wieder eine Neigung bekommen, ihren Söhnen den geiſtlichen Stand als einen im höhern Grade verdienſtlichen und erfreulichen Stand zu empfehlen.

b) Der ehemalige *) (in jedem Betracht vortrefflich beſtellte, und in der allgemeinſten Achtung und im verdienteſten Zutrauen geſtandene) geiſtliche Rath in München gab ſich alle Mühe, die unerläßlich nothwendige Errichtung

---

*) Einſt in Bayern, was der Kirchenrath in Würtemberg noch jetzt iſt.

A. d. H.

geiſtlicher Seminarien und Prieſterhäuſer, dann eines domus eremitorum (das ſich längſt ſelbſt geſtiftet haben würde) dann endlich eines domus correctionis (es verſteht ſich, mit den zweckmäßigſten Einrichtungen) zu bewirken.

c) Wenn es ein wirklicher Ernſt iſt, die chriſtliche Religion wieder als die erſte und weſentliche Stütze der Staaten und Regierungen zu erkennen, und ihr die, ihr gebührende, Würde wieder einzuräumen, ſo muß niemand die Unvorſichtigkeit begehen (man begeht ſie aus Mangel an Ueberlegung, und aus einem treibenden Kitzel ſchwächlicher Einbildung und Eitelkeit) — ſolche Schriften, welche geradezu darauf angelegt ſind, alle Religionen umzuſtürzen, öffentlich in den Schutz zu nehmen. Als unlängſt in der hieſigen politiſchen Zeitung vorgekommen, daß ein franzöſiſcher Biſchof bei der Herausgabe ſeines Faſtenpatents vor den Schriften der berüchtigten Bücherſchreiber, Voltaire und Rouſſeau, gewarnet habe; ſo fand ſich ſogleich jemand, der ſich nicht enthalten konnte (in eben derſelben Zeitung Nr. 60, S. 279) dem Publikum zu ſagen: „Eine neue Ausgabe der Werke Voltaire's hat die ganze Wuth der Finſterlinge aufgereizt. Sie wollen alles vertilgt wiſſen, was ihre Thorheiten und Laſter enthüllt. Freilich war des alten Satyrs Feder oft in verſengendes Feuer getaucht, und es iſt Schade, daß dieſer unerſchrockene Vertheidiger der menſchlichen Vernunft weder Maß noch Ziel kannte, und überdieß ſich nicht ſcheute, die Ausgelaſſenheit der höhern Stände, die Frechheit höfiſcher Sitten, den bittern Spott der ſogenannten feinen Geſellſchaft, und die Gräuel der Roués, überall dreiſt auszudrücken; aber Voltaire's Talent war auch die furchtbarſte Keule, womit der wiedererwachende Genius der Menſchheit die rieſenmäßigen Vorurtheile und Unholden barbariſcher Jahrhunderte zu Boden ſchlug." Mir war, als ſollte ich meinen Augen nicht glauben, als ich dieſe Stelle las. Wie? die vielen klaſſiſchen Schriftſteller, welche in Frankreich unter Ludwig XIV. erſchienen, wären nicht hinlänglich geweſen, der franzöſiſchen Nation eine ächte Aufklärung und Bildung beizubringen, und Voltaire und Jean Jac. Rouſſeau hätten ihr dieſen Dienſt vorzüglich geleiſtet? Haben nicht gerade die aufgeklärteſten und beſonnenſten Franzoſen einhellig bedauert, daß die Schriften des Voltaire und Rouſſeau und ihrer Conſorten Hunderttauſenden die Köpfe verrückt, und die Sitten grundlos verderbt, daß ſie (was ächtphiloſophiſche Schriftſteller als einen laſterhaften Gräuel verabſcheuen) über ihre Könige, und Prieſter, über ihren Adel, und allgemein über ihre Religion die bitterſte Verachtung verbreitet, und daß hauptſächlich die Schriften des Voltaire's u. a. die ſchrecklichſte aller Zerrüttungen, den Untergang der Nation und ihrer Könige herbeigeführt haben? Sollte man, da die gräßlichen Wunden kaum noch zu heilen beginnen, ſchon wieder von neuem anfangen, ebendieſelbe Vergiftung einzuimpfen? Sollte man ſogleich wieder anfangen, einen Gährungsſtoff zu den gräßlichſten Erbitterungen und Unordnungen neuerdings zu ſammeln, und unter das Volk zu verbreiten? Einen neuen Umſturz und Gräuel alles Beſtandes der Dinge anlegen? Wie unbeſonnen demnach!

d) Man muß vor allen Dingen das Chriſtenthum in den Schulen (von den unterſten angefangen, und durch alle Klaſſen) wieder mit dem Ernſte behandeln, mit dem es einſt behandelt worden iſt.

Thes. IX. Es iſt ſchlechterdings ein nichtiger Wahn, wenn man wähnt, daß eine Vereinigung aller Religionen möglich; oder wenn man wohl gar behauptet, daß ſie bereits in ihrer Annäherung ſey. Sie iſt, (ſo lange man lehrt, wie man lehrt) unmöglich.

Schol. Schon der beſonnene Jeruſalem hat dieſe Unmöglichkeit (um das Jahr 1770) in einer kleinen Schrift (denn es brauchte keine weitläufige Ausführung) behauptet. Niemals, ſagte er unter anderm, werden die Katholiken von ihrem unerſchütterlichen Glauben an die Transsubstantiation im Geringſten abweichen, und niemals werden die Nichtkatholiſchen (ſo lange ſie ächte Proteſtanten bleiben) jenem Glauben huldigen. Bei den Katholiken iſt ihr Glaubensdogma innigſt und weſentlichſt mit der Moral verbunden. Der Gottmenſch, Jeſus Chriſtus, welcher die ewige, eine, für alle Zeiten und Menſchen heilbringende, und unabänderliche Moral lehrte, lehrte zu gleicher Zeit das mit der Moral unzertrennliche Dogma. Dieſes Dogma bleibt unabänderlich, wie die Kirche, welche die Einſetzung und Vereinigung von beiden verbürgt, und welche allein es iſt, die entſcheidet. Die für alle und jede Mitglieder dieſer Kirche von ihrem Stifter eingeſetzten, und nach dem Sinne Chriſti allein entſcheidenden Oberhäupter derſelben (der mit einer Kirchenverſammlung vereinigte Pabſt) haben im Weſentlichen an den Einſetzungen Chriſti nie etwas geändert, und werden nie etwas ändern, und das Weſentliche ſoll bis ans Ende der Welt feſtſtehen, wie es iſt. Ganz anders, und im ſchnurgeraden Gegentheil ſteht der Proteſtantismus in ſeiner weſentlichen Anſicht da. Ihm iſt zwar das verbum divinum ebenfalls unica fidei norma; allein er räumt jedem einzelnen Menſchen nicht nur das Recht ein, ſondern legt ihm die Pflicht auf, den Sinn des verbi divini zu prüfen, die alte Exegeſe ſeiner ſymboliſchen Bücher, wo ſie ihm unrichtig vorkömmt, bei Seite zu legen, und einer Erklärung, welche ihm richtiger zu ſeyn dünkt, zu folgen. Der Katholik glaubt, daß er der Freiheit und Pflicht, zu denken und zu prüfen, vollkommen gehuldiget habe, da er ſich auf dem Wege ſeines Nachdenkens und Prüfens überzeugt hat, daß es höchſt vernünftig ſey, anſtatt perſönlich zu prüfen und zu entſcheiden (wozu ja doch nicht jeder Bibelleſer befähigt iſt) dieſes Geſchäft den Apoſteln und Jüngern Chriſti (nämlich den ihnen in einer unmittelbaren, und ununterbrochenen Ordnung nachgefolgten Biſchöfen und ihrem Oberhaupte) zu überlaſſen, und ſich mit ihren Ausſprüchen und Verfügungen zu beruhigen. Der Proteſtant hingegen hält das perſönliche Selbſtprüfen für ein unveräußerliches Recht, für eine unerläßliche Pflicht, und er erklärt eine Lehre für irrig, welche dem perſönlichen Selbſtprüfen in Religionsſachen einige Schranken ſetzt, und daher zum Beiſpiel ſagte Herr Teller in ſeiner „Religion der Vollkommnern“ (Berlin bei Auguſt Mylius 1793. S. 59): „Jede Offenbarung muß vom Glauben anfangen, ihn zum Grundgeſetz machen; ſobald ſie aber auf nichts als Glauben von Anfang bis zu Ende bringt, nicht zum eigenen Nachdenken ermuntert, es wohl gar verbietet, und mit angedrohter Seelengefahr davon abſchreckt, ſo hat ſie ſich ſelbſt das Brandmahl der Lügen, und des Betruges eingedrückt. Sie kann nicht von dem kommen, der ſeine Menſchen vernünftigen Denkens und Nachdenkens über alles fähig machte. Das thut alſo auch nicht das rechtverſtandene Chriſtenthum.“ Das iſt wohl auch auf der Seite des Hrn. Tellers ganz richtig; denn wenn (was dem Proteſtantismus weſentlich zum Grunde liegt) alle proteſtantiſchen Conſiſtorien in Europa ſich nicht für befugt halten, dem geringſten Leinweber eine Norm, wie er in Glaubensſachen denken ſoll, vorzuſchreiben, ſo muß jeder Leinweber das Ding wohl ſelbſt thun, wie ers kann. — Hierüber bleibt übrigens alles ſogenannte Diſputiren eine vergebliche Sache. Jeder Theil hat ſich entſcheidend erklärt, und darauf beharrt jeder Theil.

Diejenige Religionsvereinigung, auf welche unſer Zeitgeiſt hindeutet, iſt aber auch eines ganz andern Inhalts. „Dieſe Vereinigung nämlich ſoll keineswegs in dogmatiſchen Gegenſtänden, wo ſie ſobald nicht zu bewirken iſt, ſondern in der chriſtlichen Moral geſchehen. Dieſe Moral, als worin das Weſen und der Zweck aller Religion beſteht, ſoll als eine bürgerliche Moral, welche das Verhalten des Menſchen, und ſeine Beruhigung im bürgerlichen Leben lehrt, von allen Religionsverwandten gemeinſchaftlich anerkannt, von dem, was man das Poſitive der Religion, den Kirchenglauben, die Gottesverehrung (zu Latein Cultus) nennt, getrennt, auch dieſe letztere als eine ganz außerweſentliche Angelegenheit betrachtet, und es der freien Wahl, der freien Anſicht und Ueberzeugung eines jeden anheim geſtellt, und der ſchöne Zuruf des heil. Auguſtin (Epist. 54. ad Januar) als gemeinſchaftliches Looswort geltend werden: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas *).“ Dieſe auf ganz mißverſtandene Vorausſetzungen gebaute Anſicht iſt (wie es nach den Thatſachen das Anſehen hat) die große, gemeinſchaftliche Anſicht, und die vermeinte Religionsvereinigung der heutigen ſogenannten großen, und ſchönen Welt. Dieſe heutige Welt erklärt allen eigentlichen Kirchenbeſuch für außerweſentlich, und für

---

*) Dieſe Modeanſicht iſt indeſſen aus der Mode gekommen, und ſie war auch ſo allgemein, als wie der Verfaſſer ſie ſchildert, und gelehrte chriſtliche Theologen konnten nie eine ſolche Vereinigung erzwecken wollen.

A. d. H.

ganz willkührlich, ſetzt Chriſtum bei Seite, und behauptet mit einem vornehmen Dünkel, daß ſie die Vernunft, und die Vernunft-Moral in ihre Rechte eingeſetzt, daß ſie ſich endlich aus dem Stande der Unmündigkeit herausgeriſſen, und die Mündigkeit erobert habe; aber dieſe eingebildete Mündigkeit muß unſtreitig ſchon während ihres Entſtehens verfallen. Nachdem nämlich ein wahrhaft tugendhafter Lebenswandel, zwar ein beruhigender und vergnügter, aber keineswegs ein mit Roſen beſtreuter und unbedingt behaglicher Zuſtand, nachdem dieſer Zuſtand vielmehr ein unerläßlicher Kampf gegen die Lockungen der Sinnlichkeiten, und gegen die Gewalt der Leidenſchaften iſt; da er ein Zuſtand der Nüchternheit, der Entſagung, der Abtödtung iſt, ſo wird die (allein ihrer eigenen Leitung überlaſſene) Vernunft ſich bald beſcheiden, daß eine ſolche Forderung der Tugend, vermöge welcher man wider ſeine Lüſte und Sinnlichkeiten kämpfen, und ſie beherrſchen ſoll, zu übertrieben ſtreng, und gar zu unbeſcheiden, und daß ſie demnach nur von engherzigen, überſpannten, und für jede Freude unempfänglichen, grämlichen Männern neuerer Zeiten aufgeſtellt worden ſey. Man wird ſich eine Moral dichten und bilden, bei der man ſich alles, wozu man gereizt wird, erlauben kann.

Thes. X. Die Moral, welche heut zu Tage auf Schulen gelehrt, und geprieſen wird, iſt keineswegs eine Moral der (ſich ſelbſt überlaſſenen) Vernunft, ſondern dieſe heutige Schulmoral iſt gerade da, wo ſie am vollkommenſten iſt, allein eine Moral des Chriſtenthums, und vom Chriſtenthume entlehnt. Die Vernunftweiſen, Sokrates, Plato, Xenophon, Epiktet, Ariſtoteles, Cicero, Seneca und andere, wußten nichts von einer ſolchen Moral, wie ſie jetzt die Morallehrer vortragen. Und wie Gellert mit vollem Rechte ſagt: „Das geringſte Dorf weiß in unſern Tagen mehr von dem einigen Gott, und den Pflichten des Menſchen, als die Städte, worin Künſte und Wiſſenſchaften ſo vorzüglich blühten, als Athen und Rom wußten.“

Thes. XI. Eine Moral ohne Religion iſt eine Moral, von welcher (die Geſchichte lehrt es) Völker und einzelne Menſchen, welche das Unglück traf, ſie zum Führer zu haben, nach einem Abgrund ſcheußlicher Irrlehren, und gräßlicher Wahnſinnigkeiten geführt werden.

Thes. XII. Unter dem Krummſtab war gut wohnen; und der (ſogenannte, eingebildete) geiſtliche Deſpotismus war ſtets hunderttauſendmal menſchlicher, als dieß der (ſtets grenzenlos und ſchonungslos zufahrende) weltliche Deſpotismus iſt, wo er vorhanden iſt.

Thes. XIII. Denjenigen Geiſtlichen, welcher ſich in München ſcheuet, in einer geiſtlichen Kleidung *) ſich ſehen zu laſſen, weil er fürchtet, von jungen und alten Herren, welche jetzt eben keine Religion treiben, gering geachtet, oder geradezu verachtet zu werden, miserabilem vappam, et vacui capitis homulum, immo homulum facile dixeris.

Schol Aechte Geiſtliche ſind das koſtbarſte Geſchenk des Herrn. Sie ſind allgemein wirkend, wo ſie mit Ernſt auftreten. Sie lehren, gut und tugendhaft ſeyn, ſie lehren, verſchmähen, was nicht edel iſt. Sie lehren, harte Zeiten ertragen, ſchwere Pflichten erfüllen, und den Tod nicht achten, wenn die Pflicht, und das Vaterland ruft. Einſt lag an dem Quatembertag, da man neue Prieſter wählte, und weihte, das ganze Volk auf den Knieen, mit der inſtändigſten Bitte an Gott um ächte Prieſter. — Wenn man von der bayeriſchen Nation überall rühmen hört,

---

*) Weſtenrieder verſteht hierunter nicht ein Herumlaufen in Talar und Cingulum auch bei den profanſten Beſuchen, was jetzt Einige den italieniſchen Klerikern nachäffen, ſondern eine anſtändige dunkle Kleidung, ferne von modiſcher Ziererei wie von Schmutz, die den Geiſtlichen bezeichnet.

A. d. H.

daß ſie ihrem Fürſten und Vaterland innigſt ergeben, daß ſie einfach, aufrichtig, bieder, tapfer, verſtändig, gutmüthig, worthaltend, daß ſie ſtolz auf ſich ſelbſt, und daß ſie (dieſe bayeriſche Nation) eines der wohlerhaltenſten deutſchen Völker ſey, ſo iſt ſie ja dieß allein durch ihre Geiſtlichen, als durch welche allein ſie ſeit einem Jahrtauſend gebildet wurde, geworden, und geblieben.

Thes. XIV. Es iſt eine himmliſche Anſtalt um die in allen Städten und Flecken Bayerns übliche Anſtalt, vermöge welcher auch der herabgekommenſte, ungeachtetſte, elendeſte, auf Stroh und Lumpen liegende, von aller Welt verlaſſene, mit der eckelhafteſten Krankheit behaftete Menſch von einem Prieſter beſucht wird, der ihn mit Gott, mit der Welt, und mit ſich ſelbſt verſöhnt, der ihm den Schweiß von der Stirne wiſcht, der ihm brüderlich die Hand drückt, und Troſt in ſein Herz gießt. Das iſt eine wunderbare Anſtalt, und iſt eine Gott gefälligere, für die Menſchheit wichtigere, edlere, und erhabenere Anſtalt, als mit ſechstauſend Wachslichtern beleuchtete Prunkſäle, ſchmetternde Aufzüge, und geräuſchvolle Spektakel.

Schol. „Die Religion iſt im Naturſtande der einzige Schild des Schwachen gegen den Stärkern; und in der bürgerlichen Geſellſchaft iſt ſie der einzige Troſt der zahlreichſten Menſchen, die par Convention im Elende ſchmachten. Sie ſchützt den Unterthan gegen den Tyrannen, indem ſie Geſetze feſtſetzt, die über alle oberſte Gewalt ſind, und Strafen diktirt, denen allein der Souverain ſich nicht entziehen kann. Sie ſichert den Regenten gegen den Unterthan, indem ſie dieſem aus dem Gehorſam eine Religionspflicht macht. Wäre ſie auch nicht wahr, ſo wäre ſie doch das Geſcheutſte von allem dem, was Menſchen eingeführt haben. Sie reicht weiter, als die Juſtiz; ſie wirkt über das Leben hinaus, und ſtraft noch jenſeits. Die chriſtliche Religion vereinigt alles, was die Philoſophie Erhabenes erfunden, und der Rittergeiſt Edles eingeführt hat. Das Volk hat nur zwei points de reunion, den Markt und die Kirche. Dort erſcheint es oft mit feindſeligen, eigennützigen Abſichten, hier bloß als Bruder. Bienfaisance war noch vor fünfzig Jahren ein bloßes Religionswort. Man kannte alſo keine andern wohlthätigen Handlungen, als die aus dem Antriebe des Chriſtenthums kamen. (Schlözers Briefwechſel Th. IV. Heft XX. pag. 135).

Thes. XV. Es würde ſehr unſchicklich ſeyn, wenn man einem Pfarrer zumuthen wollte, Dinge, welche den Viehſtand, die Jahrmärkte, Stroh und Heu betreffen, von dem Predigtſtuhle zu verkündigen.

Thes. XVI. Wegen der Einführung des Wörtleins „Hülfspriester,“ anſtatt des ehemaligen: Kaplan, item des Wortes: Geiſtlicher Beamter, anſtatt Pfarrer, wurde das Weſentliche und Außerweſentliche der Sache um kein Jota beſſer. So verhält und verhielt ſichs augenfällig, mit unzähligen übereilten Neuerungen, wenn dabei bloße (unüberlegte) Veränderungen, aber keine Verbeſſerungen zum Vorſchein kamen.

Thes. XVII. Wie die Sitten, ſo die Schickſale der Menſchen. Gute Sitten ſind, gemäß der Lehre der Weltgeſchichte, die Grundfeſte der Staaten, ſo wie verderbte Sitten der Untergang der Staaten, und der einzelnen Familien ſind. *

* Der „Dorfprediger von Wakefield, von Oliver Goldſmith, (Frankf. u. Leipz. 1780)“ ſagt S. 259: „Es wäre ſehr zu wünſchen, daß die geſetzgebende Macht in den Staaten darauf bedacht ſeyn möchte, die Geſetze mehr auf die Verbeſſerung der Sitten, als bloß auf die Strenge einzurichten; daß dieſe Macht endlich mit Ueberzeugung einſehen möchte, daß der große Punkt, Laſter auszurotten, nicht dadurch bewirkt wird, wenn die Strafen häufig und gemein gemacht, ſondern wenn ſie feierlich erhalten werden. Alsdann würden wir ſtatt unſerer gegenwärtigen Gefängniſſe, welche

die Menſchen gottlos finden, oder machen, welche, wenn ſie die Gefangenen, wegen Ausübung eines Verbrechens in Verwahrung nehmen, und ſolche hernach wieder entlaſſen, — ſolche mit der Fähigkeit und Bereitwilligkeit, tauſende zu begehen, entlaſſen, ſtatt dieſer Gefängniſſe, ſage ich, würden wir, wie anderwärts in Europa, Behältniſſe der Einſamkeit und Reue ſehen, wo der Beſchuldigte von ſolchen Perſonen beſucht werden kann, die ihn zur Buße führen, falls er ſchuldig, oder in der Tugend beſtärken können, falls er unſchuldig iſt. Und dieſes, aber nicht die Anhäufung der peinlichen Strafen, iſt der Weg, die Sitten eines Staats zu beſſern."

Thes. XVIII. Wenn man glauben würde, daß man gute Sitten mit Hintanſetzung der Religion erhalten könne, ſo würde man einen Unſinn glauben; denn Sitten ohne Religion arten ſtets in ein fades Heidenthum aus, und erzeugen verſchiedene Arten eines gräßlichen Gräuels.

Thes. XIX. Da zur guten Verwaltung wichtiger (ja aller) Aemter Treue und Gewiſſenhaftigkeit die erſten und weſentlichſten Bedingniſſe ſind, ſo würde eine modiſche Nachſicht, bei der Anſtellung eines Mannes zu einem Amte nur allein auf Kenntniß und Fertigkeit zu ſehen, und auf die Sitten und die Gewiſſenhaftigkeit deſſelben nicht die geringſte Rückſicht zu nehmen, eine ganz verkehrte Nachſicht ſeyn.

Thes. XX. Verderbte Sitten hören darum nicht auf, zu ſeyn, was ſie ſind, weil ſie zur großen Mode geworden ſind. Und die Vergehungen und Ungebühren eines Einzelnen werden darum nicht geringer, und werden in ihren Folgen darum nicht ungräßlicher, weil ſie zur Sitte vieler Tauſende geworden ſind.

Thes. XXI. Wenn es irgendwo eine Stadt geben ſollte, in welcher die jährliche Zahl unehelich geborner Kinder den ehelich gebornen gleich, oder gar größer wäre, ſo würde nicht geläugnet werden können, daß ſich in einer ſo unglücklichen Stadt ein gräuelvoller Verfall der Sittlichkeit verbreitet habe.

Thes. XXII. Zwanzig Ehen liefern dem Staate mehrere, geſündere, und beſſere Kinder, als zweihundert Unehen.

* Der Verfaſſer der: Recherches et consideration sur la population de la france, par Mr. Moheau, Paris," ſagte im Jahre 1778: „Schrecklich iſt die Lüderlichkeit in Frankreich, und giftig ſind ihre Folgen auf die Volksverminderung. Unter 2000 lüderlichen Mädchen oder Wittwen iſt nicht Eine, die zwei Kinder lieferte. Von allen Baſtarten kömmt nicht der 20ſte Theil ſo viel auf, als von ehe-

lichen Kindern. Das Geheimniß, daß Kindergebähren, eine Duperie ſey, wiſſen nicht bloß Damen mehr. — Kinder, auf deren Erziehung die Aeltern nichts, als Geld, verwenden, wiſſen nur per Tradition, wer ihre Aeltern ſind. Zwiſchen ihnen findet ſich kein anderes Verhältniß, als das zwiſchen Gläubigern und Schuldnern."

Die Hurerei (denn ihre Folgen ſind unzählbar und ſcheußlich) richtet, wo man ſie überhand nehmen läßt, ganze Städte, und Nationen zu Grunde. Das weiß und erklärt ſich die geſunde Vernunft, das lehrt die Erfahrung, das bezeugen die Thatſachen der ganzen Weltgeſchichte.

Thes. XXIII. Hundert eheliche und wohlgeordnete Haushaltungen koſten bei weitem weniger, als fünfzig uneheliche.

Thes. XXIV. Da der Beſitz einer guten Gemahlinn, und wohlerzogener Kinder unſtreitig der freudigſte, herzerhöhendſte, und ehrenvollſte Zuſtand, und die wonnevollſte Glückſeligkeit eines edelgearteten, rechtſchaffenen, und feinfühlenden Mannes iſt, ſo iſt zu vermuthen, daß der Mann, welcher, da er (vermög ſeines Alters und Vermögens) heirathen könnte, und ſollte, durchaus nicht heirathen will, entweder an ſeinem Körper mit einem unheilbaren Gebrechen (wo er allerdings unſer Mitleiden verdient), oder daß er mit einer häßlichen Seelenkrankheit (bei der er ein Gegenſtand unſerer Verachtung ſeyn muß) behaftet ſey.

Thes. XXV. Es iſt ein empörender Verfall um den ſittlichen Verfall eines Mannes, der nur immer, wie das Vieh, brünſtig und verliebt ſeyn, und nie lieben will.

Thes. XXVI. Wenn ein rüſtiger, zu einer geſegneten Ehe geeigneter, aber gefliſſentlich eheſcheuer Mann, wenn ein (nicht heimlich noch im Verborgenen ſein Unweſen treibender) Wüſtling eben ſo in Ehren ſtehen, und (bei ſeiner Niedrigkeit) in feineren Geſellſchaften eben ſo mit Achtung und Auszeichnung aufgenommen werden könnte, wie ein braver Ehemann und Vater: dii boni! da ſtände es um das rechtliche Ehrgefühl ſehr ſchlimm.

Thes. XXVII. Väter, welche (bei einem geringen Vermögen) ſechs lebende Kinder zu ernähren und zu erziehen haben, ſollten eine geſetzliche Unterſtützung erhalten, und die (geſunden und wohlhabenden) Hageſtolzen ſollten dazu beitragen.

Thes. XXVIII. Ein unbefangener und beſonnener Menſchenverſtand kann die vagas libidines nicht in Schutz nehmen. Sie zerſtören die Geſundheit des menſchlichen Geiſtes, und zerſtören weſentlich den Verband der bürgerlichen Geſellſchaft.

Thes. XXIX. Wenn gleich der Menſch ſchwächlich und gebrechlich iſt, ſo bleibt es doch ein Gräuel, wenn jemand ſagen wollte, daß es ein Bedürfniß ſey, auszuſchweifen. *

* Einen Reiz zur Sinnlichkeit, und zu dem, wozu die Sinnlichkeit geneigt iſt, fühlt allerdings jeder Menſch; aber jeder Menſch fühlt auch legem scriptam in Cordibus, daß, wenn der Menſch veredelt werden, wenn aus ihm das werden ſoll, was er zu werden beſtimmt iſt, ſein beſſerer Theil über den ſchwächern mit Kraft und Nachdruck regieren, und daß dieſer beſſere Theil (der Geiſt) die Herrſchaft über ſeine Sinnlichkeit, und deren Lüſte, behaupten ſoll. Nur das, ſich ſelbſt überlaſſene, Vernunftlicht (der Heiden) entſchuldigte, und erlaubte ſich gar Vieles, was eine durch das Religionslicht erleuchtete Vernunft nicht billigen kann.

Thes. XXX. Es giebt in unſerer züchtigen deutſchen Sprache keinen Ausdruck, welcher den bodenloſen Verfall einer Perſon bezeichnen könnte, die ſich nicht zu Tod ſchämt, ihren Körper um Geld preis zu geben. Wie kann man, ohne närriſch zu ſeyn, eine ſo unglückliche Perſon ein Freudenmädchen nennen?

Thes. XXXI. Wenn unſere Vorältern uneheliche Kinder mit einer Mackel belegten, ſo thaten ſie es nicht, um ſolche Kinder (als die an der Sache der unſchuldige Theil ſind) zu züchtigen, ſondern um (in ſorgfältiger Rückſicht auf das Wohl des Staates) eine Warnung aufzuſtellen, bei welcher ſie hofften, daß die Vermehrung der unehelichen (und dem Staate ſehr gewöhnlich auf irgend eine Art zur Laſt fallenden) Kinder gehemmt werden würde.*

* Nach den Anſichten unſers Zeitgeiſtes verdient (ſcheint es) nicht mehr beherziget, aber geleſen zu werden, verdient doch, was der ſehr verſtändige, und durchaus menſchenfreundliche Juſtus Möſer in ſeinen patriotiſchen Phantaſien (Frankf. und Leipzig 1780. Theil II. §. XXXIII. Seite 163, und ſchon §. XXXII. S. 158) geſchrieben, und gewiß herzlich gut gemeint hat. Es wird erlaubt ſeyn, nur wenigſtens etwas herzuſetzen, was (am Ende jenes erſten §. S. 166) vorkömmt. „Die Ehre iſt allezeit ein überaus großes Mittel, um dem Laſter zu ſteuern, und die Tugend zu erhalten. In Ländern, wo die Ehre ihren Werth verliert, müſſen die Strafen nothwendig grauſam werden; und es ſcheint mir, überaus bedenklich zu ſeyn, die Schande eines Verbrechens, wozu die Verſuchung allemal gleich ſtark bleiben wird, zu vermindern, um ſich hernach in die Nothwendigkeit grauſamer Strafen zu ſetzen. So vernünftig und

billig die Schande iſt, womit unſere Vorfahren, dem ächten Stande zum Beſten, eine Hure belegt haben, eben ſo gerecht und vernünftig iſt auch der Flecken, womit ſie die unächten Geburten bezeichnet. Es tritt hier eben derſelbe Grund ein, und der Vorzug, aus einem reinen Ehebette erzeugt zu ſeyn, muß allen heilig ſeyn, welche den Eheſtand zu befördern wünſchen. Nach den göttlichen Geſetzen müſſen die Kinder bis ins vierte Glied ihrer Väter Miſſethat tragen, um dieſe ſo viel kräftiger abzuhalten, ſich mit Sünden zu beflecken; warum will der philoſophiſche Geſetzgeber hier den göttlichen verbeſſern? Die Mißheirath eines Edelmanns wirkt, unter dem Schutze der Geſetze, bis ins vierte Glied. Warum ſollte die uneheliche Vermiſchung im bürgerlichen Stande nicht, unter gleicher Begünſtigung, auf das erſte Glied wirken? Die Rechte der Menſchheit werden in beiden Fällen keinem genommen. In beiden Fällen findet nur eine Ausſchließung von gewiſſen Wohlthaten ſtatt, die der Adel für vollbürtige und der Bürger für ächte Kinder ausgeſetzt hat. In beiden Fällen ſind den Miß- und Wahnbürtigen tauſend Wege offen, die Forderungen der Menſchheit zu befriedigen, ohne daß man dieſerhalb nöthig hat, eine auf höhere Urſachen gegründete Politik zu verändern.

— Das Recht der Aechtſchaft, was die nachfolgende Ehe ertheilt, iſt als eine große und weiſe Ausnahme von dieſer Regel bei allen geſitteten Völkern zugelaſſen. Die Aechtſprechung, welche der Landesherr aus beſonders bewegenden Urſachen, verrichtet, iſt eine billige Nothhülfe für außerordentliche Fälle. Die Aechtſprechung des comitis palatini mag geduldet werden, wenn ſie nicht ferner zu einer elenden Geldſchatzung herabſinkt; allein ein allgemeines Geſetz, wodurch unächte Kinder den ächten gleich gemacht werden, iſt ein ſolcher Fehler gegen die Politik, daß ich nicht ſehe, wie die Menſchenliebe unſerer Zeiten ihn entſchuldigen wolle *)."

Thes. XXXII. Geſetzt, daß die, in unſern Tagen ſo herrſchend gewordenen, Eheſcheuen einige Gründe hätten, ihre Scheu damit zu beſchönigen, daß ſie ſagten, es werde ihnen (auch bei einem nicht unergiebigen Ein-

---

*) Daß Unſchuldige die Strafe der Schuldigen tragen, kann weder die Philoſophie noch das Chriſtenthum lehren. Der Staat mag leichtſinnige Aeltern ſtrafen, beſonders ſoll er Verführer brandmarken, aber nie ſoll auf die unſchuldigen Kinder die Mackel fallen. Dieß bleibt immer ungerecht, und iſt kein Mittel für den Zweck.

A. d. H.

kommen) das Heirathen auf alle Weiſe erſchwert, und beinahe unmöglich gemacht, ſo lohnte es dann doch der Mühe, ihre Gründe zu hören. *

* Die heutigen Mädchen, hört man ſie ſagen, ſind a) zu theuer, und b) zu einfältig. — Man möchte wohl auch hinzuſetzen: zu leichtfertig. Ehemals, Ja! brauchte man nicht lange zu ſuchen, um ſich ein Kleinod heraus zu wählen, von welchem Horaz ſang:

„Quodsi pudica mulier in partem iuvans
Domum, atque dulces liberos, —
Sacrum vetustis exstruat lignis focum
Lassi sub adventum viri —
Non me lucrina iuverint conchylia," etc.

Ehemals (als das Mädchen noch gelernt hatte, gottesfürchtig, ehrerbietig, ſchamhaft, beſcheiden, gehorſam, fleißig, genügſam, und ſparſam zu ſeyn) verſtand es, als Frau, die kluge Freundinn des Mannes, Hauswirthinn und Mutter zu ſeyn, und der Mann fand in der häuslichen Freude ſeine Zufriedenheit und ſein Glück. Das hat ſich (allerdings! Nulla regula sine exceptione) ſammt und beſonders geändert. Man will jetzt nichts, als nach der neueſten (mit jedem Vierteljahre wieder neu werdenden) Mode ſich kleiden und zieren, zum Klavier ſchmachtend ſingen, Romane leſen, Schauſpiele und Bälle beſuchen, Beſuche geben und annehmen, ſich alles, was das Beiſpiel anderer Koketten, und die eigene Laune will, im vollſten Ueberfluſſe verſchaffen, und in einem ewigen Zirkel von ſinnlichen Vergnügungen herumtaumeln. Man leidet an allen Suchten, an der Möbelſucht, Kleiderſucht, Kaufſucht u. ſ. w. Der Geiſtesgehalt, hört man ſagen, iſt vollends unausſtehlich. Die albernſten Einbildungen, die verkehrteſten Begriffe, die fadeſten Kenntniſſe über die unentbehrlichſten Hauswirthſchaftsſachen; dazu unerträgliche Schnüpfigkeiten, Eigenſinnigkeiten und Gemüthslaunen, und tauſend andere Nachwehen der heutigen Modeerziehung, bei denen der Mann keine Wahl hat, als (wie ein anderer Schafkopf) aus Liebe zum Frieden nachzugeben, und ſich zu Grunde richten zu laſſen, oder bei Zeiten zu brechen. **

[**] Man leſe doch noch einmal, was hierüber in dem Jahrbuche der Menſchengeſchichte in Bayern Th. 2. ſchon im Jahre 1783, zu einer Zeit, da man ganz freimüthig und unbefangen ſchreiben durfte, zur Beherzigung vorgelegt worden. S. 300: „Ob unſere Duldung und Nachſicht der Modelaſter einer geſunden Politik gemäß, und woher ſie in den letzten Zeiten entſtanden ſey.“

Thes. XXXIII. Wo man, anſtatt ſich um die Wiederherſtellung guter Sitten ernſtlich zu verwenden, die zur großen Mode gewordene Unſittlichkeit entſchuldigt, und wähnet, daß man auch mit einer Galanterie- und Theater-Moral auslangen könne, da iſt keine Hoffnung, daß eine ſogenannte Radikalkur (das einzige Mitttel, das helfen kann) ins Mittel treten, und die zweckmäßigen und wirkſamen Anſtalten treffen werde,

a) mit der erſten Bildung der Jugend,
b) mit dem Geſinde,
c) mit den Gelegenheiten zum Ausſchweifen,
d) mit der Hydra der Ueppigkeit,
e) mit der ganzen modiſchen Tagesordnung.

Thes. XXXIV. Wo dafür geſorgt wird, daß eheloſe Kinder ins Leben kommen, da ſollte auch (wenn man conſequent handeln will) dafür im Ernſte geſorgt werden, daß ſolche Kinder bei ihrem Leben erhalten werden.

a) Bevölkerung, b) freie Concurrenz, c) Armen- und Bettelweſen.

Prolegomena. Nichts iſt leichter, als die Gegenſtände, welche die Aufſchrift eben nannte, zu behandeln, wenn man ſie zu behandeln verſteht.

Auch das Verſtehen deſſen, was man dabei laſſen, und thun ſoll, iſt leicht; und (wenn man anders keines ganz unbebauten, oder eines zwar bebauten, aber ſchadhaften Verſtandes iſt) findet ſich überall; aber was ſich (unter Menſchen, wie ſie gewöhnlich ſind) theils gar nicht, theils nur oberflächlich, oder eine gar kurze Zeit findet, und gleich wieder, ceu fumus in auras dispersus tenues, verſchwindet, iſt das Wollen. Das beharrliche Wollen iſt die ſeltenſte Tugend der Menſchen, nicht, wie ſie ſeyn könnten, wenn ſie gebildet würden, ſondern wie ſie ſind. Theils nämlich fängt man eine gute Sache oft mit einem ſolchen Eifer, bei welchem die Ausführung gar nicht fehlen könnte, an, und in der freudigen Zufriedenheit darüber beredet und ſchmeichelt man ſich (lange vor der Zeit), daß man ſie ſchon ausgeführt habe, und überläßt ſich in dulci iubilo dem dormitare, theils muß man, gemäß dem ewigen Wechſel aller Dinge, ſeinen Scepter wieder an einen dritten hinumgeben, welcher für die Sache das nicht fühlt, was für ſie ihr Unternehmer gefühlt hat. An dem Bettelweſen z. B. (welches mit dem Armenweſen keineswegs in Eine Klaſſe läſtiger Angelegenheiten geſetzt werden ſoll) flickt man ſchon ſeit einigen Menſchenaltern, und in den Mandaten, welche darüber herauskamen, ſetzte man (wie man ſich ausdrückt) den Fleck keineswegs immer neben das Loch; aber da man ſtets bald wieder vergaß, was man (oft mit einem Feuer, als ſollte jede Spur von Unfug in der Zeit eines Monats verzehrt werden) feſtgeſetzt, und angefangen hatte, ſo fand ſich das Unkraut bald wieder ein; ja nicht ſelten fand es ſich noch üppiger ein, als zur Zeit, da man ſeine Ausjätung beſchloſſen hatte.

Die Erſcheinung, über die Bevölkerung zu ſprechen, oder vielmehr, ſich mit ihr zu unterhalten, und auf dem Fechtplatz auch ein paar Gänge mitzumachen, ſtellte ſich bei uns ungefähr vor vierzig Jahren ein; worauf bald eine zweite große Mode folgte, von der freien Concurrenz, von der Aus- und Einfuhr, von Zunftſachen u. a. zu ſprechen, und (wenn man ein perſönliches Gewicht hatte) einige Zeit einen entſcheidenden Ton anzugeben. Die allgemeinen Looswörte waren: „Je mehr Hände, deſto mehrere Arbeiter, deſto mehrere Erzeuger von Produkten, alſo deſto mehrere Beförderer des Verkehrs, deſto mehrere Gewinner und Geldbeſitzer, deſto reichere Unterthanen; und (was als primum und ultimum gilt) deſto gefülltere Staatskaſſen.“ Ferner hört man, und hört man noch: „Je mehrere Leute mit Lebensmitteln handeln, deſto häufiger und zahlreicher werden dieſe Lebensmittel nach dem Markte gebracht.“ Und: „Je theurer die Sachen würden, deſto mehrere Leute würden aufgemuntert werden, etwas herbei zu ſchaffen;“ ferner: „Je größer unter einigen Volksklaſſen die Noth wäre, deſto größer und allgemeiner würde die Anſtrengung ſeyn, ſich aus der Noth zu helfen. Uebrigens ſey jede Einſchränkung in Kunſt- und Gewerbsſachen durchaus wider das (unveräußerliche) Naturrecht eines jeden Menſchen, ſich ſeinen Unterhalt, wie man kann und mag, zu verſchaffen.“

Sämmtlichen dieſen Behauptungen liegt etwas Wahres, aber zu gleicher Zeit unendlich viel Mißverſtandenes, und durchaus Irriges, und in ſeinen unausbleiblichen Folgen höchſt Verderbliches zum Grunde.

Thes. XXXV. Alle Dinge ſind nur in einem gewiſſen Mittelmaß (in ihrem Brennpunkt, möchte man ſagen) das, was ſie ſeyn können und ſollen. Eine zu große Hitze, und eine zu große Kälte werden, auf entgegengeſetzten Wegen, zerſtörend. So überall. Zu wenige, und zu viele Leute ſind auf gewiſſen Plätzen gleich nachtheilig.

Thes. XXXVI. Wenn (z. B. in den Niederlanden) auf Einer Quadratmeile ſechstauſend Menſchen (Weber, Tuchmacher, und andere Fabrikanten) ſich nähren können (ita tamen plerumque, ut vix vitam sustineant), ſo würde es mehr, als nur einfältig ſeyn, zu wünſchen, daß auch auf jeder Quadratmeile eines Getreid- und Wirthſchaftlandes ſechstauſend Menſchen ſeyn möchten.

Thes. XXXVII. Zu große und zu kleine Höfe (das wahre Verhältniß hängt vom Oertlichen ab) ſind gleich ſachwidrig; aber, ohne allen Vergleich, weniger nachtheilig ſind zu große, als zu kleine Höfe; weil bei letztern nicht mehr eintreffen kann, was (weſentlich) bei jedem Baumann, wenn er ein wohlbeſtellter, und dem Staate nützlicher Baumann und Unterthan ſeyn ſoll, eintreffen muß,

a) daß er (nach ſeinem Verhältniß) gut ſich nähren,
b) ſeine Abgaben an den Staat entrichten, und
c) einen Noth- und Erbpfenning zurücklegen könne.

Schol. Die eben jetzt zur Tagesordnung gewordene Zerſtücklung der Höfe iſt eine höchſt ſchädliche Sache. Da entſtehen Gartenpflanzer, anſtatt wohlhabender, muthiger Bauern; da entſtehen die Landkauderer, Herumſchlenzer, und (in den Ländern, wo der ſaubern Lehre über die Zerſtücklung leichtſinnig geglaubt worden iſt) die heutige (vielleicht für die Gegenden, wo ſie vorgeht, wohlthätige) Auswanderung.

Thes. XXXVIII. Zu große, und übervölkerte Städte waren (aus ſehr zahlreichen und ganz begreiflichen Urſachen) noch überall, und zu allen Zeiten, und werden auch in der Zukunft überall ſeyn und bleiben, die unvermeidliche Urſache des Verfalls auch der größten Reiche.

Thes. XXXIX. Eine Stadt von fünfzig tauſend Menſchen kann in ihrem Verhältniſſe eben ſo übervölkert ſeyn, als eine andere in einem entfernten Lande, welche (in ihrer Lage) erſt mit zehnmal hundert tauſend Menſchen übervölkert iſt.

Thes. XL. Wie eine einzelne Haushaltung, ſo eine ganze Gemeinde; ſo eine ganze Stadt. Ein verſtändiger, und mithin kluger Hausvater hält ſich (mit der ſtrengſten Pünktlichkeit) nur ſo viele Haus- und Gewerbdiener, und Mägde, als er nöthig hat; und wo zwei Diener hinlänglich ſind, um ſeine Haushaltung zu beſtreiten, da ſtellt er keineswegs ſechs an. So die Genoſſen der Städte.

Thes. XLI. Jeder Bewohner einer Stadt ſollte gezählt, und die rechtliche Art, welche jeden berechtigen kann, in einer Stadt zu wohnen, ſollte ſtreng erwieſen ſeyn. Das iſt in jeder Stadtordnung eine weſentliche, und die unerläßlichſte Regel.

Schol. Welche Regel aber (wie wir alle wiſſen) den Herren, die (nicht ſelbſt), ſondern bloß aus Journalen, aus gedruckten Papieren, und Univerſitätsheften denken, und handeln, ein Gräuel iſt. Sagt man ihnen, daß wegen überſetzter Gewerbe in jeder Woche einer aufſchnappe, bekömmt man zur Antwort: „Thut nichts! findet ſich ſogleich wieder ein anderer.“ Sagt man ihnen, daß man das Paar von nahrungsloſen Leuten, welche heirathen wollen, nicht ſollte heirathen laſſen, bekömmt man zur Antwort: „Sie werden ſich ſchon umthun, und fortbringen.“ Wenn ſie ſich aber (was der Fall ſeyn wird) nicht fortbringen? „Ei! dann wird man Rath ſchaffen.“

Thes. XLII. Wahr und treffend iſt, was K. Friedrich II. von Preußen (in ſeinen hinterlaſſenen Werken B. 11. Briefe 25. S. 36) ſagte: „In jedem Lande kann nur eine gewiſſe Anzahl von Ackerbauern ſeyn, im Verhältniß der Ländereien, die ſie zu bearbeiten haben; (ſo, wie nur eine gewiſſe Zahl Handwerker, im Verhältniß mit der Größe des Abſatzes). Der Ueberreſt würde betteln, oder Straßenraub begehen.“

Schol. Die Städtebewohner werden bekanntlich,

a) als Zehrer, und
b) als Nährer

betrachtet; und zu jenen werden die Kapitaliſten, die Beſoldeten, und Penſionirten, zu dieſen die Künſtler, Handwerker und Händler gerechnet.

Thes. XLIII. Es iſt ein durchaus mißverſtandener und irriger Grundſatz, daß ein Zuſammenfluß von ungeheuern Geldſummen in einer Stadt einen glänzenden Wohlſtand einer ſolchen Stadt herbeiführen müſſe. Fünfzig Kapitaliſten in München, deren jeder eine Million zu verzehren hätte, und ſie verzehrte, würden München durchaus zu Grunde richten.

Schol. Der Reiche gewöhnlicher Art verſagt ſich nichts; und der Mann, der nur ſeine Hände zu öffnen braucht, um ſie mit Geld zu füllen, rafft alles, was einen Genuß gewähren kann, zuſammen, miethet ſich Schaaren aller Art von Leuten, welche ihn bedienen, oder ſeine Diener vorſtellen, welche für ihn

Palläſte und Luftſchlöſſer bauen, verzieren, dann alles denkbare Ueppige herbeiſchaffen ſollen, und verfällt zuletzt (weil beim Ueberfluß alles bald ſättigt, überfüllt und anekelt) gar nicht ſelten auf die unnatürlichſten Lüſte. Darin beſteht ja, mehr und weniger, der Inhalt der Weltgeſchichte. Die geprieſenſten Nationen fiengen klein an, wurden (durch Fleiß, Kunſt, Wirthſchaft) reich. Sobald ſie dieß waren, verfielen ſie in einen Zuſtand von Ueppigkeit; welche (nachdem ſie dieſe Ueppigkeit eine ruhmvolle Stufe ihrer geiſtigen Cultur zu nennen den Einfall gehabt hatten) das ganze Gefolge ihrer unglücklichen und unausbleiblichen Wirkungen, nämlich ein gräßliches, und zuletzt jenes Verderbniß der Sitten herbeiführte, bei welchem ihr Verfall, und ihr Verſchwinden in der Reihe der Staaten unvermeidlich war. In Bremen hielt anno 1797 der D. und Senator Denetten eine (bei Wilmans erſchienene) Vorleſung über den Text: „Was iſt vom Zuſammenfluſſe der Fremden in Bremen zu beſorgen, und zu hoffen?“ Worin er ſagte: „Zu beſorgen iſt allerdings, daß der Zuſammenfluß der Fremden auch in Bremen, wie anderswo, einen nicht ganz vortheilhaften Einfluß auf die Einfalt der Sitten haben werde. Mit den Sitten ändert ſich auch die Denkart, die politiſche ſowohl, als die religiöſe. Die Preiſe der Lebensmittel werden durch die Concurrenz der Fremden übermäßig geſteigert, und der Handwerker wird verwöhnt. Auch die ſchönen Tugenden der Gaſtfreundſchaft und Wohlthätigkeit hören auf. Auch macht der Anblick müßiger Menſchen müßig. Dieſe Beſorgniſſe ſind in der Natur der Sache gegründet.“

Thes. XLIV. Wenn die Umfrage geſchieht, ob man Juden, oder vielmehr, wie vielen derſelben man in irgend einer Stadt zu wohnen, und ihr Weſen zu treiben vergönnen ſoll, ſo iſt wohl zu wiſſen und zu bemerken, daß keineswegs von Juden, als Hebräern, ſondern von Juden, als einer Klaſſe von Menſchen, welche bloß vom Geldausleihen, und vom ſogenannten Schachern leben, die Rede ſey. Man giebt oft, oder will der Judenſache eine Wendung geben, bei der ſie in einem ganz verkehrten Geſichtspunkte, der zur Sache gar nicht gehörig iſt, erſcheint; denn wie geſagt, nicht wegen Juden, als ſolchen, ſondern wegen anſäſſiger Gäſte, welche in den Städten ſchon an und für ſich ganz entbehrlich, und welche, wenn ſie überzählig werden, (was immer bald eintrifft) in mehr, als Einem wichtigen Betracht dem ächten Eingebornen höchſt nachtheilig werden können, macht man ſeine Erinnerungen.

Thes. XLV. Wenn Juden (auch außer den gefreiten Tagen) im Lande herumzögen, und in den Privathäuſern alle Arten von Waaren abſetzten, ſo müßte ein ſolcher Unfug die anſäſſigen Gewerbsleute dergeſtalt kränken, und benachtheiligen, daß es der (zumal nur kleinen) Mühe werth iſt, die Gewerbsleute ex officio zu fragen, ob ſie von unbefugten Händlern und Umreitern nicht von Zeit zu Zeit Beſuche erhielten.

Schol. Wenn die Juden nicht ſelbſt unter ſich Einſchränkungen ihrer Vermehrung feſtſetzen, ſo bereiten ſie ſich in der Folge wieder ihre (in der Geſchichte bekannten, und ſeit tauſend Jahren öfters zurückgekehrten) Schickſale. Da es nämlich öfters dahin gekommen, daß den Juden, nachdem ſie ſich, auf ganz begreiflichen Wegen, alles Geldes bemächtiget hatten, jedermann ſchuldig, und da eben darum die Noth der Schulden unabſehlich und unheilbar geworden war, ſo wurde von deutſchen Kaiſern und Herzogen mehr, als einmal, erklärt, daß man ihnen, von einem gewiſſen Tage angefangen, nichts mehr zu zahlen ſchuldig ſey.

Thes. XLVI. Das Verhältniß aller Bürger, welche ſich mit einem Handel, mit einer Kunſt, und einem Gewerbe nähren, muß (der geſunden Vernunft nach) und kann ſehr leicht dem Verhältniſſe der örtlichen (oder wohl auch bei einigen, der entfernten) Abnehmer beſtimmt und feſtgeſetzt werden. Man weiß, wie viele Krämer, Bäcker, Bräuer, Schuſter, Schneider ꝛc. für tauſend Menſchen nöthig ſind, und was man in dieſer Sache weiß, das ſoll man thun. Die Ueberſetzung einer (zu beſtimmten Grenzen ihrer Bedürfniſſe geeigneten) Stadt an Arbeitern, iſt für eine ſolche Stadt (in unendlichen Rückſichten, und wegen unzähliger Folgen) eine gräßliche Laſt. Gleichwie es demnach beſſer iſt (eine kurze Zeit) Hunger und Durſt haben, als überfüllt zu ſeyn; ſo iſt es, nachdem das Treffen des Punkts eine ſchwer zu erreichende Sache iſt, beſſer, zu wenige Arbeiter, z. B. zu wenige Tagwerker, Holzhacker, Maurer, u. ſ. a., auch beſſer, zu wenige Schneider und Schuſter, als zu viele, zu haben.

Schol. Man müßte (falls man einmal vergeſſen möchte, ſich zu erinnern, daß man, wie man iſt, mit ſich ſelbſt in einem beſtändigen Widerſpruch begriffen iſt) ſich gewaltig verwundern, wie es käme, daß man die Richtigkeit der letztern Thesis nicht eifrig beherzige; nachdem es ſich ſo oft ergiebt, daß man ſie erfahre und fühle. Unzählige Male werden (mit beträchtlichen Auslagen) ſolche Arbeiten angeordnet, und unternommen, welche man keineswegs aus einem dringenden Bedürfniß, ſondern bloß in der Rückſicht unternimmt, um einer zahlloſen Heerde von arbeit- und brodloſen Leuten Arbeit und Nahrung zu verſchaffen. Wo die Leute ſchon einmal vorhanden ſind, da ſind Arbeiten ſolcher Art löblich und menſchlich; aber löblicher und menſchlicher würde es geweſen ſeyn, wenn man ſich und andern ſolche Verlegenheiten erſpart hätte.

Thes. XLVII. Wenige, aber (verſteht ſich) für das Verhältniß ihrer Oertlichkeit hinreichende Handelsleute und Krämer, Weinſchenken, Bierbrauer, Wirthe, Kaffeeſchenken, u. ſ. w. (man kann richtig hinzuſetzen) Bücherhändler und Bücherfabrikanten, Buchdrucker, Bilderhändler, und was dem ähnlich iſt, werden verläſſigere, beſſere, und wohlfeilere Waaren liefern, als überſetzte, und werden beſſere Bürger und Unterthanen ſeyn, als ſie es bei der leidigen Ueberſetzung ſeyn werden.

Schol. Wenn man, bei einem ſorgfältigen Umtriebe, einer guten Abnahme, und eines billigen Gewinns verſichert iſt, ſo verfällt man nicht leicht darauf, durch Scheinarbeiten, durch Verfälſchungen und Lumpereien ſich zu ſeiner Hausnothdurft zu verhelfen. Jedem Menſchen iſt wohl bei der Ehrlichkeit, und nur die Verlegenheit, ſich und den Seinigen durchzuhelfen, veranlaßt ihn, ein ſchlechter Kerl zu werden.

Thes. XLVIII. Es giebt keine erhabenere, herzerhebendere Erſcheinung, als wenn einem die Bewohner einer Stadt mit fröhlichen, unbefangenen Geſichtern, woraus Zufriedenheit und Wohlſtand ſpricht, begegnen. Es iſt daher, ohne allen Vergleich, rühmlicher und erfreulicher, dreißig tauſend gründliche, wohlhabende, und glückliche Bürgerfamilien, mit fleißigen, ſittlichen und wohlgehaltenen Hausgenoſſen, als ſechzig tauſend Zappler, Freter, Abhauſer, und Ehrvergeßner zu haben.

Thes. XLIX. Die ehemalige Abtheilung der Einwohner zu München in Hof- und Bürgersleute wurde (in vielen Rückſichten) für eine ganz vortreffliche Einrichtung, ſo wie die alten magiſtratiſchen ſtädtiſchen Anſtalten, für eben ſo einfach und prunklos, als für ſachrichtig und wirkend gehalten wurden.

Thes. L. Die ſogenannten Laden der Handwerkszünfte, die von ihnen ſelbſt errichteten, und höchſter Orten beſtätigten, polizeilichen Verfaſſungen, Zunftgeſetze, und Strafen in Dingen, welche die allgemeine Ordnung, Ruhe, und den äußerlichen Anſtand der Genoſſen in ſtrengen Anſpruch nahmen, wurden einſt (bei aller Möglichkeit von Mißbräuchen, welche einſchleichen konnten) nicht weniger für überaus wohl erdacht, und für nützlich erklärt.

Schol. Zu den Vortheilen der Zünfte gehört:

1) Die ungleich größere Sicherheit der Nahrung aller Gewerbtreibenden;
2) die verhältnißmäßigere Vertheilung der Nahrung unter die Bürger des Staats. Der Armuth wird geſteuert, und für ſie geſorgt. Die Ehen werden befördert, und (was recht gut iſt) es entſtehen mehr Wohlhabende, als Reiche.
3) Die Handwerker bleiben bei einer Profeſſion, und vervollkommnen ſich daher in dieſer mehr, ſowohl in Anſehung der Güte, als der Menge der Arbeit; die Zünfte arbeiten (was wieder ſehr gut iſt) einer muthwilligen, und aus Mißverſtand verſuchten, Ueberſetzung entgegen.

„Unter den Vortheilen der Zünfte verdienen auch die dadurch erleichterte Aufſicht des Staats auf die Mitglieder, die (durch die mit dem Eintritte in die Zünfte verbundenen Schwierigkeiten bewirkte) Abhaltung der landbauenden Klaſſe, ſich zu ſehr zu mindern, und zu den Handwerkern zu drängen, die Begünſtigung des bei manchen Nachtheilen noch immer überwiegend vortheilhaftern Wanderns der Geſellen, ganz vorzüglich, und als Hauptmomente genannt zu werden.“

Thes. LI. Es war ein (von der Vernunft und Erfahrung abgeleiteter) Grundſatz der ehemaligen bürgerlichen Magiſtrate, daß in dem Falle, da zwei Familien von abgeſonderten Gewerben wohlſtändig ſich nähren, und die Eigenſchaften eines erfreulichen Bürgers behaupten könnten, auch zwei Familien ſeyn ſollten.

Schol. Dieſes war in München ganz unſtreitig der Fall mit den Bierbrauern und Branntweinbrennern. Jenen entgieng nicht das Geringſte, als in München neunzehn blühende Bürgerfamilien mit dem Branntweinbrennen ſich recht gut nährten. Da wohlhabende Bürger die Stütze und Zierde, und gleichſam das Pfand einer Stadt ſind, ſo that man noch mehr, um ihren Wohlſtand beſſer zu gründen, indem man, innerhalb einer Bannmeile verbot, Branntwein zu brennen, oder mit fremdem Branntwein nach der Stadt zu handeln. So ſollen auch Bauern und Landwirthe bei ihrem Weſen bleiben, und nicht (was ehemals auf das ſtrengſte verboten war) mit dem Getreidhandel auf den Schrannen ſich abgeben dürfen; weil ſie (bei der Hintanſetzung ihres Anweſens) ſelbſt ins Verderben kommen, weil ſie die Preiſe vertheuern, weil ſie die etwa ſechzehn Familien der (wie für alle großen Städte Europens, ſo auch für München angeſtellten) bürgerlichen Kornkäufler zu Grunde richten.

Thes. LII. Es war ein, von der Vernunft und Erfahrung abgeleiteter, Grundſatz der ehemaligen bürgerlichen Magiſtrate, daß die Zünfte und Handlungsgewerbe bei den ihnen ausgeſchiedenen Gegenſtänden genau verbleiben, und daß jeder ſich nur das, was ihm angewieſen war, zulegen ſollte, indem ſonſt beim Einreiſſen einer Ausartung einer den andern zu Grunde richten, und man zuletzt gar nicht mehr wiſſen würde, zu welcher Klaſſe von Gewerbe einer gehöre. *

Thes. LIII. Daraus, weil Gewerbe ſo beſchaffen ſeyn mögen, daß man ſich davon nähren kann, folgt noch durchaus nicht, daß ſolche Gewerbe eingeführt werden ſollen, von welchen man nicht läugnen kann, daß ſie eitle, müßige, ſchädliche, oder gar ſchändliche Gewerbe ſeyen.

---

* Daß die unumſchränkte Behauptung, vermöge welcher man (gemäß natürlichen Rechten eines jeden Menſchen) niemanden ſoll hindern können, ſich zu nähren, wie, und womit er nur immer mag, bodenlos, und nur bei den Buſchmännern in Afrika anwendbar ſey, iſt doch begreiflich für jedermann, der ſieben Jahre alt iſt.

Thes. LIV. Gewerbe, welche ganz unwiderſprechlich ſo beſchaffen ſind, daß eine Stadt nicht das Geringſte verlöre, wenn ſie nicht vorhanden wären, ſind keine nützlichen, achtbaren Gewerbe.

Schol. Die Einwohner von München würden ſich (meint man) wahrlich nicht ſchlimmer befinden; wenn ſie die (lange überſetzten) Buden der Galanteriewaaren (ein ächter Ausdruck: Galanteriewaaren!), dann die (noch mehr überſetzten) Marchandises des Modes niemals geſehen hätten. Ehemals hefteten ſich tauſend brave, wirthſchaftliche, verſtändige Frauen (Zierden und Freuden ihrer Männer und ihrer Familien) ihre Hauben ſelbſt; ehemals —; doch ehemals herrſchte auch ein anderer Sinn, und Kopf und Herz waren mit mancher kleinlichen Sucht noch ganz unbekannt.

Thes. LV. Es iſt weiſer und beſſer, Beſoldungen und Penſionen ergiebig machen, als ſie erhöhen.

Thes. LVI. Die ehemals beſtandene Einführung, einen Theil der Beſtallungen mit Naturalien, z. B. mit Getreid abzuführen, hatte (in mancher wirthſchaftlichen Rückſicht) ſehr viel Gutes; das darum nicht aufhörte, gut zu ſeyn, weil die Beſtallungen mit Geld weniger mühſam ſind.

Thes. LVII. Eine ſtrenge Beſchränkung der herrſchenden Ueppigkeiten, eine unnachſichtliche Entfernung eingebildeter Bedürfniſſe, eine ernſthafte Zurückführung guter ehemaliger Ordnungen, z. B. in Betreff der Kleidungen, der Luſtbarkeiten, der Tänze, und Spielgelage u. dgl. würden höchſt ſchätzbar ſeyn; weil ſie von den erſprießlichſten Wirkungen ſeyn würden.

Schol. Eine Kleiderordnung zumal würde den Verſtändigen aller Volksklaſſen höchſt willkommen ſeyn. Noch bei Mannsgedenken kannte man jeden und jede aus den Kleidungen. Jetzt kann man den Handwerksburſchen nicht mehr vom Edelmann, eine ſogenannte Hutte nicht mehr von der Dame unterſcheiden. Perſonen, die ſich ſelbſt nicht regieren können, ſind unmündig, und müſſen von einer Vormundſchaft regiert werden. Wenn eine Dienſtmagd, welche etwa dreißig Gulden jährlichen Lohnes zieht, ſeidene Strümpfe, und andere, geldfordernde Ueppigkeiten trägt, ſo trägt ſie etwas, das ſie mit ihrer ordentlichen Einnahme nicht beſtreiten kann. Wozu wird man dann nicht verleitet?

Thes. LVIII. Nachdem es einem feſten Willen vor fünfzig Jahren möglich war, die, von allen Dächern bis in die Mitte der Gaſſe hervorragenden Dachrinnen zu entfernen, nachdem es (vor Kurzem, was wir alle ſahen) einer uneingenommenen Beſinnung möglich war, die allgemeine Ueblichkeit höchſt unnatürlicher Perücken, Haarzöpfe und ſogenannter Friſuren aus der Welt zu ſchaffen, ſo iſt auch die Durchſetzung einer Verordnung, durch welche der aus allen Schranken getretene Zeitgeiſt wieder [illegible], und die nüchterne Tagesordnung, [illegible] und Beſcheidenheit (mit ihrem Gefolge von andern Tugenden) wieder in ihre Rechte eingeſetzt würde, allerdings möglich, und ſtündlich ausführbar. Und unſerm Herkules, welcher die zeitgeiſtige Hydra beſiegt, gebührt ein ewiges Denkmal, und unendlich mehr des Jubels, des Lobes und Händeklatſchens gebührt ihm, als zehntauſend Opernſängern, deren Seltenheiten gehört, und vergeſſen werden.

Thes LIX. Wenn die ſechzigtauſend Menſchen, welche in und um München wohnen, über die ſogenannte freie Concurrenz, über die freie Ausfuhr (ſo wie über die Zünfte, über den herrſchenden Kauderunfug, über die Anſiedlungs- und Heirathsgeſtattungen) gefragt werden ſollten, ſo würden neunundfünfzig tauſend, achtzig, zehn und fünf der Gefragten nur Einer und ebenderſelben Meinung ſeyn. *

* Ueber alle dieſe und ähnliche Gegenſtände hat man bekanntlich in allen Ländern Europens geſtritten. Rechtliche Männer ſind der Meinung, daß zwiſchen der freien Concurrenz und der ſogenannten Kauderei ein weſentlicher Unterſchied ſey. Die Erzeuger der Produkte ſollen concurriren, und wo das zu läſtig iſt, da ſollten nur wenige Nachhelfer zur Aushilfe kommen. Nämlich, wegen zwei Schäffel Getreides, oder wegen ſechs Hühnern oder Gänſen, kann der entfernte Eigenthümer nicht nach München fahren; daher ſind gebürgerte Kornkäufler, und (für ein ganzes Gericht) Karner aufgeſtellt, wo dann die Menge der, von ihnen zuſammen gebrachten, Einzelnheiten macht, daß ſie beſtehen können. Wenn aber jeder Gäuwirth, und jeder Bauer handelt, wenn in jedem Dorf ein Karner geduldet, wenn alles durch die dritte, und fünfte Hand zu Markte gebracht, wenn ſelbſt noch auf dem Markte gekauft, und auf der Stelle wieder verkauft würde, dann wäre dieß die allerunſinnigſte und ſchädlichſte Art von Concurrenz. Was die Ausfuhr betrifft, ſo iſt eine (für alle und jede Fälle unbedingte) Ausfuhr etwas, wobei ſich derjenige, welcher ſie in Schutz nimmt, in einem ſonderbaren Mißverſtändniſſe befindet. Wenn zur Zeit einer Noth alles Getreid nach dem benachbarten Lande, wenn darin ebenfalls

eine Noth herrſchte, unbeſchränkt zu verführen erlaubt ſeyn ſollte, ſo würde (bildet man ſich ein) die Verführung des Getreides nur ſo lange anhalten, bis der Preis des Getreides in dem Lande, welches kaufte, geringer würde, als in dem Lande, wo man es verkaufte. So, wie dieſer Fall einträte, würde man es, des Gewinnes wegen, wieder zurück nach dem Lande führen, aus dem man es abführte. Bei dieſer ſonderbaren Einbildung vergißt man, daß man zur Zeit einer Noth nicht wegen des Gewinns, ſondern wegen ſeiner Erhaltung kauft, und daß, wenn dieſe im Gedränge iſt, das Geld wenig geachtet wird. Man will und muß eſſen, und denkt nur an die Abhilfe ſeiner Brodnoth; und eine neue Zurückführung iſt ſchlechterdings nicht denkbar. Aus dieſer Hinſicht und Erfahrung haben zu allen Zeiten beim Eintritte einer allgemeinen, gräßlichen Brodnoth, die weiſeſten Regierungen von Europa eine gänzliche Sperrung der Ausfuhr, oder eine ſolche Erſchwerung derſelben, welche einer Sperrung ähnlich iſt, verhängt. In Frankreich erſchwerte man ehemals die Ausfuhr des Getreides von einer Provinz in die andere ſchon in dem Falle, da durch die Ausfuhr der Preis der unentbehrlichen Lebensmittel zu ungewöhnlich aus dem Verhältniß trat, und die Klaſſe der arbeitenden, und auch der beſoldeten Menſchen zu ſehr gekränkt wurde.

Thes. LX. Wenn man ehemals bei mißlichen Jahren eine allgemeine Getreidſperre (ſehr gewöhnlich bis Lichtmeß) verhängt hat, ſo meinte man, daß man etwas ſehr Kluges gethan habe.

* Wie jedes Heilmittel von der Eigenthümlichkeit deſſen, der beſorgt werden ſoll, abhängt, ſo hängt jede Anſtalt von der örtlichen Lage und Beſchaffenheit des Landes ab, worin ſie geſchehen ſoll. „Ein Staat, der, wie Genf, weder Getreide, noch Häfen, ein anderer, der, wie Holland, kein Getreide, aber Häfen hat; ein dritter, der, wie Frankreich, Getreide, Manufakturen, und Häfen; ein vierter, der, wie Sachſen, Manufakturen, und Getreide, aber keine Häfen; eine fünfter, der, wie Sicilien, bloß Getreide und Häfen; und ein ſechſter, der, wie Polen, bloß Getreide, aber weder Manufakturen, noch Häfen hat, müſſen, jeder, verſchiedene, zum Theil einander entgegengeſetzte, Getreideverordnungen, und alſo Regierungen haben.“

Thes. LXI. Wenn es möglich wäre, ſtets einen gleichen Preis der unentbehrlichen Lebensmittel zu erhalten (und durch zweckmäßige Getreidmagazine könnte man dieſer Möglichkeit allerdings nahe kommen), ſo würde dieß eine unausſprechliche Wohlthat ſeyn. *

* Ein zu hoher, und ein zu niedriger Preis der unentbehrlichen Lebensmittel ſind große Uebel, welche man ſich (in ſofern man kann, verſteht ſich) alle Mühe geben ſoll, zu verhindern. Der Ackerbauer und Viehhälter wird in beiden entgegengeſetzten Fällen, wenn ſeine Feilſchaften zu theuer, und wenn ſie zu wohlfeil werden, arm, und außer Stand geſetzt, ſich bei dem nöthigen Wohlſtande zu erhalten. Beim zu hohen Preis ſeiner Produkte, da er vieles Geld einnimmt, bleibt ihm, nach dem Abzug der gewaltigen Summen, welche er an Ehehalten, Tagwerker, Handwerker u. ſ. w. an den Staat (der natürlicher Weiſe, ſo, wie man mehr einnimmt, mehr fordern muß) zu zahlen hat, am Ende des Jahres nichts übrig, und nimmt er im Gegentheil zu wenig Geld ein, ſo kömmt er in Verlegenheit, auch dieſes Wenige zu bezahlen, und ſeine vielen Ausgaben und Abgaben zu entrichten. Durch die (gar oft verhängte) Sperre bis Lichtmeß meinte man, den Zweck zu erreichen, einen gleichförmigen Preis der Lebensmittel zu erhalten, ſehr glücklich, und die Erfahrung lehrte damals (was ſie natürlicher Weiſe auch noch dieſe Stunde lehren müßte), daß der mediſche Grundſatz: „Sperren vertheuern,“ ein Schulſophism, und durchaus irrig ſey.

Thes. LXII. Zweckmäßig und klug eingerichtete Getreidmagazine hält man keineswegs für ſchädliche, ſondern aus vielen Rückſichten für ſehr nützliche Anſtalten; wenn gleich in einem Getreidlande, wie Bayern, mit Wahrheit geſagt werden kann, daß ſich die Magazine des Landes in den Stadeln (Scheuern) der Bauern befinden.

Thes. LXIII. Wenn das, was in Betreff des Armenweſens jemand ſchon im Jahre 1695 geſagt hat, daß es geſchehen ſollte, nur (möchte ich ſagen) zur Hälfte geſchehen wäre, ſo würde jetzt das höchſt traurige Bettel- und Armenweſen niemanden beläſtigen. Ich habe das, was der Mann (mit der damals üblichen Schreibart) ſagte, im achten Bande d. bayer. Beiträge S. 323 abdrucken laſſen, und man ſollte das Geſagte doch leſen. Es führt die Aufſchrift:

> „Ein ſonderbares Gutachten über das Armenweſen in München und Bayern, welches im Jahre 1695 nach Brüſſel an den Kurfürſten Maximilian Emanuel ad manus erſtattet wurde."

Thes. LXIV. Es würde ein ganz ſonderbarer Schatten im Glanz und Ruhme einer Stadt ſeyn (zumal wenn die Einwohner durchgehends für geſcheide, ja ſehr allgemein, ſogar für ſogenannte klaſſiſche Köpfe und Denker gehalten, und als ſolche geprieſen werden wollen) wenn man, wo man hinſieht, brodloſe Leute, und Bettler ſehen ſollte.

Schol. Arme wird es immer geben, aber öffentliche Bettler ſoll es nirgends und niemals geben. Wie man es machen ſollte, daß es keine brod- und hilfloſen Leute gäbe, wußte man vor Zeiten ganz wohl; aber (wie oben geſagt wurde) man wollte es nicht machen. Jetzt hat ſich unſer gegenwärtiger Zeitgeiſt die Sache erſchwert, weil er ſich oft ganz andere Grundſätze (gerade ſolche, welche das Uebel herbeiführen, und nähren) eingeimpft hat. Das Armenweſen begreift drei Gegenſtände:

a) Man muß auf der Stelle anfangen, die Klaſſe der Leute, aus welcher Bettelleute hervorgehen, für die Zukunft zu vermindern, und aufzuheben;

b) Man muß die nun ſchon einmal vorhandenen ernähren;

c) Man muß zweckmäßige Anſtalten treffen, damit ſich künftig nur Arme, aber nicht des Bettelns Bedürftige einfinden.

Und hier brauchte es wenig mehr, als das zu thun, was oben (Thes. XLI.) geſagt worden iſt. Ehemals wußte und glaubte man dieſe Richtigkeit der Sache; jetzt weiß man ſie auch; aber weil man ſelbſt nicht mehr denkt, ſondern nur nachſpricht, was man in (zwangloſen) Heften unſerer Journale und modiſchen Unterhaltungsſchriften lieſt, ſo glaubt man daran nicht mehr, oder, beſſer zu reden, man fügt ſich in die Mode, nicht mehr daran zu glauben. Die ehemaligen Todſünden der Städte, Uebervölkerung, Ueberſetzung der Gewerbe, brodloſe Heirathen ſind (in den Augen heutiger Weiſen) keine Sünden mehr, ſondern Vollkommenheiten, welche ſich, nach ihrer Behauptung, auf unveräußerliche Naturrechte gründen. Hier hört alle Wechſelrede auf. Hier hat ſich ein Abgrund ohne Steg geöffnet.

Das unfehlbarſte Mittel, die Ueberſchreitung des, jeder Klaſſe von Einwohnern zukömmlichen, Maßes auf immer zu verhindern, dürfte ſich einfinden, wenn man das geſammte Volk in Klaſſen, oder Innungen eintheilte. Wie ein Regiment aus Compagnien beſteht, ſo ſollte alles bürgerliche Stadtvolk (das Hofvolk hat ſchon ſeine Stäbe) in einzelne Körperſchaften, oder Bruderſchaften, welche ſich einander kennen, und die Aufſicht über ihren Wohlſtand ſelbſt führen müßten, eingetheilt ſeyn; dieß würde ſolchen Innungen (ſie müßten von einem geſcheiden Haupte geleitet werden) ein wunderbares Behagen, und unter den Gliedern eine Art neuer Vernunft entwickeln.

Sie würden den Zuſammenhang der Dinge, das Eingreifen ihres Kettentheils in das Ganze kennen, und darüber denken lernen. Vielleicht dürfte es möglich ſeyn, den einzelnen Innungen eine Verfaſſung zu geben, oder zu gewähren, bei welcher ſie für die Erhaltung des bürgerlichen (und mithin auch ſchon des ſittlichen) Wohlſtandes ihrer Mitglieder verantwortlich gemacht werden könnten. Hörte z. B. der Ober- oder Unterführer (ſolche beſtanden ſchon ehemals bei allen Zünften) daß ein Familienvater nicht wegen Unglücksfällen, ſondern aus Lüderlichkeit abhauſe u. dgl., ſo möchte dieß zu einer Angelegenheit ſeiner Innung, welche als ein geſchloſſener Körper für die Erhaltung der Glieder zu ſorgen hätte, gemacht werden können.

Nil desperandum Teucro duce, et auspice Teucro.

Thes. LXV. Die ehemalige Tagesordnung, vermöge deren man während des Tages wachte und arbeitete, und während der Nacht ruhte, war ſehr vernünftig.

Thes. LXVI. Auch die Ergötzungen des Volkes ſollten ihre Zeit, ihre Zucht und ihr Maß haben. *

* In der neu. allgem. d. Bibliothek, Bd. 38. S. 340, ſagte ein ſehr richtig denkender

Mann: „Ich bin überzeugt, daß das Walzen von allen Arten des Tanzens die ſchädlichſte Art in phyſiſcher und moraliſcher Rückſicht ſey; und ich würde, wäre ich Polizei-Commiſſarius, als ſolcher verfängliche Maßregeln dagegen nehmen.“

Thes. LXVII. Wenn ein öffentlicher und grober Unfug nicht gerügt, ſondern als etwas, das der Zeitgeiſt mit ſich führt, betrachtet, und in ſolcher Hinſicht nachgeſehen wird, ſo würde darum der Unfug nicht aufhören, zu ſeyn, was er iſt, — ein Unfug.

Wiſſenſchaft und Kunſt.

Proleg. Eine Philoſophie (welche den Weg, den ſie zu gehen hat, die humaniſtiſche Literatur öffnete, ebnete, beleuchtete) würde für alles, was uns wichtig ſeyn kann, und ſeyn ſoll, ſtehen, wenn ſie nicht einen fürchterlichen Feind, welcher ſich von ihr niemals ganz entfernt hält, hätte, — die Sophiſterei. Dieſe Feindinn des Menſchengeſchlechts, hat in unſern Tagen eine ſcheußliche Mißgeburt, den Mißbrauch des Idealismus, in die Welt geſchickt, und mit ihm ein ganzes Heer von Mißverſtändniſſen, Albernheiten, Verirrungen, Anmaßungen, Einbildungen, Uebereilungen, wüthiger und unverſöhnlicher Verfolgungen aller derjenigen, die ſeinem Götzendienſte nicht fröhnen. Die Muſen flohen, und die Denkkraft und Schlußrichtigkeit entfernte ſich.

Thes. LXVIII. Allgemeinen **Krankheiten** muß durch allgemeine Anſtalten entgegengearbeitet, und ſiechen, verkrüppelten (in Schlaffheit und Betäubung liegenden) Zeitgenoſſen muß zu ihrem Aufleben, durch eine allgemeine, gleichförmige Staatsanſtalt verholfen werden, durch wirklich gute Schulen, deren Pflicht und Zweck darin beſteht:

a) dem künftigen Manne und Bürger die (ihm in ſeinem Vaterlande nöthigen) Kenntniſſe, und

b) eine veredelnde Geiſtesbildung mitzutheilen.

Thes. LXIX. Wenn man zehn Jahre in den Schulen geweſen ſeyn kann, ohne ein ganz anderer Menſch, als die Leute ſind, welche nicht darin waren, geworden, ohne viel verſtändiger, fein- und richtigfühlender, mit einem Worte, ohne an Kopf und Herz beſſer und größer geworden zu ſeyn; ſo muß man ohne Anlage zum Beſſerwerden, oder das Lehren muß durchaus nicht das, was es hätte ſeyn ſollen, geweſen ſeyn.

Schol. Man muß nicht Schulgegenſtände für den Prunk erdichten, noch nach der Mode. Man muß nicht ein ganzes Heer eingebildeter, vorzeitiger, gehaltloſer Gegenſtände auftiſchen, und die humaniſtiſchen Gegenſtände, welche für die Jugend die erſte Wichtigkeit ſind, vernachläſſigen. Man muß bei den Hauptſprachen (der deutſchen, lateiniſchen, und jetzt der franzöſiſchen) nicht vorüber eilen, um andere Sprachen, an welche kein künftiger Geſchäftsmann denkt, noch zu denken braucht, zu lernen. Man muß die Achtung und das Gefühl für die humaniſtiſche Literatur, welche um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts wieder begonnen, und welche unſer faſelnde, fade Zeitgeiſt verdrängt hat, herſtellen, und der herabgekommenen Zeitgenoſſenſchaft wieder zu einem würdigen Begriff über den Werth, und über den Einfluß eines Mannes von Geiſt verhelfen, damit ſie ihre Hand auf das Herz legen, und glauben und fühlen lerne, daß man unendlich leichter zehntauſend vortreffliche Juſtizräthe, zwanzigtauſend wackere Finanzräthe, hunderttauſend Rechnungsführer und Reviſoren finden könne, bis ein Mann zum Vorſchein kömmt, welchen bei ſeiner Geburt die Muſe angelächelt, und ihm die Gabe verliehen hat (für das Bedürfniß ſeines Landes und ſeiner Zeit) einen Don Quixotte zu ſchreiben, oder bis vollends ein Mann erſcheint, der das geiſtige Flämmlein von oben, und die Gabe, und die Freude, mit dem Flämmlein die Sterblichen zu beleben, beſitzt:

„Il veut, et tout s'anime, il touche et dans l'instant l'eau coule, un mont s'élève, une plaine s'étend, le jour luit, le ciel roule.“

Thes. LXX. Das Chriſtenthum ſoll in Schulen nicht als eine (gleichſam willkührliche) Nebenſache, ſondern als die erſte, und weſentlichſte Hauptſache behandelt werden. Wo die Schule religiös geſinnte, gottesfürchtige, gewiſſenhafte, ſich ſelbſt beherrſchende Zöglinge liefern, da liefern ſie die Hauptſache, wofür ihnen das Vaterland unendlich verbunden ſeyn wird.

Schol. Gewiſſenhafte Geſchäftsmänner, wenn ſie auch nicht die glänzendſten Wiſſenſchaftsmänner ſeyn ſollten, ſind unendlich ſchätzbarer, als große und vielwiſſende, aber gewiſſenloſe, Bücherkenner und Literatoren.

Thes. LXXI. Wenn man eine große Nation, zumal, wenn ſie aus vielen Völkerſchaften beſteht, in eine und ebendieſelbe Nation zuſammen vereinigen, wenn man ihr eben denſelben Geiſt, eben dieſelbe Denkart einflößen will, ſo kann dieß nicht anders, als durch eine allgemeine und gemeinſchaftliche Staatsanſtalt, Inſtitut, Orden (am Namen liegt wenig) geſchehen.

Schol. Wenn man ſo oft wider die Wiederherſtellung der Jeſuiten deklamirt, deklamirt man immer wider ſich ſelbſt. Es kann nicht vom Namen Jeſuiten *), ſondern es kann lediglich nur von einer großen Staatsanſtalt, welcher die meiſterhafte äußere Verfaſſung der Jeſuiten zu Grunde gelegt würde, die Rede ſeyn. Wider eine ſolche Anſtalt lärmen, heißt, von ſich bekennen, daß man weder den Verſtand, noch die Geiſteskraft beſitze, eine ſolche Anſtalt zu gründen, zu verfaſſen, und zu regieren; was ja doch an den Herren ſehr befremdend iſt, welche immer vom klaſſiſchen Ton unſers Zeitalters ſprechen, und für hochgeartete, über alles Gemeine hervorragende, Männer, wie Solon und Perikles, angeſehen ſeyn wollen; aber die modiſchen Lobereien in Zeitungen und Journalen verhallen, und gehen unter, wie ſie ſelbſt. Wer groß ſeyn will, muß groß handeln, muß den Beifall großer Männer zu verdienen ſuchen, und denken wie jener, der, als er ſich in Zeitungen immer geprieſen fand, ſagte: „Je n'aime pas,

---

*) Man vergleiche das Urtheil des Verfaſſers über die Jeſuiten in Mederers Biographie. A. d. H.

d'être toujours l'admiration des sots, et la Risée des gens sensés," ſetzte er hinzu.

Thes. LXXII. Was an das ſogenannte Publikum von den Volksbeherrſchern geſchrieben wird, das ſoll immer in der größten Vollkommenheit, in kurzen, klaren, höchſt beſtimmten Sätzen, und nicht mit neuphiloſophiſchen Wörtern, und Phraſen (die kein Menſch verſteht, und wobei kein Menſch etwas denkt), ſondern durchaus in rein deutſchen Ausdrücken, und in einem ordnungsvollen Vortrage geſchrieben ſeyn. Dieſe Erinnerung iſt wichtiger, als man zu wiſſen ſcheint.

Thes. LXXIII. Wenn irgendwo in Kanzley- und überhaupt gerichtlichen Aufſätzen, in Tauſch-, Kauf- und andern Briefen und Urkunden, ganz unkenntliche Buchſtaben und Ziffer, abgeſchmackte Züge, Zierereien und Nachläſſigkeiten (als neumodiſche Albernheiten) erſcheinen, wenn Namensunterſchriften, welche ſchlechterdings nichts von einer Handſchrift enthalten, zum Vorſchein kommen ſollten, ſo ſollte einem ſo muthwilligen Unfug, wegen ſehr wichtiger Folgen, die ſich in der Zukunft ergeben können, und werden, von der allerhöchſten Stelle mit pünktlichem Ernſte begegnet werden.

Thes. LXXIV. Viel und ſchnell arbeiten, heißt gewöhnlich ſchlecht arbeiten; denn der hat aus der Erfahrung geſprochen, der geſagt hat: multum, non multa.

Thes. LXXV. Die (einſt ganz unbekannte) Unſicherheit im Dienſt, benimmt (will man wiſſen) allen Muth, und alle Freude zum und beim Dienſt. Sie macht (fährt man fort) zaghaft, kleinmüthig, verdroſſen, oft heuchelnd und kriechend, und in Fällen, da eine wichtige, aber irgend einem Machthaber nicht angenehme, Wahrheit und Freimüthigkeit und mit voller Rückſicht auf Pflicht und Gewiſſen geäuſſert werden ſollte, ſophiſtiſch, entſtellend, und unverläſſig.

Thes. LXXVI. Das unmäßige Prozeſſiren verſchlimmert. Wer die Preisfrage: „Was müßte geſchehen, wenn in der Zukunft die gerichtlichen Streitigkeiten um die Hälfte vermindert, und die Behandlungen derſelben um die Hälfte abgekürzt werden ſollten?" — gründlich löſen würde, der verdiente eine Ehrenſäule, und ein Kränzlein von Gold auf die Säule. — Als man weniger las, wußte man weniger, aber man dachte mehr, und dachte unbefangener, uneingenommener, freier und richtiger.

Thes. LXXVII. Die gewöhnlichen Leihbibliotheken ſind den Bücherſchreibern, und den Buchhändlern im hohen Grade gleich nachtheilig, dem Publikum aber ſind ſie höchſt ſchädlich; ſie verleiten zur Lektüre durchaus nichtswürdiger Dinge, und zu derjenigen Leſewuth, welche von rechtlichen deutſchen Männern unter die Haupturſachen des modiſchen Verderbniſſes gezählt wird.

* Schon im Jahre 1804 wurde bei Gelegenheit, da über die Einrichtungen der Georgia Augusta in Göttingen Nachrichten erſchienen, öffentlich bemerkt: „Befolgungswerth (auch auf andern Univerſitäten) iſt der vom königlichen Staatsminiſterium ergangene Befehl, das ein in G — entſtandenes Leſeinſtitut unter Cenſur genommen, und zugleich geäußert wurde, daß die Vermehrung ſolcher Anſtalten gar nicht zu wünſchen ſey, und daß in Zukunft weder Leſeinſtitute, noch Leſekabinete oder Leihbibliotheken, ohne beſondere Erlaubniß des Staatsminiſteriums, errichtet werden ſollten.“

Thes. LXXVIII. Wenn jemand der Meinung ſeyn ſollte, daß gehäſſige Zänkereien der Gelehrten für die Gelehrſamkeit nützliche Reibungen ſeyen, ſo würde er einer ſehr ſonderbaren, einer mit dem erhabenen Weſen der Sache unvereinbaren Meinung ſeyn.

Schol. Oder welche literariſche Gegenſtände wären es denn, deren Bearbeitung einem mit Erbitterung erfüllten Geiſte, einem in einer wilden Aufruhr ſich befindenden Herzen wohl gelingen könnten? Man muß doch auch den Nachtheil nicht vergeſſen, welcher ſelbſt für die Gelehrſamkeit daraus entſteht, wenn man ſich von der Gelehrſamkeit den ſehr ſeltſamen Begriff macht, daß man ein unterrichteter, ja ein bildender Literator, und zugleich ein Tollhäusler, ein Halbwilder ſeyn könne. Von ſolchen Gelehrten ziehen ſich fein denkende, und mit Würde handelnde Geſchäftsmänner zurück, und darum hörte man dann auch: „les gens a place n'aiment point les gens de lettres."

Thes. LXXIX. Wenn die Menſchen, damit ſie an ihrer Stelle glücklich leben können, ſo viele Wahrheiten, ſo viele Grundſätze und Anweiſungen brauchten, als viele Bücherſchreiber es giebt, ſo würden die Menſchen durchaus nicht zu retten ſeyn; zumal, da ein ſehr großer Theil der Schriftſteller gerade durch ſeine Schreibereien beurkundet, daß er zu allen Dingen in der Welt eher, als zum Bücherſchreiben geeigenſchaftet ſey.

Thes. LXXX. Eine Behauptung wird darum, weil ſie gedruckt worden iſt, nicht beſſer, noch achtungswürdiger, als ſie es war, da ſie, ohne gedruckt zu ſeyn, bloß geſprochen wurde. *

* Wenn ſich dieß der Leſer z. B. bei den Bücherrecenſionen geſagt ſeyn ließe, ſo würden

dieſe Recenſionen ihr gedrucktes Gewicht (und das gewöhnlich mit Recht) verlieren.

Thes. LXXXI. Die Zeitungen ſind ein ſehr wichtiger Theil der Volksleitung geworden. Sie ſollten (und hierin allein liegt der Kreis ihres Geſchäftes) geſchehene, und wiſſenswürdige Dinge erzählen, und weder loben, noch tadeln; weder ein eingeſchicktes Lob, noch Tadel verbreiten.

Thes. LXXXII. Europa braucht und verlangt es durchaus nicht zu wiſſen, daß vornehme Herren ein Gaſtmahl mit hundert Gedecken gegeben, und daß ſie dabei ſo viele ſobenannte Toaſts, und wem, ausgebracht haben.

Thes. LXXXIII. Wenn man zu einer Zeit, da man ſich mit ſo vieler Eiferſucht für klaſſiſch, verſtändig und weiſe gehalten wiſſen will, einem Geiger, Pfeifer oder Sänger eine ſo ungeheure Verwunderung zollt, und ihm (als wäre ein Geiger, Pfeifer oder Sänger, Sängerinn, Schauſpielerinn) im Ernſte eine Weltwichtigkeit, ſolche Lobſprüche ertheilt, wie ſich Neuton und Leibniz, und andere Männer dieſer großen und höchſt einſamen Art geſchämt haben würden, ſich ertheilen zu laſſen, ſo bedecken alle neun Muſen vor Schamröthe ihr ätheriſches Angeſicht.

Thes. LXXXIV. Wenn man weiß und lieſt, was die ſchönen Künſte wirken könnten, und ſollten, ſo muß man billig erſtaunen, daß ſie ſo wenig wirken, und ſo wenig ſo oft gerade ſelbſt an denjenigen, welche ſie treiben; ſo, daß ſchon der berühmte Römer Marius Urſache fand, von ſich zu ſagen: „neque litteras graecas didici; parum placebat, eas discere; quippe quae ad virtutem doctoribus nihil pro fuerunt.“

Thes. LXXXV. Bloß ſinnliche Genüſſe vervielfältigen und verfeinern, heißt nicht, die Künſte, und durch ſie die Menſchen veredeln. Es iſt daher ein mißbrauchter, und toller Ausdruck, wenn man bei der Erwähnung der Künſte, der Muſik, der Malerei, des Theaters, immer nur Genüſſe, welche ſie mittheilen, und ewig nur ihre Genüſſe rühmen, und den Ausſpendern ſolcher Genüſſe eine Unſterblichkeit von Ruhm (auf dem Papier ja nur freilich) verſprechen hört.

Thes. LXXXVI. Wo die Künſte den Zweck ihrer urſprünglichen Erfindung vergeſſen, Saxa movere sono testudinis, et prece blanda ducere, quo velis, den Zweck, die Kälte, oder entgegen die Stürme des menſchlichen Gefühles und Triebes zu regieren, ſie zu beleben, zu reinigen, zu bilden, zu erheben; wo ſie dieſen Zweck vergeſſen, oder, ihn zu behandeln, nicht verſtehen, da ſind ſie mehr ſchädlich als nützlich.

Thes. LXXXVII. Wenn ein Maler die Büßerinn Magdalena, oder den ägyptiſchen Joſeph, oder die Suſanna u. dgl. ſo vorſtellte, daß die Vorſtellung mehr dazu geeignet wäre, zur Sünde zu reizen, als davon abzuziehen, ſo würde er der Welt einen ſehr ſchlechten Dienſt thun; geſetzt auch, daß ſein Werk, als Kunſtſache, das erſte Meiſterſtück der Welt ſeyn ſollte.

Schol. Künſtler, welche ſchlüpfrige, oder vollends unzüchtige Vorſtellungen bearbeiten, und in die Welt ſchicken, beurkunden von ſich der Welt, daß ihre Phantaſie mit einem häßlichen Siechthum beſudelt, und daß nach ihren Begriffen und Gefühlen das Publikum, nachdem ſie ihm ihren Unflat im Kunſtgewande vorſetzen, ein infames Lumpengepack ſey.

Thes. LXXXVIII. Wenn jemand ankündigen würde, daß jedermann (ohne Unterſchied des Standes, Geſchlechtes und Alters) auf ſein Zimmer kommen, und daſelbſt nackte Männer und Weiber in puris naturalibus ſehen könne, ſo würde ſich dieß die polizeiliche Aufſicht wohl verbitten; auch, wenn die Männer und Weiber von Stein oder Metall ſeyn, und gemäß ihrer Wohlgeſtalt zum Studium der Kunſt (allerdings für Künſtler) geeignet ſeyn ſollten.

Thes. LXXXIX. Auch die ſchönſte Theatermuſik wird nie eine Kirchenmuſik. Tänze, rauſchende ſogenannte Symphonien, Arien aus Theaterſtücken, Chöre, worin gewöhnlich einzelne (und in ihrer Einzelnheit ſinnloſe) Worte tauſendmal wiederholt, und fortgeleiert, Bitten an Gott mit Ungeſtüm und Trotz im Trompeten- und Paukenton herabgeſtürmt werden, ſind für die Kirche (unläugbar) eine ganz und gar unſchickliche Muſik, welche wohl dem Ohr gefallen, aber keinen gottesdienſtlichen frommen Sinn bewirken, und weder erbauen, noch beſſern können.

Thes. XC. Wenn Schauſpiele ihren Zweck bloß auf das Zerſtreuen, Unterhalten und Ergötzen der Zuſchauer, ohne an einen edleren Zweck zu denken, anlegten, wenn ſie ſich darauf einſchränkten, ein bloßes Spektakel, worin viel geſchaut und gehört werden ſollte, zu liefern, ſo würden ſie in Wahrheit eine einfältige, und falls ſie vollends üppige, ſchlüpfrige Hör- und Schauſachen begünſtigten, eine recht ſchädliche Anſtalt ſeyn.

---

* Dieſe Unart wurde ſchon gleich zur Zeit des Horaz Mode. Wir wiſſen, oder wiſſen auch nicht, was er darüber (Epist. I. II. Ep. 1) ſagte. Er ſagte nämlich: „Auch ſchon bei dem Ritter hat ſich alles (theatraliſche) Vergnügen von den Ohren weg in die herumſchweifenden

Augen, und auf eitle Ergötzungen gezogen. Vier, und oft noch mehr Stunden bleibt der Vorhang aufgezogen, bis ganze Geſchwader von Reiterei, und Rotten von Fußvolk vorüberziehen. Gleich hintendrein werden unglückliche Könige mit auf den Rücken gebundenen Händen geſchleppt. Wagen, Sänften, Karren, Schiffe eilen dahin. Man trägt erbeutetes Elfenbein zur Schau, und korinthiſches Erz. Wäre Demokritus noch auf Erden, er würde lachen, wenn entweder ein Mittelding zwiſchen Kameel und Panther, oder ein weißer Elephant die Augen des Volkes auf ſich zöge. Er würde aufmerkſamer auf das Volk, als auf die Spiele ſelbſt ſehen; denn jenes würde ihm mehr zu ſehen geben, als der Schauſpieler; von den Verfaſſern aber würde er glauben, ſie erzählten einem tauben Eſel ein Mährchen; denn welche Stimme vermag das Getöſe zu überwältigen, von welchem unſere Schauplätze ertönen? Man ſollte glauben, der garganiſche Wald, oder das tuskiſche Meer brülle, mit ſo großem Gelärme werden Schauſpiele, und verſchwenderiſch angebrachte Kunſt, und die ausländiſchen Koſtbarkeiten betrachtet. Mit dieſen überdeckt, tritt der Schauſpieler kaum auf die Bühne, ſo klatſcht alles in die Hände. „Hat er ſchon etwas geſagt?“ — Noch nichts. „Was gefällt dann alſo ſo ſehr?“

— Eine Wolle, welcher Tarent die Farbe des Purpurs gegeben hat."

Thes. XCI. Das, in einem Schauſpielhauſe ſich verſammelnde, ſogenannte Parterre, und das Publikum, ſind keineswegs das Nämliche; und wenn ein Parterre etwas tadelt oder beklatſcht, ſo iſt man durchaus nicht ermächtigt, zu ſagen, daß das Publikum getadelt oder gelobt habe.

Thes. XCII. Wer ein Buch bloß aus der Abſicht ſchreibt, daß es Abſatz finden und eintragen ſoll, iſt auf dem Punkte, Unſinn zu ſchreiben.

Thes. XCIII. Einfältig iſt die Einbildung der Schriftſteller, welche ſich einbilden, daß Männer, welche nie etwas für den Druck geſchrieben haben, nicht ſo viel Verſtand und Kenntniß haben, wie ſie.

Thes. XCIV. Wenn Menſchen eines (in weſentlichen Dingen) verkrüppelten Zeitgeiſtes an einem ihrer Mitbürger wahrnehmen ſollten, daß er alles ſo ſieht, wie es iſt, daß er alles ſo denkt, wie ers ſagt, daß er alles hält, was er verſpricht, daß er, ohne darauf zu ſehen, ob etwas alt oder neu, ob es bei den Tonangebern des Tages beliebt, oder verhaßt ſey, alles pünktlich ſo, wie es ſeinen Augen ſich darſtellt, beſchreibt, es lobt, oder dagegen warten, daß er nach einer Stadt nicht auf der gemeinen Straße, ſondern auf dem Gangſteig, wo dieſer kürzer und bequemer iſt, geht, daß er das, wofür er bezahlt iſt, pünktlichſt thut, ohne ſich, wenn er es gethan hat, von neuem bezahlen zu laſſen; — ſo würden ſie (die Verkrüppelten) einen ſolchen Mann für einen unweltläufigen, grießgrämlichen, tollhäusleriſchen Menſchen, und für einen unbrauchbaren Phantaſten, der, wo man ihn anſtellte, täglich tauſend Narrenſtreiche begehen, und überall zu lachen machen würde, erklären. *

* Etwas Aehnliches ſprechen wohl auch manchmal beſonnene Leute, wenn ſie von den Tugenden eines Mannes, mit feſter Eigenheit und Kraft beunruhiget werden.

Thes. XCV. Wenn man bei der Lehre der Staatswirthſchaft die Lehre aufſtellen würde, daß man zuerſt ſeine (ſich vorgeſetzten) Ausgaben zum Grunde legen, und daß man dann nach der Summe ſeiner Ausgaben die Einnahmen (die Steuern und Abgaben aller Art) verordnen, und fordern müſſe, ſo würde man (den Fall eines unvermeidlichen Krieges ausgenommen) eine ſonderbar ſophiſtiſche Lehre aufſtellen, und auf gemeine Koſten in Umlauf ſetzen.

Thes. XCVI. Wenn jetzt die Herren und Frauen ſo laut (über die Unarten und Vergehungen ihres Geſindes klagen, ſo muß erinnert werden, daß, wenn das Geſinde gebeſſert werden ſoll, zuerſt die Herren und Frauen gebeſſert werden müſſen.

Thes. XLVII. Wenn unſere jungen Männer ihre (abgeſchmackten) Augenbrillen, und ihre abſurden Tabackspfeifen weglegen würden, ſo würden ſie ihren Zeitgenoſſen und der Nachwelt beweiſen, daß ſie nicht unter dem knechtiſchen Geiſte einer einfältigen Mode gedient, ſondern ſich ſelbſt regiert haben. *

---

* Schlözer ſagte (in ſeinem „öffentlichen und Privatleben," von ihm ſelbſt beſchrieben ꝛc. Göttingen bei Vandenhöck 1802): „Dem Seereiſenden verwehre man das Rauchen nicht, man verordne es ihm vielmehr; aber iſt er wieder auf dem Lande, ſo entwöhne er ſich vom Rauchen, — wenn er ein ſtubenſitzender Gelehrter, und noch mehr, wenn er ein Myops iſt; für jenen hat das Rauchen hundert, für dieſen tauſend Unbequemlichkeiten. Ich höre in unſern Tagen warme Menſchenfreunde ſtark: Pockennoth, wie Feuer, rufen, nicht Einen aber: Tabacksnoth! Und wer berechnen und beweiſen wollte, daß wir eine beſſere europäiſche Welt haben würden, wenn wir ſie von Rauchern erlöſten, würde ſich Spöttereien ausſetzen. Möchten aber doch deutſche Väter, wenigſtens die vom gelehrten Stande, ihre Söhne durch ſtrenge Verbote, oder ausgeſetzte

Prämien von dieſer Angewöhnung abhalten, die doch in keiner Rückſicht wahren Lebensgenuß gewährt. Ich rede nur deutſche Väter an; denn bekanntlich raucht faſt niemand unſers Metiers in der ganzen Chriſtenheit, auſſer in Deutſchland und Holland. Möchte doch dieſe höchſt beherzigungswürdige Ermahnung durch unſere geleſenſten Zeitſchriften allgemein verbreitet werden.“

Thes. XCVIII. Wenn man bei Dingen, deren guter Beſtand, von (veränderlichen) Umſtänden abhängt, in Fällen, da man ihre Aenderung vorſchlägt und wünſcht, erwiedern hörte, man könne ferner nichts weiter ändern, weil eine Aenderung wider das Syſtem wäre; ſo würde man etwas ſehr Albernes hören.

Thes. XCIX. Ein Schiff, das mit einer gehörigen Ladung, mit wohlbeſtellten Segeln, mit kundigen und muthigen Matroſen, mit einem erfahrenen und wachſamen Steuermanne verſehen iſt, kommt ſo lange nicht von der Stelle, ſo lange kein Wind in die Segel bläſt.

Thes. C. Man baut zuerſt das Haus, und dann verziert man es. *

---

* Hans Hörburger ſagte in ſeinem „Ain nützlich Buchlein so reymweys gestellt; darin all Ständ der menschen begriffen.

Gedruckt zu Augsburg durch Hainrich Stayner 1531."

„Wer recht zuthün den willen het,
der acht nit, was ein yeder redt,
sonder bleib auff seinem furnemen steiff,
ker sich nit an der Nachreder pfeiff.
Hetten Propheten und weyssagen
sich an nachred bei iren tagen
Kert, und die weiſsheit nit geseit,
so wer yn jetz längst worden leid."

* * *

Briefe über und aus Gastein *).

Der Verfaſſer der nachſtehenden Briefe hatte keineswegs die Abſicht, eine ausführliche örtliche Beſchreibung von dem Heilbad zu Gaſtein zu liefern —

(was ganz überflüſſig geweſen ſeyn würde, nachdem, unter der Aufſchrift: „Das Gaſteiner-Thal mit ſeinen warmen Heilquellen ꝛc., von Ritter von Koch-Sternfeld, eine zum Gebrauch der Reiſenden ganz vortreffliche Beſchreibung, 1810, Salzburg in der Mayerſchen Buchhandlung in kl. 8. erſchienen iſt)

---

*) Bayer. Beiträge 10r Bd.

— ſondern er hatte lediglich nur die Abſicht, ſich das Andenken an die ſeligen Stunden zu vergegenwärtigen, die er in der ſüßen Abgeſchiedenheit eines Ortes genoſſen hat, wo alles, was er zu thun gefunden, und zu thun ſich vorgenommen hat, darin beſtand, daß er ſich angelegen ſeyn ließ, bald dem Geſange eines Vogels, bald dem ſanften Rieſeln einer Quelle, oder dem zarten Flüſtern eines durch Zweige wallenden Duftes zuzuhören, dem einſamen ſinnenden Badgaſt, wenn er ſah, daß der Gaſt für ſich allein ſeyn wollte, aus dem Wege zu gehen, dem, welchen er nicht vermeiden konnte, einen guten Tag zu wünſchen, ſich, wenn er etwas ſagte, worüber er ſich zu freuen ſchien, mit zu freuen, und, wenn er etwas vorbrachte, das ein witziger Scherz hätte ſeyn ſollen, über den Witz (oder über ſeine Fadheit) herzlich mit zu lachen.

München den 18. Juni 1810.

An meinen Freund B. K. — nach Regensburg.

Adieu! Leben Sie geſund und wohl, bis ich Ihnen nach einigen Wochen, an dem nämlichen Orte, wo ich dieß heute ſchreibe, wieder ſchreiben werde. Ich werde morgen, wenn noch der Sirius am Himmel glänzt, mich aufmachen, um mich nach dem abgelegenen Erdenwinkel zu begeben, den man die Heilquelle von Europa, den man aber auch den Freythof von Europa zu nennen pflegt. Ich werde nach Gaſtein reiſen.

Ich reiſe nicht ohne heimliche Beklemmung nach einem Orte, an welchem ich vielleicht nur (unglückliche) Fremdlinge von nahen und entfernten Ländern, leidende Kranke, meine ich, zu ſehen bekommen werde. Zu gleicher Zeit ſehne ich mich nach dieſem Elyſium, wo ich in einer erhabenen Zurückgezogenheit von allem Weltgeräuſch, ſtill und ruhig in mich ſelbſt mich hüllen, und an entfernte Freunde denken werde, wie an abgeſchiedene Geiſter einer beſſern Welt, denen (um ſo in ſich ſelbſt vergnügt zu ſeyn, als ich es ſeyn werde) nichts weiter fehlen könnte, als meine Verborgenheit. Meine Erinnerungen werden ſich mit Ihnen beſchäftigen, und meine Phantaſie wird mich nach — — tragen, an den Tiſch, an dem ich mit Ihnen plauderte, in das Zimmerchen, von welchem aus ich die Ruinen von Regensburg betrachtete, in den kleinen friſchen Garten, in deſſen Schatten ich wandelte. Adieu!

1.

Gaſtein den 24. Juni 1810.

An Herrn v. K. nach München.

Theuerſter Freund!

In der Dämmerung eines engen, ärmlichen, hölzernen, von Fliegen wimmelnden Stübchens, auf einem ſchmalen Geſims eines, kaum zwei Spannen hohen, und eben ſo breiten, mit einer kreuzweis gezogenen eiſernen Vorſtange verſehenen, Fenſters, unter einem tobenden Geräuſch unzähliger großer und kleinerer Waſſerfälle, an den nahen Grenzen des neuen Illyriens, beginne ich in Gaſtein den 24. Juni Morgens 5 Uhr dieſen Brief in einer ſonderbaren Stimmung. Wo ich aufſehe, erblicke ich zu gleicher Zeit den ſchönſten Sommer, Blumen aller Art, duftende Geſträuche, und ſaftige Bäume, und dann (in einer Entfernung von etwa einer kleinen Stunde) ungeheure Felſen, bedeckt mit ewigem Schnee. Guten Morgen!

Ich befinde mich hier in einer erſtaunlichen Höhe, bei dreitauſend Fuß höher, als das Meer, dann tauſend ſiebenhundert vierzig Fuß höher, als Salzburg, die Stadt, und gleichwohl befinde ich mich in einem tiefen Abgrunde eines ungeheuern Keſſels, von himmelhohen, uralten Gebirgen auf allen Seiten umſchloſſen. Ich bin durch ſchauerliche Wege hierher gekommen.

Nachdem man von Salzburg aus, auf einer Straße von vier Poſten, theils ſichtbar, theils unmerklich, immer bergauf gefahren, erreicht man endlich, eine kleine halbe Stunde außer dem Markt und der Poſt Lend, (wo man der folgenden ſteilen Straße wegen gewöhnlich eine Vorſpann erhält) einen ganz unerwarteten (von einer ehemaligen Familie, welche in der Nähe wohnte, die Klamm genannten) Eingang, bei welchem die eigentliche Erhöhung, durch die man himmelan geleitet werden ſoll, erſt recht anfängt. Man erblickt nämlich rechts und links zwei, meiſtens ſenkrecht geſtaltete, fürchterlich ſchwärzliche, zackige Felſenwände, in deren, durch eine unendliche Zahl von Jahren ausgegrabenen, tiefen Schluchten über abgeriſſene Steinklumpen ein wilder Bergſtrom (die Ache) ſich durchreißt, ſchäumt und braußt. Bald ſieht und hört man dieſen Strom, bald, wenn er ſich in noch tiefere Geklüfte verliert, vernimmt man ſein Daſeyn nur noch leiſe, oder einige Zeit gar nicht weiter. Die ſich einander gegenüberſtehenden Felswände ſtehen oft kaum 200 Schritte, oder noch weniger aus einander, ſo daß die ganze Strecke in einer Dunkelheit erſcheint, wo es läßt, als ſollte man die Wohnungen der ſtummen bleichen Manen betreten. An einer dieſer fürchterlichen Felſenwände ließ im Jahre 1539 ein ſalzburgiſcher Erzbiſchof, genannt Matthäus, einen Fahrweg errichten, oder vollenden, welcher an der geſprengten Wand bald gemauert, oder mit Bruchſteinen errichtet, bald, wo es die Sache nicht beſſer litt, nur auf Balken, welche auf hervorragende Steinklumpen geſtellt, mit andern Balken oben verbunden, und mit Brettern, und mit Schutt oder Holzprügeln bedeckt ſind, geſtützt, und, wo unausfüllbare Lücken entgegen kommen, mit vielen kleinen auf Querbalken liegenden Brücklein verſehen iſt. Dieſer Fahrweg wird von hundert kleinen, aus dem Geſtein hervorſprudelnden Waſſerſtrömlein beſpült, bedarf daher unausgeſetzter Nachhülfen und Verbeſſerungen, und iſt dabei ſo ſchmal, daß (ein Paar kleine Ausbüge ausgenommen) nur noch ein Raum für Einen Wagen, und kümmerlich nur für den Fuhrknecht übrig bleibt, welcher (was auch die Reiſenden gewöhnlich thun) abſteigt, den Sattelgaul bei dem Zaum, behutſam Schritt nach Schritt führt, und neben dem, oft äußerſt ſchwachen, oft obendrein noch ſchadhaften Geländer einhergeht, von welchem aus ſich ſchwärzlich grüne Bäume nach dem Abgrunde ziehen, den ſie, hier und da, freundlich verhüllen. Wenn jemand ein ſolches Fuhrwerk von unten auf, oder ſonſt in einiger Entfernung ſehen ſollte, dem würde es ſcheinen, als klebe an der ſenkrechten Felſenwand ein zerbrechliches, ſchlotterndes Brücklein, das alle Augenblicke im Herabſtürzen begriffen ſey, und das unfehlbar herabſtürzen müßte. In der That, wenn auf der, nach dem Abgrunde hangenden Seite, ein Rad brechen, oder wenn der Radhälter (Lohner, Lehner) abgehen ſollte, ſo dürfte ein Unglück unvermeidlich, und ein, im Wagen ſitzen Gebliebener dem Falle ausgeſetzt ſeyn, über das Geländer geſchottelt zu werden, welches nicht nur niedrig, ſondern noch hier und da ſehr ſchwächlich iſt. Auch zeigen die, auf dieſem Wege aufgerichteten Tafeln nur zu oft an, was hier vorgegangen ſeyn mag. Nachdem man mit dieſer Fahrt eine kleine halbe Stunde zugebracht, verenget ſich das Felſenwerk noch mehr, beuget ſich dann ſüdwärts, und führet endlich nach einer Stelle, auf welcher noch ſtarke Reſte eines, hier ehemals errichteten undurchdringlichen Paſſes (Klamm gen.), innerhalb deſſen jetzt noch ein Invalid ein kleines Häuschen bewohnt, und den Fremden ein Thor öffnet, zu ſehen ſind. Hier und da ſcheinen auch noch auf den Höhen Ueberreſte uralter Gebäude, längſt verfallene Burgen und Thürme. Alles iſt wild, und groß, und wie noch immer im Verfallen, oder auch (wenn man lieber will) im neuen Entſtehen begriffen.

So iſt der Eingang zu dem Feenpallaſt, welchen man nach einer kleinen Weile zu ſehen bekommen ſollte, beſchaffen. Wenn man die Abentheuer jenes Einganges beſtanden hat, tritt man wieder in freiere, hellere Gegenden, wo man von lachenden Fluren, ſchlängelnden Bächen, und von tauſend verſchiedenen und erfriſchenden Wohlgerüchen bunter Blumen, Geſträuche und Bäume begrüßt, dann durch einen Markt, genannt Hof Gaſtein, geführt, und endlich in ein, zwei Stunden langes, und von himmelhohen (beiderſeits ſüdlichlaufenden) etwa eine Stunde auseinander ſtehenden Bergen begränztes Thal verſetzt wird, in welchem ſich ein Bach mit ſo vielen Krümmungen herumwendet, daß man, indem man theils neben ihm vorüberfährt, theils ſeinen Weg bald da, bald dort über eine Brücke nimmt, zuletzt beinahe nicht mehr weiß, welcher Weltgegend man zufährt. Man fährt aber zuletzt wieder bergauf, und nun vernimmt man plötzlich ein Geräuſch und Geſaus, und Gebrüll, das irgend eine nahe fürchterliche Erſcheinung erwarten läßt, und bald erblickt man einen von Süden her ziehenden, im betäubendſten Grade aufgebrachten, wild ſchäumenden, und im ganz weißen Schaum über eine Höhe von mehr als ſechshundert Fuß, mit einem dergeſtalt wüthenden Zorn und Ingrimm herabſtürzenden Bergſtrom (die Ache), daß er die ungeheuerſten Felſentrümmer, durch welche er ſich durchdrängt, von Zeit zu Zeit fortſtößt, und ſchreit, und heult, und tobt, daß die Erde um ihn her bebet, und daß das Geſpritz und Gedünſt ſeines Schaumes weit hin geſchleudert, und daß davon jeder neu ankommende Badegaſt, da er die, über ihn geſchlagene, Brücke befähret, reichlich bewillkommt wird. Ungefähr dreihundert Schritte von dieſer Brücke öſtlich fließen am Fuße eines Rieſengebirges, der Graukogel genannt, die Heilquellen hervor. Und zwiſchen dieſen Heilquellen und der eben genannten Brücke ſteht das Ding von hölzerner Wohnung, worin ich Ihnen jetzt dieſen Brief ſchreibe.

Stellen Sie ſich eine durchaus von Holz gezimmerte Hütte vor, mit einer Bauart, welche etwa die gemeine Bauart im ſiebenten Jahrhunderte geweſen ſeyn mag, wo es in den damals aufgezeichneten bayeriſchen Strafgeſetzen heißt: „Wer einen Balken von einem Hauſe untergräbt, wer den Firſt eines Hauſes beſchädigt, der wird geſtraft um ꝛc.“ Der Plan dieſes Hauſes iſt durchaus, wie der Plan eines Kartenhauſes, wo man dahin etwas ſetzt, wo etwas auf eine ſchon errichtete Unterlage geſtützt, und als eine neue Unterlage für ein höheres Geſchoß errichtet werden kann. Im Hintertheile, welcher meiſtentheils nur auf großen, auf Geſtein geſtützten Balken, über welche Zwerchbalken gelegt, und dieſe mit Brettern bedeckt ſind, zu beſtehen ſcheint, ſind vor den Fenſtern nach uralter (ſlaviſcher) Bauart, Gänge angebracht, welche übrigens hier ganz zur Bequemlichkeit der Anweſenden angebracht ſind. Dieſe Hütte ſteht, ohne jemals weſentlich ausgebeſſert, und viel weniger, ohne neu errichtet worden zu ſeyn, über dreihundert Jahre; denn gerade vor meiner Stube iſt mit einem Meſſer in die hölzerne Wand eingeſchnitten: „Johana Straubinger 1509." Und damals war das Haus zuverläſſig ſchon lange erbaut geweſen. Das Holz der Wände, der Decken, der Fußböden, alles iſt, wie das ausgetrocknetſte Geigenholz, ſchwarzbraun. Mit einem Strohhalm könnte man an einem heißen Sommertag alles in Flammen ſetzen. Die Fußböden und Stubenwände ſind ſo dünn, und gehörig (sonóra), daß man jeden leiſen Tritt über ſich, wie ein Geklapper, jede leiſe Bewegung und Stimme eines Gaſtes neben ſich, als ſtände er vor uns, vernehmen kann. Nachdem theils wegen des hohen Alters dieſer Hütte, alle Theile derſelben entſaftet werden, und mithin nothwendig ſchwinden mußten, nachdem ferner die ſämmtlichen Theile dieſes wunderſamen Holzwerkes durch das Toben des, eben berührten gräßlichen Waſſerfalles ohne Unterlaß leiſe, und bei einem Hochwaſſer wohl merklich erſchüttert, und zuſammengepreßt werden, ſo iſt faſt keine Stube mehr in ihrer urſprünglichen rechtwinkeligen Lage, ſondern die meiſten ſind ſichtlich verſchoben, und auf einer Seite ſo merklich abhängig, daß man geſchwinder, wenn man auf den Abſchuß gehen muß, zu gehen kömmt. So ſind auch die alten Treppen, welche bald da, bald dort, nach einem Fletz oder einer Kammer führen, verſchoben, und dergeſtalt geſpaltet, daß man häufig den unter ſich liegenden Boden, oder gar das Waſſer erblickt; ja einige, auf herausgeſchobene Balken geſtützte, Behältniſſe der Nothwendigkeit, ſchweben dergeſtalt in der freien Luft über Abgründe, daß man durch die Ritzen das tief unten in Steinklüften vorüber ſchäumende Waſſer erblickt.

Ohne Zweifel werden Sie ſich nun von dieſer armſeligen, unbehilflichen, modernden, traurigen, und (wie Sie gar nicht werden umhin können, zu denken) von dieſer gefahrvollen Hütte einen recht ſonderbaren Begriff machen. Sie iſt auch in Wahrheit ſo beſchaffen, daß, wenn man ſie durch einen Zauberſtab geſchwind nach München verſetzen, und den Neugierigen um einen Preis von ſechs Kreuzern zeigen würde, in dreien Tagen eine Summe Geldes, für welche man ſie zweimal neu errichten könnte, zuſammen gebracht werden müßte. Gleichwohl beſuchten dieſe Hütte, und wohnten in dieſen hölzernen, helldunkeln, und von dem klaſſiſchen Alterthumsgeruch geheiligten Kammern, die Erzbiſchöfe von Salzburg, die Erzherzoge von Oeſterreich, die Herzoge von Bayern, und die anſehnlichſten Fürſten, Herren und Frauen von Deutſchland und Europa. Eben jetzt wohnen in dieſer Hütte drei Grafen, einige Baronen, dann andere durch Stand und Würde ausgezeichnete Gäſte, und überhaupt wohnen jetzt eben, in einigen dreißig Behältniſſen, theils einzeln, theils zuſammen über ſiebenzig Gäſte in der (ehe man es mit ſeinen Augen ſieht) unerwartetſten Fröhlichkeit. Alle Geſichter, welche mir bisher begegneten, waren heiter, freundlich und (mit Ablegung alles Zwanges) offen, und zutraulich. Die geſunde, mit dem Duft von tauſend balſamiſchen Kräutern erfüllte Luft, der blaue, hell glänzende Himmel, erfüllet alle Gegenſtände mit einer milden Behaglichkeit, und verſetzt ſie in eine ungewöhnliche Munterkeit, bei welcher ich, um die Fülle alles Vergnügens, deſſen ein Sterblicher fähig iſt, zu genießen, nur noch den Wunſch fühle, Sie auf ein Paar Stunden hieher verſetzen zu können; aber auch dieſer Wunſch mag nicht jeden Gaſt anwandeln. Man iſt hier, ich weiß nicht wie, nur von ſich ſelbſt erfüllt, und vergißt, ohne es zu wiſſen, oder zu wollen, alles, was in der Entfernung vorgehen mag; und wenn man einmal von draußen ſpricht (ſo nennt man hier alles, was jenſeits der Klamm liegt) ſo iſt's, als ſpräche man von einem, jenſeits des Weltmeers gelegenen, Eilande. Ich habe in den dreien Tagen, welche ich hier lebe, noch keine Sylbe von dem heißen Treiben und Lärmen, der jetzt ganz Europa beunruhigt, gehört, und habe nicht einmal eine Zeitung geſehen. Man iſt ſo ganz in ſeinen erweichten Zuſtand gehüllt, vermißt, und wünſcht nichts, fürchtet und beneidet nichts, belauert und tadelt nichts, und iſt gleichſam ein ganz anderer, iſt ein ruhiger, mit aller Welt verſöhnter, wohlwollender, erzguter Menſch. So ſah ich bisher die Gäſte verſchiedener Länder, welche ich zu ſehen bekam, und ich will hoffen, daß ich nie das Mißvergnügen haben werde, ſie anders zu finden. Leben Sie recht wohl! Ich verbleibe mit der innigſten Hochachtung und Ergebenheit Ihr ꝛc.

2.

An Ebendenſelben.

Gaſtein den 26. Juni 1810.

Ich habe vergeſſen, daß die Poſt, welche hier am Mittwoch und Samſtag ankommt, von hier am Dienſtag und Freitag abgeht, und mein Brief vom 24. Juni blieb demnach zurück. Ich will die Zeit bis zum nächſten Poſttag dazu benützen, Ihnen eine recht vollſtändige Nachricht von den Umſtänden der Hütte, welche ich bewohne, und von dem Ort Gaſtein überhaupt mitzutheilen. So alt die Hütte iſt, ſo lange wird ſie von einer und eben derſelben Familie bewohnt. Die Straubinger (ſo nennen ſich die Wirthsleute) ſind die Patriarchen von Gaſtein, ſind weithin bekannt, und es dürfte merkwürdig ſeyn, zu wiſſen, wie ſich Enkel und Urenkel in der ganzen Gegend verbreitet haben. Auf einer hölzernen Grabtafel in einer der zwei hieſigen Kirchen, zu St. Niklas, ſteht: „Veit Straubinger † 1647 den 5. Tag May,“ und unter einem, in der vorhandenen Hauskapelle aufgeſtellten, die hl. drei Könige vorſtellenden, Altarblatt ſtehen die Worte: „Zu Lob und Ehr der allerheiligſten Dreifaltigkeit, und der Heiligen S. Primus und Felician, als Patronen des Selbswarbnen (F. ſelbſtwarmen) Wildtpadt alhie in Gaſtein zu Ehren hat Joannes Straubinger Gaſtgeb alda von Mitteregg ſambt ſeiner Hausfrau dieſe Tafel anher auffrichten und machen laſſen. Im Jahr 1662.“

Aelter noch, als die Straubinger-Hütte, und ihre Bewohner, die Straubinger, ſind die zwei Kirchlein, welche hier zu ſehen ſind. Das eine am ſogenannten Badberg (wegen ſeines kleinen Umfanges mehr eine Kapelle, als einer förmlichen Kirche ähnlich) iſt dem St. Niklas geweiht, und mit einem kleinen Freithof, auf welchem die Gaſteiner und die Fremden begraben werden, umgeben; die andere (welche ganz in der Tiefe ſteht, ſo, daß man durch eine beſchwerliche Treppe zu ihr hinabſteigen muß) iſt den Heiligen Prims (Primus) und Felician, welche das Bad um das Jahr 680 gefunden, ſich hier niedergelaſſen, und eine Kapelle errichtet haben (wie nämlich eine darin vorhandene Tafel beſagt) gewidmet, und iſt die eigentliche Pfarr- oder Vikariatskirche. Sie hat auf allen Seiten wenigſtens zehn ſichtbare Sprünge, oder Ritzen, und dürfte bei der nächſten Erſchütterung zuſammen ſtürzen. In der erſten aber ſind die großen Steine ſchon ganz ausgetreten, was, da zumal dieſe Kirche nicht alle Tage beſucht wird, ein ſehr hohes Alter vorausſetzt.

Der ganze Ort Gaſtein (man nennt ihn ein Dorf) ſieht ſo aus. — Man kann nichts Unbehilflicheres, nichts Aermeres ſehen. Es iſt, als wenn jemand die achtzehn Häuſerchen, aus welchen alles beſteht, in ſeiner Hand gehalten, und ſie im loſen Scherz durch die Finger hätte fallen laſſen. So ungeſchickt (möchte man ſagen, wenn hier ſo etwas geſagt werden könnte), ſo ganz und gar unförmlich und armſelig ſtehen jene Häuslein beiſammen. Die Hütte des Straubingers wird nördlich durch eine Schlucht von den übrigen Gebäuden getrennt, welche auf einem durchaus naſſen Hügel von ſehr geringem Umfange verpflanzt, und wovon ungefähr ſieben bis acht, ganz, oder nur zum Theil, gemauert ſind. Vier von dieſen letztern ſind zu unterſt in dem ſteilen Abhange des öſtlich liegenden Gebirges, der Graukogel genannt, wie eingeſchnitten; die übrigen (gemauerten und ungemauerten) Gebäudchen ſtehen in der tiefern Schlucht, und man muß zu ihnen theils auf großen Steinplatten, theils auf elenden Treppen hinabklettern. Dieſes iſt der Fall mit den zweien Badhäuſern, welche (außer dem Holzwerk des Straubinger-Bades) noch vorhanden (ſie heißen der Mitterwirth und der Grabenwirth), welche mithin in eine noch weit ungünſtigere Lage verſetzt, übrigens aber, was die Güte der Heilquellen betrifft, ſich einander vollkommen ähnlich ſind. Ueber dieſen in der Schlucht liegenden, und mit verſchiedenen Kanälen warmer und kalter Waſſer durchſchnittenen traurigen Gebäuden, und oben neben den eben genannten, an der Seitenwand des Graukogels hinangeflickten vier Häuſern (dem Spital, dem Vikariatshauſe, dem Meßnerhauſe ꝛc.) läuft ein ſchmales, krummes, abſchüſſiges, mit großen und kleinen, vom Zufalle, wie man meinen möchte, gelegten Steinplatten belegtes, für Fußgänger, und noch mehr für Fuhrwerke höchſt beſchwerliches, kaum ſechs Schuh breites Sträßlein, auf welchem allein man zu dem Schuttwerk der Vikariatskirche, und (einige hundert oder mehrere Schritte weiter) zu dem armen Kirchlein, und zu dem, rund um dieß Kirchlein ſtehenden Freythof von Europa gelangen kann. Dieſem iſt ein zweites, an der Seite der entgegengeſetzten weſtlichen Berge und Steinmaſſen ausgehauenes ſchmales Sträßlein, auf welchem man jetzt gewöhnlich in Gaſtein ankömmt, ganz ähnlich. Dieſe zwei, vielleicht in ganz Deutſchland einzigen, elenden Sträßlein ausgenommen, ſo kann alles Uebrige der Gaſteiner-Polizei durchaus nicht zu einigem Vorwurf gereichen. Es iſt im eigentlichen Badorte Gaſtein unmöglich, eine ordentliche Gaſſe herzuſtellen, und man könnte zwar gemächlicher, aber man könnte nicht fröhlicher bauen. Man verſicherte mich ſogar, daß das Haus des Straubingers, wenn es durchaus gemauert wäre, längſt zuſammengeſtürzt ſeyn würde; wegen der leiſen unaufhörlichen Zitterungen nämlich, bei welchem ein Mauerwerk auf dieſer Stelle ſchwerlich lange würde beſtehen können.

Dieß iſt, für jetzt wenigſtens, der Fall noch nicht mit dem von dem letzten Fürſterzbiſchofe im Jahre 1794 erbauten Schlößchen, für welches mit ſehr beträchtlichen Koſten und Anſtrengungen ein feſter Grund gewählt, und zugerichtet worden, und welches hier eine große Schönheit (zumal für heicklere Fremde) eine große Wohlthat iſt. Dieſes Schlößchen, zu welchem eine, außenher angebrachte, doppelt breite Stiege führt, beſteht aus zwei Stockwerken, welche, mit den darüber angebrachten Dachſtübchen, einige zwanzig, größere und kleine, ſehr artige, reinliche und luftige, in den Einfaſſungen mit ſchönem Serpentin geſchmückte Zimmer enthalten, aus welchen man ſehr bequem nach den im Hintergrunde errichteten Badanſtalten gelangen kann; außer welchen noch ein ſogenanntes Fürſtenbad, das ſich Fremde von beſonders hohem Stande zu wählen pflegen, vorhanden iſt. Dieſes Schloß, welches von der Straubinger-Hütte vermittelſt eines Hofraumes von ungefähr vierzig Schritten entfernt iſt, ſteht ganz frei, ſo, daß man um daſſelbe bequem herum, und was hinter demſelben vorhanden iſt, ſehen kann. Dieß iſt eine, etwa vier Schritte entfernte, vielmal über das Gebäude hervorragende, gräßlich ſchwarze, von Waſſer triefende, und daher ſchon mit häufigen Ritzen getheilte, ſenkrecht abgeſchnittene Felswand, bei deren Anblick ſich Mancher, der Augen hat, des Einfalls nicht dürfte erwehren können, was mit dem ſchönen Schlößchen und ſeinen Bewohnern in ictu oculi geſchehen müßte, wenn ſich, was hier gar nichts Ungewöhnliches iſt, ein Erdbeben, oder in der Nähe ein zerſtörender Wolkenbruch einſtellte. Doch dieß ganz bei Seite geſetzt, ſo bleibt hier, und verhält ſich dieß Schlößchen, worin jeder Honoratior, wenn er ſich nur bei Zeiten meldet, ſein Abſteigquartier finden kann, wie eine willkommene Epiſode, und es ändert mit ſeinem Daſeyn die Natur von Gaſtein nicht.

Noch einmal ſey es geſagt, mein beſter Freund! Hier an dieſem Orte, und an dieſer Stelle nehmen alle Dinge einen eigenen Werth an, und jedermann iſt glücklich, wer nur mit ſeiner Kur nicht ganz unglücklich iſt. Wie Liebende auch in einer dürren Wüſte ſich dünken, in das Zauberſchloß der Armida verſetzt zu ſeyn, ſo meinen die Badegäſte, ſich in einem wonnevollen Elyſium, im Kleinode des Erdballes zu befinden, wenn nur ſeit geſtern etwa ein Arm weniger ſchmerzt, eine Wunde weniger brennt, wenn ein Aug heller, ein Fuß kräftiger wird. Dieß iſt jetzt hier die einzige Angelegenheit, das erſte Bedürfniß für Badegäſte, die nicht aus Neugierde, oder aus irgend einer mißverſtandenen Erwartung nach Gaſtein gekommen ſind. Jedermann ſingt voll Troſt und Hoffnung, wie der nach dem größten Gut des Lebens, nach Geſundheit ſchmachtende Dichter, aus der begeiſterten Fülle ſeines Herzens mit einer (höchſt ſonderbaren) Kühnheit ſang:

„Herr des Lebens, willſt du mich erhalten,
O ſo gieb nur Eins, Geſundheit mir!
Dankbar will ich dir die Hände falten,
Und dann bitten weiter nichts von dir.
Kühn durch Klippen, Strudel, Ungeheuer,
Lenk' ich, allgenügſam mir, alsdann
Auf des Lebens Ocean mein Steuer.
Selbſt ſein Gott iſt ein geſunder Mann.“

Ich hoffe alles für jedermann, und für mich, an einem Ort, deſſen Inhalt ſo ſonderbar iſt. Ich bin in einen ſeidenen Flor von Dunſt, der an gewiſſen Stellen, und zu gewiſſen Tagzeiten wie ein Regenbogen erſcheint, gehüllet. Gras und Bäume ſind hier ſaftiger, kühner gewachſen, als anderswo. Wir athmen, wie in einem Meer balſamiſcher Wohlgerüche, und hauchen ganze Gewölke ein von den herumſchwimmenden Dünſten von Roſen und Veilchen, und Bergblumen, und fühlen eine Erfriſchung, wie ſie kein Dichter beſchreiben kann, und wovon kein Bewohner vom glückſeligen München je etwas geahnet hat.

Indem ich Ihnen dieſe Nachricht in einer Stimmung, die mich, wenn ſie ewig dauern könnte, zum glücklichſten aller Menſchen machen würde, mittheile, habe ich nur noch einen Wunſch für Sie, daß da, wo Sie ſind, keine rauhe Luft Sie anwehen, und daß jedes ſtille Verlangen Ihres Herzens in Erfüllung gehen möge.

5.

An Ebendenſelben.

Gaſtein den 30. Juni 1810.

Wie doch die Sachen in der Nähe ſo unzählige Male ganz anders erſcheinen, als ſie in der Entfernung, und zwar oft von Leuten, welche ſelbſt ſie niemals geſehen, vom bloſen

Hörenſagen geſchildert werden! Man hat mir oft von dem Oertlichen des Wildbades, von ſeiner Witterung ſowohl, als von ſeinen Umgebungen, eine fürchterliche Beſchreibung gemacht, und man verſicherte mich, es ſähe da gerade ſo aus, wie in dem tiefeſten Norden, von welchem Jemand, der ſich dort aufhielt, ſchrieb: „Die Jahreszeiten ſind hier allemal rauh und unfreundlich, und dem Lande fehlt es an allen ländlichen Reizen. Ich habe in den zwei Jahren, welche ich hier bin, noch keinen Vogel ſingen, keinen Bach ſanft murmeln, keinen Zephir liſpeln hören, und keine beblümte Wieſe hat mich durch ihren Anblick erquickt. Jeder Wind hier iſt ein Sturm, und jedes Waſſer ein tobendes Meer.“ Ich habe von allem dieſem Unweſen ſeit dem erſten Tage meines Hierſeyns nichts erfahren. Wir haben die mildeſte Luft, den heiterſten Himmel, die erquickendſte Wärme, und wenn dieſe Wonne durch einen widrigen Wechſel unterbrochen werden ſoll, ſo werden wir uns mit dem gemeinſchaftlichen Looſe aller Gegenden in der Welt beſcheiden, und das „informes hiemes reducit Jupiter, idem summovet“ anſtimmen. Ich bin hier bei der ſpaten Abenddämmerung angekommen, und konnte nicht wahrnehmen, was um mich herliege. Da ich gehört hatte, daß man in unſerm Orte dergeſtalt eingeſchloſſen ſey, daß man nicht ſehen könnte, wo man wieder hinauskommen ſollte; ſo hatte ich nichts angelegeners zu thun, als mich durch meinen Augenſchein zu überzeugen, was an der Sache ſey. Ich überließ mich auf allen Seiten, wo ich einen Ausgang offen fand, dem Ungefähr, wo es mich hinführen würde, und fand die ſchönſten Spaziergänge, die herrlichſten Umgebungen.

Von den vier Ausgängen führen zwei nach Süden, und zwei nach Norden, und drei derſelben ſind ganz vortrefflich; — nach meinem Blick und Gefühl nämlich ſind ſie es, muß ich hinzuſetzen, und darauf beſtehen. Die Wege nach Norden führen beſtändig bergab, nach dem, anderthalb Stunden entfernten, Markt, Hofgaſtein genannt. Sie werden durch ein mehr und weniger breites Thal, das ſich bis zu jenem Markte fortzieht, getrennt, ſo, daß ein Weg öſtlich, der andere weſtlich zu liegen kömmt. Auf dieſem letztern kömmt man jetzt herein, ehemals wurde die öſtliche Straße befahren, was einzeln noch jetzt geſchieht.

Der weſtliche Weg, ſo wie man ihn von der Straubinger-Hütte angefangen, beginnt, iſt erſt (und dieß durch eine nicht unbeträchtliche Strecke) durchaus widerlich. Man muß die über den Waſſerfall gelegte Brücke betreten, was man nicht thun kann, ohne von dem

Waſſerdunſt reichlich begrüßt zu werden, und dann folgt ein, bei dem geringſten Thauwetter ſehr ſchmutziger, unordentlich mit Steinplatten belegter, holperichter Weg, welcher übrigens mehr für die Fuhrwerke, als für die Fußgeher beſchwerlich iſt, weil dieſer, nach ſeiner Bequemlichkeit gehen, und die Steine, auf welche er treten will, wählen kann. So währt es aber nur eine halbe Viertelſtunde, bis zu einer Falter, wo außer derſelben eine Straße Beckſtein führt, und wo innerhalb für den Ankommenden das eigentliche Gebiet des Badheiligthums anfängt. Nach dieſem Falter iſt der Weg ungleich bequemer und anziehender, wiewohl er noch immer ſo ſchmal iſt, und bleibt, daß man, wenn einem eine Kutſche begegnet, an die Seitenwand ſich anſchmiegen, oder wohl gar eine Strecke zurück gehen muß, um den hinlänglichen Raum zum Ausweichen zu finden. So zieht ſich dieſer Weg länger, als eine Stunde fort; wobei man (wenn man nämlich hinausgeht) links hohe, mit Baumwerk beſetzte Steinwände, rechts (mit einem Zaun wohl verwahrte) Abhänge und Klüfte vor ſich hat, von welchen herauf man jetzt tief unten das Rauſchen der Acha hört, jetzt davon ſich entfernt, und in einer ſüßſchauerlichen Einöde, worin man, ſo zu ſagen, das Stillſchweigen hört, ſich befindet. Es iſt dieß (wie man ſich ausdrückt, wenn einem etwas recht wohl gefällt) die natürlichſte und ſchönſte Allee der Welt. Man wandert unter oder neben einer ununterbrochenen, mit jungen Bäumen und Geſträuchen beſetzten, und mit wohlriechenden Kräutern und Blumen ausgeſchmückten Laube, und wird, man weiß nicht wie, ſo dahin gezogen. Alle Augenblicke ändern die Bilder ſich; und kleine anmuthige Krümmungen führen nach ſanften, kurzdauernden Abhängen, und führen über eben ſo leichte Hügelchen wieder hinauf. Bald öffnen ſich die Gänge, und man kömmt durch Stellen, wo die Sonne lächelt, bald verengen ſie ſich, und führen den Wanderer in eine lieblich ſchweigende Dämmerung. Man erblickt hier die Lichter und Schatten aller Tag- und Jahrszeiten, wunderſam herum gegoſſen, die zarteſten, naivſten Gemälde, und paradieſiſche Erſcheinungen für den, welchem das ſeligſte aller Looſe zu Theil ward, daß ſie ihm erſcheinen. Links und rechts hat hier die Natur für den Wanderer große Steine zum Weilen und Betrachten geſäet. Hier ſaß ich heut auf einem rothangelaufenen Stein, unter dem lieblichen Schatten der ſaftigſten Erle, an der mit Hohlbeeren und Erdbeeren überzogenen Gebirgswand, und auf der Erle hüpfte ein Vögelchen, das von Zeit zu Zeit flötete; und einige Schritte neben mir rieſelte aus der Wand eine Quelle, die ſich unter der Straße verlor. Vor mir erblickte ich am jenſeitigen Gebirge einen großen Silberſtrom von der himmelhohen Wand herabſchimmern, und in einiger Entfernung von dieſem Strome, zerſtreute Hütten, und Kühe, wie Bilder in Krippen. Ein heiliger Schatten umgab mich. Ich hörte nichts, als das Flöten des Vogels, und das Rieſeln der Quelle. Ich ſah und empfand, was ſich durch kein Geld erkaufen, was durch keine Macht ſich gebieten, was durch kein Buch ſich erlernen läßt.

Der zweite Weg, welcher nach Hofgaſtein führt, führt durch eine ganz andere Welt. Hier iſt alles offen, und Licht, aber das Gehen (wenn man nämlich gehen, und nicht ſpazieren will) wird anfangs einem Flachländer über die abwärts laufende Straße etwas ſauer, wofür man aber durch hundert Annehmlichkeiten, welche einem begegnen, entſchädiget wird. Hier bekömmt man, ſchon einige hundert Schritte von Badgaſtein, die ganze Fläche des unbeſchreiblich ſchönen Thales zu ſehen, welches über eine Strecke von anderthalb, oder wohl zwei Stunden bis nach Hofgaſtein ſich hinabzieht. Man erblickt hier den brauſenden, pfeilſchnell ſich fortdrängenden Gebirgsſtrom, die Ache, durch die ſeltſamſten Krümmungen, bald lange ſichtbar werden, bald ſich wieder verlieren, und wird oft weite Beete mit Steinen überſäet, bald lange Moore und Sümpfe gewahr, zwiſchen oder neben welchen einzelne Hütten, oder auch kleine Sammlungen von Hütten nur ſehr kärglich, wie es ſcheint, ſich forthelfen. Eine ſolche Sammlung trifft man auf einer Stelle an, welche die Badbrücke genannt wird, weil (nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts) eine heiße Quelle in hölzernen Röhren nach einem hölzernen Hauſe geleitet, und für zwölf Perſonen zugerichtet, aber aus (mir unbekannten) Urſachen, verlaſſen ward. Der Wärmegrad des Heilwaſſers konnte keine Veranlaſſung geweſen ſeyn; denn dieſer Wärmegrad betrug, ungeachtet ſeiner beträchtlichen Entfernung noch zweiunddreißig Grade R., was zum Gebrauche bei weitem zu viel iſt.

Man kann ſich beim Anblick dieſes Thales nicht erwähren, ſich tauſend Betrachtungen, und Wünſchen, oder (wenn man lieber will) tauſend Träumereien zu überlaſſen. Wenn man ſich nämlich denkt, daß der wilde Strom, welcher das Thal durchläuft, und welcher es durch ſeine unaufhörliche Krümmungen um einen höchſt beträchtlichen Theil ſeines Gebietes bringt, welcher durch ſeine Austritte von Zeit zu Zeit Verheerungen ausübt, in ein gerades

Beet geleitet, das vielleicht ein Raum von vielen tauſend Jaucherten gewonnen, und daß dann das Gewonnene vortrefflich bebaut, daß dann weiter eine Reihe der ſchönſten Landhäuſer errichtet, und daß auf dieſer erhabenen Fläche ein Garten von allen Gaben der Natur geſchaffen werden könnte, wenn man ſich zu dieſen Herrlichkeiten, auf der die ganze Fläche beherrſchenden Anhöhe, in der Nähe von St. Niklas die Errichtung eines gemauerten ſchönen Badhauſes denkt; ſo denkt man ſich allerdings eine Herrlichkeit, welche als Badanſtalt in ganz Europa, bei weitem die erſte und die einzige ihrer Art ſeyn würde. Auch kam von Seite Bayerns (wo die Ueberwindung auch der größten Beſchwerniſſe die Ausführung einer großen und guten Sache nicht zu hindern pflegt) die Erbauung und Einrichtung eines Badgebäudes von königlicher Art wirklich in Anſchlag. Zwar die Unterjochung des Wildſtromes dürfte wahrſcheinlich eine immer wiederkehrende Hydra von Arbeit ſeyn; aber nur eben der unerbittliche Umſtand, daß die Ausführung unter die Dinge der Wunder gehört, möchte bei den Bayern gerade die nächſte Veranlaſſung ſeyn, eine Ausführung zu unternehmen, welche etwa die ſtolzen Römer in ihren rieſenhafteſten Zeiten unternommen haben möchten. Man müßte nämlich den Strom ſchon von oben an, wo er als ein Fall über Felstrümmer herabſchäumt, von den Felstrümmern reinigen, und ihm ein Bett, worin er zum Austreten keine Möglichkeit fände, bereiten. Gleiche Anſtalten müßten mit allen, links und rechts von den Bergen herabdringenden Seitenquellen, und ſorgfältigſt mit der, bei der Badbrücke öſtlich herabkommenden Retſchach geſchehen, und ihren nicht ſelten gräßlichen Ueberſchwemmungen müßten Schranken geſetzt werden; wenn ſolche anders im Gebiet der Möglichkeit liegen, nachdem hier weit umher alle Berge und Hügel mit Waſſer erfüllt, und in einem beſtändigen Fluß, in einer ewigen Bewegung und Veränderung begriffen ſind.

Man kann dieß ſehr auf den zweien Wegen, welche nach Süden führen, beobachten. Der weſtliche dieſer Wege beginnt mit einer ſchmalen Fahrſtraße, welche links den Gaſteiner-Waſſerfall, rechts ſenkrechte Steinwände von einer ganz beſondern Geſtaltung zur Seite hat. Die ungeheuern Wände nämlich ſind ſchwarzbraun, triefen noch ſehr häufig von Waſſer (als wäre die gräßliche See noch nicht ganz abgelaufen, welche ſich in urgrauen Vorzeiten das Bett, worin die Ache als Waſſerfall herabkömmt, durchgegraben, und mit der ungeheuern Kraft, und mit den Schwingungen ihrer gewaltigen Fluthen ſo viele Einbüge und halbzirkelförmige Niſchen in die Steinwände geprägt und gewälzt haben), und laſſen an mehr, als einer Stelle, ein wildes Brauſen in ihrem Innern (was ein bloßer Widerhall des Waſſerfalles ſeyn ſoll) hören. Wenn man dieſen ſanft bergauf ſich ziehenden, grauenvollen, viertelſtündigen, aber ganz ſichern Weg zurückgelegt hat, kömmt man über ein Brücklein, die Schreckbrücke genannt, und begegnet hier dem zweiten Wege, welcher nach Süden führt, und welcher in einem Fußſteige beſteht, der vom Schloß herauf in beſtändigen Krümmungen an der Seite der Steinwand unter Bäumen und Geſträuchen ausgeſchäufelt, nur einem Fußgänger zugänglich, immer ſehr beſchwerlich, und bei einem Regenwetter, da die Steine unter den Füßen wegrollen, und da die, ohnehin gewöhnlich ſchwächlichen Seitenſtangen, ſehr häufig hinabfallen, oder von dem herabrollenden Berggeſchütt hinabgeſchleudert werden, ſehr gefährlich, dafür man aber freilich, wenn man einmal die Schreckbrücke erreicht hat, hinlänglich entſchädigt wird; denn hier findet man (neben dem klaren Achſtrom her) den geebnetſten Weg, auf welchem man, indem ſich die, mit verſchiedenen Waſſerfällen gezierten Rieſenberge geräumig entfernen, nach einem ſonnigen Thale geleitet wird, deſſen Anmuth ſich auch die üppigſte Einbildungskraft nicht herrlicher malen kann; und indem man theils durch duftende Wieſen, theils durch junge Geſträuche wandelt, erblickt man auf einem ſanft ſich erhebenden Hügel eine Rotunda, welche dieſer Landſchaft eine unbeſchreibliche Verherrlichung mittheilt. Und unmittelbar darauf erſcheint wieder in der Ebene der ſchöne Ort Böckſtein, mit ſeinen gemauerten Wohnhäuſern, und vortrefflich beſtellten Gewerkergebäuden; dann in der Nähe des Hintergrundes der gigantiſche Rathhausberg, von welchem man nach dem Alpenthal Naßfeld kömmt, und dann, da die Straße endlich aufhört, auf Saumwegen über die Tauern nach Kärnthen hinumzieht.

Und hiemit habe ich Ihnen, wiewohl (wenn ich den Werth und den Reichthum der Dinge betrachte) nur oberflächlich erzählt, wie die nahen Oberflächen des wilden Orts, in welchem ich jetzt athme, und lebe, beſtellt ſind. Ich werde Ihnen erzählen, wenn ich nach einigen Tagen mehrere merkwürdige (oder vielmehr mehrere, mir jetzt wichtige) Dinge geſehen haben werde. Mir erſcheint hier alles ſonderbar, fremd und neu; aber dem Hrn. M.— werde ich mein Verſprechen, Mineralien von Gaſtein zu ſammeln, ſchwerlich halten können. Der hier anweſende ſalzburgiſche Medicinalrath und Doktor Storch hat ſich einen ſchönen Vorrath des Schönſten, was ſich in den Umgebungen finden läßt, geſammelt; allein dazu gehört mehrere Zeit und Anſtrengung, als ich mir geben kann. Ich entferne mich von meiner Stätte nicht über ein Paar Stunden, beſteige weder ſchlüpferige, abſchüſſige Berge, noch krieche ich in tiefe Schluchten. Ich werde dem Hrn. M. — morgen davon ſchreiben, und ihn einladen, ſelbſt hieher zu kommen. Wenn ſich aus den Stufen, welche ſich auf den äußern Decken der Berge, aus dem Staub und Sand zuſammengefügt, und (vielleicht nur während einer ungeheuern Länge von Zeit) durch verſchiedene Einwirkungen und Ereigniſſe zu dem gebildet haben, was ſie ſind, auf das, was der Berg, auf dem ſie entſtanden, in ſeinem Innern enthalte, ſchließen, und ſagen ließ: „da, wo man auf der Oberfläche dieſe Steine und Mineralien findet, muß ſich in der Tiefe ein Schatz von Gold, Silber oder einem andern Metall finden,“ wenn ſich ſo ſchließen ließe, dann würde ich ganz gewiß bald das Vergnügen haben, den Hrn. M. — hier zu ſehen. Leben Sie recht wohl! Ich bin ewig mit der größten Achtung und Ergebenheit Ihr ꝛc.

4.

An den Herrn M. —

Gaſtein den 25. Juni 1810.

Mir geht es hier wie jenen, von welchen der Dichter ſagte:

„Die Herren dieſer Art blend't oft zu vieles Licht.
„Sie ſehen den Wald vor lauter Bäumen nicht."

Ich befinde mich jetzt im eigentlichen Reiche der Waſſer, der Steine und Metalle, und werde gleichwohl nicht das Geringſte gewahr, was ich der Mühe werth halten könnte, mich zu bücken, und es zu mir zu ſtecken, um es Ihnen zu bringen. Man muß ein Sachkenner, wie Sie ſind, ſeyn, damit man ein Sammler, wie Sie ſind, ſeyn könne. Sie ſollten ſelbſt nach dieſen prächtigen Hallen der Naturwunder kommen, und die Koſtbarkeiten, welche ſich Ihren Augen darbieten würden, ſammeln. Hier ſieht man das Entſtehen der ewigen Flüſſe, indem einige Streifen des unvergänglichen Schnees, welcher die Gipfel der hohen Berge nie verläßt, beim Tage geſchmolzen, ſogleich als Waſſer in die Ritzen verſenkt, und dann wieder durch einen neuen Schnee, der durch die wiederkehrenden Dünſte und Nebel täglich erzeugt wird, in eben demſelben Maße erſetzt werden. In den innern Kammern, Klüften und Höhlen der Berge befindet ſich eine unermeßliche Fluth von Waſſern, welche überall theils als Waſſerfälle, theils als Seen, von denen ſich einige auf den Gipfeln ungeheurer Anhöhen befinden, ſich zeigen, oder als ein unvergänglicher Duft durch die ungeheuerſten Felſenwände dringen, und vielleicht als der Keim künftiger großer Umwälzungen und Zerſtörungen ſich ankündigen. Aller Boden, den ich betrete, iſt metallartig, und mit Metallſand, der beim Sonnenſchein blendet, bedeckt. Ueberall liegt der ſchönſte Glimmer in großen und kleinen Stücken umher, von welchen einige wie das feinſte Silber ſchimmern, andere weiß, und mit hellen rothen Düpfchen geſprengt, oder rothſchimmernd ſind. Dieſe letztern geben, wenn man ſie mit den Fingern ſtreicht, den Geruch blauer Veilchen von ſich. Wieder andere Steine ſcheinen kryſtallartig, und halb durchſichtig, und, mit einem Worte, der Ankündigungen der köſtlichen Dinge, nach welchen man hier ſuchen kann, ſind ſo viele, daß man mit einer heimlichen Ehrfurcht die Koloſſen betrachtet, welche man vor ſich liegen ſieht. Das ſind die Tauern, welche einſt (im jetzigen Steyermark und Kärnthen) die rieſenmäßigen Tauriſcer und Genauner (vasta corpora) bewohnten, deren (dem Druſus geglückte) Beſiegung Horaz (carm. l. IV. oct. XIV.) ſo feſtlich gerühmt hat:

„Drusus Genaunos, implacidum genus,
Brennosque veloces, et arces
Alpibus impositas tremendis
Deiecit acer plus vice simplici.“

Dieſe Tauern ſind von erſtaunlicher Höhe, einige derſelben ſind über zehn tauſend Fuß über das Meer erhaben, und auf einem derſelben ſoll man bis in die Gegend von Venedig hinabſehen. Gleichwie ſie in ihren obern Theilen Seen und Flüſſe enthalten, ſo verſchließen ſie in ihren Tiefen einen unerſchöpflichen Schatz edler Metalle, nach welchen in den älteſten Zeiten, und ſeit dem, mehr und weniger, ununterbrochen, und oft mit großem Glück gearbeitet, und Gold, Silber, Eiſen, Blei, Kupfer ꝛc. mit vielfacher Vergütung der aufgewandten Koſten erhalten worden iſt. Was in den hieſigen Gebirgen anfängt, wird in den, unmittelbar folgenden, kärnthniſchen, und in den ſteyermarkiſchen fortgeſetzt, und eben dieſelben Vorgänge im Innern der Ge=

birge bringen eben dieſelben Erſcheinungen zu Stande. In den unzugänglichen Tiefen dieſer Gebirge werden vielleicht neue Metalle, aus Sand und Stein noch zur Zeit von einer unterirdiſchen Glut gekocht, von welcher ohne Zweifel auch die Heilquelle von Gaſtein mit ihrer Wärme, und mit ihren ganz ſonderbaren Eigenheiten, geliefert wird.

Dieſe Gebirge waren, wie mich Augenzeugen verſicherten, noch vor dreißig Jahren reich an gewaltigen Hirſchen, Steinböcken und Gemſen, von welchen letztern noch hier und da welche zu ſehen, jene aber, während des letzten Krieges, faſt gänzlich verſchwunden ſind. Jetzt zotteln von Zeit zu Zeit verſcheuchte, oder verirrte Bären, auch Wölfe, von Kärnthen herüber, welche hier immer bald bemerkt, und raſch nach ihren Eigenſchaften gelohnt werden *). Auch Luchſe und Wildkatzen ſind nicht unbekannt; und ſie würden vielleicht häufiger erſcheinen, wenn es ihnen zu einem langen Aufenthalte nicht an der Nahrung fehlte.

---

*) Wie dann während meiner Anweſenheit in Gaſtein ao. 1814, ein Bauer mit zwei, etwa halbjährigen Bären nach Gaſtein kam, welche man einige Stunden von hier in einem Heuanger entdeckt, und von den Alten einen (ein zweiter kam davon) erſchoſſen hat.

Nicht minder fürchterlich und ſchädlich, als die ſogenannten reiſſenden Thiere, ſind hier die Habichte und Geyer, von welchen letztern einige eine erſtaunliche Größe, und eine Stärke erreichen, bei welcher ſie im Stande ſind, Lämmer und junge Kälber, und Gemſe (man heißt ſie darum auch Gemsgeyer) zu entführen; ja mir erzählte ein glaubwürdiger Mann, daß vor einigen Jahren zwiſchen Beckſtein und Naßfeld ein ſolcher Gemsgeyer einen Knaben von zwei Jahren mit ſich fortgeführt, und nach ſeiner in der Höhe eines ſenkrechten Geklüfts ſichtbaren Höhle getragen habe. Man habe zwar alles, was möglich war, aufgeboten, das Kind zu retten, und ein kühner Jägerburſche wurde auf einem Zwerchholz, mit einem Säbel, und mit Piſtolen bewaffnet, bis zur Höhle hinabgelaſſen; allein bis dieſe Hülfe veranſtaltet wurde, war es um das Kind bereits geſchehen, und der ankommende Burſche konnte nicht einmal dazu kommen; er ſah es elend zugerichtet, und entſeelt liegen, und wurde von zwei Geyern, welche ſich in ihre Beute getheilt hatten, mit einem dergeſtalt fürchterlichen Geziſch empfangen, daß er, halb außer ſich, das verabredete Zeichen gab, vermöge deſſen man ihn eiligſt emporzog. Die vielen Raubvögel ſind auch, unter andern, eine Haupturſache, daß man hier keine Tauben, keine Hühner, noch anderes Geflügel zu ſehen bekommt; ein Paar Häuſer ausgenommen, wo man ſie in Steigen, oder wenn man ſie laufen läßt, unter einer beſtändigen Aufſicht hält. So trifft man hier auch (in der Regel) weder Enten noch Gänſe an, welche ſich wider ihre Feinde nicht ſchützen, und welche ſich ſchon in den, überall mit einem wilden Gebrauſe ſich fortwälzenden und ſchäumenden, Waſſern nicht würden halten können.

Hier ſieht man keine Eichen, keine Buchen, und überhaupt nicht, oder höchſt ſelten, ſchöne Laubhölzer, als welche mit ihrer Herzwurzel tief in die Erde graben; aber Geſträuche und ſaftige Stauden finden ſich in den unterſten Stellen der Berge überall; und überall erblickt man auf den Flächen und in den Schluchten die ſchönſten Fichten, Erlen, und andere Nadelhölzer von vortrefflicher Art.

Man kennt hier und weit hin um Gaſtein keine andere Fiſche, als Forellen, deren feſtes Fleiſch anzeigt, von welcher Koſt ſie genährt werden. Sie ſind ſo wildartig und kräftig, wie das Element, worin ſie entſtehen, und man hat mir mehr, als einmal erzählt, daß ſie, gleichwie dann alle Forellen gerne wider den Strom und aufwärts ſchwimmen und ſpringen, durch die zackigen Felſentrümmer und über den wüthenden Waſſerſchaum des

Wildfalles beim Bad, wie Pfeile hinaufſchießen, und oben nach der Schreckbrücke in dem (in ſeinem Bette geſammelten) Achſtrome erſcheinen; wovon man ſich dadurch überzeugt hat, daß man gefangene Forellen an den Floſſen durch Einſchnitte bezeichnete, ſie dann dem Strome wieder überließ, und oben in der Ache abermal fieng, und ſo die bezeichneten erkannte.

Die unzähligen Quellwaſſer, welche einem überall begegnen, ſind klar, wie geſchmolzenes Silber, kalt, wie Eis, und ſind, wie mich dünkt, äußerſt kräftig, oder, wie man vielleicht beſſer ſagte, hart. Dieſe Waſſer ſind wahrſcheinlich die eigentliche Urſache von den höchſt traurigen Erſcheinungen, mit welchen dieſe Gegenden, und zum Theil die Gebirgsländer überhaupt geplagt ſind. Ich meine die Kröpfe, von welchen man mich aber verſicherte, daß ſie an einigen Orten ſeit einiger Zeit faſt allgemein verſchwinden. Waſſer ſieht und hört man, wo man nur hinſieht, und Felſen, und Felstrümmer ſcheinen davon erfüllt, und ſcheinen daher auch in einem ewigen Zuſtande von trennendem und abſtoßendem Vordrang und Geſchieb ſich zu bewegen. Mehrere Fremde von Geſchmack und Vermögen hatten den Einfall, auf den Seiten der Anhöhen kleine Lauben und Luſthäuſerchen, nebſt einem bequemen Fußſteig, der dahin führen ſollte, zu errichten; fanden aber, wenn ſie nach einer Abweſenheit von ein Paar Jahren wieder nachſahen, die Stellen, worauf ihr Machwerk ſtand, verſchwunden, und die ganze Lage der Dinge geändert. Man muß hier am Ort und an der Stelle ſeyn, um dieß alles ſelbſt zu ſehen, zu bewundern, oder mit dem Gefühle, das jeder mit ſich bringt, zu betrachten. Manchem mag auch das, was mir ſchön vorkommt, ungeſtaltet, und was mir leicht ſcheint, beſchwerlich vorkommen. Und überall trifft ſichs, wie jener ſagte: „In eodem prato bos herbam quaerit, canis leporem, ciconia lacertum.

Möchten Sie doch nur ein Paar Augenblicke in das heilige Dunkel meines Stübchens verſetzt werden können! Von dem Tiſchchen aus, an dem ich dieß ſchreibe, ſehe ich in einer ſchwindelnden Höhe einige Geiſen an den Felswänden hangen, dann noch weiter einige zerſtreute, ärmliche Hütten, mir kaum noch entdeckbar, und dann oben wallende Wolken (wie Oſſians Geiſter) ernſthaft ſchauerlich dahin ziehen, oder um ewige Schneeplätze ſich lagern. Die Badgäſte ſind in voller Thätigkeit, und die uralten, ganz zu lauter braunem Holz gewordenen Leitern des Hauſes (ſo könnte man die Stiegen wohl nennen) klappern, und knacken ohne Unterlaß von dem Geläuf der Gäſte, welche ſich ängſtlich ſehnen, werden zu können, was ſie nicht ſind, — geſund.

Leben Sie wohl, und ſeyen Sie ſo gütig, zu glauben, daß ich, wo ich mich immer befinden werde, im Schatten, oder im Sonnenſchein, in der tiefſten Stille, oder im Geräuſch, nie aufhören werde, eben derſelbe zu ſeyn, im Geiſte mich zu Ihnen zu flüchten, und in Ihrer Geſellſchaft mich zu beleben. L.

5.

Gaſtein den 24. Juni 1810.

Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie ſehr ich mit allen Dingen, welche ich bisher zu ſehen bekommen habe, zufrieden bin. Ich beſtieg heute zum erſtenmal das Bad, gegen das ich, nachdem ich hörte, daß zwölf und noch mehrere Perſonen, Männer und Frauenzimmer, und (was nicht weniger ein Umſtand ſeiner Art iſt) die fremdartigſten Perſonen mit verſchiedenen Zuſtänden und Gebrechen, in eben demſelben, mit dem Heilwaſſer gefüllten, Behältniß beiſammen wären, keine geringe Abneigung hatte, von welcher ich nunmehr vollkommen geheilt bin. Ich bekleidete mich in meinem Zimmer (Sie werden erlauben, daß ich meine Kapuzinerzelle ſo nenne) mit einer weißleinwandenen, weiten, bis an die Füße hinabgeführten Toga (Kutte, hätte ich ſagen ſollen), warf über die Schulter ein weißflanellenes, bis an die Mitte des Leibes reichendes, Mäntelchen (dieſes, wie die Toga, werden feſt zugebunden), ſetzte eine gewöhnliche weiße Schlafhaube auf, warf über dieſen Anzug meinen Reiſemantel, und gieng in Pantoffeln dem Bade zu.

Man befindet ſich, wenn man die Thüre des Bades, bei welchem ich mich einfand (es ſind mehrere ähnliche Bäder vorhanden) öffnet, auf einer begitterten Gallerie, von welcher man die Badegäſte ſehen, und mit ihnen ſich unterhalten kann. Man geht auf dieſer Gallerie einem kleinen, geſchloſſenen, und geheizten Zimmer zu, worin man ſeinen Mantel u. dgl. weglegt, und nunmehr über eine Treppe, auf welcher dem Hinabſteigenden bereits das Waſſer entgegen kömmt, einer leichten Thüre ſich nähert, und nunmehr ſich endlich da befindet, weßwegen man zu Hauſe ſo viele Berathſchlagungen angeſtellt, ſo manche Verfügungen getroffen, und eine weite, oft ſehr beſchwerliche Reiſe gemacht hat, im weltberühmten gaſteiniſchen Heilbade. Man beobachtet hier, was die Wahl des Bades betrifft, herkömmlich eine beſondre Beſcheidenheit. Niemanden (er müßte dann mit einer eckelhaften Krankheit behaftet ſeyn, in welchem Falle ihm ein abgeſondertes Behältniß angewieſen werden würde) wird verwehrt, ſich ein Badbehältniß nach ſeinem Belieben zu wählen; allein man pflegt ſich ſtets zu erkundigen, von welcher Art die Perſonen ſeyen, die ſich da und dort befinden, und wählet dann für ſich, was man für ſich anſtändig, und behaglich findet. Als ich heute um fünf Uhr früh das erſtemal erſchien, fand ich bereits einige Edelleute aus Bayern, Salzburg und Oeſterreich, dann einige Damen, und zwei Pfarrer. Wir machten uns eine ſtillſchweigende Verbeugung, und damit war alles abgethan. Wir waren ſchon ſo beiſammen, als wenn wir uns von Kindesbeinen an geſehen hätten, und jeder führte ſein Geſpräch unbefangen fort, wie er es angefangen hatte.

Das Heilwaſſer hat eine Tiefe, daß es mir, wann ich in demſelben kniete, was ich einigemal verſuchte, gerade bis an den Mund gieng. An den Seitenwänden herum laufen doppelte hölzerne Bänke, welche dazu dienen, daß man ſich nach ſeinem Belieben die Tiefe wählen kann, in welche man ſich verſenken will. Man ſitzt aber keineswegs wie in einer Badwanne, ſondern ändert ſeinen Ort nach Luſt und Laune, und ſpaziert im Waſſer herum. Die meiſten, oder doch ſehr viele Badgäſte nehmen im Waſſer ihr Frühſtück, wobei ſie eine Glocke ziehen, auf deren Zeichen unverzüglich eine heitere, luſtige, und (wie wir ſagen) nicht verſponnene Gebirgsnymphe heraufkömmt, und durch eine kleine Oeffnung des Gitters ein Brettchen auf das Waſſer, dann auf das Brettchen das Frühſtück, z. B. das Kaffe- und Milchgeſchirr, mit den Schalen, Brod und Zucker ſetzt, und dann dem Brettchen einen Stoß nach der Richtung giebt, daß es dem Herrn zuſchwimmt, der es verlangt hat. Die meiſten Frühſtücker aber gehen dem Mädchen ſchon entgegen, und nehmen ihm die Sachen ab, wobei ſie, aus Muthwillen und zum Zeitvertreib, ſelten unterlaſſen, der Ueberbringerinn einige Vorwürfe über ihre Saumſeligkeit u. dgl. zu machen, den Kaffe und das Brod zu bekriteln, und ihren Witz, der nicht ſelten treffend und brennend iſt, auf die Probe zu ſtellen.

Auf dem Waſſer ſchwimmen immer noch andere Brettchen herum, durch welche kleine Oeffnungen gebohrt, und durch dieſe die Stengel der Kräuter und Blumen gezogen ſind, welche welk und halb verdorrt ins Waſſer geſetzt, und in demſelben wieder lebendig werden. Solche Geſchenke ſammeln theils die Badgäſte auf ihren Spaziergängen, theils bringen ſie die Fremden, welche den Badgäſten Beſuche abſtatten, oder auch die Aufwartmädchen hierher, und es giebt dem Bad eine beſondere Anmuth, und Lieblichkeit, dieſe wohlriechenden Blumenbeete in dem unaufhörlich wallenden Waſſer bald auf dieſe, bald auf jene Seite, von einem Gaſt zum andern wandern zu ſehen.

Daß von den Badgäſten, unter welchen ich mich befinde, der ſtrengſte Wohlſtand beobachtet, und kein Laut von Unbeſcheidenheit, und noch weniger von einiger Unziemlichkeit vorgebracht wird, brauche ich Sie nicht erſt zu verſichern. Niemand wird gefragt, was ihm fehle, und (ſo fein iſt der Takt) nicht einmal, ob er ſich erleichtert befinde. Der Ton des Umgangs iſt ſo unbefangen fröhlich, daß man gar nicht vermuthen ſollte, daß jemand in das Bad aus der Urſache gekommen ſey, weil er ſich in dem Drange befindet, deſſelben benöthiget zu ſeyn.

Uebrigens ſieht man hier einen ſich beſtändig wiederholenden kurzen Abriß des Vorübergehens und Wechſels aller Dinge, und der Flüchtigkeit des menſchlichen Erſcheinens. Wenn man länger im Bade verweilt, als (wie man ſagt) nützlich und herkömmlich iſt (man ſoll darin höchſtens anderthalb Stunden bleiben); ſo ſieht man die Leute, welche man bei ſeiner Ankunft fand, ſich nach und nach entfernen, und neuen Badgäſten, welche von Zeit zu Zeit ankommen, Platz machen, wo dann wieder ganz neue Auftritte, neue Verhältniſſe, und wechſelſeitige Benehmungen beginnen. Solche Abwechslungen, und Beſetzungen des Badverhältniſſes mit neuen Gäſten können ſich an einem Vormittag öfters mit verſchiedenen Auftritten ereignen. Das iſt das leibhaftige Bild unſers Lebens. Wir kommen zuſammen, um uns zu trennen, und einander ein Lebewohl zu ſagen. Hier iſt dieſes Lebewohl, wenn es das letzte iſt, nach welchem ein Gaſt ſich wieder nach dem andern entfernt, nicht ſelten ſehr rührend. Ich ſelbſt kehrte einige Male mein Geſicht von den Abſchiednehmenden weg, und meine Augen waren voll Thränen. Manche haben ſich im Augenblicke des Abſchiedes noch Vieles zu ſagen, was ſie ſich längſt hätten geſagt haben ſollen, und vergeſſen immer wieder, was ſie ſagen wollen. Manche entfernen ſich einige Schritte, und kehren wieder auf einige Augenblicke zurück, und entfernen ſich wieder, ohne etwas zu ſagen. Manche aber ziehen auch luſtig, und jauchzend, und jubelnd davon. Man giebt den Abgehenden einen

Blumenſtrauß auf den Weg, wünſcht ihnen alles erdenkliche Gute, und ruft ihnen noch in der Entfernung nach; aber ſchon nach einigen Schritten vom Badhauſe verſchwinden ſie in plötzlichen Krümmungen, Geſträuchen, und Schluchten.

Leben Sie wohl! Ich habe hier noch keine Zeitung geſehen, und nichts von draußen gehört. Wir leben hier, wie Manen, in den ſtillen bleichen Hainen des ruhigen Elyſiums. Wir ſehnen uns nach nichts. Wir verlangen nichts; wir ſind nach nichts neugierig; und (ohne Stoiker zu ſeyn) ſind wir ſo, als wären wir Stoiker, die nichts bewunderten, nichts unter der Sonne Neues ſahen. Adieu!

6.

Gaſtein den 28. Juni 1810.

Sie fragen mich, ob ich hier nicht ſchon längſt verhungert ſey. So gar arg ſteht es nicht; und wenn ſich gleich in Gaſtein der Fall, daß jemand an einer Ueberfüllung litt, noch niemals ereignet haben mag, ſo kann ich Sie doch verſichern, daß man bei meinem

Straubinger gerade ſo eſſen kann, wie in München und Wien, wenn man ſo eſſen will. Ich habe einigemal als Gaſt auf meinem Zimmer geſpeiſt, und wurde ganz vortrefflich bewirthet. Die ſechs oder acht Speiſen, welche vorgeſetzt wurden, waren in ihrer Art und Wahl, und in ihrer Zubereitung ſo vortrefflich, daß der Herr, der mich eingeladen hatte, ſagte, man könnte nirgends in der Welt ſchmackhafter gegeſſen haben. Uebrigens nemo dat, quod non habet; und wenn ich Ihnen von der Beſchaffenheit des Ortes auch nur eine oberflächliche Schilderung mache, ſo werden Sie ſich von ſelbſt beſcheiden, was man insgemein auf den Tiſch ſehen kann.

Gaſtein iſt zu weit von Salzburg entfernt, als daß man von dieſer Stadt recht gutes Rind- und Kalbfleiſch, Geflügel, u. ſ. a. ziehen könnte. Was dieſen letztern Artikel belangt, ſo giebt es um Gaſtein keine Dorfſchaften, wie um München, wo alles, was Geld bringt, erzeugt wird. Außer den wenigen Hühnern, welche in den hieſigen Gaſthäuſern gehalten werden, ſieht man weit umher nichts, und nur einmal glückte es mir, bei einer Mühle Enten zu entdecken. Es giebt aber in dieſen Wildniſſen ganz gewiß manche erwachſene Leute, die niemals eine Gans oder ein Indian geſehen haben. Wo man ſo arm iſt, daß man, wie ich in einem Hauſe, das keineswegs unter die ärmſten gehörte, ſelbſt geſehen habe, Brod von Kleien ißt; da iſt ſchon das Futter zu koſtbar; und überdieß würde das laufende Geflügel, wie man ſagt, mit Stiel und Stumpf, von den überall lauernden Habichten verzehrt werden. So ſieht man hier auch nichts von Tauben, und das Wildpret, das ſich einſt hier, wie im ganzen Gebirge, ſehr zahlreich eingefunden haben ſoll, iſt während des Krieges ſo viel als verſchwunden; und alles, was man noch manchmal antrifft, ſind magere Gemſe, deren Fleiſch nicht jedem Gaſt behagen will. So giebt es hier in der Nähe auch keine Almen der Art, wie man ſie in Tirol und Bayern antrifft; und wenn etwa in der Entfernung von einigen Stunden, z. B. in Hofgaſtein ein fettes Maſtvieh gehalten werden ſollte, worüber ich mich nicht erkundiget habe, ſo kömmt doch davon nun einmal nichts nach Gaſtein; ſo daß (in Vergleich mit Salzburg und München) auf den Tiſch gewöhnlich nur ein ſehr mageres Fleiſch kömmt, deſſen beſte Eigenſchaft darin beſteht, daß es Tag für Tag, Mittags und Abends, wie man ſagt, goldfriſch auf den Tiſch kömmt; — aber auch, wie ich hinzuſetzen muß, Tag für Tag, Mittags und Abends, dahin kömmt, was von den Gäſten unaufhörlich bekritelt, und belächelt, aber darum (denn woven ſoll dann eine Abwechslung kommen?) nicht geändert wird, und, ſo lange das Heilwaſſer in Gaſtein fließt, nicht geändert, oder nur dann geändert werden kann, wenn das faſt zweiſtündige, dem Waſſer, möchte ich ſagen, jetzt preisgegebene, nach Hofgaſtein führende Thal in einen ganz andern Stand, als worin es ſich jetzt befindet, geſetzt, und bebaut wird. Im Badorte Gaſtein ſelbſt ſind auf den Abhängen des nahen Gebirges nur ein Paar kleine Plätze, worin ſogenannte Kuchelkräuter gezogen werden, und darum ſind hier die bei uns in München ganz gewöhnlichen Gemüſe eine beinahe ſehr rare Sache. Den Spargel kennt man hier kaum, und auch der ſogenannte Kropf = (Kopf=) Salat wird niemals aufgeſetzt; theils weil man die badenden Gäſte wie Patienten behandelt, theils weil jener Salat (was natürlicher Weiſe die Hauptentſchuldigung iſt) ein Paar kleine Plätzchen abgerechnet, hier im Badort gar nicht gebaut werden kann. Dazu kömmt noch, daß in einem Orte, wo man (wie man mich in Beckſtein verſicherte) von Allerheiligen bis Lichtmeß die Sonne nicht ſieht, Gemüſe nicht ſehr oft reif werden. So ſah ich im eben genannten Beckſtein einen Salat, welcher um Oſtern geſetzt worden, und den zweiten Juli, da ich ihn ſah, noch nicht im Geringſten vorgeſchoſſen war. So ſteht es auch mit den Fruchtbäumen, von denen man (ein Gärtchen des Hrn. Medicinalrathes und Badarztes Storch, und vielleicht noch eine Ausnahme dazu gerechnet) durchaus nichts zu ſehen bekommt. Die Kirſchen, welche hier manchmal (eben nicht wohlfeil) feilgeboten werden, werden von entfernten Orten hergetragen. So hat hier auch niemand in ſeinem Leben einen andern Fiſch, als Forellen geſehen, die aber ganz vortrefflich, und in Ueberfluß zu haben, und eben nicht theuer ſind.

Man ſpeiſt am gemeinſchaftlichen Tiſche pünktlich um 11 Uhr; und für 22 kr., ſage zweiundzwanzig Kreuzer, bekommt man Mittags eine Suppe, ein Voreſſen, Fleiſch und Gemüß, einen Kalbsbraten und eine gewöhnlich ſüße, faſt immer vortrefflich bearbeitete Mehlſpeiſe; Abends 6 Uhr eine Suppe, Zuſpeis, Kalbsbraten, eine ſüße Mehlſpeiſe. Dieſe Sachen ſind, ich will nicht ſagen, unverbeſſerlich, aber reinlich und ſchmackhaft zubereitet, und (zu ihrer Empfehlung kann es geſagt werden) ſo beſchaffen, daß man, wenn man ſeine Portion gegeſſen hat, immer wünſcht, noch eine Portion eſſen zu können. Es iſt nämlich ein großer Unterſchied zwiſchen einem Gaſt, der ſich aufſetzen läßt, ſo viel er eſſen will, und der dann auf eine ſogenannte Discretion des Gaſtwirthes zecht, und zwiſchen einem andern, dem man nur ſo viel vorſetzt, als er ſich im Voraus erklärt hat, zahlen zu wollen. In dieſem letztern Falle befinden ſich alle Gäſte des gemeinſchaftlichen Tiſches, als bei welchem jedem nach dem Verhältniſſe ſeiner Bezahlung gegeben werden muß. Es wird aber immer ſo viel gegeben, daß ich mich darüber manchen Tag nicht genug wundern konnte, und daß ich den Wirth, wenn ich allein mit ihm war, mehr als einmal fragte, wie er bei dem, was er giebt, und einnimmt, beſtehen könne. Gar manche Leute zu zwei und drei, oder (was der Küche ſehr läſtig wird) wohl gar einzeln, laſſen ſich ihr Eſſen auf ihr Zimmer tragen. Die Wirthſchaft, die Kocherei, die Bedienung der ſechzig oder ſiebenzig Perſonen, welche unter einem Dache wohnen, und gut bedient ſeyn wollen, erfordern ganz zuverläſſig ſechzehn, vielleicht noch mehrere Mägde und Knechte, welche natürlicher Weiſe ebenfalls genährt werden müſſen.

Zu dem gewöhnlichen Tiſchgeld à 22 kr. kommt noch das Brod und Bier, der Wein und Kaffee beſonders zu bezahlen. Das braune Bier (was nach der ſalzburgiſchen Einführung) auch im Sommer in dem, zwei Stunden entfernten Markte, Hofgaſtein, gebraut wird, koſtet, ungefähr drei Quart, ſechs Kreuzer, iſt mit einem guten bayeriſchen Bier freilich nicht zu vergleichen, iſt aber übrigens geſund. Die Weine, Oeſterreicher, Steyermärker, ſogenannter Ofner, und ſogenannter Würzburger, ſtehen (der Pfiff, oder ein Quart Ofner z. B. koſtet 12 kr.) nicht weniger in einem mäßigen Preiſe, und man hat ſich dabei, wie beim Bier, ebenfalls vor keiner Erhitzung zu fürchten. Mit einem Worte, für die Bad-Diät iſt ganz ausnehmend geſorgt, und das iſt auch ganz gewiß mitunter eine Urſache, daß die Badgäſte, ſammt und ſonders, ſo munter, leicht und heiter herumſpringen; und ſo wohlbehalten nach Hauſe kehren.

Uebrigens kann (was ich nicht erſt zu verſichern brauche) jeder Gaſt, der mit den Speiſen des Gemeintiſches nicht halten will, ſich richten laſſen, was er will, und für ſo viel er will. Neben mir ſitzt ein berühmter Graf und Domherr, der (weil ihm unſer Rind- und unſer Kalbfleiſch nicht anſtehen) nur Eine Speiſe genießt; vorgeſtern brachte man ihm eine geſottene Henne in geſchnittenen Nudeln, und einer vortrefflichen Kraftbrühe; geſtern kam eine köſtliche Brühe, und ein gebratenes Huhn, heute eine vortreffliche Reisſuppe mit einer ſchmackhaften kälbernen Hachſe. Seinen

Wein führte er mit ſich, was auch manche andere Badgäſte thun, und was man auch von Salzburg aus leicht thun kann.

Der Tiſch wird gewöhnlich vom Wirth, und einem gaſteiniſchen Aufwartmädchen bedient, welches die Zurichtung des Tiſches beſorgt, die Speiſen ſetzt, und abnimmt, welches Brod, Bier, Wein herbeiſchafft, und welches daher unausgeſetzt in einer beflügelten Bewegung von einem zum andern herumläuft, und ohne Aufhören (im Scherze freilich nur) mit Verweiſen und Vorwürfen, mitunter auch mit Lobereien, im Sturmlaufe erhalten wird. Es kommt übrigens bei dieſem Eſſen, wie bei allen Genüſſen in der Welt, darauf an, wie der Mann geartet iſt, dem ein Genuß werden ſoll. Wer ſo glücklich war, in ſeiner Jugend mit Entbehrungen bekannt, und an Entbehrungen verſchiedener Art gewöhnt zu werden, ſchlägt ſich überall, wie man zu ſagen pflegt, leicht durch. Ich ſah, zu meiner Verwunderung geſcheite Männer, welche über ein Voreſſen, das ſie heute eben nicht erwartet haben mochten, ärgerlich wurden, und aus allem Gleichgewicht kamen, und ſah Frauen über eine Suppe ohne Zinken funkelnde Augen bekommen, was ihre Futterale von Geſicht häßlich verzerrte. Ich dachte oft, wenn ich den guten Willen des Wirthes, und ſei nen kümmerlichen Blick auf die Teller mancher Gäſte bemerkte, an die Landmaus im Horaz, welche, da ſie die Stadtmaus bewirthete, ihr alles, was in ihrem Vorrath geſammelt war, mit der ſorgfältigſten Herzlichkeit vorſetzte,

> cupiens variâ fastidia coenâ
> vincere tangentis male singula dente superbo.

Es iſt zum Ruhme und zur Empfehlung des Heilbades Gaſtein genug geſagt, wenn ich ſage, daß ſeine ganze innere und äußere Einrichtung im Ernſte auf die Heilung der Badgäſte gerichtet, und daß ſchlechterdings alle Gelegenheit, bei welcher man in einige Verſuchung geführt werden könnte, die Heilkraft zu ſtören (vermöge der örtlichen, und hergebrachten Verfaſſung) entfernt iſt. Man weiß hier nichts von allem dem, was den Bädern anderer Länder ihr Berühmtſeyn, und ihren volkreichen Beſuch verſchafft, und was ihnen mehr das Anſehen von Beluſtigungs-Anſtalten, als von einer ernſtlichen Abſicht, der Geſundheit zu pflegen giebt. Man weiß hier nichts von Tanz-Parthieen, nichts von Spiel-Parthieen, von andern Parthieen und Erfindungen, bei welchen die Ueppigkeit ihr Unweſen treibt. Man ſieht zwar im Schlößchen ein Billard, in der Nähe eine Kegelſtatt, ſieht Scheiben für Schützen, ſieht Karten, und könnte ſich andere kleine Spiele wählen; allein für alle dieſe Dinge, welche anderswo eine Hauptſache ausmachen, findet ſich hier wenig Geſchmack, und ganze Tage ſieht und hört man nichts davon. Es herrſcht überhaupt im Tone des Umganges etwas an ſich Haltendes, etwas Kaltkluges und Sprödes; und wo ſich auch unterweilen eine gewiſſe Innigkeit einſtellt, ſtellt ſich keine Herzlichkeit ein. Man bleibt meiſtens ganz kennbar vaterländiſch, wie man ankam, in kleinen Gruppen beiſammen, ſetzt ſich auf irgend eine der, unmittelbar an dem Hauſe, oder in der Nähe geſtellten Bänke, und koſet (wie man ſagt) ſanft und friedlich, nach Art der Leute, welche ſich auf dem Wege zur Geneſung befinden. Sehr viele entfernen ſich gar nicht, oder nur ſelten etwas weiter vom Hauſe, und diejenigen gehören ſchon unter die Kühnern und Muthigern, welche in kleinen Geſellſchaften zu einer Forellen-Parthie nach der (eine kleine halbe Stunde entfernten) Badbrücke, oder gar nach Beckſtein ziehen. Von dieſer Regel ſind diejenigen ausgenommen, welche irgend ein ſtilles Anliegen von der Geſellſchaft fröhlicher Menſchen weg nach abgelegenen wilden Gegenden, nach Gebüſchen und Dämmerungen zieht, welche dem trauernden Mühebeladenen, und überhaupt dem Manne ſo wohl thun, der einer Gemüthsart iſt, die ihn treibt, für ſich ſelbſt zu wandeln, und mit ſich ſelbſt Umgang zu pflegen. So traf ich einige Male einſamſt mit geſenktem Kopfe tacitae per amica silentia sylvae wandernde Männer; ach, Männer —

Die ſich ächzend bückten,
Und auf des Felſens kahler Wand
Mühſam mit verwelkter Hand
Ihr letztes Blümlein pflückten.

Ich grüßte ſie nicht. Sie grüßten mich nicht, und giengen, in ſich gekehrt, vorüber. Ich ließ ſie vorübergehen. Valeto virorum optime!

7.

An den Herrn von K. —

Gaſtein den 30. Juni 1810.

Ich kann Ihnen die Gaſteiner nicht ſchildern. Ich habe ſie nicht beiſammen geſehen, und ich habe diejenigen, welche ich zu ſehen bekam, hauptſächlich nur in der Kirche, und in einzelnen kleinen Gruppen, niemals aber bei ſolchen Veranlaſſungen, bei welchen die Eigenheiten und verae voces der Menſchen für den Beobachter zum Vorſchein kommen, geſehen. Die Gaſteiner leben in der tiefſten Ruhe. Sie fürchten nichts, weil ſie nichts zu verlieren, und hoffen nichts, weil ſie nichts zu erwarten haben. Die meiſten Männer nähren ſich vom Erzweſen in Beckſtein, und wenn ſie hier ſo, daß ſie und die Ihrigen nach ihrer Weiſe leben können, gehalten, und anbei geſund ſind, ſo ſind ſie am Ziele ihres Looſes, das ja freilich für denjenigen unbeſchreiblich traurig ſeyn würde, der jemals in dem Falle geweſen wäre, etwas Beſſeres kennen zu lernen; aber wer, von ſeinen Kindsbeinen an, nie etwas anderes zu ſehen, zu genießen, und zu hoffen bekam, als was die Oertlichkeit in ſich enthält, der fühlt nichts von allen den beunruhigenden Bedürfniſſen, von welchen andere Menſchen, die mit den Bequemlichkeiten und Verſchönerungen des Lebens bekannt wurden, gequält werden. So arm ſie ſind, ſo wiſſen ſie doch kaum recht, daß ſie dürftig ſind, und nehmen mit ihrem ſteinigen Waſſer, und mit ihrer einförmigen, rohen und groben Koſt vorlieb, welche wahrlich wenig geeignet iſt, große und kühngewachſene Körper zu nähren. Hier ſieht man keine Lenggrieſer, Mitterwalder, oder Tegernſeer-Bauern, welche in ihrer Geſtalt, und ihrem Wuchs ſaftigen Eichſtämmen gleichen, ſondern meiſtens ſchmächtige Männer mittlerer Größe, mit dem Gepräge ihres äußern Zuſtandes. Sie tragen grobe, dunkelbraune wollene Kotzen, welche ſie ſich häufig ſelbſt wirken, und welche ſie ſehr gewöhnlich nicht anziehen, ſondern ſie über ihre Schultern werfen, oben mit einem Knopf befeſtigen, und ſo ihre Arme mit den Hemdärmeln vor ſich hinſtrecken. Dazu tragen ſie (nach der im Salzburgiſchen auf dem Lande allgemeinen Einführung) hohe Kegelhüte, was ihnen (da ſie dieſe Hüte ſehr gewöhnlich zurückſetzen), zumal dickkopfigen Männern, ein ſehr laſſenhaftes Anſehen giebt. Daß ie dabei einen langſamen, ſchiebenden Gang haben, das haben ſie mit allen Gebirgsleuten gemein. Die Weibsleute tragen Hüte, wie die Männer, mit der Auszeichnung jedoch, daß der liegende Theil mit dem kegelhaften gar oft nicht Einer Farbe, ſondern (was ſehr gut läßt) wenn der untere Theil grün, der obere weiß, oder roth iſt, und umgekehrt. Die Weiber ſind häufig größer und anſehnlicher, als die Männer, und (was man hier nicht erwarten ſollte) viele derſelben haben die ſchönſten Geſichtsformen; welche aber freilich nicht hindern können, daß ſie dabei nicht ſeyn ſollten, was ſie bei ihrer Erziehung, ihrer Sitte, und Lebensart ſeyn können. Der dürftigen groben Nahrung, nebſt dem (ſteinigen, und metallenen) Waſſer ſchreibt man insgemein die Erſcheinung der blödſinnigen Menſchen (*Fexen, Kretinnen*) zu, welche man im ſüdlichen Salzburgiſchen, und dann weiter im Inneröſterreichiſchen ſo häufig antrifft, daß ſelten eine etwas zahlreichere Familie angetroffen wird, bei der nicht eines, oder auch mehrere Kinder von dieſer höchſt unglücklichen Krankheit befallen ſeyn ſollten. Dieſer Umſtand, daß nicht alle, ſondern nur einige Kinder befallen werden, veranlaßte die Meinung, daß weder die Nahrung, noch das Waſſer die eigentliche Urſache des Kretismus ſeyen; weil ſonſt alle Kinder, welche eben daſſelbe genieſſen, davon befallen werden müßten; allein es dürfte erlaubt ſeyn, dagegen zu erinnern, daß die Eigenheiten der Körper verſchieden, und daß vielleicht einige minder empfänglich ſeyen, den Folgen einer ſchlechten Nahrung und eines ſonderbaren Waſſers zu unterliegen. Die Beſchaffenheit dieſer Unglücklichen iſt übrigens zu bekannt, als daß ich Ihnen erſt eine weitläufige Beſchreibung davon mittheilen ſollte. Ich kehre zu meinen Gaſteinern zurück.

Dieſe Gaſteiner ſind im Durchſchnitt eine ganz eigene Art von Menſchen. Sie ſind nicht nur weit von dem kräftigen Trotz entfernt, der ſo oft auf den Geſichtern unſerer Hochländer erſcheint, ſondern ſie ſind ganz einfach, geſchmeidig, und, wie es ſcheint, ſehr folgſam; auch ſehr religiös und andächtig ſind ſie. Da ſie wenig mehr wiſſen, als ſie brauchen, und dieß in ſehr Wenigem beſteht, da ſie, wenn ſie nur das Nothwendige haben, nichts weiter zu verlangen wiſſen, da ſie niemanden im Wege ſtehen, ihnen niemand im Wege ſteht, da ſie mit allem dem, was wir Intriquen, Chikanen, Pfiffigkeiten nennen, ganz unbekannt ſind; da unter ihnen keine wiſſenſchaftliche Männer, und tiefſinnige Gelehrte ſind, ſo ſind ſie nichts weiter, als Menſchen von geſunder Vernunft, und von einem unverdorbenen Gefühl, was, in meinen

Augen, das Koſtbarſte des Menſchen iſt. Dieſe Gaſteiner würden (ich bin deſſen verſichert) in Fächern, bei denen eine richtige Anſicht, ein uneingenommener Verſtand, und ein unverdorbenes Gefühl entſcheiden, und die vornehmſte Rolle ſpielen ſoll, treffender entſcheiden, als manche hochberühmte, dreſſirte Gelehrte, mit ihrer (leidenſchaftlichen, die Geſtalt der Dinge entſtellenden) Neuerungs- und Uebertreffungsſucht, mit ihrem einfältigen, eiferſüchtigen, und anmaßenden Prunk. Ich ſah bei meinen Gaſteinern keine Zech- und Trinkgelagen, keine heftigen Aufbrauſungen, hörte kein Schelten und Poltern. Es kam mir vor, (was wieder ein Zeichen einer milden Gemüthsart ſeyn würde, und was auch gewöhnlich ſehr heilſam ſeyn möchte) daß hier die Frauen das Haupt der Familie, daß dieſe Frauen aber für den Mann und für ihre Kinder, welche ſie (ſcheint es mir) ein bischen verhätſcheln, ſehr ſorgſam ſeyen. Sie ſprechen in einem etwas leiſen, ſingenden, klagenden, oft halb wehmüthigen Tone, ſo, daß ich, da ich bei meiner Ankunft in der mir nächſten Kammer eine Frau, welche einen Badegaſt, ihren Anverwandten, beſuchte, ſprechen hörte, geglaubt habe, daß ſie bitterlich weine; was mich dann auch, als ſie Abſchied nahm, veranlaßte, ſie vor der Thüre meiner Kammer, bei der ſie vorübergehen mußte, zu erwarten. Sie kam, jenen ihren weinerlichen Ton fortplaudernd, wo ich dann zu meiner Verwunderung ſah, daß ſie, weit entfernt, zu weinen, mit dem munterſten Weſen lachte. Neben der Thüre meiner Kammer ſteht ein großer viereckiger Tiſch, bei welchem ſich an Feiertagen kleine Geſellſchaften verſammelten und zechten. Sie waren wohl fröhlich und munter, plauderten und lachten unaufhörlich, aber alles mit einer gewiſſen Mäßigung und Anſichhaltung, als müßten ſie auf irgend etwas eine ehrerbietige Rückſicht nehmen. Häufig findet ſich bei ihren Zuſammenkünften ein luſtiger Liederſänger mit einem ſogenannten Hackbret ein, wo dann ſogleich ein bischen getanzt, und dann abwechſelnd wieder geſungen wird. Die Lieder haben kurze Strophen und Weiſen, und ſind meiſtens eines beluſtigenden, aber auch nicht ſelten eines belehrenden und melancholiſchen Inhaltes. Ich traf eines Tages in einer abgelegenen Hütte einen ſolchen Hackbretſänger an, der mir (zu meinem Erſtaunen) verſchiedene Lieder aus Kleiſt, Hagdorn, u. a., und unter andern eins von dem Werthe der Liebe ſang, von welchem Lied ich mir die Eingangsſtrophen, weil er ſie einige Male nach jeder der nachgefolgten Strophen wiederholte, herſetzen will. So ſang der Hackbretſänger:

„Freund! Ohne Liebe
Verlieren ſich die ſchönſten Triebe.
Es fehlt dir was,
Ohn' Unterlaß.
Das Herz wird kalt, der Geiſt wird klein,
Man ſoll nicht ohne Liebe ſeyn."

In den nachgefolgten Strophen wurde geſagt: „Wenn du reich biſt, wenn du hoch von Stand, groß an Einſichten, und mit Ruhm und Anſehen überhäuft biſt, und du biſt ohne Liebe, ſo biſt du nicht ganz glücklich." Und dann wiederholte er ſtets die erſte Strophe: „Freund! ohne Liebe ꝛc." Die Melodie war ſanft und rührend, und ganz dazu geeignet, auf zartgeſtimmte Seelen eine mächtige Wirkung zu thun; aber plötzlich veränderte er Ton und Melodie, erhob den Warnungsfinger, und ſang dann wieder:

„Doch meine Liebe
Sind nicht die wilden Triebe
Der ungebändigten Natur ꝛc."

Und nun begann er, zu lehren, daß ſeine Liebe die geordnete, und dann überhaupt diejenige Begeiſterung ſey, mit der man bei allen Dingen belebt ſeyn muß, wenn man ſie nicht bloß mechaniſch, ſondern mit Kraft und Geiſt behandeln ſoll können. *

(Die Anlagen und das Gefühl der Gaſteiner zur Muſik lernte ich noch beſonders, während meiner Anweſenheit im Heilbade im Jahre 1814 kennen. Wir ſaßen einſt an einem Abend bei Tiſche, als ſich plötzlich eine vollkommen beſetzte Soldaten-Muſik in einer weiten Entfernung hören ließ. Dieſe Muſik zog durch die, mit Geſträuchen bedeckten Schluchten herauf, und wurde immer vernehmlicher. Jedermann glaubte, daß wir eine Truppe Soldaten zu ſehen bekommen würden, und man gieng dem Zug entgegen; aber endlich kamen kleine Knaben von 8 bis 12 Jahren zum Vorſchein, welche dieſe Muſik ausführten, und alle Anweſenden mit Verwunderung erfüllten. Der Schullehrer von Hofgaſtein (es thut mir leid, ſeinen Namen nicht herſetzen zu können) war der Lehrer und Bildner dieſer Kinder, welchen man es anſah, daß ſie nicht bloß mit Aufmerkſamkeit, ſondern mit zarter, richtiger Empfindung ſpielten. Wie? ſollte dieß nicht eine Erſcheinung ſeyn, welche man von dieſem Ende des Erdkreiſes, wo ich ſie ſah, gar nicht erwartet haben ſollte? Ich dachte an das

„Sunt hic etiam sua praemia laudi,
sunt lacrimae rerum, et mentem mortalia tangunt.“

Die Gaſteiner wurden mir noch auf gar manche andere Art werth und ehrwürdig. Unter andern milden und frommen Eigenſchaften bemerkte ich an den Kindern eine ganz beſondere Achtung und Ergebenheit gegen ihre Aeltern. Ich ſah einſt eine in Hofgaſtein anſäſſige und verheirathete Frau auf einen Beſuch zu ihrer Mutter kommen, welche eben vor der Thüre ſtand. Die Tochter trat ſchweigend zu ihr, und küßte ihr ehrerbietig die Hand, wofür ihr die Mutter einen ſanften Tatſch auf die Backen gab. Ich trat zu einem Austrägler in die Stube zu der Stunde, da ihm (vermöge Uebereinkunft) ſeine Koſt gebracht werden muß. Eine ſeiner Töchter erſchien pünktlichſt zur beſtimmten Zeit, und indem ſie ſich um das Wohlbefinden ihres Vaters angelegentlich erkundigte, ſetzte ſie ihm das reinlichſte und ſchmackhafteſte Eſſen vor; worauf der Vater, als ſie fort war, zu mir ſagte: „Sehen Sie wohl, wie der liebe Gott mich in meinen Kindern geſegnet hat.“ Ich ſah an den Feiertagen Kinder zu den Gräbern ihrer Aeltern kommen, ſie mit friſchen Blumen zieren, und das Kreuz, wenn es ſchief ſtand, zurechtrichten, und dann inbrünſtig beten! Das machten ſie alle ſo herzlich und rührend! Wo ich erſcheine, gehen mir die Kinder entgegen, reichen mir die Hand, und wenn ſie eben eine Blume oder eine Kirſche haben, bieten ſie mir ſie an. So ſind auch die erwachſenen Leute mild, höflich, und höchſt genügſam. So arm ſie ſind, ſo bin ich doch, während meines Hierſeyns, noch nicht ein einziges Mal angebettelt worden. Die Mundart der Gaſteiner iſt durchaus die ſalzburgiſche, welche von der bayeriſchen Mundart nur ſehr wenig abweicht. Sie ſprechen (wenn gleich ſingend) ſehr vernehmlich, und man hört nur wenige ganz örtliche Ausdrücke. Wenn einzelne Einödenbewohner ſich es (ohne es zu wiſſen) mit der Ausſprache ſo bequem machen, als ſie können, wenn ſie einzelne Wörter ſchleifen, würgen, zuſammenpreſſen, ſo thun ſie nichts anders, als was die (ſich ſelbſt überlaſſenen) Menſchen überall auf dem ganzen Erdboden thun. So ſagte ein Gebirgsweib, das in einer Kirm oder Butte von einem, ſechs Stunden entfernten Ort, Kirſchen gebracht hatte, zu mir: „Kaf ma mein Wau a!“ — „Mei Wa!“ wiederholte ſie, in der Meinung, daß ſie mir die Sache deutlicher ſage. Eine Gaſteinerinn dollmetſchte mir das Wort: Wau, Wa, indem ſie mir ſagte, das Weib wolle, ich ſollte von ihrer Waare, von ihren Kirſchen kaufen. Hört man bei uns nicht Füſt, anſtatt Fürſt, Foſcht, anſtatt Forſt ꝛc. ſprechen? Wie geſagt, man macht es in aller Welt ſo; und was mit dieſen Kleinigkeiten geſchieht, das iſt die treffendſte Anzeige deſſen, was im Großen geſchieht. Wo man ſich einen Schritt erſparen kann, da thut man es; und man kann hundertmal bemerken, daß ein Zimmermann, wenn er zur Mittagsfeier den erſten Glockenſchlag hört, ſeine eben emporgeſchwungene Hacke nicht mehr auf das Holz, dem ſie vermeint war, ſondern gleich auf ſeine Schulter fallen läßt.

Daß es im Wildbad Gaſtein keine Denkmäler gebe, brauche ich Ihnen nach dem, was ich von der Aermlichkeit dieſes wilden Ortes geſagt habe, wohl kaum noch zu ſagen; nur über einem vom jetzigen Kaiſer von Oeſterreich von Quader ſchön erbauten Heilwaſſerbehältniß lieſt man: „Franciscus I.“ Von den Aufſchriften auf Grabſteinen rühren ganz gewiß die wenigſten von Gaſteinern, ſondern (was überhaupt mit Denkmälern überall der Fall iſt) von entfernten Leuten her, welche den Auftrag übernahmen, ſie zu liefern. Ich ſchließe viel aus dem, in verſchiedenen Zeiten verſchiedenen Geſchmacke, in welchem die Grabſchriften verfaßt wurden, und eine geſchichtliche Folgereihe derſelben würde uns die Eigenthümlichkeiten verſchiedener Zeiten ſehr deutlich ſchildern. Wenn mich übrigens die Aufſchrift, welche ich auf dem Freythof zu St. Nikla las, und abſchrieb: „Chriſtian Hegenwarth iſt geſtorben den 12. Jänner 1799 als Bräutigam Umkubolierter an ſeinem Hochzeittag um 12 Uhr Mittags im 23ſten Jahre ſeines Alters" wohl wenig befremdete, ſo that dieß deſto mehr die in der Vikariatskirche auf einem kleinen viereckigen, weißen Steine auf einer Seite des Chors vorhandene Inſchrift: „S. P. T. (salvo pleno titulo) Hic infossus est (quaeso: infossus est!) Reverendissimus D. Joannes Adelbertus liber Baro de Bodmann, Summus Decanus E. cathedralis Frisingensis, mortuus Castanii die 14. Junii 1787 R. Q. I. P." [*]

[*] Eine ſchönere Grabſchrift erhielt ein Kapuziner P. Lukas, welchem ich ao. 1811, da er während meiner Anweſenheit das Wildbad gebrauchte, als einen überaus verſtändigen, ſehr beleſenen, und durchaus edlen Mann kennen lernte. Er ſtarb hier; auf dem, ihm gewidmeten Grabſteine zu St. Nikla ſteht, mit lateiniſchen Buchſtaben:

Dem Andenken
Eines einfachen, biedern Mannes,
der
Vielen so Vieles war,
im bescheidenen Kleide
Franzens von Assis.

Viele Edle,
seinen Werth kennend, trauern um ihn;
Viele Arme,
seine Hülfe vermissend, weinen um ihn:
Er hieſs der Welt
Franz Michael Zichau, geboren
zu Teisendorf den 4. September 1751.
Er hieſs seinem Orden:
Pater Lucas, einverleibt den 17. Septemb.
1770.
Priester den 15 October 1774,
gestorben als Kapuziner-Kustos den 18. Juny
1812.

Friede dem jenseits
In den Wohnungen des Friedens,
der den Frieden auf Erden so gerne
gab, liebte, und pflegte.

Doch genug für heute von meinen Gaſteinern. Proxime plura. Vale!

8.

Gaſtein den 13. Juli 1810.

Mein theuerſter Freund!

Ich werde morgen aus den Klüften und Waſſern von Gaſtein wieder nach den ſchönen Ebenen meiner Vaterſtadt abgehen, nicht ohne vielſeitige Beobachtungen, Erfahrungen, und moraliſche und phyſiſche Bereicherungen. Man lernt hier (ungeachtet man bei allen Leuten, welche zur Bedienung der Gäſte beſtimmt ſind, den beſten Willen findet) ſich Manches verſagen, lernt kleine Unbequemlichkeiten ertragen, und bei beſcheidenen, und oft ſehr mäßigen Befriedigungen ſeiner (ſich in opulentia rerum angewöhnten) Bedürfniſſe, munter, und lebhaft, und zufrieden zu bleiben. Man lernt mit ſich ſelbſt leben, und betrachtet, und beurtheilt hier in der Einſamkeit hundert Dinge ganz anders, als man ſie in den Umgebungen von einem betäubenden Geräuſch, und unruhiger Zerſtreuung zu betrachten pflegt.

„Man ſchwingt ſich muthig in den Kreis der Sterne
Durch Dunſt und Wolken. Von der hohen Ferne
Schaut man, wenn Schaaren wilder Thoren lärmen,
Nur Wespen ſchwärmen.“

möchte ich mit Kleiſt ſagen, und mir die Erlaubniß geben, ſeine erhabenen Worte ein bischen zu verändern. Der Anblick der ungeheuern Gebirge und Steinmaſſen, von welchen man ſich auf allen Seiten umgeben ſieht, die unzähligen und mächtigen Ströme, von denen die ganze Gegend weit umher befruchtet und belebt, und reiches Waſſer den entfernteſten Ländern zugeführt wird, dieſe unbeſchreiblich erhabenen Naturwerke erſchüttern jedes menſchliche Weſen. Der Stolze und Mächtige fühlt beim Anblick der ſchauerlich großen Natur, daß es Erſcheinungen und Weſen geben könne, in deren Vergleich er ein kaum bemerkbares Stäubchen ſey, und wird dabei ſanfter und umgänglicher, der Brauſekopf wird ſtill und mild, und der Wüſtling nachdenkend, und, einige Augenblicke wenigſtens, ſich ſelbſt, als ſtände er ſich gegenüber, betrachtend. Wer dieß alles nicht fühlt, wer es gar nicht fühlen kann, den kann kein Bad, den kann Gaſtein nicht heilen. Und Gott, der Allgütige, erbarme ſich ſeiner!

Ich zähle die ſeligen Tage, welche ich hier verlebte, bei weitem unter die glücklichſten meines Lebens. Ich ſah, während meines Hierſeyns, kein unfreundliches Geſicht, hörte keinen Laut von Unzufriedenheit, und noch weniger von einigem Zank. Niemand belauerte, niemand bekrittelte, niemand beneidete hier, und ein tiefer ſtiller Friede, und eine patriarchaliſche Einfalt wandelte hier, wie unter den Seligen, deren Ruhe nicht mehr gefährdet wird, unter allen Gäſten des Heilbades herum.

Ich war hier glücklicher, wenn ich mir manchmal mein Waſſer ſelbſt holte, oder wenn ich mir mein Bett ſelbſt zurecht machte, als wenn mir das Loos geworden wäre, mit zehn Bedienten umgeben zu ſeyn, die man oft ſelbſt bedienen muß.

Adieu! Ich ſchreibe Ihnen dieß in einer ſchönen lauen Sommernacht beim abnehmenden Mond, der einen Theil meines Kämmerleins mit ſeinem ſtillfreundlichen, bleichelnden Schimmer, wie halb ſchüchtern, berührt, und ſo etwas um mein Tiſchchen und um mich gießt, das, ich weiß nicht wie, ſchmerzet, und heilet. Die Gebirge um mich liegen, ein Theil in einer ſtummen Finſterniß, ein Theil im ſilbernen Licht. Alles ſchläft im Hauſe. Möge alles neubelebt erwachen, und bleiben, wie es erwachen wird! Etiam atque etiam vale!

9.

München den 20. Juli 1810.

Sie verlangen von mir zu viel, mein beſter Freund, indem Sie verlangen, daß ich Ihnen beſtimmt die Eigenheiten und Beſtandtheile meines Heilwaſſers beſchreiben ſoll.

Nein, nur meine Anſichten und Einfälle will ich Ihnen mittheilen. Das Heilwaſſer lauft und kömmt nun ſchon über zweitauſend Jahre, vielleicht noch länger, im Winter und Sommer immer eben daſſelbe, an verſchiedenen, dem Bade ganz nahen Stellen, mit einer, gleich bei der Quelle brennenden, und lange anhaltenden Wärme zum Vorſchein, und keine Muthmaßung und Betrachtung, mit welcher man ſich dieſe Erſcheinung zu erklären ſucht, führt zu einer feſten Gewißheit. Daß das Waſſer weit her, und hoch herab durch dichte, mit Mineralien angefüllte Kanäle ſich durchwindet, iſt außer Zweifel; ob es aber ſeine Erhitzung von ſeinem heftigen und reißenden Lauf durch dichte Schwefellagen, oder durch eine unterirdiſche Glut eines alten Vulkans, oder von beiden zugleich erhält, wer kann hierüber etwas Entſcheidendes behaupten? Man ſollte auch meinen, daß das Heilwaſſer, während ſo vieler Jahrhunderte, da es ſeine

Eigenheiten in den verborgenen gehaltreichen Steinſchluchten ſammelt, und herausführt, ſich ein tieferes Bett gegraben, ſeine Lage geändert, oder ſich wohl gar hier und da in unſichtbare Abgründe verloren haben ſollte; was auch mit einigen andern, vielleicht niemals ſichtbar gewordenen, Quellen geſchehen ſeyn mag; denn die in Gaſtein vorhandenen Quellen des Wildbades ſind zuverläſſig nicht die einzigen; wie dann in der Beſchreibung des H. R. von Kochſternfeld (S. 17. u. 150 etc.) einer, in einer ſehr weiten Entfernung, in der Klamm nämlich, zum Vorſchein gekommenen heißen Quelle, welche durch eine ordentliche Zurichtung nicht weniger köſtliche Dienſte leiſten würde, erwähnt wird.

Das Heilwaſſer wird täglich um 5 Uhr Abends aus den Behältniſſen, worin während des Tages gebadet wurde, durch eine vorgerichtete Oeffnung weggeſchafft, und (nachdem der Boden und die Bänke, worauf man zu ruhen pflegt, gereiniget worden) wird unverzüglich wieder ein neues Waſſer, welches zum Badgebrauch des folgenden Tages dienen ſoll, hereingelaſſen. Sobald die Waſſerkammer, in welche die Heilquelle durch eine größere vorgeſteckte Röhre hereingelaſſen wird, gehörig gefüllt iſt, wird eine kleinere Röhre vorgeſteckt, durch welche das Waſſer unausgeſetzt herabſprudelt, und diejenige Maſſa genau wieder erſetzt, welche durch einen verhältnißmäßigen, ausgehöhlten, auf der Seite des Bades angebrachten Balken unausgeſetzt abläuft. Das neue, ins Behältniß gekommene, Waſſer wird, während der ganzen Nacht (wie man ſich hier ausdrückt) geſchlagen; da ſich dann, gewöhnlich um fünf Uhr früh, auf dem vorhandenen Wärmemeſſer 28 Grade, nämlich der Wärmegrad anzeigt, bei welchem der Gebrauch des Waſſers von der beſten Wirkung, wie man ſagt, zu ſeyn pflegt. Eine größere Wärme beunruhiget einige Naturen, und verurſacht bei ihnen ſchneller, als es ſeyn ſollte, den Ausſchlag, welcher ſich, früher oder ſpäter, bei dem größten Theil der Badgäſte einſtellt, welcher aber keineswegs in einer Krätze, ſondern in einem heftigen Jucken gewiſſer, auf der Oberhaut röthlich erſcheinender Stellen beſteht, und nur zwei bis drei Tage anhält. Einige Badgäſte bleiben mit dieſer kleinen, und kurzen, aber vielleicht nicht unnützlichen Ungemächlichkeit verſchont; wie dann eben ich ſelbſt mich ganze Stunden bei der Röhre, wo das Waſſer am heiſſeſten iſt, einfand, ohne jemals auch nur die geringſte Anwandlung von einem Jucken verſpürt zu haben. Es mag aber die Wärme ſo groß ſeyn, als ſie will, ſo fühlt man nichts mehr vom Uebermaß, ſobald man das Waſſer bis halben Leib betreten, und ſich darin ein Paar Augenblicke befunden hat. Zu den angenehmen Eigenheiten des Waſſers gehört auch, daß, ungeachtet von demſelben unaufhörlich ein qualmender Dunſt aufſteigt, man davon im Bade nicht das Geringſte wahrnimmt; aber auswendig erblickt man, zumal wenn die Luft etwas froſtig wird, die Badhütte ganz in Dunſt und Nebel gehüllt.

Das Heilwaſſer iſt ſo hell und klar, daß man geneigt wird, ſich einzubilden, man habe niemals ein helleres geſehen. Man entdeckt darin die geringſte Kleinigkeit, welche ſich auf den hölzernen Boden ſenken möchte, und bemerkt nicht, daß durch die Anweſenheit oft von ſechzehn und wohl mehreren Perſonen die Heiterkeit des Waſſers leide, ſondern alles, was manchmal bemerkt werden kann, ſind kleine Flimmern, die von der Wolle der Schultermäntelchen ſich abſtreifen, und einige Augenblicke auf der Oberfläche herum dem hohlen Balken zuſchwimmen, durch den ſie ablaufen, und verſchwinden. Wenn man von dem Waſſer, ſo wie es ſehr warm aus der Röhre kömmt, trinkt, verſpürt man einen ſchwefeligen, doch keineswegs eckelhaften, oder vollends widerſtehenden Geruch, der ſich aber, ſo wie das Waſſer kalt wird, verliert. Man trinkt auch von dieſem Waſſer, bald kalt, bald warm, wie ſich jeder einbildet, daß es ihm beſſer behage; aber zur eigentlichen Badkur gehört dieß Trinken nicht, und es wird daher auch von Vielen unterlaſſen. Uebrigens iſt bekannt genug, daß dieß Heilwaſſer von Sachverſtändigen von Zeit zu Zeit ſorgfältigſt unterſucht, und daß man darin niemals etwas Außerordentliches, wodurch man ſich die außerordentlichen Wirkungen deſſelben erklären könnte, entdeckt hat; ja es ſcheint anfangs, daß es nicht befremden dürfte, wenn jemand auf die Meinung verfiele, daß in dieſem Waſſer überall nichts Beſonderes zu entdecken, und daß jede Erſcheinung beſonderer Wirkungen ganz natürlichen Urſachen zuzuſchreiben ſey. Wenn man nämlich während zwei, drei Wochen täglich einige Stunden ſich in dem (mehr heißen, als nur warmen) Waſſer befindet, ſo kann es nicht fehlen, daß jeder in der Haut, oder im Fleiſch ſitzende und verhärtete Theil erweichet, daß dadurch der freie Kreislauf aller Säfte wieder hergeſtellt, und daß dadurch jenes verjüngende Wohlbefinden, jene unnennbare Behaglichkeit, und kräftige Munterkeit, welche ſich bei den Badgäſten, früh oder ſpäter einſtellt, und ſie gleichſam verjünget, hervorgebracht werde. In dieſem Falle würde die angegriffene, gehemmte und leidende Natur durch nichts, was von außen in ſie flöße, und ſie wieder belebte, unterſtützt, ſondern es würde ihr lediglich die Möglichkeit verſchafft, daß ſie ſich ſelbſt helfen, und die urſprüngliche Empfänglichkeit, Gelenkigkeit und Kraft in ſich wieder wecken könnte. Dazu trügen dann weiter die ganz reine, und mit tauſend aromatiſchen Ausflüſſen gefüllte Luft, das kräftige Waſſer, die unvermeidliche Bewegung, die Entfernung von allen Unannehmlichkeiten, und der ſtete Anblick großer und erhabener Bilder, der ungeheuern Bergmaſſen, welche man nicht ohne Erſtaunen anſehen kann, das ihrige bei, um der Heilquelle den Ruf, daß ſie ganz beſondere, verborgene Beſtandtheile in ſich verſchließe, zu verſchaffen. Ganz ungereimt dürfte es vielleicht nicht ſeyn, wenn man ſich erlaubte, ſolchen Betrachtungen nachzuhängen; wie dann ſchon der Verfaſſer einer Beſchreibung des „Caſteiner Heylbad (im neu fortgeſetzten Parnassus boicus oder bayer. Muſenberg. München 1736 in der vierten Verſamml. ein und 20ſten Bericht)," nachdem er erſt eine Menge Zeugniſſe berühmter Sachverſtändigen über die Beſtandtheile der Heilquellen angeführt hat, S. 32 ſagte: „Ich übergehe mit Fleiß, was Baccius, Bauhinus, Gesnerus, und das opus venetum de Balneis p. 296, Weinhardus und andere von dem Caſteiner-

Waſſer, und deſſen Gehalt insgemein anzuſehen; nur möchte ich wiſſen, mit was für practicaliſchen Proben und chemiſchen Prozeſſen dieſe gelehrte Leute hinter die ſo unterſchiedliche vorgegebene Mineralien gekommen wären? Es ſcheint allem Anſehen nach, man ſey ehender bis daher bedacht geweſen, ſolche mineraliſche Theile allda zu benennen, als aufzuſuchen. Vielleicht kann man kein einziges Stäublein von Beſagtem darin antreffen. Ich meines wenigen Orths habe von dem koſtbaren Caſteiner-Waſſer keine ad examen hinlängliche, wohl aber eine kleine Portion zu koſten erhalten, und daraus wahrgenommen, daß dieſes vorhabende ſubtile Berg-Waſſer in gleichem Gewicht ſtehe mit unſerm Brunnen- oder Regenwaſſer, rein, Cryſtallauter ſey, ohne einigen Geruch, lieblichen Geſchmack, wie es dann der weit und breit gereyſte Laurentius Gryllus auch zu ſeiner Zeit ſchon alſo befunden." Aber dieß ſind nur Worte, und ſind ſonſt nichts.

Das Werk, ſagt man, lobt den Meiſter, und wenn man von dem Werthe einer Sache ſprechen will, kömmt es nicht darauf an, was man von der Sache kennt, und weiß, ſondern was man daran ſieht und erfährt. Wäre das Waſſer der Heilquelle nichts weiter, als ein heiſſes Waſſer, ſo würden darin friſche Blumen und Kräuter in einigen Minuten zu einem Bräu verſieden, und zerfallen; aber in dieſem Waſſer erhalten in kurzer Zeit auch verwelkte Blumen und Kräuter u. a. ihre vorige Kraft und Farbe, und ihren Geruch wieder, und bleiben (was ich täglich ſah) einige Tage in ihrer lebhaften Geſtalt. So würden auch ſchadhafte Glieder und offene Wunden in einem warmen, bloß natürlichen Waſſer, keine Wirkung heilender Art verſpüren; was hier oft ſchon nach dem erſten Bad, und gewöhnlich in einem ſehr kurzen Zeitraum erhalten wird. Die verlegenen Unreinigkeiten werden aus der Haut fortgeſchafft; die verſulzten Härtigkeiten werden erweicht, und die Natur wird wieder in den Stand geſetzt, ihre heilende Kraft anzuwenden. So werden auch podagraiſche Ungelegenheiten zwar (weil das Heilbad auf das Innere verdickter Säfte nicht wirken kann) — nicht ganz gehoben, aber durch die Herſtellung des freien Umlaufes des Geblütes und der Säfte ungemein erleichtert, und ihr Wiederkommen verſeltenert. Eine Erſcheinung, die mich in Erſtaunen ſetzte, war es auch für mich, da ich ſah, daß Perſonen, welche nur mit Hülfe ihrer Krücken nach dem Bad ſich ſchleppten, oder welche vollends bis zum Waſſerbehältniß getragen werden mußten, in dem Augenblicke, da ſie ins Waſſer kamen, aufrecht ſtanden, und ohne fremde Unterſtützung frei, wie andere Badgäſte, herumgiengen, aber beim Austritt aus dem Waſſer ihre Krücken ſehr bald wieder zurücknehmen mußten; doch auch mehr, als Eine Perſon, ſah ich, welche mit einer traurigen Lähmung angekommen, und ganz, oder doch (das erſte Mal) einſtweilen zum Theile hergeſtellt, fortgereiſt iſt. Für ſolche Unglückliche, welchen eine Krankheit ihre Füße verzogen, oder ſonſt ein Uebel in irgend einem Theile des Körpers abgeſetzt hat, iſt es demnach ſehr oft nothwendig, daß ſie das Heilbad in einem folgenden Jahre wiederholt beſuchen, wo ſich dann die vollendete Geneſung einzuſtellen pflegt. Ueberhaupt wird kaum jemand, dem das Heilbad einen guten Dienſt leiſten kann (ſüchtigen Perſonen, Lungenſüchtigen, Waſſerſüchtigen ꝛc. iſt es durchaus höchſt ſchädlich) von Gaſtein weggehen, ohne auf eine lange Zeit, wohl auf Jahre, eine beſondere Verjüngung, und eine durch ſein ganzes Weſen ſich vertheilende Behaglichkeit mitzunehmen. Das Gefühl dieſer Erneuerung ſtellt ſich aber gewöhnlich nicht unmittelbar im Badorte, ſondern oft erſt nach einigen Tagen, ja nach einigen Wochen erſt in ihrer kraftvollen Aeußerung ein. Die Erfahrung dieſer Wirklichkeit iſt auch die Urſache, daß manche Herren die Reiſe nach Gaſtein viele Jahre, ja durch ihr ganzes Leben, wiederholen. Die Reiſe dahin, der Aufenthalt daſelbſt, hat ſo unnennbar viel Angenehmes, ſchon auch darum möchte ich ſagen, weil die Sache auch ihre beſondere Art von Ungemächlichkeit hat, ſo, daß hier das „non possum tecum vivere, nec sine te“ vollkommen zutrifft. Man ſehnt ſich aus Gaſtein, wenn man einige Zeit darin geweſen iſt, und ſehnt ſich wieder dahin, wenn nach einiger Zeit das Andenken an Beſchwerlichkeiten erloſchen, und dagegen die ſüße Erinnerung an die ſtillen, wonnigen Freuden des Ortes in unſere Seele zurückgekehrt iſt. Aber nun genug von Gaſtein. Ich wünſchte, daß jeder meiner Landsleute es einmal in ſeinem Leben geſehen haben möchte. Ich wünſchte, daß (was bei Gott und den Menſchen ein unendlich verdienſtliches Werk ſeyn würde) jemand, der ein großes, entbehrliches Vermögen beſäße, den Einfall haben möchte, einen ſogenannten Zeiſelwagen zu ſtiften, durch welchen mit einem Male zehn bis zwölf leidende dürftige Perſonen nach Gaſtein geſchafft, und dieſe Fahrt in jedem Jahre zwei bis dreimal wiederholt werden könnte. Da das Gaſteiner-Bad vielleicht das wohlfeilſte in Deutſchland iſt, ſo würde das Kapital keineswegs unermäßlich ſeyn müſſen, welches erfordert würde, eine ſolche Anſtalt zu gründen. Das iſt und bleibt nur ſo ein Einfall, weil es mein Wunſch iſt, und weil für mich ſchon die bloße Vorſtellung ſeiner Ausführbarkeit erquickend iſt. Leben Sie tauſendmal wohl!

10.

München den 17. Juli 1810.

Ich habe Ihnen verſprochen, daß ich Ihnen von Gaſtein, wovon ich geſtern zurückgekommen bin, etwas Sonderbares und Rares mitbringen würde. Ich will mein Wort halten, und zwar, was das Sonderbare und Rare betrifft, auf eine Art, welche alle Ihre Erwartungen übertreffen ſoll. Sie wiſſen, und ich habe daher nicht erſt nöthig, es Sie auf eine feierliche Art zu verſichern, daß einem im wirklichen Leben oft ſolche Dinge begegnen, welche, wenn ſie in einem Roman vorkommen ſollten, für ganz unwahrſcheinlich, ja für ganz ungereimt erklärt werden würden. Nun mit einer ſolchen Begebenheit, bei welcher ich keine geringe Rolle ſpielte, werde ich Sie (wie man jetzt ſpricht, wenn man artig ſprechen will) regaliren.

Ich hatte ſchon lange bemerkt, daß ein edler Herr (aus Böhmen) meine Bekanntſchaft ſuche; allein ich will keine Bekanntſchaft. Ich will (damit ich nach meinem Hange mir ſelbſt angehören, damit ich ſtill ſtehen, geſchwinder oder langſamer gehen, ſitzen, wieder aufſtehen kann, wie es mich zieht) auf meinen Spaziergängen durchaus keine Geſellſchaft. Ich will bei mir ſeyn. Doch eines Tags vergaß ich mich einen Augenblick, und ſetzte mich nach dem Mittageſſen auf einen vor dem Hauſe gelegenen Stein. Da ſaß er auch ſchon an meiner Seite, und, nachdem er mich zweimal ſcharf angeſehen, und das dritte Mal angelächelt hatte, ſagte er:

„Die Paſtete, welche heute auf den Tiſch kam, war ſehr gut; aber gewiſſe Leute aßen dann doch zu viel davon.“

Man verdaut hier gut, gab ich zur Antwort, und man wird vom Zuvieleſſen nicht leicht zu Schaden kommen.

„Wohl wahr; aber das Verdauen iſt ein chemiſcher Prozeß, und jeder verdaut, und kocht dann Blut und Säfte nach ſeiner Art. Was einem ſchmeckt, iſt darum, weil es ihm ſchmeckt, noch nicht heilſam, und was dieſem taugt, kann jenem ſchädlich ſeyn.“

Jeder ſoll wiſſen, was ihm behagt, ſagte ich.

„Aber nicht jeder weiß es, und noch weniger glaubt es jeder.“ Bei dieſen Worten ſchmiegte er ſich näher an mich, und indem er meine beiden Hände ergriff, und zwiſchen die ſeinigen drückte, ſagte er in einem flehenden Tone: „Darf ich wohl hoffen, daß Sie ſo gefällig ſeyn werden, ein Viertelſtündchen mir zuzuhören? Vielleicht reuet es Sie nicht, mir dieſes Viertelſtündchen geſchenkt zu haben.“

Ich ſah ihn an, ohne etwas zu antworten. Er fuhr aber auch, indem er mich frei ließ, ohne meine Antwort zu erwarten, ſogleich fort:

„Unſer Geiſt, wie wir alle wiſſen, iſt an unſere Maſchine, nämlich an unſern Körper, in welchem er wirken muß, gebunden. Der Körper denkt zwar nicht, ſondern es iſt allein der Geiſt, der das thut; aber der Körper kann, wenn er nicht ſo beſchaffen iſt, wie es ein geſunder Körper ſeyn ſoll, das Denken, und Wirken des Geiſtes erſchweren, verwirren, und vollends aufheben. Das geſchieht, wenn gewiſſe Theile des Gehirns in Unordnung gekommen, oder wenn die feinen Dünſte und Säfte, welche ihm ſeine Beweglichkeit, Empfänglichkeit und Thätigkeit mittheilen, verderbt, widrig geartet, verdickt, oder verſulzt ſind. Dieß kann in dem Gehirn eines jeden Menſchen, mehr und weniger, der Fall ſeyn. Ja, dieß iſt auch bei jedem Menſchen, mehr und weniger, der Fall; daher das: quisque suos patimur manes. Dieß ſind wir alle, unterbrach er ſich (es wankte nämlich in dieſem Augenblicke bei uns ein Fex vorüber) — nur ſind wir es ja freilich nicht ſo gar arg, und weniger in die Augen fallend, auch bei verſchiedenen Menſchen verſchieden. Man ſpricht überall von tauſend Menſchen, daß ſie zu viel, oder zu wenig haben, daß ſie ein bischen angebrannt, daß ſie brauſeköpfig, rappelig, auch ſagt man von gewiſſen Fexen, ein Genie ſeyen. Nun, alle dieſe Eigenſchaften liegen (eine angeborne Verunſtaltung des Gehirns ausgenommen) nicht angeboren im Gehirn, ſondern ſie werden dem Gehirn beigebracht. Durch was? Durch das, was wir Diät nennen. Und was nennen wir Diät? Speiſe, Trank, Luft, welche letztere zum Trank gehört, wozu auch Ruhe und Bewegung gehören. Aus jeglichen Speiſen und Getränken werden vom Magen, von den Nieren, von der Leber gewiſſe Säfte, und geiſtige Dünſte ausgearbeitet, gekocht, und zum Gehirn geſchickt. Gleichwie aber jene kochenden Theile bei verſchiedenen Menſchen einer verſchiedenen Kraft und Güte ſind, ſo iſt die chemiſche Kocherei bei zehn Menſchen, welche ſämmtlich ebendieſelbe Speiſe eſſen, ebendenſelben Wein trinken, nicht eben dieſelbe. Manchem, dem eine gelbe Brühe nicht behagte, würde eine braune behagt haben, und umgekehrt. So iſt es auch mit den Getränken. Dieſem iſt ein rother, jenem ein weißer Wein, und unter den verſchiedenen Sorten eine vorzüglich vor einer andern heilſam. So iſt es auch (doch dieß ſey nur im Vorbeigehen geſagt) mit der Luft, welche man, weil man ſie wie ein Fluidum einathmet, einen Trank nennen kann. Es iſt bekannt, was man im alten Griechenland von Attika und Böotien ſagte. Nämlich: — weil die Luft zu Athen fein, und mild war, ſo hielt man es für den Wohnort der feinſten Geiſter, Böotien aber, wo eine grobe, dicke Luft eingeathmet werden mußte, für die Heimath fetter Dummköpfe. Athenis tenue Coelum, ex quo acutiores etiam putantur Attici; crassum Thebis; itaque pingues Thebani et valentes. (Cic. de fato. 4.) Ueberhaupt ſind Luft und Wind ein eigenes und ſonderbares Getränk für das Gehirn. Eine ſchwüle Luft vor einem heranziehenden Gewitter macht viele Leute mißmuthig und ganz verſtimmt, indeſſen andere nichts davon fühlen. Einige Menſchen leiden beim Oſt-, andere beim Süd- oder

Weſtwind; und ſo weiter. Aber ich plaudere immer ſo fort, ohne Sie um Ihre Erinnerung zu bitten, wenn ſie einige zu machen haben ſollten.“

Einſtweilen nicht die geringſte, ſagte ich.

„So ſind wir, wo wir ſeyn ſollten. Wenn verſchiedene Speiſen und Getränke, ſobald ſie im Körper chemiſch aufgelöſt, vertheilt, und nach dem Hirn geſchafft werden, verſchiedene Säfte und Dünſte geben, wenn es ein weſentlich wichtiger Umſtand iſt, von welcher Art und Eigenſchaft die Säfte und Dünſte ſeyen, welche dem Gehirn zugeführt werden, wenn die Wirkung und Folge dieſer Verſchiedenheit bei verſchiedenen Menſchen gar ſehr verſchieden, und in Rückſicht ihres Hirnzuſtandes von größter Wichtigkeit iſt; ſo würde derjenige dem menſchlichen Geſchlechte einen außerordentlichen Dienſt erzeigen, welcher die Wiſſenſchaft beſäße, die Beſtandtheile der Speiſen und Getränke in ihren erſten Elementen zu kennen, und dann zu beſtimmen, welche beſondere Speiſen und Getränke dieſem und jenem Subjekt nach ſeiner beſondern Beſchaffenheit gereicht werden ſollten. Dieſe Diätswiſſenſchaft iſt die köſtlichſte aller Wiſſenſchaften. Und wer meinen Sie wohl, daß der Mann ſey, den Sie vor ſich ſehen? Sie ſehen den Mann vor ſich, der die Diätswiſſenſchaft, wie neu erfunden, und in ein reines Syſtem gebracht hat. Das Neue nämlich, und das Sonderbarſte, aber auch das Nützlichſte iſt, daß ich bei meinen Diätsregeln zwar die, einem Subjekte eigene, körperliche Beſchaffenheit eben nicht ganz bei Seite laſſe, aber daß ich nicht in dieſer Beſchaffenheit, ſondern (und hierin liegt meine Kunſt, und mein Verdienſt) in der Beſchäftigungsart eines jeden Menſchen, in ſeinem Stand alſo eigentlich, in der Art ſeines Amtes, mein Hauptaugenmerk ſetze, und deſſen zu Folge, beſtimmt zu ſagen verſtehe, welche, und nach welcher Weiſe zubereitete Speiſen, dann welche Getränke, z. B. von einem Juſtizrath, einem Rechnungsrath, einem Sekretär, einem Mechanikus, einem Herrn Medicus, genoſſen werden müſſen, wenn ſein Gehirn in denjenigen Stand geſetzt werden und darin verbleiben ſoll, der ihm bei ſeinen Verrichtungen der füglichſte und behaglichſte iſt. Nun jetzt, was ſagen Sie dazu? Iſt dieſe meine Erfindung nicht eine ganz ſonderbare Erfindung?"

Eine Erfindung iſt es allerdings, ſagte ich, und auch eine ganz ſonderbare! Was hat Sie dann darauf geführt.

„Die natürlichſte Sache von der Welt. Sehen Sie, ich lebe von meinen Mitteln. Mein Geſchäft iſt, kein Geſchäft zu haben, und andere Leute, welche Geſchäfte haben, bei ihrem Benehmen zu betrachten und zu beurtheilen. Ich gehe immer ſo, wie es mich führt, in meiner böhmiſchen Vaterſtadt herum, und gewöhnlich einigemal in der Woche führt es mich in ein großes Gebäude, worin einige Herren von der sancta Justitia beſchäftiget ſind, oder es ſeyn ſollten; da ſah ich dann, daß dieſe Herren den ganzen lieben Vormittag, Stiegl auf Stiegl ab laufen; der mit einem Bogen Papier in der Hand, ein anderer mit einem ganzen Bund Papier unterm Arm, immer eilend, und wie dünſtend, fragend in Einem fort, jetzt nach einem Produkt, das ad priora gelegt, nach einem Akt, der ganz vortrefflich (wie man ſich auch deſſen ganz wohl erinnert) hinterlegt worden, aber nur jetzt nicht zu finden iſt. Der ſetzt eine Kommiſſion an, der ſchreibt eine ab, und mit einem Wort, hundert Herren befinden ſich in einer brennenden Thätigkeit, daß man meinen ſollte, ſie eilten gerade zum Ziele, wo dann die ganze Welt beruhigt werden müßte. Und gleichwohl kommen ſie, will man wiſſen, wenig von der Stelle. Und was bei den guten Herren ganz unerklärbar und unbegreiflich iſt; wenn ſie z. B. eine Thüre vor ſich ſehen, welche ſie nur mit dem Schlüſſel zu berühren, und ſie zu öffnen brauchten, ja, wenn ſie eine Thüre wirklich vor ſich geöffnet ſehen, meinen Sie, daß ſie (was alle geſcheite Leute in der Welt thun würden) ſogleich hinein gehen? Weit gefehlt, daß ſie das thun ſollten, ſo ſteigen ſie von außen auf einer Leiter durch die Fenſter hinein; ja, man ſah ſogar mehrere Male, daß ſie ſich vom Hausdach, vermittelſt einer Strickleiter, oder auch auf einem an ein Seil befeſtigten Zwerchholz ſitzend, bis zum Fenſter herabgelaſſen, und ſo das offene Zimmer beſtiegen haben. Dieſes nun ſehend, mußte ich nothwendig auf die Muthmaſſung kommen, daß ein ſolches Benehmen ſeinen Sitz in dem Hirn (das, wie immer, angegriffen und wie ein Brei zerrinnen, oder im Gegentheil zu einem Klumpen zuſammengedrückt werden kann) genommen habe.“

Mein beſter böhmiſcher Herr, unterbrach ich ihn, ich möchte vor allen Dingen wiſſen, ob dann auch Sie für ſich ſelbſt eine Diät erfunden, und eine richtige Einrichtung mit Ihrem Hirn getroffen haben.

„Wenn Sie den Copernikus, falls er vor Ihnen ſtände, fragten, ob er, als er ſein Syſtem erfand, ſeinen Verſtand beiſammen gehabt habe, ſo müßte er Ihre Fragen ſonderbar finden. Ich habe über meine Hirndiät, welche ich erfunden, welche ich oft geändert, berichtigt, endlich aufs Reine, und in ein erdeutliches Syſtem gebracht habe, mehrere Jahre gebrütet, geſammelt, beobachtet, erfahren, und habe ſie ſo weit, ſo vollkommen ausgearbeitet, als ſie dies nunmehr iſt. Ich kenne erſtens die Beſtandtheile der Speiſen und Getränke, und kenne ihre Wirkungen. Da ich nun zweitens auch die Beſchaffenheit der verſchiedenſten Gehirne genau kenne, da ich die geheimen Bewegungen, Gährungen, und chemiſchen Proceſſe der Hirnmaterie kenne, ſo kann ich beſtimmt ſagen, welche Miſchung von Elementen und Säften in dieſem und jenem Gehirn, wenn es geſund erhalten werden ſoll, hervorgebracht, und durch welche Speiſen und Getränke jene glückliche Miſchung bewirkt werden müſſe. Verſchiedene Berufsgeſchäfte und Anſtrengungen ſetzen unſer Gehirn in gar verſchiedene Bewegung. Anders wird das Gehirn eines Mechanikers, eines Feldmeſſers, eines Phyſikers, anders das Gehirn eines Dichters, und ſeines verwandten Bruders, eines Hiſtorikers, bewegt, und geeigenſchaftet. Ich weiß demnach, wie ich eben verſicherte, einem Hofrath, einem Hofkammerrath, einem Oberrechnungsreviſor, einem Sekretär, einem Kanzeliſten und Schreiber, und ſo den Herren aller Stände, mit welchen Ständen gewiſſe Verrichtungen verbunden ſind, ganz ausführlich zu ſagen, was ſie eſſen und trinken, und an welche Diät ſie ſich halten ſollen. Ich ſchließe nämlich aus ihren Benehmen und Aeußerungen auf den Zuſtand ihrer Gehirne, und ordinire dann, was dieſes und jenes, ſo und ſo beſchaffene Gehirn braucht. Deutlicher geſagt, damit dieſer und jener Menſch ſo beſchaffen ſeyn kann, muß es in ſeinem Gehirn ſo ausſehen, und wenn es darin ſo und ſo ausſieht, ſo muß ihm dann dieſe oder jene Hirndiät vorgeſchrieben werden. Auf dieſe Weiſe habe ich ein ziemlich dickes Buch verfaßt, welches den Titel führt: „Hirndiät für alle Alter und Stände,“ und ich bin nur nicht mit mir einig, ob ich dieſes Buch auf Subſcription oder Pränumeration, und in welchem Formate, ob in Folio, oder in Taſchenbuchformat, dann in welchem Lande ich es herausgeben, und welcher reſpectiven Buchhandlung ich es, und für wie viele Louisd'or ich den Bogen überlaſſen ſoll.

Sind Sie dann aber auch des Abgangs, worauf die Verleger (das Buch mag beſchaffen ſeyn, wie es will) vor allen Dingen zu ſehen pflegen, ſo zuverſichtlich verſichert?

„Des Abgangs? Lieber Gott! Der Inhalt meines Werkes enthält ja etwas Nagelneues, und Unerhörtes; indictum ore alio. Haben die Idealiſten der letzten Zeit, welche ſich einander ſelbſt nicht, das Leſepublikum aber ſchon gar nicht verſtand, ſo vielen Abgang gefunden, daß gar manche ihrer Schreibereien mehrere Auflagen erlebt, haben die Idealiſten tauſend und tauſend Gehirne, wofür ich verſchiedene Heilmittel erfunden habe, ganz verrückt; ſo wird wohl doch auch meine Hirndiät, welche ungleich auffallendere Sonderbarkeiten enthält, als alle Spitzfindigkeiten des neuen Idealismus zuſammengenommen, den verdienten Beifall finden?“

Aber die Herren Medici?

„Ich habe mit den Herren Medicis nichts zu thun. Sie ſollten bei ihrem Geſchäft bleiben, welches darin beſteht, die Krankheiten der Eingeweide zu heilen; ich bleibe bei meinen Gehirnen. Da können ſie mir die verſchiedenen Wirkungen verſchiedener Speiſen und Getränke auf das Gehirn ſchlechterdings nicht in Abrede ſtellen. Wird das Hirn unzähliger Menſchen nicht heiter, lebhaft, witzig, wenn ihm der Magen die Dünſte eines guten Kaffees zugeſchickt hat? Werden nicht bei einer Bouteille Wein verſchiedene Gehirne verſchieden bewegt, ſo, daß einige Menſchen ungewöhnlich freundlich, offen und mittheilend, wohlwollend und großmüthig, andere entgegen unfreundlich, zänkiſch, und, wie man ſagt, händelſuchend werden?“

Nun, mein Freund, was ſagen Sie zu der Möglichkeit, daß ein beſonnener Mann ſolche Dinge im vollen Ernſte zur Welt bringen kann? Doch das, was ich Ihnen bisher erzählte, iſt nur eine Kleinigkeit in Vergleich mit dem, was noch weiter folgte. Nachdem ich mit meinem böhmiſchen Herrn ſchon einmal, ut dicimus, in die Patſch gekommen war, ſo ſagte ich, er möchte mir doch auch eine ſeiner Hirndiäten mittheilen. Sogleich ſchickte er ſeinen Aufwärter auf ſein Zimmer. Nun ſah ich einen, etwa drei Alphabete ſtarken, in rothen Saffian gebundenen Folianten, worin nach alphabetiſcher Ordnung für unzählige Menſchen, welche dieſe oder jene Verrichtungen haben (denn darauf wird hauptſächlich geſehen), die Hirnmittel entworfen, und zwar oft für ebendieſelben Patienten auf alle Monate des Jahres eingerichtet ſind. Ich blätterte eine Weile herum, und las endlich einen Abſatz, der mit der Aufſchrift: „Schreiber," bezeichnet war. Dieſer Artikel (ich bekam die Erlaubniß, ihn mir, nebſt einigen andern, abzuſchreiben) fieng ſo an:

„Schreiber. Horum Symtomata, exceptis excipiendis; ſind gewöhnlich eines heftigen, aufbrauſenden, von ſich ſtoßenden Weſens, nicht witzig noch ſchlau, aber liſtig und verſchlagen, haben nie etwas Rechtes gelernt, wollen auch nichts weiter lernen, wollen aber doch alles wiſſen, und von allen Dingen plaudern. Thun ſich gegen die Bauern ſehr wichtig machen, heißen ſie insgemein nur Stockfiſche und Eſel, wohl auch Schlänkel und Spitzbuben, und ſprechen vom Stockſitzen. Was ſie einnehmen, verthun ſie, und ſie würden in ihren älternden Tagen, wie alte Bräuknechte, hauſiren müſſen, wenn ſie nicht, falls ſie es ſo weit bringen, die vier Species durchrechnen, und einen Schergenzettel ſchreiben zu können, gar häufig das Glück hätten, bei irgend einem Gutsbeſitzer ein eintreibender Verwalter, oder ein Markprokurator zu werden; wo dann, da eine ſolche Stelle die höchſte Stufe iſt, auf welche ein gewöhnlicher Schreiber erhoben werden kann, faſt immer zutrifft: Deterius nihil est humili, cum surgit in altum.“

Dieſe Eigenſchaften, welche den Schreibern eigen ſeyn ſollten, wurden noch weiter ausgeführt, und am Ende hinzugeſetzt, daß es nicht ſo faſt Eigenſchaften der Perſonen wären, ſondern Folgen ihrer Beſchäftigungen, dergeſtalt, daß, wenn dieſe ihre Beſchäftigungen anders beſchaffen wären, auch ſie (die Schreiber) anders geartet ſeyn würden. — Darauf folgte in einer beſondern Rubrik der Zuſtand der Schreibergehirne, und zuletzt das Heilmittel.

Ich las alles laut, und wie ich nun zu den Heilmitteln der Schreiberhirne kam, ſagte mein böhmiſcher Freund:

„Es ſollte mich gar nicht befremden, mein Herr, wenn Ihnen die Sonderbarkeit der Sachen, welche nunmehr als Recipe vorkommen werden, höchſt ſonderbar vorkommen ſoll. Ich las nicht nur, ich ſtudirte viele Jahre, und durchgrübelte die Schriften der alten Mediker, der Chemiſten, und der mit ihnen ganz verwandten Alchymiſten, und ſo konnte es nicht fehlen, daß mir ihre Schreibart, und zumal ihre einzelnen Ausdrücke eigen geworden ſeyn ſollten. Dieſes nunmehr wiſſend, mögen Sie belieben, das Folgende zu leſen:

Heilmittel für die Gehirne der Schreiber.

„Wenn es, was ich nicht oft genug erinnern kann, Beamte gäbe, welche den Herren Schreibern aufſetzten, was ihren Gehirnen heilſam und nützlich iſt, dann wäre bald geholfen; nämlich gute Rebhühner, Faſanen und Tauben, dann ein Paar Gläſer Muskateller, fein, rein und lieblich, ſind für ihre Gehirne ein ganz treffliches Futter, beſonders wenn ihnen noch dazu ein Dekoct von eingemachten (mit pulveriſirten Zimmetrinden und Neglein beſtreuten) Fliederbeeren aufgeſetzt, und anbei recht nachdrücklich eingebunden würde, köſtliche, im Zeichen des Löwen geſammelte, und in ein Lorbeerblatt verwickelte, und nicht minder mit einem Wolfszahn vergeſellſchaftete Sonnenwirbel (id est Wegwartkräuter) bei ſich zu tragen, und bei der Nacht um die äußere Schale des Hirns zu binden; aber ſolche Recipe werden incassum ordinirt. Ratio est clara; ſintemalen die Herrn Beamten passim wenig auf ihre Schreiber wenden, wenn ſie (die Herren Beamten) auch noch ſo augenfällig merken ſollten, daß es (ihren Schreibern) im Gehirne fehlt. Man muß alſo gleichwohl, wenn man anders helfen will, ad mera simplicia ſchreiten. Demnach iſt dienlich, ja es iſt ſogar heilſam, daß ſie (die Herrn Schreiber) von Zeit zu Zeit, Cephalicam, ſage, die Hauptader, ein wenig ſpringen laſſen, und dazu wacker täglich ein Paar Flaſchen Baltrianwaſſer trinken, welches die böſen Würmer, wovon die Herren oft gar häßlich geplagt werden, tödtet. Item Scabioſo, Meliſſa, und Borrago ſind auch gut für ſie, und helfen ihnen davon; wobei friſche Cappern in Linſenbrüh mit Agreſſa oder Eſſig auch nicht zu verſchmähen ſind. Und zumal einige dieſer Herren ſehr kalter und ſpröder Natur ſind, ſo werden Minzen, Kiulin, Wolgemüt, Salbei, Yſpen, Spicanardi, Maſſeron gar gute Auxilia ihren leiblichen Plagen thun. Die, welche gelernt haben, mit Rechnungen umzugehen, und welche gewöhnlich an hartnäckigen Verſtopfungen, oder häßlichen Blähungen leiden, ſollten alle Morgen einen Becher voll dürres Coriander einnehmen, oft dürre Feigen genießen mit Haſelnüſſen, nebſt ein wenig Rauten dazu. Sie dürfen auch, die reſpektabeln Herren, bisweilen gelbe Violen, violas luteas, verſchlucken; weil das, wie die Holländer ſagen, purle kak, und dünne Sedes macht, und die Constipationes solvirt, woran die ſitzenden Herren gewöhnlich ſehr leiden, ſo daß ihnen die Dämpfe nach ihrem Gehirn ſteigen, und es dergeſtalt einnehmen, daß, wenn ein geſcheiter Aufſatz zu entwerfen wäre, nichts voran will, was zum Erbarmen iſt. Sollte aber bei einem oder dem andern das Uebel zu arg, und gleichſam desperat ſeyn, ſo thut der Stein, welchen die Schlange Aſpis in ihrem Hirn trägt, dann die Latwerge, gloria inestimabilis genannt, gute Dienſte, indem dieß Pharmacum der bekannte Ariſtoteles dem König Alexander (als ſolcher an einem grauſamen Bandwurm litt, der ihn zu allerhand Bübereien verleitete) componirt hat. Sollte aber einer dieſer Herren ein Colericus ſeyn, ſo ſtelle er ſich vor Sonnenaufgang mit dem

Kopf nach Nordoſt, und verſchlucke zwanzig Pillulen, gemacht mit einem Theil Saffran, und Mirrhen, mit zwei Theilen Aloes, und mit Sirupo acetoso vermiſcht; doch daß die Aloe mit Roſenwaſſer oder Saurampferwaſſer gewaſchen werde. Miltu aber Mirrhen, Saffran, Bolo armeno, Gagate, und Corallen, von einem jeglichen ein Quint, dann eben ſo viel von gewaſchener Aloe nehmen, und Pillulen fabriziren, und täglich an dreißig davon mit weißem Wein und Sirupo acetoso nehmen, thuſt auch recht.“

Nach den Schreibern folgten in der Handſchrift die Hirnmittel für die Procuratores, für die Advocaten, welchen letztern die Aderlaſſen auf den Daumen, und unter der Zunge, dann purgationes atrae bilis empfohlen werden; und mit einem Worte, für alle Stände, eigentlich für alle Arbeiter und Nichtarbeiter kommen Hirnmittel vor. Ich blätterte einige Zeit im Buche herum, ohne bei einem Mittel ſtehen zu bleiben, was meinen Freund veranlaßte, zu fragen, was ich ſuchte. Ich antwortete: Haben Sie auch Hirnmittel für die Gelehrten und Schriftſteller geſammelt? Seine Antwort war:

„Wie ſollte ich das, was gerade unter die allerwichtigſten Stücke gehört, vergeſſen haben? Aber es waltet bei dieſen Herren, wie ich Ihnen vielleicht ſchon erinnert habe, ein großer Unterſchied ob. Die Gehirne eines Metaphyſikers, eines modernen Idealiſten, eines Phyſikers, eines Chemiſten, eines Aſtronoms, werden bei ihren Arbeiten verſchieden bewegt, und ſind gar verſchiedenen Hirnkrankheiten unterworfen.“

Aber für Mitglieder einer gelehrten Akademie haben Sie doch auch geſammelt? unterbrach ich ihn. Er antwortete:

„Wie? Giebt es etwa in München eine gelehrte Akademie?“

Eine in allen fünf Welttheilen beſtens renomirte Akademie giebt es daſelbſt. Wie, Sie ſollten in Ihrem Böhmen noch gar nichts davon gehört haben?

„Keine Sylbe, fürwahr!“

Superi! Das iſt dann doch auf einen geſcheiten Mann ein bischen zu arg. Leſen Sie dann keine gelehrten Zeitungen oder Journale?

„Die Zeit iſt zu koſtbar, lieber Freund, als daß ich ſie mit ſolchen Sachen verlieren ſollte. Zudem bin ich geneigt, nichts oder das Allerwenigſte davon zu glauben. Man weiß ja aller Orten, wie ſolche Dinge geſchrieben werden.“

Wenn Sie mir doch wenigſtens für meinen Freund in München, nämlich für den

Sekretär der hiſtoriſchen Klaſſe, etwas Tüchtiges ordiniren wollten, ſagte ich; auf den Fall, ſetzte ich hinzu, daß es einmal in ſeinem Gehirn ſpucken ſollte.

„Herzlich gerne! Aber ich muß vor allen Dingen verſtändiget werden, worin eigentlich die Verrichtungen dieſes Herrn Secretari beſtehen. Was iſt dann eigentlich ſeines Thuns?

Die Verrichtungen eines hiſtoriſchen Sekretärs ſcheinen, weil davon (ob certum quoniam) wenig, oder ſo viel, als wenig, zu Tage gefördert wird, ein vorbehaltenes Geheimniß zu ſeyn. Ich will Ihnen aber dafür deſto umſtändlicher ſeine onera, respective Obliegenheiten als Hiſtoriker ſchildern.

Vor allen Dingen ſoll er wiſſen, ob die heutigen Bayern von jenen Boiern, welche ſechshundert Jahr vor Chriſti Geburt aus Gallien gewandert, und zum Theil nach Böhmen, das von ihnen ſeinen Namen erhielt, gezogen ſind, abſtammend, ob ſie alſo ächte, edle Celten, oder ob ſie Germanier, ob ſie nicht etwa gar größtentheils Abkömmlinge der ſchlimmen Vindelicier ſind, oder ob nicht etwa auch von den zahlreichen Deutſchen, und andern Horden, welche ſeit dem Jahre vierhundert nach Chriſti Geburt durch Bayern nach Italien geſtürmt, alles, was ſich widerſetzte, niedergemacht, alles verwüſtet haben, einige in Bayern zurückgeblieben, und ob demnach z. B. in Sendling und Schwabing u. a. bei München, nicht etwa noch jetzt Vandalen, Hunnen, Slaven, Hermundurer, Sueven, Markomanner, Sebuſier und Haruden und manche andere Halbwilde vorhanden ſind.

„Kann der liebe Herr, von dem Sie ſprechen, das alles ſagen?“

„Er thut, als wenn ers könnte; aber hören Sie nur weiter. Er ſoll wiſſen, womit ſich die Römer, welche (beinahe von Chriſti Geburt an) einige Jahrhunderte in Bayern regierende Herren waren, die Zeit vertrieben, und ob ſie lieber Bier, oder lieber Wein getrunken, und womit ſie ſich dafür, daß ſie weder den Kaffee, noch den Rauchtabacks kannten, entſchädiget haben.

„Thut der liebe Herr das wiſſen?“

Er thut, als wenn ers wüßte. — Er ſoll ſagen können, wie viele, und welche Franzoſen Carl der Große als Landrichter in Bayern angeſtellt, und ob dieſe Landrichter, wenn ſie Abends ihre Zischmen auszogen, Pantoffeln, oder hölzerne Schuhe getragen, item ob ſie bei ihren Mahlzeiten auch ein Ei im Schmalz gegeſſen haben.

„Thut der liebe Herr das alles recht genau ſagen können?“

Er thut, als wenn ers könnte. — Er ſoll wiſſen, ob in den Klöſtern, welche vom zehnten Jahrhundert an, und weiters geſtiftet worden, die Filzſchuhe, und Chorpelze ein Geſchenk des Prälaten, oder ob ſie eine Schuldigkeit, item ob die Prälatenfeſte, die Veſpertrünke, und die geſelchten Schunken bereits bekannt und eingeführt geweſen ſeyen.

„Kann der liebe Herr das alles genau erzählen?“

Er thut, als wenn ers könnte. — Er ſoll ſagen können, was Herzog Welf I. von Bayern am Vermählungstage ſeines Sohnes, Welf II., da dieſer mit der reichen und frommen Mathilde im Jahre 1089 ſich vermählte, bei der Tafel gegeſſen, ob er zuerſt hinausgenommen, und ob er, oder ſein Sohn (der Bräutigam) den erſten Tanz aufgeführt habe.

„Kann der liebe Herr das alles ſagen?“

Er thut, als wenn ers könnte. — Wenn er nun auf die neuere Geſchichte kömmt, ſo ſoll er aus blauen Dingen grüne, und aus ſchwarzen ſchneeweiße machen können.

„Kann der liebe Herr das?“

Er kann es, mein Freund, und alle Hiſtoriker von Handwerk könnens; vermittelſt einer glücklichen Miſchung, bei welcher man machen kann, daß die Sachen aus dieſem Geſichtspunkte ſo, aus einem andern anders erſcheinen müſſen. Man nimmt auch ſeine Zuflucht zu neuen Phraſen, zu kratzenden, und brennenden Ausdrücken, beſchulmeiſtert die Regenten und ihre Miniſter und Generale, und thut, als wenn man alles beſſer gewußt, und an ihrer Stelle alles beſſer gemacht haben würde, bedauert wohl auch den Zuſtand der Völker, welche nicht beſſer regiert, und angeführt wurden, und werden.

„Ich bin nunmehr in der Hauptſache über den Status morbi eines ſolchen Herrn Gelehrten ſchon orientirt. In einem ſolchen Hirn leidet die Phantaſie, und da iſt, wie man zu ſagen pflegt, ein guter Rath wahrlich ſehr theuer. Thut ein ſolcher Herr, wenn er ſeine Hiſtorien ſchreibt, nicht gewöhnlich voraus in capite libri ſagen, daß alle diejenigen, welche vor ihm ſchrieben, nichts Rechtes gewußt, daß ſie alles nur ſchief und halb verſtanden, und daß ſie die ganze Scheibe verfehlt haben?“

Ein ſolcher Herr pflegt das gar oft zu ſagen, mein Freund.

„Thut ein ſolcher Herr nicht ſchon lange zuvor, ehe ſein Geſchriebenes im Druck erſcheint, durch einen ſeiner guten Freunde in den öffentlichen Zeitungen, Wochenblättern und Journalen, worin man für die Erlegung der Gebühr alles willigſt aufnimmt, verkündigen laſſen, daß von ihm etwas erſcheinen werde, was die allgemeine Bewunderung des In- und Auslandes auf ſich ziehen, was nicht genug geleſen, und wieder geleſen werden kann, was alles, was bisher in dieſem Fache, das er bearbeitete, erſchien, weit hinter ſich laſſen, alles bisher Geſchriebene ganz entbehrlich machen, was mit einem meiſterhaften Pinſel eine zuſammenhangende Reihe von Gemälden der Großthaten liefern werde, worüber Große und Kleine, Väter und Söhne, Enkel und Urenkel erſtaunen, und ſagen werden, daß ſie endlich erhalten haben, was ſie ſchon ſo lange geſucht, aber nur immer mehr gewünſcht, als für möglich gehalten, jetzt aber (was nur unſern aufgeklärten Zeiten vorbehalten ſeyn konnte) erhalten haben?"

Mit dieſer ſchweren Noth iſt mein Freund Hiſtoricus nicht behaftet.

„Dedicirt er ſeine Schriften auch nicht an vornehme und reiche Mäcenaten, um einen goldenen Pfenning und ein Billet zu erhalten, das er dann in Zeitungen drucken läßt?"

Ich fiel ihm ins Wort, indem ich mit einigem Nachdruck ſagte: Das iſt ſeine Krankheit nicht, beſter Herr und Freund.

„So iſt dann auch die Cur eben nicht ſchwer. Sagen Sie ihm nur in meinem Namen, er ſollte brav Kapaunenbrühen trinken, und Hühner eſſen, welche mit Kirſchen und Haſelnüſſen gefüttert worden ſind. Das böhmiſche Bitterwaſſer ſollte er auch bisweilen verſchlucken; iſt eine gute Praeservatio contra obstructiones, et contra diras constipationes."

Ich ſtand auf. Er ſtand auf. Wir giengen unſern Zellen zu, er mit innigſter Zufriedenheit; ich mit Erſtaunen über die ſonderbarſte aller Unterredungen. Er bat mich dringendſt, ihm meine Adreſſe zu geben. Ich konnte mich nicht erwehren, ſie ihm zu verſprechen. Und bei meiner Abreiſe hinterließ ich ihm ein Billetchen, worin ich ihm ſagte, mit wem er geſprochen hätte. Ich werde Ihnen von dieſem ſonderbaren Manne ein anderes Mal mehr erzählen, was Sie befremden wird. Was ſein Werk betrifft, ſo ſtehe ich nicht dafür, ob es nicht bei der Beſchaffenheit der Gehirne unſerer Zeitverwandten mit größtem Beifall, als ein insigne et profundum opus cum plausu aufgenommen werden würde. Wir ſind im Hirnweſen weit fortgerückt, und ſtehen am Punkt. — Doch es iſt einmal genug. Valeto humanissime mortalium, valeto!

11.

Gaſtein den 24. Juni 1811.

Theuerſter Freund!

Ich fand dießmal bei meiner Ankunft die Gäſte, welche ſchon öfters hier waren, etwas verſtimmt. Man lebte hier bisher, und ſeit vielen Jahrhunderten in einem Zuſtande, von welchem man ſagen konnte, daß Sitten, und nicht Geſetze herrſchten. Alles geſchah mit einer tiefen Ruhe und Eintracht, und mit einer zarten wechſelweiſen Aufmerkſamkeit auf die Rechte eines Dritten. Man wußte nichts von friedeſtörenden Zänkereien und Raufhändeln, und alles, was dem ähnlich iſt, war ganz unbekannt. Man verſammelte ſich zum Mittageſſen mit der größten Pünktlichkeit um 11 Uhr, und zum Abendeſſen pünktlichſt um 6 Uhr, damit man, ſagte man ſich, auch Nachmittags zur gehörigen Zeit dem Bade abwarten, und damit man am Abend, wenn man wollte, noch einen Spaziergang machen, und überhaupt mit der noch übrigen Tageszeit nach Belieben ſchalten könnte. Mit einem Worte, man lebte bisher in Gaſtein, wie bei ſeiner Familie; und wenn etwas abzugleichen geweſen wäre, ſo war ein mildes Wort des erzredlichen Straubingers, und vollends des Badearztes entſcheidend. Für ein höchſt auſſerordentliches Ereigniß fand ſich das Landrichteramt im nahen Hofgaſtein ein. Nun erſchien hier vor Kurzem ein eigener Polizeikommiſſär, und ein Polizeiſoldat. Es wurden an die Hauptthüre Verordnungen für die Badgäſte angeſchlagen, und man ſtand, oder bildete es ſich wenigſtens ein, daß man unter einer Aufſicht ſtehe, und vielleicht gar beobachtet werde. Man mußte ſeinen Namen angeben, ſeine Päſſe aufweiſen, und ſich, wenn man dieſe durch den Soldaten zurück erhielt, ankündigen laſſen, daß man 2 fl. 24 kr. zu erlegen hätte, zur Beſtreitung öffentlicher Anſtalten, und zur Verſchönerung der Wege. An der Thüre des Schlachthauſes erſchien ebenfalls ein Zettel, deſſen Inhalt war, daß das Pfund des gemäſteten Rindfleiſches 7 kr. 2 pf., das Pfund des ungemäſteten 6 kr. 2 pf., und das Pfund Kalbfleiſch 5 kr. koſten ſollte. Man fand dieſe Verordnung hier überflüſſig, und zwecklos, und die ganze neue Erſcheinung, wenn ſie gleich (wie ich ihr zum Guten geſtehen will) niemanden auch nur im geringſten läſtig fiel, verbreitete eine fühlbare Niedergeſchlagenheit.

Eine andere Erſcheinung machte nicht weniger einen widrigen Eindruck. Dieſe beſtand in der Ankunft einer Schauſpielerbande, welche die Erlaubniß erhielt, ihre Spektakel in einer Schupfe vorzuſtellen, womit erſt gegen acht Uhr Abends angefangen wurde. Es hieß, daß durch ſolche Einführungen der uralte Hausgebrauch zerriſſen werden würde, welcher ſich ſeit undenklichen Zeiten hergebracht hatte, daß man früh aufſtand, und ſich dagegen früh zur Ruhe begab; und daß man das wirklich that, was man ganz, und nicht obenhin und halb thun muß, wenn man nach Gaſtein nicht umſonſt gekommen ſeyn ſollte. *

* (Gar Manches hat ſich in Kurzem geändert, und im Jahre 1815 wurde von den ſogenannten Honoratioren erſt um 12 Uhr, im Jahre 1816 gewöhnlich erſt um halb 1 Uhr, und noch ſpäter gegeſſen, was demnach, weil dieß auch Abends ſpäter geſchehen mußte, die kluge Genauigkeit der ehemaligen Tagesordnung ganz und gar veränderte. Tonangeber vergeſſen oft gar Vieles. Sie vergaßen jetzt, daß, wenn gleich wahr iſt, daß man hier leben könne, wie man will, wenn man für ſich lebt, ſich hier der Fall ändert, indem man nicht ſagen kann, daß man für ſich lebe,

wenn man ſich einmal erklärt hat, in einer Gemeinſchaft leben zu wollen).

12.

Gaſtein den 26. Juni 1811.

Sie haben mich in Ihrem Briefe, welchen ich zu meiner größten Freude, ſchon bei meiner Ankunft, hier erhalten habe, bedauert, daß ich die vielen Tage in Gaſtein in einer traurigen Einſamkeit zubringen, und halb würde verſchmachten müſſen. Ich bin nichts weniger, als was Sie, aus einem zu gütigen Wohlwollen für mich, fürchten, daß ichs hier würde ſeyn ſollen; ich bin hier nichts weniger, als allein. Wo ich etwas leſe, wobei ich denke, daß es weithin um mich niemand ſo denkt und fühlt, wie ich, wo ich nicht verſtanden, oder vollends mißverſtanden werde, da bin ich (was mir in der Mitte der volkreichſten Stadt geſchehen könnte) allein. Daß übrigens hier, und vielleicht auf fünfzig Stunden herum, niemand athmet, der den Milton geleſen, oder den Triſtram Schandi verſtehen zu können, gewünſcht hat, das ſtört meine Zufriedenheit nicht. Ich habe mir dießmal vorgenommen, willig anzunehmen, was ſich mir vorſetzt, und mit zu halten, ſo gut ich kann. Man muß auch hier durchaus nicht ſeyn wollen, was man in ſeiner Heimath, in ſeinem Amt, in ſeiner Grandezza iſt, ſondern hier gilt ſogar das „je n'aime pas ici, quand je suis avec vous, d'avoir de l'esprit" vollkommen. Bei den Männern und Damen, welche hoc anno zur nämlichen Stunde, während welcher ich erſcheine, im Bad ſich durch die Hand des Zufalls zuſammen finden, herrſcht eine Luſtigkeit, welche manchmal einer Judenſchule gleicht. Es ſind unter den Männern einige witzige Köpfe mit treffenden Einfällen, und unter den Damen einige, unaufhörlich plaudernde, zugegen, und niemand kann ſeinen Mund öffnen, ohne, er mag geſagt haben, was er will, in flagranti geneckt, bekritelt, und zur Verantwortung gezogen zu werden. Augenblicklich theilt ſich nun das Badpublikum in Sprecher und Zuhörer, und es läßt, als hätte ſich ein Parterre gebildet, vor welchem Schauſpieler auftreten, die mit ihrem Witz debütiren. Das Parterre horcht mit geöffnetem Mund, was kommen wird. Iſt ein witziger Einfall, ohne unbeſcheiden zu ſeyn, zur Sache paſſend, ſchneidend, demjenigen, gegen welchen er gerichtet iſt, unerwartet, und kömmt ein ſolcher darüber einen Augenblick in Verlegenheit, ſtockt er, ſchweigt er einen Augenblick, ſo wird er von dem Parterre mit einem ſchallenden Gelächter regalirt, welches eben ſobald in ein allſeitiges Stillſchweigen übergeht, wenn der Verletzte ſeinen Mund zum Sprechen öffnet, und mit dem gegen ſeinen Gegner vorgeſtreckten Zeigfinger winkt. Die hartnäckigſten Gefechte ereignen ſich, wenn ein loſes Fatum beide Geſchlechter wider einander bewaffnet. Dieß geſchieht, wenn etwa eine Dame ſich in das Geſpräch der Männer ganz unberufen miſcht, wenn ſie, ohne mit der gehörigen Doſe ſchneller Einfälle ausgerüſtet zu ſeyn, mitſcherzen will, und wenn ſie dann, da ſie ihre Flanken ſchlecht vertheidigt, in die Enge getrieben, und von andern Damen, ihren Freundinnen, welche ihrer beängſtigten Geſpielinn aus der Patſche helfen wollen, unterſtützt wird. Das Gefecht wird jetzt allgemein. Es wird auf Tod und Leben geſtritten. Wo jeder ſteht, da ſiegt oder fällt jeder. Es iſt ein ſchreckliches Durcheinander von Baß- und Tenorſtimmen der Männer, von Alt- und Diskantiſtinnen der Damen, ſo, daß man in der Entfernung meinen ſollte, ein vollſtändiges Chor in der — Kapelle zu hören. Eine nicht ungewöhnliche Folge ſolcher Kämpfe iſt, daß unter den Partheien auf einige Zeit eine Art von ſcheinbarer Unverſöhnlichkeit, welche während einiger Minuten nichts heilen will, eintritt. Aber auch! Eine Dame ſollte nachgeben ſollen! Eine Dame ſollte nicht überall Recht haben, und nicht alles beſſer wiſſen ſollen? Aber die Bengelhaftigkeit der Männer iſt hier wahrhaftig ohne Grenzen. Nichts wird der Artigkeit, der Nachſicht, die man einer Dame ſchuldig iſt, aufgeopfert. Nichts wird nachgeſehen, und die Knutenhiebe der Zungen wüthen fürchterlich. So wars heute in meinem Zirkel. Es kann ſich aber der, ganz ſonderbar ſcheinende, aber ganz natürliche, Fall ereignen, daß, wenn zehn Münchner nach Gaſtein kommen, fünf davon ganze Jahre lang erzählen, wie luſtig und aufgeräumt ſie geweſen; wie ſie da, wider ihre ſonſtige Gewohnheit, lachen gemacht, oder über die Einfälle anderer gelacht, und wie ihnen die wochenlangen Badtage nur ein flüchtiger Tag zu ſeyn geſchienen hätten; indeſſen, daß die andern fünfe nicht unberechtigt ſeyn können, über die Langeweile im Bad, und über eine, bis zum Abgeſchmackten gehende Fadheit ihrer Mitbadgäſte, und über das zurückgezogene, ſtumme Weſen derſelben zu klagen, und ſich nach dem Tage ihrer Abreiſe zu ſehnen. Dazu kann ſich die Veranlaſſung ſogar in dem nämlichen Badbehältniſſe ereignen, indem ſich fügen kann, daß die Gäſte, welche um 5 Uhr morgens zuſammenkommen, und um 7 Uhr ſich entfernen, ganz verſchieden von denjenigen ſind, welche um 7 Uhr erſcheinen. Dieß trifft zu, und macht ſich alles lediglich, prout sedent consules. Ein einziger munterer Kopf belebt oft ſeine ganze Geſellſchaft mit Salz und Witz; aber auch dieſer einzelne bleibt oft verſchloſſen, wenn er gar keine Veranlaſſung findet, aus ſeiner ſtummen Hülle hervorzubrechen, was in manchen Zirkeln nicht ſelten der Fall iſt. Man kömmt zuſammen, ohne ſich zu kennen, ſitzt eine Stunde beiſammen, ohne ſich einander zu nähern, und trennt ſich wieder, ohne ſich im Geringſten zu vermiſſen.

Ich ſah heute einer ſolchen Tiſchgeſellſchaft zu. Man ſetzte ſich, ohne ſich zu grüßen; ſaß beiſammen einige Minuten, ohne etwas zu ſprechen. Ich glaubte, eine Sammlung von Wächſernen (Wachspuppen) zu ſehen. Nun nahmen einige ihre Zuflucht zu den zinnernen Tellern, deren Ränder mit Namen, Denkſprüchen, Reimen in allen europäiſchen Sprachen ganz voll gekratzt ſind. Einer las:

„Mein Freund, hier kannſt du leſen,
Daß auch ich bin hier geweſen.

Wer dieß hier ſchrieb möchſt wiſſen?
Thu dich dafür ſchön grüßen.“

Man lachte ein bischen. Die Suppe kam. Man aß, und ſchwieg. Das Voreſſen kam. Man aß, und ſchwieg. Endlich unterbrach eine Stimme das Stillſchweigen.

„Es ſcheint mir, als wenn wir heute noch Regen bekämen.“

Antwort. Es ſcheint mir auch.

(Nach einer langen Pauſe). „Nach der Badbrücke muß ich doch einmal gehen.“

Antwort. Ey!

„So gehens mit!“

Antwort. Iſt mir zu weit.

„So gehe ich allein hin.“

Antwort. Das thuens.

In der Stille, und ins Ohr wurde indeſſen häufig geredet. Nun ward gegeſſen, und aufgeſtanden.

Ganz anders betrug man ſich im obern Eßzimmer, welches (im Vorbeigehen geſagt) dergeſtalt verſchoben und abhängig iſt, daß man, wenn man auf die Mitte kömmt, beinahe genöthigt wird, geſchwinder zu gehen. Man nennt jetzt dieſe holzerne, ganz mit Fliegen angefüllte Kammer, in welcher einſt Fürſten und Erzbiſchöfe wohnten, einen Converſationsſaal. Hier aßen alſo wir, Bayern, Salzburger, Oeſterreicher, Kärnthner, Steyermärker u. a., mehr als dreißig Perſonen, worunter einige Frauenzimmer waren. Wir ſetzten uns nach der eingeführten Ordnung, vermöge welcher jeder Gaſt, und wäre er auch vom vornehmſten Stande, ſeinen Platz nach der Zeit, zu welcher er ankam, einzunehmen ſich bequemen muß. Nun erhob ſich ſogleich ein ſtürmiſches Geſchrei, um Brod, Bier, Wein, Waſſer. Eine einzige, etwa ſechzehnjährige Gebirgnymphe, mit einem hohen Kegelhut voll Blumen, bediente den Tiſch, auf welchem, ungeachtet die Gäſte ſchon beiſammen ſaßen, noch keine Suppe ſtand. Das Mädchen rannte, wie eine zweite Jo, hin und her, brachte dem ſein Brod, dem ſein Bier, und bekam von jedem (*me excepto*) ein kleines Verweiſel, und ein Anhängſel, „was ſie dann zu thun hätte, wo ſie immer wäre, wo ſie ſo lang bliebe, wo ſie ihren Kopf den ganzen Vormittag hatte,“ mit beißenden Bemerkungen darüber. Jedem gab das Mädchen auf der Stelle etwas zurück, das, weil es nicht ſelten höchſt naiv oder höchſt unerwartet war, mit einem ſchallenden Gelächter aufgenommen, und demjenigen, welchem es gegolten hatte, zugeſchoben ward. Nun tadelte man die Suppe, tadelte man das Voreſſen, tadelte man das Fleiſch und Zugemüß, und verſchluckte die

Suppe, das Voreſſen, das Fleiſch und Zugemüs heißhungerig. Nun ward erzählt, was man heute ſchon geſehen, und was man Nachmittag ſehen werde. Miſchte ſich Madame — ins Geſpräch, ſo ward alles, was ſie ſagte, bezweifelt, dahingeſtellt gelaſſen, oder vollends widerſprochen. Madame mußten jemanden zum Zeugen der Wahrheit ihrer Ausſage nehmen, mußten an einen der anweſenden Herren appeliren, der ſich aber jetzt gewöhnlich zurückzog, oder das, was er vor einer Stunde zu Madame geſagt hatte, und worauf ſich Madame bezogen, nicht ſo gemeint haben wollte. Kurz, Madame mußten Unrecht haben. Madame wurden ſchnippiſch, zürnten, ſprachen von Unartigkeit, und das eben wollte man. Madame (eine untergehende Sonne, und ſchon als Tiſchköniginn obenan ſitzend) kamen heute mehr als einmal unter die Dachtrauſe. Madame hatten es aber auch verdient. Ich hatte bei Tiſche, ſeit meiner Ankunft, noch kein lautes Wort geſprochen. Meine Nachbarn waren Italiener, welche keinen Laut von ſich hören ließen. Madame bekamen den Einfall, mich über mein Stillſchweigen zur Rede zu ſtellen. „Wenn Sie doch die Gefälligkeit haben wollten, brach ſie los, (indem ſie ihre Hand nach mir warf, und ſie dann mit dem vorgeſtreckten Zeigefinger, wie einen Pfeil nach mir richtete) wenn Sie doch (Sie dort unten) für die Geſellſchaft die Gefälligkeit haben wollten, nur einen Augenblick ein erträgliches Geſicht zu machen. Die ganze Tiſchgeſellſchaft ward ſtill, indem man höchſt neugierig erwartete, was ich antworten würde. Ich blieb in der kälteſten Ruhe, antwortete mit keiner Sylbe, und that, als hätte ich gar nichts gehört, was vorgefallen ſey. Madame wollten ihre Anrede wiederholen; aber einer der luſtigern Männer fiel ihr ins Wort, und fragte mich, ob ich dann nicht gehört hätte, was Madame verlangt hätten. Madame verlangten, fuhr er fort, daß Sie ſie freundlich anſehen, und (wenn es Ihnen je nicht ganz unmöglich ſeyn ſollte) ſie ein bischen anlächeln ſollten. Ich behaupte (und hier nahm er einen ſtrengen Ernſt, und beinahe eine Betroffenheit an) daß eine Zumuthung dieſer Art ſehr auffallend, und gewagt ſey. „Unanſtändig, behaupte ich, fiel ein anderer ein, iſt eine ſolche Zumuthung, und die ehrſamen Gäſte (für die man doch die Achtung nicht ſo gar gröblich bei Seite ſetzen ſollte) müßten ſich ſolche Unziemlichkeiten billig verbitten.“ Madame ſchrieen aus vollem Halſe, daß ihr gar nie in den Sinn gekommen wäre, die Worte zu ſagen, welche ihr die Herren anhefteten; aber es half nichts. Die Herren wollten die argen Worte deutlichſt gehört haben. Das Geſchrei wurde allgemein. Madame kamen häßlich ins Gedränge. — Sic me servavit Apollo. Ehe man noch vom Tiſch aufgeſtanden war, ward die Ruhe wieder hergeſtellt. Die herzlichſte Verſöhnung erfolgte, und man gieng, fröhlich und lachend, jeder ſeines Weges. Das ſind nun freilich keine weiſen Unterhaltungen, mein beſter Freund, aber doch geſunde Unterhaltungen ſind es für Badgäſte. Und geſcheiter iſt es, ſo zu lachen, und dabei der ganzen Welt wohl zu wollen, als (was jetzt eben geſchieht) mit Wahnſinn auf die Eroberung der Welt zu denken, —

13.

Gaſtein den 20. Juni 1814.

Mein theuerſter Freund!

Es iſt doch ſonderbar, aber darum nicht weniger wahr, daß wir nicht ſelten gerade diejenigen Dinge, welche wir uns am eifrigſten vornehmen, thun zu wollen, ungethan laſſen, das iſt, ſie vergeſſen, oder, wie immer, vernachläſſigen; weil uns, meine ich, ein ſtilles Gefühl von Zufriedenheit vorſchwebt, als wenn wir das, was wir zu thun kräftigſt vornahmen, bereits gethan hätten. Ich hatte mir in Gedanken eine auserleſene Sammlung von Büchern, die bei mir etwas gelten, zum Zeitvertreib ſorgfältig ausgewählt; aber ich hatte ſie aber bloß in Gedanken gewählt, aber nicht hervorgeſucht. Nun kömmt man eines Tages, mir unvermuthet, meinen Koffer, welchen ich ſtets vorauszuſchicken pflegte, abzuholen. Man will nicht, das iſt, man ſagte mir, man könne nicht warten. Ich meinte, recht wohl zu wiſſen, wo meine Bücher ſtänden; aber ich hatte ſie ſo gut aufgehoben, daß ich die wenigſten davon fand. Ich griff demnach nach den nächſten, den beſten, und ſo fand ich beim Auspacken in Gaſtein, daß ich mirabiles socios zuſammengerafft habe, das tollſte, und in einzelnen Kapiteln das geiſtreichſte Buch, z. B. den Triſtram Schandi, den Balde, Spitzenbergers Virgil, und ſeine Ueberſetzungen aus lateiniſchen Dichtern u. a.

Ich habe die Lyrica des Balde oft geleſen, und mich dieſes Dichters zwar mit größter Achtung, aber (wegen ſeiner nicht wenigen Dichtungen, welche mit ſogenannten Eruditionen überladen, und zu ausgedehnt, oder zu ängſtlich bearbeitet ſind) mit Beklemmung erinnert. Jetzt nöthigte mich die Langeweile, ſie ſchärfer zu betrachten, und da fand ich dann — doch ich muß Ihnen zuvor einige Perſönlichkeiten dieſes bayeriſchen Jeſuiten erzählen. Balde war der edelſte Menſch, der angenehmſte Geſellſchafter, und der verläſſigſte Freund; aber er war ein witziger Kopf, und, was in Klöſtern nicht paſſirt werden wollte, ein Humoriſt, der im Umgange mit ſeinen Charissimis die ſeltſamſten Einfälle vorbrachte, und überaus gerne, auch ſo zu ſagen, wider ſein Wiſſen, und ſeinen Willen, ſalzig ſcherzte, und neckte. Da man ihm ſeine Scherze mit einer gleichen Münze hätte vergelten ſollen, und da ſolche Scherze (invita scilicet Minerva) nicht jedem zu Gebote ſtanden, ſo war man nicht ſelten unverſtändig, ich möchte hinzuſetzen, unedel genug, ſie mit Unmuth aufzunehmen, und ganz unzeitige Empfindlichkeiten zu äußern. Der gutmüthige Humoriſt beklagte ſich darüber (l. I. Ode XXI.)

„Si quando mihi lubricus
  Inter verba jocus melle madentia,
Aut salsus lepor excidit:
  Vae! quam terribilem simus agis caprum!
Quam morosus obambulas!

Flavent icteriis ora coloribus;
Frons nimbosa fugit retro,
Et sparsum maculis sanguineis iubar
Lugubres oculi rotant.
Sin pergam tribulos inserere et piper,
Toto corpore subsilis,
Tabentique natas moestus in ulcere, et
Belli signa domestici,
Limaces calidis naribus excoquis.
Atqui non ego te —
Admorsu tigridis frangere persequor etc."

Man hielt ſich bei dem luſtigen, durchaus nichts Arges beabſichtigenden, Spötter, an ſeiner Geſtalt ſchadlos, und überſchüttete ihn mit luſtigen, wenn gleich nicht immer witzigen, noch treffenden Einfällen. Balde nämlich war äußerſt mager, und ſtellte in ſeinen letzten Jahren nichts als ein Geklapper von Gebeinwerk vor, mit einer dünnen bleichen Haut bedeckt.

„Me, me hirta pellis, me facies juvet
Paphnutianis horrida vallibus,
Multumque sidens, et vel ipsis,
Ni fugiant, metuenda Faunis."

(l. I. Ode XV.)

Daher ſeine öftern Gedichte die macilentos et pingues betreffend, mit Witz und Salz reichlich beſtreut. Wie prächtig hebt ſich der Ausgang der Ode (l. III. Od. IX.), worin er (nachdem er zuerſt ſagte: ipsos exuor artus, ipsis exuor ossibus) zuletzt ſich empor ſchwingt:

„Jam jam liber iò! (terra putris vale!)
Defecatus iò! (congeries vale
Insincera!) Valete
Ventres! Tollar in Aethera!"

Aber die Ventres mögen nicht unterlaſſen haben, ſich ihm zur Unzeit zu nahen, und ſeine Geduld zu verſuchen. Dahin zielt, was er ſo ſchön, und etwas wehmüthig (lib. III. Od. XXXII.) ſagte:

„Vivo me plenus, nihil appetendo,
Nemini sternax, et utramque sortem
In sinu porto; neque jam timendus
vitor ab ullis.

Inter admissus socios, cuivis
Laesus ignosco; licet immerentis
Saepe latratum caput obstrepens ca-
lumnia pulset.

Candidus morum, quoties amaros
Audio risus! Quoties ad arma
Tardus irritor, veterem monendus
stringere versum.

Abnuo ferrum tamen et duella
Omnibus coecum videor cadaver;
Quod viri iuxta puerique pronum im-
pune supinent.

Hic manu nasum trahit, ille barbam
Vellit ac crines, maciemque magnae
Consciam famae pavidus tueri
cominus audet."

Aber dieſer unſer bayeriſcher Balde, dieſe Macies, (wie er ſich nennt) magnae conscia famae, wurde von ſeinen Zeitgenoſſen nichts weniger, als mißkannt, und ſeine manchmal waſchhaften Naenien, und ſeine unausſtehlichen deutſchen Reime hinderten nicht, daß man ſeine Kleinodien weniger fühlte, und ehrte. Es wehet darin ein ihm ganz eigener Geiſt, und eine ſtille Anmuth, unausſprechlich ſüß für gleichgeſtimmte Seelen. Man hat ihn wegen ſeiner vielen Oden ad Beatissimam getadelt; allein man weiß auch nicht immer, was, und warum man tadelt. Menſchen, welchen gemäß der (ihnen von ihrer Kindheit an eingeimpften) Grundſätze, die beatissima Virgo nicht ſeyn kann, was ſie den Katholiken iſt (denen ſie die Mater salvatoris, Regina Coeli, consolatrix afflictorum, Refugium Peccatorum iſt) aures quidem habent, sed non audiendi. Dieſe Baldiſchen kleinen Idyllen gleichen eben ſo vielen Bilderchen des Correggio. Unſer Geiſt wird auf eine gleiche Art gerührt, und dann läuft es auf Ebendaſſelbe hinaus, ob das Schöne, Liebliche, und Rührende, dem Geiſte durch den Pinſel oder durch die Feder zugeführt wird. Ich habe ſo eben die Ode ad virginem etalensem geleſen (l. III. Od. II.), und kann nicht umhin, ſie Ihnen, nicht in einer deutſchen metriſchen Ueberſetzung und Verähnlichung, ſondern in einer Verdeutſchung, mitzutheilen; indem ich mich erinnere, wie mächtig einſt das, kaum hörbare Geſäuſel von zwei Maultrommeln (wir hörten es an einem lauen Maigbend im Garten des —) auf Sie wirkte. Balde reiſte bei Etal vorüber, und erblickte auf einem Berge die Wallfahrtskirche, ohne ſie betreten zu können. Da ſang er:

„O du, der Berge, du der Wälder Beherrſcherinn, holdeſte Jungfrau, von deren Namen die Thäler Etals lobpreiſend erſchallen, um deren Tempel ein ſüßer Duft blühender Bäume weht, welche mit ihren ſaftigen Zweigen junge Schatten erfriſchen.

„Mit welchem Schauer von Freude würde ich, wenn ich könnte, deinen Tempel dort oben (ach ich erblicke ihn in einer weiten Entfernung) betreten; aber nur ſehr langſam ſchleppt durch die ſchroffen Pfade mein Karren ſich, und kein Treiben bringt ihn zur Eile.

„Bei dem einzigen Troſt, der freundſchaftlichen Herzen, wenn ſie durch unerbittliche Wege getrennt ſind, noch übrig bleibt. O du, welcher ich ganz mich widmen, welche ich grüßen mit unendlichem Gruß ſoll, ſey von mir, auch in der Entfernung, gegrüßt!

„Aber grüße und ſegne auch du mich Entfernten; damit unſere wechſelſeitigen Grüße, wenn ſie in den ſtillen Dämmerungen des geheiligten Haines ſich begegnen, tauſendfältig ertönen.“ [*]

Herder hat ſich des Balde löblich erinnert. Dieß that auch der brave Verdeutſcher des Virgils, der (noch in Straubing lebende) Joſeph Spizenberger, ein Mann, von welchem man die erzwahre Bemerkung des Plinius anwenden muß, „*alia clariora esse, alia majora.*“ Unſer Spitzenberger wird in der Folge berühmter werden, und bleiben, als er es jetzt iſt. Auch er nahm in ſeine „Ueberſetzungen aus lateiniſchen Dichtern (1776 Straubing)“ einige Oden vom Balde auf, und

[*] „Tu quoque absentem iubeas valere,
Mutuas ut dum damus, atque Voces
Reddimus, sacrae per opaca silvae
insonet Echo.“

überſetzte ſie richtig, wie man überſetzt, wenn man ſeinen Text empfindet, und ſeiner Sprache mächtig iſt. Ich wünſchte, daß ſich unſer wackerer Buchhändler L — entſchließen möchte, uns in einer niedlichen Auflage eine, mit Geſchmack und Verſtand ausgehobene, Sammlung der beſten und verſtändlichſten Gedichte des Balde zu liefern, womit er der humaniſtiſchen Literatur, und (wie ich nicht zweifle, hinzuſetzen zu können) auch ſeinem Verlage einen erfreulichen Dienſt thun würde *).

Wir führen ſeit einigen Tagen ein ſehr ödes Leben in unſerer ſteinalten Hütte. Wie alt dieſe Hütte, und ſeit wie lange alles, was man ſieht, in ſeinem unbeweglichen Zuſtande iſt, davon fand ich geſtern wieder eine gar zierliche Probe. Ich fand nämlich über einer Thürſchwelle die, mit einer Kreide (bei der Veranlaſſung eines Hausausrauchens) geſchrie-

---

*) Wir haben indeſſen durch den eiſernen Fleiß des wackern Landsmannes Neubig 3 Bände von Baldes Oden überſetzt erhalten, die man ſehr gelungen nennen kann, aber das Publikum hat dieſes Werk nicht erkannt. Es war nicht dem Zeitgeiſte angemeſſen, der nur der Gegenwart und dem Augenblicke huldigt, und die ſchönen Blüthen der Vergangenheit vergißt. Hätten die Franzoſen einen Balde, ſie würden ihn beſſer zu ſchätzen wiſſen, als wir Deutſche. A. d. H.

bene Jahrzahl 1676. Aehnliche Dinge entdeckt man von Zeit zu Zeit, und lacht dazu. Heute wurde im Bad gefragt, wo dann in Gaſtein der Sonnenaufgang ſey. Niemand wußte es zu ſagen, und man mußte alſo warten, bis der, ſtets eine belebende Munterkeit mit ſich bringende Badarzt, der freundſchaftliche Herr von Storch erſchien. Dieſer gab die Antwort, welche einſt ein Graf von Portia dem Kaiſer Leopold I. gab, als dieſer, welcher beſtändig ſeinen großen Mund geöffnet hielt, ſich beklagte, daß es ihm in ſeinen Mund regne. Euere Majeſtät, ſagte Portia, brauchen nur den Mund zu ſchließen. „Die Herren, ſagte der Doktor, brauchen nur ein bischen aufzuſehen. Wo jezt (es war ſieben Uhr früh) die Sonne herkommt, da iſt Sonnenaufgang.“

14.

Gaſtein den 31. Juli 1816.

Mein theuerſter Freund!

Ich lebe hoc anno ſeit vielen Tagen in der ödeſten Einſamkeit. Meine Tagesordnung, an welche ich mich auf das ſtrengſte halte, wird Ihnen mein Unbehagen beſſer ſchildern, als ich es beſchreiben mag. Ich ſtehe (immer der Erſte im Hauſe) gleich nach drei Uhr auf, öffne einen hölzernen Vorſchub der (in der Nähe meiner braunen Zelle ſich befindenden) Hinterthüre, ſtolpere dann in der Finſterniß mit vorausgeſtreckten Händen (indem ich bald an eine Bank, bald an einen Balken anſtoße) durch die ganze Länge der abwärts gehenden Hütte, tappe, wenn ich fühle, daß ich am vorderſten Ende bin, abermals nach einem hölzernen Vorſchub, öffne ihn, und mit ihm das Hauptthor, und laſſe die erſten friſchen Strahlen der Morgenröthe herein, hole mir dann mein Waſſer, gehe eine Weile (die lieben, noch blinkenden Sternlein begrüßend) den Hofraum auf und nieder, komme dann zurück, einen guten Kaffee in Empfang zu nehmen, welchen mir die regierende Wirthstochter tagtäglich pünktlichſt um ein Viertel nach vier Uhr entgegen trägt, (wofür ich ihr dann auch einen guten Morgen wünſche, ſie mir aber den beſten Morgen wünſcht) ſteige dann ſogleich ins Bad, öffne darin den Mund nicht ein einziges Mal, bade bis ſechs Uhr, leſe, oder ſchreibe bis zehn Uhr, ſchleiche jetzt durch eine Seitenthür, über ein ſchmales Brücklein, ſchnell nach dem unbeſuchten Pfade der nächſten Anhöhe, und

Libet jacere modo sub antiqua ilice,
  modo in tenaci gramine,
Labuntur altis interim ripis aquae,
  queruntur in sylvis aves,
Fontesque Lymphis obstrepunt manantibus,
  somnos quod invitet leves."

— erſcheine dann um zwölf Uhr trüb und ſtumm, beim Eſſen, entferne mich nach einer halben Stunde wieder, und flüchte mich (möchte ich ſagen) weit hin unter irgend einen überhangenden Felſen, oder unter eine (nächſt einem alten Geſtein ſich heraufwindende) Staude, leſe und ſchreibe hier, rede auch manchmal mit vorübergehenden Eingebornen, erſcheine dann (weil es der Mittagsgeſellſchaft erſt nach halb acht Uhr zu ſpeiſen beliebt) um ſechs Uhr zu einem kleinen Nachtmahl, und bin um 7 Uhr (da es jetzt hier ſchon dämmert) bisher tagtäglich in meinem Neſt, mich durchaus nicht bekümmernd, was man ſich bei der Abendtafel über ſeine nachmittägigen Ausflüge einander erzählen, und welche Parthien auf den folgenden Tag man verabreden möge.

Wir haben hier in dieſem, und hatten ſchon im verfloſſenen Jahre 1815 die allerungünſtigſte Witterung, welche ſelbſt in Gaſtein ſo etwas Ungewöhnliches und Fremdes iſt, daß die älteſten Leute darüber beſtürzt wurden, und es gegenwärtig ſind. Ich kann nicht ohne Entſetzen an jenes Jahr 1815 denken, und bin noch, wenn das Bild mir vorſchwebt, mit Grauen erfüllt. Es ſchneite (1815) noch im Monat Juli viele Tage nach einander ſo gräßlich, wie dieß zu München bei dem ſtrengſten Winter kaum im Jänner geſchehen kann, und ich mußte beſtändig Feuer unterhalten. Das Schneien war aber noch bei weitem nicht die ſchlimmſte Erſcheinung. Dieß waren die ſonderbar düſtern, undurchdringlichen Nebel, welche ſich von den Gebirgen, wie brauſende Ströme, herabſenkten; welche überdieß aus jedem Steine, der um uns lag, herausdrangen, und welche über unſere Hütte, und über ganz Gaſtein mit einer Dämmerung, bei der man nicht ſechs Schritte weit ſehen konnte, eine lange Ewigkeit brüteten, daß man nicht wußte, wohin man ſich wenden, und was man verſuchen ſollte, um Licht und Luft zu finden. Man konnte weder bleiben, wo man war, noch ſich entfernen. Ich konnte in der ſchwermüthigen Dunkelheit meiner Kammer weder leſen, noch ſchreiben, und konnte viele Tage keinen Fuß aus dem Hauſe ſetzen. Man glaubte im tiefſten Sibirien zu ſeyn. Nach dieſen traurigen Tagen ſtürzte ein wilder, froſtiger, anhaltender Regen herab, der noch gräßlicher, und ungleich bedenklicher war, als der

Schnee. Unſere Hütte befand ſich in einem beſtändigen leiſen Zittern, und man erzählte ſich, bei der Nacht die fürchterlichen Gerolle unterſpühlter losgeriſſener Felſentrümmer gehört zu haben. Der große Waſſerfall bekam eine (bei ſolchen Fluthen ihm eigene) Farbe, und die Männer giengen Abends hinaus, ſie zu betrachten. Man ſprach ſchon von großen unglücklichen Ereigniſſen, welche, wenn die Regenfluth noch länger anhalten ſollte, ſich einfinden könnten, als das Landgericht von Hofgaſtein uns die Nachricht ertheilen ließ, daß wir von Salzburg bereits abgeſchnitten, und daß die Brücken und Straßen, welche nach dieſer Stadt führen, zerſtört und fortgeriſſen, und auf viele Wochen unwegſam ſeyen. Die Boten und Poſten blieben aus, und wir waren in einer erſchrecklichen Kluft von aller Welt abgeſondert. Selbſt von Hofgaſtein wurden wir einige Zeit getrennt, und waren uns, und unſern (man kann ſich denken, welchen) Betrachtungen überlaſſen.

So gar arg iſt es uns in dieſem Jahre (1816) noch nicht geworden; aber doch arg genug. Bei meiner Ankunft jüngſt den 25. Juli fand ich einen, zwar nicht ganz heitern, aber trockenen Himmel; als ſich Abends plötzlich ein ſchneidender Wind einſtellte, welcher alle umliegenden Gebirge mit Schnee bedeckte, und heute (den 31. Juli), da ich an Sie ſchreibe, erblicke ich, wo ich mich hinwende, rings um mich, nichts als Schnee. Ein feindſeliger, froſtiger Nebel zieht von Oſten heran, und jedermann iſt wegen ſeiner Folgen beſorgt, da jetzt der Winterweizen gerade in der Blüthe iſt.

Dieſe ungünſtige Witterung (welche ſich während der Jahre 1815 und 1816, ja zum Theile ſchon früher, beinahe im ganzen Europa einſtellte) iſt (kann ich verſichern) keineswegs eine gewöhnliche Witterung von Gaſtein; wiewohl hier die Erſcheinung des Schneiens auf den Höhen der Gebirge auch in der Mitte des Sommers gar nichts Ungewöhnliches, und auch eine kurze Erſcheinung des Schnees herunten auf der Erde nichts Unerhörtes iſt. Bei meinem Hierſeyn im Jahre 1810 genoſſen wir im Juni einer anhaltend heitern Witterung, mit einer gemäßigten milden Wärme; und wie der unbewölkte Himmel, ſo lachten und lächelten damals alle Geſichter, auf welchen man die ſüße Behaglichkeit las, die ſich jedem Anweſenden mitgetheilt hatte. Alles bewegte ſich fröhlich, trippelte, hüpfte, und auch der Gaſt mit Krücken ſtampfte freudig. Während ſolcher Tage vermißt man hier nichts. Man bleibt, wenn man auch nur ein bischen gelernt hat, genügſam zu ſeyn, mit dem, was einem vorgeſetzt wird, herzlich zufrieden. Schmeckt doch eine ſchimmelige Brodrinde, wenn man hungert, und ein aus der Quelle mit hohler Hand geſchöpfter Trunk, wenn man dürſtet. Wenn man übrigens von hieſigen ſchönen und heitern Tagen redet, ſo hindert nichts, daß man auch einen Tag, an welchem irgend einmal ein Regen fällt, darum nicht dennoch einen ſchönen und heitern Tag nennen ſollte. Es trägt ſich hier nämlich mit der Erſcheinung kleiner Regen auf eine ganz eigene Weiſe zu. Wenn man im hellſten Sonnenſchein unter einem durchaus ungetrübten Himmel ſich zu befinden vermeint, ſieht man in der Luft (und das ſehr häufig) ganz unvermuthet und mit einer eilfertigen Geſchwindigkeit ein Dunſtwölkchen entſtehen, das manchmal ein bischen krummt, das, gleichſam ſcherzend, bald dieſem, bald jenem, behaglich wandernden Fußgänger zueilt, ihn, ſobald es gerade über ihm ſteht, recht reichlich beträufelt, und dann eben ſo plötzlich, als es ſich machte, wieder zerfließt.

Als ich bei unſerer anhaltenden ſchlimmen Witterung, bei unſerm gräßlichen Schneegeſtöber zu einer Zeit, da eine dampfende Sonnenhitze uns läſtig ſeyn ſollte, meinen Balde aufſchlug, kam mir die Stelle entgegen:

Rebus adversis animus probatur,
Num sibi constet.

Und ich fügte mich in unſere unangenehme Lage mit Gelaſſenheit; und vielleicht kommt ſogar eine Zeit, da ich mich derſelben mit Vergnügen erinnern werde. Es iſt wohl nicht anders. In partheilichen Klagen über das Gegenwärtige, in partheilichen Erinnerungen an das Vergangene, und in kühnen Forderungen an das Zukünftige beſteht die fortwährende Abwechſelung unſerer meiſten Tage. —

15.

Gaſtein den 13. Auguſt 1816.

Ich verlebte geſtern einen ſehr angenehmen und glücklichen Tag. Ich war in Hofgaſtein. Ich durchgieng dieſen, über hundert Häuſer zählenden, eben nicht niedlich gebauten, aber ſehr merkwürdigen, einſt hochberühmten Ort. Hier war gleichſam der Stapel und die Niederlage des Großhandels nach Tyrol, Kärnthen, Italien, und von da wieder nach Deutſchland zurück. Hier wurden mit größtem

Glück die reichſten Stollen gebaut, und berühmte Gewerker, und Handelsleute, worunter die Zotenhofer, die Weitmoſer, und andere im unvergeßlichen Andenken ſtehen, wohnten hier in großen, aus Quadern gebauten Häuſern, wovon man, ungeachtet dieſer Ort mehrmalen durch Erdbeben, Feuersbrünſte, grauſame Ueberſchwemmungen, Seuchen und andere verheerende Drangſalen unbeſchreiblich litt, noch manche Spuren zu ſehen bekommt. Hier ſah ich ſchöne Küchengärten, Blumengärten, und Fruchtbäume, und ich ſollte meinen, daß von hier aus, wenn ein richtiger Abſatz zu hoffen wäre, das Wildbad Gaſtein mit Geflügel, mit Weinen u. a. reichlich verſehen werden könnte. Dieſes Hofgaſtein verdiente wohl eine eigene Geſchichte. Auch lernte ich hier einen Mann kennen, der ganz dazu geeigenſchaftet ſeyn dürfte, uns eine gründliche Geſchichte zu liefern, welche vielleicht, wenn man ſehen würde, was einſt war, und was, ſobald man nur will, wieder werden könnte, von ganz beſondern Folgen ſeyn dürfte. Der vortreffliche Mann, den ich meine, iſt der Pfarrer des Ortes, Thaddä Eßlinger. Ich kannte ihn nicht, aber was verſchlug mir das? Ich führte mich bei ihm ein, und wurde mit einer Herzlichkeit empfangen, als wenn ich mit ihm von jeher die engſte Freundſchaft unterhalten hätte. Er zeigte mir ſeine ſchöne Bücherſammlung, ſeine Gemälde, und andere Denkwürdigkeiten der Künſte, und ſeine Handſchriften. Die trauliche Unbefangenheit, mit welcher mir dieſe Schätze vorgelegt wurden, erweckte in mir den Wunſch, für den zweiten Band meines Glossarii einige in Gaſtein örtliche Ausdrücke erhalten zu können. Ich eröffnete meinem innigen Freunde, daß ich in dieſem Augenblicke zu einem Wunſch gekommen wäre, den ich zwar nicht laut äußern wollte, aber ihn äußern würde, wenn ich hoffen könnte, daß meine Unbeſcheidenheit nicht gar zu groß ſeyn würde, wenn ich ihn äuſſerte. Mein Freund ſchloß auf der Stelle ſein Pult auf, und zeigte mir, und bot mir an — was meinen Sie wohl? — Ein von ſeiner Hand geſchriebenes bayeriſches und ein öſterreichiſches Idioticon. Er gab mir es, mit dem Beiſatz, daß ich mich deſſelben, wenn es zu meinem Zwecke dienen ſollte, ganz nach meinem Gutbefinden bedienen könnte. Wenn nun gleich dieſes Idioticon ſo wenig vollendet, daß es vielmehr nur ein Verſuch, oder ein Anfang iſt (man würde damit im Druck kaum einen Bogen voll machen), wenn gleich jedes einzelne Wort nur auch wieder mit einem einzelnen Wort erklärt, und ein großer Theil davon ſchon in meinem Glossario enthalten iſt;

ſo gab ihm gleichwohl in meinen Augen ſchon der Einfall, in Gaſtein eine ſolche Sammlung zu unternehmen, und dann die Bereitwilligkeit, ſie mir unbedingt zu überlaſſen, einen ausnehmenden Werth. Ich nahm ſie mit gerührtem Herzen an, und verſicherte den Eigenthümer, daß ich nicht unterlaſſen würde, ihm dafür meinen Dank öffentlich zu bezeigen, und unter die Wörter, welche ich aufnehmen, und erklären würde, ſeinen Namen zu ſetzen. Dieſer Mann wurde im Jahre 1758 zu Mauterdorf in Lungau geboren. Ich habe auch die, höchſt einſam lebenden, und bei 8 Monaten in ewigem Nebel und Schneegeſtöber begrabenen Herren Vicarien im Wildbad, und Beckſtein beſucht, und freundliche umgängliche Männer, die mit der Literatur ihres Faches ganz wohl bekannt waren, gefunden.

Man brachte mir heute zur Einſicht die Denkbücher der Badgäſte, vier im (einſt rothen) Schweinleder gebundenen Quartanten. Man nennt ſie Ehrungsbücher, und auf dem Titelblatt des erſten ſteht: „Ehrungsbuch zu beihilflicher Unterhaltung beeder S. Nicolai, dann SS. Primi et Feliciani Armen Gottesheuſern ꝛc. angefangen 1681.“ Bei dieſen Büchern traf in aller Rückſicht nicht zu, was ich erwartet hatte. Ich hatte erwartet ſchöne Denkſprüche, rührende Abſchiede, wenigſtens leſsbare Namen zu finden, und wenn man dieſem Buche bei ſeinem Entſtehen eine zweckmäßige Achtung verſchafft hätte, ſo möchte es wohl eine beſſere Geſtalt und Einrichtung erhalten haben. Nur ſehr wenige der in dieſen Büchern enthaltenen Schreibereien verdienten bekannt, und dagegen nicht wenige verdienten ausgeſtrichen zu werden. Es findet ſich hier (wo die Gleichheit aller Stände am rechten Ort, und alles, wie das Heilwaſſer, gemeinſchaftlich ſeyn ſollte) eine Eintheilung in die Rubriken: „Fürſten, Fürſtinnen, Herren vom Prälatenſtand, Abtiſſinnen, Grafen und Freiherren, Gräfinnen und Freiinnen, andere adeliche Frauensperſonen, andere gutthätige Perſonen (Männer), andere gutthätige Weibsperſonen," nicht wenig ſonderbar, und der Inhalt mancher (mit kaum leſerlichen, oder ſchlechterdings nicht leſerlichen Unterſchriften bezeichneten) Reime iſt dieß noch weit mehr; sed transeat hoc; aber daß ſeit ſo vielen Jahrhunderten die Straßen nahe am Wildbad in dem erbärmlichſten Zuſtande belaſſen worden ſind, das iſt vollends unbeſchreiblich ſonderbar, und würde nicht aufhören, es zu bleiben, wenn nicht zuverſichtlichſt zu erwarten wäre, daß das Wildbad Gaſtein unter den Bayern, von welchen es nur durch einen (in jeder Rückſicht unbegreiflichen) Mißverſtand wieder getrennt werden könnte, in kurzer Zeit eine höchſt erfreuliche Geſtalt gewinnen werde. Hier wohnten und cultivirten ja ſchon vor mehr als fünfzehnhundert Jahren die alten Boiarier, hier hauſten ſie unter den Agilolfingern, hauſten ſie unter den Abkömmlingen Luitpolds bis 1297 *. Noch erhalten ſich hier nach ſo vielen, gewaltigen Umwälzungen der Dinge, die weſentlichen Ausdrücke ihrer Sprache, ihre aus dem urgrauen Alterthum hergeführten Gewohnheiten und Gebräuche. Ich ehre und liebe darum dieſe vor Alter braunen ungeheuern Steine und Felſen, wenn es gleich nur Steine und Felſen, und wenn gleich meine Wünſche nur Freuden ſind, über die der kalte Politiker lächelt. Valete! proxime plura!

16.

Gaſtein den 14. Auguſt 1816.

Beſter Freund!

Ich werde den 18. Auguſt von hier abreiſen; und wenn Sie demnach, nach dem

---

*) In der Filialkirche St. Niklas findet man nahe am Chor neben einem Heiligen das bayeriſche Wappen.

Empfang dieſes Briefes den folgenden Morgen von München abgehen, ſo treffen wir uns unterwegs. Ihr Gepäck hat der Münchner-Salzburgerbot dem Boten von Gaſtein richtig überliefert, und dieſer beſtens nach Gaſtein gebracht, wo es der Hr. Straubinger ſorgfältig verwahrt. Ich habe für Sie eines der ſchönſten Zimmer, genannt die Glockenſtube, beſtellt, worin Sie alle Bequemlichkeiten, die ein beſcheidener Gaſt fordern kann, finden, und die ſchönſte Ausſicht genießen werden.

Daß Sie ſich entſchloſſen haben mit Lehenspferden, und mit Bequemlichkeit zu reiſen, daran haben Sie ſehr wohl gethan, und ich habe es bei meinen letztern Reiſen ebenfalls ſo gehalten, nachdem ich erfahren habe, daß ich durch die Extrapoſt nicht über einen halben Tag an Zeit gewonnen, und dabei vom Land nichts geſehen habe. Die Provinz Salzburg iſt ein überaus ſchönes, an Merkwürdigkeiten aller Art reiches Land, und verdient in der Nähe betrachtet zu werden. Da Sie über Waſſerburg reiſen wollen, ſo haben Sie von München aus die folgenden Ruhepunkte:

1¼ Poſt nach Zorneding,
1 — = Steinering,
1 — = Waſſerburg,

1 Poſt nach Frabertsheim, wo die Lohnkutſchen gewöhnlich übernachten,
1 — = Stain an der Traun; unterwegs kömmt man durch den am Fluß Alz gelegenen Markt Altenmarkt, wo man bald darauf das, auf einer ſchönen Anhöhe zwiſchen den Flüſſen Traun und Alz gelegene, ehemal. Kloſter Baumburg in majeſtätiſcher Ruhe erblickt. Nun folgt ¾ Poſt nach Stein der, in der Nähe des (drei Stunden langen, und in ſeiner größten Ausdehnung ½ breiten) Tachen- oder Waginger-Sees, der etwa hundert Häuſer enthaltende
Markt Waging; nach welchem die Poſt
Schenram, und endlich die Stadt
Salzburg folgt, in welcher Stadt man (wenn man in der Früh vom Fleck fährt) zeitig genug eintreffen kann, um, wenn man will, noch nach der, eine kleine Poſt entfernten, (etwas über 200 Gebäude und über 4000 Einwohner haltenden) —
Stadt Hallein an der Salza zu kommen. Dieſem Ort folgt (nach einer Poſt) der bei 82 Häuſer, und bei 600 Einwohner zählende) —
Markt Golling, in deſſen Gegend ſich ein ſehenswürdiger Waſſerfall befindet. Hier

nun fängt man an, die ſalzburgiſchen Gebirge zu betreten, und nach der Entfernung einer kleinen Stunde von Golling erreicht man den ſchauerlichen Paß Lueg, bei deſſen Eintritt man in eine, wunderbar rührende, Dämmerung verſetzt, und, wenn man ihn zum erſten Male ſieht, von ganz neuen, erhabenen Gefühlen ergriffen wird. Die uralten himmelhohen, meiſt kahlen, und von Waſſer durchſchnittenen Felſen verengen ſich ſchrecklich, und der eingeengte Salzafluß ſtürzt unten ſchäumend und heulend durch die in ſein Bett hinabgeſtürzten Felstrümmer. Ein fürchterliches Schauſpiel! Dem Markt Golling folgt der (bei 85 Häuſer, und über 1100 Einwohner zählende) —

Markt Werfen, welcher in kleinen Entfernungen von ungeheuer hohen Gebirgen, nämlich gegen Nord von dem Hagengebirge, gegen Oſt von dem (5703 Decimalfüße hohen) Tannengebirg, gegen Süd von dem Raſengebirg Gründeck, und gegen Weſt von dem Ilmgebirge umſchloſſen wird. Das ſchon weithin ſichtbare, majeſtätiſch ſich darſtellende, auf einem 352 Fuß hohen Berge erbaute, feſte Schloß, Hohen-Werfen, wurde ſchon im Jahre 1076 von einem Erzbiſchof, dem Grafen Gebhard von Helfenſtein, gegründet, dann im Jahre 1525 vom Erzbiſchof Matthäus Lang erweitert und zu einer förmlichen Bergfeſte eingerichtet. Von den großen alten Gebäuden, welche man (faſt in der Mitte des Marktes) zu ſehen bekommt, iſt eines das Pfleghaus, auf deſſen hervorragenden Thurm ſich das Künburgiſche Wappen befindet. Das gegenüberſtehende Gebäude mit einem Hofraum (der Brennhof genannt) iſt ebenfalls mit einem auf einer eingemauerten rothmarmornen Platte ſichtbaren Wappen des Erzbiſchofes Joh. Jak. Kuen, der es 1561 zu einem Biſchofshof erhob, geziert. Nach der Poſt und dem Markt Werfen folgt die Poſt und der Markt —

St. Johann, wo bei 120 Häuſer, und über 800 Einwohner gezählt werden. Nach der Poſt St. Johann kommt man nach dem Markte

Lend, wo eine Poſt, und viel Merkwürdiges zu ſehen iſt.

Nach Lend werden vom Rathhausberg in der Gaſtein, und von verſchiedenen andern, weit entlegenen, Orten, die Gold- und Silbererze, u. a. gebracht, und in den (ao. 1550 errichteten) Schmelzwerken bearbeitet. Hier ſtürzt die von Gaſtein und weiter herkommende Ache in die Salza, über welche niedliche Brücken gebaut ſind, die dieſer ganzen, mit hohen Bergen, welche ganz mit Waſſer gefüllt zu ſeyn ſcheinen, umgebenen Landſchaft ein romantiſches Anſehen geben. Zu Lend nimmt man gewöhnlich ein Pferd zur Vorſpann, indem man nunmehr eine ſehr beträchtliche und oft ſteile Anhöhe zu erklimmen, und dann den ſchauerlichen, in ſchwarze, oft gräßlich überhängende Felſenwände ein- und ausgehauenen Paß, Klamm, vor ſich hat. Am Ausgange dieſes Paſſes wird man von ſchönen Ebenen empfangen, kömmt nach einer kleinen Stunde nach Dorf, nach zwei Stündchen nach Hofgaſtein (von 103 Häuſern), fährt über anmuthige Hügel durch ein ſchönes, waſſerreiches Thal, fährt noch einmal zwei kleine Stündchen, und befindet ſich dann, wo man ſeyn wollte, im Wildbad Gaſtein.

Jn den ſalzburgiſchen Wirthshäuſern trifft man überall freundliche, höfliche, zuvorkommende Leute an. Man wird nicht (wie anderswo) träg, kalt, und halb unwillig, ſondern ſo, daß man fühlt, man ſey wirklich willkommen, empfangen, und gut behandelt.

Jch habe meine Zurückreiſe immer durch ebendieſelben Ortſchaften genommen; aber im Jahre 1815 mußte ich, weil auf der ſonſt gewöhnlichen Straße Brücken und Wege zerſtört waren, von dem Markt Lend (der, ſo wie ſelbſt auch Gaſtein im Pangau liegt) nach dem Pinzgau, und nach Saalfelden und Lofer, und ich wurde wegen des kleinen Umweges reichlich entſchädigt.

Wir wurden nämlich bald auſſer dem Markt Lend in ſchreckliche Gebirge verſetzt, und fuhren in der Dämmerung ſchmaler Hohlwege, neben welchen tief unten ſchäumende Bäche rauſchten, einige Stunden feierlich langſam, und (wie der Dichter Ratſchky ſang)

„Hier richtet ſenkrecht ſich bis in der Wolken Saum
Die ſteile Felswand auf, aus deren dunkler Ritze
Einſiedleriſch ein halb verwelkter Baum
Empor zu wachſen ſtrebt; dort ſtreckt die nackte Spitze
Ein traurig kahler Berg empor,
Den grünlich gelbes Moos, und grauer Kies umhüllen,
Aus ſeinem Rücken ragt ein Felſenſtück hervor,

Und droht, zum Sturze reif, den tiefen Schlund zu füllen.
Des Thales Raum iſt dicht mit Steinen überſät,
Aus denen hie und da ein Diſtelſtrauch entſteht.
Es herrſchet weit und breit ein ſchauerliches Schweigen;
Vergebens ſucht man hier ein Hüttchen zu erſpäh'n.
Nichts regt ſich rings umher; kaum ächzt ein Vögelchen
Auf halb entwurzelter geſpaltner Bäume Zweigen.“

Das Gebirg öffnete ſich, und wir ſahen eine ſchöne Ebene vor uns; ſahen das ſogenannte Dorf Hundsdorf, dann auf einer Anhöhe eine niedliche Kirche, ſahen das Dorf Bruck, und unweit davon das ſchöne Schloß Fiſchhorn; dann den Markt Zell. Als wir uns dem Zellerſee, welcher nach Saalfelden führt, näherten, erblickten wir die ganze fruchtbare Gegend weit umher unter das, von anhaltendem Regen ausgetretene, Waſſer geſetzt. Wir mußten einen großen Umweg nehmen, und erreichten erſt um Mittag den Markt Saalfelden, wo wir alles mit der Erbauung neuer Häuſer (der Markt wurde bekanntlich erſt vor kurzem faſt ganz eingeäſchert) beſchäftiget ſahen.

Auf der Reiſe von Saalfelden nach dem Markt Loſer, wo wir übrigens am Abende frühzeitig anlangten, kamen wir durch Gegenden, welche noch ungleich wilder waren, als die von der Lend bis Saalfelden, und wohl auch gefährlicher, als dieſe vormittägigen geweſen; ſo daß der Verfaſſer der „Beſchreibung des Erzſtiftes und Reichsfürſtenthums Salzburg ꝛc.“ ſich nicht enthalten konnte, zu ſagen: „die Reiſe von (oder nach) Loſer durch den ſogenannten Hohlweg iſt wirklich ſchauerlich. Die Fläche, welche zwiſchen zwei Reihen von ungeheuer hohen und ſteilen Gebirgen ſich dahin zieht, iſt nirgends über 3000 Fuß breit, iſt aber dennoch ganz angebaut, und mit einigen anſehnlichen Bauerngütern beſetzt. Die Landſtraße geht dicht an dem Fußgeſtelle der fürchterlich hohen Felſen vorbei, und hat an vielen Stellen nicht mehr Breite, als daß ein Wagen kümmerlich Raum hat. In einer der geringſten Breiten dieſes Thales ſieht man alles mit losgeriſſenen Felſentrümmern überſchüttet, die manchmal gegen 3000 Kubikfuß körperlichen Inhalts haben. Abgeſtorbene, zerknickte Tannen ragen unter dem ungeheuern Schutte hervor; hier und da ſproſſen junge Fichten dazwiſchen auf. Zu oberſt an den Wänden erblickt man halb losgeriſſene Steinmaſſen, welche mit jedem Augenblicke herabzuſtürzen drohen. Alles iſt öde und grauenvoll. Ueberall ſtarrt das Auge die fürchterlichſten Gruppen der Zerſtörung an; überall erblickt es die traurigen Ruinen zerſtümmelter Gebirge. Eine Art feierlichen Schauders ergreift Einen in der Nähe der ſchrecklich hohen Felſenwand an Dießbach, dort nämlich, wo dieſer Bach über ungeheuere Vorſprünge und Klüfte eine der prächtigſten Katarakten bildet. Es iſt ſich nicht zu verwundern, wenn mancher, der das erſte Mal dieſe Gegend bereiſt, für ſein Leben zittert. Im Winter, und zu Anfang des Frühlings iſt die Bereiſung dieſer Hohlwege auch wirklich nicht ohne Gefahr; indem nicht ſelten ungeheuere Schneemaſſen (Lavinen) durch den geringſten Peitſchenknall, oder ein entſtandenes Windchen in Bewegung geſetzt, herabſtürzen, und von Felstrümmern begleitet, Mann und Vieh begraben. Man ſieht hin und wieder auf der Straße mehrere ſogenannte Marterſäulen, als traurige Denkmäler ſolcher Unglücksfälle. Dieſe fürchterliche Gegend erſtreckt ſich bei 2 Stunden lang.“

Der, ungefähr vierhundert Einwohner zählende Markt Lofer, liegt in ſeinem, von der Saale, oder Salach, dann dem Bach Lofer, und andern Waſſern durchſtrömten Thal ungemein ſchön für den, der ſeine Lage zum erſten Mal zu ſehen bekommt. Den folgenden Tag (den 23. Juli 1815) kamen wir Mittags nach Reichenhall, und Abends nach Salzburg.

Widmen Sie ja, wenn Sie können, der Betrachtung dieſer ſehr ſchönen Stadt einen Tag. Der Domplatz, die Domkirche, die Reſidenz und andere Gebäude, die vielen öffentlichen Kunſtwerke, ſchon der Anblick eines herrlichen Fluſſes, der Salza durch die Stadt, die vollkommen unbeſchränkte Ueberſicht der ganzen Stadt, und ihrer unvergleichlichen Umgebungen von der Anhöhe des Kapuzinerkloſters werden Sie in Verwunderung ſetzen, und Ihnen den Ausruf abnöthigen: „Nein, das alles ſieht man in München nicht!“ Allerdings, gar Manches, was man in Salzburg (weil es durch ſeine örtliche Lage dazu geeignet iſt) zu ſehen bekommt, ſieht man in München nicht; aber dafür ſieht man in München wieder andere Herrlichkeiten, bei welchen dieſe Stadt unläugbar eine der ſchönſten und anmuthigſten Städte in Deutſchland iſt. Beſuchen Sie doch auch den berühmten Gottesacker (bei deſſen Eingang Sie den Grabſtein, und das Portrait des Theophraſts ſehen werden) und machen Sie ſichs dann, wenn Sie wieder nach Hauſe kommen, zu einem eigenen Geſchäft, für die Errichtung eines ähnlichen Freythofs zu München, wo Sie können, zu predigen. Ein ſolcher (bis zur ſogenannten ſchmerzhaften Kapelle zu erweiternder) Freythof koſtete (außer dem auf Heuänger semel pro semper zu verwendenden, ja nicht unermeßlichen Summen) nur wenig, und die Gallerien der bedeckten Gänge würden binnen wenigen Jahren zu Stande kommen. Jede wohlhabende, und anſehnliche Familie würde ſich ihren Bogen (der natürlicher Weiſe mit andern Bögen zuſammenhängen müßte) bereitwillig bauen, und dieſes ihr Eigenthum zieren. Hier würde in der Folge der Zeit die ſchönſte Sammlung von Kunſtwerken des Meiſels und des Pinſels aufgeſtellt, und dieſer Ort würde für ewige Zeiten durch etwas, was man jetzt kaum ahnet, verherrlichet werden. Da man vor unſern Augen immer groß thun, groß und einzig ſeyn will, ſo ſollte man zeigen, daß man es verſtehe, zu ſeyn. —

17.

Gaſtein den 16. Auguſt 1816.

Ich werde morgen oder übermorgen mein liebes Gaſtein verlaſſen, und ich nahm daher zum Theil ſchon geſtern, und nehme heute noch Abſchied, wovon meinen Sie wohl? — Von Bäumen und Stauden, von Quellen und goldenen Schatten, dann von ſchweigenden Felsgrotten, an denen ſchon ſeit Jahrhunderten die, nichts ſchonende, Zeit nagt.

Ich beſtieg geſtern eine groſe Anhöhe, und betrachtete zum letzten Mal das herrliche Thal nach Hofgaſtein. Wenn unſer König hier baut, ſo baut Er ein Elyſium, und die Welt der Bäder wird nichts Aehnliches haben. Als ich die ſchöne lange Fläche, wie eine (von unſerm Beich mit Liebe und Wärme gemalte) Landſchaft, mit ihren Bächen und Bäumen, und Blumen, mit ihren Aeckern und Wieſen, Kapellen und Hütten, begrenzt von felſigen Seitenwänden, deren Gipfel theils mit Schnee bedeckt, und theils in ſchimmernde Wölkchen gehüllt ſind, überſchaute, und ſah, wie prächtig geordnet, und wohl beiſammen dieſer Inhalt des Ganzen, und wie uneben dagegen eben dieſes Ganze, wie holperig, ſchmutzig, und beſchwerlich es in ſeinen kleinern Theilen iſt; da fiel mir jener großgeartete — ein, der mit ſeiner Art, zu denken, zu wollen, zu handeln, immer einer der edelſten und bewundernswürdigſten Männer bleibt, wenn er gleich (wie man ſagt) alle Farben bekömmt, falls einmal die Suppe verſalzen, oder das Fleiſch ein bischen verſotten iſt.

Wenn ich auf meiner Heimreiſe wieder nach — kommen ſollte, ſo werde ich, ſchon aus Achtung (res sacra miser est), aber auch aus Neigung, bei dem Herrn von — wieder zuſprechen. Er trägt nun ſein Leiden ſchon ſeit fünfzig Jahren, und trägt es mit Geduld. Die Gewohnheit, nicht glücklich zu ſeyn, machte, daß er (im Weſentlichen wenigſtens) nicht unglücklich iſt. Als ich ihn das letzte Mal ſah, zählte er das vierundachtzigſte Jahr, und genoß des vollkommenſten Gebrauches ſeiner Sinne, wie ein Menſch mit dreißig. Er ſagte mir, Gott habe ihm mit unendlicher Güte gewährt, um was er zu Ihm unendlich gefleht hätte:

„Frui paratis et valido mihi
— dones et (precor) integra
Cum mente, nec turpem senectam
Degere, nec cithara carentem.“

Er ſieht gerne eine muntere Geſellſchaft, und hat täglich am Abend eine gewählte Geſellſchaft bei ſich; auch (was in Rückſicht ſeines Alters nicht immer eintrifft) von jungen Leuten, die durch ſein aufgeräumtes, mittheilendes Weſen, und durch ſeinen ſanften Witz ergötzt werden. Als es unter uns zum Abſchiednehmen kam, ſagte er: „Wir verabſchieden uns nicht!“ Er bat um mein Schreibbuch, und ſchrieb hinein, was ich kaum erwartete:

„Tu, me felicior, annos
vive meos!“

Gott ſegne ihn! Gott ſegne auch das ſchöne, von fleißigen, verſtändigen, gutmüthigen, religiöſen Menſchen bewohnte Land Salzburg, unſer bayeriſches uraltes Mutterland! Ich ſah dieſes herrliche Land überall vortrefflich bebaut, und zumal ſchienen mir die Gegenden nach Laufen und Dittmaning reich an Getreide. Alles iſt gut, und rühmlich, was alles gerade das iſt, was es in ſeiner Lage, und in ſeinem Orte ſeyn kann. Einen Flachländer entzücken anfangs die Gebirge, aber in die Länge beſchweren ſie ihn, und ich ward immer froh, wenn ich bei Golling aus dem ewigen Felſenwerk wieder heraus, und in die freiere Luft kam. In der Stadt Salzburg und wohl auch auf dem Lande leben vortreffliche Literatoren, bei denen ich die beſten Schriften, und eine genaue Kenntniß des Fortſchrittes unſerer Gelehrſamkeit fand. Sind die Landpfarrer nicht immer tiefe Gelehrte, ſo ſind ſie auch nicht eingebildete (und gleichwohl brauchbare, nützliche) Männer in ihrem Amt. Man braucht auch nicht mitten in der Sonne zu wandeln, um zu ſehen.

Was mich betrifft, liebſter Freund, ſo komme ich geſund und geſtärkt zurück. Und wenn ich nur geſund, und nur etwas frei von heftigen Schmerzen bin, ſo bin ich glücklich. Und endlich! Die ganze Welt iſt ſchön und gut für einen Mann, für den die Blumen duften, die Bäche rieſeln, die Wolken ſich röthen. Vale!

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben

von

einigen Freunden

der vaterländiſchen Literatur.

17

Siebenzehnter Band.

Kempten, 1833.

Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Wbg 163/3

Weſtenrieders
historische Kalender.

[illegible]

Von der Abſicht und den Hoffnungen des Verfaſſers.

Der Einfall, Dinge von großem Umfang in kleine Bücher, die man bloß zum Zeitvertreib in die Hände nimmt, einzuſchalten, iſt nicht immer ſo ganz verwerflich, und ungereimt, als wohl mancher Weiſe, aus ſtrenger Liebe, und warmem Eifer für die gute Sache ſich denkt. Wenn die gemeinere Erfahrung lehrt, man begnüge ſich mit dem wiſſenſchaftlichen Auszug, und bleibe kalt für die Wiſſenſchaft, ſo fällt davon die Schuld nicht ungewöhnlich auf den Auszug ſelbſt. Es muß irgend etwas Mangelhaftes in der Art der Darſtellung ſeyn, wenn man, nachdem man den Schattenriß eines außerordentlichen Mannes ſah, nicht das geringſte Verlangen fühlt, denſelben, falls er ſich in der Nähe befindet, auch von Angeſicht ſehen zu können.

Und wie man in einem unbebauten Eiland eine nützliche Frucht nicht auf Ein Erdreich allein ſäet, ſondern den Saamen feuchten und trockenen Gründen, Thälern und Hügeln mit gleicher Emſigkeit mittheilt; vielleicht gedeiht die Frucht gerade da am ergiebigſten, wo, dem äußern Scheine nach, die geringſte Erwartung war; ſo theilt man eine Wiſſenſchaft, welche für alle Klaſſen des bürgerlichen Lebens unläugbar nützlich, und manchen unentbehrlich iſt, billig auf eine mannigfaltige Weiſe verſchiedenen Ständen mit. Vielleicht liegt uns bei jemand, der gewohnt iſt, ſeine Kenntniſſe als einen bloßen Zeitvertreib aus Kalendern zu holen, gerade ſelbſt am meiſten daran, daß ein ſolcher die Geſchichte des Landes, auf welches er durch ſeinen Rang, oder ſein Amt einen wichtigen Einfluß hat, leſe; vielleicht reizt einen ſolchen dieß Wenige, aus der Quelle genoſſen, die Quelle ſelbſt zu beſuchen, bei welcher, je mehr man gekoſtet hat, deſto flammender die Begierde, zu trinken, wächſt. Die Hoffnung, daß dieß geſchehen möge, und (warum ſollte ich nicht ſagen) die zuverſichtliche Ahnung, daß es geſchehen werde, iſt allein ſchon eines ernſten Verſuches werth.

Was in dem folgenden Abriß von der Geſchichte vorkommt, iſt eigentlich der Grund, und der Hauptinhalt deſſen, worauf ſich nachher jede einzelne Begebenheit, als ein Theil, der ins Ganze wirkte, beziehen wird. Die Geſchichte einer jeden Nation, welche von andern umgeben iſt, ſcheint aus zwei an ſich verſchiedenen Theilen zu beſtehen; denn die Geſchäfte einer Nation gehen entweder mit den benachbarten, oder auch entfernten Ländern, oder im Inland ſelbſt vor ſich, und dem zu Folge kommen bei jeder Nation hauptſächlich zwei Fragen vor. Die erſte iſt: Mit welchem Maß von Verſtand, von Redlichkeit, Thätigkeit, Muth, und Klugheit haben die Bayern (das heißt, diejenigen, welche im Namen dieſer Nation handelten) ihr Land, und deſſen Verfaſſung erhalten, beſchützt, vermehrt, und verherrlichet? Welche gerechte, und ruhmwürdige Vortheile haben ſie, durch weiſe Maßregeln, von andern Nationen gezogen, oder, wenn das Gegentheil geſchehen ſeyn ſollte, durch welches, und durch weſſen Verſehen haben ſie ihre Stärke, und ihre Vortheile andern Preis gegeben? Die zweite Frage iſt: Wie haben die Bayern in ihrem eigenen Lande hausgehalten? Was haben ſie auf ihrem Grund und Boden angebaut, und mit welchem Maß von erfinderiſchem Fleiß und von Einſicht haben ſie dieß gethan? Wie haben ſie den Handel unter ſich, und mit andern befördert? Was haben ſie für die Aufnahme, die Erhaltung, und den Umlauf der wahrhaft nützlichen Künſte und Wiſſenſchaften unternommen, oder mit andern Worten, was haben ſie gethan, um recht viele verſtändige und geſchickte Leute in ihrem Lande zu erhalten? Wer hat hierin das Meiſte gewirkt? Diejenigen, deren Pflicht und Amt es mit ſich brachte? Oder waren es Inländer, welche, ohne Geheiß, ohne Belohnung und Ermunterung, bloß der innere Eifer, und eine uneigennützige Liebe zur guten Sache beſeelt hat? Waren es die Landesfürſten? Die Häupter geadelter Familien? Oder waren es Leute, welche nicht der Zufall der Geburt, ſondern ihre eigene Kraft emporhob, Kaufleute, Gelehrte, Künſtler?

Die Antwort, welche uns die Geſchichte auf die zweite Frage (wie haben die Bayern auf ihrem Grund und Boden hausgehalten?) ertheilt, erklärt uns auch, faſt allemal, die Quellen und Urſachen der Schickſale, welche die Nation in verſchiedenen Zeitaltern erfahren hat. Wo eine Nation durch Vernachläſſigung, oder mißverſtandene Behandlung des Landesanbaues, und einer verhältnißmäßigen Bevölkerung, Reichthum und Wohlſtand verliert, wo ſie durch Hintanſetzung der Mittel, welche den menſchlichen Verſtand ſchärfen, die Erfindungsluſt reizen, und die Einbildungskraft veredeln, in eine Art von Trägheit verfällt, und auf allen Seiten am wahren Werth und innern Gehalte ſich ſchwächt, und wo es endlich dahin kömmt, daß keiner edler, als der andere, iſt; da fällt es klugen Nachbarn allemal leicht, Vortheile zu ziehen, und ſich einer ſolchen Nation durch Liſt, oder Gewalt, durch Verträge, oder auch durch einen vortheilhaften Verkehr von Waaren zu bemächtigen.

So gewiß im menſchlichen Leben faſt gewöhnlich eine Zeit kömmt, wo man der Romane und Erdichtungen ſatt wird, ſo wenig kann der menſchliche Geiſt ſich an der Betrachtung wahrer Erfahrungen, und an den abwechſelnden Auftritten vergangener Zeitalter ermüden. Und da eine jede Wiſſenſchaft, um ſich zu empfehlen, das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden ſoll, ſo trifft es glücklicher Weiſe nie mehr, als eben bei der Geſchichte, zu, daß man dieſe ſich ſelbſt deſto angenehmer macht, je mehr man das Talent beſitzt, oder auch, je mehr man von dem Verfaſſer gleichſam genöthigt wird, ſich wichtig und lehrreich zu machen. Dieß geſchieht, wenn man wahrnimmt, daß in der Geſchichte nichts von Ungefähr ankömmt, wenn man die

Urſachen von dem, was man Nationalglück und Unglück nennt, ſieht, wenn man ſieht, wie große Begebenheiten entſtehen, wie ſie in einem Zeitraume von vielen Menſchenaltern allgemach reif werden, und dann erſt in ſpätern Jahrhunderten wirken, indeſſen daß unzählige andere Begebenheiten, durch einen ſeltſamen Zuſammenfluß beſonderer Umſtände, nie zur Reife gelangen, ſondern, wie kleine Bäche und Flüſſe, in dem mächtigen Strome der Zeit ſich verlieren, wenn man endlich ſelbſt dieſen Strom der Zeit, einfach und natürlich in ſeinen Veränderungen, ſchauerlich in ſeinem Alterthum, ohne Abnahme fortlaufen, und an ſeinen Ufern Völkerſchaften aufblühen und handeln, und anderswo Völkerſchaften veralten und fallen ſieht. In den Stunden ſolcher Betrachtungen wird jeder, nur einigermaßen, fähige Menſch ungewöhnlich veredelt, gut und groß. Alle ihm, vielleicht ſonſt vertrauten, Begierden und Regungen, die des menſchlichen Geiſtes nicht würdig ſind, ſchweigen dann, und es meldet ſich in ihm, mit einer Art von wunderbarem Vergnügen, ein mächtiges Gefühl ernſter Erhabenheit.

Aber auch die Beiſpiele und Bilder einzelner Menſchen, die in dem Kreiſe ihres Amtes und Berufes, wie in ihrem Reich, königlich einher giengen, mehr thaten, als tauſend andere, und andern einen bis dahin verborgenen Weg bahnten, enthalten für uns einen unnennbaren Reiz. Nicht immer belebt den Mann, der zum Heroen ſeiner Kunſt und zur Arbeit geboren iſt, bei einem traurigen Mangel von gerechtem Ruhme, und aufmunterndem Beiſpiele, ſein innerer Ungeſtüm, und täglich verliert hie und da einer, vor unſern Augen, den Glauben an das wirkliche Daſeyn der beſſern Sache, den Muth zum Ausdauern, und die edle Zuverſicht auf ſich ſelbſt; aber wenn er ſieht, daß das, was ihm widerfährt, zu allen Zeiten das Schickſal ähnlicher Menſchen war, und daß man an den Menſchen, früh oder ſpät, die Vorzüge ihrer Geburt, ihres Ranges und Reichthumes vergißt, daß man zwiſchen dem, der aus freiem Antriebe viel Edles und Gutes, und einem andern, der nichts that, einen Unterſchied macht, und daß man vor dem Richterſtuhle der Geſchichte, den redlichen, unverdroſſenen, und erfinderiſchen Handwerker, den nützlichen Gelehrten und Künſtler, den unternehmenden Kaufmann, mit dem Miniſter, und dem Landesfürſten, der nicht bloß der Genießer, ſondern der Vater und Führer ſeines Landes iſt, in eben dieſelbe Klaſſe ſetzt, dann kehrt er mit doppeltem Eifer zur Arbeit und Pflicht zurück, und ein edler Stolz, den nur das innere Gefühl wirklicher Verdienſte einflößt, ermuntert ihn mehr, als jede andere Belohnung, welche von der veränderlichen Laune der Großen, nicht ſelten auf eine Art, die den braven Mann heimlich eher kränket, als aufmuntert, ertheilt wird.

Es gewährt uns endlich ein Vergnügen, das mit keinem andern verglichen werden kann, und es begleitet uns, ich weiß nicht, welche ſüße und heilſame Traurigkeit, wenn wir, auch nur im Geiſte die Gegenden beſuchen, wo wir noch die Fußſtapfen derjenigen, deren Andenken uns theuer iſt, antreffen. Was mich in unſern öffentlichen Sälen ergötzt, ſagt Cicero, iſt nicht der Anblick ſo vieler prächtigen Werke, und der auserleſenſten Kunſtſtücke der Alten, ſondern der Gedanke an jene Männer von der erſten Größe, und die Erinnerung, wo jeder gerne gewohnt, wo er geſeſſen, und die gute Sache vertheidiget hat. Ich weile gerne und aufmerkſam bei ihren heiligen Grabſtätten.

Dieſe mannigfaltigen Arten von Nutzen und Vergnügungen, welche der Geſchichte überhaupt eigen ſind, verſchaffet natürlicher Weiſe vorzüglich die Geſchichte derjenigen Nation, welche mit den erſten Völkern Deutſchlands, ja mit den erſten Völkern Europas, was das Alterthum ihres Daſeyns, die Abkunft ihrer Regenten, und die Wichtigkeit ih=

rer Schickſale betrifft, wetteifert. Eine ſolche Nation iſt die bayeriſche, und es iſt darum ſchon von dieſer Seite nöthig, diejenigen, mit einem oft viel vermögenden, Nationalſtolz zu beleben, welche ſich ſelbſt, und ihren Landsleuten nichts zutrauen, weil man ſie angelegentlich mit den Vorzügen des Auslandes bekannt gemacht, und in allem, was ihr Vaterland betrifft, unwiſſend gelaſſen hat.

◆

Allgemeiner Abriss des Umlaufs der oberherrlichen Macht in Deutschland, dann des Fortschritts des gesellschaftlichen Lebens.

Auf dieſen gegenwärtigen Abriß bezieht ſich, und durch denſelben erklärt ſich faſt alles, was künftig in den Hauptbegebenheiten der Geſchichte folgen wird. Die allgemeine Verfaſſung, welche durch jegliche Jahrhunderte angezeigt wird, war auch in der Hauptſache die Verfaſſung, die Lage, und das Drama von Bayern; aber ein Drama, das man, wenn es uns rühren und nützen ſoll, nicht bloß mit neugierigem Auge anſehen, ſondern oft, und mit Ernſt betrachten muß. Je öfter man das

Nämliche wieder lieſt, deſto wichtiger und intereſſanter wird man das Geleſene finden, und deſto näher werden ſich uns die Theile entwickeln, durch welche das Ganze zuſammenhängt.

Die tauſend ſiebenhundert und ſechsundachtzig Jahre, welche ſeit der Geburt Chriſti dahin floßen, ſind der Naturgeſchichte ungefähr das, was uns heute der geſtrige Tag iſt; aber der Geſchichte der Menſchen oder ihrer Völkerſchaften und Nationen ſind ſie, beinahe eben ſo viele, Jahrbücher voll merkwürdiger Begebenheiten, welche entweder von einzelnen Menſchen, die mit beſondern Kräften ausgerüſtet waren, oder auch von mehreren, oft mit Wiſſen und Vorſatz, aber eben ſo oft, ohne daß ſie es ſelbſt recht merkten, und wußten, veranlaßt wurden. Die erſten und wichtigſten dieſer Begebenheiten haben einerſeits den niemals ruhenden Streit der Menſchen um Länder, Macht und Herrſchaft, und anderer Seits ihre Bemühungen um die Vervollkommnung des geſellſchaftlichen Lebens durch die Erweiterung ihrer Fähigkeiten, und durch die möglichſte Anſtrengung ihrer Kräfte, zum Gegenſtand. Jene kehren, immer eben dieſelben, unter verſchiedenen Geſtalten zurück, und wechſelweiſe herrſchten mit monarchiſcher Macht erſt die Kaiſer, dann die Päbſte, dann die Herzoge, die Biſchöfe, und der Adel, dann die Städte und Gemeinden, und dann gewiſſermaßen alle zugleich. Dieſe bieten ſich, eine der andern die Hand, verlieren ſich manchmal, legen aber auch manchmal, wie z. B. die Buchdruckerkunſt, den Grund zur, wahrſcheinlich nie wieder erlöſchenden, Fortdauer. Dieß alles ergiebt ſich, fort und fort, in unbeſchreiblich mannigfaltigen Auftritten, und wenn jemand nach einem nur hundertjährigen Schlaf, an der Stelle, wo er einſchlief, erwachen ſollte, würde er an Gebräuchen, Sitten, und Denkungsart ſchwerlich wieder ſeine Landsleute erkennen.

Erſtes Jahrhundert.

Zur Zeit, als Chriſtus geboren wurde, befand ſich die ſüdliche Hälfte von Europa in ihrem goldenen Zeitalter, die nördliche entgegen in einem Zuſtand von Rohheit und Barbarei. Die ſüdliche Hälfte ſtand unter der Herrſchaft der Römer, welchen beinahe alles, was damals in den drei Welttheilen, Europa, wo ihnen auch Frankreich, und ſeit dem Jahre 41 auch Britannien angehörte) Aſien und Afrika bekannt geweſen, unterthänig war; die einzige nördliche Hälfte von Europa, oder doch der größte Theil derſelben war noch unbezwungen, und frei, und wurde von den Germaniern, oder Deutſchen, und andern Völkerſchaften bewohnt, deren Gebiete ſich von den Ufern des Rheins und der Donau, bis an die Küſten der Oſt- und Nordſee erſtreckten. Bei den Römern war Rom die Hauptſtadt, und Italien das Hauptland ihres weitläufigen Staats, wo ſich dreißig Jahre vor Chriſti Geburt ein ehemaliger Conſul (Bürgermeiſter), Octavius Cäſar zum alleinigen Beherrſcher aufgeworfen, dann den prächtigen Namen Auguſtus angenommen, und zugleich den bisherigen römiſchen Freiſtaat in eine Monarchie verändert hatte. Das ſchöne Italien war voll der herrlichſten Städte und Flecken, und überall herrſchte Ueberfluß mit Geſchmack und Pracht vereinigt. In Rom lebte man damals ungefähr wie heut zu Tage in Wien, Berlin, London und Paris, nur in vielen Dingen noch weit prächtiger. Die Bauart z. B. dieſes erſten, und noch des zweiten Jahrhunderts (eine Nachahmung der griechiſchen) war ſo vortrefflich, daß man die Trümmer und Bruchſtücke, welche aus dieſen Zeiten noch vorhanden ſind, als die größten Denkmäler des menſchlichen Verſtandes bewundert, und die Palläſte der Großen, und die öffentlichen Plätze, und Straßen waren mit den ſchönſten Statuen, und andern Kunſtwerken, von denen man die wenigen Uebrigen unter dem Namen der Antiken verehrt, und unnachahmlich findet, erfüllt. Man hatte in Rom, ungleich herrlicher, als bei uns, Schauſpielhäuſer, Concertſäle, Kunſtſäle, Bibliotheken, Handlungshäuſer ꝛc., und mit einem Worte, niemand konnte, vernünftiger Weiſe ahnen, daß dieſe Herrlichkeit jemals in Verfall gerathen könnte.

In ganz Germanien entgegen gab es keine einzige Stadt, wenig, und eine nur höchſt einfache Kunſt, wenig Handlung, meiſt nur unter den Völkerſchaften ſelbſt, und nichts als Viehzucht, Jagd, und etwas Ackerbau. Alles athmete Größe und Stärke, und geſchah mit einem ſchauderhaften Ernſt. Die Tugenden, welche ein Volk unüberwindlich machen, als eine lebendige Ehrfurcht gegen die Gottheit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Enthaltſamkeit und Abhärtung waren allgemeine Eigenſchaften der Germanier. Da ſie die ſinnlichen Ausſchweifungen, welche allemal entkräften, und entvölkern, haßten, und dafür deſto mehr auf die Ehen hielten, ſo wuchs ihre Anzahl allenthalben dergeſtalt, daß eine Völkerſchaft die andere nöthigte, vorzudringen, und ſich neue Wohnplätze zu ſuchen. Schon vor Chriſti Geburt hatten ſich einige deutſche Völkerſchaften, welche am Rhein wohnten, nach Gallien aufgemacht; aber ein römiſcher General, Julius Cäſar, deſſen von ihm ſelbſt verfaßte Kriegsgeſchichte wir noch beſitzen, zog wider dieſelben, und trug in der Nähe von Montbeliard einen entſcheidenden Sieg davon. Er wagte ſich ſogar über den Rhein, und da die daſelbſt wohnenden deutſchen Stämme unter ſich uneinig waren, bemächtigte er ſich der beiden Rheinufer bis nach Koblenz. Die Städte Mainz und Köln wurden von den Römern zu Hauptſtädten ihrer Kolonien gemacht, und nach römiſcher Art mit Mauern umgeben, und befeſtiget.

Gleichwie Octavius Cäſar (Käſar, Kaiſer) Auguſtus in die Fußſtapfen des Julius Cäſar trat, ſo wollte er auch deſſen Eroberungen in Deutſchland fortſetzen. Sein General Druſus drang auch wirklich bis jenſeits der Elbe, und bis in die Gegend, welche man heutiges Tages die Mark Brandenburg nennt. Auch wurden von den Römern alle Länder, welche Italien gegen Morgen lagen, als Pannonien (jetzt Ungarn) Norikum (jetzt Oeſterreich) Rhätien (jetzt Tyrol) Vindelicien bis an den Urſprung der Donau, wovon Bayern gegenwärtig ein Theil iſt, erobert. In dieſem letztern wurden die Boier ungefähr acht Jahre vor Chriſti Geburt aufgenommen.

Der Kaiſer Auguſtus erfuhr aber bald, daß er mit den Deutſchen zu thun hatte. Im Teutoburgerwald, im heutigen Paderborn, oder dem Windfeld zwiſchen der Lippe und Ens, wurde einer ſeiner erſten Generale Quintilius Varus mit den beſten römiſchen Legionen gänzlich zu Grunde gerichtet. Der General, wie er ſah, daß alles verloren gehe, ſtürzte ſich in ſein Schwert, und ſelbſt der Kaiſer verfiel bei der Nachricht dieſer Niederlage einige Zeit gleichſam in eine Art von Unſinn. Er ſtieß vor Schmerz den Kopf an die Wand, und rief dem Quintilius Varus überlaut zu, ihm ſeine Legionen wieder zu geben. Von nun an war keine Hoffnung weiter, daß der Krieg zwiſchen den Römern und den Deutſchen anders, als mit dem gänzlichen Untergange einer Parthei ſich enden werde.

Der erſte römiſche Kaiſer Octavius Auguſtus ſtarb im 44ſten Jahre ſeiner Regierung, und im 14ten nach Chriſti Geburt. Damals waren die Römer ihres Glückes müde, und das Glück der Römer. Die Herrlichkeit und der Ueberfluß an allen Sachen veränderte die ſtrenge Denkungsart dieſer Sieger, ſo, daß ſie ihre Größe und ihren Ruhm bald in der Weitläufigkeit und Pracht ihrer Gebäude, und in Dingen ſuchten, die außer ihnen waren. Da ſie damals nur winken durften, um von den, ihnen unterworfenen, Völkern Gehorſam zu erhalten, ſo ließen ſie ab, ſich in den Eigenſchaften zu üben, welche ihnen nothwendig ſeyn würden, wenn den vielen Völkern einſt einfallen ſollte, nicht mehr zu gehorchen. Da endlich nunmehr alles von Einem abhieng, ſo entſtanden Hofleute, Schmeichler, Ränke, und die Verſtellungskunſt.

Zu Ende des erſten Jahrhunderts wurde zu den Stiftungen der chriſtlichen Kirchen zu Mainz, Trier, und Köln der erſte Grund gelegt.

Zweites Jahrhundert.

100.

Die Pracht der Römer artete häufig in Schwulſt und Hochtrabenheit, und ihre Ergötzlichkeit in Schwelgerei aus. Man nahm während den Mahlzeiten Arzneien, um länger ſchmauſen zu können, und römiſche Damen tranken aus kindiſchem Uebermuth Perlen. Die wahre Literatur und der männliche Geſchmack in Künſten und Wiſſenſchaften verlor ſich zuſehends, und die Gräculi, oder die empfindelnden und unverſchämten Schöngeiſter aus Griechenland galten überall. Die römiſche Herrſchaft dauerte fort; aber auch die Kriege zwiſchen den Römern, und den Deutſchen dauerten fort. Die Römer fiengen aber ſchon an, vertheidigungsweiſe zu Werke zu gehen, und ſich wider die Einfälle, welche von den Deutſchen über die Donau und den Rhein von Zeit zu Zeit vorgenommen wurden, in Sicherheit zu ſtellen. Sie bauten an den Ufern dieſer Flüſſe feſte Städte und Kaſtelle, welche Stationen genannt, und mit römiſchen Truppen beſetzt wurden. Damit dieſe Truppen, ſo wie die nöthigen Kriegsgeräthe, und Proviant deſto leichter herbeigeſchafft werden könnten, wurden durch die Länder, welche jetzt Ungarn Oeſterreich, Bayern, Franken heißen, breite und dauerhafte Straßen (Hoch= oder Heerſtraßen) errichtet. Der vortreffliche Kaiſer Trajan, welcher vom Jahre 98 bis 117 regierte, ließ dergleichen Heerſtraßen vom ſchwarzen Meer an bis nach Gallien ziehen. Er führte auch um das Jahr 110 die Poſtpferde, und Poſtwägen ein. Sein Nachfolger Hadrian ließ jenſeits der Donau, von Pförring an, über Gunzenhauſen bei Anſpach und Dünkelſpiel, bis an den Neckar Wälle aufwerfen, deren Ueberbleibſel heutiges Tages noch geſehen, und von gemeinen Leuten der Pfahl, auch die Teufelsmauer genannt werden. Unter dem Kaiſer Antoninus Pius, welcher vom Jahre 138 bis 161 regierte, wurde ein Verzeichniß dieſer Straßen, oder vielmehr ein Verzeichniß der Meilenzeiger, welche auf den Straßen aufgerichtet waren, verfertigt. Dieß Verzeichniß iſt unter dem Namen Intinerarium Antonini bekannt. Aber alle dieſe römiſchen Anſtalten waren nicht mehr hinreichend, die Deutſchen einzuſchränken, und unter dem Nachfolger des Antoninus Pius, nämlich unter dem Kaiſer Marcus Aurelius, deſſen Regierung in die Jahre 161 bis 180 fällt, kamen ſie aus Böhmen und den benachbarten Gegenden, unaufhaltſam über die Donau herüber. Hieraus entſtand ein berühmter Krieg, welcher der markomaniſche genannt wird, indem ſich darin die Markomanen, Einwohner von Böhmen, vor andern hervorthaten. Marc Aurel nöthigte ſie dießmal noch, nach einem vieljährigen Krieg, in ihre Heimath zurück zu kehren.

Drittes Jahrhundert.

200.

Gleich zu Anfang dieſes Jahrhunderts im Jahre 203, ließ der Kaiſer Septimius Severus in den Ländern, welche der Donau zuführen, alle Straßen und Brücken verbeſſern; aber wider die gewaltige Stärke der Deutſchen war keine Rettung mehr. Die Deutſchen merkten endlich aus Erfahrung, daß ihnen nichts fehle, als eine beſſere Zuſammenhaltung, um unüberwindlich zu ſeyn. Schon im erſten Jahrhundert haben ſich in den Rheingegenden zwiſchen dem Neckar und Main verſchiedene deutſche Stämme angeſetzt, dieſe traten nunmehr im Jahre 213 bereits als eine vereinigte Nation auf. Sie hießen Anfangs Allemanen, oder allerlei Männer; ſie bekamen aber nachmals (und behielten bis jetzt) den allgemeinern Namen Sueven, oder Schwaben, indem dieſe unter den allerlei Männern die zahlreichſten waren. Ungleich wichtiger, und in der Folge glücklicher war ein anderes Nationalbündniß, das um das Jahr 240 die deutſchen Völkerſchaften zwiſchen dem Main, dem Rhein, und der Weſer unter ſich errichteten. Dieſe legten ſich den Namen: freie Völker, oder Franken bei, und machten ſich es zur Hauptbeſchäftigung, die Römer aus Gallien zu vertreiben. In der Folge gelang es ihnen auch, ganz Gallien, welches von ihnen den Namen Frankreich erhielt, ja ganz Deutſchland, und andere Länder zu erobern, und eine allgemeine Monarchie, welche ſeit Erſchaffung der Welt die vierte genannt wird, zu errichten.

Aber wie den Römern zu Anfang dieſes Jahrhunderts in den Rheingegenden von den Deutſchen Abbruch geſchah, ſo geſchah es auch an der Donau von Völkerſchaften, welche von dem ſchwarzen Meere jenſeits der Donau, herauf nach Thracien zogen. Sie hießen Gothen, und hatten ehemals Schweden und Norwegen, und die däniſchen Inſeln, oder auch die Ufer des baltiſchen Meeres um die Weichſel in Hinterpommern, Pommerellen, und Großpolen bewohnt. Sie verheerten das römiſche Gebiet am ſchwarzen Meere und der Donau zu Waſſer und zu Land.

Kurz nach der Hälfte des dritten Jahrhunderts, um 276 kam der Weinbau nach Deutſchland.

Viertes Jahrhundert.

300.

Die Verfaſſung des römiſchen Staates war jetzt unbeſchreiblich tief geſunken. Ueberall herrſchten Schwäche, Niederträchtigkeit und Unordnung. Der Kaiſer, Konſtantin der Große, (der erſte chriſtliche Kaiſer) verlegte im Jahre 330 ſeinen Sitz nach Konſtantinopel, und nahm ſogar Gothen in ſeinen Sold. Im innern tiefen Großdeutſchland war alles in Gährung, und die erhitzten Völkerſchaften erwarteten gleichſam nur den erſten Stoß zum allgemeinen Aufbruch.

Dieß geſchah im Jahre 376 durch ein fremdes, wildes Volk, die Hunnen, welche aus Nordaſien über die Wolga nach Europa ſtürzten. Sie ſtürzten auf die Gothen los, die ſich dieſes Ueberfalles gar nicht verſehen hatten, und ſich ſelbſt vor Schrecken trennten. Ein Theil derſelben, die Weſt- oder Viſigothen genannt, gieng, mit Erlaubniß der Römer, nach Thracien über.

Damals befanden ſich die Römer bereits in verzweifelten Umſtänden. Ihre großen Staatsmänner waren dahin; die altrömiſche Kriegszucht, ja ſogar alle Hoffnung, ſie jemals wieder herzuſtellen, war verſchwunden.

Sie trauten ſich ſelbſt nichts mehr zu, und trugen Ausländern die erſten Miniſter- und Generalsſtellen an; aber durch die bisherigen Verſchwendungen, und durch die dadurch gehäuften Volksauflagen waren alle Provinzen erſchöpft. Man ahnete bereits das entſetzliche Schickſal, das Italien, und dem römiſchen Reich bevorſtände, und viele Familien begaben ſich, oder flüchteten ſich vielmehr mit den erſten Meiſterſtücken, und Kleinodien der Kunſt nach Griechenland, woher dieſe ehemals gebracht worden, und wo ſie theils in Schiffbrüchen, theils auf ihrem urſprünglichen Boden in Griechenland ſelbſt zu Grunde gegangen ſind. Endlich im Jahre 395 theilte der Kaiſer Theodoſius die römiſche Monarchie in zwei Kaiſerthümer, deren eines das griechiſche, oder das morgenländiſche, das andere aber das abendländiſche oder das römiſche genannt wurde. Da man ſich der Staatsfeinde dem ungeachtet nicht erwehren konnte, ſo nahm man zwanzig tauſend Gothen in den Sold, und ihren Feldherren verſprach man große Belohnungen. Die Gothen thaten gute Dienſte, aber ihre Feldherren wurden nicht belohnt. Dieſe beſchloßen alſo, es ſelbſt zu thun, und einer derſelben, Alarich genannt, machte Anſtalt, nach Rom zu rücken. Die Römer geriethen hierüber in eine unbeſchreibliche Verlegenheit; ſie zogen in der möglichſten Eilfertigkeit alle ihre Truppen zuſammen, und entblößten ſogar die Beſatzungen, welche in den Stationen an dem Rhein- und dem Donauufer noch übrig waren.

Erfindungen. In dieſem Jahrhundert wurden zu Nola in Campanien die Glocken erfunden. Vorher berief man die Leute zum Gottesdienſt durch Anſchlagen an gewiſſe Bretter, die heiligen Bretter genannt, zuſammen. Der Gebrauch der Glocken aber wurde im Jahre 550 in Frankreich, 817 zu Konſtantinopel, und 1020 in der Schweiz eingeführt.

Fünftes Jahrhundert.

400.

Dieſes, das fünfte Jahrhundert nämlich, iſt in den Geſchichtbüchern Europas eines der merkwürdigſten. In demſelben wurde das römiſche Kaiſerthum, oder die römiſche Monarchie, gänzlich zerſtört, und aus den Trümmern wurden nach und nach neue, die heutigen europäiſchen Staaten, gebildet. Der oben genannte Alarich hielt ſein Wort, und plünderte im Jahre 409 die Stadt Rom. Zugleich geriethen alle deutſche Völkerſchaften, welche jenſeits der Donau wohnten, als wenn ſie ſich verabredet hätten, in Bewegung, um ſich der römiſchen Provinzen zu bemächtigen. Ihre Züge waren ſo zahlreich, und allgemein, daß man ſie Völkerwanderungen nannte, das ſie aber nicht waren, weil ſtets Deutſche in ihrem Stammland zurückblieben. Ein Heer von Vandalen, Alanen, und Schwaben zog aus Pommern, Mecklenburg, und Preußen, und bemächtigte ſich 411 Spaniens, wo noch jetzt einige Provinzen ihre Namen tragen. Im Jahre 428 kamen die Weſtgothen nach Spanien, worauf jenes erſte Heer bis nach Afrika überſetzte, und daſelbſt ein neues Reich errichtete. Die Einwohner von Holſtein und Schleßwig, die Angeln und Sachſen genannt, ſetzten nach Britannien über, und gaben dieſem Reich, deſſen ſie ſich bemächtigt hatten, ihren Namen. Die Franken eroberten ganz Gallien, einen Theil ausgenommen, welchen Burgunder, die von der Oder herkamen, in Beſitz genommen hatten. Indeſſen war es noch immer, als ob viele Ströme wider einander ſtrömten. Die vielen neu ankommenden Völker drängten ſich eines das andere. Es wurde anfangs nicht gleich entſchieden, welche Völkerſchaft die andern mit ſich fortreiſſen, und dieſelben unter ihrem Namen verſchlingen würde, und noch war keines der neuen Reiche befeſtiget, als unvermuthet ein neues Heer aufſtand, von welchem es ſchien, daß es alles, was bisher geſchehen war, wieder zuſammenſtürzen, und vernichten würde.

Die oben erwähnten Hunnen hatten ſich, ſeit ihrer Ankunft in Europa, ziemlich ruhig gehalten, als ſie einen entſetzlichen Mann zu ihrem Könige erhielten. Wer ihn anſah, erſchrack, und wer ſich ihm näherte, that es mit Angſt und Beben. Er achtete keine Ergötzlichkeit, keine Pracht, noch leckerhafte Speiſen, und wenn er, ſeiner Gäſte wegen, koſtbare Tafeln geben mußte, aß er immer das Wenigſte, und Schlechteſte, und blieb durchaus nüchtern. Nie hat man ihn, wenn alles um ihn fröhlich war, ſcherzen oder lachen geſehen, ſondern immer blieb er in einem tiefen Nachdenken verſenkt, und ſeine Seele heiterte ſich nur bei großem Ungemach, und in Gefahren, und Todesängſten auf. Da kam ein feuriger Glanz in ſein Angeſicht, und ſeine Augen funkelten ſchrecklich. Er hielt ſich, gemäß dem faſt allgemeinen Gebrauch ſtarker Nationen, Dichter an ſeinem Hofe, und ſeine Ergötzung waren Geſänge von Kriegen und Drangſalen, welche den anweſenden Generalen das Mark erſchütterten, und die Soldaten in Wuth und Raſerei verſetzten, daß ſie die Fäuſte ballten, und aufſprangen, und, indem ſie in der Luft herumgriffen, brüllten und heulten. Er war ein überaus ſtaatskluger Mann; dennoch war es ſeine Art nicht, jemals ein Unternehmen langſam einzuleiten, ſondern er gieng nur hin, und that, und zertrat, was ſein Auge ſah. Bei ſeinem Namen erbleichten alle Nationen um ihn, und er ſelbſt wollte der Schrecken der Erde, und die Geiſel Gottes genannt ſeyn. Sein Name war Attila. Im Jahre 450 rückte er jenſeits der Donau, nämlich das heutige Oeſterreich und Bayern vorüber, durch Schleſien, Böhmen, Thüringen, nach Gallien. Zu Chalon, bei der Stadt Mez in Lothringen, kam es 451 zu einer Schlacht, bei welcher beide Heere zweimal hundert tauſend Menſchen verloren haben ſollen. Nun zog er nach Italien, und warf daſelbſt die ſchönſten Städte nieder. Er wollte jetzt die Honoria, Schweſter des abendländiſchen Kaiſers Valentinian III. heurathen, weil er das Kaiſerthum zum Brautſchatz erhalten ſollte, als er ſtarb im Jahre 453. Mit ihm ſtarben alle ſeine weitſchichtigen Plane, und ſein Reich. Die Hunnen zogen ſich theils über den Don zurück, theils ſetzten ſie ſich in Unterpannonien an.

Als Attila ſtarb, gab es noch, wenigſtens dem Namen nach, römiſche Kaiſer; aber jetzt zogen, aus Gegenden der Oſtſee, Rügier und Heruler heran, und ihr König, Odoacer, machte im Jahre 476 der Würde und dem Namen eines abendländiſchen Kaiſers ein Ende. Der letzte Kaiſer hieß Romulus Auguſtus.

In den Stationen an der Donau befanden ſich damals noch einige Römer. Dieſe wurden im Jahre 480 von Allemannen und Thüringern vertrieben, und die Stationen meiſtens zerſtört.

Die eben genannten Heruler machten ſich von ganz Italien Meiſter. Sie konnten aber ihre neue Herrſchaft nur ſiebenzehn Jahre behaupten, und im Jahre 493 wurde ſie ihnen von den Oſtgothen, welche nach dem Tode des Attila nach Pannonien ſich begeben hatten, entriſſen. Dieſer neue oſtgothiſche Staat begriff nicht nur ganz Italien und Sicilien, ſondern auch Dalmatien, Pannonien oder Ungarn, Noricum, beide Rhätien, und die Provence in ſich. Seine Dauer währete aber ebenfalls nur ſechzig Jahre. Bayern, welches damals den Namen des zweiten Rhätien führete, war demnach ebenfalls eine oſtgothiſche Provinz.

Niemand war über das Glück anderer Völkerſchaften eiferſüchtiger, als die Allemannen.

Sie wagten es öfters, nach dem zweiten Rhätien (jetzt Bayern) und nach Noricum (Oeſterreich) einzufallen; aber im Jahre 496 wurden ſie von den Boiern auf eine Art empfangen, daß ihnen die Luſt vergieng, jemals wieder zurück zu kommen. Sie fielen hierauf die Franken an, wurden aber von dieſen noch im Jahre 496 in einer berühmten Schlacht bei Tolpiack oder Zulpick, unweit Bonn, gänzlich auf das Haupt geſchlagen. Die Franken unterwarfen ſich die ganze Nation, und beſetzten ſogar mit fränkiſchen Kolonien einen Bezirk von Allemannien, welcher daher den Namen, das Frankenland, erhielt; aber ein beträchtlicher Theil der bei Zulpick geſchlagenen Allemannen begab ſich unter den Schutz des oſtgothiſchen Königs, genannt Theoderich, welcher ihnen auch vom obern Lech bis an die Hochgebirge Wohnplätze anwies, ſo, daß von dieſer Zeit an der Lechfluß zwiſchen den Boiern und Allemannen oder Schwaben die Grenze geworden iſt.

Die fränkiſchen Könige fiengen an, unter ihre Völker mehr Menſchlichkeit und Sitten auszubreiten. Sie gaben denſelben Geſetze und errichteten Biſthümer. In der letztern Hälfte dieſes Jahrhunderts kam ein Religios aus Morgenland nach Noricum, und predigte den heidniſchen Einwohnern, mitten unter herumſtreifenden Räuberbanden, das Evangelium. Sein Name war Severin, und er ſtarb im Jahre 482. In Bayern war noch alles Nacht. Man aß noch Pferdefleiſch.

Sechstes Jahrhundert.

500.

Die großen Maſſen der Völkergährungen ſonderten ſich allgemach ab, und es ſtiegen endlich einige Hauptſtaaten, gleich großen Inſeln, aus einer allgemeinen Ueberſchwemmung, empor. Im Jahre 511 gründete ein fränkiſcher König, Klodwig, indem er ganz Gallien zuſammenbrachte, die fränkiſche, (jetzt franzöſiſche) Monarchie. Bald darauf näherte ſich auch das Schickſal von Italien einer dauerhaften Verfaſſung durch den Sturz der Oſtgothen, welche im Jahre 493 Herren von Italien geworden waren. Der griechiſche Hof nämlich wünſchte, die Oſtgothen, damit ſie ihm als Nachbarn nicht einſt fürchterlich werden möchten, ſchwächen zu können, und hetzte die Longobarden, eine noch nicht befeſtigte deutſche Völkerſchaft, welche vom heutigen Magdeburg und Halberſtadt hergekommen ſeyn ſoll, wider die Oſtgothen auf. Hierauf entſtand ein langwieriger Krieg, wodurch Italien von neuem verwüſtet und entvölkert ward. Die Longobarden ſiegten endlich bald nach der Mitte dieſes Jahrhunderts, und gründeten ein neues, das oſtgothiſch-longobardiſche Reich, das Mayland, wo Pavia die Reſidenzſtadt war, dann Parma, Mantua, Modena, das Florentiniſche und Genueſiſche in ſich begriff. Der Name Lombardei hat ſich bis jetzt erhalten. Auch der griechiſche Hof eroberte einen Theil von Venedig bis Rom. Dieſer Theil wurde das Exarchat genannt, und zu Ravenna war der Hauptſitz des griechiſchen Statthalters.

Während dieſen Kriegen haben ſich die Boier, welche erſt unter der Herrſchaft der Römer, dann der Hunnen, dann der Oſtgothen ſtanden, in die Freiheit geſetzt, und im Jahre 555 erſcheint der erſte unabhängige Regent, genannt Garibald I.

Es ſind demnach die heutigen Italiener, Franzoſen, Engländer, auch zum Theil die Spanier, Abſtämmlinge deutſcher Völkerſchaften, unter welchen, durch einen erſtaunungswürdigen Wechſel der Dinge, die Zeit, Vorfälle, und Intereſſen eine ſeltſame Veränderung hervorgebracht haben; aber noch herrſcht in den Sprachen dieſer Nationen allenthalben die deutſche Abkunft.

Die Römer drangen ihre, die lateiniſche Sprache, allen Völkern, die ſie ſich zinsbar machten, aus Staatsklugheit auf, und in Gallien, Britannien, Spanien ꝛc. wurde, da die Deutſchen ankamen, lateiniſch geſprochen. Nun änderte ſichs, und in dieſem Jahrhundert wurde die lateiniſche Sprache, die damals ohnehin ſchon barbariſch geworden war, aus dem gemeinen Gebrauche geſetzt, und mit der Sprache der Deutſchen vereinigt. Die wenigen übrigen Eingebernen, welche in den entſetzlichen Verheerungen ihr Leben gerettet hatten, bemühten ſich, die angekommenen Deutſchen zu verſtehen, und dieſe nahmen aus Gewohnheit und Umgang lateiniſche Ausdrücke auf. Demnach entſtand in Italien, aus den Sprachen der Oſtgothen und Longobarden, und der lateiniſchen Sprache, die heutige welſche Sprache; aus der deutſch-fränkiſchen, und lateiniſchen die franzöſiſche, aus der Sprache der Weſtgothen und der Araber, und dem Latein, die ſpaniſche, und endlich aus der Sprache der deutſchen Angeln und Sachſen die engliſche. Die deutſche Sprache allein blieb bei der deutſchen Nation ſo, wie ſie ſelbſt, aus dem graueſten Alterthum, einzig, und urſprünglich, und litt nur die Veränderungen, welche in der Länge der Zeit das Loos jeder Erſcheinung veränderlicher Dinge ſind.

Die einzigen abendländiſchen Geiſtlichen ſetzten bei ihrem Gottesdienſte die lateiniſche Sprache noch fort, und ihnen haben wir das Daſeyn derſelben, und die Kenntniſſe der alten Bücher zu verdanken.

Um die Hälfte dieſes Jahrhunderts haben einige morgenländiſche Mönche Seideneier, und die Kunſt, Seide zu machen, nach dem ſüdlichen Europa gebracht.

Im Jahre 564 kam aus Aſien ein neuer Schwarm von Hunnen, die Avarer genannt, die Donau herauf, und im Jahre 568 beſetzte derſelbe Pannonien bis an die Ens.

Gelehrſamkeit. Künſte. Bei dem Einfall der Gothen und Longobarden in Italien wurden die Denkmäler der Kunſt theils mit Gewalt zerſtört, theils unter dem Schutt verwüſteter Tempel und Palläſte begraben. Da indeſſen dieſe Völker ſelbſt wieder zu bauen anfiengen, ſo ſuchten ſie in ihren Werken das Mühſame, Gewaltige und Abentheuerliche, welches ein Ausdruck ihrer Wildheit, und (in Abſicht auf den wahren Geſchmack) ihrer Kindheit war, anzubringen. So war es auch mit der Malerkunſt, und die gothiſchen Maler entwarfen, ohne die Natur zu Rath zu ziehen, nach Gutdünken, menſchliche Figuren, die zwar alle Glieder, aber dieſe über alles Verhältniß verlängert, mit äußerſt ſteifen, oder unnatürlich grimmaſſirten Stellungen und Bewegungen hatten. Dieſer elende Zuſtand hat bis in das fünfzehnte Jahrhundert gedauert, und daher werden die Werke dieſer vielen Menſchenalter überhaupt gothiſch, oder Werke des gothiſchen Geſchmacks genannt.

Siebentes Jahrhundert.

600.

Nun waren drei vorzügliche Reiche, das fränkiſche, das longobardiſche, und das bayeriſche. Weiter hin herrſchte noch Ungewitter und Gährung; aber in jenen drei Reichen begann die Menſchheit von neuem ſich gleichſam wie aus der Kindheit zu entwickeln, und Verſtand und Seelenkräfte zu üben. Das Chriſtenthum bezähmte die wilden Sitten, und die Entſtehung wechſelſeitiger Verbindungen machte dem Nachdenken, und den erſten Verſuchen der Politik Platz. Als die Deutſchen zuerſt in den Ländern, welche ſie erobert hatten, ſich niederließen, theilten ſie dieſelben nach ihren Kriegsgeſetzen, vermöge welchen der geringſte Soldat eben ſo gut, als der Anführer, einen Antheil erhielt. Diejenigen, welche ſich durch beſondere Thaten ausgezeichnet hatten, bekamen mehr Land, und da die Anführer die meiſte Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu zeigen, hatten, ſo wurden dieſe immer vorzugsweiſe belohnt. Dem Könige, oder dem Anführer, der das Haupt eines Stammes war, wurde jederzeit das größte Stück zu Theil, und er konnte vermuthlich wählen. Die Austheilung der Ländereien geſchah durch das Loos, oder Lot, woraus die Benennung ein Lot, oder ein durch das Loos erhaltenes Land, (Allodium, Allodialgüter) entſtanden, und wodurch angezeigt worden iſt, daß ein ſolches Gut dem Beſitzer deſſelben eigenthümlich und frei angehöre. Ein Allodialeigenthum verband diejenigen, die es beſaßen, zum Dienſte der Gemeinheit, und ſie mußten, bei ſchwerer Strafe, im Falle, daß eine allgemeine Vertheidigung wider Landesfeinde nothwendig war, den Heermännern, oder der Hermanie (ſpäter Heerbann) folgen. Wenn reiche Eigenthümer perſönliche Dienſte ihrer freien Nachbarn nöthig hatten, ſo belehnten ſie dieſelben damit, daß ſie ihnen auf einige Zeit ein Grundſtück ihrer Güter lehnten, oder ihnen die Erträgniſſe und den Genuß oder die Nutznießung derſelben überließen. Da diejenigen, welche dergleichen Güter annahmen, gehalten waren, ihre ausbedungenen perſönlichen Dienſte mit Treue und Glauben (fideliter) zu beobachten, ſo wurden ihre Nutznießungen Feudalgüter, ſie ſelbſt aber Leute, Lehnträger, auch Vaſallen (vom gothiſchen Worte Was, Gwas, das einen Diener anzeigt) genannt. Dieſe Feudalgüter, welche anfangs keineswegs erblich waren, haben die freien Völker mit den Begriffen von Unterordnung, und Unterwürfigkeit näher bekannt gemacht.

Im Jahre 622 legte ein Araber, genannt Mohámmed (Mahomed) den Grund zu einem Reich, woraus nach und nach die heutige türkiſche Monarchie entſtanden iſt.

Die drei Reiche, der Franken, Longobarden, und Bayern, betrachteten einander mit wechſelſeitiger Eiferſucht, und es kam darauf an, wer die vorhandenen Zufälle und Umſtände klüger, und liſtiger benutzen würde, um ſich des andern am Ende zu bemächtigen. Die Franken und Longobarden fiengen es damit an, daß ſie ſich um den Anhang und die Freundſchaft der Bayern bewarben. Die Longobarden giengen den geraden Weg; aber die Franken begannen ihre Abſichten unweit ſchlauer. Sie wußten die Bayern gleich anfangs zu einem Freundſchaftsbündniß zu bereden, bei welchem es den Bayern nicht mehr frei blieb, mit den Longobarden in einem gleichen Grade Freundſchaft zu machen. Sie wußten es ferner unter ſchönen Titeln dahin zu bringen, daß ſich die Bayern alle ihre Nachbarn zu Feinde machten, und ſich durch Kriege mit denſelben ſchwächten. Endlich ſchickten ſie den Bayern von Zeit zu Zeit chriſtliche Prediger, welche denſelben das Chriſtenthum verkündigen, und ihnen anſtändigere Begriffe des Lebens beibringen ſollten. Den Franken, welche ſich hiedurch die bayeriſchen Fürſten allerdings verbindlich machten, brachte dieß den Vortheil, daß ſie von den Bayern als weit verſtändigere Leute, als ſie, die Bayern ſelbſt, wären, angeſehen, und allgemein verehrt wurden.

Zu gleicher Zeit begiengen die fränkiſchen Könige des damaligen Stammes in ihrer Staatsverwaltung einen großen Fehler, indem ſie Vicekönige oder Oberhofmeiſter einſetzten, und denſelben nach und nach die erſten Geſchäfte des Reiches überließen.

Aber eine ungleich wichtigere Erſcheinung war der ſtufenweiſe Anwachs der geiſtlichen Macht, und des Einfluſſes derſelben in weltliche Geſchäfte. Anfangs haben die Geiſtlichen dieſen Einfluß nicht ſo faſt geſucht, als vielmehr nur angenommen, und es giengen viele Zeitalter vorüber, bis endlich ihre Nachfolger, die nie etwas anders ſahen, ſich ſelbſt und im Ernſte beredeten, daß ihnen dieſer Einfluß von

Rechts wegen gebühre. Sie waren es nämlich allein, die nach der allgemeinen Zerſtörung der römiſchen Denkmäler und der Wiſſenſchaften, ihres Standes wegen, noch eine Art von Wiſſenſchaften trieben, und in Streithändeln aus Gründen am vernünftigſten entſcheiden konnten. Eine natürliche Folge davon war, daß man ihnen, wenn ſie Verſammlungen hielten, von allen Orten wichtige Streithändel zuſchickte, und ihren Ausſpruch befolgte. Nach Rom zumal wurden dergleichen von den größten Fürſten geſchickt. Aus dem nämlichen Grunde wurden die Geiſtlichen anfangs erſucht, den weltlichen Verſammlungen beizuwohnen, und ſo wurde den Biſchöfen und Aebten ſchon im ſiebenten Jahrhundert die Reichsſtandſchaft ertheilt.

Achtes Jahrhundert.

700.

Die alten fränkiſchen Könige geben uns ein Beiſpiel menſchlicher Schwachheit, und der gewöhnlichen Art, wie große Geſchlechter, und große Menſchenplane verfallen. Dieſe Könige (vom Meroväus die merovingiſchen genannt) fiengen bald an, das zu genießen, was ihnen ihre Vorältern erworben hatten, und überließen ſorglos die Reichsgeſchäfte ihren Oberhofmeiſtern. Dieſe wurden es bald überdrüſſig, den Regenten nur vorzuſtellen; ſie verſuchten mit Glück verſchiedene Schritte zu ihrer Erhöhung, und im Jahre 752 wagte es endlich einer derſelben, genannt Pipin der Kurze, den rechtmäßigen König, Childerich III. ſammt deſſen Kronerben, in ein Kloſter zu ſtecken, und ſich der Krone zu bemächtigen, welche die erſten Könige 270 Jahre getragen hatten.

Pipin der Kurze that bei ſeiner Thronbeſteigung noch einen Schritt, der in Betreff der Folgen, welche derſelbe nach ſich zog, ungleich wichtiger war. Er erſuchte nämlich den Pabſt um ſeine Genehmigung, und zugleich um die Gnade, ihn zu ſalben und zu krönen. Dieß wurde ihm vom Pabſt Zacharias zugeſagt, und in deſſen Namen wurde die Krönung und Salbung vom h. Bonifacius, Erzbiſchof von Mainz, verrichtet. Einige Zeit nachher wurden auch die Söhne dieſes neuen Königs, Karl, nachmals der Große genannt, und Karlmann, zu Königen in Frankreich vom Pabſte geſalbt.

Dieſe Salbung und Krönung, anfangs eine willkürliche Ceremonie, gab der irdiſchen Gewalt und Macht des Pabſtes in der Folge eine unbeſchreibliche Ausdehnung. Alles geſchah Schritt vor Schritt durch einen ganz natürlichen, wiewohl wunderbaren Zuſammenfluß günſtiger Umſtände, welche nicht zu benutzen eine wahre Blödigkeit geweſen ſeyn möchte. Außer dem heimlichen Anſehen, welches den Päbſten bereits durch die erwähnte Krönung der fränkiſchen Könige zufloß, gelangten ſie jetzt zum Beſitz eines anſehnlichen weltlichen Staats. Sie geriethen nämlich mit dem griechiſchen Hof wegen einem Streit, welcher die Verehrung der Bilder betraf, in Uneinigkeit. Der longobardiſche König Aiſtulph benutzte dieſen Umſtand, und nahm den Griechen im Jahre 752 ihr Exarchat von Ravenna weg. Da die Stadt Rom ebenfalls dazu gehörte, ſo drohte er, nach Rom zu kommen. Er belagerte dieſe Stadt wirklich, wurde aber von Pipin dem Kurzen, der ſich auf dringendes Anhalten des Pabſtes der Sache annahm, gezwungen, das Exarchat zu räumen im Jahre 755. Pipin machte mit demſelben dem päbſtlichen Stuhle ein Geſchenk, und legte demnach zum heutigen Kirchenſtaat den Grund. Da die Päbſte, bieher unter den morgenländiſchen Kaiſern ſtanden, ſo erzeigten ſie nunmehr ihren Gehorſam den abendländiſchen, oder fränkiſchen Königen. Sie ſchwuren ihnen, ſo wie die Einwohner von Rom, den Eid der Treue, und bekannten, daß ſie ſchuldig wären, die Geſetze dieſer Könige zu beobachten.

Der fränkiſche Hof richtete nunmehr ſeine Abſichten auf eine Univerſalmonarchie. Pipin unterdrückte im Jahre 757 die Allemanier, oder Schwaben, bemächtigte ſich 758 der Sachſen, und 768 der Aquitanier. Pipins Sohn, Karl der Große, ein Herr von außerordentlichem Geiſt, fuhr in dem angefangenen Syſtem fort, und machte 774 dem longobardiſchen Reiche in Italien, und 788 dem bayeriſchen ein Ende.

Im Jahre 758, unter dem fränkiſchen Könige Pipin dem Kurzen, kamen die erſten Orgeln aus Griechenland nach Frankreich und Italien. Bald darauf gab es in Bayern ſo geſchickte Orgelmacher und Organiſten, daß man ſich an den entfernteſten Höfen alle Mühe gab, dergleichen Künſtler zu erhalten.

Neuntes Jahrhundert.

800.

Karl der Große erſcheint als unumſchränkter Herr von Frankreich, Deutſchland, und dem größten Theile von Italien. Bei ſeinem Aufenthalte in Rom im Jahre 800 am Weihnachtstag rief ihn der Papſt Leo III., nach geſchehener Verabredung mit dem römiſchen Volke, zum Kaiſer aus, und ſetzte ihm die kaiſerliche Krone auf. Auf dieſe Weiſe wurde der Name und die Würde eines abendländiſchen Kaiſers, oder des römiſchen Reichs, welches im fünften Jahrhundert, nämlich Anno 476, unter dem Auguſtulo von Herulern zerſtört worden war, wieder hergeſtellt.

Im Jahre 811 wurden die Hunnen, nachdem ihnen ſchon zwölf Jahre vorher die Landſchaft zwiſchen dem Kalenberg und dem Leithafluß von den Bayern abgenommen worden iſt, vollends ausgerottet, ſo, daß nur noch eine kurze Zeit zwiſchen der Ens und dem Kalenberg der Name Hunnenland geblieben, das Volk der Hunnen ſelbſt aber unter den neuen Einwohnern, den Bayern, erloſchen iſt. Bald nach dem Abgange der Hunnen kamen im Jahre 826 die Ungarn (Ugrer, Magyarn) aus Nordaſien nach Europa in die Moldau, und fielen 862 zum erſten Male in die Grenzen von Pannonien, und bald darauf in Mähren und Kärnthen ein.

Karl der Große regierte monarchiſch. Die Fürſten und Grafen der Länder waren nur ſeine Hofbediente und Statthalter. Er vertheilte die Gewalt derſelben mit einer bewunderungswürdigen Klugheit, und machte allenthalben Anſtalten, die das Gepräge eines der größten Köpfe aller Jahrhunderte tragen. Er wollte z. B. den Ocean mit dem ſchwarzen Meere, oder, welches eben ſo viel iſt, den Rhein mit der Donau, durch einen 300 Schuh breiten und 2000 Schritte langen Kanal, von der Altmühl in die Rezat bei Weiſſenburg, vereinigen. Dieſer Kanal war ſchon vollendet, und im Jahre 793 im Herbſte fuhr Karl von Regensburg auf der Altmühl durch dieſen Karlsgraben in den Main nach Würzburg; allein der Mangel an nöthigen Kenntniſſen, einen ſolchen Bau zu erhalten, hat denſelben wieder zernichtet. Auch hat er, um den politiſchen Zuſtand von Deutſchland zu erheben, Städte erbaut, und in den vornehmſten Städten Deutſchlands zwei Erzbisthümer und neun Bisthümer geſtiftet. Er hatte einen berühmten Gelehrten, Alcuin, zum Lehrer. Nach deſſen Unterweiſung richtete er ſeine erſte Sorge auf die Herſtellung der Wiſſenſchaften und

Künſte, und er brachte es durch ſeine Bemühungen, durch ſeine Aufmunterungen, und durch ſein eigenes Beiſpiel ſehr weit; allein im Ganzen war ſein Zeitalter für ſeine Anſtalten nicht reif genug, und er hätte mehr, als ein Menſch ſeyn, oder mehrere Menſchenalter leben müſſen, um ſeine Gedanken ausführen zu können. Er ſtarb im Jahre 814, und wurde zu Aachen begraben. Im Jahre 1001 ließ der Kaiſer Otto aus Sachſen ſein Grab öffnen, und man fand ihn auf einem Throne ſitzend, und mit königlichen Kleidern, und Geſchmucke bekleidet. Otto nahm diejenigen, welche die Zeit und Faulung nicht verderbt hatte, weg, nämlich ein goldenes Kreuz, welches ihm um den Hals hieng, ſeine Krone, ſein Scepter, ſein Schwert, und einen Theil ſeiner Kleidung. Dieſe Kleinodien machen noch jetzt einen Theil des Schatzes des deutſchen Reiches aus, inſonderheit die Krone und das Schwert. Die Monarchie Karls des Großen wird das vierte und letzte Hauptreich ſeit Erſchaffung der Welt genannt; aber ſchon unter ſeinen unmittelbaren Nachfolgern fieng es an zu wanken, und kurz nachher fiel es in Stücken aus einander. Dieſe Nachfolger zankten und theilten unaufhörlich, und waren niemals zufrieden.

Im Jahre 843 geſchah zu Verdün unter drei Brüdern die Theilung der fränkiſchen Monarchie in drei Theile, wodurch drei Reiche, Italien, Gallien (oder Weſtfranken, Frankreich, Reich der Weſtfranken oder Franzoſen), und Deutſchland entſtanden ſind. Da bei dieſer Theilung der älteſte Bruder Italien erhielt, ſo behielt er für ſich auch die kaiſerliche Würde, welche aber im Jahre 875 wieder an Deutſchland gekommen iſt. Der Bruder, welcher Deutſchland erbte, war ſchon zuvor König in Bayern; er hieß Ludwig II., und wurde jetzt der Deutſche genannt. Seit 843 gelangten nur bayeriſche Prinzen auf den Thron, deren Haupt- oder Stammland das Königreich Bayern, und deren ordentliche Reſidenzſtadt Regensburg war.

Schon im Jahre 887 hatte das Erbfolgerecht der karolingiſchen Fürſten in Deutſchland ein Ende. Die Bayern führten den Arnulph (natürlichen Sohn eines ihrer vorhergehenden Könige) mit einer Armee nach Tribur im Darmſtädtiſchen, und wählten ihn durch ihre, und anderer deutſcher Völkerſchaften freie Stimmen zu ihrem gemeinſamen Könige. Dieſer iſt der Urſprung des Kurrechts, welches der bayeriſchen Nation vom Anbeginne des deutſchen Wahlrechts gebührt.

Im Jahre 896 wurde Arnulph zu Rom zum Kaiſer gekrönt, und noch waren die deutſchen Nationen, und die Fürſten derſelben ihm unterwürfig, und die Würden und Aemter dieſer letztern von ihm abhängig; aber dem ungeachtet fiengen ſie allgemach an, mehr als bloße Statthalter zu ſeyn.

Aber nichts übertrifft das kühne Glück, durch welches das Anſehen des römiſchen Hofes empor ſtieg. Da jene Salbung und Krönung, welche 752 Pipin der Kurze zum erſten Male begehrt hat, bei ſeinen Nachfolgern immer fortgeſetzt wurde, ſo wurde ſie bald für eine ordentliche Beſtätigung der Kaiſer gehalten, und im Jahre 875 erklärte ſich Pabſt Johann VIII.: „der Kaiſer, weil er von Uns muß geweiht werden, muß auch von Uns zum erſten und vorderſamſt berufen und gewählt ſeyn.“ Da die Päbſte in der Stadt Rom natürlicher Weiſe das höchſte Anſehen beſaßen, ſo wurde auch dieſe Stadt ihr Eigenthum. Aber das Merkwürdigſte war eine Sammlung erdichteter Briefe, welche um die Mitte dieſes Jahrhunderts von einem Spanier, genannt Iſidorus Mercator, herausgegeben, und nachgehends mit dem Namen, die falſchen Dekretalen, bezeichnet wurden. Von dieſen Briefen wurde behauptet, daß ſie von den erſten Päbſten, welche gleich nach den Apoſtelzeiten folgten, und mithin am beſten wiſſen konnten, welche Macht ihnen angehöre, verfaßt worden ſeyen. In denſelben wurde die geiſtliche Macht über alles Irdiſche erhoben, und behauptet, die höchſte Gewalt in jedem Land ſtehe den Biſchöfen, und über dieſe dem Pabſt zu. So übertrieben und ſchwärmeriſch dieſe Grundſätze waren, ſo ſchienen ſie damals ſchon nicht mehr wider die weltlichen Staaten empörend zu ſeyn. Dieſe Grundſätze wurden zwar nicht ausgeübt; aber gelehrt und ausgebreitet wurden ſie, und die Regenten, welche noch thun konnten, was ſie wollten, achteten es wenig, jeden, was er wollte, lehren zu laſſen.

Zehntes Jahrhundert.

900.

Dieſes Jahrhundert gab dem deutſchen Reich eine neue Verfaſſung, und den Gährungen der, bereits nicht mehr heimlichen, Eiferſucht der geiſtlichen Macht wider die weltliche, einen höhern Schwung. Im Jahre 911 ſtarb Ludwig (mit dem Zunamen das Kind), der einzige Sohn des damals ebenfalls verſtorbenen Kaiſers Arnulph, und der letzte Sproſſe des karolingiſchen Stammes in Deutſchland.

Zwar lebten noch in Frankreich die Nachkommen Karls des Großen (wo auch ſie im Jahre 987 mit Ludwig V. ein Ende nahmen; aber da ſie ihrer Schwäche wegen, ſelbſt von den Franzoſen nicht geachtet wurden, ſo achteten ihrer die Deutſchen um ſo weniger, und die damaligen ſechs deutſchen Hauptvölker, nämlich die Bayern, Rheinfranken, Lothringer, Sachſen, Schwaben, und Thüringer, nahmen ihre urſprüngliche Freiheit, ſo wie ſie dieſelbe vor Karl dem Großen, jede für ſich behauptet, und von den uralten Zeiten Germaniens hergebracht hatten, wieder zurück. Es war demnach eine nur ſehr kurze Zeit, daß ganz Deutſchland unter Einem gebietenden Herrn, und monarchiſch regierenden Kaiſer ſtand, und dieſe Verfaſſung, wie ſie vor Karl dem Großen nie war, iſt nach der Erlöſchung ſeines Stammes in Deutſchland im Jahre 911 nie wieder gekommen.

Es ſtand damals, nämlich im Jahre 911, in der Willkür der genannten deutſchen Hauptvölker, künftig ohne alle Verbindung unter ſich zu bleiben, und die Wahl eines gemeinſchaftlichen Königs auf ewig zu unterlaſſen. Einigen gefiel dieß, einigen nicht. Jene wählten ſogleich einen König, Konrad, Grafen von Franken, und wollten die übrigen zwingen, ihn ebenfalls zu erkennen. Konrad ſtarb aber darüber, ohne es zu Stande gebracht zu haben. Diejenigen deutſchen Völker, welche ihn gewählt hatten, ſchritten wieder zu einer Wahl, welche auf Heinrich I., einen Sachſen, der den Zunamen, der Vogelfänger, erhielt, ausfiel. Auch ihn wollten nicht alle deutſche Völker annehmen, und zumal weigerten ſich deſſen die Bayern. Dieſe erklärten ſich, daß ſie mit den andern deutſchen Völkern keine weitere Verbindung eingehen, ſondern künftig für ſich ſelbſt bleiben, und ihr Land, wie vor Alters, ein Königreich nennen wollten. Da es aber offenbar nützlicher war, daß die deutſchen Völker von neuem in einige Vereinigung unter ſich träten, ſo ließen ſie ſich endlich im Jahre 920 bewegen, einen gemeinſchaftlichen deutſchen Wahlkönig zu erkennen, und mithin ihr Land dem deutſchen Reiche zum Lehen aufzutragen; doch thaten ſie dieß mit der Bedingniß, daß ihnen, oder welches eben ſo viel iſt, ihrem Herzog, alle Vorrechte, welche einem Könige zuſtänden, verbleiben ſollten. Von dieſer Zeit an wurde die Nachfolge eines deutſchen Königs bis auf die heutige Stunde ununterbrochen fortgeſetzt.

Der deutſche König Heinrich I. wird auch der Stadterbauer genannt, indem er, in der Abſicht, den Streifereien der Ungarn Einhalt zu thun, eine Menge Ortſchaften mit Mauern umgeben, und mit Freiheiten beſchenkt hat. Dieß war wieder ein großer Schritt zur Vervollkommnung des geſellſchaftlichen Lebens; denn der Einfluß der Städte in die politiſche und ſittliche Verfaſſung wurde in der Folge höchſt wichtig.

So einſtimmig die deutſchen Nationen darin waren, daß ſie ihre Vereinigung unter dem gemeinſchaftlichen deutſchen Könige fortſetzen wollten, ſo wenig hatten ſie etwas geſetzmäßiges beſtimmt, welche Gewalt demſelben über ſie zukommen ſollte. Hätten ſie wohl ihre Freiheit, welche ihnen durch den Abgang der karolingiſchen Kaiſer zu Theil geworden war, freiwillig, und ohne alle Nothwendigkeit, ſelbſt wieder aufgeben, und ſich der Willkür eines Einzigen überlaſſen ſollen? Nein, ſie wollten an ihren künftigen Königen, als welche ſie freiwillig über ſich ſetzten, und wählten, keine Herren, dergleichen die Karolinger waren, ſondern Oberhäupter verehren, denen überhaupt obliegen ſollte, die allgemeine Ordnung aufrecht zu erhalten, die Rechte Deutſchlands zu bewahren, erledigte Pfründen und Lehen zu vergeben, und ſolche Streitigkeiten, welche die Perſonen der Fürſten angiengen, zu ſchlichten. In dieſer Abſicht, zu verhindern, daß ein deutſcher König zu keiner Zeit ihnen an Kräften überlegen werden, und ſeine Macht zur

Unterdrückung ihrer Freiheiten mißbrauchen könnte, wurde verordnet, daß ein neu erwählter deutſcher König ſeine Länder alſogleich an einen andern abtreten, daß er nirgends ein eigenes Land, noch eine beſtimmte Reſidenz beſitzen, ſondern unaufhörlich und lebenslänglich in den deutſchen Provinzen, wo ihm allenthalben eigene Palläſte, oder Pfalzen, ſammt deren Einkünften zum Genuß und Unterhalt angewieſen waren, herumreiſen, und über die Aufrechthaltung der Gerechtigkeit und gemeinſamen Ordnung wachen ſollte. Dieß geſchah auch bis auf den Kaiſer Ludwig aus Bayern, welcher aus Mangel an dergleichen kaiſerlichen Palläſten oder auch Tafelgütern, der erſte unter den Kaiſern, in ſeinem Lande bleiben mußte. Dieſe Einrichtung war von Seite der deutſchen Nationen ſehr klug; aber den Kaiſern war ſie nicht anſtändig. Sie wünſchten, und verſuchten wieder zu werden, was die Karolinger waren, und eröffneten ſogleich Scenen voll des ſeltſamſten Streites. Zwar der König Heinrich, der Stadterbauer, hielt ſich ganz ruhig; aber ſein Sohn und Nachfolger Otto I. wagte Unternehmungen, welche ihm wegen ihrer Kühnheit und ihres Glückes den Namen des Großen erwarben. Italien, welches von Karl dem Großen erobert, und unter deſſen Nachfolgern dem deutſchen Reiche einverleibt worden, war ſeit 887, wo das Erbfolgerecht der Karolinger in Deutſchland ein Ende nahm, von den vier bisher nachgefolgten Regenten, Arnulph I., Ludwig dem Kind, Konrad aus Franken, Heinrich dem Stadterbauer, zwar nicht außer Acht geſetzt, aber auch nicht wieder mit Deutſchland vereinigt; aber im Jahre 952 that Otto der Große einen Zug dahin, eroberte Italien, und ſchrieb, nach dem Beiſpiele Karl des Großen, dieſem Lande Geſetze vor. Im Jahre 962 wurde Otto, nachdem er ein Jahr zuvor die Unruhen in Italien vollends geſtillt hatte, von Johann XII. zum Kaiſer gekrönt. Er ließ ſich von dieſem Pabſt den Eid der Treue ſchwören, und behielt ſich das ehemalige kaiſerliche Recht bevor, die Päbſte zu ernennen.

Nun kehrte ſich dieſer Kaiſer mit allen Kräften ſeiner Staatskünſte nach Deutſchland, um auch hier in die Fußſtapfen Karls des Großen zu treten. Die deutſchen Herzoge und Grafen waren aber ſchon zu mächtig geworden, als daß ſie Otto geradezu mit Waffen hätte angreifen können. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als ſie zu untergraben und dieß gieng er ſehr klug an. Da ihm das Recht zugeſtanden worden war, erledigte Reichslehen zu vergeben, ſo benutzte er dieſen Umſtand, und verlieh den Biſchöfen ganze Herzogthümer, Grafſchaften, und die ſchönſten Städte von Deutſchland, wozu er ihnen noch die herrlichſten Regalrechte verlieh, und dieß in der Meinung, daß die hohen, und nunmehr mächtigen Geiſtlichen ſich mit ihm vereinigen würden, die weltlichen Fürſten unterdrücken zu helfen. Er that noch mehr. Da er Kinder, und ſehr viele Anverwandte hatte, ſo ſetzte er dieſe in die erſten Herzogthümer Deutſchlands ein, welches auf dieſe Weiſe beinahe ſeiner Willkür überliefert wurde. Seine Anverwandten hätten ſich nur zuſammen verſtehen, und ſein Syſtem vollenden dürfen. Otto brachte es auch dahin, daß ſein Sohn zum deutſchen Könige gewählt wurde, und dieß gelang auch deſſen Nachfolgern, ſo daß die kaiſerliche Würde bei ſeinem, dem ſächſiſchen Haus, bis zu deſſen Erlöſchung geblieben iſt.

Wiſſenſchaften. Die Grundſätze der falſchen Dekretalen wurden bereits als die herrſchende Lehre auf den Schulen fortgeſetzt, und die Fürſten und Kaiſer, welche in ihrer Jugend gewöhnlich von Biſchöfen unterrichtet, und gebildet worden ſind, wurden in dem Geiſte dieſer Lehren auferzogen, welchen zuwider die Kaiſer dem ungeachtet ihre Rechte über die Geiſtlichkeit fortſetzten.

Künſte. Die Behandlung der Künſte im gothiſchen Geſchmack dauerte fort. Die Malerei und Bildhauerkunſt befand ſich in dem Zuſtande der äußerſten Niedrigkeit, und die Baukunſt ſuchte durch eine abentheuerliche Größe, durch unermeßliche Verſchwendungen ganz zweckloſer Zierrathen die Verwunderung auf ſich zu ziehen.

Eilftes Jahrhundert.

1000.

Ende der Kaiſer aus dem ſächſiſchen Haus im Jahre 1024 mit Heinrich II., oder dem Heiligen. Nun folgten die Kaiſer aus dem Hauſe der Herzoge von Franken. Dieſe Kaiſer wollten die Staatskünſte, deren ſich ihre Vorgänger, die ſächſiſchen Kaiſer, bedient hatten, die großen deutſchen Fürſten zu unterdrücken, bereits als durchgeſetzt annehmen, und ſie behandelten die deutſchen Fürſten, als wenn dieſelben ſchon unterdrückt wären. Sie ſetzten Päbſte, Biſchöfe und Herzoge ein, wie es ihnen beliebte, und ihr Deſpotismus ſtieg aufs höchſte. Was hiebei unſer Erſtaunen vermehren muß, iſt, daß es ganz in der Willkür der nothwendig der Wunſch in ihnen entſtehen mußte, ihren Beſitz und ihre Nachfolge eben ſo frei machen zu können, als dieß die weltlichen Fürſten längſt gewünſcht und unaufhörlich geſucht hatten, ſo war die ganz natürliche Folge, daß ſie ſich endlich, ſtatt den Kaiſern, wie dieſe ſich einbildeten, wider die Herzoge beizuſtehen, mit den Herzogen wider die Kaiſer vereinigten, und mit ihnen gemeinſchaftlich nach Unabhängigkeit ſtrebten, ſo, daß ſie ſich am Ende ihre wirklich erlangte Freiheit auch wechſelweiſe zu danken hatten. Ein großer Schritt zu dieſer Freiheit geſchah ſchon 1056 bei dem Hintritt des Kaiſers Heinrich III., wo deſſen Sohn, und bereits erwählter Nachfolger in der kaiſerlichen Würde Heinrich IV. erſt ſechs Jahre alt war; aber dieſer Schritt geſchah, wie längſt zu fürchten war, ſo voreilig, daß dabei die Ruhe und Ordnung von Deutſchland auf viele Jahrhunderte litt. Während der Minderjährigkeit dieſes Kaiſers wollte kein Fürſt den andern als Richter erkennen, und wenn einer mit ſeinem Nachbar in Streitigkeiten gerieth, ſo kam er, ſein Recht mit dem Schwert in der Fauſt zu ſuchen. Von dieſer Zeit iſt auch der eigentliche Anfang des berühmten Fauſtrechts zu ſuchen.

Endlich waren auch jene Grundſätze, welche im neunten Jahrhundert unter dem Namen der falſchen Dekretalen erſchienen, zur völligen Reife gekommen, und es bedurfte nur eines Pabſtes, der Muth und Geſchicklichkeit hätte, ſie durchzuſetzen. Ein ſolcher Pabſt wurde 1073 auf den päbſtlichen Stuhl erhoben. Gregor VII., ſo heißt er, beſaß außerordentliche Talente, und einen unüberwindlichen Muth. Er ſah die allgemeinen Aergerniſſe, welche aus dem Mißbrauch der kaiſerlichen Macht enſprungen waren, und entſchloß ſich, ſie abzuſtellen. Zu dem Ende durfte er nichts thun, als den Grundſätzen der längſt anerkannten falſchen Dekretalen gemäß handeln, und das that er. Im Jahre 1075 verbot er dem Kaiſer Heinrich IV. die Beſetzung der geiſtlichen Pfründen, oder, wie ſie genannt ward, die Inveſtitur, und befahl ihm nach Rom zu kommen. Er drohte dem Kaiſer mit der Excommunication, falls er nicht kommen würde; und da der Kaiſer nicht kam, excommunicirte er ihn wirklich, und entſetzte ihn durch ſeine Sentenz aller Länder, Ehren, und Würden. So unerhört eine ſolche Sentenz war, ſo wurde ſie doch von den mächtigſten der deutſchen Fürſten unterſtützt, weil dieſelbe ein Mittel war, das ihnen verhaßte Uebergewicht der Kaiſer zu entkräften, wie ſie dann ihren Endzweck nach und nach vollkommen erreicht haben.

Vorbereitung zur Entſtehung der Kurfürſten. Dieß geſchah 1024 nach dem Hintritte des Kaiſers Heinrich II. Es haben ſich nämlich bis dahin alle Freien und Ritter aus allen deutſchen Ländern zu den Wahltägen verſammelt, und ihre Stimmen gegeben; aber dießmal verſammelten ſich die Häupter der vornehmſten deutſchen Völker auf einer Inſel im Rhein zwiſchen Mainz und Worms; ſie nahmen die Wahl des künftigen Königs, Konrad II., unter ſich vor, und machten ſie nachgehends der Menge bekannt, woraus das Vorwahls- oder ſogenannte Prätaxationsrecht entſtanden iſt.

In der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts ereignete ſich wieder eine derjenigen Begebenheiten, welche künftigen Jahrhunderten eine neue Verfaſſung gegeben hat. Die abendländiſchen Chriſten waren ſeit urdenklichen Zeiten gewohnt, nach Aſien in das gelobte Land zu wallfahrten, und Jeruſalem zu beſuchen. Im Jahre 1079 brachten die Türken dieß Land in ihre Gewalt, und behandelten die Wallfahrter ſehr unfreundlich. Dadurch wurden die abendländiſchen Chriſten in einen unglaublichen Eifer geſetzt, dieſe Länder den Türken zu entreiſſen, und im Jahre 1096 unternahmen ſie dahin den erſten jener Züge, welche darum, weil ſich die Soldaten ihre Kleider mit Kreuzen bezeichneten, Kreuzzüge genannt wurden. Fünf dieſer Kreuzzüge vom Jahre 1096 bis 1248 ſind vor andern berühmt, und wenn ſie gleich im Grunde vergebliche Unternehmungen waren, ſo waren ſie doch ihrer Folgen wegen überaus wichtig.

In den Wiſſenſchaften und Künſten herrſchte eine entſetzliche Barbarei und Finſterniß, und im nämlichen Grade ein allgemeines Verderbniß der Sitten. Die Weltgeiſtlichen, welche bisher in den Biſchofhäuſern beiſammen wohnten, giengen auseinander, und beſtellten ſich Chorvikarios, welche ihre Dienſte verrichten mußten. Durch dieſen Verfall des weltprieſterlichen Lebens wurden, nebſt andern Urſachen, viele fromme Männer veranlaßt, Abteien und Orden zu ſtiften, deren Verſchiedenheit und Anzahl ſich in Bälde erſtaunlich vermehrt hat.

Zwölftes Jahrhundert.

1100.

Die Kaiſer ſtiegen von ihrer ehemaligen Höhe herab; denn da ſie ſich, um das Inve=

ſtiturrecht wieder zu erlangen, mit den Päbſten in einen Streit einließen, und zu dem Ende der Unterſtützung der Reichsfürſten benöthigt waren, ſo waren ſie gezwungen, dieſen ſo viele Freiheiten und Vorrechte zu geſtatten, als ſie ſich herauszunehmen für gut befanden. Gleichwohl war die Unterſtützung, welche ſie dem Kaiſer leiſteten, ſo beſchaffen, daß ſie demſelben ſehr wenig nützte. Der im Jahre 1075 entſtandene Inveſtiturſtreit nahm 1122 ein Ende. Der Kaiſer mußte dem Inveſtiturrecht entſagen, und die Biſchof- und Pabſtwahlen wurden unabhängig. Der päbſtliche Hof gieng noch weiter. Er behauptete, daß es ihm zuſtände, die Kaiſer zu beſtätigen; Lothar, Graf von Suplinburg und Querfurt, welcher 1125, wo die fränkiſchen Kaiſer abgiengen, zur kaiſerlichen Würde erhoben wurde, war er in der That der erſte, den ein Pabſt beſtätigte. Daß ſich die deutſchen Fürſten der Gelegenheit, die Gewalt der Kaiſer noch mehr einzuſchränken, bedient haben, iſt leicht zu erachten. Sie machten ſich es ordentlich zum Syſtem, die kaiſerliche Macht herabzuſetzen, und ſie ſchrieben denſelben vor ihrer Wahl Kapitularien vor welche die Kaiſer halten ſollten. Vom Kaiſer Lothar an durfte die Behandlung der öffentlichen Reichsangelegenheiten, die Vergebung der Herzogthümer, die Erhebung eines geringern Standes zur fürſtlichen Würde nicht anders, als mit Beiziehung und Genehmigung der Reichsſtände geſchehen. So hatte ſich endlich durch Ereigniſſe, welche wir ankommen, fortwachſen, und reif werden ſahen, die Ordnung der Dinge verändert.

Während daß die Kaiſer und Herzoge wechſelweiſe beſchäftiget waren, ſich Abbruch zu thun, ſuchten ſich die Stände in den Ländern der Herzoge ebenfalls von dieſen letztern unabhängig zu machen. Die Kaiſer verliehen den Ständen verſchiedene außerordentliche Privilegien, um dadurch die Herzoge zu ſchwächen, und dieſe mußten dazu ſtillſchweigen, wenn ſie anders nicht wollten, daß ihre eigenen Landſtände wider ſie dem Kaiſer beiſtänden. Doch in einigen Ländern, wie z. B. in Bayern, ſind die Geſchlechter dieſer mächtigen Stände ausgeſtorben, und die Landesfürſten unabhängige Herren geworden.

Nähere Beſtimmung der heutigen Kurfürſten nach dem Abgange der Kaiſer aus dem fränkiſchen Haus 1125. Noch kamen die deutſchen Nationen in Perſon zur Wahl, und dießmal erſchienen auf dem Reichstage zu Mainz bei ſechzigtauſend Mann; allein die Fürſten der Hauptnationen, die Bayern, Schwaben, Franken, und Sachſen, trennten ſich ſogleich von der Menge und nahmen aus jeder

Nation zehn Männer heraus, welche in ihrem Namen voraus wählen, und denen die übrigen ihre Einwilligung geben ſollten.

Folgen der Kreuzzüge. Durch die Erfahrungen der Mühſeligkeiten, welche von den Kreuzzügen unzertrennlich waren, geriethen wohlhabende Leute auf den Einfall, ihr Geld und Gut zu Stiftungen, wodurch die Kreuzzüger unterſtützt werden ſollten, anzulegen. Da die Verfaſſung ſolcher Stiftungen nothwendig die Beobachtung gewiſſer Regeln vorausſetzte, ſo nannte man ſie Orden, und da ihre Stifter nur die Ritter wollten Antheil nehmen laſſen, ſo nannte man ſie Ritterorden. Weil aber damals ein jeder, der ein eigenes Pferd ausrüſten konnte, ein Ritter, und mithin ihre Anzahl unermeßlich war, ſo zog man bei der Aufnahme in einen Ritterorden die ältern Ritter den neuern vor, und man mußte beweiſen können, daß ſchon die Aeltern und Ahnen Ritter geweſen ſind; daher fieng man an, mit der äußerſten Sorgfalt Stammbäume zu errichten, den Ahnenadel einzuführen, und dieſen zu einem beſondern Stand zu machen. Da im vorgehenden Jahrhundert um 1060 in Frankreich ein neues Ritterſpiel, die Turniere, erfunden, und dieſes 1127 zu Würzburg nachgeahmt worden iſt, ſo wurde man einig, nur diejenigen, welche eine beſtimmte Zahl rittermäßiger Ahnen zählen konnten, an den Turnieren Theil nehmen zu laſſen. Auch fieng man jetzt an ritterliche Wappen anzunehmen, um ſein Geſchlecht von andern zu unterſcheiden.

Im Jahre 1138 fieng die Periode der Kaiſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe von Hohenſtauffen an. Dieſe Periode war die ſchönſte, und das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert war überhaupt in manchem Betracht das blühendſte Zeitalter von ganz Deutſchland. Dieſe zwei Jahrhunderte ſind der eigentliche Zeitraum der berühmten Ritterzeiten, und der Minneſänger, oder des goldenen Zeitalters der deutſchen Dichtkunſt. Damals herrſchte Freiheit(?), Herzensmuth, Reichthum, Handel, Gewerbigkeit, wahre Höflichkeit, und feine Galanterie, ſtarkes Ehrgefühl, und Freude auf Hügeln und in Thälern.

Der Mißbrauch des Fauſtrechts nahm mit jedem Jahre überhand. Jeder wollte in ſeiner Sache ſelbſt Richter ſeyn, und mit dem Schwert entſcheiden. Die Mittel dagegen waren die Kreuzzüge, wodurch manches Geſchlecht erſchöpft wurde, dann der Kirchen- und Reichsbann, der Landfriede, und die Bevölkerung der Städte. In dieſen letztern wurde bisher alle Arbeit bloß von Knechten getrieben; allein der Kaiſer Heinrich V., der letzte Kaiſer aus

Franken, machte die Knechte frei, und ihre Anzahl, ſo wie ihr Wohlſtand, vermehrte ſich ſogleich unglaublich. Sie errichteten unter ſich Zünfte, und Zunftinnungen. Da es für ihre Handelsleute unſicher zu reiſen war, ſo hielten ſie ſich bewaffnete Leute in Sold, welche Söldner oder Soldaten hießen, und den Reiſenden das Geleit geben mußten.

Im Jahre 1156 wurde Oeſterreich, welches bisher ein bayeriſches Stammland war, von Bayern abgeriſſen, und zu einem eigenen Herzogthum erhoben.

Wiſſenſchaften. Auch hier hatten die Kreuzzüge den wichtigſten Einfluß. In Konſtantinopel, als der Hauptſtadt des damals noch vorhandenen morgenländiſchen Kaiſerthums, waren noch häufig Kennzeichen der alten Freiheit der Sitten, und Denkmale des Geſchmackes und der Künſte zu finden, und ſelbſt in Aſien fanden die mit dem Kreuze bezeichneten Europäer beträchtliche Ueberbleibſel von Wiſſenſchaften und Künſten. Sie ſahen wohleingerichtete Manufakturen, blühende Handelsplätze, und trafen feinere Sitten, als ſie ſelbſt mitbrachten, an. Daher der erſte Schritt zur künftigen Aufklärung ſeit den Zeiten Karls des Großen; daher einige Verbeſſerung der Wiſſenſchaften, die aber bald ſo ſehr von neuem wieder verfinſtert wurden, daß gewiſſermaßen ſchon damals der Grund zu den Glaubensſpaltungen des ſechzehnten Jahrhunderts gelegt worden iſt. Man lernte nämlich in Aſien den Ariſtoteles kennen, und verehrte ihn ſo abgöttiſch, daß man ſogleich anfieng, ihn den Wiſſenſchaften zum Grund zu legen.

Die Vermehrung, ſo wie die Bereicherung der Abteien dauerte immer fort. Die Mönche ſchrieben alte klaſſiſche Werke ab; auch ſchrieben ſie Chroniken ihrer Zeit, und leiſteten dadurch den künftigen Jahrhunderten unbeſchreiblich wohlthätige Dienſte.

Die Künſte waren noch in einem barbariſchen Zuſtand. Die Vorſtellungen der Gemälde in geiſtlichen Büchern, und die Bildſchnitzereien in Kirchen waren nicht nur geiſtlos, ſondern nicht ſelten höchſt unanſtändig. Die Glasmalerei, wo die Farben in die Gläſer eingeſchmelzt wurden, war ſehr üblich, und die Fenſter der Kirchen, und anderer großen Gebäude wurden mit denſelben geziert.

Dreizehntes Jahrhundert.

1200.

Aeußerſter Aufruhr aller Kräfte. Waffen und Staatskünſte von Seite der Päbſte, der Kaiſer, der deutſchen Herzoge und Biſchöfe, der Landesſtände, und deutſchen Kaiſerſtädte, ſich einander zu untergraben und zu ſchwächen. Wenn ein Kaiſer, oder ein Reichsfürſt nicht that, was der römiſche Hof für gut befand, ſo wurde er in den Bann gethan, und ſogleich fielen alle, welche durch den Sturz eines Dritten ſich erheben wollten, über ihn her. Wenn die Kaiſer, in der Abſicht, ſich den römiſchen Hof zu gewinnen, Kreuzzüge in Perſon begleiteten, ſo befeſtigten ſich während ihrer Abweſenheit die Herzoge immer mehr in ihrer Unabhängigkeit; und reiſten die Herzoge fort, ſo thaten die Landſtände desgleichen. So wurde die Macht in Deutſchland immer in kleinere Theile getheilt. Endlich nach dem Tod des hohenſtauffiſchen Kaiſers Friedrichs II. 1250 gieng alles durcheinander. Die drei darauf folgenden Kaiſer waren häufig außer Deutſchland, und ſohin that jeder, was ihm beliebte. Als der dritte derſelben, genannt Konrad, von Kornwallis aus England, im Jahre 1271 mit Tod abgieng, wurde die Wahl bis 1273 aufgeſchoben. Während der letztern und zumal während dieſer zwei Jahre, welche eigentlich das berühmte Zwiſchenreich, oder das ſogenannte Interregnum ausmachen, war es, als ſollte Deutſchland aus ſeinen Angeln gehoben werden. Jeder that, was er wollte, oder vermochte; aber eben darum, weil jeder ſeine Kräfte im höchſten Grad anſtrengte, ſo wurden kleinere bald von größern verſchlungen, oder entkräftet, und es entſtanden wieder Unterabtheilungen, und Stufen von wechſelſeitiger Macht. Jene größern Reichsfürſten, welche bei den Kaiſerwahlen in den zwei vorgehenden Jahrhunderten im Namen ihrer Nationen voraus gewählt hatten, erſchienen bei der Königswahl Konrad IV. 1237 als ordentliche Kurfürſten. Es waren ihrer ſieben, als die drei Erzbiſchöfe am Rhein, von Mainz, Köln, und Trier, der König von Böhmen als Erzſchenk, der Herzog von Bayern (welcher bereits auch Pfalzgraf am Rhein war) als Erztruchſeß, der Herzog aus Sachſen, als Erzmarſchall, und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer. Eine ganz neue und ſeltſame Macht waren die Städte, welche die Kaiſer (von Heinrich I., oder dem Stadterbauer an) aus verſchiedenen guten Urſachen errichtet, und mit Freiheiten begabt hatten. Diejenigen Städte, welche die Kaiſer eigens für ſich errichteten, hießen kaiſerliche, wie ſie dann den Kaiſer mit Geld, oder Soldaten unterſtützen mußten. So war es auch mit den italieniſchen Städten, welche unmittelbare Kammergüter der Kaiſer waren. Dieſe Städte gelangten ſchon dadurch, daß ſie zahlreiche Verſammlungen von Menſchen waren, in ein großes Anſehen, und den Großen von Adel, welche noch größtentheils außer den Städten in ihren eigenen Schlöſſern wohnten, wurden dieſe Städte bald ſchreckbar, ſo, daß ſie ſich von ihren Schlöſſern, deren Befeſtigungen ihnen unnütz geworden ſind, herab, und in die Städte begaben. Nun kamen die Kreuzzüge, und mit ihnen unzählige Zweige der Handlung aus dem Orient. Die Städte, die italieniſchen ſowohl, als die deutſchen, wurden dadurch reich und übermüthig. Jene erhielten theils durch die Freigebigkeit der Kaiſer, theils maßten ſie ſich verſchiedene Freiheiten an, und endlich verſuchten ſie es, eine nach der andern, ſich von den Kaiſern, die ſtets im Gedränge waren, los zu machen. Unter Kaiſer Friedrich II. rebellirten die Mailänder, und zogen einen großen Theil der lombardiſchen Städte in ihr Bündniß. Friedrich II. unterdrückte daſſelbe; allein nach ſeinem 1250 erfolgten Hintritte, lebte es von neuem auf, und es bildeten ſich die kleinen Republiken, Herzogthümer ꝛc., welche heut zu Tage in Italien vorhanden ſind.

In Deutſchland hat 1241 die Stadt Lübeck mit einigen benachbarten Städten zur Sicherheit der Handlungsreiſen ein Bündniß errichtet, welches unter dem Namen die Hanſee berühmt iſt. Im Jahre 1255 traten dieſer Hanſee mehr als ſiebenzig Städte im untern Deutſchland bei, und ihre Anzahl wuchs noch weit höher. Dieß letztere Bündniß, das Rheiniſche genannt, womit ſich auch Fürſten vereinigten, hatte die gute Abſicht, die öffentliche Sicherheit wider Gewaltthätigkeiten und Raubereien Hand zu haben; aber das Anſehen der verbundenen Städte erſtreckte ſich bald weiter. Schon nach dem Tode des Kaiſers Friedrich II. weigerten ſich die bisher kaiſerlichen Städte einhellig, dem künftigen Kaiſer einige Abgaben zu entrichten, zu welchem Ende ſie ihren Namen verändert, und ſich freie Reichsſtädte genannt haben. So iſt in dieſem Jahrhundert die Eintheilung deutſcher Stände in vier Klaſſen entſtanden. Dieſe waren

1) das Kollegium der Kurfürſten,
2) das Kollegium der Fürſten,
3) das Kollegium der Städte, und
4) des unmittelbaren Adels.

Im Jahre 1273 begann, mit Rudolph von Habsburg, der Zeitraum der Kaiſer aus den Häuſern Habsburg, Luxenburg, Bayern, und der Rheinpfalz.

Die Wiſſenſchaften waren noch überhaupt ſo beſtellt, daß ſie den Verſtand vielmehr verfinſterten, als aufklärten. So war es auch mit den Künſten; doch zu Ende dieſes Jahrhunderts wurde von dem Andreas Taſſi die, bei den Alten ſo ſehr berühmte, Moſaik, oder die Kunſt, durch Aneinanderſetzung unzähliger kleiner Stücke gefärbter Steine, oder Gläſer zu malen, wieder aufgeweckt.

Die Stiftungen der Klöſter, und deren Zeitchroniken dauerten noch immer fort; doch wurden auch häufig Mendikantenklöſter geſtiftet. Bei den Domſtiftern wurde, wie bei den Ritterorden die Ahnenprobe zur Aufnahme gefordert. Die biſchöfliche Würde wurde ein Vorrecht des Adels.

Vierzehntes Jahrhundert.

1300.

Die Bemühungen des päbſtlichen Hofes, die Kaiſer einzuſchränken, ſtiegen aufs Höchſte. Der Kaiſer Ludwig aus Bayern wurde verſchiedenemale in den Bann gethan; aber mitten unter unzähligen Beängſtigungen ſtellte dieſer große Kaiſer dem deutſchen Reiche die, ſeit 1075 unterdrückte, Freiheit wieder zurück. Dieß geſchah zu Rennſee 1338, wo durch eine Hauptreichsverordnung feierlich erklärt wurde, daß die kaiſerliche Würde unmittelbar von Gott herfließe, daß dem Pabſt durchaus keine Oberherrlichkeit über den deutſchen Kaiſer, noch das Recht, vorgegangene Wahlen zu billigen, oder zu verwerfen, zukomme, u. ſ. w. So endigte ſich die politiſche Macht des römiſchen Hofes, die größte und fürchterlichſte, die jemals auf dieſer Erde erſchienen iſt. Wenn gleich die Abſicht dieſer Macht nicht dahin gieng, die deutſchen Fürſten frei zu machen, ſo haben doch die deutſchen Fürſten eben dieſer Macht ihre heutige Freiheit, und Deutſchland hat derſelben größtentheils ihre heutige Verfaſſung zu danken. So haben auch die Kreuzzüge nebenher viele weſentliche gute Folgen gehabt. Durch ſie erhielten wir eine Menge fremder Produkte, eine Kenntniß von dem Umlauf und den Vortheilen der Handlung, einen beſſern Geſchmack der Wiſſenſchaften und Künſte, und eine frühere Verfeinerung der Sitten.

In Italien kam, unter den Nachfolgern des Kaiſers Ludwig aus Bayern, das kaiſerliche Anſehen immer tiefer herab. Karl IV. aus Böhmen trat der Republik Venedig die

Städte Verona, Padua und Vinzenza ab, ſetzte Erbſtatthalter zu Mailand, und verkaufte aus Geiz die kaiſerlichen Gerechtſame in Italien. Deſſen Nachfolger, Kaiſer Wenzeslaus, richtete den Reſt des kaiſerlichen Anſehens vollends zu Grunde.

Die Ritterzeiten, die Turniere, das Fauſtrecht, nebſt den Zweikämpfen dauerten fort, ungeachtet ſich dieſen letztern die Kaiſer und Herzoge durch öftere Errichtungen des Landfriedens, und Reichs- und Landesächtungen, dann auch die Päbſte und Biſchöfe durch den Kirchenbann widerſetzten.

In der untern Hälfte von Deutſchland behauptete die deutſche Hanſee den Alleinhandel nach Dänemark, Schweden, Polen und Rußland; in der obern oder ſüdlichen Hälfte beherrſchte eine Südſee-Compagnie mit ihrer Handlung die Levante. Die Schätze von beinahe allen europäiſchen Ländern, und von Aſien und Afrika ſtrömen nach Deutſchland.

Künſte. Der Zeitgeſchmack war zwar noch immer gothiſch; aber was das Mechaniſche der Kunſt, Fleiß, Dauerhaftigkeit, Pracht und Kühnheit anbelangt, ſo hatte damals jedes Handwerk die vortrefflichſten Meiſter. In Ebenholz, Elfenbein, Silber, wurde, wie man noch an Altären, Einfaſſungen der Reliquien, Monſtranzen, Kelchen, Bechern, auf Käſtlein von Ebenholz, und verſchiedenen andern getriebenen, geſchnitzten, eingelegten, und durchgearbeiteten Stücken, dieſes und der zwei folgenden Jahrhunderte ſieht, meiſterhaft gearbeitet; aber auch in Rückſicht auf das Schöpferiſche der Kunſt wehet aus den einſamen Trümmern alter Palläſte und Kirchen, aus Bildern in Büchern das glimmende Tocht manches braven Künſtlers, den kein Zeitgenoſſe bemerkt, kein Geſchichtſchreiber verewiget hat.

Im Jahre 1350 entſtand zu Florenz die erſte Malerakademie, die Geſellſchaft des heil. Lucas genannt, welche erſt von der Regierung unterſtützt, hernach von den Herzogen aus dem Hauſe Medicis in beſondern Schutz genommen ward.

In der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts weinte Petrach (Petrarca) ſeine Klagen der Liebe.

Auch die Wiſſenſchaften befanden ſich bereits in den lebendigſten Regungen des Aufwachens aus dem tiefen Schlummer nach der langen Nacht; aber die herrſchende Art, womit dieß geſchah, war leider, gleich anfangs auf Abwege verirrt. Die Sucht, überall mit ariſtoteliſchem Scharfſinn zu verfahren, war allgemein. Man unterſuchte und diſputirte bloß über wiſſenſchaftliche Dinge, und endlich bezog ſich alles auf eine Schulwiſſenſchaft, die ſcolaſtiſche Theologie. Auch wurden die Wiſſenſchaften durchaus in lateiniſcher Sprache gelehrt. Alles dieſes iſt um ſo mehr zu bedauern, je größer und inſtändiger der Fleiß war, den die damaligen Gelehrten auf die Gelehrſamkeit wendeten, und je großmüthiger die Aufmunterungen waren, womit die Fürſten ſie unterſtützten.

Anfang der Univerſitäten. Im Jahre 1366 wurden zu Wien, dann auch zu Prag, und 1390 zu Heidelberg Univerſitäten geſtiftet. Man entwarf regelmäßige Plane zum Studiren, und Lehrer und Schüler wurden mit den koſtbarſten Vorrechten begnadigt. Die Gelehrſamkeit wurde der alleinige Weg zur Belohnung, zu Ehren und Würden, und zur Ehrerbietung in jeder Lebensart.

Erfindungen. Im Jahre 1302 wurde von Flavio Gioia, einem Bürger aus der Stadt Amalfi, im Neapolitaniſchen, der Seecompaß erfunden.

Um das Jahr 1330 erfand Berthold Schwarz, ein Kloſtergeiſtlicher, den Gebrauch des Schießpulvers.

1346 in der Schlacht bei Crecy zwiſchen den Franzoſen und Engländern bedienten ſich die letztern der Kanonen zum erſten Mal.

Um das Ende dieſes Jahrhunderts geſchah die Erfindung des Lumpenpapiers.

Fünfzehntes Jahrhundert.

1400.

Neue Epoche der Menſchlichkeit, der Künſte, und Wiſſenſchaften. Im Anfang dieſes Jahrhunderts äußerten ſich die erſten traurigen Folgen der erwähnten Schulgelehrſamkeit. Da man die Diſputirkunſt für die nothwendigſte Eigenſchaft eines Gelehrten, und ſophiſtiſche Spitzfindigkeiten für die einzigen Kennzeichen großer Talente hielt, ſo war nichts natürlicher, als daß einmal ein ehrſüchtiger und feueriger Kopf dem Schulwitz nachrannte, und die Wahrheit verließ. Dieß that Huß, ſonſt ein geſchickter Profeſſor zu Prag, und 1415 wurde er zu Koſtnitz, oder Konſtanz am Bodenſee, wo damals eben ein Concilium verſammelt war, lebendig verbrannt. Dieſe Behandlung verſchaffte dem Hingerichteten Anhänger zu hunderttauſenden, die ſich Huſſiten nannten, und den Tod deſſelben grauſam rächten.

Man fährt fort, Univerſitäten zu ſtiften, ohne ſie viel zu verbeſſern. Die Geiſtlichkeit fängt an, ihr Anſehen und ihren Reichthum zu genießen, und wird immer träger und unwiſſender. Die Mönche hören auf, ſich anzuſtrengen, und werden dumm und unnütz. Die Mißbräuche in Religionsſachen häufen ſich, und werden nicht mehr geachtet. Alles verſchlimmert ſich. Einzelne verſtändige Männer kündigen im Voraus große Uebel an, und werden dafür verſpottet und verfolgt.

Während ſich der menſchliche Verſtand einer neuen und ſyſtematiſchen Barbarei zu nähern ſcheint, wird ihm aus dem Orient Licht angezündet. Im Jahre 1453 nahmen die osmanniſchen Türken Konſtantinopel ein, und errichteten auf dem Umſturz des im Jahre 395 entſtandenen griechiſchen Kaiſerthums einen neuen Staat in Europa. Die griechiſchen Gelehrten und Künſtler, die von einem wilden Volk wenig verſtanden und geſchätzt wurden, flüchteten ſich nach Italien, und verbreiteten daſelbſt den Geſchmack an wahren Künſten und beſſern Kenntniſſen. Man fieng an, die klaſſiſchen Schriftſteller aus Staub und Moder hervorzuſuchen, und die alten Kunſtwerke aus dem Schutt zu graben.

Auch in Deutſchland machte man ſich für Eindrücke dieſer Art empfänglich. Die größern

Fürſten waren des Fauſtrechts müde, und errichteten 1495 auf dem Reichstage zu Worms den ewigen Landfrieden, vermöge welchem alle Privatfehden auf ewig verboten, und zur Entſcheidung bürgerlicher Streitigkeiten unter den Reichsſtänden ein eigenes Gericht, das kaiſerliche Kammergericht errichtet ward. Noch blühte die deutſche Hanſee, und noch 1475 nöthigte ſie die Engländer, den Frieden von ihr um 10,000 Pfund Sterling zu erkaufen. Die Ritterzeit gieng zu Ende. 1487 wurden zu Worms und Regensburg die letzten Turniere gehalten.

Erfindungen. Im Jahre 1440 wurde von einigen Bürgern zu Mainz, genannt Guttenberg, Johann Fauſt, und Schoifer die Buchdruckerkunſt zu Stande gebracht. Die erſten Verſuche wurden 1436 gemacht.

Im Jahre 1492 erfand Chriſtoph Columbus, ein Genueſer, den vierten Theil der Erdkugel, welchen man nach Veſputius Amerikus, einem Florentiner, Amerika genannt hat.

Die meiſten und herrlichſten Erfindungen (und zum Theil Wiederherſtellungen) geſchahen in der Kunſt. Gleich zu Anfang dieſes Jahrhunderts erfand der Maler Van Eyk die Kunſt, mit Oelfarben, das iſt, mit Farben, welche mit Oel vermiſcht werden (was den Alten unbekannt war) zu malen.

Im Jahre 1423 kommen ſchon Holzſtiche vor, welche älter ſind, als die Buchdruckerkunſt. Das älteſte Buch, wo man Holzſtiche antrifft, iſt die Heiligenlegend, Augsburg 1471. Auch der mainziſche Pſalter von 1457 hat bei 200 ſchön geſchnitzte Anfangsbuchſtaben.

Gegen 1440 wurde das Kupferſtechen zu Bockholt, im Münſteriſchen, durch Iſrael von Mecheln, oder nach andern, von Mainz erfunden. Die älteſten Kupferſtiche ſind eine Paſſion von 1440, und 1448 kam zu Lyon das erſte franzöſiſche Buch mit Kupferſtichen heraus.

Aber nichts war mit den Wirkungen zu vergleichen, welche der Anblick griechiſcher Werke der Baukunſt, Bildſchnitzerei und Malerkunſt, welche aus Griechenland nach Italien geführet wurden, hervorgebracht hat. Faſt zu gleicher Zeit traten die berühmteſten Maler, deren Werke klaſſiſch ſind, auf, als Leonhardo da Vinci, Michael Angelo, Titian, Correggio, und Raphael.

Sechzehntes Jahrhundert.

1500.

Die Unwiſſenheit wurde immer gröber, das Verderbniß immer allgemeiner, und die Mißbräuche immer verhärteter. Man fieng an, einzuſehen, wie höchſt elend die Schulen auf den Univerſitäten wären, und ſtiftete zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften Akademien, das iſt, Verſammlungen einer gewählten und kleinen Anzahl geſunder und vorausdenkender Männer, welche ſich vereinigen ſollten, dem Strome der Mißbräuche aller Arten entgegen zu ſtreben, und die Kenntniß und Luſt zur wahren Wiſſenſchaft zurück zu führen. Man unternahm und beförderte aller Orten die Ausgaben der alten klaſſiſchen Schriften, und ſogleich gewann eine geſündere Kritik, und ein Verlangen nach Vollkommenheit die Oberhand. In allen Fächern von Wiſſenſchaften traten mit Geiſt und Kühnheit große Männer hervor, und beleuchteten den Wuſt der Mißbräuche, die ſo entſetzlich und allgemein waren, daß ſelbſt ihre Wegräumung mit einer Art von Gefahr verbunden war, weil dieſelbe, ſo nothwendig ſie war, eben ſo nothwendig mit Klugheit und Beſcheidenheit geſchehen ſollte, und es nicht in der Macht der gutdenkenden

Männer ſtand, allen Gelehrten dieſe Beſcheidenheit mitzugeben.

Im Jahre 1517 ſtand ein Auguſtinermönch zu Wittenberg, Luther, auf, und ſetzte durch ſeine Ausfälle, erſt auf die damaligen Mißbräuche, dann auf weſentliche Punkte der katholiſchen Religion, ganz Deutſchland in Bewegung. Mächtige Fürſten Deutſchlands traten ſammt ihren Unterthanen zu Luthers Neuerungen über, und Deutſchland trennte ſich gleichſam von ſich ſelbſt. Eine Kirchenverſammlung zu Trient, welche 1542 ihren Anfang genommen, und bis 1563 gedauert hat, war für die Fürſten, welche die Neuerung annahmen, und ſich Proteſtanten nannten, vergeblich; ſie wollten durchaus anderer Meinung, und von den Katholiken getrennt ſeyn. Solche Folgen hatte die träge Unwiſſenheit der vornehmſten Geiſtlichen, die erſchreckliche Dummheit der Mönche, die Pedanterei auf Schulen, und die gänzliche Vernachläſſigung der öffentlichen Erziehung.

Raſche Gährung unzähliger Uneinigkeiten deutſcher Fürſten. Religionsfriede zu Augsburg 1555.

Höchſte Stufe der öſterreichiſchen Macht unter Karl V. Die Fürſten der großen europäiſchen Staaten dringen auf die Einführung des Gleichgewichts in ihrer wechſelſeitigen Macht.

Verfall der Hanſee, deren Handlung vorzüglich die Spanier und Engländer, denen die Entdeckungen in Amerika trefflich zu ſtatten kamen, an ſich ziehen. Ende der Ritterzeiten.

Wiſſenſchaften. Blüthe auf allen Zweigen derſelben. In der Philoſophie Bako von Verulam, des Cartes ꝛc. In der Naturkunde Geßner und Hernando, Torricelli, Pascal, Paracelſus, oder Theophraſt. In der Chemie: Veſalius Falop, und Servet. In der Medicin: Harvey und Sanktorius. In der Aſtronomie: Copernikus, Galiläi, Kepler. In der Mathematik: Lucas de Burgo, und Viette ꝛc. In der praktiſchen Philoſophie: Bodin, Montagne, Hobbes, und Grotius. In der Geſchichte: Platina, Sleidan, Aventin, Johann Cuſpinian, Johann Dubravius, Gerhard Geldenhauer, Wenzel Hageck, Caſpar Hedio, Wolfgang Lazius, Sebaſtian Münſter, Pirkheimer, Jakob Ziegler, Nikolaus Reisner, Johann Piſtorius ꝛc. In der Grammatik, den ſchönen Wiſſenſchaften, und Alterthumskenntniß: Ulrich von Hutten, Johann Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Conrad Celte, Conrad Peutinger zu Augsburg (erſter Sammler der römiſchen Alterthümer) Marx Welſer zu Augsburg, Scaliger, Montagne und Rabelais, Marot, Malherbe, Corneille, Shakespeare, Arioſt, Taſſo.

Künſte. Goldenes Zeitalter derſelben. **Künſtlerſchulen.**

1) Die flämmändiſche Schule, deren Stifter van Eyck, und Rubens waren. Dieſer Fürſt der niederländiſchen Schule wurde geboren zu Köln 1577. Dann folgte David Tenier, geboren zu Antwerpen 1582; dann Adrian Brouwer, geb. 1640; dann Hermann Schwanenfeld, oder Schwanevelt; dazu zählt man den Bildhauer, Franz de Quesnoy, oder Fiamingo.

2) die florentiniſche Schule, welche ſchon im dreizehnten Jahrhundert bei den Künſtlern, welche der Rath zu Florenz aus Griechenland kommen ließ, anfieng. Der größte und letzte Meiſter dieſer Schule war Leonhardo da Vinci, der 1520 ſtarb, und vor ihm Michael Angelo; dahin gehören auch vorzüglich Biaccio Bandinelli, Andre del Sarte, Balthaſar Pruzzi, Franz Salviatti ꝛc. Dieſe Schule iſt beſonders wegen des Großen und Starken in Formen und Zuſammenſetzungen, und wegen der meiſterhaften Bildhauer berühmt.

3) Die lombardiſche oder bologneſiſche Schule, welche die berühmten Carrache geſtiftet haben; dahin gehört Hannibal Carracio, geb. zu Bologna 1560. Dann folgten

Dominikus Zampieri, oder Dominichino, der 1641 ſtarb. Guido Reni, geſt. 1642. Franz Correggio, Maler zu Bologne um 1650. Dieſe Schule ſoll die Vorzüge der vorhergehenden ſowohl in der Wahrheit und Kühnheit der Zeichnung, als im Ausdruck vereinigen.

4) die römiſche Schule, welche bereits mit Peter Perugino, der 1446 geb., und Raphaels Lehrmeiſter war, ihren Anfang mit Cirſo Ferri, der 1689 und Carl Maratti, der 1713 ſtarb, ihr Ende nahm. Raphael ſtarb 1520. Eine vortreffliche Richtigkeit der Zeichnung, Größe im Ausdruck, und Erhöhung des Schönen ſind die Vorzüge der römiſchen Schule.

5) Die venetianiſche Schule, deren erſter Meiſter, Titian, der erſte Coloriſt aller Schulen war. Er ſtarb 1576. Dann folgten Jakob Tintoretto oder Robuſti, der 1594 ſtarb, und Paul Veroneſe, oder Caliari, geſt. 1588. Dieſe Schule ſteht, was das Große und die Richtigkeit der Zeichnung betrifft, der römiſchen und lombardiſchen nach; entgegen hat ſie einen Hauptvorzug in der Wahrheit der Farben, welche ſie bis zu einer idealen Schönheit erhebt.

Die Deutſchen haben ſich nie an Muſter einer gewiſſen Schule gebunden. Im Jahre 1528 ſtarb der verewigte Albrecht Dürer, Ingenieur, Maler und Kupferſtecher von Nürnberg, und 1554 Hans Holbein, Bürger zu Augsburg. 1533 ſtarb Lucas von Leyden, Kupferſtecher. 1553 ſtarb der berühmte Kupferſtecher Lucas Müller, von ſeiner Vaterſtadt Cranach im Bambergiſchen, Cranach genannt.

Erfindungen. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts erfand Albrecht Dürer das Kupferſtechen mit Scheidwaſſer.

Im Jahr 1500 machte Peter Hele zu Nürnberg die erſten Sackuhren.

Im Jahre 1517 wurde zu Nürnberg das erſte Feuerſchloß an Schießgewehren, ſo, wie man ſie jetzt noch hat, erfunden. Vorher bediente man ſich der Lunte, und zum Spannen des Rades.

1520 wurde durch einen Spanier die erſte Schokolade aus Mexico nach Europa gebracht.

1530 wurde in Braunſchweig durch einen Bürger Namens Jürgen das Spinnrad erfunden.

1547 trug König Heinrich II. in Frankreich die erſten ſeidenen Strümpfe.

1556 iſt die erſte Tabackspflanze, welche von dem ſpaniſchen Eremiten Pano 1496 auf St. Domingo entdeckt, und 1520 von Spaniern in Jucaton gefunden worden iſt, durch einen Mönch nach Europa gebracht, deren Gebrauch aber zum Rauchen und Schnupfen wurde erſt 1600 eingeführt. Nach Deutſchland iſt der Taback mit dem ſpaniſchen Kriegsheer unter Kaiſer Karl V. gekommen.

1667 führte der Herzog von Alba die Musketen (welches Wort von Mouchet, oder dem lateiniſchen Worte muschetus, ein Sperber, herkömmt) in Niederland bei ſeinen Kriegsvölkern ein.

1586 hat Franz Drake die erſten amerikaniſchen Erdäpfel, oder Kartoffeln aus Amerika nach Europa gebracht. In Deutſchland wurden ſie erſt 1650 bekannt, und zuerſt im Voigtland gepflanzt. Die Glasmalerei verlor ſich.

Siebenzehntes Jahrhundert.

1600.

Die Uneinigkeiten, welche unter den Deutſchen von den Religionsneuerungen veranlaßt worden ſind, brechen endlich 1618 zu Prag in einen Krieg aus, welcher dreißig volle Jahre gedauert hat. Maximilian I. aus Bayern hat darin die erſte Rolle geſpielt, und er war der einzige deutſche Fürſt, der dieſen Krieg ganz ausgehalten hat. Ihm hat das Erzhaus Oeſterreich die Erhaltung einer vorzüglichen Macht zu danken. In dieſen entſetzlichen Kriegen miſchten ſich zu Gunſten der proteſtantiſchen Parthei (unter dem Vorwande und der Abſicht, die Freiheit der deutſchen Fürſten wider eine zu befürchtende Uebermacht des Kaiſers zu ſchützen) die Franzoſen und Schweden. Im Jahre 1630 kam Guſtav Adolph nach Deutſchland.

1648 Friede zu Münſter in Weſtphalen, und ausbedungene Duldung der lutheriſchen und calviniſchen Religion.

1698 wird der Kurprinz Joſeph Ferdinand aus Bayern zum Univerſalerben der ganzen ſpaniſchen Monarchie eingeſetzt. Tod dieſes Erbprinzen 1699, und Entſtehung des berühmten Succeſſionskrieges. Das Gleichgewicht der europäiſchen Staaten wird immer näher zuſammengerückt.

Wiſſenſchaften. Wechſelſeitiges Mißtrauen der, durch Religionspartheien getrennten, deutſchen Gelehrten, und hitzige Streitigkeiten der Theologen. Man fängt wieder an, über die Wiſſenſchaften mehr zu diſputiren, als ſie zu lehren, und jeden Schritt zur weitern Aufklärung für verdächtig zu halten. Anfang einer neuen Barbarei und eines allgemeinen Pedantiſmus zu Ende dieſes Jahrhunderts.

Die vorzüglichſten Gelehrten waren in der Aſtronomie: Tycho Brahe, Gaſſendus. In der Mathematik: Hevelius, Clavius, Keplerus, Hugenius. In der Hiſtorie: Johann Piſtorius, Nikolaus Serarius, Lipſius, Goldaſt, Grotius, Seckendorf, Puffendorf, Baronius, Thuanus, Bellarmin, Miräus, Andreas dü Chesne, Hugo Menard, Strada, Salmaſius, Blondellus, Hollandus, Launoius, dü Change, Adelzreiter, Johann Georg Herwart ꝛc. In der Kritik: Julius Scaliger, Cauſabonus, Farnabius, Heinſius ꝛc. In der ſchönen Literatur: Meliſſus, Pontanus, Rudolph von Caniz, Chriſt, Hoffmannswaldau, Balde, Joh. Gretſcher ꝛc.

Künſte. Franzöſiſche Künſtler, Carl le Brün, geb. zu Paris 1618; ſtarb 1690. Nikolaus Pouſſin, geb. 1549 in der Normandie; ſtarb 1665. Euſtach Sueür, geb. zu Paris 1617; ſtarb 1655. Remond la Fage; ſtarb 1690. Holländiſche Schule mit Gerard Douw, welcher 1680 ſtarb. Franz van Mieris, Maler zu Leyden; ſtarb 1681. In einem Dorfe unweit Leyden wurde 1606 Paul Rembrand van Ryn geboren; ſtarb 1674.

1679 ſtarb Anton Maſſon, ein franzöſiſcher Kupferſtecher, deſſen Kupferſtich die Jünger in Emaus nach Titian, in Abſicht auf die Kunſt, für den beſten Kupferſtich in der Welt gehalten wird.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts brachte Ottavio Rinucini die erſten regelmäßigen Opern in Italien auf die Bühne. Die Muſik gewann gleich ſehr. Man führte die Harmonie ein, und zu Ende dieſes Jahrhunderts wurde die Reinigkeit des Satzes, in Abſicht auf die Harmonie und Regelmäßigkeit der melodiſchen Fortſchreitungen, auf das Höchſte getrieben.

Erfindungen. 1603 trug Heinrich IV. König in Frankreich die erſten ſeidenen Strümpfe, welche in Frankreich gemacht wurden.

1626 hat Leßmann die Kunſt, Kupferſtiche mit verſchiedenen Farben zu drucken, erfunden.

1644 kam der erſte Kaffee nach Marſeille.

1666 iſt das erſte Pfund Thee durch den Lord Artington aus Holland nach England gebracht worden.

Um eben dieſe Zeit erfand der Prinz Rupert von der Pfalz (Sohn des Kurfürſten Friedrichs V.) die Schwarzkunſt, oder den ſogenannten Sammetſtich.

1670 hat ein franzöſiſches Regiment, welches Ludwig XIV. errichtet, zum erſtenmale Bajonette geführt. Dieſes Gewehr hat ſeinen Namen von der Stadt Bayonne, wo es erfunden worden iſt.

1688 erfand Abraham Thewort die Kunſt, das Glas in Tafeln zu gießen. Die erſten Glasfenſter kommen ſchon im dritten Jahrhundert vor.

1690 erfand ein Flötenmacher zu Nürnberg, Denner, die Clarinette.

1699 hat Johann Keller von Zürich die Kunſt, Statuen mit Einem Guß von Metall zu gießen, ausgeführt, indem er zu Paris die Statue Ludwigs XIV. goß.

Achtzehntes Jahrhundert.

1700.

Schlacht bei Höchſtätt 1704 den 13. Auguſt wegen der ſpaniſchen Succeſſion, wo einer Seits die Bayern und Franzoſen, anderer Seits die Engländer und Oeſtreicher ſtritten, und dieſe letztern obſiegten.

1740 Abgang der männlichen öſterreichiſchen Linie aus dem Hauſe Habsburg, und daraus entſtandener Succeſſionskrieg, worin Oeſterreich obſiegte.

Wiſſenſchaften. Die Pedanterei war zu Anfang dieſes Jahrhunderts allgemein, und die Schulgelehrſamkeit nützte Niemand. Entgegen blühten die Wiſſenſchaften in Frankreich, und unter König Ludwig XIV., der 1715 ſtarb, war das goldene Zeitalter derſelben. Eben dieſer König hatte 1685 viele tauſend Franzoſen, welche ſich zu den Hugenotten bekannten, vertrieben, und dieſe, worunter ſich ſehr gelehrte Leute, und geſchickte Künſtler befanden, flüchteten ſich zu den Preußen und Sachſen, und brachten durch ihren Umgang, und ihr Beiſpiel, dieſen deutſchen Nationen einen beſſern Geſchmack der Literatur bei. Daher iſt das nördliche Deutſchland, das größtentheils von Proteſtanten bewohnt wird, eher aufgewacht, als das ſüdliche. Um die Univerſitäten, und überhaupt die Literatur zu verbeſſern, wurden Akademien geſtiftet, als 1723 zu Petersburg, 1739 zu Stockholm, 1758 zu München, 1763 zu Mannheim ꝛc.

Philoſophie: Locke, und Experimentallogik, Leibniz, und Wolfs Methode, Condillac und Bonnet. Pſychologie: Hobbes, Montesquieu. Praktiſche Philoſophie: Quesnay, und natürliche Ordnung in der Staatswirthſchaft. Phyſik: Querike, Boyle, Newton, Weltſyſtem, Franklin, Elektricität, und Magnetismus. Naturgeſchichte: Linne, und Buffon. Mathematik:

Weigl, und Kalender, Wolf, Bernoulli, Euler, Lambert ꝛc. Erdbeſchreibung: Maupertius, de la Condamine, Büſching ꝛc. Aſtronomie: Huigens, Hevel, Caßini, Halley, de la Lande. Arzneikunſt: Boerhave, Stahl, van Swieten, Haller. Einfache Arzneimittel, Diätetik, und Einimpfung der Blattern. Geſchichte: Burnet, Hume, Robertſon, Maskov, Gatterer, Schlözer. Gelehrſamkeit: Gravius, Hudſon, Cellarius, Erneſti und Heyne. Künſte und Aeſthetik: Home, Mendelſon, Sulzer, Winkelmann, Lippert. Antiquariſche Geſellſchaft in England. Entdeckungen in Herkulanum und Pompeji. Deutſche Dichter: Opiz, Gellert, Kleiſt, Hagedorn, Geßner, Klopſtock, Rabener, Wieland, Weiße, Leſſing, Ramler ꝛc. Allgemeine Erziehungsplane in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts, Philanthropinen, Gräculi, allgemeine Seuche einer affektirten Empfindelei, und zugleich Verhöhnung der wahren, ſtillen, geiſtreichen Empfindung. Kindiſche fieberhafte Winſelei bei dem mannigfaltigen Unglück des Nebenmenſchen, und äußerſte Geiſtesträgheit, für ihn thätig, und mit ihm ehrlich zu handeln. Verblendung der Jugend, allgemeine Sucht derſelben, Romane zu ſchreiben, und für das Theater zu arbeiten, und ſich den Titel eines Mannes, der aus einem weit herrlichern Stoff, als alle andere Leute um ihn, zuſammengeſetzt ſeyn will, den Titel eines Kraft- und Geniemannes, dem die Welt überall zu eng, und der nirgends am rechten Orte iſt, und ſeyn will, zu erwerben. Hemmung gründlicher Wiſſenſchaften, und Aufhören des Fleißes und der männlichen Anſtrengung. Neueſte Verblendung und neueſte Krankheiten des Verſtandes und des Herzens, und Verbannung aller Geſelligkeit durch Sektenſucht, und Sektenwuth. Gährungen unter Freimaurern, Illuminaten, Roſenkreuzer, Roſenfelder, Geiſterſeher, Goldmacher, Streit um Namen, und Unterlaſſung der Sache. Sogenannte Aufklärung, Projektenſucht und Verwirrung; ſogenannte Nationaltheater; ſogenannte Toleranz, und anwachſender Deſpotismus. Allgemeine Fluth von Schwelgerei, Weichlichkeit, Irreligion, und neuer Dummheit, und Verwilderung, und gänzlicher Sorgloſigkeit für die Zukunft. Ueberfluß an galanten Leuten, die zu leben wiſſen, comme il faut, und harter Mangel überall an Leuten, die Verſtand beſitzen.

Künſte. Die Muſik gelangte durch die Opern des Metaſtaſio auf den höchſten Grad von Ausdruck, Reichthum und Kühnheit; aber zu gleicher Zeit wurde von den Verzierungen, und den mehreren Freiheiten in Behandlung der Harmonie nach und nach ein ſo großer

Mißbrauch gemacht, daß die Muſik gegenwärtig in Gefahr ſteht, gänzlich auszuarten. An der Stelle geiſtreicher Modulationen, und einfacher Gänge hört man Kleinmeiſtereien, Charlatanereien, und die Ohrenkitzeleien üppiger, frecher und wollüſtiger Töne. Die Muſik der Deutſchen übertrifft gleichwohl die Muſiken aller Nationen, und die Lorbern eines Baches, Händels, Haſſe, und Graun werden nie verwelken. In der Malerkunſt: Mengs (zu Dresden geboren,) und Battoni in Rom. In der Bildhauerkunſt: Edmus Buchardon, Johann Bapt. Pigalle, und Stephan Falkonet, Franzoſen. In der Baukunſt: Ludwig Vanvitelli, ein Italiener. Medailleurs: Hedlinger, Kraft, Schega in München. Kupferſtecher: 1703 ſtarb Gerard Audran, ein Franzoſe, deſſen Meiſterſtück ſind die Thaten Alexanders nach Carl le Brun, und das beſte darunter iſt der Beſuch bei der Mutter und Gemahlinn des Darius. 1707 ſtarb Gerard Edelick geb. zu Antwerpen, ein franzöſiſcher Kupferſtecher, deſſen heilige Familie nach Raphael, dann der Beſuch Alexanders nach le Brun allgemein berühmt ſind. 1764 ſtarb Wilhelm Hogarth, ein berühmter engländiſcher Kupferſtecher. Noch leben, unter vielen andern, die berühmten Kupferſtecher Wille (gebürtig von Dresden) in Paris. Chodowiecki, Bauſe, Geyſer ꝛc.

Erfindungen. 1713 theilte Emanuel Timonus den Univerſitäten zu Oxford und Padua die Kunſt, Blattern einzuimpfen, mit.

1734 ſtarb Konrad Dippeln, der das Berlinerblau erfand.

1753 iſt durch den Grafen von Caylus und den D. Majault in Paris das Malen mit gefärbtem Wachs, welches durch das Feuer ſeine Dauer bekommt, und von den Alten encaustica genannt ward, erfunden worden.

1755 erſchien in der Breitkopfiſchen Buchdruckerei in Leipzig das erſte Werk von der neuen Art, Noten zu drucken.

1756 erfand Thomas Clark und ſein Sohn zu Edimbourgh lederne Tabatieren, Futterale, Becher ꝛc. mit Eindrücken von Bildhauerarbeit, und der möglichſten Feſtigkeit, Durchſichtigkeit, und Feinheit zu verfertigen.

1765 hat man in England die Eigenſchaft der eichenen Sägſpäne zum Gerben entdeckt. In eben dieſem Jahre hat Rankin, ein Irländer des Heidekrautes zuerſt hiezu ſich bedient.

1783 erfanden die Herren Stephan und Joſeph von Montgolfier die areoſtatiſche Maſchine, und das erſte öffentliche Experiment geſchah den 5. Juni 1783 zu Annonay, und die erſte Luftreiſe zu la Müette bei Paris den 21. Nov. deſſelben Jahres.

Kurze Vorstellung der deutſchen Könige, und römiſchen Kaiſer aus verſchiedenen Häuſern.

1.) Römiſche Kaiſer. Im Jahre 395 theilte der Kaiſer Theodoſius die römiſche Monarchie in zwei Kaiſerthümer, in das griechiſche und römiſche. Dieſem letztern wurde im Jahre 476 von deutſchen Nationen, jenem 1453 von den Türken ein Ende gemacht. Sie ſelbſt aber (die Türken) ſetzten das morgenländiſche Kaiſerthum ſogleich wieder fort.

2.) Karolingiſche Kaiſer von 800 bis 911. Im Jahre 800 erneuerte Karl der Große das römiſche oder abendländiſche Kaiſerthum. Er hatte ſein Reich, ſo wie ſeine

Würde durch Waffen erworben, und hinterließ demnach beides ſeinem Stamm erblich. Dieſer nahm aber im Jahre 911 ein Ende. Dieſe karolingiſchen Kaiſer regierten monarchiſch.

3.) Sächſiſche Kaiſer von 920 bis 1024. Die deutſchen Hauptnationen entſchloſſen ſich von neuem, ſich unter einem gemeinſchaftlichen Könige zu vereinigen; aber erſt im Jahre 920 wurden darüber alle Nationen einig, und Heinrich I., ein Sachs, genannt der Vogelfänger, oder beſſer, der Stadterbauer, als deutſcher König anerkannt. Dieſer Heinrich I. führte allein den Titel eines deutſchen Königs, indem er zu Rom die gewöhnliche Krönung nicht nachholte, welche erſt ſein Sohn und Nachfolger Otto I. im Jahre 962 erhalten, und den Titel eines römiſchen Kaiſers wieder angenommen hat. Ungeachtet nunmehr nach dem Hintritte eines deutſchen Königs der neue gewählt werden mußte, ſo wußten es doch Heinrich und Otto, und deren Nachfolger, ſo anzulegen, daß dieſe Würde bei ihrem Stamme blieb, ſo lange ein Zweig davon vorhanden war. Derſelbe gieng ab 1024. Dieſe Kaiſer legten es darauf an, ihre Herrſchaft monarchiſch zu machen, ſchwächten ſich aber durch eben dieſe Liſt, durch welche ſie die deutſchen Herzoge ſchwächen wollten. Unter ihnen entſtand das Fauſtrecht.

4.) Fränk. Kaiſer von 1025 bis 1137. Dieſe Kaiſer ſetzten die Liſt ihrer Vorfahrer, der ſächſiſchen Kaiſer, welche darin beſtand, daß ſie die Geiſtlichen zu großen Fürſten machten, in der Meinung, ſie würden ihnen die weltlichen demüthigen helfen, fort. Sie herrſchten auch eine kurze Zeit ſowohl über die geiſtlichen als weltlichen Fürſten deſpotiſch, und ſetzten Herzoge, Biſchöfe, Päbſte, nach ihrem Belieben ein; aber dieſe Ordnung wurde im Jahre 1075 plötzlich umgekehrt, und 1125 wurde der erſte Kaiſer, Lothar II. von Suplinburg, vom Pabſte beſtätiget. Die Herzoge und Biſchöfe fangen an, freie Reichsfürſten zu werden. Das Fauſtrecht nimmt überhand.

5.) Schwäbiſche Kaiſer von 1138 bis 1254, worauf ein Holländer, und dann ein Engländer Kaiſer waren bis 1271; dann war zwei Jahre gar kein Kaiſer. Dieß nennt man das Zwiſchenreich (Interregnum), und während deſſelben bildete ſich die heutige Reichsordnung.

Unter der Regierung der ſchwäbiſchen Kaiſer war die eigentliche Ritterzeit, das goldene Zeitalter der deutſchen Handlung oder Hanſee, und der deutſchen Poeſie. Ihre Regierung war nicht mehr monarchiſch, aber ungemein herrlich und thatenreich. Das Fauſtrecht erreichte den höchſten Grad.

6.) Kaiſer aus den Häuſern Habsburg, Luxenburg, Bayern und Pfalz von 1273 bis 1437.

Der erſte Kaiſer aus dem Hauſe Habsburg in der Schweiz, war Rudolph I., erw. 1273. Er brachte Oeſterreich an ſeinen Stamm, der daſelbſt männlicher Seits 1740 erloſchen iſt. Der Kaiſer Ludwig aus Bayern machte 1338 die deutſche Königswahl vom päbſtlichen Stuhl wieder unabhängig.

7.) Kaiſer aus dem habsburgiſch-öſterreichiſchen Hauſe von 1438 bis 1740. Die Macht dieſer Kaiſer wurde durch ordentliche Kapitulationen beſtimmt. Die Reichslehen, und vom Reich beſtätigte Rechte der geiſtlichen Fürſtbiſchöfe ſind eben ſo gut gegründet, unumſtößlich und heilig, wie die dem Reich zum Lehen gehende und aufgetragene Länder und Rechte der weltlichen Kurfürſten, Fürſten, und anderer Reichsſtände, und ſämmtlich und einzeln leiſten ſich dafür alle Reichsglieder eine ewige und wechſelweiſe Gewährſchaft. Dieſe Reichsglieder ſind freie Stände, und der durch die Kurfürſten erwählte und zu erwählende Kaiſer iſt ihr Oberhaupt, aber nicht ihr Herr. Ende des Fauſtrechts durch den Landfrieden 1495. Ende der Hanſee unter Kaiſer Karl V.

8.) Kaiſer aus Bayern und Oeſterreich ſeit 1740.

* * *

Kurzer Entwurf der Geſchichte Bayerns in zwölf Gemälden.

Man kann ein und ebendieſelbe Geſchichte in verſchiedene Perioden abtheilen, je nachdem man ſein vorzügliches Augenmerk auf verſchiedene Gegenſtände der Geſchichte heften will. Da man zuerſt die Folge der Regentenhäuſer in Bayern, ihre Abkunft, Dauer, Verfaſſung, und mithin das Weſentliche der Geſchichte kennen lernen ſoll, ſo habe ich dieſe Ordnung zum erſten Abriß der bayeriſchen Geſchichte mit Bedacht gewählt, und zum Behuf des Gedächtniſſes in Gemälden dargeſtellt. In folgenden und den künftigen Jahren werde ich zu Gegenſtänden der Gemälde ruhmwürdige Thaten großer und guter Bayern, ſowohl des männlichen, als weiblichen Geſchlechtes auswählen.

Erſtes Gemälde

aus dem bayeriſch-königlichen Hauſe der Agilolfinger.

555 — 788.

Odilo.

„Dieſe iſt meine Antwort, die ihr dem König vermelden ſollt.“ Anno 741.

Der Herzog Odilo (oder Utilo) war aus dem Stamme der Agilolfinger, dem erſten Regentenſtamme in Bayern. Der erſte Herzog, welchen man mit ungezweifelter Gewißheit angeben kann, erſcheint um das Jahr 555 nach Chriſti Geburt, und ſein Name iſt Garibald I. Bayern war damals ein Königreich, und die bayeriſchen Regenten nannten ſich bald Herzoge, bald Könige. Dieſer herzogliche Stamm war erblich der regierende Stamm, doch dergeſtalt, daß die herzoglichen Söhne nicht eben nothwendig wieder als Herzoge nachfolgen mußten; die bayeriſchen Stände konnten einen andern wählen, doch mußte er aus dem Stamme der Agilolfinger ſeyn. Dieſes erſte herzogliche Geſchlecht regierte von 555 bis 788, in welchem Jahre daſſelbe von Karl dem Großen durch Gewaltthätigkeit unterdrückt wurde. Karl der Große ſperrte den letzten Herzog, Taſſilo II., ſammt deſſen Gemahlinn, Söhnen und Töchtern, in verſchiedene Klöſter, ſeit welcher Zeit man von ihren Schickſalen nichts weiter erfahren hat.

Der Herzog Odilo folgte im Jahre 737 ſeinem Vater, Hugibert, in der Regierung ordentlich nach. Damals waren die königlich-fränkiſchen, und longobardiſchen Häuſer die erſten Häuſer in Europa. Am fränkiſchen Hofe gab man bereits ſeltſame Abſichten zu verſtehen, welche nichts geringers zum Ziel hatten, als daß man nach und nach alle benachbarten Reiche verſchlingen, und eine Univerſalmonarchie errichten wollte. Dieſer Plan wurde auch bald nachher wirklich durchgeſetzt.

Es war unter der Regierung des Herzogs Odilo, daß man am bayeriſchen Hofe den heimlichen Plan des fränkiſchen Hofes, und deſſen Abſichten auf Bayern ſehr deutlich entdeckte. Die vorgehenden Herzoge ließen ſich durch die Künſte des fränkiſchen Hofes dergeſtalt einſchläfern, daß ſie ſich beinahe hätten ihre freien Hände binden laſſen. Sie halfen den Franken wider alle fränkiſchen Feinde Kriege führen, und machten ſich daher zu ihrem eigenen Schaden, alle ihre Nachbarn, worunter beſonders die Hunnen waren, zu Feinden; aber nun kam Odilo, ein Herr von außerordentlichem Muth und Verſtand, der ſich gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung theils durch ſeine weiſen Landeseinrichtungen, theils durch ſeine Unternehmungen wider die Feinde des Landes eine allgemeine Achtung erworben hatte, und der die Freiheit von Bayern ganz gewiß befeſtiget haben würde, wenn es nicht ſchon durch eine höhere Verfügung entſchieden geweſen wäre, daß die deutſchen Nationen auf eine kurze Zeit unter Einen Herren vereinigt werden ſollten.

Am franzöſiſchen Hofe begannen unter der königlichen Familie (eben jetzt unter dem Herzoge Odilo) ſchwere Uneinigkeiten. Der letztverſtorbene König Karl Martel hatte bei zwei Gemahlinnen folgende Kinder hinterlaſſen, als

a) den Karlmann,

b) den Pipin, genannt der Kurze, und

c) eine Prinzeſſinn Hiltrude,

dann von der zweiten Gemahlinn, welche eine bayeriſche Prinzeſſinn war, und Sunnehilde hieß, einen Prinzen, genannt Grifo. Die zwei ältern Prinzen der erſten Ehe bemächtigten ſich, nach dem Hintritte ihres Vaters, gemeinſchaftlich der Regierung, und ſchloſſen ihren Stiefbruder, den jungen Grifo davon aus. Dieß gieng der Sunnehilde durch das Herz, und da ſie eine ſehr kluge und unternehmende Frau war, ſo bewarb ſie ſich heimlich um den Anhang benachbarter Fürſten, denen die franzöſiſche Uebermacht ohnehin verhaßt war. Sie hatte das Verſprechen ihres Beiſtandes erhalten, und nun ſetzte ſie ihren politiſchen Entwürfen durch einen beſondern Einfall die Krone auf. Sie erſann nämlich etwas, wodurch zwiſchen den zwei regierenden Prinzen, und dem Odilo (Herzog und König in Bayern) höchſt wahrſcheinlich ein Krieg entſtehen müßte. Sobald der Krieg ausgebrochen, und die Franzoſen mit den Bayern beſchäftiget ſeyn würden, ſollten die übrigen Fürſten, ihre heimlichen Beiſtänder, plötzlich und ſämmtlich aufſtehen, und dem Grifo zu ſeinen Rechten verhelfen. Die Sache war allerdings klug ausgedacht; aber ein Zuſammenfluß unglücklicher Zufälle machte, daß ſie nicht zur Wirklichkeit kam.

Die Veranlaſſung zu einem Krieg zwiſchen Frankreich und Bayern wurde von der Sunnehilde nicht weniger ſinnreich angelegt. Sie hatte das Vertrauen der jungen Hiltrüde ſo ſehr gewonnen, daß dieſe ſich ihrer Führung ganz überließ. Hiltrüde mißbilligte das Verfahren ihrer Brüder mit Grifo ebenfalls von ganzem Herzen, und war ſo eifrig, wie Sunnehilde, demſelben beizuſtehen. Wie ſie nun vollends mit dieſer Denkungsart erfüllt war, eröffnete ihr die Sunnehilde eines Tages ihren ganzen Plan; ſie verſicherte die junge Prinzeſſinn, daß es nunmehr allein von ihr abhänge, ihre gleich aufrichtigen Wünſche ins Werk zu ſetzen, und beſchwur ſie bei ihrer zärtlichen Freundſchaft, ihr eine Bitte, auf deren Erfüllung alles ankäme, nicht zu verſagen. Dieſe Bitte war, daß Hiltrüde heimlich nach Regensburg, welche Stadt damals die bayeriſche Reſidenzſtadt war, abreiſen, und um den jungen Herzog Odilo werben ſollte. Es war leicht vorauszuſehen, daß die franzöſiſchen Brüder eine ſolche Handlung äußerſt übel aufnehmen, daß entgegen der Herzog Odilo auf ihren Unwillen wenig Rückſicht nehmen, und daß demnach die unvermeidliche Folge davon ein Krieg ſeyn würde. Sie fügte ihren Bitten und Gründen noch die Vorſtellung, welche ſehr wahrſcheinlich war, bei, daß, wenn Hiltrüde nicht ſelbſt für ſich ſorgte, ſie von ihren Brüdern in ein Kloſter geſperrt werden würde, welche damals die gewöhnliche Art war, jemand aus der Welt zu entfernen.

Hiltrüde gieng, und kam bis Regensburg heimlich und unerkannt. Sie wollte die Geſinnungen desjenigen, der die Glückſeligkeit des Lebens mit ihr theilen ſollte, auf die Probe ſtellen, und man erzählt, ſie hätte nicht gleich anfangs entdeckt, weſſen Standes ſie ſey. Sie gefiel aber dem Herzog, als dieſer aus ihren vernünftigen Reden, und ihrem höhern Betragen ſchloß, daß ſie ganz gewiß, weil ſie ſo wohl erzogen wäre, von fürſtlicher Abkunft ſeyn müſſe; aber ſelbſt die Brüder der erhabenen Unbekannten, Karlmann und Pipin, ließen den Herzog nicht lange im Zweifel. Sie hatten die Flucht und Abſicht ihrer Schweſter kaum vernommen, als ſie eilends nach Regensburg Geſandte ſchickten, welche die Prinzeſſinn zurückfordern mußten, ja, ſie waren ſo unmäßig aufgebracht, und ungeduldig, daß ſie wiederholtermalen neue Botſchafter, und dieſe immer mit hitzigern Aufträgen abſchickten, ohne die Zurückkunft der erſtern zu erwarten. Hiltrude und Odilo hatten ſich indeſſen eine ewige Liebe gelobt, und dieſer war mit eben dem Grade von Standhaftigkeit entſchloſſen, ſeine Braut zu behalten, in welchem die Botſchafter darauf beſtanden, dieſelbe zurück zu führen. Dieſe Botſchafter wurden endlich ſo ungeſtüm, frech und trotzig, daß ſie im Namen ihrer Herren mit Krieg drohten, und durchaus auf eine Erklärung drangen. Odilo ſchien nur noch eine ſolche Aufforderung erwartet zu haben. Er ließ den Botſchaftern bedeuten, daß er ſeine Erklärung ſogleich abgeben wollte, und „dieſe iſt meine Antwort, die ihr euern

Königen melden ſollt," ſagte er, indem er die Hiltrüde hereinführte, welche, züchtigerröthend und ſchweigend, den erſtaunenden Botſchaftern ein Geſtändniß ihrer unverbrüchlichen Liebe that. Die Franzoſen entfernten ſich augenblicklich, und wo ſie vorüberjagten, rüſtete man ſich zum Krieg.

Der bald darauf entſtandene Krieg hatte für den tapfern Herzog, und für das ganze Land die unglücklichſten Folgen. Als die Franzoſen heranrückten, zog man ihnen bayeriſcher Seits bis an den Lechfluß entgegen. Die Soldaten ſahen und ſchimpften einander, und forderten einander von den gegenſeitigen Ufern zur Schlacht auf. So ſtanden beide Armeen viele Tage gegeneinander, indem es keiner Parthei möglich war, über den Fluß zu ſetzen, ſo lange ihn die andere bewacht hielt. Die Bayern wurden des langen Wartens bald überdrüßig, unterließen ihre Poſten auszuſtellen, und den Feind zu beobachten. Die Franzoſen wurden der Nachläſſigkeit ſogleich gewahr, und bedienten ſich derſelben zu ihrem Vortheil. Sie ſetzten in einer finſtern Nacht an einem ſeichten Orte über den Lech, fielen plötzlich mit Schreien und Lärmen ins Lager, und verurſachten unter den Bayern augenblicklich eine allgemeine Verwirrung. Unzählige wurden niedergeworfen, ohne einen Feind zu ſehen. Alles drängte ſich durcheinander, riß aus, oder fiel, alles gieng verloren. Als beim Anbruch des Tages die bayeriſchen Truppen bei ihren Fahnen ſich ſammeln wollten, war die franzöſiſche Armee bereits wieder im Anzug, und zerſtreute ſie, und jagte ſie vor ſich her bis an den Innfluß, wo ſie Halt machte, und darauf vierzig Tage das Land plünderte. Während dieſer entſetzlichen Schlacht befand ſich Odilo immer da, wo die größte Gefahr war; er gerieth auch bald darauf den Franzoſen in die Hände, die ihn nach Frankreich abführten. Damals ſchon ſtand es in der Willkür der Franzoſen, Bayern zu behalten. Dieß geſchah im Jahre 743.

Die unglückliche Prinzeſſinn Hiltrude reiſte ihrem Gemahl nach, und ſtellte ſich am franzöſiſchen Hof als eine Gefangene dar. Sie ſtellte ſich als die einzige Urheberinn der grauſamen Uneinigkeit vor, bat, daß man, wenn jemand dafür ein Opfer werden ſollte, ihrer Perſon nicht ſchonen möchte, und hielt eine ſo überaus rührende Rede an ihre Brüder, daß dieſe bewogen wurden, dem Herzog ſein Land wieder zurück zu geben; allein dieß geſchah unter Bedingniſſen, welche dem Herzog Taſſilo II. (dem Sohn und Nachfolger des Odilo) ſo hart und unbillig ſchienen, daß er die, von ſeinen Vorältern ererbte, Unabhängigkeit herzhaft wieder zurückgenommen, aber darüber ſich ſelbſt und ſein Land um die Freiheit gebracht hat, im Jahre 788.

Unter die merkwürdigſten Vorfälle der agilolfingiſchen Herzoge gehört:

Im Jahre 555 erſcheint, mit Gewißheit, der erſte unabhängige Herzog, genannt Garibald I.

— 630 (um) unter der Regierung Garibalds II. kam in Bayern das erſte Geſetzbuch zu Stand.

— 702 eroberten die Bayern einen Theil von Thüringen, welcher das Nordgau genannt ward.

— 737 verwüſteten die Hunnen oder Avarer das Bisthum Lorch.

— 739 wurden vom Herzoge Odilo die Bisthümer Salzburg, Regensburg, Freiſing und Paſſau (wozu ein Jahr darauf Eichſtädt und Neuburg an der Donau kamen) ordentlich geſtiftet. Das Bisthum Neuburg wurde 801 von Karl dem Großen wieder eingezogen.

— 763 hielt der Herzog Taſſilo II. zu Aſchheim, einem Flüßchen am Seebach, unweit der Haupt- und Reſidenzſtadt München gelegenen Ort, wo damals ein Hoflager, oder öffentlicher Gerichtshof war, einen Landtag, welcher der älteſte iſt, von dem in Deutſchland ſchriftliche Urkunden vorhanden ſind.

Im Jahre 772 eroberte Taſſilo II. das Herzogthum Kärnthen, und vereinigte daſſelbe mit Bayern.

— in eben dieſem Jahre hielt Taſſilo II. einen berühmten Landtag zu Dingolfing, auf welchem die Biſchöfe von Neuburg, Seben (nachmals Brixen) Salzburg, Paſſau, Regensburg und Freyſing, dann die Aebte von Monſee, Niederalteich, Tegernſee, Schärnitz, Illmünſter, Benediktbeurn, Sandau, Iſen, Oberalteich, Mosburg, Oſterhofen, Chiemſee und Weltenburg, ferner alle weltlichen Landſtände erſchienen ſind.

— 788 wurde Taſſilo II. auf dem Reichstage zu Ingelheim von Karl dem Großen entſetzt, und Bayern eingezogen.

Der agilolfingiſchen Regenten waren eilf, als

1) Garibald I., † um 595.
2) Taſſilo I., † um 609.
3) Garibald II., † um 640.
4) Theodo I., † um 680.
5) Theodo II., † 717.
6) Theodobert, † 724.
7) Grimoald, † 725.
8) Theodoald, † 732
9) Hugibert, † 737.
10) Odilo, † 748.
11) Taſſilo II.

Zweites Gemälde

aus dem bayeriſch-karolingiſchen Haus.

788 — 911.

Ludwig II., König in Bayern, rettet zu St. Denis ſeinem Vater, Ludwig dem Frommen, die Freiheit.

Der zweite Regentenſtamm in Bayern heißt der karolingiſche von Karl dem Großen, welcher ſein gewaltiges Reich durch das Recht der Waffen gegründet, mithin daſſelbe monarchiſch beherrſcht, und ſeinem Geſchlechte erblich hinterlaſſen hat. Karl iſt ein Beiſpiel, was ein einziger großer Kopf, wenn er Macht beſitzt, unter den Menſchen thun könne; aber zugleich iſt ebenfalls ſeine Nachkommenſchaft ein Beiſpiel, daß auch die weitläufigſte Macht eines Königs, wenn er keinen Kopf, und keine Kraft, oder keinen wohlunterrichteten Verſtand beſitzt, allemal unſicher, und daß es überhaupt leichter ſey, etwas zu erobern, als das Eroberte zu erhalten. Karl erwarb ſich durch ſeine Unternehmungen bei allen Völkern den Namen des Großen, indeſſen ſein Urenkel Karl, von ſeinen Unterthanen nur der Dicke, und von denſelben im Jahre 887 vollends allgemein verachtet, verlaſſen, und entſetzt wurde. Hundert Jahre nachher, nämlich 987 ſtarb in Frankreich Ludwig V., der letzte Sproſſe des karolingiſchen Geſchlechtes. Die Franzoſen charakteriſirten ihn, wie er es verdiente; ſie nannten ihn Ludwig den Faulen.

Ludwig II. war ein Enkel Karl des Großen, und ein Sohn Kaiſer Ludwigs I., welcher im Jahre 814 Bayern geerbt, und es neuerdings zu einem Königreich erhoben hatte. Dieſer Ludwig I. war ein ſehr andächtiger Herr, ſo, daß man ihn den Frommen nannte, weil Andacht und Frömmigkeit ein herrſchender Zug ſeiner Handlungen waren; er war aber dabei in einem ſolchen Grade gutmüthig und weichherzig, daß er niemand eine Gnade, um die man ihn bat, verſagen konnte, und eben darum war er ein ſehr ſchwacher, und was faſt immer Eins iſt, bei aller ſeiner Güte ein gar nicht guter Regent, als dem man alles aufſchwätzen, und auf deſſen Anſtalten, Entſchlüſſe, und Verſicherungen, wenn ſie ja nicht auf der Stelle ausgeführt wurden, ja, wenn ſie auch ausgeführt waren, man ſich nie verlaſſen konnte. Er änderte unaufhörlich, und gab dadurch ſeine Schwächen unaufhörlich bloß. Eine natürliche Folge dieſer Unbeſtändigkeit war, daß man alle Achtung gegen ihn verlor, und ſeine Güte häufig mißbrauchte. Wenn nun irgend eine Entdeckung dieſer Art gemacht ward, ſo hieng es meiſtens von den Leuten, die ihn umgaben, ab, zu was ihn dieſe bereden wollten; denn es war eben ſo leicht, ihn für Abweſende zu Gnadenbezeigungen, als wider dieſelben zu Grauſamkeiten zu bereden, über welche er ſich, ſobald ſie vollzogen waren, unſäglich betrübt hat. So ließ er dem Bernhard, welcher König in Italien, und ein Sohn ſeines Bruders Pipin war, die Augen ausſtechen (woran dieſer Prinz auch ſtarb) und gleich darauf wußte er ſich darüber vor Schmerz nicht zu faſſen.

Im Jahre 814, da er ſeinem Vater nachfolgte, hatte er drei Söhne, Lothar, Pipin, und Ludwig II. Sogleich gab er jedem derſelben einen Theil ſeiner Staaten; aber im Jahre 817 änderte er dieß wieder ab, und gab ihnen andere Theile, wo dann Ludwig II. das Königreich Bayern erhielt.

Bald darauf, im Jahre 819, ließ ſich Ludwig I., oder der Fromme (indem ſeine erſte Gemahlinn Irmengarde geſtorben war) in eine zweite eheliche Verbindung ein, und zwar mit Judith, einem bayeriſchen Fräulein, und Tochter Welfs I., Herrn am Lechrain. Aus dieſer Ehe erhielt er einen Sohn, genannt Karl, mit dem Beinamen der Kahle. Nun wollte er auch dieſem Sohne einen Theil ſeiner Ländereien geben, welches er damit that, daß er den dreien erſten Söhnen einen Theil abnahm. Dieſe wurden ſogleich aufs äußerſte wider ihren Vater erbittert, und endlich kam es ſo weit, daß ſie wider ihn ordentlich ins Feld rückten. Der gute fromme Ludwig zog ihren Kriegsheeren, die ſich bei Ruffach im Elſaß verſammelt hatten, entgegen, wo er bald das Unglück hatte, zu erfahren, wie wenig man ſeiner noch achtete. Beinahe ſeine ganze Armee deſertirte in einer Nacht, und da die Wenigen, die am folgenden Morgen um ihn herumſtanden, und deſto treuere Leute ſeyn mochten, ihn mit Beſtürzung fragten, was ſie nun thun ſollten, antwortete er ſelbſt: „Gehet zu meinen Söhnen! Sie weinten, und giengen. Bald darauf lieferte er ſich ſeinen Söhnen (und nunmehrigen Feinden) ſelbſt in die Hände, und der erſtgeborne, Lothar, nahm ihn in Verwahrung, im Jahre 833. Judith, und der junge Karl (der Kahle) wurden in Klöſter geſperrt. Die zwei nächſtfolgenden Brüder, Pipin und Ludwig II. begaben ſich, jeder in ſein Land, zurück. Sie glaubten allen Uneinigkeiten nunmehr vorgebeugt, und ihrem Vater, Kaiſer Ludwig dem Frommen, nachdem er gleichſam unter der Aufſicht des Lothar ſtand, alle Möglichkeit zu leichtſinnigen Veränderungen benommen zu haben.

So war es auch in der That; aber Lothar ließ ſich damit nicht begnügen. Ludwig der Fromme hatte ihn ſchon einſt zum Mittheilhaber der kaiſerlichen Würde angenommen, ihn aber dieſer Würde, welche er mißbrauchte, wieder beraubt. Nun hatte aber Lothar, wenn gleich nicht das Recht, aber doch die Gelegenheit, die Kaiserswürde abermals an ſich zu reiſſen, und dieß that er auf eine Art, welche für ſeinen Vater äußerſt ſchimpflich und beleidigend ward. Es war damals die Einführung, daß, wenn ſich ein Offizier, oder auch ein Regent der öffentlichen Kirchenbuße unterwerfen mußte, er ſeiner Würde und ſeines Amtes unfähig erklärt wurde, indem man ſich öffentlicher und ſchwerer Verbrechen ſchuldig gemacht haben mußte, um dieſe Buße verwirken zu können. Lothar zählte ſeinem Vater eine Menge Verbrechen auf, welche indeſſen nichts als Fehler einer bis zur Schwäche gütigen Gemüthsart waren, und er machte zugleich den Ankläger, und vermittelſt ſeines Einfluſſes, zugleich den Richter. Dies gieng alles ſehr übereilt zu, und das Urtheil wurde noch im November des Jahres 833 auf einem Reichstage zu Kompiegne im Angeſichte einer unbeſchreiblichen Menge Volkes vollzogen. Der gütige Kaiſer erſchien in einem Bußkleide, und legte ſeinen Degen, zum Zeichen, daß er dem Gebrauche und der Ehre deſſelben entſage, auf den Altar. Dann legte er ſich mit dem Angeſichte zur Erde, und die Biſchöfe beteten über ihn. Er ließ alles geduldig geſchehen, was man mit ihm vornahm, und beklagte ſich mit keinem Wort; aber das Volk weinte laut, und gieng in der äußerſten Beſtürzung auseinander. Lothar, der die kaiſerliche Würde annahm, behandelte hierauf ſeinen Vater wie einen Gefangenen, und führte ihn mit ſich nach Aachen zur engen Verwahrung ab.

Ein ſolches Verfahren war ganz wider alle Abſicht der übrigen Brüder, nämlich des Pipins, Königs in Aquitanien, und Ludwigs II., Königs in Bayern. Dieſer letztere zumal entrüſtete ſich ſehr über das unehrerbietige Betragen ſeines Bruders, und ließ ihm durch eilfertigſt abgeſchickte Botſchafter bedeuten, er ſollte bedenken, daß Ludwig I. nicht bloß rechtmäßiger Kaiſer, ſondern auch ihr Vater wäre. Dieſe Geſandtſchaft war fruchtlos. Lothar würdigte ſie nicht einmal einer Antwort. Eine perſönliche Zuſammenkunft Lothars und Ludwigs II. (Königs in Bayern) zu Mainz gieng noch ſchlimmer ab, und vermehrte nur das Mißvergnügen der beiden Brüder. Ludwig, König in Bayern, forderte ſogleich ſeinen Bruder Pipin auf, ſich mit ihm zur Befreiung ihres Vaters zu vereinigen, und Pipin rief augenblicklich ſeine Vaſallen zuſammen. Ludwig in Bayern that bei ſeinen Unterthanen das nämliche. Weil es aber doch ſein Bruder war, wider den der Krieg geführt werden ſollte, ſo verſuchte es Ludwig in Bayern noch einmal, den Lothar zur Billigkeit zu bewegen. Dießmal hörte Lothar die bayeriſchen Geſandten an, ohne ihnen jedoch etwas zu bewilligen, ja er erlaubte ihnen ſogar, den gefangenen Ludwig zu beſuchen; doch durften ſie dieß nur in Geſellſchaft einiger von ſeinen Vertrauten thun, damit ſie nichts, was ihm nicht lieb wäre, reden konnten. Sie fanden den gütigen Monarchen ſehr beſtürzt, und hätten ihm um ſo lieber gerne geſagt, daß ſie bald zurückkehren würden, ihn zu befreien; allein ſie durften es nicht wagen. Sie machten zwar verſchiedene Zeichen, um zu erkennen zu geben, in welcher Abſicht ſie von ſeinem Sohne aus Bayern abgeſandt worden wären; allein ſie waren nicht verſichert, ob der gute Kaiſer dieſelben verſtehe, und ob er ſie nicht wohl gar ſo aufnehme, als ob man ſeiner ſpotten und höhnen wolle. So kamen die Geſandten nach Bayern zurück.

Indeſſen war Pipin ſchon ausgerückt, und nun zog Ludwig mit ſeiner Armee, welche aus Bayern, Schwaben, Sachſen und Franken beſtand, hinab vor Aachen, und zog dem Lothar, der ſich mit dem gefangenen Vater nach Paris geflüchtet hatte, auch dahin nach. Lothar erwartete ihn aber nicht, ſondern da er wußte, daß dem Ludwig aus Bayern bloß um die Befreiung ihres Vaters zu thun war, ſo flüchtete er ſich weiter, und ließ den Vater zu St. Denis zurück. Wer beſchreibt die Scene, als Ludwig aus Bayern, wie ein Botſchafter von Oben, hereintrat, und ſeinen Vater (der ſich bis dahin noch immer nichts Gutes zu ihm verſehen haben mochte) die Freiheit, die Krone, und ſein voriges Anſehen, und ſeine Gemahlinn, und ſeine Söhne wieder zurückgab? Dieß geſchah im Jahre 834.

Eben dieſer Ludwig II., König in Bayern war es, der bei der Theilung der fränkiſchen Monarchie zu Verdün im Jahre 843 die deutſchen Länder zu ſeinem Antheile, und den Namen, der Deutſche, erhielt.

Der karolingiſchen Regenten in Bayern waren neun, als 1) Karl der Große, von 788 bis 814. 2) Bernhard, von 813 bis 814. 3) Lothar, bis 817. 4) Ludwig II., † 876. 5) Karlmann, † 880. 6) Ludwig III., † 882. 7) Karl II., genannt der Dicke, † 888. 8)

Arnulphus, † 899. 9) Ludwig IV., genannt das Kind, † 911. Unter die wichtigern Begebenheiten gehören:

Im Jahre 798 wurde Arn, Biſchof zu Salzburg, mit landesherrlicher Bewilligung, von Pabſt Leo III. zum Erzbiſchofe in Bayern erhoben.

— hat eben dieſer Pabſt mit dem Kloſter St. Emmeram in Regensburg den Anfang gemacht, die Ordensgeiſtlichen der biſchöflichen Aufſicht zu entziehen, und ſie, gegen Abreichung eines jährlichen Zinſes von etlichen Goldgulden, dem römiſchen Stuhle unmittelbar zu unterwerfen, welches auch von Kaiſer Karl, als Regenten in Bayern, genehmiget worden iſt.

— 799 wurde von den Bayern die Landſchaft zwiſchen dem Kalenberg, und dem Leithafluß den Hunnen entriſſen, und mit bayeriſchen Einwohnern zum zweiten Male (das erſte Mal geſchah es ungefähr 8 Jahre vor Chriſti Geburt) bevölkert.

Im Jahre 811 wurden die Hunnen vollends ausgerottet, ſo daß nur noch eine kurze Zeit, zwiſchen der Ens und dem Kalenberg der Namen Hunnia übrig geblieben, das Volk der Hunnen ſelbſt aber, unter den neuen Einwohnern, den Bayern, erloſchen iſt.

— 814, da Karl der Große ſtarb, wurde Bayern wieder ein ſelbſtſtändiges Königreich, an deſſen nationalen Haupt- und Grundverfaſſung von jenem Monarchen, ſo wie von ſeinen Nachfolgern, nichts geändert worden iſt.

— 821 erhielt der Abt zu Niederalteich von König Ludwig I. das erſte Immunitätsprivilegium, oder die Befreiung von weltlichen Gerichten.

— 826 kamen die Ungarn (oder Ugrer, Magyaren) aus Nordaſien nach Europa an die Moldau.

— 862 fielen die Ungarn zum erſten Mal in die Grenzen von Pannonien, und darauf in Mähren und Kärnthen ein.

Drittes Gemälde

aus dem luitpoldiſchen (ſcheyeriſchen-wittelsbachiſchen, bayeriſch-pfälziſchen) Stamm vom Jahre 911 bis 948, wo derſelbe in der Regierung bis 1180 unterbrochen ward.

Arnulph I.

Ich habe von Jugend auf befehlen, und nicht gehorchen gelernet. Im J. 911.

Nach der Erlöſchung des karolingiſchen Geſchlechtes in Deutſchland im Jahre 911 wurden die deutſchen Nationen wieder in ihre freie Verfaſſungen, welche ihnen vor der Erſcheinung dieſes Geſchlechts eigen waren, zurückgeſetzt. Die Stände in Bayern ſchritten ſogleich zur Wahl eines neuen Regenten, welche auf den Edelſten und Tapferſten ihrer Nation fiel. Sein Name iſt Arnulph. Er war (ob männlicher oder weiblicher Seits, iſt noch ungewiß) ein Abkömmling des karolingiſchen Geſchlechtes, und Markgraf im Oſt- und Nordbayern, welche Würden er nach dem Tode ſeines Vaters Luitpold (Leopolds) 907 erhalten hatte. Von dieſem Luitpold ſtammt der Kurfürſt Karl Theodor ab, daß alſo deſſen erhabenes Geſchlecht das herrlichſte, und (neben dem franzöſiſchen) das älteſte in Europa iſt. So ſind auch die Münzen, welche Arnulph (und nach ihm deſſen Bruder Berthold) aus landesherrlichem Rechte zu Regensburg prägen ließ, mit der Aufſchrift: Arnulphus, und auf der Gegenſeite Regina civitas, die erſten fürſtlichen Münzen in Deutſchland, und vielleicht auch die älteſten, welche von den dermal in Europa regierenden Häuſern geprägt worden ſind. Arnulph nannte ſich, und zwar, gemäß dem alten bayeriſchen Herkommen, mit Recht einen König, und ſein Bayern ein Königreich.

Arnulph öffnete ſeine Regierung mit einer außerordentlichen Entſchließung wider ein Raubvolk, das ſeit einer kurzen Erſcheinung ganz Deutſchland mit Schrecken erfüllt hatte. Dieß waren die Ungarn, welche um das Jahr 826 aus Nordaſien in die kleine Tartarei gekommen, im Jahre 862 das erſte Mal in die Grenzen von Pannonien eingefallen, und nach und nach in die Plätze der ehemaligen Hunnen (mit welchen ſie von einigen fälſchlich vermiſcht werden) eingerückt ſind Die barbariſchen Völkerſchaften dieſer Nationen waren damals noch in keinen ordentlichen Staat verſammelt, ſondern lebten von Streifereien und Plünderungen, wobei ſie ihren Feinden deſto fürchterlicher wurden, weil ſie, ohne Ankündigung eines Krieges, ohne Kriegsplan und Ordnung, wie Räuber, plötzlich ankamen, den Leuten alles, was ſich mitſchleppen ließ, abnahmen, und alles Uebrige verwüſteten, die Einwohner allenthalben entſetzlich marterten, und ohne eine Armee zu erwarten, auf ihren leichten Pferden wieder davon jagten. Im Jahre 892 hat ſie der König Arnulph eingeladen, mit ihm wider die aufrühreriſchen Mähren zu ziehen. Sie kamen, plünderten, und lernten die Vortheile ſolcher Züge, und den Weg nach Deutſchland kennen. Im Jahre 900 nahmen ſie nach Italien einen verheerenden Zug vor, und zu gleicher Zeit ſchickten ſie Geſandte nach Regensburg, welche ſich anſtellten, als wollten ſie mit der bayeriſchen Nation nachbarliche Verträge errichten, in der That ſelbſt aber die Abſicht hatten, das Land und die Lage deſſelben auszuſpähen. Noch im nämlichen Jahre kamen ſie über den Ensfluß herüber, und verwüſteten das Land in der Breite und Länge auf fünfzig Meilen. Im folgenden Jahre nahmen ſie ein Gleiches mit oſtbayeriſchen Gegenden, welche jetzt Steiermark und Kärnthen genannt werden, vor, und beſetzten Oſtbayern bis an den Kalenberg.

Nun hielt man es bayeriſcher Seits für nothwendig, dieſe ſchädlichen Völker mit geſammter Macht zu bekriegen, und im Jahre 907 rückte, auf Befehl des jungen deutſchen Königs, Ludwig des Kindes, unter Anführung des eben genannten Markgrafen Luitpold eine Armee von Bayern wider dieſelben an. Im Monat Auguſt fielen unweit Preßburg drei Schlachten vor, welche für Bayern höchſt unglücklich ausfielen; denn Luitpold, mit 19 Grafen, die Biſchöfe zu Salzburg, Freyſing, und Seben (jetzt Brixen) nebſt drei Aebten, welche nach damaligem Gebrauch perſönlich mitfochten, blieben auf dem Platze; die ganze Armee wurde zu Grunde gerichtet, und das ganze flache Land von Bayern wurde von den Feinden bis an den Lechſtrom überſchwemmt, und verwüſtet. Der König Ludwig hatte mit vieler Mühe die Stadt Paſſau, wo er ſich einſchloß, erreicht, und ſich bald darauf genöthigt geſehen, den Ungarn einen Tribut, zu deſſen Bezahlung man die geheiligten Gefäße aus den Kirchen nehmen mußte, zu bewilligen. Der Kummer darüber drückte dem jungen Prinzen das Herz ab. Im Jahre 911.

Die Ungarn verheerten hierauf, nachdem ihnen der junge Ludwig einen jährlichen Tribut zugeſagt, andere Länder, und wurden für ganz Deutſchland täglich gefährlicher, als 911

Arnulph zum König in Bayern gewählt ward. Da den Ungarn der gemeinſame König der deutſchen Nationen einen Tribut bezahlt hatte, ſo zweifelten dieſe Barbaren um ſo weniger, daß der Fürſt einer einzelnen Nation es gleichfalls thun würde, und ihre Geſandten kamen ſogleich nach Regensburg, den Tribut zu fordern; aber Arnulph empfing ſie mit der äußerſten Verachtung. Er nannte ſie ein heilloſes Raubgeſindel, befahl ihnen, da ſie drohten, daß ſie alles verwüſten wollten, zu ſchweigen, und ſagte mit königlichem Stolz und im Gefühle ſeiner Kraft: „Ich habe von Jugend auf befehlen, und nicht gehorchen gelernt. Saget nur euern Barbaren, ſetzte er hinzu, ſie ſollen heraufkommen mit aller ihrer Macht und Heereskraft. Sie ſollen erfahren, daß wir Eiſen und Schwerter haben, und eine Fauſt, ſie zu regieren.“

Im folgenden Jahre ſtreiften die Ungarn wirklich durch Bayern, und verheerten und raubten, wie ſie es in der Geſchwindigkeit vermochten, bis an den Lech; aber auf ihrer Rückkehr ſchloß ſie Arnulph bei Oetting am Inn ein, und erſchlug ſie alle bis auf dreißig Mann. Sie kamen hierauf nicht mehr nach Bayern, ſo lange Arnulph lebte; aber nachher wütheten ſie deſto heftiger, bis es endlich im Jahre 955 den 10. Auguſt am Lechfeld zu einer Hauptſchlacht kam, bei welcher über hundert tauſend Ungarn erſchlagen wurden. Als die Ungarn, welche zu Hauſe geblieben ſind, von dieſer Niederlage hörten, verſchanzten ſie ſich, und fiengen allgemach an, ihren Unterhalt auf ihrem eigenen Boden zu ſuchen, und einen ordentlichen, den heutigen ungariſchen Staat zu errichten.

Eben dieſer Arnulph erklärte ſich, auf Verlangen der bayeriſchen Stände, daß er künftig mit den übrigen deutſchen Nationen nichts mehr gemein haben, ſondern als König von Bayern für ſich allein bleiben wolle. Doch ließ er ſich im Jahre 920, wo die ganze Reichsarmee vor Regensburg zog, bewegen, den Titel eines Königs, welchen man damals der Ruhe von Deutſchland für gefährlich gehalten haben mochte, freiwillig abzulegen, und das Land Bayern dem deutſchen Reiche zum Lehen aufzutragen. Vermöge dieſes Lehensauftrages machte er ſich verbindlich, einen gemeinſchaftlichen deutſchen König in Reichsſachen zu erkennen, und ein deutſcher Reichsſtand zu bleiben. Die Verfaſſung des Landes ſelbſt aber, ſo wie die Rechte der Nation, blieben ungekränkt, wie dann bekanntlich die königlichen Rechte, welche den Regenten von Bayern, und der Nation angehören, auf agilolfingiſchem Fuß geblieben ſind.

So trat auch damals das Geſchlecht des Arnulph in alle Vorrechte des ehemaligen agilolfingiſchen Hauſes ein, und die arnulphiſchen Nachkömmlinge hätten von 911 bis auf den heutigen Tag ununterbrochen regieren ſollen; allein die ſächſiſchen, und fränkiſchen Kaiſer haben dieſe rechtmäßige Nachfolge vermöge Abſichten und Mitteln, wovon oben bei dem zehnten und eilften Jahrhundert Meldung geſchah, zu verhindern gewußt, ſo daß vom Jahre 948 bis 1180 die bayeriſchen Regenten aus fremden Häuſern geweſen ſind.

Die Herzoge, welche von 911 bis 948 regierten, heißen 1) Arnulph I., † 937. 2) Eberhard. 3) Arnulph II., † 948.

Viertes Gemälde

aus dem Zeitraum der ſächſiſchen Herzoge,
welche in Bayern (mit Untermengung eines
Bayers und eines Luxenburgers) von
948 bis 1026 regiert haben.

Kaiſer Heinrich II. reißt Bamberg von Bayern ab. 1006.

Da im Jahre 919 die Wahl des deutſchen Königs und römiſchen Kaiſers auf einen Prinzen aus dem Hauſe Sachſen, Heinrich, den Vogelfänger, fiel; ſo machte ſichs dieſer Heinrich, ſo wie deſſen Nachfolger, zur eigenen Hauspolitik, nicht nur die kaiſerliche Würde bei dem ſächſiſchen Geſchlechte zu erhalten, ſondern auch den vorzüglichſten deutſchen Nationen ſächſiſche Prinzen zu Regenten aufzubringen. Damit ſich aber die Herzoge, und deren Nationen deſto weniger widerſetzen möchten, ſo bemühten ſie ſich, dieſelben, ſo gut ſie konnten, zu entkräften, und die geiſtlichen Fürſten mächtig zu machen, wie dann dieß oben im allgemeinen Abriß angeführt worden iſt.

Den Druck dieſer Verfaſſung empfand vorzüglich Bayern. Im Jahre 995 riß der Kaiſer Otto III. aus eigener Macht das Herzogthum Kärnthen, ſammt der Markgrafſchaft Verona, und allem, was zu Kärnthen gehörte, von Bayern ab. Sein Nachfolger, Kaiſer Heinrich II. machte es nicht beſſer, ungeachtet dieſer Herr ein im Jahre 972 zu Abach geborner Bayer, und 995 von der bayeriſchen Nation zum Herzog gewählt worden war. Doch hatten ſeine Handlungen wenigſtens eine beſſere Abſicht, als die war, die bayeriſche Macht zu ſchwächen; denn ſie waren Folgen ſeiner auſſerordentlichen Frömmigkeit, wie er dann auch wirklich in die Zahl der Heiligen verſetzt worden iſt. Er ſcheute keine Mühe noch Demüthigung, um ſeine frommen Gedanken durchzuſetzen. Unter andern gerieth er auf den Einfall, auf bayeriſchem Grund und Boden ein Bisthum zu ſtiften, da doch in Bayern an Bisthümern ganz und gar kein Mangel war. Er wählte dazu die Grafſchaft Bamberg auf dem Nordgau, ungeachtet dieſe Grafſchaft ein unſtreitiges Kammergut der bayeriſchen Herzoge, und mithin die Einwendung des damaligen bayeriſchen Herzogs (dieſer war Heinrich V von Luxenburg) wider eine ſolche Veräußerung leicht vorauszuſehen war. Doch ſolche Weigerungen hatten bei den damaligen Kaiſern gewöhnlich nicht viel zu bedeuten, wenn nur die geiſtlichen Fürſten nicht entgegen waren. Dieß aber war im gegenwärtigen Falle, ungeachtet es um eine Stiftung zu Gunſten der Geiſtlichen zu thun war, wirklich zu befürchten. Zwar wider die Trennung der bambergiſchen Grafſchaft von Bayern mochten die Biſchöfe nicht viel einzuwenden gehabt haben; aber deſto mehr hatten die Biſchöfe von Würzburg und Eichſtädt einzuwenden, als deren Kirchſprengel ſich ins Bambergiſche erſtreckte. Sie widerſetzten ſich mit einem Eifer, welcher dem Kaiſer Heinrich nicht gleichgültig war, und darum faßte er den Entſchluß, ſein ſonderbares Vorhaben durch ein nicht weniger ſonderbares Mittel auszuführen: Er verſprach, daß er die Sache auf den Ausſpruch der Biſchöfe ſelbſt wolle ankommen laſſen, und zu dem Ende reiſte er nach Frankfurt, woſelbſt ſich die Erzbiſchöfe, und Biſchöfe, zumal alle bayeriſche, nebſt vielen Fürſten und Grafen, verſammelt hatten, welche ſämmtlich entſchloſſen zu ſeyn ſchienen, in die Einrichtung des neuen Biſthums nicht zu willigen. Der Herzog in Bayern proteſtirte laut dagegen. So lagen die Umſtände, als der Kaiſer in die Verſammlung trat, und ſtatt die Ehrenbezeigungen, mit denen man ihn zum Throne begleiten wollte, anzunehmen, ſich in aller Angeſicht auf die Kniee warf, und zugleich betheuerte, daß er nicht eher wieder aufſtehen wollte, bis man ihm ſeine Bitte gewährt haben würde. Erſtaunen, Bewunderung, Beſchämung, und vor allem eine mitleidige Weichherzigkeit bemächtigte ſich aller Anweſenden, indem ſich der Kaiſer auf ihr inſtändiges Flehen, daß er ſich doch von der Erde erheben möchte, nicht bewegen ließ, aufzuſtehen. Er richtete vielmehr ſeine Augen und Hände gegen den Biſchof von Würzburg, welcher durch dieſe Herablaſſung endlich ebenfalls außer Faſſung geſetzt, und dahin gebracht wurde, ſeine Stimme zu geben. So wurde Bamberg ein Biſthum.

Die Herzoge dieſes Zeitraumes hießen: 1) Heinrich I., † 955. 2) Heinrich II., † 995. 3) Otto I., † 982. 4) Heinrich III. (ſonſt Hezilo), † 989. 5) Heinrich IV., † 1024. 6) Heinrich V., 1026.

Unter die merkwürdigen Begebenheiten gehört:

Im Jahre 938 wurde vom König Otto I., oder dem Großen die Pfalzgrafſchaft in Bayern eingeſetzt. Indeſſen ſind in Bayern ſchon ſeit dem karolingiſchen Kaiſer, Ludwig II., oder dem Deutſchen, oberſte königliche Hofrichter unter dem Namen Pfalzgrafen vorhanden geweſen.

— 903 kömmt der Name Steuern zum erſten Male vor.

— 985 wurde in einem bayeriſchen Gau unter der Ens, welcher darum, weil er gegen Oſten lag, Oſtenreich (Oeſterreich) genannt wurde, ein bayeriſcher Graf und Vaſall zum Herzog eingeſetzt. Dieſer Markgraf mit Namen Leopold I. war aus dem Geſchlechte der bayeriſchen Grafen zu Ammerthal bei Amberg. Die bayeriſch-öſterreichiſchen Markgrafen hatten ihren Hauptwohnſitz auf dem Kalenberg, und zwar bis 1156, wo ſie eigene Herzoge geworden, und ihre Reſidenz nach Wien oder Fabiana verlegt haben.

Fünftes Gemälde

aus dem Zeitraume der fränkiſchen Herzoge, welche in Bayern (nebſt drei andern) von 1027 bis 1070 regiert haben.

Herzog Otto hilft den Kaiſer Heinrich IV. entführen. 1062.

Dieſer Zeitraum war für die Freiheit von Bayern unter allen der unglücklichſte, wie man dann nur den vorausgeſchickten allgemei nen Abriß der Jahrhunderte zu leſen braucht, um ſich davon zu überzeugen. Bayern wurde von den erſten Kaiſern aus dem fränkiſchen Hauſe nach Willkür vergeben, und von Kaiſer Heinrich IV. 1056 ſogar einem Frauenzimmer, ſeiner Mutter Agnes, gleichſam als ein Eigenthum verſchenkt, welche daſſelbe 1061 wieder aus perſönlicher Willkür an einen ſächſiſchen Grafen (Otto), Sohn des Grafen Benno zu Nordheim, einem damaligen Dorfe, und Boimenburg, einem Schloſſe unterhalb Göttingen, überlaſſen hat. Das Seltſamſte bei dieſer Sache iſt, daß die Kaiſer nie weniger, als damals, eine geſicherte, geſetzmäßige, und durch Verträge beſtätigte Uebermacht beſaßen, ſondern die Giltigkeit ihrer deſpotiſchen Ausſprüche bloß den wechſelweiſen Uneinigkeiten der Reichsfürſten unter ſich ſelbſt zu danken hatten. Herzog Otto von Nordheim liefert uns das treffendſte Beiſpiel theils von der Schwäche, theils von dem Mißbrauch, welcher von der kaiſerlichen Würde gemacht worden iſt. Dieſer Otto von Nordheim wurde von der Agnes, Wittwe Kaiſer Heinrichs III., und ſeit 1057 regierenden Frau in Bayern, im Jahre 1061 zum Herzoge in Bayern, und zwar darum eingeſetzt, weil ſie ſich ſelbſt zu ſchwach fühlte, eine Regentinn in einem Lande vorzuſtellen, wo die Großen über die ſchändliche

Art, womit man ihre Freiheiten mißhandelte, äußerſt erbittert waren. Agnes hatte ſich aber noch einem Geſchäft unterzogen, welchem ſie eben ſo wenig gewachſen war. Dieß war die Vormundſchaft über ihren noch unmündigen Sohn, und 1053 erwählten deutſchen König, den berühmten Heinrich IV. Dieſe Vormundſchaft und Reichsſtandshalterſchaft zu führen verſtand ſie noch weniger, und Deutſchland war ſo viel als ohne Herrn. Die deutſchen Fürſten thaten daher, ein jeder, was er wollte; ſie gewöhnten ſich, ihre Streitigkeiten ſelbſt, aber mit dem Schwerte, zu entſcheiden, ſo, daß nachmals dieſer Unordnung einige Jahrhunderte nicht mehr geſteuert werden konnte. Die vornehmſten deutſchen Fürſten ſahen die unheilbaren Folgen dieſer Unordnung frühzeitig ein, und entſchloſſen ſich, denſelben ſo viel möglich, Einhalt zu thun. Der Herzog in Bayern, Otto, ſtellte ſich an ihre Spitze, und ſein Rath war, man ſollte der Kaiſerinn den jungen Heinrich wegnehmen, und ſich der Reichsverwaltung bemächtigen. Dieſer Rath war von Herzog Otto zwar wider ſeine Wohlthäterinn, als die ihn zum Herzoge gemacht hatte, gerichtet, aber der Ruhe des Reiches, welche dadurch hergeſtellt werden ſollte, war er zuträglich. Er wurde auch von den Erzbiſchöfen von Köln und Mainz, welche daran

Theil nahmen, um ſo eher genehmiget, als es dieſen vornehmſten Reichsſtänden ſchon lange unanſtändig ſchien, unter der Reichsverwaltung eines Frauenzimmers zu ſtehen. Wie ſich nun eines Tages der junge Heinrich bei einem prächtigen Gaſtmahl zu Kaiserswört am Rhein befand, lud ihn der Erzbiſchof Hanno von Köln ein, ein neues Schiff, auf welchem ſeltſame Dinge zu ſehen wären, zu beſteigen. Heinrich hatte kaum einen Fuß in das Schiff geſetzt, ſo arbeiteten die ſchon dazu beſtellten Leute mit aller Macht vom Ufer. In demſelben Augenblicke ſprang der junge Heinrich, welcher geglaubt haben mochte, man wolle einige Gewaltthätigkeit an ihm ausüben, vor Schrecken in den Rhein; allein der Graf Ekbert von Braunſchweig ſprang ihm nach, und rettete ihn, und der Erzbiſchof Hanno that alles Mögliche, um den äußerſt beſtürzten Prinzen, indem er mit ihm nach Köln eilte, Vertrauen und Muth einzuflößen. Die gedachten Fürſten bemächtigten ſich hierauf, ſtatt des minderjährigen Heinrichs IV., der Verwaltung des Reiches 1062. Solche Unternehmungen waren bei der damaligen Verfaſſung von Seite der Stände möglich; aber von Seite der Kaiſer waren ſie dieß nicht weniger, und zumal trieben es dieſe letztern, wenn ſie einen Reichsſtand, den ſie fürchteten, und eben darum haßten, entfernen wollten, nicht ſelten bis zur Niederträchtigkeit. So behandelte dieſer Kaiſer Heinrich IV. eben dieſen Herzog **Otto** in Bayern. Er fürchtete ihn, und da er ihn mit guter Art nicht abſehen konnte, ſo miethete er einen gewiſſen Egino, einen verſchrieenen adelichen Straßenräuber, welcher den Otto anklagen mußte, als hätte er dem Kaiſer nach dem Leben geſtrebt. Der Herzog wurde ſogleich zu Verantwortung gezogen, und man muthete ihm zu, ſeine Unſchuld nach damaligem Gebrauch zu erproben, und ſich zu Goßlar mit Egino zu einem Zweikampfe zu ſtellen. Der Herzog kam auch in die Nähe von Goßlar, um ſich zu verantworten; aber treue Leute, welche wiſſen konnten, wie die Sachen ſtehen, warnten ihn, nicht weiter zu gehen, indem ſein Untergang auf alle Fälle beſchloſſen wäre. Otto zog ſich alſo zurück, ſo wie es der Kaiſer gewünſcht hatte. Er ſammelte ſogleich die Stimmen der anweſenden ſächſiſchen Fürſten, welchen der Herzog Otto wegen vorhergegangener Privatſtreitigkeiten verhaßt war, ſprach demſelben, neben dem Herzogthum, das Leben ab, gab ſeine Erbgüter in Sachſen ſeinen Feinden preis, und ernannte Ottos Tochtermann, genannt Welf I. zum Herzog in Bayern 1070. Die Rache, welche der entſetzte Herzog, zumal an den kaiſerlichen

Schlöſſern in Sachſen nahm, war ſo groß, als das Unrecht, das man ihm angethan hatte; aber zum Beſitze von Bayern konnte er nie wieder gelangen. Er ſtarb durch einen Pferdſturz in Sachſen 1083.

Die Hertoge dieſer fränkiſchen Periode waren: 1) Heinrich VI. von 1027 bis 1040, † 1046. 2) Heinrich VII. von Luxenburg, † 1047. 3) Konrad I., Graf zu Züpfen, entſetzt 1053, † um 1055. 4) Heinrich VIII. bis 1056, wo er Kaiſer (dieſes Namens IV.) wird, † 1106. 5) Konrad II., † 1056. 6) Agnes bis 1061, † 1077. 7) Otto von Nordheim bis 1070, † 1083.

Merkwürdigere Begebenheiten ſind: 1044 baten ſich die Ungarn die bayeriſchen Geſetze aus.

1046 hat Kaiſer Heinrich III. den bayeriſchen Biſchof zu Bamberg, Suidger, einen Sachſen von Geburt, unter dem Namen Clemens II. zur päbſtlichen Würde erhoben. Dieſer Pabſt ſtarb 1047. Eben dieſer Kaiſer hat 1048 den bayeriſchen Biſchof Poppo zu Brixen, einen gebornen Bayer, unter dem Namen Damaſus II. zum Pabſte ernannt. Dieſer Pabſt ſtarb etliche Monate nach ſeiner Erhebung. Endlich 1054 hat eben derſelbe Kaiſer den dritten bayeriſchen Biſchof, nämlich den Biſchof Gebhard zu Eichſtädt, welcher ſein

Lehrmeiſter war, zum Papſte erhoben. Dieſer Pabſt, genannt Viktor II., kam 1056 nach Regensburg, und ſtarb 1057.

1057 nahm der männliche Stamm der nordbayeriſchen Markgrafen (aus dem Hauſe Ammerthal bei Amberg) welche in den ältern Zeiten zu Bamberg, und nachher zu Schweinfurt ihren markgräflichen Sitz hatten, mit Otto, der zugleich Herzog in Schwaben war, ein Ende. Da das Herzogthum Bayern eben damals von einem Frauenzimmer, der verwittibten Kaiſerinn Agnes, ziemlich ſchwach regiert worden iſt, ſo wurden die weitläufigen nordbayeriſch-markgräflichen Güter, aus deren Trümmern 1116 das heutige Herzogthum Franken entſtanden iſt, vom Mutterlande Bayern größtentheils abgeriſſen, ſo, daß damals das Hauptleben der nordbayeriſchen Markgrafſchaft nur noch in den Grafſchaften Cham und Neumark beſtand, welche durch Heurath an das Haus Vohburg gekommen, und 1210 bei dem gänzlichen Abgang des Geſchlechtes dem Landesherrn heimgefallen ſind.

Sechstes Gemälde

aus dem Zeitraum der welfiſchen Herzoge, welche in Bayern (mit 16 jähriger Untermengung zweier öſterreichiſcher Markgrafen aus dem Hauſe Bamberg) von 1070 bis 1179 regiert haben.

Kaiſer Friedrich I., genannt der Rothbart, trennet Oeſterreich vom Mutterlande Bayern ab. 1156.

Der ſechste Regentenſtamm in Bayern heißt der welfiſche von dem uralten bayeriſchen Geſchlechte der Welfen, welche ſchon zu den Zeiten der Agilolfinger berühmt, und mächtig, und deren vorzügliche Güter am Lechrain und in Schwaben gelegen waren. Der männliche Stamm dieſes Geſchlechtes nahm 1054 mit Welf III., der zugleich Herzog in Kärnthen war, ein Ende. Die hinterlaſſenen Güter fielen ſeiner Schweſter Kunigunde zu, welche an Albert Azo II., den Stammvater der Markgrafen zu Eſte in Italien, verheurathet, und Mutter zweier Söhne war, Welfs und Fulco, welche letztere in Italien blieb, indeſſen daß Welf von ſeiner Mutter, der bayeriſchen Kunigunde, die Erbgüter am Lechrain und in Schwaben, dann 1070 von Kaiſer Heinrich IV. auch die herzogliche Würde in Bayern erhalten hat. Von dieſem bayeriſchen Herzoge ſtammen die heutigen Könige in England, und Kurfürſten von Hannover in gerader Linie ab.

Wunderbar wandern Macht und Hoheit (ſo wie der wahre Geſchmack, der geſunde Verſtand, die Sittlichkeit, der Reichthum) von einem Lande zum andern herum. Wir ſtaunen gegenwärtig die anwachſende Macht und Größe benachbarter Staaten an, und ſprechen zaghaft und blödſinnig vom nahen Entſtehen verſchlingender und unvergänglicher Reiche, indeſſen wir nur einen Blick auf das, was von jeher geſchah, und immer wieder geſchehen wird, werfen dürfen, um uns darüber zu tröſten. Ihre ſchimmernden Plane werden vielleicht nicht einmal bis zur Hälfte zur Wirklichkeit kommen. Sie werden bei aller Feinheit und Kühnheit der Staatskünſte durch ſeltſame Umſtände getrennt werden, und ſinken, und werden vielleicht eben den Völkern, denen ſie nun fürchterlich ſind, die Früchte ihrer vieljährigen Bemühungen abtreten.

Bayern war ſchon unter den Agilolfingern groß, wurde größer unter Karl dem Großen, wurde aus dieſer Urſache beneidet und gefürchtet, gehaßt und gekränkt, wuchs aber immer mehr, und erreichte jetzt unter den welfiſchen Herzogen die höchſte Stufe von Macht. Der bayeriſche Staat erſtreckte ſich 1136 vom baltiſchen bis zum toſcaniſchen Meer. Da eine ſolche Macht, durch Mißbrauch und unglückliche Umſtände, der Freiheit von Deutſchland gefährlich werden konnte, ſo wünſchten heimlich die meiſten Fürſten des Reichs, daß der bayeriſche Staat wieder geſchwächt werden möchte. Auch haben ſich die welfiſchen Herzoge gegen die Stände Deutſchlands zuweilen ſo betragen, als fühlten ſie ſelbſt, wie mächtig ſie ſeyen, und als glaubten ſie bereits, daß ihnen in dieſer Rückſicht vor andern Ständen eine Art von Vorrang gebühre. So hat ſich der Herzog Heinrich X., genannt der Stolze, da 1137 ſein Schwiegervater der Kaiſer Lothar ſtarb, nicht im geringſten um die Gunſt der Wahl- und anderer deutſchen Fürſten beworben, indem er ſich einbildete, daß es ihm, als dem mächtigſten, in der Wahl zur kaiſerlichen Würde gar nicht fehl ſchlagen könnte. Es ſchlug ihm aber fehl, eben darum, weil er der mächtigſte war, und 1138 wurde, wiewohl durch eine einſeitige Wahl, Konrad, Herzog von Franken, aus dem Geſchlechte der Hohenſtauffer, zum Kaiſer ernannt, ja, Heinrich der Stolze, wurde noch in eben dieſem

Jahre von dem neuen Kaiſer ſeiner Länder und Würden entſetzt, und ſtarb ein Jahr darauf, da er ſich eben ausgerüſtet hatte, um das Seinige wieder zurück zu nehmen. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, genannt Heinrich der Löwe, welcher ſeinem Vater allein im Herzogthume Sachſen gefolgt iſt. Zum Herzog in Bayern wurde vom Kaiſer der oſtbayeriſche Markgraf Leopold aus dem Geſchlechte der alten Grafen zu Ammerthal bei Amberg, erhoben. Dem Leopold folgte deſſen Bruder, Heinrich X., mit dem Beinamen, Jaſomirgott. So blieb es bis 1152, wo Friedrich von Hohenſtauffen, genannt der Rothbart, Kaiſer geworden iſt.

Heinrich der Löwe forderte abermal ſeine Wiedereinſetzung in Bayern, woraus man ſeinen Vater mit Unrecht vertrieben hätte, und Kaiſer Friedrich, der Rothbart, fand ſeine Forderung billig. Er befahl dem Heinrich Jaſomirgott, die herzogliche Würde niederzulegen, und ſich mit ſeinem ehemaligen Amte eines oſtbayeriſchen Markgrafen zu begnügen; aber Heinrich Jaſomirgott hatte unter den Fürſten viele Vettern und Freunde, und ſelbſt der Kaiſer war ſein Anverwandter. Er gehorchte alſo nicht, und verließ ſich darauf, daß man ihn mit Gewalt nicht dazu zwingen würde. Der Kaiſer Friedrich der Rothbart hielt hierauf mit den Fürſten, welche eine gütliche Ausgleichung am kräftigſten unterſtützen konnten, geheime Berathſchlagungen; und wie alles nach ſeinen Wünſchen in Ordnung war, ſchrieb er 1156 einen Reichstag nach Regensburg aus. Den 8. Sept. erſchien er, zwei Meilen von dieſer Stadt, unter einem offenen prächtigen Gezelte. Zu ſeinen Seiten ſtanden hier Heinrich der Löwe, dort Heinrich Jaſomirgott, und um ſie herum ſtanden die Fürſten und Stände Deutſchlands. Theils waren dieſe ſchon unterrichtet, was vorgehen würde, theils ſahen ſie aus allen Zubereitungen, daß man ſie nicht ſo faſt gerufen hätte, ihre Stimme zu geben, als vielmehr den Ausſpruch des Kaiſers zu genehmigen. So war es auch, und ſie hatten kaum ihre Plätze eingenommen, als der König von Böhmen, Ladislaus IV, hervortrat, den kaiſerlichen Ausſpruch zu eröffnen. Es hieß erſt, Heinrich Jaſomirgott ſollte das Herzogthum Bayern abtreten. Dieſer, welchem wohl bewußt war, was folgen würde, that es, gab ſieben Fähnlein, welche die Belehnungszeichen waren, an den Kaiſer zurück, welcher ſie an Heinrich den Löwen hinumgab. Nun hieß es ferner, Heinrich der Löwe ſollte an Heinrich Jaſomirgott das Land ob der Ens, als ein Eigenthum, abtreten. Die Belehnungszeichen waren zwei Fähnlein, und

Heinrich der Löwe, welcher wohl ſah, daß hier jede Widerſetzlichkeit fruchtlos ſeyn würde, reichte ſie dem Heinrich Jaſomirgott dar. Hierauf ließ der Kaiſer die bayeriſchen Stände ſchwören, bis Pfingſten des künftigen Jahres Friede zu halten. Wie nun Kaiſer Friedrich der Rothbart nichts weiter zu befürchten hatte, erſchien er den 15. Sept. von neuem, und nach einem wortreichen Eingange that er den Ausſpruch, daß von den (bisher bayeriſchen, und zu dreimalen mit bayeriſchen Einwohnern beſetzten) Landſchaften ober und unter der Ens ein beſonderer Staatskörper gebildet, und derſelbe zu einem Herzogthume dergeſtalt erhoben werden ſollte, daß Heinrich Jaſomirgott und ſeine Nachfolger den Pfalzerzfürſten gleich gehalten, und bei allen feierlichen Höfen jederzeit den erſten Platz nach den Kurfürſten einnehmen ſollten. Das neue Herzogthum behielt den Namen Oeſterreich, welcher bis dahin einem einzelnen Gau ober der Ens eigen war, und nachmals 1453 wurde dasſelbe zu einem Erzherzogthum erhoben. Die neuen Herzoge ſtiegen jetzt von ihrem ehemaligen markgräflichen Reſidenzſchloſſe am Kalenberge herab, und verlegten ihren Hofſitz nach einem bayeriſchen Dorfe, welches den bayeriſchen Grafen Pleien (jetzt Plain) im Salzburggau, und bayeriſchen Markgrafen unter dem Kalenberg angehört hat. Dieſes Dorf hieß Fabiana, im ſchlechten Latein Vienna, und iſt unter dem Namen Wien bis auf den heutigen Tag die Reſidenzſtadt der Erzherzoge von Oeſterreich geblieben.

Die Herzoge der welfiſchen Periode waren 1) Welf I., † 1101. 2) Welf II., † 1120. 3) Heinrich IX., genannt der Schwarze, † 1126. 4) Heinrich X., genannt der Stolze, entſetzt 1138, † 1139. 5) Leopold, † 1141. 6) Heinrich Jaſomirgott, tritt ab und wird Herzog in Oeſterreich 1156, † 1177. 7) Heinrich der Löwe wird entſetzt 1179, † 1195.

Siebentes Gemälde

aus dem luitpoldiſchen, 1180 wieder eingeſetzten Herzogſtamme.

Otto, Herzog in Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, und König in Ungarn, rettet den Bürgern zu Neuburg am Inn das Leben.

Heinrich der Löwe zerfiel nach und nach ſo weit mit Kaiſer Friedrich dem Rothbart, daß dieſer endlich auf ſeine Entſetzung gedrungen, und 1179 dieſelbe bewirkt hat. In Bayern ſetzte der Kaiſer ſeinen Ausſpruch hauptſächlich damit durch, daß er den bayeriſchen Pfalzgrafen Otto, genannt der Größere, von Wittelsbach zur herzoglichen Würde, von welcher das Geſchlecht dieſes Otto im Jahre 948 gewaltthätig verdrängt worden war, nicht bloß lebenslänglich, ſondern mit allen damals gewöhnlichen Feierlichkeiten für ihn, und ſeine ganze Nachkommenſchaft erblich eingeſetzt hat, 1180.

Dem Herzog und Kurfürſten Otto, der 1183 ſtarb, folgte deſſen Sohn Ludwig I.; dieſem, der 1231 mit Tod abgieng, folgte ebenfalls ſein Sohn Otto, genannt der Erlauchte, und nach deſſen 1253 erfolgtem Hintritte, traten ſeine zwei Söhne Ludwig II., oder der Strenge, und Heinrich, auf. Dieſe zwei Brüder trafen 1255 eine nutznießliche Theilung ihrer Ländereien, vermöge welcher Ludwig der Strenge Oberbayern, Heinrich aber Niederbayern erhielt. Heinrich ſtarb 1290, und hinterließ zwei Söhne, Otto und Stephan. Damals meldete ſich bereits zwiſchen Oeſterreich und Bayern eine heftige Gährung feindlicher Unruhen. Der 1156 eingeſetzte herzogliche Stamm in Oeſterreich gieng ſchon mit Friedrich dem Streitbaren wieder zu Ende, und der Kaiſer Rudolph von Habsburg, da er mit Bewilligung des Reichs 1282 auf einem Reichstage zu Augsburg das erledigte Herzogthum von neuem beſetzte, umgieng die bayeriſchen Prinzen, welche ihm ihre gegründeten Anſprüche vorlegten, und belehnte dafür lieber ſeine eigenen Söhne Albert und Rudolph. Albert, welcher nachmals Kaiſer gewerden iſt, war unmäßig eroberungsſüchtig, und ſeine Eiferſucht auf fremde Macht verleitete ihn zuweilen zu Maßregeln, die in einem hohen Grade unedel waren. Die Prinzen von Bayern, welche nicht vergaßen, daß ſie von dem urälteſten und königlichen Fürſtengeſchlechte abſtammten, und über eine eben ſo alte Stammnation herrſchten, ertrugen die Neckereien der jungen öſterreichiſchen Herzoge, wie leicht zu erachten, nicht gleichgiltig, und 1309 erſahen die damals in Niederbayern regierenden zwei Brüder, Otto und Stephan, die Gelegenheit, die Veſte Neuburg am Inn, von welcher aus die Oeſterreicher häufige Streifereien nach Bayern vorgenommen hatten, zu überfallen. Die bayeriſchen Prinzen führten ihre Truppen perſönlich an, und zwar (in der Hoffnung, daß die Eroberung dieſes Ortes ſie gar keine Mühe koſten würde) mitten im Winter. Bei ihrer Ankunft fanden ſie die Innbrücke zerſtört, und am gegenſeitigen Ufer eine Schanze, welche mit Oeſterreichern beſetzt war. Sie thaten dieſen den Antrag, entweder ſelbſt eine Brücke zu bauen und herüber zu kommen, wo ſie dann ihre Sache mit dem Schwerte ausmachen wollten, oder die Herſtellung derſelben den Bayern zu überlaſſen; aber die Oeſterreicher ſchlugen beides ab, und verließen ſich darauf, daß ihre Feinde des unleidlichen Ungemachs, welchem ſie durch die ſtrenge Jahreszeit ausgeſetzt wären, bald ſelbſt überdrüſſig werden, und die Belagerung aufgeben würden. Die Bayern hielten auf ihrer Stelle neunzehn Wochen aus, und hatten in der That unſäglich gelitten, als ſie den Entſchluß faßten, im Angeſichte der Neuburger eine Brücke zu bauen.

Der Widerſtand, welchen ihnen dieſe entgegenſetzten, munterte ſie nur mehr auf. Sie brachten dieſe Brücke zu Stande, verjagten die Vorpoſten aus ihren Verſchanzungen, und erſtiegen die Veſte, welche ſie abbrannten und zerſtörten. Wie die Neuburger ſahen, daß alles verloren ſey, flüchteten ſie ſich mit ihren Familien dem Inſtrome zu. Schon hatten ſie ſich in Schiffe gerettet, und wollten eben abſtoßen, als ſie von bayeriſchen Soldaten überfallen wurden, welche mit einer grimmigen Hitze herangerannt waren, um ſich an denjenigen zu rächen, von deren hartnäckigem Widerſtande ſie ſo vielem Ungemache ausgeſetzt wurden. In dieſem entſetzlichen Augenblicke wurden die Neuburger eines Kriegers zu Pferd gewahr, aus deſſen Rüſtung ſie ſchloſſen, daß es einer der Herzoge ſey. Sie ſtreckten ihre Hände gegen ihn aus, und baten um ihr Leben. Es war Otto, und ſeine Großmuth bewies ſogleich, daß er es ſey. Otto drängte ſich durch die dicken Haufen, und befahl den erhitzten Soldaten, deren einige die Schiffe ſchon ergriffen hatten, Ruhe und Schonung. Er betrachtete die, ihren Fürſten treuen, Einwohner mit einem beſondern Wohlgefallen, und, indem er ſie frei und unbeſchädigt entließ, ſagte er zu den Seinigen: „Ich ehre auch an meinen Feinden die Tapferkeit.“

Eben dieſer Otto war es, der 1305 zum König in Ungarn gekrönt, aber zwei Jahre darauf in Siebenbirgen durch Verräther in Verhaft genommen, und erſt 1308, nachdem er aus ſeinem Gefängniſſe entwiſcht, und lange in einem unbekannten Aufzuge herumgeirrt war, wieder nach Niederbayern zurückgekommen iſt. Da er ſeine Rechte auf die ungariſche Krone mit dem Schwert in der Hand ſuchen wollte, verkaufte er einigen Geſchlechtern und Städten die niedere Gerichtsbarkeit, und ſtellte darüber 1311 einen Brief aus, welchen man die Handveſte des Otto, oder den erſten Freiheitsbrief nennt.

Die Herzoge dieſer niederbayeriſchen Linie waren: 1) Heinrich XIII., † 1290. 2) Otto, † 1312, und Stephan, † 1310. 3) Stephans zwei Söhne: Heinrich XV., † 1339, und Otto, † 1335; dann Heinrich XVI, genannt der Natterberger, (Sohn des 1312 verſtorbenen Otto) † 1333. 4) Johann (Sohn Heinrichs XV.), † 1340, worauf Niederbayern, von rechter Erbſchaft wegen, an die Linie zu München, wo Kaiſer Ludwig, der Bayer, war, heimgefallen iſt.

Achtes Gemälde

aus der münchneriſchen Linie.

Schlacht bei Mühldorf 1322. „Herr Vetter, ich bin erfreut, euch zu ſehen.“

Die Linie zu München hatte, wie bekannt iſt, mit dem habsburgiſch-öſterreichiſchen Prinzen nicht weniger zu thun, und die Handlungen und Schickſale Ludwigs IV., genannt der Bayer, ſind vorzüglich berühmt. Dieſer, in der Geſchichte ſeines Landes und des Reiches verewigte Fürſt (ein Sohn Ludwigs des Strengen, der 1255 mit ſeinem Bruder Heinrich XIII. die erwähnte Nutztheilung vornahm) wurde 1314 den 20. October zu Frankfurt zum Kaiſer gewählt, indeſſen ſich ein öſterreichiſcher Prinz längſt alle nur erſinnliche Mühe zur Erlangung dieſer Würde gegeben, auch ſich wirklich eine Nebenparthei, welche durchaus nur ihn zum Kaiſer haben wollte, erworben hatte. Dieſer noch junge Prinz, genannt Friedrich der Schöne (ein Enkel Kaiſer Rudolphs von Habsburg), war mit allen Eigenſchaften eines großen Regenten reichlich verſehen; er war verſtändig, großmüthig, tapfer, und unternehmend, und der Stolz ſeines Hauſes; aber dem größern Theil der Kurfürſten war er nicht anſtändig, indem es ſein Haus nur zu ſichtbar dahin angelegt hatte, ſich über alle andere Reichsfürſten zu erheben, und eine Alleinherrſchaft zu befeſtigen. Sie ſuchten einen Fürſten, welcher dem leidenſchaftlichen Ehrgeiz einer ihnen ſchreckbaren Macht das Gleichgewicht halten konnte, und fanden ihn an Ludwig dem Bayer. Friedrich der Schöne widerſprach dieſer Wahl, und ſohin kam es zum Krieg, in welchem die äußern Glücksumſtände der beiden Prinzen gleich anfangs äuſſerſt verſchieden waren. Friedrich der Schöne beſaß Mittel einen langwierigen Krieg auszuhalten, und (was eine Hauptſache war) lebte mit ſeinen Brüdern, die ſich ſeiner unermüdet annahmen, in der innigſten Freundſchaft. Ludwig der Bayer entgegen hatte an ſeinem eigenen Bruder Rudolph einen Gegner, dabei ein durch die vorhergehenden Kriege erſchöpftes Land, wenig auswärtige Freunde, weil er wenig bezahlen konnte, aber deſto mehr Verräther, und ſogar von ſeiner Gegenparthei niederträchtig erkaufte Meuchelmörder, von welchen er überall umgeben, und in ſeinem eigenen Gezelte und Zimmer nicht ſicher war.

Der Krieg mit Oeſterreich hatte bereits volle acht Jahre gedauert, als es endlich das

Anſehen hatte, daß es zu einer entſcheidenden Schlacht kommen würde. Ludwigs Gegenparthei hatte jetzt alle ihre Macht geſammelt, und zwei trefflich ausgerüſtete Armeen rückten zu gleicher Zeit wider Bayern an. Der öſterreichiſche Herzog Leopold, Friedrichs des Schönen Bruder, zog von Schwaben heran, er ſelbſt aber, Friedrich der Schöne, rückte von Oeſterreich herauf. Der Sieg über die Bayern ſchien dießmal den Oeſterreichern außer Zweifel zu ſeyn. Friedrich der Schöne ließ ſich auch in Bayern überall, wo er durchzog, huldigen, und war bereits bis vor Mühldorf gezogen. Hier kam ihm Kaiſer Ludwig entgegen, mit einer zwar an der Zahl geringern, aber tapfern Armee, welche aus Truppen treuer Reichsfürſten, bayeriſcher Edelleute, und bayeriſcher Bürger, welche nach damaligem Gebrauch von den Zünften ausgerüſtet wurden, beſtand. Es gieng aber gleich anfangs der Proviant aus, ſo, daß man am Tage der Schlacht faſt nichts zu eſſen hatte. Hätte Friedrich der Schöne die Ankunft ſeines Bruders, welcher ſchon bis an den Lech gekommen war, abgewartet, ſo würde Ludwig der Bayer unvermeidlich ſehr in die Enge gekommen ſeyn; aber ſein hoher Muth, und ſeine Begierde, ihn zu zeigen, ließen es nicht zu. Ihn däuchte, daß er mehr zum Triumphe, als zur Schlacht, nach Bayern gezogen ſey, und ſo erſchien er auch an der Spitze ſeiner Armee am Tage der Schlacht. Er ſaß auf einem ſtolzen und prächtig gerüſteten Pferde, und zwar in ſeiner vergoldeten Rüſtung, und dem ſchimmernden, mit dem Reichsadler gezierten Helm (womit ihn bei der Abreiſe von Wien ſeine Gemahlinn ausgeziert hatte) aber noch mehr durch ſeine heroiſche Geſtalt über alles, was um ihn war, erhaben, und Freunden und Feinden fürchterlich ſchön; Ludwig aber ſtand unter den Seinigen, mit der eiſernen Rüſtung eines gemeinen Mannes bekleidet. Am frühen Morgen des 28. Sept. fieng die Schlacht an, und die Hitze, mit welcher beide durch einen hergebrachten Nationalhaß entflammten Heere zuſammen ſtürmten, war ſchrecklich. Um die Mittagszeit machte die bayeriſche Armee eine geſchickte Wendung, vermöge welcher den Oeſterreichern die Sonne und der Staub ins Angeſicht kam. Zu gleicher Zeit kam Friedrich von Nürnberg, welcher bisher im Hinterhalt gelauert hatte, mit etlichen hundert Reitern den Oeſterreichern auf den Rücken, und nun wurde die Schlacht entſchieden. Die öſterreichiſchen Soldaten riſſen allenthalben aus, und die Unordnung und die Flucht war allgemein. Nur Friedrich der Schöne ſtritt noch, und behauptete faſt ganz allein den Wahlplatz. Schon erſchöpft vom langen Kämpfen, und ganz mit Staub und Schweiß überronnen, ſtritt er noch wider die bayeriſchen Ritter, die ihn ganz in die Mitte genommen hatten, bis ihm ſein Pferd erſtochen, und er von einem der Ritter, auf deſſen Schild ein Rindsmaul zu ſehen war, ergriffen ward. Er ließ ſich hierauf den Burggrafen von Nürnberg, zu deſſen Geleit der Ritter gehört hat, kommen, und übergab demſelben ſein Schwert. Als man ihm ankündigte, daß ihn der Kaiſer zu ſehen verlange, kam er ſo ſehr außer Faſſung, daß er zaghaft zu werden, und zu zittern anfieng. Er glaubte nichts anders, als den Ludwig während der Schlacht mit eigener Hand ermordet zu haben, und ſtellte ſich im erſten Augenblicke die Wiedervergeltung, die über ihn verhängt werden könnte, vor. Ludwig, der Bayer, aber gieng ihm, ſo wie der Burggraf von Nürnberg mit ihm ankam, mit offener Miene, und dem gutmüthigſten Blicke entgegen, und indem er ihm ſeine Hand darreichte, ſagte er: „Herr Vetter, ich bin erfreut, euch zu ſehen."

Dieſe beiden Prinzen begegneten ſich auch in der Folge auf das großmüthigſte, und beide verdienten, glücklicher zu ſeyn, als ſie es nachher geweſen ſind.

Von den Voråltern Ludwigs des Bayers, und von ihm ſelbſt iſt hauptſächlich merkwürdig: 1215 erwarb der H. u. K. Ludwig I. die pfalzgräfliche Würde am Rhein, und 1225 erwarb deſſen Sohn Otto, der Erlauchte, durch Heurath auch die Güter des vorhergehenden Pfalzgrafen.

1329 den 4. Auguſt errichtete der Kaiſer Ludwig zu Pavia den bekannten fideicommiſſariſchen Hausvertrag, welcher noch bis dieſe Stunde (und ſo zu ewigen Zeiten) als das erſte und unverbrüchliche Hauptgrundgeſetz des damals nutzgetheilten, ſtets verbrüderten, und jetzt wieder unter Einem Regenten vereinigten Geſammthauſes Bayernpfalz reichskündig angeſehen wird. In dieſem vom Reiche beſtätigten Hausvertrag werden alle Güter des in Bayern und der Rheinpfalz nutzgetheilten bayeriſchen Regentengeſchlechtes als fideicommiſſariſch, mithin jede Veräuſſerung als ungültig erklärt, und das wechſelweiſe Erbrecht für beide Theile und ihre Erben, in den Gütern und Landen, Erblanden und Lehen, welche ſie damals beſaßen, oder künftig erwerben würden, ausdrücklich beſtimmt, bedungen, und bekräftiget.

Unter eben dieſem Kaiſer Ludwig wurden wichtige Erwerbungen gemacht, als:

a) 1324 die Mark und Kur Brandenburg, mit welcher der Kaiſer ſeinen erſtgebornen Sohn Ludwig, welcher daher der Brandenburger genannt wird, belehnte.

b) 1341 Tyrol, vermöge einer Heurath eben dieſes Ludwigs des Brandenburgers mit der Erbprinzeſſinn von Tyrol, Margaretha, genannt die Maultaſche.

c) 1345 die Provinzen Holland, Seeland, Friesland, und Hennegau durch die Vermählung des Kaiſers ſelbſt mit Margaretha, der Erbprinzeſſinn dieſer Provinzen.

Der Kaiſer Ludwig hinterließ bei ſeinem 1347 erfolgten Tode ſechs Söhne, welche 1349 unter ſich auf folgende Weiſe nutztheilten: a) Ludwig der Brandenburger, Ludwig der Römer, und Otto behielten Brandenburg, und ganz Oberbayern, nebſt Tyrol, b) Stephan I., Wilhelm, und Albert I. erhielten Niederbayern, und die niederländiſchen Provinzen. Jene erſten drei Brüder nahmen 1351 eine neue Unter-Nutztheilung vor, vermöge welcher Ludwig der Brandenburger Oberbayern ſammt Tyrol, nebſt andern für ſich behielt, ſeinen Brüdern aber, Ludwig dem Römer, und Otto die Mark und Kur Brandenburg überließ. Dieſe drei Brüder ſtarben bald nach einander ab, und zwar 1361 ſtarb Ludwig der Brandenburger, mit Hinterlaſſung eines Sohnes Mainhard, welcher 1363 ebenfalls ſtarb, worauf Tyrol verloren gieng. Ludwig der Römer ſtarb als Kurfürſt zu Brandenburg 1367; bald darauf, nämlich 1373, wurde Otto genöthiget, die Mark Brandenburg an Karl IV. von Böhmen zu verkaufen. Otto ſtarb 1379.

Die drei Brüder, Stephan I., Wilhelm, und Albert I. nahmen 1353 ebenfalls eine Nutztheilung vor. Wilhelm und Albert I. bekamen Straubing, nebſt den niederländiſchen Provinzen; Stephan I. behielt Landshut für ſich. Dieſer Stephan I. erbte nach dem 1363 erfolgten Tod des Mainhard auch Oberbayern, und da er 1375 ebenfalls mit Tod abgieng, und drei Söhne, Stephan II., Friedrich, und Johann hinterließ, nahmen dieſe 1392 eine neue Nutztheilung unter ſich vor, wodurch, nebſt der Linie zu Straubing-Holland, drei neue Linien gegründet wurden; Stephan II. bekam Ingolſtadt, Friedrich erhielt Landshut, und Johann München.

Neuntes Gemälde

aus der Linie zu Straubing-Holland.

1349 — 1425.

Jakobäa entſagt ihren Ländern, um ihren Gemahl zu retten. 1434.

Jakobäa war die Urenkelinn des Kaiſers Ludwig von Bayern (welcher 1345 die holländiſchen Provinzen durch ſeine zweite Gemahlinn, Margaretha, erwarb) die Enklin Alberts I. von Straubing-Holland, die Tochter Wilhelms II., welcher 1417 mit Tod abgieng. Die Geſchichte hat wenige Beiſpiele von ſo heftigen, und unglücklichen Unruhen aufzuweiſen, als die waren, mit denen die Regierungen der bayeriſchen Prinzen in Holland bis an ihr Ende gequält worden ſind. Die Urſache davon waren zwei Staatspartheien, in welche ſich die vornehmen niederländiſchen Häuſer, bald nach dem Anfange der bayeriſchen Regierung, getrennt haben.

Herzog Wilhelm II. hatte einen Bruder Johann, welcher 1390 im ſiebenzehnten Jahre ſeines Alters zum Biſchof zu Lüttich ernannt, aber nie dahin zu bringen war, daß er zum Prieſter ſich weihen ließ. Er ſah ſich als den rechtmäßigen Erben ſeines Bruders Wilhelm II. an, und bei deſſen Hintritt entſagte er ſogleich ſeinem Bisthum, um Herzog in Straubing-Holland zu werden. Zu Straubing in Bayern fand er, wie dann natürlich ſeine Erbfolge außer allem Zweifel war, kein Hinderniß; aber in Holland that ſich eine der zwei Staatsfaktionen zuſammen, und erklärte die Jakobäa zur Erbinn. Johann mußte ſich hierauf, wenn er je eine Unterſtützung finden wollte, für die Gegenparthei erklären. Der Krieg fiel aber für ihn ſehr unglücklich aus, und er mußte ſich mit Wenigem begnügen, das man ihm gleichwohl noch abtreten wollte. Im Jahre 1425 gieng er vollends mit Tod ab, ohne einen Erben zu hinterlaſſen. In Bayern waren damals vier Prinzen, welche die unſtreitigen Erben der hinterlaſſenen Staaten waren. Da aber einer derſelben mehr haben wollte, als die übrigen, ſo entſtanden Feindſeligkeiten und Prozeſſe, welche erſt 1429 zu Preßburg entſchieden worden ſind. An die Zurückforderung der niederländiſchen Provinzen war bei den heftigen Uneinigkeiten der bayeriſchen Prinzen gar nicht zu denken, und ſelbſt Johann hatte vor ſeinem Hintritte, mit Fleiß und Bedacht, eine unerſchöpfliche Quelle neuer Unruhen eröffnet; er vergaß, aus Verdruß über die Händel mit Jakobäa, ſeine Vettern in Bayern und deren Rechte, und ſetzte den Sohn ſeiner Schweſter Margaretha, den Herzog Philipp den Guten von Burgund zum Erben ein. Das burgundiſche Haus bekümmerte ſich, wie leicht zu erachten, wenig um die Erbrechte des bayeriſchen Hauſes, und 1428 wurde Jakobäa zu einem Vertrag genöthigt, vermöge deſſen ſie die Ländereien ihres Vaters lebenslänglich genießen, aber ohne Bewilligung des burgundiſchen Hofes nicht heurathen ſollte.

Jakobäa war damals etwa ſiebenundzwanzig Jahre alt, und ſchon das drittemal verlobt, oder vermählt geweſen. Die Geſchichtſchreiber, als welche eben dieſen ihren öftern Heurathen Schuld geben, daß die holländiſchen Provinzen für Bayern verloren giengen, da ſie doch ihre ſtaatsklugen und patriotiſchen Anmerkungen vielmehr auf die unausgeſetzten Feindſeligkeiten der Prinzen des bayeriſchen Hauſes hätten wenden ſollen, finden gar nicht Worte genug, dieſe unglückliche Prinzeſſinn zu tadeln, indeſſen daß ſie bei allem, was vergieng, mehr zu beklagen, als zu verurtheilen, und überhaupt nur ein Opfer der Staatsfaktion, welche ſich ihrer ſchon als eines Kindes bemächtigt hatte, geweſen iſt. Schon im fünften Jahre ihres Alters verlobte man ſie an Johann, Herzog von Touraine, und als dieſer 1417, in eben dem Jahre, wo ihr Vater mit Tod abgieng, ſtarb, und ſie von einer Staatsparthei, wie oben geſagt worden, zur Regentinn ausgerufen wurde, wurde ſie im ſiebenzehnten Jahre ihres Alters von eben dieſer Parthei (als welcher daran lag, einen Herren zu bekommen, der ſich dem Johann aus Bayern widerſetzen könnte) mit dem Herzog in Brabant, genannt Johann, ihrem nächſten Anverwandten, vermählt. Da ſie von ihrer Kindheit an nie andere Leute, als ſolche, von denen ſie zum Werkzeuge ihrer Abſichten beſtimmt war, zu ſehen bekam, da man ihr keine andere Einſichten, als welche zum Zwecke dieſer Abſichten dienen konnten, zukommen ließ, ſo verdient ſie in Wahrheit alle unſere Nachſicht, wenn ſie wider die Grundſätze, welche ihrem Stammhaus eigen, und weſentlich ſind (und deren einzelne Hintanſetzungen den geheiligten Rechten dieſes Hauſes nie nachtheilig ſeyn können) aus Mangel an Einſicht oder Ueberlegung geſtrauchelt hat. Jakobäa hatte wider Johann von Brabant ſchon vor ihrer Vermählung mehr als einmal ihre Abneigung bezeigt, und einige Zeit nach derſelben ſtand dieſer Johann auch der Parthei, in deren Händen ſich die Prinzeſſinn befand, durchaus nicht mehr an. Man überredete alſo die Prinzeſſinn, daß ihre Heurath mit dieſem Johann, wegen der nahen Verwandtſchaft, über welche keine Beſtätigung der Diſpenſation erfolgt wäre, ungiltig ſey, zur heimlichen Flucht, welche ihre eigene Mutter veranſtaltet, und ſich mit ihr nach England begeben hat; aber Jakobäa hatte ihrem Gemahl, von dem ſie ſich jetzt trennte, in ihren Ländern huldigen laſſen, und brauchte einen neuen Gemahl, um ſich in dieſe ihre Länder zurück zu ſetzen. Man trug ihr alles auf der beſten Seite vor, und 1423 wurde ſie, unter öffentlichen und außerordentlichen Feierlichkeiten, mit Humphred, Herzog von Gloceſter, Bruder des Königs Heinrich V. von England, vermählt. Der Herzog Johann von Bayern, welcher damals noch lebte, ſtand, aus Abneigung gegen die Tochter ſeines Vaters, die ihm ſeine Rechte (mehr empfindlich, als aus Einſicht vorſetzlich) gekränkt hat, dem verſtoßenen Herzog von Brabant bei, und Humphred, der gekommen war, die Länder ſeiner Gemahlinn mit den Waffen in der Hand zu ſuchen, mußte ſich zurück nach England flüchten. Johann von Brabant that noch mehr. Er bat den Pabſt, über die Giltigkeit ſeiner Vermählung mit Jakobäa einen Ausſpruch zu thun, und der Pabſt erklärte dieſelbe für giltig. Sogleich wurde Jakobäa von

Humphred, der ſich bald wieder vermählt hatte, verlaſſen, aber auch von ihrem vorigen Gemahl, dem Herzog Johann von Brabant, nicht mehr angenommen; aber im Jahre 1426 gieng auch dieſer Herzog mit Tod ab, worauf ſich ihrer der Herzog Philipp von Burgund bemächtigt, und ſie 1428 zu dem Vergleich, deſſen oben erwähnt wurde, gezwungen hat.

Noch war die unglückliche Prinzeſſinn in den Jahren, wo man die Annehmlichkeiten dieſes Lebens deſto gewiſſer genießt, weil man anfängt, ſie mit einer Art von gemäßigter und weiſer Empfindung zu genießen. Sie war bei denen, mit welchen ſie bis dahin die Freuden ihres Herzens hatte theilen ſollen, nie glücklich, und fühlte vielleicht jetzt, da ſie an ihrem Hofe zu Haag in Ruhe lebte, zum Erſtenmal eine Ahnung der gröſten irdiſchen Zufriedenheit, welche die Freundſchaft und die Vereinigung zweier ſich gleichgeſtimmten Herzen giebt. In dieſem, für ſie grauſamen, Zuſtande lernte ſie auf eine ſeltſame Weiſe den Mann kennen, welchen nicht zu lieben, ihr härter, als alle harten Schickſale, welche die Folgen ihrer Neigung für dieſen Mann werden konnten, zu ſeyn ſchien. Es fügte ſich, daß, da ſie einſt Geld brauchte, und bei ihren Freunden vergeblich um ein Darlehen angeſucht hatte, man ihr anrieth, ſich in ihrem Anliegen an einen niederländiſchen Officier, Franz von Borſell zu wenden. Jakobäa haßte den Mann, weil er auf der Seite des Herzogs von Burgund, und auf gewiſſe Art Statthalter in Holland war, und ſie hatte ihm bei allen Gelegenheiten Proben ihrer Ungnade gegeben; aber die Umſtände, worin ſie ſich jetzt befand, nöthigten ſie, nach langem Zaudern, einen Schritt zu thun, deſſen bloße Erwähnung ihr außerdem unausſtehlich geweſen wäre. Franz von Borſell legte ihr die verlangte Summe mit Freuden zu Füßen, und bat ſie, ſein ganzes Vermögen, wenn ſie deſſen bedürfte, zu fordern. Die Prinzeſſinn brach darüber in einen Strom von Thränen aus, und ihr Herz flog dem Manne, den ſie mißkannt hatte, zu. Sie that, was in ihren Umſtänden viele andere ohne Nachtheil gethan haben, und verband ſich mit ihrem Geliebten durch die Ehe, ſo heimlich, daß dieſelbe jedermann ein Geheimniß blieb, nur den Ausſpähern nicht, welche der Herzog von Burgund am Hofe der Prinzeſſinn hielt. Dieſer Herzog, der ſonſt den Namen des Guten führt, kam ſogleich unter dem Scheine der Freundſchaft nach Haag, genoß daſelbſt die großmüthigſte Gaſtfreiheit, und ließ während dem den Franz von Borſell durch beſtellte Leute entführen. Er drohte, ihn nie wieder los zu laſſen, ja er drohte das Aeußerſte, um die Prinzeſſinn, welche über die Entführung ihres Geliebten untröſtlich war, in einen Abgrund von Kummer zu drücken. Endlich ward ihr die Wahl gelaſſen, ob ſie den Franz von Borſell einem ewigen Gefängniſſe überlaſſen, oder die Freiheit deſſelben durch die Abtretung ihrer Länder erkaufen wollte. Sie wählte dieß letztere, und begnügte ſich mit der Grafſchaft und dem Titel einer Gräfinn von Oſtermund; aber die mancherlei Trübſale, Schrecken und Sorgen hatten nunmehr ihre Lebensgeiſter erſchöpft, und eine nagende Schwermuth führte ſie ſanft in ihre Ruheſtatt, wo ſie einſchlummerte 1436.

Zehntes Gemälde

aus der ingolſtädtiſchen Linie, welche dauerte
von 1392 bis 1447.

Ludwig, genannt der Gebartete.

Keine Beiſpiele ſind rührender, und zugleich lehrreicher, als die uns ein erhabener Unglücklicher giebt, der, von der Natur mit allen Gaben, glücklich zu ſeyn, und andere glücklich zu machen, ausgerüſtet, aber von falſchen Freunden, denen er ſich aus Gutmüthigkeit anvertraut, oder von mißverſtandenen Grundſätzen, oder von einer unzeitigen Hitze verleitet, und hingeriſſen, die Waffen mit ſtarker Fauſt wider ſich ſelbſt kehrt, der aus Irrthum oder Schwachheit ſeinen Freund, ſeinen Bruder, ſein Weib und ſeine Kinder tödtet, in der Meinung, er tödte ihre Feinde, der zwar gewaltig und haſtig, oft, ehe die Ueberlegung nachkommt, aber nie falſch, nie hinterliſtig, noch niederträchtig handelt, der endlich ſelbſt noch dann, wenn ſeine Feinde und Widerſacher einen Kreis um ihn ziehen, naturgroß leidet, niedergeworfen ſich noch ähnlich bleibt, und, ohne gefühllos für die Widerwärtigkeiten dieſes Lebens zu ſeyn, eine Geſtalt behält, deren Anblick in trockenen, geiſt- und thatloſen Zeitaltern die Kraft hat, friſche Stärke zu geben dem Müden, und wieder aufzurichten den Sinkenden.

So war Herzog Ludwig, genannt der Gebartete, von Ingolſtadt, ein Herr, dem die Natur ſo zu ſagen ein vaſtes Genie ohne Geſchmack, das iſt, übermäßige Kräfte ohne Anführung, ohne Ordnung und den wahren Gebrauch derſelben verliehen hat. Zu einer andern Zeit, und in einer weitläufigern Sphäre wäre er vielleicht der Größte unter den Großen geworden, indeſſen er jetzt von den deutſchen Fürſten, deren Schrecken er war, und deren unverſöhnlicher Friedensſtörer er zu ſeyn ſchien, inſtändig verfolgt, vom Reich geächtet, und vom Pabſt mit dem Bannfluch belegt ward. Seine Hand war wider alle, und jedermanns Hände wider ihn.

Ludwig war ein Urenkel des Kaiſers Ludwig aus Bayern, ein Enkel Stephans I., genannt mit der Hafte, ein Sohn Stephans II., welcher bei der erwähnten Nutztheilung im Jahre 1392 einen Diſtrikt, worin Ingolſtadt die Haupt- und Reſidenzſtadt war, nutznießlich erhielt. Dieſe Nutztheilungen, welche vor Einführung des Primogeniturrechts üblich und allgemeinen Herkommens geweſen, waren keinem Lande nützlich; aber in einem ſo unbeſchreiblichen Grade ſchädlich, wie ſie's für Bayern waren, können dieſelben kaum noch einem andern Lande geweſen ſeyn. Nicht nur, daß man während dem jede Gelegenheit, für den Anwachs des bayeriſchen Staats gemeinſchaftlich zu ſorgen (wie es mittlerweile von andern mit ſo vielem Glück als Eifer geſchehen iſt), verſäumt, oder unwiderbringlich verdorben hat; ſo wurde das ſchon Vorhandene, als läge hierin der Vortheil, geſchwächt und zerrüttet. Die wahre Urſache dieſer einheimiſchen Uebel lag ſchon immer in den Nutztheilungen ſelbſt. Die Prinzen ſahen nicht, oder wollten nicht ſehen, daß ſie durch dieſelben, jeder für ſich, zwar nicht niedriger, aber kleiner geworden; ſie ſahen nur auf ihre Abkunft, fuhren fort, die Pracht großer Häuſer nachzuahmen, und zu dem Aufwande, der dazu erfordert ward, die Quellen zu ſuchen, wie ſie es konnten und mochten. Da es auswärts (weil ihre Macht mit ſich ſelbſt uneins war) nicht angieng, ſo fielen ſie, durch böſe Rathgeber, und vielleicht durch auswärtige Höfe verleitet, über ihre nächſten Anverwandten her, und verheerten durch einheimiſche und (da ſie wider anerkannte Grundſätze und unumſtößliche Hausgrundſätze waren) immer vergebliche Kriege ihr eigenes gemeinſames Vaterland.

Solche Beiſpiele erhielt Ludwig der Gebartete von ſeinem eigenen Vater, Stephan II., der überall Vorzüge und Rechte an ſich reiſſen wollte, die ihm vermöge der bayeriſchen Hausgrundſätze nicht geſtattet werden konnten. So nahm er ſich bei dem Hintritte ſeines Bruders des Herzogs Friedrich von Landshut 1392, wo die Vormundſchaft über den hinterlaſſenen unmündigen Prinzen Heinrich, ihm, und dem Herzog Johann von München gemeinſchaftlich und mit gleichem Rechten zufiel, Freiheiten heraus, bei welchen Herzog Johann unmöglich gleichgültig zuſehen konnte. Die Folge davon war, daß ſich die beiden Brüder (denn Johann war der jüngſte Bruder Stephans II.) wechſelweiſe in ihre Ländereien fielen, und Städte und Dorfſchaften, und was ſie erreichen konnten, ausplünderten oder verwüſteten. Noch ſchlimmer und unartiger betrug ſich Stephan II. bei dem Hintritt des Herzogs Johann von München 1397, ungeachtet dieſer zwei Söhne, Erneſt und Wilhelm III., als unſtreitige Erben hinterließ. Stephan von Ingolſtadt behauptete, daß ihm, weil er von jenen drei Brüdern, welche 1392 nutztheilten, der Erſtgeborne wäre, nunmehr das erſte Recht auf die Hauptſtadt München gebühre. Dießmal nahm Ludwig der Gebartete, mit aller Thätigkeit eines jungen feurigen Eroberers die Hauptrolle auf ſich; er ſah dort zu München um Anhänger um, und da ſich die rechtmäßigen Fürſten Erneſt und Wilhelm III. nicht mehr ſicher zu ſeyn glaubten, und zu ihrem Vetter Heinrich nach Landshut abzogen, nahm er 1402 die Stadt München wirklich in Beſitz. Er zog aber bald wieder ab, nachdem er von den Einwohnern ſo viel Geld, als möglich war, erpreßt, und auf ſeinem Rückzuge die Stadt Pfaffenhofen, welche zum münchneriſchen Antheil gehörte, gleichſam gebrandſchatzt hatte.

Nun hielt er ſich einige Jahre in Frankreich bei ſeiner Schweſter Eliſabeth, der Gemahlinn König Karls VI., auf, und daſelbſt wuchs ſeine Begierde, ſich immer zu vergrößern, und groß zu zeigen, zur unauslöſchlichen Leidenſchaft. Die Königinn war von dem lebhaften und zum Herrſchen gebornen Geiſt ihres Bruders ganz eingenommen, und machte ihn, da ihr Gemahl der König ein ſehr kränklicher Herr war, zum Statthalter von Frankreich. Sie überhäufte ihn mit Gold und Silber bis zum großen Unwillen der Einwohner von Paris, und hielt ihm einen königlichen Staat. So währte es bis 1413, wo Stephan II. mit Tod abgieng, und Ludwig nach

Bayern zurück kehrte, um von ſeiner Erbſchaft Beſitz zu nehmen. Man konnte ſich damals keinen liebenswürdigern Herrn denken, als dieſen Ludwig; er war ein Muſter eines galanten Ritters damaliger Sitte, großmüthig, freigebig, herablaſſend, höflich und leutſelig, und es fehlte ihm nichts, als ein großes Reich, oder eine nie verſiegende Quelle von Leuten und Einkünften, um ſich eines zu erobern. Sein Hof zu Ingolſtadt war königlich, und ſein Betragen, wie das Betragen eines mächtigen Herrn, dem ſein Gefühl ſagt, daß ihm nichts widerſtehen werde. Das Erſte, was er nach ſeiner Zurückkunft in Bayern that, war, daß er ſich hinſetzte, und mit einem leidenſchaftlichen Fleiß die Hausurkunden und Chroniken, die er von jeher zu ſammeln gewohnt war, durchgieng, um Anſprüche zu finden. Er fand, oder glaubte, derſelben eine Menge gefunden zu haben, und, wie er nichts fürchtete, ließ er ſeine Abſichten bald merken. Einen vorzüglichen Unwillen äußerte er wider Friedrich von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, welchem der Kaiſer Sigmund 1415 um viermal hunderttauſend Dukaten die Mark und Kur Brandenburg verkauft hatte, und Ludwig behauptete laut, und dießmal nicht ganz mit Unfug, ihm und ſeinem Hauſe gebühre das Einſtandrecht. So ſprach er auch von andern Rechten, welche theils ſeinem Stammhauſe, theils ihm insbeſondere zuſtanden, ſo daß ſich jedermann vor ihm gefürchtet, und, noch ehe er losbrach, bewaffnet hatte. Ein verdrießlicher Handel, welcher ſich zwiſchen ihm und ſeinem Vetter dem Herzog Heinrich von Landshut ergeben, und worin Friedrich von Brandenburg die Parthei dieſes letztern ergriffen hatte, machte den Anfang der Feindſeligkeiten, und Ludwig ſchlug ſich mit dieſem Kurfürſten, und einer Menge anderer Fürſten viele Jahre herum, bis endlich der Kaiſer Sigmund und das geſammte Reich ſich der Sache annahm, und den Frieden herſtellte. Ludwig begab ſich ſogar an den kaiſerlichen Hof, und ließ ſeine ſehr erſchöpften Ländereien durch einen Friedensrichter verwalten, welches ihn indeſſen nicht hinderte, bei dem Hintritte Johanns, des letzten Herzogs zu Straubing-Holland einen Erbſchaftsſtreit zu veranlaſſen, welcher erſt nach vier Jahren, und in Gemäßheit der bayeriſchen Hausgrundſätze geſchlichtet worden iſt. Nun nahm Ludwig die Regierung und mit ihr ſeine unzeitige Begierde, wahre und vermeintliche Rechte auszuführen, wieder zurück. Sogleich ſtand alles, was neben und um ihn war, wider ihn auf, und im Jahre 1433 legten die Herzoge zu München und Landshut, die Grafen von Oettingen, die

Reichsfreien aus Schwaben, die Statthalter von Brandenburg und Nürnberg, die Biſchöfe von Eichſtädt, Regensburg und Paßau, hundert ritterliche Familien, und eine große Anzahl männlicher und weiblicher Abteien dem Kirchenrath zu Baſel wider ihn eine gemeinſchaftliche Klage vor. Der Kirchenrath ſprach ſogleich den Bann über ihn aus, ohne daß ſich Ludwig darum bekümmerte; aber wie es bald darauf dahin kam, daß auch die Reichsacht über ihn ausgeſprochen werden ſollte, überließ er ſich dem Urtheile des Kaiſers Sigmund, der ihn eben nicht am großmüthigſten behandelte, und ihn nöthigte, auf eine beträchtliche Summe, welche er dem Ludwig ſchuldig war, und, was dieſem noch empfindlicher fiel, auf die bayeriſche Stadt Donauwörth (deren Abtretung im Grunde nicht einmal in der Gewalt des Ludwig ſtand) Verzicht zu thun.

Der empfindlichſte Streich wurde dem Ludwig von ſeinem eigenen Sohne, Ludwig dem Buckligen, verſetzt. Man ſagt, der alte Ludwig habe dieſen Sohn, da er an Geſtalt ſehr unförmlich, und eben nicht groß am Geiſte war, wenig geachtet, und habe ihm einen natürlichen Sohn, genannt Wieland von Freiberg, vorgezogen. Dieß verdroß Ludwig den Buckeligen, und wie er dann eben nicht von der beſten Gemüthsart war, ſo befliß er ſich auf alle Weiſe, ſeinem Vater Verdruß zu machen. Um ihn recht zu ärgern, verheurathete er ſich mit Margaretha, Tochter des Kurfürſten Friedrich von Brandenburg, errichtete dann mit dem Sohne des Kurfürſten, dem Albert Achilles, eine enge Freundſchaft, und einen Bund mit den Herzogen zu München und Landshut. Endlich fieng er mit der Hilfe des Albert Achilles eine öffentliche Fehde an, wo er die Städte Friedberg und Ingolſtadt, und andere Hauptplätze wegnahm, und zuletzt 1443 Neuburg belagerte, wo ſein Vater ſich eingeſchloſſen hatte. Die Stadt gieng über; aber wie der alte Herr die Soldaten dem Schloſſe nahe kommen ſah, erklärte er ſich, daß er eher ſterben, als an ſeinen Sohn ſich ergeben wollte. Sohin näherte ſich Albert Achilles, welchem er ſich ergab, und ſich nach Anſpach abführen ließ. Ludwig der Buckelige ſtarb 2 Jahre nachher.

Dem Albert Achilles von Brandenburg war mit der Gefangenſchaft des alten Ludwig wenig gedient; er bot ihm alſo, mehr als einmal, die Loslaſſung an, doch mit dem Beding, daß er ihm die Unkoſten, welche er auf den Krieg wider ihn verwendet hatte, erſtatte; aber Ludwig antwortete ſtets, der Krieg ſeines Sohnes und deſſen Mithelfer wäre laſterhaft und ungerecht geweſen, und ſohin wäre es thöricht, dafür zu bezahlen. Da ihn nun Albert Achilles losließ, ſo erlegte der Herzog Heinrich von Landshut 32000 fl., und nahm den Ludwig zu ſich, in der Hoffnung, daß dieſer ſich nicht weigern würde, ihm das Ausgelegte wieder zu erſtatten; aber Ludwig nannte dieſe Einlöſung einen ſchändlichen Kaufhandel mit ſeiner Perſon, und wurde wider ſeinen Vetter Heinrich auf das äußerſte aufgebracht. Er begegnete demſelben nicht nur mit ſeinem gewöhnlichen Stolz, ſondern mit Verachtung; er ſtand auch niemals auf, und dankte niemals, wenn ihn Heinrich in ſeinem Verhaft zu Landshut beſuchte und grüßte. Alſo wurde er nach dem Schloſſe zu Burghauſen abgeführt. Die Nachricht davon rührte alle Fürſten Deutſchlands, und ſelbſt ſeine ehemaligen Feinde wurden darüber bekümmert. Der König in Frankreich, und die ſämmtlichen Kurfürſten verwendeten ſich für ihn, und ſelbſt der Kaiſer, Friedrich III., hatte ein nachdrückliches Sendſchreiben an Herzog Heinrich um die Befreiung des alten Fürſten, die nun auch erfolgt ſeyn würde, abgeſchickt, als er ſtarb 1447 im 81ſten Jahre ſeines Alters. Er hatte ſeinen königlichen Trotz bis auf die letzt behalten, und ſich wie ein Monarch, der unumſchränkt regiert, betragen. Er hielt es auch für ſeine Würde unangemeſſen, ſich zu beklagen, und nur gegen ſeine vertrauteſten Freunde ließ er ſichs merken, daß ihn manchmal der Kummer beſchleiche. In ſolchen Augenblicken wiſchte er ſich heimliche Thränen aus den Augen, und er ſagte unterweilen: „Wer mir dieſes geſagt hiet in meinen jungen Tagen, das ich alſo viel leiden ſollt, ich het nit glaubt, das mich all teutſch Fürſten dazu hieten bringen mögen.“

Die hinterlaſſenen Ländereien fielen, von rechter Erbſchaft wegen, der landshutiſchen Linie zu. Die ingolſtädtiſchen Herzoge ſeit 1392 waren: 1) Stephan II., † 1413. 2) Ludwig der Gebartete, † 1447. 3) Ludwig der Buckelige, † 1445.

Eilſtes Gemälde

aus der Linie zu Landshut, welche vom Jahre 1392 bis 1503 gedauert hat.

Die Bürger von Donauwörth übergeben dem Herzog Ludwig von Landshut ihre Stadt 1458.

Der Herzog Ludwig von Landshut war ein Urenkel des Herzogs Stephan I., genannt mit der Haſte, der Enkel des Herzogs Friedrich, Sohn des Herzogs Heinrich, und Vater des Herzogs Georg, welcher dieſe 1392 nutzgetheilte, landshutiſche Linie 1503 beſchloſſen hat. Von dieſen Herzogen war Heinrich, aus einem jugendlichen Verſchwender, ein ſo kluger, ja filziger Hauswirth geworden, daß er ſeinem Sohne Ludwig, von dem hier die Rede iſt, dann ſeinem Enkel Georg, die Beinamen der Reichen hinterlaſſen hat.

Ludwig mußte bis in ſein dreißigſtes Jahr, nämlich bis 1450, wo deſſen Vater Heinrich ſtarb, auf dem Schloſſe zu Burghauſen in einer Art von Verhaft leben. Er wurde äuſſerſt hart erzogen, und was ein beſonderer Zug von dem Geldgeize ſeines Vaters war, ſogar in der Kleidung ſo ſchlecht gehalten, daß es ihm nicht ſelten an den unentbehrlichſten Stücken gebrach, welches um ſo auffallender war, da ſein Vater in einem Thurme auf dem Schloſſe unermeßliche Schätze geſammelt hatte, bei welchen der junge Prinz täglich vorbeigehen, und dabei darben mußte. Erziehungen dieſer Art pflegen gemeiniglich fehl zu ſchlagen, und ein Extrem zieht das andere nach ſich; aber Ludwig beſaß eine wohlgeordnete Gemüthsart, und gerieth vernünftigen Leuten in die Hände, welche einen unvergleichlichen Regenten aus ihm bildeten. Die Einſamkeit war ihm, wie ſchon manchem andern Prinzen, überaus nützlich; er lernte ſelbſt nachzudenken, lernte die Fehler der ihm vorgehenden Regierung, und die wahren Mittel, denſelben abzuhelfen, kennen, und führte ſie beim Antritt ſeiner Regierung ſogleich mit Entſchloſſenheit aus. Seine Hofhaltung war von einer übertriebenen Sparſamkeit und einer üppigen Pracht gleich weit entfernt, und ein Muſter für die deutſchen Fürſten, welche häufig nach Landshut kamen, um den Fürſten, von welchem ſie in der Ferne ſo viel Rühmliches gehört hatten, vom Angeſicht zu ſehen.

Unter anderm drang Ludwig ſehr eifrig auf die Befriedigung ſeiner Hausrechte und Anſprüche, für deren Erhaltung (wenn gleich ihre

Verletzung nie ſchädlich ſeyn kann) während der Feindſeligkeiten der bayeriſch-pfälziſchen Prinzen nicht immer geſorgt werden iſt. So wurde von Kaiſer Karl IV. aus Böhmen, welcher bekanntlich die Linie aus Bayern gehaßt und verfolgt, und die Linie zu Pfalz zu ſeinem Vortheile benutzt hat, die Stadt Donauwörth von Bayern abgeriſſen, und zu einer Reichsſtadt erhoben. Sie wurde zwar ſelbſt vom Reichsobmann wieder an Bayern zurückgegeben, allein 1434 vom Kaiſer Sigmund neuerdings abgeriſſen. Nun war eben Friedrich III. von Oeſterreich Kaiſer, und Ludwig wußte im Voraus, daß es ganz vergeblich ſeyn würde, ſich an ihn zu wenden. Das nachmalige Verfahren dieſes Kaiſers, das in Wahrheit ſehr hitzig und leidenſchaftlich war, beſtätigte dieß auch hinlänglich. Ludwig, der ſich hiemit die Gerechtigkeit ſelbſt verſchaffen mußte, legte nach damaliger Gewohnheit, die Gründe derſelben einigen Reichsfürſten, Grafen und Edelleuten vor, und da ihm dieſe ihr Wort gaben, daß ſie ihn nach Kräften unterſtützen wollten, erſchien er im Oktober 1455 zu Feld, und Georg von Aheim, und Oſwald von Törring, mit vier hundert Reitern, eilten voraus, die Stadt Donauwörth zu berennen, und aufzufordern, indeſſen daß der Herzog Ludwig ſelbſt mit einer Armee, welche aus zwölftauſend Mann zu Fuß, und dreitauſend Mann zu Pferd beſtand, heranzog, und ſogleich anfieng, die Stadt auf allen Seiten einzuſchließen; doch ehe noch ein Schuß geſchah, befahl Ludwig, eine weiße Fahne, welche die Belagerten zur Uebergabe einladen ſollte, auf freiem Felde aufzurichten, wie dann auch wirklich bald darauf auf den Stadtmauern eine ähnliche Fahne erſchien, welche die Bürger von Donauwörth zum Zeichen ihrer guten Geſinnung für Ludwig dahin gepflanzt hatten. Wie dieß der kaiſerliche Pfleger und Stadtkommandant Heinrich von Pappenheim ſah, erzürnte er ſich heftig über die Bürger, und befahl ihnen mit bitterm Ungeſtüm, es mit dem Kaiſer zu halten; aber die Bürger blieben bei ihrem Entſchluſſe, und gaben zur Antwort: er, der Marſchalk hätte allwegen zu eſſen, welches ihnen und ihren Kindern, ſo ſie verderbt würden, am letſten zu ſchwer fallen würde." Sie eröffneten hierauf zum größten Verdruſſe des Heinrichs von Pappenheim, der auf einer andern Seite abzog, die Thore, und übergaben Ludwig von Bayern die Schlüſſel der Stadt. Wie hierauf der Kaiſer Friedrich III. die Sache auf der ſchlimmſten Seite genommen, den Ludwig als einen Reichsfeind erklärt, und ſich wider ihn mit eilf Fürſten, einer großen Anzahl Grafen, und zweiunddreißig Reichsſtädten verbunden hat, iſt uns an dieſem Orte nicht ſo wichtig zu wiſſen, als wie ſich Ludwig dabei betragen hat. Der Krieg brach wirklich aus, und 1462 den 19. Juli kam es am Berge bei Giengen zu einer Hauptſchlacht, bei welcher die bayeriſche Armee einen vollkommenen Sieg davon trug; allein die Verheerungen einzelner Ortſchaften hörten darum nicht auf, und ſchon waren binnen wenigen Monaten über ſechshundert Dörfer verbrannt, als ſich Ludwig entſchloß, durch eine Handlung voll Großmuth dem Elende ein Ende zu machen. Er bot dem Kaiſer 1463 freiwillig den Frieden an, welcher dann auch im nämlichen Jahre erfolgt, und vermöge deſſen die Sache meiſtens in den Stand, wie ſie vor dem Kriege war, zurück geſetzt, und das Recht des bayeriſch-pfälziſchen Hauſes auf Donauwörth (welches Recht der Herzog Ludwig dieſem ſeinem Hauſe weder vergeben konnte noch wollte) beruhend gelaſſen worden iſt.

Mit einem gleichen Edelmuthe hatte eben dieſer Ludwig vormals ſeinen Vetter, den Herzog Albert III. zu München behandelt, indem er demſelben von der ihm angefallenen ingolſtädtiſchen Erbſchaft einige Güter freiwillig, und einzig aus der Urſache abtrat, damit ihn Albert III. nicht etwa beneiden, und einſt ſein Feind werden möchte. Solche Handlungen verdienen unſerm Andenken um ſo mehr empfohlen zu werden, je ſeltener ſie ſind, und je häufiger und betrübter die Uneinigkeiten ſind, welche das verbrüderte Haus nie zu den Kräften, wozu ihm alle Anlage verliehen war, kommen ließen. Die ganz widerſprechenden Succeſſionszwiſtigkeiten, welche durch das, offenbar widerrechtliche Teſtament des 1503 verſtorbenen Herzogs Georg entſtanden, ſind, ſo wie deſſen Folgen bekannt.

Die landshutiſchen Herzoge waren: 1) Friedrich, † 1392. 2) Heinrich der Reiche, † 1450. 3) Ludwig der Reiche, † 1479. 4) Georg der Reiche, † 1503.

Zwölftes Gemälde

aus der münchneriſchen Linie.

1392 — 1777.

Herzog Albert III. ſchlägt die Krone von Böhmen aus. 1439.

Herzog Albert III. (ein Ur=Urenkel des Kaiſers Ludwig, ein Urenkel des Herzogs Stephan I. mit der Hafte, ein Enkel des Herzogs Johann, und Sohn des Herzogs Erneſt) hat unter andern Thaten, ſein Andenken durch eine Handlung, deren Großmuth unſerm Zeitalter vorzüglich ſelten iſt, und manchem unbegreiflich ſeyn möchte, verewigt. Im Jahre 1439 gieng Kaiſer Albert II., Herzog von Oeſterreich, und König von Ungarn und Böhmen, mit Tod ab, und hinterließ einen Sohn, Ladislaus, der aber bei ſeinem Hinſcheiden noch nicht zur Welt gekommen war. Die Stände von Ungarn und Böhmen ſchritten ſogleich zu einer neuen Wahl, und jene riefen den König Ladislaus VI. von Polen herbei, welcher das Anerbieten auch wirklich angenommen, und die verwittibte Kaiſerinn, welche indeſſen den Ladislaus, genannt Poſthumus, zur Welt brachte, ſehr in die Enge getrieben hat, auch ihre Unternehmungen höchſt wahrſcheinlich gänzlich vereitelt haben würde, wenn ſich zugleich ein mächtiger Fürſt hervorgethan hätte, die Krone von Böhmen zu behaupten. Die Stände dieſes Königreichs wurden einſtimmig, dem Herzog Albert III. von Bayern, als den ſie während ſeines öftern Aufenthalts am königlichen Hofe zu Prag bei der Königinn Sophia, der Schweſter ſeines Vaters, kennen gelernt hatten, ihre Krone anzubieten, und ihre Abgeſandten kamen in dieſer Abſicht nach Bayern. Es ſtand nun bei Albert, ſein Haus durch ein Königreich zu verherrlichen, und ſich allenfalls für jenen Ausſpruch des Kaiſers Karls IV., womit er die bayeriſche Kurwürde allein der bayeriſchen in der Rheinpfalz regierenden Linie zugegeben hat, durch die Kurwürde von Böhmen, als welche ebenfalls auf der Nation haftete, ſchadlos zu halten; aber der, ſonſt für ſein Haus ſehr eifernde Herzog überlegte, daß es für einen Fürſten, der einen wahrhaft hohen Sinn trüge, noch etwas Größeres und Ruhmwürdigeres gäbe, als die Eroberung neuer Länder, — die Gerechtigkeit. Er wußte, ſo gut mans jetzt weiß, daß es leicht ſey, auch einer offenbar ungerechten Sache vor den Augen der Welt, welche immer nach dem Ausgange urtheilt, einen Schein von Billigkeit zu geben; aber er verachtete dieſe niedrigen Kunſtgriffe, und erklärte ſich den Geſandten von Böhmen, daß er ſich darum noch nicht befugt glaube, ein Land in Beſitz zu nehmen, weil deſſen rechtmäßiger Erbe nicht im Stande wäre, daſſelbe zu behaupten. Mit dieſer Antwort, die vielleicht nicht jeder andere gegeben haben möchte, kehrten die Geſandten nach Böhmen zurück.

Unter die wichtigern Begebenheiten, welche bei der Linie zu München vorfielen, gehören:

1505 entſtand die Pfalzneuburg.

1506 gründete Albert IV., genannt der Weiſe, die Primogenitur.

1515 unter Herzog Albert IV. geſchah zur Unterhaltung einer beſtändigen Soldmiliz, dann der höchſten und hohen Civildienſte, und zur Beſtreitung allgemeiner Landbedürfniſſe, die Einführung der ordentlichen Landſteuern.

1557 ertheilte Herzog Albert V. den ſechzigſten Freiheitsbrief.

1583 wurde Herzog Erneſt II. (ein Bruder Herzogs Wilhelm V.) Erzbiſchof und Kurfürſt zu Köln, worauf dieſe Würde 178 Jahre von bayeriſchen Prinzen verſehen worden iſt. Dieſe waren: 1) der genannte Erneſt, † 1612. 2) Ferdinand II. (Bruder des Kurfürſten Max I.), † 1650. 3) Max Heinrich (Bruder des Kurfürſten Ferdinand Maria), † 1688. 4) Joſeph Clemens Cajetan (Bruder des Kurfürſten Max Emanuel), † 1723. 5) Clemens Auguſt (Bruder des Kurfürſten und Kaiſers Karl Albert), † 1761.

1607 bemächtigte ſich Max I der Stadt Donauwörth; die Folge davon war, daß die proteſtantiſchen Fürſten 1610 zu Schwäbiſchhalle einen Bund unter ſich, die Union genannt, errichteten. Zum Haupte wählten ſie den Kurfürſten Friedrich IV. von der Pfalz. Im nämlichen Jahre errichteten die katholiſchen Fürſten zu Würzburg ein Gegenbündniß, die Liga genannt, und zum Haupt wählten ſie Max I. von Bayern. Es waren demnach zwei Prinzen von einem und ebendemſelben Hauſe die Anführer dieſer entgegengeſetzten ſchrecklichen Bündniſſe.

1618 wurde zu Prag der Anfang zum dreißigjährigen Kriege gemacht, und 1620 den 8. Nov. gewann Max, am weißen Berg bei Prag, wider ſeinen Vetter, den Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz, eine Schlacht.

1622 eroberte der bayeriſche General Tilly die Rheinpfalz, und verwüſtete das ſchöne Heidelberg.

1623 ließ ſich Maximilian aus Bayern die kurfürſtliche Würde, welche durch die golbene Bulle der bayeriſch-rheinpfälziſchen Linie übertragen wurde, und 1628 ließ er ſich, ſtatt 13 Millionen, die er bei Oeſterreich gut hatte, die ſeinem Vetter Kurf. Friedrich V. entriſſene, und zum bayeriſchen Haus fideicommiſſariſch gehörige, Oberpfalz geben.

1630 kam der König von Schweden Guſtav Adolph nach Deutſchland, und 1632 den 17. Mai hielt er zu München ſeinen Einzug. Zweiter Einfall der Schweden in Bayern 1633; Wiederholungen der Einfälle 1641, 1646, 1648, in welchem letztern Jahre der dreißigjährige Krieg beſchloſſen, und zu Münſter in Weſtphalen Friede gemacht worden iſt.

1704 den 13. Auguſt geſchah die unglückliche Schlacht bei Höchſtädt.

1777 den 30. Dec. ſtarb der Kurf. Max III., der letzte Sproſſe der ludwigiſchen Linie, worauf der Durchl. Kurf. Carl Theodor von der rudolphiſchen Linie als nächſter Anverwandter in Bayern nachgefolgt iſt.

Die regierenden Herren ſeit dem Kaiſer Ludwig, waren: 1) Stephan mit der Hafte (Sohn des Kaiſers Ludwig), † 1375. 2) Johann, † 1397. 3) Erneſt, † 1438. 4) Albert III., † 1460. 5) Sigmund, und Albert IV.; jener gab 1467 die Regierung freiwillig auf, und ſtarb 1501; Albert IV. aber, genannt der Weiſe, † 1508. 6) Wilhelm IV., genannt der Standhafte, † 1556. 7) Albert V., genannt der Großmüthige, † 1579. 8) Wilhelm V., genannt der Fromme, † 1626. 9) Maximilian I., † 1651. 10) Ferdinand Maria, † 1679. 11) Max Emanuel, † 1726. 12) Karl Albrecht, † 1745. 13) Max Joſeph, † 1777. 14) Karl Theodor.

Solche Hiebe führt Autharis!

Im ſechsten Jahrhundert, da aus den Trümmern der römiſchen Monarchie bereits wieder neue Reiche hervorgegangen waren, befand ſich die bayeriſche Nation in Rückſicht ihrer künftigen Selbſterhaltung in keiner geringen Verlegenheit. Die vorzüglichſten dieſer neuen Reiche waren die Reiche der Franken und Longobarden. Jene bewohnten Auſtraſien, das iſt, die alten fränkiſchen Lande dieſſeits des Rheins, welche an die Sachſen und Thüringer, und (nach den An. 496 zu Zulpich bei Bonn überwundenen Allemannen oder Schwaben) bis an die rhätiſche Landwehre oder das Vallatum, dann An. 536 mit ihrer Herrſchaft bis an den Lech grenzten, anbei verſchiedene Gebiete längs des Rheins, der Moſel und Maas in ſich begriffen, und Metz zum Hauptorte hatten; dieſe, die Longobarden, ſind im ſechsten Jahrhundert nach Italien gezogen, und haben daſelbſt ein Reich, das aus Mayland, Parma, Mantua, Modena, dem Florentiniſchen und Genueſiſchen beſtand, errichtet, dasſelbe die Longobardie oder Lombardie genannt, und Pavia im Mayländiſchen zum Hauptorte gewählt. Es war leicht vorherzuſehen, daß dieſe beiden Nationen immer weiter um ſich greifen, daß eine ſich über die andere erheben, und daß endlich dieſe die benachbarten Reiche nach und nach verſchlingen würde. Bayern grenzte an dieſe beiden Nationen, und hatte überdieß auch noch von andern Seiten ſehr ſchlimme Nachbarn, die Slaven und Hunnen. Die Staatsklugheit erforderte demnach, mit einem jener erſtern großen Reiche in eine nähere Verbindung zu treten, und der Herzog Garibald I. fand es, nach dem Einrathen und der Einwilligung der bayeriſchen Stände, für wohlgethan, mit dem auſtraſiſchen Hofe ein Verſtändniß zu errichten, und demſelben die Freundſchaft, und im Falle der Noth die Unterſtützung der bayeriſchen Nation zu verſprechen.

Was nun die Franken und Longobarden betrifft, ſo hielten jene mit ihren Abſichten nicht lange zurück. Die Longobarden hatten ſich An. 576 nach dem Tode ihres Königs Klephs 30 Herzoge beſtellt, welche bis zur Volljährigkeit des jungen Prinzen Autharis die Regierung 10 Jahre unter ſich vertheilen und verwalten ſollten. Sogleich fielen die Franken in Italien ein; allein Ewin ſchlug bei Salurn ihren General Grammich, und trieb das fränkiſche Heer aus dem ganzen tridentiniſchen Gebiet. Dieß voreilige und übermüthige Verfahren der Franken machte auch auf den Herzog Garibald in Bayern einen beſondern Eindruck. Er nahm ſich vor, es künftig vielmehr mit den Longobarden zu halten, und gab zu dem Ende dem Ewin, welcher zu Trient ein longobardiſcher Herzog war, eine ſeiner Töchter zur Gemahlinn.

Nach dem Verlauf von 10 Jahren wurde Autharis, des Klepho Sohn, durch einmüthige Stimmen zum Könige der Longobarden gewählt. Die Franken fielen neuerdings ein, wurden aber neuerdings, und dießmal vom Autharis, zum Zurückzug gezwungen. Während dieſer Zeit haben die Franken ſowohl dem longobardiſchen, als dem bayeriſchen Hofe, noch andere Urſachen gegeben, mißvergnügt zu ſeyn, wovon die Folge war, daß die Vereinigung der Longobarden und Bayern immer feſter und inniger wurde, und, wenn nicht fremde Uebermacht und Stärke mehr vermocht hätten, unzertrennlich geworden ſeyn würde.

Der König Autharis hatte die Franken An. 588 kaum zurückgetrieben, als er ſeine Wünſche auf die zweite Tochter des H. Garibald, nämlich auf die Theodelinde, eine Prinzeſſinn, die ſowohl wegen ihrer Schönheit, als ihrem Verſtande berühmt war, richtete, und ſich entſchloß, dieſelbe von ihrem Vater durch eine feierliche Geſandtſchaft zu begehren. Gleichwie er noch jung und voll eigener Thätigkeit war, ſo gerieth er auf den Einfall, ſelbſt den Geſandten vorzuſtellen, und in einer verſtellten Perſon um die Prinzeſſinn zu werben. So kam er nach Regensburg, und ſpielte die übernommene Rolle ſo gut, daß Garibald alle Zufriedenheit bezeigte. Er verſprach, ſeine geliebte Tochter dem longobardiſchen Könige zu geben, doch ohne ſie dem Geſandten von Angeſicht zu zeigen. Da dieß die Neugierde des Autharis nur noch mehr reizte, ſo erklärte er ſich, daß er den Auftrag hätte, ſich nicht zu entfernen, bis er die Prinzeſſinn mit ſeinen Augen geſehen, und ihre Einwilligung gleichfalls von ihrem Munde gehört hätte. Bei ihrem Anblicke wurde er ſo ſehr gerührt, daß er ihre Hand ergriff, eine Freiheit, welche damals ſo ſehr wider allen Wohlſtand, und wider die Ehrerbietigkeit, mit welcher man ſich dem Frauenzimmer nähern durfte, lief, daß ſie vieles Befremden nach ſich zog, und daß die Hofmeiſterinn die ganz beſtürzte Prinzeſſinn mit aller Zuverſicht damit tröſtete, daß der unbekannte Fremde ganz gewiß der König und Bräutigam ſelbſt, oder des Königs nächſter Anverwandter ſeyn müſſe. So zärtlich und jungfräulich war damals die weibliche Züchtigkeit.

Garibald ließ den vermeinten Geſandten durch ein ſtattliches Gefolg bis an die Grenze Bayerns begleiten wo jener beim Abſchied ſein Handbeil ergriff, und, indem er es tief in den nächſten Baum ſenkte, ausrief: „Solche Hiebe führt Autharis!“ Die Eilfertigkeit, mit welcher er nach dieſen Worten in ſein Land jagte, verhinderte die Bayern, ihn als König von Italien zu ehren.

Die Franken hatten von der bevorſtehenden Heurath, und von der Freundſchaft des bayeriſchen Hofes mit dem longobardiſchen kaum Nachricht erhalten, als ſie mit großen Armeen wider Bayern und Italien anrückten, um die Vollziehung dieſer Heurath, und die Stiftung eines, ihnen verhaßten, Bündniſſes zu trennen. Dieß beſchleunigte aber das Vorhaben der beiden Höfe nur noch mehr. Theodelinde reiſte in Begleitung ihres Bruders

Gundoald bei der erſten Botſchaft von der Ankunft der Franken ſogleich nach Italien ab, und die Hochzeit wurde oberhalb Verona, in der Gegend von Sardi, den 15. Mai Anno 589 mit allgemeiner Freude vollzogen.

Indeſſen fielen verſchiedene fränkiſche Heere durch Graubündten über Trient, und, auf ihre Anſtiftung, zwanzig griechiſche Herzoge zu gleicher Zeit in Italien ein, und eine dritte Armee überſchwemmte Bayern, wo man ſich ſo wenig, als in der Lombardie, zu einem Kriege gerüſtet hatte. Die Longobarden mußten ſich unter vielen Verſprechungen den Frieden erkaufen, und die Bayern mußten ſich gefallen laſſen, ihr voriges Bündniß mit den Franken neuerdings zu errichten.

Theodelinde wählt ſich den Agilulf zum Gemahl und König. An. 590.

Theodelinde rechtfertigte die Erwartung, und den Ruf, welcher ihr überall von ihrer Güte und Weisheit vorher gieng, vollkommen. Die

Lombarden ſetzten in ſie ein unumſchränktes Vertrauen, und gaben ihr hievon eine Probe, welche alles, was eine großmüthige Belohnung, Liebe und Achtung vorausſetzt, erſchöpfet. Der König Autharis ſtarb, ein Jahr nach ihrer Vermählung, zu einer Zeit, da die Friedensunterhandlungen mit dem fränkiſchen Hofe noch nicht zu Stande gekommen, und die Ausſichten der Lombarden noch ſehr unentſchieden und kritiſch waren. In dieſen Umſtänden würde es ohne Zweifel ein zuverſichtliches Mittel, die Ausſöhnung des fränkiſchen Hofes zu bewirken, geweſen ſein, wenn ſich die lombardiſchen Stände hätten entſchließen wollen, demſelben ein Opfer zu machen, und die Theodelinde wieder zurück nach Bayern zu ſenden. Sie beſchloßen aber einhellig, daß ſie dieſelbe nicht nur bei ſich behalten, ſondern ſie bitten wollten, ſich ſelbſt einen Gemahl und König, den ſie ohne Widerrede dafür erkennen würden, zu wählen. Theodelinde nahm dieß Anerbieten an, und nachdem ſie ſich bei Alten und Verſtändigen des Landes um die Männer, welche ihrer vortrefflichen Eigenſchaften wegen in einer allgemeinen Achtung ſtänden, erkundigt, und ſich einen derſelben für den Thron und ihr Herz gewählt hatte, berief ſie die Fürſten des Reiches zu einem feierlichen Gaſtmahle. Während demſelben reichte ſie einen Becher, aus welchem ſie nach der damaligen Sitte zuerſt getrunken hatte, dem Herzoge von Turin, Agilulf, mit dem Erſuchen, ihr entgegen Beſcheid zu thun. Wie nun Agilulf aufſtand, ihr die Hände zu küſſen, weigerte ſie ſich deſſen, und ſagte etwas ſchamhaft in ſich ſelbſt gekehrt: „Mein Gemahl und König!“ Sogleich grüßten ihn die Anweſenden, und ein allgemeines Freudengeſchrei verkündigte den neuen König dem jauchzenden Volke.

Die Chronikſchreiber eifern in die Wette, dieſer vortrefflichen Prinzeſſinn eben ſo dauerhafte Denkmäler ihrer Bewunderung bei der Nachwelt zu errichten, als ſie ſich ſelbſt in den Herzen ihrer Unterthanen errichtet hat. Sie beredete ihren Gemahl, welcher den arianiſchen Irrthümern anhieng, das reine Chriſtenthum anzunehmen, und beredete die ganze longobardiſche Nation, dieſem Beiſpiele zu folgen. Sie ſchaffte mit Glimpf und ſüßer Beredſamkeit die Barbarei, und die unmenſchlichen Gebräuche des Landes ab, und ſuchte durch die ſanften Eindrücke des Chriſtenthums gefälligere Sitten, und eine männliche Empfindung zu verbreiten. Auch die Uneinigkeiten mit dem fränkiſchen Hofe wurden vollends durch ihr Zuthun beigelegt. Man wechſelte beiderſeits die Gefangenen aus, und gründete einen Frieden, der bis zu den Zeiten des fränkiſchen Königs Pipin (Vater Karls des Großen) gedauert hat.

Zuletzt erfuhr aber auch dieſe gütige und angebetete Königinn den Wechſel des Glückes, wodurch ihr das Ende ihres Lebens auf mancherlei Weiſe verbittert ward. Ihr Gemahl Agilulf ſtarb An. 615, und hinterließ ſie als Mutter einer Tochter Gondeberge, und eines unmündigen Sohnes Adaloald, eines vielverſprechenden Prinzen, welchem die Nachfolge auf den königlichen Thron nicht angeſtritten werden konnte; aber in einem Reich, wo die zahlreichen Stände ſo viel zu ſagen hatten, und an welchem man von andern Seiten ſo viel zu beneiden und zu tadeln fand, war dieſe Würde deſto gefährlicher, je glänzender ſie war. Wie Adaloald, deſſen Vormünderinn, ſo wie die Reichsverweſerinn, Theodelinde war, die Jahre, wo er die gut angefangene Regierung hätte fortſetzen ſollen, erreicht hatte, verfiel er, wie man glaubt, durch einen beigebrachten giftigen Trank in eine Art von Wahnſinn, worin er Dinge unternahm, welche ihn bei den Fürſten des Reiches nothwendig verhaßt machen mußten. Da keine Hoffnung erſchien, daß ſein Uebel ihn wieder verlaſſen, und da zu fürchten war, daß bei ſeiner Anweſenheit die Ruhe der Länder ſtets leiden würde, ſo ward ihm aufgetragen ſich aus dem Reiche zu entfernen, und die Regierung dem Arioald (Herzog von Turin, und Gemahl ſeiner Schweſter Gondeberge) zu überlaſſen. Der unglückliche Prinz entfernte ſich, und Theodelinde war ſeine Begleiterinn. Sie ſah ihren Sohn, den Stolz und die Hoffnung ihres Lebens, langſam abnehmen und ſterben, und ſtarb darüber ſelbſt im Jahre 625.

Die bayeriſchen Prinzen behaupteten darauf den longobardiſchen Thron noch eine geraume Zeit. Gondeberge vermählte ſich nach dem Tode des Arioald mit Rotharis, und als auch dieſer, nebſt ſeinem Sohne Rodoald, ſtarb, wurde die Krone dem Prinzen Aribert (einem Enkel des Herzogs Garibald I., und Sohn des Gondoal, welcher mit Theodelinde aus Bayern nach Italien gekommen war) aufgeſetzt. Nach Aribert herrſchten deſſen Söhne und Enkel, bis endlich ſeine Linie An. 712 daſelbſt gänzlich erloſchen iſt.

Taſſilo II. übergibt Karl dem Großen ſeinen Sohn Theodo als Geiſel.

Anno 787.

Die Geſchichte Taſſilo II. von Bayern gehört unſtreitig unter die lehrreichſten und tragiſcheſten Geſchichten, die das Alterthum aufzuweiſen hat. Sie zeigt uns an Karl dem Großen, der darin eine Hauptrolle geſpielt, wie ſehr auch der herrliche Trieb, mit ſeinen Kräften auf Vieles, und auf alles zu wirken, dieſer Trieb, der nur die Seelen der größten, und edelſten Menſchen beſeelt, ſobald er aus den Schranken tritt, die Natur jeder andern unbändigen Leidenſchaft annimmt; ſie zeigt uns ferner an dem Unglück des Taſſilo das endliche, wiewohl mannigfaltige, frühe oder ſpäte Schickſal aller Staaten, und lehrt uns, nichts zu bewundern, und gelaſſen zu bleiben, wie Taſſilo, bei den Schlägen des Unglücks, und bei den unbilligen Urtheilen des gemeinen gleichzeitigen Rufes, der nie abläßt, den Glücklichen zu preiſen, und dem Geſunkenen Unrecht zu geben.

Taſſilo II. war der Sohn des Herzogs Odilo und der Chiltrude, einer Tochter des fränkiſchen Oberhofmeiſters und Herzogs in

Auſtraſien Karl Martells. Taſſilo war nur eben ſechs Jahre alt, als ſein Vater An. 748 ſtarb, und er gerieth alſo unter die Vormundſchaft ſeiner Mutter (welche von den bayeriſchen Landſtänden unterſtützt werden ſollte) und unter die Aufſicht des Bruders ſeiner Mutter, Pipins des Kurzen, der damals noch Oberhofmeiſter, und Herzog in Auſtraſien war. Der Zuſammenhang der Sache erfordert, dem Leſer eine kurze Nachricht von dieſem Pipin, ſeinen Unternehmungen, und Nachfolgern zu geben. Pipin war, gleich ſeinem Vater, und ſeinen Vorältern, ein Hofbeamter der ältern fränkiſchen Könige, welche man vom Clodowig I., dem Stifter der fränkiſchen Monarchie, die clodowigiſche nannte. Dieſe clodowigiſchen Könige begiengen die Unvorſichtigkeit, die Vorältern des Pipin über alle ihre Reichsbeamten zu erheben, und ſie mit einem beſondern Anſehen zu Oberhofmeiſtern, und auf gewiſſe Art, zu Vicekönigen zu erklären. Die Folge davon war, daß dieſe Vicekönige die Gelegenheiten, welche ſie ſich nunmehr ſelbſt zubereiten konnten, ſich immer weiter zu erheben, begierigſt ergriffen, und die alten, und rechtmäßigen Könige vollends um all ihr Anſehen brachten. Pipin der Kurze, von welchem hier die Rede iſt, konnte es nicht abwarten, bis etwa die königliche Familie gleichwohl ſelbſt erlöſchen würde, ſondern da er ſich ſeines übermächtigen Anhangs im Reich bewußt war, ließ er ſich von ſeiner Herrſchſucht hinreiſſen, eine eben ſo grauſame als niederträchtige Verrätherei zu begehen. Er bemächtigte ſich An. 752 des rechtmäßigen Königs Childerich III., und ſperrte ihn, ſammt deſſen einzigen Kronerben, in ein Kloſter. Kaum hatte er ſich aber des Thrones bemächtiget, ſo dachte er, wie er das alte Staatsſyſtem des fränkiſchen Hofes ausführen, und nach und nach die benachbarten Nationen verſchlingen könnte. Dieß glückte ihm auch An. 757 bei den Schwaben oder Allemannen, und An. 758 bei den Sachſen, wiewohl bei den letztern nur in ſo weit, daß ſie ſich mit einem Eid verbindlich machen mußten, auf den fränkiſchen Reichstägen zu erſcheinen, und jährlich einen Tribut von 300 Pferden zu liefern. Man kann ſich vorſtellen, ob Pipin werde unterlaſſen haben, ſeine Abſichten nach Bayern zu richten, nachdem es ſchon lange im Plan des fränkiſchen Hofes lag, unter was immer für einem Vorwande, Bayern einzuziehen. Als An. 749 ſein Stiefbruder Griffo einige Unruhen in Bayern erregte, kam er alſobald mit einer Armee dahin, verjagte den Griffo, und erledigte ſich eines Gegners, der ihn bei ſeinen künftigen Schritten wenigſtens hätte aufhalten, wo nicht hindern können. Dem jungen Taſſilo begegnete er ſehr gnädig, und bezeugte viele Sorgfalt um ihn, ja, als deſſen Mutter Chiltrude An. 754 mit Tod abgieng, ließ er ihn ſogar zu ſich bringen, um ihn an ſeinem Hof mit ſeinen Söhnen erziehen zu laſſen. Dieſe Söhne waren Karlmann und Karl der Große, welcher letztere ebenfalls, wie Taſſilo, An. 742 geboren ward, und zwar in Bayern auf dem Karlsberg, einem verfallenen Schloſſe unweit dem Wurmſee, geboren worden ſeyn ſoll. Wie nun der König Pipin den jungen Taſſilo in ſeiner Gewalt hatte, hielt er es für ganz unnöthig, erſt noch andere Gelegenheiten, wo er ſich ſeiner künftigen Unterwürfigkeit verſichern könnte, abzuwarten. Er führte ihn mit ſich nach einer Verſammlung ſeiner Stände zu Compiegne, und befahl ihm daſelbſt, ihm und ſeinen beiden Söhnen den Eid der Treue zu ſchwören. Taſſilo war damals fünfzehn Jahre alt, und war in der Gewalt des Königs. Er that, was ihm Pipin befohlen hatte, und einige bei der Verſammlung anweſende Bayern thaten das nämliche An. 757. Von nun an behandelte Pipin den Taſſilo wie ſeinen Vaſallen und Unterthanen, und Bayern wie ſein eigenthümliches Land. So mußte Taſſilo An. 758 in den Krieg wider die Sachſen, in den Jahren 760, 761 und 762 in den Feldzügen wider den Herzog von Aquitanien perſönliche Dienſte leiſten, und aus Bayern wurden von Zeit zu Zeit Truppen ausgehoben. Endlich wurden die Bayern ſowohl als Taſſilo dieſer Knechtſchaft überdrüſſig. Taſſilo hatte nun ſeine Minderjährigkeit zurückgelegt, und hatte wahrſcheinlichſt von den Ständen in Bayern den Ruf erhalten, in ſein Land zurück zu kommen; er verließ An. 763 das Hoflager der Franken, ohne von Jemand Abſchied zu nehmen, und kam, von ſeiner Würde begleitet, zu ſeinen Bayern zurück, die ihn mit unausſprechlichen Freuden empfiengen. Sogleich erklärt er ſich als den rechtmäßigen, als einen ganz freien, und von Niemanden abhängigen Regenten von Bayern, und wiewohl er nicht geſinnt war, von dem alten Bündniß, das ſeine Vorältern mit den Franken eingegangen hatten, abzuweichen; ſo erklärte er doch jenen Eid, welchen ihm Pipin An. 757 abgenöthigt hatte, für unrechtmäßig, für erzwungen und ungültig. Er verſammelte noch im nämlichen Jahre 763 zu Aſchheim am Flüßchen Seelbach die ſämmtlichen Stände von Bayern, und ließ ſich von denſelben, gemäß dem alten Herkommen, die Geſetze ſeiner Landesverwaltung vorlegen, wovon die Erinnerungen und Vorſchläge des geiſtlichen Standes noch wirklich vorhanden ſind. Er errichtete ferner mit dem Herzoge von Aquitanien ein wechſelſeitiges Bündniß, und bald darauf heurathete er die Prinzeſſinn Luitberg, eine Tochter des longobardiſchen Königs Deſiderius, um ſich auch der Unterſtützung dieſes Hofes zu verſichern. Wie man dieß am fränkiſchen Hofe aufgenommen habe, iſt leicht zu erachten; aber der König Pipin war zu klug, um ſich wider den Taſſilo und deſſen Freunde gewaltſamer Maßregeln zu bedienen; allein da er eine beſſere Gelegenheit von der Zeit erwartete, ſtarb er An. 768.

Nun kam Karl der Große zur Regierung, und bald darauf (nämlich An. 771, da ſein Bruder Karlmann ſtarb) zum Beſitze des ganzen fränkiſchen Reiches. Taſſilo war mit Karl erzogen und ſeiner Freundſchaft verſichert worden. Er wünſchte ſich ſelbſt Glück zur Thronbeſteigung dieſes Prinzen, und er glaubte, deſto mehr Urſache dazu zu haben, je näher er ſich von deſſen vortrefflichen Geiſtesgaben überzeugt hatte. Wahre Größe iſt gerecht und großmüthig, und Karl hatte ſich von Jugend auf beſtrebt, ſich in allen Dingen über das Gemeine und Mittelmäßige zu erheben. Er trachtete nach nichts, als was der Menſchheit Ehre macht, und wählte zur Ausführung ſeiner Entwürfe ſtets ſolche Mittel, welche unfehlbar zum Ziele führten, und einen hohen Verſtand anzeigten. Was ihn beſonders verherrlichte, und ein gerechtes Vertrauen in ſeinen Charakter einflößte, war, daß er nicht wie ein Deſpot über Sklaven, ſondern, wie ein großmüthiges und mächtiges Weſen über Menſchen zu herrſchen wünſchte, und die vortrefflichſten Anſtalten machte, die Nationalerziehung in ſeinen Ländern herzuſtellen, Gelehrte und Künſtler zu ermuntern, und den Kenntniſſen aller Arten den thätigſten Vorſchub zu thun. So hatte ihn Taſſilo im perſönlichen Umgang kennen gelernt, und ſo glaubte er, ihn noch zu kennen. Karl hatte auch jetzt ſeine Eigenſchaften ſo wenig abgelegt, daß er vielmehr gleich beim Antritte ſeiner Regierung eine heftige Neigung verrieth, überall Denkmäler derſelben zu ſetzen, und alle ihm bekannte Länder unter Einer Denkungsart, und welches ihm Eins war, unter Einer Herrſchaft zu vereinigen. Auch dieſe Neigung war groß, und ihm angemeſſen; aber ſie war und blieb freilich in den Augen derjenigen, deren Rechte darunter leiden, und zu Grunde gehen ſollten, darum nicht weniger anmaßend und ungerecht. Die verwittibte Königinn und Mutter des Karl, Bertha, welcher die künftigen Anſchläge nicht entgangen ſein mochten, gab ſich alle Mühe, den Ausbruch derſelben zu verhindern. Sie reiſte eigens nach Pavia, und führte die Hermingard, eine Tochter des Königs Deſiderius, als Braut für ihren Sohn Karl mit ſich nach Frankreich, wobei ſie die Abſicht hatte, zwiſchen den longobardiſchen, dem bayeriſchen und fränkiſchen Hofe Friede und Freundſchaft zu ſtiften. Karl nahm die Braut an; aber da ihm diejenigen, welchen ſeine Freundſchaft mit dem longobardiſchen Hofe nicht gefallen wollte, ſeine Wahl mißriethen, ſchickte er die Prinzeſſinn nach Verlauf eines Jahres wieder zurück.

Nach Bayern ſchickte Karl einen eigenen Abgeſandten, den Sturm, einen gebornen Bayer, und Abt zu Fulda, der den Taſſilo zur Rede ſtellen ſollte, wie er in Abſicht auf ſeine Verbindung mit dem fränkiſchen Hofe geſinnt wäre. Taſſilo erklärte ſich, daß er in dem Stande der ihm angebornen Unabhängigkeit bleiben, aber doch von jenen ältern Bündniſſen ſeiner Voraltern, vermöge welchen ſich dieſe verpflichtet hätten, dem fränkiſchen Hofe wider ſeine Feinde beizuſtehen, nicht abgehen wollte. Mit dieſer Erklärung ſchien Karl zufrieden zu ſeyn, und Taſſilo dachte gar nicht daran, warum er es nicht ſeyn ſollte. Seine Rechte zur Freiheit waren ihm unbezweifelt, ſo wie die Herkunft ſeines Geſchlechts älter und edler, und daſſelbe ſchon zur Zeit, wo die Voraltern Karls noch Hof- und Staatsbediente der ältern fränkiſchen Könige waren, auf dem

Throne von Bayern geweſen iſt. Taſſilo eroberte An. 772 Kärnthen, hielt im nämlichen Jahre eine Synode zu Dingolfing, und übte viele andere Gerechtſame, welche nur einem unabhängigen Regenten zuſtehen, öffentlich aus. Karl ſah und wußte es, und machte nicht die geringſte Einwendung.

Indeſſen gerieth der longobardiſche König Deſiderius mit dem römiſchen Hofe in Streitigkeiten, welche des Exarchats wegen entſtanden ſind. Unter dem Exarchat verſteht man die Statthalterſchaft, welche ein griechiſcher Reichsbeamter in den zum griechiſchen Kaiſerthume noch gehörigen italiäniſchen Staaten verwaltet, und ſeinen Hauptſitz zu Ravenna aufgeſchlagen hatte. Da die griechiſchen Kaiſer es ſich zum Staatsſyſtem gemacht zu haben ſchienen, den Lombarden überall weh zu thun, ſo bedienten ſich dieſe des Vergeltungsrechtes, und bemächtigten ſich An. 752 des Exarchats, das ihnen aber An. 755 vom fränkiſchen König Pipin wieder abgenommen, und von dieſem dem Papſte geſchenkt worden iſt.

Der An. 771 verſtorbene Bruder Karls des Großen, nämlich K. Karlmann hinterließ zwei Söhne, welchen von Rechts wegen ein Antheil von dem fränkiſchen Reich gehört hätte. Da Karl der Große in nichts willigen wollte, begab ſich die verwittibte Königinn Gerbirga, ebenfalls eine Tochter des Königs Deſiderius, mit ihren Söhnen nach Pavia, und bat ihren Vater um Hilfe. Deſiderius erſuchte den Pabſt, er möchte die zwei Prinzen, als rechtmäßige Miterben des fränkiſchen Reiches nur indeſſen krönen, und da dieß nicht geſchah, drohte er, das Exarchat dem römiſchen Stuhle abzunehmen. Dieſer wendete ſich ſogleich an den fränkiſchen Hof, und Karl der Große freute ſich über die lang gewünſchte Gelegenheit, die Lombarden demüthigen, und wo möglich, ſich ihrer bemächtigen zu können. Er verſammelte ſeine Armee mit größter Eilfertigkeit, und ließ dem Herzog Taſſilo melden, daß er ſich ebenfalls rüſten, und gemäß den alten Verträgen, welchen nachzukommen er verſprochen hätte, ihm ſeinen Feind beſiegen helfen ſollte. Nun gieng dieſer Feldzug wider den König Deſiderius, deſſen Tochter Taſſilo zur Ehe hatte. Der longobardiſche Hof war noch die vornehmſte Stütze des Taſſilo, und er ſah vorher, daß, wenn derſelbe entkräftet ſeyn würde, es Karl dem Großen um ſo leichter einfallen könnte, ſich auch von Bayern Meiſter zu machen; aber Taſſilo hatte ſein Wort gegeben, und ſelbſt Karl der Große, indem er ihn deſſen erinnerte, zweifelte nicht, daß er es halten würde. Taſſilo erſchien mit ſeinen Hilfsvölkern, und die Longobarden wurden überwunden. Karl bekam ſogar die Perſon des Königs, nebſt deſſen Gemahlinn, in ſeine Gewalt, ſperrte ſie beide in franzöſiſche Klöſter, und nahm darauf den Titel eines longobardiſchen Königs an.

Taſſilo bedauerte den unglücklichen König, und diß war auch alles, was er thun konnte, von Herzen, und hielt ſich dabei ruhig und ſtandhaft. Er fuhr, wie ehemals, fort, wie ein freier Regent zu handeln, nahm 777 ſeinen erſtgebornen Sohn Theodo zum Mitregenten an, und machte verſchiedene Stiftungen, welche eine Unabhängigkeit vorausſetzen; aber eben dieſes ruhige Betragen war Karl dem Großen verdächtig. Er fühlte ſelbſt das Unwürdige, das in ſeinem Verfahren mit dem Könige Deſiderius lag, und zweifelte gar nicht, daß Taſſilo nur eine Gelegenheit abwarte, um ſich und ſeinem Schwiegervater Genugthuung zu verſchaffen. Und um alles, was geſchehen könnte, frühzeitig zu zernichten, faßte er den Entſchluß, ſich des Taſſilo zu verſichern.

Im Jahre 781 kamen vier Geſandte, zwei vom römiſchen und zwei vom fränkiſchen Hof nach Regensburg, und forderten, ohne ſich in irgend eine Unterhandlung einzulaſſen, Taſſilo ſollte jenen Eid, welchen Anno 757 der König Pipin ihm abgenommen hatte, neuerdings ſchwören, und zur Sicherheit ſeines Wortes zwölf Geiſeln ſtellen. Dieß ſollte feierlich auf einer Reichsverſammlung, welche Karl der Große zu dem Ende nach Worms berufen hatte, geſchehen. Taſſilo ſah auf einmal die Größe ſeines Unglücks, das ihn zwar beſtürzt, aber nicht muthlos machte, ſo unvermuthet es ihn auch überfiel. Er antwortete den Abgeſandten mit gelaſſenen Worten, daß er erſcheinen würde. Und am beſtimmten Tage erſchien er, legte den Eid ab, und ſtellte die Geiſeln.

Noch hielt Taſſilo die Wiedererlangung ſeiner Rechte nicht für verloren. Er dachte nicht anders, als daß Karl der Große durch irgend einen beigebrachten falſchen Verdacht hingeriſſen worden ſei, an ihm hart zu handeln, und er zweifelte nicht, daß es ihm bei einer günſtigen Gelegenheit gelingen würde, dieſen ſeinen ehemaligen großmüthigen Jugendfreund auf andere Gedanken zu bringen. Eine ſolche Gelegenheit ſchien ihm vorhanden zu ſeyn, da ſich Karl im Jahre 787 am römiſchen Hofe befand. Er ſchickte ſogleich einige Abgeordnete dahin, und ließ dieſen Hof um Fürſprache erſuchen. Man hatte aber daſelbſt die Sache ebenfalls in dem widrigſten Lichte betrachtet, und alle Vorſtellungen der bayeriſchen Abgeordneten waren vergeblich. Man wollte vielmehr noch weiter wiſſen, was Taſſilo nunmehr, nachdem ſeine Hoffnung fehlgeſchlagen hätte, zu thun entſchloſſen ſey, und bedrohte die Abgeordneten hart und heftig, falls ſie nicht alles offenbaren würden, was ſie wüßten; dieſe erſtaunten über eine ſolche Begegnung, ſchwiegen, und giengen. Da Karl dieſen Verſuch des Taſſilo, ſeine Unabhängigkeit zu erlangen, für eine entſcheidende Erklärung hielt, daß derſelbe feſt entſchloſſen ſey, kein Mittel, wodurch er zu ſeinem Zwecke gelangen könnte, unverſucht zu laſſen, und bei einer guten Gelegenheit ſich allenfalls auch durch die Waffen in Freiheit zu ſetzen; ſo hielt er es, gemäß ſeinen Grundſätzen; für nothwendig, jedem Schritte dieſer Art zuvorzukommen, und ſich auf jeden Fall in Sicherheit zu ſetzen. Er befahl alſo dem Taſſilo, daß er alſogleich nach Worms kommen, und in Gegenwart der Reichsſtände, welche er daſelbſt verſammelt hatte, ihm den Lehenseid neuerdings ablegen ſollte. Taſſilo kam nicht, und Karl glaubte, nunmehr zu wiſſen, woran er wäre. Er rückte demnach mit drei Armeen nach Bayern, deren eine unter Anführung ſeines Sohnes Pipin mit einem longobardiſchen Heere von Botzen, eine andere, welche aus Sachſen, Thüringern und Oſtfranken beſtand, bei Pföring über die Donau, und die dritte, welche Karl ſelbſt anführte, vom Lechfelde herzog. An einen glücklichen Widerſtand zu denken, war unmöglich, und Taſſilo hatte keine Wahl, als ſich mit ſeiner Familie in den Tod zu ſtürzen, oder ſich der Großmuth ſeines überlegenen Gegners unbedingt zu überlaſſen. Er gieng alſo dem Könige, der ſich auf dem Lechfeld gelagert hatte, entgegen, und erwartete, was er fordern würde. Auf ſein Begehren legte er erſt den Lehenseid ab, und reichte auf weiteres Verlangen, zum Zeichen der Unterwürfigkeit den Herzogsſtab dar. Der unglückliche Herzog blieb aufrecht und ſtandhaft, und demüthigte ſich, ohne ſich zu erniedrigen; als aber neuerdings zwölf Geiſeln, und unter dieſen ſein erſtgeborner Sohn Theodo, gefordert wurden, gerieth er auf einen Augenblick in eine Beſtürzung, wo er unentſchloſſen zu ſeyn ſchien, was er thun wollte, ſah bald den König, den er nie beleidiget hatte, bald ſeine Gefährten an, in deren Blicken und Gebehrden er wahrnahm, was ſie auf ſeinen Wink zu thun bereit wären; er verſchmähte aber eine unnütze Hülfe, die bloß ein raſendes Werk der Verzweiflung geweſen wäre, und überlieferte ſeinen Sohn und Nachfolger in die Hände Karls, der dieſes Sieges vollkommen genoß; denn alle, die um ihn waren, lobten dieſen Schritt, den ſie eine kluge und rechtmäßige Vorſicht nannten. Hingegen nannten ſie jede

Bemühung, welche ſich Taſſilo gegeben hatte, oder künftig geben könnte, ſein Recht auf die Freiheit zu behaupten, Untreue, Verrätherei und Aufruhr, und kein Mund öffnete ſich, dem Unterdrückten das Wort zu reden. Auch hatten ſich jetzt viele aus Zagheit entfernt, und Taſſilo hat an dieſem Tage ſeine Freunde und Feinde kennen gelernt.

So wie damals die Sachen in Deutſchland und in Europa überhaupt ſtanden, konnten ſie unmöglich lange fortdauern. Die Macht des Karl, welche täglich weiter um ſich griff, wurde allenthalben gefürchtet und gehaßt, und Karl mußte bald entweder über alles ſiegen, oder alles aufgeben. Der Herzog von Benevent, welchen Karl ebenfalls unterjochte, hatte auch eine Tochter des entſetzten Königs Deſiderius zur Gemahlinn, und befand ſich mit dem Herzog Taſſilo in gleichen Umſtänden. Der griechiſche Hof war wegen ſeinen Beſitzungen in Italien, die Hunnen in Pannonien waren wegen ihrer Freiheit beſorgt; Niemand aber bezeugte mehr Mißvergnügen, als die Sachſen, welchen das Joch, das ihnen Karl aufgelegt hatte, unerträglich war. Als dieſe ſich im Jahre 788 empörten, glaubten auch andere Nationen, daß dieß der ſchicklichſte Zeitpunkt wäre, nach ihrer Freiheit zu greifen, und ſie verbanden ſich theils unter ſich, theils ſorgten ſie für ſich einzeln. Die zwei Herzoginnen in Bayern und Benevent, beide Töchter des Deſiderius, thaten das Aeußerſte, um ſowohl den Glanz ihrer Eheherren, als die Befreiung ihres Vaters wieder herzuſtellen, und die Herzoginn in Bayern, Luitberg, beredete den Taſſilo, in dieſer Abſicht mit den Hunnen in ein Bündniß zu treten. Taſſilo ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und die Hunnen geriethen alſogleich in Bewegung. An der bayeriſchen Grenze wohnten einige Edelleute, die zwar zu Bayern gehörig, aber gemäß dem damaligen Befugniß, mit dem fränkiſchen Hof durch beſondere Verträge verbunden waren. Wie dieſe die Bewegungen der Hunnen wahrnahmen, gaben ſie dem fränkiſchen Hofe augenblicklich Nachricht. Sie mochten nun den Urheber derſelben gewußt und entdeckt, oder der fränkiſche Hof mochte ſchon ohnehin nicht gezweifelt haben, daß ein bayeriſches Bündniß die Veranlaſſung ſey; Taſſilo wurde nach Engelheim, wo die fränkiſchen Stände nebſt jenen bayeriſchen Grenzgrafen bereits verſammelt waren, berufen. Da ſich Taſſilo unmöglich vorſtellen konnte, wie ſein Bündniß Jemand könnte bekannt geworden ſeyn, ſo trug er kein Bedenken, zu erſcheinen. Er hatte ſich kaum von Regensburg entfernt, als fränkiſche Abgeordnete dahin kamen, und des Herzogs Gemahlinn, Kinder und Schätze mit ſich nach Engelheim führten. Bei dieſem Vorfalle glaubten die fränkiſchen Grafen und Stände deſto mehr zu gewinnen, je ſchlimmer es dem Taſſilo gehen würde, und auch die Wenigen, welche die Macht des Karl nicht blind machte, Recht und Billigkeit zu erkennen, machte die Strenge, derer ſich derſelbe in ſolchen Fällen bediente, zaghaft und ſtumm. Man fragte ſie, welche Strafe ein rückfälliger und meineidiger Rebell verſchuldet hätte, und als ſie zur Antwort gaben, ein ſolcher hätte fürwahr die Todesſtrafe verſchuldet, wurde Taſſilo, der von allem nichts vermuthete, vorgeführt. Hier ſah er nun gleich mit Erſtaunen und Entſetzen, was vorgehe, und ſah ſeine eigenen Landesunterthanen als Zeugen wider ihn auftreten, von denen einige, die nicht wußten, daß ihr Landesherr der Urheber des Bündniſſes ſey, vor Reue, Scham und Schmerz zu vergehen glaubten. Man hatte Nachricht, daß die Hunnen (welche aber durch kluge Anſtalten des Karl überall zurückgetrieben wurden) bereits eingefallen wären. Während Taſſilo in Beſtürzung und Schmerz verſenkt da ſtand, wurden deſſen Gemahlinn und Kinder herbeigeführt, worauf er des Hochverraths ſchuldig, ſeines Landes und ſeiner Freiheit verluſtig erklärt, zum Mönchsleben verurtheilt, und ihm befohlen ward, die Haare ſich abzuſchneiden. Taſſilo hörte dieß Urtheil mit Standhaftigkeit an, und wurde nur bei der letzten Zumuthung etwas beſtürzt, wobei er bald ſeine Familie, bald ſeine Bayern anſah, ohne ein Wort zu reden, oder der ſchändlichen Zumuthung nachzukommen. Karl ließ es gleichwohl nicht zur Gewaltthätigkeit kommen, ſondern begnügte ſich mit dem Urtheil, vermöge welchem Taſſilo nebſt ſeinen Söhnen und Töchtern in Klöſter geſperrt, diejenigen edeln Bayern aber, welche ihm treu geblieben ſind, ins Elend verwieſen werden ſollten. Er ſelbſt erklärte durch eine offenbare Anmaßung (denn die Söhne des Taſſilo, ſo wie das ganze Geſchlecht der Agilolfinger, waren unſtreitige Erben) das Land für ſein Eigenthum, und beſetzte eine Menge bayeriſcher Gauen mit fränkiſchen Grafen.

Als Taſſilo von ſeiner Gemahlinn und von ſeinen Kindern Abſchied nahm, gieng keine Thräne verloren, und ſein Geſchlecht hat wahrſcheinlich, was damals mit Kummer geſäet ward, in einem Segen, und in einer Verherrlichung, deren noch kein anderer Fürſt ſich rühmen konnte, geärndtet. Die Meinung eines unſerer fleißigſten Geſchichtsforſcher, daß das luitpoldiſche Geſchlecht, von welchem die heutigen durchlauchtigſten Regenten von Pfalzbayern abſtammen, aus dem Geſchlechte der

Agilolſinger herzuleiten ſey, hat viel Glaubwürdiges; ſo wie die Meinungen der richtigſten Geſchichtſchreiber, welche von den Agilolſingern die größten Fürſtenhäuſer von Europa herleiten, viel Rühmliches haben.

Taſſilo wurde mit ſeinem ältern Sohne Theodo im Kloſter St. Maximim bei Trier, ein anderer Sohn, Theodobert, in einem noch unbekannten Kloſter zum Mönche geſchoren. Was den noch übrigen unmündigen Prinzen begegnet ſey, weiß man nicht. Die eine der Töchter wurde nach Landau, eine andere nach Kala (dem heutigen im Bisthume Paris liegenden Kloſter Chelle) abgeführt. Der Mutter Schickſal iſt unbekannt.

Die bayeriſche Nation macht dem deutſchen Wahlrecht den Anfang.

Anno 887.

Im Jahre 882 wurde Karl, genannt der Dicke, (ein Urenkel Karls des Großen, ein Enkel Ludwigs des Frommen, ein Sohn Ludwigs des Deutſchen, ein Bruder der bayeriſchen

Könige Karlmann und Ludwig III., die beide vor ihm geſtorben ſind) Kaiſer, König in Italien und in Deutſchland, wozu Anno 880 ganz Lothringen gekommen war, und endlich An. 884 auch König von Frankreich, ſo, daß unter ſeinem Scepter die fränkiſche Monarchie, beinahe in dem Umfange wie ſie Karl der Große beſaß, vereinigt wurde; allein dieſer Prinz, der nichts weniger als die Eigenſchaften ſeines erhabenen Urahnen beſaß, machte ſich, vorzüglich durch ſeine Feigheit gegen die Normänner (Völker, welche im heutigen Schleswig, Jütland, Dänemark, Norwegen und Schweden wohnten) in allen ſeinen Staaten verhaßt und verächtlich. Die Stände derſelben verſammelten ſich 887 zu Tribur (einem noch jetzt im darmſtädtiſchen Amte Rüſſelheim zwiſchen Oppenheim und Mainz gelegenen Ort) und beſchloſſen, einem Fürſten, der ihnen kaum zur Parade diente, den Abſchied zu geben. Die großen Staaten ſorgten jeder für ſich ſelbſt, wie dann auch von dieſer Zeit an Frankreich und Deutſchland zwei getrennte, von einander unabhängige Reiche geblieben ſind. Karl der Dicke überlebte ſeinen Fall nicht lange, ſondern ſtarb von jedermann verlaſſen und elend, in der Abtei zu Reichenau in Schwaben (wo er auch begraben liegt) Anno 888 den 12. Jen. Mit ihm erloſch das Erbfolgerecht der karolingiſchen Könige, und der weitläufige Plan von einer allgemeinen Weltbeherrſchung, den ſich der fränkiſche Oberhofmeiſter Pipin (der Vater Karls des Großen) als er Anno 752 ſeinen rechtmäßigen König vom Throne verdrängte, feſtgeſetzt hatte.

Was nun Deutſchland insbeſondere betrifft, ſo haben ſich die Stände der damaligen deutſchen Hauptvölker, der Bayern, Franken, Sachſen, Allemannier, Thüringer und Lothringer zu Tribur wechſelſeitig verbunden, das gemeinſchaftliche Band unter ſich durch die Erwählung eines neuen deutſchen Oberhauptes zu erneuern, und fortzuſetzen. Da Bayern unter den karolingiſchen Königen das deutſche Hauptland, zu welchem die übrigen erſt angeerbt worden ſind, war, ſo hatte daſſelbe auch bei dieſer, der erſten deutſchen Kaiſerwahl, woraus das heutige Kurrecht entſtanden iſt, den erſten und vorzüglichſten Antheil. Noch lebte ein natürlicher Sohn eines der letzten karolingiſch-bayeriſchen Könige, Arnulph nämlich, Sohn des Königs Karlmann, der Anno 880 zu Oetting in Bayern mit Tod abgieng. Arnulph war im nämlichen Jahre Herzog in Kärnthen, und bald nachher durch ſeine Herzhaftigkeit wider die Normänner unter den Helden Deutſchlands berühmt geworden. Die deutſchen Stände kannten, ehrten und liebten ihn, und in dieſer Zuverſicht führten ihn die Bayern und Kärnther nach Tribur, wo er ſogleich einhellig zum König von Deutſchland gewählt ward An. 887 den 11. Nov.

Dieſe war die erſte deutſche Kur- oder Königswahl, bei welcher, ſo wie bei den künftigen, zu erſcheinen, und mitzuwählen, nebſt der Kleriſei alle freien Deutſchen befugt waren. An eine Einſchränkung der Wahl auf einige wenige große Fürſten, welche im Namen aller übrigen zu wählen gehabt hätten, war damals nicht zu denken, und gemeiniglich zog aus jedem Lande eine Armee von Rittern und Freien, die ſich um den Fürſten des Landes herumlagerte, zur Wahl heran. Gleichwie aber kein Geſchäft, wobei es auf Macht und Vorzüge ankömmt, lange ſtille ſteht; ſo ließ ſich leicht vorausſehen, welchen Gang das Wahlgeſchäft nehmen, und wie es nach und nach, und zwar zur innern Wohlfahrt von Deutſchland, den erſten und mächtigſten Fürſten zu Theil werden würde. Dazu wurde ſchon Anno 936, wo Otto I. zu Aachen ſich krönen ließ, dadurch ein Anfang gemacht, daß nicht nur die drei Erzbiſchöfe zu Mainz, Trier und Köln als beſondere Theilnehmer der kaiſerlichen Krönung erſchienen, ſondern auch vier Herzoge zu beſondern Vorzügen ausgewählt wurden. Der Kaiſer hielt nämlich nach der

Krönung mit der Geiſtlichkeit und den vier Herzogen ein feierliches Gaſtmahl, wobei dieſe letztern die vier Erzämter verwalteten. Der Herzog von Lothringen war Kämmerer, der Herzog von Franken Truchſeß, der Herzog von Schwaben Schenk, und der Herzog Arnulph von Bayern Marſchall.

So lange indeſſen ein kaiſerliches Geſchlecht dauerte, brachten es die regierenden Kaiſer gewöhnlich dahin, daß einer ihrer Söhne auf einem Reichstage zum Nachfolger erklärt wurde, und nur nach dem Abgange eines ſolchen Geſchlechtes geſchahen die außerordentlichen feierlichen Wahlen. Nach dem Tode Heinrich II., letzten Kaiſers aus dem ſächſiſchen Hauſe An. 1024 war zum Wahlplatze eine große Ebene zwiſchen Worms und Mainz beſtimmt. Jenſeits des Rheins befanden ſich die Herzoge von Rheinfranken und Lothringen, diesſeits die Herzoge von Bayern, Kärnthen, Sachſen, Schwaben und Böhmen, jeder in einem beſondern Lager, mit ſeinem Adel und Prälaten umgeben, und ſchon dießmal wurde eine Vorwahl gehalten. Die Fürſten oder Häupter der Völker traten auf einer Rheininſel zu einer Unterredung zuſammen, worin ſie ſich mit ihren Stimmen auf die Erwählung des fränkiſchen Herzogs Konrad vereinigten, und ihre Wahl den Ständen kund thaten, von welchen dieſelbe augenblicklich durch ein Freudengeſchrei, und andere Zeichen des Beifalls bekräftiget ward. Bei dem Abgange des fränkiſchen Kaiſerſtammes 1125 trat man der Vorwahl wieder um einige Schritte näher. Der Wahlort war Mainz, und die Verſammlung eine der prächtigſten. Hier hatten ſich die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte und Pröbſte verſammelt, dort hatten ſich die Herzoge, Markgrafen und Grafen, um ſie herum das Gefolge von den Rittern und Freien, ſo, daß die Zahl der Anweſenden ſich auf ſechzigtauſend Mann erſtreckte, gelagert. Dießmal geſchah der Vorſchlag, daß das Wahlgeſchäft in der Stadt Mainz in einem Hofe vorgenommen, und daß aus den vier deutſchen Hauptprovinzen Bayern, Schwaben, Franken und Sachſen, zehn ausgezogen würden, die eigentlich wählen, und in deren Wahl die übrigen ihre Einwilligung geben ſollten. So wurde Lothar II. gewählt. Nun wurde zwar durch dieſe Vorwahl kein Reichsgeſetz feſtgeſetzt, und die Stände behielten die Verbindlichkeit bei den Reichsverſammlungen, und den Kaiſerwahlen zu erſcheinen; aber der Begriff, daß die größern Fürſten eine Art von Vorzug behaupten mögen und ſollen, wurde gleich angenommen, und bildete ſich in den Zeiten des Fauſtrechts bis zur Geſetzmäßigkeit aus. Damals nämlich, wo man bei jedem

Schritt in Gefahr war, auf öffentlicher Straße angefallen zu werden, mußte man ein großes Gefolg mitnehmen, um ſicher reiſen zu können. Dieß war, wie leicht zu erachten, vielen Ständen zu koſtbar, ſie blieben daher theils ſelbſt weg, theils erhielten ſie die Bewilligung, wegbleiben zu dürfen, bis es endlich ſo weit kam, daß ein und die andere Wahl allein in Beiſeyn der großen Reichsfürſten, welche ihr Erzamt verband, die Wahl zu beſorgen, vor ſich gieng. So geſchah es 1257 bei der Wahl des Richard von Kornwallis, wo der folgenden ſieben Wahlfürſten Erwähnung geſchieht, nämlich der drei Erzbiſchöfe zu Mainz, Köln und Trier, des Königs von Böhmen als Erzſchenken, des Herzogs von Bayern und Pfalzgrafen am Rhein als Erztruchſeſſen, oder oberſten Reichsrichters, des Herzogs aus Sachſen als Erzmarſchalls, des Markgrafen von Brandenburg als Erzkämmerers. Seitdem blieb man dabei, daß eine gewiſſe Anzahl der Wahl- oder Kurfürſten beſtimmt werden ſollte, und in den nachfolgenden Reichs- und Wahltägen wurde dieß Geſchäft wirklich zu Stand gebracht.

Arnulph I. will vor Regensburg die Freiheit von Bayern wider König Heinrich I. durch einen Zweikampf vertheidigen An. 920.

Dieſe Begebenheit, iſt nicht nur in der bayeriſchen, ſondern überhaupt in der deutſchen Reichsgeſchichte höchſt wichtig und lehrreich. Der Kaiſer Arnulph, von welchem im vorhergehenden Stück gehandelt worden iſt, hinterließ bei ſeinem An. 899 erfolgten Hintritt einen Sohn, Ludwig, welcher, weil er damals erſt ſieben Jahre alt war, den Namen Ludwig, das Kind, bekam. Daß aber ſeine Einſichten bereits reifer als ſeine Jahre geweſen ſeyn müſſen, zeigte er durch die Größe des Kummers, der ſich bei den Nachrichten der vielen Unordnungen und Unglücksfälle dergeſtalt ſeines Gemüths bemächtigte, daß er, davon ganz aufgezehrt, Anno 911 zu Regensburg ſtarb. Mit ihm nahm in Deutſchland die karolingiſche Linie, welche 122 Jahre in Bayern regiert hatte, ein gänzliches Ende.

Und ein gänzliches Ende nahm mit dem Hintritte dieſes Prinzen auch die gemeinſame Verbindung der deutſchen Hauptvölker, nämlich der Bayern, Franken, Sachſen, Schwaben, Thüringer und Lothringer, welche nunmehr, ein jedes für ſich ſelbſt, beſtehen, und thun konnten, was ihren eigenen Staatsabſichten gemäß war. Hätte man ja an die Fortſetzung eines deutſchen Königs denken wollen, ſo hätte Bayern das erſte, und gleichſam ein natürliches Recht auf die deutſche Königswürde gehabt, nicht bloß, weil ſeit 843 nur bayeriſche Prinzen den kaiſerlichen Thron beſaßen, ſondern weil noch wirklich ein Blutsfreund der Karolinger, und ein geborner Bayer, Arnulph, am Leben war. Dieſer Fürſt war ein unſtreitiger ſehr naher Anverwandter der karolingiſchen Könige, wiewohl er nur mütterlicher Seits von ihnen entſproſſen, männlicher Seits aber ein Agilolfinger, ein Abkömmling des Taſſilo II., und mithin noch von einem weit ältern Geſchlechte und Königsſtamme, als das Geſchlecht Karls des Großen war, geweſen ſeyn ſoll. Er war ein Sohn des berühmten Markgrafen Luitpolds, der Anno 907 in der unglücklichen Schlacht wider die Ungarn bei Presburg blieb, und begleitete die Würde eines Markgrafen von Oſt- und Nordbayern.

In Bayern ſchien man ſich um die Entſchlieſſungen der übrigen deutſchen Völker wenig zu bekümmern. Der größte und anſehnlichſte Theil der Stände hielt ſich an den Arnulph, und wählte, oder erkannte, und beſtätigte ihn vielmehr als den natürlichen Regenten des Landes. Arnulph trat demnach als Regent, und zwar als König von Bayern auf, indem Bayern von uralten Zeiten her, und auch unter den Karolingern ein Königreich war. Von einem fernern gemeinſamen König der Deutſchen, und überhaupt von einer neuen Verbindung mit den übrigen deutſchen Völkern wollte man in Bayern nichts wiſſen.

Indeſſen hatten ſich die Sachſen, die ſich Hoffnung machten, daß ihr Herzog Otto, weil er unter König Ludwig dem Kinde, Reichsverweſer war, bei einer fernern deutſchen Königswahl unfehlbar gewählt werden würde, mit den Rheinfranken verſtanden, die neue Wahl vorzunehmen. Als es zum Ernſt kam, verbat ſich Otto von Sachſen, Alters halben, die beſchwerliche Würde, und ſo fügte es ſich, daß ein Graf von Rheinfranken, nämlich Graf Konrad von Frizlar (einer im kurmainziſchen Amte Frizlar zwiſchen Niederheſſen und der Grafſchaft Waldeck gelegenen Stadt, wo dieß einſeitige Geſchäft behandelt ward) zum deutſchen Könige beſtimmt wurde. Und über die Rheinfranken und Sachſen, und die mit den letztern vereinigten Thüringern war er nach der von dieſen Völkern freiwillig getroffenen Wahl allerdings ein eben ſo rechtmäßiger König, als er die Freiheit der Bayern, Schwaben und Lothringer zu beſchränken, nicht im geringſten befugt war. Ob es aber dem Wohl der ſämmtlichen und einzelnen deutſchen Völker nicht erſprießlicher ſeyn würde, unter einem gemeinſchaftlichen Könige vereinigt zu bleiben, um in allgemeinen Gefahren und Angelegenheiten einer allgemeinen und vereinigten Unterſtützung verſichert zu ſeyn, das war freilich eine andere Frage, deren Entſcheidung und Beſtimmung aber nicht für einzelne, ſondern für die ſämmtlichen deutſchen Völker gehört hat.

Konrad von Frizlar dachte aber nichts weniger, als bloß König in Rheinfranken und Sachſen zu bleiben. Er zog, mit vieler Verſchlagenheit, die geiſtlichen Stände durch Geſchenke und Verſprechungen an ſich, und lauerte nur auf eine gute Gelegenheit, ſich der übrigen Völker zu bemächtigen. Dieſe Gelegenheit ward ihm bei einer einheimiſchen Uneinigkeit, welche in Schwaben zwiſchen den Grafen und dem Biſchofe von Konſtanz entſtand, alſogleich dargeboten. Da es Arnulph in Bayern mit den ſchwäbiſchen Grafen hielt, fiel Konrad plötzlich über Forchheim nach Bayern mit Feuer und Schwert ein, und kam ſo unvermuthet nach Regensburg, daß Arnulph, der wider dieſen mörderiſchen Einfall wenig Anſtalten getroffen hatte, ſich genöthiget ſah, die Stadt zu verlaſſen, und ins Gebirg zu flüchten. Ein Verſuch, welchen Arnulph hierauf An. 917 machte, die Stadt Regensburg zu behaupten, war nicht weniger fruchtlos, und Konrad bediente ſich nicht nur ſeiner überlegenen Kriegsmacht, ſondern vorzüglich auch des Kirchenbannes, welchen die ihm ergebene Geiſtlichkeit über den Arnulph verhängen mußte, um demſelben auf alle mögliche Weiſe zu ſchaden; aber An. 918 ſtarb Konrad von Frizlar, und Arnulph kam augenblicklich nach Regensburg zurück, wo er neuerdings von den Bayern und den dazu gehörigen Oſtfranken als rechtmäßiger König von Bayern anerkannt, und begrüßt ward. In Rückſicht auf eine neue Wahl eines gemeinſamen deutſchen Königs ſtanden die Sachen gerade ſo, wie ſie vormals ſtanden, ehe ſich Konrad von Frizlar durch einſeitige Stimmen dieſer Würde bemächtiget hat.

Der alte Herzog Otto in Sachſen, von welchem geſagt worden, daß er die deutſche Königswürde ausgeſchlagen hatte, hinterließ einen Sohn, genannt Heinrich, welcher unter dem Namen des Finklers, oder Vogelfängers, oder des Stadterbauers bekannt, und nachmals ein vortrefflicher Regent geworden iſt. Dieſer Heinrich konnte den Konrad von Friz=

lar nicht leiden, und erkannte ihn auch nicht mehr als einen deutſchen König, ſobald ſein Vater, der Herzog Otto, mit Tod abgegangen war. Wie ſich nun aber, mit dem Hintritte des Konrad von Frizlar, für ihn einige Hoffnung ergab, daß er ſelbſt deutſcher König werden könnte, änderte er ſeine Geſinnungen, und nahm den Titel eines Königs in Deutſchland ſogleich an, als ihn ſeine Sachſen und Thüringer, und die Rheinfranken abermals durch einſeitige Stimmen dafür erkannt und in Frizlar gekrönt hatten An. 991. In Betreff der übrigen deutſchen Hauptvölker, der Bayern, Schwaben und Lothringer, welche nicht mitgewählt, und in ſeine Wahl nicht eingewilliget hatten, war Heinrich gerade, wie ſein Vorfahrer Konrad geſinnt, und überdieß ungleich thätiger, als jener im gleichen Falle geweſen war. Er hatte die Würde ſeines Vorfahrers kaum angenommen, als er mit ſeiner ganzen Macht die Schwaben überfiel, und hatte dieſe kaum bezwungen, als er über den Rhein nach Lothringen eilte, und auch daſelbſt die Anerkennung ſeiner Würde durch Zwang und Gewalt erhielt. Und nun war zur Vollendung ſeiner Abſichten nur die Eroberung von Bayern noch übrig.

Aber dieſmal hatte ſich Arnulph wider jeden Ueberfall zeitig gerüſtet. Er hatte gleich bei ſeiner Ankunft ins Land alle freien Stände nach Regensburg berufen, und dieſe Stadt mit Mauern und Thürmen umgeben, auf deren einem ſein Bildniß mit einer ſilbernen Krone auf dem Haupte bis auf unſere Zeiten zu ſehen war. Er verſah ſich mit allen Bedürfniſſen, welche zu dem wichtigſten aller Kriege erforderlich waren, und erwartete die Ankunft der Reichsarmee, an deren Spitze der bisher ſiegreiche Heinrich mit aller Zuverſicht eines Helden, dem nichts widerſtehen könnte, einherzog; aber gleich die erſten Verſuche, welche er auf die Stadt wagte, überzeugten ihn, was er weiter zu hoffen hätte, und es gereicht ſeiner Klugheit und Mäßigung zur Ehre, daß er ein Vorhaben aufzugeben beſchloß, bei welchem er, ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, ſeine beſten Truppen hätte aufopfern müſſen. Er gerieth daher, ab er eines Morgens in guter Ordnung abzog, in keine geringe Verlegenheit, als er den Arnulph mit aller Kraft eines entſchloſſenen Kriegers ſich folgen ſah. Eine Schlacht war unvermeidlich, und Heinrich konnte nicht vorſichtig genug ſeyn, ſein Heer ſogleich in Ordnung zu ſtellen. Schon erwartete man beiderſeits das Zeichen zum Angriff, als Heinrich den Arnulph durch einen Boten erſuchen ließ, mit ihm zu einer Unterredung herauszutreten. Da Arnulph gar nicht zweifelte, daß dieſe Unterredung einen Zweikampf bedeute, ſo trat er mit freudigem Muth hervor und freute ſich, daß es auf ihn ankomme, ein Geſchäft zu vollenden, worüber das Blut unzähliger braver Deutſchen gefloſſen ſeyn würde. Damals zitterten in beiden Heeren die kühnſten Männer, und ſie hätten lieber ſelbſt den Streit beſtanden, als der zweifelhaften Gefahr müßig zugeſehen. Als Arnulph dem Heinrich nahe kam, zog er ſein Schwert, indeſſen ihm Heinrich mit Gebehrden voll Freundlichkeit zuwinkte, gelaſſen zu bleiben, und den Vorſchlag, wegen dem er ihn gerufen hätte, zu hören. Er machte ihm hierauf mit ſanfter Stimme, und einſchmeichelnden, liebkoſenden Reden verſchiedene Vorſtellungen, und verſicherte, daß, weil Königreiche nicht durch blinde Zufälle, noch durch menſchliche Kräfte und Weisheit erlangt, ſondern allein von Gott ausgetheilt werden, er die Ehre, ein Monarch zu ſeyn gerne abtreten, und Treue und Gehorſam dem Arnulph ſchwören wolle, ſobald der größere Theil der deutſchen Völker, welcher nunmehr auf ſeiner Wahl beſtünde, ihn, den Arnulph, wählen ſollte. Er bat ihn, das Leben ſo vieler Menſchen nicht den Zufällen einer einzigen Stunde. deren Ausgang überdieß ungewiß wäre, auszuſetzen, und Deutſchland, das mit ſo vielen auswärtigen Feinden umgeben wäre, nicht zu entkräften, und ſetzte endlich hinzu, daß er nichts verlange, als daß Arnulph den Königstitel, mit Beibehaltung aller ſeinem Hauſe gebührenden königlichen Vorrechte, ablegen ſollte. — Gleichwie dieſer Vorſchlag großmüthig und billig war, ſo blieb Arnulph nicht ungerührt. Er trug die Geſinnung des Heinrich den bayeriſchen Landſtänden vor, und that, mit ihrer Bewilligung, auf den Titel eines Königs Verzicht. Auch verpflichtete er ſich, daß er ſich künftig wieder mit dem gemeinſamen Verſtändniß der deutſchen Völker vereinigen, daß er zu den Fürſten, welche die Wahl eines deutſchen Königs beſorgten, gehören, und in Reichsſachen des deutſchen Reiches und deſſen gemeinſchaftlichen Oberhauptes Reichsſtand oder Vaſall ſeyn wolle. Und dieſer Vertrag wurde zwiſchen Bayern und dem deutſchen Reiche feierlich angelobt An. 920.

Arnulph hatte den Titel eines Königs abgelegt, fuhr aber fort, die ſeinem Hauſe und Volke angebornen Rechte auszuüben, und wie ein König zu handeln. Er fertigte Urkunden aus, die er mit ſeinem Siegel bekräftigte; er bediente ſich des freien Rechtes, Geſandtſchaften in ſeinem Namen zu ſchicken, Kriege zu führen, und Bündniſſe zu ſchließen, ſo wie des freien Münzrechtes, welches damals ein

Vorrecht der königlichen Hoheit war. Er übte ſerner das bei dem Hauſe Bayern hergebrachte und erbliche Königsrecht, Biſchöfe und Aebte zu ernennen, über ihre Perſonen zu richten, Kirchenverſammlungen zu berufen, und in Dingen, welche die chriſtliche Lehre nicht unmitlelbar angehen, Verordnungen zu machen, mit der vollkommenſten Hoheit aus, wie er dann z. B. An. 931, nach dem Hintritte des Biſchofs Meginbert, den Nithart zum Biſchof zu Seben ernannt, und An. 932 Verſammlungen ſeiner Biſchöfe und Aebte erſt nach Regensburg, und im nämlichen Jahre nach Dingolfing angeordnet, und ſtets ſeiner hohen Abkunft würdig gehandelt hat.

Die Bayern bitten Otto den II. von Scheyern, mit ihnen für die Freiheit zu kämpfen An. 1053.

Als nach dem Abgange des karolingiſchen Geſchlechts, neuerdings gemeinſame deutſche Könige, wovon Konrad von Frizlar, und Heinrich, der Stadterbauer, die erſten waren, gewählt wurden, war zwar ſo viel der Natur einer ſolchen Würde gemäß, daß dieſe neuerdings gewählten, oder beſtätigten deutſchen Könige, unter anderm, das Recht haben ſollten, die deutſchen Fürſten zu Verſammlungen zu berufen, wider die Feinde von Deutſchland Hülfstruppen zu fordern, und allenfalls auch die Händel der Fürſten, nach der Gewohnheit jedes Landes, zur Entſcheidung zu fordern, und das Urtheil zu vollziehen; allein ob die neuen Kaiſer auch befugt ſeyn ſollten, ſich in die Freiheiten und Verfaſſungen der deutſchen Völker zu miſchen, und nach ihrem Belieben Herzoge zu ſetzen, darüber ward nichts beſchloſſen, und die Fürſten und Völker, welche ihre eigenen hergebrachten Hausrechte hatten, glaubten nicht anders, als daß ſie würden fortfahren können, dieſelben auszuüben. So war z. B. was Bayern betrifft, klar und anerkannt, daß ſich weder der Kaiſer, noch das Reich in die innere Landesverfaſſung zu miſchen, daß der Luitpoldiſche Regentenſtamm ſein Erbrecht, und die bayeriſche Nation ihr Wahlrecht, nebſt andern hergebrachten Rechten und Freiheiten zu genießen haben ſollte; aber die neuen Könige dachten ganz anders; ſie ſahen auf die monarchiſche Regierung, welche den karolingiſchen Königen eigen und erblich war, zurück, und ſetzten bei ſich feſt, daß ihnen gleiche Vorrechte gebühren. Dieß iſt es, was Deutſchland viele Jahrhunderte hindurch zerrüttet, was den menſchlichen Verſtand in einer langwierigen Barbarei feſtgehalten, und bis auf unſere Zeiten manche noch fühlbare Wunden zurückgelaſſen hat.

Als der Herzog Arnulph Anno 937 mit Tod abgieng, waren vier Prinzen a) Eberhard, b) Arnulph II., c) Hermann und d) Ludwig vorhanden. Die bayeriſchen Stände erklärten den Erſtgebornen zum Nachfolger, und Niemand in ganz Deutſchland ließ ſich einfallen, daß dieſe Erklärung nicht vollkommen giltig und rechtmäßig ſeyn ſollte. Selbſt der Pabſt Leo begrüßte den Eberhard als Herzog von Bayern; aber der Kaiſer Otto I. (Sohn des Königs Heinrich, des Stadterbauers) hielt dieſen Vorgang für eine gute Gelegenheit, mit der Ausübung ſeiner vorgeblichen kaiſerlichen Hoheitsrechte den Anfang zu machen, wie dann dieſer Kaiſer überhaupt den vorzüglichſten Grund zur gänzlichen Unterjochung der deutſchen Reichsfürſten gelegt hat. Die Mittel, derer er ſich dazu bediente, ſind bekannt, wiewohl es immer bei den deutſchen Fürſten geſtanden wäre, dieſelben durch ein einhelliges Verſtändniß augenblicklich zu entkräften; aber diejenigen Fürſten, welche zu großen Würden und Reichthümern dadurch, daß ſie andern vermöge eines kaiſerlichen Spruches genommen wurden, gelangten, dachten nicht daran, ſie nicht anzunehmen; ſie behaupteten vielmehr, daß der Kaiſer befugt ſey, dergleichen Urtheile zu fällen, und trachteten mit aller Gewalt, ſich in dem Beſitz deſſen zu erhalten, was ihnen durch die Gnade des Kaiſers zuerkannt worden iſt. So ſchien es in Bayern zu ſeyn. Der Kaiſer Otto I. berief den Herzog Eberhard, nebſt dem Prinzen Hermann an ſein Hoflager, in der Abſicht, den Herzog zur Verantwortung zu ziehen, warum er ſich hätte huldigen laſſen, und ihn dann gleichwohl zu beſtätigen, wodurch er ein Recht, die Herzoge in Bayern für allezeit zu beſtätigen, und mithin an ihrer Erwählung einen vorzüglichen Theil zu nehmen, erlangt hätte. Eberhard erſchien nicht. Otto ſchien dieß vorausgeſehen, und ſeine Maßregeln im Voraus genommen zu haben. Er fiel ſogleich in Bayern ein, wo man ihn zwar anfangs zurücktrieb, aber ſeiner Uebermacht in die Länge nicht widerſtehen konnte. Eberhard hat ſich, man weiß nicht wohin, geflüchtet, und das Uebrige hieng nunmehr von der Willkür des Otto ab. Damit er nun nicht gleich anfangs die ganze bayeriſche Nation wider ſich aufbringen, aber doch mit dem Beſtätigungsrecht der Herzoge einigen Anfang machen möchte; ſo beförderte er den Berchtold I. (Bruder des Anno 937 verſtorbenen Arnulph) zum Herzogthum, nahm ihm aber den größten Theil der Güter, welche bisher zu den Einkünften des bayeriſchen Herzogs gehört hatten, ab, und eignete dieſelben den Kammer- oder Tafelgütern der Kaiſer zu. Da über ſolche Güter, dergleichen ſich die Kaiſer in allen deutſchen Landen vorbehalten hatten, Pfalzgrafen geſetzt wurden; ſo ernannte er den Arnulph II. (Bruder des vertriebenen Eberhard) zu ſeinem Pfalzgrafen in Bayern, und ließ ihm dabei einige Güter, als die Grafſchaft Scheyern, nebſt einigen Grafſchaften im Donaugau und Kelſegau, und andern, als Familiengüter, welche in keinem Vergleich mit denen ſtanden, welche ſeinem Bruder Eberhard nebſt der Herzogswürde entriſſen werden waren. Arnulph II. ſollte demnach im Namen eines andern, und das noch anbei aus Gnaden, gewiſſermaſſen ſeine eigenen, nämlich die ſeinem herzoglichen Stamme angehörigen Güter verwalten. Weiter konnte die Bedrückung und Demüthigung kaum gehen. Die bayeriſchen Stände, welche von einem bayeriſchen Prinzen die herzogliche Würde bekleiden ſahen, machten keine beſonderen Bewegungen, und Arnulph II. nahm die pfalzgräfliche Würde (welche, im Vorbeigehen geſagt, bis 1249, wo die kaiſerlichen Kammergüter ein Ende nahmen, fortgedauert hat) gleichwohl, aber mit dem unauslöſchlichen Vorſatze an, ſeine Rechte bei der erſten Gelegenheit geltend zu machen. Als An. 947 der Herzog Berchtold I. mit Tod abgieng, hätte deſſen Sohn Heinrich, oder der noch lebende Arnulph II., oder deſſen Bruder Hermann folgen ſollen; aber der Kaiſer Otto I., der ſich indeſſen in Deutſchland einen mächtigen Anhang geſammelt hatte, glaubte, daß er nicht mehr nöthig habe, mit ſeinen Abſichten zurück zu halten; er umgieng demnach das Wahlrecht der bayeriſchen Nation, umgieng die ganze Luitpoldiſche Familie, und ſetzte eigenmächtig ſeinen Bruder, genannt Heinrich, zum Herzog ein. Die Nation murrte, unternahm aber nichts, und der Pfalzgraf Arnulph hielt ſich ganz ſtill, und fügte ſich ſo beſcheiden in die harten Umſtände, daß Heinrich, da er in den Jahren 951 und 953 außer Land gehen mußte, kein Bedenken trug, die Regierung des Landes dem Pfalzgrafen Arnulph II. zu übertragen. Die Urſache dieſer letztern Abreiſe war der Ausbruch einer Empörung wider den Kaiſer Otto I., zu deren Beilegung dieſer die Stadt Mainz belagerte, und den Beiſtand ſeines Bruders Heinrichs, der ſich mit bayeriſchen Truppen dahin begab, ſehr nöthig hatte. Da nun Arnulph II. glaubte, daß dieß die letzte Gelegenheit wäre, die ihm zur Eroberung ſeiner Hausrechte dargeboten würde, ſo ſäumte er nicht, dieſelbe zu ergreifen. Er bemächtigte ſich der Stadt Regensburg, hieß die Familie des ſächſiſchen aufgedrungenen Heinrichs fortziehen, und ließ von den Landſtänden, die ihren rechtmäßigen Fürſten mit tauſend Freuden aufnahmen, ſich huldigen. Wie die bayeriſchen Soldaten, welche ſich vor Mainz befanden, dieß hörten, ſtanden ſie auf, und eilten nach Haus. Der Kaiſer nebſt ſeinem Bruder Heinrich eilten ihnen nach. Alles verſammelte ſich in und um Regensburg.

Die Stadt wurde zweimal belagert, und zweimal mußten die Belagerer wieder abziehen. Als ſie aber hörten, daß es in der Stadt an Lebensmitteln zu gebrechen anfange, kamen ſie wieder zurück, und ſchnitten der Stadt alle Zufuhr ab. Indem nun die Hungersnoth endlich aufs Aeußerſte kam, rief Arnulph ſeine tapferſten Leute zuſammen, und nachdem er eine feurige Rede an ſie gehalten hatte, ſtürzte er zum Oſtenthor hinaus mitten in den Feind. Arnulph war, wie an der Würde, ſo auch an Muth und Stärke der erſte des Volkes. Schon hatte das Gefecht fünf Stunden gedauert, und das Glück ſchien ſich auf ſeine Seite zu wenden, als er vom Pferd ſtürzte, und ſogleich nicht mehr geſehen ward. Und erſt nach zwei Tagen fand man ihn unter einem Haufen von Feinden, die durch ſein Schwert gefallen waren Anno 954. Dieſer herrliche Abkömmling und Enkel Luitpolds war es, der im Huoſigau am Ilmfluſſe das Schloß Scheyern erbaut, und ſeinen Nachkömmlingen den Namen der Grafen von Scheyern hinterlaſſen hat.

Nunmehr fuhren die Kaiſer deſto freier fort, mit der Ab- und Einſetzung der Herzoge nach Willkür zu handeln, welches der Nation um ſo empfindlicher fiel, als die Kaiſer ſelbſt nicht läugneten, daß die alten Nationalrechte noch wirklich vorhanden wären. Auch ließen ſowohl die Stammhäupter des ſcheyeriſchen Hauſes, als die Stände des Landes keinen Vorfall dieſer Art vorübergehen, ohne ihren Unwillen wider gewaltſame Eingriffe öffentlich an den Tag zu legen, und ihre Rechte im Angeſichte von ganz Deutſchland ungeſcheut zu behaupten. Bei dieſem lebhaften Gefühl der Nationalfreiheit war es leicht voraus zu ſehen, daß es, wenn die Bedrückung auf's höchſte ſteigen ſollte, nicht an Herzhaftigkeit fehlen würde, das Joch ein Joch zu nennen, und dem Unterdrücker unter die Augen zu treten. Dieß geſchah unter Kaiſer Heinrich III., dem zweiten Kaiſer aus dem fränkiſchen Stamme. Dieſem Kaiſer war der damalige Anno 1049 von ihm ſelbſt aufgedrungene Herzog, Konrad I., Graf zu Züphen, (oder Zütphen in der holländiſchen Provinz Geldern) nicht mehr anſtändig; er ſetzte ihn demnach 1053 auf einem Reichstage zu Merſeburg, mit Bewilligung der Reichsſtände, ab, und ernannte anbei ſeinen Sohn Heinrich VII., den er gleich zum Nachfolger in der kaiſerlichen Würde wählen ließ, zum Herzog in Bayern. Bei dieſer Einſetzung des neuen Herzogs in Bayern wurden die Stimmen der Landſtände (das die vorigen Male doch wenigſtens dem Scheine nach geſchah) nicht mehr verlangt. Noch weniger wurde Rückſicht auf die Grafen von Scheyern genommen, wo eben Otto II. ſeiner Macht und Tapferkeit wegen allenthalben berühmt, und der Liebling der Nation war. Was dießmal das Mißvergnügen der Stände, und der Gemeinen über die unedle Unterdrückung ihrer Hausrechte außerordentlich kränkte, war, daß dieſer Heinrich VII. noch kaum das dritte Jahr ſeines Alters zurück gelegt hatte. Da damals die geiſtlichen Stände vorzüglich dazu dienten, die weltlichen Fürſten im Zaum zu halten; ſo hatte der Kaiſer nicht unterlaſſen, ſich dieſes Umſtandes zu bedienen. Der Biſchof Gebhard von Eichſtädt ſollte der Vormünder und Hofmeiſter des jungen Herzogs, und zugleich bevollmächtigter Statthalter in Bayern ſeyn. Dießmal glaubte die Nation, mehr als bei allen vorhergehenden Kränkungen herabgeſetzt, und beleidigt zu ſeyn, und da über dieſe Sache nur Eine Stimme in Bayern war, ſo ſah man ſich bald bedeutend einander an, und verſtand ſich einander. Die Bewegung begann, gleich einem fernen Ungewitter, mit leiſem Tumult durch alle Gauen des Landes, und Otto II. von Scheyern war das Loſungswort. Und ſie umgaben ihn, als ihren rechtmäßigen Fürſten, als ihren Freund und Vater, und drängten ſich zur Rechten und zur Linken an ihn, und ließen nicht ab, ihn aufzufordern, daß er ihr Anführer ſeyn möchte. Otto verſprach es ihnen, und nun eilte jeder nach ſeiner Heimath, ſich zu ſeinen Fahnen zu begeben, und bewaffnet in guter Ordnung zurück zu kommen. Dieſe Unternehmung bleibt darum nicht weniger heroiſch, weil ihr Ausgang unglücklich geweſen iſt. Von allem, was vorgieng, hatte Gebhard Nachricht, und er verweilte ſich nicht, jedem Ausbruche zuvor zu kommen. Er fiel plötzlich die Güter der Grafen von Scheyern an, und verbrannte, und verwüſtete in der möglichſten Geſchwindigkeit alle ihre Habſchaften, Häuſer und Felder, und ließ dem Otto nichts, als ſeinen Muth, der ihm jetzt unnütz war — An. 1054.

Nicht hier mit Worten, ſondern zu Rom mit dem Schwerte wird unſere Sache ſich endigen An. 1107.

Von 1070 bis 1179 regierte in Bayern das Geſchlecht der Welfen, ein uraltes, erhabenes und mächtiges Geſchlecht, das ſich in der Geſchichte Bayerns und des Reichs durch ſeinen königlichen Einfluß in die Schickſale von beiden unvergeßlich gemacht hat. Das Geſchlecht, von welchem hier die Rede iſt, kam aus Italien, und man muß es daher wohl von einem andern welfiſchen Geſchlechte unterſcheiden, das in Bayern ſchon vor Karl dem Großen vorhanden, das (wie einige dafür halten) ein Zweig des agilolfingiſchen Geſchlechtes geweſen, und in ſeinem männlichen Stamme Anno 1055 erloſchen iſt. Dieſe bayeriſchen Welfen beſaßen nebſt den großen bayeriſchen Gütern im Augſtgau und Ammergau, auch die Grafſchaft Altdorf, nebſt vielen Gütern in Schwaben, von welchen die Gräfinn Kunigunde, Schweſter des 1055 verſtorbenen letzten männlichen Welfen, die natürliche Erbinn war. Kunigunde hatte ſich an den Markgrafen zu Eſte Albert Azo II. verheurathet, und in dieſer Ehe zwei Kinder a) Welfen I., und b) Fulco, erhalten, von denen dieſer letztere in Italien blieb, jener aber, Welf I. Anno 1055 nach Bayern kam, um von den Gütern der alten bayeriſchen Welfen Beſitz zu nehmen, und das Geſchlecht der Welfen in Bayern neuerdings fortzuſetzen. Von dieſem Prinzen ſtammen die heutigen Kurfürſten von Braunſchweig und die Könige von England (ſo wie von Fulco die Markgrafen von Eſte) in gerader Linie ab.

Als Welf I. nach Bayern kam, regierten in Deutſchland eben die fränkiſchen Kaiſer, welche ſich durch ihr herrſchſüchtiges Betragen allen weltlichen und geiſtlichen Fürſten furchtbar, aber eben darum auch verhaßt gemacht, und zu den berühmten Streitigkeiten zwiſchen dem päbſtlichen und kaiſerlichen Hofe Anlaß gegeben haben. Bei dieſer Lage, wo alles von Gunſt, Glück und Launen abhieng, war für einen Prinzen, der ſich ſchlau und verſchlagen zur rechten Zeit der eben mächtigern Parthei wichtig zu machen wußte, viel zu gewinnen. Hiezu verſtand ſich Welf I. vortrefflich, und ſein Betragen liefert uns ein auffallendes Beiſpiel, welche ſeltſame Künſte man damals für Staatskünſte hielt, und mehr und weniger oft noch jetzt zu halten pflegt. Als der Kaiſer Heinrich IV. An. 1070 den Herzog in

Bayern Otto II. von Nordheim entſetzte, hielt ſich Welf I. zu dem Kaiſer, und ihm zu gefallen verſtieß er ſeine Gemahlinn Ethelinde, weil ſie eine Tochter des unglücklichen Herzogs war. Der Kaiſer Heinrich IV. glaubte an Welf I. den Mann, den er lange geſucht hätte, gefunden zu haben; er erhob ihn ſogleich zum Herzog in Bayern, und dachte an nichts anders, als daß es ihm gelungen wäre, ſich eines mächtigen Freundes und Unterſtüzers aller ſeiner Unternehmungen verſichert zu haben.

Kaum war Welf I. Herzog geworden, als er überall anders ſah, anders dachte und fühlte, und in der That waren damals die Grafen und freien herzoglichen Vaſallen eines Landes beſſer, als die Herzoge daran. Jene konnten beinahe thun, was ſie wollten, indem ihnen ſowohl vom Kaiſer, als von den Herzogen geſchmeichelt und gütlich gethan werden mußte, weil beiden daran lag, ſich ihres Anhangs zu verſichern, indeſſen die Herzoge ſowohl vom Kaiſer bei jedem Anlaß gedemüthigt, als ſelbſt von ihren eigenen Vaſallen und Landſtänden in Schranken gehalten wurden. Welf I. haßte dieſen, durch ſo viele Verhältniſſe abhängigen Zuſtand ſeiner herzoglichen Würde, und mußte eben darum den übermächtigen Einfluß der kaiſerlichen Oberherrlichkeit haſſen. Seine Geduld war ermüdet, und ſeine Geſinnung war reif und entſchloſſen, als ſich einer der merkwürdigſten Fälle in der Weltgeſchichte ereignete, welchen zu benutzen, einem ſo unternehmenden Fürſten, wie Welf I. ſich fühlte, natürlich war.

Die Biſchöfe und vornehmen geiſtlichen Stände ſind durch die Wohlthaten und Geſchenke der weltlichen Fürſten, welche ſich des Beiſtandes der Geiſtlichen wider einander bedienen wollten, reich, mächtig, anſehnlich, die erſten Stände der Länder, worin ſie lebten, und häufig Fürſten eigener Länder geworden. Anfangs wurden die erledigten Stellen oder ſogenannten Pfründen der geiſtlichen Fürſten nicht durch ihre Kapiteln oder Stände, ſondern von ihren Stiftern beſetzt, wofür ſich damals der Kaiſer anſah, und daher die fürſtlichen geiſtlichen Stände auf dem nämlichen Fuß, wie die Herzoge, behandelte. Dieß geſchah auch ſogar bei Beſetzung des päbſtlichen Stuhles, wo die Kaiſer, vorzüglich die fränkiſchen, mit großer Eigenmacht zu Werk giengen, ſo wie ſie überhaupt mit der Vertheilung der hohen Pfründen ein niederträchtiges Gewerbe trieben, und das Anſehen der Sache herabſetzten, welches alles nicht zu läugnen, und zu gleicher Zeit um ſo mehr zu bewundern iſt, als bei den damals bereits allgemein ausgebreiteten Grundſätzen (daß die Geiſtlichen vermöge ihrer Obſorge und Aufſicht über die geiſtliche Seelenwohlfahrt auch in den zeitlichen Wohlſtand der Gläubigen Einſicht zu nehmen haben) das Anſehen der Geiſtlichen bereits unbeſchreiblich hoch geſtiegen und mächtig war. Das, zum Theil gegründete, zum Theil gröblich übertriebene Mißvergnügen der hohen Geiſtlichkeit ſtieg endlich aufs Höchſte, und 1075 wagte es Pabſt Gregor VII. die ſogenannten Inveſtituren, das iſt, die kaiſerlichen Belehnungen der Biſchöfe mit dem Ring und Stab zu verbieten, wie auch ſelbſt den Kaiſer wegen der ihm angeſchuldeten Uebelthaten zur Rechenſchaft zu ziehen, ihn, da er nicht erſchien, mit dem Kirchenbanne zu belegen, und ſeiner Würden zu entſetzen. Nun würde dieſes Urtheil wenig Kraft gehabt haben, wenn die ſämmtlichen Reichsfürſten den Kaiſer geliebt, und dabei keine eigenen Vortheile darin geſehen hätten, daſſelbe zu vollziehen. Die Sachſen, welche von Kaiſer Heinrich IV. ſehr gekränkt worden waren, ſahen ihre Vortheile, falls die Sentenz des Pabſtes vollſtreckt werden ſollte, am erſten; Niemand aber glaubte, ſie beſſer zu ſehen, als der Herzog Welf I. in Bayern, indem er nicht zweifelte, daß er ſich in dem Grad, in welchem das ihm überläſtige kaiſerliche Anſehen erniedrigt werden ſollte, würde erheben können. Welf I. träumte ſich noch viel herrlichere Ausſichten, und dieſe zwar in Betreff ſeines Sohnes Welf II.; er hoffte nämlich, dieſen Sohn, durch die Vermittlung des Pabſtes, mit der berühmten Mathilde (der Erbtochter des Markgrafen Bonifacius von Toskana, und damaligen Wittwe Gottfried III., Herzogs zu Lothringen) verehelichen, und die weitläufigen Güter dieſer Prinzeſſinn an ſein Haus bringen zu können. Dieſe gewünſchte Heurath kam auch 1089 wirklich zu Stande, und die Welfen, Vater und Sohn, hatten nichts angelegeners, als wie ſie ſich um den römiſchen Hof mit jedem Augenblick größere Verdienſte erwerben, und den Kaiſer dahin bringen möchten, ſich in alles, was man von ihm fordern würde, zu fügen. Dieſe letztere Abſicht wurde wirklich erreicht. Der Kaiſer Heinrich IV. wurde ſehr gedemüthigt; aber die Wünſche, welche ſich beide Welfen zum Ziele geſetzt hatten, wurden nicht erfüllt. Die nämliche neueröffnete Obergewalt, welche der Macht des Kaiſers Abbruch that, war dem herzoglichen Anſehen nicht minder ſchreckbar, und an die Erwerbung der mathildiſchen Güter war jetzt eben ſo wenig zu denken.

Nun glaubte erſt Welf II., dann ſein Vater, Welf I., daß ihnen die Augen geöffnet würden. Sie bereuten, was ſie wider den

Kaiſer unternommen hatten, und der letztere, dem der Kaiſer die herzogliche Würde in Bayern mit vielem Vergnügen wieder zurückgeſtellt hatte, trat, in der Abſicht, aller Welt ſeine Reue zu offenbaren 1101 einen Kreuzzug nach dem heiligen Grabe an, während welchem er, in eben dem Jahre ſeiner Abreiſe zu Paphos auf der Inſel Cypern geſtorben iſt.

Welf II. war nun ganz derſelbe für den kaiſerlichen Hof, der er ehemals für den römiſchen geweſen iſt. Er war der Willensträger K. Heinrich V. (des Sohnes und Nachfolgers Heinrichs IV.) und ſtellte in den wichtigſten Angelegenheiten deſſelben Perſon vor. Sein Betragen, womit er ſich bei einer öffentlichen Verſammlung zu Chalons an der Marne auszeichnete, war das Betragen eines Fürſten, der da, wo der Beredſamkeit die Hoffnung, zu überwinden, benommen ward, durch Muth und Entſchloſſenheit ſiegen wollte. Er erſchien daſelbſt 1107 mit einer Pracht, welche die Geſchichtſchreiber ihrer Bemerkungen nicht für unwürdig hielten, da ſie das Gepräg ſeiner Geſinnungen war. „Voraus zog eine wohlbewehrte Schaar Reiter von der Leibwache, darauf folgte der Herzog, ein dicker und großer Herr, mit vielen prächtig gekleideten Grafen und Freiherren; man trug ein bloßes Schwert vor ihm her, und der Erzbiſchof von Trier, der Biſchof von Halberſtadt, und der Biſchof von Münſter folgten ihm nach. Eine Menge Edelleute, Edelknaben, und Reitknechte beſchloſſen den Zug, und ſie hatten faſt alle eine ſo hohe Miene, und ein ſo ſtolzes Anſehen, daß es ſchien, als ob ſie mehr zum Erſchrecken, als zum Unterhandeln gekommen wären." Wie nun die Verſammlungen eröffnet wurden, trug der Erzbiſchof von Trier im Namen des Kaiſers die Gründe vor, wodurch die kaiſerlichen Rechte erwieſen werden ſollten, und päbſtlicher Seits wurde, wie leicht zu erachten, darauf geantwortet. Dieſe Antworten mißfielen aber dem Herzog dergeſtalt, daß er mit Unmuth an ſein Schwert ſchlug und ausrief: „Nicht hier mit Worten, ſondern zu Rom mit dem Schwerte wird dieſe Sache ſich endigen." — Sie endigte ſich aber erſt 1122 und nicht zur Ehre Deutſchlands.

Die weitern Thaten und Schickſale der welfiſchen Regenten in Bayern ſind bekannt genug. Welf II. folgte nach ſeinem Hintritte 1120 deſſen Bruder Heinrich IX., genannt der Schwarze. Dieſer Prinz wurde durch ſeine Vermählung mit der Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachſen (des letzten aus dem billungiſchen Stamme) Miterbe der billungiſchen Erbgüter, welche in einem Theile des jetzigen Herzogthums Lüneburg, und der Provinz Engern, oder des Striches der beiden Seiten an der Weſer um Bodenwerder, Hammeln, Loccum und anderer, bis nach Bremen und an die See, ferner in einigen Stücken der Leine, in den jetzigen hildesheimiſchen und kalenbergiſchen Landen beſtanden ſind. Durch dieſen Reichthum bahnte er ſeinem Sohne und Nachfolger Heinrich X., der den Beinamen, der Stolze, erhielt, den Weg zu einer Macht, die alles übertraf, was man bis dahin an deutſchen Fürſten geſehen hatte. Im Jahre 1125 wurde Lothar von Suplinburg, Herzog in Sachſen, ohne Theilnehmung des bayeriſchen, und mit Widerſpruch des hohenſtauffiſchen Hauſes, zur kaiſerlichen Würde befördert. Bei dieſen Umſtänden war Lothar eines Bundesgenoſſen, der ihm wider das hohenſtauffiſche Haus beiſtehen, und alle ſeine Feinde demüthigen helfen ſollte, benöthigt, und auf wen konnte ſeine Wahl eher fallen, als auf Heinrich X.? Um ihn zu gewinnen, gab er ihm 1127 ſeine einzige Tochter Gertrude zur Gemahlinn, und gab ihm Suplingenburg, Königslutter, Sommerſchenburg, Hallensleben, das iſt, einen großen Theil des ſcheningiſchen Diſtrikts im Herzogthum Braunſchweig, und des Holzkreiſes im Erzſtift Magdeburg, dann einen Theil des jetzigen göttingiſchen Diſtrikts, ferner Blankenburg, ingleichen das Land um die Oker, wo jetzt Braunſchweig und Wolfenbüttel liegen. Hiebei ließ es Lothar noch nicht bewenden, ſondern er belehnte ſeinen Tochtermann ferner mit Nürnberg, brachte ihm bald darauf die Erbgüter der 1115 verſtorbenen Mathilde, welche in einem Theile des Herzogthums Mantua, Parma, Reggio, Modena, und Grafagnana beſtanden, ferner die reichslehenbare, ehemals mathildiſche Markgrafſchaft Toscana, zuwegen, übergab ihm endlich auch die herzogliche Würde in Sachſen, und hätte ihm, wäre der Erdkreis ſein geweſen, alle Güter des Erdkreiſes gegeben. Selbſt der Herzog Heinrich fühlte ſeine Macht, und er ſoll öfters geſagt haben, das Gebiet ſeiner Herrſchaft erſtrecke ſich von einem Meere zum andern.

Eine ſolche Herrſchaft machte damals nicht mächtig, und war der gewiſſeſte Vorbote eines ſchleunigen Falles. Die geiſtlichen und weltlichen, die deutſchen und ausländiſchen Fürſten fürchteten und haßten demnach eine Uebermacht, welche, wenn ſie vom Beſitzer derſelben mißbraucht würde, ſie auf einmal wieder in den vorigen Stand einer gänzlichen Abhängigkeit von dem Kaiſer zurückſetzen könnte, und ſelbſt Heinrich X., wenn er gleich von einer ſolchen Abſicht weit entfernt war, beſtärkte durch ſein ſtolzes Betragen dieſen Verdacht. Er ſchien gar nicht zu zweifeln, daß nach dem 1137 erfolgten Tod ſeines Schwiegervaters, des Kaiſers Lothar, die kaiſerliche Würde ihm gleichſam anfallen würde; allein er betrog ſich, und ſtatt ſeiner wurde der Herzog Konrad von Franken, ein Hohenſtauffer und Feind ſeines Hauſes durch einſeitige und offenbar erſchlichene Stimmen gewählt. Heinrich verhehlte nicht, wie ſehr ihn dieß verdrieſſe, und erklärte die Sache für widerrechtlich; Konrad aber, dem die Geſinnungen der meiſten Fürſten bekannt waren, ließ ſich dadurch nicht irre machen und berief Heinrich den Stolzen ein über das anderemal zur Verantwortung, die man mit dem glimpflichen Wort Unterhandlung belegte. Der Erzbiſchof von Salzburg nahm ſich beſonders des Heinrichs an; allein es war bereits alles eine vergebliche Mühe. „Auf Anhalten und Fleiß dieſes Erzbiſchofes Konrad von Salzburg (ſchreibt unſer Thurnmair von Abensberg, Aventinus genannt), Graf Babons mit den zweiunddreißig Söhnen von Abensberg Urenkel, wurde ein anderer Tag nach Augsburg verlegt. Dahin kam Herzog Heinrich mit einem großen reiſigen Gezeug, lag vor der Stadt heraus, König Konrad in der Stadt, da wurde viel gehandelt zwiſchen den

Herzogen und König, aber alles vergebens. Der König wollte Toſcan und andere Gegend mehr in Jalien, zu Nürnberg, vom Herzog zum Reiche wieder haben. Der Herzog wollte behalten, was ihm der alte Kaiſer gelichen, er vom Reich empfangen, und daſſelbig rühiglich nun nach nuz und gut erſeſſen hätte. Der Kaiſer, als er nun das Nachtmahl geeſſen hatte, that er gleich, als ob er ſchlafen wollt gehn', macht ſich heimlich bei der Nacht mit gar wenigen aus der Stadt, ſagt niemand nichts davon, eylt gegen Würzburg, da hielt er einen neuen Reichstag, da ward Herzog Heinrich verurtheilt, und erkannt vor einen Widerſpenſtigen des heil. Reichs, und als ein Feindt des Kaiſers ofentlich ausgerufen. Demnach auf einem andern Reichstag zu Goßlar in Sachſen (um Weihnachten) wurde er entſetzet von allen Fürſtenthumen, und in die Acht, und Aberacht gethan, und verliche König Konrad Sachſen Herzog Albrecht, und zohe darnach für Nürnberg, gewann daſſelbig, und ließ überall anſchlagen über den Herzog die Achtbrief. Da fiel jedermann (ſo ein groß Anſehen hätte dieſelbige Zeit die kaiſerliche königliche, und des heiligen Reiches Acht) von dem Herzog. Und das ein erbärmliches Ding war, daß der allerreichſte Fürſt Herzog Heinrich in Bayern, gleich den Königen, der von einem Meer bis zum andern gewaltig war, von dem Venedigen und Lombardiſchen, bis an das Teutſche hinan, ſo liederlich und kurz von jedermann verlaſſen wurde, daß er nur ſelbſt vierdte, heimlich davon aus Bayern von Landt und Leuthen entrinnen muſt in Sachſen.“ — 1138.

Heinrich der Stolze hinterließ bei ſeinem 1139 erfolgten Ableben einen Sohn, Heinrich den Löwen, einen der größten Fürſten, die Deutſchland jemals hervorgebracht hat; er hatte aber durch die Größe und Weitläufigkeit ſeiner Herrſchaft, die er ſich durch ſeinen Muth, Fleiß und Geſchicklichkeit erworben hat, den deutſchen Fürſten noch mehr Anlaß zum Mißvergnügen, als ſein Vater gegeben. Seine Herrſchaft erſtreckte ſich vom adriatiſchen Meerbuſen bis ans baltiſche Meer, und vom Rhein bis über die Elbe; denn er beſaß Bayern (wovon 1156 Oeſterreich und das Land jenſeits der Ens getrennt worden iſt) nebſt dem dahin Gehörigen, und anſehnliche Güter in Schwaben; er beſaß ferner Sachſen, Weſtphalen und Engern im weitläufigſten Verſtand, Pommern, die halbe Inſel Rügen, Mecklenburg, Hollſtein, Dithmarſen, die Grafſchaft Stade und Friesland, ferner Calenberg, Hildesheim, Northeim, und Göttingen; alle Länder an der Weſer von Bodenwerder bis Bremen, und endlich die Herzogthümer Lüneburg, Braunſchweig und Blankenburg, und er ſchien noch nicht am Ende ſeiner Eroberungen zu ſeyn; aber indem er nach mehrerem verlangte und trachtete, zog er ſich ſelbſt den Verluſt alles deſſen, was er wirklich beſaß, zu. Welf VI., der Vatersbruder Heinrichs des Löwen, hatte 1167 ſeinen einzigen Sohn, und zugleich alle Neigung zur ferneren Verwaltung ſeiner weitläufigen Lehen- und Erbgüter in Italien und Deutſchland verloren, und jene, die italieniſchen Güter, an Kaiſer Friedrich I., genannt der Rothbart, verkauft. Bald darauf hatte Welf VI. auch ſeine eigenen Güter, und zwar vorerſt an Heinrich den Löwen feil geboten. Heinrich der Löwe verſprach ſeinem Oheim die geforderte Summe Geldes, zahlte ſie ihm aber nicht, oder konnte ſie ihm nicht gleich bezahlen. Nun bot ſie Welf VI. ebenfalls dem Kaiſer Friedrich I. an, und dieſer zahlte ſogleich aus. Dieß ſchmerzte Heinrich den Löwen unausſprechlich, und da der Kaiſer bald darauf auf ſeinen Feldzügen in Italien um ſeine Hilfe bat, und ſich zu großen Demüthigungen herabließ, weigerte ſich Heinrich der Löwe ihm beizuſtehen. Der Kaiſer wurde nach einer 1176 bei Lignano erlittenen gänzlichen Niederlage genöthiget, Verträge einzugehen, und beklagte hierauf öffentlich, daß der verſagte Beiſtand Heinrichs des Löwen ſein Unglück in Italien verurſacht hätte. Sogleich ſtand eine Menge Fürſten, welche auf die Macht Heinrichs des Löwen eiferſüchtig waren, auf, und alles ſtürmte wider ihn mit Klagen zuſammen. Nun berief man ſich auf die Entſcheidung der Reichstage; aber ehe dieſe zu Stand kamen, fiengen verſchiedene Fürſten ſchon mit Befehdungen an. Die Reichsverſammlungen wurden gleichwohl gehalten, zu Worms, zu Magdeburg, zu Goßlar, und zu Würzburg. Heinrich der Löwe weigerte ſich, ſeine Feinde als ſeine Richter zu erkennen, und berief ſich auf das hergebrachte Recht, ſich in ſeinem Lande von dem Mannengericht richten zu laſſen; aber man achtete wenig darauf, und fällte über ihn das Urtheil, daß er ſeiner Herzogthümer Bayern, Sachſen, Weſt- und Oſtphalen und Engern, und aller Reichslehen verluſtig ſeyn ſollte 1179. So entſetzlich und unerhört ein ſolcher Spruch war, ſo wurde er doch durchgeſetzt. Da war Niemand, der etwas an ſich reiſſen konnte, der nicht über den Unglücklichen herfiel. Anfangs ſah Friedrich I., ſonſt ein edelmüthiger Herr, theils ruhig zu, theils nahm er ſelbſt an der Zerſtörung Heinrichs einen vorzüglichen Antheil, und nachmals war es zu ſpät, ihm helfen zu wollen. Er konnte ſich bei einer Privatunterredung, welche er dem Unglücklichen gewährte, nicht enthalten, über ihn laut zu weinen, und damals hieß er ihn in ſeine alten Stamm- und Erbgüter nach Braunſchweig und Lüneburg zurückkehren, und ſein Schickſal, das nicht mehr zu ändern wäre, mit Gelaſſenheit ertragen.

Wen im Himmel und auf Erden rief die unglückliche Prinzeſſinn nicht zum Zeugen ihrer Unſchuld mit vergeblichem Flehen an! — An. 1256.

Die folgende Geſchichte kann keinem meiner Leſer ganz unbekannt ſeyn; aber wenn ſie auch unbekannt durch ein Wunder bis dieſe Stunde geblieben wäre, ſo kann, denke ich, Niemand ſehnlicher, als eben der, der ſie veranlaßt hat, wünſchen, daß man ſie zur Warnung an die Zonen des Himmels ſchreiben, und mit dem Lichte der Sonne beleuchten möge; denn groß und zart am Geiſt, und edelmüthig war Ludwig (der Urenkel des Otto des Größern von Wittelsbach), und er ſelbſt ließ nie ab, alles zu thun, was nach geſchehener That ihm noch übrig blieb, gut zu machen, und mit der Menſchheit ſich auszuſöhnen.

Ludwig hatte ſich Anno 1254 mit Maria, Tochter des Herzogs Heinrich des Großmüthigen aus Brabant, vermählt, und dieſelbe auf das zärtlichſte geliebt. Zwei wonnevolle Jahre verfloſſen in wechſelſeitiger Glückſeligkeit, als den Ludwig wichtige Geſchäfte nach der Rheinpfalz abriefen, wo er dann ſeine junge Gemahlinn zu Schwäbiſchwörd (Donauwörth) in Geſellſchaft ſeiner Schweſter, Wittwe des Kaiſers Konrad IV., zurückließ. Unter dem Gefolge Ludwigs befand ſich ein Raugraf, welcher bei demſelben ſehr viel vermochte. Da nun die Prinzeſſinn an ihren Gemahl ſchrieb, und ihn um ſeine baldige Rückkehr bat, legte ſie auch an den Raugrafen einen Brief bei, worin ſie dieſen ebenfalls erſuchte, zur Vollendung der Geſchäfte, welche den Ludwig in der Ferne hielten, alles Mögliche beizutragen. Da der Mann, welchen ſie mit den beiden Briefen abfertigte, des Leſens nicht kundig war, ſo unterſchied ſie ihm die Briefe ſorgfältig, indem ſie denjenigen, welcher an ihren Gemahl abgegeben werden ſollte, mit einem rothen, den andern aber mit einem ſchwarzen Siegel bezeichnete. Dennoch irrte der Bote, und verwechſelte die Briefe. Ludwig war ſich von dieſem Augenblicke nicht mehr bewußt, was in ihm vorgieng. Er ſah nichts, und beſann ſich über nichts, und wollte nichts, als zerſtören und tödten. Er ſtieß den Boten, der ihm den Brief eingehändigt hatte, nieder, jagte tobend nach Donauwörth, ſtieß den Schloßhauptmann, der ihn empfangen wollte, ſtieß ein Hoffräulein, Helika von Bremberg, die ihm in den Weg gekommen war, nieder, ſtürzte die Oberhofmeiſterinn vom Schloßthurm herab, und ſtand jetzt mit entflammtem Blick, und ſchrecklich anzuſehen unter den Seinigen, die ſeine Kniee umfaßten. Der Anblick ſeiner Gemahlinn vermehrte ſeine Raſerei. Kaum, daß er ihr mit verbiſſener zitternder Wuth einzelne Vorwürfe machen konnte; ihre Entſchuldigungen hören, begreifen, wie ſie etwas für ſich zu ſagen hätte, konnte er nicht. Wen im Himmel und auf Erden rief die unglückliche Prinzeſſinn nicht zum Zeugen ihrer Unſchuld mit vergeblichem Flehen an! Ludwig ließ ſie von ſeinen Füßen, die ſie umklammert hielt, wegreiſſen, und auf dem Schloſſe durch die Hand des Scharfrichters enthaupten 1256 den 18. Jänner. Kaum war geſchehen, was nicht mehr zurückgenommen werden konnte, als er aufwachte, wie aus einem Traume. Der Schmerz beugte ihn nun eben ſo, wie ihn vor wenigen Augenblicken die wüthende Hitze außer ſich geſetzt hatte. Lange Jahre gieng er troſtlos unter den Seinigen herum, und wurde in der Blüthe ſeiner Jahre grau, und entſtellt vom Kummer. Er ſtiftete die vermögliche Abtei Fürſtenfeld, und ließ darin neben ſeiner Gemahlinn ſein Grab ſich zubereiten. Nie verließ ihn die nagende Sorge, und die ehrerbietige Neigung für ſeine Gemahlinn, und als er An. 1294 zu Heidelberg mit Tod abgieng, befahl er, daß man ihn nach Fürſtenfeld führen, und in das Grab neben ſeiner unglücklichen Freundinn zur Erde beſtatten ſollte.

Dieſe traurige Geſchichte iſt nebenher die Folge eines ſehr wichtigen Ereigniſſes geworden. Der Raugraf hielt ſich im höchſten Grad beleidigt, und ließ ſich nichts weniger, als mit der Reue des Ludwig befriedigen. Gleichwie er ſich keines Verbrechens bewußt war, ſo forderte er Genugthuung, und rief alle freien Stände und alle Ritter auf, ſie ihm zu verſchaffen. Die Sache gewann bereits ein ernſthaftes Anſehen, als ein wichtigers Geſchäft, das die Reichsfürſten ſeines dießmal ungewöhnlichen Ganges wegen im höchſten Grade aufmerkſam machte, in die Mitte kam. Dieß war die Wahl eines neuen Kaiſers, deſſen Stelle lange unbeſetzt war. So ſehr die Fürſten ein neues Oberhaupt wünſchten, denn die eigenmächtigen Gerichte und Befehdungen nahmen ſchrecklich überhand; ſo wenig konnten ſie in der Wahl dieſes Oberhauptes einig werden. Sie übertrugen endlich die Wahl dem Ludwig von Pfalzbayern, und gelobten, den als Kaiſer zu erkennen, den er für den Würdigſten halten würde. Ludwig wählte den Ludwig, Grafen von Habsburg, deſſen Eigenſchaften ſowohl von Seite ſeiner Talente, als ſeiner häuslichen Macht gerade ſo, wie ſichs die Fürſten wünſchten, beſtellt waren. Ludwig vermählte ſich dabei mit Mechtilde, einer Tochter des Kaiſers Rudolph, und jener unglücklichen Begebenheit wurde nicht weiter erwähnt.

Aus dieſer letzten Ehe wurden Rudolph, der Stifter der 1329 nutzgetheilten Rheinpfalz, und Ludwig, der Kaiſer, Stifter der Linie zu Bayern, geboren. Ihr Vater Ludwig aber, der ſich durch ſeine Gerechtigkeitsliebe, durch ſeinen Eifer um das Wohl ſeines Hauſes und um die Ruhe von Deutſchland ſo außerordentlich verdient machte, erhielt den Namen des Strengen.

Otto, Herzog in Niederbayern und König in Ungarn, rettet durch eine Heurath ſeine Freiheit. An. 1308.

Otto, von dem hier die Rede iſt, war ein Sohn des Herzogs Heinrich von Niederbayern (welcher in der mit ſeinem Bruder Ludwig, dem Strengen 1255 vorgenommenen Nutztheilung Niederbayern erhielt) — und der Eliſabeth, Tochter des Königs Bela IV. von Ungarn. Damals war die Vergrößerungsſucht nicht bloß das gewöhnliche fortdauernde Syſtem, ſondern die tägliche Arbeit mancher Höfe, und Otto ſchien damit vor andern beſchäftigt zu ſeyn. Er machte allein eines Titels wegen ſeinem Vatersbruder, Ludwig dem Strengen, Verdruß, und wagte eine Unternehmung auf die Eroberung der Reichsſtadt Regensburg, wo er gleichwohl die Stadt am Hof an ſein Haus brachte. Die ähnlichen Bemühungen des neuen Anno 1282 entſtandenen habsburgiſch-öſterreichiſchen Hauſes brachten ihn vollends um alle Gelaſſenheit. Daſelbſt herrſchte jetzt ein Sohn des Kaiſers Rudolph, Albert I., der 1298 den Kaiſer Adolph von Naſſau, um ſich der kaiſerlichen Würde zu verſichern, mit eigener Hand in einem Duell erlegt, und überall ſein Aeußerſtes gethan hat, um ſich über alles, was um ihn war, zu ſchwingen. Otto von Niederbayern hatte wider ihn bereits ein und andere Fehde beſtanden, als Anno 1300 Andreas III., der letzte König von Ungarn, mit Tod abgieng. Albert von Oeſterreich gab ſich alle Mühe, um den ungariſchen Ständen, welche ein freies Wahlrecht hatten, einen ſeiner Anverwandten zu empfehlen; allein den Ständen war eine ſolche Verwendung verdächtig und überläſtig, und ſie richteten ihre Wahl erſt auf den jungen Wenzeslaus V. aus Böhmen, und da bei dieſem Prinzen ihre Abſicht nicht zu Stande kam, auf Herzog Otto von Niederbayern, als deſſen Mutter eine ungariſche Prinzeſſinn war. Otto nahm dieß Anerbieten an, und wurde Anno 1305 zu Stuhlweiſſenburg von den Biſchöfen zu Veſpri und Konad, in Gegenwart der ungariſchen Magnaten, mit großer Feierlichkeit gekrönt. Dieſe Wendung der Sache gieng dem K. Albert von Oeſterreich tief zu Herzen, und da er nicht hindern konnte, daß die Ungarn dem Otto die Krone aufſetzten, ſo beſchloß er, ihm wenigſtens den Beſitz derſelben auf alle Weiſe zu erſchweren. Bei einer Nation, welche, wie damals die ungariſche, in verſchiedene Privatintereſſen getheilt war, vermochten Geſchenke und Verſprechungen ſehr viel, und es fand ſich bald eine Parthei, welche ſich heimlich verband, den Otto zu ſtürzen. Otto hatte einige Miniſter, dergleichen Graf Albert, der jüngere, von Hals, und Hartlieb von Puechberg waren, mit ſich aus Bayern gebracht, und ſich dieſelben mehr zu ſeinem Umgange gewählt, als die Ungarn, bei welchen er nicht ſo eigentlich zu Hauſe war. Nun ſtellten ſich die ungariſchen Partheigänger, als wenn ſie über die Bayern eiferſüchtig wären, und ſie lagen dem Otto inſtändig an, dieſelben nach Bayern zu ſenden, und ſein Vertrauen zu ihnen zu nehmen. Otto fand kein Bedenken, es zu thun, und ließ ſich vielmehr den Eifer der Ungarn gefallen. Bald darauf geſchah ihm ein neuer Vorſchlag. Man wünſchte nämlich, daß er ſein Königreich bereiſen, und die vornehmſten und fürſtlichen Landſaſſen, und zumal den Ladislaus, Herzog in Siebenbürgen, ſich durch Beſuche verbinden möchte. Da die erſte Gemahlinn des Otto, Katharina, bereits Anno 1283 geſtorben war, ſo gab man ihm zu verſtehen, daß eine Heurath mit der Tochter des Ladislaus das unfehlbarſte Mittel ſeyn würde, die Liebe von ganz Ungarn zu gewinnen. Um dieſe Zeit kam der K. Albert von Oeſterreich mit Abſichten auf Böhmen zum Vorſchein, indem er ſeinen zweiten Sohn, Friedrich den Schönen, mit einer Armee dahin ſchickte, um den Herzog Heinrich von Kärnthen, welchen die Stände zu ihrem Könige gewählt hatten, zu verdrängen. Otto nahm ſich der Böhmen an; munterte ſie durch vielfältige Geſandtſchaften auf, ſich tapfer zu halten, und bot ſeinem in Niederbayern anweſenden Bruder, Stephan I., zu, den Böhmen, falls ſie ins Gedränge kommen ſollten, beizuſtehen. Kaum hatte Albert davon Nachricht erhalten, ſo beſchloß, oder beſchleunigte er das Schickſal, das dem Otto bald darauf widerfahren iſt. Dieſer eben ſo gutmüthige, als tapfere Prinz, der andere nach ſich beurtheilt hatte, überließ ſich denjenigen, welche ihm nunmehr inſtändiger, als jemals, anlagen, den Ladislaus zu beſuchen, mit vollem Vertrauen, und trat die Reiſe nach Siebenbürgen an. Er war aber daſelbſt kaum angelangt, als ihn Ladislaus, wider alle Pflichten des Gaſtrechtes, gefangen ſetzte 1307. Zu gleicher Zeit, und ehe man noch einige Nachricht von dem Unglücke des Otto erhielt, fiel Albert in Bayern ein, ohne daß in der Beſtürzung eine verfängliche Gegenwehr möglich war. Der Herzog Stephan I. lag krank, und der Adel bot zwar die Bauern, die ſich um Neuburg am Inn häufig einſtellten, auf; aber da ſich die Adeligen erſt zankten, wer ſie anführen ſollte, fielen indeſſen die Oeſterreicher über das zerſtreute

Volk her, und Niederbayern wurde weit und breit verwüſtet und ausgeplündert.

Schon war beinahe ein langes Jahr vorbei, und Otto ſaß noch ohne Hülfe zu Siebenbürgen, als ihm endlich ſein Gefängnißwärter, oder, wie andere erzählen, ſelbſt die Gemahlinn des Ladislaus, Gelegenheit verſchaffte, in der Kleidung eines ganz gemeinen Landmannes zu entfliehen. Er reiſte in langen und beſchwerlichen Umwegen durch verſchiedene Länder, um nicht in die Hände ſolcher Fürſten, welche es mit Albert von Oeſterreich hielten, zu gerathen, und kam endlich nach Breslau, wo er ſich zu einer Zeit, da er in der größten Sicherheit zu ſeyn glaubte, den Händen ſeiner Gegner nur mit genauer Noth entzogen hat. Sein Betragen erweckte Verdacht, und der Herzog von Glegau, Heinrich III. ſchloß ganz zuverſichtlich, daß der Fremde keineswegs zu dem Stande, den ſeine Kleidung anzeigte, gehören müſſe. Hier war nur ein Mittel übrig, ſich zu retten, und Otto ſäumte nicht, es zu wählen. Da er hörte, daß Heinrich III. eine ganz artige Tochter hätte, gab er ſich ihr zu erkennen, und bat um ihre Hand. Sie ſah und liebte ihn, und bat für ihn ihren Vater um Liebe, als dieſer ſich des Fremden, den er zu kennen glaubte, bemächtigen wollte. Otto führte ſeine

Braut Agnes nach Straubing, und feierte daſelbſt am Pfingſtfeſte die Hochzeit 1308.

Herzog Albert III. befiehlt der Donau, näher zur Stadt Straubing zu rücken.

Das alte Sprüchlein, daß andere Thaten berühmter, andere ruhmwürdiger ſind, trifft bei Niemand häufiger zu, als bei Regenten, an denen man nicht ſelten nur das lobt und anmerkt, was mit Glanz und Geräuſch ſich ankündigt, und entgegen die ſtillen Handlungen, denen viel Wohlwollen, viele Großmuth oder Kühnheit zum Grunde liegt, übergeht. Als der Kaiſer Karl An. 793 die Altmühl und Rednitz, und mittelſt dieſer Flüſſe den Rhein und die Donau vereinigen, und mithin das ſchwarze Meer mit dem großen Weltmeere in Verbindung bringen wollte, war er in der That der Große, und größer, als da er Bayern und manches andere Land durch die Uebermacht ſeiner Armeen an ſich riß, indeſſen man jenes nur bloß erzählt, dieſes aber gerühmt und verherrlichet hat, In der Bibliothek zu Dresden wird noch der Stock des Churfürſten Auguſt in Sachſen, wie eine Reliquie bewahrt. Dieſer vortreffliche Fürſt lehrte ſein Landvolk ſowohl wilde als fruchttragende Bäume pflanzen, nicht bloß durch ſchöne Verordnungen, wiewohl er die ſchönſten und heilſamſten ergehen ließ, ſondern durch ſein eigenes Beiſpiel, das mehr, als alle Vorſtellungen, überzeugt und ermuntert hat. Wo er hinfuhr, führte er Samen und Körner mit ſich, und wenn er einen Hügel, oder eine andere Stelle bemerkte, die Bedeckung nöthig hatte, ſteckte er mit einem dazu verfertigten Stock den Samen und die Körner in die Erde, und reizte dadurch die Nacheiferung der Adeligen und Reichen, die, um ihrer Oberherrſchaft zu gefallen, dieſen Zeitvertreib bald annahmen, und gleichfalls ihre Untergebenen ermunterten. In Dingen dieſer Art liegt mehr eigenes Verdienſt, als in manchen prächtigen Handlungen, an denen vielleicht eine verborgene Nothwendigkeit, oder eine liſtige Staatsabſicht den vornehmſten Antheil genommen hat.

Wenn man den Herzog Albert III. nennt, ſo erinnert man ſich ſogleich an den Liebhaber der edlen Bernauerinn, und an die höchſt traurige Begebenheit, die unſer ganzes Mitleiden verdient; und vergißt dabei dieſe und jene Unternehmung, die unſerer ganzen Achtung, unſerer Nachahmung und Bewunderung würdig iſt. Noch unter der Regierung dieſes Fürſten wich die Donau oberhalb der Stadt Straubing eine ziemliche Strecke ab, ſo, daß es beſchwerlich war, die Waaren und andere Nothwendigkeiten, welche auf den Schiffen ankamen, herein zu führen. Albert ſah dieſe Beſchwerlichkeit, und befahl, die Donau näher zur Stadt zu rücken. Zu dem Ende wurde, wie die Urkunden ſagen, ein Pflug von ungeheuerer Größe verfertiget, und mit demſelben, indem man ihn mit zwanzig Paar Ochſen beſpannte, in einer Strecke, die mehr als eine halbe Stunde beträgt, ſo lange auf und ab geackert, und ausgehöhlt, bis das Bett der Summe des Waſſers in der Breite und Tiefe gleich gekommen war. Dann wurde eine neue Brücke gebaut, und der Rinſaal durchſtochen. Aber nun war die Sache beinahe ſchlimmer als zuvor. Der Fluß theilte ſich in zwei Arme, deren ein jeder zu ſchwach war, beladene Schiffe bis an das Ufer zu bringen, und es war nichts übrig, die Sache zu verbeſſern, als vollends die Mündung des alten Rinnſaals zu ſchließen. Man führte ſogleich einen 700 Schritt langen und mehr als 15 Schritt breiten Damm durch die Mitte des gewaltigen Fluſſes, und hemmte den Lauf deſſelben durch ein Werk, das für die Ewigkeit gebaut zu ſeyn ſcheint.

Es widerſteht mehr als dreihundert Jahre dem Druck des gerade auf ihn zueilenden Stromes, dem alles verheerenden Eisgang, den häufigen Ueberſchwemmungen, deren Fluthen acht bis zehn Schuhe hoch darüber ſich hinſtürzen.

Alle Reiſenden erſtaunen über dieſes rieſenmäßige Werk, und verſichern, dergleichen nirgends geſehen zu haben. Die Straubinger aber führen zum Andenken dieſer Unternehmung (die ſtets groß und kühn, und in Rückſicht der damaligen Begriffe vom Waſſerbau rühmlich, aber ſo, wie ſie ausgeführt wurde, der Stadt immerhin läſtig bleibt) den Pflug in dem Wappen.

Herzog Ludwig von Landshut eröffnet die Univerſität Ingolſtadt 1472.

Es waren noch kaum vierhundert Jahre verfloſſen, ſeit der Zeit, da Cäſar, Cicero und Andere klaſſiſche Werke ſchrieben, als man im Occident beinahe alle Kenntniß des bloßen Schreibens verloren hatte. Die Hilfsmittel zu fernern Anleitungen, die Bibliotheken, waren meiſtens zerſtört, und es wurde wieder, wie ehemals, derjenige am meiſten geſchätzt und hervorgeſucht, der zum Raufen und Zuſchlagen der Stärkſte und Behendeſte war. So dauerte es bis zum Ende des achten Jahrhunderts, wo Karl der Große regierte. Dieſer erleuchtete Fürſt ſah, wie tief der menſchliche Verſtand in allen Arten von Kenntniſſen heruntergeſunken war, und that alles, was ein Weſen mit endlichen Kräften thun kann, das Ebenbild Gottes zu verherrlichen. Er gründete zu Paris, zu Pavia, zu Bonnonien, und in ſeinem geliebten Aachen eigene Lehrſtühle, und gründete bei allen Domkirchen und in den vornehmſten Abteien wohlgeordnete Schulen, um die entſetzliche Barbarei nur recht bald zu vertreiben. Seine Lebenszeit war aber nicht hinreichend, ein ſolches Werk, deſſen Früchte ſtets das folgende Menſchenalter einärndtet, zu vollenden. Nach ſeinem Hintritte fiengen wieder neue zerſtörende Kriege, und mit dieſen die Fortſetzung der alten und die Entſtehung einer neuen Barbarei an. Die Schulen hatten nämlich in den meiſten Orten, wo ſie ziemlich gute Stiftungen hatten, nicht aufgehört, aber wenig gelehrt, was dem Bürger in der That nützlich und wiſſenswürdig war. Die alten Bücher, durch deren Verluſt der Faden

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7

WESTENRIEDER,L.VON FN. 05568/011

der menſchlichen Einſichten abgeriſſen worden, lagen noch größtentheils unbekannt, und wie man im eilften Jahrhundert von den Griechen, mit welchen man durch die Kreuzzüge bekannt geworden iſt, einige Werke des Ariſtoteles erhielt, wußte man nicht, was man mit dieſen Büchern eigentlich machen ſollte. Man verſtand ſie nicht zur Hälfte; man bewunderte ſie aber deſto mehr, und beredete ſich zuletzt, daß das Wahre und Schätzbare der Wiſſenſchaften in Dunkelheiten, oder vielmehr in Spitzfindigkeiten, wodurch alles dunkel, und äußerſt ſchwer zu begreifen würde, beſtehe. Dieſe abgeſchmackte Weiſe zu ſtudiren, wurde im zwölften Jahrhundert vorzüglich zu Paris betrieben, und die erſten Köpfe von Europa wanderten dahin, um die ihrigen ebenfalls zerrütten zu laſſen. Man glaubte ſo wenig, daß man auf dem unrechten Wege ſey, daß man vielmehr von Zeit zu Zeit neue Pflanzſchulen anlegte, wie dann im dreizehnten Jahrhundert von K. Friedrich II. zu Neapel, zu Padua, zu Ferrara, im vierzehnten Jahrhundert aber zu Wien, zu Prag, zu Heidelberg Univerſitäten angelegt worden ſind.

Im morgenländiſchen oder griechiſchen Reich und Kaiſerthum, welches 394 vom abendländiſchen oder römiſchen getrennt worden iſt, ſind die Wiſſenſchaften nie ſo, wie in Europa, verſunken, und die alten griechiſchen Schriftſteller blieben größtentheils bekannt. Ein griechiſcher Geſandter, der in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts nach Italien kam, und eine Menge der beſten griechiſchen Schriften mit ſich führte, ſchaffte in Italien überaus große Früchte, und hinterließ eine große Anzahl gebildeter Männer, als nach dem Jahre 1453, in welchem ſich die Türken der Stadt Konſtantinopel bemächtiget hatten, vollends viele gelehrte Griechen und Künſtler nach Italien kamen, um dort ihren gelehrten Beſchäftigungen ungeſtört nachzuhängen. Die herzogliche mediceiſche Familie in Florenz, ſo wie nicht minder die Päbſte Nicolaus V. und Leo X. trugen das Ihrige ebenfalls bei, ſo, daß daſelbſt bald alles ein anderes Anſehen bekam.

In Deutſchland hingegen waren die Strahlen, welche durch die Finſterniß brechen konnten, nur einſam und unbemerkt. Man kannte noch immer nichts, als die eckelhafte Sucht, über die Wiſſenſchaften zu zanken, welche aber gleichwohl durch einen merkwürdigen Vorfall getheilt und geſchwächt ward. Die Univerſität zu Prag war für vier Nationen, nämlich für die deutſche überhaupt, für die bayeriſche, polniſche und böhmiſche geſtiftet, und den Lehrern dieſer Nationen ſtanden die Univerſitätsſtellen wechſelweiſe offen. Nun kam aber der berüchtigte Profeſſor Huß, ein Böhme, der ganz allein alles ſeyn und gelten wollte. Er brachte es auch bei dem Kaiſer Wenzel wirklich dahin, daß die Deutſchen, die Bayern und Polen bei Vertheilung der Ehrenämter zurückgeſetzt, und allein die Böhmen hervorgezogen wurden. Da hierauf viele tauſend Studenten mit ihren Lehrern die Stadt Prag verließen, ſo wurden viele deutſche Fürſten veranlaßt, in ihren Ländern eigene Univerſitäten zu ſtiften, wie dann dergleichen zu Würzburg, zu Löwen, zu Leipzig, zu Roſtock, zu Greifswalde, zu Baſel, zu Freiburg ꝛc. errichtet worden ſind.

In Bayern hatte Herzog Ludwig der Reiche, von Landshut, an dem nämlichen Vorhaben ſchon lange gearbeitet. Er benutzte einige Stiftungen, welche vom Herzog Ludwig dem Gebarteten, zu Ingolſtadt gemacht worden, aber von ungleich geringerem Nutzen waren, und eröffnete 1472 zu Ingolſtadt eine Univerſität, welche bald in ganz Deutſchland berühmt, und die Bildungsſchule der anſehnlichſten Fürſten geworden iſt.

Bechmann nimmt Ulm ein. 1702.

Wenn auch gleich die Unternehmung, deren Andenken hier vorkömmt, der Anfang höchſt trauriger Folgen war; ſo verdient doch der Mann unſere ganze Achtung, der hier ſeine Pflichten mit Muth und Einſicht erfüllt, und ſeinem Fürſten und dem Vaterlande gleich andern Helden, welche mit ihrem Leben Königreiche eroberten, ſich großmüthig geopfert hat. Als 1700 nach dem Hintritte Karls II., des letzten Königs in Spanien, Frankreich und Oeſterreich die Erbſchaft deſſelben ſich zuerkannt, und indem es mit gütlichen Verhandlungen nicht fort wollte, den Krieg ſich erklärt hatten, bemühten ſich beide Mächte um den Beitritt der deutſchen und auswärtigen Staaten, wobei ſich aber anfangs die meiſten zu keiner Parthei gehalten, und ſich ſogar in einen guten Vertheidigungsſtand wider alle diejenigen, welche ſie an ihrem kriegeriſchen Vorhaben Antheil zu nehmen würden zwingen wollen, geſetzt hatten. So hatten der ſchwäbiſche und fränkiſche, der ober- und niederrheiniſche Kreis Bündniſſe unter ſich errichtet, ſich im Frieden keineswegs ſtören zu laſſen. In Bayern geſchah das Nämliche, und Marimilian Emanuel hatte 1701 in einem Lager unweit Schwabing bei München einige zwanzig tauſend Mann verſammelt, welche keiner fremden Armee den Durchzug geſtatten, und überhaupt für die Ruhe des Landes ſorgen ſollten. Auf den Fall aber, daß es ſchlechterdings unmöglich ſeyn würde, ſich in einer gleichen Entfernung von beiden Partheien zu halten, hatte man ſich bayeriſcher Seits für Frankreich erklärt. Da indeſſen die Verhandlungen immer fortdauerten, und dabei manche Ausſichten und Intereſſen ſich änderten, ſo fieng auch das Vorhaben, ſich in nichts miſchen zu wollen, an, eine andere Wendung zu bekommen, und 1702 den 20. März traten die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Stände in ein Bündniß zuſammen, worin ſie ſich für die Sache des Erzhauſes Oeſterreich erklärten, ſo, daß jetzt Bayern mit Staaten umgeben war, mit deren Denkungsart übereinzuſtimmen man bayeriſcher Seits nicht für gut befand. Bei dieſer Beſchaffenheit war dem Kurfürſten Maximilian Emanuel keine Wahl übrig, als ſogleich den Krieg für Frankreich anzufangen, oder wenigſtens die fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe, ehe ſie ſich verſammeln konnten, zu entwaffnen. Es wurde dieß letztere gewählt. Die bayeriſchen Truppen rückten ſogleich nach Schwaben, und lagerten ſich vor Ulm, mit dem Entſchluſſe, ſich dieſer Stadt, ehe zum Entſatz Hülfsvölker herbeikommen könnten, zu bemächtigen, und durch die Tapferkeit und Liſt des Bechmann, Oberſtlieutenants des Leibregiments, kam dieß Vorhaben bald zu Stande. Er hatte ſich unter einer Verkleidung in die Stadt begeben, und bald beobachtet, daß eines der Stadtthore, das Gänſethor genannt, ſorgloſer als die andern bewacht, und daß durch daſſelbe das umliegende Bauernvolk zum Verkauf der Viktualien ohne Schwierigkeit durchgelaſſen würde. Er wählte daher einige Officiere, welche ſich unter einer ländlichen Verkleidung in die Stadt begeben, und den andern Morgen bei Eröffnung des Thores ein Zeichen, ob alles ruhig ſey, geben ſollten. Während der Nacht rückten einige Regimenter Dragoner, welche einige hundert Grenadiers hinter ſich auf die Pferde nahmen, durch die kleinen Wäldchen und Geſträuche der Stadt ſo nahe, als es ohne Gefahr, entdeckt zu werden, geſchehen konnte. Man eröffnete das Thor, und ſogleich erfolgte das Zeichen, daß alles ruhig ſey. Dieſen Augenblick ſtürzte Bechmann mit ſeinen Geſellen dem Gänſethor zu. Man bemächtigte ſich der Wache, bemächtigte ſich des nächſten Thurms, nimmt die gefangen, die ſtillſchweigend ſich ergeben, haut die nieder, die lärmen wollen, indeſſen die Dragoner hereinſprengten, und durch ihren Tumult den erſchrockenen Einwohnern ihr Schickſal verkündigten, das bereits entſchieden war. Jeder focht und ſtritt hier, als wenn alles nur auf ſeinen Streit ankäme, und Niemand bemerkte, daß Bechmann bereits unter dem Stadtthore verſchwunden ſey. Er lag daſelbſt von einer Musketenkugel getödtet. 1702 den 8. Sept.

Man hielt, wie leicht zu erachten, von Seite Oeſterreichs dieſen Schritt für eine öffentliche Erklärung des Krieges, und eröffnete denſelben augenblicklich. Bayern wurde von auswärtigen Truppen überſchwemmt, und durch eine Kette der unglücklichſten Schickſale niedergedrückt. Dergleichen waren 1703 der unglückliche Zug, welchen Maximilian Emanuel nach Tyrol unternahm, 1704 den 2. Jul. das Treffen am Schellenberg, und den 13. Auguſt die Schlacht und Niederlage bei Höchſtädt, und die übrigen Folgen der fortdauernden Widerwärtigkeiten, bis es endlich 1713 den 7. Sept. zur badiſchen Friedensunterhandlung gekommen iſt.

Limbrun und Lori entwerfen zu München die Abſicht und den Plan einer bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften 1758 den 12. Oktober.

Nichts iſt lehrreicher und zugleich angenehmer, als den ſeltſamen abwechſelnden Gang, welchen die menſchlichen Kenntniſſe von jeher nahmen, zu betrachten, und den Urſachen, durch welche dieſe und jene Veränderung veranlaßt wurde, nachzuſpüren. Die Univerſitäten, von deren Stiftungen oben die Rede war, hätten ohne Zweifel den beſten Erfolg gehabt, wenn es möglich geweſen wäre, den damaligen Gelehrten ſogleich Eine Denkungsart einzuflößen, und ihren gewöhnlich wahrhaft deutſchen Fleiß mit aufgeklärten Begriffen zu vereinigen; aber da ein jeder den Einſichten, welche er damals beſaß, folgte, ſo war die durch die Univerſitäten beförderte Aufnahme der Wiſſenſchaften im Ganzen nichts anders, als der beförderte Umlauf des Pedantismus, womit dieſelben allenthalben getrieben wurden, ſo, daß die wahren Gelehrten neuerdings in Akademien oder Verſammlungen zuſammen traten, deren Abſicht war, die herrſchende

Barbarei zu vertreiben. Dergleichen Akademien haben ſich zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts an verſchiedenen Orten Deutſchlands zuſammen gethan, und die Literatur gewann bereits wieder eine Art klaſſiſchen Tons, als die ſogenannte Reformation dazwiſchen kam. Die deutſchen Provinzen trennten ſich in ihren Abſichten und Planen, und die Quellen der Wiſſenſchaften wurden gehemmt, und im Schutt begraben mit dem tauſendfältigen Elend des dreißigjährigen Krieges.

Während dem hatten die Italiener ihren beſſern Geſchmack nach Frankreich verbreitet, und unter Ludwig XIV. blühte daſelbſt das goldene Zeitalter aller Arten von Kenntniſſen, als es dieſem Monarchen 1686 einfiel, das von K. Heinrich IV. aufgerichtete bekannte Edikt von Nantes, vermöge welchem den Hugonotten viele Freiheiten geſtattet wurden, zu widerrufen, und die Hugonetten zu vertreiben. Dieſe wanderten nach Preußen und Sachſen, wo man ſie gütig aufgenommen, und nicht nur ihre Geſchicklichkeiten in bürgerlichen Künſten, ſondern auch vorzüglich ihren Geſchmack in Wiſſenſchaften benutzt hat. Das nördliche Deutſchland rückte daher im Gebiet der wiſſenſchaftlichen Dinge frühzeitiger vor, und es befanden ſich daſelbſt um die Mitte des jetzigen Jahrhunderts im Fache der Philoſophie und der ſchönen Literatur klaſſiſche Schriftſteller, während daß im ſüdlichen Deutſchland alles in den ſchweren Ketten der pedantiſchen Schulweisheit gefühllos darnieder lag. Was einzelne Gelehrte unternahmen, waren nur Ahnungen, waren nur Beweiſe eines unermüdeten Fleißes, welche zu geben ein großer Theil nicht ermangelt hat, aber doch in der That und Wahrheit ſelbſt waren es meiſtens Beſtrebungen, bei denen man den guten Willen loben, die Beſtrebung verehren, aber denjenigen, bei dem man ſie wahrnimmt, gleich einem Kranken, bedauern muß. Der ſchlimmſte Umſtand war, daß die nördlichen Deutſchen, deren Schritte man nur hätte beobachten dürfen, Proteſtanten, und mithin in den Augen der ſüdlichen Deutſchen, Leute waren, die in alle Ewigkeit nichts als ihren Unwillen und ihre Verachtung verdienten. Der Wind, der von dieſen Gegenden wehte, blieb nicht ohne Verdacht, und der Schriftſteller Wolf, der die Größe der Zahlen, und die Verhältniſſe der Dinge lehrte, wenn er gleich nicht überall mißkannt blieb, wurde mit vielem Verdacht als ein Sektirer betrachtet, und der ihm beiſtimmte, wurde in der Abſicht, ihm wehe zu thun, ein Wolfianer geſcholten.

Ich brauche den damaligen Zuſtand der bayeriſchen Literatur nicht zu ſchildern, um das Verdienſt zu meſſen, welches ſich derjenige um uns erwarb, der, der Erſte, den Entſchluß faßte, den Zuſtand der Literatur zu verbeſſern. Es iſt, wenn ſchon geſtritten werden muß, gewöhnlich leichter und bequemer, für das Vaterland zu ſterben, als für dasſelbe zu leben. Es kam auf nichts Geringers an, als gleichſam Altäre wider Altäre zu bauen, das hartnäckige Band der Trägheit des wiſſenſchaftlichen Geiſtes zu zerreiſſen, und denen, welchen der Gebrauch ihrer eigenen Augen nicht bekannt war, zu ſagen, Tag ſey Tag, und Nacht ſey Nacht. Man mußte das Anſehen der in ihrer Art wichtigſten Männer, welche, wie leicht voraus zu ſehen war, für das Gegentheil zeugen und ſtreiten würden, überwiegen, und alle diejenigen, welche Werkzeuge der Verbeſſerung ſeyn ſollten, mit dem Muth beleben, in vielen Dingen über das damalige Beiſpiel des ſüdlichen Deutſchlands zu handeln, und dieſem als ein Muſter mit feſten und ſtandhaften Schritten voran zu gehen.

Dieſen Vorſatz faßten Herr Dominikus von Limbrun, damals churfürſtl. Münz- und Bergrath, und Georg von Lori, churfürſtl. Hof- und Bergrath. Ihre Abſicht war die Verbeſſerung der Literatur, und die Mittheilung und Verbreitung aller gemeinnützigen Kenntniſſe im ſüdlichen Deutſchland, und ihr Plan war die Sammlung der gelehrteſten Männer in eine Akademie, deren Mitglieder, ohne die geringſte, geheime oder ſogenannte geſchloſſene Verbindung, aus freiem Willen Beiträge ihrer Kenntniſſe, ihrer Erfahrungen, ihres Anſehens und guten Raths liefern, und mit Beſcheidenheit in den Streit mit verwöhnten und übelgeordneten Köpfen ſich wagen ſollten. Ihre hauptſächliche Abſicht gieng auf die Berichtigung der vaterländiſchen Geſchichte, und der Phyſik, welchen Gegenſtänden die Verbreitung der ſchönen oder philoſophiſchen Literatur nebenher, und zuweilen vorausgehen ſollte. Sie entwarfen ſich auf viele Jahre einen ordentlichen Plan deſſen, was geſchehen, und den Plan und die Folge jeglicher gelehrten Arbeit, welche von den künftigen Mitgliedern übernommen und ausgeführt werden ſollte, und hielten, wie alles in Ordnung war, in der Behauſung des Herrn von Limbrun die erſte protocollirte Verſammlung 1758 den 12. Oktober. Sie theilten ihre Abſicht insgeheim verſchiedenen inländiſchen und auswärtigen Gelehrten mit, und erhielten die Verſicherung ihres Beiſtandes, und es fehlte nichts mehr als ein Vorſteher, der eben ſo vieles Anſehen, als gründliche Einſicht in die nützlichen Wiſſenſchaften beſäße, um ſich für dieſe mit dem möglichſten Nachdruck zu verwenden, und was jetzt die Hauptſache war, dem erhabenen Max. Joſeph die Geſinnungen ſeiner Bayern und den Plan einer künftigen Akademie zu empfehlen. Sie fanden denſelben zu ihrer unausſprechlichen Freude an dem Grafen Sigmund von Haimhauſen, wirkl. geheimen Rath und jetzigen Präſidenten des Münz- und Bergwerkskollegiums. Dieſer große Gönner und Freund der Gelehrten trug dem durchlauchtigſten Kurfürſten die bisherigen Unterredungen und rühmlichen Abſichten der bis dahin noch verborgenen literariſchen Privatgeſellſchaft vor, und zeigte den vielſeitigen Nutzen mit ewigem Ruhm verbunden, den die Beförderung und Unterſtützung eines ſo herrlichen Bündniſſes zur Wohlfahrt des Landes nach ſich ziehen würde. Es war Maximilian Joſeph, welcher hier entſcheiden und ein Urtheil zum Ruhm und Nutzen des Landes fällen ſollte. —

Verzeichniß aller römiſchen und römiſch-deutſchen Kaiſer von Auguſt bis auf den heutigen Tag.

Was den eigentlichen römiſchen Staat betrifft, ſo beginnt derſelbe, um das Jahr 753 vor Chriſti Geburt in der Geſchichte vorzukommen. Im Jahre 476 nach Chriſti Geburt zerfiel er wieder, und war mithin eine Erſcheinung von 1200 Jahren. Anfangs enthielt deſſen Gebiet kaum zwei deutſche Meilen, und in einigen hundert Jahren begriff er beinahe alles in ſich, was damals in den dreien Welttheilen, Europa, Aſien und Afrika bekannt war; Deutſchland ausgenommen, welches ſtets unbezwinglich blieb. Erſt wurde der römiſche Staat durch Könige, dann durch verſchiedene gewählte Obrigkeiten, und endlich wieder durch Könige, welche den Namen Kaiſer erhielten, regiert. Er wuchs durch Uebel und Drangſale, und fiel durch den Ueberfluß.

Sobald auswärts nichts mehr zu fürchten und zu ſuchen war, trachteten die großen Köpfe nach einer mißverſtandenen Hoheit, und ſtritten eiferſüchtig wider ſich ſelbſt. Julius Cäſar hatte den Ehrennamen Imperator lebenslänglich erhalten; er wollte noch überdieß lebenslänglicher Diktator ſeyn, und es gelang ihm 45 Jahre vor Chriſti Geburt. Seine Würde machte ihn übermüthig, und einſt vergaß er aufzuſtehen, als Römer in den Rath traten. Bald darauf wurde er, da er kaum ein Jahr Diktator war, ermordet. Nun fielen die gleichzeitigen mächtigen Familien über ſich her, bis endlich der Rathsherr Octavius die Alleinherrſchaft an ſich riß. Octavius ſchloß den Janus-Tempel, der ſeit 435 offen ſtand, und nahm den Namen Auguſtus an, 30 Jahre vor Chriſti Geburt.

Auguſtus (Octav. Cäſar) † 14. nach Chriſti Geburt.		Otho	† 69.
Tiberius	† 37.	Vitellius	† 69.
Caligula	† 41.	Veſpaſian	† 79.
Claudius I.	† 54.	Titus	† 81.
Nero	† 68.	Domitian	† 96.
Galba	† 69.	Nerva	† 98.

Dieſe zwölf erſten Kaiſer wurden vorzugsweiſe Cäſaren genannt. Sie waren an und für ſich nicht unumſchränkt unabhängig; ſie wußten ſich aber dadurch, daß ſie die vornehmſten obrigkeitlichen Aemter und Würden an ſich kauften und zogen, unabhängig zu machen.

Die Römer wurden in Künſten und Wiſſenſchaften von den Griechen gebildet, und zu den Zeiten des Julius Cäſar und Auguſtus, war das goldene Zeitalter der römiſchen Literatur. Da es keinen angebornen Adel, und keine andere Gelegenheit, ſich empor zu ſchwingen, als die öffentliche Beredſamkeit, zu welcher Philoſophie, Geſchichte, und faſt alle Theile der Gelehrſamkeit gerechnet wurden, gab, ſo wendeten reiche Aeltern alles Mögliche an, um ihre Kinder frühzeitig unterrichten und bilden zu laſſen. Je mehr aber die Deſpotie der Kaiſer zunahm, deſto weniger bedurfte man der Wiſſenſchaften, und wie bald, und in welchem Grad dieſelbe zunahm, kann man aus dem Spott und Unſinn des Caligula abnehmen, der ſein Pferd zum römiſchen Conſul ernannte, und den Meiſterſtücken Griechenlands die Köpfe abſchlagen ließ, um den ſeinigen darauf zu ſetzen.

In unſern Gegenden wurde noch unter Kaiſer Auguſt die Donau zur Grenze des römiſchen Reichs gemacht, zuſammenhängende Heerſtraßen und Kaſtelle und Stationen angelegt, und dieſe häufig mit römiſchen Colonien, welche den jenſeits der Donau im Großdeutſchland wohnenden Germaniern Widerſtand thun ſollten, bevölkert.

Trajan	† An. 117.	Heliogabalus	† 222.
Hadrian	† 138.	Alexander Sev.	† 235.
Antoninus pius	† 161.	Maximinus	† 238.
Markus Aurel	† 180.	Gordian III.	† 244.
Commodus	† 192.	Philippus	† 249.
Pertinax	† 193.	Decius	† 251.
SeptimiusSev.	† 211.	Valerian geht ab	260.
Caracalla	† 216.	Gallienus	† 267.
Macrinus	† 218.	Claudius II.	† 270.

Der römiſche Staat zerfiel immer mehr in Partheien, und die Kaiſerwahlen wurden äuſſerſt unruhig und unſicher. Zuweilen wurden von den Kriegsheeren, wenn ſie ſich in verſchiedenen Gegenden befanden, mehrere Kaiſer zu gleicher Zeit gewählt, deren Regierung aber von keiner langen Dauer war. So war nach dem K. Pertinax ein gewiſſer Julins (Didius) durch die Stimmen der Soldaten zum Kaiſer ausgerufen, aber nach zwei Monaten aus dem Wege geräumt. Einige Kaiſer nahmen freiwillig Mitregenten an. So hat Marcus Aurelius ſeinen Bruder Lucius Verus, der An. 169 ſtarb, Caracalla ſeinen Bruder Geta zu ſich, (den er aber mit eigener Hand ermordete) zum Mitregenten angenommen.

Der Kaiſer Hadrian ließ jenſeits der Donau, wo die Bayern einige Bezirke beſaßen, nächſt einer Heerſtraße, welche über Pförring, Köſching, durchs Anſpachiſche ins Würtembergiſche bis an den Neckar fortlief, Wälle aufwerfen, die noch jetzt hie und da ſichtbar, und unter dem Namen Pfahlgraben und Teufelsmauer bekannt ſind.

Aurelian	† An. 275.	Conſtans	† 350.
Tacidus	† 276.	Conſtantius II.	† 361.
Probus	† 282.	Julianus	† 363.
Carus	† 284.	Jovianus	† 364.
Dicklet. dankt ab	305.	Valentinian I.	† 375.
Conſtant. Chlor.	† 306.	Gratian	† 383.
Galerius	† 311.	Valentinian II.	† 392.
Conſtant. der G.	† 337.	Theodoſius I.	† 395.

Von dieſen Kaiſern hat Carus ſeine beiden Söhne Carinus und Numerian, der Kaiſer Diokletian den Maximianus zum Mitregenten, und den Conſtantinus Chlorus und Maximinus Galerius zu Cäſaren angenommen. Nach dem Tode des Galerius wurde ein gewiſſer Severus, der die Cäſarswürde erlangt hatte, Beherrſcher Rhätiens, nach ſeinem Tod An. 306 folgte bis 312 Maxentius, und dann bis 314 Licinius im Norico. Conſtantin der Große verlegte An. 330 ſeine Reſidenzſtadt von Rom nach Byzanz, welcher Stadt er den Namen Conſtantinopel gab, und theilte die Regierung des Reichs unter ſeine drei Söhne Conſtantin II., Conſtans und Conſtantius II., wobei dem Conſtantin II. die morgenländiſchen Provinzen beigelegt wurden. Dieſem Beiſpiele folgte auch Valentinian I., indem er ſeinem Bruder Valens den Orient übergab. Den größten Staatsfehler aber begieng Theodoſius der Große, als welcher die Monarchie vollends in zwei abgeſonderte Kaiſerthümer, nämlich in das morgenländiſche und abendländiſche trennte An. 394. Jenes, wo Conſtantinopel die Hauptſtadt war, wurde das griechiſche Kaiſerthum, dieſes das römiſche genannt. Jenem wurde Arkadius, dieſem Honorius vorgeſetzt.

Dergleichen Theilungen geſchahen, theils um diejenigen, welche mit Ungeſtüm zu herrſchen verlangten, zu befriedigen, theils um ſich ſelbſt die Herrſchaft zu erleichtern. Es ſchien bereits unmöglich, die Grenzen des Reichs wider die Deutſchen zu beſchützen, und nun ſtürzte im Jahre 376 aus Nordaſien ein neues wildes Volk, die Hunnen, heran.

Honorius	†	423.	Anthemius	†	472.
Valentinian III.	†	455.	Olybrius	†	472.
Maximus	†	455.	Glycerius	entſetzt	474.
Avitus	entſetzt	456.	Julius Nepos	†	475.
Majoranus	entſetzt	461.	Auguſtulus	entſetzt	476.
Severus	†	465.			

Die Schwäche und Unordnung des römiſchen Reichs ſtieg endlich aufs Höchſte. Damit wenigſtens die Hauptſtadt Rom erhalten werden möchte, wurden, wiewohl vergeblich, die römiſchen Truppen von ihren Grenzſtationen abgerufen, und nun zogen die Deutſchen in großen Schwärmen nach den römiſchen Provinzen. Endlich im Jahre 476 wurde Auguſtulus vom Odoacher, König der deutſchen Rugier und Heruler, entſetzt, und dem abendländiſchen Kaiſerthume ein Ende gemacht.

So, wie die deutſchen Völkerſchaften erſt über die römiſchen Länder herfielen, ſo fielen ſie zuletzt über ſich ſelbſt her. Ein König wollte den andern verſchlingen, und zuletzt gelang dieß den Franken, einer Nation, die um das Jahr 240 aus verſchiedenen deutſchen Völkerſchaften entſtanden war, die zwiſchen dem Rhein, Main und der Weſer gewohnt, und indem ſie ſich gemeinſchaftlich wider die Römer vereinigten, den Namen Franken oder freie Völker angenommen haben. Dieſe Franken bemächtigten ſich nach und nach des größten Theils von Frankreich, und einer ihrer Könige, Karl, bekam ganz Deutſchland, die Niederlande, und einen großen Theil von Ungarn, ganz Gallien, das feſte Land von Italien bis Benevento, und etwas von Spanien zuſammen. Dieſer Karl, der Große genannt, nahm ſich vor, ſich und ſeinen Nachfolgern den Titel und die Würde eines römiſchen Kaiſers neuerdings beizulegen, und im Jahre 800 wurde er in der Peterskirche zu Rom vom Pabſte Leo III. wirklich zum römiſchen Kaiſer gekrönt.

Karl der Große	† 814.	Karl d. Dicke, entſ.	887.
Ludwig I.	† 840.		† 888.
Lothar	† 855.	Arnulph I.	† 899.
Ludwig II.	† 875.	Ludwig, das Kind	† 911.
Ludwig III.	† 882.		

Karl der Große hinterließ ſeinen Nachkömmlingen die kaiſerliche Würde, ſo wie die monarchiſche Regierung über ſeine Länder erblich; dieſe erblichen Rechte nahmen aber ſchon im Jahre 887 ein Ende, als Karl der Dicke entſetzt, und an deſſen Stelle Arnulph I., ein natürlicher Sohn des karolingiſch-bayeriſchen Königs Karlmanns auf einer Reichsverſammlung zu Tribur (einem noch jetzt im darmſtädtiſchen Amte Rüſſelsheim zwiſchen Oppenheim und Mainz gelegenen Orte) durch eine Wahl als König von Deutſchland ausgerufen, und nachher zu Rom zum Kaiſer gekrönt worden iſt. Die franzöſiſche Nation ließ dieſe Wahl geſchehen, wählte ſich aber ebenfalls (mit Umgehung des letzten Sproſſen Karls des Einfältigen aus dem karolingiſchen Geſchlechte, das An. 986 gänzlich erlöſchte) einen eigenen König, den Grafen Odo von Paris, und ſeit dieſer Zeit ſind Frankreich und Deutſchland zwei getrennte, von einander unabhängige Reiche geblieben.

Sächſiſcher Stamm

von 911 — 1024.

Konrad I.	† 919.	Otto II.	† 983.
Heinrich I.	† 936.	Otto III.	† 1002.
Otto I. d. Große	† 973.	Heinrich II.	† 1024.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes, hätten die deutſchen Nationen, jede für ſich ſelbſt, ohne einen gemeinſchaftlichen König bleiben können, wenn ſie gewollt hätten. Es waren auch einige Nationen, vorzüglich die bayeriſche, wirklich ſo geſinnt; allein der größere Theil wollte durchaus wieder einen gemeinſchaftlichen König wählen, und die übrigen mußten ſich ebenfalls dazu bequemen. Mit Heinrich I., welcher ſächſiſcher Abkunft war, wurde die kaiſerliche Würde wieder auf einen gewiſſen

Stamm gebracht, und eben dadurch die oberherrliche Macht, welche ein Kaiſer über die Reichsſtände auszuüben befugt war, vergrößert. Die zeitigen Kaiſer ließen nämlich noch bei ihren Lebenszeiten ihre Söhne zu römiſchen Königen, und mithin zu ihren Nachfolgern wählen, und überließen ihnen ihre Hausgrundſätze, welche zu ihrer Vergrößerung abzielten. Die wahre Beſchaffenheit der Sache war dieſe: Bei dem Abgange der Karolinger Anno 911 war weder die weitere Fortſetzung eines Kaiſers nothwendig, und noch weniger war die Macht, welche ihm eingeräumt werden ſollte, beſtimmt. Beides hieng lediglich von der freien Entſchließung der deutſchen Reichsfürſten ab, welche, gleichwie ſie freiwillig einen Kaiſer wählen konnten, auch die Grenzen ſeiner Macht über ihre Perſonen und Länder beſtimmen, und ihn zu ihrem Herrn, oder nur zu ihrem Oberhaupt machen konnten. Sie beſchloſſen aber eine neue Wahl eines Kaiſers vorzunehmen, ohne die Grenzen ſeiner Macht auf das Pünktlichſte zu beſtimmen. Sie wollten zwar keinen unumſchränkten Monarchen, waren aber auch noch zu ſehr an die Macht und Herrlichkeit der karolingiſchen Kaiſer gewöhnt, um ihrem neu zu wählenden Könige nicht wenigſtens den Glanz derſelben zu gönnen. Die ſächſiſchen Kaiſer benutzten dieſe unbeſtimmte Lage vortrefflich, ihr Anſehen immer höher zu treiben, und eine Oberherrlichkeit ohne Schranken zu gründen.

Fränkiſcher Stamm

von 1024 — 1137.

Konrad II.	† 1039.	Heinrich V.	† 1125.
Heinrich III.	† 1056.	Lothar	† 1137.
Heinrich IV.	† 1106.		

Schon hatte die Macht der Kaiſer allgemach wieder die höchſte Stufe erreicht, und die deutſchen Fürſten wurden wenig beſſer, denn bloße Statthalter behandelt, als es einige derſelben wagten, eine unabhängige Freiheit theils mit Gewalt zu ſuchen (welches damals ein zweites Extrem, und die Veranlaſſung des Fauſtrechts unter Heinrich IV. war), theils ſelbſt das Anſehen des Kaiſers einer dritten Macht preis zu geben. Der Kaiſer Lothar von Supplinburg wurde 1152 vom päbſtlichen Hofe beſtätiget.

Hohenſtauſiſcher Stamm

von 1137 — 1254.

Konrad III.	† 1152.	Otto IV. entſetzt	1212,
Friedrich I.	† 1190.		† 1218.
Heinrich VI.	† 1197.	Friedrich II.	† 1250.
Philipp	† 1208.	Konrad IV.	† 1254.

Die Macht der kaiſerlichen Würde wird durch neue Kapitulationen allgemach wieder in beſcheidenere Schranken zurückgeleitet. Die Macht und das Anſehen der Reichsſtände ſtieg wieder empor; aber eben darum nahm auch nebenher das Fauſtrecht immer mehr überhand.

Kaiſer aus verſchiedenen Häuſern

von 1254 — 1437.

Wilhelm Graf von Holland † 1256.
Richard aus England † 1271.
Rudolph von Habsburg † 1291.
Adolph Graf v. Naßau † 1298.
Albert I. von Oeſterreich-Habsburg † 1309.
Heinrich VII. Graf von Luxemb. † 1313.
Ludwig V. von Bayern † 1347.
Karl IV. von Böhmen † 1378.
Wenzeslaus (Sohn des vorigen) abgeſ. 1400, † 1419.
Rupert von der Pfalz bei Rhein † 1410.
Sigmund, 2ter Sohn Karls IV. † 1437

Im Jahre 1338 wurde von Kaiſer Ludwig aus Bayern die Unabhängigkeit der kaiſerlichen Wahl wieder behauptet.

Kaiſer von Habsburg-Oeſterreich

von 1437 — 1740.

Albert II.	† 1439.	Matthias	† 1619.
Friedrich III.	† 1493.	Ferdinand II.	† 1637.
Maximilian I.	† 1519.	Ferdinand III.	† 1657.
Karl V	† 1558.	Leopold	† 1705.
Ferdinand I.	† 1564.	Joſeph I.	† 1711.
Maximilian II	† 1576.	Karl VI.	† 1740.
Rudolph II.	† 1612.		

Im Jahre 1495 wurde durch die Errichtung des ewigen Landfriedens dem Fauſtrecht ein Ende gemacht, und bei Gelegenheit nachheriger Ereigniſſe wurde die Reichsordnung dem Syſtem der heutigen Verhältniſſe immer näher gerückt, und endlich ſo, wie ſie jetzt obwaltet, auf ewige Zeiten beſtimmt.

Kaiſer aus Bayern und Oeſterreich

von 1742 — 1788.

Karl VII. aus Bayern † 1745.
Franz I. Großherzog von Toſcana und Gemahl der Maria Thereſia von Oeſterreich † 1765.
Joſeph II.

Kurze Geſchichte der Städte in Deutſchland.

Vor Chriſti Geburt war in ganz Deutſchland keine einzige Stadt, noch ſonſt ein, der Vertheidigung wegen, mit Mauern umgebener Ort. Die alten Deutſchen hielten es für eine Schande, ſich einzuſperren, und ſie giengen ihren Feinden ſelbſt entgegen, oder erwarteten ſie bei offenen Thüren. Wie die Römer wenige Jahre vor Chriſti Geburt einige Gegenden am Rhein und an der Donau eroberten, umgaben ſie die gut gelegenen, oder zahlreich bevölkerten Ortſchaften alſogleich mit Mauern und Wällen, um wider plötzliche Anfälle der Deutſchen geſichert zu ſeyn. Dieſe blieben indeſſen bei ihrer Denkungsart, und als ſie zu Anfang des fünften Jahrhunderts ſich von den Römern wieder befreiten, und die Städte in ihre Gewalt brachten, riſſen ſie die Mauern und Feſtungswerke allenthalben nieder. Sie lebten aber darum nicht allenthalben einſiedleriſch, und gänzlich zerſtreut, und es iſt leicht zu erachten, daß ſich um die Wohnſitze oder Höfe der Landesfürſten, der Biſchöfe und der reichen und mächtigen Landſaſſen, viele Leute verſammelt und hausſäſſig gemacht haben. Indeſſen trifft man vor Karl dem Großen kaum einige Spuren von einer ordentlich befeſtigten Stadt an, ja zu den Zeiten deſſelben ſoll von dem Rhein an bis an die Oſtſee noch keine einzige Stadt geweſen ſeyn. Dieſer ſcharfſinnige Monarch aber, welcher die Verſammlung der Menſchen in Gemeinheiten in mancher Rückſicht für nützlich hielt, legte, vorzüglich am Rhein, mehrere Städte, die zugleich kaiſerliche Kammergüter wurden, an, und ſein Beiſpiel blieb bei den folgenden karolingiſchen Kaiſern nicht ohne Nachahmung. Als aber bald darauf neue und ſehr überläſtige Feinde, nämlich die wendiſchen Völker aus allen Gegenden der Elbe, und die Ungarn von Pannonien herauf, faſt alljährlich nach Deutſchland einbrachen, wurde ſowohl die Errichtung neuer Städte, als auch die Befeſtigung derſelben nothwendig. Der deutſche König Heinrich I. aus Sachſen, welcher insgemein der Vogelfänger genannt wird, da er vielmehr der Stadterbauer genannt werden ſollte, umgab eine große Menge der volkreichern Dorfſchaften mit Mauern, und errichtete zum Theil ganz neue Städte. Dieſe neuen Städte oder Feſtungen zu bevölkern, nöthigte er den neunten Mann der auf dem Lande wohnenden freien Leute, in die Städte zu ziehen, deren Bewohnern er verſchiedene beträchtliche Freiheiten zugeſtand. Gleichwie aber damals Städte erbaut wurden, damit ſie wider die Nationalfeinde als Feſtungen dienen ſollten, ſo nahm überhaupt jeder freie reiche Landſaſſe zu dieſem Mittel ſeine Zuflucht, indem er ſich, ſo gut es ſeine Kräfte zuließen, an einem vortheilhaften Orte, meiſtens auf einer Anhöhe, ein Schloß erbaute, und daſſelbe befeſtigte. Beides, ſowohl die Erbauung befeſtigter Städte, als der Schlöſſer war einige Zeit darauf von ſehr ſeltſamen Folgen.

Wir haben im vorhergehenden § bemerkt, daß die Nachfolger der karolingiſchen Kaiſer beſtändig nach jener Macht, welche dieſen letztern erblich und eigen war, geſtrebt, und daß ſich die Herzoge und andere große Reichsfürſten, welche ſich nicht wollten als bloße kaiſerliche Statthalter behandeln laſſen, ſtets widerſetzt haben. Wenn nun die Herzoge in einem ſolchen Falle begriffen waren, ſo mußten ſie im Voraus den Antrag machen, wie ſie diejenigen Landſtände, welche reich und mächtig genug waren, Feſtungen zu halten, und ſie mit hinlänglichem Kriegsvolk zu beſetzen, auf ihre Seite bringen möchten. Sie erreichten ihren Endzweck faſt immer; es kam ihnen aber dieß auch faſt immer theuer zu ſtehen. Die Landſaſſen begehrten bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich große Freiheiten, und die

Herzoge konnten ihnen dieſelben nicht abſchlagen. Dadurch geſchah, daß ſie immer reicher und mächtiger, und endlich ſo übermüthig wurden, daß ſie ſich in die oberlandesherrliche Aufſicht des Herzogs nicht mehr fügen, ſondern ſelbſt unabhängige Landesherren vorſtellen wollten. Dieſer Unfug verbreitete ſich durch das ganze Deutſchland, daher auch im ganzen Deutſchland eine allgemeine Verwirrung war. Dieſe herrſchte im 10ten, 11ten, und zu Anfang des 13ten Jahrhunderts am Stärkſten.

Nun nahmen die Kaiſer und Landesregenten neuerdings zu den Städten ihre Zuflucht. Es war aber die erſte Verfaſſung dieſer Städte ihrer Aufnahme ſehr hinderlich. Wir haben gehört, daß der deutſche König, Heinrich I. nur freie Männer nach den Städten gezogen habe. Alle dieſe Männer, welche nach dem Maaße ihres Reichthums ſich mehr oder weniger adelig zu ſeyn dünkten, und in der That alle für adelig angeſehen wurden, arbeiteten nichts, und hielten die Arbeit, welche bis dahin nur von eigenen Leuten oder Knechten verrichtet wurden, für ſchändlich. Sie wollten, gleich dem Adel, der auf dem Lande lebte, von keiner andern Verrichtung wiſſen, als vom Krieg und von der Jagd, und alles, was ſie thaten, war, daß ſie die obrigkeitliche Aufſicht über die Städte, und die Aufſicht über das kaiſerliche oder herzogliche Münzweſen beſorgten. Eine ſolche Verfaſſung diente wenig, die Städte mächtig zu machen, zumal da alles Manufakturweſen, und aller Handel unter die knechtiſchen, entehrenden Dinge gezählt ward. Dazu kam noch, daß ſich die Altadeligen, das iſt, diejenigen, deren Vorältern ſchon vor Alters anſehnliche Kriegs- oder Civildienſte verſehen hatten, von den geringern Freien, welche dergleichen Vorzüge nicht aufweiſen konnten, ebenfalls abſonderten, und mithin unter den Einwohnern der nämlichen Stadt unangenehme Trennungen nährten. Der Kaiſer Heinrich V. machte dieſem nachtheiligen Weſen ein Ende, und erklärte die Handels- und Handwerksleute für frei. Der alte Adel, welcher ohne Handlung reich war, wollte ſich in dieſe Einrichtung nicht fügen, und ſchloß ſich in einen beſondern Stand, woraus das Patriciat entſtand, zuſammen; die geringern Adeligen aber vertrugen ſich endlich mit den freigemachten Einwohnern, heuratheten deren Töchter, und nahmen ſich des Manufakturweſens und des Handels an. Sie errichteten unter ſich eigene Ordnungen und Zünfte, um ihren Gewerben deſto mehr aufzuhelfen. Durch dieſe glückliche Veränderung wurden die meiſten Städte in einer kurzen Zeit unbeſchreiblich volkreich, bemittelt und mächtig, und die altadeligen Ritter ſahen ſich auf ihren feſten Felſenſchlöſſern mit Schrecken und Erſtaunen wie auf einmal beinahe entwaffnet, denn die Städte verhinderten nicht nur die Hin- und Herzüge der adeligen Kriegsheere, ſondern ſie waren auch in Bälde jeder Privatmacht weit überlegen. Was ihren Reichthum an Volk, und ihr Anſehen noch überdieß vermehrte, war, daß ſie die eigenen Unterthanen der Adeligen, wenn ſie ſich zu ihnen flüchteten, aufnahmen, und ſogar verſchiedenen Adeligen auf dem Lande das Bürgerrecht, und mithin auch ihren Schutz, im Falle, daß ſie angegriffen werden ſollten, ertheilten.

Der Endzweck, welchen die Kaiſer und Herzoge hatten, den mächtigen, übermüthigen, und in ewigen Fehden verwickelten Landadel zu bezähmen, war durch die Städte größtentheils erreicht; allein jetzt gerieth die den Kaiſern und Herzogen fürchterliche Macht in die Hände der Städte. Die größte und ergiebigſte Quelle des Reichthums, wodurch ſich die Städte empor hoben, war der Handel; allein dieſer wurde ſehr durch die landadeligen Herren gehemmt, welche zu Waſſer und zu Land nicht nur unerträgliche Zölle anlegten, ſondern die vorbeireiſenden Kaufleute nicht ſelten plünderten. Dieſem Uebel zu ſteuern, errichteten einige rheiniſche Reichsſtädte 1227 ein Bündniß unter ſich, das aber, weil es dem Erzbiſchofe von Mainz verdächtig vorkam, von eben demſelben auf Befehl des K. Heinrichs VII. wieder zerſtört worden iſt. Wie weit ſeine Ahnung von einer künftigen Uebermacht der Städte gegründet war, hat bald die Folge bewieſen. Im Jahre 1241 errichtete die Stadt Lübeck mit einigen benachbarten Städten eine Handlungsgeſellſchaft oder Hanſee, vermöge welcher ſie künftig mit einander reiſen, und mittelſt eines gemeinſchaftlichen Beitrags zu ihrer Sicherheit Kriegsleute beſolden, und ſich von denſelben begleiten laſſen wollten. Dem zu Folge rüſteten ſie einige Kriegsſchiffe aus, mit denen das Gewäſſer von Hamburg bis in die Nordſee frei gemacht, und zu gleicher Zeit hielten ſie eine Armee zu Land, wodurch die Reiſen zwiſchen der Elbe und Trave ſicher gemacht werden ſollten. Gleichwie dieſe Einrichtung dem Handel überaus vortheilhaft war, ſo fand ſie zumal in den Gegenden, wo die Unſicherheit noch mehr herrſchte, eine baldige Nachahmung, und 1255 traten bei ſiebenzig Städte, welche an beiden Seiten des Rheins von Zürch an bis nach Köln lagen, in ein Bündniß, welches unter dem Namen des rheiniſchen Bündniſſes berühmt iſt. Dießmal hat ſelbſt der Kaiſer Wilhelm das Bündniß beſtätiget, indem es noch das einzige Mittel war, dem zügelloſen Fauſtrecht, und den daraus entſtandenen Räubereien Einhalt zu thun. Dieſem Bündniſſe traten von Zeit zu Zeit mehrere Städte bei, und man kann ſich leicht denken, daß dieß für alle Städte überhaupt eine mächtige Verſuchung war, ſich jeder Abhängigkeit zu entziehen, wovon man nach dem Tode Conradins, letzten Herzogs von Schwaben, Franken und Elſaß, 1269 ein Beiſpiel hatte, indem ſich (nebſt der heutigen freien Reichsritterſchaft, und den vielen fürſtlichen Häuſern und Stiftern) die zahlreichen Städte vom Bande ihres Landes losriſſen, und als Reichsſtädte erklärten. Die ältern kaiſerlichen Reichsſtädte ſtimmten ihren Ton ſchon frühzeitig ziemlich hoch, und weigerten ſich gleich nach dem Tode des Kaiſers Friedrich II., den folgenden Kaiſern einen Tribut zu bezahlen, und bald darauf in den Jahren 1272 und 1273 entzogen ſie ſich dieſer ihnen angebornen Pflicht, in der That. Sie trachteten mit Macht nach der deutſchen Reichsſtandſchaft, wie ſie ſich dann 1293 auf dem Reichstage zu Köln wirklich eingefunden, und ihre Stimmen gegeben haben. Da ſie von den vorhergehenden Kaiſern im Falle der Noth theils verpfändet, theils gar verkauft worden ſind, ſo ließen ſie ſich theils um Geld die kaiſerliche Freiheit, vermöge welcher ſie unter keinem Vorwand veräußert werden könnten, ertheilen, theils ſetzten ſie ſich der kaiſerlichen Vollmacht mit offenbarem Ernſt entgegen, wie dann 1377 die ſchwäbiſchen Reichsſtädte ein Bündniß wider Karl IV., welches zu trennen ſich dieſer Kaiſer vergeblich bemühte, errichtet haben. Dieſe Hanſeeſtädte, die im weſtlichen und nördlichen Deutſchland ſowohl als die im ſüdlichen, worunter auch viele herzogliche und andern Reichsfürſten angehörige Städte waren, hatten ſich in ihren Handlungsgeſchäften auf das Thätigſte unterſtützt, und machten zuletzt einen eigenen Staat aus, welcher ganz Europa Geſetze vorſchrieb. Nun ſahen die Fürſten mit Angſt und Eiferſucht, wie allgemach eine dritte neue Macht über ſie entſtanden wäre, und beſchloſſen, derſelben, ſo bald nur möglich, Abbruch zu thun. Ein neues Bündniß, das 1380 die rheiniſchen Reichsſtädte errichteten, und mit welchem ſie dem Bündniß der Schwaben beitraten, gab hiezu ſogleich Gelegenheit. Die Fürſten ahneten dieſe Bündniſſe, und nahmen den unmittelbaren Reichsadel, welchen zu demüthigen die vornehmſte Abſicht der ſchwäbiſchen und rheiniſchen Bündniſſe war, in ihren Schutz. Es kam zum Krieg, der für die Städte ſo unglücklich ablief, daß ſie nach zwei Niederlagen, welche ſie bei Weil in Schwaben, und bei Worms erlitten, den Frieden durch höchſt verderbliche Opfer erkauften. Der Kaiſer Wenzeslaus hob die ſtädtiſchen Bündniſſe auf, und einige Zeit darauf, nämlich mit dem Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts ward auch der Hanſeebund durch verſchiedene zuſammentreffende Urſachen, wovon die Entdeckung von Amerika keine der geringſten war, vollends zernichtet. Die Handlungshäuſer der Städte, welche von jeher deutſchen Landesfürſten unterworfen, aber durch den Antheil an dem Verſtändniſſe und den Votheilen der Hanſee reich und muthig geworden waren, ſchmiegten ſich grämlich unter ihre gelehrten Commerzienräthe, und die übrigen und freien, empfangen und kaufen ſeit dem aus der dritten und vierten Hand eine ärmliche Waare, die ſie dann weiter fort an die fünfte und ſechste vermeckeln; nur die Städte Lübeck, Hamburg und Bremen heißen noch Hanſeeſtädte.

Von den Reiſen und Einkünften der alten Kaiſer.

Die Nachfolger der karolingiſchen Kaiſer durften kein eignes Land beſitzen, und wenn ſie vor ihrer Erwählung zur kaiſerlichen Würde eines inne hatten, mußten ſie daſſelbe ſogleich an andere vergeben. Die Urſache dieſer Reichsverordnung war die Furcht, daß die Kaiſer, wenn ſie eigene Länder hätten, oder diejenigen, welche etwa unter ihrer Regierung als leer erklärt wurden, ſich ſelbſt geben könnten, nicht einmal ihre Macht mißbrauchen, und die kaiſerliche Würde nebſt den Ländern wieder erblich auf ihren Stamm bringen möchten. Es konnte aber dieſe Abtretung der Länder um ſo leichter geſchehen, weil der Beſitz derſelben insgemein nicht als erblich betrachtet, und weil ſelbſt die Herzoge wenigſtens von den ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſern beinahe bloß als Statthalter betrachtet worden ſind. Man konnte damals Herzog eines Landes ſeyn, ohne viel Eigenthum im Lande zu haben, und ein Herzog war mehr ein Oberaufſeher, als der eigentliche Inhaber und Beſitzer des Landes.

Da aber die Kaiſer doch einige Einkünfte beſitzen mußten, ſo haben ſie ſich in allen Ländern einige Privatgüter, und in den vornehmſten Städten einige Palläſte vorbehalten, oder auch (wie dieß vielfältig in Bayern geſchah) der herzoglichen Kammer abgenommen, wo ſie ihr Abſteigquartier nehmen konnten. Ueber dieſe Palläſte und Güter war in den meiſten Ländern ein eigener kaiſerlicher Verwalter, oder Pfalzgraf geſtellt, der ſowohl die Erhaltung der kaiſerlichen Einkünfte beſorgen, als auch ſonſt in der Abweſenheit des Kaiſers die Stelle deſſelben vertreten mußte. Da ſich die haupt- und urſprünglichen Domänen des deutſchen Reiches längs den beiden Ufern des Rheins von Speier bis Köln erſtreckten, ſo war der darüber geſtellte kaiſerliche Graf, oder Statthalter, welcher zuerſt den Namen des fränkiſchen, dann den Namen des rheiniſchen Pfalzgrafen erhielt, der vornehmſte unter allen Pfalzgrafen Deutſchlands, wie ihm dann auch an Freiheiten und Vorzügen kein anderer gleich war. Er war ſelbſt der Richter des Kaiſers. Dieſe rheiniſche pfalzgräfliche Würde iſt nebſt den herrlichſten Vorrechten noch heut zu Tage (1788) in dem durchlauchtigſten Geſammthauſe Pfalzbayern vorhanden.

Die Kaiſer bezogen aber außer den Kammergütern noch weit mehrere und beträchtlichere Einkünfte, welche theils beſtändig, theils zufällig waren. Zu jenen gehörten a) die Einkünfte des Königreichs Italien, welches für das eigentlichſte Kammergut der Kaiſer gehalten wird; b) die jährlichen Tribute der ſlaviſchen Völker, zumal der Polen. c) Die Erträgniſſe der Mienen, Münzen und Zölle, welche kein Reichsſtand ohne ausdrückliche Erlaubniß an ſich ziehen konnte. d) Die ſehr beträchtlichen Steuern der Juden, welche als Knechte der kaiſerlichen Kammer betrachtet wurden. e) Die Hilfsgelder der Stände, zumal der geiſtlichen Fürſten, welche Gelder den Namen königliche Dienſte führten. f) Das Gaſtrecht. g) Das Geleitsrecht, oder Abgaben, die man von den Reiſenden für die öffentliche Sicherheit forderte. h) Der Zoll in den Seehäfen. Zu den zufälligen Einkünften gehörten a) alle Güter der Uebelthäter, die derſelben durch das Urtheil der Stände beraubt worden waren. b) Alle ledig gewordene Lehen. c) Alle ledige Verlaſſenſchaften. d) Alle von den Biſchöfen und unmittelbaren Aebten hinterlaſſenen beweglichen Güter vermöge des Rechtes der Todtenhand. e) Alle durch Schiffbruch verunglückte Güter. f) Alle Eroberungen, welche in den Reichskriegen gemacht wurden. Aus dieſen ſämmtlichen Quellen floßen überaus beträchtliche Einkünfte, ſo, daß Kaiſer Friedrich I., der dieſelben ſehr ſtreng einbrachte, ſie auf die, damals ungeheure, Summe Geld von ſechzig Talenten an Gold, welches jetzt gegen ſechs Millionen Thaler auswirft, gebracht hat.

Gleichwie die Entrichtung dieſer Abgaben den Reichsſtänden ſehr beſchwerlich war, ſo war leicht vorauszuſehen, daß ſie nicht immer dauerhaft ſeyn würden. Schon das Gaſtrecht z. B. vermöge welchem die Stände, vorzüglich die geiſtlichen, verbunden waren, den Kaiſer nebſt ſeiner Begleitung, ſo lange ſein Aufenthalt in ihrem Orte währte, zu verköſten, war eine ſehr beſchwerliche Sache, und kaum befand ſich ein Kaiſer in einiger Verlegenheit, ſo unterließ man auch ſchon, dieſen Abtrag zu thun. Die erſte Unterlaſſung deſſelben, welche Kaiſer Heinrich IV. an dem Weihnachtsfeſte zu Worms widerfuhr, wurde für eine große Verachtung des Kaiſers gehalten, welche ihm bald größere Demüthigungen zuzog. Durch verſchiedene andere, leicht vorherzuſehende Zufälle wurden nach und nach auch die übrigen Einkünfte geſchmälert. Kaiſer Friedrich II fand ſelbſt für gut, auf das Recht der Todtenhand Verzicht zu thun, und nach deſſen Hintritt weigerten ſich die kaiſerlichen Städte ferner etwas zu entrichten. So wie die Kaiſer immer mehr ins Gedränge kamen, benutzten die Reichsſtände, zumal die anſehnlichen Fürſten am Rhein, die Gelegenheit, und zogen die Güter, ſo wie die Quellen verſchiedener Einkünfte, welche in ihren Ländern lagen, und von den ehemaligen Kaiſern eigenmächtig zur kaiſerlichen Kammer verwendet worden waren, wieder an ſich. Die Juden bezahlten ihre Landesherren, die zinsbaren Völker hörten zu zahlen auf, und verſchiedene italieniſche Städte erboten ſich, und erhielten die Zuſage, eine Summe für allemal zu zahlen, ſo, daß die Kaiſer, welche auf K. Richard folgten, ihre Haupteinkünfte wieder von ihren Erblanden, und von einigen Ständen, und Städten Italiens beziehen mußten. Zu den Zeiten Rudolphs I von Habsburg betrugen die kaiſerlichen Einkünfte nur noch zwanzig Talente, oder zwei Millionen Thaler, und daher ſoll auch dieſer große Kaiſer den Anfang gemacht haben, die kaiſerlichen Städte zu verpfänden, oder zu verkaufen. Die nachfolgenden Kaiſer fuhren damit fort, bis endlich der Kaiſer Ludwig aus Bayern die kaiſerlichen Reiſen durch Deutſchland vollends einſtellte, und der Erſte war, der in ſeinen Erblanden blieb. Von K. Karl IV., und ſeinem Bruder K. Wenzeslaus wurde nachmals den Kammergütern der Kaiſer in Deutſchland und Italien ein völliges Ende gemacht.

So lange nun die Kaiſer reiſeten, gieng ihr Zug Jahr aus, Jahr ein, von einem Ort zum andern. Gewöhnlich hielten ſie ſich auf ihren Landgütern auf, wo die Bequemlichkeit zur Jagd und Fiſcherei, wie auch zu den Leibesübungen, als Reiten und Schwimmen ꝛc. größer war. An großen Feiertagen aber, beſonders zu Weihnachten, Oſtern und Pfingſten ꝛc. reiſeten ſie nach den Hauptſtädten, wo dann in Gegenwart der geiſtlichen und weltlichen Stände des Reichs der Gottesdienſt mit aller erſinnlichen Pracht gefeiert, und der Kaiſer nachher bei feierlichen Gaſtmahlen von den Reichsſtänden bedient ward. Von Kaiſer Otto, als er An. 999 das Weihnachtfeſt zu Nürnberg feierte, ſagt die Chronik: „Kayſer Otho war mit Hochzeitlichem Klayd köſtlich angelegt (als dann der Kayſer ſitt iſt an hayligen tagen) und uff ſinn Houpt trug er des Römiſchen Richs Krone: mit vil gebrängs der ſtolzen edlen Fürſten, Graven, Frien, Rittern und Knechten: Vnd ſaß off ein hohen zierlichen ſchönberaiten Kunigſtule. Es war auch nach ihm angefürt, ein zart ſorgfeltig Frow, Adelheit die Kayſerin: mit auß dermaßen ſchönem Klaid: Sonderlich einem köſtlichen Märderinnen Mantel von Purpur, und mit einer güldinen Spangen, mit edlem Geſtain aus India, und ſchönen Häfftlin von ſchönem lauterm Gold: daruon die ganze Kirch erlücht ward, vnd von dem Sonnen widerglaſt. Sie ward gar ehrlich, mit viel zierlichen edlen Frawen und Jungfrawen, in den Chor eingeführt: vnd von jedermenniglich, vmb jeren geraden ſtolzen Lib, und adelich geſtalt, gelobt. Vnd ward näben den Kayſer auff den Kunigſtul geſetzt.“

* * *

Historischer Kalender

Von der Absicht und den Hoffnungen des Verfassers 1
Allgemeine Übersicht der [illegible] 12
[illegible]
Kurze Darstellung der deutschen Könige u. römischen Kaiser. 97
[illegible] 102
[illegible] 132
[illegible] zum Gemahl 177
[illegible] als Geisel 202
Die Sagen [illegible] der deutschen [illegible] 220
[illegible] 227
Die Sagen [illegible] 236
[illegible] 261
[illegible] 274
[illegible] 279
[illegible] 283
Verzeichniß aller römischen Kaiser 289
Kurze Geschichte der deutschen Städte 302
Von den Reisen und [illegible] der alten Kaiser 312

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Achtzehnter Band.

Kempten, 1833.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Bbg 16313

Aus
Deutſchlands Staatsgeſchichte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zuſtand des ſüdlichen und nördlichen Europa vor achtzehnhundert Jahren. Die Römer ſahen 100 J. vor Chriſti Geburt zum erſten Male deutſche Völker, und erſchracken; ſtreiften verſchiedene Male durch Deutſchand, und verloren. Sie bauten an den Ufern des Rheins und der Donau feſte Städte und Schlöſſer, und giengen ſchon im 2ten Jahrhundert vertheidigungsweiſe zu Werke. Die deutſchen Horden vereinigten ſich in Völkerſchaften; Allemannen, Franken ꝛc. Roms Monarchie verfiel im Jahre 476.

Es kann (wenigſtens für einen groſen Theil der Leſer) nicht ganz überflüſſig, und überhaupt nicht ganz unangenehm ſeyn, wenn ich, ehe der König Klodwig auftritt, diejenigen Hauptereigniſſe, welche demſelben den Weg bahnten, auftreten laſſe, und wenn ich ferner die ſämmtlichen Hauptbegebenheiten dergeſtalt in eine Verbindung bringe, daß man ihre Entſtehung, Fortwirkung und Entwicklung wahrnehmen, und das Hauptgewebe der deutſchen Geſchichte in einiger Verbindung erblicken möge. In dieſer Hinſicht wird es mir nicht weniger gegönnt ſeyn, der vorzüglichſten Begebenheiten, welche zwiſchen den Deutſchen und den Römern, bis zur Unterdrückung dieſer letztern, vorfielen, in möglichſter Kürze zu erwähnen.

Noch erſt vor achtzehnhundert Jahren war Europa in zwei Hälften von unglaublich verſchiedenem Zuſtand getheilt. Im nördlichen Theile, von dem Rhein bis zur Weichſel, von der Donau (oder den nahen Alpen) bis zur Nord- und Oſtſee befanden ſich die Deutſchen. In dieſer ungeheuern, mehr, denn zehntauſend Quadratmeilen ausfüllenden Strecke war keine einzige Stadt, kein Dorf, kein Tempel, keine Straße, und nur zur Noth wurde ein ſchlechtes Obdach heute erbaut, und morgen nieder verlaſſen. Ein großer undurchdringlicher Wald, welcher von den Römern überhaupt der Hercyniſche genannt wurde, zog ſich durch den größten Theil dieſer ſchrecklichen Lande voll von Moräſten und Sümpfen, worin alle Naturen vor Froſt und Kälte in einer ſteten Betäubung lagen, worin weder zahme Thiere, noch Fruchtbäume und Pflanzen milderer Art ihre Vollendung erreichten, und nur Bären und Wölfe, Renn- und Elendthiere, und wilde Ochſen herumirrten. Und ihm ſelbſt, dem Deutſchen, je grauenvoller, deſto behaglicher war ihm ein Ort. In den Tiefen fürchterlich einſamer, mit ungeheuern Eichen und Tannen erfüllter Haine war ſein angenehmſter und heiligſter Aufenthalt. Hier im ſchweigenden Dunkel ahnete er mit unnennbarem höherem Gefühl die unſichtbare Gegenwart überirdiſcher Weſen. Alles war an ihm ernſthaft, und in wilder Größe heroiſch.

Dagegen blühte auf der ſüdlichen Seite Europas das geſellſchaftliche Leben der Menſchen in der geſegnetſten Fülle. Hier hatten die Römer eine Stufe von Größe und Vollkommenheit, welche die einzige dieſer Art in der Welt zu ſeyn ſchien, erreicht. Das ſchöne Italien war voll der herrlichſten Städte, und dieſe genoßen die ihren Bedürfniſſen und Sitten angemeſſenſten Verfaſſungen. Der Ackerbau, der Handel, die Regierungs- und Kriegskunſt waren im hohen Grad allgemein gegründet und muſterhaft. Die Kunſt und Literatur waren es nicht minder. Wo das Aug ſich hinkehrte, erblickte es in Städten und auf öffentlichen

Straßen verewigte Werke hoher Kraft, und Denkmäler geiſtreichen Sinnes. Schon hatten dieſe Römer beinahe die ganze ihnen bekannte Welt, und die entfernteſten Völker, deren Namen ihnen kaum bekannt waren, bezwungen; nur allein die Deutſchen waren und blieben frei und unbezwingbar.

Die Deutſchen hatten anfänglich lange kein eigenes Land, und, wenn man ſo ſagen ſoll, kein beſtimmtes Vaterland. Die einzelnen Geſchlechter zogen, unter der Anführung eines Altvaters, mit Heerden von zahmem Vieh von einer Gegend, wo ſich eine Weide befand, zur andern fort. Die Knechte beſorgten die Heerde, und die Weiber die Hauswirthſchaft. Die Väter und Söhne der Geſchlechter jagten und fiſchten. Stießen ſie unterwegs auf die Heerde eines andern Geſchlechts, ſo vereinigten ſie ſich mit dieſem, oder unterwarfen es ſich mit Gewalt. Wenn mehrere ſolcher Geſchlechter in eines vereiniget wurden, ſo nannte man es eine Horde; aus mehreren Horden entſtanden Völkerſchaften, und aus mehreren Völkerſchaften giengen zuletzt Nationen hervor.

Die erſten deutſchen Völkerſchaften, welche den Römern (hundert Jahre vor Chriſti Geburt) bekannt wurden, waren die Cimbrer und Teutonen. Sie zogen aus dem nördlichſten Deutſchland, in der Abſicht, ſich neue

Wohnplätze zu ſuchen, nach Süden, trennten ſich aber, als ſie in die Gebiete der Römer kamen, und wurden von dieſen durch Kunſt geſchlagen. Der teutoniſche König Teutobech wurde zu Rom im Triumph herumgeführt. Er reichte über die von den Römern emporgehobenen Siegeszeichen herüber, und ſchreckte ſelbſt diejenigen, die ihn führten.

Einige Jahre nachher (nämlich 58 Jahre vor Chriſti Geburt) lernte der berühmte Cäſar andere deutſche Völkerſchaften, welche, unter der Anführung des Arioviſts, über den Rhein gegangen waren, kennen. Dieſer ſcharfſehende Römer, welchem es ebenfalls durch Liſt und Kunſt gelang, den Sieg davon zu tragen, machte, wie er die Deutſchen näher kennen lernte, ſogleich eine ſonderbare Bemerkung. Er bemerkte nämlich, daß ſich die Deutſchen von andern unkultivirten Völkern außerordentlich dadurch unterſchieden, daß ſie alles, was ſie ſahen, in kurzer Zeit begriffen und lernten. Er wurde auf das innigſte dadurch gerührt. Er gab ſich alle Mühe, Deutſche in ſeine Dienſte zu bekommen, und gewann, hauptſächlich durch Deutſche (48 J. v. Chr. Geb.) bei Theben auf den pharſaliſchen Feldern die entſcheidende Schlacht wider den Pompejus.

Hätten die Römer der Klugheit Gehör gegeben, und die Deutſchen mehr benutzen, als beſiegen wollen, ſo hätte der Fortſchritt des geſellſchaftlichen Lebens in Europa zuverſichtlich eine ganz andere Wendung genommen. Die Römer würden ſich in allen Fällen der Kraft der Deutſchen bedienen, und dieſe würden die vortrefflichen Verfaſſungen und Kenntniſſe der Römer in einigen Menſchenaltern ſich haben zueignen können. Der große Auguſt erklärte ſich für dieſen Plan, mit dem ſich aber die Eitelkeit der Römer, die kein freies Volk neben ſich dulden wollten, ganz und gar nicht vertrug. Sie hatten einige Jahre vor Chriſti Geburt ihre Grenzen bis an die jenſeitigen Geſtade des Rheins und der Donau erweitert, und ſahen nunmehr Deutſchland für den herrlichſten Tummelplatz ihrer rüſtigen Helden an. Selbſt Auguſt hatte die Schwachheit, ſeinem Stiefſohne Druſus einen Zug nach Deutſchland zu erlauben. Dieſer fünfundzwanzigjährige Jüngling, der auf nichts dachte, als wie er ſich einen großen Namen machen, und dann zu Rom einen prächtigen Triumph halten könnte, gieng über den Rhein, und zerſtörte bis an die Elbe die friedlichen Hütten der Deutſchen, die ihm nicht das Geringſte zu Leid gethan hatten. Bald darauf kamen Tiberius, und Quintilius Varus, von welchen der leztere (neun Jahre nach Chriſti Geburt) im Teutoburgerwald unweit Rietburg und Paderborn, mit Roms ſchönſten und auserleſenſten Legionen die berühmte Niederlage litt, worüber Auguſt viele Monate hindurch vor Schmerz und Schrecken betäubt blieb, den Kopf an die Wand ſtieß, und ausrief: „Gieb, Vare, mir meine Legionen wieder!“

Aehnliche Schickſale erfuhren auch andere berühmte Feldherrn der Römer, die ſich durch einen Zug nach Deutſchland einen unſterblichen Ruhm erwerben wollten; ſie triumphirten öfters, als ſie ſiegten, kamen eben ſo bald wieder um ihre Eroberungen, als ſie dieſelben machten, und konnten nirgends einen feſten Fuß faſſen. Die Deutſchen lernten vielmehr den Römern ihre beſſere Art, zu kriegen, ab, und fiengen, ſtatt erſt einen Angriff zu erwarten, nunmehr ſelbſt in die römiſchen Länder jenſeits des Rheins und der Donau zu ſtreifen an. Um das Jahr 166 vereinigten ſich fünfzehn, dem heutigen Bayern und Oeſterreich gegenüber wohnende Völkerſchaften, und veranlaßten einen achtjährigen Krieg, welcher in den Jahrbüchern der Geſchichte vorzüglich berühmt, und von den Markomannern (Einwohnern von Böhmen), welche dabei die Hauptrolle ſpielten, der markomanniſche genannt worden iſt.

Seit dieſem Kriege giengen die Römer wider die Deutſchen nur noch vertheidigungsweiſe zu Werke. Sie hatten ſchon ſeit Cäſars Zeiten am linken Ufer des Rheins, und am rechten der Donau eine Menge feſter Städte und Caſtelle, als an jenem Köln, Bonn, Cleve, Coblenz, Mainz, Straßburg ꝛc., an dieſem und deren Gegenden Regensburg, Paßau, Linz, Lorich, Salzburg, Augsburg ꝛc. angelegt. Dieſe befeſtigten ſie nun mit neuer Sorgfalt, brachten ſie durch unvergleichliche, für den Marſch und die Zufuhr der Heere erbaute Heerſtraßen in Verbindung, und beſetzten ſie mit zahlreichen Truppen. An der Donau, wo ſchon (in den Jahren 117 bis 138) der Kaiſer Hadrian von Pföring unter Ingolſtadt in Bayern bis an den Neckar einen mit Pfählen befeſtigten Wall angelegt hatte, ließ K. Probus (in den Jahren 276 — 282) ſogar eine Mauer, welche unter dem Namen der Teufelsmauer noch bekannt iſt, nebenher aufführen, um ſich vor den plötzlichen Einfällen der Deutſchen zu ſichern.

Doch die größte Gefahr, deren die Römer ſich in die Länge nicht mehr erwehren konnten, lag in ihnen ſelbſt, in ihrer eigenen Ohnmacht und Schwäche. Das Glück, das ſie durch ſo viele Jahrhunderte vorzüglich begünſtigt hatte, war ihrer müde, und ſie nicht minder des Glückes. Sie wollten es nicht mehr verdienen, ſondern thaten, als glaubten ſie, ſie wären dazu geboren, das erſte Volk der Welt zu ſeyn. Und glaubten thöricht, Völker und Königreiche ließen ſich mit einem Wink voll Gewaltthätigkeit, oder mit einem gnädigen Huldlächeln regieren. Bald nach der Zeit, als es von den Tugenden eines Einzigen abhieng, ob eine ganze Monarchie wohlgeordnet, und glücklich ſeyn ſollte, war nicht mehr der Staat und das Vaterland, ſondern er, der Einzige, der Mittelpunkt, um welchen alle Bemühungen der ehrſüchtigen Römer ſich drehten. Die großen freigeſinnten Staatsmänner, die Heroen im Krieg, die ſtrengen, tugendhaften Weiſen verſchwanden, und Höflinge traten an ihre Stelle, und begiengen Niederträchtigkeiten, bei deren Andenken die Menſchheit erröthet. Sie fühlten endlich ihre eigene Niedrigkeit, und wenn die Noth an die Thüre kam, wo ſie einſichtsvoller Staatsminiſter, oder erfahrner Feldherrn bedürftig waren, beſetzten ſie dieſe Stellen mit Deutſchen.

Dieſe vereinigten ſich immer mehr und mehr zu Einem Zweck. Um das Jahr 213 thaten ſich in der Gegend vom Rhein an zwiſchen dem Neckar und Main die Allemannen, das iſt, allerlei Leute und Männer, worunter beſonders viele Sueven waren, und dann zwiſchen den Jahren 238 — 244 thaten ſich in der Gegend zwiſchen dem Mayn, dem Rhein und der Weſer die Franken, das iſt, freie Völkerſchaften, die wider die Römer ihre Freiheit behaupten wollten, hervor, und zu gleicher Zeit drangen aus dem heutigen Schweden und Norwegen die Gothen bis nach Dacien vor, und ſtreiften bereits über die Donau häufig nach Thracien. Und im innern Deutſchland drängte eine Völkerſchaft die andere nach den römiſchen Ländern hin. Alles war in Bewegung, und es bedurfte nur einer allgemeinern Veranlaſſung, um gleichſam den Damm zu durchbrechen, und eine verwüſtende Flut in die römiſchen Provinzen zu ſtürzen.

Dieſe ſchreckliche Veranlaſſung erſchien durch die Ankunft eines neuen gewaltigen Volkes, der Hunnen. Sie kamen im Jahre 376, entſetzlich an Geſtalt und Betragen, aus Nordweſtaſien über den Don herüber, und ſtießen auf die Gothen, die vor Schrecken ſich trennten. Ein Theil, nachmals die Oſtgothen genannt, zog ſich an den Fluß Nieſter, welcher zwiſchen der Donau und dem Nieper liegt, zurück, der andere, jetzt die Weſtgothen genannt, rettete ſich in größter Eilfertigkeit über die Donau nach Thracien, wo die Römer ſie aufnahmen, und bald darauf durch Mißhandlungen zur Verzweiflung brachten. Der Kai=

ſer Theodoſius beſänftigte ſie wieder, und dieſer große Monarch, der die künftigen Unruhen vorher, und ferner keine Möglichkeit ſah, die vielen und weitläufigen Staaten von Einem Thron herab ſchützen zu können, theilte im Jahre 395 das Reich unter ſeine zwei Söhne. Der ältere, Arkadius, erhielt das morgenländiſche Kaiſerthum, und Konſtantinopel zur Hauptſtadt, der jüngere, Honorius, bekam das abendländiſche, wo Rom die Hauptſtadt war. Seine Abſichten waren groß und gut; aber, ſobald er abtrat, waren die Folgen um nichts beſſer.

Mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts kam jene allgemeine Bewegung der Deutſchen, welche uneigentlich die Völkerwanderung genannt wird, zum wirklichen Ausbruch. Die Weſtgothen drangen bis nach Rom, und eroberten und plünderten die Stadt im Jahre 409. Und andere deutſche Völkerſchaften, welche unter dem Namen Vandalen, Sueven, Alanen, Burgunder, Heruler, Angelſachſen, Longobarden, Franken u. ſ. w. bekannt ſind, ſtürzten nach Italien, Britannien, Spanien, Portugal, und theils bis nach Afrika, wo ſie neue Königreiche errichteten.

Während ſo viele Völkerſchaften damit beſchäftiget waren, ſich in die römiſchen Provinzen zu theilen, trat ein neuer Eroberer auf, mit dem Muth und dem Vorhaben, ſie alle zu verſchlingen. Dieß war ein junger Hunne, Attila genannt, der im Jahre 445 König aller Hunnen, die in Thracien wohnten, geworden war; eine entſetzliche, und in mehrerem Betracht außerordentliche Erſcheinung eines menſchlichen Weſens, das die feinen und bedächtlichen Künſte eines Staatsmannes und vorſichtigen Helden mit aller Wildheit eines Würgers und Menſchenvertilgers in ſich ſchloß. Sein Ausſehen, ſein Blick, ſein Gang, ſeine ganze Geſtalt, alles war an ihm außerordentlich, höchſt zuverſichtlich auf ſich ſelbſt, ſtreng und ſchrecklich. Er blieb immer wie in einen undurchdringlichen Schleier ſtummer Ernſthaftigkeit verhüllt, gab kurze, aber entſchloſſene Antworten, und war anfangs im höchſten Grade nüchtern und enthaltſam, und kalt und gleichgültig gegen alle Dinge der Welt, bei deren Anblick und Wahrnehmung an ihm nicht das geringſte Zeichen von Antheil erſchien; nur wenn er Nachrichten von einem grauſamen Ungemach, Noth und Gefahren erhielt, wenn er die ſchrecklichen Schlachtlieder, die er ſich bei Tiſch vorſingen ließ, hörte, dann kam ein feueriger Glanz auf ſein Angeſicht, und ſein ganzes Weſen zitterte vor innerm Ungeſtüm. Er war, wenn er wollte, höflich und einnehmend, und nichts weniger, als blutdürſtig für ſeine Perſon; aber wenn er als Krieger zum Schwert griff, dann ſendete er Vertilgung und Schrecken vor ſich her, und gieng hin, und zertrat. Er nannte ſich einen Herrn der Kaiſer, und wollte die Geiſel Gottes genannt ſeyn. Nachdem er dem Kaiſer im Orient ſeine Uebermacht hatte fühlen laſſen, machte er einen Anſchlag auf das weſtliche oder römiſche Kaiſerthum, und im Jahre 451 zog er mitten im Winter herauf, und bis an den Rhein, und zog während ſeines Marſches alle Völkerſchaften, die ihm aufſtießen, an ſich. Niemand wußte ſeine eigentliche Abſicht, bis er an Ort und Stelle war. Da fielen vor ihm die Städte Tongern, Trier, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Andernach, und was überhaupt in den umliegenden Ländern bis dahin aufrecht ſtand; da fielen tiefer im Lande Arras, Beſancon, Toul, Langres ꝛc. und ſchon war er, nach einer langen Belagerung in die Stadt Orleans eingedrungen, als ihm vom oſtgothiſchen Könige Theodorich, und vom römiſchen Feldherrn Aetius Einhalt geſchah. Da zog er wieder dem Rhein zu, und lagerte ſich auf den Ebenen bei Chalons an der Marne, und erwartete die Heere ſeiner Gegner. Hier verſammelten ſich demnach im Jahre 451 unermeßliche Völker, welche (wie einer der älteſten Schriftſteller, Jornades, ſich ausdrückt) ohne alle Urſache einer perſönlichen Feindſchaft, ja, ohne ſich zu kennen, bloß auf den Ruf eines einzigen Menſchen zuſammen gekommen waren, um an ſich ſelbſt in wenigen Stunden zu zerſtören, was die Natur in ſo vielen Jahren hervorgebracht, und mit ſo vieler Sorgfalt gepflegt hat. Am Abend des Tages, da die Schlacht vor ſich gieng, lagen zweimal hundert fünfzig tauſend Männer dahingeſtreckt. Kein Theil hatte geſiegt. Attila zog nach Italien, verwüſtete Aquileia, (die Hauptſtadt der Provinz Venetia) warf die herrlichen Städte Mailand, Pavia, Trevigio, Verona, Mantua, Cremona, Breſcia, und Bergamo mit allen ihren Schönheiten darnieder, tödtete alles was lebte, und alle Naturen, und hätte auch Rom verwüſtet, wenn nicht der Pabſt Leo ſich ihm perſönlich geſtellt, und Vorſtellungen gethan hätte, worüber er, wie von einem wüthigen Taumel einen Augenblick wieder zu ſich kam, und fühlte, daß er ein Menſch ſey. Er gieng, über und über mit Blut überronnen, nach ſeiner Heimath zurück, und drohte, als hätte ihn dieſer Zug menſchlicher Schonung gereut, mit dem folgenden Jahre mit verdoppelter Rachgier zurück zu kommen. Da ſtarb er im Jahre 453.

Und mit ihm ſtarb die Herrſchaft der Hunnen in den mitternächtigen Ländern. Die deutſchen Völkerſchaften drangen neuerdings vor. Rom wurde im Jahre 455 zum zweiten Male, und dießmal von Geiſerich, König der Vandalen (Völkerſchaften aus den Gegenden der Lauſitz und Brandenburg) erobert und geplündert. Allemanner und Thüringer vertrieben die letzten römiſchen Beſatzungen aus ihren Kaſtellen an der Donau, und im Jahre 476 nahmen Rügier und Heruler (Völkerſchaften aus den Gegenden Pommerns) den letzten römiſchen Kaiſer, Auguſtulus genannt, in Ravenna gefangen, riſſen ihm den Purpur, und die Zeichen ſeiner Würde herab, und nannten dafür ihren Anführer einen König Italiens. Dieſes war (1229 Jahr nach Erbauung Roms) das endliche Schickſal der römiſchen Monarchie, der großen Tugenden und Anſtrengungen ſo vieler Weiſen, der kühnen Thaten und Hinopferungen ſo vieler Heroen, der für ewige Zeiten entworfenen Plane und Unternehmungen der auserleſenſten Geiſter, der glänzendſten Regierung der Welt.

---

476 — 511.

Die deutſchen Völker theilten ſich in die römiſchen Provinzen, indeſſen in einige entvölkerte Gegenden Deutſchlands fremde Völker, die Slaven, nachrückten. Nachdem von Römern nichts mehr zu erobern war, ſo begann der Streit um Länder und Herrſchaft ſelbſt unter den Deutſchen, worunter die Franken ſich vor andern hervorthaten.

Der Name eines römiſchen Kaiſers wurde nun nicht mehr gehört. Die ganze Monarchie lag in Trümmern, und die Deutſchen herrſchten jetzt von Nordafrika beinahe durch ganz Europa bis ans ſchwarze Meer. An der nordweſtlichen Küſte von Afrika blühten die Vandaler. Spanien und Portugal hatten die Sueven und Weſtgothen, Britannien die Sachſen und Angeln, Italien die Heruler, Gallien die Burgunder, Gothen, Alanen, und Franken ꝛc. in Beſitz. In Thracien waren die Hunnen, in Pannonien, in der Krimm ſaßen noch Oſtgothen. In dem heutigen Bayern, Tyrol und

Oberöſterreich befanden ſich die Bayern oder Boier; die Allemannier oder Sueven zum Theil im heutigen Schwaben und am Oberrhein bis nach Mainz zu; die Franken am Niederrhein und in den Niederlanden, die Sachſen im heutigen Niederſachſen und Weſtphalen, die Frieſen im heutigen Oſtfriesland, Oldenburg, Delmenhorſt und Bremen, die Thüringer im ſüdlichen Theil von Braunſchweig, im heutigen Thüringen, einem großen Stück des heutigen Franken, und einem Stück der bayeriſchen Oberpfalz. Die meiſten dieſer Völker haben ſich noch bis auf den heutigen Tag auf ihren uralten Sitzen erhalten, und ſie ſind durchaus urſprünglich deutſche Völker, indeſſen die heutigen Bewohner einer großen Strecke von Deutſchland einer andern Abkunft ſind. Durch das Vorrücken der deutſchen Völkerſchaften wurden nämlich einige Landſchaften, zumal an der Oſtſee, und am rechten Ufer der Elbe, ſo ſehr von den Einwohnern entblößt, daß andere Völker aus Preußen, Polen und Rußland in die geräumigen Plätze nachrückten, und bis auf den heutigen Tag daſelbſt blieben. Dieſe neuen Völker waren überhaupt Slaven, oder (wie ſie auch von einem Stamm derſelben genannt werden) Wenden, und die heutigen Bewohner von Mecklenburg, Pommern, Wagrien, Lauenburg, Brandenburg, Meiſſen, Lauſitz, Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnthen und Krain ſind wendiſcher Abkunft, von welcher, ungeachtet dieſe Völker in der Hauptſache ganz zu Deutſchen geworden, noch dieſe Stunde einzelne Spuren vorhanden ſind.

Die eben genannten Völker fiengen ſogleich an, die Länder, welche ſie in Beſitz genommen hatten, zu bebauen, und nun endlich einmal ein beſtändiges Vaterland feſtzuſetzen; aber noch waren, wie leicht zu erachten, die Grenzen der Länder nichts weniger, als ſicher und beſtimmt. Man hatte hierüber weder wechſelſeitige Unterredungen gepflogen, noch weniger Verträge errichtet. Es blieb demnach ein immerwährendes Feld zu neuen Zänkereien eröffnet, und bei dem allgemeinen, den deutſchen Völkern angebornen Hang nach Krieg war voraus zu ſehen, daß ein Volk das andere überfallen, und ſein Gebiet beſtmöglichſt erweitern würde. Es kam nur darauf an, wer dem andern zuvorkommen, und wem es durch glückliche Zufälle, oder durch eigene Macht und Geſchicklichkeit gelingen würde, ſich in Zeiten zum Meiſter eines andern, und am Ende wieder zum Oberherrn aller zu machen.

Dazu waren vom ewigen Verhängniß jene deutſchen Völkerſchaften, welche ſich unter dem

Namen Franken hervorthaten, beſtimmt. Dieſe Franken hatten unaufhörliche Streifereien nach Gallien (heute Frankreich) gethan, welches zu Anfang des fünften Jahrhunderts alle Provinzen, welche zwiſchen dem Rhein, dem Ocean, den Pyrenäen und Alpen liegen, begriff, und in die Herrſchaft der Weſtgothen, Burgunder (ehemaligen Bewohner der Gegenden um die Oder) und Römer getheilt war. Ein fränkiſcher Anführer, Klodio, eroberte bereits im J. 445 alles Land, das zwiſchen dem Rhein, der Maas, und der Seine liegt, und machte Amiens zu ſeiner Reſidenzſtadt. Sein Nachfolger Meroväus brachte die Normandie und faſt ganz Isle de France dazu. Er wurde der eigentliche Stifter der merovingiſchen Könige, und hinterließ einen Sohn Childerich, der zu ſeines Vaters Eroberungen Lothringen, die Städte Paris, Beauvais, und viele andere an der Seine und Oiſe hinzuthat. Man fand das Grab dieſes im Jahre 481 verſtorbenen Königs zwölfhundert Jahre nachher (im Jahre 1653 zu Tornack, Dornick jetzt Tournai, in Flandern), das mit den ſeltſamſten Dingen erfüllt war.

Endlich folgte Chlodwig (Ludwig), des vorigen Sohn, der alle ſeine Vorfahrer an Eroberungsſucht, Muth und Glück weit übertraf. Damals waren, nebſt den Weſtgothen, und Burgundern, noch Römer in Gallien, und die fränkiſchen Staaten waren ebenfalls unter mehrere Prinzen und Stammvettern, die unter ſich unabhängig regierten, vertheilt.

Chlodwig war fünfzehn Jahre alt, als er zur Regierung kam, und fünf Jahre nachher, als er noch kaum die Namen, und die Beſchaffenheit der benachbarten Länder kennen gelernt hatte, machte er ſich auf, um ſich ihrer, wie es kommen würde, mit Gewalt oder Liſt zu bemächtigen. Er fieng mit dem Theil in Gallien an, welchen ein römiſcher General Syagrius im Namen eines Volkes beherrſchte, das nicht mehr war. Die Gallier, dieſe ehemals ſo ſtreitbaren Völker, waren die Leute nicht mehr, die mit den ſtarken Deutſchen ſich meſſen konnten. Durch die gewaltſame Unterdrückung ihrer ehemaligen Freiheit, durch die Sitten der ausgearteten Römer, die ſie allmählig angenommen hatten, durch mancherlei Widerwärtigkeiten, durch Mangel und Armuth, waren ſie ſeit geraumer Zeit zaghaft, unthätig, unempfindlich gegen ihre Freiheit, und gleichgültig gegen jede Herrſchaft geworden. Chlodwig zog zwei ſeiner Stammvettern, denen er bald für ihre Dienſte übel lohnte, an ſich, gieng durch den Ardennerwald nach Soiſſons, wo Syagrius reſidirte, und ließ ihm ohne weitere Umſtände melden, er möchte den

Ort beſtimmen, wo er zu einer Schlacht ſich einfinden wollte. Der römiſche Feldherr nahm die Ausforderung an, ſtellte ſich unweit Soiſſons, und war ſo unglücklich, geſchlagen zu werden. Er nahm ſeine Zuflucht zum weſtgothiſchen König Alarich, welcher niederträchtig genug war, ihn dem Chlodwig auszuliefern, der ihn heimlich ermorden ließ, und die römiſchen Länder, als Champagne, Soiſſons, und alles Land zwiſchen der Loire und Seine an ſich zog. Einige Zeit darauf fiel es ihm ein, ſich der Stadt Tongres nebſt ihrem Gebiet zu bemächtigen, wodurch er ſich einen freien Weg nach Tornay, das ihm angehörte, und ſohin in das daran ſtoßende Gebiet eines ſeiner Stammvettern zu Köln eröffnete.

Nichts kam ihm gelegener, als eine Grenzſtreitigkeit, in welche eben dieſer Stammvetter und König, Sigebert, der über das Ripuarien oder Uferfranzien zwiſchen dem Niederrhein und der Niedermoſel herrſchte, und Cöln zur Reſidenzſtadt gewählt hatte, mit den Allemannen verwickelt ward. Die Allemannen, deren Wohnſitze ſich bereits im vierten Jahrhundert vom Neckar bis nach Baſel (wo Würtemberg und Baden liegen) erſtreckten, dann in der Folge bis Zülpich im Jülichiſchen ſich ausbreiteten, und die Städte Worms, Speier, Straßburg, Baſel, Conſtanz und Bregenz in ſich begriffen, ſahen den ſchnellen und gewaltthätigen Fortſchritt der fränkiſchen Macht ſchon ſeit langer Zeit mit eiferſüchtigen Augen an. Sie mochten dabei vorzüglich die Folgen einer benachbarten Uebermacht überlegt, und ſich entſchloſſen haben, derſelben in Zeiten zuvor zu kommen. In ſolcher Abſicht ſuchten ſie mit dem König Sigebert einige Grenzſtreitigkeiten hervor, und kündigten demſelben, da er ſich zu nichts verſtehen wollte, den Krieg an. Die Nachricht davon wurde dem König Chlodwig kaum hinterbracht, als er mit ſeiner ganzen Macht herbeieilte, ſeinem Vetter Sigebert beizuſtehen. Bei Zülpich, unweit Bonn im Jülichiſchen, kam es im Jahre 496 zur Schlacht, worin, wie ſich vorausſehen ließ, die Freiheit der einen oder der andern Parthei ſcheitern würde. Die Allemannen kämpften mit aller Wuth eines höchſt eiferſüchtigen Volkes, das, fremden Uebermuth zu dämpfen, gekommen war, und ſchon geriethen die Franken in Unordnung, als ſich Chlodwig der oftmaligen Verſicherungen ſeiner jungen Gemahlinn Clothildis (einer chriſtlichen Prinzeſſinn von Burgund) erinnerte, daß ſie einen Gott anbete, der in aller Noth helfe. Chlodwig hob demnach im Angeſichte ſeines Heeres ſeine Augen, und ſtreckte ſeine Hände zu dieſem Gott gegen Himmel empor, nannte ihn Chriſtus, und gelobte ein Chriſt zu werden. Dieſer Aufruf that ſogleich auf ſein Heer, worunter viele tauſend Chriſten waren, eine unbeſchreibliche Wirkung. Dieſe letzteren zumal ſtanden jetzt nicht nur unerſchüttert, ſondern ſtürzten, als ſollte die Schlacht erſt beginnen, mit erneuerten Kräften vor. Der König der Allemannen rannte, in der Abſicht, den Sieg durch eine raſche That zu erzwingen, in die Mitte der Franken, und verſchwand in eben dem Augenblick. Die Beſtürzung der Allemannen über den plötzlichen Verluſt ihres Königs entſchied das Treffen. Sie trennten, wie außer ſich geſetzt, die Ordnung ihres Heeres, und riſſen allenthalben zur Flucht aus. Chlodwig ließ ihnen nicht Zeit, ſich zu ſammeln; er nahm ihnen, da ſie noch vom erſten Schrecken ergriffen waren, das Elſaß, dann ihr Gebiet um Speier, Worms, und Mainz ab, und ſendete aus kluger Abſicht über den Main bei Frankfurt (das eben von dieſer Furt der Franken ſeinen Namen bekommen hat) eine fränkiſche Colonie in die allemanniſchen Bezirke, welche erſt den Namen Oſtfranken, und nachmals ſchlechtweg den Namen Franken, Frankenland, erhielten. Sehr viele Allemannen flüchteten ſich damals über die Donau, begaben ſich unter den Schutz des damals über Rhätien herrſchenden oſtgothiſchen Königs Theodorich, erhielten auch vom obern Lech bis in die Hochgebirge Wohnplätze, und wurden von der Zeit, was ſie noch dieſe Stunde ſind, Nachbarn der Bayern.

Chlodwig wurde noch am Weihnachtsfeſte deſſelben Jahres, nebſt dreitauſend andern ſeiner Nation, vom h. Remigius, Erzbiſchof von Rheims, mit einer Pracht, worin alles, was die Kirche an Ceremonien Hohes, Erfreuliches und Erbauliches hat, angebracht wurde, getauft. Gleichwie er damals der einzige katholiſche Fürſt in der Welt war, ſo gewann er ſich durch ſeine Bekehrung zum Chriſtenthum nicht nur die Herzen ſeiner Landsleute, ſondern vorzüglich des Pabſtes zu Rom, und aller Chriſten der Welt. Er fühlte auch die Wichtigkeit davon, und einige Jahre nachher nahm er den Weſtgothen Auverge und Aquitaine nebſt der Stadt Toulouſe (ſo daß jetzt denſelben nur noch ein Theil von Narbonne oder dem heutigen Languedoc blieb) mit Gewalt hinweg, bloß weil ſie nicht katholiſch, ſondern der arianiſchen Lehre zugethan waren. Nun ſah er aber noch viele andere Fürſten, und zumal ganz in der Nähe ſeine Anverwandten, welche auch etwas hatten. Er nahm alſo auch dieſen das Ihrige unter verſchiedenen Vorwänden, ja nicht ſelten mit plumpen und niederträchtigen Kunſtgriffen. Dreißig Jahre lang regierte und eroberte er. Dann ſtarb er im Jahre 511.

Das deutſche Volk der Franken war es demnach, das aus der Zerſtörung der römiſchen Monarchie vor andern Völkern, die mitgeholfen hatten, die meiſten Trümmer mit beflügelter Eile zuſammengriff, um daraus eben das wieder zu bauen, was vor Kurzem mit Wuth zerſtört worden war, ein allherrſchendes monarchiſches Reich. Chlodwig war wenigſtens der erſte Stifter vom nachherigen Frankreich geworden.

511 — 814.

Alle Kultur der Römer war dahin, und die neuen Völker begannen das geſellſchaftliche Leben, wie von neuem. Die Einführung des Chriſtenthums machte anfangs die verwilderten Deutſchen andächtig, aber nicht zahm, und die Verwilderung ward gräßlich, als im 8ten Jahrhundert Karl der Große erſchien, anfangs ein Eroberer, dann ein Freund und Vater der Menſchen. Er brachte Deutſchland, Frankreich und Italien zuſammen, regierte monarchiſch, und ſtellte im Jahre 800 den Namen eines römiſchen Kaiſers her, der ſeit 476 nicht mehr gehört ward. Dann that er, was vor und nach ihm kein Fürſt gethan hat, er gab allen ſeinen Ländern eine allgemeine Nationalbildung, und hinterließ die ſchönſten Einrichtungen, da er ſtarb im Jahre 814.

Die traurigſte Folge, welche der Umſturz der römiſchen Monarchie, unter anderm, nach ſich zog, war der gänzliche Verfall jener weit vorgerückten, herrlichen Kenntniſſe, Künſte und Geſchicklichkeiten, welche die Römer einſt ſelbſt größtentheils aus dem geiſtreichen Griechenland geholt, und nicht nur in ihrem Mutterlande herrlich angebaut, ſondern überall, wo ſie hinkamen, mit größter Sorgfalt ausgeſäet haben. Die Römer hatten von jeher in alle, von ihnen eroberte Provinzen, ihre guten Einrichtungen und Einſichten, und die rührendſten Denkmäler ihres Kunſtgeſchmackes verpflanzt, und hatten während der vierhundert Jahre, da ſie an den Ufern des Rheins und der Donau herrſchten, die ſchönſten Städte nach römiſcher Art erbaut, dieſelben mit prächtigen Tempeln, Theatern, öffentlichen Bädern u. dgl. angefüllt, überall die bequemſten Heerſtraßen errichtet, Gärten mit den beſten italieniſchen Früchten angelegt, den Weinbau, den Handel, die Münzen, Geſetze, und die Schrift, wodurch die Einſichten und Erfahrungen der Menſchen mitgetheilt, und erhalten werden können, ſorgfältig eingeführt; hatten die Cultur des menſchlichen Lebens ſchon ſo weit und herrlich emporgeführt! Alles dieß war nun, wie wenn es nie geweſen wäre, dahin. Die Deutſchen warfen alle feſten Städte und Caſtelle, welche ſie für Zeichen der Furcht und Feigheit hielten, darnieder, und zerſtörten ſie größtentheils gänzlich. Die klaſſiſchen Schriften wurden unter dem Schutt begraben, wo man nach langer Zeit ſie wieder einzeln hervorgezogen, aber den Geiſt und Geſchmack, womit man ſie leſen ſollte, verloren hatte. Die Kleinodien der Kunſt wurden nach Griechenland, ihrem urſprünglichen Vaterland, und theils auch nach andern Gegenden auf Schiffen zurück- und hinweggeführt, wo ſie nachher in mancherlei Zerſtörungen, theils ſchon vorher in Schiffbrüchen, zu Grunde giengen.

Die ehemaligen römiſchen Provinzen befanden ſich jetzt mit den urſprünglich deutſchen in einem beinahe gleichen Verhältniß von Unwiſſenheit und Barbarei. Man mußte das menſchliche Leben allenthalben wie von vornen, und wie von neuem beginnen. Neue Bedürfniſſe, Beobachtungen und Erfahrungen mußten wieder zum neuen Nachdenken, Forſchen und Erfinden Anlaß geben. Kaum daß man noch die unentbehrlichen Kenntniſſe des Ackerbaues und einiger Landarbeiten, deren Nutzen man von den Römern frühzeitig kennen lernte, im ſchwachen Andenken behalten hatte.

Unendliche Schwierigkeiten ſetzte aber jedem beſſern Fortſchritte ſchon die hergebrachte Vorſtellungsart, und der Nationalhang der Deutſchen entgegen. Wir müſſen die Beſchaffenheit derſelben nothwendig kennen lernen.

Was das Erſte betrifft, ſo hielten es die Deutſchen für eine entſetzliche Schande, etwas zu lernen. Weil die Römer, mit denen ihre Voraltern zu thun hatten, gelehrt, und dabei ſchwach waren, ſo glaubten ſie nicht anders, als man müſſe ebenfalls ſchwach werden, ſobald man gelehrt werden wollte. So verabſcheuten ſie auch jede Beſchäftigung, den Krieg und die Jagd ausgenommen. Alle Arbeiten, als der Ackerbau, die Viehzucht, die Handthierungen, der Handel u. dgl. wurden von Knechten (Servis) verrichtet, welche alles, was ſie erzielten und gewannen, über Abzug ihres Unterhalts ausliefern mußten. Wer ein großes Verbrechen begangen, oder das Unglück hatte, im Krieg gefangen zu werden, wurde zum Knechte erniedriget. Dieß letztere widerfuhr den neuangekommenen Wenden oder Slaven ſo häufig, daß der Name Sklave zur allgemeinen Benennung eines Knechtes geworden iſt.

Die innere Verfaſſung war ſo eben, wie aus den Händen der Natur, hervorgegangen. Jeder freie Mann, das iſt, jeder Mann, der einen eigenen, ihm frei angehörigen, Grund hatte, war das, was heut zu Tage ein unmittelbarer freier Reichsſtand iſt. Man wußte damals nichts von dem, was man jetzt Adel nennt, oder vielmehr, wer von Geburt kein Knecht, ſohin ein freier Mann war, der war adelich. Aber freilich auch bei ganz gleichbürtigen Menſchen iſt vom Augenblicke an, wo ihrer mehrere zuſammen kommen, ſtets ſchon auch ein Unterſchied der Menſchen; es ſind, in Rückſicht auf mehr oder weniger Geiſtesgaben, Güter und Vermögen, gleichſam von der Natur vorgezeichnete Stufen und Stände. Welcher freie Mann zu einem größern Eigenthum gelangt war, zahlreichere Heerden, mehrere Knechte hatte, der wurde zwar nicht edler und freier, aber größer und mächtiger. Einige dieſer Geſchlechter hatten ſich durch Vorzüge ihrer Reichthümer nach und nach in ein ſolches Anſehen geſetzt, daß ſie vorzugsweiſe von den minder begüterten die Vornehmen des Landes (Principes terrae) genannt wurden. Von ſolchen Vornehmen waren z. B. in Bayern ſechs Geſchlechter in den Geſetzen dieſer Nation beſonders geehrt.

Wenn dieſe unzähligen Freien angriffs- oder vertheidigungsweiſe Kriege führen, wenn ſie in einem eroberten Lande ſich niederlaſſen, und daſſelbe bebauen wollten, ſo ergab ſich in beiden Fällen die unvermeidliche Nothwendigkeit, daß ſie ſich zu einem gemeinſchaftlichen Verſtändniſſe vereinigen, gewiſſe Verträge, oder Geſetze unter ſich errichten, und ein Oberhaupt wählen mußten, welches jeden, der dieſen Geſetzen nicht nachkommen, und doch in der Geſellſchaft leben wollte, zwingen ſollte, die Geſetze zu achten. So geſchah es denn auch, und die Freien einer jeden Nation hatten ſich frühzeitig ein Oberhaupt, oder einen Regenten (Rex, König, Dux, Herzog) erwählt, und was noch mehr war, ſie hatten gewöhnlich dem Geſchlechte des Regenten dieſe Würde erblich, doch ſo, daß nicht nothwendig der Sohn dem Vater, ſondern ſtets der Würdigſte folgen ſollte, zuerkannt.

Der Regent hatte die Obliegenheit, von Zeit zu Zeit in den verſchiedenen Bezirken oder Gauen eines Landes herum zu reiſen, und die Streitigkeiten, welche unter den Freien vorfielen, zu ſchlichten. Oft hielt er auch mit eben dieſen Freien Berathſchlagungen über Dinge, welche eine allgemeine Anſtalt, oder Unternehmung betrafen. Man hatte ihm zu ſeinem Aufenthalte hie und da Höfe eingeräumt, und die Freien, in deren Gebiet er ſich aufhielt, verſahen ihn und ſein Gefolg mit allen Nothwendigkeiten, ſchickten ihm wohl auch in Rückſicht ſeiner Dienſte jährliche Geſchenke an Vieh oder Früchten. Da der Landesregent unmöglich zu gleicher Zeit überall zugegen ſeyn konnte, ſo ſtellte er indeſſen er=

fahrene, und an Jahren graue Männer (Graue, Grave, Graf) auf, welche ſeine Stelle verſehen ſollten. Dieſe Würde eines Grauen im Gau (Gaugrafen) war aber noch bei weitem nicht erblich, und der Sohn, deſſen Vater ein Grav geweſen war, trat häufig wieder in den Privatſtand zurück.

Der Landesregent genoß indeſſen einige Vorzüge, bei welchen ſich vorausſehen ließ, daß er nach und nach immer mächtiger werden, und wenn er die Macht um der Herrſchaft willen liebte, immer weiter um ſich greifen würde. Wie ſchon vorausgeſetzt werden muß, daß er unter die begütertſten Landeigenthümer gehörte, ſo fiel ihm auch ſtets der größte Theil der eroberten Länder zu. Da er nun ſeine Ländereien unmöglich alle mit ſeinen Knechten beſetzen, oder auch den Ueberfluß der Früchte verzehren konnte, ſo lieh er, bei dem damaligen Mangel an Geld, den Genuß gewiſſer Diſtrikte freien Leuten, mit dem Beding, daß ſie ſeine Leute ſeyn und heißen, und im Kriege mit ihrem eigenen Leib, und ihren Knechten ihm beiſtehen ſollten. Dieſe gelehnten Güter blieben auch lange nur bloß gelehnt, und nach dem Verlaufe beſtimmter Zeiten, oder nach dem Hintritte des Genießers fielen ſie dem erſten Verleiher wieder heim.

So rühmlich, und den menſchlichen Vorrechten gemäß dieſe Verfaſſung, ſo ſehr dabei die wahre bürgerliche Freiheit im ſtrengſten Sinne blühend, und keine Privatgewalt, ſondern allein das Nationalgeſetz herrſchend am Throne war, ſo dürftig waren dieſe Geſetze. Sie beſtanden, wie bei allen rohen Völkern, meiſtens nur in einem Verzeichniß der Strafen, welche auf gewiſſe Verbrechen unmittelbar folgen ſollten. Die Vorſtellungen, welche man ſich von der Größe und Verſchiedenheit der Verbrechen machte, war den kriegeriſchen Begriffen des Zeitalters vollkommen gemäß. Man ſtrafte z. B. einen Diebſtahl ungleich härter, als einen Straſſenraub, weil man ſich wider einen Straſſenräuber vertheidigen, eines Diebes aber ſich nicht erwehren könnte. Da die Richter keine andere Richtſchnur kannten, als die natürliche Billigkeit, und das Herkommen, ſo befanden ſie ſich nicht ſelten in der größten Verlegenheit, wenn ſie einen Ausſpruch in einer Sache thun ſollten, welche zum erſten Male in ihrer Art vorgekommen, und auf deren beiden Seiten ein gleicher Schein von Billigkeit vorhanden war. Als ſich im fünften, ſechsten und den folgenden Jahrhunderten das Chriſtenthum in allen Ländern verbreitete, glaubte man, ſich nunmehr auf einmal helfen zu können. Man zweifelte nicht, daß man in ſchweren Fällen die Entſcheidung Gott auftragen könne, und muthete dem höchſten Weſen zu, ein Zeichen zu geben. Zu dem Ende erfand man die Feuerprobe, die Waſſerprobe, die Kreuzprobe, und ſchon ſehr frühzeitig die Duelle, oder die Schwertprobe, welche ſelbſt von den Geſetzen nicht nur genehmigt, ſondern in gewiſſen Vorfällen geboten, und deren Ausgang für die Entſcheidung des Allerhöchſten gehalten ward. Eben ſo allgemein war der Mangel an der Kenntniß der natürlichen Dinge und Naturkräfte, ſo, daß man alles, was man nicht begriff und nicht verſtand, unmittelbaren Einwirkungen höherer Weſen zuſchrieb. Der Glaube an Verzauberungen, Hexereien, Wettermachen u. dgl. war beſonders eine Lieblingsſache für die Einbildungskraft der kräftigen Deutſchen.

Der erſte Schritt zur Kultur des Geiſtes war unſtreitig die Annahme des Chriſtenthums, und am Eifer, daſſelbe einzuführen, ließen die Regenten und begüterten Freien nichts ermangeln. Die Franken giengen hierin voraus, und ſchon mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts finden ſich Nachrichten von Bisthümern zu Trier, Cöln, Worms, Mez, Toul und Verdun; auch haben theils Franken, theils fremde Miſſionarien, die aus England und Irland ankamen, im übrigen Deutſchland dem Chriſtenthum den Eingang eröffnet. So waren unter jenen der heil. Emeram, ein Franke aus Poitou in Aquitanien († 652); ſo der h. Rupert ein Franke und Biſchof zu Worms († 718); ſo der h. Corbinian ein fränkiſcher Biſchof aus Chartres († 730), alle drei in Bayern; ſo Columban und Gallus in Schwaben, Kilian in Franken († 687); Wilibrod in Friesland († 739); vor allen aber machte ſich der h. Bonifacius, oder Winfried, ein Engländer, um die Einwohner von Thüringen, Schwaben, Franken und Bayern unſäglich verdient. In Bayern legte er mit Zuthun des Herzogs Odilo, der mit Bewilligung der Freien, die Stiftungen dazu herſchenkte, im Jahre 739 die Biſthümer Paßau, Regensburg, Salzburg und Freiſing, und bald darauf Eichſtädt und Würzburg an, ſtiftete dann im Jahre 744 als eine Pflanzſchule für Biſchöfe die Abtei zu Fulda, und wählte im Jahre 745 Mainz zu ſeinem beſtändigen Sitz.

Dieſe Bemühungen groß- und redlichgeſinnter Geiſtlichen zogen auf die natürlichſte Weiſe eine Folge nach ſich, welche eben ſo unvermeidlich, als damals unbedenklich, an ſich aber, ohne daß anfangs jemand dabei etwas Arges dachte, eine unverſiegbare Quelle ſchädlicher Unordnungen und Aergerniſſe geworden iſt. Die Geiſtlichen waren ungleich verſtändiger, ſittlicher, und zu allen Dingen brauchbarer, als die Laien. Da dieſe in allem, was eine beſſere Weiſe des Lebens betraf, von den Geiſtlichen unterrichtet und angeführt wurden, ſo gewöhnte man ſich bald daran, ſich auch in weltlichen Vorfällen von den Geiſtlichen Beſcheid ertheilen, und wichtige Geſchäfte durch ſie vermitteln zu laſſen. Die vornehmen Geiſtlichen waren faſt allenthalben die Kanzler und erſten Staatsminiſter der Regenten, und dieſe wieſen ihre Unterthanen bei ſchweren Streitigkeiten häufig an die Biſchöfe ihres Landes, oder an den römiſchen Hof an, wo damals die größte gleichzeitige Gelehrſamkeit vorhanden war. Das übrige, und was aus dieſem ganz unbefangenen Zutrauen entſtand, wird uns die Folge lehren.

Wenn übrigens das Chriſtenthum, vom ſechsten Jahrhundert angefangen, allenthalben ſehr ausgebreitet wurde, ſo gab es doch, um mich ſo auszudrücken, mehr Chriſtenthum, als ein chriſtliches Leben. Lange mußten ſelbſt die Geiſtlichen aus fremden Ländern verſchrieben werden, weil die eingebornen Deutſchen, ihrer Ungezähmtheit wegen, zu dieſem Stand, wobei gute Lehren von ſanften und guten Sitten unterſtützt werden ſollten, ganz unbrauchbar waren. Ueberhaupt ließen ſich die Deutſchen wohl die äußerlichen Ceremonien der chriſtlichen Religion gefallen; ſie waren aber, und blieben lange zu roh und zu unbändig, um den einfachen, ſtillen, nach Frieden, Verſöhnung, Nächſtenliebe und Gerechtigkeit abzweckenden Sinn der chriſtlichen Sittenlehre begreifen, und dieſelbe liebgewinnen zu können. Plündern und Morden, Trinken und Gewaltthätigkeiten ausüben, das war ihr Tagwerk; das war, was ſie verſtanden, und dem ſie eifrig nachſtrebten, und noch ahnete keine Seele, daß es Vergnügungen und Vorzüge des Geiſtes, daß es Verbeſſerungen und Verſchönerungen des geſellſchaftlichen Lebens gebe, welche durch Denken und Leſen, durch die Aufweckung und Bildung der Seelenkräfte erlangt werden könnten. Schon begann dieſe anhaltende Barbarei einen neuen Grad tieferer Verwilderung zu äußern, als im achten Jahrhundert aus der Nation der Franken ein Mann entſtand, ähnlich jenen Wundern von Männern, bei deren Anblick ehemals die geiſtreichen Griechen ſich nicht enthalten konnten, zu ſagen, ein überirdiſches Weſen hätte in menſchlicher Hülle ſich herab vom Wohnplatz der Seligen zu den Menſchen gelaſſen, um ſie zahme Sitten, und die Liebe unter ſich, und das friedliche Leben zu lehren. Die Schriftſteller aller Zeiten und Völker ſind bei ihm, und mit ihrer Achtung, Bewunderung und Dankbarkeit für ihn einig, und Worte werden denen, die ſeiner Verdienſte erwähnen, gleichſam zu Liedern. Dieſer Mann war ein Fürſt, und hieß Karl. Die Nachwelt hat ihn (und das mit Recht) Karl den Großen geheiſſen. Aus der großen Anzahl der Fürſten, Könige und Monarchen, die nach ihm auftraten, blickt man noch immer empor allein zu ihm, und wer ſelbſt nur einigermaßen einen eigenen Sinn für Veredelung und Größe trägt, fühlt hier mit innerm Jauchzen von Kraft und Stolz, daß der wahre verewigende Ruhm von ganz andern Dingen, als vom Glanz eines Thrones abhängig, und daß die Größe und Majeſtät eines großen Monarchen allein in der Größe eines durchdringenden und unterrichteten Verſtandes, allein in thätigen Selbſtanſtalten, welche das Gepräge eines großen Verſtandes tragen, und daſſelbe gegenwärtigen und künftigen Zeitaltern eindrücken, enthalten ſey. Man hat in neuern Zeiten, und in Rückſicht auf eigene perſönliche und einſame Fürſten- und Menſchengröße Friedrich, den Einzigen, nicht mit ihm in Vergleich geſtellt, ſondern genannt mit ihm.

Wir müſſen, um ihn recht ins Auge faſſen zu können, nothwendig einige Begebenheiten, die vor ihm hergiengen, und dann die

Lage, in welche er eintrat, vorausſetzen. Wir haben oben geſehen, mit welcher Gierigkeit der fränkiſche König Chlodwig die benachbarten Staaten verſchlungen, und wie zuverſichtlich er den Grund zu einer neuen Alleinherrſchaft gelegt hat. Dieß iſt an ſich ein natürliches, und das überall erſcheinende Streben aller Menſchen und Weſen. Alle Jahrbücher ſind von unausgeſetzten Bemühungen großer und kleiner Regenten um Zuwachs und Erweiterung erfüllt; aber auch alle Jahrbücher ſind von der unausbleiblichen Erfahrung erfüllt, daß die fürchterlichſte äußere Macht in wenigen Menſchenaltern verfalle, wenn die Regenten nicht verſtehen, den Anbau der geiſtigen und phyſiſchen Kräfte ihrer Länder zu befördern. Die größten Häuſer, deren Verfaſſung und Anſehen der Ewigkeit zu trotzen ſchien, verfielen, wo ihre Beherrſcher ſchwach und träge geworden, und Fürſten von mäßigen Einkünften, und von mäßigem Umfange ihrer Länder ſtiegen mit ihrem Volk, deſſen Fähigkeiten ſie zu begeiſtern verſtanden, zur erſten Staatengröße empor. Die Nachfolger des Königs Chlodwig vergaßen, daß auch der erſte Regent der Welt nur als Menſch, und nicht als König geboren, und daß niemand auf den Thron erhoben wird, um darauf zu ruhen, und zu genießen. Kaum daß ſie ſich die Mühe gaben, einige Miniſter zu beſtellen, welche in ihrem Namen die Regierung fortführen, und manchmal zur Kurzweil Berichte erſtatten ſollten, wie die Sachen giengen. Dieß Betragen mußte nothwendig häufige und grobe Unordnungen nach ſich ziehen, und die Zuneigung zu dem Regenten vermindern. Die Miniſter entgegen wurden deſto beliebter, indem ſie ſchlimme und verhaßte Vorfälle dem König, gute und angenehme ſich zuſchrieben. Endlich fielen die vornehmſten Miniſter, die Goßhofmeiſter nämlich, auf einen beſondern Einfall, worin ein Scharfſinn von Verſchlagenheit liegt, welchen man in dem damaligen Zeitalter kaum erwarten ſollte. Sie bemächtigten ſich der jungen Kronprinzen, ſperrten ſie in Klöſter, und ließen ſie ſo unwiſſend erziehen, daß ſie darüber nothwendig dumm werden mußten. Der Großhofmeiſter Pipin von Heriſtall (Herſtall, einem Schloſſe an der Maas, nicht weit von Lüttich) fieng bereits im Jahre 687 an, ſich eines königlichen Anſehens, wiewohl noch ohne den Königstitel zu führen, zu bemächtigen, und einen Plan zur Unterdrückung der noch freien benachbarten Staaten, und zur Errichtung einer künftigen Univerſalmonarchie zu entwerfen. Sein Sohn Carl Martel ſetzte dieß Syſtem fort, und Pipin, genannt der Kurze, Sohn dieſes letzten, führte es, in

Rückſicht auf die merovingiſchen Könige, vollends aus. Man kann nicht ohne Erröthen leſen, wie er den letzten dieſer Könige, Childerich genannt, behandelte. Pipin ließ ihn auf ein kleines Landgut bringen, und daſelbſt mit guter Koſt und Trunk mäſten. Jährlich einmal ließ er ihn zu der gewöhnlichen Reichsverſammlung heraufholen, ließ ihm, nach damaliger Art der Franken, ſein langes Haar über die Schulter herabkämmen, und ihn, wie eine Puppe, auf den Thron ſetzen. Wenn dann nun die Geſandten der Völker vor ihm geſprochen hatten, ſo mußte er einige Worte darauf zur Antwort geben, die man ihm vorgeſagt hatte. Sogleich führte man ihn in einer Paſterne, dem anſtändigſten Fuhrwerk, das, der Bequemlichkeit und Sicherheit wegen, von Ochſen gezogen wurde, wieder ab. Pipin ward endlich dieſes Schauſpiels müde, und ſperrte den König und deſſen Kronerben unter dem einzigen Vorwande, weil ſie zu dumm wären, um regieren zu können, in Klöſter; er ſelbſt aber beſtieg jetzt den Thron, welcher von Chlodwig vor 270 Jahren mit einer ungeheuern Thätigkeit errichtet, und worauf nun deſſen Nachkommenſchaft durch Schlummer getödtet worden iſt im Jahre 752.

Pipin erſetzte, indem er den Thron ſeines Königs und Herrn beſtieg, das an feierlichem

Pomp, was ihm dazu an Rechtmäßigkeit fehlte. Er bat den Pabſt, eine Ceremonie, welche ſeiner Perſon eine Art von beſonderer Ehrwürdigkeit geben ſollte, vorzunehmen, und ihn zu ſalben und zu krönen, welches im Namen des Pabſtes der h. Bonifacius im Jahre 752 wirklich verrichtet hat. Nun that er, was ehe Chlodwig gethan hat; er unterdrückte die Schwaben, machte ſich die Sachſen zinsbar, und machte den Anfang, ſich des Bayernlandes zu bemächtigen.

Sein Nachfolger war Karl, von dem eben geſagt worden iſt, daß er der Größte unter den Großen war. Im Jahre 771, wo ſein Bruder und Mitregent Karlmann ſtarb, ſtand er auf als einziger Beherrſcher eines gewaltigen Reiches. Ihm wars noch viel zu wenig, zu klein. Er ſendete ſeinen Blick umher, fand die Nationen tief unter der Würde, deren Bild ſich ihm darſtellte. In ſeiner Seele glühte das aufrichtige Bewußtſeyn, daß er eben ſo fähig als geneigt ſey, ſie aus dem Zuſtande einer ſchrecklichen Barbarei zu reiſſen, und ihnen jene Veredlung zu geben, welche die Kultur der dem Menſchen von Gott eingeprägten Fähigkeiten nothwendig geben muß. Da gieng er hin, ſetzte die Anführer der Völker ab, und nannte ſich ihren Anführer. Im Jahre 774 zog er das Reich der Longobarden (das von dieſen im Jahre 568 in Italien gegründet, und wovon der Name Lombardey noch bis dieſe Stunde geblieben iſt) dann die Herzogthümer von Friaul, Spoletto, und Benevent an ſich, und hatte ſich ſchon im Jahre 773 in eben der Abſicht an die Sachſen gemacht, deren Unterjochung ihn aber dreiunddreißig Jahre und 20 Feldzüge gekoſtet hat. Im Jahre 778 erweiterte er die weſtliche Grenze ſeines Reiches über die pyrenäiſchen Gebirge hinaus bis an den Ebrofluß. Im Jahre 778 unterdrückte er die Regenten von Bayern, und im Jahre 790 tilgte er, nach einem achtjährigen Kriege, beinahe alle Hunnen in Pannonien aus, ſchaffte ſich gleich darauf vor den Normännern (Bewohnern von Norwegen, Dänemark, Schweden, und den jenſeits der Elbe wohnenden Sachſen, welche an verſchiedenen, und nunmehr an den franzöſiſchen Küſten herumſtreiften) Ruhe, und nun im Jahre 800, da er am Weihnachtsfeſte in Gegenwart einer unzähligen Menge Volkes, in der Peterskirche zu Rom anweſend war, ſetzte ihm der Pabſt Leo (und zwar, wie einige glauben, unvermuthet, und ohne ſein Vorwiſſen) eine Krone aufs Haupt, wobei er überlaut rief: „Heil und Segen Karl dem Frommen, dem Kaiſer der Römer!“ Alles Volk rief nach: „Heil und Segen Karl dem Frommen, dem Kaiſer der Römer!

An dieſem Tage wurde das abendländiſche, oder ſogenannte römiſche Kaiſerthum, welches ſeit dem Jahre 476 zerfallen war, wieder hergeſtellt, und unter dieſer Benennung ſeit dieſer Zeit fortgeführt.

Karl war jetzt Herr und Monarch von ganz Frankreich, von ganz Deutſchland, von den Niederlanden, von ganz Italien, oder dem feſten Lande deſſelben bis Benevento, von dem großten Theile von Ungarn, und einem beträchtlichen Theile von Spanien; aber das iſt es lange nicht, was ihm die Bewunderung und Achtung aller Zeitalter zugezogen, und was ihn von andern Fürſten ſo außerordentlich unterſchieden hat. Man kann weder jederzeit die gegründeten Gerechtſame, womit er ſich der Länder bemächtigt, finden, noch die Art, wie er ſich derſelben bemächtigt hat, (er begegnete zumal den Sachſen ſehr grauſam) ſtets anrühmen. Hier war er, was vor und nach ihm unzählige Eroberer, die im Grunde nichts, als wilde Corſaren waren, geweſen ſind; aber in Rückſicht der Abſicht, womit er dieſe Länder eroberte, des Gebrauches, den er von ihnen machte, ließ er alle Helden und Sieger ſeiner, und der folgenden Zeiten, und die angerühmteſten Eroberer und Helden des Alterthums zurück, — die ſich der Wohnungen und der Körper der Menſchen bemächtigten, ohne einen weitern Begriff und Sinn von der Veredlung der Menſchen, und von der menſchlichen Würde zu ahnen.

Als Karl zur Regierung kam, lag ſein Reich in einem Abgrunde von Dummheit, und von allen Arten des Elends begraben, das überall eine natürliche Folge der Dummheit iſt. Nicht nur wurde keine Wiſſenſchaft getrieben, ſondern niemand konnte leſen oder ſchreiben. Selbſt die Geiſtlichen, von welchen man gleichwohl in der Meinung ſtand, daß ſie hoch ſtudirten, konnten zur Noth im elendeſten Latein leſen, und es war genug, um zum Prieſterſtande zu gelangen, wenn jemand das Vater unſer beten konnte. Selbſt auf die unentbehrlichſte Wiſſenſchaft, auf die Arzneikunſt, verlegte ſich niemand, und man mußte ſich Aerzte von den Juden und Arabern verſchreiben. So wußte man auch ſelbſt von der Kriegswiſſenſchaft, welche doch das ewige Handwerk war, ſo viel, als nichts, und eben darum war es jedem vom Glück begünſtigten Waghalſe, dergleichen Attila war, leicht, große Eroberungen zu machen. Ueberall herrſchten die gröbſten und unnatürlichſten Laſter und Ausſchweifungen. Selbſt Karl, welches eben ſeinem Charakter deſto mehr Licht ertheilt, erhielt im Grunde keine beſſere höhere Erziehung; aber ſeiner Seele ſchwebten Ahnungen und

Entwürfe einer Vollkommenheit vor, gleich der unſichtbaren Geſtalt, welche, wie die Alten ſich ausdrückten, dem Phidias, da er ſeinen Jupiter oder ſeine Minerva bildete, aus der Luft hervorgetreten, und im göttlichen Glanze erſchienen iſt.

Er war ſchon tief in männlichen Jahren, als er ſich in ganz Europa um gelehrte Männer und Künſtler erkundigte, ſie mit königlicher Freigebigkeit an ſeinen Hof verſammelte, und eine Akademie der Wiſſenſchaften, und Künſte anlegte, welche die erſte, und vielleicht die einzige dieſer Art in der Welt war. Er ſelbſt lernte von den Gelehrten, welche er durch ſeine perſönliche Bemühung entdeckt, und gewonnen hatte, als vom berühmten Alcuin, einem engländiſchen Mönch, von Paul Diaconus, Peter von Piſa und andern erſt leſen und ſchreiben, dann die lateiniſche, und ſogar die griechiſche Sprache, die Grammatik, Rhetorik, die ſchönen Wiſſenſchaften, und die Aſtronomie, welche letztere er beſonders liebte. Was er nun gelernt hatte, das wünſchte und wollte er, daß es in allen ſeinen Reichen gelehrt werden ſollte, und zu dem Ende veranſtaltete er das erhabenſte Werk, das ein großer und edler Verſtand unternehmen kann, eine gleichförmige und allgemeine Nationalerziehung. Er errichtete nicht nur überall Pfarreien und Stifter (wie er dann zwei Erzbisthümer und neun Bisthümer errichtet hat), ſondern legte faſt zu gleicher Zeit in allen ſeinen Königreichen bei allen größern Kirchen und Klöſtern gute Schulen, denen er ſelbſt den Plan vorſchrieb, an. Darin wurden die ſogenannten ſieben freien Künſte, als die Grammatik (das iſt, die Kunſt, die Dichter und Geſchichtſchreiber der Alten mit Geſchmack zu leſen, dann die Sprachen derſelben richtig zu leſen und zu ſchreiben), die Beredſamkeit, die Dialektik, Rechenkunſt, Meßkunſt, Sternkunſt, und Tonkunſt gelehrt. Nach Deutſchland verſchrieb er aus allen Ländern, beſonders aus England und Italien, Gelehrte, welche, unter Anderm, Auszüge aus der Bibel und den Evangelien machen, und predigen, vor allem aber den Kirchengeſang, welchen er in eigener Perſon, und inſtändigſt bis an das Ende ſeines Lebens betrieb, einführen ſollten. Was ein beſonderes Merkmal ſeines großen Verſtandes bleibt, iſt, daß er die größte Sorgfalt auf die Ausbildung der Landesſprache verwendet hat. Dieß lag ihm ſo ſehr am Herzen, daß er die beſte Art, wie es in Schulen geſchehen ſollte, gleichſam niemand anderm, als ſich ſelbſt zutraute, und er ſelbſt, der Monarch von Deutſchland, Frankreich und Italien, ſchrieb ein deutſches Schulbuch, nämlich eine Sprachlehre, und war ſtolz darauf, es gethan zu haben. Auch für die bildenden Künſte that er ſein Möglichſtes, um einen geſunden Geſchmack für dieſelben wenigſtens in den erſten Keimen zu entwickeln. Er zierte zumal ſeine geliebte Stadt Aachen mit den herrlichſten Gebäuden, worunter ſein eigener Pallaſt, dann die Hauptkirche, zu deren Erbauung er von Rom und Ravenna den ſchönſten Marmor kommen ließ, berühmt geworden ſind. Zu dem allem fügte er die menſchlichſte Behandlung ſeiner Unterthanen, ſobald ſie dieß einmal waren, kränkte keine Nation an ihrer Nationalverfaſſung, und verbeſſerte vielmehr ihre Geſetze durch die menſchenfreundlichſten Capitularien, dergleichen jenes war, welches ſeiner Einſicht eben ſo viel Ehre, als ſeinem Herzen macht, daß niemand in ein Kloſter aufgenommen werden ſollte, ehe er ein Alter erreicht hätte, wo er wüßte, was er thäte. Er ermunterte den Ackerbau, den Handel, zu deſſen Beförderung er vorzügliche Handelsplätze anlegte, Hansgrafen, das iſt, kaufmänniſche Schiedrichter aufſtellte, und im Jahre 793 den Kanal, wodurch er die Altmühl mit der Rednitz, oder die Donau mit dem Rhein, ſohin das ſchwarze Meer mit dem großen Weltmeere vereinigen wollte, (wiewohl vergeblich) unternahm. Alle dieſe, und unzählige andere unvergleichliche Anſtalten hatte Karl in allen ſeinen Reichen, welche er von einem Ende zum andern unermüdet beſuchte, angepflanzet, als er wahrnahm, daß es überall hauptſächlich an einer theilnehmenden Mitwirkung der reichen und vornehmen Geſchlechter fehle. Was nämlich die Väter und Söhne vornehmer Geſchlechter lernten, und allein lernen und verſtehen wollten, war, wie man gut zu Pferd ſitzen, zur Jagd und zum Krieg die Waffen führen, und wie man ſich bei Gaſtereien und Trinkgelagen betragen müſſe. Dieß allein gehöre, glaubten ſie, zu ihrem Wohlſtande, und ſie ſchämten ſich nicht wenig, leſen und ſchreiben zu lernen. Gleichwohl beſaßen ſie häufig die Grafenämter, waren Richter und Anführer im Feld, und oft Eigenthümer weitläufiger Bezirke, worin ohne ihr Zuthun die großen Abſichten Karls nie erreicht werden konnten. Der Monarch betrübte ſich daher unausſprechlich, und eines Tages ließ er eine große Anzahl vornehmer Jünglinge zu ſich rufen, ſchilderte ihnen ihre Lebensart, ihre Unwiſſenheit, und ihre Unbrauchbarkeit mit den lebhafteſten Farben, ſtellte ihnen vor, wie er gezwungen ſeyn würde, die erſten Würden und Aemter des Staates an Leute von weit geringerer Herkunft, aber ungleich größerm Verſtande, zu vergeben, und entließ ſie, indem er mit hohem

Ernſt ſagte: „Ich ſchätze darum noch Niemand, weil er reich und hoch von Geburt iſt, wenn er nicht auch ein Mann von Verſtand iſt.“

Dieſer außerordentliche Regent war in ſeinem Privat- und häuslichen Leben nicht weniger außerordentlich. Sein Leben iſt voll der ſchönſten und lehrreichſten Anekdoten und Beiſpiele. Er lebte für ſich äußerſt einfach, trug gewöhnlich eine ganz gemeine Kleidung, ließ ſich auf die Tafel, während welcher die Geſchichten alter Reiche und Könige vorgeleſen wurden, nur vier Speiſen auftragen, und war im Trunke eben ſo mäßig. In ſeinem Pallaſte herrſchte übrigens eine königliche Pracht, und die Fremden zumal, welche er überaus gern geſehen, und von denen ſich unaufhörlich eine große Anzahl verſammelt hat, wurden auf das köſtlichſte bewirthet. Wo er ſelbſt zugegen war, wurde alles voll Leben, Kraft und Thätigkeit. Die ſinnreichſten Gedanken und Geſpräche begeiſterten jeden Anweſenden, und brachten einen gewiſſen Ton von höherm Wohlſtand mit einer anſtändigen Freiheit im Umgange verbunden, in Umlauf. Den Gelehrten und Künſtlern begegnete er überall, und öffentlich mit der größten Achtung, welche nothwendig auf die Wiſſenſchaften und Künſte ſelbſt übergehen mußte. Es wurde an ſeinem

Hofe, und in den Geſellſchaften der Großen, ein Bedürfniß von gelehrten Dingen zu ſprechen (wie ehemals bei den Römern zur Zeit ihrer Größe). Literatur und Kenntniſſe der Kunſt waren Vorzüge und Eigenſchaften, welche ein Mann von Stand nothwendig beſitzen mußte, wenn er am Hofe einige Achtung genießen, ja, wenn er auch nur nach der Mode ſeyn wollte. Karl hatte in ſeinem Pallaſte zu Aachen eine Bibliothek von Handſchriften geſammelt, welche er unter die Anweſenden perſönlich verbreitete. Auf die deutſche Sprache hielt er ſo viel, daß er diejenigen, die an ihn ſchrieben, der geringſten Sprachfehler wegen tadelte, und ſie ihnen gerne im Cirkel der Geſellſchaft auf eine ſcherzhafte und unkränkende Weiſe vorhielt. Wer ſich ſeiner Gunſt beſonders verſichern wollte, mußte im Fache der Literatur irgend eine Geſchicklichkeit gezeigt haben, wodurch er ſich würdig machte, in die Akademie aufgenommen zu werden. In ſeinem Umgange war er überaus höflich, leutſelig und einſchmeichelnd, und er wußte ſein von Natur ernſthaftes Weſen mit einem Blicke voll Huld und Gütigkeit zu mildern, wodurch er ſogleich das Zutrauen derer, die ſich ihm näherten, an ſich zog. Er trug beſtändig eine Schreibtafel bei ſich, und legte ſie bei Nacht ſtets unter ſein Haupt, um ſich alles anzumerken und zu bewahren, was ſein ſcharfſinniger Geiſt ihm eingegeben, und er auszuführen ſich entſchloſſen hatte. Er war äußerſt mitleidig gegen Nothleidende, und voll ſtandhaften zärtlichen Gefühls für ſeine Freunde und Anverwandten, und wurde (was man bei keinem andern Unglücke je an ihm bemerkte) unſäglich traurig über den Verluſt derſelben; ja bei dem Tode einiger ſeiner Kinder weinte er bitterlich. Dieſe liebte er unausſprechlich, und nahm ſie überall mit ſich. Um ſich für ſeine vielen Arbeiten abzuhärten, ritt er täglich ſehr viel, und beſuchte fleißig die Bäder zu Aachen, an denen, ſo wie an der muntern Geſellſchaft ſeiner Freunde, die mit ihm badeten, er das größte Vergnügen fand. Er ſtarb auch zu Aachen im Jahre 814 den 28. Jäner, und im 72ſten Jahre ſeines Alters zur unausſprechlichen Betrübniß ſeiner weitläufigen Reiche, und aller Völker des Erdbodens, die von ſeiner Größe gehört hatten.

Man hat ihn, nach dem damaligen Gebrauche, ungeachtet er erſt Nachmittags um drei Uhr verſchied, noch am nämlichen Tage in einem Gewölbe der von ihm gebauten Mariakirche zu Aachen begraben. Man ſetzte ihn in ſeinem ganzen kaiſerlichen Ornat auf einen prächtigen Thron, umgürtete ihn mit einem goldenen Schwert, und ſetzte ihm eine goldene

Krone auf das Haupt. An das Herz hieng man ihm ein goldenes Kreuz, und in die Hände gab man ihm das Evangelienbuch, das auf ſeinem Schooße zu ruhen kam. Einen goldenen Scepter und Schild nebſt andern Koſtbarkeiten legte man zu ſeinen Füßen. Dann erfüllte man das Gewölb mit einer Menge wohlriechender Sachen, und ſchloß und verſiegelte es.

814 — 1101.

Karls große Anſtalten zerfielen nach ſeinem Hintritte, und ſein Geſchlecht erloſch im Jahre 911; da begannen, indem die neugewählten deutſchen Könige wieder monarchiſch regieren wollten, neue Zerrüttungen, bis endlich im Jahre 1073 der von deutſchen Fürſten unterſtützte, römiſche Hof, und die deutſche Geiſtlichkeit überhaupt, der kaiſerlichen Uebermacht Einhalt that. Dieſer Unternehmung kamen die Kreuzzüge vortrefflich zu ſtatten.

Karl konnte von dem, was er begann, zwar Blüthen und Hoffnungen, aber keine Zeitigung, noch weniger Früchte erleben. Er that indeſſen, was er konnte, um ſeinem Werke eine Dauer zu verſchaffen, und da ſein großer Verſtand fühlte, daß es für jeden andern zu viel gefordert ſey, ſo viele und ungeheuere Länder in Ordnung zu erhalten, ſo theilte er ſein weitſchichtiges Reich, und verordnete, daß die künftigen Regenten ſeine Königreiche zwar jederzeit aus ſeinem Geſchlechte, aber daß aus demſelben von dem Volke jederzeit nur der Würdigſte gewählt werden ſollte. Wohl konnte ihn dieſe Verfügung beruhigen, aber ſie konnte nichts zuſichern.

Unmittelbar nach ihm folgte ein Jahrhundert voll der traurigſten Unruhen, und Zerrüttungen. Seine Söhne und Enkel theilten unter ſich, und nahmen unaufhörlich wieder neue Theilungen vor, von denen eine, welche im Jahre 843 zu Verdün vorgenommen, und vermöge welcher die drei Königreiche, Deutſchland, Frankreich und Italien von einander getrennt worden ſind, vorzüglich berühmt iſt. Das Glück trieb, ſo zu ſagen, einen grauſamen Scherz, als es im Jahre 884 dieſe drei großen Reiche in der Perſon eines karolingiſchen Prinzen, Karls des Dicken, noch einmal auf einige Augenblicke vereinigte. Dieſer Prinz verband mit einem ſchwachen Körper einen eben ſo ſchwachen Geiſt, wovon er in einem Feldzuge wider die Normänner eine Probe ablegte, die ſeinen Untergang befördert hat. Er hatte eine zahlreiche, wohlgerüſtete, und eben ſo muthige Armee, die ſich freudig verſammelt hatte, um wider die Normänner, welche ſich zu Haslov an der Maas verſchanzt hatten, zu ziehen. Der Sieg ſchien gewiß zu ſeyn, als er von den Normännern mit einer großen Summe Geldes, und mit Abtretung eines Theils von Friesland den Frieden erkaufte. Dieß zog ihm die Verachtung aller Nationen zu, und als bald nachher, nämlich im Jahre 887 zu Tribur (einem noch jetzt im darmſtädtiſchen Amte Rüſſelheim zwiſchen Oppenheim und Mainz gelegenen Ort) eine Reichsverſammlung veranſtaltet ward, traten die Stände der damaligen fünf deutſchen Hauptnationen, der Bayern, Franken, Sachſen, Thüringer und Schwaben von ihm ab, und wählten den Herzog von Kärnthen, Arnulph, einen natürlichen Sohn des im Jahre 880 verſtorbenen Königs Karlmann in Bayern. Die franzöſiſche Nation folgte dieſem Beiſpiele, ſo, daß ſeit dieſer Zeit Deutſchland und Frankreich zwei getrennte, unabhängige Reiche geblieben ſind.

Dieſes baldige und erbarmungswürdige Ende nahm der rechtmäßige Stamm des hocherhabenen Geſchlechts der Carolinger. Sie wurden mit einer Art von Wiedervergeltung eben ſo vom Throne herabgeſetzt, wie ihr Urgroßvater Pipin im Jahre 752 denſelben beſtiegen hatte. Karl der Dicke büßte gleichſam für alle. Seine Armuth gieng, bald nach ſeiner Entſetzung, ſo weit, daß es ihm am täglichen Unterhalt, ſein Leben zu friſten, und an einem Obdach mangelte, ſich wider die Thiere des Waldes, und wider die Witterung zu ſchützen. Er bat ſeinen Nachfolger, ihn nicht verhungern zu laſſen, ſtarb aber bald darauf im Jahre 888 den 12. Jäner. In Frankreich erloſch das Geſchlecht vollends mit Ludwig V. im Jahre 987. Auch Arnulph, der Deutſchen König, ſtarb bald, und ihm folgte, unbeerbt, ſein Sohn Ludwig, genannt das Kind, im Jahre 911.

In dieſem wichtigen Zeitpunkte hatte Deutſchland kein Grundgeſetz, keinen Vertrag, was nun weiter geſchehen, und ob, und in wie ferne eine neue Verbindung Platz haben ſollte. Die deutſchen Hauptnationen, zu welchen jetzt auch die Lothringer gekommen waren, gehörten nunmehr in vollkommener Freiheit ſich ſelbſt an. Es ſtand vollkommen in ihrer Willkür, ob ſie neuerdings einen gemeinſchaftlichen König unter ſich wählen, und ob ſie in dieſem Falle denſelben zu ihrem Oberhaupt und Anführer, oder zu ihrem Herrn wählen, und ſich freiwillig zum Dienſt bloßer Statthalter herabſetzen wollten.

An dieſes letztere war bei dem damals täglich wachſenden Vordrang der deutſchen Stände nach Freiheit kaum mehr zu denken. Die deutſchen Stände, geiſtliche und weltliche, waren nunmehr ganz anders, als unter Karl dem Großen, beſtellt. Dieſer kluge Monarch hatte alle große Herzogswürden nebſt den Kammergütern derſelben, an ſich gezogen, und die Verwaltung jeglicher Länder unter eine Menge von Richtern und Verwaltern (Grafen) vertheilt. Die Würden dieſer Grafenämter, ſo wie die, in Rückſicht derſelben, ſtatt Geld, zum Lehen gegebenen Güter, wurden keineswegs erblich, und die ſämmtlichen Stände des Reiches blieben in allem Betracht Unterthanen einer monarchiſchen Gewalt. Unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern änderte ſich hierin ſehr Vieles. Da ſie beſtändig Krieg unter ſich führten, mußten ſie den Ständen oder Freien, in deren Händen die militäriſche Gewalt war, ſchmeicheln, und ihnen für ihre Treue und Kriegsdienſte verſchiedene Freiheiten bewilligen. Sie zogen die mächtigern Stände bei größern Unternehmungen ſogar zu Rath, und im Jahre 851 gaben ſie die feierliche Zuſage von ſich, daß ſie die Stände als wahre Mitgehülfen und Beiwirker in ihren Reichsgeſchäften erkennen wollten. Da Deutſchland verſchiedene, zum Theil neue, Feinde über den Hals bekam, als, nebſt den Normännern und Wenden, die Ungarn oder Magyaren, welche im Jahre 826 aus Nordaſien nach Europa in die Moldau gekommen, bald darauf nach Pannonien, und ſeit 892 bis auf den deutſchen Boden vorgerückt waren; ſo ſtellten ſie an den

Grenzen wieder größere Markgrafen, und in den Provinzen neuerdings Herzoge auf, welche bald fühlten, daß die Könige nicht mehr im Stande wären, ſie nach bloßer Willkür zu behandeln und abzuſetzen. Die Markgrafen und Herzoge befanden ſich, in Rückſicht der mindern Freien, der Grafen und Herren, in eben dem Falle, in welchem ſich die Könige mit ihnen befunden haben. Es lag ihnen ebenfalls alles daran, ſich der Gunſt und Hülfe derſelben zu verſichern, und daher ſagten ſie ihnen, was ſie nur konnten, zu, und erlaubten ihnen, was ſie nur wollten. Die erſte Folge davon war, daß jeder Freie, der bei Mitteln war, auf irgend einer von Natur befeſtigten Anhöhe ein Caſtell erbaute, und ſich daſelbſt als einen gleichſam unabhängigen Herrn betrachtete. Die freilich oft wahrhafte, aber noch öfter vorgeſchützte Nothwendigkeit, daß man ſich wider die plötzlich heranſtreifenden Feinde in Sicherheit ſtellen müſſe, gab dazu den Vorwand. Im Grunde aber war die Folge davon, daß jetzt jeder anfieng, ſich über die Geſetze, und über das Richteramt hinweg zu ſetzen, und ſein Recht mit dem Schwerte in der Fauſt (daher der Urſprung des berüchtigten Fauſtrechtes kam) zu ſuchen. Bei dieſer Verfaſſung wurde Deutſchland, bereits unter den letzten Karolingern, neuerdings ganz kriegeriſch, wild und unbändig. Auch ſelbſt die wenig geachteten Gerichtsſtellen ſtimmten in dieſen Ton, und die Zweikämpfe wurden geſetzmäßig, und bei den geringſten Vorfällen geſtattet.

Nun geſchahen zu Frizlar (einer Stadt am Ederfluß im Kurmainziſchen zwiſchen Niederheſſen und der Grafſchaft Waldeck) zwei Konigswahlen nach einander, als im Jahre 911 die Wahl des rheinfränkiſchen Grafen Conrad I., und, nach deſſen im Jahre 918 erfolgten Tod, die Wahl Herzogs Heinrich I. von Sachſen. Beidesmal ſcheint es, daß die Lothringer, Schwaben und Bayern in die Wahlen nicht mit einſtimmten, weil ſie ſich unmittelbar, nachdem dieſelben geſchehen waren, die gewählten Könige anzuerkennen weigerten, und ſich nur durch den Zwang der Waffen, oder, wie es bei Bayern geſchah, unter guten Bedingniſſen, dazu bequemten.

Hier verdient eine Anſtalt, welche der gutmüthige König Heinrich I. zur Beförderung des geſellſchaftlichen Lebens getroffen hat, eine beſondere Erwähnung. Er beredete nämlich die deutſchen Völker, damit ſie theils wider die Ungarn (welche nachher im Jahre 955 auf dem Lechfelde eine Hauptniederlage erlitten), theils gegen einheimiſche Unruhen geſichert ſeyn möchten, in Geſellſchaften oder

Städte zuſammen zu treten, und er brachte es wirklich dahin, daß jeder neunte freie Mann ſich bequemte, mit ſeinen Knechten dahin zu ziehen. Die Folgen dieſer wohlthätigen Anſtalt, in deren Betracht dieſer Fürſt der Stadterbauer genannt werden ſollte, werden in der Folge ſich zeigen.

Was die Gewalt, welche nunmehr ein deutſcher König über die deutſchen Herzoge und andere Stände ſollte ausüben dürfen, was ferner die Beſetzung und Erblichkeit der großen Reichswürden und Lehen betrifft, ſo war damals nichts feſtgeſetzt, außer daß die deutſchen Länder neuerdings in einer gemeinſamen Verbindung mit einem Oberhaupte ſtehen, und in dieſem Verſtande Lehen von Deutſchland ſeyn ſollten. Uebrigens ſchienen die großen Herzoge zu glauben (wie es denn wirklich in der That ſo war), die neuerdings gewählten Könige hätten kein Recht, ſich einer Gewalt, dergleichen den Karolingern eigen, hergebracht, und angeboren war, anzumaßen, und daher waren ihre Verhältniſſe gegen den König großentheils wie gegenwärtig beſchaffen. Der Herzog von Bayern Arnulph z. B. handelte durchaus wie ein ſelbſtſtändiger, unabhängiger Monarch, nur daß er ſich mit dem Titel eines Herzogs begnügt, anbei ſein Land dem deutſchen Reich zum Lehen aufgetragen, und eine gemeinſchaftliche Verbindung mit Deutſchland anerkannt hat. Hätten ſich die folgenden Kaiſer mit dieſer Verfaſſung, welche für Deutſchland die natürlichſte, und im Grunde die einzig mögliche iſt, begnügt, ſo wären die gefolgten ſchrecklichen Zerrüttungen, die Vergießungen unzähliger Ströme Bluts, und die Barbareien ſo vieler Jahrhunderte nie zum Vorſchein gekommen.

Aber ſo fieng nun der Streit um die Herrſchaft über Menſchen von neuem an. Alle jene herrlichen Anſtalten, welche Karl der Große angelegt, und ſchon deſſen unmittelbare Nachfolger vernachläſſiget hatten, arteten theils aus, theils verfielen ſie gänzlich, und das menſchliche Geſchlecht blieb, in Rückſicht würdiger Bemühungen um ſeine wahre Veredlung, bis tief ins fünfzehnte Jahrhundert weit unter dem, was es ſeyn ſollte. Höchſt wunderbar und ſeltſam iſt indeſſen jener Streit, ſo wie er begonnen, wie ein Auftritt ſich aus dem andern hervorgewälzt, wie jeder ſich allmählig, oft erſt nach einem Umlaufe von vielen Jahrhunderten, wieder entwickelt, und am Ende wieder das urſprüngliche, das heutige, und wie ich eben geſagt habe, das natürlichſte Verhältniß der deutſchen Fürſten unter ſich hergeſtellt hat.

Im Jahre 936 beſtieg Otto, ein Sohn des vorigen Königs, den deutſchen Thron; er beſtieg ihn, wie ſeine letzten vier Vorfahrer, Arnulph, Ludwig das Kind, Konrad und Heinrich durch den freien Beitritt der deutſchen Freien, aber mit einem ausgeſuchten, ungewöhnlichen Pomp. Bei ſeiner feierlichen Krönung zu Aachen erſchienen die drei erſten urſprünglichen Erzbiſchöfe Deutſchlands, nämlich die von Köln, Trier, und Mainz, und der letztere krönte ihn. Hierauf hielt Otto eine öffentliche Tafel, und dabei verrichteten die vier erſten Hauptherzoge Deutſchlands diejenigen Aemter, welche bis jetzt kaiſerliche Reichshofämter geblieben ſind. Der Herzog Arnulph von Bayern erſchien als Marſchall, der Herzog von Lothringen als Kämmerer, der Herzog von Schwaben als Schenk, und der Herzog von Franken als Truchſeß.

Nun dachte Otto, wie er das werden möchte, was einſt Karl der Große war, — Herr von Deutſchland. Er mußte dem zu Folge die deutſchen Herzoge und andere Stände neuerdings unterdrücken, und ihnen nehmen, was ſie eben zu beſitzen angefangen hatten. So gieng er es an. Er ſah, wie die Geiſtlichen unter den Karolingern, und ſeit deren Zeiten, vorgerückt waren. Dieſes Vorrücken war ganz natürlich. Die Geiſtlichen waren, als die vorzüglich und faſt einzig brauchbaren

Männer, von jeher die erſten Miniſter, die Kanzler, die Geſandten, und ſogar die Generale der Könige; ſohin mußten ſie nothwendig auf den Gedanken verfallen, daß ſie zu gut, und zu vornehm wären, um noch Untergebene fürſtlicher und gräflicher Statthalter, deren Beförderer ſie meiſtens wa[illegible]u ſeyn. Die Könige machten ſie daher häufig unmittelbar, und verliehen ihnen dabei verſchiedene, dahin geeignete Freiheiten, als das Münzrecht, Zollrecht, die Marktgerechtigkeit u. dgl. Otto ſah bald, wie nützlich ihm die Geiſtlichen werden könnten, wenn er ſie noch mächtiger machen, und dann zur Bezähmung der weltlichen Fürſten gebrauchen würde. Er handelte demnach ohne weiters, als wenn er ſchon Herr von Deutſchland wäre, und verſchenkte an Biſchöfe und Prälaten ganze Grafſchaften und Herzogthümer. So ſahen die deutſchen Herzoge und Fürſten in der Mitte ihrer Staaten plötzlich neue Staaten entſtehen. Er beſetzte dabei die erſten deutſchen Länder mit ſeinen Anverwandten, zog die Kammergüter der ehemaligen Herzoge zum Eigenthume und Genuſſe ſeiner Perſon ein, und ſetzte in jeder Provinz, vorzüglich in Lothringen, Sachſen, Schwaben und Bayern eigene königliche Richter (dergleichen ſchon ehemals am Hofe der Karolinger aufgeſtellt waren) oder Pfalzgrafen ein, welche die von der Gerichtsbarkeit der Herzoge befreiten Stände richten, und die jetzt königlichen Kammergüter verwalten ſollten. Jeder Neueingeſetzte ſuchte ſich im Beſitze der ihm zugetheilten Vorrechte und Würden zu erhalten, und ſo hatte er ſeine ungeheuere Abſicht ſchnell und meiſtens glücklich durchgeſetzt, als er ſich neuerdings in eine Unternehmung einließ, welche die unglücklichſten Folgen für Deutſchland hatte, indem es darüber durch viele Jahrhunderte ſeine eigene Kultur vergeſſen, und, ohne allen Nutzen, ſeine beſten Kräfte und Völker verſchwendet hat. Otto wollte in allen Dingen den Karolingern gleich, ſohin auch Herr und Erbe von Italien (das im Jahre 887 eigene Regenten bekommen hatte) ſeyn. Es gelang ihm auch wirklich, und im Jahre 961 wurde er zu Mailand von dem dortigen Erzbiſchofe mit der longobardiſchen eiſernen Krone, und ein Jahr darauf zu Rom von Pabſt Johann XII. mit der goldenen Krone zum römiſchen Kaiſer gekrönt; allein Italien wollte ſich in dieſe neue Unterwürfigkeit (vermöge welcher daſſelbe kein mit dem deutſchen Reiche vereinigtes Land, ſondern mehr ein Kammergut des Kaiſers geworden war) nicht fügen. Otto mußte mehr als einmal hinziehen, und zum Nachtheile Deutſchlands, wo er doch eigentlich zu Hauſe war, mehrere Jahre daſelbſt verweilen. Seinen Söhnen und Nachfolgern gieng es nicht beſſer, und noch war daſelbſt nichts auf einem dauerhaften Fuß, als dieſer Kaiſerſtamm ſächſiſcher Abkunft mit Kaiſer Heinrich II. im Jahre 1024 gänzlich erloſch.

Hierauf kamen alle Freien der deutſchen Hauptländer neuerdings auf einer großen Ebene zwiſchen Mainz und Worms zuſammen, und wählten den Herzog von Rheinfranken, Conrad II. An eine Aenderung der deutſchen Verfaſſung war hiebei nicht zu denken, da derſelben ſelbſt die damaligen mächtigſten Fürſten ihre Erhebung zu danken hatten. Die erſten Kaiſer aus dem Hauſe Franken hielten demnach das Werk ihrer Vorfahrer für vollendet. Sie ſchalteten mit den deutſchen Herzogthümern nach Belieben, ſetzten die Herzoge, wie es ihnen gefiel, ein und ab, und beſetzten deren Stellen mit ſolchen Perſonen, die ihnen angenehm waren. Da ſie nun auch die geiſtlichen Stellen ebenfalls nur an ſolche Perſonen, von deren Ergebenheit ſie ſich ehe überzeugt hatten, vergaben, ſo bekam es das Anſehen, als dürften ſie die Einrichtung nur fortſetzen, um auf ewige Zeiten unumſchränkte Herren von Deutſchland zu bleiben.

Dieſe Uebermacht, bei welcher die Kaiſer mehr vermochten, als die Geſetze, wurde den geraden Deutſchen, die wohl dem Geſetze gehorchen, aber vor keinem uneingeſchränkten Herrn ſich ſchmiegen können, bald unerträglich. Selbſt die Günſtlinge der Kaiſer fühlten, ſobald ſie eine große Würde erhalten hatten, das Joch, und wurden anderer Geſinnung. Es mußte nothwendig höchſt unangenehm ſeyn, ſich ſtets in einer ſo unſichern Lage zu befinden, daß man alle Augenblicke und bei dem geringſten Verſehen von der Höhe ſeiner Würde herabgeſtürzt werden konnte. Nun trug ſichs zu, daß, als im Jahre 1056 Kaiſer Heinrich III. mit Tod abgieng, deſſen Sohn und bereits erklärter Kaiſer Heinrich IV. erſt ſechs Jahre alt war. Die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln bemächtigten ſich, mit Beiziehung des Herzogs Otto von Bayern, der Vormundſchaft des unmündigen Heinrich, ſo wie der Verwaltung des Reichs. Bei dieſer Gelegenheit vergaßen ſie nicht, ſich verſchiedener Gerechtſame zu verſichern, und andere Reichsſtände ahmten ihr Beiſpiel mit ſolcher Inſtändigkeit nach, daß darüber beinahe alle wechſelſeitige Verbindung unter ihnen ſelbſt aufgehört, und daß das Fauſtrecht hauptſächlich jetzt tiefe und ausgebreitete Wurzeln gefaßt hat. Wie nun Kaiſer Heinrich IV. das geſetzmäßige Alter erreichte, und den Thron perſönlich beſtieg, hätten ſämmtliche deutſche Fürſten und Biſchöfe die vorige Obermacht, die von keinen Verhältniſſen der Stände gegen den Kaiſer wiſſen wollte, wieder erfahren ſollen, und ſie erfuhren dieſelbe zum Theil wirklich; allein ſie waren hierüber bereits eines Sinnes, und es ſchien jetzt nur noch an einem Anführer, deſſen Kühnheit ſie mit vereinigten Kräften unterſtützen könnten, zu fehlen.

Dieſer kühne Anführer erſchien im J. 1073 in der Perſon Pabſt Gregors VII., eines Mannes von überaus ſtrengem Lebenswandel, und den größten Geiſtesgaben, den man nachmals zu hart beurtheilte, weil er die Bahn, auf welcher er auftrat, nicht erſt angelegt, ſondern bloß, wie er ſie bereits angelegt fand, der Erſte betreten hatte. Schon Karl der Große nämlich hatte dazu ſehr Vieles beigetragen. Er hatte die berühmten Send- oder Sittengerichte eingeführt, welchen zu Folge die Biſchöfe alle Jahre zweimal über die Sittlichkeit der Unterthanen Gericht halten, der weltliche Arm aber ihre Urtheile vollziehen mußte, wodurch man die allgemeine Meinung, als ſey die weltliche Macht der geiſtlichen untergeordnet, entſtanden iſt. Von jener Salbung, welche der König Pipin an ſich vornehmen, und jeder nachfolgende Kaiſer an ſich wiederholen ließ, entſtand nicht weniger die Meinung, daß ſie eine Beſtätigung der Kaiſer ſey, woraus man folgerte, daß demjenigen, dem die Gewalt zu beſtätigen obliegt, nothwendig das Recht, die Würdigkeit deſſen, der beſtätigt werden ſollte, zu prüfen obliegen müſſe. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts erſchien vollends die berüchtigte Sammlung der falſchen Dekretalen, oder erdichteter päbſtlicher Decrete, worin die Macht des Pabſtes über alles Irdiſche erhoben wurde. Niemand beſaß ſo viele Kenntniſſe, um das Ungereimte und Falſche dieſer Briefe zu entlarven, und die Grundſätze derſelben wurden ungeſcheut in den öffentlichen Schulen aufgeſtellt und gelehrt, und was noch weit ſeltſamer iſt, von den Kaiſern, welche ganz wohl darum wußten, aus der Urſache nicht geahndet, weil die ihnen bis dahin eigene Macht, Biſchöfe, ja Päbſte aufzuſtellen, noch nicht gehemmt worden war. Noch der Kaiſer Heinrich III. (der Vater Heinrichs IV.) beſetzte die Biſchofsſtellen, wo dann häufig große Ungebühren mit unterliefen, nach Willkür; ja er ließ ſich ſogar beigehen, drei Biſchöfe, und was die Römer vorzüglich ſchmerzte, deutſche Biſchöfe, von Bamberg, Brixen und Eichſtädt auf den päbſtlichen Stuhl zu erheben. Dieß mißfiel dem Pabſt Gregor VII. auf das äußerſte, und im Jahre 1075 verordnete er, daß von nun an kein Biſchof oder Abt vom Kaiſer mit dem Stab und Ring belehnt, oder inveſtirt werden ſollte. Da der Kaiſer Heinrich IV. anfangs ſich wenig um eine ſolche Verordnung bekümmerte, befahl er ihm, in Perſon nach Rom zu kommen; und da er nicht kam, unterſagte ihm Pabſt Gregor VII. die Regierung des deutſchen und italieniſchen Reiches, ſprach alle Unterthanen von dem Eide der Treue los, und befahl den deutſchen Ständen, einen neuen Kaiſer zu wählen. Es war ein unerhörter und entſetzlicher Ausſpruch; er geſchah zu Rom im Jahre 1076, und hatte die große Abſicht, nicht nur den päbſtlichen Stuhl und alle Biſchöfe und Erzbiſchöfe, ſondern überhaupt die geſammte Geiſtlichkeit der chriſtlichen Welt von aller Abhängigkeit vom Kaiſer und den weltlichen Mächten los zu machen, und entgegen den weltlichen Stand mit allen chriſtlichen Thronen, Herren und Unterthanen in völlige Unterwürfigkeit unter die geiſtliche Gewalt zu ſetzen.

Es hieng nun von den deutſchen Ständen ab, welche Wirkung dieſer Ausſpruch erhalten ſollte. Man fühlte in Deutſchland wohl das Neue und Ungeheuere dieſer geiſtlichen Macht; man fühlte aber noch ſtärker den Druck der kaiſerlichen Uebermacht; und wenn man doch einen Herrn haben müßte, ſo hielt man es für beſſer, denſelben in der Ferne, als in der Nähe zu haben. Eine überwiegende Parthei deutſcher Reichsfürſten, worunter die Herzoge von Bayern und Sachſen die vornehmſten waren, traten aus Privatabſichten auf die päbſtliche Seite, und der Kaiſer Heinrich IV. mußte ſich, um Kaiſer zu bleiben, die grauſamſte aller Demüthigungen gefallen laſſen. Drei Tage nach einander ſtand er in einem Bußkleide, das iſt, in einem wollenen Hemd und mit bloßen Füßen in dem Vorhofe zu Kanoſſa (einem der berühmten Markgräfinn Mathilde angehörigen Schloſſe im Reggianiſchen) bis ihm

Gregor VII. die Ausſöhnung verſprach, wiewohl damals noch nicht gewährte.

Den nunmehrigen Unternehmungen des römiſchen Hofes kamen viele Umſtände, vorzüglich aber die Kreuzzüge, eine beinahe unglaubliche Erſcheinung zu ſtatten. Wallfahrten nach den Orten, welche wegen des Aufenthaltes heiliger Perſonen, oder wegen Wunderthaten berühmt geweſen, waren ſchon ſeit langer Zeit eine allgemeine Gewohnheit, und ſeit der Zeit des Kaiſers Konſtantin, und ſeit der Erfindung des Kreuzes wanderten die Chriſten vorzüglich nach Paläſtina, wo Chriſtus ſichtbar gelebt und gelitten, um dann zu Bethlehem, Nazareth und Jeruſalem ihre Andacht verrichten zu können. Die Araber, in deren Händen dieſe Ländereien waren, nahmen die Pilgrime, von denen ſie großen Nutzen zogen, freundlich auf; aber im Jahre 1074 waren die Türken vom kaspiſchen Meere nach Kleinaſien gekommen; ſie hatten ſich binnen fünf Jahren der heiligen Länder bemächtigt, und die Pilgrime, von denen ſie ſich keine guten Begriffe machten, häufig mißhandelt. Dieſe klagten darüber in der ganzen Chriſtenheit, und riefen alle Welt um ſchleunigen Beiſtand an. Pabſt Gregor nahm ſich der Sache ſogleich ſehr eifrig an, und ſein ſcharfſinniger Geiſt überſah alle die Vortheile, welche ihm daraus nothwendig zugehen müßten. Er konnte ſich nämlich nicht nur Hoffnung machen, daß, wenn die Europäer Meiſter des Orients würden, die orientaliſche Kirche neuerdings mit der abendländiſchen vereiniget werden, ſondern auch, daß er, nachdem er der Ausſchreiber und Anordner dieſer heiligen Kriege wäre, eben darum auch, ohne ferneren Widerſpruch, der Herr und Regierer aller chriſtlichen Potentaten ſeyn und verbleiben, und daß endlich die gefährliche Uebermacht dieſer letztern nothwenig geſchwächt werden müßte. Gregor VII. ſtarb im Jahre 1085, ohne das Werk zu Stand gebracht zu haben; allein ſein Nachfolger, Urban II., führte es deſto glücklicher aus, und auf dem Concilium zu Clermont in Frankreich kam im Jahre 1095 durch die Vorbereitung eines franzöſiſchen Eremitens, Peter, von Amiens gebürtig, die Ausführung der Kreuzzüge wirklich zu Stand. Dieſer Peter brachte nicht nur ein klägliches Schreiben des Patriarchen von Jeruſalem mit, ſondern verſicherte dabei, daß zu Jeruſalem Chriſtus ſelbſt mündlich mit ihm geſprochen, und ihm befohlen habe, dem Pabſt zu bedeuten, daß dieſer zur Eroberung des h. Grabes die ganze Chriſtenheit auffordern, dagegen aber das Himmelreich empfangen ſollte. Alle Welt glaubte daran, oder (denn die Sache war der damaligen Zeit zu angemeſſen) wollte daran glauben. Es gab damals, bei einem allgemeinen Mangel an einer guten Polizeiordnung, häufig allgemeine Hungersnöthen und Seuchen, welche die Menſchen zu Tauſenden hinrafften; dieſe und ähnliche Drangſale, nebſt den ewigen Fehden hatten ſchon um die Mitte des zehnten Jahrhunderts allgemein den Glauben verbreitet, daß der jüngſte Tag nicht mehr ferne, ja daß derſelbe wirklich im Anzuge ſey. Man bildete ſich ein, verſchiedene ſchreckliche Zeichen, Schwerter, feuerige Streitroſſe u. dgl. am Firmamente, und alle Elemente verändert zu ſehen. Die Adeligen verſchenkten häufig für die Löſung ihrer Seele, ihre Güter an Klöſter, mit der Vorausſetzung in ihren Stiftsbriefen: „Da nunmehr das Ende der Welt naht, und da verſchiedene Landplagen und Gerichte, als Zeichen ſeiner Annäherung, ſich offenbar zeigen" u. ſ. w. Das ganze abendländiſche Europa wurde wie in ſeinem Innerſten aufgelöſt. Fürſten und Biſchöfe, Aebte, Pfarrer, Mönche, Nonnen, Bürger und Bauern verließen ihre Staaten, Gemeinden, Klöſter, Städte und Felder, hefteten auf ihre Schulter ein Kreuz, und umgürteten ſich mit einem Schwert. Die heiligſten Verbindungen galten nichts mehr, und jedem ſtand frei, mitzuwandern, wann, und mit wem er wollte. Die deutſchen Fürſten nahmen indeſſen erſt dann einen recht ernſtlichen Antheil, als ſie hörten, daß im Jahre 1099 unter Anführung des Herzogs Gottfried von Niederlothringen und anderer, die Franzoſen Jeruſalem eingenommen, und die glänzendſten Thaten verrichtet hatten. So unternahm im Jahre 1101 Herzog Welf I. von Bayern mit dem Herzog Wilhelm von Aquitanien, an der Spitze von hundert und ſechzigtauſend Mann einen Zug zum heiligen Grab. Eine Menge großer Fürſten und Herren, Helden und Heldinnen, worunter ſich die verwittibte Markgräſinn Itha, Mutter des Markgrafen Leopold von Oeſterreich, und zwar dieſe letztere mit einem zahlreichen Gefolg von Frauenzimmern befand, machten dieſen Zug mit, bei deſſen Anblick niemand errathen haben würde, was die eigentliche Abſicht deſſelben ſeyn möchte. Es war keine Armee, und auch keine Wallfahrt friedlicher Pilgrime. Man ſah Kriegswerkzeuge, aber auch Hausgeräthſchaften, die zur bloßen Bequemlichkeit dienten. Man hörte Trompeten und Waffengeklirr, Schalmeien und Flöten, und Töne ſanfter Stimmen, ſah ganze Schwärme von Poſſenreiſſern und Gauklern, welche zur Kurzweil mitzogen, und das Ganze glich mehr einem feierlichen Jahrmarkt, als einer ernſthaften Unternehmung. Die Großen führten ſogar ihre Jagd- und Fiſchgeräthe, Hunde und Falken mit; wohnten unter den prächtigſten mit Gold durchwirkten Gezelten, und das Frauenzimmer zumal vergaß Himmel und Erde vor dem mächtigen Selbſtwohlgefallen, wenn es mit einem hochfliegenden Federbuſch geziert auf einem prächtigen Zelter durch die Reihen des gaffenden Volkes ritt. Das beſagte Heer kam um die Zeit des Oſterfeſtes zu Nikomedien an, und der alte griechiſche Kaiſer Alexius empfieng es, dem Anſehen nach, mit vieler Freundlichkeit, und gab ihm ſogar Leute zur Begleitung mit. Die Kreuzzüger aber verſchmähten aus Stolz den ſichern und bequemern Weg, und zogen über die Gebirge. Nach unſäglichen Beſchwerniſſen erreichten ſie endlich die ſchönen Ebenen von Paphlagonien, erblickten aber zu gleicher Zeit ein wohlgerüſtetes Heer von zweimalhundert tauſend Türken. Die große Uebermacht deſſelben wäre gleichwohl noch lange nicht das Schlimmſte geweſen, wenn jene mit vereinigten Kräften und Geſinnungen Widerſtand gethan hätten; aber ſo wie jeder Fürſt ſeinen eigenen Haufen anführte, hatte auch jeder ſeine eigenen Plane und Privatabſichten, und keiner wollte dem andern etwas nachgeben. Die Türken griffen an dem Tag, wo dieſe Fürſten einzeln fortrückten, einen Haufen nach dem andern an, und mezelten alles, was ſie erreichen konnten, nieder. Diejenigen, welche im chriſtlichen Heere dieſer Niederlage in der Ferne zuſahen, geriethen darüber in einen ſolchen Schrecken, daß ſie rottenweiſe davon lieſen, ohne des Geſchreies ihrer Weiber und Kinder zu achten. Die Türken kamen endlich ins Lager, wie zur Hochzeit, hieben die wenigen Männer, die noch einigen Widerſtand thun wollten, nieder, und bemächtigten ſich der Frauenzimmer mit allem Reichthum des Lagers. Die Markgräfinn Itha wurde einem Baſſa zu Theil, und wurde deſſen Gemahlinn, und Mutter des Sultans von Alepp und Muſſul, Emad-Edding-Zenghi.

An dieſem Tage verlor das Heer der Chriſten hundert tauſend Mann. Wenige retteten ſich nach Konſtantinopel, und kaum tauſend kamen wieder nach Deutſchland zurück. Selbſt der Herzog Welf von Bayern entkam mit genauer Noth, und ſchiffte unter einer gemeinen Kleidung von Antiochia nach Jeruſalem, fand aber nachher zu Paphos auf der Inſel Cypern ſein Grab.

Und dieß war überhaupt das Schickſal dieſer Züge, deren fünf vom Jahre 1096 bis 1249 beſonders merkwürdig ſind. Die chriſtliche Weisheit, und die geſunde Vernunft entwarfen ſie nicht, und die Klugheit ordnete ſie nicht. Sie bleiben uns ein Denkmal der Erfahrung, wozu ganze Menſchenalter zu bringen ſind, wenn eine grobe Unwiſſenheit, wodurch rohe Einfälle und wilde Begierden gezeugt werden, überhand nehmen. Dieſe Züge nach dem Orient waren eben ſo, wie jene nach Italien, ganz ohne Nutzen für Deutſchland;

ſie koſteten Deutſchland vielmehr ſeine edelſten Geſchlechter, und unzählige Menſchen. Nach dem Orient allein ſind in weniger als zweihundert Jahren viele Millionen, von denen wenige zurückkamen, gewandert.

1101 — 1269.

Und nun gieng in Deutſchland ſtatt der monarchiſchen Gewalt der Kaiſer die alte freie Grundverfaſſung, wo allein das Geſetz herrſcht, allmählig wieder hervor. Auch das Anſehen der deutſchen Stände bekam Verhältniſſe; der größere Adel ſchloß ſich bei Turnieren und geiſtl. Stiftern in einen Stand. Entſtehung der Kurfürſten u. ſ. w.

Wir kommen nun zu einem der ſchönſten und blühendſten Zeitalter Deutſchlands, zum Zeitalter der Kaiſer von dem Geſchlechte der Hohenſtauffer aus Schwaben. Während dieß Geſchlecht regierte, trat die alte deutſche Freiheit, die alte deutſche Grundverfaſſung, wo allein das Geſetz herrſcht, allmählig wieder hervor. Der römiſche Hof ſuchte (wie oben vorkam) ſein Syſtem fort, und der Kaiſer Heinrich V., mit welchem im Jahre 1125 das fränkiſche Kaiſergeſchlecht abſtarb, mußte ſich mit Pabſt Calixt II. auf einem Reichstage zu Worms im Jahre 1122 zu einem Vergleich (Concordat) verſtehen, vermöge welchem der Kaiſer für ewige Zeiten dem Recht, hohe geiſtliche Pfründen oder Bisthümer zu beſetzen, entſagte, und ſich allein die Macht vorbehielt, die Biſchöfe mit ihren weltlichen Gütern, als welche urſprüngliche Reichslehen waren, zu inveſtiren, auch bei der Wahl derſelben in Perſon oder durch einen Abgeordneten gegenwärtig zu ſeyn, und im Falle, daß ſich die Wählenden nicht vereinigen könnten, dem beſten Theil nach dem Rath der Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſeinen Beifall zu geben. Er entſagte dabei aller Oberherrlichkeit über die Ländereien des päbſtlichen Stuhls, und legte ſohin einen der beträchtlichſten Theile der bisherigen kaiſerlichen Gerechtſame in die Hände des Pabſtes.

Seit der Zeit wurde eine andere höchſt ſeltſame Lehre allgemein herrſchend. Sie beſtand darin, daß die Völker des ganzen Erdkreiſes unter zwei Oberhäuptern ſtehen ſollten, dem Pabſt und dem Kaiſer. Dieſer ſollte der weltliche Beherrſcher, oder vielmehr nur der Verwalter der Länder, der Pabſt aber der Vormünder und unumſchränkte Herr jenes Beherrſchers ſeyn. Dieſe Lehre wurde vorzüglich in Italien auf der Schule zu Bologna, und andern, ans Tageslicht gebracht, wo man von den Kaiſern von jeher keine andern Begriffe und Erfahrungen hatte, als daß ſie uneingeſchränkte Herren wären, wie ſie dieß dann auch in Italien wirklich waren. In Frankreich, vorzüglich zu Paris, erhob man die monarchiſche Gewalt des Kaiſers bis an den Himmel, und Kaiſer und Pabſt unterſtützten dieſe Grundſätze. Wer bei einem Domſtift eine Präbende, oder ſonſt eine fette Stelle erhalten wollte, mußte zu Paris oder Bologna ſtudirt haben.

Bei dieſer Beſchaffenheit ſollte man glauben, die deutſchen Fürſten, Biſchöfe und Stände müßten neuerdings in einen Zuſtand von ſclaviſcher Abhängigkeit niedergedrückt worden ſeyn; aber nichts weniger; vielmehr dienten gerade die ungeheuern Abſichten der Päbſte und Kaiſer dazu, dem deutſchen Reiche die alte Freiheit zu erkämpfen. Dieſe Entwicklung war dabei gar keine unvermuthete, ſondern eine ſolche Begebenheit, welche aus der Lage der Sache nothwendig hervorgehen mußte.

Der päpſtliche Hof nämlich fieng nach dem Abgange des fränkiſchen Kaiſergeſchlechtes die folgenden Kaiſer ordentlich zu beſtätigen an. Bei der Wahl (nach dem Hintritte des Kaiſers Heinrich V.), im Jahre 1125, wobei Lothar von Suplinburg und Querfurt gewählt wurde, behauptete ein päbſtlicher Legat nicht nur den größten Einfluß, ſondern er beſtätigte auch den neuen Kaiſer. Dieſer hieng demnach ganz vom römiſchen Hofe ab. That er etwas, das dieſem mißfiel, ſo wurde er mit dem Bann belegt, und aller ſeiner Länder und Würden entſetzt.

Die Kaiſer befanden ſich dem zu Folge in einer ewigen Verlegenheit, und nichts war vollends für ſie peinlicher, als die Ungewißheit, ob die deutſchen Fürſten, Biſchöfe und Stände auf dieſen oder jenen Fall ſie unterſtützen würden. Sie mußten ſich demnach den Beiſtand der deutſchen Fürſten erkaufen, und ſich alles gefallen laſſen, was ſich dieſe, unter dem Titel ehemaliger Gerechtſame, herausnahmen. Schon die Kaiſer Heinrich IV. und V. bewilligten Vieles, und zumal mußte dieſer letztere auf dem Reichstage zu Tribur im Jahre 1119 alles, was er den Reichsſtänden abgenommen hatte, herausgeben, und ihnen überdieß alle ihre Rechte und Beſitzungen, unter was immer für einem Titel ſie ſich dieſelben zugeeignet haben mochten, beſtätigen. Die Namen der Gaue verloren ſich, und dafür wurden zu Ausgang des 11ten und 12ten Jahrhunderts die, meiſtens von Stammgütern geſchöpften, Namen der Geſchlechter gehört, und der Beſitz gräflicher und herzoglicher Würden, nebſt den mit denſelben verbundenen reichslehenbaren Gütern, wurde erblich. Unter den obengenannten letztern Kaiſern aus dem fränkiſchen Geſchlecht kam es dahin, daß alle öffentliche Reichsangelegenheiten nur in Beiſeyn und mit Beiziehung der Stände geſchlichtet, daß die großen Reichswürden und Lehen nur mit ihrer Bewilligung vergeben, und daß ohne ihren Beitritt kein Reichsſtand zum Range eines Reichsfürſten erhoben werden konnte. Bei jeder neuen Verlegenheit, und bei jeder neuen Wahl der Kaiſer wurde neuerdings capitulirt, und im Jahre 1220 ließen ſich vom Kaiſer Friedrich II. erſt die unmittelbaren geiſtlichen, und bald darauf im Jahre 1232 von eben demſelben die weltlichen Stände alle ihre hergebrachten und erworbenen Rechte, wodurch ſie in ihren Ländern freie und wahre Landesherren bereits ſchon vorher geweſen, oder zum Theil nunmehr geworden ſind, durch feierliche Urkunden beſtätigen.

Aber mit dieſen unmittelbaren Ständen ſelbſt iſt überdieß, und war zum Theil ſchon um dieſe Zeit noch eine andere, nicht weniger wichtige, und an ſich ungleich ſeltſamere Veränderung vorgegangen. Einſt war ein jeder freie Mann eben darum auch ein adeliger Mann, und nur größere und kleinere Habſchaften und Eigenthümer machten einen zufälligen Unterſchied. Die Anzahl der Adeligen war daher unermeßlich zahlreich, und der größere Theil war in eben dem Verhältniſſe arm. Sie ſaßen ſchaarenweiſe auf den Dörfern, und hielten ſich für unendlich glücklich, wenn ſich ihr Vermögen ſo weit erſtreckte, daß ſie ſich ein Pferd halten, und ſohin bei einer Fehde ſich brauchen laſſen, und ſich verdingen konnten. Dieß leztere wurde ſchon unter den Karolingern, wo das Fauſtrecht einriß, häufig Mode, und im 10ten, 11ten, und zumal im 12ten Jahrhundert kam die Sache noch viel weiter. Damals trugen faſt alle jene Familien, welche nicht mächtig genug waren, um einem mächtigen Nachbarn, falls er ſie befehden und ausrauben wollte, zu widerſtehen, ihr Hab und Gut, und gewöhnlich auch ihren Leib, einem reichen, anſehnlichen und mächtigen Hauſe, oder einem Biſchof oder Abt zum Lehen auf, oder ſie ſchenkten ihm dieſelben gar, mit der Bedingniß, daß er ihnen das Nothwendige reichen, und ſie in Schutz nehmen ſollte. Auf dieſe Weiſe wurden faſt alle geringere Geſchlechter dienſtmänniſch, und entgegen wurden die reichern und größern täglich mächtiger und größer. Dieß wurden dieſe noch mehr, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und nachher, eine unglaubliche Anzahl adeliger, fürſtlicher, gräflicher und dynaſtiſcher Häuſer ausgeſtorben, und die Güter derſelben, als ehemalige urſprüngliche landesherrliche Lehen, von den Herzogen und Biſchöfen, als nunmehrigen Landesherren, zu ihrer Kammer eingezogen worden ſind. Von nun an betrachteten ſich dieſe Landesherren als vollkommene Herren aller mindern Freien, die in ihrem Lande zugegen, und zum Körper deſſelben von jeher gezählt worden waren. Nur ſehr wenigen Freien glückte es, ſich wider die Flut der allgemeinen neuen Botmäßigkeit in der alten Freiheit zu erhalten, und dieſe allein fuhren fort, nur dem Kaiſer zu huldigen, und in ihrem, auch noch ſo kleinen Gebiete, Herren, und unmittelbare Reichsſtände zu ſeyn, indeſſen alle übrige in eine Art von minderm Adel zurückgetreten, und fürſtliche Landſaſſen oder Landſtände geworden ſind. So viele Erzbiſchöfe, Biſchöfe, und andere unmittelbare Prälaten, ſo viele Herzoge, Pfalzgrafen, Markgrafen, Grafen, unmittelbare begüterte Edelleute waren, ſo viele neue, in ihren Ländern unabhängige Landesherren waren jetzt wieder, die unter einem gewählten Oberhaupte durch ein gemeinſchaftliches Band in Dingen, welche das Reich oder perſönliche Händel betreffen, zuſammenhiengen. Alle Uebermacht, welche durch Mißbrauch gefährlich und ſchädlich hätte werden können, wurde gefürchtet, wie dann vorzüglich in dieſer nämlichen Rückſicht der Sturz des berühmten Herzogs von Bayern und Sachſen, Heinrichs, des Löwen 1179, erfolgt iſt.

Noch auffallender war ein anderer Schritt des höhern Adels. Es waren von jeher, wie bei allen Völkern, ſo auch bei den Deutſchen, feierliche Streit- und Wettkämpfe üblich, bei welchen ein jeder freie Mann, er möchte nun bei großem oder geringem Vermögen ſeyn, nach Belieben erſchien; aber nun um die Mitte des 11ten Jahrhunderts bekam der reichere Adel den Einfall, dieſen Spielen eine neue Einrichtung zu geben, und künftig allein ſolchen Freien, deren Vorältern ſchon vor langer Zeit im Beſitze eines großen Vermögens oder einer verhältnißmäßigen Würde ſtanden, den Zutritt zu geſtatten. Sie ſetzten wirklich durch, und der jetzt unterdrückte Stand der Freien blieb fortan von dieſen Spielen, welche von der Zeit an den Namen Turnier erhielten, ausgeſchloſſen. Dazu kam noch ein ähnliches Verfahren mit den Chor- und Domſtiftern. Da dieſe, und noch mehr die biſchöflichen Pfründen ſehr beträchtlich waren, ſo bewarben ſich nicht nur die Söhne der edelſten Geſchlechter um ſolche Stellen, ſondern dieſe vereinigten ſich noch wider die mindern, oder (wie ſie damals genannt wurden) bürgerlichen Freien, und machten Stiftsgeſetze, vermöge welchen niemand, als nur Adelige mit vier Ahnen in Domſtifte aufgenommen, und ſodann zu Biſchöfen und Reichsfürſten befähigt und gewählt werden konnten, ſo daß Bisthümer und Domherrenſtellen nunmehr als Stiftungen, welche zum Vortheile des höhern Adels errichtet, und den Söhnen derſelben zur Verſorgung dienen ſollten, angeſehen wurden. Zu gleicher Zeit wurden verſchiedene Ritterorden mit den nämlichen Einſchränkungen errichtet, ſo daß endlich die Abſonderung der höchſten und hohen von den Geringern Freien ihre gänzliche Vollendung erhalten, und die neue Erfindung des Ahnen- oder Geburtsadels geſetzmäßig eingeführt, ſohin dieſer bis dieſen Tag ein beſonderer abgeſonderter Stand geblieben iſt.

Der höchſte Adel bekam noch durch die Feſtſetzung der bereits von jeher ausgeübten, höchſten Reichswürden einen beſondern Glanz. So gieng endlich das Recht, einen Kaiſer zu wählen, auf ſieben große Fürſten, welche bei der Wahl des Richards von Kornwall 1257 genannt werden, über. Dieſe waren die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe zu Mainz, Cöln und Trier, dann vier weltliche Kurfürſten, nämlich der König von Böhmen als Erzſchenk, der Herzog von Bayern (welcher damals auch bereits die Würde eines Pfalzgrafen am Rhein beſaß) als Erztruchſeß, der Herzog aus Sachſen als Erzmarſchall, und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer.

So wie ſich nun durch dieſe ſämmtlichen Ereigniſſe ſehr zahlreiche neue Höfe bildeten, nahm auch die Bildung des geſellſchaftlichen Lebens einen höhern Schwung. Die Deutſchen hatten an den orientaliſchen Höfen, welche ſie auf ihren Kreuzzügen beſuchten, eine Pracht und Herrlichkeit, von welcher ſie bis dahin nichts ahneten, kennen gelernt; ſie hatten in Italien, und zumal in Griechenland, einigen Geſchmack für Künſte und Wiſſenſchaften, und einiges Gefühl für den Ruhm erhalten, geſchickte Leute, die ſich in der Kunſt oder Gelehrſamkeit hervor thaten, an ihre Höfe zu ziehen. Die Baukunſt erwarb ſich zumal unter den Künſten eine beſondere Achtung, und die Domkirchen, welche in dieſem Zeitalter erbaut wurden, ſind Zeugen, wo nicht vom beſten Geſchmack, doch von einem beſondern Streben nach Würde und Größe. Dieſe bildenden Beſchäftigungen ſowohl, als der Umgang mit Fremden auf ihren Reiſen, wo ſie Gelegenheit hatten, ihre eigenen Sitten mit dem edleren Betragen anderer Nationen oder Familien von Stand und Erziehung zu vergleichen, hatten auf ihre Gemüths- und Lebensart den wohlthätigſten Einfluß. Sie verloren allmählig das Steife, Rauhe und Plumpe in ihrem Betragen, und wurden entgegen mit den anmuthigen Tugenden der Geſelligkeit, des Wohlſtandes und ſanfterer Freuden und Gefühle bekannt. Da die höchſte Ehre in dem wohlgegründeten Ruhme eines Ritters, das Hauptweſen eines Ritters aber in der Pflicht, gerecht, brav und tapfer zu ſeyn, beſtand; ſo ſuchten die edelſten derſelben jede mögliche Gelegenheit ſich als Männer von Muth und Ehre zu zeigen, und in dieſer Abſicht nahmen ſie unterdrückte Waiſen, Wittwen, und überhaupt das Frauenzimmer, wenn es von der Gewaltthätigkeit des damaligen Fauſtrechts zu leiden hatte, in ihren Schutz. Nie wurde auch den Frauenzimmern von Stand und Erziehung mit größerer Achtung, Liebe und Ehrfurcht, als in dieſem, von einer beſondern Galanterie begeiſterten Zeitalter begegnet. Man betrachtete und behandelte ſie (wenigſtens im Aeuſſern) wie Ideale von höchſtbeglückender Huld und Liebenswürdigkeit, und ſie hatten es, wenn ſie beleidigt worden waren, in ihrer Gewalt, einen Ritter außerordentlich zu kränken, oder ihn, wenn er eines Vorzugs würdig war, außerordentlich zu beglücken. Sie durften bei Turnieren, welche gleichſam die ſchärfeſte Probe von der guten Lebensart eines Ritters waren, nur den Schild desjenigen, von dem ſie beleidigt worden waren, berühren, um ihn (denn er durfte in dem Falle nicht mehr mitkämpfen) zur Verzweiflung zu bringen. Erſchien entgegen ein Ritter auf dieſer Bahn der Ehre als ein unbeſcholtener Mann, und legte er ausgezeichnete Proben von Stärke, Muth und Geſchicklichkeit ab, ſo glich dann auch nichts ſeinem Glück, wenn er in der Gegenwart des zahlreichſten Adels von Fürſten, Grafen und Herren unter dem Zurufe von tauſend und tauſend Stimmen, nach dem Urtheile der erkieſenen Edlen und Kampfrichter, aus der Hand der Königinn des Turniers den Preis des Sieges zum Andenken ſeiner Tapferkeit erhielt. Die Gaſtmahle und öffentlichen Freudenfeſte, welche darauf erfolgten, wobei die Adeligen aus verſchiedenen Ländern ſich zu ſehen bekamen, trugen ferner nicht wenig bei, die Sitten zu verfeinern, und das Leben auf alle Weiſe zu verſchönern. Man errichtete zu dem Ende an allen deutſchen Höfen Geſellſchaften und Orden, welche die Abſicht hatten, den Adel zur beſtimmten Zeit zu verſammeln, und Freude und Munterkeit, und die Würze des menſchlichen Lebens, die Geſelligkeit, zu verbreiten. Man fieng auch (wie überall, ehe man zu denken anfängt) zu dichten, und Gedichte zu lieben an. Die Minneſänger, deren Lieder meiſtens zärtlichen und hochtraurigen Inhaltes waren, ſtanden in allgemeiner Achtung, und ſelbſt die größten Fürſten beſtrebten ſich, ein Gedicht oder Lied, das in guten Geſellſchaften Beifall erhalten könnte, zu dichten. Dieſes berühmte und unvergeßliche Zeitalter, deſſen eigentliche Blüthe in das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert fällt, war das Zeitalter der hohenſtauffiſchen Kaiſer, deren hocherhabenes Geſchlecht gleichſam in der Mitte dieſer wonnigen Tage, und in der Mitte ſeines eigenen Glanzes ein höchſt trauriges Ende nahm.

Der letzte hohenſtauffiſche Kaiſer, Conrad IV., ſtarb im Jahre 1254 in der vollen Kraft ſeiner männlichen Jahre, da er eben ſeine Rechte an Neapel und Sicilien wieder befeſtiget ſah, welche Königreiche er von ſeinen Voraltern ererbt, der römiſche Hof entgegen als verwirkt erklärt, und dem Karl von Anjou (Grafen von Provence, und Bruder König Ludwigs des Heiligen, von Frankreich) zugetheilt hatte. Konrad IV. hinterließ einen zweijährigen Sohn Konradin, mit welchem ſich deſſen Mutter Eliſabeth zu einem ihrer Brüder, Heinrich (regierenden Herzog zu Bayern-Landshut) begab. Hier wurde dieſer unglückliche Prinz, welchem ſein Vater von dem rechtmäßigen und weitläufigen Erbe der ſchönſten Staaten beinahe wenig mehr, als den Muth, ſie zu erobern, hinterlaſſen konnte, erzogen. Die ihm zugehörigen Herzogthümer Franken, Schwaben und Elſaß waren beinahe ſoviel, als dahin; ſeiner Erb- und Familiengüter waren nur noch wenige, und die Königreiche Neapel und Sicilien waren in fremden Händen. In dieſen letztern war indeſſen der für ihn günſtige Umſtand eingetreten, daß ſich Karl von Anjou bei den Einwohnern dergeſtalt verhaßt gemacht hatte, daß ſie mehr als einmal Abgeordnete an Konradin ſchickten, ihn durch dieſelben ihres ganzen Beiſtandes verſichern, und dabei erſuchen ließen, die Krone anzunehmen, die ihm gebührte. So viel brauchte es kaum bei dieſem feuerigen und unternehmenden Prinzen, der noch keine Gefahr, keinen Wechſel des Glückes, und nur ſein wohlgegründetes Recht ſah. Was auch Herzog Heinrich ihm vorſtellte, wie ſeine Mutter Eliſabeth (die ſich im Jahre 1250 zum zweitenmale an Mainhard III., Grafen von Tyrol verheirathet hatte) ihn anflehte, ſich ja nicht ins Unermeßliche zu wagen; er hörte die wohlgemeinten Rathſchläge mit Dank an; aber er befand ſich von nun an im Schooße der Ruhe und Sicherheit höchſt elend, und konnte nicht Folge leiſten.

Er war ſechzehn Jahre alt, als er mit tauſend Reitern, und einigen Tauſend zu Fuß durch Trient nach Verona rückte, und daſelbſt einige Zeit ſtehen blieb, um ſeine Maßregeln zu ordnen. Hier nahmen von ihm ſein Stiefvater, der Graf von Tyrol, und Kurfürſt Ludwig der Strenge, von Bayernpfalz (Bruder des Herzogs Heinrich) den zärtlichſten Abſchied, und nun blieb, nebſt noch einem Paar Adeligen, der junge Prinz Friedrich von Baden, der von ſeiner Mutter, einer Tochter des letzten öſterreichiſchen Herzogs Friedrichs des Streitbaren, Anſprüche auf Oeſterreich hatte) ſein einziger und treueſter Gefährte. Konradin ſetzte ſeinen Marſch nach Viterbo fort, wo Pabſt Clemens IV. bereits ihm eine Bulle entgegen geſchickt, und darin ihm und allen Menſchen verboten hatte, weiter zu gehen. Als dieſer Pabſt die erſte Nachricht von der Ankunft des jungen Helden erhielt, ſagte er: „Sie führen ihn dahin, wie man zur Schlachtbank ein Lamm führt. Konradin rückte fort, und wo er hinkam, ſtrömte ihm das Volk unter Glück- und Segenrufen entgegen, und zumal empfiengen und ehrten ihn die Römer mit aller nur erſinnlichen Pracht. Schon glaubte Konradin, daß ihm nichts weiter übrig ſey, als ſeine Erbkönigreiche, wo alles die offenen Arme gegen ihn ausſtreckte, in Beſitz zu nehmen, und den Karl von Anjou zu entwaffnen. Dieſer war ihm entgegen gerückt, und den 23. Auguſt des Jahres 1768 kam es bei Palenza zu einem Treffen, das Konradin im Voraus für entſchieden hielt. Er war ſeinem Gegner an Zahl der Mannſchaft weit überlegen, und ſah ſich dabei von den tapferſten und geübteſten Truppen unterſtützt. Auch blieb die Schlacht nicht lange zweifelhaft. Die Feinde flohen, und Konradins Truppen hielten die Sache für entſchieden. Sie waren mit der Plünderung des Lagers, das der Feind im Stiche gelaſſen hatte, beſchäftigt, als dieſer plötzlich und gänzlich unerwartet aus einem Hinterhalt auf die zerſtreuten Truppen herverbrach. Alles gieng verloren. Beinahe das ganze Heer Konradins wurde aufgerieben, und er ſelbſt, nachdem er mit dem Prinzen Friedrich einige Tage unter einer Hirtenkleidung verborgen im Gebirge herumgeirrt war, wurde entdeckt, und dem Karl von Anjou überliefert.

Karl ließ ihn alſogleich nach Neapel bringen. Niemand ſchien in Deutſchland zu ahnen, daß man den jungen Prinzen auf die Art, wie nachher geſchah, behandeln würde, und ſeine Mutter Eliſabeth ſammelte die nöthigen Summen, in der Abſicht, ſich perſönlich nach Neapel zu begeben, und ihren Konradin loszukaufen. Hier war des Prinzen Schickſal bald entſchieden. Karl von Anjou fällte das Urtheil nicht, trug aber die Sache ſolchen Rechtsgelehrten auf, von deren größtem Theil er im Voraus verſichert war, wie ſie es fällen würden. Man legte zum Grund, daß Konradin an Karl von Anjou einen rechtmäßigen König vom Throne habe ſtürzen wollen, und ſprach über ihn, und über den Prinzen Friedrich, und noch einige ſeiner Freunde, das Todesurtheil. Dem zu Folge wurden ſie den 29. October 1268 nach einem Trauergerüſt, das auf dem öffentlichen Platze zu Neapel erbaut, und mit carmeſinrothem Sammet überzogen war, geführt, um welches eine unbeſchreibliche Menge Volkes in ſtiller Bangigkeit herumſtand, und ſeufzte. Selbſt die Franzoſen, deren Geburt und Stand über den verworfenen Haufen unwiſſender und dummer Seelen erhoben war, konnten nicht ohne Rührung und Thränen dieſer Scene beiwohnen, und ſchalten den Karl laut einen feigen Tyrannen, der ein Vergnügen daran fände, zwei berühmte Geſchlechter in ihren Sproſſen zu vertilgen. Konradin verwies dem Richter, der ihm das Urtheil vorlas, daß er ſich unterſtehe, einen König zu verdammen. Er erklärte noch einmal vor dem verſammelten Volk ſeine Unſchuld, und nahm den ewigen Richter im

Himmel zum Zeugen, daß er berechtigt geweſen ſey, die von ſeinen Aeltern ererbten Königreiche in Beſitz zu nehmen. Er erklärte hierauf den Peter von Arragonien als den Mann, der bei der Nachwelt ſeine Unſchuld verfechten ſollte, und warf, wie man ſagt, zum Zeichen deſſen ſeinen Handſchuh von der Bühne. Nichts beunruhigte ihn in den letzten Augenblicken mehr, als das Andenken ſeiner, ihn ſo zärtlich liebenden, Mutter. „Ach, wie vielen Kummer, ſagte er, indem er ſich auskleidete, wie vielen Kummer wird die Nachricht von meinem Tode ihr verurſachen!“ Dem Prinzen Friedrich wurde der Kopf zuerſt abgeſchlagen, und dieß war ein neuer Schmerz für Konradin; er benetzte das Haupt deſſelben mit Thränen, und küßte es, indem er das harte Schickſal ſeines Freundes, der ſich aus Freundſchaft für ihn dieſes Unglück zuzog, beklagte. —

Während dieß vorgieng, kam Eliſabeth in Italien an. Sie hatte die Geldſummen, welche zur Löſung ihres einzigen Sohnes (und des einzigen aus dem berühmten Kaiſergeſchlecht übrigen Sproſſen) erforderlich ſeyn konnten, geſammelt, und eilte ſehnſuchtsvoll, ihn aus dem Ungemach eines harten Arreſtes zu befreien. Ach, ſie las in den Blicken, und erklärte ſich in dem Stillſchweigen derer, die ihr entgegen kamen, daß ihr Sohn nicht mehr lebe. Dennoch eilte ſie nach Neapel, um wenigſtens ſeine Aſche in ihre Arme zu ſchließen. Die Ausrüſtung des Schiffes, womit ſie in den Hafen einſegelte, verkündigte ihren Schmerzen, der ohne Grenzen war. Sie flehte den Franzoſen Karl (und ſelbſt der Erzbiſchof von Neapel vereinigte ſeine Bitten mit ihr) um die einzige Gnade an, ihrem Sohne ein Grabmal von Marmor an der Stelle errichten zu dürfen, wo der Unglückliche litt. Der Franzoſe ſchlug es ihr ab. Ein ſchmuckloſer weißer Stein, der noch jetzt auf dem Platze von Neapel ſteht, bezeichnet den Ort, und nicht weit davon ſteht eine Kapelle, die man für des Unglücklichen Ruheplatz hält.

Auch die deutſchen Bürger machten ſich frei; wurden unmittelbare Stände des Reichs, und ſtifteten die große Hanſee 1247.

Mit Konradin erloſchen auch deſſen Erbherzogthümer Schwaben, Franken und Elſaß. Nicht nur die größten fürſtlichen und biſchöf-

Staatsbibliothek München

lichen Stände, ſondern auch die Vorſteher der Klöſter, Ritter, und ſogar Bürger der Städte erklärten ſich für unabhängig und reichsfrei, und niemand war groß genug, ſie daran zu ſtören; daher in dieſen drei Ländern die Anzahl der Reichsſtädte und Reichsprälaturen außerordentlich beträchtlich wurde, und das Syſtem der unmittelbaren Reichsritterſchaft am Rhein, in Schwaben und Franken entſtand.

Während ſich aber überhaupt im ganzen Deutſchland die großen Herzoge, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Grafen und Freien in die Wette bemühten, auf dem Throne von Deutſchland, nachdem derſelbe von der Uebermacht der Kaiſer erledigt war, die Freiheit und Geſetze immer mehr zu befeſtigen, trat allmählig in der Mitte der deutſchen Länder eine neue Macht hervor, von welcher es das Anſehen gewann, als ſollte der Kaiſer nebſt allen Fürſten und Herren Deutſchlands vor ihrem Anſehen ſich beugen müſſen. Es waren die Bürger deutſcher Städte, deren Geſchichte überaus rühmlich für Deutſchland, und ungleich wichtiger, als alle Geſchichten der Fürſten und Herren iſt.

Wir haben oben gehört, wie ſich hauptſächlich durch eine weiſe Veranſtaltung des deutſchen Königs Heinrich I., jeder neunte freie Mann in eine Geſellſchaft vereinigte, und entweder einen bis dahin ganz leeren, oder ſchon etwas bevölkerten Ort, der nunmehr mit einer Mauer umgeben, und eine Stadt genannt wurde, bezog. Jeder dieſer freien Männer oder Edelleute brachte ſeine Angehörigen und leibeigenen Knechte, ſo wie er ſich von denſelben auf dem Lande hatte bedienen laſſen mit ſich. Dieſe Knechte beſaßen kein Eigenthum, und gewannen auch alles, was ſie durch ihre Arbeiten eroberten, nur ihren Herren, die ihnen dafür den nöthigen Lebensunterhalt reichen ließen. Sie hatten für ihre Herren, ſo lange dieſe auf dem Lande lebten, nicht nur den Feldbau, ſondern auch alle jene Handthierungen, welche zur täglichen Nothdurft gehören, als der Schuſter, Becker, Metzger u. dgl. getrieben. Da ſich bei dem neuen Stadtleben in Rückſicht der handthierenden Knechte verſchiedene neue Umſtände und Verhältniſſe ergaben; ſo geſchah es häufig, daß die Hausväter ihren Knechten (entweder frei, oder anfänglich gegen eine jährliche Abgabe) die Befugniß, das Handwerk, deſſen ſie kundig waren, für ſich zu treiben, überließen. Dieſer war gewiſſermaßen der erſte Anlaß, wodurch den Handwerks- und Gewerbsleuten ein beſonderer Geiſt von Betriebſamkeit eingeflößt wurde. Die handthierenden Knechte wurden ſogleich kühner und unternehmender; ſie errichteten frühzeitig gewiſſe Ordnungen unter ſich, und theilten ſich in Zünfte. Die Mitglieder ſolcher Zünfte wählten unter ſich Vormänner (Zunftmeiſter, Führer), welche die Obliegenheit hatten, das Beſte ihrer Zunft vorzüglich zu beſorgen. Dieß alles geſchah mit der Einwilligung der edlen Hausväter, deren Knechte die Handwerker darum noch immer blieben; allein dieſen wurde das Gefühl der Knechtſchaft nun ſchon drückender, und bald darauf unerträglich. Manche hatten ſich durch ihre Induſtrie in einen vorzüglichen Wohlſtand verſetzt, und ein Gefühl von Ehrliebe empfinden gelernt, mit welchem ſich der Druck und Schimpf der Knechtſchaft um ſo weniger vertrug, als ihnen ihre Herren, und zumal deren wilde, unbändige Söhne gar häufig auf die gröbſte und unanſtändigſte Weiſe zu verſtehen gaben, daß ſie noch Knechte ſeyen. Dieß brachte ſie vollends zur Verzweiflung, ſo, daß ſie in vielen Städten in der Stille ſich mit Waffen verſahen, um ſich derſelben, wenn die Sache mit ihnen aufs Aeuſſerſte kommen, und dann eine günſtige Ausſicht zur Freiheit ſich ihnen öffnen ſollte, bedienen zu können. Als nun Kaiſer Heinrich IV. allenthalben vom Geiſte der Empörung umgeben, und in die Gefahr gerathen war, ſeine Krone zu verlieren, erboten ſich die Handwerker der Städte Worms und Köln, für ihn die Waffen zu ergreifen. Auch nahm der Kaiſer ihren Beiſtand an, zum Schrecken und Erſtaunen des Adels, der auf dieſe Rüſtungen ganz unvorbereitet, und bis dahin allein berechtigt geweſen war, Waffen zu führen. Jenem erſten Beiſpiele folgten ſogleich andere (vorzüglich am Rhein gelegene) Städte, welche die Kaiſer als Leib- und Kammergüter ſich vorbehielten, bald nach, und der Sohn und Nachfolger Kaiſer Heinrichs IV. fand für ſich ihren Beiſtand, und ſohin ihre Bevölkerung und Aufnahme, ſo zuträglich, daß er durch einen Machtſpruch allen Handwerks- und Gewerbsleuten den Stand und Rang freier Leute ertheilt, und ſie berechtigt hat, ſich dieſen anzuſchließen, und gleiche Rechte zu behaupten. Die ältern Freien widerſetzten ſich zwar heftig, aber vergeblich; ſie zogen ſich zwar in eine in etwas beſondere Klaſſe von Bürgern zurück, und blieben unter dem Namen der Patricier einigermaßen noch kennbar, mußten aber die bürgerlichen Aemter und Rathsſtellen mit den nunmehr ebenfalls freien Handelsleuten, und geſchickten Handwerkern theilen. Dieſe Gemeinheit von Vorzug und Ehre belohnte ſich in Bälde ſelbſt mit neuem Zuwachs von Kraft und Wohlſtand. Die Bürger boten nunmehr dem auf den Landgütern ſitzenden, mächtigen, und alle Geſetze verachtenden Adel die Spitze, und nahmen jedermann, der zu ihnen ſeine Zuflucht, und das ſogenannte Bürgerrecht nahm, in ihren Schutz; ſie waren nunmehr die beſte Schutzwehr der Kaiſer, welche, gleichwie ſie durch ihre Wohlhabenheit einen neuen Glanz erhielten, nichts unterließen, die Aufnahme derſelben beſtmöglichſt zu befördern. Dazu war nun der Handel das zweckmäßigſte Mittel. Dieſer war vorzüglich ſeit den Zeiten, da die Römerzüge und italieniſchen Feldzüge der Kaiſer, und dann die Kreuzzüge üblich, und die Deutſchen mit den ſchönern, geſchmackvollen, und zum Theil üppigen Waaren der Italiener und Aſiaten bekannt geworden, ſehr in Flor gekommen, und die deutſchen Kaufleute führten nicht nur fremde Waaren nach Deutſchland, ſondern handelten mit dieſen, und eigenen deutſchen Produkten in die benachbarten Staaten, wo man mit der Kunſt und dem Vortheil des Waarenverkehrs noch wenig bekannt war. Die Kaiſer, welche nunmehr mit den Städten die nämliche Abſicht, wie ehemals mit den vornehmen Geiſtlichen, hatten, begünſtigten, wie einſt bei dieſen, die Macht der Städte, und erfuhren am Ende den nämlichen Erfolg. Die Städte ſahen bald nicht ohne Eiferſucht auf die Herzoge, Fürſten und andere Stände, welche frei waren, hin, und trachteten bald nicht mehr heimlich nach Freiheit. Sie benutzten dazu den Zeitpunkt, da nach dem Hintritte des K. Friedrichs II. 1250 bis zur Wahl Rudolphs von Habsburg 1273 einige Reichszwiſtigkeiten und Irrungen (deren Anhalten irrig das Zwiſchenreich genannt wird) entſtanden ſind, und erklärten ſich in großer Anzahl bei dieſer vortheilhaften Gelegenheit, daß ſie von nun an nicht mehr kaiſerliche Städte, noch den Kaiſern zinsbar, ſondern freie Städte und unmittelbare Stände des Reichs, wie dieß die Kurfürſten, Herzoge, Biſchöfe und die andern Stände wären, ſeyn wollten. Gleichwie ſchon damals ihr Anſehen zu groß war, als daß ſich die Fürſten hätten ſollen einfallen laſſen, ſie daran zu hindern, ſo ſetzten ſie auch wirklich bald darauf, nämlich nach dem Hintritte des Kaiſers Richard 1271, ihren Plan vollends durch, und es kamen damals vier Klaſſen von unmittelbaren Ständen des Reichs, als der Kurfürſten, der Fürſten, der Städte, des Reichsadels zum Vorſchein. Nunmehr verbeſſerten und veredelten die Bürger der Städte ihre Zünfte und Innungen, und vervollkommneten ihren Handel auf die vortheilhafteſte Weiſe. Schon im dreizehnten Jahrhundert zählte man am Rhein drei große Stapelſtädte, Speier, Mainz und

Köln, und die Einwohner dieſer letztern Stadt waren die erſten Deutſchen, welche mit England Handlungsverbindungen errichtet, ſchon im zwölften Jahrhundert ſtarke Flotten nach der Oſtſee geſchickt, und ſich in ein ſolches Anſehen geſetzt haben, daß ſich faſt alle rheiniſche, niederländiſche und weſtphäliſche Städte des kölniſchen Gewichtes und Maßes bedienten. Auch die niederdeutſchen Städte, als Bremen, Münſter, Hamburg, Lübeck, u. a. wurden durch den Verkehr mit den nordiſchen Staaten außerordentlich blühend, und die Ausfuhr, welche mit Waid (der vorzüglich in Thüringen blühte) mit Torf, Bier, Hopfen, Holz, Brettern, Pech, Theer, Potaſche, Getreid, Wein, Meth, Schweinfleiſch, Speck, Butter, Fett, Schmeer, Häringen, Wolle, Garn, Tüchern, Leinwand, Barchend, Zwilch, Töpfen u. a. m. geſchah, war unbeſchreiblich. Aber ſo aufblühend dieſer Handel war, ſo groß waren die Hinderniſſe, welche demſelben ſelbſt in Deutſchland gelegt wurden. So oft die Schiffe und Laſtwägen in das Gebiet unmittelbarer Reichsſtände kamen, welches zumal am Rhein alle Augenblicke geſchah, ſo oft mußten neue Abgaben entrichtet werden, und der Zölle, Mauthen, Weggelder, Brückengelder und anderer Abgaben war kein Ende. Dabei wurden die Kaufleute gar oft von der herumſchweifenden Ritterſchaft ausgeraubt, oder von derſelben, wenn ſie Waaren ausnahmen, nicht bezahlt. Um wenigſtens vor den Räubern ſicher zu ſeyn, nahmen die Kaufleute zuerſt zu den Fürſten, durch deren Gebiet ſie zogen, ihre Zuflucht, und baten ſich um ihre Bezahlung ein ſicheres Geleit aus; allein da die Unbequemlichkeiten größer als vorher wurden, fielen ſie darauf, ſich das Geleit ſelbſt zu geben, und im Jahre 1241 ſchloſſen die Städte Hamburg und Lübeck zu ihrer eigenen Beſchützung ein förmliches Bündniß, vermöge welchem ſie auf gemeinſchaftliche Köſten einige Kriegsſchiffe ausrüſteten, um die Straße zwiſchen der Trave und Elbe zu ſichern, und aus den Gewäſſern von Hamburg bis in die Nordſee die Seeräuber zu entfernen. Dieſe Verbindung wurde unter dem Namen der deutſchen Hanſee (wiewohl dieſer Name, der eine Handlungsverbindung anzeigt, ſchon früher bekannt war) vorzüglich berühmt. Dem Beiſpiel, das jene zwei Städte gaben, folgte 1247 Braunſchweig nebſt andern Städten, ſo, daß endlich 64, und wenn man die zugewandten, welche ebenfalls das Ihrige beitrugen, zählt, über 80 Städte zum großen Bund der Hanſee getreten ſind. Sie waren ein wahrer Staats- und Kriegsbund; ſie theilten ſich überhaupt in vier Klaſſen, bei welchen die Städte Lübeck, Köln, Braunſchweig, und Danzig den Vorzug hatten. Sie hatten überall gewiſſe Marktſtädte, und gewiſſe Tage feſtgeſetzt, auſſer welchen keine Handlung getrieben werden durfte; ſie hatten für England in London, für Norwegen zu Bergen, für Rußland zu Novogrod ihre deutſchen Waarenlager, und für Niederland, Spanien, Italien, Portugal, Polen und Norddeutſchland zu Antwerpen ihre Meſſen oder Märkte. Auf alle dieſe Nationen behaupteten ſie das Alleinrecht der deutſchen Handlung wider alle andere Nationen. Sie nöthigten den König Philipp IV. von Frankreich, den Engländern alle Handlung auf den franzöſiſchen Küſten zu verbieten, und eroberten mit einer Flotte von hundert Schiffen Liſſabon, um dieſen großen Handelsplatz auf alle Fälle benutzen zu können. Sie nöthigten die Engländer, von ihnen den Frieden mit einer großen Summe Geldes zu erkaufen, boten Dänemark feil, halfen Liefland erobern, und gaben mit ihrem Uebergewicht allenthalben den Ausſchlag; ſie verſendeten die Produkte des deutſchen Fleißes nach allen Ländern, und beherrſchten durch ihre Geſchicklichkeit Europa und die Welt.

Dieß thaten die Bürger und Kaufleute deutſcher Städte, und ihnen gebührt in allem Betracht das erſte und größte Verdienſt um die deutſche Kultur. Was von Fürſten und dem Adel von Anbeginn geſchah, diente vielmehr dazu, eine allgemeine Rohheit und Verwilderung zu verbreiten, und wenn man die Anſtalten Karls des Großen ausnimmt, ſo iſt die Geſchichte ſo vieler Jahrhunderte ein niederſchlagendes Gemälde von Zügelloſigkeit, von plumpem Trotz auf bloß körperliche Stärke, von unſinnigen Gewaltthätigen, mit welchen keine wahre Veredlung des Menſchen beſtehen kann. Als aber die Städte blühender, und deren Bewohner freie Leute geworden ſind, dachten dieſe im Ernſt auf die Bezähmung des herrſchenden Fehdegeiſtes, und auf Anbau und Verſchönerung des Lebens. Man lernte allmählig jene vernünftige Ordnungsliebe kennen, welche die Billigkeit und Nothwendigkeit weiſer Geſetze erkennt, und ſich ihnen willig unterwirft. Die Städte erhielten und lieferten die erſten Muſter und Beiſpiele einer geordneten Polizei; ihre Verfaſſungen enthielten überall das ſichtbare Gepräge uraltdeutſcher, herzlicheinfacher und ſtrenger Sitten, und ſie erhielten ſich darin bis in die ſpäteſten Zeiten. Sie erweckten und nährten den Fleiß aller Arten, und die muſterhaften Arbeiten der deutſchen Geſchicklichkeit und des deutſchen Fleißes ſtanden durch viele Jahrhunderte hindurch, vorzüglich aber im 14ten, 15ten und 16ten

Jahrhundert, in der allgemeinſten Achtung, und es gab nicht nur bei den ſogenannten Handthierungen vortreffliche Männer (wie man an den Arbeiten dieſes Zeitalters den Fleiß ſowohl, als die männliche Pracht und innere Güte nicht genug bewundern kann) ſondern es gab auch bei den geiſtigen Künſten der Malerei, der Bildhauer- und Baukunſt die vortrefflichſten Männer.

Dieſe Hanſee (dieß Meiſterſtück einer eben ſo kühnen als ſinnreichen Erfindung, dergleichen keine andere Nation ſich rühmen kann) iſt nicht mehr. Da ſie ſich in die Handlungen, in die Kriege und Friedensſchlüſſe der Landesherren miſchte, und, wenn ſie freie Hand haben wollte, ſich nothwendig darein miſchen mußte, ſo wurde ſie dieſen bald verdächtig. Die Fürſten giengen derſelben, oder vielmehr ihrer kriegeriſchen Macht, wo ſie konnten, entgegen. Dieß war aber lange nicht der tödtlichſte Stoß, den ihr in der Folge verſchiedene neue Ereigniſſe und Umſtände verſetzten; denn da das Anſehen der Geſetze immer mehr Eingang fand, und mit der Einſchränkung des Fauſtrechts die Unſicherheit der Reiſen täglich mehr abnahm, ſo hätte die Hanſee an und für ſich beſtehen können; allein England, Schweden, Dänemark, und andere Länder wollten den Deutſchen nicht länger zinsbar bleiben; ferner wurde im Jahre 1492 Amerika entdeckt, und der ganze Strom des Handels änderte nach und nach ſeinen Lauf. Gleichwohl dauerte eine mindere Art von Hanſee noch eine geraume Zeit fort, bis endlich auf dem letzten Hanſeetag im Jahre 1630 nur noch die Reichsſtädte Lübeck, Hamburg und Bremen erſchienen, welche noch jetzt einige Verbindung unter ſich fortſetzen. Der große Geiſt der deutſchen Kaufmannſchaft verfiel großentheils in eine, wenig glänzende, Krämerei, welche noch überdieß die Klugheit der Landesherren von den freien Reichsſtädten ab, und häufig in die thätigern Landſtädte gezogen hat.

Noch (1790) zählt Deutſchland einundfünfzig Städte, welche unmittelbare Stände des Reiches ſind. Und ſo lange das Reich und deſſen freie Verfaſſung dauert, (wie dann allen Monarchen und Staaten von Europa daran gelegen iſt) ſo lange werden dieſe Städte dauern, und freie Stände, freie Staaten verbleiben. Wohlthätige Erfahrungen, und vorübergehende ſchmerzliche Gefühle der täglich mehr abwandernden Wohlhabenheit wird ſie zuverſichtlich aus ihrem politiſchen und zum Theil moraliſchen Schlummer zum Nachdenken reitzen und aufwecken; dieß wird ſie bald lehren, ſtatt eines althergebrachten Prunkes, der ſich für Männer unſerer Zeiten nicht mehr ſchickt, und ſtatt der bemitleidenswürdigen Anmaßungen auf leere Adelsſtufen unter ſich ſelbſt, vielmehr den thätigen Scharfſinn, und die altdeutſchen Tugenden ihrer Väter, worunter die Eintracht und Geſelligkeit voran ſtehen, hervorzuſuchen, und ſich im Reiche der Wiſſenſchaft und der Kunſt, und des gewinnenden Handwerks neuerdings um ein bedeutendes Anſehen in Deutſchland zu bewerben.

1439 — 1462.

Die Erfindung und Eröffnung der Buchdruckerkunſt.

Zu gleicher Zeit, da die Vervollkommnung des geſellſchaftlichen Lebens ſo herrliche Fortſchritte gewann, da die Sitten immer milder, und der Geſchmack am Nachdenken immer allgemeiner geworden, kam in Deutſchland eine Erfindung zu Stand, welche alles, was bis dahin zur Beförderung guter Kenntniſſe erdacht worden iſt, bei weitem übertraf.

Durch dieſe Kunſt konnten die Gedanken der Menſchen in den ſchnellſten Umlauf geſetzt, die ſchönſten Triebfedern menſchlicher Fähigkeiten erweckt, und alle Arten guter Gefühle ermuntert werden. Dieß iſt die Buchdruckerkunſt, deren Entſtehen durch fleißige und geſchickte Forſcher nun ziemlich berichtigt iſt.

Wir haben nämlich dieſe Kunſt der Erfindung des Kartenſpiels zu danken. Mit den Karten haben ſich zwei Klaſſen von Künſtlern beſchäftiget, die Formſchneider und die Briefmaler. Jene ſchnitten die Formen oder Bilder in Holz, deren Figuren man nachmals auf die Karten druckte. Die Brief- oder Kartenmaler beleuchteten die abgedruckten Figuren mit Farben. Die Formſchneider ſchnitten aber nicht bloß Figuren, nämlich Könige, Ritter, berühmte Frauenzimmer u. dgl. ſondern auch die Namen derſelben, welche dann ebenfalls mit den Figuren abgedruckt wurden. Man verfiel auch darauf, ſich dieſer Kunſt zu andächtigen Zwecken zu bedienen, und ließ einzelne oder mehrere Figuren, welche eine Geſchichte aus der Bibel, oder aus dem Leben eines Heiligen vorſtellten, mit den dazu gehörigen Namen, oder mit einzelnen Sprüchen abdrucken. Man hält dafür, daß die Gedanken zu ſolchen Bildhauerfiguren gewöhnlich von den Fenſtergemählden, womit man damals die Fenſter in allen Kirchen und Klöſtern ausſchmückte, genommen wurden. Nachdem man nun eine Zeit lang erſt einzelne Namen und Wörter, dann kurze Sprüche und Verſe, vermittelſt hölzerner Formen gedruckt hatte, ſo begriff man endlich, daß dieſe Formen ein Mittel werden könnten, auf eine geſchwindere und leichtere Art, als durch Abſchreiben, eine Menge Kopien von einem Buch zu machen; aber die erſten Verſuche waren von zwei großen Unvollkommenheiten begleitet. Von jedem Buche mußte jede Seite in eine eigene Form geſchnitten werden, weil man noch nicht darauf verfiel, daß, wenn man eine Menge einzelner Buchſtaben ausgeſchnitten hätte, ſolche nach dem jedesmaligen Bedürfniß ſich unendliche Male zuſammenſetzen, und wieder auseinander nehmen ließen. Man druckte alſo zuerſt mit feſtſtehenden Buchſtaben. Man druckte auch nur auf einer Seite eines jeden Blattes, weil man die Preſſe noch nicht erfunden hatte. Verſchiedene, als Lorenz Küſter zu Harlem, und Johann Gänſefleiſch zu Mainz, ſcheinen zur Hebung jener Mängel Verſuche gewagt zu haben; aber der Mann, der jene zwei Unvollkommenheiten zuverläſſig zuerſt verbeſſert, und durch dieſe Verbeſſerungen den Namen des wahren Erfinders der Buchdruckerkunſt verdient hat, war Johann von Guttenberg von Mainz. Schon im Jahre 1439 findet man ihn zu Straßburg mit Anlegung einer Druckerei, wozu eine Preſſe und bewegliche Buchſtaben kommen ſollten, beſchäftigt, und bis jetzt iſt wenigſtens kein hiſtoriſches Zeugniß zum Vorſchein gekommen, daß ſonſt jemand auf die Ehre dieſer großen Erfindung früher Anſpruch machen könnte. Sonderbar ſind dabei einige Umſtände, wie dieſelben zum Vorſchein gekommen, und der Welt mitgetheilt worden ſind. Guttenberg war ein armer Mann, und hatte durch die vielen Verſuche ſeine geringe Baarſchaft bald erſchöpft. Wie er aber ſeiner Erfindung gewiß war, reiſte er im Jahr 1450 nach Mainz, in welcher Stadt er einen wohlhabenden Goldſchmid, Johann Fauſt, kannte. Dieſem theilte er das Geheimniß ſeiner Erfindung mit, und indem er ihm die Vortheile, die ſich daraus würden ſchöpfen laſſen, vorſtellte, brachte er denſelben bald dahin, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen. Johann Fauſt ſchoß achthundert Gulden vor, wobei ihm aber Guttenberg im Voraus ſeine Werkzeuge verpfänden mußte. Fauſt hatte einen Mann bei ſich, der ſich bisher mit Bücherabſchreiben genährt hatte. Er war von Germersheim gebürtig, und hieß Peter Schöffer. Auch dieſer wurde zur Geſellſchaft gezogen, und er ſcheint durch ſeine Geſchicklichkeit gute Dienſte geleiſtet zu haben, weil der Goldſchmid ihn gar ſehr lieb gewonnen, ihm auch, als einem künftigen reichen Manne, ſogar ſeine Tochter zur Ehe gegeben hatte. Guttenberg war indeſſen in der Vervollkommnung ſeiner Kunſt unermüdet fortgefahren, hatte aber vom Fauſt nach und nach über zweitauſend Gulden entlehnt. Sobald nun die Summe ſo weit angewachſen war, klagte Fauſt dieſe ſeine Forderung gerichtlich ein, und Guttenberg, der ohne Nachſicht bezahlen mußte, wurde darüber beinahe zum Bettler. Der Kurfürſt von Mainz, Adolph, Graf von Naſſau, nahm ſich zwar ſeiner an, und ertheilte ihm einigen Gehalt; allein Guttenbergs Muth ward durch jenen Fall ganz niedergedrückt, und er ſtarb, ohne daß von ihm jemals ein Buch zum Drucke befördert worden iſt, im Jahre 1468. Man lieſt über das Verfahren des Goldſchmids verſchiedene Urtheile, ohne die eigentliche Beſchaffenheit deſſelben zuverſichtlich beſtimmen zu können.

Soviel iſt gewiß, daß der Goldſchmid Fauſt, und Schöffer ungeſäumt anfiengen, von der Erfindung Gebrauch zu machen. Im Jahre 1457 legten ſie der Welt die erſte Probe ihrer neuen, damals einer Zauberei ähnlich ſcheinenden, Kunſt vor Augen; ſie gaben den bekannten Pſalter heraus. Auf dem letzten Blatt nannten ſie ſich, und ſagten, daß das Buch von ihnen beiden ohne Federzug durch eine künſtliche Erfindung zu Stand gebracht worden ſey. Der nämlichen Worte bedienten ſie ſich bei einem andern Werk, das ſie im Jahre 1459 herausgaben; ſie ſagten beidesmal, daß ihre Kunſt neu erfunden, behaupteten aber dabei nicht, daß ſie von ihnen erfunden worden ſey.

Wenn dieß ein Zug von Ehrlichkeit war, ſo war das Gewerb, das ſie mit der Kunſt ſelbſt trieben, ein deſto unrühmlicheres Werk niedriger Eigennützigkeit. Es war darauf angelegt, daß die ganze Kunſt ein Geheimniß bleiben ſollte. Fauſt zwang zuerſt allen, die in ſeiner Werkſtätte arbeiteten, einen Eid ab, daß ſie die Sache geheim halten wollten; bald aber war er damit noch nicht zufrieden, ſondern nahm ſolche Maßregeln, daß ſeine Arbeiter nie wieder aus der Werkſtatt kommen konnten, und der Himmel weiß, was das Ende davon geweſen, und ob dieſe edle Kunſt nicht vollends wieder verloren gegangen ſeyn würde, wenn nicht ein glücklicher Zufall ſie ans Tageslicht gezogen und ſie gerettet hätte. Der Kurfürſt von Mainz, Dietrich, ein geborner Graf von Iſenburg, fiel in die Ungnade des Pabſtes, der es dann auch dahin zu bringen wußte, daß Dietrich entſetzt, und an deſſen

Stelle der Graf Adolph von Naſſau zum Erzbiſchof von Mainz ernannt wurde. Darüber entſtand zwiſchen dem alten und neuen Erzbiſchof ein Krieg, und im Jahre 1462 den 27. Oktober in der Nacht gelang es dieſem letztern, die Stadt Mainz durch einen Sturm in ſeine Gewalt zu bekommen. Die Geſellen entflohen, zerſtreuten ſich in Frankreich, Italien, und Deutſchland, und legten in Venedig, Paris, Neapel, Rom, Florenz, Augsburg, Nürnberg, u. ſ. w. berühmte Druckereien an.

Die groſſen Unruhen legten ſich allgemach. Man nahm die großen Anſtalten zur Menſchencultur wieder hervor, und ſtiftete die Univerſitäten.

1347 — 1550.

Wenn ſich nun die Deutſchen zur Zeit, da die Buchdruckerkunſt erfunden worden iſt, noch in derjenigen unbefangenen und kräftigen Rohheit von Begriffen, wie in den Tagen

Karls, des Großen, befunden, und nun die klaſſiſchen Werke der Alten in die Hände bekommen hätten, ſo hätte alles um ſo bälder und vortrefflicher vor ſich gehen müſſen, als nunmehr die Unruhen, welche aus der Uebermacht des päbſtlichen ſowohl, als des kaiſerlichen Hofes entſtanden ſind, größtentheils wieder beigelegt waren. Was die Anmaſſung des päbſtlichen Hofes bei den Kaiſerwahlen betrifft: ſo hat endlich der ganz ins Ungereimte gefallene Mißbrauch derſelben die deutſche Geduld ermüdet, und im Jahre 1338 den 15. Juli ſchloſſen die Churfürſten (auf Veranlaſſung des großen, und höchſt gekränkten Kaiſer Ludwigs, von Bayern) zu Renſe den berühmten erſten Churverein, worauf ſie die Erklärung, daß ein durch die Mehrheit der churfürſtlichen Stimmen zum Kaiſer gewählter Fürſt ſchon eben darum rechtmäßiger Kaiſer ſey, aufſtellten, welche der genannte Kaiſer den 8. Auguſt darauf zu Frankfurt feierlich beſtätigt, und zu einem ewigen Reichsgrundgeſetz befeſtigt hat. So war auch ſowohl die Macht eines zeitlichen Kaiſers durch Austräge gemildert, als die Würden, Vorrechte und Verhältniße der Reichsſtände unter ſich näher beſtimmt worden. Die Kaiſer hatten theils aus Mangel an Geld, theils in der Betrachtung, oder Vermuthung, daß die kaiſerliche Würde in Zukunft ſtets von einem Geſchlechte zum andern wandeln würde, nicht nur ihre Rechte über Italien nach und nach an die einzelnen reichen Städte und Staaten verkauft, wie dann Kaiſer Karl IV. von Böhmen den kaiſerlichen Gütern in Italien vollends ein Ende gemacht hat, ſondern ſie haben auch ihre, bis dahin von Pfalzgrafen verwalteten kaiſerlichen Kammergüter, und andere Vorrechte größtentheils verſchenkt, oder verkauft, ſo, daß Kaiſer Ludwig von Bayern (und er, der erſte) genöthigt war, jene Reiſen, welche die ehemaligen Kaiſer auf ihren Kammergütern durch Deutſchland gemacht hatten, einzuſtellen, und in ſeinem Lande zu bleiben. Durch das vom Kaiſer Karl IV., aus Böhmen, im Jahre 1356 mit Zuziehung der Reichsſtände errichtete Reichsgeſetz (vorzugsweiſe die goldene Bulle genannt) wurden zumal die Anſtände der Churfürſten gehoben, die Zahl derſelben auf ſieben feſtgeſetzt, und die auf der uralten Hauptnation und dem Lande Bayern urſprünglich haftende Churwürde der ältern Linie des Geſammthauſes Bayernpfalz zuerkannt, welche vermöge einer zu Pavia 1329 geſchloßnen nutznießlichen Theilung die Länder am Rhein nebſt der mit höchſten Vorzügen begabten Würde, der Pfalzgrafſchaft am Rhein, beſeſſen hat. Im Jahre 1495 endlich kam das beſte und wohlthätigſte aller Reichsgeſetze, der von den meiſten Reichsſtänden längſt gewünſchte allgemeine Reichslandfriede, vermöge welchem das, ſeit den Karolingern vorhandene Fauſtrecht, gänzlich unterdrückt, und jede ſtreitende Partei an ein Reichskammergericht angewieſen ſeyn ſoll, zu Stande. Und ſo kamen mehrere Anſtalten, welche die Aufnahme des Nachdenkens, und ſohin die trefflichſte Erfindung der Buchdruckerkunſt hätten begünſtigen ſollen, zum Vorſchein; allein die Unwiſſenheit der damaligen Zeit war von einer ganz andern Art, als es jene zu den Zeiten Karls, des Großen, war. Damals hatte man faſt gar keine, jetzt aber beſaß man in den wichtigſten Dingen unzählige, nur leider ungeſunde, und zum Theil ſehr nachtheilige, Begriffe und Kenntniſſe; damals verlegte man ſich auf keine Wiſſenſchaft; jetzt war man mit dem höchſten Eifer entflammt, aber nicht die Sache, ſondern den Schatten der Sache, zu haſchen. Wie nämlich die von Karl, dem Großen, errichteten Schulanſtalten zerfielen, dachten Kaiſer und Päbſte aus guten Urſachen, und in der hauptſächlichen Abſicht, durch zweckmäßige Lehren und Grundſätze ihr Anſehen zu befeſtigen, zum erſten wieder daran, Schulen zu begünſtigen. Dieß waren aber nicht mehr jene Schulen, welche Karl, der Große, bei allen Domkirchen, und Klöſtern errichtet hatte. Die Domherren, (Canonici, Knighe) denen das Erwerben und Genießen frühzeitig lieber war, als das Arbeiten, gaben auch frühzeitig die Schulen auf; die Mönche erwarben ſich zwar durch ihr fleißiges Abſchreiben verſchiedener nützlicher Werke vieles Verdienſt, folgten aber, in Betreff der Schulen, dem Beiſpiele der Knighe faſt allgemein, und bekümmerten ſich anbei wenig darum, was die Kaiſer und Päbſte gerne ausgebreitet wiſſen wollten. Dieſe höchſten Häupter mußten ſich demnach ſelbſt um Leute umſehen, die das in der Welt ausbreiteten, was nach ihrem Sinne war. Sie ergriffen dazu dasjenige Mittel, welches allemal von der größten Wirkung, und ohne welches in dieſem Fache nie etwas zu hoffen iſt. Sie erwieſen nämlich ihren Gelehrten außerordentliche Ehren, und belohnten ſie eben ſo großmüthig. Die Doktorwürde adelte; und wo ein Mann von geprieſener Gelehrſamkeit eintrat, wurde ihm überall der Vorzug geſtattet. Es kam bald dahin, daß ſich die feurigſten und unternehmendſten Köpfe auf die Wiſſenſchaften, mit deren Beſitz ein beſonderer Vorzug verbunden war, legten, und einige wagten es ſogar, als Lehrer damals noch unbekannter Wiſſenſchaften, z. B. der Arzneikunſt, welche zuerſt zu Salerno und Montpellier gelehrt ward, aufzutreten. Anfangs gab es hierin keine Ordnung, ſondern jeder, der ſich fähig fühlte, eine Wiſſenſchaft zu lehren, kündigte an, daß er lehren wolle, und dann hieng es von ſeiner Beredſamkeit ab, welchen Fortgang ſeine Schule haben ſollte. Einige ſetzten ſich ſogleich in eine ſolche Achtung, daß ihre Schüler weiter fort in andere Städte zogen, und gleichſam aus dem Munde ihres Lehrers alle Meinungen und Behauptungen desſelben verbreiteten. Man nannte dieß, eine Schule ſtiften, und hielt es für den höchſten Grad des Ruhmes. Solche berühmte Lehrer brachten es aber bald dahin, daß ihnen ausſchlußweiſe die Erlaubniß, zu lehren, ertheilt, und daß nunmehr geſchloſſene Geſellſchaften von Lehrern, die man Univerſitäten genannt, und wo man in vier Fakultäten als a) in den ſieben freien Künſten b) in der Theologie, c) den Rechten, d) der Arzneikunſt Unterricht ertheilt hat, errichtet wurden. Solche berühmte Lehrer zogen auch durch ihren Ruf unglaublich viele Schüler an ſich, wie dann z. B. zu Oxfort im Jahre 1340 dreißig tauſend Studenten waren, welchen, wie überall geſchah, die Regierung verſchiedene Freiheiten ertheilt hat.

In Deutſchland, wo zwar ſchon manche Schulen, als zu Cöln, zu Heidelberg ꝛc. vorhanden waren, legte Kaiſer Karl IV. zu Prag im Jahre 1347 die erſte deutſche Univerſität nach dem Plane der Univerſität zu Paris an, welchem Beiſpiele bald nachher andere deutſche Fürſten gefolgt, und eine Menge Univerſitäten, als 1365 zu Wien, 1386 zu Heidelberg, 1388 zu Cöln, 1403 zu Würzburg, 1409 zu Leipzig, 1415 zu Roſtock, 1426 zu Löwen, 1457 zu Greifswald, 1459 zu Baſel, 1460 zu Freiburg, 1462 zu Ingolſtadt, 1477 zu Tübingen, 1482 zu Mainz, 1502 zu Wittenberg, 1506 zu Frankfurt an der Oder ꝛc. angelegt worden ſind.

Dieſe Anſtalten waren zwar an ſich ſehr rühmlich und wohlgemeint, aber im Grunde nichts weniger, als zur Fortpflanzung aufklärender und nützlicher Kenntniſſe geeignet.

Wie nämlich die Anſtalten Karls, des Großen, verfielen, ward in den Schulen faſt nichts mehr, als der chriſtliche Unterricht, gelehrt. Die Theologie wurde, wo nicht beinahe als der einzig würdige, doch als der Gegenſtand, dem alle wiſſenſchaftlichen Dinge untergeordnet werden müßten, betrachtet. Die neuen Univerſitäten wurden im Grunde als hauptſächlich geiſtliche Stiftungen betrachtet, wie dann auch der päbſtliche Hof zur Errichtung derſelben jederzeit die Begnehmigung gegeben, und anfänglich ſogar die Gegenſtände, welche gelehrt werden durften, beſtimmt hat. Kein Landesherr hielt ſich für befugt, ſelbſt Lehranſtalten nach den Bedürfniſſen ſeines Landes zu treffen, und daher blieben die unentbehrlichſten Wiſſenſchaften, als die Naturkunde, die Geſchichte, Metallurgie, Staatiſtik u. d. gl. ganz unbekannt. Von der ganzen Philoſophie kannte man nichts, als die Dialektik, welche man für die Kunſt, zu diſputiren, hielt, und daher auch unaufhörlich diſputirte. Man erdichtete ketzeriſche Meinungen, um nur darüber diſputiren zu können, und diſputirte zuletzt über die Kunſt, zu diſputiren, ſelbſt. Als man nun bei Gelegenheit der Kreuzzüge die Werke des griechiſchen Weltweiſen Ariſtoteles erhielt, und dieſelben, weil man ſie nicht verſtund, für die Quelle alles Diſputirens hielt, ſtieg dieſer Unſinn aufs höchſte.

Dazu kam nun noch vollends eine neue Erſcheinung, nämlich die Stiftung der Bettel-Orden, womit es dieſe Bewandtniß hat. Die alten Abteien hatten das Zutrauen und die Achtung der Glaubigen dadurch verloren, weil ſie, da ſie reich wurden, angefangen hatten, faul und bequem zu werden. Man ſtiftete zwar, in der Abſicht, dieſem Uebel abzuhelfen, vorzüglich im 11. und 12. Jahrhunderte neuerdings ſehr viele ſogenannte, nach der Vorſchrift des heil. Auguſtinus eingerichtete Chorſtifter, welche der heil. Norbert noch mehr eingeſchränkt, und 1120 in der Wüſte zu Prämonſtrat (im Bisthume Laon) die Prämonſtratenſer geſtiftet hat. Auch wurden die alten Benediktinerklöſter theils verbeſſert, theils neue aufgerichtet, und durch verſchiedene Regeln vervollkommnet, wie dann der heil. Bruno im Jahre 1086 zu Carthauſe (einem wüſten Orte zu Grenoble) die Cartheuſer, der Abt Robert im Jahre 1098 (zu Ciſterz in der Grafſchaft Beaunois) die Ciſtercienſer, oder (wie ſie nachmals vom heil. Bernard genannt wurden), die Bernardiner, gegründet hat. Da die Landesfürſten um die innere Verfaſſung der Klöſter ſich gar nicht bekümmerten, ſo war der Erfolg in kurzer Zeit immer der nämliche, und ſelbſt die Wohlhabenheit dieſer Klöſter entſprach der Erwartung, und ſchon der damaligen Vorſtellungsart der Laien, welche gerne große Büßer, und Caſteier geſehen hätten, auf keine Weiſe, als ſich im Jahre 1208 der heil. Franciſcus (ein zu Aſſiſſi im Herzogthume Spoleto geborner Kaufmannsſohn) und faſt zu gleicher Zeit der heil. Dominikus, ein vornehmer Spanier, hervorthaten, neue Orden zu ſtiften, derer Regel darin beſtehen ſollte, ihren Unterhalt zu erbetteln, und ſich anbei mit Andachtsübungen, vorzüglich aber mit Predigten, Unterweiſen, und Ketzerbekehrungen zu beſchäftigen. Rom beſtätigte dieſe zwei Orden, unter dem Namen der Dominikaner oder Prediger, und der Franciſcaner (woraus bald darauf die Minoriten und Kapuziner, und in der Folge die Auguſtiner und Carmeliter hervorgiengen) mit Freuden, und in kurzer Zeit war gleichſam die ganze Welt davon voll. Sie drückten einmüthig in die Seele der Menſchen das Gepräge ihrer Begriffe, ihrer Andachten, und ihrer Vorſtellungsart, wie dann nach ihnen noch dieſe Stunde jedes Volk, unter welchem ſie wohnen, vom Grunde aus gebildet iſt.

Ihr erſtes Augenmerk war auf die Schulen gerichtet, und ſie fanden bald Mittel, ſich nicht nur der theologiſchen, ſondern auch anderer Fakultäten zu bemächtigen. Die damalige Verfaſſung derſelben war ihren Abſichten vollkommen gemäß. Die Diſputirkunſt, und die Spitzfindigkeiten, welche dazu gehörten, hatten eben den höchſten Gipfel erreicht, und ein ſich auszeichnendes Talent in beiden war beinahe der einzige und zuverläßigſte Weg zu großen Ehrenſtellen, zu reichen Einkünften und einem ausgebreiteten Ruhm. Die größten, ſcharfſinnigſten und geiſtreichſten Köpfe ſuchten, mehr als jemals, ihre höchſte Ehre darin, ſich in den Ruf allgemein gefürchteter und noch nie überwundener Diſputirer zu ſetzen, wie dann ſelbſt der, durch ſeine gelehrten Schickſale eben ſo ſehr, als durch ſeine unglückliche Liebe berühmt gewordene (im Jahre 1142 in der Priorei zu St. Marcelli, unweit Chalons, an der Saone verſtorbene) Abälard, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, gleich einem Glücksritter, viele Länder bloß in der Abſicht durchreiſet hat, um überall die Meiſter und Veteranen in der Diſputirkunſt zu einem Streite aufzufordern, und überhaupt das Wunder von Mann, der das Herz haben würde, ſich mit ihm einzulaſſen, kennen zu lernen. Die Bettelmönche waren kaum in den Schulen, als ſich (wie ſich dann die größten Männer als ein Roger Baco, ein Albert, der Große, den Mönchsſtand, wo man damals allein Muſſe zum Studiren fand, gefallen ließen) Männer unter ihnen hervorthaten, nach derer Lehren und Grundſätzen eigene Schulen gebildet wurden. Die Dominikaner erklärten ſich vom heil. Thomas von Aquino, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts lehrte, für Thomiſten; die Franciſcaner entgegen von ihrem Mitbruder Johann Duns Scotus, für Scotiſten, und beide Orden trennten ſich von nun an, und gleichſam für ewige Zeiten, in der Philoſophie ihrer Schulſätze, und machten die Schulgelehrſamkeit oder Scolaſtik zu einer Quelle beluſtigender und ernſthafter Gezänke, wodurch die wahre Gelehrſamkeit viele Jahrhunderte wieder zurückgehalten, und zu tauſend Unordnungen der erſte Anlaß gegeben worden iſt. Nunmehr ſtand es keinem Lehrer weiter frei, der Wahrheit unbefangen nachzuforſchen, ſondern je, nachdem jeder zu einem Orden gehörte, mußte er die Grundſätze deſſelben, auch wider ſein beſſeres Gefühl der Wahrheit, behaupten. Da ſchon die Gegenſtände, welche man Philoſophie nannte, für das wirkliche Leben ganz unnützlich, kindiſch und unſinnig waren; ſo kann man ſich wohl vorſtellen, zu welchen erbärmlichen Spitzfindigkeiten und abgeſchmackten Einfällen die Vertheidiger ſolcher Grundſätze ihre Zuflucht nehmen mußten, wenn ſie in die Enge getrieben wurden. Man kündigte die öffentlichen Diſputationen mit einer nicht geringern Ernſthaftigkeit, und mit einer nicht mindern Feierlichkeit an, als mit welcher ein Turnier pflegte angekündigt zu werden, und man war nicht weniger, als wenn zwei weltberühmte Ritter ſich ſchlugen, begierig, wer den Sieg davon tragen würde. An dem Ausgange eines ſolchen Streites nahm nicht nur der ganze Orden, aus welchem die Diſputirer waren, ſondern überhaupt das ganze Publikum, wiewohl es von dem ganzen Gezänke keine Sylbe verſtand, den herzlichſten Antheil. Die Erzdiſputirer traten (gleich engliſchen

Fechthannen) auf. Alles war in Erwartung. Sogleich ſuchte der Angreifer ſeinen Gegner mit ſpitzfindigen Einwürfen in Verlegenheit zu ſetzen, welche dieſer anfangs mit Verachtung, dann, wenn ſie zu räthſelhaft wurden, ſchon mit ſichtbarem Aerger von ſich wies. Es dauerte nicht lange, ſo wurden beide Parteien hitzig, traten, wie auſſer ſich ſelbſt geſetzt, gegeneinander los, ſetzten zuletzt allen Anſtand bei Seite, und vergaßen ſich oft ſo weit, daß ſie einander die beſchimpfendſten Dinge ſagten, ſich die Bücher an den Kopf warfen, ſich einander in's Angeſicht ſpieen, und kratzten, und ſchlugen.

Und dieſe war die erſte Beſchäftigung der Univerſitäten.

Neue, durch die Entſtehung und Einführung der Lehre Luthers und anderer veranlaßte, Kriege. Projekt Kaiſer Karls V. auf eine Univerſalmonarchie. Religionsfriede.

1555.

Dennoch bekam es das Anſehen, als wenn die menſchliche Vernunft endlich doch einmal ihre Rechte behaupten würde. Viele, denſelben auſſerordentlich günſtige, Umſtände trugen auf die glücklichſte Weiſe dazu bei. Das im Jahre 395 geſtiftete orientaliſche Kaiſerthum zerfiel endlich durch die Schwäche und Uneinigkeit ſeiner Regierer. Die Türken ſetzten ſich in Europa feſt, und eroberten im Jahre 1453 die Hauptſtadt Konſtantinopel. Die gelehrten Griechen flohen nach Italien, brachten die Werke der alten Klaſſiker mit ſich, und verbreiteten das Vergnügen, dieſelben zu leſen, überall, wo ſie durchzogen, oder ſich niederließen. Die Italiener lernten nun auch den Werth der alten römiſchen Klaſſiker kennen, und führten ſie auf ihren Schulen mit dem größten Eifer ein. Dieſe Schulen erhielten ſogleich einen neuen Glanz. Alles ſtrömte nach Italien, um ſich in der ſchönen klaſſiſchen Literatur der Alten unterrichten, und bilden zu laſſen. In Deutſchland wurde es bald nicht nur eine Mode, ſondern ein Bedürfniß der Höfe, Gelehrte, welche ſich in der Literatur der Alten umgeſehen hatten, in Sold zu nehmen. Alles, was zur feinern Welt gehörte, wollte darin bewandert ſeyn, und Fürſten, ja ſogar Prinzeſſinnen lernten, ſchrieben und ſprachen fertig Latein. Die großen Fürſten ſuchten mit eben der Sorgfalt, und eben dem Aufwande, mit welchem man in unſern Zeiten etwa einen berühmten Sänger ſucht, und lohnt, einen großen klaſſiſchen Gelehrten an ihren Hof zu ziehen. Sie ſetzten ſolchen Gelehrten mit öffentlichem Gepränge Ehrenkronen auf (welches Recht, ſeit K. Friedrichs III. Zeit die Kaiſer ſich ſogar vorrechtsweiſe zueigneten) beſchenkten ſie, zum Zeichen ihrer Achtung, mit Ehrenketten, und bedienten ſich ihrer zu den wichtigſten Verrichtungen. Dieſe Ermunterung weckte und nährte dann auch in Bälde wahre klaſſiſche Männer, worunter Rudolph Agrikola, (auf einem Dorfe bei Gröningen 1442 geboren, und † 1485), Konrad Celtes (geboren 1459 zu Schweinfurt in Franken, † 1508) und Johann Reichlin (geboren 1455 zu Pforzheim in Baden, † 1522) vor andern als Patriarchen der griechiſchen und lateiniſchen Literatur ſich hervorgethan, und auf ihren Reiſen durch Deutſchland überall gute Köpfe geweckt haben. Da die alten Diſputirer auf den Univerſitäten, (Leute ohne allen Geſchmack, ohne alle Sprachkenntniß, und im Grunde ohne allen Verſtand) die Bemühungen dieſer beſſern Gelehrten für ſchädliche Neuerungen hielten, und häufig nur deſto hartnäckiger in ihrem alten Wuſte ſich vergruben: ſo ſetzten ihnen die Fürſten gleichſam neuere Gelehrtenbündniſſe oder Akademien entgegen, deren Mitglieder es ſich zur Pflicht machten, die Lektüre der alten Klaſſiker, und die darin enthaltenen Kenntniſſe zu verbreiten, die Mutterſprache zu vervollkommnen, und jeder Wahrheit mit freiem Sinne auf der Spur zu folgen.

Nicht weniger wurden von den deutſchen Fürſten, zumal am bayeriſchen Hofe, die Künſte gekannt, geliebt, ermuntert, und was in dieſen Umſtänden herrlich miteinwirkte: ſo bekam die Verfaſſung ſowohl des ganzen Reiches, als der einzelnen Länder immer mehr Ordnung, und die, einzig wahre, bürgerliche Freiheit, welche darin beſteht, daß die Geſetze einen jeden Bürger wider alle willkürliche Gewalt bei Ehre, Leib und Gut ſichern, fand täglich mehr Eingang und Befeſtigung, wozu nicht wenig beitrug, daß Deutſchland vom Kaiſer Maximilian I. in Kreiſe, und zwar anfangs in ſechs, als Schwaben, Bayern, den Oberrhein, Niederrhein oder Weſtphalen, Sachſen, und dann im Jahre 1512, wo der öſterreichiſche, burgundiſche, der churrheiniſche, und churſächſiſche hinzukam, in zehn Kreiſe, deren jeder für die Erhaltung ſeiner Grundfeſte zu wachen hatte, eingetheilt wurde. Eben dieſer Kaiſer hatte im Jahre 1501 zu Wien einen kaiſerlichen Reichshofrath, das iſt, ein Collegium von Räthen errichtet, welches anfänglich bloß die Beſtimmung hatte, in Sachen, die für die Perſon des Kaiſers vorkamen, in Staatsſachen, Gnadenſachen, Belehnungsgeſchäften u. d. gl. ſeine Meinung abzugeben. In Rechts- und Juſtizſachen der Reichsſtände entgegen ſollten allein die Richter des Reiches, oder das Reichskammergericht entſcheiden.

Bei dieſen günſtigen Fortſchritten hätte man der guten Sache nur nachhelfen, hie und da, nur (ohne vielen Lärm und vieles Geräuſch) einen Mißbrauch abthun, dort an eine leere Stelle eine gute Einrichtung hinſetzen, und mit der Vervollkommnung geiſtlicher und weltlicher Dinge in der Ordnung fortrücken dürfen, welche bereits von ſelbſt, und ganz willig, ſich anbot. Ueberhaupt bezogen ſich die Dinge, bei welchen man dem Ausbruche eines allgemeinen Mißvergnügens und Aergerniſſes hätte vorbeugen ſollen, theils auf einige Ueblichkeiten des römiſchen Hofes, welche derſelbe für (ihm unwiderſprechliche) Vorrechte erklärte, theils auf Mißbräuche, welche die Länge der Zeit, und die entſetzliche Unordnung ſo vieler Jahrhunderte, dann die Unwiſſenheit und Verwilderung der Sitten und Begriffe in religiöſen Dingen eingeführt hatte. Unter jene gehörte die Freiheit, welche bei dem römiſchen Hofe in Gang gekommen war, unter dem Vorwande, damit nicht ketzeriſche Hirten in den Schafſtall der Kirche ſich einſchleichen möchten, ſowohl Bisthümer, als Abteien, und andere Pfründen von Rom aus zu vergeben; ferner gehörten dahin die beträchtlichen Geldſummen, welche unter dem Titel der Annaten, oder der Früchte des erſten Jahres, dann für das Pallium (oder das Ehrenzeichen, welches den Erzbiſchöfen und eximirten Biſchöfen, von Rom zugeſchickt wurde,) und für andere Dinge aus Deutſchland nach Rom geſchleppt werden ſollten. Der Mißbräuche, welche die Reinigkeit und Wahrheit der Religion umgaben, waren unzählige, und, wie ſelbſt Bellarmin ſagt, ſo war keine Schärfe in den geiſtlichen Gerichten, keine Zucht in den Sitten, keine Kenntniß einiger heiligen Wiſſenſchaften, keine Ehrerbietung für göttliche Dinge, und kaum noch etwas von der Religion übrig. Die frömmſten und verſtändigſten Leute haben auch dieſe Fehler mit aller Freimüthigkeit, und allem dem Nachdrucke, welchen die Wichtigkeit dieſer Sache erforderte, (allein vergeblich), gerüget, und auf verſchiedenen Kirchenverſammlungen, als 1409 zu Piſa (im Großherzogthume Toſcana), 1414 zu Coſtniz (Konſtanz in Schwaben), 1431 zu Baſel wurde in der Hauptſache wenig zu Stande gebracht, ja als endlich die Churfürſten auf einer allgemeinen Reichsverſammlung zu Frankfurt 1446 verſchiedene Conkordate entworfen, auch der Pabſt wirklich in vier verſchiedenen Bullen 1447 ſeine Einwilligung dazu gegeben hatte, bewilligte der Kaiſer Friedrich III. den Legaten des Pabſtes Nikolaus V. zu Aſchaffenburg (im Mainziſchen) 1448 den 19. März, ungeachtet der Widerſprüche der deutſchen Stände, neue, dem römiſchen Stuhle überaus günſtige, Conkordata, welche unter dem Namen der Conkordate deutſcher Nation berühmt, und bis den heutigen Tag eine Hauptbeſchwerde dieſer Nation geblieben ſind. Mit den Abgaben, den Vergebungen der Erzbisthümer und Bisthümer blieb auch alles beim Alten; die Vergebung anderer Pfründen aber wurde dem Pabſte in abwechſelnden Monaten Jäner, März, Mai u. ſ. w. überlaſſen, wenige Stifter und Länder ausgenommen, wo man die Einführung dieſes Rechtes niemals zugegeben, oder daſſelbe durch nachherige päbſtliche Indulte, aber durch das natürliche und urſprüngliche Recht des Stifters, (wie dieß vorzüglich in Bayern unverletzt blieb) oder durch Verjährung erlangt hat. Auf die Herſtellung gereinigter Religionsbegriffe, und auf die Verbeſſerung der Sitten wurde noch weniger gedacht. Da die Biſchöfe das Recht zu ihren hohen Beförderungen mit auf die Welt brachten, und nicht nöthig hatten, durch Gelehrſamkeit und Verdienſte über den Werth gemeiner Seelen ſich empor zu heben: ſo waren ſie allenfalls noch darin eifrig, daß ſie mit dem Fürſten des Landes, wohin ſich ihr Kirchenſprengel erſtreckte, um zeitliche Vorzüge und Vortheile ſtritten; die Sorge aber, über die Heerden der Gläubigen zu wachen, überließen ſie den mindern Geiſtlichen, und beſonders den (von ihnen ſtets vorzugsweiſe geſchätzten) Mendikanten, welche, ſtatt auf ein der Religion gemäßes Leben zu dringen, unaufhörlich über die Religion, (doch ohne Kenntniß der Geſchichte und Kritik) diſputirten, und, wenn nur das Volk gehorſam und unterthänig blieb, die gottloſe Unwiſſenheit deſſelben in Glaubens- und ſittlichen Dingen, und die Ruchloſigkeit ſeines Lebens ſogar mit einer Art von Schonung behandelten. Niemand von denen, welche helfen hätten können und ſollen, beſaß den gehörigen Grad von Geiſt und Sorgfalt, um darüber nachzudenken, welchen Gang die Sache nehmen, und was aus einem in Laſter und Unwiſſenheit verſunkenen Volke, bei dem Aufwachen einzelner Köpfe, endlich hervorgehen müßte; ja der größte Theil, da er aus Mangel einer hiſtoriſchen Lectüre, Erfahrung, und eigenen Nachdenkens, nichts Beſſeres kannte, als was er von Jugend auf ſah, glaubte, es hätte nie, oder könnte gar nie etwas Vollkommneres geben, und ſo verhöhnte und verfolgte man die vernünftigen und redlichen Männer, welche über die Menge und Größe der Mißbräuche klagten, und ihre Folgen vorher ſagten. Wie weit dieſe, hauptſächlich durch die Unwiſſenheit und Vernachläßigung der öffentlichen Erziehung, (als der natürlichen Mutter aller Unordnungen) erzeugte, allgemeine Gefühlloſigkeit gieng, kann man daraus abnehmen, daß man ſich eine höchſt traurige Begebenheit, die ſich in Böhmen ereignet hatte, nicht im geringſten zur Warnung nahm. Es hatte nämlich auf der Univerſität zu Prag der Profeſſor Johann Huß, ein berühmter Diſputirer, einige Säze, welche mit der katholiſchen Glaubenslehre nicht vereinbar waren, ans Tageslicht gebracht, und, wie ganz natürlich war, ſogleich eine Menge Anhänger erhalten. Damals war eben die oben erwähnte Kirchenverſammlung zu Koſtanz eröffnet. Huß erhielt Befehl, daſelbſt zu erſcheinen, und da ihm der Kaiſer ein freies Geleit gab, erſchien er auch; allein nun ward von andern dafür gehalten, daß der Kaiſer, zum Nachtheile der Befugniſſe eines dritten, das ſichere Geleit unbedingt zu geben, nicht befugt geweſen ſey. Man ergriff und verbrannte (1415 den 6. Juli) den Huß, und bildete ſich mit einem uns jetzt unbegreiflichen Blödſinne ein, daß jetzt der Sache ſchon geholfen, und alles wieder gut gemacht ſey. Der erſchreckliche huſſitiſche Krieg, nebſt andern Begebenheiten, welche eine Folge von der Hinrichtung des Huß waren, machte niemand klüger, und in den hundert darauf erfolgten Jahren erreichte endlich die Unwiſſenheit und allgemeine Lauigkeit in Glaubensſachen nebſt unzähligen Mißbräuchen den höchſten Grad, ſo daß, gemäß dem natürlichen Laufe der Dinge, ein betrübter Ausbruch von was immer für einer Unordnung und Zerrüttung, im nahen Anzuge, und darüber jeder Verſtändige und Gutgeſinnte bekümmert war. Eine ganz gewöhnliche Sache gab nun endlich im Jahre 1517 die Veranlaſſung zu Begebenheiten, worüber das Blut der Deutſchen in Strömen gefloſſen, die Freiheit der deutſchen Stände mehr, als einmal, in die Gefahr einer neuen

Unterdrückung gerathen, und Deutſchland in Rückſicht auf Religionsgrundſätze, Begriffe und Abſichten, und auf wechſelſeitiges Zutrauen gleichſam in zwei Hälften getheilt, die Vervollkommnung der Wiſſenſchaften aber neuerdings, beinahe bis auf unſer Zeitalter, gehemmt worden iſt.

Pabſt Leo X. ließ zur Erbauung der prächtigen Peterskirche zu Rom Geldbeiträge ſammeln, und denjenigen, welche ſich dazu willig finden würden, in ſeinem Namen Ablaß ertheilen, welches letztere eine gar nicht ungewöhnliche Sache war. Der Auftrag der Ablaßverkündigung wurde in Deutſchland dem Churfürſten von Mainz, und dem Erzbiſchofe zu Magdeburg, Albert, und von dieſem zur weitern Beſorgung einem ſächſiſchen Dominikaner Tezel überlaſſen. Wie nun Tezel mit ſeinem Geſchäfte in die Gegend von Wittenberg kam, gerieth ein auf der Univerſität daſelbſt öffentlich lehrender Profeſſor der Theologie, und Auguſtiner-Mönch Martin Luther (geboren 1483 zu Eisleben in Sachſen, und daſelbſt † 1546) auf den Einfall, wider den Ablaß, und die dabei vorkommenden Mißbräuche ſogenannte Schultheſes zum Diſputiren drucken zu laſſen, wobei er damals noch keineswegs geſinnt war, eine Volksſache daraus zu machen, wie er dann ſeine Theſes wohlbedächtlich als eine gelehrte Streitigkeit in lateiniſcher Sprache ſchrieb. Tezel unterließ nicht, dagegen zu eifern, und Luther ſäumte nicht, darauf wieder zu antworten. Die Streitigkeiten wurden gedruckt, und durch ganz Deutſchland zerſtreuet. Man erwartete mit der größten Begierde, was man zu Rom dazu ſagen würde. Höchſt wahrſcheinlich wäre mit dem Luther die Sache noch gar leicht beizulegen, und er zum freiwilligen Stillſchweigen zu bringen geweſen; allein es fehlte denen, welche die zweckmäßigen Mittel dazu in ihren Händen gehabt hatten, an Kenntniß der Menſchen und Sachen, um wenigſt die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, und mit Hülfe derſelben zu begreifen, was bei einem zügelloſen, höchſt vernachläßigten, und höchſt unwiſſenden Volke, bei welchem jede, die nächſte, die beſte (wenn nur neue) Lehre den Schein der Wahrheit erhalten konnte, der geringſte Anlaß hervorzubringen im Stande, und welches Gegenmittel in dieſer Lage das beſte ſey. Luther wurde nach Augsburg berufen, und ſollte daſelbſt vor dem Cardinal Cajetan ſeine Sätze widerrufen. Luther wollte ſich dazu nicht verſtehen, berief ſich auf die Entſcheidung einer allgemeinen Kirchenverſammlung, und erwartete zu Wittenberg, wo ſein eigener Ordensgeneralvikar, Johann von Staupiz, mit ihm verſtanden war, den weitern Erfolg, als zu Rom durch eine den 15. Juni 1520 datirte Bulle Luthers Schriften verdammt, und ihre Leſung verboten wurde. Dem ungeachtet nahm ihn der Churfürſt Friedrich, genannt der Weiſe, von Sachſen, da er bei dem im Jahre 1519 erfolgten Tod des Kaiſers Maximilian I. in den ſächſiſchen Ländern Reichsverweſer geworden war, in ſeinen Schutz, und nun verfiel Luther, der ſchon an ſich ein überaus heftiger, ſtolzer, und kühner Mann war, darauf, unmittelbar wider die Macht des Pabſtes in öffentlichen Schriften loszuziehen. Wie die Sache immer mehr Lärmen machte, ſo ſchrieb der den 28. Juni 1519 zum Kaiſer gewählte Karl V. auf den 6. Jäner 1521 einen Reichstag nach Worms aus, wo Luther, gegen die Zuſicherung des freien Geleites, neuerdings ſich verantworten ſollte. Auch hier wollte Luther nicht widerrufen; und da am 26. Mai 1521 ein kaiſerliches Edikt über ihn ergieng, wodurch er in die Acht erklärt, und jedermann, ſowohl ihn aufzunehmen, als ſeine Schriften zu leſen und zu verbreiten, verboten wurde: ſo ließ ihn der Churfürſt von Sachſen nach dem Schloße Wartburg bei Eiſenach in Sicherheit bringen. Damals war noch nirgends in dem Gottesdienſte eine Aenderung eingeführt, und keine Parthei hatte es noch zu Thätlichkeiten kommen laſſen; aber nun faßte Luther zu Wartburg, wo er ſich ein ganzes Jahr aufhielt, den Entſchluß, das alte und neue Teſtament in die deutſche Sprache zu überſetzen, und dem Volke in die Hände zu liefern. Schon vorher waren ſeine Schriften, worin er alle Beſchwerden der deutſchen Nation wider den römiſchen Hof, alle in geiſtlichen Dingen herrſchende Mißbräuche, alle Beſchuldigungen, die ſich dem ausſchweifenden Leben der Geiſtlichen (freilich mit Grund) machen ließen, mit einem feurigen Vortrage rügte, in allen Städten und auf Dörfern geleſen, und dadurch alles in Gährung geſetzt worden; wie nun die gemeinen Bürger und Bauern vollends die Bibel zu leſen, und von Luther zugleich die Anweiſung erhielten, daß künftig aus der Bibel jeder ſelbſt urtheilen ſollte, was er zu glauben und zu thun und zu laſſen hätte: ſo geſchah, was ſchon ehemals geſchehen war, da im 14ten Jahrhunderte der Profeſſor Wiclef zu Oxfort in England, dann im 15ten Huß in Böhmen, und eben jetzt zu gleicher Zeit Zwingli zu Zürich in der Schweiz mit gleichem Aufrufe an das Volk aufſtand; ganze Gemeinden, und überhaupt unzählige Bürger und Bauern wollten nicht mehr katholiſch ſeyn, ohne jedoch ſelbſt zu wiſſen, was ſie ſeyn wollten. Es hieng von zufälligen Umſtänden, und etwa von der

Gegenwart eines Mannes von Anſehen ab, was am Ende daraus werden ſollte, und nicht nur jedes Land, jedes Fürſtenthum, ſondern jede Stadt und Gemeinde gieng hierin ihren eigenen oft höchſt ſchwärmeriſchen Weg. Die gemeinſten Leute machten Anführer, wie dann die Häupter der ſogenannten Wiedertäufer, Johann Matthias, und Johann Bockold, jener ein Becker von Harlem, dieſer ein Schneider von Leyden war. Die Obrigkeiten mußten theils geſchehen laſſen, was ſie nicht hindern konnten, theils waren ſie aber auch mit dem Volke ganz Einer Geſinnung, und jene deutſchen Länder waren bald nicht mehr die zahlreichſten, wo Volk und Fürſt der alten Religion getreu geblieben, oder dabei erhalten worden ſind. Luther, der anfangs ſelbſt nicht wußte, welche Glaubensſätze er in der Folge aufſtellen würde, ſchaffte das Meßopfer, die Kloſtergelübde und den Cölibat nebſt anderm, ab, wie er ſich dann ſelbſt im Jahre 1526 mit Katharina von Bora, einer Nonne von vornehmer Herkunft, vermählte, auch ſogleich an den Geiſtlichen häufige Nachahmer, überhaupt aber an einer überaus beträchtlichen Menge von Städten und Fürſten eifrige Anhänger fand.

Nun möchte ſowohl über die Frage, ob ein Landesherr verbunden ſey, ſeine zu einer (der herrſchenden entgegengeſetzten) Religion übergehenden Unterthanen in ſeinem Lande zu dulden, ferner über die Frage, ob ein freier Reichsſtand befugt ſey, einem andern freien Reichsſtande in Gewiſſensſachen einen Zwang aufzulegen, an ſich wenig Zweifel geweſen ſeyn; allein hier kamen noch ganz andere Bedenklichkeiten zum Vorſcheine; denn auſſerdem, daß ſich die katholiſchen Fürſten als natürliche Mitbeſchützer aller ehemals allein für die Bekenner der katholiſchen Religion in Deutſchland gemachten Stiftungen, angeſehen, ſohin geglaubt haben mögen, die Veräußerungen derſelben zum Behufe einer fremden Religion nicht zugeben zu können: ſo war der Anſtand in Rückſicht auf die etwaige Sekulariſation der Erzbisthümer und Bisthümer noch weit größer, da, wenn es z. B. einem Erzbiſchofe zu Köln eingefallen wäre, ſich von der katholiſchen Religion zu trennen, und ſein Erzſtift durch Heirath an ſein Geſchlecht erblich bringen zu wollen, nicht nur die Domherren, ſondern der geſammte Adel, welchem dieſer einzige Weg zum Fürſtenſtand, oder das Recht darnach zu trachten, noch offen war, nicht würde haben gleichgültig zuſehen wollen. Dazu kamen verſchiedene entſetzliche Unordnungen und Aufruhren, als zumal der Bauern in Schwaben und Franken, wider welche man ordentlich zu Felde zu ziehen, und ſich wider ſie durch grauſame Niedermetzelung Ruhe zu ſchaffen genöthiget war. Zu allem dem möchte Kaiſer Karl V. noch ganz andere Betrachtungen, nach welchen er nachmals wirklich handelte, gefügt, und die Widerſetzlichkeiten einiger deutſchen Reichsſtände für die beſte Gelegenheit zu ſehen haben, ein beſonders vortheilhaftes Anſehen über ſie zu behaupten, und, wenn ihm das Glück nur in etwas wohl wollte, ſelbe, und am Ende ſämmtliche deutſche Stände, in die Schranken einer neuen, vielleicht der ehemaligen Unterwürfigkeit zurück zu ſetzen. Dazu konnte er ſich allerdings eine nicht ganz ungegründete Hoffnung machen. Seit vielen Jahrhunderten war kein Kaiſer mit einer ähnlichen Hausmacht erſchienen. Karl (ein Sohn Philipps des Schönen, Erzherzogs von Oeſterreich) beſaß für ſich ganz Spanien, die Niederlande, die Grafſchaft Burgund, die Königreiche Neapel, Sicilien und Sardinien, und die Beſitzungen in Amerika. Er hatte bereits Franz, den erſten, König in Frankreich gedemüthigt, und bewundernswürdige Beweiſe ſeines Muthes, und zumal ſeiner Schlauheit gegeben. Da er beinahe ſeit ſeiner Thronbeſteigung mit jenem Könige beſchäftigt, und aus Deutſchland entfernt, da indeß die neue Aenderung der Religion in allen den Ländern, wo man ſie angenommen, auf eine unaustilgbare Weiſe befeſtigt worden war: ſo konnte er leicht vorher wiſſen, daß nunmehr ein jeder Verſuch, die katholiſche Religion wieder einzuführen, zu ſpät kommen, und ihm einen Vorwand geben würde, ſeine Abſichten auf Unterdrückung jener Länder in's Werk zu ſetzen. Wie nun auf einem noch vor ſeiner Ankunft, aber durch ſein Zuthun, 1519 zu Worms gehaltenen Reichstag durch die Mehrheit der Stimmen ein Reichsſchluß ergieng, daß man bis auf eine künftige allgemeine Kirchenverſammlung nirgends einige Neuerungen in der Religion vornehmen ſollte, ſo erfolgte, was man vorher ſah. Die der neuen Lehre anhängenden Fürſten, nebſt vierzehn Reichsſtädten, übergaben eine ſchriftliche Erklärung, worin ſie wider dieſen Reichsſchluß proteſtirten, und daher Proteſtanten genannt wurden; und wie endlich der Kaiſer im Jahre 1530 in Perſon nach Deutſchland, und auf einen nach Augsburg ausgeſchriebenen Reichstag gekommen war, überreichten ſie demſelben ein ſchriftliches Glaubensbekenntniß, das unter dem Namen der augsburgiſchen Confeſſion bekannt blieb. Karl unterſchrieb es nicht, und gab den Proteſtanten eine kurze Friſt, binnen welcher ſie den katholiſchen Glauben wieder annehmen ſollten. Von dieſem Augenblicke bewaffnete ſich Deutſchland wider ſich ſelbſt. Die Proteſtanten glaubten, auf ihrer Hut ſeyn zu müſſen, und errichteten noch in eben dem Jahre zu Schmalkalden (in der Grafſchaft Henneberg) ein Bündniß unter ſich, das 1531 weiter auf ſechs, und 1536 auf zehn Jahre erneuert ward. Die katholiſchen Fürſten ſetzten dieſem Bündniſſe im Jahre 1538 ein anderes unter dem Namen der heiligen Liga entgegen. Gleichwohl kam es noch zur Zeit zu keinem Bruch, ja die Fortdauer der Kriege, in welche der Kaiſer mit Franz I., und mit den Türken verwickelt blieb, war vielmehr für die Proteſtanten, als deren Beiſtand der Kaiſer benöthigt war, ein ſo günſtiger Umſtand, daß ſie noch immer eine ſehr gefällige Nachſicht, und im Jahre 1544 ſogar einen Reichsabſchied erhielten, daß alle ſcharfen Edikte wider ſie aufgehoben, und ihnen, bis auf ein künftiges allgemeines Concilium, die freie Uebung ihrer Religion geſtattet ſeyn ſollte; aber gleichwie dadurch im Grunde noch nichts zugeſagt worden war, ſo blieb das Schickſal der Proteſtanten noch immer ungewiß, und den Schlüſſen eines künftigen Reichstages anheim geſtellt. In eben dem gedachten Jahre machte Karl mit Franz I. Frieden, und bald darauf mit den Türken Waffenſtillſtand, und im Jahre 1545 ward den Proteſtanten auf dem Reichstage zu Worms erklärt, daß die allgemeine Kirchenverſammlung, welche Pabſt Paul nach Trient zuſammen berufen hätte, nun vor ſich gehen, und daß ſich jedermann nach deſſen Ausſpruch zu richten haben würde. Die Proteſtanten erklärten ſich dagegen, daß ſie dieſe Kirchenverſammlung nie anerkennen würden, und machten ſich ſogleich auf alle Fälle gefaßt. Wie nun die tridentiniſche Kirchenverſammlung (welche endlich, nachdem die Lehren des Luthers und anderer neunundzwanzig Jahre Zeit gehabt hatten, ſich auszubreiten, den 13. Dec. 1545 wirklich eröffnet worden iſt) gleich anfangs die ſeit 1517 entſtandenen neuen Religionsgrundſätze verdammte, mußte ſich der Kaiſer nothwendig durch eine entſcheidende Handlung erklären. Er that es auch ſogleich, und zwar auf eine Art, welche ſeinen Abſichten, und ſeiner, durch unzählige Erfahrungen, geſchärften Kenntniß und Klugheit vollkommen gemäß war. Er ſah nämlich, daß, wenn er geradezu alle proteſtantiſchen Staaten angreifen würde, dieſe alle ihre Kräfte vereinigen, und eine unüberwindliche Macht entgegen ſetzen würden; er erklärte ſich demnach nicht ſo faſt wider die proteſtantiſchen Fürſten und Stände, als vielmehr eigentlich wider diejenigen, welche dem Bunde zu Schmalkalden noch immer anhiengen, und ſein kaiſerliches Anſehen, wie er ſich ausdrückte, verachteten. Dadurch gewann er ſo viel, daß nicht nur einige proteſtantiſche Stände, als die Kurfürſten von der Pfalz und Brandenburg ꝛc., welche jenem für ſie hoch zu ſtehen kommenden Bund, ohnehin nicht hold waren, nicht nur gänzlich ruhig blieben, ſondern daß ſich einige derſelben ſogar für ihn erklärten, und ihm mit ihren Truppen perſönlichen Beiſtand zu leiſten verſprachen. Unter dieſen war der berühmte Herzog Moritz von Sachſen, der (wenn gleich ein ſehr eifriger Proteſtant) dennoch in beſondern Rückſichten, und in der Hoffnung, bei dem Kaiſer mehr zu gewinnen, dem ſchmalkaldiſchen Bündniß ſeiner Glaubensgenoſſen niemals beigetreten, und vielmehr von jeher der eifrigſte Anhänger des Kaiſers, welcher ihm die größten Verſprechungen machte, geweſen war. Auch der Pabſt Paul verſprach, nebſt andern Begünſtigungen, auf ſechs Monate lang zwölf tauſend Mann zu Fuß, und fünfhundert zu Pferd auf eigene Koſten zu unterhalten, und indem nun Karl auch aus Spanien ſechstauſend Mann wohlgeübter und verſuchter Völker kommen ließ, brachte er eine Armee von ſechsunddreißig tauſend Mann zuſammen, ein zwar wenig zahlreiches, aber in Rückſicht auf Kriegszucht und Tapferkeit höchſt wichtiges Heer, deſſen Sammelplatz Bayern war.

Indeſſen hatten die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, nämlich der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, der Landgraf von Heſſen, der Herzog von Würtemberg, die Fürſten von Anhalt, und die Reichsſtädte Augsburg, Ulm, und Straßburg (wobei ſohin noch lange nicht alle proteſtantiſchen Fürſten und Stände begriffen waren) eine Armee auf die Beine geſtellt, dergleichen im ſechzehnten Jahrhundert in Europa kaum noch geſehen ward. Sie beſtand aus ſiebenzig tauſend Mann zu Fuß, und fünfzehn tauſend zu Pferd, zählte hundert und zwanzig Kanonen, achthundert Rüſtwägen, achttauſend Laſtthiere, ſechstauſend Schanzgräber; ſie war dabei mit allen Bedürfniſſen aufs vortrefflichſte verſehen, und mit einem wüthenden Haß gegen die Katholiken (oder vielmehr gegen den Kaiſer, den ſie als den künftigen Unterdrücker der deutſchen Freiheit betrachtete) entflammt; und mit einem Worte, dieſem Heer fehlte, um für Deutſchland gerade ebenfalls das zu werden, was es fürchtete, daß es der Kaiſer werden möchte, nichts, als die Hauptſache, die Einigkeit der Fürſten, die es anführten. Wie ſie ſchon in völliger Bereitſchaft ſtanden, daß ſie ſogleich anrücken konnten, gaben ſie noch ein Manifeſt heraus, worin ſie behaupteten, daß nicht ihr Bündniß, ſondern ihre Religion, und im Grund die

Abſicht, Deutſchland zu unterjochen, die einzige Urſache der Gewaltthätigkeiten wäre, welche ſie jetzt von dem Kaiſer zu gewarten hätten, und welche ſogleich nach ihnen (falls ſie nämlich überwunden werden ſollten) alle, auch die mit dem Bund nicht vereinigten proteſtantiſchen Fürſten zu gewarten haben würden. Die Art, wie der Kaiſer dieſes Manifeſt beantwortete, hatte in Wahrheit einen Anſchein, daß jene Warnungen nicht unpaſſend, und daß die Unterdrückung der deutſchen Freiheit ſein wahrhafter Plan ſeyn möchte. Die einzige Antwort nämlich, welche er den Verbundenen gab, war, daß er ſie, und alle, welche ihnen anhängen würden, in die Reichsacht that, ſohin ſie, wie es mit wahren Geächteten gehalten wird, aller ihrer Würden, Güter und Reichslehen für verluſtig, ihre Unterthanen des Huldigungseides entlaſſen, und den Angriff ihrer Länder für pflichtmäßig erklärte, ein Urtheil, welches über freie Reichsſtände ergehen zu laſſen, der Kaiſer aus eigener Macht nicht berechtigt war. Es ſchien, als hielt er ſich bereits für ſo mächtig, daß ſich niemand mehr finden könnte, gegen das, was er jetzt vorgenommen hatte, ſich aufzuhalten, und als hielt er es nur für eine Kleinigkeit, ein Heer, wie das ſchmalkaldiſche war, zu vernichten. In der That achtete er es nicht einmal der

Mühe werth, ſich in ſeinem Lager bei Ingolſtadt, worin er (im Jahre 1546) das verbundene Heer erwartete, mit jener Sorgfalt, welche man gegen wohlangeführte Armeen beobachtet, zu befeſtigen. Wie daſſelbe endlich ankam, blieb es auch, wie vorher zu ſehen war, meiſtens unthätig ſtehen, und brachte die Zeit mit Uneinigkeiten und Berathſchlagungen zu, und der Kaiſer vermied ſeiner Seits ſorgfältig alle Gelegenheit zur Schlacht, und verſtärkte ſich auch noch mit einem zahlreichen Heer niederländiſcher Truppen.

Während dem ſpielte Moritz von Sachſen eine ganz beſondere Rolle. Moritz befand ſich nicht bei der Armee des Kaiſers, deſſen treueſter Bundesgenoſſe er war, ſondern hatte ein ungleich ſeltſameres Geſchäft übernommen. Dieſer eben ſo kühne als ſchlaue Prinz hatte ſeine Abſichten, in deren Rückſicht er dem ſchmalkaldiſchen Bund nicht beigetreten war, dergeſtalt zu verheimlichen, und gegen ſeinen Vetter, den Kurfürſten Friedrich von Sachſen, einen ſolchen Schein aufrichtiger Geſinnung anzunehmen gewußt, daß dieſer, wie er mit ſeinen Völkern zu dem ſchmalkaldiſchen Heere zog, für ſeine Länder nicht beſſer ſorgen zu können glaubte, als wenn er dieſelben der Beſchützung ſeines Vetters Moritz anvertraute.

Der Kurfürſt war aber kaum zu Felde gegangen, als Moritz auf Mittel ſann, wie er ſich der Länder und der Kurwürde deſſelben möchte bemächtigen können. Nun ſchickte ihm der Kaiſer eine Abſchrift von der über den Kurfürſten und andere verhängten Achtserklärung, und befahl ihm zugleich, die dem Reichsoberhaupte ſchuldige Pflicht und Treue zu beobachten, ſich der verfallenen Staaten des Kurfürſten zu bemächtigen, und dieſelben behalten. Er ſetzte hinzu, daß, wenn er ſäumen würde, dieſen Befehl zu vollziehen, er ihn ebenfalls für einen Mitſchuldigen erkennen, und zu einer gleichen Strafe verurtheilen würde. Man ſagt, dieſe Drohung ſey ein Kunſtſtück des Moritz geweſen, welches derſelbe, um vor der Welt entſchuldigt zu ſeyn, erſonnen habe. Er bemächtigte ſich ſogleich aller Länder des Kurfürſten, Wittenberg, Gotha und Eiſenach ausgenommen, welche feſten Plätze ſich weigerten die Thore zu eröffnen. Ganz Deutſchland erſtaunte darüber, und die Proteſtanten ſchrieen um Rache zum allmächtigen Rächer auf. Moritz aber, dem dieß alles nicht unerwartet kam, lächelte heimlich, und gab der ſtaunenden und entrüſteten Welt ein wohlausgearbeitetes, und ſauber gedrucktes Manifeſt zum Lohn.

Zu gleicher Zeit, als Moritz die kurſächſiſchen Länder in Beſitz nahm, waren zu ſeiner Unterſtützung ungariſche Völker dahin gerückt. Die Ausſchweifungen dieſer letztern nöthigten auf gewiſſe Weiſe den Kurfürſten, ſeinen Ländern zu Hülfe zu eilen, und ſohin mit ſeinen Truppen die Armee der Verbündeten zu verlaſſen, welche, ohne eine Feldſchlacht gewagt zu haben, (im Jahre 1546) auseinander gieng, und dem berühmten ſchmalkaldiſchen Bunde damit ein Ende machte, daß ſie ſich der Gnade des Kaiſers ergab. Dieſer züchtigte ihre Fürſten und Stände, wie ſie es verdient hatten, und gieng bald darauf dem Kurfürſten Friedrich von Sachſen, der indeſſen ſein Land wieder erobert, und ſeinen Nebenbuhler bereits ſehr in die Enge getrieben hatte, zu Leib. Mit ſechzehntauſend Mann überfiel er den 24. April 1547 bei Mühlberg die weit zahlreichere ſächſiſche Armee ſo plötzlich und unvermuthet, daß nur die perſönliche Tapferkeit des Kurfürſten es noch hinderte, daß dieſelbe nicht augenblicklich die Flucht ergriff. An dieſem Tag, und bald nachher, zeigte der Kurfürſt eine Tapferkeit, Großmuth und Seelengröße, die in der Geſchichte der Helden wenig ihres gleichen hat. Er focht mit unerſchüttertem Muth an der Spitze ſeiner Truppen, mit denen er endlich eingeſchloſſen, und nachdem er im Geſicht verwundet, und vor Müdigkeit ganz erſchöpft war, von den Feinden ergriffen wurde. Man führte ihn ſogleich zum Kaiſer, der berauſcht von ſeinem Glück auf der Wahlſtatt ſtand, und die Glückwünſche ſeiner Officiere über dieſen durch ſeine Kriegskunſt und Tapferkeit erhaltenen Sieg annahm. Friedrich näherte ſich ihm mit einem edeln Anſtand, der des Ranges eines der erſten Reichsfürſten würdig, und eben ſo weit von Niedergeſchlagenheit als unzeitigem Troz entfernt war. Das Glück des Krieges, ſagte er, hat mich zu Ihrem Gefangenen gemacht, und ich hoffe, allergnädigſter Kaiſer, Sie werden mich — hier fiel ihm Karl haſtig in die Rede, und, indem er ihm mit einem Blick voll Verachtung ſagte, daß man ihm wohl begegnen würde, wie er es verdiente, kehrte er ihm den Rücken, und ließ ihn ſtehen. Der Kurfürſt antwortete kein Wort darauf, ſondern gieng mit unveränderter Geberde, die weder Erſtaunen noch Verzagtheit blicken ließ, mit den ſpaniſchen Soldaten, die ihn bewachen ſollten, ab. Dieſer Auftritt war nur ein kleines Vorſpiel einer weit härtern Begegnung, womit der Muth des Kurfürſten auf die ſchwerſte Probe geſtellt ward. Karl belagerte die Stadt Wittenberg, deren Einwohner aber die hartnäckigſte Gegenwehr thaten. Da er nicht zweifelte, daß ihr Muth größtentheils auf der Standhaftigkeit der Sybilla (Prinzeſſin von Cleve, und Gemahlinn des Kurfürſten) beruhe, ließ er ſich durch ſeine Erbitterung ſo weit hinreiſſen, daß er in einem Kriegsgericht von ſpaniſchen und italieniſchen Officieren zu Recht erkennen ließ, daß dem Kurfürſten der Kopf abgeſchlagen werden ſollte. Dieß Urtheil wurde ihm auch wirklich, und eben zu einer Zeit angekündigt, da er mit dem Herzog Ernſt von Braunſchweig, ſeinem Mitgefangenen, im Schachſpiel begriffen war. Er hielt einen Augenblick ein, doch ohne den mindeſten Anſchein von Beſtürzung oder Schrecken blicken zu laſſen, und nachdem er etwas von dem ſowohl unordentlichen, als ungerechten Verfahren des Kaiſers geſagt, und vorzüglich ſeine Gemahlinn bedauert hatte, wandte er ſich zum Herzog von Braunſchweig, und verlangte weiter zu ſpielen. Er ſelbſt fuhr im Spiel mit ſeiner gewöhnlichen Aufmerkſamkeit und Heiterkeit fort, und bewies, da er Ernſt überwunden, alle Zufriedenheit, die man bei Erhaltung eines ſolchen Sieges zu fühlen pflegt. Nichts, als die Thränen ſeiner Gemahlinn, und die Bitten ſeiner Familie konnten ihn bewegen, ſein Leben durch die Unterſchreibung von Vergleichsvorſchlägen zu retten, vermöge welchen er, unter andern, genöthiget ward, der Kurwürde zu entſagen, und des Kaiſers Gefangener zu bleiben.

Und nun ſchien der Kaiſer wirklich am Ziele ſeiner Abſichten, und die entworfene Univerſalmonarchie zu Stande gekommen zu ſeyn. Indeſſen war die Sache ſelbſt immer noch mehr ein Gegenſtand der Furcht, daß es geſchehen möchte, als der Erfahrung, daß es wirklich geſchehen ſey. Der Kaiſer ließ aber die proteſtantiſchen Stände nicht lange in der Ungewißheit, indem er denſelben mit einer Art von Härte, und verachtendem Trotz begegnete, den ſie als den ſchrecklichſten Beweis anſahen, daß ſie, und daß mit ihnen Deutſchland unterjocht wäre. Er nahm nämlich den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen nicht nur allen Kriegsvorrath und alles Geſchütz, das in fünfhundert Kanonen beſtand, ab, ſondern belegte ſie, welches er auch ſeinen eigenen Bundesverwandten that, mit den drückendſten Steuern, und im Jahre 1548 legte er auf einem Reichstag zu Augsburg einen Glaubensbegriff, oder das berühmte Interim vor, das indeſſen, bis die Kirchenverſammlung alles berichtigt haben würde, in ganz Deutſchland beobachtet werden ſollte. In dieſem Augenblicke ſtand heimlich ein junger Fürſt wider ihn auf, der zum Erſtaunen von Europa die Alleinherrſchaft des

Kaiſers mit einem Male zernichtete. Es war Moritz, der den Kaiſer bis dahin auf das thätigſte unterſtützt, und der hinwieder von ihm die größten Belohnungen, und ſtatt des geächteten Kurfürſten Friedrich, die kurfürſtliche Würde erhalten hatte. Moritz glaubte, Deutſchlands Freiheit gehe in der Uebermacht des öſterreichiſch-ſpaniſchen Hauſes verloren. Seinen Blicken zeigten ſich unendliche Ausſichten von Ruhm und Selbſtbelohnung, wenn er der Retter Deutſchlands werden ſollte, und er fühlte in ſich alle Kraft dazu. Er verband ſich zuerſt mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II., und machte alle zu ſeinem Vorhaben nöthige Zubereitungen mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß ſelbſt diejenigen, die ſtets um ihn waren, und die gleichgültigſten ſeiner Reden und Bewegungen ausſpähten, nicht den geringſten Verdacht bekamen. Plötzlich aber brach er los, zog alle proteſtantiſchen Fürſten und Stände, welche man bereits für unterjocht hielt, an ſich, und überfiel zu Innsbruck den höchſt beſtürzten, und von allen Truppen entblößten Kaiſer, der ſich nur noch einige Stunden zuvor, ehe Moritz ankam, mit genaueſter Noth bei eitler Nacht, und der ſchlimmſten Witterung durch faſt ungangbare Wege über die Gebirge gerettet hat 1552. Der Erfolg davon war eine gänzliche Bereitlung der ungeheuern Ausſichten des Kaiſers, welche, wie die Stände klagten, keine andere war, als die kaiſerliche Macht uneingeſchränkt, und in ſeinem Hauſe erblich zu machen. Vermöge eines Vertrages, welcher noch im nämlichen Jahre, unter dem Vorſitze des im Jahre 1552 zum römiſchen Könige ernannten Ferdinands I., zu Paſſau geſchloſſen worden iſt, wurde den Proteſtanten die Religionsfreiheit wieder zugeſtanden, und im Jahre 1555 wurde zu Augsburg ein förmlicher Religionsfriede geſchloſſen.

Man ſagt, daß Kaiſer Karl V., als er ſich nachmals in ſeiner Einſamkeit zu ſt. Juſt in Extremadura, unter anderm, den Zeitvertreib, große und kleine Uhren zu verfertigen, gemacht, und nach häufig wiederholten Verſuchen erfahren hatte, wie er nie zwei ſo ſtellen könnte, daß ſie vollkommen gleich giengen, mit einer zur Reue gemiſchten Verwunderung die Betrachtung gemacht habe, daß er ſo viele Zeit und vergebliche Mühe angewandt hätte, Menſchen von verſchiedenen Begriffen, Abſichten und Vorſtellungsarten zu einer vollkommenen Einförmigkeit im Denken zu bringen.

Entſtehung eines verwüſtenden Krieges, der wegen neuen Verſuchen Kaiſer Ferdinands II auf eine Univerſalmonarchie dreißig Jahre anhält. Weſtphäliſcher Friede 1648.

Der zu Augsburg geſchloſſene Religionsfriede wurde nur zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten, und nur in Rückſicht auf das Geſchehene, geſchloſſen. Für weitere Fälle, und allenfallſige Uebergänge katholiſcher Glaubensgenoſſen zur proteſtantiſchen Religion wurde durch beiderſeitige Verträge nichts feſtgeſetzt, und da der römiſche König Ferdinand I. dem Religionsfrieden eine Clauſel, welche den Namen des geiſtlichen Vorbehaltes (Reservatum Ecclesiasticum) erhielt, hinzufügte, daß: „wo ein Erzbiſchof, Biſchof, Prälat, oder ein anderer geiſtlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, derſelbe ſein Erzbisthum, Bisthum, ſeine Prälatur, und andere Beneficien, auch damit alle Früchte und Einkommen, ſo er davon gehabt, alsbald ohne einige Verweigerung oder Verzug, jedoch ſeiner Ehre unnachtheilig verlaſſen ſoll“ u. ſ. w.; ſo glaubten die Proteſtanten, dieſe Clauſel, zu deren Anhang ſie ihre erforderliche Einwilligung nicht gegeben hätten, könne durchaus nicht verbindlich ſeyn. Katholiſcher Seits bekümmerte man ſich wenig darum, was man proteſtantiſcher Seits davon halten mochte, und die Clauſel blieb ſtehen.

Im Jahre 1563 wurde die tridentiniſche Kirchenverſammlung geſchloſſen, ohne daß damals noch daran zu denken war, daß die Proteſtanten, welche gleich anfangs nicht als Parthei, ſondern als Mitrichter auftreten wollten, im geringſten darauf achten würden. Da man demnach auf die Bekenner des katholiſchen Glaubens, welche ſolche waren, und künftig bleiben würden, Rückſicht nahm; ſo wurde auch in nicht weſentlichen Sachen die vorige Einrichtung beibehalten, und z. B. die Austheilung des h. Abendmahls unter beiderlei Geſtalten des Brods und Weins, dann die Aufhebung des Cölibats nicht bewilliget, ungeachtet wegen letzterm der K. Ferdinand I., und der Herzog Albert V. von Bayern in Gemäßheit ihrer Hoffnung, daß jene Bewilligung noch viel fruchten würde, und ſchon in Gemäßheit der damals allgemeinen Meinung, „daß (was das Cölibat betrifft) es doch hart wäre, dem ſo zahlreichen Stand der Geiſtlichen die natürlichſten aller Rechte auf eigene Fortpflanzung durch ein Zwanggeſetz, das die

Welt nie erbauen, und die wahre Reinigkeit nie befördern würde, zu benehmen, und denſelben einer traurigen und bemitleidenswürdigen Lage zu übergeben, wo er von allen Familienverbindungen entfernt, unter ſich einen Staat bildete, der eine niederſchlagende Verlegenheit und Erſtarrung gegen zärtliche, geſellige, und ſympathetiſche Gefühle, dann eine unfreiwillige Härte und Leere des Lebens nach ſich ziehen, und gewöhnlich einen auffallenden Eigennutz und Mangel an Sorge für ſich, für andere, und für die Nachkommen unausbleiblich veranlaſſen würde," — ſich bemüßiget zu ſeyn glaubten, den verſammelten Vätern der gedachten Kirchenverſammlung hierüber die dringendſten Vorſtellungen zu machen. Hierin kamen nun aber die Katholiken und Proteſtanten überein, daß ſie eine Scheidewand unter ſich zogen, und ſich beiderſeits für höchſt gefährliche Leute anſahen, die ſich nicht genug meiden, und ſich beiderſeits nicht genug Abbruch thun, für ihre Erhaltung und Ausbreitung aber nicht genug Eifer und Thätigkeit bezeigen könnten. Unbeſchreiblich ſind die Grobheiten und Erbitterungen, welche in damaligen Streitſchriften herrſchten, und welche nothwendig eine weitere höchſt bedenkliche Gährung unter dem Volke hervorbringen mußten. Was dabei den Katholiken, deren Anzahl in

Deutſchland beinahe bald den kleinern Theil ausmachte, ſehr zum Guten kam, war, daß die Proteſtanten, oder die eigentlichen Anhänger der lutheriſchen Lehre von den ſogenannten Reformirten, oder den Anhängern des Zwingli und Calvin (welcher letztere um 1542 in Frankreich aufgeſtanden war) nichts wiſſen wollten, ja daß ſie ſelbſt, die Anhänger des Luthers, faſt in jedem beträchtlichen Flecken, ja in einem und in eben demſelben Orte über Luthers Meinungen verſchiedene Auslegungen machten, und ſohin wieder in verſchiedene Partheien ſich trennten. Niemand war überhaupt bei dieſen Umſtänden, und bei der noch immer fortdauernden Verbreitung der lutheriſchen und calviniſchen, und verſchiedener ähnlichen Lehren, übler daran, als die Magiſtrate und Landesherren, indem diejenigen, welche zu einer neuen Lehre übergiengen, ſtets von dem Grundſatze, daß keine weltliche Gewalt befugt ſey, ſie einzuſchränken, ausgiengen, und alle Augenblicke bereit waren, zu rebelliren. Katholiſcher Seits fuhr man gleichwohl fort, die Grundſätze des ebengenannten geiſtlichen Vorbehalts, wo es möglich war, zu befolgen, und als der Kurfürſt Gebhard von Köln die calviniſche Religion angenommen, ſich darauf mit der jungen Gräfinn Agnes von Mansfeld, einer Canoniſſinn des Stifts

Giriesheim verheirathet, und dieſen ſeinen Schritt im Jahre 1582 öffentlich bekannt gemacht hatte, erklärte der Pabſt, nach vorgängiger Ermahnung das Domſtift für erledigt; die Domherren wählten im Jahre 1583 den 23. Mai den Prinzen Erneſt von Bayern (damaligen Biſchof von Lüttich) zu ihrem Erzbiſchof, und dieſer ſetzte ſich, mit Hülfe bayeriſcher und ſpaniſcher Truppen, in den Beſitz, ohne daß die Lutheraner in Rückſicht, daß Gebhard ein Calviniſt geworden war, eine gemeinſchaftliche Reichsangelegenheit daraus machten. Sie wurden jetzt, von den Kaiſern Max II., und Rudolph II., denen ihr Beiſtand zu den Türkenkriegen unentbehrlich war, ungeachtet ſie fortfuhren, Klöſter und Stifter zu ſeculariſiren, eben nicht geradezu verfolgt, und blieben auch bis nach einem Vorfall, der ſich im Jahre 1607 mit Donauwörth zutrug, ziemlich ruhig. Die lutheriſchen Einwohner der damaligen Reichsſtadt Donauwörth ſtörten ihre katholiſchen Mitbürger an der öffentlichen Ausübung katholiſcher Gebräuche, und ließen ſich zumal bei Aufführung einer katholiſchen Proceſſion vielen Muthwillen zu Schulden kommen. Der Kaiſer Rudolph II. erklärte ſie hierauf in die Reichsacht, und der Kurfürſt Max I. von Bayern, der die Acht vollzog, nahm die Stadt zum Unterpfand der Unkoſten in Beſitz. Dieſer, nebſt ähnlichen Vorfällen, beunruhigte die Proteſtanten dergeſtalt, daß ſie es für die höchſte Zeit hielten, endlich einmal wieder ſich ihrer ſelbſt anzunehmen, und eine gemeinſchaftliche Sache zu machen. Zu dem Ende hielten ſie im Jahre 1610 zu Schwäbiſchhalle eine allgemeine Berathſchlagung, deren Folge ein allgemeiner wechſelſeitiger Bund oder Union, und deren hauptſächlicher Beförderer der König von Frankreich war. Die Katholiken bewahrten ſich dagegen ebenfalls, und errichteten zu Würzburg ein gegenſeitiges Bündniß, die heilige Liga genannt. Das Seltſamſte dabei war, daß die Häupter ein und eben deſſelben Fürſtenhauſes die Anführer dieſer Bündniſſe waren. Friedrich IV. Kurfürſt und Pfalzgraf war das Haupt der Union, und Max I. von Bayern war das Haupt der Liga. Ganz Deutſchland griff nun zu den Waffen, um ſich wechſelweiſe aufzureiben. Ein entſetzliches Vorhaben; deſſen grauenvolle Vorſtellung auf beide Partheien anfangs ſo mächtig wirkte, daß ſie nach einigen geringen Feindſeligkeiten, zu München einen Frieden ſchloſſen, und die Truppen abdankten.

Allein die Veranlaſſungen zum allgemeinen Ausbruch waren zu häufig, und im Jahre 1618 zündete eine Begebenheit zu Prag jenen berühmten Krieg an, der ſich dreißig Jahre fortgewälzt, der Deutſchland mehr als einmal an den Rand des Abgrundes geführt, und ganze Länder von Menſchen entblößt hat. Kaiſer Rudolph II. hatte den Proteſtanten in Böhmen die freie Religionsübung zugeſagt; die katholiſchen Geiſtlichen legten aber jene Zuſage bald dahin aus, als wenn ſie nur von den königlichen Kammergütern verſtanden werden könnte, und ſie thaten daher, was ihrer Seits auch die Proteſtanten, da, wo ſie der ſtärkere Theil waren, gethan haben; ſie ſchränkten die Religion ihrer Glaubensgegner, wo ſie konnten, ein. Dieß ärgerte die böhmiſchen Proteſtanten dergeſtalt, daß ſie auf dem Schloß zu Prag die kaiſerlichen Kommiſſäre, wie raſende Leute, zur Rede ſtellten, auch zwei Staatsräthe Slabata und Martiniz, nebſt dem Sekretär Fabricius zum Fenſter hinauswarfen. Dabei ließen ſie es aber noch keineswegs bewenden, ſondern wie nach dem im J. 1619 den 20. März erfolgten Hintritt des Kaiſers Matthias, deſſen rechtmäßiger Nachfolger Ferdinand II. zum Kaiſer gewählt wurde, wollten ſie von ihm nichts wiſſen, ſondern traten für ſich zuſammen, und wählten den Kurfürſten und Pfalzgrafen Friedrich V. zum König in Böhmen, welcher auch, auf das Zureden ſeiner Gemahlinn Eliſabeth, einer Tochter König Jakobs I. von England, die Krone von

Böhmen wirklich angenommen, und nach Prag ſich begeben hat. Nun traten die beiden verbrüderten Linien von Spanien und Oeſterreich wieder zuſammen, um ſich in einer Sache, welche den Glanz ihres Hauſes betraf, gemeinſchaftlich zu unterſtützen. Da Kaiſer Ferdinand II den Verfall in Böhmen auf einer Seite vorſtellte, wo er mit Religionsſachen gar nichts gemein hatte, wie es an und für ſich auch wirklich ſo war, ſo rechnete er im Voraus darauf, daß die proteſtantiſchen Fürſten ſich des Kurfürſten Friedrichs nicht annehmen würden, indem er ſich genöthigt fände, ihn aus dem Beſitz von Böhmen zu vertreiben. Dieſe verſprachen auch nicht nur wirklich, ſich ruhig zu halten, ſondern der Kurfürſt Georg I. von Sachſen rückte zur Unterſtützung Oeſterreichs ſogar ins Feld. Kaiſer Ferdinand II. hatte ſich vor allen der Unterſtützung Max I. von Bayern verſichert, deſſen Land damals in der blühendſten Verfaſſung und beinahe das einzige und erſte war, das die Proteſtanten fürchteten, und worauf die Katholiken (wie dann auch die katholiſche Religion ihre Erhaltung in Deutſchland vorzüglichſt Bayern zu danken hat) alle ihre Hoffnung ſetzten, und Max I., ein eben ſo verſtändiger als beherzter Fürſt, brachte (gegen das Verſprechen des Kaiſers, daß er alles, was er in Oberöſterreich, wo die Stände lutheriſch geworden waren, erobern würde, als ein einſtweiliges Unterpfand bis zur Erſetzung der Aufwände zu behalten befugt ſeyn ſollte) dreißig tauſend Mann auf die Beine, welche er gleich im erſten Feldzuge ſo ſehr anſtrengte, daß er davon, ungeachtet alles nach Wunſch gieng, meiſtens durch Strapazen und Krankheiten zwanzig tauſend verlor. Er gieng, nachdem er Oberöſterreich erobert hatte, der Armee, welche den Kurfürſten Friedrich V. (ſeinen nächſten Vetter) im Beſitze von Böhmen hätte erhalten ſollen, ſogleich auf den Leib, und erhielt über dieſelbe den 8. Nov. 1620 nach einer kurzen Schlacht am weißen Berg bei Prag einen vollkommenen Sieg. Der Kurfürſt mußte ſich flüchten, und ganz Böhmen räumen.

Gleich nach dem glücklichen Ausgange dieſer Schlacht ſprach und handelte Kaiſer Ferdinand II. in einem höhern Ton. Er machte aus der böhmiſchen Sache, welche eine bloße Privatſache des Hauſes Oeſterreich war, eine Reichsangelegenheit, verhängte über Friedrich V., ohne alle Rückſicht auf deſſen Erben in der Pfalz, die Reichsacht, und ließ dieſelbe in der Unter- und Oberpfalz meiſtens durch die Truppen Max I. von Bayern, (wie dann auch eben derſelbe die, ſeinem Stammhauſe ohnehin ſchon angehörige Oberpfalz, dann die

Kurwürde als einen Erſatz für ſeine Dienſte annahm) vollziehen. Nichts widerſtand jetzt dem Heere des bayeriſchen Generals Tilly (eines Niederländers von Geburt); er zerſtreute die Völker, welche der niederſächſiſche Kreis, unter der Anführung des Herzogs von Braunſchweig, zu ſeiner Sicherheit ſammeln ließ, vereitelte die Anſchläge fremder Bundesgenoſſen, und ward im Jahre 1627 Meiſter von ganz Niederſachſen, von Pommern, Mecklenburg und Holſtein, welche ſämmtliche Länder der Kaiſer Ferdinand II. als ſeine ſelbſteigenen Eroberungen anſah. Mit der höchſten Beſtürzung fühlten nun auch die katholiſchen Fürſten ihre Lage und die Gefahr, unter das Joch zu fallen, das ihnen um ſo näher zu ſeyn ſchien, als Ferdinand II. bereits ohne weitere Zurückhaltung wie ein allgebietender Herr ſprach. So ſprach er in einem Edikt (das Reſtitutionsedikt genannt) vom 6. Mai 1629, worin er den proteſtantiſchen Fürſten und andern Ständen befahl, alle Kirchengüter, welche ſie ſeit dem Religionsfrieden von 1555 ſich zugeeignet hätten, herauszugeben, und entgegen allen katholiſchen Fürſten und Ständen die Weiſung gab, alle Proteſtanten aus ihren Staaten zu vertreiben. Er hörte keine Einwendung, achtete im Geringſten der Vorſtellung nicht, welche ihm ſein erſter Bundesgenoſſe, der Kurfürſt Max I. von Bayern machte, daß er nur noch 40 Jahre alles in dem Zuſtande, wie es war, laſſen möchte. Hundert ſechzig tauſend Mann der beſten Haustruppen ſtanden ihm zu Gebot. Dieſe ſetzte er ſogleich in Bewegung. Ganz Deutſchland ſtand in banger Furcht und Erwartung.

So war es, als Guſtav Adolph, König in Schweden, ein Mann, bei deſſen Größe jeder der Seinigen ſich größer fühlte, hervortrat, theils, und vorzüglich ſeinen Glaubensgenoſſen (denn er war der eifrigſte Proteſtant) theils den deutſchen Fürſten überhaupt die Hände zu bieten, deren Unterdrückung in der Folge höchſt nachtheilig ſchien. Dieſen letztern Umſtand hatte man nirgends reifer und ernſthafter, als in Frankreich in Betrachtung gezogen, und der berühmte Kardinal Richelieu, damaliger franzöſiſcher Premierminiſter, er, der für die katholiſche Religion Bücher ſchrieb, glaubte hier, als Geſchäftsträger der allgemeinen Sicherheit, vorbeugen zu müſſen, damit nicht unter dem Vorwande der Religion die deutſche Verfaſſung, an deren Erhaltung allen europäiſchen Höfen gelegen wäre, zu Grunde gehe. Er war es hauptſächlich, der den Guſtav Adolph (doch mit dem ausdrücklichen Vertrag, die Katholiken, wo ſie ſich ruhig, und nicht mit Oeſterreich hielten, ungends zu beunruhigen) ermuntert, begünſtigt, und unterſtützt, und ſohin den berühmten Schwedenkrieg, der leider ſo ſchlimme Folgen für Deutſchland hatte, mitveranlaßt hat. Guſtavs erſtes Betragen verkündigte den großen Mann. Er befeuerte ſeine Soldaten mit den allvermögenden Empfindungen der Religion. Als er (im Monat Juni 1630) auf der Inſel Rügen ans Land ſtieg, fiel er, im Angeſicht ſeiner Armee auf die Kniee, und rief, indem er ſeine Hände inbrünſtig gegen Himmel empor ſtreckte, mit lauter Stimme: „Ich komme nicht, um Land und Leut zu erobern, ſondern die Religion meines Volkes zu ſchützen, den Unterdrückten beizuſtehen, und der Welt die allgemeine Ruhe zu geben.“ Er ſetzte hinzu, daß, ſo wahr dieß ſeine Abſicht wäre, Gott der Freund und Beſchützer ſeines Heeres ſeyn ſoll. Dieß Heer war ein kleiner Haufen von fünfzehn tauſend Mann; aber jeder Soldat, der die Stimme ſeines Landesfürſten zu Gott hörte, fühlte in ſich den Muth eines Heeres, und ſtand unüberwindlich. Mit feurigem Ungeſtüm forderten ſie ihn auf, ihnen den Ort, wo Feinde ſtünden, zu zeigen.

Aus allen proteſtantiſchen Ländern ſtrömte das Volk ihm zu, und das Glück der Waffen begleitete jeden ſeiner Schritte. Er ſchlug 1631 den 17. September den Tilly unweit

Leipzig, hatte in drei Manaten ganz Sachſen, Franken, Schwaben, den Oberrhein, Mainz und die Pfalz von Oeſterreichern und Bayern geräumt, und hielt im Jahre 1632 den 17. Mai zu München ſeinen Einzug. Ungeachtet er gemäß den Rechten eines Ueberwinders große Brandſchatzungen forderte, ſo führte er doch den Krieg als ein weiſer Held mit Mäßigung, und niemand wurde ohne Noth gekränkt. Da er noch im nämlichen Jahre den 6. Nov. in einer Schlacht bei Lüzen im Stift Merſeburg wider den kaiſerlichen General Wallenſtein, ſein Leben verlor; da zwei Jahre darauf, nämlich 1634 den 24. Auguſt das ſchwediſche Heer in einer Schlacht bei Nördlingen einen höchſt empfindlichen Verluſt litt, ſo wurde darum der ſchwediſche Krieg nicht geendet. Der Kardinal Richelieu ſchickte Geld und Truppen, und erneuerte, und führte den Krieg meiſtens in den Ländern des Kaiſers, oder deſſen Bundesgenoſſen, unter denen zumal Bayern durch öftere Einfälle beinahe zu einer Wüſte geworden war, ſo daß in den Wäldern die reiſſenden Thiere, Wölfe und Bären, wieder häufig ſich einfanden. Auch in der Unterpfalz waren keine zweihundert Bauernhöfe mehr übrig. Nach unendlichen Drangſalen, und nachdem das Morden und Vertilgen dreißig Jahre gedauert hatte, kam es endlich im Jahre 1648 zu Münſter und Osnabrück in Weſtphalen zu einem allgemeinen Frieden, vermöge welchem (nebſt vielen Veräußerungen deutſcher Länder an Frankreich und Schweden, und vielen andern Vergütungen für deutſche Fürſten), in Betreff der Religion, beſchloſſen worden, daß der paſſauiſche Vergleich vom Jahre 1552, und der Religionsfrieden vom Jahre 1555 nach ſeinem völligen Inhalt beſtätigt, und ins künftige, nebſt der proteſtantiſchen auch die calviniſche Religion gleiche Rechte genießen ſoll. So viel koſtete es, ſich einander dulden zu lernen.

1701 — 1714.

Europas Gleichgewicht, und Vervollkommnung der Staatsverfaſſungen. Spaniſcher Succeſſionskrieg.

Die vielen und verderblichen Kriege zogen indeſſen auch wieder die Folge nach ſich, daß ſie den Scharfſinn, und den Erfahrungs- und

Beobachtungsgeiſt bedeutender Regenten und verſtändiger Miniſter aufweckten, um immer mehr und mehr ſolche Abſichten und zu deren Ausführung ſolche Maßregeln feſtzuſetzen, wodurch in der Zukunft die allgemeinen Kriege immer ſeltener, immer mehr erſchwert, oder weniger verwüſtend werden ſollten. Dieſe Abſichten und Maßregeln haben das berühmte Syſtem des Gleichgewichts in Europa hervorgebracht, welches Syſtem vorzüglich während der Regierung Kaiſer Karls V. zum höchſten Augenmerk aller europäiſchen Höfe genommen, und ſeitdem, wo manche Fürſten daſſelbe zu durchbrechen ſuchten, immer mehr befeſtiget worden iſt. Gemäß dieſem Syſtem ſoll ein gewaltiger Staat einen viel ſchwächern, aber ebenfalls freien, Staat, ruhig neben ſich dulden, und kein Fürſt ſoll dem andern an Zahl und Macht der Länder dergeſtalt überlegen, und übermächtig werden, daß ſeine Angriffe unwiderſtehlich, und ſeine Eroberungen ihm leicht werden könnten. Ganz Europa ſollte durch einen wohlangelegten Zuſammenhang, und durch die Bande verſchiedener Verhältniſſe und wechſelſeitiger Kräfte und Vortheile zu Einer Familie, welcher in Betracht ihrer Größe verſchiedene Oberhäupter vorſtänden, erwachſen. Die ſtehenden Armeen, welche ſeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufkamen, und die Wachſamkeit gelehrter Miniſter, deren Kenntniß und Blick jetzt nicht nur die innere Verfaſſung, ſondern auch die der entfernteſten Staaten zum Gegenſtande haben muß, ſollen dafür Bürge ſeyn. Auch für die Vervollkommnung des innern Zuſtandes einzelner Staaten, und für die Erhaltung ihrer Freiheit (neben welcher unendlich mehr Verſtand, Tugend und innere Thätigkeit, als bei dem Deſpotismus zu wohnen pflegt) haben die Kaiſer geſorgt, und ſie noch in den letztern Zeiten durch die Schützung der Landſchaften wider die gänzlich unabhängige Alleinherrſchaft geſichert, ſo daß überall Raum genug für den Geiſt der Vaterlandsliebe, und daß im Vaterland Mittel genug zur Nahrung alles Guten und Edlen vorhanden ſind. Auch durch die Einführung des Rechtes der Erſtgeburt, welches ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert immer allgemeiner geworden iſt, wurde manches Land vor Unruhe und Schwächung bewahrt. Endlich wurden auch die Kriege durch den Aufwand, welchen ein Feldzug neuer Art koſtet, auf alle Weiſe erſchwert.

Unter die beträchtlichen Kriegsbegebenheiten, welche ſeit dem dreißigjährigen Krieg ſich zutrugen, gehört diejenige, welche nach dem im Jahre 1700 den 1. November erfolgten Hintritt Karls II., Königs in Spanien, über deſſen Erbſchaft entſtanden iſt. Karl II war der letzte Sproſſe der öſterreichiſchen, vom Kaiſer Karl V. abſtammenden, Regentenlinie in Spanien. Seine ältere Schweſter Maria Thereſia hatte, da ſie an Ludwig XIV., König in Frankreich vermählt worden war, auf die ſpaniſche Erbſchaft Verzicht gethan. Die jüngere Schweſter, Margaretha Thereſia, wurde an Kaiſer Leopold vermählt, und in dieſer Ehe mit einer Tochter, Maria Antonia, geſegnet, welche an den Kurfürſten Max II. von Bayern verheirathet, und mit einem Prinzen Joſeph Ferdinand erfreut worden iſt. Dieſer junge Prinz war bereits durch ein feierliches Teſtament Karls II. zum Univerſalerben der ſpaniſchen Monarchie ernannt worden; ſtarb aber 1699, wie ſchon eben die Schiffe bereit ſtanden, ihn als künftigen Monarchen nach Spanien zu führen. In einem zweiten Teſtamente ſetzte Karl einen franzöſiſchen Prinzen zum Erben ein, und darüber ſtarb er. Das Erzhaus Oeſterreich glaubte nähere Anſprüche zu haben, und erklärte ſohin der Krone Frankreich den Krieg. Auch Holland und England, welches letztere allein bei zweimalhundert tauſend Mann aufbrachte, trat wider Frankreich auf, und im Jahre 1702 erklärten ſich wider daſſelbe auch alle deutſchen Kreiſe, Köln und Bayern ausgenommen, wo man ſich anfangs mit niemand zu halten entſchloſſen, und da dieß unmöglich geworden war, ſich erklärt hatte, mit Frankreich zu halten, wodurch die verwüſtendſte Fluth des Krieges nach Deutſchland gezogen ward. Damals ſtand Frankreichs Verfaſſung (für den Blick des Kenners nämlich) nicht mehr auf der Höhe, wohin ehe die Premierminiſter und Kardinäle, Richelieu und Mazarini es erheben hatten. Es war Niemand, der die Wahl geſchickter Miniſter und Generale getroffen, und mit ſeinem Anſehen durchgeſetzt hätte. Junge, unerfahrne Leute wurden an die Spitze alter Regimenter geſtellt, und in kurzer Zeit wurden zwölf Marſchälle, dreiundzwanzig Generallieutenante, und vierundzwanzig Marechaux de Camp gemacht, worunter viele waren, die man mehr wegen künftig zu erwerbender Verdienſte, als wegen ſchon erlangter, zu belohnen ſchien. Deſto zuverſichtlicher war gleichwohl das Vertrauen dieſer Herren auf ſich ſelbſt, und ſie glaubten, daß ſie nur kommen dürften, um zu ſiegen. Als 1704 der Marſchall Tallard dem Kurfürſten Max II. von Bayern zweiunddreißig tauſend Mann zur Verſtärkung des Heeres in dem Lager bei Augsburg zuführte und darſtellte, ſagte er, wie er das Vergnügen hätte, dem Kurfürſten die unüberwindlichen Haustruppen vorzuſtellen, womit man nur auf den Feind loszugehen brauchte, um ihn alſogleich zu zerſtreuen. Dieſe Verſicherung wurde bald nachher, nämlich den 13. Auguſt 1704 bei Höchſtädt in einer Hauptſchlacht, welche unter die wichtigſten dieſes Jahrhunderts gehört, auf die Probe geſtellt. Tallard fand es nicht einmal der Mühe werth, das Lager abzuſchlagen, und ließ entgegen alle Donaubrücken zerſtören, damit der Feind ja nicht entkommen könnte. Er hatte den rechten feindlichen Flügel, welcher aus Engländern und Holländern beſtand, und vom Milord Marlborough angeführt wurde, wider ſich. Als man ihm meldete, daß der Feind bereits einen gewiſſen Bach, der Nebelbach genannt, durchſetze, ſagte er lächelnd: „Laßt ihn herüber gehen! Ich will noch dazu Pontons ſchicken, wenn er keine hat.“ Um Ein Uhr Nachmittags kam es zum Ernſt. Marlborough bemerkte ſogleich einen auffallenden Fehler, den Tallard in der Anordnung und Stellung ſeines Heeres dadurch begangen hatte, daß er die größte Stärke deſſelben in Dörfer, welche die Fläche des Schlachtfeldes unterbrachen, verlegt, und allein das Dorf Blindheim mit fünfzehn tauſend Mann ſeiner beſten Truppen beſetzt hatte, wodurch dann die Außenlinien außerordentlich dünn und ſchwach geworden ſind Marlborough ließ die Dörfer leicht anfallen, und beſchäftigen, gieng aber mit ſeiner ganzen Stärke auf die entblößten Seitenlinien los, warf ein Regiment auf das andere zurück, und trieb die ſämmtlichen Truppen in dicken Haufen an die Donau hin, wo ſie zu Tauſenden in dem Fluſſe zu Grunde giengen. Selbſt Tallard wurde am Ufer deſſelben mit ſeinem Sohne gefangen. Indeſſen ſchien die Schlacht auf dem linken Flügel eine ganz andere Wendung zu nehmen. Hier focht der Prinz Eugen mit den öſterreichiſchen Truppen und deren Hilfsvölkern wider den Kurfürſten Max II. von Bayern, der ſeine Leute in eigener Perſon angeführt, und die feindliche Reiterei bereits zu vier Malen zurückgeworfen hatte. Wie aber der Kurfürſt den Marlborough, der mit den Franzoſen in der Hauptſache fertig geworden war, ebenfalls heranrücken, und ſich in die Mitte nehmen ſah, ſchrie er ſeinen Bayern zu: „Kinder, rettet euch! Alles iſt verloren!“ Er hieß hierauf ſeine Truppen ſich zurückziehen, welche gleichwohl noch das Feuer der ſiegenden Armee bis in die ſpäte Nacht aushalten mußten. Das ganze Schlachtfeld war mit Erſchlagenen überſäet. Zwanzig Generale und Oberſte, tauſend neunhundert Officiere nebſt eilftauſend Gemeinen zu Fuß, und dreitauſend vierhundert zu Pferd, dann fünftauſend vierhundert Proviant- und Munitionswagen, dreihundert dreißig beladene Maulthiere, hundert ſiebenzehn Kanonen nebſt vierundzwanzig Mörſern, hundert zweiundſiebenzig Standarten, hundert neunundzwanzig Fahnen, und überhaupt das ganze feindliche Lager, worin die franzöſiſche und bayeriſche Kriegskanzlei, dann acht eiſerne Kiſten, und vierundzwanzig Fäſſer mit Geld vorfindig waren, fielen in die Hände der Feinde. Die Beſtürzung des Königs Ludwig XIV. war dieſer Niederlage gleich; und wie man ihm zumal ſagte, daß jene fünfzehn tauſend Franzoſen, welche Tallard in das Dorf Blindheim geſteckt hatte, bis zum Ende der Schlacht, da ſchon alles verloren war, nicht herausgegangen wären, ſchlug er ſich mit höchſter Wehmuth vor die Stirne, und rief ein über das andere Mal aus: „Fünfzehn tauſend Franzoſen gefangen, ohne einen Schuß zu thun!“ Dieſer allgemeine Krieg, bei welchem der Kurfürſt Max II. von Bayern am meiſten verlor, indem er (nebſt ſeinem Bruder, Joſeph Clemens, Kurfürſt von Köln) in die Reichsacht erklärt, und Bayern unter die öſterreichiſche Verwaltung geſetzt worden iſt, wurde mit abwechſelndem Glück zwölf Jahre fortgeführt, bis endlich zwiſchen England und Frankreich, zwiſchen Frankreich und Portugal, zwiſchen Frankreich und Preuſſen, zwiſchen Savoyen und Frankreich, zwiſchen Holland und Frankreich beſondere Verträge geſchloſſen, dann zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich vom Prinzen Eugen und dem Marſchall von Villars zu Raſtadt (einem Luſtſchloſſe in der Niedermarkgrafſchaft Baden) 1713 Friedensverhandlungen entworfen, und dieſe darauf auf einem andern Zuſammentritt 1714 zu Baden im Aargau im Namen des Reiches vorgeſchlagen, und endlich den 7. September geſchloſſen, und den 9. Okt. gänzlich beſtätiget worden ſind. Frankreich behielt Landau und Elſaß, wogegen es Freiburg, Breiſach und Kehl wieder herausgab; dem Erzhauſe Oeſterreich wurden die Königreiche Neapel und Sardinien, dann die ſpaniſchen Niederlande nebſt den Herzogthümern Mayland und Mantua, zu Theil. Alles übrige wurde in den Stand, wie es vor dem Tod des Königs Karl II. geweſen, zurückgeſetzt.

Zuſtand der Volkskenntniſſe und Begriffe zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Vervollkommnung derſelben.

Wir kommen nun wieder auf das Wichtigſte der Geſchichte vernünftiger Weſen, auf die Geſchichte der menſchlichen Vervollkommnung zurück. Wenn Kriege manchmal nothwendig, Siege rühmlich und wünſchenswerth ſind, ſo ſind ſie es bloß in der Rückſicht, weil man durch einen befeſtigten Beſitz ſeines Eigenthumes Ruhe und Sicherheit erlangt, die Naturgeſchenke dieſes Eigenthums in aller Fülle wirthſchaftlich zu pflegen, und weislich zu genießen, und ſeinen körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten den Grad von Vollkommenheit zu geben, zu deſſen Erreichung Gott dem Menſchen (ſeinem Ebenbild) Luſt, Kraft und Anlage gegeben hat. Außer dem iſt aller Soldatenmuth ein ſchimpfliches Handwerk, und alle Ländervergrößerung ein thieriſcher Unſinn. Im Grunde rühren ja auch allgemeine kriegeriſche oder politiſche Völkerdrangſale von der Verfinſterung des Verſtandes, und von der Verwilderung des Herzens her, ſo daß ein fortgeſetzter Anbau, und ein edler Gebrauch ſeiner Seelenkräfte das einzige Mittel iſt, dieſen Zuſtand von Glückſeligkeit, nach welchem in das Herz eines jeden Menſchen eine ſtete Sehnſucht gelegt iſt, zu befördern. Die Geſchichte und Erfahrung von achtzehn Jahrhunderten (ſo wie überhaupt die Geſchichte aller Völker und Zeiten) überzeugt uns deſſen, und nöthigt uns gleichſam, den Faden der Aufklärung und der Anbauung unſers Verſtandes wieder anzubinden und fortzuführen, welcher ſeit der Einführung des Chriſtenthums angelegt, dann von Karl dem Großen wohl befeſtigt und ausgebreitet, dann in den mittlern Jahrhunderten wieder mißkannt und verunſtaltet, dann durch die Religionsunruhen im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert neuerdings gehemmt, aber endlich in unſern Tagen glücklich hervorgefunden, und verbreitet worden iſt.

Im fünfzehnten Jahrhundert hatte man einzeln, und im ſechzehnten häufig angefangen, die Schriften der alten Griechen und Römer (welche ſchon wegen ihrer ausgebildeten und geiſtreichen Sprache, aber noch mehr wegen der Kenntniſſe und Gefühle, welche ſie dem Leſer mittheilen, unbeſchreiblich ſchätzbar ſind) zu leſen und lieb zu gewinnen, und es thaten ſich bereits klaſſiſche Männer, von deren Bemühungen ſich ungemein viel Gutes erwarten ließ, hervor. Wie nun in eben dieſem Jahrhundert Religionsunruhen, und daraus langwierige Kriege entſtanden, wurde der Fortgang der Wiſſenſchaften theils neuerdings gehemmt, und auf ruhigere Zeiten verlegt, theils nahm er eine ganz andere Wendung. Das nördliche (meiſtens proteſtantiſche) und das ſüdliche (meiſtens katholiſche) Deutſchland hoben unter ſich allen Umtauſch wechſelſeitiger Kenntniſſe auf, und trennten ſich von einander, wo ſie konnten, in ihren Begriffen und Abſichten. In jenen war man zwar höchſt beeifert, überall Volksſchulen zu errichten, aber bloß in der Abſicht, die Jugend in der lutheriſchen oder calviniſchen Lehre zu befeſtigen, und ihr die, hierauf zielenden, Erklärungen der Bibel nachdruckſam einzuprägen; im ſüdlichen Deutſchland entgegen wurde unter dem Volke alles Bibelleſen eingeſtellt, und daſſelbe bloß in der katholiſchen Lehre, ohne vieles Beweiſeführen, unterrichtet. Beiderſeits ſcheute man den fernern Unterſuchungsgeiſt; und wiewohl die Theologen anfangs gezwungen waren, bei ihren Diſputen die Regeln der Kritik, und die Kirchenhiſtorie nebſt andern damit verbundenen Wiſſenſchaften, in etwas zu Hilfe zu nehmen, ſohin auf dieſe Wiſſenſchaften ſich zu verlegen; ſo zogen ſie doch bald beiderſeits wider ihre Cirkel von innerer Ruhe und von Selbſtbehagen um ſich her, und viele, welche fortfuhren, zu dem Volke, nach ihrer Art, in Schriften zu ſprechen, glaubten alles zu erſchöpfen, wenn ſie einander haßten, und auf das Unanſtändigſte ſchimpften, verdammten, und in alle Ewigkeit vermaledeiten. Unbeſchreiblich war darum auch der Haß und Abſcheu der verſchiedenen Religionsverwandten gegen einander, und Heiden, Juden und Türken wurden mit weit duldſamern Augen als

Proteſtanten oder von dieſen die Katholiken betrachtet. Da nunmehr der Abfall von der Religionslehre ſeines Landes die entſetzlichſte aller Miſſethaten, und ſchin nichts Schrecklicheres und Gefährlicheres, dabei auch nichts Leichteres war, als in den Verdacht, daß man nicht orthodox denke, zu verfallen; ſo getraute ſich niemand mehr, auch in Dingen, über deren Verbeſſerung oder Abſtellung man ehemals laut und ungeſcheut ſprechen durfte, ſeine Meinung zu ſagen, und die Beſchwerden der deutſchen Nation, ſo wie die auffallendſten Mißbräuche wurden nicht mehr berührt. Dieſe zwangvolle Verlegenheit drückte die Kräfte und den Muth der Seelen nieder, und die Prieſter, die ſelbſt am erſten darunter litten, theilten die Faſſung ihres Gemüths bei allen Gelegenheiten ihren Gemeinden mit, und überzogen ihre Lehre und Moral, und überhaupt das menſchliche Leben mit einer gewiſſen Härte und Traurigkeit von grämlichen Begriffen und Vorſtellungen, wodurch der arme (zumal der mit einer ſtärkern Einbildungskraft begabte) Menſch mit tauſend kläglichen Gefühlen von peinigender Unruhe, Schwermuth, und Bangigkeit niedergedrückt, mehr mit Angſt, Schrecken und Zaghaftigkeit, als mit unbefangener reiner Liebe, und kindlichem Vertrauen empor zum Vater der Liebe ſieht. Dieſe (überall, mehr oder weniger, ausgebreitete) Düſternheit, und einſiedleriſche Vorſtellung dieſes Lebens auf Erden (welche Erde ihnen dann auch ein lauteres Jammerthal, ſo, wie das Leben eine lautere Noth und Gefahr iſt) erhält ſich bis dieſe Stunde vorzüglich unter proteſtantiſchen Gemeinden, worin mancher Hausvater, wenn er recht geängſtigt und traurig iſt, ſich einbildet, nach altem Schrot und Sinn recht erzproteſtantiſch und evangeliſch fromm zu ſeyn.

Die Katholiken wurden noch ungleich mehr unter die ſorgfältigſte Obſicht genommen; aber was die Freude und Fröhlichkeit des Lebens betrifft, ſo iſt ſchon das äußere ceremonienreiche Weſen ihres Gottesdienſtes, und ſchon das Innere ihrer Tempel mit tauſend erfreulichen, troſtreichen, und anziehenden Bildern angefüllt, welche unaufhörlich die Güte und Barmherzigkeit Gottes predigen, und dem wankenden und zerſchlagenen Rohr überall Verſöhnung, Hülfe und Zuflucht verſprechen. Was nun jene Obſicht anbelangt, ſo kann man ſich davon einen Begriff machen, daß, noch nach der Kirchenverſammlung von Trient, welche doch die Vermehrung der Bettelorden ausdrücklich verbietet, ganze Länder (und unter denſelben vorzüglich Bayern) mit allen Arten dieſer Orden angefüllt, und dieſe Länder ganz nach dem Urbilde ihrer Hauszucht gebildet werden ſind. Da jeder dieſer Orden ſeine eigenen Wunderbilder, Andachten, Proceſſionen u. dgl. zählt, und befördert, ſo braucht man vernünftigen Menſchen wieder nicht zu ſagen, ob nicht das Volk dazu gewöhnt werden mußte, mehr auf das Aeußere und Zufällige zu ſehen, und ſeine Befriedigung mehr in der Beobachtung freiwilliger und meiſtens zerſtreuender Andachten, als im thätigen Wandel und in der Ausübung eines chriſtlichen Lebens zu ſuchen. Auch die bemittelten Orden beider Geſchlechter wurden ohne Einſchränkung vermehrt, und mit einem Wort ganze Länder wurden klöſterlich und aſcetiſch, und verſanken in eine gewiſſe ſinnliche Genügſamkeit, Ruhe und Trägheit des Geiſtes, bei welcher die Kultur der Geiſtesgaben nicht weiter gekannt wird. Das ganze menſchliche Leben (verſteht ſich, daß ſie dabei nur immer wohl zu eſſen und zu trinken hatten) war ihnen ein ſchnöder Tand, um welchen viel beſorgt zu ſeyn, der Mühe nicht lehnte, und das Streben nach Wiſſenſchaften war ihnen ein gefährlicher Vorwitz und Hoffartsgeiſt. Die erſten (der im Jahre 1543 geſtifteten) Jeſuiten, (welchen man, mit einem unbeſchränkten Zutrauen, den allgemeinen Nationalunterricht anvertraut hatte) hielten ſich an das (anfangs allen deutſchen Schulmännern gemeinſchaftliche) Syſtem, bei dem Punkt, welchen die wiſſenſchaftliche Aufklärung im ſechzehnten Jahrhundert erreicht hatte, aus dem Grund, damit ja keine neuen Unruhen ſich ergeben möchten, ſtill zu ſtehen; und diejenigen, welche nach einem Paar Menſchenaltern nachgerückt, und bereits in einem ungleich geſchmackloſern Zeitalter geboren, und gemäß demſelben unterrichtet und gebildet worden waren, wußten ſelbſt nicht mehr, daß ſie nicht fortſchritten, ſondern glaubten, genug zu thun, wenn ſie nur andern wieder pünktlich zurück ließen, was ſie empfangen hatten. Unmöglich konnten auch unter den auserleſenſten Köpfen die wahren Wiſſenſchaften jemals einen höhern Schwung bei einer Verfaſſung nehmen, wo es keinem frei ſtand, ſein Fach ſich zu wählen, oder die ganze Zeit ſeines Lebens ſich demſelben zu widmen, und Urmänner, wie Leibniz und Kepler, und andere, welche durch die kühne Größe ihres Geiſtes Könige ihres Zeitalters und künftiger Jahrhunderte geworden, konnten hier ſchwerlich hervorgehen. Ueberhaupt zu reden aber war der Gang der Gelehrſamkeit ſowohl, als des Volksunterrichtes, in ganz Deutſchland, in ſeiner Art überall gleich. Jedes Land ſcheute und fürchtete das andere; kein Schritt geſchah vorwärts, und die Regierungen wachten ſorgfältig, damit es ja niemand einfallen möchte, klüger, als andere waren, zu werden.

In ſolchen Wiſſenſchaften, wo ſchon die alten Römer auf gewiſſe Weiſe ſelbſt noch Anfänger, und worin ſeit ihrem Verfall kaum ein und andere Verſuche gemacht worden waren, geſchah ſo viel, als nichts. So blieb die Naturlehre oder Phyſik immer noch in ihrer erſten Kindheit, wie dann auch die unzähligen albernen Meinungen und Irrthümer, welche aus der Unwiſſenheit dieſer unentbehrlichſten und edelſten Wiſſenſchaft unvermeidlich entſtehen müſſen, bis auf die letzten Zeiten herrſchend geblieben ſind. Der Glaube an die Zauber- und Hexenkunſt erhielt ſich von den Heiden, deren Dummheit nothwendig auf dieſen Glauben, ſo wie auf tauſend andere Aberglauben, verfallen mußte, durch alle Jahrhunderte fort, und erhält ſich da noch, wo eine grobe Unwiſſenheit ſtatt hat. Wer einzelne Einſichten, oder gewiſſe Kenntniſſe der Naturkräfte beſaß, wurde von jeher als ein Zauberer verdächtig, und gewöhnlich als ein ſolcher behandelt. Als der Arzt Galenus im zweiten Jahrhundert zu Rom einen Kranken ſchnell durch eine Aderlaß heilte, wurde ihm die Stadt verwieſen. Der Biſchof Virgil zu Salzburg kam wegen ſeiner Behauptung, daß es, außer den drei damals bekannten Welttheilen, noch einen vierten gebe, in den Bann. Karl der Große verbot, aus gleichem Mangel vorräthiger Einſicht, in allem Ernſt, daß niemand ein Wetter machen ſollte; und im dreizehnten Jahrhundert wurde Albert der Große, Biſchof zu Regensburg, wegen ſeinen, damals außerordentlichen, Einſichten in die Natur und Mechanik, als ein Zauberer verſchrieen. Selbſt Kaiſer Karl V., da er ſich in ſeiner Einſamkeit manchmal mit der Verfertigung verſchiedener künſtlicher Maſchinen die Zeit vertrieb, verfiel bei den Mönchen zu St. Juſt in den Verdacht, daß er mit den unſichtbaren Weſen in Verbindung ſtehe, und noch im Jahre 1621 grämte es dem großen deutſchen Kepler beinahe das Herz ab, daß man ſeine betagte Mutter der Zauberei beſchuldigt, und ſie in die Gefahr, auf dem Scheiterhaufen ſterben zu müſſen, gebracht hatte; und er ſelbſt, der große Mann, der Vorgänger und Lehrer Newtons, mußte ſeinen hauptſächlichſten Unterhalt damit ſuchen, daß er Kalender, worin Prognoſtika oder Wahrſagungen ſtanden, herausgab, und auf Begehren den Himmel durch die damals üblichen aſtrologiſchen Künſte zu Rath zog. Ueberhaupt waren, zu Folge ſo roher Begriffe und mangelhafter Kenntniſſe der Natur und ihrer Kräfte, alle Arten von Aberglauben, zumal ſolche, mit denen ſchauerliche und myſtiſche Vorſtellungen verbunden waren, in öffentlicher allgemeiner Uebung, und die

Goldmacher, Schatzgräber, Geiſterbeſchwörer, Wahrſager, Wettermacher u. dgl. trieben ihre kindiſchen, und gewöhnlich auch ſehr nachtheiligen Poſſen gleich einem Handwerk. Und damit ja nichts mangeln möchte, den Glauben und Hang nach ſolchen Dingen mit unaustilgbaren Geprägen in die Gemüther der gemeinen Leute zu drücken, ſo zogen (noch unlängſt) auf den öffentlichen Schrannen und Jahrmärkten Leute herum, welche auf einem öffentlichen Gerüſt ſtanden, und eine Profeſſion davon machten, dem ſich herzudrängenden Volke auf großen Tafeln gemalte Geſchichten von Geſpenſtern, Zaubereien, Mißgeburten, Hexentänzen, und von wunderſeltſamen Dingen, welche ſich mit Malefikanten, Schatzgräbern, Räubern und Mördern in tiefen Wäldern, und grauſen Nächten, auf Kirchhöfen, oder auf Schädelſtätten zugetragen hätten, mit feierlichem Ernſt um Geld zu erzählen, wie dann auch Lieder eben dieſes Inhaltes von ſogenannten Bänkelſängern allenthalben geſungen, und dem Volke mitgetheilt worden ſind. Niemand kümmerte ſich darum; und wenn man nur von Glaubensſachen nichts ſprach, und nicht zu wenig glaubte, ſo durfte man, nach Belieben, zu viel glauben, ſo viel man wollte. Zwar nahmen rohe, verwilderte Sitten und öffentliche Miſſethaten in einem entſetzlichen Grade zu; aber die Geſetzgebung wurde dadurch wenig gerührt, und ſie giebt uns ein trauriges Beiſpiel, wie weit die menſchliche Natur ohne Kultur ihrer Fähigkeiten und Denkkräfte herabſinken könne, da ſie, ſtatt im Geringſten darauf zu denken, Verbrechen zu mindern, ſich ein Feſt daraus machte, Verbrechen zu ſtrafen. An die Stelle der ehemaligen Gottesurtheile wurden zuerſt von militäriſchen Perſonen, welche in den mittlern Zeiten des Fauſtrechtes den Blutbann ausübten, und davon einen Theil ihres Unterhaltes zogen, die unbegreiflichen Torturen (für das ungewiſſe Verbrechen) erfunden, und man entweihte die ganze menſchliche Natur, indem man ſeinen Verſtand, ſtatt ihn mit edlen Erfindungen und Rathſchlägen zur Veredlung des Menſchen anzuſtrengen, dazu anſtrengte, verſchiedene Arten und Grade von Peinen zu erfinden, und (welches eine natürliche Folge war) durch den beſtändigen Gebrauch derſelben die Gemüther des gemeinen Volkes in einen Abgrund von Empfindungsloſigkeit, von thieriſcher Niederträchtigkeit, und den ſchrecklichen Begriffen von Niedrigkeit der erhabenen menſchlichen Natur zu verſenken. Die Worte: „Peinliche Halsgerichtsordnung K. Karls V.“ erweckten eine allgemeine, dumme, hinſtarrende Ehrfurcht. Die peinlichen

Executionen waren die feierlichſten Unterhaltungen, und Galgen und Räder auf allen öffentlichen Straßen, und vor allen Städten und Flecken erbaut, die einzigen öffentlichen politiſchen Denkmäler, welche das Volk hätten belehren ſollen; genug davon.

Nachdem ſeit Luthers Zeiten 200 Jahre verfloſſen waren, wo die Fürſten mit allen Verbeſſerungen (welche zumal nur von weitem einen geiſtlichen Namen trugen) einhielten, wo die nördlichen und ſüdlichen Deutſchen, oder die Proteſtanten und Katholiken überhaupt alle Gemeinſchaft der Gelehrſamkeit unterbrochen hatten, ſchien man endlich wieder zu begreifen, daß man mit einander reden, daß man ſich über wiſſenſchaftliche und andere Dinge mit einander berathſchlagen könne, ohne ſich wegen Glaubensſachen einander anfallen zu müſſen. Man begriff, daß man auch bei ungleichen Meinungen und Dogmen, wenn man nur im Weſen der Moral gleiche Grundſätze hat, ſich einander viel Nützliches ſagen, ſich einander herzlich ehren und lieben könne, und ſich einander in manchen noch ganz unbearbeiteten Fächern viel lehren, oder entgegen lernen könne, und man wurde neuerdings für die Erforſchung, Erkenntniß und Annahme alles Guten und Brauchbaren geneigt und empfänglich.

Eine Begebenheit, welche ſich in Frankreich zutrug, machte, daß die Gelehrſamkeit und die Bildung des Verſtandes weit eher im nördlichen, als im ſüdlichen Deutſchland begann. Die aus Griechenland anfänglich nach Italien gewanderte Gelehrſamkeit fand in Frankreich frühzeitig Eingang. König Franz I. liebte die Wiſſenſchaften mit perſönlicher Neigung, und zog eine Menge Gelehrte an ſeinen Hof. Nachher ließ Ludwig XIV. den Wiſſenſchaften ſo wie den Künſten allen Schutz und jede Aufmunterung angedeihen, und zumal haben deſſen berühmte Miniſter und Kardinäle, Richelieu und Mazarin, als erleuchtete, tiefſehende Staatsmänner, wohl begriffen, daß unendlich mehr mit einem aufgeklärten, als mit einem dummen, ſohin zu allem Guten trägen und ſchwerfälligen Volk auszurichten, und daß demnach die Sorge, bürgerlichnützliche Kenntniſſe, gute und edle Gefühle, gute Geſinnungen des Edelmuths, der Menſchlichkeit, des tugendhaften Stolzes und der Freundſchaft u. dgl. durch gute Schriften, durch Vorſtellungen der Kunſt u. dgl. in allgemeinen Umlauf zu bringen, zu den erſten Pflichten, und Staatsgrundſätzen eines wahrhaft nützlichen Miniſters gehören. In Kurzem veredelte ſich alles; die franzöſiſche Nation wurde (bis auf die Art, ſich zu kleiden u. dgl.) das Muſter für andere Völker, und ihre Sprache durch gute Schriftſteller veredelt und verfeinert, wurde die Sprache der Welt. Nun wurde im Jahre 1685 ein gewiſſes königliches Edikt von Nantes, wodurch ehemals im Jahre 1598 König Heinrich IV. den Reformirten die völlige bürgerliche Religionsfreiheit bewilliget hatte, wieder zurückgenommen, und bei dieſem Anlaß flüchteten ſich ganze Colonien der geſchickteſten Leute nach Norddeutſchland, wo ſie ſich durch ihre edlen und gefälligen Sitten und Manieren, und durch ihre feine Sprache den Zutritt zu allen Höfen und großen Geſellſchaften öffneten, und die vollkommenen Meiſterſtücke ihrer Literatur allenthalben verbreiteten. Die entſetzlichen Kriege, welche in Deutſchland noch immerhin fortdauerten, hinderten zwar eine Zeitlang die ſchnellere Verbreitung eines beſſern Geſchmackes; doch ſangen und dichteten noch im vorigen Jahrhundert Martin Opiz, Logau und Caniz, bis in unſern Tagen Haller, Gellert, Klopſtock, Wieland, Geßner, Leſſing, Lichtwehr, Ramler, Sulzer, Mendelſon, Winkelmann u. a., und beinahe in jedem Fache der Gelehrſamkeit klaſſiſche Schriften, oder klaſſiſche Verſuche erſchienen ſind.

Kaiſer Joſeph II. beſucht den König Friedrich II. im Lager bei Neiß den 25. Aug. 1769.

Auch einen klaſſiſchen Fürſten ſah unſer Jahrhundert, Friedrich II., Kurfürſten von Brandenburg, und König von Preußen. Nicht deßwegen allein, weil er von der Natur große Anlagen erhalten hatte, (Menſchen, und darunter Fürſten mit großen Anlagen ſind ohne Zweifel ſo ſelten nicht, als man wähnt) ſondern weil er einſah, daß das Wichtigſte auf dem Throne, ſo wie in jeder Rolle des Lebens darin beſtehe, ein Menſch mit wahrer Wiſſenſchaft, und ein Mann mit Verſtand zu ſeyn, trat er als ein königlicher Mann mit einer gebietenden Seelengröße hervor, dergleichen unſere Zeiten, und viele vorhergehende Jahrhunderte nicht gewohnt waren, zu ſehen. Er las und ſtudirte die klaſſiſchen Schriften der Alten, und die Muſter der neuen Schriften, und bildete und ſtärkte ſeine Denkungsart, ſeine Staats- und Kriegskunſt nach den Gedanken, Beiſpielen und Erfahrungen der größten Menſchen der Welt. Was er daher entwarf und angriff, trug das kühne, ſiegende

Gepräge eines großen Muſters und Ideals, das unaufhörlich vor ſeiner Seele ſtand. In der höchſten Noth ſtand er, ſich ſelber genug, in einſamer Sicherheit, und ſchöpfte Rath und Hilfsquellen aus ſeinem mit Schätzen an Kenntniſſen bereicherten Verſtand. Er erfand das hohe Einfache der Taktik, und zeigte durch ſein Beiſpiel, wie man, wenn man Geiſt und Fleiß beſitzt, eine überwiegende Kriegsmacht ſammeln und erhalten könne, ohne der Staatswirthſchaft zu ſchaden. Er zeigte es; aber der Geiſt und die Kraft, es nachzuthun, blieb in ihm. Er weckte die europäiſchen Höfe, und deren graue Helden und veralteten Miniſter aus ihrem Schlummer. Wohl ſahen ſie die Wirkung; aber lange nicht, woher ſie kam. Sie kam nicht von der Geburt, ſondern von einem großen Verſtand. Alles nannte ihn, bildete, manierte ſich nach ihm. Wo er war, wollte Niemand unwiſſend, kleinmüthig, träg und faul ſeyn; jeder wollte groß ſeyn, und etwas Großes thun und ertragen.

Seine Hauptabſicht gieng auf die Vervollkommnung der bürgerlichen und geſellſchaftlichen Einrichtungen, und auf die Ausbreitung aller Arten aufklärender und nützlicher Kenntniſſe durch alle Klaſſen und Stände ſeiner Unterthanen. Er glaubte, daß eine Nation, welche frei denken darf, am Ende wohl denken, daß am Ende die Wahrheit in ihrer unüberwindlichen Kraft und Geſtalt ſiegreich hervorgehen, und daß bei der ungeſtörten Preßfreiheit nach einiger Zeit kein ſchändliches und ſchädliches Buch mehr ans Licht treten, oder Platz nehmen werde; aber immer und immer empfahl er die Lektüre der Alten, und die Kultur der deutſchen Sprache, deren Verachtung und Vernachläſſigung an deutſchen Höfen er (indeſſen er freilich ſelbſt mit deutſcher Kunſt und Gelehrſamkeit zu ſpät bekannt wurde) gar oft beklagt hat. Wiewohl er übrigens ungleich mehr die Gelehrſamkeit, als die Gelehrten, die ihm nie genug thaten, ſchätzte, ſo wußte er ſie doch (denn Gelehrte brauchen nicht viel, und die Ehre thut mehr, als das Geld) durch ſinnreiche Aufmerkſamkeiten, und durch ſeinen königlichen perſönlichen Beifall zu ermuntern, wie er dann, wo er hinkam, gewöhnlich die Gelehrten des Ortes ſprach, und ihnen, wo er konnte, gütlich that. Er verherrlichte den Namen ſeines Volkes, und man glaubte, daß man viel werth ſey, wenn man ein Preuſſe wäre; dieſe äuſſerten auch wirklich viele Achtung für ſich, und ſchienen, es ſelbſt zu glauben.

Den 25. Aug. 1769 beſuchte dieſen groſſen Menſchen Joſeph II. im Lager bei Neiß. Beim Anblicke deſſelben rief Friedrich aus: „Das iſt der Größte meiner Tage!“ Er ſchien die künftigen Plane und Handlungen ſeines erhabenen Mitbruders, als welcher nach dem Ruhme der erſten und größten Menſchen ſtreben würde, geahnet zu haben. Auch dieſer große Monarch, der den perſönlichen Fleiß von hundert Fürſten in ſich vereinigte, der über alle Macht emporringend, und dabei gegen den Geringſten ſeiner Unterthanen freundlich und herablaſſend war, unternahm, was man ſich noch vor Kurzem kaum zu ahnen getraute; er rief den künftigen Zeiten, daß ſie ſogleich erſcheinen, und rief allen Menſchen, deren Beherrſcher und Vater er war, zu, daß ſie ſich begeiſtern ſollen, welchem Rufe ſie dann auch folgten, ſo gut ſie konnten.

Als man nun anfieng mit den Wiſſenſchaften da wieder fortzufahren, wo man es im ſechzehnten Jahrhundert gelaſſen hatte, als man zumal in Betreff der öffentlichen Erziehungsanſtalten im ganzen Deutſchland der einhelligen Meinung wurde, daß da, wo gute Volksſchulen wären, bald weniger Unordnungen und grobe Laſter, und entgegen tauſend ſittliche, bürgerliche, wirthſchaftliche Tugenden ſich einfinden würden, traten auch die Erſcheinungen des ſechzehnten Jahrhunderts wieder auf. Die gelehrten Idioten und Pedanten ſchrieen nämlich wieder über eitle und gefährliche Neuerungen, und Wenige mußten die gute Sache gegen Viele vertheidigen. Deutſchlands erſte Fürſten ſtifteten daher wieder Akademien, deren Endzweck ſeyn ſoll, im Reiche der Kenntniſſe überall voranzugehen, überall Krieg mit ſchädlichen Vorurtheilen und Meinungen zu führen, überall Nachdenken und Einſichten auszubreiten, und den Geiſt und Flor der Nation zu befördern.

Nachdem Deutſchland unendlich reicher, als es vor achtzehn Jahrhunderten war, an Produkten, Künſten, Handwerken, an politiſchen Einrichtungen, Bequemlichkeiten und edlen Bedürfniſſen geworden iſt, ſo iſt es nun auch an dem, daß es unendlich reicher an innerm Seelengehalt und geiſtigen und bürgerlichen Vorzügen werden ſoll. Man hat hierin in allen, nur etwas aufgeklärten, Regierungen einerlei Ueberzeugung und Erfahrung. Mit dem Beſitze großer Länder allein, mit dem Glanz einer uralten Abkunft, und mit äuſſerlichen Dingen alten Prunks iſt bei Vorfällen, wo es auf die Freiheit, auf Vorzüge, auf den Gewinn oder die Erhaltung von Ländern ankömmt, ſchon nicht mehr geholfen. Man braucht, im gewiſſen Sinn, weniger Helden für den Krieg, als gelehrte und geübte Miniſter und Räthe für den Frieden, Männer, wie die Alten waren, von perſönlicher Einſicht und Geſchicklichkeit, und mit unbeſtechlicher, beharrlicher Treue. Selbſtdenkende Fürſten fangen daher auch allgemach wieder an, weniger auf Hoftalente zu ſehen, und den bloß umgänglichen, liebenswürdigen, und unterhaltenden Mann, dem Weiber ſeine Bildung und Manieren gegeben, von dem gründlichen und brauchbaren, den Männer und Sachen hergeſtellt haben (in Hinſicht auf Zeiten der Noth), wohl zu unterſcheiden. Wer jetzt (unter bedeutenden Männern) keinen Kopf hat, iſt unter dem andern, und verliert. Was überdieß zu großen Hoffnungen berechtigt, ſind die ſchönen Wünſche, Vorſchläge und Verſuche, welche in unſern Tagen (wie Blätter auf der weiten See, wenn ein feſtes Land in der Nähe iſt) über die wichtigſten Gegenſtände erſcheinen, und gewöhnlich vielen Verſtand, oder doch vielen Witz vorausſetzen; aber nur dann, wenn erſt eine zweckmäßige klaſſiſche Geſammterziehung des deutſchen Adels, und überhaupt des gelehrten Standes, vorausgehen wird, läßt die wirkliche Erfüllung der ſchönen Komplimente ſich hoffen, womit man jetzt einander beruhigt und einwiegt. Kraft und Muth und guter Wille ſind vorhanden. Iſt man gleich im Grund nur noch am Anfange; iſt gleich noch unbeſchreiblich viel zu thun; iſt gleich der Wuſt von Schwachheiten, Mißbräuchen, Thorheiten und Mißverſtändniſſen noch unendlich groß und verwirrt; iſt gleich der Schwarm der dummen und boshaften Sachverderber noch ungleich zahlreich; iſt gleich auch ſelbſt der Mißbrauch bei Verfechtung der guten Sache häufig und unläugbar, ſo weiß und fühlt man es aber doch; ſo iſt es doch ein Axiom, das nur der Feind des Lichts und des Menſchen noch in Verdacht zieht. Es giebt kein anderes wahrhafteres Mittel, den Menſchen wahrhaft glücklich zu machen, als daß man ihn (überall nach ſeinen Bedürfniſſen) ſoviel nur möglich, vernünftig macht.

Aus der Geſchichte deutſcher Sitten, Gebräuche und Meinungen.

Uralte Charakterzüge der Deutſchen; Hang zur Freiheit, zur Religion; Achtung für das Frauenzimmer.

Es iſt fürwahr ein recht häßliches Vorurtheil, das nur durch eine grobe Unwiſſenheit erzeugt werden, oder nur durch eine beinahe barbariſche Gedankenloſigkeit ſich erhalten kann, ſich unſere urgrauen Voráltern, die alten Deutſchen, als ganz unbehilfliche, durchaus rohe, und gedankenloſe Barbaren zu denken. Man muß ſie freilich nicht nach unſern heutigen Verfaſſungen, in welche uns tauſend (glückliche und unglückliche, fremde und einheimiſche)

Veranlaſſungen, Entdeckungen, Erfahrungen und Verhältniſſe, mit und wohl auch ohne unſer Zuthun, ſeit achtzehnhundert Jahren verſetzt haben, ſondern, wie billig, nach ihrer Lage, nach ihren Hilfsmitteln beurtheilen, um dann ſogleich Sitten und Anſtalten wahrzunehmen, die von ungemeinem Scharfſinne zeugen, und unſere ganze Achtung und Bewunderung verdienen. Man findet dergleichen in ihren kriegeriſchen und friedlichen Einrichtungen und Gebräuchen allenthalben, und die folgenden Beiſpiele mögen davon einen Begriff geben. Die Verfaſſung der ſueviſchen Völkerſchaften war, vielleicht mehr als bei andern, durchaus militäriſch, und derſelben zu Folge hielten ſie ſich (ob ſämmtliche, ob einzelne, bleibt dahin geſtellt) an eine Einrichtung, welche nur ein Kopf von der erſten Größe entworfen, und, was noch mehr war, durchgeſetzt haben konnte. Cäſar, der etwas von deutſcher Art und Sitte kennen lernte, fand dieſelbe im höchſten Grad bewunderungswürdig. „Niemand, ſagt er, beſitzt unter ihnen gewiſſe Aecker oder Bezirke zum Eigenthum, ſondern ihre Obern und Vorſteher weiſen den Völkerſchaften und Familien, welche ſich zuſammenhalten, das nöthige Ackerland an, das ſie beſäen, und das folgende Jahr wieder verlaſſen müſſen. Auf dieſe Einrichtung halten ſie aus der Urſache, weil ſie befürchten, daß ſich ſonſt die Leute bald an den Beſitz eines Eigenthums gewöhnen, und darüber die Luſt und den Muth zum Kriege verlieren, oder daß ſie allmählig nach mehrerem Eigenthum trachten, die ſchwächern Beſitzer unterdrücken, ſich wider die Hitze und Kälte bequemere Wohnungen bauen, oder wohl gar mit der Begierde nach Reichthümern bekannt werden, und ſich dann ſelbſt einander beneiden und zanken möchten.“ Eine andere, aus einem ähnlichen Geiſt klugen Scharfſinns entſtandene Einrichtung war noch weit allgemeiner. Wenn ſie über eine wichtige Angelegenheit Berathſchlagungen hielten, ſo geſchah dieß faſt immer während eines Schmauſes, wobei wacker gezecht, und dadurch, und durch die muntern Geſpräche, und ungewöhnliche Heiterkeit gleichſam jeder begeiſtert, und zu kühnen Gedanken und Einfällen geſtimmt worden war. Man wird denken, daß eben dadurch mancher voreilige, unbedachtſame Entſchluß gefaßt werden ſeyn müſſe, und das möchte freilich der Fall nicht ſelten geweſen ſeyn, wenn ſie ihren Entſchluß auf der Stelle gefaßt hätten. Dazu waren ſie aber viel zu klug. Sie hörten beim Schmauſe, wo jeder ohne Zurückhaltung ſprach, einſtweilen nur die Gedanken, und faßten erſt den folgenden Tag, wenn die kältere Ueberlegung zurückgekommen war, ihre reife Entſcheidung ab.

Gleichwie die allgemeine Nation der Deutſchen in ſehr viele Völkerſchaften (wie eben wieder heut zu Tage) getheilt war, ſo waren auch bei derſelben Sitten und Privatgebräuche verſchieden und mannigfaltig; aber, wie alle gleichzeitige und ältere Geſchichtſchreiber melden, in drei Zügen und ſittlichen Eigenſchaften kamen ſie durchaus überein, nämlich:

a) in ihrem Freiheitsſinn,
b) in ihrem Religionsſinn, und
c) in ihrer Achtung und ſeltſamen hohen Meinung von einer mehr, als natürlichen, hohen Kraft und Würde des Frauenzimmers.

Da ſich die zwei erſten Eigenſchaften bis dieſe Stunde als charakteriſtiſche Züge der Deutſchen erhalten, wiewohl in ihren Beſtandtheilen, Begriffen und Abſichten gar ſehr geändert haben, ſo müſſen wir uns nothwendig erſt deutliche Vorſtellungen von dem, was ſie ehemals waren, vorausſetzen, um im Verfolge mit hiſtoriſchem Nutzen zu ſehen, was, und wie ſie das, was ſie im Wechſel der Dinge wurden, zu unſerer Belehrung geworden ſind.

Nichts war, und wurde von jeher den Deutſchen natürlicher, als ihr, auf jede einzelnen Perſonen und Familien ſich erſtreckender Freiheitsſinn. Sie wohnten nämlich, zumal wo ſie ſich (wie um die Zeit der Geburt Chriſti ſchon ſehr häufig geſchehen war) auf einer beſtimmteren Stätte angeſiedelt, und zu ſäen und zu pflanzen angefangen hatten, aus Hang und Grundſätzen, einzeln, und hatten ihre Wieſen und Felder um ſich herum. Keine Familie bekümmerte ſich im Geringſten um die andere, und jede handelte für ſich, wie ein eigener, ganz abgeſonderter, kleiner freier Staat, mit der uneingeſchränkteſten Willkühr. Jede Familie ſah allein auf ihren Hausvater, und dieſer ſtand königlich, und mit dem mächtigen, trotzenden Gefühle ſeiner Unabhängigkeit, groß und aufrecht, in eigner perſönlicher Würde, da, und hatte ſchlechterdings keinen Begriff davon, wie noch jemand in der Welt befugt ſeyn könne, von ſeiner Haushaltung einige Einſicht zu nehmen. Dieſe Unabhängigkeit iſt übrigens nur vom Hauſe oder Hofe eines jeden, und von deſſelben innerer Einrichtung und Regierung zu verſtehen, und man muß ſich die Sache nicht ſo vorſtellen, als wenn es ganz und gar keine Verhältniſſe gegen Nachbarn, und gar keine Gemeinden gegeben hätte. Dieß war auch, (außer ſie hätten viele Stunden weit auseinander gewohnt) gar nicht möglich. Mehrere Familien lagen um einen Wald, um eine Gemeindeweide, und jede wollte das, was vor ihr lag, benutzen. Hier hatten ſie nun die Wahl gehabt, ſich in ewigen Fehden einander auszurotten, oder gütlich übereinzukommen, wie ſie das Gemeingut benutzen wollten. Natürlicher Weiſe wählten ſie das Letztere. Die Hausväter traten auf den Gemein- oder Mahlplatz (Mahlſtatt) zuſammen, und vertrugen ſich wechſelſeitig über das Recht, das jedem der Anweſenden auf dem Gemeinplatz zuſtehen ſollte. Weil nun forthin keinem derjenigen, welcher an einem ſolchen Vertrag einmal Theil genommen hatte, etwas Unfreundliches begegnen konnte oder durfte, ſo ward ein ſolcher Vertrag der Friede genannt. Sie fügten auf alle Fälle noch einen Vertrag (nach der Art, wie es noch jetzt bei Zünften in kleinen Händeln und Ungebühren üblich iſt) hinzu. Sie ſagten, und kamen überein, daß, wer den Vertrag nicht halten, und den Frieden brechen würde, ſo und ſo viel an den beſchädigten Theil, oder an die Gemeinde vergüten, und wenn er ſich nicht fügte, von dem Gemeindsrecht ausgeſchloſſen ſeyn ſollte. So ſetzten ſich demnach die Hausväter ihre Rechte ſelbſt, und zwar als freie Leute, weil alles durch eine freie Uebereinkunft (compositio) geſchah. Eine weitere, eben ſo natürliche Folge war, daß ſolche Hausväter bald anfiengen, ſich als eine Gemeinde zu betrachten, welche durch nähere Bande von wechſelſeitigem Nutzen und Freundſchaft verbunden war.

Dieſe Angelegenheiten waren und blieben aber nicht die einzigen gemeinſchaftlichen. Die Gefahr, welche ihren Heerden von ziehenden reiſſenden Thieren, oder welche ihrer Freiheit, oder den Rechten, über die ſie ſich einmal in einen ordnungsmäßigen Beſitz geſetzt hatten, bevorſtand, forderte ebenfalls einen wechſelſeitigen gemeinſchaftlichen Beiſtand. In ſolchen Ereigniſſen mußte jeder Hausvater einer Gemeinde perſönlichen Dienſt leiſten, nachdem man ſich zuvor verabredet hatte, wie derjenige beſtraft werden ſollte, der ſich würde zu Schulden kommen laſſen, keinen Dienſt zu leiſten, oder denſelben zu verlaſſen. Die Strafen, welche ſie ſich auf Vergehungen im Vertheidigungs- und Kriegsdienſt beſtimmt hatten, waren, wie dann auch die Sache ſelbſt von ungleich wichtigern Folgen war, ungleich härter, als jene, welche auf den Friedensbruch geſetzt waren. Auf eine gefliſſentliche Saumſeligkeit im Kriegsdienſte wurden nicht ſelten ſogar Schläge, und auf das Herieliz (losreiſſen, ſchlitten, ſich ſchlitzen vom Heer) wurde der Tod bedungen. Alle übrigen Fälle und Handlungen aber, welche keine unmittelbare, oder welche nicht gleich auf der Stelle eine Wirkung oder Aenderung in der Gemeinde nach ſich zogen, wurden lange nicht für Angelegenheiten der Gemeinde angeſehen. Eine Mordthat z. B. wurde von der Gemeinde nicht geahndet, ſondern der nächſte Anverwandte des Ermordeten, oder auch der Familienvater hatte das Recht, ſich von dem Todtſchläger, oder deſſen Familie, ſelbſt eine gemäße Genugthuung zu verſchaffen, welche in Erlegung einer Summe Geldes beſtand. Da hierin manche Ungelegenheit vorgefallen ſeyn mochte, ſo wurde endlich auch hierüber von den Hausvätern etwas Beſtimmtes feſtgeſetzt. So machten ſie es nach und nach mit mehreren Verbrechen und Unordnungen, wobei es im Verlaufe der Zeit endlich dahin kam, daß ordentliche Sammlungen dieſer Einverſtändniſſe, oder feſtgeſetzten Pakte zuſammengeſchrieben wurden. Die älteſten uns bekannten geſchriebenen Geſetze dieſer Art wurden von den ſaliſchen Franken, oder vielmehr von vier erfahrenen Männern, denen ſie den Auftrag machten, das, in jedem Falle herkömmliche, Geſetz zu beſtimmen, um das Jahr 422 veranlaßt, welchem Beiſpiele bald nachher die Allemannen, die Bayern, die Thüringer, Angeln, Sachſen und Frieſen, u. a. m. gefolgt ſind.

So unvermeidlich es unſern Vorältern war, unter ſich ſelbſt über die wichtigen Vorfälle ihres Lebens gewiſſe Verträge, oder Geſetze zu errichten, ſo nothwendig war es, die Bewachung und Vollziehung dieſer Geſetze einigen Hausvätern zu übertragen, und ſich in Friedenshändeln durch Obmänner oder Richter auseinander ſetzen, in Kriegsvorfällen durch Hauptleute anführen zu laſſen. Dieſe unvermeidliche Nothwendigkeit zog aber hauptſächlich und frühzeitig die Folge nach ſich, daß einige Hausväter anfiengen, auf ſich, auf ihr Haus, und ihre Familie eine größere Meinung und Achtung zu ziehen, und vornehmer, und edler als andere zu werden. Wider dieſe allmählige Entſtehung von mehr und weniger Glanz, Macht und Reichthum unter den Familien war (und iſt an ſich, nach dem natürlichen Lauf und Fortſchritt der Dinge) keine Verwahrung möglich. Es war natürlich, daß man einen Hausvater, der ſich in der letzten Fehde als einen außerordentlich geſchickten und beherzten Hauptmann gezeigt, und der ſich das Zutrauen ſeiner Gemeinde erworben hatte, bei folgenden Fehden nicht wieder abdankte, daß man ſich ſohin gewöhnte, ſich auf ſeine Einladung zu verſammeln, ſeiner Anführung zu folgen, und Ehrfurcht für ihn zu haben, und wenn dieſes Hauptmanns Sohn und Enkel in gleiche Fußſtapfen trat, endlich den ganzen Stamm, aus welchem ſo wichtige Leute kamen, beſonders auszuzeichnen. Da die Hauptleute, ſo wie die Richter, auch Geſchenke bekamen, dann einen Theil von den Strafgeldern, und einen größern Antheil an Land und Leuten, wenn eine Eroberung geſchah, erhielten, ſo wurden ſie auch reicher und mächtiger. Heirathen und Glücksfälle mögen ebenfalls beigetragen haben, einem ſolchen Hauptmannsgeſchlechte mehrere Vorzüge zu verſchaffen; und auf dieſe Weiſe, da einige zurückblieben, andere fortſchritten, erſchienen zuletzt gemeine und edle Hausväter, und aus den Geſchlechtern dieſer letztern giengen die nachmaligen Grafen oder Richter, Fürſten, Herzoge und Könige hervor. Man unterſchied die Edeln dadurch, daß man auf ihre Verletzung ein höheres Straf- oder Wehrgeld ſchlug, ſohin ihre Perſonen wichtiger machte, und gleichſam heiligte, ohne ihnen indeſſen das Geringſte, was in die Freiheit der gemeinen Hausväter einigen Eintrag hätte machen können, zu geſtatten. Sie durften nicht befehlen, daß man zum Gemeindienſt ſich ſtelle, (wiewohl zumal im Kriegsdienſt die ſtrengſte Zucht war) ſondern ſie konnten nur einladen, und auffordern. Sie mußten, wenn ſie Parthei wurden, gleich andern zu Recht ſtehen, und wurden in keinem Fall geſchont. Fügte einer ſich nicht, ſo ſprach die Gemeinde über ihn die Verbannung aus, und zündete ſein Haus an.

Eine natürliche Folge des gemeinen Freiheitsgeiſtes der Alten war ihr gemeiner Kriegsgeiſt, welchen man daher mit jenem immer für Eines hält. Ein Hausvater war nämlich nur den Verträgen ſeiner Gemeinde verpflichtet, welche durch einen auf einer Stange errichteten Haarzopf (gleich den bei den Türken noch üblichen Roßſchweifen) oder Sandarte vorgeſtellt, und worin jeder einzelne wehrhafte Mann durch ein einzelnes Haar oder Faden angezeigt wurde. Hatte einer mit dem Genoſſen einer fremden Gemeinde Händel, ſo mochte er ſie nach Belieben und Willkühr mit ihm ausmachen. Dieß war dann auch der unaufhörliche Fall, und (wie noch heut zu Tage in Amerika, wo noch die nämliche Verfaſſung herrſcht, auch die nämliche Gewohnheit und Erſcheinung vorhanden iſt) nicht nur einzelne Familien, ſondern ganze Gemeinden lagen mit andern, oft ſehr entfernten, Gemeinden im ewigen Krieg, ſo, daß, weil der Krieg das tägliche und einzelne Handwerk des Hausvaters war, jeder dazu geeignete ſtreitbare Mann ſchlechtweg eine Wehre, ſein Recht ein Wehrrecht, genannt war. Gemeindshändel giengen alle an; aber in perſönlichen Händeln muſte gleichwohl jeder ſich ſelbſt um Theilnehmer, oder Mitſtreiter umſehen. Hier kam wieder jedem ſein Reichthum an Ländereien zu ſtatten. Wer mehr geben, und beſſer belohnen konnte, hatte ein zahlreicheres und ſtattlicheres Gefolg. Fürſten und reiche Edle hielten ſich dergleichen immerwährend, und räumten ganzen Familien entbehrliche Ländereien und Höfe mit dieſem Vertrage ein, daß ſie ihre Kriegsleute (Leute, Lehenträger) ſeyn ſollten, welches ihnen dann den Weg zur Herrſchaft über ganze Völkerſchaften, und zur Vereinigung derſelben zu Nationen gebahnet hat. Da die Hausväter nicht das Geringſte arbeiteten, (alles nämlich mußten die Knechte, oder Sklaven thun) da ſie von dem Endzwecke ihres Daſeyns in dieſem Leben gar keinen andern Begriff hatten, als daß ſie Wehren ſeyn ſollten, ſo fanden ſich überall Leute in Menge, welche Wehrdienſte, oder vielmehr, welche eine Gelegenheit ſuchten, durch Wehrdienſte ſich auszuzeichnen. Es gab Völkerſchaften, wo eine Art von Geringſchätzung auf jedem lag, der nicht darthun konnte, einen, oder mehrere Feinde erlegt zu haben. Auch konnte der Sohn eines Wehres keiner Gemeindeverſammlung beiwohnen, noch des verherrlichenden Namens eines Mannes ſich erfreuen, bis er hinlängliche Proben ſeiner geprüften Geſchicklichkeit im Kriegsdienſt abgelegt hatte. Er mußte vorher lange als gemeiner Jung und Knappe unter irgend einem Gefolge gedient, und ſich abgehärtet, ſich inſtändig geübt, und brav, geſchickt und beherzt gezeigt haben, bis ihn die Gemeinde für mann- oder wehrhaft erklärte. Dieß geſchah während eines Freudenmahls nicht ohne gottesdienſtliche Feierlichkeit, wobei dem jungen Wehre eine Lanze dargereicht ward, die er dann, weil ſich beſtändig eine Gelegenheit fand, von derſelben Gebrauch zu machen, auch beſtändig mit ſich trug. Was nebenher den Kriegsdienſt nothwendig zu einem Ehrenſtand machen mußte, ſo war nur der Wehre, das iſt, der freie Mann waffenfähig, und befugt, Waffendienſte zu leiſten, und dieſer Ehre war kein Sklave fähig, als der in ihren Augen wie in einem Abgrund von niedrigem Zuſtande lag. So hochgeſinnte Menſchen konnten nicht anders, als alles, was hoch, groß und erhaben war, mit ihrer Vorſtellungsart umgeben, und das Wohlverhalten im Krieg für das einzige und höchſte Verdienſt eines Menſchen erklären. Und gleichwie ſich bei einem Verſtand von grober Eingeſchränktheit von dem höchſten Weſen jeder einen Begriff nach ſeiner Lebensart, nach ſeinem Beruf und Gewerb macht; ſo hielten jene Gott für den erſten und unüberwindlichſten Kriegsgott, der bei einem Wehre auf nichts ſehe, als ob er ſtark, muthig und beherzt, und mit Blut und Narben geziert wäre. Der h. Arnulph traf eines Ta-

es einen vornehmen Herrn in Thüringen in
er größten Beſtürzung und Wehmuth an,
orin ihm derſelbe kaum noch zu ſagen ver-
ochte, daß ſein naher Anverwandter, ein
offnungsvoller Jüngling, mit einer gefährli-
hen Krankheit behaftet, und daß er ſeiner
Seits eben im Begriffe wäre, denſelben, ehe er
erbe, den Kopf abzuhauen, damit ja ſein
etter in der andern Welt bluttriefend erſchei-
en, und ſohin das Wohlgefallen der Götter
m ſo gewiſſer auf ſich ziehen möchte. Man
ollzog dieß an den Todtkranken ſehr allge-
ein. Man zweifelte auch nicht, daß der
immel nichts Angelegeners hätte, als den
apfern beizuſtehen, und durch einen glück-
ichen Ausgang ſich für ſie und für ihre Ab-
icht zu erklären. Dieſer Glaube erhielt ſich
och viele Jahrhunderte, nachdem ſchon das
hriſtenthum ſich allgemeiner verbreitet hatte,
ort, und der fränkiſche König Pipin (Vater
arls des Großen) ſprach noch im Jahre 743
uverſichtlichſt aus dieſem Tone. Er war im
edachten Jahre mit einer großen Armee wi-
er die Bayern gezogen, und kam bis an den
echfluß, wo ihn dieſe erwarteten. Er hatte
u einem Kriege eben nicht die triftigſte Ur-
ache, und ein päbſtlicher Nuntius, Sergius
genannt, der ſich, nebſt andern Biſchöfen, im
ayeriſchen Lager befunden, und von der Be-

ſchaffenheit der Sache unterrichtet hatte, machte hierüber dem Könige der Franken Vorſtellungen, wobei er verbrachte, daß er ihn im Namen des heil. Peter und des Pabſtes von dem ungerechten Kriege abzumahnen, und ihm den Rückzug zu bedeuten hätte. In der darauf folgenden, einer ſehr finſtern, Nacht ſetzte Pipin durch Liſt über den Lech, eroberte das Lager der unvorbereiteten Bayern, und bekam ſogar den Nuntius gefangen. Pipin ließ ihn zu ſich rufen, und indem er ihm wegen ſeiner Ermahnung einen gelinden Verweis gab, ſetzte er hinzu: „Unmöglich kann der heil. Peter, oder der Pabſt einen Auftrag an mich dir mitgegeben haben. Hätte der h. Peter geſehen, daß ich nicht die gerechte Sache habe, ſo wäre er mir heute nicht beigeſtanden; aber nun durch eben dieſen Beiſtand des Fürſten der Apoſtel, und durch das Urtheil Gottes, auf das ich es willig ankommen ließ, biſt du überwieſen, daß die Bayern und ihr Land von nun an mir angehören."

Ein halbes Jahrhundert vor Chriſti Geburt, nämlich zu Cäſars Zeiten, ſollen die Deutſchen noch keine andern Gottheiten, als die Sonne, den Mond, und das Feuer, oder die allgemeinern Weſen, die ihnen ſinnliche Wohlthaten erwieſen, und Licht und Wärme verſchafften, verehrt, zu Tacitus Zeiten aber, oder hundert fünfzig Jahre ſpäter, ſollen ſie ſchon eine Menge Gottheiten gehabt haben. Es iſt aber wahrſcheinlicher, daß ſie dieſelben ſchon lange gehabt, und daß die Römer nur nicht Gelegenheit gefunden haben, etwas Zuverläſſiges davon in Erfahrung zu bringen. An ſolchen Nachſpürungen hatte der Nationalſtolz der Römer ohnehin keinen geringen Antheil, wie ſie dann unter andern auch den Einfall hatten, den Gottheiten der Deutſchen die Namen ihrer Gottheiten beyzulegen. Die vorzüglichſten, urälteſten Gottheiten der Deutſchen waren, wie bei allen Völkern des Erdbodens, welche im Kindesalter ihrer Begriffe ſich ſelbſt ohne alle Anleitung überlaſſen ſind, von den vorzüglichſten Begebenheiten, oder Wohlthaten der Natur hergenommen. Als ſie zuerſt die ſchaudervolle Majeſtät eines herannahenden Ungewitters erblickten, und die Stimme des Donners hörten, nannten ſie das Weſen oben, welches in dieſer prächtigen Erſcheinung auf ſeinem Zug durch die Weite des Himmels den Menſchen ſich ankündigte, den Donnerer oder den Thor. Dem gütigen unſichtbaren Weſen, das, nach ihrer Meinung, die Fortpflanzung und Erhaltung des Menſchengeſchlechts begünſtigte, gaben ſie, der zärtlichern Pflege wegen, den weiblichen Namen einer Braut, und nannten ſie Freia. Im ſchrecklichen Hinſturz zum Krieg und Mord richteten ſie zu einem allgewaltigen Weſen ohne Furcht und Einſchränkung ihren grimmigen Blick hin, und riefen: Wodan, oder Eric, oder Odin, oder Teut, oder Irmin, vermuthlich Namen urgrauer Nationalheroen, von deren Thaten ſich die Erzählungen hinab in das Alterthum verloren, und nur die Begriffe von Muth und Stärke erhalten haben. Die Römer ſagten, dieſe Gottheiten wären weder mehr noch weniger, als der Jupiter, die Venus, und der Mars. Noch haben die Tage, welche in unſern Wochen vorkommen, ſolche Namen; wir ſagen: Der Sonn-Tag, der Mond-Tag, der Erich-Tag, der Woen-Tag (vom Wodan, in Oberdeutſchland Mittwoch) der Thor- oder Donners-Tag, der Frei-Tag.

Aber ſchon die allgemeine Erfahrung und Beobachtung jenes Ganges, welchen die von aller Leitung gebildeter Begriffe entblößte, und ſich ſelbſt überlaſſene Einbildungskraft bei allen rohen Völkern des Erdbodens von jeher genommen hat, macht es mehr als wahrſcheinlich, daß die alten Deutſchen längſt eine große Anzahl der Götter und göttergleichen Weſen ſich eingebildet und verehret haben. Sie konnten ſich vorerſt, gleich andern abgöttiſchen Völkern, nicht darein finden, wie das mannigfaltige Uebel, wodurch das menſchliche Leben verbittert wird, von einem gütigen Urſprung ausgehen könne, und nahmen daher erſt zwei große allgemeine Grundweſen, ein gutes und ein böſes (andere Heiden nannten es Liebe und Haß, auch Licht und Finſterniß) an, blieben aber nicht lange dabei ſtehen, ſondern erdichteten ſich für jede einzelne Naturerſcheinung und Erfahrung, wovon ſie ſich aus Mangel natürlicher Kenntniſſe keine Urſache anzugeben wußten, einzelne Ausſpender, und erfüllten Berge (Alpen) und Gewäſſer (Nixen, tödtende) und Wälder, und die ganze Natur mit übermenſchlichen, unſichtbaren Gottheiten, um deren Gunſt man ſich bewerben, und denen man gütlich thun müßte. Ueberall, wo ſie genoſſen oder litten, oder wo ſie etwas Außerordentliches ſahen, deſſen Urſache und Möglichkeit ſie ſich nicht erklären konnten, dachten ſie ſich einen unmittelbaren Einfluß eines freundlichen, oder wilden Weſens, oder ein perſönliches Verſtändniß mit demſelben, und nannten die Handlung und deren Wirkung Zauberei, und die Menſchen, welche entweder gewiſſe unbekannte Naturkräfte wirklich kannten, aber ſie geheim hielten, oder zu kennen vorgaben, und ſeltſame Poſſen trieben, Zauberer. Je unterirdiſcher, finſterer, einſamer, ſchreckhafter und gräßlicher die Dinge und Mährchen waren, deſto ergötzlicher waren dieſelben für ſie, und deſto unaustilgbarer drückten ſie ſich in die ſtarke Einbildungskraft des halbmelancholiſchen Deutſchen. Die Arten dieſer beinahe ſinnreichen Aberglauben (Afterglauben) waren unzählig. Sie blieben viele Jahrhunderte hindurch der allgemeine Volksunterricht, den zumal die Mütter ihren Kindern ſorgfältigſt und frühzeitigſt in häuslichen Erzählungen einpflanzten, und ſie ſind in mancher Volksſtunde und Feierlichkeit (nur gewöhnlich mit einigen Abänderungen) bis dieſe Stunde geblieben. Sie zogen, zum verſchiedenen Nachtheil des Menſchengeſchlechts, ihre Geburt aus der Unwiſſenheit, und erhalten ſich noch, weil ſie der Bosheit und den Sinnen ſchmeicheln, und die Trägheit begünſtigen.

Als nach der Einführung des Chriſtenthums die Geiſtlichen ſehr darauf drangen, daß den gröbſten heidniſchen Gebräuchen durch allgemeine Geſetze Einhalt gethan werden möchte, ſammelte der heil. Bonifacius ein Verzeichniß der Aberglauben, welche er in Bayern, Schwaben und Franken mit eigenen Augen geſehen hatte, und übergab daſſelbe einer im Jahre 743 zu Leptina (Leſtina, Kammericher Gebiets in den Niederlanden) gefeierten Kirchenverſammlung. Diß Verzeichniß enthält dreißig Gattungen abergläubiſcher Gebräuche, wovon aber die meiſten von den Römern, deren Legionen in dieſen Ländern einige Jahrhunderte gewohnt hatten, entlehnt zu ſeyn ſcheinen. Es war z. B. allgemeine Sitte, die Verſtorbenen zu verbrennen, dann ihre Aſche in einen Topf worein man, nach dem Vermögen, verſchiedene Koſtbarkeiten legte, zu begraben, und dieſelben mit großen Steinen, worauf verſchiedene Ungeheuer, welche den Schatz gleichſam bewachen ſollten, eingehauen wurden, zuzudecken, woraus nachher, weil man bei ſolchen Kohlen oft Münzen fand, die Volksmeinung, daß gefundene unterirdiſche Kohlen in altes Schatzgeld ſich verwandelten, entſtanden, und wohl noch jetzt nicht gänzlich erloſchen iſt. Bei ſolchen Gräbern ſchlachtete man verſchiedenes Vieh, und aß und trank zu Ehren und zum Andenken des Verſtorbenen, ſo oft und gut, als man es vermochte. Ueberhaupt hatten die alten Deutſchen ihre Opfer und Religionsgebräuche trefflichſt aufs Schmauſen und Gütlichthun angelegt; und da ſie Chriſten wurden, waren ſie ſinnreich genug, die Namen und angeblichen Beſtimmungen der Dinge zu ändern, und die Sachen beizubehalten. So waren ſie durch keine Vorſtellungen dahin zu bringen, das zum Theil auch von den Römern entlehnte Sonnen- oder Saturnusfeſt, das im Monat Februar gefeiert, und wobei aus krummen Hörnern (daher Hornung) wacker getrunken, und das Verkleiden (jetzt Maskiren) üblich war, aufzugeben, und es koſtete eine Mühe und Zeit von vielen Jahrhunderten, ehe ſie ſich von den höchſt ausſchweifenden Eß- und Trinkgelagen, welche ſie an den Feſttagen verſchiedener Heiligen, z. B. des heil. Veit, Martin, Niklas, Stephan ꝛc. (wie ehemals an den Feſten ihrer Gottheiten) in den Kirchen anſtellten, und wobei ſie ſangen und tanzten, abbringen ließen. Nichts aber war mit ihrem Hang und ihrer Neigung für Zaubereien, Wahrſagungen und Leſungen zu vergleichen. Sie glaubten nicht nur im ganzen Ernſt, daß es, mittelſt eines Verſtändniſſes mit unſichtbaren, fürchterlichen Weſen, eine Zauberkraft gebe, durch die Luft zu fahren, Ungewitter zu erregen, ſich in einen Wolf, oder Fuchs, oder in ein anderes Thier nach Belieben zu verwandeln, ſondern ſie verſicherten nicht weniger ernſthaft, daß man nur gewiſſe geheimnißreiche mächtige Worte auszuſprechen, oder jemand anzuſingen brauchte, um eine Perſon, auf welche man eine Abſicht hätte, raſend verliebt zu machen, Menſchen und Vieh durch langſame oder geſchwinde Todesarten zu tödten, oder durch verſchiedene eingegrabene Zeichen und magiſche Handlungen (jetzt Sympathie) auf Abweſende zu wirken. Um ſich wider Gefahren, in welche ſie durch Verzauberungen gerathen könnten, ſicher zu ſtellen, trugen ſie verſchiedene Gattungen ſogenannter Amulete, worauf verſchiedene unbekannte Figuren und Zeichen zu ſehen waren, unaufhörlich mit ſich, wie es dann eigene Leute gab, welche mit ſolchen Waaren einen ordentlichen Handel trieben, und wieder andere, welche ihr Gewerbe darin ſuchten, das Volk mit ſeltſamen zauberiſchen Kunſtwerken (jetzt Taſchenſpielen) zu beluſtigen, oder denſelben ihr künftiges Glück und Schickſal vorher zu ſagen, indem ſie lehrten, bald, wie man auf gewiſſe Dinge, welche einem auf der Reiſe zuerſt begegnen, auf den Weg, welche gewiſſe Thiere nehmen, auf das Geſchrei, welches gewiſſe Vögel erheben würden, und auf ihre Geberden wohl Acht geben, bald, wie man aus gewiſſen Ereigniſſen ſichere Schlußfolgen ziehen, und z. B. das jählinge Nieſen für eine Bekräftigung der Wahrheit, das Ohrenklingen für ein Zeichen, daß von Abweſenden über einen der Gegenwärtigen geredet werde, das Erſcheinen gewiſſer Linien in der flachen Hand für Vorbedeutungen eines kurzen oder langen Lebens zu halten habe, Dinge, deren einige wenigſtens von vorausgegangenen geheimen Kenntniſſen und Beobachtungen der Natur hergeleitet, und auf dem Weg ihrer Ueberlieferung mißverſtanden und verunſtaltet worden ſeyn mochten, in ſo weit es nämlich wahrſcheinlich iſt, daß gewiſſe Thiere ein frühzeitiges Vorgefühl heranziehender Aenderungen der Luft und Witterung leiden, und dieß Leiden verſchieden äußern; daß bei gewiſſen Krankheiten allgemeine Merkmale auf den äußern Theilen des Körpers zum Vorſchein kommen u. dgl. Unter die Mittel, durch deren Gebrauch man ſich von verſchiedenem Ungemach, vorzüglich aber von allen Krankheiten auf ein Jahr befreien zu können glaubte, gehörte das durch ein gewaltſames Zuſammenreiben zweier Hölzer gleichſam herausgenöthigte Feuer, oder das Nothfür (Nothfeuer), mit welchem man einen kleinen Holzſtoß anzündete, und über denſelben ſprang. Dieß geſchah zu Anfang des Frühjahrs, wo man auch den Gebrauch hatte, ein Brod in Geſtalt eines Schweines zu backen, und daſſelbe theils zu genießen, theils einer künftigen reichen Aernte willen auf die Äcker zu ſtreuen. Und ſo war kein denkbares Uebel, wofür nicht ein Mittel dieſer Art beſtimmt, und kein Feſt, zumal größerer Gottheiten, wo nicht ein und das andere Feſt der Freude, oder auch des Schreckens feſtgeſetzt war. Auch das wüthende Heer (jetzt Nachtgejad) oder die im December herumſtürzenden Furien, kannte man, und hatte eine nicht geringe Furcht vor ihnen, wiewohl man ihr vermeintes Herumlaufen bald nachgeahmt, und ſich daraus ein Luſtfeſt gemacht hat. Wo man ſich endlich gar nicht zu helfen wußte, empfahl man ſich der unſichtbaren Theilnahme einer Gottheit, und nahm ſeine Zuflucht zum Loos.

Das Außerordentlichſte, was in der Religion der alten Deutſchen vorkommt, iſt ihr Prieſter. Man muß ſich unter dieſem Namen keinen bloßen Götzendiener, Viehſchlachter und Zeichendeuter, wiewohl dieß alles ſeines Amtes war, ſondern den großen Nationalmann vorſtellen, den alles ehrte und fürchtete, und dem man zu urtheilen, und im Namen der Gottheit zu entſcheiden erlaubte, wo man geglaubt, daß ein Menſch über freie Menſchen nicht entſcheiden könnte. Er war die Erſcheinung und das Werk einer tiefen Politik. Er war edel, und vermuthlich war es auch das Geſchlecht, aus dem er gewählt worden war. Die ihm zuſtändige Gewalt war übertragen; aber mit der feinſten Klugheit. Da bei den Gemeindeverſammlungen jeder ſprechen konnte, wann und wie er wollte, ſo hatte der Prieſter, im Falle einer Ungebührlichkeit, die Macht, Stillſchweigen zu gebieten. Er konnte zwar nicht hindern, daß Rathſchlüſſe, welche durch die Stimmen der Freien einmal abgefaßt worden waren, nicht auch vollzogen werden mußten; aber wenn er ahndete, daß bei einer bevorſtehenden Verſammlung die Stimmen ſchief, übereilt und nachtheilig ausfallen würden, ſo ſtand es bei ihm, für dießmal die Sammlung der Stimmen zu hindern. Er durfte nur dieſe oder jene Naturerſcheinung, oder ſonſt einen Zufall als eine ſchlimme Bedeutung erklären, ſo mußte die Verſammlung unterbleiben, damals ein ſchönes Vorrecht, das der Prieſter als ein Mann von vorzüglicher Einſicht und Klugheit nicht ſelten zum Beſten ſeiner Gemeinde wird haben benutzen können. Daß er ein ſolcher Mann war, erhellt auch daraus, daß nicht nur ſeine Gemeinde in Fällen, wo ſie nicht einig werden konnte, ſondern auch fremde Gemeinden, welche mit der ſeinigen im Streit begriffen waren, die ſtreitige Sache ſeiner Entſcheidung heimſtellten, und ſich mit derſelben beruhigten. Dieß geſchah beſonders, wenn ſich Streitigkeiten wegen den Grenzen ergaben, welche dann der Prieſter nicht nur auszeigte, ſondern denſelben auch eine gewiſſe Heiligung, oder gleichſam Einweihung gab, welche zu verletzen, und ſolche Grenzen, welche in Wäldern, Hagen, Halne, bei Feldern Bifang (vom befangen, einfangen) hießen, zu überſchreiten, das größte Verbrechen war. Die Heiligung, die der Prieſter gewiſſen Dingen verlieh, hatte überhaupt weniger eine gottesdienſtliche, als vielmehr eine politiſche Abſicht zum Grund. Die Bäume, vorzüglich die Eichen, waren aus der ganz klugen Urſache geheiligt, damit ſie von feindlichen Heeren (welche nunmehr Ehrfurcht vor denſelben haben mußten) nicht verwüſtet, noch ſonſt mißhandelt, ſondern von dem verſtändigſten Nationalmann, dem Prieſter, gleichſam in ewige Obſicht genommen würden, der dann wohl wiſſen könnte, weſſen jeder bedürfte. So war es mit andern öffentlichen und gemeinſchaftlichen Sachen, den Salzquellen, den Strömen, den gemeinen Thälern; alle dieſe Dinge waren geheiligt, und gehörten, da der Prieſter kein mit Wehrpflichten verbundenes Gut beſitzen durfte, wahrſcheinlichſt unter ſeine Einkünfte, wovon ſie nachher, bei der Einführung des Chriſtenthums und Abſchaffung dieſer Prieſter, als leer liegende, an niemand eigenthümlich gehörige Dinge an die Fürſten und Könige gekommen, und Regalien genannt worden ſind. Die in Religion gehüllte politiſche Macht dieſer Prieſter erſtreckte ſich aber noch ungleich weiter, und war gleichſam der Mittelpunkt, durch welchen alle Uebereinkünfte und Verhältniſſe der Völkerſchaften ihren gemeinſchaftlichen Zuſammenhang und ihre unverbrüchliche Feſtigkeit erhielten. Geſetze nämlich können nicht ohne vorher beſtimmte Straſen für die Uebertreter ſeyn, weil Uebertretungen die Ruhe und Sicherheit der Gemeinde ſtören, und dieſer ein natürliches Recht geben, von demjenigen, der in ihre Geſellſchaft getreten, ſohin einer von ihnen geworden iſt, eine verhältnißmäßige Genugthuung für die Beleidigung, oder einen gleichen Erſatz für den zugefügten Schaden zu fordern; aber wie, wenn der Uebertreter, ein freier Wehr, ſchlechterdings nicht zu bereden war, ſich einer Strafe zu unterwerfen? Oder wenn ein Verbrechen, als z. B. die Flucht, oder gar das Herizliz, zu groß und zu ungeheuer war, um ſich durch irgend eine Geldbuße mit der Gemeinde wieder ausſöhnen zu laſſen? In dieſen Fällen erklärte der Prieſter, daß die Gottheit ins Mittel trete. Im Namen derſelben ſprach und verhängte er über einen ſolchen Uebertreter die höchſte Strafe, welche einem freien Wehren aufzulegen kein anderer Wehre Befugniß haben konnte; er verbot ihm, bei den Opfern zu erſcheinen, und machte ihn dadurch ehrlos. Und von dem Augenblicke an wurde er allgemein verabſcheut. Niemand redete mit ihm, niemand wollte ihn, als auf den der Fluch der Gottheit und deren Rache gekommen war, auch nur von der Ferne anſehen. Bei noch größern Verbrechen nahm der Prieſter den Freien heraus, und ſchlug ihn, oder er führte ihn als ein Opfer, das die Gottheit gefordert hatte, in die tiefen Schrecken der Wälder, wovon der Unglückliche nicht mehr zurück kam.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch der Verehrung des Frauenzimmers, welche unter die vorzüglichen Religions- und Sittenzüge der alten Deutſchen gehörte, eine ähnliche geheimnißvolle Staatsklugheit urſprünglich zum Grunde lag. Man glaubte nämlich, oder gab vor, an dem Frauenzimmer unerklärbare, verborgene Kräfte beobachtet und erfahren zu haben, und hielt ſie daher von jeher im Verdacht eines heimlichen Verſtändniſſes mit unbekannten mächtigen (meiſtens bösartigen) Weſen, deren Beiſtand ſie ihre ſchwarzen Künſte zu verdanken hätten. Man muthete ihnen daher zu ſtummwirkenden und ſchauerlichen Dingen eine eigene Natur zu, und übertrug ihnen Geſchäfte von der grauſamſten Art, wobei das reifere Nachdenken, und das Mitleiden der Männer gleichſam zurück trat. Schon bei den Cimbern herrſchte eine uralte myſtiſche Gewohnheit dieſer Art. Wenn ſie eine Schlacht gewonnen, und Gefangene gemacht hatten, giengen dieſen gewiſſe bejahrte Frauen in einer feierlichen Kleidung entgegen; ſie trugen lange weiße Oberkleider, eben ſolche Unterkleider von feiner weiſſer Leinwand, welche ſie mit Schnallen zuſammen hefteten, hatten ferner um den Leib einen ehernen Gürtel, ein Schwert in der Hand, und waren barfuß. So wie ſie den Gefangenen nahe kamen, ergriffen ſie dieſelben, und führten ſie auf eine Art von Gerüſt, neben welchem tiefer ein Keſſel ſtand. Hier murmelten ſie einige unverſtändliche Worte, und indem ſie dem Unglücklichen den Kopf zurückriſſen, ſtießen ſie ihm das Schwert ins Herz; dann zerſchnitten ſie ſeine Eingeweide, und brachten nach dem Befunde derſelben ihre (zuverſichtlichſt durch den Einfluß ſtaatskluger edler Freien geleitete) Auslegungen und Wahrſagungen vor. Dieß ſcheint um ſo gewiſſer zu ſeyn, als die anſehnlichen Freien von Zeit zu Zeit gewiſſe Jungfrauen in einen Ruf von Heiligkeit brachten, und ihnen die Gabe der Weiſſagung beilegten. Sie wurden überhaupt Runen (Run, Mysterium, Geheimniß) und Alrunen, oder geheiligte Runen, und nachher, wegen ihrer weißen Kleidung, die weißen Frauen genannt, und wo ſie jemand im Traume erſchienen, oder etwa in einem großen Pallaſt nächtlicher Weile, wie man vorgab, ſich ſehen ließen, für Vorbedeutungen eines wichtigen Todfalles gehalten. Das Brauſen unterirdiſcher Waſſerſtrudel, nächtlicher Sturmwinde Geheul, reiſſender Thiere Brüllen, oder der tiefen dämmernden Wälder ſchreckbares Stillſchweigen, und was ſonſt feierlich groß und gräßlich iſt, waren die vorgeblichen Stimmen, und geheimnißvolle Einhüllungen, mittelſt welcher die aus unterirdiſchen Klüften und Finſterniſſen heraufſteigenden Geſtalten den Alraunen erſchienen, um ihnen das Künftige zu offenbaren. Auf dieſen Glauben gründete ſich das Zutrauen, daß ſie alles nur durch eine unmittelbare Eingebung höherer Weſen entſchieden. Die Edeln unterſtützten ihr Anſehen ſorgfältigſt, und manche ſolcher Alraunen herrſchte, in dieſen Nebel von Heiligkeit eingehüllt, über ganze Nationen; ſo herrſchte Velleda, eine edle Bructerinn an der Lippe, ſo Aurinia u. a. m.

Fortdauer der urſprünglichen Sitten nach der Einführung des Chriſtenthums im fünften, ſechsten und ſiebenten Jahrhundert. Religion ohne Sitten; neue Barbarei.

Man braucht die eben im Kurzen entworfene Verfaſſung der alten Deutſchen nur in etwas zu betrachten, um ſich ſelbſt zu belehren, welche Sitten daraus nothwendig hervorgehen mußten. Nothwendig mußte jeder Wehre oder Hausvater ſeine eigene Wichtigkeit fühlen, da es unter den Wehren durchaus keine geſchloſſene Geburtsvorzüge gab, ſondern jeder, je nachdem er beherzter und geſchickter war, bloß dadurch ein bedeutenderer Mann war; und (da jezt oft unter Millionen kaum Ein Bürger über Staatsſachen nachzudenken braucht, weil einigen Wenigen die Pflicht, nachzudenken, übertragen iſt) ſo mußte damals nothwendig jeder zum eigenen Nachdenken, und zur Erwägung gemeinſchaftlicher Vortheile gereizt werden, da jeder in der Gemeinde ſeine perſönliche Stimme und Meinung abzugeben, und durch Einſicht und Klugheit ſich bei den übrigen in Achtung zu ſezen, aufgefordert wurde. Schon ihr abgeſondertes, einſameres Wohnen gab ihnen einen einfachen, ernſten, und ſelbſtſtändigen Charakter, und jenes große (bald nachher ſelten gewordene) Vertrauen auf ſich ſelbſt und auf ſeinen Werth, jenen erhabenen Muth im Leben, welcher die Hauptſache des Lebens iſt. Da ſie die Geſeze, denen ſie gehorchen ſollten, ſelbſt entworfen, oder ſie als freiwillige Verträge ihrer Väter betrachtet hatten, ſo gehorchten ſie (was die Römer nicht genug bewundern konnten) mit pünktlicher Genauigkeit, nicht aus Zwang, ſondern aus Neigung, Liebe und aus Rückſicht auf die öffentliche Ehre ihrer ſelbſt und ihrer Familie, welche, im Falle einer Verletzung der Gemeinderechte, nicht ſo faſt für geſetz= als vielmehr für wortbrüchig angeſehen, und durch die prieſterliche Ausſchließung aus der Gemeindeehre, dem Gemeinderechte und dem Schutze ſchrecklich gebrandmarkt worden wäre. Aus eben der Urſache war das Wort „Mann" ein geheiligtes Wort, und eine Verſicherung, auf Treue und Glauben gegeben, war ſchon unendlich mehr, als in ſpätern Zeiten durch Zeugniſſe und andere Kanzleimoden verſichert. Aus dieſem ſtolzen Gefühl der geheiligten Ehre ſtrömten alle übrigen Tugenden, welche man an dem alten Deutſchen, als deſſen Eigenthum, rühmt. Er, der Wehr und Hausvater, war und blieb nicht nur für ſeine Perſon, ſondern für ſeine ganze Familie, und für alle ſeine Angehörigen Bürge, daß den Geſetzen kein Abbruch geſchähen, und daß er, im Falle einiger durch ihn, oder ſeine Angehörigen, oder ſeine Gäſte geſchehen ſollte, dann haften, und die Verſöhnung, Strafe und Genugthuung leiſten wollte; daher wurde jeder fremde Gaſt (der darum, weil er die Gemeindegeſetze nicht angelobt, das iſt, weil er ſeine Ehre für dieſelben nicht verbürgt hatte, ein Feind hieß) nicht nur ſorgfältigſt bewirthet, ſondern damit er auf der Reiſe keinen Unfug begehen, oder erfahren könnte, von einer Familie zur andern begleitet, ſo, daß für Reiſende in ganz Deutſchland die größte Sicherheit war; daher war die Hauszucht, mit welcher der Hausvater ſeine Familie beherrſchte, ſehr ſtreng und pünktlich, indem jeder Hausvater eben ſo viel Stolz und Ehre darein ſetzte, ſeiner Seits keinen, durch die Geſetze verbotenen, Unfug zu veranlaſſen, als keinen Fremden ungerächt zu dulden. Er nahm eine jede Kränkung, welche einem der Seinigen von einem Fremden widerfuhr, ſehr hoch auf, und wenn vollends ſeiner perſönlichen Ehre von ſeiner Gemahlinn durch Untreue Abbruch geſchah (was aber eben darum ſelten geſchehen iſt), rächte er ſich an ihr, als eigener und einziger Richter ſeines Hauſes, ſchrecklich und unerbittlich. Er ſchnitt ihr die Haare ab, band ihr die Hände auf den Rücken, und peitſchte ſie, als eine ewig Verſtoſſene, zu den Ihrigen zurück, wo ſie die, ihrem Hauſe zugefügte Schmach von neuem fühlen mußte; an dem Schänder ſeiner Ehre aber rächte er ſich perſönlich und nachdrücklichſt. Aus ähnlichen Quellen, mehr nämlich aus dieſer öffentlichen und häuslichen Verfaſſung, als aus einer geläuterten Erkenntniß des ſittlichen Werthes hoher ſittlichen Vollkommenheiten, floßen jene

Tugenden der alten Deutſchen, die ſpäten Verheirathungen ihrer Kinder, und überhaupt die hochgeprieſene Enthaltſamkeit. Der Sohn eines Wehres wurde im ſtrengſten Dienſte des Krieges und der Jagd erzogen, und war in Jahren, wo man bei uns längſt ein hausgeſeſſener Mann iſt, und ſeyn will, ſehr weislich noch lange ein Knappe und Schüler. Er mußte erſt im Wehrdienſt mannigfaltige bewährte Proben ſeiner Geſchicklichkeit abgelegt, und einen Grad von befeſtigter Stärke und abgehärteten Leibeskräften, welche nur eine Frucht reiferer Jahre zu ſeyn pflegt, erlangt haben, bis es der Gemeinde gefiel, ihn als wehrhaft, und ſohin als einen Mann, der unter ſie treten und das Haupt einer Familie werden könnte, zu erklären. Von unſern zarten Gefühlen und Liebesſiecheleien (Geburten eines müßigen, ſchlaffen Lebens) war ihnen wenig bekannt; ihre Liebe war aufrichtig und züchtig, ſtark und ſtandhaft, und eben darum rein und enthaltſam.

Nichts fürchten, und das Wort Furcht nicht einmal nennen, dieß war ihre Moral. Keine Schmerzen achten, und dem Tod mit unverwandtem Aug entgegen gehen, dieſer war ihr Heldenmuth. Von den Einſchränkungen der Begierden und Leidenſchaften, welche dem Gemeinfrieden, ſohin ihrer Ehre nicht nahe traten, hatten ſie wahrſcheinlich kaum einigen Begriff; dem Trunke z B. überließen ſie ſich zügellos, und dem Glücksſpiele mit einer Unbändigkeit, welche vorausſetzt, daß man ſeiner gar nicht mehr mächtig und ganz dumm von der wüthenden Spielſucht geworden ſeyn muß, um auf ſolche Art ſich ihr überlaſſen zu können. Wenn der Wehr bereits nichts mehr zu ſetzen, und ſein Vieh und ſeine Sklaven verloren hatte, ſo ſetzte er ſeine eigene Perſon aufs Spiel. Mißlang es ihm auch dießmal, ſo war er ein Sklave, und ſein glücklicher Gegner führte ihn gebunden mit ſich fort.

Ehe die Deutſchen mit den Römern bekannt wurden, waren ſie ohne Zweifel in manchen wichtigen Dingen einfacher und geſitteter, in dem Sinne nämlich, als ſie mit unzähligen Gegenſtänden, welche Begierden erwecken, und ſohin einige Beherrſchung blinder Triebe fordern, noch gänzlich unbekannt waren. Seit Cäſars Zeiten lernten ſie nach und nach verſchiedene Bedürfniſſe kennen, deren Befriedigung ganz gewiß eine Haupturſache jener ſogenannten Wanderungen war, durch welche ſie das römiſche Reich zuſammen warfen, und in daſſelbe ſich theilten. Während dieſes Krieges, oder gleich am Ende deſſelben, ſiengen ſie an Chriſten zu werden, und die Franken waren die erſten, die ſich dazu bereitwillig fanden. Sie änderten aber mehr den Namen ihrer Religion, als ihre Sitten, welche in den blutigen Kriegen mit den Römern gleichſam aufs Neue verwildert worden waren. Von jener berühmten Enthaltſamkeit der ältern Deutſchen fand ſich jetzt kaum noch eine Spur; ja, die Franken hatten ſogar die Haupttugend der alten Deutſchen, die Wahrhaftigkeit und Worthaltung, verloren; ſie wurden für ſehr falſch und treulos gehalten. Sie jagten mit wilder Luſt den zügelloſeſten Ausſchweifungen nach, und konnten ſich an die Verhältniſſe und Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens ſchon gar nicht gewöhnen. Je enger ſich der Zuſammenhang des allgemeinen Wohls mit der Sicherheit des Privatwohles verband, und je volkreicher die Gemeinden wurden (wie dann z. B. Mez, Orleans, Paris und Soiſſons, welche Ortſchaften im Jahre 511 durch eine von den vier Söhnen des K. Ludwig vorgenommene Theilung die Hauptſitze der Reſidenzen dieſer vier Söhne wurden, ſchon ſehr volkreich waren), deſto furchtbarer und ärger wurde die Sittenverſchlimmerung. Man kann aus dem Verzeichniſſe der Verbrechen, welche in den oben angeführten Geſetzen verboten wurden, abnehmen, welche Verbrechen geherrſcht haben; meiſtens ſolche nämlich, welche die öffentliche Sicherheit der Güter und des Lebens in Gefahr ſetzen und ſtören; als gewaltſamer Einbruch, Meuchelmord, Vergiftung, Mordbrennerei, Nothzucht, Blutſchande, Mädchenraub, und was dem ähnlich iſt. Das Schlimmſte dabei war, daß ſie, nach Art aller Barbaren, einen unglaublichen Hochmuth beſaßen, und ſich einbildeten, ſie könnten gar nicht mehr vollkommener werden, als ſie ſchon waren. Indeſſen überſteigt die wilde Rohheit ihres Betragens beinahe alle Glaubwürdigkeit. Prinzeſſinnen rauften ſich, und ſchlugen einander mit Fäuſten; Prinzen aber hatten, wenn ſie etwa ihre Grenzen erweitern wollten, und dazu nicht gleich einen Anlaß fanden, kaum das Ehrgefühl eines öffentlichen Straßenräubers, der wenigſtens, ſo viel möglich, im Verborgenen verüben, und verborgen halten will, was er verübt hat. Theodorich (Dietrich) der erſtgeborne Prinz des im Jahre 511 verſtorbenen K. Ludwigs (Stifter der fränkiſchen Monarchie), lud einſt einen ſeiner Brüder, Klotar, König von Soiſſons, ſehr inſtändig zu ſich ein. Klotar ließ ſichs gefallen, nahm aber, weil man ohne Gefahr, geplündert, oder ermordet zu werden, keinen Schritt aus ſeinem Zimmer thun konnte, eine wohlbewaffnete Leibwache mit ſich, die ihn bis zum Zimmer ſeines Bruders begleitete. Dieſe Vorſicht war keineswegs übertrieben. Beim Eintritte ins

Zimmer bemerkte Klotar die Füße einiger hinter einer Tapete verſteckten Meuchelmörder, und rief ſogleich ſeiner Leibwache; doch lief dießmal die Sache gut ab. Beide Brüder ſtellten ſich, als hätten ſie einer des andern Abſicht keineswegs errathen, und nahmen ziemlich höflich von einander Abſchied; aber was eben dieſer Klotar bald darauf verübte, empöret vollends alle menſchliche Natur. Sein Bruder und König zu Orleans, Klodomir, ſtarb mit Hinterlaſſung dreier Söhne, welche deren Großmutter, Klotilde, zu ſich nahm, in der Abſicht, ihrer zu pflegen, bis ſie zur Uebernahme ihres väterlichen Erbes fähig ſeyn würden. Dieß ärgerte den Prinzen Childebert, (welcher auch ein Bruder des Verſtorbenen, und König zu Paris war) und er verabredete ſich mit ſeinem Bruder Klotar, wie ſie ſich der drei jungen Söhne bemächtigen, und ſohin deren Länder an ſich bringen könnten. Dem zu Folge gaben ſie vor, daß ſie den drei Prinzen in deren Ländern huldigen laſſen wollten, und die Großmutter wurde gebeten, dieſelben herbeizubringen. Gleichwie dieſer Frau eine ſolche Einladung höchſt erfreulich war, ſo erſchien ſie auch unverzüglich, und erwartete den für ihre Enkel erfreulichen Tag; aber wie erſchrack ſie, als ein Abgeordneter in ihr Zimmer trat, der ihr eine Scheere (das Zeichen des klöſterlichen

Lebens) und einen Dolch vorzeigte, und ſie wählen hieß. Klotilde begriff die Abſicht dieſer Bothſchaft augenblicklich, und ſo, wie ſie durch dieſe ganz unvermuthete und verruchte Niederträchtigkeit ganz überraſcht und außer ſich geſetzt war, ſchrie ſie von Schmerz und Unmuth hingeriſſen: „Was? meinen Enkeln die Haare abſchneiden, beſſer ſie ſterben!“ Dieß waren gleichſam die Looſungsworte, auf welche die zwei Könige gelauert hatten. Sie ſtürzten über die unſchuldigen Kinder ihres Bruders her, und Klotar ſtieß dem ältern ſogleich den Dolch durchs Herz. Bei dieſem Anblick fiel der jüngere Prinz dem König von Paris, der gemäß der Verabredung, nun ebenfalls hätte zuſtoſſen ſollen, zu Füſſen, und, indem er ſeine Kniee umfaßte, und ihn ſeinen Vater nannte, flehte er ihn um ſein Leben an. Childebert war noch ein Menſch. Er ward wie plötzlich verändert, und mit Thränen im Auge bat er ſeinen Bruder um Schonung des Prinzen, der ſeine Kniee umklammert hielt. Klotar kehrte ſich wüthend gegen ihn, und indem er ihn erinnerte, daß er ſelbſt der Urheber dieſes Unternehmens wäre, und ihn augenblicklich zu ermorden drohte, falls er den Prinzen retten wollte, ſchleuderte Childebert den Prinzen von ſich. Der jüngſte, der während dieſes Zwiſtes entflohen war, wurde durch einige Bedienten in Sicherheit gebracht, welche Klotar mit eigener Hand niederſtieß. Als im Jahre 613 die Königinn Brunnehilde, eine, wegen ihrer Schönheit und ihrem Verſtand berühmte Prinzeſſinn des Königs der Weſtgothen aus Spanien, welche damals ſiebenzig Jahre alt war, um ihre verwaiſten Urenkel ſich annahm, und nach einer unglücklichen Schlacht in die Hände des Königs Klotar, ihres nächſten Anverwandten, fiel, ließ dieſer ſie zuerſt drei Tage nach einander mit den ausgeſuchteſten Qualen martern; dann wurde ſie auf einem Kameel durch die Armee zur Schau herumgeführt, und zuletzt mit den Haaren, mit einem Fuß, und mit einem Arm an den Schweif eines unbändigen Pferdes gebunden, und geſchleift, und zerriſſen, und die Ueberbleibſel ins Feuer geworfen. Dieſer Prinz war gleichwohl noch keiner der ſchlimmſten. „Er war, ſagt ſein Geſchichtſchreiber Fregedar (ein Zeitverwandter) ſehr gottesfürchtig, und voll Güte und Sanftmuth gegen jedermann.“ Ein ſchreckliches und ungeſchicktes Lob, wenn man darauf Rückſicht nimmt, daß großen Prinzen gewöhnlich in dem Maaße, als ſie ſich gegen ihre Unterthanen hart und grauſam betrugen, von gleichzeitigen Schriftſtellern (ihren Unterthanen nämlich) geſchmeichelt wurde.

So waren die Sitten der chriſtlichen Franken (und überhaupt, mehr und weniger, die Sitten anderer deutſchen Nationen) im fünften, ſechsten, und ſiebenten Jahrhundert beſchaffen, und die ehemalige ehrliche Rohheit ſchien bei aller Verbreitung beſſerer Lehren in Niederträchtigkeit und Verwilderung überzugehen.

Kaiſer Karl legt zur Verbeſſerung der Wiſſenſchaften und Sitten einen guten Grund im achten, und im Anfange des neunten Jahrhunderts. Sendgerichte; weltliche Macht der Geiſtlichen.

Wenn man den ganzen Umfang dieſes Elends und deſſen Folgen zu beherzigen verſteht, wird man von einem angenehmen Freudenſchrecken erhoben, ſich in der Mitte dieſer entſetzlichen Barbarei einem Menſchen hoher Natur begegnen zu ſehen, der, ungeachtet er nicht beſſer als ſeine Zeitgenoſſen erzogen worden war, dieſe Zeitgenoſſen dennoch in der häßlichen Geſtalt, in der ſie nur dem Auge des Weiſen erſchienen, erblickt, der den großen Entſchluß, ſie aufzurichten, und zur Ehre des Schöpfers, und zum Wohl der Welt ſie zu verherrlichen, gefaßt, dabei die Mittel, ſeinen Wünſchen ihre Wirklichkeit zu geben, nicht nur gekannt, ſondern (was die Hauptſache war) auch die Anwendung derſelben (denn dieſer Menſch war zugleich ein König) in ſeiner Willkühr gehabt hat. Es iſt, wie ich nicht erſt zu ſagen brauche, von Karl dem Großen die Rede. Dieſer große Monarch begriff (was man ſeit dem in dem Verlaufe ſo vieler Jahrhunderte zu faſſen, und im Ernſte zu glauben noch gar häufig nicht die Geiſtesſtärke erlangt hat), daß der Menſch, ein vernünftiges Weſen, unmöglich jemals ſeiner Beſtimmung ſich nähern und glücklich ſeyn könne, ohne einen fleißigen und zweckmäßigen Anbau ſeiner Vernunft; er begriff, daß die unbändige Zügelloſigkeit und die Erſcheinung grober Laſter und Verbrechen einzig und allein von Rohheit und Unwiſſenheit herkomme, und daß er, wenn er gute und brauchbare Unterthanen haben wollte, vor allem ſich beſtreben müſſe, ſie gleichſam zahm, und zur Liebe und Neigung für die Ordnung des Lebens, und für die wahre Ehre und Glückſeligkeit empfänglich zu machen. Dazu ſah er kein anderes Mittel, als die Aufklärung, und dieſe ſetzte er in die Einführung der chriſtlichen Religion (deren ewige, einfache, und allen Himmelsſtrichen und Zeitaltern angemeſſene Sittenlehre das ſicherſte und allgemeinſte Band des geſellſchaftlichen Lebens iſt) und in die ſorgfältigſte Verbreitung derjenigen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Erfahrungen, ohne deren Beſitz der Menſch ſtets unbehilflich, armſelig und dürftig, und allen Elementen preisgegeben bleibt. Von den Wiſſenſchaften hoffte er, daß z. B. gründliche Einſichten in die Kräfte der Natur das verfänglichſte Mittel ſeyn würden, die Menſchen von der unzähligen Menge ſchädlicher Meinungen und Aberglauben zu entwöhnen, ihren wirthſchaftlichen Wohlſtand zu verbeſſern, ſie von rohen Vergnügungen abzuziehen, und ihnen entgegen einen Geſchmack an nützlichen und rühmlichen Beſchäftigungen und Freuden des Geiſtes beizubringen, und von der chriſtlichen Religion wußte und erwartete er, daß ſie die Vernunft aufklären, und mit den unentbehrlichen und nützlichſten Grundſätzen des Lebens bereichern, daß ſie das Herz vor der Gewalt verderblicher Leidenſchaften ſchützen, und daß ſie ſeine Unterthanen auch für ſolche Tugenden, auch wider ſolche Verbrechen gewiſſenhaft machen würde, wo Glück und Größe der gemeinen Rechenſchaft überhoben, wo kein Auge des Menſchen eine Kenntniß zu nehmen, und kein Richter den Zugang hat. Dieſe ſchöne und menſchenfreundliche Abſicht und Hoffnung lag ſo ganz in ſeinen Entwürfen und Unternehmungen, daß man nicht umhin kann, ſeine Begierde, Länder zu erobern, von einer ſchonenden Seite zu betrachten, und von der Härte, mit der er manchmal zu Werke gieng, mit ſtillem Erröthen das Angeſicht wegzuwenden. Die Hauptabſicht dieſes ſeines Planes war, aus allen deutſchen Nationen Eine Familie zu machen, welche von eben denſelben Grundwahrheiten ausgehen, eben dieſelben Abſichten nähren, eben dieſelben Vortheile genießen, und eben dieſelbe Verfaſſung in Dingen haben ſollte, wo dieß der öffentlichen und Privatwohlfahrt gedeihlich, und mit der öffentlichen Freiheit vereinbar wäre. Es verdient, in dieſer letztern Hinſicht, als ein unvergleichlicher Zug des außerordentlichſten Verſtandes, und der weiſeſten Billigkeit dieſes Monarchen bemerkt zu werden, daß er durchaus auf kein allgemeines Geſetzbuch drang, ſondern jedes Land, und jeden unbeträchtlichen Gau bei ſeinen Rechten, Herkommen (wo die Anwendung auf jeden einzelnen Fall ſchon entſchieden und paſſend, und der Geiſt derſelben der einzelnen

Billigkeit am angemeſſenſten war) ließ, und ſich nur Zuſätze und Vollendungen erlaubte, wo das vorhandene Geſetz dem vorhandenen oder neuen Bedürfniß nicht gänzlich gemäß war.

Keine Nation hat ſich den Abſichten Karls entſchloſſener und hartnäckiger widerſetzt, als die Sachſen, welche, als Nachbarn der Franken, die fränkiſchen Länder oft durchſtreift hatten. Sie waren noch in der Mitte des achten Jahrhunderts, da ſchon von den meiſten übrigen deutſchen Nationen das Chriſtenthum angenommen, und da ſchon ſehr häufig die Unabhängigkeit des freien Wehren in Gefolgs- oder Lehenspflicht, und das Völker- und Nationalrecht in Hofrecht übergegangen, oder doch im Uebergange war, durchaus bei ihrer althergebrachten Verfaſſung. Ihr Prieſter war noch der geheiligte Staatsmann, und der Zuſtand ihrer Begriffe und Sitten ſtand, wie unaustilgbar, auf gemeine Rechte und Freiheit gegründet. Wer ihnen ihre Religion und Sitten nehmen, und an deren Stelle etwas Beſſeres ſetzen wollte, mußte ihnen zugleich ihre Verfaſſung und Freiheit nehmen. Das bewies auch die Folge. Ein dreiunddreißigjähriger Krieg, wobei die grauſamſten Niederlagen und Verheerungen vorfielen, und Karls verſammelte Macht und Kraft war für ſie nur mit

Mühe hinreichend, den Zumuthungen, daß ſie Chriſten werden ſollten, vielmehr nur noch nachzugeben, als in dieſelben zu willigen. Die Gründe dieſer außerordentlichen Widerſetzlichkeit lagen größtentheils in der, allen Deutſchen, mehr oder weniger, gemeinſchaftlichen Denkungsart und Verfaſſung, deren Beſchaffenheit um ſo mehr unſerer Kenntniß würdig iſt, als unſere Begriffe davon, zumal unſere Meinungen von der Freiheit der Deutſchen, gar häufig nicht die richtigſten ſind. Dem zu Folge mag es Manchen nicht wenig befremden, daß z. B. ſchon die Lehre des Chriſtenthums von der urſprünglichen Gleichheit und Würde aller Menſchen den Sachſen eine vorzüglich ſchwer zu begreifende, und höchſt anſtößige Lehre war; aber den herkömmlichen Vorſtellungen und Nationalrechten der Sachſen, ſo wie der übrigen Deutſchen, war dieſe Abneigung gegen die gedachte chriſtliche Lehre vollkommen gemäß. Was nämlich oben von der Freiheit der Deutſchen vorkam, iſt nur von den Hausvätern und deren Söhnen zu verſtehen. Die allerwenigſten waren demnach ſolche Deutſche, die wir uns unter freien Deutſchen denken, und die allermeiſten, nämlich alle Knechte, waren es nicht. Und zwiſchen einem Freien und einem Knechte war ein uns jetzt kaum noch begreiflicher Unterſchied. Zwar was die Behandlung dieſer

Knechte betrifft, ſo war dieſelbe nichts weniger, als grauſam, oder unerträglich; ſie bekamen, gleich unſern heutigen, ihrer Perſon nach freien Dienſtbauern, Höfe, wie gleichſam zu Stift, oder wurden auf Herrenhöfe, das iſt, auf ſolche Höfe, die ſich ein Eigenthümer ſelbſt vorbehielt, geſetzt, mit der Bedingniß, gewiſſe jährliche Naturalabgaben, und gewiſſe Frohndienſte zu entrichten. Die Obliegenheit z. B. eines bayeriſchen Knechtes war: „an Getreid jeden zehnten Metzen zu liefern, ein gemeſſenes Stück Feld (vom Herrenhof) von der Ausſaat bis in die Scheuern zu beſorgen, den Weinberg zu beſtellen, den Zehnten von Flachs und Honig, vier Hühner, fünfzehn Eier zu liefern, bothenweiſe zu gehen, Vorſpann ohne Maaß, das Monat aber auf fünfzehn Meilen zu leiſten, beim Kalkofen zu arbeiten, die Handwerke für die Familie zu treiben." Aber das Schrecklichſte und Traurigſte war unſtreitig die auf der Perſon haftende Knechtſchaft, und die mit dieſer verbundene Niedrigkeit. Ueberhaupt hatten die Freien von der Güte und Würde ihres Standes ſo hohe Vorſtellungen, daß ſich die Freien verſchiedener, wenn gleich ſämmtlich deutſcher Völkerſchaften die wichtigſten Vorzüge wider einander anmaßten. Gemäß den fränkiſchen Geſetzen konnte ein Franke nur wieder ein freies fränkiſches, höchſtens ein bayeriſches Frauenzimmer zur Ehe nehmen. Wider einen Sachſen konnte nur wieder ein Sachſe ein Zeugniß ablegen. Ein Knecht aber war vollends wenig mehr, als unehrlich. Er hatte nicht nur keine Gemeindeſtimme, ſondern wurde für zu niedrig angeſehen, um für ſeine Gemeinde, oder für ſeinen Herrn Waffen, als die durch ſeine Hände geſchändet werden wären, zu ergreifen. Man hielt die Knechte gleichſam für eine zweite, ungleich geringere Menſchenart, welche auf die Rechte und Schickſale eines Freien oder Wehren in dieſem und jenem Leben nie einen Anſpruch würde machen können. Unter vielen deutſchen Völkerſchaften herrſchte daher bei den Begräbniſſen der Freien die ſeltſame Gewohnheit, einige Knechte, und zwar diejenigen, welche der Verſtorbene vorzüglich ſchätzte, mitzubegraben, damit ſie ſo mit guter Art auch in die Walhalla (den großen Saal oder Himmel der Helden) kommen, oder gleichſam mit hineinſchlüpfen könnten, wozu ſie außer dieſer Gelegenheit keine Hoffnung gehabt hätten. Man that ihnen über dieß die Ehre an, ihnen bei dem Grabe die Köpfe abzuhauen, damit Wodan, wenn er ſie von Blut triefend ſehen würde, glauben ſollte, einen Freien zu ſehen. Ein freier Mann hielt ſich für das einzige achtungswürdige Weſen in der Schöpfung, und außer ihm alles für unendlich weniger. Die Frauenzimmer ſogar, ungeachtet man ihnen eine gottesdienſtliche Achtung erwies, wurden nicht für fähig gehalten, jenſeits dieſes Lebens an den Schickſalen eines Mannes Antheil zu nehmen; und bei einigen deutſchen Völkerſchaften mußten ſie ſich aus gleicher Urſache, aus welcher die Knechte getödtet wurden, ſelbſt dieß Leben rauben, und bei dem Grabe ihres Mannes hängen. Dieß erſtreckte ſich überhaupt auf alle Dinge, die dem verſtorbenen Freien lieb waren, ſohin ſie es ihm ferner ſeyn konnten, und der ärmſte ließ ſich wenigſtens eine Lanze mit ins Grab geben. In dem 1653 zu Dornick entdeckten Grabe des im Jahre 481 verſtorbenen fränkiſchen Königs Childerich I. fand man neben dem Skelet einer ſehr großen Perſon einen Hirnſchädel eines Jüngern (welche für deſſen Stallmeiſter gehalten wird), die Goldfäden, Hefte und Hacken der vermoderten Kleider, einen großen Degen, deſſen Knopf und Einfaſſung der Scheide von Gold waren, eine Streitaxt, einen Wurfſpieß, und eine Schreibtafel mit einem goldenen Griffel, ferner ein goldenes Götzenbild, in Geſtalt eines Ochſenkopfes, eine Kugel von Kryſtall, hundert goldene, und zweihundert ſilberne Münzen von Kaiſern (die neueſte vom Kaiſer Zeno) über dreihundert Bienen (mit denen ſie wenigſtens eine Aehnlichkeit hatten) von Gold, mit ausgebreiteten Flügeln, und endlich einen Ring von feinem Gold, worauf das Bildniß eines jungen Prinzen ohne Bart, mit fliegenden Haaren, einen Wurfſpieß in der Hand, und umher die Worte: Childerici Regis, eingegraben waren. Auch fand man Hufeiſen, Ueberreſte von Schabraken, goldene Ringe von Pferdezeugen, und Hefte. Um wieder auf die Knechte zu kommen, ſo kann man ſich ſchon daraus einen hinlänglichen Begriff von ihrem Zuſtande machen, wenn man bedenkt, daß ſie in Rückſicht ihrer Schätzung mit den gemeinen Hausgeräthſchaften und Thieren in Einer Klaſſe geſtanden, und gleich dieſen auf öffentlichem Markte verkauft worden ſind. Dieſer Handel wurde zumal im fünften Jahrhundert ſehr blühend, wo die Deutſchen häufig mit den Römern und Wenden, oder Slaven (daher Sklave oder Knecht) zu thun, und in ihren Ländern weitſchichtige Strecken Landes, nebſt der immer größern Neigung, ſie zu bebauen, und darin für beſtändig ſich feſtzuſetzen, bekamen; und mancher edle hochgeiſtige Italiener wurde von einem Deutſchen, der ſich auf Herkunft und Gelehrſamkeit nichts verſtand, wohlfeiler, als ein wohlabgerichteter Jagdhund oder Stoßvogel, verkauft, und in der Heimath deſſen, der ihn kaufte, ein Schweinhirt.

Auf eine ähnliche Art ſollte durch die Annahme des Chriſtenthums das ganze Syſtem der Denkungs- und Vorſtellungsart, ja die ganze Empfindungsart der Deutſchen geändert werden. In ſo weit es nur auf ganz unbegreifliche Geheimniſſe, oder auch auf Dinge ankam, wo ſie ſich einbildeten, nur die Namen der Sachen, aber nicht die Sachen ſelbſt, ändern zu dürfen, wie dieß z. B. bei den Freudenfeſten der Fall war, gieng es noch an; aber ſo wie ſie auf die Lehren der höhern chriſtlichen Vollkommenheiten kamen, traten ſie immer wieder zurück, und es ward ihnen z. B. eben ſo ſchwer zu begreifen, wie jemand, der eine ſeiner Hauptpflichten und Hauptglückſeligkeiten darein ſetzte, ſo viele Menſchen, als möglich, glücklich zu machen, und die Erde und den Himmel mit Sängern des Lobes Gottes zu erfüllen, zu gleicher Zeit ein beſonderes Verdienſt darin ſuchen könne, keinen Menſchen auf die Welt zu ſetzen, als wie jemand dem höchſten Weſen wegen Begierden und Handlungen, wodurch die öffentliche Sicherheit nicht verletzt würde, mißfällig werden, und eine Gewiſſensſünde, welche im folgenden Leben gerügt werden ſollte, begehen, ſohin bei einer ſolchen Rechnung und Rechenſchaft etwa gar ſeinem Knechte nachgeſetzt werden könnte. In ihren Augen war ein jeder verſtorbener Wehre, der ſich in dieſem Leben beherzt bewieſen hatte, in jenem ein Heiliger, und es koſtete, da ſie ſchon Chriſten waren, viele Zeit und Mühe, ſie eines andern zu bereden. Schrecklich war es ihnen, die Helden ihres Vaterlandes, deren Tapferkeit ſie ihren Ruhm und ihre Wohlfahrt zu danken hatten, für blinde Böſewichter erklären, ihre Nationalbilder zerſtören, ihre ganze Empfindungsart ändern, und die ihnen ganz unbekannten Gefühle von ſtiller Gelaſſenheit und chriſtlicher Sanftmuth, dann von Liebe und Verſöhnung mit ihren Feinden, als Haupttugenden annehmen, einen ihnen zugefügten Schimpf nicht rächen, und einen und eben denſelben Himmel mit ihren Knechten theilen zu ſollen. Und was ihnen Karl noch zumuthete, daß ſie, deren wenige Prieſter bis dahin von eigenen Staatsgefällen lebten, und Niemand beſchwerlich fielen, künftig ihren vielen Prieſtern den Unterhalt aus ihren Mitteln reichen, und den Zehent geben ſollten, war ihnen vollends unerträglich. Den Sachſen fiel dieß alles um ſo mehr auf, als ſie ſogleich begriffen, daß bei den Anſinnungen, welche Karl an ſie ſtellte, die Freiheit ihrer uralten Landesverfaſſung unwiederbringlich verloren ſey.

Karl, der dieß alles, ſo gut, wie ſelbſt die Sachſen, wußte, ließ ihnen nicht Zeit, lange

Betrachtungen anzuſtellen. Er trug ſeinen Prieſtern und Heerführern vor, wie er die fromme Abſicht hätte, „die Sachſen aus den Banden des gräßlichen Heidenthums zu reiſſen, und denſelben das ſanfte und ſüße Joch Chriſti aufzulegen,“ und fiel im Jahre 772 plötzlich in Sachſen ein, und zerſtörte, nachdem er die Feſtung Eresburg (Hersburg bei dem heutigen Stadtberg im Paderborniſchen) erobert hatte, das Bildniß, oder die Säule des Irmen, einer berühmten ſächſiſchen Gottheit, und verwüſtete, nach der ſehr gewöhnlichen Art, mit der man damals, wo man in beſiegten Ländern keine Beſatzung zurücklaſſen konnte, Kriege führte, alles mit Feuer und Schwert. Die Sachſen flohen überall vor ihm her, und verbargen ſich in den tiefen Wäldern und Klüften, kamen aber ſo oft, als er ſich mit ſeinem Gefolge entfernt, oder ſonſt im Gedränge ſich befunden hatte, zurück. So trieben ſie's auch anfänglich mit der Annahme des Chriſtenthums. Sie warfen ſich, wenn ſie in Karls Hände fielen, den Tauſenden nach zu ſeinen Füßen, und willigten in die Taufe, jagten aber, ſobald die Armee fort war, die zurückgelaſſenen chriſtlichen Prieſter wieder fort, oder züchtigten ſie als ihre Staatsfeinde für die Gewaltthätigkeit, welche ſie erlitten zu haben glaubten. Bei Gelegenheit eines ſolchen Abfalls ließ Karl im Jahre 782 bei Verden an der Aller viertauſend fünfhundert Männern, von denen vielleicht die wenigſten an dem vorgegangenen Unfug einen perſönlichen Antheil genommen, oder ihre Handlungen für eine nothwendige und ehrliche Vertheidigung ihres Vaterlandes mochten gehalten haben, die Köpfe abſchlagen. Bisher hatten bloß einige Privatheerführer, worunter Wedekind, Führer der Weſtphälinger, ſich beſonders hervorthat, den Krieg wider Karl geführt; aber jene ſchreckliche Behandlung empörte die ganze Nation. Der allgemeine Nationalheerban der Sachſen ſtand auf, und jetzt kam es im Jahre 783 zu den blutigſten Treffen, die zwar nichts entſchieden, aber dem Karl ſchon außerordentliche Vortheile dadurch brachten, daß, da von ihm die Güter einzelner ſächſiſcher Herren zu Grunde gerichtet, oder eingezogen worden waren, viele derſelben ſich bequemten, der Nothwendigkeit nachzugeben, und in Karls Anſinnen, der ſie auch in ſolchen Fällen ſtets mit der größten Freundlichkeit und Achtung empfieng, zu willigen. So wurde im Jahre 785 der berühmte Wedekind ein Chriſt, und ein fränkiſcher Reichsvaſall, und dieſem Beiſpiele folgten mehrere nach; aber die Nation war noch eben ſo wenig beſiegt, als verzagt, und nur, nachdem ihre Länder von einem Ende zum andern mit

Brand und Schutt, Blut und Leichen (allein im Jahre 795 wurden an die dreißig tauſend getödtet) erfüllt, nachdem viele tauſend Familien fort nach Frankreich, nach Italien, und nach andern Ländern geſchleppt, und weitläufige Strecken von Einwohnern entblößt worden waren, kam der ganz von Elend, Flucht und Hunger entkräftete Reſt der Sachſen zu einer Unterredung nach Selz, deren Folge und Ausgang darin beſtand, daß ſie der Religion ihrer Väter entſagen, dagegen die chriſtliche Religion annehmen, den Prieſtern den Zehent entrichten, und Heersleute des fränkiſchen Gefolges werden, ſonſt aber von allem Tribut befreit, und ihre Geſetze beibehalten ſollten. Die Sachſen verſprachen und giengen das Bündniß ein im Jahre 803. Und nun wurden ſogleich Kirchen und Biſthümer errichtet.

Karls tiefſehende Staatsklugheit blieb bei dieſer Unterwerfung nicht ſtehen. Er glaubte, daß es ſo viel wäre, als die Sachſen niemals beſiegt zu haben, ſo lange er nicht auch ihren emporſtrebenden Geiſt und gewaltigen Freiheitsſinn beſiegt haben würde; und dem zu Folge wurden unverzüglich zu den ſächſiſchen Geſetzen neue, und ſolche Zuſätze gemacht, welche allerdings die Wirkung haben mußten, den freien Sinn der Sachſen wo nicht niederzubeugen, doch zu betäuben, und aus Vätern voll Furcht und Schrecken fromme Enkel voll Angſt und Niedergeſchlagenheit zu machen. Bis dahin waren die Strafen noch bloße Verabredungen, und kein Verbrechen gieng auf den Tod, die Ermordung des Herzogs, und die Verrätherei gegen das Vaterland allein ausgenommen, und auch dieſe Verbrechen konnten gewöhnlich gelöſet werden; aber nun in den neuen Capitularen wurde auf eine Menge von Vergehungen die Unablöslichkeit, und unter die Vergehungen eine Menge ſolcher Dinge, welche an und für ſich die öffentliche Sicherheit nicht ſtörten, ſohin den Sachſen ganz fremd, und zum Theil unbegreiflich waren, geſetzt. „Welcher Sachs ſich im Lande verborgen halten, und ſich zur Taufe nicht ſtellen würde, ſoll ſterben! Welcher nach väterlichem Gebrauche den Körper eines Verſtorbenen verbrennen würde, ſoll ſterben! Welcher in der Faſten muthwillig Fleiſch eſſen würde, ſoll ſterben!“ Mitunter kommen freilich auch ſolche Dinge vor, welche eine gräßliche Finſterniß des Verſtandes ſehen, und zugleich mit weniger Wahrſcheinlichkeit hoffen ließen, daß gelinde Behandlungen ſobald eine Verbeſſerung bewirken. „Wer dem Teufel einen Menſchen ſchlachten, und nach heidniſcher Art ihn den Teufeln (den Götzen) opfern würde, ſoll ſterben! Wer aus Betrug des Teufels glauben würde, daß es auf heidniſche Art Zauberer und Zauberinnen gebe, welche Menſchen eſſen, und dann den Zauberer abbrennen, oder ſein Fleiſch zum Eſſen aufſetzen, oder es ſelbſt eſſen würde, ſoll ſterben!" — Auch der Genuß der Haaſen, der Biber, des Pferdefleiſches u. ſ. w., mit deren Genuß bisher irgend ein Aberglauben, oder etwas Abgöttiſches verbunden war, wurde auf das Strengſte verboten. So ſtreng und betäubend indeſſen die Strafen, mit welchen man die auf dieſe Art feſtgeſetzten Verbrechen belegte, auch waren, ſo war es doch die neue Art, mit welcher man begangene Verbrechen auskundſchaftete, noch weit mehr. Karl hatte hierin einen ganz beſondern Einfall. Nachdem er die deutſchen Länder faſt überall in Bisthümer und Grafen- oder Richterämter (jetzt Pfleggerichte, Aemter) eingetheilt hatte, übertrug er den Biſchöfen eine Gewalt, bei welcher es das Anſehen gewann, als wenn die Aemter in den Bisthümern lägen. Wenigſtens Einmal im Jahre durchreiſte der Biſchof, oder deſſen Abgeordneter, mehrere Grafſchaften, mit der ausgedehnteſten Gewalt, über die Sitten Gericht zu halten, und alle Ungebühr unnachſichtlich zu ahnden. Wenn er bei einer Gemeinde ankam, nahm er ſieben Männern einen feierlichen Eid ab, daß ſie alle Fragen, die Religionshandlungen und Sitten der Gemeinde betreffend, gewiſſenhaft beantworten wollten. Dann las er den ſieben Geſchwornen ein Verzeichniß von allen erſinnlichen Laſtern vor, und fragte ſie bei jedem, ob ſie nicht wüßten, daß jemand dieſes oder jenes Verbrechens ſich ſchuldig gemacht habe. Wurde nun jemand eines Verbrechens beſchuldigt, ſo wurde er unmittelbar geſtraft, und zwar mit geiſtlichen und weltlichen Strafen. Der Graf oder Richter, unter welchem die Gemeinde ſtand, hatte Befehl, dem Biſchofe auf alle Fälle beizuſtehen, und das Urtheil zu vollziehen. Außerdem ſendete Karl noch von Zeit zu Zeit beſonders befehligte königliche Kommiſſäre (Missi) ab, welche auf eine ähnliche Art Gericht hielten, und (was weit wichtiger war) in allen Dörfern oder zahlreichern Gemeinden ihre Eidgeſchwornen, nach deren Zeugniß an dem Beſchuldigten die Strafe ſogleich vollzogen wurde, zurückließen. Jedermann wußte, daß dergleichen heimliche Aufſeher vorhanden wären; aber Niemand kannte ſie. Eine entſetzliche Politik, welche ganz dazu gemacht war, alle Freiheit des Geiſtes niederzuſchlagen, und jedes Gefühl von Freundſchaft und Offenherzigkeit, von geiſtreicher Kühnheit und der Freude des Lebens zu verbittern! Karl ſelbſt, ein eben ſo gerader und großmüthiger Herr, als herzlich guter Geſellſchafter, mochte die

Wirkungen dieſer Einrichtung, und die Erſcheinung einer grämlichen und knechtiſchen Denkungsart, und zaghafter und verächtlicher Sitten am erſten gefühlt haben, indem er, unter unzähligen andern, den Unterricht, und die Aufklärung der Menſchen begünſtigenden, trefflichen Anſtalten in allen deutſchen Ländern die Lieder der Barden (auf welche, weil darin Menſchen, welche Heiden geweſen, gerühmt wurden, anfangs die höchſte Verachtung, und das ſtrengſte Verbot, ſie zu ſingen, gelegt worden war) wieder aufſuchen und ſammeln ließ, in der (ganz vergeblichen) Hoffnung, die Geradheit und Stärke der alten deutſchen Sinnesart, deren Geiſt in jenen Ländern der alten Nationaldichter wehte, wieder ins Leben zu bringen.

Der gute, großgeſinnte Monarch fühlte und fürchtete in der Zukunft noch weit mehr. Er hatte, was Millionen ſeiner Zeitgenoſſen verborgen geblieben ſeyn mochte, wahrgenommen, daß in Hinſicht des zeitlichen Einfluſſes der chriſtlichen Prieſter die Mittellinie bereits überſchritten, daß eine gewaltige Ausartung bereits im Anzuge ſey, und er legte darüber, zumal, wie ſein hohes Alter herannahte, mehr als Eine nachdrückliche Aeußerung an den Tag. Seine Vorfahrer hatten ihren Unterthanen häufig, und faſt allgemein, erlaubt, ihre Streitſachen vor die Biſchöfe zu bringen, und mit deren Entſcheidung ſich zu beruhigen. Man gewann die Gerichtsſtühle (vielmehr Compromißſtellen) der Biſchöfe um ſo eher lieb, als dieſe keine Händel, wo es auf Leib und Leben gieng, ſohin bloß das Angenehme der Gerichte, und allenthalben heilige Freiſtätte, Tempel und Säulen hatten, wohin auch Miſſethäter, wenigſtens einige Zeit, ihre Zuflucht nehmen konnten. Durch die Sittengerichte wurde den Biſchöfen vollends ſelbſt über die Könige eine Art von Obergewalt eingeräumt, welche bald nachher, und noch mehr in der Folge, zu grauſamen Auftritten Anlaß gab. Das Wichtigſte aber, wodurch die Biſchöfe in den Stand geſetzt wurden, ihren Einfluß auf den Staat zu äußern, waren ihre großen Güter und Reichthümer, durch welche ſie den Grafen und Fürſten der Welt durchaus ähnlich, und Herren großer Gefolge geworden ſind. Dem Gange nach, welchen alle Dinge dieſer Art nehmen, war, wenigſtens dieß letztere, ſchwerlich zu vermeiden. Es war wirklich an dem, daß die Geiſtlichen außerordentliche Verdienſte um den Staat, und ſohin unläugbare Anſprüche auf Belohnung ſich erworben hatten. Die Könige vergaßen auch nicht, denſelben Beweiſe ihrer Dankbarkeit zu geben, und ſie wurden angenommen. Dieß war ſo ganz menſchlich, und eben ſo natürlich war die Folge, daß die begüterte, ſchon ſtändiſche Geiſtlichkeit üppig und übermüthig und hochtönig wurde. Karl der Große, wiewohl er ſelbſt unzählige Denkmäler ſeiner Freigebigkeit ſich geſtiftet, und z. B. allein ſeinem geliebten Alcuin mehrere Abteien, wodurch derſelbe ein Herr von zwanzigtauſend Knechten geworden, verliehen hat, konnte ſich nicht enthalten, an die geſammte Geiſtlichkeit in ſeinen Capitularien vom Jahre 811 mehrere ſehr merkwürdige Fragen zu ſtellen. Unter andern fragte er: „Da die Geiſtlichen nicht allein die hl. Schrift verſtehen lernen, ſondern ſie auch andern lehren müſſen, ſo ſollen ſie ſagen, wie jene apoſtoliſchen Worte zu verſtehen ſeyen: Seyd meine Nachfolger! Oder jene Worte, welche anderswo vorkommen: Kein geiſtlicher Streiter miſche ſich in weltliche Händel! Ferner: Ob das die Welt verlaſſen heiße, wenn man täglich und unaufhörlich durch allerlei Kunſtgriffe ſeine Güter zu vermehren trachtet; wenn man bald durch Verſprechung des Himmels, bald durch Androhung der Hölle, und im Namen Gottes oder eines Heiligen, Einfältige und Schwachgläubige ihres Vermögens beraubet, und die rechtmäßigen Erben um das Ihrige bringt, welche dadurch öfters in die größte Armuth verſetzt, und aus Noth Diebe und Räuber werden.“

Was ſonſt zur Veredlung der geſelligen Freuden, und überhaupt zur Verſchönerung des Lebens etwas beitragen konnte, wurde von dem weiſen Monarchen auf das Theilnehmendſte befördert und mitgetheilt. Die Vergnügungen der Edlen und Freien waren zu Karls Zeiten noch faſt allgemein nach dem alten Geſchmack, und Jagden und Gaſtereien, wobei übermäßig getrunken ward, gehörten unter die erſten Vergnügungen. Die Jagd, zumal bei welcher auch das Frauenzimmer mitritt, wurde von jeher mit der höchſten Leidenſchaft getrieben, und ſchon in den uralten bayeriſchen Geſetzen wird verſchiedener Hunde, als Laidhunde, Triphunde, Bibarhunde, Habichthunde, Windſpiele, Bären- und Auerochſenhunde u. a.; dann verſchiedener Jagdvögel, als Falken, Kranichhabichte u. a. m. gedacht. Karl der Große gieng faſt täglich auf die Jagd; auch hatte er ein beſonderes Vergnügen am Schwimmen, und wenn er ſich zu Aachen aufhielt, war dieß ebenfalls ſeine tägliche Unterhaltung, wozu ihm ſeine Hofleute und Officiere gar oft Geſellſchaft leiſten mußten. Die Kochkunſt war eben nicht die beſte; aber die Speiſen waren zahlreich und ſtark. Schon im ſechsten Jahrhundert mußten den landesfürſtlichen Abgeordneten von den Vorſtehern der Gemeinden folgende Naturalien geliefert werden, als: Pferde, weiß Brod, Wein, Bier, Speck, Fleiſch, Schweine, Ferklein, Hämmel, Lämmer, Gänſe, Faſanen, Hühner, Eier, Oel, Fette, Honig, Eſſig, Kümmel, Pfeffer, Münzen, Nägelein, Spick, Zimmet, Maſtix, Datteln, Piſtacien, Mandeln, pfündige Wachskerzen, Käſe, Salz, Kräuter, Hülſenfrüchte, Holz, Fackeln, Pferdefutter, Heu, Aufguß, und dieß alles in geſetztem Maaße. Ein faſt unentbehrliches Stück bei den Mahlzeiten waren Spaßmacher und Poſſenreiſſer, dergleichen ſich große Herren zum Staat überall hielten. An öffentliche Polizeianſtalten ward noch wenig gedacht, und wenn man z. B. Jemand unſchädlich machen wollte, haute man ihm gewöhnlich eine oder beide Hände ab, oder man blendete ihn (ſtach ihm die Augen aus), mit welcher letztern Strafe auch große Herren gar nicht ſelten belegt wurden. Der Schwulſt im Putz und in Kleidern nahm ſchon ſehr überhand, und wer es vermochte, bedeckte ſich über und über, wenn gleich auf eine ſehr plumpe Art, mit edlen Steinen, und ſteckte ſich alle Finger voll Ringe. Ueberhaupt wurde alles, ſo ſchlecht deſſen innerer Werth und Gehalt ſeyn mochte, geſchätzt, was nur immer weit her geholt und ausländiſch war, und am Hofe Karls war alles geputzt und geziert, nur der Monarch nicht, der in ſeine eigene Kraft und Majeſtät gehüllt, auch in einer gemeinen und alltäglichen Kleidung der Einzige war. Ungeachtet ihm aber die Schwachheit ſeiner Leute nicht gefiel, und er dieſelbe durch Polizeigeſetze einſchränkte, verbot er ſie doch nicht; aber eines Tages, da es ſehr regnete und ſtürmte, befahl er ſeinen Hofleuten ihm unverzüglich zur Jagd zu folgen. Er hatte einen Schafpelz um ſich geworfen, und erfuhr von der rauhen Witterung ſehr wenig; aber jene, welche nur mit ihren leichten, ſeidenen Kleidern, und purpurnen Mäntelchen bedeckt waren, litten deſto mehr, und wollten vor Kälte erſtarren. Bei der Zurückkehr mußten ſie ſich ſogleich zur Tafel ſetzen, da dann die ſeidenen Kleider, ſo wie ſie trocken wurden, anfiengen zu zerreiſſen. Er befahl ihnen den andern Tag mit den nämlichen Kleidern zu erſcheinen. Die Herren erſchienen ganz zerlumpt und in größter Unordnung. Eine Weile beluſtigte ſich der Monarch mit ihrer Verlegenheit; dann wies er auf ſeinen Pelz, und ſagte mit Lächeln: „Sehet, mein Kleid iſt heute wie geſtern, und iſt um die Hälfte wohlfeiler.“

Der wilde Kriegsgeiſt erwacht neuerdings, und eine neue Art von Unwiſſenheit und Barbarei nimmt überhand. Seltſame Juſtizproben der mittlern Zeiten.

Soviel Karl der Große zur Anleitung und Verherrlichung des menſchlichen Geiſtes, und was Eins iſt, zur allgemeinen Wohlfahrt gethan hat (kein Monarch hat ſeitdem, zumal in eigener Perſon, nur die Hälfte deſſen gethan); ſo war doch alles nur ein Anfang, ſo war es nur Ein Lichtſtrahl, der die Finſterniß beleuchtete, aber nichts Lebenslängliches, nichts Dauerhaftes hervorbrachte, oder beſſer zu reden, in dem kurzen und flüchtigen Zeitraume eines Menſchenalters hervorbringen konnte. Man hatte ſich im Grunde mehr aus Ehrfurcht für den allberühmten Regenten, und weil er es gleichſam zur allgemeinen Mode und Ehre gemacht hatte, ſich durch Wiſſenſchaft und eine edle Denkungsart als einen Mann von Ruhm und Gewicht darzuſtellen, in ſeine Gedanken und Anſtalten geſchickt, und manches ohne Ueberzeugung und innern Antrieb mitgethan, ſo, daß es ſchlechterdings darauf ankam, welchen Gang, nach dem im Jahre 814 erfolgten Hintritte Karls des Großen, das Staatsſyſtem nehmen, und worin die Abſichten und Beſtrebungen der künftigen Regenten beſtehen würden. Leider waren die Begebenheiten, womit ſich ihre Regierungen auszeichneten, der Fortſetzung jener Anſtalten, die Karl angelegt hat, nichts weniger als günſtig, und ſelbſt Karl hat, ohne es zu wollen oder zu wiſſen, ſeine eigenen Söhne in ſeinem feierlichen Teſtamente vom Jahre 806 vor aller Welt Augen auf eine Art gezeichnet, die von denſelben wenig Großes erwarten ließ. Er befahl ihnen, (was ein großes Mißtrauen in ihre Gerechtigkeit oder Herzensgüte vorausſetzt) ihre Enkel ja nicht umzubrigen, oder ſie an dem Leibe zu ſtümmeln, oder zu blenden, oder gegen ihren Willen zum geiſtlichen Stande zu zwingen, ohne vorher eine geſetzmäßige Unterſuchung angeſtellt zu haben. Ihre Geiſteskräfte äußerten ſich in Bälde als ungroßmüthig und ſchwächlich. Sie zankten ſich unaufhörlich um die Trümmer, in die ſie das große Reich ihres Vaters und Ahnherren zerriſſen hatten, und entkräfteten ihre Hausmacht, und ihr perſönliches Anſehen in ewigen Fehden, worin ſie denjenigen gleichſam zum Preis wurden, auf deren Rath und Zuthun ſie die Familienunruhen begonnen und fortgeſetzt hatten. Schon im Jahre

851 erklärten die Enkel des großen Karls in einem feierlichen Vertrage zu Merſen (einer an der Maas unweit Maſtricht gelegenen Burg), daß ſie ihre Stände in Geſchäften der Kirche ſowohl als des Staates gebrauchen, und ſie als wahre Mitgehülfen und Beiwirker in ihren Reichsgeſchäften anſehen wollten. Im J. 887 ſchämten ſich die Deutſchen ihres Königs, und entſetzten ihn (den Urenkel Karls des Großen) in Rückſicht ſeiner Kraftloſigkeit, ſo wie (welche Wiedervergeltung!) ehemals der Vater Karls des Großen, aus gleichem Grunde ſeinen rechtmäßigen König vom Throne herabgehoben, und deſſen Stelle beſetzt hatte. Nun wurde es allgemeiner Brauch und Hang, nach einer geſetzloſen Unbändigkeit, die man Freiheit nannte, zu trachten, und ſich ganz unabhängig zu betragen. Wer nur etwas begütert war, baute ſich, meiſtens auf hohen Bergen und Felſen eine feſte Burg, und vertheilte ſeine Güter als Lehen unter arme Edelleute oder Freie, die dann auf ſeinen Wink mit ihm zu Feld ziehen, oder ſeine Burg vertheidigen helfen mußten. Die Folge davon war eine allgemeine Unſicherheit, welche auch die Friedſamdenkenden genöthiget hat, ſich in einen guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und auf Reiſen ein hinlängliches Gefolg mitzuführen. Dieſe öffentliche Unordnung (das Fauſt-

recht genannt) brachte die Nachfolger der Karolinger auf den Entſchluß, wider die bereits vorhandenen Starken auch den Schwachen Stärke und Anſehen zu geben, wovon aber der Erfolg war, daß ſie beide wider ſich reizten und aufbrachten. Ein zweiter, nicht weniger verunglückter Einfall beſtand in ihren Zügen nach Italien, wobei die innere Ordnung (denn die Kaiſer mußten Vieles nachſehen) nothwendig leiden, und deren Herſtellung vernachläſſigt werden mußte. Endlich trat im Jahre 1056 der Fall ein, daß, da ein minderjähriger Kaiſer, Heinrich IV., zugegen war, die Regierung des Reiches durch Stellvertreter beſorgt werden ſollte. Da wurde der noch vorhandene Reſt von Ordnung vollends zu Boden geriſſen. Das Befehden, Rauben, Plündern und Morden wurde wie eine Ehrenſache getrieben, und die Geſchicklichkeit, Waffen mit Vortheil und Nachdruck zu führen, für die einzige und wichtigſte Kunſt eines Ritters und freien Mannes gehalten. Die Verwilderung war gleichſam neu und entſetzlich.

Daß bei einer ſolchen Verfaſſung die ſtillen und friedfertigen Anſtalten Karls des Großen nicht empor kommen, daß die Schulen nichts weniger, als ihren Endzweck erreichen, und der menſchliche Verſtand überhaupt keine Fortſchritte machen konnte, darf man wohl nicht erſt, wie gleichſam eine unerwartete Sache, erinnern. Wo daher nur einige beſſere Einſicht, oder auch nur einige Kühnheit, wenigſtens ſeinen eigenen Empfindungen zu folgen, erfordert ward, wußte man ſich ſo wenig, als ehemals vor einigen hundert Jahren, zu helfen, und man ließ es bei den Mitteln und Vorkehrungen, womit man in den Zeiten der erſten Kindheit die Wahrheit einer Sache zu erforſchen ſuchte, bewenden. Wenn die alten Deutſchen, da ſie noch Heiden waren, die Zuverläſſigkeit einer Unternehmung, oder geſchehenen Sache nicht beſtimmen konnten, ſo nahmen ſie von einem fruchttragenden Baume einen Zweig, theilten ihn in kleine Stücke, und ſchnitten in jedes derſelben gewiſſe Zeichen, deren Erklärung ihnen bekannt war. Dieſe Stücke warfen ſie auf ein weißes Tuch, wie ſie fallen mochten, durcheinander. Wenn die Angelegenheit die ganze Gemeinde betraf, ſo verrichtete dieſe Ceremonie der Prieſter; ſonſt aber der Hausvater. Er richtete ſeinen Blick gegen Himmel, und indem er die Götter bat, daß ſie ihm zu wiſſen machen möchten, was er verlangte, hob er die Stücke einzeln auf, und beſah die Zeichen, welche darauf gegraben waren. Die Erklärung derſelben wurde pünktlichſt befolgt. Als der heilige Willibrord im Jahre 699 auf einer ſeiner Miſſionsreiſen zwiſchen Dänemark und Frieſland zufällig auf eine, von den dortigen Prieſtern geheiligte, Inſel kam, und der Heiligung ungeachtet einiges Weidvieh für ſeine Leute ſchlachten ließ, berichteten die Einwohner dieſe von einem Fremden geſchehene Entweihung der Inſel dem König Radbod, dem dieſelbe zugehörte. Der König ward heftig erzürnet; doch weil der vermeinte Frevler ein Fremder, und noch überdieß ein Miſſionär des fränkiſchen Königs Pipin war, ließ er über ihn und ſeine Begleiter das Loosgericht halten. Das Loos wurde drei Tage nach einander geworfen; wie es aber niemals wider den hl. Willibrord, und zuletzt nur auf einen ſeiner Begleiter, der darum auch getödtet wurde, ſich erklärt hatte, ſo ließ ihn der König ſeines Weges ziehen. Weil den Deutſchen, da ſie Chriſten wurden, dieſer Aberglaube verboten ward; ſo änderten ſie auch die Namen der Dinge, behielten aber den Gebrauch derſelben hartnäckig bei. Sie legten nämlich ein Evangelien- oder Pſalmenbuch auf den Altar, oder auf das Gebein eines Heiligen, ließen die Blätter nach dem Ungefähr auseinander fallen, und nahmen dann den Spruch, der ihnen zuerſt in die Augen fiel, für die verlangte Antwort. Karl der Große unterſagte auch dieſen Aberglauben; aber zu gleicher Zeit begünſtigte und ordnete er ähnliche, auf gleichen Gründen beruhende Gewohnheiten. Unter die begreiflichſten gehörte der Zweikampf, wiewohl derſelbe bei den alten Deutſchen nicht vorhanden, ſondern von nordiſchen Völkern geerbt, und endlich allgemein verbreitet worden ſeyn ſoll. Wenn nämlich ein Rechtshandel eintrat, wo eben noch kein Geſetz vorhanden, und kein Theil zu einem Vergleich zu bewegen, oder bei keinem Theile eine überwiegende Probe zu finden war, ſo ſcheint der Zweikampf, zumal, wenn mit der Sache eine Art von Genugthuung mitverbunden war, das einzige Mittel geweſen zu ſeyn, ſich die wahre oder ſcheinbare Gerechtigkeit zu verſchaffen. Nach der Einführung des Chriſtenthums wurde dem Zweikampfe noch eine höhere, faſt gottesdienſtliche Achtung verſchafft. Was den neubekehrten Deutſchen an dem Gotte der Chriſten beſonders gefiel, und ſie zur Annahme ſeiner Lehre vorzüglich einnahm, war ihr allgemeiner Glaube, daß der Gott der Chriſten unendlich mächtiger und ſtärker, als ihre ehemaligen Gottheiten, ſey. Als der heil. Bonifacius zu Geißmar in Heſſen eine beſonders berühmte und geheiligte Eiche umhauen ließ, und ſelbſt Hand anlegte, geriethen die Umſtehenden anfangs in die größte Beſtürzung, indem ſie nichts anders erwarteten, als daß das Feuer herausfahren, und nebſt dem hl. Bonifarius alle Zuſchauer verzehren würde, und ihr Erſtaunen war faſt eben ſo groß, als die Verachtung gegen ihre Götter, da ſie nichts dergleichen hervorkommen ſahen. Der König Ludwig I. ließ ſich taufen, weil der Gott der Chriſten ſeine Macht an ihm nach ſeinen Wünſchen bewieſen hatte; und ſo wurde jedes Wunder häufigſt von Seite einer größern Macht beurtheilt, und zu Gunſten des Chriſtenthums ausgelegt. Ein ſo mächtiger Gott, ſagte man ferner, kann nicht anders als den unſchuldigen und unterdrückten Theil in ſeinen Schutz nehmen, und denſelben unmittelbar retten, ſobald man ihn anruft; daher ſchloßen ſie ferner, daß in einem ſolchen Falle Gott entſcheiden müſſe, und nannten die Probe, die ſie vornahmen, Gottesurtheil (Gozeurtel). Der König Pipin (wie oben vorkam) bezog ſich darauf, und in gleicher Hinſicht ließen im Jahre 841 die Könige und Brüder, Ludwig der Deutſche, und Karl (König in Aquitanien) ihrem Bruder, dem Kaiſer Lothar, der ſich, ihre Anſprüche zu befriedigen, geweigert hatte, ſagen, ſie wollten zu einem Urtheil des allmächtigen Gottes zu ihm kommen. Sie kamen auch ſogleich den folgenden Tag, ſchlugen den Lothar in einer höchſt blutigen Schlacht bei Fontenay (einem kleinen Orte in Auxerre im Burgundiſchen) und hatten die Befriedigung, zu ſehen, wie die Biſchöfe und das Volk für die Gerechtigkeit ihrer Sache ſich erklärten.

So allgemein man indeſſen ſich auf ſolche Urtheile berief, ſo glaubte man doch, daß es eben nicht Waffen ſeyn müßten, auf welche man ſich berufen könnte, und Karl der Große, dem die mit ſolchen Proben verbundene Lebensgefahr nicht gefallen wollte, gebot ernſtlichſt, daß, wenigſtens bei gemeinen Händeln und Perſonen, und bei Geiſtlichen und Frauenzimmern andere Proben, wodurch, nach ſeiner Meinung, die Wahrheit nicht weniger erforſcht, und das Leben beider Theile erhalten werden könnte, vorgenommen werden ſollen. Es gab ſolcher friedfertigen Proben eine große Menge. Als im Jahre 775 der Biſchof von Paris wider einen Abt eine Klage bei Karl dem Großen vorbrachte, und behauptete, daß ein gewiſſes Kloſter ihm angehörte, der Abt aber das Gegentheil betheuerte, befahl der König, daß beide Theile den folgenden Tag, wann in ſeiner Kapelle Meſſe geleſen würde, einen Mann in ihrem Namen ſtellen ſollten. Als dieſe erſchienen, mußten ſie vor dem Altare ihre Arme, in Geſtalt eines Kreuzes, frei empor halten. Der Abgeordnete des Biſchofs fieng zuerſt zu zittern an, ließ endlich die Arme ſinken, und der Prozeß war verloren. Man nannte dieß die Kreuzprobe, welche man auch auf folgende Art vornahm. Man legte zwei hölzerne Stäbe, deren einer mit einem Kreuz bezeichnet, beide aber mit weißer Wolle umwunden waren, auf den Altar, und ließ durch ein unverſtändiges Kind einen von beiden wegnehmen. Ergriff es den mit dem Kreuze bezeichneten, und betraf die Sache einen Uebelthäter, ſo wurde dieſer ſogleich verurtheilt. Karl befahl in ſeinem oben erwähnten Teſtamente ausdrücklich, daß, wenn Grenzſtreitigkeiten entſtänden, man den Zweikampf durchaus nicht zugeben, ſondern die Entſcheidung auf die Kreuzprobe ankommen laſſen ſollte. Auch mit warmem und kaltem Waſſer wurden Proben vorgenommen, wobei die vorgehenden feierlichen Ceremonien gewöhnlich ſchreckenvoller, als ſelbſt die Probe, geweſen ſeyn mögen. Man führte den Beklagten öffentlich in die Kirche, wo er ſich auf das Angeſicht zur Erde werfen, und beten mußte. Zu gleicher Zeit beteten die Prieſter über ihn. Dann wurde eine feierliche Meſſe gehalten, bei welcher der Beklagte zum Opfer gieng. Bei der Communion wendete ſich der Prieſter gegen ihn um, und indem er ihm die heil. Hoſtie vorzeigte, hielt er eine nachdrückliche Rede an ihn, wobei er ihn ein über das anderemal beſchwor, ja nicht hinzu zu treten, falls er etwa ſchuldig ſeyn ſollte.

Wenn den Beklagte ſchwieg, ſo nahm der Prieſter erſt ſelbſt die Kommunion; dann reichte er ſie dem Beklagten mit den Worten: Dieſer Leib, und dieſes Blut unſers Herrn Jeſu Chriſti ſey dir heute zur Probe. Nach der Meſſe gieng man zu dem Ort, der zur Probe beſtimmt war; man trug ein Kreuz voraus, und ſang während des Gehens eine Litanei. Sobald man ankam, war das Erſte, daß man das Waſſer weihte, damit nicht durch eine Zauberkraft eine Gefährde geſpielt werden könnte. Nun wurden dem Beklagten die Kleider abgenommen, und ihm andere, bei dieſen Proben übliche, dargereicht; dann wurde vor ſeinen Augen Feuer unter den Holzſtoß gelegt, der das Waſſer ſiedend machen ſollte. Der Prieſter ſchöpfte vorher etwas Waſſer, gab es dem Beklagten zu trinken, und ſagte: Sieh, ich gebe dir jetzt dieſes Waſſer zur Probe! Bald darauf reichte er ihm das Evangelium und ein Crucifix, beides zum Küſſen dar. Die Sache wurde immer feierlicher, und die Umſtehenden ſtiller und erwartungsvoller. Je heftiger das Waſſer zu wallen anfieng, deſto eifriger wurde gebetet; der Beklagte wurde geſegnet, und ſegnete ſich ſelbſt. Sobald das Waſſer den erforderlichen Grad von Hitze erreicht hatte, führte ihn der Prieſter zum Keſſel, und warf einen Ring hinein. Der Beklagte mußte augenblicklich darnach greifen, und ihn herausziehen, und in eben dem Augenblicke, als die Hand wieder zum Vorſchein kam, wurde ſie mit einem Sack umwickelt, und dieſer mit einem Siegel verſchloſſen. Am dritten Tage wurde die Hand beſehen. War ſie unverletzt, ſo wurde der Beklagte losgeſprochen; war ſie aber beſchädigt, ſo wurde ſogleich das Urtheil über ihn gefällt und vollzogen. Bei der kalten Waſſerprobe kam es darauf an, ob der Beklagte ſchwimmen konnte, oder nicht. Wenn er nicht unterſank, wurde er für unſchuldig erklärt. Manchmal gab man dem Beklagten Brod und Käſe zu eſſen, indem man ihn vorher auf eine ſchreckliche Art beſchwor, daß er, wenn er ſchuldig wäre, unerträgliche Schmerzen darüber leiden, und vor innerer Angſt ſchäumen und ſchreien ſollte. Eine ähnliche Probe war die Feuerprobe, welche darin beſtand, daß der Beklagte ein glühendes Eiſen in die Hand nehmen, oder über neun glühende Eiſen mit entblößten Füßen treten mußte. Die Beibehaltung dieſer Probe hat Karl der Große ausdrücklich anbefohlen, eine höchſt traurige und beſchämende Erſcheinung von der Schwäche des menſchlichen Verſtandes, wenn man betrachtet, daß dieſer Monarch, der durch die Schärfe, die Stärke, Kühnheit, und den Anbau ſeines Verſtandes über Millionen ſeiner Zeitgenoſſen in eben dem Grade hervorſtand, als er über dieſelben durch ſeine Macht und Würde erhoben geweſen, nicht im Stande war, über die allgemeine Volksmeinung ſich wegzuſetzen, und das Schädliche und Ungereimte einer Gewohnheit zu ſehen, die nun jeder mittelmäßige Verſtand beim erſten Anblicke von ſich weiſet.

Was bei dieſem Unfuge unſer Erſtaunen vollends auf das Höchſte treiben muß, iſt, daß es allgemeine Mode war, Frauenzimmer von hoher Geburt, in der Abſicht, ſie (oder ihren Mitſchuldigen) zu entfernen, oder ſich ihrer gänzlich loszumachen, verſchiedener Verbrechen, und zwar faſt immer des Ehebruchs, anzuklagen, und ſie dann vor aller Welt Augen zur Beſtehung einer der gedachten Juſtizproben zu zwingen. Nach Karl dem Großen iſt dieſe grobe Mißhandlung häufigſt den Gemahlinnen der Kaiſer, oder den Prinzeſſinnen widerfahren, und die ſchöne Judith (eine vornehme Bayerinn, Tochter Welfs I. Herrn am Lechrain, und zweite Gemahlinn Kaiſers Ludwig I.) war eine der Erſten, welche auf dieſe höchſt erniedrigende Art dem Volke zur Schau auf die Bühne dieſer Gerichte geſtellt ward. Da ſie ſich wegen ihres Einfluſſes auf die Entſchließungen ihres Gemahls, des Kaiſers, ihren Stiefſöhnen verhaßt gemacht hatte, wurde ſie von dem Anhange dieſer letztern aufgehoben, in ein Kloſter geſteckt, und verſchiedener Verbrechen, vorzüglich der ehelichen Untreue, beſchuldigt. Indeſſen bekam die Sache mit ihrem Gemahl eine beſſere Ausſicht, und es wurde ebenfalls an ihre Zurückführung gedacht. Zu dem Ende wurde (im Jahre 841) ein allgemeiner Reichstag nach Aachen berufen, und die Judith in Gegenwart des kaiſerlichen Hofes, der Fürſten, Biſchöfe, Grafen und Aebte, und des ganzen verſammelten Volkes vorgeführt. Man las ihr die Verbrechen, deren ſie ehemals beſchuldigt worden war, vor, wobei ſie ſtandhaft darauf blieb, daß ſie unſchuldig und bereit wäre, jede Probe zu beſtehen. Es wurde hierauf öfters überlaut gerufen, ob Niemand vorhanden wäre, der wider ſie zeugen wollte. Da ſich Niemand meldete, erlaubte man ihr, ſich nach fränkiſcher Art zu reinigen, und ihre Unſchuld durch einen Eid zu bekräftigen. Dieſen Eid mußten zugleich einige Herren abſchwören, die ſich ihrer angenommen hatten. Und nun erſt, nachdem auch der Pabſt und die Biſchöfe ihre Rechtfertigung allerdings für hinlänglich erklärt hatten, wurde ſie ihrem Gemahl wieder zurückgeſtellt. Auf eine ähnliche Weiſe ließ im Jahre 859 der König Lothar, da er ſeiner Gemahlinn Theutberga los zu ſeyn wünſchte, von dieſer

Prinzeſſinn die ſchändlichſten Mährchen von einem zu nahen Umgang mit ihrem Bruder verbreiten; ja er klagte ſie im Beiſeyn der Reichsſtände öffentlich an. Die Königinn mußte erſcheinen, und die allgemeine Stimme des Volkes, das Gutachten der Biſchöfe, wozu auch endlich Lothar ſeine Einwilligung gab, fiel dahin aus, daß ſie die Probe des ſiedenden Waſſers beſtehen ſollte, dieß geſchah; und da ſie beſtand, wurde ſie losgeſprochen. Kaiſer Karl der Dicke, ein Herr von ſehr geringem Muth und Verſtand, hatte die Regierung größtentheils ſeinem Erzkanzler Liutward, Biſchof von Vercelli, überlaſſen. Dieß machte die Eiferſucht verſchiedener Herren wider den Biſchof rege. Man bediente ſich alſo des, jetzt ſchon gemeinen, Kunſtgriffes, und beſchuldigte den Biſchof, nebſt andern, eines unzuläſſigen Umganges mit Richardis, Gemahlinn des Kaiſers, worauf dieſer ſich nicht ſchämte, auf der Reichsverſammlung zu Kirchheim im Jahre 887 in eigener Perſon die (ihn ſelbſt beſchimpfende Sache öffentlich ans Licht zu ziehen, und Klage zu ſtellen. Der Biſchof wurde ohne weiters aller ſeiner Aemter und Würden entſetzt, und die unſchuldige Prinzeſſinn, der man es aus guten Urſachen abgeſchlagen, ihre Unſchuld durch die Waſſer- oder Feuerprobe darzuthun, was ſie öfters gefordert hatte, hüllte ſich in dem von ihr geſtifteten Kloſter Andlo (im Elſaſſiſchen) in den geheiligten Schleier, um ſich auf ewig den Augen derer zu entziehen, die ihre ganze Verachtung verdienten.

Von den beſagten Juſtiz- und peinlichen Proben wurden von Zeit zu Zeit einige abgethan. Die Nachfolger Karls des Großen, Ludwig und Lothar, verboten die Kreuzprobe, als eine das Kreuz Chriſti entehrende Sache, und auf gleiche Weiſe wurden auch die Proben mit dem kalten und warmen Waſſer von einzelnen verſtändigen Leuten angeſtritten, und durch ihr Zuthun (wiewohl lange fruchtlos) verworfen. Karl der Große hatte, vermöge ſeiner Abſicht, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, die ſtillen Proben begünſtigt, ja ſogar dem Gebrauche, überall bewaffnet zu gehen, Schranken geſetzt, ohne gleichwohl etwas Sonderheitliches bewirken zu können. Den Freien ſchienen die ſtillen Proben viel zu unmännlich, und ſie fuhren daher um ſo kühner mit dem Zweikampf fort. Karl ſelbſt ſah ſich genöthiget, ihm eine geſetzmäßige Form, welche nachher verſchiedene Zuſätze erhielt, zu geben, und ſogar ſolchen Perſonen, welche keine Waffen führen ſollen oder können, nämlich den Geiſtlichen und Frauenzimmern zu erlauben, daß ſie ihren Mann auf den Kampfplatz (Feld, campus, daher Champion) ſtellen, und ihn in ihrem Namen ſich ſchlagen laſſen konnten. Nicht nur ſogenannte Ehrenſachen, ſondern auch Rechtsfragen wurden durch den Zweikampf entſchieden, wie unter K. Otto mit der Frage, ob vaterloſe Enkel an der großväterlichen Erbſchaft Theil haben ſollten, geſchah. Da die Frage Niemand entſcheidend beantworten konnte, befahl der Kaiſer, daß jede Parthei ihre Kämpfer ſtellen ſollte. Der Kämpfer der Enkel ſiegte, und dieſe wurden mit ihres Vaters Bruder für erbfähig erklärt. So unſinnig ein ſolcher Kampf, wobei offenbar alles auf Stärke, Uebung und Glück ankam, auch war, ſo wurde er doch mit größtem Ernſt, und mit einer erſchütternden Feierlichkeit vorgenommen. Sobald der Beklagte vor dem Richter erſchienen, und des Klägers anſichtig geworden war, mußte er die ihm zur Laſt gelegten Verbrechen einbekennen, oder den Kläger (was dieſer ohnehin ſchon gewünſcht und darauf angelegt hatte) herausfordern. Er warf zu dem Ende ein Pfand, gewöhnlich ſeinen Handſchuh, zum Zeichen, daß er ſich ſchlagen wolle, auf die Erde, welchen der Richter aufhob, aber zu gleicher Zeit beide in Verhaft nahm. Nun wurden Zeit und Ort, und die Waffen, und die Zahl der Hiebe oder Schläge beſtimmt. Die Waffen wurden vorher geweiht. Da ein ſolcher Streit gleichſam unter die öffentlichen Luſtfeſte gehörte, ſo verſammelte ſich alles, dieſes Schauſpiel zu ſehen, und man trug bei berühmten Perſonen immer auf einen Hoftag, wo Fürſten und Edle auch Zuſeher ſeyn konnten, an. Zur feſtgeſetzten Stunde wurden Kläger und Beklagter vorgeführt. Sie betheuerten noch einmal ihre Ausſagen, empfiengen die Waffen, und betraten ſogleich den Kampfplatz. Dieſer war mit Schranken umgeben, innerhalb welchen zum Zeichen, daß es auf Leben und Tod angeſehen ſey, zwei Särge, und dabei nicht ſelten der Scharfrichter ſtand, um denjenigen, welcher zuerſt fallen, und ſohin nach dem vermeintlichen Gottesurtheile für ſchuldig erkannt werden würde, vollends hinzurichten. Hierauf wurde ausgerufen, daß Niemand ſich unterſtehen ſollte, zu ſchreien, zu winken, oder ſonſt ein Zeichen zu geben, bei Strafe, daß dem Schuldigen durch den gegenwärtigen Scharfrichter die rechte Hand und der linke Fuß ſogleich und ohne Gnade abgehauen werden ſollte. Alle Thore wurden verſchloſſen; alle Gaſſen mit Ketten verſperrt, und alle Zugänge wohl beſetzt. Und nun wurde dreimal laut gerufen, worauf der Kampf begann. Wer verwundet wurde, oder nachgab, war wenigſtens ehrlos, durfte weiter auf keinem Pferde ſitzen, ſich keinen Bart ſcheeren, keine Wehre noch Waffen tragen, und blieb aller Ehren unfähig. Es iſt unglaublich, wie weit der wilde Unfug hierin gieng. Es gab eine Menge Champions, welche vom Fechten für andere ſich ordentlich nährten, welche auf daſſelbe, wie auf ein Handwerk, umherzogen, und da ſie in ſteter Uebung waren, ihr Leben wenig achteten, oder in Gefahr zu ſeyn glaubten. Es iſt ferner unglaublich, wie leicht der nächſte beſte Ankläger Gehör gefunden, und wie ſehr das Leben, und die Sicherheit eines jeden, der Feinde hatte, unaufhörlich in Gefahr war. Bei Kaiſer Otto II. wurde z. B. ein gewiſſer Graf, Gero, von einem andern, Waldo genannt, wegen einer ganz unerheblichen Sache verklagt. Otto ließ dieſen ſogleich in Verhaft nehmen, und nach Magdeburg führen. Alle Fürſten wurden eingeladen, dem Kampfe beizuwohnen, der auf einer kleinen Inſel vor ſich gehen ſollte. Waldo bekam zwei Wunden am Nacken, drang aber deſto feuriger in ſeinen Gegner, dem er auch eine Wunde am Kopf beibrachte, worüber derſelbe zu Boden fiel. Nun wurde Gero gefragt, ob er den Kampf erneuern wollte. Er antwortete mit matter Stimme, daß er deſſen außer Stand ſey. Otto erklärte ihn hierauf, nach Gottesurtheil, für den Schuldigen, und der Scharfrichter mußte ihm vollends den Kopf abhauen. Solche Schauſpiele zwangen doch manchmal den daran gewöhnten Fürſten die wahre Stimme des Herzens ab. Herzog Otto von Bayern, und Graf Berthold, welche am nämlichen Tage ankamen, ſagten dem Kaiſer viele bittere Wahrheiten darüber, daß er nicht mehr Billigkeit gehabt hätte, das Leben eines braven und unbeſcholtenen Mannes ſo nichtswürdig hinopfern zu laſſen; aber leider war ſelbſt der offenbarſte Mißbrauch dieſer Kämpfe theils ſchon zu weit vorgedrungen, und geſetzmäßig, theils eben dadurch, weil er häufig zu einem ehrbar ſcheinenden Vorwand, eine Privatrache auszuüben diente, begünſtigt. K. Heinrich IV. glaubte, an Herzog Otto von Bayern den Mann und Fürſten zu ſehen, der ihm bei ſeinem Vorhaben, die Unterdrückung des deutſchen Reiches zu befeſtigen, vor allen andern Fürſten Hinderniſſe legen würde. Er beſchloß alſo, ihn zu entfernen, und ſich zu dem Ende des öffentlichen Juſtizgerichtes zu bedienen. Er ließ im Jahre 1070 einen gewiſſen Egino, welcher zwar von ritterbürtiger Herkunft, aber ein verſchreiter Straßenräuber war, auftreten, und anzeigen, daß Herzog Otto ihn habe bereden wollen, den Kaiſer zu ermorden. Er zeigte ein Meſſer vor, das Otto aus dieſer Abſicht ihm ſollte gegeben haben, und erbot ſich, die Wahrheit ſeiner Ausſage, falls Otto ſie nicht eingeſtehen ſollte, durch den Zweikampf zu erproben. Vergebens berief ſich der Herzog auf ſeine Unſchuld, welche er jeder Reichsverſammlung auf die überzeugendſte Weiſe darthun wollte; Kaiſer Heinrich beſtand darauf, daß er nach Goßlar kommen, und daſelbſt ſich mit Egino ſchlagen ſollte. Der Herzog kam alſo in die Nähe von Goßlar, und ließ dem Kaiſer noch einmal bedeuten, daß er, wenn ihm eine öffentliche Sicherheit verſprochen würde, bereit ſey, zu erſcheinen, den Reichsfürſten die Sache vorzutragen, und ſich in ihre Entſcheidung ſogleich zu fügen. Der Kaiſer, der ſich dieſes Anerbots, das ſeinen Planen nicht gemäß war, nicht verſehen hatte, antwortete ſehr entrüſtet, daß er ſich um die Richter, die nie einerlei Meinung wären, wenig bekümmere, und ſchlechterdings auf dem Zweikampfe beſtehe. Was die Sicherheit anbelangt, ſetzte er ſehr unvorſichtig hinzu, ſo könne ihm dieſelbe unter Weges, und wenn er ſich lange verantworten wollte, nicht verſprochen werden. Da dem Herzoge ſeine Freunde hierbei ganz mit Grund erinnerten, daß er in keinem Falle wieder aus Goßlar lebendig zurückkommen würde, ſo entſchloß er ſich, nicht dahin zu gehen. Auch dieß kam dem Kaiſer ganz erwünſcht. Er hielt mit einigen ſächſiſchen Fürſten, welche dem Herzoge wegen Privathändeln lange abgeneigt waren, Gericht, und erklärte ihn ſeiner Güter und des Lebens verluſtig. Die Güter wurden unverzüglich geplündert und verwüſtet, und Otto allenthalben als ein Reichsfeind verfolgt. Und dieß nach dem Schein der Geſetze. Die Barbarei war auch wirklich geſetzmäßig.

Verfall der Erziehungs-Anſtalten bei Domſtiftern und Klöſtern, welche reich, mächtig, und weltlich-vornehm wurden. Man ſucht ihre Verbeſſerung mehr mit frommer Abſicht, als mit Verſtand, und vermehrt und bereichert ſie neuerdings. Die Kloſterſtiftungen ſind allgemeine Andachtswerke von 900 — 1200.

Wenn man weiß, daß es um dieſe Zeit bereits in ganz Deutſchland Bisthümer, Canonikate, Pfarreien und Abteien gab, ſo ſollte man ſich billig wundern, wie es noch ſo gar vielen Aberglauben, Rohheit und Unwiſſenheit geben konnte; allein man braucht nur zu wiſſen, welchen Gang ſelbſt die Bildung der deutſchen Geiſtlichkeit nahm, um ſich deſſen weniger zu wundern. Anfangs konnte man lange Zeit keine, oder nur wenig eingeborne Deutſche zu Geiſtlichen brauchen, indem ſie zu zügellos und unbändig waren, um ſich zur ſtillen Sittlichkeit, welche dieſem Stande eigen ſeyn ſoll, zu bequemen. Die erſten Biſchöfe und Geiſtlichen, welche in Deutſchland auftraten, waren Franzoſen und vorzüglich Engländer. Sie fiengen damit an, daß ſie junge Deutſche in ihre Wohnungen zu ſich nahmen, dieſelben gleichſam zahm machten, und in den erſten Anfangsgründen der geiſtlichen Wiſſenſchaften unterrichteten. Für dieſe und ähnliche gute Dienſte und Arbeiten wurden ſie von den Fürſten belohnt, mit Ländereien und Gütern nämlich, auf welchen bürgerliche Rechte und Pflichten hafteten. In Hinſicht dieſer Pflichten war urſprünglich zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Eigenthümern oder Gutsherren lange kein Unterſchied, und wenn z. B. ein Krieg entſtand, mußte ſich der Biſchof ſo gut, wie jeder andere Edelmann, bei dem Heerbanne in Perſon mit ſeinem Gefolge und ſeinen Lehenleuten ſtellen, und dieſe perſönlich anführen. Da bald lauter eingeborne Deutſche, die gar keine Ahnung von einiger Unanſtändigkeit ſolcher Dienſte hatten, zu Biſchöfen gewählt wurden, ſo wurde jenes weltliche Betragen vornehmer Geiſtlichen ohne Bedenken allgemein fortgeſetzt. Der weiſeſte aller Regenten, Karl der Große, ſah gleichwohl den Unfug dieſes Gebrauches wohl ein, und unterſagte ihn, wie ihn dann ſelbſt einige verſtändige Biſchöfe darum gebeten hatten. Er verbot auch der Kleriſei den Gebrauch der Waffen, und beſtätigte überhaupt eine Verordnung, welche bereits ſein Vater Pipin auf die Bahn gebracht hatte, daß alle Geiſtliche entweder Canonici, (Reiche, Domherren) oder Mönche ſeyn ſollten. Bei ſehr vielen Domſtiftern, als zu Freiſing, Salzburg, Utrecht, Eichſtädt, Würzburg, Bremen, Magdeburg, waren die Domherren anfangs ordentliche Mönche, die nach der Regel des heil. Benedikts lebten. Da die Regeln (Canon, Regel), nach welchen die Domherren bei verſchiedenen Biſchofshäuſern ihr gemeinſames Leben führten, faſt eben ſo verſchieden, als die Häuſer waren; ſo machte Kaiſer Ludwig I. auf einer Reichsverſammlung zu Aachen im Jahre 817 eine weitere Verordnung, daß alle Weltgeiſtliche in ihren Gemeinhäuſern (Münſtern) nach einerlei Regeln leben ſollten. Dieſe Regeln betrafen größtentheils äußerliche Dinge, wobei als ein beſonderer Zug, der die rohen Begriffe und Sitten der damaligen Zeit ſchildert, bemerkenswürdig iſt, daß die Zuchtregeln für denjenigen, der die Geſetze öfters brechen würde, Schläge beſtimmten, und zwar galt dieß, was das Seltene betrifft, nur den ſchon etwas bejahrten Domherren; denn, was junge Domherren betrifft, heißt es, ſo ſoll man ſie immerfort brav peitſchen, damit ihre Hüften (ſagt der Text) ſich nicht verhärten. Alle dieſe Einrichtungen konnten von keiner Dauer ſeyn. Schon Karl der Große mußte ſich darüber, daß er den Biſchöfen die Kriegsdienſte unterſagt, oder vielmehr gütigſt nachgeſehen hatte, öffentlich rechtfertigen. Man hatte ihm Schuld gegeben, daß dabei ſeine Abſicht keine andere wäre, als die Geiſtlichkeit herabzuwürdigen, und ſodann ihre Güter einzuziehen. Karl verſicherte bei dieſer Gelegenheit, daß dieß um ſo weniger ſeine Abſicht ſeyn könnte, als er öfters bemerkt hätte, „daß viele Reiche darum zuſammengefallen ſeyen, weil ſie Kirchengüter angegriffen, dieſelben beraubt, und zum Kriegsdienſte verwendet hätten.“ Auch haben ſich ſeit der Zeit, als die Bisthümer große Güter und Freiheiten erlangt hatten, zu Domherrenſtellen, woraus die Biſchöfe genommen wurden, meiſtens Söhne aus dem Stande adeliger Freien gemeldet, welche ſich dann in jeder

Rückſicht nicht weniger als die weltlichen vornehmen Freien zu ſeyn dünkten. Sie führten demnach einen Hofſtaat, wie dieſe, erſchienen überall, wo dieſe zu erſcheinen hatten, und Niemand war mächtig genug, um ſie zur Rede zu ſtellen. Sie ſtellten auch wieder Officiere und Generale vor, und thaten ſich vorzüglich in den Zügen wider die Ungarn außerordentlich hervor. In der im Jahre 907 vor Preßburg vorgefallenen unglücklichen Schlacht blieben die Biſchöfe von Salzburg, Freiſing und Seben auf dem Schlachtfeld. In der mörderiſchen Schlacht, welche zwiſchen den Ungarn und den Deutſchen auf dem Lechfelde unweit der Stadt Augsburg, wo der Biſchof St. Ulrich Befehlshaber war, im Jahr 955 den 10. Auguſt vorfiel, blieb der Biſchof von Eichſtädt, und der Biſchof von Regensburg wurde ſchwer verwundet. Wenn ſolche Biſchöfe fromme Männer, ja Heilige waren, ſo waren ſie, wie leicht zu erachten, eine ſeltene Ausnahme; denn, wenn gleich das damalige Ringen und Trachten der Geiſtlichen nach weltlichem Range, Macht und Hoheit in ſo weit entſchuldiget werden kann, in ſo weit dieß damals allgemeine Gewohnheit, worin ſtarke und ſchwache Köpfe beſtrickt waren, und noch dazu der allgemeine Glaube herrſchend war, daß die Kirche auch äußerlich mächtig und im Stande ſeyn müſſe, ſich in allen Fällen, Gehorſam zu verſchaffen, wie dann ferner die falſchen Dekretalen alles beitrugen, um vollends alle geſunden Begriffe zu verwirren, ſo ändert ſich hierin doch die Natur der Sache nicht, und bei weltlichen Sorgen, und bei der Neigung nach irdiſcher Macht und Hoheit pflegt die innere Vollkommenheit nicht zu wohnen. Die Biſchöfe nahmen, wenn ſie irgend unumgänglich durchſetzen zu müſſen glaubten, zu ihren weltlichen Waffen noch den Kirchenbann (Excommunication), und das Interdikt zu Hilfe, zwei ſchreckvolle Dinge, vor denen der Monarch am Throne zu zittern Urſache hatte. Die Wirkung jenes erſten hatte mit dem alten Kirchenbann des deutſchen Prieſters durchaus viel Aehnliches, und einem Excommunicirten wurde beinahe Feuer und Waſſer verſagt. War er ein Regent, ſo wurden ſeine Unterthanen des Eides der Treue gegen ihn entlaſſen, und ſeine Macht wankte nicht ſelten augenblicklich; war er ein Privatmann, ſo litt ſein Credit, ſein Gewerb, und es war, als wollten Luft und Licht ſeines Umganges ſich ſchämen. Gräßlich waren die Verwünſchungen, mit welchen der Verbannte vollends zu Boden gedrückt, und, ſo zu ſagen, vernichtet werden ſollte. In der Bannformel, mit welcher die Biſchöfe den Herzog Arnulph aus

Bayern im Jahre 917 belegten, heißt es: „Arnulph — ſoll zur Hölle verdammt ſeyn; kein Verſöhnungsmittel ſoll ihn daraus befreien können; ſondern, gleich dem Verräther Judas ſoll er zur Pein und Marter ohne Ende verdammt ſeyn!“ Dieſe Formeln wurden in der Folge noch mit entſetzlichen Ausdrücken geſchärft. Das Interdikt, oder die Einſtellung des Gottesdienſtes, war noch fürchterlicher. Alle Altäre wurden entkleidet; alle Bilder der Heiligen, alle Kreuze weggenommen; keine Glocke tönte mehr; kein Sakrament wurde ausgetheilt; kein Todter wurde auf den Gottesacker, ſondern ohne Gebet und Licht auf ein unheiliges Ort begraben. Ehen wurden nicht in der Kirche, ſondern auf Begräbniſſen eingeſegnet. Niemand ſollte den andern grüßen, und die ganze Natur ſollte gleichſam trauern und wehklagen. Dieſe eben genannte geiſtliche Macht der Biſchöfe war nebenher eine neue Quelle, ihre weltliche Macht zu vermehren. Man hielt ſich nämlich in den Zeiten des eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, wo es allgemein Mode, und zum Theil Nothwendigkeit war, ſich und ſeine Güter einem Herrn von Macht zum Lehen aufzutragen, für ungleich geſicherter, wenn man hierin an einen Biſchof ſich wendete, der, wenn ihm das Schwert gebrechen ſollte, noch den

Krummſtab hätte, ſeine Gegner zu Boden zu ſchlagen. Eben dieß galt zu Gunſten der Domkapitel, die, wie ſie immer reicher und vornehmer wurden, ihr Münſter- oder Gemeinleben (meiſtens im eilften und zwölften Jahrhundert) aufgaben, und es durch ihr Betragen dahin brachten, daß man die Dompräbenden und Biſchofsämter wie Leibrenten zum Behufe großer Familien anſah, und als ſolche behandelte. Sie ſtanden daher um Geld und Gunſt offen; und wer beide beſaß, konnte zum Genuſſe mehrerer Präbenden gelangen, und zum Chorgeſange und andern Verrichtungen Stellvertreter (*Vicarios*) ſich miethen.

Mit dem Gemeinleben der Mönche gieng es nicht viel beſſer. Ihr Anfang war ebenfalls ganz vortrefflich, weil ihre Lebensart aus freien und wohlgeordneten Trieben und Abſichten gewählt, dem Zeitalter angemeſſen, und dazu äußerſt einfach war. Häufigſt wählten ſie zu ihrem Aufenthalte einſame Oerter, wo ſie ſich anſiedelten und die Erde bebauten. Von ihrer einſamen Lebensart wurden ſie Alleinleber (*monachus*, Mönch) oder Mönche genannt, und ſie trugen zum Zeichen ihrer Abſonderung eine Gugel (*cuculla*, *cucullatus*, der eine Kutte trägt) und zugleich zum Behufe der Arbeit und zur Schonung des Gugelkleides, ein Scapulier oder einen Vorſteck, wie dann zum Andenken deſſen faſt alle Mönche dergleichen (wiewohl in ganz andern Zuſchnitten noch tragen. Da es keine öffentlichen Gaſthäuſer oder Herbergen gab, ſo waren Klöſter für Reiſende der gewöhnliche Zufluchtsort. Die Mönche zu Fulda haben in dem Verbeſſerungsplane, den ſie Karl dem Groſſen überreichten, gebeten: „Man möchte doch die Aufnahme der Fremden, und die Fußwaſchung nicht hintanſetzen; ſondern die Brüder ſollen, wie es die Regel und das beſtändige Herkommen erfordert, Fremde zu aller Zeit aufnehmen, und denſelben die Füße waſchen.“ Karl der Große glaubte, ſie für den Staat noch nützlicher machen, und zu ſeinem allgemeinen Erziehungsplan mit beiziehen zu können. Er legte bei allen Klöſtern Schulen an, und wollte durchaus, daß ſie den Geſchmack an Wiſſenſchaften befördern helfen ſollten, wie er dann auch in ſolcher Hinſicht einigen die Jagdbarkeit verliehen hat, „damit ſie, ſagte er, ihre Bücher einbinden, und ſich manchmal mit einer kräftigern Speiſe möchten erquicken können.“ Ein ſehr ſchlimmer Umſtand war es, daß die auf Edelgütern haftenden Kriegspflichten noch immer auch auf Geiſtliche übergiengen, ſohin die Aebte, gleich den Biſchöfen, verbunden waren, perſönlich ſich zur Armee zu ſtellen; doch in der eben angeführten Reichsverſammlung zu Aachen 817 wurden die Dienſte der Klöſter dahin beſtimmt, daß einige Geſchenke zu geben, und zugleich Kriegsdienſte zu thun, andere nur Geſchenke zu entrichten, wieder andere zu keinem von beiden verbunden ſeyn, ſondern für des Reiches Wohlfahrt nur beten ſollten. Manche Klöſter wurden hauptſächlich in der Mitabſicht von großen Familien angelegt, daß ſie ruhige Wittwenſitze ſeyn, und daß ſtets einem oder mehreren von der Familie eine Pfründe offen ſtehen ſollte. König Heinrich I. hat verſchiedene Orden oder Stifter, nach der Regel des heil. Auguſtins, zu Gunſten ſolcher Weibsleute geſtiftet, deren Väter in den Kriegen wider die Hunnen getödtet worden waren, und, was das Sonderbarſte iſt, denſelben die ausdrückliche Freiheit vorbehalten, das Kloſter verlaſſen und ſich verheirathen zu können. Ein allgemeiner Hauptzweck aber war, daß die Erziehungshäuſer für die vornehmere Jugend und Seminarien für die Wiſſenſchaften ſeyn ſollten. Dieſe wurden zwar, da mit allem, was in der Abſicht geſchehen ſollte, gewiſſe Einkünfte mitverbunden waren, nicht hintangeſetzt, und es gab manchen vortrefflichen, weit über ſein Zeitalter hervorragenden Mann, und manchen recht frommen Mönch, welchem der urſprüngliche Geiſt des Mönchslebens, ſtrenge Enthaltſamkeit, unabläßliches Streben nach vollkommener Beherrſchung ſeiner ſelbſt, und Verachtung deſſen, was die Menge für glücklich und groß hält, im vorzüglichen Grade eigen war; aber das Allgemeine ließ vom Strome der Zeit und der Zufälle ſich hinreiſſen, und wo etwas verſchlimmert werden konnte, wurde es verſchlimmert. Diejenigen Wiſſenſchaften, welche durch die Bemühungen Karls des Großen, in ihren erſten Keimen hervorzublühen anfiengen, arteten neuerdings in häßliche Mißgeburten aus, und von andern beſſernden Anſtalten kam nicht einmal eine Ahnung zum Vorſchein. Unter den wenigen Wiſſenſchaften, welche, oder vielmehr deren Namen man kannte, ſtand vorzüglich eine Art von Aſtrologie oder Sterndeuterei im Anſehen, in welcher man häufigſt nichts als das Geheimniß ſuchte, künftige Dinge vorherzuſagen, abgeſchiedene Seelen hervorzurufen, Geiſter zu beſchwören, und ſich unterthan zu machen, und durch ihre dienſtbare Hilfe Glück und Unglück in ſeine Gewalt zu bekommen. Elende Legenden waren des Volkes Unterricht, und ein ſinnlichſt grober Glaube an Träume, Eingebungen, Weiſſagungen und Erſcheinungen waren (vorzüglich im eilften und zwölften Jahrhundert) des Volkes Chriſtenthum und Frömmigkeit. Niemand mußte überhaupt öfter in Perſon ſeine Rolle ſpielen, als der Teufel. Schon unter Karl dem Großen, als die Franken den Zehend nicht geben wollten, und bald darauf eine Hungersnoth einfiel, verſicherten die im Jahre 794 zu Frankfurt verſammelten Biſchöfe, „der Teufel hätte damals die Aehren gefreſſen, und man hätte ihn gewaltig brummen gehört;“ und Lambert von Aſchaffenburg, im Würzburgiſchen, (ein recht trefflicher Geſchichtſchreiber und Muſter ſeiner Zeit) erzählt bei Gelegenheit eines im Jahre 1074 zu Köln wider den Erzbiſchof entſtandenen Auflaufes des betrunkenen Pöbels im ganzen Ernſte: „Viele haben da den wahren Urheber dieſes Unfuges, den Teufel ſelbſt, bepanzert, und einen Helm auf dem Kopfe, mit einem fürchterlich blitzenden feuerigen Dolch in der Hand, das verblendete Volk anführen geſehen. Er hat ſie auch durch ein gewiſſes Feldgeſchrei aufgemuntert, iſt aber auf einmal, da er eben die Thorriegel mit großem Geſchrei ſprengen wollte, verſchwunden.“ Von der Naturlehre kannte man gerade ſo viel, als nichts; aber eben darum, weil man von den Eigenſchaften und Kräften der Natur nichts begriff, ſprach man mehr von übernatürlichen Kräften und Handlungen, und erblickte allenthalben Wunder, und unmittelbare Entſcheidungen und Einflüſſe Gottes, wo jetzt niemand zweifelt, daß Gott der durch ſeine Allmacht geordneten

Natur den von ihm ihr angewieſenen natürlichen Lauf läßt. Ueberhaupt hatte man, bei dieſen allgemein herrſchenden Verfinſterungen und Sinnlichkeiten des menſchlichen Verſtandes, von dem höchſten Weſen, und von der beſten Art, ſich mit demſelben zu verſöhnen, ſehr niedrige, und wenig beſſere Begriffe, als man von der Macht und den Launen eines gewaltigen Lehensherrn hat, bei welchem ſich ſchmiegen und Gaben darreichen, die beſten Mittel ſind, ſich ihn gut, und, wenn man ihn erzürnt hat, wieder geneigt zu machen. Deutſchland war damals, in Vergleich mit der jetzigen Kultur, beinahe noch ein lauterer Sumpf und Wald. Wölfe und Bären, und ähnliche von einer groſen Wildheit der Natur zeugende Thiere, waren noch überall häufigſt vorhanden, und am Rhein gab es (im eilften Jahrhundert) noch Elendthiere; daher waren allgemeine Viehſeuchen, grauſame Winter und Witterungen, dann gänzlich verunglückte Aernten, Hungersnöthen, und ſogenannte, gleichſam das Leben tödtende Peſten, noch ſehr häufige Drangſale, wovon alle Zeitchroniken voll ſind. Alle dieſe Uebel ſah man, in dem guten Bewußtſeyn, daß man allerdings eine Züchtigung verſchuldet habe, nicht als Folgen und nothwendige Wirkungen der vernachläßigten und gereizten Natur, ſondern für unmittelbare Züchtigungen Gottes an; und, weil man ohne Ausnahme glaubte, daß Gott jederzeit ſinnlich ſtrafe, ſo zweifelte man auch nicht, daß er am Beſten wieder ſinnlich verſöhnt werden könnte; und dieß um ſo mehr, als die Gelegenheit, mit Gaben um den Staat und die Kirche ſich Verdienſte zu ſammeln, wohl nie ſo ſchicklich vorhanden war. Man fühlte es wenigſtens, wenn man es auch nicht begriff, daß die bei den Domſtiftern und Klöſtern vorhandenen Erziehungsanſtalten und Sittenſchulen das durchaus nicht lieferten, was ſie liefern ſollten: „Sie legten ſich, ſagt der eben erwähnte Lambert (ſelbſt ein Mönch zu Hirſchfeld) nicht mehr auf die Erlernung göttlicher Wiſſenſchaften, ſondern darauf, ſich Kapitalien zu ſammeln, um Biethümer und Abteien zu kaufen; denn es wurde öffentlicher Handel damit getrieben, und was für einen Preis auch der Verkäufer forderte, ſo war gleich ein Käufer da, bereit, die verlangte Summe zu bezahlen.“ Die reichern Biethümer und Abteien wurden auch mehr für wohleinträgliche Edelgüter, als für fromme Stiftungen angeſehen, und es drängten ſich unaufhörlich eine Menge Edelleute hinzu, die gegen Verreichung eines jährlichen Gehaltes oder Lehengutes mit Ungeſtüm ihre Dienſte antrugen, ſo, daß die Abteien ſo gut wie die

Biſsthümer einen Hof hielten, und die, noch jetzt bei Fürſtenhöfen vorhandenen Hofämter der Schenken, Küchenmeiſter, Kämmerer und Stallmeiſter, nebſt noch vielen andern, ſich zulegten. Dieſe ganz zweckwidrige Geſtalt und Verfaſſung fiel, welches zu ihrer Ehre geſagt ſey, ſehr häufig und am erſten ſelbſt eben denjenigen auf, mit denen ſie vorgegangen war, und mancher Biſchof und mancher Mönch rügte die Fehler und Gebrechen ſeines Stiftes auf die freimüthigſte Art. Der berühmte Abt Wilhelm zu Hirſchau im Würtembergiſchen (ein geborner Bayer, und ehemaliger Mönch zu St. Emmeram in Regensburg) legte (1069 bis 1091) in Deutſchland (ſo wie um eben dieſe Zeit der Abt Odo zu Clugny in Burgund) zuerſt die Hand an, den Benediktinerorden, und allererſt ſein Kloſter zu verbeſſern, und ſein Beiſpiel gab zum allgemeinen Eifer, die Klöſter wieder herzuſtellen, gleichſam die Loſung. Man ſetzte den Knichen andere, mit Mönchsregeln beſchränkte Kniche (Canonicos regulares) an die Seite, und folgte, indem man den Benediktinerorden verbeſſern wollte, auf verſchiedene Art ſeinen beſondern Einfällen und Gefühlen, wodurch dann die Orden der Ciſterzienſer, Prämonſtratenſer und Karthäuſer entſtanden ſind. Man kannte jetzt nichts Gottſeligeres, und (da Klöſter neuerdings verbeſſerte Erziehungshäuſer und Pflegen der Wiſſenſchaften werden ſollten) auch in Rückſicht auf die bürgerliche Wohlfahrt des Staates nichts Verdienſtlicheres, als ſolche Stiftungen, und wer, ſo zu ſagen, einen Häller hatte, trug den Häller hin. Verſchiedene Zeitumſtände und Meinungen, als der damalige Glaube an die Nähe des jüngſten Tages, dann die Kreuzzüge u. a. m. begünſtigten dieſen Eifer, und man glaubte, nicht genug eilen, und nicht genug geben zu können, um bei dem höchſten Weſen ſich abzufinden. „Und dieß zur Löſung meiner Seele, und zur Vergebung meiner Sünden!“ war das gewöhnliche Anbringen, womit man ſeine Gabe auf den Altar legte; und mancher Edelmann, der ſein Schloß und ſeine Habe verließ, um es einem Kloſter zu überlaſſen, mag wohl Urſache gehabt haben, zu glauben, daß ſein Schloß und ſeine Habe noch lange nicht hinreichen, ſeine adeligen Sünden zu löſen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Aus der deutschen Staatsgeschichte.

Aus der Geschichte deutscher Sitten, Gebräuche u. Meinungen

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Neunzehnter Band.

Kempten, 1834.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Bav 163/3

[illegible]
[illegible]

Fortſetzung

der

hiſtoriſchen Kalender.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zurückkehr der ehemaligen Nationaltugenden, des Eifers für die Religion, der Aufweckung der Tapferkeit, und der Achtung für das Frauenzimmer. Neue Nationalerziehung der Ritter; Zurückſetzung der Freien, und Entſtehung des geſchloſſenen Adelſtandes.

Mehr als tauſend Jahre waren verfloſſen, und die Verbeſſerung der Sitten war ſo wenig auf feſten Grundſätzen geſichert, oder auch nur weiter gerückt, daß dieſelben vielmehr einer zweiten und unheilbaren Verſchlimmerung nahe zu ſeyn ſchienen. Bei den ſchon zu Anfange des zehnten Jahrhunderts allgemein herrſchenden Laſtern, öffentlichen Unordnungen, rohen Kenntniſſen, und höchſt unrichtigen Begriffen war beinahe nichts übrig, als auseinander zu gehen, oder ſich wechſelweiſe aufzureiben. Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber ſchildern kaum noch einen oder den andern Charakter, der (auch mit aller Rückſicht auf ſein Zeitalter) würdig wäre, ein Muſter der Nachahmung zu ſeyn; aber auch die Beiſpiele, welche ſie zur Warnung aufſtellen, ſind keine heroiſchen Verbrecher, ſondern meiſtens niedrige Miſſethäter, deren ſtumme und feige Bosheit unſern ganzen Abſcheu eben ſowohl, als unſere Verachtung verdient. Der Adel kannte weder Geſetze, noch Schranken; und da bei der übergroßen Vermehrung ſeiner Pracht und Schwelgerei manchem ſein Einkommen nicht hinreichte, manchem ſeine barbariſche Denkungsart nichts Edleres zeigte; ſo war die Anzahl derjenigen nicht klein, die ſich ordentlich auf den Straßenraub legten, die Kaufleute plünderten, oder Schatzungen erpreßten. Auch der Menſchenraub und Handel (jetzt im Auslande Seelenverkauf genannt) war noch häufig in Uebung, und die Entführung der Töchter mit Gewalt und Liſt war eine Heldenthat, nach welcher der Räuber ſich einbildete, nunmehr das Meiſterſtück ſeiner Kühnheit geliefert, und alles Große erſchöpft zu haben.

Wie dieß Unweſen aufs Höchſte geſtiegen, und das Band des geſellſchaftlichen Zuſtandes, wie dem Auflöſen nahe, und gleichſam in ei-

einzig das Heil und die Erhaltung der Familien abhieng. Kluge Väter waren in Zeiten darauf bedacht, ihren Söhnen die beſte Gelegenheit, wo ſie der Waffenführung am gründlichſten kundig werden konnten, zu verſchaffen, und ſie in ſolcher Abſicht einem mächtigen Herrn zuzuſenden, bei welchem das Kriegsweſen zu That und Ernſt in beſtändiger Uebung war. Dieſes wechſelweiſe Zuſenden und Bilden zum Kampfweſen wurde bald allgemein, und es entſtand endlich eine ordentliche Nationalerziehung, die bereits im eilften Jahrhundert zu einem förmlichen Syſtem erwachſen, mit Feierlichkeiten und Geſetzen geehrt und befeſtigt, und was das Seltſamſte iſt, beinahe eine buchſtäbliche Wiederherſtellung der ehemaligen uralten deutſchen Erziehung war. Gemäß dieſem Syſteme wurde die Erziehung in die drei folgenden Stufen eingetheilt:

Im ſiebenten Jahre, da der junge künftige Ritter gleichſam aus der Kindsſtube, oder aus den Händen der Frauenzimmer, welche ihm bis dahin die erſten Religionsgrundſätze, oder eigentlicher zu reden, einen unauslöſchlichen, wiewohl gutmüthigen Hang zur Andacht beigebracht hatten, genommen ward, ſendete man ihn faſt gewöhnlich, von Haus weg, an den großen oder kleinen Hof irgend eines

Fürſten, oder vorzüglich begüterten Ritters, der darein gewilligt hatte, ihn als Knappen (Buben, Jungen, Junker) aufzunehmen. Hier war ſeine Hauptverrichtung, den Fürſten oder Ritter zu bedienen, ihn zur Jagd, zu Beſuchen u. dgl. zu begleiten, und kleine Botſchaften auszurichten, ſein gerüſtetes Handpferd zu führen, den Schild und das Schwert und die Lanze in Bereitſchaft, und wenn der Ritter zu Pferd ſtieg, den Zaum und Bügel zu halten u. dgl.; er lernte gehorſamen, ſchweigen und dulden, beſcheiden, nüchtern und treu ſeyn; von der Frau des Hauſes, und überhaupt vom Frauenzimmer, das zur Familie gehörte, erhielt er die ſorgfältigſte Bildung ſeiner Sitten, und lernte von demſelben, beugſam, geſellig, artig und dienſtfertig, und hauptſächlich voll Ehrfurcht und Ergebenheit gegen das Frauenzimmer ſeyn, welches letztere ihm unaufhörlich, nach dem Glauben an Gott, als die erſte und letzte Pflicht und Eigenſchaft eines wohlgeſitteten Ritters eingepflanzt, ihm auch nichts Größeres, Wichtigeres und Glückſeligeres geſchildert ward, als die Gunſt und Freundſchaft einer Dame, welches unermeßliche Glück aber, wie leicht zu erachten, nur den recht frommen, gutherzigen, tapfern, treuen und worthaltenden Rittern zu Theil wurde. Die Ehrfurcht, und ehrerbietige Zuneigung, mit welcher der Knappe den Damen des Hauſes begegnen, und der hohe und ſtrenge Wohlſtand, worin er ſie erſcheinen ſah, rechtfertigten ihren Unterricht, und flößten ihm jenes berühmte Gefühl ein, vermöge welchem ein auf dieſe Weiſe gebildeter Knappe im ganzen Ernſte glaubte, (wie dann ebenfalls der alte Deutſche von ſeiner Tapferkeit etwas Aehnliches hoffte) daß ein Ritter, der Gott und ſeine Dame ehrte, und die Waffen zu führen wüßte, unmittelbar von Gott unterſtützt, und in Gefahren gerettet werden müßte. Eine überaus gutherzige, vertrauliche und naive Geradheit und Einfachheit gehörte unter die vornehmſten Züge ſolcher Gemüther, wie man ſich dann noch immer, nicht ohne einigem beinahe mitleidigen Lächeln, jenes Gebetes des Ritters la Hire erinnert, der beim Anfange eines Treffens mit dem beſten Ernſte gegen Himmel rief: „Ich bitte dich, lieber Gott, ſey heute für la Hire das, was du wünſcheſt, daß ich für dich ſeyn möchte, wenn ich Gott wäre, und du la Hire!“

In dieſem Zuſtande blieb der Junge bis ins vierzehnte Jahr, und harrte mit äußerſter Sehnſucht der wichtigen und feierlichen Verwandlung, welche nunmehr mit ihm vorgehen würde, aber doch nur in dem Falle, daß ſein bisheriges Betragen untadelhaft, und ſeine

Geſchicklichkeit hinlänglich befunden wurde, mit ihm vorzugehen pflegte. In dieſem Falle führten ihn ſeine Aeltern, oder deren Stellvertreter in die Kirche bis vor den Altar, vor welchem der Junge, eine brennende Kerze in der Hand, dem Hochamte beiwohnte. Auf eben dem Altare lag ein Schwert, welches dann der Prieſter mit verſchiedenen Ceremonien und Segen gleichſam heiligte. Er nahm es endlich, nachdem er ihm gleichſam eine übernatürliche Kraft verliehen hatte, und gürtete es dem Jünglinge um, der von der Stunde an ein Wehrhafter, oder ein Reiſiger war. Alle Anverwandten und Freunde des ritterlichen Hauſes wohnten der Handlung bei, die ſich unter tauſend Wünſchen von Glück und Segen mit einem Freudenmahl endigte. Nie vergaß der Jüngling der Feierlichkeit, mit welcher man das Schwert ihm anvertraut hatte.

Nunmehr wurde er wie ein Hausgenoſſener, oder wie einer von der Familie, behandelt, und irgend einem Amte, das am Hofe des Fürſten oder Ritters zu verſehen war, vorgeſetzt. Er ward Haushofmeiſter, empfieng und bediente die Fremden, und richtete wichtige Botſchaften aus, wozu etwa eine beſondere Geſchicklichkeit und Verſchwiegenheit gehörte. Zudem lernte er jetzt die Waffenführung mit allen den ſchweren Uebungen und

Fertigkeiten, welche mit derſelben verbunden waren; er gewöhnte ſich, und lernte, ganz mit einer eiſernen Rüſtung beſchwert, tanzen, hohe Pfeiler, und an hohen, an der Mauer befeſtigten, Leitern ohne einen Sproſſen zu berühren, hinan klettern, ohne Bügel behend aufs Pferd, oder einem Reiter hinten aufſpringen, und auf dem Pferde alle zu dem Kriegsbedürfniſſe erforderlichen Schwenkungen machen. Er begleitete ſeinen Ritter zum Turnier, und zur Fehde und Schlacht. Bei jenem durfte er den Tag vorher bei der ſogenannten kleinen Probe in Gegenwart der Ritter und Damen mit dem Schwerte, der Lanze, und dem Wurfſpieße ſeine Geſchicklichkeit zeigen, und wenn es Ernſt war, focht er ſeinem Herrn zur Seite, und rang mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte um die Ehre, einen Gefangenen zu erhalten, oder durch irgend ein bedeutendes Heldenſtück ſeine Perſon bemerkbar zu machen. Er wurde ſtark und behend, klug und geſchickt, und was vor allem galt, treu und tapfer, und hatte gewöhnlich ſchon das 21ſte Jahr ſeines mühevollen Lebens erreicht, als endlich eine neue Feierlichkeit herannahte, welche unter die beſeligendſten Wonnetage jedes Ritters gehörte.

Viele Tage, ehe dieſe Feierlichkeit mit ihm wirklich vorgenommen ward, mußte er in allen ritterlichen Uebungen bewährte, und von den Kampfrichtern mit Beifall gekrönte Proben beſtehen. Wurde er der ihm bevorſtehenden Ehre für würdig gehalten, ſo mußte er zur Bedeutung, daß ſeine ganze Denkungsart ſtets ohne Mackel ſeyn ſollte, durch Bäder ſich reinigen, viele und lange Bußübungen, in Rückſicht ſeines bisherigen Lebenswandels auf ſich nehmen, und die Sakramente empfangen. Am Tage ſelbſt legte er ſein Schwert auf den Altar, und wohnte dem Hochamte bei, nach welchem ihm der Prieſter in einer feierlichen Anrede die künftigen Pflichten ſeines Standes erklärte, dieſelben ihm auch nachdrücklichſt ans Herz legte, und hierauf das Schwert ſegnete, und es ihm zurückſtellte. Er näherte ſich nun ſeinem Pathen, einem Ritter, oder der Dame ſeines Herzens, und bat, indem er ſich auf die Kniee niederließ, es ihm umzugürten. Man fragte ihn, aus welcher Abſicht er in den Orden zu treten gedächte, ob es um zeitlicher Ehre und Gutes willen, oder zur Aufrechthaltung der Religion und der ritterlichen Pflichten geſchehe. Er antwortete, daß es zur Aufrechthaltung der Religion und der ritterlichen Pflichten geſchehe, und beſchwor ſeine Antwort. Hierauf wurde er durch Ritter oder Frauenzimmer ritterlich angekleidet; man reichte ihm zuerſt die Sporen, und zwar den linken zuerſt, dann das Panzerhemd, den Küraß, die Armſchinen, die Handſchuhe und das Schwert; und führte ihn, ſo gerüſtet, zu dem Ritter, der den Orden zu ertheilen hatte, und der jetzt von ſeinem Throne aufſtand, und dem neuen Ritter mit dem flachen Schwerte drei Schläge auf das Genick gab, und dieß zum Andenken, daß ein Ritter gefaßt ſeyn müſſe, Leid und Schmerz zu tragen, und für die Religion und die ritterlichen Pflichten alles Ungemach zu dulden. Hierauf ſchwang ſich der neue Ritter auf ſein muthiges Pferd, und ein Jubelgeſchrei des anweſenden Volkes erfüllte die Luft.

Bei einer ſolchen Einrichtung war es gleichſam unmöglich, daß nicht einige Sittenerhöhung vorgehen, zumal eine auf das Bewußtſeyn eigenen Wohlverhaltens gegründete Tapferkeit, ein ſtarker lebendiger Abſcheu wider niederträchtige Handlungen zurückkehren, und dagegen ein wahres, geiſtreiches Gefühl von Ehre und Schande wieder aufleben, und allgemein werden ſollte. Wo man aber die Ehre ſucht und ſchützt, und ſie wie ſein Leben liebt, da ſucht, ſchützt und liebt man die Wahrhaftigkeit, die Worthaltung, Treue, Gerechtigkeit, und jede andere Tugend, deren Gegentheil ein verächtliches Herz anzeigt. Da ferner die Liebe zur Ehre ſtärker und vermögender iſt, als die

Liebe zum Leben, ſo war ſie auch der unmittelbarſte Antrieb für alles Gute und Edle, das ihr Gepräge trägt. Der grauſamſte Tod war unendlich wünſchenswerther, als jener öffentliche Weltſchimpf, welcher auf einem Ritter, der z. B. nicht Wort hielt, mit einem unauslöſchlichen Brandmale fiel. Einem ſolchen Ritter nahm man öffentlich ſein Schwert, ſeinen Helm, und ſeine ganze Rüſtung, und mit jedem Stück ſeinen Anſpruch auf Achtung ab. Eben der Prieſter, der ihn ehemals zum ſtolzeſten Manne auf Erden erhoben hatte, erniedrigte ihn nun zum verächtlichſten. Er führte ihn mit unerbittlicher Strenge vor den Altar, und benahm ihm auf ewig das Koſtbarſte, Heiligſte und Höchſte — die Ehre. Er begoß ihn, zum Zeichen, daß jeder Glanz ehemaliger Würde an ihm erlöſchen ſollte, mit Waſſer, und betete über ihn, aber ſchreckliche Worte, worin kein Segen lag; dann entließ er ihn als einen Gebrandmarkten und Elenden, der des Erdbodens unwürdig wäre, den er betrat. Mehr braucht man wohl nicht zu wiſſen, um ſich begreiflich zu machen, wie es zugieng, daß die Rechtſchaffenheit, der Muth, und das Wort eines deutſchen Mannes wieder, wie ehemals, heilig, und daß demnach die deutſche Treue, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit zur Bürgſchaft aller Völker geworden iſt. Wenn, wie häufig geſchah, ein gefangener Ritter auf ſein gegebenes Wort, daß er, zur beſtimmten Zeit wieder kommen, und ſich löſen ſollte, losgelaſſen ward, ſo zweifelte man nicht, daß er pünktlichſt wieder kommen, und ſich zur Auslöſung verſtehen würde. Und ſo war es mit jeder andern tugendhaften Eigenſchaft, wobei das Gefühl für Recht und Wahrheit zum Grunde liegt.

Das Haupttrachten eines Ritters gieng nicht nur auf die unbefleckte Erhaltung eines unbeſcholtenen Rufes für ſich und die Seinigen, ſondern auch hauptſächlich auf das Verdienſt, das Gut und die Ehre unterdrückter Nebenmenſchen, als der Waiſen und Wittwen, und aller derer zu retten, welche die Natur oder der Staat zu Unbehilflichen macht. Nicht nur ſolche Ritter, welchen nicht anders, als ſehr daran gelegen ſeyn konnte, die Mittelmäßigkeit ihrer Habe durch ausgezeichnete Thaten zu verbeſſern, ſondern auch die Häupter der anſehnlichſten Familien ſtrebten nach der Ehre, und waren ſtolz auf den allgemeinen Ruf, Rächer des Unrechtes, und der Schrecken der Schurken zu ſeyn. Dazu gab ihnen die damals beinahe übliche Mißhandlung und Erniedrigung der Frauenzimmer die beſte Gelegenheit. Es iſt das beſte Kennzeichen, daß die Lüderlichkeit und verächtliche Sitten überhand nehmen, wenn die Achtung und Ehre des Frauenzimmers abnimmt; und dieſe Erſcheinung wurde im zehnten Jahrhundert ſehr allgemein. Sie wurden nicht nur häufigſt entführet und entehret, ſondern beinahe, wie nach Herkommen, auf das Unanſtändigſte mißhandelt; denn eine unausſprechliche Mißhandlung für ein ehrliebendes Gemüth lag doch in den öffentlichen Beſchuldigungen ehelicher Untreue, und gleichartiger Vergehungen, und in der damit verbundenen Zumuthung, zur Ablehnung eines unerwieſenen, und gewöhnlich nicht einmal zu erweiſenden Verbrechens, vor aller Welt öffentlich aufzutreten, und ſich einer Probe zu unterwerfen, bei der ſich der Himmel nicht verbunden hat, zur Gunſt des Unſchuldigen Wunder zu thun. Und dieß widerfuhr unzähligemal Damen vom erſten Range. War irgend ein vornehmer Böſewicht ſeiner Gemahlinn müde, oder war ſie den Zudringlichkeiten ausgeſchämter Abenteurer nicht zu Wille geworden, ſo traten Kläger wider ſie auf, und ihr Ruf war, wo nicht verloren, doch verſchrieen, und nicht ſelten war ihr letzter Troſt ein Schleier, und das Loos, in irgend einer einſamen Zelle ihr Leben zu verweinen. Wie viele, und welche Damen zu einer Zeit, wo jeder Ritter, der das Vermögen hatte, ſich ein Bergſchloß zu bauen, auch den Einfall hatte, ſich für unabhängig zu halten, unter der Knechtſchaft elender Wütheriche, oder wohl gar in den Finſterniſſen unterirdiſcher Gefängniſſe verſchmachtet ſeyn mögen, wird der Tag einſt ans Licht bringen. Sogar im üblich gewordenen äußerlichen Ceremoniel wurde dem Frauenzimmer eine Art von Demüthigung zugemuthet, welche wenigſtens nicht von jener Ehrfurcht der alten Deutſchen geordnet ward. Schon unter den Karolingern mußten Königinnen ihren Männern die Füße, und Frauen der Edlen ihren Männern die Hände küſſen.

So wie aber die Tapferkeit und die Ehre der Männer erwachte, wurde auch die Ehre und Achtung der Frauenzimmer wieder gepflogen. Von nun an war jedem braven und beherzten Manne ſeine Gemahlinn auch ſeine Hausehre. Ihr Ruf war der ſeinige. Es war ihm ſo wenig gleichgültig, was man von ihr dachte und ſprach, daß er jeden zur Rede ſtellte, der ſich erfrecht haben ſollte, wider ihre Ehre etwas Zweideutiges zu reden. So hielt er es auch mit ſeinen Töchtern und den Frauen ſeiner Anverwandten, und durchaus mit jedem Frauenzimmer, deren Ehre man, nach ſeinem beſſern Wiſſen, gekränkt hatte; und mit dem Heiligthume ſeines Schwertes in der Hand, ſtand er für ſie wider die ganze

Welt. Eine Folge davon war, daß die Damen ihrer Seits alle Gelegenheit zu einer übeln Nachrede vermeiden, daß die Mütter ihren Töchtern das ſtrengſte Gefühl von jungfräulicher Würde, Zucht und Ehrbarkeit, und von jeder ſittlichen und häuslichen Tugend einflößen, und daß daraus jene unbefleckten Sitten hervorgehen mußten, mit welchen die Damen dieſes berühmten Zeitalters in einem geheiligten Schimmer wieder als Weſen eines höhern Werthes, als Ideale voll Huld, Anmuth und Liebenswürdigkeit erſchienen, und daß endlich Prieſter und Laien glaubten, es könne zur Bildung und Erhaltung eines Mannes im Wohlverhalten nichts Vortheilhafteres ſeyn, als der Umgang mit einer verſtändigen Dame. Man glaubte, daß ihr Beiſpiel, ihre Klugheit, und der ihr eigene Sinn für alles Edle und Anſtändige nicht nur die einſiedleriſche Rauhheit des männlichen Ernſtes beugen, und bilden, ihm feinere Sitten, und jede Artigkeit einflößen, ſondern daß ſie allen Eigenſchaften des männlichen Geiſtes einen beſondern Schwung, eine beſondere Kraft und Lebhaftigkeit mittheilen werde, wie denn auch in der That der Erfolg dieſe Erwartung beſtätiget hat. Ein Mann, der das Frauenzimmer nicht ehrte, und keine Dame zur Freundinn hatte, oder umgekehrt, ein Frauenzimmer, deſſen Umgang und Freundſchaft kein Mann ſuchte, waren darum in gleichem Grade verdächtig, und man glaubte, es müſſe einer ſolchen Verlaſſenen, ſo wie einem ſo ſeltſamen Einſiedler am innern Werthe und an Liebenswürdigkeit fehlen. Im Gegentheile wurde eines durch das andere geehrt, und die Gunſt einer liebenswürdigen Dame war der untrüglichſte Beweis eines geſchickten, vernünftigen und rechtſchaffenen Mannes, und der ſicherſte Weg zu einem unbeſcholtenen Rufe. Er nannte ſie auch öffentlich, und that groß mit dem Geſtändniſſe, daß er ſie herzlich liebe und ehre. Die Sitten nämlich waren rein, bieder und gut; darum wurde kein kränkender Verdacht auf ihre Bekanntſchaft geworfen, und kein nachtheiliges Urtheil auf ihre Vertraulichkeit. Wie haben ſich hierin die Zeiten geändert!

Dieſe mächtige Sicherheit, und wechſelſeitige Glückſeligkeit wurde durch einen allgemeinen Beifall der Nation gefeiert und beſtätigt, wenn der Ritter wirklich brav, und die Dame ſeiner wirklich würdig war. Nur ſolche, die dieß wirklich waren, hatten den Muth und das Recht, bei der Nationalverſammlung bewährter Leute, und bei den Turnieren zu erſcheinen. Wir haben keinen Schatten mehr von irgend einer Staatsanſtalt, die mit dieſer in Vergleichung geſtellt, und als Antrieb zum

Wohlverhalten auch nur genannt zu werden verdiente, und Wenige mögen ſich wohl eine hinlängliche Vorſtellung machen können oder wollen, wie viele Urſache an einem ſolchen Tage, wo der Werth jedes und jeder Einzelnen abgewogen und beſtätiget wurde, jede gute Familie, jeder brave Mann von Ehre, und jedes würdige Frauenzimmer haben mußte, zu wünſchen, und vor und nach darnach zu trachten, daß der Mann ihres Herzens, nach deſſen Wahl man ſie beurtheilen, und gegenſeitig, daß die Dame, nach deren Würdigkeit man auf ſeinen Werth ſchließen würde, ſo befunden und beſchaffen ſeyn möchte, um auf ſeinen Namen und Beſitz ſtolz ſeyn, und die öffentliche Ehre und Achtung fordern zu können. Auch erſchien an dieſem Tage die Wittwe, die Frau, und die Jungfrau (Fräulein), welche beſtimmt waren, den Siegern den Dank (Preis) auszutheilen, mit dem zuverſichtlichſten Gefühle eines Weſens ungemeiner Art, und in einem gleichſam überirdiſchen, majeſtätiſchen Pomp und Glanz. Und beim Schalle der Trompete erſchien auf ſeinem beflügelten Pferd der hochgeiſtige Ritter wie ein unüberwindlicher Halbgott.

Nicht wegen muthwillig geſuchten und gewagten Streichen, ſondern wegen geachteter und nützlicher Tapferkeit erhielt ein Ritter das

Recht, ſeinen Helm, ſeine Lanze, und zumal ſein Schwert in einer Kirche aufzuhängen, und hiermit auf eine feierliche Weiſe den Ruhm ſeiner Familie und ſein eigenes Andenken zu verewigen. Das Schwert, zumal wenn ein großer Mann bei einem berühmten Vorfalle ſich deſſen bedient hatte, betrachtete man gleich einem Heiligthume mit beſonderer Ehrfurcht, und ſchrieb ihm, nicht ohne beſonderes Zutrauen, eine beſondere Kraft zu. Die Dichter und Minneſänger der damaligen Zeit (worunter Prinzen und Könige waren) vergaßen nie, des Schwertes beſonders zu erwähnen, und deſſen Kraft zu rühmen. In den Liedern und Rittergeſchichten dieſer Dichter (die abenteuerlichen Geſchichten und Träume, welche die Phantaſie ſich manchmal erlaubte, weggerechnet) wehet und lebet der Geiſt und die Denkart der Zeitſitten, und manche wirkliche Begebenheit, durch welche dieſelben ſich aufklären. Die folgende Geſchichte (aus Königs Artus Zeiten) iſt ganz im Style dieſer hiſtoriſchen Art, wenn ſie auch nie das (zur gegenwärtigen Abſicht zufällige) Verdienſt gehabt haben ſollte, wirklicher Art geweſen ſeyn. Danayn, Herr der Burg zu Maloane, und Ritter Geron, waren Freunde und Streitgeſellen, und ſo weit man Tugend und Tapferkeit mit Glück vereint kannte, waren keine berühmtere Ritter. Geron, der erſte an Strenge und Milde der Sitten, und der beſcheidenſte bei der Stärke ſeines Arms, womit er alle Siege davontrug; Danavn, berühmt an Großmuth und Billigkeit, und geehrt nicht weniger wegen Agnes, ſeiner Hausfrau, welche unter den Schönſten des Landes die ſchönſte war; lange ſchon hatte er ihr ſeinen Bund mit Geron, dem hochgemütheten Ritter, eröffnet, und ſeine Ankunft ihr angekündigt. Lange ſchon hatte auch Geron Agneſens Liebreitz, und jede edle Tugend in Liedern preiſen gehört, als er Agneſen ſah, — ſah und fühlte, was weder Tugend, noch Tapferkeit wehren, wohl aber beſtehen kann. Stets entwich er ihrem holdſelig erröthenden Blick, zog dann oft zum entfernten Kampf, die Ruhe, die vor ihm her floh, zu finden, und ermahnte ſich ſelbſt: „Sollt ich wohl meines Freundes Güte und Zutrauen mißbrauchen, und zum Verräther an meinem Streitgeſellen werden, und was ich andern nie vergeben würde, mir zumuthen können“? So kämpfte er unzähligemal wider ſich ſelbſt, und unterdrückte, indem er, (als wären's zwei Weſen) wider ſich ſelbſt zürnte, den immer heftiger zurückkehrenden Kummer, der Agneſen nicht entgieng, und der, indem ſie den Widerſtand, mit welchem der Ritter jede ihrer kühnen Hoffnungen niederſchlug, ſah, heimlich ihr einziger Troſt blieb. Sein Kampf, der nicht Verachtung war, erhöhete ſeinen Werth ihr noch, und ſchilderte gerechter ihre Liebe zu ſolch einem Mann. Streng und untadelich war indeß ihr Betragen, und Geron ward, weil man damals die Ritter noch immer lieber von ihren Thaten und Sitten, als von ihren Burgen genannt hat, der gute Ritter genannt. Es begab ſich aber, daß dem Danayn durch einen Schildknappen ein großer Turnier gemeldet ward, und er ihn zu beziehen ſich vornahm, aber nicht ohne ſeinen Freund. Beide erſchienen am Tage des Kampfes vor den Schranken, aber nur in einfacher ſchwarzer Rüſtung, als ſolche, die gekommen waren, mehr durch Thaten, als durch Pracht und unnützen Prunk ſich auszuzeichnen, um den Dank der Damen zu verdienen, die im feſtlichen Pomp zum Streitplatze heranzogen. Schön und hold, und begleitet vom prachtvollſten Glanze ihrer Familien, zogen ſie den Blick und das Erſtaunen der Anweſenden auf ſich, ſo lange ſie einzeln herankamen, und verſchwanden bei Agneſens Erſcheinung. Sie erſchien, von einem Geleite von ſechs und zwanzig ſchönen Rittern umgeben, in einfacher auserleſener Pracht; aber das ſchönſte war ſie ſelbſt. Sie war unter den anweſenden Damen, was ein voller aufgeblühter Roſenbuſch unter Wieſenblumen iſt, und war es ohne Neid. Die Töchter ſtolzer Ritter betrachteten ſie ſtillſchweigend als die Königinn ihres Geſchlechtes, und huldigten ihr; aber die Ritter ſelbſt ſahen ſie mit heimlichem Schmerz, und prieſen glückſelig den Mann, welchem das Glück ſie beſchieden hatte; doch der unbeſcheideneren Begierde, und der unziemlichen Rede geſtatteten ſie keinen ferneren Raum; nicht ſo der Ritter Lac. Ihm kochte im ungebändigten Herzen die wildere Luſt, und der blinde Eifer riß ihn mit ſich fort. Und er wähnte thöricht, und bekannte mit frecher Kühnheit dem Nächſtſtehenden, wie tief er verwundet, und wie er der Meinung ſey, daß, träfe er die Dame in einem Wald, die ſechs und zwanzig Ritter nur ein ſchwacher Schutz für ſie ſeyn würden. Geron hörte die Rede, und forderte den Lac zum Kampfe, der darin nicht ohne jene Kraft und Uebung, die ſeinen Worten beikam, auftrat; aber des Gerons ſtärkerer Arm verfehlte ihn nicht, ſtreckte ihn aus dem Sattel zur Erde, und empfieng den Dank des Kampfes aus den Händen der Agnes, die ihm denſelben mit unausſprechlichem Wonnengefühle unter dem lautem Freuderufe der Verſammlung entgegen bot. Indeß hatte dem Ritter Danayn ein Schildknappe verkündet, daß ſeines Neffen Mörder, den er lange ſchon ſuchte, in der Nähe ſich ſehen ließ; er eilte von dannen, und bat ſeinen Freund Geron nach ſeiner Burg zurück zu kehren, und dort ſeiner Ankunft zu warten. Und die Herren und Damen zogen in beſter Ordnung wieder ab nach ihrer Heimat, ſämmtlich wohlgemuth und vergnügt; nur Lac war es nicht. Ihn hatte die Zügelloſigkeit raſend gemacht, und die Verzweiflung ihm einen wüthigen Anſchlag ins Herz gelegt. Er lauerte auf Agneſens Gefolg, und ſprengte im einſameren Walde plötzlich und mit grimmigem Geſchrei auf die ſechs und zwanzig Ritter, die, ihrer Pflicht und Würde vergeſſend, ſämmtlich die Flucht ergriffen. Vergeblich flehte die Dame, ihrer und ſeiner eigenen Ehre zu ſchonen; vergeblich rang ſie ihre Hände um Rettung zum Himmel; der gräßliche Ritter hatte ſich der Armen bemächtigt, und jagte mit ſeiner ſchönen Beute wildauflachend ſeiner abgelegenen Burg zu. Es hatte aber Geron, der gute Ritter, der Worte nicht vergeſſen, deren bei dem Turnier Lac ſich erfrecht hatte, und er war demſelben, von heimlicher Ahndung geleitet, von Ferne gefolget, als die Stimme des hilferufenden Jammers ſein Ohr durchdrang. Wie ein Ungewitter ſtürzte er mächtige Schrecken vor ſich herſendend, auf den niedrigen Räuber, und ſtreckte ihn, die ſchöne Beute ihm entwindend, zu den Füßen Agneſens, die ihm von ihrem Retter das Leben erbat, (nunmehr (war das Gefühl der Ehre in ihm nicht gänzlich erloſchen) ihm fürchterlicher, als der fürchterlichſte Tod. Geron, ihr Freund, nunmehr ihr Erretter, nunmehr ihr der einzige Mann der Welt! Hatte die Unglückliche für ihn bisher im Verborgenen gefühlt: ſo brannte nun die Glut der Liebe in unaufhaltbaren Flammen auf. Auch der Ritter, voll des ſeltſameren Gefühles, wußte nicht, wie ihm geſchah. Schweigend, und in ſich ſelbſt gekehrt, wallten ſie beide fort in die Tiefe des Waldes, wo unter lieblichem Geſträuche mit ſanftem Plätſchern eine friſche Quelle ſich darbot, bei welcher Geron ſich niederließ, des Staubes vom Kampfe ſich zu entledigen, und die müden Glieder zu erquicken. Er nahm den Harniſch vom ſchönen Leibe, und den Helm vom Kopfe, und legte das Schwert neben ſich. Die Stille des einſamern Haynes, und das Geſliſter der zärtern Blätter öffnete beider Herzen jedem weichern Gefühle, und wiegte ſie mit ſchauerlicher ſüßer Wehmuth, der Gefährtinn heißerer Liebe. Die Frau von Maloanc unterbrach zuerſt das Stillſchweigen, und bat den Ritter, ihr zu ſagen, was das wäre, das einen Ritter treiben könnte, die größte Kühnheit zu beweiſen. Es iſt die Minne (Liebe), antwortete der Ritter; ſie giebt Kraft dem Schwachen, und

Muth dem Feigen. Da ſey Gott mir gnädig, erwiederte die Dame, wenn die Liebe ſo mächtig iſt! Sie iſt es, zweifelt daran nicht, fuhr der Ritter fort; und ſie eben war es, welche mir heute den Sieg im Streit, und dem Lac ſeine Kühnheit gegeben hat. Als er weiter gefragt ward, wer die Dame ſey, die er liebte, hielt er nicht mehr ein Geſtändniß zurück, das mit der Treue gegen ſeinen Streitgenoßen nicht vereinbar, und eines Ritters nicht ziemlich iſt. Sein Geiſt zerrann in jenen zweideutigen ohnmächtigen Zuſtand, wo man, mit dem von ſich ſelbſt abgekehrten Blick, die ſtrenge Pflicht der Tugend heimlich grauſam ſchilt, und ſich geneigt fühlt, Verzicht zu thun auf den Ruhm, kein ſchwächliches Weſen zu ſeyn. So ſchwebte er in jenen zweideutigen Gränzen, wo man weder laſterhaft ſeyn will, noch auch länger tugendhaft ſeyn kann, als durch einen Zufall ſein Schwert hinab in die Quelle fällt, und er auf ſelbem, indem er es trocknen und reinigen will, in goldner Aufſchrift die folgenden Worte lieſt —

„Vermeß ſich keiner untugendlich,
Dieß Schwertes anzumuthen ſich!
Treu geht über alles.
Untreu ſchändet alles.“

— lieſt, und, wie aus einem ſchweren Traum erwacht, und, als wäre die dickſte Hülle plötzlich von ſeinen Augen gefallen, ſeine Tugend und Ehre am Abgrunde der Untreue erblickt. Die Vorſtellung davon überwältigt ſeine Seele mit einem betäubenden Schmerzen, der mit gräßlichen Zügen in ſeinen zerrütteten Gebärden, und dem kalt hinſtarrenden Blicke ſich äußert. Vergebens bittet die erſchrockene Dame ihn um die Urſache ſeines plötzlichen Leidens; vergebens ſpricht ſie mit einſchmeichelnden Worten Linderung und Troſt ihm zu. Er hört ſie nicht mehr, hat ſeine Seele nur an ſein Schwert geheftet, das er, indem er mit erſtickter Stimme ein über das anderemal die Worte ſtammelt: „Du gutes Schwert, in weſſen Hand biſt du gefallen? mit grimmiger Hand ſich ins Herz ſtößt. Indeſſen nahm der Herr der Burg zu Maloanc, der ſeine Abſicht erreichet, und ſeinen Feind gezüchtigt hatte, den Weg zur Heimkehr durch den Wald. Das Klaggeſchrei einer Dame tönt ihm von Ferne in's Ohr; er eilet herbei, und erblickt ſeinen Freund ſchwimmend im Blute. Und höret von ihm ein Geſtändniß, das ihm vielmehr ein neuer Beweis von der biederen Treue ſeines geliebteſten Freundes iſt; aber vergeblich iſt ſeine Verſicherung, die er demſelben betheuert, daß er nichts Arges von ihm denke, daß er ihn mehr, als jemals, ehre und liebe. Der gute Ritter verſagte ſich ſelbſt jeden

Troſt, erklärte jeder Vergebung ſich unwürdig, und ſchien nur in jener Klage Troſt zu finden, die er ſtets wiederholte: „Du gutes Schwert, in weſſen Hand biſt Du gefallen!“

Der Vorfall dieſer Erzählung iſt ganz dem Geiſte der Ritterſchaft, und den hohen Begriffen und Forderungen, welche man bei den Pflichten eines braven Ritters zum Grunde legte, gemäß. Die höhere und ältere Ritterſchaft aber blieb bei den Anſtalten, welche zu ſo ſtrengen Begriffen führten, nicht ſtehen; und ſo wie ſich ihre Sitten verbeſſerten und erhöhten, bekamen ſie eine ſtolzere Meinung von ſich, und faßten den Entſchluß, auch den Werth und die Rechte ihrer Geſchlechter zu erhöhen. Zwar war, wie die Natur der Dinge mit ſich bringt, zwiſchen mächtigen und geringern freien Geſchlechtern von jeher ein beträchtlicher Unterſchied; aber es war noch kein geſchloſſener Stand, und der Sohn eines ſehr armen Freien konnte, wenn ſeine eigene Kraft oder das Glück ihm beiſtand, jedem Edeln zur Seite gehen. Karl der Große, der als ein heller Kopf weder auf Geburt noch Reichthum, ſondern auf Talent und Brauchbarkeit ſah, bahnte jedem würdigen Verdienſte den Weg zu Aemtern und Verrichtungen, mit welchen ein fürſtliches Anſehen verbunden war. Weil damals vorzüglich bei dem geiſtlichen Stande, als von deſſen Einſicht und Sorgfalt die gründliche Verbreitung der Religion, der Sitten und Gelehrſamkeit abhieng, der geſchickte und gutgeſittete Mann wichtig, und ſohin hier jede Art von Beifall und Aufmunterung am beſten angelegt war, ſo hatte dieſer einſichtsvolle Monarch manchen geringen Freien zu Würden von größtem Anſehen und Einfluſſe erhoben, und wohl auch manchem aus dem niedrigſten Stande, deſſen Geiſt und Einſicht ſich über andere empor geſchwungen hatte, die Hände geboten. Kaiſer Ludwig I., genannt der Fromme, fuhr auf dieſem Wege fort, und die Sache wurde zur Gewohnheit. Eine nicht ungewöhnliche Folge davon war, daß ſolche Beförderte ihre Anverwandten nach ſich zogen, denſelben zu einträglichen Aemtern oder Lehengütern verhalfen, und ſohin den ältern und ſchon lange vorhandenen anſehnlichen Familien Eintrag thaten. Die Freien überhaupt hatten ſich zahllos vermehrt, und auf allen Dörfern theils als Barſchalken (Bar, frei, Schalk, Diener) oder freie und freiwillige, eindienende Pächter, theils als Dienſtleute mächtiger Baronen (freier edler Eigenthümer) oder Dynaſten angeſiedelt. Da nun der Stand der gemeinen Freien anfieng, eine Art gemeiner Leute zu werden, dachte der ältere Fürſten= und Baronenadel daran, wie er ſich von jenen abſondern, und in einen beſondern Stand einſchlieſſen könnte. Er entſchloß ſich von den uralten Kampfſpielen, bei welchen bisher Fürſten und Baronen und Freie durcheinander auftreten konnten, Gelegenheit zu nehmen, und künftig dieſe Spiele bloß für ſich, in einer geſchloſſenen Geſellſchaft, zu halten. Er gab denſelben ſolche Einrichtungen und Geſetze, wobei ſie eine ganz neue Erfindung zu ſeyn ſchienen, und erreichte ſeinen Endzweck. Was die Einrichtung dieſer Spiele betrifft, ſo wurden eigentlich nur diejenigen, wobei man zu Pferd und im Haufen focht, Turniere genannt. Gewöhnlich trat nachher auch in einzelnen Kämpfen Mann gegen Mann auf, und dieß hieß man Nachturniere. Beide Spiele, und die mit ihnen verbundenen feierlichen Beluſtigungen forderten einen ungeheuern Aufwand, und waren über dieß äußerſt gefährlich. Eine Menge der hoffnungsvollſten Prinzen verlor dabei von Zeit zu Zeit das Leben, und in einem 1240 zu Neuß unweit Köln gehaltenen Turnier kamen bei achtzig Ritter und Knappen um. Da ſowohl in Rückſicht auf ſolche Umſtände, als auch weil die Päbſte und Biſchöfe die ſtrengſten Verordnungen wider die Ausartungen dieſer Kämpfe ergehen ließen, dieſelben anfiengen, ſeltener zu werden; ſo thaten ſich Ritter hervor, welche, in der Abſicht, einen großen Ruhm zu erlangen, öffentlich ankündigten, daß ſie an einem gewiſſen Tage und Orte bereit ſtehen würden, mit jedem, der Luſt haben würde, eine Lanze zu brechen, wie dieß dann auch auf Reiſen zu einem Turnier von Einzelnen geſchehen war. Auf dieſe Art zog im Jahre 1227, unter K. Friedrichs II. Regierung, der berühmte Ritter aus Thüringen, Waltmann von Sattelſtedt, zu einem Turniere nach Merſeburg. Er hatte ein ſchönes Fräulein, das einen Sperber und einen Steuber (Spürhund) mit ſich führte, zur Begleiterinn, und that ein Gelübde, jede drei Meilen mit einem jeden, der ſich ihm entgegen ſtellen würde, mit dem Bedinge eine Lanze zu brechen, daß, wenn ſein Gegner ihn niederwerfen würde, dieſer nicht nur ſeine ganze Rüſtung, ſondern auch den Sperber und den Steuber bekommen, und überdieß das Fräulein mit einem goldenen Ringe ihn auslöſen, entgegen jeder Gegner, der von ihm niedergeſtürzt werden würde, dem Fräulein einen goldenen Ring zu ſeiner Auslöſung geben ſollte. Es konnte nicht fehlen, daß ſich nach jedem ſechsſtündigen Wege Ritter geſtellt, und den Kampf eingegangen haben ſollten. Waltmann beſiegte ſie alle, und brachte ſein Fräulein, das alle Finger voll Ringe bekam, ſicher hin und wieder. Da ein ſolcher Ritter das Geſpräch von ganz Deutſchland wurde, ſo geriethen darüber manche in eine Art von ritterlichem Wahnſinn, ſo, daß ſie Tage lang auf die öffentlichen Straßen ſtanden, und jeden herausforderten, oder jedem zu Kampfe ſtanden, der Luſt haben würde, mit einem Tollhäusler es aufzunehmen. Sie hatten auch gewöhnlich die auserleſenſten Damen der Welt in ihrer Einbildung, und wurden überhaupt irrende Ritter, auch Glücksritter genannt. Da die deutſchen Länder mächtigere Landesherren bekamen, wurde dieſen Ausſchweifungen Einhalt gethan; und da auch die Turniere theils wegen der eben erwähnten Urſachen, theils wegen der veränderten Kriegskunſt, zumal bei der Einführung des Schießpulvers, zu Ende giengen, kamen im ſechzehnten Jahrhundert leichte Nachahmungen, die Carrouſſele, zum Vorſchein.

Der Entſchluß des ältern und vornehmen Adels, ſich in einen eigenen Stand abzuſondern, wurde ferner und vorzüglich durch die eben ſehr gelegen errichteten ſogenannten Ritterorden, und durch gleiche Vorſchritte bei Domſtiftern befördert. Jene wurden urſprünglich zur Unterſtützung der Kreuzzüge (wie z. B. der unter K. Friedrich I. oder dem Rothbart errichtete deutſche Orden) theils unmittelbar vom hohen Adel geſtiftet, theils von demſelben reichlichſt begütert, und dergeſtalt in Beſitz genommen, daß nur Altadelige von vier ritterlichen Ahnen dazu gelangen konnten. Auf eine ähnliche Art wurden von dem hohen Adel die Domſtifter, und zwar bei manchem derſelben mit einiger Art von Anſpruch benutzt. Wo der reiche Adel dergleichen Stifter gegründet oder vorzüglichſt bereichert hatte, da ſchien derſelbe ein Recht zu haben, zu fordern, daß auch vorzugsweiſe Söhne der Adeligen aufgenommen werden möchten. So geſchah es aber häufig, daß ihr Anſehen das Uebergewicht, und ihre Stimmen die Mehrheit erhielten, und daß endlich die Beſtrebungen, die Freien von geringerer oder bürgerlicher Herkunft auszuſchließen, nachdem ſie anfangs bloß durch Umſtände und Zeitläufte begünſtiget worden, in ordentliche Statuten und Stiftgeſetze übergingen. Dieſe waren jene Abſichten und Unternehmungen, durch welche ſich der ältere, oder wenigſtens mit vier ritterlichen Ahnen verſehene Adel im eilften und zwölften Jahrhundert in einen abgeſonderten Stand geſchloſſen, und zwar in Rückſicht auf Pfründen und Hofehren überaus wichtige (wiewohl ſeiner Vollkommenheit eben nicht gar vortheilhafte) Vorzüge, ſonſt aber wenig wahrhaft Großes erlangt hat. Bei allen wohlgeordneten, großen und kleinen Regierungen bleibt zwiſchen Ehrenſtellen, wozu die Geburt berechtigt, und zwiſchen Staatsämtern, wozu Einſicht und Verdienſt befördert, ſtets noch ein billiger Unterſchied, und jeder Bürgerliche kann, zumal in Zeiten der Noth und des Dranges, im Kriegs- und Civilweſen zur erſten Höhe ſich ſchwingen. Weitere Betrachtungen der Folgen, welche an und für ſich jeder geſchloſſene Stand nach ſich ziehe, und welche die Ausſchlieſſung der Bürgerlichen von Domſtiftern und biſchöflichen Aemtern auf die wahre Verbeſſerung der Einſichten und Sitten unvermeidlich nach ſich ziehen mußte, kommen jedem Denker von ſelbſt entgegen. Für den, welchen ſeine Geburt einbilderiſch und ſchwach macht, kommt endlich (im Vorbeigehen) noch zu merken, daß von jenen uralten Fürſten- und gaugräflichen Geſchlechtern, welche ſich zuerſt in Stiftungen und Geſellſchaften, und vermöge dieſer in einen Stand ſchloſſen, in ganz Deutſchland kaum noch ein und anderes Geſchlecht vorhanden, und daß der flüchtige Zeitraum von zehn bis zwölf Menſchenaltern ſchon das graueſte Alterthum, und überhaupt jene Friſt iſt, binnen der man herauſtritt und glänzt und pocht, und wieder ſchwächlich hinabtritt.

Zu gleicher Zeit, da der vornehme Adel ſich einen eigenen Stand, und gleichſam eine neue und beſondere Ehre ſchuf, hatte der gemeine Mann ſeine bisherige Niedrigkeit abgeſchüttelt, und ebenfalls ſich einen Stand der Ehre geſchaffen. Die Handwerker, oder ſogenannten Künſtler, auch die Handelsleute in Städten, von welchen die meiſten noch zu Anfange des eilften Jahrhunderts Knechte, und mit ihren Familien mit knechtiſcher Unehre niedergedrückt, ſohin nicht einmal fähig waren, Waffen zu führen, machten ſich frei. Sie bemächtigten ſich der Stadtämter, und theilten ſich nach den verſchiedenen Künſten und Gewerben in Klaſſen oder beſondere Vereinigungen (Innungen), welche, weil deren Mitglieder für ſich abgeſondert zuſammen kamen, Zünfte genannt wurden. Je länger, und in die Länge unbilliger dieſe Leute ohne Ehre geblieben ſind, deſto eiferſüchtiger waren ſie nunmehr, keine Mackel irgend eines Schimpfes auf ſich liegen zu laſſen. Sie errichteten unter ſich, da ſich die Obrigkeiten das Werk einer beſſern Polizei gern erleichtern ließen, verſchiedene auf Ehre und Sittenverbeſſerung abzweckende Geſetze, und vollzogen ſie mit ſo nachdrücklicher und anhaltender Strenge, daß die Gepräge dieſer Sitten noch jetzt in mancher Reichsſtadt vorhanden, und wegen ihres altväterlichen und ſteifen Weſens unter dem Namen zünftlicher Sitten bekannt ſind. Wer in eine Zunft aufgenommen werden wollte, mußte nicht nur im bürgerlichen, ſondern auch im ſittlichen Betracht freier und ehrlicher Geburt, auch ſonſt eines untadelhaften Rufes ſeyn. Man machte und erneuerte um dieſe Zeit manche Geſetze, welche das Gefühl der Ehre und der Sittlichkeit nothwendig befördern, und heilſame Wirkungen hervorbringen mußten; ſo ward auf uneheliche Geburten die Unehrlichkeit, oder eine Art von Knechtſchaft, auf den Selbſtmord und andere ähnliche Vergehungen die Verweigerung des geweihten Begräbniſſes gelegt, lauter Verordnungen, welche viel philoſophiſches Nachdenken, und für die wahre Aufnahme des geſellſchaftlichen Lebens viele Zärtlichkeit anzeigen.

Ueberhaupt nahm jetzt (im 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert) alles, was die Befeſtigung, Sicherheit, und Blüthe des Lebens betrifft, einen höhern Schwung. Die Adeligen, welche von ihren Landfeſten häufig nach den Städten und Hoflagern der Landesfürſten zogen, wurden verträglicher, geſelliger, und aufmerkſamer auf den Werth ſolcher Dinge, worin ſtille Ordnung, Geſchmack und Einſicht lag, und trachteten nach jeder Verſchönerung eines gebildeten Umganges. Durch die Reiſen nach Paläſtina lernten die Adeligen und Kaufleute verſchiedene Länder, als Italien, Ungarn, Griechenland, Kleinaſien, Vorderaſien, und manche andere Provinzen, und in denſelben verſchiedene Sitten, Bequemlichkeiten, Vortheile und Erfindungen, und zumal von den Arabern, welche unter den Aſiaten im Beſitze vorzüglicher gelehrter Kenntniſſe waren, nützliche Wiſſenſchaften kennen und nachahmen. So lernte man von denſelben den Gebrauch der Uhren, von denen die erſten mit Rädern und Schlagwerk zwiſchen dem 11ten und 12ten Jahrhundert verfertigt wurden, und vermuthlich auch auf Reiſen die Kenntniß der Magnetnadel, deren Gebrauch bereits in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts bekannt war. Auch dem Leben in Städten, welches bei dem damaligen Mangel an gereinigten moraliſchen Begriffen und phyſiſchen Einſichten anfänglich außerordentlichen Unbequemlichkeiten unterworfen war, ſuchte man allgemach mehrere Hilfe und Sicherheit zu verſchaffen. Daß noch im 12ten und 13ten und weiter hin im 14ten Jahrhundert die Städte, oder deren Kirchenthürme ohne Uhren, die Straßen noch ohne Pflaſter; daß die Häuſer noch von Holz, die Dächer von Stroh, und ohne Schornſtein (Rauchfang) waren, gehörte, nebſt andern Mängeln dieſer Art, immer noch unter die geringſten Unbequemlichkeiten, denen man von Seite der Obrigkeiten und Regierungen dadurch abzuhelfen bemüht war, daß man dem Bürger, der ſein Haus mit Schiefern, oder mit Ziegeln decken, und einen Rauchfang aufführen würde, den vierten Theil der Baukoſten zu erſetzen verſprach. Andere, nicht weniger zahlreiche Gebrechen waren von einer weit ernſthaftern Bedeutung. So waren z. B. die damaligen Krankenanſtalten wahre Bilder der herrſchenden Denkart und Unwiſſenheit, und im höchſten Grade vernachläſſigt und elend. Die Arzneiwiſſenſchaft wurde gleich andern Wiſſenſchaften faſt ausſchlieſſend allein von den Geiſtlichen ſtudirt und ausgeübt; und vermöge eben des Herkommens, nach welchem man, wenn etwas zu ſchreiben, oder etwas Geſchriebenes zu leſen war, einen Geiſtlichen aus der nächſten Stadt oder aus dem nächſten Kloſter kommen ließ, ſo ließ man, wenn man ſich von einer Krankheit herſtellen und heilen laſſen wollte, ebenfalls einen Geiſtlichen kommen, welcher aber um ſo weniger jemals einen wahren Antheil an dem übeln Zuſtande ſeiner Krankheit genommen hatte, als man noch immer jedes Uebel für einen unmittelbaren Beweis des göttlichen Zornes angeſehen, und hauptſächlich nur geiſtliche Mittel, beſonders verſöhnende Opfer dagegen angewendet, und eine ebenfalls unmittelbare himmliſche Hilfe erwartet hatte. Dem zu Folge beſtanden bei den aus den oben genannten Urſachen, und nun aus der unglaublichen Unreinlichkeit der Städte entſtandenen häuſigen Seuchen oder Peſten die öffentlichen Gegen- oder Rettungsmittel faſt gänzlich nur in Proceſſionen, bei welchen ſich die Kranken mit den geſunden mit fortſchleppten, dieſe haufenweiſe anſteckten, und gemeinſchaftlich hinfielen und ſtarben. Erſt nachdem man die betrübteſten Erfahrungen gemacht hatte, nachdem in den Jahren 1315 bis 1317 allein in der Stadt Köln 30000, zu Trier 12000, zu Mainz 16000, zu Worms 6000, zu Speier 9000, zu Straßburg 13000, zu Baſel 14000, zu Würzburg 4000, zu Lübeck 90000, auch in Bayern, Oeſterreich und andern Ländern eine unzählige Menge durch anſteckende Seuchen geſtorben waren, fieng man an, zu begreifen, daß man angeſteckte Menſchen von geſunden abſondern, daß man die Seuchen in vorhandenen natürlichen Urſachen ſuchen, die Veranlaſſungen derſelben heben, und wenn ſie ſich melden, diejenigen Mittel, welche Gott für den nachſpürenden und fleißigen Forſcher zubereitet hat, entgegen kehren müſſe. Nun wurden für Kranke und Preſthafte eine Menge frommer Stiftungen gemacht, Spitäler angelegt, und beſonders bei allen Städten ſogenannte Leproſen- oder Siechenhäuſer für die Hautkrankheiten und den

Ausſatz geſtiftet, einer Krankheit, welche urſprünglich in Aegypten vom Mangel an geſundem Waſſer, ſchlechter Koſt, und Unreinlichkeit ihren Anfang genommen, und von den Kreuzfahrern nach Europa, wo eben dieſe Krankheit ſchon einzeln vorhanden war, häufiger gebracht, und durch ſchlechte Behandlung auf eine ſchreckliche Weiſe ausgebreitet worden iſt. Der allgemeine Gebrauch der wollenen Hemden (denn die Leinwand war für den gemeinen Mann noch bei Weitem zu koſtbar), dann die von den Aerzten vorgeſchriebenen Gegenmittel, welche im Schweinefleiſch, beſonders Speck und Wein beſtanden, dienten gerade dazu, das Uebel zu reizen und zu nähren, bis man endlich auf das Baden verfiel, und gemäß den ſteten Ermahnungen der Geiſtlichen, zur Löſung ſeiner Seele, die daher ſogenannten Seelenbäder (deren Gebrauch in manchen Ländern z. B. in Bayern noch bis dieſen Tag vorhanden iſt) ſtiftete, und nach einigen Jahrhunderten dieſes fremde Uebel wieder ausrottete.

Wenn indeſſen Erſcheinungen, wie die Peſten, und deren von Unwiſſenheit unterſtützte Urſachen waren, betrübt geweſen, ſo waren andere, wiewohl ſie nur eben im Anzuge und Entſtehen waren, deſto erfreulicher, je zuverſichtlicher ſie nicht ohne Einfluß auf die Denk-

und Vorſtellungsart, und auf die Thätigkeit der Sitten verbleiben würden. Man hatte unter K. Heinrich I., und noch mehr unter K. Otto I., Gold- und Silberadern, und andere Metalle in Sachſen entdeckt, und die reichſten Ausbeuten erhalten. Bald darauf wurden gleiche Entdeckungen in Schleſien, in Böhmen und andern Ländern mit dem glücklichſten Erfolge unternommen, wovon man aber ſo wenig einen ausgebreiteten Gebrauch zu machen verſtand, daß der Herzog von Böhmen, da er nicht mehr wußte, wozu er die Menge des vorgefundenen Goldes und Silbers brauchen ſollte, im Jahre 915 einen Theil davon wieder vergraben ließ. Das Meiſte gewannen die Künſte dabei, wodurch nothwendig verſchiedene dahin ſchlummernde Anlagen gewinnen, und Geſchicklichkeiten, welche wieder andern Verbeſſerungen die Hände boten, aufgeweckt und in Umlauf gebracht werden mußten. Unter Kaiſer Otto III. gab es ſchon verſchiedene Werkſtätte, wo man Metalle zu allerlei Gebrauch verarbeitete, wie es denn bald einen lebhaften Eifer unter vornehmen Leuten gab, Kunſtwerke von Metall zu beſitzen. Vom Biſchofe Bernward zu Hildesheim, (im Anfange des 11ten Jahrhunderts) ſagt deſſen Lebensbeſchreiber Tangmar, daß er ſich auf die Baukunſt und auf alle damit verwandten

Künſte der Tiſchler, der Schmiede, und der übrigen Arbeiten in Metallen ſehr gut verſtanden; daß er die Künſtler in den Werkſtätten beſucht, und in einer gleichen Abſicht, allenthalben das Schöne zu ſuchen und zu ſammeln, junge Leute von Fähigkeiten auf ſeine Reiſen nach fremden Höfen und Ländern mitgenommen habe. Eben dieſer Bernward ließ Muſivarbeiten verfertigen, und die Fußböden von Kirchen und andern Gebäuden damit zieren. Er erfand auch die Ziegel zu Dächern. Die vornehmſten Arbeiten beſtanden in Gefäßen und meiſtens gegoſſenen Bildniſſen für Kirchen, die mit Schmuck und Pracht überladen wurden. Kaiſer Heinrich II. ſchenkte der Kirche zu Merſeburg einen ganz mit Goldblech überzogenen Altar; und Beiſpiele von ähnlicher Freigebigkeit kommen überall und häufig vor. Seit den Reiſen der Kreuzfahrer und Kaufleute wurden, zumal die Kirchengebäude, nach fremden, meiſtens italieniſchen Muſtern angelegt, und im zwölften und dreizehnten Jahrhundert manche noch vorhandene Domkirche mit unauslöſchlichem Gepräge von ehrwürdiger Größe und Majeſtät erbaut, und mancher andere Bau (wie z. B. die von Herzog Heinrich dem Stolzen im Jahre 1135 zu Regensburg erbaute Brücke) vollendet, der bewunderungswürdige Einſichten in die Mechanik, und den geſchickteſten, gründlichſten Fleiß vorausſetzt. Die Schlöſſer, die nach eigenen Ideen, und meiſtens zu Feſtungen, und ſo wie die Familie anwuchs, gar gewöhnlich ſtückweis erbaut wurden, waren freilich noch überall nach dem damaligen Bedürfniſſe, und mehr feſt, als ſchön und regelmäßig; aber überhaupt waren gleichwohl die Baukunſt, die Bildhauerei, die Malerei, die Gieß- und Schnitzkunſt, und andere Künſte, z. B. die Muſik, worin Guido von Arezzo zur heutigen Setzkunſt den Grund legte, in der glücklichſten Bewegung. Auch der Handel befand ſich in der ſchönſten Blüthe, und die bei Gelegenheit großer Kirchenfeſte, wo die umherziehenden Kaiſer mit ihrem prächtigen Gefolge nach einer Domkirche kamen, und einer feierlichen Meſſe beiwohnten, zu einer ſolchen Meſſe (jetzt auch Jahrmarkt) ſich verſammelnden Kaufleute (auch Ebenteurer genannt) lieferten alle Arten der beſtgearbeiteten Künſtler- und Manufakturwaaren, und legten in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zum Syſtem des heutigen Wechſelrechtes den Grund.

1200 — 1350.

Fortdauer mißverſtandener und verkehrter Begriffe von Frömmigkeit und Herzensbeſſerung. Sekte der Flagellanten oder Geißler.

Wäre damals ein mächtiger **Regent mit dem** Verſtande **und** dem großmüthigen **Eifer Karls des** Großen vorhanden, und derſelbe **auf eine** beſſere **und allgemeine** Nationalerziehung **bedacht** geweſen, ſo **wäre eben von der regen** Thätigkeit der Deutſchen alles Gute **zu** hoffen, und mancher bald nachher entſtandene **Unfug und** manches Blutbad zu verhindern geweſen; allein deutſche Schulen und Erziehungshäuſer und deren Nothwendigkeit kannte **man gar** nicht, und die Lehrer auf den ſogenannten hohen Schulen, welche noch **dazu außer** Land, nämlich zu Bologna **und** Paris ſich befanden, hatten mit ganz andern Dingen, als mit der Aufklärung des Volkes und der Nation zu thun. Die Geiſtlichen, welche ſelbſt mit den herrſchenden Volksbegriffen erzogen worden waren, beſaßen wenig mehr kritiſche und gründliche Kenntniß, als die Laien, **und**

daher ließ ſich alles ohne Sorge und weitere Ahnung ganz gemächlich dahin führen, wohin gleichwohl der Strom der Begriffe, Sitten und Meinungen ſeine Straße ſich bahnen würde.

Es iſt ein ſeltſames Gemiſch von menſchlicher Güte und Schwachheit, daß, da wir unaufhörlich von der Bahn der Vollkommenheit abklitſchen, wir uns dennoch nie damit begnügen, das Vollkommene, ſondern immer das Strengſte und Schwerſte und Vollkommenſte zu Vorſchriften und Gelübden unſers Verhaltens zu machen. Zwar, wenn wahrhafte Beiſpiele einer höhern und außerordentlichen Tugend und Vollkommenheit dem Trägen zeigen, was möglich, und welcher Anſtrengung der Menſch, wenn er mit Gottes Gnade ſeine Kräfte wecken will, fähig iſt, verdienen dieſelben allerdings unſere ganze Achtung und Bewunderung, und jene Beiſpiele von erhabener Enthaltſamkeit, welche man in den Zeiten einer wilden Ausgelaſſenheit antrifft, können nicht ohne gute Wirkung geblieben ſeyn; aber es bleibt hierbei allemal ſchwer, innerhalb der Grenzen reiner Abſichten und Tugenden zu handeln, und nicht vielmehr, ohne es ſelbſt zu wiſſen, oder gerade merken zu wollen, bloß im Aeußern zu heucheln. Es iſt leichter, ſich geißeln, als einen Vortheil ausſchlagen, und unendlich leichter, täglich gewiſſe Gebete verrichten, als einer ſchlimmen Gewohnheit entſagen, oder ſeinen Feinden verzeihen. Auch haben die Beiſpiele einer äuſſerlichen Strenge von jeher unzählige Nachahmer, und die Legenden, worin ſinnliche Abtödtungen vorkommen, ſtets allgemeinen Beifall gefunden. Nichts z. B. behagte den Deutſchen, da ſie während, oder bald nach der ſogenannten Völkerwanderung Chriſten geworden, mehr als das Reiſen (Wallen, Wallfahrten) aus Andacht, zuerſt zu den Gräbern der heil. Apoſtel nach Rom, dann nach Paläſtina, und endlich zu Hauſe im eigenen Lande umher. Manche ſonderten ſich unter ſolchem Anlaſſe und Vorwande von allen Pflichten und Arbeiten des bürgerlichen Lebens, deſſen Schutz und Vortheile ſie gleichwohl genoßen, ab, und wurden lebenslängliche Wallfahrter, (Pilgrime, Pilger) und dieß um ſo öffentlicher und häufiger, als das beſchauliche Leben ohne Handlung, und die Abſonderung von aller Verbindung mit den Laſten und Mühſeligkeiten des bürgerlichen Lebens, und endlich die Abſonderung von allem Umgange mit Menſchen ſchon in den erſten Jahrhunderten anfieng, in die größte Achtung zu kommen, und tauſenderlei Erfindungen, Einfälle und Beiſpiele von entſetzlicher Härte gegen ſich ſelbſt, und von ſogenannten Abtödtungen aller Art hervorzubringen, ſo, daß eigentlich nur noch zwei, ſich äußerſt entgegengeſetzte Lebensarten, nämlich eine gräßliche Zügelloſigkeit bei den ſogenannten Weltleuten, und eine fürchterliche Strenge bei denen, welche von der Welt ſich abſonderten, zu herrſchen ſchienen. Unter den unzähligen wirklichen Lebensgeſchichten und Legenden des mittleren Zeitalters wird man kaum ein und die andere Geſchichte eines heiligen Ritters, eines Bürgers oder Bauern, bei welchem bloß die genaue Erfüllung ſeiner Pflichten, und die Arbeit im Schweiße ſeines Angeſichts, und eine gemeine chriſtliche Gottesfurcht angerühmt würde, finden, ſondern lauter außerordentliche Lebensarten, und freiwillige heroiſche Peinigungen ſeiner ſelbſt ſind der Gegenſtand jener Leben, welche allein nachahmungswürdig, und gegen welche alles Uebrige als unglücklich, gefährlich und verachtungswürdig geſchildert wurde. „Er hat der Welt und dem Teufel entſagt,“ oder: „er hat Gott ſich gewidmet,“ ſind die gewöhnlichen Ausdrücke, wodurch das Kloſterleben bezeichnet, und ſohin das Leben in der Welt für den Fürſten und das Land eine allgemeine Geringſchätzigkeit und eine niederſchlagende Meinung in Rückſicht auf die Sicherheit ſeiner Seele, und der Möglichkeit, ſich für ein zweites Leben Verdienſte zu ſammeln, gekommen war. Eine unglaubliche Menge Menſchen beiderlei Geſchlechts verlegte ſich (in aufrichtiger Abſicht, und wohl auch weil es Mode war, aus Trägheit und Unverſtand) auf das ſo beliebte und in Anſehen ſtehende Weltverlaſſen, und Kinder unter dem Herzen ihrer Mutter wurden dem Kloſter geopfert. Wer gar nicht entfliehen konnte, nahm wenigſtens ein und anderes von klöſterlichen Bußwerken auf ſich; und ſelbſt Karl der Große trug heimlich ein Cilicium, oder ein härenes Hemd, das man auch nicht vergeſſen hat, ihm mit auf ſeinen Grabthron zu geben. So hielt man es häufig mit den Beſtrebungen nach Tugend und Vollkommenheit, und das Beſondere und Außerordentliche wurde für das Wichtigſte gehalten. Um ſich in Demuth und Erniedrigung zu üben, ſchlich ſich ein Biſchof von Prag, am Hofe daſelbſt bei Nacht in die Zimmer, um die Schuhe und Kleider der Hofbedienten zu reinigen; und andere, um ihre Verachtung gegen die Ueppigkeit in Putz und Kleidern zu zeigen, ließen ſich Nägel, Bart und Haare wachſen, und ſuchten ihr Verdienſt in einem ſeltſamen Aufzug, und ihre Tugend im Schmutz und Geſtank. Wo wäre im Reiche des Strebens nach abgeſondertem Werthe, (wo ſo häufig ſtatt wirklichen

Sachen ein eitles Blendwerk ſich einſtellt, und die heimliche Hoffart gröblich ſich ſelbſt betrügt) noch irgend ein Einfall, den eine verkehrte Denkungsart und eine kranke Einbildungskraft nicht längſt in allen Zeitaltern mehr oder weniger hervorgeſucht hätte? Was man ſich erſann und unternahm, und ſeine Unternehmung bewirken wollte, nahm man den Himmel zum Zeugen; und es gab Zeiten, wo Menſchen, die wohl gewußt haben mögen, was ſie ihren Zeiten zutrauen können, im ganzen Ernſte behaupteten, es wären zum Behufe dieſer und jener Sache Briefe vom Himmel gefallen.

Indeſſen ſich andere im Stillen der Andacht und Abtödtung widmeten, fiel das gemeine Volk, das an Geräuſch und Lärmen ſein meiſtes Behagen hat, auf eine beſondere Andachtsübung, welche um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu Peruzzia in Italien ihren Anfang genommen hat. Es traten Menſchen zuſammen, welche vorgaben, daß ſie beſondere Bußwerke verrichten, und ſich zu dem Ende auf eine härtere Art kaſteien und züchtigen wollten. Sie zogen, damit ſie unkennbar bleiben möchten, Hüte oder Kappen, welche mit rothen Kreuzen bezeichnet waren, dergeſtalt über das Angeſicht, daß bloß die Augen zum Vorſchein kamen, entblößten den Rücken oder den ganzen halben Leib, und geiſſelten ſich bis auf das Blut. Ihr Wandern dauerte zum Andenken der dreiunddreißig Jahre, die unſer Heiland auf Erden lebte, dreiunddreißig Tage. Sie giengen baarfuß, in Proceſſionen, zwei oder drei miteinander, und hatten gewöhnlich auch ſchwere Ketten an den Füßen hangen. Sie ſahen weder auf die Jahreszeit, noch auf ſchlimmes Wetter, ſondern nahmen ihren Gang vor, wenn ihr Eifer entzündet, und eine gute Geſellſchaft beiſammen war. Ihr Zug war ſpektakel- und lärmenreich, nicht nur wegen ihres Geißelns und des Raſſelns der Ketten, ſondern auch wegen ihres unaufhörlichen fürchterlichen Geſchreies, indem ſie ſich unter gräßlichen Geberden, von Zeit zu Zeit mitten auf der Straße zur Erde warfen, und ſchrieen: „Tretet herzu, und kommet mit uns, die ihr büßen wollet! Der Teufel iſt ein böſer Geſelle.“ Wer nun etwa glauben möchte, daß eine ſolche Andacht wenige Anhänger werde gefunden haben, muß das Volk, deſſen Anlage zu jeder Art von Schwärmerei zu allen Zeiten ſich ähnlich bleibt, nicht kennen. Dieß Bußwerk verbreitete ſich in kurzer Zeit durch Italien nach Deutſchland, wo kein Land daran antheillos blieb. Ein Geißler, der ſich öffentlich ſehen ließ, zog zehn nach ſich, und im Jahre 1260 haben ſich in Bayern einige tauſend verſammelt, welche der bayeriſche Kurfürſt, Ludwig der Strenge, bei Freiſing anhielt, ſie auseinander gehen hieß, und ſtatt auf Vorgebungen von Bußwerken und Andacht zu hören, ihnen zurief: „Gehet, Unglückliche, und werdet lieber beſſere Menſchen!“ Es iſt unglaublich, wie lange dieſe Sekte ſich erhalten, und welche Gräuel ſie allenthalben verübet hat. Nicht nur gemeine Leute, ſondern auch Adelige, miſchten ſich zahlreich unter ihren Haufen. Man ſah derſelben in manchen deutſchen Ländern nicht ſelten mehrere tauſend beiſammen, und ſie überfielen, gleich wilden, freſſenden Heuſchrecken, die Länder, welche ſie durchzogen.

Manche gräßliche Auftritte ereigneten ſich vorzüglich mit den Juden, welche von jeher der allgemeine Gegenſtand des öffentlichen Haſſes geweſen ſind. Die Juden waren wahrſcheinlich ſchon vor Chriſti Geburt an einigen Orten der Donaugegend, und bald nachher hatten ſie ſich außerordentlich vermehret. Da die deutſchen Freien nichts arbeiteten, die Knechte aber bloße Hausdienſte verrichteten, ſo nährten ſich die Juden damit, daß ſie den deutſchen Ländern ihre wechſelſeitigen und fremde Produkte und Waaren zuführeten, und den Handel trieben. Da ſie, gemäß den deutſchen

Verfaſſungen, keine Wehrſchaft, ſohin auch keinen Schutz der Geſetze erhalten konnten, ſo begaben ſie ſich unter den unmittelbaren Schutz der Landesherren, und wie ſeit Karl dem Großen die Kaiſer allgemeine Herren zu ſeyn fortfuhren, blieben ſie unter dem Schutze der Kaiſer, welchen ſie zur kaiſerlichen Kammer, ſowohl in Rückſicht ihrer Perſonen als ihrer Einkünfte, jährliche beträchtliche Abgaben entrichten mußten. Da ſie auf dieſe Weiſe den Kaiſern ſehr einträglich waren, ſo wurden ſie auch von denſelben, unter dem Namen kaiſerlicher Kammerknechte, außerordentlich begünſtigt. Sie hatten bereits im neunten und zehnten Jahrhundert alle deutſchen Provinzen angefüllt, und ſaßen in den Städten, wo ſie gewöhnlich einige Gaſſen hatten, zu Tauſenden. Als nach der Erfindung der Erzbergwerke auch der Geldumtauſch und überhaupt der Geldhandel häufiger wurde, war beides, hauptſächlich, weil anfangs den Chriſten durch geiſtliche Geſetze Zinſe von Chriſten zu nehmen verboten war, ausſchließlich in ihren Händen; und da bei der Entſtehung der Kreuzzüge der Handel außerordentlich einträglich und wichtig, und derſelbe auch häufiger die Beſchäftigung und Nahrung deutſcher Bürger und Freien zu werden begann, fand es ſich überall, wie ſehr man den Juden und ihren gewaltigen Reichthümern zinsbar geworden ſey. Herren und Knechte, Bürger und Bauern ſtanden und kamen mit ihnen in die unangenehmſten Verhältniſſe, waren und wurden häufig ihre Schuldner, und von den kaiſerlichen Vögten zur Zahlung getrieben. Nun hatten ſchon die deutſchen Kreuzfahrer bei ihrem erſten im Jahre 1096 unternommenen Zuge ein gewaltſames Behandeln der Juden begonnen, indem ſie, vermöge einer Verabredung, daß ſie alle Juden zum chriſtlichen Glauben zwingen wollten, diejenigen, die ſich deſſen geweigert hatten, von Haus und Hof verjagten, oder auf der Stelle umbrachten. Die Folge davon war eine wechſelſeitige unverſöhnliche Erbitterung, und eine viele Jahrhunderte anhaltende Reihe der grauſamſten Unthaten. Alle Jahrbücher ſind voll von den ausgeſonnenſten Martern, welche die Juden an Chriſten, zumal an Kindern, verübt haben, und man hielt ſie endlich für die gewöhnlichen Urheber allgemeiner Drangſale und Peſten, und beſchuldigte ſie, daß ſie Brunnen und Quellen vergiftet hätten. Zwiſchen den Jahren 1347 bis 1350 wüthete in ganz Europa eine allgemeine Seuche. Ganze Städte wurden entvölkert, und in manchem Lande wurde das Drittheil der Einwohner dahingerafft. Noch begrub man alles in den Kirchhöfen der Städte; und als ſich in Erfurt die Leichen ſo ſehr häuften, daß man mehrere in ein und eben daſſelbe Grab legen mußte, brachten es die Aerzte auf ihre Vorſtellungen, daß die Luft nothwendig neuerdings angeſteckt werden und bleiben müßte, nur mit Mühe dahin, daß man die Todten in einige außer der Stadt angewieſene Gruben legen dürfte. Noch waren Proceſſionen und Wallfahrten die einzigen Hauptmittel, die man den Krankheiten entgegen ſtellte, und man achtete es nicht, daß von tauſend, welche nach dem 1350 zu Rom gefeierten Jubeljahr zogen, kaum zehn wieder zurück kamen. Ein Jahr zuvor thaten ſich in Deutſchland in gleicher Abſicht häufige Geißlerrotten zuſammen, deren eine im Biſthume Bamberg von den Juden plötzlich überfallen, und eine beträchtliche Anzahl der Geißler, nebſt den Bürgern, die ihnen zu Hülfe eilten, todt geſchlagen wurden. Dieſe Rache wurde den Juden in allen deutſchen Ländern ſchrecklich vergolten, und von dieſer Zeit wurde an ihnen allenthalben bis zur Ausrottung verfahren; die Geißler aber trieben endlich ihren Unfug aufs Höchſte. Sie maßten ſich ſogar die Gewalt an, einander ihre Sünden nachzulaſſen, und nahmen Weiber in ihre Geſellſchaft. Nun donnerten die Biſchöfe und Fürſten mit geſammten Kräften wider ſie los, und machten ihrem Wahnſinne ein Ende.

1208 — 1400.

Da es mit der Verbeſſerung der begüterten Klöſter nicht gelingen will, entſtehen Mendicantenklöſter. Seltſame Streitigkeiten und Meinungen derſelben.

Was bei den häufigen Vorfällen neuer Thorheiten und Unordnungen am meiſten zu bedauern kam, war, daß jene ſchönen Stiftungen, von welchen oben die Rede war, größtentheils ohne den gehofften Erfolg geblieben ſind. Was die Klöſter geleiſtet haben (ſie ſchrieben, obwohl ohne Kritik, manche hiſtoriſche Chronik, ſchrieben auch vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt manchen Classicum ab, fuhren auch fort, elende Schulen zu halten), iſt wenig oder nichts, gegen das, was ſie bei ihrer hohen Ruhe und ihren ſchönen Einkünften hätten leiſten können und ſollen. Es fehlte indeſſen nicht ſowohl an guter Abſicht und dem beſten Willen, als vielmehr an einem ſachkundigen und beherrſchenden Kopfe, der Menſchen- und Weltkenntniß genug beſeſſen hätte, um der guten Abſicht einen wahrhaften Zweck, und dem Eifer eine gründliche Beſchäftigung zu verſchaffen. Dieß fehlte großentheils, und in manchen Stücken gänzlich. Statt daß man den Mönchen eine Bildung, oder beſſer zu reden, eine dergeſtalt bildende Beſchäftigung, bei der ſie vernünftigen und geiſtreichen Geſetzen und Regeln, gleich jenen alten Deutſchen, mehr mit eigener Neigung, als aus Zwang, gehorcht haben würden, hätte geben ſollen, gab man ihnen faſt im Durchſchnitte eine, der knechtiſchen Denkungsart des Zeitalters ganz entſprechende, eiſerne Hauszucht, bei der man ſich wenig bekümmerte, was einer aus Vollkommenheit ſeines Geiſtes thun wollte, ſondern was er im unerbittlichen Zwange thun mußte. Man ſetzte die erſte und letzte Vollkommenheit eines guten Religioſen in eine gänzliche Entſagung ſeines Willens, und in einen blinden Gehorſam gegen ſeinen Obern, deſſen Befehle und Machtſprüche jeder Religios ſtracks zu vollziehen hätte, dieſelben möchten ſo zweckwidrig, eigenſinnig und kindiſch ſeyn, als ſie wollten, wie ſie dann dieß auch oft genug geweſen ſeyn mögen. Welcher Conventual beim Zuge der Glocke jetzt gieng, jetzt ſtill ſtand, jetzt ſich ſetzte, jetzt die träge faule Kappe ſo und ſo drehte, den Krug ſo, und nicht anders, zum Munde führte, und wenn es Tag war, betheuerte und ſchwur, daß es Nacht ſey, ſobald der Prälat es betheuert hatte; der war ein braver, vollkommener Religios, ſo ein großer Narr und Ignorant er ſonſt ſeyn mochte; und derjenige, der nur zu einem Anſchein von unfreiwilligem Lächeln den Mund krümmte, wenn gar offenbare unverzeihliche Schnitzer zum Vorſchein kamen, war ein geiſtloſer Geſell, und nur zu oft ein verachteter, hintangeſetzter, wahrhaft elender Mann. Zwiſchen einem Prälaten und Conventualen war kein geringerer Unterſchied, als zwiſchen Himmel und Erde. Der damalige Geiſt der Frömmigkeit beſtand überhaupt im Einſchränken, im Niederfeſſeln ohne alle Hoffnung der Auflöſung. Je härter und unerträglicher, deſto beſſer und frömmer. Für größere klöſterliche Verbrechen gebot die Hauszucht häufig Schläge, und ſie baute in unterirdiſchen Löchern Kerker, bei weitem ſchrecklicher, rächender, und unverſöhnlicher, als in dem, durch den Gräuel unerhörter Verbrechen gereizten Juſtizzorne die Laien ſie bauten, worin mancher arme Mann, den Gott weiß welche innere Verfolgung zu Ungebühren getrieben hat, manche unglückliche Nonne Jahre lang von aller Welt verlaſſen und vergeſſen, geſchmachtet, und des Tageslichtes und des Troſtes einer menſchlichen Stimme beraubt, dem Tode ſich entgegen geſehnt, und wie er endlich kam, willigſt ſich in ſeine Rettung geworfen hat. Das Volk gieng mit Schaudern vor den dumpfen Grüften vorüber, und zog über den Unfug eine Hülle, als wäre, von der Sache zu reden, wohl noch ſehr frevelhaft, und die Sache ein großes Geheimniß.

Ein beſonderes Verdienſt klöſterlicher Geſinnungen wurde auch darin geſucht, daß man die Anzahl der Ordensglieder, ſoviel nur möglich, vermehrte. Der Abt Wilhelm unterhielt zu Hirſchau 150 Mönche, die dem Chore gewidmet waren, dann 60 ſogenannte Fratres conversos, oder Brüder, und 50 zum äuſſerlichen Kloſterdienſte beſtimmte Diener. Er ſoll der Erſte die Brüder (zum Bedienen anderer verſteht ſich; denn die erſten Mönche waren faſt ſämmtlich nur Brüder, das iſt, Religioſen ohne prieſterliche Weihung) eingeführt haben; und ſeine Abſicht war gut und rein, und war keine andere, als Liebe zur Gelehrſamkeit in die Klöſter einzuführen, und die dazu nothwendige Zeit zu verſchaffen. Natürlich mußte in der Folge ſeine Abſicht, und bei einer ſolchen Verfaſſung überhaupt die ganze Sache mißlingen. Der größte Theil derjenigen, welche, da ſie noch lange nicht gelernt haben, das ſüße Joch, und die leichte Bürde zu tragen, ſich eine freiwillige Centnerlaſt ohne Noth und Prüfung auflegen, und ſich einbilden, unendlich beſſer, als gerade Menſchen zu ſeyn, beſtrebte ſich in allen Zeitaltern, ſich für das Bekenntniß einer gänzlichen Abläugnung und Verachtung aller Weltfreuden gleichwohl manchmal, ohne dem Ding einen weltlichen Namen zu geben, mit dieſen eiteln Weltfreuden, ſo viel thunlich und möglich, ſchadlos zu halten, und viele ſcheinen jenen Nonnen zu Karls des Großen Zeiten zu gleichen, in deren Betreff dieſer wachſame Monarch befahl: „man möchte ſie fleißiger einſperren, und nicht zugeben, daß ſie Winnileder (Winne, Freund, Leod, Leed, Lied) ſchreiben und verſenden, oder in denſelben, wenn ſie zur Ader laſſen, ſich klagen, daß ſie bleich ausſehen (vermuthlich um bei ihren Freunden Mitleiden, und was demſelben ſtets zur Seite geſellt, und mehr als Mitleiden iſt, zu erwecken).“ Die Mönche der reichen Abteien eilten, ſich für ihre einförmige Lebensart bei ihren Reichthümern ſchadlos zu halten, und nahmen an der Ueppigkeit Theil, mit welcher ſie ihren Abt erſcheinen, und eine glänzende Figur in der Eitelkeit dieſer ſchnöden Welt ſpielen ſahen. Sie ermüdeten bald dieſen Eifer ihrer Obern, und verbitterten dabei ſich ſelbſt ihre Ruhe in ewigen Hausfehden, meiſtens wegen abgeſchmackten kleinfügigen Dingen, welche unter Weltleuten kaum in Betrachtung kommen. So weit war es bereits im dreizehnten und vierzehnten und noch mehr in den folgenden Jahrhunderten gekommen. Alles klagte und ſpottete darüber, und wenn man damals einen mißmuthigen, lebensſatten, für edle Arbeiten verdroſſenen, trägen, und zugleich üppigen (nicht ſelten mit grobem plumpem Ungeſtüm alle Schranken durchbrechenden) mit verſchloſſener Heimtücke und Hoffart, und ungezähmten kochenden Leidenſchaften behafteten Menſchen nennen wollte, nannte man einen Mönchen.

So war das Mönchsleben der Abteien mehr oder weniger ausgeartet, als ſich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts neue Verbeſſerer, welche gerade den entgegengeſetzten Weg einſchlugen, die Franciſcaner und Dominikaner, wozu nachmals die Auguſtiner und Karmeliter, und noch mehrere dieſer Art kamen, hervorthaten. Dieſe warfen alle Reichthümer von ſich, und giengen, zum

Gegentheil der Mönche in Prälaturen, die ſich einſam hielten, oder halten ſollten, mitten in die ruchloſe Welt. Sie bekannten ſich zu einer ganz andern Art von Verläugnung ſeiner ſelbſt, und indem ſie die bequeme, und ſich ſelbſt ſuchende Frömmigkeit, welche alle Cirkel der Andacht einzig um ihre eigene geliebte Perſon herum zieht, ausſchlugen, bekannten ſie ſich als Diener des Geringſten der Menſchen, und als ewige Opfer des Publikums. Ihre Pflichten und Arbeiten ſollten darin beſtehen, das Volk zu unterweiſen, durch eifrige Predigten die Herzensbeſſerung deſſelben zu bewirken, Ketzer zu bekehren, und allen Chriſten jede Art von Liebesdienſt zu erweiſen, und für dieſe Arbeiten und Verdienſte nicht die geringſte Belohnung zu verlangen. Sie kleideten ſich in einen wollenen Sack, machten die ſtrengſte Armuth ausdrücklich zum weſentlichſten Stücke ihrer Orden, und bettelten vor den Thüren der Gläubigen den nothdürftigſten Unterhalt. Sie achteten weder Schmach noch Verſpottung, und erwiederten jede bittere Erfahrung mit Geduld und Demuth. Schon das Neue und Ungewöhnliche, das in dieſen Orden gelegen, und dem ſchwelgeriſchen und ſpröden Betragen der reichen Mönche ganz entgegen geſetzt war, wirkte denſelben den ſchnellſten und einen unglaublichen

Beifall aus. Der päbſtliche Stuhl beſtätigte ſie mit Freuden, und die weltlichen Fürſten ſtreckten mit innigſtem Verlangen ihre Arme neuen Orden entgegen, die ſie nichts koſteten. Zwiſchen den Jahren 1221 — 1228 waren zu Trident, Würzburg, Worms, Speier, Freiburg, Hildesheim, Braunſchweig, Goslar, Halberſtadt, Nürnberg, Köln, Mainz, München, Erfurt, Lindau, Prag, Eiſennach, Gotha, Nordheim, Mühlhauſen u. a. O. Franciſcaner vorhanden, und bald erfüllten ſie ganz Deutſchland und Europa. Sie hatten die Erlaubniß, überall zu predigen, Beicht zu hören, und reichlich Ablaß zu ertheilen, und indem ſie nicht nur auf den öffentlichen Kanzeln erſchienen, ſondern jede einzelne Hütte beſuchten, und darin ein geiſtliches Geſchenk, oder ein frommes Sprüchlein zurück ließen, nahmen ſie in wenigen Jahren das Volk in Städten und Dörfern in Beſitz.

Bei den Predigten und der Beſorgung des Seelenheils blieben die Mitglieder dieſer neuen Orden (vom Betteln Mendicanten genannt) nicht ſtehen; ſie nahmen ſich auch um die Wiſſenſchaften an, und glaubten, weil ſie eifrig und dreiſt ſeyn konnten, dazu allerdings fähig und berufen zu ſeyn. Die Wiſſenſchaften waren damals freilich nicht am beſten beſtellt, aber nicht aus Mangel fähiger Leute, die ſie lehrten und trieben, ſondern aus Mangel eines geläuterten und gründlichen Geſchmackes derer, von welchen ſie getrieben wurden. Eine allgemeine Pedanterei drückte damals noch (und noch viele Jahrhunderte fort) den Geiſt der Gelehrſamkeit. Man griff ſo zu ſagen in die Luft, und ſtrebte, ſtatt wirklich vorhandenen und nützlichen Gegenſtänden und Unterſuchungen, kindiſchen und ſchwer zu löſenden Räthſeln nach, und ſuchte den einzigen Zweck der philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften darin, ein berühmter Diſputirer zu ſeyn. „Ein geübter Dialektiker, ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller, beweiſet gar leicht, daß das Nämliche wahr, daß es falſch, und daß es keines von beiden ſey. Wenn man ſie hört, ſo weiß man nicht, iſt Gott, oder iſt er nicht; iſt Chriſtus ein Menſch, oder iſt er kein Menſch; iſt er Etwas, oder nicht Etwas; Nichts, oder nicht Nichts; iſt er Chriſtus, oder nicht Chriſtus; und ſo auch von den übrigen Dingen.“ Unter andern Kriegen dieſer Gelehrten war auch ein langwieriger und heftiger Streit darüber, ob die Begriffe und Benennungen der Dinge in den Dingen ſelbſt, oder ob ſie auch außer denſelben vorhanden wären; das heißt, ob z. B. der Begriff Gelehrſamkeit einen wirklichen Gelehrten vorausſetze, oder ob dieſer Begriff auch, wenn es keinen Gelehrten gäbe, dennoch vorhanden ſey. Die erſten, weil ſie wirkliche Sachen forderten, nannten ſich Realiſten, die zweiten, als welche keiner Sachen, ſondern bloß ihrer Namen bedurften, wurden Nominaliſten genannt. Die Verfechter dieſer albernen und unnützlichen Diſpute, (wozu hauptſächlich ein franzöſiſcher Geiſtlicher, Roſcelin, der um das Ende des eilften Jahrhunderts als Nominaliſt aufſtand, Anlaß gegeben) hatten ſich bereits müde geſchrieen, und die Sache fieng allmählig an, mit Kaltſinn behandelt zu werden, als die Mendicanten ſich um ſie annahmen, und ſie als die herrlichſte Gelegenheit betrachteten, ſich in der gelehrten Welt mit der beſten Art von Ruhm oder Sonderbarkeit anzukündigen. Bald thaten ſich unter ihnen Heroen der Gelehrſamkeit, Sterne des damaligen Schulwitzes, hervor. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zog der h. Thomas von Aquino, ein Dominicaner, die Bewunderung der Gelehrten auf ſich, und ihm folgte zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts mit gleichem Ruhm Johann Duns Scotus, ein Franciſcaner. Beide wurden von ihren Orden als Wunder einer unermeßlichen Gelehrſamkeit angeſtaunt, und ihre Ausſprüche wurden zur Sache ihrer Orden gemacht. Die Dominicaner nannten ſich Thomiſten, die Franciſcaner Scotiſten.

Sie verſchlangen gleichſam alle übrigen Gelehrten, die keine andere Wahl mehr hatten, als ſich für eine der beiden Partheien zu erklären. Sie verfolgten ſich mit dem unverſöhnlichſten Schulwitz (Scolaſtik), und erfüllten mit ihrem Geſchrei die betäubte Welt, die von ihrem Hader nicht das Geringſte verſtand. Eine Thorheit zog die andere nach ſich, und bald, und noch eben in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kam eine der größten zum Vorſchein. Den Franciſcanern war es nicht genug, ſich zur Armuth zu bekennen, ſondern ſie wollten auch auf eine beſondere Weiſe ſich auszeichnen. Sie legten als Nominaliſten den Satz, daß Benennungen und Begriffe der Sachen ohne Sachen vorhanden ſeyn können, zum Grunde, und behaupteten, daß ihnen nicht nur kein Recht zu irgend einem Eigenthum, ſondern nicht einmal das Recht zum Genuſſe der Dinge, welche ſie genoßen, und genießen mußten, zuſtändig ſeyn könne. Dieß hinderte ſie zwar nicht, eine wohlbeſetzte Tafel zu halten und anzunehmen; aber während ſie brav aßen und tranken, blieben ſie bei ihrem Satze: „Auch was wir eſſen und trinken, iſt nicht unſer Eigenthum.“ Sie führten das Beiſpiel Chriſti und der Apoſtel, als welche nach ihrer Erklärung ebenfalls kein Eigenthum beſeſſen, und ſich zu einer gleichen Armuth bekannt haben ſollen, zum Beweiſe ihres Streites an, und legten, indeſſen ſie aßen und tranken, dem Pabſt das vollkommenſte Eigenthum auf dieſe Dinge zu Füßen. Es iſt nichts ſo klein und abgeſchmackt, was dem Scheine nach und in den Augen der Welt nicht groß und ſchön werden kann, wenn ein großer Kopf es in Schutz nimmt. Der Franciſcaner Wilhelm (von ſeinem Geburtsorte Occam in Irrland, Occamus genannt), ein ungeheurer und hochberühmter Athlet im Diſputiren, nahm ſich um die Albernheit an, und ſie fand ſogleich die hartnäckigſten Vertheidiger. Die Sache wurde von dem Pabſte unterſucht, und die neue Sentenz verdammt. Die Inquiſition vollzog den Ausſpruch, und verurtheilte nach damaliger Art manchen Ungehorſamen (dem vielleicht eine Wohnung im Spital gebührt hätte) zum Feuer, und was die Strenge nicht vermochte, bewirkte die Zeit. Aber die Nominaliſten und Realiſten erhielten dadurch ein neues Leben, und ihre Diſputirſucht eine neue und bleibende Erbitterung. Sie unterſchieden ihre Lehrer und Vorgänger durch eigene charakteriſtiſche Namen, nannten jenen den Spitzfindigen, einen andern den Erleuchteten, den Honigfüßen, den Einzigen, den unüberwindlichen Doktor, gerade wie (zum Beweiſe, daß eben dieſelben

Thorheiten und albernen Einfälle immer wieder zurück kommen) beim Verfalle der römiſchen Literatur im zweiten Jahrhundert die damaligen Weltweiſen, oder vielmehr die damaligen Zänker um Namen der Weisheit ihren ſpitzfindigen Köpfen und Meiſtern die Ehrentitel der Labyrinthe, oder der Schwerter und Dolche beigelegt haben. Wie es damals Ritter, und darunter nicht wenige vom hohen Stande und Range gab, welche auf allen etwas berühmtern Turnieren umherzogen, um ſich durch die Niederlage eines und des andern Ritters Ehre zu erwerben; ſo zogen auf gleiche Weiſe auf den hohen Schulen fürchterliche Diſputirer umher, in der Abſicht, die vorhandenen Meiſter und Lehrer zu einem gelehrten Kampfe herauszufordern, und wenn ſie dieſelben durch ihre Spitzfindigkeiten ſtumm gemacht, ſelbſt aber ſtets zur Rede geſtanden ſeyn würden, mit dem Ruhme ſiegreicher Machtmänner zurück zu kehren.

1408 — 1500.

Die deutſchen Fürſten ſtifteten ſich eigene Landſchulen und (nachdem die deutſchen Studenten von Prag, wo für Deutſche die erſte Univerſität war, weggezogen) eigene Univerſitäten.

Indeſſen hat die Uneinigkeit der zwei Partheien doch eine Begebenheit, woraus eine ſchleunige Verbreitung der Wiſſenſchaften entſtand, wiewohl freilich nur zufälliger Weiſe veranlaßt, oder vielmehr deren baldige Erſcheinung befördert. Wir haben eben gehört, daß die Schulen bei den Domſtiftern und Abteien ihren Endzweck nicht erfüllten. Ihre Wiſſenſchaften blieben klöſterlich, und alle ihre Beſtrebungen zielten nach mönchmäßiger Denk- und Lebensart ab. Sie fühlten ihre eigene Erbärmlichkeit, und fiengen zu ſchlummern an. Die Fürſten ließen ihnen ihre Stiftungen, welche anzugreifen damals nicht räthlich, auch wohl über die Einſicht weltlicher Regenten war, und ſahen ſich für ſich ſelbſt um beſſere Anſtalten um. Frankreich und Italien giengen mit ſolchen Beiſpielen voraus. Zu Paris und Bologna waren längſt Schulen angelegt worden, welche ſich die Achtung und das Zutrauen von ganz Europa erworben hatten. Die Jugend von allen Nationen zog dahin, als in die einzigen Orte, wo Wiſſenſchaft und Weisheit zu finden wären. Die Sache wurde täglich lebhafter und den zurückgekommenen Fürſten wichtiger, zumal da jetzt das Studiren anfieng, eine allgemeine Angelegenheit aller Stände zu werden. In den ehemaligen Dom- und Kloſterſchulen wurden bloß Adelige und Freie erzogen. Die Söhne der Bauern und des größten Theils der Bürger, als welche anfangs nicht frei, auch ſogar des Mönchſtandes in Abteien nicht fähig, und mit dem Namen armer Leute bezeichnet waren, durften und konnten keine Schule beſuchen. Wie ſie ſich aber faſt allgemein frei machten, machten ſie auch allgemein auf Aemter und Ehrenſtellen, und ſohin auf die Geſchicklichkeiten, wodurch man ſich dahin ſchwingen konnte, Anſpruch. Dem zu Folge wurden in allen Ländern fürſtliche Schulen errichtet, worauf man aber bloß die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften, oder wenigſtens nur einige der höhern erlernen konnte, und wer die Doktorwürde erlangen wollte, mußte immer außer Landes ziehen. Im Jahre 1347 faßte Kaiſer Karl IV. den Entſchluß, in ſeiner Hauptſtadt Prag eine ſogenannte Univerſität anzulegen. Sie war für Deutſchland die erſte Schule dieſer Art, und ganz nach dem Plane der Univerſitäten zu Bologna und Paris angelegt. Die ganze Univerſität wurde in die bekannten vier Fakultäten eingetheilt. Da die Wiſſenſchaften noch allgemein unter der ausſchlieſſenden Obhut der Geiſtlichen ſtanden, ſo wurde zwar der Erzbiſchof von Prag beſtändiger Kanzler derſelben, der Rector wurde aber von den vier Nationen, welche die Beſtandtheile der neuen Univerſität ausmachten, gewählt; dieſe vier Nationen waren die böhmiſche, bayeriſche, polniſche und ſächſiſche. Zur böhmiſchen gehörten Mähren, Ungarn, und die ungariſchen Slaven; zur bayeriſchen die Oeſterreicher, Schwaben, Franken und Rheinländer; zur polniſchen Schleſier, Littauer und Ruſſen; zur ſächſiſchen Meißner, Thüringer, Ober- und Niederſachſen, Dänen und Schweden. Karl gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſeiner neuen Schule Ruhm und Aufnahme zu verſchaffen, und ſeine Stadt zum Mittelpunkt der Gelehrſamkeit in ganz Deutſchland und den angrenzenden Ländern zu machen. Er lud in einem offenen Schreiben alle gelehrten Männer und fähigen Jünglinge nach Prag; und da er die Verſprechen, womit er dieſelben an ſich zu locken bemüht war, hielt, ſo gelang es ihm, nicht nur ſogleich berühmte Lehrer, wovon die meiſten die Magiſter- und Doktorwürde zu Bologna oder Paris erlangt hatten, ſondern auch eine erſtaunliche Menge Studenten aus allen den genannten Nationen nach Prag verſammelt zu ſehen.

Unter den Gelehrten damaliger Zeit ſtanden die Nominaliſten in dem außerordentlichſten Rufe von Scharfſinn und Kraft. Sie hatten ſich nicht nur durch ihre obenerwähnten Streitigkeiten (ſo albern deren Grund auch war) äußerſt wichtig, ſondern vorzüglich durch ihre ungeſtümen und höchſt kühnen Ausfälle auf die weltlichen Anmaßungen des römiſchen Hofes, und durch ihre Schutzſchriften für Ludwig aus Bayern berühmt gemacht; und ſeit ſie dieſer Kaiſer in ſeinen Schutz genommen, und ſie an ſeinen Hof nach München gezogen hatte, war es an den deutſchen Höfen gleichſam Mode geworden, ſie in Schutz zu nehmen, und in dem Beſitze eines berühmten Mannes dieſer Art einen beſondern Ruhm zu ſuchen. Sie gaben auch allgemein unter den deutſchen Gelehrten den Ton an, und ihre Sätze und Lehrgebäude waren die herrſchenden. So wurden ſie auch auf die Univerſität nach Prag gezogen, und ihnen daſelbſt außerordentliche Vorzüge eingeräumt. Bei der Ertheilung akademiſcher Aemter hatten die Bayern, Sachſen und Polen drei Stimmen, die eingebornen Böhmen aber nur Eine, wodurch dann geſchah, daß jene Aemter auch meiſtens mit Deutſchen beſetzt wurden. Dieß verdroß die Böhmen, und wie 1308 eben wieder die erledigte Stelle eines Rektors beſetzt werden ſollte, nahm ein eingeborner Lehrer, Johann Huß von Huſinetz (ein Realiſt) Gelegenheit, den böhmiſchen Magiſtern die Sache vorzuſtellen, und mit ſolchem Nachdruck ans Herz zu legen, daß ſogleich vier der berühmtern Theologen, worunter Hieronymus von Prag war, ſich erboten haben, gemeinſchaftliche Sache zu machen. Die Deutſchen verbanden ſich ihrer Seits ebenfalls, und erklärten ſich, daß ſie eher die Univerſität, als ihre Vorrechte verlaſſen würden. Der Kaiſer Wenzel ſollte den Ausſpruch thun, und er entſchied zu Gunſten der Böhmen. Die Deutſchen konnten zwar dieſe Entſcheidung nicht ändern, aber ihre Drohung erfüllen. Sie zogen ſogleich Haufenweiſe fort, und einige tauſend Studenten, lauter Deutſche, kehrten, von ihren Lehrern geführt, in ihr Vaterland zurück, wo die Fürſten ſie mit Großmuth aufnahmen, und den Anlaß ergriffen, den Wiſſenſchaften in ihren Ländern eine unmittelbare Unterſtützung zu geben, und Univerſitäten zu errichten, wie dann in einem kurzen Zeitraume eine Menge derſelben errichtet worden ſind.

Das allgemeine deutſche Weſen begann ſeine nähere Vervollkommnung. Die Privatfehden des ſogenannten Fauſtrechts nebſt andern Ausſchweifungen, als den weſtphäliſchen Gerichten ꝛc. hörten auf, und Geſetze traten an ihre Stelle. Sitten des 15ten Jahrhunderts. Wohlſtand und Verſchönerung der Städte. Ueppigkeit und Pracht im Kleiderweſen bei öffentlichen Luſtbarkeiten ꝛc. Verbeſſerung der Kriegskunſt; Wiederauflebung der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Große Herren wurden Kenner und Verehrer großer Talente.

Das fünfzehnte Jahrhundert gehört überhaupt, in Rückſicht auf die Erſcheinung mancher der Beförderung des allgemeinen Wohles überaus günſtiger Ereigniſſe unter Deutſchlands goldene Zeitalter. In dieſem Jahrhundert wurde endlich jenen Fehden, welche ſeit dem neunten Jahrhundert die öffentliche Ruhe und Sicherheit Deutſchlands ſtörten, und jede allgemeine gute Anſtalt beunruhigten, ein Ende gemacht. Die Allgemeinheit und Zügelloſigkeit dieſer Fehden ſtieg zuletzt zu einem unbeſchreiblichen Unfug. Vergeblich beeiferten ſich ſchon in frühern Zeiten Biſchöfe und Landesfürſten, den Muthwillen derſelben auszurotten. Jene geboten, unter der Androhung des Bannes und Interdikts, zu gewiſſen geheiligten Zeiten Ruhe zu halten; dieſe ließen ſich von den vornehmſten Ständen ihrer Länder eidlich verſprechen, daß ſie innerhalb eines beſtimmten Termins keine Fehde unternehmen wollten. Jenes wurde der Gottesfriede, dieſes der Landfriede genannt. Dazu kamen verſchiedene andere Verordnungen, wodurch die Fehden unſchädlicher gemacht werden ſollten. Endlich wurden die Bündniſſe eingeführt, vermöge welchen ſich verſchiedene Städte oder Fürſten und Adelige vereinigten, um wider fremde Anfälle ſich wechſelweiſe beizuſtehen. Bei dem allen wurde im Allgemeinen nur wenig Dauerhaftes zu Stande gebracht, und zuletzt nahm ſich jeder Privatedelmann die Freiheit, einer benachbarten Stadt eine Fehde anzukünden, und ſie, und was ihr angehörte, unter dieſem Vorwande zu berauben. Man erfand ſich zum Scherz eigene Ausdrücke, um die Sache, wenn ſie gar zu häßlich war, nicht bei ihrem wahren Namen zu nennen. Auf einen Fehderaub ausgehen, hieß man einen Ritt thun, oder vom Stegreif oder Sattel leben, und dem andern ſein Vieh wegtreiben, ſich mit Kochfleiſch verſehen; und noch im fünfzehnten Jahrhundert ward das weſtphäliſche Lied: „Ruten, Roven, da en is gheyn Schande, dat doynt die Beſten von dem Lande" (Reiten, Rauben, das iſt keine Schande, dieß thun ꝛc.) geſungen. Da die Fehden überhaupt keine ordentliche Kriege, ſondern vielmehr Streifzüge, und ſohin die Truppen mit keinem ordentlichen Proviant verſehen waren, ſo nährte man ſich nicht ſelten auf Koſten derjenigen, durch deren Gebiet man ziehen mußte, und wenn man ſeinen Feind ſo verſchanzt fand, daß man ihm in der Geſchwindigkeit nicht beikommen konnte, ſo zerſtörte man gewöhnlich die Felder und Häuſer ſeiner Unterthanen. In der Fehde, welche im Jahre 1458 wider den Herzog Ludwig den Gebarteten von Bayern-Ingolſtadt, wegen der Stadt Donauwörth, welche jener in Beſitz genommen hatte, unternommen, und vom Markgrafen Albert von Brandenburg angeführt wurde, hat dieſer alle bayeriſchen Dörfer an der Donau von Rain bis nach Neuburg verbrannt, und von der Mitte des Jänners bis zu Ende des Auguſts wurden überhaupt bis auf 600 Dörfer in Aſche gelegt. Endlich wollten auch Zünfte und Innungen nachthun, was ſie Große und Kleine häufigſt thun ſahen, und im Jahre 1471 ſchickten ſogar die Schuhknechte in Leipzig der daſigen Univerſität einen Fehdebrief zu. Die größern Fürſten verſtanden ſich endlich unter ſich mit Ernſt und Nachdruck, mit Zuthun des Kaiſers, dieſen höchſt nachtheiligen Unordnungen ein Ende zu machen, und im Jahre 1495 wurde der Reichslandfriede errichtet. Die deutſchen Länder bekamen ein friedſames Vaterland, und die Landesherren würdigere Gegenſtände fürſtlicher Sorgen. Die Gerechtigkeitspflege erhielt eine beſſere Verfaſſung. Die ſogenannten Gotzurtheile (noch im Jahre 1485 war die Feuerprobe in Uebung) hörten auf, und die deutſchen Fürſten beſchäftigten ſich nun allgemein damit, daß endlich jeder Mißbrauch dieſer Art aufgehoben, und die öffentliche Sicherheit hergeſtellt werden möchte. An der Spitze dieſer Mißbräuche ſtanden die berühmten weſtphäliſchen heimlichen Gerichte, deren Urſprung dunkel und ungewiß iſt, deren Gegenwart aber fürchterlich für ganz Deutſchland geworden war. Sie waren in ihrem Urſprunge vermuthlich nichts anderes, als beſondere Gerichte oder Inquiſitionen, welche die Kaiſer beſondern Richtern übertragen hatten. Solche Richter hießen darum Freigrafen, die Beiſitzer Freiſchöpfen, (von Frei außerordentlich) der Gerichtsort hieß der freie Stuhl, und die Gerichte ſelbſt Freiding, oder Fehmgerichte (von Fehmen, jemand einen Tag beſtimmen). Sie hatten mit den karolingiſchen Sittengerichten eine große Aehnlichkeit, und wurden vermuthlich aus gleichem Zwecke zur Ausrottung ſolcher Verbrechen beſtimmt, die dem ordentlichen Richter nicht bekannt, oder bei demſelben nicht förmlich eingeklagt wurden. Sie wurden eigentlich in den weſtphäliſchen Landen zuerſt eingeführt, und der Erzbiſchof zu Köln war derſelben Beſchützer. Nach und nach wurden ſie ein eigener heimlicher Juſtizorden, deren Mitglieder (mehr oder weniger) durch alle deutſchen Länder zerſtreut, aber überall unbekannt waren. Ihre zuverſichtliche Erſcheinung trifft um das Ende des zwölften Jahrhunderts ein. Der Orden ſtellte in jeder Stadt einen Freigrafen (meiſtens die Stadtobrigkeit) auf, welcher das Recht hatte, insgeheim verſchiedene ihm bekannte und taugliche Perſonen zu Gehülfen, Beiſitzern oder Freiſchöpfen zu ernennen. Dieſe Freiſchöpfen wurden Wiſſende genannt, und ſie ſelbſt erkannten ſich einander durch gewiſſe Zeichen und Loſungen. Dieſe Wiſſenden hatten die Obliegenheit, in der Stille auf die Verbrechen ihrer Mitbürger, anfangs hauptſächlich auf Diebſtähle zu lauern, und ſich ſolche Vorfälle zu ſammeln. Wenn ſie eine gewiſſe Anzahl derſelben beiſammen hatten, ſo zeigten ſie es ihrem Freigrafen an. Sodann wurde in der größten Stille beſchloſſen, Fehmgerichte zu halten. Noch ehe der Tag anbrach, wurden die Stadtthore geſchloſſen. Man ſchlug dreimal an die Glocken. Die geheimen Richter verſammelten ſich, und der ganze Stadtrath und die Bürgerſchaft kamen ebenfalls zuſammen. Der Fehmrichter überbrachte dem Stadtrath auf einer Liſte die Anzeige derjenigen Verbrechen, über welche die Fehmrichter erkennen wollten. Der Stadtrath unterſuchte die Anzeigen der Liſte, und bezeichnete die ihm unbekannt gebliebenen Verbrechen, welche die Fehmrichter unterſuchen ſollten. Hierauf wurden diejenigen, von welchen die Fehmrichter in Erfahrung gebracht hatten, daß ihnen z. B. etwas geſtohlen worden ſey, vorgeladen. Sie mußten den Thäter nennen, oder ſchwören, daß ſie ihn nicht kennen. Wurde ein Thäter genannt, ſo wurde er ebenfalls vorgerufen; und läugnete er die That, ſo mußte er ſchwören. Wurde er das zweite Mal beſchuldigt, ſo ward ſein Eid nicht mehr angenommen, ſondern er mußte ſieben Männer ſtellen, die ſeine Unſchuld beſchworen. Traf ihn eine ſolche Beſchuldigung zum dritten Male, ſo mußte er die Probe des glühenden Eiſens beſtehen. Der ſchon gegenwärtige Scharfrichter wuſch ihm ſogleich die Hände, und beſtimmte ihm, wie weit er das glühende Eiſen in der Hand faſſen ſollte. Beſtand er nicht, ſo war er verloren. Wenn ein Vorgeladener nicht erſchien, ſo heftete eine unbekannte Hand die Vorrufung zu drei Malen an ſeine Thüre, oder man rief den Abweſenden öffentlich vor. Weigerte er ſich auch jetzt noch, an dem beſtimmten Tage zu erſcheinen, ſo wurde er für ſchuldig erkannt, und im geheimen Gericht die geheime Acht über ihn geſprochen, und von Stunde an war er den Freiſchöpfen Preis gegeben. Der nächſte beſte Freigraf, der den Unglücklichen antraf, knüpfte ihn an den erſten Baum auf, und ſteckte, zum Zeichen, daß kein Mörder, ſondern ein heimlicher Freiſchöpfe der Thäter ſey, ein Meſſer dazu. Die Freiſchöpfen waren, wie leicht zu erachten, zum unverbrüchlichſten Stillſchweigen angehalten, und welcher das Geringſte ausgeſchwätzt hatte, wurde von den andern ſogleich verurtheilt, und ſieben Fuß höher als andere aufgeknüpft. Doch trug ſichs manchmal, wenn der Verurtheilte der Freund eines Freiſchöpfen, oder wenn dieſer etwa für ſich beſſer überzeugt war, daß dem Verurtheilten zu viel geſchehe, zu, daß der verborgene Freiſchöpfe es für erlaubt hielt, dem Unglücklichen von dem ihm bevorſtehenden Schickſale Nachricht zu geben. Da er ihm geradezu keine Warnung geben durfte, ſo bediente er ſich zu dem, welchen er retten wollte, des ungefähren Ausdruckes: „Anderswo iſt auch gut Brod eſſen,“ womit er ihm zu verſtehen gab, daß er nicht ſäumen ſollte, durch die Flucht ſich zu retten. Wie tauſend andere Anſtalten, welche in ihrem Entſtehen eine politiſche gute Abſicht hatten, ſo verfiel auch dieſes heimliche Gericht in einen Abgrund von Unfug und Muthwillen. Es wurde zuletzt jedem Privatmanne fürchterlich, und ſelbſt großen Fürſten überläſtig. Dieſer geheime Orden hielt ſich überall ſeine verborgenen Wiſſenden, und forderte die Unterthanen aus dem Schooße der Landesherren vor ſeinen Richterſtuhl. Dieſe kehrten verſchiedene, wiewohl lange Zeit vergebliche, Mittel dagegen vor. Die Kaiſer, an welche ſie ſich wegen der Aufhebung derſelben wendeten, wollten ſie zwar verbeſſern, aber nicht aufheben. So erklärten ſich und handelten die Kaiſer Rupert, Sigmund, Friedrich III., und noch Maximilian I. Es ſcheint, als hätten ſie dieſe Gerichte, die ihre Gewalt von den Kaiſern erhalten zu haben behaupteten, noch immer für eine Gelegenheit angeſehen, in den Ländern der Reichsſtände einigen Einfluß behalten zu können; aber die Rechte dieſer letztern waren zu offenbar; die Eingriffe in dieſelben wurden zu unleidentlich, und zerſtörten ſich ſelbſt.

Was die Sitten und Gebräuche betrifft, ſo gieng mit einigen Dingen ſeit vielen Jahrhunderten keine Hauptveränderung vor, indem keine gegentheilige Hauptbegebenheit oder neue Erfindung vorgegangen war. So blieben Turniere und die mit denſelben verbundenen Begriffe ſeit dem eilften und zwölften Jahrhunderte noch immer die Bildungsſchulen des Adels, und die Vertheidigung und Befreiung geängſtigter und mißhandelter Damen gehörte noch immer unter die glorreichſten Unternehmungen eines Ritters; und die damaligen Dichter ſangen noch immer von Rieſen und Zauberern (böſen Ehemännern oder Entführern), welche von guten und tapfern Rittern aufgeſucht und beſiegt worden ſind. Die Turniere wurden dennoch immer und im ganzen Ernſte für die beſte Zuchtſchule gehalten; und der Erzbiſchof Ditmar von Mainz verſicherte im Jahre 1480 dem Pabſte Sixtus, daß dergleichen Spiele weder aus Prahlerei, noch ſonſt aus einer unzuläſſigen, ſondern vielmehr in der löblichen

Abſicht angeſtellt würden, damit ſowohl militäriſche als andere Verbrechen gerügt, und die Schuldigen durch die Ausſchließung von der Ehre des Turniers gebeſſert würden, wie dann durch dieſes Mittel nicht Wenige auf den beſſern Weg zurückgebracht worden wären. Kein Hoffeſt, keine Zuſammenkunft des Adels geſchah ohne Turnier. Der Adel am Rheinſtrome, ingleichen in Bayern, Schwaben und Franken, war der Turniere wegen in Verbindung getreten, und ein großer Fürſt mußte ſeines Anſehens wegen öfters dergleichen halten. Zuweilen kamen berühmte Kämpfer aus fremden Ländern, die jeden der Anweſenden herausforderten. Ein ſolcher war der franzöſiſche Ritter, Klaudius Barre, der auf dem Reichstage zu Worms 1495 die ganze deutſche Nation herausgefordert, den aber der Kaiſer Maximilian I. ſelbſt beſtanden und niedergeworfen hat. In dem äußern Wohlſtande des Lebens aber hat ſich, außer den gewöhnlichen Fortſchritten zur Verſchönerung, Schwelgerei und Ueppigkeit, noch mancher Zuwachs und manche Ausdehnung ergeben. Lange unterſchied ſich der zum Ritter erhobene Edle von allen nicht ritterlichen Leuten dadurch, daß ihm allein erlaubt war, Gold, Silber, Seide, Purpur und Pelzwerk (wovon das Koſtbarſte aus den preuſſiſchen Wäldern kam) zu tragen; er trug daher einen mit goldenen oder ſilbernen Buckeln gezierten Gürtel, goldene oder ſilberne Sporen, deren Werth eben dadurch erhöht wurde, weil nur er ſie tragen durfte. So war es auch mit dem ſogenannten Grauwerk, womit man die Kleider und Mäntel verbrämte. Niemand, als wer wirklich zum Ritter geſchlagen war, durfte ſich dieſer Zierde bedienen; und Kaiſer Heinrich V. glaubte, den Conſuln oder Vorſtehern der Kaufleute aus Bremen und Lübeck eine beſondere Gunſt zu bezeigen, da er ihnen im J. 1111 in Rückſicht ihres ausgebreiteten Handels die Erlaubniß gab, ihre Kleider und Mäntel ebenfalls mit Grauwerk zu zieren. Eben dieſer, durch die Kreuzzüge und andere Unternehmungen beförderte Handel und erfolgte Reichthum mußte nothwendig eine große Aenderung der häuslichen Lebensart nach ſich ziehen. Die reiſenden Kaufleute, und eben ſo auch die Ritter, lernten fremde Gebräuche und verſchiedene Bequemlichkeiten kennen, die ſie bei ihrer Zurückkehr beibehielten und nachahmten. Da aber der Geſchmack einer einfachen und wahrhaft verfeinerten Lebensart noch nirgends zu Hauſe war, ſo trachtete man, indem man eine, ſeiner Geburt oder ſeinem Vermögen anſtändige Pracht und Bequemlichkeit ſuchte, nach ſchwelgeriſchen und üppigen Zierden, bei welchen überdieß ſehr viele Steife und Plumpheit mit unterlief. Eben die Herren, welche Pelze von Zobel, Hermelin, ſchwarzen Füchſen, Mardern u. dgl. trugen, und dieſelben mit Gold- und Silberſtücken, mit goldgeſticktem Taffent, ganz, wenigſtens mit Sammet oder Atlas fütterten, verbrämten ihre Kleider mit Juchtenleder und Saffian; und wenn die Kleider nur vielen Schwulſt und viele Koſtbarkeiten hatten, ſo glaubte man, das Schönſte dieſer Art erreicht zu haben. Große Herren und Damen hatten zuweilen den Saum ihres Kleides mit kleinen, ſilbernen oder goldenen, Schellen behangen, um ihren Gang von Ferne bemerkbar zu machen, und von dem niedern Adel ſich auszuzeichnen. Man hatte ſogar Schuhſpitzen mit Schellen, und Scepter, die man ſchüttelte, um einen Klang zu erwecken. So wie ſich die Bürger allgemach die Freiheit, und die Rechte der Freien erwarben, verdoppelten ſie ihren Eifer, ſich auch im äußerlichen Putze und Aufwande den Freien an die Seite zu ſetzen. Reiche Bürgersfrauen trugen nunmehr, gleich den Edelfrauen, lange und weite Mäntel von feinem Tuch, welche mit Gold oder Seiden verbrämt, auch wohl ganz durchwirkt waren. Der gewöhnliche Kopfputz war ein Schleier oder Tuch, das an den Seiten und hinten hinab hieng. Statt den heutigen Stecknadeln beſeſtigten ſie ihre Kleider mit Bändern, Hacken, Häftlein, Oechſen, und Stiftchen von Holz, Silber und Gold, worauf häufig kurze Denkworte ernſthaften oder zärtlichen Inhalts angebracht waren, z. B. „In Ehren liebet sie mich," oder: „Ich din, DV Min Lieba" (Ich dein, du meine Liebe [Leben]). Da bei der Entſtehung der Städte, und noch im zehnten Jahrhundert, ein Paar Holzſchuhe eben kein unartiges Geſchenk war, womit ein Bräutigam der Braut ſeine Verehrung bezeigte; ſo trug ſchon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts alles, vom Bürgermeiſter bis zum geringſten Bürger herab, Schuhe von Leder, und nicht ſelten von Corduan. Zu Pferd (wenn man auf Reiſen war) trug man Bundſchuhe oder Halbſtiefel, einen kurzen Rock, und über denſelben einen Mantel. Noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert pflegte alles zu reiten, und ſelbſt die vornehmſten Damen ritten nach Hof ꝛc. Die Gaſtmähler waren nicht weniger üppig, und ſchon um das Jahr 1232 wurde zu Braunſchweig durch den Rath daſelbſt bei großer Strafe verboten, daß Jemand mehr Gäſte, als etwa zu ſechzig Schüſſeln haben ſollte. Aehnliche Verbote wurden von Zeit zu Zeit in verſchiedenen Ländern wiederholt; ſo wurde z. B. im Jahre 1335 durch den Stadtrath zu Berlin verboten, daß auf einer Bürgerhochzeit (jedes feſtliche Gelage hieß damals Hochzeit) den Gäſten mehr, als fünf Gerichte und vierzig Schüſſeln gegeben, und zu einer Schüſſel mehr, als zwei Perſonen gerechnet werden, den Bedienten und Aufwärtern aber nur zehn Schüſſeln, und den ſechs verſtatteten Spielleuten drei Schüſſeln erlaubt ſeyn ſollen. Die eigentliche Epoche der großen Schwelgerei begann nach jenem um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entſtandenen allgemeinen und ſchrecklichen Menſchenſterben, wo die Uebriggebliebenen die Güter der Verſtorbenen geerbt, und, derſelben ungewohnt, ſich um ſo mehr Mühe gegeben haben, ihre Reichthümer durch Pracht und Wohlleben zu genießen, als ſich, unmittelbar nach dem genannten Sterben, die Magiſtrate angelegen ſeyn ließen, die vorhandenen Menſchen zu ermuntern, und ſie den Verluſt ſo vieler Mitbürger vergeſſen zu machen. Die Schwelgerei und Ueppigkeit ſtiegen in kurzer Zeit zu einem unglaublichen Grade. Schon vorher wußten große Herren nicht mehr, wie ſie ſich und ihre Frauen kleiden ſollten, um von andern unterſchieden zu werden, und ſie nahmen zu zwei Dingen gleichſam ihre Zuflucht. Das erſte beſtand darin, daß ſie ſich in Goldſtoff kleideten, und das Kleid über und über mit Perlen und Steinen gleichſam bedeckten. Als der

Markgraf Albrecht von Brandenburg im J. 1431 eine Tochter ausheirathete, und dieſe durch Augsburg zog, heißt es: „So prachten dem Freylein herliche klaider, die gar koſtlich und zierlich warn, man legt ir an ein rock der was vol von gold ſo ſchwer, als in an hett er ſtund ſtarck uffrecht vor eytl gold und was lanng.“ Der zweite Einfall, womit ſich groſe Herren und Damen von andern Leuten auszuzeichnen ſuchten, war, daß ſie bei einer und derſelben Feierlichkeit ihre Kleider öfter wechſelten. Je mehr nun die Herren und Frauen von gemeinerem Range ſich zu den vornehmern hinauf trugen, deſto größer nahmen dieſe ihren Vorſprung, und dieß ereignete ſich hauptſächlich, wie die Chronik ſagt: „Und darnach als das Sterben, die Geiſelfahrt, Römerfahrt, Judenſchlacht ein End hatte, da hub die Welt wieder an zu leben, und fröhlich zu ſeyn, und machten die Mann neue Kleidung. Die Röck waren unten ohne Geren, und waren auch abgeſchnitten um die Lenden, und waren die Röcke einen Spannen nahe über die Kniee. Darnach macheten ſie die Röck alſo kurz, eine Spann vnter dem Gürtel. Auch trugen ſie Hoicken, die waren all umb rund und ganz, das hieſſe man Glocken, die waren weit lang und auch kurz. Da giengen lange Schnebel an den Schuhen. Die Frauen trugen weite

Hemde ausgeſchnitten, alſo, daß man ihnen die Bruſt beinahe halb ſahe." — „In derſelben Zeit, heißt es weiter, war der Sitt von der Kleidung verwandelt, alſo wer heut ein Meiſter war von den Schneidern, der war über ein Jahr ein Knecht." Da hierbei eines das andere zu übertreffen ſuchte, und jedes ſeinen Einfällen folgte, ſo iſt leicht zu erachten, wie viel Abentheuerliches zum Vorſchein gekommen ſeyn mag. In einer ſalzburgiſchen Synodal-Verordnung heißt es: „Als gezünde etwe vil zeit in den landen Hie und ettlichen in dem Erzpiſtumb zu Salzburg ſtraflichew gewohnhait, und gar ein unzimbahr ſitt iſt geweſen an gewant und an der wat Als ettlich frawn getragen habent Und als man noch ettlich frawn tragen ſicht unziemleich lang röckh und mantel dy in werr auf die erd und in den ſtawb nach chrerent und rokh dy oben zwiſchen der ſchulter wol aufgeſniten und offen ſind das man bis auf halben rükk ploſſen leyb ſicht Und das Har mit groſſen yn geflochten wülſten und chrawzling über die ſtiern aufgepunden dy vor Hoch auf chappfen als dy hörner und darüber pinden oder legen chürzz und ſmal ſlayer und gepend das in der nackh Hinden ganz plekcht und von verren ze ſehen ſind als ſy zway angeſicht haben aine vor das ander Hinden das alles gar choſtpar iſt, und gros guet daran unzimlich uerfüert wiert und vil menſchen damit zu ſünden geübet und geraizet werden u. ſ. w." Damen ſuchten auch eine beſondere Zierde darin, das Haar gelb zu färben, und in die Länge zu ziehen, wozu ſie ſich häufigſt falſcher Haare bedienten. „Es ziehen die Weiber jetzt hin und her wie Mannen und henken das Haar dahinten ab bis auf die Hüft mit aufgeſetzten Paretlein und Hütlein gleichwie die Mannen." Bei fürſtlichen Hochzeiten, und andern größern Feierlichkeiten, als Turnieren, Einzügen u. dgl. wurde die Kleiderpracht und überhaupt das Gepränge und der Aufwand ins Unglaubliche getrieben. Zu den Hochzeiten großer Herren wurden nicht nur alle Adelige der Landſchaft, worin ſie vorgiengen, ſondern auch Prinzen und Herren der entfernteſten Länder geladen; ſo ward auf die Hochzeit des Herzogs Georg von Bayern-Landshut ſogar der König von Spanien nebſt dem Pabſte geladen. Wirklich erſchienen eine große Anzahl der erſten Fürſtenperſonen, als der Kaiſer Friedrich III., der Erzherzog Maximilian, der Kurfürſt von Brandenburg u. dgl., und es kamen allein an Reitpferden 5945 zuſammen, welche alle, während des Aufenthaltes ihrer Herren, und auf der Her- und Hinreiſe frei gehalten wurden. Was das Kleid betrifft, ſo „Hett die Kuniginn (Braut und Tochter des Königs Kaſimir III. von Polen) auf denſelben Hochzeit tag ain koſtlich klaid auf poloniſchen Sitten gemacht, das was ain Motter weitter Attlaſſer Rockh mit weytten lanngen Ermelln, derſelb Rogckh was gantz aus mit koſtlichen Berlin geſtickt und Hett auf dem Haupt ein dünn Tuech, und darauf ein koſtlich Kron mit edelin geſtain, und trueg umb den Halls ein koſtlich Halsbandt auch von Edelin geſtain, und darzue ein koſtlich Hefftl. Item ſo trueg der preittgam an ſolchem tag ain koſtlich ſilbreine Schawben (Mantel) an, und auf dem Haubtt einen Huett ſeiner bemelten Varib, darynn weiſs koſtlich Raiger Vedern und daran ain koſtlich Häfftl was, und umb denſelben Huett einen großen kranntz mit vil groſſer perlin und edelin geſtain, der ob den hundert tawſent guldin durch die Abentewrer (Kaufleute, Juweliere) werdt ze ſein geachtet wardt.“ Bei ſolchen Gelegenheiten waren aber nicht nur die Herren und Damen, ſondern auch ihre Knappen, und die Pferde, warauf ſie ſaßen, auf das Prächtigſte herausgeputzt, und mit den koſtbarſten Decken behängt. Mit dieſer Pracht in Putz und Kleidern ſtand die Schwelgerei der Tafeln im Verhältniſſe. Zu Anfang einer Mahlzeit wurden Schaueſſen aufgeſtellt. „Auf denſelben Tiſch (heißt es von der Hochzeit des Herzogs Georgs) Haben Hertzog philipps pfallzgraf und Marggraf Friedrich von Brandenburg das Erſt Eſſen tragen, darynn knaben die ſungen ſaſſen, die andern Eſſen Hat des Türgkiſchen kayſers Brueder tragen, So iſt Graf Hawg von Werdenberg vnd andre Herren vor dem Eſſen gangen, So Hatt Graue Ulrich von Werdenberg auff den bemelten Tiſch fürgeſchnitten." Die Damen pflegten bei ſolchen Feierlichkeiten nicht mit dem Mannsvolke an Einem Tiſche, ſondern immer in einem abgeſonderten Zimmer allein zu ſpeiſen. „Item, heißt es bei der eben genannten Hochzeit, Inn der kuniginn Stuben Ihrer bemelten Herberg Sind fünnff Tiſch geſeztt worden. An den Erſtenn und obriſtenn tiſch Saſs die kunigin Am Wirdigſtenn ortt, Marggraf Albrechts Gemahel darnach an der anndern ſeitten, die alltt fraw von Sachſen wittib am andern ortt, Herzog ludwigs Gemahel an Irer ſeitten u. ſ. w." Und dieß geſchah, theils weil man es für unanſtändig hielt, daß Damen ſo hoch ſchmauſen und trinken ſollten, wie Männer (auf die Damentafel wurde daher immer nur die Hälfte von Speiſen geſetzt), theils weil nicht ſelten unanſtändige Vorfälle ſich ereigneten, wenn die Männer berauſcht murden. Das ſtarke Trinken war, wie bei andern nördlich liegenden

Völkern, von jeher ein eigener Zug der Deutſchen, und wie durch die Ritterſitten die Geſelligkeit und das öftere Schmauſen zunahm, wurde es beinahe in ordentliche Geſetze gebracht. Man ſchloß von dem Trinken des Mannes auf ſeine Kraft und Stärke, und that ſich auf die Ehre, einen andern niedergetrunken zu haben, eben ſo viel zu gut, als auf die Ehre, ihn in einem Kampfe überwunden zu haben. Das Seltſamſte war, daß dieſem Unfug ſchwerlich ein Ritter entgehen konnte, weil es Sitte geworden war, jedem der Anweſenden zuzutrinken, und den Becher zu leeren, wozu ſchon ſehr viele Uebung gehörte. Ein großer ſchwerer Becher war daher das gewöhnlichſte Geſchenk, wenn man Jemanden ehren wollte. Bei zahlreichern Gelagen ſoff man den Wein wie Waſſer, und der Hauswirth war höchſt mißvergnügt, wenn nicht wenigſtens die meiſten von ſeinen werthen Gäſten um den völligen Gebrauch ihrer Sinne kamen, und unter den Tiſch ſanken. Doch waren nicht alle Länder der Trinkkunſt gleich mächtig, und die Bayern, Schwaben, Franken und Oberrheinländer wurden nur neue Trinkländer genannt, indeſſen die Niederländer, die Sachſen, die Mark den Ruhm behaupteten, uralte Trinkländer zu ſeyn. Zu Gaſtereien (und überhaupt zum Bedürfniſſe der täglichen Unterhaltung) gehörten allerlei Narren und Poſſenreiſſer, dergleichen ſich jeder nur etwas begüterte Edelmann zum Staat hielt, die Fürſten aber ihrer ſtets eine Menge hielten. Dieſe Leute trugen die Livree ihrer Herren, und waren derſelben ſogenannte gebrödete Schalksnarren. Zu Feierlichkeiten und Gaſtereien ſchickten die großen Herren ſie einander zu; man verſchrieb auch ſolche, die Meiſter im Poſſenreiſſen waren, bei ſolchen Gelegenheiten, ſo wie man jetzt große Sänger und Sängerinnen aus Italien zu verſchreiben pflegt. Manche waren mit dem Titel eines Narren zufrieden, und zogen dann als Titularnarren überall herum, und bettelten mit ihren Poſſen. Sie ſpielten auch wohl Komödien, und ſangen Lieder. Da die Sache ein ordentliches Gewerbe und eine Brodſache geworden war, ſo gab es auch Frauenzimmer, die um den Dienſt gebrödeter Närrinnen baten, und dergleichen erhielten. Ihre große Anzahl mußte zuletzt ſogar durch Reichsſchlüſſe beſchränkt werden. Sie waren die Seele in den Vorzimmern, und bei den Tafeln der Großen, wo es, wie die Chroniſten anmerken, (ungeachtet es nie an Schmarozern und Tiſchfreunden fehlte) ungemein langweilig und trocken zu werden anfieng, ſeit die Narren anfiengen aus der Mode zu kommen. Dieß geſchah (aber nur im Allgemeinen und in Rückſicht der Livree) erſt ſpät im ſechzehnten Jahrhundert, wo dann Zwerge und Zwerginnen, und andere derlei Leute, an der Vorigen Stelle gekommen ſind. Ermunterung und Fröhlichkeit war die allgemeine Beſtrebung vornehmer und reicher Leute dieſer Zeiten. Sie ſtifteten ſogar verſchiedene Orden, dergleichen der Geckorden war, um das geſellige, biedere und gaſtfreie Weſen zu üben und zu befördern, und man muß geſtehen, daß ſie ſich (das Uebermaß im Trinken u. dgl. abgerechnet) ungleich beſſer als ihre Nachkömmlinge, auf die ſchöne Kunſt verſtanden, die Geſelligkeit aufzumuntern, ihre Zuſammenkünfte in Freuden zu verwandeln, ihre Freuden zu verſüßen, den Ernſt aufzuheitern, Verdruſſe wegzulachen, die Langeweile des Lebens auszufüllen, und die Bürde des Lebens mit weiſem Leichtſinn, mit Scherz und Jauchzen zu tragen.

Dieſe Lebensart der Vornehmen wurde durch alle Stände nachgeahmt, und aus verſchiedenen Verordnungen, welche im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert in allen deutſchen Ländern erlaſſen, und wozu noch verſchiedene ſogenannte Reichsabſchiede geſetzt wurden, läßt ſich ſchließen, wie weit der Uebermuth im Eſſen und Trinken und Kleidern geſtiegen ſeyn muß. Unter den Bieren war ſchon um das Jahr 1482 das Kloſterbier, oder das ſogenannte Paterbier, als das beſte bekannt; aber auch gemeine Leute begnügten ſich nicht damit, und eine um das eben gedachte Jahr erlaſſene ſächſiſche Verordnung befiehlt, daß ſie bei Gaſtmahlen nicht mehr als zwei und drei Arten von Wein geben ſollen. Von ihren ehemaligen Gelagen ſind noch manche Spuren vorhanden. So tragen noch heut zu Tage einige Zünfte bei dem feierlichen Aufzuge an ihren Jahrtagen die Kandeln (zinnerne Krüge) in den Händen; ſo tragen andere einen ſogenannten Willkomm (eine große zinnerne Kanne) mit ſich, und das Zubringen beim Trinken iſt z. B. in Bayern bei dem gemeinen Manne, der ſich beinahe bei jedem Trunke der Worte: „Ich bringe dir's“ bedient, noch dieſe Stunde in Uebung. Unter den Spielen war das ſogenannte Landknechtsſpiel (Landknecht, Landſoldat) ſehr in Uebung, und wider das Kartenſpiel kamen bereits im vierzehnten Jahrhundert einſchränkende, oder gänzlich aufhebende Verordnungen heraus. In Rückſicht auf die Einführung des Kartenſpiels, welches eine kriegeriſche Erfindung zu ſeyn ſcheint, haben die Deutſchen die kriegeriſche Idee vor andern Nationen beibehalten, und aus den Bildern den König, Ober und Unter, oder den General, den Ober- und Unterofficier (welche ehedem auch Ober- u. Untermann genannt wurden) gemacht. Die Farbenblätter ſollten urſprünglich vier Stände einer Nation bedeuten. Die Schellen (ehemals der Schmuck der Fürſten) bedeuteten den Adelſtand; die Herzen zeigten das untadelhafte Herz des geiſtlichen Standes an; Grün den Nahrungsſtand, und die Eicheln (oder Eichenholz) bedeuteten den ehemaligen Stand der Knechte. Die ſpaniſchen Originalſpiele, das l'Hombre, Quadrille (Quadrille, eine Bande Ritter bei dem Turnieren, Matadores die Sieger wurden, ſo wie das Schachſpiel, das Würfeln, ebenfalls bald, und ſchon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts bekannt. Ein allgemein beliebtes Spiel war das Vogelſchieſſen, wobei ſich die geübtern und berühmten Schützen (wie heut zu Tage bei dem Büchſenſchieſſen) in zahlreichſter Menge verſammelten. Ueberhaupt war das Leben in Städten ein Sammelplatz von täglichen Freuden und Beluſtigungen, aber auch beſonders in Handelsſtädten, ein Sammelplatz von Uebermuth und wilden Ausſchweifungen. Die Handelsleute, welche ſich bei Gelegenheit der Kreuzzüge manche Jahre in Aſien befanden, und häufig an die Lebensart der Aſiaten ſich gewöhnten, verfielen nicht ſelten auf den Muthwillen, dieſelben bei ihrer Zurückkehr nachzuahmen. Bei den bremiſchen

Kaufleuten z. B. war es Mode, ſich mehrere Weiber zu halten, und im dreizehnten Jahrhundert finden ſich ſchon Spuren von Kupplerinnen, welche aber hart beſtraft wurden. Da aber bei der außerordentlichen Volksmenge und bei der großen Anzahl von Fremden, und bei dem Uebermuthe der Adeligen eine plötzliche gewaltſame gänzliche Unterdrückung der herrſchenden Zügelloſigkeit noch viel ſchlimmere Folgen und Uebel befürchten ließen, ſo wurden in ſehr vielen deutſchen Städten z. B. Nürnberg, Braunſchweig ꝛc. Gemeinhäuſer geduldet, worin die ſich daſelbſt einfindenden Weibsleute (öffentliche Frauen, Gemeinfrauen, Huren genannt) unter der Aufſicht einer ältern Gemeinfrau beiſammen wohnten. Sie waren ehrlos, und mußten, wie z. B. zu Braunſchweig, den Scharfrichter beſolden. Dieſe Anſtalten wurden in manchen Städten ſehr ſpät, und wie man auf beſſere Sitten rechnen zu können glaubte, abgethan. Was auch eben von der Zucht und Ehrbarkeit der Ritter geſagt worden, iſt meiſtens in Hinſicht des ehrbaren Frauenzimmers zu verſtehen, deren guten Ruf und Ehre zu verletzen um ſo mehr ein gräuelvolles Verbrechen geworden iſt, je größer das Beſtreben ordentlicher adeliger und bürgerlicher Familien geweſen, ſich von dem Geſinde der Frauenzimmer, auf deren

Entehrung eben kein brandmarkender Schimpf geſetzt war, zu unterſcheiden, und der erhabenern Klaſſe von Frauenzimmern, deren man ſich nur mit Ehrfurcht nähern dürfte, beizugeſellen. Die Frauenzimmer der Adeligen und der vermöglichern Bürger hatten daher gewöhnlich im Hintertheile des Hauſes eigene, von der Straße abgeſonderte Wohnungen (Dürniz), und ſie wollten durchaus bei allen Gelegenheiten dafür angeſehen ſeyn, daß ſie unter einem beſondern Schutze und der Obhut ihrer Familien ſtehen. Es war daher eine Art von auffallender Frechheit, ohne Schleier, oder ohne Begleitung zu gehen, oder ſich am Fenſter ſehen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe läßt ſich jene ſchamhafte Züchtigkeit, durch welche junge Leute von verſchiedenem Geſchlecht in ſittſamer Entfernung gehalten wurden, und jener weibliche Anſtand, bei welchem ein Händedruck von Seiten des Mannes ſchon zu frei, und entgegen von Seiten des Frauenzimmers ein Kopfnicken, eine bloße Begrüßung ſchon eine große Gunſtbezeugung war, erklären. So heißt es von einem ſolchen Mädchen, das auf langes Bitten der vornehmſten Herren vom weltlichen und geiſtlichen Stande ihrem Geliebten endlich ihr Nadelgehäus überreichte:

„Sie baten ſi vaſte eteswas geven mir
Des ſi an ir lange het gehan
Alſo warf ſi mir ir Nadelbein dort her
in ſüſſer Ger balde ich es nahm
Si namen mirs und gabens ir wider do
Und irbaten ſi das Si mirs lieblich bot
in ſender Not wart ich ſo fro.“

Von einem andern Mädchen, das von dem von der Vogelweide ein Sträußchen empfieng, heißt es:

„Sl nam das ich ir bot
einem Kinde vil gelich das ere hat
ir Wangen wurden rot
Sam die Roſe da ſi bei den Lilien ſtat
des erſchamten ſich ir liechten Ougen
do neig ſi mir vil Schone
das wart mir zu lone.
Wirt mirs icht mer das trage ich tougen.“

Jede Bürgersfrau war höchſt eiferſüchtig, in dem Punkte weiblicher Zucht und Ehre eben ſo viel werth, und der nämlichen Ehrfurcht, welche edeln Damen zukam, würdig geachtet zu ſeyn, und mancher gegentheilige Vorfall wurde nur zu ernſthaft aufgenommen. Der Geheimſekretär des Erzbiſchofs Dietrich von Magdeburg fragte zu Berlin (im Jahre 1364) auf dem Wege nach einer Badſtube, eine ihm begegnende bekannte Bürgersfrau im Scherze, ob ſie ihm beim Baden Geſellſchaft leiſten wollte. Die Frau glaubte ſich dergeſtalt beleidigt, daß ſie darüber beim Stadtrath eine Klage anbrachte. Der Rath und die Bürger ließen den Sekretär von der Tafel des Herzogs von Sachſen wegholen, und durch den Scharfrichter enthaupten. Man kann aus dieſer hohen Meinung des Frauenzimmers von ſich, und der Ehrfurcht für dasſelbe, Wahrhaftigkeit deſſen erklären, was oben vorgekommen iſt. Als ein beſonderer Zug der Sitten dieſes Zeitalters verdient angemerkt zu werden, daß bei allem Schwulſt und Prunk in äußerlichen Dingen die Titulaturen noch ſehr einfach waren. Mit dem Titel „Gnaden, gnädiger Herr“ nahmen noch zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts die größten Herren vorlieb. Der Titel vir illustris (Durchlaucht), in ſo weit es einen ſelbſtbeleuchteten, ſelbſtregierenden, von der Angehörigkeit unter eine höhere Macht nicht beſchatteten Mann und Herrn anzeigt, war ſchon in den älteſten Zeiten bekannt. Zum Zeichen perſönlicher Ehre, Freiheit und Hoheit kommt in den Titulaturen der Ausdruck Hochgeboren (womit die größten Herren beehrt werden), Wohlgeboren, Edelgeboren ꝛc. häufig, und um ſo häufiger vor, als es neuerdings Mode geworden, die Niedrigkeit ſeiner Geburt (wenn ſie gleich frei iſt) für Erniedrigung zu halten, und ſich durch einen Titel in Achtung zu ſetzen. Der neuere Titel Excellenz ſcheint mehr für Gelehrte, als für Staatswürden erfunden worden zu ſeyn. In Rückſicht der Frauenzimmer war der Titel Jungfer und Frau noch zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts bei Fürſtinnen und Gräfinnen üblich und ehrenvoll.

Die deutſchen Städte hatten im fünfzehnten Jahrhundert bereits einen ſolchen Wohlſtand erreicht, daß der berühmte Aeneas Sylvius ſie in Rückſicht auf ihre Bauart und äußerliche Schönheit eben ſo ſehr über die Städte der meiſten europäiſchen Länder erhebt, als ſie über dieſelben durch ihren innern Wohlſtand erhoben waren. Die Deutſchen blieben ſeit der Hanſee noch immer die größten Handelsleute, und ſo, wie die Hanſee überhaupt, kam (wenigſtens anfangs) vielen Städten auch das Stapelrecht (Stapel, Waarenniederlage) vortrefflich zu ſtatten. Vermöge dieſem Recht mußten fremde Kaufleute, wenn ſie durch eine Stapelſtadt ihre Waaren führten, dieſe abladen, und eine beſtimmte Zeit feil haben, und einheimiſche Arbeiter oder Verleger mußten alles in das gemeine Waarenlager liefern. Städte, welche das Stapelrecht genoſſen, befanden ſich meiſtens an den Hauptſtrömen Deutſchlands;

am Rhein hatten es Straßburg, Speier, Mainz und Köln; an der Moſel Trier; an der Donau Ingelſtadt, Regensburg, Paßau und Wien; an der Oder Breslau, Frankfurt und Stettin; an der Elbe Pirna, Magdeburg und Hamburg; an der Weſer Bremen und Minden; an der Saale Halle. Landſtädte hatten ein ähnliches Recht, der Straßenzwang genannt, vermöge welchem die Waaren, die aus gewiſſen Ländern ankamen, durch ſie geführt werden mußten. Unter den anſehnlichern Handelsſtädten hatte ſich Nürnberg beſonders hervorgethan. Dieſe Stadt wetteiferte gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit den blühendſten Städten von Europa. Sie zählte damals über 52000 Einwohner, von welchen Aeneas Sylvius ſagte, daß die Könige von Schottland ſich glücklich ſchätzen würden, wenn ſie ſo gut leben könnten, als ein mittelmäßiger Bürger dieſer Stadt. Wenn dieß gleich übertrieben ſeyn mag, ſo war doch viel an der Sache. Ihre Häuſer glichen Palläſten, und ihre meiſten Hausgeräthe waren von Silber und Gold. Sie handelten anfangs bloß mit Putzwaaren, Kunſtſachen, und ſogenannten kleinen Waaren nach Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Bayern, Italien und den Niederlanden, ließen aber um die Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Weber aus Schwaben kommen, und ſie ſollen die Erſten geweſen ſeyn, die ordentliche Fabriken anlegten, und dieſelben mit ordentlichen Maſchinen verſahen. Es gab auch in ihrer Gegend viele Eiſenhämmer, Schmelzhütten und andere Werkſtätte dieſer Art, und wie ihr Handel recht im Flor war, giengen ihre Waaren nach England, Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, Polen ꝛc. und bis in die Levante, und es wurde zum Sprichwort: „Nürnberger Hand geht durch alles Land.“ In Deutſchland ſuchten ſie ihren Handel dadurch auszubreiten, daß ſie theils kaiſerliche Zollbefrelungen erhielten, oder darüber mit verſchiedenen Fürſten und Städten z. B. mit Eger, Bern, Regensburg, München, Chamb, Heilbronn u. dgl. wechſelſeitige Verträge errichteten. Bei der Ankunft der zollfreien Kaufleute wurden zum Kennzeichen verſchiedene Ceremonien beobachtet. Der Magiſtrat oder die Marktvorſteher zogen denſelben bis unter das Stadtthor entgegen, und nahmen ein Geſchenk in Empfang, das der erſte ankommende fremde Stadtbürger liefern mußte. Dieß beſtand in einem Pfund Pfeffer, einem Paar weißen Handſchuhen, und einem weißen Stab. Dann zogen die fremden Kaufleute feierlich ein, und die Marktvorſteher wurden auf Koſten der zollfreien Stadt bewirthet. Ein ähnlicher Wohlſtand und gleiche Verfaſſungen waren bei andern Reichsſtädten, z. B. Augsburg, vorhanden.

Unter die Dinge, mit welchen in eben dieſem Zeitalter eine große Veränderung, und manche wichtige Verbeſſerung vorgegangen iſt, gehört, ſowohl in Rückſicht neuer Erfindungen, als der daher entſtandenen neuen Ordnungen, das Militärweſen. Noch tief im vierzehnten Jahrhundert waren das Schwert, die Lanze und Pfeile die vornehmſten Waffen des einzelnen Streiters, wozu noch zur eigenen Schirmrüſtung der Schild, der Helm und das Panzerhemd kamen. Die Lanze, welche oben mit einem Wimpel geziert war, hieß ein Gleve. Wenn ein Ritter zu einer Privatfehde zehn Gleven oder Helme, das iſt, zehn andere Ritter, deren ein jeder von zwei Knappen begleitet wurde, aufbringen konnte, ſo hieß er ein Anführer oder Bannerherr. Nebſt der Gleve führte der Ritter noch einen Wurfſpieß, einen Dolch, einen Streithammer, und gewöhnlich auf alle Fälle mehrere Schwerter. Das Panzerhemd, unter welchem ſich ein mit Flachswerk oder zähen Lumpen durchnähtes Wammes befand, war aus metallenen Schuppen und Ringen verfertiget. Da dieſe Rüſtung, zumal wegen des zu warmen Wammes, ſehr beſchwerlich war, ſo wurde das Panzerhemd in der Folge mit einem aus Eiſenblech verfertigten Harniſche vertauſcht. Dazu kamen noch der Gürtel, ein Paar, meiſtens goldene, Sporen, und vor allem der, gewöhnlich verblechte, Handſchuh, welcher, als das gewöhnliche Unterpfand des Ritters, ein ehrwürdiges Stück war. Im mittlern Zeitalter, und ſo lange allein nur freie Leute befugt waren, Waffen zu tragen, focht alles zu Pferd; wie ſich aber auch Bürger und Bauern frei machten, kam auch der Kampf zu Fuß allmählig in Uebung; ja in den Kriegen mit den Schweizern, welche mit ihren langen Spießen jeden, ganz in Eiſen gehüllten Reiter herzhaft anfielen und niederwarfen, machte man die Beobachtung, was ein wohlgeordnetes Fußvolk vermöge. Wie es aber mit der Ordnung eines Heeres ausgeſehen hat, davon kann man ſich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, wie ein Heer zuſammen kam. Wenn nämlich ein allgemeines Aufgebot geſchah, ſo erſchien der Edelmann zu Pferd, und zwar aus der Urſache, weil er als Lehenmann des Landesherren zu Kriegsdienſten, wiewohl nur auf gewiſſe Tage, ſo wie auf eine gewiſſe Weite des Weges, verpflichtet war. Die Edelleute geſellten ſich zuſammen, und fochten in der Schlacht, wie ſie zukamen. Der Stadtrichter rief die Bürger, der Pfleger auf dem Lande die Bauern, zuſammen, gab ihnen Spieße, Pfeile und Schwerter in die Hände, und ſtellte ſie in zufällige Reihen, wo ſie dann, wenn ſie vor den Feind kamen, wenn nicht die eigene Tapferkeit, gewiß die Noth zwang, ſich ihrer Haut zu wehren. Man wußte nichts von heutigen Magazinen, und der Mangel an Proviant nöthigte manches Heer, zu rauben, oder unverrichteter Sache auseinander zu gehen. Die Bürger in Städten waren für dieß, ihrer Hausnahrung wegen, an ihre Arbeit gebunden, und nahmen ſich, in Rückſicht auf ihre Familien, gewöhnlich wohl in Acht, großen Gefahren ſich auszuſetzen. Auch konnten ſie ſich an die Strenge und unerbittliche Härte nicht ſo ſtandhaft gewöhnen, als Soldaten von Profeſſion nöthig iſt. Folgende Anekdote enthält davon einen ſehr rührenden, und für diejenigen, die es betrifft, einen ſehr rühmlichen Zug. Als der Herzog Ludwig der Reiche von Bayern Landshut im Jahre 1462 die Stadt Augsburg belagerte, ſchickte er täglich einen Trompeter mit zwei ſilbernen Flaſchen vor die Stadtthore, mit dem Erſuchen, daß man ſie ihm mit Malvaſier und mit andern köſtlichen Weinen füllen möchte, und die Bürger von Augsburg nahmen keinen Anſtand, ſie ihm täglich wohlgefüllt zu ſchicken. Die Bürger fielen endlich darauf, gewiſſe Leute eigens in Sold zu nehmen, welche ſtets fertig ſeyn ſollten, Kriegsdienſte zu machen. Dieſe Stadtſöldner mußten auch den Fremden von einer Stadt zur andern das Geleit geben, dieſelben einholen, Stadtwachen verrichten u. dgl. Nun wurde im vierzehnten Jahrhundert von dem (zwar ſchon lange vorher bekannten, aber zu andern Bedürfniſſen benutzten) Schießpulver, durch Berthold Schwarz, die Entdeckung gemacht, daß es dienen könnte, Kugeln aus metallenen oder ſteinernen Röhren in die Höhe, oder wider Mauern zu führen, und wiewohl man bereits einige Erfindungen hatte, brennbare Materien (freilich nur in mäßigen Entfernungen) über die Mauern zu werfen (man ſchoß z. B. aus Armbrüſten, mit Werg und Pech umwickelte Pfeile, Feuerpfeile; man warf aus gewiſſen Maſchinen, Katzen genannt, feuerſpeiende Kugeln oder Tummler in die Städte), ſo fieng man doch, bald allgemein an, dieſelben gegen das Schießpulver und die Röhren zu vertauſchen. Die eiſernen Röhren wurden von den Italienern Canone, von den Franzoſen Canon, von den Deutſchen aber Donnerbüchſen, Karrenbüchſen, Feuerbüchſen genannt. Unter Kaiſer Karl IV im Jahre 1365 wurden dieſe Donnerbüchſen ſchon gebraucht, und die reichen Städte ließen ſich bald eine Menge derſelben von Metall gießen. Nach und nach fiel man darauf, ſolche Büchſen zu machen, welche ein Mann auf der Schulter tragen konnte. Dieſe Handbüchſen wurden, wie die Kanonen, mit der Lunte angezündet, und erſt um das Jahr 1517 wurde zu Nürnberg die alte Art von Feuerſchlöſſern erfunden, die (wie bei den Kugelbüchſen zum Scheibenſchieſſen) durch ein Rad aufgezogen und geſpannt wurden, worauf man endlich das Pulver auf der Pfanne mittelſt eines Feuerſteins anzünden, und ſich der Flinten (Flins, Flint im Altdeutſchen ein Feuerſtein) bedienen lernte. Da der Gebrauch der Donnerbüchſen, ſo wie der Handröhren, ſchon mehrere Geſchicklichkeit und eine vorausgegangene Uebung erforderte, der angeſeſſene Hausvater aber dazu wenig Luſt bezeigte, ſo verfielen die Landſchaften und Fürſten darauf, Kriegsſteuern zu geben und anzunehmen, und ſich eigene und ſtets in Uebung bleibende Soldleute oder Soldaten zu halten, wodurch dann der Landheerbann (auch Landfahnen) (die höchſte Noth ausgenommen) immer mehr, und endlich faſt gänzlich verſchwand. Die Fürſten ſammelten und warben ſich zuletzt ſelbſt ihre Soldaten (auch Landesknechte oder Lanzknechte genannt) und ihre Einſpännige (einzeln angeworbene Geſpanne, Geſellen, Reiter), und dachten (wie dann der Kaiſer Maximilian I. die Eintheilung in Regimenter und Kompagnien einführte) auf Zucht und Ordnung. Uebrigens waren damals eigentlich drei Gattungen der deutſchen Soldaten. „Die erſten, ſagt der bayeriſche Aventin, nennt man von ihrem Vaterlande Böhmen. Dieſe führen Schilde, Musketen und große Schwerter, die man Sareß (Sarissas) nennt. Um Lager, Gräben, Wälle und Verſchanzungen aufzuführen, ſind ſie unermüdet, auch wegen Aushaltung der Belagerungen ſind ſie ungemein berühmt. Die zweite Gattung iſt ein aus allen deutſchen Ländern verſammeltes Volk, das ſich ſelbſt in ſeiner Mutterſprache Landsknechte, das iſt, Knechte oder Diener des Landes nennt. Ihr Vorzug beſteht im Treffen liefern und Städte einnehmen. Die dritte wird von ihrem Lande Schweizer genennt. Sie ſind frei, und erkennen keine Oberherrſchaft. Ihre Nachbarn ſind die Graubündter, mit welchen ſie in beſtändiger Feindſchaft leben, ob ſie ſchon die nämliche Sprache haben, und ſich eben der Waffen, nämlich einer Streitaxt, langer Spieße, der Dolche und Musketen bedienen. Sie pflegen keineswegs in den nämlichen Sold zu treten, ſondern dienen meiſtentheils dem Gegentheile. Die Schweizer, die den Adel haſſen, haben das Lob der Eingezogenheit, Einmüthigkeit, der Nüchternheit und Kriegszucht. Man redet ihnen aber durchgehends nach, daß ſie das Geld allem übrigen vorziehen, auf nichts als daſſelbe ſehen, und alles um daſſelbe feil haben.“ Von der Mode, Schweizer zu Leibwachen in Sold zu nehmen, ſind noch an einigen Höfen, z. B. dem bayeriſchen Hofe, ſo wie auch von den ehemaligen Artſchieren (Arciere, Bogenſchütze, woraus ehemals die fürſtlichen Leibwachen ebenfalls beſtanden) jetzt Hatſchieren, die Namen vorhanden. Aber alle Unbequemlichkeiten, welche mit dem Kriegsweſen im Anfange neuer Erfindungen verbunden waren, wurden nach und nach an der Hand der Erfahrung und des Nachdenkens gehoben, und entgegen neue, herrliche Verbeſſerungen hinzugethan. Man vertauſchte die Piken und Musketen mit Flinten, welche mit Bajonetten verſehen ſind, verminderte die Zahl der Glieder, worin die Leute ehemals vier bis ſechs und noch mehrere Mann hoch ſtanden, und gab, indem man ſie mehr ausdehnte, dem Feuer eine größere Wirkung. Die Kunſt der Bewegungen und der Handgriffe, die Mannszucht, die Wiſſenſchaft, Plätze ſowohl anzugreifen, als zu vertheidigen, die Minierkunſt, und mehrere andere kriegeriſche Dinge, haben nach und nach, und zumal ſeit dem J. 1740, einen bewunderungswürdigen Grad von Vervollkommnung erreicht.

Vor allem aber haben im fünfzehnten Jahrhundert die Künſte und Wiſſenſchaften herrliche Fortſchritte gemacht. Die deutſchen Baumeiſter, Maler, Bildhauer, Steinſchneider, Kupferſtecher, Mechaniker, Feldmeſſer, Waſſerbaumeiſter, u. dgl. wurden von allem Auslande geprieſen und geſucht. Vorzüglich am bayeriſchen Hofe gab es in dieſem und dem folgenden Jahrhundert vortreffliche Maler und Tonkünſtler. Auch die Handwerker vereinigten mit ihrem deutſchen Fleiße einen Geſchmack, bei welchem ſie mehr wie Künſtler und Gelehrte, als gedankenloſe Mechaniker zu Werke giengen. Den Wiſſenſchaften hat ſchon Kaiſer Karl IV. durch ſeinen perſönlichen Antheil und Eifer die glücklichſte Bewegung gegeben. Dieſer Kaiſer ſtand nicht nur mit den gelehrteſten Männern ſeines Zeitalters, z. B. dem Petrarch, Boccaccio, u. a. in einem vertrauten Briefwechſel, ſondern war ſelbſt ein Gelehrter, der nebſt der deutſchen und böhmiſchen, auch die lateiniſche, franzöſiſche und italieniſche Sprache nicht nur fertig geſprochen, ſondern auch darin manchen guten Aufſatz verfertigt, und das Schönſte der Literatur mit Geſchmack geleſen hat. Kaiſer Maximilian I. umfaßte alle Theile der Gelehrſamkeit mit leidenſchaftlicher Liebe, und verwendete Schätze auf ihre Beförderung. Da er unter andern nützlichen Kenntniſſen vorzüglich die Wichtigkeit einer guten vaterländiſchen Geſchichte wohl kannte, ſo ließ er ſeinen Hiſtoriographen, Jakob Manlius von Freiburg, nebſt ſeinem Hofkaplan, Ladislaus Sunthem von Ravensburg, mit großen Koſten nicht allein in Deutſchland und den Niederlanden, ſondern auch in Italien und Frankreich umher reiſen, und in den Stiftern und Klöſtern alle Chroniken, Stift- und Saalbücher (Erbregiſter, Erbbücher, Flurbücher) alle Grab- und ſonſtige Aufſchriften aufſuchen und zuſammen tragen. Er behandelte die Künſtler und Gelehrten wie ſeine würdigſten Freunde, und als die einzigen Zierden und Stützen eines großen Monarchen. Er unterhielt ſich mit ihnen in ſeinen freien Stunden, zog ſie in den größten Staatsangelegenheiten zu Rath, und bediente ſich ihrer zu Geſandſchaften und Unterhandlungen. Dieß ärgerte manchen der Adeligen, als die ſich (nachdem im Ritterdienſte keine Ehre, noch einiger Vortheil weiter zu erlangen war) häufig um Hofdienſte bewarben (ohne ſich jedoch um jene Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten, welche zu Geſchäften erfordert würden, bewerben zu wollen) und der gute Kaiſer war gar oft genöthigt, ſich darüber zu erklären. Einmal ſagte er: „Man muß diejenigen überall vorziehen, welchen Gott, die Natur, und ihr Fleiß Vorzüge gegeben hat;“ und ein anderesmal, da man ihm zu verſtehen gab, daß Adelige eher, als Schreiber (ſo hießen damals Gelehrte) und Pfaffen als Geſandte verſchickt werden ſollten, gab er zur Antwort: „Die kann ich brauchen. Faule, eitle und ungeſchickte Leute kann ich nicht brauchen.“ Unter andern hatte ſich ein Jägermeiſter, der allemal vor Aerger roth wurde, wenn er einen Gelehrten ſah, ein eigenes Geſchäft daraus gemacht, die Gelehrten, die er bei dem Kaiſer antraf, zu necken, und indem er Nachrichten von ihrem Privatleben aufſuchte und erzählte, ſie zu Gegenſtänden des Gelächters zu machen. Dieſe ertrugen den rohen Uebermuth dieſes unerzogenen und unwiſſenden Ahnenmannes mit Stillſchweigen; der Kaiſer aber lächelte über die rohen und unzeitigen Scherze, und ſchien das Kränkende derſelben nicht zu bemerken. Eines Tages aber, da eine große Menge vornehmer Herren und Damen verſammelt, und der Jägermeiſter nach ſeiner Gewohnheit wieder ganz damit beſchäftiget war, ſich über einen anweſenden Gelehrten, der eben eine Urkunde zum Ausarbeiten übernommen hatte, luſtig zu machen, kehrte ſich Maximilian plötzlich zu dem Jägermeiſter, und indem er dem Gelehrten die Urkunde abnahm, und ſie jenem vorhielt, fragte er ihn: „Saget mir doch, wackrer Ritter Jägermeiſter, was hier geſchrieben ſteht?" Der gute Mann wollte ſich entſchuldigen; aber da half nichts; er ſollte leſen. Er geſtand demnach mit der größten Verwirrung, daß er nicht leſen könne. „Dacht' ich's doch immer, ſo oft ich euch ſpotten hörte, ſagte der Kaiſer, daß ihr über eine Sache ſpottetet, wovon ihr nichts verſtehet. Es iſt auch freilich leichter, ſetzte er hinzu, zehn Jägermeiſter, als Einen Gelehrten zu finden," und ließ den Mann ſtehen.

Gährungen im Denken, und deſſen gewaltſame Ausbrüche. Inquiſition, und neue Rohheit, und neuer Stillſtand des Fortſchrittes im Reiche der Kenntniſſe. Verharrung auf Meinungen und Mißbräuchen des Alterthums. Beſſere Morgenröthe.

Der Hang nach Wiſſenſchaften war nun aber einmal glücklich, nicht bloß eine ſchöne

Mode, ſondern ein wahrhaftes Bedürfniß der achtungswürdigſten Männer geworden. Die, in eben dem fünfzehnten Jahrhundert erfundene Buchdruckerkunſt beförderte den ſchleunigſten Umlauf wechſelſeitiger Gedanken und Entdeckungen, und von allen Seiten zeigte ſich die ſchönſte Morgenröthe, und die gerechteſte Hoffnung, daß eine allgemeine Verbeſſerung der Begriffe, Empfindungen und Sitten erfolgen werde. Sie erfolgte aber nicht; vielmehr Unordnung und Aufruhr, und ſchreckliche Mordſchlachten waren die Folge — der Wiſſenſchaften und der Aufklärung? Nein, nicht der Wiſſenſchaften, ſondern der Trägheit und des Unverſtandes, womit man dieſelbe theils vernachläſſigt, theils ganz unrichtig behandelt, und beides größtentheils aus Mangel geläuterter Einſichten und Erfahrungen nicht verbeſſert hat. Als im fünfzehnten Jahrhundert einzelne Gelehrten und Fürſten anfiengen, einen beſſern Geſchmack an der Gelehrſamkeit zu bekommen, dieſelbe mit kritiſchem Geiſte zu behandeln, und für den wahren Gebrauch des Lebens anwendbar zu machen, lag der gemeine Haufe der Gelehrten in einer ſchrecklichen Barbarei, und das gemeine Volk in einer unbeſchreiblichen Unwiſſenheit darnieder. Mit dieſer höchſt traurigen Lage des Verſtandes ſtand die Verdorbenheit der Sitten im gleichen

Verhältniſſe. Der Name Mönch, ſo wie der Name Pfaff, einſt ehrwürdige Namen, waren damals zu einer ungeheuern Verachtung herabgeſunken, und beide waren nicht ohne Schuld. Die Mißbräuche in geiſtlichen Dingen waren zahlreich, und mit Ungeſtüm gerügt. Hätte man dieſe allmählig mit Eifer und Beſcheidenheit abgeſtellt; hätte man der Vorſtellungsart des Volkes durch gute Stadt- und Landſchulen nachgeholfen, und die nothwendige Verbeſſerung und Herſtellung chriſtlicher Sitten durch eine wohlangelegte eifrige Nationalerziehung zu bezwecken geſucht, ſo wäre das große geheiligte Geſchäft den natürlichſten Weg geſunder Entwicklung gegangen; allein theils verlor ſich gleichſam die Zahl beſſerer Gelehrten und verſtändiger Männer gegen den Schwarm rüſtiger Pedanten, theils dienten ſogar die Ermahnungen jener erſtern zu wenig mehr, als das Uebel immer anſchaulicher, manchen Unfug unerträglicher zu machen. Was die Fürſten im Reiche der Wiſſenſchaften vorzüglich liebten, war hauptſächlich eine Art von Naturlehre, aber nicht jene reine nützliche Gelehrſamkeit, welche den Kräften der Natur nachforſcht, und die Anwendung derſelben auf alle Zweige menſchlicher Bedürfniſſe ſucht, ſondern es war meiſtens eine Geheimnißſucherei, und ein unordentlicher Durſt nach magiſchen Künſten. Als ſich Kaiſer Friedrich III. in den letzten Jahren ſeines Lebens nach Linz begab, vm daſelbſt einer gelehrten Ruhe zu pflegen, „hat er angefangen (ſagen die alten Nachrichten von ihm) ſein Gemeinſchaft mit erfahrnen Männern in die heimblichen verborgenen Majeſtät der Natur zu haben, alſo mit Sternſehern, Alchamiſten, und andern dergleichen, durch welche er ſo gelehrt iſt worden, daß er nit allein die Planethen und ihren Lauf, den Polum, ſondern die beſten Stern viel mit ſambt ihren Bewegungen und einflüeſſen weiſslich und fürſichtiglich erkennt hat, und viel hohe Ding geurteilet und angeſagt. — In anderweg iſt er viel mit ſchmeltzen, golt ſcheiden, ausbrennung der Waſſer und verwechslung der Metall durch das Feuer umb gangen, und in der Alchimie alſo erfahren und geübt geweſen, daß er aus Kiſslingſteinen mit zugebung der Farben viel ſtein allſs ob Sie Diamanten, Rubin, Smaragden oder Saphirn geweſen, gemacht hat, Demnach aus Kochſielber mit etlichen zueſetzen guet goldt können machen, aus etlichen gefeilten ſtückhen Waſſer gemacht die zue viel Krankheiten guet und heilſamb geweſen ſeindt.“ Was hier von K. Friedrich III. vorkam, gilt von vielen ſeiner Nachfolger, ſo wie von andern gleichzeitigen Fürſteu, deren Höfe von einer ab- und zunehmenden Flut von Charlatans und Aventuriers gleichſam beſtürmt wurden. An öffentliche Unterrichtsanſtalten war gar nicht zu denken. Diejenigen, die es nur einen ernſten Wink gekoſtet hätte, ſie aufzurichten, hatten keinen Sinn dafür, und waren überhaupt mit Blindheit geſchlagen. Und ſo traf das Axiom ein: Was Prieſter ſündigen, müſſen die Laien büßen, das will ſagen, wo Dummheit und Unſinn auf den Kanzeln und in den Schulen herrſchen, da werden in der Regierung, in der Polizei, und überhaupt im ſittlichen und bürgerlichen Weſen bald grobe Gebrechen herrſchend werden. Wer Augen hat, und Sachen und Menſchen kennt, kann aus der Maſſe vorhandener Kenntniſſe, Meinungen und Geſchicklichkeiten immer ganz zuverläſſig vorausſehen, was in einem Paar Menſchenaltern ſeyn wird. Als Huß bei ſeiner Hinrichtung voraus ſagte, was hundert Jahre nach ihm in Deutſchland geſchehen würde, brauchte er kein Prophet zu ſeyn, um dieſes ſagen zu können. Wenn auch Luther nie gekommen wäre, ſo würde dennoch (wo immer, und was immer für eine) gräßliche Unordnung (die Folge des allgemein vernachläſſigten Volksunterrichtes) gekommen ſeyn. Als das Uebel erſchien, bediente man ſich einer Heilungsart, von welcher, wenn man auch keinen eigenen

Verſtand beſitzt, längſt die Erfahrung gelehrt hat, daß ſie das Uebel nicht ausrotte. Statt nämlich der Entzündung eines Gliedes durch zweckmäßige Mittel zuvor zu kommen, oder daſſelbe zu heilen, ſchnitt man das Glied ab. Dieſer Art zu verfahren, hatte ſich ſchon ehemals Karl der Große bedient; und im dreizehnten Jahrhundert bei Gelegenheit, wo einige Irrgläubige, als die Waldenſer u. a. erſchienen, wurde neuerdings eine gerichtliche Anſtalt befeſtigt. Dieſe Anſtalt wurde von ihrer Beſchäftigung, allen denjenigen, welche irrige Glaubensſätze äuſſerten, nachzuſpüren, die Inquiſition genannt, und im Jahre 1233 dem Dominicanerorden übertragen. Vor dieſem Gerichte war kein Stand, kein Geſchlecht und Alter ſicher, und der Vater konnte von dem Sohne demſelben überliefert werden. Wer eines für irrig erklärten Satzes überführt, aber durch das Inquiſitionsgericht davon abgebracht wurde, wurde lange und oft lebenslänglich eingeſperrt; und wer darauf beharrte, wurde lebendig verbrannt. Prieſter ſprachen das Urtheil, und die Laien vollzogen es mit demüthiger und unterwürfiger Pünktlichkeit. Die alten Deutſchen zogen Thätlichkeiten, ſo lange ſie mit dem Wohle der Gemeinde in keinem Widerſpruche ſtanden, vor kein Gericht; aber nach tauſend und mehr Jahren ſollten irrige

Lehrſätze, auch wenn ſie die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Verfaſſung nicht ſtörten, (in welchem Falle ſie wirkliche Staatsverbrechen werden können) des Feuers würdige Miſſethaten, und mithin Angelegenheiten des Gewiſſens ſollten Gegenſtände menſchlicher Gerichte ſeyn. In Deutſchland erhielt dieſe Anſtalt, welche allen zu andern Wiſſenſchaften erforderlichen kühnern Forſchungsgeiſt, und alles nützliche und rühmliche Nachdenken niederſchlägt, und zur (alle Menſchlichkeit erniedrigenden) Heuchelei häufigen Anlaß giebt, nie einen dauerhaften Fuß. Da es aber ſowohl an Verſtand als Entſchloſſenheit fehlte, die Mittel vorzukehren, welche der heranziehenden Verſunkenheit und Ruchloſigkeit hätten ſteuern können, ſo brach endlich das Uebel los, raſch und gewaltſam. Da bei der Art, wie bei der in Aufruhr geſetzten Gährung das Volk ſich benahm, das Anſehen und die Gewalt der Obrigkeiten manchen Abbruch litt, ſo kam man in den Ländern, wo noch Ruhe war, jeder widrigen Bewegung vor, und gebot neuerdings Stillſtand alles Forſchens und Nachdenkens; und wie die entſetzliche Scene vorüber war, kam man, ſtatt daß man dem Mangel an Wiſſenſchaften und Erhebung der Sitten alles Unheil hätte Schuld geben ſollen, von allen Theilen überein, daß es nur die Begünſtigung des Forſchens und

Nachdenkens eine gefährliche und unzuläſſige Sache ſey. Dem zu Folge wurde nicht nur mancher vorhandene und bereits verſchrieene Mißbrauch wieder in Schutz, ſondern auch mancher verbannte wieder zurückgenommen. Wahre Literatur und aufklärende Gelehrſamkeit, wurden gefürchtet und gehaßt. Die vortrefflichſten Schriften der Alten, über deren Werth man gegenwärtig allgemein vereinigt, und deren größter Theil in den Schulen eingeführt iſt, wurden verbannt. In einem, den Lehrern der jungen bayeriſchen Prinzen, Max I. und Philipp, im Jahre 1584 ertheilten Verhaltungsbefehl heißt es, ſie ſollten ſich künftig nur ſolcher Bücher, welche von Katholiken geſchrieben worden wären, und nicht der klaſſiſchen Auctoren bedienen: „wöllen den (katholiſchen Scribenten) die Ehre gonnen, daß ſye doch bey unß das velbt behalten, und die heydniſchen Schwäter und Fabelhannſen ainſten von ainer Fürſtenſchuel, in deren ſonderlich auch ein Biſchof erzogen werden ſolle, außgetrieben," u. ſ. w. Die Wiſſenſchaften zogen ſich neuerdings aus der Geſellſchaft der Menſchen zurück, und überließen Volkslehrer, Obrigkeiten und Unterthanen ihrer eigenen Unbehilflichkeit. Die gröbſte Leichtgläubigkeit und die unſinnigſten Aberglauben aller Art nahmen neuerdings überhand, und in katholiſchen

Ländern ſtellten ſich mit den vermehrten Mendicanten (ſie wurden in manchen Ländern, z. B. in Bayern, erſt ſeit dem dreißigjährigen Kriege, zur Aushilfe der damals verminderten Pfarrer, oder zerſtörten Pfarreien, in unbedingten Schaaren eingeführt) auch wieder manche Begriffe und Gebräuche uralter Andachten ein. Bei gewiſſen Feierlichkeiten erſchienen wieder Kreuzzüger und öffentliche Geißler, und ſie waren noch vor einigen Jahren vorhanden. Der größte Theil der Aberglauben, welchen die alten heidniſchen Deutſchen, als gänzliche Laien (Laie zeigte im Mittelalter einen ungelehrten, Pfaff einen gelehrten Mann an) in der Naturlehre anhiengen, und welchen in einer ähnlichen Fortdauer von Unwiſſenheit die Deutſchen ſeit mehr als ſiebenzehn Jahrhunderten anzuhangen fortfuhren, erhielten gleichſam eine neue Feſtigkeit, und der Glaube an ihr Daſeyn eine geſetzmäßige Beſtätigung. In einer den bayeriſchen Beamten im Jahre 1600 ertheilten, das Zauber- und Hexenweſen betreffenden Inſtruction kommt unter den vielen Dingen, welche als Zauber- und Hexenwerk geahndet werden ſollen, vor: „Wann jemand von weiten Orten Sachen wahrſagt, z. B. Rathſchläge und Handlungen der Menſchen, ſo viele Meilen Wegs davon entfernet, und aus natürlichem Verſtand nicht zu wiſſen ſeynd.

Item daß ſie die entfremte Sachen übernatürlicher Weiſe wieder zur Stelle bringen, oder durch ſolche Mittel die Entfremdten anzeigen wollen ꝛc. Sie machen auch wunderliche, falſche, teufliſche Erſcheinungen, und ſeltſame Geſpenſt, nehmen die Geſtalt allerhand Thieren an ſich, richten allerlei Verwandlungen an, welche ſonſt von Natur unmöglich zu bewirken, als Regen, Ungewitter, Donner, Hagel u. dgl." Einen Pakt mit dem Teufel einzugehen, hielt man damals für eine gleichſam alltäglich leicht thunliche Sache, und man glaubte, man brauche nur eine Zeit lang nichts mehr zu beten, in keine Kirche zu gehen, das Scapulier von ſich zu legen u. ſ. w., und dann in einen einſamen Ort mit hängendem Kopfe und mißmuthigem Geſichte ſich zu begeben, ſo werde dann der Teufel in Geſtalt eines Jägers (nur daß die Füße, wenn er keine Stiefel trug, Bocksfüße blieben) bald kommen, von dem Menſchen eine Unterſchrift, daß er ihm einige Jahre dienen wolle, abfordern, und ſodann demſelben ſogleich Geld, wie Heu, bringen, auch ſonſt allerhand Künſte ihn lehren. Ungeachtet die Leute, welche ſo was bekräftigen, oder wohl gar erfahren zu haben betheuerten, arme Schlucker und elende Lumpen waren, ſo wurde doch wider die Glaubwürdigkeit ihrer Ausſagen ſo wenig Verdacht genommen, ſo wenig die Criminalrichter darüber aufmerkſam wurden, daß alle Hexen und Hexenmeiſter von ihren Begebenheiten, Zuſammenkünften und Umgang mit dem Teufel durchaus gleiche und ebendieſelben Ausſagen vorbrachten, und (Salbenſchmierereien u. dgl., wodurch wirklicher Schaden und häufige Todtſchlägerei an Menſchen und Vieh verübt wurde, ausgenommen) ſich wegen Dingen anklagten, oder Anklagen eingeſtanden, welche die auffallendſten Beweiſe und Kennzeichen eines, in dieſem Punkte leidenden und verrückten Verſtandes, ſohin den aufgelegteſten Beruf zum Spital und Narrenhauſe anzeigten; aber die Criminaljuſtiz, ſo wie die Polizei überhaupt, hatte ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert einen Geiſt angenommen, der in der Geſchichte der Menſchheit zum traurigſten Beweiſe dient, welches tiefen Verderbens die menſchliche Natur fähig iſt, wenn einmal eine allgemeine Gedankenloſigkeit die Führerinn derſelben geworden iſt. Es fehlte zwar nicht an ernſthaft denkenden Männern, und während der immerwährenden Kriege, wo unaufhörlich um das Mein und Dein geſtritten ward, iſt die Staatsrechtslehre, und die Rechtslehre überhaupt, das wichtigſte Studium auf Univerſitäten geworden; allein es fehlte den eifrig und ernſthaft zu Werke gehenden Männern am Grundgeſchmacke der Wiſſenſchaften, an jener Literatur, ohne welche jede Wiſſenſchaft ohne Philoſophie, und ein Körper ohne Kopf verbleibt. Manches ſchöne deutſche Land lieferte das buntſcheckigſte Bild des Mitleids, Abſcheues und Schreckens. Die Städte wimmelten von Gaſſenbettlern, und die Landſtraßen von Vaganten, verabſchiedeten Soldaten, und Landſtreichern. Felder und Fluren waren von Wallfahrtern erfüllt, und alle fünf bis ſechs Stunden war eine Wallfahrtskirche, um welche herum ganze Schaaren von Krummen, Blinden, Preſthaften und Beſeſſenen gelagert waren, welche dem Ankommenden entgegen ſchrieen, heulten und brüllten. Auf allen Stegen und Wegen ſah man Tafeln, worauf die Geſchichten von Ausgeraubten und Ermordeten vorgeſtellt waren, und auf jedem Scheidewege ſtand eine größere Polizeitafel mit der Glutpfanne, dem Schwerte, dem Galgen und Rade. Die Heerſtraßen und Wälder, in deren Tiefen von Zeit zu Zeit berüchtigte Banden von Räubern ſaßen, waren mit ausgeſteckten menſchlichen Rumpfen angefüllt, und wo der Wanderer, wenn die Ausſicht ins Freie ſich öffnete, ſein Auge hinkehrte, kam demſelben ein Galgen voll gehenkter und geräderter Menſchen entgegen. Da waren überall unzählige Criminalrichter, Scharfrichter und Schergen, und die ſchaußlichſten Kerker, wo in engen, feuchten, unterirdiſchen Schlünden Ketten raſſelten. Und der letzte Wunſch der Polizei war ein Univerſalzuchthaus, wo (wie faſt bei allen, die entſtanden, die Erfahrung lehrte) verſchlimmerte Menſchen noch ſchlimmer und verhärteter wurden. Bei allen den unbeſchreiblich vielen Andachten, bei den zahlreichſten Mönchsklöſtern, welche ſämmtlich die Seelenbildung über ſich nahmen, nahm dennoch eine allgemeine Rohheit und Geſindelei der Sitten, eine allgemeine Unempfindlichkeit, Trägheit und Unluſt zur Arbeit und Ordnung, eine gewiſſe ſtumpfe und verhärtete Niedrigkeit überhand, bei der nichts Edles, nichts Ausharrendes im Edeln gedeihen kann. Erzählungen von grauſamen nächtlichen Einfällen, Raubthaten und Mordgeſchichten, Geſchichten des gräßlichſten Aberglaubens waren die erſten Unterweiſungen, womit die Einbildungskraft der Kinder auf dem Lande ergötzt, zubereitet und verwildert wurde, und die tagtäglichen Hinrichtungen waren das gewöhnliche Volksfeſt. Dieſe Hinrichtungen entvölkerten manche Gegend und beinahe manche Provinzen, und die ewigen peinlichen Proceſſe, Einkerkerungen, Lieferungen, Peinigungen und Hinrichtungen koſteten dem Lande jährliche ungeheuere Summen. Die Gewohnheit der Alten, Jemanden unſchädlich zu machen, war noch eine Kleinigkeit gegen die Anſtalten neuerer Zeiten. Man ſtrengte ſeinen Kopf zur Erfindung peinlicher Werkzeuge, zur Verlängerung gräßlicher Martern an, bediente ſich, ſo zu ſagen, der ſchönen Künſte zu Schädelſtädten und Marterkammern, und brachte das Unweſen (einſt durch kriegeriſche Richter des Mittelalters erfunden) in ein Syſtem, und mitten unter ſogenannten policirten Völkern geſchah, was einſt weder bei den Deutſchen, die in Wäldern wohnten, noch jemals bei den ebenfalls ſogenannten Wilden geſchehen iſt. Tauſend Köpfe und Hände waren in unaufhörlicher Bewegung, und ſtrengten ſich an, Menſchen zu tödten und aus dem Weg zu räumen, und Niemand dachte daran, daß der verſchlimmerte Menſch nicht ſchlimm geboren, ſondern ſchlimm erzogen, und daß nicht die Hälfte von Aufwand, welche der Staat jährlich hinopferte, ganz vernachläſſigte Menſchen zu züchtigen, erfordert werde, Menſchen zu erhalten, und die unwürdigen Züchtigungen unnöthig zu machen. Was Schädelſtätte und Zuchthäuſer nie vermögen werden, werden in kurzer Zeit gute Dorfſchulen zu Stande bringen. —

Aber nicht bloß in ſittlichen, ſondern beinahe in allen öffentlichen Anſtalten, wozu Verſtand und Nachdenken gehörte, wurde das

Volk vergeſſen, und jedem, der ſein Spiel mit ihm treiben wollte, preisgegeben. Wie es Leute gab, die ein öffentliches Gewerbe damit trieben, dem gemeinen Manne die häßlichſten Geſchichten und Legenden nebſt unzähligen Vorurtheilen und Irrthümern um baares Geld zu verkaufen, ſo gab es andere, die auf öffentlichen Märkten ihre Bühnen errichteten, und unter obrigkeitlichem Schutze und Anſehen dem gemeinen Manne die verdächtigſten und elendeſten Arzneien verkauften. Sie waren unter dem Namen der Aerzte, Waldmänner, (Waldhanſen) und Wurzengraber bekannt, und die Art und Weiſe, mit der ſie auf den Menſchenfang ausgiengen, und es darauf anlegten, bei den Vorübergehenden erſt Neugierde und Luſt zum Stillſtehen, dann Aufmerkſamkeit, dann Zutrauen zu gewinnen, war durch lange Beobachtung, Erfahrung und Uebung gewöhnlich eben ſo kunſtreich angelegt, als das Gepränge, worin ſie erſchienen, einladend und komiſch war. Allemal machte er mit einem Poſſenſpiele den Anfang, trieb die Sache bis zu einem gewiſſen Knoten, wo eine ſeltſame Entwicklung oder ein Kunſtſtück vorgehen ſollte, und wenn dann die Erwartung ſeiner Zuhörer allgemein war, verhängte er eine (wie er verſicherte) nur augenblickliche Pauſe in die Scene, ſchmähte dann über die vielen Betrügereien der Aerzte, bedauerte den Landmann, und gab ihm durch geſchickte Wendungen zu verſtehen, daß er ein ganz anderer Mann wäre, als der er auch eben darum mit kaiſerlichen und königlichen Privilegien und Approbationen von mediciniſchen Facultäten (welche er alle mit ihren Wappen und Bändern producirte) verſehen worden ſey. Dann beſchrieb er, die eiſernen Steigeiſen vorzeigend, die Mühſeligkeiten und Gefahren, denen er ſich habe unterziehen müſſen, um in den höchſten Felsſpitzen eine Wurzel (die er gewöhnlich Radix nannte) herabzuholen, die er dann nicht ohne einiges Wunder, und durch eine außerordentliche Hilfe des Himmels herabgebracht hätte, als welcher ohne Zweifel ihn zum geringen Werkzeuge habe gebrauchen wollen, die Werke ſeiner Allmacht kund zu machen, und dem armen lieben Nebenmenſchen auf dem Lande, dem verachteten Bauern und armen Ehehalten die beſagte Wurzel mitzutheilen, zumal kein Schmerz, kein Reiſſen, kein Weh im Haupt, Augen, Ohren und Zähnen wäre, das ſie nicht augenblicklich linderte, ſtillte, heilte; keine Sucht, die ſie nicht von Grund aus kurirte, deſſen Zeugen die mancherlei Würmer (er hatte verſchiedene gemalte) wären, welche er von verſchiedenen Perſonen, die ſchon beinahe Kinder des Todes waren, abgetrieben hätte. Das Schönſte und Rareſte aber iſt, ſetzte er hinzu, daß die Wurzel nichts koſte, auf der lieben Welt nichts, als ein Paar Groſchen u. ſ. w., die ihm dann faſt allemal von den betäubten Zuhörern willigſt dargereicht wurden. Genug von dieſer Farce, welche bei allen volkreichen Zuſammenkünften ſpielen zu laſſen, ungeachtet ihr Inhalt und Endzweck bekannt war, kein Wächter öffentlicher Anſtalten das geringſte Bedenken trug.

Wenn man bedenkt, daß man, wenigſtens ſeit zwölfhundert Jahren, die großen Worte: „Streben nach Vollkommenheit, öffentliche Glückſeligkeit u. dgl.“ im Munde führt, und dabei Lobpreiſungen hört, bei denen man meinen ſollte, die Fülle himmliſcher Geſundheit und Wonne hätte ſich auf die Erde niedergelaſſen, ſo demüthigt die Geſchichte ziemlich unſern Stolz, wenn ſie bemerkt, daß wir in manchem wichtigen Stücke noch gar nicht von der Stelle, in manchem aber wieder zurück in den urälteſten Unfug geſunken ſind. Unter ſolche Dinge gehören die ſogenannten Hazard- oder Glücksſpiele, Vergnügungen, die zwar bei allen Nationen, die noch im Zuſtande der Barbarei ſich befinden, zu Hauſe, bei allen kultivirten Nationen aber, von weiſen Staatsmännern als unzuläſſig verworfen, indeſſen noch bis dieſe Stunde nicht gänzlich ausgerottet, ja in einigen Ländern erſt ſeit zwanzig Jahren in neuen Erfindungen eingeführt worden ſind. Zu dieſen letztern gehören die Lotterien, die, wie erſt jüngſthin einer der größten deutſchen Staatslehrer zeigte, in keinem Betracht zu rechtfertigen, und in Beziehung auf die gemeine Landeswohlfahrt offenbar überwiegend gemeinſchädlich ſind. Die Glückshäfen, Würfelſpiele, die Pharaoſpiele ſind von gleicher Beſchaffenheit, und in Abſicht auf die Sittlichkeit durchaus verwerflich, da ſie, ſtatt einige Geſchicklichkeit oder wenigſtens Erholung (wie das Schach-, Kegel-, Billard-, und ſelbſt das Kartenſpiel) zu verſchaffen, eine durchaus niedrige und gefährliche, und am Ende faſt allemal zu Grunde richtende unedle Leidenſchaft nährt und ermuntert, — den blinden Gewinn.

Mancher andere uralte Gebrauch, (z. B. das Johannisfeuer) iſt noch bis dieſe Stunde in Volksfeſten, und mancher andere im Kirchenweſen vorhanden. Die Alten feierten die großen Feſte unſerer geheiligten Religion mit einer gar herzlichen Feſtlichkeit, und führten zu deren Andenken öffentliche Umgänge, oder ſonſt erquickende Gebräuche ein, bei welchen jedes Angeſicht eines Chriſten ſich aufheitern, jedes Herz ſich in Freude oder Wehmuth oder Andacht ergießen, und mit Rührung ſich an die Sache, deren Andenken gefeiert ward, erinnern ſoll. Gar Vieles thaten ſie für ihre lieben Kinderlein mit einer wahrhaft deutſchen und höchſt rühmlichen Zärtlichkeit, und in der gutmüthigſten Abſicht, Kindern ſchon in ihrem zarteſten Alter das erfreulich, feſtlich und wichtig zu machen, was ihnen einſt das Wichtigſte ſeyn ſoll, — die Religion. So waren (und ſind noch in wohlerhaltenen Gegenden) die Chriſtfeſte, und andere (um dieſe und andere geheiligte Zeiten) übliche Feſte und Gebräuche voll eigenthümlicher Einfalt und Lieblichkeit. „Es iſt eine der ſüßeſten Erinnerungen meines Lebens, ſagt ein deutſcher, ſehr ernſthafter und vollwichtiger Mann, wenn ich an die Weihnachtabende denke, die ich mit meinen Geſchwiſtern, meinen Eltern, dem ganzen Hauſe feierte. An dieſem Tage ließen meine Aeltern auch das Geſinde nicht leer ausgehen; die letzte Magd mußte ſich freuen; denn es herrſchte im Hauſe die Eine Empfindung: Das Heil iſt unſer aller! — Gern gehe ich auf den Chriſtmarkt (anderswo auch Nikolausmarkt, mit welchem letztern freilich auch zufällige Mißbräuche einſchlichen) und beſuche die beleuchteten Buden, welche voll von der Freude des bevorſtehenden Feſtes ſind. Der Greis und das gebeugte Mütterchen verjüngen ſich, indem ſie Geſchenke für die Enkel ausſuchen u. ſ. w.“ Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, Dinge ſolcher Art (wie jetzt häufig geſchieht) verbannen zu wollen.

Mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts begann auch der Anfang einer beſſern Kultur in den Wiſſenſchaften, den Sitten und allen Zweigen des Nachdenkens. Die Sprache wurde gereinigter, edler, und feiner, und manche Quelle, woraus große Gedanken, edle Geſinnungen, und geſellige und wohlwollende Regungen fließen, wurden in Strömen geöffnet. Die geſündere Critik erwachte; der Werth wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe wurde abgewogen, und die abſtracte Gelehrſamkeit wurde ſeltener. Die feinere Welt ſuchte den Umgang der Muſen; und wenn dieſe gleich keine Wunder wirken, wenn gleich z. B. das Theater die gehoffte moraliſche Wirkung nicht hervorbringt, und wahrſcheinlich auch niemals hervorbringen wird, ſo dient das Fach der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften dennoch überhaupt dazu, die wilden und üppigen Sitten der Mächtigen und Reichen zu zähmen zu erweichen, und die grobe gewaltthätige Ruchloſigkeit zu verbannen. Eben die feinere Welt ſpricht jetzt allmählig über Philoſophie, Naturlehre und Naturgeſchichte. Die Geſchichte mit dem Studium der Statiſtik, der Politik, der Staatsrechtswiſſenſchaft findet immer mehr Eingang. Man ſpricht vom Ackerbau, den Finanzen, den

Manufakturen und der Handlung, und ſchlägt vor, entwirft, verbeſſert und verſchönert, wenigſtens mit vielem guten Willen, mit Ehrgeiz, wenn auch nicht immer mit Sachkenntniß, Beurtheilungskraft und Verſtand. Eine vernünftige Duldung ſolcher Meinungen, welche denjenigen, der ſie meint, allein angehen, nimmt überhand; aber leider, auch eine mißverſtandene Duldung böſartiger Sitten, die das Wohl des Staates angehen. Ob das Uebrige eine Wirkung wahrer Ueberzeugung oder eine bloße Nachäffung, Unterhaltung, Mode und Verſtellung war, wird, zeitig genug, die ernſte Erfahrung uns lehren.

Aus den

Leben

der

deutschen Konige, und romischen Kaiser. 1792.

Indem ich das Wichtigſte und Denkwürdigſte aus den Leben der fünfundvierzig Männer, welche ſeit dem Jahre 911 den deutſchen Scepter hielten, beſchreibe, fühle ich lebhaft, daß ich ein Werk voll tiefen Ernſtes und ſchauerlicher Größe beginne. Ich wandle mit Ehrfurcht und Rührung unter den Denkmälern des Alterthums, um das Lehrreichſte aus den Handlungen jener Menſchen zu ſammeln, denen die Vorſicht die erſte und ſchwerſte Rolle unter den Menſchen zugetheilt hat. Wo die Betrachtung ſich hinwendet, begegnen ihr von allen Seiten bedeutende und ſinnvolle Gegenſtände, laut redende, und durch die Erfahrung beſtätigte Beiſpiele, Warnungen und Lehren, was eigentlich die Beherrſcher der Völker groß und mächtig, was ihre Regierung ſicher und geſegnet, und was Völker wohlhabend, glücklich und fröhlich macht.

In eben ſolcher Hinſicht, und um, ſo viel an mir liegt, beizutragen, daß zu einer Zeit, die man allenthalben als ſehr entſtellt und verſchlimmert vorſtellt, gute Grundſätze und Denkungsarten über Dinge, die uns unmittelbar angehen, theils erhalten, theils gemeiner werden möchten, als ſie es ſind, wählte ich dieſe Leben, als eben ſo viele Ueberzeugungen, was in Rückſicht auf die Folgen dieſer oder jener menſchlichen Grundſätze und Handlungen, gemäß den natürlichen Eigenſchaften des Menſchen, und gemäß dem Laufe und der Ordnung aller Dinge, nothwendig und wahrhaft iſt. So viele tauſend Falle und ſo viele Jahrhunderte nämlich erheben nur Eine Stimme, daß alle Regentengröße alle gute und wahre Regierungskunſt nicht in glänzenden, hoch aufſtrebenden Planen, nicht in (meiſtens abgeſchmackten und kleinen) Geheimniſſen und Intriquen, den Kennzeichen eines ſchwachen und verächtlichen Verſtandes, ſondern ganz in der Nähe, und bei der einfachſten Weiſe zu finden ſey, (in einer geraden Wahrhaftigkeit guter Abſichten, in einem geſunden Menſchenverſtande, in einer zweckmäßig unterrichteten Vernunft, und ſorgfältigen und gründlichen Verbreitung religiöſer und gottſeliger

Kenntniſſe und Geſinnungen unter den Unterthanen, in Beförderung des Ackerbaues, in Gerechtigkeit und Milde, und in ſchleuniger Beſtimmung der rechtſprechenden und beſſernden Geſetze) und daß, dem zu Folge, ein Fürſt, welcher gemacht hat, daß zwei Kornähren, oder zwei Grasblättchen auf einem Flecken Landes wachſen, wo vorher nur Eines wuchs, größer und ruhmwürdiger, auch zufriedener und glücklicher, und ein unendlich wohlthätigeres Geſchenk für ſein Land ſey, als ein anderer, der allein nach eingebildeter Größe und Verehrung, nach Hoheit und Herrſchaft geſtrebt, und von ſeinen Unterthanen bloß eine ſtumme Unterwürfigkeit, und einen gedankenloſen Gehorſam gefordert hat, ohne jemals Verſtand und Wiſſenſchaft, Fleiß und Tugend zu fordern.

Wie weit übrigens jeder der nachſtehenden Kaiſer an den Begebenheiten, die unter ſeiner Regierung (wenn auch unter ſeinem Namen) zum Vorſchein kommen, einen perſönlichen Antheil genommen, welche Beweiſe eines perſönlichen Verſtandes und eigenthümlicher Herzensgüte, und eigenen Werthes er bei dieſem und jenem Vorfalle für ſich aufgeſtellt hat, iſt ſchwer zu beſtimmen, und es bleibt darum der

Billigkeit und Beſcheidenheit gemäß, weder die Guten und ſogenannten Großen für ſo gar untadelhaft und groß, als man ſie anpries, noch die Schlimmen für ſo gar ſchlimm und verkehrt, als man ſie manchmal darſtellte, zu halten; denn um nicht zu erinnern, was jedem Beurtheiler menſchlichen Werthes ohnehin ſchon bekannt iſt, daß überhaupt jede Größe nach dem Maßſtabe der Zeit, in welcher ſie erſchien, genommen, daß das Verdienſt nach der Lage, den Umſtänden und Hilfsmitteln, worin und mit welchen es auftrat, beſtimmt werden müſſe, ſo ſteht allerdings zu vermuthen, daß, da die menſchliche Natur allein in der Ausübung und Mittheilung des Guten ihre wahre Befriedigung und Zufriedenheit findet, es kaum jemals einen Fürſten gegeben habe, der nicht lieber das Gute und Gerechte, als das Unedle und Nachtheilige befördert, nicht lieber fröhliche, als niedergeſchlagene Unterthanen gewünſcht haben ſollte, wenn er nur zu rechter Zeit erkannt hätte, daß er ſeinen Endzweck nicht erreiche, oder gewußt hätte, wie er ihn erreichen ſollte. Was die, aus mißverſtandener Gutherzigkeit, aus niedrigen eigennützigen Abſichten, zum Nachtheile der Nationen, ſo hoch angeprieſene Kräfte und Tugenden mancher Regenten betrifft, ſo iſt auch hier nicht zu vergeſſen, daß ein glücklicher Umſtand ebenfalls das Meiſte deſſen, was glänzt, veranlaſſen, und daß ein Fürſt auch mit dem mittelmäßigſten Talent in den Augen der Welt, die in der Entfernung auf die Wirkungen ſieht, ohne auf die Quelle ſehen zu können, in die größte Achtung ſich ſetzen, ja als ein Fürſt von der erſten Größe erſcheinen kann; wenn er das Glück hat, einen wahrhaft großen und großmüthigen Mann zum Miniſter zu haben, und dann nur den Verſtand und die Güte hat, den großen Mann nicht zu hindern, und was dieſer entwirft und thut, gefällig auf ſeine Rechnung zu nehmen.

Wenn man ferner bedenkt, daß es den Großen ſelten frei ſteht, ſich ſelbſt zu bilden und zu unterrichten, oder Erfahrungen, die der gemeinſten Klaſſe der Menſchen offen ſtehen, einzuholen; daß ſie, in Hinſicht auf Begriff, Vorſtellungsart, und Einſicht, werden, was ſie ſind, ohne, im tauſendſten Falle, es ändern zu können, daß ſie keineswegs freie Wähler ihres Standes, ſondern (auch ohne die geringſte Neigung oder Talent, zu regieren) in die unausweichliche Nothwendigkeit verſetzt ſind, Regenten zu werden, ſo kann man nicht billig genug ſeyn, auch bei etwas verunglückten Regierungen die Perſonen der Regenten mit Milde und Schonung zu beurtheilen. Und auf alle Fälle iſt es leichter, über Könige Betrachtungen anzuſtellen, als ſelbſt König zu ſeyn.

Ungleich mehr liegt daran, die Rechtmäßigkeit und Wahrheit der Plane und Syſteme zu erörtern, nach welchen die Regenten ihre Einſichten und Handlungen gerichtet, und ſie durchzuſetzen getrachtet haben. Hier trennt ſich das Urtheil der Geſchichtſchreiber in verſchiedene Ausſprüche, und eben dieſelbe Handlung wird von dieſen gerühmt, von jenen getadelt. Wie es nämlich Zeiten gab, und giebt, wo ſogenannte Staatiſtiker die Aufnahme einer Nation nach der Aufnahme der Hofeinkünfte beurtheilen, und (aus keinem andern Grunde, als weil von mehreren Leuten mehrere Abgaben fließen) eine uneingeſchränkte Bevölkerung als das erſte Mittel und Kennzeichen der Nationalſtärke und der öffentlichen Glückſeligkeit anprieſen und empfahlen; ſo gab es Staatsrechtsgelehrte, welche, nicht ohne Abſicht und Urſache, die monarchiſche Gewalt der Kaiſer hervorſtrichen und prieſen, und den Verfall der Krone den Verfall von Deutſchland nannten, indeſſen daß andere allein dem allgemeinen Reichsgeſetze eine allgemeine Herrſchaft, und den Kaiſern die Pflicht und Würde, dieſes Geſetz Hand zu haben, nicht aber die Befugniß, über das Geſetz ſich zu erheben, eingeräumt, und ſohin den Bemühungen der Reichsfürſten des Mittelalters, die Unterjochungsſucht der damaligen Kaiſer nieder zu halten, lauten Beifall gegeben haben, und geben. So wurden die Einſichten und Beweggründe jener Kaiſer, welche den Biſchöfen und Aebten fürſtliche Einkünfte und Vorrechte einräumten, je nachdem jemand darüber urtheilte, verſchieden beurtheilt. In dieſen und ähnlichen Fällen kann man nicht oft genug Gelegenheit nehmen, verſchlimmernde Grundſätze außer Achtung, und entgegen die guten und erſprießlichen in Achtung zu ſetzen, zumal wenn (wie in Rückſicht der zwei genannten Gegenſtände) bei ſachkundigen und uneingenommenen Menſchen kein Zweifel mehr obwaltet, wer Recht hat.

Von den nachſtehenden ſechs Monarchen werden die zwei erſten nur deutſche

Könige, und nicht römiſche Kaiſer genannt, weil ſie (was erſt dem Otto im Jahre 962 geſchah) die Krönung zu Rom nicht nachgeſucht, noch die mit derſelben verbundenen Vorrechte erlangt hatten.

Gewöhnlich pflegt man auch vom König Konrad I. die Geſchichte des Mittelalters (die alte Geſchichte geht von den älteſten Zeiten bis zur Erlöſchung der Karolinger in Deutſchland im Jahre 911; nach andern bis zum Verfalle derſelben in Deutſchland im Jahre 887) feſtzuſetzen, und unter dieſer Benennung dieſelbe fortzuführen, bis zur geſetzmäßigen Aufhebung des Fauſtrechtes, und Errichtung des allgemeinen deutſchen Landfriedens unter K. Maximilian im Jahre 1495, wo dann die neue Geſchichte ihren Anfang nimmt.

* * *

König Konrad I. von Franken.

911 — 918.

Inhalt. Deutſchlands Verfaſſung nach dem Abgange des karolingſchen Geſchlechtes im Jahre 911. Konrad wird von den Sachſen und Franken als deutſcher König erkannt. Da er die karolingiſche Königsgewalt fortſetzen will, kommen ihm zwei Umſtände, die Unterlaſſung einer Geſammtverbindung der deutſchen Fürſten unter ſich, und die Hülfe der Biſchöfe zu ſtatten. Er ſucht ſeine Abſichten, mit mehr und weniger Glück, in Sachſen, Lothringen, Schwaben und Bayern durchzuſetzen, und läßt die widerſpenſtigen Fürſten mit dem Bann belegen. Aber mit allem dem gelang es ihm nicht, die Fürſten gänzlich zu unterjochen, worunter der Herzog Heinrich von Sachſen vorzüglich aufrecht blieb. Eben dieſen Heinrich ſchlug Konrad, aus einer großmüthigen Verläugnung, zu ſeinem Nachfolger vor. Dann ſtarb er im December 918. Sein Charakter.

Schon in Rückſicht der ungewiſſen innern Lage und Verhältniſſe, in welchen ſich Deutſchland bei der (im Jahre 911 erfolgten) Erlöſchung des karolingiſchen Regentengeſchlechtes befand, treten die erſten Nachfolger deſſelben als höchſt erhabene Perſonen auf. Ihre Geſchichten ſind voll von großen Ereigniſſen und Zufällen, von gewaltigen Volksgährungen, mächtigen Schritten und Niederdrückungen im Großen und im Kleinen, von raſchen Unternehmungen der Kühnheit und der Furcht, von geſtürzten und blutenden Fürſtenhäuſern, von gräßlichen Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten, unter welchen die Verfinſterung des menſchlichen Verſtandes, und eine unendliche Schaar mißverſtandener Grundſätze keine der kleinſten war. Und mitten darunter erſcheinen große, großmüthige Anſtalten und Verſuche, geiſtreiche Ahnungen einer Vollkommenheit, von welcher damals kein Vorbild, noch Beiſpiel war, und liebenswürdige Männer, die das Herz zur rechten Zeit erquicken, und durch Großmuth, Kraft und Entſchloſſenheit in Erſtaunen ſetzen und hinreiſſen.

Als K. Ludwig, genannt das Kind (im Jahre 911 den 20. Juni zu Regensburg) mit Tod abgieng, war über die Wahl eines künftigen Kaiſers ſo wenig, als über deſſelben allenfallſigen Rechte, etwas Geſetzmäßiges vorhanden. Die damaligen Hauptnationen Deutſchlands (die Franken, Schwaben, Bayern, Lothringer, Sachſen und Thüringer) hatten zwar an den karolingiſchen Kaiſern gemeinſame Regenten, aber nie einen rechtlichen Zuſammenhang, nie eine geſetzmäßige Verbindung (dergleichen heut zu Tage, wo jede deutſche Völkerſchaft an die andere gekettet, und von ihr unzertrennlich bleibt, vorhanden iſt) unter ſich errichtet. Es konnten daher zwei oder mehrere jener Hauptnationen neuerdings ſich, und für ſich, einen gemeinſamen Oberherren wählen, ohne daß ſich von einer andern Nation, die für gut befunden hätte, nicht mitzuhalten, hätte ſagen laſſen, ſie wolle von der deutſchen Verbindung (denn es gab keine) ſich losreiſſen. Wenn übrigens die deutſchen Nationen und deren Fürſten das Recht hatten, jede für ſich einzeln zu bleiben, ſo hatten ſie freilich zu gleicher Zeit, ſchon an ſich, und vorzüglich in Hinſicht auf die vielen auswärtigen Feinde, als die Normänner, Wenden, und Ungarn, alle Urſache, ſich neuerdings zu vereinigen, und ihre Kräfte zur Abwendung gemeinſchaftlicher Unheile und Gefahren unter einer allgemeinern Anführung zu ſammeln. Allein, wenn von Rechten die Rede iſt, kommt nicht, was gut, nützlich, ja nothwendig, ſondern allein das, was Rechtens iſt, in Betrachtung.

Dann war weiter die Frage, mit welcher neuen Macht das neue Oberhaupt auftreten ſollte. Karl der Große führte in Deutſchland die Herrſchaft eines Eroberers ein, und die Nachkömmlinge ſeines Geſchlechts beſaßen ſeine Macht und Herrſchaft erblich. Deutſchland gehörte nicht ſich, ſondern dieſen ſeinen Monarchen an. Es gab in Deutſchland keine erblich regierenden Fürſtenhäuſer, ſondern lauter Statthalter und Kronbediente, und die großen Güter der Reichswürden waren zeitige Gnaden und Lehen. Es wäre mehr als ſeltſam, wenn man, falls es darüber zu einer Verabredung unter den Fürſten und Nationen gekommen wäre, annehmen wollte, daß ſie ſich neuerdings zu ihrer Unterjochung ſollten verſtanden haben; aber eben darum, weil es keine gemeinſame, geſetzmäßige Verbindung gab, kam es auch zu keiner gemeinſamen Unterredung. Sohin blieben (was ſchon ſehr bedenklich werden konnte) die irrigen Begriffe und Vorſtellungen, unter welchen man, ſeit Karl dem Großen, die deutſchen Monarchen zu ſehen gewohnt war. Ueberhaupt gab es weder ein Staatsrecht, noch Staatsrechtslehrer, und es kam, im Falle, daß ein neuer König entſtehen ſolle, lediglich darauf an, wie es kommen, und wie es ſich fügen ſollte, was der neue König in dieſer Hinſicht unternehmen, und wie die Umſtände ihn begünſtigen würden.

Dieß iſt etwas von der Lage und den Verhältniſſen der deutſchen Länderverfaſſung im J. 911; und vermöge derſelben ſcheinen die Abſichten und Geſinnungen der deutſchen Hauptnationen und ihrer Fürſten, in Rückſicht auf die Wahl eines neuen Königs und deſſen Gerechtſame, nicht einig, und ebendieſelben, und noch weniger beſtimmt geweſen zu ſeyn. Man lieſt zwar, daß noch im Jahre 911 die Sachſen und Franken einen neuen König in der Perſon des Konrad zu Frizlar gewählt haben; und einige Geſchichtforſcher ſind der Meinung, daß unter jenen Benennungen der Sachſen und Franken alle deutſche Nationen zu verſtehen ſeyen; allein es läßt ſich hierin, aus vielen und bewährten Gegengründen, um ſo weniger etwas Zuverläſſiges behaupten, als bald darauf drei Fürſten deutſcher Hauptnationen durch Handlungen ſich gegentheilig erklärten. Man hat von dem ganzen Hergange der Sache weder eine Nachricht eines Augenzeugen, noch etwas Urkundliches, und nur ſo viel iſt gewiß, daß die Rheinfranken und Sachſen, dann die mit dieſen letztern verbundenen Thüringer, einen neuen gemeinſamen König zu wählen, ſich verſtanden, und daß ſie ihre Stimme dem Konrad gegeben haben.

Konrad von Fritzlar (ein Sohn eines rheinfränkiſchen Grafen dieſes Namens, der im J. 905 in einer Fehde wider den Markgrafen Albert von Bamberg das Leben verloren hatte) war unter dem letzten karolingiſchen Kaiſer, Ludwig dem Kind, zum oberſten Feldherren oder Herzog in Rheinfranken und Heſſen erhoben worden. Sein Geſchlecht ſtand im großen Anſehen, und war reich an eigenen Gütern in Franken, Heſſen, und am Rhein. Konrad war überdieß weiblicher Seits ein Anverwandter der Karolinger, und hatte an der Regierung Ludwigs ſehr vielen Antheil; er wurde auch ſeiner perſönlichen Eigenſchaften wegen allgemein verehrt; und die Geſchichtſchreiber, die ihm am nächſten lebten, können ſeine Sanftmuth, Klugheit, Frömmigkeit, dann ſeine Behendigkeit und Entſchloſſenheit in Staats- und Kriegsvorfällen nicht genug rühmen. Die Leſer mögen aus dem Folgenden ſelbſt urtheilen, wie weit Konrad (dieſes Namens der Erſte unter den deutſchen Königen) dieſe Lobſprüche verdient hat. Nachdem er ſich einmal eingebildet hatte, König von Deutſchland zu ſeyn, oder ſich vorgenommen hatte, König, und zwar auf karolingiſchem Fuße, nämlich nicht bloß Oberhaupt, ſondern Monarch und Herr aller deutſchen Nationen und ihrer Fürſten zu werden, ſo haben die Leſer darauf zu ſehen, mit welcher Klugheit, ſcharfſinniger und kühner Thätigkeit er ſein Syſtem ſich zubereitet, ausgeführt, benützt, und wie weit er es hierin gebracht, dann was er für das innere und wahre Wohl von Deutſchland (nämlich für die Aufnahme und Beförderung der Kenntniſſe, Künſte, des Handels, der Geſelligkeit) gethan, dann wie er wider auswärtige Feinde ſich Ruhe verſchafft, und endlich wie er ſich als Menſch gegen Menſchen benommen hat. Dieſe ſind die Gegenſtände, bei welchen er (und hierauf iſt auch bei ſeinen Nachfolgern zu ſehen) ſeine Eigenſchaften und Kräfte üben, und ſeinen perſönlichen Werth an den Tag legen mußte und konnte.

Der Vollzug ſeiner Abſichten auf die karolingiſch-königliche Macht in Deutſchland ſchien mit ungeheuern und unabſehbaren Schwierigkeiten verbunden zu ſeyn. Unter den letzten, meiſtens ſchwachen Regierungen der Karolinger haben ſich die Reichshofbeamten, Grafen und Statthalter beträchtliche, das kaiſerliche Anſehen einſchränkende Gerechtſame und Freiheiten theils erzwungen, theils herausgenommen, und unter Ludwig dem Kind handelte jeder Große ſo eigenmächtig und willkührlich, als er, nach dem Maße ſeines Anſehens, oder ſeiner Hausmacht handeln zu können glaubte. Wenn es nun Konrad durch Uebereinſtimmung der glücklichſten Zufälle wirklich hätte dahin bringen können, daß alle deutſche Nationen ihn einmüthig als ihren König wählten und anerkannten, ſo war doch nicht mehr zu hoffen, daß ſie alles Erworbene wieder zurückſtellen, und in das Schickſal ſolcher Hofdiener, mit welchen der neue König nach Willkühr ſchalten und walten könnte, gutwillig herabſteigen würden. Dazu kamen noch die kaiſerlichen Kammergüter, deren die Karolinger in allen deutſchen Ländern eine große Anzahl beſeſſen, und deren einige, wie z. B. in Bayern, Karl der Große gewaltthätig an ſich gezogen hatte, in Betracht. Dieſe Güter waren zu reizend, und den Fürſten zu unentbehrlich, als daß dieſe nicht ihr Aeußerſtes hätten verſuchen ſollen, um ſich in dem Beſitze derſelben zu befeſtigen.

Zwei Umſtände ſchienen indeſſen dem Konrad trefflich zu ſtatten zu kommen. Der erſte war, daß die deutſchen Fürſten und Nationen, welche nach Unabhängigkeit ſtrebten, kein gemeinſchaftliches Einverſtändniß unterhielten. Hätten ſie einen allgemeinen Fürſten oder Nationalbund, in der Abſicht, ſich den Konrad mit geſammelten Kräften vom Hals zu ſchaffen, errichtet, ſo wäre die Sache vermuthlich ohne alle Feindſeligkeit entſchieden geweſen; aber an wechſelſeitige Unterhandlungen dieſer Art war, bei dem damaligen Mißtrauen der Nationen und Mangel an wahrer Staatskunſt, nicht zu denken. Der zweite und Hauptumſtand war die wachſende zeitliche Macht der Aebte und Biſchöfe. Konrad zeigte hierin ſeinen Nachfolgern den Weg, welchen dieſe auch mit größtem Eifer fortgewandert ſind, ihr Anſehen auf die höchſte Stufe zu bringen. Er ſchmeichelte der Geiſtlichkeit auf alle Weiſe, und kam den Aebten und Biſchöfen mit der größten Gefälligkeit zuvor, ſobald er ihre Abſichten auf Güter oder Freiheiten bemerkte. Er hatte ſie überall um ſich, zog ſie bei allen Vorfällen zu Rath, und verließ ſich gleichſam gänzlich auf ihre Treue und Unterſtützung. Der Erzbiſchof Hatto von Mainz war ſein Großkanzler, der Erzbiſchof Piligrin von Salzburg ſein Großhofkaplan, der Biſchof Draculf von Freiſing ſein innigſt geliebter Freund, und der Biſchof Salomo von Konſtanz ſein Vertrauter und Liebling. Hierin handelte Konrad ſehr klug, vorſichtig, und nach ſeinen Abſichten zweckmäßig. Die Geiſtlichkeit erwiederte ihm ſeine Gewogenheit und Freundſchaft in vollem Maaße. Kein Landesfürſt blieb in ſeinem Lande ſicher. Den Biſchöfen ſtanden nebſt den zeitlichen Waffen (ſie führten damals ihre Truppen perſönlich an) auch Grundſätze, welche den Fürſten manchmal gefährlicher, als gerüſtete Feinde waren, zu Gebot. Wenn ein Fürſt durch die ſchauderhaft feierliche Ceremonie des Kirchenbannes wie gleichſam von Licht und Luft verbannt, und aus der Menſchheit geworfen, wenn ſein Umgang, wenn eine Anhänglichkeit an ſeine Perſon, als ein ſchrecklicher Gräuel, erklärt ward, dann blickte der Unterthan und der Vaſall mit Angſt und Kummer nach ſeinem Herrn, und that ſeine Dienſte ſchlecht, wenn er ſie je noch gethan hat.

So wie irgend einer der Großfürſten, deren Nationen dem Scepter der Karolinger untergeben waren, Miene machte, ſich von Konrad losreiſſen, oder ihm trotzen zu wollen, ſtürzte dieſer augenblicklich wider ihn los, in der Abſicht, die Flamme zu dämpfen, ehe ſie ganz losbrach. So machte er es mit den Sachſen, von welchen ſogleich die Rede ſeyn wird; ſo im Jahre 912 mit den Lothringern, wiewohl beide Male mit wenigem Erfolg und Glück. Von den Lothringern, (oder den Völkern zwiſchen dem Rhein, Frankreich, und der Nordſee) welche ſich an die Franzoſen anſchloßen, denen ſie an Sprache und Sitten ohnehin ſich mehr näherten, als den Deutſchen, rettete er nur noch wenig, nämlich nur Elſaß, und Utrecht noch, und nach dieſer Art waren auch ſeine Unternehmungen auf andere Provinzen und Fürſten mehr raſch und tapfer, als glücklich.

In Schwaben, wo noch zahlreiche, ehemalige karolingiſche, Krongüter vorhanden, und über dieſe zwei Grafen (und Brüder), Erchanger und Berchtold, als Verwalter geſtellt waren, öffnete ſich für ihn eine Scene voll der bitterſten und weitſchichtigſten Verdrießlichkeiten. Die Veranlaſſung dazu hatte ſich ſchon unter dem Kaiſer Arnulph (dem Vater König Ludwigs des Kindes) ereignet, indem derſelbe dem Biſchofe Salomo von Konſtanz verſchiedene kaiſerliche, in Schwaben gelegene, Krongüter, theils für deſſen Stift, theils für das Kloſter St. Gallen, deſſen Abt Salomo gleichfalls war, geſchenkt, ſohin dieſe Güter der Gerichtsbarkeit der genannten zwei Brüder entzogen hatte. Dieſe hatten ſchon damals ihren Verdruß ſehr nachdrücklich über eine Veräuſſerung gezeigt, wodurch ihrer Gerichtsbarkeit, und ihren Einkünften ein beträchtlicher Abtrag geſchah. Nun gefiel es auch dem König Konrad, mit Schankungen dieſer Art dem Biſchofe Salomo ſeine Gnade zu bezeigen. Hierüber kam es auf öffentlicher Straße zwiſchen den gedachten Grafen und dem Biſchofe zu Thätlichkeiten, bei welchen dieſer mißhandelt, gefangen fortgeſchleppt, wiewohl bald wieder befreit wurde. Die Folge davon war, daß K. Konrad bei der erſten Nachricht dieſes Vorfalles nach Schwaben eilte, und den Erchanger, als den Haupttheilnehmer deſſelben, aus dem Lande jagte.

Dieſe Begebenheit war für König Konrad noch in andern Rückſichten äußerſt unangenehm. Die ſchwäbiſchen Grafen hatten eine Schweſter, Kunigunde, welche die leibliche, oder Stiefmutter des Herzogs Arnulph in Bayern war. Sie war Wittwe, und König Konrad hatte ſie im Jahre 913 geheirathet, wodurch er ſich eine aufrichtige Ausſöhnung und Unterwerfung ihrer beiden Brüder gewinnen, und was noch ungleich wichtiger war, ſie von einem, ihm eben ſo verhaßten, als gefährlichen, Bündniß abziehen zu können, gehofft haben mochte. Auch dieſe Hoffnung wurde ihm vereitelt. Die beiden Brüder hatten nämlich an den Herzog Arnulph von Bayern ſich angeſchloſſen, und mit ihm bereits in manchen Dingen gemeinſchaftliche Sache gemacht. Auch hatte der Herzog in ihren Händeln mit Salomo ſich für ſie erklärt, und ihnen wahrſcheinlich einigen Beiſtand geleiſtet, oder ſonſt ſeine Geſinnungen thätig geäußert. Eines Theils konnte es für den König Konrad nicht anders als erfreulich ſeyn, einigen Vorwand erhalten zu haben, dieſen Herzog, als welcher von ſeiner königlichen Würde bisher noch nicht die geringſte Erkenntniß und Rückſicht genommen hatte, zu Leibe gehen, und des ſchon ſeiner Lage nach überaus wichtigen Bayerlandes ſich bemächtigen zu können. Auch wußte er, daß ihm die Biſchöfe in Bayern zufallen, und alles aufbieten würden, den Arnulph in die Enge zu treiben; allein er hatte es hier mit einem muthigen, tapfern und erfahrenen Prinzen, der einſt die Ungarn herausgefordert und ſie derb zurückgewieſen, auch im Gefühle ſeines Werthes und ſeiner Stärke ſich noch immer wie ein unabhängiger Herr und König betragen hatte, zu thun; und Konrad mochte wohl ſelbſt gefühlt haben, daß mit öffentlichen, langen, und gleichſam feierlichen Zurüſtungen wider ihn wenig auszurichten ſeyn würde. Es verdienet aber als ein beſonderer Zug in des Konrads Charakter angemerkt zu werden, daß er ſeinen Gegnern nie Zeit ließ, ſich erſt lange zu berathſchlagen, und mit Anſtalten (wo ſie nicht ſchon vorhanden waren) erſt vorzubereiten, ſondern daß er ſtets, gleich einem plötzlichen Ungewitter, losgeſtürzt, und bemüht geweſen iſt, denjenigen, deſſen er ſich wegen einer, ihm nachtheiligen, That bemächtigen wollte, noch auf der That zu ereilen. So ſtürzte er, gleich nach der Vertreibung des Erchangers aus Schwaben, unaufhaltſam nach Regensburg hin, und überfiel den Herzog, ehe dieſer eine zuverläſſige Nachricht von des Feindes Ankunft, und nur noch mit genaueſter Noth ſo viel Zeit erhielt, um mit ſeiner Familie ſich flüchten zu können. Dieſer Zug war nach der ſehr gewöhnlichen alten Art, Krieg zu führen, wild und gräßlich. Konrads Truppen verheerten alles, wie die Chronik ſagt, und ſengten und brannten, wo ſie durchzogen, ſchleppten, was ſie konnten, mit fort, ſchlugen die Männer todt, und mißhandelten Wittwen und Waiſen auf das grauſamſte. Dann, nachdem ſie das Land weit umher zur Wüſte gemacht hatten, zogen ſie wieder ab. In Regensburg wurde Eberhard, Konrads Bruder, als Statthalter, zurückgelaſſen.

Wie Konrad noch eben damit beſchäftiget war, eines Gegners ſich loszumachen, wurde er von einer Menge Anderer gleichſam in die Mitte genommen. Der König Karl, genannt der Einfältige, von Frankreich, machte mit Herzog Heinrich von Sachſen gemeinſchaftliche Sache, und fiel in Rheinfranken ein. Zu gleicher Zeit ſtürmten die Ungarn durch Thüringen nach Schwaben, und über Fulda bis Baſel, das ſie gänzlich zerſtörten, ja bis an die Grenzen Lothringens vor; und damit Konrad von allen Seiten geängſtigt würde, ſo kam der verbannte Erchanger nach Schwaben zurück, ſchlug bei Wallwis am Bodenſee eine königliche Parthei, und warf ſich zum Herzog auf. Konrad ſchien ſo gut als verloren zu ſeyn; aber für Männer von großen Eigenſchaften ſind große Unglücksfälle, Gefahren und Verlegenheiten eben die wahren Triebfedern, welche ihren Kräften Bewegungen und Nahrung geben, und ihren Verſtand, ihre Entſchloſſenheit und Ernſthaftigkeit üben. Konrad berief, wie wenn überall nichts vorgefallen, und als wenn er der pünktlichſten Unterwürfigkeit im Voraus verſichert wäre, die Fürſten und Biſchöfe aller deutſchen Länder zu einer Verſammlung nach Mainz. Von den großen weltlichen Fürſten erſchien niemand, als die Grafen von Schwaben, welche ſich durch die ihnen gemachte ſchmeichelhafte Hoffnung, daß alle ihre Zwiſtigkeiten auf das gnädigſte würden beigelegt werden, bereden ließen, nach Mainz zu kommen. Deſto zahlreicher war die Menge der Biſchöfe. Nach einigen getroffenen allgemeinen Maßregeln und Verabredungen wurde daher beſchloſſen, daß eine allgemeine Verſammlung der deutſchen Biſchöfe nach

Altheim im Rieß (Rezzia, Retia, vom Fluſſe Rezat, in der heutigen Grafſchaft Oettingen, ohnweit Nördlingen) berufen, und daſelbſt über die großen und mannigfaltigen Zwieſpalte und Streitigkeiten im (vorausgeſetzten) deutſchen Reiche geurtheilt werden ſollte. Theils, um der Sache eine größere Feierlichkeit zu geben, theils, weil es damals (wo das Anſehen der iſidor'ſchen Decretalen mächtige Schritte that) ſchon üblich war, jede große Unordnung vor die Gerichtsbarkeit der Geiſtlichkeit, und zumal des höchſten römiſchen Hofes, zu ziehen, wurde der Pabſt erſucht, dieſer Verſammlung beizuwohnen, welche dann auch im J. 916 unter dem Vorſitze eines päbſtlichen Legaten, und der Wortführung des Erzbiſchofes von Mainz, in der Anweſenheit faſt aller, beſonders der bayeriſchen Biſchöfe (nur die ſächſiſchen, nebſt dem Biſchofe von Straßburg erſchienen nicht), mit Vorausſetzung und Beobachtung vieler Feierlichkeiten vor ſich gieng. Man hat von dieſer Verſammlung bisher nur noch Bruchſtücke, die indeſſen wichtig genug ſind, vorgefunden. In der Einleitung verſichern die Biſchöfe, daß ſie ſich jener Worte, welche der Heiland den Pharisäern und Schriftgelehrten in das Angeſicht ſagte, nämlich: „Reinige zuerſt das Inwendige!“ dann: „Ziehe vor allen Dingen den Balken aus deinem Augen!“ und

„Des Volkes Untergang ſind böſe Prieſter!“ wohl, und zwar nicht ohne Urſache, erinnert hätten. Sie verſichern ferner, daß ſie wider ſich ſelbſt und ihre Sünden heftig gezürnet, und dieſe ſchmerzlichſt bereuet hätten. Unter die verübten Hauptſünden zählen ſie vorzüglichſt dieſe, daß einige von ihnen mit Excommunicirten noch einigen Umgang gepflogen hätten. Nach dieſen (recht zweckmäßigen?) Verausſetzungen faßten ſie über die ganz weltlichen Streit = und Reichsſachen, ihre Urtheile und Entſcheidungen ab. Voraus wurde geſetzt: „Wer immer dem König (Konrad) nicht treu ſeyn, oder ſich demſelben zu widerſetzen bemühet ſeyn wird, der ſey verflucht!“ Hierauf wurde wider die ſogenannten rebelliſchen Fürſten die Sentenz der Excommunication, und über die weggebliebenen ſächſiſchen Biſchöfe die Suſpenſion gefällt; der Herzog Heinrich von Sachſen aber, der Widerſpenſtigſte und Heftigſte aller ſogenannten rebelliſchen Fürſten (die Furcht war nämlich ſtärker, als der fromme Eifer) mit keiner Silbe berührt. Am ſchlimmſten kamen die ſchwäbiſchen Grafen, Erchanger, Berthold und deren Schweſter Sohn, Leutfried, (Luitfried, welcher an den Händeln wider den Biſchof Salomo einen ſehr nachdrücklichen Antheil genommen hatte, weg; das Concilium erklärte den erſten zu allen Aemtern untüch=

tig, ſeiner Ritterſchaft entſetzt, dann zur ewigen Buße in einem Kloſter, und nebſt den übrigen, für excommunicirt. Konrad ließ ihnen durch ſeine Richter noch weiter den Proceß machen, und ließ das Urtheil, vermöge welchem ihnen die Köpfe abgeſchlagen werden ſollten, zu Adingen öffentlich vollziehen im J. 917 den 28. Jan.; eine Erſcheinung, welche damals mehr an ſich hart und grauſam, als auffallend war; denn blutige Auftritte dieſer und ähnlicher Art, welche etwas Wildes mit ſich führen, waren eben nicht ungewöhnlich. Kurz vorher wurde der Biſchof von Straßburg von ſeinem Feind getödtet, und dem Biſchof von Speier wurden die Augen ausgeſtochen. — In Schwaben wurde mit Einwilligung der Stände, in der Perſon des Burchard, ein Herzog geſetzt.

Konrads ärgſter und fürchterlichſter Feind war der eben gedachte Herzog Heinrich von Sachſen, Sohn des Herzogs Otto, welchem Konrad ſeine Erhebung zum Throne zu danken hatte. Dieſer Otto war unter der Regierung des letzten karolingiſchen Kaiſers, Ludwig des Kindes, einer der anſehnlichſten Kronbeamten. Er war gleichſam der Großvormund des jungen Kaiſers, und des Reiches, und ſaß am Ruder der Regierung. Er war bei dem Hintritte des jungen Kaiſers, und der

Erlöſchung des karolingiſchen kaiſerlichen Geſchlechtes eifrigſt dafür geſtimmt, daß unter den deutſchen Nationen und deren Fürſten ein ewiges gemeinſames Band fortgeſetzt und erhalten werden müſſe, und ihm hat Deutſchland die Fortſetzung der deutſchen Kaiſer bis auf dem heutigen Tag vorzüglich zuzuſchreiben. Er gieng hierbei noch mit großer Uneigennützigkeit zu Werk, indem er die Krone ausſchlug, welche ſeine Sachſen und die Franken ihm angeboten hatten, und an ſeine Stelle den Konrad in Vorſchlag brachte. Er ſchützte ſein hohes Alter vor, in der That ſelbſt aber mag er die Schwierigkeiten wohl geahnet haben, mit welchen der neue deutſche König zu kämpfen haben würde, um nicht bloß dem Namen nach, ſondern in der Sache ſelbſt als König der Deutſchen zu erſcheinen. Er ſelbſt gieng eben mit keinem Beiſpiele von Unterwürfigkeit voraus, und König Konrad war vermuthlich zu beſcheiden, um gegen den alten Herrn, der noch überdieß ſein Wohlthäter und Beförderer war, etwas zu ahnen; er zeigte aber ſeine Geſinnung hierüber augenblicklich, als Otto (im Jahre 912 den 31. Nov.) mit Tod abgieng, und den eben genannten Heinrich, einen tapfern, hochaufſtrebenden Prinzen hinterließ. Dieſer Prinz war nicht entgegen, ihm die Majeſtät der königlichen Würde zuzugeſtehen, und den gemeinſamen Verband, den nach ſeinen und ſeines verſtorbenen Vaters Grundſätzen die deutſchen Fürſten mit einem deutſchen König, als dem Mittelpunkt der Reichsſachen, fortſetzen ſollten, zu erkennen; allein es ſcheint, daß er geglaubt habe, alles, was ſein Vater unter den Karolingern als Eigenthum oder Lehen, oder als Würde des Reiches beſeſſen hatte, ſollte ihm, ohne Widerrede und Schmälerung verbleiben, und in den Ländern, wo er Herzog wäre, ſollte Niemand über ihn, Niemand vor ihm ein Obergebieter über Geſetz und Herkommen seyn. Mit dieſen Geſinnungen ſtellte er ſich bei Konrad, und rechnete zuverſichtlichſt auf deſſen Beifall und Bekräftigung; aber K. Konrad dachte ganz anders; er fand bedenklich, ihm alles zu laſſen, was ſein Vater ehevor gehabt hatte; er überhäufte ihn aber mit den größten Lobſprüchen, und mit den ſüßeſten Worten, denen er tauſend Zuſicherungen beifügte, daß er gewiß allen Bedacht darauf nehmen würde, ihn mit Ehren und Würden zu erheben, und ihm alle möglichen Beweiſe ſeiner beſondern Achtung, Gnade und perſönlichen Zuneigung zu geben. Heinrich verſtand dieſen Hofbeſcheid, und die Sachſen, welche ihn begleitet hatten, erklärten ſogleich durch ihr Betragen, wie ihr Herr dieſen Beſcheid aufnehme; ſie begegneten dem

König Konrad ſo auffallend kalt und ſpröde, daß dieſer ſogleich ſeine Maßregeln (ſo wie Heinrich die ſeinigen) faßte. So ſchieden Konrad und Heinrich von einander.

Bei dieſem Vorfalle erzählt die Chronik vom Erzbiſchofe Hatto zu Mainz ſehr häßliche Dinge, deren Erwähnung in ſo weit merkwürdig iſt, als darin Züge der damaligen Sitten vorkommen, welche bei ſolchen (wahren oder verfälſchten) Erzählungen ohne Zweifel zum Grunde gelegt worden ſind. Hatto war, aus Bewegurſachen, auf welche alle Biſchöfe Rückſicht genommen hatten, der eifrigſte Anhänger Konrads. Wie er ſah, mit welchem Mißvergnügen der kühne und unternehmende Heinrich erfüllt ſey, wünſchte er von Herzen, dem Könige Konrad alle weitere Verdrießlichkeiten erſparen, und dieſen gefährlichen Gegner von ihm entfernen zu können. Zu dieſem Ende ſoll er eine goldene Halskette, welche dem Heinrich bei einem Gaſtmahle hätte verehrt und umgehängt werden ſollen, haben verfertigen laſſen. Dieſe Halskette ſoll mittelſt verborgener Springfedern ſo zugerichtet geweſen ſeyn, daß ſie denjenigen, der ſie an ſeinen Hals brächte, augenblicklich erdroſſelte. Der Goldſchmid, der ſie zu verfertigen hatte, ſoll die Sache aus Mitleiden verrathen haben. Eben ſo niederträchtig ſoll dieſer Hatto ſchon im Jahre 907 den Grafen Albert von Bamberg mißhandelt, und ihn ſeinem Untergange entgegen geführt haben. Der junge Kaiſer Ludwig wünſchte dieſes Grafen habhaft zu werden. Hatto nahm es auf ſich, ihn zu liefern. Er reiſte nach Bamberg, und verſprach dem Grafen, daß er ihn mit dem Kaiſer, falls er ſich perſönlich bei demſelben ſtellen würde, ausſöhnen wollte. Um dem Grafen allen Verdacht zu benehmen, verſprach, und bekräftigte er ihm mit einem feierlichen Eid, daß er ihn ganz ſicher und unbeſchädigt nach Bamberg zurückbringen würde. Der Graf machte ſich mit ihm auf den Weg, und ſie hatten bereits eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als Hatto plötzlich einhielt, und rief: „Wie? ſollten wir wohl den ganzen Tag ſo fortreiſen, ohne einmal ein Frühſtück genommen zu haben?“ Der Graf hatte ihm dasſelbe zu Bamberg freundſchaftlichſt angetragen; er, Hatto, aber hatte es, eben dieſer Liſt willen, durchaus nicht angenommen. Sie reiſen zurück, frühſtücken, reiſen wieder fort. Nunmehr glaubt Hatto, ſeines Eidſchwurs, vermöge welchem er verſprochen hatte, den Grafen wohlbehalten wieder nach Bamberg zurückzuführen, entledigt zu ſeyn. Albert folgte dem Erzbiſchofe willig zum Kaiſer, und verlor ſeinen Kopf. Dieſe Erzählungen werden von einigen widerſprochen.

Konrads Glück und Unternehmungen ſcheiterten bei dem Heinrich von Sachſen. Heinrich ſcheint gleich anfänglich beſſer als Arnulf von Bayern geahnet zu haben, weſſen er ſich zu König Konrad zu verſehen habe. Er war kaum wieder nach Sachſen, wo er ſeine Rechte oder Anmaßungen ſogleich nachdrücklichſt behauptete, zurückgekommen, ſo lag ihm auch ſchon ein fränkiſches Heer, das Eberhard, K. Konrads Bruder, anführte, auf dem Hals. Heinrich, dem daſſelbe nicht unerwartet kam, ſchlug es zurück; aber nun ſammelte König Konrad ganz in der Stille ſeine beſten Truppen, ſo viel er aufbringen konnte, und ſtürzte mitten im Winter, und mit einer ſolchen Eilfertigkeit auf Heinrich los, daß dieſer ſich nicht anders zu retten wußte, als daß er ſich in ſeine befeſtigte, an der Weſer gelegene Burg Grone (bei Grohnde unweit Göttingen) einſchloß. Hier aber rettete ihn, da er ſich eben in der äußerſten Verlegenheit befand, ein glücklicher Einfall eines braven Sachſen. Schon war Heinrich mit den Abgeordneten des Königes Konrad in Unterhandlungen begriffen, und ſtand eben auf dem Punkt, wichtige, ſeinem künftigen Anſehen höchſt nachtheilige Opfer zu machen, als Ditmar (Thiatmar), ein beherzter Soldat, und ſinnreicher, entſchloſſener Kopf, (aus Oſtſachſen gebürtig) der mit noch vier Männern bei der Burg angelangt war, auf einen beſondern Einfall gerieth, ſeinem Herrn aus der Noth zu helfen. Er trat plötzlich und haſtig, als wenn er eben von einem eilfertigen Marſche angekommen wäre, in den Verſammlungsort, und fragte ſeinen Herrn, wohin er wollte, daß man mit den angekommenen Truppen ſich lagern ſollte. Er that dieß mit einer ſolchen Sicherheit und Zuverſicht in Blick und Ton, daß ſelbſt Heinrich nichts argwöhnte, ſondern ihn voll Freude fragte, mit wie vielen, und welchen Schaaren er angekommen wäre. Ditmar nannte ihm dreißig. Bei dieſen Nachrichten brachen ſelbſt die königlichen Abgeordneten die Unterhandlungen alſogleich ab, und ihr König zog ſich unverzüglich zurück, und kam damals eben zur rechten Zeit an, um für ſich zu Lothringen, ſo viel möglich, zu retten.

Heinrich ſchloß ſich hierauf an Karl, König von Frankreich an, und mit deſſen Hülfe ſetzte er ſich in den Beſitz aller der Hoheitsrechte und Güter, auf welche er, gemäß ſeinen Grundſätzen und Abſichten, Anſpruch machen zu können, glaubte. Es ſcheint ſogar, daß er, in der Abſicht, ſich den König Konrad gänzlich vom Hals zu ſchaffen, nichts Geringeres vorgenommen habe, als dem Könige von Frankreich zur Königswürde in Deutſchland zu verhelfen. Heinrich verharrte auf ſeinen Geſinnungen unabweichlich, und es war weiter an keine Ausſöhnung zu denken. Er hatte, was die Hauptſache war, an ſeinen Sachſen getreue Freunde, und ſchien demnach, alle Plane des K. Konrad in Hinſicht auf die Zukunft zerrüttet zu haben.

Eben dieſe Ausſicht in die Zukunft war für Konrad, der nun einmal überzeugt war, daß das Wohl von Deutſchland ohne einen gemeinſamen deutſchen König nicht beſtehen könne, entſetzlich, und ehe er noch einige Maßregeln, der künftigen Unordnung abzuhelfen, ergreifen konnte, übereilte ihn der Tod. Seine bereits überſtandenen, und noch anhaltenden Widerwärtigkeiten waren vielfältig und groß; aber die Vorſtellungen der Auftritte, die ſich ſogleich nach ſeinem Abſcheiden ereignen würden, waren weit ſchrecklicher. In keinem deutſchen Lande war die Ruhe befeſtiget, und noch weniger war wider die äußern Feinde, welche Deutſchland jährlich beſuchten und verwüſteten, einige Sicherheit hergeſtellt. In dieſer grauſamen Lage ergriff Konrad die Gelegenheit, eine Seele voll edler Güte und einſamer Größe in einer Entſchließung zu zeigen, deren Andenken ewig ehrwürdig und ermunternd, und bei der ſpäteſten Nachwelt weit über jene geräuſchvollen Heroen, die, ohne dem

Menſchen etwas genützt zu haben, bloß viel wagten, um Menſchen zu würgen, erhaben bleiben wird.

Ich will nur noch zuvor die Veranlaſſung ſeines Todes mit wenigen Worten erzählen. Dieſe wird verſchieden angegeben, und nur ſo viel iſt gewiß, daß ſie in Bayern vorgefallen ſey. Es war nämlich zur Zeit, wo die oben erwähnte Kirchenverſammlung zu Altheim im Rieß gehalten wurde, der Herzog Arnulph nach Regensburg zurückgekommen; aber König Konrad kam ihm, ehe er eine hinlängliche Gegenanſtalt machen konnte, neuerdings zuvor, und zwang ihn das zweitemal zur Flucht. Es ſoll aber die Sache nicht ohne Kampf abgegangen, und der K. Konrad tödtlich verwundet worden ſeyn. Eine andere Erzählung ſagt, er hätte zu St. Emmeram die Gräber der daſelbſt ruhenden Kaiſer (des Arnulphs nämlich, und Ludwigs IV.) beſucht, und bei dieſer Gelegenheit hätte ihm einer de Umſtehenden geſagt, er möchte jenes koſtbare, in Gold und Edelgeſtein gebundene Evangelienbuch, welches Karl der Kahle, König von Frankreich, veranſtaltet, und K. Arnulph nac St. Emmeram verehrt hätte, wieder zu sic nehmen. Der Abt des Kloſters, Tutto, de damals auch regensburgiſcher Biſchof war, weigerte ſich, das Buch auszuliefern, mußte abe der Gewalt nachgeben, und die Begleiter des Königs nahmen das Buch mit ſich; dieſer hatte aber kaum das Pferd beſtiegen, als er im Unterleib die heftigſten Schmerzen, welche in die rothe Ruhr ausbrachen, und ſeinem Leben ein Ende machten, empfand. Nichts war natürlicher, als daß der hl. Emmeram durch dieſes Ereigniß ſein Mißvergnügen über das fortgeſchleppte Evangelienbuch*, angedeutet haben mußte; genug, Konrad kam aus Bayern krank nach Franken zurück.

Als er von der Annäherung ſeines Todes überzeugt war, ließ er die vornehmſten fränkiſchen Herren zu ſich kommen, und nachdem er denſelben die Lage, in welcher er das Reich zurück laſſen würde, geſchildert hatte, ſtellte er es ihrem eigenen Urtheile anheim, ob es, in Hinſicht auf das Wohl Deutſchlands, nicht durchaus erſprießlich, ja unvermeidlich ſeyn würde, die deutſche Krone dem Herzog Heinrich von Sachſen und Thüringen aufzutragen. Da die Franken, welche über dieſen unvermutheten Vortrag eben ſo erſtaunt als davon gerührt worden waren, ihm das Wort gaben, daß ſie ihre Stimmen bei der künftigen Wahl keinem andern, als dieſem Heinrich geben würden, bat er ſeinen Bruder Eberhard in gleicher Abſicht zu ſich. Eberhard war, nach der Erhebung ſeines Bruders, Herzog in Franken, dann Statthalter in Bayern geworden, und mochte ſich, wie er dann ein Herr von liebenswürdigen Eigenſchaften war, ſelbſt Hoffnung zur Krone gemacht haben; aber Konrad begleitete ſeine Bitten mit ſo vielen gründlichen Vorſtellungen, und forderte ſelbſt die Großmuth ſeines Bruders ſo inſtändig auf, daß dieſer mit bewegtem Herzen verſprach, auf ſeine Anſprüche Verzicht zu thun, und die königlichen Kleinodien (die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, den Mantel, das Schwert der alten Könige, und die Krone) dem Heinrich in Perſon zu überliefern. Konrad ſtarb den 23. Dec. 918 zu Wilinburg (vermuthlich Linnburg an der Lahr) und wurde auch daſelbſt begraben, nachmals aber, wie einige ältere Zeugniſſe bekräftigen, nach ſeinem geliebten Stift Fulda gebracht.

---

*) Dieſes Buch iſt gegenwärtig unter den Schätzen der Staatsbibliothek zu München.

Aus dem Privatleben dieſes (nach den Karolingern) erſten und gewählten deutſchen Königs iſt wenig bekannt. Er ſoll ein gar gutherziger, frommer und geſelliger Mann, und in ſeinen Amtsſachen unermüdet fleißig und thätig geweſen ſeyn. Dieß zeigte er auch in ſeiner, wiewohl kurzen, Regierung, in welcher er, rückſichtlich auf die äußerſt betrübte Lage der in- und auswärtigen Vorfälle, wahrhaftig Vieles unternahm und that, wenn gleich bei ſeinem Hintritte in der Hauptſache noch wenig gethan war. Die letzte Handlung zumal, wenn auch wirklich mehr die Klugheit, als Herzensgroßmuth daran Theil gehabt haben ſollte, ſtellt ihn als einen Mann von nicht gemeiner Faſſung und Entſchloſſenheit vor. Er zeigte auch im Uebrigen einen reinen Verſtand, und war, gleich Karl dem Großen, überzeugt, daß das wahre, dauerhafte Wohl der Reiche und deren Regierungen allein auf den Anbau des menſchlichen Verſtandes, und auf Milderung der Sitten gegründet, und dabei erhalten werden könne und müſſe. Da es, nach damaliger Sitte beinahe allein in Klöſtern Gelehrte gab, ſo hielt er ſich gerne daſelbſt auf, wohnte auch den Prüfungen der Schüler bei, und ermunterte ſie perſönlich. Er drang ſehr auf eine ſtrenge Zucht und Ordnung, und gerieth einſt, da er zu St. Gallen einer Proceſſion der Mönche und Schüler zuſah, auf einen launigen Einfall, die Eingezogenheit derſelben auf die Probe zu ſtellen. Er warf nämlich, wie ſie vorüberzogen, Aepfel durch die Kirche, und bezeigte ſeinen innigen Beifall darüber, daß ſich bei dem Geräuſche keiner bewegt, noch ſich umgeſehen hatte. Er lernte in ſeinen männlichen Jahren noch griechiſch, und pflog mit gelehrten Leuten einen vertraulichen Umgang. Von ſeiner Gemahlinn Kunigunde hat er keine Kinder hinterlaſſen.

Schriftſteller.

Aeltere.

Wittichind, oder Wittekind, ein geborner Sachſe, welcher in der, damals berühmten, Kloſterſchule zu Corvey an der Weſer erzogen, dann ein Benedictinermönch daſelbſt, und Vorſteher der Schule geworden iſt. Er ſchrieb unter dem Titel: Annales (Jahrbücher) die Geſchichte Heinrich I. und Otto I. (wo er auch von K. Konrad I. manche wichtige Nachricht vorausgeſetzt hat) und eignete ſie der Tochter des Kaiſers Otto I. Mathilde zu, welche zu Corvey Abtiſſinn war. Er lebte noch um 1004. Dieſe Annales erſchienen zuerſt mit ſehr gelehrten Anmerkungen des Martini Frechti in der Sammlung des berühmten Buchdruckers, Johann Hervagius, zu Baſel unter dem Titel: Wittekindi Saxonis Rerum ab Henrico et Ottone I. Impp. gestarum libri III.

una cum aliis quibusdam raris et antehac non lectis diversorum Autorum Historiis ab anno Salutis DCCC. usque ad praesentem. Basileae 1532; ferner in der Sammlung Rerum germanicarum, welche Heinrich Meibomius, der Jüngere (Profeſſor zu Helmſtadt), veranſtaltet hat. 1688. Tom. I.; ferner in der vom G. Wilh. Leibniz veranſtalteten Sammlung scriptorum rerum Brunsuicensium Hanoverae. 1707. Tom. I. etc.

Luitprand, von Cordua aus Spanien; er war zuerſt bei König Berengar II. in Italien, dann bei Kaiſer Otto I. in Dienſten, und ſeit 950 Biſchof zu Cremona. Er war ein gelehrter und freimüthiger Mann, und ſeine europäiſche Geſchichte, und die Nachrichten ſeiner Reiſe nach Konſtantinopel (wohin ihn K. Otto I. als Geſandten geſchickt hatte) ſind Hauptquellen, vorzüglich zu den Vorfällen in Italien unter Kaiſer Otto I. Seine Werke lieſt man unter der Aufſchrift: „Luithprandi Ticinensis Ecclesiae Levitae Rerum ab Europae Imperatoribus et Regibus, ipsius praesertim tempore gestarum libri sex.“ Bei Andreas du Chesne, Tom. III.

Chronicon breve S. Galli Script. ab an. 748 — 926. ebend.

Annalista Saxo sive Eckardi Vragiensis Chronicon, quo Res gestae ab Initio regni Francorum ad annum 1139 enarrantur, in der Sammlung: Joannis Georgii Eckardi Corpus Historicum medii Aevi, sive Scriptores res in orbe universo praecipue in Germania a temporibus maxime Caroli M. Imp. vsque ad finem Saeculi post C. N. XV. gestas enarrantes aut illustrantes exhibens. Lipsiae 1723.

Neuere.

Joann. David Koelerus de familia augusta Franconica, Altorfii 1722.

Nicolaus Hieron. Gvndlingius de Statu Reipublicae Germanicae sub Conrado I. Halae 1706. Dieſe Dissert. erſchien ferner, mit vielen Anmerkungen bereichert, unter der Aufſchrift: Nicol. Hieron. Gvndlings akademiſche Abhandlung von dem Zuſtand des deutſchen Reiches unter Regierung Konrads des Erſten ꝛc. ans Licht geſtellt von Karl Ferdinand Thiemen, Halle 1742.

Joh. Peter Ludwig de Germania Principe sub Conrado I. Halle 1720.

De Vsu Diplomatum Conradi I. Germaniae Regis von Joh. Gottl. Krause, Vitembergae 1732.

Bvrcardi Gotthelf. Strvvii Corpus Hist. Germ. T. I.

Joann. Georg ab Eckart Commentarii de Rebus Franciae oriental. T. II.

Geſchichte der Deutſchen von Konrad dem Erſten bis zum Tode Heinrichs des Zweiten, von G. H. Hegewiſch ꝛc. Hamburg und Kiel bei C. E. Bohn. 1781.

Hahns deutſche Staats-, Reichs- und Kaiſerhiſtorie.

König Heinrich I. von Sachſen.

919 — 936.

Inhalt. Heinrich I. wird im J. 919 zu Frizlar deutſcher König, nöthigt den Herzog von Schwaben, und beredet den Herzog von Bayern, die Reichsverbindung anzuerkennen, gewinnt nicht weniger den Herzog von Lothringen, und wendet ſich ſogleich wider die auswärtigen Feinde, zumal wider die Ungarn.

In einem neunjährigen Stillſtande mit dieſen letztern läßt er viele haltbare Oerter befeſtigen, Magazine anlegen, und verbeſſerte Kriegsübungen herſtellen; bezähmt die ſlaviſchen Völkerſchaften, und erhält gegen die Ungarn ſelbſt bei Merſeburg einen entſcheidenden Sieg im Jahre 934. Und nun verwendet ſich Heinrich ganz für die innere Aufnahme von Deutſchland, wo damals noch kein einziger Handwerker, kaum einige Spur von wahrer Handlung vorhanden, und der Feldbau ſchlecht beſtellt war. Seine zu Gunſten der Gemeinheiten und Städte gemachten Verordnungen gewinnen die herrlichſte Aufnahme, wiewohl meiſtens nur noch in Sachſen. Heinrichs Tod im Jahre 936; Gemahlinnen, Kinder.

Dem Leben eines Menſchen, wie Heinrich war, ſollte man billig mit jener höhern Ruhe und Sammlung der Seele, mit der man ein Meiſterſtück der Künſte zu betrachten gehet, ſich nähern. In ſolchen Werken liegt viel tiefer Sinn, und eine reiche Lehre verborgen, wie man in großen Fällen des Lebens die Beiſpiele großer Vorgänger benützen, und ſich gegenwärtig benehmen ſoll. Auch viele ſtärkende

Kraft iſt darin verborgen, niedergeſchlagene, oder kränkelnde Gemüther zu beleben, und die ſtolzen und handelnden Gefühle menſchlicher Würde, Tugend und Herzhaftigkeit in Bewegung zu ſetzen.

Heinrich befand ſich jetzt, als ihm (mit dem Anfange des Jahres 919) die Zeichen der königlichen Würde angeboten wurden, bereits in einem Alter von 42 Jahren, wo die Charaktere der Menſchen vollendet, und faſt immer unveränderlich ſind. Er hatte ſich bisher als einen beherzten, unternehmenden Prinzen, dem man nicht ungeahndet in den Weg treten durfte, gezeigt; nun ſollte er in gleichem Grade als einen Mann mit hoher Mäßigung und wohlgeordneter Einſicht, und um ſo mehr als einen ſolchen ſich zeigen, als außer dem ſeine Eigenſchaften für ganz Deutſchland um ſo verderblicher werden könnten, je größer ſie waren. Jeder Schritt, den er that, ſetzte ihn hierin auf die ſtrengſte Probe. Er nahm die königlichen Kleinodien, welche ihm Eberhard, des verſtorbenen Königs Konrad Bruder gebracht hatte, mit Freudigkeit an, und ließ ſich (den 23. Febr. 919) von ſeinen Sachſen und Thüringern, dann den Rheinfranken in Frizlar die Königswürde feierlich auftragen, ein Entſchluß, der von manchen, wo nicht getadelt, doch gerügt wird, die ihn deßwegen einer ungleichen Gemüthsart, und leidenſchaftlicher Abſichten beſchuldigen, indem er nun ſelbſt die Fortſetzung einer Herrſchaft, ſobald dieſelbe ihm übertragen wurde, billigte, welcher er ſich bisher mit Macht und Glück entzogen hatte; allein es ſcheint, daß die großen deutſchen Fürſten, als der von Bayern und Sachſen, welche (wie eben auch der K. Konrad) mit den ehemaligen karolingiſchen Kaiſern weiblicher Seits verwandt waren, nicht ſo faſt der Fortſetzung einer deutſchen Königswürde abgeneigt, als vielmehr darüber, daß man ſie hierin auf die Seite geſetzt hatte, eiferſüchtig und aufgebracht, und eben darum widerſpenſtig geworden waren.

Die Umſtände bei Heinrichs Wahl, und deren Lage, Verhältniſſe und Ausſichten auf eine allgemeine Herrſchaft über Deutſchland, waren jetzt die nämlichen, und wohl noch härter, als ſie es im Jahre 911 für K. Konrad geweſen ſind. Es iſt erwieſen, daß nur allein die Sachſen mit den Thüringern, dann die Rheinfranken Unternehmer dieſer Wahl, und daß die Herzoge von Bayern und Schwaben durchaus entſchloſſen geweſen ſind, Beherrſcher ihrer eigenen Staaten für ſich zu bleiben, und auf jene einſeitige Wahl keine Rückſicht zu nehmen. Das Reich der Lothringer wurde ſchon unter der vorigen Regierung größtentheils von Deutſchland getrennt; und was die auswärtigen Feinde betrifft, ſo war jene Regierung zu kurz, zu ſehr durch einheimiſche Unruhen zerſtreut und geſchwächt, als daß wider dieſelben mit Nachdruck einige Unternehmung hätte ausgeführt werden können. Dieſer alleinige Umſtand, bei welchem die Bewohner der deutſchen Länder der ſteten Gefahr ausgeſetzt blieben, mit jährlichen Streifereien und Verwüſtungen heimgeſucht, und aller Güter, und des Lebens beraubt zu werden, machte ein allgemeines Aufgebot der deutſchen Völker, ſohin eine gemeinſame Vereinigung derſelben zu Einem Zweck höchſt erwünſcht, wo nicht unvermeidlich. In dieſer Hinſicht war es allerdings ſehr traurig, daß erſt ſelbſt diejenigen, wie immer, bezähmt und beſiegt werden mußten, welche zur Bezähmung der Feinde Deutſchlands angeführt werden ſollten.

Zuerſt, und zwar ſogleich nach den zu Frizlar geendeten Feierlichkeiten, zog Heinrich mit allen ſeinen Lehensleuten wider die Schwaben. Hier fand er an dem Herzog Burchard einen tapfern, aber auch einen klugen Mann, der, wie er eine überwiegende Macht wider ſich anrücken ſah, ſich, ohne Blutvergießen, ergeben, und Heinrichs Wahl anerkannt hat. Ganz andere Ausſichten zeigten ſich bei den Bayern, deren Herzog Arnulph, nach dem

Hintritte des Königs Konrad, alſobald zurückgekommen, und von ſeinen Bayern ſowohl, als von den damals mit Bayern verbundenen Oſtfranken, mit vollem Jubel empfangen, und zu ihrem Könige ausgerufen worden war. Arnulph fand dießmal Zeit und Unterſtützung genug, den uralt bayeriſchen Hauptſitz Regensburg mit Mauern und Thürmen, auf deren einem ſein Bildniß mit einer ſilbernen Krone auf dem Haupte noch bis auf unſere Zeiten zu ſehen war, zu befeſtigen, und eine hinlängliche Anzahl der ihm getreuen weltlichen Landſtände zu ſammeln. Ob es zu wirklichen Thätlichkeiten gekommen ſey, läßt ſich bei der Verſchiedenheit der Erzählungen, welche bei den Chroniſten vorkommen, mit Zuverläſſigkeit nicht angeben; ſoviel aber iſt gewiß, daß Heinrich, wie er aus den wider ihn getroffenen Anſtalten und gefaßten Entſchlieſſungen wohl ſah, daß er ſeine Abſichten, falls ſie zu erreichen wären, nicht erreichen würde, ohne vieles Menſchenblut zu vergießen, den edeln Entſchluß, der von der beſten Abſicht zeigt, gefaßt habe, mit Arnulph und ſeiner Nation, durch einen gütlichen und ſeiner Seits großmüthigen Vergleich, ſich abzufinden. Er verlangte, ehe es zu einigem Ernſt kam, den Arnulph zu ſprechen, und beide Prinzen giengen im Angeſichte ihrer Völker einander entgegen. Arnulph, der in der Meinung ſtand, daß es auf einen Zweikampf angeſehen ſey, ſoll, wie er dem Heinrich nahe kam, alſobald ſein Schwert gezogen, Heinrich aber mit freundlichen Worten und Geberden ihn erſucht haben, ſich zu beruhigen, und ſeinen Vorſchlägen Gehör zu geben. Er ſtellte ihm darauf die unausweichliche Nothwendigkeit einer fortdauernden Vereinigung der deutſchen Völker auf das nachdrücklichſte vor, verſicherte ihn dabei, daß er nichts weiter von ihm verlange, als ſeine Verbindung mit einem deutſchen gemeinſamen König, und ſetzte hinzu, daß er ſogleich ſelbſt ihn als einen ſolchen König annehmen und erkennen würde, falls die deutſchen Nationen einſtimmig geweſen ſeyn ſollten, ihm dieſe Würde zu übertragen. Dieſer Vorſchlag wurde ſowohl von dem Arnulph, als ſeinen Landſtänden, deren Einwilligung er benöthigt war, gut geheißen, ſohin noch im nämlichen Jahre 920 der berühmte Regensburger-Vertrag zwiſchen den Deutſchen und deren Oberhaupt einer Seits, und anderer Seits zwiſchen der bayeriſchen Nation und deren Regenten errichtet, vermöge welchem Bayern in einen ewigen Verband mit Deutſchland getreten, ſohin ein aufgetragenes deutſches Reichslehen, der bayeriſche Regent aber ein deutſcher Reichsfürſt und Vaſall (oder nach dem gleichzeitigen Ausdruck, ein Freund oder Verbündeter, oder Kriegsfürſt) des Königs geworden, auch in ſolcher Hinſicht zwar nur ein Herzog genannt, in Rückſicht der in ſeinem Lande ihm zuſtändigen Hoheit und Gerechtſame aber in dem unumſchränkteſten Beſitze der, allein den Königen zuſtändigen, Majeſtätsrechte geblieben iſt. Mit dieſen königlichen Rechten, deren man in den bayeriſchen Geſchichtſchreibern ſo häufige und feierliche Erwähnungen findet, hat es folgende Bewandtniß. Es haben nämlich die alten bayeriſchen Herzoge einige Zeit, und bis Pipin, der Vater Karls des Großen, ſie einzuſchränken verſucht, dieſer aber ſich vollends des Landes bemächtiget hat, unumſchränkt regiert. Nun glaubte Arnulph, nebſt den Landſtänden von Bayern, daß nach der Erlöſchung der Karolinger die uralte, auf der Nation haftende, und von ihr hergebrachte Verfaſſung wieder eingetreten ſey, und dem zu Folge ſetzte er ſich in den Beſitz der, einſt von den Agilolfingern ausgeübten, königlichen Rechte. Unter die vornehmſten derſelben gehörte das Recht, in Erledigungsfällen die Aebte und Biſchöfe ſeines Landes zu ernennen, das Arnulph wirklich ausgeübt, und z. B. im Jahre 931 den Nithart zum Biſchof von Seben, jetzt Brixen, ernannt, dann die freie Gerichtsbarkeit über die Güter der

Biſchöfe, der Aebte, und der geſammten Geiſtlichkeit, behauptet, ihre Kauf- und Tauſchhandlungen beſtätigt, und in Hinſicht ſolcher Gerechtſame ſeine bayeriſche Geiſtlichkeit von der übrigen geſammten deutſchen Geiſtlichkeit abgeſondert gehalten hat. Als im Jahre 932 der König Heinrich eine allgemeine Verſammlung der deutſchen Biſchöfe nach Erfurt ausſchrieb, hielt Herzog Arnulph eine ähnliche erſt zu Regensburg, dann zu Dingolfing, wo (den Biſchof von Eichſtädt, der krank war, ausgenommen) alle bayeriſchen Biſchöfe, Aebte, und die geſammte Geiſtlichkeit, nebſt allen Landſtänden, erſchienen, und dann verſchiedene, die verfallene Kirchenzucht, und geiſtliche Güter betreffende, Dinge vorgekommen, und darüber Schlüſſe verfaßt worden ſind. Arnulph ſchrieb ſich ferner: „von Gottes Gnaden Herzog der Bayern, und der nächſtliegenden Länder,“ ohne eines deutſchen Königs zu erwähnen. Er prägte unter der Aufſchrift: „Arnulphus Dux,“ und auf der Gegenſeite: „Regina Civitas,“ Münzen, die noch vorhanden, auch die erſten fürſtlichen Münzen in Deutſchland, und von den jetzt regierenden Häuſern in Europa die älteſten ſind, und betrug ſich in Hinſicht auf den deutſchen König überhaupt, wie nur der unumſchränkteſte Monarch ſich betragen kann. Dieſe Erſcheinung, wovon in Bayern in Hinſicht auf die Geiſtlichkeit noch der Name „Jus regium,“ oder königliches Recht, nebſt manchem außerordentlichen Vorrecht geblieben iſt, gereicht eben der billigen und uneigennützigen Denkungsart des Königs Heinrich zur beſondern Ehre, und zeigt, daß er nichts, als das Gemeinverbündniß der deutſchen Fürſten, und Deutſchlands Wohlfahrt gewünſcht hat.

Mit gleichem Glück brachte Heinrich Lothringen wieder an Deutſchland. Die Lothringer hatten ſich ebenfalls an einen eigenen Herzog, Giſelbert, gehalten; wie aber König Karl der Einfältige von Frankreich, von ſeinem Anſehen immer mehr herabgeſunken, endlich gar in die Gefangenſchaft ſeines Gegners, des Königs Rudolph von Burgund, gerathen, und die franzöſiſche Verfaſſung überhaupt in eine ſehr unſichere Lage verfallen iſt, hielten es der gedachte Herzog und der Erzbiſchof Rutger von Trier, nebſt andern lothringiſchen Herren, für beſſer, an den deutſchen König ſich anzuſchlieſſen. So kam Lothringen theils durch die Verzicht des unglücklichen Königs Karl im Jahre 924, theils durch Verträge mit Rudolph im J. 935 wieder an Deutſchland. Heinrich gab überdieß dem Herzog Giſelbert ſeine Tochter Gerberg zur Ehe, und ſchickte den Eberhard, Bruder des verſtorbenen Königs Konrad, als Pfalzgrafen, das iſt, als

Verwalter der königlichen Pfalzen (Palläſte) und Güter, und als Richter ſolcher Perſonen, die unmittelbar unter des Königs Schutz ſtanden, oder nach dem heutigen Ausdrucke, reichsunmittelbar waren, nach Lothringen.

Heinrich hatte ſich kaum der Oberherrſchaft über die deutſchen Hauptländer, oder beſſer zu reden, ihres freundſchaftlichen Verbandes für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten von Deutſchland verſichert, als er ſich wider die auswärtigen Feinde kehrte, und bei dieſer Abſicht jene verewigten Anſtalten und Vorkehrungen traf, durch welche er den vorzüglichſten Grund zum geſelligen Leben, zum ſchnellern Anbau des Erdreiches, zur Einführung der ordentlichen Handwerker, der Manufakturen, des Handels und der Kunſt gelegt, und beſeelt, und deutſchen Fleiß, deutſche Kunſt, Reichthum und Kriegsmacht weit über alle Völker des Erdbodens erhoben hat.

Die Verfaſſungen der benachbarten ſlaviſchen und zumal der ungariſchen Völker waren im Ganzen ſo elend, daß dieſe, auch ohne Rückſicht auf ungezähmte Sitten und Raubſucht, vom häufigen Mangel an Lebensmitteln gleichſam genöthigt werden mußten, ihren Unterhalt bei andern Völkern mit Gewaltthätigkeit zu ſuchen. Da die Ungarn nicht ſo faſt auf die Ereberung anderer Völker (wiewohl ſie ſich ſchon von K. Ludwig dem Kind jährliche Zinſen zahlen ließen), als vielmehr auf deren Beraubung ausgiengen, ſo waren ihre Züge nur deſto verderblicher und gräßlicher. Sie verzehrten und raubten nicht nur alles, was ſie an Getreid und Vieh antrafen, ſchleppten nicht nur alles, was ſie fortzubringen vermochten, mit ſich, ſondern mißhandelten auch die Einwohner aus wildem Muthwillen, oder in der Abſicht, denſelben das Geſtändniß verborgener Schätze abzupreſſen, auf die unmenſchlichſte Weiſe. In der Wuth tödteten und würgten ſie manchmal alles, was ihnen unter die Hände kam, oder führten die Einwohner als Sklaven mit ſich fort. Das Gewöhnlichſte aber war, daß ſie die Häuſer, die ſie ausgeplündert hatten, zerſtörten oder abbrannten. Dieß widerfuhr zumal den Klöſtern und Edelſitzen, welche ihnen von weitem in die Augen fielen, und reichere Beuten vermuthen ließen. Auf dieſe Weiſe, und da ſie allen Vorrath von Lebensmitteln, den ſie unterwegs antrafen, erſchöpften, wird es begreiflich, wie ſie, ohne ein Magazin nach heutiger Art, manchmal in Schwärmen zu mehreren Tauſenden einfallen, und unbeſchreibliche Verheerungen anrichten konnten; wie ſie unaufhörlich um neue Lebensmittel zu finden, forteilen, und nicht ſo faſt von Muth und Tapferkeit, ſondern von der Furcht und Noth getrieben werden mußten, in die Tiefe der Länder zu dringen, und durch Umwege nach Hauſe zu kehren. So ſchwärmten ſie unter Konrad I. (wie ſchon oben erwähnt wurde) bis nach Lothringen, und jetzt im Jahre 924 durch Sachſen und Thüringen bis nach Weſtphalen, und ſetzten den K. Heinrich, deſſen Truppen durch die ſchreckliche Menge übermannt wurden, mehr als einmal in die größte Verlegenheit; doch ereignete ſich ein ſehr günſtiger Vorfall. Heinrich bekam einen der vornehmſten Ungarn gefangen, und bedung ſich von der ungariſchen Nation, ſtatt ein Löſegeld zu nehmen, einen neunjährigen Waffenſtillſtand aus. Während dieſer Zeit wollte er den deutſchen Völkern eine beſſere Verfaſſung, und eine eigene Sicherheit geben.

Nichts beweiſet mehr, wie wenig man noch einen Begriff davon hatte, daß die deutſchen Völker einen vereinigten Staatskörper ausmachen, und daß wider Uebel, von welchen ſie alle zu leiden hatten, auch von allen gemeinſchaftliche Gegenvorkehrungen getroffen werden ſollten, als eben dieſer Mangel an Anſtalten, bei welchem man faſt jährlichen Verheerungen bloß geſtellt blieb. Im ganzen innern Deutſchland fehlte es damals noch gänzlich an Städten; und die wenigen, welche jenſeits des Rheins, und an dem Donauufer noch von den Römern vorhanden, oder erneuert worden waren, glichen vielmehr offenen Dörfern und Flecken, welche dem Lande zur Zeit der Noth wenig behilflich ſeyn konnten. Es mag nun überhaupt noch eine alte Abneigung wider geſchloſſene Städte geherrſcht, oder an Kenntniß des Nutzens wohlbefeſtigter Oerter gefehlt haben, ſo benutzte Heinrich die Beſtürzung vortrefflich, in welche die Sachſen durch den letzten Einfall geſetzt worden waren, um eine Verordnung durchzuſetzen, welche in ihrer Art außerordentlich war. Er legte die ſtrengſten Pflichten des uralten Heerbannes, vermöge welcher zur Vertheidigung des Vaterlandes jeder Hausvater in Perſon ſich ſtellen mußte, zum Grunde, und forderte in dieſer Vorausſetzung beſondere Opfer des Wehrſtandes. Er befahl, daß jeder neunte freie Mann oder Wehre, in eine Gemeinſchaft ſich ſammeln, daß die Häuſer, welche bisher in Entfernungen abgeſondert, und mit Feldern und Gütern umgeben waren, reihenweiſe aneinander gebaut, und mit Mauern und Thürmen umgeben werden ſollten. Jenem neunten Manne mußten jederzeit acht andere ſeine zurückgelaſſenen Felder beſtellen, und ihm überdieß den dritten Theil aller Feldfrüchte ausliefern, welche dieſer in einem gemeinſchaftlichen Magazin für künftige Nothfälle bewahren, und dabei für die ihm angewieſenen acht Freunde Wohnungen herſtellen und unterhalten mußte. Hierher ſollten bei künftigen Anfällen die Landleute mit ihrem Vieh, und ihrer Habe, flüchten, und den Feinden ihr Fortrücken erſchweren. Man nannte dieſe Oerter Burgen (von Burg, das urſprünglich einen eingeſchloſſenen Ort anzeigt, daher z. B. Wagenburg) und die Einwohner derſelben Bürger. Manche ſolche Burgen fielen nachher im Laufe und im Wechſel der Dinge in ihren vorigen unbedeutenden Zuſtand zurück; andere entgegen bekamen nach und nach eigene Rechte, Vorſtände und Verfaſſungen, und wurden durch dieſelben in den Rang ordentlicher Städte erhoben.

Heinrich begnügte ſich nicht bloß mit der ihm erprobten Tapferkeit ſeiner Sachſen; er wollte auch ihre Geſchicklichkeit bilden, und dieſelbe für die beſondere Art der Feinde, mit denen ſie zu kämpfen haben würden, brauchbar machen. Es war ſchon in den ältern Zeiten, und zumal bei den erſten Zügen wider die Römer, ein großer Fehler der Deutſchen, daß ſie nie auf die Kriegsübungen ihrer Feinde Rückſicht genommen, ſondern ſich immer nur auf ihre Stärke und Unerſchrockenheit, über welche aber die Kunſt, und eine vortheilhafte Liſt und Stellung der Feinde oft einen Vortheil gewann, verlaſſen haben. Die Deutſchen fochten noch größtentheils zu Fuß, und nur die reichern und vornehmen erſchienen zu Pferd; beide aber waren mit einer äußerſt ſchweren Rüſtung, großen Schilden, Harniſchen, ſchweren Lanzen und Schwertern u. ſ. w. gleichſam unbeweglich an Ort und Stelle geheftet. Bei dieſer Einrichtung waren ſie zwar für ſolche Feinde, die ihnen Stand gehalten hätten, undurchdringlich, aber bei Feinden, wie die Ungarn, die nur heran und vorüber ſtürmten, kamen, und ſobald ſich die Deutſchen in Bewegung ſetzten, wieder davon jagten, blieben ſie jedem Pfeilwurf bloß geſtellt. Heinrich vermehrte die Anzahl der Reiterei, und lehrte ſie, wie ſie in geſchloſſenen Reihen angreifen, wie ſie die Pfeile des Feindes geſchickt mit ihrem Schilde auffangen, und ehe derſelbe den zweiten abſchießen konnte, ſchnell auf ihn eindringen ſollte. Er war ſelbſt ein vortrefflicher Soldat, der es in geſchickten Wendungen mit dem Pferde, und im Gebrauche der Lanze und des Pfeiles allen bevorgethan, und ſich ſchon in ſolcher Hinſicht eine Achtung, die beinahe an Furcht grenzte, erworben hat. Er ſetzte auf die Geſchicklichkeit der Waffenführung eine beſondere Ehre, und verſchaffte dem hohen und niedern Adel vielfältige Gelegenheiten, ſich durch Stärke und Geſchicklichkeit auszuzeichnen, indem er jenen, bei den Deutſchen ſchon uralt hergebrachten Waffenübungen oder Kriegeſpielen eine feierliche Erneuerung und zweckmäßige Einrichtung gab, wodurch nachmals zur Einführung der Turniere Anlaß genommen, und die nicht minder berühmte Sittenverbeſſerung bewirkt worden iſt. Heinrich ließ es aber nicht bei den bloßen Kriegsübungen bewenden, ſondern nahm von Zeit zu Zeit wirkliche, gleichſam noch leichtere Kriege und Feldzüge vor, theils um ſeinen Truppen eine eigene Erfahrung und ein befeſtigtes Vertrauen auf ſich ſelbſt zu geben, theils um der großen Anzahl verarmter Edelleute, welche aus Mangel an Unterhalt als wahre Straßenräuber auf Beute umherzogen, und alle Wege unſicher machten, Nahrung, und eine edlere Beſchäftigung zu verſchaffen, welche letztere Anſtalt ihm, indem er in dieſen Leuten um ſeine neuerbaute Feſtung Merſeburg Wohnungen und ordentliche Dienſte anwies, auch trefflich geglückt, und nützliche Kriegsleute geliefert hat. Zuerſt griff Heinrich die Haveler (Heveller) im Brandenburgiſchen an, eroberte mitten im Winter ihren Hauptort Brenaburg (Brandeburg) mit Sturm, bezwang die Sorben, nahm wider die Dalemintier, im heutigen Meißen, austrottende Züge vor, nöthigte faſt alle übrigen ſlaviſchen Völkerſchaften zum Tribut, zog mit gleichem Glück wider die Mähren und Böhmen, deren Hauptſtadt Prag er im Jahre 928 eroberte, beſiegte bald darauf den jütländiſchen König Germ, verpflanzte eine ſächſiſche Kolonie nach Schleſien, ſetzte einen Markgrafen dahin, und erweiterte Deutſchlands Grenzen bis an das nachmalige Dänemark. So erfreulich indeſſen dieſe Siege für Deutſchland waren, ſo erpreßte gleichwohl dem menſchenfreundlichen Heinrich die, vielleicht unvermeidlich grauſame Art, mit der jene Siege erfochten werden mußten, manchen Seufzer. Da die ſchwediſchen Völker in dem Augenblicke, wo die Sachſen ein beſiegtes Land verließen, ihre Freiheit wieder hervorſuchten, und nach dem Schwerte griffen, wurde es von Seite ihrer Sieger gleichſam Sitte, ihrer nie wieder zu ſchonen; und ſo wie demnach eine Schlacht gewonnen, oder eine Stadt erobert worden war, wurde gemeiniglich alles, was mannbar war, ermordet, ja manchmal der Weiber und Kinder nicht geſchont. Viele Tauſende wurden als Gefangene fortgeſchleppt, unter die Heerführer getheilt, und da dieſe Kriege noch einige Jahrhunderte, und zwar immer mit größter Erbitterung, fortgeführt wurden, faſt in ganz Deutſchland zerſtreut, ſo, daß zuletzt unter einem Slaven

(Sklaven) ohne Unterſchied ein leibeigener Knecht verſtanden, und ſohin der Name einer uralten edlen Nation zur Benennung der niedrigſten Volksklaſſe herabgeſetzt, und dieſe Benennung noch ſchimpflich bis auf den heutigen Tag geblieben iſt.

Unter ſolchen Uebungen und Vorfällen verſtrich die Zeit des mit den Ungarn bedungenen neunjährigen Stillſtandes. Heinrich wußte nunmehr, weſſen er ſich zu ſeinen Kriegern zu verſehen hätte, und wollte ſich eines Tages das Vergnügen machen, aus ihrem eigenen Munde die Verſicherung, daß ſie weder Furcht noch Gefahr kannten, zu hören. Er ſtellte den Edlen in einer feierlichen Verſammlung mit nachdrücklicher Wärme den Schimpf und Schaden, ja die Unmöglichkeit vor, ſich durch fernere jährliche Zinſe und Tribute von dieſen Barbaren die Zuſicherung des Friedens zu erkaufen, und fragte ſie zuletzt, ob ſie ſich nicht lieber durch einen beherzten und ſtandhaften Widerſtand von denſelben auf einmal befreien, als in die Nothwendigkeit geſetzt ſehen wollten, ſich ihrer theuer erworbenen Güter, ja ſelbſt die Tempel Gottes der heiligen Zierden und Gefäße, welche ihre Voráltern Gott und ſeinem Dienſte gewidmet hätten, zu berauben. Eine allgemeine Bewegung, und ein feueriges Rufen: „Nein, nein! Krieg,

Krieg!“ unterbrach Heinrichs Rede, der ſogleich Anſtalt machte, die Ungarn auf eine entſcheidende Art, die ihn, aller künftigen Beſorgniſſe wegen ihrer Einfälle, entheben ſollte, zu empfangen. Er wies ihre Geſandten, welche den Tribut forderten, nicht nur mit Verachtung ab, ſondern entließ ſie, um ſie vielleicht nur noch mehr zu reizen, mit der äußerſten Beſchimpfung, indem er ihnen zum Zeichen, was ſie in Zukunft zu hoffen hätten, nach damaliger Sitte, einen räudigen Hund, welchem man die Ohren und den Schwanz abgeſchnitten hatte, vorwerfen ließ. Die Ungarn brachen augenblicklich und mit grimmigen Drohungen auf, und ergoſſen ſich in unermeßlichen Schaaren bis nach Thüringen, wo ſie in zwei Heere ſich theilten, deren eines nach Niederſachſen, das andere an der Saale nach Merſeburg zog. Verſchiedene andere Haufen ſtreiften noch außerdem in verſchiedene Gegenden fort, und verwüſteten alles, was ſie antrafen, durch Feuer und Schwert. In Niederſachſen ſtießen ſie zuerſt auf deutſche Truppen, und entdeckten ſogleich mit Entſetzen deren ganz umgeänderte Streitart, Muth und Erfahrenheit. Sie fielen oder flohen, und geriethen auf der Flucht neuerdings unter deutſche Heere, die im Hinterhalt vertheilt ſtanden; und nur Wenige retteten ſich noch in tiefe Wälder und Sümpfe, wo ſie von Hunger und Kälte aufgerieben wurden. Indeſſen war Heinrich nach Merſeburg vorgerückt, und ſein Heer hatte ſich auf zwei Anhöhen, an deren Fuß die Saale fließt, gelagert. Hier ſah er die Nacht hindurch weit umher Häuſer und Dörfer brennen, welche die Ungarn in Flammen geſetzt hatten, um ihren umherſtreifenden Truppen Zeichen zum Verſammeln zu geben. Als Heinrich mit Anbruch des Tages vor ihrem Lager erſchien, fand er daſſelbe leer, bis auf einzelne Haufen, die niedergemacht, und bis auf eine große Anzahl deutſcher Gefangener von jedem Geſchlechte und Alter, die ſogleich befreit wurden. Man fand in ihrem Lager einen beträchtlichen Vorrath an allerhand Beute, und vieles Geld, welches letztere meiſtens den Armen, dann den Kirchen und Klöſtern, deren Gebäude vielfältig im Schutt lagen, zu Theil ward; im Jahre 934.

Wenn ſich Heinrich um Deutſchland durch die Bezähmung der deutſchen Feinde verdient machte, ſo verewigte er ſein Andenken noch ungleich mehr durch herrliche Anſtalten, welche er für die Aufnahme des innern Wohls von Deutſchland feſtgeſetzt, wiewohl zum Theil vielmehr nur angelegt hat. Hier trat er als ein Mann von großem Verſtand, und eben ſo großer als guter Abſicht auf; hier unterſchied er ſich, gleich Karl dem Großen, von den unzähligen Fürſten gemeiner Art, von denen man nichts zu ſagen weiß, als daß ſie prächtig lebten, und prächtig begraben wurden; hier verdient ſeine Beſtrebung um ſo mehr unſere Aufmerkſamkeit, als die Geſchichte der Kultur, der Kunſt, des Handels und der Manufakturen, der Bequemlichkeit und Verſchönerung des Lebens, mit einem Worte, die Geſchichte der Städte und des bürgerlichen Lebens, unendlich wichtiger, und wie ich wiederholen muß, für Deutſchland unendlich rühmlicher iſt, als die Geſchichte der meiſten Fürſtenhäuſer, der Feldherren, und des Adels *).

---

*) Ich wiederhole hier dieſen Ausdruck mit allem Fleiß und Bedacht, weil es jemand öffentlich gerügt hat, daß ich mich deſſen ſchon früher einmal bedient habe. Ich kann einem ſolchen zur Berichtigung ſeiner Begriffe, nichts ſagen, dem dadurch etwas Neues und Auffallendes geſagt worden iſt: ſonſt weiß die ganze Welt, daß durch die Verbreitung der Städte oder des Bürgerlebens, und durch die dadurch beförderte Geſelligkeit, die rauhen und einſiedleriſchen Sitten milder und menſchenfreundlicher gemacht, daß hierdurch die ſeligen Neigungen zum Frieden, zur Handhabung der Geſetze und der Gerechtigkeit eingeflößt, die öffentliche Sicherheit, und die Rechte und Ordnungen der Regierungen geheiliget, daß, nach einem Umlaufe von vielen Jahrhunderten, erſt bei der Entſtehung des Bürgerle-

Wir werden den eigentlichen Werth von Hinrichs Anſtalten um ſo näher erkennen,

---

bens das Daſeyn und der Werth der, dem Menſchen eigenen Geiſteskräfte, dann der Vortheil einer zweckmäßigen Geiſtesbildung anerkannt, daß erſt dann ein Unterſchied der würdigen Menſchen gefühlt, der Fähige und Fleißige geſchätzt und ermuntert, der Träge und Unfähige zurückgeſetzt, daß erſt dann zur Bequemlichkeit und Verſchönerung des Lebens unzählige Bedürfniſſe, ſohin unzählige Gedanken, Ueberlegungen und Berathſchlagungen erweckt, unzählige Talente in Bewegung und Umlauf geſetzt, ſohin Einſichten, Künſte, Erfindungen und Manufakturen entſtanden, und daß Wir das geworden ſind, was wir ſind, und was Völkerſchaften ohne Städte und Bürger bei aller ihrer kriegeriſchen Tapferkeit, und alten freien Geſchlechtern noch bis dieſe Stunde nicht ſind, noch jemals eine Hoffnung haben, zu werden. Dieſe Erſcheinung iſt in der natürlichen Ordnung, und der natürlichen Entwicklung der Dinge gegründet, und es iſt daher von jeher anerkannt, und vor mir von Vielen geſagt und wiederholt worden, daß nicht mächtige Monarchen (in ſo weit nämlich einige ſonſt nichts, als gewaltige Herren vorſtellten, und weder Denker noch Weiſe waren), noch weniger Generale, am allerwenigſten vornehme, altadelige Geſchlechter (in ſo weit ſie nichts thaten, als einnehmen und zehren), ſondern ſtille Gelehrte, Künſtler und Kaufleute, Männer von Tugend, Fleiß und Scharfſinn, von erhabener Seelengröße und Erfindungskraft, die Haupttriebfeder des Fortſchrittes zu allen Arten von Vollkommenheit, und ſittlicher und phyſiſcher Glückſeligkeit unter den Menſchen, geweſen ſind.

wenn wir erſt, auch nur mit wenigen Blicken, den damaligen Zuſtand des geſellſchaftlichen Lebens in Deutſchland werden überſehen haben. Eine ſolche Ueberſicht iſt auch außerdem ſehr lehrreich und angenehm, und erzeuget, nebſt dankbaren und freudigen Empfindungen über die ungleich beſſere Geſtalt der heutigen Verfaſſungen, eine Fähigkeit nützlicher Bewunderung für ſolche Männer, die zu unſerer Veredlung etwas erfunden und unternommen haben.

So ſehr ſich der Zuſtand der deutſchen Länder ſeit der Zeit, da ſich die deutſchen Völkerſchaften zu ordentlichen Nationen geſammelt, und bald darauf ſich zur Annahme allgemeiner Geſetze gefügt haben, verbeſſert hat, ſo befand ſich Deutſchland dennoch in einer allgemeinen Unbehilflichkeit, und das Vermögen der lebenden und unbelebten Natur in einer allgemeinen Ruhe. Kaum kannten die edeln Stände und Freien einer und eben derſelben Nation einander. Sie lebten in einer ſteten Abgeſchiedenheit unter ſich, und näherten ſich in den Wildniſſen, mit denen ſie noch allenthalben umgeben waren, einer neuen Verwilderung. Es gab keine Straßen, keine Gaſthäuſer. Wer reiſen wollte, und unterwegs keine Anverwandten hatte, mußte ſeine Einkehr in Klöſtern nehmen, zu deren Hauptpflichten eben darum das Aufnehmen und Bewirthen der Fremden gerechnet worden, und die Spur davon noch übrig geblieben iſt. Wenn große Herren, oder deren Abgeordnete reiſten, mußten ihnen die Dorfſchaften, durch welche ſie zogen, allen Unterhalt liefern, und es waren darüber gewiſſe Ordnungen feſtgeſetzt. Es gab keinen einzigen öffentlichen Handwerker, noch Krämer, ſondern jeder Hausvater mußte ſich ſelbſt alles, was er für ſich und die Seinigen brauchte, auf ſeiner Wirthſchaft erziehen und verarbeiten. Jeder mußte ſich ſelbſt ſein Haus bauen, ſein Brod backen, ſein Bier brauen, und ſeine Kleider verfertigen.

Die Verfertigung der Kleider war faſt ganz allein den Frauenzimmern aufgetragen, als welche überhaupt die ganze Familie mit den häuslichen Geräthſchaften zu verſehen hatten. Sie verfertigten nicht nur den Stoff zu allen Kleidern, ſondern ſpannen, webten, und ſchneiderten ſie auch ſelbſt. Die kleinſten Mädchen, und zwar nicht nur gemeinerer, ſondern auch die der erſten und vornehmſten Abkunft, wurden ſchon von den erſten Jahren an im Nähen, Spinnen, Weben und Kleidermachen unterrichtet. Karl der Große drang ſehr darauf, daß ſeine Töchter in dieſen weiblichen Künſten geübt, und daß (wie er ein anderesmal ſagte) die Fräulein fleißig zum Spinnrocken angehalten wurden. Die ſilberne Kunkel der Prinzeſſinn Lutgard, Kaiſer Ottos I. Tochter, kam nach ihrem Tode ins Kloſter St. Alban bei Mainz, und die Kaiſerinn Kunigunde trug als Wittwe ein dunkelfarbenes Kleid von ihren eigenen Händen gemacht.

In den alten Romanen, welche getreue Abbildungen der alten Sitten und des Lebens ſind, trifft man die Fräuleins immer an der Näh- und Stickrahme, oder am Webſtuhle an. Nebſt der Leinwand und den wollenen Zeugen verfertigten die Frauenzimmer auch Teppiche, Tapeten, womit man ſchon in den älteſten Zeiten alle Zimmer zu bekleiden pflegte, und verſchiedene andere häusliche und kirchliche Geräthſchaften, die ſie mit Verzierungen von Blumen, mit Jagdſtücken, oder hiſtoriſchen Vorſtellungen, meiſtens mit bibliſchen Geſchichten, heiligen Legenden, außerordentlichen Schickſalen und Thaten berühmter Ritter, und beſonders merkwürdigen Ereigniſſen in der eigenen Familie durchwirkten. Die älteſten Tapeten beſtehen gewöhnlich nur aus zwei Farben, ſchwarz und weiß, und erſt gegen Ende des eilften Jahrhunderts fangen ſie an, etwas lebhafter, dann im dreizehnten buntſchedig, und endlich natürlich zu werden. Da man in ſolchen Tapeten häufig ſtatt des Namens ein Wappen an der Ecke eingewirkt findet, die Tapeten auch gar oft die Farbe des Wappens vorſtellen, ſo waren Sachkundige längſt der Meinung, daß man durch ſolche Tapeten die Heraldik erklären könne. Je vornehmer die Frauenzimmer waren, deſto eifriger und ſtolzer waren ſie darauf, es in ihrer Kunſt zu einem vorzüglichen Grad von Geſchicklichkeit zu bringen, und durch irgend ein Kunſtſtück ihr Andenken unvergeßlich zu machen. Sie verfertigten Panniere und Fahnen, und brachten die ſchönſten und prächtigſten Stickereien darauf an. Das Meiſterſtück ihrer Kunſt widmeten ſie irgend einer Kirche, und die ſchönen Kirchenzierden kamen faſt alle von ihren Händen. Ein Kunſtſtück dieſer Art gab Stoff zu einem allgemeinen Geſpräch unter den adeligen Familien, und erweckte die Eiferſucht, oder die Achtung aller Mütter und Töchter für die Künſtlerinn. In weiblichen Klöſtern oder vielmehr Erziehungs- und Pfründehäuſern wurde alle weibliche Kunſt ſehr weit getrieben, und daher wurden die Töchter vornehmer Leute ſehr zahlreich darin erzogen. Gewöhnlich aber befanden ſich die Frauenzimmer in einer abgeſonderten, wohl verwahrten, Wohnung, oder im Frauenhaus, eine Benennung, welche, (wie das Wort Bordell, welches urſprünglich ein Bord, oder kleines Haus bedeutete) bei dem nachmaligen Verfall der Zucht und Sitten ehrlos geworden iſt. Hier herrſchte die Frau des Hauſes, und vertheilte und überſah die Arbeiten ihrer Töchter und Mädchen, und ſorgte für alle Bedürfniſſe und Geräthſchaften ihrer Familie. Zur Vertheilung der Kleider unter die Hausgenoſſen wurden gewiſſe Zeiten, zumal große Feſte, als Weihnachten, Oſtern und Pfingſten feſtgeſetzt, wovon noch die Spuren in manchem deutſchen Lande, als z. B. in Bayern, wo der Bauer dem Hausgeſind zu den geheiligten Zeiten verſchiedene Kleidungsſtücke reichen muß, vorhanden ſind. Unter den Hausgenoſſen wurden nicht bloß die eigentlichen Hausdiener, ſondern bei größern Herren die Diener ihres Hofes oder Staates, Räthe, Beamte, Offiziere verſtanden. Wegen der gewöhnlichen Ablieferung wurde ein ſolches Kleid eine Livree, oder wegen der gleichen Farbe, welche jederzeit dem Hauswappen gemäß war, auch Uniform genannt. Die gröbern, oder diejenigen Arbeiten, welche mehrere Stärke des Leibes forderten, wurden von den dem Hausvater angehörigen Knechten, Leibeigenen, oder Sklaven verrichtet. Zur Zeit Karls des Großen kommen verſchiedene Hirten, Weingärtner, Müller, Wagner, Jäger, Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Falkner, Schuſter, Drechſler, Schwertfeger, Seifenſieder, Bräuer, Bäcker, Gärtner und Netzmacher vor. Alle dieſe Leute ſtanden unter der Aufſicht der Hauswirthinn, und ſelbſt die Gemahlinnen der Kaiſer und der Herzoge beſorgten die ganze Landwirthſchaft, die Hofhaltung, und nicht ſelten die Verwaltung der Staatseinkünfte.

Gleichwie dieſe Einrichtung, vermöge welcher jede Familie nur für ſich ſorgte, eine natürliche Folge des abgeſonderten Lebens war, ſo war ſie auch die Urſache, daß der Anbau des Erdreiches, der wechſelſeitige Verkehr und die Induſtrie, die Bevölkerung, und ſohin die Erweckung und Anſtrengung der dem Menſchen zu ſeiner Vervollkommnung gegebenen Kräfte und Fähigkeiten in einer höchſt traurigen Hemmung darnieder lag. Jeder baute nur ſo vieles Feld, hielt ſich nur ſo vieles Vieh, als er für ſeine Nothdurft brauchte, oder mit ſeinem Reichthume von Sklaven beſtreiten konnte. Eben darum, weil der Feldbau, und überhaupt jede Handarbeit nur von Sklaven, oder doch wenigſtens von abhängigen Leuten getrieben wurde, war bei mancher Familie der Mangel an denſelben außerordentlich groß, und allgemein drückend; daher dann auch nicht nur die Landesfürſten ſchon in frühen Zeiten die ſtrengſte Verordnung erließen, daß kein Knecht ferner außer Landes verkauft werden ſollte, ſondern vorzüglich die chriſtlichen Prieſter gegen den Druck, und gegen die für einen Chriſten offenbare Unanſtändigkeit der Knechtſchaft unaufhörlich eiferten, die öffentlichen Märkte, wo auch chriſtliche Leibeigene aller Geſchlechter und Alter, wie das Vieh, meiſtens von den Juden verhandelt wurden*), überall zerſtörten, und mildere, und erträglichere Verhältniſſe der Knechtſchaft einführten. Es gab zwar viele arme Wehren oder Edle und Freie; aber weil die Arbeit eine knechtiſche, und ſohin gleichſam eine unehrliche Sache war, ſo wollten ſie, ehe ſie arbeiteten, lieber betteln, und ſehr viele derſelben zogen eine geraume Zeit als Waller (fremde Reiſende, Wallfahrer) herum, und dieß um ſo mehr, als dieſes Herumziehen nach den damaligen Begriffen für ein beſonders gottſeliges Werk gehalten, auch ſelbſt von Karl dem Großen durch ein Geſetz, vermöge welchem keinem Wallfahrer die Herberge verſagt werden durfte, unterſtützt, und dieſe Beherbergungspflicht jedem Kloſter oder Hoſpital auferlegt ward. Da endlich kein Verkehr irgend eines Produktes ſtatt fand, ſo blieb auch die Kultur der Länder und die Bevölkerung in einem ver-

---

*) Man hielt an verſchiedenen Orten in Europa, und vorzüglich in Deutſchland große Sklavenmärkte. Es waren dergleichen zu Rom, Lyon, an der preuſſiſchen Seeküſte, und in den meiſten deutſchen Handelsſtädten. Auf dieſen Märkten wurden oft die Sklaven gegen gewiſſe Sachen eingetauſcht, häufig gegen Pferde nach der Nachricht des Erzbiſchofes Lullus zu Mainz. Jedoch wird in einer fuldaiſchen Charte für eine Sklavinn zum Pferde noch ein Schild und eine Lanze zugegeben. Dahingegen bekam für ſein Pferd eine ganze Anzahl gefangener Chriſten der heil. Rembert, Erzbiſchof von Hamburg. Die Gothen gaben manchmal für ein Stück Brod einen Sklaven hin. Unter den Franken galt der brauchbare und wohlunterrichtete Sklave zwölf Goldſchillinge. Sie wurden oft Schaarenweiſe aneinander gefeſſelt verkauft, ſo, daß man ganze Heerden, groß und klein, auf einmal erhielt. Im Leben des hl. Eligius, Biſchofs von Noyon, wird erzählt, daß man von ihm manchmal 20, 30, 50 zuſammen, und zuweilen ganze Schiffsladungen von 100 Stücken aufgekauft worden wären, die aus Männern, Weibern und Kindern, und aus allerlei Nationen: Sachſen, Britten, Gallier, Römer und Mauren beſtanden hätten. Helmond zählte 700

Sklaven, die auf einmal auf dem Markte zu Meklenburg feil waren. Es gab eigene Sklavenhändler, die große Lieferungen in die entfernteſten Länder beſorgten. Die Wenden brachten viele aus Böhmen und Rügeland die Donau herauf. Fiſchers Geſchichte des deutſchen Handels. I. Th. S. 33. ꝛc.

Wer möchte in ſolchen Scenen aus dem Leben der chriſtlichen Prieſter die Segnungen des Chriſtenthumes verkennen!? —

hältnißmäßigen Grade zurück, und noch im eilften Jahrhundert waren die ſchönſten Rheingegenden elend und unbebaut. Um ſich einen Begriff vom Anbau wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, und den daraus hervorgehenden bürgerlichen Verfaſſungen zu machen, darf man nur an die Juſtizproben denken.

Allen dieſen, und unzähligen andern öffentlichen Mängeln und Gebrechen ſollte durch die unvergleichlichen Anſtalten des K. Heinrich abgeholfen, und zugleich die geiſtigen Fähigkeiten und Begierden der Menſchen ins Leben und in Umlauf gebracht, und auf edlere Dinge gelenket werden. Die in zahlreiche Gemeinſchaften verſammelten Menſchen bekamen früher nützliche Begriffe von Ordnung, Wohlſtand, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und von andern ſittlichen und geſelligen Tugenden, denen bei einer ganz für ſich beſtehenden Lebensart Nahrung, Uebung, und Bildung fehlt. Die in den Städten angeordneten Vorrathshäuſer und Magazine waren nicht nur zur Aushilfe in Kriegszeiten, ſondern weit mehr noch zur Steuerung des Mangels bei einem allgemeinern Mißwachs höchſt dienlich, und die Städte ſelbſt verbürgten gleichſam ganzen Ländern die öffentliche Sicherheit. Da die meiſten Bürgerſchaften von dem umliegenden Bezirk ein anſehnliches Grundeigenthum mit dem Obereigenthumsrecht (vermöge welchem für jeden Platz oder Gut ein gewiſſer jährlicher Grundzins zur Beſtreitung der Gemeindebedürfniſſe zu entrichten, dabei zur Veräuſſerung eines Grundſtücks die Einwilligung der geſammten Bürgerſchaft erforderlich, und endlich jedes erbloſe und verfallene Gut der bürgerlichen Kammer wieder heimfällig war) erhalten hatten, ſo errichteten ſie an den Grenzen ihres Gebietes gewiſſe Zeichen, oder Marchen, mit der Erklärung, daß innerhalb dieſer Grenzen ein allgemeiner Friede ſeyn ſollte, indem ſie auf dem Rechte beſtehen würden, jede gewaltthätige Handlung ſcharf zu rügen, und über alle auf ihren Grenzen vorgefallene Streitſachen die Partheien zur Verantwortung zu ziehen. Dieſe Stadtmarche beſtand anfangs in einem Kreuz, welches mit Bildern der Heiligen geziert, und wegen ſeiner Unverletzbarkeit (vom Weich) das Weichbild, die durch dasſelbe angedeutete Verbindlichkeit aber das Weichbildrecht, auch der Burgfriede genannt wurde. Die Sicherheit, welche die Städte leiſteten, ermunterte eine Menge Menſchen, ſich vor den Mauern oder Pfählen der befeſtigten Gemeinden Wohnungen zu bauen, oder auch in der Entfernung ſich das Bürgerrecht, und den damit verbundenen Schutz einer Stadt ertheilen zu laſſen. Jene, welche bei oder innerhalb neu errichteter Pfähle wohnten, wurden Pfahlbürger, die letzteren Ausbürger genannt. Um dieſe Bevölkerung der Städte noch mehr zu begünſtigen, hatte Heinrich befohlen, daß alle Feierlichkeiten und öffentlichen Verſammlungen künftig nur in Städten gehalten werden ſollten. Dieß gab zur Errichtung öffentlicher Gaſthäuſer und anderer Gewerbe von gleicher Art und Abſicht Anlaß. Heinrich that noch mehr. Er befahl ferner, daß diejenigen, welche überflüſſige Waaren oder Früchte hätten, dieſelben nach einer Gemeindeniederlage (Halle, woraus nachher das Stapelrecht entſtand) bringen ſollten. Indem dadurch eine Auswahl der Waaren zum Vorſchein kam, ſo wurden dieſe eben darum ſowohl wohlfeiler als beſſer; und was die Hauptſache war, ſo wurde dadurch die Aufmerkſamkeit des Volkes auf die Vortheile der Handlung, der Gewerbe, der Handwerker und Künſte rege gemacht. Noch wurde der Handel in Deutſchland faſt allein von den Lombarden (auch Cowertſchen oder Caorſen, von der Stadt Cahors, in Quienne, deren Einwohner meiſtens von dem Geldumtauſch lebten und wucherten, genannt) und von Juden getrieben, von welchen, da ſie von Kaiſern und Landesfürſten wegen der Kopfſteuer außerordentlich begünſtigt wurden, ganz Deutſchland angefüllt wurde. Der Handel geſchah meiſtens mit levantiſchen Waaren, dann mit Geldumwechſel, und mit Auslehnen des Geldes auf Zinſe, welches letztere lange für eine der chriſtlichen Liebe entgegenſtreitende Sache gehalten, und aus dieſem Grunde den Chriſten auf das Schärfſte verboten blieb. Jetzt thaten ſich in manchen neuen Städten nicht nur viele Freie, welche Bräuereien, Bäckereien, und dergleichen anlegten, und das Gewerbe mit denſelben an ihre Angehörigen verpachteten, hervor, ſondern eine nicht geringere Anzahl verfiel darauf, die Verarbeitung und Verhandlung inländiſcher Produkte als die ergiebigſten und dauerhafteſten Quellen der Nahrung und des Reichthumes anzuſehen, und ſich auf die Erziehung und Vervielfältigung der Produkte, und deren Benützung mit aller Macht zu legen. So wuchs in Bälde nicht nur die Anzahl, ſondern auch die Geſchicklichkeit der Künſtler und Handwerker in dem Maaße, als durch ihre fleißigen, nützlichen und ſinnreichen Arbeiten der Hang nach Pracht und Ueppigkeit, und nach den unüberſehbaren noch fehlenden Bequemlichkeiten des Lebens, immer allgemeiner geworden war.

Sobald eine Stadt die Aufnahme ihrer Bevölkerung und ihres innern Wohlſtandes fühlte, war das erſte, daß ſie ſich die Marktgerechtigkeit ertheilen ließ, zu welchem Ende ihr der Kaiſer einen Handſchuh ſchickte, als deſſen Uebergebung überhaupt das gewöhnliche Sinnbild der rechtskräftigen Uebergabe einer Sache, und daher nicht nur auf den Weichbildern, ſondern auch auf Münzen, zur Anzeige des Münzrechtes ein ſolcher Handſchuh zu ſehen war. Das Münzrecht war mit dem Marktrecht faſt immer verbunden, ſo, daß ſich demnach bei jedem Marktplatze auch eine Münze befand. Da es noch keine allgemeine, in allen deutſchen Provinzen gleich geltende Münze gab, ſo mußte jeder, der etwas kaufen wollte, ſo vieles Geld oder Silber auf die Münze tragen. und daſelbſt vermünzen laſſen, als viel er glaubte, für die ihm anſtändige Waare nöthig zu haben. Dieſes Münzamt wurde gewöhnlich an anſehnliche Familien verpachtet, und der Genuß deſſelben wurde um ſo vortheilhafter, als unter König Heinrich I. die Erfindung der edeln Metalle mit der von Gundelkarl, einem Oſtfranken, gemachten Entdeckung der Erze bei Goslar einen guten Anfang genommen, und bald nachher einen ausnehmend glücklichen Fortgang gewonnen hat.

So wie nun die Anzahl der Bewohner einer Stadt, der Handwerker, der Kaufleute u. dgl. täglich zunahm, mußte man nothwendig auf Ordnung, und auf die Feſtſetzung beſtimmter Pflichten, Rechte und Freiheiten, nach welchen alles verhandelt werden ſollte, denken. In dieſer Hinſicht entſtanden allmählig die Eintheilungen der handthierenden Einwohner in Innungen oder Zünfte, und deren ſogenannte Artikel, d. i. deren Pflichten und Befugniſſe, welche (z. B. in Bayern unter dem Namen Gerechtigkeiten) noch vorhanden ſind. Da die Vorfälle mit Waaren und Marktſachen diejenigen am beſten ſchlichten und entſcheiden konnten, welche ſolche Geſchäfte ſelbſt trieben, ſo erhielten die Städte auch die Polizeiaufſicht über alle Angelegenheiten des Handels und der Handwerker. Auf dieſe Art bildeten ſich nach und nach die Stadt- und Bürgerrechte, und überhaupt die Verfaſſungen der Städte, deren Beſorgung (ſo wie die Umſtände ſich fügten, oder irgendwo mehr und weniger verſtändige und unternehmende Leute vorhanden waren) theils in die Gewalt der ſogenannten Patricier, nämlich der erſten vornehmern freien Einwohner, und Verwalter anſehnlicher Aemter, theils unter die Aufſicht der Kaufleute und Handwerker gekommen, und dadurch endlich in Deutſchland ein neuer höchſt mächtiger Mittelſtand, der Stand der Bürger erwachſen iſt.

Die Aufnahme der Städte zog als eine natürliche Folge die Aufnahme des Ackerbaues, und der allgemeinern Kultur der Länder nach ſich. Die Städtebewohner verzehrten, verlangten, beſtellten vieles; ſohin konnte vieles erzeugt, und mit Vortheil abgeſetzt werden. Auch die Loslaſſung von der härteren Leibeigenſchaft wurde täglich allgemeiner, und die Bedingniſſe, mit welchen die Freigelaſſenen an ihre Grundherren verbunden blieben, überall erträglicher. Sie ſaßen auf Köthen (kleinen Häuſern) und führten, gegen gewiſſe ausbedungene jährliche Abgaben eigene Wirthſchaften auf Gründen, welche ihnen von ihren Eigenthümern theils nur auf ihr Leben, theils auf ihre ganze Nachkommenſchaft überlaſſen wurden, daher auch die Leib- und Erbrechte bis dieſe Stunde noch üblich ſind. Solche Uebernehmer (Beſtändner, Köthner) hielten ſich dann ebenfalls wieder männliche und weibliche Gehülfen zu ihrem Dienſte, welche von den, ihnen beſtimmten, Verrichtungen Dienſtboten, und von der Ee (Ehe) welches Wort einen wechſelſeitigen Vertrag anzeigt, Ehehalten genannt wurden. Alle dieſe und unzählige andere Erſcheinungen wurden durch die trefflichen Anſtalten Heinrichs veranlaßt, und in Bewegung geſetzt, ſo, daß Deutſchland um viele Jahrhunderte früher die heutige Vollkommenheit der geſellſchaftlichen und bürgerlichen Verfaſſungen erreicht haben würde, wenn die nachgefolgten Kaiſer ſich ihn zum Muſter genommen, und die Großmuth und Weisheit beſeſſen hätten, den Hauptendzweck ihrer Erſcheinung auf dem Throne vielmehr in der Bebauung und Verherrlichung der, zu allem Großen und Guten fähigen, deutſchen Länder, als in der Unterjochung, oder vielmehr nur in der Beunruhigung fremder Völker zu ſuchen.

Heinrich beſaß in Hinſicht auf die Einführung eines allgemeinen Syſtems in den deutſchen Ländern noch lange nicht die gehörige Macht. Die Herſtellung der Heerbannspflicht, oder die zu dem Ende verordnete Erbauung der Städte bezog ſich nur auf die ſächſiſchen Länder, wo Heinrich König und Herzog zugleich war. In andern Ländern blieb noch lange alles bei der alten Verfaſſung, und in Bayern z. B. wurde erſt im zwölften und vierzehnten Jahrhundert mit der Erbauung neuer Städte ein ernſtlicher Anfang gemacht. Es war und blieb auch zwiſchen Land- und Kaiſerſtädten vom Anfange an ein großer Unterſchied, indem jene von Landesherren in ihren eigenen Bezirken errichtet, und von ihnen beherrſcht wurden, dieſe aber nur in ſolchen Ländern, welche einem deutſchen Könige unmittelbar unterworfen waren, angelegt werden konnten; daher dann auch die meiſten Kaiſerſtädte in Sachſen, Schwaben und

Rheinfranken entſtanden, und dieſe Länder manchmal ſogar vorzugsweiſe die Reichsſtande genannt worden ſind. Aber auch die Kaiſerſtädte waren bloß zur Leiſtung der Heerbannspflichten gehalten, d. i. bloß verbunden, ſich wider die Reichsfeinde, als anfangs wider die Normänner, Ungarn u. a. gebrauchen zu laſſen, und hatten an den Privat- oder Familienfehden der Kaiſer keinen Antheil, konnten dieſelben auch von ihren Mauern abhalten, wenn ſie ſich etwa mit ihren Haustruppen in die Städte werfen, und ſich daraus hätten vertheidigen wollen. Wie dann dieſe Grundverfaſſung noch geſetzmäßig, auch in Reichskriegen zwar jede Reichsſtadt Aushülfe zu leiſten verbunden, aber keine Truppen bei ſich aufzunehmen verpflichtet iſt. Bei ſolchen Verhältniſſen war an allgemeine Ordnungen, z. B. in Maß und Gewicht u. dgl. nicht zu denken, und eben ſo wenig an eine regelmäßige Anlegung der Städte, und deren Gaſſen (als welche meiſtens der Zufall zuſammentrug). Heinrichs Verdienſt bleibt aber darum nicht weniger groß und einzig. Bei dem allgemeinen Mangel an Einſicht, zweckmäßigen Hilfsmitteln und Erfahrungen that er, was ein König und ein Weiſer nur immer in einer Lage thun konnte, bei welcher, ſo zu ſagen, mehr Verſtand, Vaterlandsliebe, Muth und Beharrlichkeit dazu gehörte, zur künftigen Kultur Einen Baum, als jetzt, in der beſten Ordnung ganze Wälder zu pflanzen. Heinrich wußte ſeinen Anſtalten und Abſichten nicht bloß Ehrfurcht und Bewunderung, ſondern Neigung und Nachahmung zu verſchaffen, und was er anlegte, deſſen Fortſetzung blieb auch nach ihm allgemeiner Ton.

Heinrich machte eben Anſtalt nach Rom zu reiſen, als er von Anfällen des Schlagfluſſes berührt wurde. Da er befürchtete, daß bei der künftigen Königswahl Uneinigkeiten entſtehen möchten, ließ er ſich nach Erfurt bringen, wohin er auch die Reichsſtände in der Abſicht verſammelt hatte, ſich mit ihnen zu benehmen. Er ſchlug ihnen ſeinen erſtgebornen Sohn Otto vor, und erhielt ihre Einwilligung. Dann begab er ſich, mit einem kleinen Gefolge, nach dem Kloſter Memmleben an der Unſtrut, und ſtarb daſelbſt wenige Tage nach ſeiner Ankunft den 5. Jul. im J. 936, im ſechzigſten Jahre ſeines Alters. Sein Körper wurde nach Quedlinburg *) gebracht, wo ſein einfaches Grabmal noch zu ſehen

---

*) Ein von Heinrich errichtetes Fräuleinſtift, wo auch ſeine Gemahlinn Mathilde ruht.

ſeyn ſoll. Alle Völker, die ihn liebten, beweinten ihn.

Heinrich hatte ſich zweimal verheirathet; erſt mit Hatheburg, der Tochter eines Herrn von dem Städtchen Altſtädt (nach andern Alteburg), Namens Erwin oder Ewerwin, und in dieſer Ehe erhielt er einen Sohn Thankmar. Hatheburg aber war eine Nonne, und ohne Verwiſſen und Diſpens des Biſchofes Sebaſtian von Halberſtadt (der nur mit Mühe und durch Vermittlung des Königs Ludwigs des Kindes, bewogen werden konnte, mit dem Kirchenbann über das neue Ehepaar zurück zu halten) vermählet worden. Wie nun Heinrich nach einiger Zeit für Mathilde, die Tochter eines Grafen Dietrich, der von dem berühmten Wittekind abſtammte, eine leidenſchaftliche Neigung faßte, erklärte er ſeine Ehe mit der Hatheburg für unrechtmäßig, und ließ ſich im Jahre 910 zu Wallhauſen in Thüringen mit der Mathilde trauen. Aus dieſer Ehe erhielt er drei Söhne. Otto, geb. 912; Heinrich 919; Bruno 923. Der erſtere hatte ſich bereits mit einer engliſchen Prinzeſſinn Edgid vermählet, und im Jahre 930 einen Sohn Ludolph erhalten. Mit den zwei letztern Söhnen hatte ſich Heinrich gleichſam abgefunden, da er bei der Wahl des Otto zum deutſchen König ſeine Erbgüter unter ſie vertheilte. Heinrich ſoll auch mehrere Töchter gehabt haben, von denen die Gerberg, wie oben vorkam, an den Herzog Giſelbert von Lothringen, und eine andere Hadwig an Herzog Hugo von Franken verheirathet worden iſt.

Heinrichs Geſtalt und Charakter wird durchgehends ſehr vortheilhaft beſchrieben. Er war groß und wohlgebaut, und zu Unternehmungen, wozu Stärke und Herzhaftigkeit gehört, von Natur ausgerüſtet und geſchickt. Dem zu Folge war er ein großer Liebhaber ermüdender Ergötzlichkeiten, und liebte zumal die Jagd ſo ſehr, daß er, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt, manchmal in Einem Tag mehr, als vierzig Thiere fieng. Er hatte eine ſtrenge und heftige Gemüthsart, wußte ſie aber nach der Art aller großen Köpfe, die mit Menſchen große Dinge durchſetzen wollen, durch freundliche Mienen und Geberden und einſchmeichelnde Worte dergeſtalt zu mildern und zu verſüßen, daß man ihm die Dienſte ſelbſt anbot, die er außerdem mit keiner Gewalt erzwungen haben möchte. Ein Meiſterſtück dieſer Art hatte er an Herzog Arnulph von Bayern erwieſen. Er zeigte auch bei allen Gelegenheiten thätige Geſinnungen voll Güte und reiner Menſchenmilde, und ergriff jede Gelegenheit, diejenigen, welche bei Kriegsvorfällen Unglück erlitten hatten, zu tröſten und ſchadlos zu halten. Er gründete in ſolcher Abſicht hie und da weltliche Fräuleinſtifter, und ließ ſich ſehr angelegen ſeyn, die von den auswärtigen Feinden zerſtörten Münſter oder Klöſter wieder aufzurichten, als bei welchen ſich damals die einzigen öffentlichen Erziehungsanſtalten und die einzigen Gelegenheiten, Wiſſenſchaften zu treiben und zu verbreiten, befanden. Er ſah wohl ein, daß die gefährlichſten Feinde, wider welche ein Regent, der eine wahre Gröſſe, Ruhe und Sicherheit liebt, ſtets ein wachſames Auge haben ſollte, in ſchlechten Geſetzen, unſichern Verfaſſungen, und in einer vernachläſſigten und rohen Erziehung beſtänden, und blieb unermüdet, wider dieſe öffentlichen und fürchterlichen Mängel und Gebrechen entſchloſſen und ſtandhaft zu kämpfen. Er baute Kirchen, ſtellte die Gottesdienſte her, und brachte durch verſchiedene auf Erkenntniß und Bildung abzweckende Anſtalten zuwegen, was bei Plutarch im Leben des Numa wird, daß die Völker anfiengen, ihre Geſinnungen zu ändern, und eine Begierde nach Gerechtigkeit und Frieden zu ſchöpfen, das Land zu bauen, die Kinder ruhig zu erziehen, und der Religion ſich zu ergeben. Er ſcheint auch eine beſondere Achtung für die Künſte gehabt zu haben, und der gleichzeitige Luitprand erzählt von ihm, daß er in einem

Saal zu Merſeburg den über die Ungarn erhaltenen Sieg ſo künſtlich habe malen laſſen, daß man kein Gemälde, ſondern die Sache ſelbſt zu ſehen geglaubt habe. Warum man ihm den Beinamen der Finkler (auceps) gegeben habe, iſt nicht bekannt; die Sage aber, daß ihm derſelbe darum geſchöpft worden ſey, weil er ſich bei Ueberbringung der Reichskleinodien eben auf einem Vogelfang befunden haben ſoll, iſt längſt als eine abgeſchmackte Fabel verworfen worden. Die Geſchichtſchreiber äußern bei Erwähnung derſelben allgemein den Wunſch, daß man vielmehr ihn, als einige ſeiner Nachfolger, den Großen genannt haben möchte; doch dieſer zufällige Titel benimmt der wahren Achtung gegen ihn ſo wenig, als der Umſtand, daß er weder gekrönt noch geſalbt worden, und beides von ihm ſelbſt aus Beſcheidenheit abgelehnt worden iſt. Heinrich war nicht bloß ein großer König, ſondern, was ungleich mehr ſagt, ein großer Mann.

Schriftſteller.

Aeltere.

Nebſt den vorigen: Hermanni Contracti, (eines Benediktiners aus einem gräflichen Geſchlechte in Schwaben, geb. 1013) Chronicon ab O. C. ad a. 1055 bei Piſtorius T. I. item bei Urſtiſius Tom. I.

Ditmars (Biſchofs zu Merſeburg aus einem gräfl. Geſchlechte, geb. 976, geſt. 1018) Chronicorum libri 8. de Imperatoribus germanicis Stirpis Saxonicae (876—1015) bei Leibniz Tom. I. item in des Reineri Reineccii Sammlung.

Chronicon Saxonum Quedlinburgense, bei Leibniz Tom. II.

Vita Mathildis Reginae Germaniae, bei Leibniz Tom. I. und Additiones et Emendationes ad vitam beatae Mathildis Reginae Germaniae, Tom. II.

Chronograph. Saxo, bei Leibniz: Accessiones, quibus utilia superiorum temporum Historiis illustrandis etc. Lipsiae 1698 in 4to.

Neuere.

Nebſt den vorigen: Joan. Dav. Koeler, Stematographia Augusta Saxonica. Alt. 1731.

Mascov origines Juris publici ex Rebus Impp. Saxonicorum Lips. 1732.

Ejusdem Commentarii de Rebus Imp. Rom. German. a Conrado I. usque ad obit. Hen. III. (Lips. 1741 ed. 2da ib. 1757. 4.).

Kaiſer Otto I, genannt der Große.

936 — 974.

Inhalt. Otto beſteigt den Thron mit außerordentlichem Pomp, und kommt mit ſeiner Abſicht, Deutſchland monarchiſch zu beherrſchen, unverzüglich zum Vorſchein. Er unterdrückt die Bayern, und ſetzt den Herzogen überhaupt Pfalzgrafen an die Seite; er kämpft wider verſchiedene unangenehme Vorfälle und Verſchwörungen der Herzoge von Franken, Lothringen, und ſeines eigenen Bruders, und führte wider die Slaven glückliche Kriege.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05569/012

Dann gieng er, Italien zu erobern, und bot daſelbſt der Königinn Adelheit ſeine Hand im Jahre 951. Im Jahre 961, nachdem er indeſſen in Deutſchland verſchiedene Unannehmlichkeiten, beſonders mit ſeinem Sohne Ludolf erfahren hatte, gieng er nach Rom, und wurde daſelbſt im Jahre 962 zum Kaiſer gekrönt. Im Jahre 966 unternahm er ſeinen dritten Zug nach Italien, worin er ſich einige Jahre aufgehalten, und im Jahre 972 ſeinen Sohn und Nachfolger Otto II. mit Theophania, einer griechiſch-kaiſerlichen Prinzeſſinn, vermählt hatte. Im Jahre 973 ſtarb er. Sein Charakter; Gemahlinnen und Kinder.

Niemals hatte Deutſchland ſchönere Ausſichten und Hoffnungen, als da Otto, dieſes Namens der Erſte, den deutſchen Scepter ergriff, um Deutſchlands Wohlſeyn zu lenken. Sein Vater und Vorfahrer, Heinrich, hatte ihm die deutſchen Provinzen in einer ſehr beruhigten Verfaſſung, und deren Einwohner in der lebhafteſten Beſtrebung nach allen Arten von Wohlſtand und Glückſeligkeit hinterlaſſen. Sie ſchienen, ſich allgemach jenem ſchönen Zeitalter, das bei jeder Nation in ihrem Erwachen eintritt, nähern zu wollen, jenem unausſprechlich glücklichen Alter der begeiſterten Jünglingſchaft, wo ſich die menſchlichen Anlagen ſchnell und freudig entwickeln, und wo in fähigen Seelen gleichſam neue Sinne, ungewöhnliche Gefühle und Sehnungen nach Vollkommenheiten, die man jetzt nur noch ahnen, aber nicht nennen kann, erwachen. Sie hätten in dieſem Zuſtande nur nicht wieder gewaltthätig gehindert, nur noch manchmal mit ermunternden Anſtalten unterſtützt werden dürfen, um ſich ſelbſt zur fernern Ausbildung zu verhelfen, und die ſittliche und bürgerliche Glückſeligkeit zu befeſtigen. Wenn Otto dazu ſehr vorzügliche Eigenſchaften, einen perſönlichen Muth und Fleiß beſaß, ſo ſcheint er zu gleicher Zeit deſto weniger die Begriffe und Ueberzeugung, daß er ſeine großen Eigenſchaften bloß zu jenem Zwecke verwenden ſollte, beſeſſen zu haben. Er wollte glänzen und herrſchen, und ein Herr der Herren genannt werden.

Gleich bei der Thronbeſteigung im Jahre 936 zeigte ſich Otto den Fürſten und Völkern in einer majeſtätiſchen Pracht. Er ließ den geräuſch- und pompvollen Feierlichkeiten der Krönung und Salbung ihren völligen Lauf. Der gleichzeitige Schriftſteller Wittichind hinterließ uns die Beſchreibung davon. Die Wahl, oder vielmehr deren Beſtätigung ſollte zu Aachen vor ſich gehen. An dem zu dieſer Handlung, im Monat Juli, beſtimmten Tag, erſchienen die Herzoge, Grafen, Herren, und adeligen Freien der fünf deutſchen Hauptnationen (der Franken, Sachſen und Thüringer, Bayern, Schwaben, Lothringer) in dem Vorhofe der von Karl dem Großen erbauten Hauptkirche. Sobald der junge Herzog (er war 24 Jahre alt) erſchien, führten ſie ihn zu dem daſelbſt aufgerichteten Thron. Dann traten ſie vor ihn hin, und indem ſie ihm die Hand reichten, gelobten ſie ihm Treue, und einhelligen Schutz und Beiſtand wider Deutſchlands Feinde. So ward er ihr König. Da er hierauf in die Kirche gieng, kam ihm der Erzbiſchof Hildibert von Mainz, der indeſſen mit andern Biſchöfen und Aebten, und dem übrigen Volke daſelbſt ſich verſammelt und gewartet hatte, mit einer Stola von Leinwand bekleidet, die erzbiſchöfliche Inful auf dem Haupt, und ein Buch in ſeiner Rechten, in der Mitte entgegen. Er faßte mit ſeiner Linken die rechte Hand des Königs, wendete ſich gegen das auf den rund umher gebauten Gallerien befindliche Volk, und ſagte: „Hier ſtelle ich euch den von Gott erwählten, von weiland König Heinrich vorgeſchlagenen, und jetzt von allen Fürſten ernannten König Otto vor; gefällt euch dieſe Wahl, ſo erhebt zum Zeichen deſſen euere rechte Hand gegen Himmel. Das ganze Volk erhob die rechte Hand, und der Tempel erſcholl von Freudenrufungen, von Glückwünſchen und Segnungen. Nun begab ſich der Erzbiſchof mit dem König, der nach Art der Franken ein kurzes und enges Kleid trug, hinter den Altar, auf welchem die Zeichen der Königswürde lagen; er nahm zuerſt das Schwert mit dem Gürtel, und reichte es dem Könige mit den Worten dar: „Nimm hin dieſes Schwert, alle Feinde Chriſti und des Chriſtenthums zu vertreiben, und vermöge des von Gott dir übergebenen Anſehens, und vermöge der ganzen Gewalt des Reiches der Franken, den Frieden aller Chriſten aufs ſtärkſte zu befeſtigen." Indem er ihm hierauf die Armbänder überreichte, und den Mantel anlegte, fuhr er fort: „Dieſer bis zur Erde herabhängende Mantel erinnere dich, im Eifer des Glaubens nie zu erkalten, und in Beſchützung des Friedens bis ans Ende zu verharren." Endlich reichte er ihm den Stab und Scepter mit den Worten: „Bei dieſen Zeichen erinnere dich, die Unterthanen unter väterlicher Zucht zu halten, und zumal den Dienern Gottes, den Wittwen und Waiſen die Hand deiner Barmherzigkeit darzureichen. Nie mangle es an dem Oele der Erbarmung auf deinem Haupt, damit du ſchon jetzt, und in Zukunft mit der ewigen Belohnung gekrönt werdeſt.“ Mit dieſen Worten ſalbte er ihn mit dem heiligen Oele. Darauf ward ihm die goldene Krone von den drei Erzbiſchöfen (dem Erzbiſchofe von Mainz, dem von Trier, und dem von Köln) aufgeſetzt, welche ihn ferner zu einem Throne führten, welcher zwiſchen zwei ſehr ſchönen Marmorſäulen errichtet war, wo er alle Anweſenden ſehen, und von allen geſehen werden konnte. Hier blieb er während der feierlichen Meſſe, worauf er ſich nach dem Pallaſte verfügte, und an einer marmornen Tafel mit den Erzbiſchöfen und der übrigen Verſammlung eine öffentliche Mahlzeit hielt.

Da ſich bei dieſer feierlichen Handlung eine unbeſchreibliche Menge Volkes verſammelte, ſo haben ſich einige deutſche Herzoge dazu verſtanden, die Herbeiſchaffung aller Nothwendigkeiten, und die öffentliche Ordnung zu beſorgen. Der Herzog Giſelbert von Lothringen, in deſſen Herzogthum Aachen lag, hatte alles Nöthige zur Bewirthung der Fremden und des Hofes herbeigeſchafft, als Kämmerer; der Herzog Eberhard von Franken hatte über die Tafel und die Speiſen, als Truchſeß, der Herzog Hermann von Schwaben über die Getränke, als Schenk, die Aufſicht übernommen; der Herzog Arnulph von Bayern hatte als Marſchall für die Ordnung in den Lagern, und für die Pferde geſorgt. Dieſe Verrichtungen waren damals noch nichts weniger, als Erzämter, und es hieng bei den künftigen Wahlen zuverſichtlich von der Unterredung und dem Einverſtändniſſe der Herzoge ab, welche Dienſte einem jeden angewieſen ſeyn ſollten.

Daß indeſſen von den drei Söhnen des Heinrichs der einzige Otto zum Nachfolger in der Königswürde gewählt worden, da doch unter den Merovingern und Karolingern in ſolchen Fällen Theilungen geſchehen, und z. B. nach dem Hintritte Ludwigs des Deutſchen die deutſchen Länder unter deſſen drei Söhne getheilt worden ſind, ſcheint nicht ſo faſt in einem ſeit den letzten vier Königen (Arnulph I., Ludwig dem Kind, Konrad und Heinrich I.) welche allein regierten, entſtandenen Herkommen, als vielmehr in einer ganz natürlichen Ordnung ſeinen guten Grund zu haben. Die Karolinger waren Erbherren der deutſchen Länder, indeſſen daß ihre Nachfolger nur durch den Willen der deutſchen Nationen geſetzt, und die Söhne dieſer nachfolgenden Könige auf die ſtets vorgehenden Anſuchungen der Väter beſtätiget worden ſind. Ueberhaupt waren hierüber noch keine Reichsgrundgeſetze anerkannt und feſtgeſetzt worden, ſo wenig, als für das Wahlgeſchäft ſelbſt, und für die Feierlichkeiten bei der Krönung einige beſtimmte Ordnungen errichtet waren, wie dann eben der Wahl des Otto die drei oben genannten Erzbiſchöfe nicht beigewohnt, auch ſich über den Vorzug, wer den Neugewählten krönen ſoll, geſtritten, und ſich nur bis auf eine weitere Entſcheidung einſtweilen in der Perſon des Erzbiſchofes von Mainz vereiniget hatten.

Ottos Erwählung war beinahe die einzige, erſte und letzte Handlung, die mit Uebereinſtimmung der deutſchen Nationen unternommen, und mit Zufriedenheit derſelben vollzogen ward. Sie war kaum vorüber, als Otto Gelegenheit nahm, ſeine Abſichten und Grundſätze, nach welchen er die deutſchen Fürſten behandeln würde, zu zeigen. Im Jahre 937 gieng in Bayern Herzog Arnulph I. mit Tod ab; er hinterließ drei Söhne, Eberhard, Arnulph II., und Hermann. Nun war Bayern, gemäß jenem regensburgiſchen Vertrag, deſſen in dem Leben des Königs Heinrich I. Erwähnung geſchah, in Reichsſachen ein mit den übrigen deutſchen Nationen und dem Könige verbundenes, aber außerdem, und was die innere Verfaſſung und Selbſtbeherrſchung betrifft, ein ganz unabhängiges Land, und es wäre nicht wenig ungereimt, wenn man behaupten wollte, daß jener Vertrag ſich bloß auf die Perſon und Lebenszeit des Arnulph I. bezogen habe, weil nach dieſer Vorausſetzung im Jahre 937 jener Vertrag zu binden aufgehört, und die bayeriſche Nation ſich von Deutſchland wieder getrennt haben könnte. In Bayern dachte man an nichts weniger, als daß es jemanden einfallen ſollte, wohl gegründete Gerechtſame zu ſtören, und der älteſte Prinz Eberhard übernahm, mit Einſtimmung ſeiner Brüder und der Stände, die Regierung. Dieſe Nachfolge geſchah in beſter Ordnung, und der Pabſt Leo VII. wendete ſich in einem Schreiben an die bayeriſchen Biſchöfe und Grafen ſogleich an Eberhard, als Herzog von Bayern; allein Otto hat das Syſtem gefaßt, ganz Deutſchland neuerdings von ſeiner Perſon abhängig zu machen, und mußte demnach dieſen Fall ſchnell und nachdrücklich benutzen. Er berief die drei Prinzen an ſeinen Hof, und vielleicht hätte er den Eberhard als Herzog beſtätiget, wenn dieſer ſich dazu hätte verſtehen wollen, die Nachfolge in der Regierung als eine königliche Gnade anzuerkennen, und den Lehenseid abzulegen; aber die Prinzen verabſcheuten einhellig eine ſolche Zumuthung, und ſohin blieb dem Otto nichts übrig, als die Waffen zu ergreifen. Das Glück (dem er nachher in ſeiner ganzen Regierung ſo Vieles zu danken hatte) begünſtigte ihn, und die Prinzen Eberhard und Hermann flüchteten und verloren ſich einige Zeit nachher, man weiß noch dieſe Stunde nicht zuverläſſig, wohin. Otto erklärte hierauf, um die Nation doch in etwas zu befriedigen, den Bruder des verſtorbenen Herzogs, Berchtold genannt, zum Herzog, veränderte aber die der herzoglichen Kammer und Würde einverleibten Güter nun größtentheils wieder in Königsgüter, und gab die Aufſicht darüber dem mittlern der genannten drei Prinzen, Arnulph II., wodurch dann die Einführung der eigentlichen Pfalzgrafen in Bayern ihren Anfang genommen hatte. Da durch dieſe Verfügung dem Herzog, und dem Pfalzgrafen verſchiedene Intereſſen zugetheilt, und jedem ſeiner eigenen Würde und Vortheile wegen daran gelegen war, ſich einander wohl ins Auge zu faſſen, damit ſich keiner zu Vieles herausnehme; ſo glaubte Otto für die künftige Abhängigkeit des Herzogs hinlänglich geſorgt zu haben. Otto war ein Meiſter in Erfindungen dieſer Art, und mag wohl manchmal mit innigem Selbſtbehagen auf Anſtalten hingeſehen haben, welche die Abſicht hatten, und die Kraft haben ſollten, einen zum Aufſeher des andern zu machen, einen durch den andern nieder zu halten, und ſich einer ewigen Dienerſchaft der deutſchen Fürſten und Stän be zu verſichern. Er räumte ſeinen Pfalzgrafen, dergleichen auch in den andern größern Reichsländern, als in Lothringen, Sachſen und Schwaben, aufgeſtellt waren, verſchiedene Vorzüge ein, wodurch ſie den Herzogen nothwendig Ehrfurcht für ihre Gegenwart einflößen mußten. Die Pfalzgrafen wohnten, um durchaus zu wiſſen, was vorgehe, den Landtägen bei, nahmen die Beſchwerden der Grafen und Edlen wider die Herzoge an, und waren Richter aller der Familien, welche der König beliebt hatte der Gerichtsbarkeit der Herzoge zu entziehen, und nach dem heutigen Ausdrucke, reichsunmittelbar zu machen. Mit der Geiſtlichkeit traf Otto noch ſinnreichere Maßregeln, wie wir gleich hören, aber auch ſeiner Zeit vernehmen werden, daß alle dieſe Kunſtgriffe, die Freiheit der innern Verfaſſung von Deutſchland zu unterjochen, vergeblich geweſen ſind. Es kam bald dahin, daß derjenige, der eine Gewalt bekam, ſie dazu anwendete, um ſich von der Gewalt deſſen, der ſie ihm gegeben hatte, frei zu machen. Ottos Nachfolger wurden bald veranlaßt, den Pfalzgrafen, damit ſie nicht zu mächtig werden möchten, die Aufſicht über gewiſſe Ländereien und Burgen abzunehmen, wodurch Landgrafen und Burggrafen entſtanden, die Theile der großen Maſchine aber täglich vervielfältigt, und die Künſie, ſie nach Einem Wink zu regieren, immer ſchwerer geworden ſind.

Man kann indeſſen die Abſichten des Otto, Deutſchland neuerdings ganz zu einer Monarchie umzugeſtalten, nicht geradezu mit Härte beurtheilen. Das Streben nach Alleinherrſchaft liegt in der Natur*), die ſtets vorrücken will, und die Könige aller Länder und Zeiten haben ſie geſucht. Auch kann das vereinte Deutſchland wider ganz Europa unterjochend wirken, wie es eben unter dieſem Otto Böhmen, Dänemark, Frankreich, Burgund, Italien, Polen und Ungarn fühlten; allein in Deutſchland ſcheint, wie das beſtändige Aufſtreben der Nationen, und die Erfahrung zeigt, die Alleinherrſchaft ein unnatürlicher Zuſtand zu ſeyn. Unaufhörliche Erſchütterungen der deutſchen Länder, Zerrüttungen des bürgerlichen Lebens, und gewaltſame Hemmungen der moraliſchen Veredlung waren Jahrhunderte lang die Folgen des Streites zwiſchen Kaiſer und Fürſten, bis die angeborne Freiheit der letztern wieder errungen worden iſt. Dieſe Verfaſſung liegt im Charakter der Deutſchen, und indeſ-

---

*) Die Liebe zur Gerechtigkeit, die Heiligkeit der Verträge, ſoll dieſe Luſt der Natur beherrſchen.
(A. d. R.

ſen, daß faſt alle Nationen Europens, und beinahe die meiſten Nationen der Welt in eine monarchiſche Gewalt vereinigt worden ſind, blieben und erhielten allein die Deutſchen ſich frei. Wie vor mehr als achtzehn Jahrhunderten die Römer ſie fanden, ſo will noch jede kleinere oder größere Völkerſchaft ihrem eigenen Fürſten gehorchen; dieſe aber wollen den Thron ihres gemeinſchaftlichen Oberhauptes nicht als Statthalter, ſondern als freie Fürſten umgeben, nicht dem Zwang noch der Furcht, ſondern den Geſetzen gehorchen.

Es ſcheint, daß Otto jede Gelegenheit, wo er ein Beiſpiel geben konnte, daß Reichswürden nicht erblich, ſondern daß Fürſten und Grafen in ſeiner Hand ſeyn ſollen, zur Zeit und Unzeit ergriffen, daß er überhaupt bei ſeinen Schritten wenige Rückſicht darauf, ob er einen Dritten kränke, genommen, und ſich eben dadurch den allgemeinen Haß, und die vielen Verſchwörungen wider ſein Leben zugezogen habe. Wenn man nicht annehmen will, daß alle diejenigen, die ſich wider ihn einließen, ſchlechterdings Ungeheuer des Meineids und der Treuloſigkeit geweſen ſind (und aus bloßen Handlungen, deren eigentliche Veranlaſſungen uns nicht hinlänglich bekannt, oder ſchief beurtheilt worden ſind, läßt ſich dieß nicht ſo geradezu behaupten), ſo laſſen ſich die vielen widrigen Erſcheinungen kaum anders erklären. Die Unſicherheit in Amt und Würde iſt auch für einen Mann von Rechtſchaffenheit und Muth der traurigſte Zuſtand, und bleibt ſtets von den ſchlimmſten Folgen für Regenten und Länder. Otto begieng noch überdieß den Fehler, wenn es nicht Staatsabſicht war, die wichtigſten Dienſte der Reichsprovinzen faſt überall mit Sachſen zu beſetzen. Dieß, und dann der Uebermuth ſolcher ſächſiſcher Herren, welche alles verachteten, was nicht auf ihren König und auf Sachſen einen Bezug hatte, machte jede Verfügung dieſer Art zum unerträglichen Joch. Der Herzog von Franken, Eberhard, ergrimmte einſt dergeſtalt wider einen adeligen Herrn in Thüringen, Bruning genannt, daß er in der erſten Wuth einen demſelben angehörigen Flecken in Brand ſteckte, und alle Einwohner niedermachte. Otto fällte über ihn ſogleich eigenmächtig das Urtheil, daß er eine Geldſtrafe von hundert Pfund (die er mit Pferden bezahlte) erlegen, ſeine Gehülfen aber ohne Nachſicht die damals bei Adeligen übliche Strafe ausſtehen, und bis nach Magdeburg, wo ſein gewöhnlicher Wohnſitz war, Hunde tragen ſollen. Otto wurde gerührt, wie er die Herren auf dieſe Art gedemüthigt ſah, und that ihnen wieder ſehr gütlich; auch ſchien nach dem äußerlichen Scheine des bei Höfen üblichen Wohlſtandes alles gut beigelegt und verſöhnt zu ſeyn; aber die Herren trugen ihre Wunden tief im Herzen mit ſich fort, und Herzog Eberhard blieb ſein Todfeind. Dieſer Art ſind mehr und weniger faſt alle Begebenheiten, die folgen werden.

Es iſt im Leben des Königs Heinrich geſagt worden, daß dieſer Herr ſich mit einer gewiſſen Hatheburg (von der er ſich nachher ſcheiden ließ) vermählt, und mit ihr einen Sohn, Tankmar, erzeugt habe. Dieſer Tankmar bat den Otto um gewiſſe Güter, welche nach dem Hintritte eines Anverwandten ſeiner Mutter Hatheburg heimfällig geworden waren. Otto ſchlug ſie ſeinem Halbbruder ab, und ſchenkte ſie einem gewiſſen Grafen Gero. Tankmar, der, wie es ſcheint, ſchon bei andern Gelegenheiten auf die Seite geſetzt worden war, gerieth bei dieſer letztern Kränkung in Verzweiflung. Er klagte ſeinen Schmerzen dem eben genannten Herzog Eberhard von Franken, der, ohne auf ſeine eigene Erfahrung, und ohne auf weitere Folgen zu denken, mit dem jungen Tankmar ſogleich gemeinſchaftliche Sache machte, und das Schloß Badelik (Bellik in der heutigen Grafſchaft Mark) überfiel. Hier gaben ſie ihren Gehülfen, um ihnen zu fernern Unternehmungen Muth zu machen, alles preis. Auch nahmen ſie den jungen Heinrich, Ottos Bruder, der ſich zu Badelik aufhielt, in ihre Gewalt. Tankmar überrumpelte auf gleiche Weiſe den befeſtigten Ort Eresburg, der aber bald von ſächſiſchen Truppen wieder entſetzt ward. Wie Tankmar ſah, daß an keine weitere Gegenwehr zu denken ſey, nahm er ſeine Zuflucht in eine Kirche. Hier legte er ſeine Waffen auf den Altar, und blieb in einer flehenden Stellung ſtehen. Die erhitzten Sieger ſchonten ſeiner nicht; ſie warfen in der Ferne Pfeile auf ihn ab, und eine Lanze, die durch das Fenſter geflogen kam, durchbohrte ihn. Nun beklagte Otto ſeinen Bruder, und rühmte deſſen vortreffliche Eigenſchaften eben ſo ſehr, als er vorher ungeneigt war, dieſelben zu ermuntern, und der feurigen, und nach hoher Ehre ſtrebenden Gemüthsart durch eine verhältnißmäßige Beſchäftigung Zweck und Nahrung zu geben.

Man kann kaum des Namens eines gleichzeitigen Fürſten oder Fürſtenſohnes erwähnen, ohne einen neuen Feind, oder Gegner des Otto auf die Bahn zu bringen. Ein ſolcher war ſelbſt Prinz Heinrich, Ottos Bruder. Heinrich hatte bereits bei der Erhebung des Otto zur Königswürde ſeine Unzufriedenheit darüber an den Tag gelegt, und behauptet, daß die Krone ihm gebühre, weil ihr Vater zur Zeit, da Otto geboren wurde, nur noch Herzog, bei ſeiner Geburt aber bereits König geweſen war. In dieſer ſeltſamen Meinung hatte ihn ſeine Mutter Mathilde, deren Liebling er war, ernährt und beſtärkt. Der Herzog Eberhard von Franken, welcher bei der Nachricht von dem unglücklichen Ende des Tankmar für ſein eigenes Schickſal zu fürchten anfieng, glaubte die Gemüthsſtimmung des Heinrich zu ſeiner eigenen Rettung benutzen zu können. Er machte ihm das Verſprechen, daß er ihm zur Königskrone verhelfen wollte, wenn indeſſen Heinrich ihn mit dem Otto ausſöhnen würde. Heinrich fand dieſen ungeheuern Vorſchlag äußerſt erwünſcht, und hielt ihn für nicht weniger ausführbar. Er begab ſich zu ſeinem Bruder Otto, und brachte es dahin, daß ſich dieſer nach einer ſehr mäßigen Genugthuung, welche in einer kurzen Verbannung nach Hildesheim beſtand, mit dem Herzog Eberhard wieder verſöhnte. Er hatte den Otto ſo ſehr beruhigt, und ſicher gemacht, daß dieſer nicht den geringſten Argwohn ſchöpfte, als er ſich von einem zum andern ſächſiſchen Herrn begab, und ſich auf alle Fälle ihres Anhanges verſicherte. Der Herzog Eberhard hatte ſich indeſſen zum Herzog Giſelbert nach Lothringen verfügt, und ihn ohne große Mühe in ein Bündniß gezogen, wobei dieſer für ſich ſelbſt die glänzendſten Ausſichten zu ſehen wähnte. Die gleichzeitigen Schriftſteller verſichern, daß bei dieſem Bündniſſe einer den andern hinter das Licht geführt, und daß jeder die Abſicht gehabt habe, den andern bloß als einen Gehülfen wider den Otto zu benützen, und am Ende ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen. Die Verbündeten waren mit ſo vieler Vorſicht zu Werke gegangen, daß Otto, der ſich bei der wiederholten Nachricht, wie ſich in Lothringen eine Armee wider ihn in Bewegung ſetzte, nach der Rheingegend eilte, um ſich davon ſelbſt zu überzeugen, und ſeinen Augen kaum glaubte, da zu Dortmund wirklich eine Parthei, die wider ihn handeln ſollte, ſich vorfand. Er war aber bald ſo glücklich, bei Bürich (im Cleviſchen), wo er über den Rhein ſetzen wollte, das lothringiſche Heer, bloß mit ſeinem Vortrab, der bereits über den gedachten Fluß geſetzt hatte, zu ſchlagen. Auch hatte er in Lothringen einen der vornehmſten Landſaſſen, Namens Immo, auf ſeine Seite zu ziehen gewußt, ſo, daß er indeſſen, daß dieſer ſeine Feinde daſelbſt beſchäftigte, nach Sachſen ſich begeben, und ſeinem Bruder Heinrich, der ſich in Merſeburg eingeſchloſſen hatte, zu Leibe gehen konnte. Otto ſtellte es dem Heinrich frei, ob er ſich ihm ergeben, oder binnen dreißig Tagen nebſt ſeinem Anhange Sachſen räumen ſollte. Heinrich wählte das Letztere, und begab ſich wieder zum Herzog Giſelbert nach Lothringen, welcher nicht nur die Ankunft des Herzogs Eberhard von Franken mit deſſen Heer täglich erwartet, ſondern auch den König Ludwig von Frankreich um Beiſtand erſucht hatte. Dieſer war auch wirklich mit großen Eroberungsplanen in Elſaß eingefallen, und Otto eilte nach der (damals auf einer Rheininſel gelegenen) Stadt Breiſach, welche die Verbündeten beſetzt, und daraus den Schwaben vielen Schaden zugefügt hatten, als die Herzoge Eberhard, Giſelbert, und der Prinz Heinrich bei Andernach über den Rhein giengen, um die Stadt Breiſach zu entſetzen. Das Schlimmſte für Otto war, daß ſich die Anzahl ſeiner Feinde täglich vermehrte, wie dann eben jetzt der Biſchof Friedrich von Mainz, und der Biſchof Rudhard von Straßburg das Lager von Breiſach verlaſſen haben ſollen, um ſich nach Mez, wo eine gemeinſchaftliche Verabredung beſtimmt war, zu begeben; aber auch hier halfen dem Otto glückliche Zufälle aus der Verlegenheit. Otto hatte ſich einiger nahen Anverwandten des Herzogs Eberhard, worunter vorzüglich der Herzog Hermann von Schwaben war, bedient, um die feindlichen Heere beobachten zu laſſen. Wie nun dieſe

Herren, welche vor einiger Zeit die unverſöhnlichſten Feinde des Eberhard geworden waren, dem ihnen gemachten Auftrag auf das ſorgfältigſte nachkamen, gelang es ihren Leuten, die Herzoge, wie ſie unweit Andernach am ſchwäbiſchen Ufer mit einem kleinen Gefolge ſich befanden, und eben Mahlzeit halten wollten, zu überfallen. Eberhard ſtarb mit dem Schwerte in der Hand; Giſelbert ſprang in ein Schiff, das von der Menge derer, die zugleich mit ihm hineinſprangen, untergieng im Jahre 939. Mit dem Leben dieſer Herzoge nahmen auch die Verbindungen ein Ende. Lothringen ergab ſich, und Otto übertrug dem Grafen Otto von Verdin, ſowohl über den von Giſelbert hinterlaſſenen einzigen Sohn Heinrich, als über das Land die Aufſicht. König Ludwig von Frankreich zog ſich wieder in ſein Land zurück, und heirathete ſogar die Wittwe des Herzogs von Lothringen und Ottos Schweſter, Gerberg, um ſich ſeiner Freundſchaft zu verſichern. Auch der junge König Konrad von Burgund hatte ſich unter den Schutz des Otto begeben, und deſſen Oberherrlichkeit anerkannt.

Otto ſoll ſich auch dießmal mit ſeinem Bruder Heinrich verſöhnt haben; aber gleich darauf findet man dieſen wieder an der Spitze einer noch weit häßlichern Verſchwörung. Heinrich hatte dießmal nichts Geringeres im Sinn, als den Otto vollends aus dem Weg zu räumen. Die Veranlaſſung ſoll geweſen ſeyn, daß Otto den Verſchworenen einige Tribute nicht vergütete, welche ihnen bisher die Slaven jährlich zu bezahlen, und ſeit einiger Zeit zu entrichten ſich geweigert hatten. Die Parthei beſtand dießmal aus lauter eingebornen Sachſen, und wie es ſcheint, keineswegs aus einem Haufen verächtlicher Leute. Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber nennen beſonders einen gewiſſen Erick, als den beſten, unbeſcholtenſten und beherzteſten Mann ſeiner Zeit. Die Sache blieb für den Otto, wie andere Unfälle, unſchädlich. Er bekam von dem Vorhaben der Verſchwornen, zu deſſen Ausführung dieſe das Oſterfeſt beſtimmt hatten, eine genaue Nachricht, und vereitelte daſſelbe, ohne ſich das Geringſte merken zu laſſen, bloß dadurch, daß er die Zugänge zu ſeinem Zimmer ſorgfältig bewachen, und ſich ſtets von bewährten Leuten begleiten ließ. Nach dem Feſte ließ er die Verſchwornen aufſuchen und hinrichten. Der eben genannte Erick ſtarb eines ausgezeichneten Todes. Als er bewaffnete Leute wider ſich im Anzuge ſah, ſetzte er ſich in voller Rüſtung zu Pferd, und verkaufte ſein Leben ſo theuer als möglich, er fiel ganz mit Wunden bedeckt.

Wenn Otto bis jetzt ein Leben voll Verdrießlichkeiten und Gefahren zu erdulden hatte, ſo ſchien ihm daſſelbe ſein Glück, das nie etwas Schlimmes an ihm vollenden ließ, anderer Seits in vollem Maße vergelten, und den Gang der Dinge ganz nach ſeinen Abſichten wenden zu wollen. Um das Jahr 947 war in Bayern Herzog Berchthold geſtorben. Dieſer Todfall verſchaffte ihm Gelegenheit, ſich nicht nur der Zuneigung ſeines Bruders Heinrich, mit dem er ſich im Jahre 942 auf einer Reichsverſammlung zu Frankfurt feierlich ausgeſöhnt hatte, auf immer zu verſichern, ſondern auch das Land an ſeine Familie zu bringen, deſſen Beſitz ihm zur Befeſtigung ſeiner monarchiſchen Plane ſo wichtig, und ſtets ſo ſehr am Herzen gelegen war. Er nahm daher weder auf den vom verſtorbenen Herzog hinterlaſſenen Sohn Heinrich, genannt der Jüngere, noch auf deſſelben noch lebende Brudersöhne, noch auf die Rechte der bayeriſchen Nation einige Rückſicht, ſondern erklärte, daß künftig ſein eigener Bruder, Heinrich, Herzog in Bayern ſeyn ſoll. Um die nämliche Zeit, nämlich im Jahre 949 erhielt er für ſeinen Sohn Ludolph das Herzogthum Schwaben, und zwar auf die erwünſchteſte Art, indem ihn ſelbſt der ſchwäbiſche Herzog Hermann gebeten hatte, den Ludolph gegen Anheirathung ſeiner Tochter Ida, der Erbinn ſeiner weitſchichtigen Geſchlechtsgüter, zu ſeinem Nachfolger in der Herzogswürde von Schwaben zu erklären. Im Jahre 954 machte er ſeinen Sohn Wilhelm, den er außer der Ehe mit einer edlen Slavinn gezeugt hatte, zum Erzbiſchofe von Mainz, und ſo wurde beinahe ganz Oberdeutſchland ſeinen nächſten Anverwandten zu Theil, ſo wie ihm Sachſen, deſſen herzogliche oder militäriſche Verwaltung er einem edlen Sachſen, Hermann, (Billings Sohn, der im Lüneburgiſchen ſeinen Sitz hatte) übergab, zur Ausführung jener großen Anſtalt zu Gebot ſtand. Auch in Betreff der auswärtigen Feinde hatte ſich Otto Ruhe, Ruhm und Vortheil zu verſchaffen gewußt. In Böhmen hatte der Herzog Boleslaws, der in einem jenſeits der Elbe gelegenen Landſtrich, in der von ihm erbauten Stadt Boleslawa (Bunzlau) reſidirte, ſeinen Bruder, dem Herzoge Wenzeslaw, der ſich mit Eifer um das Chriſtenthum angenommen hatte, im Jahre 938 ermordet, die Verbindung Böhmens mit Deutſchland abgeriſſen, und ſeine Nachbarn beunruhigt. Die eigenen Familienunruhen verhinderten anfangs den Otto, ihm mit Ernſt zu Leib zu gehen; aber im Jahre 950 ſchloß er ihn in Prag ein, und nöthigte ihn neuerdings zum ferneren Tribut und zur Beiſtandsleiſtung für Deutſchland. Nicht weniger glücklich, aber auch mit der gewöhnlichen unmenſchlichen Verfahrungsart wurde der Krieg wider die Slaven fortgeſetzt. Dieſe edeln Völkerſchaften ſtritten nicht um Herrſchaft, ſondern um Freiheit und Leben, und achteten als brave Leute den Verluſt dieſes letztern ſehr wenig, wenn ſie in Gefahr kamen, jene zu verlieren. Da man es nicht dahin bringen konnte, ihren Muth und Hang nach Freiheit zu bezwingen; ſo behandelte man ſie auf eine Art, welche ganz dazu gemacht war, ihn in eine Art von Wuth und Raſerei zu verſetzen. Der über die Slaven in Lauſitz geſtellte Markgraf Gero ließ einſt dreißig der Vornehmſten zu einem Gaſtmahle zu ſich laden, und in der Nacht ermorden. So zog ſelbſt Otto verſchiedene Male wider die Obotriten (im Meklenburgiſchen) und brachte ſie durch wiederholte ausrottende Niederlagen auf den höchſten Grad des Elendes. So wurden auch die Häveler (Slaven im Brandenburgiſchen) nachdrücklichſt gezüchtiget und entkräftet; aber unter allen Siegen dieſer Art war keiner erwünſchter und vortheilhafter für Deutſchland, als jener, der im Jahre 955 wider die Ungarn erfochten ward. Nachdem dieſe räuberiſchen Völker Deutſchlands Ruhe ſo oft geſtört, und die Länder, welche ſie durchzogen, verheert hatten, erſchienen ſie im Jahre 955 (und zwar, wie nachher vorkommen wird, auf Einladung einiger vornehmen Bayern) mit einer Macht und Menge, als wollten ſie ganz Deutſchland verſchlingen. In Bayern, durch das ſie heraufzogen, zertrat ihr Fuß, was er berührte, und ihr Schwert vertilgte, was es erreichen konnte. Eine allgemeine Landflucht der Eingebornen in befeſtigte Oerter verkündigte ihre Ankunft, und die Noth des Landes. Der bayeriſche Heerbann eilte nach dem ihm angewieſenen Sammelplatze, und Eberhard, Graf von Ebersberg führte denſelben (indem der Herzog Heinrich von Bayern in der bayeriſchen Hauptſtadt Regensburg krank lag, auch in eben dieſem Jahre noch ſtarb) dem Könige Otto jenſeits der Donau entgegen, bei welchem ſich die übrige deutſche Wehrſchaft ſo ſchleunig, als möglich war, einfand. Man fand die Ungarn, welche man jetzt aufſuchte, zu Gunzeñlech (zwiſchen Kiſſing und Möhring dieſſeits des Lechs) unweit Augsburg, in welcher Stadt Biſchof Ulrich Befehlshaber war. Von hier überſah man das unermeßliche feindliche Heer, das aus hunderttauſend Mann beſtanden haben ſoll. Die deutſche Armee, welche kaum die Hälfte davon ausmachte, wurde in acht Schaaren oder Legionen abgetheilt. Die drei erſtern waren Bayern; die vierte Legion, welche aus Franken, und meiſtens aus Reiterei beſtand, hatte den Herzog Konrad an ihrer Spitze; bei der fünften, welche darum die königliche genannt wurde, fand ſich ſelbſt König Otto ein; in der ſechsten und ſiebenten führte der Herzog Burchard ſeine Schwaben an; die achte, welche tauſend Böhmen ausmachten, hatte die Bewachung des Feldgeräthes übernommen. Mit beſondern Feierlichkeiten bereitete ſich Otto zur Schlacht, welche den 10. Auguſt auf dem Lechfelde vor ſich gieng. Otto erfocht an dieſem, und den folgenden Tagen einen vollſtändigen und vollendenden Sieg. Das ganze Heer der Ungarn bis auf eine geringe Anzahl, worunter drei Fürſten waren, die man bei Regensburg an den Galgen hängte, die übrigen aber zu Ebersberg lebendig in eine Grube warf, wurde aufgerieben, und Deutſchland hatte von nun an Ruhe.

Je glücklicher Otto in dieſen und ähnlichen Fällen war, je mehr er in den Stand geſetzt war, nunmehr auf das innere Wohl von Deutſchland zu ſehen, deſto mehr iſt es zu bedauern, daß er ſich in Unternehmungen einließ, die ihn ganz davon abzogen, und über Deutſchland und Europa ein vielfältiges Weh bereiteten. Ich meine ſeine Unternehmungen auf Italien, deſſen Wiedervereinigung mit

Deutſchland, ſo wie die Erlangung des Titels eines römiſchen Kaiſers, mit den einſt damit verbundenen Rechten, er mit heißer Begierde gewünſcht, und betrieben hat. Auch hier vereinigten ſich alle Umſtände zuſammen, ſeine Abſichten zu begünſtigen. Italien, das Karl der Große bis auf einen Theil, der den Griechen noch angehörte, ſich unterjocht, dann überdieß im Jahre 800 den Titel eines römiſchen Kaiſers erlangt, und beides ſeiner Familie erblich hinterlaſſen hat, glaubte ebenfalls ſeit dem Jahre 887, wo die deutſchen Fürſten von ihrem damaligen Regenten, Karl dem Dicken, abgiengen, ſich ſelbſt überlaſſen worden zu ſeyn. Die Italiener hielten ſich für berechtigt, ſich ſelbſt ihren König zu wählen, und wenn ſie ſämmtlich Eines Sinnes geweſen wären, möchten ſie ihre Freiheit glücklich befeſtiget haben; allein gleich anfangs kamen zwei Könige, der Herzog Berengar von Friaul, und der Herzog Wido von Spoleto, jeder mit einem mächtigen Anhange, zum Vorſchein. Als endlich Wido die Oberhand behielt, rief Berengar I. den deutſchen König Arnulph zu Hilfe. Dieſer eroberte im Jahre 894 die Lombardie, dann auf einem zweiten Zug im J. 895 die Stadt Rom (welche Lambert, des im Jahre 894 verſtorbenen Wido Sohn, beſetzt, und den Pabſt Formoſus ſehr eng gehalten hatte) und ließ ſich zum Kaiſer krönen; aber am Ende blieb ihm nichts übrig, als ſeinen Nachfolgern das erſte Beiſpiel von Erfahrung zu geben, daß es unendlich ſchwer, wo nicht gänzlich unmöglich ſey, die Eroberung eines Reiches zu behaupten, deſſen Fürſten man eben ſo wenig durch vorübergehende Siege und Feierlichkeiten unterdrücken, als für die Anerkennung der deutſchen Herrſchaft beugen und vereinigen konnte. Als Berengar I. ſah, daß Arnulph, ſtatt ihm von ſeinem Gegner und zum Beſitze von Italien zu verhelfen, vielmehr deſſen Eroberung für ſich zu benützen entſchloſſen ſey, machte er, ſobald Arnulph ſich entfernt hatte, mit ſeinem Gegner Lambert ein enges Bündniß, vermöge welchem einer den andern im Beſitze von Italien und der kaiſerlichen Würde unterſtützen, und einer dem andern erblich nachfolgen ſollte. Selbſt die Italiener glaubten etwas Vortheilhaftes darin zu finden, künftig zwei Kaiſer zu haben, weil ihnen in dieſem Falle ein jeder gütlich thun, auch keiner des andern Herrſchaft zu ſehr würde anwachſen laſſen; und als Lambert ermordet wurde, trugen ſie die Krone dem Könige Ludwig von Arelat (oder Provenze) an, der von Pabſt Benedikt IV. auch die kaiſerliche Krönung erhielt. Berengar war mit dieſen Unternehmungen durchaus nicht zufrieden; er ließ den Ludwig gefangen ſetzen, und blenden. Als nun die Italiener den König Rudolph von Burgund riefen, war endlich die Reihe, ermüdet zu werden, an Berengar. Dem Rudolph entgegen ſtellte Graf Hugo von Provenze ſich auf. Hugo verjagte ſeinen Mitregenten, und nahm an deſſen Stelle ſeinen Sohn Lothar an. Er faßte dabei den Entſchluß, die großen Fürſten von Italien zu unterdrücken, und lud in ſolcher Abſicht den mächtigen Markgrafen von Ivrea, Berengar II. genannt, zu ſich ein; aber Lothar erbarmte ſich ſeiner, und warnte ihn. Von dieſem Augenblicke an bewarb ſich auch dieſer Markgraf Berengar II. um eine Parthei, in deren Rückſicht ſich Hugo nach der Provenze zurückzog, und ſeine Stelle in Italien ſeinem Sohne Lothar abtrat; als aber bald nachher Hugo in der Provenze, und Lothar in Italien mit Tod abgieng, ſetzte ſich Berengar II. die Krone Italiens auf, und erklärte ſeinen Sohn Albert zum Mitregenten. Dieſen ſeinen Sohn wollte er mit einer noch jungen Prinzeſſinn Adelheid, einer Tochter Königs Rudolph II. von Burgund, und Wittwe des eben genannten Lothars vermählen; aber Adelheit, welche den Berengar in dem, damals allgemeinen, Verdacht gehabt haben mochte, daß er ihren Gemahl, den König Lothar, vergiftet habe, weigerte ſich, ſeinem Plane beizutreten, und nachdem es ihr geglückt war, aus dem Gefängniſſe, in welchem man ihr die Einwilligung abzwingen wollte, zu entkommen, und das, dem Markgrafen Azzo angehörige, befeſtigte Schloß Caneſſa zu erreichen, bot ſie von da aus dem Otto, dem ſeine erſte Gemahlinn im Jahre 947 geſtorben war, ihre Hand entgegen, mit der Bitte, ſie von dem Tyrannen, der ſie in Canoſſa belagert hielt, zu befreien, und gleichſam als einen Brautſchatz die Krone von Italien in Empfang zu nehmen. Welch andere Botſchaft hätte der Liebe, dem Ehrgeiz, den geheimſten Wünſchen des Otto angemeſſener ſeyn, und gelegener kommen können! Schon die Ehre, der Retter und Beſchützer einer gekränkten Prinzeſſinn werden zu können, hielt für ihn den mächtigſten Reiz in ſich. Und nun erſt eine Prinzeſſinn wie Adelheit, die an Schönheit, Geiſt und Liebenswürdigkeit vor allen Fürſtentöchtern der damaligen Welt gleich berühmt und geehrt ward, und zu allem dem die Hoffnung der Herrſchaft über das ſchönſte und anmuthigſte Land in Europa, und endlich die Hoffnung der Kaiſerkrone! Wie hätte Otto nicht eilen ſollen, ſich dem unermeßlichen Glücke, das ſich ihm ſelbſt anbot, in die Arme zu werfen, und allen ſeinen bisherigen Unternehmungen die letzte Verherrlichung zu verſchaffen! Italiens Städte öffneten ihm die Thore, und Berengar II. floh vor dem Rufe ſeines Namens. Otto führte ſeine königliche Braut aus Canoſſa, und vermählte ſich mit ihr im Jahre 951 zu Pavia mit einer Feierlichkeit und Pracht, die ſeinem Hang nach äußerlichem Glanz und Pomp, und nun der Vollendung ſeiner Abſichten gemäß war. Der Herzog Konrad von Lothringen (der die Tochter Luitgarde, Tochter des Otto erſter Ehe, zur Gemahlinn, und nach dem im Jahre 943 erfolgten Tode des obengenannten Grafen von Verdün von Otto die Herzogswürde von Lothringen übernommen hatte) führte den Berengar nach Deutſchland, und dieſer, nachdem er zuerſt zu Magdeburg Verzeihung erhielt, legte auf einer feierlichen Reichsverſammlung zu Augsburg den Lehenseid ab im Jahre 952. Und ſeit dem wurde das Königreich Italien von Ottos Nachfolgern für ein deutſches Reichslehen gehalten, und als ein ſolches behandelt.

Dieſe für den Otto freudenvolle Begebenheit wurde demſelben durch höchſt traurige Uneinigkeiten, die darüber in ſeiner Familie entſtanden ſind, auf das grauſamſte verbittert. Dazu ſcheint ſein Bruder, Herzog Heinrich von Bayern, die meiſte Veranlaſſung gegeben zu haben. Dieſer Herr, der, wenn er es ſeinem Vortheile gemäß fand, ſich vortrefflich darauf verſtand, ſich bei dem, welchen er benutzen wollte, in Gunſt und Gewogenheit zu ſetzen, hatte ſich, ſeit er Herzog von Bayern war, auf das engſte an den König Otto, ſeinen Bruder angeſchloſſen, hatte ſich geduldig in ſeine Launen und Entwürfe gefügt, und ſeiner Ehrſucht geſchmeichelt. Leute dieſer Art, wenn ſie mit ihrer Anhänglichkeit Abſichten verbinden, glauben noch wenig erreicht zu haben, wenn ſie ſich bloß der Gnade ihres Gönners verſichern, falls ſie es nicht dahin bringen, andere von ſeiner Seite zu entfernen. Eine ſolche Abſicht mochte Heinrich ſchon lange mit Ludolph gehabt haben, und dazu bot ſich bei der Reiſe des Otto nach Italien eine erwünſchte Gelegenheit dar. Weil es zu vermuthen war, daß einige Städte von Italien ſich nicht gleich ergeben würden, ſo hatte Ludolph (Herzog von Schwaben, und Ottos Sohn) den Vorſatz gefaßt, mit einem gewählten Heere voraus zu eilen, und ſeinem Vater, dem er von ſeinem Vorhaben nichts wiſſen ließ, eben ſo ſehr einen Beweis ſeiner kindlichen Liebe zu geben, als ihm mit der Sache ſelbſt eine unvermuthete Freude zu machen. Herzog Heinrich von Bayern bekam von dieſem Vorhaben Nachricht, und ſchickt an die italieniſchen

Städte ſogleich einige Boten ab, daß ſie ihm ihre Thore verſchließen, und ſeine Abſichten vereiteln ſollten. Ludolph ſah ſich hierauf nicht nur in ſeinen ſchönen Erwartungen getäuſcht, ſondern kam noch dabei in den Verdacht, als wenn er für ſeine eigene Perſon hätte Eroberungen machen wollen. Eine kältere und zweideutigere Begegnung, die Otto jenem Verdacht zu Folge gegen den Ludolph geäußert haben mochte, erfüllte ſeinen Geiſt mit den traurigſten Vorſtellungen; und als nun vollends Otto wirklich eine neue Gemahlinn ſich zulegte, glaubte er, daß dieſe Heirath die mißlichſten Folgen für ihn haben, und daß ein neuer Sohn ihn wohl noch gar von ſeinen Anſprüchen auf die deutſche Krone (Otto hatte ihn nämlich im Jahre 947 zu ſeinem Nachfolger beſtimmt) verdrängen könnte. Er entfernte ſich daher mit dem Erzbiſchofe von Mainz heimlich aus Italien, und begab ſich nach Saalfeld in Sachſen, wo er mit verſchiedenen Großen, welche von Otto einige Veranlaſſung zum Mißvergnügen erhalten zu haben glaubten, Unterredungen hielt. Sein Unmuth ſtieg aufs Höchſte, da Otto auf dem oben genannten Reichstage zu Augsburg, die Markgrafſchaft Verona und Aquileja dem Herzog Heinrich von Bayern als eine Belohnung der Verdienſte zulegte, deren Einärntung ihm dieſer Heinrich durch ſo unedle Kunſtgriffe entriſſen hatte. Er glaubte, daß er alles wagen müßte, um eine Parthei zu ſprengen, die ſich Heinrich, durch die Hilfe der Königinn Adelheit, am Hofe des Otto erworben, und dieſen gleichſam in ſeine Willkühr genommen hatte. Dem Erzbiſchofe Friedrich von Mainz, dann dem Herzog Konrad von Lothringen, welcher letztere auf den Otto wegen deſſen Betragen gegen den König Berengar Otto hatte ihn nämlich bei ſeiner Ankunft zu Magdeburg drei Tage nicht vor ſich gelaſſen) ohnehin ſehr übel zu ſprechen war, ſchien die neue Lage der Umſtände nicht minder höchſt bedenklich und wichtig, und ſo war die Gegenparthei fertig. Vergeblich ſuchte Otto den weitern Ausbrüchen dieſes Mißverſtändniſſes durch gütliche Unterhandlungen vorzubeugen; und da Ludolph zu Mainz ſich ſetzte, und deſſen Parthei daſelbſt ſich ſammelte, ſah er ſich genöthigt, ihm nachzuziehen. Er folgte deſſen Spur, um ſeine Macht nirgends anwachſen zu laſſen, aller Orten; und als er ſich nach Regensburg in Bayern, wo (in der Abweſenheit des Herzogs Heinrich) der Pfalzgraf Arnulph ſich zum Herzog aufgeworfen hatte, begab, eilte Otto, in Begleitung ſeines Bruders Heinrich, auch nach dieſer Stadt, um ſeines Sohnes Ludolph, ſo bald als möglich, habhaft zu werden. Hier waren die Belagerten zu einer verzweifelten Gegenwehr entſchloſſen, und der Erzbiſchof Herold von Salzburg (nebſt dem Herzoge Konrad von Lothringen, den Otto bereits auch entſetzt hatte) rief ſogar die Ungarn, die dann im folgenden Jahre 954 auch wirklich bis Lothringen und Italien vorrückten, und im Jahre 955 ihren Zug wiederholten, um Hilfe an. Noch bemühte ſich Otto ſeine Gegner auf den Weg der Verſöhnung und Gnade zu leiten, und auf dem im Jahre 954 zu Cinna in Franken gehaltenen Reichstag erhielten der Herzog Konrad von Lothringen und der Erzbiſchof Friedrich von Mainz für ihre Perſon Verzeihung; Ludolph aber glaubte noch immer, Urſache zu haben, auf ſeinen Geſinnungen zu beharren; und als bei der dritten Belagerung der Stadt ſein wichtigſter Freund, Arnulph von Bayern, bei einem Ausfalle in der Mitte der feindlichen Heere, umkam, und wegen Hungersnoth ein längerer Widerſtand unmöglich blieb, zog er nach Illerdießen in Schwaben, in der Abſicht, hier den Reſt ſeines Anhanges zu ſammeln, und das Uebrige von ſeinem Schickſale zu erwarten. Schon ſtanden unweit Ulm zwei Heere ſich gegenüber, als der Biſchof Ulrich von Augsburg, und der Biſchof von Chur noch einen Verſuch machten, zwiſchen dem Bater und Sohn die Mißverſtändniſſe beizulegen, jenen zu beſänftigen, und zumal dieſem mehr Vertrauen auf die väterliche Gerechtigkeit und Großmuth einzuflößen. Wenn Menſchen, die nicht aus verkehrtem, ſondern aus mißleitetem Herzen uneins geworden ſind, ſich wieder verſöhnen, dann geſchieht die Verſöhnung mit feurigem Eifer, und die Ergebung, Freundſchaft und Liebe kehren doppelt zurück. Ludolph ließ es zu keiner Unterſuchung von Hofrichtern kommen, ſondern eilte mit reuigen Schritten fort, ſeinen Vater, wo er ihn finden möchte, zu ſuchen. Er fand ihn zu Saalfeld auf der Jagd; er nahm eine Geſtalt an, die der Faſſung ſeines zerknirſchten Herzens ähnlich war, die Geſtalt eines Bettlers, und warf ſich, als den verlaſſenſten aller Menſchen, ſeinem Vater unvermuthet zu Füßen. Sein Schmerz gab ihm Worte und Töne, die den König erſchütterten, und den Vater innigſt rührten, und allen Umſtehenden Thränen auspreßten. Otto verzieh ihm als Vater, und verſöhnte ſich mit ihm als König im J. 954; aber die herzogliche Würde in Schwaben gab er dem Burkard, einem Tochtermann des Herzogs Heinrich von Bayern, ſo wie er ebenfalls das Herzogthum Lothringen ſeinem Tochtermann, Konrad, nahm, und es ſeinem jüngſten Bruder, dem Erzbiſchofe Bruno von Köln gab, auf deſſen Vorſchlag daſſelbe in zwei Theile, nämlich in Niederlothringen an der Maaß, und in Oberlothringen an der Moſel (welchem letztern allein zuletzt der Namen Lothringen blieb) getheilt worden iſt. Der Erzbiſchof Herold von Salzburg, der die Ungarn gerufen hatte, wurde geblendet.

Alle Wünſche des Otto ſchienen endlich in Erfüllung zu kommen, als er im Jahre 956 einen Ruf nach Rom, und daſelbſt alle Gelegenheit, in die Fußſtapfen Karls des Großen zu treten, bekam. Die Veranlaſſung war die nämliche, deren ich oben erwähnte. Der König Berengar II. glaubte, daß er auf dem Reichstage zu Augsburg dem deutſchen Monarchen zu viel verſprochen, und von den einem italieniſchen König zuſtändigen Rechten zu vieles vergeben habe; er hoffte dabei (was der größte Theil derjenigen, die ſich jemals wider den Otto auflehnten, gehofft zu haben ſcheint), daß Otto bei den vielen Unruhen und Kriegsvorfällen, in welche er unaufhörlich verwickelt war, ihn nicht würde hindern können, ſeine Rechte zurück zu nehmen. Gemäß ſolchen Vorausſetzungen fieng Berengar II. wieder an, ſich in Italien als einen ſelbſtſtändigen König zu betragen, und was ihm vor allem nachtheilig geworden, auch im päbſtlichen Gebiete gewiſſe alte Rechte, oder vielleicht auch

Anmaßungen der alten italieniſchen Regenten hervorzuſuchen. Als nun verſchiedene Herren, und vorzüglich die Prälaten Italiens, bei dem Könige Otto ihre Beſchwerden anbrachten, ſchickte Otto indeſſen ſeinen Sohn Ludolph mit einem gewählten Heere nach Italien, und dieſer machte ziemlich glückliche Unternehmungen; allein er ward daſelbſt im Jahre 952 durch einen frühen Tod dahingerafft, und die Sache blieb beim Alten. Als endlich Otto durch feierliche Geſandtſchaften, und die vortheilhafteſten Einladungen des Pabſtes Johann XII. aufgefordert ward, beſchloß er, den deutſchen Heerbann zu ſammeln, und in Perſon nach Italien, und nach Rom zu gehen. Erſt ſchlug er im Jahre 960 den zu Worms verſammelten deutſchen Fürſten ſeinen älteſten Sohn aus der zweiten Ehe, den damals ſiebenjährigen Otto II., zu ſeinem Nachfolger vor, und nachdem von den Fürſten die Zuſage nach ſeinen Wünſchen geleiſtet, und der Prinz zu Aachen gekrönt und geſalbt worden war, rückte er im folgenden Jahre 961 durch Bayern über Trient nach Italien, wo man ihn allenthalben mit lautem Jubel empfieng. Er wurde bis Mailand, ſo zu ſagen, auf den Schultern getragen, und daſelbſt vom Erzbiſchof Walbert mit der eiſernen Krone des italieniſchen oder lombardiſchen Königreichs gekrönt. Eine nicht weniger ſchmeichelhafte Aufnahme erhielt er zu Rom. Alles ſchien nur für ihn Leib und Seele zu haben; und damit alle Herrlichkeit vollendet wurde, krönte ihn Pabſt Johann XII. den 2. Febr. 962 mit allem Pomp der römiſchen Pracht zum römiſchen Kaiſer. Otto beſtieg im vollen Glanz und Genuß von Majeſtät und Glorie den Thron des verewigten Karls des Großen, und ſchien ſich in dieſem Schimmer über alles Irdiſche erhaben, und der einzige Monarch des Erdkreiſes zu ſeyn. Er nannte ſich von nun an, und zumal zuletzt, meiſtens nur römiſcher Kaiſer mit Weglaſſung anderer Titel, als welche in jenem ſchon von ſelbſt enthalten wären. Er hatte dem Pabſt Schutz und Sicherheit angelobt, und den Beſitz mancher wichtigen Dinge beſtätiget, und der Pabſt entgegen hatte verſprochen, daß er mit Berengar II., und deſſen Sohn Adelbert (Albert) nie in eine Verbindung ſich einlaſſen, und ganz Treue und Ergebenheit gegen ihn ſeyn wolle. Nie ſchien ein Verſtändniß inniger, und nie ein Bündniß befeſtigter zu ſeyn.

Aber, wie ſchon oben vorkam, wenn die Römer und die Italiener überhaupt, den König der Deutſchen um Hilfe baten, ſo hatten ſie im Grunde keine andere Abſicht, als ſich durch den Beiſtand der Deutſchen von irgend einem ihrer Unterdrücker befreien, nicht aber ſich den Deutſchen unterthänig machen zu laſſen. Otto hatte ſich ruhig aus Rom begeben, um den Berengar, der ſich in die Feſtung Montefeltro oder San Leo in Umbrien geworfen hatte, zu belagern, als er die Nachricht erhielt, daß der Pabſt Johann XII. ſich mit Berengars Sohn, Albert, in neue Verbindungen eingelaſſen, und denſelben nach Rom berufen habe. Er eilte nach Rom zurück, und nachdem er ſich durch die Flucht des Pabſtes, zu ſeinem Erſtaunen, von der Wahrheit der Sache überzeugt hatte, ließ er ſich durch eine zur guten Zeit angebrachte Höflichkeit der Römer wieder beruhigen, welche ihm das ſchmeichelhafte Verſprechen machten, daß ſie künftig ohne ſeine Einwilligung keinen Pabſt wählen, und ohne ſeine Beſtätigung keinen weihen wollten. Auf ihre Vorſtellung ließ er im Nov. 963 eine Verſammlung der Biſchöfe berufen, den Pabſt Johann XII. vorladen, und als er nicht erſchien, mit dem Anfange des Jahres 964 einen neuen Pabſt wählen, Leo den VIII. Wenn ſolche Schritte in Vorſchlag kamen, und glückten, ſo geſchah es gewöhnlich, weil die Parthei, welche bei dem päbſtlichen Hofe wenige Vortheile, aber deſto mehrere bei dem kaiſerlichen zu finden hoffte, eben die herrſchende war, indeſſen der Hang des Gegentheils auf jede Gelegenheit lauerte, ſich mit Vortheil zu zeigen, und alles, was geſchehen war, zu zernichten. Dießmal ließen ſich die Anhänger des Pabſtes Johann XII. nichts Geringeres beikommen, als den Kaiſer in ſeinem Quartier zu überfallen, und (als dieſer, in der Hoffnung, allen künftigen Treuloſigkeiten durch kluge Maßregeln endlich vorgebeugt zu haben, ſich wieder nach der Feſtung San Leo entfernt hatte) den Pabſt Johann XII. neuerdings auf den päbſtlichen Thron zu ſetzen. Die Parthei blieb feſt auf ihrem Vorhaben, den Kaiſer zu verdrängen; und als im nämlichen Jahre Pabſt Johann XII. ſein Leben endete, ernannte ſie Benedikt V. zum Pabſt. Der Kaiſer kehrte hierauf wieder nach Rom; und gleichwie ſeine Macht überwiegend war, ſo war es auch ſogleich wieder ſeine Parthei; er ſetzte Leo VIII., der flüchtig zu gehen gezwungen worden war, mit aller Feierlichkeit wieder ein, und ſchickte Benedikt V. nach Hamburg, den König Berengar II. aber, deſſen er ſich bald hernach bemächtiget hatte, (mit ſeiner Gemahlinn und ſeinen Kindern) nach Bamberg ins Elend, wo dieſer im J. 966 mit Tod abgieng. Pabſt Leo VIII. machte zu gleicher Zeit auf der Synode zu Rom im J. 964 mit einhelligem Verſtändniß der Römer (oder vielmehr ſeiner Parthei) das feierliche Verſprechen, daß Otto und deſſen ſämmtliche Nachfolger Patricier und Kaiſer von Rom ſeyn, und die Macht haben ſollen, die römiſchen Päbſte zu ernennen und zu beſtätigen. Nun ſchmeichelte ſich Otto mit der Süßigkeit der Vorſtellung, König von Italien, Kaiſer zu Rom, und Herr der Römer und der Päbſte zu ſeyn, und kehrte im Jahre 965, nach einer Abweſenheit von fünf Jahren, nicht wenig vergnügt und ſtolz, nach Deutſchland zurück.

Noch im nämlichen Jahre wurde Albert (Berengars II. Sohn) von ſeinem Anhange in der Lombardie zurückberufen, und bald darauf der, ſtatt des verſtorbenen Leo VIII. mit ſeiner Genehmigung gewählte neue Pabſt Johann XIII. von einer Gegenparthei aus Rom verjagt.

Eine ſolche Unbeſtändigkeit, welche mit keiner geringern Beſchimpfung des königlichen und kaiſerlichen Anſehens verbunden war, kränkte den Otto auf das Empfindlichſte. Er ſchickte noch im Jahre 965 den Herzog Burkard von Schwaben voraus, welcher das Heer des Albert zerſtreute, und unternahm im Jahre 966 ſeinen dritten Zug nach Italien. Sein Heerbann drang, wie gewöhnlich, mit leichter Mühe bis nach Rom, und Otto zog in Rom mit aller Herrlichkeit eines über allen Widerſtand erhabenen Monarchen ein. Er zog die vornehmſten Aufwiegler zur Verantwortung, ließ dreizehn derſelben durch den Strang hinrichten, den Statthalter öffentlich peitſchen, nackend auf einem Eſel herumführen, und ins Gefängniß werfen, und verſchiedene andere züchtigen, oder verbannen. Im folgenden Jahre 967 ließ er ſeinen Sohn, Otto II. (nebſt dem Erzbiſchofe Wilhelm von Köln und verſchiedenen deutſchen Fürſten) nach Rom kommen, und denſelben, nchdem er ihn zu ſeinem Mitregenten erklärt, ihm auch den Namen Auguſtus beigelegt hatte, von Pabſt Johann XIII. feierlich krönen. Seine Majeſtät und Größe erreichte jetzt die höchſte Stufe von Glanz und Hoheit.

Noch ein Paar andere Begebenheiten, die ihn bis zum Auguſt des Jahres 972 in Italien hinhielten, fielen für ihn erwünſcht und erfreulich aus. Italien erkannte, bis auf das kleine Gebiet Venedig, und bis auf den untern Theil Italiens (oder das heutige Königreich Neapel) die Oberherrſchaft des Kaiſers. Im untern Theil von Neapel hatten Benevent, Salerno und Capua ihre eigenen Fürſten longobardiſcher Abkunft, welche unter dem Schutze des morgenländiſchen oder griechiſchen Kaiſers ſtanden, welcher (einige wenige feſte, von den Saracenen noch behauptete, Oerter, ausgenommen) das Uebrige von Neapel durch ſeine Statthalter regieren ließ. Als jene Fürſten, welche die Macht des Otto in Italien täglich ſich ausbreiten ſahen, ihre Ländereien ihm zu Lehen auftrugen, und hierauf griechiſche Geſandte ankamen, dem Otto das Mißvergnügen ihres Herren und Kaiſers über jenen Schritt der Fürſten zu verſtehen zu geben, ſchickte Otto den Biſchof Luitprand nach Konſtantinopel, um für ſeinen Sohn und Nachfolger um die Prinzeſſinn Theophania (eine Tochter des griechiſchen Kaiſers Romanus, nach deſſen Tod ſeine Gemahlinn den damaligen Kaiſer Nicephorus geheirathet, und ihn auf den Thron erhoben hatte) werben zu laſſen. Die Folgen einiger Treuloſigkeiten, welche dieſer Nicephorus an dem Kaiſer Otto begangen hatte, koſteten demſelben das Leben, und ſein Nachfolger Johannes Tzemiſces bewarb ſich ſogleich um Ottos Freundſchaft, und willigte in die Heirath. Theophania wurde zu Rom im Jahre 972 mit Otto II. vermählt, und vom Pabſte Johann XIII. gekrönt.

Dießmal blieb Otto wieder ſechs volle Jahre in Italien. Als er endlich nach Deutſchland zurückkehrte, ſtarb er im folgenden Jahre, nämlich im J. 973 den 7. Mai zu Memmleben (einem Kloſter an der Unſtrut) im 61.

Jahre ſeines Alters. Er wurde zu Magdeburg begraben.

Dieſer Kaiſer wird in Rückſicht der Weisheit ſeines Charakters auf verſchiedene Weiſe, und zumal von denjenigen nicht immer glimpflich beurtheilt, welche ſich nicht enthalten können, auf ihn, als auf den Urheber der traurigen Folgen, die ſeine Kriegszüge und Eroberungen nach ſich zogen, zu ſehen; allein ſehr viele, zumal gleichzeitige Schriftſteller, bewunderten deſto mehr ſeine glänzenden und rauſchenden Thaten. Aber freilich eben das, worauf ſich Otto am meiſten zu gut that, die Eroberung Italiens und der Kaiſertitel, zog für den wahren Ruhm, und für das wahre Wohl von Deutſchland nicht nur keinen beträchtlichen Nutzen, ſondern, wie wir in den Leben der folgenden Kaiſer ſehen werden, die entſetzlichſten, und viele Jahrhunderte fortdauernde Nachtheile nach ſich. Da die Abfälle der größern und kleinern Staaten in Italien immer abwechſelten, ſohin die neuerwählten deutſchen Könige bei ihrem Zuge nach Rom (wo ſie ſich zu Kaiſern krönen ließen) auch allemal einen zahlreichen deutſchen Heerbann (wohl auch zum Glanze und Staat) mit ſich führen, und dieſen während ihren Regierungen gemeiniglich öfters dahin ſchleppen mußten, ſo wurde nicht nur unzähliges deutſches Blut in

Italien vergoſſen, ſondern auch ſelbſt eine Menge der Kaiſer fand daſelbſt ein frühzeitiges Grab. Was nicht durch Schlachten und häufiges Ungemach fiel, kam durch die Seuchen, welche ſich bei den deutſchen Armeen gewöhnlich einfanden, elendiglich um. In Deutſchland ſelbſt muſte bei den häufigen Abweſenheiten der Kaiſer die innere Zerrüttung und Unordnung, der Verfall der Gerechtigkeitspflege, und der wilde Muthwillen des Fauſtrechts natürlicher Weiſe immer mehr überhand, und entgegen jede gute, auf Gelehrſamkeit und Sitten und Kultur des Erdreichs abzweckende Anſtalt immer mehr ihren Rückgang nehmen. Auch haben hauptſächlich in dieſem Zeitalter, wo Kaiſer und andere Große alles Nachdenken über den Werth und die Wichtigkeit des Fortſchrittes der Wiſſenſchaften, und beinahe alle Kraft verloren hatten, die iſideriſchen Lehren jene große Erweiterung gewonnen, und jene allgemeine Verwirrung aller geſunden Begriffe über die Grenzen der geiſtlichen und weltlichen Macht eröffnet, die ganz Europa, und vorzüglich ſelbſt den Kaiſern ſo theuer zu ſtehen kam. Da zeigte es ſich, daß Grundſätze und Vorſtellungsarten mächtiger ſind, als große Titel und Armeen. Der Verfall der Gelehrſamkeit war ſo gräßlich, und die Verfinſterung der menſchlichen Vernunft ſo entſetzlich, daß ſich die ſpätern Gelehrten (wiewohl auch ohne Zweck und ſonderlichen Nutzen) in Rückſicht der Dinge, welche als Folgen einer tiefen Dummheit zum Vorſchein kamen, häufig zankten, wenn entſchieden werden ſollte, ob die Deutſchen im zehnten oder eilften Jahrhundert unwiſſender geweſen ſind. Dieſe, und unzählige andere Erſcheinungen einer mißleiteten Vernunft geben uns gerechte Urſachen zu unſerer Demüthigung, und beſtätigen die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß zwar Menſchen mit großen Geiſtesgaben eben nichts ſeltenes, aber daß große und zugleich weiſe Menſchen nur gleichſam das höchſte Meiſterſtück der Natur (und zumal unter Königen und Fürſten) eine Erſcheinung ſeyen, die in langen Jahrhunderten kaum Einmal zum Vorſchein kömmt. Wie große, mit allem Talent zu Meiſterſtücken der Kunſt ausgerüſtete Köpfe, gewöhnlich in Rückſicht auf überwundene Schwierigkeiten, und auf die Schönheit und Vollendung äußerlicher Vollkommenheiten, Wunder hervorbringen, aber keine Gegenſtände, die von einem denkenden Kopfe ausgehen, und Weisheit anzeigen, liefern, und gleichſam ohne Sinn für die Hauptſache verbleiben, ſo ſtrecken die Beherrſcher der Menſchen mit aller Kraft ihres Geiſtes, mit allem Feuer ihres oft gutgearteten Herzens, ihre raſtloſen Hände faſt immer nach glänzenden Schatten aus, die, ſtatt nach lichten und geſegneten Regionen zu leiten, ſich in unfruchtbaren Eilanden und in Sümpfen verlieren. Das Bedauernswürdigſte iſt vollends, daß falſche Begriffe und Thorheiten, wenn ſie von großen Köpfen herrühren, ſtets eine Art von Befeſtigung erlangen, und von allen ſchwächern Köpfen, welche in jenen erſten Beiſpielen eine Ehre ſuchen, nachgeahmt, und wieder andern auf viele Menſchenalter überliefert werden. So erhielten die Begriffe von dem, worin die Größe und Majeſtät eines Königs der Deutſchen zu ſuchen ſey, ſeit dieſem Otto, der ſie in Unterjochung der deutſchen Fürſten, in der Eroberung Italiens, und zumal in der Krönung zu Rom ſuchte, und ſich vorzüglich durch dieſe letztere, und durch den Titel eines römiſchen Kaiſers gleichſam zum Monarchen aller Könige und der Welt erhoben zu ſeyn wähnte, eine verkehrtere Richtung, und ſpäthin glaubten die nachfolgenden Kaiſer, ſtatt ſich für die Aufnahme von Deutſchland einzig zu verwenden, daß ſie nichts Angelegeneres zu thun hätten, als ſich aus Deutſchland nach Italien zu entfernen, hie und da eine Völkerſchaft (mit großer Anſtalt und Aufwand eine Kleinigkeit) zu beſiegen, und in Rom mit der Krone auf dem Haupt, ich weiß nicht, in welcher Einbildung von Größe, Macht und Erhabenheit ſich zu wiegen.

In Deutſchland hatte Otto ſeine Plane nach Alleinherrſchaft zwar gründen, aber, was nicht bei ihm ſtand, nirgends befeſtigen können. Hätte ſeine Familie eine längere Dauer gehabt, ſo würde wahrſcheinlich ſowohl die Kaiſerwürde, als auch vielleicht ganz Deutſchland erblich bei derſelben geworden ſeyn. Sein Syſtem, den Geiſtlichen nicht nur die wichtigſten Geſchäfte an ſeinem Hofe, (ſeine Kanzlei war mit lauter Biſchöfen beſetzt, und die Erzkanzlerſtelle wurde abwechſelnd von Erzbiſchöfen verſehen) ſondern auch die wichtigſten Reichsländer anzuvertrauen, war in Rückſicht ſeiner Abſichten ein ganz vortrefflicher Einfall. Der Sohn eines Fürſten bekam ein Vaterland, und ſchloß ſich beim Hintritte ſeines Vaters an alle ſeine Anverwandten und Freunde, und an ſeine Nation an, um ſich bei der Nachfolge zu erhalten. Dieſe, und mehr andere Beſorgniſſe fielen für den Otto bei den Geiſtlichen weg. Indem nämlich die Geiſtlichen keine Kinder auftreten laſſen konnten, konnten ſie auch auf die Erblichkeit ihrer Beſitzungen nie einige Anſprüche erhalten; ſie hiengen nie an einem Vaterlande; und wenn es nur ein Land oder eine Würde war, wodurch ſie belohnt wurden, ſo konnte es ihnen im Uebrigen ganz gleichgiltig ſeyn, in welchem Theile von Deutſchland ihnen dieſe Würde zu Theil werden möchte. Otto hatte dabei die vollkommene Freiheit, ſich nur ſolche Geiſtliche, von deren Treue und Ergebenheit er überzeugt war, zu wählen, oder ſie im Falle eines Verdachtes auf andere Poſten zu ſetzen und zu entfernen. Was die Dienſte anbelangt, ſo waren damals die Geiſtlichen in der Hauptſache zu allem, was die Weltlichen leiſteten, verpflichtet, und ſogar ihre Truppen mußten ſie, wie wir bereits hörten, perſönlich ſtellen und anführen. Uebrigens geſchah die Belehnung der Geiſtlichen wie vor Alters, mit dem Ring und Stab, (wovon der erſtere die Verbindung eines Biſchofes mit der Kirche, der Stab aber die geiſtliche Gerichtsbarkeit anzeigt) und die Belehnung für weltliche Beſitzungen mit dem Scepter, an deſſen Stelle bald hernach (und unter Ottos Enkel allgemein) ein kleiner Spieß mit einem daran befeſtigten Fähnlein eingeführt ward, zum Zeichen, daß Herzogsſtellen in den Augen der Kaiſer nichts mehr, als oberſte Kriegsſtellen wären. Otto behielt aus eben dieſem Grunde, und weil er glaubte, daß ihm ganz Deutſchland ohnehin zu Gebot ſtehen müßte, ſein Herzogthum nicht, worin ihm faſt alle nachfolgenden Kaiſer, bis ins vierzehnte Jahrhundert nachahmten, und bei Erlangung der Kaiſerwürde gewöhnlich ihre Herzogsſtellen verlaſſen, und unaufhörliche Reiſen auf ihre Pfalzen in Deutſchland unternommen haben.

Damit die Biſchöfe und Aebte nie in einigen Mißbrauch ihrer Macht möchten verfallen können, ſetzte ihnen Otto ſogenannte Schutzvögte, oder Richter und Aufſeher, welche ſie in ſeinem Namen unter dem Titel des Schutzrechtes (Mundbürd) in gehörigen Schranken halten ſollten, an die Seite. Otto ſtiftete, nach dem Beiſpiele Karls des Großen, eine Menge Bisthümer, wozu ihm die Eroberung der ſlaviſchen Länder Gelegenheit gab, und wies eine gewiſſe Anzahl derſelben wieder an einen Erzbiſchof an. Als im Jahre 968 zu Magdeburg ein Erzbisthum, das nachmals ſogar auf den Primat von Deutſchland Anſprüche machte, errichtet worden war, wurden demſelben ſechs wendiſche Biſchöfe, zu Meiſſen, Merſeburg, Zeiz, Havelberg, Brandenburg, und Poſen (in Polen) unterworfen. So bekam auch der Erzbiſchof zu Hamburg nach jenem Zug, welchen Otto gegen den König Harald von Dänemark wegen der Markgrafſchaft Schleswig unternommen hatte, drei neue Bisthümer zu Schleswig, zu Ripen und Arhaus, und das Bisthum zu Altenburg im Wagerlande, jetzt Holſtein (das aber nachher nach Lübeck verlegt wurde) unter ſich. Auch zu Prag wurde im Jahre 967 ein Bisthum errichtet. Da das reine Chriſtenthum weſentlichſt dazu geeignet iſt, den menſchlichen Verſtand aufzuklären, und die Sittlichkeit zu befördern, ſo hätten ſolche Anſtalten eben ſo vortreffliche als baldige Früchte hervorbringen müſſen, wenn Otto Zeit, oder vielmehr Einſicht genug gehabt hätte, um ſeinen Vorgänger, Karl den Großen, den er in allen ſeinen Handlungen nachahmte, da, wo eigentlich deſſen großer verewigter Geiſt ſich gezeigt hat, nachzuahmen, den Schulanſtalten, welche Karl in Perſon anlegte und betrieb, eine ausgebreitete Thätigkeit zu verſchaffen, und der Aufnahme guter Kenntniſſe und trefflicher Geſchicklichkeiten neue Kräfte und Ermunterung zu geben. Hier in der Hauptſache, und in der Haupteigenſchaft eines großen Geiſtes blieb Otto tief unter Karl, (der nicht bloß Soldat und König, ſondern ein Weiſer war) blieb er tief in der gemeinern Klaſſe der Regenten von ſchwachem Verſtand, für welche das ſtillere und ſanfte Werk der Bildung zu wenig äuſſerlichen Glanz und Sinn hat, zurück, welches um ſo mehr zu bedauern iſt, als es dem gutmüthigen Herrn weder an Anlage noch an Willen gefehlt hat. Er lernte noch in ſeinen männlichen Jahren das Leſen und Schreiben, (das iſt, die lateiniſche Sprache, in welcher Sprache allein man damals ſchrieb) und war auch ſonſt geneigt, ſeinem Bruder, dem Erzbiſchofe von Köln, einem Herrn von Gelehrſamkeit und Geſchmack, auf deſſen Wort herzlich gern zu glauben, daß es um die Wiſſenſchaften eine köſtliche Sache ſey, wie er ſich dann demſelben zu Liebe manchmal mit Gelehrten unterredete. Er fand aber nie einen Geſchmack an den Wiſſenſchaften, und war daher bei weitem nicht (wie es Karl der Große war) durch hellere Begriffe und Einſichten über andere Menſchen ſeines Zeitalters erhaben. Otto hielt, unter anderm, mächtig viel auf Träume, und wählte zu Biſchöfen gewöhnlich ſolche Perſonen, deren Bild ihm im Traume erſchienen war. Nach dem Tode eines Biſchofes zu Regensburg träumte ihm, er ſollte die Stelle dem erſten geben, der ihm des andern Tages begegnen würde. Otto verfügte ſich mit dem Anbruche des Tages mit einem kleinen Gefolg nach dem Kloſter St. Emmeram, und klopfte leiſe an. Einer der Mönche, Günther genannt, öffnete ihm die Pforte. Dieſen ſah Otto ſcharf an, gieng aber, ohne etwas zu ſagen, erſt hin, ſein Gebeth zu verrichten. Dann kam er zurück, und fragte den Mönch, was er ihm wohl geben würde, wenn er ihn zum Biſchofe von Regensburg machen wollte; denn die Kaiſer nahmen bei ſolchen Gelegenheiten ſchon Geſchenke von den Biſchöfen. Günther antwortete mit Lächeln: Ich gebe dir meine Schuhe. Als ſich nun die Geiſtlichen und das Volk zur Wahl verſammelten, erzählte Otto ſeinen Traum, und Günther ward Biſchof. So zeigte ſich Otto bei andern Vorfällen in einer tiefen Beſchränktheit von Verſtand und Einſicht, welches zumal in Hinſicht auf die Gerechtigkeitspflege von kläglichen Folgen war. Als einſt der Fall zu entſcheiden vorkam, ob Enkel in Beerbung ihrer Großältern mit deren noch lebenden Kindern gleichgeſetzt werden ſollten, that Otto, ſtatt nach erwogenen beiderſeitigen Gründen ein Geſetz feſtzuſetzen, den Ausſpruch, daß dieſe Sache durch einen Zweikampf (wo dann zufälliger Weiſe der Vortheil ſich auf Seiten der Enkel zeigte) entſchieden werden ſollte; ja ſelbſt die Ehre ſeiner eigenen Tochter Luitgarde ließ er wider die übeln Nachreden eines gewiſſen Grafen, Kuno, durch den Zweikampf (der zum Glück glücklich für die Prinzeſſinn ausfiel) entſcheiden. In andern, der Aufklärung bedürftigen, wiſſenſchaftlichen Fächern blieb man unter ſeiner Regierung noch weiter zurück. Als zur Zeit, da noch mit ſeinem Heere in Calabrien ſtand, eben eine Sonnenfinſterniß ſich ergab, lief das ganze Heer mit Geſchrei und Wehklagen auseinander. Jedermann verkroch ſich, ſo gut er konnte, indem man nicht anders glaubte, als daß der jüngſte Tag im vollen Anzuge ſey. Bei dieſen und ähnlichen Erſcheinungen mag wohl jeder gerne zulaſſen, daß Otto ſich zu wenig jemals in ſolchen Umſtänden, die den Fortſchritt ſeiner Einſichten hätten begünſtigen können, möge befunden haben, und ihn mit Nachſicht behandeln; aber zu gleicher Zeit mag auch jeder unbefangene Leſer die Verlegenheit fühlen, denjenigen in der Zahl deutſcher Fürſten von erſter Größe zu zählen, unter deſſen Regierung die trefflichen Anſtalten ſeines Vorfahrers, und zumal ſeines Vorbildes, Karls des Großen, den ſchlimmſten Rückgang genommen, und Unwiſſenheit und Trägheit des Geiſtes, nebſt allen Arten von Dummheit und Aberglauben ſich ausgebreitet haben.

Wenn Otto (wie einige in ſeiner Gemüthsart gefunden zu haben glauben) kein Krieger aus Neigung war, ſo war er um ſo mehr bedaurungswürdig. In den ſechsunddreißig Jahren ſeiner Regierung legte er nie das Schwert aus den Händen, und die Geſchichte derſelben iſt ein lauteres Gewebe von Zuſammenverſchwörungen, Verbannungen, gräßlichen Unglücksfällen, Blutvergießungen, Ermordungen, und allen Arten des Elends, bei denen man, je mehr man ſich ihn im Grunde ſeines Herzens edel und wohlwollend denken mag, deſto mehr ſich gleichſam geängſtiget findet, wie man ſich die unaufhörlichen Veranlaſſungen zu ſo vielfältigen und gewaltſamen Ereigniſſen erklären, und ihm ohne Schüchternheit mit jener vertrauungsvollen zärtlichen Achtung, mit welcher man ſich Männern von weiſer Erhabenheit ruhig überläßt, ſtets zugethan bleiben ſoll. Auf alle Fälle ſcheint es, daß uns Otto ein ſehr tragiſches Bild eines gutgearteten, aber vom Schein und Prunk hintergangenen Mannes, und eine überaus lehrreiche Geſchichte für ſolche Prinzen und Höfe darſtelle, denen es nur um Titel und Länder, und in dieſen mehr um Unterthanen, als um Menſchen zu thun iſt.

Sonſt beſaß Otto alle Eigenſchaften, wodurch große Leute ſich auszeichnen. Die Sinnlichkeiten und Freuden des üppigen Lebens hatten für ihn keinen Reiz. Er ſchlief wenig, und lebte durchgehends ſehr eingezogen und mäßig. Er war manchmal ſehr herablaſſend, und voll munterer und ſcherzhafter Einfälle; aber wenn er deſſen an ſich gewahr wurde, ſchien es, als glaubte er, aus ſeiner Sphäre gerathen zu ſeyn, und ſein Weſen gieng ſchnell wieder zur Ernſthaftigkeit über. Die Vergnügungen der ſanftern Freundſchaft und Geſelligkeit, welche die einzige Würze des Lebens und nach Arbeiten die ſeligſte und erfriſchendſte Belohnung ſind, wurden ihm daher wenig zu Theil; ſondern ernſthafte Gedanken und Ueberlegungen und Begierden nach dem Glanze hoher und weit entfernter Ziele waren ſeine Nahrung. Sein Ausſehen war ſtreng, und ſtets wie das eines Menſchen, der mit großen Entſchlüſſen heftig beſchäftigt, und deſſen Seele wie abweſend iſt. Dem zu Folge war ſein Gang bald raſch, bald langſam, und ſogar ſein Schlaf wurde häufig durch lautes Aufreden beunruhigt. Er hatte, wie ihn ſeine Zeitgenoſſen ſchildern, ein glänzendes, durchdringendes, etwas ins Röthliche ſpielendes Aug, ſowie eine röthliche Geſichtsfarbe, einen ungewöhnlich langen Bart, aber nur wenige Haare auf ſeinem Kopfe, ſonſt aber einen ſtattlichen, großen, aufwärts ſtrebenden und herrſchenden Körperbau. Es war etwas von fühlbarer Majeſtät in ſeinem ganzen Betragen, und ſeine Zeitgenoſſen nannten ihn gewöhnlich den Löwen.

Er hatte zwei Gemahlinnen, als: die Egide (Editha) Tochter des Königs Eduard von England, in welcher Ehe er zwei Kinder erhielt, den Ludolph, der, wie oben vorkam, in Italien geſtorben, und die Luitgard, welche an Herzog Konrad von Lothringen vermählt worden iſt. Die zweite war die obengenannte Adelheit, mit der er drei Söhne zeugte, als Heinrich und Bruno, welche frühzeitig ſtarben, und Otto II., ſeinen Nachfolger; ferner zwei Töchter, Adelheid und Mathilde, deren die erſte zu Eß, die zweite zu Quedlinburg Abtiſſinn geworden iſt.

Schriftſteller.

Alte und Neuere.

Nebſt den vorigen: Helene a Rossow vulgo HRoswithae monialis Gandersheimensis Panegyricus de Rebus gestis Ottonis M. von Conrado Celte Norimb. 1501; ferner mit einer ſehr gelehrten Vorrede des H. L. Schurzfleiſch. Wittenberg 1707; ferner cum notis bei Meibomius Tom. I.; item in der Sammlung des Juſt. Reuber. Das Leben dieſer Nonne findet man in Leuckfeldii Antiquit. Gandersheim. cap. XXIV.

Diplomata Ottonis M. Imp. bei Meibomius Tom. I.

Vita S. Adelheidis Imperatricis, Autore Odilone bei Leibniz Tom. I.; ferner bei Caniſius Tom. III.

Hermanni Contracti Comitis Veringens. et Mon. Augiens. Chron. ab O. C. ad an. 1054. bei Piſtorius. Edit. Struv. Tom. I. und bei Caniſius Ant. Lect. Edit. Basnagii. Tom. III.

Godefridi Viterbiensis Pantheon bei Joh. Piſtorius. Tom. II.

Helmoldi Chronica Slavorum, cum supplem. Arnoldi Lubecens. etc. bei Reineccius. Item bei Lindenbrog und bei Leibniz Tom. II.

Arnulphi Archiepiscopi mediolanensis gesta Mediolanensium bei Leibniz Tom. III.

Frodoardi, Presbyteri Remensis, Chronicon ab anno 919 bis 966 bei du Chesne. Tom. II.

M. Adami Bremensis Hist. Ecclesiast. lib. IV. ab an. 755 — 1076. Lugd. Bat. 1595. 4. und bei Lindenbrog script. rer. septent. p. I.

De Ottone M. Italiae Rege et Romanorum Imperatore. Dissert. Ch. Fr. Walchii. Jenae 1746.

De Ottonis M. Ecclesiae prospiciendi conatu etc. Diss. Ch. Fr. Hertel. Magdeburgi 1736.

Schröks allgemeine Biograph. 1. Theil.

Jo. Conr. Dieterich Imperat. Germ. Famil. Sax. Hist. Augustaea. Giess. 1666. 4.

Jo. Phil. a Vorburg Histor. rer. germ. sub Imp. Ottone M. II. et III. Francof. 1709. Fol.

Ottonem I. Imperium Rom. cum regno german. non conjunxisse Diss. Gottl. Stvrmius. Vitembergae 1732.

Kaiſer Otto II.

973 — 983.

Inhalt. K. Otto II. entledigt ſich ſeines Mitwerbers um die deutſche Krone, des Herzogs Heinrich II. von Bayern; beſteht mit Glück und Unglück eine Fehde mit dem König von Frankreich; unternimmt einen Römerzug, und leidet bald darauf in Calabrien in einem Feldzuge gegen die Griechen eine gänzliche Niederlage; ſtirbt zu Rom im Jahre 983; deſſen Gemahlinn und Kinder.

Es läßt ſich vom perſönlichen Verhalten ſolcher Prinzen, welche ſo jung zur Regierung kamen, wie Otto II., und ſo kurz regierten, wenig mit Zuverläſſigkeit vorbringen, oder aus den großen Staatshandlungen, welche in ihrem Namen unternommen wurden, auf ihre Eigenſchaften, die noch nicht zur Reife gekommen ſeyn konnten, ſchließen. Es kam vermuthlicher Weiſe darauf an, von welchen Grundſätzen und Abſichten diejenige Parthei, welche am Hofe des Kaiſers Otto II. das meiſte Anſehen hatte, und ihm ihre Gedanken und Entwürfe vorlegte, beſeelet war. In der Hauptſache hatten die Hofgrundſätze und Beſchäftigungen der Kaiſer ſeit Otto I. nunmehr ſchon ihre feſtgeſetzten Plane, ſo wie dieſe wieder ihre natürlichen Folgen hatten. Dieſe Beſchäftigungen beſtanden in der unausgeſetzten Bemühung, die deutſchen Fürſten, eben durch die Hülfe deutſcher Fürſten, in der Unterwürfigkeit zu erhalten, dann von Zeit zu Zeit Italien zu erobern, überhaupt aber ſich das Anſehen eines Monarchen der Welt, dem alle Könige des Erdkreiſes zu huldigen ſchuldig wären, zu geben. Die Gelehrſamkeit, die Künſte, der Ackerbau und der Handel, die

Hauptſachen alſo wurden, wenn doch noch manchmal in einige, doch in ſehr geringe Aufſicht genommen, und giengen demnach, wie ſie dann nie ſtill ſtehen, ihren eigenen Gang, welchen zu gehen ſie von blinden, oder eigennützigen Leuten genöthigt wurden. Die groſſen Herren verſtanden immer weniger, warum und wie ſie ſich um ſolche Dinge annehmen ſollten, und ſuchten ihre höchſte Ehre allein darin, Soldaten und Jäger zu ſeyn. Erſt die Zeit, und die empfindlichſten Erfahrungen lehrten ſie, anders ſehen und denken.

Otto II. wurde, gemäß zuverläſſigen Nachrichten, im Jahre 955 geboren, und war ſohin erſt achtzehn Jahre alt, als er nach dem Hintritte ſeines Vaters von einer allgemeinen Verſammlung der deutſchen Fürſten in der kaiſerlichen Würde beſtätiget ward. Sogleich beſtürmten ihn, wie dieß dann das allgemeine, und traurige Schickſal regierender Herren iſt, verſchiedene Partheien, um ſich bei ihm in Gunſt zu ſetzen, und in die Zahl ſeiner Rathgeber ſich einzudringen. Anfangs hatte ſeine Mutter Adelheit, nebſt dem Herzog Heinrich II. von Bayern (Sohn Heinrichs I., der im Jahre 955 ſtarb) den meiſten Einfluß; aber, wie es ſcheint, gewann bald eine andere Parthei, welche den Unbeſonnenheiten des jungen Monarchen (er ſoll erſt eben nicht der bedächtlichſte Menſch geweſen ſeyn) geſchmeichelt haben mochte, die Oberhand. Otto entfernte ſeine Mutter Adelheit von Hof, und gab vermuthlichſt allen denen, welche zum Cirkel dieſer Prinzeſſinn gehörten, gleichen Anlaß zum Mißvergnügen. Am empfindlichſten nahm das Betragen des jungen Kaiſers der Herzog Heinrich II. von Bayern auf. Da man, aus Mangel hinlänglicher Nachrichten, keine näheren Urſachen, wodurch dieſer Fürſt ſo gar ſehr aufgebracht worden iſt, anzuführen weiß, ſo giebt man meiſtens ſeinen Stolz und ſeine Herrſchſucht zur Quelle an, wodurch er ſich zu einem Entſchluß verleiten ließ, welcher das höchſte Wagſtück enthielt, worauf er verfallen konnte. Er faßte nämlich den Entſchluß, den Otto von der kaiſerlichen Würde zu vertreiben, und dann ſelbſt Kaiſer zu werden. Es dienet hiebei zum Beweis, wie wenig man ſolche Kaiſer, welche monarchiſche Alleinherren ſeyn wollten, liebte, daß Heinrich von Bayern ſogleich einen ſehr großen Anhang bekam. Nicht nur auswärtige Fürſten, als der König von Dänemark, die Herzoge von Polen und Böhmen, welchen (ſo wie den Franzoſen) jede Gelegenheit, die Obermacht der Kaiſer ſchwächen zu helfen, höchſt erwünſcht ſeyn mußte, ſondern auch der Biſchof Heinrich von Augsburg, und der Biſchof Abraham von Freiſing, (welchen doch der Kaiſer Otto II. kurz vorher mit Wohlthaten überhäuft hatte) die Biſchöfe von Mainz und Magdeburg, nebſt Berchthold, Pfalzgrafen in Bayern Herzog Arnulphs I. Enkel) dann dem Hezel oder jungen Heinrich von Bayern (Herzog Berchtolds I. Sohn) nahmen daran Theil; und wenn man das kühne Benehmen des Herzogs Heinrich II. nicht gänzlich raſend und vernunftlos nennen ſoll, ſo ſcheint es, daß (einſtweilen noch in der Stille) mehrere Fürſten, auf deren Unterſtützung er hoffte, daran Theil genommen haben. Seine Abſicht wurde entdeckt, und Kaiſer Otto ließ ihn in Verhaft nach Ingelheim bringen; er entkam aber, eilte nach Regensburg, und ließ ſich vom Biſchofe Abraham in der Kirche zu St. Emmeram zum Könige krönen. Eine Unternehmung, welche dem Kaiſer Otto zwar einige Verdrießlichkeiten, aber keine Gefahr zuzog. Otto züchtigte zuerſt den König Herold (Harald) von Dänemark, indem er ihn zu einem jährlichen Tribut nöthigte, dann ſuchte er ſeinen Gegner, Heinrich, in Bayern, wo er ſeinen Vetter und Herzog von Schwaben, Otto I. (Sohn des Ludolph) als Statthalter zurückließ, dann in Böhmen auf, wohin jener zum Herzog Boleslaus ſich geflüchtet hatte. Hier hatte Kaiſer Otto das Unglück, von den Böhmen plötzlich überfallen, und von Pilſen bis nach Cham in Bayern getrieben zu werden. Als faſt zu gleicher Zeit die ſlaviſchen Abotriten einen Einfall in Sachſen wagten, und den Kaiſer dahin zu gehen nöthigten, kam Heinrich nach Bayern, und beſetzte mit ſeinem Anhange die Stadt Paßau, deren Biſchof dem Kaiſer ergeben war. Er hielt ſich hier wider die Armee des Kaiſers bis in das zweite Jahr, wo er ſich endlich ergeben, und nachdem man auf dem Reichstag zu Magdeburg ſein Vergehen feierlich kund that, mit dem jungen Hezel von Bayern in den Verhaft nach Utrecht wandern mußte. Dem Herzog Otto I. wurde das Herzogthum Bayern, mit Beibehaltung des Herzogthums Schwaben, feierlich beſtätiget im J. 978.

Mit der Krone Frankreich gerieth Otto wegen Lothringen in Händel, welche uns ein Beiſpiel der damaligen Kriegsverfaſſung liefern. Schon unter der vorigen Regierung wurde ein gewiſſer Graf Raginer von Mons in den Niederlanden, welche damals zu Lothringen gezählt wurden, verbannt, und deſſen Güter eingezogen. Dieſer Graf flüchtete ſich nach Frankreich, wo ſeine Söhne Raginer und Lambert mit den mächtigſten Häuſern in die engſte Verbindung kamen, indem jener des berühmten Hugo Capets, dieſer des königlichen Prinzen Karl (Sohnes des Königs Ludwig)

Tochtermann geworden iſt. Raginer und Lambert ſuchten ſich nun mit Gewalt in den Beſitz der Güter, welche ihrem Vater in den Niederlanden abgenommen worden waren, zu ſetzen, und der König Lothar von Frankreich (der ältere Sohn des eben genannten Königs Ludwig) hoffte, dieſe Gelegenheit zu ſeinem größten Vortheile benutzen, Lothringen wieder an Frankreich bringen, und mit demſelben ſeinen Bruder Karl (der ohnehin auf die von ihm behaupteten Erſtgeburtsrechte nicht wohl zu ſprechen war) befriedigen zu können. Dieſe franzöſiſchen Abſichten vereitelte der Kaiſer Otto II. dadurch, daß er im Jahre 977 den Prinzen Karl zum Herzog von Niederlothringen ernannte, und den Brüdern Raginer und Lambert (von deren erſterm die Grafen von Mons in Hennegau, vom letztern die Grafen von Löwen in Brabant abſtammten) ihre väterlichen Güter zurückgab. Allein der König Lothar wollte ſein Vorhaben deſſen ungeachtet ausführen, und ſobald ſich ſeine Fähnlein verſammelt hatten, überfiel er Oberlothringen, und eilte unausgeſetzt, mit einer ſolchen Geſchwindigkeit bis nach Aachen, daß er den Kaiſer Otto II., der ſich daſelbſt aufhielt, und ſich, nebſt ſeiner Gemahlinn eben zur Tafel ſetzen wollte, beinahe in ſeine Hände bekommen hätte. Die Franzoſen verzehrten den gegenwärtigen Vorrath mit Lachen, und plünderten die umliegenden Gegenden. Der König machte ſich dabei noch ein beſonderes Vergnügen; auf dem Schloſſe zu Aachen ſtand ein Adler, deſſen Kopf zum Zeichen, wo Lothringen hingehöre, nach Sachſen gerichtet war. Dieſen Adler ließ der König umwenden, und nach Paris ſehen. Der Kaiſer Otto II. hatte indeſſen den deutſchen Heerbann aufgerufen, und ſah ſich bald von mehr als ſechzig tauſend Mann umgeben. Mit dieſem Heere fiel er die Franzoſen unverzüglich an, und jagte ſie, indem er ihnen ſtets auf dem Rücken lag, über Rheims und Soiſſoins bis in die Vorſtädte von Paris zurück, in welche er Feuer werfen ließ, im Jahre 978. Bald darauf widerfuhr aber auch ſeinem Heere, was bei der Einrichtung des Heerbannes, vermöge welcher jeder Krieger nur gehalten war, auf eine beſtimmte Zeit zu dienen, aber während derſelben meiſtens ſich ſelbſt zu unterhalten, unvermeidlich geſchehen mußte. Wie der Proviant ausgieng, mußten die Deutſchen auf Plünderungen und Erpreſſungen ausgehen, und ſich zerſtreuen. So wurden ſie von den Franzoſen, die ſich indeſſen geſammelt hatten, überfallen, und ebenfalls wieder zurückgetrieben; aber im Jahre 980 kamen beide Monarchen am Fluſſe Chair im Luxenburgiſchen perſönlich zuſammen, und ſchloſſen einen Frieden, vermöge welchem Lothringen in der Verbindung mit Deutſchland blieb.

Wir kommen nun zu den gewöhnlichen, und gewöhnlich unglücklichen Verrichtungen der Kaiſer, zu Ottos II. Römerzug. Verſchiedene Städte Italiens ſollen gleich nach dem Tode des Kaiſers Otto I. Anſtalten zu ihrer Befreiung von der Herrſchaft der Deutſchen gemacht, und Befeſtigungen angelegt haben. Wie es aber auch mit ſolchen Vorkehrungen, wovon die Nachrichten eben nicht beſtimmt ſind, beſchaffen ſeyn mag, ſo kam es mit denſelben dießmal zu keinem Erfolg. In Rom ſah es zuverſichtlich deſto ſchlimmer her. Die Partheien daſelbſt unterhielten eine beſtändige Fehde unter ſich, und ſchonten weder das päbſtliche noch kaiſerliche Anſehen. Der nach dem Tode Johann XIII. mit Einwilligung des Kaiſers noch im Jahre 972 erwählte Pabſt Benedikt VI. wurde ermordet, und die Parthei, die von einem gewiſſen Creſcentius angeführt, und auf deren Veranſtalten dieß verübt wurde, ſtellte einen gewiſſen Bonifacius VII. zum Pabſt auf. Eine andere Parthei, an deren Spitze die mächtigen Grafen von Tuſculum waren, ſtellte dieſem Pabſte einen gewiſſen Donus II., und nach deſſen Tod Benedikt VII. entgegen; wodurch ſich Bonifacius ſo ſehr in die Enge getrieben ſah, daß er, nachdem er erſt das beſte aus dem vaticaniſchen Kirchenſchatz zuſammen gepackt hatte, nach Conſtantinopel entfloh. Hierauf wurde die Ruhe wieder einige Zeit hergeſtellt, und von K. Otto II. bei ſeiner Ankunft zu Rom im J. 980 noch mehr befeſtigt.

Die erleichterte Beilegung dieſer Unruhen, und die wenigſtens äußerlich herrſchende Ruhe in Italien war dem Kaiſer deſto erwünſchter, da er eben jetzt keine geringern Abſichten mitbrachte, als den Griechen Apulien und Calabrien zu entreiſſen, und dieſe ſchönen Provinzen ſeiner Krone einzuverleiben. Man kann zwar keine Rechtsgründe aufſtellen, deren ſich Otto hätte bedienen können, dieſe Provinzen einzuziehen, man müßte denn nur zum Vorwande nehmen, daß die Gemahlinn des Kaiſers eine griechiſche Prinzeſſinn geweſen, oder daß die Fürſten von Benevent und Capua von der Griechen ſehr beunruhigt, oder daß Sicilien unter der Herrſchaft der in Afrika herrſchenden Saracenen, und (in Betracht, daß Apulien und Calabrien ſchlecht verwahrt waren) die italieniſchen Länder den Streifereien der Saracenen bloß geſtellt geweſen. Wie dem ſey, Otto II. verſtärkte durch friſche, aus Bayern und Schwaben berufene, von Herzog Otto I. angeführte Truppen ſein Heer, beſetzte Neapel, und eroberte Salerno, Reggio, und im Frühjahr 982 Tarento. Indeſſen waren aus Sicilien und Afrika Saracenen den Griechen zur Hilfe angelandet. Dieſe ließen ſich ſtets nur in kleinen Haufen ſehen, welche das kaiſerliche Heer ohne Mühe zurückſchlug und zerſtreute. Ein ſolcher Haufe kam den 15. Juli unweit Baſentello zum Vorſchein, wider welchen das Heer des Otto ſogleich anrückte, und den es zum Weichen brachte. Die Saracenen zogen ſich unvermerkt immer mehr in gebirgige Gegenden zurück, zerſtreuten ſich immer mehr, und ſchienen endlich ganz verſchwunden zu ſeyn. Gleichwie dieß der gewöhnliche Ausgang ſolcher Vorfälle war, ſo überließ ſich nunmehr das Heer der Deutſchen ganz der Ruhe und Erholung. Alles war zerſtreut und in Unordnung, als die Saracenen plötzlich rund umher auf den Gebirgen ſich ſehen ließen, und mit einem entſetzlichen Lärmen aus Klüften und verborgenen Wegen herabſtürmten, und die deutſchen Soldaten, beinahe ehe ſie recht ſahen, wie ihnen geſchah, überfielen und mordeten. Nur Wenige, als Zeugen dieſer höchſt unglücklichen Begebenheit, entgiengen der Niederlage. Der Herzog Otto I. von Bayern und Schwaben (der aber noch in eben dieſem Jahre zu Lucca ſtarb), dann der Kaiſer Otto II. waren unter dieſen Wenigen, und entſchlüpften, wiewohl mit genaueſter Noth. Ganz verlaſſen, bloß von ſeinem Vetter, Herzog Otto, begleitet, ritt der Kaiſer am Ufer des Meeres, als er feindliche Reiter, die ihn verfolgten, gewahr ward. In dieſer höchſten Noth ſprang er mit ſeinem Pferde ins Meer, und ſchwamm einer Galeere zu, die ihn freundſchaftlich aufnahm. Ein Kaufmann, ſlaviſcher Nation, der ſich auf der Galeere befand, ſoll den Kaiſer erkannt, ihn aber nicht verrathen, ſondern der Kaiſerinn, welche in der Stadt Roſſano den Ausgang des Feldzugs abwartete, Nachricht von dem Schickſale des Kaiſers gebracht, und ſodann denſelben, durch den Beiſtand des Biſchofes Theodorich von Mez, losgekauft haben. Der Herzog Udo von Franken, der Biſchof Heinrich von Augsburg, dann zwei Grafen von den vornehmſten Häuſern aus Bayern, nebſt unzähligen andern, blieben auf dem Mordfelde, und Calabrien und Apulien blieben in den Händen der Griechen.

In Deutſchland hatte die Nachricht dieſer grauſamen Niederlage mehr Zorn und Rachbegierde, als Beſtürzung veranlaßt. Verſchiedene Große ſchickten nach Italien Bothſchaften an den Kaiſer, und forderten ihn zur ſchleunigſten Wiedervergeltung und Beſtrafung der Griechen auf. Der ganz niedergebeugte

Otto II. nahm ihre Anerbietungen dankbar an, und verſammelte im Jahre 983 die Bayern, Sachſen, Lothringer, Schwaben und Italiener auf einen Reichstag nach Verona, wo der neue Feldzug wider die Griechen beſchloſſen, dann verſchiedene Entwürfe in Ueberlegung genommen, und, was dem Kaiſer vorzüglich am Herzen lag, ſeinem erſt dreijährigen Sohne Otto III. die Stimmen zur Nachfolge in der Kaiſerwürde verſichert wurden. Dem Kaiſer aber ſchwebte das Bild der erlittenen Niederlage unauslöſchlich vor Augen; er gieng ſogleich nach dieſem Reichstage, mit tiefen Wunden im Herzen nach Rom, und ſtarb zu Rom im Jahre 983 den 7. Dec. im neunundzwanzigſten Jahre ſeines Alters. Er liegt daſelbſt bei St. Peter begraben.

Otto II. erhielt in der Ehe mit der Theophania (welche im Jahre 991 geſtorben und zu Köln begraben worden iſt) nur einen Sohn, Otto III., und drei Töchter, deren jüngſte Mathilde, an Ezzo (Azzo), Sohn des rheiniſchen Pfalzgrafen verheirathet, dieſes aber (als hätte ſie äußerſt tief unter ihrem Stande ſich erniedriget) von Vielen ſo übel genommen worden iſt, daß die zwei übrigen Töchter, damit ihrer ſeltſamen Hoheit ja nichts Ungleiches widerfahren möchte, den Schleier nehmen mußten. Die älteſte, Sophia, iſt zu Gandersheim, die zweite, Adelheid, zu Quedlinburg Abtiſſinn geworden.

Otto II. war eben kein außerordentlicher, aber ein gutmüthiger und gutmeinender Fürſt. Die Geſchäfte machten ihn frühzeitig geſetzt und nachdenkend. Daß er, ſo zu ſagen, weder zur Rechten, noch zur Linken geſehen, ſondern allein die Fußſtapfen ſeines Vaters nachzutreten ſich bemüht hat, war eine natürliche Folge ſeiner Erziehung. Es blieb demnach in Rückſicht des Fortſchrittes der Wiſſenſchaften, der Geſetzgebung und ähnlicher Gegenſtände, gerade ſo, wie es bei den Lebzeiten ſeines Vaters mit denſelben gehalten ward. Bei Juſtizſtellen wurde der Zweikampf auch in gewöhnlichen bürgerlichen Fällen immer üblicher, ſohin die Gewohnheit, ſich ein wahres, oder angemaßtes Recht mit eigener Gewaltthätigkeit zu verſchaffen, immer ausgebreiteter. Wie am kaiſerlichen Hofe der Kanzleiſtyl beſchaffen war, davon mag man ſich aus Folgendem einen Begriff machen. Als der bayeriſche Herzog, Heinrich II., nach der kaiſerlichen Würde ſtrebte, citirte ihn Otto II. an ſeinen Hof mit den Bedrohungen: „Wir theilen deine Würthin zu einer wiſſenhafften Wittwen, und deine Kinder zu ehehafftigen Wayſen, deine Lehen dem Herrn, von dem ſie zu Lehen rühren, dein Erb und Eigen deinen

Kindern, deinen Leib und dein Fleiſch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften, und den Fiſchen in den Wäſſern. Wir erlauben dich auch mäniglich auf allen Straßen und wo ein jeglich Mann Fried und Gleit hat, da ſolt du keines haben, und wir weiſen dich die vier Straßen der Welt im Namen des Teufels.“

Schriftſteller.

Nebſt den vorigen: Hepidani Coenob. S. Gall. Annal. brev. ab an. 708 — 1050. bei M. Goldast. Tom. I. item bei du Chesne T. III.

Appendix diuionens. Cod. ad Frodoard. ab anno 966 — 978.; bei du Chesne T. II.

Lambert von Aſchaffenburg im Würzburgiſchen, Mönch zu Hiſchau: ab O. C. ad 1077; bei S. Schardius; bei Pistorius T. I. etc.

Sigbert. Gemblacensis; bei Pistorius Tom. I.

◆

Kaiſer Otto III.

983 — 1002.

Inhalt. Kaiſer Otto III. wird von ſeiner Mutter und Großmutter erzogen, und für Italien geſtimmt, wohin er im ſechzehnten Jahre ſeines Alters ſich begiebt, und wohin er, nachdem er Deutſchland nur auf eine kurze Zeit noch beſucht hatte, ſeinen Wohnſitz zu verſetzen gedenkt; er ſtarb unweit Rom im zweiundzwanzigſten Jahre ſeines Alters im J. 1002; ſein Charakter.

Bei Kaiſer Otto III. trifft der Fall, deſſen ich bei dem Leben ſeines Vaters erwähnte, noch mehr zu, daß man eigentlich vielmehr erzählen kann, was unter ihm, als was von ihm geſchehen iſt. Dieß iſt indeſſen wichtig genug, um uns theils die damalige Verfaſſung von Deutſchland immer beſſer zu erklären, theils den immer mehr anſchwellenden Strom von Begriffen, und daraus abgezogenen Behauptungen und weiteren Planen, welche in

Bälde die außerordentlichen Folgen hatten, bemerkbarer zu machen. Otto III. war, wie eben bei Kaiſer Otto II. vorkam, bereits im Jahre 983 zum deutſchen Könige gewählt, und noch überdieß im nämlichen Jahre von den zwei Erzbiſchöfen, Johann von Ravenna, und Willigis von Mainz, zu Aachen geſalbt und gekrönt worden. Er hatte demnach auf die Nachfolge in der deutſchen königlichen und römiſch-kaiſerlichen Würde das unſtreitbarſte Recht, und ſein unmündiges Alter (er war erſt drei Jahre alt) konnte ihm nicht ſchaden, wenn er nur in der übrigen Verfaſſung des Reiches beſtimmte Ordnungen, und in Rückſicht auf die Reichsverwaltung und Vormundſchaft klare und befeſtigte Geſetze vorhanden geweſen wären. Da hierin, vermuthlich weil man noch zu wenige Erfahrung ſolcher Fälle hatte, nichts geſchehen war, ſo ſtand jedem, der mit einigem Recht und Anſpruch auftreten zu können glaubte, die Gelegenheit offen, eines oder des andern jener Geſchäfte ſich anzumaßen. Was die Erziehung des jungen Prinzen betraf, ſo lebten noch ſeine Mutter Theophania, und ſeine Großmutter Adelheid; allein der Prinz ſollte ein Mann des Reiches werden, und gehörte dem Reiche an. Dieß behauptete der Herzog von Bayern, Heinrich II., gegen den Biſchof Poppo zu Utrecht, unter deſſen Aufſicht er im Schloſſe daſelbſt noch immer in Verhaft ſaß, und ſelbſt dieſem Biſchofe ſchien die Sache gerecht. Auch der Erzbiſchof Warin von Köln, und Ecbert von Trier, dachten ſo, und der erſtere, deſſen Sorge der junge Otto von ſeinem Vater anvertraut worden war, lieferte ihn dem Heinrich ſogleich aus. Die Lothringer trugen ihren Theil ebenfalls dazu bei, und es gewann das Anſehen, als wollte jedermann einwilligen, daß Heinrich II., als Großoheim des jungen Kaiſers, nicht nur deſſen Erziehung, ſondern auch den vorzüglichſten Antheil an der Reichsverwaltung auf ſich nehmen ſollte.

Dieſer Großoheim hatte damals kein Land. In Bayern war eben im J. 983 der junge Heinrich von Kärnthen (ein Prinz vom alten, einheimiſchen, bayeriſchen Fürſtengeſchlecht) Herzog geworden. Dieſer Umſtand ſowohl, als das beſondere Vertrauen, welches anfangs einige der vornehmſten Reichsfürſten auf ihn zu ſetzen ſchienen, erweckte in ihm ſeinen ehemaligen Plan wieder, ſich ſelbſt der Kaiſerkrone zu bemächtigen. Er warb ſich ſchnell einen Anhang in Sachſen, verſicherte ſich des Beifalles der Könige von Böhmen und Polen, nebſt einigen ſlaviſchen Volkerſchaften, und nahm bei einer Verſammlung einiger mit ihm einſtimmigen Großen zu Quedlinburg den königlichen Titel an, indem er ſich auch in Betreff der übrigen Fürſten die Hoffnung machte, daß es ihnen lieber ſeyn würde, einen Mann zum Könige zu haben, als eine Regierung zu erwarten, bei welcher Frauenzimmer den erſten Einfluß behaupten würden.

Gerade in dieſem Punkte mochte ſich Heinrich am meiſten betrogen haben. Die Fürſten konnten auf die Fälle, wo etwa Gerechtſame in Anfrage kommen möchten, weit eher hoffen, daß ſie mit Frauenzimmern zurecht kommen würden, als mit einem Manne, der auf ſeinem Entſchluſſe und Vorhaben mit Nachdruck beſtehen würde. Dieſe Betrachtungen ſowohl, als die Erinnerung an das einmal gegebene Wort veranlaßte eine große und überwiegende Menge deutſcher Fürſten, an deren Spitze ſich der Erzbiſchof Willigis von Mainz, der Herzog Konrad von Franken, und der wirklich regierende Herzog Heinrich in Bayern befanden, ſich zu erklären, daß ſie den Unternehmungen des Großoheims Heinrich nie beitreten würden, und dieſer Erklärung folgten ſogleich Anſtalten, wodurch ſie zu erkennen gaben, daß ihnen um That und Ernſt zu thun ſey. Die Sache endete ſich glücklicher, als ſich dießmal hoffen ließ. Heinrich II. blieb bei den Vorſtellungen des Erzbiſchofs von Mainz, welche dieſer um Deutſchland höchſt verdiente He[illegible] zur rechten Zeit an ihn brachte, und worin er ihm das mannigfaltige Elend ſchilderte, in welches viele tauſend Familien bei Entſtehung eines Krieges verſenkt werden ſollten, nicht unberührt. Er verſprach nach Rura (das man für das heutige Rohr jenſeits der Werra in der Grafſchaft Henneberg hält) zu kommen, und den jungen Kaiſer auszuliefern. Er kam auch den 29. Juli 984 wirklich dahin, und ſtellte den zwei Kaiſerinnen den jungen Prinzen zu ihrer unbegrenzten Freude, und zum unbeſchreiblichen Troſt der deutſchen Fürſten zurück. Dieſe erfreuliche Handlung krönte der in Bayern regierende Herzog Heinrich, der jüngere, mit einer nicht weniger großmüthigen Entſchlieſſung, indem er Bayern an Heinrich II. abtrat, und ſich nach Kärnthen, wo er die herzogliche Würde ſchon ehemals bekleidet hatte, zurückzog. Ganz Deutſchland freute ſich über dieſen Ausgang; und als im folgenden Jahre der junge Kaiſer bei Gelegenheit der Oſterfeier zu Quedlinburg bei einer öffentlichen Tafel erſchien, übernahmen die vornehmſten Reichsfürſten die Herbeiſchaffung der für die zahlreichen Gäſte nöthigen Bedürfniſſe und die Beſorgung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, wie einſt bei K. Otto I. geſchehen war. Dießmal übernahm der Herzog von Bayern, Heinrich II., das Amt eines Erztruchſeſſen, der Herzog Konrad in Schwaben das Amt eines Kämmerers, der Herzog Heinrich von Kärnthen beſorgte die Getränke, und der Herzog in Sachſen das Marſchallamt (Mar, Mähre, Pferd, Schall, Schalk, Bediener) oder die Verpflegung der Pferde, und Ordnung der Lager. Wer während der Minderjährigkeit des jungen Kaiſers die Reichsverwaltung auf ſich nahm, läßt ſich ſo ganz eigentlich nicht beſtimmen. Der Erzbiſchof von Mainz, als Reichskanzler (ſeit dem Jahre 965 wurde das Erzkanzleramt beſtändig von mainziſchen Erzbiſchöfen verwaltet), ſcheint das erſte Recht darauf gehabt, auch das größte Anſehen bei Hof, wo die zwei Kaiſerinnen die erſte Rolle behaupteten, beſeſſen zu haben.

Dieſe zwei Prinzeſſinnen gaben, wie leicht zu erachten, den großen Ton an, nnd waren äußerſt beſorgt, dem jungen Otto, eine, ſeiner erhabenen Beſtimmung angemeſſene, Erziehung zu geben, ganz nämlich nach ihren frauenzimmerlichen Begriffen und Wünſchen, wovon ſie bei den Lebzeiten ihrer Herren manches nicht mochten haben zum Vorſchein bringen dürfen. Adelheid, die Italienerinn, hatte noch bis dieſelbe Stunde, ſo wenig, als Theophania, die Griechinn, einige Neigung zu Deutſchland, oder einigen Geſchmack an deutſcher Sitte gewinnen können, und dieſe leztere hatte unlängſt von ihrer undeutſchen Denkungsart eine ſehr unziemliche Probe abgelegt, worüber die deutſchen Fürſten ihre innerſte Beſtürzung laut zu erkennen gaben. Als nämlich ihr Gemahl, der Kaiſer Otto II., nach der von den Griechen erlittenen gänzlichen Niederlage in einer höchſt betrübten Geſtalt bei ihr ankam, und alle Anweſenden gerührt und ſtillſchweigend erwarteten, daß ſeine Gemahlinn, die er innigſt liebte, ihn tröſten würde, blickte ſie ihn mit einem bittern, verächtelnden Hohnlächeln an, daß ihre Landsleute, die Griechen, das deutſche Heer bemeiſtert hätten, und ſpöttelte über das Unglück, worüber dem guten Kaiſer das Herz brach. So war in den Augen dieſer beiden Frauen überhaupt nichts ſchön, groß, gut, und liebenswürdig, als was ſie an ihren väterlichen Höfen geſehen hatten, wogegen ihnen alles deutſche Weſen armſelig, ungeſtaltet, und äußerſt roh vorkam. Sie richteten daher ihre unabläßliche Sorgfalt dahin, wie ſie dem jungen Prinzen feine und gefällige Manieren beibringen, ihm ein artiges und ehrfurchtvolles Betragen gegen das Frauenzimmer einflößen, und ihn zu einem lautern Bild von Huld, Anmuth und Liebenswürdigkeit machen möchten. Dabei ließen ſie ihn in allen den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, welche damals in Achtung ſtanden, unterrichten, und der Biſchof Bernward von Hildesheim, dann ein gewiſſer Gerbert aus Aquitanien (Guienne) gebürtig (außerordentlich geſchickte Männer ihrer Zeit), nahmen in dieſem Stücke die Sorge über ſich. Alle ihre Bemühungen richteten übrigens die guten Prinzeſſinnen auf zwei große Hauptzwecke, deren der erſte darin beſtand, dem jungen Prinzen einen ganz neuen Begriff von der Erhabenheit und Majeſtät ſeiner Perſon, oder beſſer, die morgenländiſche Hochtrabenheit beizubringen, und der andere, ihn zu einer unumſchränkten Andacht und Freigebigkeit gegen die Geiſtlichen, welche beide Dinge damals meiſtens die Frömmigkeit ausmachten, zu gewöhnen. Es fehlte nicht an Leuten, welche, ohne roth zu werden, verſicherten, nie etwas Vollkommeners, als den jungen Prinzen geſehen zu haben. Sie nannten ihn die Gerechtigkeit, und ein anderesmal ein Wunder der Welt.

Während daß der deutſche König, ein Deutſcher zu ſeyn, verlernen ſollte, vergoßen die deutſchen Völker, zumal die Sachſen, um Deutſchlands Ruhm und Größe in ſchrecklichen und langjährigen Kriegen wider die Slaven Ströme von Blut. Dieſe Kriege, welche bereits im Jahre 982 begannen, und erſt im Jahre 996 vielmehr nur unterbrochen, als geendet wurden, ſoll der nordſächſiſche Markgraf Dietrich durch die unvorſichtige Aeußerung eines unzeitigen Hochmuthes veranlaßt haben. Als nämlich der Herzog Bernhard von Sachſen ſeine Nichte an Miſtevoi, einen abotritiſchen Fürſten verheirathen wollte, ſagte der gedachte Markgraf zum Herzog, ob er ſeine Baſe einem Hund geben wollte. Als dem Miſtevoi dieſe Rede hinterbracht wurde, rief er aus: „Ein Hund, dem es nicht an Kräften fehlt, kann beißen.“ Die ganze ſlaviſche Nation wurde über den Schimpf, der einem ihrer Fürſten widerfuhr, wie raſend vor Wuth und Rachbegierde. Sie rannten unverzüglich fort, überrumpelten Hamburg, Havelburg und Brandenburg, zerſtörten die Kirchen, ſetzten ſich, indem ſie alles, was bisher die Sachſen bei ihnen gewonnen hatten, zernichteten, in ihre uralte Freiheit, kehrten dann auf gleiche Weiſe von Zeit zu Zeit wieder zurück, gewannen bald, und verloren bald wieder, und giengen im Jahre 996 einen Frieden ein, der von keiner Dauer war.

Otto war ſechzehn Jahre alt, als er ſeinem Verlangen, Italien zu ſehen, nicht mehr widerſtehen konnte. Seine ganze Seele hieng bereits an einem Lande, das er nur noch aus Beſchreibungen kannte, die ſich aber ſeiner ganzen Einbildungskraft bemächtigt hatten. Es eckelte ihm vor dem deutſchen Boden, und den deutſchen Sitten, wenn er beides mit der Herrlichkeit, die er in Italien antreffen würde, verglich, und die deutſche Königswürde ſchien ihm eine Kleinigkeit gegen den Ruhm, in der Stadt Rom, dem Sitze und Vaterlande ſo vieler vergötterter Helden und Monarchen, auf dem Throne zu ſitzen, und römiſcher Kaiſer zu ſeyn. Alle Unruhen, welche die Römer erwecken konnten, ſchienen ihm eben ſo viele Gelegenheiten, die den Schimmer ſeiner Größe vielmehr verherrlichen, als verdunkeln würden, und in Hinſicht auf ihre Ueberwindung wahre Kleinigkeiten zu ſeyn. Dieſe Unruhen waren ohne Ende, indem ſie von einem Volke herkamen, welches damals nicht mehr wußte, was es eigentlich wollen, und was es nicht wollen ſollte. Die Erinnerung an den erhabenen Freiheitsſinn der alten Römer, und die Betrachtung ihres damaligen Zuſtandes, wo ſie von der Herrſchaft der Deutſchen, welche in ihren Augen nur noch Barbaren, und Halbwilde wären, abhiengen, ſetzte ein gewiſſes dunkles Gefühl von überlieferten Hochmuth in Bewegung, und trieb bald in dieſe bald in jene vornehmen Geſchlechter eine Art von Wuth und Verzweiflung, die zuletzt in unſinnige Handlungen ausbrach. Sie trotzten gewöhnlich in ſolchen Anfällen den Kaiſern und der Welt, ſtürzten alles, was jene errichtet hatten, zu Boden, und ließen ſich dann wieder mit der feigſten Sinnloſigkeit die beſchämendſten Demüthigungen gefallen, wenn die erzürnten Deutſchen zurückkamen. Ganz Italien war in kleine aufbrauſende Faktionen getheilt, deren Urheber man eben darum nicht wie Kriegsmänner nach Soldatengebrauch ſtrafte, ſondern wie niedrige Verbrecher beſchimpfte und züchtigte.

Die folgenden Begebenheiten, welche ſich zu Rom ſeit dem Tode K. Ottos II. ereignet hatten, gehören unter die gewöhnlichen Erſcheinungen ſolcher Art. Nach dem Tode des Pabſtes Benedikt VII. wurde im Jahre 984 Johann XIV. ruhig erwählt. Aber nun kam Bonifacius von Conſtantinopel zurück, und warf den Pabſt Benedikt VII. ins Gefängniß, worin derſelbe auch ſtarb. Er ſelbſt, dieſer Bonifacius ſtarb plötzlich. Johann XV., der hierauf im Jahre 985 den päbſtlichen Stuhl beſtieg, wurde von der Parthei des Creſcentius vertrieben, aber von einer andern, welcher jene aus Angſt vor den drohenden Deutſchen (die Kaiſerinn Theophania war auch im Jahre 989 perſönlich in Rom geweſen) nicht weiter widerſtanden hatte, zurückgerufen. Im Jahre 995 trat Otto III. ſelbſt, durch Bayern über Trient unter Begleitung eines ſchönen Heerbannes der Deutſchen, beſonders bayeriſcher Großen, ſeine erſte Reiſe nach Italien an. Unterwegs vernahm er den Hintritt des im Frühling 996 verſtorbenen Pabſtes Johann XV., und ſogleich ernannte er ſeinen Vetter Bruno (einen Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, Enkel Konrads des Weiſen und der Luitgarde, der Tochter Ottos I.) zum Pabſt. Der Erzbiſchof Willigis von Mainz und Biſchof Adelbald führten ihn nach Rom. Otto III ſelbſt folgte bald nach, und ließ ſich vom neuen Pabſt, der den Namen Gregor V. angenommen hatte, ſalben und krönen. Er nahm auch dießmal auf Fürbitte des Pabſtes mit dem Creſcent keine ſchärfere Ahndung vor, und gieng nach Deutſchland zurück. Er hatte ſich aber kaum entfernt, als Creſcent eine kleine Abweſenheit des Pabſtes Gregor V. benützte, und mit Hülfe ſeines Anhanges, einen andern Pabſt, einen Griechen aus Calabrien, Philagathos, der den Namen Johann XVI. annahm, aufſtellte, welches (nichts von der Thorheit einer ſolchen Unternehmung zu ſagen) von dieſem um ſo häßlicher war, als er von der kaiſerlichen Familie mit Ehren und Gnaden überhäuft, und zum Biſchofe von Placenz ernannt worden war.

Der Kaiſer eilte im Juli des Jahres 997 über Eſconowa (Schongau in Bayern) nach Rom. Philagathos ergriff die Flucht, und

Creſcent verſperrte ſich zu Rom in eine feſte Burg, welche jetzt den Namen Engelsburg führt. Jener wurde ſelbſt von den Römern, welche ſich bei dem Kaiſer dadurch beſchönigen wollten, eingeholt, und, nachdem ihm erſt die Zunge und die Naſe abgeſchnitten, und die Augen ausgeſtochen waren, auf einem Eſel rücklings ſitzend, herumgeführt; Creſcentius wurde enthauptet, und bei den Füßen aufgehenkt; zwölf andere wurden gleichfalls gehenkt. Nun war wieder Ruhe, und die Römer blieben voll Ergebenheit, als Otto III. nach dem im Jahre 999 erfolgten Hintritte Pabſt Gregors V. wieder einen Auswärtigen zur päbſtlichen Würde beförderte, nämlich ſeinen Lehrmeiſter und damaligen Biſchof zu Ravenna, Gerbert, der den Namen Sylveſter II. annahm.

Der Kaiſer gefiel ſich in Rom ſo wohl, daß er ſich noch lange nicht entfernt haben würde, wenn ihn nicht eine andere Bewegurſache, welche ſeinem Streben nach Hoheit ſtets das Gleichgewicht gehalten, und ſich nicht minder ſeiner ganzen Seele bemächtigt hatte, nach Deutſchland geführt hätte, — die Andacht. Damals kamen die Heiligſprechungen in Uebung. Der heil. Ulrich, Biſchof und Statthalter von Augsburg, ein Deutſcher von Geburt, war der Erſte, dem dieſe Ehre widerfuhr. Pabſt Johann XV. erklärte ihn im J. 993 zum Heiligen. Gleichwie dieß eine auſſerordentliche und glänzende Verherrlichung der Kirche war, ſo wurden die Feierlichkeiten dieſer Art bald vervielfältigt. Viele fromme Männer, zumal Mönche und Einſiedler, wurden ſchon bei ihren Lebzeiten für künftige Heilige gehalten. In einer ſolchen Achtung ſtand der heil. Albert (Adelbert) bei dem Kaiſer. Albert war von Prag gebürtig, und er wurde daſelbſt Biſchof. Er verließ das Bisthum aus Demuth, und zog ſich nach dem Kloſter Montcaſſin zurück. Er war ein Mann von unglaublich ſtrengem Leben, und größter Demuth. Im Jahre 997 trieb ihn ſein Eifer, das Chriſtenthum auszubreiten, nach Preuſſen, wo er den Martyrertod litt. Ein heidniſcher Prieſter durchbohrte ihn mit der Lanze, indem er einen Baum umreiſſen ließ, unter welchem jener Prieſter zu opfern pflegte. Die Polen kauften ſeinen Leichnam (wofür ſie ſo vieles Gold an Gewicht, als er wog, gegeben haben ſollen) und führten ihn nach Gueſen, ſeinem Miſſionsort. Otto III. hatte den Heiligen perſönlich gekannt, und nun nahm ſeine Verehrung gegen ihn in eben dem Maße zu, als der Ruf ſeiner Heiligkeit zugenommen hatte. Er ſtieg vom Pferde, ſobald er die Stadt Gueſen erblickte, und gieng barfuß und mit entblößtem

Haupte bis zu deſſen Grab, vor welchem er, wie jemand, der nach langer Sehnſucht endlich findet, was er ſuchte, mit heißer Inbrunſt ſich niederwarf. Niemand wurde dadurch mehr gerührt, als der polniſche Herzog Boleslaus, der dem Kaiſer entgegengezogen, und über deſſen ganzes Betragen voll Verwunderung war. Es wurde dem heiligen Albert zu Ehren zu Gueſen ein Erzbisthum (das aber wegen des Widerſpruche des Erzbiſchofes von Magdeburg keinen Beſtand hatte) geſtiftet, und Gaudentius, der Bruder des Martyrers, zum erſten Erzbiſchofe ernannt im Jahre 1000.

Sobald Otto ſeine Andacht verrichtet hatte, kam er zur Oſterfeier nach Quedlinburg, und eilte dann über Aachen, wo er eine Verſammlung der deutſchen Fürſten veranſtaltet hatte, nach Rom. Zu Aachen träumte ihm, er ſollte das Grab Karls des Großen eröffnen; ſogleich that er es. Man fand den Karl noch unverweſen in ſeiner ganzen Majeſtät auf dem Throne ſitzend (wie ſchon oben vorkam). Otto nahm das goldene Kreuz, nebſt einigen Kleidungsſtücken zu ſich, und ließ ihn begraben.

In Rom, wo Otto noch im Herbſte des Jahres 1000 anlangte, erfuhr er bald nach ſeiner Ankunft eine nicht geringe Demüthigung. Er wurde von den Römern, denen er ſo viele Zuneigung bezeigt hatte, in ſeinem

Pallaſte eingeſchloſſen, und drei Tage, während welcher ihm alle Lebensmittel abgeſchnitten waren, belagert. Schon hatte er ſich gefaßt gemacht, mit dem Schwerte in der Hand einen Ausfall zu thun, und zu dem Ende mit ſeinen Freunden das heilige Abendmahl genommen, als er noch einen Verſuch machen wollte, das brauſende Volk zu ſtillen. Er hielt von einem Thurme eine Rede an daſſelbe, worin er ihm hauptſächlich vorſtellte, wie undankbar es wäre, wenn es demjenigen übel begegnete, der ihm ſtets die größte Achtung und Freundſchaft bezeigt hätte. Dieſe Rede wirkte auf der Stelle ſo vieles, daß das Volk zwei ſeiner Anführer erſchlug, und jetzt mit eben der Hitze wieder für den Kaiſer ſprach, mit der es einige Augenblicke zuvor ihn verfolgt und verwünſcht hatte.

Otto III. hatte ſich vorgenommen, dieſe Unbild zu rächen, blieb aber, derſelben ungeachtet, von ganzem Herzen ein Römer. Jene verkehrten Vorſtellungen, die man ihm in ſeinem frühen Alter beigebracht hatte, daß die höchſte Herrlichkeit eines Monarchen darin beſtünde, Kaiſer zu Rom zu ſeyn, faßten, ſtatt daß ſie mit reifern Jahren hätten erlöſchen ſollen, vielmehr immer tiefere Wurzeln, und verleiteten ihn zu Einfällen, wodurch er ſich in die Länge Deutſchlands Liebe eben nicht vermehrt haben würde. Er hatte ſich, zuverläſſigen Nachrichten zufolge, wirklich vorgenommen, ſeinen Siz in Rom aufzuſchlagen. Er hatte in dieſer Hinſicht nichts unverſucht gelaſſen, um ſich bei den vornehmen römiſchen Geſchlechtern beliebt zu machen, und fand ſich unendlich geſchmeichelt, wenn ſie ihm Vorſchläge machten, wie er das römiſche Reich nach ſeiner alten Macht und Herrlichkeit wieder herſtellen könnte. Das innigſte Vergnügen, das er überhaupt an Vorſtellungen von Majeſtät und Hoheit empfand, ſchien ſein ganzes Weſen zu erweitern, oder aufzublähen, und ihn immer zu ſeltſamern Begriffen von Größe zu verleiten. Er ſezte ſich an die Tafel theils an einem über die andern Pläze erhabenen Ort, theils ganz allein, und ließ ſich von Fürſten bedienen. Um den Glanz ſeines Hofes nach ſeiner Idee zu vermehren, ſtellte er verſchiedene Bedienungen der alten Kaiſer wieder her, und erfand neue Zuſäze von Pomp und Pracht; eine Erſcheinung, die man beinahe für unerklärbar halten möchte, wenn man weiß, daß ſein Hang nach Andacht, und nach einer beſondern Frömmigkeit nicht weniger unbegrenzt war. Er übertraf, wo möglich, alle ſeine Vorfahren an Freigebigkeit gegen die Geiſtlichen, und verſchenkte mit beiden Händen. Er hatte ein beſonderes Verlangen, Leute, welche im Rufe der Heiligkeit ſtanden, zu ſprechen, und hielt ſich für unendlich glücklich, da ihm der heilige Romuald (Stifter des Kamaldulenſerordens), den er einſt des Abends ſpät in ſeiner Zelle beſucht hatte, erlaubte, in ſeinem Einſiedlerbette zu ſchlafen. Seine Einbildungskraft wurde endlich von düſtern und melancholiſchen Bildern und Unruhen erfüllt, die ihm alle ſeine Munterkeit raubten, und ſeine ganze Seele lähmten und niederſchlugen. Er verfiel in eine nagende Schwermuth, und in eine Traurigkeit des Gemüthes, deren Leiden unſtreitig das höchſte Unglück des Lebens ſind. Er hielt, nach Art dieſer Unglücklichen, an ſich, und man weiß (mit Zuverläſſigkeit) die Quelle nicht, aus der ſein Elend kam. Keine Herrlichkeit konnte ihn aufheitern, keine frohe Nachricht beruhigen. Er ſuchte einſame Oerter, um weinen zu können. Ganze Tage nahm er keine Nahrung zu ſich, und tief in die Nacht kniete und betete er; auch gab er Almoſen in Menge, und flehte Himmel und Erde um Mitleiden, um Troſt und Verſöhnung an. Man begriff ihn nicht, um was er flehte; was er im Verborgenſten ſeines Herzens klagte. Niemand verſtand, ihn zu tröſten. So war es für ihn vielleicht noch ein Troſt, ſein müdes Haupt zur Ruhe legen, und ſterben zu können; er ſtarb im zweiundzwanzigſten Jahre ſeines Alters in der Stadt Paterno unweit Rom im Jahre 1002 den 24. Jänner. Er wurde nach Aachen gebracht, und ruhet daſelbſt. Er war noch unvermählt.

Von ſeinen Verrichtungen in Rom verdient noch angemerkt zu werden, daß, da bisher die Kaiſerwürde bloß auf dem ſächſiſchen Stamme gegründet geweſen zu ſeyn ſcheint, unter ihm das Grundgeſetz, daß jeder deutſche König auch römiſcher Kaiſer ſeyn ſoll, erſt recht befeſtiget worden ſey. Die deutſchen Könige ließen ſich demnach gewöhnlich erſt zu Aachen wegen Deutſchland, dann zu Pavia zu Königen der Lombardei, und endlich zu Rom zu römiſchen Kaiſern krönen, welches letztere mit beſonders ausgeſuchten und bedeutungsvollen Ceremonien geſchah, wie noch vorkommen wird.

In Deutſchland war während ſeiner Regierung eben keine außerordentliche Unruhe vorgefallen; vermuthlich, weil ſich der Kaiſer zu ſehr mit Italien beſchäftigte, um die fortſchreitenden Anmaßungen der Großen in Deutſchland zu bemerken. Ein Beweis der tiefen Ruhe iſt, daß er vor ſeiner zweiten Reiſe nach Italien die Aufſicht über Sachſen, und (nach einigen) über das geſammte Reich, der Mathilde, Abtiſſinn zu Quedlinburg, ſeines Vaters Schweſter, anvertraut hat.

Mit Otto III. erloſch die männliche Nachkommenſchaft K. Ottos I., und zwar meiſtens in Italien, als wo ſeine beiden Söhne Ludolph und Kaiſer Otto II. zu Rom, dann ſeine beiden Enkel Otto I. Herzog in Schwaben zu Lucca, und nun Kaiſer Otto III. zu Paterno geſtorben ſind.

Schriftſteller.

Aeltere.

Außer dem größten Theil der vorigen: Anonymus in vita S. Adelberti, Episc. Prag.
Arnulphi gesta Mediolan. bei Muratori.
Ademaei Monach. Chron. bei Labbe in Bibl. Mspt.

Neuere.

Nicolai cisneri Camerae imperial. assessoris Oratio. Argentorati 1608; und in opusculis Cisneri hist. editis cura Quirini Reuteri Francofurti 1658. 8.

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Zwanzigſter Band.

Kempten, 1834.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Bav. 1663 3

[illegible]
[illegible]

Kaiſer Heinrich II.

1002 — 1024.

Inhalt. Kaiſer Heinrich bemächtiget ſich der Reichsinſignien, wird einſeitig gewählt, und von den übrigen Nationen Deutſchlands durch beſondere feierliche Huldigungen anerkannt; bekömmt Händel wegen der Abtretung von Bayern, und ähnliche wegen Verleihung des Erzbisthumes Trier. Heinrichs erſter Zug nach Italien und Krönung daſelbſt im Jahre 1004; deſſen zweiter Zug und merkwürdige Krönung zu Rom im Jahre 1014; deſſen dritter Zug im Jahre 1021; deſſen Hintritt 1024. Seine Frömmigkeit und Neigung zu gottſeligen Stiftungen; Stiftung von Bamberg; Heinrichs fernerer Charakter und Fehden mit dem Herzoge von Polen; wird unter die Zahl der Heiligen verſetzt.

Kaiſer Heinrich II. **war** ein Enkel des bayeriſchen Herzogs Heinrichs I. (Bruders des Kaiſers Otto I., und der erſtgeborne Sohn Heinrichs II., Herzogs in Bayern. Seine zwei jüngern Brüder, Bruno und Arnulph, ſind, jener 1007 Biſchof zu Augsburg, dieſer 1014 Erzbiſchof zu Ravenna geworden. Heinrich, von welchem hier die Rede iſt, wurde im J. 972 den 6. Mai zu Abach in Bayern geboren, und während den Jahren 976 — 985, wo ſein Vater verwieſen war, theils von den Biſchöfen Abraham in Freiſing, und Wolfgang in Regensburg, theils zu Hildesheim von Bernward, Biſchof daſelbſt, und vom berühmten Burckard, nachmaligem Biſchofe zu Worms, ſehr wohl erzogen, und beim Hintritte ſeines Vaters im J. 995 von den bayeriſchen Landſtänden zum Herzoge gewählt. Da er von König Heinrich I. aus Sachſen in gerader Linie abſtämmig, ſohin der nächſte Anverwandte des kaiſerlichen Hauſes, und da ſeit der Wiederherſtellung der deutſchen Königswürde kein Beiſpiel, wo man von der Familie abgegangen wäre, vorhanden war, ſo glaubte Heinrich, daß er das nächſte Recht habe, der Nachfolge in der Königswürde ſich anzunehmen. Mit dieſer Vorausſetzung zog er dem Erzbiſchofe Heribert (Herbert) von Köln, welcher die Leiche des verſtorbenen Kaiſers durch

Bayern über Augsburg nach Aachen führte, bis Polling mit ſeinen Biſchöfen und Soldaten entgegen, und forderte ihm die Reichsinſignien ab, welche der verſtorbene Kaiſer vor ſeinem Ende jenem Erzbiſchofe mit dem Auftrage eingehändigt hatte, daß er ſie ſeinem Schwager, dem rheinfränkiſchen Pfalzgrafen Ezzo, überbringen ſollte. Der Beſitz dieſer Reichsinſignien war noch immer ein wichtiger Umſtand für einen Fürſten, der nach der höchſten Reichswürde ſtrebte, und daher wollte Heinrich ſich vorerſt derſelben auf alle Fälle verſichern. Da der Erzbiſchof ſeine Zumuthung ablehnte, bemächtigte er ſich des Leichenzuges, und entriß ihm die Reichsinſignien mit Gewalt. Nach andern Nachrichten behielt er den Bruder des Erzbiſchofes ſo lange als Geiſel zurück, bis ihm dieſer die heil. Lanze, die mit dem Gepäck vorausgeſchickt worden war, zurückbrachte. Heinrich befand ſich darum in der Hauptſache um nichts beſſer, da ſich gleich anfangs mehrere Fürſten, welche die Reichskrone verlangten, hervorthaten, und erſt günſtigere Umſtände für ihn entſcheiden mußten. Die verſchiedenen Partheien hielten an verſchiedenen Orten Zuſammenkünfte. Die dem Heinrich günſtigen Fürſten hatten ſich nach einer vorläufigen Unterredung zu Werla (in Weſtphalen) zu Mainz verſammelt. Heinrich, der davon Nachricht erhielt, kam an der Spitze einer aus Bayern beſtehenden Armee dahin, wurde den 6. Juni von ſeinen Bayern, dann den meiſten Rheinfranken, und Sachſen, und Lothringern zum König gewählt, und vom mainziſchen Erzbiſchofe Willigis geſalbt und gekront.

Heinrich befand ſich nun auf gewiſſe Weiſe beinahe in der Lage, in der ſich ehemals die Könige Konrad und Heinrich I. befunden hatten. Die Bayern und Rheinfranken ausgenommen, waren unter den übrigen deutſchen Nationen überall Mißvergnügte, welche an der Wahl keinen Antheil genommen hatten, und der Herzog Hermann von Schwaben, und der Markgraf Eccard von Meiſſen, welche beide ſich als Mitbewerber um die Krone gemeldet hatten, waren eben ſo tapfer, als verſtändig, um dem Heinrich den Beſitz der ihm einſeitig aufgetragenen Würde außerordentlich zu erſchweren; aber Heinrich verlor keinen Augenblick, um theils ſeine Freunde noch inniger in ihrer Anhänglichkeit an ſeine Perſon zu ſtärken, theils ſich der mißvergnügten und unentſchloſſenen Großen zu bemächtigen. Das Erſte, was er ſogleich nach ſeiner Krönung zu Mainz vernahm, war, daß er die ſchwäbiſchen Güter des Herzogs Hermann, welcher ihm vergeblich den Weg nach Mainz verlegt, und

Straßburg, als deſſen Biſchof auf Heinrichs Seite war, geplündert hatte, ebenfalls verwüſten und plündern ließ. Hermann fand hierauf für gut, nach Bruchſal, wo Heinrich eben durchzog, zu kommen, und ſich zu unterwerfen. Der Markgraf Eccard, einer der berühmteſten Helden und verdienſtvollſten Männer ſeiner Zeit, wurde zu Plöde (Poelde) von den beiden Söhnen des Grafen von Nordheim, Sigfried und Bernhard, des Nachts überfallen und umgebracht. Zu dieſem Meuchelmord ſoll ſie nicht ſo faſt das Verlangen, dem Kaiſer Heinrich von einem gefährlichen Gegner zu helfen, als vielmehr der rittermäßige Eifer, Prinzeſſinnen wegen einem eingebildeten Schimpf zu rächen, verleitet haben, ein Umſtand, der, weil er zur Kenntniß der Zeitſitten beiträgt, im Vorbeigehen angemerkt zu werden verdient. Auf der eben erwähnten Zuſammenkunft zu Werla waren die Schweſtern des K. Otto III. gegenwärtig, und eines Tages traf es ſich, daß der Markgraf Eccard von Meiſſen, nebſt dem Herzog Bernhard von Sachſen, und dem Biſchofe Arnulph von Halberſtadt von ungefähr in den Saal kamen, wo eben die Tafel für die Prinzeſſinnen gedeckt worden war. Die guten Herren bedachten ſich nicht lange, ſetzten ſich an die Tafel, zehrten alles auf, und giengen ihres Weges. Hierüber kamen die Prinzeſſinnen außer aller Faſſung. Sie erklärten (in unbegrenzter Einbildung ihres Werthes) die Sache für einen unerträglichen Schimpf, und weinten vor Aerger. Man kann ſich denken, ob es Ritter gab, die klein genug waren, um den Vorfall für äußerſt groß und wichtig zu halten, und an dem tödtlichen Unglücke den wärmſten Antheil zu nehmen, da es noch jetzt Leute genug giebt, welche nicht umhin können, jenes Benehmen der Fürſten (welches, wenn es zu unſern Zeiten von Fürſten wiederholt würde, unter hundert Umſtänden zu einem Scherz dienen möchte) als ein Denkmal der rohen und groben Sitten der damaligen Deutſchen zu erklären. Ich komme zu K. Heinrich zurück.

Heinrich durchreiſte eilfertigſt die deutſchen Provinzen, und brachte es durch ſein freundliches und kluges Betragen dahin, daß alle Völker ihm huldigten. Den Sachſen beſtätigte er ihre Geſetze und Herkommen; den Erzbiſchof von Köln zu beſänftigen, ſetzte er ſich zu Aachen auf den Königsſtuhl, und ließ daſelbſt (ſeine Gemahlinn Kunigunde wurde den 10. Auguſt 1002 zu Paderborn gekrönt) noch einmal mit ſich die gewöhnlichen Feierlichkeiten vornehmen, und ſo hatte er ſich, was ſeine Wahl und Anerkennung zum deutſchen Könige betraf, in kurzer Zeit ganz Deutſchland gewonnen.

Während daß K. Heinrich im Großen ſo glückliche Fortſchritte machte, entſpann ſich wider ihn wegen Bayern eine gräßliche Fehde. Er hatte, wie es ſcheint, die herzogliche Würde dieſes Landes dem Markgrafen Heinrich zu Schweinfurt im bayeriſchen Nordgau (einem Bruderſohne Leopolds, Grafen im Donaugau, und ſeit 985 erſten Markgrafen im damals bayeriſchen Oeſterreich) verſprochen, und ſie ihm jetzt abgeſchlagen, indem, wie er ſich ausdrückte, die Bayern ſelbſt das wohlhergebrachte Recht beſäßen, ſich einen Herzog zu wählen. Seinen eigenen Bruder Bruno, der ihn ebenfalls um das Herzogthum bat, fertigte er noch kürzer ab. Dieſen verdroß die abſchlägige Antwort ſo ſehr, daß er ſogleich den Entſchluß faßte, mit dem Markgrafen Heinrich gemeinſchaftliche Sache zu machen, und ihre Wünſche gleichſam in Anſprüche zu verwandeln. Sie zogen ferner den Ernſt, Sohn des eben genannten öſterreichiſchen Markgrafen, dann die Könige von Böhmen und Polen auf ihre Seite, und machten ihrer Fehde damit den Anfang, daß ſie bei Heersbruck das Gepäck des Königs anfielen, und nach Ammerthal bei Amberg in Bayern (jetzt Oberpfalz) ſchleppten. Der K. Heinrich zerſtreute dieſen Aufruhr in ſeinem Entſtehen; er bemächtigte ſich der nordbayeriſchen Markgrafſchaft, zerſtörte die befeſtigten Oerter Heersbruck, Ammerthal, dann Creuſen (im Bayreuthiſchen) zwang den Markgrafen, die Flucht zu ergreifen, und gab Befehle, die Stadt Schweinfurt zu verbrennen, welches letztere aber der Biſchof Heinrich von Würzburg, und der Abt zu Fulda, welche es hätten vollziehen ſollen, nicht vollzogen, ſondern bloß die Mauern niedergeriſſen haben. Einige Zeit nachher erhielten die Häupter der Aufrührer Verzeihung; doch wurde der junge Ernſt nicht ohne viele Mühe und Vorbitte, und erſt, nachdem man ihm zuvor das Leben abgeſprochen hatte, begnadigt.

K. Heinrich behielt das Herzogthum Bayern bis 1004, wo er es, mit Einwilligung der bayeriſchen Stände, an Heinrich, Grafen von Luxenburg, und älteſten Bruder ſeiner Gemahlinn, vergab. Dieſe Beförderung war hauptſächlich auf Betrieb der K. Kunigunde geſchehen, welche ſich bei jeder Gelegenheit für ihre Anverwandten verwendet, aber durch dieſen Eifer dem gutmüthigen Kaiſer einſt ſchwere Verdrießlichkeiten zugezogen hatte. Sie verwendete ſich im Jahre 1008 für ihren einen Bruder Adalbero, Probſt zu St. Paul in Trier, und brachte es dahin, daß eine Parthei ihn zum Erzbiſchof daſelbſt wählte. K. Heinrich zernichtete dieſe Wahl, ernannte den Probſt zu Mainz, Meginand zum Erzbiſchof, und belagerte den Adalbero, der ſich in ſeinem Pallaſte zu Trier eingeſperrt hatte, viele Wochen, als er ſich vom eben erwähnten Herzog Heinrich (dieſes Namens IV.) in Bayern bereden ließ, ihn frei abziehen zu laſſen, um ſich zu entfernen. Seine Truppen hatten ſich aber kaum zurückgezogen, als die Trierer den Adalbero wieder zurückriefen, und ihn dergeſtalt ſchützten, daß es dem Meginand, der ſeinen Sitz zu Koblenz nahm, nicht möglich war, aufzukommen. K. Heinrich warf den größten Theil dieſes Ausganges auf Heinrich von Bayern, und ließ ihn ſeine Entrüſtung hierüber ſogleich auf der Stelle fühlen, indem er ihn durch einen Machtſpruch des Herzogthums verluſtig erklärt, und erſt im J. 1017, nachdem ſich Adalbero endlich nachgiebig bezeigte, wieder eingeſetzt hat.

Hätten den K. Heinrich dieſe und ähnliche verdrießliche Vorfälle nicht zurückgehalten, ſo hätte er ohne Zweifel gleich anfangs ſeinen Römerzug vorgenommen. Er mußte ſich aber erſt in Deutſchland eine verſicherte Herrſchaft befeſtigen, damit er nicht, während daß er ſeine Hände gegen ein Reich, das verloren ſchien, ausſtrecken würde, Gefahr laufen möchte, auch das andere zu verlieren. Die Italiener hatten unmittelbar nach dem Hintritte des K. Otto III. Entſchlieſſungen gefaßt und ausgeführt, deren faſt allgemeine Einſtimmigkeit ein offenbarer Beweis war, daß ſie die Herrſchaft der Deutſchen nie liebgewonnen hatten, nie liebgewinnen würden. Sie rechneten vermuthlichſt auf die Unordnungen, welche in Deutſchland bei einem noch immer vorhandenen Mangel an Geſetzen, in Betreff einer künftigen Königswahl entſtehen würden, oder ſie glaubten, höchſtens nur an den Monarchen gebunden zu ſeyn, deſſen Glück und Macht ſie genöthiget haben möchte, ſich binden zu laſſen. Von ſolchen Geſinnungen angefeuert, vertrieben ſie die deutſchen Beſatzungen ſogleich aller Orten, und verfolgten ſogar diejenigen, welche die Leiche des Otto nach Deutſchland führten, bis nach Bern. Zu gleicher Zeit erklärten ſie ſich ganz unabhängig von Deutſchland, wählten ſich den Markgrafen Harduin (Ardoin) von Ivrea zum König, und krönten ihn zu Pavia 1002 den 25. Hornung. Harduin begieng den gewöhnlichen Fehler ſchwacher und unkluger Regenten, welche, in einem unglücklichen Wahn, ſich einbilden, daß Treue und Anhänglichkeit, welche ſich durch Liebe, Großmuth und Gerechtigkeit leicht gewinnen und erhalten laſſen, mit Gewaltthätigkeit erzwungen werden können, und begegnete, gemäß ſeinen mißverſtandenen Regierungsgrundſätzen, eben darum denjenigen, deren Abfall ihm am ge=

fährlichſten werden konnte, nämlich den Biſchöfen, hart und herriſch. So entſtand in Bälde eine Parthei, welche den Kaiſer Heinrich um Hülfe rief. Ein, an ſich unbedeutender Sieg, welchen Harduin über ein kleines deutſches Heer, das Heinrich unter Anführung des Herzogs Otto von Kärnthen nach Italien abgeſchickt hatte, erhielt, machte ihn noch ſtolzer und übermüthiger. Endlich im Jahre 1004 zog Heinrich ſelbſt dahin. Harduin floh vor ihm, und verſchloß ſich in eine feſte Burg. Die Italiener giengen ihm allenthalben aus den Städten entgegen, und begleiteten ihn bis Pavia, wo der Erzbiſchof von Mailand ihn krönte 1004 den 12. Mai.

Eine Begebenheit dieſes Tages, welche uns ein höchſt auffallendes Bild von dem damaligen Charakter des italieniſchen Volkes ſchildert, verdient hier eine Erwähnung. K. Heinrich hatte ſeine Armee, wie gewöhnlich, in einem Lager vor der Stadt gelaſſen, und ſich nur mit einem mäßigen Gefolge von deutſchen Fürſten und Hofdienern zur Krönung geſtellt. An dem feierlichen Tage, wo dieſe vor ſich gieng, war die ganze Stadt voll Freude und Jubel. Wie ſich dann bei ſolchen Gelegenheiten jeder etwas zu gute thut, ſo haben ſich zumal die deutſchen Soldaten den Wein, vermuthlich bis zum Uebermaße, ſchmecken laſſen.

Sie mögen ſich auch wohl in der Trunkenheit etwas ungezogener betragen, und die Italiener durch Großſprechereien gereizt haben. Dieſe, ſtatt ſich an die Schuldigen und deren Aufſeher zu halten, umgaben ſogleich den Palaſt, wo K. Heinrich Tafel hielt, und ſtürmten ihn. Keine Bitten, keine Vorſtellungen vermochten der Raſerei des Volkes Einhalt zu thun; und als der Erzbiſchof Herbert von Köln am Fenſter erſchien, um dem Volke Genugthuung zu verſprechen, ward er mit Steinen und Pfeilen zurückgetrieben. K. Heinrich, der ſonſt nicht leicht aus den Schranken männlicher Gelaſſenheit trat, wurde über dieſe unſinnige Frechheit ſo ſehr entrüſtet, daß er mehr als einmal ſein Schwert ergriff, mit dem Vorſatze, das verächtliche Volk mit eigener Fauſt zu züchtigen; aber der Erzbiſchof von Köln, nebſt andern Anweſenden, hielten ihn allemal wieder zurück. Gleichwohl ſtürzten von Zeit zu Zeit einige Deutſche aus dem Palaſt in die dickſten Haufen des Volkes, und ſchleppten jederzeit Gefangene mit ſich zurück. Nachdem dieſer Frevel den größten Theil der Nacht gedauert hatte, und der Palaſt ſchon in vollen Flammen ſtand, kam endlich die Nachricht von der Gefahr des Heinrich in das Lager des deutſchen Heeres. Die Soldaten beſtürmten augenblicklich die Stadt, deren Thore ſie verſchloſſen fanden, beſtiegen die Mauern, und retteten den K. Heinrich, der, wie er die Italiener allenthalben nehmen, und die Deutſchen Feuer in die Häuſer werfen ſah, ſogleich wieder Mitleiden und Erbarmung für die Unglücklichen fühlte, und Befehle ertheilte, derſelben zu ſchonen; doch gieng K. Heinrich nach dieſem Vorfalle, vielleicht weil ſeine Unluſt, länger bei einem ſolchen Volke zu bleiben, zu groß, vielleicht auch, weil die Nothwendigkeit, verſchiedenen Unruhen in Deutſchland und den benachbarten Ländern auf der Stelle abzuhelfen, zu dringend war, unverweilt wieder nach Deutſchland zurück. Vor ſeiner Abreiſe hatte er noch das Vergnügen, aus verſchiedenen Städten und Landſchaften Italiens, welche die, wiewohl mäßige Züchtigung der Stadt Pavia ſchüchtern gemacht hatte, Geſandte mit den demüthigſten Verſprechen, und mit Geiſeln ankommen zu ſehen. Er beantwortete ihre Anträge nur mit wenigen Worten eines Herrn, und gieng nach Deutſchland zurück.

Gleichwohl nahm er nachher noch zwei Züge, von denen der nächſtfolgende der merkwürdigſte iſt, nach Italien vor. Zu dieſem Zuge, welchen K. Heinrich im J. 1013 antrat, wurde er nicht nur von verſchiedenen Großen Italiens, über welche Arduin noch immer wie vorher den Meiſter ſpielte, ſondern auch ſelbſt vom Pabſt Benedikt VIII., der von ſeinem Gegner, Gregor, ſehr in die Enge getrieben war, veranlaßt und aufgefordert. Mit dem Arduin fiel jetzt eben nichts Außerordentliches vor; er ſah ſich, wie faſt alle diejenigen, welche ſich wider die Herrſchaft der Deutſchen für Italien als Anführer und Könige hervorgethan hatten, bei dem Anzuge des deutſchen Heerbannes verlaſſen, floh eine Zeit lang von einem Ort zum andern, und ward zuletzt des großen Aufwandes von Gefahren und Ungemach für eine Sache, die am Ende mehr in der Einbildung als Wirklichkeit beſtand, ſatt und müde. Er nahm von ſeinen noch übrig gebliebenen wenigen Gefährten auf immer Abſchied, und begab ſich nach der Abtei Frucheria. Hier legte er ſeine königliche Kleidung und ſeinen Schmuck auf den Altar, und wandelte im Kleide eines gemeinen Mönches in einer ſtillen und friedſamen Verborgenheit ſein noch kurzes Leben dahin, das er daſelbſt beſchloß 1015 den 29. Okt. Er war der letzte, der ſich hervorgethan hatte, wider die Deutſchen die Freiheit Italiens zu behaupten.

K. Heinrich eilte nach Rom, wo man ihn bereits mit vieler Sehnſucht erwartet, und das Nöthige zu ſeiner Krönung zubereitet hatte. Von dem Beſondern dieſer Krönung hinterließen uns gleichzeitige Schriftſteller ausführliche Nachrichten. Als Heinrich mit ſeiner Gemahlinn nach der Peterskirche gieng, giengen zwölf römiſche Senatoren mit einem geheimnißvollen Weſen vor und neben ihm her; ſechs hatten ihre Bärte geſchoren, die ſechs übrigen trugen lange Bärte, und ſämmtlich trugen ſie lange Stäbe in ihren Händen. Vor der Kirche wurde Heinrich gefragt, ob er der römiſchen Kirche treuer Patron und Beſchützer ſeyn, ferner, ob er dem Pabſt in allen Dingen auf das Innigſte treu ſeyn wolle. Heinrich verſprach, wie man von dieſem gutmüthigen und frommen Fürſten im Voraus erwartet hatte, daß er alles ſeyn und thun wolle, und ward hierauf in die Kirche gelaſſen. Hier hatte ihn der Pabſt erwartet, und ihn nebſt Kunigunde mit den veranſtalteten Feierlichkeiten zum römiſchen Kaiſer gekrönt im Februar 1014. Das Beſondere, was dabei zum Vorſchein kam, war ein goldener Apfel, oder Kugel, welche der Pabſt als ein bedeutungsvolles Bild für den Kaiſer hatte verfertigen laſſen. Dieſe Kugel war durch zwei Reihen Edelgeſteine in vier Theile getheilt, und oben war ein goldenes Kreuz angebracht. Sie ſtellte nichts geringeres als das Sinnbild des ganzen Erdkreiſes vor, und Pabſt Benedikt VIII. übergab ſie dem Kaiſer zu keinem geringern Zeichen, als zum Zeichen der Herrſchaft des Kaiſers über alle Könige und Völker des Erdkreiſes; aber zu gleicher Zeit ſollte Kaiſer Heinrich wahrnehmen, daß das goldene Kreuz obenan ſtände, und daß allein derjenige würdig wäre, Kaiſer zu ſeyn, welcher unter dem Schutze des Kreuzes zu ſtehen würdig ſeyn würde. So wurde weiter angenommen, daß derjenige, der des Schutzes berechtiget wäre, eben darum auch berechtigt ſeyn müßte, die Würdigkeit ſeines Beſchützers zu prüfen, und dem zu Folge entſtand jenes ſeltſame Staats- und Völkerrecht des mittlern Zeitalters, vermöge welchem man es für die ausgemachteſte Sache hielt, daß, gleichwie alle chriſtlichen Völker und deren Biſchöfe und Erzbiſchöfe unter einem ſichtbaren Oberhaupt, dem römiſchen Pabſt, vereiniget wären, auf gleiche Weiſe alle chriſtlichen Völker, und deren Fürſten unter einem weltlichen Oberhaupt, dem römiſchen Kaiſer zu ſtehen, dieſer aber hinwieder vor ſeiner Krönung die Unterſuchung des Pabſtes, ob er die gehörigen Tugenden, welche auf jener Kugel durch die Edelſteine angezeigt wurden, beſitze, auszuhalten, und unter deſſen beſtändiger Obſicht um ſo mehr zu verbleiben hätte, als bloße weltliche und irdiſche Dinge, womit das Regiment des Kaiſers ſich abgäbe, den geiſtlichen, und das Seelenheit betreffenden Geſchäften, worin das Reich des Pabſtes beſtände, ſtets untergeordnet ſeyn müßten. Kaiſer Heinrich II., wiewohl er wiſſen mußte, daß durch eine ſolche Darſtellung dieſer Grundſätze die bis dahin eingeführte Ordnung, vermöge welcher die Päbſte von den Kaiſern beſtätiget wurden, ſich gerade ins Gegentheil umwenden müßte, hatte nichts einzuwenden. Er nahm die Kugel aus den Händen des Pabſtes voll Rührung und Freude an, und betrachtete ſie lange mit der innigſten Zufriedenheit. Er ahnete nichts von allem dem, was dieſer Freude wegen auf den wirklichen Erdkreis, deſſen Sinnbild er ſo behaglich anlächelte und wog, dereinſt vorgehen würde. Die Krone von Deutſchland hieng er an den Altar des heil. Petrus auf.

Gleichwie Kaiſer Heinrich die römiſche Kaiſerwürde mit Deutſchland erſt recht befeſtigte, ſo war er der erſte Kaiſer, der ſich im Gefühle ſeiner Hoheit der Majeſtätsſiegel bediente, ſolcher Siegel nämlich, auf welchen die Kaiſer in ganzer Perſon auf dem Throne ſitzend erſcheinen, mit dem Scepter und der Kugel in den Händen, und der Krone auf dem Haupte.

Sieben Jahre nachher, nämlich im Jahre 1021 unternahm K. Heinrich ſeinen dritten und letzten Zug nach Italien. Dieſen Zug zu bewirken, war im Jahre 1026 Pabſt Benedikt VIII. perſönlich nach Bamberg, wo er verſchiedene Kirchen einweihte, gekommen, und Niemanden war auch mehr daran gelegen, als dem Pabſt, den Kaiſer zu gewinnen. Die Griechen nämlich breiteten ſich immer mehr aus, und es war bereits hohe Zeit, denſelben einen ernſthaften Einhalt zu thun, damit ſie nicht Apulien und Kalabrien völlig an ſich reiſſen, und weiter in das Herz der päbſtlichen Ländereien vorrücken möchten. K. Heinrich, der dießmal mit einem gewaltigen Heerbann dahin rückte, vertrieb ſie aus den Städten, die ſie bereits eingenommen hatten, und belehnte verſchiedene ihm getreue Fürſten mit Ländereien. Auch belehnte er ſiebenundzwanzig edle Normänner mit einem Strich Landes in dieſer Gegend, mit dem Vertrag, daß ſie den Italienern wider die Griechen beiſtehen ſollten. Dieſe tapfern Krieger, Abkömmlinge jener berühmten Normänner, welche urſprünglich in dem an Deutſchland grenzenden Jütland, und den däniſchen Inſeln ihren Wohnſitz, und vor etwas mehr als hundert Jahren in einem Theile von Frankreich, welcher von ihnen den Namen der Normandie erhielt, ſich feſtgeſetzt, und Karl dem Dicken ſeine Abſetzung verurſacht hatten, ließen ſich bei Gelegenheit, da ſie eben eine Wallfahrt auf den Berg Gar gano verrichteten, bewegen, den Longobarden wider die Griechen beizuſtehen, und wurden jetzt dafür mit Ländereien belohnt. Wie dieß ihre Landsleute in der Normandie hörten, kamen ſie haufenweiſe herbei, unterjochten die Griechen und Longobarden zugleich, und ſtifteten zuletzt das ſicilianiſche Königreich.

K. Heinrich war im Jahre 1024 auf einer Reiſe in Sachſen begriffen, als er zu Grona bei Göttingen in eine tödtliche Krankheit fiel, und derſelben unterlag den 13. Juli m zweiundfünfzigſten Jahre ſeines Alters. Er iegt in der St. Peterskirche zu Bamberg begraben.

Dieſer Kaiſer beſaß unſtreitig große und iebenswürdige Eigenſchaften. Unter dieſen zeichnete ſich insbeſondere ſein unbegrenzter Eifer aus, durch fromme Stiftungen die Frömmigkeit und gute Sitten zu befördern, und er war ganz gewiß der aufrichtigſten Meinung, dieſen Endzweck durch ſeine Freigebigkeit an die Biſthümer und Klöſter erreichen zu können. Er gab ſich eben ſo viele Mühe, ein Biſthum zu ſtiften, als er ſich nur immer würde haben geben können, ein wichtiges Land zu erobern. Eine ſo heilige Abſicht beſeelte ihn, als er ſich im Jahre 1007 durch kein Hinderniß abſchrecken ließ, die Grafſchaft Bamberg, ein bayeriſch-herzogliches Kammergut, von

Bayern zu trennen, und das Bisthum Bamberg zu errichten. Er fiel daſelbſt den Biſchöfen (die vieles Bedenken trugen, in die Errichtung dieſes Bisthumes ihre Einwilligung zu geben) zu Füßen, und übergab daſſelbe dem unmittelbaren Schutze des Pabſtes, mit der Verbindlichkeit dabei, daß demſelben jährlich hundert Mark Silber nebſt einem wohlausgerüſteten Pferd (wofür aber nachmals Kaiſer Heinrich III. im Jahre 1052) dem Pabſte die Stadt Benevent überließ) entrichtet, und das Bisthum ſogar von aller Gerichtsbarkeit der Grafen befreit ſeyn ſollte. Seine Geſchenke an die Geiſtlichen, die ſeine großmüthige Gemüthsart und Frömmigkeit in ſolcher Hinſicht in unaufhörlicher Uebung erhielten, ſind ohne Zahl, und er hatte den Muth nicht, denſelben etwas abzuſchlagen. Er beklagte ſich bitterlich wider den Biſchof Meinwerk zu Paderborn, „daß er nicht aufhörte, ihn, zum Schaden des Reiches, der Güter zu berauben, die es ihm ausgeſetzt hatte,“ und man hält allgemein dafür, daß er, hauptſächlich in der Hinſicht, den mannigfaltigen Verluſt dieſer Art wieder zu erſetzen, nach neuen Ländereien getrachtet habe; er ſoll ſich vieles Geld haben koſten laſſen, um von den Ständen des Königreiches Burgund (deſſen Grenzen ſich von der Rhone bis an die Reuß und den St. Gotthardsberg erſtreckten, und Provence, Dauphine, Savoyen, Franche = Comte, Bugey, la Breſſe, Lyon, und ein Stück von Lyonnois, die Kirchenſprengel von Lauſanne und Sitten, die heutigen Kantons Freiburg, Solothurn und Baſel, und den größten Theil des Kantons Bern in ſich begriffen) die Einwilligung zu erhalten, daß ihm ſein Oheim von mütterlicher Seite, König Rudolph III. von Burgund, der keine Kinder hatte, die Nachfolge in Burgund feierlich zuſagen durfte. Es wurde hierüber in den Jahren 1016 und 1018 Verträge errichtet, deren Eintritt aber der gute Kaiſer das Glück nicht hatte, zu erleben.

Heinrich war eines ſanftmüthigen, leicht zu verſöhnenden Herzens, und (wenn man Schweinfurt ausnimmt, das er verheert wiſſen wollte, ſo lieſt man nicht, daß er gegen aufrühreriſche Kronbediente zu grauſamen Züchtigungen geſchritten wäre. Er befand ſich mit dieſen Kronbedienten, und überhaupt mit den Fürſten und Ständen der deutſchen Länder in einer äußerſt betrübten Lage, wodurch ihm ſeine Regierung unaufhörlich erſchwert, und verbittert wurde. So ſehr die vorigen Kaiſer nach Hoheit und Alleinherrſchaft in Deutſchland geſtrebt haben, ſo ſehr nahmen gleichwohl bei ihren beſtändigen Zügen nach Italien, die Verfaſſungen der großen und kleinen deutſchen

Länder einen gerade entgegengeſetzten Weg. Die Stände ſuchten allenthalben ihre ehemaligen Rechte und Freiheiten, und die Fürſten ihre Unabhängigkeit hervor. Dieſe, ſo wie die Landgrafen und andere Große ſuchten durchgehends, nicht nur ihre Würden, ſondern auch ihre Nutznießungen erblich zu machen, und theils jene Lehensgüter (feodalia), welche ihnen, vermöge ihrer Reichs- und Kriegsämter angewieſen, theils die Krongüter (fiscalia), welche ihnen oder ihren Vorältern zur Verwaltung anvertraut worden waren, mit ihren Eigenthümern oder ludeigenen Gütern (Loce, Allode, Allodialia) zu vermengen. Sie ſetzten auch ihre Anmaßungen um ſo leichter durch, als manchmal bei Verjährungen, und bei dem Mangel an Urkunden und gleichzeitigen Zeugen keine offenbaren Rechtsbeweiſe wider ſie geführt, manchmal aber auch die Sachen in Rückſicht der noch größern Unruhen, die durch ihre Verurtheilung entſtanden ſeyn würden, eben nicht ſo genau genommen und unterſucht werden konnten. Sie ſetzten ſich nicht nur den kaiſerlichen Richtern, und abgeordneten Fiskalen mit dem äußerſten Trotz entgegen, ſondern verachteten auch häufig die herzogliche Oberaufſicht oder Juſtizpflege, und mißhandelten ohne Unterſchied alle diejenigen, von welchen ſie glaubten, daß ſie zu ihrer

Bezähmung hätten mitwirken können. In Lothringen und Sachſen nahmen, zumal die Vorfälle dieſer Art, allgemein überhand, und der gute Kaiſer, der in unzähligen andern Angelegenheiten die Hände immer voll zu thun hatte, mußte mehr als einmal zu dem noch einzig übrigen Mittel ſchreiten, Große und Kleine ſchwören zu laſſen, daß ſie wenigſtens bis auf eine gewiſſe Zeit, den Frieden halten und die Fehden einſtellen wollten. Das Schlimmſte war vollends, daß die Großen, welche es auf beträchtliche Fehden oder entſcheidende Kriege ankommen laſſen wollten, die benachbarten, von Deutſchland abhängigen und zinsbaren Fürſten in ihre Gemeinſchaft zogen, oder dieſe ſelbſt, wenn ſie ſahen, daß der Kaiſer in die Enge kommen würde, die Gelegenheit benützen wollten, ſich von ihren Verbindlichkeiten gegen den Kaiſer unabhängiger zu machen, und der Oberherrſchaft von Deutſchland auf immer zu entledigen. So unterſtützte der Herzog Boleslaus von Polen den Markgrafen Heinrich von Nordgau, und eben derſelbe hatte ſich ferner um den Herzog von Böhmen, ebenfalls Boleslaus genannt, der wegen verübten Grauſamkeiten aus ſeinem Lande vertrieben worden war, angenommen, denſelben wieder eingeſetzt, aber ihn endlich ſelbſt auf das grauſamſte (er ließ ihn blenden) mißhandelt, und zum Herrn von Böhmen ſich eingedrungen. K. Heinrich vertrieb ihn zwar von ſeinem Beſitze, eroberte im Jahre 1005 mit ſächſiſchen und bayeriſchen Völkern die Hauptſtadt Prag, ohne ihn jedoch ganz einſchränken zu können, und nachdem er ihm bereits im Jahre 1002 bei der Huldigung zu Merſeburg einen Theil der Lauſitz abgetreten hatte, ertheilte er ihm im Jahre 1013 noch größere Lehen, ohne ihn beruhigen zu können, bis er endlich im Jahre 1018 zu Bautzen einen Frieden ſchloß, der, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller ſich ausdrückt, mehr den damaligen Umſtänden, als der Ehre des Reiches gemäß war. Dennoch erbitterten und verhärteten dieſe und ähnliche unzählige andere Vorfälle ſeine vortreffliche Gemüthsart nicht, und er verabſcheute die, bis dahin faſt allgemeine Art, Kriege zu führen, indem er zwar in den Ländern, wo ſein Feind ſich aufhielt, den Feind aufſuchte, aber der Unterthanen und der Länder ſchonte.

Aber mehr als einmal äußerte er ein Verlangen nach Ruhe, und die heißeſte Sehnſucht nach einem unbemerkten Leben in einer ſtillen Entfernung von den läſtigen Händeln der Welt. Mehr als einmal klopfte er an den Pforten der klöſterlichen Verborgenheit, mit der demüthigen Bitte, ſie auch ihm zu eröffnen;

aber niemals wurde ihm, (wie dieß ja freilich nicht in der Willkühr der Aebte ſtand) ſeine Bitte gewährt, und der Abt zu Verdün, zu welchem er auf ſeiner Rückreiſe nach der Krönung zu Rom in gleicher Abſicht kam, fertigte ihn mit einer artigen Antwort ab: „Ein Mönch, antwortete er dem Kaiſer, muß ſeinem Abte gehorſamen. Dem zu Folge befehle ich euch, Kaiſer zu bleiben.“

So wie Heinrich, von den früheſten Jahren an, gebildet worden war, blieb er ſtets voll des wärmſten Eifers gegen die geheiligte Religion, und voll Ehrfurcht und Ergebenheit gegen die Prälaten und Prieſter der Kirche. Seine Freude war unermeßlich, als bei ſeinem Aufenthalte in Rom im Jahre 1000 (wohin er den K. Otto III. auf ſeinem Zuge wider die Saracenen begleitet hatte) der heidniſche Herzog von Ungarn, Waic, nach Rom kam, um ſich daſelbſt taufen zu laſſen. Sogleich im folgenden Jahre gab er dieſem Prinzen (welcher in der heil. Taufe den Namen Stephan, nebſt Beilegung des Titels eines Königs und Apoſtels der Ungarn, und Ueberſendung einer Krone erhielt) was er ihm, als einem Heiden, bis dahin abgeſchlagen hatte, ſeine Schweſter Giſela zur Ehe, und unterſtützte den heil. Eifer ſeiner Schweſter, welcher die Nation der Ungarn die Befeſtigung des Chriſtenthums vorzüglichſt zu danken hat, mit der thätigſten Theilnehmung (wie denn auch der K. Stephan die Erwartungen, die man ſich von der Aufrichtigkeit ſeiner chriſtlichen Geſinnungen machte, auf das Vollkommenſte erfüllt, und ſich das Verdienſt, in die Zahl der Heiligen geſetzt zu werden, erworben hat). Heinrichs kindliche Ehrfurcht gegen die Geiſtlichkeit kann, unter andern, die folgende Begebenheit beleuchten. Er war ein großer Liebhaber, nackte, mit Honig beſtrichene Menſchen mit Bären kämpfen zu ſehen, ein Schauſpiel, das, nebſt andern, eine nach damaliger Sitte an Höfen nicht ungewöhnliche Unterhaltung, und mehr geſchmacklos und plump, als gefährlich war. Dem heil. Poppo, der einſt zufälliger Weiſe zu einem ſolchen Schauſpiel kam, ſchien daſſelbe eben ſo unanſtändig als grauſam; er machte dem Kaiſer auf der Stelle öffentliche Vorwürfe, und der gute Monarch verſprach ſogleich, dergleichen Schauſpiele nie wieder zu geſtatten, und zum Beweiſe, daß dieſe freimüthige Erinnerung vielmehr wohlgefällige als unangenehme Eindrücke auf ihn gemacht habe, ernannte er den heil. Poppo zum Abte von Stable. Dieſe Beiſpiele des Kaiſers erfüllten die Großen, welche ſich um ihn befanden, mit gleichen Geſinnungen; und ſo, wie ſie ihn in ihren Geſchenken an die Geiſtlichkeit und an gottſeligen Stiftungen nachahmten, eiferten ſie nicht minder in die Wette, Männern, die im Rufe der Heiligkeit ſtanden, ihre uneingeſchränkte Achtung zu bezeigen. Als einſt der heil. Romuald nach Hof kam, wo eben eine große Anzahl deutſcher Edelleute zugegen war, grüßten ihn dieſe mit den tiefſten Zeichen von Ehrfurcht, und zu gleicher Zeit riſſen ſie ihm von allen Seiten begierigſt Haare aus ſeinem Pelze, um ein Denkmal eines Heiligen mit ſich nach Hauſe zu bringen.

In dieſer ganz ungeheuchelten Ehrerbietigkeit iſt (wie Verſtändige die Sache ſich erklären) die Meinung jenes Eides der Treue zu ſuchen, welche der fromme Kaiſer dem römiſchen Stuhle gelobet, ſohin in der beſten Meinung, zwar den Gehorſam eines treuen Sohnes der Kirche, aber nicht die Abhängigkeit ſeiner Perſon, als deutſchen Königs, (das nicht einmal in ſeiner Macht ſtand) gelobet hat.

Als Heinrich II. verſpürte, daß das Ende ſeines Lebens herannahe, ergriff er die Hand ſeiner Gemahlinn Kunigunde, (einer Tochter des Grafen Siegfrieds von Luxenburg) und, indem er ſich zu deren Anverwandten, und den umſtehenden Biſchöfen und Aebten wendete, ſagte er: „Ich gebe euch diejenige als Jungfrau zurück, die ich von euch als Jungfrau empfangen habe.“ Heinrich ſtrebte nach dem Vollkommenſten der chriſtlichen Vollkommenheit, und wurde deßwegen im Jahre 1151 vom Pabſt Eugen III. unter die Zahl der Heiligen geſetzt.

Heinrich ſoll auch nach den Beiſpielen mancher vorgehenden Monarchen ſeiner Gemahlinn, da die Verläumdung den Verdacht der Untreue über ſie ſtreute, die Zumuthung gemacht haben, ihre Unſchuld durch die Feuerprobe darzuthun. Sie beſtand die Probe, indem ſie mit bloßen Füßen über glühende Pflugſcharren ohne Verletzung gieng. Sie begab ſich nach dem Tode Heinrichs in das von ihr geſtiftete Kloſter Kaufungen in Heſſen, und ſtarb im Jahre 1033. Da ſie mit ihrem Gemahl in der Frömmigkeit gleichen Schritt gieng, wurde auch ſie in die Zahl der Heiligen verſetzt von Pabſt Innocenz III. im Jahre 1201.

Sonſt auch wird dem Heinrich II. das allgemeine Lob eines der beſten und gutmeinendſten, großmüthigſten und thätigſten Kaiſer von Freunden und Feinden beigelegt. Seine Frömmigkeit, und ein ihn ſtets begleitendes Gefühl der nichtigen und eiteln Händel der Welt, machten ihn gegen das Wohl, und die ihm obliegenden Arbeiten und Unternehmungen für die Bewohner dieſer Welt nichts weniger, als träg und gleichgültig. So hinfällig ſeine Geſundheit war (er wurde vom Podagra, der Gicht, und hinfallenden Sucht geplagt), ſo war er dennoch, wie es die damaligen Pflichten eines Kaiſers mit ſich brachten, unaufhörlich auf weiten und mühſeligen Reiſen, gefährlichen Feldzügen, und mit Dingen voll der drückendſten Beſchwerlichkeiten beſchäftiget. Von ſeinen Zeitgenoſſen wurde er bald der Fromme, bald der Mönchsvater, der Heilige, auch, weil er mit dem linken Beine hinkte, der Hinkende genannt. Er war der letzte Kaiſer aus dem Geſchlechte der Sachſen, welches von 919 bis 1024 dem deutſchen Throne ſeine Monarchen gab.

Schriftſteller.

Adelbold in vita Henrici S. bei Jakob Basnage in Henr. Canisii lect. antiq. Antwerpiae 1725. Tom. 1.; item apud Leibnitz. Tom. 1.

Landulphus Sen. in Hist. mediolan. bei Muratori.

Codex babenberg. Udalrici bei Eccard.

Arnoldi Episc. halberstadens. Epist. bei Ludwig.

Conrad Samuel Schurzfleisch diss. de Innocentia Cunegundis Wittebergae 1700 etc.

Konrad II.

1024 — 1039.

Inhalt. Konrad wurde im Jahre 1024 zum deutſchen Könige gewählt, und nahm das Syſtem des ſächſiſchen Kaiſerhauſes, und das Beſtreben deſſelben nach Alleinherrſchaft mit neuer Thätigkeit hervor. Er ſammelte die veräußerten Krongüter, demüthigte die Italiener, und ließ zu Rom von Pabſt Johann IX. ſich krönen 1027. Im Jahre 1032 zog er das weitläufige Königreich Burgund ein, und machte deſſen Stände neuerdings zu Deutſchen mit Sitz und Stimme. Er brachte die Polen zur Abhängigkeit zurück, und nahm den Ungarn die Landſchaft vom Kalenberg bis an den Rabfluß ab, und ſetzte ſonſt ſeine Abſichten, durch die fortgeſetzten Begünſtigungen der Geiſtlichkeit, ſicher und feſt. Er behandelte die Herzogthümer nach Willkühr; brachte Schwaben, Bayern und Burgund an ſein Haus, und gründete bereits das Höchſte, deſſen die Krone fähig ſeyn konnte; deſſen Tod, Charakter, Gemahlinn und Kinder.

Konrad, unter den Kaiſern dieſes Namens der Zweite, ſtammte väterlicher Seits aus dem edeln Geſchlechte der Herzoge des ſaliſchen oder rheiniſchen Franzien, von der Mutter aber vom Kaiſer Otto dem Großen ab, deſſen Tochter Luitgarde, ſein Urgroßvater, Herzog Konrad, genannt der Weiſe, zur Gemahlinn hatte. Sein Großvater, Otto ſowohl, als ſein Vater Heinrich, hatten beide die herzogliche Würde begleitet, in deren Beſitz aber jetzt ſeines Vaters Brudersſohn Konrad, genannt der Jüngere, war. Er ſelbſt, Konrad, der Aeltere genannt, beſaß zwar nur einige Familien- und einige wenige Lehengüter, aber einen ausgebreiteten Ruhm und die allgemeine Achtung von Deutſchland.

Nach dem Hintritte Kaiſer Heinrichs II. mit welchem das ſächſiſche Kaiſergeſchlecht erloſch, befand ſich Deutſchland beinahe wieder in dem Zuſtande, in welchem es ſich nach der Erlöſchung des karolingiſchen Geſchlechtes befunden hatte. Es war weder über die Wahl, noch über die Gewalt eines künftigen Kaiſers etwas Geſetzmäßiges feſtgeſetzt; aber eine künftige Wahl war theils durch das uralte Herkommen, und durch die Gewohnheit, ein allgemeines Oberhaupt zu erkennen, geheiligt, theils durch das fortdauernde Bedürfniß eines allgemeinen Anführers wider die Reichsfeinde, dann eines allgemeinen Schiedrichters und Handhabers der Geſetze und Rechte, allgemein anerkannt. Deſto ungewiſſer und ſchwerer ſchien die Wahl ſelbſt zu ſeyn, da unter den damaligen deutſchen Fürſten mehr als einer war, der ſich der höchſten Reichswürde nicht nur allerdings würdig gehalten, ſondern auch in Hinſicht auf ſeinen Anhang, eine nahe Hoffnung zu derſelben gemacht hat; ein Umſtand, der den Sachen um ſo mehr ein mißliches Anſehen gab, als damals alle freien Deutſchen ſich berechtiget glaubten, an der Wahl Theil zu nehmen. Wippo, ein gleichzeitiger Schriftſteller, und kaiſerlicher Hofkaplan, machte uns die vornehmſten Fürſten, welche zur Wahl kamen, namhaft, als nämlich den Herzog Bernard II. oder Benno von Sachſen, Albert von Kärnthen, Hezel (Heinrich IV.) von Bayern, Erneſt von Schwaben, Friedrich von Lothringen (Oberlothringen am Oberrhein) Gozelo von Ripuarien (Niederlothringen am Unterrhein) Cuno (Konrad) in Franken, Ulrich in Böhmen, von welchem damaligen Herzogthume bei dieſer deutſchen Königswahl das erſte Mal eine Stimme gegeben ward. Unter den Biſchöfen nennt Wippo den Erzbiſchof Aribo von Mainz, Pelegrin von Köln, Poppo von Trier, Günther von Salzburg, Dietrich von Metz, Werner von Straßburg, Marcellin von Würzburg, Eberhard von Bamberg, Hemo von Konſtanz, Bruno von Augsburg, Burchard von Regensburg, Albert von Freiſing; und was (im Vorbeigehen geſagt) einem Hofgeſchichtſchreiber vollkommen ähnlich iſt, ſo macht Wippo jedem dieſer Herren, ſo wie er jeden die Reihe paſſiren läßt, eine Verbeugung, um ſich ihm merkwürdig zu machen; den Aribo (einen Bayern, aus dem heutigen Oeſterreich) nennt er weiſe und würdig, ein Königsrath zu ſeyn. Pelegrin iſt ihm ein vorausſehender, und für ſeine Stelle gemachter Mann; Poppo, ein frommer, demüthiger Mann; der zu Metz, der Edle, und in der Tugend der Strenge, der zu Straßburg, der Edle, in göttlichen und weltlichen Dingen Sorgfältige u. ſ. w.

Die Wahl fiel ungleich ruhiger und einhelliger aus, als man beim erſten Anſchein hätte hoffen ſollen. Nachdem ſich die Fürſten mit allen ihren Edlen, Prälaten und Freien, welche ſämmtlich bewaffnet ankamen, zwiſchen Mainz und Worms (einige Stunden von Tribur im Heſſendarmſtädtiſchen) dieß- und jenſeits des Rheins gelagert hatten, traten erſt die Fürſten zu einer Unterredung zuſammen, welche bald auf die beiden Konrad von Rheinfranzlen ausfiel. Dieſe gaben ſich das Wort, daß jeder den andern, wenn er die mehrern Stimmen erhalten ſollte, als König erkennen wollte, und nun wurde der Erzbiſchof von Mainz aufgefordert, die Wahl zu beſtimmen. Aribo nannte Konrad den Aeltern, und ſogleich wurde von den Biſchöfen und Fürſten, und von allen Schaaren der Völker, Konrad der Aeltere, nachgerufen. Die verwittibte, ebenfalls gegenwärtige Kaiſerinn, Kunigunde, lieferte ihm ſogleich die Reichskleinodien aus, und der Erzbiſchof Aribo ſetzte ihm zu Mainz die Krone auf, den 8. September 1024.

Dieſe Wahl hätte indeſſen den neuen König bald ein Opfer, das ihm theurer, als ſelbſt die Krone ſeyn mochte, gekoſtet. Konrad hatte die Giſela (Eliſabeth), Tochter des Herzogs Hermann von Schwaben, und der burgundiſchen Prinzeſſinn Gerberg, zur Gemahlinn. Dieſe Prinzeſſinn verband mit den ſeltenſten körperlichen Reizen einen außerordentlichen Verſtand, und Konrad hatte ſie, ungeachtet ſie ſchon zweimal, als mit Herzog Erneſt von Schwaben, dann mit Bruno, Markgrafen von Sachſen, verheirathet, und Mutter einiger Kinder war, mit Gewalt entführt. Seine Neigung für ſie hatte ſeit ihrer Vermählung ſo wenig abgenommen, daß ſie ihm vielmehr täglich werther geworden, auch überall ſeine Gefährtinn und Rathgeberinn geblieben iſt. Aber Konrad war ſeiner Gemahlinn im fünften Grade anverwandt, und dieſe Anverwandtſchaft zogen jetzt einige Biſchöfe, denen die Wahl nicht nach ihren Wünſchen ausgefallen ſeyn mochte, hervor, und behaupteten, daß Konrad, nach den Kirchengeſetzen, von ſeiner Gemahlinn geſchieden werden müßte. Diſpenſationen waren damals eine unerhörte Sache, und ſohin hätte eine ſolche Zumuthung ernſthaft genug werden können, wenn ſie einſtimmig von allen Biſchöfen gemacht worden wäre. Schon gaben ihm einige die Wahl, die Krone, oder Giſela zu verlaſſen, und Konrad, der wohl gefühlt haben mochte, daß in dieſen Umſtänden ein gebieteriſcher Trotz am wenigſten das Mittel ſeyn könne, ihn aus der Verlegenheit zu reiſſen, war, oder ſtellte ſich wenigſtens innigſt gerührt und bekümmert zu ſeyn, als andere Biſchöfe, und zumal die meiſten Fürſten, von der Verlegenheit ihres Königs gerührt, darauf beſtanden, daß Giſela ſeine Gemahlinn verbleiben, und ohne Aufſchub gekrönt werden ſollte. Sie ſelbſt hatte ſich mit eben ſo beherzter, als beſcheidener Standhaftigkeit an die Fürſten gewendet, und nach einem langen Wortwechſel ſiegte endlich, wie Wippo ſich ausdrückt, die männliche Tugend dieſer verehrungswürdigen Frau. Sie wurde darauf zu Köln vom Erzbiſchofe Piligrin gekrönt.

Konrad erweckte ſogleich in den erſten Tagen ſeiner Regierung ſo vieles Aufſehen, daß man ihn mit Karl dem Großen, deſſen glänzende Thaten man noch immer als den höchſten Maßſtab jeder königlichen Größe zu rühmen pflegte, verglich, ohne ſich vielleicht zu erinnern, daß jener Karl nicht wegen ſeiner Gründung und Befeſtigung einer monarchiſchen Alleinherrſchaft, ſondern wegen des nützlichen und weiſen Gebrauches, welchen er von dieſer Herrſchaft machte, den Ruhm, der Große unter tauſend andern Fürſten genannt zu werden, verdient hat. Was indeſſen Konrad in der Abſicht, dem Anſehen der deutſchen Krone den ehemaligen Glanz zu geben, that, hat er im Vergleiche mit den Kaiſern, welche auf Kaiſer Otto I. folgten, in der That mit einer Kraft und Thätigkeit, welche außerordentlich und neu war, gethan; und in ſolcher Hinſicht verdient auch ſeine Beſtrebung voll großer Anlagen, wenn ſie gleich auf nichts Geringeres, als auf die Unterjochung ſämmtlicher deutſchen Fürſten und Edeln abzielte, ungefähr eben die Achtung, welche ein geſchickter Künſtler verdient, der bei dem Entwurfe und der Darſtellung ſeines Werkes eine ſeltene Gabe, große Schwierigkeiten zu überwinden, bewieſen, aber in Rückſicht des ſtillen und geiſtigen Zweckes und Werthes der Künſte eben keine große Weisheit gezeigt hat.

Konrad ſuchte unverzüglich nach ſeiner Thronbeſteigung zu gleicher Zeit verſchiedene Anſprüche und Rechte der Krone, welche, nach ſeiner Meinung, während der letzten Regierungen vergeben, vernachläſſiget, oder nicht hinlänglich befeſtiget worden, und wovon jetzt die Folgen zum Ausbruche gekommen waren, mit dem äußerſten Nachdrucke hervor. Im Monate Mai 1025 durchreiſte er Bayern und Kärnthen, wo ihm in jenem die zahlreiche Veräußerung derjenigen Güter, welche, als ehemalige Kammergüter der Herzoge, zur kaiſerlichen Kammer gezogen worden waren, ſehr auffiel, ſo, daß er zwei Jahre nachher auf einem Landtage zu Regensburg eine allgemeine Unterſuchung vornahm, und ſogar Kirchen und Biſchöfe zum Beweiſe des rechtmäßigen Beſitzes ihrer Güter, oder zur Herausgabe derſelben anhielt. Ungleich ſchwerere Angelegenheiten hatten ihn indeſſen nach Italien gerufen. Die Italiener, welchen der Gedanke, den Deutſchen unterthänig ſeyn zu ſollen, noch immer unerträglich war, glaubten, oder gaben nachher wenigſtens vor, geglaubt zu haben, daß ſie nur von den Kaiſern aus dem Hauſe Sachſen abhängig, und nach der Erlöſchung dieſes Hauſes frei geworden wären. Eine mächtige Parthei, an deren Spitze ſich der mächtige Markgraf Manfred von Suſa befand, bot die longobardiſche Krone erſt dem Könige Robert von Frankreich, und dann dem Herzoge Wilhelm von Aquitanien an, von welchen der erſte es rund abgeſchlagen, der andere wohl einige Luſt, aber wenig Ernſt bezeigt hatte; und die Einwohner von Pavia riſſen ſogar den königlichen Pallaſt, welchen Kaiſer Otto III. prächtig geziert hatte, nieder; allein eine andere Parthei, welche den Folgen ſolcher Schritte reifer nachgedacht haben mochte, blieb mit feſter Standhaftigkeit dem neuen Könige ergeben, und ſelbſt der Erzbiſchof Heribert von Mailand war einer der Erſten, der den Konrad erſuchte, nach Italien zu kommen, und den Römerzug vorzunehmen. Konrad ließ auch ſogleich (was ſeine Vorfahrer in gleichen Fällen gethan hatten) ſeinen Sohn, Heinrich, einen zehnjährigen Prinzen zum Nachfolger wählen, und trat im Frühjahre 1026 ſeinen Zug nach Italien an. Er züchtigte die Einwohner von Pavia, denen er den Grundſatz einſchärfte, daß das Reich von Italien nicht bloß den Perſonen der deutſchen Könige, welche abgiengen, ſondern dem deutſchen Reiche, das niemals ſterbe, angehörig ſey, auf das Nachdrücklichſte, ließ zu Mailand ſich krönen, eilte nach Rom, wo er vom Pabſte Johann XIX., dem Nachfolger des Pabſtes Benedikt VIII. den 26. März 1027, nebſt ſeiner Gemahlinn Giſela, gekrönt worden iſt, rückte dann nach Apulien, brachte Capua, Benevent, und andere Städte zum Gehorſam zurück, und erweiterte bei dieſer Gelegenheit den Normännern, welchen Kaiſer Heinrich II. zwiſchen Capua und Neapel einen Strich Landes eingeräumt hatte, ihre Grenzen, in der Hoffnung, dieſe edeln Krieger als Stützen der kaiſerlichen Hoheit ſeiner Zeit gebrauchen zu können; allein die Vortheile ſeiner glücklichen Fortſchritte in Italien waren, wie bei ſeinen Vorfahrern, ſehr gering, und in manchen Rückſichten äußerſt betrübt. Neue Unruhen nöthigten ihn im Jahre 1036 zu einer neuen Rüſtung. Er mußte jetzt den Erzbiſchof Heribert von Mailand, der ſich verſchiedene Vergehungen zu Schulden kommen ließ, entſetzen, verſchiedene andere Biſchöfe ins Elend ſchicken, und andere Züchtigungen vornehmen, und zu Rom mußte er den Pabſt Benedikt IX., welchen die Römer vertrieben hatten, wieder einſetzen. Zuletzt riß bei ſeinem Heere die bei ſolchen Zügen faſt gewöhnliche Seuche ein, welche einen großen Theil deſſelben, und unter andern Perſonen vornehmen Ranges, ſeinen jüngern Stiefſohn, Herzog Hermann IV. von Schwaben, weggerafft hat.

Bei der Krönung zu Rom 1027 waren zwei vornehme Gäſte, der König Rudolph III. von Burgund, und der berühmte Canut, König von Dänemark, Norwegen und England, gegenwärtig. Jener, der ſich ohne einen männlichen Erben befand, hatte dem Kaiſer Heinrich II. (als deſſen Mutter Giſela die ältere Schweſter Rudolphs war) die Nachfolge im Königreiche verſichert, und ſchien nun ebenfalls, wie die Italiener, zu glauben, daß die damaligen Verträge mit dem Abgange jenes Kaiſers erloſchen wären. Konrad nahm bei der erſten Nachricht einer ſolchen Geſinnung vorerſt die Stadt Baſel in Beſitz (1025), und ſeine Gemahlinn Giſela, als deren Mutter Gerberg ebenfalls Rudolphs Schweſter geweſen, bemühte ſich, die Sache zu vermitteln, und das Mißverſtändniß in gütliche Unterhandlungen einzuleiten. Die Verträge wurden erneuert, und im Jahre 1032, wo Rudolphs Tod erfolgt war, nahm Konrad das weitläufige Königreich Burgund (mit welchem aber das nicht dahin gehörige Herzogthum Burgund, auch Elſaß nicht vermengt werden muß) in Beſitz. Den kleinen Mitbewerbern dieſer Erbſchaft dienten ihre Bewegungen zu nichts, als ſich ihre Ruhe zu benehmen, und eine unnöthige Demüthigung zuzuziehen. Der erſte war des Konrads älteſter Stiefſohn, Herzog Erneſt von Schwaben (Bruder des eben genannten Hermanns IV.), der ebenfalls wegen ſeiner nahen Anverwandtſchaft mit Rudolph Anſprüche auf deſſen Verlaſſenſchaft gemacht, und in ſolcher Abſicht ſogleich im J. 1025 mit Konrad dem jüngern, Herzog von Rheinfranken, mit Herzog Friedrich von Oberlothringen, dann dem bayeriſchen Grafen Welf II., Herrn am Lechrain, ein Bündniß, das aber nicht Stand hielt, errichtet hatte. Konrad ſchickte den Erneſt erſt nach Giebichenſtein (bei Halle im Magdeburgiſchen) in Verhaft, und entſetzte nachher im Jahre 1030 dieſen unruhigen und mißleiteten Prinzen, nachdem er ihm vergeblich wieder die Verſöhnung angeboten hatte, des Herzogthumes Schwaben, worauf derſelbe, nebſt dem Grafen von Kiburg, von deſſen Schloſſe Falkenſtein aus er vielen Unfug trieb, in einem Gefechte mit dem Grafen Mangold das Leben verlor. Der zweite Mitwerber, Graf Otto II. von Champagne, ebenfalls ein Schweſterſohn Rudolphs, der ſich hauptſächlich erſt nach dem Hintritte dieſes Königs 1032 hervorthat, und nicht nur auf Burgund, ſondern ſogar auf Italien Abſichten verrieth, hatte das nämliche Schickſal, und kam, wie auch, erſt im Jahre 1037 in einem Treffen mit dem niederlothringiſchen Herzoge Gozelo, dann deſſen Sohne Gottfried und andern um das Leben. Durch die Vereinigung des Königreiches Burgund mit Deutſchland wurde die ehemalige Grenze des deutſchen Reiches bis an die Flüſſe Rhone und Saone, ſo wie dieſelbe im Hauptvertrage zu Verdun im Jahre 843 beſtimmt worden war, wieder hergeſtellt, und das deutſche Gebiet erſtreckte ſich jetzt ſüdlich bis an das mittelländiſche Meer, und nördlich bis an die Nord- und Oſtſee. Auch wurden die urſprünglich deutſchen Völker des Königreiches Burgund unmittelbar wieder mit Deutſchland verbrüdert, und deſſen Biſchöfe, Herzoge, Grafen und andere Freie wurden unmittelbare deutſche Reichsſtände mit Sitz und Stimme, das die Fürſten und Stände des lombardiſchen Königreiches, als welches immer nur als ein unterwürfiges Land behandelt wurde, nie geworden ſind.

Mit dem Könige Canut, der ſich eben zur Zeit der erwähnten Krönung aus Andacht zu Rom befand, errichtete Konrad eine enge Freundſchaft, deren Folge war, daß, indem der Kaiſer für ſeinen Sohn Heinrich die Prinzeſſinn jenes Königs, Gunilde (Kunihilde, Kunigund), zur Gemahlinn ſich ausbat, der König ſich entgegen die Stadt Schleswig, und was zur Markgrafſchaft dieſes Namens gehörig, und jenſeits des Eyderfluſſes gelegen war, austrug und erhielt, wodurch dieſer Fluß neuerdings, was er zu Karls des Großen Zeiten geweſen war, die nördliche Grenze von Deutſchland geworden iſt.

Während daß Konrad theils in Italien abweſend, theils mit Unruhen und Fehden deutſcher Länder beſchäftiget war, benutzten, wie gewöhnlich, die an Deutſchland grenzenden Völker die Gelegenheit, von ihrer Verbindung mit Deutſchland ſich loszumachen. In Polen nahm der Herzog Boleslaus den königlichen Titel an, und einer ſeiner Söhne, Miezislaus II. oder Miſeco ſetzte nicht nur dieſe Anmaſſung fort, ſondern fiel ſogar, da einige wider ihn abgeſchickte Völker nicht gleich alles zu Stande brachten, in die Lauſitz ein, verwüſtete über hundert, zwiſchen der Elbe und Saale gelegene, Dorfſchaften, und führte über neuntauſend Einwohner hinweg. Er verjagte ſeinen Bruder Otto, als welchen er in Verdacht hatte, daß er gut deutſch geſinnt ſey, und ſchaltete um ſo mehr nach freier Willkühr, als Konrad zu ſehr mit andern Vorfällen beſchäftiget war, um ihm mit Ernſt zu Leib gehen zu können. Dieß geſchah endlich im Jahre 1031. Miſeco verlor jetzt nicht nur die Lauſitz wieder, ſondern mußte auch die in Sachſen gemachte Beute erſetzen, und wurde von ſeinem Bruder Otto, der indeſſen aus Rußland, wohin er ſich geflüchtet hatte, zurückkam, ſogar aus Polen verjagt. Nachdem aber dieſer Otto gleich in den erſten Tagen von einem Meuchelmörder aus dem Wege geräumt wurde, kam er zurück, und warf ſich zu Merſeburg dem Konrad zu Füßen, deſſen nähere Kenntniß, Großmuth und deutſche Redlichkeit ihn mehr, als alle Kriegsmacht beſtürzt gemacht hat. Er hatte nämlich, da ihn Otto vertrieb, ſeine Zuflucht zum Herzog Ulrich von Böhmen genommen, welcher eben damals in der Ungnade des Kaiſers war. Dieſer bildete ſich ein, daß er alles, was er ſich hatte zu Schulden kommen laſſen (er hatte nämlich ſeine Truppen bei einem kaiſerlichen Feldzuge wider die Ungarn mitten in der Noth zurückberufen), wieder gut machen würde, wenn er dem Kaiſer einen Prinzen auslieferte, der ihm bereits ſo Vieles zu ſchaffen gegeben, und vielleicht noch größere Unruhen in der Zukunft verurſachen könnte; Konrad aber wies dieſes Anbot, als höchſt niederträchtig, von ſich, und nahm jetzt zu Merſeburg dieſen Prinzen, den die Größe dieſer Handlung innigſt gerührt hatte, mit einer ſo guten und huldvollen Art auf, welche ihm die Treue deſſelben auf immer geſichert hat, im Jahre 1032.

Eine andere Zwiſtigkeit, welche zwiſchen den Ungarn und Bayern entſtand, wurde dießmal nicht weniger glücklich beigelegt. König

Stephan von Ungarn hatte die Giſela, Schweſter Kaiſer Heinrichs II., zur Gemahlinn, und forderte, da der bayeriſche Herzog Heinrich IV., der Luxenburger, im Jahre 1026 unbeerbt ſtarb, durch eine, auf den Landtag nach Regensburg abgeſchickte Geſandtſchaft, aus dem Grunde eines Erbrechts, für ſeinen Prinzen Emmerich das erledigte Herzogthum, das ihm aber nichts weniger, als zu Theil geworden iſt. Auch haben (wie man ferner vermuthet) die öſtlichen Bayern einige Grenzſtreitigkeiten erreget *), welche einen Einfall der Ungarn in Oſtbayern nach ſich zogen. Konrad rückte noch im J. 1029 über den Kalenberg hinab bis an den Rabfluß, deſſen Ueberſchwemmungen aber, ſo wie die Untreue des Herzogs von Böhmen, ihn nöthigte, den Rückzug zu nehmen; aber ſogleich im folgenden Jahre kam eine Geſandtſchaft des Königs Stephan nach Regensburg mit Friedensvorſchlägen, welche der junge Heinrich, Konrads Sohn, in der Abweſenheit ſeines Vaters, angenommen, und dieſer beſtätiget hat.

Mit einigen ſlaviſchen Völkern, welche unter der Anführung Gottſchalks, eines jungen und feurigen Prinzen, einige ſächſiſche Gegen-

---

*) Wippo.

den an der Elbe ſehr mißhandelt hatten, verfuhr er, wozu die Noth ihn zwang, härter. Er glaubte, dieſe Völker von fernern Einfällen nur durch empfindliche Züchtigungen abſchrecken zu können, und ließ ſie ſeine Uebermacht fühlen. Sie leiſteten auch die Huldigung wieder, und entrichteten die herkömmlichen Zinſe.

Konrad zeigte in allen dieſen und andern Unternehmungen eine beſondere Kenntniß der Sachen und Menſchen, eine kluge Mäßigung, und vor allem eine weiſe, tiefliegende Abſicht. Er verabſcheute das Morden und Blutvergießen, und ſchritt ungern, und nur, wenn die äußerſte Noth und die Erhaltung der allgemeinen Ruhe ihn zwang, zu härtern Strafen, bei welchen er noch immer mehr den Geſetzen Genugthuung zu geben, als bloß Rache zu nehmen ſchien. Als bei ſeiner Krönung der Erzbiſchof von Mainz ihn bat, daß er um der Liebe Gottes willen, als welche ihn von nun an zu einem andern Mann machte, denen, welche ihn beleidigt hätte, verzeihen möchte, brach er in einen Strom von Thränen aus, und gelobte denſelben ſeine aufrichtigſte Verſöhnung und Freundſchaft. Bei ſeinem Grundſatze, den er zum Ziele aller ſeiner Handlungen nahm, die Macht des Kaiſers ganz alleinherrſchend zu machen, ſchien ihm der allgemein herrſchende Hang aller Großen und Kleinen nach eigener Herrſchaft und Selbſtſtändigkeit unüberwindliche Hinderniſſe zu legen, welchen er aber, wie ein erfahrner und kluger Steuermann, theils auszuweichen, theils ſie zu ſeiner Abſicht trefflich zu lenken wußte. So beſchwerlich damals das Reiſen, indem es nur zu Pferd geſchehen konnte, war, ſo durchreiſte er gleichwohl die deutſchen Länder unaufhörlich, um nahende Unruhen, ehe ſie reif werden konnten, zu unterdrücken, und überall einen unmittelbaren Einfluß zu behalten. Er bemühte ſich, den ſtreitenden Partheien, ſtatt der Fehden, mehr Neigung zu den Geſetzen beizubringen; und da die Reichs- und Landfrieden nicht allemal hinlänglich ſeyn wollten, den Unfug einzuſchränken, begünſtigte er ein anderes Mittel, das von der Geiſtlichkeit erfunden, oder vielmehr wieder hergeſtellt und unter ihm ſehr üblich geworden iſt. Es war nämlich bei den Deutſchen, da ſie noch Heiden waren, Sitte, ſich in dringenden Fällen unter den Schutz eines Abgottes, wo ſie niemand verletzen durfte, zu begeben, und zu Karls des Großen Zeiten begab man ſich in gleicher Abſicht unter den Schutz eines Heiligen, wie denn eben dieſer Monarch den apoſtoliſchen Schutz den Kaufleuten zur Sicherheit ihrer Reiſen und ihres Gewerbes gar willig verſchafft hat. Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts geriethen einige franzöſiſche Biſchöfe auf den Einfall, einen allgemeinen Gottesfrieden (Treuge), vermöge welchem, außer einem geſetzmäßigen Reichs- oder Landaufbot, bei Strafe der Excommunication, Jedermann vom erſten Sonntage im Advent bis zum Feſte der Erſcheinung (welches darum noch jetzt eine beſchloſſene Zeit heißt), und vom Sonntage Septuageſima bis an den Sonntag nach Pfingſten, auch an andern hohen Feſten und Tagen ſeine Waffen ganz ablegen, niemand befehden, auch ſonſt alle Kirchen und Kirchhöfe eine Freiſtatt ſeyn ſollen, feierlich einzuführen, und einer dieſer Biſchöfe gab ſogar vor, was damals wohl angieng, er hätte Briefe vom Himmel bekommen, worin ihm gemeldet wurde, daß auf Erden Friede ſeyn ſoll. Dieſer Gottesfriede wurde in Deutſchland bald einzeln nachgeahmt, und da mehrere Provinzen deſſen gute Wirkung erkannten, bald allgemein, z. B. 1051 im Elſaß, 1083 in Sachſen, mit großem Nachdruck, dann mit Beſtätigung von Biſchöfen und Päbſten, deren Einfluß auch dadurch ein neues Gewicht erhielt, eingeführt. Das Hofſyſtem der vorhergehenden Kaiſer, Biſchöfe und Aebte reich und mächtig zu machen, als wodurch der Reichthum, und die Macht der weltlichen Großen abgeleitet, und geſchwächt werden ſollte, ſetzte Konrad um ſo mehr fort, als ihm die weltlichen Fürſten und Edeln, denen er in Rückſicht auf Frieden und Treue den Beſitz ihrer wenigſtens geringern Kriegslehen zu beſtätigen nicht umhin konnte *), ohnehin zu ſeiner Abſicht wenig förderlich, die Biſchöfe entgegen mit einer doppelten geiſtlichen und weltlichen Macht verſehen, und in vieler Rückſicht ſeine wahren unmittelbaren Kronbedienten waren. Er verlieh dieſen häufigſt das Markrecht, wie dann eben dadurch die deutſche Geiſtlichkeit das Meiſte zur Aufnahme des innern deutſchen Handels beigetragen hat, und verſprach denſelben ſogar das große Eigen, oder das freie Eigenthum von allem, was ſich über und unter dem Erdboden ihrer Beſitzungen befand, welches die weltlichen Fürſten und Dynaſten von jeher zu behaupten ſich beſtrebt hatten **). Auch das Fehderecht hatte Folgen, wodurch die geiſtlichen Fürſten neuerdings wichtig geworden ſind; denn ſo wie durch die Ueberhandnehmung deſſelben der Schutz der Geſetze und das Anſehen der Kaiſer kaum jemanden mehr auf dem Wege der rechtlichen Entſcheidung helfen, und dabei Gütern und Perſonen Sicherheit verſchaffen konnte, ſo konnte natürlicher Weiſe die einzelne perſonelle Unabhängigkeit, welche Große und Kleine außer den Geſetzen auf eine thörichte Weiſe zu erzielen hofften, gerade immer weniger ſtatt finden, und wer, wenn die Geſetze gehört worden wären, von Einem Richter abhängig, und Einem Herrn unterthänig geweſen wäre, bekam jetzt ſo viele Herren, und wurde von ſo vielen abhängig, als viele mächtiger, als er, geweſen waren. Weſſen Macht daher nicht entſcheidend groß war, der fand kein anderes Mittel ſich zu retten, als daß er ſich einem Hauptherrn, der ihn ſchützen konnte, mit ſeinem Hab und Gut gegen gewiſſe Bedingniſſe unterwarf, und dieß geſchah ſo häufig bei den Biſchofen (von welchen man entgegen kein einziges Beiſpiel, daß einer ein Vaſall eines Weltlichen geworden wäre, weiß), daß dieſe hinwieder von ihren Gütern an große Herren abgeben, und Herzoge und Kaiſer zu ihren Lehenträgern annehmen konnten.

---

*) Wippo.

**) Pfeffinger vitr. ill. T. 3, it. Bern. Cl. Mettingh. Stat. Mil. Germ.

Eine andere Folge, welche aus dieſen Begebenheiten in Rückſicht des Kriegsweſens floß, war nicht weniger wichtig. Unter den Karolingern war ganz Deutſchland Reichs- oder

Kaiſerboden, und jeder Wehr oder freie Mann mußte nach dem Verhältniſſe ſeines Eigenthumes in Waffen erſcheinen; aber jetzt, da ſo viele Einzelne ſich und ihre Güter einem Hauptherren übergaben, konnte auch der Kaiſer nicht mehr an die Einzelnen, ſondern allein an die Hauptherren ſich halten, welche ſo, wie die, ſo ſich dieſen unterworfen hatten, auf die Fälle des Krieges Verſchiedenes ſich ausbedungen, und zumal in Rückſicht der italieniſchen Züge ſolche Forderungen gemacht haben, welche die kaiſerliche Schatzkammer und die Krongüter äußerſt angreifen mußten. Man hat vom Kaiſer Konrad II., welchem man eine allgemeine, die italieniſchen Züge betreffende Verordnung zuſchreibt *), eine Menge ſolcher Verträge, woraus man die läſtige, und in der Folge erſchöpfende Bürde derſelben nur zu deutlich erſehen kann. In einem Vertrag, welchen im J. 1026 die bayeriſchen Vaſallen bei Weiſſenburg auf dem Nordgau mit K. Konrad errichtet haben **), wurde feſtgeſetzt, daß bei einem italieniſchen Zuge ein jeder von dem Kaiſer bekommen ſoll „zehn Pfund an Geld, fünf Pferdbeſchläge, zwei Geißhäute, und einen Mauleſel mit zwei Mantelſäcken, die mit Nothwendigkeiten angefüllt ſind, und zwei Knechte, deren einer das Thier führen, der andere treiben, jeder derſelben aber ein Pfund Geld, und ein Pferd bekommen ſoll. Ihrem Herrn ſoll, ſobald er die Alpen beſtiegen, die Koſt vom Hofe gereicht werden u. ſ. w. Für ihre Töchter verlangten ſie, daß man ſie als Aufwärterinnen zum Hofdienſte nie anhalten möchte, es wäre denn, daß der Zug nach Italien gienge. Alsdann ſollen ſie am Dienſtag, damit bis auf den Donnerſtag die Kleider ausgebeſſert werden, nach Weiſſenburg ſich begeben. Jede ſoll alsdann täglich 1 Maß Meth, 1½ Maß Wein, 5 Maß Bier, eine Semel, ein Eierbrod, 12 Röcklein, und 1 Metzen Futter bekommen.“ — Aehnliche Verträge mußten ſich auch andere Lehensherren gefallen laſſen.

---

*) Schilter Cod. Jur. Feud. Alemann. ad cap VIII. §. XI. it. Schurzfleisch.

**) Falkenst. Cod. dipl. p. 22.

Aber ſo wie Konrad ſeine Maßregeln dagegen zu nehmen anfieng, hatte er ſich die hinlänglichſte Gelegenheit eröffnet, ſich zu entſchädigen. Er fieng an, die wichtigſten Herzogthümer an ſeine Familie zu ziehen, und dieſelben, nach dem Beiſpiele der franzöſiſchen Könige, der Krone einzuverleiben. Im Jahre 1027 verlieh er ſeinem Sohne und Nachfolger Heinrich III., das Herzogthum Bayern; im Jahre 1038 übergab er ihm das, durch den Hintritt Herzogs Hermann erledigte Schwaben, und im nämlichen Jahre ließ er ihn zum Könige von Burgund krönen, und dabei gab er den Ständen um ſo weniger Anlaß zu klagen, als er, ſo viel es wenigſtens möglich war, allen Schein von Härte und Gewaltthätigkeit vermied, und wenn er nur ſeinen Zweck erreichte, die kleinen Umwege ſich nicht verdrießen ließ, wodurch er ſie ohne Aufſehen und Unruhe erreichen konnte. In Bayern ließ er ſogar (wie dieß in den älteſten Zeiten bei Abgang eines Regentengeſchlechtes ein geſetzmäßiges Herkommen war) die Stände zuſammen kommen, und wählen, wobei er natürlicher Weiſe wußte, wen ſie wählen würden. So wußte er auch, durch raſchen Ernſt und Klugheit, ſein Anſehen über die Reichsſtände dergeſtalt zu befeſtigen, daß eine unumſchränkte Gewalt der Krone die nothwendige Folge davon ſeyn mußte. Auch war es, da ihn zu Utrecht eine Schwäche des Körpers, die ihn etwas Ungewöhnliches ahnen ließ, überfiel, ſeine erſte Sorge, ſeinem Sohne, im Beiſeyn ſeiner Mutter, alle ſeine Abſichten, deren Ausführung er ihm nun hinterlaſſen würde, zu eröffnen, und die Grundſätze, an die er ſich halten ſollte, zu wiederholen. Er hinterließ ihm auch ſein ganzes Syſtem, vermöge welchem Deutſchland ein Eigenthum der kaiſerlichen Krone werden ſollte, mit der unumſchränkten Treuherzigkeit, die ihm eigen war; aber ſeinen behutſamen und ſtaatsklugen Geiſt zur Ausführung nahm er mit ſich, indem er nach einer kurzen Unpäßlichkeit, die kaum zwei Tage anhielt, ſtarb den 4. Juli 1039.

Ueber den beſondern Charakter dieſes Kaiſers und deſſen Privatleben iſt in den gleichzeitigen Schriftſtellern nichts weiter zu leſen, als was ohnehin aus deſſen Handlungen abzunehmen iſt. Wippo ſagt von ihm, er ſey äußerſt demüthig und behutſam, und der freigebigſte König ſeiner Zeit geweſen. An große Anſtalten zur Bildung des menſchlichen Verſtandes und zur Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften, durch welche ſich Karl der Große verewigt hat, hatte Konrad vermuthlich wenig gedacht. Es fehlte ihm dazu an Einſicht und Geſchmack; er konnte kaum leſen und ſchreiben, und Wippo, der dieſen Umſtand berührt, rühmt an ihm als einen beſonders ruhmwürdigen Zug, daß er deſſen ungeachtet die Geiſtlichen (als die Bewahrer der Gelehrſamkeit) ſehr liebreich und großmüthig unterſtützt, und ſonſt an ihnen mit großer Klugheit, und in der Stille auf die anſtändige Zuchtordnung derſelben gedrungen habe.

Er wurde zu Speier begraben, als wohin er die Begräbniſſe der Kaiſer verlegt wiſſen wollte. Hier liegt auch ſeine Gemahlinn Giſela, welche 1043 ſtarb. Sie hatte dem Kaiſer nebſt dem Heinrich noch eine Tochter, Mathilde, geboren, welche wegen ihrer Schönheit berühmt geweſen, an König Heinrich von Frankreich verlobt, und 1034 zu Worms geſtorben, auch daſelbſt begraben worden iſt; von zwei andern Töchtern, Beatrix und Judit, von denen die erſtere an Bonifacius, Herzog von Tuſcien, die andere an Azo IV., Markgrafen von Eſt, verheirathet worden ſeyn ſoll, ſind die Nachrichten nicht ganz einſtimmig.

Schriftſteller.

Wippo, ein Prieſter aus Burgund, und Hofkaplan K. Konrads II. und Heinrichs III.; er ſchrieb das Leben des erſtern, und dedicirte es dem letztern; bei Joh. Piſtorius, Tom. III. f. 457. — Mariani Scoti (geb. 1028 Benediktiner zu Fulda, und ſeit 1069 zu

Mainz. † 1088.) Chron. o. c. ad an. 1083; bei Piſtorius, Tom. I. — Lambert von Aſchaffenburg. — Sigberti Gemblacensis (Benediktinermönchs zu Gemblours im Brabantiſchen) Annales ab anno 379 — 1112; bei Piſtorius. — Chron. Laurisheimense ab ao. 764 — 1179; bei Freher, Tom. I. — Ekkchardus Junior; apud Goldast. — Herman. Contract. — Adamus Brem. — Arnulphi mediolanensis Chron. ab ao. 926 — 1085. — Ottonis Frising. Episc. Chron. ab o. c. ad an. 1152. lib. VIII. in Collect. Petri Pithoei; it. in Collect. Christ. Urstisii, tom. uno; item in Collect. Goldasti. — Hepidani Coenobitae S. Galli Annal. ab anno 709 — 1062; bei Goldaſt, T. I. — Glabri Rudolphii Cluniacens. Monachi Franc. Hist. ab anno 1000 — 1044. lib. V. apud du Chesne, T. IV. — Anonymi Monach. Cassinens. rerum in regno Neapolitano. gest. Chron. Brev. ab ao. 1000 — 1112; bei Muratori, Tom. V. Jo. Dav. Koeleri Diss. de fam. august. franc. Altorf. 1722. rec. ib. 1733. — Joh. Jac. Mascov. Coment. de reb. R. I. Germ. a Conrado, usque ad obitum Henrici III. Lipsiae 1741. Edit. II. 1757; — ejusdem de Nexu regni Burgundici cum Imp. Rom. German. Lips.

1720. — Nico. Hier. Gundling: **Ob das Herzogthum Burgund zum Königreiche Arles, oder zum deutſchen Reiche gehört?** In Gundlingian. II. Band, VIII. Stück. — Gl. Dan. Aland. Diss. de Imperii Romano-Germanici regnante stirpe salica, habitu et praesertim erga Polon. Lips. 1752. — Franc. Guillimanni libellus de vera Origine et Stemmate Conradi II. Friburg. 1609. it. in H. C. de Senkenberg Select. Jur. et Hist. T. III. — Sim. Frld. Hahn. Orat. de Genuino et Salico Conradi II. Imp. Aug. Ortu. Helmstad. 1717. — Ejusdem Diss. de regia et caes. Chuonradi II. Elect. et Coronat. ib. 1719. — Themata quaedam select. de Conrado II. etc. a Joan. Christ. Nev. Tubingae 1709. — Conr. Sam. Schurzfleischii Diss. de Conr. Imp. Aug. ejusque diplomate, quod de Expeditione Romana inscribitur etc. Vitembergae 1702.

Heinrich III.

1039 — 1056.

Inhalt. Heinrich wurde von Biſchöfen trefflich für den Zweck, den er ausführen ſollte, erzogen, und trat ſogleich als Monarch der Deutſchen und anderer Länder auf, die ſeinem Scepter gehorchten. Er bemächtigte ſich der Ungarn, und erhielt dieſes Königreich als ein deutſches Lehen 1044; beſetzte viermal nacheinander den päbſtlichen Stuhl, und befeſtigte das Verſprechen, daß derſelbe ohne kaiſerliche Genehmigung nie beſetzt werden ſollte; er vergab die deutſchen Länder nach Willkühr, und nahm ſie als bloße von ſeiner Gnade abhängige Hof- und Krondienſte wieder zurück, und indem er die Biſchöfe zu ſeinen Feldmarſchallen, Länderverweſern ꝛc. ernannte, ſchien es, als wollte er die Laienfürſten vollends entbehrlich machen. Im Jahre 1056 forderte er den König Heinrich von Frankreich zum Zweikampfe auf, und beſtieg jetzt die höchſte Stufe der Alleinherrſchaft, als er in der Blüthe ſeines Lebens ſtarb 1056.

Heinrich, dieſes Namens der Dritte, wurde den 28. Oktober 1017 geboren, im Jahre 1025 in Lüttich zum deutſchen König ernannt, und im Jahre 1028 in Aachen gekrönt. Er befand ſich von ſeinen erſten Jahren an in den Händen und unter der Aufſicht der Biſchöfe Bruno von Augsburg, und Egilbert von Freiſing, von welchem letztern er nach dem 1028 erfolgten Hintritte des Bruno übernommen, und auf dem Schloſſe (jetzt Kloſter) Ander erzogen wurde, und behielt die Grundſätze und Eindrücke, welche ihm durch dieſe Herren beigebracht worden waren, unauslöſchlich in ſeinem Herzen, indem er nicht nur bei allen Vorfällen, wozu Wiſſenſchaft, Einſicht und Verſtand gehörte, die Biſchöfe und Aebte für die faſt einzig brauchbaren Männer anſah (wie ſie dann auch in der That beinahe im ausſchließenden Beſitze aller gelehrten Kenntniſſe waren), ſondern auch mehr, als alle ſeine Vorfahrer, dieſelben für die Stützen und Hilfsmänner hielt, welche ihm das Regierungsſyſtem ſeines Vaters vollends würden zu Stande bringen helfen. Da vermöge dieſes Syſtemes die Großen des Reiches bloße zeitige Hof- und Kronbeamte ſeyn ſollten, ſo waren ja freilich die Biſchöfe den weltlichen Fürſten weit vorzuziehen, indem dieſe letztern gewöhnlich zahlreiche Familien, und dabei laut genug ihre Abſichten gezeigt hatten, die Würden und Lehen des Reiches bei ihren Kindern und Familien als ein Erbrecht zu befeſtigen. Sonſt verrieth jetzt Heinrich, da er im zweiundzwanzigſten Jahre ſeines Alters als Monarch der Deutſchen zum Vorſchein kam, eine treffliche Erziehung und Bildung; er war in einem Grade, wobei er ſich alle Herzen gewann, gütig und herablaſſend, klug und beſcheiden, und ſo ſtreng und wahrhaft, daß man ihn die Linie der Gerechtigkeit nannte, und dergeſtalt an männliche, würdige und ernſthafte Dinge gewöhnt, daß er durchaus keine Spaßmacher und Zeitvertreiber, welche ſich nach damaliger Sitte an den Höfen wichtig zu machen ſuchten, um ſich leiden konnte, und ſogar bei ſeiner im Jahre 1043 mit Agnes, einer Prinzeſſinn von Poitou, zu Ingelheim gehaltenen (zweiten) Hochzeit die Muſikos, Tänzer und Schauſpieler, die ſich in ganzen Schaaren daſelbſt einfanden, als leichtfertige und nur zerſtreuende Gäſte und Geſellen mit Verachtung von ſich wies.

Er betrachtete ſich vom erſten Tage ſeiner Regierung an als den einzigen Mittelpunkt, nach dem alle Herrſchaft von Deutſchland ſich neigen, nach deſſen Wink jede Kraft ſich bewegen ſollte, und erſchien auch allenthalben mit einem entſcheidenden Nachdruck und Ernſt, der dieſem Gefühle von Hoheit entſprach.

Gleich anfangs züchtigte er den Herzog von Böhmen, Bretislau, der eine Streiferei nach Polen, welches unter dem Schutze und Zinſe von Deutſchland ſtand, vorgenommen, ſich auch wider die Truppen Heinrichs geſetzt, und eine ziemliche Anzahl Bayern, welche der Markgraf Otto von Schweinfurt anführte, in den Verhacken der Wälder unweit Cham gefangen hatte. Heinrich ließ ihn 1041 dergeſtalt ſeine Uebermacht fühlen, daß er unverzüglich nach Regensburg kam, und neuerdings ſeine Unterwürfigkeit und die Entrichtung eines jährlichen Zinſes gelobte. Deſto anhaltender und blutiger waren die Kriege mit den Ungarn, welche, nach dem im Jahre 1038 erfolgten Tode Stephans, des Heiligen, einen Schweſterſohn deſſelben, Petrus, zum Throne erhoben, bald darauf aber ihn wieder verſtoßen, und einen gewiſſen Samuel Aba, oder Ovo, zum Könige gewählt hatten. Dieſer Ovo ſchickte im Jahre 1041 eine Geſandtſchaft nach Regensburg, und forderte vom König Heinrich, zu welchem der vertriebene Peter ſeine Zuflucht genommen, und eine günſtige Aufnahme gefunden hatte, eine Erklärung, was er mit dem Peter vorzunehmen geſinnt wäre, und als er die Antwort bekam, daß geſchehen werde, was ſich ziemte, fiel er ſogleich, und noch mitten im Winter, mit zwei Heeren, dieß- und jenſeits der Donau, nach Oſtbayern, und mit einem dritten nach Kärnthen ein, und verwüſtete, wo er hindrang. Aber die Züchtigung folgte ihm auf dem Fuße nach. Erſt trieben die Oſtbayeriſchen Markgrafen jene Heere, welche nach Oſtbayern eingefallen waren, zurück, und dann folgte ſelbſt Heinrich nach, zerſtörte mit einer Armee von Bayern und Böhmen die Städte Haimburg und Preßburg, und ließ ſich bis an den Granfluß huldigen 1042; und eröffnete im folgenden Jahre einen wiederholten Feldzug mit einem Ernſt, deſſen Ausbruch Ovo durch ein gutes Anbot entgegen kam. Er trat die Landſchaft vom Kalenberg bei Wien bis an den Leithafluß ab, wodurch dieſelbe neuerdings mit dem bayeriſchen Staate vereinigt, und bis heutigen Tag die Grenze zwiſchen Deutſchland und Ungarn geblieben, damals aber von Kaiſer Heinrich an verſchiedene deutſche Stände verſchenkt, und über dieſelben Graf Siegfried von Pleyen als Markgraf geſetzt worden iſt *). Dieſer durch Ge-

---

*) Aquilin. caes. Annal. Styriae. p. 461.

fahr und Noth abgedrungene Vergleich erfüllte den Ovo mit Wuth und Verzweiflung; er mißhandelte die Großen von Ungarn, zog die gemeinen Leute an ſich, und hielt Stand, als ſich Heinrich im Jahre 1044 neuerdings genöthiget ſah, den Unterdrückungen Einhalt zu thun. Den 5. Jul. kam es bei Rab zu einer Schlacht, welche das Schickſal dieſes Königreiches entſchied; ſie war ſo heftig und hartnäckig, daß (nach dem Zeugniſſe des ungar. Geſchichtſchreibers Thurocz) das ohnehin ungleich geringere Heer der Bayern faſt aufgerieben, und zu deſſen Andenken dem Schlachtfelde lange der Name Veſtnempti, oder das verlorne Bayern, geblieben, aber damals von demſelben deſſen ungeachtet der vollſtändigſte Sieg erfochten worden iſt 1044. Die Nation unterwarf ſich, und empfieng und begleitete den Heinrich, als er zu Stuhlweiſſenburg ſeinen Einzug hielt, mit der ausgezeichnetſten Ehrerbietung. Sie erbat ſich ſogar, und erhielt die Geſetze von Bayern*), und erkannte den Peter, ſo wie ihn Heinrich einſetzte, als ihren rechtmäßigen König. Dieſer übergab mit vorgehender Einſtimmung der Nation, dem Heinrich das Königreich Ungarn, und empfieng es von ihm hinwieder als ein Lehen von Deutſchland. Und dieſen Gang nahm damals das Schickſal einer Nation, welche einſt von den Deutſchen Zins gefordert, dieſelben wider den gemeinen Nationalhang in Städten ſich zu verſchließen genöthigt, und durch den bloßen Ruf ihrer Ankunft bei ganzen Völkern eine allgemeine Landflucht erregt hat.

---

*) Herm. contr.

Indeſſen waren jetzt dieſe tapfern Völker nichts weniger, als entwaffnet, und Heinrich mußte noch mehr, als Einen Feldzug, vornehmen, um, da die Ehrfurcht vor ſeinem Anſehen nichts vermochte, wenigſtens einmal der Furcht vor ſeiner Macht Eingang zu verſchaffen. Im Jahre 1046 mißhandelten einige Partheigänger den König Peter, ſtachen ihm, deſſen Ergebenheit gegen die Deutſchen ihnen unerträglich geworden war, die Augen aus, und ſetzten einen Anverwandten Stephans, genannt Andreas, auf den Thron. Dieſer Andreas war noch gefällig genug, dem Heinrich den Vorfall mit vielen Rechtfertigungen ſeiner Perſon zu berichten, und alle Unterwürfigkeit, und einen jährlichen Tribut zu verſprechen *); allein es blieb beim Verſprechen, und im J. 1050 wurde von den Ungarn auf Veranlaſ-

---

*) Herm. contr.

ſung des Biſchofs Gebhard von Regensburg, der, aus unbekannten Urſachen, über den Leythafluß geſtreift hatte, die ganze Landſchaft bis an den Kalenberg verheeret. Heinrich verſammelte noch im nämlichen Jahre nach der, damals bayeriſchen, Landſtadt Nürnberg, die ſämmtlichen, zur bayeriſchen Landſtandſchaft und deren Verband gehörigen Herren, (worunter die Biſchöfe von Bamberg, Eichſtädt, Augsburg, Regensburg, Paßau, Salzburg, Freiſing und Brixen, dann unter den Weltlichen Herzog Welf von Kärnthen, Graf am Lechrain und an der Etſch, Albert, Markgraf in Oſtbayern oder Oeſterreich, Otto, Pfalzgraf zu Scheyern, Friedrich zu Dieſſen u. a. aufgezeichnet vorhanden ſind) und beſchloß und führte die Befeſtigung der vor zwei Jahren zerſtörten Stadt Haimburg aus; drang im Jahre 1051 mit zwei Armeen, welche aber aus Mangel des Proviants, und wegen Menge des Waſſers nichts Entſcheidendes zu Stande brachten, tief nach Ungarn, und belagerte im folgenden Jahre Preßburg, als ganz unvermuthet Pabſt Leo IX., der den Kaiſer aufſuchte, um ihn um Beiſtand wider die Normänner in Sicilien zu erſuchen, im deutſchen Lager ſich eingefunden, und einen Frieden, der aber nicht lange anhielt, vermittelt hat.

Doch dieſe und ähnliche Vorfälle waren beinahe nur Kleinigkeiten gegen die ungleich bedeutendern Vorſchritte, welche Heinrich über den römiſchen Stuhl, und dann über die Fürſten von Deutſchland wagte und ausführte. Er nahm nicht nur alles, was Kaiſer Heinrich II. dem Pabſte zugeſagt zu haben ſchien, wieder zurück, ſondern verfuhr bei der Beſetzung des römiſchen Stuhles mit einer Willkür, welche bereits ein Eigenthum vorausſetzt, oder den Weg dazu bahnet. Dazu verſchaffte ihm die Uneinigkeit einiger Herren zu Rom, welche ſich die päbſtliche Würde ſtreitig machten, dann einige ſchnell nach einander gefolgte Todfälle einiger Päbſte die erwünſchteſte Gelegenheit. Als er im Jahre 1046 ſeinen Römerzug antrat, ſaßen drei Herren zu Rom, deren jeder auf die Würde, und die mit derſelben verbundenen Einkünfte eines Pabſtes einen rechtmäßigen Anſpruch machen zu können glaubte. Benedikt IX. hatte die Johanneskirche, Silveſter III. die Peterskirche, Gregor VI. die Mariakirche zu Rom inne, und einer hielt ſich gegen den andern, durch das Anſehen ſeiner Parthei, in einer Art von Gleichgewicht. Heinrich veranſtaltete eine Kirchenverſammlung nach Sutri, wo er die zwei erſten gezwungen, den letztern aber beredet hat, von allen Anmaßungen abzuſtehen; dann gieng er nach Rom und beförderte (den 24. December 1046) den Biſchof Suidger von Bamberg, einen Sachſen von Geburt, und ehemaligen Hofkaplan und Canonicum zu Halberſtadt, der jetzt den Namen Clemens II. annahm, zur päbſtlichen Würde, von welchem er auch am Weihnachtstage nebſt ſeiner Gemahlinn gekrönt, und von den Römern mit dem ehemaligen Verſprechen, daß ſie künftig, wie ehedem, nie wieder ohne kaiſerliche Einwilligung einen Pabſt wählen wollten, erfreuet wurde *). Dieſer Pabſt ſtarb ſogleich nach einem Jahre den 9. Oct. 1047, und nun bei der erſten Nachricht, ſchickte Heinrich den Biſchof Peppo von Brixen (nach welcher Stadt der biſchöfliche, noch jetzt vorhandene Sitz von Seben, zwiſchen Innsbruck und Bozen, um das Jahr 1000 verlegt worden war) **) einen Bayern, nach Rom, wo er auch mit allen Ehren empfangen, und unter dem Namen Damaſus II. auf den päbſtlichen Stuhl erhoben worden iſt ***). Als auch dieſer Pabſt im Jahre 1048 mit Tod abgieng, ernannte Heinrich 1049 den Biſchof Bruno von Tull, ſeinen Anverwandten zum Pabſt, der den Namen Leo IX. annahm. Auch dieſer Pabſt, der, wie eben vorkam, 1052 in das deutſche Lager nach Preßburg gekommen war, ſtarb im Jahre 1054, worauf Heinrich den Biſchof Gebhard von Eichſtädt, welcher von ihm im vorigen Jahre zum Hofmeiſter ſeines dreijährigen Sohnes Heinrich, und zum Landesverweſer von Bayern beſtimmt worden iſt, beförderte, dieſer aber Victor II. ſich nannte. Auf ſolche Weiſe wurde die päbſtliche Würde viermal nacheinander vom Kaiſer Heinrich an deutſche Biſchöfe vergeben, und die Abhängigkeit dieſer Beſetzung vom Kaiſer für künftige Zeiten geſetzmäßig gemacht. Da nun nicht weniger die Beſtätigungen der Biſchöfe vom Kaiſer abhängig, und dabei die Rückſichten ſtets nur auf ſolche Perſonen, auf deren Treue und Ergebenheit man ſich verlaſſen konnte, genommen worden ſind; ſo befand ſich jetzt Heinrich mit ſeiner Herrſchaft über Deutſchland in der That wieder auf dem Punkte, den ehemals Karl der Große erreicht und behauptet hat.

---

*) Sigebert. Gembl. et alii.

**) Pazius.

***) Herm. contr. et al.

Zwar behielt er die Länder, worüber ihn ſein Vater zum Herzog und König ernannt hatte (vielleicht um durch die Verletzung eines beſtändigen Herkommens, vermöge welchem die Kaiſer keine Länder beſitzen ſollten, kein unnöthiges Aufſehen zu machen, vielleicht um durch wichtige Verbindungen ſeine Abſichten nur deſto mehr zu befeſtigen) nicht perſönlich;

aber er behandelte ſie, was denn doch auf Eins hinauslief, wie ſein freies Hofeigenthum, und beſetzte ſie und nahm ſie zurück, wie es ſeine Willkühr für gut befand. Das Herzogthum Rheinfranken zog er, nach dem 1039 erfolgten Hintritt Konrad III. vollends zur Kammer der Krone ein; Kärnthen ließ er ſieben Jahre unbeſetzt, und vergab es dann erſt 1047 an Welf III., Grafen im Augſtgau, Ammergau, und Altdorf in Schwaben (mit welchem nachher im Jahre 1055 dieſes berühmte und uralte bayeriſche Geſchlecht erloſchen, weiblicher Seits aber durch die Kunigunde, Schweſter des Verſtorbenen, welche ſich an Welf, vom Hauſe Eſte in Italien, verheirathete, fortgeführt, wovon das heutige königliche Haus in England abſtämmig iſt). Das Herzogthum Bayern vergab er, nach dem im Jahre 1047 erfolgten Hintritte Heinrichs VI., zwei Jahre nachher an einen Niederländer, Konrad I., von Zütphen (in Geldern) und im Jahre 1053 nahm er ihm, hauptſächlich wegen Händeln mit dem Biſchofe Gebhard von Regensburg, welcher ſeines Vaters Bruder war, das Herzogthum wieder, und gab es ſeinem dreyjährigen Sohne, Heinrich VII., (nachmaligem Kaiſer dieſes Namens IV.) wobei er den Biſchof Gebhard von Eichſtädt zum Landesverweſer ernannt. Als im Jahre 1044 der Herzog Gozelo (Gottfried) ſtarb, der beide Lothringen zugleich beſeſſen, bei ſeinen Lebzeiten aber noch Niederlothringen an ſeinen ältern Sohn, Gottfried, der Bärtige genannt, (mit Bewilligung des Kaiſers Konrad II.) abgetreten hatte, machte ſich dieſer Prinz auch auf Oberlothringen, nachdem es Kaiſer Heinrich dem zweiten Sohne des verſtorbenen Herzogs nicht laſſen wollte, Hoffnung; allein dem Heinrich war gefällig, Oberlothringen an Graf Albert von Elſaß, und nach deſſelben 1048 erfolgtem Hintritte, an deſſen Bruderssohn Gebhard (Stammvater der ferneren Herzoge, von welchen in gerader männlicher Linie die heutigen Fürſten des Erzhauſes Oeſterreich abſtammen) zu übergeben, und Gottfried dem Bärtigen, der ſich aus Unzufriedenheit wider ihn empört hatte, auch Niederlothringen abzunehmen, und daſſelbe Friedrich von Luxenburg anzuvertrauen. Das Herzogthum Schwaben hatte er ebenfalls im Jahre 1048 an den nordbayeriſchen Markgrafen Otto von Schweinfurt vergeben, ſo, daß beinahe kein großes deutſches Lehen übrig war, über das er nicht mit unumſchränkter Vollmacht ſeine Anſtalten getroffen hatte. Und Niemand hatte dem Strome dieſer Gewalt, wodurch jede Nebenherrſchaft oder Mittelmacht unterdrückt ward, Einhalt gethan.

Im J. 1055 wagte Heinrich vielmehr einen Schritt, der in ſeiner Art noch befremdender, als jeder bisherige war. Der entſetzte Herzog Gottfried von Niederlothringen hatte ſich, da in Deutſchland für ihn nichts weiter zu hoffen war, nach Italien begeben, und im Jahre 1054 mit der verwittibten Markgräfinn Beatrix verheirathet, deren voriger Gemahl Bonifacius, einer der mächtigſten italieniſchen Fürſten, nämlich Markgraf von Toſcana, und Beſitzer von Mantua, Modena, Reggio und Ferrara, war, und bei ſeinem Hintritte 1052 eine einzige Tochter, die berühmte Mathilde, hinterließ. Beatrix war eine vollkommen unabhängige Prinzeſſinn, ſtand mit Heinrich in keinem weitern Verhältniſſe, als daß ſie ſeine nahe Anverwandte war; aber dem Heinrich ſchien dieſe Heirath, wodurch der von ihm verſtoßene Gottfried ein äußerſt bedeutender Herr wurde, eine Sache zu ſeyn, die ihm in der Folge nur zu wichtig werden könnte. Aus dieſem einzigen Grunde brach er im gedachten Jahre nach Italien auf. Vergebens verſicherte ihn Gottfried, daß er wider ihn und ſeine Hoheitsrechte in Italien nichts Feindliches vorgehabt, und daß er durch ſeine Heirath auf die erlaubteſte Weiſe nur ſein weiteres Fortkommen und die Unterſtützung ſeines Geſchlechtes, welche ihm in Deutſchland verſagt worden wäre, geſucht habe; vergebens machte ihm Beatrix die Vorſtellung, daß auch ſie nichts gethan hätte, als was jedem edeln Frauenzimmer, ſelbſt in Deutſchland, geſetzmäßig, ja ſchon nach dem Völkerrechte zu thun erlaubt wäre; Heinrich, der durch ſolche Vorſtellungen die Sache um nichts gebeſſert glaubte, trennte ſie von Gottfried und führte ſie nach Deutſchland zurück. Dieſe Verfahrungsart bleibt immer, was ſie iſt; aber ſie iſt und war ſchon damals nichts weniger, als neu. Wo die Regenten einmal zu einem gewiſſen Grade von Uebermacht gelangt, und auf die Gründung einer Monarchie ausgegangen ſind, da hat ſich ihre Moral, unter dem Namen von Majeſtätsrechten, von Staatsbedürfniß, von Bedürfniß der allgemeinen Ruhe und Glückſeligkeit, faſt überall ähnliche, und wohl ärgere Dinge erlaubt, und die Verfaſſer öffentlicher Nachrichten haben immer nie Worte genug finden können, den allumfaſſenden und hochſtrebenden Geiſt, der in einem ſolchen Verfahren liege, zu rühmen, und ſohin ſogar zur Nachahmung aufzuſtellen.

Indeſſen bleiben Prinzen, wie Heinrich III. war, in Rückſicht ihrer perſönlichen Eigenſchaften immer große, erquickende und erhabene Gegenſtände, deren Bild man ſich nicht zurückrufen kann, ohne ſich ſelbſt mit Kraft und

Größe zu beleben. Heinrich handelte nicht bloß nach fremder Anleitung, genoß auch nicht bloß die Ehre deſſen, was andere in ſeinem Namen thaten, ſondern gieng und that ſelbſt, was nach dem Plane, der ihm unaufhörlich vor Augen ſtand, gethan werden ſollte. Es war, als wäre nur Er der Mann von Deutſchland, nur Er der Zweck, und alles Uebrige nur Weg und Mittel, und im Jahre 1056 legte er von dieſer Denkungsart ſowohl, als ſeiner perſönlichen Herzhaftigkeit, eine Probe ab, welche zwar kein Muſter der Nachahmung werden, aber ſtets ein Denkmal großer Geſinnungen bleiben wird. Er hatte im Jahre 1048 bei Gelegenheit der lothringiſchen Begebenheiten mit Heinrich, König von Frankreich, eine Unterredung zu Mez, welche eben die Behandlung von Lothringen betroffen, und ſich dießmal ganz freundſchaftlich geendet hatte; aber im Jahre 1056, da ſich Heinrich in den Rheingegenden aufhielt, kam dieſer König wieder an die Grenze Deutſchlands (nach Ipſch im Kurtrieriſchen) heraus, und erinnerte dießmal den Heinrich an gewiſſe Verſprechen, die er ihm gemacht, und an Ländereien, die man von Frankreich eigenmächtig abgeriſſen hätte; und da er ſah, daß ſeine Vorſtellungen wenig Eindruck machten, gerieth er in die Hitze, und brach endlich in Schmähungen und

Vorwürfe aus, welche Kaiſer Heinrich ganz kalt damit beantwortete, daß er ihn, weil ſie ja beide die Männer und Herren ihrer Länder wären, erſuchte und herausforderte, die Entſcheidung ihrer beiderſeitigen Rechte auf das Schwert ankommen zu laſſen. Er machte auch wirklich Anſtalt zu einem Zweikampf, und erwartete ſeinen Gegner mit einer ſchrecklichen Zuverſicht, als man ihm meldete, daß der König der Franzoſen flüchtig gegangen ſey.

Heinrich befand ſich jetzt in einem Alter von neununddreißig Jahren, als er mit der Ausführung des großen Syſtems, welches ihm ſein Vater wohleingeleitet übergeben hatte, beinahe fertig war. Das Allgemeine war durchgeſetzt, und brauchte nur noch mehr befeſtigt, und nur durch gut eingeleitete Handlungen ſo benützt und fortgeſetzt zu werden, daß endlich eine Geſetzmäßigkeit entſtände. Die auswärtigen Nationen waren theils von Deutſchland abhängig und zinsbar, theils gegen daſſelbe voll Furcht, Achtung und Ergebenheit. In Deutſchland ſelbſt war nichts mehr übrig, als (weil damals noch die Kaiſer ein eigenes Staatsrecht für ſich. das die Fürſten nicht anerkannten, und gleichfalls die Fürſten ein eigenes hatten, das die Kaiſer mißbilligten) daß ein und anderes Wagſtück mit Herzhaftigkeit ausgeführt, dann ein allgemeines Majeſtätsrecht aufgeſtellt, und dagegen jede Einwendung und Hinweiſung auf Geſetze für Majeſtätsverbrechen erklärt, und auf der Stelle ungnädigſt gezüchtigt würde. Der Einfall, die deutſchen Länder und Reichswürden mit unverheiratheten Fürſten, nämlich mit Biſchöfen, welche alle Fürſtendienſte machten, zu beſetzen, wie er in ſolcher Hinſicht, wenigſtens dem Anſcheine nach, ganz herrlich war, wurde von Heinrich noch herrlicher benutzt und erweitert. Er hatte es nunmehr in ſeiner Gewalt, die Biſchöfe mit der höchſten geiſtlichen Würde zu belohnen, wie er dann drei bayeriſche Biſchöfe zu Päbſten erhoben hatte. Der Biſchof Gebhard von Regensburg war ſein Feldmarſchall, der Biſchof Gebhard von Eichſtädt ſein Landverweſer vom Herzogthume Bayern. Auch die bei den Domkirchen vorhandenen Stifter fiengen jetzt an, ſich abzuſondern, und in eine Art von Weltlichkeit überzugehen, und ſo wäre vielleicht die Erſcheinung, (welche indeſſen unter den Ungereimtheiten, die auf der Weltbühne, wohl noch mit großer Ernſthaftigkeit, vor- und nachher zum Vorſcheine kamen, noch lange nicht die ungereimteſte geweſen ſein würde) ſämmtliche deutſche Reichswürden und Länder mit unverheiratheten Fürſten beſetzt zu ſehen, nicht unmöglich geweſen. Hätten ſich die Biſchöfe in eine Verbrüderung wider die Laienfürſten vereiniget, ſo möchte dieſe Erſcheinung um ſo leichter Anhang gefunden haben, als ihr Anſehen über das Gewiſſen des Kaiſers dergeſtalt unumſchränkt war, daß man es beinahe für einen offenbaren Widerſpruch halten möchte, wenn man von ihm lieſt, und überzeugt wird, daß er eines hochſtrebenden, entſchloſſenen und tapfern Geiſtes, und zu gleicher Zeit gegen die Biſchöfe ſo voll Verläugnung und Ergebenheit, und wie ohne eigenen Willen geweſen. Er ſetzte die Krone nie auf, ohne Erlaubniß von einem Prieſter dazu erhalten zu haben, und eines Tages ließ er ſich vom Erzbiſchofe Hanno von Köln, nach der damals in Uebung gebrachten Gewohnheit, die Diſciplin geben, bei welcher Gelegenheit ihn der Erzbiſchof nicht etwa zur bloßen Ceremonie und dem Scheine nach, ſondern in vollem Ernſte durchgepeitſcht, ihn auch über manche Dinge, welche ſeiner Meinung nach an der Regierung zu tadeln waren, eben ſo hart und nachdrücklich ausgeſcholten hat. Aber auch ohne einiges Zuthun der Biſchöfe hätte Heinrich nur ſelbſt von jener unbändigen Unterjochungsluſt, in welche die Leidenſchaft der Herrſchſucht faſt immer auszubrechen pflegt, befallen werden, und Ungerechtigkeiten und Ueberſchreitungen alles Zieles und Maßes für nothwendige Maßregeln ſeines Regierungsſyſtems anſehen dürfen, ſo wäre es um die öffentliche und perſönliche Freiheit der Deutſchen wenigſtens eine Zeit lang geſchehen geweſen. Und wirklich begannen einige Aenderungen in ſeinem Betragen ſich zu äußern, und Große und Kleine klagten es ſich bereits einander, daß er der gerechte, friedliebende Herr nicht mehr wäre, der er anfangs war *). Schon war ihm jeder Unfall, der ſeinen Planen Abbruch that, unerträglich; und eine Nachricht, welche er, da er eben unpäßlich war, erhielt, daß ſeine unter der Anführung der Markgrafen Wilhelm und Graf Theodorich wider die Luiticer abgeſchickten ſächſiſchen Völker eine große Niederlage erlitten haben, drückte ihm das Herz ab. Er ſtarb in Gegenwart Pabſt Victors II., den er kurz zuvor zu einer gemeinſchaftlichen Ueberlegung ſeiner weitern Vorhaben zu ſich berufen hatte, dann im Beiſeyn vieler Biſchöfe und Fürſten, denen er ſeinen ſechsjährigen Sohn, Heinrich, inſtändig empfahl, zu Botfeld am Harze (an der Grenze von Thüringen und Sachſen) im 39. Jahre ſeines Alters 1056 den 5. Okt., und wurde

---

*) Herm. contr. ad a. 1056. Annal. Hildesh. ad a. e.

zu ſeinem Vater Konrad nach Speier geführt.

Er hatte ſich zweimal verheirathet, als a) mit Kunigunde (Tochter Canuts, Königs von England, Dänemark und Norwegen, welche 1038 den 18. Jul. zu Regensburg geſtorben iſt), dann b) mit Agnes von Poitou, Herzogs Wilhelm von Aquitanien Tochter, welche mit ihm 1043 zu Ingelheim vermählt, und im nämlichen Jahre zu Mainz zur deutſchen Königinn, dann 1046 in Rom zur Kaiſerinn gekrönt, dann als Wittwe 1056 regierende Herzoginn von Bayern, dieſer Würde aber nach fünf Jahren müde geworden, und 1077 in Rom geſtorben iſt. In der erſten Ehe wurde ihm (1030) eine Tochter geboren, Beatrix, Abtiſſinn zu Gandersheim. In der zweiten Ehe erhielt er zwei Söhne, als a) ſeinen Nachfolger Heinrich IV., und b) Konrad, der 1056 im erſten Jahre ſeines Alters ſtarb, und einige Töchter, als a) Mathilde, geboren 1045, vermählt an Rudolph von Rheinfelden, Herzog in Schwaben; ſie ſtarb 1060. b) Sophia, vermählt 1063 an König Salomon von Ungarn; ſie ſoll nach deſſen Tod das zweite Mal an Wladislaus I. König in Polen, vermählt worden ſeyn; indeſſen andere eine Tochter Judit als Gemahlinn Boleslaus, Königs in Polen nennen *). c) Adelheid, Abtiſſinn zu Quedlinburg. Noch eine Tochter, Mathilde, ſoll unvermählt zu Goßlar geſtorben ſeyn.

Schriftſteller.

Nebſt den vorigen: Bertholdi Presbyteri Constantiensis Chron. rer. gest. post Herm. contr. obit. ab a. 1053 — 1000; bei Urſtiſius, T. I. — Continuatur Anonym. Hermanni contracti ab a. 1054 — 1066; bei Piſtorius. — Godefrid. Viterbiens. Ibid. — Chronograph. Saxo. a Ch. N. ad A. 1188; bei Leibniz: Accessiones hist. quibus Utilia superiorum temporum Historiis illustrandis scripta etc. continentur. Lipsiae 1698. — Annales Hildesheim. ab a. D. 714 — 1138; bei

---

*) Andr. Abb. vita Otton. Bamb. I. 1. c. 1.

Leibniz, T. I. — Alberici, Monachi trium fontium Dioeces. Leodiens. Ord. Cister. Chron. Emend. ab an. 960 — 1241; bei Menkenius, T. I. — Cosmae Pragens. Eccles. Decani Chron. Bohem.; bei Menkenius, it. bei Freher. — Alberti Stadens. Abb. Chron. ab o. c. — 1256 in Collect. Boecleri, Kulpisii et Schilteri. — Panegyricus de Henrico III. in Canisii Lect. antiq. T. III. Edit. Basnag. — Chron. Leobiens. ab a. Ch. ad an. 1343; bei Pez, T. I.

Kaiſer Heinrich IV.

1056 — 1106.

Inhalt. Die deutſchen Fürſten und Länder waren ohne eigenen Glanz von der deutſchen Krone beſchattet, und befanden ſich in des Kaiſers Hand, als die Minderjährigkeit Heinrichs IV. eintrat, während welcher jeder Große und Kleine nach Freiheit griff, und eine Art anarchiſchen Zuſtandes ſich ankündigte.

Heinrichs verunglückte Erziehung durch einen ehrgeizigen Mann. Er hielt ſich für einen Monarchen, der nur herrſchen und befehlen dürfte, und brachte die deutſchen Fürſten aufs Aeußerſte. Erſter deutſcher Fürſtenbund zu Tribur im Jahre 1066. Sechzigtauſend mißvergnügte Sachſen ergriffen die Waffen. Heinrich entfloh, und irrte drei Tage und drei Nächte, ohne Speiſe und Ruhe, durch dicke

Wälder, bis er endlich bei Eſchwegen in Heſſen ans Tageslicht kam.

Ausbruch mörderiſcher Kriege der Deutſchen wider Deutſche. Schlacht 1075 zu Hohenburg unweit Langenſalza an der Unſtrut, worin Bayern, Schwaben, Rheinländer, Lothringer, und andere (denen Heinrich verſprochen hatte, daß er Sachſen und Thüringer unter ſie theilen wollte) wider die Sachſen fochten, und Beſtürzung der ſiegenden Fürſten über den Verluſt ſo vieler Edeln.

Reichstag zu Gerſtungen 1075, auf welchem das Schickſal der Sachſen entſchieden werden ſollte. Die erſten Laienfürſten erſchienen nicht, indem ſie wahrzunehmen glaubten, daß ihr Beiſtand, wodurch die Sachſen unterdrückt werden ſollten, am Ende gerade dazu dienen würde, ihre eigene Unterdrückung zu befördern. Heinrich ließ den ſächſiſchen Fürſten gegen leichte Bedingniſſe ſeine Verſöhnung und Gnade entbieten, und ließ ſie, als ſie im Lager vor Gerſtungen erſchienen, durch ganz Deutſchland gefänglich fortſchleppen. Und nun ſchien die Ahnung der deutſchen Fürſten, daß die Krone wieder allherrſchend werden würde, in Erfüllung zu kommen.

Erſcheinung Pabſt Gregors VII., und endlicher Ausbruch der ſeit Jahrhunderten öffentlich fortgepflanzter Grundſätze, durch welche die Grenzen der geiſtlich-weltlichen Macht nothwendig ins Unendliche getrieben, und durch dieſelbe alle weltliche Macht verſchlungen werden mußte. Gregor wurde ſelbſt von Deutſchland aus zu einem Machtſpruch veranlaßt, und die Excommunication, welche er 1076 über den Kaiſer Heinrich ſprach, wurde von den mächtigſten deutſchen Fürſten als vollgültig erkannt; ſie ſchien ihnen das einzige Rettungsmittel wider die Alleinherrſchaft der Krone zu ſeyn.

Heinrich demüthigte ſich vor dem Pabſt Gregor VII. zu Canoſſa 1077; — nahm aber, durch das Zureden der Italiener, unmittelbar alles wieder, was er daſelbſt verſprochen hatte, zurück.

Abfall der vornehmſten deutſchen Fürſten, welche ſich zu Forchheim den 7. Mai 1077 den Herzog Rudolph von Schwaben zum König wählen, und Trennung der Deutſchen in unzählige Partheien, deren einige für Heinrich IV., der nach Deutſchland zurückgekommen war, andere ſich für den Pabſt und Rudolph erklärten. Hauptſchlachten zu Melchrichſtadt 1078, zu Fladenheim 1080, zu Wolksheim, wo Rudolph ums Leben kam, und worauf Heinrich, nachdem er ſich in der Perſon des Erzbiſchofs Wilbert von Ravenna einen Gegenpabſt aufgeſtellt hatte, nach Rom eilte, und von dieſem ſich krönen ließ 1084. —

Indeſſen daß die dem Pabſt getreue Parthei in Deutſchland, welche von ihrem Anführer, Herzog Welf von Bayern, die welfiſche hieß, in der Perſon Hermanns von Salm einen neuen Gegenkaiſer aufſtellte. Neue ſchreckliche Aufruhren, Kriege, Verheerungen, und Widerſprüche in Grundſätzen, Abſichten und Meinungen.

Tod Pabſt Gregors VII. 1085; Fortſetzung der eingeleiteten Grundſätze von deſſen Nachfolgern Victor III., und Urban II.; Verheirathung des jungen Welfs II. von Bayern mit Mathilde, und Verſchlimmerung aller Sachen und Ausſichten für K. Heinrich in Italien, wo ſein eigner älterer Sohn, Konrad, als Afterkönig wider ihn auftrat, und ſogar ſeine zweite Gemahlinn Adelheid als Klägerinn wider ihn aufzog. Allgemeines Bündniß der italieniſchen Staaten wider den Kaiſer, das, wie es eben losbrechen ſollte, durch die unvermuthete Trennung des jungen Welfs von der Mathilde getrennt ward 1095. Welf I. oder der Aeltere, verſöhnt ſich, aber zu ſpät, mit Heinrich IV. dem er jetzt nicht mehr erſetzen konnte, was er ihm während der vielen Jahre ſeiner Feindſchaft zerſtört hatte.

Heinrich IV., gebeugt von der langen Reihe ſchrecklichen Ungemachs, äußerte freundſchaftliche Geſinnungen gegen die Deutſchen, und beugſame gegen den römiſchen Hof; aber indem er den Sachſen und Franken ſchmeichelte, verdarb er ſichs in Bayern. Verſchwörung einiger Bayern und Aufhetzung des jungen kaiſerlichen Prinzen Heinrichs V. wider ſeinen Vater und Kaiſer.

Und nun ſah die Welt Vater und Sohn wider einander zu Felde ziehen, und jenen, nachdem ihm dieſer die Krone des Reiches gewaltſam vom Haupte riß, in die Gefangenſchaft wandern, woraus er aber entkommen, und nach Lüttich entflohen iſt, wo er ſtarb 1106. Heinrichs IV. klägliches Schickſal, Charakter, Gemahlinnen, Kinder.

Das Leben Kaiſer Heinrichs IV. iſt unter allen Leben der deutſchen Kaiſer bei weitem eines der ſachreichſten und wichtigſten, und gehört, in mancherlei Betracht, vorzüglich unter diejenigen, welche, zumal den Fürſten und deren Dienern, einen kurzen Inbegriff unzähliger Anweiſungen und Erfahrungen darbieten, und ſie, was nicht immer leicht iſt, lehren könnten, Prunk und Scheingröße, wodurch ſich ſo mancher Hof bethören und irre führen läßt, von wahrer Größe und gründlicher Hoheit zu unterſcheiden, und ſich und ihren Unterthanen tauſend unangenehme Vorfälle und Zerrüttungen, und Schande und Elend zu erſparen. Noch war (unter den Monarchen, deren Leben bereits vorkamen) K. Heinrich I. beinahe der einzige, der dem einfachen Geheimniß einer weiſen Staatsverwaltung nachgetrachtet, und der, nach dem Beiſpiele des großen Karls, ſeine Herrſchaft mehr als ein Mittel, die Bildung der Menſchen zu befördern, denn bloß als Zweck, Menſchen von ſich abhängig zu machen, benutzt hat, und ſein Nachfolger, Otto, genaunt der Große, war ſchon mehr vom Glanz einer majeſtätiſchen Hoheit geblendet. Das Syſtem und Trachten nach monarchiſcher Alleinherrſchaft, wovon dieſer Otto gänzlich erfüllt war, ſtand jetzt, zwar nicht befeſtigt und vollendet, aber aufgeführt da; und als Heinrich III. ſtarb, hatten die uralten deutſchen Völker eigentlich kein Vaterland mehr. Jede Mittelmacht war ſoviel als dahin; jede Vertretung und Vorſtellung der einzelnen Völkerſchaften durch Stände war verdunkelt, und es fehlte den folgenden Kaiſern, falls ihre damalige Macht und Hoheit fortgeſetzt worden wäre, zu einer gänzlichen Unumſchränktheit beinahe nichts mehr, als die Ausdehnung ihres Anſehens auf das freie Eigenthum, und den Gebrauch von Grund und Boden; aber noch waren, ſo zu ſagen, bloß die Körper der Fürſten und freien Deutſchen, aber nicht ihre Geiſter gebeugt. Dieſe bewegten ſich, wie in eine Art von Betäubung verſenkt, zwar leiſe und ſchüchtern; aber ihre Kräfte und Triebe waren nicht dahin, und jeder günſtige Vorfall konnte ſie wecken. Dieſer Vorfall, der nach dem Laufe der Dinge nie ausbleiben konnte, kam. Die Hofliſt der vorigen Kaiſer, die Macht der Laien durch die Macht der Prieſter nieder zu halten, und einen Theil durch den andern wechſelweiſe feſſeln und bewachen zu laſſen, war von jeher auf betrüglichen Erwartungen gebaut, und gleichſam ohne alle Kenntniß des menſchlichen Herzens und des natürlichen Ganges ſolcher Verhältniſſe fortgeführt; und was für die Kaiſer, früh oder ſpät, noch weit ſchlimmere Folgen nach ſich ziehen mußte, ſo hatten ſie bei ihrem raſtloſen Hinſtreben nach Glanz und Größe keine Zeit, oder vielmehr ſie kamen zu dem Grade des Verſtandes und Scharfſinnes nicht, um zu bemerken, daß ſich ſeit vielen Menſchenaltern, in den Hörſälen der Schulen, und bei Begehung weltlich geiſtlicher Feierlichkeiten, ſolche Grundſätze und Gebräuche aufgeſtellt, und immer ernſthafter ausgebreitet hatten, bei deren einſtmaliger Bethätigung es lächerlich ſeyn würde, an eine Alleinherrſchaft zu denken; ja ſie hatten dieſe höchſt wichtigen Erſcheinungen und Grundſätze, durch welche die geiſtliche Gewalt gänzlich mißverſtanden, mit der weltlichen vermengt, und zur Hofmeiſterinn und Richterinn der letztern gemacht wurde, aus Mangel an Verſtand und Einſicht, vielmehr ſelbſt begünſtigt und aufgemuntert. Heinrich jagte aus Unvorſichtigkeit dieſe Grundſätze ins Leben, und büßte für alles, was ſeine Vorfahrer verſehen hatten. Der neue Umſturz war, was er nicht anders ſeyn konnte, gräßlich; aber aus den Trümmern deſſelben giengen Deutſchlands Fürſten und Länder, als eben ſo viele Edelſteine der deutſchen Krone, im neuen jugendlichen Glanze von angeborner Freiheit hervor, die, ſo lange Deutſchland aufrecht ſtehet, beſtehen wird.

Das Leben dieſes Kaiſers wurde theilweiſe von mehr als einem gleichzeitigen Geſchichtſchreiber aufgezeichnet, und zumal wurde die Jugendgeſchichte deſſelben, welche nach meiner Meinung, eben der wichtigſte Theil und die Quelle und Erklärung alles Uebrigen iſt, von zwei Männern (dem Lambert von Aſchaffenburg, und Bruno von Merſeburg) behandelt, welche an Scharfſinn und Verſtand, und einem, durch eine ſorgfältige Lektüre der klaſſiſchen Schriften der Alten gebildeten und genäheten Geiſt, ſohin auch in Hinſicht auf Sprache, Vortrag und Darſtellung den erſten

Rang unter allen Geſchichtſchreibern des Mittelalters behaupten, wiewohl freilich auch zu gleicher Zeit dem allerdings gerechten Tadel nicht entgehen, Begebenheiten, Perſonen und Thatſachen gar oft nach ihren Begriffen und Abſichten beurtheilt, und was dieſen gemäß oder entgegen war, gerühmt oder verworfen zu haben. Bruno zumal, der mit entflammtem Freiheitsſinne wider die Unterdrückung ſeines Vaterlandes eiferte, bot alle Kräfte ſeiner Seele auf, den Kaiſer Heinrich, als den Urheber jener Unterdrückung, mit den ſchwärzeſten Farben zu ſchildern, und ihn und ſeine gleichgeſinnten Anhänger als ruchloſe und verächtliche Gegenſtände darzuſtellen, und dem allgemeinen Haſſe und der bitterſten Verachtung Preis zu geben.

Wenn man indeſſen dieſe an ſich vortrefflichen Männer mit Recht tadelte, daß ſie oft ſtatt die bloßen Thatſachen ohne Begleitung, Schmuck und Zuſatz auftreten zu laſſen, gleichſam in die Thatſachen, die ſie erzählen, nur eingehüllt, ſelbſt aufgetreten ſind, ſo hatte man, däucht mir, anderer Seits Unrecht, ihnen zur Laſt zu legen, daß ſie viele Mühe auf die Sammlung und Erzählung des Privatlebens Heinrichs gewendet, und nicht vielmehr bloß allein ſolche Handlungen, worin Heinrich als eine öffentliche Perſon auftrat, beſchrieben haben. Wenn man die Geſchichte lehrreich und nützlich, und ſohin nicht bloß eine Reihe geſchehener Dinge, ſondern deren Veranlaſſung, Entſtehung und Entwicklung bemerkbar machen will, und man ſoll dieß wollen, ſo iſt es Pflicht, dem Helden, deſſen Eigenthümlichkeit man ſchildern will, in ſeinem Privatleben, ſeiner Erziehung, ſeinen Lehrmeiſtern, Leidenſchaften und Grundſätzen, guten und ſchlimmen Beiſpielen, welche für oder wider ihn waren, aufzuſuchen, indem hier meiſtens die Urſachen und Aufſchlüſſe ſich finden, wie in der Folge ſelbſt durch ſein Zuthun dieſe und jene Begebenheiten entſtanden, und warum die Aeußerungen ſeines Benehmens bei denſelben gerade ſo, und nicht anders, beſchaffen geweſen ſind. Nicht ein unvermeidliches Schickſal oder Verhängniß, ſondern jugendliche Ausſchweifungen und Unbeſonnenheiten zogen dem K. Heinrich die grauſamen Demüthigungen, und die vielen Widerwärtigkeiten, dann den Völkern Deutſchlands und Italiens die gräßlichen Unruhen zu, womit ſeine Lebensgeſchichte ſich auszeichnet. Die Erzählung der Veranlaſſung ſo unglücklicher Begebenheiten von Seite perſönlicher Züge und Eigenſchaften wird demnach nicht am unſchicklichen Orte, noch eine Aufforderung zum Haſſe ſchwacher oder verkehrter Menſchen, ſondern vielmehr eine gute Warnung und Lehre für Menſchen ſeyn.

Die Quelle alles Unglücks, das über Heinrich (und ſo viele deſſen Genoſſen) ſtrömte, das in ſeiner Perſon den Monarchen der Deutſchen nöthigte, viele Stufen herab von ſeinem Throne zu ſteigen, die ſeitdem kein Kaiſer wieder beſtiegen hat, war vorzüglich der Erzbiſchof Albert von Bremen; doch ehe ich dieſes Mannes erwähne, muß ich der erſten Schickſale des jungen Prinzen, und des guten Weges, auf den man ihn hinwies, Erwähnung thun. Da Heinrich erſt im Jahre 1050 (den 11. Nov. zu Goßlar) geboren, ſohin bei dem im Jahre 1056 erfolgten Hintritte ſeines Vaters, Kaiſer Heinrichs III., erſt ſechs Jahre alt war, ſo übertrugen die vornehmſten Reichsfürſten ſowohl die Erziehung deſſelben, als auch (weil Heinrich im Jahre 1054 zu Aachen von Hermann, Erzbiſchof von Köln, zum Könige geſalbt und gekrönt worden, und man der Meinung war, daß, wo der König anweſend wäre, auch der Mittelpunkt des Reiches ſeyn müſſe) die Beſorgung der Reichsgeſchäfte deſſen Mutter, der Agnes von Poitou. Dieſe Vormundſchaft und Reichsverwaltung, bei welcher man hoffen mußte, daß die Fürſten ſich unter ſich ſelbſt gut betragen, und mit den Ausſpendungen der Gnaden bei Beſetzungen der Herzog-

und Biſsthümer ſich beruhigen würden, dauerte bis 1062, in welchem Jahre geſchah, was leicht voraus zu ſehen war. Die Kaiſerinn Agnes hatte, nach dem Beiſpiele ihres Gemahls, ihr unumſchränktes Zutrauen einem Biſchofe, und zwar dem Biſchofe Heinrich von Augsburg geſchenkt, und nach deſſen Rath und Leitung geſprochen und gehandelt. Dieſer Mann wurde von den größern Reichsfürſten und Erzbiſchöfen, was ihnen jeder andere in dieſem Falle geworden ſeyn möchte, bald unerträglich. Da es nur von ihrer feſten Vereinigung und Entſchlieſſung abhieng, die Sachen zu ändern; ſo ſäumten auch einige nicht, wirklich Ernſt zu machen. Die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, der Graf von Braunſchweig, und Otto von Nordheim, welchen letztern doch die Kaiſerinn, aus herzlichem Vertrauen auf ſeine Unterſtützung, eben ein Jahr zuvor zum Herzog in Bayern erhoben hatte, unterredeten ſich, daß ſie ſich des jungen Königs ſowohl, als der Reichspflege bemächtigen wollten, und der Erzbiſchof Hanno von Köln führte im J. 1062 das Vorhaben aus, indem er den jungen Prinzen zu Kaiserswerth liſtig nach ſeinem im Rhein ſtehenden Schiffe lockte, und ihn ſogleich nach Köln mit ſich abführte, zum höchſten Leidweſen ſeiner Mutter Agnes, welche bald nachher aus Unmuth und Eckel gegen das hinfällige und unbeſtändige Weſen aller menſchlichen Hoheit und Würde, im Kloſter Frutchaire, nächſt Turin, den Schleier gewählet, dann nach Rom ſich begeben, und daſelbſt, wo ſie den 14. Dec. 1077 ſtarb, im Lateran ihre Ruheſtätte gefunden hat.

Der Umſtand, daß der junge Heinrich ſich nun in den Händen der erſten und ſtolzeſten Reichsfürſten befand, mag für dieſe wohl freilich eine erwünſchte Gelegenheit geweſen ſeyn, die Grenzen ihres Einfluſſes in die Geſchäfte des Reichs tiefer zu gründen und auszudehnen; aber die Erziehung, und das wahre Wohl des Königs befand ſich keineswegs um ſo ſchlimmer dabei. Der Erzbiſchof Hanno verſäumte nichts, den Verſtand und das Herz des jungen Zöglings, jenen durch einen zweckmäßigen Unterricht, dieſes durch gute Beiſpiele zu bilden, und ihn ſeines künftigen hohen Berufes fähig und würdig zu machen. Hanno nahm hiebei, wie Bruno ſich ausdrückt, mehr auf das, was dem Reiche einſt nützlich ſeyn, als was dem jungen Könige jetzt gefallen könnte, Rückſicht, und dieſer trat allmählig in die Jahre, wo er ſeines eigenen Weges gehen ſollte, als das Unglück einen Mann herbeiführte, durch den mit einem Male alles aufkeimende Gute zu Grunde ging. Dieſer war der oben genannte Albert (ein Sohn des

Pfalzgrafen Friedrichs von Sachſen, ehemals Biſchof zu Halberſtadt, und nun Erzbiſchof zu Bremen). Der Charakter dieſes Mannes wurde vorzüglich von Adam, Canonicus zu Bremen, der ihn täglich geſehen und genau beobachtet, dann von Bruno, der ihn aber, wie es ſcheint, zu tief im Schatten gehalten hat, ausführlich beſchrieben, und verdient in der That mehr, als bloß im Vorbeigehen, einiger Erwähnung, da er um ſo mehr eine ſehr lehrreiche und warnende, als eine an Höfen häufig wieder zurückkehrende Erſcheinung, und dabei ein höchſt bedauerungswürdiges Gemälde menſchlicher Schwachheit iſt.

Albert beſaß nicht nur alle Anlagen, ſondern alle Eigenſchaften eines zur Ausführung großer und würdiger Dinge geſchaffenen Mannes. Er war einer der ſcharfſinnigſten, gelehrteſten, und geſchickteſten Biſchofe ſeiner Zeit, dabei mildthätig, genau in ſeinen geiſtlichen Verrichtungen, ja für ſeine Perſon eines frommen und ſtrengen Lebenswandels, wie die bezeugen, die ihn näher kannten. Dieſe unläugbaren und glänzenden Tugenden wurden durch eine einzige Leidenſchaft, durch eine unbändige Hoheitsſucht, und einen mißverſtandenen Ehrgeiz verdunkelt und verkehrt, und nur deſto gefährlichere Werkzeuge, je größer eben ſeine Geiſtesgaben waren, ſo, daß ſein halber Lobredner, der erwähnte Canonicus Adam mit einer Art ſichtlicher Verlegenheit und Beſtürzung geſteht, „es ſey ſchwer von dieſes Mannes Thaten und Leben etwas Würdiges zu ſchreiben.“ Alberts Plane und Anſchläge waren auf nichts Geringeres, als auf die Errichtung eines Patriarchats zu Hamburg, welchem eine Menge Bisthümer untergeordnet werden ſollten, und wie man vermuthete, wohl gar auf das Erzherzogthum von Sachſen gerichtet. Wer ihm mit ſolchen Hoffnungen ſchmeichelte, dem ſchmeichelte er hinwieder auf alle erſinnliche Art, und es fehlte daher, ſagt Adam von Bremen, nicht an Leuten, welche den Einfall hatten, ihm vorher zu ſagen, er würde zuletzt noch Pabſt werden, und eine einzige Rede dieſer Art konnte ihn, wenn er mitten im Zorn war, beſänftigen. Da, wie leicht zu erachten, die Fürſten, Grafen und Edelleute ſich nicht berufen fühlten, ihm ſolche Schmeicheleien zu ſagen, ſo wimmelte ſein Hof unaufhörlich von allen Arten brodſuchender und verächtlicher Leute, die ihm ſchön gethan, und denen er entgegen gütlich gethan, und ſie, wo er konnte, befördert hat. Er war von Natur aus mild und großmüthig; aber um eine Stufe höher zu ſteigen, und ſein Bisthum unabhängig zu machen, wäre er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, auf Vater und Bruder und auf ſein eigenes Herz geſtiegen. Das ungeheuere Bild von Größe und Hoheit, das ſeiner Phantaſie ſich bemächtiget hatte, flößte ihm allenthalben übertriebene Gefühle ein, und verleitete ihn zu ungeheuern Einfällen. Er hielt weder im Wohlthun, wenn er eben dazu geſtimmt worden war, noch in Anfällen des Zorns einiges Maß, und ſein ganzes Weſen war nach dem Ungemeinen gerichtet. Wenn er von irgend einer prächtigen Unternehmung hörte, wollte er ſie unverzüglich noch prächtiger haben, und um Dinge, die ſonſt Niemand unternahm, zu beſitzen, ließ er Gärten und Weinberge auf ſolchen Plätzen entſtehen, denen die Natur alle Fruchtbarkeit verſagt hatte. Er haßte alle Großen, die ihm als Fürſten ſeines Erzbisthums an Macht gewachſen, oder einigen Eintrag zu thun im Stande waren, und begegnete ihnen mit der auffallendſten Sprödigkeit und Verachtung. Aber ſein einziges Ziel und Studium war der König, und die beliebten Hofdiener, Aufwärter und Lieblinge, die ihn umgaben. Hier war Albert äußerſt liebreich, herablaſſend und zuvorkommend. Er würdigte den Geringſten einer beſondern Aufmerkſamkeit, und es entgieng ſeiner Schlauheit nicht, daß ſolche Leute, ſo gar nichts und im hohen Grade verächtlich ſie ſonſt ſeyn mochten, für ihn wichtiger wären, als Edle und Große. Am Hofe legte Albert ſeine ſtrenge und unerbittliche Denkungsart ab, und verſtand es meiſterlich, durch geſchmeidige Grundſätze und mildernde Einfälle einer ſchlimmen Sache eine Art von Erträglichkeit zu geben, und ſich zum Manne zu machen, den daſelbſt alles ehrte, ſuchte und liebte; welches ihm nur um ſo eher gelang, als er im Aeuſſerlichen den ſtrengſten Anſtand, und ein Betragen voll ſittſamer Eingezogenheit beibehielt.

Gegen einen ſolchen Mann iſt es, auch dem feinen und geprüften Menſchenkenner, ſchwer, auf ſeiner Hut zu ſeyn, da ein Theil der Eigenſchaften, welche Albert beſaß, nur Männern von erſter Rechtſchaffenheit eigen ſeyn kann und muß. Albert gefiel ſowohl dem Erzbiſchofe von Köln, als dem jungen Prinzen zu gleicher Zeit; und indem beide das Verlangen äußerten, ihn bei ſich zu behalten, ſchien es, als freute man ſich allerſeits, daß endlich der Mann gekommen ſey, der ſich vollkommen darauf verſtände, zwiſchen dem ſtrengen Ernſte des Erzbiſchofes Hanno und dem leichtſinnigen und zur Freiheit geneigten Weſen des Prinzen den Mittler zu machen, ohne den guten Abſichten des Erſtern etwas zu vergeben, oder dem Letztern zu viel einzuräumen.

Als Albert den Prinzen ganz für ſich hatte, kamen an jenem noch ganz andere Tugenden, welche anfangs nicht gleich jedermann wahrgenommen haben mochte, zum Vorſchein. Albert war auch ein heiligmäßiger Mann, als aus deſſen Mund unaufhörliche Strafpredigten wider den Verfall der Religion und der guten Sitten ſtrömten, und ſeiner Seits einen untadelhaften Lebenswandel (wie er dann auch keiner unſittlichen Ausſchweifung bezüchtiget wird) verkündigten. Er betheuerte in Einem fort, daß alles Gute verfalle und ſchon verfallen wäre; und als er einſt, nach ſeiner Gewohnheit, an einem hohen Feſte, wo alles Volk verſammelt, und der ganze Hof anweſend war, predigte, betheuerte er in der Hitze, es gebe zu ſeiner Zeit weder brave noch adelige Leute mehr, und eben da, wo er jetzt predigte, seyen nur er (er ſetzte ſich, ſagt Bruno, dem Könige vor) und der König noch übrig. Bei dieſer Gelegenheit ſagte er auch: „er hätte ſo viele Gewalt, wie einſt ſein Bruder, der Apoſtel Petrus, gehabt hätte; ſonſt aber ſey er noch gar viel beſſer; denn er habe Chriſtum nicht verläugnet, was Petrus gethan hat.“

Bruno erzählt verſchiedene Anekdoten, welche den Charakter dieſes Mannes, der es ſo weit trieb (und damals ſo weit treiben kennte, daß er ſich ſogar die Gabe der Weisſagung und Erſcheinungen zuſchrieb, ganz ausmalen, wovon ich im Vorbeigehen nur eins anführen will. Der heilige Mann fand ein außerordentliches Behagen an einer mit vielen und auserleſenen Speiſen wohl beſetzten Tafel, nicht um ſeiner Perſon gütlich zu thun (denn er lebte für ſich ſehr eingezogen, und achtete keine Ergötzungen), ſondern um einige Pracht zeigen, und ſeine Schmeichler belohnen zu können. Dieſer Umſtand erſchöpfte zuweilen ſeine Schatzkammer, und eines Tages gebrach es dergeſtalt, daß nicht einmal das Unentbehrliche angeſchafft werden konnte. An dieſem Tage hatte ſich Albert ſorgfältig vor ſeinem Küchenmeiſter, als auf deſſen ſinnreiche Vorſicht er ſich verlaſſen wollte, verborgen; und als er merkte, daß ihn dieſer mit gleicher Sorgfalt aufſuchte, hatte er ſich in das abgelegenſte Zimmer geflüchtet, und ſich endlich plötzlich auf die Erde geworfen, und die Stellung und die Geberden eines Menſchen, deſſen Geiſt ſich aus Andacht nach dem Himmel erhoben hätte, angenommen. Eine Weile gab ſich der Küchenmeiſter alle Mühe, ihn durch Huſten und andere Bewegungen zum Aufſtehen zu bringen; dann aber warf er ſich voll Ungeduld zu ihm hin, und raunte ihm ins Ohr: „Bittet, Herr, daß man euch etwas zu eſſen ſchicke, denn wir haben nichts.“ Nun that Albert, als wenn er von einer tiefen Verzuckung plötzlich zu ſich käme, und indem er den Küchenmeiſter einen verwegenen, dummen Menſchen, der ihn in ſeiner Unterhaltung mit Gott geſtört hätte, ſchalt, ſetzte er hinzu: „Hätteſt du geſehen, was Transmandus zu ſehen gewürdiget worden, ſo würdeſt du dich mir, wenn ich bete, nicht nähern.“ Transmandus, der eben gegenwärtig geweſen, war ein Maler aus Italien, und war nicht ſo ungefällig, dem Erzbiſchofe ſeinen Einfall zu verderben; er verſicherte auch gleich, ſchon lange einige himmliſche Geſtalten mit dem Erzbiſchofe im Geſpräche geſehen zu haben.

Der junge Heinrich war vom Erzbiſchofe Hanno (dieſer Hanno war eben derjenige, der dem Vater des Prinzen die Diſciplin gab) ſehr ſtreng gehalten worden. Jetzt fieng er an, ſich den wildeſten Ausbrüchen eines unbändigen, ausſchweifenden Temperamentes zu überlaſſen, und Albert kam darüber (nicht aus eigener Liederlichkeit, ſondern vermöge einer nothwendigen Folge ſeiner ehrgeizigen Plane) ganz und gar nicht außer Faſſung. Statt den jungen Prinzen, wie es ſeine Pflicht geweſen wäre, zu warnen, und ihm die Folgen, die in Kurzem mit ſchwerer Laſt auf ihn zuſammen fallen würden, zu zeigen, pflegte er zu ſagen, man müſſe dem Prinzen wohl etwas zu gute halten; und dieſem ſelbſt gab er zu verſtehen, daß ſeine Ausſchweifungen im Grunde eben nicht viel zu bedeuten hätten, wenn er nur ſonſt die Religion feſt beibehalten, und beſonders einſt in der Stunde des Todes ſich derſelben erinnern wollte. Der Mann, ſetzt Bruno, der dieß alles erzählt, hinzu, ſcheint angenommen zu haben, daß man nach ſeinem Belieben in einer einzigen Stunde ſein Leben völlig ändern könne; er bedachte nicht, daß den Weg, welchen der Jüngling einſchlägt, der Mann ſelten wieder verlaſſe, und daß ein Gefäß den Geruch, den es, da es noch etwas weich war, einſog, nicht leicht wieder verliere *).

---

*) Eine noch wichtigere Bemerkung über die eben ausgeſprochenen Grundſätze des Erzbiſchofes Albert hat Bruno gar nicht berührt. Iſt es nicht ein fürchterlicher Grundſatz: „Des Prinzen Ausſchweifungen hätten im Grunde eben nicht viel zu bedeuten, wenn er nur ſonſt die Religion feſt beibehalten würde!“ — Welche Religion meint denn der Erzbiſchof, bei deren Feſthaltung Ausſchweifungen nicht viel zu bedeuten haben? Die Religion Jeſu, das eine und wahre Chriſtenthum kann er nicht meinen. — Gebildete Leſer werden leicht errathen, welche Religion hier zu verſtehen ſey. Aber wehe dem Fürſten, der ſich religiös dünkt, und Religion im Munde führt,

Ein anderer, nicht weniger fürchterlicher Grundſatz, den der Erzbiſchof dem jungen Herrn beibrachte, war, der König brauche über ſeine Handlungen Niemanden Rechenſchaft zu geben; er dürfe und könne alles, und brauche als König und Kaiſer nichts zu thun, als diejenigen, welche ihm Einwendungen machen würden, für Beleidiger ſeiner Majeſtät zu erklären, und ſie von ihren Würden und Gütern zu jagen. Dieſer letztere Grundſatz, als welcher dem jungen Könige die Sache mit einem Male ſo leicht machte, und ihn, nach ſeiner Vorſtellung, in den Stand ſetzte, herrſchen zu können, ohne regieren zu müſſen, war ihm nicht minder äußerſt angenehm, und verließ ihn niemals wieder gänzlich, ungeachtet ſo vieler erfolgter Drangſalen und Erfahrungen, welche ihm die Macht und Pflicht eines Regenten von der geheiligten Seite hätten darſtellen, und ſeine mißleitete Denkungsart hätten berichtigen ſollen.

---

und dennoch ſich überzeugen kann, ſeine Ausſchweifungen haben nicht viel zu bedeuten! Noch mehr, wehe dem Volke, das von einem ſolchen Fürſten regiert wird! Nam: regis ad exemplum etc. Am meiſten aber wehe jenen Schmeichlern, Heuchlern und Lügnern, die einem Fürſten ſolche verdammliche Grundſätze beibringen, oder ihn darin beſtärken!" A. d. H.

Indeſſen waren es eben dieſe und ähnliche Grundſätze, durch deren Hilfe der Erzbiſchof ſeinen Einfluß und ſeine Gewalt über den jungen Monarchen, als deſſen Bequemlichkeit und Eitelkeit dadurch außerordentlich geſchmeichelt wurde, mit den dauerhafteſten Banden ſicherte und befeſtigte. Es wurde ihm nunmehr, da er einzig das ganze Vertrauen deſſelben im Beſitze hatte, eben ſo leicht als nothwendig, nur ſolche Männer in der Hofgunſt zu dulden, welche ihm blindlings ergeben, und aus Niederträchtigkeit in ſein Joch ſich unbedingt zu ſchmiegen bereit waren. Biedere, und freimüthige, und wahrhaft treue Edle, welche nur auf Pflicht und Amt Rückſicht nahmen, ſtanden, ehe ſie ſichs verſahen, oder ſich vertheidigen konnten, auf der Liſte der Verdächtigen und Mißvergnügten, und wurden ohne weitere Unterſuchung von Amt und Würden entfernt, oder wohl gar unter dem Vorwande, daß ſie der königlichen Majeſtät zu nahe getreten wären, mißhandelt. Heinrich, der mit der Befriedigung ſeiner Leidenſchaften und ſeiner Bequemlichkeit genug zu thun hatte, merkte nicht, oder wollte und konnte nicht merken, was vorgieng. Er ließ den Albert, auf den er ſich unbedingt verließ, machen, was er wollte, mit der ſtillſchweigenden Bedingniß, daß auch er ihn an nichts hindern, vielmehr befördern ſollte, was ihm belieben würde. Albert war der gefälligſte Mann von der Welt, alles gut zu heiſſen, oder doch, wenn die Sache zu arg war, zu entſchuldigen, und nachdem er ſogleich den Antrag führte und durchſetzte, daß Heinrich im fünfzehnten Jahre ſeines Alters wehrhaft gemacht, ſohin ſeiner eigenen Leitung fähig erklärt werden ſollte, gieng gleichſam jeder ſeines eigenen Weges.

Des Albert Sache war, Würden und Aemter zu verkaufen. Ein gewiſſer junger und frecher Menſch, Werner mit Namen, machte den Unterhändler, und die Kaufgewerbe wurden ohne alle Schaam und künſtliche Bemäntelung getrieben. Bis dahin wurden bei Biſchofwahlen die Biſchöfe im Allgemeinen von der Geiſtlichkeit vorgeſchlagen, vom Volke mit Freudenrufen empfangen, und vom Kaiſer, oder (wie vormals in Bayern herkömmlich war) von dem Landesherrn ernannt, oder wenigſtens beſtätigt; jetzt wurde weder auf Gelehrſamkeit, noch auf Sitten, noch auf das Vertrauen der Geiſtlichkeit und des Volkes Rückſicht genommen, ſondern der nächſte, der beſte, der Geld und Luſt hatte, konnte kaufen, und kaufte. Die Abteien wurden vollends wie bloße Kammergüter, und deren Einkünfte wie ordentliche Kammergefälle behandelt, und gleichſam verhandelt, oder als Gnaden vertheilt. Albert, der ſich hierin, wie leicht zu erachten, am beſten bedachte, hatte den Einfall, verſchiedene Große, deren Unwillen ihm einige Verdrießlichkeiten hätte zuziehen können, ebenfalls mit Abteien zu beſchenken, und auf dieſe Weiſe ſich mit denſelben gleichſam abzufinden. Wenn das Geld deſſen ungeachtet manchmal nicht zureichte, die Bedürfniſſe des Albert zu ſättigen, ſo hatte er einen andern Einfall, der ſelbſt die Unverſchämtheit beſchämen mußte, in Bereitſchaft. Er ließ die eingekauften Biſchöfe der Simonie anklagen, entſetzte ſie unter dieſem Vorwande, und verkaufte die erledigte Stelle wieder an andere. Da die entſetzten Biſchöfe in der Stadt, die ſie verlaſſen ſollten, manchmal eine mächtige Parthei für ſich auftreten und handeln ließen, ſo bekamen, ſagt Bruno, viele Städte zwei Biſchöfe, deren keiner würdig war, die Stelle eines Biſchofes zu vertreten. Der junge König unterſchrieb alles, was Albert ihm vorlegte. Ich brauche die Folgen davon nicht erſt weitläufig zu ſchildern, oder die unzähligen Vorfälle innerer Zwietracht und Meutereien, welche durch ſolche Behandlungen nothwendig veranlaßt werden mußten, nach der Länge zu erzählen. Ganz Deutſchland gerieth in einen ſchwankenden Zuſtand von Beſtürzung und Schmerzen, und die Sachſen zumal, denen der junge König noch überdieß durch ſeinen beſtändigen Aufenthalt daſelbſt doppelt beſchwerlich wurde (denn der König der Deutſchen gieng bei den Deutſchen zu Tiſch, das iſt, er wurde von der Provinz, worin er anweſend war, freigehalten), wußten ſich kaum mehr zu faſſen, und ſahen ſich ſtillſchweigend um Hilfe um.

Heinrich hatte ſich, während Albert durch ſeine Bedrückungen alle Gemüther wider ſich und ihn aufbrachte, ſeiner Seits durch ausſchweifende Buhlſchaften und niedrige Streiche gleich verhaßt und verächtlich gemacht. Statt zu erzählen, was die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber mit vollem Bezeigen ihres Entſetzens hierüber insbeſondere anführen, merke ich nur an, wie unüberlegt und ganz ohne Kenntniß der Sache diejenigen urtheilen, welche die wahrhafte, geordnete und jungfräuliche Liebe, wodurch wohlwollende Empfindungen gezeigt, und ſtarke Neigungen zur Ordnung und Edelmüthigkeit hervorgebracht und genährt werden, mit den wilden Trieben der Buhlſchaft vermengen, und gegen dieſe, als gegen höchſtens nur ſchwache und wohl gar manchmal liebenswürdige Leidenſchaften allen möglichſt nachſichtlichen Glimpf, und eine Art von aufmunternder Schonung äußern, da es doch nur ein höchſt ſeltenes, und bloß von zufälligen Umſtänden veranlaßtes Ungefähr iſt, wenn ſie allein auf den Unglücklichen, der in ihren Netzen verſtrickt liegt, mit ihrer ſchrecklichen Macht ſich einſchränken, ſonſt und ihrer Natur nach aber den Menſchen mit wüthiger und tobender Gewalt aus allen Schranken jagen, und am Ende zu jeder Niederträchtigkeit und Grauſamkeit hinreiſſen. Heinrich, der, vermöge ſeiner natürlichen Anlage, zu einem ſanften und klugen Betragen geeignet zu ſeyn ſchien, wurde, da die abwechſelnden Unruhen der tobenden Leidenſchaft ſeines Weſens ſich bemächtigt hatten, gleichſam aus ſich ſelbſt herausgeworfen, und ein fremder Menſch, der nicht mehr ſah, was Recht und Unrecht, klug oder höchſt unklug, herabſetzend und unanſtändig, was andern unausſtehlich, und ſeiner eigenen Perſon, ſeinen eigenen Abſichten höchſt nachtheilig war. Er hatte ſich im Jahre 1066 zu Tribur mit Bertha, Tochter des Markgrafen Otto von Suſa (mit welcher er von ſeinem Vater bereits im fünften Jahre ſeines Alters verlobt worden war), vermählt. Was die deutſchen Fürſten, welche ihm wegen dieſer Heirath immer anlagen, zumal in Hinſicht, daß Bertha ein ſehr ſchönes und edelmüthiges Frauenzimmer war, hofften, daß Heinrich zu einem wohlgeordneten Leben zurückkehren würde, traf nicht ein. Heinrich, in deſſen Gemüth der Hang zur Ungebundenheit bereits zu ſtarke Wurzel gefaßt hatte, ſah ſeine Gemahlinn bald als eine unerträgliche Laſt an, von der er nicht genug eilen konnte, ſich zu befreien. Er gerieth hierbei auf verſchiedene Einfälle, deren einer aber ſeiner eigenen Perſon theuer genug zu ſtehen kam. Er hatte einem ſeiner Vertrauten befohlen, ſich in die Königinn verliebt zu ſtellen, und ſie zur Untreue zu reizen; er wollte ſie dann, dachte er, in der That überfallen, und unter dieſem Vorwand der Untreue verſtoſſen. Die Prinzeſſinn merkte die Liſt ſchon aus der Unverſchämtheit, mit welcher der Hofſchranze ſeinen Auftrag betrieb; und nachdem ſie ihre Maßregeln genommen hatte, beſtimmte ſie endlich ihm eine Stunde, zu der er ſich einfinden ſollte. Heinrich ſchlich mit ſeinem Geſellen im Finſtern herbei, und war ſo voreilig, daß er, wie das Zimmer geöffnet ward, der erſte hineindrang. In dem Augenblicke wurde er auf ein Zeichen der Prinzeſſinn, die ihn ſogleich erkannt und die Thüre nach ihm verriegelt hatte, dergeſtalt entſetzlich von den verſteckten Hoffräulein (ungeachtet ſeines Rufens, daß er der König ſey, welches aber dieſe, wie ſie hinwieder riefen, für unmöglich hielten) geprügelt, und zuletzt mit Beulen und Wunden bedeckt, aus dem

Zimmer geſtoſſen, daß er über einen Monat bettlägerig war. Endlich wendete ſich Heinrich an die Reichsfürſten, auf deren Stimmen er ſonſt wenig Rückſicht nahm, und im Jahre 1069 ſollte auf einem Reichstage zu Worms die Eheſcheidung förmlich vor ſich gehen. Heinrich hatte ſich hierbei ganz auf die Einlenkung und Unterſtützung des Erzbiſchofes Siegfried von Mainz verlaſſen, der als Reichskanzler das größte Anſehen behauptet, und der bei dieſer Gelegenheit die zuverſichtlichſte Hoffnung, einige längſt geſuchte beträchtliche Vortheile einmal durchſetzen zu können, gefaßt hatte. Es hatten nämlich die Erzbiſchöfe von Mainz ſchon längſt die allgemeinen Zehnten von Thüringen (theils weil ihr Kirchenſprengel ſich dahin ausgedehnt hatte, theils weil die beträchtlichſten herzoglichen Güter nach Mainz lehenbar waren) inſtändig geſucht, und noch vor Kurzem hatte dieſe Zehnten der thüringiſche Herzog Otto nicht nur in Betreff der Lehengüter, ſondern auch in Rückſicht aller Thüringer zugeſagt, dieſe aber ſich ſtandhaft entgegen geſetzt. Der junge König, der ſeine Befehle, Einfälle und Launen für Grundſätze und Rechte hielt, machte ſich ohne weiters verbindlich, daß er den Erzbiſchof, falls er ihm zur Eheſcheidung verhilflich wäre, in den unbedingteſten Beſitz ſeiner Wünſche ſetzen wollte; und wiewohl die geſuchte Eheſcheidung nicht zu Stande kam (denn der Erzbiſchof hatte die Vorſicht gebraucht, die Sache dem römiſchen Hofe anzuzeigen, und dieſer hatte einen Legaten geſchickt, welcher, nebſt den übrigen Reichsfürſten, die Scheidung verhinderte), ſo glaubte Heinrich doch, daß es ſein Anſehen erforderte, den Zehnthandel ins Werk zu ſetzen; ja er ſah ſogar dieſen Vorfall für eine erwünſchte Gelegenheit an, allen Fürſten und Völkern Deutſchlands ein für allemal ein entſcheidendes Beiſpiel zu geben, daß er, was ſie immer noch nicht glauben wollten, in allen Fällen ihr unumſchränkter Herr und Monarch ſey.

Die Verfaſſung von Deutſchland, und die Grundſätze und Geſinnungen der deutſchen Fürſten und Stände hatten damals bereits eine beſondere Wendung und Beſchaffenheit gewonnen, bei welcher es äußerſt gewagt und unklug war, ihr Mißvergnügen anzufachen, und es zu einer offenbaren Erklärung kommen zu laſſen. Dieſe deutſchen Fürſten und Völkerſchaften hatten es nichts weniger, als vergeſſen, wie ſehr Kaiſer Otto, genannt der Große, ihre Freiheiten beſchränkt, und wie gewaltſam ſie ſeitdem der neue fränkiſche Kaiſerſtamm gekränkt, und täglich unterwürfiger zu machen getrachtet hatte. Die großen und kleinen Volker gaben von Zeit zu Zeit Beweiſe, daß ſie in jene Gewalt, deren ſich ſchon die ſächſiſchen Kaiſer angemaßt hatten, die Herzoge und Fürſten nach ihrer Gunſt und Willkühr einzuſetzen, und dieſelben wie bloße Hofbeamte zu behandeln, nie einwilligen würden, und die Beſetzung der Herzogthümer gieng häufig nicht ohne Unruhen vor ſich, wobei Blut vergoſſen, und Land und Leute mit Gewalt zum Schweigen gebracht und niedergedrückt werden mußten. Die Kaiſer traten indeſſen nicht mehr zurück, und hielten vielmehr jede Nachgiebigkeit für unklug und ſchädlich. Statt daß ſie bei Beſetzung der großen Reichswürden die herkömmliche Einwilligung der Stände hätten verlangen ſollen, beſetzten ſie dieſelben mit Leuten ihres Anhanges oder ihrer Familie, und behandelten ſie vollkommen nach ihrem Eigendünkel. K. Heinrich III. trieb dieſe Eigenmacht aufs Höchſte, und die deutſchen Völker wußten gar nicht, was und woran ſie wären. Das Herzogthum Bayern z. B. bekam im Jahre 1053 einen dreijährigen Prinzen, nämlich eben den gegenwärtigen K. Heinrich IV. zum Regenten, und einen Biſchof zum Statthalter. Im Jahre 1056 wurde deſſen Bruder, Konrad II., ebenfalls ein dreijähriger Prinz, Herzog; und als dieſer im nämlichen Jahre ſtarb, nahm ſeine Mutter, die verwittibte Kaiſerinn Agnes das Herzogthum gleichſam als ein Eigenthum oder Wittibſitz zu ſich, bis es ihr im Jahre 1061 gefiel, dasſelbe an einen Sachſen, Otto II. von Nordheim abzutreten. Eine ſolche Veränderung und Willkühr mußte den Bayern, und in gleichen Fällen andern Völkern, als welche ſich von einer ſolchen Regierung in Rückſicht eines gegründeten Wohlſeyns ihrer Länder nichts Gutes verſprechen konnten, eben ſo ſehr, als ſelbſt den auf ſolche Weiſe aufgeſtellten Herzogen, welche bei ihren Würden nie ſicher waren, nothwendig äußerſt mißfallen. Das Seltſamſte, und mit ſich ſelbſt im Widerſpruche Stehende dabei war, daß ſelbſt die Kaiſer bei eben den Vorfällen, deren Ereigniſſe ſie ſo begierig ergriffen, um bald dieſe bald jene Vornehme des Reichs zu demüthigen, genöthigt wurden, zu gleicher Zeit andere wieder zu erheben, und dieſen letztern, wenn ſie ihres Beiſtandes benöthiget waren, von Zeit zu Zeit verſchiedene wichtige Vorrechte und Freiheiten zu ertheilen, deren Genuß und Beſitz nachher die Söhne nicht nur bei ihrer Familie zu erhalten, ſondern täglich weiter auszudehnen geſucht haben. Während der Minderjährigkeit des (gegenwärtigen) Heinrich that jeder weltliche und geiſtliche Große, was er wollte, ſo, daß der Verband der Reichsgeſetze und die Furcht und Achtung für die Majeſtät des Reichs ſich beinahe verloren, und daß eben durch das ungezähmte Ringen nach mißverſtandener Unabhängigkeit die wahre Freiheit, deren Hauptweſen darin beſteht, unter der Gerechtigkeit und dem Schutze der Geſetze Ruhe und Sicherheit ſeines Lebens und Eigenthums genießen zu können, nie mehr, als damals, gelitten hat. Niemand hatte Anſehen genug, der Unordnung Einhalt zu thun; ja der Erzbiſchof Hanno von Köln, als er den jungen Prinzen zu ſich nahm, fand ſich, um nicht zu ſcheinen, als wenn er vor andern Reichsfürſten einer beſondern Macht ſich anmaßen wollte, genöthigt, unverzüglich zu erklären, daß ein jeder Biſchof, in deſſen Diöces ſich der König aufhalten würde, die Sorge des Reiches übernehmen, und die Stelle eines Kanzlers vertreten ſollte *). Bei einer ſolchen Stimmung der Großen kam das übermüthige Betragen des Erzbiſchofes Albert ganz und gar zur Unzeit, und dasſelbe würde von einem ſo treſſlichen Kopf, wie er war, kaum zu begreifen ſeyn, wenn man nicht wüßte, daß die Herrſchaft unumſchränkter Günſtlinge zuletzt immer ganz blind und raſend zu ſeyn pflegt. Nachdem die

---

*) Lamb. Schafnab.

Fürſten die häuſigen Erniedrigungen und Mißhandlungen täglich tiefer empfunden, und ſich heimlich einer gegen den andern beklagt hatten, ereignete ſich endlich, was ſich, nach dem Zeugniſſe der Weltgeſchichte, aller Orten auch bei den ergebenſten und nachgiebigſten Gemüthern zu ereignen pflegt, wenn ſie durch Druck und Noth zur Verzweiflung getrieben, und in jenen Zuſtand verſetzt werden, der, um die Sache in einem Bilde vorzuſtellen, mit dem verglichen werden kann, was ſich mit dem beugſamſten und geduldigſten aller Elemente, mit der Luft ergiebt, als welches immer folgſam und willig jeder Bewegung nachgiebt und ausweicht, jeden Ton und jeden Gebrauch, wozu man es benützen will, annimmt und ausführt, aber wenn es gewaltſam gedrückt wird, Gebirge von ſich wirft, und die Erde in ihrem Innerſten zittern und ſeufzen macht. Die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln wurden die Urheber einer Unternehmung, die bis dahin noch neu und unerhört war. Sie luden die Fürſten ein, nach Tribur zu einer gemeinſamen Berathſchlagung zu kommen, und ſogleich verſammelte ſich daſelbſt im J. 1066 eigenmächtig der erſte deutſche Fürſtenbund, bei welchem das gemeinſame Wohl und Recht wider den König in gemeinſamen Schutz genommen, und dieſer zur Parthei gemacht werden ſollte. Der Erzbiſchof Albert, der die Folgen einer ſolchen Verſammlung überſah, rieth, und beredete den jungen Heinrich, ſich unverzüglich nach Tribur zu begeben, und durch ſeine Gegenwart den Ausbruch eines nahen Ungewitters zu verhindern. Dieſe Vorſicht diente indeſſen zu nichts, als daß Heinrich ſelbſt Augenzeuge wurde, wie weit es mit den mißvergnügten Fürſten gekommen ſey. Dieſe ſagten ihm mit dürren Worten ins Geſicht, er müſſe entweder ſelbſt abdanken, oder ſeinen Liebling und Mitregenten, Albert, entlaſſen.

Heinrich, nachdem er vergeblich geſucht hatte, durch Liſt nach Goßlar zu entkommen, fügte ſich in die Nothwendigkeit, und entließ den Albert auf den Schein, rief ihn aber bald wieder zu ſich, worauf die Sachen, wie ehemals, und um ſo mehr noch ſchlimmer als ehemals giengen, als Heinrich, auf Einrathen des Albert, lange vorher wider allenfallſige Empörungen in Sachſen ſolche Vorkehrungen getroffen hatte, von denen er ſich gar nicht vorſtellen konnte, wie ſie jemals mißlingen könnten. Er hatte nämlich auf den vortheilhafteſten Anhöhen in Sachſen und Thüringen feſte Schlöſſer erbaut, und was ihn am meiſten ergözte, ſelbſt die Einwohner, welche nach ihrem unbefangenen Herzen der Meinung waren, daß der König bloß von einer jugendlichen Bauluſt eingenommen ſey, bereitwillig gefunden, den Bau derſelben zu befördern. Heinrich beſetzte ſie jetzt mit Mannſchaft, welche aus Mangel an Proviant und aus frechem Uebermuth den benachbarten Großen äußerſt läſtig fiel, und befahl nun an der Spitze eines Heeres den Thüringern, ohne im Geringſten auf ihre Vorſtellungen zu achten, mit einer unerbittlichen Härte, dem Erzbiſchofe von Mainz den Zehnten zu entrichten. Er züchtigte zugleich einige Große, welche ſich in ſeine Befehle nicht fügen wollten, und wurde nicht klüger, da er wahrzunehmen hatte, daß ſich die Thüringer nichts weniger, als bereit fanden, die Zehnten auszuliefern, ſondern vielmehr diejenigen, welche ſich derſelben mit Gewalt bemächtigen wollten, theils zerſtreuten, theils tödteten. Damals war ihm kein Mittel zu niedrig, um nach ſeiner Meinung ſich fürchterlich zu machen. Da man ihm wider den Herzog Otto II. von Bayern den Verdacht beigebracht hatte, daß dieſer beherzte und verſtändige Fürſt im Falle eines Aufſtandes der Sachſen nicht ſäumen würde, dieſen ſeinen Landsleuten mit den ihm ergebenen Bayern beizuſtehen, ließ er denſelben einer niederträchtigen Handlung beſchuldigen*), und durch ein geſetzwidriges Urtheil einiger, wegen Privathändel ihm abgeneigter Großen im Jahre 1070 des Herzogthums entſetzen; ſo nahm er zwei Jahre nachher auch dem Berthold von Zähringen (im Breisgau) ſogar ohne ſcheinbare Urſache, das Herzogthum Kärnthen, und gab es ſeinem Vetter Marquard von Eppenſtein. Das Herzogthum Bayern gab er dem erſtgebornen Sohn des Markgrafen Azo II. zu Eſte, Welf I, der jetzt die niedrige Schwachheit begieng, von dem entſetzten Herzog Otto, ſeinem Schwiegervater, ſich abzuziehen, und deſſen Tochter Ethelinde, ſeine rechtmäßige Gemahlinn, ungeachtet der ihr zweimal eidlich zugeſagten Treue, zu verſtoſſen **). Das Mißvergnügen der Völker wurde täglich zum Ausbruche reifer, und in Sachſen und Thüringen, auch in Schwaben, und ſchon auch größtentheils in Bayern, wo man zu ſehen glaubte, daß das Schickſal der Thüringer das allgemeine Schickſal ſeyn, und Deutſchland um alle Freiheit und Verfaſſung kommen würde, hielten die Vornehmen häufige Zuſammenkünfte, um ſich wegen der Mittel, durch welche ihre Rettung bewirkt werden ſollte, zu berathſchlagen.

---

*) Bruno.

**) Lamb. Schafnab.

Noch wäre es möglich geweſen, die geſchehenen Fehltritte durch Klugheit beizulegen, und die beſtürzten Großen zu beruhigen. Dieſe, welchen ein öffentlicher Aufſtand gegen ihren König zwar eine unvermeidliche, aber dennoch eine neue und beiſpielloſe Sache war, waren noch immer zu Unterhandlungen geneigt, und ſelbſt der äußerſt mißhandelte Herzog Otto II. von Bayern, ungeachtet er in der erſten Entrüſtung durch ein in Eile zuſammengerafftes Heer in Thüringen bewieſen hatte, weſſen man ſich zu ihm zu verſehen hätte, falls man ihn aufs Aeußerſte treiben wollte, ließ ſich bereden, im Jahre 1071 um Pfingſten nach Halberſtadt zu kommen, und ſich dem Urtheile eines gleichbürtigen und geſetzmäßigen Fürſtengerichts zu unterwerfen. Als er daſelbſt erſchien, ließ ihn Heinrich gefangen ſetzen. Dieß geſchah auch dem Erbprinzen Magnus von Sachſen, welcher, als der thätigſte Freund des Herzogs Otto, in Arreſt nach dem Schloſſe Harzburg wandern mußte. Jener wurde nach einem Jahre, gegen Abtretung vieler Güter an den König, losgelaſſen; Magnus aber, welcher ſich zu nichts, und am wenigſten zur Entſagung ſeiner Anſprüche auf die herzogliche Würde von Sachſen verſtehen wollte, wurde erſt nach zwei Jahren durch eine glückliche Unternehmung ſeines Vatersbruders, Hermann, befreit. Heinrich ließ ſich nämlich beifallen, die Feſte Lüneburg, welche der ſächſiſch-herzoglichen Familie zuſtändig war, an ſich zu ziehen, und ſiebenzig ſeiner getreueſten Freunde und Anverwandten mußten ſie ohne weiters beſetzen. Dieſe Herren, geborne Schwaben, fanden zwar ein ſehr feſtes Schloß, aber nicht ſo viel Proviant, womit ſie auch nur auf etliche Tage hätten auslangen können. Hermann eilte auf die erſte Nachricht mit entſchloſſenen Sachſen herbei, und erklärte ſogleich, daß er ſie nur gegen die Befreiung des Prinzen Magnus loslaſſen würde. Heinrich, der ſich außer Stand ſah, den Seinigen ſo eilig als nöthig, Hilfe zu leiſten, mußte einwilligen, und die erfreuten Sachſen trugen ſich lange mit dem Sprichworte herum, daß Ein Sachſe ſiebenzig Schwaben werth ſey.

Um die nämliche Zeit begieng Heinrich eine andere Thorheit. Er hatte, da endlich im Jahre 1072 der Erzbiſchof Albert von Bremen, der Haupturheber alles Unheils, geſtorben war, in einem Augenblicke, wo ſich ihm die Zerrüttung aller Sachen lebhaft dargeſtellt haben mochte, den Erzbiſchof Hanno von Köln erſucht, der Geſchäfte ſich anzunehmen. Dieſer ſchon ſehr betagte, fromme, und auf Recht und Billigkeit ſtreng haltende Herr fand ſich dazu aus Liebe zum allgemeinen Beſten bereitwillig, erfuhr aber eben ſo bald, daß es ſchlechterdings unmöglich ſeyn würde, die Hofleute, welche den Prinzen umgeben, auch ihn ganz in ihre Gewalt genommen hatten, zu einem beſſern Betragen zu ſtimmen, und den gräßlichen Unordnungen auch nur einigen Einhalt zu thun. Er drang auf ſeine Entlaſſung, und Heinrich, der ihn bereits ebenfalls als einen unausſtehlich läſtigen Hofmeiſter anſah, entließ ihn mit ſo vieler Bereitwilligkeit, als er ihn vor einem Jahre inſtändig zu ſich berufen hatte. Damals (wie Lambert von Aſchaffenburg anführt) gieng er bereits damit um, alle Güter der freien Sachſen zu ſeinem Fiskus zu ſchlagen, und ſie ſelbſt der Leibeigenſchaft zu unterwerfen; und damit er ſein Vorhaben deſto leichter allenfalls mit Gewalt durchſetzen könnte, gebot er allen Fürſten des Reichs, unter dem Vorgeben eines Feldzuges nach Polen, ſich zu verſammeln. Zu gleicher Zeit betrieb er mit der äußerſten Hitze und Unvorſichtigkeit die Verſtärkung der vorhandenen, und den Bau neuer Bergſchlöſſer, und drang wider die Thüringer neuerdings, und mit ſchrecklichen Drohungen auf die Entrichtung des Zehnten ein, wobei er endlich ſeinen Uebermuth auf eine Stufe führte, wodurch ganz Sachſen und Thüringen in Verzweiflung gerieth.

Er ließ im Jahre 1073 den Fürſten und allen Ständen von Sachſen melden, daß ſie ſich auf das Feſt der Apoſtel Petrus und Paulus zu Goßlar an ſeinem Hofe verſammeln ſollten, indem er bereit wäre, die bisherigen Uneinigkeiten daſelbſt ordentlich unterſuchen und ſchlichten zu laſſen. Dieſem Aufgebote folgten alle Großen mit unendlichen Freuden, und an dem beſtimmten Tage hatten ſie ſich ſogleich in aller Frühe in dem Palaſte des Königs eingefunden. Hier ſtanden in dem Vorzimmer alle Fürſten, Biſchöfe, Grafen und andere Großen von ganz Sachſen, und warteten geduldig den ganzen Tag auf die Erſcheinung des Königs, welcher indeſſen in ſeinem Zimmer mit ſeinen luſtigen Geſellen ſcherzte, und mit Würfeln ſpielte. Sie hatten bereits öfters um die Gnade, daß der König ſich ihrer erinnern möchte, gebeten, als endlich, da bereits die Nacht einbrach, ein leichtfertiger Hofdiener zum Vorſchein kam, und mit einem höhniſchen Lächeln ſie fragte, wie lange ſie denn noch warten wollten, und ihnen dabei meldete, daß der König eben durch eine andere Thüre ſich entfernt, und nach ſeinem Schloſſe Harzburg unweit Goßlar (bei dem Dorfe Neuſtadt im Fürſtenthume Wolfenbüttel) ſich begeben hätte.

Dieſe Behandlung ſetzte alle Anweſenden außer Faſſung. Die Vornehmſten derſelben verſammelten ſich noch dieſelbe Nacht in einer Kirche, und brachen einer über des andern Anblick in einen Strom von Thränen aus. Sie betheuerten endlich, daß ſie lieber ſämmtlich mit allen ihren Angehörigen ſterben, als in einer ſolchen Knechtſchaft länger verharren wollten. Sogleich gerieth ganz Sachſen in Aufruhr, und in wenigen Tagen griffen mehr, als ſechzigtauſend Mißvergnügte zu den Waffen. Der Erzbiſchof von Magdeburg, die Biſchöfe zu Halberſtadt, Hildesheim, Minden, Merſeburg und Meiſſen (nur der Erzbiſchof von Bremen, Lienar, ein junger Herr aus Bayern, dann die Biſchöfe von Zeiz und Osnabrück wollten nicht mithalten), ferner der Graf Herrmann von Sachſen, Markgraf Udo von Nordſachſen, Markgraf Dedo von Meiſſen, Markgraf Egbert II. von Thüringen, und der Pfalzgraf Friedrich machten die Anführer, und der entſetzte Herzog Otto von Bayern den Verſammler. Dieſer beſtieg, da ſich jene Fürſten, gemäß der Verabredung bei einem kleinen Dorfe, Nockmeslou, verſammelten, um von allen geſehen und gehört zu werden, einen Hügel, und hielt an die Fürſten eine feuerige Anrede, aus deren Inhalt und Geſinnung, ſo wie ſie ihm der gleichzeitige Bruno in den

Mund legt, man lernen kann, zu welchen Grundſätzen die Noth und Erbitterung zu ſchreiten pflegt. Otto trug durchaus auf die Entſetzung des Heinrichs an, und indem er des Eides der Treue, den ihm alle geſchworen hatten, erwähnte, ſagte er: „Wohl, wir haben alle dem Könige geſchworen; und ſo lange er König blieb, und was einem Könige zuſteht, that, ſo lange habe ich die Treue, die ich ihm zugeſchworen, redlich und heilig gehalten. Er hat aber ſelbſt aufgehört, König zu ſeyn, und ſonach hört auch der Eid der Treue auf. Ich ergreife alſo nicht wider den König, ſondern wider den ungerechten Räuber meiner Freiheit, welche kein braver Mann anders, als mit dem Leben verliert, die Waffen, und wider dieſen iſt mein Wunſch, daß auch ihr ſie ergreifen ſollt.“ Er beſchloß mit einer feierlichen Aufforderung, daß jeder insbeſondere für ſich öffentlich vorbringen möchte, was er bisher von König Heinrich zu leiden gehabt hätte. Hierüber brachen die Fürſten neuerdings in Thränen aus, und indem ſie ſich einer nach dem andern die erlittenen Bedrückungen und Beſchimpfungen erzählten, gelobten ſie ſich einen unzertrennlichen Beiſtand. Zugleich wurden noch mehrere Beſchuldigungen, worunter, wie es bei ſolchen Vorfällen zu geſchehen pflegt, manche übertrieben geweſen ſeyn mochten, vorgebracht, und es kam wirklich der Gedanke auf die Bahn, daß man einen andern König, wobei man auf den Herzog Rudolph von Schwaben deutete, auf den Thron ſetzen müßte; wie dann auch dieſer Herzog, ſo wie die Herzoge Berthold von Kärnthen, und ſelbſt Welf von Bayern, welche ſich vom Könige wenig geachtet ſahen, zu wanken angefangen hatten. Gleichwohl wurde beſchloſſen, noch einen Verſuch zu machen, ob bei Heinrich einige Aenderung zu hoffen wäre, und dem zu Folge wurden einige Abgeordnete nach Goßlar geſchickt, deren Begehren war, der König ſollte ihnen den Feldzug nach Polen erlaſſen; er ſollte die befeſtigten Schlöſſer, welche er offenbar zu ihrem Untergange erbaut hätte, niederreiſſen; er ſollte über die Fürſten von Sachſen nicht nach ſeinem Eigendünkel, ſondern nach dem Fürſtenrechte richten; er ſollte nicht unaufhörlich in Sachſen bleiben, ſondern auch andere deutſche Länder bereiſen; er ſollte das Geſchmeiß verächtlicher Leute, mit welchen er, weil ſie ihm blindlings überall Recht gäben, ſeinen Hof angefüllt, und deren Eingebungen er ſich überlaſſen hätte, abdanken, und verſtändiger Mänaer Rath hören; er ſollte ſeine Buhlſchaften entlaſſen, und dafür ſeine Gemahlinn in Ehren halten, und ſollte ſich überhaupt, wie einem Könige ziemt, betragen, wenn er ferner ihr König ſeyn wollte. Als hierauf ein bloßer Hofbeſcheid, der wenig von einiger Achtung gegen ſie zeigte, erfolgt iſt, eilten die Fürſten mit dem ganzen Heere nach Harzburg, nach welchem Schloſſe ſich der König auch dießmal wieder zurückgezogen, und bei der ihm ganz unerwarteten Erſcheinung alle Faſſung verloren, und kaum noch ſo viele Gegenwart des Geiſtes hatte, um den Anführern ſagen zu laſſen, „er wundere ſich, daß ſie ſo kämen, da er doch bereit wäre, alles zu thun, was ſie verlangten.“ Dieſe ließen ihm zurückſagen, „der König wiſſe, worin ihr Begehren beſtände; ſie ihrer Seits ſeyen entſchloſſen, mit Gottes Gnade zu thun, was edeln Leuten für die Erhaltung ihrer Freiheit und ihres Eigenthumes zu thun gezieme.“ Zugleich beſetzten ſie alle Zugänge zum Schloſſe, und es ſchien, daß ſie unverrichteter Sache nicht mehr fortziehen würden. Die Beſtürzung des kleinen Hofes war unbeſchreiblich, und eben diejenigen, welche ſich ſonſt am beherzteſten oder muthwilligſten bezeigt hatten, verloren jetzt alle Gegenwart des Geiſtes, und baten inſtändig, daß den Fürſten willfahren werden möchte. Solche Aeußerungen, welche mit Geberden voll zweideutigen Sinnes begleitet wurden, ſchlugen den Heinrich vollends zu Boden, und er ſah mit Entſetzen, oder glaubte zu ſehen, wie ſich alle Menſchen von ihm abſonderten, und wie jetzt ſeine treueſten Anhänger bereit wären, ihn ſeinen Feinden zu überliefern. Er vermied ihre Gegenwart, und verbarg ſich vor ihnen, als hielt er einen jeden, der ſich ihm nahen wollte, für denjenigen, der ihn verrathen würde. Einige wiederholt fruchtlos abgeſchickte Boten und Unterhändler machten die Sache immer ärger, und ſeine Angſt und Verlegenheit nahm ſtündlich zu, als ihn endlich die Furcht, was ihr ſtets das Natürlichſte iſt, zu Gedanken der Flucht trieb, deren Anſchläge im höchſten Geheim den Biſchöfen von Zeiz und Osnabrück, und dem Herzoge Berthold von Kärnthen anvertraute. Da dieſe Herren ſelbſt keine Möglichkeit ſahen, den König der gegenwärtigen Gefahr zu entreiſſen, ſo entſchloßen ſie ſich, dieſe wenigſtens mit einer andern, wo noch einiger Strahl von Hoffnung ſich zeigte, zu verwechſeln, und indem ſie nur noch einen und den andern ihrer geprüfteſten Diener zu ſich nahmen, ſchlichen ſie mit dem Könige bei eitler Nacht auf den ſchlüpfrigſten Auswegen von den Anhöhen des Schloſſes. Die Angſt, daß man ihnen nachſetzen und ſie ergreifen möchte, führte ſie weit weg von allen Wohnungen der Menſchen in die abgelegenſten Tiefen der dickſten Wälder, in welchen ſie, ohne zu ruhen, ohne einige Speiſe zu ſich zu nehmen, drei Tage und Nächte umherirrten, und endlich am vierten Tage, von Hunger und Ungemach erſchöpft, bei Eſchwegen in Heſſen ans Tageslicht kamen.

Dieſe war die erſte Demüthigung, welche dem jungen Heinrich (er war damals dreiundzwanzig Jahre alt) widerfuhr, und aus der Art, wie die übrigen deutſchen Fürſten ſie anſahen, und ſelbſt die Sachſen ſie nachher benutzten, ſtand es nur bei ihm, ſich ſo zu benehmen, daß es die letzte geweſen wäre. Die deutſchen Fürſten, an welche er ſich um Hilfe und Genugthuung gewendet, und denen er unaufhörlich vorgejammert hatte, daß nicht ſo faſt er, als vielmehr ſie ſämmtlich in der Verletzung ſeiner Perſon beſchimpft worden, gaben ihm einhellig eine Antwort, welche ihrer würdig, und für einen König, der ſeine Majeſtät unverletzt wiſſen wollte, lehrreich genug war. Sie ſagten, ſie wären allerdings erbötig, ſeiner Ehre ſich anzunehmen; vorher aber müßte man die Beſchwerden der Sachſen durch ein geſetzmäßiges Fürſtengericht unterſuchen. Sollte ſich dann finden, daß ihm ohne alle Urſache widerfahren wäre, was ihm widerfahren iſt, ſo würden ſie alle ihre Kräfte aufbieten, ihm ſeinen vorigen Rang und Glanz wieder zu verſchaffen. Sollte ſichs aber zeigen, daß er nach dem Rathe einiger närriſchen Günſtlinge ein ſo gutes Land wie Sachſen habe verderben wollen, dann wäre für ihn ja freilich nichts übrig, als ſolche raſende Anſchläge fahren zu laſſen, die heilloſen Leute nicht ferner zu hören, und ſeine Regierung nach den Vorſchriften der Gerechtigkeit einzurichten; denn ohne Urſache würden ſie wider die Sachſen, welche doch Chriſten, und größtentheils ihre lieben Anverwandten wären, zu keiner Zeit die Waffen ergreifen.“ Dieſe Antworten nahm Heinrich auf gleiche Weiſe auf, wie er nachmals, wenn er in größere Nothfälle kam, Vorwürfe oder Erinnerungen immer aufzunehmen pflegte, mit Bezeigung aller Ergebenheit nämlich, und mit heißen Wünſchen und Betheurungen, daß er nichts anderes verlange und ſuche, als gegen jedermann billig und gerecht zu ſeyn, und daß er ſogleich das überzeugendſte Beiſpiel durch ſein Betragen gegen die Sachſen geben wollte. Dieſe, welche ihn durch einen langjährigen Umgang genauer zu kennen glaubten, hofften anfänglich nie wieder eine wahre Verſöhnung, und betrieben vielmehr den bei ſo vielen Bedrückungen längſt gemachten Entwurf, daß man einen andern König wählen müſſe, mit ſo vieler Inſtändigkeit, daß der Erzkanzler des Reichs einen allgemeinen Reichstag nach Mainz ausſchrieb, in der Abſicht, den Herzog Rudolph von Schwaben in Vorſchlag zu bringen. Schon begannen einige Fürſten ſich einzufinden, und Heinrich ſah ſich dadurch neuerdings in die Enge getrieben. In dieſer Verlegenheit war es, daß er den Entſchluß faßte, der bald nachher für ganz Deutſchland und Europa von ſo äußerſt wichtigen Folgen geworden iſt, den Beiſtand, welchen ihm eben jetzt die Bürger zu Worms anboten, anzunehmen, ſohin (was auch gleich der Erfolg war) die Bürger anderer Städte zu ermuntern, ſich ſelbſt die Waffenfähigkeit, und, wozu ſie der dumme und plumpe Hochmuth der Altadeligen zwang, ſich ſelbſt eine freiere Verfaſſung zu geben. Zu gleicher Zeit erſuchte Heinrich den Erzkanzler, ja doch noch eine gütliche Unterhandlung mit den Sachſen einzuleiten, und auch er ſelbſt machte ihnen alle erdenklichen Verſprechungen, wenn ſie ihn wieder bei ſich aufnehmen, ſeine Fehltritte, die ihm leid thäten, vergeſſen, und ſich vollkommen mit ihm ausſöhnen wollten; ja, wie er glaubte, alles hinlänglich vorbereitet zu haben, zog er zu Anfang des Jahres 1074 mit einem beträchtlichen Gefolge in ihr Land. Die Sachſen kamen ihm mit einer zahlreichen und wohlgerüſteten Armee entgegen, und meldeten ihm, nach ſeinem eigenen Verlangen, die Bedingniſſe, nach deren Erfüllung ſie bereit wären, ſich mit ihm auszuſöhnen. Dieſe waren, „Heinrich ſollte die, zu ihrem Untergange erbauten Schlöſſer niederreiſſen, und nie wieder aufbauen; er ſollte in Sachſen nicht nach dem Rathe ſeiner Hofgünſtlinge, ſondern nach dem Sachſenrechte richten, und dem Herzoge Otto von Bayern binnen einem Jahre zu ſeinem Rechte verhelfen.“ Heinrich, der jetzt noch gar viel mehr, als dieſes zugeſagt hätte, ließ hierauf ſein Gefolg zurückgehen, und da er ſich den Sachſen, welche ihn unter einem allgemeinen Glückwünſchungs- und Jubelruf nach Goßlar führten, mit vollem Vertrauen überließ, bekam es das Anſehen, daß allmählig alles gut eingeleitet werden könne, als ein neuer, wiewohl einſeitiger Vorfall dem Heinrich wieder einen neuen Vorwand gab, ſeine Abſichten auf die Unterdrückung der ſächſiſchen Fürſten mit verdoppeltem Eifer hervorzunehmen. Gemäß dem letzten Vertrage mit den Sachſen, ſollten nicht nur die von ihm, ſondern auch alle von den ſächſiſchen Herren erbauten feſten Schlöſſer niedergeriſſen werden, und Heinrich ließ den Vollzug, welchen er zur Zeit unter keinem Scheine von Einwendung hindern konnte, ins Werk ſetzen; nur wünſchte er heimlich, daß die Gebäude der Harzburg verſchont bleiben möchten. Er hatte nämlich nicht nur das Schloß mit einem königlichen Aufwande herſtellen, ſondern auch ein Kloſter und eine Kirche daſelbſt mit einer Pracht und Größe, welche nur von der feuerigen Vorliebe und Einbildungskraft des mächtigſten und reichſten Monarchen der Welt hätte entworfen werden können, erbauen und auszieren laſſen. Er hatte das Kloſter mit einer zahlreichen Geiſtlichkeit, und zumal die Kirche mit allem, was Deutſchland im Einzelnen Schönes und Prachtvolles beſaß, verſehen und ausgeſchmückt, und dieſer Herrlichkeit ſich mit einer Innigkeit von Vergnügen erfreuet, die es ihm äußerſt ſchmerzlich und ganz unmöglich machte, ſich die Vernichtung dieſer mit ſo vieler Sorgfalt und außerordentlichen Koſten geſammelten Schönheiten und Koſtbarkeiten zu denken. Er hatte ſich demnach mit einigen Vertrauten verabredet, nur die Außenwerke niederreiſſen zu laſſen, und ſich, während dieſes geſchehen ſollte, entfernet; allein die Bauern, welchen dieſes Geſchäft unvorſichtiger Weiſe übertragen worden iſt, merkten nicht ſo bald die heimliche Abſicht, als ſie in eine wüthende Gährung geriethen, und indem ſie ſich an die vielen Mißhandlungen, welche ſie von der Beſatzung dieſes Schloſſes zu leiden hatten, erinnerten, und ſich tauſend neue Unglücksfälle weisſagten, über die Gebäude mit einer Wuth herfielen, bei der in kurzer Zeit kein Stein über dem andern blieb. Mit einer bei ſolchen Vorfällen gewöhnlichen Raſerei hatten ſie überdieß die vorhandenen vielen Schätze geraubt, die königlichen Grabſtätte (Heinrich hatte ſeinen erſtgebornen Sohn und ſeinen Bruder Konrad dahin begraben laſſen) aufgebrochen, die Gebeine zerſtreut, und alles in Schutt und Aſche verwandelt. Die ſächſiſchen Fürſten, welche eine ſolche Mißhandlung ſelbſt äußerſt mißbilligten, ſtellten ſich unverzüglich bei Heinrich ein, und verſprachen ihm, indem ſie ſich ihrer Seits auf das Beſte entſchuldigten, alle nur erſinnliche Genugthuung. Heinrich, der ſich meiſterlich darauf verſtand, ſeine innern Bewegungen zu verbergen, ſchien wohl beſtürzt, aber nicht ſehr entrüſtet zu ſeyn; reiſte aber ſogleich nach der Rheingegend ab, wo er, wie Bruno ſagt, an den Grenzen einen Schwur gethan haben ſoll, daß er nie wieder nach Sachſen als mit einer Macht zurückkehren würde, bei welcher er würde thun können, was ihm beliebte.

Und mit der ihm eigenen hinreiſſenden Thätigkeit ſetzte er alle Mächtigen am Rhein, in Lothringen, Schwaben, Bayern, und andern Reichslanden in Bewegung. Er bat, flehte, drohte, beſchwor ſie, wider die offenbaren Verletzer ſeiner Majeſtät, wider die Schänder alles Geheiligten, ihm beizuſtehen, und verſprach ihnen zuletzt, die Länder von Thüringen und Sachſen unter ſie zu theilen. So brachte er (obwohl ſich die auswärtigen Fürſten, die er ebenfalls aufgefordert hatte, die Böhmen ausgenommen, entſchuldigt hatten) eine anſehnliche Armee zuſammen, wozu das Beiſpiel des Herzogs Rudolph das Meiſte beitrug, als welcher wider die Sachſen, mit denen er ehemals ein heimliches Bündniß wider Heinrich geſchloſſen hatte, wegen ihrer vorgehabten Ausſöhnung mit ihm, äußerſt erbittert war. Er machte jetzt ſogar den Anführer der Heere, welche die Sachſen nicht nur züchtigen, ſondern vertilgen ſollten.

Dieſe befanden ſich in einer allgemeinen und grauſamen Verlegenheit. Ihre an die Fürſten Deutſchlands unaufhörlich abgegangenen Botſchafter, durch welche ſie bitten ließen, daß man ſie ja doch geſetzmäßig hören, und diejenigen, welche durch ein Fürſtenrecht ſchuldig befunden werden würden, beſtrafen ſollte, kamen ohne Erfolg zurück, und bei ſolchen Nachrichten zogen ſich auch immer einige Fürſten aus ihrer Verbindung zurück, und geſellten ſich theils öffentlich, theils heimlich auf die Seite des Heinrich, der nichts unterließ, die Vornehmſten durch Verheißung ſeiner Gnade, und andere Verſprechungen an ſich zu ziehen. Gleichwohl hielten ſich die Tapferſten mit unverrückter Treue zuſammen, und dieſe behielten Muth genug, die Auslieferung des Erzbiſchofes Werner von Magdeburg, des Biſchofes Burchard von Halberſtadt, des Herzogs Magnus von Sachſen und des Herzogs Otto von Bayern, welche Heinrich mit großer Inſtändigkeit gefordert hatte, abzuſchlagen, und ein für allemal dabei ſtehen zu bleiben, daß die dieſen Fürſten gemachten Beſchuldigungen ordentlich unterſucht, und nach dem Sachſenrecht gerichtet werden ſollten.

Den 15. Juni 1075 kam es zu Hohenburg unweit Langenſalza an der Unſtrut zu einem mörderiſchen Treffen, worin Heinrich zwar das Schlachtfeld behauptet, aber an eben dem Abend zugleich das Mißvergnügen hatte, ſehen zu müſſen, wie unter den Fürſten und Oberhäuptern ſeiner Heere, ſtatt einiger Freude über den Sieg, die äußerſte Beſtürzung über den Verluſt ſo vieler ihrer edelſten Landsleute, und die höchſte öffentliche Abneigung ſich zeigte, zu ſolchen Kriegen ſich ferner brauchen zu laſſen. Da ihn indeſſen nichts hinderte, durch Thüringen nach Sachſen zu ſtreifen, ſo gab er dieſe Länder einigen Truppen, welche Luſt zum Rauben und Morden hatten, viele Wochen preis, und indem er ſie, nach damaligem Gebrauch, auf eine kurze Zeit entließ, befahl er ihnen, und ſandte gleiche Befehle an alle Fürſten, welche der obigen Schlacht beigewohnt hatten, bei Gerſtungen im Monat October mit ſo zahlreichen Truppen, als ſie nur würden aufbringen können, ſich einzufinden. Hier dachte er das Endurtheil über die Sachſen und Thüringer zu fällen, und zugleich eben den Fürſten, der Hilfe und Unterſtützung er ſeine Macht einzig zu danken hatte, ein Beiſpiel der Warnung zu geben, was denen bevorſtände, welche ſich würden beigehen laſſen, ſeiner Macht zu trotzen; er war ſo voll von ſeinem Plane, Deutſchland ganz von ſich abhängig zu machen, und glaubte, ſeine Abſichten bereits ſo gut befeſtiget zu haben, daß er bei dem neuen Benehmen der mächtigſten deutſchen Fürſten nicht im Geringſten nachdenkend und aufmerkſam, noch ſo klug geworden, ſeinen Maßregeln einigen Schein von Glimpf oder Nothwendigkeit zu geben. Auf dem Reichstage zu Gerſtungen erſchienen nämlich zwar viele Biſchöfe und Grafen, aber die Hauptfürſten, Rudolph von Schwaben, Welf von Bayern, der Herzog Berthold von Kärnthen, und andere blieben aus, indem ſie wohl beherzigten, daß ihre Folgſamkeit zuletzt ihre eigene Sclaverei nach ſich ziehen würde, und zudem der Meinung waren, daß die Sachſen und Thüringer bereits mehr, als zu viel gelitten hätten *). Dieſe, welche aus den ernſthaften und weitläufigen Anſtalten, mit welchen Heinrich den künftigen Reichstag zu eröffnen ſich bemühte, zu erſehen glaubten, daß der gänzliche Verluſt ihrer Freiheit, wo nicht ihr völliger Untergang beſchloſſen ſey, kamen, wie die Zeit heran rückte, von ihren Schlöſſern, wohin ſie ſich nach der unglücklichen Schlacht geflüchtet hatten, mit dem Vorſatze herab, das, was ſie nicht mehr würden retten können, wenigſtens ſo theuer als möglich, mit dem Blute ihrer unverſöhnlichen Gegner zu verkaufen; und da zuletzt auch das gemeine Volk über das Betragen eines Königs, deſſen Rachefeuer weder die Thränen ſo vieler tauſend verunglückten Sachſen, noch die in Thüringen gefloſſenen Blutſtröme, löſchen konnten, eben ſo erbittert wurde, als es anfangs bei der Erſcheinung der erſten Unglücksfälle kleinmüthig und nachgiebig geworden war, ſo kam ein zahlreiches Heer zuſammen, deſſen Ausbrüche und neue Blutvergieſſungen zu verhindern, ſich die zu Gerſtungen anweſenden Herren und Biſchöfe, vorzüglich die bayeriſchen von Salzburg, Paßau und Augsburg, alle erdenkliche Mühe gaben, auch den Hein-

---

*) Lamb. Schafnab.

rich endlich dahin brachten, daß er durch ſie den Verbündeten eidlich verſprechen ließ, denſelben ohne den geringſten Verluſt ihrer Ehre, ihrer Güter und Freiheiten eine vollkommene Verſöhnung zu ertheilen, wenn ſie nach Gerſtungen kommen, und eine augenblickliche Unterwerfung ſich gefallen laſſen wollten. Heinrich beſtimmte den Tag dazu; und bot alle ſeine Kräfte auf, um die Sache ſo feierlich und den Glanz und die Macht ſeiner Majeſtät ſo fühlbar, als möglich, zu machen. Er beſtieg an dieſem Tage einen hocherhabenen, unter freiem Himmel bei dem ſchwarzburgiſchen Dorfe Spira errichteten Thron, an deſſen beiden Seiten ſein Kriegsheer ſich anſchloß. Nachdem alles gemäß ſeinen Abſichten feſtlich geordnet, und die Erwartung aller Anweſenden aufs Höchſte geſtiegen war, befahl er mit einem Winke die Fürſten und Herren herbei zu führen. Dieſe traten mit niedergeſchlagenen Augen, von Beſtürzung und Beſchämung erfüllt, vor den Reihen des feindlichen Heeres vorüber, und warfen ſich vor dem Throne auf die Kniee. Sie ſahen in den Blicken des Heinrich, nach welchem ſie, in der Erwartung, daß er die verſprochene Verzeihung ausſprechen würde, von Zeit zu Zeit ihre Augen erhoben, das bitterſte Hohnlächeln, das ihnen die Seelen durchbohrte. Nachdem ſie eine Weile geknieet, und geglaubt hatten, ſich entfernen zu dürfen, giebt Heinrich wider alles Verſprechen, Befehle, daß man ſie feſtſetzen, und bis auf eine weitere Unterſuchung in verſchiedene Schlöſſer nach Lothringen, Burgund, Schwaben, Bayern und Italien führen ſollte. Auch befanden ſie ſich, ehe ſie ſich von ihrem Erſtaunen und erſten Schrecken erholten, auseinander getrennt, und auf verſchiedenen Wegen nach ihren Gefängniſſen. Heinrich benutzte die allgemeine Beſtürzung, verſchenkte die Lehengüter der gefangenen Sachſen, erbaute die Schlöſſer Harzburg und Aſenburg von neuem, und behandelte nicht nur Sachſen und Thüringen, als wären dieſe Länder ſein Eigenthum, ſondern verrieth auch häufig, im üppigen Gefühle ſeines Uebermuthes, als der in glücklichen Tagen ſeine vorzügliche Schwachheit war, Abſichten einer willkührlichen Alleinherrſchaft auf die ſämmtlichen Fürſten und Länder des Reiches; daher die harten Beſchuldigungen, deren größter Theil auch wohl von ſeinen Feinden erdichtet worden ſeyn mag, daß er, um uneingeſchränkt regieren zu können, einigen deutſchen Fürſten nach dem Leben getrachtet, und ſeine Zuflucht zum Meuchelmord genommen haben ſoll. Bruno erzählt manche Geſchichte dieſer häßlichen Art, wobei er ſogar die Oerter und Perſonen, und Zeiten nennet, und hinzuſetzt, Heinrich habe beſtändig eine Menge Streitäxte von ſo gutem Eiſen, und ſo großer Schärfe, daß weder Helm noch Schild dagegen ſchützen konnte, in ſeinem Zimmer gehabt; aber ſo viel iſt gewiß, daß (die Zeiträume Kaiſer Karls V. und der Ferdinande ausgenommen) Deutſchland nie in einer gleichen Gefahr war, unter die beherrſchende Gewalt eines Univerſalmonarchen, zu gerathen, deſſen Daſeyn nicht mehr von Reichsgeſetzen, deſſen Majeſtät nicht mehr vom Reiche ausgegangen, ſondern angeboren, erblich und nothwendig, ſo wie ſein Wille allein entſcheidend geweſen, ſohin kein Fürſt ſicher, keine Nationalverfaſſung unverletzlich, keine Nation die eigene freie Beſitzerinn ihrer Kraft und Ehre geblieben ſeyn würde. Wie den deutſchen Fürſten darüber zu Muthe war, kann man aus dem Eifer abnehmen, mit welchem die vornehmſten derſelben ein Rettungsmittel ergriffen, das ſich ihnen, eben zur Zeit der höchſten Noth, von Rom aus entgegen bot. Meine Leſer errathen ohne mein Zuthun, daß hier eine neue Hauptperſon, welche auf die Schickſale Heinrichs den wichtigſten Bezug hat, Pabſt Gregor VII. zum Vorſcheine komme.

So wenig es hier meine Pflicht oder Abſicht ſeyn kann, in eine nähere Schilderung dieſes berühmten Pabſtes mich einzulaſſen, ſo ſehr iſt es doch erforderlich, ſo vieles von den Lagen und Verhältniſſen, in denen derſelbe auftrat, vorauszuſetzen, als jedem Leſer nöthig ſeyn mag, die Sache in einem ruhigen Lichte zu ſehen, und mit Gerechtigkeit zu urtheilen. Es iſt eben ſo unbillig, als kurzſichtig, wenn man mit dem Maßſtabe unſerer heutigen Kenntniſſe, unſerer heutigen Grundſätze und Verfaſſungen in der Hand, die Handlungen, und zumal die Einſichten, Grundſätze, und darauf beruhenden Forderungen eines Mannes aus dem eilften Jahrhunderte unterſuchen und beurtheilen will, was gleichwohl bei der Erwähnung dieſes Pabſtes häufig ſcheint der Fall geweſen zu ſeyn, indem man ſogar ſeinen unmittelbar perſönlichen Eigenſchaften, als ſeinem Muthe und ſeiner Unerſchrockenheit in Gefahren, ſeinem heroiſchen Fleiße und Ausharren in denſelben u. a. m. häßliche Namen gegeben, da man doch ſonſt auch gegen die wildeſten Menſchen einige Achtung behält, und oft ſogar ihre gröbſten Miſſethaten, wenn ſie mit einer glänzenden Anſtrengung des Geiſtes oder des Körpers verrichtet wurden, erhabene Verbrechen nennt.

Was unter Pabſt Gregor VII. geſchah, iſt nichts weniger, als von Ungefähr, oder als eine mit einer ganz unvorbereiteten Gewalt herbeigeriſſene Sache geſchehen. Wir haben ſchon anderswo bemerkt, auf welchem ganz natürlichen Wege das, nicht bloß ihrem geheiligten Amte eigene und gerechte, ſondern weltliche Anſehen der Geiſtlichen, und ihr Einfluß in bloße zeitliche und weltliche Dinge von Menſchenalter zu Menſchenalter zugenommen, und ſich als ein Grundſatz und als eine geſetzliche Verfaſſung befeſtiget habe. Wie ſich der Schwache überall dem Stärkern unterwirft, ſo beugte ſich gleich anfangs der Laie vor dem Prieſter, als der ihn an Einſichten, auch an Sitten weit übertraf. Von den Geiſtlichen holte man frühzeitig in ſchweren, auch bloß zeitlichen Fällen, die Ausſprüche über Recht und Unrecht, und gründete auf dieſe Ausſprüche die Beruhigung ſeines Gewiſſens. Sie waren die Lehrmeiſter der Könige, und die Rathgeber der Völker. Als im Jahre 752 der fränkiſche Großhofmeiſter Pipin ſeinen König Childerich aus dem Grunde entſetzte, weil dieſer Herr ſchwächer und dümmer wäre, als ein König ſeyn ſollte, bat er den Pabſt Zacharias, ſeine That für rechtmäßig zu erklären, was dieſer auch gethan, und den neuen König zum ſtillſchweigenden Zeichen ſeiner Beſtätigung, durch einen Stellvertreter, den hl. Bonifacius, geſalbt und gekrönt hat. Kaiſer Karl der Große räumte in der beſten Abſicht durch ſeine Send- oder Inquiſitionsgerichte der geiſtlich=weltlichen Gewalt in Hinſicht der Folgen mehr ein, als er wohl ſelbſt geahnet haben konnte, und ſchon ihm wurde das laute (übrigens der Natur des Menſchen, wo ſie einmal veranlaßt wird, ganz angemeſſene) Streben der Geiſtlichen nach Reichthum und Hoheit auffallend. Die Geiſtlichen allein waren es, welche die Grundſätze aufſtellten und lehrten, nach denen die chriſtliche Welt nicht nur in geiſtlichen, ſondern meiſtens auch in weltlichen Dingen beſchieden und beherrſcht werden ſollte; und wie hätten ſie bei einem gänzlichen Mangel ſolcher Wiſſenſchaften, welche den Verſtand reinigen, und Begriffe ordnen, bei einer allgemeinen rohen Vorſtellungsart nicht ſelbſt ganz im Ernſte glauben und lehren ſollen, daß das Amt, zu führen und zu beherrſchen, von ihrer Seite, und die Pflicht der Unterthänigkeit von Seite der Laien dasjenige Syſtem ſey, deſſen Vollendung in allen chriſtlichen Ländern ausgeführt werden müſſe? Und wie hätten die Laien auf die Entdeckung, daß in der Kette der Schlüſſe, worauf die Anmaſſungen der Geiſtlichen ſich gründeten, häufig äußerſt mißverſtandene Grundſätze wären, verfallen ſollen, da ſie ſämmtlich von den Geiſtlichen erzogen, und ehe ſie einmal denken konnten, von denſelben gelehrt wurden, wie ſie denken ſollten? Die Sache entſtand als eine natürliche Folge der anfänglich vorhandenen Verhältniſſe und Umſtände, und wuchs, und verſchlimmerte ſich unmerklich, ohne daß jemand darüber erſtaunte, oder ſich ſonderlich ärgerte. Selbſt die im neunten Jahrhunderte in die Welt geſchickten iſidoriſchen Dekretalen mit ihren ungeheuern Grundſätzen, welche heut zu Tage die ganze Welt wider ſich in Bewegung ſehen würden, wurden damals nicht im Geringſten widerſprochen, ſondern vielmehr bald als die Hauptquelle des Kirchenrechts angenommen, öffentlich gelehrt und befeſtiget, und man unterwarf ſich ihnen aus Gründen der Ehrfurcht und Frömmigkeit, wenn man ſich ihnen manchmal aus Gründen der laut widerſprechenden Vernunft nicht anſchließen konnte. Die Oberaufſicht und Herrſchaft, welche von nachfolgenden Päbſten über die Kaiſer und ſämmtlichen Regenten der Welt behauptet wurde (Kaiſer Heinrich II. erhielt davon einen nur zu deutlichen Wink), war nicht die Privatbehauptung dieſes oder jenes kühnern Pabſtes, ſondern das Syſtem des päbſtlichen Stuhles geworden, ſo daß, wenn auch Pabſt Gregor VII. denſelben nie beſtiegen hätte, doch, früher oder ſpäter, bei einer gleichen Veranlaſſung von einem gleich groß und kühn gearteten Pabſte, zwar vielleicht mit der Art nicht, aber in der Hauptſache doch unternommen worden ſeyn würde, was Gregor VII. unternommen hat. Gregor fand den Weg ſchon allenthalben gebahnt, den er betrat, und das Neue war nur, daß er der erſte war, der ihn, einem Kaiſer gegenüber, betreten hat.

Dieſer berühmte Mann ward zu Ronaro, einem toſcaniſchen Dorfe unweit Soane geboren, und von Natur mit allen den Eigenſchaften, mit denen der menſchliche Geiſt nach hohen, ſchweren und erhabenen Dingen ſtrebt, ausgerüſtet. Er wurde von ſeinem früheſten Alter an zur Arbeitſamkeit abgehärtet, und in einem römiſchen Kloſter nach den eben erwähnten, allgemein herrſchenden Grundſätzen erzogen, und von Kennern der Geſchäfte, ſeiner Talente wegen, frühzeitig unterſchieden und hervorgezogen. Sein Fleiß, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Geſchicklichkeit, die verworrenſten Vorfälle mit einem gleichen Maße von Klugheit und Kühnheit zu ſchlichten, und zumal ſeine Anhänglichkeit an den römiſchen Hof erwarb ihm bald das Zutrauen der Großen dieſes Hofes, und verſchaffte ihm durch Uebung in Geſchäften und auf Reiſen eine reife Ausbildung in Staatsſachen, und eine vollkommene Kenntniß der Höfe und der Welt. Er wurde Kardinal, erſter Miniſter am päbſtlichen Hofe, und 1073 nach dem Hintritte Alexanders II. von den Römern unverzüglich zur päbſtlichen Würde berufen, die er annahm, und mit der er, indem er ſeinen Geburtsnamen Hildebrand ablegte, unter dem Namen Gregor VII. auftrat und daſtand, ſtreng in ſeinen Sitten, voll Ueberlegung in ſeinen Planen, aber ungeſtüm, unerſchütterlich und unbeugſam in ſeinen Entſchlüſſen.

Gleich anfangs zeichnete er ſich durch eine Nachgiebigkeit aus, die ſeiner feinen Klugheit vollkommen gemäß war. Die Nachricht von ſeiner Wahl erfüllte den Hof des Heinrich, wo man ihn wohl kannte, mit Furcht und Kummer, und man that ſogleich den Vorſchlag, daß dieſe Wahl, welche wider das bisherige Herkommen ohne Vorwiſſen des deutſchen Königs geſchehen war, für nicht geſchehen erklärt werden ſollte. Heinrich ſtellte ihn auch durch einen Abgeordneten unverzüglich zur Rede, und erhielt die unerwartete Antwort, daß er ſeine Erwählung zur päbſtlichen Würde nicht veranlaßt, und daß er auch ſeine Einweihung zu derſelben nicht geſtattet, ſondern vielmehr die Abſicht gehabt hätte, die Erwählung ſeiner Perſon dem K. Heinrich zu benachrichtigen, und deſſen Beſtätigung zu erbeten. Dieſe Antwort, mit welcher Gregor das höflichſte Benehmen gegen den Abgeordneten verband, war zu ſchmeichelhaft, als daß ſie dem Heinrich nicht äußerſt angenehm und erwünſcht hätte ſeyn ſollen. Heinrich gab der Wahl ſogleich ſeine feierliche Beſtätigung, worauf die Einweihung vor ſich gieng *).

In eben dem Grade, in welchem die perſönlichen Eigenſchaften und Geiſteskräfte dieſes Pabſtes außerordentlich waren, ſind auch die Veranlaſſungen, durch welche großen Kräften ein großer Wirkungskreis geöffnet werden mußte, außerordentlich geweſen. Der Gebrauch jener Gewalt, deren ſich Kaiſer Otto der Große ausſchließlich anmaßte, in allen deutſchen Ländern die Beſetzungen der Bisthümer und Abteien theils zu beſtätigen, theils unmittelbar zu beſetzen, war unter Heinrich IV. eben ſo, wie die willkührliche Art, Herzogthümer, und andere Reichswürden, wie bloße Hofdienſte, zu vergeben, aufs Höchſte geſtiegen. Bei der Beſetzung der erſtern wurde auf die Stimmen des Volkes und der Geiſtlichkeit ſo wenig, als bei den letztern auf die Wünſche der Landſtände Rückſicht genommen, und daher waren aus gleichen Beweggründen Volk und Geiſtlichkeit und Stände mit der vorhandenen Verfaſſung äußerſt, und zwar mit Recht, unzufrieden, indem derſelben zu Folge die wichtig-

---

*) Lamb. Schafn.

ſten Stellen häufigſt mit nichtswürdigen und verächtlichen Leuten beſetzt wurden. Selbſt der päbſtliche Stuhl wurde von den letztern Kaiſern beinahe wie ihr Eigenthum behandelt, und es hatte die Römer und die Italiener nicht wenig geärgert, denſelben dreimal nach einander mit Deutſchen beſetzt zu ſehen *). Mit einem Worte, das Mißvergnügen und die geheime Gährung war in Deutſchland und Italien allgemein, und ſo war auch der damals allgemein herrſchende Grundſatz, daß alles Irdiſche und Vergängliche dem Geiſtigen und Unvergänglichen, und was man für eins hielt, daß alle zeitliche Macht der geiſtl. Gewalt im tiefeſten Grade untergeordnet ſey, ſchon ſo beſchaffen, daß für den päbſtlichen Stuhl alle nur erdenkliche Gerechtſame auf die Herrſchaft über die Glaubigen daraus gefolgert und aufgeſtellt werden konnten; und was nicht umgangen werden muß, ſo haben eben jetzt unter dieſem Heinrich ſelbſt die gedrückten Fürſten und Biſchöfe, und wider dieſe ſelbſt

---

*) Es ärgert aber auch andere Nationen nicht weniger, daß durch die Wahlakte der Kardinäle gewöhnlich und meiſtens ein Italiener als Pabſt hervorgeht. Unter 260 Päbſten waren 200 Italiener, und unter dieſen über 100 Römer!

A. d. R.

Heinrich ſich an den päbſtlichen Stuhl gewendet, ihre Klagen daſelbſt angebracht, und um Beſtrafung und Abſtellung gebeten *). Heinrich hat noch gar viel mehr gethan; er hat ſich im Jahre 1074, da er ſich eben noch in großer Noth und Gefahr befand, ſelbſt in die Zumuthungen des Gregors, welcher ihm ſowohl mit gelinden als nachdrücklichen Vorſtellungen anlag, die Biſchöfe, welche ihre Würden offenbar gekauft hatten, zu entfernen, mit aller Nachgiebigkeit eines gehorſamen Sohnes gefüget, und das feierliche Wort gegeben, daß er ſich willig dazu verſtehen wolle **). Da er dieſes Verſprechen nach dem Siege über die Sachſen augenblicklich wieder zurücknahm, und ſich zugleich gegen die Sachſen und die ſämmtlichen deutſchen Fürſten herriſcher und übermüthiger, als jemals, betrug; was hätte bei dem ihm auf dieſe Weiſe gleichſam angetragenen Richteramte ein Pabſt, der, wie Gregor VII., keine Menſchenfurcht kannte, der von einem feuerigen und unermeßlichen Eifer für den Glanz und die Hoheit ſeines Stuhles flammte, der in ſolcher Hinſicht die zu ſeiner Zeit bereits allgemein feſtgeſetzten und ins

---

* Bruno.

**) Berthold. Constant.

Unendliche ſteigenden Grundſätze mit allen ſeinen Zeitgenoſſen redlich glaubte, ſohin jenen Glanz und jene Hoheit in einer gänzlichen Befreiung von allem weltlichen Einfluſſe, in der Erhebung deſſelben über alle Weltherrſchaft ſuchte, und aus ſolchen Grundſätzen ableitete, der in der zuverſichtlichen Erwartung, daß die weltlichen deutſchen Fürſten ihren König jetzt nicht wider ſich ſelbſt unterſtützen würden, bereits ſo mächtige Schritte und Vorbereitungen vorausgethan hatte (er hatte nämlich bereits die nachdrücklichſten Decrete wider die Simonie, dann vermöge eines ſeinen eifrigen Abſichten im tiefſten Grunde angemeſſenen Planes *) zum Entſetzen der Weltprieſterſchaft die

---

*) Wenn man dem Pabſt Gregor VII. verſchiedene mit der ſchlaueſten Politik entworfene Plane, und eine Menge zu dem Ende zweckdienlicher, hervorgeſuchter Hilfsmittel zuſchreibt, ſo ſoll man ſich doch auch ſtets erinnern, daß Gregor VII. die Materialien, mit welchen er handelte, die Begriffe und Denkungsarten, auf welche er baute, nicht erfunden, ſondern ſie nur geſammelt und ans Licht gezogen hat. Der Einfluß der Kaiſer bei der Pabſtwahl wurde römiſcher Seits von jeher als eine der Perſon eines Kaiſers zugeſtandene, und nicht als eine der kaiſerlichen Würde anklebende Begnadigung angeſehen, und ſogar in Betreff der von dem Volke und der geſammten Geiſtlichkeit zu Rom bis dahin geſchehenen Vorwahl

Prieſterehe verboten); was hätte, wenn man dieſe und noch viele andere reizende und gün-

---

eines Pabſtes wurde von Rom aus im J 1059 verordnet, daß künftig nur die Kardinäle den Pabſt wählen ſollten. Wenn der Cölibat dazu dienen ſoll, zwiſchen dem Staate und der Kirche eine Scheidewand zu ziehen, bei welcher die Geiſtlichkeit von allem Bande mit Familien und von allen Verhältniſſen mit bürgerlichen Beförderungen und Intereſſen losgeriſſen, und zu einem eigenen Körper, der ſich zu allen Zeiten durch Hoheit und Vorzüge ſchadlos halten würde, erwachſen mußte, ſo wurde durch Einführung deſſelben ebenfalls lange vor Gregor mehr als ein Antrag geäußert, mehr als ein Verſuch auf die Bahn gebracht, und die gleichzeitigen Kaiſer, welche aus guten Gründen gerne unverheirathete Herzoge und Marſchälle aufſtellen zu können wünſchten, haben die geſetzliche Einführung des Cölibats wenigſtens bei dem höhern Klerus zuverſichtlich für eben ſo zuträglich angeſehen, als derſelbe z. B. noch jetzt in Deutſchland, ſchon in politiſcher Hinſicht auf die deutſche Reichsverfaſſung und auf die Beſetzung der geiſtlichen Reichsſtifter befeſtiget iſt. Die Kreuzzüge (ſo wie die Treugen oder Gottesfrieden), durch welche dem heiligen Stuhle, der die Ausſchreibung und Oberaufſicht über ſie, als Religionskriege zu führen hatte, ein großer Einfluß zugieng, hat ſchon vor Gregor VII. Pabſt Sylveſter II., ſo wie ſich die allgemeinen Vorſtellungsarten und Geſinnungen dazu anſchickten, als einen Entwurf gekannt. Der Gedanke, daß die königliche Würde nicht mehr, wie bis dahin, bei einem regierenden königlichen Stamme, welcher in der Folge übermächtig und ſtige Umſtände in Betracht zieht, dieſer und ein ſolcher Pabſt, ſo zu ſagen, weniger thun

---

geſetzlos werden möchte, verbleiben, ſondern bei dem Hintritte eines jeden Kaiſers durch freie Wahl beſtimmt werden ſollte, dieſer Gedanke, der ebenfalls unter Pabſt Gregor VII. zum Vorſchein kam, war von jeher der Wunſch der Reichsfürſten, und ſo läßt ſich nichts aufbringen, was dieſer Pabſt als eine gählinge Erfindung zum Vorſchein gebracht, und aus der Luft gegriffen hätte. — Wenn man endlich dem römiſchen Hofe Schuld giebt, daß er die Unwiſſenheit bei den Gläubigen abſichtlich befördert habe, ſo weiß ich vorerſt nicht, wie man mit der behaupteten Feinheit dieſes Hofes einen ſo unmöglichen und ſo ganz unſchicklichen Plan vereinigen könne. Die Unwiſſenheit, und die daraus entſtehende Trägheit des Geiſtes, als die Mutter aller politiſchen und ſittlichen Gebrechen und Laſter, iſt in allem Betracht gerade das unklugſte Mittel, auf das ein Alleinherr verfallen kann, um ſeine Unterthanen in Unterthänigkeit und Gehorſam zu erhalten, und iſt überdieß der gerade Weg, ihn aus dem Beſitze von einigem Gleichgewicht gegen andere Völker, die fortſchreiten, zu werfen. Aber es war eben der päbſtliche Hof, der wider den Deſpotismus der Kaiſer die Freiheit der Fürſten beförderte, und die heutige Reichsverfaſſung veranlaßte, bei welcher der Fortſchritt jeder Art von Einſicht, Geſchicklichkeit und Geiſtesentwicklung unmöglich zurückgehalten werden kann. Auch hat der römiſche Hof der Wiſſenſchaften in ihrer Blüthe großmüthig gepfleget, und ſie überhaupt, ſo wie die Künſte, geehrt und belohnt.

können, als er auch wirklich gethan hat? Er trat mit vollem, redlichem Glauben an die Heiligkeit ſeiner Gerechtſame im hohen Tone eines unumſchränkten geiſtlichen Monarchen, der ſich des Ausganges ſeines Unternehmens verſichert zu ſeyn glaubte, hervor, und nachdem er vorerſt im Febr. 1075 die königlichen Inveſtituren, oder die königliche Belehnung der Biſchöfe und Aebte mit dem Biſchofsſtabe und Ringe verboten, auch bald darauf den Biſchof Hermann von Bamberg mit vier andern Hofdienern des Königs, durch deren Verwendung die Prälaturen, dem Vorgeben nach, verkauft worden ſind, mit dem Kirchenbanne belegt hatte, ſchickte er am Weihnachtsfeſte eine eigene Geſandtſchaft nach Goßlar, und befahl dem König im nächſtfolgenden Jahre auf den Montag der zweiten Woche in der Faſten zur Rechtfertigung der wider ihn vorgebrachten Beſchuldigungen auf einer Synode in Rom bei der Strafe des unmittelbaren Kirchenbannes ſicher zu erſcheinen; und als Heinrich nicht kam, als vielmehr ein heftiges Schreiben von ihm, nebſt der Nachricht und der Erklärung ankam, daß auf einer von ihm den 24. Jäner 1076 in Worms veranſtalteten Verſammlung der deutſchen Biſchöfe beſchloſſen worden ſey, ihn, den Gregor, ferner nicht mehr als den rechtmäßigen Pabſt zu erkennen, macht Greger ſeine Drohungen wahr, unterſagt den deutſchen Biſchöfen die geiſtlichen Verrichtungen, ſpricht über einige derſelben, vorzüglich über den Erzbiſchof Siegfried von Mainz, dann über die Biſchöfe Wilhelm von Utrecht, und Rupert von Bamberg, den Kirchenbann, ſpricht dieſen Kirchenbann ſelbſt über K. Heinrich, erklärt ihn des deutſchen und italieniſchen Reiches entſetzt, ſpricht alle Unterthanen vom Eide der Treue los, befiehlt den übrigen Theilnehmern an der Empörung wider den apoſtoliſchen Stuhl in Rom perſönlich ſich zur Verantwortung zu ſtellen, und ermahnet die deutſchen Fürſten durch ein nachdrückliches, den erſten September des nämlichen Jahres an ſie erlaſſenes Schreiben, ſich einen neuen König zu wählen.

Erſcheinungen, wie dieſe (ſie war, wenn gleich auf längſt verbreiteten Lehren und Grundſätzen hergeleitet, doch in Rückſicht auf die Perſon eines deutſchen Königs die erſte dieſer Art, und war neu und unerhört), haben manchmal die mißleitete oder zaghafte Vorſtellungs- und Beurtheilungskraft ganzer Völker, ſo wie einzelner Menſchen, plötzlich aus ihrem Schlummer geriſſen, und von den deutſchen Fürſten hätte man allerdings erwarten können, daß ſie jetzt bei einer ſo mächtigen Veranlaſſung jene Sprache führen würden, welche ſie nach unzähligen Zerrüttungen, Aergerniſſen und Blutvergießungen im J. 1338 zu Renſee endlich doch einmal geführt haben. Die deutſchen Geiſtlichen haben eben damals bei der Erſcheinung der Bulle, welche ihnen den Eheſtand verbot, von allen Seiten Lärmen geſchlagen, und die deutſchen Fürſten haben nachher die über Könige und Kaiſer geſprochenen Excommunicationen wohl in ſchwereren Fällen ohne Mitwirkung gelaſſen. Heinrich hätte nur wieder geſchickt einlenken, hätte die deutſchen Fürſten und Prälaten wegen ihrer nicht ungegründeten Beſorgniſſe, daß er ſeine Gewalt über ſie ferner mißbrauchen würde, ſicher ſtellen, und (was in ſeinem Falle jeder wahrhaft große Kopf gethan haben würde) zu irgend einer außerordentlichen Aufopferung einiger angemaßten Hoheitsrechte ſeine Zuflucht nehmen, und vielleicht nicht die Hälfte von den Demüthigungen, die er ſich bald nachher gefallen ließ, ſich auflegen dürfen, um die ungewöhnlichen Bannſtrahlen unwirkſam zu machen; allein Heinrich war damals im Glücke, und ſah nichts, als ſein Glück, ſo wie er in ſtürmiſchen Tagen bisher immer nichts als ſein Unglück geſehen hat. Nichts konnte jetzt wohl mehr zur Unzeit ſeyn, als ſeine leidenſchaftliche Härte, mit der er noch immer fortfuhr, die Sachſen zu quälen, und die wichtigſten der deutſchen Fürſten, welche mit dieſem Verfahren längſt unzufrieden waren, bis zur Unverſöhnlichkeit und Verzweiflung zu treiben. Dieſe Fürſten, worunter der Herzog Rudolph von Schwaben, dann die Herzoge Welf von Bayern, und Berthold, ehemaliger Herzog von Kärnthen, die Biſchöfe Albert von Würzburg, und Hermann von Mez ꝛc. die vornehmſten waren, brachten auch bei der erſten Verſammlung, worin ſie ſich berathſchlagten, wie ſie die Umſtände benutzen wollten, hauptſächlich vor, „daß der König immer der alte, der er ſtets geweſen, immer gleich leichtſinnig, gleich tyranniſch zu ſeyn fortführe, und daß ihnen, da ſie ihm doch den Sieg über die Sachſen erfochten hätten, nichts übrig blieb, als bei dem geringſten Verſehen von ſeinem herrſchſüchtigen und rachgierigen Gemüthe eben ſo, wie jene, mißhandelt zu werden.“ Dieſe Rückſichten nahmen an den Ueberlegungen, wie der über den Kaiſer und andere Fürſten verhängte Kirchenbann anzuſehen ſeyn möchte, offenbar den erſten Antheil; wie dann der Erzbiſchof von Mainz, dem päbſtlichgeſinnten Erzbiſchofe Uto von Trier ohne Rückhalt ins Geſicht ſagte: „Er, der Erzbiſchof von Trier, und ſeine Anhänger wüßten ganz wohl, was von dieſem Kirchenbanne zu halten ſey; ſie hätten aber ganz andere Abſichten, wobei ihnen nicht ſo ſehr das Anſehen des apoſtoliſchen Stuhles, als vielmehr die Begierde, das Anſehen des Königs zu untergraben, am Herzen läge, und ſie nähmen die Religion nur zum Vorwande, um Genugthuung für ihren eingewurzelten Haß gegen den König nehmen zu können." Die mißvergnügten Fürſten kehrten ſich wenig an ſolche Vorwürfe; ſie ſetzten vielmehr die ihnen von Heinrich zu Gerſtungen zur Verwahr gegebenen Fürſten, Biſchöfe und Grafen in Freiheit, errichteten mit den Sachſen ein gemeinſchaftliches Bündniß, und luden auf den Monat October alle Fürſten zu einer Verſammlung nach Tribur ein. Hier hatte ſich ihre Parthei bereits außerordentlich verſtärkt, und ſelbſt der Erzbiſchof von Mainz, der anfangs am heftigſten wider den Pabſt gelärmt hatte, hielt es jetzt ſchon, zu ſeiner eigenen Erhaltung, für unvermeidlich, zu dieſem Fürſtenbunde überzugehen. Am Tage der Verſammlung erſchienen der Patriarch Sighard von Aquileia und Biſchof Altmann von Paßau, als päbſtliche Legaten, und wie es nun darauf ankam, ob die päbſtlichen Bannſchlüſſe zur Wirklichkeit kommen ſollten, erzählten die Fürſten das ganze Leben Heinrichs, und indem ſie zuletzt den Schluß machten, „daß an aller gegenwärtigen Unordnung, bei welcher die Geſetze ihre Kraft, die Sitten ihre

Herrſchaft, die Kirche ihr Anſehen, der Staat ſeine Würde verloren, ein einziger Unumſchränkter Schuld ſey," ſetzten ſie hinzu, „daß es in der That der höchſte Grad von Narrheit ſeyn würde, wenn ſie dieſe Gelegenheit, die ihnen Gott ſelbſt zugeſchickt hätte, nicht mit beiden Händen ergreifen, und was ſie ohnehin ſchon lange vorgehabt, bei ſo ſchicklicher Gelegenheit nicht ausführen wollten." So wurde der Pabſt das Haupt dieſes Fürſtenbundes, und künftiger Vormunder und Richter über Könige und Kaiſer, und (in der Hofſprache) über alle Thronen der Welt.

Während dieſer Verhandlungen befand ſich Heinrich mit einem kleinen Anhange zu Oppenheim, Tribur gegenüber, und verlor, ſo wie mit jeder Stunde die Gefahr wuchs, mit jeder Stunde tiefer den Muth. Seine, faſt ſchon gewöhnlichen Verſicherungen, welche er durch Geſandte jeden Tag wiederholen ließ, daß er alles wieder verbeſſern und vergüten, daß er den Fürſten das Recht und die Wahl, alles anzuordnen und zu entſcheiden, zugeſtehen, und ſich mit dem Titel und den Ehrenzeichen eines Königs begnügen wollte, dieſe und andere Verſicherungen, die man in Rückſicht, auf ſein ehemaliges Betragen für nichts weniger, als zuverläſſig hielt, fanden kein Gehör, und man machte bereits Anſtalt, wider ihn loszubrechen, als ihm die Sachſen und Schwaben, wie noch zur letzten Gnade, bedeuten ließen, daß ſie, was er nicht gethan hätte, mit ihm nach den Geſetzen verfahren, und die Unterſuchung und Entſcheidung der wider ihn vorhandenen Beſchwerden dem Pabſte überlaſſen, und dieſen gegen Lichtmeß nach Augsburg zu kommen bitten wollten. Heinrich ſollte ſich aber vor allen Dingen um die Losſprechung vom Kirchenbanne, und zwar um ſo mehr darum bewerben, als nach den Geſetzen derjenige, der durch ſeine Schuld ein Jahr lang im Kirchenbanne bliebe, der Regierung unfähig ſey. Dem zu Folge ſollte er ſogleich ſeine Armee abdanken, alle, die mit ihm excommunicirt wären, ſogleich von ſich entfernen, ſich ſelbſt aber nach Speier begeben u. ſ. w. Endlich ſollten ſie auf den Fall, daß eines dieſer Bedingniſſe gebrochen würde, ohne den Vorwurf der Treuloſigkeit und des Meineides fürchten, ohne den Ausſpruch des Pabſtes abwarten zu müſſen, befugt ſeyn, in Anſehung des Reiches diejenigen Maßregeln, die ihnen gut dünkten, zu ergreifen. — Die Sachſen und Schwaben ſandten an den Pabſt, und baten ihn inſtändigſt, bei der beſtimmten Verſammlung ſich einzufinden.

In dieſer grauſamen Lage ließ ſich Heinrich jene ungeheuere Demüthigung gefallen, welche ſeitdem den Geſchichtſchreibern ſo vielen Stoff zu bittern Ausfällen wider den Pabſt Gregor VII. gegeben, die Welt geärgert, und ſelbſt Gregors eifrigſte Freunde in Verlegenheit geſetzt hat. Heinrich nahm die Bedingniſſe der Sachſen und Schwaben, ſo hart ſie waren, mit Freuden an. Er lebte und blieb eine Weile als Privatmann zu Speier; aber die Furcht und Angſt, daß er bei der künftigen Verſammlung unter den Deutſchen mehr Feinde, als Fürſprecher, und den Pabſt nach den Urſachen, welche er demſelben bereits zum Mißvergnügen gegeben, als ſeinen unerbittlichen Richter finden würde, ließ ihn nicht ruhen. Selbſt die ungewohnte Einſamkeit, in die er ſich bei der Entfernung aller Menſchen, die ihn als einen Excommunicirten flohen, verſetzt ſah, erfüllte ihn mit neuen Schrecken, und die Unmöglichkeit, in dieſem Zuſtande ſich Freunde zu machen, ſpornte ihn Tag und Nacht, auf Mittel und Wege zu denken, wie er vor dem Ablaufe der feſtgeſetzten Zeit, wenigſtens der Losſprechung vom Kirchenbanne ſich verſichern könnte. Er faßte in der Stille den Entſchluß, ſich perſönlich dem Pabſte zu ſtellen, und einige eben ſo traurige als unvermuthete Erfahrungen überzeugten ihn, zur Vermehrung ſeines Kummers, wie wenig ſein Entſchluß übertrieben und überflüſſig geworden ſey. Seine beſten Freunde, welche er um einiges Geld zur Beſtreitung der Reiſe anſprach, kannten ihn jetzt nicht mehr, und nur einige wenige wurden von ſeinem Schickſale gerührt. Noch mehr ängſtigten ihn die Nachrichten, daß ihm der Weg durch Schwaben, Bayern und Kärnthen verſperrt ſey (woraus er ſchloß, wie ſehr man wünſchte, daß die Jahresfriſt ohne ſeine Losſprechung verſtreichen möchte), und dann die ganz unerwarteten Forderungen, welche er auf ſeinem Umwege durch Burgund von ſeinen eigenen Anverwandten (er mußte dem Sohne ſeiner Schwiegermutter für die Durchreiſe eine der beſten Provinzen in Burgund abtreten) zu dulden hatte. Er trachtete nun nach nichts mehr, als wie er fernern Erfahrungen ſolcher Art ſich entziehen möchte, und trat mit ſeiner Gemahlinn, und einem kleinen Gefolge die Reiſe über die Gebirge zu einer Jahreszeit an, wo dieſelben mit Eis und Schnee bedeckt, und die Beſchwerlichkeiten und Gefahren, mit welchen bei jedem Schritte gekämpft werden mußte, unbeſchreiblich waren. Er konnte die ſchlüpfrigen Berge häufig nicht anders, als auf Händen und Füßen kriechend, hinan klimmen, und mußte die Gegenſeite hinabklitſchen. Die Königinn, und die Frauenzimmer wurden in Ochſenhäuten fortgezogen, die Pferde aber mit zuſammengebundenen Füßen, oder durch Maſchienen fortgeſchleppt, und ungeachtet aller Vorſicht, theils zerquetſcht, theils übel zugerichtet. Da er endlich nach tauſend Mühſeligkeiten Italien erreicht hatte, vernahm er, daß Pabſt Gregor, welcher bereits auf der Reiſe nach Augsburg begriffen, und ungewiß war, was er von dieſer Ankunft des Heinrich zu erwarten hätte, nach der der Gräfinn Mathilde zugehörigen Feſtung Canoſſa ſich begeben habe. Er wandte ſich an dieſe Gräfinn ſowohl, als an verſchiedene Freunde, welche bei Gregor in Achtung ſtanden, um Fürſprache, und erlangte endlich, nach unſäglichen Bemühungen, die Erlaubniß, ſich demſelben zu ſtellen. Canoſſa war mit einer dreifachen Mauer umgeben. Heinrich erſchien, gemäß der ihm ertheilten Vorſchrift, vor dem Thore der erſten Mauer, ward, indem ſich ſein Gefolg zurückbegab, eingelaſſen, das Thor aber nach ihm ſogleich wieder geſchloſſen. Hier legte er ſeine königliche Kleidung von ſich, zog einen wollenen, den Büßern damals gewöhnlichen Rock an, und wartete mit entblößtem Kopfe und Füßen, in einer demüthig aufrechtſtehenden Stellung, daß man ihn verrufen würde. Er wartete, ohne einige Speiſe zu ſich zu nehmen, vom Morgen bis am Abend vergebens; ſtand und wartete, ohne die geringſte Ungeduld zu verrathen, voll Ergebenheit und Zerknirſchung den zweiten und dritten Tag vergebens, und ward endlich am vierten Tage, da er mit gleicher Demuth wieder gekommen war, vorgelaſſen. Gregor VII. kündigte ihm jetzt die Bedingniſſe an, unter denen er ihm die Losſprechung ertheilen würde: „Heinrich ſollte ſich nämlich an einem ihm zu beſtimmenden Tage einfinden, wo er ſein Endurtheil vernehmen würde, indeſſen ſollte er keine königlichen Kleider tragen, keine, als die zum Unterhalt höchſt nöthigen Einkünfte beziehen, ſeine Unterthanen des Eides gegen ihn für entledigt halten, auf den Fall, daß ihm die Königswürde noch einmal zu Theil werden ſollte, Gehorſam leiſten, und wenn er das Geringſte nicht halten würde, ſogleich wieder excommunicirt ſeyn.“ Da Heinrich alles zuſagte, ſprach ihn Gregor vom Banne los, ſetzte ihn aber gleich darauf durch eine unerwartete Aufforderung außer alle Faſſung. Er hielt nämlich vor einem unzähligen verſammelten Volke eine feierliche Meſſe, kehrte ſich dabei unvermuthet zu Heinrich, und ſagte, indem er den Leib des Herrn in der Hand vor ſich hinhielt, „wie er wohl wiſſe, wie man ihm (dem Pabſte) gräuliche Dinge zur Laſt gelegt habe, welche er durch überführende Zeugen leicht widerlegen könnte; er wolle aber keinen andern Zeugen, als den lebendigen Gott. Dieſer ſoll ihn frei ſprechen, wenn er unſchuldig ſey, und ſoll ihn, wenn er ſchuldig ſey, dieſen Augenblick des Todes ſterben laſſen.“ Er forderte noch mit vielen andern, bei ſolchen Fällen üblichen und ſchaudervollen Worten Gott zum Richter und Rächer auf, nahm ein Stück vom Leibe des Herrn und aß. Als hierauf, auf ſeinen Wink, der Jubel des Volkes ſich gelegt hatte, wandte er ſich an Heinrich, und ſprach: „Mein Sohn, thue nun, wenn es dir gefällig iſt, was du mich haſt thun geſehen. Die deutſchen Fürſten klagen dich unaufhörlich bei mir an; ſie werfen dir eine Menge Verbrechen vor; ſie glauben, du hätteſt verſchuldet, nicht nur von der Regierung, ſondern von der Kirche, ja von allem Umgange mit Menſchen auf immer ausgeſchloſſen zu werden. Sie fordern ungeſtüm, daß man dir einen Tag beſtimmen, und dich vor Gericht ſtellen ſoll. Lieber, du weißt, wie wenig ſich auf die Urtheile der Menſchen zu verlaſſen, und daß zumal bei öffentlichlichen Unterſuchungen die Lüge nicht ſelten glücklicher, als die Wahrheit ſey. Die Lüge, von geſchickten Rednern mit lieblichen und angenehmen Worten ausgeſchmückt, gefällt, und die Wahrheit, von keiner Beredſamkeit unterſtützt, wird verachtet. Du haſt dich in deinem Elende an mich um Hilfe gewendet, und ich wünſche, daß dir geholfen werde. So folge meinem Rathe. Biſt du deiner Unſchuld gewiß: — ſo ergreif das Mittel, wodurch du die Kirche Gottes von allem Aergerniſſe, und von einem Streite, deſſen Ausgang ſehr ungewiß iſt, befreien kannſt. Nimm dieſe andere Hälfte von dem Leibe unſers Herrn, damit Gott durch ſein Zeugniß deine Unſchuld offenbare. Alle Mäuler, welche wider dich reden, werden dann verſtummen. Ich werde dein Sachwalter, dein eifrigſter Vertheidiger ſeyn. Die Fürſten werden ſich mit dir ausſöhnen, und du wirſt wieder König, und die Flamme des Bürgerkrieges, der den Staat ſo lange verheert, wird auf ewig verlöſchen." Man braucht ſich nur in etwas an Heinrichs Stelle zu denken, um ganz zu begreifen, in welche Verlegenheit er durch eine ſolche öffentliche Aufforderung geſetzt worden ſeyn müſſe. Seine Beſtürzung war ſo groß, daß er eine gute Weile kein Wort hervorbringen konnte. Endlich bat er den Pabſt, doch zu bedenken, daß weder ſeine Freunde, ohne deren Rath er nichts thun dürfte, noch ſeine Feinde gegenwärtig wären, welche ſich mit einer Probe, der ſie nicht ſelbſt beiwohnten, nicht würden begnügen laſſen. Er werde nicht ermangeln, die wider ihn vorgebrachten Beſchuldigungen vor der beſtimmten Reichsverſammlung zu wiverlegen. Gregor war zufrieden, und entließ hierauf den Heinrich nicht ohne Kennzeichen von wohlwollender Freundlichkeit; er bewirthete ihn ſehr liebreich, und ſchickte einen Biſchof ab, diejenigen, welche im Gefolge des Königs mit dem Kirchenbanne behaftet waren, davon loszuſprechen, damit er nicht gehindert ſeyn möchte, ſich ihrer zu ſeinem Umgange zu bedienen. Dieſer weltberühmte Auftritt ereignete ſich im Monate Jenner des Jahres 1077.

Die Demüthigung, welche ſich Heinrich bei dieſem Auftritte gefallen ließ, war ungleich weniger erniedrigend, als vielmehr die Sache ſelbſt von äußerſt wichtigen Folgen für die Zukunft war, und nothwendig werden mußte; denn ſo wenig (was jenes erſtere betrifft) das Betragen des Pabſtes Gregor hierbei gebilligt werden kann, wie ihm dann, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, ſelbſt ſeine ergebenſten Freunde die bitterſten Vorwürfe darüber gemacht haben, ſo wenig war die Herablaſſung des Heinrich, die Befreiung vom Kirchenbanne in einer Büßerkleidung zu ſuchen, nachdem er nämlich dieſelbe zu ſuchen einmal entſchloſſen war, von einer neuen und ungewöhnlichen Art. Die abendländiſchen Völker haben ſeit dem neunten Jahrhundert angefangen, die hochtrabende Pracht des griechiſchen Kaiſerhoſes für etwas Großes anzuſehen, und deſſen Ceremoniel überall nachzuahmen. Der glänzendſte Theil dieſes Ceremoniels beſtand, und beſteht daſelbſt noch in ungeheuern Verdemüthigungen, und dem Niederfallen aufs Angeſicht vor dem Throne. Die Nachahmung davon wurde zuerſt in Italien, und bald auch, wiewohl mit einer größern Einſchränkung, in Deutſchland Mode, und man ließ ſich zu einer Zeit, wo jeder Privatedelmann über die geringſte Verletzung ſeiner Freiheit wüthig werden konnte, Erniedrigungen gefallen, gegen welche ſich gegenwärtig unſer ganzes Gefühl empört. Das Knieen war beinahe eine gewöhnliche Sache, und wurde bei jedem nur etwas wichtigen Vorfalle wiederholt. Als Kaiſer Heinrich II. die bayeriſche Grafſchaft Bamberg von Bayern abreiſſen, und dieſelbe zu einem Biſthume umſchaffen wollte, kniete er vor den Biſchöfen, um ihre Einwilligung zu erflehen, und ſelbſt dieſer gegenwärtige Heinrich hatte ſich in ſeinen Verlegenheiten vor den deutſchen Fürſten mehr als einmal auf die Kniee geworfen, und denſelben die Füße geküßt *). Eben jetzt haben ſich auch die deutſchen Biſchöfe, welche Gregor mit dem Hein-

---

*) Bruno.

rich in den Bann gethan hatte, gleichfalls zu Canoſſa, aber ehe noch Heinrich ankam, geſtellt, und den Pabſt auf gleiche Weiſe mit einem Büßerkleide und mit bloßen Füßen um Vergebung gebeten; und noch dieſe Stunde iſt in manchen Klöſtern, wo das pünktliche Beſtehen auf alten Ueblichkeiten und ſinnlichen Zeichen unter die hergebrachten Vollkommenheiten gehört, das Niederfallen auf die Knie vor den Obern eine gewöhnliche Sache; aber wie geſagt, nicht dieſe Ceremonie, welcher ſich Heinrich unterwarf, ſondern die von dem wichtigſten Theile der deutſchen Fürſten feſtgeſetzte Erklärung, daß ein mit dem Kirchenbanne belegter deutſcher König, falls er in dieſem Banne über ein Jahr verbliebe, nicht mehr König bleiben könne, dieſe Erklärung, welche ſelbſt Heinrich durch die zu Canoſſa übernommene Demüthigung auf gewiſſe Weiſe anerkannte und beſtätigte, war es, was jenem Vorfalle eine fürchterliche Geſtalt gab. Von dieſem Augenblicke an wurde durch das unglücklichſte Mißverſtändniß nicht nur die Kirche mit dem Staate, ſondern der Staat ſelbſt und deſſen Glieder wurden mit ſich entzweit, und ergriffen wechſelweiſe und mit entflammtem Eifer die Waffen, um ſich wechſelweiſe zu zerſtören. Die chriſtliche Religion hat nie einen härtern Vorwurf ſich zugezogen, und zu gleicher Zeit hat die Welt nie eine nachdrücklichere Lehre von der großen Wahrheit erhalten, daß Grundſätze und Vorſtellungsarten das Glück und die Eintracht der Völker und Throne beſtimmen, und daß man die Gelehrſamkeit und die Wiſſenſchaften, wodurch jene herbeigeführt und erhalten werden, nie vernachläſſigen könne, ohne früh oder ſpät der Sklaverei eines Dritten (der die Verfinſterung des Verſtandes, und, was eins iſt, den Verfall des Schwächern benutzt), und dem traurigſten Elende ſich preis zu geben.

Wenn ſich übrigens bei der damaligen Lage der aus ihren Grenzen gerückten Staats- und Kirchenſachen leicht vorausſehen ließ, daß Heinrich kaum noch einen Schritt würde thun können, ohne die Ahndung und Verfolgung des einen oder andern Theiles auf ſich zu ziehen, ſo hätte man doch den Schritt, den er unmittelbar nach der Demüthigung zu Canoſſa derſelben entgegen that, unmöglich vermuthen ſollen. Heinrich hatte, als ihn Pabſt Gregor zum erſten Mal vor ſeinen Gerichtsſtuhl rief, auch vorzüglich die Italiener aufgemuntert, an der, von ihm und einigen deutſchen Biſchöfen gemachten Erklärung, daß Gregor nicht mehr als Pabſt anerkannt werden ſollte, Antheil zu nehmen. Die Italiener thaten es, und ſtellten in einer Verſammlung zu Pavia die nämliche Erklärung eidlich von ſich. Sie zogen ſich, wie leicht zu erachten, die Ungnade und den Bann des Pabſtes im vollen Maße zu, und geriethen nunmehr, da ſie ſich durch die unvermuthete Unterwerfung Heinrichs im gleichen Grade verachtet und verrathen zu ſeyn glaubten, in eine ſolche Hitze, daß ſie den Entſchluß faßten, von Heinrich abzuſtehen, ſeinen, wiewohl minderjährigen Sohn Konrad zu wählen, und unverzüglich ſich wider den Pabſt Gregor aufzumachen. Dieſe Aeußerung wirkte auf Heinrich mit ſo vielem Eindruck, daß er (denn auch die Furcht macht beherzt) dem Pabſte augenblicklich wieder entſagt, dann ſich nach den Wünſchen der Lombarden erklärt, und was nach ſo vielen Aenderungen ſeines bisherigen Betragens eine weit unerwartetere Erſcheinung war, den Plan, den er jetzt faßte, als ein Mann voll ſtandhaften Muthes und feſter Entſchloſſenheit nie wieder verlaſſen hat. Er kämpfte von nun an mit raſtloſer Anſtrengung aller ſeiner Kräfte wider das zahlloſe Heer ſeiner Gegner und Feinde, worunter wider den ordentlichen Lauf der Dinge, ſogar diejenigen waren, die ihm ihr Leben zu danken, die aus ſeinen Händen gegeſſen, und in ſeinem Schooße geruhet hatten.

So wie Heinrichs Lage in der Lombardei gewann, wurde dieſelbe in Deutſchland verſchlimmert. Jener deutſche Fürſtenbund, deſſen Geſetze Heinrich angenommen und gebilligt hatte, brachte bei der erſten Nachricht ſeine Drohungen in Erfüllung. Nachdem ſich erſt die Fürſten von dem neu zu wählenden Könige verſchiedene Sachen bedingen, und Kapitulationen errichten wollten, wogegen aber die, das erſte Mal bei einer Kaiſerwahl anweſende päbſtliche Geſandtſchaft als wider überflüſſige Beiſätze Gegenvorſtellungen gemacht, und nur die Feſtſetzung der Verordnung geſtattet hat, daß von nun an die Biſchofswahlen frei, und (was in gleichem Grade wichtig war) daß von nun an bei den Wahlen der Kaiſer nicht mehr, wie bis dahin, auf einen gewiſſen Stamm geſehen, ſondern nur der Tauglichſte durch eine freie Wahl gewählt werden ſollte; ſo gieng auf ſolche Weiſe den 13. März 1077 zu Forchheim die neue Wahl, welche auf Herzog Rudolph von Schwaben ausfiel, vor ſich. Dieſer Herr beſaß groſſe Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten, und Heinrich durfte keinen Augenblick verſäumen, deſſen Anhang, wo es je noch möglich ſein möchte, zu zerſtreuen, ehe derſelbe Mittel finden würde, durch Gewalt und Kunſtgriffe ein allgemeines Uebergewicht zu erhalten. Die damalige Verfaſſung von Deutſchland machte dem Heinrich allerdings Hoffnung dazu; denn obſchon die Fürſten der größten deutſchen Länder, als die von Sachſen, Schwaben und Bayern, dann die Biſchöfe von Mainz, Würzburg, Metz, Salzburg und Paßau, und andere, die Häupter jenes Bundes waren, ſo ſtanden ihnen darum die Kräfte ihrer Länder keineswegs zu Gebot, und es kam erſt darauf an, ob die Grafen, Prälaten und Edelleute gleicher Geſinnungen und Abſichten mit ihnen ſeyn, und bei ihrem Aufbote erſcheinen würden. Ein großer Theil dieſer Herren war von jeher mehr für die Kaiſer, als von welchen ſie zu unmittelbaren Reichsſtänden erhoben zu werden hofften, als für die Herzoge, deren Gerichtsbarkeit ihnen zu nahe war, eingenommen, und im gegenwärtigen Falle hielten viele, wie z. B. faſt alle bayeriſchen Herren, die Bedrückung und Entſetzung Heinrichs für unrechtmäßig. Dazu kamen noch die Bürger in Städten, als welche bei dieſer Gelegenheit ihre Freiheit zu erhalten hofften, wie dann eben die Bürger zu Mainz den Gegenkönig Rudolph ſelbſt noch am Tage ſeiner Krönung, welche der Erzbiſchof Siegfried an ihm vornahm, aus der Stadt ſich zu flüchten gezwungen hatten.

Heinrich benutzte dieſe Umſtände ſo ſchnell als möglich, und indem er erſt den Patriarchen Sighard zu Aquileia, daß er ihn durchließ, gewann, ſtürzte er mit einem fliegenden Haufen über die Kraingebirge nach Bayern herab, verſtärkte ſich zu Regensburg mit bayeriſch-böhmiſchen Völkern, entſetzte und verjagte den Welf, verjagte den Rudolph aus Schwaben nach Sachſen, und eröffnete hiermit jenes gräßliche Schauſpiel, worin Deutſchland wider ſich ſelbſt, und Italien wider ſich ſelbſt gewüthet, und das erſt nach grauſamen Verheerungen (im folgenden Jahre 1078 wurden von der kaiſerlichen Parthei allein am Lechrain über hundert Kirchen verwüſtet) nach unzähligen Blutvergießungen erſt im Jahre 1122 durch einen Vertrag (wir werden nachher hören durch welchen) geendet hat.

Beide Theile beobachteten bei ihren Behauptungen, Abſichten und Handlungen weder Ziel noch Maß. Im J. 1078 den 7. Auguſt kam es bei Mellrichſtadt in Franken an der Strey zu einer Schlacht, die nichts entſchied, und nach vielen kleinen mordbrenneriſchen Kriegen (den 27. Jän. 1080 zu Fladenheim bei Langenſalza an der Unſtrut) zu einer andern, worin Heinrich verloren, Pabſt Gregor aber ſogleich den Kirchenbann wider denſelben erneuert, ihn neuerdings des Reiches verluſtig erklärt, und entgegen den Rudolph, der ſich gehorſam in ſeine Anweiſungen fügte, beſtätiget hat. Die Nachricht davon verſetzte den Heinrich in den bitterſten Unmuth. Auch er erneuerte erſt zu Mainz ſeine im J. 1077 gemachte Erklärung, daß Gregor der päbſtlichen Würde verluſtig ſeyn ſoll, wählte den Erzbiſchof Wilberth von Ravenna (den Gregor vor drei Jahren mit dem Kirchenbanne belegt hatte) zum Pabſt, und ließ dieſe Wahl durch eine, den 25. Juli nach Brixen berufene, Verſammlung von dreißig Biſchöfen beſtätigen.

Und bald darauf machte er ſich (eine dritte den 15. Oktober zu Wolksheim an der Elſter bei Merſeburg gelieferte Schlacht befreite ihn von dem Nebenkaiſer Rudolph, der darin umkam) vollends nach Italien auf; aber vergebens bemühte er ſich, die Mathilde zu entwaffnen, und auch, was Rom belangt, gelang es ihm erſt im dritten Jahre, ſich dieſer Stadt zu bemächtigen, wo er im Jahre 1084 am Oſterfeſte von ſeinem Pabſt, der den Namen Clemens III. angenommen hatte, zum Kaiſer ſich krönen ließ. Dieſe Unternehmungen, wozu ihm ſein Kriegsglück gleichſam in einer ſcherzhaften Laune verhalf, ſcheiterten mitten in ihrem Laufe. Heinrich ſah noch nicht die Blüthe der Frucht, die er zu ärnten hoffte, als der normaniſche Fürſt Robert Guiſcard, aus Unteritalien ankam, dem Pabſt Gregor, der ſich ſeit der Gegenwart Heinrichs in die Engelsburg eingeſchloſſen hatte, zu befreien. Dieſer Fürſt drang unaufhaltbar mit einer Macht vor, welcher zu widerſtehen ſich Heinrich ſchlechterdings außer Stand ſah. Alles ſchien verloren zu ſeyn.

In Deutſchland, wohin ſich Heinrich jetzt flüchten mußte, waren die Ausſichten noch weit ſchlimmer. Er hatte vor ſeiner Abreiſe nach Italien einen ſeiner treueſten und tapferſten Generäle, den Friedrich von Bürn, Herrn zu Hohenſtauffen zum Herzoge in Schwaben ernannt, und dazu ſeine Tochter Agnes ihm zur Gemahlinn gegeben; aber dieſer Herr hatte genug zu thun, um ſich wider den Berchtold von Zähringen (im Breisgau), der ſich durch die Unterſtützung der welfiſchen Parthei des Herzogthums Schwaben ebenfalls bemächtigen wollte, zu halten, und an eine Herſtellung der Ordnung im übrigen Deutſchland, war gar nicht zu denken. Welf ließ an die Stelle des Rudolphs (den 9. Aug. 1081 zu Bamberg) einen neuen Gegenkaiſer in der Perſon Hermanns von Salm, Grafen von Luxenburg, wählen, deſſen Gemüthsart zwar überaus redlich und gutmüthig, aber wenig kriegeriſch, und durchaus nicht dazu gemacht war, an der Spitze ſo wilder und ſtürmiſcher Haufen, als er hätte anführen, und nach ſich reiſſen ſollen, einiges Anſehen zu behaupten. Die mächtigſten Fürſten und Biſchöfe regierten und kriegten daher jeder für ſich ſelbſt, und Hermann, den man eben wegen ſeiner Schwäche nur den Knoblauchskönig nannte, verrichtete kaum etwas Glänzenderes, als daß er in Franken einige Dörfer plünderte und abbrannte, und als er im Jahre 1083 vollends ſeiner vornehmſten Stütze, des Otto, ehemaligen Herzogs von Bayern, der durch einen Fall vom Pferde ſein Leben einbüßte, beraubt worden war, ſank ſein Muth und ſein Anſehen noch tiefer. Ganz Deutſchland befand ſich in einem lauteren Aufruhr, und was die Unordnungen des Krieges noch weit mehr überwiegt, in einem allgemeinen Widerſpruche von Meinungen und Grundſätzen, deren Gräuel und Aergerniß außer den Grenzen aller Vorſtellung unſers Zeitalters liegt. Die Biſchöfe beider Partheien fuhren noch immer fort, die einen, die Bannſprüche des Pabſtes Gregor wider den Heinrich für ungültig und lächerlich, die andern, dieſelben für rechtskräftig zu erklären, und im Jahre 1085, nachdem erſt von beiden Partheien eine fruchtloſe Unterredung gehalten worden war, verſammelten ſich die Biſchöfe des ſächſiſchen Bundes (worunter die Biſchöfe von Salzburg und Paßau waren) zu Quedlinburg; die kaiſerlichen zu Mainz. Jene beſtätigten den Primat des Pabſtes, dann das Verbot der Prieſterehe, und verurtheilten den Gegenpabſt; dieſe (worunter unter den Bayern der Biſchof Meginhart von Freiſing war) erklärten ihrer Seits den Pabſt Gregor für entſetzt. Beide Partheien ſprachen feierlich den Bann und Fluch wider ſich, und eilten dann (denn ſie machten noch immer Kriegsdienſte, und fochten perſönlich), jene Biſchöfe verjagen zu helfen, die ſie verflucht hatten. Auf dieſe Weiſe erhielt manche Stadt, je nachdem eine ſtreifende Parthei ankam, und obſiegte, ſo zu ſagen alle Augenblicke einen neuen Biſchof, und die Gläubigen neue Grundſätze, und Deutſchland wurde wechſelweiſe mit Mord und Tod, Raub und Brand erfüllt.

Je mißlicher dieſe Umſtände waren, deſto unkluger war es, daß Heinrich ſeinen alten Groll wider die Sachſen noch immer nicht mäßigen wollte. Die Sachſen hatten verſprochen ſich ruhig zu halten, doch mit dem Vorbehalt, daß das Geſchehene Niemanden an ſeinen Gütern zum Schaden ſeyn ſollte. Heinrich gab dieſes Verſprechen von ſich, und erneuerte zugleich ſeine Mißhandlungen. Dieß brachte viele ſeiner bisherigen Anhänger wider ihn auf, und dem Welf, der ſeine Feindſeligkeiten eben ſo geſchickt als raſtlos fortſetzte, gelang es jetzt ſogar bei den Bayern, ſie wider ihn einzunehmen. Auch die Schwaben machten jetzt mit den Sachſen gemeinſchaftliche Sache, und ſchlugen den Kaiſer, der zum Entſatze von Würzburg, das die Sachſen unter Anführung des Erzbiſchofes Gebhard von Salzburg belagert hielten, mit einem Heere von zwanzigtauſend Mann anrückte, (den 11. Aug. 1086 bei Bleichfeld am Main) mit einem großen Verluſte aus dem Feld; doch eroberte Heinrich die Stadt Würzburg bald wieder; und auch ſeine übrige Lage ſchien ſich beſſern zu wollen, ungeachtet ihm ſeine Gegenparthei den Krieg neuerdings ankündigte, nachdem ſie ihm vergeblich zugemuthet hatte, daß er ſich um die Losſprechung vom Kirchenbanne bewerben ſollte. Die Sachſen wurden endlich ihrer Drangſale müde. Sie verſagten dem Gegenkaiſer Hermann, der ſich auch gefallen ließ, auf ſeine Güter (wo er 1087 in einem Kriegsſpiel umgekommen, und zu Metz begraben worden iſt) zu ziehen, ſchlechterdings alle Achtung, ſtießen dem Biſchofe Bucco von Halberſtadt, da er ſie zu einem neuen Feldzuge wider den Heinrich bereden wollte, das Schwert in den Leib, und ſuchten (gleich den Thüringern, deren Markgraf Ecbert, einer der ſtärkſten Gegner Heinrichs, 1090 umgekommen war) mit Heinrich ſich auszuſöhnen.

Deſto mißlicher begannen die Umſtände in Italien zu werden. Pabſt Gregor, der ſich aus Furcht vor den Römern nach Salerno geflüchtet hatte, ſtarb daſelbſt im Jahre 1085; aber mit ihm ſtarben die damals herrſchenden Grundſätze, und die auf dieſelben gebauten Sprüche und Unternehmungen nicht, weil Gregor nicht der Erfinder, ſondern nur der erſte war, der dieſe ins Leben eingeführt, und geltend gemacht hat. Die Römer, welche wohl dem Pabſt Gregor, aber nicht ſeinen Grundſätzen abhold waren, wählten im Jahre 1086 den Abt Deſiderius von Monte Caßino, der den Namen Victor III. annahm, und als dieſer im Jahre 1087 den 16. Sept. ſtarb, einen Franzoſen von Geburt, Urban II. zum Pabſt. Dieſer erneuerte nicht nur ſogleich den über den Kaiſer vom Pabſte Gregor geſprochenen Kirchenbann, ſondern beeiferte ſich, demſelben und ſeiner Sache durch einen beſondern Einfall einen neuen Nachdruck zu geben. Er beredete im Jahre 1089 die (vierzigjährige) Gräfinn Mathilde, dem Sohne des Welfs von Bayern (einem kaum achtzehnjährigen Prinzen) Welf II. genannt, ihre Hand zu geben, wodurch die weitläufigen und reichen Staaten dieſer Prinzeſſinn (der Erbtochter des Markgrafen Bonifacius von Toſcana, und Wittwe Gottfrieds III., Herzogs zu Lothringen, mit dem damals überaus mächtigen Bayern vereinigt, und ſohin neue, allerdings fürchterliche Kräfte wider den Kaiſer zu Stande gebracht wurden.

Heinrich gerieth über dieſe Heirath, von der er erſt, nachdem ſie bereits geſchloſſen worden war, Nachricht erhielt, in die größte Beſtürzung, und ſah nur noch die Hoffnung vor ſich, die große Parthei, ehe ſie ſich vereinigen würde, trennen oder unterdrücken zu können. Er eilte im März 1090 nach Italien, richtete auf den Gütern der Mathilde große Verheerungen an, belagerte und eroberte 1091 die Stadt Mantua, nebſt vielen andern wichtigen Plätzen, warf einige Vergleichungsvorſchläge, welche ihm der alte Welf gegen die Bedingniß, daß er den Pabſt Urban II. erkennen ſollte, gemacht hatte, von ſich, und fuhr 1092 in ſeinen Eroberungen fort, und hatte ſogar das Vergnügen, ſeinen Pabſt Clemens in der Stadt Rom wieder aufgenommen zu ſehen, als ſeine Gegner auf einen neuen Einfall kamen, ihm die ſchmerzlichſte aller Wunden zu verſetzen, und zu gleicher Zeit ihrem Bündniſſe eine Stärke zu geben, die alles Bisherige zu übertreffen ſchien. Sie beredeten ſeinen ältern zwanzigjährigen Sohn Konrad, welchen Heinrich unlängſt zum Herzog von Lothringen ernannt, und 1087 zum römiſchen König und zu ſeinem Nachfolger gewählt hatte, zu ihrer Parthei über zu gehen, und ließen ihn vom Erzbiſchofe Anſelm zu Mailand zum Könige von Italien krönen, worauf dieſer von Pabſt Urban II, nachdem er deſſen Pferde bei einem öffentlichen Aufzuge zu Cremona den Zaum gehalten hatte, das Verſprechen auf die kaiſerliche Krone ertheilen ließ. Und damit das Maß des Schmerzens, womit Heinrich bei dem Anblicke dieſer Untreue ganz durchdrungen wurde, voll werden möchte, ward ihm ſeine Gemahlinn Adelheid (eine ruſſiſche Prinzeſſinn, welche er, nach dem 1087 erfolgten Hintritte ſeiner erſten Gemahlinn Bertha im J. 1089 geheirathet, und aus Mißvergnügen über ſie, zu Verona eingeſperrt hatte) entführt, und auf der vom päbſtlichen Legaten, Biſchof Gebhard von Konſtanz, daſelbſt 1094, und auf der im folgenden Jahre im offenen Felde vor Placenz gehaltenen großen Verſammlung aufgefordert, ihre Klagen wider den Heinrich vorzubringen. Zu gleicher Zeit errichteten wider denſelben in Italien die Staaten Mailand, Cremona, Lodi und Placenz auf zwanzig Jahre, und in Deutſchland, hauptſächlich durch die Betriebſamkeit des ältern Welfs, Schwaben, Franken, Elſaß und Bayern ein unzertrennliches Bündniß.

Wie dieſer große Bund eben losbrechen ſollte, nahmen die Sachen plötzlich eine Wendung, welche für den Kaiſer äußerſt vortheilhaft werden zu wollen ſchien. Der junge Welf hatte ſich mit der Mathilde, vermuthlich weil er erſt jetzt mit Gewißheit vernahm, daß ſie ihre Güter bereits im Jahre 1077 der römiſchen Kirche geſchenkt hatte, entzweit, und im Jahre 1095 von derſelben getrennt, und Welf der ältere, wurde über dieſelbe dergeſtalt aufgebracht, daß er plötzlich auf Heinrichs Seite trat, und ſich deſſen Ausſöhnung mit den deutſchen Fürſten mit ſo vielem Eifer angelegen ſeyn ließ, daß dieſer ſeiner ſeits nichts weniger thun zu können glaubte, als ihm vollkommen wieder ſein Vertrauen und ſeine Freundſchaft zu ſchenken, und vor allem das Herzogthum Bayern zurückzuſtellen; aber Welf hatte zur Zeit ſeiner Feindſeligkeiten, die Abneigung gegen Heinrich dergeſtalt tief in die Gemüther der Feinde deſſelben gedrückt, daß es ihm nunmehr unmöglich war, ſie wieder auszulöſchen, und die Lage der Sachen zu verbeſſern. Die päbſtliche Parthei wurde bei den nachher erfolgten Uneinigkeiten ſogar noch viele Jahrhunderte hindurch nach ſeinem Namen die welfiſche genannt. Er aber wurde überhaupt, in Rückſicht auf die vielen Meutereien, zu denen er Anlaß gab, mit Sorgen und Unmuth erfüllt, und trat zuletzt im Jahre 1101, nachdem er ſeinem Sohne Welf II. das Herzogthum Bayern überließ, einen Kreuzzug an, wo er im nämlichen Jahre auf der Rückreiſe von demſelben zu Paphos in Cypern ſein Grab fand.

Heinrich IV. hatte indeſſen 1099 auf einem Reichstage zu Aachen ſeinen Sohn Konrad (der nachher 1101 zu Florenz in Verachtung ſtarb) entſetzen, und dagegen ſeinen jüngern Sohn Heinrich V. zum römiſchen König und Nachfolger krönen laſſen. Die traurige Verwahrung, welche er ſich bei dieſer Erhebung ſeines Sohnes von demſelben beſchwören ließ, daß er bei den Lebzeiten ſeines Vaters ſich in nichts miſchen, noch einiger Familien- oder Erbgüter anmaßen wolle, iſt ein Beweis von der unſichern Lage, in der ſich Heinrich befunden, und die er mit Beſtürzung bereits überall wahrgenommen hatte. Sein ohnehin ſchon geſchwächter Anhang verminderte ſich täglich, und als vollends ſein Gegenpabſt Clemens im Jahre 1099 neuerdings aus Rom vertrieben worden, auch bald darauf geſtorben, Heinrich ſelbſt aber vom Pabſt Paſcal II. (dem Nachfolger des im nämlichen Jahre verſtorbenen Urbans II.) neuerdings mit dem Kirchenbanne belegt worden war, zerfiel ſeine Parthei zuſehends. Der größte Theil ſeiner Freunde, welcher bisher ohne Einſicht und Ueberzeugung gehandelt hatte, und nicht wußte, woran es ſich halten ſollte, hielt ſich jetzt lieber auf die Seite, wo bereits mehr Ruhe und Sicherheit zu ſehen war. Den Biſchöfen zumal fielen die päbſtlichen Bannbullen eben ſo beſchwerlich, als ihnen die von dem päbſtlichen Stuhle behauptete allgemeine Kirchen- und Wahlfreiheit, wodurch ſich die heutige Verfaſſung der Domkapitel bildete, nicht anders, als willkommen ſeyn mußte. In dieſer grauſamen Verlegenheit nahm Heinrich zu verſchiedenen Mitteln, einen allgemeinen Ausbruch wider ſich zu verhindern, ſeine Zuflucht. Im Jahre 1102 verſprach er auf einem Hoftage zu Mainz, daß er nach Italien gehen, und auf einem Concilium ſein Mißverſtändniß mit dem Pabſt berichtigen wollte, und im folgenden Jahre ſtellte er auf einem andern Hoftage daſelbſt ſogar das Verſprechen von ſich, daß er ſeinem Sohne Heinrich die Regierung abtreten, und nach Jeruſalem wallfahrten wollte. Beide Verſprechen erhielten den Beifall der Deutſchen, machte dieſe aber um ſo beſtürzter, als ſie wahrnahmen, daß Heinrich nichts weniger im Sinne habe, als dieſelben in Erfüllung zu bringen. Heinrich verdarb es vollends damit, daß er ſeinen Freunden, den Franken, und vorzüglich den Sachſen, nach ſeiner gewöhnlichen

Unklugheit ſo offenbare Vorzüge einräumte, wodurch er zu eben der Zeit, da er die Großen einer Nation gewinnen wollte, dagegen das Zutrauen und die Liebe einer andern Nation nicht anders, als von ſich abwendig machen mußte, und bei ſeinem Aufenthalte in der bayeriſch-herzoglichen Hauptſtadt Regensburg im Jahre 1104 „thäte, wie eine alte Schrift ſagt, Graf Sighard von Burghauſen, ein Schwager des heil. Leopolds, vor andern das Maul auf: daß nämlich die Fürſten aus Sachſen und Franken im höhern und größern Anſehen im Land Bayern wären, als die rechten Landherren und natürlichen Erben, unter denen er ſich auch nicht für den Geringſten hielte, als der ſeinen Namen von Pfalzgraf Hartwicken, den mütterlichen von Wittikind durch Otto den Großen probieren kunnte. Entſtunde deßwegen ein Aufruhr, und wollten die kaiſerlichen Hofkatzen, und Tellerſchlecker ihne todt haben. Er ſah den großen Tumult, den auch der junge König Heinrich nit abſtellen kunnt, und die große Lebensgefahr; verwahrete ſich alſo zu Hauße 6 Stunden lang. Nach ſolcher Zeit nahm der Gewalt überhand. Sie brachen die Zimmer auf, und mußte dieſer liebe Herr das Leben laſſen. Der Kaiſer ſah durch die Finger." Dieſer Vorfall beförderte ſein letztes höchſt unglückliches Schickſal.

Die zahlreichen Anverwandten des Erſchlagenen, worunter ſeine Enkel, der Markgraf Dietpold von Vohburg, und Graf Beringer zu Sulzbach die Häupter vorſtellten, forderten alle Welt um Rache auf, und giengen vorzüglich den jungen König Heinrich an, daß er ſich doch einmal ſelbſt um die Kirche Gottes annehmen, und das Ruder des Reiches, welches ein Excommunicirter nicht behaupten könnte, ergreifen ſollte. Der damals dreiundzwanzigjährige Prinz ließ ſich theils aus eigener Herrſchſucht, theils auf die Vorſtellung, daß der ſeinem Vater, als einem Excommunicirten, geleiſtete Eid ihn zu nichts verbinden könnte, gern bereden, die Aufforderung anzunehmen. Er entfernte ſich kurz nachher von ſeinem Vater, mit welchem er nach Mainz gezogen war, eilte nach Bayern, wo er ſogleich einige Truppen bereit fand, eilte mit dieſen nach Sachſen, wo er ſich die Städte unterwarf, und die Biſchöfe gewann, dann nach Mainz, und von da, nachdem er in der letztern Stadt ſeinen Vater wiewohl vergeblich belagert hatte, nach Würzburg und Nürnberg, welche Städte er einnahm, und endlich zurück nach Regensburg, wo ſeine Erwartung zum erſten Male fehl ſchlug. Die Handwerker dieſer Stadt ergriffen, wie jene von Worms die Gelegenheit, ſich waffenfähig und frei zu machen, und erklärten ſich für Heinrich den Vater, der auch auf dieſe Nachricht mit einem fliegenden Haufen über Würzburg heraneilte, und ſeinen Sohn bis an den Regen verfolgte, wo, dieß- und jenſeits dieſes Fluſſes, drei Tage nach einander zwiſchen Sohn und Vater geſtritten, dieſer letztere aber, dem auch hier ſeine mächtigſten Freunde abtrünnig wurden, gezwungen ward, auf Umwegen durch Böhmen und Sachſen, nach dem Rheine ſich zu flüchten. Der junge König, der auf dieſe Weiſe die Oberhand, und zugleich von allen Seiten neue Verſtärkungen erhielt, ſchrieb zur Vollendung ſeines Vorhabens einen Reichstag nach Mainz aus, und zog ſeinem Vater, der jetzt wieder einige Hilfstruppen verſammelt hatte, den Reichstag zu ſtören, und ſeine Rechte zu behaupten, bis Coblenz entgegen. Hier beredete er denſelben, die Truppen zu entlaſſen, und mit einem kleinen Geleit ihm zu folgen; ließ ihn aber ſogleich zu Bingen anhalten, und nach Ingelheim führen. Hier zwang er ihn der Krone zu entſagen, und die Reichskleinodien ihm auszuliefern im J. 1105.

Heinrich fand während der Feierlichkeiten, mit denen ſein Sohn zu Mainz den Thron beſtieg, Gelegenheit, zu entkommen, und flüchtete ſich nach Lüttich, wo er, überhäuft von Unglücksfällen und Kränkungen, ſtarb 1106 den 7. Aug. im 56ſten Jahre ſeines Alters.

Er hatte ſich zweimal verheirathet, als im Jahre 1066 mit Bertha, ſie ſtarb 1087, und 1089 mit Adelheid, Tochter des Czar Demetrius von Rußland, und Wittwe des Markgrafen zu Brandenburg, welche 1109 in einem ruſſiſchen Kloſter geſtorben iſt. Beide Ehen, in deren erſterer er einige Kinder erzeugte, a) einen Prinzen, der früh ſtarb; b) Konrad, welcher 1074 geboren, 1076 zum Herzog von Lothringen, 1087 zum römiſchen Könige ernannt, 1093 ſeinem Vater untreu geworden, und 1101 geſtorben iſt; c) Heinrich V., ſein Nachfolger; d) Agnes, erſt an Friedrich von Hohenſtauffen, Herzog in Schwaben, und nach deſſen Hintritt an Leopold, Markgrafen von Oeſterreich, vermählt; e) Adelheid, Gemahlinn Boleslaw III., Herzogs in Polen, waren, gemäß der ihm beigebrachten ausſchweifenden Lebensart, äußerſt unglücklich, und er behandelte die zweite Gemahlinn, die laut genug darüber klagte, nicht weniger unanſtändig, als er die erſte mißhandelt hat. Auch dieß zog ihm die Verachtung und den Haß des Adels zu, deſſen Begriff und Neigung für die Ehre eines Ritters, und die damit verbundene Achtung gegen Frauenzimmer ſich eben unter ihm zu bilden angefangen hat. Wenn man übrigens ſein hartes Schickſal von ſeiner früheſten Jugend an betrachtet, und bedenkt, wie er in einem Alter, da er kaum reif zum Denken, noch die Folgen böſer Triebe recht zu überſehen im Stande war, von den ſchlimmſten Grundſätzen und Irrthümern angeſteckt, wie er der Unbändigkeit ſinnlicher Triebe überlaſſen, und vor allem, wie er von der ſchädlichſten aller Meinungen über monarchiſche Größe und Hoheit, von welcher er anfangs glaubte, daß ſie, ohne ſein eigenes Verdienſt ſeyn zu müſſen, ſchon angeboren ſey, mißleitet und verſtimmt worden iſt, ſo kann man nicht umhin, ihn um ſo mehr zu beklagen, als man ſeine Anlagen zu einem der größten Fürſten, und ſeine übrigen, nicht gemeinen Eigenſchaften nicht mißkennen kann. Er war äußerſt thätig, entſchloſſen, hinreiſſend in allen ſeinen Unternehmungen, und gleichwie er häufig zu gleicher Zeit in verſchiedenen Ländern Krieg führte, war er gleichſam zu gleicher Zeit überall gegenwärtig, und flog mit der äußerſten Schnelligkeit von einem Ende Deutſchlands zum andern. Er behauptete das Anſehen eines deutſchen Königs bei den auswärtigen Nationen mit dem größten Nachdruck, wie er denn z. B. in Ungarn Ruhe hergeſtellt, auch ſeine Schweſter Sophia an den König Salomon verheirathet, und als allgemeiner Beſchützer der Könige, als allgemeiner Vermittler aller Unruhen in Europa, im Jahre 1075 ſogar den König Demetrius aus Rußland zu Mainz bei ſich ankommen, und Hilfe flehen geſehen hat. Die ſchrecklichen und unzähligen Kriege, dann die allgemeinen Verwirrungen aller Begriffe und Staatsgrundſätze waren ſo wenig ganz ſeine Veranlaſſung, als die unter ihm entſtandene Spaltung der Kirche und des Staates nicht allein das Werk des Pabſtes Gregor war; und er hat den Ausbruch des allgemeinen Mißvergnügens über die alleinherrſchende und willkührliche Macht der Kaiſer zwar beſchleunigt und aufgetrieben, aber nicht angelegt. Dieß that vorzüglich Kaiſer Otto der Große, und die gewaltigen Bewegungen und Unruhen, welche ſchon unter dieſem Monarchen von allen Seiten entſtanden, ließen, ohne eben eine Gabe der Weisſagung nöthig zu haben, diejenigen leicht errathen, welche in der Zukunft entſtehen würden. Die Unſicherheit in Amt und Würde, und den damit verbundenen Gütern und Nutzungen, und die dadurch veranlaßte Hofdienerei, war den freien Fürſten und altadelichen Geſchlechtern in allen Ländern zu unerträglich und verhaßt, als daß ſie nicht unaufhörlich hätten trachten ſollen, ſich, wie immer, davon zu befreien, und die Befeſtigung einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit, dergleichen bei den uralten Deutſchen herkömmlich war, zu ſuchen. Die ewige Eiferſucht, mit der ſich Kaiſer und Reichsfürſten unaufhörlich beobachteten, und wechſelweiſe Abbruch zu thun bemüht waren, war ein zu ſchwankender, und zu unnatürlicher Zuſtand, als daß er von einer langen Dauer hätte ſeyn ſollen. Schon Kaiſer Konrad II. fand ſich genöthigt, die geringern Lehen für erblich zu erklären, und Kaiſer Heinrich IV. hätte zu einer ganz andern Staatsklugheit, als nach deren Grundſätzen er erzogen wurde, gebildet und gelenkt werden müſſen, wenn er vollends alles das, weſſen ſich die Fürſten und Biſchöfe während ſeiner Minderjährigkeit anmaßten, wieder hätte einſchränken, oder gar zurückſetzen wollen. Wenn indeſſen das eigenmächtige Weſen, und eine Befehlshaberei, welche unumſchränkt nur gebieten zu dürfen glaubte, um eine unbedingte Unterwürfigkeit zu erhalten, in der damaligen Lage der Sachen und Gährung der Gemüther unter allen Benehmungsarten, die noch zu ſeinem Zwecke hätten dienen können, gerade die unſchicklichſte und unklügſte war, ſo war entgegen, was zu den großen Eigenſchaften ſeines perſönlichen Gehaltes gehört, ſein Verhalten bei dem Betragen, das er nun einmal unglücklicher Weiſe annahm, um ſich als den Einzigen, dem alles gehorchen müßte, zu zeigen, wenigſtens in reifern Jahren, über alles Gemeine erhaben. Er war ein trefflicher

Soldat, und bewies in ſechsundſechzig Schlachten, die er mit Glück und Unglück kämpfte, einen eben ſo großen Verſtand, als Muth und Einſicht. Er blieb bei den immerwährenden Anſtalten und Vorfällen des Krieges, und bei dem Anblicke gräßlicher Scenen, wodurch auch Männer von der erſten Gutmüthigkeit hart und gefühllos werden, mitleidig für fremdes Elend, und was noch mehr iſt, beinahe bis zur Unklugheit verſöhnlich. Er konnte keinen Dürftigen ſehen, ohne ihm etwas zu geben, und nicht ſelten nahm er, wie ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber ſeines Lebens, der Biſchof Otbert von Lüttich, bezeugt, Kranke, Lahme und Blinde ſogar in ſein Zimmer, wo er ihrer, ungeachtet ſie manchmal mit eckelhaften Zuſtänden behaftet waren, perſönlich pflegte und wartete; auch ſich um ſie, wenn er ſie entlaſſen hatte, noch ſorgfältig erkundigte. Er ſchloß keinen Menſchen, den er gedrückt ſah, von ſeinem Schutze und ſeiner Wohlthätigkeit aus, und bewies ſich beſonders großmüthig gegen die Juden, welche bei den unter ihm entſtandenen Kreuzzügen ſchrecklich mißhandelt worden ſind. Indem nämlich damals die mißverſtandenen Grundſätze, daß es erlaubt ſey, die Religion durch die Waffen zu verbreiten, recht herrſchend wurden, ſo hielt man es für Pflicht, die Juden mit Gewaltthätigkeiten zur Annahme des Chriſtenthums anzuhalten, und hielt es, wenn ſie ſich dieſem Seelenzwange nicht unterwerfen wollten, für erlaubt, dieſelben zu morden und auszurotten; eine unſinnige Grauſamkeit, welche indeſſen um ſo mehr Eingang fand, als man zugleich ein Recht erhalten zu haben glaubte, die Güter der Erſchlagenen, welche damals glänzend genug waren, ſich zuzueignen. In Bayern und deſſen Gegenden allein ſollen zwölftauſend erſchlagen worden ſeyn, und eben war das Würgen am heftigſten, als Heinrich bei ſeiner Zurückkunft aus Italien 1097 nach Regensburg kam. Hier umfaßten dieſe unglücklichen Menſchen ſeine Kniee, und flehten ihn um den Frieden ihrer Seelen und um Schonung und Schutz an. Zur andern Seite ſtanden die Kreuzzieher, ſeine Glaubensgenoſſen, und behaupteten mit allen Scheingründen ihrer verkehrten Begriffe die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens; Heinrich aber verwies ihnen mit dem hohen Ernſt eines Weiſen ihr grauſames Unweſen, und ſah mit der Huld eines erhabenen Chriſten, dem alle Menſchen ſeine Brüder ſind, auf die Mißhandelten nieder, und ſagte ihnen Schonung und Gerechtigkeit zu. Eben dieß that er zu Mainz, wo gleiche Unthaten verübt worden waren, und er drang daſelbſt auf die Zurückſtellung der Güter, und dieß wider Familien, an deren Freundſchaft und Unterſtützung ihm damals äußerſt gelegen war. Nie verließ ihn von der Zeit, da er ſtandhaft zu werden anfieng, ſein Muth, als bei den Nachrichten von Undankbarkeit und Untreue, zumal wenn dieſe von Leuten, denen er wohl that, herkam; und bei der Nachricht, daß auch ſein Sohn Konrad ihm untreu geworden ſey, verſchloß er ſich in eine einſame Veſte, und überließ ſich, indem er alle Geſchäfte von ſich legte, eine geraume Zeit einem betäubenden Schmerzen. Sonſt ſchildert der ebengenannte Biſchof Otbert ſeine Eigenſchaften mit Zügen, die ihn für uns als Fürſten und Menſchen eben ſo ehrwürdig, als liebenswürdig machen. „Er beſaß, ſagt Otbert, einen ſo ſchnellen Begriff, und eine dergeſtalt behende Entſcheidungskraft, daß, wenn manchmal die umſtehenden Fürſten alle unſchlüſſig waren, wie eine Rechtsfrage zu entſcheiden, oder ein Staatsvorfall beizulegen ſeyn möchte, er den Knoten auf der Stelle zerhieb, und wie aus einem geheimen Schatze von Weisheit ſogleich das, was in den vorgekommenen Umſtänden das Billigſte und Zuträglichſte war, auf die Bahn brachte. Er hörte gewöhnlich nur zu, und ſprach ſehr wenig; dabei fiel er Niemanden ins Wort, ſondern wartete gleichſam, bis das Reden an ihn kam. Wenn er

Jemand mit ſeinem durchdringenden Blicke gefaßt hatte, ſo nahm er alle Gemüthsbewegungen deſſelben gewahr, und er ſah, ob man ihm gewogen oder abgeneigt wäre. Wenn er in der Mitte ſeiner Reichsfürſten und Räthe ſtand, ſo ſchien er (was denn doch gewiß kein geringes Merkmal innerer Kraft und Vortrefflichkeit iſt) erhabener und größer als alle Umſtehenden zu werden, und in ſeinem Angeſichte zeigte ſich ein ſchreckbarer Glanz von Hoheit, ſo daß er die Blicke aller, die ihn anſahen, durch ſeinen feuerigen Gegenblick niederſchlug, da er doch im gewöhnlichen Leben, und wenn er im kleinen Kreiſe ſeiner Hofleute ſich befand, überaus ſanftmüthig und herablaſſend war."

Er war, ebenfalls nach dem Zeugniſſe ſolcher Geſchichtſchreiber, die ihn perſönlich ſahen, ein ſchöner ſtattlicher Herr (auf den Münzen erſcheint er ohne Bart, und in höhern Jahren ganz kahl), und trug zuletzt in ſeiner ehrwürdigen Geſtalt das Gepräge und gleichſam die Narben der vielen harten Schläge ſeines Schickſals, ſo daß man ihn nicht anſehen konnte, ohne Achtung und Mitleiden für ihn zu fühlen. Eben in ſolchem Betrachte verſperrten ihm ſeine Feinde den Weg nach Mainz, indem ſie fürchteten, daß durch ſeine Geſtalt die Bürger von Mainz gerührt werden, und ihm beiſtehen möchten. Seine Widerwärtigkeiten ſtiegen zuletzt auf den höchſten Grad. Es war beinahe Niemand, der, wenn er ihm wichtig durch ſeine Feindſchaft werden konnte, ſein Feind nicht geworden wäre, und bei dem größten Theile der Geiſtlichen erwarben ihm weder ſeine unaufhörlichen Verſicherungen, daß er für die Kirche aufrichtig geſinnt, und nur von der Rechtmäßigkeit des über ihn gefällten Kirchenbannes nicht überzeugt ſey, noch ſeine Andacht (er betete täglich, auch auf ſeinen erſchöpfenden Reiſen, viele Pſalmen), noch ſeine milden Stiftungen (er baute z. B. vom Grunde aus die prächtige Domkirche, damals die herrlichſte Deutſchlands, zu Speier) einige Nachſicht und Verſöhnung. Wenige ausgenommen, worunter der Biſchof Otbert von Lüttich war, verſetzten ihm die übrigen, da er ſchon hinzufallen begann, noch, wo ſie konnten, einen empfindlichen Stoß, und ſie ahndeten noch, was ſie einmal für ahndungswürdig erklärt hatten, an ſeinem Körper im Grabe. Sie nöthigten den Biſchof, ihn aus der Erde, die ihn friedlich aufgenommen hatte, zu graben, und nach Speier zu ſchaffen. Hier lag er fünf ganze Jahre unbegraben in einem Behältniſſe außer der Kirche, bis endlich von Rom aus die Losſprechung von den Bannbullen erfolgt iſt. Dann ließ ſein Sohn den Vater prächtig begraben, den er bei ſeinem Leben zuletzt halb verhungern, und vom Schmerz und Kummer über ſeinen Undank umkommen ließ.

Schriftſteller.

Nebſt den meiſten der vorigen: Lambert von Aſchaffenburg, gleichzeitig. Bruno, gleichzeitig; bei Freher, T. I. p. 99. — ibidem, p. 153. de Vnitate Ecclesiae conservanda, et Schismate, quod fui inter Henricum IV Imperat. Rom. et Gregor. VII. Pont. Max. cujusdam ejus temporis Theologi. Adamus Bremensis, ein geborner Meißner, Chorherr zu Bremen, gleichzeitig; in Lindebrogs Script. Rer. septent. p. 1. It. apud Dn. de Westphalen, T. II. — Incerti Autoris Historia Archiepisc. Brem. ib. — Bonizonis Sutriensis primum, postea Placentini Episcopi liber ad Amicum, sive de Persecutione Ecclesiae libri novem; apud Oefele, T. II. p. 780

gleichzeitig. — Benzonis Episcopi Albiensis Panegyricus Rythmicus, seu Commentariorum de Rebus Henrici III. seu IV. Regis Germaniae libri VI. cum Notis Jacobi Augusti Frankensteinii, T. I. f. 957. it. apud Joan. Petr. de Ludewig Reliq. Manuscriptorum omnis Aevi diplom. T. IX. gleichzeitig. — Otto Frising. lib. VIII. in collect. Petr. Pithoei; in collect. Christ. Vrstisii, Tom. uno, f. 1. in collect. Goldast. p. continuavit Otto de S. Blasio apud Vrstis. — Annalista Saxo, sive Eckehardi Vragiens. Chron. apud J. G. Eccard. T. I. f. 133. — Otberti Vita Henrici IV. apud M. Goldast in Apologiis etc. ubi varia hujus generis. — Jacobi Gretseri Gemina adversus Melch. Goldinastum Replicat. Ingolst. 1612. — ejusdem vetera Monum. contra Schismaticos jam olim pro Gregor VII. conscripta ib. — Pauli Bernriedensis de vita Gregorii VII. apud eundem. — Gerhohi Reicherspergens. in praepos. de Henrico IV. et V. Imper. apud eund. — Petrus Diacon. in Chron. Casin. bei Muratori. — Marian. Schoti Chron. apud Joan. Pistor. T. I. ejusdem continuat. Dodechinus Abb. ib. — Albert Stadens. Abb. Chron. in collect. Boecleri, Kulpisii et Schilteri. —

Vita Henrici IV. paulo post mortem ejus a quodam familiari conscripta etc. in collect. Vrstisii, T. I. — Anonym. vita Henrici IV. Imper. et Bennonis vita Hildebrandi; apud Rein. Reineccium. — Donizonis vita Mathild. apud. Leibniz, T. I. — Chron. Halberstad. ib. T. II. — Helmoldi (eines Dorfpfarrers zu Buzau in Wagrien) Chron. apud. Rein. Reinecc.; it. bei Leibniz. — Aventin. — Origin. Guelficae; bei Leibniz ꝛc. — Theodorici Virdunensis Episc. ad. Gregor VII. Epist. in Edmund. Martene et Vrsini Durand Thesauro Anecd. nov. Tom. — Chronicon Vrspergense. — K. Heinrich IV. Herzog zu Franken und am Rhyn fünfzigjährige Hiſtoria von Johann Stumpfius, Zürich 1556. — Vita Henrici IV, cum ejusdem Imperatoris Epist. a Sodalitate litteraria Bojorum, August. Vindel. 1518. ex Sigis. Grimm et Marc. Wirsung officina. — Henricus IV. Exemplum Turb. Reipubl. ab G. Schvbart, Jenae 1680. Halae 1727. — Struv. Corp. Hist. Germ. Tom. I.

* * *

Heinrich V.

1106 — 1125.

Inhalt. Fortſetzung des Inveſtiturſtreites und (vergebliche) Abſendung einer prächtigen kaiſerlichen Geſandtſchaft an Pabſt Paſcal II. Seltſames Anbot deſſelben, dergleichen weder vor noch nachher jemals wieder gemacht worden iſt: „Die Biſchöfe ſollten, nach ſeinem Antrage, künftig allein Geiſtliche und nicht zugleich auch weltliche Fürſten ſeyn.“ Da dieſes Anbot nicht durchgieng, ſetzte ihn Heinrich im Jahre 1111 in der Hauptkirche zu Rom gefangen, und zwang ihn zur Krönung, und zur Unterzeichnung eines ihm günſtigen Vertrages. Die ganze römiſche Kleriſei verwarf dieſen Vertrag, und Heinrich ward mit dem Banne belegt, der in der Folge öfter wiederholt wurde.

Heinrich machte ſich während deſſen, wegen der Beſetzung der Grafſchaft Weimar, Feinde in Deutſchland, und verlor wider die Sachſen eine Schlacht 1115. Hintritt der berühmten Markgräfinn Mathilde 1115. Heinrich ſicherte ſich durch die Errichtung eines neuen Herzogthums Oſtfranken 1116 einen feſten Anhang in Deutſchland, und nahm die ganze mathildiſche Verlaſſenſchaft in Beſitz.

Und ernannte jetzt einen Gegenpabſt wider Pabſt Gelaſius II., nach deſſen Hintritt Sylveſter II. durch eine ordentliche Wahl den päbſtlichen Stuhl beſtieg.

Neuer Bannſpruch wider Heinrich mit ſchauerlichen Feierlichkeiten. Ganz Deutſchland gerieth wider den Heinrich in Bewegung, der ſich endlich veranlaßt fand 1122 zu Worms einen Vergleich einzugehen, vermöge welchem ihm die Belehnung eines frei gewählten Biſchofes mit dem Scepter verbleiben, der Ring und Stab aber Zeichen der geiſtl. Würde ſeyn ſollten, welches das Ende der ſeit 1075 mit ſo vieler Hitze geführten Streitigkeit, und im Leben Heinrichs V. der vornehmſte Auftritt war. Deſſen übrige kleinere Kriege; Beförderung des Städteweſens, des Handels und der Künſte; deſſen Charakter, Hintritt und Erlöſchung des fränkiſchen Kaiſerſtammes 1125.

Kaiſer Heinrich, dieſes Namens der Fünfte, war der jüngſte oder drittgeborne Sohn Kaiſers Heinrich IV. und der Bertha. Er war im Jahre 1081 geboren, und im J. 1099 auf einem Reichstage zu Aachen zum deutſchen König erwählt, und im Jahre 1106, in welchem ſein Vater, den er zuletzt noch mißhandelte, ſtarb, einſtimmig als wirklicher König von Deutſchland erkannt worden.

Noch war wegen des, im Jahre 1075 entſtandenen Inveſtiturſtreites nichts Beſtimmtes noch Geſetzmäßiges feſtgeſetzt; doch gemäß dem Betragen voll Ehrfurcht und Ergebenheit, das Heinrich V. bei den Lebzeiten ſeines Vaters für den Pabſt Paſcal II. geäußert hatte, ließ ſich nichts anders hoffen, als daß nunmehr ſogleich alles ohne einige weitere Unannehmlichkeit zu Gunſten des päbſtlichen Stuhls beigelegt werden würde; aber nichts weniger. Heinrich hatte dem Pabſt geſchmeichelt, ſo lange ihm deſſen Unterſtützung wider ſeinen Vater erwünſcht war, und führte jetzt augenblicklich eine ganz andere Sprache, da er den Thron, der ſein Ziel war, wirklich beſtiegen hatte.

Sohin begann jetzt die Sache von neuem, wiewohl ſich bereits ſchon vorher ſehen ließ, wer am Ende und in Bälde gewinnen würde. Indeſſen wandte ſich dieſer Streit noch durch einige ſeltſame Auftritte und Begebenheiten, bis die Veranlaſſung kam, wodurch er zur Reife gekommen iſt.

Pabſt Paſcal II. betrug ſich gleich anfangs ſo, als wenn ſchon alles in Richtigkeit gebracht, und höchſtens noch die Bekräftigung einer Kirchenverſammlung, als eine Feierlichkeit, hinzuzuſetzen wäre. Nachdem er vorerſt auf einer Synode zu Guaſtala das Nöthige vorbereitet hatte, begab er ſich 1107 nach Frankreich, um zu Troyes in Champagnien eine allgemeine Kirchenverſammlung zu halten, und auf alle Fälle ſich des Schutzes des Königs Philipp von Frankreich zu verſichern. Dieſer König konnte es nicht anders, als für einen großen Gewinn anſehen, wenn die Macht des Kaiſers, wie immer, geſchwächt wurde, welches ſogar der gemeinſchaftliche Wunſch der an Deuſchland gränzenden Fürſten war, wie ſich denn z. B. der König Heinrich von England bitterlich bei dem Pabſte Paſcal II. darüber beſchwerte, daß er den Kaiſer Heinrich noch immer nicht excommunicire, da doch derſelbe noch ungeſcheut fortführe, die Biſchöfe zu inveſtiren. Sobald Heinrich V. von dem

Vorhaben des Pabſtes Nachricht erhielt, glaubte er ſich veranlaßt und bemüßigt, dem Pabſte ehevor noch Vorſtellungen machen zu laſſen, damit auf der bevorſtehenden Kirchenverſammlung nicht etwa einſeitige Schlüſſe gefaßt werden möchten, denen er ſich genöthiget ſehen würde entgegen zu handeln. Um ſeinem Vortrage deſto mehr Ernſt zu geben, ſollte die Geſandtſchaft, welche in dem Erzbiſchofe von Trier, den Biſchöfen von Halberſtadt und Münſter, dann dem Herzog Welf II. von Bayern, und einem zahlreichen Gefolge von Grafen beſtand, vor dem Pabſte ſo feierlich, als möglich, erſcheinen, welches dieſelbe auch zu Chalons an der Marne, wo ſie den Pabſt antraf, mit ſo vielem Aufwande von Pracht und Pomp befolgte, daß es das Anſehen bekam, als hätte ſie mehr den Auftrag, zu befehlen, als Vorſtellungen einzuleiten. Der Erzbiſchof von Trier, welcher das Wort führte, ſtellte vor, daß die deutſchen Monarchen das Inveſtiturrecht nicht nur rechtmäßig, ſelbſt durch uralte päbſtliche Begünſtigungen hergebracht, ſondern gleichſam ein natürliches Recht darauf hätten, indem die deutſchen Biſchöfe nicht allein Prieſter, ſondern auch Reichsfürſten, und Beſitzer von großen Reichslehen und Regalien wären, in deren Betracht ſie nothwendig in der Hand des Kaiſers bleiben müſten. Hierauf wurde vom Biſchofe von Placenza im Namen des Pabſtes eine Antwort gegeben, welche den gleichfalls uralt hergebrachten Grundſätzen gemäß war: „Es gezieme ſich nicht, daß die durch das Blut Jeſu Chriſti erlöſte Kirche jemand diene. Der Ring und der Stab gehörten zum Altar, und die Fürſten verſündigten ſich an der göttlichen Majeſtät, welche derſelben ſich anmaßen wollten. Die Aebte aber entweihten die Salbung ihrer Hände, wenn ſie dieſe, welche durch den Leib und das Blut Chriſti geheiligt ſind, in die Hände eines Laien legten, die mit Blut beſudelt wären.“ Bei dieſen Worten entgieng dem Herzog Welf II. von Bayern alle Geduld; und da er ſich auf die Beantwortung ſpitzfindiger Sätze eben nicht viel verſtanden haben mochte, ſo that er mit der Hand einen heftigen Schlag auf ſein Schwert, und betheuerte, daß der Streit nicht hier mit Worten, ſondern zu Rom mit dem Schwerte entſchieden werden müßte. Hierauf zogen ſich die Abgeordneten beider Theile zurück, ohne ſich weiter zu ſprechen, und ihre Herren und Häupter fuhren in der Ausführung ihrer Plane fort, ohne von den Einwendungen des andern Theiles ſich irre machen zu laſſen. Die Kirchenverſammlung zu Troyes gieng noch im Jahre 1107 vor ſich, und Pabſt Paſcal II.

erneuerte auf derſelben ſowohl das Inveſtiturverbot, als auch überhaupt das Verbot, daß ein Geiſtlicher jemals einem Laien das Homagium oder den Lehenseid leiſten ſollte. Anderer Seits inveſtirte Heinrich V. noch im nämlichen Jahre einen gewiſſen Adelgot auf das Erzbiſthum Magdeburg *). Hierauf erklärte Paſcal II., daß in künftigen Uebertretungsfällen ſeiner über die Inveſtitur erlaſſenen Verordnungen ſowohl der Geber als Empfänger mit der Excommunication beſtraft werden ſollten, und bald darauf, im J. 1109, ſetzte Heinrich V. auf einem Reichstage zu Frankfurt den Abt Gottfried von Fulda ab, und beförderte an deſſen Stelle einen gewiſſen Wolfhelm **). Er ſchickte jetzt ſogar neuerdings eine überaus glänzende Geſandtſchaft nach Rom, mit der Aeußerung, daß er wünſchte, ſich krönen zu laſſen, und wegen der Inveſtitur ſich zu vertragen. Der Pabſt erklärte entgegen mit den freundſchaftlichſten Ausdrücken, daß es ihn freuen würde, den deutſchen König in Rom bei ſich ſehen zu können.

---

*) Chron. Magdeb. apud Meibom. T. II. p. 323.

**) Annal. Saxo.

Wir kommen nun zu einer Begebenheit, die äußerſt unerwartet und merkwürdig, und in vielem Betracht die einzige in ihrer Art ſeit dem geblieben iſt. Je näher der Zeitpunkt heranrückte, in welchem jene beiden erhabenen Perſonen einander ſehen und ſich vergleichen ſollten, deſto mehr bekam es das Anſehen, daß ſie ſich nie vergleichen würden. Pabſt Paſcal II., der ſich entſchloß, dem Kaiſer entgegen zu gehen, ließ zuvor alle Fürſten und Grafen von Italien, und inſonderheit die Römer ſchwören, daß ſie ihn wider den Kaiſer ſchützen wollten; dieſer entgegen, nachdem er den 6. Jenner 1110 einen Reichstag zu Regensburg gehalten, und ganz Deutſchland in Bewegung geſetzt hatte, begann im Monate Auguſt ſeinen Zug nach Italien mit einer Armee, deren Reiterei allein in dreißigtauſend Mann beſtand. Nachdem dieſe ungeheuere Menge auf den Feldern von Roncaglia im Placentiniſchen ſich geſammelt, und in Toſcana die Winterquartiere genommen hatte, zog ſie bald nach dem Anfange des Jahres 1111 zur größten Beſtürzung der Italiener, welche durch das Proviantſammeln ſo vieler Leute allenthalben gekränkt wurden, auf Rom zu. Während deſſen wurden beiderſeits eifrige Berathſchlagungen gehalten, wie das Inveſtiturweſen zu Rom eingeleitet, und ohne neue größere Nachtheile oder Ungelegenheiten berichtigt werden könnte, wobei ſich aber die angeſehenſten Vertheidiger beider Partheien, und nach denſelben ihre Herren, Paſcal II. und Heinrich V. am Ende immer wieder für berechtigt und genöthigt hielten, auf ihren Erklärungen zu beſtehen. In ſolcher Hinſicht ſchickten beide Theile Abgeordnete ab, welche den beiderſeitigen gefaßten Entſchluß ſich eröffnen, und wegen der künftigen Krönung das Gehörige verabreden ſollten. Zu Sutri trafen ſie zuſammen, und hier war es, wo die päbſtlichen Abgeſandten einen Vorſchlag auf die Bahn brachten, der die Deutſchen eine Zeit lang eben ſo unſchlüſſig und verlegen gemacht, als mit Erſtaunen erfüllt hat. Nachdem ſie die Erklärung abgegeben hatten, daß Pabſt Paſcal II. die Inveſtituren dem Kaiſer nie wieder geſtatten würde, ſetzten ſie ſogleich hinzu, daß, wenn dieſer Vertrag noch immer befremdend ſeyn ſollte, ſie einen andern nachzutragen hätten, der ganz dazu gemacht wäre, alles, was Kaiſer Heinrich nur immer wünſchen könnte, zu erſchöpfen. „Die Urſache, in deren Betracht K. Heinrich die Inveſtituren der Biſchöfe und Aebte mit dem Ring und Stab ſich zueignen zu müſſen glaube, ſeyen die Regalien, oder weltlichen Beſitzthümer, Würden, Freiheiten, als nämlich Städte, Herzogthümer, Markgrafſchaften, Grafſchaften, Münzſtätte, Zölle, Märkte, Vogteien, Bauerngerichte, Feſtungen, Meiergüter und dergleichen, auf welche Dinge, weil ſie vom Reiche ausgeben, die Biſchöfe nothwendig belehnt werden müßten; nun wohl! Die Biſchöfe und Aebte ſollen alles Zeitliche, was ſie jemals vom Reiche an Gütern oder Freiheiten bekommen haben, wieder zurückgeben, und ſollen ſich, wie ſichs geziemte, mit den Zehnten und Opfern der Glaubigen, und höchſtens mit ſolchen Gütern, welche ihnen ganz eigenthümlich angehörten, begnügen. Es ſey ja ohnehin durch göttliche und menſchliche Geſetze verboten, daß ſich Geiſtliche jemals in weltliche Geſchäfte miſchen; ſie ſollten nicht einmal nach Hof kommen, als um einen Gefangenen zu retten, oder um für einen Bedrängten um Hilfe zu bitten. Es ſey höchſt unanſtändig, daß ſich die Geiſtlichen in Deutſchland immer mit weltlichen Geſchäften abgäben, wodurch ſie genöthiget würden, beſtändige Hofdienſte, oder wohl gar Kriegsdienſte zu machen, und mit Rauben, Sengen und Brennen und Morden ſich abzugeben. Dieß würde nie aufhören, ſo lange die Biſchöfe und Aebte Herzogthümer, Grafſchaften, Feſtungen, Münzſtätte, u. dgl. beſäßen, als mit welchen Dingen die dem Kaiſer und dem Reiche zu leiſtenden Dienſte unzertrennlich, und die Belehnungen hierauf unvermeidlich ſind. Heinrich ſollte daher nur alles Weltliche zu ſich nehmen, ſo hätten die Inveſtituren der Geiſtlichen augenblicklich ein Ende, indem dann die Sachen, worauf ſie inveſtirt werden ſollten, nicht mehr vorhanden ſeyn würden *).“ Nie iſt aus dem Munde eines Pabſtes eine würdigere Sprache gekommen; auch war der Inhalt derſelben den deutſchen Geſandten äußerſt unerwartet und neu. Es ſchien nicht begreiflich zu ſeyn, wie ein Pabſt den Vorſchlag machen könne, daß man den Geiſtlichen alles Aeußerliche, was ſie bisher bei den Großen ſo wichtig und furchtbar gemacht hatte, allen Glanz und Reichthum, alle Hoheit, allen Einfluß, alle weltlichen Freiheiten und Vorzüge, Dinge, welche ſie ſeit ſo vielen Jahrhunderten mit ſo vieler Inſtändigkeit unter dem Vorwande des der Religion zuſtändigen Glanzes und Vortheils geſammelt, und ſich dadurch den erſten weltlichen Reichsfürſten Deutſchlands gleich gemacht hatten, mit einem Male nehmen, und ſie, was ſie im Grunde und im Weſen freilich gänzlich ſeyn ſollten, zu bloßen Dienern der Religion, zu Predigern und Verbreitern guter Sitten

---

*) Otto Frising. Conrad. Ursp. Dodechin. et alii.

und der gründlichen Gelehrſamkeit umſchaffen ſollte. Auf der andern Seite war für den K. Heinrich die Hoffnung und Vorſtellung, daß er, wenn dieſer Vorſchlag zu Stande käme, alle Beſitzungen der Biſchöfe und Aebte für ſich einziehen, und die Krone mit Einemmale wieder reich und übermächtig würde machen können, überaus reizend und einladend. Er entſchloß ſich auch ſogleich, den Vorſchlag anzunehmen, und ſetzte nur noch bei, daß er die Einwilligung der Reichsfürſten, welche noch nachgetragen werden müßte, vorausſetze. Sonach wurde der Vertrag von den Abgeordneten beider Theile beſchworen, und zwei Inſtrumente aufgeſetzt, welche vor der wirklichen Krönung Heinrichs von beiden Seiten ausgewechſelt werden ſollten.

Die feierliche Beſtätigung dieſes Vertrags war die Bedingniß, unter welcher Pabſt Paſcal in die Krönung gewilligt hatte. Da Heinrich V. nicht weniger aufrichtig und ernſtlich, als Pabſt Paſcal zu Werke gieng, ſo ſetzte er ſeinen Zug nach Rom fort. Hier empfieng und bewillkommte ihn Paſcal vor der Peterskirche, umgeben von dem glänzendſten Gefolge ſeiner, mit den prächtigſten Kirchenkleidern ſchimmernden Geiſtlichkeit mit aller nur erſinnlichen Huld und Liebe, und führte ihn unter einem allgemeinen Freudenrufen und Jubel in die Kirche. Bei einem ſolchen Fortgange der Sache hätte man ſchwerlich noch den Ausgang, der alles mit Einemmale wieder rückgängig machte, vermuthen ſollen. Schon waren alle Anſtalten zur Krönung in Bereitſchaft, und Heinrich befand ſich mit allen deutſchen Fürſten und Biſchöfen, ſo wie der Pabſt mit ſeinen Kardinälen und der ſämmtlichen Clerisei in der Kirche, welche mit einer unzähligen Menge Volkes erfüllt war, und es fehlte nichts mehr, daß den Krönungsfeierlichkeiten der Anfang gemacht wurde, als die Auswechſelung der gedachten Verträge; aber jetzt proteſtirten wider die Abtretung der biſchöflichen Güter und Freiheiten an den Kaiſer ſowohl die weltlichen als geiſtlichen deutſchen Fürſten auf das Feierlichſte. Jene mochten vermuthlich eine dadurch erfolgende neue Uebermacht des Kaiſers gefürchtet, und geglaubt haben, daß dieſer ſowohl, als die künftigen Kaiſer, die den Biſchöfen abzunehmenden Güter nicht, ferner an Fürſten vergeben, ſondern für ſich behalten würden; die geiſtlichen Fürſten aber, worunter ſich beſonders der Erzbiſchof Konrad von Salzburg (ein Graf von Abensberg, und ehemaliger kaiſerlicher Hofkaplan) hervor that, ſetzten ſich aus Beweggründen, die leicht zu errathen ſind, entgegen. Da es ſchon damals dazu, daß etwas in einen ſchlimmen

Ruf kommen, und Lärmen darüber entſtehen möchte, nichts weiter brauchte, als zu ſchreien, es ſtecke eine Ketzerei dahinter, ſo ſchrien jetzt einige, es ſey eine Erzketzerei, den Biſchöfen ihre Güter nehmen zu wollen, die ſie rechtmäßig erworben hätten. Heinrich begab ſich mit den Seinigen auf die Seite, um mit ihnen zu berathſchlagen, was zu thun ſeyn möchte. Bei dieſer Berathſchlagung kamen die Deutſchen in jene unbändige Hitze und Heftigkeit, die damals von fremden Völkern die deutſche Wuth genannt wurde. Man ſchrie, der Pabſt müſſe den Heinrich krönen, er möge wollen oder nicht. „Kurzum, rief einer dieſer deutſchen Herren dem Pabſte und den Kardinälen entgegen, ihr ſollt wiſſen, daß unſer Herr, der Kaiſer, gekrönt ſeyn will, ſo gut, wie einſt Kaiſer Karl, Kaiſer Ludwig, und andere.“ Als hierauf der Pabſt erwiederte, daß zuvor der beiderſeitige Vertrag in Erfüllung kommen müßte, rief Heinrich auf Einrathen ſeines Kanzlers Albert (Erzbiſchofs zu Mainz, und gebornen Grafen von Saarbrücken) die Wache herbei, und ließ den Pabſt ſammt den Kardinälen gefangen ſetzen. Nunmehr kam alles, Fürſten, Biſchöfe, Soldaten und Volk in Bewegung, und die Unordnung, und der Lärm wurde laut und allgemein. Der Erzbiſchof Konrad von Salzburg erhob laut ſeine Stimme gegen dieß Verfahren mit dem Pabſte, das er religionswidrig und abſcheulich nannte; und als hierauf ein Deutſcher von des Kaiſers Leibwache, Heinrich Kopf von Kaufring am Lech, mit entblößtem Schwerte gegen ihn anrannte, mit der Drohung, daß er ihn augenblicklich tödten wollte, wenn er nicht ſchweigen würde, und dieſer hingegen nur deſto heftiger fortfuhr, und dabei betheuerte, daß er lieber ſterben, als bei ſolcher Gelegenheit ſchweigen wollte, wäre die gräßliche That ohne Zweifel vor ſich gegangen, wenn nicht der Kaiſer ſelbſt herbei gerannt, und indem er den Erzbiſchof mit ſeinem Arme bedeckte, den Heinrich Kopf von ſeinem Vorhaben abgehalten, und ihm zugerufen hätte: „Nicht, Heinrich, nicht! Es iſt noch nicht Zeit! *)“ Zu gleicher Zeit war es zwiſchen den Deutſchen und Römern bereits zu Thätlichkeiten gekommen, und dieſe leztern ermordeten ſogar die deutſchen Pilgrime, die ſich Andachts halber in der Stadt befanden. Der Pabſt aber, nachdem er in dem Schloſſe Tribucco einen zweimonatlichen Aufenthalt erduldet hatte, erklärte ſich endlich, auf Vermittlung des Herzogs Welf II. von Bayern, wie er bewilligen

---

*) Hanſiz.

wolle, daß frei, und ohne Simonie, und mit Bewilligung des deutſchen Königs gewählte Biſchöfe noch ferner von demſelben mit dem Ring und Stab belehnt oder inveſtirt werden möchten, daß er auch das Geſchehene vergeſſen, und keine Ahndung deshalb vornehmen, auch geſchehen laſſen wolle, daß der alte Kaiſer Heinrich begraben werden möge. Nachdem nun auch Heinrich das Verſprechen gegeben hatte, daß er alle Gefangenen loslaſſen, und die Güter der römiſchen Kirche vertheidigen, ihr auch die Patrimonien des heiligen Petrus wieder zuſtellen wolle, ſo kehrten beide Theile, nachdem ſie ſich noch zuvor über ihre Verſprechen zwei ſchriftliche Urkunden ausgefertigt hatten, nach Rom zurück, wo Pabſt Paſcal den 13. April 1111 den Heinrich zum Kaiſer gekrönt, ihm auch unter der feierlichen Meſſe die heilige Hoſtie zum Zeichen und zur ewigen Bekräftigung des Friedens gereicht hat.

Unmöglich konnte ein ſolcher Friede, der zumal noch durch Gewaltthätigkeit erzwungen worden war, von einiger Dauer ſeyn. Die Grundſätze, worauf die Inveſtiturſache ruhte, waren, wie ſchon oben erinnert worden, nicht Erfindungen Pabſt Gregors VII., oder eines andern ſeiner Nachfolger, ſondern Grundſätze des römiſchen Hofes, und größtentheils der geſammten Geiſtlichkeit geworden, als deren

Vorſtellungsart ſich bei den nach und nach verbreiteten Lehren nicht anders, als zu ſolchen Begriffen bilden konnte. Es war, ohne allen Geiſt der Weisſagung, voraus zu ſehen daß eine künftige Kirchenverſammlung den Schritt mißbilligen würde, und dann hatte der Kaiſer nur Eine Wahl, den deutſchen Reichsfürſten alles, was ſie fordern würden, zu bewilligen, oder den Erklärungen des römiſchen Hofes ohne fernere Einwendung unbedingt nachzugeben.

Der Kaiſer war kaum noch in Deutſchland angelangt, als die hohe Geiſtlichkeit, welche zu dem Vergleiche des Pabſtes Paſcal II. nicht zugezogen worden, und der feſten Meinung war, daß ohne ihre Beiziehung kein Vergleich ſolcher Art geſchloſſen werden könne, in Bewegung gerieth. Die Folge davon war eine Kirchenverſammlung von mehr als dreihundert Kardinälen, Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Aebten *), von welchen der Vertrag des Pabſtes als höchſt verdammlich zurückgenommen, und überdieß noch eine Excommunication nicht auf die Perſon des Kaiſers, wie es ſcheint, ſondern vielmehr auf den Vertrag gefällt worden iſt **) 1112. Die Rückſicht, welche man bei dieſer Schonung auf die Perſon des Pabſtes, als welcher mit der heiligen Hoſtie in der Hand dem Kaiſer verſprochen hatte, daß er das Vergangene nicht ahnden wolle, genommen zu haben ſcheint, half dem Kaiſer wenig oder gar nichts; da noch im nämlichen Jahre der Erzbiſchof Wido von Vienne in Frankreich ebenfalls ein Concilium hielt, das, wie es ſich ausdrückte *), „den deutſchen König Heinrich, als welcher, nachdem er unter dem Schein des Friedens Rom betreten, nachdem er dem Herrn Pabſt Paſcal Sicherheit des Lebens, der Glieder, der Gefangenſchaft, und der Zurücknahme der Inveſtituren angelobet, und denſelben in dem heiligen Sitze, und vor dem Leibe des hl. Petrus den Fuß, Mund und die Stirne geküßt, ihn dennoch durch Verrätherei, Meineid und Gottesraub, gleich ein zweiter Judas, mit Cardinälen, Biſchöfen und vielen adeligen Römern verrathen und gefangen genommen, ihn nach ſeinem Lager geſchleppt, der päbſtlichen Ehrenzeichen beraubt, dann dem Geſpötte auf eine unanſtändige und niedrige Art preis gegeben, und ihm endlich den ſchändlichſten und ver-

---

*) Segerius.

**) Helmold. Conrad. Vrsperg. et alii.

---

*) Pitoeus in obseru. ad Iuonis Epist. pag. 758.

dammungswürdigſten Vertrag mit Gewalt abgenöthigt hat, hiermit und dem zu Folge excommunicirt, verwünſcht, und von dem Schoße der heil. Mutter der Kirche ſo lange ausgeſchloſſen haben will, bis er alles widerrufen, und der Kirche völlige Genugthuung gegeben haben wird.“ Bei dieſem Gange der Sache konnten auch die deutſchen Biſchöfe, wie leicht zu erachten, nicht gleichgiltig ſeyn. Der Erzbiſchof von Mainz, der bisher den eifrigſten Anhänger des Kaiſers vorgeſtellt, und ihn vorzüglich zur Gefangennehmung des Pabſtes Paſcal II. ermuntert hatte, trat jetzt öffentlich zur päbſtlichen Parthei hinüber, und die übrigen Biſchöfe gaben laut genug zu verſtehen, daß es ihnen allerdings deſto lieber ſeyn würde, je weniger ſie und ihre Vorzüge vom Kaiſer abhängig ſeyn würden. Es fehlte demnach nichts mehr, daß ebenfalls K. Heinrich V. in diejenige Verlegenheit, in welcher ſich ſein Vater befunden hat, verſetzt wurde, als eine Gelegenheit, mit den weltlichen deutſchen Fürſten, oder auch nur mit einem Theile derſelben ſich abzuwerfen. An einer ſolchen Gelegenheit konnte es nicht lange fehlen. Heinrich hatte bei den Lebzeiten ſeines Vaters, und um dieſen ſtürzen zu können, bei den deutſchen Fürſten manche Erwartung, wie nachgiebig er in allen Fällen als Kaiſer gegen ſie handeln würde, erwecket, welche er jetzt nicht erfüllen konnte, ohne noch tiefer, als ſein Vater herab zu ſteigen. Da er wohl ſah, daß die Nachſicht, und Nachgiebigkeit nach der Lage der Sache ihn nichts beſſern würde, ſo hielt er Ernſt und Strenge für die einzigen Maßregeln, welche in ſeinen Umſtänden nach der Vorſchrift der Klugheit ſchnell und kühn ausgeführt werden müßten. Sohin ſetzte er den Erzbiſchof von Mainz, weil er auf die päbſtliche Seite getreten, in einen engen Verwahr, ſchaffte den Erzbiſchof Konrad von Salzburg, der hierauf bis 1115 bei der Gräſinn Mathilde in Italien ſich aufhielt, vom Hofe, und als zu gleicher Zeit die Grafſchaft Weimar durch den unbeerbten Hintritt des letzten Grafen Ulrich erledigt worden war, zog er dieſelbe, obwohl nach der Erkenntniß eines Fürſtengerichts, unverzüglich ein. Da ſich dieſem Schritte der Pfalzgraf Siegfried am Rhein, als welcher von ſeiner Mutter, einer Tochter des Grafen Otto von Weimar, Anſprüche auf deſſen Verlaſſenſchaft behaupten zu können glaubte, widerſetzte, und in ſolcher Abſicht ſeinen Schwager, den reichen Herzog Lothar von Sachſen, um Beiſtand erſuchte, (Lothar von Supplinburg war nach dem, im Jahre 1106 erfolgten Hintritte des Herzogs Magnus, des letzten aus dem Billungiſchen

Stamme von Kaiſer Heinrich V. zum Herzog von Sachſen erhoben, und durch ſeine Vermählung mit Richſa oder Richenza, Erbtochter des letzten Grafen Heinrich von Nordheim, eines Sohnes des bayeriſchen Herzogs Otto, Herr der nordheimiſchen und braunſchweigiſchen Erbgüter geworden) eilte Heinrich im J. 1113 augenblicklich nach Sachſen, berief die ſächſiſchen Fürſten auf einen Hoftag nach Erfurt, und nahm, da ſie nicht erſchienen, auf ihren Gütern Verheerungen vor, alles in der Abſicht, den deutſchen Fürſten warnende Beiſpiele zu geben, welche Schickſale die Ungehorſamen zu erwarten haben würden. Er ſchien auch dießmal dieſelbe ſo ziemlich erreicht zu haben, und hatte bei ſeiner im Jahre 1114 mit der engländiſchen Prinzeſſinn Mathilde zu Mainz gefeierten Vermählung das Vergnügen, den größten Theil der deutſchen Fürſten bei ſich, und vor allen den Herzog Lothar von Sachſen in dem Aufzuge eines Büßers vor ſeine Füße hingeworfen zu ſehen; als er im zu großen Vertrauen auf dieſe Ergebenheit mit Einemmale alles wieder verdarb, indem er aus Uebermuth und in der Einbildung, daß ihm Niemand widerſtehen könnte, den Grafen Ludwig von Thüringen gefangen ſetzte, und verſchiedene ſächſiſche Große mißhandelte. Er ließ es ſogar zu einem Kriege wider die Sachſen kommen, und zog ſich alle die ſchlimmen Folgen zu, welche ſeinen Vater, in deſſen Fußſtapfen er trat, zu Grunde gerichtet hatten. Die Sachſen, zu deren Parthei auch der Herzog Lothar wieder getreten war, gewannen ihm, unter der geſchickten Anführung des Biſchofes Reinhard von Halberſtadt (1115 den 1. Februar bei Welfersholz unweit Gerbſtädt in der Grafſchaft Mansfeld) eine Hauptſchlacht ab, und erſuchten hierauf einen päbſtlichen Legaten, Dietrich von Ungarn, wo er ſich eben aufhielt, nach Deutſchland zu kommen, und den Kaiſer zu excommuniciren, welches im Jahre 1116 zwar nicht von dieſem Legaten, ſondern auf einer im Lateran gehaltenen Kirchenverſammlung wirklich geſchehen iſt *). Noch empfindlicher wurde Heinrich zu Mainz gedemüthigt, in welche Stadt er ſich in der Abſicht, einen Hoftag zu halten, begeben hatte. Nicht nur erſchienen die wenigſten Fürſten, ſondern die Bürger nöthigten ihn, ihren Erzbiſchof Albert loszulaſſen. Hatte dieſer ſchon vorher für die päbſtliche Parthei ſich erklärt, ſo verdoppelte er nun ſeinen Eifer, derſelben auf alle Weiſe Kraft und Nachdruck zu geben. Er begab ſich nach Köln,

---

*) Conrad. Vrsperg. ad an. 1116.

und hielt daſelbſt eine Zuſammenkunft der Biſchöfe, ohne daß Heinrich es hindern konnte.

Während deſſen bekam Heinrich V. eine Gelegenheit, auch in Italien wieder ſein Glück und ſeine Staatsklugheit zu verſuchen. Zwar die Veranlaſſung ſeiner Reiſe dahin, welche keine andere war, als die Beſitznehmung der durch den 1115 den 4. Jul. erfolgten Hintritt der Mathilde erledigten ſchönen Ländereien, konnte nicht einladender ſeyn. Zuvor errichtete Heinrich im Jahre 1116 aus den Trümmern der nordbayeriſch-markgräflichen Güter, welche durch den 1056 erfolgten Hintritt des nordbayeriſchen Markgrafen und ſchwäbiſchen Herzogs Otto, dem Reiche heimgefallen, und in dem größten Theile der bayeriſchen Oberpfalz, dann der Burggrafſchaft Nürnberg, und den unmittelbaren, damals im fränkiſchen Kreiſe liegenden, Herrſchaften begriffen waren, ein neues Fürſtenthum, das er unter dem Namen des Herzogthums Franken ſeinem zweiten Enkel, Konrad von Hohenſtauffen, verlieh, als deſſen Vater, Friedrich I. von Büren und Herr zu Hohenſtauffen im Jahre 1080 von Kaiſer Heinrich IV. zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte das Herzogthum Schwaben, dann die kaiſerliche Prinzeſſinn Agnes zur Gemahlinn, und in dieſer Ehe zwei Söhne, Friedrich II. und den eben genannten Konrad erhalten hatte. Um ſich in ſeiner Abweſenheit ſicher zu ſtellen, übergab er dieſen beiden Brüdern, welche nebſt dem Herzoge Welf II. von Bayern ſeine treueſten Anhänger waren, die Reichsſtatthalterſchaft, und nahm darauf die ſämmtliche mathildiſche Verlaſſenſchaft, nämlich nicht nur die königlichen Lehengüter, als die Mark Toſcana, Mantua ꝛc., ſondern auch alle Allodial= und Erbgüter in Beſitz, ohne daß damals vom römiſchen Hofe, welcher vermöge des Vermächtniſſes der Gräfinn, oder vom bayeriſch=welfiſchen Hauſe, welches vermöge der Heirath Welfs II. von Bayern, Anſprüche hätte machen können, einige Einrede geſchehen iſt. Gleichwohl wurde Heinrich faſt zu gleicher Zeit, doch ohne Meldung ſeiner Beſitznehmung, von zwei päbſtlichen Legaten, Kuno und Guido, neuerdings excommunicirt *), ein Umſtand, welcher für Heinrich in ſeiner Lage ganz und gar nicht unerheblich, und deſſen Wichtigkeit ſchon daraus zu erſehen war, daß er die Losſprechung vom Pabſte Paſcal ſehr inſtändig begehrt, dieſer ſie ihm aber mit der Bedeutung verweigert hatte, daß er die Verfügungen der Biſchöfe ohne ihre Vernehmung nicht aufheben könne.

---

*) Conrad. Vrsperg.

Heinrich that noch mehr, um der geiſtlichen Bande los zu werden, ohne jedoch etwas zu verbeſſern. Er machte ſich nach Rom auf, um den Pabſt Paſcal perſönlich zu ſprechen; dieſer aber entfernte ſich nach Benevent, und ſtarb bald darauf den 12. Jenner 1118, da er eben Anſtalten machte, ſich der Stadt Rom, deren Einwohner ihm in ſeiner kurzen Abweſenheit untreu geworden waren, mit Gewalt zu bemächtigen.

Die Begebenheiten, welche auf dieſen Todfall unmittelbar folgten, ſtürzten den Heinrich, der, ohne auf ſeine Umſtände und Kräfte zu ſehen, raſch darein gieng, vollends in die traurigſte Lage. Da der römiſche Hof auf der freien Wahl aller Biſchöfe beſtand, ſo war nicht anderes zu erwarten, als daß eben derſelbe bei den Fortſchritten, die er bereits mit vollem Glücke gemacht hatte, um ſo eher auf der freien Pabſtwahl beſtehen würde. Gleich am dritten Tage nach dem Hintritte des Pabſtes Paſcal II. wurde ein neu gewählter Pabſt, der bisherige Kanzler der römiſchen Kirche, Kardinal Johann Cajetan, der den Namen Gelaſius II. annahm, angekündigt. Heinrich, den man an dieſer Wahl gar keinen Antheil nehmen ließ, ſetzte derſelben zwar ſehr nachdrückliche, aber eben nicht die klügſten Maßregeln entgegen. Nachdem er erſt dem Pabſte

Gelaſius II. das Anbot gemacht hatte, daß er ihn beſtätigen wolle, falls er ſeiner Seits den mit Pabſt Paſcal II. im Jahre 1111 eingegangenen Vertrag beſtätigen würde, wobei er ſich das Anſehen gab, nicht zu wiſſen, daß der römiſche Hof keine fernere Beſtätigung verlange, wie ihm dann dieſer ſogleich eine abſchlägige Antwort ertheilte, rückte er mit verdoppelten Märſchen auf Rom zu, und ließ daſelbſt einen ſpaniſchen Biſchof, Mauritius Burdinus, der ſich Gregor VIII. nannte, zum Pabſte wählen; ja er ließ ſogar neuerdings am Pfingſtfeſte von demſelben ſich krönen. Pabſt Gelaſius II. flüchtete ſich mit allen ſeinen getreuen Kardinälen erſt nach Capua, wo er den Heinrich und den Gegenpabſt excommunicirte *), dann nach Frankreich. Hier ſtarb er zu Klugni den 29. Jenner 1119, ohne daß ſein Tod den Kardinälen, die mit ihm waren, die geringſte Verlegenheit verurſacht hätte. Sie nahmen ſogleich den erſten Hornung eine neue Wahl vor, welche auf den Erzbiſchof von Vienne, Guido, fiel, der von einem vornehmen burgundiſchen Geſchlechte abſtammte, und ſich Calixt II. nannte. Erſt hielt dieſer Pabſt eine Kirchenverſammlung, welche

---

*) Petrus Diac. it. Annal. Hildesh.

ſchon von ſeinem Vorfahrer auf den 20. April nach Rheims ausgeſchrieben, und auf welcher jetzt die weltliche Inveſtitur neuerdings verdammt worden iſt; und dann verſprach er zu einer perſönlichen Unterredung mit Heinrich nach Mouſſon zu kommen; aber hier beleidigte oder ſchreckte ihn die Ankunſt deutſcher Truppen, welche Heinrich vorausgeſchickt hatte, dergeſtalt, daß er unverzüglich nach Rheims zurückkehrte, und nebſt einer neuen Verdammung der Inveſtituren eine feierliche Excommunication über den Heinrich ausſprach, und diß in Gegenwart von vierhundert ſiebenundzwanzig Biſchöfen und Aebten, welche beim Anfange dieſer Feierlichkeit brennende Kerzen in den Händen hielten, dann aber dieſelben auslöſchten, und die Schrecken des Bannſpruches vermehrten. Der neue Pabſt gieng hierauf nach Rom, bemächtigte ſich des nach Sutrei geflüchteten Gregor VIII., und verſchloß ihn in ein Kloſter, wo er bald darauf in größter Verachtung geſtorben iſt.

In Deutſchland gieng jetzt für Heinrich alles ſo ſchlimm, als möglich. Die Erzbiſchöfe Albert von Mainz, Friedrich von Köln, und Konrad von Salzburg, welche, nach dem Zeugniſſe des Otto von Freiſingen, die Haupttriebfeder der letzten Excommunication waren, ſetzten ganz Deutſchland in Bewegung, und es fehlte wenig, daß nicht auch mit dieſem Kaiſer eben dieſelben Auftritte wiederholt wurden, welche mit Kaiſer Heinrich IV. vorgenommen worden ſind. Selbſt die Zurückgabe einiger Güter an die Reichsfürſten, welche ſich Heinrich in ſeiner mißlichen Lage willig gefallen ließ, fruchtete wenig, und die Sachſen betrugen ſich vollends, als wenn ſie von ihm auf immer geſchieden wären, ſo daß er, ehe es zu einem wirklichen Ausbruche kam, ſich wohl noch glücklich zu ſchätzen hatte, daß die Sachſen den Vorſchlag thaten, die Entſcheidung ihrer Beſchwerden auf die Entſcheidung von zwölf Schiedsrichtern beider Theile ankommen zu laſſen. Dieſe traten den 7. Febr. 1121 zu Würzburg zuſammen, entſchieden aber weder mehr noch weniger, als daß ein allgemeiner Landfriede (bei deſſen Gelegenheit der ſeit neun Jahren vertriebene Erzbiſchof Konrad von Salzburg wieder eingeſetzt wurde) in Deutſchland gehalten, die Entſcheidung des Inveſtiturſtreites aber einem künftigen Concilium überlaſſen, und wie die urſpergiſche Chronik ſagt, „durch das Urtheil des heil. Geiſtes ausgemacht werden ſollte, was durch ein menſchliches Urtheil nicht konnte zu Stande gebracht werden.“ Man ſchickte nunmehr Geſandte nach Rom, welche 1122 mit drei Legaten zurückkamen, und dem Inveſtiturſtreite auf eine Art ein Ende machten, in deren Betracht man beinahe nicht weiß, worüber denn in der Hauptſache ſeit 1075 geſtritten, ſo vieles Blut vergoſſen, und eine allgemeine, höchſt ärgerliche Spaltung zwiſchen dem Staate und der Kirche unterhalten worden iſt. Das Weſentlichſte war, daß man die Belehnung oder Inveſtitur der Biſchöfe mit Ring und Stab für Zeichen oder Sinnbilder geiſtlicher Dinge, wodurch prieſterliche Würden und Befugniſſe verliehen würden, und entgegen den Scepter als das ſchicklichſte Zeichen erklärte, womit den Biſchöfen, inſoweit ſie zugleich Reichsfürſten vorſtellten, die weltliche Belehnung auf weltliche Dinge, nämlich auf die den Bisthümern zugegebenen Reichslehengüter, und daraus ausfließenden Pflichten, von dem Kaiſer verliehen werden ſollten. Der Pabſt willigte ein, „daß die Wahlen der Biſchöfe und Aebte im deutſchen Reiche in Gegenwart des Kaiſers, doch ohne Gewaltthätigkeit und Simonie geſchehen ſollten, dergeſtalt, daß, wenn einiger Zwiſt ſich bei den Wahlen ereignen würden, der Kaiſer dann dem beſten Theile ſeine Einwilligung und ſeinen Schutz, nach dem Urtheile der Metropolitanen und Biſchöfe aus eben der Provinz ertheilen ſollte. Der Erwählte ſoll vom Kaiſer die Regalien durch den Scepter empfangen, ausgenommen, was zur römiſchen Kirche gehört, und er ſoll gegen den Kaiſer die Pflichten beobachten, wozu ihn jene Regalien verbinden. — Der Kaiſer verſprach, daß er hiermit die Belehnungen mit dem Ringe und Stabe von ſich gebe, und in allen Kirchen ſeines Königreiches und Kaiſerthumes kanoniſche Wahlen, und freie Einweihungen geſtatte ꝛc.“ *). — Dieſer Vergleich, der den Namen des calixtiniſchen Concordats erhielt, iſt nicht weniger berühmt, als er noch jetzt (in der Hauptſache) als ein geltendes Hauptgrundgeſetz in Rückſicht des Verhältniſſes der kaiſerlichen und päbſtlichen Rechte bei Beſetzung der deutſchen Bisthümer anzuſehen iſt. Ungeachtet die Wahlen frei erklärt worden waren, ſo behielt der Kaiſer damals noch immer das Heft in den Händen, weil ein Biſchof, der dem Kaiſer nicht angenehm war, nie einige Hoffnung haben konnte, zum Beſitze des Bisthumes zu gelangen, da nach dieſem Concordat ein Biſchof, ſo wie er erwählt worden war, ſogleich vom Kaiſer zum Reichsfürſten inveſtirt, und die päbſtliche Beſtätigung erſt nach dieſer Inveſtitur erfolgte. Dieſe Ordnung

---

*) Conrad. Vrsperg. Alberic. Baron. Annal. Tom. XII. Goldast. Tom. vno. Constit. Imp. et alii.

hat ſich freilich, wie in der Folge vorkommen wird, geändert. Die Urkunden des calixtiniſchen Concordats, nachdem ſie erſt zu Mainz entworfen worden, wurden den 23. September 1122 unterzeichnet, beiderſeits von vielen Zeugen unterſchrieben, und auf einer Ebene bei Worms unter freiem Himmel, im Beiſeyn einer unzähligen Menge Volkes, zum unendlichen Vergnügen deſſelben, laut geleſen und ausgewechſelt. Hierauf gab der päbſtliche Legat, der Kardinal von Oſtia, dem Heinrich den Friedenskuß.

In dieſem Streite um ein Sinnbild beſtand die vorzüglichſte Beſchäftigung K. Heinrichs V., wodurch außer dem, daß die Freiheit der deutſchen Fürſten nebenher wieder einige Stufen höher empor kam, viel Gutes in ſeinem Fortſchritte gehemmet worden, und die Aufmerkſamkeit auf das innere Wohl von Deutſchland überhaupt zurückgeblieben iſt.

Sonſt wurde Heinrich in verſchiedene Kriege oder vielmehr Fehden verwickelt, welche theils von keiner langen Dauer geweſen, theils gar nicht zum Ausbruche gekommen ſind. Im J. 1108 wollte er den ungariſchen Kronprinzen Alm, welchen ſein Bruder, König Kolomann, vertrieben hatte, wieder einſetzen, hatte aber das Unglück, daß einige Große Verräther an ihm wurden, welcher Unfall ihn nöthigte, die Belagerung des Schloſſes Preßburg aufzugeben, und ohne einigen weitern Vortheil, als daß er die Brüder verſöhnte (welches indeſſen freilich ſeine einzige Abſicht geweſen ſeyn konnte), zurück zu kehren. Im Jahre 1109 nöthigte er die Polen zur Erlegung des Tributes, welchen zu entrichten ſie ſeit einigen Jahren unterlaſſen hatten *). Im J. 1124 hielt er zu Bamberg einen allgemeinen Reichstag, um die deutſchen Fürſten zu einem Feldzuge wider den König Ludwig VI. von Frankreich zu Gunſten ſeines Schwagers König Heinrichs von England zu bewegen; es kam aber um ſo weniger zu einiger Unternehmung von Wichtigkeit, als die deutſchen Fürſten die auswärtigen Kriege verabſcheuten, und vor allem den Kaiſer Heinrich ſelbſt nicht liebten. Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, nachdem ſie den Heinrich als einen Mann von großem Scharfſinn **), von großer Geſchicklichkeit und Kühnheit in Kriegsſachen ***) abſchildern, ſagen von ihm zu gleicher Zeit, daß er über alles Maß geld- und machtſüchtig geweſen, und daher häufig zu gewaltthätigen und ungerechten Handlungen hingeriſſen worden ſey †). Da ihm ein ſolches Verfahren die Abneigung und den Haß der Reichsſtände auf allen Seiten zuzog, ſo fand er ſich dadurch veranlaßt, zum Gegengewicht der reichsſtändiſchen Macht, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, die Macht, Aufnahme und Bevölkerung der Städte zu begünſtigen, woraus nebenher ungemein viel Gutes erfolgt, und der eigentliche Wohlſtand und Reichthum von Deutſchland befördert worden iſt. Er machte ein allgemeines Reichsgeſetz, daß alle ſtädtiſchen Einwohner, ſie möchten Handwerker, Bauern, Fuhr- oder Schiffsleute ꝛc. ſeyn, das freie Bürgerrecht mit allen Gerechtigkeiten und Obliegenheiten deſſelben, gleichwie es die Bürger, zwiſchen welchen und den Handwerkern bis dahin ein großer Unterſchied war, genieſſen ſollten *), wovon die Folge war, daß die Handwerke bald in einen ſehr blühenden Zuſtand gekommen, (wie dann z. B. eben jetzt die Männer anfiengen, die Weberei, und die Verarbeitung der Linnen und der

---

*) Conrad. Vrsperg.

**) Conrad. Vrsperg.

***) Otto Frising.

---

†) Conr. Vrsp. Otto Fris. Annal. Sax.

*) Tolner. cod. dipl. palat. n. 62. 63. pag. 55. 56.

Wolle, welche Dinge bis dahin allein von den Weibern getrieben wurden, auf ſich zu nehmen) und eben auch um dieſe Zeit die Innungen oder Zünfte der Handwerke und der Handlungen errichtet, und mit trefflichen Einrichtungen verſehen worden ſind. Welche Fortſchritte vorzüglich die deutſche Handelſchaft unter dieſem und dem vorigen Kaiſer gemacht habe, läßt ſich daraus abnehmen, daß bei einem in der Stadt Köln im Jahre 1074 entſtandenen Tumult über ſechshundert reiche Kaufleute aus der Stadt zum König Heinrich IV. gezogen *), und daß die Bremer die Belagerung Jeruſalems mit ihren Schiffen unterſtützt, und zur Belohnung dieſes Dienſtes von K. Heinrich V. im Jahre 1111 herrliche Freiheiten erlangt haben **). Auch die ſchönern Künſte, als die Bildhauer-, Gieß-, Schneid- und Faßkunſt u. a. kamen um ſo mehr in Flor, als die Begierde, irgend ein dauerndes Denkmal zu errichten, oder ein Kunſtſtück zu beſitzen, bei großen Herrn, vorzüglich aber bei Biſchöfen und Magiſtraten ſehr herrſchend geworden iſt. Im Jahre 1070

---

*) Lamb. Schafnab.

**) Lünig. Reichsarch. P. sp. cont. IV. P. I. p. 219.

z. B. ließen die Münzgenoſſen zu Augsburg die beiden großen Thorflügel an der Domkirche daſelbſt von gegoſſenem Metall verfertigen, und mit bibliſchen Geſchichten von erhabener Arbeit verzieren. So ließen die Wormſer ein von K. Heinrich V. erhaltenes Privilegium in Meſſing gießen, mit goldenen Buchſtaben verſehen, und über der Thüre der Hauptkirche befeſtigen u. ſ. w. Auch die Baukunſt machte einige Fortſchritte, deren Werken man deßwegen, weil die Gothen, als ſie ſich in Italien niederließen, die Werke der alten Baukunſt auf eine ungeſchickte Art, (der gewöhnlichen Art eines jeden jugendlichen Volkes) ohne Gefühl der Schönheit und der Verhältniſſe nachahmten, den Namen der gothiſchen Bauart beigelegt hat. Deſto mißlicher ſah es mit wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen aus, theils aus Mangel an gründlichen Schriften, und Verbreitung derſelben, theils aus Mangel an wirkenden Anſtalten und Aufmunterungen, wodurch jene hätten veranlaßt werden können. Die Kloſterbibliothek zu Hirſchau war zuverläſſigſt eine der beſten und reichſten, und im Jahre 1100 beſtand dieſelbe aus ſechzig Bänden. In großen Städten durfte ſich ſogar jeder, der wollte, ohne Ruf und Sold zum Lehrer aufwerfen, ein Unfug, der, während daß er in Frankreich 1074 und 1138 eingeſchränkt wurde, in Deutſchland lange aufrecht, und ſohin das Umherreiſen der Gelehrten, gleich dem Reiſen der Handwerker, lange noch in Uebung geblieben iſt. Ein trauriger Umſtand für Deutſchland lag ſchon darin, daß die berühmteſten Schulen außer Deutſchland, nämlich in Italien und Frankreich, vorzüglich zu Bologna und Paris waren. Einen außerordentlichen Glanz erhielten jene durch einen Deutſchen, Werner oder Irner genannt, der als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Ravenna, bei Gelegenheit eines über das Wort As (eine Art von Gewicht) entſtandenen Streites, das Geſetzbuch des Kaiſers Juſtinian ans Licht zog, und hierauf durch die Ermunterung der Gräfinn Mathilde zu Bologna über die Rechtsgelehrſamkeit Collegien las. Faſt zu gleicher Zeit hat auch das Kirchenrecht eine neue Befeſtigung erhalten durch den Benediktiner Gratian, der in einem Kloſter zu Bologna ſeine Sammlung des Kirchenrechts, oder ſein ſogenanntes Decretum 1127 zu verfertigen anfieng.

Je mehr Heinrich durch die Aufnahme der Städte eine neue Uebermacht zum Dienſte ſeines Anſehens ſich gründen und mehren ſah, deſto mehr verrieth er ſeine Abſicht, die Macht der Reichsſtände zu beſchränken, und die Geſchenke, welche ſein Vater, zur Zeit ſeiner Bedrängniſſe, mit Königsgütern gemacht hatte, wieder an ſich zu ziehen. Da ihm dieß zur Zeit zu vielen Weitläufigkeiten unterworfen zu ſeyn geſchienen haben möchte; ſo kam er mit einem andern Vorhaben zum Vorſchein, womit er ohne Zweifel ganz Deutſchland in neue Unruhen geſtürzt haben würde. Er nahm ſich, wie Otto von Freiſing bezeugt, vor, durch das ganze Reich allgemeine Anlagen auszuſchreiben, und hatte ſich in ſolcher Abſicht nach dem Niederrhein begeben, als er zu Utrecht ſtarb den 25. Mai 1125 im 44ſten Jahre ſeines Alters. Mit ihm erloſch der fränkiſche Kaiſerſtamm, der Deutſchland 101 Jahre, nämlich von 1024 – 1125 beherrſcht, zwar an Geiſteskraft vortreffliche, aber durch mißverſtandene Staatskünſte mißleitete Prinzen geliefert hat. Heinrich liegt zu Speier begraben.

Seine Gemahlinn war Mathilde, Tochter König Heinrichs von England, mit der er eine Tochter, Chriſtine, Gemahlinn K. Wladislaus von Polen, gezeugt hat.

Schriftſteller.

Nebſt dem größten Theil der Vorigen, worunter vorzüglich zu benutzen, Annalista Saxo, seu Eckehardus Vragiensis; — dann Helmoldi (eines Dorfpfarrers zu Boſow in Wagrien, † 1170, Chronicon Slavorum, et Vened. von 804 — 1170; — des Abts von Urſperg († 1240) Chronicon a Nino Rege Assyriorum usque 1229, Aug. Vindel. 1515. Basel 1569. Arg 1609. — Concordatum Hen. Imp. et Calixti II. apud Baron. Annal. eccles. T. XII. et Leibniz in Cod. Jur. Gent. dipl. — Just. Chr. Ditmar Hist. Belli inter Imper. et Sacerdotium etc.

Lothar.

1125 — 1137.

Inhalt. Erſcheinung der erſten Vorwähler bei Lothars Wahl, welche eigentlich die erſte freie war; Beſchränkung des neuen Kaiſers durch eine vorhergehende Kapitulation. Verbindung des neuen Kaiſers mit dem welfiſchen Hauſe wider die Hohenſtauffer, deren Demüthigung hierauf erfolgt iſt.

Lothars vergebliche Bemühung zu Lüttich 1131, den Pabſt zur Zurückgabe der biſchöflichen Inveſtitur zu gewinnen; deſſen Krönung zu Rom 1133, und Belehnung mit den mathildiſchen Gütern.

Lothars zweiter italieniſcher Zug 1136, und Beſchränkung der Aufrührer. — Deſſen Hintritt 1137; — übrige Kriege; — Charakter.

Lothar, der, in Rückſicht auf den karolingiſchen Lothar, von einigen der Zweite genannt wird, war ein Sohn des Grafen Eberhard von Supplinburg (vom Geſchlechte der Dynaſten von Querfurt), und ward 1075, wenige Tage vor der Schlacht bei Unſtrut, wo ſein Vater das Leben verlor, geboren. Er war durch ſeine Heirath mit Richenza, des Grafen Heinrich von Nordheim Erbtochter, ſehr reich und mächtig, und im Jahre 1106 zum Herzoge von Sachſen erhoben worden. Er hatte ſich bei den ſächſiſchen Fürſten durch ſeinen kühnen Eifer für die ſtändiſche Freiheit, dann bei der Geiſtlichkeit durch ſeine Achtung für dieſelbe, allgemein geehrt und beliebt und überhaupt bei den deutſchen Fürſten einer beſondern Achtung würdig gemacht, welche ſich bei der neuen Königswahl auch einſtimmig äußerte.

Dieſe Wahl war, in manchem Betracht, die erſte ihrer Art, und öffnete für künftige

Wahlen den Weg zu Anſtalten und Einführungen, welche im Laufe der Zeit zu ordentlichen Reichsgeſetzen geworden und bis heute geblieben ſind. Bisher war die Wahl eines Kaiſers, wiewohl ſie von den deutſchen Fürſten, inſofern ſie einſtimmig ſeyn wollten, abhängig war, doch gewiſſermaßen nicht frei. Gleichwie in Deutſchland von jeher uralte Herkommen in den wichtigſten Dingen nicht ſelten für Geſetze galten, ſo ſah man, ſeit der Erlöſchung des karolingiſchen Geſchlechtes in Deutſchland im Jahre 911, bei einem neuen Kaiſeraufzuge immer auf den Sohn, oder nächſten Anverwandten des Vorigen, wie man dieß nämlich während der Regierung jenes Geſchlechtes zu ſehen gewöhnt worden iſt. Auch haben ſowohl die ſächſiſchen, als fränkiſchen Kaiſer, damit ja die Ordnung nicht einmal unterbrochen werden möchte, faſt immer die Vorſicht gebraucht, noch bei ihren Lebzeiten einen ihrer Söhne zum deutſchen Könige und Nachfolger wählen zu laſſen, und es fehlte bei dem unaufhörlichen Ringen dieſer Kaiſer nach Alleinherrſchaft daran, daß die Krone vollends erblich geworden wäre, nichts als die Macht und Weisheit, alle Eingebungen einer falſchen Staatskunſt vermeiden, über alle Unfälle ſiegen, und die Fortdauer ihres Geſchlechtes ſichern zu können; aber die gegenwärtige

Wahl war theils ſchon des Umſtandes wegen uneingeſchränkt, daß vom fränkiſchen Kaiſergeſchlechte kein männlicher Stamm mehr vorhanden war, theils war ihr durch jenes Kapitular, welches bei der Gegenwahl Rudolphs von Schwaben im Jahre 1077 vorkam, der Weg zur vollkommenen Freiheit erleichtert worden; und den deutſchen Fürſten ſowohl, als dem päbſtlichen Hofe war äußerſt daran gelegen, auf die Geſetzmäßigkeit einer Freiheit zu bringen, bei welcher allein es möglich ſeyn würde, die Uebermacht eines Kaiſers, nachdem die kaiſerliche Würde nicht mehr bei Einem Geſchlechte blieb, zu hindern, und jeden neuen Kaiſer vor deſſen Wahl durch neue Kapitulationen zu beſchränken.

Aber auch die Wahl ſelbſt enthielt vieles, was zu deren näherer Beſtimmtheit und Erleichterung geändert werden ſollte. Noch erſchienen faſt immer alle deutſchen Fürſten und Biſchöfe, nebſt ihrem Gefolge von Freien, Mannen und Rittern; und eben bei der gegenwärtigen Wahl kamen bei Mainz mehr als ſechzig tauſend Bewaffnete zuſammen, um, wo nicht unmittelbar an der Sache, welches aber doch die Abſicht ihrer Ankunft war, doch an der Feierlichkeit Theil zu nehmen. Der Erzbiſchof Albert von Mainz, nebſt einem päbſtlichen Legaten, dem Kardinal Gerhard, ordnete die Wahl, und machte, nicht ohne Urſache, die Anſtalt, daß dießmal dieſelbe nicht auf offenem Felde, ſondern in einem Hofe der Stadt Mainz vor ſich gehen ſollte. Da der enge Raum deſſelben die ungeheuere Menge der Wahlfähigen unmöglich aufnehmen konnte, ſo wurde weiter vorgeſchlagen und bewilliget, daß von jeder der vier uralten Hauptwahlnationen, den Bayern, Schwaben, Franken und Sachſen zehn ausgehoben, und dieſen die Vorwahl, welche nachher die übrigen zu beſtätigen hätten, überlaſſen werden ſollte. Durch dieſe Vorwahl wurden drei Fürſten, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Lothar von Sachſen, und Markgraf Leopold von Oeſterreich (wozu noch einige den Grafen Karl von Flandern ſetzen) auserkohren, und dadurch der erſte Schritt zu der nachherigen Einführung gethan, vermöge welcher das Auserkohren (Chur) oder Auswählen eines deutſchen Königs nur auf gewiſſen Ländern und deren Fürſten haften ſollte.

Die kaiſerliche Würde war damals eben, je nachdem nämlich ein Fürſt von Planen und Hoffnungen erfüllt war, äußerſt erwünſcht, oder allen Wünſchen, die ein ruheliebender Fürſt faſſen konnte, entgegen. Es war voraus zu ſehen, daß die Macht eines Kaiſers immer weniger das ſeyn würde, was ſie ehemals war; aber da ein Kaiſer gleichwohl noch viele Mittel in ſeinen Händen hatte, ſich bei günſtigen Umſtänden wichtig zu machen, ſo war und blieb es für einen hochſtrebenden Fürſten noch immer das erhabenſte Ziel ſeiner Wünſche, nach der Würde eines Kaiſers zu trachten. Eben jetzt, nachdem die erwähnte Vorwahl eröffnet worden war, baten Lothar und Leopold die Würde ſich ab; ſie vergeßen ſogar Zähren, wie wenn ſie ein großer Unfall getroffen hätte, und fielen, nach damaligem Gebrauche, den Fürſten zu Füßen, indeſſen ſich der Herzog Friedrich von Schwaben den Fürſten mit einem Ausdrucke von Muth und Zuverſicht darſtellte, bei dem er ſich denſelben nichts weniger, als empfahl. Man verſprach ſich vor einem ehrgeizigen Prinzen von feuriger und unternehmender Gemüthsart nichts Gutes, und der mainziſche Erzbiſchof Albert, der dem Friedrich, als Schwiegerſohn des verſtorbenen Kaiſers, und ehemaligen Reichsverweſers ohnehin abhold war, hatte ſogleich einen Einfall in Bereitſchaft, deſſen Wirkung er gewiſſermaßen vorher ſehen konnte. Er fragte die drei Gewählten, ob ſie, wenn auch ein Dritter von den Fürſten gewählt werden ſollte, denſelben als deutſchen König anerkennen wollten. Lothar und Leopold verſprachen es auf der Stelle; aber Friedrich erklärte ſich mit vieler Empfindlichkeit, daß er hierüber erſt ſein Lager fragen müſſe, und begab ſich auch ſogleich nach demſelben. Das fiel den Fürſten eben ſo ſehr auf, als es ſie verdroß; und als den andern Tag der Erzbiſchof Albert dieſelben neuerdings ermahnte, ſich über die Wahl zu vereinigen, riefen einige den Herzog Lothar als Kaiſer aus, denen auch andere ſogleich nachriefen, dann den Lothar, der vor Beſtürzung außer ſich kam, herbei holten, ihn auf ihre Schultern nahmen, und ungeachtet er ſich aus allen Kräften entgegenſetzte, und drohte, daß er ſich an denen rächen wollte, die ihn ſo mißhandelten, unter beſtändigem Freudenrufen herumtrugen. Es war ein allgemeiner Tumult. Viele, welche mit dieſer Wahl nicht zufrieden waren, und ſich entfernen wollten, wurden daran verhindert, und die Sache bekam ein zweifelhaftes Ausſehen, als der päbſtliche Legat herbei kam, und die Unruhe ſtillte. Endlich gaben auch Herzog Heinrich IX., genannt der Schwarze, von Bayern, und der Herzog Friedrich von Schwaben, welche beide bei jenem Vorgange abweſend waren, ihre Einwilligung. Nachdem der neue König erſt die neue Wahlkapitulation beſchworen hatte, nahm der Erzbiſchof Friedrich von Köln zu Aachen die Krönung vor.

Die Wahlkapitulation bekam dießmal ſchon einige neue, ſehr auffallende Zuſätze. Da es, vermöge des Concordates vom Jahre 1122 dem Kaiſer noch geſtattet worden war, den Biſchofswahlen beizuwohnen, ſo ſollte es ihm ferner nicht mehr geſtattet ſeyn; auch ſollte, was ungleich wichtiger war, die königliche Belehnung mit dem Scepter nicht mehr vor, ſondern nach der Conſecration vor ſich gehen; und was noch weiter die Belehnung betrifft, ſo ſollte ſie, unbeſchadet des Ordens der Biſchöfe, das iſt, nicht mit dem Handſchlage, ſondern bloß durch Ablegung des Eides der Treue geſchehen*). Endlich wurde, vermöge anerkannter Grundſätze, das erſte Mal ſogar die Beſtätigung dieſer Kaiſerwahl vom päbſtlichen Stuhle erholet**). So ſehr haben ſich die Sachen ſeit K. Heinrich IV., deſſen Vater noch drei Päbſte aufſtellte, geändert.

In dem Leben dieſes Kaiſers kommen bereits verſchiedene Verbindungen der Höfe, und zumal ſolche Abänderungen von Geſinnungen vor, welchen man ſpäter, um doch etwas zu ihrer Beſchönigung zu ſagen, die prächtigen Namen von tiefer Einſicht und Staatskunſt beigelegt hat. Zur Zeit, da Lothar als Kaiſer auftrat, ſtand das welfiſche Haus in Bayern mit dem hohenſtauffiſchen in Schwaben und Oſtfranken in beſter Freundſchaft. Der bayeriſche Herzog, Heinrich IX., genannt der Schwarze (zweiter Sohn Welfs I., und der Judit von Flandern) hatte ſeine Tochter Judit an Friedrich II., Herzog von Schwaben, verheirathet, und da er ſelbſt im Jahre 1127 mit der kaiſerlichen Prinzeſſinn Gertraud zu Gunzenfeld am Lechfelde Hochzeit hielt, wohnte den acht Tage hindurch mit unbeſchreiblicher Pracht abwechſelnden Freudenfeſten der ganze ſchwäbiſche Adel bei. Auf gleiche Weiſe war der Erzbiſchof Albert von Mainz ein eben ſo geneigter Freund des Lothar, deſſen Wahl zum Kaiſerthum er vorzüglich befördert hatte, als er den hohenſtauffiſchen Brüdern abhold war, indem er die Drangſale, welche ihm K. Heinrich V. und Herzog Friedrich II. als Reichsverweſer verurſachten, noch im lebhaften Andenken hatte. Dieß alles hat ſich aus Gründen der Staatsklugheit geändert.

---

*) Anonym. Narrat. de elect. Loth. bei Pez Theſaurus u. a.

**) Doddecin.

Die hohenſtauffiſchen Brüder verriethen im Gefühle ihrer Hoheit und ihres Reichthumes (ſie waren von Seiten ihrer Mutter Erben K. Heinrich V., und der alten Stamm- und Erbgüter der rheinfränkiſchen Kaiſerfamilie geworden) nicht undeutlich ſehr weitſtrebende Abſichten, und die Antwort des Herzogs Friedrich II. von Schwaben bei Lothars Wahl hatte alle anweſenden Fürſten, und vorzüglich dieſen ſelbſt aufmerkſam gemacht. Lothar hielt noch im Jahre 1125 einen Hoftag zu Regensburg, auf welchem er die Erklärung feſtſetzte: „daß nicht nur die Güter der in die Acht Erklärten, ſondern alle und jede Beſitzungen, welche ein Kaiſer gegen königliche Kammergüter eingetauſcht hätte, nicht zum Eigenthume eines Kaiſers, ſondern immer wieder zur königlichen Kammer, oder zum Reichsfiſcalat gehören ſollten.“ Hieraus folgte, daß alle jene Güter, welche die Kaiſer des rheinfränkiſchen Geſchlechtes für königliche Kammergüter, von welchem einem jeweiligen Kaiſer bloß der Genuß, aber nicht das freie Eigenthum zuſtändig war, eingetauſcht, und zu ihren Allodial- oder Stamm- und Geſchlechtsgütern gezogen haben, und welche auf ſolche Weiſe die Hohenſtauffer geerbt haben mochten, durch den Reichsfiscus abgeſondert, und wieder herausgegeben werden ſollten. Mehr brauchte es nicht, um die hohenſtauffiſchen Brüder, deren Erbgüter bei einer künftigen Unterſuchung ziemlich zu leiden gehabt haben möchten, gleichſam zu ſolchen Schritten zu nöthigen, welche dem Kaiſer die Befugniß verſchafften, ſie zu bekriegen, und ſo viel möglich, zu entkräften. Sie hatten ſich auch kaum geäußert, daß ſie dem Vollzuge des neuen Geſetzes ſich nicht unterwerfen würden, als Lothar ſie zu Straßburg als Feinde Deutſchlands erklärt, und zu Goßlar mit der Acht ſie belegt hat.

Aber Lothar, der nun als Kaiſer ganz andere Geſinnungen merken ließ, als jene waren, mit denen er ſich früher als einen eifrigen Verfechter der ſtändiſchen Freiheit wider die Kaiſer bei den deutſchen Fürſten beliebt gemacht hatte, ſuchte vor allem eine mächtige Stütze, mit deren Hülfe er ausführen könnte, was er zu ſeinem Zwecke unternehmen würde. Er ſah ſich für ſeine Erbtochter um einen Schwiegerſohn um, und wählte dazu den Herzog Heinrich X. von Bayern, den mächtigſten und reichſten deutſchen Fürſten ſeiner Zeit, der dann auch im Jahre 1127 die eben erwähnte Hochzeit mit einer Pracht hielt, wegen der ihm von einigen der Beinamen, der Stolze, beigelegt ward. Was Lothar bei dieſer Verbindung hoffte, daß ſein Schwiegerſohn, ungeachtet er der reichſte deutſche Fürſt war, dennoch einen Zuſatz neuer Würden und Güter für ungleich wichtiger halten würde, als die Freundſchaft der Hohenſtauffer, das traf allerdings ein. Heinrich der Stolze rückte noch im Jahre 1127 mit einem bayeriſchen Heere nach Nürnberg, um dieſe Stadt (welche im zehnten Jahrhundert wider die Ungarn von den Bayern erbaut, zur ehemaligen nordbayeriſchen Grafſchaft gehörig, im J. 1077 nach dem Abſterben der nordbayeriſchen Grafen von Bayern getrennt, und 1116 zum neuen Herzogthum Oſtfranken geſchlagen, ſohin dem Herzog Konrad von Hohenſtauffen angefallen war) gemeinſchaftlich mit dem Kaiſer Lothar zu erobern; und als ihn dieſer im Lager daſelbſt mit der Anwartſchaft auf das Herzogthum Sachſen, und mit allen Afterleben, welche die Herzoge in Sachſen von den Biſchöfen und Aebten hatten, dann mit Nürnberg, das aber erſt zu erobern war, ferner mit dem Dorfe Gredigen im Eichſtädtiſchen belehnte (welches der zweite Fall war, daß Einer zwei Herzogthümer bekam), ſo wurde er der erklärte Feind des hohenſtauffiſchen Hauſes. Da es mit Nürnberg zur Zeit nicht gelingen wollte, weil indeſſen der Herzog Konrad von ſeiner Wallfahrt nach Palläſtina zurückgekommen war, ſo war er bei der Stadt Speier, welche Lo:

thar vergeblich belagert hatte, deſto glücklicher, und endlich im Jahre 1130, nachdem er zuvor einen vergeblichen Einfall nach Schwaben gethan, und mit Unehre ſich zurückgezogen hatte, ſchämte er ſich nicht, dem Herzog Friedrich, den er unter dem Schein gütlicher Unterhandlungen nach dem Kloſter Zwiefalten einlud, durch Meuchelmörder Nachſtellungen zu machen, welche ihm aber, indem ſich der Herzog auf einen Kirchthurm flüchtete, mißlungen, und ihm nachher ſelbſt von Friedrich vorgerückt worden ſind *). Gleichwohl mußten endlich die beiden Brüder unterliegen. Konrad ließ ſich, da anfangs alles gut für ihn gieng, verblenden, zu glauben, daß es nie wieder ſchlimm gehen konnte, und vielmehr immer beſſer gehen müßte. Er ließ ſich unter dem Vorwande, daß er Erbe der ſämmtlichen Verlaſſenſchaft K. Heinrich V. ſey, einfallen, Anſprüche auf das Königreich Italien zu machen, den Titel eines Königs anzunehmen, und ſich zu Mailand im Jahre 1128 krönen zu laſſen. Dieß zog ihm die Abneigung einer mächtigen italieniſchen Parthei und die Excommunicationen vieler deutſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe, und die höchſt bedeutende Ungnade des römi-

---

*) Otto Frising. l. I. c. 19.

ſchen Hofes zu. Verſchiedene empfindliche Unfälle belehrten ihn, ſo wie ſeinen Bruder, daß ſich täglich einige Freunde zurückziehen; und als vollends 1134 Herzog Heinrich der Stolze von Bayern die Stadt Ulm, wo damals eben ſein vorzüglichſter Waffenplatz war, erobert, dieſelbe geplündert, und bis auf die Kirchen abgebrannt, auch ganz Schwaben ſehr mitgenommen hatte, erſchien zuerſt Herzog Friedrich vor der Kaiſerinn Richenza, da ſich dieſe eben in der Abtei Fulda aufhielt, mit bloßen Füßen, um ſie um Fürſprache bei dem Kaiſer, deſſen Gnade er bei einem zu Bamberg gehaltenen Reichstag erlangt hat, zu bitten, und noch im nämlichen Jahre erſchien zu Mühlhauſen mit gleicher Demüthigung auch Konrad vor dem Kaiſer, und wurde mit der Bedingniß, die ſchon ſeinem Bruder vorgelegt worden war, daß er ſich zu einem Zuge nach Italien bereit halten ſollte, mit Verſöhnung und Gnade entlaſſen. Auf dieſem Wege bemächtigte ſich Kaiſer Lothar der Hohenſtauffer.

Der jetzt bevorſtehende Zug nach Italien war bereits der zweite, den Lothar dahin vorzunehmen beſchloß, ungeachtet der wenigen Ausſichten auf wahre Vortheile, welche er auf dieſer zweiten Reiſe würde einärnten, oder nachholen können. Von dieſer geringen Hoffnung hatte ihn die erſte Reiſe hinlänglich überzeugt, oder überzeugen können. Als er dieſelbe unternahm, führte er nichts Geringeres im Sinne, als das verlorne Inveſtiturrecht wieder zurückzufordern, und die Umſtände, welche ihn zu einer ſolchen Handlung berechtigen konnten, ſchienen damals außerordentlich günſtig zu ſeyn. Bei der Pabſtwahl, welche nach dem Hintritte des Pabſtes Honorius II. im J. 1130 von acht Kardinälen vorgenommen werden ſollte, wählten fünf den Kardinal Gregor; indeſſen die drei andern ſowohl mit den übrigen Kardinälen, als auch mit dem römiſchen Adel gemeinſchaftliche Sache machten, und den Kardinal Petrus Leonis als Pabſt ausriefen. Da dieſer letztere, der ſich Anaclet II. nannte, in Rom einen zu großen Anhang hatte, als daß wider ihn mit einigem Erfolge etwas hätte vorgenommen werden können; ſo begab ſich der erſte, Innocenz II. genannt, nach Frankreich, und erhielt nicht nur von dem Könige dieſes Reiches, ſondern auch vom Kaiſer Lothar, an den er den Kardinal Gerhard abgeſchickt hatte, das Verſprechen, daß allein er als Pabſt anerkannt ſeyn ſollte. Lothar verſprach nebenbei, nach Lüttich zu kommen, und ſich mit dem Pabſte ſowohl über deſſen Einſetzung in Rom, als über ſeine Krönung zu berathſchlagen. Dieſe Zuſammenkunft geſchah im Jahre 1131 den 22. März, und K. Lothar benahm ſich bei derſelben auf eine Art, die jedem Leſer äußerſt ſeltſam vorkommen, aber denjenigen weder neu, noch befremdend ſcheinen wird, welche aus der Geſchichte aller Jahrhunderte wiſſen, zu welchen Erniedrigungen ſich, nach dem Gebrauche ihres Zeitalters, die Großen wechſelweiſe herabließen, um einen Zweck, an welchem ihnen viel gelegen war, durchzuſetzen. Lothar hatte zwar alle Urſache, zu glauben, daß ihn Pabſt Innocenz II. in ſeiner mißlichen Lage, wo er des Schutzes des deutſchen Königs ſo ſehr bedürfte, mit den freundlichſten Zeichen von Achtung aufnehmen und behandeln würde; allein er wollte ſeiner Seits alles Mögliche, was den Pabſt für ſeine Vorſtellungen, die er im Stillen mit ſich führte, verbindlich machen könnte, erſchöpfen, und gleichſam alle Welt zum Zeugen nehmen, daß er der Zuſage ſeiner Forderung würdig ſey. Er gieng dem Pabſte, der zu Pferd ankam, in der Mitte eines glänzenden Gefolges von Fürſten und Edeln zu Fuß entgegen; und als er demſelben nahe gekommen war, ergriff er mit der einen Hand den Zaum ſeines Pferdes, und mit der andern hielt er ein Stäbchen, das Volk zurück zu ſcheuchen, und bei der Hauptkirche hielt er den Pabſt unter dem Arm, und half ihm vom Pferde herab.

Nachdem beiderſeits unerſchöpfliche Verſicherungen von dem ergebenſten, aufrichtigſten Geſinnungen gewechſelt werden waren, brachte der Pabſt ſeine noch bis auf dieſelbe Stunde höchſt betrübte Lage auf die Bahn, mit Bezeugung ſeines unumſchränkten Zutrauens auf die nachdrücklichſte Unterſtützung Lothars, und Lothar, der dieſen Vortrag erwartet hatte, verſicherte ſogleich, daß er alles thun wollte, was ſeine Kräfte vermögen würden, wobei er aber bedauern müßte, daß dieſelben durch die Aufhebung des Inveſtiturrechts dergeſtalt geſchmälert worden wären, daß er nicht umhin könne, um die Zurückgabe dieſes Rechtes ſein Anſuchen zu ſtellen. Alle gleichzeitigen Geſchichtſchreiber können die Beſtürzung nicht genug ſchildern, in welche der Pabſt und die ganze umſtehende Geiſtlichkeit bei dieſem Vortrage verſetzt ward. Selbſt die beſcheidene und einnehmende Art, mit welcher Lothar ſein Geſuch vorbrachte, ſetzte den Pabſt in Verlegenheit, wie er ſich benehmen ſollte, um eine Sache, welche er unvermeidlich abſchlagen mußte, wenigſtens auf eine gleich gute und beſänftigende Art abzuſchlagen. Endlich trat der hl. Bernard, Abt zu Clairvaux, der ſich im Gefolge des Pabſtes befand, ins Mittel. Dieſer ſcharfſinnige und beredteſte Mann ſeiner Zeit benutzte und ergriff unter andern eben das, was man bei dem Vortrage des Lothar gefürchtet hatte, daß nämlich der Auftritt vom Jahre 1111 erneuert werden möchte, als einen Hauptbeweggrund, den Lothar von ſeinem Vorhaben abzubringen, „als deſſen Bewilligung, ſagte er, ſich allein ſchon von darum nicht ſchickte, weil alle Welt glauben würde, Lothar habe Gewalt gebraucht, um ſein Begehren zu erzwingen; welches, nebſt der verſprochenen Beſtätigung der mathildiſchen Güter, die Wirkung that, daß ſich Lothar befriedigen ließ. Im folgenden Jahre zog Lothar, nachdem er vorher den Herzog von Bayern als Reichsverweſer aufſtellte *), nach Italien mit der mäßigen Begleitung von fünfzehnhundert Mann, und den 4. Juni 1133 ließ er in der lateraniſchen Kirche zu Rom, deſſen größter Theil, ſo wie die Engelsburg, und die Peterskirche, noch wirklich von der Parthei des Gegenpabſtes Anaclet beſetzt war, nebſt ſeiner Gemahlinn Richenza, ſich krönen. Der Pabſt Innocenz II. hielt nunmehr ſein Verſprechen in Betreff der mathildiſchen Verlaſſenſchaft, welche Pabſt Honorius II. nach dem Hintritte des Kaiſers Heinrich V. an ſich gezogen, und auf deren, wenigſtens

---

*) Hanſiz, Tom. II. p. 232.

eigenthümlichen, Güter der Kaiſer Lothar keine grundhaltenden Anſprüche aufzuſtellen hatte. Er belehnte ihn mit dieſen Eigenthümern, welche in einem Theile des Herzogthums Mantua, ferner Parma, Reggio, Modena, und ganz Garfagniana, beſtanden, öffentlich durch einen Ring, wobei er ſich aber die einem Lehensherrn eigenthümlichen Rechte, nebſt einem jährlichen Zins von hundert Pfund vorenthielt. Pabſt Innocenz that noch mehr. Da nämlich die dem Lothar II. zugetheilte Belehnung bloß auf deſſen Leib und Leben gemeint war, ſo belehnte er, gegen die nämlichen Bedingniſſe auf eben dieſelben Güter auch den anweſenden Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern, welcher als Enkel Herzogs Welf II. Anſprüche auf die beſagten Güter machen zu können geglaubt hat. Beide Herren beſchworen den üblichen Lehenseid, und das Gedächtniß dieſer Handlung wurde nachher von den Römern ſogar durch ein öffentlich aufgeſtelltes Gemälde, auf welchem der Kaiſer vor dem Pabſte kniete, und von dieſem die Krone empfieng, verewigt. Da Lothar nicht als Kaiſer, ſondern allein als Beſitzer der mathildiſchen Allodien, dem Pabſte lehnbar werden konnte, ſo ſchien die Inſchrift, welche jenem Gemälde beigefügt ward: —

„Rex venit ante fores, jurans prius
Urbis Honores.
Post Homo fit Papae, recipit quo dante
Coronam."

„Der König kömmt vor die Stadt, und
beſchwört erſt die Freiheiten derſelben.
Dann wird er ein Vaſall des Pabſtes,
und empfängt jetzt von ihm die Krone."

— einigem Doppelſinn unterworfen zu ſeyn, und Kaiſer Friedrich I. ließ es entfernen *).

Der zweite italieniſche Feldzug galt eigentlich einem normänniſchen Fürſten, Roger genannt, der dem Gegenpabſt Anaclet II. ſeine Hilfe zugeſagt, und den entgegen dieſer im Jahre 1130 zu Palermo in Sicilien zum Könige beider Sicilien gekrönt hatte. Lothar unternahm dieſen Zug in Begleitung ſeines Schwiegerſohnes, Heinrichs von Bayern (dem er ehevor noch das Herzogthum Sachſen abtrat **), ihn auch auf einem Reichstage zu Würzburg mit der reichslehenbaren, ehemals mathildiſchen Markgrafſchaft Toſcana belehnte), dann des zum Reichsfahnenträger erhobenen

---

*) Schilter de lib. eccles. Germ. L. V. c. II.

**) Helmold. Chron. Slav.

Herzogs Konrad von Franken, und vieler anderer Fürſten und Biſchöfe mit dem Anfange des Jahres 1137. Mit einem Theile der, dießmal ſehr zahlreichen Armee eroberte und züchtigte der Herzog Heinrich verſchiedene italieniſche Städte; mit dem andern, womit ſich zuletzt auch jener vereinigen ſollte, brach der Kaiſer in Apulien ein, und was den deutſchen Herren faſt immer nicht fehlte, gelang auch dießmal. Rogerius mußte nicht allein flüchtig gehen, ſondern an ſeine Stelle ward der Graf Rainolf von Avellana zum Herzog von Apulien geſetzt; dieſer aber von dem Pabſte und dem Kaiſer zugleich (indem das Recht der Belehnung zum Streit kam) mit einer Fahne belehnt *). Pabſt Innocenz II. kam gleichwohl erſt nach Anaclets Tod 1138 zum ruhigen alleinigen Beſitze des päbſtlichen Stuhls.

Lothar hätte dießmal, und vielleicht in Zukunft noch gar viel mehr zu Stande gebracht, wenn ihn nicht eben jetzt die Abneigung der deutſchen Heere für einen längern Aufenthalt in Italien, und überhaupt ſein endliches Schickſal an weitern Fortſchritten gehindert hätte. Er erkrankte zu Trient, und da er ſeine Rückreiſe deſſen ungeachtet fortſetzte, ſtarb er in

---

*) Otto Frising.

einer armen Hütte zu Breitenwang in Bayern (einem oberhalb Hohenſchwongau an der Landſtraße von Italien, unweit des Lechſtromes liegenden Dorfe, in dem heut tyroliſchen Gericht Ehrenberg) den 3. Dec. 1137. Sein Körper wurde in einem von ihm in Sachſen geſtifteten Kloſter Königslutter (Lautern) begraben.

Lothar hat durch verſchiedene kleine, mit Glück bezeichnete Kriege, und ſonſtige Schritte ſein Anſehen nachdrücklich befeſtiget. Im J. 1126 unterwarf ſich ihm im Lager bei Chlumez der Herzog Sobieslav von Böhmen, ungeachtet Lothar auf dem Feldzuge wider ihn ſehr in die Enge gekommen war. Im Jahre 1127 gab er die durch den Hintritt des Heinrich erledigte Markgrafſchaft Meißen an Konrad, einen Anverwandten ſeiner Gemahlinn; und im Jahre 1136 belehnte er eben denſelben mit der Markgrafſchaft Lauſitz. Im J. 1130 nahm er dem Landgrafen Hermann von Thüringen, einem Grafen von Winzenburg, eines Meuchelmordes wegen, die Landgrafſchaft ab, und gab ſie dem Grafen Ludwig, von welchem die berühmten thüringiſchen Markgrafen abſtammen. Im Jahre 1131 zog er wider den König von Dänemark. Lothar hatte nach dem Hintritte Heinrichs, Königs der Wenden oder Slaven, mit dieſem Königreiche, das alle Provinzen zwiſchen der Elbe und dem baltiſchen Meere in ſich ſchloß, den Canut, Sohn eines däniſchen Königs belehnt, der ſich zu ihm flüchtete, als ihm ſeines Vaters Bruderſohn, Nikolaus, aus Dänemark verjagt hatte. Weil Nikolaus, König von Dänemark, und deſſen Sohn Magnus, König von Südgothland, fürchteten, daß der mächtig gewordene Canut auch des Königreiches Dänemark ſich bemächtigen möchte, ſo ließen ſie denſelben meuchelmörderiſch umbringen. Lothar wollte dieſe abſcheuliche That nicht unbeſtraft laſſen, und rückte daher ins Schleßwigiſche vor, wo ſich Magnus unterworfen, dem Kaiſer ſogar den Eid der Treue geſchworen *), nachmals aber durch Canuts Bruder, Erich, in einer Schlacht das Leben verloren, dieſer auch das Königreich Dänemark an ſich gebracht, und das wendiſche Königreich, das aber bald wieder in verſchiedene kleine Theile zerfiel, mit jenem verbunden hat.

Lothar wird von den gleichzeitigen Schriftſtellern als ein verſtändiger, kluger, und ſehr beherzter Mann beſchrieben, wie denn auch unter ſeiner Regierung der Frieden geblühet, und jeder nützliche Betrieb einen guten Fort-

---

*) Helmold. Chron. Slav.

Schriftſteller.

Nebſt dem größten Theil der Vorigen: Anonymi Narratio de Elect. Lotharii, bei Pez, Ohlenſchlager, orig. Guelf etc. — De Dissidiis ex Electione Lotharii Sax. Imp. Germaniam turbantibus, et nata inde a. c. 1134. Vlmae per Henricum magnanimum Bauariae Ducem euersione per Franc. Dom. Haeberlin Göttingae 1745. — De Vlma per Lothar. a. 1129. obsessa, occupata, destructa et per Conradum sueuum a. 1140. restaurata atque amplificata. Vlmae. — Jo. Jac. Mascovii Commentarii de Rebus imperii romanogermanicis sub Lothario II. et Conrado III, ab an. 1125 ad 1152. Lips. 1753.

* * *

Kaiſer

hohenſtauffiſcher Abkunft.

Konrad III. (Sohn Friedrichs I. von Schwaben) 1138 — 1152.

Friedrich I. (in Schw. aber III.) (Bruderſohn des Vorigen) 1152 — 1190.

Heinrich VI. (Sohn Friedrich I.) † 1197.

Philipp (Sohn Friedr. I.) 1198 — 1208.

Otto IV. (Sohn Heinrichs des Löwen) entſetzt 1212. † 1218.

Friedrich II. (Sohn Heinrichs VI.) wurde deutſcher König 1196; Kaiſer 1212; † 1250.

Konrad IV. (Sohn Friedrichs II.) wurde deutſcher König 1237; Kaiſer 1250; † 1254.

Von den Lagen, Verfaſſungen und Verhältniſſen, in welche die hohenſtauffiſchen Kaiſer eingetreten, und von den Grundſätzen, denen ſie gefolget ſind.

Wir kommen zu dem dritten, dem ſchwäbiſchen Kaiſergeſchlechte, deſſen Zeitraum man gewöhnlich für den wichtigſten und ſchönſten von Deutſchland hält. Es haben ſich während dieſem Zeitraume die wichtigſten Begebenheiten, welche noch heut zu Tage die Grundverfaſſung deutſcher Verhältniſſe, deutſcher Rechte, Ueblichkeiten, Sitten und Denkarten ausmachen, ereignet, deren einige, ſo wie ſie in frühern Jahrhunderten veranlaßt worden waren, nun eben in jenen Tagen zur Reiſe gelangt, andere aber, die ihre völligere Entwicklung erſt ſpäter, erſt vollkommen in unſerm Zeitalter erhielten, damals noch als zarte, nur noch dem denkenden Sachkenner bemerkbare Keime zum Vorſchein gekommen ſind. Wir müſſen nothwendig die Lagen und Geſchäfte, in welche die folgenden Kaiſer eintraten, wenigſtens im Weſentlichen kennen lernen, wenn wir anders durch die Betrachtung ihrer Lebensgeſchichten nicht bloß (was gar nichts ſagen will) vielwiſſender, ſondern unterrichteter, klüger, nachdenkender, thätiger, dem Wohle des deutſchen Vaterlandes geneigter, und an hundertfältiger Art von beſtätigter Erfahrung reicher, und ſohin in den Stand geſetzt werden ſollen, ſelbſt zu urtheilen, mit welchem Verſtand, und mit welcher Geiſteskraft die Kaiſer, deren Leben nun folgen, gehandelt, was ſie verſehen oder zum Guten gewendet, wie, und für was ſie ſich angeſtrengt, welchem weiſen Endzwecke, oder welchem Schattenwerk ſie nachgeſtrebt, und wo ſie uns mit Achtung und Ehrfurcht für ſich erfüllen, oder wo ſie uns nöthigen, den Blick von ihnen abzukehren, und ſie (als die nicht ſelten von Jugend auf nach den fälſcheſten Grundſätzen und Begriffen von Ehre, Ruhm und Länderwohl geleitet, und wider alles Beſſere gewarnet worden ſind) als große Gegenſtände unſers Mitleids zu bedauern. Die Geſchichte iſt hierin unerbittlich und heilig. Sie ſieht nicht auf blendende Namen, noch auf Glanz und Geräuſch. Sie bemerkt, wie diejenigen, welche ihre Größe und ihre Unterhaltung darin ſuchten, die Wohnungen friedlicher Menſchen zu zerſtören, in den Strom aller wandelnden Dinge ſich zurückziehen und ſchweigen. Dann zieht ſie mißkannte oder unterdrückte Wahrheiten ans Licht, gibt den Sachen ihre wahren Namen, und verbeſſert die Ungerechtigkeit des Schickſals. Sie giebt der Tugend den Lohn, den ihr die Welt verſagte, dem Verdienſte den Ruhm, den der Neid raubte, und giebt Fürſten und Völkern, zu ihrem Leitfaden und zu ihrer Beruhigung, Lehren und Beiſpiele. Laſſet uns zu unſern Kaiſern zurückkehren.

Die Lage der deutſchen Verfaſſung war zur Zeit, da die Hohenſtauffer nach der deutſchen Krone ihre Arme ausſtreckten, in einer heftigen und ungewiſſen Gährung. Die Hofkünſte, deren ſich Kaiſer Otto I., um ſich zum Monarchen, und zum einzigen Manne von Deutſchland zu machen, bediente, und welche Kaiſer Heinrich IV. muthwillig ſprengte, lagen zerſtört, und alle Bande von Unterwürfigkeit, und von wechſelſeitigem Verhältniſſe waren wie aufgelöſt. Jeder große und kleine Reichsmann ſtrebte mit allen Kräften nach Selbſtſtändigkeit, und man konnte nicht mehr beſtimmen, worin die eigentliche Macht der Kaiſer beſtehen, und worin ſie nicht beſtehen konnte und ſollte. Dieſe ſeltſame, beinahe anarchiſche Verfaſſung wirkte auf jene Großen und Kleinen mit verſchiedenen Folgen, und verleitete die Kaiſer zu verſchiedenen Mitteln, um von ihrem Anſehen, ſo viel möglich, zu retten. Die unzähligen kleinern Reichsmänner oder Freie (ehemalige Wehren) mußten ſich in eben dem Augenblicke, wo ſie nach Unabhängigkeit ſtrebten, ſelbſt ihre Unabhängigkeit benehmen, und eilfertig einem mächtigen, geiſtlichen oder weltlichen Nachbar zum Vaſallen oder Dienſtmanne ſich auftragen, um wenigſtens den freien Genuß ihrer Güter zu retten, und um nicht von einem mächtigen Dritten, als Eigenthum deſſelben, verſchlungen zu werden. Manche Große bemächtigten ſich des Schutzes eines Mindern wohl auch mit Gewalt, und bemächtigten ſich zumal der Pflicht oder Bürde, geiſtliche Stifter zu ſchützen, und deren Mund (daher Mundiburd) oder Sachwalter zu werden, um dadurch einige Güter zu Lehen zu erhalten. Was ſchon unter Kaiſer Heinrich II. begann, daß man Würden und Lehen erblich zu machen ſuchte, das fand nun allgemein ſtatt. Die ehemaligen Gauen veränderten ſich in eigene Grafſchaften, und Grafen und Reichsfreie ſchöpften ſich Zunamen und Geſchlechtswappen. Theils erhielten ſie ſich dann wie in Bayern, (wo ſie aber, bis auf die Biſchöfe dieſes Landes, und auf das Haus Ortenburg, ſämmtlich abgiengen) in Franken, und am Rhein, in einer unmittelbaren Abhängigkeit von dem Kaiſer mit einer eigenen Landeshoheit (ſo gering dieſe manchmal auch ſeyn mag), welche ſie bei Gelegenheit, wenn ſie Urkunden ausſtellten, mit dem Beiſatze, daß ſie mit eigener, das iſt, mit unabhängiger, reichsfreier Hand (manu propria) unterſchrieben, bemerkten; theils, und viel häufiger, traten ſie in die Herrſchaft der größern Landesfürſten, und wurden, ohne jedoch deswegen einen verſchlimmernden Schatten über ihr altadeliches Herkommen, oder ihren Beſitzſtand zu ziehen, unter verſchiedenen Verhältniſſen, Landſaſſen und Landſtände. Die Landesherren ſelbſt, nunmehr von ihrer eigenen Würde und Selbſtſtändigkeit erlaucht und durchlaucht, betrachteten die Reichslande, wo ihre Vorfahrer als Kronbeamte, und Statthalter behandelt wurden, als ihre eigenen Länder, und jedes deutſche Urvolk ſchloß, für ſich und um ſich, einen vaterländiſchen Kreis, und gewöhnte ſich, das Land des Nachbars als Ausland zu betrachten, ohne jedoch den deutſchen gemeinſamen Verband zu zerreiſſen, oder in Reichsſachen dem allgemeinen deutſchen höchſten Reichsoberhaupt weniger, als dem ehemaligen allgemeinen höchſten Reichsherrn zu dienen.

Die damaligen Kaiſer ergriffen, um das Anſehen ihrer Krone zu retten, und deren ehemalige Allgewalt herzuſtellen, verſchiedene Mittel, worunter beſonders drei, theils wegen dem ſchnellen Einfluß auf ihre Abſichten, theils wegen ihren Folgen auf die politiſche und ſittliche Verfaſſung von Deutſchland beſonders merkwürdig ſind. Das erſte war, daß ſie die Städte, welche vorzüglich K. Heinrich I. geſammelt, und deren Nutzbarkeit Kaiſer Heinrich IV. zuerſt erfahren hat, auf alle Weiſe liebkoſeten und ſchützten. Sie konnten auch, wider den Adel und die Geiſtlichkeit, und überhaupt in allen Nöthen keine wirkſamern und zuverläſſigern Freunde ſich wählen, als die Bürger der Städte, die durch perſönlichen Fleiß, perſönliche Geſchicklichkeit, Erfindung und Handlung an Volk und Reichthum ungemein zugenommen, und die Macht ſich erworben hatten, weit um ihr Gebiet her Friedensgeſetze vorzuſchreiben, und die Frevler nachdrücklich zu züchtigen. Die Kaiſer benutzten die Städte, und dieſe die Kaiſer; und ſo lange die Städte zur Aufnahme ihrer Verfaſſungen etwas zu wünſchen, und die Kaiſer aus dem Schatze ihrer Privilegien noch etwas heraus zu nehmen hatten, gieng alles zu beiderſeitiger Zufriedenheit vortrefflich; aber unvermuthet traten die Städte in einer Geſtalt hervor, die alle, große und kleine Regenten beunruhigte. Es hatte nämlich theils die Natur der Handlung, theils der Unfug unzähliger Reichsfreien, die ſich unmittelbar und am hellen Tag vom Straßenraub nährten, die Städte veranlaßt, ſich zu einem Bund oder Hanſa zu vereinigen, und dieß führte ſie ſogleich zur Entdeckung, was ſie im Angeſichte der Fürſten ſeyn könnten, ſo lange ſie vereiniget blieben. Statt daß die Kaiſer wider die Fortſchritte der Fürſten einige Hilfe ſich von den Städten verſprechen konnten, gerieth nunmehr die Hoheit der Kaiſer, und die Landeshoheit der Fürſten in eine überaus kritiſche Lage, indem es darauf ankam, ob in Zukunft die Bürgermeiſter deutſcher Städte, oder die deutſchen Fürſten das Meiſte auf den Reichstägen zu ſagen, und in allgemeinen Polizeiſachen, in Kriegs- und Friedensſchlüſſen zu entſcheiden haben, und ob ein baares Vermögen, nebſt perſönlichem Werth und Fleiß, ohne Landeigenthum, im deutſchen Reiche eine gleiche Ehre und Bedeutung mit einem großen Landeigenthum, und der Landesoberherrlichkeit erhalten ſollte. Schon ſtellten ſich dieſe Städte nicht mehr als kaiſerliche, ſondern als Reichsſtädte, die bei allgemeinen Berathſchlagungen gleich den Fürſten Sitz und Stimme behaupteten, dar; aber das war alles; und gereichte in der Folge (wie ſich im Fortlaufe der Geſchichte zeigen wird) gerade nicht zu ihrem Vortheile. Die Fürſten durften (was ſie auch thaten und thun) nur den Entſchluß faſſen, den Handel ihrer Landſtädte zu begünſtigen, um das Gewerb der Reichsſtädte zu theilen, wo nicht ganz überflüſſig zu machen.

Das zweite Mittel, das den Kaiſern nicht weniger gute Dienſte that, war, daß ſie jede Gelegenheit ergriffen, fürſtliche Landſtädte und Landſaſſen reichsunmittelbar zu machen, und ſohin die Macht der fürſtlichen Häuſer zu theilen. So wurden z. B. die Städte Regensburg 1180, und Lübeck 1182 unmittelbar; ſo die ſämmtlichen Biſchöfe von Bayern (welche der Landeshoheit der bayeriſchen Herzoge, von denen und deren Landen ſie geſtiftet worden) entzogen, und als unmittelbare Reichsfürſten behandelt; und ſo wären vielleicht manche Landesfürſten am hellen Tage um ihr Land gekommen, wenn dieſelben nicht ſämmtlich und bei Zeiten ſich vereinigt, und den Kaiſern das Verſprechen abgenöthiget hätten, ſich künftig ſolcher Befreiungen zu enthalten.

Das dritte Mittel war bei weitem das bedenklichſte, ſo wie es den Kaiſern, welche dadurch auf einmal wieder allmächtig geworden zu ſeyn wähnten, das angenehmſte geweſen iſt. Dieß war die Einführung des altrömiſchen Rechtes auf deutſchem Boden, bei Höfen und Gerichtsſtellen. Es iſt bekannt, daß die Gewalt der altrömiſchen Kaiſer, und zwar vorzüglich eben in den Zeiten, da dieſe ſich in Rückſicht ihrer Sitten ſchon ſehr verſchlimmert hatten, unumſchränkt war, oder es ſeyn wollten. Sie glaubten, über alle Völker der Erde geſtellt zu ſeyn, und der hohe Ton, in welchem ſie mit den Völkern ſprachen, ſtimmte vollkommen mit einer ſolchen Meinung überein. Auch wurden unaufhörlich neue Verordnungen und Geſetze gemacht, welche, wie dieß noch immer und überall bei allen übelbeſtellten Regierungen geſchah, ſich zuletzt ins Unendliche vermehrten. Der Kaiſer Juſtinian ließ eine Sammlung davon veranſtalten, welche ſowohl die Unumſchränktheit der kaiſerlichen Hoheit verewigen, als auch bei allen Gerichtsſtühlen zur Richtſchnur dienen ſollte; aber ſchon von jeher haben die Römer, ſo oft ſie eine neue Provinz eroberten, unmittelbar ihre Beherrſchung damit angefangen, daß ſie dem beſiegten Volke ihre Geſetze, Rechte und Gerichtsverfaſſung, und ſo gut es angieng, ihre Sprache aufdrangen. In ſolcher Abſicht befand ſich bei den römiſchen Armeen ein ungeheuerer Troß von römiſchen Rechtsgelehrten, welche dem Römer, der die Statthalterſchaft über das neueroberte Volk bekommen hatte, und ſogleich zu Gericht ſaß, ihre Rechtsſprüche eingaben, das Volk zu Prozeſſen, wobei ſie ihre Hilfe anboten, anreizten, und ſohin ſich ſelbſt, und dem neuen Statthalter eine Quelle reichlicher Einkünfte öffneten. Dieſe Gewaltthätigkeit, welche bei der Abſicht der Römer, alles römiſch geſtimmt und geſinnt zu machen, nicht unklug war, ſcheiterte bei den Deutſchen, welche nach uralter Sitte ihre Streithändel durch Herkommen und Billigkeit, und gütliche Uebereinkunft entſchieden, auf eine ſchreckliche Art und nach jener berühmten Niederlage, welche Quinctilius Varus mit den auserleſenſten römiſchen Legionen im Teutoburgerwalde litt, wurde niemand grauſamer behandelt, als die römiſchen Rechtsgelehrten. Einem, der ſich vor andern durch eine liſtige Geſchwätzigkeit ausgezeichnet haben mochte, wurde die Zunge ausgeſchnitten, und darauf das Maul zugenähet. Man hielt ihm die Zunge vor, indem man ihm zurief: Nun ſollſt du, Natter, doch wohl aufhören zu ziſchen! Vielen andern wurden die Hände abgehauen, die Augen ausgeſtochen, und durch andere nicht weniger harte Züchtigungen, ihr eingeführter Rechtshandel vergolten. Als Karl der Große Italien erobert, und deſſen Nachkommenſchaft daſſelbe beherrſcht hat, war an einige Einführung römiſcher Rechte nach Deutſchland nicht zu denken. Vielmehr war Deutſchland das Hauptland des weitläufigen karolingiſchen Reichs, und übrigens blieb jede Provinz bei ihrer Verfaſſung. Indem aber auch die deutſchen Könige ſächſiſcher Abkunft auf den unglücklichen Einfall geriethen, Italien an ſich zu ziehen; ſo wurde fremden Begriffen ein natürlicher Weg gebahnt. In Deutſchland hielt man allenthalben auf das Herkommen, welches ſowohl eine monarchiſche Gewalt der deutſchen Krone mißbilligte, als jeder Anmaßung über die Nationalverfaſſung ſich beharrlich entgegenſetzte. Entgegen fanden die deutſchen Könige, wenn ſie nach Italien zogen, und zu Rom mit der Kaiſerkrone ſich ſchmückten, eine ganz andere Aufnahme. Hier war (mit Worten und Geberden wenigſtens) alles geſchmeidiger, zuvorkommender, unendlich ſchmeichelhafter. Die Italiener waren an eine Unterwürfigkeit, die unmittelbar an die Niedrigkeit grenzte, gewöhnt, und dachten ſich, wenn ſie einen in Rom zum römiſchen Kaiſer gekrönten deutſchen König vor ſich ſahen, einen Monarchen, der in die Fußſtapfen jener alten römiſchen Kaiſer, welche Octavianus, genannt Auguſtus, gründete, getreten wäre, welches den deutſchen Königen dergeſtalt ſchmeichelte, daß ſich einer derſelben wirklich vornahm, ſeinen beſtändigen Wohnſitz in Rom zu nehmen. Dieſe Begriffe und Meinungen, welche ſich in Italien auf eben die Weiſe fortpflanzten, auf welche ſich die alten römiſchen Rechte, bei allen Revolutionen (mehr und weniger) in den italieniſchen Gerichten fortgeflanzt hatten, waren den deutſchen Königen nie willkommener und erwünſchter, als zur Zeit, da, ſeit K. Heinrich IV., ihr Anſehen in Deutſchland ſich anfieng zu mindern, und zumal haben die hohenſtauffiſchen Kaiſer beide Arme nach einer Lehre ausgeſtreckt, vermöge welcher ſie, als wahre Nachfolger der alten römiſchen Kaiſer, (wenigſtens im Reiche der Lehren und Meinungen) in die von denſelben ausgeübte, unumſchränkteſte Gewalt eingeſetzt, und zu Herren vom römiſchen Reiche (worunter man die ganze Chriſtenheit verſtand) erklärt werden ſollten. Man nahm dabei aus den Weiſſagungen des Propheten Daniels das Bild der vier Thiere zu Hilfe, und indem man ſich vier Monarchien, und zwar bei dem geflügelten Löwen die aſſyriſche, bei dem Bären mit den langen Zähnen die perſiſche, bei dem vierköpfigen und geflügelten Pardel die griechiſche, und bei dem letzten Thier mit den zehn Hörnern die römiſche Monarchie, als die letzte, worauf das Weltende kommen würde, dachte, und die ganze Weltgeſchichte in geheiligte Bilder einſchloß, nannte man das römiſche Reich ſogar vorzugsweiſe das heilige römiſche Reich. Wer bei den hohenſtauffiſchen Kaiſern als ein Mann von beſonderer Einſicht gelten wollte, mußte zu Bologna, wo dieß alles ſorgfältig gelehrt wurde, ſtudirt, und wer ſein Glück machen wollte, mußte unaufhörlich liebkoſende Sprüche von ungebundener kaiſerlicher Gewalt, und von ihrer Herrſchaft über die Welt in Bereitſchaft haben. Wer die Schwachheit der Menſchen, und (aus der Geſchichte, Beobachtung und Erfahrung) ihr ununterbrochenes Betragen kennt, und dem zu Folge weiß, daß nicht bloß Menſchen von niedriger, ich will ſagen, von ganz roher, ungebildeter, zu nichts Edelm führender Abkunft, ſondern Männer von Erziehung und Wiſſenſchaft gar oft nicht, was ſie erkannten und dachten, ſondern was ſie für ſich und ihren Anhang nützlich und einträglich fanden, hervorzogen und lobprieſen, der kann ſich leicht vorſtellen, welche Schaaren von römiſchen Rechtslehrern (worunter anfangs der größte Theil aus Weltgeiſtlichen und Mönchen, als welche damals die Wiſſenſchaften in Beſitz hatten, beſtand) ſich allenthalben hervorgethan haben. So geſchah es demnach, daß Deutſchland, welches (in Rückſicht ſeiner Juſtizverfaſſung, und ſeines Verhältniſſes gegen das gemeinſchaftliche Oberhaupt) mit Italien nichts gemein hatte, als ein gemeinſames Land des allgemeinen heiligen römiſchen Reiches betrachtet und behandelt, ſohin Eine Verfaſſung mit Italien in Rückſicht auf die Herrſchaft der Kaiſer, und die Gerechtigkeitspflege erhielt, und daß ſohin ein Geſetz, welches ein

Kaiſer in Italien ausſprach, auch eben darum für Deutſchland ausgeſprochen, und daſelbſt verbindlich ſeyn ſollte. So offenbar dieſer Begriff wider alle allgemeine Ordnung, vermöge welcher jeder großen beſondern Nation eine beſondere Verfaſſung anpaſſend und eigen iſt, und ſeyn ſollte, lief, ſo wurde dieſer Begriff doch allgemein feſtgeſetzt, und anders lehren, war lange Zeit Hochverrath. Jetzt gieng jenes vorbedeutende Sinnbild, über das ſich der fromme Kaiſer Heinrich II. ſo innig gefreut hatte, jetzt gieng jene Schmeichelei, welche man aus dem Munde des Erzbiſchofes Albert von Bremen hörte, indem er ſich rühmte, daß er nur zwei Herren hätte, den Pabſt und den König, als deren Herrſchaft von Rechts wegen alle zeitlichen und geiſtlichen Mächte unterworfen wären*), in Wirklichkeit über, und die ganze Erde wurde nur vom größern und kleinern Licht, unter deren erſtem man den Pabſt, unter dem zweiten den Kaiſer meinte, beleuchtet. Jede dieſer Hauptmächte legte ihr eigenes Lehrbuch, als die Quelle ihrer Gerechtſamen zum Grunde; der Kaiſer den Juſtinian, und der Pabſt den Gratian.

---

*) Adam. Brem.

Aus dieſen ſeltſamen Grundſätzen floßen unmittelbar zwei höchſt wichtige Folgen ab. Wenn nämlich die Rechte der altrömiſchen Kaiſer auf die deutſchrömiſchen Kaiſer übertragen worden ſeyn ſollten, ſo mußten neuerdings alle Würden und Gerichtsbarkeiten, welche die Herzoge, Markgrafen u. ſ. w. beſaßen, nebſt allen Städten, Schlöſſern, Feſtungen, Zöllen, Münzen u. ſ. w. als weſentliche, von der kaiſerlichen Krone unzertrennlich abhängige, zu keiner Zeit veräußbare kaiſerliche Regalien erklärt, und mithin ſämmtliche Große und Kleine des Reiches in einen, denſelben längſt unerträglichen Stand von unmittelbarer Abhängigkeit zurückgeworfen werden. So war es in der That; aber eine Wendung, welche man der Sache gab, half allen Theilen aus der Verlegenheit. Man ließ dem Kaiſer die Lehre, und behielt die Sache. Die kaiſerliche Krone, ſo ſetzte man ſtillſchweigend feſt, hätte zwar das Eigenthum aller Würden, Gerichtsbarkeiten und Güter; allein die Herzoge, Biſchöfe, Fürſten, Markgrafen u. ſ. w. hätten den Genuß, den ſie durch den langen, und bereits herkömmlichen Beſitzſtand erſeſſen hätten. Die Regalien ſollten alſo kaiſerliche, aber erbliche Lehen genannt, und im Erledigungsfalle vom Kaiſer ertheilt, und zu Lehen genommen werden.

Ganz andere Folgen zog die Meinung und allgemein verbreitete Lehre, daß das altrömiſche, von Juſtinian herrührende, Geſetzbuch ein für das ganze römiſche Reich, worunter Deutſchland weſentlich verſtanden wurde, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach verbindliches Recht ſey. Seitdem wurden die urſprünglich deutſchen Gewohnheitsrechte mit den fremden (in alten Zeiten für eine ganz fremde, fremd geartete und geſittete Nation verfaßten) Rechten und Rechtslehren vermenget, und öffentlich bis auf dieſe Stunde gelehrt. Seitdem wurden die bis auf den Kaiſer Lothar in Deutſchland unerhörten Namen von Inſtitutionen, Digeſten, Codicen, Novellen, von Doktoren der Rechte, von Advokaten, Procuratoren, Notarien und dergleichen bekannt. Seitdem gab es eine (im Vergleich mit der ältern deutſchen Gerichtsverfaſſung) unendlich vervielfältigte Unſtetigkeit alles deſſen, was eigen ſeyn, und mithin angeſtritten werden kann. Seitdem wurden, wie man wiſſen will, nicht nur in ſeltenern Fällen, und unter den Großen, ſondern in den alltäglichſten Fällen unter den Geringſten die Prozeſſe eine gemeine Sache, und die Rechtsgründe wurden in manchem Orte ins Unendliche vervielfältiget, u. ſ. w.

Das Seltſamſte bei allem dem iſt, daß eben das Italien, aus welchem die Kaiſer ihre Gründe für eine unumſchränkte Gewalt ihrer Krone aufſtellen lernten, die beſtändige Haupturſache war, daß die Kaiſer nie Zeit fanden, über dieſe ihre Gewalt mit einer ununterbrochenen Aufmerkſamkeit zu wachen, und durch ihre Gegenwart gegentheilige Verſuche in ihren Keimen zu erſticken. Sie mußten immer abweſend ſeyn, ihre beſten Truppen nach Italien führen, den Beiſtand der deutſchen gleichſam erflehen, denſelben vieles nachſehen, viele Freiheiten ertheilen, und ſohin ihren eigenen Endzweck vereiteln helfen. Sie erfuhren, was die Erfahrung aller Zeiten beſtätigt hat, daß derjenige, welcher ſeine Macht und ſeinen Stolz darin zeigen will, benachbarte und entfernte Länder zu erobern, zuletzt alles, nebſt dem Hauptlande verliere.

Den hohenſtauffiſchen Kaiſern bot ſich noch eine andere, ganz neue und herrliche Gelegenheit dar, ihre Unumſchränktheit zu befördern; die Eroberungszüge nach Aſien, welche unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt ſind. Da, weil es große Mode geworden, einen Kreuzzug mitzumachen, alles der Mode folgte, und derſelben auf die glänzendſte Art folgen wollte, ſo verkauften unzählige reichsfreie und reiche Geſchlechter vor der Abreiſe ihre Güter, um den Zug mit Pracht und Gemächlichkeit aushalten, und (wie ſie gewähnt haben mögen) neue Beſitzthümer antreten zu können. Viele verſchenkten vor ihrer Abreiſe ihre Güter an geiſtliche Stifter. Unzählige kamen auf dieſen Reiſen theils vor dem Feind, theils durch Krankheiten um; allein der Raum, welcher dadurch in manchen deutſchen Ländern leer wurde, iſt, gemäß der deutſchen Rechtsregel, „daß, was im Lande abſtirbt, dem Landherrn zuſtirbt," nicht dem Kaiſer, ſondern den Landesfürſten zu Theil geworden; und da vorher, da die Länder mit unzähligen reichsunmittelbaren Geſchlechtern und Gütern erfüllt geweſen, die Kaiſer ſich darauf verlaſſen konnten, daß dieſe die Landesfürſten nie über ihn würden empor kommen laſſen, ſo war nun, da die Landesfürſten erbliche Regierer ihrer Länder geworden ſind, auch dieſe Aushilfe verſchwunden.

Nebenher brachten alle dieſe Begebenheiten und Erſcheinungen einige, und manche beträchtliche Vortheile, ungefähr auf eine Art, wie die phantaſtiſche Sucht, Gold zu machen, der Arzneikunſt, der Chemie, der Färberei ꝛc. zu mancher Entdeckung verholfen hat. Durch die Reiſen nach Italien und dem Morgenlande wurde der deutſche Handel befördert, die deutſche Lebensart im Aeußerlichen behilflicher, (wiewohl auch üppiger) manche Frucht einheimiſcher und gemeiner (aber auch manche Krankheit ausgebreiteter). Durch die Einführung des römiſchen Rechts wurde die lateiniſche Sprache befeſtigter und allgemeiner, und ſohin der Hervorziehung der alten klaſſiſchen Schriften der Weg gebahnter. Durch die Erblichkeit der größern Fürſtenhäuſer bildeten ſich mehrere Höfe und Hauptſtädte, welche als eben ſo viele Mittelpunkte ihrer Völkerſchaft das Gute und Nützliche unmittelbarer befördern, und durch einen nützlichen Wetteifer gewinnen konnten.

Aber noch hatte nichts auf die Hauptſache, nämlich auf die Denkart, Sittlichkeit, und den wahren Anbau der Länder gewirkt. Weil alles Sittliche in Unordnung gerathen, und beinahe jede Hoffnung, daß es bei den ſtehenden Hilfsmitteln jemals wieder beſſer gehen konnte, aufgegeben worden war, ſo erfanden ſich in dieſem Zeitraume die Bettelmönche, eine Erſcheinung, welche ſchon darum höchſt wichtig iſt, weil die Denkart derſelben ganzen Ländern eigen geworden, und es noch bis dieſe Stunde geblieben iſt.

Auch das Ritterweſen, und die Ritterzucht wurde unter den Hohenſtauffern als ein Mittel zur Sittenverbeſſerung angeſehen. Dieß Mittel kam nicht aus der Seele, ſondern ſollte von außen in die Seele dringen, und auf ſie wirken, und brachte alſo mehr den Geiſt von ſtillſchweigender Uebereinkunft, daß man nach einer gewiſſen Großmuth und Artigkeit ſtreben, und nach dem Rufe eines beſcheidenen und gerechten Ritters trachten müſſe, als eine wahre Bildung des Geiſtes und Herzens mit eigener Erkenntniß, Ueberzeugung und Neigung zu Stand. Die Wildheit der Sitten, und der unbändige Militärgeiſt verlor ſich ſo wenig, daß vielmehr zu gleicher Zeit das Fauſtrecht, dann die Zügelloſigkeit, den Kaufleuten aufzulauern, eben damals recht herrſchend geweſen iſt. Die ritterlichen Ehrenkämpfe und Freudenfeſte erſchöpften manches altadelige Haus, und wenn man über die Pracht und Herrlichkeit, mit welcher die Ritter erſchienen, die, gewöhnlich nicht weniger prächtigen Beſchreibungen lieſt, ſo kann man, wenn man nur etwas weiter denkt, als man ſieht, nicht umhin, mitleidig über die menſchlichen Schwachheiten zu lächeln, und an jene Worte im Homer zu denken: „Trefflich ſind ſie von Anſehen, aber leicht an Kraft und Verſtand. Eitel iſt die Ehre, welche ſie ſchmücket.“ Das allgemeine Beſtreben war, ſich einen großen Namen zu machen, und dazu war, nach der damaligen Denkart, die einzige Gelegenheit der Krieg. Nicht Einer der Hohenſtauffer hat das blutige Schwert aus der Hand gelegt, und im Frieden regiert, da doch Frieden geben, und halten der einzige wahre Ruhm und Endzweck jeder Regierung, das Meiſterſtück weiſer Fürſten, und das Meiſterſtück der Menſchheit iſt — jeder andere Ruhm aber verdächtig, und der Kriegsruhm, wenn ihn auch die Noth und Gerechtigkeit öffnete, nur deſto bedauernswürdiger iſt.

Möchten doch die Beiſpiele, Erfahrungen und Leiden erhabener Perſonen die Menſchen leiten, über die menſchliche Beſtimmung mit uneingenommener Ruhe zu denken, und die Menſchenehre nicht nach niedrigen und ganz verkehrten Begriffen, allein nur in Menſchenbeherrſchung, ſondern in der Menſchenbildung zu ſuchen, nach dem Verdienſte in der Stille, und nach der Thätigkeit ohne Geräuſch zu ſtreben, Geſetze beliebt zu machen, die nützliche, anwendbare Kunſt und Gelehrſamkeit zu befördern, den Unterdrückten zu ſchützen, und der Bosheit vorzubeugen! Möchten zur Befeſtigung der menſchlichen Geſellſchaft eben die Kräfte, Geſchicklichkeiten, und Geldſummen verwendet werden, welche durch ſo viele Jahrhunderte in Kriegen zur Ausrottung der Menſchen verſchwendet worden ſind! Möchte der Vorwurf, daß wir dieſe Stunde noch da, wo unſere Voreltern vor achtzehn Jahrhunderten geſtanden ſind, ſtehen, und einander unaufhörlich bekriegen, aufhören, und das Feld der Geſchichte rühmlichere und erfreulichere Gegenſtände darſtellen!

Gleichzeitige hiſtoriſche Anekdoten

zur

Beleuchtung der Staatsverfaſſung, Denk- und Vorſtellungsart, Begriffe und Sitten des Zeitalters dieſer Periode.

Des Biſchofs Bernward zu Hildesheim vortrefflicher Charakter.

Der unvergleichliche Charakter dieſes Mannes, ſo wie ihn der gleichzeitige Tangmar, Bibliothekar und oberſter Schulmeiſter zu Hildesheim, als Augenzeuge beſchrieb, wäre ein neuer Beweis, falls es nämlich eines Beweiſes bedürfte, daß der wahre Adel des Menſchen, ſo wie keineswegs auf eine ſogenannte vornehme Geburt, auch auf kein Zeitalter ſich einſchränke. Daß Bernward aus einem altadeligen ſächſiſchen Geſchlechte abſtammte, trug zu ſeiner Vortrefflichkeit nichts bei, indem er unter den altadeligen Söhnen ſeiner Zeit, die eine gleiche Gelegenheit, groß zu werden, genoßen, der Einzige ſeiner Art blieb, und leider auch in andern Zeitaltern, wo man doch unendlich mehrere Hilfsmittel hat, einer der Einzigen bleiben wird. Bernward (er wurde im Jahre 993 noch ſehr jung Biſchof zu Hildesheim) hat ſich ſchon in ſeinen jüngern Jahren immer nur an die beſten Köpfe gehalten, und durch ſeinen Scharfſinn ihren Beifall und ihre Bewunderung, ſo wie die größte Achtung ſeiner Lehrer ſich erworben. Nebſt den Wiſſenſchaften fand er vielen Geſchmack an den ſchönen und mechaniſchen Künſten. Er ſchrieb, fährt Tangmar fort, eine ſehr ſchöne Hand, malte ſehr gut, verſtand ſich auf die Baukunſt, und auf die damit verwandten Künſte der Tiſchler, Schmiede und übrigen Arbeiter in Metallen. In der Folge hat er viele prächtige Gebäude aufgeführt. Zugleich verſtand er ſich trefflich auf die Hauswirthſchaft, und auf alle Geſchäfte des gewöhnlichen Lebens, wo er eine Lebhaftigkeit und Betriebſamkeit zeigte, als wenn er von Jugend auf allein darin geübt worden wäre. Seine Tagesordnung beſchreibt Tangmar folgendermaßen: „Er war äußerſt ſtreng in ſeinen Sitten, und von einem raſtloſen Eifer in ſeinen Verrichtungen, ohne im Geringſten ins Geſuchte oder Uebertriebene zu fallen. Nachdem er in der Früh zuerſt dem Chore beigewohnt, und ſeinen übrigen geiſtlichen Verrichtungen abgewartet hatte, ließ er die Partheien vor, und entſchied ihre Streithändel kurz und ſcharfſinnig. Dann kam ſein Haushofmeiſter, durch welchen er den Armen, deren Anzahl ſich oft auf mehrere Hunderte erſtreckte, Almoſen austheilen ließ. Hierauf gieng er in den Werkſtätten der Künſtler umher, bis Nachmittags, da er ſich öffentlich zu Tiſche ſetzte. Bei Tiſche wurde immer etwas Nützliches vorgeleſen. Es iſt unbeſchreiblich, was er durch ſeine ununterbrochene Thätigkeit geleiſtet hat. Er ſchrieb ſelbſt viel, und ſammelte nebenbei eine zahlreiche Bibliothek, ſowohl im theologiſchen als philoſophiſchen Fache. Wo er ein ſchönes Gemälde, oder ein anderes Kunſtwerk ſah, verſuchte er, nach demſelben zu arbeiten, oder beſtellte ſich die Arbeit; ja, wenn er nach Hofe, oder auf Reiſen gieng, nahm er allemal junge fähige Leute mit ſich, damit ſie das Schönſte, was das Kunſttalent ſeines Zeitalters hervorbrachte, ſehen, und zu deſſen Nachahmung gereizt werden möchten. Er ließ Muſivarbeit verfertigen, und erfand die Ziegel auf den Dächern.“ Bernward wurde im Jahre 1193 vom Pabſte Cöleſtin III. unter die Heiligen verſetzt.

Seltſame Erzählung, die Abſtammung Kaiſer Heinrich III. betreffend.

Kaiſer Konrad II. verfuhr ſehr ſtrenge mit allen denen, welche den öffentlichen Frieden verletzten. Graf Lupold, der ſich deſſen ſchuldig gemacht hatte, verbarg ſich aus Furcht vor der Rache des Kaiſers in die Tiefen eines weitläufigen Waldes, und hielt ſich darin mit ſeiner Gemahlinn in einer kleinen Hütte verborgen. Da ſichs nun fügte, daß der Kaiſer einſt auf der Jagd dahin kam, und daſelbſt übernachten mußte, wurde dieſelbe Nacht die Gemahlinn des Lupold mit einem Knäblein entbunden, bei deſſen Geſchrei der Kaiſer eine Stimme, die vom Himmel kam, hörte: „Dieſes Kind wird einſt dein Tochtermann und

Erbe ſeyn." Nachdem der Kaiſer dieſe Stimme zu drei Malen gehört hatte, ſtand er beim erſten Tagesanbruch auf, und da er zwei ſeiner Knechte antraf, befahl er ihnen, ſie ſollten den Knaben wegnehmen und tödten. Die Knechte nahmen den Knaben mit ſich, tödteten ihn aber nicht, indem ſie deſſelben ſich herzlich erbarmten, ſondern legten ihn auf einen Baum, und überließen ihn ſeinem Schickſal; dem Kaiſer aber brachten ſie das Herz eines Haſen zurück, womit jener zufrieden und erkenntlich gegen die Knechte war. Es zog aber bei dem Baume ein Herzog vorbei, der, wie er des Knäbleins anſichtig wurde, daſſelbe in ſeine Arme faßte, und nachher ſogar an Kindes ſtatt annahm. Wie der Knabe ſchon ziemlich erwachſen war, kam der Kaiſer zum Herzog, und gerieth auf den Verdacht, daß dieſer Knabe eben derjenige ſeyn müßte, den er einſt zu tödten befohlen hatte. Er ließ ſich nichts merken; nahm ihn aber als einen Hofgenoſſen mit ſich, und eines Tages trug er ihm auf, einen Brief an die Königinn zu überbringen, worin er derſelben befahl, den Ueberbringer des Briefes unverzüglich tödten zu laſſen. Der Knabe trug den Brief ohne allen Argwohn fort, übernachtete aber bei einem Geiſtlichen, der ihm im Schlafe aus Vorwitz den Brief heimlich wegnahm und las;

und der, wie er ſah worauf es angeſehen war, ſogleich einen andern Brief ſchrieb, des Inhalts, die Königinn ſollte, bei der Liebe ihres Lebens, dem Jünglinge, der ihr den Brief überreichen würde, alſobald ihre Tochter zur Ehe geben. Dieſen Brief überbrachte der Jüngling, und wurde ſonach ohne Aufſchub der Prinzeſſinn angetraut. Dieſes Mährchen, das Gottfried von Viterbo (bei Johann Piſtorius, T. 2.) erzählt, und das mit dem damals herrſchenden Geſchmacke ganz übereinſtimmend iſt, wurde lange Zeit von vielen Geſchichtſchreibern nacherzählt.

Damalige Vorrangsſucht der Biſchöfe.

Im Jahre 1063 kam der dreizehnjährige deutſche König, Heinrich IV. nach Goßlar, um das Weihnachtsfeſt daſelbſt zu feiern. Als nun am Vorabende die Stühle für die Biſchöfe zurecht geſetzt wurden, behaupteten die Leute des Biſchofs von Hildesheim, daß ihrem Herrn der nächſte Platz unter dem Erzbiſchofe von Mainz gebühre, welchen bisher der Abt von

Fulda bei ſolchen Gelegenheiten eingenommen hatte; ſie nahmen alſo den Stuhl weg und ſetzten dafür den Stuhl ihres Biſchofs hin. Die Fuldaer, welche einen ſo gewaltigen Eingriff unmöglich zugeben zu können glaubten, wollten desgleichen thun, aber die Hildesheimer verwehrten es ihnen. Nun wurde beiderſeits erſt heftig gezankt, dann mit Fäuſten zugeſchlagen; und ſchon wollten ſie zu den Waffen greifen, als der Herzog Otto II. von Bayern zuſprang, die Kammerleute auseinander trieb, und den Stuhl des Abtes zu Fulda zunächſt dem Biſchofe von Mainz ſetzen ließ.

Im nämlichen Jahre wollte Heinrich auch das Pfingſtfeſt zu Goßlar feiern. Dießmal ſah ſich der Biſchof von Hildesheim beſſer vor. Er beredete den Grafen Eckbert, ſich am Vorabende, wenn die Eintheilung der Stühle geſchehen würde, mit wohl bewaffneten Leuten hinter dem Altare verborgen zu halten. Wie nun aus gleicher Urſache ein gleicher Streit entſtand, ſprangen die Freunde der Hildesheimer plötzlich hervor, und jagten die Fuldaer in die Flucht; aber bald eilten dieſen andere Fuldaer zu Hilfe. Nun kam es in der Kirche zu einem Treffen, während deſſen der Biſchof von Hildesheim den Seinigen von einem erhabenen Orte herab, zurief, ſich wohl zu halten und nichts zu fürchten. Das Gefecht war gräßlich; viele wurden beiderſeits verwundet, viele getödtet. Der junge König befahl, drohte, bat, flehte; aber ſtatt daß er Gehör gefunden hätte, ſah er ſich genöthiget, ſelbſt nach ſeinem Palaſte in die Sicherheit zu eilen. Die Hildesheimer erſtritten zuletzt den Sieg, und jagten die Fuldaer in die Flucht; worauf ihr Stuhl zunächſt unter dem Erzbiſchof von Mainz zu ſtehen kam. (Lamb. Aschaf.)

Heiligkeitsſucht.

Der Erzbiſchof Albert von Bremen hatte unter andern Eigenſchaften, womit er zu glänzen ſuchte, auch dieſe, daß er bei lebendigem Leibe für einen heiligen Mann gehalten werden wollte. Als ihn einſt eine Abtiſſinn ſeines Bisthums, nach ſeinem Gefühle und Urtheil, beleidigte, befahl er ihr, obwohl in der Entfernung, ſogleich binnen vierzehn Tagen die Welt zu verlaſſen. Ob die Abtiſſinn damals ſchon krank war, und er es wußte oder nicht, genug, es kam bald darauf

Nachricht an, daß ſie wirklich ſehr krank ſey. Nach einigen Tagen aber wurde ſie wieder vollkommen hergeſtellt, und ſchickte, Geſchäfte halber, einen Bothen an den Erzbiſchof. Sobald dieſer den Bothen erblickte, rief er in Gegenwart vieler Leute aus, daß ſein Befehl in Erfüllung gegangen wäre, und daß die Kraft ſeiner Worte ſo wäre, wie jene des hl. Petrus gegen die Saphira geweſen. Indeſſen kam der Bothe herbei, und meldete, daß ſich ſeine Frau, die Abtiſſinn, im beſten Wohlſeyn befinde. Alle Umſtehenden lächelten, und der Erzbiſchof ſchwieg ganz verwirrt und beſchämt. (Bruno.)

Beiſpiele von Heldenmuth, Stärke und Ruhm der Deutſchen.

Unter K. Heinrich IV. wurden die uralten Wallfahrten nach Palläſtina durchaus allgemein, ſo wie nämlich die Meinung, daß der jüngſte Tag im Anzuge ſey, damals herrſchend und allgemein geworden iſt. Im J.

1064 machten die Bayern den Anfang eines feierlichen Landzuges dieſer Art durch Ungarn. Einige tauſend Pilgrime traten nach Martini dieſe Andachtsreiſe mit einer Pracht an, die ſich mit ſo heiligen Abſichten ſchlecht zuſammengereimt, und dabei die verſchiedenen Völker, durch deren Gebiet ſie ziehen mußten, mächtig gereizt hat, ſie zu beſtehlen und zu plündern; wie dann eben von dieſer ungeheuern Anzahl nur noch zwei tauſend im Jahre 1065 zurückgekommen ſind. Die Biſchöfe, Günther von Bamberg und Otto von Regensburg, Altmann, der Kaiſerinn Agnes Kaplan, die Grafen Eckhart von Scheyern, Friedrich von Dieſſen, und Ortulf von Hohenwart, dann der Erzbiſchof Siegfried von Mainz, der Biſchof Wilhelm zu Utrecht u. a. waren die vornehmſten Perſonen bei dieſem Zuge. Unweit der Stadt Ramlach wurde ein Theil deſſelben von Arabern, welche die Hoffnung einer reichen Beute herbeigelockt hatte, überfallen, und (da man damals den Gebrauch der Waffen während einer Wallfahrt noch für unerlaubt hielt) theils niedergemacht oder gefährlich verwundet, theils, wie es dem Biſchofe Wilhelm von Utrecht geſchah, ſogar aller ihrer Kleider beraubt. Einige gemeine Pilger erlaubten ſich gleichwohl, ſich mit Steinen wider ihre Feinde zu vertheidigen, und erreichten während dieſes ungleichen Gefechtes ein Dorf, das ſie für Kapernaum hielten. Hier warfen ſie ſich in ein Haus, das mit einem hinlänglichen Hofe verſehen, dieſer aber mit einer Mauer, welche alle Augenblicke einzuſtürzen drohte, umgeben war. Ihre bisherige Gegenwehr ſchien ein gleichſam bloß unwillkührlicher Naturtrieb, und ihr Untergang ſchien in Rückſicht der Menge der Feinde, welche das Haus ſogleich von allen Seiten einſchloßen und angriffen, unvermeidlich zu ſeyn. Gleichwohl vertheidigten ſie ſich hier, ohne eine Speiſe zu ſich zu nehmen, ohne auszuruhen, denn die Araber erneuerten ihre Anfälle unausgeſetzt mit friſchen Truppen, vom Gründonnerstage bis zum Oſtermorgen, wo ſie endlich ganz erſchöpft, den Arabern durch einen Sprachkundigen hinausmelden ließen, daß ſie ſich ergeben wollten. Der Anführer, nachdem er ſeinen Horden ſcharf eingebunden hatte, das Haus nicht zu plündern, damit nämlich ihm nichts von der Beute entkommen möchte, ſprengte ſogleich mit ſeinem Sohne heran, befahl dieſem, die Eingänge zu beſetzen, und beſtieg den oben im Hauſe befindlichen Saal, wohin ſich der Erzbiſchof von Mainz, und der Biſchof von Bamberg mit den Ihrigen begeben hatten; und da der letztere ihn inſtändig bat, daß er ſie, indem ſie ja alles ihr Hab und Gut in ſeinen

Händen ließen, doch frei möchte abziehen laſſen, erwiederte er, daß es ihm, nicht ihnen zuſtehe, Bedingungen für Leute zu machen, die ſich ſo hartnäckig gewehrt, und ihm ſo vielen Verluſt verurſacht hätten; er werde ſich, ſetzte er hinzu, mit ihrem Hab und Gut allein nicht begnügen laſſen, ſondern er wolle ihr Fleiſch eſſen, und ihr Blut trinken. Indem er dieß ſagte, nahm er ſeinen leinenen Turban vom Kopfe, drehte ihn zu einer Schlinge, und warf dieſe dem Biſchofe um den Hals. Der Biſchof, ein junger, unternehmender, und ſeine Würde fühlender Mann, wallte über dieſe Mißhandlung auf, und ſtreckte ihn (den Anführer) durch einen einzigen Schlag mit geballter Fauſt ins Geſicht zur Erde, und in dieſem Augenblicke ſtürzten die übrigen Geiſtlichen und Weltlichen herbei, und banden dieſem Anführer ſowohl, als ſeinen Gefährten die Hände ſo feſt auf den Rücken, daß einigen das Blut unter den Nägeln hervorbrach. Die deutſchen Gefährten, welche unten im Hofe ſtanden, fielen nun auch unverzüglich über die daſelbſt ſich befindenden Araber her, jagten ſie von ihren Poſten, und unternahmen neuerdings die Vertheidigung der Mauer. Da die Araber, in der Meinung, daß ihr Anführer todt ſey, mit geſammelter Wuth ihren Angriff erneuerten, ſtellten ſie dieſen und die übrigen Gefangenen an die gefährlichſten Plätze, und ſtellten denſelben einige Leute mit bloßen Schwertern zur Seite, zum Zeichen, daß es denſelben das Leben koſten würde, falls ſie mit ihrem Angriffe nicht einhalten würden, welches die Araber dergeſtalt ängſtigte, daß ſie einige Zeit ſich ganz ſtill hielten. Indeſſen erhielten die Belagerten von ihren deutſchen Gefährten, von welchen ſie drei Tage getrennt geweſen waren, Nachricht, daß der Statthalter von Ramlach zu ihrer Rettung auf dem Wege ſey. Er kam auch bald nachher, und nachdem er ſich die Gefangenen hatte vorführen laſſen, erkannte er ſogleich in denſelben die Anführer der gefährlichſten Räuberbande, und bewunderte eben ſo ſehr die Tapferkeit der Deutſchen, als er ihnen für einen Dienſt dankte, durch welchen ſie das Land von den ſchädlichſten aller Räuber befreit hatten. (Lambert. Aschaf.)

Mit dieſer Tapferkeit der Deutſchen kam auch ihre Stärke überein. Der Erzbiſchof Wilhelm von Tyr (in der Sammlung Jacobi Bongarsii, T. I.) erzählt vom Herzog Gottfried von Niederlothringen (der den im Jahre 1096 faſt größtentheils unternommenen erſten Kreuzzug, nachdem er vorerſt ſein Erbgut Bouillon verkaufte, mitgemacht, und am 18. Juli 1099 Jeruſalem erobert hatte) verſchiedene Beweiſe einer außerordentlichen Behendigkeit, Kraft und Stärke, welche einen Begriff von der Sache geben können. Unweit Kleinantiochien gieng Gottfried mit einigen Rittern in einen Wald, um den Kummer, der ſie alle verzehrte, durch die Jagd zu zerſtreuen, und er hatte ſich von ſeinen Gefährten ein wenig entfernt, als er einen gemeinen Krieger, der etwas Holz ſammeln wollte, mit der heftigſten Angſt auf ſich zueilen, und ihn von einem Bären ungeheuerer Größe verfolgt ſah. Der Bär wandte ſich ſogleich gegen den Herzog, als welcher dem Manne zu Hilfe geeilt war, und verwundete deſſen Pferd ſo gefährlich, daß er abſteigen, und mit dem Schwert gegen das Ungeheuer, das mit aufgeſperrtem Rachen und entſetzlichem Gebrüll auf ihn losſtürmte, ſich vertheidigen mußte. Der Herzog ergriff die Beſtie mit der linken Hand, und ſtieß ihr mit der rechten den Degen bis an das Heft in den Leib; doch wurde er ſelbſt heftig verwundet.

Bei der Belagerung von Antiochien hatte er eines Tages ſchon mehreren Saracenen mit einem Hiebe die Köpfe abgehauen, als er einen Reiter, der ganz geharniſcht war, ungeſtümer, als alle übrigen, auf ſich andringen ſah. Er drang ihm ſogleich ebenfalls entgegen, und verſetzte ihm einen ſolchen Hieb, daß, des Harniſches ungeachtet, die obere Hälfte des Körpers in der Gegend des Nabels von der untern getrennt wurde, und an der Seite des Pferdes herabfiel. Da das Pferd dieſes Saracenen mit dem Rumpfe der Stadt zulief, ſo entſetzten ſich die Einwohner über die Neuheit dieſer gräßlichen Zerfleiſchung.

Nach der Eroberung von Jeruſalem kam ein arabiſcher Fürſt in das Lager des Gottfried, um ſich mit ſeinen Augen von dem zu überzeugen, was er von der Stärke dieſes Helden gehört hatte. Er bat den Gottfried, ihm eine Probe davon zu geben, und einem Kameele, das er in einer ſolchen Abſicht mitgebracht hatte, den Kopf abzuhauen. Der Herzog erfüllte ſeine Wünſche, und ſchlug dem Kameele mit Einem Hieb den Kopf herunter. Der Fürſt gerieth darüber zwar in Erſtaunen, äußerte ſich aber zugleich, wie er meine, daß die Schärfe des Schwertes eben ſo vielen Antheil, als die Stärke des Arms genommen haben möchte. Um ſeinen Zweifel zu heben, nahm der Herzog den Säbel des Arabers, und ſchlug einem zweiten Kameele eben ſo leicht, wie dem erſten, mit Einem Hiebe den Kopf ab.

Erniedrigungen bei Bitten und Abbitten.

Als unter Kaiſer Otto III. zu Tivoli ein Tumult entſtanden, worin der kaiſerliche Statthalter Mazolin erſchlagen, und von dem herbeieilenden Kaiſer ſogleich die ernſthafteſte Anſtalt zur Belagerung und Züchtigung der Stadt gemacht worden war, fanden die Einwohner nach einigem Widerſtand, auf Zureden des Pabſtes, und Biſchofs Bernward von Hildesheim, für gut, ſich zu ergeben. Beim Einzuge des Kaiſers in die Stadt erſchienen ſie auf den Gaſſen bis halben Leib entblößt, mit bloßen Schwertern in der rechten, mit Ruthen in der linken Hand, wodurch ſie anzeigen wollten, daß ſie verdienten, durchs Schwert umzukommen, und daß ſie es für eine Gnade halten würden, wenn der Kaiſer ſich begnügte, ſie mit Ruthen ſtreichen zu laſſen. (Vita S. Bernwardi c. 23. bei Leibniz, T. I.)

Während der Feierlichkeiten, welche zu Rom 1027 bei der Krönung K. Konrad II. und ſeiner Giſela gehalten worden, entſtanden zwiſchen den Römern und Deutſchen einer geringen Urſache wegen (es hatte nämlich ein Römer einem Deutſchen im Zanke um eine Ochſenhaut zuerſt eine Maulſchelle gegeben) heftige Schlägereien, worin beiderſeits viele Leute ums Leben gekommen, die Deutſchen aber Sieger geblieben ſind. Den andern Tag erſchienen die Römer, in der Abſicht, um Vergebung zu bitten, bei dem Kaiſer, und zwar die Freien mit entblößten, gegen ſich gehaltenen Schwertern, die Knechte aber mit einem Stricke um den Hals; dabei fielen ſie auf die Kniee, und erwarteten die Begnadigung. (Wippo.)

Dieſes Ceremoniel, das vom griechiſchen Kaiſerhof, deſſen ſchwülſtige und übertriebene Pracht man allenthalben als den Ausdruck von wahrer Majeſtät bewunderte und nachahmte, entlehnt worden iſt, wurde auch von den Deutſchen, mit Ausnahme des Strickes um den Hals, und verkehrten Schwerthaltens, großentheils nachgeahmt, wenn ſie etwas dringend bitten, oder flehentlich abbitten wollten.

Im Jahre 1074 hatten die Kölner wider ihren Erzbiſchof einen Tumult erregt. Als ſie hierüber mit dem Erzbiſchofe ſich wieder ausſöhnen wollten, erſchienen ſie barfuß, und im wollenen Bußhabit am bloßen Leibe. (Lamb. Aschaf.)

Als Kaiſer Heinrich IV. nach der Zerſtörung ſeiner geliebten Harzburg Sachſen verlaſſen hatte, in der Abſicht, die deutſchen Fürſten zur gemeinſamen Züchtigung der Sachſen zu bewegen, warf er ſich, ſo oft er einen Großen anſichtig wurde, flehend und weinend vor ihm zur Erde, und küßte ſeine Füße. (Bruno.)

So ſtand und flehte er in einem Büßerkleid, und mit entblößten Füßen im Vorhofe zu Canoſſa; und ſchon vor ihm ſind einige Biſchöfe und Große, welche mit ihm excommunicirt worden waren, zu Canoſſa angelangt, und haben, mit bloßen Füßen und im wollenen Bußhabit am nackten Leibe, um die Losſprechung gebeten.

Dieſe flehentlichen Erniedrigungen wurden noch lange fortgeſetzt. Als der Herzog Lothar von Sachſen, nachmaliger Kaiſer, im Jahre 1114 zu K. Heinrich V. nach Mainz kam, in der Abſicht, deſſen Gnade und Verſöhnung zu erlangen, ſtellte er ſich ihm mit bloßen Füßen, und mit einem ſchlechten Kriegsrocke bekleidet, und warf ſich ihm zu Füßen. (Otto Frising.)

Als der hohenſtauffiſche Herzog Friedrich von Schwaben im Jahre 1135 von Heinrich X. Herzog von Bayernſachſen ſehr in die Enge getrieben wurde, erſchien er vor der Kaiſerinn Richenza in der Abtei zu Fulda, ebenfalls mit bloßen Füßen, und bat um ihr Fürwort bei ihrem Gemahl, dem Kaiſer Lothar.

Kaiſer Friedrich I. wollte dem Herzog Heinrich dem Löwen, um ihn zu einem nochmaligen Zuge wider die Italiener zu erbitten, ebenfalls zu Füßen fallen, das aber Heinrich nicht geſchehen ließ.

Das Führen des Pferdes bei dem Zaume war ebenfalls eine alte Gewohnheit, die ſich Lehenleute gegen ihre Lehenherrn, und manche Freie gegen Große, denen ſie beſonders ſchmeicheln, oder deren Gunſt und Unterſtützung ſie erlangen wollten, gefallen ließen. Als Konrad, der ältere Prinz K. Heinrich IV. ſeinen Vater in Italien ſtürzen wollte, gieng er dem Pabſte Urban nach Cremona entgegen, und beim Eintritte führte er deſſen Pferd beim Zaum. (Berthold Constant.)

Gleichzeitige Erzählungen von Zeichen, Vorbedeutungen, Erſcheinungen am Firmamente ꝛc.

Der Glaube an dieſe und ähnliche Dinge war in verſchiedenen Zeitaltern verſchieden. Das eilfte und zwölfte Jahrhundert wußte und glaubte ungleich weniger von ſolchen Dingen, als die nachfolgenden, in welchen, wie Leibniz ſagt, (Introd. in Script. rerum bruns. ad §. 63. sive Gervasii Otia) die Mendicanten alles eingenommen haben; bekannt aber waren ja freilich die meiſten derſelben, indem ſie größtentheils von den Heiden geerbt worden ſind.

Als Kaiſer Heinrich IV. ſich aus Sachſen, mit dem Vorſatze, daſſelbe zu unterjochen, entfernt, und dem zu Folge die ſächſiſche Nation die traurigſte Ausſicht vor ſich hatte, erzählt Bruno: „Damals ſahen wir in Sachſen ſehr viele Zeichen erſcheinen, von denen ſich leicht auf die Drangſale, die kommen würden, ſchließen ließ. Daß ſich auf den Feldern bei Magdeburg die Raben dergeſtalt abrauften, daß ihrer viele todt auf dem Platze liegen blieben; davon will ich nicht ſagen, da ich viel wichtigere Vorbedeutungen anzuführen habe. Die Stäbe unſerer Biſchöfe ſchwitzten dergeſtalt, daß diejenigen, welche ſie anfaßten, die Hände voll Waſſer bekamen. In Stidarburg hat ein hölzernes Crucifix mitten im trockenen Sommer ſo geſchwitzt, daß der häufige Schweiß mit Tüchern nicht getrocknet, und mit demſelben einige Gefäße angefüllt werden konnten. Als der Biſchof Werner zu Merſeburg bei der heil. Meſſe die Partikel des hl. Leibes Chriſti in das heil. Blut fallen ließ, ſenkte ſich dieſelbe, nach Art eines Bleies, bis an den Grund des Kelches. Als in der Stadt Weddingen, Magdeburger Diöces, ein gewiſſer Prieſter, dem man weder Gutes noch Böſes nachſagen konnte, bei der Communion den Kelch gegen den Mund führen wollte, ſah er, daß der Wein nicht bloß geiſtlicher, ſondern ſichtbarer Weiſe in Blut verwandelt ſey, wie ihn dann auch deſſen Röthe und Dicke alſo erſchreckte, daß er den Muth nicht hatte, daſſelbe zu genieſſen, ſondern es mit heiliger Furcht nach Magdeburg trug, wo es noch heut zu Tage ehrerbietig aufbewahrt wird.“

Adam von Bremen erzählt: (bei Lindenbrock T. I. p. 51.) „Als der Tod des Erzbiſchofes Albert herannahte, ſahen wir viele Crucifixe weinen. Wir ſahen von Schweinen und Hunden die Kirchen beſudelt, ſo, daß dieſelben kaum mit größter Mühe von den Stufen der Altäre entfernt werden konnten. Wir hörten nahe vor unſern Vorſtädten ganze Heerden von Wölfen heulen, und ſahen, wie dieſelben in einen grauſamen Streit mit den Nachteulen geriethen; und da der Biſchof viel auf Träume hielt, ſo war Jedermann der Meinung, daß dieſe traurigen Zeichen auf den Tod des Biſchofes deuteten. Niemals haben die Verſtorbenen ſo vertraulich mit den Lebenden geredet; denn alles deutete auf den Tod des Biſchofs.“

Die Schwarz- und Wahrſagerkunſt war zu dieſer Zeit nicht weniger bekannt, und der Verdacht, daß man dieſer vermeintlichen Künſte kundig ſey, machte ſehr verdächtig und verhaßt. Als Kaiſer Heinrich IV. nach der, für ihn unglücklich ausgefallenen Schlacht bei Fladenheim im Jahre 1080 ſeine ihm noch getreuen Biſchöfe erſt nach Mainz und dann nach Brixen berufen, und dieſes Concilium von dreißig Biſchöfen dem Pabſte Gregor VII. neuerdings zu entſagen beſchloſſen hatte, warf es dieſem unter anderm vor, daß er ſich mit Wahrſagen und Traumauslegen abgebe, und daß er ein offenbarer Schwarzkünſtler wäre. (Chron. Vrsperg. p. CCXXXVII.)

Das Bisthum Bamberg wird durch einen Traum erhalten.

Außerordentlich viel hielt man in dieſem Zeitalter auf Träume, nach deren Beſchaffenheit die wichtigſten Unternehmungen beſchloſſen, oder deren Fortſchritte gehemmt wurden.

Als Kaiſer Konrad II. noch ſo eben zur Regierung gekommen war, ſaßte er, auf Einrathen des Biſchofs Bruno von Augsburg (Bruders des im Jahre 1024 verſtorbenen Kaiſers Heinrich II., oder des Heiligen) den Entſchluß, das vom gedachten Kaiſer Heinrich errichtete Bisthum Bamberg wieder eingehen zu laſſen, und Bruno hatte auf dieſen Fall der Kaiſerinn Giſela ſogar das Verſprechen von ſich geſtellt, daß er ſeine ihm eigenthümlich zugehörigen Güter dem Sohne der Kaiſerinn, Heinrich, überlaſſen wolle. Man hatte bereits Zeit und Ort beſtimmt, wo die Sache vor ſich gehen ſollte. Die Nacht zuvor, an deren darauf folgendem Tage die Aufhebung des Bisthumes feſtgeſetzt war, machte der Biſchof Eberhard dem gedachten Biſchofe Bruno noch ſpät einen Beſuch, und indem er ſich an ſein Bett ſetzte, überhäufte er ihn mit Ermahnungen und Bitten, nannte ihm dabei den Namen ſeines Bruders (Kaiſer Heinrichs, der das Bisthum gegründet hatte), und gab ſich alle Mühe, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Es war ſchon tief in der Nacht, als er den Bruno verließ, welcher, nachdem er noch eine Weile über die gehörten Vorſtellungen mit einem von Angſt und Zweifeln erfüllten Herzen nachgedacht hatte, endlich von dem Schlafe überwältiget ward. Nun däuchte ihm, er ſähe ſeinen Bruder, den verſtorbenen Kaiſer Heinrich vor ſich ſtehen, mit einem Angeſichte, das durch den auf einer Seite abgeſchorenen Bart verunſtaltet war. Als ihn Bruno voll Schrecken und Erſtaunen fragte, wer die Verwegenheit gehabt, ſeine Majeſtät dergeſtalt zu mißhandeln, antwortete Heinrich: Du ſelbſt warſt es, indem du mich und die Heiligen der Schankungen beraubeſt, welche ſie durch mich erhalten haben; aber hüte dich, weiter zu gehen, wenn du nicht willſt, daß deine Unternehmungen ein höchſt unglückliches Ende nehmen. Ueber dieſes Traumgeſicht erwachte Bruno, voll Schrecken, und Schaudern und Zittern an allen Gliedern; und als er am andern Morgen nicht in die beſtimmte Verſammlung gekommen, und er nach langem Warten endlich von der Königinn, welche für ihren Sohn beſorgt war, ſehr höflich durch Abgeordnete erſucht worden war, daß er doch erſcheinen und ſeinem Verſprechen nachkommen möchte, ließ er zurückſagen, und betheuerte es, wie er die letzte Nacht dergeſtalt unpäßlich geworden wäre, daß er unmöglich vom Bette aufſtehen, ja nicht einmal einen Fuß bewegen könnte. Und als man ihn hierauf bat, er möchte die Gefälligkeit haben, ſich in ſeinem Ruhebette liegend in die Verſammlung tragen zu laſſen, damit das bevorſtehende Geſchäft abgethan werden könnte, erklärte er, daß er ſich ferner zu demſelben nie wieder würde gebrauchen laſſen; und er habe ſich, ſetzte er ohne allen Rückhalt hinzu, wider Gott und ſeine Heiligen, und wider ſeinen Bruder ohnehin bereits mächtig verſündigt.“ (Chron. Vrsperg.)

Als im Jahre 1095 die erſten Kreuzfahrer (meiſtens Franzoſen) durch Deutſchland zogen, lachten die Deutſchen (ſagt der Abt von Urſperg in ſeinem Chronico) beim Anblicke ſo vieler Reiter und Fußgänger, und der zahlreichen Schaaren von Bauern mit ihren Weibern und Kindern; ſie verhöhnten die Reiſenden als die tollſinnigſten Narren, als welche das Gewiſſe für das Ungewiſſe verließen u. ſ. w.; aber bald darauf erſchienen ſolche Zeichen, welche die kalten Gemüther endlich mit Eifer erfüllten. Man ſah einen Kometen, deſſen Schweif wie ein Schwert ausſah; ferner einen Stern, der von einem Orte zum andern hüpfte. Vom Aufgange ſowohl als Untergange ſtiegen blutige Wolken auf, welche in der Mitte des Himmels zuſammen ſtießen. In Norden ſah man, faſt um Mitternacht, feuerige Glanzſtreifen (Nordlichter), und häufig ſah man Flammen durch die Luft fliegen. Ein ehrwürdiger Prieſter, Suidger mit Namen, ſah um neun Uhr Vormittag zwei Reiter in der Luft umher kreuzen, und lange miteinander kämpfen, bis endlich der eine, der mit einem großen Kreuze bezeichnet war, den andern überwand. Ein anderer, der zur Mittagszeit mit noch zwei Geſellen durch einen Wald gieng, ſah ein ungeheueres Schwert durch einen heftigen Wind in die Luft erhoben werden; er hörte das Sauſen und ſah den Glanz des Schwertes, ſo weit es möglich war. Einige Pferdehüter erzählten, ſie hätten eine Stadt in der Luft, und verſchiedene Schaaren Fußgänger und Reiter von verſchiedenen Seiten dahin ziehen geſehen. Es gab aber auch falſche Propheten, fährt das Chronicon fort, welche die Einfalt und Leichtgläubigkeit des Volkes mißbrauchten. So hätten ſie erzählt, Kaiſer Karl der Große wäre von den Todten auferſtanden, und wolle die Kreuzfahrer anführen. Andere, wiewohl man ſich ihrer habhaft zu machen ſuchte, erzählten, ſie hätten von dieſem und jenem Meerhafen aus die Kreuzfahrer, wie ſies ihnen verſprochen hätten, ohne Schiff über das Meer geführt, ſie hätten ihrer wenige an dieſem und jenem Orte eine erſtaunliche Anzahl der Heiden aufgerieben ꝛc. ebend.

Im J. 1118 am Auferſtehungs-Sonntage zeigte ſich vor Tagesanbruch auf der Mittagsſeite des Firmamentes eine Oeffnung von einem ſo unbeſchreiblichen Glanze erfüllt, daß der damals volle Mond unendlich davon übertroffen ward; ja der Glanz ward ſchimmernder, als der Sonnenglanz, und hielt über eine Stunde an, wie durch viele Augenzeugen zu beweiſen ſteht. Aus dieſem Schimmer ſah man ein Kreuz von ziemlicher Größe herabhangen, und man konnte daran das Gold, und die verſchiedenen Edelſteine gar leicht unterſcheiden. (ebend.)

Bauerntroſt.

Als bei der allgemeinen Ueberhandnehmung des Fauſtrechtes die Zügelloſigkeiten aller Arten allgemein ausbrachen, und am hellen Tage ganze Schaaren von Räubern, die ſich Ritter nannten, umherzogen, und ſogar von denjenigen, welche von Brod und Waſſer zu leben pflegten, ihren üppigen Unterhalt mit Gewaltthätigkeiten erpreßten, blieb es, da die Fürſten den Unfug auszurotten nicht im Stande waren, noch einzig eine Art von Troſt für die Verunglückten, und eine Art von Zaum für die Unglücksverbreiter, daß man nicht zweifelte, alle dergleichen Ritter müßten nach ihrem Tode feuerig umherziehen. „Im Mainzergau, erzählt der Abt von Urſperg (p. 281), ſah man einige Tage nach einander eine groſſe Schaar bewaffneter Reiter und Fußgänger hin und her ziehen, wie wenn ſie zu einer Verſammlung ziehen wollten, wie ſie ſich denn auch wirklich hier und da in kleinen Haufen verſammelten; um neun Uhr aber giengen ſie jederzeit in einen Berg hinein, aus welchem ſie herausgekommen waren. Endlich wagte es ein Einwohner der Gegend, nicht ohne groſe Furcht, und nachdem er ſich erſt mit dem Kreuze bezeichnet hatte, dieſer wunderbaren Verſammlung näher zu treten, und den erſten, der ihm begegnete, im Namen des allmächtigen Gottes zu beſchwören, was das erſcheinende Volk bedeute. Von dieſem erhielt er unter anderm zur Antwort: „Wir ſind keineswegs Schattenbilder, noch wirkliche Ritter, wofür ihr uns haltet. Wir ſind die Seelen von Rittern, welche vor einiger Zeit hier erſchlagen worden ſind. Die Waffen aber, die Rüſtung und die Pferde, gleichwie ſie uns ehemals zum Sündigen dienten, dienen jetzt dazu, uns zu peinigen; und alles an uns, was ihr ſehet, iſt Feuer, wiewohl ihr es mit leiblichen Augen nicht ſehen könnet. Unter einem ſolchen Gefolge ſoll ſich auch der Graf Emicho, der vor einigen Jahren umkam, befunden, aber angezeigt haben, daß er von dieſer Strafe mit Beten und Almoſengeben befreit werden könne.“

Biſchöfe als Kriegshelden.

Bei der vierten Schlacht, welche Kaiſer Heinrich IV. den Sachſen den 15. Octob. im Jahre 1080 zu **Wolksheim** an der Elſter bei Merſeburg lieferte, waren auf Heinrichs Seite die Erzbiſchöfe von Köln und Trier, nebſt vierzehn andern Biſchöfen zugegen, und auf der Seite der Sachſen befand ſich eine nicht geringere Anzahl von Biſchöfen, welche ihre Kapläne ermahnten, während der Schlacht den zweiundachtzigſten Pſalm andächtig zu ſingen. Die Sachſen erbeuteten das ganze Lager, und Bruno, der dieſe Schlacht ſehr umſtändlich beſchreibt, kann den Reichthum jener Biſchöfe und Erzbiſchöfe nicht genug rühmen, welcher nun als Beute in die Hände der Sieger fiel.

Rudolphs, des Gegenkaiſers, heldenmüthiger Tod.

In der eben erwähnten Schlacht zu Wolksheim wurde Rudolph, ehemaliger Herzog von Schwaben, den der deutſche Fürſtenbund im Jahre 1077 wider Heinrich IV. zum Gegenkönig gewählt hatte, tödtlich verwundet. Er verlor einen Arm, und wurde im Unterleibe gefährlich verletzt, ſo, daß er ohnmächtig vom Pferde fiel. Als er kurz vor ſeinem Ende noch einige Augenblicke zu ſich kam, ſah er nicht auf ſeine Wunden, noch auf ſeine Gefahr, ſondern fragte vor allem, wie es mit den Sachſen ſtände; und da er hörte, daß ſie den Sieg davon getragen hätten, hob er, mit einem freudigen Glanz im Angeſichte, die eine Hand empor, und ſagte: „Nun will ich gern, todt oder lebendig, leiden, was dem Herrn gefallen wird.“ (Bruno.)

K. Heinrichs IV. naive Antwort.

Rudolph wurde zu Merſeburg prächtig von den Sachſen begraben. Als K. Heinrich IV.

einſt dahin kam, riethen ihm einige Schmeichler, das Grabmal Rudolphs zerſtören zu laſſen, indem dieſer Fürſt ſein Gegenkaiſer und ärgſter Feind geweſen wäre. „Das laſſe ich wohl bleiben, erwiederte Heinrich. Vielmehr wünſchte ich, daß alle meine Feinde eine ſo prächtige Ruheſtätte hätten.“

Herzogs Otto II. von Bayern lakoniſche Antwort.

Nach Rudolphs Tod ſchickte K. Heinrich IV. eine Geſandtſchaft nach Sachſen, durch welche er den Fürſten bedeuten ließ, daß ſie, wenn ſie über ſeine Perſon einiges Bedenken tragen ſollten, wenigſtens ſeinen Sohn als ſeinen Stellvertreter bei ihnen aufnehmen ſollten. Der entſetzte Herzog, Otto II, der immer das Haupt des ſächſiſchen Fürſtenbundes vorſtellte, gab dem k. Geſandten den Beſcheid: „Böſe Stiere, böſe Kälber; ſo iſts faſt allemal. Ich brauche weder den Vater noch den Sohn.“ (Bruno.)

Deſſen Großmuth.

Der ſächſiſche Erbprinz Magnus nahm ſich um den geächteten Herzog Otto II. von Bayern wider Kaiſer Heinrich IV. eifrig an. Heinrich bekam beide gefangen, ließ aber den Otto einige Zeit darauf wieder los, den Prinzen Magnus aber ließ er im Verhaft. Hierauf begab ſich Otto zum Heinrich, und ſchlug ihm vor, er ſollte ihn ſtatt des Magnus wieder gefangen ſetzen, ſo lange er wollte, ſollte ihm auch das Seinige nehmen, nur den Prinzen loslaſſen. Heinrich ſchlug es ihm ab.

Hermanns von Salm, eines Gegenkaiſers, Tod 1088.

„Hermann von Salm, Graf von Luxenburg, der im Jahre 1081 von der welfiſchen Parthei wider Kaiſer Heinrich IV. zum Gegenkaiſer gewählt worden war, gerieth einſt auf einer Reiſe auf den Einfall, ſich einen angenehmen Zeitvertreib zu machen, und das nächſte Schloß, nach welchem er eben den Weg nahm, unter dem Scheine, als geſchehe es von Feinden, zu überfallen, und dadurch den Muth und die Behendigkeit der Einwohner auf die Probe zu ſtellen. Welche wunderbare, welche unvermuthete Wege ſchlägt Jenes nicht oft ein, was machen ſoll, daß etwas geſchehe! Während daß Hermann mit ſeinem Gefolge durch die Thore, welche weder verſchloſſen, noch bewacht waren, ſprengte, und ein Theil der Schloßbewohner mit beherztem Muthe die Waffen, ein anderer [illegible] Flucht ergriff, rannte ein unternehmendes [illegible]ib auf einen Thurn, und warf auf den König einen Stein herab, welcher ihn tödtete. [illegible]eil man es aber für eine nicht geringe Schande hielt, daß ein ſolcher Mann von einem Weibe getödtet worden ſey, ſo gab man nachher mit Fleiß einen Mann für den Thäter aus.“ (Auctor Vitae Henrici et al.)

Trauriges Schickſal Kaiſers Heinrich IV.

Als Kaiſer Heinrich IV. von ſeinem eigenen Sohne verrathen, und nach Lüttich ſich zu flüchten gezwungen war, gerieth er in eine ſolche Armuth, daß er nicht ſelten Mangel litt, (Otto Fris.) und eines Tages war er genöthiget, ſeine Streitſtiefel für Brod zu verkaufen. (Compil. chron.)

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Einundzwanzigſter Band.

Kempten, 1834.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Wbg 163/3

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Konrad III.

1138 — 1152.

Inhalt. K. Konrad eröffnete ſeine Regierung mit der Unterdrückung der Welfen; erklärte Heinrich den Stolzen von Bayern und Sachſen ſeiner Herzogthümer verluſtig, und ernannte für beide Länder neue Herzoge. Vieljährige Kriege, worin Bayern, nebſt den umliegenden Ländern verwüſtet, und Welf VI., Herzog Heinrich des Stolzen Bruder, vom Könige Roger in Sicilien, und dem Könige Geyſa in Ungarn, welche Urſache hatten, den K. Konrad in Deutſchland zu beſchäftigen, unterſtützt wurde. — Seltſames Schreiben der Römer an K. Konrad. — Fortſchritt und allgemeiner Ausbruch der Kriege, welche Pabſt

Eugen III. durch ſeine Aufforderung aller chriſtlichen Mächte zu einem Kreuzzuge unterbrach. Geſchichte dieſes Kreuzzuges, von welchem K. Konrad, überhäuft von Unglücksfällen, zurück kam, und ſich nunmehr zu ſeiner Römerreiſe rüſtete, als ihn ein unvermutheter Tod dahin nahm 1152. Sein Charakter, Gemahlinnen, Kinder.

Nichts liefert uns von dem eigentlichen Zuſtande der damaligen Reichsverfaſſung einen getreuern Abriß, als die Art, wie Konrad III. zum deutſchen Oberhaupte gewählt worden iſt. Nachdem in Deutſchland allenthalben ſo viele öffentliche Unſicherheit herrſchend, und beinahe jeder, der nur einige Kriegsmacht aufbringen konnte, geneigt war, ſich wenigſtens auf einige Zeit mit Gewaltthätigkeit in den Beſitz ſeiner Anſprüche und Begierden zu ſetzen, ſo ſollte man meinen, daß dem vernünftigern und friedliebenden Theil deutſcher Fürſten ein ſolcher Theil willkommen geweſen ſeyn müßte, den ſeine eigene Hausmacht in den Stand ſetzte, den Geſetzen Ehrfurcht und Beobachtung zu verſchaffen, und den muthwilligen Störern der öffentlichen Ruhe und Sicherheit

Einhalt zu thun. Allein die Fürſten hatten unter den vorigen Kaiſern zu oft die traurige, und immer zurückkehrende Erfahrung gemacht, daß Menſchen (ſie mögen nun ſeyn und heißen wie ſie wollen) denen eine überwiegende Macht zu Gebote ſteht, gewöhnlich geneigt ſind, ſich, ſtatt für die Geſetze und geſetzmäßigen Verhältniſſe zu verwenden, zu Herren der Geſetze zu erklären, und ſich und ihren Willen (bei dem es erſt darauf ankömmt, von welchen Günſtlingen und Leidenſchaften er gelenkt wird) mit einer Unbändigkeit aufzudringen, bei welcher, wie ebenfalls die Erfahrung lehrte, die deutſchen Fürſten noch ungleich weniger ſich leidend verhalten, und ſohin die deutſchen Völker noch unglücklicher ſeyn würden. Dieſe Betrachtungen verſchafften der gegenwärtigen Kaiſerwahl einen beſondern Hergang. Sie war auf Pfingſten den 22. May 1138 zu Mainz angeſetzt, und ſchien für den Tochtermann des vorigen Kaiſers, nämlich für Heinrich den Stolzen, Herzog von Bayern und Sachſen, im Voraus entſchieden zu ſeyn. Dieſer Herr beſaß, in Vergleich mit andern deutſchen Fürſten ſeiner Zeit, eine unermeßliche Macht, und war, wenn er nur allein mit allen den geiſtlichen und weltlichen Großen ſeiner Länder angezogen gekommen wäre, überzähliger Stimmen mit einer Art von Gewißheit im Voraus verſichert geweſen. Er hatte auch noch überdieß die Reichskleinodien, welche er bei dem Hintritte des Kaiſers Lothar zu ſich nahm, in Verwahrung, und betrug ſich bereits, als wenn es ihm nicht mehr fehlen könnte. Er begrüßte nicht Einen Fürſten um die Wahlſtimme, und änderte (wie ſich doch bei ſolchen Gelegenheiten jeder andere gefällig, zuvorkommend, und demüthig zu bezeigen pflegte) nichts in ſeinem Betragen. Dieſes war überhaupt nichts weniger als dazu gemacht, ſich Zuneigung und Vertrauen bei den andern Fürſten zu erwecken. Heinrich war äußerſt ernſthaft, ſtolz und anmaßend, und verrieth eine auffallende Neigung für eine große Pracht und Herrſchaft, wodurch er dann auch den Namen, der Stolze, erhalten hat. Er rühmte ſich oft, wie der Biſchof Otto ſagt, daß ſeine Herrſchaft von Meer zu Meer, von Dänemark nämlich bis nach Sicilien ſich ausdehne. Bei ſeinem Anblick dachten ſich die Deutſchen ihre eigene Hoheit, und das Vaterland in Gefahr, und in ſolcher Furcht wagten ſie einen Schritt, welcher der Sache plötzlich eine andere Wendung gab. Eine mächtige Parthei derſelben verſammelte ſich, unter Anführung des Erzbiſchofes Adalbero von Trier, den 22. Hornung in Koblenz, und wählte in der Faſten den Herzog Konrad von Oſtfranken, von dem

Geſchlechte der Hohenſtauffer in Schwaben, zum Kaiſer. Das Vertrauen, das jetzt die Fürſten auf dieſen Prinzen ſetzten, lehret, was ein kluger, wachſamer und unternehmender Kopf mit den Geſinnungen der ihm auch abgeneigteſten Menſchen zu Stande bringen kann, wenn er die Geduld und kluge Gelaſſenheit in ſeiner Gewalt hat, ihren Unwillen ſtillſchweigend, bis er ſich am Ende ſelbſt ermüdet, zu tragen, und dann unmerklich ihren Vorſtellungsarten, Begriffen und Wünſchen zu ſchmeicheln. Noch vor wenigen Jahren war wohl kaum ein Prinz gehaßter, und den deutſchen Fürſten unerträglicher, als eben dieſer Konrad. Er hatte ſich, da ſein Haus erſt anfieng zu glänzen, im hochauffliegenden Drange ſeiner Gefühle helle Ausſichten neuen Glanzes in ſeiner Einbildungskraft feſtgeſetzt, und dieſelben mit einem Ungeſtüm, der höchſt auffallend war, verfolgt. Er hatte ſich bei der Wahl des Kaiſers Lothar mit ſeinem Bruder Friedrich, der ſich mit Trotz zum Kaiſer aufdringen wollte, vereinigt, hatte ſich die italieniſche Krone aufgeſetzt, und die höchſten Ahndungen geiſtlicher und weltlicher Fürſten ſich zugezogen. Mit einem Worte, er hatte die nämlichen Fehler begangen, welche jetzt der Herzog von Bayern und Sachſen begieng, aber mit dem Unterſchied, daß er, was dieſer Herzog nicht that, Bemerkungen und Erfahrungen zu ſeinem Vortheile benutzt hatte. Er richtete ſeinen Lauf nach dem nämlichen Ziele; allein er ſtrich die Segel, wo es nöthig war, und verhielt ſich geſchmeidig gegen Stürme und Winde, die ihn dafür, ſtatt zu hindern, eben nach dem Hafen trieben, wo das Ziel ſeiner Abſichten lag. Er hatte ſich, ſeit ſeinen Demüthigungen, gegen alle Fürſten, zumal gegen die Biſchöfe, ausnehmend herablaſſend und gefällig betragen, und hatte ſich vorzüglich um die Gunſt des Erzbiſchofes von Trier beworben, der dann auch jetzt die Wahl gelenkt und angeführt, und ſeinen Günſtling befördert hat.

Dieſe Wahl war unläugbar einſeitig und widerrechtlich; allein wir haben ſchon aus der Weiſe, wie der vorgehende Kaiſer Lothar gewählt wurde, geſehen, daß es eben nicht auf die Einſtimmigkeit aller Fürſten, ſondern lediglich darauf ankam, ob eine Parthei, welche zu einer Wahl zuſammen trat, im Stande ſeyn würde, dieſelbe durchzuſetzen. Dieß war auch gegenwärtig der Fall. Der hohenſtaufſiſche Konrad war, in Rückſicht ſeines ganz geänderten Betragens, und ſeiner Hausmacht, nicht nur den Fürſten, welche der Erzbiſchof von Trier auf ſeiner Seite hatte, ſondern (was der Sache damals ſchon allein das größte

Gewicht gab) dem päbſtlichen Hofe erwünſcht und angenehm. Seine Wahl war im Beiſeyn des Kardinals und päbſtlichen Legaten, Theodewin, vor ſich gegangen. Dieſer führte den Neugewählten unverzüglich nach Aachen, und ſetzte ihm daſelbſt die deutſche Königskrone auf, und zwar unter dem Beiſtand der Erzbiſchöfe von Trier und Köln, welcher letztere ſelbſt erſt zum Erzbiſchofe gewählt, und weil er von Rom das Pallium noch nicht erhalten hatte, zu dieſer, ihm ſonſt gebührenden Verrichtung noch nicht befähiget war. Dieß war mehr, als bloß hinreichend, um das Gewicht, womit ſich dieſe Wahl geltend machen ſollte, überwiegend zu machen. K. Konrad III., nachdem er erſt zu Köln das Oſterfeſt gefeiert hatte, begab ſich ſogleich, mit allem Nachdruck ſeines Anſehens, nach Mainz, und beförderte daſelbſt (denn der Erzbiſchof Albert war 1137 mit Tod abgegangen) die neue Wahl eines Erzbiſchofes, welche auf einen nahen Anverwandten des vorigen, ebenfalls Albert genannt, ausfiel.

Die Eigenſchaften und Handlungen dieſes und des nachfolgenden Kaiſers, Friedrich I., wurden von vielen Männern von Anſehen aufgezeichnet, worunter beſonders drei merkwürdig ſind, welche beide Monarchen mit ihren Augen geſehen, und zum Theil wohl auch ſelbſt einen wichtigen Antheil an den Vorfällen genommen haben. Dieſe ſind Gottfried von Viterbo, ein Weltprieſter, und geheimer kaiſerlicher Archivar; dann der Prämonſtratenſer Abt von Urſperg, und Otto, Biſchof zu Freiſing. Dieſer letztere war ein öſterreichiſcher Prinz, und ein Stiefbruder des neugewählten Königs Konrad III.; denn die Tochter des Kaiſers Heinrich IV., welche von dieſem Kaiſer an Friedrich I. von Hohenſtauffen im Jahre 1080 verheirathet, und Mutter zweier hohenſtauffiſcher Prinzen, Friedrichs II. und Konrads (des neugewählten deutſchen Königs) geworden war, verheirathete ſich nach dem 1105 erfolgten Hintritt ihres Gemahls, Friedrichs I., an den öſterreichiſchen Markgrafen Leopold, den Heiligen, welchem ſie die Söhne, Leopold, Heinrich, und eben dieſen Otto gebar. Bei dieſen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern findet man die (oben angeführte) Meinung des damaligen Zeitalters, vermöge welcher man die deutſchen Könige und römiſchen Kaiſer für unmittelbare Nachfolger der altrömiſchen Kaiſer betrachtete, bereits beſtätiget, und findet dabei ordentliche Verzeichniſſe der Kaiſer, welche von Octavianus Auguſtus anfangen, wie dann der Biſchof Otto von Freiſing den gegenwärtigen Konrad den Vierundneunzigſten der Kaiſer, welche vom Kaiſer Auguſt ſich gefolgt ſind, nennet. Das Auffallendſte und Sichtbarſte aber, was dem unbefangenen Leſer in der Geſchichte dieſer gleichzeitigen Schriftſteller alle Augenblicke begegnet, iſt, daß ſie eben denſelben Thatſachen gleichſam die Farbe der Höfe, unter deren Augen, und in deren Dienſt ſie dieſelben unmittelbar ſchrieben, auftrugen; ſohin alles, was ihr Hof that, ſchön und rühmlich, und was von einem Dritten geſchah, häßlich und tadelnswürdig fanden, was ſich eben nicht zu verwundern, und noch heut zu Tage bei denjenigen Geſchichtſchreibern wahrzunehmen iſt, welche keine andere Wahl haben, als — (was dann ihr Fortkommen hindert) gar nichts, oder als Hofdiener zu ſchreiben. Wir aber wollen jetzt, ohne Furcht und Rückſicht, die Handlungen, wie ſie liegen, und die Perſonen, wie ſie ohne Schminke hervorgehen, betrachten, und uns unſern eigenen Urtheilen und Gefühlen überlaſſen.

K. Konrad ſchrieb auf das Pfingſtfeſt, an welchem zu Mainz der Wahltag hätte ſeyn ſollen, einen Hoftag nach Bamberg aus. Faſt alle Fürſten des Reichs, ſelbſt die ſächſiſchen, welchen anfangs die Wahl gar nicht gefiel, nebſt der Kaiſerinn Wittwe Richenza, erſchienen und huldigten; aber auch Herzog Heinrich der Stolze, welcher zu Bamberg nicht erſchien, nahm die Lage der Sache beſſer in Ueberlegung, und kam im Juni nach Regensburg, wohin er beſchieden war, die Reichskleinodien auszuliefern, und lieferte ſie willfährig aus. Hätte jetzt der neue König mit ſeiner Huldigung ſich begnügt, und die Sachen in dem Zuſtand, in dem er ſie antraf, gelaſſen, ſo wären unzählige Gegenden nicht verwüſtet, und das Blut von vielen tauſend Menſchen nicht vergoſſen worden; allein der König folgte hierin ſeinem Gefühl, und wenn man will, auch der Klugheit, welche bei großen Leidenſchaften und Staatsabſichten der Höfe ſelten etwas mit der Weisheit und Großmuth zu thun hat. Wenige, und nur die edelſten Menſchen beſitzen die Seelengröße, ſich, wenn ihr Feind durch Zufall in ihre Gewalt kömmt, nicht zu rächen, oder ihre perſönliche Angelegenheit der öffentlichen aufzuopfern. Der neue König war von ſeinem Vorfahrer, dem Kaiſer Lothar, auf das Empfindlichſte mitgenommen, ja gerade vom Herzog Heinrich dem Stolzen auf eine ſehr unedle Art behandelt, und ſo viel es deſſen Kräfte vermochten, niedergedrückt worden. Nun gab ihm das Schickſal die volle Gewalt der Wiedervergeltung in ſeine Macht, und es fieng das Werk auf eine ähnliche Art an, wie ſein Vorfahrer, der Kaiſer Lothar, ſogleich beim Anfange ſeiner Regierung, bei ihm es angefangen hatte. Er forderte die Länder, welche

Heinrich der Stolze von ſeinem Schwiegervater, Kaiſer Lothar, zu Lehen erhalten hatte, zurück, und ſtellte zumal den Grundſatz auf, daß ein Fürſt zwei Herzogthümer zugleich nicht beſitzen könne. Dieſer Grundſatz war offenbar unrichtig, und durch Beiſpiele und Thatſachen widerlegt; allein es kömmt bei Vorfällen, wo man an ſich reiſſen will, nicht immer auf die Grundſätze, welche man aufſtellt, ſondern gar oft nur auf die Gewalt an, welche man in Händen hat, das Aufgeſtellte durchzuſetzen. Der neue König zählte auf den Beifall der vielen, großen und kleinen Fürſten, welchen die weitläufige Herrſchaft und Hoheit Heinrichs des Stolzen heimlich längſt verhaßt war, und kümmerte ſich wenig, was man von ſeinen Unternehmungen urtheilte, wenn er nur verſichert war, daß man ſie, aus was immer für einem Beweggrund, unterſtützte. Es ſcheint, daß die Geſinnungen des Königs dem Herzog Heinrich bereits, ehe er zu Regensburg ſich ſtellte, bekannt geweſen; weil Otto von Freiſing (mit einer Aufrichtigkeit, wobei er einen Augenblick vergeſſen zu haben ſcheint, daß ſeine Geſchichte den Ruhm eben dieſes Kaiſers erheben ſoll) ſagt, man habe ihm zu Regensburg mit vielen Verſprechungen, die man aber nichts weniger, als gehalten hat, die Auslieferung der Reichskleinodien abgelockt. Da es

Kaiſer Konrad nicht für räthlich hielt, dem Herzog in deſſen Hauptſtadt eine Erklärung, welche ihn äußerſt kränken müßte, zu machen, beſchied er ihn nach Augsburg. Der Herzog erſchien, aber mit einer Vorſicht, mit der man vor jemanden, wider deſſen Nachſtellungen man ſich nicht genug vorſehen zu können glaubt, erſcheinet. Er lagerte ſich außer der Stadt mit einer ſehr zahlreichen Bedeckung, und öffnete nach einer ſolchen Verſicherung ſeiner Perſon, die Unterhandlungen mit Konrad. Drei volle Tage zogen die Vermittler und Vertrauten beider Theile hin und her, ohne einen derſelben auch nur zur geringſten Nachgiebigkeit zu bewegen; und zuletzt mag entweder der Herzog Heinrich einige Ungeduld geäußert, oder der König Konrad mag wohl auch den Vorwand, als wenn ſeine Perſon nicht länger mehr ſicher geweſen wäre, für nützlich gehalten, vielleicht auch im Ernſte einige Gefahr für ſich befürchtet haben, er brach die Unterhandlung plötzlich und auf eine Art ab, welche ſogleich zu erkennen gab, welchen Entſchluß er gefaßt hatte. Er nahm an dem Abend, an dem er ſein Vorhaben ausführen wollte, wie gewöhnlich, ſein Nachtmahl, und nachdem er alle Geſellſchaft, als wollte er ſich zur Ruhe begeben, entfernt hatte, ſchlich er mit einigen wenigen Vertrauten, ohne von einem einzigen der anweſenden Fürſten Abſchied zu nehmen, ohne einigen Befehl für ſeine Truppen zu hinterlaſſen, aus der Stadt, und ritt noch dieſelbe Nacht eilfertig nach Würzburg zu, wo er ſogleich einige Fürſten zuſammen berief, (man kann ſich denken, welche er gewählt haben wird) und ein Urtheil fällen ließ, vermöge welchem Heinrich als ein Feind des Kaiſers und des Reichs erklärt, und bald darauf, um Weihnachten, auf einem andern Hoftage zu Goslar der beiden Herzogthümer, Bayern und Sachſen, für entſetzt, und auch ſeiner übrigen Fürſtenthümer für verluſtig erklärt ward 1138*). Da es damals noch unmittelbar von der Willkühr eines deutſchen Königs abhieng, Reichslehen, welche durch ein Erkenntniß von Reichsfürſten ledig geworden waren, zu beſetzen, ſo vergab Konrad die Herzogthümer unverzüglich an ſolche Fürſten, von welchen er zuverſichtlichſt hoffen konnte, daß ſie die neue Beförderung begierigſt ergreifen, und auf alle Fälle, dieſelbe zu behaupten im Stande ſeyn würden. Zum Herzog von Sachſen ernannte er Albert den Bären, Markgrafen von Nordſachſen oder Brandenburg, zum Herzog von Bayern ſeinen Stiefbruder Leopold, Markgrafen von Oſtbayern oder Oeſterreich. Da dieſe beiden Markgrafthümer ihren Hauptländern zu Lehen gegangen, ſohin die Markgrafen von den Herzogen in mancher Hinſicht abhängig waren, ſo war dieſen Herren die neue Würde doppelt willkommen. Auch griffen beide ſogleich nach dem Sitze ihrer Herrlichkeit, und in Bayern geſchah dieß ſo geſchwind und nachdrücklich, daß Heinrich der Stolze genöthiget wurde, alles, wie es ſtand und lag, zu verlaſſen, und mit einzigen vier Begleitern nach Sachſen zu flüchten. Der Bruder des neuen Herzogs Leopold, Biſchof Otto von Freiſing, indem er dieſes Umſtandes mit einer Art von hämiſchem Mitleiden erwähnet, unterläßt nicht, das leidenſchaftliche Werk des Königs ein Verhängniß Gottes, wodurch dieſer übermächtige und hochgeiſtige Herzog erniedrigt werden ſollte, zu nennen; geſtehet aber bald nachher, daß durch die Hofurtheile des Konrad eine Menge von Uebeln und Drangſalen über Bayern veranlaßt worden ſey.

---

*) Cour. Vrsp.

Nicht nur Bayern, ſondern beinahe alle umliegenden Länder wurden in höchſt verwüſtende Kriege, welche eine Folge der Hoftage zu Würzburg und Goßlar waren, gezogen, und ein großer und der beſte Theil der Regierungsjahre des Konrad, ſtatt daß derſelbe auf die innere und friedliche Wohlfahrt von Deutſchland hätte verwendet werden können und ſollen, wurde auf Verheerungen und Unruhen verwendet. Heinrich der Stolze war durch die Machtſprüche des neuen Königs ſehr gekränkt, aber nicht entwaffnet, und noch weniger der Zuneigung der Landſaſſen in Bayern und Sachſen beraubt worden. Die Stände von Bayern kamen zwar faſt ſämmtlich nach Regensburg, und huldigten mit einem Betragen, wobei ſich, wie Otto von Freiſing bemerkt, nicht wohl ſagen läßt, ob ſie aus Schrecken oder Neigung gekommen ſind; unmittelbar darauf aber nahmen viele, um ſich entfernen zu können, den Vorwand, nach Jeruſalem zu wallfahrten, und wallfahrteten nach Sachſen, wo ſie ihren Herzog bereits in der beſten Verfaſſung fanden. Heinrich nahm ſeinem Gegner Albert dem Bären nicht nur die Städte, deren ſich dieſer bemächtiget hatte, als Bremen, Lüneburg, Bardewik u. a. wieder ab, jagte ihn nicht nur aus den ſächſiſchen, ſondern auch aus den brandenburgiſchen Staaten, ſo, daß ihm nichts übrig blieb, als zu ſeinem Beförderer, dem K. Konrad zu flüchten. Dieſer zog auch unverzüglich mit einigen Truppen gegen Sachſen an, ließ es aber zu keiner Schlacht kommen, ſondern beſtimmte einen Tag zur Ausgleichung nach Quädlinburg, als Heinrich den 20. October 1140 im ſiebenunddreiſſigſten Jahre ſeines Alters, (einige ſagen an beigebrachtem Gift, andere aus Kummer) geſtorben, (dann zu Königslutter bei Hälmſtadt nächſt ſeinem Schwiegervater begraben) in der Sache aber nichts gebeſſert worden iſt. Von den braven Sachſen wurde der Sohn des Verſtorbenen, Heinrich, genannt der Löwe, als Herzog anerkannt, und in Bayern that ſich des Verſtorbenen Bruder, Welf VI. (Eigenthümer weitläufiger Güter am Lechrain und in Schwaben) entweder, wie einige Gleichzeitige vorgeben, als Erbe ſeines Bruders, oder als Vermünder ſeines noch unmündigen Bruderſohnes, aber leider mit einem abwechſelnden Glücke hervor, wobei zwar vieles Blut vergoſſen, Vieles zerſtört, aber nichts entſchieden wurde. Er hatte ſchon bei den Lebzeiten ſeines Bruders den Leopold von Oeſterreich bei Phalei, einem (im Pfleggericht Aibling an dem Flüßchen Mangfalt liegenden) Schloſſe, deſſen Inhaber und Grafen von Phalei nicht gehuldigt hatten, geſchlagen, wurde aber bald darauf (den 12. Oct. 1140) vor Weinsberg, einem ihm angehörigen (jetzt würtembergiſchen) Städtchen, wo er den K. Konrad, der es belagert hielt, zur Unzeit angriff, empfindlich mitgenommen, und ſein Heer gänzlich zerſtreut. Was bei der Einnahme des

Städtchens Weinsberg von den Weibern desſelben erzählt wird, welche vom K. Konrad die Erlaubniß mit ſo vielen Koſtbarkeiten, als ſie auf ihrem eigenen Rücken tragen könnten, abziehen zu dürfen begehret und erhalten, und dann ihre Männer aus der Stadt getragen haben ſollen, iſt, indem kein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber dieſer Sache erwähnt, zuverſichtlich eine Erdichtung. Wahrhafter und merkwürdiger iſt die Entſtehung der Namen Welfen und Waiblingen (ein Ort unterhalb Heidelberg, wo Konrad erzogen wurde), deren ſich beide Feldherren, um während dem Getümmel des Streites die Ihrigen erkennen und ermuntern zu können, als Looswörter bedient haben. Weil die welfiſchen Herzoge anfänglich mit dem Pabſte gehalten, die Kaiſer von Schwaben aber viele Händel mit dem Pabſte gehabt, und die Kriege ſolcher Art zwiſchen dem päbſtlichen und kaiſerlichen Hofe bei dreihundert Jahre fortgedauert haben, ſo wurde es üblich, die Unterſtützer des römiſchen Hofes überhaupt Welfen (wiewohl längſt keine Welfen mehr als Häupter mitſtritten), die Freunde der Kaiſer aber Weiblinger, oder wie in Italien geſprochen wurde, Gibelliner zu nennen.

Welf wurde durch die für ihn unglückliche Begebenheit bei Weinsberg nichts weniger, als entwaffnet, und nun begegnen uns einige Vorfälle, woraus diejenigen, welche aus einer groben Unwiſſenheit in der Geſchichte, die während ihrer Lebenszeit erſcheinenden großen Plane, Abſichten und ſogenannten unſichtbaren Staatsgeheimniſſe übermächtiger Höfe, als ganz neue, unerhörte Erſcheinungen anſehen, wohl auch gar als beſondere, ihrem Jahrhundert vorbehaltene Vorzüge und Meiſterſtücke von Verſtand, Scharfſinn und Aufklärung bewundern und anſtaunen, ſehen werden (was ſie ſchon in den graueſten Staatsgeſchichten ſehen konnten), daß die hochgerühmten Verbindungen und Hofkünſte von jeher vorhanden, und ganz gewöhnliche Einfälle der Vergrößerungs- und Habſucht (welche nie, oder nur ſelten das eigentliche wahre Länderwohl, ſondern nur immer die Vermehrung von Macht und Glanz zum Ziele nahmen) geweſen ſind. Wir haben in den vergehenden Leben bereits vielmal von den Händeln, in welche die Kaiſer in Rückſicht der an Deutſchland grenzenden Länder, zumal mit Italien, und den Normännern in Sicilien ſich verwickelt hatten, gehört. Der Vorgänger des K. Konrads, Kaiſer Lothar, hatte den normanniſchen Fürſten Roger, der ſich zum König beider Sicilien aufgeworfen hatte, verjagt, und dagegen einen gewiſſen Grafen Rainolf zum Herzog aufgeſtellt, und dieſem eine Belehnung ertheilt, an welcher der Pabſt Innocenz II. einen gemeinſchaftlichen Antheil nahm. Als dieſer Rainolf im Jahre 1141 mit Tod abgieng, kam Roger wieder zurück, bemächtigte ſich neuerdings der ihm abgenommenen Länder, bemächtigte ſich ſogar der Perſon des Pabſtes Innocenz II., der in Geſellſchaft des Herzogs Robert von Capua wider ihn zu Felde gezogen war, und nöthigte ihn, wiewohl mit vieler Höflichkeit, und mit Bezeigung aller erſinnlichen Achtung gegen die Perſon des Pabſtes, zu einem Vertrage, vermöge welchem er von dem Pabſte als König von Sicilien anerkannt, ſogar deſſen Söhne belehnt, und nur, zum Zeichen der römiſchen Lehenherrſchaft, jährlich eine mäßige Summe nach Rom bezahlt werden sollte *). Dieſer Vertrag wurde vom Pabſt ohne Vorwiſſen des Kaiſers geſchloſſen, und es war leicht vorherzuſehen, daß ihn der Kaiſer nicht billigen, und bei ſeiner perſönlichen Ankunft ihn vollends zernichten, oder neuerdings zu ſeinem Vortheile ſchließen würde. Der Pabſt befand ſich um dieſe Zeit mit ſeinen Römern noch in einer andern, ungleich größern Verlegenheit. Gleichwie dieſe nie recht wußten, was ſie wollten, und (nach der gewöhnlichen Art

---

*) Baronius ad a. 1139. N. XII. XIII.

eines jeden Volkes, wo nämlich die Volksmenge Stimmen zu geben hat) jetzt eben das wieder mit Wuth zu zerſtören ſuchten, was ſie eine Stunde vorher in einer andern Laune mit Jubel aufgerichtet hatten, ſo kamen ſie auf den Einfall, daß ſie an den Handlungen des Pabſtes, zumal an denen mit dem König Roger, vieles zu ahnden, und daß ſie überhaupt an der Verfaſſung des päbſtlichen Hofes überaus vieles zu tadeln wußten. Ein damaliger heftiger Schriftſteller, Arnold, (von Breſcia gebürtig) hatte ihnen vollends die Köpfe verrückt. Dieſer Schriftſteller (Schüler des berühmten Peter Abälard) behauptete unter andern Dingen, daß Päbſte und Biſchöfe, und die Geiſtlichen überhaupt, aller zeitlichen Güter und Würden gänzlich unfähig, und verbunden wären, nach dem Beiſpiele der Apoſtel, allein von den freiwilligen Schankungen und Opfern der Gläubigen zu leben. Dazu kam noch die damals allgemein verbreitete, altrömiſche Rechtslehre, bei welcher man den Codex des altrömiſchen Kaiſers Juſtinian zum Grunde legte. Dieß alles drückte ihre Beſinnungskraft nieder, und entflammte entgegen ihre Einbildungskraft dergeſtalt mit Bildern von eigener Hoheit und Herrlichkeit, daß ſie nicht mehr wahrnahmen, wie unendlich ſich die Zeiten, Sachen und Verfaſſungen geandert hätten, ſondern unmittelbar zu Thathandlungen ſchritten. Sie giengen bald ſo weit, daß ſie ſich des Kapitols bemächtigten, einen Senat, der auf altrömiſchem Fuße der Stadt vorſtehen ſollte, errichteten, und einen römiſchen Patricius aufſtellten. Während ſolchen Unternehmungen ſchickten ſie durch eine Geſandſchaft, welcher ſie viele mündliche geheime Aufträge mitgaben, einen Brief an K. Konrad, worin ſich die Verirrung ihrer damaligen Begriffe und Gefühle in ihrer ganzen Größe zeigte *). Gleich im Eingange nannten ſie den K. Konrad nach altrömiſchem Styl einen Herrn der Stadt (Rom) und der Welt. Dann erzählten ſie ihm, wie ſie ſich groß wundern müßten, daß er ihnen auf ſo viele ihrer Briefe noch nie geantwortet hätte; — ſie hätten ja doch keine geringern Wünſche und Abſichten, als das römiſche Reich und Kaiſerthum, ſo wie daſſelbe zu den Zeiten des Konſtantins und Juſtinians, welche durch die Kraft des Senats und römiſchen Volkes den ganzen Erdkreis in ihren Händen gehalten hätten, wieder herzuſtellen, hätten auch mit Gottes Gnade bereits wieder einen Senat angeordnet — hät-

---

*) Bei Biſchof Otto von Freiſing im Leben Friedrichs I. cap. XXVIII.

ten ſich bereits der Veſten der Stadt, nämlich der Thürme und Paläſte jener Großen, welche ſich (nebſt dem Sicilianer und dem Pabſt) ſeiner Herrſchaft entziehen wollten, bemächtiget; — er ſoll ſich an die Uebel, welche ſie und die Kaiſer, ſeine Vorfahrer, von dem römiſchen Hofe gelitten hätten, erinnern — und ſoll in ſeiner vollen Kraft und Herrlichkeit unverzüglich zu ihnen nach Rom eilen, wo er alles, was er wünſchte, in Beſitz nehmen, und in der Stadt, welche das Haupt der Welt iſt, ſeine künftige Reſidenz aufſchlagen, dabei über Italien und Deutſchland mächtiger und freier, als ſeine Vorfahrer, würde herrſchen können, nachdem von ihnen alle Hinderniſſe von Seite der Geiſtlichkeit gehoben worden wären" u. ſ. w. Nun waren zwar dieſe Anerbietungen zu ungeheuer, und vielmehr die Geſinnungen des Volkes, von welchem dieſelben herkamen, zu bekannt, um dem Pabſt im Ernſte einige Furcht zu verurſachen, daß ein ſo kluger, und dem römiſchen Stuhle ſo ergebener Fürſt, wie K. Konrad, in eine, jenem Stuhl höchſt kränkende, und nicht minder höchſt gefährliche, und überhaupt ſo weitausſehende Sache, als die Beſitznehmung von Rom war, ſich einlaſſen würde. Was aber der römiſche Hof deſto mehr zu fürchten hatte, war, daß K. Konrad die gegenwärtige Verlegenheit deſſelben benutzen, und dem Könige Roger in Sicilien zu einer Zeit, wo der Pabſt ihm unmöglich beiſtehen könnte, zu Leibe gehen, dann alle Verträge wieder zernichten, und daß er dieſes um ſo mehr unverzüglich unternehmen möchte, als er noch nicht zum Kaiſer gekrönt worden, und ſohin für ihn die Gelegenheit, mit einem zahlreichen Heere nach Rom zu ziehen, doppelt ſchicklich und einladend war. Man mußte ihn alſo ſo lange als möglich entfernt halten, und zu dem Ende den Welf unterſtützen, welcher, wenn es ihm nur nicht an Macht fehlte, als der Cäſar ſeiner Zeiten (wie ihn der gleichzeitige Radevic nennt), eben ſo geſchickt als tapfer war, den K. Konrad mehr als nöthig ſeyn möchte, in Deutſchland zu beſchäftigen, und feſt zu halten. K. Konrad ſelbſt hatte, gemäß ſeinem hartnäckigen Vorſatze, das welfiſche Haus zu erniedrigen, die Veranlaſſungen dazu nur zu ſehr vermehrt, und die ſchweren Drangſale, welche durch die Beförderung ſeines Stiefbruders Leopold über Bayern gekommen waren, (im J. 1141 hatte dieſer die Gegend um die Stadt Regensburg, wo man ſeinen Neuerungen abhold war, dann faſt den ganzen Lechrain, und im Rückzug das Gebiet von Freiſing, deren Inſaſſen welfiſch geſinnt waren, verwüſtet) waren nicht vermögend, ihn zu beſänftigen. Leopold ſtarb im Jahre 1141 den 18. Oct. zu Niederalteich, und denſelben Augenblick entſchloß ſich K. Konrad das Herzogthum Bayern neuerdings mit einem öſterreichiſchen Prinzen, mit Heinrich, von ſeinem Sprichworte „Ja ſo mir Gott" (helfe) Jaſomirgott genannt, (dem Bruder des verſtorbenen Leopolds) zu beſetzen. Er nahm dießmal einen ziemlich ſeltenen Einfall zu Hilfe, um ſein Werk deſto mehr zu befeſtigen. Herzog Heinrich der Stolze hat eine noch junge Wittwe, Getraud, ſie war jetzt (1142) erſt ſechsundzwanzig Jahre alt, hinterlaſſen, und der oſtbayeriſche Markgraf Heinrich, der nun Herzog in Bayern werden ſollte, hatte keine Gemahlinn. Er glaubte alſo, daß, wenn der Markgraf Heinrich die Gertraud ehelichen, und dieſe ihren (und Herz. Heinrich des Stolzen) Sohn, Heinrich den Löwen, bereden würde, mit dem Herzogthum Sachſen (Albert der Bär mußte wieder nach Brandenburg zurück) ſich zu begnügen, und auf Bayern Verzicht zu thun, alles, was ſich wider die Beſetzung dieſes letztern Herzogthums mit Markgraf Heinrich einwenden ließ, erſchöpft ſeyn würde. Die junge Wittwe fand einen mächtigen Gefallen an der Sache, und beredete ihren Sohn Heinrich den Löwen, welcher damals noch minderjährig war, zu allem, was ſie wünſchte. Konrad legte ſeinen Einfall wiederholten Malen zu Würzburg und Frankfurt den zu dieſem Ende verſammelten Reichsfürſten vor, welchen er in jenen Tagen ſo sehr gefiel, als ihm ſelbſt. K. Konrad war darüber ſo innig erfreut, daß er zu Frankfurt ſogleich um Pfingſten die Hochzeit mit der äuſſerſten Pracht auf eigene Koſten vor ſich gehen ließ. Niemand hatte bei allen dieſen Unterhandlungen auf Welf VI. gedacht, welcher nunmehr, da der junge Heinrich der Löwe Verzicht auf Bayern gethan hatte, mit verdoppeltem Nachdruck behauptete, das Herzogthum Bayern ſey ſeinem Hauſe erblich, und durchaus nicht an einen Dritten veräußerlich geweſen, und noch während der Hochzeitfeierlichkeiten nach Bayern kam, um theils durch ſeine Freunde in dieſem Lande, theils und noch mehr durch eine fremde Unterſtützung, welche er nebſt feuerigen Ermunterungen von fernen auswärtigen Königen erhielt, alles Mögliche zu unternehmen. Dieſe Könige waren Roger in Sicilien, und König Geyſa II. in Ungarn, welche beide gleich große Urſache hatten, dem K. Konrad in Deutſchland hinhaltende Beſchäftigungen zu verſchaffen, ſohin den Welf, was ſie thaten, mit Geld, und (wie der bayeriſche Geſchichtſchreiber, Andreas Presbyter, vom K. Roger anführt) mit Truppen zu unterſtützen. Bayern ward jetzt ein gräßlicher Schauplatz unaufhörlicher Blutvergießungen und Verwüſtungen. Welf verfolgte und zerſtörte, was öſterreichiſch geſinnt, oder was dem neuen Herzog, und dem K. Konrad in Bayern ſonſt beförderlich war; dieſe letztere verfolgten alles, was dem welfiſchen Hauſe ergeben, oder wegen der Treue gegen daſſelbe verdächtig war, wie dann vorzüglich in ſolcher Hinſicht das Fürſtenthum Freiſing äußerſt hart mitgenommen, ein großer Theil der Kirchen geplündert, die Mauern der Stadt niedergeriſſen, dann unter den weltlichen bayeriſchen Magnaten, die Grafen von Dachau und Wolfrazhauſen auf das Aeußerſte gebracht worden ſind. Im Jahre 1145, und dem folgenden, wurde das wechſelweiſe Verheeren ſo allgemein, und die Verbitterungen ſtiegen allenthalben auf einen ſolchen Grad, daß man, gemäß der damaligen Art, große Drangſale zu beurtheilen, beinahe allgemein glaubte, daß der jüngſte Tag mit allen ſeinen Vorboten im Anzuge ſey; aber da die Angſt und Verwirrung und Ausrottung allgemein geworden, und auf das Höchſte geſtiegen iſt, gab der Pabſt zu Rom, Eugen III., allen Gläubigen einen, denſelben höchſt wichtigen Wink, und ſogleich ſenkten die Nationen ihre Waffen zur gemeinſchaftlichen Ruhe.

Dieſer Wink zum Frieden beſtand in der Nachricht, daß die Stadt Edeſſa, im Jahre

1144, von dem Sultan von Moſul und Aleppo erobert, und bereits auch Antiochien bedroht worden ſey. Edeſſa war ſo viel, als die Vormauer von Jeruſalem, und ſelbſt dieſes, das mit ſo vielem Aufwand erobert worden war, ſchien jetzt in Gefahr zu ſeyn. Pabſt Eugen III. ſtellte dieſen Verluſt als einen der ganzen Chriſtenheit höchſt gefährlichen Verluſt vor, und in ſeinem Brief an die Franzoſen ſagte er, daß er es ihnen „befehle, und zur Nachlaß der Sünden auflege“ *) die Chriſten in den Morgenländern zu beſchützen, und wider die Türken zu ziehen. Der König Ludwig, genannt der Dicke, von Frankreich, welcher eben eine gräuliche Sünde auf ſich hatte, (er hatte bei der Einnahme der Stadt Vitri befohlen, an eine Kirche Feuer zu legen, wodurch fünfzehnhundert Menſchen verbrannt worden ſind) nahm das Kreuz an, ſo wie es bald nachher eine unglaubliche Menge Franzoſen bei einer Predigt des heil. Bernard mit einem ſolchen Eifer angenommen hatte, daß dieſer ſein Kleid zerſchneiden mußte, um einem jeden der Anweſenden einen Fleck, woraus er ſich ein Kreuz an ſein Kleid heften konnte, zu verſchaffen. Bernard kam nunmehr nach Deutſchland, durchzog erſt, da er zu Frankfurt am Main wahrgenommen hatte, daß K. Konrad III. für ſeine Perſon wenig Luſt bezeige, einen

Kreuzzug mitzumachen, verſchiedene deutſche Gegenden, in denen es ihm überall gelang, eine Menge Leute zu bewegen, und kehrte, nach dieſer günſtigen Vorbereitung, an den königlichen Hof zurück, der ſich, um das Weihnachtfeſt zu feiern, nach Speier begeben hatte. Hier beſiegte er (1146) durch eine Predigt am Tage der unſchuldigen Kinder alle Hinderniſſe, welche ihm bisher die deutſche Klugheit und ein geheimes Gefühl über den Werth und die endlichen Folgen einer ſo ungeheuern Unternehmung entgegen geſetzt hatten. Nicht nur K. Konrad III., ſondern faſt alles, was von Fürſten, Grafen und Herren zugegen war, ſogar der erſt fünfzehnjährige Prinz Friedrich, (Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, und nachmaliger Kaiſer, genannt der Rothbart) nahm das Kreuz an, worüber dieſer dem K. Konrad (ſeinem Bruder) bittere Vorwürfe gemacht, und ſich zu Tod gegrämt hat. Nachdem K. Konrad mit ſeinem großen Beiſpiele vorausgegangen war, ſo war in Rückſicht anderer deutſcher Länder ein guter ähnlicher Erfolg im Voraus gewiß, und eine Anrede, welche derſelbe auf einem Landtag zu Regensburg 1147 an die Stände von Bayern (an deren Abreiſe ihm beſonders gelegen war) von dem Abt des Ciſterzienſerkloſters Ebrach, Adam genannt, halten ließ, wirkte ſo viel, daß auf der

Stelle der Herzog Heinrich Jaſomirgott, dann die Biſchöfe Heinrich von Regensburg, Otto von Freiſing, Reginbert von Paſſau, Graf Berchtold von Andechs, und eine unzählige Menge von Fürſten und Grafen ſich anwarben. Auch „ſtrömte, ſagt Otto von Freiſing, (wobei er, o welch ein Wunder! ausruft) eine ſolche Menge von Mördern und Straßenräubern herbei, daß jeder Vernünftige dieſe eben ſo plötzliche als ungewöhnliche Aenderung nicht umhin wird können, für ein Werk des Himmels zu halten, und mit ſtiller Ehrfurcht es anzuſtaunen.“ Ein vernünftiger Menſch könnte wohl auch denken, daß für Räuber auch die Hoffnung einer künftigen Beute einen mächtigen Reiz gehabt haben könnte; aber wie dem ſey, das Beruhigendſte für den Kaiſer Konrad war, daß ſogar der Welf VI., von welchem, wenn er zurückgeblieben wäre, alles Nachtheilige zu beſorgen geweſen wäre, ſich erklärt hatte, mit ſeinen Kriegen Stillſtand zu halten, und den Zug mitzumachen. Welf VI. war wohl noch unter den bayeriſchen Großen der Erſte, der von ſeinem Sitze Bitengow (Peiting bei Schongau dieſſeits des Lechs) ſeine Erklärung, und dabei ſeinen Landsleuten wohl noch ein anderes Beiſpiel, das dieſe nicht weniger fleißig nachahmten, gegeben, nämlich noch vor ſeiner Abreiſe im J. 1147 das Kloſter Steingaden geſtiftet hat.

Dieſer Kreuzzug iſt nächſt der Veranlaſſung der verderblichen Kriege mit den Welfen, bei weitem die gröſte Unternehmung, wodurch die Regierung des K. Konrad ſich auszeichnet; aber wenn auch hier unſäglich vieles Menſchenblut vergoſſen wurde, ſo war es wenigſtens in ſo weit ſeine Schuld nicht, als er in Wahrheit, nach ſeinen Kenntniſſen und Begriffen, alles Mögliche, was einen glücklichen Ausgang hätte verſchaffen ſollen, gethan, und am wenigſten ſich ſelbſt geſchont hat. Er zeigte von dem Tage an, wo er dieſen Krieg beſchloſſen hatte, überaus viele Klugheit, Großmuth und behende Gegenwart des Geiſtes, von welcher letztern er noch vor ſeiner Abreiſe eine denkwürdige Probe gab. Er hatte die deutſchen Fürſten auf einen Reichstag nach Frankfurt zuſammenberufen, um den Zurückbleibenden die Beobachtung des allgemeinen Friedens zu empfehlen, und in ſolcher Hinſicht ſeinen erſtgebornen Sohn, Heinrich, welchen er, weil er noch minderjährig war, der Pflege des Erzbiſchofes Heinrich von Mainz überließ, auf alle Fälle zu ſeinem Nachfolger wählen und krönen zu laſſen; er hatte dieß nach ſeinen Wünſchen zu Stande gebracht, und für alles, was indeſſen ſich ereignen möchte, nach Möglichkeit geſorgt, als der junge Herzog von Sachſen, Heinrich der Löwe, vor dem Kaiſer und den Reichsfürſten mit einer Forderung erſchien, die alle Anweſende mit Erſtaunen und Kummer erfüllte. Dieſer Fürſt, der nunmehr ſeine reifern Jahre erreicht, und ſeine Verzicht auf das Herzogthum Bayern für ungiltig erklärt, auch nach dem (1143 erfolgten) Hintritt ſeiner Mutter ſogleich den Titel eines Herzogs von Bayern angenommen hatte*), forderte mit einem Tone voll Kühnheit und Zuverſicht das Herzogthum Bayern zurück, und der gegenwärtige Zeitpunkt, und ſeine eigenen Kräfte (es ſtand ihm eben ein gewähltes Heer zu Gebot, welches er, gemäß den damals herrſchenden Grundſätzen, daß es jedem chriſtlichen Fürſten erlaubt ſey, einen heidniſchen Fürſten mit den Waffen zum Chriſten zu machen, oder ſein Land ihm abzunehmen, zu einem Kreuzzug wider die Slaven geſammelt hatte) gaben an ſich ſeinem Geſuch den äußerſten Nachdruck. Aber der K. Konrad verlor hierüber nicht im geringſten ſeine Faſſung, ſondern trat dem feuerigen Prinzen mit einem ſolchen Uebermaß von Huld und vertraulicher Güte entgegen, und ſtellte es mit ſo vieler ſeiner Beredſamkeit deſſen eigenem Urtheil anheim, daß dieſe Sache unmöglich vor ſeiner Abreiſe noch beigelegt, ſondern erſt nach ſeiner Rückkunft vorgenommen, und zu ſeinem Vergnügen entſchieden werden müßte und würde, daß ſich derſelbe, gleichſam wider ſeinen Willen, ganz entwaffnet und geneigt fand, die Sache ausgeſetzt zu laſſen, und ſich indeſſen mit der Bekehrung der ſlaviſchen Völker, oder was eins war, mit ihrer Unterjochung zu unterhalten. Wenn hier dem K. Konrad alles nach Wunſch gieng, ſo ſtand es darum um die Sache im Grunde nicht beſſer, und es konnte wenig Vergnügen für ihn in der Betrachtung liegen, daß er zwar ſeine Abreiſe erleichtert, aber alles in einem Zuſtande hinterlaſſen habe, bei dem ihm das Schwerſte und Verdrießlichſte erſt, wenn er zurückkäme, bevorſtände.

---

*) Orig. Guelf. T. III. p. 12. 13 15.

Was nun die Stärke und Zurüſtung der Kreuzarmee betrifft, ſo war dieſelbe in Rückſicht des Feindes, den ſie bekämpfen ſollte, allerdings ſo beſchaffen, daß man hätte glauben ſollen, ſie dürfte allenthalben nur durchgehen, und Siegeskronen ſammeln. Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber verſichern, man habe ſeit Jahrhunderten von keinem ſo zahlreichen, und ſo ſtark gerüſteten Heere gehört, „als deſſen Kriegern die fruchtbarſten Provinzen kaum hinlänglichen Unterhalt verſchaffen, und deſſen Pferden die größten Flüſſe ihren Durſt nicht würden löſchen können." *) Das Heer des Konrad zählte allein ſiebenzigtauſend gepanzerte Reiter, und das Fußvolk war ungleich zahlreicher. Dem K. Konrad kam damals noch ein günſtiger Umſtand zu ſtatten; er hatte eine Tochter des bayeriſchen Grafen zu Sulzbach, Berengar I., genannt Gertraud, zur Ehe. Nun war im Jahre 1142 eine Geſandtſchaft vom griechiſchen Kaiſer Johann Komnen nach Regensburg gekommen, welche den Auftrag hatte, die zweite Tochter des ſulzbachiſchen Grafen, genannt Bertha, zur Gemahlinn für den griechiſchen kaiſerlichen Erbprinzen Emanuel zu begehren. Dieſe Geſandtſchaft hatte noch weit angelegenere Aufträge, als die Anwerbung einer Braut geweſen ſeyn mag. Dem griechiſchen Kaiſer war der König Roger in Sicilien verdächtig, und wirklich läſtig; er wünſchte, dieſen König entfernen, und zu dem Ende mit dem K. Konrad III. ein Bündniß errichten zu können, welches dann auch, wie er es wünſchte, zu Stande kam; auch die Heirath kam zu Stand, und Kaiſer Konrad wurde ein Schwager des griechiſchen Kaiſers, durch deſſen Gebiet jetzt die Kreuzarmee gehen ſollte.

---

*) Wilh. von Tyr. l. XVI. c. 19.

K. Konrad reiſte 1147 nach Oſtern von Regensburg in Geſellſchaft Welfs VI., zu Schiff ab, und rückte, nachdem er um Pfingſten an der bayeriſchen Grenze am Leythafluß die Armee verſammelt hatte, unmittelbar nach Konſtantinopel. Unweit dieſer Stadt litt das Heer bei dem Flecken oder Städtchen Chernvach, in einem der anmuthigſten Thäler, in der Nacht vor Mariä Geburt, durch eine plötzliche Anſchwellung des Fluſſes Halys einen entſetzlichen Verluſt an Menſchen, Thieren, und Gepäck, welchen ihm die Griechen, denen eine ſo große Menge Volkes durch die nöthige Beitreibung der Lebensmittel nicht wenig läſtig geworden war, herzlich gegönnt haben mögen. Die Deutſchen betrugen ſich allenthalben mit einer Art, als müßte ihnen alles zu Gebote ſtehen, und K. Konrad, der es mit ſo vielen Freiwilligen des Heeres nicht verderben wollte, hatte weder den Muth, und wahrſcheinlich nicht einmal die Macht, ſie in gehörigen Schranken zu halten, ſo daß es zwiſchen den Deutſchen und Griechen, mehr als einmal, zu blutigen Auftritten gekommen war. Auch die großen und jetzt ganz zur Unzeit geäußerten Forderungen, welche K. Konrad in Rückſicht ſeiner königlichen Hoheit machte, hatten ihm bei dem griechiſchen Hofe, deſſen Stolz und Hochtrabenheit, eben darum weil er ſchwächer war, auch ohne Vergleich ſchwülſtiger und unbändiger ſich zeigte, eine nachtheilige Kälte zugezogen, und noch mehr hatte ihm die Verachtung ſeiner Feinde, und die Meinung von unfehlbarer Unüberwindlichkeit, mit welcher nicht nur er, ſondern der geringſte deutſche Ritter behaftet war, geſchadet. Vermöge einer ſolchen Zuverſicht beſchloß K. Konrad, nach Ueberſetzung der Meerenge, den kürzeſten Weg, auf dem er ſeinem Feinde ſich nähern könnte, durch die Mitte von Kleinaſien, über die licaoniſchen Gebirge zu nehmen. Man mußte ſich, indem man der Gegend ganz unkundig war, griechiſchen Wegweiſern anvertrauen, welche die Armee irre führten, und in einer Nacht verſchwanden. Die Armee befand ſich in wüſten, pfadloſen, höchſt beſchwerlichen Gebirgen, ohne zu wiſſen, wo ſie ſich hinwenden, und was noch weit ſchrecklicher war, woher ſie Lebensmittel ziehen ſollte. Nun kamen aber auch die Feinde von allen Seiten zum Vorſchein, und hatten wenig Mühe, ein Heer, welches durch Hunger und entſetzliches Ungemach erſchöpft, und ſo viel, als wehrlos war, aufzureiben, wie dann im Monat November kaum der zehnte Theil deſſelben noch übrig war. Mit dieſem Reſt flüchtete ſich K. Konrad nach Nicäa heraus, (wo der K. Ludwig VII. von Frankreich mit einer noch zahlreichern

Armee, als die ehemalige deutſche, vor kurzer Zeit angekommen war) und um ſeine Leibeskräfte zu erholen, wohl auch, um den Kränkungen, welche er von den Franzoſen, die ſeines kleinen Heeres ſpotteten, zu erfahren hatte, auszuweichen, begab er ſich zur See zu ſeinem Schwager nach Konſtantinopel, wo er den Winter ziemlich gut zubrachte, und eine Heirath zwiſchen Theodera Komnena, der Enkelinn des Kaiſers Emanuel, und dem verwittibten Herzog aus Bayern, Heinrich Jaſomirgott, ſtiftete. Im Jahre 1148 ſchiffte er auf einer griechiſchen Flotte nach Ptolemais, beſuchte das hl. Grab, und zog dann wieder zurück, und endlich nach Damaſcus, um mit ſeinem noch übrigen, und in Vereinigung mit dem franzöſiſchen Heere der Belagerung dieſer Stadt beizuwohnen. Die Belagerung mißglückte, und was von der franzöſiſchen Armee nicht durch das Schwert fiel, wurde durch Krankheit, Verrätherei und Ungemach aufgerieben. Aber bei allem dem blieb eine unbeſchreibliche Achtung für die perſönliche Stärke und Tapferkeit der Abendländer, vorzüglich der Deutſchen, im ganzen Morgenlande zurück. K. Konrad hat ſich zum Erſtaunen und Schrecken der Griechen und Türken durch mehr als eine überkühne That unvergeßlich gemacht. Auf dem Zuge nach Damaſcus, wo der König von

Jeruſalem vorangezogen, der König von Frankreich gefolgt, und das deutſche Heer im Hinterzug geweſen iſt, ſtand einſt die Armee ſtill. Als man ihm auf ſeine Frage, was der Stillſtand bedeute, die Nachricht brachte, daß ein Fluß ſich gezeigt habe, deſſen jenſeitiges Ufer mit Türken, welche den Uebergang ſtreitig machten, beſetzt ſey, ritt er ſogleich, in Begleitung einiger deutſchen Fürſten und Herren, durch die vorausſtehenden Armeen, ſtieg, wie er der Türken anſichtig wurde, nach altdeutſcher, in ſolchen Fällen üblicher Sitte, vom Pferde, und gieng, indem er in den Fluß ſprang, mit dem Schwerte in der Hand, auf die Türken mit einer ſolchen Zuverſicht los, welche die kühnſten derſelben erſchreckt, und ſie zur augenblicklichen Flucht getrieben, oder ſie das Leben gekoſtet hat *). Um ſo mehr war die unnütze Verſchwendung ſolcher Kräfte zu bedauern. K. Konrad fühlte endlich ſelbſt das Vergebliche ſeiner Unternehmung, zu deſſen gänzlicher Vereitlung ſelbſt die Uneinigkeiten der Chriſten zu Jeruſalem nicht wenig beitrugen; er ſchiffte nach der fruchtloſen Belagerung von Damaſcus nach Theſſalien, (wo die Heirath zwiſchen Heinrich Jaſomirgott, und

---

*) Wilh. v. Tyr. III. XVII. 4.

der griechiſchen Prinzeſſinn vor ſich gieng) und von da nach Pola in Iſtrien, von welchem Orte aus er im Jahre 1140 zu Pferd über Salzburg, wo er das Pfingſtfeſt feierte, nach der Hauptſtadt von Bayern gekommen iſt. Als er kam, empfieng ihn kein Siegsgeſchrei, und kein Vater zeigte ihn ſeinen Kindern, er war arm an Mannſchaft und Siegsruhm, und arm an Troſt.

Sogleich fiengen jene Unruhen, welche wegen der Beſetzung des Herzogthumes Bayern mit öſterreichiſchen Prinzen entſtanden waren, wie von neuem an. Der junge Herzog von Sachſen, Heinrich der Löwe, nachdem er auf einem Reichstage zu Regensburg wieder nichts als freundliche Worte erhalten hatte, griff nunmehr zu den Waffen, und dieß mit einer Thätigkeit, welche den K. Konrad wenig darüber ſchadlos hielt, daß es ihm gelang, ſich mit Welf VI., welcher ungeachtet der äußerſt freundlichen Begegnung, mit der er denſelben auf dem Kreuzzuge liebgekoſet hatte, ſeine Feindſeligkeiten jetzt ebenfalls hervornahm, zu Speier 1150 abzufinden. In dieſem Jahre traf ihn auch das Unglück, daß ſein erſtgeborner Sohn, Heinrich, ein hoffnungsvoller Prinz, mit Tod abgieng, welches ihn um ſo empfindlicher ſchmerzen mußte, als derſelbe bereits zu ſeinem Nachfolger gewählt worden, und ſein zweiter Sohn, Friedrich, noch minderjährig war. Für alles dieß ſchien er ſich in dem Entſchluſſe, welchen er jetzt ernſtlich faßte, ſich in Rom krönen zu laſſen, wozu er bisher noch keine Zeit gefunden hatte, und dann den König Roger aus Sicilien zu treiben, tröſten zu wollen. Er ſchrieb in ſolcher Hinſicht einen Reichstag nach Bamberg aus, und machte ſeiner Seits prächtige Anſtalten zur vorhabenden Reiſe, als eine gewiſſe unerklärbare Leibesſchwäche, welche er ſeit ſeinem Vorhaben, nach Sicilien zu gehen, verſpürte, und die er anfänglich nicht achtete, (man hielt die welſchen Aerzte, als hätte ſie König Roger geſchickt, deren ſich Konrad bediente, in Verdacht) plötzlich überhand genommen, und ſeinem Leben zu Bamberg (wo er auch neben K. Heinrich II. begraben liegt) ein Ende gemacht hat, den 16. Hornung 1152, im 58. Jahre ſeines Alters. Ehe er ſtarb, ſchickte er die Reichsinſignien dem Friedrich, Herzog in Schwaben, und Sohn ſeines Bruders, und (was man ihm ſehr gut anrechnet) empfahl ihn zu ſeinem Nachfolger *).

Dieſe waren die Handlungen, Erfahrungen und Schickſale des erſten deutſchen Kö-

---

*) Otto Fris. l. I. c. LXIII.

nigs aus dem berühmten Geſchlechte der Hohenſtauffer. K. Konrads Eiferſucht auf die Macht der Welfen, oder ſeine Furcht, daß er, ſo lange ſeine Macht beſtände, nichts weiter, als ein Schattenkönig wäre, wozu wohl einige Freude, ſich wegen der ehemaligen Erniedrigung ſeines Hauſes rächen zu können, gekommen ſein mag, machte ſeine Regierung für unzählige Unterthanen deutſcher Länder ſehr unglücklich, und dann zog ihm ſelbſt und den Seinigen ſeine hohe Einbildung von dem Umfange der königlichen Macht manche Ungemächlichkeit zu. Er war bereits ganz und gar von dem Gedanken, daß er der Herr der Welt ſey, erfüllt, ſo daß er (wie der Biſchof Otto anführt) an Kaiſer Johann von Konſtantinopel, im ganzen Ernſt berichtete: „Frankreich und Spanien, England und Dänemark, und alle übrige, an Unſere Herrſchaft angrenzende Reiche ſchicken mit der geziemenden Ehrerbietung und Unterwürfigkeit unaufhörliche Geſandtſchaften an Uns, mit der Verſicherung, wie ſie die Befehle Unſerer Herrſchaft zu vollziehen bereit, und auch zu ſchwören, und Geiſeln zu liefern, erbietig wären.“ In ſolcher Hinſicht ſchmeichelte er den Gelehrten, welche zur Verbreitung ſeiner Hoheitsrechte, und der Grundſätze des altrömiſchen Rechts etwas beitragen konnten, außerordentlich. Er fieng nicht nur an, die hohen Schulen mit glänzenden und einladenden Privilegien zu verſehen, (was ſeine Nachfolger, und, aus ähnlichen Urſachen, die Päbſte viele Jahrhunderte in die Wette fortſetzten) ſondern liebkoſete die perſönliche Eigenliebe der Gelehrten, indem er ſie zu ſeinen Geſellſchaftern machte, ſie zu ſeiner Tafel zog, und ſohin auf die Leuchte, welche Seiner Majeſtät den gewünſchten Glanz verſchaffen ſollte, mit inſtändiger Sorgfalt das erquickendſte Oel goß. Für die Gerechtſame des Reichs wachte er auf alle Weiſe, (1139 verlieh er das Herzogthum Lothringen an den Sohn des verſtorbenen Herzogs Gottfried des Bärtigen, und auch in Burgund zeigte er ſich als Reichsoberhaupt) und überhaupt wurde er von den Gleichzeitigen ſehr wohl geſchildert. Er war ſehr fromm, (wie er dann z. B. an die bei ſeinen Lebzeiten wegen ihrer Frömmigkeit berühmte Hildegarde, Abtiſſinn am Robertsberg bei Bingen, aus Andacht geſchrieben)*) und war dabei eben ſo großmüthig als er perſönlich tapfer war. Dem Herzog Welf, ſeinem erklärten Feind, begegnete er während dem Kreuzzuge, auf eine ſehr edle Art; er nannte ihn immer ſeinen tapfern Kriegsgefährten, und als er ſich mit ihm zu Konſtantinopel befand, und von Zeit zu Zeit Geſchenke vom griechiſchen Kaiſer an Geld und Lebensmitteln erhielt, ſchickte er dem Welf immer einen Theil davon. Er war übrigens nach Konrad I. und Heinrich I. der dritte deutſche König, der die Krönungsreiſen nach der Lombardie und Rom ausgeſetzt, und der erſte, der perſönlich einen Kreuzzug mitgemacht hat.

---

*) S. Hildeg. etc. Epist. lib. Col. MDLXVI. pag. 63.

Seine Gemahlinn Gertrud war eine Tochter des bayeriſchen Grafen Beringer zu Sulzbach, mit welcher er zwei Söhne, a) Heinrich, der 1150, und b) Friedrich von Rotenburg, Herzog zu Franken, der 1167 ſtarb, und eine Tochter Judith, welche an Landgrafen von Thüringen, Ludwig den Eiſernen, vermählt wurde, gezeugt hat.

Schriftſteller.

Aeltere.

Gottfried von Viterbo, geh. Archivar bei Konrad III., Friedrich I. und Heinrich VI.; er ſchrieb unter der Aufſchrift Pantheon eine Art von Univerſalgeſchichte bis 1186; bei Piſtorius T. II. — Ottonis, eines öſterreichiſchen Prinzen, und Biſchofs zu Freiſing, und Halbbruders des K. Konrad III., Chron. ab orbe Condit. usque 1152. libri VIII; dann de gestis Friederici I. Imp. lib. II. ab ann. 1078 — 1156; apud Pithoev. it. apud Vrstis T. I. — Conradi de Lichtenau Abb. Vrsperg. Chron. a Nino Rege Assyr. usque 1229. Aug. Vind. 1515. Bas. 1569. Arg. 1609. — Wilhel. Tyrens. Arch. Hist. Rer. in partibus transmar. gest. a tempore success. Mahumeth usque 1184; apud Jac. Bongars. T. I. — Helmoldi Chron. Slav. ab ann. 804 — 1170. Francof. 1555. Lub. 1659 und 1702; item apud Leibn. T. II. — Chron. Sax. A. C. ad. an. 1188; apud Leibn. — Albert. Stad. Chron. ab O. C. — 1256; in Collect. Boecler. Kulpis et Schilter. —

Monachi Weingart. Chron. de Welfis Princ.; apud Leibn. T. I. it. ejusd. Emendat. etc. T. III.

Neuere.

Arnold Heinr. a Treskow etc. Halae. Magdeb. 1709. 4. — Jo. Dav. Koeler Geneal. Fam. Aug. Stauffens. Altorf 1721, it. 1727. — Mart. Crusii Annal. Suevici. P. I. et II. Francof. 1595. P. III. 1596 etc.

* * *

Friedrich I.

1152 — 1190.

Inhalt. Hauptgeſchäfte des K. Friedrichs: a) die Beſetzung von Bayern, b) die Krönung zu Rom, c) und Bezähmung der Lombarder, und des Roger, Königs in Sicilien. Friedrich, nachdem er das erſte Geſchäft auf die Art beigelegt hatte, daß er im Jahre 1157 die bayeriſche Oſtmark (Oeſterreich) von Bayern trennte, und dieſelbe, nebſt Beilegung einiger bayeriſchen Grafſchaften, zu einem ſelbſtbeſtehenden, herzoglichen Reichsſtaat erhoben, ließ zu Rom vom Pabſt Adrian IV. ſich krönen (1155), und kehrte ſich gegen die Lombarder. Zuſtand derſelben, welcher den K. Friedrich bei ſeinem erſten italieniſchen Zuge 1154 wahrnehmen ließ, daß er, um etwas Nachdrückliches verrichten zu können, mit einer verſtärkten Armee dahin ziehen müſſe. Er unternahm dieſen zweiten Zug 1158, demüthigte die Mailänder und andere Lombarden, und ließ bei Roncaglia das altrömiſche Recht, und die altrömiſchen kaiſerlichen Gerechtſame, vermöge welchen er zum Herrn alles Irdiſchen erklärt wurde, öffentlich verkündigen und feſtſetzen. Abfall der Mailänder, und neuer Krieg. Schreckliches Schickſal und Zerſtörung der Städte Crema und Mailand, worauf K. Friedrich nach Deutſchland zurückgekehrt 1163; aber noch im nämlichen Jahre ſeine dritte, wiewohl dießmal friedliche und kurze Reiſe nach Italien vorzunehmen veranlaßt wurde.

Neue Uneinigkeiten K. Friedrichs mit Pabſt Adrian IV., nach deſſen Hintritt von zwei Partheien zwei Päbſte gewählt wurden, und K. Friedrich im Jahre 1166 den vierten Zug unternahm, um den Pabſt Alexander III., dem er abhold war, aus Rom zu treiben, wo ſeine Armee vor den Mauern der Stadt durch eine ſchreckliche Seuche 1167 faſt aufgerieben, und er ſelbſt heimlich ſich nach Deutſchland zu flüchten genöthiget ward 1168.

Der fünfte italieniſche Zug 1174 war vollends der unglücklichſte. Mailand hatte ſich wieder hergeſtellt, und faſt ganz Italien war, weil den Beſchwerden von K. Friedrich nicht abgeholfen wurde, in einen Bund getreten.

Die meiſten deutſchen Fürſten verſagten dießmal ihren Beiſtand, und der mächtigſte derſelben, Heinrich der Löwe, war nicht zu bewegen, den Zug in Perſon mitzumachen. K. Friedrich verlor im Jahre 1176 eine entſcheidende Schlacht, und wurde genöthigt, mit Pabſt Alexander ſich auszuſöhnen. Beide Herren ſahen ſich zu Venedig im Jahre 1177. Mit den Italienern wurde auf ſechs, und mit dem König von Sicilien auf zehn Jahre ein Stillſtand getroffen.

Während dieſer Zwiſchenzeit wurde der berühmte Herzog von Bayern und Sachſen, Heinrich der Löwe, geſtürzt. Veranlaſſung und Einleitung dieſes Falles, vermöge welchem derſelbe 1179 — 1180 alles, was er vom Reiche beſaß, bis auf ſeine Eigenthümer (Lüneburg und Braunſchweig) verlor, und die deutſche Fürſtenmacht eine neue Geſtalt gewann.

Weitere Verhandlungen mit den Lombarden, mit dem Könige in Sicilien.

K. Friedrich unternahm, um ſeiner Regierung den höchſten Glanz zu geben, einen Kreuzzug, und ertrank bei dem Städtchen Saleph 1190.

Deſſen Charakter, Gemahlinnen, Kinder.

Kaiſer Friedrich war ein Sohn Herzog Friedrichs II. von Schwaben, und der Judith, Tochter Herzog Heinrichs IX., oder des Schwarzen aus Bayern, und war ſeinem Vater, da dieſer im Jahre 1147 ſtarb, als Herzog von Schwaben gefolgt. Er war unter den Kaiſern der erſte dieſes Namens, und wurde von den deutſchen Erzbiſchöfen und Großfürſten den 5. März 1152 zu Frankfurt (in welcher Stadt dießmal die erſte Wahl war) einmüthig vorgewählt, und von den übrigen deutſchen Fürſten einmüthig anerkannt, und einige Tage nachher zu Aachen vom Erzbiſchofe Arnold von Köln gekrönt. Dieſe ſchnelle Beförderung hatte er nicht ſo faſt dem Umſtand, daß ihn K. Konrad noch vor ſeinem Hintritte den Fürſten empfohlen hatte, ſondern vielmehr ſich ſelbſt zu danken. Er hatte ſich während dem Kreuzzug, auf welchem er den K. Konrad begleitete, durch kühne und raſche Thaten, durch eine entſchloſſene und ausdauernde Verachtung aller Gefahren und Mühſeligkeiten, und eine edle Eiferſucht auf den Ruhm des deutſchen Namens ausgezeichnet, und (was ſich vollends, wenn es zumal mit der Tapferkeit verbunden iſt, eine unumſchränkte Achtung und Liebe aller Menſchen gewinnt) durch manche ſchöne Probe von Mäßigung und Großmuth das Zutrauen der Fürſten erworben. Die Natur hatte ihn mit Gaben und Anlagen für einen der erſten Fürſten der Welt verſehen, deren erhabene und einſame Größe er erreicht haben würde, wenn von früher Jugend an ſeine Begriffe und Vorſtellungen mehr in der Schule des Nachdenkens, und der ſtillen Weisheit, als in der Schule des Krieges und des Hofes geartet und gebildet worden wären. Was er als höchſt wichtig, und als als höchſt preiswürdig rühmen gehört, und wonach er ſeinen Vetter, K. Konrad III., mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte trachten geſehen, und worin er demnach ſelbſt das Ziel ſeines Ruhmes zu ſetzen ſich gewöhnet hat, konnte ihm zwar einen feſten, unerſchütterlichen Charakter, einen hohen Begriff von der Wichtigkeit ſeiner Perſon, und der Majeſtät ſeiner Würde, aber nicht die Erhabenheit, ſich über die Hofgrundſätze der vorigen Kaiſer in Rückſicht auf mißverſtandene Größe, noch weniger die heroiſche Kraft verſchaffen, ſeine Würde vielmehr zur innern Aufnahme von Deutſchland, von welchem dieſe Würde ausgieng, als (nach der Art der gemeinſten Fürſten) zur Vergrößerung ſeines Hauſes zu benutzen, und ſeinem Ehrgeiz, und ſeiner Thätigkeit eine weiſe Nahrung und Beſchäftigung zu geben. Er war jetzt einunddreißig Jahre alt, und ſah die Hoffnungen von ganz Deutſchland auf ſich gerichtet, als er mit einer edeln Kühnheit den Thron beſtieg.

Unmittelbar nach der Krönung äußerte er einen höchſt auffallenden Zug ſeiner Gemüthsart, aus welchem die Fürſten wahrnehmen mußten, daß ſie ſich in ſeiner Perſon entweder gänzlich geirrt, oder ihre Hoffnungen auf die vortrefflichſte Art angelegt hätten. Als er nämlich zur Kirche herausgieng, warf ſich ihm einer ſeiner ehemaligen Hofdiener, den er wegen ſchweren Vergehungen ſeines Amtes entſetzt hatte, zu Füßen. Dieſer Unglückliche machte ſich Hoffnung, daß an dem Tage, an welchem alle Herzen aufgeheitert, ſohin zur Verſöhnung erweicht wären, auch über ihn ein Strahl von Huld und Gnade ſich ausgießen würde. Alle anweſenden Fürſten baten für ihn, aus gleicher Hoffnung, um Gnade; aber weder dieſe vereinigten Bitten, noch das übergroße Glück dieſes Tages, noch das Jubelfeſt, das ihn erwartete, konnten den neuen König von ſeinem ehemaligen Urtheile abbringen. Er blieb unbeugſam, und ſagte nach einem kurzen Stillſchweigen, indem er bei dem Manne, der vor ihm mit voller Zerknirſchung im Staube lag, vorüber gieng: „Ich habe dich nicht aus Haß, ſondern aus deinem Verſchulden verſtoßen.“ Dieſe Standhaftigkeit ſetzte viele Anweſende in Verwunderung, ſagt Otto von Freiſing, ohne jedoch derjenigen zu erwähnen, welche ſie zuverläſſig in eine große Beſtürzung verſetzt hat.

Friedrich I. unterzog ſich den Angelegenheiten, welche ihm theils das Syſtem der vorigen Kaiſer, theils ſein unmittelbarer Vorfahrer hinterlaſſen hatte, unverzüglich, und mit einer Geſchicklichkeit, bei welcher man ſogleich wahrnahm, daß er über ihre Ausführung nicht erſt eben jetzt nachgedacht hatte. Dieſe Geſchäfte von erſter Wichtigkeit beſtanden für ihn darin, daß er ſich in Italien, dann in Rom krönen laſſen, dann bei den Römern ſowohl, als in Sicilien, und überhaupt in Italien, die Ruhe und Ordnung herſtellen, und daß er die höchſt traurigen Uneinigkeiten, welche wegen der Beſetzung des Herzogthums Bayern zwiſchen Heinrich dem Löwen, und Heinrich Jaſomirgott, Markgrafen von Oeſterreich, entſtanden waren, beilegen ſollte. Dieſes letztere lag den Fürſten von Deutſchland vor allen Dingen am Herzen, ſo wie es bei weitem das Dringendſte, und ehe es abgethan wäre, an andere Unternehmungen, bei denen ſich Friedrich aus Deutſchland entfernen mußte, ſchwerlich zu denken war. Dieſes Geſchäft war auch mit keinen gemeinen Schwierigkeiten verbunden, und eine gütliche und friedliche Entwicklung ſchien ein Meiſterſtück von Ueberlegung und Klugheit zu ſeyn. Friedrich hatte es hier mit zwei Prinzen, welche ihm, als ſeine nächſten Vetter, gleich achtungswerth, und welche dabei noch zur Zeit durchaus nichts von einiger Aufopferung hören wollten, zu thun; und unter dieſen Prinzen Heinrich, genannt der Löwe, deſſen Namen allen gleichzeitigen Fürſten höchſt ehrwürdig, und zumal ſeinen Widerſachern ſchrecklich war! Wir haben Heinrich den Löwen bereits in dem Leben Konrads III. mit einer Würde und Entſchloſſenheit, welche eine ganze Reichsverſammlung mit Kummer erfüllte, auftreten geſehen. Heinrich gehörte unter diejenigen Menſchen, welche in ihrer früheſten Jugend mit ſchweren Widerwärtigkeiten geprüft, und (falls ihre Kräfte nicht beſtehen) für ihre übrige Lebenszeit entweder gleichſam zernichtet, oder im Gegentheil zu einer unüberwindlichen Seelengröße geſtärket werden. Sein Vater wurde ihm frühzeitig entriſſen, und ſeine Mutter wider ihn verleitet. Ihm ſtand Niemand zur Seite, der ſtatt ſeiner denken, unternehmen, ausführen konnte, ſondern er mußte, wenn er wieder mehr, als er war, werden ſollte, alles durch ſich ſelbſt werden. Unglücksfälle waren ſeine Lehrmeiſter, und Erfahrungen der traurigſten Art ſeine Begleiter und Freunde; beide riefen früh alle ſeine geiſtigen und körperlichen Fädigkeiten auf, ſich anzuſtrengen und zu entwickeln, und gaben ihm jenes Gepräge eigener Selbſtſtändigkeit, jene Kraft im Blicken und Kommen, welche jedes andern Menſchen Kraft geringer macht, und alles Geringere, wenn es ſich erheben will, niederbeugt. Schon hatte er im J. 1151 ſein Recht auf Bayern mit dem Schwerte in der Hand geſucht, und ſeine bloße Gegenwart hatte auch mäßigen Heeren ein furchtbares Anſehen verſchafft. Als ihn K. Konrad damals in Schwaben eingeſchloſſen, und ſich ſeiner Perſon beinahe ſchon bemächtigt zu haben wähnte, und mit einer zweiten Armee wider Braunſchweig ſich gewendet hatte, fand der junge Prinz Mittel und Wege, durch die Mitte der Feinde mit drei ſeiner Vertrauten dem Konrad zuvor, und nach Braunſchweig zu kommen, mit deſſen edeln Bürgern er dem erſtaunten Konrad entgegen kam, der ſich mit Beſtürzung nach Goslar zurück zog. Nach der damaligen Gewohnheit, die Eigenſchaften großer Leute mit einem Sinnbild zu bezeichnen, wurde ihm allgemein ein Beinamen geſchöpft, der ſeinem ſiegenden Weſen ganz eigenthümlich zukam, man nannte ihn Heinrich den Löwen. So kannte Kaiſer Friedrich I. den Mann, dem er nicht ausweichen, und den er nicht geradezu befriedigen konnte, ohne ſeinen einen Vetter, den Heinrich Jaſomirgott, auf das empfindlichſte zu kränken; aber ſo groß auch die Schwierigkeit war, oder es zu ſeyn ſchien, ſo machte dieß den Kaiſer Friedrich I. über die Maßregeln, an welche er ſich zu halten hätte, eben nicht verlegen. Es gehörte von jeher unter die erſten Regeln der Hofkünſte, unangenehme Sachen durch andere eröffnen, oder thun zu laſſen, und ſich dabei den Schein zu geben, als könnte man nicht umhin, dem Gange der Dinge (den man ein anderesmal nach Gefallen ändert) ſich zu unterwerfen, und den Geſetzen der Nothwendigkeit, oder höchſten Billigkeit Gehör zu geben. Auf dieſe Kunſt, ſo wie auf die Geſchicklichkeit, die Sachen ſo einzuleiten, daß es ſchien, als wenn alles durch die freieſte Wahl und Erkenntniß vieler anderer geſchähe, indeſſen dieſe, ohne es wahrzunehmen, durch eine dritte Hand aufgefordert, und nach Willkühr geleitet wurden, verſtand ſich Friedrich I. vortrefflich. Er ließ alles, was er ohne eine außerordentliche Unterſtützung der Reichsfürſten nicht ausführen zu können glaubte, durch die Reichsfürſten ſchließen, verſicherte ſie, „bei ihnen wäre die Macht, bei ihm nur die Majeſtät; er wäre nur der höchſte Verwalter, bei ihnen aber das höchſte Anſehen,“ *) und gab Dingen, die unmittelbar zur Vergrößerung und Verherrlichung ſeines Hauſes abzielten, den Schein, als zielten ſie allein zur Demüthigung der Reichsfeinde, und zur Ehre des Reiches ab. Noch im J. 1152 ſchrieb er, um die Beſetzung von Bayern von den Reichsfürſten entſcheiden zu laſſen, auf den 8. October einen Reichstag nach Würzburg, und als Heinrich Jaſomirgott nicht erſchien, auf das folgende Jahr um Pfingſten einen andern nach Worms aus, der nicht weniger fruchtlos ablief. Er äußerte nunmehr vielen Kummer, als er die Abſicht des Heinrich Jaſomirgott merkte, welcher die Sache verzögern und einen günſtigern Zeitpunkt abwarten wollte, verlor aber nichts weniger, als ſeine Geduld, ſondern nachdem er, nach dem vergeblichen Reichstag zu Worms, auf den November einen Landtag zu einer Unterhandlung nach Regensburg, und dann auf den December einen Reichstag nach Speier immer fruchtlos angeſetzt hatte, beſchied er die Fürſten 1154 auf einen Reichstag im Juni nach Goslar. Hier ward endlich die Langmuth der Reichsfürſten dergeſtalt erſchöpft, daß ſie die alte Ausrede des Heinrich Jaſomirgott, als hätte

---

*) Radev III. 27.

man ihn nicht rechtmäßig vorgeladen, verwarſen, und das Herzogamt von Bayern ſogleich Heinrich dem Löwen zuſprachen. Dieß war alles; was Heinrich der Löwe, der ſogleich den Titel eines Herzogs von Bayern, nebſt dem von Sachſen, führte, jetzt verlangte, aber noch lange nicht alles, was ihm den ungeſtörten Beſitz des bayeriſchen Herzogthums zuſichern konnte. Er fand die Sachen nach Verlauf eines Jahres, wo er von dem Römerzug, auf dem er den K. Friedrich begleitet hatte, zurück kam, eben ſo unvollendet, als er ſie verlaſſen hatte, und den Heinrich Jaſomirgott eben ſo ungeneigt, den Beſitz des Landes ihm einzuräumen. Dieſer war nicht zu bewegen, das Urtheil von Goßlar anzuerkennen, und weigerte ſich noch, nachdem Heinrich der Löwe auf einem neuen Reichstage zu Regensburg den 15. Oct. 1155 wirklich mit Bayern belehnt, ihm auch von den Ständen des Landes gehuldiget worden war, ſeine Forderungen aufzugeben, ſo daß Heinrich der Löwe, als er von der Hauptſtadt Regensburg Beſitz nahm, ſich veranlaßt ſah, außer dem Huldigungseid auch Geiſeln, als ein Unterpfand der Treue und Sicherheit zu fordern. Wenn man bei einer Widerſetzlichkeit, bei der es Heinrich Jaſomirgott auf das Aeußerſte kommen ließ, muthmaßen dürfte, daß es wohl vielleicht ein ſtillſchweigender Wunſch des K. Friedrich geweſen ſey, es dahin kommen zu laſſen, um ſodann den Fürſten die Art der Vermittlung, mit welcher er am Ende alles beilegte, deſto weniger auffallend zu machen, ſo möchte es eben ſo ungereimt nicht ſeyn, eine ſolche Muthmaßung zu rechtfertigen. K. Friedrich I., ſagt der Biſchof Otto, reiſte in der Abſicht, das Pfingſtfeſt in ungeſtörter Ruhe zu feiern, 1156 vom Rhein herauf zum Pfalzgrafen Otto VI. nach Kelheim, und kam den dritten Feiertag in die Gegend von Regensburg, wo ihm Heinrich Jaſomirgott (man kann denken, ob dieß durch einen bloßen Zufall ſich zutrug) begegnete. Die Unterredung war ruhig, und endete ſich zum vollkommenen Vergnügen beider Theile; ja, Friedrich verſicherte, er zähle dieſen Tag unter die glücklichſten ſeines Lebens, ohne ſich weiter über den Gegenſtand, der ihn ſo glücklich machte, zu äußern. Dazu beſtimmte er den achten September. An dieſem Tage erſchien er zwei Meilen von Regensburg, unter einem offenen Gezelt mit einer ausgeſuchten Feierlichkeit, mit der er ſo gerne erſchienen, indem er durch die Erfahrung belehrt wurde, daß ſie Ehrfurcht einflöße, und mißlichen oder kleinfügigen Sachen oft einen unwiderſtehlichen Nachdruck gebe. Er war von Fürſten und Biſchöfen umgeben, hatte ſich die beiden Heinriche zur Seite geſtellt, und winkte nunmehr dem Herzog Ladislaus IV. von Böhmen, ſeinen Ausſpruch, der bis dahin ein Geheimniß geblieben war, kund zu thun. Heinrich der Löwe ſollte aus den Händen des K. Friedrich ſieben Fahnen, als die Belehnungszeichen der bayeriſchen Staaten, (denn Königreiche wurden mit dem Schwerte, Reichsprovinzen aber mit Fahnen vergeben) erhalten, zwei Fahnen aber, welche die unterennſiſche öſtliche Markgrafſchaft des bayeriſchen Reiches, oder Oeſterreich, nebſt dem Lande ober dem Ennsfluß bis Roſenſala (bei Paßau) anzeigten, an Heinrich Jaſomirgott zurückgeben, ſo, daß die öſterreichiſche Markgrafſchaft, welche bis dahin von Bayern zu Lehen gegangen, und von dieſem abhängig geweſen iſt, in Zukunft von aller Gerichtsbarkeit des Herzogs von Bayern befreit, daß alle Rechte, und alle jene Lehen, welche ehemals der Markgraf Leopold vom Herzog von Bayern inne gehabt hatte, aufhören, vielmehr das neue Oeſterreich ein ſelbſtſtändiges reichsunmittelbares Land ſeyn, und deſſen richterliche Gewalt bis Roſenſala (bei Paßau) ſich erſtrecken ſollte.″ *) Kein

---

*) Otto Fris. it. de S. Blas. it. Chron. August. apud Scheid.

Fürſt wußte, wie weit die andern Fürſten mit dieſer Erklärung bereits bekannt, oder mit derſelben verſtanden waren, und keiner widerſprach. Einige Tage nachher, nämlich den 15. Sept. wurden die Fürſten neuerdings zuſammenberufen, und denſelben ein neuer Ausſpruch des Kaiſers Friedrich, vermöge welchem die, dem Heinrich Jaſomirgott jüngſt als ſebſtſtändig übergebenen Ländereien. von nun an ein Herzogthum ſeyn ſollten, kund gethan. Auch hierüber beruhigten ſich nicht nur, ſondern freuten ſich die Fürſten; Niemand aber freute ſich mehr und feſtlicher als K. Friedrich, welcher durch dieſe perſönlich entworfenen, und glücklich durchgeſetzten Ausſprüche, nicht nur einen, ihm höchſt läſtigen Streithandel beigelegt, ſondern dabei in dem Herzoge von Oeſterreich einen neuen mächtigen Bundesgenoſſen auf alle Fälle wider Bayern ſich erworben, und das Anſehen und die Macht der Herzoge von Bayern, damit, wie Heinrich Stero ſagt *), ihr Stolz künftig deſto weniger gegen das Reich ſich erheben könnte, durch eine Schmälerung, welche denſelben nicht ganz gleichgültig ſeyn konnte, geſchwächt hat.

---

*) Ad ann. 1156. p. 230.

So erwünſcht übrigens dem K. Friedrich die Beilegung dieſer Sache war, ſo waren ihm doch die Angelegenheiten, welche ihn nach Italien riefen, nicht weniger wichtig, und er hatte bereits im Jahre 1152 ſeinen Römerzug beſchloſſen, und im Jahre 1154 höchſt merkwürdige Dinge in Rom ſowohl, als in Italien überhaupt, verrichtet, oder vielmehr die Vorſpiele zu jenen gräßlichen Auftritten, welche die Hauptgegenſtände ſeiner ganzen Regierung wurden, eröffnet. Was den römiſchen Hof betrifft, ſo haben ſich in den Lebensgeſchichten der vorgehenden Kaiſer die Begebenheiten und Veranlaſſungen gezeigt, welche demſelben (ſo wie der Prieſterſchaft überhaupt) durch allmählige Schritte und Zuſätze eine weltliche Macht, und, unter geiſtlichen Namen, ein herrſchendes Anſehen über zeitliche Dinge der Gläubigen erworben, und ungeheuere Grundſätze dieſer Art, welche zu bezweifeln Niemand Kenntniſſe oder Muth genug hatte, allgemein befeſtiget haben. Gleichwie dieſe Erſcheinungen, welche die Kirche Gottes ſo unſäglich beunruhiget, und Chriſten und Heiden ſo ſchrecklich geärgert haben, in der Natur des Menſchen, welcher ſo gerne durch die Macht und Herrſchaft ſich blenden läßt, ſie für das höchſte Ziel ſeines Daſeyns zu halten, gegründet, ſohin als wirklich geſchehene Sachen höchſt lehrreich ſind, ſo ſind ſie um ſo weniger in ein tiefes Stillſchweigen zu verhüllen, als eine gänzliche Zurückhaltung dieſer Thatſachen höchſt mißverſtanden, und überhaupt eben ſo vergeblich, als auch vielleicht mehr bedenklich ſeyn würde, indem der Entſchluß des Einzelnen, aus Ehrfurcht die Augen zu ſchlieſſen, den andern nicht hindert, dieſelben mit voller Wißbegierde zu öffnen. Nachdem damals der Pabſt über alle Herrſchaft der Erde geſtellt zu ſeyn glaubte, und die Behauptung dieſer Hoheit wohl für eine ſeiner Hauptpflichten hielt, ſo war man am römiſchen Hofe auf jede Gelegenheit eiferſüchtig, dieſe Erhabenheit über alles Irdiſche zu behaupten, und die Zeichen von Unterwürfigkeit, wodurch jene angezeigt und beſtätiget werden ſollte, mit unnachſichtiger Strenge zu fordern. Die Kaiſer thaten eben darum auch ihrer Seits keinen ferneren Schritt, ohne deſſen Folgen wohl zu überlegen, und wachten ſorgfältigſt, den Reſt der Rechte, der ihnen in geiſtlichen Dingen, wo dieſe mit weltlichen verbunden waren, geblieben iſt, feſt zu halten, und wo möglich, wieder einige Schritte voraus zu thun. Als im J. 1152 der Erzbiſchof Friedrich von Magdeburg mit Tod abgieng, und die darauf folgende Wahl zum Theil für den Probſt, zum Theil für den Dechant ausfiel, erinnerte ſich

K. Friedrich I. des Concordats zwiſchen Pabſt Calixt II. und Kaiſer Heinrich V., woraus er für ſich große Vorrechte erkünſteln wollte, und leitete die Sache dahin ein, daß ſich die Parthei des Dechants für den Biſchof Wichmann von Zeiz, einen geſchickten Mann, erklärte. Dieſen belehnte er ſogleich mit den weltlichen Beſitzungen, und ungeachtet dieſer Schritt den Pabſt Eugen, hauptſächlich aus der Urſache, weil Wichmann ſchon ein Bisthum hatte, nicht wenig verdroß, wie er ſich dann darüber in einem Circularſchreiben an die deutſchen Biſchöfe bitterlich beklagte, ſo ließ K. Friedrich ſich doch nicht nur von dem, was er für den Wichmann gethan, nicht abbringen, ſondern verbot den päbſtlichen Legaten, welche eben in Deutſchland anweſend waren, ſich in die Sache zu miſchen, ja einem andern Legaten, dem Cardinal Gerard, welchen Pabſt Anaſtaſius (des Eugens Nachfolger) eigens in ſolcher Abſicht nach Magdeburg abgeſchickt hatte, bezeigte er ſeinen lebhaften Unwillen über ſeinen Auftrag, und indem er ihm befahl, ſich unverzüglich fortzubegeben, ſchickte er vielmehr ſeinen Wichmann um die päbſtliche Beſtätigung nach Rom, bei welcher Kühnheit man allenthalben äußerſt begierig der Entſchließung des Pabſtes entgegen ſah. Anaſtaſius ertheilte dem Wichmann ohne Verzögerung das erzbiſchöfliche Pallium, wobei er, wie man meinte, entweder bei einer fernern Widerſetzlichkeit keinen weſentlichen Nutzen ſah, oder den Kaiſer Friedrich für wichtigere Dinge ſich zu gewinnen trachtete, und eine kluge Rückſicht auf die Umſtände der Stadt Rom nahm; allein bei der erſten Zuſammenkunft des K. Friedrichs mit einem Pabſt (es war Adrian IV.) wurde Friedrich ſogleich überzeugt, daß man am päbſtlichen Hofe auch ſogar auf die geringfügigſten Dinge des Ceremoniels ſtreng zu halten entſchloſſen ſey. Dieſe Zuſammenkunft geſchah im Jahre 1155, nachdem Friedrich eben in Pavia gekrönt worden, und nach Rom zu rücken geſinnt war, im Lager bei Viterbo. Pabſt Hadrian IV. hatte von K. Friedrich I. bei der Errichtung der Bedingniſſe, welche jeder Krönung zu Rom vorher zu gehen pflegten, alles, was er wünſchen, und für ihn tröſtlich ſeyn konnte (ſogar der Arnold von Breſcia in Italien wurde ausgeliefert, und dann lebendig verbrannt) erhalten, hatte ſohin mehr als eine Urſache, deſſelben in allen Dingen, die ihn kränken konnten, zu ſchonen. Als er im Lager ankam, trat ihm K. Friedrich I. mit aller erſinnlichen Ehrerbietigkeit entgegen, und wußte nicht, wie er es nehmen ſollte, als er im nämlichen Augenblicke einige Kardinäle die größte Beſtürzung äußern, andere eilfertig die Flucht nehmen ſah. Er fiel dem Pabſt zu Füßen, und küßte ſie, und wollte ſich hierauf ihm nähern, ihm den Friedenskuß zu geben. Dieſer weigerte ſich, den Friedenskuß anzunehmen, und erklärte ihm die Sache, indem er ihm ſagte: „daß, weil er ihm die gewöhnliche und ſchuldige Ehre, welche ſeine Vorfahrer, die rechtglaubigen Kaiſer, ſeinen Vorfahren, den römiſchen Päbſten aus Ehrerbietigkeit gegen die Apoſtel, Petrus und Paulus, erzeigt haben, nicht bezeigte, ſo werde er ihn bis zur gänzlichen Genugthuung nicht zum Friedenskuſſe laſſen.“ Die Ehre, welche K. Friedrich I. ihm zu erweiſen verſäumt hatte, betraf das Steigbügelhalten. K. Friedrich entſchuldigte ſich mit großer Beſtürzung, und erwiederte in einem halb ſcherzhaften, mit Aerger vermiſchten Tone: „Im Steigbügelhalten bin ich wahrlich ganz ungeübt,“ ließ ſich aber bald darauf dieſe Ceremonie, nachdem ihn die Seinigen erinnerten, daß Kaiſer Lothar ſie ſich hätte gefallen laſſen, auch gefallen.

Die Anweſenheit des Kaiſers Friedrich zu Rom lief deſto unruhiger ab. Im Lager zu Viterbo hatte Friedrich ebenfalls von den Römern eine Geſandtſchaft erhalten, welche ihm eben dieſelben Anträge machte, welche ſeinem Vorfahrer gemacht worden ſind. Da ihre Sprache nicht weniger wie damals unverſchämt und höchſt ungereimt war, (denn ſie ſprachen ganz im Tone altrömiſcher Konſuln, nannten Rom ihre Stadt u. dgl.) ſo fertigte ſie Kaiſer Friedrich ab, wie ſie es verdienten, mit Verachtung, indem er ihnen unter anderm zugleich ſagte, daß das Reich der Römer nunmehr das Eigenthum der Franken, er wollte ſagen, der Deutſchen, ſey. Weil er ſich zu den Römern nichts Gutes verſah, ſo befahl er, daß tauſend ausgeſuchte Reiter voranrücken, die leoniniſche Stadt beſetzen, und zumal die Peterskirche wohl bewachen ſollten. Dieſe Vorſicht blieb nicht ohne guten Erfolg. Die Krönung gieng den 18. Juli 1155 vor ſich, und Kaiſer Friedrich hatte ſich zu den Seinigen in das Lager, welches außer der Stadt war, begeben, als plötzlich ein Lärmen, und mit dieſem die Nachricht ankam, daß die Römer einen Ausfall gewagt, und alle Deutſche, welche ſie auf dem Petersplatze antrafen, ermordet hätten. Das deutſche Heer rückte alſo aus, ſie zu züchtigen, und das Gefecht dauerte bis in die Nacht. Von den Römern wurden bei tauſend Mann theils zuſammengehauen, theils in die Tiber geſtürzt, zweihundert gefangen, und unzählige verwundet. Von den Deutſchen wurde nur Ein Mann (ſelbſt Otto von Freiſing, der dieß erzählt, verwundert ſich über ſeine eigene Nachricht) getödtet, und Einer gefangen. So lief die erſte Zuſammenkunft mit dem Pabſte und mit den Römern ab, wo übrigens der blutige Vorfall nur eine Kleinigkeit gegen andere mörderiſche Auftritte war, mit welchen K. Friedrich dieſen ſeinen Römerzug den Italienern überhaupt ſchrecklich gemacht hat. Es iſt im Leben des Kaiſers Otto I. vorgekommen, mit welchem Grund die deutſchen Könige einigen Anſpruch auf die Beherrſchung von Italien hervorſuchten, oder erlangten, auch iſt, im Verfolg, mehr als Einmal, angemerkt worden, wie ſchwer ſich dadurch die deutſchen Könige ihre Regierung machten, und welche Nachtheile ſich daraus für Deutſchland ergaben. Die deutſchen Fürſten, ungeachtet ihnen die Züge nach Italien unter anderm auch Gelegenheit gaben, ihre Reichsunmittelbarkeit hervorzuſuchen, und zu befeſtigen, hatten ſich gegen die Laſt dieſer Züge längſt laut genug geäußert, und ſelbſt die Könige mußten das Ungeheuere derſelben nothwendig fühlen. Allein man hat überhaupt in der Welt kaum ein Beiſpiel, (es müßte denn unter ganz unkultivirten Nationen zu finden ſeyn) daß ein Monarch ſeiner Herrſchaft aus dem Grunde, weil ſie zu weitläufig war, um friedſam und gut ſeyn zu können, entſagt, und allein auf den Anbau des Landes, wo er zu Hauſe war, ſich eingeſchränkt hätte, und dieſe Weisheit, die nie gelehrt oder empfohlen werden iſt, fand ſich zu einer Zeit nicht einmal als Ahnung ein, in welcher ſich die Kaiſer durchaus das Anſehen gaben, Herren der Welt zu ſeyn. Indeſſen nahmen die Schwierigkeiten, die Herrſchaft über Italien zu behaupten, mit jedem Menſchenalter zu, ſo wie mit jedem der innere Wohlſtand und das Selbſtgefühl deſſelben zugenommen hatte. Die Siege in Italien waren zwar für die Deutſchen nichts weniger als ſchwer, aber auch nichts weniger als verfänglich und dauerhaft. Der Fortſchritt der italieniſchen Länder hatte, in Rückſicht ihrer einzelnen Verfaſſungen, eine ſehr unglückliche, aber bei ſolchen Umſtänden ganz natürliche Wendung genommen. Kaiſer Otto I. fürchtete die großen und mächtigen Geſchlechter, und begünſtigte die Städte, denen er die Freiheit, ſich ſelbſt ihre Obrigkeit zu wählen, und Einrichtungen zu geben, vollkommen überließ. Hier waren Leute von gemeiner bürgerlicher Abkunft, welche ſich ihren Unterhalt durch perſönlichen Fleiß und eigenes Nachdenken erwerben mußten. Dieß thaten ſie auch, wie Otto von Freiſing, der ihnen im Uebrigen durchaus nicht das Wort ſpricht, bekennet, mit ſo vieler Inſtändigkeit und Anſtrengung, daß ſie in kurzer Zeit gewerbiger, volkreicher und bemittelter wurden, als alle damals bekannten Städte der Welt. Dieſe Zunahme an Volk und Wohlhabenheit zog verſchiedene Folgen nach ſich, welche aus der Sache, wie Früchte aus Blüthen, hervorgiengen. Sie wollten als Leute, die ihre eigenen Kräfte fühlten, keinen ferneren Zwang oder gebieteriſchen Einfluß der hochadeligen Geſchlechter dulden, welche außer den Städten bloß von ihren Renten lebten, und die Handlung gewöhnlich beunruhigten. Sie nöthigten dieſelben, ſich zu Bürgern aufnehmen, oder vollends in ihren Städten ſich nieder zu laſſen, wo ihnen keine Vorzüge wegen ihrer Geburt, noch ſonſt durchaus keine andere Vorrechte, als welche ihnen ihre perſönlichen Vorzüge gaben, eingeräumt wurden, ſo, daß zur Zeit Kaiſers Friedrich I. in Oberitalien das einzige Geſchlecht der Markgrafen von Montferrat in ſeiner Unabhängigkeit von der Herrſchaft der Städte noch übrig war. Alle Bürger hatten ſich bewaffnet, und hatten ſich, was den genannten Otto von Freiſing ſo gewaltig ärgerte, alle jene kriegeriſchen Ehrenſtellen und Würden mitgetheilt, welche ehevor nur den Rittern, und dem alten Adel eigen zu ſeyn pflegten. Selbſt die Vögte, welche die Kaiſer daſelbſt ernannten und hielten, beſaßen nur einen Schatten von Oberherrſchaft, und konnten von jenen, welche ſich natürlicher Weiſe wieder entfernen mußten, nicht mit Nachdruck in ihrem Anſehen geſchützt werden. Man ſollte bei dieſer Beſchaffenheit der Städte, welche faſt alle befeſtiget waren, glauben, daß es denſelben leicht geworden ſeyn müßte, ſich von der Herrſchaft der Kaiſer vollkommen los zu machen; aber dieß war ſo wenig die Folge, daß vielmehr in der erſten Entſtehung dieſer Freiheit der Keim zur höchſten Schwäche, und zur Ausrottung aller Freiheit vorhanden lag. Die Städte hatten nämlich unter ſich keine verabredete, geſetzmäßige Verbindung. Jede hatte ihre eigenen Verfaſſungen, ihre eigenen Grundſätze, und bürgerlichen und kaufmänniſchen Vortheile und Abſichten, und jede betrachtete ſich als den Mittelpunkt, nach welchem alle Benachbarten ſich richten und ſehen ſollten. Dieſer Umſtand veranlaßte (außer dem ſchon natürlichen Hang des Menſchen, der, ſobald er ſich mächtig fühlt, auch ſich ſtets zur Unterjochung und Beherrſchung alles Lebens geneigt fühlt) bei einer jeden die heiße Begierde, unter andern hervorzuragen, denſelben ihren Ton zu geben, und ſie ſo bald möglich zu unterjochen. Wie anfangs die Arbeit, die Gewerbigkeit und Handlung das Ziel ihrer Beſchäftigung war, ſo wurde nunmehr dieſe Beſchäftigung bloß das Mittel, und die leidenſchaftliche Gierigkeit nach Herrſchaft wurde das

Ziel. Beſaß eine benachbarte Stadt irgend einen Vorzug, oder (war es auch durch Glück und Lage) irgend einen größern Vortheil, ſo war dieß in den Augen einer andern bereits eine Art von Beleidigung, und eine Befugniß, dieſelbe anzufeinden, und ihren Untergang anzulegen. Eine große Stadt haßte und verfolgte die andere, und die kleinern Städte fürchteten und verwünſchten alle. Dieſer ſchnaubende, wechſelweiſe Groll zerſtörte in ihren Seelen alles menſchliche Urweſen, alles Gefühl für Mäßigung und Menſchlichkeit, und ſie tobten und brüllten um Rache wechſelweiſe, und verlangten nicht ihre Demüthigung, oder Züchtigung, ſondern ihre Vernichtung. Wenn Beiſpiele dieſer gräßlichen Verunſtaltung der menſchlichen Natur übrigens nicht neu noch unerhört ſind, und leider ſind ſie das nicht, ſo gereicht dieß noch dem hiebei unbefangenen Menſchen zur Ehre, daß er (ſobald die Wiſſenſchaft der Geſchichte ihm fehlt) nicht umhin kann, ſie mit Entſetzen zu betrachten, und ſie nicht nur für ganz unerhört, ſondern für ganz neu und einzig zu halten.

Die Feindſeligkeiten und Verbindungen einzelner Städte wider einander, und zugleich ihre gemeinſchaftlichen Wünſche, alle deutſche Herrſchaft von ſich entfernen zu können, waren eben auf das Höchſte geſtiegen, als Kaiſer

Friedrich I. im Jahre 1154, nachdem er im October auf dem Lechfelde die Reichsarmee verſammelt hatte, ſeinen Römerzug über Brixen und Trient begonnen, und im November die roncaliſchen Ebenen, zwiſchen Cremona und Placenz, erreicht hatte. Hier verklagten ſich die Häupter der Städte wechſelweiſe auf das Bitterſte, und manche konnten ſich auch jetzt nicht enthalten, den Verdacht zu vermehren, welchen man wider ſie geſchöpft hatte. Die Mailänder, welche unter den italieniſchen Städten eine der vornehmſten Rollen ſpielten, ſchickten ihre Bürgermeiſter als Wegweiſer, welche aber das Heer gerade durch ſolche Gegenden führten, wo dieſes weder Lebensmittel noch einige Bequemlichkeit zum Fortmarſche antraf, und dabei eine Summe Geld anboten, wenn man die Ortſchaften, welche ſie aus Haß vor einiger Zeit zerſtöret hatten, nicht in Schutz nehmen wollte. Beides verdroß den K. Friedrich außerordentlich, ſo, daß er gerade in ihre fruchtreichſten Gegenden rückte, und einige Feſtungswerke und Schlöſſer, welche ſie gegen benachbarte Städte errichtet hatten, zerſtörte. Im Anfange des Jahres 1155 plünderte und zerſtörte er die Stadt Caira und Aſti, und das nämliche widerfuhr der volkreichen Stadt Tortona, welche ſich aus einer eiteln Zuverſicht auf ihre Kräfte zur Gegenwehr entſchloſſen hatte. Nachdem er hierauf, am Sonntag Jubilate, den 17. April, zu Pavia die lombardiſche Krone, und zu Rom die kaiſerliche empfangen, zerſtörte er die Stadt Spoleto, welche ſich an einem kaiſerlichen Geſandten vergriffen hatte, und kehrte dann, theils weil ſich bei dem deutſchen Heere wegen der ungewohnten Hitze bereits eine heftige Seuche geäußert, theils weil die Dienſtzeit der deutſchen Fürſten geendet war, über Ancona (wo verſchiedene Deutſche einen andern Weg nahmen) und Verona nach Deutſchland zurück, ohne dießmal wegen Sicilien das Geringſte unternommen, oder die Stadt Mailand gezüchtigt, oder ſonſt ſein Anſehen und ſeine Sicherheit (noch bei Verona hätte ihn ein veroneniſcher Edelmann in den Bernerklauſen mit ſeinem Heere beinahe aufgerieben) auf irgend eine nachdrückliche Weiſe befeſtiget zu haben.

K. Friedrich kam demnach dießmal aus Italien aus keiner andern Abſicht zurück, als um in Deutſchland ſeine Macht verſtärken, und mit verdoppeltem Anſehen wieder dahin zurückkehren zu können. Sogleich im Jahre 1156 mußten die deutſchen Fürſten auf einem Reichstag zu Nürnberg den neuen Zug beſchwören, und die Zurüſtungen zu demſelben wurden um ſo inſtändiger betrieben, als die Mailänder den Zorn des Kaiſers durch verſchiedene neue Unternehmungen (ſie hatten z. B. die Stadt Tortona wieder erbaut) gereizt, und dabei eine dergeſtalt anſehnliche Macht (ſie zählten allein in ihren Ringmauern ſechzigtauſend wehrhafte Männer) verſammelt hatten, bei welcher man wohl voraus ſehen konnte, daß es ehe zu ſehr ernſthaften Auftritten kommen müßte, wenn ſie nachdrücklich gedemüthiget, oder vollends entwaffnet werden ſollten. Der kaiſerliche Kanzler, Reinald, (Probſt zu Hildesheim und Goßlar, und nachmaliger Erzbiſchof zu Köln) und der bayeriſche Pfalzgraf Otto wurden vorausgeſchickt, die Ankunft des Kaiſers zu verkündigen, und alles Nöthige in Ordnung zu bringen, und dieſe geſchickten und tapfern Männer verrichteten ihren Auftrag mit einem Nachdruck, wobei dem deutſchen Heere wenige Hinderniſſe übrig blieben, um nicht ſogleich dem Hauptendzwecke zuzueilen. Die Städte Verona, Mantua, Cremona öffneten ihnen die Thore, und empfiengen ſie auf eine ehrenvolle Art, wie man Könige empfängt. K. Friedrich rückte im J. 1158 mit ſeinem auserleſenen Heere deutſcher Völker, welches an hunderttauſend Mann zählte, und die berühmteſten deutſchen Fürſten an ſeiner Spitze hatte, nach, züchtigte oder zertrat im Fortrücken die einzelnen Ortſchaften, welche ihm einigen Widerſtand leiſteten, und forderte die Mailänder zur Unterwerfung auf. Als die Unterhandlungen (denn Leute, welche nichts zu verlieren hatten, gaben, wie der gleichzeitige Radevic ſagt, in Mailand den Ton an) ſich zerſchlugen, zog Friedrich noch einige italieniſche Völker an ſich, und beſchloß die Stadt, welche durch Hunger, und anderes Elend bald gebeugt, und nun eben ſo verzagt, und (nach der Art aller Gemeinden, bei welchen die ſtets gedankenloſe, ſtets höchſt undankbare, und höchſt veränderliche Menge einen entſcheidenden Einfluß hat) zu eben dem Grade von beſchimpfender Niedrigkeit herabgeſunken war, als ſie vorher auf eine leichtſinnige Art trotzend und hochaufbrauſend ſich zeigte. Die Abgeordneten ließen ſich nicht nur alle Bedingniſſe, welche man von ihnen (man kann ſich denken, mit welcher Strenge) gefordert hatte, gefallen, ſondern der Erzbiſchof, nebſt der ganzen Cleriſei, dann die Herren, welche in Aemtern ſtanden, und alle Vornehmen der Stadt erſchienen barfuß vor K. Friedrich, und baten, jeder mit einem bloßen Schwert am Hals, fußfällig um Gnade. Dieſe Art, ſich zu vernichten, war zwar damals vorzüglich in Italien gewöhnlich, aber darum nicht weniger beſchimpfend, nicht weniger ein Beweis von gänzlicher Verſunkenheit des männlichen Charakters, und vom Verfalle aller Achtung gegen ſich ſelbſt, und alles Gefühls von Ehre. Wo es übrigens einmal ſo weit gekommen iſt, da kann man ſich über nichts verwundern. Alle Entſchlieſſung hängt vom Eindrucke eines gegenwärtigen Begriffes und Augenblickes ab, und die Ergreifung nicht nur der äußerſten, ſondern der entgegengeſetzteſten Dinge iſt eine gewöhnliche Erſcheinung. Die Stadt Mailand war damals bei ihrem Benehmen kein neues, ſondern ein gewöhnliches Beiſpiel. Sobald die Einwohner wieder hinlängliche Lebensmittel, und an den Deutſchen fröhliche Leute ſahen, legten ſie ſich mit einem unbändigen Freudengeſchrei, und mit Jubel ſolche Bürden auf, die ſie einige Tage nachher, als unerträglich, von ſich warfen, und ſich in den Untergang ſtürzten.

Kaiſer Friedrich ließ es bei dem einzelnen Friedensſchluſſe mit den Mailändern nicht bewenden, ſondern verfiel jetzt auf einen Gedanken, der ihm bei der Vorſtellungsart, an welche er in Rückſicht der Macht eines Kaiſers am Hofe ſeines Vorfahrers gewöhnt worden, und mit welcher ſeine ganze Seele angefüllt war, ganz natürlich, und zu deſſen Ausführung eben damals der reife Zeitpunkt vorhanden war. Er hatte von jeher gehört, daß auf der berühmten hohen Schule zu Bononien, welche das herrſchende Muſter aller übrigen Schulen in der Welt für die Beleuchtung der kaiſerlichen Hoheit war, der Satz, als eine ausgemachte Sache, gelehrt werde, daß ein deutſcher König, und römiſcher Kaiſer eben das wäre, was Juſtinian ſagte, daß die altrömiſchen Kaiſer geweſen ſeyen; nun wollte er wiſſen, wie unumſchränkt denn eigentlich dieſe Rechte wären, und dieſelben ſodann durch ein neues und allgemeines Weltgeſetz feſtſetzen. Zu dem Ende berief er im November 1158 auf die roncaliſchen Felder eine allgemeine Verſammlung, bei welcher alle Biſchöfe und Fürſten und Vorſteher der Städte zu erſcheinen, und die vier Lichter der Schule zu Bononien, Bulgarus, Martinus, Jacobus, und Hugo zu entſcheiden haben ſollten, was er bis dahin gewußt, und ſelbſt bezweifelt zu haben ſcheint, was ein Kaiſer ſey. Der italieniſche Geſchichtſchreiber Otto Morena erzählt eine Anekdote*), aus welcher man ſieht, wie K. Friedrich belehrt und geſinnt war. Gleichwie er den Rechtsgelehrten außerordentlich ſchmeichelte, ſo ritt er eines Tages mit dem Martinus und Bulgarus ſpazieren, und fragte dieſe Herren ganz vertraulich, was denn eigentlich an der Sache wäre, wenn man den Kaiſer einen Herren der Welt nenne, ob dieſe Herrſchaft eine im Recht gegründete Wirklichkeit, oder nur eine leere Ehrenbenennung wäre. Bulgarus antwortete, inſofern von einem wahren Eigenthumsrecht die Rede wäre, laſſe ſich ja freilich nicht behaupten, daß der Kaiſer wirklicher Herr der Welt ſey; dieſe Benennung ſey in Wahrheit nur ein Ehrentitel, der aber doch mit einigen Vorrechten verbunden wäre. Martinus aber antwortete, der Kaiſer ſey allerdings und im eigentlichſten und ſtrengſten Verſtande Herr der Welt. Als der Spazierritt zu Ende war, machte K. Friedrich dem Martinus ein Geſchenk mit dem Pferd, das er eben geritten hatte, worauf Bulgarus in die Worte, deren eigentlicher Witz ſich in der deutſchen Sprache nicht vorbringen läßt, ausrief: „Amisi equum, quia dixi aequum, quod non fuit aequum.“ (Ich verlor ein Pferd, weil ich etwas für rechtsbillig erklärte, was nicht zuträglich war.) Damit die feierliche Beſtimmung der Rechte eines Kaiſers feierlicher und verbindender werden möchte, ſo mußten, nebſt den oben genannten vier Rechtslehrern, die Vorſteher der Städte, als Schiedsrichter, ſprechen, deren Spruch, wie vorher zu ſehen war, dahin gieng, daß alle Herzogthümer, Markgrafſchaften, Grafſchaften, mit einem Wort, alle Würden und Gerichtsbarkeiten, daß alle Wäſſer, nebſt deren Benutzungen, als den Fiſchereien, Mühlen, Zöllen u. ſ. w. kaiſerliche Regalien, oder gleichſam Eigenthümer des Kaiſers, ja, daß alle Unterthanen verbunden wären, von ihren Köpfen und Gütern Zinſe zu zahlen. Da Friedrich, um dieſen ungeheuern Ausſpruch in etwas zu verſüßen, ſogleich das Wort von ſich gab, daß er alle diejenigen, welche zum Beſitze einiger Regalien auf eine geſetzmäßige Art gekommen wären, in dieſem Beſitze belaſſen wolle, welches er um ſo leichter thun konnte, da ihm demungeachtet durch jenen Ausſpruch eine jährliche Einnahme von dreißigtauſend Pfund Silber verſichert worden war, ſo bezeigten ſich alle Anweſende ruhig und zufrieden, und die Mailänder (wie Radevic anmerkt l. c. c. 5.) waren ſogar unter allen die erſten, welche alle ihre Beſitzthümer und Gerechtſamen dem K. Friedrich zu Füßen legten, und dieſelben von ihm wieder als Lehen zurück erhielten. K. Friedrich ſprach demnach als unumſchränkter Monarch Urtheile und Geſetze. Seine Majeſtät erfüllte den Erdkreis. Alle übrigen Potentaten und Könige ſchienen nur ſeine Vaſallen, und ihre Würden ſchienen unmittelbar von ihm ausgegangen zu ſeyn. Dieſer unermeßliche Ton, dergleichen ſich die altrömiſchen Kaiſer in ihrem glänzendſten Zeitpunkte kaum angemaßt haben, herrſcht in manchen kaiſerlichen Urkunden der damaligen, und nächſtfolgenden Zeit, blieb aber (wornach dann auch ſolche Urkunden beurtheilt werden müſſen) immer nur hoher Ton, und kam als Thatſache ſo wenig zur Wirklichkeit, als der ronkaliſche Ausſpruch zu Mailand jemals in Erfüllung gekommen iſt. Es öffneten ſich nun höchſt betrübte Auftritte, worin ein Gräuel dem andern, jeder kläglicher als der andere, die Hände bot.

---

*) In ſeiner Hist. Laud. bei Leibn. T. I. und bei Muratori, T. VI. p. 118.

Unter jenen angenehmen Gerechtſamen, welche dem K. Friedrich durch den Ausſpruch der Rechtsgelehrten verſichert wurden, ſtand das Recht, die Conſuln, und andere obrigkeitliche Perſonen, in den Städten zu ernennen, oben an. K. Friedrich ſchickte in ſolcher Hinſicht ſeine Geſandten, den Kanzler Rainald, und den bayeriſchen Pfalzgrafen Otto, nach Mailand. Hier wurden ſie von dem Volke, nachdem dieſes ihre Abſicht vernahm, mißhandelt und zum Abzuge genöthigt. Selbſt die vornehmen Mailänder äußerten gleiche, ja noch ſchlimmere Geſinnungen; und ſie ſagten dem K. Friedrich, als er ſie zur Verantwortung gezogen, und ſie ihres Eides der Treue erinnert hat, „ſie hätten zwar, was ſie nicht läugnen könnten, geſchworen, hätten aber nicht verſprochen, den Schwur zu halten.“ Friedrichs Erſtaunen und Unwillen war ohne Grenzen.

Er hatte im Vertrauen auf das gegebene Wort ſeine deutſchen Truppen größtentheils entlaſſen; nun ſchickte er an ſeine Gemahlinn Beatrix, an den Herzog Heinrich den Löwen, und überhaupt an die Fürſten Deutſchlands, daß ſie unverzüglich wieder zurückkehren, und ihm beiſtehen ſollten, die Mailänder zu züchtigen. Er that einen Schwur, daß er die Krone nicht wieder aufſetzen wollte, bis er ſie gezüchtiget hätte. Beatrix that alles Mögliche, um Truppen für ihren Gemahl, den Kaiſer, aufzubringen, und alle Fürſten thaten das Nämliche.

Indeſſen hatte K. Friedrich I., in der Abſicht, die Mailänder durch Hunger zu bändigen, die gewöhnlichen Maßregeln genommen, nämlich die Feigen- und Oelbäume, und überhaupt alle Fruchtbäume ausreißen, die Weinberge verwüſten, und die Feldfrüchte theils wegbrennen, theils durch Pferde niedertreten laſſen. Dieſe Verheerung wiederholte er bei der Ankunft der Deutſchen, deren einen Theil er ſogleich zu einer andern Unternehmung anſtrengte, die er indeſſen ebenfalls begonnen hatte. Dieſe beſtand in der Züchtigung der Stadt Crema, zu welcher ihn die Cremonenſer mit großen Verheißungen aufgemuntert hatten, weil die Stadt Crema von ihrem Gebiet, welchem ſie in geiſtlichen und weltlichen Dingen einverleibt war, ſich getrennt, und in das Bündniß mit den Mailändern eingelaſſen hatte. Die Begebenheiten bei dieſer Belagerung ſind, mehr und weniger, ein getreuer Abriß der ſchrecklichen Art, mit welcher die Kriege wider die Italiener geführt, und von denſelben erwiedert, dann der nicht weniger grauſamen Schickſale, mit denen ſie beinahe allenthalben geendet worden ſind. Die Stadt Crema war ſehr wohl befeſtiget, und mit zwanzigtauſend Einwohnern verſehen, welche Anzahl mehr als hinlänglich war, ſo viele Vertheidiger zu ſtellen, als bei dem Muth und der Liebe zur Freiheit, mit der ſie erfüllt waren, nöthig zu ſeyn ſchien, einem noch ſo zahlreichen Heere zu widerſtehen. Sie waren voll Zutrauens zu ſich ſelbſt, und blieben, während daß ſie auf allen Seiten eingeſchloſſen wurden, ſo fröhlich, daß ſelbſt die Deutſchen die beißendſten Spottlieder, welche die Frauenzimmer auf öffentlichen Gaſſen abſangen, hörten. Sie thaten von Zeit zu Zeit die wüthendſten Ausfälle, und lauerten auf jede Gelegenheit, bei welcher ſie einige Deutſche erſchlagen, oder zu Gefangenen machen konnten. Bald ſtieg beiderſeits die Verwilderung, oder (weil in ſolchen Fällen das Geſchehene noch lange nicht der höchſte Grad menſchlicher Grauſamkeit iſt) die Strenge und Rachſucht zu einem ungeheuern Grad.

Die Deutſchen hauten den Einwohnern, welche in ihre Hände gefallen waren, die Köpfe ab, und ſpielten mit denſelben. Als die Einwohner dieß ſahen, führten ſie einige gefangene Deutſche auf die Mauern, und riſſen ſie im Angeſichte der Deutſchen in Stücke. K. Friedrich, der die Belagerten als Bundbrüchige behandelte, ließ Gefangene nahe an die Mauern führen und aufhenken; entgegen kamen bald darauf einige von den Belagerten gefangene Deutſche, mit ſchweren Feſſeln beladen, zum Vorſchein, und wurden lebendig gekreuzigt. K. Friedrich hatte eine ſehr beträchtliche Anzahl von Geiſeln, worunter viele anſehnliche Leute, und Söhne blühender Geſchlechter waren, bei ſich. Dieſe befahl er an Maſchinen, dergleichen man ſich bei Belagerungen bediente, zu binden, und ſo die Maſchinen, welche er mit ſeinen Leuten beſetzt hatte, an die Mauern zu rücken. Er hoffte, daß die Einwohner wenigſtens ihre eigenen Anverwandten und Kinder verſchonen, und die Deutſchen auf dieſe Art einige Vortheile gewinnen würden. Als die Maſchinen der Stadt ſo nahe kamen, daß die Unglücklichen, welche außen an denſelben gebunden waren, und dann die Belagerten einander erkennen konnten, riefen ſie einander mit kläglicher Stimme zu. Die Söhne beſchworen ihre Väter, die ſie auf den Mauern erblickten, um Erbarmung und Mitleid; die Väter und Anverwandten entgegen bejammerten und verwünſchten ihr eigenes ſchreckliches Schickſal, und wie die Maſchinen nahe genug gekommen waren, warfen ſie theils mit einem ſtarren Entſetzen, oder mit betäubter Wuth, theils mit weggekehrtem Blick ihre Pfeile und Spieſe gegen ſie mit einer Standhaftigkeit ab, bei deren Anblick ſelbſt die an das Morden gewöhnten, und erhitzten Deutſchen von einem ungewöhnlichen Schrecken und Grauen ergriffen wurden und einhielten. Schon waren ſechs Monate mit dieſer Belagerung vergeblich zugebracht, und es trat die regneriſche und rauhe Jahrszeit ein, als die Deutſchen über eine ſo lange Verzögerung, bei welcher täglich Leute zu Grunde giengen, ein heftiges Mißvergnügen, und eben ſo vielen Eifer bezeigten, die Stadt, es möchte koſten, was es wollte, mit der äußerſten Anſtrengung des ganzen Heeres, gleichſam ſelbſt aus den Händen des Schickſals zu reißen. Dem zu Folge wurde alles Mögliche, was die damalige Belagerungskunſt vermochte, geſammelt, und die Beſtürmung ins Werk geſetzt. Die Cremenſer verloren keinen Augenblick ihren Muth; aber wie nach und nach die Menge ihrer Leute abnahm, (denn die Deutſchen waren nicht nur zahlreicher, ſondern die Tapferſten derſelben, worunter Radevic den Pfalzgrafen Otto von Bayern wie den Einzigen nennt, giengen, nach ihrer Gewohnheit, geradezu immer auf die Stelle los, wo die größte Gefahr war) ſo verloren ſie die Möglichkeit, die Mauern zu beſetzen, und überall, wo Deutſche eindrangen, ſich einzufinden; und nun endlich, da ſie alles, was ihnen einige Hoffnung zu ihrer Rettung einflößen konnte, verloren hatten, baten ſie um ihre Erhaltung. K. Friedrich ſagte ſie ihnen zu, mit der Bedingung, die Stadt augenblicklich zu verlaſſen, und nur ſo viel mit ſich zu nehmen, als ſie auf ihren Schultern tragen könnten. Sie kamen heraus, und (welch ein Anblick! ſagt der gleichzeitige Abt von Urſperg) hier kam eine Mutter mit Kindern auf dem Rücken, indeſſen ſie noch andere, die kaum noch gehen konnten, neben ſich herſchleppte; hier trug ein Mann ſeine kranke Frau, oder umgekehrt, eine treue Gattinn ihren Mann; dort kamen reiche Hausväter mit einem kleinen Vorrath, als Bettler, und ſprachen den Frauen und Töchtern Troſt zu, indem dieſe weinend neben ihnen hergiengen. Die Stadt wurde dem deutſchen Heere preis gegeben, und dann verbrannt, und (meiſtens durch den Eifer der Cremonenſer und Pavenſer) verheert im Monate Jenner 1160.

Die Eroberung der Stadt Mailand koſtete dem Kaiſer Friedrich noch weit mehrere Mühe und Männer. Die Mailänder ließen ſich durch das Schickſal der Cremenſer nicht ſchrecken, und blieben entſchloſſen, alles zu verlieren, oder alles zu gewinnen. Sie verſetzten den Truppen des Kaiſers, der in der Einbildung, daß er mit den ihm eigenen Leuten alles ausrichten könne, die Hilfsvölker wieder nach Deutſchland entlaſſen hatte, manchen empfindlichen Streich; und als neuerdings eine verſtärkte Hilfe aus Deutſchland angekommen, und das Heer auf hunderttauſend ſtreitbare Männer angewachſen, auch die Stadt bereits ganz eingeſchloſſen war, blieben ſie noch ſtandhaft; aber zuletzt erſchöpfte auch hier der Hunger, und mancherlei Elend die Kräfte derjenigen, deren Muth keine Arbeit noch Gefahr zu beugen vermocht hat; ſie kamen im Jahre 1162, und baten mit allen Zeichen von Niedergeſchlagenheit, mit entblößten Schwertern am Nacken allein um ihr Leben, das ihnen, nach vielem Bitten, mit Mühe und auf eine Art zugeſtanden wurde, welche Männern von ehrgeizigem und hohem Gefühle empfindlicher, als der Tod ſeyn mußte. Man befahl ihnen, mit der einzigen Ausnahme, daß ihnen nur das Unentbehrlichſte mit ſich zu nehmen erlaubt ſeyn ſollte, eine Stadt zu verlaſſen, die ſie durch eigenen Fleiß mit Wohlſtand und Reichthum erfüllt hatten. K. Friedrich überließ die Zerſtörung derſelben den Einwohnern von Pavia, (welche aus Haß und Eiferſucht gegen die Macht der Mailänder, dieſes Werk mit größtem Vergnügen verrichteten) und verbrannte bis auf einige Kirchen das Uebrige; und überſtreute, zum Zeichen, daß hier alles zur ewigen Unfruchtbarkeit verdammt ſeyn ſollte, das Erdreich mit Salz. Die Einwohner von Mailand vertheilte er an vier noch unfruchtbare Plätze ihres Gebiets, und ernannte kaiſerliche Beamte, auf deren Winke ſie ſehen ſollten. Da die Städte Placens und Bononien, aus Furcht, ein gleiches Schickſal zu erfahren, ſich gutwillig ergaben, wurde auch ihnen befohlen, die Mauern und Thürme nieder zu reiſſen, und alle Feſtungswerke zu ſchleifen. Aehnliche Befehle und Anordnungen, zumal kaiſerlicher Statthalter und Anlagen, erhielten alle übrigen lombardiſchen Städte. Und nun kehrte K. Friedrich, nachdem er ſeit 1158 Deutſchland, wegen deſſen Regierung er doch zum deutſchen König gewählt war, nicht mehr geſehen, und dafür in den ſchönſten Gefilden der Welt zerſtört und getödtet hatte, im J. 1163 (die gleichzeitige Geſchichte ſagt, mit unausſprechlicher Zufriedenheit) nach Deutſchland zurück; er hatte jetzt ſeine Krone wieder auf ſein Haupt geſetzt, und hatte dieſen Zeitraum in einigen Urkunden ſogar einen Zeitraum ſeines Lebens genannt, ohne, wie es ſcheint, zu bedenken, welche er bei einer Nation, der er wohl ihre Güter, aber nicht ihren unauslöſchlichen Hang nach eigener Selbſtſtändigkeit zerſtören konnte, hinterlaſſen, und welche Folgen die gewaltſame Art, mit welcher er dießmal die blühendſten Städte Italiens behandelt hatte, nach aller Zuverläſſigkeit nach ſich ziehen möchte. Noch im nämlichen Jahre 1163 nöthigten ihn wichtige Vorfälle, ſeine dritte, wiewohl dießmal friedliche und kurze Reiſe nach Italien vorzunehmen.

Wenn es für das innere Wohl von Deutſchland ein höchſt betrübtes Schickſal war, daß die deutſchen Könige jemals dahin angeleitet worden, eine Herrſchaft über Italien zu behaupten, ſo war es der Umſtand noch weit mehr, daß ſie bei ihren Reiſen nach Rom ſich veranlaßt glaubten, eines Titels wegen, den ſie ſich alle Augenblicke ſelbſt hätten geben können, verſchiedene Gerechtſame, an welchen den Deutſchen durchaus nicht das Geringſte gelegen war, zu fordern, und in die Pabſtwahlen ſich einzumiſchen, wodurch ſie in unaufhörliche Streitigkeiten gezogen, und die deutſchen Fürſten und deren Unterthanen zugleich in dieſelben hinein zu ziehen genöthiget worden ſind. K. Friedrich hatte ſeit ſeiner letzten Anweſenheit in Rom mehr als einen verdrießlichen Auftritt mit dem päbſtlichen Stuhle, und war eben jetzt in höchſt betrübte Streitigkeiten verwickelt. Schon bei jener Anweſenheit und Zuſammenkunft mit dem Pabſt Hadrian IV. wurde ſeine Aufmerkſamkeit, mit der er von nun an die kleinſten Schritte des päbſtlichen Hofes beobachtete, aufs Höchſte geſpannt, wie er denn z. B. damals mit allem erſinnlichen Nachdruck auf die Entfernung jenes Gemäldes drang, welches wegen der Belehnung des Kaiſers Lothar mit den mathildiſchen Gütern in der Hauptkirche zu Rom aufgeſtellt worden war. Bald darauf ereignete ſich der Fall, daß der Erzbiſchof Eekyll von Lunden in Schonen (in Schweden) auf ſeiner Rückkehr von Rom bei Diedenhofen in Lothringen, nach der damaligen, nicht ganz ungewöhnlichen Weiſe angehalten, und ein Löſegeld zu geben gezwungen wurde. Da dieſer Frevel von K. Friedrich nicht gleich gezüchtiget wurde, ſo hielt ſich Pabſt Hadrian veranlaßt, ſich darüber bei demſelben in einem Briefe zu beſchweren, worin er ihn erinnert, wie liebreich er ihn zu Rom behandelt, und welche Beweiſe von beſonderer Gewogenheit er ihm durch die Mittheilung der Krone gegeben habe, wobei er hinzuſetzte, daß es ihn auch keineswegs gereue, ihm die Wünſche ſeines Herzens gewährt zu haben, noch auch gereuen würde, falls er ihm, wenn es anders möglich wäre, noch größere Beneficien (lehenbare Gnaden, Wohlthaten) hätte verleihen können, indem er in Betrachtung zöge, welche befördernde Vortheile der Kirche Gottes, und ihm durch den Kaiſer zuwachſen könnten *). Dieſer Brief, der durchaus etwas Eingreifendes in ſich hatte, wurde dem K. Friedrich zu Beſancon, oder Biſanz in Burgund von zwei Kardinälen in Gegenwart vieler Fürſten übergeben, und vom Kanzler Rainald verdeutſcht und erklärt. So wie den Fürſten der ganze Brief mißfiel, ſo fiel ihnen beſonders das Wort „Beneficium" auf, welches nach dem damaligen gemeinen Sinne ein Lehen bedeutete; ſonſt aber auch überhaupt eine That, welche zu verrichten man wohl gethan hat, anzeigen kann. Gleichwohl hätte ſich der Unwillen der deutſchen Fürſten leicht beilegen laſſen, wenn beide Kardinäle die Klugheit gehabt hätten, jenem Worte dieſen letztern Sinn zu geben; allein der eine dieſer Kardinäle, Roland, ſtatt daß er die Fürſten beſänftiget hätte, hatte noch die Unvorſichtigkeit, ſich an dieſelben mit der Frage zu wenden,

---

*) Radev. L. l. c. IX.

„von wem denn der Kaiſer das Reich hätte, wenn er ſolches nicht vom Pabſt hat.“ Dieſe Frage wurde von den Fürſten mit jener Hitze, welche man damals die deutſche Wuth nannte, beantwortet. Der bayeriſche Pfalzgraf Otto von Wittelsbach wollte die Sache (wie ehemals bei einem ähnlichen Vorfalle ein anderer zu Rom that) entſcheiden, und dem Kardinal mit dem Schwerte den Kopf ſpalten, ſo, daß der K. Friedrich alle Mühe hatte, die Kardinäle ſicher in ihre Quartiere zu bringen, wo er ihnen ſogleich bedeuten ließ, daß ſie ſich des andern Tages ungeſäumt entfernen, aber weder zur Rechten noch zur Linken bei irgend einem Biſchofe zuſprechen, ſondern geradezu nach Rom ſich begeben ſollten, und das Schreiben, worin er von dem Vorfalle ſogleich allen Großen ſeines Reiches Nachricht ertheilte, zeugte von der Größe des Schmerzens, mit welchem ihn derſelbe erfüllt hatte. Er machte in dieſem Schreiben öffentlich kund, „daß, weil er bei den zwei Kardinälen noch viele, bereits mit Siegeln verſehene Briefe und Zedduln gefunden, worauf ſie hätten ſchreiben können, was ſie wollten, und mit denen ſie, wie bisher zu thun gewohnt geweſen, Geld und Gut in Deutſchland hätten aufſammeln können, er ihnen ſogleich nach Rom zurück zu gehen befehlen habe.“ Nach dieſer Nachricht, welche im Original *) ungleich nachdrücklicher abgefaßt iſt, ſagte er ferner: „Und da wir nach der Wahl der Fürſten das Reich und deſſen Beherrſchung allein von der Gnade Gottes beſitzen, welcher in dem Leiden ſeines Sohnes Chriſti die Regierung der Welt zwei nothwendigen Schwertern (dem Pabſt und Kaiſer) übergeben, und da die Lehre, mit welcher der Apoſtel Petrus die Welt unterrichtete, alſo lautet: Fürchtet Gott, und ehret den König, ſo handelt derjenige, welcher ſagt, daß Wir die kaiſerliche Krone als ein Lehen von dem Pabſt erhalten haben, der Anordnung Gottes und der Lehre Petri entgegen, und macht ſich einer Unwahrheit ſchuldig.“ Die deutſchen Biſchöfe, welchen Pabſt Hadrian die raſche Behandlung ſeiner Kardinäle klagte, führten in ihrer Rückantwort gerade eben dieſelben kaiſerlichen Grundſätze, ſo daß der Pabſt Hadrian für gut fand, ſich bei dem K. Friedrich, der ſich eben damals zu ſeinem zweiten italieniſchen Feldzuge rüſtete, zu entſchuldigen, und dem Worte Beneficium eine mildere Auslegung, nämlich die Bedeutung einer wohlgeſchehenen Sache, womit er die kaiſerliche Krönung gemeint haben wollte, zu geben.

---

*) Radev. L. I. c. X.

Eine ſolche Ausſöhnung konnte nicht anders, als bei der geringſten Gelegenheit, an welcher es keinem Theile fehlen konnte, wieder zerfallen. So wie K. Friedrich nach der Zerſtörung von Crema anfieng, in Italien verſchiedene ihm zugeſprochene Gerechtſame in Ausübung zu bringen, brachte auch der Pabſt Hadrian IV. verſchiedene Beſchwerden vor; und als ihn K. Friedrich erſuchte, den Sohn des Grafen Guido von Blandrate, einen Kleriker der römiſchen Kirche, als Erzbiſchof zu Ravenna, wozu er in Gegenwart päbſtlicher und kaiſerlicher Geſandten gewählt worden war, zu beſtätigen, ſchlug es ihm Hadrian IV. nicht nur ab, ſondern ſchickte die Antwort durch einen übel gekleideten und ſchlechten Menſchen, der, wie Radevic ſagt, noch ehe man das Schreiben geleſen hatte, verſchwand, welches den Kaiſer Friedrich dergeſtalt verdroß, daß er ſeinem Kanzler den Befehl ertheilte, in dem künftigen Schreiben an den Pabſt ſeinen kaiſerlichen Namen vorauszuſetzen, und den Pabſt nicht anders, als in der zweiten Perſon anzureden. Man kann ſich denken, ob dieß ein Mittel war, dieſen zu beſänftigen, oder den römiſchen Hof überhaupt nachgiebiger zu machen. Pabſt Hadrian ahndete die ihm aufgefallene Neuerung ſogleich mit Nachdruck, und K. Friedrich beantwortete das päbſtliche Schreiben nicht minder unverzüglich, und mit beſonderer Heftigkeit. Der Pabſt nämlich ſagte: „Daß er ſich in Betracht der ſonſtigen Klugheit K. Friedrichs nicht genug verwundern könne, indem es das Anſehen gewänne, daß er dem heil. Peter und der heil. römiſchen Kirche die ſchuldige Ehrerbietung nicht mehr bezeigen wolle; denn indem er in dem Schreiben an ihn ſeinen Namen vorſetzte, mache er ſich eines ungewöhnlichen, wenn nicht vollends eines anmaßenden (vielmehr hochmüthigen Arrogantiae) Schrittes ſchuldig. Er wiſſe ferner nicht, wie K. Friedrich der dem heil. Peter und dem päbſtl. Stuhle geſchwornen Treue nachkomme, da er von denjenigen, welche lauter Götter und erhabene Söhne ſind, von den Biſchöfen nämlich, die Lehenspflicht und den Lehenseid fordere, und ihre geſalbten Hände in die ſeinigen lege; da er ferner den Kardinälen, welche unmittelbar von ſeiner Seite abgiengen, nicht nur die Kirchen, ſondern auch die Städte ſeines Reiches zuſchlöße. — Zuletzt ertheilte er dem Kaiſer Friedrich den Rath, ſich eines Beſſern zu beſinnen, indem er für deſſen Hoheit beſorgt wäre, daß dieſelbe, indem ſie nach Dingen, die ihr nie zugeſtanden werden könnten, ſtrebte, auch die zugeſtandenen verliere.“ Hierauf erwiederte Kaiſer Friedrich in ſeinem Schreiben, er beſitze die Würde und Krone des Reichs von ſeinen Vorältern, und entgegen ſey es durch die Bewilligung ſeiner Vorfahrer geſchehen, wenn die Kirche Freiheiten beſitze; und die weltlich königlichen Vorzüge derſelben wären Geſchenke freigebiger Fürſten. Der Pabſt Hadrian ſoll doch die Geſchichte nachſchlagen, worin er die kaiſerlichen Rechte gegründet finden würde. Was jene Götter und erhabenen Söhne (die Biſchöfe) beträfe, ſo ſähe er nicht, warum er von denſelben nicht die Lehenspflicht, und den Lehenseid fordern ſollte, nachdem dieſelben ſolche Würden und Länder, welche reichslehenbar ſeyen, beſäßen. Jener, welcher das geiſtliche und weltliche Reich eingeſetzt, welcher nichts von Königen genommen, welcher allen, ohne Unterſchied, alles Gute erwieſen, für ſich und den Petrus dem Kaiſer den Zins bezahlt, und ſich zum Beiſpiele der Nachahmung gemacht hat, ſollte ihm (dem Pabſt Adrian IV.) zur Lehre ſeyn, wenn er ſagt: „Lernet von mir, denn ich bin ſanft und demüthig von Herzen.“ Dem zu Folge ſollten jene Götter entweder dem Kaiſer die Reichslehen ausliefern, oder wenn ſie dieſelben für zuträglich halten, ſo ſollten ſie, was Gottes iſt, Gott, und was des Kaiſers iſt, dem Kaiſer geben. Was die Kardinäle beträfe, ſo wäre wahr, daß er denſelben Kirchen und Städte verſchloſſen habe; er habe aber nicht geſehen, daß ſie predigen, Frieden verbreiten, und das Heil der Welt befördern, wohl aber, daß ſie gierig Geld ſammeln, und auf alle Gelegenheiten, Schätze zu erhalten, lauern. Sobald er das Gegentheil wahrnehmen würde, ſo würde er auch nicht unterlaſſen, dieſelben zu unterſtützen.“ — Zuletzt ſagt er dem Pabſt Hadrian IV. mit noch eindringlichern Worten, daß es jener unter ſeinen Tugenden, welche die Beſchützerinn aller Tugenden iſt, ſeiner Demuth und Sanftmuth wenig Ehre bringe, indem er ſich an weltliche Perſonen mit ſolchen Behelligungen wende, welche der Religion eben nicht viel nützten. — Dieſe Briefe ſind bekannt genug, und von darum merkwürdig, weil man hieraus erſehen kann *), wie weit die Sache gekommen, und dann, wie die Sprache der damaligen Zeit in ſolchen Fällen beſchaffen war.

So traurig dieſe Mißhelligkeiten, zur Beſtürzung aller verſtändigen und gutgeſinnten Leute bereits waren, ſo wurden doch diejenigen, welche nach dem 1159 den 1. September erfolgten Hintritte des Pabſtes Hadrian

---

*) Bei P. Pithoevs in Append. p. 345. it. apud Otto Fris. et Radev. Basil. MDLXIX. in Append. 345.

IV. erfolgt ſind, noch ungleich ernſthafter und härter. Es herrſchten nämlich in Rom, ſo wie überhaupt mehr und weniger in ganz Italien zwei Partheien, deren eine für den Kaiſer und deſſen Hoheit, die andere, an deren Spitze der ſicilianiſche Hof ſtand, wider ihn geſinnt war. Dieſe Partheien lenkten die Stimmen des päbſtlichen Wahlgeſchäftes, und die Folge davon war, daß zwei Päbſte gewählt wurden. Die Kardinäle der ſicilianiſchen Parthei, welche einen kühnen und unbeugſamen Pabſt wünſchten, wählten den Kardinal Roland (bisherigen Kanzler der römiſchen Kirche, eben denjenigen, der ſich bereits bei der Geſandtſchaft zu Beſancon ausgezeichnet hatte), ohne die übrige Kleriſei und das Volk darüber zu begrüßen. Die kaiſerlichgeſinnten Kardinäle wählten mit Beiſtimmung des Volkes und des Klerus, den Kardinal Octavian. Der erſte hatte den Namen Alexander III., der zweite den Namen Victor III. angenommen. Kaiſer Friedrich übereilte ſich nicht, ſondern da er damals ohnehin in Italien (bei der Belagerung der Stadt Crema) anweſend war, berief er, nach den Beiſpielen des Conſtantinus und Theodoſius auf das Jahr 1160 eine Kirchenverſammlung nach Pavia, und erſt, nachdem die anweſenden Biſchöfe für Victor III. ſich erklärt hatten, gab auch er für denſelben ſeine

Erklärung, welche aber Alexander III., der ſich erſt nach Sicilien, und bald darauf nach Frankreich begab, verworfen, und zugleich den Victor III., ſo wie nicht minder den Kaiſer Friedrich mit dem Banne belegt hat. Ein anderer Verſuch, den K. Friedrich im Jahre 1162 machte, um eine Einigkeit der Geſinnungen unter allen Königen und Fürſten zu bewirken, lief gleichfalls fruchtlos ab, indem zu St. Jean de Laune in der Grafſchaft Burgund, wo der allgemeine Zuſammentritt hätte ſeyn ſollen, zwar der König von Dänemark, und eine große Anzahl von Erzbiſchöfen und Biſchöfen aus Deutſchland, Frankreich und Italien erſchienen, die Könige von England, Spanien und Frankreich aber (dieſer letztere näherte ſich, und entfernte ſich gleich wieder) ausblieben. Solche Verſammlungen hatten außerdem, daß ſie unwirkſam blieben, noch die Folge, daß ſie die Gemüther der Anweſenden für den Alexander III immer abgeneigter machen, ſohin die Hoffnung einiger Nachgiebigkeit und Eintracht immer weiter entfernten. Dieſe Folge äußerte ſich im Jahre 1164, in welchem Victor III. mit Tod abgieng, und die kaiſerliche Parthei den Kardinal von Crema, Paſcal III. wählte. K. Friedrich erkannte ihn, und zog, hauptſächlich in der Abſicht, ihn zu unterſtützen, und den Alexander III., welcher ſich nach Rom begeben, und dieſe Stadt in Beſitz genommen hatte, zu vertreiben, im Jahre 1166 nach Italien und Rom, wo von den Erzbiſchöfen, Chriſtian von Mainz, und Rainald von Köln, den Römern, unweit der Stadt Tuſculo, eine höchſt empfindliche Niederlage beigebracht, und Alexander III. ſich zu entfernen genöthigt worden iſt. Als im Jahre 1168 auch Paſcal III. ſtarb, und Calixt III. an deſſen Stelle kam, erklärte ſich Kaiſer Friedrich auch für dieſen, und beharrte unabbringlich auf ſeinen Geſinnungen, ſich dem Alexander III. zu widerſetzen, bis ihn endlich im Jahre 1176 eine außerordentliche Verlegenheit, welche er ſich durch ſein Benehmen in Italien zuzog, nöthigte, ſich für denſelben auf eine Art, welche nach ſo vielen und auffallenden Beweiſen von Abneigung gegen die Perſon dieſes Pabſtes äußerſt demüthigend ſeyn mochte, zu erklären. Dieß führt uns auf die Begebenheiten in Italien zurück.

Kaiſer Friedrich zeigte ſich bei den Maßregeln und Behandlungen, mit welchen er ſich gegen das, von ihm überwundene Italien benahm, nicht ganz als den Mann von Geiſt und Scharfſinn, den man an ihm wahrnahm, als er ausgieng, Italien zu überwinden, und er lieferte einen neuen Beitrag zu der traurigen Erfahrung, daß es ungleich leichter ſey, durch Kriegsunternehmungen eine vorübergehende und blendende, als durch Künſte des Nachdenkens und des Scharfſinnes eine wahre und dauerhafte Größe zu erlangen; er beſetzte die Statthalterſtellen und andere vorzügliche Würden der lombardiſchen Staaten häufig mit Deutſchen, welches zwar im Grunde eben dazu gedient haben würde, den Italienern eine beſſere Meinung von den Deutſchen beizubringen, und denſelben die deutſche Regierung angenehm zu machen; allein die Wahl der Leute, mit welchen er die wichtigſten Stellen beſetzte, dieſe Wahl, welche mehr und weniger, in allen Ländern der eigentliche Proberſtein von dem Verſtande, von der Thätigkeit und Einſicht eines Regenten iſt, war meiſtens höchſt unglücklich, und er ſchien ſie nach Gunſt und Laune, oder als etwas, das wenig zu bedeuten haben könnte, mit Unachtſamkeit und Uebereilung getroffen zu haben. Der größte Theil der kaiſerlichen Beamten begegnete den Italienern mit einer Art rohen und beſchämenden Uebermuthes, die ſie glauben machen mußte, daß man ſich allein darum ſo viele Mühe um ihre Beſiegung gegeben habe, um ſie auf alle erdenkliche Art benützen und drücken zu können; allein, wiewohl ſie unaufhörliche, und immer unleidentlichere Erfahrungen, welche zur Beſtärkung ihrer Meinung dienen, und ihnen die deutſche Herrſchaft täglich verhaßter machen mußten, machten, ſo übertrugen ſie doch alle Mißhandlungen und Kränkungen mit einer Langmuth und Geduld, welche wieder ein überzeugender Beweis iſt, daß es leicht ſey, ein Volk zu regieren, und daß dazu wenig mehr erforderlich ſey, als die geheiligten Grundſätze, die ganz einfach und in der Nähe liegen, als den Endzweck jeder Regierung zu lieben und auszuüben. Dieſe Grundſätze (wie bereits in den Leben der vorgehenden Kaiſer vorgekommen iſt) ſind Ehrfurcht gegen die Nationalverfaſſung, unnachſichtliche und behende Beförderung der Gerechtigkeit, und Bezeigung der wahren Achtung gegen die Nation dadurch, daß man wichtige Aemter mit geſchickten Leuten, und nicht mit verächtlichen Günſtlingen beſetze, das Verdienſt und den Fleiß ermuntere, und vor allem, daß man die Religion und die Sittlichkeit mit aller möglichen Sorgfalt und Strenge ſchütze und pflege. Die ſchrecklichen Folgen, welche die Vernachläßigung dieſer Grundſätze nach ſich zieht, ſind, wenn ſie ſich wirklich äußern, nicht widernatürliche, allein dem bösartigen Charakter eines ſonderheitlichen Volkes zuzuſchreibende, ſondern vielmehr ſolche Erſcheinungen, die ganz in der Ordnung der Dinge liegen. Wie aufſteigende Dünſte in Nebel und Wolken ſich ſammeln, und dieſe in Regen, Schnee und Ungewitter ſich auflöſen, und oft genug verheeren und verwüſten; ſo ziehen jene vernachläßigten Grundſätze, in allen Zeitaltern und bei allen Völkern der Welt, früh oder ſpät, öffentliche und Privatunordnungen, und am Ende Volksaufruhr, und was dem anhängt, nach ſich. K. Friedrich erhielt noch im Jahre 1163, in welchem er, wie oben vorkam, nach Deutſchland zurückkehrte, ſolche Nachrichten, welche ihm wichtig genug ſchienen, um noch in eben dieſem Jahre eine Reiſe nach Italien, welche nunmehr ſeine dritte war, vorzunehmen; wo er bereits unzählige Beobachtungen über die gährende Unzufriedenheit der Italiener machte, die Urſachen derſelben aber mit ſeinem perſönlichen Auge ſo wenig beobachtete, oder aus ſchwacher Vorliebe für ſeine Beamten, ſogar nicht beobachten wollte, daß er ſich, ſtatt ſich an diejenigen, welche das Unheil verurſachten, zu halten, vielmehr bereden ließ, ſeinen ganzen Unwillen auf diejenigen, welche das Unheil litten, zu werfen, und gerade die verkehrteſten Maßregeln, welche ihn nothwendig der Gefahr, alle ſeine bisherigen Bemühungen um die Eroberung Italiens mit Einemmale vereitelt zu ſehen, ausſetzen mußten, zu ergreifen. Härte und Gewaltthätigkeit ſind gerade die unſchicklichſten Mittel, eine geiſtreiche Nation, zumal wenn ſie gegründete Klagen hat, zu bezähmen, und ſolche Mittel waren es, welche ſich K. Friedrich bereden ließ, für die einzigen zu halten, womit er eine Nation geſchmeidig machen könnte, deren Klagen ſeine Beamten mit den verhaßten Namen von Starrſinn und Abneigung gegen die Deutſchen belegten, und dieſe gränzenlos ſchilderten; aber dieſe Nation, welche nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland im Jahre 1164 mit verdoppeltem Uebermuth, und über alles Maß mißhandelt wurde, (ſie mußte hie und da, wie ſelbſt der gleichzeitige, kaiſerlich geſinnte Morena bezeugt, ſiebenmal mehr, als ſie verbunden waren, zahlen) machte ſich, wie eben dieſer Augenzeuge ſagt, gegen die kaiſerlichen Beamten, welche ſie ohne Mühe aus dem Wege hätten räumen können, nicht der geringſten Vergehung ſchuldig; ſie duldete mit der unerſchöpflichſten Langmuth alle Bekränkungen, und duldete ſie nicht ſo faſt aus Furcht, als aus Liebe gegen die Perſon K. Friedrichs, den ſie noch immer entſchuldigte, von dem ſie ſich ſelbſt auf die gutmüthigſte Art verſicherte, er wiſſe nichts um die Bekränkungen, die ſie litten, und er werde dieſelben ganz gewiß, ſobald er wieder nach Italien käme, unterſuchen und abſtellen.

Friedrich kam (welches ſein vierter italieniſcher Zug war) im Jahre 1166; erwiederte aber weder das freudige Zutrauen, mit dem ihm die Einwohner überall entgegen kamen, noch achtete er auf ihre Beſchwerden, die ſie ihm mit unumſchränkter Hoffnung auf ſeine Hilfe eröffneten, ſondern eilte mit dem zahlreichen Heere, das er aus Deutſchland mit ſich gebracht hatte, nach Rom, um daſelbſt, wie eben geſagt wurde, dem Pabſt Alexander III. zu Leide zu gehen, und ſeinen Pabſt Paſcal III. zu befeſtigen. Dieſe ganz unerwartete Gleichgültigkeit durchbohrte ihnen das Herz, und brachte bald darauf einen Entſchluß, welchen ehemals in einem ähnlichen Falle die edeln Sachſen gefaßt hatten, zu Stand. Sie erzählten ſich einander ihre traurigen Schickſale, und verſprachen ſich zuletzt, gleichwie ſie gemeinſchaftliche Uebel litten, ſich wider dieſelben gemeinſchaftlich beizuſtehen, und da ſie bei der Verfaſſung, die man ihnen auflud, nicht beſtehen konnten, ſich ſelbſt eine, nämlich ihre ehemalige Verfaſſung, wie ſie vor der Ankunft des K. Friedrichs I. beſtellt war, zu geben. Die Mailänder, Cremonenſer, Placentiner, Mantuaner, Breſcianer und viele andere, beſchworen zu dem Ende einen unzertrennlichen Bund, (wobei ſie, wie Morena ſagt, den gegen den Kaiſer herkömmlichen Gehorſam nicht aufſagten) und machten, indem ſie alles Neue, was von K. Friedrich geſchah, für nichtgeſchehen erklärten, den Anfang damit, daß ſie den Mailändern anlagen, nach ihrem ehemaligen Wohnplatze zurückzukehren, und die Stadt wieder herzuſtellen. Eine für den K. Friedrich höchſt traurige Begebenheit begünſtigte ihre Entſchließung, und ſetzte dieſen außer Stand, jenen Bund zu trennen, oder ihm wenigſtens Einhalt zu thun. Eine ſchreckliche Seuche, welche den 2. Auguſt 1167 vor den Mauern Roms nach einem gelinden Regen, worauf ein plötzlicher Sonnenſchein gefolgt iſt, ſich einſtellte, raffte mit unglaublicher Schnelligkeit den größten Theil des deutſchen Heeres, und die anſehnlichſten Fürſten Deutſchlands hinweg. K. Friedrich ſah die Aſche dieſer großen, und ihm höchſt theuern Männer, (deren Körper man nach damaliger Gewohnheit, um die Gebeine nach Hauſe zur väterlichen Grabſtätte ſchicken zu können, ausſott) ſeines Kanzlers, des Erzbiſchofs Rainald von Köln, der Biſchöfe von Speier, Regensburg, Prag, Lüttich, des noch einzigen und hoffnungsvollen Sohnes des Kaiſers Konrad, Friedrichs von Rotenburg nämlich, des jungen Welfs, einzigen Sohns des alten Welfs VI., des Grafen Berengar von Sulzbach, und unzähliger anderer, durch das Lager tragen, und ſah die

Umſtehenden Uebrigen den Blick zur Erde ſenken und verſtummen, ohne (es mag nun Betäubung oder Seelengröße geweſen ſeyn) ein Zeichen der Verzagtheit zu geben; aber was beinahe in ſeiner Art nicht weniger zu bewundern iſt, auch dieſes entſetzliche Unglück machte ihn in ſeinem Benehmen gegen die Lombarden nicht klüger; er verwüſtete, ſo gut ſich es in der Eile thun ließ, das Gebiet der Mailänder, und reizte durch dieſes Betragen von wilder Unverſöhnlichkeit gegen ſich einen allgemeinen Haß. Man ſchien, ſeine Perſon zu ſuchen, und ſtrebte ihm zu Suſa wirklich nach dem Leben, welches ihm nur noch die Treue eines Lechrainers, der ſeine Perſon annahm, rettete; und als er endlich heimlich nach Deutſchland (wo er 1168 ankam) die Flucht ergriff, erdachte man ſinnreiche Mittel, um ihn zu kränken, oder ihm Beweiſe, wie wenig man ſeinen Zorn für wichtig halte, zu geben. Die Lombarden bauten an den Grenzen der kaiſerlich geſinnten Paveſaner eine Stadt und gaben ihr, dem Pabſt Alexander III., deſſen Parthei ſie ergriffen hatten, zu Ehren, und dem K. Friedrich zum Trotz, den Namen Alexandria. So hatten endlich die Feindſeligkeiten, welchen Kaiſer Friedrich durch eine perſönliche und unpartheiiſche Unterſuchung der ihm mit ſo vieler Innigkeit vorgelegten Beſchwerden, und durch kluge Maßregeln leicht hätte abhelfen können, die höchſte Stufe erreicht, ſo daß nun erſt die Kriege mit aller Sammlung von Kräften, und wie von neuem begannen.

Indeſſen verfloßen, was dem K. Friedrich die Sache nicht wenig erſchwerte, einige Jahre, bis der neue und fünfte Zug nach Italien zu Stande kam. Dieſe ganze Zeit hatte er genug zu thun, um theils jene Unordnungen, welche während ſeiner Abweſenheit in Deutſchland ausgebrochen waren, beizulegen, theils die Herren, und vorzüglich die Biſchöfe, welche ſich auf die Seite des Pabſtes Alexander neigten, zurückzuhalten, theils auch, was ihn bereits ſehr viele Mühe und Geld koſtete, neue Truppen zu ſammeln. Wiewohl es, was dieſes letztere betrifft, nicht ganz nach ſeinen Wünſchen gieng, ſo trat er doch im J. 1174 den Zug, dem er ſo ſehnlich entgegen ſah, an, und nahm ſeinen Weg, nachdem er erſt die Stadt Suſa zerſtörte, geradezu nach Alexandria, mit deren Belagerung er im October den Anfang machte. Dieß gelang ihm aber, ungeachtet er alles Mögliche verſuchte und wagte, ſo wenig, daß er vielmehr im folgenden Jahre um Oſtern ſeine Hoffnung, dieſe Stadt zu erobern, vollends aufgeben, und ſich vielmehr mit einem Schein von Waffenſtillſtand begnügen mußte. Während dieſem bat er die deutſchen Fürſten auf das inſtändigſte um Hilfe, und vor allen beſchwor er den Herzog von Bayern und Sachſen, Heinrich den Löwen, ihn ja nur jetzt nicht zu verlaſſen. Er demüthigte ſich vor ihm, und bei einer perſönlichen Zuſammenkunft zu Chiavenna ſoll er ihm ſogar zu Füßen gefallen ſeyn; allein dieſer bis dahin innigſte Freund und Bundesgenoſſe K. Friedrichs hatte jetzt ſeine Geſinnungen ganz geändert, welches den Geſchichtſchreibern immer eine ſo auffallende und unerwartete Erſcheinung war, daß ſie, gleichſam mit einer Art von Wettſtreit, die Urſachen aufſuchen, wegen welchen er dieſelben geändert haben möge. Dieſe Urſachen liegen zuverläſſig ganz in der Nähe. Heinrich der Löwe war der ewigen Hofzüge nach Italien, wo er bereits ſeine beſten Truppen, und ſein Geld aufgeopfert hatte, herzlich müde, welches ſchon vor ihm auch andere deutſche Fürſten, welche nicht ſo vieles aufzuopfern hatten, längſt geweſen waren. Er brauchte auch eben damals ſeine Truppen wider die Slaven, wo er ſeine Unternehmungen noch nicht vollendet hatte. Ein anderes vorgegangenes Ereigniß war noch weit vermögender, ihm nicht nur dieſe Züge verhaßt, ſondern ihn ſelbſt gegen die Perſon K. Friedrichs abgeneigt zu machen. Wir haben eben gehört, daß der alte Welf

VI. in der Seuche bei Rom 1167 ſeinen einzigen Sohn, Welf VII., verloren habe. Dieſer Herr bezeigte ſich bald darauf aller Geſchäfte überdrüßig, und überließ ſich dem Vergnügen. Er verkaufte ſeine Lehen in Italien, und zwar an K. Friedrich I., der, gleichwie er Welfs VI. Geſinnungen zuerſt wahrnahm, den Handel mit Begierde geſchloſſen, und die Markgrafſchaft Toſcana, das Herzogthum Spoleto, das Fürſtenthum Sardinien, und die mathildiſchen Güter ſogleich in Beſitz genommen hatte. Dieß war noch nicht alles, was Welf VI. zu verkaufen hatte, und ſeine Eigenthümer in Bayern und Schwaben waren nicht weniger anſehnlich, ſo, daß Heinrich der Löwe die Kaufſumme zu zahlen verſprach; er hielt aber ſein Verſprechen zur beſtimmten Zeit nicht, und wollte es, wie einige meinen (denn nach Welfs VI. Hintritt hätte er die Güter ohnehin geerbt), oder konnte es nicht halten. Dieſes letztere iſt nicht weniger wahrſcheinlich, da einſt ſein Geldvorrath durch den einzigen Zug nach Italien im Jahre 1159 erſchöpft werden war. Der alte Welf VI. nahm hierauf keine Rückſicht, ſondern verkaufte auch dieſe Güter, und zwar wieder an K. Friedrich. Mehr brauchte es nicht, um die Ergebenheit Heinrichs des Löwen, dem als Herzog von Bayern vorzüglich dieſe letzteren und ſehr beträchtlichen Güter ſo wohl anſtanden, gegen den Kaiſer zu mindern. Heinrich wurde durch die Demüthigung, mit welcher jetzt derſelbe ſeine Hilfe anflehte, zwar gerührt, aber nicht bewegt. Er hatte ſchon an dieſem letztern Feldzuge gleich anfangs keinen Antheil genommen, (denn er blieb in Deutſchland zurück) und wollte ſich zu keinem verſtehen. Nach einigen Schriftſtellern ſoll er ſich erboten haben, Truppen und Kriegsvorrath zu ſchicken, falls der K. Friedrich ihm die Stadt Goßlar abtreten würde, und K. Friedrich ſoll dieſe Bedingniß mit großem Unmuth verworfen haben. Genug, Heinrich der Löwe blieb bei ſeinem Entſchluſſe, nicht nach Italien zu gehen, und ſohin waren zweitauſend Mann, welche die Erzbiſchöfe von Magdeburg und Köln lieferten, die einzige deutſche Hilfe, welche nach Oſtern 1176 über die Gebirge dem Kaiſer zueilte, und welcher er in Perſon über Como bis nach Bellenzona entgegen kam. Als er dieſe Mannſchaft und die Komenſer mit den Paveſanern vereinigen wollte, rückten ihm die Mailänder und deren Bundesgenoſſen mit einer weit überlegenen Macht bis Legniano entgegen. K. Friedrich, der von jeher bloß auf den Feind, und nicht auf die Stärke desſelben zu ſehen gewohnt war, griff das vereinigte Heer mit dem ihm eigenen Ungeſtüm an, der den

Feind einige Augenblicke wirklich beſtürzt machte; aber bald darauf ſank das Pferd, worauf er ſaß, und er ſelbſt verſchwand. Die Seinigen, welche ihn für verloren hielten, verloren den Muth, und entfernten ſich haufenweiſe aus der Schlacht; und drängten ſich, indem ſie, einer dem andern, die Gefahr und den Verluſt größer machten, als er war, dergeſtalt unordentlich durcheinander, daß, als ſie über den eben damals angeſchwollenen Fluß Teſſino ſetzten, ungleich mehrere zu Grunde giengen, als jemals durch das Schwert würden zu Grunde gegangen ſeyn. Alles war verloren, als K. Friedrich wieder zum Vorſchein kam, um Augenzeuge ſeiner unerſetzlichen Niederlage zu ſeyn, den 29. Mai 1176.

Dieſer unglückliche Erfolg ſetzte ihn in die unvermeidliche Nothwendigkeit, ſich mit ſeinen Gegnern zu ſetzen, und zumal mit dem Pabſt Alexander Unterhandlungen einzuleiten. Der Erzbiſchof Chriſtian von Mainz, nebſt andern Biſchöfen, nahm das Geſchäft, welches wegen der Verſchiedenheit der Partheien, und ihrer Abſichten, nicht wenigen Schwierigkeiten unterworfen war, über ſich, und nachdem endlich alles vorläufig in Richtigkeit gebracht, und K. Friedrich durch einige vom Pabſt abgeſchickte Kardinäle vom Kirchenbanne losgeſprochen worden war, wurde eine perſönliche

Zuſammenkunft des Pabſtes und des Kaiſers zu Venedig veranſtaltet. Die Bedingniſſe, welche vorher unterzeichnet werden mußten, waren, daß K. Friedrich alles dem römiſchen Stuhle bisher Entzogene, mit Ausnahme der mathildiſchen Güter, deren Beſitz und Genuß er ſich auf weitere fünfzehn Jahre bedung, zurückgeſtellt; daß in Betreff der Lombarder alles in dem Verhältniſſe und Zuſtande, wie es unter K. Heinrich V., Lothar, und Konrad III. war, beſtehen, und übrigens wegen andern noch unentſchiedenen Sachen ein ſechsjähriger Stillſtand, dem König von Sicilien aber ein fünfzehnjähriger zugeſagt werden ſollte. Zu Venedig wurde K. Friedrich mit allen Zeichen der päbſtlichen Würde geziert, und von einem glänzenden Gefolge von Kardinälen und Biſchöfen vor der Thüre der Markuskirche empfangen. Als er den Pabſt Alexander III. erblickte, warf er ſich vor ihm nieder, und küßte ihm den Fuß; dieſer aber hob ihn mit naſſen Augen von der Erde, und küßte ihn auf den Mund und ſegnete ihn, 1177 den 24. Juli. Daß er den K. Friedrich mit dem Fuße getreten, und die Worte: „Auf Schlangen und Ottern wirſt zu gehen, und auf Löwen und Drachen wirſt du treten,“ geſprochen haben ſoll, iſt eine abgeſchmackte Fabel, die von Freunden und Feinden verachtet wird.

Dieſer war der Ausgang der fünf Züge K. Friedrichs I. nach Italien.

So demüthigend dieſer Ausgang für K. Friedrich war, ſo ſehr war er für die Ruhe der Kirche, und nicht weniger für die Ruhe von Deutſchland erwünſcht und erſprießlich. Die widrigen Erklärungen des K. Friedrichs, mit welchen er ſeine Abneigung wider Pabſt Alexander III. an den Tag legte, waren nichts weniger, als allen Fürſten und Biſchöfen Deutſchlands gemein, und einige haben gleich anfangs die Wahl des Alexanders III. ſtillſchweigend gebilliget, andere aber haben (nach der damals noch allgemein herrſchenden Denkungsart, vermöge welcher man Unglücksfälle für mißbilligende Urtheile Gottes hielt) die Todfälle der kaiſerlichen Päbſte, dann die verunglückten Fortſchritte in den italieniſchen Kriegen, zumal die Seuche vor Rom, für ein offenbares Kennzeichen der rechtmäßigen Wahl des Alexander gehalten, und deſſen Parthei ergriffen. Waren ſolche Anhänger Biſchöfe, ſo verfolgte ſie K. Friedrich, ſo oft er bei ſeiner Ankunft in Deutſchland freie Hände hatte, auf das nachdrücklichſte, und ſetzte dadurch ihre Unterthanen und Kirchenſprengel in Unruhe. So wurden von ihm die Erzbiſchöfe von Salzburg Eberhard († 1164), Konrad († 1168), und Albert auf das härteſte mitgenommen und verjagt, und dieſem letztern hat es auch ſogar nach der hergeſtellten Verſöhnung des K. Friedrichs mit Pabſt Alexander nicht geglückt, in das Erzbisthum wieder eingeſetzt zu werden, ſondern es wurde im J. 1177 Konrad (Bruder Otto des Größern, Herzogs in Bayern) zum Erzbiſchofe zu Salzburg ernannt, welcher ehe im Jahre 1163 zum Erzbiſchofe von Mainz gewählt, und zwei Jahre darauf aus gleicher Urſache, weil er ſich wider den Pabſt Alexander nicht erklären wollte, von K. Friedrich verjagt, von jenem Pabſt aber, zu welchem er ſeine Zuflucht nahm, nachher zum Biſchofe zu Sabina, und zur Kardinalswürde befördert. Auch haben die Fehden, zumal unter den Großen in Deutſchland dergeſtalt wieder ihr Unweſen getrieben, daß es allerdings zu wünſchen war, daß das deutſche Oberhaupt durch was immer für eine Veranlaſſung möchte genöthiget werden, bei ſeinem Amte und ſeiner Pflicht in Deutſchland ſich einzufinden.

Wenn man indeſſen dieſe Umſtände bei Seite ſetzt, und die ſinnreiche Kraft, und unbeſiegbare Raſtloſigkeit, mit welcher eben dieſer Kaiſer Friedrich ſeine Abſichten betrieb, in Betrachtung ziehet, ſo kann man kaum umhin, der Freiheit der deutſchen Verfaſſung wegen jener Zerſtreuungen Glück zu wünſchen, inſofern ſie nämlich denſelben abhielten, für ſeinen monarchiſchen Geiſt die Nahrung in Deutſchland zu ſuchen, und durch wohlausgedachte und beharrliche Künſte die Grundſäulen deutſcher Freiheit neuerdings zu untergraben. Die Furcht, daß ihm dieß beifallen möchte, war nichts weniger, als eingebildet und leer, und wurde ſogleich bei ſeiner Zurückkunft nach Deutſchland durch einen Auftritt beſtätigt, der bis dahin (in ſeiner Art) neu und unerhört geweſen, und nachher in der deutſchen Geſchichte ohne Beiſpiel geblieben iſt. Bei dieſer höchſt tragiſchen Geſchichte wußte K. Friedrich die Fäden der Begebenheiten mit ſo vieler Feinheit zu legen und zu weben, daß man nur mit großer Aufmerkſamkeit ſeiner mitwirkenden Handreichung gewahr, und mehr als einmal verſucht wird, allen Argwohn von perſönlichem Antheil von ihm zu entfernen, und ihn vielmehr als einen Mann, der ſelbſt mit litt, zu beklagen. Es iſt von dem Sturze Herzogs Heinrich des Löwen die Rede.

Die außerordentlichen Eigenſchaften, und (was hier Eins war) die außerordentlichen Fortſchritte dieſes Prinzen waren allerdings ſo beſchaffen, daß ſie ihm bei der damaligen Verfaſſung der Reichsverhältniſſe nothwendig gefährlich ſeyn mußten. Heinrich der Löwe hatte nach einer großen Macht mit Glück geſtrebt, und hatte ſich als den Beſitzer dieſer Macht mehr als einmal gezeigt; das war bereits mehr, als die ihm an Kraft nachſtehenden deutſchen Fürſten damals ertragen und nachſehen konnten, wie er dann, was nicht geläugnet werden kann, theils in ſeiner Gemüthsart manches, das eben nicht ſehr empfehlen konnte, geäußert, theils manches, was nothwendig auffallen, und mißfallen mußte, unternommen und durchgeſetzt hatte. Was den Anwachs ſeiner Macht betrifft, ſo hatte er alle erdenkliche Gelegenheiten und Mittel, dieſelbe zu vergrößern, zur Zeit und Unzeit ergriffen. Als im Jahre 1144 der Graf von Stade, Rudolph, durch die Ditmarſen (Slaven im Hollſteiniſchen) ſein Leben verloren, und deſſen Bruder Hartwig, ein Domherr zu Bremen, ſich an den Erzbiſchof ſeines Stifts, Albert, um Unterſtützung gewendet, und ihm das Verſprechen, daß er ihm die Grafſchaft zu Lehen auftragen wolle, gemacht hatte, ließ es Heinrich der Löwe, der dieſe Grafſchaft als ein eröffnetes, an Sachſen gehöriges Lehen erklärte, auf eine Unterredung ankommen. Der Erzbiſchof erſchien, und wurde von Heinrichs Leuten ſo lange, bis er der Grafſchaft entſagte, in Verwahr gehalten*); und bald nachher unterjochte

---

*) Orig. Guelf. T. III. p. 13. etc.

Heinrich die Ditmarſen ſelbſt. Als im Jahre 1147 faſt ganz Europa nach Aſien wanderte, um dort den Türken ihre Länder zu entreiſſen, zog (was freilich nicht zu billigen, aber damals der allgemeine Grundſatz geweſen iſt) Heinrich der Löwe, an der Spitze der Sachſen wider die edle, und in allem Betracht vortreffliche Nation der Slaven, nämlich wider die Wenden, Obotriten und Rüger, unter dem Vorwande, ſie zu Chriſten zu machen, wiewohl (nach dem Zeugniſſe des Helmold) nicht vom Chriſtenthume, ſondern nur vom Gelde die Rede war. Er entkräftete ſie durch wiederholte verwüſtende Einfälle, und rottete beinahe die Menſchen aus, indem er beſchäftiget war, das Heidenthum auszurotten. Seine Ländereien überhaupt, welche in Bayern, ganz Braunſchweig, Weſtphalen, Holſtein, Meklenburg, ganz Pommern, Oſtfriesland und einigen Gütern in Schwaben beſtanden, beliefen ſich auf zweitauſend ſechshundert Quadratmeilen, und verſchafften ihm eine Macht, welche allen ſeinen Nachbarn fürchterlich, und durch den gebieteriſchen und gewaltſamen Gebrauch, welchen er bereits davon machte, ihnen eben ſo läſtig, als verhaßt geworden war. Heinrich der Löwe zeichnete ſich dabei (vor unzähligen Eroberern, welche Völker beſiegten, ohne zu wiſſen, was ſie mit denſelben vornehmen ſollen, und welche daher auch unſere ganze Verachtung verdienen) dadurch aus, daß er die erbeuteten Länder mit einem Verſtand, der ihm Ehre machte, behandelte. Er betrieb mit perſönlicher Inſtändigkeit die Bevölkerung ſeiner, beſonders der ſlaviſchen, Länder; und zog unter vortheilhaften Bedingniſſen neue Einwohner aus Holland und Weſtphalen, Flandern und Sachſen dahin, und ermunterte mit einer Thätigkeit, welche zu einer Zeit, wo ſich die anſehnlichſten Geſchlechter mit dem öffentlichen Straßenraub und der Plünderung der Kaufleute abgaben, faſt ohne Beiſpiel war, den Ackerbau und den Handel; aber die Hilfsmittel dazu holte er manchmal gerade von ſeiner Uebermacht, und mit einer Offenherzigkeit her, welche ſeinen Gewaltthätigkeiten noch eine Art von Werth (keine Gerechtigkeit) wenigſtens in Vergleich mit ähnlichen Anmaßungen mancher anderer Fürſten giebt, welche ihrem Ziele durch eine Menge verzierter Umwege ſich nähern, und zu ihrem Unrecht auch noch die beſchämende Beleidigung hinzufügen, mit ihren ſophiſtiſchen Manifeſten der Welt (die doch Augen hat, und mehr, als man glauben ſoll, wahrnimmt) den Glauben anheften zu wollen, daß etwas, was offenbar laſterhaft, niederträchtig, und in allem Betracht unrecht iſt, wohlgegründet und recht ſeyn ſoll. Als Heinrich ſah, daß ſeine (im Herzogthum Lüneburg am Fluſſe Ilmenau gelegene) Stadt Bardewick von der Stadt Lübeck, und ſeine lüneburgiſchen Salinen durch jene zu Oldeslo im Holſteiniſchen beträchtlich am Handel und Abſatz litten, erſuchte er den Grafen Adolph von Holſtein, ihm die Hälfte von beiden abzutreten; und als ſich der Graf, wie leicht zu erachten, dazu nicht verſtehen wollte, unterſagte er ihm im J. 1153 den Zugang zu der Stadt Lübeck, und die ihm hinderlichen Salzgruben ließ er abgraben; ja einige Zeit nachher, als Lübeck 1157 abbrannte, baute er auf razeburgiſchem Boden eine neue Stadt, Löwenſtadt genannt, bis er endlich ſelbſt die Stadt Lübeck und deren Hafen erhielt, worauf er dieſe Stadt verſchönerte, und vortreffliche Handlungseinrichtungen machte. Im Jahre 1158 zerſtörte er den, unweit dem damaligen Dörflein (der heutigen Hauptſtadt München) gelegenen, dem Biſchofe von Freiſing gehörigen Ort Vering, nebſt der über die Iſar geſchlagenen Brücke, um, was auch geſchah, die Salzniederlage und Münzſtatt nach München zu ziehen; aber die ſchlimmſten Feinde zog er ſich vollends an den hohen Geiſtlichen zu; er hatte nämlich in den ſlaviſchen Ländern die Bisthümer zu Mecklenburg, (welches nach der Verwüſtung dieſer Stadt durch die Slaven nach Schwerin verſetzt wurde) zu Altenburg, welches nachher nach Lübeck kam) und zu Razeburg aufgerichtet, und die Biſchöfe nicht nur ernannt, ſondern ſie auch mit dem Stab und dem Ring inveſtirt, weil zur Zeit, da der Vertrag mit dem Pabſt Calixt zu Worms geſchloſſen ward, dieſe Bisthümer noch nicht vorhanden, und dieſelben ſeine perſönlichen Werke geweſen ſind. Dieß wurde von andern deutſchen Biſchöfen für eine ſehr gefährliche Anmaßung gehalten, und ihm ſehr nahe gelegt, welches ihm um ſo gefährlichere Feinde zuzog, als er ſich nicht die geringſte Mühe gab, ſie zu beſänftigen, ſondern überhaupt ſeine Wege gieng, ohne jemals auf das, was auf den Geſichtern derjenigen, welche rechts und links neben ihm hergiengen, erſcheinen möchte, zu ſehen. Er war durchaus eines ſtrengen und ernſthaften Weſens, und ertrug, wenn er einmal etwas beſchloſſen hatte, keinen ferneren Widerſpruch, ſondern drang mit Ungeſtüm auf den Vollzug. Seine vielen Unglücksfälle mögen auch wohl (was ſie, wenn ſie in früher Jugend treffen, gewöhnlich thun) ſeine Gemüthsart im Umgange mit andern, ſo wie im eigenen Tragen und Dulden, verhärtet, und ihm im Aeußerlichen jenes herbe, unfreundliche Weſen gegeben haben, welches die edelſte und beſte Gemüthsart zwar nicht für Kenner verunſtaltet, aber gemeinen Augen unkenntlich macht. Der Domherr Radevic, der ihn perſönlich gekannt hatte, nennt ihn den Cato ſeiner Zeit, und verſichert, man habe aus Furcht und Achtung ſeine Verordnungen auch in ſeiner Abweſenheit mit eben der Pünktlichkeit, wie in ſeiner Gegenwart beobachtet; und ſeinem Charakter, indem er ihn ſchildert, leget er die Züge bei, daß er lieber in der That gut zu ſeyn, als es zu ſcheinen, verlangt, und daß er an allen ruhmwürdigen Dingen immer den erſten Antheil genommen, und ſich deſſen niemals gerühmt habe. Dieſer Charakter, gleichwie er ſtets nur ſolchen Männern, die durch ſich ſelbſt groß ſind, eigen war, iſt zwar allemal erhaben, aber nicht allemal empfehlend und angenehm; und Heinrich dem Löwen iſt er unſtreitig eine Haupturſache ſeines Unglücks geweſen.

Die Fürſten, deren Gebiete an ſeine Länder grenzten, hatten von Zeit zu Zeit theils ihre Eiferſucht, theils ihr nicht immer ungegründetes Mißvergnügen wider die Verſtärkung ſeiner Macht geäußert, und in den Jahren 1155 und 1166 ſogar Bündniſſe gegen ihn errichtet. Dieſes letztere Bündniß, bei welchem ſich die Erzbiſchöfe von Bremen und Magdeburg, die Biſchöfe von Lübeck und Hildesheim, der Markgraf von Brandenburg, der Landgraf von Thüringen, und viele andere befanden, war fürchterlich genug, und blieb, ſo ſehr es theils ſelbſt von Heinrich dem Löwen unterdrückt, (er befeſtigte damals die Stadt Braunſchweig, und ſtellte vor der Reſidenz den ungeheuern, noch vorhandenen, ehernen Löwen auf) theils von K. Friedrich bei ſeiner Zurückkunft von Italien beigelegt worden war, doch immer, und um ſo gewiſſer ein Vorbote künftiger und größerer Unruhen, als der ſchlaue und vielvermögende Erzbiſchof Rainald von Köln, wiewohl er mit K. Friedrich gezogen, (und vor Rom geſtorben iſt) der Hauptſtifter deſſelben, ſohin dieſes Bündniß nicht zufällig und vorübergehend, ſondern wohl gegründet und dauerhaft angelegt war. Dieſe Fürſten merkten kaum den Unwillen des K. Friedrich, welchen dieſer wider Heinrich den Löwen wegen der ihm verſagten Hilfe noch in Italien gegen ſie geäußert hatte, als ſie in die Wette Klagen wider ihn vorbrachten, und den Kaiſer hauptſächlich durch die Vorſtellung, wie ſehr die kaiſerliche Majeſtät durch ſeinen unerträglichen Stolz und Eigenſinn beleidiget worden wäre, noch mehr zu erbittern ſuchten. Da ſie bisher, ſo lange nämlich Friedrich eine vorzügliche Achtung und Freundſchaft gegen ihn geäußert hatte, nichts gegen ihn ausrichten konnten, ſo glaubten ſie, daß ſich die Sachen nunmehr zu ihrem Vortheil geändert hätten, und einen ganz andern Ausgang gewinnen würden, falls ſie etwas wider ihn vornehmen ſollten. Der Biſchof Ulrich von Halberſtadt bediente ſich in der Fehde, in welcher er eben wider Heinrich den Löwen begriffen war, nicht nur der weltlichen, ſondern auch der geiſtlichen Waffen, und ſprach über ſeinen Gegner den Kirchenbann. Der Erzbiſchof von Köln, Philipp von Heinsberg, fiel in Weſtphalen ein, und nahm durch das ganze Land bis Hammeln eine ſchreckliche Verwüſtung vor. Viele andere ſetzten ſich zu gleicher Zeit in Bewegung, und dieß alles geſchah dießmal mit einer Zuverſicht, aus welcher Heinrich der Löwe nothwendig eine heimliche Nachſicht, oder wohl gar einige Ermunterung des K. Friedrich erkennen, und die unabſehbare Gefahr eines wider ihn veranſtalteten Ungewitters vorausſehen mußte. Wie ernſthaft ihm die Sache gleich anfangs vorgekommen ſey, läßt ſich daraus ſchließen, daß er, der einſt zum Könige von Dänemark, Waldemar, ſagte: „er ſchätze die Menſchen mit geſchornen Häuptern nicht hoch genug, um ihrem Zorn ſeinen Ruhm aufzuopfern *)," jetzt dem Biſchof Ulrich zu

---

*) Saxo Crammat. XV. p. 566.

Füßen fiel, um von ihm die Losſprechung vom Kirchenbanne, welcher manchen ſeiner Unterthanen zum Vorwande, ihn zu verlaſſen, hätte dienen können, zu erhalten; er ſchlug auch dießmal, wider ſeine Gewohnheit, den Weg der Unterhandlung ein, und ſtellte bei Kaiſer Friedrich, als dieſer 1178 nach Speier kam, ſeine Klage, welches K. Friedrich eben erwartet zu haben ſcheint. Er beſchied ihn nämlich auf einen Reichstag nach Worms, wo er auf die unzähligen Beſchwerden geiſtlicher und weltlicher Fürſten Antwort geben ſollte. Die gleichgiltige Art, mit welcher er die Klagen Heinrichs des Löwen anhörte, ließ dieſen vermuthen, daß er nicht nur wenig Gehör, ſondern ein höchſt partheiiſches, unerbittliches Gericht, welches das Urtheil im Voraus beſchloſſen hätte, (denn was ein Unding war, ſeine Kläger ſaſſen als Richter) finden würde. Der Reichstag zu Worms gieng im Jänner 1179 vor ſich; allein Heinrich erſchien nicht. Bald darauf wurde in gleicher Abſicht ein zweiter zu Magdeburg gehalten. Heinrich erſchien wieder nicht, ſondern, da er ſich leicht vorſtellen konnte, daß die Fürſten ſeine Abweſenheit benützen, und alles Mögliche zu ſeinem Nachtheil hervorſuchen würden, bat er den Kaiſer, zu einer perſönlichen Unterredung nach Haldensleben zu kommen; er hoffte, daß er denjenigen, welchem er einſt (auf der Tiberbrücke im Jahre 1155) das Leben gerettet, welchen er ſo viele Jahre durch alle Gefahren begleitet, und welchen er ſtets als einen Herrn voll Großmuth erkannt hätte, auch dießmal beſänftigen, und wenn nicht ſeine Freundſchaft, doch ſeinen Schutz erhalten würde, und dieſe Hoffnung ſchien nicht übertrieben zu ſeyn. K. Friedrich, der ihn auf das Gericht der Fürſten hätte hinweiſen können, kam in der That nach Haldensleben, und ſcheint wirklich gerührt, und nichts weniger, als ihn unmittelbar zu Grunde zu richten, geſinnt geweſen zu ſeyn. Da die Reichsverſammlung heftig wider den Ungehorſam des Herzogs, als welcher ein neuer Beweis von ſeinem gebieteriſchen Stolz ſeyn ſollte, loszog, ſo gab ihm K. Friedrich, wie Arnold von Lübeck ſagt, den Rath, daß er ſich zu einiger Genugthuung verſtehen, und fünftauſend Mark Silber erlegen möchte, worauf er das Mißvergnügen der Fürſten wohl wieder zum Guten umlenken, und die Beilegung der ganzen Streitſache beſorgen wollte. Die Erlegung dieſer Summe war allerdings beträchtlich; allein ſie war das Mittel und das Löſegeld, eine Gefahr abzuwenden, die in der That ſo groß und dringend war, daß K. Friedrich die Antwort, welche er auf ſeinen Vorſchlag erhielt, nicht vermuthet zu haben ſcheint. Heinrich der Löwe erklärte, daß er ſich keiner ſolchen Strafe ſchuldig gemacht hätte. Bei dieſer Erklärung blieb er unbeweglich, und es war ganz ſeinem ſtolzen und unbeugſamen Charakter gemäß, es zu bleiben. Nun erſt that K. Friedrich dem Gange der Sache keinen weitern Einhalt, wiewohl er ſich noch immer auf eine ſowohl ſeiner Würde als Klugheit gemäße Art betrug, und ſich weislich das Anſehen gab, von allem, was er that, nichts für ſich zu thun. Er ſetzte einen neuen Reichstag nach Goßlar an, und als Heinrich wieder nicht erſchien, fragte er, „was in dem Falle, wo ein Vaſall dreimal rechtmäßig vor Gericht berufen worden, und nicht erſchienen wäre, das Recht mit ſich brächte.“ Die Fürſten antworteten, ein ſolcher hätte ſich nach den Rechten der Reichsacht, und der Entſetzung von den Reichslehengütern ſchuldig gemacht, und zugleich baten ſie um einen andern Reichstag, auf welchem das, was die Rechte forderten, in Vollzug kommen ſollte. Die Einwendung, welche einige Freunde des Herzogs in deſſen Namen vorbrachten, daß vermöge den uralten deutſchen Rechten ein Fürſt nur in ſeinem Lande zur Rede geſtellt, und nach dem Herkommen ſeines Landes geurtheilt werden könnte, wurde verworfen, und der neue vierte Reichstag auf den 23. Dec. 1179 nach Würzburg angeſetzt, und als Heinrich der Löwe wieder nicht erſchien, das Urtheil, nicht in Rückſicht der anfangs wider ihn vorgebrachten Beſchwerden, wiewohl man dieſe mit einfließen ließ, ſondern in Hinſicht auf die allgemeinen Reichslehensgeſetze ſogleich ausgeſprochen, und dieſen zu Folge Heinrich der Löwe förmlich mit dem Reichsbanne belegt, und der Herzogthümer Bayern, Weſt- und Oſtphalen, und Engern, dann aller übrigen Reichslehen (ſo, daß ihm nur noch ſeine Eigenthümer, Braunſchweig und Lüneburg bleiben ſollten) verluſtig, und dieſelben dem Kaiſer als heimgefallen erklärt. Mit eben dieſer Eilfertigkeit wurde dieß ungeheuere Urtheil, ohngeachtet ſich für deſſen Zurückhaltung verſchiedene auswärtige Höfe verwendeten, im Jahre 1180 zu Gelnhauſen und Regensburg vollzogen, und dort, wo allein die ſächſiſchen und rheiniſchen Fürſten ſich einfanden, die ſächſiſchen, hier, wo die bayeriſchen Stände nebſt drei päbſtlichen Legaten gegenwärtig waren, die bayeriſchen Staaten auf eine Art getheilt, die der Klugheit des Kaiſers Friedrich I. in allen Stücken gemäß war. Er ernannte zwar in der Perſon des Bernhard von Anhalt (einem Sohne Albert des Bären) einen Herzog von Sachſen, und in der Perſon des bayeriſchen Pfalzgrafen Otto (Abkömmling des unter den deutſchen Königen Konrad I. und Heinrich I. berühmten Herzogs Arnulph, einen Herzog von Bayern, nahm aber beiden von den, bis dahin zu ihrem Herzogthume gehörigen Staaten ſo vieles hinweg (von den ſächſiſchen Staaten z. B. bekam der Erzbiſchof Philipp von Köln das eigentliche Weſtphalen, und der Erzbiſchof von Mainz (welcher das Eichsfeld erhielt) von Magdeburg, Bremen, dann die Biſchöfe von Paderborn, Hildesheim, Verden, Minden, nebſt verſchiedenen weltlichen Fürſten erhielten theils Güter, theils Vorrechte) daß beinahe nicht ſo faſt die alten Herzogthümer, als vielmehr nur deren Trümmer mit den alten Namen geblieben ſind. In Sachſen wurde der herzogliche Titel auf ganz andere Gegenden verpflanzt, als denen er vorher eigen geweſen; denn die Gegenden, in welchen Bernhard von Anhalt Lauenburg und Wittenberg (woher die Benennungen Sachſenlauenburg und Sachſenwittenberg, als der Stamm in zwei Linien ſich theilte, entſtanden) erbaute, waren urſprünglich ſlaviſche Länder. Die ſlaviſchen Fürſten, Caſimir und Bogislaus, wurden unter dem Titel der Herzoge von Pommern zu Reichsfürſten ernannt; ſo wurden auch die Biſthümer, welche Heinrich der Löwe in den ſlaviſchen Ländern geſtiftet hat, unmittelbare Reichsfürſtenthümer ꝛc. Dieſe vielfältige Vertheilung war es eben, was die Fürſten gewünſcht, was ſie, dieſes auſſerordentliche Urtheil zu ſchlieſſen, und zu vollziehen vermochte, und was ſie vollends um die unpartheiſche und ruhige Geiſtesfaſſung gebracht hat, um die ganz in der Nähe liegende Bemerkung zu machen, daß ſie, indem ſie die Reichslehen in viele kleine Theile abſonderten, und denjenigen, der noch im Stande war, die deutſche Reichsverfaſſung und die Geſetze zu ſchützen, aus dem Wege räumten, im Grunde ſich ſelbſt unwichtig machten, und der Gefahr ausſetzten, früh oder ſpät, die Folgen einer ſolchen Zerſplitterung bereuen, und einem (allenfalls übermächtigen und unerſättlichen) Kaiſerhauſe zur Vermehrung ſeines Glanzes dienen zu müſſen.

Die Vollſtreckung dieſes Urtheils ſchien indeſſen mehrere Schwierigkeiten in ſich zu faſſen, als das Urtheil ſelbſt, und die Fürſten und Biſchöfe, welche wohl voraus ſehen konnten, was geſchehen würde, ſäumten keinen Augenblick, um ſich in dem Beſitze deſſen, was ihnen zugeſprochen worden war, zu befeſtigen. Der Graf von Anhalt drang in Begleitung des Landgrafen von Thüringen nach Sachſen ein, und entwaffnete im erſten Anfalle die vorzüglichſten feſten Plätze. Der Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg, und der Biſchof Ulrich von Halberſtadt belagerten Haldensleben, und der Erzbiſchof von Köln behandelte die Weſtphälinger mit der größten Strenge, um ſie außer Stand zu ſetzen, ihrem Herzog einigen Beiſtand zu leiſten; allein dieſe und mehr andere Feinde verachtete Heinrich der Löwe, und jagte ſie, wo er ſie erblickte, vor ſich her. Er ſchlug bei Osnabrück die kölniſche Parthei, eroberte und verbrannte Halberſtadt, (wo er den alten Biſchof, den er aber ſogleich wieder losließ, gefangen nahm) ſchlug den Erzbiſchof von Magdeburg über die Elbe zurück, zerſtörte einige Städte deſſelben, fiel im Jahre 1181 über den neuen Herzog von Sachſen, und den Landgrafen von Thüringen her, nahm dieſen nebſt ſeinem Bruder Hermann, den neuen Pfalzgrafen von Sachſen, gefangen, zerſtörte Mühlhauſen; — ſtand aber plötzlich mit aller ſeiner perſönlichen Macht und Kraft mitten im Laufe dieſer Siege gleichſam mit dem Heft des Schwertes in der kraftvollen Hand, aber beraubet vom Schwert, da. Beinahe alle ehemaligen Freunde und Bundesgenoſſen zogen ſich zurück, als K. Friedrich aus Bayern, wo alles ruhig vor ſich gegangen war, ankam, und ſogleich bei ſeinem Eintritte mächtige Fortſchritte machte. Der größte Theil der ſächſiſchen Stände unterwarf ſich, und der König von Dänemark, Waldemar, deſſen Sohn Heinrichs Tochter zur Ehe hatte, verlobte jetzt ſeine ſiebenjährige Tochter mit Kaiſer Friedrichs zweitem Sohn, und hielt es jetzt mit Kaiſer Friedrich, bei deſſen Parthei er größere Vortheile ſah. Wo Heinrich hinflüchten, und gegen wen er ſeine Arme ausſtrecken wollte, da fand er jetzt einen Feind, und im J. 1182 war er bereits dergeſtalt in die Enge getrieben, daß es ihm nur noch mit der äuſerſten Mühe gelang, ſich die Elbe hinab auf einem ſchlechten Fahrzeug nach Stade zu flüchten. Von hier aus bat er den Kaiſer Friedrich um Gerechtigkeit, indem er noch immer darauf beſtand, daß man ihn nicht nach dem Reichsherkommen behandelt hätte, und um die Erlaubniß, ſich dem Kaiſer, der ſich damals vor Lüneburg gelagert hatte, perſönlich ſtellen zu dürfen. Er ließ freiwillig den Landgrafen von Thüringen, nebſt deſſen Bruder, den Pfalzgrafen, los, und ſchickte verſchiedene Perſonen an den K. Friedrich ab, um ihn vorzubereiten, und ihm günſtigere Geſinnungen einzuflößen. Er war von ſeinem grauſamen Schickſale zwar nicht gebeugt, aber ganz vom Schmerz durchdrungen, und gleichſam über ſich ſelbſt gerührt. Als ihn einige Abgeordnete, welche ihm auf des Kaiſers Befehl auf der Reiſe durch die ihm vor Kurzem noch eigenen Staaten zur Sicherheit dienen ſollten, dem Geleitsbrief überbrachten, ſagte er mit Wehmuth: „Hier nahm ich keine Geleitsbriefe, ich gab ſie.“ Kaiſer Friedrich verſprach ihm ſeinen Beiſtand, und ſetzte erſt nach Quädlinburg, und als ſich hier wegen dem Widerſpruch des Herzogs Bernard alles zerſchlug, einen Reichstag nach Erfurt an. Hier warf ſich Heinrich dem K. Friedrich zu Füßen, der ihn mit allen Zeichen der Beſtürzung in ſeine Arme ſchloß, und küßte, und, indem ihm häufige Thränen über das Angeſicht herabfloßen, ihr beiderſeitiges langes Mißverſtändniß beklagte, und zumal des Herzogs ehemalige Unbeugſamkeit, welche ihn in dieſe Lage geſtürzt hätte, beklagte; aber dieß war alles. Was geſchehen war, blieb geſchehen. K. Friedrich hatte den Fürſten mit einem Eid zugeſagt, nichts ohne ihre Einwilligung zu ändern, und dieſe waren nicht zu bewegen, zu einer abermaligen Aenderung, bei der ſie ihre Eroberungen wieder hätten zurückſtellen müſſen, ihre Einwilligung zu geben. Sie glaubten noch großmüthig zu handeln, indem ſie dem Heinrich den unbeſchränkten Genuß ſeiner Erbherzogthümer Braunſchweig und Lüneburg zuſicherten, und dieß mit der Bedingniß, ſich auf drei Jahre aus Deutſchland zu entfernen. Heinrich ſchwieg, und entfernte ſich im Jahre 1182.

Dieß iſt es, was uns gleichzeitige Geſchichtſchreiber über den Sturz eines der erhabenſten deutſchen Fürſten, und über die Zertrümmerung einer Macht berichten, deren Fortſchritte unſerm deutſchen Vaterlande eine der heutigen ganz ungleiche (man kann nicht beſtimmen, welche) Geſtalt und Verfaſſung gegeben haben würde, falls es einem einzigen Kopfe gefallen hätte, ſich, da es noch Zeit war, zu beugen, und auf einen Augenblick von ſeiner Härte oder Erhabenheit abzulaſſen.

K. Friedrich hatte dieſe große Begebenheit kaum vollendet geſehen, als ihn ſeine Angelegenheiten nach Italien riefen. Der, mit den Städten der Lombardei, im Jahre 1177 errichtete Stillſtand gieng zu Ende. Da an eine fernere Unterjochung nicht weiter zu denken war, ſuchte K. Friedrich wenigſtens durch eine vortheilhafte Unterhandlung zu gewinnen, und ſchloß in ſolcher Abſicht zu Konſtanz im Jahre 1183 einen Vertrag, welcher als ein ewiges Reichsgrundgeſetz, in Anſehung der Verbindung von Italien mit Deutſchland, gelten und beſtehen ſollte. Dieſer Vertrag war für ihn noch immer vortheilhaft genug. Was in demſelben den Lombarden zugeſtanden wurde, wurde ihnen, wie die Urkunde ſagt *), aus Gnaden

---

*) Murat. Antiq. Ital. T. IV. Dissertat. XLVIII. p. 307.

zugeſtanden. Die Städte ſollten ihre hergebrachten Freiheiten, und ſonſtige Gewohnheiten behalten; doch ſollte der Kaiſer befugt ſeyn, die Konſulate alle fünf Jahre zu beſetzen, den Eid der Treue von allen Bürgern und Lehenleuten zu fordern, Appellationen anzunehmen ꝛc., und zumal bei Gelegenheit einer Krönung die gewöhnliche Einholung, und was ſonſt bei einem Römerzuge üblich war, zu erwarten ꝛc.

Einen noch glücklichern Ausgang nahm die fernere Unterhandlung mit dem Könige in Sicilien, damals Wilhelm II. Dieſe ſchien den K. Friedrich für alle Widerwärtigkeiten vollkommen zu belohnen, und ſeine Wünſche und Hausabſichten gleichſam zu erſchöpfen. K. Friedrich hatte (gleich ſeinem Vetter, K. Konrad III., und gleich allen ſeinen Vorfahrern) bei der Vermehrung des Reichs unabläſſig die Vermehrung und Vergrößerung ſeines eigenen Hauſes vor Augen, und hatte hierin bereits ungemein wichtige Fortſchritte gethan. Außer den beträchtlichen Gütern in Italien und Deutſchland, welche er von Welf VI. erhandelt hatte, brachte er, nach dem berühmten Sterben vor Rom theils erbſchaftsweiſe, (wie z. B. die beträchtlichen Güter ſeines Neffen, Herzogs Friedrich von Rothenburg) theils kauf-

oder tauſchweiſe, verſchiedene Güter an ſich *). Das Königreich Sicilien lag ihm von jeher am Herzen, ohne daß er jemals Zeit, oder die hinlängliche Macht fand, ſich dahin zu begeben. Da er nun in der Lombardie die Ruhe hergeſtellt, und in Deutſchland ſo viele Fürſten ſich verbindlich gemacht hatte, ſo dachte er im Ernſte daran, wie er ſein lang gefaßtes Vorhaben wegen Sicilien mit Nachdruck und Geſchwindigkeit ins Werk ſetzen möchte. In ſolcher Abſicht unternahm er im Jahre 1186, in Begleitung vieler deutſcher Fürſten, ſeinen ſechsten italieniſchen Zug, der eben mit einem Glücke, welches ihm auf keinem ſeiner vorigen Züge widerfuhr, begleitet war. Es wurde nämlich, ehe es zu einigen Feindſeligkeiten kam, ein Frieden vermittelt, vermöge welchem Sicilien nicht ſo faſt als ein Reichs- oder vielmehr Kaiſerlehen angeſehen werden, ſondern vielmehr unmittelbar ein Eigenthum des hohenſtauffiſchen Geſchlechtes werden ſollte. Eine der Hauptbedingungen des Friedens war, daß die Prinzeſſinn Konſtantia (eine Tochter des Königs Roger, und des damaligen Königs Wilhelm II. Vatersſchweſter) an des Kaiſers Friedrich älteſten Prinzen, Heinrich, vermählt

---

*) Otto de Blasio. c. XXI.

werden ſollte. Da der König Wilhelm II. von Sicilien keine Erben hatte, ſo hatte hiemit das hohenſtauffiſche Haus die nächſte Hoffnung zur Thronfolge in Sicilien erhalten, und K. Friedrich hatte ſogar das Vergnügen, der Prinzeſſinn auf ſolchen Fall vor ihrer Abreiſe die Erbhuldigung leiſten zu ſehen. Seine Freude hierüber war unbeſchreiblich, ſo, wie die Feierlichkeit, mit welcher die Vermählung vollzogen wurde, (ſie wurde zu Mailand auf Bitten der Einwohner dieſer Stadt vollzogen) unermeßlich war (1186). Er konnte nicht ahnen, welches grauſame Schickſal ſeinem Geſchlechte hier bevorſtände.

Nun ſchien dem K. Friedrich, um ſeiner Regierung den höchſten Glanz zu geben, nichts mehr übrig zu ſeyn, als ein Kreuzzug, zu deſſen Unternehmung ihn dabei viele, ihm nicht wenig wichtige, Beweggründe aufmunterten. Er hatte ſich, in Betreff der mathildiſchen Güter, und anderer ſtreitiger Punkte, mit dem päbſtlichen Hofe (im Jahre 1184 hatte er ſich zu Verona deshalb vergeblich mit Pabſt Lucius III., Nachfolger des 1181 verſtorbenen Alexander III. beſprochen) noch nicht abfinden können, und ein Kreuzzug war zuverſichtlich ein zweckmäßiges Mittel, ſich bei demſelben in Gunſt zu ſetzen. Zudem war die Aufforderung zu einem Kreuzzuge äußerſt dringend.

Der Sultan Saladin, nachdem er vorerſt Damaſcus, Aleppo und Ptolemais in ſeine Gewalt bekam, hatte ſich bald darauf durch Liſt des Königs von Jeruſalem, ja im Jahre 1187 den 2. Oct. ſelbſt dieſer Stadt bemächtiget, ſo, daß nur noch Antiochien, Tyrus und Tripolis in den Händen der Chriſten blieb. Dieſe verunglückte Lage der Sache trug, wie man hätte meinen ſollen, ſo wenig bei, daß man ſich von der Betrachtung, wie bald ſo entfernte Eroberungen wieder verloren gehen könnten, und wahrſcheinlich immer wieder verloren gehen würden, hätte abhalten laſſen, einen neuen Verſuch zu machen, daß man ſie vielmehr für eine neue Gelegenheit anſah, die Ungläubigen zu züchtigen, und neue Siege, und einen neuen unſterblichen Ruhm einzuärnten. K. Friedrich, der bereits einen Kreuzzug mitgemacht hatte, ſchmeichelte ſich dabei, daß er die bei demſelben von ihm wahrgenommenen Fehler vermeiden, und um ſo eher zu dem gewünſchten Ziele gelangen würde, und nahm in ſolcher Zuverſicht im Jahre 1188 auf dem Reichetage zu Mainz mit ſeinem Sohne Friedrich das Kreuz.

Der Zug gieng im Jahre 1189, nachdem K. Friedrich vorerſt auf einem Reichstage zu Regensburg ſeinen Sohn Heinrich zum Reichsverweſer ernannt hatte, durch Ungarn vor ſich.

Die Könige, Philipp Auguſt von Frankreich, und Richard von England, hatten ihrer Seits, aus gleicher Abſicht, mit zahlreichen Armeen ſich aufgemacht. Kaiſer Friedrich hatte ein Heer von nicht weniger, als hundert fünfzigtauſend Mann bei ſich, mit welchem er, als ein geprüfter Held und Kenner der Gegenden und des Feindes, fähig war, nur zu ſehen, und zu ſiegen. Wirklich zerſtäubte er, wo er durchzog, die Heere, die ſich ihm zum Theile noch in Europa, zum Theile in Aſien faſt täglich entgegenſetzten, und war im J. 1190 bis Armenien gedrungen, als er den 10. Juni in dem bei dem Städtchen Saleph vorbeilaufenden Fluſſe ſich gebadet, und in den Fluthen, oder, wie andere ſagen, durch die Erkältung in demſelben, ſeinen Tod (und ſeine Grabſtätte zu Antiochien) gefunden hat. Das deutſche Heer ſtarb meiſtens an Seuchen, ſo wie ſelbſt Friedrich, des K. Friedrich Sohn, in eben dem Jahre 1190 vor der Stadt Accon geſtorben iſt. Kaiſer Friedrich I. hatte das ſiebenzigſte Jahr ſeines Alters erreicht, und neununddreißig Jahre regiert. Der Krieg wurde durch die beiden Könige von Frankreich und England fortgeſetzt.

Der Charakter dieſes Monarchen giebt jedem Leſer, nach ſeiner Art, zu verſchiedenen Betrachtungen Anlaß, und ſtellet einen kurzen Abriß der (ſich ſtets und überall gleichen) Menſchengeſchichte dar, in welcher die menſchliche Kraft und Fähigkeit gewöhnlich an mißverſtandenen, oder doch zufälligen Dingen, geübt, gewöhnlich mehr Glanz, als Sache, geſucht, dann am Ende der Irrthum und die Eitelkeit immer mit Scham und Reue erkannt, und dadurch manche Lehre und Erfahrung überliefert wird, die, ſo bewährt ſie iſt, eben ſo nützlich und brauchbar für die Nachwelt ſeyn würde, wenn dieſe nicht immer wieder gleichſam von vornen anfienge, und ſich nicht immer viel zu weiſe dünkte, um von der Vorwelt ſich belehren zu laſſen. Was vorerſt K. Friedrichs Leibesgeſtalt, um auch von dieſer etwas zu melden, betrifft, ſo ſagt der gleichzeitige Radevic: „K. Friedrich ſey mehr groß als klein, mehr ſchmächtig als dick, und überhaupt ſehr wohl gebaut und gebildet, ſeine Augen ſeyen voll Geiſtes und durchdringenden Feuers, und ſein Gang feſt, ſchnell, und wie im ſteten Unternehmen geweſen. Sein Haupthaar, das er ſich (der Barbier thats aus Ehrfurcht gegen die kaiſerliche Würde, ſagt Radevic) immer ſo kurz abſchneiden ließ, daß es die Ohren nicht bedeckte, war goldgelb, ſein Bart aber röthlich, was ihm auch den Beinamen, der Rothbart, zugezogen hat. In dieſem ſchönen Körper wohnte nicht weniger ein ſchöner und fähiger Geiſt, welcher ſtets mit Kraft und Größe gehandelt, und nach dem Erhabenen geſtrebt hat. Die Vorſtellung, daß die kaiſerliche Majeſtät über alles ſich erheben, und wo ſie in Perſon erſcheint, alles mit ihrem Glanze gleichſam zernichten ſoll, dieſe Vorſtellung, mit welcher ſeine Einbildungskraft in frühern Jahren erfüllt, und mit welcher ſie auch in reifern Jahren genähret worden iſt, ſcheint ſeine Lieblingsidee geweſen, auch von allen gleichzeitigen Fürſten, die davon unterrichtet waren, begünſtiget worden zu ſeyn. Er hörte es ungemein gern, wenn man ihn, als Kaiſer, für den Herrn der ganzen Chriſtenheit, und (weil ſich dieſe damals des Rechts, alle Heiden der Welt zu bekehren, anmaßte) des ganzen Erdkreiſes anſah, und daher ſagten und ſchrieben ihm, wie ſchon ſeinem Vorfahrer geſchah, die Fürſten und Könige die ſchmeichelhafteſten Dinge, welche aber wenig mehr, als daß ſie geſagt, oder geleſen wurden, zu bedeuten hatten. Radevic hat uns einen Brief geliefert, mit welchem der König Heinrich von England ſeine Geſandten auf dem Reichstage nach Biſanz (Beſancon) abgeſchickt, und worin er dem K. Friedrich die (wie Radevic ſie nennt) honigſüßen Worte ſagt: „Wir übergeben euch unſer Reich, und was dahin gehört, und übergeben es eurer Gewalt, daß alles nach euerm Wink angeordnet, und überall euer Wille vollzogen werde. Es herrſche zwiſchen Uns und Unſern Völkern eine untrennbare Einigkeit der Liebe und des Friedens, und eine allgemeine Sicherheit des Handels, wobei aber euch, der ihr an Würde vorgehet, das Anſehen der Herrſchaft, uns aber die Geneigtheit, zu gehorſamen, zukommen ſoll.“ Auch beſchickten die auswärtigen Fürſten und Könige häufig die Reichstäge, (wozu ſie von K. Friedrich Einladungen bekamen) und ihre Geſandten brachten Geſchenke mit, welche alles enthielten, was die damalige Zeit Prächtiges lieferte, und da man ſie zur Schau ausſtellte, ſelbſt die auswärtigen Geſandten in wechſelweiſe Verwunderung verſetzten *). Auf dem eben genannten Reichstage zu Biſanz erſchienen aus Dänemark, England, Frankreich, Spanien, Rom, Sicilien, Italien u. ſ. w. Geſandte mit Geſchenken, und auf dem Reichstage zu Jean de Laune 1162, welcher wegen dem Pabſt Alexander gehalten werden ſollte, wurden die Könige von Frankreich, England und Spanien, (wie dann die erſten die Reiſe wirklich angetreten, aber ſich beſſer beſonnen hatten) in Perſon erwartet. Solche feierliche

---

*) Rader.

Aufzüge, wobei Friedrich auf einem hocherhabenen Thron von einem ſchimmernden Gefolg von Fürſten und Geſandten umgeben, und von einer unzähligen Menge Volkes, als ein Einziger, und gleichſam als ein Ueberirdiſcher betrachtet wurde, ſchienen, wie ehemals dem K. Otto, genannt der Große, ſo recht das eigentliche Labſal ſeines Herzens, und nach Mühſeligkeiten ſeine innigſte Belohnung geweſen zu ſeyn, und er that und erſchöpfte alles, um ſolchen Feierlichkeiten einen Ernſt und einen Glanz zu geben, den man nicht betrachten konnte, ohne gegen den, von welchem er ausgieng, mit einer ſtillen Ehrfurcht, und einer großen Meinung erfüllt zu werden. Er bewirthete auch bei ſolchen Gelegenheiten die anweſenden Fürſten und Geſandten, nebſt den unzähligen Grafen und Freien, und deren Gefolg, gemäß der damals eingeführten Gaſtfreiheit, mit einem Aufwand und einer Pracht, von deren Ueppigkeit man jetzt kaum noch einen Begriff hat. Er ließ ſich dabei mit dem bloßen Vergnügen, das ihm der Anblick und Genuß ſolcher Feierlichkeiten verſchaffte, nicht befriedigen, ſondern trachtete im Ernſt nach der wirklichen Hoheit über alle Könige, die entweder von einer dringenden Verlegenheit veranlaßt, oder beugſam und unachtſam genug waren, dieſelbe anzuerkennen, oder ſich auf dieſelbe zu ſtützen. Als im J. 1152 zwei däniſche Prinzen, Suen IV., und Knut V., um die Krone von Dänemark ſtritten, lud er ſie auf einen Reichstag nach Merſeburg, und entſchied, als beide erſchienen, für den Suen, welcher auch von ihm die Belehnung mit dem Schwerte erhalten, und den Lehenseid abgelegt hat. Der 1158 nachgefolgte König Woldemar begehrte, und erhielt ebenfalls eine gleiche Belehnung im J. 1164; allein deſſen Nachfolger Knut hatte ſich 1182 geweigert, eine ſolche Belehnung anzuerkennen, und dieſe hatte ihr Ende erreicht. Im Jahre 1157 zwang K. Friedrich den Boleslav IV. von Polen, den Lehenseid zu leiſten, und ſich mit ſeinem vertriebenen Bruder Wladislaw zu vergleichen, auch zu einem Römerzuge die Heeresfolge zu leiſten; allein es wurden nachher wiederholte Züge erfordert, um die deutſche Hoheit zu behaupten. Mit Ungarn, wohin er ſich ſogleich nach ſeiner Krönung 1152 begeben, um es dem Reiche lehenbar zu machen, blieb alles beim Vorhaben. Im Jahre 1158 ernannte er auf einem Reichstage zu Regensburg den Herzog von Böhmen zum König; und ſo benutzte er überhaupt alle Gelegenheiten, wo ſich über angrenzende Staaten einige Hoheitsrechte ausüben oder befeſtigen ließen, wie er dann wegen Burgund im Jahre 1157, da er dem

Erzbiſchof von Lyon die Würde eines oberſten Pfalzgrafen ertheilte, ausdrücklich in der deshalb ausgefertigten Urkunde ſagte, daß die burgundiſchen Bisthümer zum deutſchen Reiche gehörig, und die Regalien von ihm, nicht als Erbkönige, ſondern als Kaiſer, und als deutſche Lehen verliehen worden ſind *). Indeſſen iſt nicht zu vergeſſen, daß alle Hoheit und Gerichtsbarkeit, welche dem deutſchen Reiche zuerkannt wurde, nach dem für die Italiener auf dem Reichstage zu Roncaglia 1158 erneuerten altkaiſerlichen Rechtsbuche, nachdem man dieſes auch in Deutſchland geltend zu machen ſuchte, im Grunde allein dem Kaiſer, und am Ende (falls ſich nämlich die Kaiſerwürde hätte erblich machen laſſen) wohl gar einem einzelnen Geſchlechte zuſtändig ſeyn ſollte. Wie ſehr die Verbreitung dieſer Lehren dem K. Friedrich am Herzen lag, erhellet aus den ungeheuern Freiheiten, welche er auf eben dem Reichstage den Studenten zu Bologna, „als durch deren Gelehrſamkeit, wie er ſich ausdrückte, die ganze Welt erleuchtet, und zum Gehorſam für Gott und den Kaiſer gebracht wird,“ ertheilte, wie ſich dann auch bald nachher die Anzahl der dortigen Studenten auf

---

*) Paradin Histoir. de Lyon. l. II. c. 35.

zehntauſend Köpfe erſtrecket, und das Anſehen des juſtinianiſchen Codex ſich allenthalben verbreitet hat.

Sonſt wird K. Friedrich von allen, die ihn perſönlich kannten, als ein Mann, der bei großen, ja ſeltenen Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens nichts Uebertriebenes, noch Abſchreckendes, vielmehr ein ſehr einnehmendes Weſen an ſich hatte, geſchildert. Er war außerordentlich beherzt, und war, während ſeinen italieniſchen Kriegen, mehr als ein Mal, in die größte Lebensgefahr, aus der ihn nur der glücklichſte Zufall befreien konnte. Er wurde zwar, was die, an das Blutvergießen gewöhnten Soldaten faſt immer zu werden pflegen, etwas hart und gleichgültig gegen fremdes Leiden, und liebte manchmal harte Strafen, und blutige Züchtigungen; aber auch nicht ſelten, wenn alle Anweſenden einige Strenge erwarteten, erwachte dann gerade am meiſten ſeine Großmuth, welche er ſchon in früher Jugend gezeigt hatte. Als er im J. 1145 nach dem Schloſſe Wolfertshauſen in Bayern zog, um den welfiſch geſinnten Grafen zu verjagen, bekam er den Grafen Konrad von Dachau in ſeine Hände, und führte ihn mit ſich nach Schwaben; aber ſo wie ihm die Seinigen den Rath ertheilten, daß er dem Gefangenen ſeine Freiheit ja recht theuer verkaufen möchte, ließ er ihn ſogleich mit vieler Achtung ohne Löſegeld los *). In den heftigen Kriegen mit den Italienern wurde er, weil die Italiener als Meineidige und Rebellen behandelt wurden, zu manchem ſtrengen Beiſpiel, das den Uebrigen zur Warnung dienen ſollte, veranlaßt, aber auch nicht ſelten wieder auf der Stelle verſöhnt, und erfreut, eine Urſache zur Verſöhnung gefunden zu haben. Bei der Belagerung von der Stadt Alexandria wurden diejenigen von den Belagerten, welche das Unglück hatten, in die Hände der Deutſchen zu fallen, ſogleich hingerichtet, oder ſonſt empfindlichſt gezüchtigt. Eines Tages führte man ihm drei Gefangene vor, denen er ſogleich die Augen auszuſtechen befahl. Dieſe (in einem rohen Zeitalter aus politiſcher Hinſicht erfundene, und damals noch übliche) grauſame Marter war an zwei bereits vollzogen worden, als er den dritten, der noch ſehr jung war, fragte, was denn ihn bewogen habe, mit den Rebellen zu halten. Der junge Italiener antwortete: „Ich habe nichts wider dich, oder deine Herrſchaft, ſondern ich habe einen Herrn in der Stadt, und ich habe gethan, wie er mir zu thun befohlen hat. Will dieſer mein

---

*) Otto Fris. l. l. c. XXV.

Herr zu dir übergehen, und wider die Stadt ſtreiten, ſo werde ich ihm mit gleicher Treue dienen, und du magſt mich blind oder ſehend zurück ſchicken, ich werde ſtets ſein treuer Diener bleiben.“ Friedrich wurde gerührt, und ſchenkte ihm die Strafe, indem er ihm befahl, die zwei geblendeten zurück nach der Stadt zu führen *).. Mit dieſer Güte des Herzens verband er eine gleiche Standhaftigkeit der Seele, und man rühmt beſonders, daß, da bei der ſchrecklichen Seuche vor Rom im Jahre 1167 alles um ihn her wie betäubt vor Schmerzen, oder in einer unermeßlichen Betrübniß verſunken war, er allein eine ruhige Stellung, und eine geſetzte Miene gezeigt, und den Umſtehenden Muth und Troſt zugeſprochen hat. Dieſe bekannten Züge ſeiner Gemüthsart waren vielen ein Grund, zu glauben, daß er den Sturz Heinrichs des Löwen, wenigſtens nicht angelegt, oder nicht unmittelbar gelenkt habe; und wenn Arnold von Lübeck ſagt **), daß man zweiſle, ob ihm jene Thränen zu Erfurt vom Herzen gekommen ſind, weil er ſich nicht thätiger um den Herzog angenommen hat, ſo wird dagegen eingewendet, daß es damals, wo ſich die Fürſten bereits in deſſen Güter getheilt hatten, zu ſpät geweſen ſey, ſich um ihn anzunehmen. Wenn er übrigens ein Meiſter in den Kriegskünſten war, ſo war ers im Grunde nicht weniger in den Künſten des Friedens und des Nachdenkens, und es wurde allgemein beklagt, daß er faſt in ſeinem ganzen Leben keine anhaltende Ruhe fand, um ſtillen, eigentlich den wahrhaft menſchlichen Beſchäftigungen nachzuhängen, und den Anbau des Geiſtes ſowohl, als der Länder befördern zu können. Er hielt anfangs ſehr ſtreng auf die Beobachtung der Geſetze, und des allgemeinen Friedens unter den deutſchen Fürſten; mußte aber nachher, wenigſtens den Großen, vieles nachſehen, um ſich die Fürſten geneigt, und ihre Beihilfe zu den italieniſchen Zügen zu erhalten. Was er ſonſt zur Beförderung des innern Wohlſtandes von Deutſchland that, das gleicht vielmehr nur ſchönen Spuren und Anzeigen, was er bei friedſamern Umſtänden gethan und unternommen haben würde. Er kannte den Werth des Handels, und ertheilte den Städten, von deren Bürgern derſelbe beſorgt wurde, große Freiheiten, ja er ſchwur als Kaiſer, daß er nichts Wichtiges ohne den Rath der Städte vornehmen wollte. Er war ein großer Liebhaber von der Landwirthſchaft, (in welcher man damals alles, was man in andern Gegenden und Ländern ſah, blindlings nachgeahmt, u. z. B. in den nördlichſten Gegenden Deutſchlands überall Wein gebaut hat) und baute ſich, nach ſeiner eigenen Idee, von rothen Steinen ein Landhaus zu Kaiſerslautern am Rhein, wobei er jedoch nicht ſo faſt das Nützliche, (damals kamen durch die Kreuzfahrer aus Aſien und Italien eine Menge fruchtbarer Blumen, Pflanzen und Bäume nach Deutſchland) als vielmehr das Unterhaltende geſucht zu haben ſcheint; denn auf einer Seite war ein großer Teich, der mit Fiſchen und Seevögeln erfüllt, auf der andern Seite ein Wäldchen, das von Hirſchen und Rehen bewohnt war *). Man rühmt auch an ihm, daß, da damals, und zwar gleich nach dem erſten Kreuzzug, die morgenländiſchen Kleidertrachten, und andere Ueppigkeiten in Umlauf kamen, er in dieſem Stücke, ſo wie bei ſeiner Tafel, in den Schranken der Beſcheidenheit geblieben, und alles Ueberflüſſige verſchmähet habe. Er war kein Gelehrter, ſchätzte aber die Gelehrſamkeit, deren Werth er fühlte, ſo, wie er das ſüße Vergnügen des Nachruhms gefühlt, und aus ſolchem Verlangen dem Biſchofe Otto von Freiſing zu verſtehen gegeben

---

*) Otto Fris. 3. c. 26.

**) Godefrid. Monac.

---

*) Radev. l. 2. c. 76.

hat, wie es ihm überaus angenehm ſeyn würde, wenn er ſo gefällig ſeyn möchte, ſeine Geſchichte zu beſchreiben. Er überſchickte dem Biſchof auf ſein Begehren einen Abriß der fünf erſten Jahre ſeiner Regierung, und ſetzte mit vieler Feinheit hinzu, „daß er ihm ſeine Thaten gerne empfehlen wollte, wenn ſie nicht in Vergleich mit den Handlungen anderer vortrefflicher Männer, vielmehr Schattenwerke, als Heldenthaten wären. Er verlaſſe ſich aber mehr auf den vortrefflichen Geiſt des Biſchofes, welcher auch Kleinigkeiten zu erheben, und über einen geringen Stoff viel zu ſchreiben wüßte, als auf ſeine Verdienſte u. ſ. w." Er gab ſchnelle und treffende Antworten, und ſetzte nicht ſelten diejenigen, welche ihm mit einem großen Aufwande von ſchwatzhafter Beredſamkeit Dinge, von deren wahrem Werthe und Nutzen er nicht überzeugt war, anprieſen, durch ganz unerwartete Fragen oder Antworten in Beſtürzung. Als er während des Reichstages auf den roncaliſchen Feldern, wo ſich von allen italieniſchen Städten Rechtslehrer, und Vertheidiger der Rechte einfanden, eine ungeheuere Menge Menſchen erblickte, welche ihn um Gerechtigkeit baten, und in ſolcher Abſicht, nach damaliger Sitte, mit Kreuzen in den Händen ſich darſtellten, ſagte er zu den Richtern und Rechtsvertheidigern: „Wie ſoll ich das verſtehen, daß in Italien, wo nach der Verſicherung der Rechtslehrer nichts über die Vollkommenheit der Geſetze gehet, die Geſetze gerade am wenigſten beobachtet werden? Ich ſehe wohl aus der Menge verarmter Leute, welche nichts zu eſſen und zu trinken haben, wie ſtreng man hier auf die Gerechtigkeit hält;" womit er anzeigen wollte, daß ihre Rechtsgelehrſamkeit mehr Prunk und Liſt, als Sache, und mehr dazu gemacht wäre, Prozeſſe zu erwecken, und (indem ſich Richter und Advocaten bereicherten) die ſtreitenden Partheien um das Ihrige zu bringen, als denſelben zu dem Ihrigen ohne Nachtheil zu verhelfen. Man will wiſſen, daß ſich Kaiſer Friedrich den großen Kaiſer Karl zum Muſter genommen, wie er dann, nach dem Zeugniſſe des Godefrid, auf einem Reichstage zu Aachen 1162 deſſen Grabmal, was ſchon einſt K. Otto III. that, eröffnete, und deſſen Heldenmuth und Weisheit überall nachzuahmen geſucht habe, wie er es dann, was ſeine perſönliche Tapferkeit und unbeſchreibliche Thätigkeit betrifft, an nichts erwinden ließ, um ſein Muſter zu erreichen; aber an gelehrter Einſicht und philoſophiſcher Denkart blieb er weit zurück; er zeigte ſich zwar nicht gleichgültig gegen die Wiſſenſchaften, fand aber, oder nahm ſich vielleicht zu wenig Zeit, um ſich ihnen ſelbſt zu ergeben, wie er dann die lateiniſche Sprache, welche damals bereits aus den römiſchen klaſſiſchen Schriften ſtudirt wurde, (Radevic z. B. ſchrieb ganze Stellen aus dem Salluſt ab) zwar verſtanden, aber ſelbſt nicht geſprochen hat. Er hat auch noch (was freilich auch Karl der Große, aber viele Jahrhunderte früher, that) den Zweikampf und andere Gotsproben geſetzmäßig feſtgeſetzt, und dieſelben für entſcheidende Rechtsproben angeſehen, welches ich übrigens ſeinem Verſtande keineswegs zur Laſt legen, ſondern nur als ein Beiſpiel, daß manchmal viele Jahrhunderte erfordert werden, um eine Meinung zu ändern, anführen, und dieß um ſo mehr anführen will, als die Anhänglichkeit an die Gotsurtheile, als gerichtliche Proben, noch viele Jahrhunderte fortgeſetzt, und an die Stelle derſelben die Tortur unter einem andern Namen eben daſſelbe Unding) eingeführt worden, und dieſe hie und da noch in unſern Tagen (1794) üblich geblieben iſt. Auch fand er ſich, wie eben bemerkt worden, wegen ſeinen häufigen Angelegenheiten in Italien, außer Stand, uneinige Partheien mit verfänglichem Nachdruck allein auf die Gerichte hinzuweiſen, und den veralteten Gebrauch der Selbſthilfe zu unterdrücken; daher er in dem Landfrieden vom Jahre 1187 feſtſetzen ließ, daß zwar jedem die Freiheit, ſein Recht mit Gewalt ſich zu verſchaffen, geſtattet, doch jeder gehalten ſeyn ſollte, ſeinem Widerſacher drei Tage vorher, ehe er wider ihn die Fehde eröffnete, den Frieden und die Sicherheit abzuſagen.

K. Friedrich hatte ſich zweimal verheirathet, a) 1140 mit Adelheit, einer Tochter des Markgrafen Diepold I. zu Vohburg, von welcher er 1153 auf einer Verſammlung der Biſchöfe und Fürſten zu Konſtanz geſchieden worden war, b) mit Beatrix, Erbtochter Rainalds III., Grafen von Hochburgund, welche im Jahre 1185 geſtorben, und zu Speier begraben worden iſt. In dieſer letztern Ehe erhielt er folgende Kinder: 1) Heinrich, ſein Nachfolger. 2) Friedrich, welcher von ſeinem Vater das Herzogthum Schwaben, nebſt den welfiſchen Erbgütern, und den Gütern des Grafen von Pfulendorf, erhalten, aber 1190 vor Accon ſeinen Tod gefunden hat. 3) Konrad, welcher nach dem Tode Friedrichs von Rottenburg, Herzog von Franken, und 1190 auch Herzog von Schwaben geworden, 1196 aber geſtorben iſt. 4) Otto, welcher Burgund, worin Arles die Hauptſtadt war, erhielt. 5) Philipp, nachmaliger Kaiſer. Auch ſchreibt man ihm zwei Töchter zu, a) Sophia, welche 1186 an Wilhelm, Grafen von Montferrat vermählt, und b) Beatrix, welche Abtiſſinn zu Quädlinburg geweſen ſeyn ſoll.

Schriftſteller.

Nebſt den Vorigen: Radevici Canonici Frisingensis Continuat. Ottonis Frisingensis usque 1170 apud Vrstis. it. apud Pithoev. — Güntheri Ligurinus seu Carmen heroicum de Rebus a Frider. I. gestis. libr. X. Aug. Vind. 1507; it. apud Petr. Pithoev. it. apud Reuber. — Friderici I. Epistolae quaedam, tempore Schismatis inter Papas Victorem, Pascalemque, et Rolandum scriptae; apud Freher T. I. — Burchardi Notarii imperial. Epist. de Victoria et Triumpho Friderici I. Imp. et clade mediolanens. apud Freher T. I. — Godefridi Monachi ad S. Panteleon Annal. ab an. 1162 — 1237. ib. T. I. — Saxo Grammat. Hist. Dan. ab an. orb. 2910 — A. C. 1186. Sorae 1644. — Lips. 1771. — Othonis Morenae, et Acerbi, Othon. filii Rer. laud.

tempore Frider. Oenobarb. Hist. ab ann. 1153 — 1168. Edit. a Felice Osio Venetiis 1639. Item in Thesaur. Antiq. et Hist. Ital. Graevian. T. III. P. II. it. apud Leibn. T. I. — Arnoldi Abb. Lubecensis, derelict. et Helmoldi supplem. ab ann. 1171 — 1209. apud Leibn. T. II. — Otto de S. Blasio ad libr. VII. Chron. Otton. Fris. Append. ab an. 1146—1209. apud Vrstisium T. I. it. apud Muratori S. R. I. T. VI. — Tagenonis Descript. Exped. Asiat. Frider. I. apud. Freh. Tom. vno. — Acta Alexandri III. apud Baronium. — Augustense Chron. diffusius S. Vdalrici et Afrae ab ann. 1152—1265. apud Freher. T. I.

Neuere.

El. Weihenmaier Dissertat. de Friderico Ahenob. Vitemb. 1689. — Henrici de Bünav Probe einer umſtändlichen deutſchen Kaiſer- und Reichshiſtorie, oder Leben und Thaten Friedrichs I. Lipsiae 1722. — Nikolaus Hieron. Gundling Unterſuchung, ob Fridericus barb. in dem Fluſſe Cygnus erſoffen ꝛc.

Heinrich VI.

1190 — 1197.

Inhalt. Kaiſer Heinrich wurde von dringenden Angelegenheiten, welche ihn nach Sicilien riefen, genöthigt, die Streitſache mit Heinrich dem Löwen beizulegen, und belehnte den Sohn deſſelben, auch Heinrich genannt, als welcher die Tochter des Konrads, Pfalzgrafen am Rhein geheirathet hatte, mit der rheiniſchen Pfalzgrafſchaft 1194. — Bei ſeiner Krönung zu Rom verrieth Kaiſer Heinrich die ihm getreue Stadt Tuſculum; zog dann zweimal nach Apulien, und verübte daſelbſt entſetzliche Grauſamkeiten. Deſſen Vorhaben, die deutſche Krone auf ſein Haus erblich zu bringen, wurde vereitelt. Deſſen dritter Zug nach Apulien, und neue Grauſamkeiten, und Tod 1197.

Heinrich, unter den Kaiſern dieſes Namens der Sechſte, war der älteſte Sohn K. Friedrichs I., und ſeiner zweiten Gemahlinn, Beatrix, Erbtochter des Grafen Rainalds III. von Hochburgund. Er wurde im J. 1165 zu Nimmwegen geboren, und im fünften Jahre ſeines Alters auf einem Reichstage zu Bamberg, mit allgemeiner Genehmhaltung der deutſchen Fürſten, zum Könige in Deutſchland und Italien gewählt, und zu Aachen vom Erzbiſchofe Philipp von Köln gekrönt. Im Jahre 1184 wurde er von ſeinem Vater auf einem feierlichen Reichstage zu Mainz zum Ritter erhoben, dann im Jahre 1186 zum Könige von Italien gekrönt, im Jahre 1189 zu Regensburg, während ſeiner Abweſenheit bei dem Kreuzzuge, zum Reichsverweſer ernannt; ja, wenn es den Wünſchen ſeines Vaters, denen ſich aber der Pabſt Urban ſtandhaft widerſetzte, nachgegangen wäre, würde er noch bei den Lebzeiten, und an der Seite deſſelben zum zweiten Kaiſer (was nicht nur ohne Beiſpiel, ſondern ganz überflüſſig geweſen ſeyn würde) gekrönt worden ſeyn. Kaiſer Friedrich I. verwendete alles Mögliche auf dieſen ſeinen Liebling und Nachfolger, ſcheint aber, (nach der Art eingenommener Väter) Blüthe und Früchte zugleich gewünſcht zu haben. Da er bei mancher Gelegenheit fühlte, was in Hinſicht wiſſenſchaftlicher Einſichten an ihm verſäumt worden war, ſo ließ er ſeinen Heinrich ſorgfältig in den Wiſſenſchaften, welche damals ein Theil einer guten Erziehung waren, unterrichten; ließ ihn aber, wie es ſcheint, zu gleicher Zeit, und ehe ſeine Kenntniß und Gemüthsart gehörig zurecht gelenket, ausgebildet und verſichert war, viel zu früh mit Geſchäften ſich abgeben, wozu eine durch Erfahrung und Jahre geprüfte und ruhige Ueberlegung um ſo gewiſſer gehört, als ſolche verunglückte Gemüthsarten niemals reif werden, und überall, wo man ſie hinſtellt, zu viel oder zu wenig thun. Heinrich erbte den thätigen und kühnen Geiſt ſeines Vaters, erbte aber auch, ohne mit ſeinen guten Eigenſchaften bekannt zu werden, nicht nur deſſen Fehler, ſondern übertrieb dieſe, zumal diejenigen, welchen eine unzeitige Herrſchſucht, und eine jaſtige Hitze, derſelben überall den Weg zu bahnen, zum Grunde lag. Dieſes Unglück, wobei der Menſch zu einem reiſſenden Thiere verunſtaltet wird, iſt das gewöhnliche Schickſal ſolcher Prinzen, welche, ſobald ſie in ihrer Kindheit die Augen öffnen, nichts als Gegen-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05570/013

ſtände des Glanzes, und einer gebieteriſchen Macht erblicken, ohne jemals einen wahrhaft nützlichen und beherzten Mann zu finden, der ſie mit Nachdruck lehrte, wie dieſe Gegenſtände beſchaffen, wie ſie an ſie gekommen, und wozu ſie ihnen überlaſſen worden ſind. Heinrich verrieth ſchon in ſeiner frühen Jugend auffallende Züge eines frechen und bösartigen Uebermuthes, und erlaubte ſich, als er im J. 1184 ſeinen Vater nach Italien begleitete, allerlei Unfug, nahm den Leuten, was ihm gefiel, und erſchöpfte die Nachſicht der Italiener dergeſtalt, daß ſie (was einen großen Grad von erlittener Mißhandlung anzeigt) häufig an deſſen Vater, den Kaiſer, und zuletzt wohl gar an den Pabſt ſich wandten, um ſich zu beſchweren *). Unter andern ließ er eines Tages einen italieniſchen Biſchof zu ſich kommen, und fragte ihn mit einer ungeſtümen Hitze, von wem er inveſtirt worden wäre; der Biſchof antwortete: „er wäre vom Pabſt inveſtirt worden; denn er beſäße keine Güter noch Ehrenſtellen, welche es ihm zur Pflicht gemacht hätten, ſich vom Kaiſer inveſtiren zu laſſen.“ Gleichwie der junge Herr wider den Biſchof, noch ehe er gehört hatte, was derſelbe antwor-

---

*) Godefrid. Monac. ad ann. 1185.

ten würde, entrüſtet war, ſo brauſete er nun in der unbändigſten Hitze auf, und auf ſeinen Befehl wurde der Biſchof mit Fäuſten geſchlagen, und auf der Gaſſe im Unflat herumgezogen. Dieſe, jedem Menſchen, und zumal einem Fürſten, höchſt unanſtändige Raſchheit und Rachſucht, welche eine Folge davon war, daß man ihn mit der Beherrſchung der Völker unterhielt, ehe man ihn lehrte, ſich ſelbſt zu beherrſchen, bezeichnete ſeine ganze, wiewohl nur ſiebenjährige Regierung, wozu aber auch (was noch allenfalls zu einiger Nachſicht für ihn geſagt werden kann) ſein heftiges, gallſüchtiges Temperament beigetragen haben mag. Er war ein kleines, dürres, ſchwarzgalliges Männchen, und iſt der ſchlimmſte aller Hohenſtauffer geweſen.

Unter die vorzüglichern und erfreulichern Begebenheiten gehöret noch immer die endliche Beilegung der Unruhen, welche wegen der gewaltthätigen Behandlung Heinrich des Löwen entſtanden, und durch deſſen Entfernung aus Deutſchland nur unterbrochen worden ſind. Als Heinrich der Löwe nach dem Verlaufe der drei Jahre zurückkam, fuhr er fort, was er, in Rückſicht der ihm eigenthümlich angehörigen Länder nie unterlaſſen hatte, ſich einen Herzog von Sachſen zu nennen, und man glaubte voherzuſehen, daß er mit dem, bei ſeinem Sturze (wiewohl in ganz neuen Gegenden) zum Herzoge von Sachſen ernannten, Bernhard von Anhalt um ſo bälder zerfallen würde, als dieſer ſich, vermöge der ihm ertheilten, nicht ganz beſtimmten Urkunde berechtiget zu ſeyn glaubte, ſich verſchiedene Dinge, welche Heinrich der Löwe nicht gleichgiltig anſehen konnte, herauszunehmen. Dieſe mißliche Ausſicht veranlaßte ſchon den Kaiſer Friedrich, als er 1189 eben mit dem Kreuzzuge beſchäftiget, und ſohin aus Deutſchland auf eine längere Zeit ſich zu entfernen im Begriffe war, Heinrich dem Löwen auf einem Reichstage zu Goßlar den Antrag zu thun, daß er ſich entſchließen müßte, entweder mit allen ſeinen Gegnern ſich zu verſöhnen, oder nebſt ſeinem älteſten Sohne den Kreuzzug mitzumachen, oder auf weitere drei Jahre neuerdings ſich aus Deutſchland zu entfernen, wobei ihm die Verſicherung gegeben ward, daß er indeſſen für ſeine Erbländer nichts Widriges zu fürchten haben ſollte *). Heinrich der Löwe wählte das Letztere, und kehrte wieder nach England, wohin er ſchon das erſtemal gegangen war, zu K. Heinrich II., deſſen Tochter,

---

*) Gerh. Stederburgens ; bei Leibniz Tom. I. p. 861.

Mechtilde, er im Jahre 1168 geheirathet hatte, zurück, und dachte nichts anders, als die Zurückkunft des Kaiſers mit eben der gelaſſenen Ruhe, welche er während ſeiner erſten Entfernung beobachtet hatte, zu erwarten. Hier trafen ihn ſogleich mehrere erſchütternde Unglücksfälle; ſein Schwiegervater, und ſeine eigene Gemahlinn, Mechtilde, welche er zu Braunſchweig zurückgelaſſen hatte, giengen mit Tod ab, und zugleich liefen die traurigſten Nachrichten ein, daß ſeine Erbländer von ſeinen Feinden angefallen worden, und der ſchrecklichen Plünderung derſelben bloß geſtellt wären. Dieſer letztere Unglücksfall enthob ihn offenbar jenes Verſprechens, drei Jahre Deutſchland nicht zu betreten, und nöthigte ihn vielmehr, ſeine Rückkehr dahin, noch im Jahre 1189, zu beſchleunigen. Dieſe war anfangs mit allen Zeichen von zurückkehrendem Glück begleitet, indem er einige ſeiner ehemaligen Staaten theils ohne Schwertſtreich erhielt, (der Erzbiſchof von Bremen z. B. gab ihm die Grafſchaft Stade zurück) theils andere, z. B. Hamburg, Plön, Izehoe ꝛc, eroberte, oder die ganz Widerſpenſtigen ſcharf züchtigte, welches letztere der Stadt Bardewick widerfuhr, welche von ihm ganz zerſtöret worden, und zum Andenken deſſen über der Thüre der alten Stiftskirche noch die Inſchrift: „Vestigia Leonis,“

zu leſen iſt; allein die erſte Nachricht von der Zurückkunft Heinrich des Löwen, ſetzte das ganze Heer ſeiner Gegner in Bewegung, und König Heinrich VI., als Reichsverweſer, ſchien jetzt auf nichts Geringeres, als auf die gänzliche Vertilgung des welfiſchen Hauſes ſeine Abſichten zu richten. Schon war dieſem grauſamen Verhaben ein Anfang gemacht, und der Erzbiſchof Konrad von Mainz, der Biſchof von Hildesheim, und der Herzog Bernhard von Sachſen, nebſt andern, hatten mitten im Winter die Gegenden um Braunſchweig verwüſtet, die Stadt Hannover abgebrannt, und den Erzbiſchof von Bremen wegen der Abtretung der Grafſchaft Stade verjagt, als die Nachricht einlief, daß König Wilhelm II. in Sicilien geſtorben, und ein gewiſſer Tancred zum Könige daſelbſt erhoben worden ſey. Dieß nöthigte den K. Heinrich VI., unverzüglich, und ehe die Parthei des Tancred ſich befeſtigte, mit einer Armee nach Sicilien zu eilen, und nöthigte ihn zu gleicher Zeit, ſich mit dem welfiſchen Hauſe, deſſen gänzliche Unterdrückung nicht ſo leicht war, als man geglaubt haben mochte (der älteſte Sohn Heinrich des Löwen, ebenfalls Heinrich genannt, hatte die Stadt Braunſchweig mit eben ſo vieler Kriegskenntniß als Tapferkeit vertheidigt) beſtmöglichſt zu ſetzen; und da Heinrich der Löwe zu jeder billigen Unterhandlung ſich geneigt zeigte, ſo nahmen es die Erzbiſchöfe Konrad von Mainz, und Philipp von Köln über ſich, eine gütliche Beilegung, oder wenigſtens einen verſicherten Stillſtand der Feindſeligkeiten einzuleiten. Durch ihre Vermittlung und ihr Zureden kam auf einem Reichstage zu Fulda 1190 ein Vertrag zu Stande, vermöge welchem die Acht wider Heinrich den Löwen aufgehoben, und er wieder zu Gnaden aufgenommen werden, dagegen aber verpflichtet ſeyn ſollte, ſich nicht nur bis zur gänzlichen Ausgleichung ruhig zu halten, ſondern auch die Mauern von Braunſchweig an vier Orten niederzureiſſen, das Schloß Lauenburg zu ſchleifen, die Stadt Lübeck zur Hälfte dem Grafen Adolph von Holſtein, nebſt deſſen übrigem Land, zurückzugeben, und ſeine Söhne, Heinrich und Lothar, zum Zuge nach Sicilien als Geiſeln zu ſtellen. Was Heinrich den Löwen vorzüglich bewogen haben mochte, die Verlegenheit des Königs Heinrich nicht zu benutzen, und den Vertrag zu Fulda ſich gefallen zu laſſen, war die Hoffnung und das Verſprechen, welches man ihm ebendaſelbſt gab, daß bei einem künftigen Reichstag ſeine völlige Zurückſetzung in die ihm entriſſenen Würden und Länder geſchehen ſollte. Der ältere ſeiner Söhne, Heinrich, (der jüngere gieng noch in eben dem Jahre 1189 zu Augsburg mit Tod ab) ſtellte ſich, und der Zug gieng im November durch Elſaß und die Schweiz vor ſich, und zwar (weil indeſſen die Nachricht von dem Tode K. Friedrichs I. angekommen war) geradezu nach Rom, wo Kaiſer Heinrich VI. ſogleich zum Kaiſer gekrönt werden wollte. Dieſer Krönung wurden, wie wir nachher hören werden, verſchiedene Schwierigkeiten gemacht. Da nun der damalige Pabſt Cöleſtin III., aus dem Hauſe Orſini, dem welfiſchen Prinzen Heinrich, wenigſtens weitläufig (vermöge einer Verſchwägerung der orſiniſchen Familie mit der eſtenſiſchen in Italien) verwandt war, ſo benutzte dieſer die vortheilhafte Gelegenheit, in dem Vertrage mit dem Pabſt auch für ſich eine gute Bedingniß zu gewinnen, und dieß mit ſo vielem Glück, daß die Wiedereinſetzung des welfiſchen Hauſes in den Beſitz aller Länder und Würden unter die Bedingungen, unter welchen die Krönung erfolgen ſollte, geſetzt worden iſt *). Dieſer Eifer des jungen Prinzen für ſein Haus fiel dem Kaiſer ſo ſehr auf, und erfüllte ſein Gemüth mit ſo vieler Bitterkeit, daß er ſeine Empfindungen nicht weiter zurückhielt, ſondern dem Prinzen durch unzählige Aeußerungen von Kaltſinn und Verdruß

---

*) Orig. Guelf. T. III. p. 139.

zu verſtehen gab, was er von ihm bei ſeiner Zurückkunft in Deutſchland zu erwarten, und daß er nichts weniger als die Erfüllung des ihm von Pabſt Cöleſtin III. abgenöthigten Verſprechens zu hoffen hätte. Wenn K. Heinrich VI. die Wirkungen ſeines Betragens hätte vorherſehen können, ſo ſollte man meinen, er hätte den Prinzen gefliſſentlich zu einem Schritt verleitet, welcher ihm nach allem Anſchein eine gerechte Urſache gab, demſelben ſeine Gnade zu entziehen. Als nämlich der junge Prinz wahrnahm, daß er von Kaiſer Heinrich nichts zu hoffen, und dabei bei ſeinem fruchtloſen längern Aufenthalt in Italien das bisherige Schickſal unzähliger edler Deutſchen, welche von Krankheiten und Seuchen weggerafft worden ſind, zu erwarten hätte, verließ er die Armee des Kaiſers, da ſie nach dem Rückzug von Neapel bei St. Germano ſtand, und kehrte über Rom, und von da (in der verſtellten Perſon eines armen und einäugigen Menſchen) durch das Neapolitaniſche, und über das adriatiſche Meer durch Ungarn und Böhmen nach Braunſchweig zu ſeinem alten Vater, der ihn mit offenen Armen empfieng, zurück. Dieſer hatte ſeine zu Fulda gemachten Verſprechungen aus eben der Hoffnung, daß ſich bald beſſere Ausſichten für ihn öffnen würden, ebenfalls nicht in Erfüllung gebracht, und ſohin hatten Vater und Sohn dem erzürnten Kaiſer Anlaß gegeben, ſich über ſie zu beſchweren, und die Fürſten zur Rache wider ſie aufzufordern, welches er auch bei ſeiner, am Ende des Jahres 1191 erfolgten Ankunft in Deutſchland mit allem Nachdruck ins Werk ſetzte. Auf ſeinen Betrieb entſtand ſogleich 1192 ein fürchterlicher Fürſtenbund, deren Häupter, Graf Adolph von Holſtein, Herzog Bernhard von Sachſen, Markgraf Otto II. von Brandenburg, die Biſchöfe Dietrich von Halberſtadt, und Berno von Hildesheim, Wittekind, Abt von Corvey, der Graf von Aſſel, dann der junge Graf von Razeburg, ein Vaſall Heinrichs des Löwen, die gänzliche Unterdrückung des welfiſchen Hauſes in Deutſchland verabredet zu haben ſchienen, und auf allen Seiten mit einem ſolchen Ungeſtüm eindrangen (die Grafſchaft Stade, Lübeck, und ſämmtliche welfiſche Ländereien jenſeits der Elbe giengen im erſten Angriff verloren) daß Heinrich der Löwe alle Hoffnung aufgab, ſich einer ſolchen Macht, auch nur mit einigem Erfolg, widerſetzen zu können. Er nahm ſeine Zuflucht zur Großmuth K. Heinrichs, und ſchickte ſeinen Sohn, nachdem ihm der König Richard von England dahin eine ſichere Aufnahme verſchafft hatte, nach dem kaiſerlichen Hofe, wo man ihm tröſtliche Worte gab, ohne ihm einen wahrhaften Troſt zu geben; aber mitten in dieſer kummervollen Lage lächelte ihm das Glück eine günſtigere Ausſicht zu. Er liebte die Agnes, Erbtochter des rheiniſchen Pfalzgrafen Konrads, eines Halbbruders K. Friedrichs I., und ſelbſt dieſer hatte ihm zur Zeit, da er mit dem welfiſchen Hauſe noch gut war, die Prinzeſſinn beſtimmt. Das grauſame Schickſal, das den Prinzen in die Unglücksfälle ſeines Vaters hineinzog, ſchien, beide Liebende ſo gut, als auf ewig getrennt, und jede Hoffnung zu einer wirklichen Verlobung vernichtet zu haben; aber (es mag nun ein Mangel an Ueberlegung der Folgen, oder ein ungeſtümeres Gefühl ſeyn) Frauenzimmer führen manchmal mit aller Stärke von männlichem Muth kühne Gedanken aus, wozu den bedächtlichern Männern gänzlich der Muth gebricht. Die Prinzeſſinn blieb dem Prinzen getreu, und ſchlug eine Heirath mit König Philipp II. von Frankreich aus, welche dieſer gewünſcht hatte, um ſich dem Kaiſer in ſeinen Anſchlägen gegen England zu empfehlen. Sie willigte (was ein Anſchlag ihrer Mutter Irmengard, einer gebornen Gräfinn von Henneberg war) ein, daß der Prinz erſucht werden ſollte, ſich in aller Stille, weil eben der Pfalzgraf abweſend war, an ihren Hof zu begeben. Der junge Heinrich kam, und wurde mit der Agnes unverzüglich vermählt; auch der Pfalzgraf, Konrad, welcher ſich eben am kaiſerlichen Hofe aufgehalten, und die Nachricht dieſer Vermählung von ſeiner Gemahlinn erhalten hatte, wurde für dieſelbe gewonnen. Und dem K. Heinrich VI., der ſich über dieſe Heirath anfangs äußerſt entrüſtet, und erklärt hatte, daß er dieſelbe nie anerkennen würde, nöthigte ſeine neue Verlegenheit, die Nothwendigkeit nämlich, einen neuen Zug nach Sicilien vorzunehmen, die Einwilligung ab. Er erlaubte dem Pfalzgrafen, der ihn ſchon lange inſtändig um ſeine Verſöhnung gebeten hatte, eine künftige Unterredung zu vermitteln, und Heinrich den Löwen auf ein Fürſtengericht nach Saalfeld zu beſtellen. Indem nun der alte Held in vollem Vertrauen auf die kaiſerliche Gnade, womit man ihn getröſtet hatte, auf den Weg ſich machte, verſetzte ihm ſein Schickſal den letzten Streich. Er fiel in dem Harze bei Bothfeld, mit dem Pferd, und zog ſich, da ihn der Beinbruch hinderte, zur beſtimmten Zeit ſich einzufinden, neuerdings das Mißtrauen des Kaiſers, der ſein Wegbleiben anfangs für eine leere Verſtellung hielt, zu; aber auf einem zweiten Tag, der ihm 1194 zu Dullethe, oder Dullede (einem Dorfe bei Kelbra im Schwarzenburgiſchen) beſtimmt wurde, fand er ſich ein. Hier ſahen ſich die Häupter der berühmten Menſchengeſchlechter, der Welfen und der Hohenſtauffen, in einem erſchütternden Abſtande von Glück und Unglück. Heinrich der Löwe bat mit allen Zeichen von Ergebenheit um Gnade für ſich, und um Gnade für ſeinen Sohn, und erwartete, indem er wehmüthig ſeinen Blick auf den jungen Kaiſer, in deſſen Händen ſein Schickſal lag, heftete, eine erfreuliche Antwort, welche dieſer dahin zu ertheilen beliebte, daß ihm und ſeinem Sohne hiemit die kaiſerliche Gnade bewilligt, die Heirath ſeines Sohnes anerkannt ſeyn, und derſelbe mit der Würde der rheiniſchen Pfalzgrafſchaft (in deren wirklichen Beſitz er nach dem, 1195 erfolgten, Hintritt ſeines Schwiegervaters wirklich eintrat) belehnt werden, aber den Zug nach Apulien anzutreten gehalten ſeyn ſollte. Von einer weitern Begnadigung, und der Zurückſetzung in Würden und Ländern erwähnte er nichts, und ſelbſt Heinrich der Löwe unterließ die Erwähnung. Er beredete vielmehr ſeinen Sohn, welchen die letztere Bedingniß ſehr kränkte, dem Kaiſer zu folgen, und neigte gegen dieſen, duldend und ſtillſchweigend, ſein an Jahren graues, und von den Schlägen des Schickſals geheiligtes Haupt, indem er ſich begnügte, ferner wenigſtens kein öffentlicher Gegenſtand des Haſſes zu ſeyn, und ſich herzlich nach Ruhe ſehnte *). Dann umarmte er ſeinen hoffnungsvollen Sohn, und gieng nach Braunſchweig zurück, wo er ein Jahr darauf ſtarb 1195 im 66. Jahre ſeines Alters, und an der Seite ſeiner zweiten Gemahlinn ſeine Ruheſtatt nahm.

Wir wollen nun ſehen, wie ſich K. Heinrich VI. bei ſeiner Krönung zu Rom, und weiter in Sicilien verhielt. Was vorerſt jene Krönung betrifft, ſo hätten ſich der Pabſt, die Kardinäle, die Bürger der Stadt Rom wenig auf die Beförderung ihrer Abſichten verſtehen müſſen, wenn ſie ſich von K. Heinrich, ehe ſie in ſeine Krönung willigten, nicht ehevor verſchiedene Punkte, deren Berichtigung oder Vollendung ihnen am Herzen lag, ausbedungen haben ſollten. Die Verträge mit dem damaligen, eben im Jahre 1191 gewählten Pabſt Coeleſtin III, dann jene mit den Kardinälen ſind nicht bekannt; aber von den Römern weiß man, daß ſie ſich die Einlieferung der Stadt Tuſculum ausbedungen haben. Gleichwie unter den Städten in Italien überhaupt einige, und zwar faſt alle volkreiche und mächtige wider die Herrſchaft der Kaiſer, die geringern

---

*) Gerhardi Chron. Steternburg. bei Leibniz T. I. p. 866. etc.

aber, um von ihren Nachbarn, den mächtigen Städten, nicht unterdrücket und verſchlungen zu werden, für die Kaiſer geſtimmt, und dieſen gänzlich ergeben geweſen; ſo hielt ſich, aus gleichem Beweggrund, die nahe bei Rom liegende Stadt Tuſculum an die Kaiſer. Vor ihren Mauern, und größtentheils durch ihre Mitwirkung litten die Römer im Jahre 1176 eine höchſt empfindliche Niederlage, und ſie hatte noch eben jetzt eine deutſche Beſatzung, und war überhaupt dem Anſehen, welches die Kaiſer über die Stadt Rom zu behaupten ſuchten, außerordentlich beförderlich. Eben darum wurde ſie von den Römern auf das bitterſte gehaßt, und dieſe verlangten nun ihre Auslieferung, und die uneingeſchränkte Gewalt, mit ihr nach Belieben verfahren zu können. Ob es für den Kaiſer Heinrich VI. geziemend war, dieſelbe zu verrathen, und auszuliefern, brauche ich nicht erſt zu erinnern. Keine Noth oder Verlegenheit kann jemals ſo groß und dringend ſeyn, um eine Handlung, wodurch Treue und Glauben verletzt wird, zu rechtfertigen. Dennoch ſah Heinrich VI., indem er allein ſeinen gegenwärtigen perſönlichen Vortheil in Betrachtung zog, weder auf die Vorwürfe, welche ihm Freunde und edle Feinde machen, noch auf die Nachtheile, welche ſeinen Nachfolgern zugehen müßten, noch hörte er das heiße Flehen der Einwohner, welche ihn an ihre Treue, und an die ihm und ſeinen Vorfahrern geleiſteten Dienſte erinnerten, und nur wenigſtens um die Sicherheit ihres Lebens baten, ſondern ſtreifte gleichſam die Hände der Flehenden, mit welchen ſie ſeine Kniee umfaßt hielten, von ſich ab, und überlieferte ſie mit einem Kaltſinn, welcher ihnen unerträglicher, als ſelbſt ihr Untergang, der ihnen bevorſtand, war. Die Römer verbrannten und zerſtörten die Stadt, mordeten ihre Einwohner, oder trieben auf eine noch weit grauſamere Art ihren Muthwillen mit denſelben, indem ſie ihnen Hände und Füße abſchnitten, und ſie überhaupt auf verſchiedene Art ſtümmelten, im Jahre 1191 *). Einige Wenige, welche das Glück hatten, zu entkommen, verbargen ſich in der Nähe der verwüſteten Stadt, unter Hütten von Zweigen, aus welchen nachher eine Stadt entſtanden, und dieſer (vom italieniſchen Frasca, ein grüner Zweig) der Namen Fraſcati beigelegt worden iſt.

Mit einer ſolchen Gemüthsart gieng Kaiſer Heinrich, nachdem er zu Rom mit ſeiner Gemahlinn Konſtantia 1191 den 15. April

---

*) Abb. Vrsperg.

gekrönt worden war, nach Apulien, um ſich daſelbſt der (ihm nach dem 1190 erfolgten Tode König Wilhelms II. wegen ſeiner Gemahlinn Konſtantia zugefallenen) Erbſchaft dieſes Königreiches zu bemächtigen, in welchem ſich bereits ein einheimiſcher Prinz hervorgethan hatte. Die Sicilianer nämlich, welche auf die von den deutſchen Heeren in Italien verübten Grauſamkeiten Rückſicht genommen haben mögen, haßten die Deutſchen, „als deren Tollkühnheit, wie der gleichzeitige Schriftſteller Hugo Falcand ſich ausdrückt, von einer angebornen Wuth in Bewegung geſetzt, von der Raubſucht getrieben, und in allen Muthwillen hingeſtürzt, und weder von der Ordnung der Vernunft regiert, noch vom Mitleiden bewegt, noch ſelbſt von der Religion abgeſchreckt würde.“ *) Sie wünſchten einen König, der bei ihnen, und nicht im entfernten Deutſchland wohnen, und daſelbſt außer Stand ſeyn würde, ſeine Aufmerkſamkeit auf das Wohl ihres Landes zu wenden. Da dieſe Geſinnungen, welche auch dem römiſchen Hof aus der Rückſicht, weil ſonſt ein deutſcher Kaiſer zu mächtig, und für die Freiheit von ganz Ita-

---

*) Praef. Hist. Reg. Sicil. p. 252. T. VII. apud Murator. scr. Rer. gest.

lien gefährlich werden möchte, nicht mißfallen konnten, bis auf eine kleine Parthei, welche die ehemals der Kaiſerinn Konſtantia abgelegte Huldigung anerkannte, faſt allgemein waren, ſo ſtellte ſich der ſicilianiſche Reichskanzler als das Haupt der Nation dar, und durch ſeine Anführung wurde Tancred, Graf von Lecce, des Königs Rogers Enkel, und eines Herzogs gleichen Namens natürlicher Sohn, ſchon im Jänner 1190 zum Könige gewählt und gekrönt, und weil er alle Eigenſchaften eines großen Königs beſaß, von ſeinen Unterthanen trefflich unterſtützt, und von ſeinen Widerſachern gefürchtet. Einige Truppen, welche K. Heinrich VI., unter der Anführung ſeines Marſchalls, Heinrich Teſta, vorausgeſchickt hatte, richteten nichts aus, und dem K. Heinrich, wiewohl er verſchiedene Ortſchaften eroberte, dieſelben aber bald wieder verlor, gelang es nicht beſſer. Sein Heer wurde vor Neapel, während er dieſe Stadt belagerte, durch die den Deutſchen in den heißen Gegenden Italiens gewöhnlich bevorſtehenden Krankheiten meiſtens ohne Schwertſtreich dahingerafft, und er ſelbſt kehrte noch im J. 1191 nach Deutſchland zurück, wobei ihm Tancred ein ſchönes Beiſpiel ſeiner Mäßigung gab. Kaiſer Heinrich hatte ſeine Gemahlinn Konſtantia nach Salerno geſchickt, als welche Stadt ſich ihm ergeben, aber ihre Geſinnungen bald wieder geändert, und dem König Tancred die Konſtantia überliefert hatte. Tancred hatte es in ſeiner Willkür, die Kaiſerinn als ein wichtiges Unterpfand, ſo lange er wollte, in ſeiner Gewalt zu behalten; er ſchickte ſie aber, da er wahrnahm, wie inſtändig ſich der Kaiſer um ihre Befreiung bemühte, (er hatte ſich ſogar an den Pabſt gewendet, und dieſer hatte dem Roger mit dem Banne gedroht) demſelben, ohne einige Bedingniß zurück, 1192.

Zwei Jahre nachher nahm K. Heinrich VI. einen zweiten Zug nach Apulien vor, nachdem er während dieſer Zeit einen ſeltſamen Zufall, eine große Summe Geldes zu erobern, benutzt hatte. Es iſt im Leben K. Friedrich I. vorgekommen, daß den Kreuzzug, welchen dieſer Kaiſer vornahm, auch die Könige, Philipp II. von Frankreich, und Richard I. von England vorgenommen haben. Dieſer letztere war ein ausnehmend tapferer und kriegsverſtändiger, aber auch in eben dem Maße hochgeiſtiger Herr, der allerdings berechtigt zu ſeyn glaubte, auf ſich ſelbſt einen beſondern Werth zu ſetzen, und ſich Freiheiten, und einen dergeſtalt hohen Ton zu erlauben, welcher den Anführern anderer europäiſcher Völker nothwendig mißfallen mußte. Eben dieſer König hatte das Meiſte dazu beigetragen, daß endlich im Juli 1191 die Stadt Accon (Ptolemais), nachdem bei dreimal hundert tauſend Menſchen ihr Leben vor derſelben eingebüßt hatten, erobert wurde. Wie es nun darauf ankam, daß einem jeden der anweſenden Heerführer und Völker eine angemeſſene Belohnung zu Theil werden ſollte, betrug ſich Richard auf eine Art, als wenn niemand, als er und ſeine Völker einigen Anſpruch auf Ehre und Vergeltung zu machen hätten, und unter andern beleidigte er den Herzog Leopold von Oeſterreich, indem er deſſen Fahne von einem Thurme herunterreiſſen und im Kothe herumſchleppen ließ, welches aber im Orte ſelbſt keine weiteren Folgen hatte, indem der Herzog, ohne wegen dieſer Schmach einigen Lärmen zu erregen, ſich begnügte, bei ſeiner Ankunft in Deutſchland bei dem Kaiſer darüber Klage zu ſtellen. König Richard hatte bei ſeiner Rückkehr nach England das Unglück, daß ſein Schiff an die Küſte von Aquileia verſchlagen wurde, wo es vollends ſcheiterte. Er mußte nun ſeinen Weg durch öſterreichiſche Länder nehmen, und ſuchte in einer ganz gemeinen Kleidung eines Tempelherrn ſo unerkannt, und ſo geſchwind, als nur möglich, durch dieſelben zu ſchleichen. In einem Gaſthofe unweit Wien gieng er, (wie Otto von St. Blaſio c. XXXIII. ſagt) um wegen ſeiner Perſon keinen Argwohn zu erwecken, ſogar in die Küche, und drehte den Bratſpieß um, vergaß aber ſeinen Ring vom Finger zu nehmen. Ein Oeſterreicher, der mit dem Herzog Leopold der Belagerung von Accon beigewohnt, und daſelbſt den König öfter geſehen hatte, betrachtete den verkleideten König ſehr aufmerkſam, und da er den Ring erblickte, zweifelte er nicht mehr, wen er vor ſich ſehe. Er meldete es augenblicklich dem Herzog, der ſogleich herbei kam, und den König, welchen er noch mit dem Bratſpieß beſchäftiget antraf, unter vielen Scherzen nach Wien führte, und ihn im Jahre 1193 dem Kaiſer in die Hände lieferte. Dieſer erklärte nicht nur den Schimpf, welcher zu Accon dem Herzog von Oeſterreich zugefügt worden iſt, für eine Beleidigung, wegen welcher ganz Deutſchland, und in deſſen Namen der Kaiſer zu einer hinlänglichen Genugthuung berechtigt wäre, ſondern legte ihm auch ein geheimes Verſtändniß mit dem Könige Tancred in Sicilien zur Laſt, und begehrte für ſeine Loslaſſung die, damals faſt unerſchwingliche Summe, von hundert tauſend Mark Silber, wozu noch der Herzog Leopold beſonders für ſich ſechzig tauſend Mark forderte. Die erſtere Summe, zu deren Aufbringung ganz England mit einer Steuer belegt werden mußte, wurde bezahlt, der Herzog von Oeſterreich aber (er ſtarb 1194 an einem Beinbruch, und verſprach vor ſeinem Tode dem Könige Richard alles zu erlaſſen) hatte ſeinen Zweck ſo viel, als gar nicht, erreicht.

Als Kaiſer Heinrich VI. ſeinen zweiten Zug nach Apulien antrat, hatten ſich indeſſen daſelbſt einige Aenderungen ergeben, welche für ihn ein wiederholter Beweggrund wurden, denſelben zu beſchleunigen. Der König Tancred war den 20. Febr. 1194 mit Tod abgegangen, und deſſen hinterlaſſener, noch unmündiger Sohn, Wilhelm III., zum Nachfolger ernannt und gekrönt worden. K. Heinrich wendete ſich dießmal, um ſogleich mit einem entſcheidenden Nachdruck beginnen zu können, an die Genueſer und Piſaner, verſprach jenen einen beſtändigen Wohnſitz in Sicilien, dieſen die Hälfte von Palermo, Meſſina, nebſt andern Plätzen, und erhielt von beiden ſogleich ſehr anſehnliche Flotten. Neapel ergab ſich im Voraus; die Stadt Salerno, welche ſich halten wollte, wurde unter der Anführung des Markgrafen von Montferrat, erobert, und auf eine wilde Art mißhandelt. K. Heinrich aber, welcher unmittelbar nach Sicilien gegangen, und von Meſſina, Palermo ꝛc. Meiſter geworden war, bot (in heimlicher Rückſicht auf den ungewiſſen Ausgang) der verwittibten Königinn Sibilla (Schweſter des Grafen Richard von Acerra) Verträge an, vermöge welchen er ihr, gegen die Verzichtleiſtung auf die Krone von Sicilien, ihr väterliches Erbtheil, die Grafſchaft Lecce, und ihrem Sohne das Fürſtenthum Tarent verſprach. Der Vertrag wurde angenommen, und K. Heinrich, nachdem ihm der junge König, Wilhelm III., ſeine väterliche Krone in eigener Perſon zu Füßen gelegt hatte, wurde noch im J. 1194 feierlich gekrönt. Hierauf bemächtigte er ſich der königlichen Schätze, (das Uebrige gab er den Soldaten preis) und gieng von Sicilien nach Apulien über, wo er in einer Verſammlung der Stände einen Brief vorzeigte, vermöge welchem wider ſein Leben eine Verſchwörung geſchehen ſeyn ſollte. Dieſem Briefe (welcher von Vielen für erdichtet gehalten wurde) zu Folge ließ er die K. Sibilla nebſt ihren Töchtern in Verhaft nehmen, dem jungen Prinzen aber die Augen ausſtechen und ihn entmannen, und ſodann die ſämmtliche königliche Familie in Gefängniſſe, aus welchen ſie erſt nach ſeinem Tode befreit wurde, nach Deutſchland ſchleppen. Hierauf wurden die Grabmäler der Könige, Rogers III. und Tancreds, geöffnet, und denſelben die Kronen vom Haupte geriſſen; Tancreds Freunde aber nicht zur Strafe, (denn wer geſtraft werden ſoll, muß eines Verbrechens überwieſen werden) ſondern zur Rache gezogen, über deren Beſchaffenheit den Leſern ihr eigenes Gefühl ſagen wird, was darüber gedacht und geſagt werden kann. Diejenigen hatten nämlich noch von Glück zu ſagen, welche mit der Landesverweiſung davon kamen; faſt alle Uebrigen, deren man habhaft werden konnte, wurden der Augen beraubt, entmannt, geköpft, gehenkt, verbrannt und geſpießt. Zuletzt bezeigte er denjenigen, welche ihn durch ihren treuen Beiſtand in den Stand geſetzt hatten, ſolche Schauſpiele zu eröffnen, den Genueſern und Piſanern nämlich, ſeine Dankbarkeit. Den letztern ſchlug er die verſprochenen Lehen rund ab, und den erſten, welche die abſchlägigen Antworten für ein Mißverſtändniß gehalten haben mochten, ließ er, da ſie ihre Bitten um die Erfüllung ſeiner Verſprechungen öfters vorbrachten, ſtatt ihnen neue Freiheiten zu geben, vielmehr diejenigen, welche ſie bis dahin von den normaniſchen Königen genoſſen hatten, benehmen, und ihnen dabei bedeuten, daß er im Falle einer Widerſetzlichkeit ihre Schifffahrt vernichten, und ihre Stadt verbrennen würde. Nach dieſen Verrichtungen kehrte er mit unermeßlichen Schätzen, welche er aus Sicilien mitnahm, im Jahre 1195 nach Deutſchland zurück.

Dieſer Fürſt hatte den Einfall, (den vor und nach ihm mehrere Kaiſer geäußert haben) die deutſche Krone ſeinem Geſchlechte erblich zu machen. Er betrieb ſeine Abſicht mit Geſchicklichkeit und Eifer, und ſoll, als er bei ſeiner Zurückkunft nach Deutſchland ſeinen Abſichten näher ſchreiten zu können geglaubt hatte, bereits zweiundfünfzig Stimmen für ſich gehabt haben. Ob er ſich derſelben mit Verſprechungen, oder mit freigebiger Mittheilung der aus Sicilien erhobenen Reichthümer verſichert, weiß man nicht, und nur ſo viel iſt im Allgemeinen bekannt, daß er verſprochen habe, das Königreich Sicilien und Calabrien, dann das Herzogthum Apulien, und das Fürſtenthum Capua mit dem deutſchen Reiche zu vereinigen, ferner die deutſchen Reichslehen nach Abgang der Mannsſtämme auch den Töchtern und Seitenverwandten zu verwilligen, und endlich ſich des Rechts, nach Abſterben der Biſchöfe und Aebte deren bewegliche Güter zur kaiſerlichen Kammer zu ziehen, (weſſen ſich die Kaiſer damals noch anmaßten) zu begeben. Gleichwie nun das erſte für das Wohl von gar keinem Nutzen, das zweite einer Menge von Bedenklichkeiten unterworfen, das letzte aber, wie ſich vorausſehen ließ, ohnehin ſeinem Ende nahe, der Einfall von einiger Kronerblichkeit überhaupt aber der freien Verfaſſung von Deutſchland höchſt gefährlich, und ſchon der Würde deſſelben (denn ein künftiger Kaiſer hätte ſogar den Einfall, ſeinen Wohnſitz in einer angenehmen Gegend in Italien aufzuſchlagen, und Deutſchland durch Statthalter zu regieren, bekommen können) entgegen war, ſo that jetzt der Erzbiſchof Konrad von Mainz, was eines jeden Reichsfürſten Pflicht war, und verwahrte das Reich wider alle Neuerung durch einen Fürſtenbund, an welchem die Sachſen den erſten Antheil genommen, und wobei ſich ſo viele ernſthafte Ausſichten eröffnet haben, daß ſich K. Heinrich bewogen fand, den Fürſten, welche er ſich gewonnen hatte, ihre ſchriftlichen Verſprechungen zurückzuſtellen, und Deutſchlands Ruhe zu ſichern. Gleichwohl gelang es ihm, ſeinem (1194 im December gebornen) Sohn Friedrich die Fürſten zu gewinnen, und deſſen Erwählung zum König und künftigen Thronfolger zu erhalten im Jahre 1196.

Noch in eben dieſem Jahre entfernte ſich K. Heinrich wieder aus Deutſchland, um einen Kreuzzug, welchen er bereits bei ſeiner letzten Anweſenheit in Apulien dem Pabſt verſprochen, und wozu er auf einer Reichsverſammlung zu Gelnhauſen 1195 eine große Anzahl deutſcher Fürſten angeworben hatte, zu unternehmen. Er gieng mit ſeinem Theile des Heeres (von zwei andern Abtheilungen gieng eine durch Ungarn, die zweite, welche meiſtens aus Niederſachen und Niederländern beſtand, durch Frankreich und Spanien, zu Waſſer nach Accon) nach Apulien und Sicilien, wo, weil er, um ſich die Großen ergeben zu machen, gerade die verkehrteſten Maßregeln der Härte und Grauſamkeit einſchlug, ſich bereits wieder einige heimliche Verſtändniſſe wider ihn ergeben haben ſollen; und man ſetzet wenigſtens ſolche Veranlaſſungen voraus, um ſich das entſetzliche Verfahren des Kaiſers Heinrich zwar nicht begreiflich machen, aber doch erklären zu können. In Capua ließ er 1196 den Grafen Richard von Acerra, Schwager des verſtorbenen Königs Tancred, zuerſt an den Schweif eines Pferdes binden, und durch die Stadt ſchleifen, dann mit den Füßen an einen Galgen henken, in welchem Zuſtande derſelbe noch lebte, bis ihm endlich ein Strick, an welchen ein ſchwerer Stein befeſtiget wurde, an den Hals gehängt, und der Unglückliche erdroſſelt ward. In Sicilien legte Kaiſer Heinrich gleiche Proben ſeines ſinnreichen Witzes, Qualen zu erfinden, ab, und er ſchien die gänzliche Ausrottung der königlichen Anverwandten beſchloſſen zu haben; daher entſtand die (nicht erwieſene) Vermuthung, daß die Kaiſerinn Konſtantia, welcher ein ſolches Schickſal ihrer Anverwandten natürlicher Weiſe höchſt ſchmerzlich fallen mußte, einen Antheil an einiger Verſchwörung wider ihren Gemahl genommen habe. „Man brachte dem Kaiſer bei, ſagt Albert von Stade *), daß die Kaiſerinn einem gewiſſen Jordan von Sicilien einige Kleinodien geſchickt, und von demſelben noch ſchönere erhalten habe. Auch rühmte ſich dieſer Jordan, daß er König in Sicilien werden, und die Kaiſerinn heirathen werde. K. Heinrich ließ ihn in einem glühenden eiſernen Seſſel befeſtigen, und ihm eine glühende Krone mit eiſernen Nägeln in den Kopf ſchlagen.“ Wie es auch mit dem wider die Kaiſerinn geſchöpften Verdacht, welchen der gleichzeitige Abt von Urſperg widerſpricht, beſchaffen geweſen ſeyn mag, ſo iſt ſich nicht zu verwundern, wenn ſolche Auftritte den Haß der Sicilianer wider den Urheber derſelben, und wider die Deutſchen überhaupt, ſtatt ihn auszurotten, vielmehr angefacht haben. K. Heinrich war eben im Begriff, ſich eines gewiſſen Wilhelms, Herrn von Caſtro Giovanni, zu bemächtigen, als ihn ein tödtlicher Durchfall nöthigte, ſich nach Meſſina zu begeben, wo er im Sept. 1197 im dreiunddreißigſten Jahre ſeines Alters geſtorben, und in der Domkirche zu Palermo begraben worden iſt. Sein Grab-

---

*) Apud Kulpis. ad ann. 1196.

mal wurde daſelbſt 1781 entdeckt, und ſein Körper, in einem porphyrnen Sarge verſchloſſen, mit prächtigen Kleidern, worauf eine arabiſche Schrift geſtickt war, bedeckt, mit einer damaſtenen, mit Gold und Perlen geſtickten Krone auf dem Haupte, wurde noch faſt unverſehrt angetroffen *).

Wenn es wahr iſt, was es allerdings zu ſeyn ſcheint, daß die fürchterlichſten Regenten gewöhnlich am meiſten, zumal von den Schriftſtellern ihres Zeitalters, gelobt und geprieſen werden, ſo iſt ſich nicht zu verwundern, daß auch dieſer Heinrich ſeine Lobredner gefunden hat. Der Verfaſſer des Chron. Aug. ſagt: „Heinrich, der ſich durch ſeine Kühnheit und Freigebigkeit, durch Gerechtigkeit und Liebe zur Wahrheit, durch Gelehrſamkeit und Weisheit, und durch andere Tugenden hervorthat, hat ſeine Herrſchaft, wiewohl nur eine kurze Zeit, gut verwaltet, hat Sicilien unterjocht, und viele andere gute und denkwürdige Thaten während ſeiner Regierung vollbracht.“ Anderswo **) wird er ein mäßiger und beſcheidener Herr genannt; doch das geſunde Gefühl des Leſers urtheilt wohl ſelbſt am zuverläſſigſten, ob in einer Reihe von Thatſachen Beweiſe einer großen und edeln Seele, und ob ſolche Züge, welche Achtung, Ehrfurcht und Zutrauen, Bewunderung und Nacheiferung einflößen, oder im Gegentheile ſolche, welche wider einen Charakter Verachtung und Abſcheu erwecken, vorhanden ſind. Die Italiener hatten, wie leicht zu erachten, nur Eine Stimme; ſie wünſchten ſich Glück, den Uebeln entgangen zu ſeyn, welche bei einem längern Leben dieſes Kaiſers über ſie gekommen ſeyn möchten.

---

*) Murr Journ. der Kunſtgeſchichte. Theil 10. S. 369.

**) Gervas. Tilberiens. in otiis imper.

K. Heinrich erhielt in der Ehe mit ſeiner Gemahlinn Konſtantia nur einen Sohn, Friedrich (nachmaligen Kaiſer), den ſie den 27. December 1194 zu Jeſi in der Mark von Ancona, im Beiſeyn von fünfzehn Biſchöfen und Kardinälen, gebar. Da ſie bei ihrer Verheirathung ſchon über dreißig Jahre alt *), und jetzt bereits neun Jahre verheirathet geweſen, ſo gebrauchte ſie dieſe Vorſicht, um gewiſſen Verläumdungen, als wäre ſie nie fruchtbar, und ihr Kind ein unterſchobenes Kind geweſen, zu entgehen, wiewohl ſie demſelben doch nicht entgangen iſt; ſie ſtarb im Jahre 1198.

---

*) Gotfr. Viterb. apud. Pistor. T. 2. p. 350.

Noch iſt von dieſem Kaiſer merkwürdig, daß er 1197 den Bruder des Königs Guido von Jeruſalem, Almerich, zum König von Zypern, und einen König Leo von Armenien krönen ließ. Im Jahre 1191 zog er, nach dem Hintritte Welfs VI. (dieſer wurde im Kloſter Steingaden in Bayern, das er 1147 geſtiftet hat, zu ſeinem, 1167 verſtorbenen, Sohn, Welf VII., begraben) deſſen Güter in Bayern und Schwaben, ſo wie ſie ſein Vater gekauft hatte, ein. Sonſt that er in Deutſchland wenig Merkwürdiges, als daß er verwirrte Händel, dergleichen ſich z. B. bei einer ſtreitigen Biſchofswahl zu Lüttich ergaben, noch verwirrter machte. Im Jahre 1191 genehmigte er den deutſchen Ritterorden, welcher 1190 bei der Belagerung von Accon durch Herzog Friedrich von Schwaben, dann den Bürgern von Bremen und Lübeck geſtiftet wurde, ſowie ihn Pabſt Coeleſtin III. feierlich beſtätigte.

Schriftſteller.

Nebſt den Vorigen: Anon. Saxo in Hist. Imp. bei Menken. — Gervas. in otiis Imp. bei Leibniz. — Petri D'Ebulo carmen de motibus siculis et Rebus inter Henricum VI. Rom. Imp. et Tancredum Sec. XII. gestis etc. Edit. Samuel. Engel. Basil. 1746. — Chr. Gottl. Schwarz Diss. de Henr. VI. romana eaque ignominiosa coronatione. Altorf. 1737. — Geſchichte K. Heinrich VI. von Wolfgang Jäger, Prof. zu Altorf, 1793. Nürnberg und Altorf ꝛc.

Kaiſer Philipp.

1197 — 1208.

Inhalt. K. Philipp, der jüngſte Sohn Kaiſer Friedrichs I., wurde 1198 von einem Theile deutſcher Fürſten gewählt, indeſſen ein anderer Theil den Otto von Braunſchweig (Sohn Heinrichs des Löwen) gewählt hatte. Philipp beſiegte theils, theils kaufte er die Fürſten ſeines Gegners, und erwarb ſich zuletzt ſelbſt die Gunſt des ihm anfangs abholden Pabſtes, Innocenz III., und erhielt überhaupt günſtige Ausſichten, als er zu Bamberg 1208 unvermuthet das Leben verlor; deſſen Gemahlinn und Kinder.

K. Philipp war der jüngſte Sohn Kaiſer Friedrichs I., und der Beatrix von Burgund. Er hatte im J. 1194 ſeinen Bruder, Kaiſer Heinrich VI., nach Sicilien begleitet, und daſelbſt der unmenſchlichen Wuth dieſes Bruders von den zur königlichen Familie gehörigen Perſonen wenigſtens eine entriſſen, die Prinzeſſinn Irene nämlich, Tochter des griechiſchen Kaiſers Iſaacius Angelus, welche mit des K. Tancreds älterm Sohne, Roger, vermählt geweſen war. Philipp wurde von der Anmuth und dem Unglück dieſer jungen Wittwe gerührt, und bat um ſie bei ſeinem Bruder, der ihm auch die Erlaubniß, ſie zu heirathen, und 1195 zugleich die Markgrafſchaft Tuſcien, und die mathildiſchen Güter, dann (nach dem, im Jahre 1196 erfolgten Hintritt des Herzogs Konrad von Schwaben) auch das Herzogthum Schwaben gab. Philipp war, wie der gleichzeitige Abt von Urſperg bezeugt, ein gar ſanfter, liebreicher, beſcheidener und gutmeinender Herr, der herzlich gerne Jedermann zu ſeinem Recht verholfen, und Jedermann wohl gethan hätte, wenn die Zerrüttungen der deutſchen Verfaſſung es möglich gemacht hätten, das Gute ungehindert nach Wunſch und Einſicht zu thun. Da es durch die mißverſtandenſten Begriffe von wahrer Macht und Hoheit dahin gekommen war, daß die deutſchen Könige und Kaiſer in Deutſchland beinahe gar nicht mehr zu Hauſe, ſondern immer in auswärtigen Reichen abweſend, und unaufhörlich mit den Städten in Italien, mit Sicilien, dem römiſchen Hof, und den Kreuzzügen beſchäftiget waren, ſo fieng in Deutſchland jeder an, zu thun, was ſeine Kraft vermochte, und beſonders wurden die öffentlichen Räubereien des Adels ſo herrſchend, „daß man (wie der eben erwähnte Zeitgenoſſe, Abt Konrad von Urſperg, ſich buchſtäblich ausdrückt) kaum von einem Hof zum andern mit Sicherheit gehen konnte.“ Der Sturz Herzogs Heinrich des Löwen, nach deſſen Entfernung kein mächtiger Beſchützer der öffentlichen Sicherheit in den weſtnördlichen Gegenden Deutſchlands vorhanden war, ſoll zu dieſer Zügelloſigkeit nicht wenig beigetragen, und als ein Gegenmittel ſoll ſich in Weſtphalen das geheime Fehm- oder Famgericht (von Fama, nach dem Rufe urtheilen) zuſammengeſellt haben, wodurch das Uebel zwar manchmal gezüchtigt, zwar manchmal gehemmt, aber lange nicht unterdrückt worden iſt. Als für König Richard von England das Löſegeld nach Deutſchland geſchickt werden ſollte, wurde von Seite Englands ausdrücklich bedungen, daß es das

Geld nur bis an die Grenzen von Deutſchland zu liefern, und dann für daſſelbe nicht weiter zu haften verbunden ſeyn ſollte. Schon eine ſolche Zumuthung hätte einem ſcharfſichtigen, und zugleich großgeſinnten Monarchen die Augen öffnen, und ihn überzeugen ſollen, wie klein zuletzt durch ein leidenſchaftliches Streben nach einer prunkvollen und eingebildeten Titelmacht die wahre Macht, und wie ununterbrochen die Erfahrung beſtätiget werde, daß, wer überall Herr, und überall zu Hauſe ſeyn will, am Ende nirgends zu Hauſe ſey.

Kaiſer Philipp befand ſich eben auf einer Reiſe nach Sicilien, um, auf Geheiß Kaiſer Heinrichs VI., deſſen Sohn Friedrich nach Deutſchland zu bringen, und ihn daſelbſt zum Könige krönen zu laſſen, als ſich der höchſt unvermuthete Hintritt des K. Heinrich ereignete. Denſelben Augenblick ſah er alles, was ihn umgab, um ſich her geändert, und die wahren Geſinnungen aller Menſchen, welche bisher die Furcht und eine gewiſſe Betäubung verſchloſſen hatte, hervorgehen. Man brach allenthalben in die heftigſten Verwünſchungen der Deutſchen, als unſinniger Leute, welche ohne Abſicht in fremden Ländern rauben wollten, aus, vertrieb ſie aus Sicilien und Italien überhaupt, und vergriff ſich mehr, als einmal, ſelbſt an der Perſon des Philipp. Er mußte alle mögliche Vorſicht gebrauchen, um den Nachſtellungen der Italiener zu entgehen, und Deutſchland erreichen zu können. Selbſt in Deutſchland dachte man, was die Hohenſtauffen betraf, größtentheils wie in Italien, indem man ſich der unbegrenzten Begierde dieſer Prinzen nach Hoheit und Herrſchaft, und der mannigfaltigen Uebel, welche dadurch veranlaßt worden ſind, erinnerte. Den größten Nachdruck gab ſolchen Geſinnungen vollends der römiſche Hof, welcher alle Urſache zu haben glaubte, die Hohenſtauffer für furchtbar zu halten, und welcher damals 1198 einen Pabſt erhalten hatte, der über alle Furcht erhaben war. Es war Innocenz III., ein tiefer Kenner der Höfe und ihrer Verhältniſſe, und ein höchſt kühner, und mit Zuverſicht unternehmender Herr, der ſogleich am Tage ſeiner Conſecration zeigte, was man von ihm zu erwarten haben würde. Er befahl dem Stadtpräfect, einem kaiſerlichen, und vom Kaiſer aufgeſtellten Beamten, ſein Mann zu werden, und ſeiner Hoheit zu huldigen, und veranlaßte eben ſo bald verſchiedene Städte, als Ancona, Fermo, Oſimo u. a. ſich ihm, oder wie er ſich ausdrückte, dem ſüßen Joch der Kirche zu unterwerfen. So erhielt er auch das Herzogthum Spoleto u. a. m.

In Deutſchland waltete der unglückliche Umſtand ob, daß derjenige, welcher die Fürſten verſammeln, und die Wahl eines neuen Königs hätte anführen ſollen, nämlich der Erzbiſchof Konrad von Mainz eben abweſend, und (nach der damaligen Gewohnheit der Fürſten, und ſelbſt nach den Beiſpielen der Kaiſer, ganze Jahre abweſend zu ſeyn) auf dem oben erwähnten Kreuzzuge begriffen war. Sohin traten die Fürſten in Partheien, (in welche ſie anfangs nicht ſo faſt eine hartnäckig gefaßte, verſchiedene Denkungsart, ſondern eine Art von Zufall geſondert hatte) und dachten, jeder für ſich, auf die künftige Wahl. Beide Partheien kamen im erſten Anfang darin überein, die Hohenſtauffer zu umgehen; doch ein Theil ließ ſich bald wieder einlenken, wählte erſt den Philipp zum Vormünder des jungen Friedrichs, und bis zu deſſen Volljährigkeit zum Reichsverweſer, ja, weil die Gegenparthei ernſthafte Gegenanſtalten machte, bald nachher zu Mühlhauſen zum König. Die vornehmſten Häupter dieſer Parthei waren die Herzoge von Böhmen, Sachſen, Bayern, Oeſterreich, Meran, Lothringen, die Markgrafen von Meiſſen, Brandenburg, Mähren u. a.; dann unter den Geiſtlichen, die Erzbiſchöfe von Magdeburg, Biſanz, die Biſchöfe von Regensburg, Freiſing, Eichſtädt, Worms, Speier, Brixen, Hildesheim, die Aebte von Fulda, Hersfeld, Tegernſee ꝛc. Dieſe führten den Philipp, ihren König, nach Mainz, und ließen ihn daſelbſt von einem päbſtlichen Legaten, dem Erzbiſchofe von Tarentaiſe, krönen.

Die andere Parthei, deren Häupter die Erzbiſchöfe von Köln und Trier, der Pfalzgraf am Rhein, Heinrich ꝛc. vorſtellten, richtete erſt ihr Augenmerk auf den Herzog Berthold von Zähringen, und nachdem dieſer (König Philipp kaufte ihn ab) die Krone ausgeſchlagen hatte, auf Otto, Sohn Heinrichs des Löwen, welcher im Jahre 1190 von ſeinem mütterlichen Oheim, König Richard I. von England, die Grafſchaft Poitou erhalten, und ſeit 1195 die väterlichen Erblande gemeinſchaftlich mit ſeinen zwei übrigen Brüdern, dem Pfalzgrafen Heinrich, und Wilhelm (Stammvater des Hauſes Braunſchweig und Hannover) beſeſſen hatte. Otto kam ſogleich von Poitou, wo er ſich aufhielt, nach Köln, und wurde vom Erzbiſchof dieſes Stiftes zu Aachen gekrönt. Beide Wahlen ſind noch im J. 1198 zu Stande gekommen.

Die Folgen von der Erſcheinung zweier Könige liegen in der Sache ſelbſt. Gleichwie einem jeden für ſich daran lag, ſeine Freunde zu erhalten, und ſeine Feinde zu gewinnen, oder zu entkräften; ſo lag jedem, um das

Uebergewicht zu erhalten, ob, ſich die Mittel gefallen zu laſſen, welche bei Menſchen, die wohl bald merken, wie wichtig und unentbehrlich ſie in ſolchen Vorfällen ſind, zu dem gewünſchten Zwecke führen. Was nun hier die Gunſt und den Beiſtand der deutſchen Fürſten betraf, ſo hatte König Philipp Vieles voraus. Er war der Erbe der höchſt beträchtlichen Reichthümer, welche ſein Bruder und Vorfahrer, K. Heinrich VI. aus Sicilien geſchleppt hatte, und beſaß daher das zuverläſſigſte Mittel, ſeinem Gegner Abbruch zu thun; hatte aber, was ihm in einem großen Grade nachtheilig war, den Pabſt Innocenz III. zum entſchiedenen Gegner; wie dann dieſer Pabſt auch die Gegenwahl des K. Otto (er war der Vierte dieſes Namens) eingeleitet, ſich aber für dieſelbe nicht gleich erklärt, ſondern vermuthlich erſt die Größe der Bedingniſſe, mit welchen K. Otto ihm entgegen kommen würde, abgewartet hatte. Die noch vorhandenen Briefe dieſes Pabſtes, und der beiden Könige zeugen von dem Hergange der Sache, und liefern ein lehrreiches Bild von menſchlichem Hange nach unermeßlicher Hoheit, von menſchlichem kleinlichem Eigennutz, und mitunter von bemitleidenswürdiger menſchlicher Albernheit.

Beide Kronbewerber waren entſchloſſen, ihre Erwählung zu behaupten; und gleichwie ſie beherzt und erfahren im Kriege waren, ſo hatten ſie beide unverzüglich zu den Waffen gegriffen, womit ſie zehn Jahre lang, bis nämlich ein Theil abtrat, ſich verfolgt, das heißt, die Unterthanen ihrer Gegner gemordet, und deren Güter verwüſtet haben. K. Philipp zerſtörte 1198 durch ſeine Parthei Bonn und Andernach, belagerte im J. 1199, wiewohl vergeblich die Stadt Braunſchweig, ſowie kurz vorher K. Otto der Stadt Goßlar fruchtlos zugeſetzt hatte, verwüſtete das Elſaß, und wo er mit Gewalt nichts vermochte, verſuchte er es mit Geld und Gut, womit er ſo freigebig war, daß er, nach dem Zeugniſſe des Konrad von Urſperg in Schwaben, außer einigen Handelsſtädten und Schlöſſern, beinahe nichts mehr, als den leeren Namen eines Oberherrn behielt. Er war in den vielen Unternehmungen wider ſeine Feinde meiſtens glücklich, und was ihm Ehre macht, leicht verſöhnlich, und weit von einer blutigen Rachſucht entfernt. Einer ſeiner Feinde, der ihm am meiſten zu ſchaffen machte, war der Landgraf Hermann von Thüringen, welcher zur Parthei des K. Otto IV., der ihm die Städte Nord- und Mühlhauſen einräumte, und zugleich in einen Bund mit Premislaus (auch Ottokar genannt) von Böhmen (welchem K. Philipp ehemals den Königstitel gegeben, dann ihn aber wegen der unrechtmäßigen Verſtoßung ſeiner Gemahlinn des Herzogthums verluſtig erklärt hatte) getreten war. K. Philipp hatte bereits einen und andern Zug vergeblich nach Thüringen vorgenommen, und im Jahre 1193, wo er ſich in Erfurt einſchloß, nur mit der äußerſten Mühe und Gefahr der Gefangennehmung ſeiner Perſon ſich entzogen, als es ihm endlich gelang, ſeinen Gegner durch die Belagerung der Stadt Weiſſenſee in die Enge zu treiben. Premislaus von Böhmen flüchtete ſich durch eine Liſt, und der Landgraf ſah nichts weiter vor ſich, als das nahe Schickſal, dem K. Philipp in die Hände zu fallen. In dieſer traurigen Lage faßte er den Entſchluß, den Zeitpunkt, wo man ſich ſeiner Perſon bemächtigen würde, nicht abzuwarten, ſondern ſich ſelbſt und unerwartet dem K. Philipp zu ſtellen. Er kam, und warf ſich ihm zu Füßen. K. Philipp betrachtete ihn erſt eine Weile, indem er ihm die Thorheit ſeiner Untreue vorſtellte, und während dem gleichſam vergaß, daß der Markgraf kniee. Indem ihn aber die Seinigen dieſes Umſtandes erinnerten, eilte er, um gleichſam ein Verſehen wieder gut zu machen, auf ihn zu, hob ihn liebreich von der Erde auf, und gab ihm den Kuß der Verſöhnung im J. 1204.

K. Philipp bemächtigte ſich bald darauf auch des Königs von Böhmen, und nach und nach zog er die wichtigſten Fürſten von der Seite des K. Otto IV. weg, wobei nicht ſowohl ſein Glück, als vielmehr der Beweggrund, durch deſſen Hilfe ſo viele Fürſten wankelmüthig gemacht wurden, als ein auffallender Zug damaliger Denkungsart, merkwürdig iſt. Der Graf Wilhelm von Jülich, der unter die erſten Freunde des K. Otto IV. gehörte, ſchrieb an K. Philipp, daß, wenn er ihm etwas ſchenken, und ihn befördern wollte, nicht nur alle Fürſten, welche es mit ſeinem Gegner hielten, von dieſem abwendig machen, ſondern ihm ſogar den Erzbiſchof Adolph von Köln gewinnen wollte, was für K. Philipp höchſt wichtig, aber um ſo ſchwerer zu bewirken ſchien, als dieſer Erzbiſchof die Erwählung des K. Otto vorzüglichſt betrieben, ihn ſogar zu Aachen gekrönt, und bei dem Pabſt Innocenz außerordentlich für ihn ſich verwendet hat. K. Philipp, der ſeine Zeitgenoſſen beſſer gekannt haben mochte, hielt die Sache beim erſten Antrag für gewonnen; er ſprach den Grafen von Jülich, ſchenkte ihm prächtige Kleider, Pferde, Geld, nebſt einem einträglichen Gut, und hatte von nun an nicht nur ihn ganz zu ſeinen Dienſten, ſondern ſah auch ſogleich den Erzbiſchof Adolph auf ſeine Seite treten *). Der Statthalter von der Stadt Köln, Heinrich, Herzog von Limburg, auf deſſen Treue ſich K. Otto gänzlich verlaſſen zu können glaubte, that noch mehr. Nachdem ihm K. Philipp Geſchenke gemacht hatte, lockte er eines Tages die Bürger aus der Stadt, indem er allen Dingen den Anſchein von vollkommener Sicherheit gab; aber plötzlich wurden dieſelben von Leuten des K. Philipp überfallen, und an vierhundert zuſammengehauen, und die Uebrigen, Wenige ausgenommen, gefangen fortgeführt. Die Stadt öffnete die Thore, und K. Philipp gab ihr ein eben ſo prächtiges, als ſeltſames Schauſpiel. Er verſammelte das ganze Heer ſeiner Fürſten, und verſicherte ſie, daß er nicht erwählter König ſeyn wollte, wenn es das Anſehen haben ſollte, als wenn ihre Wahl erzwungen wäre. Er legte hiermit die Krone feierlich ab, und erwartete ihre neuen Stimmen, die ſie ihm (denn es war natürlicher Weiſe mehr Schein und Schauſpiel, als Sache) ſogleich wieder gaben. K. Philipp ließ ſich hierauf mit einer großen Ernſthaftigkeit neuerdings, und zwar zu Aachen vom Erzbiſchofe Adolph krönen, indem man ihm von Seite ſeiner Gegner vorge-

---

*) Arnold Lubec. l. VII. c. I.

worfen hatte, daß er anfangs (was gleichwohl der König Otto für ſich anführen konnte) weder am gehörigen Ort, noch vom gehörigen Biſchof gekrönt worden wäre. K. Otto IV. ſah dieſen Auftritten, und dem Verluſte ſeiner ehemaligen Unterſtützer mit vieler Standhaftigkeit zu; aber als ſogar ſein eigener Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, zur Parthei des K. Philipp hinumtrat, erſchütterte ihn dieſe Nachricht, ſo wie ſie ſeine noch übrigen Freunde (die ſich als Kenner der Höfe und der Menſchen eben über nichts ſehr wunderten) theils in ein ſchreckenvolles Erſtaunen geſetzt, theils ihnen Thränen ausgepreßt hat *).

So wie nun die Macht und das Anſehen des K. Philipp täglich neue Vortheile gewann, nahm auch die Ergebenheit ſeiner Freunde und Feinde, je nachdem ſie von ihm etwas zu hoffen, oder zu fürchten hatten, zu. Am auffallendſten (wiewohl ganz begreiflich) war die Veränderung, und die Geſchmeidigkeit des Verhaltens von Seite des Pabſtes Innocenz III. Dieſer Pabſt hatte anfangs wider die Perſon des K. Philipp ſo viele Einwendungen, und dieſe mit ſo vieler Heftigkeit vorgebracht, daß beinahe alle Hoffnung verloren zu ſeyn ſchien,

---

*) Ibid. l. VI. c. VI.

jemals ſeine Gunſt zu erhalten. Pabſt Innocenz ließ es bei dieſen wörtlichen Erklärungen nicht bewenden, ſondern als nach dem, 1200 erfolgtem Hintritt des Erzbiſchofes Konrad von Mainz (er war eben ein Jahr zuvor von dem Kreuzzuge zurückgekommen) ein Theil des Kapitels den Biſchof Lupold von Worms, der andere den Domprobſt Sigfried wählte, und K. Philipp jenem erſtern die Regalien ertheilte, ſchritt Pabſt Innocenz III., welcher den Domprobſt begünſtigte, ſogleich zu einer entſcheidenden Erklärung. Er ſchickte 1201 den Kardinal Guido, Biſchof von Präneſte, als Legaten nach Deutſchland, mit dem Auftrage, den Otto öffentlich als König zu erklären, und über die Widerſpenſtigen den Kirchenbann zu verhängen. So mißlich und unangenehm dieſe Umſtände für den K. Philipp waren, ſo verlor dieſer dennoch die Hoffnung nicht, dieſelben nach und nach zu verbeſſern, und ſo, wie er bereits die mächtigſten Freunde ſeines Gegners gewonnen hatte, auch wohl noch den Pabſt Innocenz III. gewinnen zu können. Er machte demſelben in ſolcher Abſicht die verbindlichſten Verſprechungen, (was auch K. Otto IV. gethan hatte) und da endlich ſeine zahlreichen Anhänger ſelbſt nichts ſehnlicher wünſchten, als daß der Pabſt ihm geneigt, und in Deutſchland die Ruhe hergeſtellt werden möchte; ſo ſchickte er eine feierliche Geſandtſchaft nach Rom, mit Aufträgen, worin er alles, was gewinnend, verbindlich und ſchmeichelhaft ſeyn konnte, erſchöpfte. Er gab ſeinen Geſandten, dem Patriarchen von Aquileja, Wolfger, und dem Burggrafen Gebhard von Magdeburg, die unumſchränkte Vollmacht, alles zu thun, was „die gefährliche Trennung des Reichs und Prieſterthums nur immer aufheben könnte.“ er verſprach, „wenn er den Pabſt, oder die römiſche Kirche beleidigt haben ſollte, nach dem Gutbefinden des Pabſtes und der Kardinäle Genugthuung zu leiſten, dagegen, wenn der Pabſt ihn, oder das Reich beleidigt haben ſollte, es aus Ehrerbietung gegen den heiligen Petrus, deſſen Statthalter der Pabſt ſey, bloß ſeinem Gewiſſen zu überlaſſen, indem er glaubte, daß der Pabſt in ſolchen Stücken von keinem Menſchen gerichtet, ſondern allein dem Gerichte Gottes müſſe überlaſſen werden.“ Nach dem Zeugniſſe des Abts von Urſperg verſprach er auch, eine ſeiner Töchter mit einem Sohne des Grafen Richars von Sora, und Neffen des Pabſtes, zu verheirathen, mit welcher Heirath noch andere vortheilhafte Bedingniſſe verbunden werden konnten. Wie dem ſey, ſo kamen im Jahre 1207 zwei Kardinäle, Hugo und Leo, nach Deutſchland, in der Abſicht, und mit dem Auftrag, für den K. Philipp zu arbeiten. Dieſer ließ ſich ſogleich, wie unbedingt, alles gefallen. Pabſt Innocenz III. hatte den Erzbiſchof Adolph von Köln dafür, daß er zur Parthei des K. Philipp hinumgetreten war, ſeines Erzbisthumes entſetzt, und einen gewiſſen Bruno zum Erzbiſchofe inveſtirt, welchen Philipp gefangen bekommen, und den, ihm ganz ergebenen Adolph ſtets bei ſich behalten hatte. Jetzt überließ er, weil es die Legaten verlangten, den Adolph ſich ſelbſt, und erklärte ſich für den Bruno, und eine gleiche Willfährigkeit zeigte er auch in andern Dingen, wofür ihn auch die Legaten nicht nur von dem Kirchenbanne (womit er noch als Markgraf von Tuſcien, wegen einiger Gewalthätigkeiten, die er an den Gütern der römiſchen Kirche verübt haben ſollte, belegt, und bereits nach ſeiner Wahl von einem päbſtlichen Legaten, dem Biſchofe von Sutri, losgeſprochen worden war, neuerdings losſprachen, ſondern ſeine feierliche Anerkennung, als einzigen Königs von Deutſchland, eifrigſt betrieben. Auf ihre Einleitung kam es auch dahin, daß ſich in der Abſicht, den Philipp allein geltend zu machen, nicht nur die Reichsfürſten an mehreren Orten, als zu Augsburg, Speier, Köln u. ſ. w. verſammelten, ſondern, daß auch ſogar beide Könige, Philipp und Otto, unweit Köln perſönlich ſich ſprachen. Da ſich König Otto IV.

durchaus nicht geneigt zeigte, ſeine Anſprüche fahren zu laſſen, ſo machte man ihm, wie Otto von St. Blaſio bezeugt*), das Verſprechen, daß, wenn er den Titel eines Königs ablegen wollte, ihm eine Tochter des K. Philipp zur Ehe gegeben, und zugleich das Herzogthum Schwaben, nebſt vielen hohenſtauffiſchen Gütern zu Theil werden wollte; aber K. Otto machte dem K. Philipp auch ſeiner Seits nicht weniger beträchtliche Verſprechungen, wobei er ſich ein- wie das anderemal erklärte, daß ihn kein Vortheil dahin bringen ſollte, ſein Recht auf die Königswürde fahren zu laſſen, und Alles, was die päbſtlichen Geſandten zu Stande bringen konnten, war ein Waffenſtillſtand, der von Johannes 1207 bis 1208 dauern ſollte, während welcher Zeit ſie nach Rom giengen, um neue Verhaltsbefehle zu erholen; ſie kehrten auch bald wieder zurück; aber K. Philipp war jetzt nicht mehr am Leben.

K. Philipp hatte unter andern kriegsverſtändigen und tapfern Leuten, welche ihm auf ſeinen unausgeſetzten Zügen gefolgt waren, den kaiſerlichen Pfalzgrafen von Bayern, Otto VIII., dergeſtalt liebgewonnen, daß er ihm, wie Arnold von Lübeck bezeugt *), eine ſeiner Töchter, Kunigunde, zur Ehe verſprach. Der Pfalzgraf war in der That ein unvergleichlicher Soldat, hatte aber das Unglück, ein überaus jähzorniger Mann, und im Zorne ſeiner nicht mächtig zu ſeyn, wie er dann einſt in einem ſolchen Anfalle von aufbrauſender Wuth einen bayeriſchen Edelmann am Hofe auf der Stelle ermordet hat. Als K. Philipp dieſe ſchreckliche Gemüthsart entdeckte, nahm er das Verſprechen wegen der Verheirathung ſeiner Tochter unter einem guten Vorwande wieder zurück; da ihm aber der Pfalzgraf bald darauf entdeckte, daß er geſinnt ſey, um *eine* Prinzeſſinn von Polen zu werben, und um ein Empfehlungsſchreiben an den König Heinrich von Polen bat, wußte ſich K. Philipp nicht aus der Sache zu ziehen, und er glaubte, daß er dem Pfalzgrafen ſeine Bitte weder zuſagen noch abſchlagen könnte. Es ſcheint, daß er einige Aeußerungen, dieſes letztere zu wählen, verrathen, oder doch mit der Zuſage gezaudert habe, indem der genannte Schriftſteller ſagt, der Pfalzgraf habe den König mit Nachdruck an ſeine vieljährigen und wichtigen Dienſte erinnert, und hinzugeſetzt, er möchte doch ſo große Proben ſeiner Treue mit einem kleinen Beweis ſeiner Gnade erwiedern. Wie dem ſey, K. Philipp hatte eben ſo wenig den Muth, ſein Begehren ihm abzuſchlagen, als er nicht Gleichgiltigkeit genug hatte, einigen Antheil an dem wahrſcheinlich unglücklichen Schickſal der Prinzeſſinn zu nehmen, und er half ſich in dieſer Verlegenheit mit einem nicht wenig unanſtändigen Einfall. Er ließ dem Pfalzgrafen, der nicht leſen konnte, einen günſtigen Brief vorleſen, und übergab ihm darauf, mit allem äußerlichen Anſchein von Gnade und Wohlwollen, einen andern Brief, welchen derſelbe perſönlich einliefern ſollte, ſchilderte aber in dieſem Briefe ſeine Gemüthsart, und vermuthlich (denn die Worte des Briefes ſind nicht bekannt) rieth er dem König von Polen die Verheirathung ſeiner Tochter ab. Der Pfalzgraf, den entweder der ausgewechſelte Brief zu einigem Verdacht, oder überhaupt die Neugier getrieben hat, verlangte unterwegs zu wiſſen, was der Brief enthalte, und ſein Verlangen wurde befriedigt. Der Pfalzgraf zeigte jetzt, daß ſein Zorn nicht bloß mit einigen raſchen und unbändigen Anfällen begleitet, ſondern auch anhaltend, und zugleich aller Ueberlegung beraubt ſey. Er begab ſich, in Geſellſchaft des Grafen Heinrich von Andechs, nach Bamberg, und begehrte den K. Philipp, der an eben demſelden Tage zur Ader gelaſſen hatte, zu ſprechen. Er ſtellte ſich ſehr freundlich und aufgeräumt, kam aber, ſobald er den König erblickte, ſogleich wie außer ſich; und ob es eine plötzliche Wuth, oder eine Art von heimlichem Schrecken und Zagen war, er hieb mit einem Schwerte, das er im Vorzimmer jemand abgenommen hatte, in der Luft herum, bis er endlich, als ihm K. Philipp ſagte, daß ſich ein ſolches Betragen nicht ſchicke, in die Worte ausbrach: „Wohl ſchickt es ſich, daß ich ein Betragen, wie das deinige, räche,“ und zugleich dem König eine Wunde in den Hals verſetzte, an welcher derſelbe nach wenigen Augenblicken ſtarb. Dem Truchſeſſen, Heinrich von Walpurg, welcher ihn abhalten, oder vielleicht der Wache rufen wollte, verſetzte er auch einen, wiewohl nicht tödtlichen Hieb, und dann ſprengte er auf Pferden, welche ſchon in Bereitſchaft ſtanden, davon, ehe jemand daran denken konnte, ihn einzuholen, 1208 den 21. Juni. Verſchiedene Umſtände dieſer ſchändlichen That werden von gleichzeitigen Schriftſtellern auf eine etwas verſchiedene Weiſe erzählt, wobei der Umſtand, deſſen alle erwähnen, daß der Pfalzgraf Antheilnehmer ſeines Vorhabens gefunden hat, (denn neben dem Grafen von Andechs ſoll auch deſſen Bruder, der Biſchof Eckbert von Bamberg, um die

---

*) C. 48.

---

*) L. VII. c. XIV.

Sache gewußt haben) ſchon in Rückſicht der Folgen, welche auf eine ſolche That über den Häuptern der Thäter unvermeidlich zuſammenſtürzen mußten, unbegreiflich iſt. Dieſe wurden auch von K. Philipps Nachfolger in die Reichsacht, und aller ihrer Güter und Würden verluſtig, und gleichſam für preisgegebene Leute, an welche Jedermann Hand anlegen dürfte, erklärt, wie dann eben der Pfalzgraf Otto VIII., nachdem er eine Weile unſtet umhergeirrt, im Jahre 1209 von Heinrich von Calatin, einem Marſchall von Pappenheim, unweit Regensburg bei ſeinem Schloſſe Niederſtrang zu Oberndorf, ermordet worden iſt.

K. Philipp hatte in der Ehe mit ſeiner Gemahlinn Irene (welche aus Gram über den Tod ihres Gemahls 1208 geſtorben, und zu Lorch begraben worden iſt) folgende Kinder erhalten: a) Beatrix, Gemahlinn Ferdinands III., Königs von Caſtilien, b) Kunigunde, Gemahlinn K. Wenzels von Böhmen, c) Beatrix, Gemahlinn Kaiſers Otto IV., und eine vierte ſoll an Herzog von Brabant vermählt worden ſeyn *).

---

*) Conrad Vrsperg. it. Chron. australe ad ann. 1217.

K. Philipp, der jüngſte, und gleichwohl noch einzige übrige Sohn K. Friedrichs I., war wenig über dreißig Jahre alt, als er ſtarb; er wurde anfangs zu Bamberg beigeſetzt, ſodann aber auf Befehl Kaiſers Friedrich II. zu Speier begraben.

Schriftſteller.

Außer den Vorigen, als Konrad von Urſperg, Otto de St. Blasio, Godefrid Monac. Chron. Mont. Seren. Arnold von Lübeck ꝛc. Epistolae Innocentii III. vel ad eundem script. in Regist. de Negotio Imp. Ed. Steph. Baluzius, Parisiis 1682. Leben Philippi Suevi; von Nicol. Hieron. Gundling, in otiis. P. 2.

Kaiſer Otto IV.

1208 — 1218.

Inhalt. K. Otto IV. unterſchreibt vor ſeiner Krönung zu Rom eine höchſt wichtige Kapitulation im Jahre 1209; die er nicht erfüllt, und dadurch ſich die Ungnade des Pabſtes, und die Trennung der deutſchen Fürſten zugezogen, und (nach einem unglücklichen Gefecht wider die Franzoſen im J. 1214) deren gänzlichen Abfall erfahren hat. Er blieb von der Zeit in ſeinen Erbländern verlaſſen und vergeſſen, und ſtarb 1218. Deſſen Gemahlinn.

Kaiſer Otto, von deſſen Abſtammung und Erwählung im Leben des K. Philipp geſchehen iſt, wurde ſogleich, nach dem unglücklichen Schickſal des K. Philipp, zuerſt von den ſächſiſchen Fürſten zu Halberſtadt, dann von den ſämmtlichen Deutſchen zu Frankfurt, und endlich auch von den Italienern zu Augsburg und Würzburg, als König von Deutſchland und Italien einhellig anerkannt; er beſaß jetzt die Gunſt der Fürſten in einem hohen Grade, und hatte endlich, nachdem er oft genug erfahren hatte, daß die Waffen allein weder Freunde gewinnen noch erhalten, ſeinem ehemaligen Gegner K. Philipp die Mittel, durch welche ſich damals ſiegen ließ, abgelernt, und noch bei den Lebzeiten deſſelben im J. 1206 eine Reiſe nach England ausdrücklich in der Abſicht gemacht, um bei dem Könige, ſeinem Verwandten, Geld zu erheben, womit er diejenigen beugen wollte, welche er mit Trotz und Gewalt an ſich zu ziehen keine Möglichkeit fand. Er ließ es auch ſonſt an keinem Ueberredungsmittel erwinden, und erzeigte ſich jedem Großen, an deſſen Freundſchaft ihm gelegen war, auf alle Weiſe gefällig, wie er dann z. B. dem Kurfürſten und Herzog Ludwig I. von Bayern im Jahre 1208 die berühmte Urkunde ausgeſtellt, vermöge welcher er auf das Herzogthum Bayern für den genannten Herzog Ludwig, und alle deſſen Nachfolger und Erben, einen freien und vollkommenen Verzicht gethan *), und einen dauernden Frieden der Welfen mit den Wittelsbachern verſichert hat. Um endlich auch den Hohenſtauffern einige Schritte näher zu kommen, heirathete er die Prinzeſſinn Beatrix, Tochter des K. Philipp, deſſen Tod er an ſeinen Mördern rächte, auf eine feierliche Art. Er beſtieg, ſagt Otto von St. Blaſio **), auf dem Reichstag zu Würzburg eines Tages den hocherhabenen königlichen Thron. Zu ſeinen Seiten befanden ſich die Kardinäle, und rings um ihn herum ſaßen die Fürſten des Reichs in einem glänzenden Pomp. Der Kardinal und Biſchof von Oſtia nahm das Wort, und verkündigte der Verſammlung in lateiniſcher Sprache, welche durch den Biſchof von Würzburg auf der Stelle verdeutſcht wurde, die Veranlaſſung der vorzunehmenden Vermählung, — und nachdem K. Otto, welcher der Prinzeſſinn anverwandt war, die Bedingniſſe der Dispenſation (worunter war, daß er ein Ciſterzienſerkloſter bauen, und in Perſon einen Zug nach Jeruſalem machen ſollte) zugeſagt hatte, wurde die Prinzeſſinn vom Herzog Leopold von Oeſterreich, und Herzog Ludwig von Bayern in die Verſammlung geführt. Dieſe antwortete auf die Frage, ob ſie den König Otto heirathen wolle, über und über mit einer ſanften Röthe bedecket, daß ſie es allerdings wolle. Sogleich wurde ſie, unter dem Beiſtande des Herzogs Leopold durch die Hände der Kardinäle nach deutſchem Herkommen mit dem Otto vermählt, der ſich freudig von dem Throne herabbegeben, die Prinzeſſinn mit Huld umarmt und geküßt, und die Ringe gewechſelt hat. Die Prinzeſſinn brachte ihm einen anſehnlichen Brautſchatz, und darunter allein dreihundert und fünfzig Landgüter zu.

---

*) Apud Aettenkhover Beil. N. I. p. 157.

**) C. LI.

Da K. Otto IV. nun einmal wahrnahm, daß ihm dafür, daß er alles bewilligte, auch hinwieder alles, was er jetzt wünſchen konnte, bewilliget wurde, begab er ſich ſogleich im folgenden Jahre 1209 nach Italien und Rom. Die Italiener nahmen ihn mit großer Bereitwilligkeit auf, und zu Rom machte man ihm mit der Krönung ſo wenig eine Schwierigkeit, ſo wenig er alle die Verſprechungen, welche ihm als Bedingniſſe vorgelegt wurden, feierlich zu unterzeichnen, einige Schwierigkeiten gemacht hatte. Pabſt Innocenz III., welcher von der Beugſamkeit des K. Otto IV., bereits während ſeinem Streit mit dem K. Philipp, außerordentliche Beweiſe erhalten hatte, legte ihm nunmehr ſo viele Punkte vor, welche, wenn ſie einmal durch eine feierlich beſchworne und unterzeichnete Kapitulation feſtgeſetzt ſeyn würden, lange hinlänglich ſeyn konnten, den päbſtlichen Stuhl gleichſam für alle (allenfalls erfolgende) Härte oder Genauigkeit künftiger Kaiſer ſchadlos zu halten. „Außer dem Gehorſame, der Ehrfurcht und Ehrerbietung, welche ſeine Vorfahrer, die katholiſchen Kaiſer, den Päbſten erzeugt haben, und von welcher er nicht allein nichts abbrechen, ſondern dazu zu ſetzen hätte, ſollte er geloben, jenen Mißbrauch ganz abzuſchaffen, den zuweilen einige ſeiner Vorfahrer bei den Wahlen der Prälaten ſollen ausgeübt haben, und die Wahlen ſollten demnach von nun an ganz frei, und nach der Vorſchrift der Kirchenſatzungen zu halten ſeyn, dergeſtalt, daß derjenige, (wenn ihm anders kein kanoniſches Hinderniß entgegen ſtände) welchen das ganze Kapitel, oder deſſen beſſerer und größerer Theil wählen würde, ohne weiters erwählter Prälat ſeyn ſollte. Ein anderer Mißbrauch, deſſen ſich die Kaiſer ſchuldig gemacht hatten, die beweglichen Güter verſtorbener Biſchöfe, oder der ledig ſtehenden Kirchen an ſich zu ziehen, ſollte von nun an aufhören. Die Appellationen in Kirchen- und geiſtlichen Dingen an den päbſtlichen Stuhl ſollten ohne alle Hinderniß Platz haben, und überhaupt ſollte dem Pabſt und andern Kirchenprälaten das Recht zuſtehen, alles, was geiſtlich iſt, ungehindert zu behandeln, damit der Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt, erhalte. Ferner ſollte K. Otto verſprechen, daß er den Pabſt nicht allein alles, was ſeine Vorfahrer bis dahin frei und ohne Widerſpruch beſeſſen, ſondern auch das, was Innocenz III. erſt wieder erlangt, ruhig beſitzen laſſen, ja daß er ihm auch zu denjenigen Gütern, welche er noch nicht erlangt, verhelfen, und dieſelben, wenn ſie in ſeine Hände fielen, dem Pabſt ausliefern wolle. Dieſe beſtänden in dem ſämmtlichen Land von Radicofeno bis Ceperano, in der Mark Ancona, dem Herzogthum Spoleto, dem Land der Gräfinn Mathilde, der Grafſchaft Bertinoro, dem Exarchat von Ravenna, der Provinz Pentapolis mit ihrem Umfang, ſo nämlich wie alles dieſes in vielen Privilegien von der Zeit Ludwigs I. ausgedrückt ſey. Doch ſollten dieſe Länder bei kaiſerlichen Krönungen das Fodrum, oder die hergebrachten Lieferungen entrichten. — Ferner ſollte er der römiſchen Kirche zu Sicilien, und zu ihren andern Rechten verhelfen *); auch ſollte er zur Ausrottung der Ketzer (damals hatten Arnold von Breſcia, dann Peter Waldus, ein aus Vaux gebürtiger Kaufmann, viele Anhänger, wider welche Pabſt Innocenz III. die Inquiſition errichtete, und dieſe dem 1206 von dem heil. Dominikus geſtifteten Dominikanerorden anvertraute) alle Hilfe und thätigen Beiſtand leiſten." — Pabſt Innocenz III. brauchte die Vorſicht, dieſe Kapitulation (welche die erſte ihrer Art geweſen, und das Muſter der nachgefolgten geworden iſt) nicht allein beſchwören, ſondern zu einem überweiſenden Denkmal ſchriftlich verfaſſen, und von K. Otto IV. ordentlich unterſchreiben, und mit deſſen Siegel bekräftigen zu laſſen. K. Otto machte nicht die geringſte Schwierigkeit, die ihm nicht ohne Feierlichkeit vorgelegte Kapitulation zu unterſchreiben; worauf dann auch von Seite des Pabſtes Innocenz III. ebenfalls kein weiterer Anſtand genommen, ſondern die Krönung ſogleich vorgenommen wurde, um Michaelis 1209.

Wenn man theils den Inhalt dieſer Kapitulation, theils die in derſelben vorkommenden, ganz unbeſtimmten Ausdrücke betrachtet, (da es z. B. heißt, daß alles Geiſtliche dem

---

*) In Registro de Negot. Imp. N. 189.

Gericht des Pabſtes, und der Geiſtlichkeit überlaſſen ſeyn ſoll, ſo hätte nothwendig im Voraus die Grenzſcheide zwiſchen dem Geiſtlichen und Weltlichen genau beſtimmt werden ſollen) ſo iſt, um zu begreifen, wie K. Otto ſie, ohne eine klare und ausgedrückte Beſtimmung, habe unterſchreiben können, nichts übrig, als anzunehmen, daß er ſie, ohne ihre eigentliche Beſchaffenheit in Ueberlegung zu ziehen, oder ſie ſeinen Sachkundigen zur reifern Ueberlegung vorzulegen, unterſchrieben habe. So unwahrſcheinlich eine ſolche Vorausſetzung, in Rückſicht auf die Vorſicht unſerer gegenwärtigen Verhandlungen ſolcher Art zu ſeyn ſcheint, ſo ſagt doch wirklich der gleichzeitige Godefried *) der Kaiſer habe „als ein neu eintretender, und mit der Lage der Sachen nicht bekannter Herr,“ alles bewilliget und verſprochen; doch wenn auch alles mit Bedacht geſchehen ſeyn ſollte, ſo hatte K. Otto IV. ſeinem beſchworenen Verſprechen einen Zuſatz beigefügt, welcher ihm (ungefähr auf die nämliche Art, wie die Clauſel, welche man heutiges Tages ſolchen Verträgen beiſetzt, unbeſchadet, oder „mit Vorbehaltung der Rechte eines Dritten“) eine freie Hand offen ließ, alles, was er dem Pabſt verſprach, für etwas,

---

*) Ad ann. 1209.

das er zu verſprechen nicht Macht hatte, zu erklären, und ſohin für ausgeſprochene Worte ſich durch Sachen ſchadlos zu halten. Er hatte nämlich zu gleicher Zeit, da er durch einen Eid betheuerte, daß er den Pabſt bei deſſen Gütern und Vorrechten, in deren Beſitz derſelbe damals war, ſchützen wolle, auch angelobt, daß er die Güter, welche dem Reich ungehörig wären, erhalten, und diejenigen, welche in fremden Händen ſeyn möchten, zurückfordern wolle *). Vermöge dieſem Zuſatz war der päbſtliche Stuhl im Grunde bei ſeinen Gütern und Vorrechten wenig geſichert, und K. Otto konnte unter einem guten Vorwande alles zurückfordern, wo er nur immer Gründe aufſtellen konnte, daß das, was er verlange, oder einziehe, zum Reich gehörig, und daß es demnach ſeine Pflicht ſey, auf der Zurückforderung zu beſtehen. Indeſſen glaubte Pabſt Innocenz III., deſſen Scharfſinn die Möglichkeit eines ſolchen Falles zuverſichtlich nicht entgieng, von K. Otto IV. nicht das Geringſte zu befürchten zu haben, als welcher nicht nur von dem, dem päbſtlichen Stuhle ſtets und eifrig ergebenen, welfiſchen Hauſe abſtammte, ſondern bereits ſelbſt die überzeugendſten Pro-

---

*) Chron. Mont. ser. pag. 93.

den von Ehrfurcht und Ergebenheit abgelegt hätte. Pabſt Innocenz III. hatte auch auf alle Fälle eine verſicherte Macht in ſeinen Händen, und brauchte nur den jungen Friedrich in Sicilien (K. Heinrich VI. Sohn) in ſeinen Schutz, und den Kirchenbann hervorzunehmen, um ſogleich alle Grundfeſten einer ihm entgegen handelnden Parthei zu erſchüttern.

Auch dieſe Lage der Dinge ſcheint Kaiſer Otto IV. nicht überlegt, noch einige Maßregeln, in ſoweit einige möglich waren, dagegen veranſtaltet zu haben. Er ließ, unmittelbar nach ſeiner Krönung, durch beeidigte Rechtsgelehrte die den Kaiſern zuſtehenden Rechte und Güter unterſuchen, vernahm auch die Stände in den mathildiſchen Ländereien, und trat dem zu Folge nicht nur verſchiedene Güter nicht ab, ſondern zog manche, deren ſich Pabſt Innocenz III. nach dem Hintritte Heinrichs VI. bemächtiget hatte, an ſich. Er ſcheint geglaubt zu haben, das Pabſt Innocenz III. dieſe und jene Beſitzthümer aus einem bloßen Mißverſtand an ſich gezogen, und daß er nichts weiter zu thun habe, als ihn deſſen durch eine mündliche Erklärung zu überzeugen. Zu den Gütern, auf welche die Kaiſer ein altes Recht hätten, rechnete er auch Apulien, deſſen er ſich 1211 ſogleich größtentheils bemächtigte, und dabei dem Pabſt Innocenz III., der eine perſönliche Unterredung abgeſchlagen, und ihn nachdrücklich an ſeinen Eid erinnert hat, erwiederte, daß er in dieſem Eid auch die Reichsrechte zu ſchützen verſprochen, und dieſem Eid ſo lange nachzukommen die Pflicht habe, als ihn der Pabſt nicht davon losſprechen würde. Dieß alles that er zu einer Zeit, wo ſeine Macht weder in der Lombardei, noch in Apulien befeſtiget, und ſein Anſehen in Deutſchland (wo ſich, wie er ja ſelbſt erfahren hatte, die Gunſt der Fürſten nach den gegenwärtigen Vortheilen lenkte) nichts weniger, als geſichert war.

Pabſt Innocenz III. erſchütterte, oder zerſtörte vollends alle ihm nachtheilige Unternehmungen gleichſam mit einem Druck der Hand. Er hatte den K. Otto IV. bereits im Jahre 1210 mit dem Kirchenbanne belegt, und dem Erzbiſchofe Sigfrid von Mainz den Auftrag gegeben, die Fürſten zu verſammeln, und denſelben den Sohn K. Heinrichs VI. (welchen er jetzt eben ſo eifrig in ſeinen Schutz genommen, als er ihm nach dem Hintritte ſeines Vaters ſeine Abneigung bezeigt hatte) zum Kaiſer vorzuſchlagen. Gleichwie von einem neuen Kaiſer neue Vortheile zu hoffen waren, ſo erklärten ſich auf der Verſammlung, welche der Erzbiſchof Sigfrid im Jahre 1211 nach

Bamberg zuſammen berufen hatte, viele Fürſten für den Friedrich in Sicilien, andere (wie der Herzog Ludwig I. von Bayern, welcher ſich noch im Jahre 1212 mit K. Otto IV. neuerdings zu Frankfurt verbunden hatte *), warteten eine zuverläſſigere Entwicklung der bereits ſehr unglücklichen Irrungen ab. Nie hat ſich der Sturz eines ſo tapfern Fürſten ſchneller verbreitet und beſchleunigt. Die Maßregeln, welche K. Otto IV. mit Eilfertigkeit ergriff, um ſich zu retten, (im J. 1212 hatte er auf einem Reichstage zu Nürnberg Böhmen dem K. Premislaus abgenommen, und durch einen Fürſtenausſpruch deſſen Sohn übergeben; auch den ihm abgeneigten Landgrafen von Thüringen, Hermann, hatte er gedemüthigt) dienten vielmehr dazu, ihn vollends zu Grunde zu richten. Als im J. 1212 Friedrich aus Sicilien nach ſeinen väterlichen Erbländern herauskam, und ſogleich mit beiden Händen ſowohl von ſeinen Erb- als den Reichsländern Geſchenke austheilte, ſah der unglückliche Otto die Fürſten und Städte ſich von ſeiner Seite vor ſeinem Angeſichte trennen, und zu Breiſach, wo die Bürger viele von ſeinen Leuten erſchlugen, konnte er ſogar ſeine

---

*) Mader Antiquit. Brunsvicens. p. 131.

Perſon nur noch höchſt kümmerlich retten. Er zog ſich nach ſeinen Erblanden zurück, und zog ſich daſelbſt ein neues, unerſetzliches Unglück zu, indem er an dem Krieg, welchen der König Philipp von Frankreich mit dem König Johann von England, und dem Grafen Ferdinand von Flandern, angefangen hatte, Antheil nahm, und bei der vereinigten Kriegsmacht ſogar den Oberbefehl ſämmtlicher Truppen führte. Bei Bovines in Flandern kam es den 27. Jul. 1214 zu einer Schlacht, welche ſowohl wegen der Tapferkeit, mit der er ſich auszeichnete, als wegen dem Unglück, das ihn dabei verfolgte, berühmt geblieben iſt. Schon waren die Heere der Engländer, Flanderer und Brabanter zerſtreut und in die Flucht geſchlagen, als Otto gegen die ganze franzöſiſche Armee mit ſeinen Leuten noch Stand hielt. Er verſuchte alles Mögliche, und verrichtete Wunder ſeines perſönlichen Muthes, und ſeiner unvergleichlichen Erfahrenheit; aber die überzählige Macht der Franzoſen erſchöpfte alle Anſtrengung ſeiner Kräfte, alle Kunſt und Erfahrenheit.• Er rettete nur noch ſeine Perſon, alles Uebrige gieng verloren, oder wurde zerſtreut.

Dieſe unglückliche Begebenheit war die allgemeine Loſung, nach welcher den beſtürzten Kaiſer jeder Große und Kleine, der bis dahin bei ihm noch ausgehalten hatte, verließ, ſo daß er in ſeinen Erbſtaaten, wohin er ſich zurückzog, in einer Einſamkeit lebte, als wenn er nie in einigem Verband mit den deutſchen Fürſten gelebt hätte. Hier ſah er auch die rheiniſche Pfalzgrafſchaft für ſeine Nachkommen verloren gehen. Sein Bruder, Pfalzgraf Heinrich, der ſich wider die Unternehmungen des vom Erzbiſchof Sigfrid im Jahre 1212 zu Bamberg verſammelten Fürſtentages geſetzt, die mainziſche Gegend verwüſtet, dann ſich ebenfalls nach Braunſchweig zurückgezogen, und ſeinen Sohn, ebenfalls Heinrich genannt, als wirklichen Pfalzgrafen hinterlaſſen hatte, wurde geächtet, und der Sohn gieng bald darauf mit Tod ab, worauf K. Friedrich II. die rheiniſche Pfalzgrafſchaft dem Herzog Ludwig I. von Bayern, der nunmehr ſeine Parthei ergriffen hatte, verliehen, und ihn auf einem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1215 feierlich belehnt, Herzog Ludwig aber die noch vorhandene Erbtochter des Pfalzgrafen Heinrich mit ſeinem Sohne Otto (genannt der Erlauchte) von Bayern verlobt hat. Das Zuſammentreffen ſo vieler unerwarteter Fälle, deren einer immer betrübter als der andere war, brach dem guten Kaiſer das Herz. Seine feuerige Einbildungskraft malte ihm nun die Dinge in einem ganz andern Lichte, und verſetzte ihn in einen Gemüthszuſtand, worin er ſich beredete, daß er, weil ihm diejenigen, die ihn verlaſſen hatten, Unrecht gaben, wirklich Unrecht habe, und ſich einem herznagenden Gram, und einer grämlichen Frömmigkeit überließ. Der Kirchenbann peinigte und zermalmte ſeinen Geiſt mit unendlicher Bangigkeit, und es iſt (wie einige dafür halten) nicht ganz unwahrſcheinlich, was mehr, als ein Geſchichtſchreiber *) erzählt, daß er ſich während ſeinem Krankenlager zu Harzburg, ganz entblößt auf die Erde geworfen, und ſeinen Dienern befohlen, mit ihren Füßen auf ſeinen Hals zu treten, und ſeinen Körper zu geißeln. Er ließ eine Menge Aebte und Prieſter, und andere Männer, auf welche er ein Vertrauen ſetzte, zu ſich kommen, und fühlte ſich innigſt erquickt, als der Biſchof von Hildesheim ihn vom Banne losſprach. Als ihm ſchon die Stimme gebrach, wiederholte er öfters die Worte: „Leve Gott, gif einen guten Herren, de din volk regere!" (Lieber Gott, gib einen guten Fürſten, der dein Volk regiere!). Er ſtarb den 19. Mai 1218, und wurde zu Braunſchweig begraben.

Dieſer Kaiſer wird von den gleichzeitigen Schriftſtellern zwar wegen ſeiner Tapferkeit und

---

*) Albert Stadens.

außerordentlichen perſönlichen Thätigkeit ſehr geprieſen, ſonſt aber von einigen (ganz gewiß aus der Urſache, weil derſelbe mit dem päbſtlichen Hofe zerfallen, und dabei der unterliegende Theil geworden iſt) ſehr auffallend, und bis zur Unanſtändigkeit getadelt, wie dann der Abt Konrad von Urſperg auch über die guten Eigenſchaften deſſelben, die er nicht läugnen kann, einigen Schatten zu ſtreuen ſuchte, und indem er z. B. deſſen Eifer, die Räuber, und andere Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu bezähmen, und durch die Gerichte zu züchtigen anführt, hinzuſetzte, er habe die Leute, welche er ſtrafte, mehr aus Hochmuth, als aus Liebe zur Gerechtigkeit, geſtraft. Otto war nicht bloß andächtig, ſondern auch fromm; war aber, was man ſelten vereinigt ſieht, bei aller Ehrfurcht gegen die Geiſtlichkeit, äußerſt ſtreng gegen die Mißbräuche derſelben, wie er ſich dann über den ganz unzweckmäßigen Reichthum der Domherren, und anderer vornehmen Geiſtlichen, welche große Einkünfte ziehen, und dabei weder durch Einſicht noch Wiſſenſchaft, noch ſonſt durch eine (wenn auch nur wenigſtens zierende) Beſchäftigung das Geringſte zum Wohl und zum Ruhm der Länder beitragen, heftig ereiferte, und ſogar die Abſicht gehabt haben ſoll, ihnen (in ſeinem Lande) alle Güter und landesherrlichen Rechte nehmen, und allein die Zehnten, und freiwilligen Gaben zu überlaſſen *). Was ſein ſittliches Betragen betrifft, ſo erzählten die Italiener lange eine Geſchichte von ihm, welche deſſen Großmuth und Enthaltſamkeit anzeigt. Man rühmte ihm bei ſeinem Aufenthalt in Italien ein Frauenzimmer von außerordentlicher Schönheit an, und ſelbſt der Vater dieſes Frauenzimmers (denn es gab, ſo unermeßlich der Abgrund einer ſolchen Niederträchtigkeit iſt, ſolche Väter) äußerte ſich ſo, daß (wie Leibniz ſagt **) wenig fehlte, daß er ſie ihm nur gleich geradezu angeboten hatte. Der Kaiſer ließ ſich erkundigen, wie ſich das Frauenzimmer dabei benehme, und als er hörte, daß ſie ein Bündniß dieſer Art verabſcheue, und bei ihren körperlichen Reizen den einnehmendſten und wahrhaften Reiz, nämlich wahren Stolz und Achtung für ſich ſelbſt, (die Zeichen einer ſchönen Seele) beſitze, ſah er ihr um einen Gemahl, der in einer allgemeinen Achtung ſtand, und gab ihr einen herrlichen Brautſchatz zur Ausſteuer. Seine Streitigkeiten mit dem päbſtlichen Hofe ſind nicht bloß für ihn, ſondern für ganz Europa wichtig geworden; indem durch dieſelben die Decretiſten, oder Canoniſten, und die Legiſten erweckt, dann durch deren Spitzſindigkeiten und leidenſchaftlichen Zänkereien die Welfen und Gibellinnen gereizt, Völker verhetzt, die Begriffe vom wahren Endzweck der wichtigſten Dinge verkehrt, die beſten Anſtalten gehemmt und vereitelt, dann die Fortſchritte der menſchlichen Glückſeligkeit überhaupt gekränkt, und auf viele Jahrhunderte zurückgeſetzt worden ſind.

---

*) Meinders de statu Rel. in vet. Sax. p. 486.

**) Introduct. in collect. script. Hist. Brunsv. Tom. II. p. 48.

Mit der Prinzeſſinn Beatrix wurde Kaiſer Otto IV. im J. 1209 verlobt, und im Jahre 1212 vermählt; ſie ſtarb wenige Tage nach der Vermählung, worauf ſich K. Otto mit Maria, Tochter Herzogs Heinrich IV. von Brabant vermählt, und dieſe ihn überlebt haben ſoll. Er hinterließ keine Kinder.

Schriftſteller.

Nebſt den Vorigen: Apologia pro Ottone IV. Imp. contra falsas criminationes et convitia, quibus eum Conradus Vrsp. etc. Helmstad. 1624 it. T. III. apud Meibom. — Mathaeus Paris in Hist. major. — Narratio de Morte Ottonis IV. Imp. bei Martene in Thesib. anecdot. — Fragm. Hist. apud Vrstis. — Hermann Wighorst de iniqua Expulsione Ottonis IV. e regno Lips. 1690.

Friedrich II.

1212 — 1250.

Inhalt. Kaiſer Friedrich erhielt in Sicilien eine gelehrte Erziehung, aber bösartige Hofgrundſätze; kam im J. 1212 nach Deutſchland, ließ im Jahre 1220 ſeinen Sohn Heinrich zum deutſchen Könige wählen, und gieng in eben dem Jahre nach Italien und Rom; verſprach dem Pabſt (unter anderm) vor ſeiner Krönung, daß er Sicilien ſogleich an ſeinen Sohn Heinrich abtreten, und für ſeine Perſon einen Kreuzzug vornehmen wollte; hielt aber ſein Wort nicht, und wurde von Pabſt Gregor IX. im Jahre 1227 mit dem Kirchenbanne belegt, doch nach drei Jahren (während welchen er den Kreuzzug für ſich unternommen hatte) wieder ausgeſöhnt.

Kaiſer Friedrich II. kehrte jetzt ſeine Abſichten wider die Lombardei, und da er zu ſolcher Unternehmung vorzüglich der Unterſtützung der deutſchen Fürſten benöthigt zu ſeyn glaubte, ertheilte oder beſtätigte er zu Friaul im Jahre 1232 den weltlichen Fürſten (was er den geiſtlichen bereits im Jahre 1220 gethan hatte) die Landeshoheit durch eine ſehr merkwürdige Bulle. Da er aber noch immer nicht nach Deutſchland kam, mußte er bald darauf hören, daß eine Parthei deutſcher Fürſten geneigt ſey, ſich künftig allein an ſeinen Sohn Heinrich zu halten. Er eilte demnach, nach einer fünfzehnjährigen Abweſenheit, nach Deutſchland, entſetzte ſeinen Sohn, und hielt zu Worms einen wichtigen Reichstag, auf welchem ein allgemeiner Landfriede beſchloſſen, die endliche Verſöhnung der Welfen mit den Hohenſtauffern bewirkt, und das Herzogthum Braunſchweig-Lüneburg errichtet worden iſt im Jahre 1235.

Friedrich II., nachdem er ſeinen Sohn Konrad zur deutſchen Königswürde befördert hatte, verließ Deutſchland neuerdings, rückte ſeiner Abſicht, ganz Italien zu unterjochen, näher, wurde verſchiedener Gräuelthaten beſchuldigt, und wieder mit dem Kirchenbanne belegt im Jahre 1239, welchen Pabſt Innocenz IV. auf einer Kirchenverſammlung zu Lyon im Jahre 1244 wiederholt, und neue Kaiſerwahlen, welche meiſtens von geiſtlichen Fürſten vorgenommen, und auf Landgraf Heinrich von Thüringen, und nach deſſen Hintritt auf Graf Wilhelm von Holland ausfielen, veranlaßt hat.

Friedrich kämpfte noch weiter mit verſchiedenem Ungemach, und ſtarb im Jahre 1250; Gemahlinnen und Kinder.

Friedrich II. wurde den 27. Decemb. 1194 zu Jeſi in der Mark von Ancona geboren, und durch eine bei den deutſchen Fürſten zur rechten Zeit angebrachte Verwendung ſeines Vaters, Kaiſers Heinrich VI., bereits im J. 1196 zum römiſchen Könige erklärt, obwohl er demſelben nicht unmittelbar nachgefolgt, ſondern, wie in den Leben der K. Philipp und Otto IV. vorkommt, erſt im Jahre 1212 nach Deutſchland gekommen iſt. Die ganze deutſche Geſchichte hat nur ſehr wenige Prinzen aufzuſtellen, von denen man ſo vieles Große und Würdige, wie eben von dieſem Prinzen, zu erwarten berechtiget war. Die Natur hatte ihm einen ſcharfſinnigen, ſchnell und kühn begreifenden Geiſt, und das lebendigſte Gefühl des Großen und Schönen gegeben, und die Erziehung, welche ihm ſeine Lehrmeiſter in Hinſicht auf alles, was Kunſt und Wiſſenſchaft heißt, beibrachten, ſtimmte vortrefflich mit ein, jene natürlichen Anlagen zu leiten und auszubilden. Er verſtand, außer der italieniſchen und deutſchen Sprache, die griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche und arabiſche, und hatte nicht bloß, was ſehr häufig geſchieht, allein die Worte dieſer Sprachen, ſondern die wiſſenswürdigen Sachen, welche in dieſen Sprachen damals bekannt waren, kennen, und die klaſſiſchen Bücher derſelben mit Einſicht und Geſchmack leſen gelernet. Er führte auch auf allen ſeinen Reiſen eine gewählte Bibliothek mit ſich, und benutzte jeden Augenblick, den ihm die Geſchäfte frei ließen, etwas Nützliches zu leſen, und von der Laſt der Geſchäfte ſich zu erholen. Er ſchrieb einſt den Profeſſoren zu Padua: „die Lectüre wäre ſein innigſtes Vergnügen; es helle auch den menſchlichen Geiſt nichts mehr auf, und ſtärke ihn nichts mehr, als die Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, und wer nicht ſo dächte, würde in Wahrheit wenig Großes und Ruhmwürdiges denken und thun.“ Von einem Prinzen dieſer Art ließ ſich nichts Gemeines erwarten. Der Pabſt Innocenz III. war anfangs der Vormund deſſelben, (vermöge dem letzten Willen ſeiner Mutter Konſtantia, welche bereits im Jahre 1198 ſtarb, und der Kardinal Savelli, nachmaliger Pabſt Honorius IV., war zu Palermo viele Jahre deſſen Hofmeiſter geweſen; aber wenn alles, was die Erziehung betraf, vortrefflich war, ſo war die äußere Lage, in welcher ſich dieſer Prinz während ſeiner Minderjährigkeit, und bei dem Antritte ſeiner Regierung in Sicilien befunden, und durch welche ſeine Gemüthsart unauslöſchliche Richtungen erhalten hatte, deſto härter und unglücklicher. Die Kardinäle hatten genug zu thun, um ihm während des Streites verſchiedener Großen um die Herrſchaft oder Regierung in Sicilien ſein Leben zu erhalten, und als er, ungefähr im vierzehnten Jahre ſeines Alters, in welchem der päbſtliche Hof ſeine Vormundſchaft niederlegte, als regierender Herr auftrat, hatte man ſeinen lenkbaren Geiſt an ſchlimme Künſte und Grundſätze gewöhnt, welche ſeine Hofleute aus eigener Verkehrtheit für die eigentlichen feinen Hofkünſte, oder aus gutgemeinter Abſicht für die einzigen Mittel gehalten haben mochten, ihm die Zuneigung der Großen des Landes zu verſichern, und das Volk zu gewinnen. Friedrich lernte, wie man ſeine wahren Gedanken und Abſichten tief verbergen, und wie man mit ungezwungener, ungefärbter Leichtigkeit alle Geſtalten annehmen, und die ſchlaueſten, argwöhnendſten Köpfe unter dem Schein des einfachſten, gutherzigſten Weſens hinhalten und irre führen könne; wie man, wenn die Umſtände ſich ändern, ſeine Maske, ohne zu erröthen, abnehmen; wie man ſich alle Mittel, welche zum verborgenen Zwecke führen, erlauben, und unter dem Vorwande, daß eine politiſche Nothwendigkeit eintrete, das gegebene Wort durch eine verdrehende Wendung des wahren Geſichtspunktes zurücknehmen, und wenigſtens in den Augen der Blöden, beſchönigt daſtehen könne; Künſte, mit denen man nicht ſelten die beſten Herzen unerfahrner junger Regenten vergiftet, und dieſelben am Ende in Widerwärtigkeiten voll des gräßlichſten Entſetzens geſtürzt hat. Seltſam iſt es indeſſen, daß man im Leben K. Friedrich II. von mehr als einem Geſchichtſchreiber bemerkt findet, daß er, wenn er etwas Unrühmliches unternahm, ſtets einen geſchickten Vorwand aufgeſtellt habe, um, dem Scheine nach, ſein Unternehmen wahr, ſchön, und rühmlich zu machen, und es ſcheint, als hätten ſie geglaubt, daß einſt Zeiten kommen könnten, wo man ſich nicht einmal die kleine Mühe mehr geben würde, die Namen und Bedeutungen der Sachen zu verkehren, Gewaltthätigkeit und Niederträchtigkeit unter dem ſchönen Titel von Großmuth, und angeſtammter Liebe zum allgemeinen Beſten ausüben, und dem Volke eine ſo wohlfeile Art von linderndem Troſte zu geben.

Man kann ſich unmöglich duldender, beſcheidener, nachgiebiger, und gegen Große und Kleine gefälliger betragen, als Friedrich II. während der erſten Jahre ſeiner Regierung, zumal gegen den päbſtlichen Hof, ſich betragen hat, was auch anfangs ſo ganz in der Ordnung der Dinge gegründet war, daß ein gegentheiliges Betragen beinahe unnatürlich geweſen ſeyn würde; er hatte dem römiſchen Hofe ſeine Erziehung, ſeine Befeſtigung auf dem Throne von Sicilien, und bei dem Sturze des Kaiſers Otto IV. im Jahre 1212 ſeine Erhebung auf den Thron von Deutſchland zu danken, und hatte, wenn er ohne alle Bedenklichkeit alles, was von ihm gefordert ward, eingieng und zuſagte, unmöglich genaue und reife Betrachtungen über die Folgen ſeiner unbedingten Zuſagen, nnd über die Verlegenheit, in welche er durch dieſelben verſetzt werden könnte, anſtellen können. Er hatte ſeinen Weg aus Sicilien nach Deutſchland über Rom genommen, und war ganz von den Segnungen und Glückwünſchen, welche ihm Pabſt Innocenz III. mit auf den Weg gab, durchdrungen, als er im achtzehnten Jahre ſeines Alters zum erſten Male den deutſchen Boden betrat, und noch im Jahre 1212 zu Mainz die Huldigung der ihm ergebenen Fürſten ſich leiſten ließ. Sogleich im folgenden Jahre 1213 leiſtete er dem römiſchen Hofe durch Ausſtellung einer größern oder goldenen Bulle, auf einem Hoftage zu Eger einen feierlichen Verzicht auf die von der Schankung Mathilde abgeleiteten Ländereien, worunter die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Grafſchaft Bertinoro, das Exarchat Ravenna ꝛc. ausdrücklich genannt worden, und bei ſeiner Krönung, welche im Jahre 1215 zu Aachen vom Erzbiſchof von Mainz und päbſtlichen Legaten Syfrid (zu Köln war eben kein Erzbiſchof) vorgenommen ward, verſprach und beſchwor er, daß er das Königreich Sicilien zu keiner Zeit mit dem deutſchen Reiche vereinigen, daß er daſſelbe vielmehr, ſobald er gekrönt ſeyn würde, an ſeinen (im J. 1213 von ſeiner Gemahlinn, Konſtantia, einer arragoniſchen Prinzeſſinn und Wittwe König Alberichs von Ungarn gebornen) Sohn, Heinrich, abtreten, daß er ſeiner Seits ſogar den Titel eines Königs von Sicilien ablegen, und endlich, daß er ſogleich einen Kreuzzug (wie er denn das Kreuz wirklich zum Zeichen ſeines Verſprechens ſich anheftete) vornehmen wollte. Dieſen Verſprechungen lag eine tiefe Politik des überaus ſtaatsklugen und fernhinſehenden Pabſtes Innocenz III. zum Grunde. Der ſeit vielen Jahrhunderten in ſeinem Hervorkeimen erſchienene, und mit dem Fortſchritte der Zeit ſtets wachſende Grundſatz, daß der Pabſt der Oberherr der Welt, Herr aller geiſtlichen und irdiſchen Macht ſey, war jetzt ſo viel, als unſtreitig befeſtiget, wie dann um eben dieſe Zeit der päbſtliche Hof, aus eben den Grundſätzen, und zugleich, damit die reine Lehre der Kirche (wie beigeſetzt wurde) erhalten werden möchte, den Anfang machte, die Macht, große und kleine Kirchenpfründen, als Biſthümer, Pfarreien, und Beneficien in allen Ländern zu beſetzen, in Ausübung zu bringen. Wenn nun Kaiſer Friedrich II. Herr vom Königreiche Sicilien verbleiben, wenn er als deutſcher Kaiſer, nebſt dem, daß er ſeine Stammherzogthümer Franken und Schwaben beſaß, die Macht der deutſchen Fürſten zur Unterſtützung bereit finden, und der Lombardei zu befehlen haben würde, ſo war wenigſtens zu fürchten, daß er dem Beiſpiele vorgehender Kaiſer, welche dem römiſchen Hofe viel verſprachen, und wenig hielten, nachfolgen, und im Gefühle ſeiner Macht, demſelben neue Unruhen, Gefahren, und Schmälerungen verurſachen möchte. Seine Macht mußte alſo getheilt, und ſein reifender Geiſt ſollte in entfernten Ländern beſchäftiget werden.

Das Benehmen K. Friedrichs II. rechtfertigte jene Vorſicht. Er blieb unter verſchiedenen Vorwänden in Deutſchland zurück, und da dem im Jahre 1216 verſtorbenen Innocenz III., ein ſehr ſtillgeſinnter Pabſt, Honorius III., nachgefolgt war, dachte er weder an ſeine Krönung zu Rom, noch an den Kreuzzug. Auch nach dem im J. 1218 erfolgten Hintritte ſeines Gegenkaiſers, Otto IV. von Braunſchweig, hielt er ſich ſtille, und ſein Geiſt ſchien mit großen Entwürfen beſchäftiget zu ſeyn. Als er ſich endlich im Jahre 1220 zu einer Römerreiſe bequemte, ließ er zuvor auf einem Reichstage zu Frankfurt ſeinen Sohn Heinrich zum deutſchen Könige wählen, wozu ihm beſonders die deutſchen Biſchöfe verhilflich waren, denen er auch ſogleich, um ihnen hinwieder ſeine Huld zu bezeugen, einen berühmten Freiheitsbrief, deſſen nachher erwähnt werden ſoll, mit beſonderer Großmuth ertheilt, und ſich dann nach Italien erhoben hat.

Auf dieſer ganzen Reiſe, und ſo lange das Geſchäft der Krönung gedauert hat, war Friedrichs Betragen eine ununterbrochene Abwechslung von Güte, Klugheit, Nachſicht, und beſonders von einer unumſchränkten Ehrfurcht und Ergebenheit gegen den römiſchen Stuhl. Da er in der Lombardei mehr als einen Beweis, daß man ihn als den Enkel des Kaiſers, welcher ſo vieles Elend über Italien verbreitet hat, verabſcheue und haſſe, erfuhr, und da die Stadt Mailand ihm ſogar die Thore verſchloß, ließ er ſich kein Wort, woraus man auf einigen ſtillen Vorſatz in die Zukunft hätte ſchließen können, entfallen, noch von ſeinem Hauptendzweck, der römiſchen Krönung, ſich abhalten. Da man ſich ihm noch während der Reiſe von Seite des römiſchen Hofes einige Punkte, welche er (was auch ſeine Vorfahrer thaten) noch vor der Krönung, ja noch vor ſeinem Einzuge in Rom unterſchreiben ſollte, entgegen ſchickte, unterſchrieb er dieſelben mit der größten Bereitwilligkeit; er machte ſich neuerdings verbindlich, die mathildiſchen Güter nie wieder zurückzufordern, den längſt verſprochenen Kreuzzug ſo förderlich als möglich zu unternehmen, und zur Ausrottung der Irrgläubigen, welche man ausſpähte, (inquirirte, daher die Inquiſition) ſeinen weltlichen Arm herzuleihen, d. h. die peinliche Vollſtreckung ausrottender Strafen auf ſich zu nehmen. Am Tage der Krönung (den 22. Nov. 1220) ſchenkte er der römiſchen Kirche eine Menge in Italien gelegener Krongüter, und häufte, wie der gleichzeitige Konrad von Urſperg ſich ausdrückt, Gelübde auf Gelübde. Man kann ſich denken, mit welcher allgemeinen Zufriedenheit die Krönung eines ſolchen Kaiſers vor ſich gieng.

K. Friedrich war kaum geworden, was er zu werden gewünſcht hat, als er, ſtatt nach Deutſchland zurückzukehren, und was er feierlich verſprochen hatte, ſeinem Sohn Heinrich das Königreich Sicilien abzutreten, vielmehr unverzüglich ſelbſt nach Sicilien gieng, und das Ruder daſelbſt mit einer Entſchloſſenheit ergriff, aus welcher man ſogleich wahrnahm, daß er nichts weniger geſinnt ſey, als die Krone von Sicilien aus ſeinen Händen zu laſſen. Um vorerſt von Deutſchland, in welches er, wie man gleich ſah, ſo bald nicht mehr zurückkehren würde, (wie er dann ganze fünfzehn Jahre nicht mehr dahin zurück gekehrt iſt) Ruhe zu haben, ernannte er den Erzbiſchof Engelbert von Köln zu ſeinem Stellvertreter (Vicar) in Deutſchland, und zum Vormünder des jungen Heinrichs, welcher auch im Jahre 1222 in Aachen von eben demſelben Erzbiſchofe wirklich zum deutſchen Könige gekrönt wurde. Sicilien erfüllte er ſogleich in den erſten Tagen ſeiner Ankunft mit ſeiner ganzen Majeſtät. Er ſtrafte Einige, welche noch immer unabhängige Rechte behaupten wollten, mit dem Tode, verjagte andere, worunter zwei Brüder des Pabſtes Alexanders III. waren, von allen Gütern und Beſitzungen, welche ihnen ehemals eingeräumt worden waren, und dachte ſo wenig an Verträge oder

Verhältniſſe mit dem römiſchen Hofe, daß er kein Bedenken trug, auf die erledigten Bisthümer die neuen Biſchöfe mit Ring und Stab einzuſetzen. Mit dem ganzen Umfange ſeines Geiſtes arbeitete er für die Verſchönerung und Verherrlichung der Stadt Neapel; er ließ darin die ſchönſten Gebäude entſtehen, gründete und beförderte mit aller Fülle ſeiner königlichen Huld die Univerſität daſelbſt, verſah dieſe mit den einladendſten, und die Stadt überhaupt mit den wohlthätigſten Geſetzen und Einrichtungen, begünſtigte und beſchleunigte die Bevölkerung derſelben, und betrieb dieß alles mit ſo vielem perſönlichen Eifer, und einem ſolchen Grade von Ernſt und Inſtändigkeit, daß man, wiewohl er ſich gegen Niemanden deutlich erklärte, ſeine Gedanken und künftigen Vorhaben nur zu deutlich wahrzunehmen glaubte. Man zweifelte bald nicht mehr, daß ſeine Abſicht dahin gehe, Sicilien nie wieder zu verlaſſen, vielmehr, ſobald er ſeine Maßregeln geordnet haben würde, über die Lombardei, und vielleicht wohl gar über das päbſtliche Gebiet herzufallen, und, wenn ihm ſeine Unternehmungen gelungen ſeyn würden, künftig den Kaiſerſitz zu Neapel, oder wohl gar in Rom zu befeſtigen. In der That konnte man bei einem Prinzen, der ſo ſcharfſehend, ſelbſtthätig, unternehmend, ſo der Verſtellung fähig und weit hinzielend, wie Friedrich, war, wohl einmal zu vieles muthmaßen und argwöhnen, aber nie zu viel fürchten. In ſolcher Hinſicht drang der päbſtliche Hof unaufhörlich auf die Unternehmung des Kreuzzuges, und damit Friedrich ſeinem wiederholten Verſprechen deſto gewiſſer endlich nachkommen möchte, ſo ward, nach dem im Jahre 1222 erfolgten Hintritte ſeiner Gemahlinn Konſtantia, für ihn eine andere Heirath mit Jolanta, Tochter des Johann von Brienne, (eines Edelmannes aus Champagne, der ſich durch ſeine Tapferkeit bis zum Range eines Königs von Jeruſalem geſchwungen, aber jetzt nur noch Anſprüche auf dieß Königreich, denn er war nicht im Beſitze, zu machen hatte) veranlaßt, und im Jahre 1225 wirklich vollzogen. Friedrich ließ ſich die Prinzeſſinn ſowohl, als den Titel eines Königs von Jeruſalem allerdings wohl gefallen, ohne darum für den Kreuzzug im wahren Ernſte mehr zu thun, als er bisher gethan hatte. Zwar unternahm er Manches, und nicht ohne Geräuſch, was den römiſchen Hof, und diejenigen, welche mit demſelben gleiche Wünſche hatten, hätte beruhigen, und glauben machen ſollen, er wolle zur Beförderung deſſelben etwas Entſcheidendes, und dieß mit allem Nachdrucke unternehmen; und im Jahre 1226 ſchrieb er nach Cremona einen allgemeinen Reichstag aus, auf welchem ſein Sohn, der deutſche König Heinrich, mit den deutſchen Fürſten, dann die ſämmtlichen Stände von Italien hätten erſcheinen, und, wie wenigſtens die Ankündigung ſagte, wegen Angelegenheiten des künftigen Kreuzzuges ſich hätten berathſchlagen ſollen; allein die Italiener, welche wohl die Lehensverbindlichkeit mit einem deutſchen Kaiſer, aber nicht mehr deſſen Herrſchaft erkennen wollten, meinten, ganz andere Abſichten, ſolche, welche unmittelbar auf ihre neue Unterjochung zielten, zu ſehen, und nahmen unverzüglich ihre Maßregeln. Die Städte erneuerten ihren gemeinſchaftlichen Bund *), und beſetzten die engen Päſſe zu Verona, um das deutſche Heer von ihren Grenzen zu entfernen. Die Deutſchen ſahen ſich auch wirklich außer Stand, bis zu dem Kaiſer vorzudringen, und mußten ſich, ohne daß der Reichstag vor ſich gieng, zum Rückzuge bequemen. Was dieſen Ausgang nicht wenig befördert haben mochte, war, daß der römiſche Hof mit den Italienern Einer Vermuthung geweſen, wie dann derſelbe mit dieſer Aeußerung nur zu deutlich zum Vorſchein gekommen iſt. K. Friedrich, als der von nichts anderm ſprach, als

---

*) Apud Freher ad ann. 1226. p. 295.

von den Pflichten, welche den Lombarden, als deutſchen Reichsvaſallen oblägen, den Kreuzzug zu unterſtützen, hatte ſie in die Reichsacht erklärt, und ein deutſcher Biſchof, Konrad von Hildesheim, hatte über ſie den Kirchenbann geſprochen, was auch ſogar italieniſche Biſchöfe zu billigen ſchienen; aber der Pabſt Honorius III. ließ dieſen Kirchenbann durch ſeinen Kaplan Alatrin, welcher nach dem Zeugniſſe des Godefrids von Köln *) den lombardiſchen Städtebund begünſtigte, ſogleich wieder aufheben, und als K. Friedrich ſich erklärte, daß er es ſelbſt lediglich auf ſeine Entſcheidung wolle ankommen laſſen, wie die Widerſetzlichkeit der Lombarden zu beurtheilen ſey, entſchied er, daß die Lombarden in Ruhe gelaſſen werden, doch dieſelben vierhundert Mann zum Kreuzzuge abzugeben gehalten ſeyn ſollten. Nun ſchien alles, was einen ferneren Aufſchub hätte beſchönigen können, erſchöpft zu ſeyn, und K. Friedrich, der es an prächtigen Anſtalten und Zurüſtungen ohnehin niemals mangeln ließ, zeigte ſich endlich vollkommen entſchloſſen, den Zug zu beginnen. Die Heere der Gläubigen, die ſich aus allen chriſtlichen Ländern verſammelt hatten, um ſich

---

*) Ap. Freh. ib.

von ihm anführen zu laſſen, zogen voran, und er ſelbſt beſtieg im Jahre 1227 zu Brindiſi das Schiff; man glaubte, daß er wirklich mit vollen Segeln auf ſeiner Reiſe begriffen wäre, als er am dritten Tage wieder, zum Erſtaunen der Anweſenden, nach eben dem Hafen, von dem er abgieng, zurückkam. Er könne die Seeluft nicht aushalten, ſagte er, und that wirklich, was er wohl auch im Ernſte geweſen ſeyn mochte, als wenn er ſich ſehr unpäßlich befände. Die Kreuzfahrer, welche ſeinen Entſchluß mit Schrecken und Beſtürzung vernommen hatten, kehrten größtentheils ebenfalls wieder zurück*). Am römiſchen Hofe, wo man die Geſinnungen Friedrichs längſt errathen zu haben glaubte, hielt man dießmal ſeinen Vorwand für einen übel ausgedachten, ſehr gemeinen Kunſtgriff, und es mag nicht an Leuten gefehlt haben, welche, was höchſt wahrſcheinlich war, ſogleich für zuverläſſig und erwieſen erklärten; genug, der neue Pabſt Gregor IX., welcher nach dem im Jahre 1227 verſtorbenen Honorius den päbſtlichen Thron beſtieg, (aus den Händen dieſes Pabſtes, als Kardinals Hugolinus von Oſtia, hatte Friedrich bei ſeiner Krönung zu Rom das Kreuz wiederholt angenommen) wurde durch das Benehmen Friedrichs „an Leib und Seele von einem Schmerzen ohne Maß, von einem unermeßlichen Erſtaunen und ungeheuern Schaudern, wie er ſich ausdrückte [*]), durchdrungen,“ und machte ihm unverzüglich wahr, was ihm bereits mehr als einmal angedroht worden iſt; er ſprach über ihn den 29. Sept. 1227 mit aller Feierlichkeit den förmlichen Kirchenbann, und am grünen Donnerstage im Jahre 1228 wiederholte er denſelben. Es ſcheint, wenn man ſich dieſen Schritt ſowohl, als zumal die nachfolgenden Schritte des päbſtlichen Hofes erklären will, daß man an demſelben bereits die Meinung, als einen Grundſatz, nach welchem man ſtets hinſehen müßte, feſtgeſetzt habe, daß man nicht zu viel thun könne, um zur Vereitlung der großen Plane des K. Friedrich etwas Verfängliches zu thun. Auch ſcheint es, man habe am päbſtlichen Hofe bereits auf gute Folgen gerechnet, welche ein Kirchenbann zur Demüthigung des Kaiſers Friedrich nach ſich ziehen würde, wie ihm dann bereits der Pabſt Honorius zu verſtehen gegeben hatte [**]), „wie es ihm leid thun würde, wenn er auch nur zuſehen müßte, daß deſſen Wohlſtand beunruhigt werden ſollte, was von andern ſogleich geſchehen würde, ſobald ſie erführen, daß er die Gnade des Pabſtes verloren habe." Wenn dieß gegründet war, ſo war wenigſtens jetzt die Stadt Rom mit dem Verfahren des Pabſtes nicht allgemein verſtanden. Hier geſchah ſogar in der Kirche, in welcher der Pabſt zu Oſtern mit feierlichem Pomp ſich einfand, ein höchſt ungeſtümer Auflauf, deſſen Aeußerungen und Unternehmungen ſo mächtig und gefährlich waren, daß Pabſt Gregor IX. für gut fand, ſich aus der Stadt zu entfernen.

---

*) Mathaeus Parisiens. ad ann. 1227. p. 286.

---

[*]) Apud Raynald ad ann. 1227. n. 41.

[**]) Ib. ad ann. 1223. N. 16.

Da der Kirchenbann in allen Ländern, in welche päbſtliche Abgeordnete dringen konnten, verkündiget wurde, ſo war ganz Europa in einer ungeduldigen Erwartung, wie der Kaiſer Friedrich in ſeiner Lage ſich benehmen würde. Friedrich hielt ſich an ſtille und kluge Maßregeln, von denen er die endliche Zeitigung ſeiner Plane erwartet hatte, und vereitelte auf dieſe Art die Wünſche ſeiner vielen Feinde in Sicilien und der Lombardie, die es lieber geſehen hätten, wenn er das Verfahren des Pabſtes mit Hitze und Unbändigkeit, und überhaupt auf eine Art, welche ihren Beſchuldigungen zur Rechtfertigung hätte dienen können, erwiedert hätte. Er ſuchte ſich durch Schreiben an verſchiedene Höfe zu rechtfertigen, ent=

ſchuldigte ſich nicht weniger bei dem Pabſte, und begann zur Herbſtzeit des Jahres 1228 (da eben ſeine ihm höchſt lieb gewordene Jolantha in Kindesnöthen geſtorben war) den Zug nach Paläſtina (den letzten Kreuzzug, welchen ein deutſcher König unternommen hat) im wirklichen Ernſt.

Die Gelegenheit, ſich durch einen Zug dieſer Art bei denjenigen, welche dabei große Abſichten zu erreichen glaubten, Verdienſte zu ſammeln, war deſto größer, je ſchmerzlicher noch das Andenken eines Verluſtes, den man vor Kurzem erlitten hatte, war. Man hatte nach außerordentlichen Mühſeligkeiten die Stadt Damiata, welche wegen ihrer Lage am Ausfluſſe des Nils in das mittelländiſche Meer als der Schlüſſel von Egypten zu betrachten, und zumal in Rückſicht des Handels die Krone aller Wünſche war, im Jahre 1219, nach einer höchſt mühſamen Belagerung, erobert, und dieſelbe im Jahre 1221 an die Ungläubigen wieder verloren *). Jeruſalem, und andere geheiligte Plätze waren ohnehin in den Händen derſelben. K. Friedrich hatte ein ſehr mäßiges Heer bei ſich, mit welchem er ſich gleichwohl ſehr ausgezeichnet haben muß, wie

---

*) Annal. Godef. 291.

aus dem Vertrage, welchen der Sultan ſogleich im folgenden Jahre mit ihm eingieng, zu ſchließen iſt. Er trat ihm Jeruſalem, Bethlehem und Nazareth, doch mit dem Vorbehalte ab, daß auch den Saracenen ihr Tempel daſelbſt verbleiben ſollte, und verſtand ſich zugleich zu einem Waffenſtillſtand auf zehn Jahre. Kaiſer Friedrich begnügte ſich mit dieſer einſtweiligen Beilegung der Sache um ſo mehr, als ihm aus Europa ſchreckliche Vorfälle, Dinge eines beinahe unglaublichen Inhaltes, verkündiget worden waren. Man meldete ihm, um es mit wenigen Worten zu ſagen, daß ſich der Pabſt Gregor IX. ſeines Erbkönigreiches Sicilien bemächtiget, daß er ſeine Unterthanen und beſten Freunde von ihm abwendig gemacht, und Maßregeln genommen habe, welche gerade dahin zielten, ihn unwiderbringlich zu verderben. Dieſe entſetzliche Nachricht wurde durch die Begegnungen, welche er in Paläſtina von ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen zu ſeinem Erſtaunen erfuhr, nur zu ſehr beſtätiget. Der Ruf des Kirchenbannes war ihm vorhergegangen. Kein Ordensritter geſellte ſich zu ſeinem Heere, kein Prieſter fand ſich an einer heiligen Stätte ein, wenn er ſich einfand. Am Tage der Krönung waren ſeine einzigen und treueſten Gefährten Muth und Entſchloſſenheit. Mit dieſem Schmucke und Gefolge betrat er zu Jeruſalem den geheiligten Tempel, und beſtieg den Altar, um die Krone von Paläſtina dem zu opfern, deſſen Fußſchemmel Kronen ſind. Dann ſetzte er die Krone auf ſein Haupt, und nannte ſich König im Jahre 1229.

Als er in Sicilien ankam, fand er alles von Truppen erfüllt, die zum Zeichen, daß ſie Anhänger des Pabſtes ſeyen, mit einem Schlüſſel bezeichnet waren. An der Spitze derſelben befand ſich ſein eigener Schwiegervater, Johann von Brienne, und manche andere, deren Abfall Friedrich gar nicht vermuthet hätte. Die Veranlaſſung davon ſoll geweſen ſeyn, daß der von ihm in Sicilien aufgeſtellte Statthalter, Raynald, das Herzogthum Spoleto zu erobern geſucht habe, indem ſein Vater daſelbſt Herzog geweſen, aber vom Pabſte Innocenz III. vertrieben worden war. Man hielt dieſen Schritt für eine Unternehmung, welche nicht anders, als auf einen unmittelbaren Befehl Friedrichs geſchehen ſeyn könnte, und ſprach nicht nur von dieſer, als der treuloſeſten aller Handlungen, ſondern urtheilte überhaupt von dem Kreuzzuge, welchen Friedrich unternommen hatte, daß er denſelben, ohne zuvor vom Kirchenbanne losgeſprochen, und dann mit einem ordentlichen Verhaltungsbefehle des Pabſtes, als welcher die Kreuzzüge anordnen zu können glaubte, verſehen worden zu ſeyn, weder unternehmen, noch etwas gültig abſchlieſſen konnte. Man erklärte ſchon dieſes Letztere für einen Frevel, in deſſen Rückſicht man ſich aller der Mittel bedienen müßte, deren man ſich in der höchſten Beängſtigung bedient, um ſeinen Todfeind zu zernichten, ſo daß Kaiſer Friedrich alles noch weit verſchlimmerter und verwirrter antraf, als er ſich es vorgeſtellt hatte. Man hatte ihn, um auch den getreueſten ſeiner Freunde allen Muth und alle Anhänglichkeit zu benehmen, todt geſagt, und die Sicilianer, zu denen ſich auch die Lombarden, um ſich ewig von den Deutſchen frei zu machen, geſellt hatten, mordeten und mißhandelten die Deutſchen, die von Paläſtina zurückgekommen, oder in Sicilien zurückgeblieben waren, und verübten alle die Grauſamkeiten, welche ſich ungezähmte Sieger aus Rach- und Mordluſt erlauben; aber Friedrichs Ankunft in Sicilien, zur Herbſtzeit im Jahre 1229, erfüllte alles, wo die Nachricht davon hinflog, mit Schrecken, und augenblicklich umgaben ihn Schaaren von Kriegern, welche bereit waren, ihm ihre nie unterbrochene Treue zu bezeugen, oder was ſie aus Irrthum gefehlt haben mochten, wieder gut zu machen. Friedrich ſah ſich in kurzer Zeit wieder im Beſitze von Sicilien.

Aber die Mißhelligkeiten, welche zwiſchen K. Friedrich und dem römiſchen Hofe entſtanden waren, wurden deſto lebhafter fortgeſetzt. Beide Theile wandten ſich an alle europäiſchen Könige, Fürſten und Biſchöfe von einiger Bedeutung und boten alle ihre Künſte und Seelenkräfte auf, um ſich Anhänger zu machen. Friedrich trieb die Sache ſo weit, daß er ſogar mitten in Rom Häuſer und Güter kaufte, und ſie dann wieder zu Lehen gab, um ſich an der Seite des Pabſtes eigene Leute zu verſchaffen; dagegen ſuchte der Pabſt einen Gegenkaiſer, den jungen Otto von Braunſchweig, in Vorſchlag zu bringen; und die Gährungen wurden ſo heftig und weitausſehend, daß ſelbſt die Häupter derſelben, wie von ihrem eigenen Schatten erſchreckt, ſich zurückzogen, und daß beide wünſchten, auf eine gute Art einen Ausbruch verhindern zu können, deſſen Folgen, ſo wie dieſelben ihnen im Geiſte vorgeſchwebt ſeyn mögen, unüberſehbar waren. K. Friedrich machte den Anfang, und berief den Erzbiſchof von Salzburg, den Biſchof von Regensburg, dann den Herzog Leopold von Oeſterreich und viele andere zu ſich nach Italien, um durch ſie bei dem Pabſte Gregor IX. einen Vergleich vermitteln zu laſſen, der durch dieſe Herren, und zumal durch die eifrige Verwendung des damaligen deutſchen Großmeiſters, glücklich zu

Stande gekommen, ſohin K. Friedrich vom Banne losgeſprochen, und mit Pabſt Gregor IX., der ſich mit ihm perſönlich unterredete, eine gänzliche Ausſöhnung hergeſtellt worden iſt im J. 1230.

Bald darauf wurde K. Friedrich veranlaßt, ſich um Deutſchland durch eine Erklärung und feierliche Verordnung verdient zu machen, welche wahrſcheinlich nicht in ſeinem Plane gelegen, welche aber für das wahre Wohl der deutſchen Länder unendlich wohlthätig geworden, und welche eben in ſolcher Hinſicht bei weitem unter die wichtigſten Thatſachen der deutſchen Geſchichte zu zählen iſt. Die Sache verdient allerdings wohl eingenommen, und daher in der wahren Beſchaffenheit ihrer urſprünglichen Lage, und ihrer ferneren Schickſale wohl betrachtet zu werden. Wir haben gehört, wie die uralte Verfaſſung von Deutſchland beſtellt geweſen, daß jede deutſche Völkerſchaft frei, daß jeder freie Hausvater nur an ſeine vaterländiſchen Geſetze, und ſeinen Fürſten, mittelſt eines Verbandes, wozu er ſelbſt ſeine Stimme gab, gebunden, übrigens aber beinahe unabhängig geweſen iſt. Karl, genannt der Große, welcher auf die Eroberung von ganz Deutſchland ausgieng, und dieſes wirklich eroberte, hob zwar nicht die innere Verfaſſung der deutſchen Völkerſchaften (was auch nicht in ſeiner Macht geſtanden ſeyn mochte) wohl aber die Regenten der Länder auf, welche er einzig durch Grafen, deren von ihm abhängige Gewalt er ſehr einſchränkte, verwalten ließ. Was dieſe thaten, thaten ſie bloß an ſeiner Stelle, und ganz Deutſchland wurde durch Statthalter, welche von dem Winke eines einzigen Monarchen abhiengen, beherrſcht. Als im Jahre 911 das Geſchlecht dieſes Karls in Deutſchland erloſch, wollten die deutſchen Völkerſchaften zwar wieder einen gemeinſamen König, aber auch, was in ihrer uralten Sitte herkömmlich war, einen eigenen Anführer oder Herzog, der bloß in allgemeinen deutſchen Angelegenheiten unter jenem Könige zu ſtehen haben ſollte, ſich wählen, und in Bayern wurde damit im Jahre 920 ein glücklicher Anfang gemacht; allein dem im J. 936 gewählten Kaiſer Otto I. gelang es neuerdings, die deutſchen Herzoge zu bloßen kaiſerlichen Statthaltern, oder willkührlichen Kronbeamten zu machen, und die Kaiſer von ſächſiſcher Abkunft überlieferten bei ihrer im J. 1024 erfolgten Erlöſchung dieſe nämliche Verfaſſung den Kaiſern fränkiſcher Abkunft, unter welchen dieſelben (wie ſie dann nie unangefochten, und mancher einzelnen Völkerſchaft ein uraltes Herkommen eigen blieb) den erſten Stoß zu ihrer Auflöſung erhalten, und der erſte Schritt zur Wiederherſtellung der uralten freien Verfaſſung begonnen hat. Die Erfahrung hatte die ſchrecklichen Nachtheile und Verwirrungen bewieſen, welche nie aufhören konnten, ſo lange die Herzoge bloße, vom Hofurtheile des Kaiſers abhängige Statthalter blieben, und der Muthwillen K. Heinrichs IV. veranlaßte im Jahre 1066 den erſten wohlthätigen Fürſtenbund. Die Grundſätze, welche am päbſtlichen Hofe in Hinſicht auf eine zeitliche Macht und Herrſchaft früh entſtanden, und eben damals reif geworden waren, begünſtigten jenen Fürſtenbund, und der Kaiſer, wenn er ſich ferner erhalten wollte, mußte ſich bereits Bedingniſſe und Verträge (Capitulationen) gefallen laſſen. Die Biſchöfe, als Fürſten, auf deren Beiſtand die Kaiſer ſich am meiſten verlaſſen zu können glaubten, hatten im J. 1122 bereits ein unabhängiges Wahlrecht erhalten, und die weltlichen Fürſten und andere Große hatten die Erblichkeit ihrer Würden und Aemter zu behaupten begonnen, auch von den Kaiſern, wenn dieſe in Verlegenheit kamen, verſchiedene Freiheiten und Gerechtſame erworben, welche immer zu einer größern Selbſtſtändigkeit führten, und die Landeshoheit immer mehr ausbildeten; allein noch hatte nie ein Kaiſer im Allgemeinen ſich darüber erklärt, noch einigen ganz beruhigenden

Verzicht darüber ausgeſtellt, daß er, wenn er es durch einen Zuſammenfluß günſtiger Umſtände möglich finden ſollte, die von den ſächſiſchen Kaiſern behauptete Alleinmacht wieder einzuführen, dieſe nimmermehr einführen wollte. Vielmehr ließen ſich die Kaiſer von Zeit zu Zeit Kennzeichen abmerken, als wollten ſie zu verſtehen geben, daß alles, was von der monarchiſchen Gewalt ihrer Vorfahrer an die Reichsfürſten bewilliget worden, nothgedrungen und wider Willen bewilliget worden ſey, und die erſten hohenſtauffiſchen Kaiſer unterließen nicht, zu gleicher und eben der Zeit, da ſie ſich von den Fürſten beſchränkt ſahen, eine unermeßliche Sprache zu führen, die altrömiſchen Kaiſerrechte, wodurch ſie ſich zu Herren der Welt erhoben zu ſeyn wähnten, für beſtehend zu erklären, und ſogar für die Erblichkeit der deutſchen Krone Verſuche zu machen. Sie thaten noch gar viel mehr, und begünſtigten eine dritte neue Macht, die Macht der Städte, um die deutſchen Fürſten zu entkräften, und die alte Kaiſermacht herzuſtellen. Dieſer Kunſtgriff, mit welchem eigentlich K. Heinrich IV., indem er den Beiſtand der Bürger von Worms annahm, den Anfang gemacht, und mit welchem deſſen Sohn, Kaiſer Heinrich V. dadurch, daß er den Freigelaſſenen und Leibeigenen in den Städten die Reichsbürgerſchaft, dann alle davon abhängenden Freiheiten ertheilte, und ihre Innungen beſtätigte, ungemeine Fortſchritte gemacht hatte, war den Kaiſern um ſo erwünſchter, als an ſich die Aufnahme der Städte, des deutſchen Handels und der Induſtrie aller Art die unmittelbare Folge des kaiſerlichen Schutzes, und eine ſolche Folge für ganz Deutſchland höchſt erſprießlich und wichtig war. K. Friedrich II., ſo wie er von der Lage der deutſchen Verhältniſſe und Verfaſſungen wohl unterrichtet, und nicht weniger wachſam für die Beförderung ſeines Anſehens war, hatte, während ſeiner Anweſenheit in Deutſchland, bis zum Jahre 1220 keine Gelegenheit, bei welcher er zur Aufnahme der Städte etwas beitragen konnte, verabſäumt, und ſeine Aufmunterungen hatten dieſen immer mehreren Muth eingeflößt, gegen die Macht weltlicher und geiſtlicher Fürſten, Grafen und Baronen in Deutſchland ſich zu erheben, was zum Theile in Hinſicht auf die öffentliche Sicherheit (denn bekanntlich nährten ſich damals unzählige Grafen und Baronen blos von muthwilligen Fehden, und von Ausraubung der Kaufleute) höchſt nöthig geweſen iſt.

Aber die Kaufleute, Verleger und Handwerker giengen, was bei der Befeſtigung ihrer Freiheit vorher zu ſehen war, noch gar viel weiter. In den Städten, in welchen ſie wohnten, und ihre Gewerbe trieben, wurde bis dahin, theils durch das Herkommen, theils durch Verordnungen vorgehender Kaiſer die obrigkeitliche Gewalt von Biſchöfen, oder von Burggrafen ausgeübt, oder von den Nachkömmlingen altadeliger Geſchlechter, welche in einigen Städten Patricier genannt wurden, behauptet. Wie ſich nun aber die reichsfreigewordenen Kaufleute und Handwerker vermehrten, und ſich in Zünfte und Innungen eintheilten, was noch unter Kaiſer Heinrich V. geſchah; ſo wählten ſie unter ſich auch Vorſtände, Obrigkeiten und Bürgermeiſter, und ſuchten, was ihnen auch faſt allenthalben geglückt hat, die ſtädtiſchen Gerichtshöfe der Biſchöfe außer alle Wirkung, und ſich hingegen in den Beſitz des Stadtregiments zu ſetzen. Da dieſe Eingriffe oder Aenderungen den Abſichten der Kaiſer keinesweges nachtheilig, und dieſen die Städte überhaupt vortheilhaft waren, ſo wurden nicht nur die vorhandenen Kaiſerſtädte in ihren Fortſchritten unterſtützt, ſondern noch manche neue auf dem Grund und Boden der Kirchen, unter dem Vorgeben, daß der Kaiſer oberſter Schutzherr der Kirchen und biſchöflichen Länder ſey, errichtet. Solche Städte erhielten ſogleich neue Märkte und andere Freiheiten, welche ihnen den Muth einflößten, ſich aller der Vorzüge, deren ſich einige ältere zu erfreuen hatten, zu bemächtigen. Sie führten die Bannmeile ein, oder den Zwang, vermöge welchem im Umkreis einer deutſchen Meile kein Handwerker, noch Kaufmann oder Krämer vorhanden, und Jedermann gehalten ſeyn ſollte, zum Kauf und Verkauf ſich nach der Stadt zu begeben; beunruhigten oder umgiengen vollends die Zölle der Fürſten, behaupteten (was aber auch von Fürſten geſchah) den Straßenzwang, nahmen Aus- und Pfahlbürger in Schutz, und ließen ſich überhaupt in einer Sprache, welche den weltlichen und geiſtlichen Fürſten nicht ferner gleichgültig ſeyn mochte, vernehmen. Die Fürſten hatten noch gar viel mehrere Beſchwerden, welche zum Theile beſſer, als jene gegen die Städte gegründet waren, vorzubringen. Die ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer waren z. B. mit der Ertheilung der Markt- und Münzrechte ungemein freigebig, und dieſe (meiſtens aus einer ſtaatsklugen Großmuth erzeugte) Freigebigkeit war dem Wohl der Länder ſchon von jeher läſtig geweſen. Die Geldhändler, nämlich die Juden und Gewertſchen (Cowertſchen), bedienten ſich verſchiedener, dem Handel nachtheiliger Kunſtgriffe, Gewinn zu ziehen, und es half wenig, daß ihnen die Kaiſer einen Münzmeiſter und ſogenannte Hausgenoſſen, welche jedem Unfug nachſpüren ſollten, an die Seite ſtellten, indem auch dieſe betrogen, oder eingeſchläfert wurden. Die erſten hohenſtauffiſchen Kaiſer begannen wenigſtens eine merkliche Beſſerung, wie die guten Verordnungen, welche ſie in ſolcher Hinſicht erlaſſen haben, beweiſen. Sie führten auch ſtatt der bis dahin üblichen, ſehr dünnen ſilbernen Blechmünzen, oder den von Bractea, einem dünnen Blättchen von Metall, ſogenannten Brakteaten, welche, weil ſie mit einem hölzernen Stempel auf Leder oder Filz geſchlagen und geprägt, ſohin eingebogen wurden, Hohlpfenninge hießen) die Dickpfenninge, oder ſogenannte Denarien ein, welche anfangs von feinem Silber verfertiget (man wog ſie wie die Hohlpfenninge, und eine Mark von Dickpfenningen betrug am innern Gehalt ſechzehn Loth) bald aber hie und da mit Kupfer vermengt, und (was den in damaligen Urkunden vorkommenden Unterſchied zwiſchen einer Mark reinen oder löthigen Silbers (Maria argenti puri, und ſchlechthin einer Mark Silbers veranlaßt hat) wie man ſagt, roth beſchickt worden ſind.

Bei dieſer Lage der Sachen hatten die geiſtlichen und weltlichen deutſchen Fürſten ihre ganze Beſtrebſamkeit hauptſächlich auf zwei Gegenſtände zu richten, nämlich wie ſie ihre auf den Reichswürden und Ländern behauptete erbliche Landeshoheit gegen die neue römiſche Rechtsſprache der hohenſtauffiſchen und künftigen Kaiſer auf ewige Zeiten verſichern und befeſtigen, und dann, wie ſie der anwachſenden Macht der deutſchen Kaiſerſtädte Einhalt thun, und wie ſie die Fortſchritte derſelben, bei welchen es mehr, als den bloßen Schein hatte, daß alle Fürſtenmacht werde verdunkelt werden, auf immer verhindern möchten. Die geiſtlichen Fürſten waren die erſten, welche die Gelegenheit, ſich gegen verſchiedene, ihrer weltlichen fürſtlichen Hoheit nachtheilige Schritte der Kaiſerſtädte ſowohl, als ſelbſt der Kaiſer, ſich zu verwahren, benutzten. Dieß geſchah im Jahre 1220, in welchem Jahre, wie oben vorkam, K. Friedrich vor ſeiner Abreiſe nach Sicilien die Vorſicht brauchte, ſeinen Sohn Heinrich zum römiſchen Könige wählen zu laſſen. Er gieng in ſolcher Abſicht vorzüglich die geiſtlichen Fürſten an, deren Beitritt damals ſehr wichtig war; und dieſe ſcheinen ihm ihre gegenſeitigen Wünſche und Anliegen als Bedingniſſe, deren Erfüllung ſie ſehnlichſt erwarteten, nicht verhehlt zu haben. In der Urkunde, welche zu Frankfurt 1220 datirt iſt*), ſagt er im Eingange den Biſchöfen vielen Dank für ihre Bereitwilligkeit, welche ſie ſowohl bei der Beförderung ſeiner Perſon zur kaiſerlichen, als ſeines Sohnes zur königlichen Würde bezeigt hätten, beſtätigte dann die von ſeinen Vorfahrern ihnen ertheilten Freiheiten und Begünſtigungen, (wie z. B. ſchon der K. Otto IV. auf das von den vorgehenden Kaiſern ausgeübte Herkommen (Jus Exuviarum), die beweglichen Güter verſtorbener Biſchöfe an ſich zu ziehen, Verzicht gethan, und verſprach dabei feierlich, verſchiedenen Beſchwerden abzuhelfen, deren Inhalt in der zweiten im J. 1232 erfolgten Urkunde faſt gleichlautend wiederholt wird. Dieſe leztere, in der ganzen deutſchen Geſchichte eine der wichtigſten Urkunden, bezieht ſich auf die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der geiſtlichen und weltlichen deutſchen Fürſten und Herren, und deren Gerechtſame zugleich, und wurde nicht weniger durch eine Verlegenheit veranlaßt, die ſich K. Friedrich damals zugezogen, und bei welcher er alle Urſache hatte, ſich den deutſchen Fürſten auf alle Art günſtig zu erzeigen, und ihrer Unterſtützung ſich zu verſichern. Er hatte kaum die Losſprechung vom Kirchenbanne, deren oben erwähnt worden, und mittelſt dieſer freie Hände erhalten, als er ſich aufmachte, die Lombarden zu züchtigen, und ihren, ihm verhaßten, Bund zu unterdrücken. Er ſchrieb zu dieſem Ende vorerſt im Jahre

---

*) De Gudenus C. M. D. T. I. p. 177 sqq.

1232 einen allgemeinen Reichstag nach Ravenna aus, und erwartete auf demſelben die Fürſten und Herren der Deutſchen; und da die lombardiſchen Städte ihren Bund unverzüglich erneuerten, und den Deutſchen die Wege verlegten, ſo berief er ſeinen Sohn, den römiſchen König Heinrich, nach Friaul, um ſich mit ihm über die Maßregeln, nach welchen der Feldzug über die lombardiſchen Städte eröffnet werden ſollte, zu berathſchlagen. Heinrich erſchien, aber in Begleitung einer Menge deutſcher Fürſten, welche ganz andere Abſichten, als einen künftigen Feldzug, mit ſich brachten. Dieſe Fürſten kannten keine wichtigere Angelegenheit, als die war, ſich wider die verſchiedenen Eingriffe, durch welche ihre Landeshoheit ſeit einiger Zeit neuerdings untergraben werden ſollte, ein für allemal ſicher zu ſtellen, und ſie hatten dazu das königliche Anſehen, und die Anweſenheit des Heinrich in Deutſchland vortrefflich benützt, indem ſie denſelben eben vor Kurzem, nämlich im J. 1231 dahin vermocht haben, auf einem feierlichen Reichstage zu Worms ihren Beſchwerden nach ihren Wünſchen zu ſteuern, und hierüber eine allgemeine Reichsverordnung feſtzuſetzen *), wel-

---

*) Browerus lib. XV. ad An. 1231. n. 130.

cher, damit hierüber die Fürſten vollkommen beruhigt werden möchten, nichts weiter, als der feierliche Beitritt und die Beſtätigung des Kaiſers zu fehlen ſchien. Auch nahm Kaiſer Friedrich keinen Anſtand, den Fürſten und Herren von Deutſchland ihre Bitten, welche ſie ihm zu Friaul ungeſäumt vortrugen, zu gewähren, und die ihnen von ſeinem Sohne zu Worms gemachten Zuſagen durch eine feierliche goldene Bulle zu beſtätigen im Jahre 1232 *).

Dieſe berühmte Bulle iſt in jeder Rückſicht betrachtungswürdig und einzig. Sie enthält in der Hauptſache die endliche Beilegung des langen Streites zwiſchen den Fürſten und dem Kaiſer, der ſo viele Jahrhunderte gedauert, und ſo vieles Blut gekoſtet hat, und ein feierliches, reichsgeſetzliches, und ewig verbindendes Wort dieſer letztern, daß ſie zu keiner Zeit wieder unumſchränkte Monarchen in Deutſchland, ſondern höchſte Regierer und Oberhäupter ſeyn ſollten. Sie gründete die uralte Verfaſſung Deutſchlands, ſo wie dieſe vor den Karolingern einheimiſch war, neuer-

---

*) Aur. Bull. Frideric. II. Imp. in Rel. Mpt. omnis Aeui dipl. apud de Ludewig T. VII. p. 515.

dings, und beſtätigte den deutſchen Fürſten zum unausſprechlichen Wohle der Nationen und Völker, ihre wohlgegründete Landeshoheit, und gab den Ländern, über welche ſich dieſe erſtreckt hat, einen geſchloſſenen Umfang, innerhalb welches keine neuen Unmittelbarkeiten geſchaffen, keine neuen Freiheiten, welche jener Landeshoheit Abbruch thun könnten, errichtet werden, ſohin auch jede Vorrechte der Kaiſer, welche der Natur dieſer Landeshoheit entgegen wären, abgethan ſeyn ſollten, daß demnach jeder Fürſt und Stand des Reichs in ſeinem Gebiete die vollkommene Oberherrſchaft erblich beſitzt, und mit dem Kaiſer und den Reichsſtänden bloß in ſolchen Dingen, welche das gemeinſchaftliche Wohl unſers deutſchen Vaterlandes betreffen, und mit der gemeinſamen Verbindung unzertrennlich zuſammenhangen, nach den feierlichen Reichsgeſetzen (welche durch die goldene Bulle, den Religions- und weſtphäliſchen Frieden, die kaiſerliche Wahlkapitulation, Kammergerichtsordnung, und die Reichsabſchiede beſtimmet werden) im befeſtigten, anerkannten Zuſammenhange ſtehet. Kein Monarch der Welt erſcheint in dem würdigen, die ganze Menſchheit verherrlichenden Glanze, in welchem der Kaiſer der Deutſchen erſcheint. Seine Räthe, welche ſeinen Thron umgeben, ſind freie, ſelbſtſtändige Fürſten, und die erſten Lichter ſeines Glanzes, die Wahlfürſten, ſind Königen gleich.

Uebrigens war die Landeshoheit, und die Abtretung der Majeſtätsrechte, welche in der erwähnten Bulle feſtgeſetzt wird, mehr und weniger, keine neue, erſt durch dieſe Bulle entſtandene Gnade und Freiheit, ſondern beides wurde, zumal von den ſüddeutſchen Fürſten, und unter dieſen von bayeriſchen Regenten, lange vorher behauptet und ausgeübt, wiewohl die vorgehenden, und überhaupt die Kaiſer des Mittelalters, nie unterließen, in ihrer Kanzleiſprache und in ihren Urkunden die Sprache der Alleingewalt fortzuſetzen, und wohl auch, um die Meinung, daß dieſe noch ungeſtört ſtehe, zu erhalten, die Vorſicht brauchten, Gerechtſame, die von Fürſten bereits ausgeübt wurden, als neue Gnaden, und freiwillige kaiſerliche Bewilligungen zu beſtätigen. So viel iſt indeſſen nicht in Abrede zu ſtellen, daß die, hier erklärte, Landeshoheit, oder beſtätigte Erblichkeit derſelben, in Hinſicht auf die mit derſelben heutiges Tages verknüpften Rechte, oder auf den Beſitz der ehemaligen kaiſerlichen Regalien erſt in den nächſtfolgenden Zeiten immer mehr ausgebildet, und durch Aenderungen, welche ſich in manchen Ländern mit den damaligen Landesſtänden in der Folge ergaben, immer mehr erweitert und vervoll-

Was damals die Landesfürſten dem Kaiſer geworden, und ſeitdem ſind, das waren damals, (wiewohl nach dem üblichen Herkommen, mehr und weniger) die Stände der Länder den Landesfürſten. Sie waren ihre ihnen angeborne Staatsräthe, und ihre Beiziehung und ihr Beitritt war beim Beſchluſſe der Landeskriege und Friedensſchlüſſe, bei Errichtung gemeiner Landesgeſetze, gemeiner Polizeianſtalten, und gemeiner Anlagen üblich und herkömmlich, und es geſchah, wie alle Geſchichtskundigen bemerken, durch ihre ſtillſchweigende Einwilligung, daß die Erklärung des Kaiſers zu Friaul ohne allen Widerſpruch überall kund gemacht, und durch die wirkliche Ausübung bekräftiget, und ewig feſtgeſetzt worden iſt. Dieſe Einwilligung war von Seite der Landesſtände um ſo natürlicher, als es ihnen ſelbſt ungleich erwünſchter, und ihrer eigenen Ruhe, und dem allgemeinen Wohle der Länder ungleich erſprießlicher ſeyn mußte, ihren Mittelpunkt im geſchloſſenen Lande, als an den Höfen der Kaiſer außer Landes, zu wiſſen. Kein deutſches Land beſaß bis dahin eine ordentlich eingerichtete Regierung, oder in Rückſicht der Geſetze und gemeinſamer Polizeigegenſtände eine gemeinſame Verfaſſung. Zwar wurden die bürgerlichen Händel der Gemeinden, unter dem Vorſitze eines Centrichters, von dem jedem Dorfe herkömmlichen Dorfgerichte geſchlichtet; aber die Beilegung der Streitigkeiten zwiſchen Freien und Adeligen beruhte meiſtens auf gutwilligen Austrägen und Ausgleichungen der ſtreitenden Partheien; und wenn dieſe den Ausſprüchen der Schiedsrichter ſich nicht fügten, was unzähligemal der Fall war, ſo griff der mißvergnügte Theil ſogleich zu den Waffen, deren Ausbruch, und die dadurch entſtehenden gräßlichen Folgen zu verhindern (zumal nach der durch den Sturz Heinrichs des Löwen erfolgten Zertrümmerung der Großherzogthümer Bayern und Sachſen Niemand die herrſchende Macht beſaß. Da nun jetzt die den Landesfürſten eigene und angeborne Oberaufſicht und Vollſtreckung der Nationalgeſetze und Schlüſſe durch die erklärte Landeshoheit ein neues Gewicht erhielt, ſo fiengen die Landesfürſten an, ordentliche Landesregierungen feſtzuſetzen, Kollegien, welche die Juſtiz, die Gefälle, die Polizei u. ſ. w. beſorgen ſollten, zu errichten, die Urheber der Fehden und eigenmächtigen Störer der öffentlichen Ruhe mit Nachdruck an die friedlichen Gerichtsſtellen anzuweiſen, und dem geſammten Lande eine ordentliche Landesverfaſſung zu geben, welche jedem Einzelnen Schutz und Sicherheit ſeines Eigenthums, und Recht und Billigkeit verſchaffen ſollte; wo dann noch nedenbei in manchen Ländern, wie z. B. in Bayern, der (in politiſcher Hinſicht glückliche) Umſtand eintrat, daß die landesſäſſigen Geſchlechter, deren Häupter ſich Fürſten nannten, oder wie Fürſten ſich betrugen, (indem ihnen die vorgehenden Kaiſer, deren Abſicht war, die Macht der Herzoge nieder zu halten, verſchiedene zur Unabhängigkeit führende Freiheiten ertheilt oder wohl auch die willkührlichen Anmaßungen nachgeſehen hatten) erloſchen, und ſohin die Länder zur Gründung einer dauerhaften und geſetzlichen Verfaſſung fähig, und für mildere Sitten empfänglich gemacht worden ſind.

Gemäß den Verſicherungen verſchiedener Geſchichtſchreiber ſoll K. Friedrich II. der Landesheit der Fürſten, welche er in der Bulle zu Friaul (aus Zwang, wie ſie ſagen) befeſtigte, nichts weniger, als günſtig, und ſein Hofſyſtem ſoll in dieſem Punkte gerade das Gegentheil von jenem, welches ſein Sohn Heinrich ſich zum Ziele nahm, geweſen ſeyn; dieſer ſoll durchaus nur den Fürſten und Herren wider die Städte gewogen, Kaiſer Friedrich aber ſoll in der heimlichen Abſicht, die Fürſten klein zu machen, allein der Verherrlichung der Städte zugethan geweſen ſeyn. Er habe daher, ſo lange er gekonnt, die bürgerlichen Zünfte und Magiſtrate, durch welche jede andere Macht beſchränkt wurde, begünſtigt, ſo wie er in den Städten Italiens Akademien errichtet, dieſe aber, um ſich in den Städten eine neue Herrſchaft zu errichten, unmittelbar ſich dem Kaiſer unterworfen, ihnen auch zum Zeichen deſſen den Purpur, Schlüſſel und Scepter verliehen haben ſoll. In der That hat K. Friedrich II. zur Aufnahme der deutſchen Städte und ihres Handels, wie nachher näher gezeigt werden wird, ſehr vieles gethan; aber da hier eine Sache geahndet wird, weil ſie geſchah, bei welcher es, wenn ſie nicht geſchehen wäre, nicht weniger geahndet werden müßte, ſo iſt es mehr, als wahrſcheinlich, daß dem Kaiſer hier eine ſchlimme Abſicht untergelegt wird, damit man ein Feld gewinne, ſich das harte Urtheil, welches derſelbe bald nachher über ſeinen Sohn Heinrich mit Heftigkeit verhängte, und das man außerdem nicht wohl begreiflich gefunden haben möchte, erklären zu können.

K. Friedrich hatte, wie oben vorkam, bei ſeiner Abreiſe aus Deutſchland im J. 1220 ſeinen Sohn Heinrich als römiſchen deutſchen König hinterlaſſen, und ihm, in Rückſicht ſeiner Jugend, erſt den Erzbiſchof Engelbert von Köln, und als dieſer im Jahre 1225 ermordet wurde, den Herzog in Bayern, Ludwig I., als Vormünder und Reichsvikar an die Seite geſetzt. Der junge Prinz hatte eben ſo viel Neigung als Geſchicklichkeit zu Geſchäften gezeigt, und nichts verabſäumt, was ſowohl den Glanz der deutſchen Krone, als ſein eigenes Anſehen vermehren konnte, wie ſeine vielen Hof- und Reichstage beweiſen, worunter beſonders einer, der im Jahre 1127 zu Aachen gehalten, und auf welchem ſeine Gemahlinn Margarethe, eine herzogliche Prinzeſſinn von Oeſterreich, vom kölniſchen Erzbiſchofe, Heinrich, gekrönt wurde, von allen Fürſten und Biſchöfen, Rittern und Edeln Deutſchlands beſucht worden, und lange berühmt geblieben iſt. Die Gewohnheit, ſich, während der langen Abweſenheit ſeines Vaters, des Kaiſers, als den höchſten Regierer von Deutſchland betrachtet zu ſehen, erweckte in ihm nach und nach die Begierde, die Regierung von Deutſchland wirklich an ſich zu ziehen, und die Hoffnung, daß ihm die deutſchen Fürſten geneigter, als ſeinem Vater ſeyn würden, beſtärkte ihn in ſeinen Abſichten. Dieſe Hoffnung war in ſo weit nicht leer, als den deutſchen Fürſten die Erfahrung, ſich von Friedrich (der ſich bei ihnen, und nicht in fernen Landen als Kaiſer hätte einfinden ſollen) gleichſam hintangeſetzt, und Deutſchland nur wie eine kaiſerliche Provinz behandelt zu ſehen, eben ſo unangenehm war, als es ihnen entgegen erwünſcht ſeyn mußte, ihren Regenten, wenn Heinrich dazu erklärt werden ſollte, um ſich, und allein für ſich, in der Nähe zu wiſſen. Sie mochten auch geglaubt haben, an dem jungen Könige vollkommen jene Geſinnungen, welche ihnen in ihrer damaligen, höchſt geſpannten Lage nicht anders, als ſehr willkommen ſeyn konnten, zu bemerken, wie denn Heinrich die Bündniſſe der Städte, und die Wahlen ſtädtiſcher Magiſtrate, durch wiederholte Verordnungen hauptſächlich in der Abſicht, ſich die Fürſten verbindlich zu machen, verboten, und ihre Gunſt beſonders durch die Erklärung ihrer Landeshoheit auf dem Hoftag zu Worms im Jahre 1231 geſucht haben ſoll, was aber noch immer mehr wahrſcheinlich, als erwieſen geblieben iſt; denn Heinrich hat auch den Städten viel Gutes erwieſen, und denſelben manche Bürde erleichtert. Wie dem ſey, ſo iſt doch ſo viel gewiß und unläugbar, daß der junge Heinrich die Unterdrückung ſeines Vaters, als Kaiſer, geſucht, daß er dieſe Abſicht auf einer Fürſtenverſammlung zu Boppard am Rhein im Jahre 1234 öffentlich vorgetragen, und um die Unterſtützung, und um den Beiſtand der Reichsfürſten ſich mit allem erdenklichen Eifer beworben hat *).

---

*) Godefrid.

Kaiſer Friedrich, der ſich damals in Italien befunden, und die nicht erſt jetzt entſtandenen Anſchläge des jungen Heinrichs lange bemerkt und beobachtet hatte, flog auf die erſte Nachricht der Verſammlung zu Boppard durch Oeſterreich und Bayern, eben ſo unerwartet, als zuverſichtlich, nach der Gegend des Rheins. Er hatte wenig Gefolg, aber vieles Geld und Schätze bei ſich, was hinlänglich war, die treugebliebenen Fürſten zu ſtärken, und die wankelmüthigen, oder mißvergnügten zu gewinnen. Heinrich ſah ſich von ſeinem Anhange, ehe ſich derſelbe ſammeln konnte, verlaſſen, war aber noch unvorſichtig oder verwegen genug, ſeine Rettung in der Gnade des Kaiſers, ſeines Vaters, nicht eher zu ſuchen, als bis von ihm alles erſchöpft, und jede andere Rettung unmöglich war. Jetzt kam er 1235 nach Worms, wo Friedrich ſich aufhielt, und hoffte, vom Vater zu erhalten, was er vom Kaiſer nicht hoffen konnte. Als Friedrich ihn kommen hörte, kehrte er, mit dem bitterſten Unmuth erfüllt, ſein Angeſicht von ihm ab, und befahl, ihn zu feſſeln. Die Bitten, mit denen die Anweſenden den Zorn des Kaiſers zu beſänftigen ſuchten, dienten nur dazu, dieſen noch mehr anzufachen, und Friedrich unterbrach ſie ein über das andere Mal mit Härte und Heftigkeit, indem er ihnen verſicherte, die Welt bedürfe eines warnenden

Beiſpieles, um zu lernen, welches gräßliche und unnatürliche Laſter die Untreue der Kinder ſey. Man ſchleppte endlich den Unglücklichen fort, nach verſchiedenen Gefängniſſen (er ſaß z. B. unter der Verwahr Otto des Erlauchten, Herzogs von Bayern und rheiniſchen Pfalzgrafen, lange zu Heidelberg), und zuletzt nach Sicilien, wo Schmerz und Kummer nach wenigen Jahren ſeinem Leben ein Ende machten.

Noch im nämlichen Jahre 1235 hielt K. Friedrich einen Reichstag zu Worms, der ſowohl in Rückſicht der Gegenſtände, welche darauf verhandelt, als der unzähligen Menge deutſcher Fürſten, Grafen und Ritter, von denen er beſucht und mitgefeiert worden, unter die denkwürdigſten Reichstage zu zählen iſt. Friedrich begann ihn damit, daß er den verſammelten Fürſten die Urſachen der Ungnade, mit welcher er ſeinen Sohn beſtraft hatte, eröffnete, und machte hierauf, mit Rath und Beiſtimmung der Fürſten, verſchiedene Verordnungen, welche zum Ziel hatten, Deutſchland ſo ruhig und ſo glücklich, als es in ſeiner damaligen Verfaſſung werden konnte, zu machen. Er verbot nämlich, bei der empfindlichſten Strafe, die Errichtung neuer Zölle zu Waſſer und zu Land, verrief alle, ſeit ſeines Vaters Tod im Reiche geſchlagenen falſchen Münzen, und befahl, den Münzen ihren ehemaligen, durch die Reichsgeſetze beſtimmten Werth zu geben. Da der entſetzliche Unfug, die ordentliche Juſtizpflege zu umgehen, allgemein herrſchend, und der Mißbrauch der ſogenannten Selbſthilfe, zu welcher man nur dann, wenn erwieſener Maßen das Recht, oder die Vollſtreckung eines Urtheils verſagt würde, ſich berechtigt glauben konnte, auf einen ungeheuern Grad geſtiegen war, ſo ward jetzt zu den Verordnungen, durch welche ſchon die vorgehenden Kaiſer dieſem Uebel zu ſteuern geſucht hatten, noch der Zuſatz gemacht, daß die Ankündigung einer Fehde nur bei Tag geſchehen, und daß dem Befehdeten von dem vierten Tage hernach, bei Strafe der doppelten Wiedererſetzung, kein Leid widerfahren ſoll. Da in dem Falle, daß Reichsſtände unter ſich in Streitigkeiten geriethen, oder deren Unterthanen durch ihre Ausſprüche ſich gekränkt zu ſeyn glaubten, dem Kaiſer die endliche Beilegung und Entſcheidung gebührte; und da der rheiniſche Pfalzgraf, welchem bei einem ſolchen Kaiſergericht der Vorſitz zuſtand, nicht immer gegenwärtig war, ſo verordnete Friedrich, daß künftig ein Freimann, das iſt, ein Mann vom vornehmen Adel, täglich zu Gericht ſitzen, und nach dem Urtheile einiger der Rechte eines Landes kundigen Beiſitzer, die Händel ſchlichten ſoll, welche nicht an Leib und Ehre, an ihr Recht, Erbe, oder Lehen giengen, in welchen Fällen der Kaiſer in eigener Perſon den Vorſitz ſich vorbehielt. Ein feierlicher, von allen Theilen genehmigter Landfriede krönte dieſe Verordnung. Endlich ward auch auf dieſem Reichstage die lange Mißhelligkeit, welche zwiſchen der welfiſchen und hohenſtauffiſchen Familie ſchon vor vielen Menſchenaltern begonnen, und ſo vieles Menſchenblut gekoſtet hatte, auf eine Art, welche alle Theile befriedigte, beigelegt. Da weder Heinrich der Löwe, dem das Herzogthum Sachſen, ſowie Bayern entriſſen ward, noch deſſen drei Söhne, Heinrich, Otto und Wilhelm, jemals abließen, ſich Herzoge von Sachſen zu nennen, ſo wurde jetzt durch feierliche Verträge zwiſchen Kaiſer Friedrich II. und Otto, dem Knaben, (Enkel Heinrichs des Löwen, von deſſen jüngſtem Sohn Wilhelm) feſtgeſetzt, daß von der welfiſchen Familie der herzogliche Titel nicht mehr allgemein von Sachſen, ſondern von Braunſchweig und Lüneburg geführt, und daß dieſer Titel (was etwas Neues war, indem bis dahin Nationen, und nicht Ortſchaften Herzogthümer waren) auf jener Stadt, und dieſem Schloſſe haftend ſeyn ſoll. Da die braunſchweigiſchen und lüneburgiſchen Länder ein perſönliches Eigenthum (Allodium) der Welfen geweſen, und da dabei ein perſönliches eigenthümliches Herzogthum eine Erſcheinung war, welche man mit dem Grundverbande des Reichs nicht vereinigen konnte, ſo wurden jetzt die braunſchweig-lüneburgiſchen Erbgüter dem Kaiſer und Reich zum Lehen aufgetragen, aber die Erbfolge (nebſt manchem andern ſehr beträchtlichen Vortheil) auf den Abgang des Mannſtammes auch den Töchtern bewilligt. Die ſämmtlichen Verhandlungen dieſes Reichstages wurden nach der alten Gewohnheit in der lateiniſchen Sprache eingetragen, den Fürſten und Herren aber, welche dieſer Sprache nicht kundig waren, in der deutſchen Sprache vorgeleſen*), und endlich wurde das Ganze (Friedrich hatte ſich vor wenigen Wochen zu Worms mit des Königs Heinrich von England Tochter, Iſabella, zum dritten Male vermählt) mit einem Freudenfeſte geendet, welchem an Pracht und Aufwand kein Feſt heutiger Art gleich kommt; es waren allein fünfundſiebenzig Fürſten, und über zwölf tauſend Edle, welche alle frei gehalten wurden, zugegen.

Das Gute, was auf dem Reichstage zu Mainz beſchloſſen worden war, möchte wohl ungleich mehr, als es in vielen Punkten geſchah, gut geblieben, und um viele Menſchenalter eher verbeſſert und befeſtigt worden ſeyn, wenn Friedrich II. ſich hätte entſchließen können, in Deutſchland zu bleiben, und die Pflichten, zu deren Erfüllung er ſich als deutſcher König verbindlich gemacht hatte, in Perſon zu erfüllen; er begnügte ſich aber, Verordnungen zu Stande gebracht, und ſeinem Sohne zweiter Ehe, Konrad, im Jahre 1237 zur Würde ſeines Nachfolgers und römiſchen Königs verholfen zu haben, und zog für ſeine Perſon, in der Abſicht, ſeine alten Plane und Abſichten auf die gänzliche Eroberung von Italien auszuführen, nach der Lombardei, wo er (einen kleinen Flug nach Oeſterreich ausgenommen) alle ſeine folgenden Regierungsjahre ſich aufgehalten, und in höchſt traurige, und vorzüglich ſeinem eigenen Hauſe höchſt nachtheilige Streitigkeiten mit dem römiſchen Hofe ſich verwickelt hat. An Muth, Einſicht im Kriegsweſen, und Erfahrenheit ließ es Friedrich II. nicht fehlen. Ungeachtet ihm nur ein ſehr mäßiges Heer, (denn den deutſchen Fürſten ſchienen die ewigen Züge nach Italien nicht mehr wahre deutſche Reichskriege, wofür ſie von den vorhergehenden Kaiſern ausgegeben wurden, zu ſeyn) und eine eben ſo mäßige Geldkaſſe zu Gebot ſtand, ſo brachte er es doch in kurzer Zeit dahin, daß es dem größten Theile der lombardiſchen Bundesſtädte unmöglich wurde, ſich ihm ferner mit Nachdruck zu widerſetzen, und ſelbſt die Mailänder, (ſie verloren im Jahre 1237 eine Hauptſchlacht) fanden ſich genöthigt, Friedens- und Verſöhnungsvorſchläge, mit welchen ſie auf die Erneuerung des im Jahre 1183 zu Konſtanz errichteten Vertrags gezielt hatten, zu machen; aber Kaiſer Friedrich wollte nur von ſehr harten*), oder vollends von gar keinen Verträgen**) wiſſen, und verlangte, daß ſie ſich unbedingt ausliefern ſollten; eine Forderung, welche ganz Italien mit Beſtürzung erfüllt, und welche, indem jetzt durch dieſelbe jene Furcht, daß es eigentlich auf die Unterjochung von ganz Italien angeſehen ſey, neuerdings verbreitet wurde, vorzüglich den römiſchen Hof zur Theilnahme an der gemeinſchaftlichen Rettung bewogen hat. K. Friedrich II. ließ ſich zu gleicher Zeit noch andere Dinge zu Schulden kommen, oder wurde wenigſtens derſelben beſchuldigt. Er gab Sardinien (worauf der römiſche Hof Anſprüche machte) an ſeinen außer der Ehe gezeugten Sohn, Entius, und ließ ſich vermuthlich ſolche Reden und Geſinnungen entfallen, auf welche damals nicht die Strafe einer Züchtigung, mit der man auf die Verbeſſerung abzielt, ſondern unmittelbar die Strafe der Ausrottung geſetzt war. Es war nämlich damals große Mode, über die chriſtliche Religion zu witzeln, und Unglauben zu predigen*); eine Erſcheinung, welche, gleich natürlichen Krankheiten, ſo oft, als zu ihrer Entſtehung und Nahrung der geeignete Stoff ſich ſammelt, zum Vorſchein kommt. Die vornehme Geiſtlichkeit war damals höchſt unwiſſend, und zu gleicher Zeit unbändig eitel und anmaßend. Weltliche Macht, Ehren und Reichthümer waren (Ausnahmen gab es ja freilich) ihr Ziel, wobei ſie zu üppig, und zu gedankenlos wurden, um noch zu begreifen, daß es für ſie kein edleres Verdienſt, und kein wahrhafteres Mittel gebe, ſich bei geachteten Leuten in Achtung und Anſehen zu erhalten, als ſich in den Beſitz und Ruf einer großen Gelehrſamkeit, und in das Amt des öffentlichen Volksunterrichtes zu ſetzen. Dieſer war damals den Mönchen überlaſſen, welchen es großentheils an Denkkraft, Geſchmack, und eigener Bildung fehlte, um ihren Schülern erſt für ihre Perſonen Zutrauen und Ehrfurcht einzuflößen, und mit ihrem Unterricht einigen nützlichen Einfluß auf denkende Köpfe zu behaupten. Sie ſahen und fühlten nicht, welcher Geiſt in den klaſſiſchen Werken der Griechen und Römer lag, welche ihnen durch die Verſorge des Kaiſers in die Hände kamen, und ſuchten in denſelben Räthſel und zweckloſe Spitzfindigkeiten, womit ſie die Schulen auf viele Jahrhunderte verdorben, und ſich und die Wiſſenſchaften verächtlich und lächerlich gemacht haben. Auch in Hinſicht auf den Religionsunterricht gieng ihr Beſtreben mehr auf klöſterliche, freiwillige Andachten und fromme Nebendinge, auf außerweſentliche Meinungen und verdächtige Legenden (wie denn die Chroniken dieſer Zeit mit Geſchichten von Zaubereien, Geſpenſtererſcheinungen erfüllt ſind) mehr auf die Erzielung einer allgemeinen Anhänglichkeit an ihre Orden, als auf wahren, chriſtlichen Wandel und Sittenverbeſſerung, welches alles um ſo mehr zu bedauern, und um ſo bedenklicher war, als eben damals, da man aus Griechenland verſchiedene geiſtreiche Schriften zu leſen anfieng, eine gewiſſe Scheidung und Abſonderung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe vorgegangen, und eine ſehnſuchtsvolle, aber ſtolze, und durch keine Prüfungsregel geleitete, Begierde nach Erforſchung der Wahrheit eingetreten iſt. Wo aber ſolche Zeiten eintreten, da geſchieht, wie die

---

*) Orig. Guelf. Tom. IV. p. 46.

---

*) Hahn. mon. ined. T. I. p. 222.

**) Mathae paris. p. 101.

---

*) Petrarcha Rer. Sen. L. V. Ep. 3. p. 796.

Erfahrung lehret, daß eine Menge raſcher Köpfe (aus Eitelkeit, unverdauter Gelehrſamkeit, und Leidenſchaft) mit den außerweſentlichen Dingen auch die weſentlichen von ſich wirft, und daß ſie, wenn ihre (immer bald vorübergehende, und ſich ſelbſt ſchwächende) Krankheit aus Mißverſtand unrichtig behandelt wird, mit einer unbändigen Wuth und Verbitterung überall Unheil anrichtet, wo eines anzurichten iſt. Eine ſolche Behandlung war leider damals der Fall. Statt daß man nämlich die wahren, auf Vernunft und Erfahrung gegründeten, und einzig verfänglichen Heilungsmittel (welche in einem eigenen, untadelhaften Leben der Herrſchenden, in Verbeſſerung der Geiſtlichkeit, im fleißigen und inſtändigen Unterricht, und in der Zucht der Jugend, und in wachſamen Polizeigeſetzen beſtehen) hätte ergreifen, und die kranken Glieder hätte heilen ſollen, faßte man den Entſchluß, die kranken Glieder abzuſchneiden, und Feuer und Schwert zu ergreifen, was anfangs, meiſtens durch die Hilfe der Dominikanermönche, zum Erſtaunen und Schrecken der Länder, unter Pabſt Innocenz III. zum Vorſchein gekommen, nachher aber, mehr und weniger, faſt in allen Ländern Europas, einige Zeit (bis nämlich die Ueberlegung und Erfahrung die Folge der Sache kennen lernte) nachgeahmt, und z. B. in Bayern, unter dem Namen der Rügung bis tief ins vierzehnte Jahrhundert vorhanden geblieben, ſodann aber, da man der Uebel, welche aus der Rüge entſtanden, endlich müde war, durch feierliche Landesgeſetze auf ewig verboten worden iſt [*]. Niemand war zur Zeit, da die Inquiſition noch in friſcher Kraft war, übler daran, als die Gelehrten, und es durfte ſich keiner merken laſſen, daß er in einigen Dingen beſſer, als diejenigen, welche das Schwert in der Hand hatten, unterrichtet, oder daß er mit Mißbräuchen, ſo unläugbar ſie ſeyn mochten, nicht zufrieden, oder daß in ſeinen Augen dieſer und jener der achtungswürdige Mann, wofür die Welt ihn hielt, nicht ſey, ohne für einen Ketzer und Freigeiſt, und (was damals Eingang fand) für einen Zauberer ausgeſchrien, und als ein ſolcher behandelt zu werden [**].

---

[*] Beſtätigungsurkunde von Otto's erſter Handveſte.

[**] „Es iſt eine erſtaunungswürdige und entſetzliche Erſcheinung, ruft der gleichzeitige Godefried von Köln aus, (apud Freh. ad. an. 1233) daß in unſern Tagen wider das Geſchlecht der Menſchen das Feuer ſo ungeſtüm wüthe. Zu gleicher Zeit werden in Sicilien die Rebellen des Kaiſers, und in Deutſchland, und bei den Nachbarn unzählige Menſchen durch das Feuer

Wenn Privatmänner, bei welchen keine perſönliche äußerliche Macht in Anſchlag kam, ſo genau beobachtet, und ſo ſtreng behandelt wurden, ſo iſt leicht zu erachten, wie man die Geſinnungen eines Kaiſers möge aufgenommen und ausgelegt haben, von welchen man alles Widrige zu fürchten, und der ſich ſo wenig zurückgehalten hatte, daß er z. B. behauptete, „er halte es für ein wahres Liebeswerk, den Geiſtlichen ihre Reichthümer, als von welchen ſie zu ihrer Verdammniß beläſtiget würden, zu nehmen ***).“ Man begnügte ſich damit, ihn

---

getödtet. In verſchiedenen deutſchen Ländern ſind bereits viele Adelige und Gemeine, Prieſter, Mönche, Nonnen, Stadt- und Landleute, wegen wahren und angedichteten Ketzereien vom Bruder Konrad von Marburg zum Feuer durch ein zu übereiltes Urtheil (wenn ichs ſagen darf) verdammt worden; denn an dem Tage, an welchem Jemand mit Grund oder Ungrund angeklagt wurde, wurde er auch, ohne daß man ihm das Recht, ſich auf eine höhere Gewalt zu berufen, oder ſich zu vertheidigen gegönnt hat, verurtheilt, und ohne Mitleid ins Feuer geworfen. Daher wurde auch dieſer Bruder Konrad, als der eigentliche Inquiſitionskommiſſär, von einigen Adeligen, welchen er ebenfalls alle Vergebung und Begnadigung abſchlug, bei Marburg erſchlagen.“

*) In Replic. pro Imp. apud Goldast. p. 392. it. Meinders. p. 481.

gemeiner, und gleichſam alltäglicher Ketzereien, auf welche bei gemeinen Leuten der Scheiterhaufen ſtand, zu beſchuldigen, ſondern man fand es der Mühe werth, ihn ſolcher Ausfälle wider die geheiligte Religion (er ſoll nämlich, was aber zuverläſſig irrig iſt, ein berüchtigtes Buch geſchrieben haben) zu bezüchtigen, bei welchen man ſich die Hoffnung gemacht haben mochte, daß ſich auch ſeine, bis dahin treueſten Anhänger zurückziehen, und mit einer Art von Abſcheu und Schauder auf einen Mann hinſehen würden, auf deſſen Treue, Großmuth und Rechtſchaffenheit man ſich ferner nicht würde verlaſſen können. Es hätte ſo vieler Umſtände nicht bedurft, um den Pabſt zu einem Schritte zu bewegen, welchen ſeine Vorfahrer bei ungleich kleinern Veranlaſſungen kein Bedenken getragen hatten, zu unternehmen. Pabſt Gregor IX. ſprach im Jahre 1239 über Kaiſer Friedrich neuerdings den Kirchenbann, und zählte eine Menge Urſachen auf, welche ihn genöthigt haben ſollten, denſelben zu ſprechen *), von welchen aber der gleichzeitige Mönch von Padua den Grund anzugeben ſcheint, indem er ganz aufrichtig ſagt, „der Pabſt habe ſich durch die Erfahrung überzeugt,

---

*) Albert. Stadens. Math. Paris. Alberic.

daß der Kaiſer geneigt ſey, die Kirche zu unterdrücken, wenn es ihm gelingen ſollte, die Unterdrückung von Italien zu vollenden.“ Dieſer Kirchenbann war für ganz Italien von entſetzlichen Folgen. Schon die Briefe, welche der Kaiſer ſowohl, als der Pabſt beinahe an alle weltlichen Höfe und Biſchöfe von Europa ergehen ließen, um ſich, jeder für ſeine Sache, zu rechtfertigen, enthalten Heftigkeiten *), deren wörtliche Anführung der Wohlſtand unſerer Zeiten verbietet. Die Welfen und Gibellinnen erneuerten die ehemaligen gräßlichen Auftritte, und beide Partheien ſetzten alle nur erdenkliche Triebfedern in Bewegung, um ihren Anhang zu vergrößern, und zu ſtärken. Da dem Kaiſer Friedrich die Eroberung der Stadt Mailand, welche ſeine Siege über die Mailänder hätte krönen ſollen, fehlſchlug, überließ er die Kriege in der Lombardei einem ſeiner getreueſten Anhänger, Ezzelinus de Romano, in der Mark Ancona aber ſeinem Sohne Entius, und gieng für ſeine Perſon nach Tuſcien, um von dort aus gerade nach Rom zu gehen. Während dieſes Zuges verheerte er das römiſche Gebiet, und mißhandelte die rö-

---

*) Mathaeus Paris. p. 413. 415. 451. Petr. de Vin. L. I.

miſchen Geiſtlichen, welche das Unglück hatten, ihm in die Hände zu fallen, auf eine unmenſchliche Weiſe, was er auch in Sicilien, wo er viele Biſchöfe theils in ewige Kerker warf, theis vollends zum Tode verurtheilte*), gethan, und ſich vor Freude kaum zu faſſen vermocht hat, als es ihm im J. 1241 glückte, ſich einer genueſiſchen Flotte, auf welcher viele Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, und Aebte auf eine, vom Pabſt Gregor IX. nach Rom ausgeſchriebene Kirchenverſammlung ſich begeben wollten, zu bemächtigen. Er hatte damals ſechs zahlreiche und wohlbewaffnete Armeen**) im vollen Feuer des Krieges, als im Jahre 1243 ein neuer Pabſt, Innocenz IV., ein Genueſer von Geburt, (Gregor IX. war im Jahre 1241, und ſein Nachfolger, Cöleſtin IV., einige Tage nach ſeiner Erwählung mit Tod abgegangen) den päbſtlichen Thron beſtieg. Friedrich ſuchte ſogleich die Ausſöhnung mit Rom, verſprach Vieles, deſſen ihn bald wieder gereute, und glaubte überhaupt, daß es dem Pabſte zuſtehe, einen Schritt voraus zu thun, und ihm, noch vor der Erfüllung einiger Bedingniſſe, die Losſprechung vom

---

*) Mutius L. XX.

**) Math. Par. p. 495.

Banne zu ertheilen. Und als ſich Pabſt Innocenz IV. hierzu nicht verſtand, ſchien er ſolche Maßregeln zu nehmen, welche eine Abſicht verriethen, ſich der Perſon des Pabſtes zu bemächtigen *). Pabſt Innocenz IV., der dem Friedrich an Geiſteskraft und Thätigkeit gleichkam, flüchtete ſich bei der erſten Nachricht, welche er von der Gefahr ſeiner Perſon erhielt, auf einem genueſiſchen Schiffe, welches zu Civitavechia insgeheim für ihn angekommen war, erſt nach Genua, ſeiner Vaterſtadt, und von da nach Lyon, welche Stadt damals noch der Hoheit des deutſchen Reiches unterworfen war. Hier berief er eine allgemeine Kirchenverſammlung, und lud den Kaiſer Friedrich vor, in deſſen Namen auch wirklich der kaiſerliche Hofrichter, Thadäus von Seſſa erſchien. Die Beſchuldigungen, auf welche dieſer zu antworten hatte, waren ſo zahlreich und gräßlich, (man beſchuldigte hier unter andern den K. Friedrich des Mordes des bayeriſchen Herzogs, Ludwigs I., was aber ſchlechterdings nicht erwieſen iſt **), daß ſich wohl vorherſagen ließ, die Antworten der kaiſerlichen Geſandtſchaft würden am Ende wenig Genüge leiſten; und als von dieſer, auf Geheiß des Kaiſers, vollends der Antrag geführt wurde, daß eine noch allgemeinere Verſammlung der Biſchöfe veranſtaltet werden möchte, wurde das Endurtheil ſogleich geſprochen, deſſen Hauptinhalt war, daß K. Friedrich neuerdings mit dem Kirchenbanne belegt, ſeiner Ehren und Würden verluſtig erklärt, deſſen ſämmtliche Unterthanen von der Treue gegen ihn losgeſprochen, und diejenigen, welche ſich ferner zu ihm halten würden, in die nämliche Strafe des Kirchenbannes verfallen, und die deutſchen Fürſten einen neuen Kaiſer zu wählen gehalten ſeyn ſollten, im Jahre 1245. Dieſes Urtheil wurde theils durch päbſtliche Legaten, theils durch Biſchöfe, und die Dominikaner und Minoriten in allen Ländern verkündiget, und in Deutſchland hatte es wirklich die Folge, daß ſich eine Parthei deutſcher Fürſten, welche aber meiſtens aus Biſchöfen beſtand, verſammelt, und im folgenden Jahre zu Höchheim bei Würzburg den Landgrafen Heinrich Raſpo, oder von Raſpenburg, zum deutſchen Könige gewählt hat.

---

*) Math. Paris. p. 561. it. Monac. Pad. ad an. 1244.

**) Math. Par. Albert. Stad. Monac. Pad.

Als K. Friedrich von dem Urtheile, welches zu Lyon über ihn gefällt worden war, Nachricht erhielt, eilte er von Verona, wo er ſich eben aufhielt, nach Turin. Hier befahl er in einer Verſammlung von Fürſten und Edeln, die Kiſte aufzuſchließen, in welcher die Reichskleinodien verwahrt lagen. Er ergriff die Krone, und ſetzte ſie auf ſein Haupt; und, indem er durchbohrende Blicke auf die Umſtehenden abſchickte, rief er mit einer ſchrecklichen, und vor Zorn zitternden Stimme: „Wer will meine Krone mir rauben?“ Ich trage ſie noch, fuhr er fort, und der muß aus einem Strom von Blut ſie ſich holen, der ſie meinen Händen entreiſſen will. Er ſchrieb hierauf an alle Fürſten, deren Macht ihm wichtig, oder deren Achtung ihm theuer war, und nachdem er ihnen die Unrechtmäßigkeit des über ihn gefällten Kirchenbannes zu beweiſen geſucht hatte, verſicherte er ihnen, daß ſein Schickſal einſt auch ihr Schickſal ſeyn, und daß ſich der römiſche Hof ungleich weniger Bedenken machen würde, ihr Verderben zu beſchließen, nachdem er ſich nicht geſcheut hatte, ſich an ihn zu wagen. Er betheuerte ihnen, daß er die aufrichtigſten Geſinnungen gegen das Chriſtenthum beſitze, und daß er, wenn er an den Prieſtern deſſelben je etwas zu ändern geſucht, nichts anders geſucht und gewünſcht habe, als ſie zu ſolchen Prieſtern, dergleichen jene in der erſten Chriſtenheit geweſen wären, zu frommen beſcheidenen, demüthigen Prieſtern zu machen, gegen deren Betragen er die wahre Ehrerbietung haden könnte, mit welcher er gegen ſie ſo lange nicht würde erfüllt ſeyn können, als er an ihnen Leute wahrnehme, welche an nichts dächten, als wie ſie ſich recht geehrt, und gefürchtet, und recht reich machen, und ein bequemes, wollüſtiges Leben verſchaffen könnten*). Dieſe Vorſtellungen wurden wohl geleſen, vielleicht auch beherziget, aber wahrſcheinlich von dem Uebergewichte der Gegenanſtalten des Pabſtes, und ſchon von der Zuverſicht deſſelben zurückgehalten. Dieſe Gegenanſtalten ſetzten ganz Deutſchland, Italien und Sicilien in die entſetzlichſte Gährung. In der Mitte von Deutſchland wurde wider K. Friedrich, gerade wie ſonſt wider die Türken, das Kreuz geprediget, und als der Kaiſer im Jahre 1246 durch den König Ludwig IX. von Frankreich Verſöhnungsvorſchläge, welche alles zu erſchöpfen ſchienen, (er verſprach, in der Vorausſetzung, daß ſein Sohn Konrad ihm nachfolge, nach dem gelobten Lande zu reiſen, und nie wieder zurückzukehren) machen ließ, wurden dieſelben nicht angenommen; und als der Gegenkönig, Heinrich von Thüringen, im Jahre 1247 den 17. Hornung mit Tod abgieng, wurde noch im nämlichen Jahre Graf Wilhelm von Holland zum deutſchen König gewählt, und der Umſtand, daß die Parthei, welche ihn wählte, im Grunde wieder die vorige, daß ſie weder zahlreich, noch überwiegend, daß der neue König erſt zwanzig Jahre alt, daß er weder reich noch mächtig, noch angeſehen in Deutſchland ſey, wurde, zum Beweis, daß man ſeinen König ſchon zu unterſtützen wiſſen würde, wenn man nur einmal einen König hätte, nicht im Geringſten geachtet. In der That konnte Friedrich wenig mehr thun, als Leute verjagen, Felder verwüſten, Städte und Flecken verbrennen, und morden laſſen. Er hatte ſich (indem er ſeinen Sohn, Konrad, wider ſeine Gegenkönige nach Deutſchland, das ihm weniger am Herzen lag, ſchickte) erſt nach Sicilien, und dann nach Italien begeben, und die Auftritte ſeines Großvaters, K. Friedrichs I., erneuert. Jeder große Sieg ward ihm ein noch größerer Verluſt. Was er heute bezwang, verlor er morgen wieder, und er konnte nie darauf zählen, wer es im Nothfalle aufrichtig mit ihm halten, oder Gewalt oder Liſt wider ihn brauchen würde. Endlich überfiel ihn ein Unglück nach dem andern. Er hatte, um die Einwohner der Stadt Parma, welche ſeine Leute verjagt, und Päbſtlichgeſinnte aufgenommen hatten, zu bezwingen, vor ihren Mauern eine Art von neuer Stadt, oder geſchloſſenem Lager, welchem er den Namen Victoria beilegte, erbaut, und in der Meinung, daß es ihm gar nicht fehlen könnte, ſich ruhigen Zerſtreuungen überlaſſen, als 1248 die Parmenſer ausfielen, der neuen Stadt, ſammt den höchſt beträchtlichen Schätzen, welche darin aufgehäuft worden waren, ſich bemächtigten, und die Stadt in Brand ſteckten. Bald darauf kam ſein Sohn, der römiſche König, Konrad, mit der Nachricht bei ihm an, daß er in Deutſchland von der wider ihn in Volkshaufen aufgetriebenen Kreuzarmee gänzlich geſchlagen worden ſey, und im J. 1249 wurde auch ſein natürlicher Sohn, Entius, den er auf das zärtlichſte liebte, von den Bologneſern geſchlagen, und zu einer lebenslänglichen Gefangenſchaft (er lebte darin zweiundzwanzig Jahre) nach Wanonien abgeführt. Zu gleicher Zeit bemerkte er, daß ihn zwar Jedermann fürchte, aber Niemand liebe, und daß es allenthalben, wo er hinkäme, eine Menge Menſchen, die ſeinen Tod wünſchten, gebe. Er gerieth mehr als einmal in Gefahren des Lebens, und ſelbſt ſein Kanzler, Peter von Vinea, den er innigſt geliebt, und mit Wohlthaten überhäuft, und deſſen Treue er ſich ganz überlaſſen hatte, ſoll ihm, nach dem Zeugniſſe des Mathäus von Paris, eine vergiftete Arznei auf ſeinem Krankenlager bereitet haben, wie dann, wenn dieſe Vergiftung auch nicht ganz richtig ſeyn ſollte, ſo viel gewiß iſt, daß (was denn doch ein Verbrechen vorausſetzt) jener Peter auf Befehl des Friedrich ſeine Augen verloren habe. Indeſſen fand Friedrich in ſeinem eigenen Kopfe, und in dem damaligen Syſteme der italieniſchen Städte, welche ſich ſchon aus der Urſache an den Kaiſer anſchloſſen, um ſich von der verſchlingenden Gewalt anderer Städte loszureiſſen, reiche Quellen, ſeine Kriege fortzuſetzen, und er ſoll ſich eben vorgenommen haben, nach Lyon zu rücken, als ihn eine tödtliche Krankheit ergriff, an welcher er auf dem Schloſſe Fiorentino in Apulien den 13. December 1250 geſtorben, und in der Domkirche zu Palermo begraben worden iſt. Man fand im Jahre 1781 in einem porphyrenen Sarg ſeinen Körper, der noch unverweſen, und mit dem ganzen kaiſerlichen Ornat auf das Prächtigſte gekleidet war *).

---

*) Math. Paris. Raynald. Petr. de Vineis.

Unter die Dinge, durch welche noch ganz beſondere Ideen des K. Friedrich II. bemerkbar werden, gehören die Ereigniſſe im Herzogthum Oeſterreich. Herzog Friedrich, genannt der Streitbare, hatte ſich durch ſein gewaltthätiges und

---

*) Murrs Journal der Kunſtgeſchichte 10. Theil. S. 369.

unruhiges Betragen ein allgemeines Mißvergnügen ſowohl ſeiner Unterthanen, als zumal ſeiner Nachbarn zugezogen. Kaiſer Friedrich ſetzte ihm zu ſeiner Verantwortung mehr als einen Hoftag an, bei welchen er aber nicht erſchienen iſt. Sohin erklärte ihn der Kaiſer im Jahre 1237 in die Reichsacht, und trug den Vollzug einigen benachbarten Fürſten auf, welche das Land, indem der größte Theil der Landſaſſen ſelbſt mit ihnen verſtanden war, bald in ihre Gewalt bekamen, und dem Kaiſer auslieferten, der ſich vom Mailändiſchen, worin er damals Krieg führte, ſelbſt nach Wien begab, und dieſe Stadt zu einer förmlichen Reichsſtadt erklärte *), doch im Jahre 1240 ſich wieder mit dem Herzog verſöhnte, ja, als derſelbe im Jahre 1245 zu ihm nach Verona kam, ihn mit ganz ungemeinen Gnadenbezeigungen überhäufte. Ein Jahr darnach, nämlich im Jahre 1246 wurde der Herzog, da er nach einer bereits glücklich wider die Ungarn am Leithafluſſe erfochtenen Schlacht den Feind unvorſichtig verfolgte, erſchlagen, ohne einen leiblichen Erben hinterlaſſen, oder ſonſt eine Vorſehung getroffen zu haben. Da nun

---

*) Lambacher öſterreich. Interregnum Beilage N. II. p. 10.

dieſer Herzog der letzte Sproſſe des bayeriſch-markgräflichen, von Bamberg abkömmlichen Stammes (der im Jahre 1156 belehnt worden iſt, war, ſo erklärte jetzt Kaiſer Friedrich II. ſowohl Oeſterreich, als Steiermark und Krain für erledigte Herzogthümer, erklärte Wien, wohin er in eben dem Jahre 1246 wieder perſönlich kam, neuerdings zur Reichsſtadt, und die öſterreichiſchen Länder zu Ländern der kaiſerlichen Krone; ein Einfall, der äußerſt unerwartet, auch bis dahin unerhört geweſen, ſeitdem aber für ähnliche Anſtalten mehr, als einmal, in Erinnerung gekommen iſt. Kaiſer Friedrich II. beſtellte und hinterließ zu Wien wirklich kaiſerliche Statthalter, und machte ſeiner Seits mit einem Syſteme den Anfang, welches, wenn es angedauert hätte, von höchſt wichtigen Folgen hätte ſeyn können.

Kaiſer Friedrich II. war unſtreitig einer der fähigſten und thätigſten Kaiſer aus dem hohenſtauffiſchen Geſchlechte; allein ſein Daſeyn iſt mehr durch Unglücksfälle und Unruhen berühmt, als durch einen weiſen und wohlthätigen Einfluß auf die Länder, wo er herrſchte, ruhmwürdig. In einem ſolchen Leben und Betragen, wie das ſeinige war, findet ſich durchaus nichts Klaſſiſches; keine Erhabenheit von Verſtand und Denkungsart, bei welcher ſich der menſchliche Geiſt über das Herrſchende und Gemeine ſeines Zeitalters erhebt, die kindiſche, und faſt immer zwecloſe Beſtrebung, Länder zu erobern, verachtet, und ſeinen Ruhm allein in der belohnenden Bemühung ſucht, die ihm zur Führung anvertrauten Völker mit weiſen Geſetzen und guten Sitten zu erfüllen, und durch Befeſtigung des Friedens die allgemeine und Privatglückſeligkeit zu befördern. Seine natürlichen Anlagen und Fähigkeiten waren allerdings nicht gemein, und man hat in Deutſchland nach dem Wenigen, was er that, Urſache, zu bedauern, daß er ſich es durch ſeine beſtändigen Abweſenheiten unmöglich machte, mehr für daſſelbe zu thun, und das Angefangene zu gründen. Ihm hatten vorzüglich die oberrheiniſchen Städte die Aufnahme ihres Handels zu danken, wie er denn im Jahre 1214 der Stadt Speier einen großen Jahrmarkt verliehen, der Stadt Frankfurt am Main ihre Herbſtmeſſe beſtätiget, und in den öffentlichen Landfrieden, welche er von Zeit zu Zeit mit großem Nachdruck verkündigen ließ, für die Sicherheit der Kaufleute auf ihren Reiſen alles ihm Mögliche gethan, alle ihm bekannten Bedrückungen, als das Strandrecht, oder die Grundruhr, (das iſt die Anmaßung, ſich die Güter derjenigen, welche ſtrandeten, zuzueignen) aufgehoben, und ihnen überhaupt wichtige Freiheiten ertheilt hat *); allein ſeine Unternehmungen in fremden Ländern zogen ſein Hauptaugenmerk unaufhörlich auf ganz andere Dinge, ja dieſe veranlaßten ihn manchmal, wenn er ſehr ins Gedränge kam, zu ſeiner Rettung ſolche Mittel zu ergreifen, deren Schädliches und Unrühmliches er wohl erkannt, und ehemals ſelbſt an andern geahndet hatte. So gieng es ihm mit ſeinen gewiß rühmlichen Münzgeſetzen, welche er aus Mangel an Geld mehr als einmal übertreten, und andern Fürſten ein ſchlimmes Beiſpiel, Geld unterm Werthe zu ſchlagen, gegeben hat. Die Erweiterung der Reichsgrenzen, und die Erhaltung der Lehensverbindlichkeit fremder Länder mit Deutſchland konnten noch weniger mit vereinigter Sorgfalt allenthalben behauptet werden. So wurde unter Kaiſer Friedrich II. zum Verluſt des arelatiſchen Reiches der Grund gelegt; ſo machte ſich Polen von der Abhängigkeit von Deutſchland los, und wer ſonſt zur Eroberung wichtiger Vortheile einem günſtigen Zeitpunkte entgegengeſehen hatte, benützte den Zeitpunkt, wo Friedrich auf ſich ſelbſt genug zu ſehen hatte, um andere beobachten zu kön-

---

*) Lünigs Reichsarch. contr. IV. Spec. P. I. et II.

nen. Beinahe wäre Deutſchland in Gefahr gerathen, von den Tartaren, oder Mongolen überſchwemmt zu werden, welche im Jahre 1241 bereits Mähren und Schleſien verwüſtet, Ungarn geplündert, und im Jahre 1242 ihren Zug beinahe bis an die Grenzen von Deutſchland, wo ihnen K. Konrad, mit den Herzogen von Sachſen und Bayern u. a. entgegenrückte, fortgeſetzt, hier aber (man weiß nicht, aus welchem Beweggrund) freiwillig ihren Rückzug genommen hatten.

Im Privatleben dieſes Kaiſers findet ſich außerordentlich Vieles, was gegen ihn Hochachtung und Zuneigung einflößt. Er wußte Männer von Verſtand und Wiſſenſchaft genau von andern, die bloß ſcheinen und nachahmen, zu unterſcheiden, und beförderte ſie, ohne darauf zu ſehen, ob ſie von Adel ſeyen, zu den wichtigſten und ehrenvollſten Aemtern. Er ſchätzte die Gelehrten, nicht, wie viele Große, aus der Abſicht, von denſelben durch Lobpreiſungen vergöttert, und überall verſchönert zu werden, ſondern aus perſönlicher Ueberzeugung, daß ein Fürſt für ſich und ſeine Länder nichts Beſſeres thun könnte, als er hierin that. Er las alles, was damals von den Schriften der Alten zu bekommen war, und ſprach überall davon, wo er glaubte, daß es angelegt wäre. Ihm haben verſchiedene

Schulen in Italien ihre Stiftung, und die hohe Schule zu Wien ihre Gründung zu danken. Seine Lieblingsſtudien waren die Naturgeſchichte, (wie er denn de natura et cura avium ein noch vorhandenes Buch ſchrieb) die Aſtrologie, (mit welcher er ſich in Aſien bekannt gemacht, und gemäß der damals herrſchenden Mode einen ſtarken Hang zur Wahrſager- und Zeichendeuterei erhalten hat) und die Dichtkunſt, wie er denn viele Dichter an ſeinem Hofe gehalten, und ſelbſt Gedichte verfertiget hat. Er war in guten Stunden ſehr geſellig, freundlich und liebreich; allein dieſe waren, ſeit ihm allenthalben die Bitterkeiten des Krieges begegneten, nur ſeine lichten Augenblicke, und er blieb immer unruhig, heftig, und auf ſeinen Zweck hingeheftet, ohne ſich um die Mittel zu bekümmern, oder in ſich ſelbſt zurückzukehren, und über die Zerſtörung ſeiner eigenen Glückſeligkeit Betrachtungen anzuſtellen. Aus den Erzählungen gleichzeitiger Geſchichtſchreiber läßt ſich ſchließen, welche böſe Eigenſchaften und Handlungen man ihm zugetraut habe; und wenn man gleich annimmt, daß ſolche Erzählungen, welche eben nicht von Augenzeugen herkommen, übertrieben oder unrichtig ſind, ſo läßt ſich doch überhaupt vieles weder wegwälzen, noch entſchuldigen.

Von ſeinen Gemahlinnen war die erſte, Konſtantia, (Tochter des Adolph, Königs von Kaſtilien, und des Königs Emerichs, oder Alberichs von Ungarn, Wittwe) im Jahre 1222 mit Tod abgegangen, worauf er ſich im J. 1225 mit Jolantha, Tochter des Königs Johann von Jeruſalem, und als auch dieſe im Jahre 1228 in Kindesnöthen ſtarb, zum dritten Male im J. 1235 mit Iſabella, König Heinrichs III. in England Schweſter vermählt hat. Nachdem er im Jahre 1241 auch dieſe verloren hatte, ſoll er ſich noch einmal mit einer ſehr reichen Prinzeſſinn (deren Namen aber, wenn die Sache je richtig, noch nicht entdeckt worden) vermählt haben. In der erſten Ehe wurde ihm jener Heinrich geboren, welchen er im J. 1235 zum ewigen Gefängniſſe verurtheilt hat. In der zweiten Ehe erhielt er den Konrad, ſeinen Nachfolger, und in der dritten wieder einen Prinzen, Heinrich genannt. Er hatte auch einige rechtmäßige Töchter, und nebſtdem außer der Ehe verſchiedene Söhne, als den Entius, oder Enzio, deſſen oben erwähnt worden iſt, Friedrich und Manfred.

Als Kaiſer Friedrich merkte, daß ſein Lebensende herannahe, machte er ein Teſtament, in welchem er ſeinen Sohn Konrad zum Nachfolger in Deutſchland und Sicilien ernannte, ſeinem Sohne Heinrich das Königreich Jeruſalem beſtimmte, und ſeinem Enkel, nämlich dem Sohne des im Jahre 1235 verbannten Heinrichs das Herzogthum Oeſterreich anwies. — Seinen natürlichen Sohn, Friedrich, hatte er zum Fürſten von Antiochien gemacht, und ihm zugleich ſeine Beſitzungen in Tuſcien gegeben; dem jüngſten, Manfred, vermachte er das Fürſtenthum Tarent, und die Statthalterſchaft in Sicilien; allein er hinterließ alles, was er verlaſſen mußte, in einem Zuſtande, wo ſeine Erben vorausſahen, daß ſie ſich ihre Erbſchaften größtentheils erſt würden erobern müſſen.

Schriftſteller.

Chronicon vrspergense. Augustae Vindelicorum 1515. Basil. 1569. Arg. 1609. Paraleipomena rerum memorabilium a Friderico II. usque ad Carolum V. Augustum, hoc est ab anno MCCXXX. usque ad ann. MDXXXVIII. ex probatiori-

bus, qui habentur, scriptoribus, in arctum coacta, et Historiae Abbatis vrspergensis per quemdam studios. annexa. — Raynald. — Heumann in Comment. de re diplomat. Friderici II. in Exercitat. Jur. Germ. Vol. III. — Godefridus Colon. ab A. D. MCLXII. usque MCCXXXVIII. bei Freh. — Albert. Stadens. a. c. O. ad a MCCLVI. apud Reinecc. — Conradus de Fabaria de casibus S. Gall. bei Goldast. — Petrus de Vineis Epist. lib. VI. Basil. 1566. Amberg. 1609. Basil. 1740. — Friderici II. Epist. quaedam tempore schismatis scriptae, apud Freh. Tom. uno. p. 303. — *Friderici II.* litterae ad status Imperii de successu suae expeditionis in terram sanctam et induciis cum Soldano initis; in Leibnitii Cod. Jur. Gent. dipl. Mantiss. P. II. N. 45. — Mathaei Paris. Hist. anglica major ab ann. 1060. 1259. Londini 1571. Tigur. 1601. recus. cura et cum addit. Will. Watts etc. MDCLXXXVI. — Nicol. de Jamsilla Hist. de rebus gestis Frider. II. Imp. ejusq. filiorum Conradi et Manfredi ab ann. 1210. usqu. 1258. in Eccardi Corp. Hist. Med. Aevi. Tom. I. pag. 1025. etc. et Murator. S. R. I. Tom. VIII. — Monachus Patavinus ab ann. 1207 usq. 1270. ib. — Aurea Bulla Frider. II. Imp. indulta in gratiam libertatis Principum S. R. I. anno MCCXXXII. in Reliq. Manuscr. omnis Aevi dipl. apud de Ludewig. Tom. VII. p. 515. — De religione Frider. II. Joh. Georg Christoph. Schnizlin Götting. 1743. — De Friderici II. Imp. in rem literar. Meritis ab Joh. Godofred. Schmuzer. — Reliqua libr. Frideric. II. Imp. de arte venandi cum avibus cum Manfredi Regis addit. August. Vind. 1596. — Häberlin. — Geſchichte Kaiſer Friedrichs des Zweiten. Züllichau und Freiſtadt 1792 ꝛc.

* * *

Konrad IV.

1250 — 1254.

Inhalt. K. Konrad IV. verließ Deutſchland im Jahre 1251, um ſein Erbland Sicilien zu retten, bemühte ſich vergebens um die Ausſöhnung mit dem päbſtlichen Stuhle, und ſtarb in Sicilien eines gewaltſamen Todes im J. 1254. Mit deſſen Sohn erloſch das berühmte hohenſtauffiſche Geſchlecht, und auch die ehemaligen Großherzogthümer nahmen ein Ende.

König Konrad IV. war der letzte deutſche König aus dem hohenſtauffiſchen Geſchlechte, und der unglücklichſte dieſer Könige. Wenn, wie der Dichter ſagt, die Thorheiten der Regenten, das iſt, ihre aus Unwiſſenheit oder Leidenſchaft mißleiteten Regierungsgrundſä[illegible] in ihren Folgen auf die Völker zurückfallen, ſo fallen ſie zu gleicher Zeit nicht weniger ſchwer, und zuletzt, wenn das Volk nichts mehr zu verlieren hat, einzig auf die Regenten zurück, und der Enkel büßt hier gewöhnlich, was der Anherr geſündiget hat. Das Hofſyſtem der Hohenſtauffer, ſich zu Herren der Welt erheben, und alle Monarchen als Untergebene betrachten zu wollen, gleichwie es niemals ein Ausfluß von menſchlicher Weisheit oder Großmuth ſeyn konnte, ſo war es, bei dem Zuſammenfluſſe der damaligen Zeitumſtände, noch obendrein in einem gleichen Grade unklug. Der römiſche Hof war in Rückſicht auf ſeine zeitliche Macht längſt zu weit voran. Die Völker waren an Gefühl, an Freiheiten, an Erfahrungen, und zumal am Nachdenken, daß zwiſchen Herrſchen und Regieren einiger Unterſchied ſey, zu weit vorgerückt, als daß eine Hoheit, bei welcher ſich die Völker bloß ſchweigend und duldend hätten verhalten ſollen, noch denkbar war. Die erſten hohenſtauffiſchen Kaiſer konnten wohl Blut vergießen, und manchmal ſiegen, aber keine Triumphe halten. Brandſtätte, zerrüttete, mißtrauiſche, oder, was der Fall in Deutſchland geworden iſt, ſich ſelbſt überlaſſene Völker und erbliche Partheien unter denſelben, waren die Erbſchaften, welche, nebſt dem Schwerte in der Hand, der Sohn vom Vater erhielt, und nun eben Konrad erhalten hatte.

Dieſer Prinz wurde dem K. Friedrich II. in deſſen zweiter Ehe mit Jolantha um das Jahr 1226 in Italien geboren, und daſelbſt, in jedem wiſſenſchaftlichen Fache, vortrefflich, ganz nach dem Plane ſeines Vaters, deſſen Liebe und Zuneigung er im volleſten Maaße beſaß, erzogen, was denn auch den in Deutſchland als deutſchen König zurückgelaſſenen Heinrich (Sohn der erſten Ehe) eiferſüchtig gemacht, und ihn zur Verſchwörung wider ſeinen Vater bewegen haben ſoll *). Nach der im J. 1235 vorgegangenen Entſetzung dieſes Heinrichs wurde Konrad im Jahre 1237 zu Wien in Oeſterreich zum deutſchen Könige gewählt, und zur perſönlichen Theilnahme an allen Schickſalen ſeines Vaters gezogen. Als ſein Vater im

---

*) Monach. Paduan. ad ann. 1231.

J. 1245 vom Pabſte Innocenz IV. mit dem feierlichen Kirchenbanne belegt, und aller Würden entſetzt erklärt wurde, verſtand ſich die Entſetzung von allen Würden und Ländern auch auf ſeine Perſon, und die auf Betrieb des römiſchen Hofes erwählten deutſchen Gegenkönige, der Landgraf Heinrich Rapſo von Thüringen, und nach deſſen 1247 erfolgtem Tode, Wilhelm von Holland, wurden, mit dem Anhange ihrer Fürſten, ſeine Gegenpartheien. Er hatte wider dieſelben bereits zweimal mit Unglück gefochten, und das letzte Mal die für ihn ſchreckliche Erſcheinung erfahren, daß ſeine eigenen Lehensleute, die Grafen und Herren ſeines Erblandes Schwaben (welche müde geworden, ewige, für ihr Vaterland zweckloſe, Kriege zu führen, oder unaufhörliche Kriegsanlagen zu entrichten, und ſohin ſich unmittelbar zu machen, entſchloſſen waren) ſich nothgedrungen zu ſeyn glaubten, wider ihn zu fechten. Er befand ſich zu Landshut in Bayern bei Herzog Otto dem Erlauchten, deſſen Tochter Eliſabeth er im Jahre 1246 geheirathet, und um deſſen und ſeiner Söhne, Ludwigs und Heinrichs Beiſtand er ſich beworben hatte, als er den Hintritt ſeines Vaters, des Kaiſers, vernahm. Nun hatten ſeine Umſtände vollends den höchſten Grad von Verſchlimmerung erreicht. Sicilien wurde vom Pabſte Innocenz IV. als ein durch den Kirchenbann zu Lyon erledigtes, päbſtliches Lehen in Anſpruch genommen. In der Lombardie ſtand der Städtebund mehr als jemals gefaßt und entſchloſſen, und in Deutſchland war für ihn, bei dem damaligen Mangel an Geld, keine Rechnung auf eine Unterſtützung zu machen, durch welche er den wider ihn mit größtem Eifer ſich ſammelnden Kreuzheeren widerſtehen, oder dieſelben wohl gar hätte unterdrücken können. Der Herzog von Bayern war zu klug, um, ohne etwas Weſentliches ſeinem Freunde nützen zu können, einen verwüſtenden Krieg in ſein Land zu ziehen, obwohl er dieſem beherzt und ſtandhaft, was er thun konnte, that, was ihm K. Konrad um ſo mehr Dank wußte, als jeder Dienſt dieſer Art mit Verdruß und Gefahr verbunden, und der Herzog wegen ſeiner Anhänglichkeit an ſeinen Vater, den K. Friedrich II., und an ihn, bereits ſelbſt auch mit dem Kirchenbanne belegt *), ſelbſt zum Gegenſtande der Kreuzpredigten erklärt, und ſogar ſeinen Unterthanen, welche ihm anhiengen, im ganzen Lande Bayern der Gottesdienſt, nach damaligem Gebrauche, unterſagt worden war; aber auch ſelbſt an der Seite eines ſolchen

---

*) Hansiz Germ. Sac. T. I. p. 316.

Freundes war K. Konrad nicht mehr geſichert. Die Biſchöfe von Bayern hatten ſich um dieſe Zeit, wo jeder ſelbſtſtändig und reichsunmittelbar ſeyn wollte, von der bayeriſchen Landſtandſchaft losgeriſſen, und ſohin nach ihren Grundſätzen und Einſichten ſich auf diejenige Seite, auf welcher ihnen das Uebergewicht zu ſeyn ſchien, geſchlagen. Der Biſchof des regensburgiſchen Kirchenſprengels, Albert, hielt es mit dem Gegenkönig, Wilhelm von Holland, als welcher die meiſten Biſchöfe zu Anhängern hatte, und verfiel, um ſich bei ſeinem Könige beſondere Verdienſte zu ſammeln, auf den unzeitigen Einfall, verſchiedene Bürger der Reichsſtadt Regensburg, welche ihrem rechtmäßigen Könige Konrad getreu geblieben waren, durch ſeine Lehensleute aufheben, und nach dem Schloſſe Stauff in Verhaft ſetzen zu laſſen. Da dieſer Unfug zu bedenklich, und zu muthwillig war, als daß ihn der Herzog Otto mit Gleichgültigkeit hätte anſehen ſollen, ſo ergriff er unverzüglich das verfänglichſte Mittel, den Biſchof zur Beſinnung zu bringen, und zugleich die Befreiung der gefangenen Bürger zu bewirken. Er hielt ſich an die Güter des Biſchofs und deſſen Lehenleute, und behandelte ſie nach damaliger Kriegsart, welche allerdings unglimpflich, aber allgemein üblich war. Als dieſer Streifzug geſchehen, und jede Abſicht erreicht worden war, kam am Weihnachtsfeſte der Herzog mit ſeinem Freund und Schwiegerſohn, K. Konrad, nach Regensburg, und dieſer letztere nahm ſein Nachtlager in der Abtei zu St. Emmeram. Nach der einſtimmigen Erzählung der gleichzeitigen Denkſchriften *) befanden ſich in dem Zimmer, in welchem Konrad ruhte, noch vier Männer, und in der Nacht kam (was dem Konrad das Leben rettete) noch ein fünfter dazu. Dieſe vermutheten nichts Arges, als plötzlich das Zimmer eingeſtoßen, und von hereinſtürzenden Meuchelmördern, welche ein biſchöflicher Lehensmann, Konrad von Hohenfels, anführte, zwei der Männer, welche bei K. Konrad im Zimmer waren, auf der Stelle getödtet, und drei fortgeſchleppt wurden. Da ſich K. Konrad unter den letztern nicht befand, ſo zweifelten die Mörder nicht, daß er ſich unter jenen Getödteten befinde, und die Bürger von Regensburg, welche von dem Vorfalle ſogleich Nachricht erhielten, hatten ſich den andern Morgen vor dem Kloſter verſammelt, und

---

*) Chron. Augustens. — Hermann. Abb. Altahae inf. apud Oefele. Tom. I. fol. 675. It. bei Hochwart ib. fol. 204. it. ib. f. 557.

höchſt beſtürzt und unſchlüſſig, wie ſie ſich benehmen ſollten, nach dem Zimmer aufgeſehen, in welchem K. Konrad ermordet liegen ſollte, als dieſer, der ſich während des Eindringens unter eine Bank, wo man ihn nicht muthmaßte, gerettet, und bis jetzt verborgen gehalten hatte, plötzlich an dem Fenſter ſich dargeſtellt, und man kann ſich denken, welches Staunen und Jubelgeſchrei unter den verſammelten Bürgern verurſacht hat. Dieſe, obwohl dießmal glücklich überſtandene, Gefahr ließ ihn ſehen, was ihm in Deutſchland, wenn er daſelbſt länger weilte, bevorſtände. Er hatte in ſolchen Umſtänden wenig zu verlieren, und entſchloß ſich ſogleich, ſein beſſeres Glück in ſeinem zweiten Erblande Sicilien zu ſuchen, wo für ihn noch viele Hoffnung und Ausſicht war. Er war dabei ſo unglücklich, daß ihm nicht einmal gegönnt war, ſich mit ruhiger Sicherheit auf dieſe Art von Flucht begeben zu können. Als er Deutſchland verließ, mußte er von dem Theuerſten und Innigſten, was ihn an daſſelbe feſſeln konnte, ſich trennen, von ſeiner Gemahlinn Eliſabeth, die damals eben (ſie gebar ihm den 25. März 1252 den unglücklichen Konradin) geſegneten Leibes war. Wenn es ein Troſt für ihn blieb, ſie in den Händen ſeines Schwiegervaters, des Herzogs Otto von Bayern, (den er indeſſen zum

Reichsverweſer erklärte) und deſſen Söhne, an deren Hof zu Landshut er ſie zurückließ, zu wiſſen, ſo war es ein Glück für ihn, indem er nicht ahnete, daß er Deutſchland nie wieder betreten, und ſie nie wieder ſehen würde. Er entfernte ſich gegen das Ende des Jahres 1251.

Als K. Konrad ſich ſeinem Erbkönigreiche Neapel und Sicilien näherte, war Pabſt Innocenz IV. noch feſt entſchloſſen, dieſe wichtigen Länder dem Kirchenſtaat einzuverleiben, was ihm, wenn es geglückt hätte, wahrſcheinlich den Weg zur Herrſchaft über ganz Italien gebahnt, und ſohin die zeitliche Macht des päbſtlichen Stuhles zu einer der erſten Mächte in Europa gemacht haben würde; allein, außer einigen Städten, worunter Capua und Neapel die vornehmſten waren, hielt ſich der größte Theil des Landes an den Manfred, natürlichen Sohn K. Friedrichs II., welchen dieſer, wie oben vorkam, in ſeinem Teſtament zum Statthalter daſelbſt erklärt, und welcher auch die ihm anvertraute Stelle mit Einſicht und Treue verwaltet, und den Gemüthern der Einwohner, und den Lagen der Dinge eine Vorbereitung verſchafft hatte, bei welcher K. Konrad nur erſt ſelbſt ſich zeigen durfte, um ſich den Beſitz einer unumſchränkten Herrſchaft zu verſichern. Dieß gieng auch ſo gut von

Statten, daſs K. Konrad, um alles zu vollenden, nichts weiter zu bedürfen ſchien, als die Ausſöhnung mit dem Pabſte, und auch dieſer Verſuch, obwohl er nicht glückte, nahm für ihn eine Wendung, welche dieſsmal ſeine Sache vielmehr verbeſſert, als verſchlimmert hat. Man erinnerte ſich nämlich am päbſtlichen Hofe an die weitausſehenden Abſichten und wirklichen Unternehmungen der hohenſtauffiſchen Kaiſer, womit ſie ſich, ſo oft ſie ungebundene Hände hatten, alles unterwürfig zu machen, getrachtet hatten; und da man ſich zu K. Konrad nichts Beſſeres verſah*), ſo weigerte man ſich, die Verſöhnung ſo ganz unbedingt zu bewilligen, und Pabſt Innocenz IV. wollte von ſeinem Entwurfe in Rückſicht auf Neapel und Sicilien durchaus nicht mehr abgehen. Dieſe Weigerung ſchien jetzt dem gröſsten Theile der Sicilianer ſehr unglimpflich und hart zu ſeyn, und eine Menge anſehnlicher Häuſer, welche es bis dahin mit dem päbſtlichen Hofe gehalten hatte, wurde von den traurigen Schickſalen, und von dem Anblicke gräſslicher Verfolgungen und Gefahren, mit welchen ſie einen Fürſten von Verſtand und Muth täglich kämpfen ſah, gerührt. Die meiſten äuſserten den lebhafteſten Unwillen, als er im Jahre 1252 durch einen verſteckten Feind einen Gifttrank erhielt, und ſchloßen ſich um ſo feſter an ihn an. Durch ihren Beiſtand unternahm König Konrad im J. 1253 die Belagerung der dem römiſchen Hofe noch ergebenen Städte, und umgab zumal Neapel zu Waſſer und zu Land. Dieſe Unternehmung hatte zwar die erwünſchten, aber für den Ueberwinder in Hinſicht der Feinde, welche hier überwunden wurden, die unglücklichſten Folgen. Die anfangs hartnäckige Widerſetzlichkeit der Einwohner verſetzte die Belagerer in eine grenzenloſe Erbitterung und Wuth, mit der ſie ſich endlich der Stadt bemächtiget, und dieſelbe ohne Schonung gezüchtiget haben. Selbſt K. Konrad vergaß, daß zur Vollendung ſchöner Siege die Tapferkeit allein nicht hinlänglich, ſondern daß eine weiſe Klugheit und Mäßigung, welche nicht auf den gegenwärtigen Augenblick, ſondern in die Ferne ſieht, die Krone derſelben ſey. König Konrad ſah, daß die Neapolitaner nunmehr von ſeinem Winke abhängig ſeyen, und vergaß, ſich zu erinnern, daß ſie darum nicht aufhörten, ſeine Feinde zu ſeyn. Auch waren dieß keine Feinde, auf welche man ſich verlaſſen konnte, daß, wenn ſie auch unzufrieden und aufgebracht wären, ſie ſich doch als Männer von Ehre betragen, und allenfalls mit dem Schwerte in der Hand ihrem Gegner ſich darſtellen würden, ſondern Gift und Dolch, Dinge, welche nur der niedrigſte Auswurf von Menſchen kennt, waren großentheils ihre Waffen. Da ſolche Leute feil ſind, ſo hätte König Konrad durch Mittel, welche zu jeder Zeit wohlfeil ſind, ſie hinhalten, und die Mißvergnügten ſich durch ein ſchonendes Benehmen gewinnen ſollen; allein er befahl, die Mauern ihrer Stadt niederzureiſſen, und begab ſich eines Tages nach dem öffentlichen Platze, wo auf einem prächtigen Fußgeſtell ein im vollen Sprunge begriffenes Pferd ohne Zügel, das Sinnbild der Freiheit, ſtand. Als hier das Volk ihn umgab, und jedermann in Erwartung war, was er beginnen würde, befahl er einem der Seinigen, einen Zaum zu bringen, und dem Pferde denſelben anzulegen. Die Anzeige der Sache war klar. Die Einwohner entfernten ſich ſchweigend, aber mit Mißmuth und Groll erfüllt. Niemand billigte dieſen unzeitigen Einfall, und die innigſten Freunde des K. Konrad überdachten bereits deſſen Folgen mit Kummer.

---

*) Math. Par. ad ann. 1252.

Je mächtiger K. Konrad zu werden, und je weiter er um ſich zu greifen ſchien, deſto mehr verdoppelten ſich die Anſtrengungen des päbſtlichen Hofes, ihn zu beſchränken, und ihm fürchterliche Gegner zu erwecken. Da jene Abſicht, die Königreiche Neapel und Sicilien mit dem Kirchenſtaate zu vereinigen, offenbar ſcheiterte, ſo entſchloß ſich Pabſt Innocenz IV., ſolche neuerdings als Lehen unter vortheilhaften Bedingungen zu vergeben, und, nachdem ſich eine Unterhandlung dieſer Art mit Graf Richard von Cornwallis (Bruder König Heinrichs III. von England) zerſchlagen hatte, bot er die genannten Länder einem Franzoſen, dem Karl von Anjou, Grafen von Provence, und Bruder König Ludwigs des Heiligen, an. Indem ſich dieſer Prinz der Sache unterzog, benützte Pabſt Innocenz IV. noch viele andere Gelegenheiten, den K. Konrad in die Enge zu treiben. Konrad hatte ſeinen Bruder Heinrich nach Melfi zu ſich kommen laſſen, wo dieſer Prinz in der Blüthe ſeines Lebens ſtarb. Da derſelbe allgemein geliebt, ſohin allgemein bedauert worden war, ſo machte es ſchlimme Eindrücke auf das Volk, als K. Konrad von ſeiner Gegenparthei gezüchtiget wurde, ſeinen Bruder gemordet zu haben. Selbſt Pabſt Innocenz IV. klagte ihn dieſes Brudermordes öffentlich an, und fügte noch eine Menge Beſchuldigungen hinzu *), welche dazu dienen ſollten, ihm das Zutrauen

---

*) Mathae. Paris. ad ann. 1254

der Völker zu entreiſſen, und die Zahl ſeiner Feinde zu vermehren. Nichts hat jemals den König Konrad IV. mehr gekränkt, als dieſe Vorwürfe, und er betheuerte dem Pabſte Innocenz, daß ihm, indem ihm ſein Bruder Heinrich entriſſen wurde, die Hälfte ſeines Weſens entriſſen worden ſey *). Er ſah auch von der Zeit an nie wieder fröhlich aus, und wollte ſich vollends aus Sicilien entfernen, und nach Deutſchland, wo nun, weil er Geld hatte, ſeine Sache beſſer gegangen ſeyn mochte, begeben, als er zu Lavello von einem grauſamen Schmerzen im Eingeweide ergriffen worden, und daſelbſt in einem Alter, bei dem er das dreißigſte Jahr noch nicht erreicht hatte, geſtorben iſt den 21. Mai 1254. Seine Todesart wird von den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern verſchieden angegeben, und er ſoll von einem vergifteten Klyſtier, welches ihm ſeine Eingeweide zerriß, umgekommen ſeyn. Er wurde unſäglich beſtürzt, als er das Schreckliche ſeines Unglückes fühlte; er rief ſich alle Unglücksfälle ſeines Lebens ins Gedächtniß zurück, und als die Qualen überhand nahmen, brach er verſchiedene Male in die Worte aus: „Ich Unglücklicher! warum mußte ich ein

---

*) Math. Paris. ib.

Menſch werden, um ſo elend werden zu können!“ Sein einziger Sohn, ebenfalls Konrad genannt, war damals zwei Jahre alt, und befand ſich zu Landshut in Bayern, wo er bis in ſein ſechzehntes Jahr (da er, um ſeine Erbkönigreiche zu behaupten, fortzog) ſich aufgehalten, und wie bereits anderswo erzählt worden iſt) im Jahre 1268 zu Neapel ſein Leben geendet hat.

Von den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern wird dem K. Konrad IV. vieles Lob in Hinſicht auf ſeine perſönlichen Eigenſchaften geſprochen, und Mathäus Paris ſagt von ihm, er ſey äußerſt zur Güte geneigt, und im Kriegsweſen ſey er auf eine unnachahmliche Weiſe unternehmend, kühn und geübt, und daher bei allen tapfern Männern beliebt und geehrt geweſen. Konrad war auch, wie ſein Vater, ein Kenner der Wiſſenſchaften, und ein Liebhaber der ſchönen Literatur, wie er dann ebenfalls, wie ſein Vater, viele Gedichte verfertiget, und in denſelben eine feine Empfindung ausgedrückt hat. Eine Urkunde, welche er im J. 1240 herausgab, ſoll die älteſte ſeyn, welche ein deutſcher König in der deutſchen Sprache herausgegeben hat *).

---

*) Senkenberg Commentar. Societ. Reg. Scient. Tom. III. Tab. II. aen.

Dieſes höchſt klägliche Ende nahm das dritte, das hohenſtauffiſche Kaiſergeſchlecht, das, gleich den vorigen Kaiſergeſchlechtern, von einem beſcheidenen Umfange an Hausgütern und Hausmacht durch Klugheit und Fleiß emporgeſtiegen, aber, gleich dieſen, dem vaterländiſchen Erdreich, welchem es angehörte, durch mißverſtandene Begierden nach einer unmäßigen Herrſchaft und Hoheit entflogen, dann in den Regionen der gleichſam überirdiſchen Höhen durch ſeine eigene Schwere herabgedrückt, und am Ende wieder ein verewigtes hiſtoriſches Beiſpiel der (ſo unbegreiflich mißkannten) Wahrheit geworden iſt, der Wahrheit nämlich, daß unmäßige Anſtrengungen nach Eroberungen, und nach dem Beſitze weitläufiger Staaten keinen ausdauernden Werth noch Beſtand haben, und daß ſie durchaus nicht der Weg ſeyen, auf welchem die Mutter- oder Stammländer großer Monarchen ſich mächtig und ſicher, und ſelbſt die Monarchen ſich ihres Lebens froh und glücklich machen. Wie viele hunderttauſend Menſchen wurden während dem Zeitraume, da die Herren von Hohenſtauffen Kaiſer waren, vom J. 1137 — 1254 durch Krieg und Ungemach, und durch die grauſamſten Todesarten hingeopfert! Wie viele Städte in die Aſche gelegt! Wie viele Familien zu Grunde gerichtet, Wittwen und Waiſen gemacht! Welche vortreffliche Anlagen, und perſönlichen Kräfte giengen ſelbſt an dieſen Kaiſern zu Grunde, von denen jeder einzelne herrliche Beweiſe ausgezeichneter großer Talente gegeben, aber keiner ſich durch eine erhabene Gemüthsart, und noch weniger durch jene Züge von Vaterlandsliebe, durch welche die großen Männer der Vorzeit ſich verewigten, ehrwürdig, und zu einem Gegenſtande weiſer Achtung und Bewunderung gemacht hat. Sie vernachläßigten und mißkannten vielmehr ihr deutſches Vaterland, und erhielten zuletzt ſogar ihre Geburtsſtadt im Auslande, (K. Friedrich II., und K. Konrad IV. wurden in Sicilien geboren) wo ſie auch mehr als einmal verſuchten, ihren Wohnplatz aufzuſchlagen, und (Falls es ihnen geglückt hätte, die Krone von Deutſchland erblich zu erhalten) Deutſchland vollends zur Provinz ihrer monarchiſchen Herrſchaft zu machen.

Von und unter eben dieſen hohenſtauffiſchen Kaiſern wurden die uralten vier deutſchen Haupt- und Großherzogthümer, und Churnationen, die Franken, Sachſen, Bayern und Schwaben getrennt, und deren Groß- und Erzfürſten theils in ſehr mäßige Bezirke eingeſchränkt, theils vollends verdrungen. Jenes that mit Bayern und Sachſen Kaiſer Friedrich I., dieß ereignete ſich ſelbſt mit den Stammländern dieſes Kaiſers, nämlich mit Franken, Schwaben und Elſaß, unter deſſen Urenkel K. Konrad IV., und vollendete ſich nach dem im Jahre 1268 erfolgten Hintritte des Konradin, nach welchem kein Erbe, und kein Erzfürſt vorhanden war, welcher die Grafen, Biſchöfe, Ritter und Städte dieſer Herzogthümer in ihrem ehemaligen Vereinigungsband hätte erhalten, und ſie unter ſeinen Scepter verſammeln können. Nicht nur die vornehmen Häuſer und Stände, z. B. Baden, Würtemberg, Würzburg, blieben von nun an ſelbſtſtändig und reichsunmittelbar, ſondern auch den einzelnen minder mächtigen, welche die Vorſicht brauchten, ſich zu ihrer Erhaltung in Bündniſſe zu vereinigen, gelang es, ſich frei von jedem Nachbar, und ebenfalls reichsunmittelbar zu machen; wodurch aus dieſen ehemaligen Großherzogthümern eine große Anzahl geiſtlicher und weltlicher Reichsfürſtenthümer, Reichsprälaturen, Reichsgrafſchaften, Reichsherrſchaften, und Reichsſtädte hevorgegangen, und auch eben in ſolcher Hinſicht dieſen drei Kreiſen, Schwaben, Franken, und am Rhein, der Name: das Reich, oder die Reichskreiſe, geſchöpft worden iſt.

Sonſt war das Zeitalter der Hohenſtauffen ſehr lebhaft, und es wurde Mode, das nachzuahmen, was dieſe Kaiſer, zur Verbeſſerung der Sittlichkeit, zur Beförderung des geſelligen Lebens, und zur Ausbreitung eines beſſern Geſchmackes in der Gelehrſamkeit gegründet und ermuntert hatten. Die Turniere flößten der rohen Jugend Gefühle und Triebe zur Ehre ein, und die Freudenfeſte, welche auf dieſelben folgten, erweckten das Gefühl artiger Sitten, und das Bedürfniß des geſelligen Umganges. Die Gelehrſamkeit hatte unter den Hohenſtauffen, vorzüglich unter Friedrich II. gute Ausſichten, (die aber freilich bald wieder vereitelt wurden) und es gereicht dieſen Fürſten zur ganz beſondern Ehre, daß ſie die wahre Aufklärung des menſchlichen Verſtandes nach Kräften befördert, und wohl begriffen haben, daß man einem Regenten nichts Erniedrigenderes ſagen könne, als daß ſeine Herrſchaft und ſein Anſehen nur dann recht ſicher und befeſtiget ſeyn könne, wenn die Menſchen, welche er regierte, ſo dumm, als möglich, und ſo wenig Menſchen, als möglich, wären.

Schriftſteller.

Nebſt den Vorigen: Hermann Abb. Altahae inf. apud Oefele. Tom. I. — Sallae seu Sabae Malaspinae, Decani Melitens. Rer. sicul. libr. VI. ab ann. 1250 — 1276. apud Stephan. Baluz. Miscellan. Tom. VII. et alii. — Acta Electionis Conradi IV. in Leibn. Cod. Jur. Gent. dipl. prodr. num. 11. item Stephan. Baluz. Miscellaneorum. Tom. I. — Geſchichten und Thaten K. Konrads IV. ꝛc. von Gundling. Berlin 1719. idem de Conradino parte V. Gundlingiarum.

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Zweiundzwanzigſter Band.

Kempten, 1834.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Bug 105 15

Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

K. Wilhelm.

1254 — 1256.

Inhalt. Als nach dem Hintritte des Landgrafen Heinrich Raſpo von Thüringen im Jahre 1247 die deutſche Krone (welche indeſſen Kaiſer Friedrich II., und deſſen Sohn Konrad IV. noch behaupteten) verſchiedenen Fürſten vergeblich angeboten worden war, fand ſich ein junger Graf von Holland, Wilhelm, der dieſelbe annahm.

Dieſer Prinz machte ſich nach dem Tode Kaiſer Friedrichs II., und Konrads IV., da nunmehr die ſämmtlichen Fürſten und Städte ſich an ihn hielten, durch ſeinen Beitritt zum rheiniſchen Städtebund im Jahre 1255 um Deutſchland ſehr verdient. Beſchreibung dieſes rheiniſchen Städtebundes, und der im J. 1241 entſtandenen Hanſe.

Uebrige Thaten dieſes Prinzen, und deſſen klägliches Ende 1256.

Wilhelm, Graf von Holland, war ein Sohn des Grafen Florenz IV., und der Mechtilde, Tochter Herzog Heinrichs I. von Brabant. Er war noch kaum zwanzig Jahre alt, und noch nicht zum Ritter geſchlagen, als (nach dem Hintritte des Landgrafen Heinrich Raſpo von Thüringen, deſſen oben erwähnt worden iſt) an ihn die Frage geſtellt wurde, ob er ſich nicht gefallen laſſen wollte, deutſcher König und römiſcher Kaiſer zu werden. Dieß geſchah von Seite des Pabſtes Innocenz IV., durch deſſen Betriebſamkeit auch bereits der erwähnte Landgraf Heinrich wider Kaiſer Friedrich II., und deſſen Sohn Konrad IV. gewählt worden war, und zwar geſchah es erſt, nachdem die deutſche Krone bereits ſchon beinahe allen europäiſchen Höfen angeboten, und von dieſen ausgeſchlagen worden war, theils weil ſie mit der Krone zugleich einen ſchweren und nicht rühmlichen Krieg wider einen Kaiſer, der in ſeinem Kopfe unerſchöpfliche Hilfsmittel beſaß, zu unternehmen, theils weil ſie überhaupt bei der damaligen Verfaſſung von Deutſchland geringe Ausſichten zu lohnenden Vortheilen vor ſich hatten. Deutſchland befand ſich damals in einem Zuſtande von Anarchie, indem die unermeßlichen Streitigkeiten und Anmaßungen der Großen und Kleinen nicht mehr vor ordentlichen Richterſtühlen, von denen keiner ein überwiegendes Anſehen behaupten konnte, abgethan, ſondern nach den Kräften eines jeden mit dem Schwerte unternommen und entſchieden wurden. Dieſe Betrachtungen ſchreckten indeſſen den jungen Wilhelm ſo wenig ab, daß er ſich vielmehr mit Freuden einſtellte, als unter der Anführung eines päbſtlichen Kardinallegaten, Petrus Capucius, die drei Erzbiſchöfe von Mainz, Köln und Trier, nebſt vielen Biſchöfen und einigen weltlichen Fürſten, unweit Köln (zu Neuß, oder nach andern zu Wöringen) den 4. Oct. 1247 ſeine Wahl ausſprachen, und ihn ſogleich nach Aachen führten, um ihn daſelbſt zu krönen. Die Herzoge von Bayern und Sachſen und viele andere anſehnliche Fürſten, ſo wie auch die meiſten Reichsſtädte wollten von dieſer Wahl ſo wenig, als von der vorhergehenden, wiſſen, und die Bürger von Aachen verſperrten dem einſeitig gewählten Könige die Thore, und konnten nur durch Hunger und anderes Ungemach, das mit einer heftigen Belagerung verbunden zu ſeyn pflegt, gezwungen werden, ihren Entſchluß aufzugeben, und die Stadt, aus welcher ſie endlich wie leibhafte Bilder des Elends auszogen, ihren Siegern zu überlaſſen *), welche ſogleich von der Hauptkirche Beſitz nahmen, und die Krönung vollzogen 1248 den 1. Nov. Der Pabſt ſchickte dem neuen Könige zu ſeinen Abſichten Geld und Kriegsvorrath, und dieſer erwiederte die Gefälligkeiten ſeines hohen Beförderers mit guten Vorſätzen, und mit dem raſcheſten Muthe, in deſſen Betracht man es für nöthig hielt, ihm einige erfahrene Staatsräthe zu geben, welche den Auftrag hatten, ſeine jugendliche Hitze zu mäßigen, und ſeine Einſichten zu leiten.

Dieſer Prinz machte ſich in der kurzen Zeit ſeiner ungewiſſen Herrlichkeit, um das Wohl von Deutſchland ſehr verdient, indem er dem Bunde der rheiniſchen Städte beitrat, durch welchen der Kunſtfleiß, der Handel, die öffentliche Sicherheit, und ſohin der innere wahre Wohlſtand von Deutſchland ungemein befördert worden iſt.

Dieſer Bund der rheiniſchen Städte iſt mit dem Bunde der hanſeatiſchen Städte nicht

---

*) Math. Paris. ad ann. 1248.

zu vermengen; beide entſtanden indeſſen aus eben denſelben Veranlaſſungen, und hatten ebendieſelben Abſichten. Geringſchätzung des bürgerlichen Standes von Seite der Ritterbürtigen, Bedrückungen ihres Fleißes und ihrer Gewerbe, und öffentliche Gewaltthätigkeiten gehörten unter die erſten dieſer Veranlaſſungen. Die niederſächſiſchen Städte hatten ſich wegen ihrer vortheilhaften Lage an großen, dem Meere nahe gelegenen Flüſſen, theils in eigenen Fabrikarbeiten, theils im Niederlegen und Verführen fremder Waaren längſt ausgezeichnet, und zumal haben ſich die Städte Lübeck (welche ihre Reichsunmittelbarkeit im Jahre 1226 endlich befeſtiget, und im folgenden Jahre von K. Friedrich II. eine förmliche Beſtätigung darüber erhalten hat) und Hamburg nebſt Bremen, hervorgethan. Lübeck behauptete den erſten Vorrang an der Oſtſee, und beherrſchte gleichſam dieſes Meer; Hamburg trieb den ausgebreitetſten Verkehr mit allen weſtlichen europäiſchen Ländern, und die nördlichen deutſchen Städte überhaupt bezogen die Waaren, welche ihnen aus Italien und Oberdeutſchland zugeführt wurden, und verführten ſie dann wieder, nebſt ihren eigenen Produkten, nach den entfernteſten, beſonders den nordiſchen Völkern und Königreichen, England, Dänemark Schweden u. a., als in welchen Ländern man ſich damals auf Manufakturen, Künſte und Gewerbe wenig verſtanden, und ſogar die rohen Produkte den deutſchen Kaufleuten abliefern, und dieſelben dann in deutſcher Verarbeitung wieder zurückkaufen mußte. Wenn indeſſen dieſe Völker nicht geneigt waren, ſich durch eigene Anſtrengung etwas zu erwerben, ſo waren deſto mehr Leute vorhanden, welche ſich ihre Beſchäftigung darin ſuchten, andern ihr Erworbenes abzunehmen, und ſich mit Plündern zu bereichern. Zu dieſem ſchändlichen Unfug fanden ſich nicht weniger in Deutſchland Leute genug, und vorzüglich wurden nach der Zertrümmerung des Großherzogthums Sachſen durch den Sturz Heinrichs des Löwen, alle Reiſen zu Waſſer und zu Land höchſt beſchwerlich und unſicher. Die Kaufleute verabredeten ſich daher, die Jahrmärkte in Geſellſchaft zu bereiſen, und einige bewaffnete Leute zu beſolden, welche ſie und ihre Wagen oder Schiffe begleiten mußten. Da dieſe Begleitung, oder dieß Geleitgeben mit einem bewaffneten Gefolge eigentlich als ein Recht der Kaiſer, oder der Landesfürſten, in der Hinſicht, weil ihnen vorzüglich die Pflicht oblag, die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu beſchützen, betrachtet worden, und da überdieß mit dieſem Geleite mancher Vortheil verbunden war, ſo wurde daſſelbe zwar einige Zeit von den Kaiſern und Fürſten behauptet, aber unter den hohenſtauffiſchen Kaiſern, welche meiſtens aus Deutſchland entfernt, und welche die Urheber und Veranlaſſer einer Menge unmittelbarer Fürſten und Herren waren, faſt ganz unnütz gemacht, indem bei der großen Vervielfältigung dieſer Fürſten und Herren keinem die Kraft verblieb, die öffentliche Sicherheit zu beſchützen, und ſich der Störer derſelben zu bemächtigen. Die Folge davon war, daß, da die Hanſen, das iſt, die wechſelſeitigen Handelsgeſellſchaften oder Verbindungen bloß von einzelnen Handelshäuſern durch Privatverträge errichtet und fortgeführt worden waren, dieſelben nunmehr von ganzen Städten errichtet, ſohin förmliche Staatshanſen, oder Verbindungen zu Stande gekommen ſind. Die älteſte und berühmteſte dieſer Hanſen wurde im Jahre 1241 zwiſchen Lübeck und Hamburg geſchloſſen, und zwiſchen beiden Städten die Verabredung getroffen, daß ſie auf ihre gemeinen Stadtkoſten eine hinlängliche Land- und Seemacht errichten, und im Solde unterhalten wollten, um ſich auf ihren Reiſen wider die Räuber und Kaperer ſicher zu ſtellen; dann trat dieſem Bunde, oder dieſer Hanſa im J. 1247 Braunſchweig bei, und endlich geſellten ſich eine Menge anderer norddeutſchen Städte dazu, wodurch dann dieſe norddeutſche Hanſa ein ungemeines Anſehen erhalten, und für ganz Europa ſich wichtig gemacht, zuletzt aber auch die Eiferſucht aller Fürſten ſich zugezogen hat.

Die Handelsleute, Handwerker und Künſtler der oberdeutſchen und ſüdlichen Länder litten ebendieſelben, und wohl noch zahlreichere Bedrückungen. Die anſehnlichern Fürſten, durch deren Gebiete Handelsſtraßen, oder Flüſſe giengen, hatten von den Kaufmannsgütern von jeher Zölle genommen, und ſo lange die oben genannten vier Großherzoge vorhanden waren, gieng noch, wenigſtens im Allgemeinen, alles auf einem gemäßigten Fuß; als nun aber die hohenſtauffiſchen Kaiſer eine Menge jener Fürſten, welche den Großherzogen unterworfen geweſen, bei Gelegenheiten, wo ſie ſolche Fürſten wider die Großherzoge benutzen wollten, ebenfalls Zollfreiheiten ertheilten; als dieſe Kaiſer die Großherzogthümer, theils, was ſie mit Sachſen und Bayern gethan, ſprengten, theils, was mit Schwaben, Franken, und den Rheinländern geſchah, nicht mehr behaupten konnten, und als dieſe Länder, nach der Erlöſchung ihrer Fürſten mit Konradin, ſich ſelbſt überlaſſen wurden, und große und kleine Herren ſich zu reichsunmittelbaren Landesherren erklärten; ſo baute jeder, der nur etwas im Vermögen hatte, an die Handelsſtraßen und an die Ufer der Flüſſe eine Burg, und nöthigte die vorbeireiſenden Kaufleute unter allerhand Benennungen Zölle, Mauth, und Weggeld, Brückengeld u. ſ. w. zu bezahlen. Dieſer entſetzliche Unfug, durch welchen nothwendig alle Waaren auf einen hohen Preis getrieben, und die Länder gedrückt wurden, war noch immer nicht der größte. Es gab unzählige der damaligen Adeligen, welche ſich die Mühe, Zoll- und Mauthgelder zu erpreſſen, nicht einmal mehr gaben, ſondern welche von ihren Schlöſſern, denen man daher im buchſtäblichen Verſtande den Namen Raubſchlöſſer gab, unmittelbar auf die Reiſenden ausfielen, und ſie plünderten; andere zogen beſtändig umher, und lauerten auf Abwegen und in Wäldern auf jeden Wanderer, und machten ganze Gegenden unſicher. Selbſt die Gemahlinn König Wilhelms wurde von einem Edelmanne auf offener Straße geplündert. Der Gräuel dieſer uns jetzt unbegreiflichen Unordnung war ſo groß und allgemein, daß weder geiſtliche noch weltliche Strafen im Stande waren, ihm Einhalt zu thun. Die Bürger in den Städten hatten zwar längſt kaiſerliche Verordnungen ausgewirkt, daß auf eine Meile Wegs von einer Stadt kein Schloß erbaut, kein neuer Zoll angelegt werden ſollte; allein weder K. Friedrich II., noch Konrad IV. fanden ſich, bei ihren Händeln außer Deutſchland, mächtig genug, die Geſetze aufrecht zu halten, und die Bedrückten zu ſchützen. Sohin geſchah, was bei einem Zuſammenfluſſe ſolcher Lagen und Umſtände überall zu geſchehen pflegt. Der Verdruß und Schmerz der Bürger und Handelsleute ſtieg auf einen Grad, bei welchem es nur eines muthigen Anführers, und eines neuen Vorfalles bedurfte, um ſie, die bereits alle gleiche Geſinnungen und Wünſche hatten, zu gleichen Schritten der Selbſthilfe zu vereinigen. An einem ſolchen Vorfalle konnte es nicht fehlen. Im Jahre 1246 baute Graf Diether, oder Diethrich von Kazenelenbogen das Schloß Reinfels, und legte daſelbſt, was natürlicher Weiſe ſeine Abſicht war, einen Zoll an. Nun hatten zwar verſchiedene Städte das einzige Mittel, welches zu derſelben Zeit der bedrückten Parthei übrig blieb, ſich ſelbſt zu helfen, ergriffen, und das Schloß belagert; allein die Sache zog ſich in die Länge, und ihre Beendigung war gleichwohl höchſt nöthig. Bei dieſer Gelegenheit that ein Bürger zu Mainz, Waldbott, ſeinen Mitbürgern den Vorſchlag, ſich um den Beitritt mehrerer Städte am Rhein zu bewerben, und einen feſten Bund unter ſich aufzurichten *). Die Städte

---

*) Albert. Stadens. ad ann. 1255.

Köln, Worms, Speier, Straßburg und Baſel traten dieſem Vorſchlage ſogleich bei, und die anſehnlichern deutſchen, geiſtlichen und weltlichen Fürſten, als Ludwig, genannt der Strenge, Herzog in Bayern, und Pfalzgraf am Rhein, die Erzbiſchöfe Gerhard von Mainz, Konrad von Köln, Arnold von Trier, die Biſchöfe Arnold von Worms, Heinrich von Straßburg, Jakob von Mez, und Berthold von Baſel, nebſt vielen andern Fürſten und Herren, welche den guten Endzweck dieſes Bündniſſes nicht mißkannten, und ihre eigenen Zölle aus Liebe zum Frieden herabſetzten, vereinigten ſich ebenfalls *), und um ſo mehr mit demſelben, als die zwar minder mächtigen, aber zahlreichern ritterlichen Geſchlechter dieſen Bund für eine Erſcheinung erklärten, welche ihren vermeinten Gerechtſamen äußerſt nachtheilig wäre. Im Juli des Jahres 1255 meldeten ſich auch die Städte Zürch, Freiburg, Breiſach, Kolmar, Schlettſtatt, Hagenau, Weißenburg, Neuſtadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauterberg, Oppenheim, Frankfurt am Main, Friedberg, Wezlar, Gelnhauſen, Marburg, Rheinfelden, Grünberg, Hirſchfeld, Baltda, Mühlhauſen, Aſchaffenburg, Selſtatt, Bin-

---

*) Apud Leibniz Mantissa. Tom. II. Cod. Jur. Gent. p. 93. 98.

gen, Erbach, Bocharach, Weſel, Boppard, Andernach, Bonn, Neuß, Aachen, Münſter, Bremen, und ſechzig weſtphäliſche Städte, und Mainz ſollte über die niederdeutſchen, Worms über die oberdeutſchen Städte die Aufſicht haben. Jeder Bürger wurde beſteuert, damit eine hinlängliche Land- und Seemacht hergeſtellt, und ſo lange es die Noth erfordern würde, unterhalten werden konnte, wie dann die niederrheiniſchen Städte fünfhundert ausgerüſtete Schiffe, die oberländiſchen von der Moſel bis Baſel hundert Kriegsſchiffe ausrüſten, und ſohin ſämmtliche Städte ſich vereinigen ſollten, die Raubſchlöſſer und Raubhorden zu zerſtören, die unrechtmäßigen Zölle, Mauthen, Weggelder u. dgl. aufzuheben, die Schlüſſe des Landfriedens zu vollziehen, und die allgemeine öffentliche Sicherheit auf Flüſſen und Landſtraßen wieder herzuſtellen, und zu erhalten. Dem zu Folge ſollten die Rheinſchiffe nur bei den verbündeten Städten, und keinen andern beilegen, und Niemanden, als den Genoſſen dieſes Städtebundes einige Schifffahrt geſtattet, und damit die Vorfälle, welche demſelben wichtig ſeyn möchten, ſogleich geſchlichtet würden, ſollten jährlich vier Verſammlungen, als zu Köln, zu Mainz, zu Worms und Speier gehalten werden. Der kaiſerliche Hofrichter, Graf Albert von Waldeck, leitete und unterſtützte dieſen Bund nach allen Kräfeten, und es fehlte demſelben, um das höchſte Anſehen zu erhalten, nur noch der Beitrit des K. Wilhelm, der ſich dann auch in ſolcher Hinſicht nach Oppenheim begeben, und die Bündniſſe der Bürger unter ſich, und des Adels mit den Bürgern mit vielem Beifalle beſtätiget hat im J. 1255 *).

Dieſes Bündniß und Einverſtändniß des Adels mit den Bürgern war in Betracht mannigfaltiger Folgen, welche daſſelbe bei einem anhaltenden Beſtande würde gegründet haben, von der äußerſten Wichtigkeit. Schon wurde der Adel für die Wahrheit empfänglich, daß in der Beſtrebung, und in der Geſchicklichkeit, tauſend Familien Unterhalt und Nahrung zu verſchaffen, den Ackerbau und den Handel zu ſeinem Geſchäfte zu wählen, und durch die Künſte des Fleißes und des Friedens Ruhe, Sicherheit und Glückſeligkeit über ſein Vaterland und andere Völker zu verbreiten, eine beſſer gegründete Ehre, und ohne Vergleich mehr Vortheil liege, als in der wilden Luſt, ewige Kriege, und dieſe faſt immer zwecklos, zu führen, und Viele begünſtigten bereits nä-

---

*) Neueſte Sammlung der Reichsabſchiede. B. I. n. 15. p. 30.

her, und trieben den Großhandel. Die anſehnlichſten Ritter vereinigten ſich durch Heirathen mit bürgerlichen Familien, und dieſen wurden jene Ueblichkeiten, welche der Adel bis dahin als Vorrechte behauptete, als z. B. das Recht, Schwert und Wappen zu führen, und den Turnieren und großen Freudenfeſten beizuwohnen, in Domſtifte zu treten, ohne Schwierigkeit zugeſagt, und es begann (was der Sittlichkeit, der Erziehung, und dem ſtrengen Beharren auf Fleiß, auf perſönlicher Anſtrengung, und Ausbildung der menſchlichen Fähigkeiten höchſt beförderlich geweſen ſeyn würde) eine Verfaſſung, bei welcher allein diejenige Familie geachtet, ausgezeichnet und belohnt worden ſeyn würde, welche durch rühmliche Eigenſchaften und große Tugenden ſich hervorgethan, und ein allerdings gegründetes Recht auf Vorzüge ſich erworben haben würde; aber die entſetzliche Anarchie, welche eben zu dieſer Zeit in Deutſchland herrſchend wurde, zernichtete dieſe Wendung der Sachen in ihren Keimen. Da Jedermann, um bei ſeinem Eigenthume ſicher zu ſeyn, die Waffen ergreifen, und da jeder, der aus eigenen Kräften ſich nicht halten konnte, an einen Dritten, als deſſen Lehen- oder als Soldmann, ſich anſchließen, und da der Mächtige aus der Nothwendigkeit, ſich ſelbſtſtändig zu erhalten, einzig auf die Vermehrung ſeiner

Macht bedacht ſeyn mußte, ſo gewann der Begriff, daß der Kriegsdienſt die wichtigſte und einzig anſtändige Beſchäftigung eines Ritters ſey, von neuem die Oberhand. Dazu kam der Neid über den Wohlſtand der Bürger, und die Furcht, daß ihre Macht zuletzt zur Uebermacht erwachſen, und daß dann jeder genöthigt werden möchte, ſich in ihre Gebräuche zu fügen, und wenn man zum Genuſſe eines reichen Einkommens gelangen wollte, ſich dieſes, ohne Rückſicht ſeiner Abkunft, durch Geſchicklichkeit und Mühe zu verdienen. Die Adeligen begannen demnach allgemach ſich in einen Stand abzuſondern, die nachrückenden Bürger erſt von ihren Turnieren, was gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vollendet wurde, dann von den Domkapiteln auszuſchließen *), und ihre Vorrechte allein auf ihre Geburt zu Gründen.

Die übrigen Handlungen dieſes K. Wilhelm waren deſto unbedeutender und kläglicher. Da er nicht von den ſämmtlichen Fürſten, ſondern von einer Parthei bei dem Leben eines rechtmäßigen Kaiſers gewählt und aufgedrungen worden war, ſo hieng er überall von dieſer ſeiner Parthei ab, deren Häupter ihn

---

*) Von Schlieſſen S. 143.

nur zu oft fühlen ließen, wie wenig ſie von der Majeſtät ſeiner königlichen Würde durchdrungen wären. Seine Hauptbeförderer, die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, ſchonten ſeiner gerade am wenigſten, und im Jahre 1254 wollten ihn (und den päbſtlichen Legaten) die Bürger von Köln in dem Schloſſe zu Neuß verbrennen *). Wilhelm that demnach, was, da er einmal König ſeyn wollte, in ſeiner Lage zu thun am klügſten war. Er bewilligte jedem, was er wünſchte, und hielt ſich ganz und gar an die Unterſtützung des Pabſtes Innocenz IV., gegen den er ſich wie ein vollkommen abhängiger Statthalter betrug. Als er im Jahre 1252 zu Frankfurt anweſend war, erinnerte er ſich an das alte Kaiſergeſetz, vermöge welches jeder Reichsvaſall binnen einem Jahre nach der Krönung eines deutſchen Königs ſich melden, und ſein Reichslehen, bei Verluſt deſſelben, ſich beſtätigen laſſen mußte. Nun waren ſeit ſeiner im Jahre 1248 zu Aachen geſchehenen Krönung mehrere Jahre verfloſſen, ohne daß diejenigen Fürſten, welche ſeine Wahl nicht erkannten, ſich bei ihm gemeldet hatten, und Wilhelm glaubte demnach, daß er, wenn er dieſe Fürſten und Herren

---

*) Albert Stad. ad. ann. 1254.

vermöge jenes Geſetzes ihrer Lehen für verluſtig erklärte, einen erwünſchten Vorwand bekommen würde, bei Gelegenheit über ſie herzufallen, und ihnen ihre Länder abzunehmen. Er ſprach alſo zu Frankfurt im Beiſeyn und mit dem Beifalle der Fürſten, welche ihm anhiengen, das Urtheil aus, und bat den Pabſt, daß er ſich gefallen laſſen möchte, daſſelbe zu beſtätigen, was Pabſt Innocenz IV. auch gern gethan, und durch dieſe Thatſache, deren Befugniß ihm ſelbſt von einem deutſchen Könige zuerkannt worden war, ſich einen neuen Grund ſeiner Gewalt über weltliche Dinge geſammelt hat *).

Obwohl dieſe frankfurtiſche Verſammlung in der Hauptſache keine neue Aenderung der bereits vorhandenen Umſtände nach ſich zog, ſo zog ſie dennoch einige Unruhen nach ſich. Wilhelm hatte auf derſelben der Margaretha, Gräfinn von Flandern, Hennegau und Namur ihre Reichslehen aberkannt. Die Gräfinn ergriff ſogleich die Waffen, und da ſie mit dieſen nichts auszurichten vermochte, verſprach ſie dem Karl von Anjou, deſſen oben Erwähnung geſchah, die Grafſchaft Hennegau, als eine Belohnung, falls er ſich um ſie annehmen

---

*) Raynald.

würde. Der Prinz unterzog ſich der Sache, und zwar mit vielem Glück, mußte aber zuletzt doch ſeinem Gegentheile weichen.

K. Wilhelm ſchien jetzt auf ſeine Krönung in Rom den Bedacht zu nehmen, und hatte in ſolcher Hinſicht bereits eine Reiſe nach Italien und Genua gemacht, auch mit ſeinen Fürſten zu Köln ſich verabredet, als er mit den Frieſen in Händel gerieth. Er war glücklich, ſchlug im Jahre 1256 ihre Heere wiederholtermalen, und hoffte, die Sache vollenden zu können, indem er im J. 1256 mitten im Winter in Weſtfriesland einfiel, in der Hoffnung, deſto ungehinderter über die Waſſer und Mooſe fortkommen zu können. Er führte einen Theil ſeines Heeres in eigener Perſon an, und war eines Tages bei Medenblick ganz allein vorausgeritten, um für daſſelbe einen bequemen Weg zu ſuchen. Da ihm eine Pfütze begegnete, wagte er ſich, weil ſie gefroren zu ſeyn ſchien, auf dieſelbe hinein, war aber mit ſeinem ganz bepanzerten Streitpferde nicht weit gekommen, als das Eis unter ihm brach. Die Bemühungen, ſich herauszuwinden, dienten in dem moraſtigen Ungrunde vielmehr dazu, ihn tiefer hinabzuarbeiten, und er war bereits erſchöpft, und halb erſtarrt vor Kälte, als aus dem dicken Rohr, mit welchem die Pfütze bedeckt war, leichtbewaffnete Frieſen, die auf der Lauer ſtanden, hervorkamen. K. Wilhelm erkannte ſogleich ſeine Gefahr, und bot dieſen Leuten ein unermeßliches Geld an, mit der Bitte, nur wenigſtens ſeines Lebens zu ſchonen; allein die Frieſen, die jetzt an nichts dachten, als daß ſie einen ihrer Feinde vor ſich hätten, warfen ſo lange kleine Pfeile auf ihn ab, bis ſie ſahen, daß er ſeinen Geiſt aufgegeben hatte; dann eilten ſie, um von dem anrückenden Heere nicht entdeckt zu werden, mit ſeinem Körper nach den nächſten Wohnungen, und beraubten ihn ſeiner Rüſtung, deren Schönheit und Pracht ſie am meiſten angelockt hatte. Wie ein glaubwürdiger Bericht ſagt *), ſollen ſie erſt hier, da mehrere Frieſen ankamen, erfahren haben, daß es der deutſche König ſey, dem ſie das Leben genommen hätten. Ihre Furcht und Beſtürzung war darüber ſo groß, daß ſie ihn in aller Stille in dem Hauſe eines Frieſen begruben, und die That ſelbſt nach Möglichkeit verheimlichten; allein im Jahre 1282, da der Sohn des Wilhelm und deſſen Nachfolger in Holland, Florentius, die Händel mit den Frieſen fortgeſetzt, und eine große Anzahl derſelben theils getödtet, theils gefangen genommen

---

*) Chron. belgic. p. 217.

hatte, entdeckte ihm ein Greis, der unter den Gefangenen war, das Geheimniß. Der Sohn ließ die Gebeine ſeines Vaters ſogleich erheben, und im Kloſter der Prämonſtratenſer zu Middelburg prächtig begraben.

K. Wilhelm war einunddreißig Jahre alt, als er ſtarb im Jahre 1256 den 2[illegible] Jänner. Er hatte ſich im Jahre 1251 mit des Herzogs Otto von Braunſchweig Tochter, Eliſabetha, vermählt, und in dieſer Ehe den ebengenannten Sohn, Florentius, erhalten, der ſein Nachfolger in Holland war.

Schriftſteller.

Mathaeus Paris. — Albert. Stadens. — Joh. de Becka Chron. vltraject. — Chron. belgicum. Raynald. — Herm. Abb. Altahens. Chron. August. — Gundlings Geſchichte und Thaten K. Konrads IV., wie auch König Wilhelms von Holland. Berlin 1719.

Richard von Cornwall.

1257 — 1272.

Inhalt. Prinz Richard von Cornwall wurde vor Frankfurt von der größern Zahl der damaligen Wahlfürſten gewählt, und zu Aachen gekrönt im Jahre 1257; verließ aber den deutſchen Boden wiederholtermalen immer auf einige Jahre; belehnte im Jahre 1262 den König Ottokar von Böhmen mit den öſterreichiſchen Ländern; ſtarb in England im J. 1272; deſſen Gutmüthigkeit und rühmliche Geſinnungen für das Wohl von Deutſchland.

Wenn durch die beſtändige Abweſenheit der hohenſtauffiſchen Kaiſer, dann durch die Erſcheinung zweier Gegenkönige, des Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raſpo, dann des Wilhelm von Holland, zu deren einſeitigen Wahlen der über K. Friedrich II., und König Konrad IV. zu Lyon im J. 1245 gefällte Kirchenbann Anlaß gab, die Verfaſſung, Ordnung und Ruhe von Deutſchland ſehr verſchlimmert worden iſt, ſo wurde ſie jetzt beinahe ganz aufgelöſt, da nach dem Hintritte des Wilhelm von Holland zu gleicher Zeit zwei ausländiſche Prinzen zu Königen gewählt worden ſind, von denen einer niemals, der andere nur in kurzen Zwiſchenräumen nach Deutſchland gekommen iſt; was denn auch einige Schriftſteller veranlaßt hat, daß ſie dieſen Zeitraum für gänzlich erledigt gehalten, und ihn ein Zwiſchenreich (Interregnum) genannt, ſich aber in Rückſicht des Jahres, in welchem es angefangen haben ſoll, verſchieden erklärt, und einige im Jahre 1245, da der K. Friedrich II., und Konrad IV. mit dem Banne belegt wurden; andere nach Konrads IV. Tod, im J. 1254, zu zählen angefangen, und ſich darüber manchmal heftig geſtritten haben. Da aber die Macht eines Pabſtes zur Abſetzung eines weltlichen Monarchen durchaus nicht geeignet, und da ſowohl Wilhelm von Holland, als der König Richard, von welchem gegenwärtig die Rede iſt, vom zahlreichern Theile der Fürſten (was ſchon damals zu einer gültigen Wahl allerdings hinlänglich war) gewählt wurde, ſo iſt vielmehr klar, daß der deutſche Thron nie erledigt, und ſohin ein Zwiſchenreich nie vorhanden geweſen iſt. So viel iſt indeſſen wahr, daß, gleichwie bei der damaligen Lage der deutſchen Verhältniſſe kein deutſcher Fürſt ſich Hoffnung gemacht, die Krone mit einem befeſtigten Anſehen, und mit Ruhe behaupten zu können, auch keiner einige Neigung nach derſelben gezeigt, und daß dieß eben zur Erwählung ausländiſcher Prinzen Anlaß gegeben hat.

An den auswärtigen Höfen machte man ſich von dem unermeßlichen Glanze eines deutſchen Königs, als des Königs aller Könige, und des Herrn der Welt, noch ſo hohe Begriffe, daß die zwei Prinzen, die jetzt als Kronwerber auftraten, ſich ungeheuere Summen koſten ließen, um ſich der Krone zu verſichern. Der eine dieſer Herren war der Bruder des Königs Heinrich III. von England, Graf Richard von Cornwallis, ein hochſtrebender Prinz, als der bereits zum Königreich Neapel, welches ihm unter K. Konrad IV.

Pabſt Innocenz IV. angetragen hatte, große Luſt bezeigt, ſich es aber, weil er im Voraus zu viel forderte, verdorben hat. Er war den deutſchen Fürſten wohl von Perſon bekannt, indem er ſich oft an dem Hoflager des K. Friedrich II., als welcher im Jahre 1235 ſeine Schweſter Iſabella zur Ehe nahm, aufgehalten, auch viele Proben von Tapferkeit abgelegt, nebſtdem ein lenkbares Gemüth, und eine große Achtung für die Deutſchen gezeigt hat; aber das, wodurch er ſich den deutſchen Fürſten vorzüglich empfahl, war ſein Reichthum, (er beſaß die Zinngruben in Cornwallis) und dabei der Umſtand, daß die Zahl der Fürſten, deren Wahlſtimme er brauchte, ſehr verringert worden, und nur noch auf die größern eingeſchränkt war. Es haben nämlich die kleinern Fürſten, die Biſchöfe, Aebte, Ritter, welche bisher bei jeder deutſchen Königswahl erſcheinen, und an der Seite ihres Großherzogs, oder rheiniſchen Erzbiſchofes der Vorwahl dieſer Herren ihren beſtätigenden Beifall ertheilen mußten, ſeit der Zeit, da ſie eigene und ſelbſtſtändige Reichslandesfürſten geworden ſind, gar viel Beſchwerliches an den Wahlreiſen nach Frankfurt gefunden. Die Reiſe ſelbſt ſowohl, welche man wegen der großen Unſicherheit nur mit einem gut bewaffneten Gefolge wagen konnte, als die Pracht, mit der man erſcheinen ſollte, forderten einen großen Aufwand, für welchen ſie die Ehre, die ſeit K. Lothars Wahl eingeführten Vorwahlen beſtätigen zu können, lange nicht entſchädigte. Sie hatten auch in dem damaligen Zeitraume, wo jeder thun wollte, was er konnte, in ihren Ländern gewöhnlich ſo viele eigene Angelegenheiten, daß ihnen eine weite und längere Entfernung nicht anders, als ſehr ungelegen, und wohl auch ſehr gefährlich werden mußte. Da nun damals kein Fürſt mächtig genug war, um ſie zur perſönlichen Erſcheinung bei einer Königswahl zu nöthigen, ſo hörten ſie vollends auf, an der deutſchen Königswahl einigen Antheil zu nehmen, und ließen gleichwohl die größern Fürſten, welche ohnehin bei Königswahlen gewöhnlich die feierlichen Reichshofämter zu verrichten, ſohin nothwendig zu erſcheinen hatten, vorkehren, was ſie für gut finden würden. So geſchah es, daß die Wahl von ſehr wenigen Stimmen, nämlich von den drei rheiniſchen Erzbiſchöfen, den Prinzen des Geſammthauſes Bayern und Pfalz, den ſächſiſchen, brandenburgiſchen Prinzen, und dem Könige von Böhmen, der ſich das Wahlgeſchäft ſehr angelegen ſeyn ließ, abhängig geworden iſt. An dieſe wandte ſich Richard, und nach dem Zeugniſſe des engländiſchen Geſchichtſchreibers, Thomas Wilkes, verſprach er dem Erzbiſchofe Konrad von Köln zwölftauſend Mark Silber, dem Erzbiſchofe Gerhard von Mainz, welcher ſich eben in der Gefangenſchaft des Herzogs von Braunſchweig befand, achttauſend, den Fürſten von Bayernpfalz achtzehntauſend, und den anſehnlichſten der übrigen Wahlfürſten ebenfalls jedem achttauſend. Ungeachtet dieſer großen Verſprechungen gelang es ihm doch nicht, alle Wahlfürſten zu gewinnen, und diejenigen, welche ihm ihre Stimmen zudachten, worunter die Erzbiſchöfe von Köln und Mainz, welcher letztere ſeine Stimme jenem übertrug, dann die bayeriſchpfälziſchen Fürſten und Brüder, Ludwig und Heinrich, nebſt dem Könige Ottokar von Böhmen, die vornehmſten waren *), fanden ſogar die Stadt Frankfurt von den Fürſten, welche, wie nachher erzählt werden ſoll, mit ihnen nicht verſtanden waren, verſchloſſen, und nahmen demnach ihre Wahl den 13. Jan. 1257 auſſerhalb Frankfurt vor. Als hierauf der Erzbiſchof von Köln mit vielen deutſchen Fürſten, Biſchöfen und Edeln perſönlich nach London kam, um dem Richard ihre Wahl zu eröffnen, brach Richard, nachdem er eine Weile den Unſchlüſſigen gemacht hatte, nach der Erzählung

---

*) Chron. August. ad ann. 1257.

eines Ohrenzeugen, in folgende Worte aus: „Das hölliſche Feuer ſoll mich verzehren, und ein plötzlicher Tod ſoll mich, ehe ich dieſen Ort verlaſſe, niederwerfen, wenn ich die deutſche Krone aus Ehrgeiz oder aus Habſucht annehme, und wenn ich nicht ganz allein die Abſicht dabei habe, dem deutſchen Reiche, ſo Gott will, eine beſſere Verfaſſung zu geben, und diejenigen, welche mich freiwillig zu ihrem Oberhaupte wählten, mit aller Mäßigung und Gerechtigkeit, und Ehre zu regieren." Von dieſem Verſprechen hielt der gute Prinz, ſo viel er vermochte, und es iſt nur zu bedauern, daß er es ſich nach der Art, wie er zu Werke gieng, bald unmöglich machte, viel zu vermögen. Er hatte ſich vorgenommen, die Deutſchen mit lauter Güte und Großmuth zu gewinnen, und auf dem deutſchen Boden mit einer Pracht und einem Ueberfluſſe an Geld und Gütern, welcher Jedermann einen hohen Begriff für ihn einflößen ſollte, zu erſcheinen. Den Angekommenen zahlte er ſogleich auf das Freigebigſte ihre Reiſekoſten, und dem Erzbiſchofe von Köln verehrte er eine köſtliche, mit Gold und Juwelen gezierte Inful; und erquickte ſich im Voraus mit den Ehrenbezeigungen, welche ihn in Deutſchland erwarteten, nachdem ihm die anweſenden deutſchen Fürſten ſo viele Ergebenheit und Ehrfurcht erzeigt, und wie Mathäus Paris ſagt, die engländiſche Aufrichtigkeit wohl zu benützen gewußt hatten. Nach dem Zeugniſſe eben dieſes Schriftſtellers ließ er zu ſeiner Ueberfahrt nach Deutſchland alle Schiffe, welche in England, und den „benachbarten" Seehäfen aufgetrieben werden konnten, zuſammen bringen, und ließ dann aus ſeiner Schatzkammer ſiebenmal hunderttauſend Pfund (an welchen, wie eben derſelbe Schriftſteller ſagt, das Blut vieler Sünden klebte) eine Summe, deren Verluſt in ganz England einen empfindlichen Geldmangel verurſachte, nach dem Port ſchleppen. Er hatte ſeine damalige Gemahlinn, Sanctia, des letzten Grafen von der Provence Raymunds Tochter, bei ſich, und fand alle ſeine Erwartungen erfüllt, als er im Maimonat zu Dortrecht in Holland ans Land ſtieg. Ein glänzendes Gefolg von Fürſten, Biſchöfen und Edeln empfieng ihn, und führte ihn mit triumphirender Freude nach Aachen, in welcher Stadt er von den zwei Erzbiſchöfen von Köln und Mainz, in Gegenwart zehn anderer Biſchöfe, dreißig Herzogen und Grafen, und dreitauſend Rittern gekrönt worden iſt den 17. Mai 1257. Richard erwiederte dieſe Ehre mit einem Gaſtmahle, deſſen Pracht bei den Deutſchen eine große Verwunderung, aber zu gleicher Zeit eine eben ſo große Begierde nach den Gaben dieſes reichen Königs erweckte. K. Richard kam ihren Wünſchen allenthalben zuvor. Da die meiſten Kaiſerſtädte, welche ſich jetzt bereits als Reichsſtädte betrachteten, ſich noch nicht erklärt hatten, ob ſie der neuen Wahl beitreten wollten, ſo begab er ſich perſönlich nach Worms, Speier, Oppenheim, und andern am Rhein gelegenen Städten, löſete einige, welche von den letzten Kaiſern verpfändet worden waren, mit baarem Gelde wieder ein, beſtätigte andern ihre Freiheiten, oder bewilligte ihnen neue, und begegnete Jedermann mit ſo vieler gerader Großmuth, und einem ſo ſichtbaren Wohlwollen, daß ſein Anſehen in Deutſchland überwiegend und entſchieden zu werden, und ihm auch bei den Italienern, die von ſeiner Güte und Freigebigkeit gehört, und ſich davon überzeugt hatten, wenig mehr im Wege zu ſtehen ſchien, um eine Reiſe nach der Lombardei, und nach Rom zur Krönung unternehmen zu können, als ihn bei ſeinem Aufenthalt zu Baſel dringende Umſtände nöthigten, nach England zurückzukehren. Die Stände von England hatten ſeinem Bruder, dem König, verſchiedene Zumuthungen gemacht, in deren Rückſicht die Anweſenheit des Richard erfoderlich zu ſeyn ſchien; aber die gleichzeitigen Schriftſteller geben ohne Rückhalt eine andere Urſache an, welche noch weit mehr das Anſeben von Zuverläſſigkeit enthält. Richard hatte ſeiner Freigebigkeit in Deutſchland keine Grenzen geſetzt, und ſich bei der täglichen Vermehrung derjenigen, welche Anſpruch darauf machten, bald außer Stand geſehen, ſein Anſehen zu behaupten, welches er größtentheils ſeinen Geſchenken zu verdanken hatte. Die meiſten Fürſten, Städte und Edle betrachteten damals den deutſchen König nicht ſo faſt als den Mittelpunkt, von welchem die Handhabung einer geſetzlichen Verfaſſung ausgehen, ſondern als eine Quelle, von welcher ſich ein ſteter Ausfluß von Freiheiten und Vortheilen über alle und jede ergießen ſollte, und ſie entfernten ſich von Richard, ſobald jene Quelle verſiegte, theils noch in Baſel, theils, und noch auffallender in England, wohin ihm bei ſeiner Abreiſe im J. 1258 einige gefolgt waren. Die Engländer empfiengen ihn zwar bei ſeiner Ankunft, und inſoweit ſie ihn als einen vornehmen Gaſt betrachteten, mit vieler Feierlichkeit, behandelten ihn aber, ſobald er Antheil an ihren Verhandlungen nehmen wollte, wie jeden andern Großen ihres Landes. Er mußte, ehe er noch London betrat, ihre mit dem Könige bereits abgeſchloſſenen Verträge unterzeichnen, und ſodann gleichwohl ſelbſt für ſein Fortkommen ſorgen.

Bei dieſen Umſtänden wurde Richard in Deutſchland ſowohl, als in England in eine gleich trauerige und ungewiſſe Lage verſetzt, und dieß um ſo mehr, als er die Händel ſeines Bruders Heinrich in England noch immer auch für die ſeinigen gehalten, und was Deutſchland betrifft, ſeine Erſcheinung daſelbſt zu prächtig begonnen hatte, um ſie, ohne die äußerſte Anſtrengung fortſetzen zu können. Er zog ſich demnach, in der Abſicht, neue Reichsthümer zu ſammeln, in eine Art von Privatſtand zurück, und ſah Deutſchland (wenn man einen kleinen Ausflug, vermöge deſſen er im Juni 1260 dahin gereiſet, und im October wieder zurückgekehrt iſt, ausnimmt) bis zum Jahre 1262 nicht wieder, und auch jetzt veranlaßte ihn eine beſondere Verlegenheit, ſich dahin zu begeben. Es waren nämlich im J. 1259 der Erzbiſchof Gerhard von Mainz, und im J. 1261 Pabſt Alexander IV. (Nachfolger Innocenz IV.) mit Tod abgegangen, und ſowohl der neue Erzbiſchof, Werner von Eppenſtein, als der neue Pabſt Urban IV. waren der Wahl Richards ungleich weniger, als deren Vorfahrer, günſtig. Der Pabſt fieng an, die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl in Zweifel zu ziehen, und der Erzbiſchof gieng, wie man zuverläſſig wiſſen wollte, damit um, eine andere Wahl in Vorſchlag zu bringen, und auf den jungen Konradin Rückſicht zu nehmen *). Richard wurde durch die Nachricht dieſes Vorganges nicht wenig beunruhiget, und eilte nach Deutſchland, um ſich unmittelbar ſelbſt zu überzeugen, wie viel an der Sache wäre, und den weitern Fortſchritten vorzubeugen. Er fand die deutſchen Fürſten treuer und ruhiger, als er es vermuthet haben mochte, und brauchte nebenbei die Vorſicht, ſich der Ergebenheit des Königs von Böhmen, der in die deutſchen Angelegenheiten einen wichtigen Einfluß hatte, durch außerordentliche Gunſtbezeigungen zu verſichern. Wir haben im Leben Kaiſers Friedrich II. vernommen, daß im Jahre 1246 der männliche Stamm der Herzoge von Oeſterreich mit Friedrich dem Streitbaren erloſchen iſt. Dieſe Herzoge hatten ſeit dem J. 1156, da ſie aus bayeriſchen Markgrafen ſelbſtſtändige Herzoge geworden ſind, ihre Länder beträchtlich vermehrt, und unter Herzog Leopold VI. durch einen Vertrag im Jahre 1191 das Herzogthum Steiermark, und unter Herzog Friedrich II., oder dem Streitbaren, im Jahre 1233 das Herzogthum Krain an ihr Haus gebracht. Dieſer Herzog hatte zwei Schweſtern, Margaretha und Konſtantia,

---

*) Raynald.

hinterlaſſen, von denen ſich die erſte, Wittwe König Heinrichs, Sohnes Kaiſers Friedrich II. in einem Kloſter unweit Trier aufgehalten, die zweite aber, des Markgrafen von Meißen, Heinrichs des Erlauchten Gemahlinn war. Die öſterreichiſchen Länder wurden von vielen benachbarten Fürſten, welche einiges Recht auf dieſelben hatten, oder zu haben glaubten, in Anſpruch genommen, was endlich die Stände von Oeſterreich bewogen hat, im J. 1251 eine Geſandtſchaft nach Meißen zu ſenden, und ſich einen Sohn der Konſtantia zum Herzog von Oeſterreich zu erbitten. Dieſe Geſandtſchaft nahm ihren Weg durch Böhmen, und flößte dem König Wenzeslaus einen ſeltſamen Entſchluß ein, den er eben ſo kühn unternommen, als glücklich ausgeführt hat. Er beredete und nöthigte die Geſandten, nach Wien zurückzukehren, und ſtatt des meißniſchen Prinzen ſeinen Sohn Ottokar zum Herzog vorzuſchlagen, was er für ſo leichter hielt, als ſein Haus mit dem öſterreichiſchen ebenfalls verwandt war. Ottokar folgte unverzüglich ſelbſt nach, und um den öſterreichiſchen Ständen, welchen er nicht gefallen wollte, allen Vorwand, der ihm, nach ſeiner Meinung, hätte im Wege ſtehen können, zu benehmen, heirathete er im Jahre 1252 die Margaretha, und ſetzte ſich nunmehr in den vollkommenen Beſitz der Herzogthümer Oeſterreich, Steiermark und Krain. Gleichwie aber dieſer Schritt eigenmächtig unternommen, und mit keinem geſetzlichen Anſehen bedeckt war, ſo hatte es Ottokar, da er dem König Richard ſeine Wahlſtimme zuſagte, zur Bedingniß gemacht, daß ihm hinwieder die Beſtätigung der öſterreichiſchen Länder von dem neuen Könige ertheilt werden ſollte. K. Richard glaubte jetzt eine erwünſchte Gelegenheit zu haben, ſich den König Ottokar neuerdings zu verbinden, und ertheilte ihm auf einem Hoftage zu Aachen im Jahre 1262 die Belehnung über die öſterreichiſchen Länder, unterließ aber (was er vielleicht bewirken zu können ſich keine Hoffnung gemacht haben mochte) die Reichsfürſten beizuziehen, ungeachtet er in ſeiner Urkunde ſagte, daß die Länder, deren Belehnung er dem Ottokar ertheilte, dem Reiche und dem Kaiſer heimfällig geworden wären *).

Die Ergebenheit, mit welcher ihm der König von Böhmen, und überhaupt der größte Theil der großen deutſchen Fürſten anhieng, machte ihn ſo ſicher, daß er, ohne fernere Furcht vor einem Gegenkönig, den deutſchen

---

*) Goldast. Append. doc. pag. 26. Lambach öſterreich. Interregn. Anhang 29.

Boden verlaſſen, und an den Angelegenheiten ſeines Bruders Theil nehmen zu können glaubte. Dießmal dauerte ſeine Entfernung aus Deutſchland, das er mit dem Anfange des Jahres 1263 verließ, beinahe vier volle Jahre. Er hatte an dem Kriege, welchen ſein Bruder, König Heinrich von England, wider die engländiſchen Baronen führte, einen perſönlichen Antheil genommen, und hatte das Unglück, in der den 14. Mai bei Lewes vorgefallenen Schlacht, ſammt ſeinem Sohne Edmund in die Hände der Baronen zu gerathen, welche ihn über vierzehn Monate in einem ſehr engen Arreſt hielten. Im Jahre 1268 kam er das vierte Mal nach Deutſchland, wo er aber nur bis im Auguſt 1269 blieb, und dann mit ſeiner neuen Gemahlinn, Beatrix von Falkenſtein, mit welcher er ſich kurz zuvor in Kaiſerslautern vermählt hatte, nach ſeinen Gütern in England abreiſte; wo er, nachdem er im J. 1271 das Unglück erlebte, daß ſein Sohn Heinrich in der Kirche zu Viterbo ermordet wurde, auf ſeinem Schloſſe Berkamſtede vom Schlagfluſſe getroffen worden, und geſtorben iſt den 2. April 1272 im 65ſten Jahre ſeines Alters, und in dem 15ten ſeiner königlichen Würde.

Richard war in vieler Rückſicht einer der beſſern deutſchen Könige; denn obwohl er in

Deutſchland mehr wie ein vorübereilender Gaſt, als wie ein reichsſäſſiger König zu betrachten iſt, ſo hat er doch ohne Unterlaß eine nützliche Thätigkeit, und zumal eine Denkart, welche vor und nach ihm von Wenigen geäußert und nachgeahmt worden iſt, bezeiget. Er war hierin einer der immer einſam ſtehenden Monarchen, welche ihre Würden nicht als eine Gelegenheit, ſich zu bereichern, und ihr Haus zu vergrößern, ſondern als einen Poſten der erhabenſten Pflicht und Großmuth betrachten. Ungeachtet unter ſeiner Regierung mehr als ein beträchtliches Reichsland ledig geworden, und geſtanden, und er mit hoffnungsvollen Söhnen geſegnet war, trachtete er nie nach einigem Beſitzthum in Deutſchland, ſondern ſtrebte mit einer ſeltenen Uneigennützigkeit allein nach der Ehre, der einzigen wahren und bleibenden Ehre großer Fürſten, die ihm zur Regierung anvertrauten Völker in jenem Zuſtande zu befeſtigen, in welchem eine lebhafte Neigung zur Gerechtigkeitspflege, zur friedlichen Hauswirthſchaft, und zur Verbreitung des Wohlſtandes jeder Art ſich hervorthut. Da er unzählige deutſche Herren in dem unglücklichen Wahne begriffen ſah, eine verwerfliche Geſetzloſigkeit für eine wünſchenswerthe Freiheit zu halten, und alles, was die Unbändigkeit eingiebt, zu unternehmen, ſo bediente er ſich der

Künſte der beſänftigenden Vorſtellung, der Beſcheidenheit, des Beiſtandes der Größern und Mächtigern, um die öffentliche Ruhe und Sicherheit herzuſtellen. Im J. 1260 machte er in ſolcher Hinſicht nützliche Verordnungen *), und im Jahre 1269, da er den größten Theil von Deutſchland durchreiſte, brachte er auf einem Reichstage zu Worms die anſehnlichern deutſchen Fürſten, Herren und Städte dahin, daß ſie ſich einmüthig verbanden, jede Verletzung des öffentlichen Reichsfriedens an dem Verletzer unnachſichtlich und auf der Stelle zu beſtrafen, die Raubſchlöſſer zu zerſtören, und die gewaltthätigen Erpreſſungen eigenmächtig errichteter Mauthen und Zölle, und alle unbilligen Auflagen aus dem Wege zu räumen. Dergleichen Vorkehrungen ſowohl, als ſeine überhaupt unverkennbaren guten Abſichten gewannen ihm die deutſchen Fürſten, deren Anſehen entſcheidend war, gewannen ihm nach und nach ſeine heftigſten Gegner, und verſicherten ihm jene Treue und Anhänglichkeit, bei deren Fortdauer zumal ſein Gegenkönig keine Hoffnung hatte, einiges Anſehen auf deutſchem Boden erhalten zu können.

---

*) Goldast. Const. imp. T. I. p. 308.

Dieſer Gegenkönig war der König von Caſtilien, Alphons X., mütterlicher Seits ein Enkel des K. Philipp, des Hohenſtauffen, und bekannt durch ſeinen Beinamen, der Weiſe, den er ſich durch ſeine vortrefflichen Kenntniſſe in der Sternkunde erworben hatte. Ihn hatte der Erzbiſchof Arnold von Trier, vielleicht weil ihm die Kaufſache mit Richard mißfällig, oder etwa die angebotene Summe zu gering war, in Vorſchlag gebracht, und mit Beiſtimmung des Herzogs Albert von Sachſen, und der Markgrafen von Brandenburg den 1. April 1257 in der Stadt Frankfurt gewählt, und in Italien hatte ihm Ezelin von Romano, Statthalter der Tarviſer-Mark, vielen Vorſchub gethan, und anfänglich Ausſichten gezeigt, bei welchen ſich dieſer Alphons den Muth nahm, Geſandte an Richard nach Deutſchland zu ſchicken, welche dieſem bedeuten mußten, daß er ſich, wenn ihm ſein Wohl am Herzen läge, ohne Verzug aus Deutſchland begeben, und auf die deutſche Krone Verzicht thun ſollte; eine Zumuthung, deren Inhalt ſowohl, als die Art, wie ſie geſchah, dem im Kriege verſuchten Richard, ſtatt ihm bedenklich zu ſeyn, vielmehr erwünſcht und willkommen war; er gab auch den Abgeordneten entſchloſſen zur Antwort: „Wenn Alphons als Feind kommt, werde ich ihm mit dem Schwerte in der Hand außer Deutſchlands Grenzen entgegen kommen.“

K. Richard hinterließ von ſeiner erſten Gemahlinn Sanctia (oder Iſabella) einen Sohn, Heinrich genannt.

Schriftſteller.

Nebſt den vorigen, als Mathäus Paris, Monach. Paduan. Histor. Landgr. Thur. — Gundling Geſchichte und Thaten Kaiſer Richards. — Gebauer Leben Richards; ebendeſſelben Grab des Interregni. M. Jo. Godofr. Bernhold Exercit. de Interregno magno non interregno. Altorf 1751. — Sam. Wilh. Oetters aufgewecktes Interregnum. Frankf. u. Leipzig 1756.

Rudolph von Habsburg.

1273 — 1291.

Inhalt. Als Graf Rudolph im Jahre 1273 zum Könige von Deutſchland gewählt wurde, befanden ſich die Verfaſſungen in Deutſchland und Italien, dann die Verhältniſſe gegen den römiſchen Hof in einer ſehr unbeſtimmten Lage. Rudolph begann vorerſt mit Deutſchland, indem er den König von Böhmen, Ottokar, der die öſterreichiſchen Länder an ſich gezogen hatte, zur Leiſtung des Lehenseides aufforderte, denſelben in einer Schlacht 1278 überwand, und im Jahre 1282 auf einem Reichstage zu Augsburg mit den Ländern Oeſterreich, Steiermark, Krain ꝛc. zwei ſeiner Söhne, Albert und Rudolph, belehnte; er vertrug ſich mit dem römiſchen Hofe, und mit den lombardiſchen Städten, ohne jemals nach Rom, oder nach Italien zu ziehen; behauptete ſein Anſehen über die, mit dem deutſchen Reiche verbundenen Länder, und verwendete ſich allein und gänzlich für Deutſchland, in welchem er Friede, Achtung für Geſetze, öffentliche Sicherheit herſtellte, und die Gewerbe und den Ackerbau ermunterte; deſſen Hintritt im Jahre 1291. Charakter, Gemahlinnen, Kinder.

Wenn man das Leben, nämlich die Fähigkeiten, Kenntniſſe, Geſinnungen, Leidenſchaften, Abſichten, und Handlungen des größten Theiles der Kaiſer, deren Eigenthümliches ich bisher zu entwerfen geſucht habe, in einer Reihe von Geſichtsbildern ausgedrückt ſehen ſollte, ſo würde man bei den meiſten mit einer unruhigen Beklemmung, und in der Erinnerung, daß ſie die Führer von Millionen Menſchen waren, mit einem nachdenkenden Stillſchweigen vorübergehen, und jetzt bei dem Bilde des Rudolph von Habsburg ſtille ſtehen und ausruhen. In jenen würde man größtentheils wenig von dem, was mit der wahren Glückſeligkeit unſerer Natur, mit unſern Bedürfniſſen, und mit dem Zwecke unſeres Daſeyns übereinſtimmt, ſondern unnatürliche, durchaus verſtimmte Begriffe uud Denkarten, ungeheuere Abſichten, und gewaltſame, unbeſonnene Unternehmungen, denen am Ende kein Ziel ausgeſteckt war, wahrnehmen, aber bei dem letztern würde man, je ruhiger, unbefangener und geſünder man ſelbſt iſt, deſto mehr und inniger in ſein eigenes Element ſich verſetzt finden, und mit der Freude eines Wanderers, den nach einer lange ausgehaltenen, ſengenden Hitze ein erquickender Schatten aufnimmt, Betrachtungen und Gefühlen, die dem Bilde eingedrückt ſeyn würden, ſich überlaſſen, und Seelenfrieden und Befriedigung finden. Auch hat ſich das Andenken dieſes Mannes, den die Vorſicht zum größten der Monarchen beſtimmt hat, in einem ganz beſonders ehrwürdigen Andenken erhalten, und ſeine Reden und Sprichwörter werden noch immer mit großem Beifall, deſſen ſie übrigens nicht unwürdig ſind, wiederholt, was alles dem Beobachter die höchſt demüthigende Bemerkung abnöthiget, daß man von einem überaus ſeltenen Glücke zu ſagen habe, wenn man das Glück hat, der allgemein herrſchenden Vorſtellungs- und Denkart ſeines Zeitalters in Rückſicht deſſen, was recht und billig, was wahrhaft nützlich, groß und rühmlich iſt, zu entkommen, und bis in ſein männliches Alter, bis zum Amte und zur Würde den geſunden Menſchenverſtand, und jene unbefangene Empfänglichkeit und Beurtheilungskraft zu retten, bei welcher man die Dinge erblickt, wie ſie ſind, und bei welcher man in den Fällen, wo man ſich über etwas erklären, etwas einleiten, unternehmen und vollenden ſoll, mit einer eigenen perſönlichen Feſtigkeit und Würde, und mit ruhiger und entſcheidender Zuverſicht auftritt.

Rudolph wurde im Jahre 1218 zu Limburg geboren. Sein Vater, Albert, mit dem Zunamen der Weiſe, hatte mehr das Glück, wegen ſeiner guten alten Abkunft, (er hatte mit den Herzogen von Oberlothringen und Zähringen, ferner mit den Markgrafen von Baden einerlei Stammvater) als wegen ſeiner großen Güter in Anſehen zu ſtehen. Indeſſen waren ſeine Güter in der Schweiz ſowohl als in Elſaß eben nicht unbeträchtlich, und für den Rudolph ergaben ſich noch weit herrlichere Ausſichten. Er hatte von Seite ſeiner Mutter Hedwig die nächſte Hoffnung, die Güter ihrer Brüder, welche keine Kinder hatten, nämlich die Grafſchaften Kiburg, Baden und Lenzburg zu erben, und als er ſich im J. 1240 mit Anna von Hohenberg verheirathete, fielen ihm die ſehr anſehnlichen Beſitzungen des Hohenbergiſchen Geſchlechtes in Elſaß zu. Gleichwie ihm dieſe Reichthümer in ſeiner frühen Jugend nicht zu ſtatten kamen, ſo wurde er, nach der damaligen, zum Theil noch jetzt vorhandenen Sitte als edler Knabe (Page) an einen mächtigen Hof, und zwar an den Hof Kaiſer Friedrichs II. geſchickt, wo er alle möglichen Gelegenheiten, ſich zu einem braven Ritter und trefflichen Kriegsmanne zu bilden, nicht nur erhalten, ſondern auch in vollem Maaße benützt hatte. Er begleitete den Kaiſer auf deſſen Feldzügen nach Italien, und behielt die Eindrücke, und ſeine Beobachtungen über die Nutzbarkeit derſelben tief in ſeinem Herzen. Auch hieng er dieſem Kaiſer, und nachher deſſen Sohn, Konrad IV., mit unverrückter Treue an, und nahm an allen ihren Schickſalen den wärmſten Antheil. Als dieſer letztere im Jahre 1254 mit Tod abgegangen war, diente er am Hofe des kriegeriſchen Ottokars, Königs von Böhmen, als Marſchall, machte die Feldzüge, in denen dieſer König ohne Unterlaß begriffen war, mit, und erwarb ſich in einer Schlacht, welche derſelbe wegen Steiermark wider die Ungarn focht, einen ausnehmenden Ruhm, mit deſſen Ruf er ſich im J. 1260 in ſein Vaterland zurückzog. Hier war ſein Name durch einige Fehden, welche er in ſeinen jüngern Jahren unternommen, und mit beſonderer Geſchicklichkeit ausgeführt hatte, bereits allenthalben geachtet oder gefürchtet. Rudolph hatte ſich in ſeinen jüngern Jahren zu mehr als einer Unternehmung hinreiſſen laſſen, wozu nur ein ſehr roher Soldatengeiſt, oder eine mißverſtandene Behauptung von Ehre zu verleiten pflegt. Da ihn dieß zu einem Aufwande, der ſeine damaligen Einkünfte weit überſtieg, genöthiget hatte, ſo trachtete er mit gewaltſamem Ungeſtüm, ſich in den Beſitz ſolcher Güter, welche ihm nur mit dem Laufe der Zeit anfallen konnten, zu ſetzen, welches alles deſto ſchlimmer war, als nach dem Hintritte Kaiſer Friedrichs II. kein Reichsgericht mit der hinlänglichen Macht, Gewaltthätigkeiten zu ſteuern, vorhanden geweſen iſt. „Ein gewiſſer Hugo von Teuffenſtein, ein noch ſehr junger Herr von großem Vermögen, beſaß, wie die kolmarſchen Annalen erzählen *), ein ſehr feſtes Schloß, deſſen Unüberwindlichkeit er ſehr rühmte, und deſſen Beſitz Rudolph von Habsburg innigſt wünſchte. Da er nicht die entfernteſte Veranlaſſung fand, auf daſſelbe einigen Anſpruch zu machen, ſo

---

*) Part. alt. p. 37.

nahm er eine ſehr geringe Beleidigung, welche nur in Worten beſtand, zur Veranlaſſung, das Schloß zu belagern. Hugo vertheidigte ſich dergeſtalt geſchickt und tapfer, daß man bald einſah, wie es ſchlechterdings unmöglich ſeyn würde, ihm beizukommen. Rudolph verſöhnte ſich mit ihm auf den Schein, ließ ihm aber zu gleicher Zeit durch ſeine Freunde auflauern, die ihn auf eine niederträchtige Weiſe ermordet haben.“ Auf eine ähnliche Art überfiel und mißhandelte er die Güter der Grafen von Toggenburg, und befehdete ſogar ſeine eigenen Anverwandten väterlicher und mütterlicher Seits, weil ſie Reichthümer und Güter beſaßen, in deren Beſitz er zu ſeyn wünſchte. Wenn man ſolche Unternehmungen nicht billigte, ſo ſchätzte und bewunderte man darum nicht weniger die Geſchicklichkeit, und den unerſchrockenen, behenden Muth, mit welchem ſie Rudolph ausführte, und wenn Fehden entſtanden, glaubte diejenige Parthei eines glücklichen Ausganges im Voraus verſichert zu ſeyn, welcher es glückte, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Ein ſolcher Fall ereignete ſich im Jahre 1261 mit Straßburg, wo die Bürgerſchaft und der Biſchof Walther unter ſich uneinig geworden, und dieſer letztere unklug genug war, dem Rudolph eine Gnade zu verſagen, um welche er ihn eben zu derſelben Zeit dringendſt gebeten hatte.

Rudolph hatte nämlich einſt ſeiner Mutter Bruder, Hartmann den ältern, und deſſen Neffen, Hartmann den jüngern, beide Grafen von Kyburg, durch ſeine ungeſtümen Geldforderungen dergeſtalt wider ſich aufgebracht, daß der Aeltere, welcher, wie der Jüngere, keine Kinder hatte, ſeine Güter dem Bisthume Straßburg vermachte, und darüber einen ordentlichen Schankungsbrief ausſtellte. Nachher gereute es ihn, ſeine beträchtlichen Güter ſeiner Familie entzogen zu haben, und jetzt, da er der Meinung war, es möchte dem Biſchofe von Straßburg an ſeiner Freundſchaft und Unterſtützung ſehr viel gelegen ſeyn, forderte er ſie zurück. Rudolph gieng den Biſchof mit gleicher Inſtändigkeit darum an, und jener, der ſich nichts weniger, als einer abſchlägigen Antwort verſehen hatte, erklärte ſich ſogleich für die Bürger, überrumpelte die Stadt Colmar, und lieferte dem Biſchofe im Jahre 1263 eine Schlacht, welche ſich für ihn mit einem entſcheidenden Siege endigte. Als jener bald darauf geſtorben, und Heinrich von Geroldseck an deſſen Stelle gekommen war, erhielt Rudolph die kyburgiſche Schankung zurück, und da auch die beiden erwähnten mütterlichen Verwandten mit Tod abgiengen, kam er in den wirklichen Beſitz nicht nur von Kyburg, ſondern auch von Baten und Lenzburg. Nun wählten ihn verſchiedene Städte zu ihrem Schutzherrn, z. B. Freiburg, welches unter dem Schutze Hartmanns des Jüngern geſtanden war, und bald darauf Zürch, bei welchem letztern Falle er in eine Fehde mit Ulrich von Regensberg, und deſſen mächtigen Verwandten, welche für dieſe Familien ein höchſt unglückliches Ende nahm, (Rudolph nahm ihr alle ihre Güter und Schlöſſer ab) verwickelt worden iſt. Bei dieſen Vorfällen wuchs nicht ſo faſt der Reichthum, als vielmehr der Ruf des Rudolph. Er hatte alle ſeine glücklichen Unternehmungen auf eine Art verrichtet, wobei er zeigte, daß ſeine Einſicht und Erfahrung jeder gemeinern Tapferkeit weit überlegen wäre; er verſtand meiſterlich die Kunſt, eine große Macht mit einem mäßigen Heere zu vereiteln, und war zumal unerſchöpflich in ſinnreichen Einfällen und Erfindungen, mit denen man in jenen Zeiten, in welchen es an Belagerungsmaſchinen heutiger Art fehlte, feſte Schlöſſer eroberte, oder ſich des Feindes auf dem Schlachtfelde verſicherte, ehe dieſer ſeines Gegners gewahr werden, und ſich in den Stand ſetzen konnte, ſich ſeiner Kräfte zu bedienen. Ein Einfall dieſer Art, bei welchem Rudolph unbewaffnet einen Bewaffneten beſiegen zu können hoffte, verdient einer Erwähnung. Bei einem Ritterſpiele, und den darauf gefolgten Freudenfeſten, welche im Jahre 1267 zu Baſel angeſtellt worden waren, hatten die Bürger von Baſel einige Leute des Rudolph, welche bei dieſen Luſtbarkeiten gegenwärtig, und beim Weine etwas freier, und zugleich großſprechiger geworden waren, derb abgeprügelt, ja, mehr als einen Ritter getödtet. Rudolph hätte dieſen Schimpf an den Baslern gerne gerächt, war aber in einer Fehde mit dem Abte zu St. Gallen begriffen, welchem er die Huldigung wegen einiger kyburgiſchen Güter, welche der Abt für ſeine Lehen erklärte, verſagt hatte. Es kam zum Feldſtreit, und der Abt lag mit ſeinen Leuten zu Wyl. Rudolph nahm einen Umweg, um des Abtes Leuten nicht in die Hände zu fallen, und kam mit zwei Begleitern am Abend nach Wyl, da der Abt eben an der Tafel ſaß. Er ließ hineinſagen, wer er wäre, und um Zutritt anſuchen. Der Abt, nachdem er vernommen hatte, daß Rudolph mit wenigen Begleitern angekommen ſey, ließ ihm ſogleich entbieten, herein zu kommen, und hatte ſich von ſeinem Erſtaunen über die Kühnheit, mit welcher ſich ſein Feind in ſeine Gewalt lieferte, noch nicht erholt, als Rudolph vor ihm ſtand, und mit der unbefangendſten Art zu ihm ſagte: „Herr von St. Gallen, wir liegen im Streit mit einander. Laßt uns ihn enden, und

Freunde ſeyn!“ Der Abt wußte beinahe nicht, wie ihm geſchah, aber die Freundſchaft wurde ſogleich geſchloſſen, und die Bürger von Baſel wurden hierauf gezüchtiget. Die vortheilhafteſte, wenn gleich lange nicht die beſchwerlichſte und glänzendſte Unternehmung ereignete ſich für den Rudolph im Jahre 1261, da ihn der neuerwählte mainziſche Erzbiſchof Werner von Eppenſtein ſchriftlich erſuchte, ihm auf ſeiner Reiſe nach Rom einen Theil des Weges das Geleit, welches bei der damaligen Unſicherheit, jedem Reiſenden unentbehrlich war, zu geben. Rudolph erſchien mit einem gewählten Heer, und begleitete den Erzbiſchof auf deſſen Hin- und Herreiſe von Straßburg bis an die Alpen. Der Dienſt war eben nicht ganz unbeträchtlich, doch auch für den Rudolph nicht außerordentlich; aber der Erzbiſchof lernte während deſſelben den geſunden Verſtand des Rudolph, und den ganzen Werth ſeiner großen Eigenſchaften kennen, und that, wie Albert von Straßburg ſagt, bei ſeinem Abſchied den Wunſch, daß ihn Gott ja nicht möchte ſterben laſſen, ehe er ihm Gelegenheit verſchafft hätte, dem Rudolph einen Beweis ſeiner Dankbarkeit und Achtung zu geben.

Dieſe Gelegenheit ergab ſich jetzt, als nach dem Hintritte des K. Richard eine neue Wahl vorgenommen werden ſollte. Dieſe Wahl wurde ſo vielen Bedenklichkeiten, Berathſchlagungen und Schwierigkeiten unterworfen, daß es beinahe ſchien, dieſelbe würde gänzlich unterbleiben. Man ſah auf die damalige Verfaſſung von Deutſchland, und auf die Erfahrungen, welche man von den bisherigen deutſchen Königen ſeit Heinrich I. gemacht hatte, und theilte ſich in unzählige Meinungen. Die damalige Verfaſſung war ſo viel, als anarchiſch, indem ſich ſeit dem Tode des K. Friedrich II. jeder die Freiheit nahm, in Streitſachen ſein eigener Richter und Vollſtrecker ſeines Urtheils zu ſeyn, und auch ſonſt zu thun, was er konnte. Gleichwie ein ſolcher Zuſtand widernatürlich, und für jeden Einzelnen gefährlich war, ſo begriff man wohl die Nothwendigkeit eines Oberhauptes, welches die durch gemeinſames Verſtändniß und das Herkommen befeſtigten Geſetze handhaben und vollſtrecken ſollte, konnte ſich aber in Rückſicht der Eigenſchaften, mit welchen das künftige Oberhaupt verſehen ſeyn ſollte, nicht vereinigen; denn, was ſonſt an und für ſich wahr, und eine natürliche Erſcheinung jedes wohlgeordneten Staates iſt, daß ein Oberhaupt mit keiner überwiegenden Hausmacht ausgerüſtet zu ſeyn braucht, um zur unumſchränkten Vollſtreckung der Geſetze vollkommen geeignet zu ſeyn, das war in damaligen Zeiten kaum denkbar, wo die Zügelloſigkeit ſo weit vorgedrungen, und der Begriff, daß wahre Freiheit in Ordnung und Befolgung der Geſetze beſtehe, noch ſo gar wenig erkannt oder beliebt war. Indem aber ein Kaiſer ohne perſönliche Hausmacht nicht zureichend ſchien, um für Deutſchland das zu werden, was er, wenn er nützlich werden ſollte, nothwendig ſeyn müßte, ſo ſchien anderer Seits eine große Hausmacht eines Kaiſers mit noch weit größern Anſtänden verbunden zu ſeyn, weil, was freilich unläugbar war, die ununterbrochene Erfahrung gelehrt hatte, daß mächtige Kaiſer, vermöge des natürlichen Ganges menſchlicher Begierden und Beſtrebungen, nur zu bald verleitet werden, die Herrſchaft der Geſetze, worüber ihnen allein die Regierung anvertraut iſt, zu behaupten, und ſich die höchſte Reichswürde eigenthümlich und erblich zu machen. Bei ſolchen Bedenklichkeiten möchte das Reich noch lange ohne Oberhaupt geblieben ſeyn, wenn nicht der damalige Pabſt Gregor X., welcher einmal wiſſen wollte, an wen er ſich in Deutſchland halten müßte, die vornehmſten deutſchen Fürſten aufgefordert hätte, binnen einer beſtimmten Zeit einen König zu wählen, indem er ſich nach dem Verlaufe derſelben genöthigt ſehen würde, mit Bewilligung ſeiner Kardinäle dem Reiche Vorſehung zu thun *). Gemäß dieſer Aufforderung, wider welche nicht die geringſte Erinnerung gemacht worden war, verſammelten ſich endlich die Fürſten im Monate September des Jahres 1273 zu Frankfurt, und es war ein erwünſchter Umſtand, daß es mit dem Fortſchritte der Zeit und deren Beſchwerlichkeiten dahin gekommen war, daß ſich zu ſolchen Wahlen nur noch die erſten Fürſten, welche ohnehin Reichsämter verſahen, verſammelten. Auch dieſe Wenigen konnten in der Perſon eines neuen Königs nicht einig werden, und verſtanden ſich zuletzt dahin, daß ſie denjenigen annehmen und beſtätigen wollten, welchen der Herzog von Bayern und rheiniſche Pfalzgraf Ludwig II., genannt der Strenge, für gut und heilſam erachten würde, zu nennen. Unter denjenigen, welche zur Krone vorgeſchlagen worden waren, war Rudolph von Habsburg einer der vorzüglichſten. Dieſen hatte der Erzbiſchof Werner von Mainz, als welcher ſeinen Werth kennen gelernt hatte, empfohlen, und der Burggraf von Nürnberg, Friedrich III., Rudolphs naher Verwandter, hatte den Erzbiſchof nachdrücklichſt unterſtützt, ſo, daß ſich die Erzbiſchöfe von Köln und

---

*) Fragm. Hist. p. 39.

Trier bewogen fanden, mit ihren Stimmen beizutreten. Nach dem Zeugniſſe des Albert von Straßburg erkundigte ſich der Herzog Ludwig II. von Bayern, als welcher vor einigen Jahren ſeine erſte Gemahlinn Anna, eine Tochter Herzog Heinrichs des Großmüthigen, aus Brabant, wegen eines falſchen Verdachtes hinzurichten befohlen, ſohin vieles zu verantworten hatte, bei dem Burggrafen von Nürnberg vor allen Dingen, ob Rudolph mit einer Tochter verſehen ſey, und als ihn der Burggraf benachrichtete, daß Rudolph ſechs Töchter habe, und zugleich ſein ſämmtliches Hab und Gut zum Pfand ſetzte, daß ſogleich nach der Wahl eine derſelben an ihn überlaſſen werden ſollte, erklärte ſich Ludwig für den Antrag des Erzbiſchofes von Mainz, und da ſich der Herzog von Sachſen, und der Markgraf von Brandenburg ebenfalls in der Hoffnung, eine Tochter Rudolphs zur Gemahlinn zu erhalten, nicht weniger willig mit ihm vereinigten, war die Wahl vollendet den 30. Sept. 1273. Die Nachricht von dieſer Wahl, welche dem Rudolph, der damals eben die Stadt Baſel, um des Biſchofes habhaft zu werden, belagerte, von ſeinem Schwager, dem Burggrafen von Nürnberg, dann dem Reichsmarſchall von Pappenheim überbracht wurde, kam demſelben zwar höchſt unerwartet, aber nicht unerwünſcht. Er folgte mit ſeiner Gemahlinn Anna (einer Tochter Burkards von Hohenberg) unverzüglich, ſo daß der Biſchof von Baſel, mit dem jetzt übrigens eine Verſöhnung vorgieng, geſagt haben ſoll: „Wenn Gott, der Allmächtige, von ſeinem Throne ſich bewegte, würde der Graf Rudolph ſich augenblicklich dahin ſetzen.“ *)

Bei ſeiner Krönung zu Aachen erwarb er ſich durch einen Einfall, welcher von einer großen Gegenwart des Geiſtes, und eben ſo großer Gottesfurcht zeugte, eine allgemeine Ehrfurcht. Man hatte den Scepter Kaiſer Karls des Großen, welchen ſonſt die Könige bei ihren feierlichen Krönungen in der Hand zu halten pflegten, herbeizuſchaffen vergeſſen, oder unterlaſſen, und dieſer Umſtand machte, daß einige der anweſenden Fürſten und Herren, unter welchen mit der Erwählung des Rudolphs nicht alle zufrieden waren, eine zweifelhafte Verlegenheit äußerten, ob die Krönung oder Huldigung vor ſich gehen ſollte. Rudolph ließ ihnen nicht Zeit, ſich zu berathſchlagen, ſondern ergriff vom Altar ein Crucifix, und ſagte: „Sehet das Zeichen, durch welches das Menſchengeſchlecht erlöſet wor-

---

*) Anonym. Leobiens. Chron. p. 837.

den iſt. Mit dieſem Zeichen will ich meine, und des Reiches Feinde überwinden!" Alle Anweſenden huldigten ſogleich, und verſprachen ſich von einem König, der ſo gefaßt, und ſo geſinnt wäre, das möglichſte Wohlſeyn. Rudolph begann auch ſogleich das Vertrauen, das man zu ſeiner Großmuth gefaßt hatte, zu beſtätigen, indem er (nach dem Zeugniſſe des Heinrich Stero, und anderer) ſeine älteſte Tochter Mechtilde mit dem Pfalzgrafen und Herzoge von Bayern, Ludwig dem Strengen, eine andere, Agnes, mit dem Herzog Albert von Sachſen noch während ſeines Aufenthaltes zu Aachen vermählte, und eine dritte, Hedwig, an den Markgrafen Otto von Brandenburg verlobte. Auch belehnte er den Grafen Friedrich V. von Zollern mit der Burggrafſchaft Nürnberg, und den Mainhard, Grafen von Tyrol, mit dem Herzogthume Kärnthen, und nun erhob er ſich, das Reich der Deutſchen in Ordnung zu bringen.

Um zu ſehen, was Rudolph gethan hat, muß man ſich vorerſt erinnern, was er zu thun hatte. Was Deutſchland betrifft, ſo glich daſſelbe, wie in den Leben der letzten Kaiſer oft genug geſagt worden iſt, einem mächtigen, aus allen Schranken und Ufern getretenen, und wild fortbrauſenden Strome, der hier verſchlang, dort wegnahm, und weiter hin anſetzte, und in einem ungewiſſen Umtriebe ohne Ziel und Richtung ſich fortwälzte. Niemand war bei ſeinem Recht und ſeinem Eigenthum ſicher. Der Mächtige unterdrückte und beraubte den Kleinern, und die Kleinern verbanden ſich, den Mächtigen anzugreifen. Der Handel begann allenthalben in Verfall zu gerathen; weitläufige Strecken fruchtbarer Länder blieben unbebaut, und ganze Heerden von Räubern zogen ungeſtraft umher. Die deutſchen Fürſten und Herren hatten zwar ihren Endzweck, dem ſie ſeit Jahrhunderten nachgeſtrebt, und den ſie unter K. Heinrich IV. zum erſtenmale einhelliger geäußert hatten, die Alleinherrſchaft der Kaiſer zu trennen und herabzuſtimmen, erreicht, aber ſie hatten vergeſſen, die Herrſchaft der Geſetze und des reichsgeſetzlichen Verbandes zu befeſtigen, und der Zügelloſigkeit vorzubeugen. Der Begriff wahrer Freiheit war verloren, und da Jedermann frei ſeyn, und nach ſeinen leidenſchaftlichen Abſichten handeln wollte, war Niemand frei. Dieſe Verfaſſung, welche unmittelbar auf die Ausrottung alles gemeinſamen und bürgerlichen Weſens losgieng, mußte umgeſtimmt, und das vollziehende Anſehen der Geſetze, der Gerechtigkeitspflege, und der öffentlichen und perſönlichen Sicherheit mußte durch ein übereinſtimmendes Mitwirken deutſcher Fürſten zu Stande gebracht werden. Mit Italien, worüber die Kaiſer, ſeit Otto I., gewöhnlich ihr deutſches Vaterland verabſäumt und vergeſſen hatten, ſtand es, auf den Fall, daß mit der Eroberung deſſelben fortgefahren werden ſollte, noch ſchlimmer. Die Städte Italiens waren jetzt reich, mächtig, herrlich befeſtiget, und durch Bündniſſe geſichert. Dazu kam der römiſche Hof, welcher die Aufſtellung ſeiner großen Grundſätze, vermöge deren er in weltliche Händel ſich einmiſchen zu können glaubte, und dabei ſeine Abſichten auf Paläſtina und auf die Fortſetzung der Kreuzzüge noch immer erneuerte, und endlich die an Deutſchland grenzenden Königreiche, welchen die Anerkennung eines Lehensverbandes, oder eines deutſchköniglichen Einfluſſes eine beleidigende Zumuthung geworden war. Zur Beilegung und Berichtigung dieſer höchſt verwickelten Gegenſtände hatte Rudolph bei weitem die Hilfsmittel nicht, welche den meiſten ſeiner Vorfahren, als welche mit einer gebietenden Hausmacht verſehen waren, zu Gebote ſtanden; und es kam demnach allein auf ſeine Denkart, und auf ſeinen Verſtand an, was er für groß und wichtig halten, und mit welcher Geſchicklichkeit er die Willen lenken, und welche Hilfsmittel er ſich zu ſchaffen wiſſen würde, um ſeine Unternehmungen auszuführen, und wenn er die Krone einſt niederlegen würde, das deutſche Reich in einem beſſern Zuſtande, als in welchem er daſſelbe jetzt übernahm, zu hinterlaſſen. Wir wollen vor allem ſehen, wie er ſich mit Deutſchland benommen hat.

Nach dem Hintritte K. Friedrichs II., oder während des Zeitraumes, welchen man, weil die nachfolgenden Könige, Konrad IV., Wilhelm, und Richard von Cornwallis meiſtens aus Deutſchland abweſend, oder ohnmächtig waren, (wiewohl ganz unrichtig) das Zwiſchenreich nannte, wurden die Kaiſer- und erledigten Reichslehengüter von den benachbarten Fürſten, Städten und Herren theils im Ernſte eingezogen, theils für den nächſten Kaiſer in Schutz genommen. Dieſe ſollten zurückgeſtellt, und auch die rechtmäßigen Reichsgüter und Würden ſollten, wie beim Antritte eines jeden Kaiſers, zum Zeichen des gemeinſchaftlichen deutſchen Verbandes, zu Lehen genommen werden. Rudolph gieng hierin, ohne großes Aufſehen zu machen, mit kluger Mäßigung zu Werke. Viele zur Krone und zum Reiche gehörigen Güter wurden ihm freiwillig zurückgeſtellt, andere wurden durch die nachdrückliche Unterſtützung des Herzogs Ludwig von Bayern, welcher ſeinen Schwiegervater, den Rudolph, auf deſſen Reiſen durch die Rheinländer, Franken und Schwaben mit einem ergiebigen Geſolge begleitet hatte, nach kleinen Zwiſten zurück gebracht. Die Erneuerung der Reichslehen ſollte auf dem erſten Reichstage, welchen Rudolph auf das Jahr 1274 nach Nürnberg ausgeſchrieben hatte, vor ſich gehen. Hier ſtellten ſich, und empfiengen ſämmtliche deutſche Fürſten nach dem Reichsherkommen ihre geſetzlichen Lehen; nur der König von Böhmen, Ottokar, dann der Herzog Heinrich von Niederbayern, Bruder des Herzogs und Pfalzgrafen, Ludwigs des Strengen, wurden vermißt. Was den König von Böhmen betrifft, ſo haben wir gehört, daß die böhmiſche Nation nicht deutſcher, ſondern ſlaviſcher Abkunft, und daß Böhmen unter dem Namen eines Herzogthums der deutſchen Oberherrſchaft unterwürfig geworden iſt. Da die böhmiſchen Herzoge den Kaiſern von Zeit zu Zeit wichtige Dienſte leiſteten, ſo bezeigten ihnen dieſe wechſelweiſe ihre Erkenntlichkeit, und manche böhmiſchen Herzoge erhielten lebenslänglich den königlichen Titel, bis endlich K. Philipp von Schwaben am Tage ſeiner Krönung den Königstitel nicht nur dem damaligen Herzog Ottokar I., ſondern auch ſeinen Nachkommen verliehen, was einige Jahre darauf K. Otto IV., zu deſſen Parthei Ottokar übergetreten war, feierlich beſtätiget, ſchien der königliche Titel ſeit der Zeit ſich ununterbrochen erhalten, und die Anerkennung einer deutſchen Oberherrlichkeit ſich verloren hat. König Ottokar II. hatte von ſeinem Vater Wenzeſlaus zu Böhmen auch die Markgrafſchaft Mähren erhalten, und wurde jetzt von der unglücklichen Leidenſchaft ergriffen, ſtatt ſich allein für die ſchönen Länder, welche er bereits beſaß, zu verwenden, in der Eroberung ſo vieler anderer Länder, als ſich dazu einige Gelegenheit darbieten würde, ſeinen Glanz und ſeine Glückſeligkeit zu ſuchen. So brachte er, wie oben vorkam, Oeſterreich, Steiermark und Crain an ſich, und erhielt vom K. Richard im J. 1262 ſogar die Belehnung hierüber. Im J. 1269 bemächtigte er ſich, vermöge eines mit dem letzten kinderloſen Herzog Ulrich III. geſchloſſenen Kaufes, des Herzogthumes Kärnthen, und hätte nun, um ſich in dem ungeſtörten Beſitze dieſer weitſchichtigen Provinzen zu befeſtigen, nichts weiter zu thun gehabt, als nach der Zuneigung ſeiner Unterthanen durch eine wenigſtens beſcheidene Behandlung derſelben zu trachten, und die Obliegenheiten, welche mit dieſen Ländern, als Reichsländern, verbunden waren, gleich allen übrigen Fürſten zu erfüllen. Man hat noch keine Spur gefunden, daß K. Rudolph, als er den genannten Reichstag nach Nürnberg anſagte, einige Abſicht gehabt hätte, den Ottokar zu kränken, und ihn von ſeinen Erwerbungen zu drängen, und dieß möchte wohl auch im Falle, daß ſich Ottokar gefügt hätte, manchen Anſtand gefunden haben; aber Ottokar war von ſeiner Größe zu verblendet, um für die Eingebungen der alltäglichſten Klugheit noch geſtimmt zu ſeyn. Er wollte nicht nur von keiner Huldigung, ſondern nicht einmal von einem deutſchen Könige, welcher Rudolph hieß, etwas wiſſen. Seine Anmaßung war auf einen ſolchen Grad geſtiegen, daß, da er ehemals ſich geweigert hatte, die deutſche Königskrone anzunehmen, er dießmal nichts anders erwartet hatte, als daß man vor allen Fürſten ihn wählen würde, und der Gedanke, daß man einen Grafen, welcher ehemals in ſeinen Dienſten ſtand, ihm vorgezogen und zu ſeinem Oberhaupte erhoben hätte, war ihm vollends unerträglich. Noch ein Umſtand hatte ihn bei dieſer Wahl nicht wenig aufgebracht. Die Regenten von Böhmen hatten, ſo wie an andern Angelegenheiten Deutſchlands, auch an den Wahlen der deutſchen Könige Antheil genommen, und ſchon auf dem Reichstage zu Mainz im J. 1184, auf welchem K. Friedrich I. ſeinen Sohn, Heinrich, zum Nachfolger krönen ließ, verſah Böhmen das Erzſchenkenamt. Gleichwie übrigens in Betreff der Erzämter ſowohl, als des Wahlrechtes überhaupt noch nichts Genaues und Ge:

ſetzmäßiges feſtgeſetzt, und das böhmiſche Haus nicht deutſcher, ſondern ſlaviſcher Abkunft war, ſo war auch über das Wahlrecht deſſelben noch nichts Beſtimmtes vorhanden, und bei der letzten Wahl wurden die böhmiſchen Abgeordneten vollends abgewieſen. Auch dieß veranlaßte den König Ottokar II., zu behaupten, daß dieſe Wahl nicht einmal gültig, und daß ſohin für ihn keine Verbindlichkeit, dieſelbe zu erkennen, vorhanden ſey. Da er nichts anderes vorausſehen konnte, als daß es mit ihm zu ernſthaften Auftritten kommen würde, ſo ſuchte er vor allen Dingen die benachbarten Fürſten durch Verſprechungen, und durch Ueberſendung großer Summen Geldes zu gewinnen, wie dann ein Augenzeuge ſagt *), daß er für den Herzog Heinrich von Niederbayern einen mit Geld beladenen Wagen zu Straubing habe ankommen geſehen, wofür ihm dieſer unruhige und übelberathene Herr das Verſprechen ausgeſtellt hat, daß er feindlichen Heeren keinen Durchzug durch ſeine Länder geſtatten wolle. Wo Ottokar mit Geld nichts ausrichtete, ſchritt er ſogleich zu gewaltthätigen Maßregeln, wie er dann durch das ganze Bisthum Salzburg einen verheerenden Streifzug vornahm, weil

---

*) Volcmar apud Oefele. T. II. p. 531.

deſſen Erzbiſchof zu Nürnberg wirklich gehuldigt hatte. Da indeſſen König Rudolph auf dem Reichstage zu Nürnberg ſowohl, als auf einem andern zu Würzburg ihn und den Herzog Heinrich von Niederbayern vergeblich erwartet, und im J. 1275 einen dritten Reichstag nach Augsburg angeſetzt hatte, fanden endlich beide für gut, ihre Abgeordneten dahin zu ſenden, von welchen der niederbayeriſche (Heinrich, Probſt zu Altenötting) unzeitige Beſchwerden wegen der Kurwürde vorbrachte, indem er behauptete, daß dieſelbe in Rückſicht von Bayern allein ſeinem Herrn, dem Herzog von Niederbayern, und nicht auch zugleich ſeinem Bruder, dem Herzog von Oberbayern, als welcher ſchon die rheinpfälziſche Wahlſtimme ausübte, zuſtändig ſey; der böhmiſche Geſandte aber, der Biſchof Bernhard von Seccau, höchſt unanſtändige Ausfälle auf die Perſon des Rudolph vorbrachte, und deſſen Wahl ſchlechterdings für ungültig erklärte. Jenen beſchied K. Rudolph mit dem Ausſpruche, daß bei künftigen Wahlen beide Brüder wegen des Herzogthums Bayern (ratione ducatus) *) nur Eine gemeinſchaftliche Stimme führen

---

*) Gewold de Septemviratu p. 756. item Tolner Cod. dipl. N. CVII.

ſollten; den böhmiſchen Abgeordneten, welcher das Meiſte lateiniſch redete, unterbrach er, indem er ſagte, er möchte deutſch reden, wenn er etwas in Reichsſachen zu reden hätte. Rudolph betrug ſich überhaupt mit der größten Würde und Beſcheidenheit, und beſänftigte die anweſenden Fürſten, welche ſich kaum enthalten konnten, die Unverſchämtheit des böhmiſchen Redners nicht auf der Stelle zu züchtigen. Indeſſen wurde ein Reichsſpruch abgefaßt, daß Ottokar, weil er auf dreimalige Vorladung zur Leiſtung des Lehenseides nicht erſchienen wäre, ſeine Reichslehen verwirket hätte, und der Burggraf von Nürnberg, und der Biſchof Heinrich von Baſel wurden nach Böhmen abgeſchickt, um dem Ottokar dieſen Reichsſchluß zu eröffnen, und ihn ſeiner Schuldigkeit, vermöge welcher er Oeſterreich und die übrigen Reichslande gutwillig abtreten ſollte, zu erinnern. Als Ottokar von einiger Schuldigkeit hörte, erwiederte er: „Er wiſſe nicht, daß er dem Grafen Rudolph jemals etwas ſchuldig geblieben ſey; er habe ihm ſeinen Sold jedesmal richtig auszahlen laſſen, ſo lange er ſein Diener geweſen wäre, und was Oeſterreich und die andern deutſchen Länder beträfe, ſo hätte er dieſelben gekauft, erobert, verdient, und darüber des K. Richards Beſtätigung erhalten.“

Dabei blieb er, und ſo ward ein Reichskrieg unvermeidlich.

Nun hatte Rudolph die trefflichſte Gelegenheit, einen großen Verſtand, Tapferkeit, Großmuth, Mäſſigung, und alle die Eigenſchaften, welche einen Mann von beſonderm Werthe auszeichnen, zu zeigen. Er hatte es mit einem mächtigen, ſtolzen, kühnen, und reichen Herren zu thun, und hatte ihm nebſt dieſem keine andere ergiebige Macht entgegen zu ſtellen, als welche ihm die Reichsfürſten bewilligen würden. Was dem Rudolph im Voraus zu ſtatten kam, war, daß die deutſchen Provinzen, als Oeſterreich, Kärnthen, Steiermark u. a. der bedrückenden Regierung des Ottokars bereits den größten Widerwillen gezeigt, und ſogar eigene Geſandtſchaften an ihn um Beiſtand geſchickt hatten. Rudolph ſuchte erſt die Macht ſeines Gegners zu ſchwächen, und ſich des Beiſtandes der Fürſten, welche ihm in dem bevorſtehenden Kriege am meiſten beförderlich werden konnten, zu verſichern. Den ihm ſchon ergebenen Grafen Mainhard von Tyrol und Görz, welcher beim Ausbruche des Krieges Kärnthen und Krain beſetzen ſollte, gewann er damit, daß er dieſes Grafen Tochter, Eliſabeth, mit ſeinem erſtgebornen Sohne Albert verlobte. Dem Könige von Ungarn verſprach er, daß er deſſen Bruder Andreas eine ſeiner Töchter zur Ehe geben wollte, und bei dem Herzoge Heinrich von Niederbayern, der ihm vor allen hätte hinderlich werden können, verdoppelte er ſeine Großmuth, indem er, durch die Vermittlung des Bruders dieſes Prinzen, Ludwig des Strengen, nicht nur mit demſelben ſich ausſöhnte, ſondern ihm auch ſogleich ſeine Tochter Katharina zur Ehe, und das Land ob der Ens zum Brautſchatze mitgab. Nachdem er ſich durch dieſe Vorkehrungen einen ungehinderten Weg nach Oeſterreich eröffnet hatte, rückte er mit einem ſehr mäßigen Heere (denn nicht der zehnte Theil von Reichsſtänden hatte ein ſogenanntes Contingent geſtellt, und der Probſt Heinrich von Oetting *) nennet bloß die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, die Biſchöfe von Würzburg, Regensburg, Paßau, die Brüder und Herzogenkurfürſten von Bayernpfalz, Ludwig und Heinrich, wozu noch der Adel vom Rhein, Franken und Schwaben kam) noch im Spätjahre 1276 durch Bayern und Oeſterreich, wo ſich ihm alles, bis auf Wien und Kloſterneuburg, deren ſich Ottokar beſonders verſichert hatte, ergab. Dieſes letztere hat Herzog Ludwig von Bayern mit Liſt einge-

---

*) Bei Oefele. T. I. p. 688.

nommen *), und Wien, das eine Belagerung von vielen Wochen aushielt, fiel bald darauf von ſelbſt. Zu gleicher Zeit lief die Nachricht ein, daß ſich Kärnthen und Steiermark ergeben, und daß ſich überhaupt nirgends einiger Anhang für den Ottokar gezeigt habe. Ottokar wurde durch dieſe ihm ganz unvermutheten Ereigniſſe ſo viel, als entwaffnet. Er ſah nunmehr eben diejenigen, welche er am meiſten für ſich benützen zu können glaubte, wider ſich, ſah die Feſtungen, auf welche er ſich vorzüglich verließ, gefallen, und erblickte jenſeits der Donau das Heer des Rudolph, vor deſſen Ueberfall er (Rudolph verſtand ſich vortrefflich auf den Gebrauch der eben damals erfundenen Schiffbrücken) keinen Augenblick ſicher war. Dieß machte, daß Ottokar der Ueberlegung, oder vielmehr nur der Nothwendigkeit Gehör gab. Er ließ durch den Biſchof Bruno von Ollmüz melden, daß er geneigt wäre, Friedensvorſchläge anzuhören, und da dem Rudolph eine gütliche Beilegung der Streitigkeiten ungleich erwünſchter, als der herrlichſte Sieg war, ſo wurden von beiden Seiten zwei Schiedsrichter erwählt, welche die Friedensartikel ins Reine bringen, und darüber mit bei-

---

*) Chron. Colmar. p. 43.

den Partheien die Ausgleichung bewirken ſollten. Dieſe Schiedsrichter waren von Seite des Rudolph der Herzog Ludwig von Bayern, und der Biſchof Berthold von Würzburg; von Ottokars Seite der eben genannte ollmüziſche Biſchof, und der Markgraf Otto von Brandenburg. Der Hauptpunkt, in welchem ſich dieſelben vereiniget *) und welchen Rudolph und Ottokar wechſelweiſe genehmiget haben, war, daß vom Ottokar Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, die wendiſche Mark, dann Eger und Portenau zurückgegeben, und dagegen er ſogleich von K. Rudolph mit Böhmen, Mähren, und andern Lehen, welcher er oder ſeine Vorfahren vom Reiche gehabt, belehnt werden ſollte. Zum Beſchluſſe, und zur Befeſtigung dieſes Friedens wurden wieder zwei Heirathen vorgeſchlagen, und dem Wenzeslaus, Sohne des Ottokar, eine Tochter des K. Rudolph, und einem Sohne des K. Rudolph, ebenfalls Rudolph genannt, die einzige Prinzeſſinn des Ottokar, Agnes, verlobet. Dieſer ließ ſich alles gefallen, und empfieng, nachdem er über die genannten Länder Verzicht gethan hatte, in dem Lager vor Wien, mit den herkömmlichen Feierlichkeiten, nämlich kniend, die

---

*) Leibn. Cod. dipl. Jur. Gent. T. 2. p. 109.

in Rückſicht Böhmen und Mähren verſprochenen Lehen 1276 den 25. Nov. Was in Betreff eines beſondern Einfalls, welchen K. Rudolph während der Belehnung angebracht haben ſoll, von einigen, zwar nicht gleichzeitigen, aber ſonſt glaubwürdigen Schriftſtellern, als z. B. von Albert von Straßburg, von Aeneas Sylvius u. a. erzählt und nacherzählt wird, ſcheint zwar durch ſolche Zeugniſſe nicht ganz erwieſen, aber auch an ſich nicht ſo ganz unwahrſcheinlich, als wofür einige Neuere die Sache halten wollten, zu ſeyn. K. Rudolph, dem nicht unbekannt war, wie verächtlich Ottokar noch vor Kurzem von ihm geſprochen, und wie er ſich über ihn zumal durch äußerlichen Prunk ſtets erhoben hatte, ſoll das Zelt, unter welchem die Huldigung geſchah, dergeſtalt haben zurichten laſſen, daß auf ein gegebenes Zeichen die Seitenwände herabgelaſſen, und ſohin der ſtolze Ottokar in dem Augenblicke, da er vor K. Rudolph kniete, von beiden Kriegsheeren geſehen werden konnte, was dann auch wirklich geſchehen ſeyn, und darüber das deutſche Heer mit Freude, das böhmiſche aber mit Schmerz und Beſtürzung erfüllt worden ſeyn ſoll. Wenn übrigens die knieende Stellung eine beſchämende Demüthigung hätte ſeyn ſollen (was ſie aber, als in den eingeführten Gebräuchen gegründet, nicht war), ſo wäre eine ſolche Demüthigung, welche in der Gegenwart der geiſtlichen und weltlichen Reichsfürſten, Ritter und Edeln geſchah, ſchon für ſich empfindlich genug, und die Eröffnung des Zeltes, in welchem Ottokar vor der Menge der Umſtehenden von entfernten Heeren ſchwerlich geſehen werden konnte, überflüſſig geweſen. Indeſſen war der Abſtand, welche beide Herren bei dieſer feierlichen Handlung in ihrem äußerlichen Aufzuge beobachteten, allemal groß und auffallend genug. Ottokar war ganz mit Gold und Edelſteinen bedeckt, indeſſen Rudolph mit einem Rocke von gemeinem groben Tuche bekleidet, mit einem ſchlechten Hute bedeckt, und auf einem ganz gemeinen Seſſel erſchienen war, was denn doch, wiewohl dieß die gewöhnliche Kleidung des Rudolph war, den meiſten Geſchichtſchreibern etwas Befremdendes zu ſeyn ſchien, daß ſie nicht umhin konnten, dem Rudolph die gefliſſentliche Abſicht, den ſtolzen Böhmen zu demüthigen, unterzulegen, und dieß eine kleine Schwachheit, welche gleichwohl ernſthafte Folgen nach ſich gezogen hätte, zu nennen.

Ottokars Widerruf, und deſſen neuer Entſchluß, den er, da er kaum zu Hauſe angelangt war, erklärt hatte, daß er alles daran wagen wolle, um die Erniedrigung, welche ihm widerfahren wäre, zu rächen, und ſich der

Länder, welche ihm nach ſeiner Meinung unſtreitig gebührten, wieder zu bemächtigen, ſollen jene Folgen geweſen ſeyn; allein es war ganz und gar nichts Außerordentliches, wenn ſich ein König, der nichts kannte, was der Wünſche eieines Regenten würdig wäre, als die Eroberungen vieler Länder, eines raſch gefaßten, und durch unverhoffte Umſtände abgenöthigten Vergleiches, durch welchen er die ſchönſten Länder, und den Preis ſeiner vieljährigen perſönlichen Anſtrengungen verlor, ſich gereuen, und zu der Hoffnung ihrer Wiedereroberung ſich verleiten ließ; auch ſcheinen gleichzeitige Schriftſteller nicht ſo ſehr dem Ottokar, als vielmehr deſſen Gemahlinn, Kunegunde, die Hauptſchuld, durch welche jener zum Rückfall bewogen ward, beizumeſſen. Dieſer Krieg, oder vielmehr die entſcheidende Schlacht bei Wien, durch welche dieſer Krieg im Weſentlichen angefangen und geendet wurde, gehört unter die merkwürdigſten kriegeriſchen Vorfälle des Mittelalters. Ottokar forderte die ihm, wie er ſagte, gewaltthätig entriſſenen Länder durch eine feierliche, an K. Rudolph abgeſchickte Geſandtſchaft, und mit der Entſchloſſenheit zurück, dieſelben zu erobern, oder mit dem Schwerte in der Hand auf dem Schlachtfelde zu ſterben. Ottokar war ein beherzter, und in Schlachten geübter und berühmt gewordener Krieger, und hatte, indem er äußerſt beredſam, und zugleich ſehr reich war, mehr als hinlängliche Hilfsquellen, eine fürchterliche Macht zu ſammeln und zu erhalten. Rudolph war, was die Gaben des Krieges betraf, nicht weniger eben derſelbe, und konnte durch ſeine königlichen Geiſtesgaben, worin er alles Gemeine verdunkelte, erſetzen, was ihm an gleichhaltender Macht gebrach. Die Sache ſelbſt war nicht weniger von höchſter Wichtigkeit, und es war durch den Ausgang, welchen dieſer Krieg nehmen würde, wahrſcheinlich nichts Geringeres zu entſcheiden, als ob Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen ꝛc. deutſche Lehen verbleiben, oder vielleicht auf immer von Deutſchland getrennt werden ſollten. Das Schlimmſte für den Otokar war, daß ihn wegen ſeiner ungeſtümen und durchaus drückenden Art, womit er ſeine Unterthanen von jeher mißhandelt hatte, Niemand geliebt, und daß in den öſterreichiſchen Ländern der Große und Kleine ſeine Entfernung gewünſcht hat. Gleichwohl brachte er ein Heer von dreißigtauſend Mann, worunter zehntauſend Böhmen waren, zuſammen, und verließ ſich ſo ſehr auf dieſe, das Heer des K. Rudolph weit überſteigende Anzahl, daß er, als er nach Oeſterreich einrückte, einen großen Theil auf das Plündern und Verheeren von ſich ziehen ließ. Dieſen Umſtand, welchen ein bei dem Heere des Ottokar ſich befindender Befehlshaber, der Statthalter von Mähren, Milota von Diedicz, welcher eine perſönliche Feindſchaft gegen den Ottokar, (weil dieſer ſeinen Bruder hatte hinrichten laſſen) gefaßt, und ſeinen Untergang gewünſcht hatte, dem Rudolph verrieth, machte ſich dieſer unverzüglich zu Nutzen, indem er bei Heimburg über die Donau ſetzte, und zum Angriffe des feindlichen Heeres ſogleich Anſtalt machte. Da ſeine Leute (deren Anzahl wieder geringer war, denn ſehr viele Fürſten fürchteten den Ottokar zu ſehr, um wider ihn etwas Feindliches vorzunehmen, und der Herzog Heinrich von Niederbayern hatte demſelben ſogar Hilfsvölker geſchickt, weswegen ihm K. Rudolph das Land ob der Ens wieder abnahm) über den Anblick der großen feindlichen Menge ziemlich beſorgt geworden waren, ließ er durch die Geiſtlichen, welche ihn begleiteten, feuerige Reden halten, und zugleich alle Schiffe entfernen, damit die Nothwendigkeit, ſich zu retten, bei jenen die Tapferkeit erſetzen möchte, bei welchen die eigene Unerſchrockenheit nichts bewirken könnte. Die Schlacht gieng auf dem Marchfelde vor Wien den 26. Aug. 1278 vor ſich. Ottokar hatte große Belohnungen für diejenigen ausgeſtellt, welche ihm den K. Rudolph todt oder lebendig überliefern würden; Rudolph entgegen gab wiederholte Befehle, der Perſon des Ottokar, ſo viel als möglich, zu ſchonen. Beide Heere ſtürmten mit Hitze auf einander, und die beiden Regenten thaten ihr Aeußerſtes. K. Rudolph fiel zur Erde, indem ſein Pferd durchſtochen wurde, und er mußte ſich einige Zeit mit ſeinem Schilde bedecken, um von feindlichen Pferden nicht zertreten zu werden; aber dem Ottokar gieng es noch weit ſchlimmer, und ſein Schickſal entſchied vollends die Schlacht. Er hatte bemerkt, daß ſich der eben genannte Milota, ohne dazu gedrungen zu ſeyn, mit ſeinen Truppen zurückziehe, und daß darüber das übrige Heer in Beſtürzung und Verlegenheit gerathe. Gleichwie dieſer Zeitpunkt höchſt kritiſch, und zur Entſcheidung geeignet war, ſo ſuchte ihn Ottokar durch ein Wageſtück, das im gleichen Falle vielen Königen und Feldherren, welche geliebt wurden, gelang, auf der Stelle zu verbeſſern. Er ſtürzte ſich in die dickſten Haufen der Feinde, zuverläſſig in der Erwartung, daß alles, was ſich Ehre machen wollte, ſich ihm nachſtürzen würde; allein es waren ihm nur ſehr wenige gefolgt, und ſeine Feinde empfiengen ihn mit gezückten Schwertern. Dennoch focht er noch lange, nachdem ſein Pferd getödtet war, und fiel endlich, über und über mit gräßlichen Wunden bedeckt; worauf eine gänzliche Unordnung des böhmiſchen Heeres, und deſſen Niederlage erfolgt iſt. Die Verwirrung und Unordnung war ſo groß, daß nicht einmal der Leichnam des Ottokar beſorgt, ſondern derſelbe von ſchlechten Leuten aller ſeiner Kleider beraubt, und in dieſem Zuſtande gefunden worden iſt. K. Rudolph bedauerte ihn aufrichtig, und ließ den übrigen großen Eigenſchaften dieſes Königs Gerechtigkeit widerfahren. Er ließ ihn einbalſamiren, und in der Kreuzkloſterkirche zu Wien beiſetzen, von wo er nach Znaym in Böhmen gebracht, und endlich in der Schloßkirche zu Prag begraben worden iſt.

Dieſer Sieg befeſtigte den Rudolph nicht nur als alleinigen König in Deutſchland, ſondern öffnete ihm glänzende Ausſichten, deren künftige Möglichkeit ſich bei ſeiner Wahl wohl kein Reichsfürſt vorgeſtellt hatte. Die Länder Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain u. ſ. w. ſtanden jetzt erledigt, und K. Rudolph müßte ſein Haus weniger geliebt haben, wenn er die ſchönſte Gelegenheit, daſſelbe zu verherrlichen, nicht hätte benutzen ſollen. Er konnte ſich bereits vollkommen auf den Beitritt der Reichsfürſten, deren Achtung er von jeher beſeſſen, und deren vorzügliches Zutrauen er ſich vollends durch ſein gelindes und nützliches Betragen, womit er den letzten Sieg benützte, erworben hatte, verlaſſen. Er hatte ſich nämlich, nachdem er gemäß dem damaligen Gebrauche drei Tage auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, unverzüglich nach Mähren begeben, um den erſten Schrecken dieſes Landes zu benützen, und ſich deſſelben zu bemächtigen. Gleichwie ſich ihm hier Niemand widerſetzt hatte, rückte er nach Böhmen, und wollte ſich der Stadt Prag nähern, als er hörte, daß der Markgraf Otto von Brandenburg wider ihn im Anzuge begriffen ſey. Dieſer Markgraf hatte als nächſter Verwandter des jungen nachgelaſſenen Prinzen, Wenzeslaus, ſich an deſſen Stelle der Regierung in Böhmen unterzogen, und die königlichen Schätze in Sicherheit gebracht, und war ganz entſchloſſen und gefaßt, es auf einen Krieg ankommen zu laſſen, wenn K. Rudolph auf die Eroberung von Böhmen ſeine Abſichten richten ſollte. Rudolph ließ es zu keinen Feindſeligkeiten kommen, ſondern erbot ſich, daß er es bei jenem Vertrage, welchen er im J. 1276 mit dem Vater des Prinzen im Lager vor Wien abgeſchloſſen hatte, auch jetzt belaſſen, und denſelben beſtätigen wollte. Dieß wurde angenommen, und zu Iglau der wiederholte Vergleich beſtätiget, vermöge welchem dem Prinzen Wenzeslaus Böhmen und Mähren verbleiben, und das Eheverlobniß zwiſchen ihm und des K. Rudolphs Tochter, Jutta (wie dann im J. 1286 die wirkliche Vermählung zu Eger vor ſich gieng) erneuert, der habsburgiſche Prinz Rudolph aber mit der böhmiſchen Prinzeſſinn Agnes vermählt, ihm die Markgrafſchaft Mähren auf fünf Jahre überlaſſen, und ihm auf den Fall, daß Wenzeslaus keine männlichen Erben hinterlaſſen würde, die Anwartſchaft auf Böhmen und Mähren zugeſagt ſeyn ſollte. Die Bereitwilligkeit, mit welcher K. Rudolph dieſen Vergleich anbot und eingieng, überzeugte die deutſchen Fürſten, daß er nicht, wie manche ſeiner Vorgänger, auf Eroberung und Unterdrückung ausgehe, ſondern daß er allein den Frieden und die Sicherheit der Völker, und die Befeſtigung der allgemeinen Ordnung zum Zwecke nehme, und bereitete ſie auf eine günſtige Weiſe zur Einwilligung in jene Abſichten vor, welche K. Rudolph in Rückſicht auf die öſterreichiſchen Länder gefaßt hatte.

K. Rudolph blieb, nach dem über den Ottokar im J. 1278 erfochtenen Siege beinahe bis ins vierte Jahr in Oeſterreich, und beſchäftigte ſich damit, dieſes Hauptland ſowohl, als die umliegenden Provinzen in eine ruhige und wohlgeordnete Verfaſſung zu ſetzen, deren Vollendung demjenigen Fürſten, welcher die Belehnung darüber zu erhalten hoffen konnte, überaus willkommen ſeyn mußte. Dieſe Hoffnung machten ſich die Herzoge von Bayern, und zwar aus dem Grunde, weil Oeſterreich urſprünglich ein bayeriſches Mutterland geweſen, weil es von bayeriſchen Coloniſten mehr, als einmal bevölkert worden, und bis 1156 mit dem bayeriſchen Staate in Verbindung geſtanden, und die Familie, zu deren Gunſten daſſelbe im gedachten Jahre (ſo wie nicht minder Kärnthen, Steiermark ꝛc.) abgeriſſen, und zu einem ſelbſtſtändigen Herzogthume erhoben wurde, im J. 1246 (wie oben vorkam) abgegangen iſt; auch glaubten die damals regierenden Prinzen, Ludwig in Oberbayern, und Heinrich in Niederbayern, ſich von der Verwandtſchaft mit dem K. Rudolph die Gunſt, nach der ſie ſtrebten, um ſo mehr verſprechen zu können, als der ältere dieſer Herren, Ludwig nämlich, genannt der Strenge, für die Wahl des K. Rudolph ſich vorzüglich verwendet, demſelben ſeit ſeiner Wahl ganz vorzügliche Dienſte geleiſtet, ihn auch noch eben im J. 1281, da er Oeſterreich verließ, auf die Reichshofgerichte, welche K. Rudolph in dieſem Jahre zu Nürnberg und Frankfurt hielt, begleitet, einige Zeit auch ſogar die Statthalterſchaft in Oeſterreich verwaltet hatte; aber K. Rudolph, welcher dieſe Länder als vollkommen freie, erledigte Reichslehen anſah, hatte dieſelben bereits ſeinen Söhnen zugedacht, und um die Stimmen der Reichsfürſten, deren Beitritt und Einwilligung zur Gültigkeit allerdings bereits erforderlich war, ſich beworben; und nach ſolchen Einleitungen berief er im J. 1282 die deutſchen Fürſten auf einen Reichstag nach Augsburg, wo er, ohne auf die Vorſtellungen der bayeriſchen Prinzen einige Rückſicht zu nehmen, ſeine Söhne Albert und Rudolph mit Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, der wendiſchen Mark, dem Port Naon mit Einwilligung der Kurfürſten feierlich belehnt, doch auf die Einwendungen des Grafen Mainhard III. von Tyrol mit Kärnthen, auf welches dieſer Graf wegen ſeiner Gemahlinn, der Agnes von Baden, Anſprüche machte, die Abänderung getroffen hat, daß er ihn mit dieſem Herzogthume belehnte, mit dem Vorbehalt jedoch, daß dieſes Grafen und kärnthenſchen Herzogs Tochter Eliſabeth, welche an den Albrecht vermählt war, (dann ihre Nachkommen) ihren Vater, wenn ſein Mannsſtamm abgehen ſollte, erben, ſohin Kärnthen und Tyrol dann an Oeſterreich ohne fernere Widerrede fallen ſollten. Auf dieſe Weiſe gründete Rudolph von Habsburg das berühmte habsburgiſchöſterreichiſche Kaiſergeſchlecht, das ſich in der deutſchen Geſchichte ſo merkwürdig gemacht, und erſt im Jahre 1740 mit Kaiſer Karl VI. männlicher Seits ein Ende genommen hat.

Wenn K. Rudolph durch die Belehnung ſeiner Söhne mit den öſterreichiſchen Ländern auf die Verherrlichung ſeines Hauſes Bedacht nahm, ſo hat er darüber das Wohl von Deutſchland keineswegs auſer Acht gelaſſen, und hat hierin vielmehr durch ſeine Denkungsart und Klugheit ſeine Vorgänger weit übertroffen. Deutſchland, das ſeit Karl dem Großen in Hinſicht auf die Frage, ob Jemand, und wer allgemein herrſchen, oder bloß regieren, und wie dieß geſchehen ſollte, in einer höchſt gefährlichen Lage von ununterbrochener erblicher Gährung, Unruhe und innerlichem Kriege ſich befand, wurde ſeit dieſem langen Zeitraume faſt immer ſeinem eigenen Schickſale überlaſſen, indem die deutſchen Monarchen ihre meiſte Zeit, ihre eigenen Hauskräfte und Deutſchlands Kräfte auf die ſtets mißlungenen Eroberungen Italiens verſchwendeten, in Streitigkeiten mit den Päbſten ſich hinhielten, und zuletzt gar bis nach Aſien zogen. Die Gewohnheit, die deutſchen Könige mit einem zahlreichen Heere zur Krönung nach Rom ziehen, dann mit Italiens Städten Kriege führen, und Zurüſtungen zu einem Kreuzzuge veranſtalten zu ſehen, hatte in der Länge der Zeit, und durch den Lärmen und Prunk, mit welchem alles dieß ausgeführt wurde, ein ſolches Anſehen erhalten, daß ein außerordentlicher Verſtand, theils das Zweckloſe und Unnützliche, theils das Ungeheuere und Lächerliche dieſer Beſchäftigungen wahrzunehmen, und eine beinahe noch größere Entſchloſſenheit und Klugheit dazu gehörte, dieſe Beſchäftigungen zu unterlaſſen, und, ohne von außen beunruhigt zu werden, ſeine Zeit und Kräfte für Deutſchland zu verwenden. Bei K. Rudolph fand ſich beides zugleich. Er ſah die Beſchaffenheit der Dinge, mit denen ſich ſeine Vorfahren beſchäftiget hatten, und war eben ſo beherzt und entſchloſſen, als erfinderiſch genug, auf ſeiner Ueberzeugung zu beſtehen. Was den Pabſt betrifft, ſo hat er, weil damals die päbſtliche Beſtätigung noch eine Sache von erſter Wichtigkeit war, nicht geſäumt, den damaligen Pabſt Gregor X., der ſich im Jahre 1274 auf der Kirchenverſammlung zu Lyon in Perſon befand, durch ſeinen Hofkanzler, Probſt Otto von St. Guido in Speier, dann den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu beſchicken, und durch dieſe Abgeordneten, welche den Auftrag hatten, ohne fernere Anfrage alles zu unterzeichnen, was ohne Verringerung oder Zergliederung des Reiches unterzeichnet werden könnte, den Pabſt dergeſtalt zu gewinnen, daß dieſer ſogleich dem Alphons von Caſtilien, dann dem König Ottokar von Böhmen, welche beide ſich damals noch um die deutſche

Reichskrone bewarben, alle Hoffnung für ihre Erwartung benommen, und ſich, nachdem er erſt die Kardinäle zu Rath gezogen, (mit dem ganz neuen Beiſatze jedoch, „daß er ihn zum römiſchen König ernenne“*) für den Rudolph erklärt hat. Im folgenden Jahre 1275 ſprach Rudolph den Pabſt Gregor X. zu Lauſanne perſönlich, und beſtätigte die Unterzeichnung ſeiner nach Lyon abgeordneten Geſandtſchaft, wovon die Hauptpunkte waren, daß er ſich verbindlich gemacht hatte, die Kapitulationen, welche die Kaiſer Otto IV. und Friedrich II. eingegangen hatte, zu beſtätigen, den römiſchen Stuhl im Beſitze ſeiner Güter zu laſſen, den Pabſt und deſſen Lehensleute, zumal den König von Neapel, Karl von Anjou, in Schutz zu nehmen, auf die Verlaſſenſchaft der Biſchöfe, dann auf die altkaiſerlichen Rechte bei biſchöflichen Wahlen Verzicht zu thun u. dgl. Rudolph verſprach, nicht nur dieſe Punkte fleißig zu halten, ſondern auch nach Rom zur Krönung zu reiſen, und einen Kreuzzug vorzunehmen, wie er denn wirklich das Kreuz ſich angeheftet, und alles, was dem Pabſte angenehm ſeyn konnte, beobachtet hat; er machte aber nie eine ernſtliche Anſtalt zu irgend einer ſolchen Reiſe, obwohl er in ſeinen Briefen ſehr oft davon ſprach, daß er ſie machen wollte, und er machte ſich, und fand, wie leicht zu erachten, unaufhörlich ſo vieles in Deutſchland zu unternehmen und beizulegen, daß jeder billig Denkende geſtehen mußte, es ſey bei den obwaltenden Umſtänden nicht möglich oder doch nicht ganz räthlich, ſich aus Deutſchland zu entfernen. Als einer der Nachfolger des im J. 1276 verſtorbenen Pabſtes Gregor X., nämlich Nicolaus III. ihn an ſeine zu Lauſanne gemachten Verſprechen erinnern, und insbeſondere auf die Zurückgabe einiger noch ſtreitiger Orte des Kirchenſtaates, von denen im Namen des Rudolph die Huldigung abgefordert worden war, ſtark andringen ließ, leitete er dieſe Forderung, deren Behauptung mit dem Wohle von Deutſchland nicht das Geringſte gemein hatte, ganz und gar in keine Streitigkeiten ein, ſondern erklärte die von ſeinem Kanzler einigen Städten abgenommene Huldigung ſogleich für nichtig, und ahndete es ſogar nicht einmal daran, als ſtatt der in den ehemaligen päbſtlichen Forderungen bloß genannten Exarchat und Pentapolis, jetzt namentlich die Stadt Ravenna, dann die Provinz Aemilia, Bobie, Ceſena, Forumpopuli, Forum Livii, Faenza, Imola, Bononia, und viele andere ausdrücklich genannt wurden *), ſondern unterſchrieb zu Wien im Jahre 1279 alles ganz bereitwillig, um nur keine weitläufigen Händel ſich zuzuziehen, und ſtellte über das Sämmtliche eine feierliche Urkunde aus, welche von den Kurfürſten mit ihren Willbriefen beſtätiget worden iſt. Mit einer neuen Eroberung Italiens beobachtete K. Rudolph eben daſſelbe Benehmen; er zog wieder an ſich, was er in der Entfernung und durch geſchickte Unterhandlungen zurückziehen konnte, ohne ſich in Weitläufigkeiten, oder vollends in Kriege einzulaſſen. Pabſt Clemens IV. hatte, vermöge des damals herrſchenden Grundſatzes, daß die Päbſte die natürlichen Vormünder aller Länder der chriſtlichen Welt ſeyen, unter der Regierung des K. Richard, als welcher niemals nach Italien gekommen war, den Einfall gehabt, die Statthalterſchaft der Lombardei dem Könige von Sicilien, Karl von Anjou, im J. 1268 (in eben dem Jahre, in welchem dieſer Franzos in Neapel den Konradin morden ließ) zu übertragen, ſo wie er denſelben ein Jahr vorher zum Senator von Rom ernannt hatte. Beides erhielt jetzt K. Rudolph durch die Vermittlung des Pabſtes

---

*) Raynald ad ann. 1274. N. 55.

---

*) Acta Lausannae in Append. Act. vet. p. 117. 120.

Nicolaus III. im Jahre 1280 zurück, und wollte die lombardiſchen Städte durch ſeine Abgeordneten ſogleich den Lehenseid ſchwören laſſen; und als dieſe ſich (bis auf Piſa und Miniato) deſſen weigerten, ließ er melden, daß er ſelbſt kommen würde; kam aber nicht, ſondern begnügte ſich, einige Jahre darauf, einen neuen Statthalter abzuſchicken. Da dieſer ebenfalls nicht anerkannt worden, ergriff er ein anderes Mittel, ſich ſchadlos zu halten; er ließ den Städten wiſſen, daß er ſie zwar nicht vom Verbande mit der deutſchen Reichshoheit, aber doch von der Gerichtsbarkeit der deutſchköniglichen Statthalter in Güte befreien wollte, was die Städte auch gut aufgenommen, und, was der Endzweck bei der Sache war, beträchtliche Summen erlegt haben, wie denn z. B. Lucca zwölftauſend, Florenz ſechstauſend Dukaten bezahlt hat. Aus dieſen Benehmungen ſieht man, was K. Rudolph von der Gewohnheit, einer Krönungsfeierlichkeit wegen eine, mit außerordentlichen Beſchwerlichkeiten verknüpften Reiſe nach Rom zu machen, dann von der Unterdrückung von Italien (wo ſo viele Jahrhunderte hindurch Millionen von Deutſchen, und darunter die edelſten Geſchlechter in beſtändigen Siegen und Eroberungen ihr Grab fanden) gedacht hat. Von einem Zuge nach Aſien war vollends im Ernſte nicht einmal die Rede mehr. Da es indeſſen K. Rudolph vor allen Dingen mit dem päbſtlichen Hofe nicht verderben durfte, ſo hielt er die Sachen immer ſo, daß man einige Zeit ſelbſt von Rom aus für nöthig hielt, ihn von einem Zuge nach Italien abzumahnen (wie ihn dann im J. 1276 Pabſt Innocenz V. erſuchen ließ, mit ſeinem Zuge einzuhalten); und zu einer andern Zeit, da die Schwierigkeiten, welche den Römerzug hätten aufhalten können, gehoben waren, ſchien er den päbſtlichen Hof in Forderungen zu begünſtigen, von welchen er höchſt wahrſcheinlich im Voraus wiſſen konnte, daß ſich die deutſchen Fürſten, auf deren nothwendige Bewilligung er ſich ſtets berief, nie entſchließen würden, ſie zu bewilligen. So gab er zu, daß im Jahre 1285 auf einem Reichstage zu Würzburg eine ſeltſame Forderung des Pabſtes Martin IV. vorgebracht, und daß dieſelbe von einem Legaten des Pabſtes Honorius IV. erneuert wurde, welche Forderung in nichts Geringerm beſtand, als daß von allen bebauten Gründen Deutſchlands ein Zehent für den Pabſt erhoben werden ſollte. Beide Male widerſetzten ſich die deutſchen Fürſten, zumal die Biſchöfe, unter denen der Erzbiſchof Sigfried von Köln vorzüglichſt das Wort nahm, auf eine Art, welche keine Hoffnung, daß eine ſolche Zumuthung jemals in Erfüllung kommen würde, zurückließ *).

Mit den Ländern, welche unmittelbar zum deutſchen Reiche gehörten, war K. Rudolph weniger nachgiebig, und behauptete hierin ſeine und Deutſchlands Rechte nach Möglichkeit. Das Königreich Burgund, oder Arelat hatte ſich von ſeinem geſetzmäßigen Verbande mit Deutſchland ſo viel als losgeriſſen. Es waren Grafen von Provence, von Burgund, von Genf, von Mömpelgard, von Orange ꝛc. entſtanden, welche vergeſſen wollten, daß ihre Länder dem deutſchen Reiche zu Lehen gehen. Die Grafſchaften Provence und Forcalquier hatte der eben genannte Karl von Anjou, König von Sicilien, aus dem Grunde, weil er eine Tochter des ohne männliche Erben letztverſtorbenen Grafen Raymund Berengar zur Ehe hatte, in Beſitz genommen. Die damalige Königinn von Frankreich war ebenfalls eine Tochter des letzten Grafen, und machte gleiche Anſprüche. Da dieſe Sache ziemlich ernſthaft hätte werden können, wenn jeder Theil auf ſeinen Forderungen unbedingt beſtanden wäre, ſo leitete Pabſt Nicolaus III. einen Vergleich ein, ver-

---

*) Chron. belg. Hist. austral. plen. ad. ann. 1287. Heinr. Stero.

möge deſſen Karl von Anjou auf die gedachten Grafſchaften von K. Rudolph belehnt, die Anſprüche der Königinn von Frankreich aber vorbehalten bleiben ſollten *). Auch wurde Rudolphs Tochter, Clementia, mit Karl Martel, einem Enkel des Karl von Anjou, vermählt.

Der Graf Reinold von Mömpelgard hatte ſich ſehr unfreundlich gegen den Biſchof von Baſel betragen, und ihm die Stadt Brundrut abgenommen. K. Rudolph, zu welchem der Biſchof ſeine Zuflucht nahm, eroberte die Stadt, ſtellte ſie dem Biſchofe wieder zurück, und demüthigte den Grafen, als welcher immer wieder die nämlichen Händel hervorſuchte, von neuem, indem er ſelbſt Mömpelgard eroberte, und auch die übrigen burgundiſchen Herren zwang, ihm zu Baſel zu huldigen. K. Rudolph ſoll mit dem Königreiche Burgund wohl gar die Abſicht gehabt haben, daſſelbe (ſo wie die öſterreichiſchen Länder) ſeiner Familie einzuräumen, indem er ſich (nach dem im J. 1281 erfolgten Hintritte ſeiner erſten Gemahlinn, Anna) im Jahre 1284 im ſechsundſechzigſten Jahre ſeines Alters mit der vierzehnjährigen Tochter des Herzogs Otto (nach andern Hugo)

---

*) Raynald.

von Burgund vermählt, aber in dieſer Ehe keine Kinder erhalten hat.

Rudolphs größtes Verdienſt um Deutſchland, und das Meiſterſtück ſeiner Regierung war die Herſtellung des Anſehens der Geſetze, der Ordnung und Ruhe in Deutſchland. Hierin kam ihm der Beiſtand ſeiner Schwiegerſöhne, zumal des Kurfürſten von Bayern, Ludwigs des Strengen, vortrefflich zu ſtatten, und durch deſſen Zuthun brachte er gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung die Markgrafen Rudolph I. von Baden, den Grafen Eberhard von Würtemberg u. a. zur Ruhe, und dieſen letztern, der im Fehdeweſen ſeine Ehre und Glückſeligkeit geſucht zu haben ſcheint, (es war ſein Sprichwort: „Gottes Freund, und aller Welt Feind“) und der den angelobten Frieden immer nur ſo lange hielt, als er ſeine Beſieger in der Nähe ſah, belagerte er im Jahre 1286 in ſeiner Hauptſtadt Stuttgard, zwang ihn, die Mauern nieder zu reiſſen, und würde ihn, da er noch immer nicht ruhen wollte, vielleicht noch nachdrücklicher behandelt haben, wenn ſich nicht der Erzbiſchof, Heinrich von Mainz, der Sache angenommen, und eine gütliche Beilegung vermittelt hätte. K. Rudolph ſuchte vorerſt immer den mächtigen Landſaſſen die Ueberzeugung beizubringen, daß ohne Achtung der Geſetze keine bürgerliche

Glückſeligkeit Platz haben könne; und gleichwie er Deutſchland unaufhörlich durchreiſte, ſo verſammelte er von Zeit zu Zeit die Stände der Länder, wo die abenteuerliche Ausſchweifung der ſogenannten Selbſthilfe, oder des Fauſtrechtes allgemeiner herrſchend, wo das ungerechte Gelderpreſſen von Reiſenden unter dem Titel von Zoll u. dgl., oder das förmliche Berauben derſelben, mehr und weniger, noch ein allgemeiner Unfug war. Da verſammelte er im J. 1281 die fränkiſchen Biſchöfe, Grafen, Herren und Städte nach Nürnberg, und ließ ſie auf fünf Jahre einen Landfrieden ſchwören, nämlich eidlich angeloben, daß ſie in Händeln ſich nicht ſelbſt das Recht verſchaffen, ſondern das Recht bei den ordentlichen Gerichtsſtellen ſuchen, und dem Urtheile derſelben ſich unterwerfen, auch ſonſt Niemanden einiges Leid zufügen wollten, und dieſem Landfrieden ließ er die Klauſel einſchalten, „daß Niemand eine Burg haben ſoll, es geſchehe dann ohne des Landes Schaden." Einen ähnlichen Landfrieden ließ er noch im nämlichen Jahre zu Mainz von den großen und kleinen Herren von Konſtanz bis Köln ſchwören, und den berühmten Landfrieden K. Friedrichs II. vom Jahre 1235 beſtätigen. Das Nämliche that er im J. 1286 in Bayern und Schwaben, im J. 1287 zu Würzburg, im J. 1288 zu Elſaß, im J. 1289 zu Eger, und 1290 zu Erfurt (wo er auch der Krone Böhmen die Chur und das Erzſchenkamt beſtätigte) und wo es geſchah, wurden auch zugleich Landfriedensrichter aufgeſtellt, welche die Pflicht hatten, auf das Zugeſagte zu dringen, und die Friedensbrüchigen zur Rechenſchaft zu ziehen. Weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß die friedliche Handhabung der Geſetze allein nicht hinreiche, die große Anzahl der Ruchloſen, die bloß vom Raube lebten, in Schranken zu halten, ſo ließ er während des letzten Reichshoftages, der von den vornehmſten deutſchen, geiſtlichen und weltlichen Reichsſtänden beſucht worden iſt, neunundzwanzig zu Illmenau gefangene Räuber von Adel zum Tode verurtheilen und hinrichten, dann bot er das Landvolk auf, und zerſtörte mit dieſem und ſeinen Soldaten bei ſechsundſechzig Raubſchlöſſer; eine Züchtigung, dergleichen er bereits in vorigen Jahren in Schwaben *) und Franken genöthiget war, vorzunehmen.

So wie K. Rudolph die Hinderniſſe, welche bisher den Feldbau ſtörten, und den Handel und die Gewerbigkeit hemmten, aus dem Wege räumte, ſo begünſtigte er zu gleicher

---

*) Annal. Colmar. ad ann. 1281.

Zeit die zweckmäßigen Vorkehrungen und Anſtalten, welche unmittelbar dazu dienten, den Fleiß und die Geſchicklichkeit zu ermuntern, und eine allgemeine Betriebſamkeit zu befeſtigen. Er beſtätigte die Gilten und Zünfte der Bürger, welche K. Friedrich II. auf dem Reichstage zu Mainz 1235 (ſo wie ſchon im Jahre 1231 deſſen Sohn Heinrich auf einem Reichstage zu Worms) aufgehoben hatten, neuerdings*) (ſo daß bereits im J. 1280 die Bürger von Speier ihren Biſchof nöthigten, alle ihre Privilegien durch eine förmliche Urkunde zu bekräftigen**) und verbeſſerte durch thätige Verwendungen das zerrüttete Münz- und Zollweſen.

K. Rudolph hatte im Jahre 1291 einen Reichshoftag zu Speier, wo er den Landfrieden wieder auf ſechs Jahre erneuerte, und einen andern zu Frankfurt gehalten, wo er ſeinen Sohn Albert, Herzog von Oeſterreich, zum deutſchen König und zu ſeinem unmittelbaren Nachfolger wählen laſſen wollte. Als er hier ſeine Abſicht nicht erreichte, indem die Fürſten ſich äußerten, daß ſie die Sache erſt in Ueberlegung ziehen müßten, begab er ſich nach

---

*) Lünig. Spic. cont. IV. T. I. p. 854.

**) Lehmann. V. B. 114. S. 642.

Straßburg, um in der Mitte ſeiner Familie, deren größter Theil ſich um ihn her verſammelt hatte, in etwas auszuruhen. Hier hatte er ſich kaum einige Tage befunden, als er eine Kraftloſigkeit verſpürte, bei deren zunehmendem Gefühle er ausrief: „Laßt uns nach Speier gehen! Zu den Gräbern meiner Vorfahren,“ ſetzte er hinzu. Unterwegs ſtarb er zu Germersheim den 15. Juli 1291 im 73. Jahre ſeines Alters.

Schwerlich wurde ein anderer Kaiſer, wenn man Karl den Großen ausnimmt, in ſeinem Leben ſo allgemein hochgeſchätzt, und nach ſeinem Tode ſo allgemein bedauert und zurückgewünſcht, als dieſer Rudolph. Wer ihn jemals ſah und hörte, wollte an ihm etwas Beſonderes geſehen, etwas Außerordentliches gehört haben, und Jedermann wußte etwas zu erzählen, was Rudolph bei dieſer und jener Gelegenheit geſagt, und wie er ſich betragen hat. Was die Völker allenthalben an ihn feſſelte, und anfangs eine Art von Erſtaunen für ſeine Perſon erweckte, war, daß er Jedem das, weſſen er bedurfte, Monarch, Freund, Vater, Held, und Beſchützer und Geſellſchafter geworden iſt. Rudolph war im ſtrengſten Sinne gerecht, und eben ſo großmüthig und gütig. Er nahm an dem Anliegen der ärmſten Leute eben den perſönlichen innigen Antheil, den er an den Händeln der Vornehmen und Großen nahm, und ahndete an dieſen gerade ſo offenherzig und ſtreng, wie bei jenen, wenn etwas zu ahnden war. Nach der Art aller großen Seelen ſchonte er des Niedergeſtreckten, wo er ſchonen konnte, und die niedrige Neigung, ſich zu rächen, war fern von ihm. Er pflegte zu ſagen, es habe ihn noch niemals gereut, daß er verſöhnlich und ſanftmüthig war, wohl aber habe es ihn manchmal geſchmerzt, zu raſch und zu ſtreng geweſen zu ſeyn. Als man ihm in der mit dem König Ottokar vor Wien vorgefallenen Schlacht meldete, daß man den Mann, welcher ſich in der Schlacht nach ihm zugedrängt, und ſein Pferd durchſtochen hatte, gefangen hätte, befahl er, ihn unbeſchädigt abziehen zu laſſen. Es wäre Schade und Unrecht, ſagte er, wenn einem ſo tapfern und treuen Unterthanen etwas zu Leide widerfahren ſollte *). Als ſich vor der Schlacht mit dem gedachten Könige Jemand erboten hatte, denſelben gegen Belohnung auf der Jagd wegzuräumen, ſchlug Rudolph dieſe Zumuthung mit dem äußerſten Unwillen aus: „Ottokar iſt mein Feind, ſagte

---

*) Heinr. Praepos. Oetting. apud Oefele. T. I. p. 688.

er, und ich wünſche, ihn beſiegen zu können; aber er hat darum nicht weniger ein Recht, auf meine Großmuth und Gerechtigkeit.“ Von ſolchen Geſinnungen, Reden und Entſcheidungen iſt ſein ganzes Leben voll. Rudolph war ein Meiſter im Krieg, verabſcheute aber das Blutvergießen, und bei der Belagerung des Schloſſes Weiſſenburg ſagte er: „Ich könnte mich dieſes Schloſſes bald bemächtigen, aber ich will es lieber einige Zeit ſpäter beſiegen, und dabei meiner Leute ſchonen.“ Daß er nichts Wichtiges ohne Beiziehung und Einwilligung der Stände des Reiches that, war nicht nur in Rückſicht ſeiner Regierung ein kluges Verhalten, ſondern die größte Wohlthat für Deutſchland, indem durch dieſe Maßregeln, von denen er der eigentliche Urheber war, die den deutſchen Ständen vom Anbeginne zuſtändigen Rechte wieder zurückgeſtellt, und unzählige Gelegenheiten zu verderblichen Kriegen weggehoben wurden. Was ferner ein Kennzeichen einer großen Seele genannt werden muß, iſt, daß er ſich nach ſeiner Erhebung zum Throne in ſeinen Sitten und in ſeinem Betragen nicht im Geringſten geändert, vielmehr das Schlimme geändert, und das Gute verbeſſert, auch allen denen, mit welchen er als Graf etwas zu raſch verfuhr, das, was ſie etwa Widriges von ihm gelitten haben mochten, vergütet hat.

Er aß ſehr wenig, und ſehr gemeine Speiſen, und war immer im gemeinen grauen Landtuch gekleidet; das einzige Mal ausgenommen, da er mit ſeiner Gemahlinn den Pabſt Gregor IX. zu Lauſanne beſucht, und bei ſolcher Gelegenheit für die Hofkleidungen neunhundert Mark, oder achtzehntauſend Gulden verwendet hat. Sonſt trug er im Felde wohl auch geflickte Kleider, zumal wenn er ſah, daß es ſeine Mitgefährten thun mußten, denen er in Fällen, wo es auf ungemächliche und beſchwerliche Dinge ankam, alles voraus gethan, und einſt, da ſein Heer Mangel an allen Lebensmitteln hatte, der erſte war, der eben vom Felde gebrachte rohe Rüben gegeſſen hat. Gar oft gieng er, erkannt und unerkannt, in die Häuſer der gemeinſten Leute, wo er manche Wahrheit hörte, und ſich ſonſt an den Einfällen dieſer Leute beluſtigte. Er ſelbſt war gar oft außerordentlich guter und luſtiger Laune, worin er die ſinnreichſten Einfälle vorgebracht, und im Scherze Wunden verſetzt, und gleiche Wunden geduldet hat. Ueber ſeine Kenntniſſe und ſeinen Geſchmack in Wiſſenſchaften und Künſten findet ſich wenig, und ſeine literariſchen Kenntniſſe mögen wahrſcheinlich eben nicht die glänzendſten geweſen ſeyn. Als im J. 1280 zwiſchen den Bürgern zu Köln und dem Erzbiſchofe daſelbſt über die

Bayerische Staatsbibliothek München

beiden Theilen zuſtändigen Rechte ein Streit entſtanden war, befahl Rudolph, daß die Bürger die Schlüſſel der Stadt zwei Meilen von den Thoren auf das freie Feld legen, und daß dann die Bürger mit des Erzbiſchofs Leuten ſich ſchlagen, und daß zuletzt dem ſiegenden Theile die im Streite begriffenen Rechte zufallen ſollten, was den Bürgern, welche ſiegten, geworden iſt. Nach den Schilderungen gleichzeitiger Schriftſteller war K. Rudolph ein langer, hagerer Mann mit einer großen Habichtsnaſe, wenigen grauſen Haaren, bleichem Angeſicht, aber geiſtreichem und hohem Weſen. Er liegt zu Speier begraben.

K. Rudolph hatte ſich zweimal verheirathet, a) mit Anna von Hohenberg, welche im Jahre 1281 zu Wien geſtorben, und zu Baſel begraben worden iſt; b) mit Agnes, (nach andern Eliſabeth) welche ihn überlebte. In der erſten Ehe hatte er 1) vier Söhne, a) Albert, b) Rudolph, der im Jahre 1282 die Mitregentſchaft in Oeſterreich erhalten, im J. 1290 ſein Leben geendet, und in der Ehe mit der böhmiſchen Prinzeſſinn Agnes einen Sohn, Johann, hinterlaſſen hat, c) Hartmann, welcher im J. 1282 mit ſeinem ganzen Gefolge im Rhein ertrunken iſt, d) Karl, der bald ſtarb; 2) folgende Töchter, a) Mechtilde, Gemahlinn Herzog Ludwigs II. von Bayern, b)

Katharina, Gemahlinn Herzog Ottos von Niederbayern, c) Agnes, Gemahlinn Herzog Alberts von Sachſen, d) Hedwig, Gemahlinn 1) Herzog Heinrichs von Schleſien, 2) des Markgrafen Otto von Brandenburg, e) Jutta, Gemahlinn des Königs Wenzeſlaus von Böhmen, f) Clementia, Gemahlinn des Karl Martel, Enkels des Karl von Anjou, Königs in Sicilien.

Schriftſteller.

Anonymus Leobiensis apud Pez. T. I. — Volcmari etc. de gestis Principum a tempore Rudolphi Regis etc. apud Oefele. T. II. p. 524. — Henric. Praepos. Oetting. ib. T. I. — Continuat. Annal. Alberti Stad. ab 1264 usq. 1324. — Eberhardi Altahensis Annal. de Ducibus Austriae, Bavariae, Sueviae ab 1272 usq. 1395, apud Canis. T. I. — Albertus Argentinensis. — Chronic. australe. — Chron. Colmar. ab ann. 1211 — 1303, in Vrstis. T. II. — M. Alb. Argent. Chron. Fragm. a Rudolpho Habsburg. usq. ad sua tempora etc, 1349. apud P. Pithoeum

Basil. 1619. — Annal. Colmar. p. II. apud Vrstis. T. I. — Gerhard a Roo. Annal. Austr. — Chron. Salisburg. — Fragm. hist. incert. Authoris ap. Vrstis. T. II. — Austral. historia, pars plenior de gestis sub Rudolpho, Adolpho et Alberto Caes. ab ann. 1276 — 1303 apud Freher. Tom. uno p. 327. — Heinrici Steronis Monachi Altahae inf. ibiq. Capellani transscripta et excerpta ex Chronico Coenobii sui, rerum sub Imperat. Rudolpho, Adolpho, Alberto, Henrico VII. ab an. 1266 usq. 1300 ib. p. 384. — Udalrici Wellingi et fratris ejus Conradi contin. Chron. Altah. Henr. Ster. ab 1305 — 1335. ib. — Durani Chron. apud Leibniz. — Tolner Cod. dipl. — Guillimannus Habsburg. lib. VI. — Jo. Ludovicus Schönleben de Augustissae tomus habsburgo-austriacae prima origine. — Lambecius Coment. de bibl. caesar. — Joann. Stumpfius Hist. Helvet. — Cuspinianus. — Eberhardus. — Fugger. — Günderode Geſchichte des römiſchen K. Rudolph I. in deſſen von Peſſelt geſammelten Werken ꝛc.

Adolph von Naſſau.

1292 — 1298.

Inhalt. Graf Adolph von Naſſau wurde im Jahre 1292 von ſeinem Vetter, dem Erzbiſchofe Gerhard von Mainz, zur königlichen Würde befördert, machte dieſem und andern Fürſten große Verſprechungen, wovon er wenig hielt, kaufte, und zog mit Gewaltthätigkeit Thüringen und Meißen an ſich, verlor die Gunſt einiger Reichsfürſten, wurde vollends von ſeinem Beförderer, dem Erzbiſchofe Gerhard von Mainz, wieder geſtürzt, und in einer Schlacht wider Herzog Albert von Oeſterreich getödtet 1298; Gemahlinn, Kinder.

Graf Adolph von Naſſau war ein Sohn des Grafen Walram von Naſſau und der Adelheit, einer Gräfinn von Katzenellenbogen. Seine Güter und Einkünfte waren ſehr gering, (er ſoll, nach Einigen, mehr nicht, als die Hälfte der Grafſchaft Naſſau, worunter die Ortſchaften Idſtein, Wiesbaden, und Wilsburg gehörten, beſeſſen haben); aber ſeine perſönlichen Kräfte und Eigenſchaften waren deſto weniger mittelmäßig; er beſaß einen ſcharfen Verſtand, viele gelehrte Kenntniſſe, ein freimüthiges Weſen in ſeinem Betragen, und, was damals vorzüglich empfahl, eine erprobte Tapferkeit, ſo, daß demnach dieſer Adolph als Graf von Naſſau allerdings ein großes und beglückendes Anſehen würde behauptet haben, wenn ihn ſein Schickſal nicht auf einen höhern Poſten verſetzt hätte, auf welchem es ungleich ſchwerer war, weiſe und klug zu bleiben, und bei der Menge von herrſchenden Blendwerken Ruhm und Glückſeligkeit bei ungleich weniger gekannten und geachteten, einfachen, geſunden Grundſätzen zu ſuchen.

K. Rudolph hatte durch ſeine wohlgeordnete und glückliche Regierung der deutſchen Krone wieder ein ſolches Anſehen verſchafft, und hatte, was jetzt vorzüglich in Betracht gezogen worden ſeyn mochte, den Begriff, daß ſie die unmittelbarſte Gelegenheit ſey, die Familie, welcher ſie zu Theil würde, auf die höchſten Stufen von Würden zu erheben, dergeſtalt erneuert, daß ſich nach ſeinem Hintritte viele Fürſten, z. B. der König Wenzeslaus von Böhmen, dann der Herzog Albert von Oeſterreich, alle Mühe gaben, die Stimmen für ſich zu ſammeln, und der letztere glaubte, ſeiner Sache dergeſtalt gewiß zu ſeyn, daß er ſich zur Zeit der Wahl bis nach Hagenau begab, um ſich, wenn man ihm ſeine Erwählung melden würde, unverzüglich nach Frankfurt begeben zu können; allein eben dieſe heftige Begierde nach Erhöhung war es, was ihm und andern, bei der damaligen Bedenklichkeit der meiſten Wahlfürſten, am meiſten hinderlich wurde, ſeine Abſichten zu erreichen. Man hatte zwar, wie nach einigen Jahren der Erfolg zeigte, keine feſtgeſetzten oder dauerhaften Grundſätze, an welche man ſich bei der Wahl eines neuen Königs unabweichlich halten wollte; aber man war jetzt, wenigſtens noch während dieſes Zeitpunktes, ſtillſchweigend darin übereingekommen, keinen ſolchen zu wählen, der durch ſeine Hausmacht gereizt werden könnte, ſich etwas, worüber die Fürſten geſichert und beruhigt ſeyn wollten, herauszunehmen. Einen ſolchen Bedacht nahm wenigſtens (wenn gleich nicht ganz aus ſolchen Beweggründen) der damalige Kurfürſt von Mainz, Gerhard, ein geborner Herr von Eppenſtein, und das ganze Wahlgeſchäft wurde hauptſächlich von ihm gelenkt und zu Stande gebracht. Gemäß gleichzeitigen Nachrichten ſoll er die Sache ſehr liſtig behandelt, und jedem der Wahlfürſten insbeſondere einen ſolchen Fürſten in Vorſchlag gebracht haben, von dem er im Voraus wußte, daß er demſelben nicht angenehm ſeyn würde, ſo, daß die Wahl täglich unſchlüſſiger gemacht, und daß endlich, was er gewünſcht, und voraus erwartet haben mochte, der allgemeine Entſchluß gefaßt wurde, denjenigen, den er nennen würde, ohne fernere Einwendung, als König zu erkennen. Er nannte den Grafen Adolph von Naſſau, welcher mütterlicher Seits ſein nächſter Verwandter war. Adolph wurde auch ſogleich von Frankfurt nach Aachen begleitet, und hier gekrönt den 24. Juni 1292.

Gleichwie dieſer Herr ſehr unbemittelt, und überhaupt in einer ſolchen Lage auf den Thron erhoben worden war, bei welcher es von den größern Fürſten abzuhängen ſchien, welches Anſehen, und welche Macht zu handeln ihm zugetheilt werden ſollte, ſo hatten ſich auch einige Fürſten gleich anfangs dergeſtalt mit Verſprechungen und wirklichen Gefälligkeiten überhäuſen laſſen, daß ſie geglaubt zu haben ſcheinen, ein König, wie Adolph, hätte keine wichtigere Pflicht, als die, allenthalben und unbedingt ihren Wünſchen zuvorzukommen. Der Erzbiſchof von Mainz ließ ſich eine Menge außerordentlicher Dinge verſprechen, und die andern zwei rheiniſchen Erzbiſchöfe vergaßen ſich eben ſo wenig *). Der neue König ſollte ſogar die Koſten, welche über ſeine Wahl zu Frankfurt erlaufen waren, bezahlen, eine Forderung, welche allein ſchon die Kräfte deſſelben bei weitem überſtieg. Doch Adolph that willig, was er konnte, ſagte anfangs jedem zu, was er forderte, und erwarb ſich auch auf einige Zeit den Beifall der Reichsfürſten. Da es, wenn ein Vorgänger durch kluge, wenn gleich oft nur ſeinen Umſtänden angemeſſene Maßregeln berühmt und allgemein beliebt geworden iſt, für einen Nachfolger immer mißlich bleibt, in der Benehmungsart eines ſolchen Vorgängers etwas zu ändern; ſo nahm ſich der neue König ſeinen Vorgänger, den K. Rudolph ganz zu ſeinem Vorbilde, und betrat beinahe pünktlich überall gerade ebendieſelben Wege, auf welchen Rudolph nicht nur das

---

*) Guden. Cod. dipl. T. I. N. CCCCVIII. p. 861. Joan. Spicileg. T. I. p 23. etc.

Wohl von Deutſchland, ſondern auch die Erhebung und den Glanz ſeiner Familie befördert hatte. Er beſtätigte noch im J. 1292 auf einem Reichstage zu Köln den von K. Rudolph im J. 1287 errichteten Landfrieden, auf weitere drei Jahre, und zeigte ſich in den Ländern, wo der Frieden oder das königliche Anſehen litt, mit größtem Nachdruck, wie er denn in ſolcher Hinſicht ſogleich perſönlich ſich nach Schwaben und Elſaß begeben, in jenem auf einer Verſammlung zu Eßlingen im J. 1293 die ſchwäbiſchen Stände zum Frieden angehalten, dem Grafen Eberhard von Würtemberg, der ſich nicht gleich fügen wollte, verfängliche Schranken gelegt, und in Elſaß den Schultheiß zu Kolmar, Walther Röſſelmann, der ſich beſondere Freiheiten herausgenommen, und ſich in die Stadt verſchloſſen hatte, nachdrücklichſt gezüchtiget hat. Den Reichsfürſten und Städten beſtätigte er ihre Lehen und Freiheiten mit vieler Bereitwilligkeit, und um den Stammvater des Hauſes Heſſen, Heinrich I., und deſſen Familie machte er ſich dadurch verdient, daß er ſich und dem Reiche das Land Heſſen, welches jener Heinrich, wegen des von ſeiner Mutter herrührenden Erbrechtes, als ein perſönliches und unabhängiges Eigenthum beſaß, zu Lehen aufzutragen geſtattet, Heſſen aber dafür (auf eine ähnliche Weiſe, wie es unter Kaiſer Friedrich II. mit Braunſchweig und Lüneburg geſchehen war) zu einer Landgrafſchaft, welche auf der Stadt Eſchwege, und dem Schloſſe Bomeneburg haften ſollte, erklärt, und die von dieſem Hauſe bereits behaupteten Rechte beſtätiget hat. Da K. Rudolph durch die Vermählung ſeiner Kinder viele mächtige Freunde ſich unter den deutſchen Fürſten erworben hat, ſo brachte er im Jahre 1294 zwiſchen ſeiner Tochter Mechtilde und dem Rudolph, Herzog aus Bayern, und Pfalzgrafen bei Rhein, ein Ehebündniß, dann zwiſchen ſeinem Sohne Rupert und der böhmiſchen Prinzeſſinn Gutta ein Eheverlobniß zu Stande, ſo, daß jetzt, wenn die Nachahmung Rudolphs vollſtändig ſeyn ſollte, nur noch die Eroberung einiger Länder fehlte, mit welcher dann auch K. Adolph nicht weniger einen Verſuch machte, der, gleichwie er von ganz anderer Art war, als jener des K. Rudolph, für ihn auch ganz andere Folgen nach ſich zog.

Heinrich, genannt der Erlauchte, Landgraf von Thüringen, und Markgraf von Meiſſen, hatte ſeine Länder unter ſeine zwei Söhne, Albrecht und Dietrich getheilt, und jenem Thüringen, nebſt der Pfalz Sachſen, dieſem das Oſterland nebſt dem Bezirke von Landsberg eingeräumt, für ſich aber die Lauſiz, und die an beiden Ufern der Elbe, von der Mulde bis nach Böhmen gelegene Gegend, behalten. Albert, genannt der Unartige, hatte eine Tochter K. Friedrichs II., Margaretha, zur Ehe, und mit ihr drei Söhne (von denen jetzt Friedrich mit der gebiſſenen Wange, und Diezmann oder Dietrich eine berühmte Rolle ſpielten) erhalten, nachher aber dieſelbe grauſam mißhandelt, indem er eine unordentliche Neigung auf eine der Hoffräulein ſeiner Gemahlinn, Kunigunde von Eiſenberg, warf, und mit ihr einen Sohn, Apiz, erzeugte. Die kaiſerliche Prinzeſſinn, die ſich, um ihr Leben zu retten, flüchten mußte, ſtarb im J. 1270 zu Frankfurt am Mayn vor Gram, und ihre, die eben genannten, Söhne, Friedrich und Diezmann, warfen ſich in die Arme ihres Vatersbruders, Dietrich, der ihnen, (indem ſein eigener Sohn, Friedrich Tutta, keine Hoffnung eines langen Lebens verſprach) ſeinen Länderantheil zudachte, was Albert, der Unartige, ihr Vater, ſo übel nahm, daß er ſich entſchloß, denſelben nicht nur dieſe verſprochenen Länder, ſondern auch ihr unmittelbar väterliches Erbe, Thüringen nämlich, zu entreiſſen, und dieſes ſeinem auſſerehelichen Sohne Apiz einzuräumen; und als ihm bei den Unruhen, welche darüber entſtanden, ein widriger Zufall ſeinen älteſten Sohn, Friedrich mit der gebiſſenen Wange, in die

Hände lieferte, ließ er denſelben in einen Thurm des Schloſſes Wartburg werfen, wo es gleichwohl treuen Dienern glückte, ihn durch eine begünſtigte Flucht dem äußerſten Elende zu entreiſſen. Einige Jahre darauf bekam dieſer Friedrich ſeinen Vater Albert in ſeine Gewalt, den er aber auf Vermittlung verſchiedener Großen, und vorzüglich des K. Rudolph von Habsburg, wieder frei ließ, der ſich mehr als einmal perſönlich nach Thüringen begeben, und ſeine, dann ſeines Bruders Anſprüche durch Verträge geſichert hat; aber kaum war K. Rudolph mit Tod abgegangen, als Albert der Unartige ſeine Feindſeligkeiten wider ſeine Söhne heftiger als jemals erneuerte, verſchiedene Güter in Thüringen verkaufte, und endlich im Jahre 1293 ganz Thüringen feil bot.

Um eben dieſe Zeit war zwiſchen König Eduard I. von England, und König Philipp dem Schönen von Frankreich ein Krieg ausgebrochen. Der König von England ſah ſich um Bundesgenoſſen um, und wandte ſich unter andern auch an den K. Adolph, von welchem er ſich um ſo mehr eine günſtige Erklärung verſprach, als dieſer ſelbſt wegen verſchiedenen fremden Anmaßungen im Königreiche Burgund den Anlaß zu einer Kriegserklärung wider Frankreich nehmen konnte. K. Adolph ließ ſich ſogleich, und um ſo bereitwilliger in ein

Bündniß mit Eduard ein, als dieſer ihm zur Anwerbung und Unterhaltung deutſcher Völker eine große Summe Geldes (engländiſche Geſchichtſchreiber nennen die Summe von hunderttauſend Pfund Sterling) überſendet hatte, und den 22. Oct. 1294 kam das Bündniß zu Stande*). K. Adolph ſchickte dem Könige von Frankreich unverzüglich einen Fehdebrief zu, und die Sache wäre vielleicht ernſthafter geworden, wenn nicht das Ausbot Alberts des Unartigen von Thüringen dazwiſchen gekommen wäre. Dieſer Gelegenheit, ſchöne Länder, und zwar ſo wohlfeil (Albert der Unartige begnügte ſich mit zwölftauſend Mark Silber) an ſich zu bringen, konnte K. Adolph nicht widerſtehen. Er ſchloß den Handel ab, und da ſich die Stände von Thüringen, an deren Spitze Friedrich mit der gebiſſenen Wange, als der rechtmäßige Erbe dieſes Landes, einer ſo offenbaren Ungerechtigkeit widerſetzten, brauchte er Gewalt, und rückte im September des J. 1294 in Thüringen ein, mit einem in der Eile aus den Rheingegenden zuſammengerafften Heere, welches weder Zucht noch Schranken gekannt, und während daß ein Theil Eiſleben belagerte, zügellos umhergejagt, und das Gebiet am Harz unmenſchlich mißhandelt hat. K. Adolph zerſtörte hierauf die Stadt Freiburg, und das Schloß Neuenburg, in welchen beiden Oertern alle wehrhaften Männer gemordet wurden, mißhandelte die Gegend des heutigen Fürſtenthums Gotha, ſtreifte nach Meiſſen, und bemächtigte ſich der reichen Bergwerke, und im Jahre 1297 des ganzen Fürſtenthumes; und nun dachte er, wie es ſchien, im Ernſte an den Beiſtand, welchen er dem Könige von England wider den König von Frankreich zugeſagt hatte. Dieſer Krieg, welcher durch die Vermittlung des päbſtlichen Hofes einige Zeit geruht, und bis dahin wenigſtens keinen allgemeinen Ausbruch erhalten hatte, ſollte jetzt erſt ſeinen rechten Anfang nehmen. K. Adolph brachte zweitauſend Reiter zuſammen, und rückte mit dieſer und anderer Mannſchaft bis nach Andernach am Rhein.

---

*) Du Mont. Corps diplom. T. I. p. I. pag. 123.

Aber während der vierjährigen Verwüſtung von Meiſſen und Thüringen hatten ſich die Geſinnungen vieler Großen in Deutſchland gar ſehr geändert. Alle gutdenkenden, und auf Geſetze und Gerechtigkeit haltenden Fürſten betrachteten mit Abſcheu einen Krieg, der mit keinem Anſtriche von Recht zu entſchuldigen, der einer Räuberei am hellen Tage ähnlich, und deſſen Folge, vermöge welcher ſich künftig jeder Mächtigere erlauben möchte, dem Schwächern das Seinige zu rauben, unabſehbar war. Schon jenes Bündniß, das er mit dem König von England eingegangen, und vermöge deſſen er Geld zur Truppenwerbung angenommen hatte, wurde ihm ſehr übel von den Fürſten gedeutet, welche außerdem, daß es ihnen ſchimpflich vorkam, daß, wie ſie ſagten, ein deutſcher König in den Sold eines andern trete, auch noch keinen rechten Begriff davon hatten, wie man mit Menſchen (wiewohl damals zu ſolchen Kriegsdienſten nur bloß Freiwillige genommen wurden) einigen Handel treiben könne. Was aber die Hauptſache war, ſo kam es vielen Fürſten, welche ihn gewählt, und welche ihn eigentlich für ſich, das iſt, für die Beförderung aller ihrer Wünſche und Forderungen gewählt hatten, vor, als hätten ſie ſich an ihm ganz und gar geirrt. K. Adolph hatte die Zuſagen, welche ſie ſich bei ſeiner Erwählung machen ließen, nichts weniger, als ſämmtlich in Erfüllung gebracht, oder bringen können, und ſieng auch ſonſt an, je mehr er in ſeinen Kriegen glücklich war, der ganz nachgiebige, und von ihrem Rathe und ihrer Leitung abhängige Herr nicht mehr zu ſeyn, der er anfangs war. Nach einigen Nachrichten *) ſollen auch die engländiſchen

---

*) Mutius. I. XX.

Gelder nicht dem K. Adolph allein, ſondern auch andern, welche aber nichts erhalten, und dieß ſehr übel genommen haben, zugemeint geweſen ſeyn. Wie dem ſey, der Erzbiſchof von Mainz war mit K. Adolph, ſeinem Verwandten, ganz und gar unzufrieden; und gleichwie er ihn befördert hatte, ſo hatte er ſich jetzt vorgenommen, ihn auch wieder zu ſtürzen.

Unter allen mißvergnügten Fürſten konnte eine ſolche Wendung der Neigungen keinem willkommener ſeyn, als dem Herzog Albert von Oeſterreich. Dieſer Prinz fand ſich tief gekränkt, daß man ihm den Adolph, über den er ſich weit erhaben zu ſeyn glaubte, vorgezogen hatte; und obwohl er nach der Krönung des Adolph bei ihm ſeiner Reichsländer wegen Lehen nahm, ſo zeigte er ſich doch in andern Dingen, welche von ſeiner Willkühr abhiengen, ungleich weniger willfährig, ja er ſoll dem Adolph, als dieſer für ſeinen Sohn um eine öſterreichiſche Prinzeſſinn anhielt, eine Antwort, welche an Verachtung grenzte, gegeben, und ihn abgewieſen haben; er hatte eine ſeiner Töchter an den Markgrafen von Brandenburg, und die andere an den König von Böhmen verheirathet, daher dann auch dieſe Fürſten vollkommen für ihn geſtimmt waren; er ſchloß ſich auch an den König von Frankreich, der ihm Hilfsgelder ſchickte, an, und verſprach dem

Erzbiſchof Gerhard von Mainz, als er das Mißvergnügen dieſes Herrn wider den K. Adolph wahrnahm, eine große Summe Geldes, wenn er ihm zur Krone verhilflich ſeyn wollte. Bei der feierlichen Krönung, welche den 2. Juni 1297 zu Prag mit König Wenzeslaus von Böhmen in Gegenwart von achtunddreißig geiſtlichen und weltlichen Fürſten vorgenommen worden iſt, wurde die Sache näher verabredet, und ein weiterer Verſammlungstag nach Eger feſtgeſetzt, auf welchem dieſelbe vollends ins Reine gebracht werden ſollte. K. Adolph wußte nicht nur durch ſeine aus Meiſſen zuſammengezogenen Truppen dieſes Vorhaben zu vereiteln, ſondern ſammelte in den Rheingegenden unverzüglich ein Heer, mit welchem er hinlänglich in den Stand geſetzt wurde, den Herzog Albert und deſſen Anhang in die Enge zu treiben. Dieſer ſäumte ſich ſeiner Seits eben ſo wenig, und indem er in den öſterreichiſchen Ländern ſowohl, als von andern Fürſten eine beträchtliche Macht zuſammengebracht, und von dem Herzog Otto von Niederbayern, einem treuen Freunde des K. Adolph, den Durchzug erkauft hatte, (ſelbſt K. Adolph erſuchte aus Begierde, zu ſtreiten, den Herzog um dieſe Willfährigkeit) eilte er ſogleich nach der Rheingegend, und belagerte eben die dem Herzog von Oberbayern und rheiniſchen Pfalzgrafen

Rudolph (K. Rudolphs Schwiegerſohn) angehörige Stadt Alzei, (deren er ſich auch bemächtiget, und ſie verbrannt hat) als er vom Reichsmarſchall von Pappenheim die Nachricht erhielt, daß die ihm günſtigen Fürſten den K. Adolph für entſetzt erklärt, und ihn zum König gewählt hätten. Es hatten ſich nämlich bei dem Erzbiſchofe Gerhard zu Mainz die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, nebſt einem Geſandten des Königs von Böhmen wirklich verſammelt, und (nachdem der Herzog von Sachſen, als beſtellter Kläger, den Vortrag gemacht, und darauf der Erzbiſchof von Mainz den K. Adolph dreimal zur Verantwortung vorgeladen hatte) das Urtheil geſprochen, daß K. Adolph entſetzt, und Herzog Albert von Oeſterreich zum König erwählt ſeyn ſollte, den 23. Juni 1298. Nach dem Zeugniſſe des gleichzeitigen Sifrids *) beſtanden die Anklagen darin, „daß K. Adolph Kirchen verwüſtet, Jungfrauen geſchändet, Hilfsgelder vom König in England angenommen, und das Reich nicht vermehrt, ſondern verringert habe;“ lauter Dinge, die theils mißverſtanden, theils unerwieſen, überhaupt aber zu einer Anklage ſolcher Art und Abſicht durchaus nicht geeignet waren.

---

*) Sifridus Presbyter. p. 701.

Sogleich nach dem Gerücht deſſen, was zu Mainz geſchehen war, ſuchte Adolph ſeinem Gegner auf alle mögliche Art zu Leibe zu kommen, und traf denſelben, der immer auszuweichen ſchien, auf dem ſogenannten Haſenbüchel zwiſchen Gelheim und Roſenthal, wo er ihn, ohne die Hilfstruppen des Kurfürſten von Trier zu erwarten, mit einer ungleich geringern Macht, die überdieß nur in Reitern beſtand, wider allen Rath der Seinigen, angriff, was er, da er ſah, daß das Heer des Albert, das er auf der Flucht zu ſeyn glaubte, Stand hielt, ſogleich ſelbſt, aber zu ſpät bereut hat. Die Herzoge von Bayern, Otto und Rudolph, welche das erſte Treffen anführten, wurden zuerſt mit dem Feinde gemein, und unter ihren von der Menge umrungenen Leuten entſtand bald Verwirrung und Unordnung, indem Albert ſeinem Heere befohlen hatte, ſo viel möglich nur die Pferde ſeiner Feinde zu tödten. Als K. Adolph, der ſich im Hintertreffen befand, das Gedräng und Geſchrei des Heeres wahrnahm, riß er ſich aus der Mitte der Seinigen, die ihn zurückhalten wollten, los, ſtürzte aber unterwegs mit dem Pferde, und vergaß, indem er ſich wieder eilfertigſt aufs Pferd ſchwang, mit dem Helm ſich zu bedecken. So übel verwahrt, ſprengte er in die Feinde, tödtete einige derſelden, und drang auf den Albert ein, dem er heftig zurief, Leben und Krone zu laſſen; aber in dem Augenblicke erhielt er (nach dem Zeugniſſe des Albert von Straßburg, und anderer, ſelbſt vom Albert) einen Hieb über das Auge, von welchem er zur Erde geſtürzt, und von andern vollends getödtet, bald darauf aber von ſchlechten Leuten ſeiner Kleider beraubt worden iſt. In dieſem Zuſtande traf ihn noch der Erzbiſchof Gerhard von Mainz, ſein nächſter Verwandter, der Urheber ſeines Unglücks, und ſelbſt dieſer Mann wurde gerührt; er vergoß ſogar Thränen über die Leiche, und ſagte im Weggehen: „Hier fiel einer der tapferſten Männer unſers Zeitalters!“ den 2. Juli 1298. K. Adolph wurde von Albert auch nach ſeinem Tode nicht geſchont; er behauptete, Adolph wäre, da er fiel, kein König mehr geweſen, und befahl, ſtatt zu Speier, ihn unweit des Schlachtfeldes in dem Kloſter Roſenthal zu begraben, woraus in nachher Heinrich VII. an die Seite voriger Kaiſer nach Speier (gerade neben der Leiche dieſes Albert) überſetzen ließ.

Seine Gemahlinn war eine Tochter des Grafen von Limburg, und ſoll Imagina geheißen haben. Seine Söhne waren a) Heinrich, der früh ſtarb; b) Rupert, der, wie oben vorkam, eine böhmiſche Prinzeſſinn geheirathet hatte, wurde in der letzten unglücklichen

Schlacht vom Erzbiſchofe von Mainz gefangen; c) Gerlac, Nachfolger zu Naſſau; zwei andere ſollen Walrab und Adolph geheißen haben. Seine Töchter waren: a) Adelheid, eine Nonne zu Mainz; b) Mechtilde, Gemahlinn des Rudolph, rheiniſchen Pfalzgrafen und Herzogs in Bayern; c) Imagina ꝛc.

Schriftſteller.

Nebſt den Vorigen, als Albert Argent. — Annales Colmar. — Chron. Colmar. — Hist. austral. — Rebdorf. — Stero u. a. — Magn. Chron. belg. — Sifridus Presbyter. — Hainrici Monachi in Rebdorf. Annal. Rer. ab ann. 1295 sub Adolpho, Alberto etc. Impp. usq. ad an. 1362. gestar. apud Freh. Tom. uno p. 411. — Nicol. Hier. Gundling et Joh. Georg Scherzii de Imper. Adolph. Nassov. Depositione Commentationes Lips. 1749. — Hekt. Wilhelm von Günderode Geſchichte des röm. K. Adolphs. Frankf. am M. 1799.

Kaiſer Albert I.

1298 — 1308.

Inhalt. K. Albert zerfiel während ſeiner Regierung in Oeſterreich (1282 — 1298) mit allen ſeinen Nachbarn und eigenen Unterthanen, ließ ſich, nachdem er ſeinen Vorfahrer im Reich, den K. Adolph auf die Seite geſchafft hatte, noch einmal wählen, und wurde zu Aachen gekrönt im J. 1298; hielt gleich darauf einen glänzenden Reichstag zu Nürnberg, und dachte von nun an unaufhörlich an die Vergrößerung ſeines Hauſes; führte vergebliche Abſichten auf Holland; beunruhigte die vier rheiniſchen Kurfürſten der Rheinzölle wegen; verband ſich mit König Philipp dem Schönen von Frankreich; gewann ſich hierüber, und durch Ergebenheit, den römiſchen Hof; griff vergeblich die Böhmen und Thüringer an; kränkte durch ſeine Beamten die Schweizer, und verlor in deren Land durch Verrätherei das Leben im Jahre 1308; deſſen Gemahlinnen, Kinder.

Albert, unter den Kaiſern dieſes Namens der Erſte, war der älteſte Sohn K. Rudolphs von Habsburg, der ihn, wie in ſeinem Leben vorkam, im J. 1282 mit Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain u. a. belehnte, und, indem er ihn als den Stammvater eines neuen kaiſerlichen Geſchlechtes von ſich entließ, mit allem Nachdrucke ſeines väterlichen Wohlwollens ermahnte, ſich ja ſtets an die Rathſchläge verſtändiger Männer zu halten, nichts mit Uebereilung zu thun, die Geringen nicht zu verachten, die Vornehmen zu ehren, und ſich für das Wohlſeyn aller Menſchen zu verwenden. Albert begann jetzt auf die nämliche Weiſe, wie die Stammväter der ſächſiſchen, fränkiſchen und hohenſtauffiſchen Kaiſer begonnen haben, und es iſt nicht auffallend, auch keineswegs zu tadeln, wenn er gerade nach eben denſelben Dingen, nach welchen dieſe ſtrebten, getrachtet hat. Die Begierde, viele Länder, und ſohin die Wohlfahrt unzähliger Menſchen von ſeiner Denkart und Regierung abhängig zu machen, iſt wohl noch an ſich edel und erhaben; und wenn man (was beinahe zu jeder Zeit und in jedem Erdſtriche der gewöhnliche Fall bleibt) mit Nachbarn, welche bei jeder Gelegenheit begierigſt zugreifen, umgeben iſt, ſo erfordern es wohl oft Pflicht und Nothwendigkeit, ſich mit der anwachſenden Macht und Stärke eines Dritten in ein gleiches Verhältniß zu ſetzen, und ſeine Erhaltung und Freiheit zu ſichern; aber Gerechtigkeit und Mäßigung müſſen zu Vortheilen dieſer Art auf eine ungezwungene Weiſe die Wege bahnen, und es iſt daher ſchändlich und laſterhaft, unter dem Vorwande, einem Unrechte auszuweichen, ſelbſt ein Unrecht zu begehen.

Albert hatte ſeit ſeiner Einſetzung in das Herzogthum Oeſterreich im Jahre 1282 bis zum Hintritte ſeines Vaters, des K. Rudolph, im Jahre 1291 in beſtändigen Unruhen und Zänkereien mit ſeinen Nachbarn und ſeinen eigenen Unterthanen gelebt. Dem Herzog Otto in Niederbayern war er wegen den Grafſchaften Schärding und Neuburg am Inn beſonders gram. Dieſe bayeriſchen Grafſchaften waren dem Herzog Friedrich II. von Oeſterreich durch ſeine Vermählung mit der Erbtochter Agnes, Tochter des Grafen von Andechs und Herzogs in Dalmatien, als Brautſchatz, doch wahrſcheinlichſt dergeſtalt zugefallen, daß ſie nicht unmittelbar mit dem Herzogthum Oeſterreich vereiniget worden, ſondern als Grafſchaften, welche urſprünglich und von jeher ununterbrochen dem bayeriſchen Mutterlande einverleibt waren, vom Herzog in Bayern abhängig geblieben ſind. Da jener Herzog Friedrich, gleichwie er bereits ſeine vorgehende Gemahlinn, eine ungariſche Prinzeſſinn, verſtoßen hatte, auch von der andechſiſchen Agnes ſich ſcheiden ließ, ſo fielen die genannten Grafſchaften wieder an das gräfliche Haus Andechs zurück, und Otto II. Graf von Andechs und Herzog in Dalmatien behauptete ſie auch wieder, verfiel aber bald nachher in die Ungnade des Kaiſers Friedrich II. welcher ihn derſelben für verluſtig erklärte, und den Herzog von Bayern, Otto den Erlauchten, im Feldlager vor Parma damit belehnte 1248; was aber dieſem Otto den ruhigen Beſitz ſeiner Rechte nicht gleich gewähren konnte, indem ſchon der öſterreichiſche Herzog Friedrich II. von einiger Herausgabe des ihm von der Agnes zugebrachten Brautſchatzes nichts wiſſen, und nach ſeinem im J. 1246 erfolgten Hintritte, der böhmiſche König Ottokar, als welcher ſich der öſterreichiſchen Staaten bemächtiget hatte, eben ſo wenig etwas, worauf ſein Vorfahrer beſtand, von ſich laſſen wollte. Gleichwohl blieb die Sache in einer Art von Ruhe, bis jetzt Albert anfieng, alles, worauf ſich ihm auch nur ein Schein von Recht zeigte, in Anſpruch zu nehmen. Albert ſammelte demnach unvermuthet ein beträchtliches Heer, um, wie er ſagte, ſeine Grafſchaft Schärdingen zurückzunehmen, und kam bis nach Wels herauf, als ſich Mainhard, Graf von Tyrol und Herzog in Kärnthen, ein naher Verwandter beider Herzoge, dann der Biſchof von Paſſau und andere ins Mittel legten, und die Streitigkeit auf eine gütliche Art, wobei der Herzog von Bayern bei ſeinen Rechten blieb, und Albert zur Einſicht ſeines Irrthumes kam, beilegten. Alberts Fehden und Kriege mit den Ungarn waren deſto ernſthafter und anhaltender, und ſein Zug wider den unruhigen ungariſchen Grafen Iwan oder Johann blieb wegen des unbeſchreiblichen Widerſtandes, welchen er bei der Belagerung von Günz, als dem Hauptort des Grafen erfuhr, indem ſogar die Weiber die kühnſten Soldatendienſte verrichteten, lange berühmt. Mit dem König Andreas von Ungarn gerieth er einiger Ortſchaften wegen, welche dieſer König, nach dem Ausdrucke gleichzeitiger Geſchichtſchreiber, erſt mit Güte und Demuth zurückforderte, in eine Uneinigkeit, welche ſeinen Unterthanen theuer zu ſtehen kam. Die abweiſende Antwort, welche ihm Albert ertheilte, verdroß den König dergeſtalt, daß er mit achtzigtauſend Mann in Oeſterreich einfiel, und die ganze Gegend vom Leythafluß bis nach Wien mit einer Grauſamkeit verwüſtete, über deren Anblick ſich ſelbſt die Großen ſeines Königreiches (vorzüglich die Biſchöfe) entſetzten, und alles Mögliche thaten, um einen Frieden, der im J. 1291 erfolgt iſt, zu vermitteln. Am ſchlimmſten bekam ihm das Mißvergnügen, das bei ſeinen eigenen Unterthanen wider ihn entſtand, und mit der größten beiderſeitigen Erbitterung zu höchſt traurigen Ausbrüchen kam. Er hatte nämlich aus Schwaben (oder vielmehr aus Elſaß, welches einſt ein Theil von Schwaben war) verſchiedene Herren mit ſich nach Wien gebracht, und daſelbſt nach dem Rathe dieſer Herren regiert, welche, gleichwie ſie eine natürliche Vorliebe für die Verfaſſungen und Gewohnheiten ihres Vaterlandes nicht verläugnen konnten, die öſterreichiſchen Einrichtungen allenthalben tadelten, die Oeſterreicher ſelbſt aber als Leute ohne Kopf und Einſicht ſchilderten, ſich der wichtigſten Aemter und Würden bemächtigten, neue Verordnungen, durch welche die alten Herkommen, dann die Freiheiten der Landſtände gekränkt wurden, veranlaßten, die Vorſtellungen derſelben als eben ſo viele Beweiſe von höchſt ſträflicher Widerſetzlichkeit verdächtig und verhaßt machten, zuletzt die Gunſt und Gnade ihres Landesherrn um Geld verkauften, und ſich im Lande ausbreiteten und bereicherten. Es läßt ſich aus Mangel beſtimmter Thatſachen nicht ſagen, was, und wie viel an der Sache war; aber darin kommen alle gleichzeitigen Geſchichtſchreiber überein, daß das Mißvergnügen über die Herrſchaft dieſer Ausländer allgemein geweſen, und bis zu Verſuchen, ſich ſie eigenmächtig vom Halſe zu ſchaffen, geſtiegen iſt. Die öſterreichiſchen ſowohl als die ſteiermärkiſchen Stände ſtellten dem Herzog ihre Beſchwerden mündlich, und mehr als einmal vor, und baten um Abſtellung; aber gleichwie dieſer im Voraus wider ſolche Vorſtellungen eingenommen, und bei einer ſolchen Gemüthsſtimmung eines ſehr ungefälligen, übel aufgeräumten Weſens war, ſo fertigte er die Oeſterreicher mit trockenen, leeren Worten, die Steiermärker aber mit dem Beſcheid ab, daß er wegen Leuten, wie ſie wären, keinen Stallknecht entlaſſen würde. Die Folge davon war, daß die Stände, welche glaubten, daß ihre Grundverfaſſung gekränkt, ihre Ehre beſchimpft, ihre Freiheit unterdrückt, und ſohin aller Verband zwiſchen ihnen und ihren Landesregenten zerriſſen ſey, heimliche

Berathſchlagungen anſtellten, und ihre Länder benachbarten Fürſten antrugen, wie dann auch wirklich der Herzog Otto von Niederbayern, dann der Erzbiſchof von Salzburg, welchen beiden ein Nachbar, wie Herzog Albert, gar nicht willkommen war, nach Steiermark zogen, aber von dieſem mitten im Winter überfallen, zerſtreut und verjagt wurden. Wenn nun gleich ſolche wiederholte Unternehmungen von Herzog Albert jederzeit vernichtet, und die Unruhen, wo nicht geſchlichtet, doch beigelegt worden ſind, ſo wurden gleichwohl die Veranlaſſungen zur Fortdauer heimlicher Erbitterungen nicht gehoben, und im Jahre 1295 widerfuhr ihm das Unglück, bei der Tafel vergiftet zu werden, worüber er (indem man ihm nach der damals in ſolchen Fällen üblichen Art, das Gift durch den Mund heraustrieb) ein Aug verloren, und überhaupt das für einen Fürſten auch nur von einiger Empfindung höchſt unangenehme Loos ſich zuzog, von ſeinen Unterthanen nicht geliebt zu werden. Als er vollends den rechtmäßigen deutſchen König Adolph auf die Art, wie im Leben dieſes Königs vorkam, auf die Seite ſchaffte, mußte er hierüber die unglimpflichſten Urtheile mit eigenen Ohren anhören, wobei er aber ungerührt blieb, und (wie ſich der Anonymus Leob. ausdrückt) als wenn er nichts gehört hätte, ſich anſtellte und hartnäckig auf ſeinem Endzwecke beharrte.

Unmittelbar nach der Entfernung des K. Adolph betrug ſich Albert mit vieler höfiſcher Klugheit und Zurückhaltung; er wußte gefällige Manieren anzunehmen, und etwas zu ſprechen und zu thun, worauf man auf ein gutes Betragen in der Zukunft ſchließen ſollte. Da er wohl begriff, daß ſeine einſeitige Erwählung, durch welche ſein Vorfahrer verdrängt werden ſollte, weder rechtmäßig noch geſichert ſey, und da er auf den Erzbiſchof Gerhard von Mainz, wiewohl er ſein Beförderer war, wenig Vertrauen ſetzte, ließ er dieſen nicht von ſeiner Seite, bis ſeine Erhöhung vollendet ſeyn würde, und veranlaßte dadurch eine neue Wahl, welche auch von ſämmtlichen Kurfürſten, welche ſich aber ſehr vortheilhafte Bedingungen machten, den 9. Aug. 1298 zu Frankfurt für ihn vorgenommen, und hierauf den 24. Auguſt die Krönung zu Aachen vom Erzbiſchofe Wiebold von Köln verrichtet worden iſt. Hierauf hielt er noch im November deſſelben Jahres zu Nürnberg einen Reichstag mit einer ungewöhnlichen Pracht, indem (nach dem Zeugniſſe des Anonymus Leob. und anderer) nicht nur alle Kurfürſten, nämlich: „die Kurfürſten und Erzbiſchöfe von Trier, Mainz und Köln, der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Bayern, der Herzog von Sachſen, der Markgraf von Brandenburg, der König von Böhmen," ſondern noch überdieß fünfzig Biſchöfe, dreihundert Herzoge und vornehme Grafen, und fünftauſend Ritter dabei erſchienen, und wo man ſich beſonders bei den öffentlichen Aufzügen anſtrengte, Hoheit und Majeſtät auszudrücken. Bei der öffentlichen Tafel hatten K. Albert und ſeine Gemahlinn Eliſabeth (Tochter des Mainhard, Herzogs von Kärnthen und Grafen zu Tyrol) welche bei Gelegenheit dieſes Reichstages gekrönt wurde, die Kronen auf ihren Häuptern, und der König Wenzeslaus von Böhmen, welcher dabei in Perſon das Reichserzſchenkenamt vertrat, und unter andern einen mit Edelſteinen gezierten Trinkbecher auf den Tiſch ſtellte, war während dieſer Verrichtung ebenfalls mit einer Krone bedeckt. So prächtig die Feierlichkeiten dieſes Reichstages waren, ſo wichtig waren auch die Handlungen, welche auf demſelben vorgiengen. K. Albert beſtätigte den anweſenden Fürſten nicht nur ihre Reichslehen, ſondern machte ſich dieſelben, wo er nur konnte, auf alle Weiſe verbindlich. Er ſuchte der Verfaſſung des Reiches eine vollkommnere Einrichtung zu geben, beſtätigte die Satzungen ſeiner Vorfahrer, zumal des K. Friedrich II. und ſeines Vaters Rudolph, und machte neue Verordnungen *). Nicht minder wichtig war ſein Plan, den er den Fürſten eröffnete, ſeinen älteſten Sohn Rudolph mit einer franzöſiſchen Prinzeſſinn zu verheirathen, und ſich mit dem Könige von Frankreich näher zu verbinden, wovon nachher die Rede ſeyn wird. Noch gedenken die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber eines Zankes, deſſen Inhalt und Erſcheinung, da ſie zwar ganz und gar nicht als eine ungewöhnliche und ſeltene, aber doch immer (wo ich nicht irre) als eine ſeltſame Sache zu betrachten kömmt, in ſolcher Rückſicht einer Erwähnung nicht ganz unwürdig iſt. Die mainziſchen Suffraganbiſchöfe von Eichſtädt und Worms wollte jeder dem Biſchofe am nächſten ſitzen, und jeder behauptete, ein Recht zu dieſem Vorzuge zu haben. Der Gegenſtand dieſes Streites wurde für ſehr wichtig gehalten, und der Streit ſelbſt wurde ſehr ernſthaft geführt, zumal da ſich der Erzbiſchof von Mainz mehr auf die Seite des Biſchofs von Worms zu neigen ſchien. Endlich kam der Biſchof von Eichſtädt mit alten Urkunden, welche ſein Vorrecht außer Zweifel ſetzten, aufgezogen, und K. Albert fand ſich nun unterrichtet und veranlaßt genug, den Handel beizulegen, und dem

---

*) Goldaſt Reichsſatzungen P. II. p. 21.

Biſchofe von Eichſtädt ſein Vorrecht zu beſtätigen.

Die weitern Unternehmungen K. Alberts während ſeiner ganzen folgenden Regierung beziehen ſich faſt ſämmtlich nur auf die Vergrößerung ſeines Hauſes, welches er gleichwohl nichts weniger als wahrhaft verherrlichte, und vielmehr ſich unaufhörliche Unannehmlichkeiten zuzog. Im Jahre 1299 war Johann, Graf von Holland, Seeland und Friesland (Sohn des Grafen Florentins, und Enkel K. Wilhelms, und der letzte Sproſſe dieſes Geſchlechtes) unbeerbt mit Tod abgegangen, worauf ſich K. Wilhelms Schweſter Sohn, Johann, Graf von Hennegau in den Beſitz dieſer Länder ſetzte, indem er auf dieſelben bereits von K. Rudolph im J. 1276 eine Anwartſchaft erhalten, und nicht minder aus dem Grunde, weil die niederländiſchen Rechte auch die weibliche Erbfolge geſtatten, das unſtreitige Recht erlangt hatte. Da ſich gleichwohl einige ſogenannte Rechtsverſtändige fanden, welche die genannten Länder für heimgefallene Reichslehen erklärten, ſo zog K. Albert mit einem zahlreichen Kriegsvolk, welchem er ein wohlverfaßtes Manifeſt vorausſchickte, nach Niederland; hatte aber unterwegs das Mißvergnügen, zu hören, daß Graf Johann ſich außerordentlich gerüſtet, und daß er ſich von den rheiniſchen Kurfürſten, welchen ſeine vorhabende Eroberung nicht gefallen wollte, nichts Gutes zu verſehen hätte, wie ihm dann der Erzbiſchof und Kurfürſt von Köln wirklich ſolche Vorſtellungen machte, daß er ſich veranlaßt fand, ſein ganzes Vorhaben aufzugeben, und den Grafen von Hennegau zu belehnen.

Bald darauf machte K. Albert an die vier rheiniſchen Kurfürſten eine Forderung, welche ganz aus der Abſicht, ſich an dieſen Herren zu rächen, gefloſſen zu ſeyn ſcheint. Er befahl ihnen ihre Rheinzölle einzuſtellen, in deren Beſitz ſich jene vier Kurfürſten ſeit undenklichen Zeiten befunden, und wegen welchen ſie von den vorgehenden Kaiſern niemals einige Störung erfahren hatten. Seine Abſicht ſcheint nicht geweſen zu ſeyn, daß die Zölle aufhören, ſondern daß ſie ihm, als ein der Krone zuſtehendes Gefäll, überlaſſen werden ſollten. Da die Kurfürſten auf ihren Rechten beſtanden, verklagte er ſie erſt bei dem Pabſte Bonifacius VIII., und da dieſer der Sache ſich nicht ſonderlich annahm, zog er den Bund der rheiniſchen Städte, welche ſich zur Aufhebung der rheiniſchen Zölle Hoffnung gemacht haben mochten, dann verſchiedene Reichsſtände auf ſeine Seite, und leitete die Sache in ſo ernſthafte Weitläufigkeiten ein, daß durch dieſelbe die vier Kurfürſten zu einem Schritte bewegen wurden, der nicht weniger außerordentlich und ſeltſam war. Der Erzbiſchof Gerhard von Mainz, welcher ſich bei den übrigen Kurfürſten in ein ſolches Anſehen zu ſetzen gewußt hatte, daß er den K. Adolph, wie in deſſen Leben vorkam, zur königlichen Würde beförderte, ihn dann wieder abſetzte, und den K. Albert an ſeine Stelle brachte, dieſer Erzbiſchof, der ſich einſt auf der Jagd, da ihm K. Albert nicht nach ſeinem Gefallen redete, bereits geäußert hatte, daß er in ſeiner Waidtaſche, auf welche er ſchlug, noch gar viele Könige habe, war auf König Albert ſchon vorher nicht gut zu ſprechen, indem ihm dieſer einige Gelder, welche er ihm zu zahlen verſprach, (aus eigener Dürftigkeit) nicht bezahlt hatte. Die Zumuthung, welche K. Albert, wegen der Rheinzölle, an ihn ſtellte, ſchien ihm vollends unerträglich, und die ernſthafte Art, mit welcher dieſer die Sache betrieb, die beleidigendſte Kränkung der wichtigſten Fürſtenrechte zu ſeyn. Er benahm ſich alſo mit den Erzbiſchöfen von Köln und Trier, und berief in ihrem gemeinſchaftlichen Namen den Herzog Rudolph von Pfalzbayern zu einem Zuſammentritt mit der merkwürdigen Eröffnung, (wie ſich Heinrich von Rebdorf ausdrückt) daß er, als rheiniſcher Pfalzgraf, im vorliegenden Falle der geeignete Richter, und daß es nach altem Herkommen eine Pflicht der rheinpfalzgräflichen Amtswürde ſey, in Vorfällen, welche die Perſon des deutſchen Königs betreffen, zu erkennen *). Das Auffallendſte bei dieſem Zuſammentritte, der im Herbſte des Jahres 1301 wirklich vor ſich gieng, war, daß man dem K. Albert, jetzt, da man ihn zu entfernen wünſchte, ſolche Handlungen als Verbrechen, wegen welchen er nicht länger deutſcher König bleiben könnte, zur Laſt legte, welche ihn ſeine Ankläger, wenigſtens der Erzbiſchof von Mainz, ehevor ſelbſt begehen geheißen, ihn dabei unterſtützt, und dafür gerühmt hatten. Man machte ihm nämlich jetzt wegen der Mißhandlung und Ermordung des K. Adolph die bitterſten Vorwürfe, und die vier Kurfürſten hatten wirklich nichts Geringeres, als ſeine Abſetzung beſchloſſen; ſo, daß ihm nichts übrig blieb, als bei der erſten Nachricht, welche er von dem Vorhaben der vier Kurfürſten erhielt, ſo viele Truppen, als in der Eile möglich war, zu ſammeln, und das Bündniß, ehe es ſich befeſtigen könnte, zu ſtören. Dieß that er auch mit der ihm in Kriegsſachen eigenen vortrefflichen Einſicht und Thätigkeit, und indem er vorerſt durch ſeine Hilfstruppen, worunter ſich die rheiniſchen

---

*) Freher S. 412.

Städte und ſchwäbiſchen Stände beſonders geſchäftig zeigten, jeden der vier Kurfürſten in ſeinem eigenen Lande bekriegte, und ſohin eine Vereinigung ihrer Macht verhinderte, zwang er noch im Jahre 1301 den Erzbiſchof von Mainz, deſſen feſte Stadt Bingen er eroberte, und dabei allenthalben das flache Land verwüſtete, dann im J. 1302 die Erzbiſchöfe von Köln und Trier, und zuletzt den Herzog von Bayern und rheiniſchen Pfalzgrafen Rudolph, der ſich eben damals mit ſeinem eigenen Bruder, dem nachmaligen Kaiſer Ludwig, zu ſeinem Nachtheile entzweit hatte, ſich Bedingniſſe des Friedens gefallen zu laſſen. Dieſe Bedingniſſe wirkten aber in Rückſicht auf die Rheinzölle, wegen welchen dieſe Unruhen entſtanden, und viele hundert Unterthanen um das Ihrige gekommen ſind, nichts Weſentliches. Die vier Kurfürſten ſchienen einige Zeit nachzugeben, behaupteten aber bald nachher, wie ehevor, den Beſitz ihrer hergebrachten Rheinzölle.

Mit dem römiſchen Hofe gerieth K. Albert gleich anfangs in eine weit ausſehende Verlegenheit, aus der ihm aber eine Zwiſtigkeit, in welche jener Hof mit dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen, verfallen war, glücklich heraus half. Im Jahre 129 wurde Bonifacius VIII. gewählt, ein Pabſ der jene Grundſätze, welche in Hinſicht auf die zeitliche Beherrſchung aller chriſtlichen Reiche der Welt von einigen Päbſten in Anregung und zum Theil in wirkliche Ausübung gekommen waren, auch annehmen und in Ausübung bringen wollte. K. Albert hatte es mit ihm ſchon auf ſeinem erſten Reichstage zu Nürnberg verdorben, indem er ſich mit König Philipp dem Schönen von Frankreich, welcher damals mit dem römiſchen Hofe ganz zerfallen war, ausgeſöhnt, und ſich mit ihm auf das innigſte vereiniget hatte, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, unter der Begünſtigung dieſes Königs den Plan ſeines Vaters, K. Rudolphs, zu vollenden, und das Königreich Burgund oder Arelat wieder herzuſtellen. In ſolcher Hinſicht willigte er in einen Vorſchlag, welcher von K. Philipp herrührete, daß ſeine, des Königs Schweſter Blanca, mit K. Alberts älteſtem Sohne Rudolph verehelicht werden ſollte, und ließ, (indem er dieſen ſeinen Sohn mit den öſterreichiſchen Ländern belehnte, der franzöſiſchen Prinzeſſinn aber Elſaß zur Nutznießung anwies *), bei einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dieſem Könige, welche zu Quatrevaux zwiſchen

---

*) Leibniz. cod. I. G. dipl. P. I. p. 39.

Tull und Vaucouleurs im Chriſtmonat 1299 vor ſich gieng, die Heirath wirklich vollziehen. Allein den anweſenden Kurfürſten mißfiel dieſe Heirath eben ſo ſehr, als überhaupt das ganze Vorhaben mit der Errichtung eines burgundiſchen Königreichs, indem ſie voraus zu ſehen glaubten, daß durch die Herſtellung eines ſolchen Königreiches, mit welchem ein öſterreichiſcher Prinz belehnt werden ſollte, mehr dem Hauſe Habsburgöſterreich, als dem deutſchen Reiche der beträchtlichſte und eigentliche Vortheil zugehen würde; aber dem Pabſte Bonifacius mißfiel ſchon jedes Verſtändniß, in das ſich K. Albert mit Philipp von Frankreich einließ, ungleich mehr, und dem zu Folge gab er den Geſandten, dem Biſchofe Johann von Tull, und dem Grafen Konrad von Oettingen, durch welche K. Albert um die Beſtätigung ſeiner Wahl, und um die Krönung anſuchen ließ, unter andern Einwendungen zur Antwort: „Er halte denjenigen der höchſten Reichswürde für unwürdig, der ſeinen eigenen Herren, den K. Adolph umgebracht hätte.“ Noch nachdrücklicher und ausführlicher äußerte er ſich, als ſich K. Albert, wie oben vorkam, der Rheinzölle wegen an ihn wandte, und bei ihm die vier Kurfürſten verklagte. Statt ihn zu beruhigen, ſchrieb Bonifacius VIII. im Jahre

1301 an die drei geiſtlichen Kurfürſten *): (nachdem er ihnen im Voraus ſagte, daß ihm das Recht zuſtehe, die Perſon eines gewählten römiſchen Königs zu prüfen, zu krönen, über deſſelben Tauglichkeit oder Untauglichkeit zu urtheilen, und denſelben zum römiſchen König zu ernennen) „ſie ſollten hiermit dem Albert bedeuten, daß er binnen ſechs Monaten vor ihm durch ſeine Bevollmächtigten erſcheinen, ſeine Unſchuld, wegen des an K. Adolph verübten Laſters der verletzten Majeſtät, darthun, wie auch ſein Recht, wenn er eines glaube durch ſeine Wahl erlangt zu haben, aufzeigen ſoll, außerdem würde er jedermann verbieten, den Albert als römiſchen König zu erkennen, und diejenigen vom Eid der Treue losſprechen, welche ihm einen Eid geſchworen hätten." Das unvermuthete Glück, mit welchem K. Albert die vier rheiniſchen Kurfürſten zur Ruhe und Nachgiebigkeit gebracht hatte, veränderte die Sache in etwas; aber ohne einen dritten Umſtand, welcher für ihn beim Pabſte Bonifacius VIII. das Wort ſprach, möchte die Sache in der Folge ernſthaft genug geworden ſeyn. Die Mißhelligkeiten, in welche der Pabſt mit dem König Philipp gerathen war, hatten den

---

*) Raynald ad a. 1301. N. 2.

höchſten Grad erreicht. Philipp hatte nämlich, um ſeine Kriege wider England deſto nachdrücklicher führen zu können, die Geiſtlichkeit angelegt; und da der Pabſt, in der Abſicht, einem ſolchen Unternehmen, das ihm ſo ſehr mißfiel, in der Zukunft zu ſteuern, eine allgemeine Verordnung, worin König Philipp nicht genannt ward, ergehen ließ, daß ferner von keinem Geiſtlichen, ohne päbſtliche Erlaubniß, einige Steuer erhoben werden ſollte, ſo ließ auch Philipp ungeſäumt eine in eben ſo allgemeinen Ausdrücken verfaßte Verordnung ergehen, daß ferner kein Geld außer Frankreich geſchickt werden ſollte. Als ihm Bonifacius hierüber durch ein Schreiben Vorſtellungen that, worin von der Herrſchaft des päbſtlichen Stuhls über alle Königreiche und Länder der Welt geſprochen, und Frankreich für ein päbſtliches Lehen erklärt wurde, ließ Philipp das Schreiben öffentlich verbrennen, und die päbſtlichen Abgeordneten, welche daſſelbe gebracht hatten, mit Verachtung aus dem Lande weiſen. Dieſe Vorfälle, welche mit jedem Tage bedeutender und heftiger wurden, mußten dem Pabſte Bonifacius nothwendig den Gedanken einflößen, daß es höchſte Zeit ſey, vor allen Dingen die enge Freundſchaft und das Bündniß zu trennen, welches Philipp und Albert unter ſich errichtet hatten; er nannte jetzt demnach den K. Albert ſeinen lieben Sohn, erklärte ſeine Wahl für vollkommen richtig, und ertheilte ihm hierüber eine ſchriftliche Beſtätigung im Jahre 1303 *); ja, da er im nämlichen Jahre den König Philipp mit dem Banne belegte, und denſelben ſeiner Würde für verluſtig erklärte, ſchenkte er dem K. Albert das ganze franzöſiſche Königreich, das ſich aber K. Albert, wie leicht zu erachten, wohl gehütet hat, anzunehmen.

K. Albert erkannte in ſeinem, dem Pabſte ausgefertigten Inſtrumente: „Daß das römiſche Reich durch den päbſtlichen Stuhl von den Griechen auf die Perſon K. Karls übertragen, und daß von eben dieſem Stuhle, als von welchem die Könige und Kaiſer die Gewalt des zeitlichen Schwertes empfangen hätten, auch das Recht, einen römiſchen König zu wählen, gewiſſen geiſtlichen und weltlichen Fürſten verliehen worden ſey,“ und betrug ſich überhaupt gegen die Grundſätze, welche vom Pabſt Bonifacius VIII. aufgeſtellt, und deren Vollſtreckung wenigſtens verſucht wurde, mit der unbedingteſten Ehrfurcht und Ergebenheit, wozu ihn die zuverſichtliche Hoffnung bewogen haben mochte, entweder ſelbſt eines der da-

---

*) Raynald ad a. 1303.

mals erledigten Königreiche (Polen und Ungarn waren erledigt) erhalten, oder wenigſtens andere Fürſten in ihren Abſichten und Unternehmungen auf dieſelben ſtören zu können.

Vor allen damaligen Fürſten, welche, wie er, nach Vergrößerung ſtrebten, machte ihm König Wenzel IV. von Böhmen ſchlafloſe Nächte. Dieſer Herr, welchem ſchon ſeine Abſtammung von dem uralten Geſchlechte der böhmiſchen Herzoge einen entſchiedenen Vorzug gab, hatte ſich nicht weniger durch ſeine großen Eigenſchaften als Unternehmungen einen Ruf, ein Anſehen und Zutrauen erworben, deſſen Wahrhaftigkeit und Allgemeinheit allein ſchon im Stande war, einem Prinzen, wie K. Albert, die leidenſchaftlichſte Eiferſucht einzuflößen. K. Wenzel IV. benützte jede Gelegenheit, ſein Gebiet zu erweitern und zu verſtärken, und heirathete, als der König Premislaus II. von Großpolen ohne männlichen Erben geſtorben war, deſſen hinterlaſſene einzige Tochter, Eliſabeth, indem er zugleich von den Ständen zum König gewählt, und ſohin in den Beſitz der Provinzen Kaliſch, Gneſen, Pommern, Poſnanien und anderer, geſetzt wurde, aus welchen damals das Königreich Polen beſtand. Nun war im J. 1300 auch der König Andreas von Ungarn, ohne männliche Leibeserben geſtorben, und die ungariſchen Stände hatten das Reich ebenfalls dem Wenzeslaus IV. von Böhmen und Polen angetragen, welches dieſer aber für ſeine Perſon nicht annahm, wohl aber den Ungarn ſeinen Sohn Wenzeslaus V. überließ. Dieß war lange zu viel, als daß K. Albert einen gleichgültigen Zuſchauer hätte abgeben können, und da ſich auch der Pabſt Bonifacius VIII. in die Beſetzung des Königreichs Ungarn gemengt, und daſſelbe dem Karl Robert von Neapel (Sohn König Karls Metelli und der habsburgiſchen Prinzeſſinn Clementia) geſchenkt, dieſer auch einige Stände von Ungarn auf ſeine Seite gebracht hatte, ſo glaubte K. Albert, welchem damals ohnehin an der Gunſt des Pabſtes alles gelegen war, den beſten Anlaß zu haben, ſich der Sache unmittelbar anzunehmen. Er gebot demnach dem K. Wenzeslaus IV., ſowohl Polen als Ungarn ihren rechtmäßigen Erben zu überlaſſen, und zu gleicher Zeit forderte er von Rechts wegen die Silberbergwerke zu Kuttenberg auf ſechs Jahre oder achtzig tauſend Mark Silber, als rückſtändige Zehente; ferner die Bezirke von Eger und Meißen. Da er die Antwort, welche der König Wenzeslaus ihm zurückgeben würde, voraus ſehen konnte, ſo rückte er im Jahre 1303 mit einem zahlreichen Heere, bei welchem ſich die meiſten bayeriſch-biſchöflichen Truppen befanden, nach

Budweis in Böhmen, indeſſen ſein Sohn Rudolph von einer andern Seite mit einem von Ungarn, Kumanern und Bulgaren zuſammengerafften Geſindel in Mähren einfiel, welches dieſen Feldzug, der außerdem fruchtlos blieb, (indem Albert abziehen mußte, ohne einen einzigen feſten Ort in ſeine Gewalt bekommen zu haben) durch ſeine an den unſchuldigen Unterthanen verübten Grauſamkeiten berühmt gemacht hat. Viele tauſend Menſchen, ohne Unterſchied des Geſchlechtes und Alters, wurden umgebracht, oder elend verſtümmelt; viele tauſend in die Sclaverei abgeführt, und das flache Land weit und breit verheert, ſo, daß ſelbſt K. Albert, was ihm zur Ehre gereicht, gerührt wurde, und einen Theil ſeines beſſer geordneten Heeres abſchickte, die Barbaren zu verjagen und auszurotten *). Indeſſen hatten ſich für den K. Albert unvermuthete Ausſichten in Böhmen eröffnet, da im J. 1305 in welchem er eben wieder einen zweiten Einfall dahin unternehmen wollte, K. Wenzeslaus IV. mit Tod abgieng, und ein Jahr darauf, nämlich den 4. Auguſt 1306 auch deſſen Sohn Wenzeslaus V. König von Böhmen und Polen (aus Ungarn hatte ihn ſein Vater wieder

---

*) Chron. Salisb. apud Pez, T. I p. 409

zurückgenommen) durch Meuchelmörder aus der Welt geſchafft, und mit ihm der Mannsſtamm des altherzoglichen böhmiſchen Geſchlechtes, das bei ſechshundert Jahre in Böhmen geherrſcht hat, beſchloſſen wurde. Gleichwie nun K. Albert das Königreich Böhmen theils als ein eröffnetes Reichslehen betrachten, theils auf die von Ottokar und deſſen Sohn, Wenzeslaus IV. für Oeſterreich erlangte Anwartſchaft ſich beziehen konnte, und ſich wirklich darauf bezog, ſo erklärte er ſeinen älteſten Sohn und Herzog der öſterreichiſchen Länder, Rudolph, ohne Verzug zum König von Böhmen; und die böhmiſchen Stände, wiewohl anfangs der größte Theil derſelben über die Kränkung ihrer Wahlfreiheit klagte, ein anderer ſogar eine Wahl vorgenommen, und den, mit K. Wenzeslaus V. älterer Schweſter, Anna, vermählten Herzog Heinrich von Kärnthen als böhmiſchen König erkannte, ſchienen ſich überhaupt mit dem öſterreichiſchen Herzog Rudolph zufrieden zu geben, und um ſo mehr beruhigen zu wollen, als derſelbe (indem ihm unlängſt ſeine Gemahlinn geſtorben war) die Klugheit hatte, die Wittwe K. Wenzeslaus IV., nämlich die polniſche Prinzeſſinn Eliſabeth, zu heirathen. Die böhmiſchen Stände hatten ſogar in eine, die Länder Böhmen, Oeſterreich und Steiermark betreffende Erbeinigung gewilliget, und hätten wahrſcheinlichſt nie wieder einen Verſuch gemacht, ſich von Oeſterreich zu trennen, wenn der neue und erſte öſterreichiſche König nur etwas gethan hätte, ſie zu gewinnen; da er aber gerade alles that, was ſie kränken und beleidigen mußte; und da er während der Mißhelligkeiten, in welche er mit ihnen gerathen war, wegſtarb, den 3. Juli 1307; ſo rief der größte und entſcheidende Theil derſelben unverzüglich den Herzog Heinrich von Kärnthen zum König aus; und dem K. Albert, der durchaus ſeinen zweiten Sohn, Friedrich den Schönen, zum König gewählt wiſſen wollte, blieb nichts übrig, als den neuen König, der ſich ſogleich nach Prag begeben hatte, mit den Waffen in der Hand zu vertreiben. Man kann ſich denken, daß er ſich keinen Augenblick geſäumt habe, dieſe mit allem Nachdrucke zu ergreifen; wiewohl er damals bereits wieder in einen andern Krieg, der ihm ungleich weniger Ehre machte, verwickelt war. K. Adolph hatte, wie in deſſen Leben vorkam, von Albert dem Unartigen von Thüringen, deſſen feilgebotene Länder mit engliſchem Geld gekauft, auch im J. 1297 einen großen Theil derſelben an ſich geriſſen, durch welche (als wider rechtmäßige Erben gewaltthätig vorgenommene) Handlung er ſich die bitterſten Vorwürfe der Reichsſtände, mit welchen damals ſelbſt K. Albert vollkommen verſtanden war, ja wohl gar ſeine Abſetzung zugezogen hat. Was vor wenigen Jahren Unrecht, und ſo laut mißbilliget worden war, das that nun K. Albert ſelbſt, und ſchon auf dem Reichstage zu Nürnberg im J. 1298, auf welchem der jüngere der zwei thüringiſchen Brüder, Dietrich, um die Belehnung ſeiner geſammten väterlichen Erbländer bat, wies er denſelben ab, indem er die einmal (wiewohl widerrechtlich) verkauften und von Adolph eroberten Länder wirklich für Reichsländer erklärte; ja, als ſich die rechtmäßigen Herren und Erben der ihnen abgenommenen Ländereien bis auf einige wenige, als Eiſenach, Meiſſen ꝛc. (welche an der Unmittelbarkeit gefallen getragen, und ſich deshalb an K. Albert gewendet hatten) wieder durch eigene Kräfte bemeiſterten, befahl er denſelben, auf einem im Jahre 1306 nach Fulda angeſetzten Kaiſergericht zu erſcheinen, rückte, als die Grafen ſich perſönlich zu ſtellen Bedenken trugen, noch im nämlichen Jahre aus Böhmen in das Oſterland, und nach Thüringen, wo er die unſchuldigen Dorfſchaften plündern und abbrennen ließ, und kam im Jahre 1307 mit einem in Schwaben und den Rheinländern neuangeworbenen und mit Oeſterreichern verſtärkten Heere zurück, welches aber von den jungen thüringiſchen Fürſten in einer, bei Lucke unweit Altenburg den 31ſten Mai vorgefallenen, Hauptſchlacht gänzlich geſchlagen, und wobei eine große Menge Edler von Alberts Heere gefangen wurde. Ein neues Heer, mit welchem K. Albert noch in eben demſelben Jahre anrückte, und weitere Verſuche, welche er thätigſt verdoppelte, fruchteten eben ſo wenig, und der ältere der thüringiſchen Brüder, Friedrich mit der gebiſſenen Wange (Dietrich wurde von einem Meuchelmörder nicht ohne Verdacht, daß des K. Alberts Statthalter Theil daran hatte, in der Thomaskirche zu Leipzig, den 27. Dec. 1307 auf die Seite geſchafft) erhielt ſich in dem Beſitze ſeiner väterlichen Erbländer.

In Böhmen waren K. Alberts Unternehmungen nicht weniger fruchtlos und unglücklich. Er war mit einem zahlreichen Heere, das er wieder meiſtens von ſchwäbiſchen und rheiniſchen Biſchöfen, Grafen und Herren angeworben hatte, über Eger nach Böhmen gerückt, und hatte ſich mit dem Heere ſeines Sohnes, Friedrichs des Schönen, welches dieſer in Oeſterreich und den benachbarten Ländern geſammelt und durch Mähren geführt hatte, zwiſchen Kuttenberg und Kollin vereinigt, hatte aber ungeachtet der äußerſten mit Muth und Geſchicklichkeit unternommenen Anſtrengungen weder dieſe Städte bezwungen, noch ſonſt einige beträchtliche Vortheile erhalten, ſondern blos einige wenige und geringe Ortſchaften erobert, in welchen er, da ihn im ſpäten Herbſt 1307 Waſſer und Schnee nöthigten, abzuziehen, in der Abſicht, ſich im folgenden Frühjahre die Rückkehr zu erleichtern, einige Beſatzung zurückließ, welche aber von den Böhmen übel mitgenommen und beinahe aufgerieben wurde.

Noch hatte K. Albert mit ſeinen Vergrößerungsplanen weder in Thüringen noch in Böhmen das geringſte Namhafte zu Stande gebracht, und die neuen Kriege und Beunruhigungen der friedlichen Völker ſollten jetzt erſt recht verdoppelt werden, als ihn ſchon wieder andere Auftritte, welche nicht weniger von ſeinen Vergrößerungsabſichten verurſacht worden waren, nöthigten, nach der Schweiz ſich zu begeben. In der Schweiz hatte ſich bereits Rudolph von Habsburg, ehe er den deutſchen Thron beſtieg, ſo verhalten, daß es ihm nicht am Willen fehlte, alles an ſich zu ziehen, und ſein Sohn, der K. Albert, hatte nichts Geringeres im Sinn, als daſelbſt für einen ſeiner vielen Söhne ein beſonderes Fürſtenthum zu errichten. Es hatten aber längſt einige Städte, als Zürch, Bern, Schafhauſen, Solothurn, Baſel, Genf, dann die Waldſtädte und Bezirke Schwyz, Uri und Unterwalden die Reichsunmittelbarkeit, mit der Freiheit und dem Recht, ſich ſelbſt ihre Obrigkeiten zu wählen, erhalten. Da eben dieſe Städte ſahen, daß Rudolph von Habsburg ſo gierig und nachdrücklich um ſich griff, wählten ſie ihn, aus Klugheit, zu ihrem Beſchützer, was ihnen aber in der Folge ſo wenig Vergnügen, und ſo wenig Hoffnung, daß die Nachkommen dieſes Beſchützers ſich beſſern würden, machte, daß ſie mit allem Nachdruck ſich an den K. Adolph hielten, um den K. Albert an ſeiner Beſtrebung nach der königlichen Würde zu hindern. Als nun dieſer Albert ſeine Abſichten dennoch erreichte, verſagte er ihnen die Beſtätigung ihrer Freiheiten, und ſtellte vielmehr die harte Zumuthung an ſie, die Herrſchaft ſeiner Söhne anzuerkennen. Da ſie ſich deſſen weigerten, und ſich auf ihre wohlhergebrachten Freiheiten beriefen, erklärte er, daß die Verwaltung der Gerichtsbarkeit in Händeln, welche an Leib und Leben giengen, innerhalb ihrer Bezirke künftig von ſeinen Beamten zu Luzern und Rothenburg verwaltet werden ſollte, welche ſogleich ein Betragen annahmen, als hätten ſie den geheimen Auftrag erhalten, die Einwohner mit einer Strenge zu behandeln, bei der es ihnen bald ſelbſt erwünſcht werden ſollte, ſich unmittelbar unter die Herrſchaft K. Alberts zu ſchmiegen. Auf ihre Vorſtellungen ſtellte er, ſtatt jenen, zwei Herren von Adel auf, welche es noch ärger machten. Ein gewiſſer Geßler war in Uri und Schwyz, und in Unterwalden Beringer von Landenberg aufgeſtellt. Die Chroniken erzählen von beiden häßliche, beinahe unglaubliche Dinge, von welchen die folgenden eine Wirkung hervorgebracht haben, welche in ſolchen Fällen allemal das Ende zu ſeyn pflegt. Beringer von Landenberg hatte gehört, daß in Unterwalden ein Greis, Heinrich von Melchthal, beſonders viel von der freien Verfaſſung ſeines Vaterlandes ſpreche; er ſchickte alſo, um ihn zu züchtigen, einige Leute ab, welche ihm ohne Umſtände einige Ochſen wegnehmen ſollten. Heinrichs Sohn, Arnold von Melchthal, fertigte die Abgeordneten, ſtatt ihnen die geforderten Ochſen ausfolgen zu laſſen, mit Schlägen ab, flüchtete ſich aber zugleich nach Uri. Beringer von Landenberg bemächtigte ſich hierauf des Greiſes, und ließ ihm die Augen ausſtechen. Der eine Landvogt Geßler trieb ſeinen Uebermuth noch weiter. Da er nur zu deutlich wahrnahm, wie wenig man ihn ehre und liebe, ſo gerieth er eines Tages auf den Einfall, unweit Altorf, dem Hauptorte der Urner, einen Hut auf einer Stange aufzurichten, vor welchem jeder Vorübergehende, wie wenn er, der Vogt Geßler, in Perſon zugegen wäre, das Haupt entblößen und tief ſich neigen ſollte. Nun ereignete ſich's, daß ein gewiſſer, von Uri gebürtiger, und ohnweit Altorf wohnender Landmann, Wilhelm Tell, vorübergieng, ohne (was er aus Unachtſamkeit, oder wohl auch mit Bedacht unterlaſſen haben möchte) den Hut abzuziehen. Hierüber wurde er auf der Stelle in das Gefängniß geworfen, und einige Zeit darauf vom Geßler zur Rede geſtellt. Da der Mann auf die ihm vorgelegten Fragen keine Antwort hatte, erklärte ihm Geßler, er wolle ihm die Wahl laſſen, daß er entweder befriedigend antworten, oder ſeinem Sohne mit der Armbruſt einen Apfel vom Kopfe ſchießen ſollte. Wilhelm Tell, welcher nichts zu bekennen oder anzuzeigen wußte, wählte das letzte, ſo grauſam die Sache war, und traf glücklich, ſo, daß er jetzt frei hätte entlaſſen werden ſollen. Da er aber noch einen Pfeil in der Hand gehalten, und auf Geßlers Frage: zu welchem Endzweck er denſelben mit ſich genommen habe? zur Antwort gab: er hätte ihn, auf den Fall, wenn er das Unglück gehabt hätte, ſeinen Sohn zu verletzen, für den Geßler mit ſich genommen, ließ ihn dieſer ſogleich feſſeln, und nach einem Schiffe ſchleppen, in der Abſicht, ihn über den Vierwaldſtädterſee nach einem Gefängniſſe zu führen. Ein Sturm, welcher während der

Ueberfahrt entſtand, machte, daß man ihn, weil er ſich trefflich auf das Steuern verſtand, entfeſſelte, wo dann Tell die Gelegenheit benutzte, auf ein Felſenſtück zu ſpringen, von welchem er ſich rettete, darauf aber lief er dem Geßler den Weg ab, und tödtete ihn mit einem Pfeile. Dieſe Begebenheit brachte endlich ein Bündniß, welchem ohnehin nur noch eine Veranlaſſung dieſer Art gefehlt hatte, zur Reife. Geßler hatte ſich ſchon ehedem gegen einen andern freien Landmann aus dem Kanton Schwyz, Werner von Stauffach genannt, indem er ihn wegen ſeines neuerbauten ſchönen Hauſes wegen zur Rede ſtellte, auf eine Art ausgelaſſen, welche dieſem ſo kränkend und bedenklich ſchien, daß er ſich nach Altorf zu einem ſeiner dortigen Freunde, genannt Walther Fürſt, begab, um ſich mit ihm über Maßregeln, wie ihr Joch erleichtert und einer gänzlichen Unterdrückung vorgebeugt werden könne, zu berathſchlagen. Hier fand er ebenfalls den obengenannten jungen Arnold von Melchthal, und nun fiel zwiſchen dieſen drei Männern (nämlich dem Werner von Stauffach, Walther Fürſt, und Arnold von Melchthal) der Schluß dahin aus, daß kein anderes Hilfsmittel übrig ſey, als ſich die Beamten des K. Albert vom Hals zu ſchaffen und ihre Schlöſſer zu zerſtören. Die Ausführung dieſes Hülfsmittels wurde ſogleich beſchloſſen, und (da ſich jeder der genannten drei Männer um vertraute Freunde umſah) den 1. Jan. 1308 ins Werk geſetzt, indem an dieſem verabredeten Tag die öſterreichiſchen Schlöſſer eingenommen und zerſtört, und die Beamten verwieſen und verjagt wurden. Dieſe Unternehmung fand bei den Schweizern einen allgemeinen Beifall, und den nächſtfolgenden Sonntag errichteten die drei Städte Schwyz, Uri und Unterwalden ein (alle zehn Jahre zu erneuerndes) Bündniß unter ſich, das der Anfang und die Grundſtütze der helvetiſchen Freiheit und Eidgenoſſenſchaft geworden, übrigens aber als eine große Lehre, wie man ſich gegen Untergebene betragen ſoll, nicht immer von allen bemerkt, noch beherziget worden iſt.

K. Albert hatte ſich bei der erſten Nachricht der ſchweizeriſchen Vorfälle nach Baden im Aargau begeben, und unverzüglich verſchiedene Anſtalten getroffen, weitere Fortſchritte des genannten Bündniſſes zu verhindern, und im künftigen Frühjahre verfängliche Maßregeln zu nehmen, wie auch ſeine Feldzüge in Thüringen und Böhmen fortzuſetzen. Er hatte bereits einen ſeinen Abſichten nicht ungünſtigen Anfang gemacht, und wollte eines Tages ſeine Gemahlinn Eliſabeth, welche ſich zu Rheinfelden aufhielt, beſuchen. An dieſem

Tage, es war der erſte Mai, hielt er noch eine Tafel, bei welcher verſchiedene Fürſten, als der Erzbiſchof Peter von Mainz, der Biſchof von Speier, und andere, gegenwärtig waren. Er war ſehr guter Laune, und ſetzte den anweſenden jungen Prinzen, dem Ludwig von Bayern (ſeiner Schweſter Sohn und nachmaligem Kaiſer), dann dem Johann (Sohn ſeines Bruders Leopold), Kränze von Blumen auf das Haupt, was dieſen letztern (indem er glaubte, daß man, um ſo geſchmeichelt zu werden, noch für ein Kind gehalten werden müßte) außerordentlich verdroſſen, und ihn zu der ſchwärzeſten aller Thaten verleitet hat. Prinz Johann war damals im neunzehnten Jahre, und glaubte, zur Uebernahme der ihm von ſeinen Aeltern in Schwaben und in der Schweiz hinterlaſſenen Erbgüter, worüber K. Albert Vormund war, bereits fähig und dazu berechtigt zu ſeyn. Den Zeugniſſen gleichzeitiger Schriftſteller gemäß, ſoll er den K. Albert ſchon einigemale um die Ueberlaſſung ſeiner Erbgüter gebeten, dieſer aber ſie ihm mit dem Beſcheid, daß es noch Zeit, oder daß er es in Kurzem zu thun geſinnt wäre, verweigert haben; vielleicht weil er den jungen Herrn zum Selbſtherrſchen noch nicht für erfahren genug gehalten; vielleicht, weil es ihn überhaupt eine große Ueberwindung gekoſtet, etwas abzutreten, oder weil er in ſolcher Hinſicht denſelben wohl gar dem geiſtlichen Stande zu widmen, die Abſicht gehabt hat. Da Prinz Johann hierüber ſein Mißvergnügen bezeigte, ergriffen verſchiedene Herren die Gelegenheit, ſich demſelben dadurch gefällig zu machen, daß ſie an ſeinem Mißvergnügen Antheil nahmen, und ihn beklagten. Die Folge davon war eine förmliche Verſchwörung wider das Lebens des K. Albert, ein eben ſo laſterhaftes als unbeſonnenes Beginnen, indem den Verſchwornen ihr eigenes Verderben unvermeidlich war. Noch vor dem Tage, an welchem K. Albert ſeinen Beſuch vorhatte, oder wie der Ungenannte von Leoben ſagt *), während der Tafel bat Prinz Johann um ſeine Erbländer, und K. Albert erwiederte ihm, daß ſolche recht wohl beſtellt, und wie er, der Prinz, ſelbſt in Kurzem ſich überzeugen würde, unter ſeiner Aufſicht nicht verſchlimmert worden wären. Der Weg von Baden nach Rheinfelden führt über den Fluß Rüß, und beim Ueberfahren drängten ſich Prinz Johann und deſſen Verſchworne dergeſtalt herzu, daß ſie die erſten mit K. Albert überſetzten, und jenſeits wieder mit ihm zu Pferd ſtiegen. Hierauf ermahnten ſie ſich,

---

*) Apud Pez. T. I. p. 892.

und verübten zwiſchen Windiſch und Bruck ihren Meuchelmord den 1. Mai 1308. Die Mörder büßten theils ihr Verbrechen durch einen ſchimpflichen Tod, theils irrten ſie in einer ewigen Flucht herum und vermieden die Fußtritte der Menſchen. Prinz Johann ſtarb im Jahre 1313 zu Piſa in einem Kloſter. K. Albert wurde auf Befehl ſeines Nachfolgers K. Heinrich von Lützelburg nach Speier geführt und in der Domkirche daſelbſt, an der Seite des K. Adolph von Naſſau, den er geſtürzt hatte, begraben.

K. Albert hatte in der Ehe mit Eliſabetha, Tochter Mainhards III., Herzogs von Kärnthen und Grafen zu Tyrol, einundzwanzig Kinder gezeugt, von welchen ſechs Söhne zum reifen Alter gekommen, und bei ſeinem Hintritte fünf Söhne, nebſt fünf Töchtern, noch am Leben geweſen ſind. Eliſabeth ſtarb den 28. October 1313, und wurde im Kloſter Königsfeld begraben, welches Kloſter ſie durch den Beiſtand ihrer Tochter Agnes, an dem Orte, wo ihr Gemahl den Geiſt aufgab, geſtiftet hat. Die Söhne waren: 1) Friedrich, genannt der Schöne, von welchem im Leben des Kaiſers Ludwig aus Bayern die Rede ſeyn wird. 2) Leopold ſtarb 1326. 3) Otto ſtarb 1339. 4) Heinrich ſtarb 1327. 5) Albert ſtarb 1358. Die Töchter hießen: 1) Agnes, welche an König Andreas III. von Ungarn verheirathet geweſen, und nach deſſen Hintritt, zu ihrem Vater nach Aargau gekommen, nachmals Mitſtifterin des Kloſters Königsfeld geworden, und daſelbſt im 84ſten Jahre ihres Alters 1364 geſtorben iſt. 2) Eliſabeth, Gemahlinn Friedrichs III. Herzogs in Lothringen. 3) Anna, Gemahlinn a) des Markgrafen Hermann des Langen zu Brandenburg, und nach deſſen Hintritt b) Gemahlinn Heinrichs VI., letzten Herzogs zu Breslau. 4) Katharina, Erſtverlobte K. Heinrichs VII. dann Gemahlinn Karls, Erbprinzen zu Neapel. 5) Gutha, Gemahlinn Ludwigs VII. Grafen zu Oettingen.

Man erzählt, daß den König Albert die Liebe für ſeine Söhne, und die Sorge, daß ſie ſich (zu einer Zeit, wo das Recht der Erſtgeburt noch nicht eingeführt, und jeder Hinterlaſſene zu einem gleichen Theile der Erbſchaft berechtiget war) nicht vertragen möchten, hauptſächlich zu ſeiner Länderſucht veranlaßt haben. Wenn ſich aber dieſe Länderſucht durch jene Abſicht wohl begreifen und erklären läßt, ſo läßt ſie ſich darum gleichwohl nicht beſchönigen, noch die Art und Weiſe, wie er erobern wollte, rechtfertigen. Auch machte er ſich ſeine Regierung ſauer und ſein Leben traurig genug. Die Länder, welche er erobern, und diejenigen, mit deren Waffen er die Eroberungen erzwingen wollte, hatten für ihn gleiche Geſinnungen und liebten ihn nicht; wiewohl ſie ſeine übrigen Leidenſchaften wohl kannten und hochſchätzten. K. Albert war, was einem großen Prinzen ſo vieles Zutrauen verſchafft, überaus thätig, unternehmend und arbeitſam in den ſchwerſten Fällen; wo es auf eine ſchnelle Ueberſicht und Entſcheidung ankam, ſogleich gefaßt, entſchloſſen, und bei widrigen Ereigniſſen ſtandhaft, ſo, daß ſich diejenigen, welche um ihn waren, allenthalben geſichert zu ſeyn glaubten, und gleichwie ſein Verſtand durch die Sucht, zu erobern, beſtochen war, ſich durch die Feſtigkeit und Kühnheit ſeines Weſens beſtechen ließen, zumal ſeine Gemüthsart, wie er überall, wo der Fall allein ſeine Perſon betraf, zeigte, zur Großmuth geſtimmt, edel und fürſtlich war. Man kann nicht ohne Rührung leſen, was der Ungenannte von Leoben *) von der Verſöhnung, welche zwiſchen ihm und dem Erzbiſchof und Kurfürſten von Trier, Dietrich, vergieng, erzählt. Dietrich war ein Bruder des unglücklichen K. Adolph, und ſohin kein Freund des K. Albert, welcher den Adolph aus dem Weg geräumt hatte. Indeſſen kam durch freundſchaftliche Vermittler

---

*) Apud Pez T. I. p. 850.

eine Verſöhnung und in ſolcher Hinſicht eine perſönliche Unterredung zu Stande, bei welcher alle Anverwandten des K. Adolph zugegen ſeyn ſollten. Sobald K. Albert den Erzbiſchof erblickte, gieng er auf ihn zu, und küßte ihn, und brach ſogleich, da er dieſen weinen ſah, in einen Strom von Thränen aus, worin ihm alle Anweſenden nachfolgten, laut ſchluchzten, und Gott prieſen. Da man ihm manchmal zu verſtehen gab, daß es wohlgethan ſeyn würde, wenn er hie und da einigen Unterthanen liebreicher begegnete und ſie weniger kalt und trocken behandelte, gab er immer zur Antwort: „Ich liebe die Frauenzimmer, die keuſch und züchtig, die Prieſter, welche gelehrt, und die Soldaten, welche beherzt ſind.“ Beleidigungen, welche ſeine Perſon angiengen, vergab er jederzeit, und da er einſt auf einen Betrunkenen ſtieß, der, nachdem er etwas Beleidigendes wider ihn geſagt hatte, über ſeinen Anblick heftig erſchrack, lächelte er, und hieß den Mann gutes Muths ſeyn und ſich vor ſeiner Geſtalt nicht fürchten; und hierin ahmte er, ſagt der Ungenannte von Leoben, dem Kaiſer Theodoſius nach, welcher ſchlechterdings an Niemand eine Rache nahm, der ihn durch ein unglimpfliches Urtheil über irgend eine ſeiner Handlungen beleidiget haben möchte, denn hat mich der Menſch (pflegte dieſer Kaiſer zu ſagen) aus Leichtſinn geſchimpft, ſo verachte ich ihn; hat ers aus Unverſtand gethan, ſo bedauere ich ihn; und hat ers gethan, um mich zu beleidigen, ſo vergebe ich ihm. Ueber den Krieg vergaß K. Albert die Künſte des Friedens, und (was zu wiederholen, und immerdar einzuprägen man ſich nicht zu oft die Gelegenheit nehmen kann) den ewigen Grundſatz, daß in der Beſchützung des Friedens, und in einer weiſen Friedfertigkeit mit ſeinen Nachbarn das wahrhafte Glück, und der wahrhafte Ruhm eines großen Monarchen liegt. „Die Liebe zum Frieden (ſagt Plutarch, indem er den friedfertigen Nicias mit dem kriegeriſchen Craſſus vergleicht), die Nicias immer bewies, war an ihm eine göttliche Eigenſchaft, und ſeine Bemühung, die kriegführenden Staaten zu verſöhnen, eine ächt griechiſche Geſinnung. In dieſem Betracht verdient Craſſus gar nicht mit Nicias in Vergleichung zu kommen, und wenn er auch die Herrſchaft der Römer bis ans kaſpiſche Meer oder an den indiſchen Ocean hin ausgebreitet hätte.“

Schriftſteller.

Historia australis plen. ab ann. MCCLXXVI — MCCCII apud Freher p. 527 etc. Albertus Argent. Henr. Stero ap. Freh. Henr. Rebdorf ap. Freh. Gerhard a Roo. Gesta Balduini. Eberhard. Annal. Colmar. Henrici praepositi Oetting. apud Oefele T. I. Chron. Claustro-Neoburgens. apud. Pez. Chronic. Salisburgense apud Pez. vide gleichzeitig. Chron. Bav. Henrici, Praepos. Oetting. apud Oefele T. I. p. 687. etc. Reichsſatzungen von Goldaſt. Gerhard a Roo annales austriaci. Oeniponti 1592. fol. Halae 1709. 4.

Heinrich VII.

1308 — 1313.

Inhalt. Umſtände, welche die Erwählung des Grafen Heinrich von Luxemburg zum deutſchen König veranlaßten im J. 1308; deſſen Reichstag zu Speier 1309, auf welchem er den Herzog Heinrich von Kärnthen des Königreichs Böhmen, deſſen ſich dieſer als Gemahl einer Tochter des K. Wenzeslaus IV. bemächtiget hatte, entſetzte, und ſeinen Sohn Johann mit demſelben belehnte.

K. Heinrichs Zug nach Italien 1310, auf welchem er den 6. Jan. 1311 zu Mailand, dann den 27. Juni 1312 zu Rom gekrönt, und während dem durch das feindſelige Betragen verſchiedener italieniſcher Städte, gleich ſeinen Vorfahren, in einen ſchweren Krieg wider dieſelben verwickelt wurde, aber gerade in dem Zeitpunkt, da er ernſthaft wider ſie losgehen wollte, bei Siena 1313 ſtarb.

Kaiſer Heinrich VII., als Graf von Luxemburg der III., ſtammte von dem uralten Geſchlechte der Grafen und Herzoge von Limburg ab, und es hatte deſſen Urgroßvater, Herzog Walram III. von Limburg, die Grafſchaft Luxemburg durch ſeine Vermählung mit der einzigen Erbtochter an ſich gebracht. Die Limburgiſch-Luxemburgiſchen Herren hatten im deutſchen Reiche bereits ſehr glänzende Rollen vertreten, und eben jetzt bekleidete Heinrichs Bruder, Balduin, die erzbiſchöfliche Würde zu Trier. Heinrich war mit Margaretha, Herzog Johanns von Brabant Tochter, verheirathet, und hatte einen Sohn, ebenfalls Johann genannt; er war ſelbſt als ein braver Ritter, und vorzüglich als ein gerechter Mann bekannt, und da er weder zu mächtig war, um den Reichsſtänden gefährlich, noch auch zu ohnmächtig, um nicht geachtet zu werden, ſo brauchte es nur Umſtände, wie die damaligen waren, um ihn zur Krone zu befördern.

Das ausnehmende Glück, mit welchem K. Rudolph von Habsburg die deutſche Königswürde zum Vortheil ſeines Hauſes zu benutzen wußte, hatte dieſe Würde, um welche ſich vor ihm beinahe niemand mehr melden wollte, neuerdings zum allgemeinen Ziel ehrgeiziger oder hochſtrebender Prinzen gemacht, und die traurigen Erfahrungen des K. Albert, daß nicht alles glückt, was man wünſcht und unternimmt, machten auf keinen derſelben einigen Eindruck, indem ſich jeder beredet haben mochte, daß er in ähnlichen Fällen klüger unternehmen und glücklicher ausführen würde. Dießmal meldeten ſich nicht weniger als zehn Prinzen, worunter auch ein franzöſiſcher Prinz war, der ſich vor allen andern die nächſte Hoffnung machte. Es hatte nämlich dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen geglückt (nach dem Hintritte Bonifacius VIII. im J. 1303 und deſſelben Nachfolgers Benedikt XI. im J. 1304) den Erzbiſchof von Bordeaux, Bertrand de Goth. im Jahre 1305 auf den päbſtlichen Stuhl, gegen vortheilhafte Bedingniſſe, zu befördern, unter welchen die vorzüglichſten waren, daß der neue Pabſt, der den Namen Clemens V. annahm, alle widrigen Ausſprüche des Pabſtes Bonifacius aufheben, und ſeinen Aufenthalt in Frankreich nehmen ſollte. Pabſt Clemens V. hatte ſeinen Sitz wirklich zu Avignon genommen, und König Philipp hatte ſich geſchmeichelt, ihn nunmehr ganz in ſeiner Gewalt zu haben. Clemens V. ſollte ſeinen Bruder, Karl von Valois, den Kurfürſten vorſchlagen, und zu gleicher Zeit ſollten ſeine Geſandten, welche unverweilt nach Deutſchland abgiengen, die Wahlſtimmen kaufen, was denſelben auch anfangs wirklich nicht ganz mißlungen war; allein dem größten Theile der Kur- und anderer deutſchen Fürſten mißfiel eine ſolche Zumuthung eben ſo ſehr, als ſolche nicht weniger dem Pabſt Clemens V., der die Macht des franzöſiſchen, ohnehin ſchon mächtigen Hauſes zu ſeinem eigenen Nachtheile nicht noch erſt vermehren wollte, durchaus unangenehm war, und dieſer hatte den Kurfürſten von ſeiner wahren Geſinnung kaum einigen Wink gegeben, und ſie ermahnt, die Wahl zu beſchleunigen, als ſich die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, dann der Pfalzgraf und Herzog Rudolph wegen Bayern und Pfalz, Herzog Rudolph wegen Sachſen, Waldemar wegen Brandenburg (und im Namen einiger ſächſiſchen Prinzen) in einem, jenſeits des Rheins, zwiſchen Bacherach und Koblenz gelegenen Städtchen, Rennſee, verſammelten, und da ſie nichts ſehnlicher wünſchen mochten, als den fernern Zudringlichkeiten des franzöſiſchen Hofes, und ſelbſt einiger deutſchen Fürſten ausweichen zu können, ſich nach einigen Unterredungen einhellig geneigt zeigten, den Vorſtellungen der Erzbiſchöfe von Mainz und Trier, welche den Grafen Heinrich von Luxemburg empfahlen, Gehör zu geben. Sie ließen dieſe ihre Vorwahl durch Rudolph von Pfalzbayern (ungefähr auf die Weiſe, wie es von dem Vater dieſes Prinzen, Ludwig dem Strengen, bei der Wahl des Rudolph von Habsburg geſchehen war) zu Frankfurt öffentlich kund thun den 27. Nov. 1308, und den 6. Jän. 1309 gieng zu Aachen die Krönung vor ſich.

Heinrich von Luxemburg wird von alten und neuern Schriftſtellern gewöhnlich unter die beſten deutſchen Kaiſer gezählt, und dem ruhmwürdigen Rudolph von Habsburg an die Seite geſetzt. An guten, unzähligen, hiſtoriſchen Beiſpielen, Thatſachen und Erfahrungen, ſohin an beſtimmten Warnungen und Anweiſungen, was eigentlich der Weisheit gemäß, oder blos blinde Meinung der Zeiten, und eitles Blendwerk ſey, fehlte es ihm ſo wenig, als an Muth, an Thätigkeit, an großen Geſinnungen, und an einem kühnen Hinſtreben nach großen Zwecken, das iſt, nach Zwecken, welche eine große Anſtrengung koſten, und von ganzen Ländern empfunden werden. Als er das Ruder des deutſchen Staates mit großer Aeußerung von Freude, daß ihm ſolches zu Theil wurde, ergriff, beſtand ſein Beruf und ſeine wahre Ehre unſtreitig darin, bei dieſem Ruder, das man ihm anvertraut hat, zu bleiben, das Ziel, welchem er zuſteuern ſollte, niemals aus den Augen zu laſſen, für die Ruhe, Eintracht und Ordnung ſeiner Schiffsgefährten zu ſorgen; ſolche durch verhältnißmäßige Vertheilungen und Anweiſungen in einer beſtändigen Thätigkeit zu erhalten, ihre verſchiedenen Anlagen und Geſchicklichkeiten unaufhörlich zu üben, zu ſtärken und zu bilden, und ſo viel möglich, eine allgemeine Glückſeligkeit, durch welche allein auch ſeine eigene wahre perſönliche Glückſeligkeit, Sicherheit und Ehre erzielt werden konnte, zu verbreiten.

Nachdem ſich K. Heinrich unmittelbar nach ſeiner Krönung in ſeinem väterlichen Erblande gezeigt, und zweckmäßige Anſtalten getroffen hatte, reiſte er über Köln und Trier nach Nürnberg, wo er im Junius 1309 ſeinen erſten Reichshof hielt, den Fürſten, welche nach den Reichsgeſetzen ſeine Belehnung über ihre Reichsländer nachſuchten, dieſelbe willig ertheilte, und zugleich die Eröffnung eines allgemeinen Reichstages verkündigte, welcher im folgenden Monat Auguſt zu Speier gehalten, und auf welchem jeder Fürſt und Stand, der eine Klage vorzubringen haben würde, gehört, und nach den Vorſchriften der Geſetze beruhigt werden ſollte. Wo er auftrat und durchzog, gab und hinterließ er Beweiſe, einer großmüthigen, friedfertigen und unpartheiiſchen Denkungsart, und erwarb ſich eine allgemeine Achtung und Zuneigung. Den eben genannten Städten Köln und Trier beſtätigte oder verlieh er bei ſeiner Durchreiſe anſehnliche Freiheiten, und den zwei

Erzbiſchöfen, welchen er ſeine Beförderung zu danken hatte, vergalt er ihre Verwendung für ihn auf die freigebigſte Art. Den drei Waldſtädten Schwyz, Uri und Unterwalden, welche unter ſeinem Vorfahrer, K. Albert, vieles zu leiden hatten, beſtätigte er ihre Reichsunmittelbarkeit, und zu gleicher Zeit bezeigte er ſeinen äußerſten Abſcheu gegen die Mörder des K. Albert, und befahl, die Leiche desſelben, ſo wie jene des K. Adolph, nach der Domkirche zu Speier zu überbringen. Als wider den Grafen Eberhard von Würtemberg mehrere gegründete Klagen vorkamen, daß er die ſchwäbiſchen Städte und kleinern Herren, deren Reichsunmittelbarkeit ihm verhaßt war, bei jeder Gelegenheit beängſtige und mißhandle, erinnerte ihn K. Heinrich an die Reichsgeſetze, für welche er Ehrfurcht und Ergebenheit bezeigen ſollte, und als Eberhard fortfuhr, nach ſeiner Willkühr zu handeln, ernannte er den Herrn von Weinsberg zum Verwalter des Landes, mit dem Auftrag, den Herzog zu entfernen, der ſich dann auch wirklich in Kurzem durch die ſtädtiſchen Truppen entwaffnet, und genöthiget ſah, ſeine Zuflucht zu ſeinem Schwager, dem Markgrafen Rudolph von Baden zu nehmen, und ſich bei ihm verborgen zu halten. Ein gleiches und wohl noch ſchlimmeres Schickſal widerfuhr aus einer gleichen Urſache dem Grafen von Oettingen.

Während dieſem Reichstage zu Speier eröffnete ſich für den K. Heinrich ein ähnlicher Fall, ſein Haus mit einem Male aus einem mittelmäßigen Zuſtande zur glänzendſten Macht und Herrlichkeit zu erheben, wie ſich auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1282 für K. Rudolph von Habsburg ergeben hat. Damals ſtand das Herzogthum Oeſterreich, mit den dazu gehörigen Provinzen, erledigt; jetzt ſollte das Königreich Böhmen mit dem dazu gehörigen Mähren für erledigt erklärt, und mit demſelben ein neues Haus belehnt werden. Das Königreich Böhmen war unter K. Albert I., wie in deſſen Leben vorkam, an das Haus Habsburg-Oeſterreich gekommen, aber im J. 1307, in welchem der erſte öſterreichiſche Regent, Rudolph, mit Tod abgieng, von den böhmiſchen Ständen, ungeachtet ihrer Verträge mit Oeſterreich, dem Herzog Heinrich von Kärnthen angeboten worden, der es auch ſogleich in Beſitz nahm. Dieſer Heinrich betrug ſich in Böhmen gerade ſo, wie der öſterreichiſche Regent, ſein Vorgänger, ſich betragen, und ſich durch dieſes Betragen einen allgemeinen Haß und eine Abneigung gegen ſein Haus zugezogen hat. Solche Thatſachen gehören unter die Erſcheinungen, welche immer mehr wahr ſind, als ſie wahrſcheinlich zu ſeyn ſcheinen. Ungeachtet muthwillige Kränkungen der Völker noch immer und allenthalben an den Regenten, die ſie veranlaßten, ſich durch die bitterſten Folgen gerächt, ungeachtet eben damals gleichzeitige Beiſpiele den Fürſten eine ernſthafte Wahrheit gepredigt, und der böhmiſche Ottokar von den Oeſterreichern, von ebendemſelben K. Albert I. und nun, wie eben geſagt worden iſt, von den Böhmen, König Rudolph, jene Wahrheit durch die traurigſten Erfahrungen beſtätiget haben, ſo haben dieſe doch auf Johann von Kärnthen nicht den geringſten Eindruck gemacht. Er behandelte die Böhmen, als wären ihre Perſonen, ihre Güter und Einkünfte ſein unbedingtes Eigenthum, und er ſchien zu glauben, als hätten nur ſie Pflichten gegen ihn, und er keine gegen ſie. Was den Böhmen vollends durch das Herz drang, war, daß er lauter Ausländer zu Miniſtern wählte, von welchen die Böhmen gerade ſo verächtlich behandelt wurden, als die Oeſterreicher von den fremden Herren, welchen K. Albert I. ſein Vertrauen ſchenkte, mißhandelt worden ſind. Als ihm die Stände hierüber, gemäß ihren Pflichten, vermuthlich etwas nachdrücklich, Vorſtellungen machten, ließ er die freimüthigſten derſelben in Verhaft, einige, als Verbrecher der verletzten Majeſtät, ſogar beim Kopfe nehmen, und zur Bezähmung der übrigen, aus Kärnthen und aus

Meiſſen, wo es der Markgraf Friedrich mit ihm hielt, Truppen kommen, welches gewöhnlich gerade das unſchicklichſte Mittel iſt, zu welchem ein Fürſt in ſolchen Fällen ſeine Zuflucht nehmen kann. Die fremden Truppen waren den Eingebornen klare Anzeigen, daß alles auf ihre gänzliche Unterdrückung abgeſehen ſey, und verſetzten ſie in jenen Zuſtand, bei welchem die Menſchen den Unterſchied der Stände, den die Zeiten eines gerechten, anhaltenden Wohlſtandes hervorbringen, vergeſſen, und ſich, ohne Rückſicht auf Rang, Geburt und äußern Vorzug, als Brüder betrachten, die ſich einander gemeinſchaftlich beiſtehen und retten. Da ſich die Bürgerſchaft anfangs bedächtlicher betrug, als dem Adel, der an dem Drucke gleichen Antheil nahm, lieb war, ſo verheirathete ſich eine Menge vom beſten Adel mit den Töchtern anſehnlicher Bürger, und viele ſolcher Adeligen, welche Heinrich von Kärnthen den Bürgern zur Verwahr gegeben hatte, erhielten dadurch ihre Freiheit. Nunmehr kam es mit den fremden Truppen zu blutigen Auftritten, welche aber den Urheber derſelben, ungeachtet ſie gar nicht zu ſeinem Vortheile ausfielen, nichts weniger, als zur Beſinnung brachten. Er hielt es vielmehr für eine große Staatsklugheit, ſeinen Unterthanen Beweiſe, daß er ihr Mißvergnügen wenig achte, zu geben, und um ſie recht zu kränken, kam er auf den Einfall, die noch unverheirathete jüngere Schweſter des letzten böhmiſchen Königs Wenzeslaus V., nämlich die achtzehnjährige Prinzeſſinn Eliſabeth, ſo ſehr ihn dieſe um Mitleiden und Schonung bat, einem böhmiſchen Herren, Berka von Duba, zur Gemahlinn zu beſtimmen, und ſich indeſſen, bis ſie einwilligen würde, ihrer Perſon zu bemächtigen. Eine ſolche Mißhandlung war zu muthwillig, zu häßlich, und zu beleidigend, als daß die gekränkten Böhmen nicht endlich das äußerſte hätten unternehmen ſollen, ſich und ihre Angehörigen von einem Joch, das ihnen im vollen Maaße unerträglich geworden war, zu befreien. Sie ſchickten eine anſehnliche Geſandtſchaft auf den Reichstag nach Speier, und baten den K. Heinrich, ihnen ſeinen Sohn Johann zum König zu geben, und ſolchen mit ihrer Prinzeſſin Eliſabeth, welche ſie in Freiheit zu ſetzen gewußt hatten, zu vermählen.

K. Heinrich, welchem dieſer Vorfall eben ſo unerwartet, als unendlich erwünſcht gekommen ſeyn mochte, ſchien anfangs mit ſeiner Einwilligung, wenigſtens in Rückſicht ſeines erſt vierzehnjährigen Johannes, zu zaudern, gab ſie aber dann doch mit unumſchränktem Vergnügen. Heinrich von Kärnthen wurde aus der nämlichen Urſache, aus welcher ehemals König Ottokar verurtheilt worden iſt, weil er nämlich, während einer ſchon dreijährigen Regierung, noch niemals Lehen genommen hatte, der Königswürde in Böhmen für verluſtig erklärt, und mit derſelben der junge Prinz Johann, der ſich auch noch zu Speier mit der Prinzeſſinn Eliſabeth vermählte, feierlich belehnt. Der ältere Prinz von Pfalzbayern, Rudolph, führte den neuen König in Begleitung des Erzbiſchofes von Mainz, mit einem wohlgewählten bayeriſchen Heere, mit welchem ſich noch mehrere Fürſten vereinigten, nach Böhmen, vertrieb den Heinrich von Kärnthen, deſſen Perſon er ſich gleichwohl nicht bemächtigte, ſondern vielmehr, was ihm zur Ehre gereichte, demſelben ein Geleit zur ſichern Abreiſe aus Böhmen bewilligte *), und ließ hierauf die allgemeine Huldigung und Krönung vollziehen, den 5ten Hornung 1311.

Gleichzeitige Nachrichten verſichern, daß K. Heinrich zur Zeit, da ſich ihm das Königreich Böhmen in die Arme warf, keine geringe Neigung bezeigt habe, ſich auch der öſterreichiſchen Länder zu bemächtigen, und jene Anſprüche, mit welchen K. Ottokar das Recht der böhmiſchen Krone auf dieſelbe wider den

---

*) Volcmar apud Oefele T. II. f. 511.

K. Rudolph behauptet hatte, wieder hervorzuſuchen. Er hielt wirklich mit der Belehnung, welche die öſterreichiſchen Prinzen auf dem Reichstage zu Speier nachſuchten, ein, und ließ ſolche unter andern Punkten, wegen welchen ſie ihre Abſichten auf Oeſterreich aufgeben ſollten, erinnern, daß ihm bereits fünf Könige (nämlich Konradin von Schwaben 1268; Ottokar von Böhmen 1268; König Adolph von Naſſau 1298; Rudolph von Oeſterreich 1301; K. Albert I. von Oeſterreich 1308) bekannt wären, welche, während ihrer Beſtrebungen um Länder, ihr Leben verloren hätten. Die Antwort, welche ihm der älteſte der öſterreichiſchen Prinzen, Friedrich der Schöne, zurückſagen ließ, entſchied die Sache, und die öſterreichiſchen Prinzen erhielten die gewünſchte Belehnung. Friedrich ließ ihm erwiedern: „Wenn bereits fünf Könige während ihren Bewerbungen um Länder gefallen ſind; ſo möchte ja wohl in dem Falle, daß die Söhne des Rudolph von Habsburg in ihrem Beſitze von Oeſterreich gekränkt werden ſollten, K. Heinrich der Sechſte ſeyn.“ Da es ſonſt die Sache des K. Heinrich VII. nicht war, eine Abſicht, wegen Gefahren und Drohungen aufzugeben; ſo glauben diejenigen Geſchichtſchreiber, welche großen Fürſten bei allen ihren Aeußerungen und Anſtalten wichtige und tiefgedachte, meiſtens feinliſtige Zwecke unterlegen, und hierin (ſo unrichtig, als ſchädlich) die Staatskunſt und den Ruhm eines Fürſten feſtſetzen, daß K. Heinrich den Herzogen von Oeſterreich die Belehnung aus der Abſicht erſchwert habe, damit dieſe Prinzen, wenn ſie ſehen würden, daß ihnen ſchon die Belehnung mit Oeſterreich erſchwert werde, ſich die Luſt vergehen laſſen möchten, mit Anſprüchen auf Böhmen, die eben nicht ungegründet waren, hervorzurücken. Wenn eine Liſt dieſer Art zum Grunde lag, ſo hat K. Heinrich VII. ſeinen Wunſch vollkommen erreicht. Die öſterreichiſchen Prinzen, ſtatt ihre Anſprüche auf Böhmen zu betreiben, verſprachen vielmehr dem Sohne des K. Heinrich VII., nämlich dem Prinzen Johann, zum baldigen Beſitze dieſes Königreiches zu verhelfen, und zu ſolchem Ende fünfzigtauſend Mark Silber vorzuleihen; was ſie auch gethan, und bis zur Heimbezahlung die Markgrafſchaft Mähren zum Unterpfand erhalten haben. Sie verſprachen zugleich, daß einer von ihnen den Römerzug des K. Heinrich, von welchem ſogleich die Rede ſeyn wird, in Perſon mitmachen wollte.

Auch auf Thüringen verrieth K. Heinrich einige Abſichten, und er möchte wohl die Gewaltthätigkeiten, welche K. Adolph von Naſſau zur Unterjochung von Thüringen begonnen, welche an ihm Albert von Oeſterreich ſo ſehr verabſcheuet, ſolche aber, ſobald er ſelbſt deutſcher König geworden war, erneuert hatte, wieder hervorgenommen haben, (wie er dann in ſolcher Abſicht bereits ein Bündniß mit den Herzogen von Oeſterreich ſchloß) wenn ihm nicht ſein naher Römerzug die Nothwendigkeit auferlegt hätte, ſich mit dem tapfern Friedrich, Landgrafen von Thüringen, welcher bei ſeiner Entfernung aus Deutſchland ihm und den Seinigen läſtig genug hätte werden können, (er hatte dem Heinrich von Kärnthen bereits Hilfstruppen nach Böhmen geſchickt) zu verſöhnen. Er ſchloß daher mit Friedrich einen Vergleich, in welchem er auf Thüringen und Meiſſen entſagte, und verſprach, ihm die Belehnung zu ertheilen.

Noch war, um das oben gewählte Bild und deſſen Zweck wieder aufzunehmen, auf dem Schiff, deſſen Steuermann K. Heinrich VII. vorſtellte, ſo viel als nichts geſchehen. Die vornehmern Schiffsgefährten hatten eine Menge Händel unter ſich abzuthun, welche, damit ſie nicht, wie bis dahin durch Raufſereien und Blutvergießungen, wobei nothwendig der Wohlſtand der Schiffes zerrüttet werden mußte, abgethan werden möchten, von dem Steuermanne durch geſetzmäßige Urtheilsſprüche, und mit perſönlichem Anſehen und Nachdruck hätten beigelegt werden ſollen. Noch waren die gemeinen und vornehmen Leute, welche ſich auf dem Schiffe befanden, halbe Barbaren, welche von den weſentlichſten Dingen, deren Kenntniſſe ihnen zu ihrem Fortkommen und zu ihrem Wohlſeyn unentbehrlich blieben, gar keine, oder nur ſehr rohe Begriffe beſaßen; und mit einem Worte, noch waren im Schiffe unendlich viele Dinge zu verbeſſern, zu berichtigen und in Aufnahme zu bringen, als deſſen Steuermann den Entſchluß faßte, ſolches zu verlaſſen, in der Abſicht, ſich eines andern Schiffes, das er in einiger Entfernung erblickte, zu bemächtigen, und wenn dieſes Unternehmen gelingen ſollte, alle Schiffe, welche auf dem weiten Ocean ſich befänden, zu zwingen, ihn als ihren einzigen Steuermann zu verehren. Da indeſſen dieſer Entſchluß dem im Grunde gutmüthigen Heinrich VII. durch eine Menge irriger und mißverſtandener Vorſtellungen, Meinungen und Hoffnungen eingeflößt worden iſt, ſo blieb derſelbe bei ſeiner Unternehmung mehr zu beklagen, als zu tadeln.

Wir haben in den Leben der vorhergehenden Kaiſer geſehen, daß ſich, ſeit K. Otto I. die meiſten Kaiſer, ſtatt für Deutſchland zu regieren, und für ihr Vaterland zu ſorgen, mit der Unterjochung von Italien beſchäftiget, und daß ſie wegen einer Krönung, deren Endzweck ein Titel war, eine Reiſe nach Rom unternommen haben. Die Meinung, daß die Majeſtät eines deutſchen Monarchen die Züge nach Mailand und Rom erfordere, war jetzt noch allgemein herrſchend, und die Erfahrung ſo vieler Jahrhunderte vermochte ſo wenig, einiges Nachdenken über ihren Werth oder Unwerth zu erwecken, als die weiſe Klugheit K. Rudolphs I. von Habsburg, der ſich jenen Zügen aus Grundſätzen nicht unterzog, einige Beſinnung erweckt hat. Indeſſen hatte, ſeit dem Hintritte K. Friedrichs II. im Jahre 1250, keiner der nachfolgenden deutſchen Könige, weil (den Kaiſer Rudolph ausgenommen) keinen die Umſtände begünſtigten, einen Zug nach Italien und Rom vorgenommen, und K. Heinrich VII. ſollte nach einem Zeitraume von sechzig Jahren, die Sache wieder erneuern. Man ſagt, Pabſt Clemens V. habe bei Gelegenheit der Geſandtſchaft, welche nach Avignon kam, um ihm die Wahl des Heinrich zu eröffnen, und ſeine Beſtätigung zu fordern, die Römerreiſe ausdrücklich begehrt. „Damit der neue König das durchaus zerrüttete Italien beruhigen könnte," ſoll Clemens V. unter andern zur Urſache angegeben, heimlich aber ſich nur einen Vorwand zubereitet haben, Frankreich, wo er beinahe ein Staatsgefangener war, verlaſſen, und nach Rom zurückkehren zu können. Auch haben einige italieniſche Geſchlechter *), ſolche nämlich, welche bei den einheimiſchen Kriegen um die Herrſchaft in den Städten gebracht und vertrieben worden waren, dringendſt um einen Zug nach Italien gebeten, und ſelbſt die deutſchen Fürſten, welchen dieſe Züge ſeit langer Zeit nicht mehr gefallen wollten, ſollen den K. Heinrich (in der Hoffnung, in ſeiner Abweſenheit hie und da freiere Hände zu bekommen) zu demſelben ermuntert haben. So viel brauchte es lange nicht, um dieſen beherzten Herrn zu einer Unternehmung zu bereden, von welcher er glaubte, daß ſie ſeine Vorgänger aus bloßer Zaghaftigkeit unterlaſſen hätten. Er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen würde, die Partheien, welche unter den Namen der Welfen und Gibellinnen ſich fortpflanzten, zu unterdrücken, und der deutſchen Krone ein dauerhaftes Anſehen zu verſchaffen. „Ich fürchte die Italiener nicht, ſagte er öfters unterwegs zu den Fürſten, die ihn begleiteten; doch, ſetzte er einſtens mit leiſerer Stimme hinzu, ich fürchte die Giftmiſcher.

In Italien hatten die Sachen, ſeit K. Friedrichs II. Zeiten, eine ſonderbare, wiewohl

---

*) Albert. Argent. p. 16.

eine dem natürlichen Gange der Dinge ganz angemeſſene Wendung genommen. Die Italiener haben ſich ſeit K. Otto I. der Herrſchaft der deutſchen Könige ſtets widerſetzt, und unter K. Heinrich IV. hat ſich eine herrſchende Parthei an Herzog Welf I. von Bayern, welcher anfangs die Bannſprüche Pabſt Gregors VII. wider jenen Kaiſer unterſtützte, angeſchloſſen; daher denn auch geſchehen iſt, daß diejenigen Italiener, welche fortfuhren, ſich der deutſchen Herrſchaft auch in folgenden Zeiten, in welchen von einigem unmittelbaren Einfluß des päbſtlichen Stuhles die Rede nicht mehr war, entgegen zu ſträuben, immer noch Welfen; diejenigen aber, welche es ihres Vortheils wegen noch mit den deutſchen Monarchen wider ihre Landsleute hielten, immer noch Gibellinen genannt worden ſind. So wie nun aber der deutſchen Herrſchaft in Italien von Zeit zu Zeit ein wichtiger Abbruch geſchah, und es darauf ankam, wer denn daſelbſt eigentlich herrſchen ſollte; ſo erwachte nun unter den Städten Italiens, und in dieſen unter dem alten Adel und den Bürgern eine gräßliche Eiferſucht, indem, ſo wie keine Stadt der andern, ſo auch kein Stand dem andern, irgend einigen Vorzug und beherrſchenden Einfluß geſtatten wollte. In den Städten erhielten endlich die Bürger die Oberhand, und der Adel mußte ſich bequemen, in den Stand der Bürger zu treten, um das kümmerliche Daſeyn ſeiner noch geretteten wenigen Geſchlechter zu erhalten. Die Städte ſelbſt hielten während den Zügen K. Friedrich I. einen Augenblick mit ihren gegenſeitigen Feindſeligkeiten ein, und ſchloßen wider die Bedrückungen, welche ſie von jenem Kaiſer erfahren mußten, einen gemeinſchaftlichen Bund, wovon die Folge ein im Jahre 1183 zu Konſtanz geſchloſſener, für ſie vortheilhafter Vergleich war. Sie erneuerten dieſen Bund unter K. Friedrich II., und fuhren ungeachtet der blutigſten Niederlagen, fort, für ihre Freiheit zu kämpfen; aber kaum ſind ſie unter den folgenden Kaiſern zu einiger Ruhe gekommen, als nicht nur unter ihnen die alten Ausbrüche von wechſelſeitiger Eiferſucht, ſondern auch ſelbſt in ihnen neue Zuſtände ihrer Verfaſſungen zum Vorſchein kamen. Die handelnden und handthierenden Bürger wurden nämlich der ewigen Zerſtreuungen, als Hinderniſſen ihrer Gewerbe, und ihres Wohlſtandes, welche mit der Verwaltung obrigkeitlicher Würden und Aemter, dann mit den Befehlshaberſtellen im Kriegsweſen unzertrennlich verbunden waren, endlich überdrüſſig; und da ſie wußten, daß die Bürger adeliger Abkunft, nicht vom perſönlichen Fleiß, ſondern von Abgaben ihrer Unterthanen lebten, freie Zeit genug übrig hätten, um bürgerliche Aemter auf ſich zu nehmen; ſo nahmen ſie bei ihren Wahlen vorzüglich auf ſolche ihre Rückſicht, ohne dabei an eine weitere Folge, ſo leicht dieſe vorauszuſehen war, zu denken. Die Folge davon war nämlich, daß in Kurzem ſelbſt die Hauptwähler aus lauter Adeligen beſtanden, welche ſich kaum in einem ausſchließenden Beſitze der obrigkeitlichen Aemter und Kriegswürden befeſtiget ſahen, als ſie ſogleich aus einem andern Tone ſprachen, und indem ſie die nicht geadelten Bürger, welche nunmehr zu ſpät aus ihrer Gutmüthigkeit erwachten, für Leute, welche nur zu gehorſamen und nicht zu befehlen haben ſollten, erklärten, eine beherrſchende Regierung der Städte an ſich riſſen. Das Schlimmſte war vollends, daß die adeligen Geſchlechter zu eben der Zeit, da ſie die Bürger von allem Antheil an der Regierung ausſchloßen, ſich ſelbſt darüber entzweiten, welchen Geſchlechtern der vornehmſte Antheil an der Regierung zukommen ſollte, und daß ſich in jeder anſehnlichen Stadt ſo viele feindliche Heere, als mächtige Partheien waren, hervorthaten, welche ſo lange wider einander kämpften, und ſich einander mit allen Arten von unmenſchlichen Grauſamkeiten verfolgten, bis, nach vielen ausgerotteten oder verjagten Geſchlechtern, auf dem mit Blut und Leichen erfüllten Kampfplatz Einer allein ſtand, der nun das Schwert empor gehalten, und es ſeinen Scepter genannt hat. In manchen Städten thaten dieß mehrere zugleich; z. B. in Mailand, Guido della Torre, und Mathäo Viſconti, von denen der letztere ſich, da ihn jener verjagte, für einen Gibellinnen oder Anhänger des deutſchen Königs erklärt, und wirklich die Hilfe Kaiſer Heinrichs VII. angefleht hat.

Dieſes war damals der Zuſtand Italiens, deſſen Wiedereroberung K. Heinrich VII. für ſo wichtig gehalten und geglaubt hat, daß er nur kommen und es erobern dürfte. Vor ſeiner Abreiſe ernannte er auf einem Reichstage zu Frankfurt ſeinen Sohn, den jungen Johann, König von Böhmen, zum deutſchen Reichsverweſer, und dann begab er ſich nach Lauſanne, um hier die deutſchen Reichstruppen zu erwarten; und wiewohl dieſe nur ſehr ſparſam und wohlbedächtlich heranrückten; ſo ſetzte er ſein Vorhaben dennoch unverweilt ins Werk, und rückte noch im October 1310 über Genf durch Savoyen und über den Berg Cenis in die ſchönen Ebenen der Lombardei hinab. Seine Brüder, der Erzbiſchof Balduin von Trier, und Graf Walram, Rudolph von Pfalzbayern, Herzog Leopold von Oeſterreich, die Biſchöfe von Lüttich und Baſel, die Grafen von

Savoyen und Flandern waren ſeine vornehmſten Begleiter.

In Italien entſtanden bei dem Rufe ſeiner Ankunft verſchiedene Bewegungen, und es wurden verſchiedene Maßregeln genommen, je nachdem die Häupter der Städte geſinnt, oder gefaßt, oder von verſchiedenen Hoffnungen erfüllt waren. Hier zog man ihm mit Geſchenken, anderswo mit feindlichen Abſichten entgegen, oder man ſchloß wenigſtens geheime Bündniſſe wider ihn. Zwar anfangs ſchienen nur wenige offenbar wider ihn geſtimmt zu ſeyn, ja ſeine Erſcheinung ſchien vielmehr eine allgemeine Freude zu verbreiten. Man hatte bei Mannsgedenken keinen Zug eines deutſchen Königs geſehen; und wenn man ſich gleich überall an die gewöhnlichen Folgen ſolcher Züge erinnerte, und die traurigen Denkmäler wohl noch vor Augen gehabt haben mochte, ſo machte doch ſchon die Feierlichkeit dieſes Zuges, das ungewöhnliche Zuſammenſtrömen des Volkes, die ermunternde Lebhaftigkeit, die ſich auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen einfand, das kriegeriſche Anſehen der Deutſchen, und vor allem die Freundlichkeit, mit welcher Kaiſer Heinrich die Begrüßungen erwiederte, und Botſchafter aufnahm, auf Vornehme und Niedere die vortheilhafteſten Eindrücke, und es war, als wollte man in die Wette eifern, ſich mit Beweiſen von Achtung und Ergebenheit einander zuvorzukommen. Die Bürger der Stadt Mailand trugen ihm die Schlüſſel entgegen, und die benachbarten Städte, als Cremona, Crema, Breſcia u. a. nahmen mit aller Willfährigkeit und Ehrerbietung die Statthalter an, welche K. Heinrich, um das alte Recht der deutſchen Könige zu behaupten, für gut befand, in ſolchen aufzuſtellen. Den 6. Jänner 1311 gieng in Mailand mit einer neuen eiſernen Krone (welche K. Heinrich, indem ſich die ehemalige nicht mehr vorfinden wollte, ſelbſt mitgebracht hatte) die feierliche Krönung vor ſich, und alles begann gut zu gehen, bis man jener Rechte, welche die deutſchen Könige bei ſolchen Zügen ehemals ausgeübt, und welche ſie ſich ausdrücklich vorbehalten hatten, erwähnte, worauf ſogleich alles zurück, und nach der bei den meiſten vorigen Königsreiſen gewöhnlichen Wendung gieng.

Die deutſchen Könige nämlich hatten unter anderm das Recht, die Verköſtung für ſich und ihre Leute von den Städten zu fordern, und K. Heinrich konnte nicht umhin, auf dieſem Rechte zu beſtehen. Auch möchte eine mäßige Forderung eben kein beſonderes Mißvergnügen verurſacht haben; allein K. Heinrich gieng hier in eine Schlinge, welche ihm heimliche Welfen, in der Abſicht, ihm das Zutrauen und die Liebe des Volkes zu entziehen, ſein genug gelegt hatten. Sie ſtellten dem K. Heinrich vor, daß die Ergebenheit der Italiener gegen ihn zu unumſchränkt und zu allgemein ſey, als daß es denſelben unangenehm ſeyn könnte, wenn dießmal die gewöhnliche Kronſteuer erhöhet würde. Sie ſahen die Folgen davon genau voraus, und dieſe Folgen trafen auch genau ein. K. Heinrich erhöhte die Steuer, und die Bürger der Stadt Mailand weigerten ſich, ſolche zu entrichten. Das Weitere folgte nun von ſich ſelbſt. Die Welfen ſtellten ſich an die Spitze der Mißvergnügten, und die Söhne des oben genannten Guido della Torre ſuchten mit ihrem Anhange ſich der Perſon des K. Heinrich zu bemächtigen. Der Herzog Leopold von Oeſterreich unterdrückte zwar den Aufſtand, und die Haupturheber wurden nachdrücklich genug gezüchtiget; aber die Sache wurde darum nicht gebeſſert, die Welfiſchgeſinnten zerſtreuten ſich, und verbreiteten vom K. Heinrich und ſeinen Deutſchen allenthalben die nachtheiligſten Gerüchte, ſo, daß die Städte, welche, wie Cremona, Breſcia u. a. vor einigen Tagen alle Ergebenheit bezeigt hatten, wieder abfielen, und von nun an in ihm weiter nichts ſahen, als einen Herrn, der, wie ſeine Vorfahrer, nur gekommen wäre, ſie zu unterdrücken und auszurotten. In der That blieb dem K. Heinrich, wenn er weiter fortrücken wollte, nichts übrig, als durch diejenigen, von denen er Widerſetzlichkeiten erfahren mußte, mit bewaffneter Hand ſich den Weg zu bahnen; aber eben dieß beſtärkte die Italiener in ihrer Meinung von ihm, und verdoppelte alle jene Empfindungen, welche Furcht, Argwohn und Abneigung einflößen. Er konnte, gleich den vorigen, zumal hohenſtauffiſchen Kaiſern, deren Beiſpiele und Leiden er ſich nicht zu Gemüthe gezogen hatte, nichts thun, als Wunden austheilen, und wechſelweiſe Wunden leiden. Zwar war es für deutſche Krieger eben nicht ſchwer, Truppen, wie damals die italieniſchen waren, im offenen Felde zu überwinden. Die Bürger der Städte, welche lieber ihren Handlungen und Gewerben nachgehen, als ferner und immer das Kriegshandwerk treiben wollten, waren auf den Einfall (der im vierzehnten Jahrhundert in Italien, ſo wie nachher überall, herrſchende Mode geworden iſt) gekommen, ſich für dieſe Dienſte andere Leute mit Sold zu miethen, wie es denn in allen Ländern Leute genug gab, die ſonſt zu nichts Beſſerm taugten, als für ein ſolches Handwerk ſich miethen zu laſſen; aber wenn den Deutſchen die Schlachten und Handgemenge nicht gefährlich waren, ſo waren es die Belagerungen der Städte, in denen ſich ſeine Gemahlinn Margaretha nebſt einem beträchtlichen Theile ſeines Heeres an peſtartigen Seuchen verlor, mehr als einen unangenehmen Beweis erfahren mußte. Die Einwohner dieſer Stadt vereinigten ſich endlich mit den Piſanern, ihn und ſein Heer nach Piſa zu führen, von welcher Stadt aus er ſeinen Weg zu Land nach Rom nehmen wollte. Je mehr er ſich dieſer Stadt näherte, deſto mißlicher und ſeltſamer wurde ſeine Lage. Rom war in zwei Hauptpartheien getrennt, wovon die eine, die Urſiner, für welfiſch geſinnt, die andere, die Coloneſer, für Gibellinnen oder kaiſerlich geſinnt, ſich erklärt hatte. Die Heere dieſer Partheien fochten wider einander unaufhörlich in der Stadt und hatten die feſtern Plätze, Häuſer und Kirchen wechſelweiſe in Beſitz. Der gefährlichſte, und (wie gleich geſagt werden ſoll) auch in manchem Betracht der bedenklichſte Feind war vollends der König Robert von Neapel, welcher zur Unterſtützung der Welfen Truppen nach Rom ſchickte. Da K. Heinrich auf ſeinem Fortmarſch eine große Anzahl Gibellinnen an ſich gezogen, und zumal ſeine Reiterei auf zweitauſend Mann verſtärkt hatte, näherte er ſich im Mai 1312 dieſer Stadt in Umſtänden, welche zwar überhaupt den deutſchen Königen nicht fremd, aber niemals ſo ſeltſam vereiniget waren. Bei dem

Thor fand er die Gibellinnen, mit denen er ſich unverzüglich vereinigte und ſeinen Einzug in völliger Schlachtordnung hielt. Auch fielen tägliche Gefechte vor, und den 26. Mai blieben viele Deutſche, worunter der Biſchof von Lüttich war, auf dem Platze. Pabſt Clemens V., der bei einer ſolchen Lage, wie leicht zu erachten, in Frankreich blieb, hatte einige Kardinäle geſchickt, welche, da die Peterskirche, in der bis dahin die Krönung verrichtet wurde, nebſt dem Vatikan in den Händen der Welfen war, Anſtand nahmen, ob ſie ſolche in der lateranenſiſchen Kirche, welche die Gibellinnen inne hatten, verrichten ſollten; aber das Volk, welches das Heer des K. Heinrich im Quartier, und die Laſt ſeiner längern Verpflegung gefürchtet, ſohin ſeine baldigſte Abreiſe ſehnlichſt gewünſcht hatte, zwang ſie, ſolche vorzunehmen, was dann auch am Petri- und Paulifeſt in der lateranenſiſchen Kirche geſchah, während daß ein Theil des Volkes jauchzte, der andere ſchimpfte und lärmte. Selbſt nach dem Saale, worin der Neugekrönte ſeine feſtliche Tafel hielt, wurden Pfeile geſchoſſen. Heinrich hörte das Geſchrei der Mißvergnügten, ohne es zu achten. Er hatte den Endzweck ſeiner Reiſe und den Lohn ſeiner unendlichen Mühſeligkeiten erreicht; denn da er ſich bisher König nannte, hatte er nun das Recht ſich Kaiſer zu nennen.

Aber noch war kaum die Hälfte der Abſichten, welche ſich dieſer Kaiſer zum Ziel genommen hatte, erreicht. Wir haben eben gehört, daß König Robert von Neapel eine gemeinſchaftliche Sache mit den Städten der Lombardei gemacht habe. Neapel nebſt Sicilien war ehemals ein deutſches Lehen, und K. Lothar ließ es nur aus gefälliger Hinſicht geſchehen, daß einſt der Pabſt eine Mitbelehnung ertheilte. Die hohenſtauffiſche Familie ſchien ſich zwar ein unmittelbares Recht auf dieſe Länder zugeeignet zu haben. Doch auf den Fall ihrer Erlöſchung ſchienen die deutſchen Rechte wieder aufzuleben; allein der römiſche Hof wartete dieſen Fall nicht ab, ſondern er hielt von dem Jahre 1245 an, in welchem Pabſt Innocenz IV. auf einer Kirchenverſammlung zu Lyon den K. Friedrich II. mit dem Kirchenbanne belegt, und ihn aller ſeiner Würden und Länder für verluſtig erklärt hatte, die Königreiche Neapel und Sicilien, gemäß den damals auf Schulen herrſchenden Grundſätzen, für Länder, welche ihm angefallen wären. Pabſt Innocenz IV. nahm ſolche in Anſpruch, und Pabſt Clemens IV., ein Franzos, gab ſie einem franzöſiſchen Prinzen Karl von Anjou (Grafen von Provence, und Bruder des Königs Ludwig von Frankreich) zu Lehen, der dann auch den jungen Konradin von Hohenſtauffen im Jahre 1268 zu Neapel ermordet, und die Länder mit Franzoſen beſetzt hat, welche man wegen ihres grauſamen Uebermuthes dergeſtalt haßte, daß in Sicilien die ganze Nation ſich verabredete, ſämmtliche, auf dieſer Inſel vorhandene, Franzoſen mit ihren Weibern und Kindern zu ermorden, und daß ſolche (durch ein unerhörtes Beiſpiel von Verſchwiegenheit, und nicht minderer Grauſamkeit) die gräßliche Ermordung, 1282 an dem verabredeten Tage, welcher der 30ſte März, und bei dem verabredeten Zeichen, welches das Läuten in den Kirchen zur Veſper war, wirklich verübte, und den König von Arragonien, Peter, einen Tochtermann des Manfred, der auf alle Fälle zu ihrer Unterſtützung mit Truppen herbeigekommen war, für ihren König erkannte. Jetzt lebte und herrſchte in Sicilien ein Abkömmling jenes Peters, König Friedrich, und König Robert (Enkel Karls I. von Anjou) beherrſchte nun Neapel. Dieſen Umſtand benutzte Kaiſer Heinrich; er verſprach dem K. Friedrich eine ſeiner Töchter zur Gemahlinn für deſſen Sohn zu geben, und ernannte ihn ſogleich zum Reichsadmiral, wofür ihm König Friedrich, welchem jede Hoffnung, ſich den König von Neapel vom Hals ſchaffen zu können, höchſt erwünſcht war, ſeine ganze Macht zu Waſſer und zu Land angeboten, und noch überdieß fünfzigtauſend jährliche Dukaten, ſo lange der Krieg dauern würde, verſprochen hat. Die Genueſer und Piſaner rüſteten ſich ebenfalls mit ihren anſehnlichen Flotten, und aus Deutſchland erwartete er nicht weniger einen beträchtlichen Beiſtand; denn wiewohl der deutſche Reichsverweſer K. Johann von Böhmen auf einem im Jänner 1313 zu Nürnberg gehaltenen Reichstag eine gar geringe Hoffnung zu einiger Unterſtützung erhielt, indem die deutſchen Fürſten, ſtatt von der Stellung einiger Reichstruppen zu ſprechen, ſich vielmehr erklärten, daß ſie nicht wohl begreifen könnten, wie man es ihnen zur Pflicht machen könne, ſich in einen Krieg zu miſchen, welchen der Kaiſer, ohne die deutſchen Fürſten zu fragen, für ſich angefangen hätte; wie ſich dann auch mit vielen andern Fürſten der Kurfürſt Rudolph von Pfalzbayern ſogleich nach der Krönung zu Rom mit ſeinen Truppen nach ſeinen Ländern zurückgezogen hat, ſo brachten doch der Kurfürſt Balduin von Trier, des Kaiſers Bruder, dann der König Johann von Böhmen einige Völker zuſammen, und beſonders verſprach der Herzog Leopold von Oeſterreich (welcher den Kaiſer noch immer begleitet, und deſſen Schweſter Katharina dieſer zur Braut ſich gewählt hat*) eine beträchtliche Mannſchaft aus den öſterreichiſchen Ländern zu liefern.

Mit ſolchen Ausſichten zog Kaiſer Heinrich mit dem Reſt ſeiner Völker, welche nach dem Zeugniſſe des Albertinus Muſſati, bei ſeinem Auszuge aus Rom in ungefähr neunhundert Mann beſtanden ſeyn ſollen, nach Piſa. Vorher wurde die Hauptſtadt von Toſcana oder Tuſcien, Florenz, belagert, und der König Robert von Neapel zur perſönlichen Erſcheinung und Verantwortung aufgefordert. Florenz hielt Stand, und König Robert erſchien nicht; worauf ihn K. Heinrich durch eine zu Piſa 1313 VII. cal. Mai. datirte feierliche kaiſerliche Bulle und mit ausführlicher Erzählung aller Urſachen nicht nur in die Reichsacht, vermöge welcher er ſeiner Länder und Würden verluſtig ſeyn ſollte, ſondern auch der Todesſtrafe, welche man an ihm, ſobald man ſeiner Perſon habhaft geworden wäre, vollziehen würde, ſchuldig erklärt hat *). Schon ſetzten ſich der König Friedrich von Sicilien, dann die Genueſer und Piſaner in die thätigſte Bewegung; die deutſchen Hilfstruppen rückten den Alpen zu, und die Oeſterreicher führten die Braut heran, und hatten ſchon Pavia erreicht; die Gibellinnen geſellten

---

*) Freher Rer. Germ. script. p. 415. it. Olenſchlager.

ſich haufenweiſe zu den Truppen des Kaiſers, und er ſelbſt erhob ſich nun mit allen Fürſten und Herren, die ihn umgaben. Robert von Neapel, und wer in Italien welfiſch geſinnt war, ſchien jetzt verloren zu ſeyn. Dieß war im Auguſtmonat, in welchem die Hitze außerordentlich und dem Kaiſer ſehr läſtig war; ſo, daß er ſich bereits bei ſeiner Abreiſe von Piſa kränklich befunden, und kühlende Bäder gebraucht haben ſoll. Zu Buonconvento, nicht weit von Siena nahm er aus den Händen eines Dominikaners das heilige Abendmahl, und an demſelben Tage verſchlimmerten ſich ſeine Uebel, welche ſeinem Leben ein Ende machten den 24. Auguſt 1313 im 51ſten Jahre ſeines Alters, und im fünften Jahre ſeiner Regierung. Man kann ſich denken, daß man nicht umhin konnte, ſeinen Tod einer Vergiftung, welche man ihm im Spülwein, den er nach der h. Hoſtie zu ſich nahm, beigebracht haben ſoll, zugeſchrieben, und bald dieſe, bald jene Welfen als Giftmiſcher zu nennen; allein die Sache iſt nicht erwieſen, wenn ſie gleich an ſich nicht unwahrſcheinlich, und allerdings möglich war.

Vermuthlich geſchah es in Hinſicht auf den glücklichen Ausgang, welchen die Zurüſtungen wider den König Robert von Neapel, und wider die Welfen überhaupt hoffen ließen, daß man dieſen Heinrich in die Reihe der größten Beherrſcher Deutſchlands ſetzte. Wenn er Italien unterdrückt und entwaffnet, und das ſchöne Königreich Neapel ſich unterworfen hätte; dann möchte er wohl auch mit den deutſchen Fürſten in einem höhern Tone geſprochen und mit ſeiner Krone nach jenem Anſehen geſtrebt haben, welches ſich K. Otto I. zu verſchaffen gewußt, und mit welchem noch immer der größte Theil der hiſtoriſchen Schriftſteller (ganz mit den Leuten, deren Sache das Denken nicht iſt) den Ausdruck von Würde und Größe verbunden hat. Allein auch der gute Erfolg von Heinrichs Unternehmungen war noch bei weitem ſo geſichert nicht, als wofür man ihn gehalten haben mochte. Pabſt Clemens V. hatte bereits den Kirchenbann wider Jedermann ausgeſprochen, der ſich am Königreiche Neapel, oder deſſen König vergreifen würde, und der König von Frankreich, Philipp der Schöne, hatte ſich nicht weniger wider die Unterdrückung dieſes Königs erklärt. Auch konnten wohl Städte und Länder in Italien bezwungen, aber ihre Geſinnungen konnten, wie die Erfahrungen vieler Jahrhunderte lehrten, nicht ausgerottet werden. Was jene erſteren vermochten, hat der Nachfolger des Kaiſers Heinrich mehr als zu viel erfahren, und K. Heinrich iſt durch ſeinen Hintritt wahrſcheinlich vielmehr großen Drangſalen, als großen Glücksfällen entzogen worden.

Allerdings war Kaiſer Heinrich VII. ein kriegsverſtändiger, kühner, zur Gerechtigkeit und Billigkeit geneigter, ſehr gottesfürchtiger Herr, von dem ſeine Zeitgenoſſen vieles zu erzählen hatten, was unläugbar ſehr ſchön und rührend, und ein Kennzeichen einer liebenswürdigen Gemüthsart iſt. Er konnte, was ihn ſehr ehrwürdig macht, die geheimen Ankläger und Verſchwätzer (dieſe Peſt der Menſchheit) nicht leiden, und als ihm einſt ein Geadelter, der ehemals in den Dienſten der Herren von Würtemberg ſtand, verſchiedenes Nachtheilige von denſelben erzählte, in der Erwartung, daß ihm ſo was angenehm ſeyn würde, hieß er mit Unwillen den Menſchen ſchweigen, und ſich entfernen. „Ich halte, ſagte er, weder diejenigen für gut, die du lobeſt, noch diejenigen, welche du tadelſt, für bös.“ Auch ſuchte Heinrich keine Hoheit (die von andern nicht ſelten geſucht wird) darin, wider Schuldige mit unerbittlicher Strenge zu verfahren, und wenn die oben genannte Bulle wider den König Robert ſagt: „Es gezieme einem Regenten die Erhabenheit von Güte, bei welcher er die Schuldigen ſtets lieber züchtiget, als ſtraft, und ſich keineswegs des Eiſens gegen ſolche bedient, deren Wunden ein gelinderes

Arzneimittel heilen kann,“ ſo war dieß vollkommen ſeinem Charakter gemäß geſagt. Deſto wohlthätiger und ruhmwürdiger würde die Regierung dieſes Kaiſers geworden ſeyn, wenn er ſich an das ſchöne Beiſpiel ſeines großen Vorfahrers, Rudolphs von Habsburg, und an den ſchönſten der Denkſprüche, welche dieſer Monarch der Nachwelt hinterlaſſen hat, erinnert hätte: „Es iſt ungleich beſſer und rühmlicher, in ſeinem Lande wohl regieren, als Länder erobern.

Die Gemahlinn des Kaiſers Heinrich, Margaretha, war eine Tochter des Herzogs Johann von Brabant. Sie wurde zu Genua, wo ſie 1311 den 13. December ſtarb, bei den mindern Brüdern in einem bleiernen Sarge beigeſetzt. Die Kinder dieſer Ehe waren Johann, König von Böhmen, und einige Töchter. Er ſelbſt, Kaiſer Heinrich VII. wurde zu Piſa begraben.

Schriftſteller.

Henric. Steronis Monachi in Altaich inferiore apud Freher. Germ. Rer. Script. Tom. Vno p. 584. Chron. Monast. Mellicensis apud Pez Script. Rer. Austriae T. I. p. 162. Chron. Salisburgens. ib. p. 314. Chron. claustro neoburgense. ib. p. 433. Anonym. leobiensis ib. pag. 751. Volcmar apud Oefele T. II. Albertini Mussati Historia augusta Henrici VII. Caesaris lib. XVI. Venet. 1636. it. in Murator. S. R. G. Tom. X. p. 1. etc. Gesta Baldewini de Luczenburch archiepisc. trevir. L. III. apud Baluz. in Miscell. Tom. I. p. 93. it. in Reuberi S. R. G. edit. Joann. Paltrami seu Vatzonis, consulis viennensis Chronicon austriacum, welches von dieſem Paltram in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts angefangen, und bis 1301 fortgeführt, ſodann von einem andern gleichzeitigen bis 1310, und weiter von einem Ungenannten bis 1455 fortgeſetzt worden iſt, apud Pez Script. Rer. Aust. T. I. p. 704. Conradus Vecerius de Reb. gest. Henr. VII. Hagenoae 1531 et in Urstis. S. R. G. T. II. Nicolai, Episcopi bitrontinensis, Relatio de Henrici VII. Imp. Itinere ital. ad Clem. V. in Steph. Baſuz. Vitis Pontif. anenionens; it. apud Reuber. Annales Hainrici Monachi in Rebdorff. Rerum ab Ann. MCCXCV vsque ad Ann. MCCCLXIII. gest. apud Freher. Germ. Rer. script. T. Vno. p. 411. Mast. Tiefenbach vero Mortis genere quo Henric. VII. obiit. Francof. 1685. Jak. Paul v. Gundlings Geſchichte und Thaten K. Heinrichs VII. Halle 1719.

Ludwig von Bayern.

1314 — 1347.

Inhalt. K. Ludwig erhielt bei der von dem größern Theile der Kurfürſten für ihn ausgefallenen Wahl (1314) einen Gegenkaiſer, Friedrich den Schönen von Oeſterreich, welchen er nach einem 8jährigen Krieg in einer Schlacht bei Mühldorf gefangen bekam, 1322.

Sobald K. Ludwig von dieſer Seite ſicher war, bekam er die gewöhnlichen Händel mit dem päbſtlichen Stuhl, der damals nach Avignon verlegt, und vom franzöſiſchen Hofe ſo viel als abhängig war. Weil Pabſt Johann XXII. nicht nur unmäßige Forderungen an K. Ludwig, ſondern dieſen ſogar fürchten machte, daß er ſich der Herrſchaft über Italien bemächtigen, der König von Frankreich aber die deutſche Krone gewaltthätig an ſich reiſſen wolle;

ſo gieng Ludwig 1327 nach Italien, ließ ſich zu Mailand und Rom krönen, entſetzte den Pabſt Johann XXII., und begünſtigte die Wahl eines neuen Pabſtes, den er aber, aus Mangel an Geld, bald wieder ſeinem Schickſale überlaſſen, und nach Deutſchland zurückkehren mußte, wo er 1330 angelangt iſt.

Da die Zudringlichkeiten des päbſtlichen und franzöſiſchen Hofes zu unleidlich wurden, ſuchte er die Reichsfürſten in Bewegung zu ſetzen, und da ihm dieſes gelang, erklärte er auf einem Reichstage zu Frankfurt die deutſche Königswahl und das deutſche Reich für unabhängig 1338.

Die bald darauf geäußerten wankelmüthigen Geſinnungen einiger Kurfürſten und ihr Einverſtändniß mit dem päbſtlichen und franzöſiſchen Hofe nöthigten den Kaiſer, von dem päbſtlichen Hofe ein Formular der Verſöhnungsartikel zu fordern, welche er den Kurfürſten vorlegte, um ſie ſelbſt fühlen zu laſſen, wozu ſie ihn nöthigten. Da dieſe zwar die Artikel für zu übertrieben, und der Reichsfreiheit für nachtheilig erklärten, einige derſelben aber bald darauf durch Geſchenke und Verſprechungen ſich verleiten ließen, den König Karl von Böhmen einſeitig und geſetzwidrig zu wählen, ſchlug der Kaiſer den Karl aus dem Felde, und behauptete beherzt und glücklich ſeine Würde, und als ein ächtes deutſches Oberhaupt die Würde des deutſchen Reiches, als er den 11. October 1347 unvermuthet ſtarb.

Kaiſer Ludwigs Gemahlinnen, Kinder, Verdienſte um das Reich und ſein Stammland.

Kaiſer Ludwig (unter den bayeriſchen Regenten IV., unter den Kaiſern, wenn man nämlich von Karl dem Großen zählet, der V. dieſes Namens) war der zweitgeborne Sohn Kurfürſt Ludwigs des Strengen, Herzogs in Bayern, und Pfalzgrafen am Rhein, und ſeiner dritten Gemahlinn Mechtilde, einer Tochter Kaiſer Rudolphs von Habsburg. Da er bei dem (im Jahre 1294 zu Heidelberg erfolgten) Hintritt ſeines Vaters noch minderjährig und die Regierung der pfalzbayeriſchen Länder von deſſen älterm Bruder, Rudolph, behauptet worden war, ſo wurde er von ſeiner Mutter, welche ſich durch das ausſchließende Anſehen jenes ältern Sohnes ſehr beleidigt fand, nach Wien zu ihrem Bruder, dem K. Albert I. geführt, und an dem Hofe deſſelben mit deſſen Söhnen Friedrich dem Schönen, und Leopold, welche ihm nachher ſo vieles zu thun gaben, gemeinſchaftlich erzogen. Er befand ſich im Jahre 1313, da ihm, nach dem Hintritte K. Heinrich VII. die kaiſerliche Würde zu Theil werden ſollte, als Mitregent in Bayern, und hatte ungefähr das dreißigſte Jahr ſeines Alters erreicht.

Unter der Regierung dieſes Kaiſers, welche unter allen Kaiſerregierungen eine der längſten, und, ungeachtet der gewaltſamſten Vorfälle, für Deutſchland eine der friedfertigſten war, haben ſich die außerordentlichſten Begebenheiten ereignet, und theils uralte Anmaßungen, deren Grund bloß auf mißverſtandene Begriffe und Meinungen gebaut worden war, ihr Anſehen verloren; theils neuere Grundſätze und Einſichten, aus welchen das heutige deutſche Staatsrecht hervorgieng, tiefe Wurzel gefaßt. Auch die Lagen und Verhältniſſe, in welchen ſich dieſer Kaiſer vom Anfange ſeiner Regierung an befand, die Eigenſchaften, Abſichten und Kräfte der Prinzen, mit welchen er kämpfen mußte, waren von einer beſondern Art, und ſo zu ſagen, von einem ſchärfer gezeichneten Gepräge, als ſonſt gewöhnlich Sachen und Menſchen zu ſeyn pflegen. Man ſah bereits jene unnatürlichen und höchſt unrühmlichen Grundſätze und Hofkünſte hervorgehen, vermöge welchen man ſich an Verträge und

Bündniſſe nur ſo lange gebunden glaubt, als die Verhältniſſe eben dieſelben bleiben, und bei welchen man die Uebermacht, oder die Gelegenheit, ſich zu vergrößern, für ein Recht und Befugniß hält, ſich wider einen Dritten alles zu erlauben, und die Freiheit von Deutſchland, welche allein auf einer ſtrengen Beobachtung der Geſetze und der Gerechtigkeit, auf Treue und Glauben beruhet, mehr als einmal in gräßliche Gefahren gerathen, bei welchen allein die Langmuth und Standhaftigkeit, und vor allem die gerechte Sache des Ludwig vermögend war, Rettung zu ſchaffen.

Sogleich wurde das Wahlgeſchäft, durch welches K. Ludwig aus einem Zuſtande von Ruhe und Zufriedenheit in unabſehbare Unruhen und Widerwärtigkeiten hingeriſſen werden iſt, von einem Zuſammenfluſſe ſeltſamer Umſtände geleitet und ausgeführt. Die Wahl ſchien nach dem den 24. Aug. 1313 erfolgten Hintritt K. Heinrichs VII. ſo viel als entſchieden, und zu gleicher Zeit ſchien keine Hoffnung, daß ſich die Wahlfürſten mit ihren Stimmen gutwillig vereinigen würden, vorhanden zu ſeyn. Der Ruhm und die allgemeine ungeheuchelte Achtung, welche ſich Rudolph von Habsburg in ganz Deutſchland und bei allen Völkern Europas erworben hat, hatte ſeiner Nachkommenſchaft eine Art des erhabenſten Stolzes, und eine eiferſüchtige Begierde, überall in ſeine Fußſtapfen zu treten, eingeflößt, welche bald einen ſolchen Grad von ſpürendem Eifer und treibender Unruhe erreichte, daß ſie, indem ſie die Nachahmung ihres Vorbildes in der Beſtrebung nach großen Ehren und Würden, und in Erweiterung der Länder ſuchte, kaum den Zeitpunkt abwarten konnte, bei welchem ſich eine ſchickliche Veranlaſſung eröffnet haben möchte, Abſichten dieſer Art auszuführen. Ein Hauptaugenmerk der Prinzen dieſes neuen habsburgiſch-öſterreichiſchen Hauſes ſchien auf die deutſche Krone gerichtet geweſen zu ſeyn, wie denn die Gewaltthätigkeit, welche ſich K. Albert I. in ſolcher Hinſicht wider K. Adolph von Naſſau erlaubte, noch im friſchen Andenken, und wie ferner eben damals, da ſich eine neue Königswahl ergab, nichts mit den raſtloſen, und nicht weniger geſchickten Verhandlungen zu vergleichen war, mit welchen Prinz Friedrich von Oeſterreich dieſe Wahl zu ſeinen Gunſten zu lenken ſich beſtrebte. Dieſer Prinz beſaß, wie alle gleichzeitigen Schriftſteller und ſeine Handlungen bezeugen, von Seite des Geiſtes und der äuſſerlichen Gaben alle jene Eigenſchaften in einem vorzüglichen Grade, welche damals erfordert wurden, um ſich in eine gerechte allgemeine Achtung zu ſetzen, und die Aufmerkſamkeit der deutſchen Wahlfürſten auf ſich zu ziehen. Er befand ſich eben in der Blüthe ſeines Lebens, war verſtändig, großmüthig, außerordentlich lebhaft und thätig, unternehmend und tapfer, dabei höflich und liebreich, und beſaß (was in damaligen Zeiten keine geringe Empfehlung war) ſo viele äußere Vorzüge, und einen ſo kräftigen, wohlgebildeten und aufrecht ſtrebenden Körper, daß man ihn mit eben ſo vielem Vergnügen, als Bewunderung betrachtet, und ihm geradezu den Beinamen, Friedrich der Schöne, gegeben hat. Auch ſtand ihm eine äußerſt beträchtliche Hausmacht zu Gebot, welche zu einer Zeit, da Geſetze noch wenig geachtet wurden, erforderlich zu ſeyn ſchien, um die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu ſchützen, und den Großen und Kleinen Gerechtigkeit zu verſchaffen. So groß und allgemein bekannt indeſſen dieſe Vorzüge Friedrichs, und ſo zuverſichtlich die Erwartungen, welche er auf ſolche gründen konnte, waren, ſo wußte dieſer Prinz gleichwohl ſehr gut, daß er ſich bei ſeiner Bewerbung um die Krone nichts weniger, als allein auf ſeine Vorzüge würde verlaſſen können, und er verſäumte daher keines jener Mittel, durch welche bei gewöhnlichen Seelen wirkliche Vollkommenheiten und Verdienſte erſt recht ins Licht geſtellt und empfohlen, und Tugenden liebenswürdig werden. Er machte den Wahlfürſten und andern, deren Freundſchaft und Fürſprache für ihn von Wichtigkeit ſeyn konnte, alle erdenklichen Verſprechungen, (und was ſeit dem großen Beiſpiele des Richard von England immer weniger anſtößig befunden worden war) kaufte die Wahlſtimmen mit einer Freigebigkeit, bei welcher er, nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Schriftſtellers *) ſeine Schatzkammer erſchöpft hat. Ungeachtet aller dieſer Bemühungen blieben ſeine Ausſichten unentſchieden und zweifelhaft, und die Stimmen des Kurfürſten und Erzbiſchofes Heinrich von Köln, des Rudolphs und Ludwigs von Pfalzbayern, dann des Herzogs Rudolph von Sachſen-Wittenberg waren die drei einzigen, auf welche er mit Zuverläſſigkeit rechnen konnte. Eben die außerordentlich eifrige Bemühung, mit welcher er ſich der Krone, ſie möchte koſten, was ſie wollte, zu verſichern ſtrebte, machte ſeine Perſon den übrigen Wahlfürſten bedenklich, und ſein Verſtändniß mit dem Herzog Heinrich von Kärnthen, mit welchem er ſeine Parthei zu verſtärken ſuchte, verdarb ihm vollends alles. Heinrich von Kärnthen machte noch immer An-

---

*) Chron. de gest. princ. apud Oefele T. II. p. 547.

ſprüche auf das Königreich Böhmen, von welchem er durch Johann von Luxemburg (den Sohn Kaiſer Heinrichs VII.) vor wenigen Jahren vertrieben worden war, und der Erfolg war nicht zu ermeſſen, der für den neuen König Johann von Böhmen auf den Fall, daß Friedrich von Oeſterreich zum Kaiſer erwählt werden, und mit dem kärnthiſchen Herzog einverſtanden ſeyn ſollte, ſich ergeben könnte. Die Gegenparthei, an deren Spitze König Johann von Böhmen ſtand, war gemacht, und der Erzbiſchof und Kurfürſt, Peter von Mainz, der ſchon als Biſchof von Baſel mit dem Hauſe Oeſterreich zerfallen war, der Erzbiſchof von Trier, Balduin, (Vatersbruder des K. Johann von Böhmen) waren entſchloſſen, den Friedrich von Oeſterreich zu umgehen, auch fehlte ihnen dazu, daß ſie ihm alle Hoffnung vereitelten, nur noch der Beitritt des Kurfürſten Weldemars von Brandenburg, und dann ihr Einverſtändniß auf einen Prinzen, bei welchem ſich Muth und Geſchicklichkeit in einem hinlänglichen Grad vereinigt fänden, um ſich auf dem erhabenen Poſten, auf welchen ſie ihn befördern würden, zu behaupten. Jener, welcher ſich noch für keine Parthei erklärt, und vielmehr ſelbſt ſich die Hoffnung gemacht hatte, daß bei der bevorſtehenden Wahl auf ſein Haus Rückſicht genommen, und daß der älteſte deſſelben, ſein Vetter Heinrich gewählt werden könnte, wurde von ſeinem Geſandten, Nikolaus Buch, welchen er mit einer unumſchränkten Vollmacht, nach ſeiner Einſicht das Schicklichſte zu wählen, zu einer Unterredung der Kurfürſten nach Renſe abgeſchickt hatte, für die Parthei des böhmiſch-luxemburgiſchen Hofes geſtimmt, oder vielmehr (was dieſem Hofe indeſſen vollkommen genügte) von der Wahlſtimme für Friedrich den Schönen, und von allem Verſtändniß mit dem öſterreichiſchen Hauſe abgezogen. Was die Wahl eines Prinzen betraf, ſo ereignete ſich noch im Jahre 1313 eine Begebenheit, bei welcher die luxemburgiſche Parthei ihren Mann nunmehr vollkommen gefunden zu haben glaubte.

Dieſer Vorfall betraf einen Krieg, welcher ſich zwiſchen Friedrich dem Schönen von Oeſterreich und dem Herzog von Oberbayern und Pfalzgrafen Ludwig ergeben, und in welchem dieſer letztere einen ſehr rühmlichen Sieg erfochten hatte. Die Veranlaſſung dazu hatte ſich nach zwei ſchnell nach einander erfolgten Todesfällen der niederbayeriſchen Herzoge, als des Stephan den 21. Dec. 1310, und des Otto den 9. Sept. 1312, gefunden, da der letztere kurz vor ſeinem Hintritte die Pflege dreier hinterlaſſener unmündiger Prinzen den

Bürgern zu Straubing und Landshut übertragen, die Vormundſchaft und Landesverweſung aber den in Oberbayern regierenden Herzogen Rudolph und Ludwig, als ſeinen nächſten Anverwandten, übergeben hatte. So ſehr dieſe Sache ganz in der Ordnung war, ſo ſehr verdroß der Umſtand, daß Bürger die Pflege der Prinzen über ſich nehmen ſollten, den Adel von Niederbayern, und ſeine Klagen darüber wurden ſo laut und ungeſtüm, daß Herzog Friedrich der Schöne, welchem (nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, Kaiſer Alberts I.) jede Gelegenheit willkommen war, ſich in Bayern wichtig zu machen, auf den Einfall gerieth, ſich mit dem niederbayeriſchen Adel zu vereinigen, dieſem die Prinzen zu übergeben, und ſich der Landesverweſung zu unterziehen. Eine perſönliche Unterredung, welche der jüngere der oberbayeriſchen Prinzen, Ludwig, mit dem Herzog Friedrich in der bayeriſchen Stadt Landau hielt, machte auf dieſen ſo wenig einigen Eindruck, daß er ſich vielmehr durch das Betragen des Ludwig, welcher nach vielen fruchtlos vorgebrachten Vorſtellungen etwas hitzig geworden war, vielmehr für äußerſt beleidigt hielt, ſich unverzüglich zu ſeinem Bruder Leopold nach Schwaben begab, und in dieſem Lande ſowohl, als in Oeſterreich, Ungarn und den benachbarten Gegenden alles aufforderte, ſich zu ebwaffnen, und in Bayern einzufallen. Die feindlichen Truppen, an welche ſich der niederbayeriſche Adel unter der Anführung des Grafen von Hals anſchloß, erſchienen auch ſogleich. Ludwig von Oberbayern, dem ſein Bruder Rudolph den Krieg allein überließ, bot ſeiner Seits, ſo gut ſich es in der Eilfertigkeit thun ließ, die oberbayeriſchen Ritter, dann die Bürger der Städte Landshut, Straubing u. a. und die Bauern auf, wählte ſich aber aus der Menge derſelben nur einige hundert heraus, ſtürzte ſich mit dieſen am frühen Morgen des 9ten Nov. 1313 (unweit der Stadt Mosburg nächſt den Dörfern Iſereck und Gamelſtorf) in das ihm weit überlegene öſterreichiſche Heer, und erfocht nach einem zehnſtündigen Gefecht, einen vollkommenen Sieg, wobei er dreihundert und fünfzig Oeſterreicher vom vornehmſten und reichſten Adel, (welche er aber in einem den 14ten April 1314 zu Salzburg meiſtens durch Vermittlung des Erzbiſchofes daſelbſt geſchloſſenen Vergleich ſämmtlich und unentgeldlich entließ) und das ganze feindliche Lager erbeutete, und ſich durch ſeine Beweiſe von Einſicht, Tapferkeit und Gegenwart des Geiſtes, welche er an jenem Tage gezeigt hatte, eine ausnehmende Achtung bei den deutſchen Fürſten, und vor allem das entſcheidende Zutrauen der luxemburgiſchen Parthei gewann.

Ludwig von Bayern ſtellte erſt der Geſandtſchaft, welche ihm das Vorhaben der für ihn geſtimmten Kurfürſten eröffnete, eine Menge Einwendungen entgegen; er ſchilderte derſelben ſeine damals ſehr mäßige Hausmacht, und verhehlte ihr nicht, daß er, nebſt ſeinem Bruder Rudolph, ſeine Wahlſtimme bereits Friedrich dem Schönen feierlich zugeſagt, und eben darum auf alles, was ſeine eigene Perſon beträfe, Verzicht gethan habe. Allein dieſe Einwürfe wurden mit der Erinnerung, daß kein Reichsglied befugt wäre, zum Nachtheile des Reiches Privatverträge einzugehen, dann mit der Verſicherung, daß die ihm geneigten Fürſten eine hinlängliche Macht, ihn zu beſchützen, beſäßen, widerlegt, auch mit heftigen Drohungen begleitet *), und Ludwigs Einwilligung erfolgte.

Unter ſolchen Umſtänden rückte der zur Wahl feſtgeſetzte Tag, welcher der 19te Oct. war, heran. Die Kurfürſten der luxemburgiſchen Parthei beſetzten das damals noch in den Frankfurter-Vorſtädten bei der alten königlichen Burg gelegene Wahlfeld. Die Kurfürſten, welche für Friedrich den Schönen ge-

---

*) Chron. de gest. Princip. apud Oefele T. II. p. 516.

ſtimmt waren, kamen auf der andern Seite des Mains bei Sachſenhauſen zuſammen. Die Häupter beider Partheien (den Kurfürſten von Köln, der ſeine Stimme dem Rudolph von Bayern auftrug, ausgenommen) waren mit zahlreichen, wohlgerüſteten Kriegsheeren angekommen, und ſchlugen gegenüber, nicht anders, als ſollte es auf einen ernſthaften Krieg angeſehen ſeyn, ihr Lager auf. Als am Morgen des feſtgeſetzten Tages in den Lagern vor Sachſenhauſen Niemand ſich bewegte, ließen die Kurfürſten der luxemburgiſchen Parthei den gegentheiligen Kurfürſten melden, daß ſie die Wahl auf den folgenden Tag ausſetzen, und daß ſie ehevor über die Gültigkeit der Wahlſtimmen, deren ſich Heinrich von Kärnthen und Rudolph von Sachſen anmaßten, entſcheiden würden. Dieſer letztere Umſtand kam den vor Sachſenhauſen verſammelten Fürſten ſo unerwartet, und ſtritt ſo ſehr wider ihre Abſicht, daß ſie noch an demſelben Tag zu ihrer Wahl ſchritten, und dieſe, welche auf Friedrich den Schönen von Oeſterreich ausgefallen war, durch Rudolph, Herzog in Bayern und Pfalzgrafen bei Rhein, kund machen ließen. Den andern Tag ſchritten die Kurfürſten von Mainz, Trier, Böhmen, denen auch der Kurfürſt von Brandenburg zwei Tage nachher beiſtimmte, und Johann von Sachſenlauenburg, welcher auf die kurfürſtlichen Rechte ſeines Hauſes einen gemeinſchaftlichen Anſpruch behauptete, auch ihrer Seits zu ihrer Wahl, welche durch den Kurfürſten von Mainz verkündet, und gemäß welcher Ludwig von Bayern von der bis dahin verſchloſſenen Stadt Frankfurt willig aufgenommen, dem Volke feierlich vorgeſtellt, und den 26. Nov. zu Aachen, wohin ihn ein Gefolg von viertauſend Reitern begleitete, vom Erzbiſchofe gekrönt wurde. Friedrich der Schöne von Oeſterreich wurde einen Tag vorher zu Bonn vom Erzbiſchofe von Köln gekrönt.

Nun war ein Krieg unvermeidlich, bei welchem die häuslichen Umſtände, Kräfte, Hilfsmittel und Ausſichten, ja ſelbſt die perſönlichen Eigenſchaften der Häupter beider Partheien ſehr ungleich waren. Friedrich der Schöne konnte ſich nicht nur auf die weitläufigen und reichen öſterreichiſchen Länder, ſondern er konnte ſich auch vollkommen auf die Eintracht und thätige Mitwirkung ſeiner Brüder verlaſſen, von welchen Leopold in Schwaben und Elſaß von Zeit zu Zeit beträchtliche Heere aufzubringen, und dieſe, als ein ſehr kriegeriſcher und überaus thätiger Herr, trefflich zu benutzen wußte. Was die Reichsſtädte betrifft, ſo hatte ſich zwar der größte Theil von Köln bis Augsburg für den Ludwig, aber ein anderer eben auch nicht unbeträchtlicher Theil, unter welchem z. B. die Städte Ulm, Memmingen, Kempten, Kaufbeuern ꝛc. begriffen waren, für den Friedrich, noch andere hatten ſich für keine Parthei erklärt. Ludwig von Bayern mußte ſich anfangs beinahe ganz auf die Unterſtützung der Kurfürſten, welche ihn wählten (und von welchen ſich die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen für allen Antheil an einem Kriege gleich anfangs abgeneigt zeigten) verlaſſen. Seine Hausmacht, welche damals nur noch in Oberbayern und den rheinpfälziſchen Ländern beſtand, war in der That, und zumal in Vergleich mit jener ſeines Gegners, ſehr mäßig, und war noch überdieß zwiſchen ihm und ſeinem Bruder Rudolph, gemeinſchaftlich. Dieſer Bruder war durchaus nicht ſein Freund; es waren zwiſchen ihm und dem Ludwig ſchon in frühern Zeiten zu viele und zu harte Mißhelligkeiten vorgefallen, als daß ſich jemals wieder ein herzliches Verſtändniß ſo leichterdings hoffen ließ. Rudolph blieb nicht nur im Lager zu Sachſenhauſen, und ſtimmte für Friedrich, ſondern er zog ſich auch nach der Wahl ſo wenig zurück, daß er vielmehr ſehr thätig blieb, ihm überall Abbruch zu thun. Die Unterſtützung, welche Ludwig von ſeinen Kurfürſten zu erwarten hatte, war eben ſo unbeſtimmt, als unzuverläſſig und ungewiß. Dieſe Herren hatten, indem ſie ihn zur Krone beförderten, nichts weniger als die Verherrlichung des pfalzbayeriſchen Hauſes, ſondern ganz andere Bewegurſachen, welche ihnen Furcht und Eiferſucht, und ein zuverläſſiger Gewinn eigener Vortheile einflößte, zur Abſicht, und es war, was ſich bei den meiſten in der Folge zeigte, nichts anders zu erwarten, als daß ſie, ſobald ſich größere Vortheile oder Ausſichten auf einer andern Seite zeigen, oder ſobald die Hilfsquellen des Ludwig, ſie zu beſchenken, erſchöpft ſeyn möchten, auf eine andere Seite ſich neigen, und andere Grundſätze aufſtellen würden. Die Erzbiſchöfe und Kurfürſten von Mainz und Trier wollten unmittelbar nach der Wahl belohnt ſeyn, wie ihnen dann K. Ludwig aus Mangel an baarem Gelde verſchiedene beträchtliche Vortheile gewähren, jenem ſogar einige Städte verpfänden mußte, und was einſt der König von Böhmen für ſeinen Beiſtand fordern, und wie koſtbar dieſer dem Ludwig zu ſtehen kommen ſollte, mußte die Zeit lehren. Zu dieſen Umſtänden kam die beſondere Gemüthsart des K. Ludwig, indem ſolche mehr für Gegenſtände des Friedens und für die Künſte, welche ſich mit der Kultur des geſellſchaftlichen Lebens beſchäftigen, als für die Auflaurungen, Verheerungen und Mordſcenen des Krieges geſtimmt war. An perſönlicher Einſicht in Kriegsſachen, ſo wie an perſönlicher Tapferkeit gab er ſeinen Gegnern nichts nach, wenn er das Schwert einmal ergriffen hatte; aber er mußte gewöhnlich ſehr beleidigt worden, und in die Enge getrieben ſeyn, bis er es that, und dann wurde er, je mehr ſich ſeine Umſtände verſchlimmerten, je gräßlicher die Widerwärtigkeiten, und je rettungsloſer die Gefahren wurden, deſto mehr in eine unerſchöpfliche Thätigkeit geiſtiger und körperlicher Kräfte verſetzt, bei welcher er immer auf einen glücklichen Einfall gerieth, der Bewegung der Dinge plötzlich eine andere Geſtalt zu geben, oder durch eine entſchloſſene Gegenwehr und ungewöhnliche Anſtrengung ſich und die Seinigen zu retten. Aber ſeine Neigung, ſich zu verſöhnen, und Mißhelligkeiten friedlich beizulegen, wobei er gewöhnlich ſeines eigenen Vortheiles vergaß, ließ ihn ſelten lange in dieſer ſeinen Feinden fürchterlichen Spannung, und er gab dieſen wohl noch manche Blöße, indem er ihnen die Nachſtellungen und Unternehmungen nicht zutraute, wozu in ſeinem Gemüth keine Neigung vorhanden war; daher hatten auch Wahrnehmungen von Undank, Entdeckungen heimlicher Verſtändniſſe mit ſeinen Feinden, oder gar entdeckte Verſuche, daß man ihn durch

Meuchelmord habe wegräumen wollen, einen höchſt empfindlichen Einfluß auf ſein redliches Herz, wie er dann bei ſolchen Ereigniſſen in ſeiner noch vorhandenen Burg zu München manchmal ganze Tage ſich eingeſchloſſen, und dem einſamen, bitterſten Schmerz ſich überlaſſen hat. Er hatte ſo verabſcheuungswürdige Leute unter ſeinen Feinden, daß er täglich genöthiget war, ehe er einige Speiſe zu ſich nahm, ein Arzneimittel wider das Gift zu ſich zu nehmen *); welch ein unſäglich trauriges Loos!

Dieſe waren nun in der Hauptſache Kaiſer Ludwigs Umſtände und Kräfte, Gefühle und Geſinnungen. Wir wollen nun ſehen, ob er auch in der Folge ſich gleich geblieben, ob er im Drange der Gefahren und Widerwärtigkeiten kluge und gerechte Maßregeln ergriffen, ob er eine gute, nachahmungswürdige Denkungsart gegen das deutſche Reich gezeigt, und überhaupt, ob und in welchem Maaß er ſich mit Verſtand und Großmuth, Einſicht und Würde betragen hat. Wir wollen zuerſt den Krieg mit dem Hauſe Oeſterreich vornehmen.

---

*) Oefele T. I. p. 599.

Dieſer Krieg, durch welchen Oeſterreich, Bayern, Franken, Schwaben, Elſaß und die Rheinländer unaufhörlich beunruhigt worden ſind, wurde ſieben ganze Jahre fortgeführt, bis etwas Entſcheidendes erzielt wurde. Ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt, daß ſich dem Ludwig gleich anfangs die beſte Gelegenheit, ſich der Perſon des Friedrich zu bemächtigen, dargeboten, daß er aber ſolche aus Herzensgüte nicht benutzt *), ſo wie er nachher öfters die vortheilhafteſten Umſtände, bej welchen er ſeinen Feinden mit beſtem Erfolg hätte beikommen können, in der gutmüthigen Abſicht, das Menſchenleben zu ſchonen, von ſich gewieſen hat. Solche Rückſichten konnten aber den Fortgang ſeiner Unternehmungen um ſo weniger befördern, als es ihm hierin die öſterreichiſchen Brüder keineswegs nachthaten, ſondern die Vortheile, denen er auswich, immer auf der Stelle nachdrücklichſt ergriffen. Als Leopold von Oeſterreich im Frühjahr 1315 mit einem Heere nach Speier rückte, in dem Vorhaben, dieſe Reichsſtadt zu belagern, zog Ludwig, um die Stadt keiner Gefahr einiger Verwüſtung auszuſetzen, von ſolcher ab, und ſchlug

---

*) Chron. de gest. princ. apud Oefele. T. II. p. 548.

ſein Lager in einiger Entfernung davon auf, welches die Folge nach ſich zog, daß ihn ſogleich ein gänzlicher Mangel an Lebensmitteln nöthigte, einen Theil ſeines Heeres zu entlaſſen, und ſich nach Bayern zu ziehen, wohin ihm auch Leopold, nachdem er die Gegend um Speier verwüſtet, nachgeſetzt, die bayeriſche Gegend am Lechſtrom ſehr hart mitgenommen, und ſich nach der Schweiz gewendet hat. Bald darauf hielt K. Ludwig zu Nürnberg ſeinen erſten Reichstag, auf welchem er am 23. März 1316 die Herzoge von Oeſterreich in die Reichsacht erklärte, und den Bund der drei eidgenoſſiſchen Waldſtädte, von welchen indeſſen Friedrichs Bruder, Leopold, den 16. Nov. bei Murgarten eine gänzliche Niederlage erlitten hatte, feierlich beſtätigte. Da während dieſer kurzen Zeit eben nichts Feindliches vorfiel, ſo vergaß er, gemäß ſeinen friedfertigen Geſinnungen, daß er mit wachſamen und zahlreichen Feinden umgeben ſey, und ließ in Bayern ſeine Truppen auseinander gehen. Er hatte ſich mit ſeinem Bruder Rudolph verſöhnt *), und da er dieſe Verſöhnung von Seite Rudolphs für eben ſo aufrichtig hielt, als ſolche

---

*) Christoph Gewold defens. Ludov. IV. etc. ratione elect. Ingolst. 1616.

es von ſeiner Seite war, glaubte er, ganz ſicher zu ſeyn. Aber plötzlich weckte ihn die Nachricht, daß Herzog Leopold mit einem ſtarken Heere durch Schwaben nach Bayern rücke. Ludwig eilte nach der Grenzſtadt Friedberg, von welcher ihn die Bürger von Augsburg in ihre Stadt führten, und ihn durch hinlängliche Truppen, welche ſie ihm auf der Stelle aufbrachten, in den Stand ſetzten, ſeinem Feinde zu begegnen; er that dieß auch mit ſeiner in ſolchen Fällen gewöhnlichen Entſchloſſenheit, und Leopold, nachdem er vorher die Stadt Landsberg abbrannte, und die nächſten bayeriſchen Dorfſchaften auf das härteſte mitnahm, zog ſich zurück, und entkam glücklich, und zwar in ſolchen Umſtänden, bei welchen er ſein ganzes Heer hätte verlieren ſollen. Er wurde nämlich, da er bei Buchloe, unweit dem Fluſſe Wertach, zwiſchen kleinen Hügeln und Bächen ſein Lager ſchlug, von Gewäſſern, welche durch heftige Regen allenthalben zuſammenſtrömten, dergeſtalt eingeſchloſſen, daß er keinen andern Entſchluß faſſen konnte, als eine beſſere Witterung und den Ablauf der Ströme abzuwarten. Man ließ ihm bayeriſcher Seits die erwünſchte Zeit, und Ludwig erfuhr die wahren Umſtände, welche man ihm ganz anders berichtet hatte, erſt nachher, da Leopold mit ſeinen Leuten bereits wieder in Sicherheit war.

Dieſe Entdeckung von Untreue war nur eine Kleinigkeit gegen andere Erfahrungen dieſer Art, bei welchen ſich zeigte, daß die Feinde, die ſich ihm bewaffnet entgegen ſtellten, bei weitem nicht die fürchterlichſten ſeyen. Schon gleich nach ſeiner Krönung zu Aachen, da er ſich über Köln den Rhein herauf in die Pfalz begab, und zu Oppenheim ſich aufhielt, ließ ſich Heinrich Truchſeß von Alzei bei ihm zur Aufwartung melden, in der Abſicht, ihn mit einem vergifteten Pfeile zu ermorden; und eben vor dem letzten Feldzuge wollte ihn der Graf von Hohenlohe, Kraft genannt, in einer geringen Hütte, in welcher er übernachten mußte, verbrennen. Da er ſich jetzt, nach dem Abzuge des Leopold noch in etwas verweilte, um an dieſem Grafen eine abſchreckende Züchtigung vorzunehmen, und deſſen feſtes Schloß Schillingsfürſt, die Stadt Herrieden, und die Burg Wahrberg eroberte, verſetzte ihm ſein Bruder Rudolph in Bayern noch weit empfindlichere Wunden. Rudolph hatte es mit ſeiner Ergebung und Ausſöhnung nichts weniger, als aufrichtig gemeint, und hatte ſich bald nach derſelben mit ſeiner Familie nach dem einige Meilen von München entfernten Schloſſe Wolfrathshauſen begeben, um dem Zwange der Verſtellung zu entgehen, und weniger bemerkt zu werden. Er konnte ſich in die Veränderung der Dinge, vermöge welcher ſein jüngerer Bruder über ihn allenthalben einen glänzenden Vorzug behaupten, und hingegen ſeine Perſon und deren Einfluß und Anſehen in dem gemeinſamen väterlichen Land geringer geachtet werden ſollte, durchaus nicht mit Gelaſſenheit finden; und da er ſich Hoffnung machte, daß es ihm leicht gelingen müßte, den Beiſtand einiger Adeligen in Bayern durch Verſprechungen zu gewinnen, und durch ihren Anhang ſeinen Bruder auf den Fall, daß ihn Leopold zurückdrängen würde, einſchließen, und ihm die Regierung von Bayern abnöthigen, oder ihn doch auf das empfindlichſte demüthigen zu können; ſo begab er ſich während der Abweſenheit K. Ludwigs, nach Vohburg an der Donau, verſammelte dahin verſchiedene bayeriſche Adelige, und hielt ſeine Geſinnungen ſo wenig zurück, daß ſich K. Ludwig bei ſeiner Ankunft in Bayern gezwungen ſah, einem Bündniß, das die Ruhe ſeiner Familie, und die Sicherheit des Landes untergrub, mit einem Male ein Ende zu machen. Er zerſtörte das Schloß Vohburg, nebſt vielen adeligen Schlöſſern, und kehrte dann ſeine Waffen nach Wolfrathshauſen, wohin Rudolph, als nach einem Orte der Sicherheit, zurückgekehrt, aber jetzt außer Land flüchtig gegangen war. Dieſes nachdrucksvolle Benehmen machte endlich den brüderlichen Uneinigkeiten ein Ende. Rudolph, der im Auslande wenig Unterſtützung gefunden, und dabei eine gänzliche Abnahme ſeiner Geſundheit, die der Gram zerſtörte, verſpürt hatte, kam im Jahre 1317 unvermuthet wieder nach Bayern, und unterzeichnete den 26. Febr. dieſes Jahres einen Vertrag, worin er verſprach, ſobald er ſich wieder erhelt haben würde, ſeinem Bruder dem König, in Perſon wider Oeſterreich zu dienen, dieſem, ſo lange der Krieg fortdauern würde, die Regierung von Bayern und Pfalz allein zu überlaſſen, und ſich indeſſen mit dem mäßigen Einkommen von fünftauſend Pfund Pfenninge zu begnügen. Dann entfernte er ſich mit zerſchlagenem Herzen, man weiß noch bis dieſen Tag nicht zuverläſſig, wohin, und fand 1319 in England, nach andern in Oeſterreich, ſein Grab.

Die öſterreichiſchen Brüder unterließen nicht, die Uneinigkeiten der bayeriſchen Brüder mit aller ihrer Thätigkeit zu benutzen, und im J. 1316 ſammelten ſie ſich vor der ſchwäbiſchen Stadt Eßlingen, welche, nebſt Heilbronn u. a. den Ludwig für den rechtmäßigen deutſchen König erkannt hatte. Ludwig eilte der Stadt zu Hülfe, und da er dem feindlichen Heere, welches ſich bei ſeiner Ankunft jenſeits des Neckars gezogen hatte, ſehr nahe ſtand, ſo veranlaßte eines Tages noch ſpät am Abend ein Zufall, vermöge welchem einige Leute beider Theile am Ufer zuſammentrafen und einander ſchimpften, ein ſehr hitziges Treffen, das, ohne etwas zu entſcheiden, vieles Blut gekoſtet hat. Was den öſterreichiſchen Prinzen hier nicht gelingen wollte, das verſuchten ſie bei andern Städten, und vorzüglich ſetzten ſie der Stadt Speier, von welcher aus der Rheinhandel nach Elſaß geſperrt lag, ſehr hart zu. Ludwig entriß zwar dieſe Stadt mehr als einmal der dringenden Gefahr; allein die mißliche Lage, in welche er verſetzt, und welche aus eigenem Zuthun zu verändern er außer Stand war, wurde darum um nichts gebeſſert; ja, je größer die Anzahl der Heere war, welche zu ſeinem Beiſtande herbeikamen, deſto mißlicher fieng es gewöhnlich in Kurzem an, um dieſen Beiſtand zu ſtehen. Die Fürſten, welche Leben= oder Soldleute abſchickten, wollten faſt immer im Voraus belohnt, die Anführer wollten bezahlt, und die Heere überhaupt wollten unterhalten ſeyn, was dem guten Ludwig unmöglich, und eben darum höchſt gefährlich war. Als er im Jahre 1320, aus der Abſicht, die im Elſaß entſtandenen feindlichen Unruhen zu unterdrücken, nach Straßburg kam, und von dieſer Stadt, welche es bis dahin mit Friedrich hielt, die Huldigung einnahm, was er ihr mit der Beſtätigung ihrer Freiheit vergalt, hatte er es nur noch der Großmuth ſeines Wirthes zu danken, daß er einem gräßlichen Anſchlag wider ſein Leben entgieng. Bald darauf wurde er genöthigt, von einem zahlreichen Heere, das ihn damals begleitete, und das ſich wegen nicht erfolgter Bezahlung bald zerſtreute, gleichſam ſelbſt voraus zu fliehen, und ſeine Sicherheit in Bayern zu ſuchen, wo ihm auch dieſe von ſeinen Gegnern, welche ſeine Umſtände gut kannten, beſtritten ward. In eben dieſem, oder (wie bei andern aufgezeichnet ſteht) bereits im J. 1319*) waren Friedrich und Leopold bis nach Mühldorf, einem in Bayern liegenden ſalzburgiſchen Städtchen vorgedrungen, und Ludwig zog ihnen unverzüglich nach. Er ſah ſich mit einem zahlreichen Heere, zu welchem auch ſein Vetter Heinrich von Niederbayern beitrug, unterſtützt, und hatte alle Urſache einen guten Ausgang zu hoffen, als er an einem Morgen, da er aus ſeinem Zelte trat, wahrnahm, daß der größte Theil der Truppen ihn verlaſſen hatte. Man hatte nämlich am Abend vorher die Nachricht, wie ein Geheimniß verbreitet, daß ſich im Lager eine große Anzahl feindlich geſinnter Leute befände, welche den Vorſatz hätten, den K. Ludwig am frühen Morgen zu ermorden. Ein wechſelweiſes Mißtrauen und ein betäubender Schrecken bemächtigte ſich ſogleich des ganzen Heeres, und der größte Theil, ſelbſt der Herzog von Niederbayern, entrann während dem Dunkel der Nacht. Ludwig, der dieſe Veränderung mit Erſtaunen betrachtete, hatte es einem beſondern Glücke zuzuſchreiben, daß dieſer Vorgang wenigſtens dem nahen Feinde, der ſich ſeiner Perſon ohne Gefahr und Mühe hätte bemächtigen können, verborgen, und daß ihm noch der traurige Troſt, durch eine augenblickliche Flucht ſich retten zu können, übrig blieb. Er zog ſich in ſeine Burg nach München zurück, und da einige Wochen hindurch unaufhörliche Nachrichten ankamen, wie die feindlichen Truppen das offene Land mißhandelten, und Dörfer und Flecken zerſtörten, überließ er ſich ganz den Empfindungen und Eingebungen des Schmerzens, welche der höchſt unglücklichen Lage, in welcher er ſich damals befand, gemäß waren. Da ihm die Bemerkung nicht entgehen konnte, daß er, ungeachtet der Verſprechungen jener Kurfürſten, welche ihn gewählt hatten, von ſeiner Königswürde nichts als fruchtloſe Mühſeligkeiten, Verheerungen ſeines väterlichen Landes, und Lebensgefahren eingeärndtet, und daß er vielleicht wenig mehr, als eine abwechſelnde Fortſetzung gleicher Drangſale zu erwarten hätte, ſo war es, ſtatt ein Zeichen eines kleinmüthigen Herzens zu ſeyn, vielmehr ein Beweis von Menſchlichkeit und Großmuth, wenn er ſich damals äußerte, was er einige Male that, „wie er es für ungleich beſſer halte, daß er eine Würde niederlege, als daß er ſeine Unterthanen zu Grunde richte.“ Er ſprach auch dieſe Geſinnung nur leiſe bei ſich ſelbſt, ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller, und betrachtete mit ſichtbarer Verlegenheit die Leute, die ihn umgaben, vertraute ſich auch jetzt hauptſächlich nur ſolchen Rathgebern an, die ſich nicht herzugedrängt hatten, ſein Vertrauen zu ſuchen, oder ihm mit einer zuvorkommenden Dienſtfertigkeit einen Rath zu ertheilen. Seine Bundesgenoſſen verſicherten ihn neuerdings ihres Beiſtandes, und er beſchloß noch einmal und vielleicht das letzte Mal zu verſuchen, was möglich ſeyn würde.

---

*) Chron. Claustr. Neoburg. ap. Pez T. I. p. 409 et Neoburg. 483. Salisburgense.

Die Sache wurde jetzt um ſo ernſthafter, als auch die öſterreichiſchen Prinzen den Entſchluß gefaßt hatten, die Macht ihrer Länder und alle Macht ihrer Anhänger zu ſammeln, um einmal eine Schlacht, die entſcheiden müßte, zu liefern. Sie rüſteten ſich ein ganzes Jahr mit aller erdenklichen Thätigkeit, und hatten ſich verabredet, daß eine Armee von Oeſterreich herauf, eine andere von Schwaben herein, zu gleicher Zeit nach Bayern anrücken, und dem Ludwig die Wahl gelaſſen werden ſollte ſich unbedingt zu ergeben, oder das Aeußerſte abzuwarten. Friedrich der Schöne brachte von ſeinen Erbländern, dann von den Völkern ſeiner Bundesgenoſſen, des Königs Karl von Ungarn, welcher allein viertauſend geübte Schützen ſtellte, des Herzogs Heinrich von Kärnthen, der Biſchöfe von Salzburg, Paſſau u. a., ein Heer von dreißigtauſend Mann zuſammen, und, nachdem ſich ſein Bruder Leopold in Schwaben, Franken und Elſaß nicht weniger gerüſtet, und mit ſeiner Macht in Bewegung geſetzt hatte, rückte er im September 1322 durch das Gebiet des Erzbiſchofes Friedrich von Salzburg, welcher eine große Anzahl der Seinigen, um ſolchen mehr Muth zu machen zu Rittern ſchlug, in Bayern ein, mit einer Zuverſicht auf ſeine Kräfte, bei welcher es ſchien, als wäre er vielmehr gekommen, ein bereits erobertes Land in Beſitz zu nehmen, als um einen Sieg, durch deſſen Ausſchlag ſein künftiges Schickſal entſchieden werden ſollte, zu erſtreiten. Seine Ausſichten, auf welche er ſeine Hoffnungen ſtützte, waren in der That nicht ganz ungegründet, und wenn ſein Bruder Leopold, deſſen Heer bereits in Bayern eingedrungen war, am Tag der Schlacht ſich geſtellt, und den K. Ludwig in die Mitte genommen hätte, ſo möchte die Sache einen ganz andern Ausgang, als welcher nun erfolgt iſt, genommen haben. Friedrich war, ohne den geringſten Widerſtand gefunden zu haben, bis Mühldorf vorgerückt. Sein ganzes Heer war voll Muth und Freudigkeit.

K. Ludwig ließ zwar alle ſeine Freunde und Bundesgenoſſen von der Gefahr, die ihm drohte, benachrichten, und ſie um ihren Beiſtand erſuchen, mußte es aber lediglich ihrer Treue und Freundſchaft anheim ſtellen, wie weit ſie ſich entſchließen würden, ihn zu unterſtützen. Er war weder mit einem ergiebigen Vorrath an Geld, noch mit hinlänglichen Lebensmitteln verſehen, und man mußte die Bewaffnung ſeiner Leute, und den Marſch, und den entſcheidenden Streit ſo eilfertig, als möglich, unternehmen. Da er aus ſeiner Hauptſtadt rückte, begleiteten ihn alle Bürger und Handwerker, welche Waffen führen konnten, und unterwegs ſtrömten die Einwohner der Landſtädte und Flecken herbei, mit der Entſchloſſenheit, für ihren Landesherrn und für den Ruhm ihrer Nation zu ſiegen, oder zu ſterben. Was die Bundesgenoſſen betrifft, ſo hat, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller bemerkt, einige ſelbſt die Furcht vor den Oeſterreichern, denen ſie, im Falle, daß Ludwig unterliegen ſollte, in die Hände fallen müßten, einige ihr eigener Edelmuth und ihre freundſchaftliche Geſinnung für den Ludwig, herbeigeführt. Unter dieſen waren die zwei Grafen Ludwig und Friedrich von Oettingen, der Burggraf von Nürnberg Friedrich, der Graf Wilhelm von Montfort, der Graf Berthold von Henneberg und andere. Auch die Erzbiſchöfe von Trier und Mainz hatten Truppen geſchickt, und Markgraf Friedrich von Baden, zwei Grafen von Hohenlohe und andere. Der Herzog von Niederbayern, Heinrich der ältere, und König Johann von Böhmen waren mit einem beträchtlichen Kriegsvolke angelangt, ſo daß Ludwig nunmehr allerdings in den Stand geſetzt war, mit der Macht des Friedrich es aufzunehmen. Da er es ſeiner perſönlichen Erhaltung und Sicherheit wegen nicht für räthlich fand, in der bevorſtehenden Schlacht ſelbſt mitzufechten, ſo übergab er die Anordnung des ganzen Heeres dem Seyfried Schweppermann, einem adeligen Nürnberger, auf deſſen Treue, Muth, Einſicht, Erfahrung und Achtung bei ſeiner Armee er ſich gänzlich verlaſſen konnte. Man erzählt von dieſem einſichtsvollen und klugen Feldherrn, daß, als Ludwig am Abende vor dem Tage der Schlacht mit ſeinen Hauptleuten ausgeritten war, die

Stellung des öſterreichiſchen Heeres zu betrachten, und die Hauptleute alles tadelten und geringſchätzten, was ſie bei den Feinden wahrnahmen, er allein geſchwiegen, die Anordnung des feindlichen Heeres mit ſichtbarem Kummer betrachtet, und den Ludwig, der ſeine Meinung zu wiſſen verlangte, verſichert habe, die Anordnungen Friedrichs wären ſo beſchaffen, daß der Sieg über ihn außerordentlich rühmlich ſeyn würde.

Man hat von dieſer berühmten Schlacht, welche den 28. September 1322 zwiſchen Ampfing und Mühldorf vorfiel, mehr als eine Nachricht von gleichzeitigen Schriftſtellern, welche in der Hauptſache alle das Nämliche aufgezeichnet haben. Der rechte Flügel der Oeſterreicher beſtand aus den ungariſchen, und den an Ungarn grenzenden Völkern, an deren Spitze eine ausgewählte zahlreiche Menge der geübteſten Pfeilſchützen geſtellt war. Den linken Flügel machten die öſterreichiſchen und ſteiermärkiſchen Truppen aus. Bei dieſen letzten, welche der Herzog Heinrich, Friedrichs Bruder, anführte, befand ſich Friedrich ſelbſt an der Spitze ſeiner Leibwache, und flößte jedem der Seinigen, der ihn ſah, durch ſein entſchloſſenes und zuverſichtliches Weſen, mit dem ſeine prächtige Rüſtung ganz übereinſtimmte, einen gleichen, unbeſiegbaren Muth ein. Er war ganz in einen vergoldeten Harniſch gekleidet, und auf ſeinem ſchimmernden Helm thronte der Reichsadler. Er hatte, wider den Rath ſeiner Feldherren, die Ankunft des Leopold durchaus nicht abwarten wollen, und glaubte, ſich ſelbſt mehr als genug und des Sieges verſichert zu ſeyn.

Die Bayern waren in zwei Haufen abgetheilt, von welchen der rechte von Konrad von Bayerbrun, der linke von dem Pfleger zu Neuſtadt, Albrecht Rindsmaul, angeführt, das Ganze aber von Seyfried Schweppermann geordnet, und in die allgemeine Ueberſicht genommen ward. K. Ludwig ſtand in der Mitte tapferer Bayern, auf deren Treue er ſich verlaſſen konnte; er war in einen blauen Rock und gemeine Rüſtung gekleidet, und hatte, da er fürchtete, daß man öſterreichiſcher Seits vor allen auf ſeine Perſon lauern würde, die Vorſicht gebraucht, einige bewährte Kriegsmänner, welche mit ſeiner Geſtalt eine Aehnlichkeit hatten, in der nämlichen Rüſtung erſcheinen zu laſſen.

Schlachten, welche, wie dieſe, mit einem gleichen Ungeſtüm, und einer gleichen Erbitterung der beiden ſtreitenden Partheien angefangen, und mit einer gleichen Geſchicklichkeit und Thätigkeit der Feldherren fortgeſetzt werden, werden allemal durch ein glückliches Ereigniß zufälliger Umſtände, welche einer der Feldherren auf der Stelle zu benutzen verſteht, oder durch einen liſtigen und meiſterhaften Einfall entſchieden. Bayeriſcher Seits wurden gleich anfangs die Böhmen, welche das Vordertreffen über ſich genommen hatten, durch die Menge der ungariſchen Schützen in Unordnung gebracht, und einige hundert gefangen, was aber auf das bayeriſche Hauptheer eben keinen Einfluß hatte. Nachdem man bereits einige Stunden gefochten hatte, ohne daß einer Parthei der geringſte entſcheidende Vortheil zugegangen wäre, ließ Seyfried Schweppermann das bayeriſche Heer allmählig eine Wendung machen, deren Vorgang von den Oeſterreichern in der Hitze der Schlacht nicht bemerkt werden, und deren Folge gleichwohl ſehr wichtig war. Das öſterreichiſche Heer wurde durch ſolche in eine Stellung verſetzt, wobei es die Sonne, den Staub und Wind ins Geſicht bekam. Unmittelbar darauf erblickte man in der Ferne einige hundert Reiter heranziehen. Sie führten das öſterreichiſche Pannier, kamen über das Flüßchen Iſen, und ſchienen Völker des Prinzen Leopold zu ſeyn. Die Oeſterreicher, welche der Ankunft derſelben mit unbeſchreiblicher Freude entgegen ſahen, erwarteten nichts anders, als daß ſie den Bayern in den Rücken fallen würden. Es waren gewählte

Völker, mit welchen ſich der Burggraf Friedrich von Nürnberg auf Befehl des Seyfried Schweppermann vor der Schlacht in den Hinterhalt gezogen, und welche er nun auf ein gegebenes Zeichen, in der Abſicht, der Sache einen Ausſchlag zu geben, herbeigeführt hatte. Das Erſcheinen und plötzliche Eindringen dieſer Reiterei verbreitete über das öſterreichiſche Heer Schrecken und Unordnung, und das Drängen und Ausreiſſen wurde allgemein. Das Hauptpanier, nebſt dem Herzog Heinrich von Oeſterreich und einigen hundert öſterreichiſchen Rittern fielen dem Sieger in die Hände, und zuletzt konnte ſich auch Friedrich, welchen der lange Kampf ganz erſchöpft hatte, eines bayeriſchen Ritters, auf deſſen Schild ein Rindsmaul zu ſehen war, nicht erwehren, und ergab ſich an den Burggrafen von Nürnberg, zu deſſen Gefolge jener Ritter gehörte. Friedrich hatte an dem Kampfe ohne Unterlaß einen perſönlichen Antheil genommen, hatte mit eigener Hand bei fünfzig Mann erſchlagen, und erſchrack heftig, als man ihm ankündigte, daß man ihn zum K. Ludwig führen ſollte, indem er nicht anders glaubte, als (nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, des K. Albert, der den K. Adolph mit eigener Hand erlegte) auch den König Ludwig erſchlagen zu haben. Dieſer empfieng den Friedrich mit aller ſeinem Stande gebührenden Achtung, nannte ihn ſeinen Vetter, und verſicherte ihn, mit der ihm ganz eigenen Güte und Treuherzigkeit, er wäre erfreut, ihn zu ſehen. Den andern Tag ließ er ihn nach Trausnitz, einem in Nordbayern (oder der nachmals ſogenannten Oberpfalz) an dem Flüßchen Pfrient gelegenen Schloſſe, abführen. Den Prinzen Heinrich übergab er der Verwahr des Königs Johann von Böhmen, und die gefangenen Adeligen dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg.

Zu dieſem Siege, der allerdings für ſo entſcheidend gehalten wurde, daß ſich unmittelbar nach demſelben die meiſten Städte und Grafen, welche dem Friedrich bis dahin anhiengen, nunmehr für den Ludwig erklärten, kamen in kurzer Zeit noch mehrere günſtige Umſtände, welche denſelben vollendeten, was für K. Ludwig um ſo erwünſchter war, als ſeine Gemüthsart zu friedfertig und verſöhnlich blieb, um alle Gelegenheiten, ſeinen Feinden Abbruch zu thun, welche auf der Stelle und mit Nachdruck hätten benützt werden ſollen, wirklich zu benützen. Seine Bemühungen nach der Schlacht bei Mühldorf erſtreckten ſich faſt allein auf die Sorgfalt, wie er diejenigen, welche ihm ſolche gewinnen halfen, ehren und belohnen möchte, und er benutzte hierin mit einer feinen und zärtlichen Aufmerkſamkeit auch die unerheblichſten Umſtände, um dem Mann, den er ſchätzte, Beweiſe von Achtung zu geben, welche demſelben durch die Art, mit der ſie ihm gegeben wurden, theuer und unvergeßlich geworden ſind. Als er am Abend nach der Schlacht mit ſeinen Feldherren die Abendmahlzeit einnahm, bei welcher ſich ein Mangel an Eiern äußerte, ſo daß jeder Anweſende nur Ein Ei erhielt, legte er ſeinem oberſten Feldherrn zwei vor, mit den Worten: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." Seinem erhabenen Gefangenen, dem Herzog Friedrich, begegnete er nicht weniger mit einer Großmuth, welche ſelbſt von ſeinen erbitterſten Feinden bewundert, und ſelbſt von Friedrich mit einem gleichen Beiſpiel altdeutſcher Redlichkeit erwiedert worden iſt. Als Herzog Leopold, nachdem er die unbedingte Befreiung ſeines Bruders zu erhalten einige Male vergeblich verſucht hatte, die Feindſeligkeiten erneuerte, ließ Ludwig im März 1324 durch den Grafen Berchthold von Henneberg, und den öſterreichiſchen Marſchall Dietrich Pillichſtorfer zu Trausnitz einen Vergleich entwerfen, vermöge welchem Friedrich ohne Löſegeld auf freien Fuß geſtellt werden, aber auf die Reichskrone Verzicht thun, den Ludwig als Kaiſer erkennen, ihm die Reichskleinodien, welche deſſen Bruder Leopold in Verwahrung hatte, ausliefern, die ihm ergebenen Reichsſtände und Städte einpflichten laſſen, und ſeinem kaiſerlichen Sohne, Herzog Stephan, die öſterreichiſche Prinzeſſinn Eliſabeth zur Gemahlinn geben ſollte *). Leopold ließ ſich zwar nach einiger Schwierigkeit, die er zur Unzeit einſtreute, bewegen, die Reichskleinodien, welche nach München überbracht, und dem bürgerlichen Magiſtrat daſelbſt in Verwahrung gegeben wurden, auszuliefern, weigerte ſich aber ein für allemal, die ihm ergebenen Reichsſtände mit ihrer Verpflichtung an den Ludwig anzuweiſen, und ſetzte den Krieg in Schwaben mit einer Heftigkeit fort, welche den Ludwig wider ſeine Neigung zur Gegenwehr nöthigte. Er mußte noch im Jahre 1324 ſeine Bundesgenoſſen auffordern, ihm das befeſtigte Städtchen Burgau, deren Beſatzung ſowohl die bayeriſchen Grenzen, als die ihm in Schwaben getreuen Unterthanen äußerſt beſchwerte, belagern zu helfen, und hätte ſeine Abſicht unfehlbar ohne große Anſtrengung erreicht, wenn er ſich der Strenge eines Feldherrn, der, um zu erobern, weder das Leben noch die Güter ſeiner Gegner ſchont, hätte bedienen wollen; aber er konnte ſich durch ſeine (da-

---

*) Ludwig Rel. MS. T. I. p. 52. 311.

mals unſtreitig ganz zur Unzeit gemachten) Bedenklichkeiten, nicht entſchließen, den Seinigen die Bitte, daß er ihnen einen Sturm erlauben möchte, zu gewähren *), und wäre darüber bald in die Hände des Herzogs Leopold gefallen, welcher, wie er durch ſeine Kundſchafter die Nachricht erhielt, daß Ludwig von dem größten Theile ſeiner Bundesgenoſſen, welche es verdroß, länger müßig vor Burgau zu liegen, verlaſſen worden ſey, unverzüglich herbeigeeilt war, ſich der Perſon ſeines Gegners zu bemächtigen. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg, welcher die Abſichten Leopolds in deſſen Lager erfahren hatte, rettete ihn noch, und machte es ihm möglich, ſich in höchſter Eile erſt nach Lauingen zu flüchten, und dann in Bayern durch ernſtere Maßregeln ſeine Umſtände zu verbeſſern. Wiewohl er nun, wie nachher geſagt werden ſoll, von ſeiner Gegenparthei niemals mehr als damals gekränkt, und zur thätigſten Gegenwehr aufgefordert wurde; ſo war er gleichwohl ſo wenig für die Fortſetzung des Krieges geneigt, daß er vielmehr einen ganz unerwarteten Entſchluß voll Großmuth faßte, in der zuverſichtlichſten Hoffnung, daß es ihm gelingen müßte, alle Feind-

---

*) Volcmar apud Oefele T. II. p. 551.

ſeligkeiten mit einem Male, und für immer beizulegen. Er reiſte perſönlich nach Trausnitz, und ſetzte den Herzog Friedrich, welcher ſich bei ſeinem Eintritte vor Schrecken und Beſtürzung nicht faſſen konnte, durch ſeine Anrede und freundſchaftliche Begegnung in Erſtaunen, indem er ihm nicht nur ohne alle Bedingniß einiges Löſegeldes die Freiheit antrug, ſondern ihm zugleich den Vorſchlag that, aus Liebe zum Frieden, und damit die ſchuldloſen Länder und Menſchen mit ferneren Verheerungen und Blutvergieſſungen verſchont bleiben ſollten, die Reichswürde mit ihm dergeſtalt zu theilen, daß ſie beide dem deutſchen Reiche mit gleicher Würde, Macht und Anſehen gemeinſchaftlich vorſtehen, und ſogar diejenigen, welche ſich wider dieſes Einverſtändniß ſetzen ſollten, mit Gewalt zwingen ſollten, ſolches anzuerkennen. Er führte hierauf den innigſt gerührten Friedrich mit ſich nach München, wo beide Herren den 5ten Sept. 1325 über ihre zu Trausnitz getroffene Verabredung eine ordentliche Urkunde ausgefertigt *), und ſolche mit beiderſeitigen Zeugen bewähret, ſich aber (nach dem Zeugniſſe des Villanus **) dahin verſtanden haben, daß dem Ludwig die Reichsregierung in Deutſchland, dem Friedrich in Italien überlaſſen werden ſollte, welche letztere Entſchlieſſung (der eine andere, vermöge welcher dem Ludwig in Italien, dem Friedrich aber in Deutſchland die Herrſchaft zugemeint war, vorgegangen ſeyn ſoll) Ludwig unterm 8. Jenner 1326 den zu Ulm anweſenden Ständen öffentlich kund machte *). Allein die Reichsſtände genehmigten weder das eine, noch das andere, ſo daß kein bewährtes Denkmal von einer wirklich gemeinſchaftlich geführten Regierung vorhanden **), auch noch erſt jüngſt eine Urkunde, worin ſich Friedrich bloß einen Herzog in Oeſterreich und in Steier nennet, erſchienen iſt ***).

---

*) Neue hiſt. Abh. der kurbayeriſchen Akad. B. 1. S. [illegible]

**) Chron. l. IX. c. 311. bei Muratori script. ital. T. XIII. p. 852.

Dieſe Urkunde enthält ein unvergleichliches Denkmal altdeutſcher Redlichkeit. Herzog Leopold ſetzte, ungeachtet Friedrich in Freiheit war, den Krieg mit äußerſter Anſtrengung fort, und da er zu gleicher Zeit vom päbſtlichen Stuhle durch eine außerordentliche Begünſtigung (wie gleich geſagt werden ſoll) unterſtüzt ward; ſo war es nicht unwahrſcheinlich, daß er nicht nur die dem Ludwig getreuen Stände in Schwaben, Franken und am Rhein neuerdings überfallen, ſondern wohl gar wieder in Bayern einzudringen verſuchen würde. K. Ludwig war eben damals durch neue Vorfälle genöthigt, ſich perſönlich nach der Mark Brandenburg zu begeben, und wichtige Unruhen, die das Glück ſeines erſtgebornen Sohnes betrafen, in ihrem Entſtehen zu unterdrücken. In dieſer grauſamen Verlegenheit erſuchte er den Friedrich, während der Zeit ſeiner Abweſenheit, ſeine Gemahlinn und Kinder, und das Land überhaupt wider Jedermann, der indeſſen mit feindlichen Abſichten ſich nähern möchte, in Schutz zu nehmen, und Friedrich verſprach und bekannte in ſeiner eben erwähnten, zu München ausgeſtellten Urkunde: „daß er ſich unterwunden habe, ſeines lieben Herrn Kunig Ludwig von Rom Würtinn Frau Margareth, der Kuniginn, und des Kunigs Ludwig Chinder, und ires Landes zu Bayern, und aller irer andrer Lande, Leute und Güter, zu pflegen in ſeines vorgenannten Herrn des Kuniges Namen.“ Da er ſich auf eine kurze Zeit zu den Seinigen, die ihn ſehnlichſt erwarteten, nach Wien begeben hatte, hätte er ſich, wenn er weniger edelmüthig geweſen wäre, als er war, leicht irgend eines künſtlichen Vorwandes bedienen können, die Zurückkunft nach München von ſich abzulehnen; allein er kam zurück, und übernahm den verſprochenen Schutz mit einer vertraulichen Großmuth, und Ludwig vertraute ſie ihm mit einer herzlichen Zuverſicht, über deren Erſcheinung der damalige Pabſt Johann XXII. ein großes Erſtaunen geäußert, und deren die Nachwelt ſich noch ſtets mit Bewunderung und Ehrfurcht erinnert hat. Was indeſſen Ludwig dabei hoffte, daß Leopold aus Achtung gegen ſeinen Bruder nichts Feindliches gegen Bayern unternehmen würde [*]), das möchte vielleicht nicht ganz eingetroffen, und wohl ſelbſt zwiſchen den öſterreichiſchen Brüdern ein Streit der ſeltenſten Art entſtanden ſeyn. Leopold rüſtete ſich nämlich außerordentlich, und war eben bereit, die ihm von Pabſt Johann XXII. bewilligte Unterſtützung an Geld zu erheben, als er in der Blüthe ſeines jugendlichen Alters, den letzten Februar 1326, zu Straßburg ſtarb. Auch Friedrich überlebte den für ihn widrigen Ausgang der Sachen nicht lange. Schon die Einſamkeit zu Trausnitz hatte ſeine Geſundheit untergraben; er hatte ſich daſelbſt (ſo wie ſeine Gemahlinn

---

*) Eben genannte akad. Abh. S. 317.

**) Ebd. 318. ꝛc.

***) Weſtenrieders Beiträge zur vaterländiſchen Hiſtorie ꝛc. B. V. S. 240.

---

[*]) Chron. Claust. Neob.

Eliſabeth, Tochter des Königs von Arragonien, welche unaufhörliche Wallfahrten, um die Befreiung ihres Gemahls vom Himmel zu erflehen, angeſtellt, und ſich halb blind geweint hat) ganz der nagendſten Schwermuth preisgegeben, und war zu den Seinigen mit verwachſenem Bart und Haaren ganz entſtellt, und vom Gram verzehrt, zurückgekommen, wovon er ſich nicht mehr erholt, ſondern zu Anfang des Jahres 1330 auf ſeinem Schloſſe Gutenſtein in Unteröſtereich ſein Leben geendet, und im Kartheuſerkloſter Mauerbach ſeine Ruheſtätte genommen hat*).

Als dieſer Todesfall im gedachten Jahre ſich ereignete, befand ſich K. Ludwig bereits wieder in ganz neue und ungleich verwickeltere Umſtände, die den Beſtand ſeiner Erwählung beunruhigten, verſetzt. Es iſt im Leben des Kaiſers Heinrich von Luxemburg geſagt worden, daß K. Philipp, genannt der Schöne, von Frankreich, nach dem im Jahre 1304 erfolgten Hintritte Pabſt Benedikts XI. es dahin gebracht habe, daß der neuerwählte Pabſt Clemens V. ſeinen Sitz nach Avignon in Frankreich verlegte. Es war dieß nicht ein bloß perſönlicher Einfall dieſes Königs, ſondern es war ein feſtgeſetztes Syſtem des franzöſiſchen Hofes, vermöge welchem derſelbe ſich vorgenommen hatte, alle Mittel zu erfinden und zu ergreifen, um ſich der deutſchen Krone, und vermöge dieſer der Herrſchaft über Deutſchland bemächtigen zu können, was dann den Weg zu einer Univerſalmonarchie gebahnt haben würde. Die Anweſenheit des päbſtlichen Hofes in Frankreich ſchien auch das zuverläſſigſte Mittel, durch welches ein ſolcher Plan erreicht werden konnte, zu ſeyn, und der franzöſiſche Hof hatte nur noch dafür zu ſorgen, daß das Kardinalskollegium wenigſtens größtentheils mit Franzoſen beſetzt werden möchte. Als der eben erwähnte Pabſt Clemens V. im Jahre 1314 den 23. April mit Tod abgieng, war dieſe letztere Abſicht vollkommen erreicht, und derſelben zu Folge wurde den 7. Auguſt 1316 der Kardinalbiſchof von Porto, der zu Cahors in Frankreich geboren, und dem franzöſiſchen Hofe äußerſt ergeben war, unter dem Namen Johann XXII. zum Pabſte gewählt. Die Folgen, welche ſich aus dieſen Umſtänden und Abſichten des franzöſiſchen Hofes ergaben, floßen nunmehr aus der Anlage der Sachen ganz natürlich, und waren leicht vorauszuſehen. Wenn nämlich der päbſtliche Hof über die deutſche Königswürde eine entſcheidende

---

*) Chron. Claustr. Neob. apud Pez. script. Rer. Aust. T. I. p. 487.

Herrſchaft behalten, und vermöge dieſer dem päbſtlichen Hofe nützlich werden ſollte, ſo mußten jene Grundſätze, welche die Päbſte, vorzüglich ſeit Gregor VII. aufgeſtellt und erweitert, und vermöge welchen ſie eine vollkommene richterliche Einſicht über die Würdigkeit eines deutſchen Königs, und über deſſen Beſtätigung an ſich gebracht, und das Recht, während dem erledigten deutſchen Throne Statthalter in Italien zu ſetzen, behauptet hatten, in ihrer ganzen Vollgültigkeit anerkannt, und aus eben denſelben ſtaatsklugen Rückſichten unterſtützt werden, aus welchen der Kirchenbann Pabſt Gregor VII. wider K. Heinrich IV. von den Sachſen und Bayern und andern deutſchen Fürſten anerkannt und vollzogen worden iſt. Pabſt Clemens V. erklärte auch ſogleich, daß jener Eid, welchen K. Heinrich VII. von Luxemburg vor ſeiner Krönung in Rom abgelegt, und in welchem er verſprochen hatte: „ein Beſchützer, Sachwalter und Vertheidiger des Pabſtes und der römiſchen Kirche in allen ihren Nöthen und Angelegenheiten ſeyn zu wollen,“ ein Eid der Treue geweſen, und für einen ſolchen zu halten ſey*), und Pabſt Johann XXII. behauptete nach ſeiner Thronbeſteigung nicht nur: „daß es ihm Recht ausgemacht, und von Alters her unverbrüchlich gehalten worden ſey, daß, da in Italien bei erledigtem Reichsthrone zu keinem weltlichen Richter jemand ſich wenden könne, dem Pabſt, als welchem in der Perſon des hl. Petri Gott ſelbſt die Rechte des zeitlichen ſowohl, als geiſtlichen Reiches anvertraut habe, die höchſte Gewalt, Regierung und Anordnung heimgefallen ſey *).“ Er ſtellte einige Zeit nachher auch jene allgemeinen Grundſätze, deren ſich bereits einige ſeiner Vorfahrer bedient hatten, auf: „daß das römiſche Kaiſerthum von den Griechen zu den Deutſchen hinübergegangen, daß es Karl dem Großen zum treuen Schutze und Schirm übergeben worden, und daß dieſe höchſte Würde für ein Lehen des Pabſtes zu halten ſey. — Daß, wenn die deutſchen Fürſten einen König gewählt hätten, dieß erſt dann ſeinen Beſtand erhalte, wenn der römiſche Pabſt, als der Vater und Fürſt der geſammten chriſtlichen Welt, es genehmiget hätte; — daß kein Fürſt, welcher auf einer Reichsverſammlung durch die fürſtlichen Wahl-

---

*) Olenſchlager Geſchichte des XIV. Jahrh. Urkunden S. 53.

---

*) Olenſchlager Geſchichte des XIV. Jahrh. Urkunden N. XXXIV.

ſtimmen gewählt worden wäre, die Reichsverwaltung eher anzutreten, oder auch nur den Königstitel zu führen befugt ſey, ehe ihn der erſte Prieſter, der Geſandte Gottes, dafür erkannt und genehmiget hätte" u. ſ. w. *).

---

*) Apud Herwarth p. 195. it. Aventin. l. 7. c. 16. *)

*) Man hat ſich in neueſter Zeit gar viele Mühe gegeben, mit allem möglichen Scharfſinn und mit vielem gelehrten Aufwande, alle Mißgriffe und Auswüchſe der Hierarchie, und beſonders dieſe Eingriffe in die weltliche Regierungsgewalt nicht nur zu entſchuldigen, ſondern zu rechtfertigen, oder gar zu idealiſiren. Die Geſchichte kennt aber nur Thatſachen, und ihre Deutung, Kombinirung, Verſchönerung ꝛc. gründet ſich auf die individuelle Anſicht der Hiſtorikers. Je mehr aber der Hiſtoriker von ſeinen eigenen Anſichten in die Geſchichte hineinträgt, deſto mehr trübt er die Quellen der Geſchichte, oder vergißt und verliert ſie ganz, und dichtet ſich am Ende eine eigene Geſchichte, wie ſich in neueſter Zeit Beiſpiele genug geben ließen, eine Geſchichte, in welcher manche Thatſache kaum mehr zu erkennen iſt. Das geſchieht von Geſchichtſchreibern jeder Parthei und Farbe, ſobald ſie den reinen hiſtoriſchen Weg verlaſſen. Allen Eingriffen der Hierarchie in das weltliche Gebiet bricht das einfache Wort der Schrift: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt... Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt ... Die Könige der Völker herrſchen über ſie; und die, welche Gewalt über ſie ausüben, laſſen ſich

Eine andere jener Folgen, welche aus dem Syſtem des franzöſiſchen Hofes ſich ergaben, war, daß nunmehr jeder deutſche Fürſt, welcher ſeines Vortheils wegen mit dem Kaiſer zerfallen möchte, an den König von Frankreich ſich wenden, bei ihm eines Rathes und einer nachdrücklichen Unterſtützung ſich erholen, und ſeine Vermittlung ſuchen würde. Der Einfluß, welchen der franzöſiſche Hof bereits durch

---

gnädige Herren nennen; aber ſo ſoll es unter euch nicht ſeyn.“ Luk. 22, 26. den Stab. Alle Idealiſirungen der Hiſtoriker und alle Sammlungen kanoniſcher Satzungen, ächter und unächter, vermögen nichts gegen dieſes einfache Wort der Schrift, gegen dieſe haarſcharfe Trennung irdiſcher und geiſtlicher Gewalt. Aber eben ſo iſt damit auch jeder Uebergriff der weltlichen Macht in das geiſtliche Gebiet zurück gewieſen; — und Päbſte und Kaiſer des Mittelalters behaupten ihren Ruhm nur ſo weit, als ſie in den Schranken ihres Gebietes blieben, und nicht weiter. — Jenes ſo oft gebrauchte Argument: Die Vorſehung hat durch die Uebergriffe der Hierarchie die Barbarei der Fürſten und Völker gezähmt und gemildert, ſagt gar nichts, als: Ein Uebel hat das andere gehindert . . . Welcher menſchliche Verſtand kann aber mit Grund berechnen, was ohne dieſe oder jene Ereigniſſe geſchehen wäre? Wir Deutſche können nur ſagen, daß Roms Eingriffe unter Ludwig dem Bayer Deutſchland nur traurige Früchte gebracht haben.

Anm. d. Herausgeber.

die Kaiſerwahlen in die Angelegenheiten Deutſchlands erhielt, wurde dadurch verſtärkt, und wurde von dieſer Zeit auch, nachdem die Umſtände ſich lange geändert hatten, bei jeder Gelegenheit geſucht und erneuert, bis es demſelben endlich gelungen hat, bei dem wichtigſten und allgemeinſten, dem weſtphäliſchen Friedensſchluſſe, das Schutzrecht (Garantie) zu erlangen; ein Mittel, mit welchem (wie die Geſchichte und Erfahrung beweiſet) große Höfe noch überall den Anfang gemacht haben, ſich in die Regierung und Verfaſſung benachbarter Länder, auf welche ſie ſich geheime Abſichten feſtſetzten, zu miſchen, und über ſolche ſich (ohne daß man es im Lande, dem es widerfährt, allemal wahrnimmt) eine Art von Herrſchaft und richterlichem Anſehen geſetzmäßig zuzubereiten. Wir wollen nun ſehen, was aus dieſen Umſtänden, mit welchen in der Hauptſache jeder andere Kaiſer zu kämpfen gehabt haben würde, für den K. Ludwig ſich ergeben, und wie dieſer Kaiſer ſich bei derſelben benommen hat.

So lange K. Ludwig mit Herzog Friedrich von Oeſterreich im Streite lag, ſchien Pabſt Johann XXII. ſich um die Angelegenheiten Deutſchlands wenig zu bekümmern. Den Kurfürſten, welche den K. Ludwig gewählt, und ihre Wahl ihm (als damals künftigen Pabſt *) eröffnet, und um die Krönung gebeten hatten, gab er keine Antwort, und er begnügte ſich indeſſen überhaupt mit einer allgemeinen Erklärung, welche er, in Rückſicht auf die Reichsregierung in Italien, im Jahre 1316, abgegeben, und berief ſich auf die bereits feſtgeſetzten Grundſätze, vermöge welchen er auch in Deutſchland einige, wiewohl eben nicht beträchtliche, Verſuche von zuſtändiger Gerichtsbarkeit gemacht hatte. Aber deſto inſtändiger war ſein Augenmerk auf Italien gerichtet, und hier hatte es das Anſehen, als wären ſeine Bemühungen nicht auf ein bloßes Recht von Statthalterſchaft, ſondern auf die Erzielung eines Einfluſſes, welcher den Weg zu einer beſtändigen Herrſchaft bahnen könnte, gerichtet. Italien war nach dem Hintritte Kaiſer Heinrichs VII. in ſeinen vormaligen Zuſtand von Unordnung, und gänzlicher Auflöſung alles bürgerlichen Zuſammenhanges verfallen. Ein großer Theil der Städte, als Florenz, Piſa u. a. erklärten ſich für unabhängig, und ſchloßen ſich meiſtens an den König Robert von Neapel an; in andern Städten ſuchten ſich abe-

---

*) Lünigs Reichsarchiv in part. spec. contin. 2. p. 174.

lige Geſchlechter, unter dem Vorwande, daß ſie indeſſen, bis ein deutſcher König ſich der Regierung unterziehen würde, die Verwaltung beſorgen wollten, der Herrſchaft über dieſelben zu bemächtigen, welches zu Lucca dem Caſtruccio, zu Verona dem Canis Scaliger, zu Mantua dem Paſſerinus, und vorzüglich dem Mathäo Viſconti in Mailand glückte, welcher auch noch mehrere Städte, als Pavia, Placenz, Novara, Aleſſandria, Bergamo, Tortona u. a. (aus welchen ſich nachher das Herzogthum Mailand bildete) an ſich zu ziehen wußte. Dieſer Mathäus Viſconti ſchien vor allen denjenigen, die ſich in Italien ein Anſehen gaben, dazu gemacht, die Grundſätze und Abſichten des römiſchen Hofes vereiteln zu können, und daher ſuchte auch Pabſt Johann XXII. ſich ſeiner Unternehmungen vor allem zu entledigen; er ermahnte ihn erſt nachdrücklichſt, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, belegte ihn und deſſen Söhne, nachdem Vorſtellungen und Drohungen keine Wirkung thaten, als einen Ketzer mit dem Kirchenbanne; und als auch dieſes Mittel, ſtatt den Matthäo zu entwaffnen, ihm vielmehr ein Antrieb war, die Waffen deſto hartnäckiger zu ergreifen, und den Beſitz ſeiner Herrſchaft, von welcher er indeſſen noch immer vorgab, daß er ſie bloß im Namen des deutſchen Königs verwalte, deſto ſtandhafter zu behaupten; ſo ermunterte er den Herzog Friedrich den Schönen von Oeſterreich, zu einem Feldzuge nach Mailand, und dieſer, dem Pabſt Johann XXII. verſprach, daß er ihn als römiſchen König beſtätigen, und ſeinen Bruder, den Herzog Albert, zum Erzbisthume Mainz befördern wollte, ließ ſich wirklich bewegen, ſeinen Bruder Herzog Heinrich mit zweitauſend Mann nach Mailand zu ſenden. Allein es koſtete dem Mathäo Viſconti wenig Mühe, dieſem Prinzen begreiflich zu machen, daß, ihn unterdrücken, eben ſo viel wäre, als Italien dem deutſchen Reiche entreiſſen, und ſolches dem römiſchen Hofe, welcher den König von Neapel zum Beherrſcher oder Statthalter von Italien aufzuſtellen beſchloſſen hätte, einzuhändigen. Heinrich entfernte ſich, und Mathäo Viſconti erhielt ſich bei ſeiner Obergewalt. Als aber dieſer Mathäo bald darauf mit Tod abgieng, ließ Pabſt Johann XXII., deſſen Sohn Galeacio Viſconti durch päbſtliche Truppen, welche der Legat Bertrand von Rojet anführte, ordentlich belagern, und die Stadt Mailand auffordern. So ſtanden die Sachen, als es dem K. Ludwig glückte, die entſcheidende Schlacht bei Mühldorf zu gewinnen und ſeines Gegners ſich zu bemächtigen.

Die ſpätern Schriftſteller bemerken einhellig, daß K. Ludwig ſich alle jene Verdrießlichkeiten, welche er von dem päbſtlichen Hofe zu erfahren, und mit denen er die ganze Zeit ſeiner Regierung zu kämpfen hatte, erſparen, daß er die deutſche Krone vielleicht auf viele Jahrhunderte ſeinem Hauſe hinterlaſſen, und dieſes auf den größten Gipfel von Macht und Herrlichkeit hätte erheben können, wenn er ſich entſchloſſen hätte, das kluge Beiſpiel des K. Rudolph von Habsburg, der ſich wohl ſorgfältig gehütet hatte, Italien zu betreten, nachzuahmen, oder wenigſtens die Unglücksfälle ſeiner Vorfahren, welche ſich dieſe durch ihre italieniſchen Züge zugezogen haben, in Betrachtung zu ziehen; allein die folgenden Umſtände ſcheinen die Sache in einem ganz andern Lichte, als in welchem man ſie gewöhnlich betrachten mag, darzuſtellen.

K. Ludwig wurde hauptſächlich durch die Verwendung des K. Johann von Böhmen, welcher die deutſche Krone keinem öſterreichiſchen Prinzen gönnte, gewählt, und Johann hatte bei ſeiner Betriebſamkeit für den K. Ludwig nichts weniger, als die Verherrlichung des bayeriſch-pfälziſchen Hauſes, ſondern lediglich ſeine eigenen Vortheile zur Abſicht, wie ſchon oben bemerkt worden iſt. Johann hatte von K. Ludwig nach der Schlacht bei Mühldorf den öſterreichiſchen Prinzen Heinrich in ſeine Verwahrung bekommen, und da er glaubte, daß er auf der Seite des K. Ludwig nicht alles zu erwarten hätte, was er verlangte, ganz neue Maßregeln ergriffen. Er begab ſich zum König Karl von Frankreich, mit welchem ſeine Schweſter Maria vermählt war, und errichtete mit ihm ein freundſchaftliches Bündniß, deſſen Innigkeit man daraus abnehmen kann, daß er ſogar ſeinen achtjährigen Sohn Wenzel, dem König von Frankreich zu gefallen, ſeinen Namen verändern, ihn Karl nennen, und ihn ſogar am Hofe des Königs von Frankreich erziehen ließ. Nach dem Rathe und Plane des Königs von Frankreich ließ er, ohne Vorwiſſen des K. Ludwig, den öſterreichiſchen Prinzen gegen ſehr vortheilhafte Bedingniſſe los *), und vereinigte ſich mit den Geſinnungen, welche der öſterreichiſche Prinz Leopold, während der Gefangenſchaft ſeines Bruders, Friedrichs des Schönen, gefaßt hatte. Dieſe Geſinnungen beſtanden in nichts Geringerm, als daß, nach dem Antrage Pabſt Johanns XXII. der König Karl von Frankreich deutſcher Kaiſer werden ſollte. In dieſer Abſicht, dieſen ungeheuern Plan, vermöge welchem Deutſchland

---

*) Anonym. leob. p. 921.

nicht viel mehr, als eine franzöſiſche Provinz geblieben, und die ganze deutſche Verfaſſung geändert worden wäre, durchzuſetzen, begab er ſich zum K. Karl nach Bar an der Aube *), einem Städtchen in Burgund, und verabredete ſich über den Plan der Ausführung. K. Karl von Frankreich hätte mit einer Armee nach Deutſchland und Bayern rücken ſollen, um den Friedrich mit Gewalt zu befreien; dieſer hätte zu Gunſten des Königs von Frankreich auf die deutſche Krone entſagen, und ihm, dem Leopold, hätte zur Belohnung ſeiner Verwendungen die Statthalterſchaft in Deutſchland zu Theil werden ſollen. Als die deutſchen Fürſten, welche Leopold eingeladen hatte, bei ſeiner Unterredung mit dem Könige von Frankreich ſich einzufinden, noch ein Bedenken trugen, in eine ſolche Unterredung ſich einzulaſſen, und nicht erſchienen, veranſtalteten bald darauf die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln zu Renſe eine gemeinſame Berathſchlagung, bei welcher ſich päbſtliche und franzöſiſche Geſandte eingefunden, und ihre Abſichten auf das thätigſte betrieben, auch auf die anweſenden deutſchen Fürſten ſolche Eindrücke gemacht haben, daß alle Geſchichtſchrei-

---

*) Ebend.

der bemerken, wie es meiſtens, nur noch der hinreiſſenden und überzeugenden Beredſamkeit des Commenthurs des deutſchen Ordens zu Koblenz, Grafen Berthold von Bucheck (Bruders des damaligen Kurfürſten von Mainz, Mathias von Bucheck) zuzuſchreiben geweſen *), daß die deutſche Krone damals noch bei Deutſchland geblieben iſt. Schon die Möglichkeit, Deutſchen jemals eine ſo ganz undeutſche, und noch mehr eine ganz und gar alle menſchliche Klugheit beleidigende Stimmung geben zu können, war eine außerordentliche, unerhörte Erſcheinung, und ſetzte den K. Ludwig um ſo mehr in die härteſte Nothwendigkeit, alles, was zu ſeiner Rettung und zur Rettung von Deutſchland dienen könnte, zu unternehmen, als vorauszuſehen war, daß vom damaligen Pabſt Johann XXII. eben dieſelbe Zumuthung an die deutſchen Fürſten öfters veranlaßt, und in Kurzem eine ähnliche Berathſchlagung, bei welcher vielleicht kein Berthold von Bucheck ſich einfinden möchte, auf die Bahn gebracht werden würde. Pabſt Johann XXII. war nicht nur von den Grundſätzen, welche einige Päbſte in Hinſicht auf ihr Anſehen über die Kaiſerkrone aufgeſtellt hatten, beſeelet, ſon-

---

*) Albert argent. p. 123.

dern wider den K. Ludwig mit einer perſönlichen Abneigung eingenommen, von welcher er ſich zu übertriebenen Aeußerungen und Unternehmungen hinreiſſen ließ, und, um nur den K. Ludwig zu ſtürzen, die augenſcheinliche Gefahr nicht ſah, oder hintanſetzte, in welche er ſich und ſeine Nachfolger unvermeidlich dadurch ſtürzen mußte, daß er nicht nur ſeine Einwilligung, ſondern daß er ſich die äußerſte Mühe gab, dem Könige von Frankreich zur Krone von Deutſchland zu verhelfen. Sein Verfahren wider K. Ludwig war voll unbeſcheidenen Eifers, und trug überhaupt das Gepräge eines ſo ganz unverſöhnlichen, unzeitigen Ungeſtüms, daß ſelbſt ſein Nachfolger, der ſanfte Benedikt XII. nicht umhin konnte, ſolches zu mißbilligen. „Wir vielmehr, — antwortete dieſer Pabſt den Franzoſen, welche bei ihm den K. Ludwig verhaßt zu machen ſuchten, — haben wider ihn gehandelt; er hätte ſich mit dem Stab in der Hand vor die Füſſe meines Vorfahrers hingeworfen, wenn es dieſer gewollt hätte: aber dieſer wollte ihn nicht ſich verſöhnen laſſen, und ſo hat er herausgefordert gethan, was er gethan hat *).

---

* Albert. Argent p. 126.

Dieſe berühmten Händel nahmen erſt nach dem Siege, welchen K. Ludwig bei Mühldorf erhalten hatte, ihren Anfang. Galeacio Viſconti bat den Ludwig wider die Truppen, welche, wie eben vorkam, unter der Anführung eines päbſtlichen Legaten, der Stadt Mailand hart zuſetzten, um Beiſtand, und dieſer, der im Falle, daß Italien für ihn verloren, und der päbſtlichen Parthei alles nach Wunſch gieng, ſich ſelbſt für verloren, und der ſchon überhaupt unabbringlich feſt auf die Gerechtſame von Deutſchland hielt, ſchickte die Grafen von Neyfen, Trinhendingen und Graysbach mit achthundert Reitern, aber auch zugleich mit dem ausdrücklichen Befehle ab, dem päbſtlichen Legaten über das Mißverſtändniß, vermöge welchem ihm der Pabſt die Belagerung von Mailand aufgetragen hatte, gütliche Vorſtellungen zu thun, und die Sache gütlich beizulegen. Als dieſer mit Trotz und Verachtung antwortete, griffen die deutſchen Reiter die päbſtliche Mannſchaft an, die ſogleich für gut befand, ſich durch die Flucht zu retten. Die Folge davon war, daß Pabſt Johann den 8. Oct. 1323 an die Kirchenthüren zu Avignon einen ſogenannten Proceß anheften ließ (worin dem K. Ludwig als ein großes Verbrechen angerechnet wurde, daß er ſeit ſeiner Erwählung, ohne eine Erlaubniß des

Pabſtes erhalten zu haben, den Titel eines Königs geführt, Reichshandlungen vorgenommen, Reichslehen vergeben, und wohl noch gar die Feinde der Kirche, nämlich den Galeacio Viſconti unterſtützt habe) und daß ihm der Befehl zugieng, ſich innerhalb drei Monaten aller Reichsverwaltung zu enthalten, das Geſchehene, ſo viel möglich, zurückzurufen, und ſich nicht eher wieder als König zu zeigen, bis ſeine Perſon beſtätiget worden ſeyn würde. Wenn die Grundſätze, auf welche ſich der Inhalt dieſes päbſtlichen Proceſſes geſtützt, und welche ſelbſt mancher der vorhergehenden Kaiſer befördern geholfen hatte, eben nichts Unerhörtes enthielten, ſo war doch die Art, mit der jener Prozeß erſchien, ungewöhnlich und neu; er wurde nämlich dem K. Ludwig nicht zugeſchickt, ſondern bloß an die Kirchenthüren zu Avignon angeheftet, und es blieb ihm nichts übrig, als der gemeine Ruf, um ſolchen zu erfahren. K. Ludwig hatte Mühe, dieſem Rufe einigen Glauben beizumeſſen, hielt ſich aber doch für veranlaßt, einige kluge Maßregeln, welche auf den Fall der Wirklichkeit wohl genommen ſeyn würden, zu nehmen. Er begab ſich nach Nürnberg, legte daſelbſt den 16. Dec. 1323 in Gegenwart vieler Zeugen und Notarien eine weitläufige und unerſchrockene Erklärung über die Rechte ſeiner Gerechtſame, dann über die Rechtmäßigkeit ſeiner bisherigen Handlungen ab *), und zugleich ſchickte er eine anſehnliche Geſandtſchaft nach Avignon, welche den Pabſt in den demüthigſten Ausdrücken **) um eine beſtimmte Auskunft, ob der Ruf einer ergangenen Sentenz gegründet wäre, und wenn er es ſeyn ſollte, um einen Termin von ſechs Monaten, binnen welchen er die Rechtmäßigkeit ſeiner Handlungen ausführlich darthun würde, bat.

Um ſich wenigſtens begreiflicher zu machen, wie Pabſt Johann XXII. habe verleitet werden können, wider den K. Ludwig auf eine Art, in welcher gleich anfangs alles auf das Höchſte getrieben war, zu verfahren, muß man auf die unerwarteten Maßregeln und Gegenanſtalten hinſehen, welche K. Ludwig theils mit großer Klugheit, ſo wie ſie ſich ihm anboten, benutzte, theils ſich ſelbſt ſchuf, um den großen Planen des päbſtlichen und des franzöſiſchen Hofes (vermöge welchen der erſte nach der Herrſchaft von Italien, der zweite nach der Herrſchaft von Deutſchland trachtete) entgegen zu arbeiten, und ſich eine Selbſtſtändigkeit zu gründen, bei welcher ihm ſeine Gegner zwar drohen und alles Böſe wünſchen, aber nicht werkthätig ſchaden könnten. K. Ludwig hatte kaum wahrgenommen, welche mächtige Parthei ſich wider ihn erhoben habe, als er ſich mit jener erfinderiſchen Thätigkeit, welche bei ihm ſtets mit der Größe der Gefahren wuchs, zur Vertheidigung anſchickte. Er ſuchte ſeinem Hauſe Freunde und zugleich ſein Haus mächtig zu machen. Der Erbprinz der Markgrafſchaft Thüringen, Friedrich II., genannt der Ernſthafte, (Sohn des berühmten Friedrich mit der gebiſſenen Wange) war noch minderjährig, und einer Tochter des Königs Johann von Böhmen, welche aber ebenfalls erſt zehn Jahre alt war, beſtimmt. K. Ludwig ſah den wichtigen Vortheil, welcher ihm in ſeinen Umſtänden durch eine enge Verbindung mit dem Hauſe Thüringen-Meiſſen zugehen würde, und ſchlug dem jungen Prinzen ſeine Tochter Mechthilde zur Gemahlinn vor. Sein Wunſch wurde gewährt, und noch im Jahre 1323 gieng die Verlobung, und ſechs Jahre nachher die Vermählung vor ſich. Im Jahre 1319 war der Markgraf von Brandenburg Waldemar ohne männliche Leibeserben, und bald darauf im Jahre 1320 der junge Markgraf Heinrich, der letzte Sproſſe jener fürſtanhaltiſchen Linie, welche auf die Mark Brandenburg ein Belehnungsrecht hatte, geſtorben, ſo daß die

---

*) Ludov. defens. apud Herwart p. 248.

**) Ib. p. 235.

Mark dem Kaiſer und Reich zur neuen Belehnung heimgefallen war. Dieſer Fall ereignete ſich für den Ludwig zu gelegen, als daß er ihn zur Erhaltung ſeines Hauſes und der deutſchen Freiheit nicht hätte benutzen ſollen, wiewohl es ſcheint, daß er zur Zeit, da ſich der Fall ereignete, noch nicht geſinnt war, dieſen Vortheil an ſich zu ziehen. Er ſoll anfangs dem Könige Johann von Böhmen, deſſen Unterſtützung wider die öſterreichiſche Parthei er benöthigt, und von dem kein Beiſtand, wofür er nicht bezahlt wurde, zu hoffen war, die Belehnung verſprochen haben*); als ihn aber die mehr als verdächtigen Unterredungen und Verſtändniſſe, welche Johann von Böhmen bald nach der Schlacht bei Mühldorf mit dem franzöſiſchen Hofe und dem öſterreichiſchen Prinzen Leopold unterhielt, vorherſehen ließen, daß die Macht deſſelben verſtärken, gerade ſo viel ſey, als ſich von ihm abhängig zu machen; ſo that er, was bei ſolchen Umſtänden die Klugheit ihn thun hieß; er trug nämlich auf dem Reichstage zu Nürnberg, welcher im Monate März 1323 ſeinen Anfang nahm, den Reichsfürſten vor, daß er ſeinen älteſten

---

*) Chron. Boh. apud Ludwig Rel. T. II. p. 356. 361.

Prinzen Ludwig mit der Kurmark Brandenburg belehnen wolle, und erhielt ſogleich ihre Einwilligung, vermöge welcher im folgenden Jahre die wirkliche Belehnung vor ſich gieng *). Um dieſe vollſtändig zu machen, belehnte er zugleich die Mark Brandenburg mit allen dem Reiche in Polen entzogenen Reichslehen, oder mit dem Rechte, ſie zurückzufordern und der Mark einzuverleiben **), ja mit allen dem Reiche bundbrüchigen Ländereien, rief die Vaſallen und Landſaſſen von Pommern, Stetin, u. a. zur Huldigung auf ***), und ertheilte endlich dem neuen Kurfürſten, ſeinem Sohne, welcher unter dem Namen Ludwig der Brandenburger bekannt iſt, die Anwartſchaft auf das Fürſtenthum Anhalt †), und die Belehnung auf die Markgrafſchaft Lauſiz. Da nach dem Hintritte des letztverſtorbenen brandenburgiſchen Markgrafen eine Menge benachbarter Fürſten mit Anſprüchen auf verſchiedene Ländereien derſelben hervorgetreten, und dadurch die Lage der Sachen in einen Zuſtand verſetzt worden war, bei welchem das Meiſte, was dem neuen Kurfürſten zu Theil werden ſollte, erſt erobert, und durch eine ſtändige Macht beſchützt werden mußte; da ferner dieſer neue Kurfürſt erſt zwölf Jahre alt war, ſo begab ſich K. Ludwig nicht nur in Perſon nach Brandenburg, (indeſſen, wie oben vorkam, Friedrich der Schöne die Pflege ſeiner Kinder und des Landes Bayern übernahm) um die Anfälle der Mißvergnügten, unter welchen der Herzog Rudolph von Sachſen einer der ungeſtümſten war, zu zerſtreuen, ſondern er verſchaffte ſeinem Sohne außerdem, daß er ihm die erfahrenſten und treueſten Rathgeber beigeſellte, in den benachbarten Ländern ſo viele und wichtige Freunde, daß er denſelben und ſich ganz in einen verſicherten Stand geſetzt ſah, um beruhigt nach München zurückkehren zu können. Er brachte noch im Jahre 1324 zwiſchen ſeinem Sohne und des Königs von Dänemark Chriſtophs Tochter, Margaretha, eine Heirath zu Stande, wodurch er ſich den wichtigen Beiſtand dieſes Königs gewann, ſo wie er ſich die Freundſchaft Herzogs Otto des Milden von Braunſchweig dadurch gewonnen hatte, daß er demſelben den lebenslänglichen Genuß der alten Mark überließ. Zu dieſen glücklichen Unternehmungen kam endlich noch eine neue Heirath des K. Ludwig ſelbſt, wodurch er ſeinen Zuſtand nicht wenig verbeſſerte. Graf Wilhelm IV. von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, befand ſich in einem ziemlich hohen Alter ohne leiblichen Erben, und hatte eine einzige Erbſchweſter, Margaretha, um welche ſich K. Ludwig (deſſen erſte Gemahlinn, Beatrix aus Polen, im Jahre 1323 geſtorben war) beworben, und noch im Jahre 1324 ihre Hand erhalten hat. Da dieſe Prinzeſſinn mit einer Menge der anſehnlichſten niederländiſchen Geſchlechter verwandt, und da ſelbſt ihre Schweſter Philippa an König Eduard von England vermählt war, ſo hatte ſich K. Ludwig auch von dieſer Seite ſehr mächtige Freunde gewonnen. Dieſe ſämmtlichen Fortſchritte erbitterten die Feinde König Ludwigs auf das Höchſte; und da ſie es nunmehr nicht mehr wagen durften, zu hoffen, daß ihre Waffen hinlänglich ſeyn würden, ihre Plane durchzuſetzen; ſo waren ſie um ſo mehr bemüht, ſich des päbſtlichen Stuhles, als welcher in ähnlichen Fällen manchem der vorigen Kaiſer ſo vieles zu thun gab, zu bedienen, und den Eifer deſſelben in volle Flammen zu ſetzen. Wir kehren nun zur Geſchichte jenes Benehmens, mit welchem ſich Pabſt Johann XXII. merkwürdig machte, zurück.

---

*) Cod. dipl. bei Ph. W. Gerken T. VII. p. 35.

**) Ludwig Rel. Mscpt. T. II. p. 280.

***) Ebd.

†) Ebd. p. 272.

Jener Geſandtſchaft, welche von K. Ludwig nach Avignon geſchickt worden war, um ſich zu erkundigen, ob wirklich eine päbſtliche Sentenz erſchienen wäre, und in dieſem Falle einen Termin, binnen welchem er ſich rechtfertigen wollte, zu begehren, wurde bedeutet, daß es keineswegs um einige Rechtfertigung, die ganz nicht denkbar und ganz überflüſſig wäre, ſondern um die pünktlichſte Befolgung der im päbſtlichen Befehle enthaltenen Aufträge zu thun ſey, und alles, was jene Geſandtſchaft bewirken konnte, war eine Friſt von zwei Monaten, binnen welcher bei der angedrohten Strafe die genaueſte Folge geleiſtet werden ſollte. Als dieſe Zeit verſtrichen war, ohne daß K. Ludwig das Geringſte, was einiger Achtung für die päbſtlichen Zumuthungen gleich ſah, gethan hatte, erfolgte den 1. März 1324 eine neue Sentenz, vermöge welcher K. Ludwig für einen, der wirklich in den Kirchenbann verfallen wäre, erklärt, und zugleich allen Glaubigen, Geiſtlichen und Weltlichen bei Vermeidung eines gleichen Kirchenbannes, und bei dem Verluſte ihrer Aemter und Würden befohlen wurde, mit demſelben von nun an alle Gemeinſchaft aufzuheben, und ihm als deutſchem Oberhaupte durchaus keine Folge zu leiſten *). Dieſer Sentenz, in welcher K. Lud-

---

*) Olenschlager Urk. N. XXXIX.

wig neuerdings angewieſen wurde, binnen drei Monaten der erſten Sentenz Gehorſam zu leiſten, folgte den 11. Juli 1324 ſchon wieder eine andere nach, welche bereits die vierte und des Inhaltes war, daß K. Ludwig nunmehr alles Rechtes, das ihm bisher an dem Reiche zuſtändig geweſen ſeyn mochte, verluſtig erklärt wurde *). Den drei geiſtlichen Kurfürſten und den Biſchöfen wurden Bullen zugeſchickt, mit dem Auftrage, die päbſtliche Sentenz öffentlich zu verkündigen, und auf die Befolgung zu dringen. Zu gleicher Zeit wurden die oben erwähnten Unterhandlungen mit dem König Karl von Frankreich, und dem öſterreichiſchen Herzog Leopold auf das thätigſte betrieben, und dieſem zur Fortſetzung des Krieges ſogar die Erhebung geiſtlicher Zehenten in ſeinen Ländern, welche derſelbe nicht mehr erlebte, bewilligt **). Auch wurde der Vertrag, welchen K. Ludwig mit Friedrich von Oeſterreich zu Trausnitz geſchloſſen hatte, von Pabſt Johann XXII., ungeachtet er ihn noch nicht einmal geſehen hatte, im Voraus als ungültig erklärt und vernichtet***). Ein gleiches

---

*) Ib. N. XLII.

**) Anonym. leob. p. 921.

***) Ib. N. XLIV.

Verdammungs- und Vernichtungsurtheil ergieng auch über die Belehnung Ludwigs des Brandenburgers mit der Mark und Kur Brandenburg. Nach ſolchen Sentenzen und nach der Aufſtellung ſolcher Grundſätze, auf welche die Macht, ſolche zu verhängen, gegründet wurde, erſchwerte ſich Pabſt Johann XXII. ſelbſt einen anſtändigen Rückzug, und er gab vielmehr dem K. Ludwig die Waffen wider ſich in die Hände, indem die Folge des entſcheidenden Anſehens, welches Pabſt Johann XXII. in den entſtandenen Zwiſtigkeiten behauptete, nicht bloß eine perſönliche Angelegenheit des K. Ludwig, ſondern eine Sache, bei welcher die deutſche Freiheit in Gefahr kam, zu werden ſchien, wie denn ſchon auf einem Reichstage, welchen K. Ludwig im Auguſt 1324 zu Regensburg hielt, ein Reichsſchluß abgefaßt wurde, daß K. Ludwig erinnert werden ſollte, eine genaue Sorge zu tragen, damit der deutſchen Freiheit und der Majeſtät der Krone durch den päbſtlichen Stuhl kein Abbruch geſchehe *). Die Freunde des K. Ludwig glaubten, daß man nicht genug eilen könne, den fürchterlichen Plan des franzöſiſchen und päbſtlichen Hofes zu vernichten, und vor allen Din-

---

*) Goldast T. I. Constit. Imp.

gen ſich der deutſchen Gerechtſame über Italien, ſo bald und ſo nachdrücklich als möglich, zu verſichern. Da zu gleicher Zeit mehrere Geſandtſchaften aus Mailand und Rom und andern italieniſchen Städten bei K. Ludwig ſich einfanden, die dringenden Gefahren, in denen ſie ſich befanden, von der welfiſchen Parthei auf immer unterdrückt zu werden, vorſtellten, und um Schutz und Hilfe baten; ſo wurde auch ſogleich ein Feldzug, vermöge welchem Italien behauptet, und während welchem die Feierlichkeit der Krönungen zu Mailand und Rom vor ſich gehen ſollte, beſchloſſen; und K. Ludwig, nachdem er dieß Vorhaben den Fürſten auf einem Reichstag zu Speier im Jahre 1326 eröffnet hatte, trat mit dem Anfange des Jahres 1327 ſeinen Zug, den merkwürdigſten aller Römerzüge, an. Man weiß nicht mit entſchiedener Zuverläſſigkeit, wem er während ſeiner Abweſenheit die Beſorgung von Deutſchland übertragen habe; aber nachdem er den 5. Jenner zu Innsbruck mit Herzog Friedrich von Oeſterreich eine Unterredung gepflogen, und dieſem ein neues Verſprechen, daß er ſich in die deutſche Reichsregierung nicht ferner miſchen, ſondern mit dem Titel eines römiſchen Königs in ſeinen Erblanden begnügen wolle, abgenommen hatte, ſchrieb er den 26. Hornung an den König Friedrich von Sicilien, daß er ſo glücklich geweſen, „mit Gottes Hülfe in Deutſchland Ruhe und Friede wieder hergeſtellt, und die einhellige Anerkennung der deutſchen Fürſten für ſich erhalten habe.“

Ehe K. Ludwig aus Trient nach Italien aufbrach, mußten über die eigentliche Art, mit der man wider die Bullen des Pabſtes Johann XXII. würde zu kämpfen haben, nähere Entſchlieſſungen gefaßt werden. Was die Grundſätze, vermöge welchen Pabſt Johann XXII. ein richterliches Amt über die deutſche Krone ſowohl, als ein Recht zur Statthalterſchaft in Italien behaupten wollte, betraf, ſo hat mancher der vorigen Päbſte, und gerade diejenigen, welche jenen Grundſätzen am eifrigſten anhiengen, ſelbſt bereits vorgearbeitet, das Anſehen derſelben zu untergraben. Wenn nämlich der Druck, welcher auf irrigen oder mißverſtandenen Meinungen beruhet, zu groß wird, ſo erwacht im Innern des menſchlichen Geiſtes ein geheimes Gefühl, vermöge welchem derſelbe Wahrheiten und die wahren Beſchaffenheiten einer Sache lange voraus wahrnimmt, ehe man ſie denken, oder ſich davon mit ordentlichen Beweiſen überzeugen kann. Die dringende Noth, in welche ſich K. Friedrich II. und Heinrich VII. durch päbſtliche Ausſprüche verſetzt ſahen, preßten ſchon dieſen Kaiſern den lauten Ruf an die Völker ab, daß ihre Krone vom Pabſte nicht abhange, und ſo wurde jetzt, da K. Ludwig in den nämlichen Fall kam, die nämliche Stimme gehört. Dieſe Stimme erſcholl jetzt von allen Seiten, und die Lichter unter den damaligen Gelehrten in Frankreich, Italien und Deutſchland erklärten das Verfahren und die Ausſprüche Pabſt Johanns wider K. Ludwig für widerrechtlich und ungültig; ja es erſchien eine Menge Schriften, worin die Macht des päbſtlichen Stuhls in zeitlichen Dingen heftig beſtritten *), und die Macht eines deutſchen Monarchen vertheidiget wurde. Daß dieſe Schriften, durch welche eigentlich der erſte Grund zum deutſchen Staatsrecht gelegt, und der Anfang mit dieſer Wiſſenſchaft gemacht worden iſt, großentheils mehr Eifer als Sache, mehr bittere Vorwürfe als Gründe, und eine Menge hiſtoriſcher Irrthümer enthielten, war in Hinſicht auf das Zeitalter, in welchem ſie geſchrieben wurden, leicht zu erachten; aber ein mißlicher Umſtand für den Kaiſer Ludwig lag darin, daß dieſe Schriften meiſtens ſolche Männer, die damals mit Pabſt Johann XXII. ſelbſt Privatſtreitig-

---

*) Goldast. T. I. et III.

keiten unterhielten, zu Verfaſſern hatte. Die Minoriten waren wegen eines Schulſtreites, worin ſie behaupteten, daß ihre Armuth gar kein Eigenthum zuließ, und daß Chriſtus kein Eigenthum beſaß, mit Pabſt Johann XXII. in Händel gerathen. Da ſie der Macht des Pabſtes bisher noch immer unterliegen, und manches Unangenehme erfahren mußten, ſo ſchien ihnen jetzt, da Kaiſer Ludwig mit dem Pabſte zerfallen war, die Gelegenheit, wenn nicht ſich an demſelben rächen, doch wenigſtens an einen großen Monarchen, als an eine mächtige Stütze ſich halten zu können, höchſt erwünſcht zu ſeyn, und einige derſelben ſcheinen ſich gleich anfangs als Vertheidiger des K. Ludwig dargeſtellt, und ſchon an jenem Manifeſt, welches K. Ludwig nach ſeiner erſten Excommunication zu Sachſenhauſen an die deutſchen Fürſten ergehen ließ, den nächſten Antheil gehabt, wo nicht ſolches unmittelbar verfaßt zu haben. Es wird darin ausdrücklich ihrer Streitigkeiten mit Pabſt Johann XXII. auf eine Art, welche deſſen Anſehen herabſetzen ſollte, erwähnt, und ein ähnlicher Ton herrſcht in andern Aufſätzen, um deren Verfertigung ſich K. Ludwig vielleicht manchmal weniger, als um die Sache ſelbſt, welche darin vorkommen ſollte, bekümmert, und ſolche den Männern, auf deren Einſicht und Geſchicklichkeit er ſich verlaſſen zu können glaubte, anvertraut zu haben ſcheint. Seine Achtung und ſein Zutrauen gegen ſeine gelehrten Freunde war ſo groß und aufrichtig, daß er nicht zweifelte, daß ihre Geſinnungen für ihn die allgemeinen Geſinnungen verſtändiger und gottesfürchtiger Männer ſeyen, und daß er ſich gleich anfangs und mehr als einmal getroſt auf die Entſcheidung einer allgemeinen Kirchenverſammlung berief. In Italien kamen ihm viele Minoriten, unter welchen der berühmte Wilhelm Occam, und der Ordensgeneral Michael von Cäſenna waren, entgegen, welche ihm ihre Vertheidigung anboten, und um ſeinen Schutz baten. „Schütze du uns mit dem Schwerte, ſagten ſie, wir wollen mit der Feder dich ſchützen.“

Wiewohl man von den deutſchen Fürſten, gemäß ihren anfänglichen Aeußerungen, hätte erwarten ſollen, daß ſie ihren K. Ludwig auf allen Wegen, wo er einige Gefahr laufen könnte, begleiten würden, ſo nahmen gleichwohl an dieſem Zuge nach Italien die wenigſten einigen Antheil. Sie ſahen auf die Schickſale ihrer Voraltern, von denen ſo viele in Italien ihren Untergang gefunden haben, zurück, und erwarteten auch von dieſem Zuge nichts Erfreuliches; doch der Anfang deſſelben wurde, wie gewöhnlich, mit ſehr fröhlichen

Ausſichten eröffnet. K. Ludwig war zwar nicht nur mit keinem, auch nur bei weitem hinlänglichen, Vorrath an Geld, ſondern nicht einmal mit Truppen, welche zu irgend einer größern Unternehmung hinlänglich geweſen wären, zu Trient angekommen; allein, was die letzten betrifft, ſo fanden ſich ſolche zur damaligen Zeit (zu welcher, wie im Leben Kaiſer Heinrichs VII. vorkam, der Soldienſt, oder Soldatendienſt anfieng) augenblicklich und in Menge da ein, wo ſich Geld fand, wie denn auf den Ruf, daß K. Ludwig mit Geld verſehen worden ſey, ganze Schaaren deutſcher Miethlinge nachgezogen ſind. Dieſes Geld hatten die Häupter der Mailänder, deren Anführer Galeacio Viſconti war, herbeizuſchaffen verſprochen, ſo wie ſie die Feierlichkeit der Krönung, welche am Pfingſtfeſt mit aller erſinnlichen Pracht vor ſich gegangen, und bei welcher K. Ludwig mit einer eiſernen, deſſen Gemahlinn Margaretha von Holland aber mit einer goldenen Krone gekrönt worden iſt, beſorgt haben. Sogleich nach den Feierlichkeiten, welche der Endzweck, und im Grunde die einzige eben nicht nachtheilige Folge ſolcher Reiſen war, ereigneten ſich die erſten Unannehmlichkeiten, in deren Erfindung die damaligen Italiener unerſchöpflich waren. Die eigentliche Veranlaſſung wird von verſchiedenen Geſchichtſchreibern mit verſchiedenen Veränderungen erzählt, und nur ſo viel iſt unſtreitig, daß der Statthalter Galeacio Viſconti ſeiner Würde entſetzt, daß die ältere Verfaſſung wieder hergeſtellt, und der Graf von Montfort zum Statthalter ernannt worden iſt [*]). Nach einigen ſoll Galeacio Viſconti mit der Lieferung des verſprochenen Geldes gezaudert, und ſich ſehr frech und übermüthig betragen [**]), und mit der Gegenparthei heimliche Unterhandlungen gepflogen [***]), nach einigen andern ſoll der Bruder des Galeacio Stephan einen Verſuch gewagt haben, den Kaiſer Ludwig zu vergiſten [†]). Da ganz Italien wußte, daß Galeacio Viſconti den K. Ludwig ſtets mit allen ihm möglichen Gefälligkeiten unterſtützt habe, ohne jetzt die wahre Urſache der Ungnade bis zur beruhigenden Gewißheit erfahren zu haben, ſo verbreitete dieſe Begebenheit unter die Städte Italiens eine allgemeine Beſtürzung, und es fehlte nicht an ſtaatsklugen Auslegern, welche dem Volke zu verſtehen gaben, daß K. Ludwig vielleicht überall einen Vorwand ſich erſinden werde, um ſich der Statthalter der Städte bemächtigen und dieſe neuerdings unterdrücken zu können. Eine Folge davon war, daß die Stadt Piſa ihre Thore verſchloß, und es auf eine förmliche Belagerung ankommen ließ, welche mit ihrer den 6ten Oct. erfolgten Eroberung, nachdem ſie zwei Monate einen hartnäckigen Widerſtand geleiſtet hatte, ſich endigte. Doch dieſe Vorfälle und ähnlichen Ereigniſſe verloren ſich unter den höchſt freudigen Erwartungen, welche dem K. Ludwig zu Rom vorbereitet wurden. Niemals ſchienen die Römer mit einem ſolchen Eifer, den deutſchen Monarchen zu verherrlichen, erfüllt und begeiſtert geweſen zu ſeyn. Die Abgeordneten erſuchten ihn, ſeine Reiſe ja zu beſchleunigen, und verſicherten ihn, daß das Volk den Tag kaum erwarten könne, an welchem es mit ſeiner Gegenwart beglückt werden ſollte. Als endlich K. Ludwig den 7ten Jänner 1328 der Stadt ſich näherte, ſtrömte ihm alles in der feſtlichſten Feierlichkeit entgegen. Die Wege wurden, wie einſt dem Herrn, da er zu Jeruſalem einzog, mit Zweigen und ſchönen Teppichen beſtreuet, und viele Einwohner warfen Münzen von ſich, um den deutſchen Soldaten ihre Freude zu bezeigen. Die Häuſer und Straßen waren auf das Prächtigſte geziert und geſchmückt, und von allen Seiten ertönte ein jubelirender Klang von allerlei Muſik, und ein unendliches Freudengeſchrei: „Es lebe K. Ludwig der Bayer!“ Und die Prieſter ſtellten ihn in der Kirche dem Volke vor, und riefen: „Sehet, der Herr und Herrſcher iſt angekommen, in deſſen Händen das Reich, und die Gewalt, und die Herrſchaft iſt!“ Am Tage der Krönung, welche am 17. Jenner an ihm und ſeiner Gemahlinn Margaretha von Holland von vier der vornehmſten aus dem römiſchen Adel vorgenommen, die Einſegnung aber von einigen italieniſchen Biſchöfen verrichtet worden iſt, erreichte die Freude vollends die höchſte Stufe. Man führte den neuen Kaiſer im Triumph durch die vornehmſten Straßen der Stadt, warf goldene und ſilberne Münzen aus, und rief beſtändig: „Sehet, der König der Könige, der Herr der Herrſcher, der glorreiche Kaiſer!“ Dieſer Jubel und Freudentaumel hielt 8 Tage an, ſagt der Schriftſteller, der denſelben beſchreibt *).

---

[*]) Albert. Argent. p. 121.

[**]) Albertus Mussatus.

[***]) Villanus ad a. 1327.

[†]) Corius Hist. mediolan. ad a. 1327.

Und der Himmel weiß, was aus einer Unternehmung, in welche ſich K. Ludwig bald nach ſeiner Krönung einleiten ließ, geworden ſeyn möchte, wenn die Quelle, durch welche

---

*) Anonym apud Pez. T. II. script. Rer. Aust. p. 411.

die allgemeine Zufriedenheit mit dem neuen Kaiſer im Grunde entſtanden und genähret worden iſt, in die Länge hätte anhalten können. Wir wollen zuvor der berührten Unternehmung und dann der Urſachen, wegen welchen ſolche ſcheiterte, erwähnen. Was die Römer bisher für den K. Ludwig gethan haben, haben ſie nicht ſo faſt aus wahrer Neigung für K. Ludwig, als vielmehr aus einem leidenſchaftlichen Beweggrunde, ſich am Pabſte Johann XXII. im vollen Maaße rächen zu können, gethan. Durch die Abweſenheit des Pabſtes litten die Gewerbe und die Einkünfte vieler römiſchen Einwohner zuſehends, und die Stadt überhaupt verlor an ihrem Wohlſtande. Gleichwohl weigerte ſich Johann XXII. noch immer, nach Rom zurückzukehren, und beſtimmte der Geſandtſchaft, die ihn darum erſuchte, nicht einmal einen Zeitpunkt, binnen welchem er ihre Bitten und Erwartungen erfüllen wollte. Dieſe Geſandtſchaft hatten die Römer kurz vor der Ankunft des K. Ludwig nach Avignon geſchickt, ſo daß im Falle, daß Pabſt Johann für gut befunden hätte, nach Rom zurückzukehren, ſolche ganz andere Geſinnungen für ihn geäußert und ganz andere Grundſätze vorgebracht haben würden. Seine abſchlägige Antwort ſetzte die Parthei, welche damals in Rom die herrſchende war, in eine gährende Unruhe, welche beim gemeinen Volke bis zur unbändigſten Wuth ſtieg. Man hörte überall nur Eine Stimme, daß man den Pabſt Johann XXII. abſetzen, und an ſeiner Stelle einen andern Pabſt, der ſich neue Kardinäle ernennen, und mit ſolchen zu Rom bleiben ſollte, wählen müßte, und es fehlte dazu, daß es mit dieſen Wünſchen zum Ernſt kommen könnte, nichts weiter, als daß Gründe, mit welchen der wirkliche Vollzug derſelben ſich möchte rechtfertigen laſſen, aufgeſtellt würden. Männern, wie der Rechtsgelehrte Marſilius von Padua, der Mönch Urbertinus de Caſali, und andere, welche den K. Ludwig nach Rom begleitet hatten, waren, konnte es an der Kunſt nicht gebrechen, Gründe auf die Bahn zu bringen, durch welche die Entſetzung des Pabſtes Johanns XXII. als gerecht und nothwendig, und als das einzige Mittel, Ruhe zwiſchen der Kirche und dem Staate herzuſtellen, geprieſen wurde, ſo daß K. Ludwig, der, nach dem Zeugniſſe des (ihm nichts weniger als geneigten) Albertin Muſſatus dieſe höchſt wichtige Sache unterſucht wiſſen wollte, durch das Anſehen ſeiner Rathgeber, welche in dem glänzendſten Rufe von tiefer Gelehrſamkeit ſtanden, und ſein ganzes Zutrauen gewonnen hatten, ſich dringendſt veranlaßt, und vollkommen gerechtfertigt zu ſeyn glaubte, wenn er ſich nicht ferner weigerte, ihren Vorſtellungen Beifall zu geben. Daß die Hoffnung, ſich auf einmal eines Pabſtes, der ihn ſo heftig angegriffen, und der erſt neuerlich den 20ſten October 1327 über ihn den Kirchenbann wiederholt hatte*), entledigen, und zugleich dem franzöſiſchen Hofe den empfindlichſten Streich verſetzen, und ihn um alle Vortheile, welche er von der Anweſenheit des päbſtlichen Hofes in ſeinen Staaten zu ziehen wußte, bringen zu können; daß die frohe Ausſicht auf einen, ihm vollkommen geneigten, neuen Pabſt ihm die Ausführung der Sache leichter, als ſie in der That war und ſeyn konnte, vorgeſtellt haben werde, läßt ſich leicht erachten. Das Seltſamſte bei dieſen Vorfällen war, daß zu einer und eben derſelben Zeit, da Pabſt Johann XXII. den K. Ludwig als einen Anhänger und Beſchützer der Ketzer, mit dem Banne belegte, und ihn ſeiner Würden und Länder verluſtig erklärte, auch der Kaiſer den Pabſt, nebſt andern Beſchuldigungen, der Ketzerei überwieſen erklären, und ihn ebenfalls ſeiner päbſtlichen Würde und aller mit derſelben verbundenen Vorrechte entſetzen ließ. Gleichwie die Minoriten die vornehmſten Rathgeber,

---

*) Villanus ad a 1327.

Unterhändler und Theilnehmer dieſer Vorgänge waren, ſo wurde auch ihrer Privatſtreitigkeiten faſt in allen öffentlichen Aufſätzen erwähnet, oder auf ſolche hingedeutet, ja überhaupt alles mit einer Sorgfalt, als wäre die Beſchützung ihres Ordens die Hauptſache, zu ihrem Vortheile geleitet. Es war ſich daher nicht zu verwundern, daß ſie vorzüglich an dem Tage, an welchem die Unterſuchung des Pabſtes Johann XXII. vorgenommen wurde, die erſte Rolle vertraten. An dieſem Tage erſchien K. Ludwig auf dem öffentlichen Platze vor der Peterskirche in feierlicher Pracht unter einem Throne, von einer großen Anzahl geiſtlicher und weltlicher Fürſten, Biſchöfe, Grafen und Baronen, und von einer unzähligen Menge Volkes umgeben. Die Ankläger, welche aus den vornehmſten Gliedern des römiſchen und italieniſchen Adels beſtanden, traten hervor; die berühmteſten Rechtsgelehrten und anſehnliche Geiſtliche ſagten ihre Meinung, und K. Ludwig glaubte entſcheiden zu können, daß Pabſt Johann XXII. ſeiner Würde für verluſtig erklärt, und zu einer neuen Pabſtwahl, welche nach dem Wunſche des Kaiſers auf einen Minoriten, Peter Rainalucci von Corvara, ausfiel, geſchritten werden ſollte. Dieſer alſo aufgeſtellte Pabſt, der den Namen Nikolaus V. annahm, ließ ſich nicht nur eine Satzung, welche K. Ludwig für künftige Päbſte ergehen ließ, daß ſich nämlich keiner derſelben über zwei Tagreiſen von Rom ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Volkes entfernen ſollte, gefallen, ſondern ertheilte auch ſogleich der Stadt München nach dem Vortrage des Kaiſers, verſchiedene günſtige Bullen *) und erfüllte alle die Erwartungen, welche ſeine Wähler und Anhänger ſich von ihm machten. So that auch K. Ludwig, was ihm für die Verfaſſung der Stadt Rom als erwünſcht und nützlich vorgetragen wurde; und die öffentliche Freude über alle dieſe Vorgänge war, oder ſchien ſich über alle Klaſſen von Menſchen verbreitet zu haben, und eben ſo aufrichtig, als unermeßlich zu ſeyn. Dieſe ſchöne und glückliche Morgenröthe wurde aber, ſo ſchnell als ſie hervorgieng, verfinſtert, und jede Ausſicht zerſtört. Ludwig hatte zu Piſa die Freundſchaft, welche ſein Vorfahrer Kaiſer Heinrich VII. mit König Friedrich von Sicilien eingieng, erneuert, und den König Robert von Neapel in die Acht erklärt. Wider dieſen Robert ſollte er nun zu Feld ziehen, und anfangs ſchien es, als wollte ſich die Sache nach Wunſch ergeben. Unter den Ita-

---

*) Goldast. T. I.

lienern, welche die gibelliniſche Parthei, und aus dieſem Beweggrunde die deutſchen Könige unterſtützten, hatte ſich der kaiſerliche Statthalter in Toſcana, Caſtruccius, beſonders ausgezeichnet, wozu er auch vom K. Ludwig alle Aufmunterung erhalten hatte. Ludwig hatte ihn bereits vor einigen Jahren zum Reichsverweſer über Lucca und Piſtoja, und kurz vor ſeiner Ankunft zu Rom zum Herzog gemacht, und nach ſeiner Krönung vollends mit Gnaden überhäuft. Dieſer Caſtruccio fand ſich in Rom mit einer wohlgerüſteten Mannſchaft ein, und K. Robert von Neapel, der geglaubt hatte, es würden noch mehrere italieniſche Truppen ſich einfinden, und ſich wider ihn vereinigen, machte bereits Anſtalt zur Flucht, welche er nach Frankreich nehmen wollte; allein die Mailänder und Tuſcier, bei welchen das alte Mißtrauen wider die deutſchen Monarchen erwacht ſeyn mochte, beſannen ſich ſo lange, ob ſie kommen ſollten, und hielten den Kaiſer ſo lange hin, bis bei demſelben ſein gewöhnlicher und ſchlimmſter Feind, der Geldmangel, ſich einſtellte. Dieſer rückte um ſo geſchwinder heran, als der Kaiſer mit dem Unterhalte ſeines neuen Pabſtes, dem er es an nichts fehlen ließ, beſchwert, und überhaupt gegen Jedermann, der ſich für ihn verwendet hatte, wohlthätig geweſen war. Nun nahm die Sache eine ſchnelle und ſchreckliche Wendung. K. Ludwig ſprach die Römer, von denen er geglaubt hatte, ſich für ſo viele Gefälligkeiten auf eine verhältnißmäßige Unterſtützung verlaſſen zu können, um eine Kronſteuer von dreißigtauſend Goldgulden an, und zog ſich dadurch augenblicklich ihre Abneigung zu, welche bei dem gemeinen Volke bis zur Wuth ſtieg, indem ſich zu gleicher Zeit ein anderes Uebel, gegen welches der Geldmangel noch immer nicht die grauſamſte Verlegenheit iſt, einfand. K. Robert von Neapel, der zeitig genug erfahren hatte, daß die Italiener eben nicht eilten, ſich für den Kaiſer aufzuopfern, hatte indeſſen ſeine feſten Plätze beſetzt, und alle Zugänge, durch welche einiges Getreid nach Rom hätte gebracht werden können, geſperrt, ſo daß in Kurzem ein unbeſchreiblicher Mangel an den unentbehrlichſten Lebensmitteln ſich einfand. Die traurige Lage, in welche der Kaiſer dadurch verſetzt wurde, läßt ſich mehr denken, als ſchildern; er konnte ſeine Truppen weder bei ſich behalten, noch ſie auf eine Art, welche den Römern und den angrenzenden Ortſchaften keine Veranlaſſung zu neuen Klagen gegeben hätte, von ſich entlaſſen. In Rom ſelbſt kam es zu ziemlich ernſthaften Schlägereien, wobei ſich der Kaiſer, da er einige Römer zur Strafe zog, noch unbeliebter machte. Caſtruccio hatte ſich bei der erſten Wendung der Sache unter einem geſchickten Vorwande entfernt, und nun verliefen ſich die deutſchen Truppen von ſelbſt, ſo wie ſie ſich, wie leicht zu erachten, ſelbſt um Lebensmittel umſahen, und durch die Art, womit ſie es thaten, den Italienern von ſich keine gute Meinung beibrachten. Als Ludwig ſelbſt ſich von Rom, in Begleitung ſeines Pabſtes, den 4. Auguſt entfernte, zeigte ſich der verächtliche Pöbel in ſeiner ganzen (ihm ſtets und allenthalben zukömmlichen) Eigenſchaft. Eben daſſelbe Volk, welches vor einigen Monaten das Bildniß des Pabſtes Johann XXII. beſchimpft und verbrannt, und ihn ſelbſt, als einen Ketzer, verwünſcht hatte, warf jetzt, da ein zufälliger und kurzer Brodmangel eintrat, das Gefolg des Kaiſers mit Steinen, ſchalt jetzt die Deutſchen mit dem Namen Ketzer, verbrannte die Gnadenbriefe des Kaiſers, um die es ihn angefleht, und für die es ihn bis an den Himmel erhoben hatte, und ſchrie jetzt mit gleichem Toben: „Es lebe Pabſt Johann!"

Von Rom zog der Kaiſer mit einem kleinen Reſte von Truppen nach Piſa, wo er ſeinen Pabſt (der ſich bald nachher dem Pabſte Johann zu Füßen warf) in hoffnungsloſen Umſtänden zurückließ, und nach Mailand aufbrach, um dieſe Stadt an ihre Pflichten zu erinnern. Allein er wurde überall, wo er durchzog, ſolcher Aeußerungen und auch bei denen, deren Geſinnungen für ihn noch die aufrichtigſten waren, ſolcher Verlegenheiten gewahr, daß ihm die Klugheit rieth, nach Deutſchland zurückzukehren, und ſich, wenn er je wieder kommen wollte, mit Truppen und Geld zu verſehen. Den größten Kummer verurſachten ihm vollends ſeine Anverwandten, die pfälziſchen Prinzen. Wir haben gehört, daß er ſich in dem mit ſeinem Bruder Rudolph im Jahre 1317 geſchloſſenen Vertrag den alleinigen Beſitz und die Nutznießung aller pfalzbayeriſchen Länder, ſo lange als der Krieg mit Oeſterreich anhalten würde, bedungen habe. Rudolph hatte drei Söhne, Adolph, Rudolph und Ruprecht I., von denen der erſte im J. 1327 ſtarb, und einen Sohn Ruprecht II. hinterließ. Die ältern zwei Prinzen, welche dem Kaiſer nach Rom gefolgt, auch von ihm zwar liebreich behandelt worden, aber noch immer außer dem Beſitze ihrer väterlichen Länder geblieben waren, mochten jetzt bei ihrem bereits regierungsfähigen Alter den ihnen zuſtändigen Antheil ſehnlich gewünſcht haben, und Prinz Ruprecht I. ſchloß ſich, während der Rückreiſe von Rom, an Pabſt Johann XXII. an, und verſprach dem päbſtlichen Nun=

tius ſeine Dienſte*), allein Kaiſer Ludwig kam den weitern Unterhandlungen, welche ihn mit den Söhnen ſeines Bruders in neue Mißhelligkeiten verwickelt haben möchten, durch eine großmüthige Entſchließung noch in Zeiten zuvor. Er ließ die Prinzen zu ſich kommen, und nachdem er ihnen ſeine aufrichtigen Geſinnungen und ſeine heißen Wünſche, daß nie wieder einiges Mißverſtändniß in ihr Geſammthaus ſich einſchleichen möchte, an das Herz gelegt, ſetzte er ſie in eine freudige Beſtürzung, indem er ihnen ſeinen Entſchluß eröffnete, daß er ſogleich noch in der Stadt Pavia, in welcher ſie ſich eben aufhielten, den thätigſten Grund dazu legen, und eine Nutztheilung der Länder vornehmen wollte. Dieſe Nutztheilung, welche den 4. Auguſt 1329 zu Pavia wirklich vor ſich gieng, und ſeitdem ein unabänderlicher Hausgrundſatz des innigſt verbundenen Geſammthauſes Pfalzbayern blieb, geſchah einer Seits zwiſchen dem Kaiſer Ludwig und deſſen zwei älteſten Prinzen, dem Ludwig, genannt der Brandenburger, und Stephan, und anderer Seits zwiſchen den beiden Brüdern Rudolph und Ruprecht I. für ſich, und für Ruprecht II. den Sohn des verſtorbenen Adolph. K. Ludwig ließ den letztern die Wahl, ob ſie

---

*) Raynald Anal.

Bayern oder die Rheinpfalz als ihren Haupttheil nehmen wollten *), und gemäß ihrer Erklärung wurde ſeiner Linie Oberbayern nebſt einem Theile im Nordgau, der Linie ſeines (damals bereits verſtorbenen) Bruders Rudolph aber die Rheinpfalz und das Uebrige vom nördlichen Bayern, welches jetzt den Namen Oberpfalz erhielt, zuerkannt. Die Grundſätze dieſes Vertrags, auf welchem dieſe Nutztheilung beruhte, wurden für alle möglichen Fälle beſtimmt ausgedrückt, für ewige Zeiten feſtgeſetzt, und von den Kurfürſten beſtätiget. Vermöge demſelben ſoll Bayern und Pfalz ein ewig unzertrennliches Geſammt-Stamm- und Fideicommißhaus verbleiben; jede Veräußerung von Ländern ſoll außer dem Hauſe verboten und ungültig; das wechſelſeitige Erbrecht ſoll für den nächſten Agnaten feſtgeſetzt, Prinzeſſinnen ſollen, ſo lange ein Mannsſtamm vorhanden, von aller Erbſchaft von Land und Leuten ausgeſchloſſen, und alle neuen Erwerbungen ſollen, nach dem Hintritte des Erwerbers, die Natur ſolcher Theile, welche nunmehr vom Stammhauſe unzertrennlich ſind, annehmen u. ſ. w. **). Auch haben die pfalzbayeriſchen Prinzen, ungeachtet dieſe und die nachherigen Nutztheilungen, welche vor Einführung des Rechtes der Erſtgeburt vorgenommen wurden, bei manchmal ſchlimmen Rathgebern ſchlimme Händel erregten, ununterbrochen gleiche Wappen und Titel geführt, und ſich in allen ihren nachherigen Hausverträgen auf die nämlichen Grundſätze bezogen, und dieſelben neuerdings unabänderlich feſtgeſetzt.

---

*) Andr. Presbyter p. 31.

**) Attenkofer.

Einige Schriftſteller ſagen, daß der Kaiſer zu Pavia neue Hilfstruppen, mit welchen er ſein Anſehen in Italien habe herſtellen wollen, erwartet, bald darauf aber, als keine ankamen, ſeinen Weg nach Trient genommen, und als hier im Monat Jänner 1330 die Nachricht von dem Tod Herzog Friedrichs des Schönen von Oeſterreich, angelangt war, eilfertigſt ſich nach München, wo ſeine ſtaatskluge Thätigkeit im Monate Hornung des Jahres 1330 wieder ſichtbar wurde, zurückbegeben habe. Er brachte einige gelehrte Minoriten mit ſich, die aber alle mit päbſtlichen Excommunicationen und Bannflüchen beladen waren. So war der Römerzug des Kaiſers Ludwig von Bayern, und ſo der Ausgang dieſes Zuges beſchaffen. Weil dieſer durch zufällige Umſtände von den Unterſtützungen, ohne welche keine beſtehende Ausführung möglich war, nämlich von Geld und Truppen entblößt wer den, und weil mithin der Ausgang unglücklich war, ſo ward dieß für die Schriftſteller, welche das Syſtem faßten, dem Kaiſer Ludwig allenthalben abgeneigt zu ſeyn, eine erwünſchte Gelegenheit, ihn mit Bitterkeit zu tadeln; indeſſen daß ſelbſt der ihm abgeneigte gleichzeitige Albert Muſſatus nicht umhin konnte, zu bemerken: Daß dieſer Kaiſer alles, was einem Manne mit Muth und vortrefflichen Eigenſchaften zukömmt, mit einer ungewöhnlichen Geiſteskraft unternommen, und daß er ſich auf eben dieſem Zug in der That der Ehre, ein Kaiſer und römiſcher König genannt zu werden, würdig gezeigt habe.

Als K. Ludwig in Deutſchland angelangt war, ſchienen ſeine Umſtände mißlicher, als ſie jemals waren, werden zu wollen. Pabſt Johann XXII. hatte im Jahre 1330 eine fürchterliche Bulle wider ihn ergehen laſſen; worin er nicht nur die vorigen Bannſprüche wiederholte, ſondern auch alle diejenigen Fürſten, Biſchöfe und Gemeinden mit dem Interdikt belegte, welche ſich unterſtehen würden, ihn als Kaiſer, ſeinen Sohn Ludwig, als Kurfürſten von Brandenburg, und den Nikolaus V. als Pabſt zu erkennen, und damit ſein Spruch in Deutſchland deſto mehr Nachdruck haben möchte, munterte er die Herzoge von Oeſterreich Albert und Otto auf, wider den Ludwig die Waffen zu ergreifen; und gleichwie die Verſprechungen, durch welche er dieſe Herren zu gewinnen ſuchte, ſehr anlockend waren (er bot ihnen fünfzigtauſend Goldgulden an, und machte ihnen das Verſprechen, daß er künftig ohne ihre Einwilligung in Oberdeutſchland keinen Biſchof ſetzen wollte); ſo machten ſolche mit Feindſeligkeiten ſogleich einen Anfang. So groß indeſſen die Verlegenheit war, in welche dieſer Krieg mit dem mächtigen Hauſe Oeſterreich den Kaiſer verſetzte: ſo war eine andere, welche ihm zu gleicher Zeit von Seite des Königs Johann von Böhmen bevorſtand, noch größer; er wollte und konnte ſich mit dieſem Könige, der in den Künſten des Krieges ſowohl, als der Verſchlagenheit gleich groß war, ſo lange, als ihn nicht ſeine eigene Erhaltung dazu nöthigen würde, nicht offenbar abwerfen, und da dieſer König liſtig genug war, bei ſeiner Rückkehr von Italien gute Geſinnungen für ihn zu äußern, ſo glaubte Ludwig, etwas thun zu müſſen, um, wenn es nicht möglich wäre, ſein aufrichtiges Wohlmeinen zu gewinnen, ihm wenigſtens allen Vorwand zu einer neuen Abneigung zu benehmen. Er vertraute ihm die Statthalterſchaft von Italien an, welcher ſich auch König Johann begierigſt unterzog, aber ſtatt mit ſeinen Truppen etwas für den Kaiſer zu unternehmen, vielmehr alles für ſich unternahm. Er bediente ſich der Liſt, der päbſtlichen Parthei ſowohl, als der kaiſerlichen, jeder, was ſie wünſchte, und was ihm ihre Schlöſſer und Städte gewinnen mußte, zu ſagen, und verrieth zuletzt mehr als zu deutlich ſeine Abſicht, die nichts Geringeres zum Zweck hatte, als die gänzliche Herrſchaft von Italien an ſich zu reiſſen, was ihn, wenn es geglückt hätte, zu einer wichtigen Unternehmung wider den Kaiſer Ludwig gereizt haben mochte.

Kaiſer Ludwig verſöhnte ſich vor allen Dingen mit den öſterreichiſchen Prinzen, indem er ihnen, gemäß dem Zeugniſſe eines öſterreichiſchen Schriftſtellers *), nicht nur zur Vergütung des Aufwandes, welchen ſie in dem kurzen Kriege wider ihn gehabt haben, eine Summe von zwanzigtauſend Dukaten bewilligte, und ſtatt der baaren Bezahlung ihnen die Reichsſtädte Schafhauſen, Rheinfelden, Breiſach und Neuburg am Rhein verpfändete, ſondern ihnen überhaupt ungleich mehr, als ſie jemals von der Gegenparthei ſich hätten verſprechen können, bewilligte, und ſich ihre Freundſchaft in einem ſolchen Grade vermehrte, daß ſie im J. 1331 in Perſon nach München kamen, Lehen zu nehmen, auch ſich mit ihm, dem Kaiſer,

---

*) Fuggers Ehrenſpiegel.

dann den rheinpfälziſchen Prinzen Rudolph und Ruprecht, dem Markgrafen zu Meiſſen Friedrich, und den kaiſerlichen Söhnen, dem Kurfürſten Ludwig von Brandenburg und dem Herzog Stephan feierlich verbanden, ſich einander wider Jedermann, er ſey geiſtlich oder weltlich, beizuſtehen, und beſonders den Kaiſer zu ſchützen *). Was bei den öſterreichiſchen Prinzen die zuvorkommenden Gefälligkeiten des Kaiſers bewirkten, das vermochte für den damaligen Augenblick bei König Johann von Böhmen die Klugheit. Kaiſer Ludwig eröffnete den Reichsſtänden ſeine Ausſöhnung mit den Herzogen von Oeſterreich, und berief ſie nach Nürnberg auf eine allgemeine Reichsverſammlung, welche den 27. Hornung des Jahres 1331 ihren Anfang nehmen ſollte. Hier machte er den Anweſenden ſowohl über ſeine Verhandlungen in Betreff des päbſtlichen Hofes, als über die Unternehmungen des Königs Johann in Italien nachdrückliche Vorſtellungen, und bald darauf kam das eben erwähnte Bündniß zu Stande. König Johann hatte von dem Verdacht, in welchen er bei dem Kaiſer gekommen war, kaum einige Nach-

---

*) Commentar. pro Hist. Albert. II. vom Steierer p. 32. etc.

richt erhalten, als er Italien, wo er beiden Partheien verhaßt geworden, verließ, und nach Deutſchland eilte, um ſich bei K. Ludwig, der damals (zur Herbſtzeit 1331) eben zu Regensburg ſich aufhielt, zu rechtfertigen. Dieß gelang ihm um ſo leichter, als er auf der Stelle einen ſolchen Beweis ſeiner aufrichtigen Geſinnung für den Kaiſer zu geben verſprach, wodurch er ſich bei dieſem, als der allemal gerne glaubte, was er wünſchte, ſogleich wieder in Gnade ſetzte. Gleichwie er nämlich, ehe er ſeine Statthalterſchaft in Italien antrat, um ſie deſto zuverläſſiger zu erhalten und deſto ſicherer benutzen zu können, nicht nur zur Verſöhnung mit den öſterreichiſchen Prinzen mitwirkte, ſondern ſogar eine Geſandtſchaft zur Verſöhnung mit Pabſt Johann XXII., welche aber fruchtlos ablief, veranlaßte; ſo verſprach er nun, in Perſon nach Avignon abzugehen, was er auch wirklich gethan. Aber ſtatt in Avignon einzutreffen, begab er ſich vielmehr auf die erſte Nachricht, daß die Sache ſo leicht nicht beizulegen ſeyn dürfte, nach Paris zum König Philipp, und äußerte bald darauf dem K. Ludwig ſeine wahren Geſinnungen nur zu deutlich. K. Ludwig hatte im Jahre 1331 zwei ſeiner geheimen Staatsräthe, den Arnold von Mumbach, einen eichſtädtiſchen Domherrn, und den Ulrich Hangenohr, einen augsburgiſchen Patricius *), und im Jahre 1322 **) einen Grafen von Hals und von Oettingen nach Avignon an Pabſt Johann geſchickt, ohne das Geringſte bewirkt zu haben, was ihm um ſo ſchmerzlicher gefallen ſeyn mag, als die Beweggründe, welche ihm die Verſöhnung mit Pabſt Johann wünſchenswerth machten, (wie gleich geſagt werden ſoll) in der That ſehr wichtig waren. Auf dieſe Unannehmlichkeiten bezog ſich jetzt der König Johann von Böhmen, indem er dem Kaiſer unter dem Scheine der wohlmeinendſten Freundſchaft den Vorſchlag machte, er möchte zur Beendigung ſo vieler Unruhen der Reichswürde entſagen, und ſolche ſeinem Vetter, dem Herzog Heinrich dem ältern, in Niederbayern übertragen. Wie Ludwig, welchem nicht unbekannt geweſen ſeyn konnte, daß es durchaus nicht von ihm abhängen könnte, die deutſche Königswürde einem dritten nach ſeinem Gutdünken zu überlaſſen, über dieſen Antrag ſich eigentlich geäußert haben möge, iſt nicht zuverläſſig, und nur ſo viel unſtreitig und bekannt, daß er die erſte Nachricht, die ſich in Deutſchland von einem ſolchen Vorhaben verbreitete, der Wahrheit derſelben ein für alle-mal öffentlich widerſprochen *), und daß König Johann, als man ihm dieſen Widerſpruch hinterbrachte, mit voreiliger Hitze ſich geäußert habe, daß er wohl noch mit Gewalt die Abdankung erzwingen wollte, nachdem es ihm nicht geglückt hätte, ſolche auf dem Wege der Güte zu erhalten. Wenn man dieſen König damals beſchuldigte, daß er es heimlich ſogar mit Pabſt Johann wider K. Ludwig gehalten habe, ſo war dieß, ſagt ein glaubwürdiger Schriftſteller **), der Gemüthsart deſſelben vollkommen gemäß. König Johann beſaß einen verſchlagenen, ränkevollen Kopf, und war ein Meiſter in der Verſtellungskunſt, ſo daß es ihm bereits mehr als einmal gelungen hatte, die ſtets unbefangene Treuherzigkeit des Kaiſers mit heuchleriſchen Vorſpiegelungen zu hintergehen. Auch ſchmeichelte ſich dieſer König, ſeine Maßregeln am franzöſiſchen Hofe ſo wohl genommen zu haben, daß er ſich unmittelbar von demſelben mit einigen tauſend Helmen, die er in Frankreich geworben hatte, nach Italien begab, und neue Eroberungen verſuchte. Dieſe Begebenheiten waren gleichwohl nur mäſige Vorſpiele ernſthafterer Ereigniſſe, welche den K. Ludwig zuletzt wieder auf einen Grad von Beängſtigung trieben, bei welchem ſein Geiſt ſich allemal am kräftigſten geäußert, und ſeine große Gemüthsart in vollem Glanze ſich gezeigt hat.

---

*) Herwart ad a. 1331. p. 589. 591.

**) Rebdorf ad a. 1332.

---

*) Rebdorf ad a. 1333.

**) Burgundus.

Wiewohl ungeachtet der vielen päbſtlichen Exkommunicationen und Verbote alles öffentlichen Gottesdienſtes bisher jene Trennungen der deutſchen Völker, und jene gräßlichen Zerrüttungen, welche durch dieſelben unter den vorgehenden Kaiſern erregt worden ſind, ſich ſo wenig gezeigt haben, daß Deutſchland vielmehr in ſolcher Hinſicht einer tiefen Ruhe genoß (denn man ehrte und liebte den Kaiſer, und die Reichsſtädte zumal, bei welchen keine Vergrößerungsſucht ſtatt fand, hiengen ihm mit der unverbrüchlichſten Treue an); ſo blieben die Wiederholungen der Bannſprüche und die ſchreckensvollen Feierlichkeiten, mit welchen man dieſelben und vorzüglich die Sperrungen der öffentlichen Gottesdienſte kund machte, bei dem gemeinen Volke dennoch nicht ohne alle Wirkung, und mancher Biſchof und Kloſtervorſteher ließ ſich in der Entfernung des Kaiſers verleiten, auf dem Vollzuge der päbſtlichen Urtheile zu beſtehen, und was die unmittelbare Folge war, gefährliche Beunruhigungen des Volkes zu veranlaſſen. Auch blieb immer die Gefahr, daß in den Fällen, wo der Kaiſer einem mächtigen Reichsfürſten ſeine Erwartungen nicht erfüllen wollte, dieſer den Beiſpielen ſo vieler Fürſten in den vorigen Zeiten folgen, und gänzlich für die päbſtliche Parthei ſich erklären würde. So ſehr ſich alſo Ludwig überzeugt halten mochte, daß der päbſtliche Bannſtrahl ihn nicht verwundet habe: ſo ſehr lag gleichwohl dem ruhigen Fortſchritte ſeiner Regierung daran, ſich einmal die nöthige Ruhe vom päbſtlichen Hofe zu verſchaffen, und glücklicher Weiſe eröffneten ſich endlich dadurch die gerechteſten Hoffnungen. Pabſt Johann war im Jahre 1334 geſtorben, und ſein Nachfolger Benedikt XII. war zwar ebenfalls ein Franzoſe von Geburt, aber ein Herr von einer ſehr ſanften und nach Friede und Gerechtigkeit ſtrebenden Gemüthsart, und hatte nebſt dieſen Eigenſchaften ſogar in ſich ſelbſt und ſeiner Perſon die dringendſte Veranlaſſung erhalten, eine baldige und vollkommene Verſöhnung mit dem Kaiſer als ein nothwendiges Rettungsmittel ſeiner eigenen Freiheit zu bewirken. König Philipp von Frankreich ließ dem neuen Pabſt die Folgen, welche die Anweſenheit des päbſtlichen Hofes in Frankreich nach ſich zog, in ihrer ganzen Schwere empfinden, und nach dem Zeugniſſe des Albert von Straßburg machte er an ihn, unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung, unerhörte Forderungen; er forderte nämlich, unter andern Dingen, das Königreich Vienne für ſeinen Sohn, für ſich die Statthalterſchaft über Italien, und unter dem Vorwande, daß er einen Kreuzzug unternehmen wollte, den von Pabſt Johann hinterlaſſenen Schatz, der aus achtzehn Millionen Goldgulden, und ſieben Millionen an Geräthſchaften beſtanden ſeyn ſoll. So ungeheuere Zumuthungen würden ſchon mehr als hinlänglich geweſen ſeyn, den Pabſt Benedikt, wenn er auch minder menſchenfreundlich geweſen wäre, zu vermögen, um einen Beſchützer, welchen er am beſten in der Perſon des K. Ludwig erwarten konnte, ſich umzuſehen. Ludwig ſchickte auch ſogleich auf den erſten Wink, den er vom päbſtlichen Hofe erhielt, im Monate April 1335 eine feierliche Geſandtſchaft, welche in zwei Grafen Ludwigen von Oettingen, drei Geiſtlichen und eben ſo vielen Rittern beſtand, nach Avignon, um die Bedingniſſe zu vernehmen, unter welchen Pabſt Benedikt geneigt ſeyn würde, die Verſöhnung zu bewilligen. Ein Theil dieſer Geſandtſchaft, welcher mit den Artikeln nach Bayern abgereiſt war, kam noch im nämlichen Jahre 1335 nach Avignon mit der Nachricht an den Pabſt zurück: daß der Aufſatz, in welchem die geforderten Bedingniſſe enthalten wären, nachfolgen würde. Die vornehmſten dieſer Bedingniſſe, welche in der bei Herwart *) gedruckten Urkunde zu leſen ſind, waren: „Ludwig ſollte alle jene Eide dem Pabſte leiſten, welche demſelben jemals von einem ſeiner Vorfahrer geleiſtet worden; er ſollte alles vernichten und widerrufen, was von ihm wider den Pabſt Johann XXII. geredet oder gethan, und was immer unter des Reichs Titel von ihm unternommen worden wäre; alle Proceſſe und Achtserklärungen, welche K. Heinrich VII. wider den König Robert von Sicilien und deſſen Freunde oder Anhänger hätte ergehen laſſen, aufheben, und alle Verurtheilungen, wegen was immer für Verbrechen, Ungehorſam, Meutereien und Unbilden ſolche veranlaßt worden wären, widerrufen, und für gänzlich nichtig erklären; ferner alles, was er ſelbſt oder andere zu Rom gethan, zumal, wenn er etwas von den Gütern der Kirche ſollte weggeſchenkt haben, vernichten, auch über oder in derſelben Stadt ſich keiner Gewalt, noch einiger Würde ſich anmaßen; alle Privilegien und Freiheiten mit aller Kraft und Wirkung wiederholen, erneuern und bekräftigen, welche Konſtantin, Karl, Heinrich, Otto IV., Friedrich II., und

---

*) P. 637. etc.

Rudolph, Könige, Fürſten und römiſche Kaiſer, zu was immer für einer Zeit, unter was immer für Ausdrücken der römiſchen Kirche und den Päbſten verliehen haben; er ſollte weiter vor dem ſeiner künftigen Krönung anzuraumenden Tage nicht in die Stadt Rom kommen; ſollte ſich, wenn anders kein rechtmäßiges Hinderniß in den Weg käme, denſelben Tag noch entfernen, und nach ſeinem Lande ziehen. Würde er einigen Punkten dieſes Vertrages nicht nachkommen, oder ſolche vollends übertreten, ſo ſollte der Pabſt nach Verlauf gewiſſer Termine über ihn und ſeine Helfer den Bann verhängen, ja, wenn dieß nichts fruchten würde, ſollte demſelben frei ſtehen, nach ſeinem Gutdünken zu andern Strafen zu ſchreiten, und ihn der kaiſerlichen, königlichen und jeder andern Würde ungerufen, und ohne fernerem Rechtsgepränge entſetzen können.“ Daß übrigens dieſe Schrift dem Pabſt mit der Bedingniß, daß die Ausſöhnung ſogleich geſchehen ſollte, überreicht wurde, verſteht ſich ohnehin, und Pabſt Benedikt konnte darüber, daß, wie er ſich ausdrückte, ein edler Zweig der deutſchen Kirche, welcher ſich in der Perſon des Ludwig von der Kirche für beleidigt gehalten, und ſich von derſelben bereits zu trennen angefangen hatte, ſich an denſelben Baum ſo gar rühmlich wieder anſchließe, ſeine Freude ſo wenig bergen, daß er vieles zu Gunſten des Ludwig vorbrachte, und daß er ſich äußerte, wie es nicht mehr denn billig ſey, daß er ſich mit demſelben verſöhne [*]. Schon war der Tag, an welchem die feierliche Eröffnung geſchehen ſollte, feſtgeſetzt, als von Seiten des Königs von Frankreich zwei Erzbiſchöfe, zwei Biſchöfe und zwei Grafen, und eben ſo viele von Seite des Königs Robert erſchienen, und im Namen ihrer Herren wider jede Verſöhnung mit dem Kaiſer Ludwig proteſtirten, und auf den Fall, daß der Pabſt auf ſeinem Vorſatze verharren ſollte, unbeſtimmte Drohungen hinzufügten. Als der Pabſt hierauf dem Kaiſer das Wort redete, verhängte der König von Frankreich über die Güter und Einkünfte der Kardinäle eine allgemeine Sperre. Da nun auch der König von Böhmen, an welchen ſich ſogar Herzog Heinrich, der ältere, von Niederbayern angeſchloſſen haben ſoll, eine gleiche Proteſtation einlegte, ſo ſtellten ſelbſt die Kardinäle dem Pabſt vor, wie es ſehr unklug ſeyn würde, einem Fürſten zu Liebe, deſſen Macht und Reichthum ſehr gering wäre, mit vielen reichen und mächtigen Herren ſich abzuwerfen [**].

---

[*] Albert. Argent. p. 126.

[**] Ib.

Mit dem Könige Johann von Böhmen war K. Ludwig auf den Punkt gekommen, bei dem ihm keine andere Wahl übrig blieb, als demſelben alles, was er wünſchte, zu gewähren, oder mit ihm auf immer zu brechen. Der Herzog von Kärnthen und Graf von Tyrol, Heinrich, eben derjenige, welcher dem Könige Johann im Jahre 1309 die königliche Würde von Böhmen abtreten mußte, hatte nur eine Tochter, Margaretha, genannt die Maultaſche; da dieſe Prinzeſſinn die vermuthliche Erbinn von den Ländern ihres Vaters, des Herzogs war; ſo bewarb ſich König Johann von Böhmen um ſeine Gunſt, und brachte es durch die Auszahlung einer großen Summe Geldes, welche er dem Herzog zur Schadloshaltung für das Königreich Böhmen zu entrichten verſprach, dahin, daß derſelbe ſeine Tochter Margaretha an den zweiten erſt achtjährigen böhmiſchen Prinzen Johann Heinrich verloben ließ, und K. Johann von Böhmen zweifelte nun gar nicht, daß nach dem Hintritte des Herzogs von Kärnthen deſſen Länder ſeiner Familie zufallen würden. Allein dieſer Hintritt hatte ſich kaum ereignet, als die öſterreichiſchen Prinzen mit ältern Anſprüchen, welche ſie auf eine bereits von Kaiſer Rudolph erhaltene Belehnung, auf deren Beſitznehmung ſie damals freiwillig Verzicht gethan, und den Rückfall ſich bedungen haben wollten, dann mit der Beſtätigung ihrer Privilegien, welche ihnen ſelbſt Kaiſer Ludwig unlängſt ertheilt hatte, hervorrückten, wozu noch die politiſchen Betrachtungen kamen, daß, wenn Kärnthen und Tyrol an das Haus Böhmen fiel, dieſem der Weg nach Italien, zur Beförderung der ſo offenbar geäußerten Eroberungsplane, vollends eröffnet würde. K. Ludwig hatte dieſe Anſprüche bereits vor einiger Zeit verſtändigen Schiedsrichtern, dem Rudolph Hochenberger, Berchthold Graisbacher, Ulrich Pfannenberger, Johann Dieſſenhofer, Heinrich Gumpenberger, Johann Waldburger und Heinrich Preiſinger zur Unterſuchung übergeben, deren Urtheil dahin ausgefallen war, daß die Herzoge von Oeſterreich auf den Erledigungsfall mit Kärnthen belehnt werden, aber für den Kaiſer gemeinſchaftliche Sache wider deſſen Feinde zu machen, verbunden ſeyn ſollten. Da indeſſen die Gefahr wegen Italien noch dringender geworden war, ſo ſprach jetzt der Kaiſer den öſterreichiſchen Prinzen nicht nur Kärnthen, ſondern auch Tyrol, beide als ihm eröffnete Reichslehen zu, und ertheilte den Herzogen von Oeſterreich den 2. Mai 1335 eine feierliche Belehnung, mit welcher zugleich am nämlichen Tage ein feierliches Bündniß zwiſchen dem Kaiſer und deſſen Söhnen, dann den öſterreichiſchen Prinzen errichtet und beſtätiget wurde *). Die Nachricht von dieſer Belehnung und Verbindung ſetzte den K. Johann von Böhmen, der ſich damals eben in Paris befand, in Wuth. Er legte unverzüglich eine Proteſtation bei dem Pabſte Benedikt XII. wider alle Verſöhnung mit dem Kaiſer Ludwig ein, und verſprach, die Perſon des Kaiſers dem Pabſt binnen einem Jahre todt oder lebendig liefern zu wollen.

Die Anſtalten und Rüſtungen, welche K. Johann wider Kaiſer Ludwig geſammelt, und ſogleich in Bewegung geſetzt hatte, waren fürchterlich genug; er hatte die Ungarn und Polen, den Kurfürſten von Sachſen, den Erzbiſchof Otto von Magdeburg, den Herzog Heinrich von Niederbayern, ſeinen Tochtermann, und andere in ſeine Parthei gezogen; und da entgegen faſt das ganze übrige Deutſchland die Parthei des Kaiſers nahm, ſo ſchien ein blutiger und langwieriger Krieg zu gleicher Zeit in ganz Deutſchland ausbrechen zu wollen. Die Böhmen und Ungarn machten im Frühjahr 1336 den Anfang, und fielen in Oeſterreich ein, und in Tyrol erſchienen drei feindliche Armeen zugleich; doch dieſe ſämmtlichen

---

*) Steyerer p. 3. seq.

Feindſeligkeiten nahmen eher, als man es ſich anfangs verſprechen konnte, ein Ende. Kaiſer Ludwig eilte in Perſon nach Wien, wo er die Herzoge mit neuen Gefälligkeiten überhäufte, und ihnen Truppen zuführte, bei deren Erſcheinung die Feinde ſogleich einen ſchleunigen Rückzug nahmen. Der Krieg zog ſich nach Bayern, und bei der Stadt Landau kamen der Kaiſer und der König Johann mit ihren Heeren ſo nahe zuſammen, daß dieſe nur noch durch den Fluß Iſar getrennt wurden. Als ſich hierauf K. Johann, ſtatt auf eine Schlacht zu denken, verſchanzte, zog ſich der Krieg in die Länge, bei welchem überhaupt außer einigen Streifereien, welche das kaiſerliche Heer in das Gebiet des Herzogs Heinrich von Niederbayern vornahm, nichts weiter vorfiel. Einige Schriftſteller erzählen, Kaiſer Ludwig, der immer auf Hilfsmittel, wie er ſeine Truppen und Freunde bezahlen könnte, denken mußte, hätte davon den öſterreichiſchen Prinzen zur Unzeit eine Eröffnung gethan, und in der Rückſicht, daß dieſer Krieg für ſie geführt würde, einige Ortſchaften zur Entſchädigung begehrt; die öſterreichiſchen Herzoge hätten darüber einigen Verdruß, eine gänzliche Abneigung zum ferneren Krieg gezeigt, und K. Johann hätte dieſe Gelegenheit auf der Stelle benutzt, ſich mit den Oeſterreichern auszugleichen. Es kam zu einigen Unterredungen, gemäß welchen zu Lorch der Friede dahin geſchloſſen wurde, daß dem König Johann die Stadt Znoyen in Mähren, welche derſelbe ſeiner an Herzog Otto von Oeſterreich verheiratheten Tochter zum Brautſchatze mitgegeben hatte, wieder abgetreten, daß Tyrol nebſt einigen kärnthiſchen Ortſchaften an der Drau ſeinem Sohne, dem Johann Heinrich, Gemahl der Margaretha Maultaſch, überlaſſen, Kärnthen aber dem Hauſe Oeſterreich verbleiben*), und das Einverſtändniß und das freundſchaftliche Benehmen des Königs Johann mit dem Kaiſer wieder hergeſtellt ſeyn ſoll**). So endigte ſich dieſer Krieg, welchen K. Johann mit vielem Geräuſch und mit ſo vielen Drohungen wider den Kaiſer Ludwig angekündiget, daß ſelbſt der Pabſt Benedikt XII. bei den Nachrichten, welche Johann im Anfange deſſelben nach einigen für ihn glücklich ausgefallenen Ereigniſſen den Kardinälen nach Avignon ſchrieb, und worin er ſolche verſicherte, daß er den Ludwig bald ſo viel als gänzlich unterdrückt haben, und daß bald ein neuer Kaiſer folgen würde, nicht umhin konnte, mit Lachen zu antworten: „Wie, wie, wir haben alſo noch zur Zeit noch keinen neuen Kaiſer? Ich denke, man könne die Sonne von Deutſchland wohl anbellen, aber nicht von ihren Höhen herabziehen.“ *)

---

*) Steyerer p. 4.

**) Albert argent.

Während dem ereignete ſich ein Vorfall, der, ſo unbedeutet er an ſich war, in ſeinem Fortſchritte zur Veranlaſſung einer der wichtigſten Begebenheiten in der deutſchen Reichsgeſchichte, und zu einer der glänzendſten Thatſachen in Ludwigs Leben geworden iſt. Der Biſchof Berthold von Straßburg war einer derjenigen, die ſich pünktlich an die päbſtlichen Edikte hielten, und das gemeine Volk durch die Einſtellung des Gottesdienſtes und aller kirchlichen Ceremonien immerwährend beunruhigten. Da Kaiſer Ludwig gerade dergleichen Beängſtigungen des Volkes, bei welchen es endlich zum gänzlichen Abfalle von ihm hätte gereizt werden können, am meiſten fürchtete, ſo hielt er die Sache für wichtig genug, um ſich für ſolche mit einer außerordentlichen Sorgfalt zu verwenden. Statt dem Biſchofe eine nachdrückliche Ermahnung zuzuſenden, begab er ſich zu demſelben in Perſon nach Colmar, und da dieſer zu ſeiner Entſchuldigung vor-

---

*) Burgundus p. 116.

brachte, daß ſeine Geſinnung auch die Geſinnung anderer Biſchöfe wäre, wie er ſich davon am beſten ſelbſt überzeugen könnte, wenn es ihm gefallen wollte, mehrere Biſchöfe zu verſammeln und zu befragen, ſo ward eine ſolche Verſammlung mehrerer Biſchöfe von dem Erzbiſchofe von Mainz, Heinrich von Virneburg wirklich veranlaßt im Jahre 1337. Der Kaiſer erſchien ebenfalls, und erzählte den Anweſenden umſtändlich, welche Ergebenheit er dem päbſtlichen Stuhle bezeigt, wie viele Geſandtſchaften, deren eine erſt vor einigen Monaten der Pfalzgraf Rupert, und der Pfalzgraf Wilhelm von Gülich unternommen hatten, er vergeblich nach Avignon abgeſchickt, und wie er alles, was einem Kaiſer und guten Chriſten zu thun möglich iſt, erſchöpft habe. Da dieſe Nachrichten und Schilderungen ſo beſchaffen waren, daß ſie den Kaiſer als gerechtfertigt darſtellten, ſo hofften jetzt die anweſenden Biſchöfe, daß ſie entweder noch unbekannte Umſtände, welche der Verſöhnung deſſelben mit dem päbſtlichen Stuhle im Wege ſtänden, erfahren, oder die Losſprechung unbezweifelt bewirken würden, wenn ſie ihrer Seits eine Geſandtſchaft abſchickten. Der Biſchof Ulrich von Chur, und der Graf Gerlach von Naſſau erhielten demnach den Auftrag, dem Pabſt Benedikt XII. alles zu ſagen, was denſelben bewegen konnte, in eine vollkommene Ausſöhnung mit dem Kaiſer zu willigen, und die Reichsfürſten und ganz Deutſchland zu beruhigen. Als die Geſandtſchaft vor ihm erſchien, war er von franzöſiſchen Herren und franzöſiſch geſinnten Kardinälen dergeſtalt umgeben und beobachtet, daß es ihm ſogar an dem Muthe gebrach, den Abgeordneten eine Vertröſtung zu ertheilen. Er gab ihnen nur durch Geberden und Blicke ſeine äußerſte Verlegenheit zu verſtehen, und ſagte ihnen, indem ſie ſich mit größter Beſtürzung ihm näherten, mit leiſer Stimme, wie man ihm auf den Fall, daß er ſich ohne Einwilligung des franzöſiſchen Hofes mit dem Ludwig verſöhnen würde, mit ärgern Mißhandlungen, als welche der Pabſt Bonifacius von Philipp dem Schönen erdulden mußte, gedroht hätte *). Er wollte noch mehr reden, aber es kamen ihm Thränen in die Augen, und die Stimme gebrach ihm. Damit die Abgeordneten vollends überzeugt werden möchten, was der franzöſiſche Hof ſich herausnehme, und welche Abſichten er führe, ließ ſie Pabſt Benedikt ſogar durch heimliche Wege nach Deutſchland zurück begleiten, indem ſie, wie er ihnen durch dieſe Sorgfalt

---

*) Albert argent.

zu verſtehen gab, Gefahr liefen, von den Franzoſen aufgehoben und eingeſperrt zu werden. So wie ſich die Erzählungen von dem Ausgange dieſer Geſandtſchaft in Deutſchland auf verſchiedene Weiſe verbreiteten, wurde die Lage des K. Ludwig immer zweideutiger, und das gemeine Volk, welches nur unvollkommen von den wahren Umſtänden belehrt, und täglich mit neuen Beängſtigungen erfüllt wurde, immer verlegener. Man hatte von Seite der päbſtlichen Parthei, nach der damaligen Gewohnheit, lange voraus angekündigt, daß der Himmel durch ſichtbare Zeichen und Strafen ſein Mißfallen über den Ludwig zu erkennen geben würde, und nun ereigneten ſich zu eben dieſer Zeit mehrere Unglücksfälle, von welchen man ſogleich behaupten hörte, daß ſie die erfüllten Weiſſagungen ſeyen. In der Grafſchaft Spoleto wurde die ganze Stadt Nurſica zuſammengeſtürzt, und eine unzählige Menge Menſchen unter dem Schutte begraben. In ganz Apulien und Italien verbreitete ſich eine entſetzliche Hungersnoth, und eine nie geſehene Witterung, bei welcher noch im Monate Mai alles mit Eis und Schnee bedeckt war, und unaufhörlich ein neuer Schnee fiel, drohte den beſtürzten Menſchen den gänzlichen Untergang. Auch in Deutſchland trafen unerhörte Landplagen, Ueberſchwemmungen, und verheerende Feuersbrünſte ein. Man wollte vom Firmament herab ſchreckliche Stimmen, Donner und Geheul vernommen haben; und als nun vollends im Jahre 1337 ein Komet erſchien, den man, gemäß des damaligen Mangels an mathematiſchen Kenntniſſen nicht vorherſah, und grauenvoller ſah, als er war und ſeyn konnte; als in eben dieſem und dem folgenden Jahre eine erſchreckliche Menge nie geſehener und fürchterlich geſtalteter Heuſchrecken durch Bayern, und faſt das ganze ſüdliche Deutſchland zog, und alle Feldfrüchte verwüſtete *), glaubten Viele, einen ſündhaften Frevel zu begehen, wenn ſie nunmehr noch zweifelten, ob dieß die Wahrzeichen, deren Ankunft man dort und da angekündigt hätte, wären. Da man wußte, daß der Kaiſer ſehr fromm und in Religionsſachen eines ſehr zärtlichen Gewiſſens ſey, unterließ man nicht, ihm ſeine Gelehrten verdächtig zu machen, und ihn mit allem heuchleriſchen Schein von unpartheiiſchem Gutmeinen zu erinnern, daß, was die Minoriten, welche für ihn ſchrieben, beträfe, dieſe ſelbſt in einer ſchlimmen Sache befangen, und in den Kirchenbann verfallen wären, daß ſie ſelbſt in ihrem Dienſteifer nicht ſelten

---

*) Anonym. leob. 952.

offenbar übertrieben, hitzig und ungeſtüm handelten, und ſich ſelten die Mühe nähmen, die Knoten der gegentheiligen Behauptungen aufzulöſen, ſondern mit Bitterkeit über ſolche herfielen, und ſie zerriſſen, und daß ſie mit allen ihren Vertheidigungen die Lage der Sachen vielmehr unheilbarer gemacht, als ſolche verbeſſert hätten. Ludwig aber blieb, gemäß der Natur großer Männer, über die der gemeine Wahn nichts vermag, ſich ſelbſt ſein Rathgeber, blieb aufrecht und ſtandhaft, und indem er die menſchlichen Gebrechen der Gelehrten, die für ſeine Sache ſprachen, wohl von der Sache ſchied, ſchritt er beherzt ihre Schatten durch, und griff (mit kühner Ahnung des Beifalls künftiger Menſchenalter) nach dem einſamen, aber unverwelklichen Lorbeer großer Verdienſte. Die letzten Erfahrungen zu Avignon waren den deutſchen Fürſten zu unerwartet, und die Folgen davon waren zu hart und zu deutlich, als daß ſie auf den größten Theil derſelben nicht einen Eindruck hätten machen ſollen, wobei ſie die Schickſale des Kaiſers an dem päbſtlichen Hofe in einer ganz andern Geſtalt erblickten, als ſie bisher dieſelbe zu ſehen gewohnt waren. Sie ſahen mit Unwillen, Scham und Kummer, daß ihre Freiheit und Verfaſſung auf dem Punkte ſtehe, von dem franzöſiſchen Hofe vernichtet zu werden, und äußerten jene Gemüthsſtimmung, welche verſprechen ließ, daß ſie mit Entſchloſſenheit handeln würden. Der Kaiſer bemerkte ſie nicht ſo bald, als er nicht nur alle Kurfürſten, ſondern alle Fürſten, Freien und Edle, alle Domkapitel, Städte und Herren des Reiches zu einer allgemeinen Verſammlung nach Frankfurt berief. In ihrer feierlichen Gegenwart beſtieg er mit Kron und Scepter, und allen Zierden der kaiſerlichen Würde geſchmückt, den Thron. Hier erzählte er ihnen die Geſchichte ſeiner bisherigen Schickſale, ſeiner vielfältigen Drangſale und erlittenen Demüthigungen von ſeiner Erwählung bis denſelben Tag; er überzeugte ſie, daß er in Rückſicht auf den päbſtlichen Hof nichts, als was ſeine Pflicht und das Reichsanſehen mit ſich brachte, gethan, daß er alles erſchöpft habe, und ſtellte es ihnen heim, was er ferner thun ſollte, den päbſtlichen Hof zu befriedigen. Er bedauerte und beweinte, daß man ihn, deſſen Geſinnungen für den Glauben und die Kirche Niemand unbekannt ſeyn könnten, wie einen Abtrünnigen und Verfolger der Kirche behandelte; und zugleich ſtieg er vom Throne, und betete vor allem Volke, und mit lauter Stimme das Vater unſer, den engliſchen Gruß, und das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß. Niemand ſah und hörte ihn, ohne innigſt gerührt zu werden. Die Fürſten des Reichs erklärten auf der Stelle, und zwar mit einem Eid, daß Kaiſer Ludwig in allen Stücken nach ſeiner Pflicht gehandelt, und die Bannflüche des Pabſtes Johann XXII. nichts weniger als verwirkt habe. Da ihnen Kaiſer Ludwig nachdrücklichſt eingeprägt hatte, daß die Grundſätze, welche von dem franzöſiſchen und dem päbſtlichen Hofe aufgeſtellt würden, nicht allein die Hoheit eines deutſchen Königs, ſondern auch weſentlich die Ehre, Freiheit und Fortdauer der Kurfürſten betreffe, und da er ihnen zu verſtehen gab, wie er allerdings erwarte, daß ſie ihrer Seits zu ihrer eigenen künftigen Verwahrung einen Schluß faſſen würden, ſo begaben ſich ſämmtliche Kurfürſten, Heinrich von Mainz, Wallram von Köln, Balduin von Trier, Stephan von Bayern (der ſogar eine beſondere Urkunde ausſtellte), Rudolph und Rupert der ältere, dann Rupert der jüngere von der Pfalz, Ludwig von Brandenburg, Rudolph von Sachſen (den Johann von Böhmen ausgenommen) nach Renſe, und errichteten daſelbſt den 15. Juli 1338 den berühmten erſten Kurfürſtenverein, vermöge welchem ſich ſämmtliche Kurfürſten für ſich und ihre Nachkommen erklärten, und mit einem Eide, darauf ewig zu beſtehen, gelobten: „Daß ſie das römiſche Reich, auf welchem die Regierung und der Schutz der ganzen Chriſtenheit beruhe, bei ſeinen Rechten, Ehren, Gütern, Freiheiten und Herkommen; vorzüglich aber die ihnen bei der Wahl eines römiſchen Königs oder Kaiſers zuſtehenden Vorzüge mit allem Vermögen und Kräften wider Jedermann, von was Stand oder Würden er ſeyn möchte, Niemand ausgenommen, handhaben, beſchützen und erhalten, auch ſich hiervon durch keine Gefahr ihrer Perſonen oder Güter, Befehle, Proceſſe oder ſonſt auf eine Weiſe irren laſſen wollten. Vielmehr ſollte hierzu einer dem andern auf den Nothfall mit aller ſeiner Macht beizuſpringen, und auch ſeine Leute dahin anzuhalten verbunden ſeyn. Sollte aber künftig wegen ſolchen Sachen einige Irrung oder Zweifel unter ihnen entſtehen: ſo müßte dasjenige von jeglichen beobachtet werden, was die ſämmtlichen Kurfürſten, oder der größere Theil derſelben darüber entſcheiden würde. Damit dieſe Schlüſſe deſto unverbrüchlicher verbleiben möchten, ſo wollten ſie ſich aller Befreiungen und Losſprechungen von dem Eide, den ſie geſchworen hätten, und ſchon überhaupt aller rechtlichen Ausflüchte, wie ſolche hernach immer genannt oder erdacht werden möchten, feierlichſt begeben, und im Voraus erklärt haben, daß diejenigen, welche dieſen Kurverein auf einige Weiſe, oder durch einen Bund verletzen würden, bei Gott und den Menſchen, für Ehrloſe, Ungetreue und Meineidige aller Orten ſollen gehalten werden." *) Dieſen Schluß berichteten ſie ſogleich dem Pabſte Benedikt XII. in einem Schreiben **), worin ſie demſelben nicht unverhalten ließen: „Daß es ſie innigſt kränke und beunruhige, indem ſie Zeugen ſeyn müßten, daß die hochehrwürdige, geheiligte römiſche Kirche, ihre Mutter und deren höchſte Oberprieſter, denen ſie zu allen Zeiten, mit willigem und ergebenem Herzen, Ehrerbietung und Ehrfurcht zu erzeigen bereit ſeyen, mit dem heiligen Reiche und deſſen Kaiſern oder Königen, als deren Beſchützung ihnen, und allen andern Kurfürſten vor allen Fürſten der Welt beſonders zuſtehe, gegenwärtig in Uneinigkeit lebten." — Sie benachrichteten hierauf, was ſie zur Herſtellung und Aufrechthaltung ihrer Freiheiten und Gerechtſamen zu Renſe unter ſich beſchloſſen, und unabänderlich feſtgeſetzt hätten; und wie ſie ſich nach reifer Durchſuchung und Ueberlegung überzeugt hätten: „daß Pabſt Johann XXII. ſeine Bannbullen und Interdikte (wenn ſie anders dieſen Namen verdienten) und verſchiedene andere Urtheilsſprüche und Proceſſe, Gott und der Gerechtigkeit und aller Rechtsordnung zuwider, gegen ihren Herrn, den Herrn Ludwig römiſchen Kaiſer, und deſſen Freunde und Anhänger habe ergehen laſſen.“ Und erinnerten ihn am Ende: „Wie ſeine Heiligkeit das römiſche Kaiſerthum vor allen andern Reichen der Welt aufrecht zu halten ſchuldig wären, weil ſolches zum Schirm des apoſtoliſchen Stuhles, und zur Beſchützung des chriſtlichen Glaubens vom Himmel geordnet worden.“ Sie erſuchten ihn demnach aufs demüthigſte, daß er alle Proceſſe und Urtheile, welche wider den Kaiſer ſeit vielen Jahren von Avignon aus zum Schaden und Verderben des Kaiſerthums und deſſen Rechte ergangen, gänzlich aufheben und widerrufen möchte. Außerdem würde es ihnen und allen geiſtlichen und weltlichen Fürſten des Reichs obliegen, ſich, gemäß ihrer Pflichten, des Reichs anzunehmen, und deshalb auch gegen ihren Willen ſolche ſchickliche Mittel und Wege vorzukehren, wodurch ſie ſich in den Stand ſetzen würden, deſſen gänzlichem Verfalle vorzubeugen.“ Nach dieſen Verhandlungen begaben ſich die Kurfürſten nach Frankfurt zurück, um den Reichsſchlüſſen, welche Kaiſer Ludwig den verſammelten deutſchen Ständen daſelbſt eröffnen würde, beizutreten. Hier beſtieg Ludwig den 8. Auguſt 1338 in aller Pracht der einen deutſchen Kaiſer umgebenden Majeſtät neuerdings feierlich den Thron, und, nachdem er erſt in einer weitläufigen Vertheidigung (welche mit den Worten „Fidem Catholicam“ anfängt) ſeine aufrichtigen Geſinnungen gegen die Kirche bezeugt, und die Beſchuldigungen, vermöge welchem er ſich die päbſtlichen Bannbullen zugezogen hatte, widerlegte, erklärte er in ſeinem und des Reichs Namen die Wahl des deutſchen Monarchen auf ewige Zeiten für unabhängig und frei. Und ließ an eben demſelben Tage die Charta magna, welche allein das Andenken dieſes Kaiſers jedem Deutſchen höchſt ehrwürdig und unvergeßlich macht, worin er mit einem Nachdrucke und einer Kürze, womit man ſich auszudrücken pflegt, wenn man ſich über etwas mit völliger Ueberzeugung und Zuverſicht ausdrückt, ſagt: „daß, wiewohl die Säze beider Teſtamente offenbar ſich erklärten, daß die kaiſerliche Würde und Macht unmittelbar von Gottes Sohn von Alters her ausgehe, und Gott unſtreitig allein durch den Kaiſer und König dem menſchlichen Geſchlechte ſeine Rechte ſprechen laſſe, und ein Kaiſer allein, vermöge der Wahl derjenigen, die ihn zu wählen hätten, ein wahrhafter Kaiſer würde, und keines andern Beſtätigung oder Gutheißung nöthig hätte, indem er als zeitlicher Regent keinen andern über ſich hätte, ſondern die Nationen und Völker ihm untergeben wären, und ſelbſt unſer Herr Jeſus Chriſtus befohlen habe, daß man Gott, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, geben ſoll, ſo hätten doch die Habſucht und Eitelkeit einige bethört, daß ſie, als die von der Schrift keinen wahren Begriff hatten, ſtatt bei dem Verſtande der Wahrheit zu bleiben, verderbliche und boshafte Behauptungen erfinden, und verabſcheuungswürdige Sätze aufſtellen, welche die Macht, das Anſehen und die Rechte des Kaiſers, der Kurfürſten, Fürſten und Getreuen des Reichs mit ihren falſchen Einſtreuungen, (als wenn die Würde und Macht des Kaiſers vom Pabſt herrühre, und als wenn ein zum Kaiſer gewählter Fürſt kein wahrer Kaiſer noch König wäre, es habe ihn denn zuvor der Pabſt, oder der päbſtliche Stuhl beſtätiget, gutgeheißen und gekrönt) untergraben, durch welche verkehrte Grundſätze und heilloſe Lehren der alte Feind Zänke erreget, Zwiſtigkeiten verbreitet, Uneinigkeiten ſtiftet, und Aufruhren veranlaßt. Dieſem Uebel abzuhelfen, erkläre er hiermit nach dem Rathe und dem Beitritte der Kurfürſten und anderer Fürſten des Reichs, daß die kaiſerliche Würde und Gewalt allein von Gott herrühre, und daß derjenige, welcher von den Kurfürſten, oder dem größern Theile derſelben zum Kaiſer oder König erwählt worden ſeyn wird (gemäß dem von Alters her gutgeheiſſenen Recht und Herkommen) allein wegen ſeiner Wahl für einen wahrhaften König und römiſchen Kaiſer zu halten, ein ſolcher zu nennen, und ihm von allen Reichsunterthanen der Gehorſam zu leiſten ſey. Daß ihm die vollkommene Gewalt über die Verwaltung der Reichs- und Kaiſerrechte zuſtändig, und daß er der Gutheißung, Beſtätigung und Einwilligung des Pabſtes und päbſtlichen Stuhles durchaus nicht benöthiget ſey; ſondern er ſetze hiermit wiederholt für ewige Zeiten das Geſetz feſt, daß ein von allen, oder dem größern Theile der Kurfürſten erwählter Kaiſer allein wegen dieſer Wahl für einen wahrhaften und geſetzmäßigen Kaiſer zu achten und zu halten, und ihm von allen Reichsunterthanen der Gehorſam zu leiſten, daß ihm die Regierung und Verwaltung eines Kaiſers, und die Völle der kaiſerlichen Gewalt zuſtändig, und daß dieß von Jedermann zu behaupten und darüber zu halten ſey. Dem zu Folge erkläre er diejenigen, welche wider dieſe ſeine Erklärungen, Geſetze und Beſtimmungen oder einen Theil derſelben etwas einwenden oder vorbringen, oder denen, welche es thun ſollten, Beifall geben, oder fremden Aufträgen, Briefen und Verordnungen nachkommen würden, aller

---

*) Herwart. ad a. 1338. N. 31 p. 751.

**) Ib. p. 715.

Reichslehen, Gnaden, Gerichtsbarkeiten, Privilegien und Freiheiten, welche ſie von ihm oder ſeinen Vorfahrern erhalten haben mögen, in dem Augenblicke, wo ſie ſich es zu Schulden kommen laſſen, ohne weiters für verluſtig; er erkläre ſie überdieß des Verbrechens der beleidigten Majeſtät und aller der Strafen, welche auf jenes Verbrechen geſetzt ſind, ſchuldig.“

Zugleich hob er durch eine Verordnung das päbſtliche Interdikt auf, verbot, dergleichen päbſtliche Bullen ohne Erlaubniß der Erzbiſchöfe anzunehmen oder zu befolgen, erklärte den Eid, den der Kaiſer dem Pabſte leiſtete, für einen bloßen Schutzeid, und erklärte das päbſtliche Reichsvikariat für gänzlich ungegründet und nichtig. So endete ſich, was unter Kaiſer Heinrich II. bildlich, unter Kaiſer Lothar aber wirklich ſeinen bedeutenden Anfang nahm.

Wenn der Eifer der ſämmtlichen Kurfürſten und vieler anderer Fürſten des Reichs in der Folge eben ſo ſtandhaft geblieben wäre, als er bei den Verhandlungen am letzten Reichstage groß und in voller Thätigkeit war, ſo würde die Ruhe des Kaiſers vollkommen gerettet, und wider alle fernere Anfechtungen geſichert geblieben ſeyn. Allein dieſer machte nur zu bald die Erfahrung, daß er die Früchte des

Baumes, den er gepflanzt hatte, nicht ſelbſt genießen, ſondern daß ihm bloß die mühevolle Ehre zu Theil werden ſollte, für den Wachsthum und die Erhaltung deſſelben zu ſorgen, um den Genuß der geſicherten Ruhe ſeinen Nachfolgern zu hinterlaſſen. Die Grundſätze, nach welchen nunmehr, in Hinſicht auf die Unabhängigkeit des Reiches von jedem ehemaligen Einfluſſe gehandelt werden ſollte, ſo oft ſie auch ſeit einigen Jahren aufgeſtellt, und ſo ernſthaft ſie zu Frankfurt behauptet worden waren, kamen noch für unzählige Mengen um viele Menſchenalter zu früh, und waren überhaupt mehr in den noch unreifen Vorgefühlen der Wahrheit, und in ſtillen Wünſchen, als in einem zuverſichtlichen Muth, wobei man nie wieder zurücktritt, befeſtiget. Viele geiſtliche Vorſteher, und zumal Mönche, mögen auch wohl in der aufrichtigen Meinung, daß ſie nichts anders, als ihre Pflichten erfüllten, den päbſtlichen Bannbullen und Interdikten nachgelebt haben, wie ſich denn einige derſelben eher aus ihren Klöſtern verjagen, als zur Abhaltung des öffentlichen Gottesdienſtes zwingen ließen, und die päbſtlichen Sachwalter, welche ſich zu Frankfurt während dem Reichstage aufhielten, kannten die Geſinnungen der Menſchen nur zu gut, indem ſie an eben dem Tage, an welchem die Manifeſte des

Kaiſers an die Domkirche St. Bartholomäus angeheftet wurden, auch ihre Proteſtationen, welche mit Drohungen und Bannflüchen angefüllt waren, nebenher anhefteten. Mit einem Worte, wenn der Kaiſer ſich auch nur auf der Stufe des Anſehens, auf welcher er ſich bisher erhielt, noch ferner retten wollte, mußte er noch ungleich mehr, als er bisher that, verſuchen. Er ſchloß um dieſe Zeit ein Bündniß mit England, das ihm aber außer vielen nützlichen Erfahrungen, die ihm bei ſeinem künftigen Verhalten zu Maßregeln dienen konnten, keinen Nutzen verſchaffte. Der König von England, Eduard III., hatte, wegen ſeiner Mutter nach dem Tode König Karls des Schönen von Frankreich, einen Anſpruch auf den franzöſiſchen Thron gemacht, welchen ihm aber K. Philipp nicht zugeſtand, ſondern auch einige Schlöſſer in Guienne, welche er an England abzugeben verſprochen hatte, noch immer zurückbehielt. Gleichwie nun K. Philipp anſehnliche Bundesgenoſſen ſich geſammelt hatte, ſo ſuchte auch K. Eduard den Beiſtand mächtiger Fürſten zu gewinnen, und nachdem er die niederländiſchen Grafen und Herren auf ſeine Seite gebracht hatte, wendete er ſich an Kaiſer Ludwig, deſſen Beitritt er ſich um ſo zuverſichtlicher verſprach, als K. Philipp über die Ländereien, welche reichslehenbar waren, noch niemals beim Kaiſer Lehen genommen, und vielmehr ſeit Kurzem die Stadt Chambray nebſt andern Schlöſſern in dieſen Gegenden mit Gewalt an ſich gezogen hatte. Kaiſer Ludwig, der ſich wohl gar die Hoffnung gemacht haben mochte, in dieſem Kriege bis nach Avignon vordringen zu können, ließ ſich den Antrag gefallen, und verſprach den K. Eduard mit zweitauſend Helmen zu unterſtützen, wozu ihm dieſer eine beträchtliche Summe Geldes überſenden ſollte. Damit dieß Bündniß deſto gewiſſer ſeinen Zweck erreichen, und deſto mehr befeſtiget werden möchte, ſo kam König Eduard in Perſon nach Deutſchland, und zu Koblenz, wohin ſich der Kaiſer nach dem letzten frankfurtiſchen Reichstage begab, wurde daſſelbe öffentlich und mit ausgeſuchten Feierlichkeiten geſchloſſen. Kaiſer Ludwig erklärte die Forderungen des Königs Eduard nicht nur für gerecht, ſondern ernannte ihn auch zum Reichsverweſer in allen jenſeits Köln auf der linken Rheinſeite reichslehenbaren Ländern, und wies bis zum Ausgange des franzöſiſchen Krieges die niederländiſchen Stände an ihn an; allein dieſes Bündniß hatte keinen Beſtand. K. Philipp hatte kaum wahrgenommen, daß es Ernſt werden ſollte, als er ſich beſtrebte, den Kaiſer zu gewinnen; er verſprach, ſich für ihn am päbſtlichen Hofe zu verwenden, und eine vollkommene Ausſöhnung zu bewirken, ließ ihn auch ſogleich in den franzöſiſchen Ländern einen Kaiſer nennen, und erreichte ſeine Abſicht um ſo mehr, als ſich einige Umſtände ergaben, welche dem Kaiſer theils die Erfüllung des Bündniſſes mit England zur Zeit nicht möglich, theils ihn für ſolches vollends ſehr ſchüchtern machten. Die Biſchöfe von Lüttich und Chambray wollten nämlich von der Reichsverweſerſchaft des Königs von England nichts wiſſen, und viele Reichsfürſten wollten, wie Rehdorf bemerkt, bei Kaiſer Ludwig mit ihren Hilfstruppen ſich nicht einfinden, weil der K. Eduard mit der Verſendung der benöthigten Gelder eingehalten, und mithin den Kaiſer außer Stand geſetzt hat, die Hilfstruppen zu beſolden. Auch ſchloß K. Eduard mit dem K. Philipp einen Waffenſtillſtand, ohne dem Kaiſer vorher eine Nachricht zu ertheilen, was ſowohl denſelben, als die deutſchen Fürſten, welche bei der Errichtung des Bündniſſes mit Eduard beigezogen worden, und von der eigentlichen Beſchaffenheit jenes Waffenſtillſtandes nicht unterrichtet waren, in keine geringe Verlegenheit ſetzte, und ſie verleitete, dem Kaiſer einzurathen, ſich mit König Philipp von Frankreich zu verſöhnen, und ſich beiden Königen zum Vermittler anzubieten. Kaiſer Ludwig befolgte dieſen Rath, nahm die Reichsſtatthalterſchaft zurück, und meldete dieß dem K. Eduard in einem Schreiben*), worauf dieſer eine Antwort ertheilte**), bei welcher dem Kaiſer nur noch der Troſt blieb, ſich an den Verſprechungen des K. Philipp ſchadlos zu halten, und ſich der Verſöhnung mit dem päbſtlichen Hofe verſichern zu können. Er ſchickte ſogleich eine anſehnliche Geſandtſchaft nach Avignon ab, wohin auch, gemäß dem Vertrage, die Abgeordneten des Königs Philipp zwar gekommen, aber mit ganz unerwarteten Aufträgen verſehen waren. Sie entſchuldigten ihren König wegen dem freundſchaftlichen Benehmen, welches derſelbe ſeit einiger Zeit gegen den K. Ludwig geäußert hat, und erſuchten den Pabſt, ja nicht zu glauben, daß ſein getreuer Sohn ſich jemals in etwas, das gegen ihn oder die Kirche wäre, eingelaſſen habe; die Ausſöhnung mit dem Kaiſer Ludwig wolle ihr König ſich überhaupt nur in ſoweit, als ſolche unbeſchadet der Ehre der Kirche geſchehen könnte, gefallen laſſen, und nur in der Rückſicht, daß durch dieſelbe unzählige Seelen, welche in Gefahr ihres ewigen Heils ſtänden, wieder könnten gewonnen werden.

---

*) Herwart p. 275.

**) Ib. p. 277.

Nun wußte man am päbſtlichen Hofe hinlänglich, wie man ſich zu verhalten hätte. Man gab demnach erſt ein großes Erſtaunen zu erkennen, daß ſich der allerchriſtlichſte König mit einem Ketzer in eine freundſchaftliche Verhandlung habe einlaſſen können; und was die Verſöhnung mit dem Kaiſer betraf, ſo erfolgte die Antwort, daß man ſich darüber näher erklären wolle, wenn erſt derſelbe ſein Verlangen in der Form Rechtens werde vorgebracht haben.

Eine andere Unternehmung glückte dem Kaiſer deſto beſſer, machte aber zugleich deſto mehr Aufſehen, und ihm ſelbſt deſto mehr Verdruß. Wir haben gehört, daß K. Johann von Böhmen ſeinen zweiten Sohn Johann Heinrich mit der Margaretha Maultaſch von Tyrol vermählt, und dadurch dieſe Grafſchaft an ſein Haus gebracht habe. Dieſe Ehe war ſehr unglücklich ausgefallen. Die Prinzeſſinn liebte ihren Gemahl nicht, und wie er ihr mit der Zeit vollends unerträglich wurde, klagte ſie ihn der ehelichen Unfähigkeit an. Sie ſtellte ihre Klage im J. 1341 in rechtlicher Form bei dem Kaiſer, und machte ihm die Eröffnung, daß ſie, wenn er ihr beiſtehen, und die Trennung von ihrem Gemahl bewirken würde, bereit wäre, dem kaiſerlichen Prinzen und Kurfürſten von Brandenburg, Ludwig, deſſen erſte Gemahlinn Margaretha von Dänemark im Jahre 1341 geſtorben war, zugleich mit ihrer Hand ihr Land zu übergeben. Nie kam dem Kaiſer Ludwig ein Anbot erfreulicher und gelegener. Die Grafſchaft iſt der Schlüſſel von Italien, für deſſen Beherrſchung der Kaiſer bereits ſo Vieles unternommen, und eben damals ſo Vieles zu fürchten hatte. Um Tyrol zu bekommen, hatte K. Ludwig bereits im Jahre 1336 dem Könige von Böhmen einen ſehr vortheilhaften Vorſchlag gethan, und nun ereignete ſich die Gelegenheit, das ſo ſehnlich gewünſchte Land ohne einige Aufopferung zu bekommen. Weil hiebei im Voraus zwei Fragen zu entſcheiden waren, nämlich von wem die Eheſcheidung vorgenommen, und von wem, da die neue Braut mit dem Kurfürſten Ludwig verwandt war, die Erlaubniß der Ehe ertheilt werden ſollte, ſo legte K. Ludwig beide Fragen ſeinen Hoftheologen vor, welche mit weitläufigen Schriften demſelben die Befugniß ertheilten, in den vorliegenden Fällen aus eigener kaiſerlicher Machtvollkommenheit entſcheiden und handeln zu können*). Nachdem dieſe Schwierigkeit gehoben ſchien, wurde ein förmliches Gericht angeſetzt, bei welchem beide Partheien hätten erſcheinen ſollen, und als Johann Heinrich nicht erſchien, nahm Kaiſer Ludwig ſowohl die Eheſcheidung, als die Diſpenſation wegen der Anverwandtſchaft durch richterliche Machtſprüche, deren Gründe er umſtändlich angab *), vor, belehnte ſeinen Sohn Ludwig von Brandenburg, nicht nur mit Tyrol, ſondern auch mit dem Herzogthume Kärnthen, (denn die mit Kärnthen belehnten öſterreichiſchen Herzoge, Friedrich und Leopold, waren damals bereits geſtorben) und ließ im Monate Hornung 1342 auf dem Schloſſe Tyrol, in Beiſeyn dreier Biſchöfe, dann vieler Fürſten und Herren, mit ungemeiner Feierlichkeit die Trauung vollziehen. Dieß war der kühnſte Schritt, den jemals ein Kaiſer gethan, und womit Kaiſer Ludwig alles wider ſich gereizt, und ſeine Lage unbeſchreiblich erſchwert hat. Nicht nur forderte das luxemburgiſche Haus, welches ſich für äußerſt beſchimpft, und für äußerſt gekränkt durch den Verluſt von Tyrol hielt, alles zur Rache auf, ſondern auch das Haus Oeſterreich ward durch die Belehnung von Kärnthen, welche K. Ludwig, wie eben vorkam, ſeinem

---

*) Goldast Monarch. S. R. I. T. I. p. 1. und T. II. 9383.

---

*) Herwart. p. 859. 864.

Sohne ertheilt hatte, zum Zorn gereizt, ſo, daß der Herzog Albert, der Weiſe, von Oeſterreich, mit dem Könige von Böhmen ein Vertheidigungsbündniß, worin dieſer auf Kärnthen Verzicht that, ſchloß *). Der gemeine Mann wurde äußerſt beſtürzt, und ſah in dem Eifer, mit welchem K. Ludwig nach dem Beſitze von Tyrol trachtete, keine Staatskunſt, ſondern eine bloße Begierde nach neuen Ländern, und in den Gründen, mit welchen er ſeine letzte Handlung zu rechtfertigen ſuchte, kein Recht, ſondern vielmehr eine Verachtung der Rechte und der bisherigen Ordnung. Aber auch manche von der vornehmern und wichtigern Klaſſe zogen ſich damals ſchüchtern zurück, und viele hatten ſchon bei dem Vermählungsfeſte zu Tyrol den Muth nicht mehr, zu erſcheinen. Pabſt Benedikt ließ durch den Patriarchen von Aquileia alles, was in dieſer Heirathsſache geſchehen war, für nichtig erklären, und belegte dabei die ganze Grafſchaft Tyrol mit dem Interdikt; Benedikt ſtarb noch im J. 1342, und der neue Pabſt, Clemens VI., der (als ehemaliger Erzbiſchof von Rouen) geheimer Rath des Königs von Frankreich, der Aufſeher über die Erziehung des böhmiſchen

---

*) Raynald ad a. 1341. n. 11.

Prinzen Carl, und dem Kaiſer Ludwig ſchon als Kardinal im höchſten Grade abhold war, ſprach unverzüglich aus einem ganz andern Ton. Als Kaiſer Ludwig ihm zu ſeiner Erhöhung Glück wünſchte, und um ſeine Verſöhnung anſuchte, ließ er den kaiſerlichen Geſandten, nachdem er ſie drei Monate hatte warten laſſen, bedeuten, daß ihr Herr ſich nicht eher eine Hoffnung auf die päbſtliche Verſöhnung machen könnte, als bis er die Ketzereien, deren er ſich unter dem Pabſt Johann XXII. ſchuldig gemacht hätte, bußfertig erkennen und abbitten, die Regierung des Reichs zu den Füßen des päbſtlichen Stuhles niederlegen, und die Grafſchaft Tyrol ihrem letzten Beſitzer wieder ausliefern würde. Da der Kaiſer ſich hierauf nicht einließ, rückte er ſogleich im J. 1343 mit einer Bannbulle hervor, in welcher alles, womit ſich Kaiſer Ludwig wider den römiſchen Stuhl jemals konnte verfehlt haben, wiederholt, und demſelben nachdrücklichſt aufgetragen wurde, binnen drei Monaten, welche ihm zum endlichen Termin anberaumt wurden, alle Verwaltung des Reiches niederzulegen, den Namen und Titel eines Königs, Kaiſers, Herzogs oder jeder andern Würde abzulegen, und denſelben ohne Erlaubniß des Pabſtes nicht wieder anzunehmen, alle päbſtlichen Interdikte genau halten zu laſſen, der römiſchen und andern Kirchen für das große Unrecht, das er ihnen angethan, Genugthuung zu leiſten, und für ſeine vielen Laſterthaten, Gotteslästerungen und Verbrechen, die er gegen Gott und die Kirche begangen, in Perſon nach Avignon zu kommen, um alles dasjenige zu thun, was die Gerechtigkeit fordern, und dem Pabſte gutdünken würde, der ſonſt noch größere, ſowohl geiſtliche als zeitliche Strafen, als ſein Vorfahrer gegen ihn verhängen werde *). Dieſe Bannbulle wurde verſchiedenen Erzbiſchöfen in Frankreich, England, Italien und Deutſchland zugeſchickt, mit dem Auftrage, ſolche an jedem Sonn- und Feiertage in den Kirchen verkünden zu laſſen; und den Kurfürſten wurde in einem geheimen Schreiben bedeutet, zu einer neuen Wahl zu ſchreiten, indem der Pabſt ſonſt nicht ungeneigt wäre, ſelbſt aus eigener Gewalt dem Reiche ein neues Oberhaupt zu geben *). Unter dieſem Oberhaupt lag der böhmiſche Prinz Karl verborgen.

Dieſes päbſtliche Urtheil und deſſen Folgen von ſich abzulehnen, ergriff K. Ludwig jene ſeltſamen Maßregeln, wegen welchen er häufig noch bis dieſen Tag unrichtig beurtheilt, und

---

*) Olenschlager N. LXXXIV.

**) Raynald ad a. 1343. T. 16. n. 42. 59.

der Kleinmüthigkeit, Unbeſtändigkeit, ja vom Verfaſſer der Geſchichte der Deutſchen (der dieſen Kaiſer überall neckt, wo er kann) ſogar eines weinerlichen Weſens beſchuldigt, und indeſſen offenbar und (was ſchon zu ſeiner Zeit geſchah) abſichtlich mißverſtanden worden iſt. Das ganze Benehmen des K. Ludwig während ſeiner bisherigen Regierung war gleichförmig, ſtandhaft, und unverkennbar genug. So lange die Kurfürſten, von deren mehr oder weniger veränderlichen Geſinnungen die Sicherheit ſeiner Würde abhieng, ſich zu ihm hielten, oder ihn wenigſtens wegen den päbſtlichen Bannbullen nicht beunruhigten, blieb er wegen denſelben in einer tiefen Ruhe, ſo wie er auch durch zweckmäßige Verordnungen dem deutſchen Reiche Friede und Ruhe gewährt hat. Aber der König Johann von Böhmen, und das luxemburgiſche Haus überhaupt, welches einen großen Anhang unter den Fürſten durch Geld und Verſprechungen ſich zu erwerben wußte, gaben jetzt der Sache eine ganz andere Lage. Die luxemburgiſche Parthei begab ſich ſogleich nach der eben erwähnten Bannbulle, Pabſt Clemens IV. nach Renſe, um ſich über das Anſinnen des Pabſtes zu berathſchlagen, und höchſt wahrſcheinlicher Weiſe, um ſolches in Vollzug zu bringen. K. Ludwig überraſchte ſie mitten in ihren reichswidrigen Unternehmungen, gab ihnen ſein Erſtaunen, ſie, die ſich doch erſt vor Kurzem mit einem ſo großen Muth für die deutſche Freiheit erklärt hätten, jetzt in ſolchen Abſichten verſammelt ſehen zu müſſen, zu verſtehen, und verſprach ihnen, da ſie ſich mit ihrer Furcht vor den Folgen der letzten päbſtlichen Bulle, von welcher ſie ſagten, daß ſolche das Volk allenthalben beunruhigte, zu entſchuldigen bemühten, ſich noch einmal an den Pabſt zu wenden, und alles Mögliche zu verſuchen, was zu ihrer Beruhigung dienen könnte. Nie haben ſich Ludwigs Umſtände in einer betrübtern und gefährlichern Lage befunden. Wir haben in den Leben der vorhergehenden Kaiſer geſehen, was ſich die kühnſten und unternehmendſten derſelben, wie z. B. Kaiſer Heinrich der Vierte, der zu Kanoſſa im Büßerhemde ſtand, haben gefallen laſſen, wenn der Wankelmuth, oder eine politiſche Abſicht deutſcher Fürſten ſie in die Gefahr verſetzte, ihre kaiſerliche Würde einem Dritten abtreten zu müſſen, und bei dem K. Ludwig war der Verluſt dieſer Würde noch dabei auf das engſte mit dem Wohle ſeines Hauſes und ſeiner Familie verbunden, als deren Rechte und rechtsſtändige Vortheile unmittelbar in die Hände ſeines ärgſten Feindes, des Karl von Böhmen, ausgeliefert, und (was ſich nach Ludwigs Tod offenbar genug bewieſen hat) von dieſem mit aller Schwere ſeiner Abneigung gegen Bayern behandelt worden ſeyn würden. Kaiſer Ludwig ſchickte daher eine anſehnliche Geſandtſchaft, deren Haupt Humbert von Vienne (den er, um ihn deſto mehr zu gewinnen, bereits im J. 1335 durch den Grafen Ludwig von Oettingen mit dem Königreiche Arelat, oder, wie es ſonſt genannt wird, Vienne, belehnen ließ) war, nach Avignon, ſich mit dem Pabſte durch Bedingniſſe zu verſöhnen, und da ihm der K. von Frankreich bedeutete, daß er ſich hierin vollkommen den Forderungen des Pabſtes würde überlaſſen müſſen, verſah er die Geſandtſchaft mit einer Vollmacht, in ſeinem Namen alles zu unterzeichnen, was ihnen derſelbe zu ſeiner Befriedigung vorlegen würde; er verließ ſich hierin vollkommen auf den freundſchaftlichen Beitritt des Königs von Frankreich, welcher ihm ſeine Unterſtützung verſprochen, und den er ſich durch die Aufhebung des Bündniſſes mit England gewonnen zu haben glaubte; er ſchrieb auch, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt*), an den König, daß er, da er ganz gut wüßte, daß der päbſtliche Hof von dem Wink des franzöſiſchen Hofes abhänge, alles Widrige, was ihm geſchehen möchte, ſo aufnehmen werde, als wäre es ihm unmittelbar vom franzöſiſchen Hofe geſchehen, und daß er darnach ſeine Maßregeln nehmen würde. Dieſen Brief zeigte er den deutſchen Fürſten, und erwartete wenigſtens erträgliche Bedingniſſe; doch dieſe möchten ausgefallen ſeyn, wie ſie wollen, ſo war in der Vollmacht, welche er ſeiner Geſandtſchaft mitgegeben hatte, im Grunde für alle Fälle geſorgt; denn was auch dieſe Geſandtſchaft immer würde zu unterſchreiben haben, ſo war die Clauſel: „unbeſchadet der Ehre des Reichs,“ ſo wie die Bedingniß beigefügt: „daß der Kaiſer, ſobald die Bedingniſſe unterzeichnet wären, in dem folgenden Augenblicke als Kaiſer erkannt werden ſollte.“ Die Artikel, welche, wie Mutius bezeugt, der Pabſt und der König von Frankreich zuſammen entworfen hatten, waren allerdings eines beſchämenden, und dergeſtalt unerträglichen Inhaltes, daß ſelbſt der Pabſt über die Bereitwilligkeit erſtaunte, mit welcher die Geſandten ihm die Unterſchrift gewährten, und den Inhalt beſchworen. Nun hatte Kaiſer Ludwig noch einen Ausweg, den er ſich bis zuletzt vorbehalten hatte, den Ausweg nämlich, ſich an das Reich zu wenden. Ludwig zürnte, ſagt der eben genannte Mutius, bei der Zurückkunft der Geſandten über Niemand mehr, als über ſich ſelbſt, daß er ſo leichtgläubig geweſen, dem Könige von Frankreich etwas Gutes für ſich zuzutrauen, und er konnte den Geſandten keinen Vorwurf machen, indem er ſie mit der Vollmacht abgeſchickt hatte, alles, was es immer ſeyn möchte, das der Pabſt fordern würde, einzugehen. Er ſchickte ſogleich an alle anſehnlichen deutſchen Höfe Abſchriften des päbſtlichen Briefes, und da er wahrnahm, daß die ſämmtlichen Fürſten über dieſe höchſt unwürdigen Behandlungen und äußerſt unbilligen Forderungen heftig bewegt wurden, berief er ſie auf einen Reichstag nach Frankfurt im September 1344. Hier erzählte er den anweſenden Fürſten, was er während ſeiner ganzen Regierung durch die Mißhelligkeiten mit dem päbſtlichen Hofe erfahren und gelitten habe. „Die neuen und letzten Forderungen habe er ihnen mitgetheilt. So höchſt unbillig dieſe Forderungen wären, ſo ſey er dennoch bereit aus Liebe zum Frieden der Kirche und zur Beruhigung des Volkes zu thun, was ihre Klugheit ihm rathen würde, und er wolle nie das Anſehen haben, das öffentliche Wohl ſeinem Privatwohle nachgeſetzt zu haben. Er wolle (wenn dieß ihr Wille wäre) das Reich in die Hände des Pabſtes abgeben; doch freilich habe er längſt bewieſen, daß dem Pabſt an dem Kaiſer und dem Reich kein Recht zuſtehe. Wenn es dennoch auch noch jetzt ihre Geſinnung ſeyn ſollte, daß er dem Zorn des Pabſtes ſich widerſetzen, und auf ſeiner Appellation beſtehen ſollte, ſo ſey er nicht weniger bereit, für die Würde des Reichs alles zu leiden, und jede Gefahr zu beſtehen." Da die Fürſten des Reichs bereits in einer (acht Tage zuvor zu Köln gehaltenen) Vorbereitungsverſammlung den Schluß, daß die päbſtlichen Forderungen nicht angenommen werden könnten, gefaßt, und da nunmehr auch die Reichsſtädte ſich mit ihren Stimmen vereinigt hatten, ſo wurde der allgemeine Reichsſchluß durch den kurtrieriſchen Kanzler, Magiſter Wigker, feierlich ausgeſprochen, worauf ihnen der Kaiſer vielen Dank geſagt, und ſie zu einer weitern Verſammlung, welche nach acht Tagen zu Renſe gehalten, und in welcher ſowohl ein Schreiben an den Pabſt vorgelegt, als auch zwiſchen dem Hauſe Luxemburg, und ihm, dem Kaiſer, die Ausſöhnung verſucht werden ſollte, beſtellt hat.

---

*) Albert argent.

Dieſe Verſammlung kam zu Stand, und das Schreiben an den Pabſt wurde ausgefertigt; allein an eine Verſöhnung mit den Luxemburgern war gar nicht zu denken; vielmehr hatten dieſe und ihre Anhänger bereits ſolche Maßregeln verabredet, von welchen ſie gewiß hofften, daß ſie den Kaiſer vollends verderben würden. Wenn ſie den Reichsſprüchen ſich nicht offenbar widerſetzten, ſo geſchah dieß, weil der Kaiſer den Vortrag ſo eingeleitet hatte, daß eine gegentheilige Stimme dem unbefangenen Theile der Stände zu auffallend, und ohne Wirkung geweſen ſeyn würde; allein im Grunde wurde dieſe Parthei durch die gute Wendung, welche der Reichstag zu Frankfurt für den Kaiſer genommen hat, äußerſt entrüſtet, und K. Johann von Böhmen, der mit ſeinem Sohne Karl nach Renſe kam, eröffnete die Verſammlung mit Tumult und Geſchrei. Er ſchilderte die Geſchichte mit der Grafſchaft Tyrol, welche er mit Ungeſtüm zurückforderte, auf das Gehäſſigſte, warf dem Kaiſer geradezu eine häßliche Länderſucht vor, und vergaß zuletzt die Wahrheit und den Zuſammenhang der Dinge ſo weit, daß er denſelben beſchuldigte, als hätte er ſich, zur Unehre und zum Nachtheile des Reiches, vor dem Pabſt gedemüthigt, als hätte er das Reich in Verwirrung geſtürzt und vernachläßiget. Nun hatte ſich der Kaiſer vor dem Pabſte immer nur dann, wenn die Reichsfürſten im Voraus mit dem Pabſt verſtanden zu ſeyn ſchienen, wenn ſie wohl gar auf eine andere Wahl dachten, (was die luxemburgiſche Parthei erſt vor Kurzem zu Renſe that) gedemüthiget, und dabei hatte er, wie eben das letztemal zu Frankfurt, nie unterlaſſen, den Fürſten zu verſtehen zu geben, daß ſein Benehmen mit dem Pabſt von ihrer Standhaftigkeit abhänge. Was die Verwirrungen, in welche Kaiſer Ludwig das Reich geſtürzt haben ſollte, betraf, ſo gab es (was bei dem vorgehenden Kaiſer in Umſtänden, worein er verſetzt worden war, faſt allemal die Folge war) weder Kriege, noch andere ſchwere Völkerbedrückungen, ſondern bloße Gewiſſensunruhen des Volkes, welche aber gerade wieder ſelbſt nur jene Fürſten veranlaßten, welche (wider die Reichsſchlüſſe) die päbſtlichen Bannbullen verkündigen und die Interdikte befolgen ließen. Das Seltſamſte bei dieſen Vorwürfen war, daß die Geſchichte kaum ein Beiſpiel eines Prinzen aufzuweiſen hat, der leidenſchaftlicher, als der böhmiſche Prinz Karl, für welchen ſein Vater Johann damals lärmte, nach Ländereroberungen getrachtet, und daß, einige Wochen nachher, niemand ungeziemender, als eben er vor dem Pabſte ſich gedemüthiget hat. Nachdem K. Johann einige Zeit fortgelärmt und ſeine Herren ebenfalls in Bewegung geſetzt hatte, brach er endlich mit dem, was er ſich eigentlich zum Ziele aller ſeiner vieljährigen Unternehmungen gemacht hatte, hervor, indem er den Vorſchlag machte, daß man zu einer neuen Königswahl ſchreiten, und ſeinen Sohn Karl wählen ſollte. Dieſem Vorſchlage gaben ſeine Herren, welche dazu vorbereitet waren, den lauteſten Beifall, und da der Kaiſer ſich ſogleich äußerte, daß er, wenn dem Reich mit ſeiner Abdankung geholfen ſeyn ſollte, allerdings bereit wäre, die kaiſerliche Würde dem Kurfürſten von Brandenburg, ſeinem Sohne, abzutreten, bekam er zur Antwort, daß man ſich wohl hüten werde, wieder einen Bayern zu wählen, nachdem nämlich Ludwig von Bayern ſich ſo wenig geneigt gezeigt hätte, das Haus Luxemburg zu ſeinem Nachtheile zu vergrößern. So ſchloß ſich dieſe Verſammlung, und jeder Theil entfernte ſich, ſeine Maßregeln zu nehmen.

Wir haben den K. Ludwig bereits noch immer ſo kennen gelernt, daß er, wenn er einmal ſehr ins Gedränge kam, ſtatt in einige Verlegenheit, bei welcher der Geiſt gewöhnlicher Menſchen erliegt und alle Entſchloſſenheit verliert, zu verfallen, erſt recht zum Gefühle ſeiner Kräfte gekommen, und alles, was ihn retten konnte, zu ſeiner Rettung angewendet hat. Die Gefahren, mit welchen Kaiſer Ludwig ſogleich im folgenden Jahre 1345 von allen Seiten beſtürmt wurde, waren gräßlich, und dennoch nur ein Vorſpiel derjenigen, welche denſelben gefolgt ſind. Sogleich nach der letzten Verſammlung zu Renſe erklärten ſich der König Johann von Böhmen, und deſſen

Sohn Karl öffentlich für Feinde des Kaiſers Ludwig, und zogen in ganz Deutſchland umher, um ihren Anhang zu verſtärken. Gemäß einem Gerüchte, welches man gefliſſentlich ausſtreute, ſollten bereits fünf Kurfürſten für die neue Königswahl verſtanden, und entſchloſſen geweſen ſeyn, ſich mit wohlgerüſteten Heeren bei Frankfurt einzufinden und dieſelbe durchzuſetzen. Der König Philipp von Frankreich rüſtete ſich auf das ſtärkſte, und der K. von Böhmen und deſſen mächtige Parthei fiel ſogleich mit dem Anfange des Jahres 1345 alle Länder an, welche irgend einem bayeriſchen Prinzen zuſtändig waren. Die Gefahr war ſo groß, dringend und weitausſehend, daß alle europäiſche Monarchen ſelbſt auch für ſich eine Gefahr darin ſahen. Die Könige von Spanien und England konnten eben ſo wenig, als die Staaten von Italien gleichgültig zuſehen, daß der K. von Frankreich durch Siege und andere Mittel die deutſche Königskrone an ſich reiſſe, und die Könige von Polen und Ungarn gönnten dieſe Krone dem luxemburgiſchen Hauſe eben ſo wenig. Der König Eduard von England brach augenblicklich ſeinen Stillſtand, den er mit dem Könige von Frankreich geſchloſſen hatte, und ſuchte mehrere auswärtige Höfe in ſein Bündniß zu ziehen. Dieß rettete dießmal den Kaiſer, der außerdem auch für ſich die trefflichſte Gegenwehr leiſtete. Er begab ſich anfangs nach Frankfurt, und da ihm einige Truppen aus dem Mainziſchen, Brandenburgiſchen, und andern Ländern zur Unterſtützung geſchickt wurden, ſo erwartete er mit ſeiner gewöhnlichen Entſchloſſenheit den Ausbruch des Krieges; ja, da es ihm durch geſchickte Unterhandlungen gelang, den König Caſimir von Polen gegen den K. Johann von Böhmen in die Waffen zu bringen, und den K. von Ungarn, dann die Herzoge von Schweidnitz und Oeſterreich nebſt dem Markgrafen von Meiſſen für ſich zu gewinnen, ſo nöthigte er den K. Johann von Böhmen, da der Krieg noch kaum ausgebrochen war, um Friede zu bitten, und ſich zu einem Vertrag zu bequemen, vermöge deſſen bei einer Zuſammenkunft mehrerer Fürſten zu Trier die Sache dahin beigelegt wurde, daß der Kurfürſt Ludwig von Brandenburg ſeine Gemahlinn ſowohl als die Grafſchaft Tyrol behalten, dagegen auf die Markgrafſchaft Görlitz und Bauzen, welche ehemals zur Mark Brandenburg gehörten, zu Gunſten Böhmens Verzicht thun, und dem Könige zwanzigtauſend Mark Silber auszahlen ſollte.

Indeſſen zog ſich wider den Kaiſer Ludwig ein ungleich fürchterlicheres Ungewitter am päbſtlichen Hofe zuſammen. Pabſt Clemens VI.

nachdem er von den letzten Verhandlungen des Reichstages zu Frankfurt Nachricht erhalten, und die kaiſerlichen Geſandten von Avignon abreiſen geſehen hatte, hielt ſich für überzeugt, daß es dem Kaiſer mit der Bewilligung der Artikel, welche er ſich von ihm erbitten ließ, niemals ein wahrer Ernſt, ſondern daß die Abſicht des Kaiſers bloß dieſe geweſen, erſt von ihm die Losſprechung vom Banne, und die Aufhebung der Interdikte zu erhalten, und ſich dann, wenn es auf die Erfüllung der ihm vom päbſtlichen Hofe vorgelegten Bedingniſſe angekommen wäre, zu entſchuldigen, daß ihm die deutſchen Reichsfürſten nicht erlaubten, ſolche zu erfüllen. Das Glück, mit welchem Kaiſer Ludwig das eben erwähnte Bündniß ſeiner Feinde zernichtet hatte, konnte ihm nicht anders, als höchſt ſchmerzlich fallen, und ein anderer glücklicher Zufall, welcher für eben denſelben höchſt erwünſcht eintraf, mußte ihm nicht weniger unangenehm ſeyn. Es war nämlich im Jahre 1345 Graf Wilhelm von Holland in einem Feldzuge wider die Frieſen geblieben, und die Kaiſerinn Margaretha, als des Grafen älteſte Schweſter, war, nach den niederländiſchen Rechten, die nächſte Erbinn der ſchönen geld- und volkreichen Länder Holland, Seeland, Friesland und Hennegau. K. Ludwig, als oberſter Lehensherr, ertheilte auch ihr und ihren Söhnen im J. 1346 die Belehnung, und gewann demnach zu eben der Zeit, wo man ihn zu Grund richten wollte, den herrlichſten Zuwachs für ſein Haus. Zu gleicher Zeit äußerte K. Ludwig ein anderes Vorhaben, an welches man am päbſtlichen Hofe gar nicht denken konnte, ohne im Innerſten erſchüttert zu werden. Der König von Neapel, Andreas, welcher die Enkelinn des verſtorbenen Königs Robert, Johanna, zur Gemahlinn hatte, wurde im Jahre 1345 ermordet, und da man ſelbſt die Gemahlinn dieſes unglücklichen Prinzen für die Urheberinn dieſes Mordes hielt, ſo entſchloß ſich deſſen Bruder, König Ludwig von Ungarn, nicht nur deſſen Tod auf das empfindlichſte zu rächen, ſondern auch ſelbſt auf dieſes Königreich Anſprüche, welche er von Karl von Anjou, ſeinem Ahnherrn, herleitete, geltend zu machen. In ſolcher Abſicht ſchloß er mit K. Ludwig ein Bündniß, welchem mehrere deutſche Fürſten, als der Kurfürſt von Brandenburg, der Herzog von Oeſterreich beigetreten, und die italieniſchen Staaten nicht weniger geneigt geweſen ſind. Dieſes Bündniß, und deſſen Abſicht, ſo wie deſſen wahrſcheinlich glücklicher Erfolg, war für den päbſtlichen Hof allerdings ſchrecklich, weil man vorausſah, daß, wenn Kaiſer Ludwig bei einer ſo vortheilhaften Gelegenheit ſeine Herrſchaft in Italien wieder herſtellen würde, alle bisherigen Gegenbemühungen mit einem Male vereitelt ſeyn würden. Man ſtellte ſich noch weit ſchlimmere Dinge vor, und fürchtete, daß es dem Ludwig wohl gar wieder einfallen könnte, nach Rom zu gehen, und die Wahl eines Gegenpabſtes zu veranlaſſen.

Man faßte daher am päbſtlichen Hofe einen Entſchluß, der ſeiner Angſt und Beſtürzung wenigſtens gleich groß, aber im Grunde von einer deſto kleinern Ueberlegung und Kenntniß der menſchlichen Natur eingegeben war. Wenn der Ungeſtüm, mit welchem man Jemand zu verderben ſucht, zu weit getrieben wird, wird das Mitleiden oder der Unwille auch derjenigen, welche bis dahin weder Freunde noch Feinde des Verfolgten waren, rege, und die Freunde deſſelben machen für ihn mit verdoppeltem Eifer gemeinſchaftliche Sache. Am grünen Donnerstag den 13. April 1346 ſprach Clemens über Kaiſer Ludwig neuerdings den Bann, und in der Bulle ward geſagt: „daß, da Ludwig von ſeinem Vorfahrer als ein Abtrünniger und Ketzer erklärt worden ſey, er auch in alle Strafen eines Ketzers verfallen ſey. Alles, was er bisher als Kaiſer gethan hatte, und was er künftig thun würde, ſey für ungültig und nichtig erklärt. Ludwig ſey ehrlos, unfähig aller öffentlichen Aemter, zu gerichtlichen Zeugniſſen, zu Erbſchaften. — Alle ſeine Güter ſeyen confiscirt, und ſeine Söhne und Enkel ſollen weder zu geiſtlichen, noch zu weltlichen Aemtern gelangen können. Allen Gläubigen ſey die Gemeinſchaft mit ihm unterſagt, und nach ſeinem Tode ſoll er nach dem Kirchengebrauche nicht begraben werden. Alle weltlichen Mächte ſollten gehalten ſeyn, ihn mit aller Macht aus ihren Ländern zu verbannen.“ Zur Zeit, da dieſe Bannbulle ausgefertigt wurde, befand ſich Karl von Böhmen zu Avignon am päbſtlichen Hof, und es ſcheint, daß er nicht nur den Pabſt, ſondern auch diejenigen, welche die Bannbulle abfaßten, wider den Ludwig zum gräßlichſten Zorn gereizt habe. Die Verfaſſer des Aufſatzes brachen in die unerhörteſten Flüche und Verwünſchungen wider den Kaiſer aus. Sie flehten die göttliche Allmacht an, den Trotz und Hochmuth des Ludwig zu dämpfen, ihn durch die Kraft ihres rechten Armes niederzuwerfen, und den Händen ſeiner Feinde und Verfolger zu übergeben. „Sie laſſe ihn in ein unverſehenes Netz fallen. — Der Herr ſchlage ihn mit Narrheit und Blindheit; der Herr verzehre ihn durch ſeinen Blitz! Der Zorn Gottes und der heiligen Apoſtel Petri und Pauli entzünde ſich über ihn in dieſer und jener Welt! Die ganze Erde waffne ſich wider ihn! Der Abgrund thue ſich auf, und verſchlinge ihn lebendig! Sein Name müſſe nicht über ein einziges Glied bleiben, und ſein Andenken müſſe unter den Menſchen erlöſchen! Alle Elemente ſollen wider ihn ſeyn! Sein Haus müſſe wüſte gelaſſen, und ſeine Kinder aus ihren Wohnungen vertrieben werden!“ *) Zugleich wurden alle geiſtliche und weltliche Kurfürſten ermahnt, zu einer neuen Wahl zu ſchreiten, und den päbſtlichen Stuhl nicht zu verlaſſen, ſein altes Recht bei Beſtellung eines römiſchen Königs durch ein ſchickliches Mittel von ſelbſt wieder auszuüben.

Die neue Wahl ſollte für Niemand andern, als den böhmiſchen Karl ausfallen, welcher dem Pabſt Clemens VI. alles, was ihm dieſer als Bedingniſſe vorlegen ließ, zugeſagt hatte. Wir haben eben gehört, daß er und ſein Vater K. Johann in der letzten Fürſtenverſammlung zu Renſe dem Kaiſer Ludwig Vorwürfe darüber gemacht habe, als wenn er ſich gegen den päbſtlichen Hof zu ſehr erniedriget hätte; er ſelbſt aber hatte jetzt demſelben verſprochen: „alles zu zernichten, was Ludwig als Kaiſer oder König in Italien, oder an-

---

*) Raynald Th. 16. S. 128. v. Olenschlager Urk. 89.

derswo möge gethan haben; ſich keines Rechts über irgend einen Theil des Kirchenſtaates anzumaßen, und, um nicht dagegen zu handeln, nicht eher in die Stadt Rom zu kommen, als an dem Krönungstage, und an dieſem Tage die Stadt Rom wieder zu verlaſſen, geraden Weges nach den Reichsländern wieder abzuziehen, und niemals nach Rom oder dem Königreiche Sicilien, Corſica und Sardinien ohne ausdrückliche päbſtliche Erlaubniß zu kommen. Alle Proceſſe und andere Handlungen Kaiſer Heinrichs VII. und Ludwigs, welche ſich auf den Kirchenſtaat und deſſen Lehen bezögen, für nichtig und unkräftig zu erklären; alle wider des Pabſtes Willen in geiſtliche Ehrenſtellen Eingedrungenen aus denſelben zu treiben, und hingegen diejenigen, welche den Pabſt befördern würden, im Beſitze derſelben ſchützen zu wollen.“ Er machte ſich ferner verbindlich, daß er alle Proceſſe, welche vom päbſtlichen Stuhle wider den Ludwig erlaſſen worden ſind, für genehm halten, ihn ſelbſt aber, den Ludwig, als einen Ketzer und Abtrünnigen, mit aller ſeiner Macht verfolgen, und ſo lange er mit dem Pabſt nicht werde ausgeſöhnt ſeyn, keine Freundſchaft oder Verbindung mit ihm eingehen, ja nicht einmal mit einem, der von Ludwig abſtammt, eine Schwägerſchaft oder Ehe, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Pabſtes, eingehen wolle. — Nachdem nun von dieſer Seite alles Mögliche berichtigt war, ſchritt man zur Berichtigung der kurfürſtlichen Stimmen, wo man eben nicht viele Schwierigkeiten zu finden glaubte. Weil der Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz, Heinrich von Virneburg, ſeinem Kaiſer noch immer auf das ſtandhafteſte anhieng, ſo wurde er von Pabſt Clemens VI. ſeiner Würde für entſetzt erklärt, und an ſeine Stelle wurde Graf Gerlach von Naſſau, ein zwanzigjähriger Herr, zum Erzbiſchofe von Mainz und Dechant des kurfürſtlichen Kollegiums ernannt. Der Erzbiſchof und Kurfürſt Balduin von Trier war, als der nächſte Anverwandte des luxemburgiſch-böhmiſchen Karls ohnehin auf deſſen Seite, und der Erzbiſchof und Kurfürſt von Köln, Walram, verkaufte ſeine Stimme für achttauſend Mark Silber. Was die weltlichen Kurfürſten betraf, ſo verkaufte Rudolph von Sachſen-Wittenberg, welcher aber noch den Widerſpruch von Sachſen-Lauenburg vor ſich hatte, ſeine Stimme ebenfalls, und zwar um zweitauſend Mark Silber; die böhmiſche Stimme war ohnehin entſchieden; Pfalz und Bayern wurden, da man ſich auf ihre Stimmen keine Rechnung machen konnte, umgangen, und der Stimme des Kurfürſten Ludwigs von Brandenburg entledigte man ſich auf eine ſonderbare Art. Wir haben gehört, wie viele Jahre ſich K. Ludwig mit dem päbſtlichen Hofe herumzanken, wie vieles Herzenleid und wie viele Noth er ausſtehen, wie oft er ſich verketzern, verbannen und verfluchen laſſen mußte, um das Reich bei ſeiner Freiheit zu ſchützen, um die Kurfürſten endlich dahin zu bringen, daß ſie ſich einhellig mit ihm vereinigten, und bei ihrem erſten Kurverein zu Renſe im Jahre 1338 ſich für die Unabhängigkeit des deutſchen Reiches wirklich und feierlich erklärten. Eben dieſelben Kurfürſten hatten vorlängſt die Beſetzung der Mark und Kur Brandenburg und die kaiſerliche Belehnung des Kurfürſten Ludwigs mit derſelben für ordentlich und rechtmäßig erklärt, und dieſen Kurfürſten in ſolcher Würde erkannt; aber jetzt erklärten eben dieſelben, die eben genannten Kurfürſten, in einer Zuſammenkunft, daß das Reich ſchon lange erledigt geſtanden, und eines neuen Oberhauptes bedürfe, daß die Kur Brandenburg noch immer erledigt, und ſohin der Prinz Ludwig zu ihrer Königswahl nicht beizuziehen ſey. In dieſer Wahl, welche den 11ten Juli 1346 im Zwinger vor Renſe vor ſich gieng, wurde demnach Karl, des Königs Johann von Böhmen älteſter Prinz, zum deutſchen König erklärt, und einige Zeit nachher vom Kurfürſten von Köln zu Bonn gekrönt. Die geſetzmäßige Wahlſtadt Frankfurt, und die Krönungsſtadt Aachen hatten ihm die Thore verſchloſſen.

Was bei dieſer Unternehmung die Ehre der deutſchen Fürſten, und den Ruhm ihrer Standhaftigkeit noch rettete, war, daß ſolche durchaus keine Reichshandlung geweſen, noch jemals als eine ſolche erkannt worden iſt. K. Ludwig, welcher ſich, während jener geſetzwidrigen Wahl, nebſt ſeinen Söhnen, Ludwig, Kurfürſten von Brandenburg, und Stephan, Herzog von Bayern, in Tyrol aufhielt, um zu einem Italienerzug Anſtalt zu machen, kam bei der erſten Nachricht an den Rhein, und berief die deutſchen Fürſten und Stände nach Speier, um ihre Geſinnungen zu vernehmen. Hier erklärten ſich alle gegenwärtige Fürſten mit Unwillen und verabſcheuendem Erſtaunen wider die Handlung zu Renſe, und es war am Rhein, in Schwaben und Franken keine einzige Stadt, wo man die päbſtliche Bannbulle kund gemacht hätte. Man betrachtete dieſe vielmehr überall als nichtig, und ſpottete des Karl, indem man ihn einen Pfaffenkönig nannte. Alle Stände verſprachen einmüthig, daß ſie ihren rechtmäßigen Kaiſer unterſtützen wollten, und trafen ſogleich allenthalben ſolche Anſtalten, welche die Vorboten eines heftigen Krieges zu ſeyn pflegen, wozu es gleichwohl niemals gekommen iſt. Karl, der ſich in

Deutſchland mit Ehren nicht mehr halten konnte, gieng ſchon im Monate Auguſt mit ſeinem alten und blind gewordenen Vater Johann nach Frankreich, und da dieſer in einer zwiſchen den Franzoſen und den Engländern den 26. Auguſt 1346 bei Creſſy vorgegangenen und für die letztern glücklich ausgefallenen Schlacht ſein Leben verlor, ſchlich er ſich in der Stille, und mit größter Gefahr durch Lothringen, Elſaß, Schwaben und Franken nach Böhmen, und bald darauf, mit dem Anfange des Jahres 1347, ſchlüpfte er mit drei vertrauten Dienern in Kaufmannskleidern nach Tyrol, das er für ſeinen Bruder, Johann Heinrich, ehemaligen Gemahl der Margaretha Maultaſch, den er zum Markgrafen in Mähren erklärt hatte, zu erobern, und dem Kaiſer Ludwig wenigſtens den Zug über die Alpen zu erſchweren, vorhatte. Hier glückte ihm anfangs eine und die andere Unternehmung; es wurde für ihn mit Genehmigung des Pabſtes in Italien einige Mannſchaft geworben, und da der Kurfürſt von Brandenburg und Graf von Tyrol Ludwig in Preußen abweſend war, ſtellte er ſich an die Spitze derſelben, überfiel die friedlichen Beſatzungen, welche er hie und da in Tyrol zerſtreut antraf, und ſetzte ſich ſogar vor das Schloß Tyrol, in welchem der abweſende Ludwig ſeine Gemahlinn Margaretha zurückgelaſſen hat. Aber dieſer eilte auf die erſte Nachricht herbei, überfiel mit einem fliegenden Heere und einigen bayeriſchen Truppen die welſchen Völker, die allenthalben ausriſſen, und zwang den Karl, die ſchleunigſte Flucht zu nehmen.

Kaiſer Ludwig hatte indeſſen mit dem Könige von Ungarn, und dem Herzog Albert von Oeſterreich zu welchem er ſich im Jahre 1347 perſönlich nach Wien begab, ein Bündniß geſchloſſen, und da zugleich deſſen Sohn, Herzog Stephan, ein Heer von dreißigtauſend Mann zuſammenbrachte*), welches, nebſt dem Beiſtande der ihm immer getreu gebliebenen Reichsſtädte, mehr als hinlänglich war, alle widrigen Ereigniſſe zu zerſtreuen; ſo gewann es das Anſehen, als wenn alles für den K. Ludwig eine beſſere Wendung nehmen, und der Reſt ſeines mühſeligen Lebens ihm ſeine vielen Drangſale vergüten würde. Schon begann allenthalben eine glückſelige Ruhe ſich einzuſtellen; aber es war ihm ein anderes Schickſal von der gütigen Vorſicht beſchieden. Er hatte ſich am 11. Oct. 1347, an welchem oder dem vorhergehenden Tage ihm, ungeachtet ſeines ſchon ziemlich hohen Alters, ein

---

*) Vitoduranus p. 1923.

Prinz, Otto (nachmaliger Kurfürſt von Brandenburg) geboren worden *), aus München auf die Jagd begeben, und wurde, unweit des Kloſters Fürſtenfeld, vom Schlage berührt, ſo, daß er vom Pferde ſank, und unter den innigſten Aeußerungen eines wahrhaft chriſtlich geſinnten Gemüths in den Armen der Seinigen verſchied. Er wurde zu München in der Frauenkirche begraben, wo ihm der Kurfürſt Maximilian I. ein überaus herrliches Denkmal errichten ließ. Was von einigen, auch ſonſt trefflichen, Geſchichtſchreibern erzählt worden iſt, daß die öſterreichiſche Herzoginn Johanna, Albrechts Gemahlinn, welche eben damals auf ihrer Rückreiſe aus Elſaß zu München anweſend, und vom Kaiſer zur Tafel gezogen worden war, ihn vergiftet haben ſoll, verdienet, ungeachtet des wahren Umſtandes, daß denſelben während der Tafel eine Uebelkeit befallen, keinen Glauben. Es war damals Mode, keinen, auch nur etwas unternehmenden, Regenten (in der Volksſage nämlich) eines natürlichen Todes ſterben zu laſſen.

Dieſe iſt in der Hauptſache die Geſchichte Ludwigs von Bayern, der als Kaiſer dem deutſchen Reiche, und als Regent von Bay-

---

*) Heinrich Rebdorf.

ern ſeiner Nation und Familie ſich gleich unvergeßlich, und in mehr als einer Rückſicht zu einem ewigen Muſter großer Fürſten gemacht hat. Ludwig wurde durch den Glanz der kaiſerlichen Würde nicht verblendet, ein offenbares und von ihm erkanntes Unrecht aus Staatsrückſichten für recht zu halten, und ſeine Feinde, die ſich alle erdenkliche Mühe gaben, ihn verhaßt zu machen, warfen ihm auch ſonſt keine Gebrechen vor, die bei jedem Privatmenſchen bedauernswürdig, und bei einem Fürſten gewöhnlich auch mit der Wohlfahrt ſeines Volkes verbunden ſind. Man lieſt nichts von verſchwenderiſchen Prachtfeſten und üppigen Aufwänden, oder andern Schwachheiten dieſer Art, und noch weniger von harten, übermüthigen Begegnungen, oder von Grauſamkeiten wider Feinde, von welchen in den vorhergehenden Lebensgeſchichten ſo viele Beiſpiele vorkamen. Ludwig blieb unter den andauernden Widerwärtigkeiten immer eben derſelbe verſöhnliche, und bei den Fallſtricken ſeiner lauernden und größtentheils höchſt unedeln Feinde, auch zugleich der gerade, einfache und herzlich gute Mann, der keine andere, als eine der geſunden Vernunft und der Gerechtigkeit angemeſſene Staatsklugheit kannte, und jede Heimtücke und krumme Hofkunſt verabſcheute. Seine Rechtlichkeit war äußerſt ſtreng und gewiſſenhaft, ſo daß er, ungeachtet er eine außerordentliche Beurtheilungskraft beſaß, in wichtigen Dingen nicht das Geringſte unternahm, ohne den Rath und die Beiſtimmung verſtändiger Miniſter und großer Gelehrten zu erholen, und ohne es ſogar in allen ſeinen Urkunden öffentlich anzumerken, daß er nach dem Rathe bewährter Männer, ſeine Maßregeln genommen und ſeine Erklärung gegeben habe. Ludwig hatte aber nicht Schmeichlern und eigennützigen Leuten, welche ſich ſonſt großen Regenten unter der Larve der Weisheit und Einſicht ſo häufig aufdringen, ſein Zutrauen geſchenkt, ſondern die erfahrenſten, einſichtsvollſten und rechtſchaffenſten Männer ſeiner Zeit zu ſeinen Miniſtern und Rathgebern zu wählen, und für den Poſten, der beſetzt werden ſollte, jederzeit den Mann, der für denſelben gemacht war, zu finden gewußt. Der gefürſtete Graf Berthold von Hegneberg, die Grafen von Oettingen, Ludwig der ältere und jüngere, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, Ulrich und Günther, Grafen von Lindau, ſein Geheimſchreiber oder Kanzler Ulrich Hangöhr (von Augsburg) gehörten, nebſt den gelehrten Männern, die er nach München zog, vorzüglich zu ſeinen Rathgebern und Vertrauten, und ſolche Männer erwarben ihm bei den deutſchen Fürſten und Ständen Ehre und Achtung für ſeinen Verſtand und Zutrauen für ſeine Redlichkeit. Es verdient auch als ein beſonderer Zug von einer großen und feſten Gemüthsart bemerkt zu werden, daß er mit ſeinen Freunden nicht wechſelte, ſondern ſtandhaft ſich an diejenigen, welche er ſich einmal gewählt hatte, anſchloß, und ſie, wo er konnte, großmüthig belohnte und unterſtützte. Ludwig bewies ſich als einen der deutſchgeſinnteſten Kaiſer, und eiferte für die Ehre der deutſchen Nation auf alle Art und Weiſe. Er bemühte ſich, die deutſche Sprache zur allgemeinen Urkundenſprache, ſo viel an ihm lag, zu machen, führte ſogar nach Italien und Rom eine deutſche Kanzlei mit ſich, und ſoll, nach der Behauptung eines neuern bewährten Schriftſtellers *), der erſte geweſen ſeyn, der ſich in den deutſchen Urkunden des Wortes „Kaiſer" bedient hat. Dieſer Schriftſteller nennt ihn daher „ein ächtes deutſches Oberhaupt der Deutſchen," wofür ihn bei ſeinen Lebzeiten ganz Deutſchland erkannt und geſchätzt, ihn auch (die Fürſten, die durch ihren Abfall von ihm ſich ſelbſt beſchimpften, waren

---

*) Des Lengolius, in den hiſt. Unterſuchungen von Meuſel. Nürnberg 1779. 1ſten B. 2tes Stück. S. 30 ꝛc.

eine geſetzwidrige Parthei) niemals verlaſſen, vielmehr die Kränkungen eines Herrn mit ſo vielen guten Eigenſchaften, welche ſich bei den unaufhörlichen Beunruhigungen nicht in ihrem vollen Glanze zeigen konnten, innigſt bedauert hat. Wäre K. Ludwig in die ruhige Lage, welche K. Ludwig von Habsburg genoß, verſetzt geweſen, ſo würden die Künſte des Friedens durch ihn unendlich gewonnen haben; doch iſt das Verdienſt ſchon unſchätzbar, daß er die deutſche Freiheit mit ſo vieler Entſchloſſenheit behauptet, und den Grund dazu gelegt hat, daß nach ihm kein anderer Kaiſer mit dem Kirchenbanne belegt, und daß, wegen der Freiheit der deutſchen Krone, kein Blut weiter vergoſſen worden iſt. Den allgemeinen Frieden und die Ruhe von Deutſchland beförderte er nachdrücklichſt, wie die Beobachtungen des Landesfriedens, welchen die Fürſten, Herren und Städte in Schwaben, Franken, Bayern, und am Rheinſtrome feierlich verſprachen, und ſich Friedensrichter gefallen ließen, dann ſeine Bemühungen, die Rechtspflege zu verbeſſern, beweiſen. Was die Aufnahme der Handlung, der deutſchen Handwerker, und den Wohlſtand der Städte betrifft, ſo wird kaum eine anſehnliche Stadt oder Gemeinde ſeyn, welche nicht ein Denkmal ſeiner Großmuth und Wachſamkeit aufzuweiſen haben ſollte. Die berühmte

Meſſe zur Faſtenzeit in der Stadt Frankfurt am Main, welche er überdieß von allen Reichszöllen zu Waſſer und zu Land befreite, wurde durch ihn errichtet; ſo wie durch ſeinen Schutz der Bund, welchen die ſchwäbiſchen Städte, Augsburg, Ulm, Eßlingen u. a. zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts errichtet hatten, erneuert wurde. Die Gelehrſamkeit beförderte er thätigſt, und es wurde unter ihm gleichſam eine Mode an den deutſchen Höfen Nominaliſten zu halten, und ſolchen die erſten Stellen auf den Univerſitäten einzuräumen, welche man jetzt, da man von dem Fortſchritte der Wiſſenſchaften allmählig hellere Einſichten erhielt, anfieng zu ſtiften. Kaiſer Ludwig zog und genoß, wie Rebdorf ſagt, wenig von Deutſchland, und war der erſte Kaiſer, der (wider die Gewohnheit aller vorhergehenden, welche, ohne eine beſtändige Reſidenz zu haben, das deutſche Reich unaufhörlich bereiſten) in der Hauptſtadt ſeines Landes, in München nämlich, ſeinen beſtändigen Wohnſitz genommen hat. Dieſe ſeine Vaterſtadt nahm er ganz beſonders in ſeinen Schutz; er erweiterte ſie ſchon, ehe er Kaiſer geworden (mit dem Beitritte ſeines Bruders Rudolph) anſehnlichſt, und legte zu ihrer Verſchönerung den vorzüglichſten Grund; auch beſchenkte er die Bürgerſchaft mit ſchönen Freiheiten, und als während ſeiner Anweſenheit in Rom ein neuer Pabſt gewählt wurde, ließ er ſich von demſelben unverzüglich verſchiedene Begünſtigungen für die Stadt München ertheilen. Sein Land hinterließ er ruhig, und ungeachtet ſeiner vielen Kriege wohlhabend; er vermehrte das bis dahin übliche allgemeine bayeriſche Landrecht mit einem beſondern Geſetzbuch, und ſorgte allenthalben für die Verbeſſerungen der herkömmlichen Ueblichkeiten. Seine Weltgeiſtlichkeit befreite er von dem Herkommen, vermöge welchem ihre Verlaſſenſchaften der fürſtlichen Kammer heimfielen, und die begüterten Klöſter begünſtigte er großmüthig, wiewohl er überhaupt auf die Einſchränkung zu großer Weltgüter und Weltſorgen für die Geiſtlichkeit einen ſehr weiſen Bedacht genommen hat. Deutſchland gieng ihm über alle Länder der Welt, und ſein Bayern über alles.

Kaiſer Ludwig hatte ſich zweimal vermählet, a) mit Beatrix, Tochter Heinrichs III., Herzogs von Glogau in Schleſien, und b) nach deren Tod mit Margaretha, der älteſten Schweſter Graf Wilhelms von Holland. Die Kinder der erſten Ehe waren: 1) Mechtilde, Gemahlinn Friedrichs, Markgrafen von Meiſſen, 2) Ludwig, genannt der Brandenburger, Kurfürſt von Brandenburg und Graf von Tyrol. 3) Stephan, genannt mit der Hafte, für welchen der Kaiſer geſinnt war, das alte Herzogthum Schwaben, welches durch den Tod Konradins von Schwaben erloſchen war, wieder herzuſtellen, indem man vermuthlich ein Erbrecht von der Gemahlinn Eliſabeth ableitete, einer ſiciliſchen Princeſſinn, deren Großmutter Konſtantia den Prinzen Manfred, unehelichen Sohn Kaiſers Friedrich II., zum Vater hatte. Er hatte ihm bereits Ravensburg zu ſeinem Wohnſitze angewieſen, und die ſchwäbiſchen Stände, welche nicht ohne Urſache gefürchtet haben, daß ſie über die ehemaligen, zur herzoglich-ſchwäbiſchen Würde gehörigen Güter zur Rede geſtellt werden würden, zum Schweigen gebracht, als er ſtarb. 4) Agnes ſtarb frühzeitig, gleich einer andern Anna genannt, welche, gemäß der Grabſchrift, im dritten Jahre ihres Alters 1319 geſtorben, und deren Körper noch bis dieſen Tag unvermodert geblieben iſt. Die Kinder der zweiten Ehe waren: 1) Margaretha, Gemahlinn a) Stephans, Bruders König Ludwigs von Ungarn, und nach deſſen Hintritt b) Grafen Gerlachs von Hohenlohe. 2) Ludwig, genannt der Römer, weil er 1328 zu Rom geboren wurde. 3) Wilhelm; geboren um das Jahr 1331. 4) Albert I. geb. um 1336. 5) Otto, geb. 1347. 6) Eliſabeth (ungewiß, in welchem der vorgehenden Jahre geboren), Gemahlinn a) des Prinzen

Magnus Canis von der Leiten, und nach deſſen 1339 erfolgtem Hintritt, des Ulrich, Grafen von Würtemberg. Ueber einige andere Prinzeſſinnen, deren Namen man noch angegeben findet, ließ ſich bisher noch nichts Beſtimmtes entdecken.

Schriften und Urkunden.

Monumenta quaedam diplomatica Ludovici IV. apud Oefele T. I. p. 732. Diplomatarium legurinum ib. Tom. II. p. 80. Specimen diplomatarii boioarici ib. Tom. II. p. 99. Monumenta boica. Bergmanns beurkundete Geſchichte der Stadt München. Gewold ad Hund. Metrop. Salisb. Dumont corp. diplom. Goldast. constit. imperial. Lünigs Reichsarchiv. Olenschlager. Lehmann Chron. spirense. Georgisch regesta Chronolog. diplomat. Falkenstein. Herwart Lud. defens. Steyerer. Datt de pace publica. Raynald. Heinrich Stero apud Freher Rer. Germ. Script. p. 384. Chronicon Monasterii mellicensis bei Pez Script. Rer. Aust. T. I. p. 162. Chronicon Salisburgense ib. p. 314. Chronicon claustro Neoburgense ib. p. 433. Anonymi Leob. ib. p. 751. Anonymi narratio de praelio Fridericum

pulchrum inter et Ludovicum bavarum habito anno 1322 ib. p. 1000. Heinrich Rebdorf bei Freher Script. Rer. Germ. T. I. Mutius. Albert argentin. Volcmar apud Oefele T. II. p. 524. Udalric. Onsorg. ib. T. I. p. 354. Anonym. Chron. bav. ib. p. 388. Joann Staindel. ib. p. 598. Anonym. Monach. bav. compilatio ib. T. II. p. 498. Anonym. Furstenfeldens. brev. Chron. ib. p. 555. Ladislai Sunthem. ib. p. 575. Viti prioris Ebersp. ib. p. 704. Anonymi Coenobitae quetl. Chron. apud Pez. Scr. R. Austr. T. I. p. 972. Mathaei cujusdam vel Gregorii etc. Germ. Austr. Chr. ib. p. 1044. Viti Arenpeckii etc. Chron. Austr. ib. p. 1166. de Electione Ludovici et Friderici apud Pez. Script. Rer. Austr. T. I. p. 913. Albertinus Mussatus de Gestis post Mortem Henr. VII. Burgundus Nicolaus. Herwart Ludovicus defensus. Gewoldus. Joan. Georg. Schertz de Turbis in Imperio R. G. ex Elect. Lud. bav. et Friederici Aust. Argentorati 1717. Lang ꝛc. auserleſene hiſtor. bayeriſche alte und neue Nachrichten.

Aus dem Leben der deutſchen Könige u. Kaiſer

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Dreiundzwanzigſter Band.

Kempten, 1834.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Karl der Vierte.

1349 — 1378.

Inhalt. Karl, welcher zu Paris eine vortreffliche Erziehung bekommen hatte, begann im J. 1347 ſeine Regierung in Böhmen mit gleicher Vortrefflichkeit. Er fieng mit der Kultur ſeiner Nation an, gründete in ſolcher Abſicht im Jahre 1348 die Univerſität zu Prag, und theilte allen fähigen Köpfen eine thätige Bewegung, und eine heiſſe Liebe für den nützlichen Nachruhm mit.

Dieſer böhmiſche König handelte nach ſehr eigennützigen Grundſätzen als Kaiſer. Er riß zuerſt die kaiſerliche Krone auf eine unrechtmäßige Art und durch niedrige Mittel an ſich, und ſah dieſelbe durchaus nur für eine gute

Gelegenheit an, ſich zu bereichern, und ſein Haus zu vergrößern. Zu ſolchem Ende begünſtigte er die Fürſten, welche ihm nützlich werden konnten, und ſtand dem Hauſe Oeſterreich in einem Kriege, welchen daſſelbe wider die Reichsſtadt Zürch führte, perſönlich bei.

Karls Reiſen nach Italien in den Jahren 1354 und 1368, während welchen er ſich nicht mit Eroberungen und Schlachten, ſondern mit Einſammeln großer Geldſummen beſchäftiget, und die deutſchen Gerechtſamen daſelbſt wenig geachtet hat; deſſen Verhalten in Rom.

Karls kaiſerliche Haupthandlung in Deutſchland war ſeine im Jahre 1355 zu Nürnberg, und im folgenden Jahre zu Metz verfaßte Reichsverordnung, die goldene Bulle genannt, in welcher er wegen den Kaiſerwahlen, den Wahlfürſten, den Feierlichkeiten bei denſelben u. dgl. ferner wegen der gemeinen Sicherheit, dem Handel u. ſ. w. verſchiedene Geſetze zu Stande gebracht, zugleich aber vorzüglich auf die Verherrlichung ſeines Hauſes Rückſicht genommen. —

Dieſes vergrößerte und verherrlichte er auch mit vielen Stücken der Oberpfalz, mit der Mark Brandenburg, mit Schleſien, mit der Ober- und Niederlauſitz, und mit verſchiedenen kleinen Ländereien und Lehen im deutſchen Reiche.

Wo Karl Beſchwerniſſe, ohne perſönlichen Gewinn, zu fürchten hatte, (wie bei einer vorgehabten Verbeſſerung der deutſchen Geiſtlichkeit) ließ er ſogleich ab, und ſeine Verwendung für die Sicherheit der deutſchen Länder war ſehr gering. Die Reichsſtädte mißhandelte er vollends.

Und nachdem er ſeine meiſten Wünſche erfüllt, und ſeinen Sohn Wenzel zu ſeinem Nachfolger erklärt ſah, wähnte er, daß ſein Böhmen künftig das Hauptland, und ſein Prag die Hauptſtadt von ſeiner neuen Monarchie werden und bleiben würde, und verewigte hier ſein Andenken durch unvergleichliche Anſtalten, deren Vortrefflichkeit nur noch fehlte, daß er bei einem längern Leben ſo glücklich geworden wäre, ſie zur Reife zu bringen; er ſtarb im Jahre 1378.

Karl (unter den Kaiſern, von Karl dem Großen angefangen, dieſes Namens der vierte) war ein Enkel des Grafen (und Kaiſers) Heinrich von Luxemburg, und der älteſte Sohn des Königs Johann von Böhmen, welcher ihn noch bei ſeinem Leben zu ſeinem Thronfolger erklärt, indeſſen er, mit Bewilligung der Stände, ſeinem zweiten Prinzen Johann die Markgrafſchaft Mähren überlaſſen, ſeinem jüngſten Sohne Wenzel aber die Grafſchaft Luxemburg durch ſeinen letzten Willen beſtimmt hatte. Karl wurde im Jahre 1316 zu Prag geboren, und im achten Jahre ſeines Alters nach Paris geſchickt, um an dem Hofe des Königs von Frankreich, Karls des Schönen, welcher wegen ſeiner Artigkeit berühmt war, erzogen, und auf der dortigen hohen Schule, welche die erſte in Europa war, in den Wiſſenſchaften unterrichtet zu werden. Beides gelang über alle Erwartung, und Karl wuchs zu einem Manne heran, welchen man, wenn man einen König aus dem Privatſtande hätte wählen müſſen, vor tauſend andern gewählt haben würde. Er war von einem feinen und einſchmeichelnden Betragen, äuſſerſt herablaſſend, ohne gemein, tapfer, ohne tollkühn zu ſeyn, und verband mit einer hinreiſſenden Thätigkeit jene gelaſſene und ruhige Kälte, welche den Zeitpunkt abwartet. Er ſtrebte dabei mit beharrlichem Ernſt nach einer ſtrengen Frömmigkeit, und bezeigte eine Ehrfurcht gegen die Religion, bei der von ihm alles Gute zu hoffen war. Was er ſich aber vor allem in Frankreich gemerkt, und wovon er nie abgelaſſen hat, war die von den wenigſten Großen erkannte Wahrheit: „daß Kopfrecht, nicht Fauſtrecht, die Welt regiere.“ Er hatte nicht nur viele Sprachen, als: neben ſeiner Mutterſprache, der böhmiſchen nämlich, die lateiniſche, deutſche, franzöſiſche und italieniſche in einer Vollkommenheit, daß er in denſelben ſehr gut ſprach und ſchrieb, ſondern er hat, was die Hauptſache iſt, die Sachen, welche in dieſen Sprachen vorhanden, und den Werth der köſtlichen Männer, auf welche die großen Völker der damaligen Zeit mit Recht ſtolz waren, kennen und ſchätzen gelernt, und gieng, als er nach dem (im Jahre 1346 erfolgten) Hintritte ſeines Vaters die Regierung in Böhmen übernahm, von einem Grundſatz aus, welcher, ſo einfach und faßlich er iſt, doch zu allen Zeiten von den wenigſten Höfen erkannt, und welcher im buchſtäblichen Verſtande noch immer ein Vorbehalt und Geheimniß großer Fürſten und Miniſter geblieben iſt. Da er die unendliche Unbehilflichkeit ſeiner Unterthanen in allen Dingen, wozu ein unterrichteter und geübter Verſtand, eine zweckmäßige Geſchicklichkeit und weiſe Thätigkeit erfordert wurden, wahrnahm, da er, ſtatt wahrer Kenntniſſe in der Religion, ſtatt ausübender Neigungen für ſolche, allenthalben nur Aberglauben oder die andere entgegengeſetzte Erſcheinung, Religionsſpott und Unglauben bemerkte, da er Hohe und Niedere in einen Abgrund von Unſittlichkeit, welche ihm ſeine Regierung auf alle Weiſe erſchweren mußte, verſunken ſah, ſuchte er die Quellen aller dieſer Uebel da, wo ſie in ſolchen Fällen immer und einzig liegen, im Mangel an Erziehung, und in einem allgemeinen gänzlich verfallenen Zuſtande der Schulen und der Wiſſenſchaften auf, und faßte den Entſchluß, deſſen Ausführung er ſelbſt übernahm, vor allen Dingen ſeine Nation zu entwildern. Die Wiſſenſchaften, wie man ſie damals in ſeinem Böhmen und den angrenzenden Ländern behandelte, bildeten nicht allein den menſchlichen Geiſt und das menſchliche Herz nicht, ſondern verunſtalteten vielmehr den einen und das andere. Die Schriftſteller des griechiſchen und römiſchen Alterthums waren in den Schulen theils unbekannt, theils aus denſelben gänzlich verbannt; und das, was man Philoſophie und Theologie nannte, war eine Sammlung von unbrauchbaren und gefährlichen Grübeleien, welche man dabei noch in einer Sprache vortrug, die ganz unverſtändlich und barbariſch war. Zu gleicher Zeit ſtand das Studium der arabiſchen ſogenannten Weltweiſen und Aerzte, und mit demſelben der Hang für alchymiſtiſche Geheimniſſe und Arzneien, Sterndeutereien, und alle Arten magiſcher und cabbaliſtiſcher

Künſte und Schwärmereien (ſo gräßlich war die damalige Verfinſterung des menſchlichen Verſtandes) in der allgemeinſten öffentlichen Achtung, und dieſe abgeſchmackten Narrheiten wurden mit dem größten Ernſte behandelt. Da die höhern und beſſern Klaſſen der Nation ſo beſchaffen waren, ſo läßt ſich leicht erachten, wie die gemeinen beſchaffen geweſen ſeyn müſſen. Karl hatte in Paris würdigere Dinge, hellere Beſtrebungen, ungleich vortrefflichere Einrichtungen und zugleich die Fortſchritte und Beiſpiele anderer Nationen kennen gelernt. Er wußte, daß ſich in Italien eine Menge der beſten Köpfe mit raſtloſem Eifer beſtrebte, die verlornen Werke der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller zu entdecken, die geiſtreichen Denkmäler der alten Kunſt zu ſammeln, und die Spuren des Weges, den klaſſiſche Männer ehemals zur Unſterblichkeit wandelten, auf ihren halberlöſchten Fußſtapfen wieder zu ſuchen, und ſetzte ſogleich alles, wozu ihn ſeine Macht und Hoheit berechtigte, in Bewegung, um einen ähnlichen Gemeineifer, um die Bildung des Verſtandes, oder was in ſeinen Augen eben daſſelbe war, um die Wohlfahrt und Ehre der Nation zu wecken. Er nahm ſich vor, ſeine Stadt Prag zum Mittelpunkte des Lichtes, von welchem nicht nur die böhmiſche Nation, ſondern weithin in der

Ferne die umliegenden Nationen beleuchtet werden ſollten, zu machen, und forderte mit den großmüthigſten Verſprechungen die größten Männer des Auslandes, und Lehrer und Schüler auf, nach Prag zu kommen, und an ſeiner Univerſität, welcher er im Jahre 1348 die Einrichtungen der Univerſitäten zu Paris und Bologna zum Grunde legte, einen unmittelbaren Antheil zu nehmen. Gemäß einem ſolchen Entwurfe theilte er die Univerſität in vier Fakultäten oder wiſſenſchaftliche Fächer, und die Lehrer und Schüler in vier Nationen, die böhmiſche, bayeriſche, polniſche und ſächſiſche ein, zu deren erſten die Mähren, Ungarn, und ungariſche Slaven, zur zweiten die Oeſterreicher, Schwaben, Franken und Rheinländer, zur dritten die Schleſier, Litthauer und Ruſſen, zur vierten endlich die Meißner, Thüringer, Ober- und Niederſachſen, Dänen und Schweden gehören, und welche das Recht haben ſollten, den Rektor (beſtändiger Kanzler ſollte der Erzbiſchof von Prag ſeyn) zu wählen. Sein Wunſch gelang ihm, und in kurzer Zeit fanden ſich zu Prag die vortrefflichſten Männer als Lehrer, und Schüler in Menge ein. Alles nahm einen unglaublich lebhaften, vortrefflichen Gang, und Karls Freude und gerechter Stolz über dieſen glücklichen Anfang war unausſprechlich. Er theilte die Wonne ſeines Glückes den berühmteſten Männern des damaligen Zeitalters, dem Petrarcha, Boccacio und andern, in einem eigenhändigen Briefwechſel mit, und kannte, wenn ihm ſeine Regierungsgeſchäfte eine freie Stunde gönnten, kein innigeres Vergnügen, als ſich mit den weiſen und gelehrten Leuten, die ſich in ſeiner Reſidenzſtadt verſammelt hatten, zu unterreden. Ihr Umgang gieng ihm über alles, was man ſonſt zu den Ergötzlichkeiten der Höfe zu rechnen pflegt, und als ihn einſt ſeine Hofleute wiederholtermalen erinnerten, daß längſt alles zur Mahlzeit bereit ſtände, ließ er ſich durchaus nicht ſtören, ſondern gab den ungeſtümen Tiſchfreunden, denen es unbegreiflich war, was ihr Monarch an ſeinen Gelehrten finden könnte, zur Antwort: „Hier iſt meine Mahlzeit."

Was Karl für die Wiſſenſchaften und für die Bildung ſeiner böhmiſchen und der benachbarten Nationen that, das that er auch mit einer gleichen perſönlichen Betriebſamkeit für die ſchönen oder bildenden und für die mechaniſchen Künſte, für den Ackerbau, den Bergbau, den Handel, wie am Ende ſeiner Geſchichte geſagt werden ſoll.

Dieſer unvergleichliche Mann, dieſes Muſter böhmiſcher Könige, verrieth als Kaiſer einen ganz entgegengeſetzten Charakter, bei welchem er zwei Perſonen, eine edle, gerade und feſte, und zu gleicher Zeit eine andere, an welche man nicht ohne Widerwillen und Verachtung denken kann, in ſich vereinigte. An dieſer ſchlimmen Seite waren die ſchädlichen Begriffe, welche man ſeiner jungen Seele in Rückſicht der gewöhnlichen Staatsklugheit und der Moral großer Höfe am franzöſiſchen Hofe eindrückte, dann die böſen Beiſpiele ſeines ländersüchtigen und unbändigen Vaters König Johanns Schuld. Dieſe drückten mit dem ganzen Gewichte ihres Verderbniſſes den zarten Stamm nieder, und gaben ihm eine höchſt ſchiefe Richtung, von welcher ſich ſeine ſonſt beſſere Natur nie wieder empor hob. König Karl von Frankreich und König Johann von Böhmen wetteiferten mit einer leidenſchaftlichen Hitze, welche manchmal an Wuth grenzte, den gutmüthigen Kaiſer Ludwig von Bayern zu kränken, und ſchämten ſich nicht, zu den ſchändlichſten und treuloſeſten Niederträchtigkeiten ihre Zuflucht zu nehmen, um ihre ehrloſen Abſichten zu erreichen. Beide hielten den jungen Karl (der dem König von Frankreich zu Ehren ſogar ſeinen Namen ändern mußte; denn er ward in der Taufe Wenzel genannt) für das tauglichſte Werkzeug, ihren unverſöhnlichen Groll gegen den Kaiſer Ludwig und das bayeriſche Haus fortzupflanzen, und überhaupt ihre Staatskünſte zu vollenden; und der junge Prinz, der noch kaum wiſſen konnte, wie ihm geſchah, ſog ihre Grundſätze und Geſinnungen deſto begieriger und dauerhafter ein, je glänzender die Ausſichten waren, die man ihm vorhielt. Seine außerordentlichen Fähigkeiten und die Schärfung derſelben durch den wiſſenſchaftlichen Unterricht machten ihn nur um deſto gefährlicher, je ſinnreicher und geſchickter ſie ihn machten, große und liſtige Plane zu entwerfen, böſen Abſichten einen guten Schein zu geben, und ſeinen Unternehmungen ein entſcheidendes Gewicht zu verſchaffen. Bald glich er ſeinem Vater in der unerſättlichen Begierde, alles unter ſeinen Scepter zu beugen, und bald ließ er ihn an Planen und Maßregeln, welche er zu entwerfen wußte, um ſeinen Endzweck zu erreichen, weit hinter ſich. Karl liebte das Blutvergieſſen, und die eben ſo grauſamen als ſtets unſichern Spiele der Waffen nicht, ſondern ſtille Eroberungsmittel und Künſte, an denen er um ſo unerſchöpflicher war, als er ein für allemal mit ſich ſelbſt übereingekommen zu ſeyn ſchien, ſich alles, was ſeinem Eigennutze dienen konnte, zu erlauben, und von dieſer Seite auf wahre Ehre und gegründeten Nachruhm Verzicht zu thun.

Wir wollen ſehen, durch welche Mittel ſich Karl der kaiſerlichen Würde bemächtiget, wie er ſich in Italien und gegen den päbſtlichen Stuhl verhalten, und welche Art von Verdienſt er ſich um Deutſchland erworben hat.

Karl ſuchte ſich der kaiſerlichen Krone noch bei den Lebzeiten des rechtmäßigen Kaiſers Ludwig von Bayern, wie in deſſen Leben erzählt wurde, zu bemächtigen, und dieß ſo ſehr wider die allgemeine Geſinnung der vornehmſten Reichsſtände und auf eine ſo ganz ungeſetzmäßige Art, daß er ſich alle Hoffnung, jemals ſeine Abſicht zu erreichen, vereitelt zu haben ſchien. Die ihm geneigte und von ihm meiſtens erkaufte Parthei war ohne Achtung und Gewicht, und der zahlreichere und beſſere Theil der Wahl- und anderer Fürſten, als der Erzbiſchof von Mainz, Graf Heinrich von Virneburg, die Fürſten des bayeriſchen Geſammthauſes, welches allein drei Wahlſtimmen von Bayern, Pfalz und Brandenburg in ſich vereinigte, Erich, Herzog von Sachſenlauenburg, dann die Herzoge von Oeſterreich, von Mecklenburg u. a. konnten ſich durchaus nicht entſchließen, einen Prinzen, der ihnen bereits einen ſo auffallenden Beweis von einer höchſt leidenſchaftlichen Gemüthsart gegeben hatte, als ihr Oberhaupt zu beſtätigen. Dieſe Herren nebſt vielen andern Fürſten, Grafen und Freien verſammelten ſich im Jänner 1348 zu Oberlahnſtein, einem Renſe gegenüber gelegenen Städtchen, theils perſönlich, theils durch Abgeordnete, erklärten die Wahl des Karl für nichtig, und kamen, nachdem von ihnen keiner eine Luſt bezeigte, ſelbſt die Krone zu behaupten, einhellig überein, dieſelbe dem Könige Eduard von England, als welcher ſich vor Kurzem durch den über den König von Frankreich bei Creſſey erfochtenen Sieg ein allgemeines Zutrauen erworben hatte, anzubieten. Dieſer König, welchem das Vorhaben der ihm zugethanen Wahlfürſten ſchon im Voraus bekannt war, hatte zu ihrer Verſammlung bereits eine Geſandtſchaft abgeſchickt, und ſchien ihre nähere Entſchließung um ſo mehr mit Vergnügen zu erwarten, als Karl von Böhmen, wenn er als ſein Gegner auftreten wollte, weder eine hinlängliche Hausmacht, und noch weniger einen mächtigen Anhang für ſich zu erwarten hatte, um mit einigem Gleichgewicht wider ihn auftreten zu können. Aus dieſer Verlegenheit wußte ſich Karl bald zu helfen. Wir haben im Leben Kaiſer Ludwigs gehört, daß derſelbe durch eine Heirath mit Margaretha, der älteſten Schweſter des unbeerbten Wilhelms IV. Grafen von Holland, Hennegau, Seeland und Friesland, dieſe

Staaten an ſein Haus gebracht hat. Margaretha hatte noch drei Schweſtern, deren eine Philippa eben an König Eduard von England, die andere, Johanna, an Wilhelm, Markgrafen von Jülich, die dritte, Eliſabetha, an Robert, Grafen von Namur vermählt war. Dieſe Schweſtern meldeten ſich nach dem im Jahre 1345 erfolgten Tode ihres Bruders um einen gleichen Antheil an den hinterlaſſenen Ländern, und wurden von Kaiſer Ludwig nach den deutſchen Rechten geſetzmäßig abgewieſen. Gleichwie nun dem Karl bekannt war, daß der Ausſpruch des K. Ludwig die drei Schweſtern nicht wenig geſchmerzt hatte, ſo verſprach er jetzt dem Markgrafen von Jülich, daß er deſſen Gemahlinn ſowohl als der Königinn von England zu den Forderungen, die ſie machen zu können glaubten, verhelfen wollte, falls er die Freundſchaft für ihn hätte, dem König von England von der Kaiſerkrone abzurathen. Der Markgraf begab ſich unverzüglich nach London, und ſtellte dem König die nachtheiligen Folgen, welche die Annahme der deutſchen Kaiſerkrone für ihn unvermeidlich nach ſich ziehen mußte, ſo nachdrücklich vor, und verſchaffte ſeinen Gründen eine ſo allgemeine Ueberzeugung, daß ſich auch die engländiſchen Staatsräthe mit ihm vereinigten, dem Könige von ſeinem Vorhaben abzurathen, wovon dieſer, (da zumal noch der höchſt ungelegene Umſtand hinzukam, daß König Philipp von Frankreich neuerdings wider ihn einen Feldzug eröffnet hatte) auch wirklich abſtand, und den deutſchen Fürſten für die Ehre, welche ſie ihm zugedacht hatten, danken ließ. Mit einem andern Fürſten, welchem nach der erfolgten Erklärung des Königs von England die deutſche Krone angeboten wurde, kam Karl noch leichter zu Stand. Dieſer war der Markgraf Friedrich II. oder der Ernſthafte, von Thüringen und Meiſſen, ein Schwager der bayeriſchen Prinzen, der eben ſo viele Fähigkeit als anfangs guten Willen hatte, die Krone zu behaupten; allein Karl wußte ihm das unabſehbare Labyrinth, in welches er ſein Haus durch die Annahme derſelben ſtürzen würde, mit ſo grellen Farben zu mahlen, daß dieſer Prinz ſich bewegen ließ, ſeine Hoffnungen gegen ein Geſchenk von zehntauſend Mark zu verkaufen, und ſeine Parthei zu halten. So erfreulich es aber für den Karl war, ſolche Verſuche ſeiner Gegner vernichtet zu haben, ſo war für ihn gleichwohl in der Hauptſache nichts gebeſſert, ſo lange es ihm nicht gelang, die Fürſten des bayeriſchen Hauſes zu gewinnen, oder ihr Einverſtändniß und das Band ihrer vielen Freunde zu zerreiſſen. Dieſes letztere hatte er bereits mit gutem Erfolg verſucht; und z. B. (außerdem, daß er noch im Jahre 1347 ſogleich nach K. Ludwigs Tod, Herzog Rudolph den ältern von Sachſen mit der alten Mark Brandenburg widerrechtlich belehnt hatte) die Fürſten Johann und Albert von Mecklenburg dadurch, daß er ſie vom Lehenverband über das Land Stargard vom brandenburgiſchen Haus befreite, und ſie zu Herzogen erhob, dann den Herzog von Oeſterreich, Albert II., durch eine zwiſchen ſeinen und deſſen Kindern verabredete Vermählung ſich zum Freunde gemacht, und auch zu einer gänzlichen Ausgleichung mit dem bayeriſchen Hauſe traf er eine Einleitung, bei welcher es alles Anſehen gewann, daß er ſeine Abſichten unfehlbar erreichen würde. Er brachte nämlich noch im Jahre 1348 um Jakobi zu Paßau einen Zuſammentritt zu Stande, bei welchem die Erzbiſchöfe von Salzburg, Mainz und Prag, dann die Biſchöfe von Paßau, Bamberg, Würzburg und die bayeriſchen Fürſten mit einem glänzenden Gefolge erſchienen ſind. Der Herzog Albert von Oeſterreich machte den Mittler, und beide Partheien hatten ſich bereits einige Schritte genähert, als den bayeriſchen Prinzen von jenen Verſprechungen, welche Karl dem Markgrafen von Jülich und der Königinn von England in Betreff der holländiſchen Erbſchaft gethan hatte, die Nachricht zukam. Die Prinzen, welche glaubten, daß Karl ſie hintergehen, ihnen hier ſchmeicheln, anderswo ſie untergraben wolle, riſſen die Unterhandlungen augenblicklich ab, und der Kurfürſt Ludwig von Brandenburg betheuerte, daß er den Karl niemals als Kaiſer erkennen würde.

Da nunmehr Karl ſah, daß es ihm ſchwerlich gelingen würde, das bayeriſche Haus gewinnen, und ohne ſolches gewonnen, oder unterdrückt zu haben, die kaiſerliche Würde mit Ruhe und Beſtand behaupten zu können, ſo entſchloß er ſich, ohne Verzug das Aeuſſerſte zu wagen, und vor allen des Kurfürſten Ludwig von Brandenburg ſich zu entledigen. Dieſer Herr iſt im Jahre 1324 auf einem Reichstage zu Nürnberg von ſeinem Vater, dem Kaiſer Ludwig, mit der Mark und Kur Brandenburg feierlich belehnt worden, nachdem im Jahre 1319 der letzte brandenburgiſche Markgraf Waldemar ohne männliche Leibeserben geſtorben, und ſohin Land und Würde dem Kaiſer und Reich heimgefallen war. Dieſe Belehnung war in der Hauptſache vollkommen ruhig vor ſich gegangen, und Ludwig befand ſich im gerechteſten Beſitze ſeiner Rechte, als, gleich nach der vereitelten Ausgleichung zu Paßau, unter der Anführung des Herzogs Rudolph von Sachſen, Karls innigſten Freundes und ähnlicher Anhänger, ein Waldemar zum Vorſchein kam, welcher betheuerte, daß er im Jahre 1319 keineswegs mit Tod abgegangen, ſondern daß er, in der Abſicht, eine Andachtsreiſe nach dem gelobten Lande zu unternehmen, in der Stille davon gegangen, ſeitdem herumgezogen, und jetzt wieder glücklich zurückgekommen ſey. Dieſer Waldemar hieß Jakob Reboch oder Rebock, und war ſeiner Profeſſion ein Müller; er hatte eine große Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen Fürſten, verſtand deſſen Manieren nachzuahmen, und wußte von ſeiner erdichteten vorigen Regierung ſehr genaue Erzählungen vorzubringen. Ein Umſtand, der ſeiner Erſcheinung ſehr zu ſtatten kam, war, daß den verſtorbenen wahren Waldemar, als einen friedfertigen, guten und wohlthätigen Fürſten, ſeine Unterthanen äußerſt geliebt, dieſe aber von Ludwig, als welcher genöthigt wurde, ſich lange mit ſeinen Nachbarn herumzuſchlagen, vieles, wiewohl in ſeiner Lage unvermeidliches Ungemach, das der Krieg mit ſich bringt, erfahren hatten. Das gemeine Volk hatte wenig Mühe, etwas zu glauben, was es herzlichſt wünſchte. Die Vornehmern folgten den Winken ihrer Fürſten, und dieſe dem Zuge ihres Vortheils. So gewann Karl, der es, wie Waldemar, an nichts erwinden ließ, durch Geſchenke und Ertheilung längſt gewünſchter Freiheiten, den Adel und die Städte an ſich zu ziehen, ſogar den Herzog Barnim von Pommern, ungeachtet dieſer Herr dem Begräbniß des verſtorbenen Waldemar in Perſon beigewohnt hatte. Karl nannte den neuen Waldemar in mehr als zehn öffentlichen Urkunden „den hochgebornen Waldemar, des H. R. R. Erzkammerer, ſeinen lieben Schwager,“ und die Städte waren theils von den ihnen angebotenen Vortheilen, theils von der entſetzlichen Dreuſtigkeit und dem kühnen Prunke, mit welchem das Schauſpiel aufgeführt wurde, zu voreilig hingeriſſen, oder zu betäubt, um einem reifern Nachdenken Platz zu geben, und Frankfurt an der Oder, Briezen (daher Treuenbriezen genannt) und Spandau waren die einzigen, die bei Beſinnung, und in ihrer Treue unerſchüttert blieben. Kurfürſt Ludwig ſah ſich genöthigt, ſich mit ſeinen Getreuen in die Stadt Frankfurt an der Oder zu werfen, und wurde im Herbſte 1348 von einem Heere, wozu mehr als vierzehn Fürſten beitrugen, belagert. Karl hoffte mit ſo großer Zuverſicht, ſich ſeines Gegners ſo viel als bereits bemächtigt zu haben, daß er in ſeinem Lager vor Frankfurt dem Waldemar den 2. October die Mark Brandenburg durch eine feierliche Belehnung, welcher Ludwig von den Mauern der Stadt zugeſehen haben ſoll, ertheilte, dann dem ſächſiſchen Prinzen Rudolph dem jüngern, und Otto, ferner dem anhaltiſchen Prinzen Albrecht und Waldemar, auf den Fall, daß der zurückgekommene Markgraf ohne männliche Erben verſtürbe, die Mitbelehnſchaft gewährte, für ſich aber von ſeinem neuen Markgrafen die Abtretung aller Rechte auf die Lauſitz an Böhmen einärndtete; allein weder ſein zahlreiches Heer, noch die äußerſte und kunſtreichſte Anſtrengung konnten ihm zur Eroberung der Stadt verhelfen, und Kurfürſt Ludwig zwang ihn nicht nur zum Abzug, ſondern ſetzte ihn in eine neue Verlegenheit, bei welcher es ſogleich das Anſehen gewann, daß er ſich ohne beſondere für ihn günſtige Ereigniſſe oder große Aufopferungen ſo leicht nicht würde herauswinden können. Kurfürſt Ludwig hatte von ſeinem Vater unter vielen andern einen vortrefflichen Bundesgenoſſen, den Reichsgrafen von Schwarzburg-Arnſtadt in Thüringen, Günther, geerbt, einen Mann, welcher nicht nur wegen ſeiner erprobten Kriegskunſt und Tapferkeit, ſondern auch vorzüglich wegen ſeiner unbeſtechlichen und gerechten Gemüthsart in einer allgemeinen ungeheuchelten Achtung ſtand. Dieſem Günther that Ludwig den Vorſchlag, die kaiſerliche Würde anzunehmen, und Günther willigte ein, falls der größere Theil der rechtmäßigen Kurfürſten das Reich für erledigt erklären, und ohne Gefährde ihn wählen würde. Dem zu Folge ernannte der Erzbiſchof von Mainz, in Gemeinſchaft mit dem Pfalzgrafen und im Namen des Kurfürſten von Brandenburg und Herzogs Erich von Sachſen-Lauenburg, den Günther zum römiſchen König, und lud die Erzbiſchöfe von Trier und Köln zur künftigen Wahl ein, welche auf den 30. Jänner 1349 angeſetzt war. An dieſem Tage gieng die Wahl, nachdem die vier Kurfürſten, nach dem Urtheile anderer Reichsfürſten, den Thron für erledigt, und die Stimmen der abweſenden Kurfürſten für verluſtig erklärt hatten, auf dem Wahlfeld vor Frankfurt feierlich vor ſich, und einige Tage darauf erfolgte in der Stadt Frankfurt ſeine Thronbeſteigung mit der rührendſten Feierlichkeit. Günther empfieng aus den Händen des Erzbiſchofes von Mainz das entblößte Reichsſchwert, ſchwang es zuerſt gegen die Sonne, drückte es dann an ſein Herz, und legte den geſetzlichen Eid eines römiſchen Königs ab.

Dem geängſtigten Karl blieb nunmehr nichts als ein offenbarer Krieg, oder ein glücklicher Einfall, durch welchen das Ungewitter abgeleitet werden konnte, zu ſeiner Rettung übrig. Jenen mußte er, wenigſtens zum Scheine, führen wollen, und er bot auch wirklich von

Köln aus, nach welcher Stadt er ſich begab, um ſeinem Gegner die Krönung in derſelben zu vereiteln, auf den Faſtenſonntag eine allgemeine Heerfahrt des Reiches gegen Kaſſel, Mainz gegenüber, aus; allein Günther achtete deſſen ſo wenig, daß er auf eben den Tag ein Turnier nach Kaſſel (wo ſich zur beſtimmten Zeit wirklich nicht Ein feindlicher Mann einfand) ausſchrieb, und alle diejenigen, welche wider die Unabhängigkeit des Reiches handeln würden, für Verbrecher der beleidigten Majeſtät erklärte. Indeſſen hatte Karl bereits etwas Beſſeres ausfindig gemacht, wobei es ihm nicht fehlen konnte, über ſeine Gegenparthei, zumal über das Haupt derſelben, den Kurfürſten Ludwig, einen in der That höchſt bedeutenden Sieg zu erhalten. Erſt zog er die nächſten Anverwandten des Günther, den Grafen Heinrich von Hohenſtein, Herrn zu Sondershauſen, und die Grafen Günther und Heinrich zu Schwarzburg-Arnſtadt durch Ertheilung der Anwartſchaft auf die Beſitzungen deſſelben, und durch Abtretung der Reichsrechte, welche mit der durch ihr Gebiet laufenden Reichsſtraße verbunden waren, auf ſeine Seite, und dann kehrte er ſich mit gleichen Abſichten an die getheilte bayeriſche Linie in der Rheinpfalz. Da ihm im Jahre 1348 ſeine erſte Gemahlinn Blanca, eine franzöſiſche Prinzeſſinn, geſtorben war, ſo warb er jetzt um die Tochter ſeines bisherigen Feindes, des kurpfälziſchen Kurfürſten Rudolphs II., Anna, und erhielt nicht nur ſogleich ihre Hand (das Eheverlöbniß gieng bereits den 4. März 1349 zu Bacharach, und bald darauf die Heirath vor ſich), ſondern, was ihm eigentlich die pfälziſche Anna werth machte, die Freundſchaft ihres Vaters, welcher von nun an ſeine Parthei genommen, und dadurch das ganze Bündniß ſeiner Gegner erſchüttert hat. Karl glaubte durch dieſe Heirath bereits ſo viel gewonnen zu haben, daß er, in der Hoffnung, mit dem Günther in gütliche Unterhandlungen treten zu können, einen Reichstag nach Speier ausſchrieb, und den Günther dazu einlud. Günther erſchien nicht, litt aber zu gleicher Zeit ein höchſt grauſames Unglück, indem er von einem frankfurtiſchen Arzt, Freidank, aus deſſen Händen er bei einer zugeſtoſſenen Unpäßlichkeit eine Medicin (wiewohl nur einen Theil derſelben, denn den andern mußte Freidank ſelbſt trinken) genommen hatte, vergiftet, und ſogleich in betrübte Geſundheitsumſtände verſetzt wurde. Karl, der indeſſen einen neuen Reichstag nach Frankenthal ausgeſchrieben, und im Falle, daß Günther auch hier nicht erſcheinen ſollte, Gewalt zu brauchen gedrohet hatte, benutzte jenen Umſtand augenblicklich, und zog mit einigen Völkern ſogleich über den Rhein; allein Günther zog ihm beherzt entgegen, und erwartete ihn in ſeinem Lager bei Eltevil oder Ellefeld im Rheingau ſeinen tapfern Bundesgenoſſen, den Kurfürſten Ludwig von Brandenburg, als der ihm, da er ihn die kaiſerliche Würde anzunehmen beredete, ſeinen unzertrennlichen Beiſtand verſprochen hatte. Schon hatte Günther in kleinen Gefechten wider die Truppen des Karl einige Vortheile erhalten, und einen für ihn günſtigen Schrecken im feindlichen Heere verbreitet, als Ludwig von Brandenburg, zum höchſten Befremden des Günther, mit einem ganz geringen Gefolge und mit veränderten Geſinnungen ankam. Ludwig hatte die neuen Umſtände, daß er nämlich wider ſeine eigenen Anverwandten in der Rheinpfalz würde auftreten, daß er ſeine Brandenburger, welche ſeiner Kriege ohnehin längſt müde waren, zu neuen Feldzügen würde anhalten, und was die Hauptſache war, daß er ſich bald allein im Felde würde ſehen müſſen, indem es ſich mit dem Günther täglich verſchlimmerte, in reife Betrachtung gezogen, und erklärte ſich hiermit, daß man in dieſer Lage den Handel gütlich beizulegen, und ſich mit Karl, gegen ehrenvolle und vortheilhafte Bedingniſſe, welche er zu bewirken verſprach, auszugleichen ſuchen müßte. Karl, zu welchem ſich Ludwig perſönlich begab, gieng auch ſogleich mit Freuden die Bedingniſſe, welche ihm Ludwig vorlegte, ſo hart und ſchimpflich ſie für ihn waren, ein, und verband ſich in einem Vergleich zu Eltevil den 26. Mai 1349, daß er dem Günther für ſeinen Abſtand zwanzigtauſend Mark Silber bezahlen, ferner tauſend zweihundert Mark, welche Günther bei ſeinem Aufenthalte zu Frankfurt, ſchuldig geblieben war, zu zahlen übernehmen, daß er, gegen ſein voriges eidliches Verſprechen, den, vom Pabſte verworfenen, Erzbiſchof von Mainz, Heinrich von Virneburg, wieder als rechtmäßigen Erzbiſchof und Kurfürſten erkennen, und in ſein Erzſtift einſetzen, daß er dem Ludwig von Brandenburg alles, was nur immer in ſeinen Mächten ſtünde, gewähren, daß er ihm den vollkommenen Beſitz von der Mark und Kur Brandenburg zugeſtehen, ſich aller Anſprüche auf Tyrol begeben, daß er bei dem päbſtlichen Stuhle für ihn, und das ganze bayeriſche Haus eine gänzliche Ausſöhnung bewirken, und daß er ſich endlich, weil Ludwig durchaus auf dieſer Bedingniß beſtand, von neuem noch einmal wollte wählen und krönen laſſen. Karl mußte, vermöge dieſem Vertrage, im Angeſichte von ganz Deutſchland nicht nur ſeine Fürſten, die er ſo eilfertig mit brandenburgiſchen Ländereien belehnet hatte, bei Seite ſetzen: ſondern vor allem „ſeinen hochgebornen Markgrafen Waldemar, ſeinen lieben Schwager und Fürſten" aus dem Wege ſchaffen, das er dann auch mit allem Ernſte vollendet hat; er befahl nämlich jetzt, was er gleich anfangs hätte thun ſollen, die Unterſuchung der Gründe, worauf man Waldemars vorgegebene Zurückkunft geſtützt hatte, und erklärte ſodann dieſen Waldemar, der ſich auch wieder in ſeine vorige Dunkelheit zurückzog, für einen Betrüger, ohne jedoch auf diejenigen, welche ihm denſelben zugeführt hatten, im Geringſten einige Ungnade zu werfen, woran ihn zuverſichtlich ſein eigener Antheil an dieſer ſchändlichen Sache gehindert hat. Der gute Günther erlebte den Vollzug dieſer ſämmtlichen Bedingniſſe nicht mehr, und gieng noch im Jahre 1349 den 14ten Juni im fünfundvierzigſten Jahre ſeines Lebens von Freunden und Feinden beklagt, zu Frankfurt, wo er auch in der Bartholomäuskirche ſein Grab fand, mit Tod ab. Karl ließ ſich zu Frankfurt noch einmal wählen, und zu Aachen den 25. Jul. 1349 mit ſeiner Gemahlinn Anna noch einmal krönen, und war nunmehr das rechtmäßige deutſche Oberhaupt, wie ihm dann auch Kurfürſt Ludwig von Brandenburg die Reichsinſignien, welche der bürgerliche Magiſtrat zu München in Verwahr hatte, im Jahre 1350 ausgehändiget hat.

Dieſe waren noch lange nicht alle Mittel und Kunſtgriffe, derer ſich Karl bediente, um ſich der deutſchen Krone zu verſichern. Seine Unterhandlungen mit dem päbſtlichen Hofe waren (wie gleich geſagt werden ſoll) noch weit auffallender, und ſeine Begünſtigungen ſolcher Fürſten, mit welchen er vorzüglich wünſchte, in einem guten Verſtändniſſe zu ſtehen, waren es nicht weniger. Unter dieſen richtete er vorzüglich ſein Augenmerk auf die Herzoge von Oeſterreich, und wie bereits geſagt worden iſt, gelang es ihm auch, den Herzog Albert II. auf ſeine Seite zu ziehen. Dieſer Albert unternahm wider die freien Eidsgenoſſen eine Fehde, zu welcher ſich die folgende Veranlaſſung ergab. Die freie Reichsſtadt Zürch hatte ſich genöthiget gefunden, einige ihrer Bürger zu verbannen, welche ſich in den Schutz des Grafen Johann (des ältern von Habsburg und Rappersweil) begaben, und durch ſeine Unterſtützung einen Verſuch wagten, ſich der Stadt Zürch zu bemächtigen, das ihnen aber ſo wenig glückte, daß die Zürcher vielmehr den Grafen Johann, den jüngern (Sohn des ältern Johann) in ihre Gewalt bekamen, und zu gleicher Zeit das Schloß Rappersweil zerſtörten, und das dabei gelegene Städtchen abbrannten. Da ſie vorherſahen, daß Herzog Albert von Oeſterreich ſeiner habsburgiſchen An=

verwandten ſich annehmen würde, traten ſie in den Bund jener Städte, welche ſich bereits vormals wider Kaiſer Albert von Habsburg-Oeſterreich vereiniget hatten, und wurden deren Eidgenoſſen, welches den Oeſterreichiſchen um ſo bedenklicher wurde, als ſich ſogar die öſterreichiſche Stadt Luzern bereits im Jahre 1332, doch mit Vorbehalt der öſterreichiſchen Rechte, dieſer Eidgenoſſenſchaft beigeſellt hatte. Herzog Albert, deſſen Hülfe ſeine Vettern inſtändigſt anriefen, eilte ſogleich im Jahre 1351 mit einem beträchtlichen Heere herbei, und da ſich die Abgeſandten der Zürcher in einer Unterredung ſtandhaft erklärten, daß von ihren Mitbürgern wider die Rappersweiler nichts unternommen worden wäre, als was jede beherzte Gemeinde wider ihre Feinde im Kriege zu unternehmen pflegt, ſchloß er die Stadt unverzüglich ein; doch durch die Vermittlung des Grafen Friedrich von Toggenburg, des Johanniters Herdeg Rechberg, des Konrad von Berenfels, eines Baslers u. a. kam ein Vergleich zu Stande, vermöge welchem man die Entſcheidung des Handels dem Ausſpruch von vier Schiedsrichtern, welche der Herzog von Oeſterreich, und die Eidgenoſſen zu gleichen Theilen wählten, zu überlaſſen, im Falle aber, daß dieſe nicht einig würden, die Königinn Agnes von Ungarn, welche wegen ihrer Frömmigkeit berühmt, aber eine Schweſter des Herzogs Albert von Oeſterreich war, als Schiedrichterinn erkennen zu wollen, verſprach. Das Urtheil dieſer Königinn, welche, unter andern, den Zürchern zumuthete, daß ſie die Stadt und das Schloß Rappersweil auf ihre Koſten wieder herſtellen ſollten, fiel ſo aus, daß ſich die Zürcher ſchlechterdings weigerten, daſſelbe in Erfüllung zu bringen. Nun wurde im J. 1352 von Oeſterreich der Krieg um ſo nachdrücklicher erneuert, als die Zürcher auch die Einwohner von Zug und Glarus, welche gleichwohl dem Hauſe Oeſterreich ebenfalls ſeine Rechte vorbehielten, in ihr Bündniß zogen; aber auch dießmal wurde die Sache durch die klugen Bemühungen des Kurfürſten Ludwigs von Brandenburg wenigſtens für dieſes Jahr beigelegt: „der gefangene Graf Johann von Habsburg ſollte in die Freiheit geſetzt, die öſterreichiſchen Ortſchaften Luzern, Zug und Glarus ſollten vom Schweizerbunde getrennt, und künftig keine öſterreichiſchen Unterthanen in ein Bündniß aufgenommen werden.“ Dieſe Bedingniſſe wurden von den Eidgenoſſen angenommen, und Graf Johann entlaſſen; allein als ſie aufgefordert wurden, die öſterreichiſchen Gemeinden von ihrem Bunde zu entlaſſen, weigerten ſie ſich deſſen nicht nur, indem ſie ſagten, daß der Vertrag nur von künftigen Bündniſſen verſtanden werden müſſe, ſondern zogen noch die reiche Stadt Bern an ſich. Jetzt wandte ſich Herzog Albert an Kaiſer Karl, ſchloß im Monate März 1353 zu Wien ein wechſelſeitiges Bündniß mit ihm, daß ſie ſich gegen alle ihre Feinde beiſtehen wollten, und forderte darauf ſogleich ſeinen Beiſtand wider die Eidgenoſſen. Karl begab ſich hierauf noch in dieſem und im folgenden Jahre 1354 perſönlich nach Zürch, und da er erfahren mußte, daß die Bürger nicht zu bewegen ſeyen, ihre Bündniſſe, von welchen ſie behaupteten, daß ſie zur Erhaltung ihrer Reichsfreiheit unentbehrlich wären, zu trennen, da er einen weitern Vorſchlag, vermöge welchem er den Zürchern anrieth, ſo vieles Geld zuſammen zu bringen, damit die öſterreichiſchen Ortſchaften gekauft und zum Reiche geſchlagen werden könnten, durch eine laute Erklärung des Herzogs Albert, daß er vielmehr neue Ortſchaften kaufen, als alte weggeben wollte, vereitelt ſah, trug er kein Bedenken zur Fahne des Herzogs von Oeſterreich, in deſſen Namen und zu deſſen Vortheil der Krieg wider die Reichsſtadt Zürch, und die übrigen Eidgenoſſen geführt werden ſollte, in Perſon zu treten, ſo, daß ſich noch im Jahre 1354 ein Heer von beinahe fünfzigtauſend Mann um die Stadt Zürch lagerte, welche nur viertauſend Mann Vertheidiger zählte, und durch die Uebermacht der Belagerer in die Länge ſehr beängſtiget worden ſeyn möchte, wenn ihr nicht zur rechten Zeit ein glücklicher Einfall aus dem Gedränge geholfen hätte. Zürch pflanzte auf die Thürme das Reichspanier auf, in der Abſicht, den Truppen der Reichsſtädte, welche ſich bei dem Heere des Kaiſers befanden, zu verſtehen zu geben, daß der Krieg im Grunde zu ihrem eigenen Nachtheil geführt werde. Dieſe verſtanden auch ſogleich die Erinnerung, und glaubten in dem Schickſale der Stadt Zürch ihr eigenes künftiges Schickſal zu ſehen. Sie nahmen von nun an keinen ernſthaften Antheil an der Belagerung, und entfernten ſich theils, theils gaben ſie ihr Mißvergnügen mit einem Ungeſtüm zu verſtehen, welches den Kaiſer für ſeine perſönliche Sicherheit beſorgt machte; er zog alſo mit ſeinen böhmiſchen Völkern ab, erließ aber im Jahre 1355, nach ſeiner Zurückkunft von Rom, auf einem Reichstage zu Regensburg zu Gunſten des Herzogs von Oeſterreich ein entſcheidendes und geſchärftes Urtheil, mit welchem ſich die Eidgenoſſen, in Hinſicht auf ihre künftige Sicherheit, ſo wenig befriedigen zu können glaubten, daß allein der im Jahre 1358 erfolgte Hintritt des Herzogs Albert im Stande war, Uneinigkeiten ein Ende zu machen, bei welchen die Eidsgenoſſenſchaft, nachdem ſie überzeugende Beweiſe, daß ſich freie Reichsſtädte in Händeln mit Fürſten auf den Kaiſer nicht würden verlaſſen können, erhalten zu haben glaubte, auf ewig ſich zur eigenen Selbſtvertheidigung entſchloſſen, und den Grund zu ihrer nachmaligen Trennung von Deutſchland gelegt, Oeſterreich aber die helvetiſchen Gemeinden Zug, Glarus und Luzern ſo viel als für immer verloren hat.

Wenn der Beiſtand, welchen Karl wider die Reichsſtädte in Helvetien einem fürſtlichen Hauſe, das jene mehr als einmal zu verſchlingen drohte, aus höfiſchen Abſichten geleiſtet hat, nicht ohne Grund getadelt wurde, ſo war ſein Verhalten gegen den päbſtlichen Hof vollends gar nicht zu entſchuldigen. Die Leſer der vorgehenden Kaiſerleben wiſſen zur Genüge, welche Grundſätze in Rückſicht auf eine bloß zeitliche Macht ſeit den Zeiten Kaiſer Heinrichs IV. vom päbſtlichen Hofe aufgeſtellt, welche Forderungen von demſelben an die deutſchen Könige gemacht, und (mittels Begünſtigung der deutſchen Fürſten, welche in der Abſicht, groß zu werden, das Anſehen des deutſchen Oberhauptes ſchwächen zu können wünſchten) von Zeit zu Zeit durchgeſetzt, welche Dinge von den Kaiſern Otto IV., Wilhelm, Friedrich II., aus Noth bewilliget, dann wie die deutſchen

Reichsoberhäupter aus ehemaligen mächtigen Vögten der Päbſte Vaſallen derſelben, welche über ihre Wahl das Recht der Einſicht und Beſtätigung behaupteten, geworden, und wie unaufhörliche Völkertrennungen und Kriege die Folgen dieſer Anmaßung geweſen ſind, welcher endlich Kaiſer Ludwig von Bayern im Jahre 1338 mit einem Male ein erwünſchtes Ende gemacht, und mit Einſtimmung der deutſchen Kurfürſten die Krone von Deutſchland für frei und unabhängig erklärt hat. Dieſe Erklärung, welche alle verſtändigen und gründlich frommen Menſchen der ganzen Chriſtenheit mit innigſtem Beifall aufgenommen, und beſtätiget hatten, dieſes von den Kurfürſten feierlichſt anerkannte und befeſtigte Reichsgeſetz, für welches von den Kaiſern ſeit vielen Jahrhunderten vergeblich geſtritten, und das nunmehr auf eine ſo glückliche Weiſe bewirkt worden war, trug Karl, bloß in der Abſicht, den rechtmäßigen Kaiſer Ludwig zu verdrängen, kein Bedenken, ſo viel nämlich an ihm lag, wieder umzuſtoßen, indem er im Jahre 1346 zu Avignon dem Pabſte Clemens VI. eine eidliche Verſicherung gab, „daß er alles, was Kaiſer Ludwig (für die Würde des Reiches und deſſen Grundverfaſſung) gethan, gänzlich wieder aufheben und vernichten wolle; — daß er in die Stadt Rom, wenn er daſelbſt gekrönt werden würde, nicht eher, als am Krönungstage kommen, an eben demſelben Tage ſich wieder entfernen, und geraden Weges nach den Reichsländern zurückkehren; — daß er alle Proceſſe und andere Handlungen ſeiner Vorfahren, Kaiſer Heinrichs VII., und Ludwigs, welche ſich auf den Kirchenſtaat, und deſſen Lehen beziehen, für nichtig und unkräftig erklären; alle wider des Pabſtes Willen in geiſtliche Stellen Eingedrungenen aus denſelben treiben, und entgegen diejenigen, welche der Pabſt befördern würde, im Beſitze derſelben ſchützen wolle" u. ſ. w. Ein Fürſt, der, ohne jemals Kaiſer zu werden, ſchon in ſeinen Ländern ein großer und mächtiger Fürſt geweſen, und ruhig geblieben wäre, der ſich zu Verſprechungen, von denen er wiſſen und fühlen mußte, wie ſie ſeine Achtung bei ſeinen Zeitgenoſſen, und ſein Andenken bei der Nachwelt erniedrigen würden, ohne Gefühl für ſeine eigene Ehre, herabläßt, um zu einer ihm ganz entbehrlichen Würde zu gelangen, mußte ganz beſondere Abſichten haben, wie er dieſe Würde, falls er ſie erhielt, benutzen, und mit welchen Eroberungen für ſich oder ſein Haus er ſich entſchädigen wollte.

Aeltere und neuere Geſchichtſchreiber bezeugen mit großem Unwillen auf Kaiſer Karl, daß derſelbe überall, wo er als deutſches Oberhaupt auftreten und handeln konnte, allein auf ſeinen perſönlichen Vortheil, allein auf ſeine Verherrlichung, auf die Vergrößerung ſeines Hauſes Rückſicht genommen, und daß er dieß vorzüglich durch ſeine Reiſe nach Italien auf die auffallendſte Weiſe bewieſen habe. Wir wollen demnach ſehen, was an der Sache ſey, und nur noch vorher den Endzweck und die Beſchaffenheit dieſer Reiſen, nebſt den Folgen, welche ſich, ſeit ihrem erſten Anfange, ununterbrochen eingeſtellt haben, kürzlich berühren. Die deutſchen Könige haben auf Italien ſeit Kaiſer Otto I., aus Gründen, welche im Leben dieſes Kaiſers vorkamen, Anſprüche behauptet, und gewöhnlich bald nach ihrer Krönung zu Aachen einen Zug nach Italien unternommen, um ſich zu Pavia zu Königen von Italien krönen zu laſſen, worauf ſie ihre Reiſe weiter bis nach Rom fortgeſetzt haben, damit ihnen der Pabſt daſelbſt wieder eine Krone aufſetzen möchte, von welcher ſie die Meinung hatten, daß ſie erſt durch dieſelbe berechtigt würden, ſich römiſche Kaiſer zu nennen, und zum Theil in Rom ſelbſt eine Art vorübergehenden Anſehens zu behaupten. Auf dieſen Reiſen wurde der Kaiſer von den vornehmſten deutſchen Biſchöfen und Reichsfürſten begleitet, welche ſämmtlich einige Truppen aus Deutſchland mitbrachten, und im

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER, L. VON FN. 05571/014

saur

Ganzen eine anſehnliche Armee ausmachten. Dieſe Armee ſollte im Grunde bloß zum Prunk dienen, und den Italienern eine große Meinung von der Herrlichkeit eines deutſchen Monarchen beibringen; ſie mußte aber beinahe jedesmal im Ernſte zu Belagerungen und Schlachten gebraucht werden. Die Italiener haßten dieſe Züge, indem ſie die deutſchen Soldaten, Herren und Fürſten verköſten, und ihnen noch überdieß anſehnliche Geſchenke darbringen mußten; ſie haßten im Allgemeinen noch mehr die Herrſchaft der Deutſchen, und lernten ſich niemals ganz darein ſchicken, den Deutſchen unterthänig zu ſeyn. Da die Kaiſer während ihrem Aufenthalte in Italien verſchiedene Verordnungen machten, Streithändel zwiſchen den Großen und den Städten entſchieden, Beſtrafungen vornahmen, Freiheiten und Beförderungen ertheilten, Statthalter ſetzten u. dgl.; ſo gab dieß nicht nur zu großem Mißvergnügen ſolcher Familien, welche leer ausgiengen, oder durch die Ertheilung einer Freiheit an einen Dritten verkürzt zu ſeyn glaubten, Anlaß, ſondern erweckte auch in Kurzem zwei mächtige Partheien, deren eine ſich an die Kaiſer hielt, von welchen ſie große Begünſtigungen erwartete, eine andere aber die Feinde des Kaiſers und der Deutſchen auf das hartnäckigſte unterſtützte. Solche Partheien haben ſich ſchon vor Kaiſer Heinrich IV., unter welchem ſie, wie in deſſen Leben vorkam, die Namen der Gibellinnen und Guelfen erhielten, hervorgethan, und ſchon die Kaiſer aus dem Hauſe Sachſen wurden genöthiget, ſtatt Freudenreiſen gräßliche Kriegszüge nach Italien zu unternehmen, wobei viele derſelben auf eine oder die andere Art umgekommen, und von Otto I. bis auf Karl IV. zuverſichtlich einige Millionen deutſcher Männer aufgerieben worden ſind. Auch war das Ende dieſes widernatürlichen Kampfes nicht abzuſehen; denn je mehr die Italiener von den Deutſchen litten, deſto öfter gaben ſie dieſen und ihren Kaiſern neue Veranlaſſungen, Züchtigungen und Leiden über ſie zu verhängen, welche, zumal unter den hohenſtauffiſchen Kaiſern, entſetzlich und unbeſchreiblich waren. Die Italiener rächten ſich ihrer Seits mit allem, was zu einem Werkzeuge von Rache dienen konnte, und wo ein öffentlicher Widerſtand nicht hinreichte, mußten nicht ſelten Meuchelmorde und Vergiſtungen die Stelle der Gegenwehr vertreten. Selbſt der gute und menſchlichgeſinnte Kaiſer Ludwig von Bayern wurde in Italjen mehr als einmal vergiftet. Auch wurden die Italiener, ungeachtet der ausrottenden Kriege, welche von Zeit zu Zeit wiederholt worden ſind, ſo wenig erſchöpft, daß ſie ſich nicht nu in wenigen Jahren, in denen ſie von den Deutſchen unbeſucht blieben, jederzeit bald wieder erholten, ſondern daß vollends mächtige Staaten entſtanden, deren Verfaſſungen und Häuptern zu ihrer Unabhängigkeit nichts als der Titel zu fehlen ſchien. Das deutſche Vaterland hatte übrigens von der Oberherrlichkeit ihrer Kaiſer über Italien nicht nur niemals einen weſentlichen Nutzen gezogen, ſondern auch neben dem Verluſte unzähliger Fürſten und Männer, welche daſelbſt ihr Grab fanden, die Erfahrung gemacht, daß die Kaiſer durch ihre Reiſen nach Italien Deutſchland entweder verabſäumt, oder, wenn es ihnen daſelbſt wohl gieng, beinahe vergeſſen haben; und die deutſchen Fürſten, welchen durch dieſe Reiſen am wenigſten Vortheil zugieng, hatten längſt ihre Abneigung, ſolche mitzumachen, nur zu deutlich an den Tag gelegt.

Gleichwohl hatten ſich die Grundſätze und Meinungen, auf welche die beinahe von jedem Kaiſer wiederholten Eroberungen von Italien von jeher geſtützt waren, noch bis dieſelbe Stunde auf das lebhafteſte erhalten; und da man die Würde und Größe eines Monarchen in nichts anderm ſuchte, als in der Verbreitung ſeiner Herrſchaft über viele Völker, ohne jemals zu denken, daß eben dadurch die Regierung über ſolche erſchwert werden, und das wahre Glück derſelben nothwendig leiden müſſe; ſo blieb und war die Klage über das verfallene Anſehen des deutſchen Oberhauptes und über die gekränkten Majeſtätsrechte in Italien noch immer allgemein, und man ſah den neuen Lorbern, welche jetzt Karl ſich und der Ehre des deutſchen Reiches daſelbſt ſammeln würde, mit der größten Erwartung entgegen. Selbſt die verſchiedenſten Partheien der Italiener, ſo ſehr ſie in ihren Abſichten und Unternehmungen von einander abgiengen, kamen in dem Wunſche, den ſie ſogar durch wiederholte Geſandtſchaften äußerten, daß der deutſche Monarch nur recht bald bei ihnen ſich einfinden, und der unter ihren Häuptern und großen Geſchlechtern herrſchenden Zerrüttung abhelfen möchte, überein; indem die Unterdrückten hofften, daß der deutſche Monarch ſie wieder empor heben, die Unterdrücker und herrſchenden Häupter aber ſich ſchmeichelten, daß er vielmehr auf ihre Geſchenke, welche ſie für ihn in Bereitſchaft hielten, eine gnädige Rückſicht nehmen, und ihnen, wenn ſie ihm nur während ſeiner Anweſenheit den Titel eines Oberherrn nicht ſtreitig machten, im Grunde die Oberherrſchaft, welche ſie allein in ſeinem Namen zu führen vorgaben, nicht abſprechen würde. Endlich hielt man auch noch allgemein die Nachſuchung der Krönung in Rom für die wichtigſte Pflicht eines deutſchen Monarchen, nach deren Vollzug er erſt eigentlich das Recht erhalten ſollte, ſich einen Kaiſer, und das Oberhaupt aller Chriſten zu nennen.

König Karl verlangte ſelbſt recht im Ernſte nach dieſer Krönung, durch welche er erſt vollkommen das zu ſeinen Abſichten dienliche Anſehen in Deutſchland behaupten zu können glaubte, und er würde ſich längſt nach Rom begeben haben, wenn ihm nicht Pabſt Clemens VI. in ſeinen letzten Lebensjahren etwas ungünſtig darüber geworden wäre, daß er ſich, nachdem er doch vom päbſtlichen Stuhle bereits im Jahre 1346 zum Könige von Deutſchland erklärt worden war, noch einmal wählen und krönen, auch ſich hatte einfallen laſſen, mit den bayeriſchen Prinzen, als auf welchen der Kirchenbann ruhte, Bündniſſe zu machen; allein nachdem dieſer Pabſt im Jahre 1352 mit Tod abgegangen, und mit deſſen Nachfolger Innocenz VI. (ebenfalls einem Franzoſen von Geburt) das gute Benehmen mit dem päbſtlichen Hofe wieder hergeſtellt, und Karl noch immer bereitwillig war, alles, was der päbſtliche Hof nur immer von ihm fordern würde, einzugehen; ſo hatte die Sache ferner keine Schwierigkeit, und der noch immer in Avignon wohnende Pabſt, nachdem ihn Karl durch einen eigens abgeordneten Geſandten, den Biſchof von Minden, um die Erlaubniß erſucht hat, ſich in Rom krönen zu laſſen, ernannte ſogleich den Kardinalbiſchof von Oſtia, Peter von Bertraud, die Krönung in ſeinem Namen zu vollziehen. Karl eröffnete auf einer Reichsverſammlung zu Mainz im J. 1354 den deutſchen Fürſten ſeinen künftigen Römerzug, und trat noch im October deſſelben Jahres, nachdem er noch zuvor den Pfalzgrafen, Ruprecht den ältern, zum Reichsverweſer in ſeiner Abweſenheit ernannt, und den Kurfürſten Ludwig von Brandenburg vorausgeſchickt hatte, ſeine Reiſe über die Alpen an. Er ließ ſich, ſtatt die Beiſpiele ſeiner Vorfahrer, welche ſich zu ſolchen Zügen mit einem zahlreichen und wohlgerüſteten Kriegsheere aufmachten, nachzuahmen, von einer Ehrenwache von einzigen dreihundert Pferden begleiten, und ließ erſt von Mantua um die gewöhnliche Mannſchaft an die deutſchen Biſchöfe und Reichsfürſten ein Ermahnungsſchreiben ergehen, auf welches ihm aber niemand, als ſeine Gemahlinn Anna, eine ſchleſiſche Prinzeſſinn (die Pfalzgräfinn Anna, ſeine vorige Gemahlinn, war im J. 1352 geſtorben), mit zweitauſend Reitern nachfolgte, welche geringe Anzahl eben ſeinen Wünſchen entſprochen haben mochte, indem er durchaus keinen Krieg verlangt, und gleichwohl ſich überall eine Gelegenheit zum Krieg gezeigt hat. Von allen Orten ſtrömten ihm Mißvergnügte und Kläger entgegen, und die Parthei der Gibellinnen konnte nicht genug Worte finden, ihm vorzuſtellen, wie ſehr die Rechte des deutſchen Monarchen in Italien gelitten, und welcher Bedrückungen ſich zum Nachtheile derſelben die Guelfen ſchuldig gemacht hätten. Vor allen wurden bei ihm wider die Viſconti zu Mailand, als welche bei zweiundzwanzig Städte, und erſt kürzlich Bologna ihrer Herrſchaft unterworfen, und eine außerordentliche Macht an ſich geriſſen hatten, die heftigſten Klagen vorgebracht, welche aber dieſe durch ein liſtiges Betragen gänzlich zu vereiteln, und vielmehr die Guelfen dem Kaiſer verdächtig zu machen wußten; ſie ſtellten dem Karl vor, daß alles in ſeinem Namen zur Herſtellung der gemeinſamen Ruhe geſchehen, und daß alles ihm angehörig ſey. Sie ſchickten ihm prächtige Geſchenke entgegen, und machten zu ſeiner Krönung glänzende Anſtalten, zeigten ihm auch eine ſchöne Anzahl von Truppen, welche zu ſeinem Gebote ſtänden. Das war beinahe mehr, als Karl gewünſcht und erwartet hatte; er nahm die Geſchenke mit Vergnügen an, und ließ den 6. Januar 1355 durch den Erzbiſchof von Mailand die Krönung an ſich mit einer Feierlichkeit verrichten, welche ſeinen Hang nach pomphaften

Aufzügen vollkommen befriedigte. Aehnliche Ehrenbezeugungen widerfuhren ihm auch zu Piſa, wo ihm verſchiedene italieniſche Herren, dann die Geſandten des Königs von Neapel, wegen der Grafſchaften Provence und Forcalquier, und wegen verſchiedener Beſitzungen in Piemont, den Lehenseid ſchworen, und die Florenzer, mit welchen ſein Großvater, Kaiſer Heinrich VII. zerfallen war, zur Genugthuung hunderttauſend Goldgulden erlegten, mit dem Verſprechen, jährlich eine Steuer von viertauſend Goldgulden zu entrichten. Noch ſchien ſich jedermann über die Gegenwart eines Monarchen zu freuen, der ſo äußerſt herablaſſend, ſo voll von wahrer Achtung gegen die Gelehrten (von denen er zu Mantua dem berühmten Petrarcha mit einer großen Ehrerbietung begegnete, zu Piſa den Erasmus von Loprandis, dann den Bartholum adelte), und zumal ein ſo feiner Kenner und Bewunderer ihrer Kunſtwerke war, und man war geduldig genug, auf die großen Dinge, welche man ſich von ihm in Rückſicht der Zerrüttungen der italieniſchen Staaten, und der wilden Unterdrücker ſchwächerer Staaten und Geſchlechter verſprach, bis nach ſeiner Krönung in Rom zu warten, und ein ſehr zahlreiches Gefolg begleitete ihn in dieſe Stadt, als ſein durchaus unerwartetes Benehmen daſelbſt mit einem Male alles wieder verdarb. Karl hielt am Oſtertag, welches der 5. April war, ſeinen Einzug in Rom, wartete der Krönung, wozu ſchon alle Anſtalten getroffen waren, ab, und entfernte ſich, nachdem er noch einige demüthige Schreiben an den Pabſt erließ, und verſchiedene Beſtätigungs- und Gnadenbriefe unterzeichnete, noch denſelben Tag aus der Stadt. Eine mächtige Parthei von vornehmen Römern bot ihm die Regierung der Stadt an, und erſuchte ihn, die in derſelben herrſchende Unordnung beizulegen; allein Karl würdigte ſie nicht einmal einer entſcheidenden Antwort; mächtige Gibellinnen trugen ihm ihren Beiſtand an; allein Karl wies ſie von ſich, indem er ſeine Abreiſe beſchleunigte. Der Ruf davon verbreitete ſich augenblicklich durch ganz Italien, und die bitterſte Verachtung gegen einen Fürſten, der (in ihren Augen) ſeine eigene höchſte Würde ſo ſehr mißkannte, ſeine Pflichten und Rechte ſo beiſpiellos hintanſetzte, ſo unausſprechlich zaghaft und erniedrigend ſich betrug, verbreitete ſich, zumal da er noch gar die Unklugheit hatte, die Guelfen allenthalben zu begünſtigen, und die Gibellinnen zu kränken. Dieſe ließen ihn, wo ſie die Uebermacht beſaßen, ihren Unmuth auf das kränkendſte fühlen, und Karl erfuhr bei ſeiner Zurückreiſe ganz andere Begegnungen, als diejenigen waren, über welche er ſich bei ſeiner erſten Ankunft erfreuet hatte. Man verhehlte ihm ſogar nicht, was man von ihm dachte, daß man ihm vielmehr auf die auffallendſte Weiſe unartig begegnete, und ſelbſt der Dichter Petrarcha, welchem er ſo viele Ehren erwieſen hatte, ſchrieb ihm die beiſſendſten Vorwürfe; allein Karl ließ ſich dieſe Erſcheinungen ſehr wenig verdrießen, und, ſo wie er den Plan ſeines Verhaltens in Italien ſich einmal entworfen, und in keinen ihrer Kriege ſich zu mengen, aber indeſſen ſo viele Vortheile, als ſich ihm darbieten würden, zu ziehen, ſich vorgenommen hatte, ſo fuhr er fort, ſeine Abſichten ins Werk zu ſetzen, bis ihm endlich eine Mißhandlung widerfuhr, deren frecher und laſterhafter Geiſt zwar auch ſchon ſeinen Vorfahren nicht unbekannt, aber um ſo mehr beinahe eine Art von Rechtfertigung für ihn war, indem er ſich vornahm mit einem Volke von einer ſo veränderlichen, rachſüchtigen, und in der Rache raſenden Gemüthsart, ſo wenig, als ihm möglich ſeyn würde, ſich abzugeben. Dieß geſchah zu Piſa, welcher Stadt er bei ſeinem erſten Aufenthalte daſelbſt das Reichsvicariat über die ihr damals unterworfene Stadt Lucca beſtätigte, jetzt aber dieſer Stadt, weil ſie ihm eine ergiebige Summe Geldes bezahlte, ihre Freiheit zuſicherte, und ſich dadurch bei den Piſanern ſo verhaßt machte, daß eine Parthei derſelben den Entſchluß faßte, ihn nebſt den Seinigen aus dem Wege zu räumen. In ſolcher Abſicht legten ſie um Mitternacht in dem Pallaſte, in welchem Karl mit ſeiner Gemahlinn ſchlief, Feuer an, welches ſo ſchnell um ſich griff, daß er, den Flammen zu entgehen, unangekleidet die Flucht nehmen, und gleichwohl erwarten mußte, ob Jemand außer dem Hauſe zu ſeiner Rettung ſich finden würde. Er hatte die meiſten Truppen bereits entlaſſen, und nur noch eine ſehr mäßige Anzahl von Deutſchen und Böhmen bei ſich, welche aber bereits herbeigeeilt, und in einem hitzigen Gefecht mit den Aufrührern begriffen waren; ſie beſiegten dieſelben, wiewohl nicht ohne einen empfindlichen Verluſt, und machten viele Gefangene, welche ausſagten, daß ihre Häupter die Abſicht gehabt haben, den Kaiſer und ſeine Gemahlinn, falls ſie ihrer Perſonen habhaft geworden wären, eines ſchmählichen Todes hinzurichten, und dann auch ſein Gefolg umzubringen *). Dieſe Ausſage veranlaßte den Kaiſer, einmal ein Beiſpiel der Schärfe zu geben, indem er einige der Verſchwornen durch das Schwert hin-

---

*) Rebdorf apud Freher. ad a. 1355.

richten, und einige Palläſte niederreiſſen, von der Stadt aber dreizehntauſend Goldgulden zur Genugthuung ſich zahlen ließ. Mehrere, wiewohl nicht ſo ernſthafte Kränkungen widerfuhren ihm bei ſeiner weitern Rückreiſe, welche er nunmehr, vorzüglich auf den Antrieb ſeiner Gemahlinn, der der Boden Italiens unerträglich geworden war, ſo gut er konnte, beſchleunigte. Die Viſconti verſperrten ihm alle ihre Städte, und nur zu Cremona, wo man ihn aber zwei Stunden vor dem Thore warten ließ, wurde ihm der Eingang mit der ſchimpflichen Bedingniß, daß er ſein Gefolge außer der Stadt laſſen, und nur einen Tag ſich aufhalten ſollte, geſtattet. Im Monate Auguſt 1355 kam Karl nach ſeiner Hauptſtadt Prag zurück, wo er unter dem Geläute aller Glocken, und dem lauteſten Frohlocken des Volkes einen prächtigen Einzug, als römiſcher Kaiſer, hielt.

Karl kümmerte ſich nun wenig darum, wie man ſein Verhalten bei ſeinem Römerzuge beurtheilen möchte, und die verdrießlichſte Folge desſelben für ihn beſtand vermuthlich darin, daß er eben durch jenes Verhalten nach einigen Jahren genöthiget wurde, einen zweiten Zug nach Italien vorzunehmen. Die Viſconti betrugen ſich im Mailändiſchen wie unabhängige Herren, und das Haupt derſelben, Barnabo, zog ohne weiters alles an ſich, was er (nach dem Beiſpiele anderer Herren ſeiner Art) zur Vergrößerung ſeiner Macht glaubte benützen zu können; er übte endlich auch im Kirchenſtaat verſchiedene Feindſeligkeiten aus, und zog ſich daher die Ungnade des päbſtlichen Hofes, welche ihm aber nicht den geringſten Kummer verurſachte, im höchſten Grade zu. Auch in Rom und deſſen Gebiet waren, durch den ſeit dem Jahre 1305 fortgeſetzten Aufenthalt der Päbſte zu Avignon, Unordnungen und Mängel eingeriſſen, deren Abſtellung allerdings eine ernſtlichere Verwendung erforderte. Pabſt Urban V., Nachfolger des im J. 1361 verſtorbenen Innocenz VI., hatte (wiewohl ebenfalls ein Franzoſe von Geburt) kaum den päbſtlichen Thron beſtiegen, als er den Kaiſer inſtändigſt aufforderte, ſich um Italien und den Kirchenſtaat anzunehmen, und vor allem ihm zu ſeiner Zurückkehr nach Rom zu verhelfen. Da ihm eine abſchlägige Antwort Unruhen, welche er auf das ſorgfältigſte zu vermeiden ſuchte, verurſachen konnte, ſo begab er ſich im J. 1365 perſönlich nach Avignon, um ſich mit dem Pabſte über die Gegenſtände, welche man ausführen, und über die Maßregeln, mit welchen man zu Werke gehen ſollte, zu berathſchlagen, und es wurde verabredet, daß Karl vorausgehen, und dem Pabſte den

Weg zu ſeiner Rückkehr erleichtern ſollte. Indeſſen bereitete ſich Karl noch eine geraume Zeit zu dieſem Zuge, und brach erſt am Palmſonntage 1368 mit einem aus Böhmen, Deutſchen, Slavoniern, Polen und andern Völkern gezogenen Heere auf, welches, nach der Vereinigung mit dem Heere des Pabſtes, der indeſſen gleichwohl vorausgegangen war, an die vierzigtauſend Mann betrug. Sogleich bei ſeinem Eintritte in Italien belagerte er die Feſte Oſtiglia, und da es mit der Eroberung derſelben nicht gleich gelingen wollte, beſann er ſich, daß er noch mehrere Oerter belagern, und Schlachten würde liefern müſſen, ehe er den Barnabo Viſconti entwaffnen könnte, welcher ſich nicht nur in Italien durch ſein Geld, wo nicht viele Freunde, doch viele Unterſtützer geſammelt hatte, ſondern (was dem Karl vorzüglich wichtig war) auf die Herzoge von Bayern und Oeſterreich, ſeine Schwiegerſöhne, zu rechnen ſchien. Indem man nun glaubte, daß der Krieg erſt recht angehen ſollte, machte Karl mit dem Barnabo, von welchem er Geld empfangen haben ſoll, einen Waffenſtillſtand, und, damit ſich ſeine eigenen Ausgaben nicht zu hoch belaufen möchten, dankte er den größten Theil ſeines Heeres ab. Deſto mehr beeiferte er ſich, den Pabſt, als dieſer ſeinen Einzug in Rom hielt, zu beruhigen;

er gieng von der Engelsburg bis zur Peterskirche, neben dem reitenden Pabſte zu Fuße her, und hielt deſſen Pferd am Zaum. Von Rom gieng er nach Siena, wo er bei ſeiner Herreiſe dem Volke zumuthete, daß es ſeine kaiſerliche goldene Krone, welche er zu Florenz verſetzt hatte, wieder einlöſen, und ihm überdieß ein Darlehen bewilligen ſollte, wofür er ſolchem den Gefallen that, dem Adel die Regierung der Stadt abzunehmen, welches die Folge hatte, daß die Adeligen ſich zuſammenrotteten, die Gegend verwüſteten, und durch ihren Anhang ſelbſt den Karl bei ſeiner Zurückkunft in der Stadt belagerten. Hier gab es nun wieder eine ſchöne Gelegenheit für Karl, nicht zum Kriegführen, ſondern zum Geldſammeln, wie er ſich denn auch für die ihm zugefügte Beſchimpfung mit einer Summe von zwanzigtauſend Goldgulden abfinden, und die Mißhelligkeiten durch einen Vergleich beilegen ließ. Nachdem er ſich hierauf von den Städten Florenz, Piſa, Lucca, welcher letztern er wirklich die Befreiung von der Herrſchaft der Stadt Piſa ertheilte, und andern, über zweimalhundertauſend Dukaten ſchenken ließ, ſämmtlichen Städten ſchöne Verordnungen vorſchrieb, den Barnabo Viſconti eine im Gebiete von Mantua aufgeworfene Schanze niederzureiſſen bewog, und einen Kardinal, Guido von Montforte, zu ſeinem Statthalter erklärte, gieng er, freilich nicht mit dem Ruhme, in Italien einige Jahre hindurch Verheerungen und alle Arten von Elend verbreitet zu haben, mit welchem die meiſten ſeiner Vorfahrer zurückkamen, noch weniger mit Wunden und Entkräftungen, ſondern mit Schätzen beladen, nach Deutſchland zurück, und ließ ſichs wieder gar wenig anfechten, wenn ihm die Gibellinnen nachriefen, daß er nach Italien entweder gar nicht kommen, oder, wie Kaiſer Otto I., ſich hätte betragen ſollen. Karl hatte nach der Würde des Oberhauptes von Deutſchland allein wegen Deutſchland geſtrebt, und ſah hier noch viele Gegenſtände, welche er berichtigen (oder mit einem beſſern Glück, als er je durch Eroberungen in Italien hoffen konnte, benützen) ſollte, und trat ſogleich nach ſeiner Ankunft von der Krönung zu Rom mit einer Unternehmung, die ſein Andenken in mehr als einer Rückſicht verewigte, hervor. Um uns mit der eigentlichen Beſchaffenheit und Wichtigkeit derſelben bekannt zu machen, müſſen wir eine kurze Ueberſicht der damaligen Verfaſſung von Deutſchland vorausſetzen.

Dieſe Verfaſſung war ſo beſchaffen, daß wir Jetztlebende, die wir zwar nicht die vollkommenſte oder eine vollendete, aber doch eine ſehr wohl beſtellte, auf Rechten und Geſetzen gegründete, Ordnung der Dinge genießen, Mühe haben, dieſelbe in einigen Thatſachen wahrſcheinlich zu finden. Erſt war ſchon für die Sicherheit des Eigenthums ſehr wenig geſorgt. Es gab zwar kaiſerliche Hof- und Reichsgerichte, und herzogliche und gräfliche Gerechtigkeitspflegen; allein die faſt beſtändige Abweſenheit einiger Kaiſer aus Deutſchland, die Noth und Kraftloſigkeit, in welche ſie, durch ihre unausgeſetzten Kämpfe wider die Anmaßungen des römiſchen Hofes in ihren Gerechtſamen, oft die ganze Zeit ihrer Regierung verſetzt geblieben ſind, machte ihre Regierungen beinahe unwirkſam, und daher geſchah es, daß ſich zuletzt ein jeder, der ſich im Recht benachtheiligt, aber ſtark genug zu ſeyn glaubte, um ſich ſelbſt dazu verhelfen zu können, auch ohne weiteres ſelbſt dazu verhalf. Dieſe Selbſthilfe war zwar, unter dem Namen des Fauſtrechtes ſchon von uralten Zeiten hergebracht, und unter gewiſſen Bedingniſſen ſogar geſetzmäßig erlaubt; allein niemals war ſie ſo allgemein, ſo in ihrem Geiſte verwildert und ausgeartet, wie damals. Die geringſte Beleidigung mußte zum Vorwande dienen, einen Dritten mit einer Fehde zu überziehen, und man glaubte, alles, was die Ehre erforderte, gethan zu haben, wenn man demſelben einen Abſagebrief zuſchickte, worin man ihm wiſſen ließ, daß man ihn nach drei Tagen befehden wolle. Man warf, ſo zu ſagen, mit einer Art von beibehaltenem Wohlſtand, einem andern Feuer ins Haus, um ihn plündern zu können. Selbſt Vaſallen befehdeten häufig ihre Lehensherren, wenn dieſe in Noth waren, und da ſie, nach den Geſetzen, dieß nicht thun konnten, ohne vorher das Lehen zurückgegeben, und ſich von der Abhängigkeit und ſchuldigen Treue gegen ihren Lehenherrn losgemacht zu haben: ſo kündigten ſie das Lehen zum Schein auf, bemächtigten ſich aber, ehe der Herr ſich in einen hinlänglichen Vertheidigungsſtand ſetzen konnte, unverzüglich wieder deſſelben, und behielten es, als ein erobertes Gut. Niemand wollte weder Geſetze noch Obrigkeiten mehr achten, und die Unordnungen, Mißbräuche und Verbrechen, wider welche die vorgehenden Kaiſer ſchon zu kämpfen hatten, herrſchten jetzt am hellen Tage. Eine ungeheuere Menge Hoher und Niederer vom Adel lebte, zwar ſchon ſeit geraumer Zeit, aber damals unglaublich allgemein in allen deutſchen Landen ſchlechterdings vom Straßenraub, indem ſie den Kaufleuten und andern Reiſenden ordentlich auflauerten, ſie ausplünderten, ja ſie oft nicht allein aller ihrer Sachen beraubten, ſondern ſie auf ihre Schlöſſer gefangen ſetzten, und dort ſo lange peinigten, bis ſie ihnen große Geldſummen herbeigeſchafft hatten. Die beinahe Wenigen, welche ſich noch ſchämten, durch offenbare Gewaltthätigkeiten, oder Verletzung der öffentlichen Sicherheit, die für ihren Aufwand erforderlichen Mittel zu ſuchen, zwangen (was zwar längſt, aber vergeblich verboten worden war) die vorüberreiſenden Kaufleute, ſchwere Zölle zu entrichten, oder ſie verfälſchten die Münzen, oder erhöhten ihren Werth auf eine Art, bei welcher alle Lebensmittel und Waaren in ihren Preiſen nothwendig ſteigen, der Handel äußerſt erſchwert werden, und am Ende nothwendig ihr eigenes Verderben erfolgen mußte. An allen dieſen Ausartungen war die ganz ausgelaſſene Ueppigkeit, und eine bis zum Unſinn getriebene Verſchwendung des damaligen ohnehin geſchäftloſen Adels Urſache, für deren Beſtreitung und Fortſetzung zu einer Zeit, in welcher noch gar viele zu ſeinem Unterhalte nachgefolgte Stiftungen, Hofdienſte, und ihm (ausſchließlich) gewidmete Unterſtützungen nicht vorhanden waren, die Einkünfte ſeiner Güter, ungeachtet er häufig ſeine Bauern mit Abgaben beſchwerte, daß darüber (wie im Jahre 1363 in Elſaß, Lothringen, den mainziſchen und trieriſchen Landen geſchah) die armen Leute in Verzweiflung geriethen, und ſich ſchrecklich empörten, nicht erklecken, und indeſſen gleichwohl jede Familie die andere an Gaſtfreiheit, Feſten und Schmausereien, an Pracht in Kleidung, und müßiger, ganz unnöthiger Dienerſchaft übertreffen, jede einen kleinern, oder größern, prächtigen Hof halten, oder da, wo verſchwendet werden mußte, ſich einfinden wollte. — Bei einer ſolchen Verfaſſung war es jedem, auch dem einſichtsvollſten und gutgeſinnteſten Kaiſer unmöglich, ſeine Regierung ſo zu führen, daß das deutſche Reich zur Zeit, da er von derſelben einſt abtreten würde, ruhiger, wohlgeordneter, und ſohin glücklicher hätte ſeyn können, als dieß zur Zeit war, da er ſolche antrat, und die Sittenloſigkeit (allemal eine unmittelbare Folge einer verſchwendenden, in eine gänzliche Gedanken- und Ehrloſigkeit verſinkenden Lebensart) war allgemein und unbeſchreiblich, und ſchien unheilbar zu ſeyn, indem diejenigen, welche zur Abſtellung am erſten hätten mitwirken ſollen, über jede rechtliche Zumuthung und heilſame Verordnung, als über eine Einſchränkung ihrer hergebrachten Freiheiten, über Verletzung ihrer Rechte klagten und eiferten, und ſelbſt Karl z. B. erſt fragen mußte, welche Satzung erlaubt wohl den Geiſtlichen die Einkünfte der Kirche, ihrer Pfründen und der Erbſchaft Chriſti zu Luſtſpielen, Speerbrechen und Turnieren anzuwenden; ſich ſo, wie die Ritter, mit Gold und Silber zu kleiden, Spornen an den Stiefeln zu tragen, das Haar und den Bart ſich ſo, wie die weltlichen Leute wachſen zu laſſen, und nichts an ſich zu haben, woraus man ſie für geiſtliche Perſonen halten könne? u. ſ. w. *).

Außer dieſen Hinderniſſen, welche es einem vortrefflichen Kaiſer unmöglich zu machen ſchienen, etwas Vortreffliches zu thun, waren in Deutſchland noch viele andere vorhanden, in deren Rückſicht nothwendig eine beſtimmte und dauerhafte Verfaſſung hergeſtellt werden ſollte. Dahin gehörten vor allen die Streitigkeiten, wegen Ausübung der Chur oder Wahl bei Erwählung neuer Kaiſer, indem, wenn bei einem Kurhauſe mehrere Fürſten, oder wohl gar Linien vorhanden waren, gewöhnlich alle Prinzen und Linien das Kurrecht behaupteten, ſich darüber entzweiten, Partheien errichteten, ſich an den päbſtlichen Hof, oder an auswärtige Könige hielten, und nicht nur die Wahl der Kaiſer, ſondern dieſen ihre Würde unſäglich erſchwerten und unſicher machten, wie die Fälle und Mißhelligkeiten, welche ſich vorzüglich in Rückſicht der Kurhäuſer Pfalzbayern, Sachſen und Brandenburg ergeben

---

*) Gudenus Tom. III. p. 433.

hatten, noch in friſchem Gedächtniß waren. Dieſen ſämmtlichen Mängeln ſollte abgeholfen werden, und Karl beſchloß, es zu thun.

Er berief zu ſolchem Ende, bald nach ſeiner erſten Rückreiſe aus Italien, ſämmtliche Fürſten, Grafen und Herren der deutſchen Lande auf einen Reichstag nach Nürnberg, der noch im Jahre 1355 am St. Martinstag eröffnet werden ſollte, und da wirklich eine außerordentliche Menge von Reichsſtänden zur beſtimmten Zeit erſchien, erklärte er ſogleich den Inhalt der bevorſtehenden Berathſchlagungen, daß nämlich die Feierlichkeiten der künftigen Wahltage geſetzmäßig feſtgeſetzt, die Zahl der weltlichen Kurfürſten, die ordentliche Beſtimmung derſelben, ſammt dem Rechte ihrer Erbfolge, die Gültigkeit der mehreren Stimmen bei den Wahlen, die Reichsvorſehungen oder Vicariate während dem erledigten Throne durch gemeinſame Reichsſchlüſſe außer Streit geſetzt, und für künftige Zeiten geordnet, ſodann die Berichtigungen der Münzen in Gold und anderm Geld, die Verringerung der Zölle auf dem Rhein, und der Geleite zu Land, die Befeſtigung der Sicherheit und des Friedens zu Land und zu Waſſer u. ſ. w. vorgenommen, und darüber dauerhafte Geſetze mit Einſtimmung aller derjenigen, welche ſolche Geſetze zu befolgen haben würden, errichtet, und für ewige Zeiten mit allem Nachdruck des kaiſerlichen und reichsſtändiſchen Anſehens befeſtiget werden ſollten. Ueber die Verhandlungen dieſes zu Nürnberg, und eines andern gleich darauf zu Metz fortgeſetzten Reichstages, welche unter dem Namen der Karolina, oder der goldenen Bulle bekannt genug ſind, haben zwei deutſche Rechtslehrer Johann Peter von Ludewig, ehemaliger Kanzler an der Univerſität zu Halle, und der frankfurtiſche Schöff und Rath, Johann Daniel von Olenſchlager, jener in ſeiner „vollſtändigen Erläuterung der guldenen Bulle,“ dieſer in ſeiner „neuen Erläuterung der guldenen Bulle“ weitläufige und lehrreiche Erklärungen geliefert; und da ſolche Verhandlungen unter die noch in unſern Tagen beſtehenden vorzüglichſten Reichsgrundgeſetze gehören, ſo erfordert allerdings die Wichtigkeit der Sache, wenigſtens den weſentlichen Inhalt derſelben etwas genauer kennen zu lernen. Das Ganze beſtand anfangs eigentlich aus fünf großen Satzungen oder Verordnungen, welche nachher in dreißig Kapitel oder Hauptſtücke abgetheilt, und endlich mit geeigneten Aufſchriften verſehen worden ſind.

Da Karl die Beſtimmung der Wahlfürſten wohl für das wichtigſte Stück der Reichsverſammlung gehalten haben mag, ſo wurde mit derſelben auch ſogleich der Anfang gemacht, und im Voraus, als ausgemacht, vorgetragen, daß nur ſieben Kurfürſten, (als eben ſo viele ſchimmernde Leuchter) ſeyn ſollten; dann kommen in der erſten Satzung, welche das Iſte und IIte Kapitel in ſich begreift, verſchiedene Verordnungen über die Sicherheit der Wahlreiſen, des Wahlortes, und der Feierlichkeiten, mit welchem die Wahl vorgenommen werden ſollte, vor. Der Kurfürſt von Mainz ſollte den Tod eines Kaiſers den Kurfürſten binnen einem Monate kund thun, und ſie einladen, binnen drei Monaten zur künftigen Wahl zu Frankfurt am Main zu erſcheinen, wozu denſelben, damit ſie nicht, wie ehemals, genöthiget würden, eigene Kriegsheere mit ſich zu nehmen, alle Reichsfürſten das ſichere Geleit durch ihre Länder leiſten ſollten. Die Wahl ſollte in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt geſchehen, und der Neugewählte ſollte unverzüglich den Kurfürſten ihre Reichsfreiheiten beſtätigen.

In der zweiten Satzung, welche das III., IV., V. und VI. Kapitel ausmachen, wurden die ſieben Kurfürſten genannt, und ihr Rang, ihre Plätze, Dienſtverrichtungen beſtimmt. Den heickelſten dieſer Gegenſtände, nämlich die Beſtimmung der weltlichen Kurfürſten hatte Karl bereits einige Zeit vorher ſo zubereitet, und dabei die damaligen Lagen und Kräfte der

Herrn und Häuſer, welche er umgehen wollte, ſo klug zu Rath gezogen, daß er wenigſtens keinen ſo wirkſamen Widerſpruch, welcher ſeine Abſichten hätte zernichten können, voraus zu befürchten hatte. Er vermied es ausdrücklich, diejenigen Fürſten, welche er ausſchlieſſen wollte, namentlich auszuſchlieſſen, ſondern er erwähnte nur derſelben nicht, indem er diejenigen, welchen die Ausübung der churfürſtlichen Würde zugedacht war, ausdrücklich nannte; nämlich die drei geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, Trier und Köln; die vier weltlichen von Böhmen, Pfalz am Rhein, Sachſenwittemberg und Brandenburg. Das Geſammthaus Bayernpfalz beſaß damals drei Kurſtimmen; eine wegen Bayern, eine wegen der Rheinpfalz, und eine dritte wegen Brandenburg. In Rückſicht der zwei erſten Stimmen war ſchon vorher von Kaiſer Rudolph von Habsburg der Ausſpruch geſchehen, daß die in Gemeinſchaft der Länder und Rechte unzertrennlich verbundene wittelsbachiſche Familie, wegen ſolcher gemeinſamen, nutzgetheilten Länder nur eine Kurſtimme und ein Erzamt ausüben, und im berühmten Vertrage von Pavia, wozu die Kurfürſten ihre feierlichen Willbriefe gegeben haben, wurde feſtgeſetzt, daß die zwei Stammlinien, deren die ältere in der Rheinpfalz, die jüngere in Bayern regirte, die Ausübung der dem Geſammthaus gemeinſchaftlichen Kur wechſelweiſe führen ſollten. Dieſe Abwechslung war nicht dem geringſten Bedenken unterworfen, und nur hätte, was noch nicht beſtimmt war, feſtgeſetzt werden können, ob ſämmtliche lebende Herren Einer Linie, oder allein der Aeltere im Namen der übrigen, die, ſeine Linie treffende Kurſtimme ausüben ſollte; allein Rupert I. von der Pfalz (Bruder des im Jahre 1353 verſtorbenen Rudolphs II., deſſen Tochter Anna, Kaiſer Karl, um ihn von der bayeriſchen Linie abzuziehen, zur Gemahlinn genommen hatte) wollte die Gelegenheit, die auf Bayern und der Rheinpfalz haftende Geſammt- oder Gemeinkur ausſchließlich auf ſeine Linie zu bringen, nicht unverſucht vorbeigehen laſſen, und Karl hatte, wie nachher vorkommen wird, von dieſem Herren zu viele Vortheile zu ziehen, als daß er nicht alles zu deſſen Begünſtigung hätte thun ſollen. Er hatte ihm die Kur und das Erztruchſeſſenamt bereits vor zwei Jahren zuerkannt, ſtellte ihm auch jetzt eine beſondere Urkunde darüber aus *), und machte unter den vier weltlichen Kurfürſten, welche nach den drei geiſtlichen auf dem ge-

---

*) Olenſchlager Urk. IV.

genwärtigen Reichstage genannt wurden, allein die Linie in der Pfalz namhaft, und führte zugleich in Rückſicht der weltlichen kurfürſtlichen Stammhäuſer die Untheilbarkeit ihrer Kurländer und die Erſtgeburt ein, wodurch demnach die jüngere Linie in Bayern von der Gemeinkur zwar (was nicht möglich war) nicht ausgeſchloſſen, aber einſtweilen zurückgeſetzt, der rechtliche Vertrag von Pavia in der Hauptſache zwar nicht berührt, ſohin derſelbe zwar für das Geſammthaus Pfalzbayern ein weſentlicher, noch jetzt unverrückt beſtehender Hausgrundſatz in ſeiner Vollgültigkeit verblieben, aber in Rückſicht auf den Kurwechſel ſtillſchweigend abgeändert worden iſt. So verfuhr Karl auch mit der ſächſiſchen Kur, indem er ſie ausſchließlich Oberſachſen oder Sachſenwittenberg, mit Umgehung von Niederſachſen oder Sachſenlauenburg, zuſprach. Die Ausübung der Kur Brandenburg, welche Markgraf Ludwig der ältere, indem er ſeinem Bruder, Ludwig dem Römer, die Mark abtrat, ſich vorbehalten hatte, wurde, wider den Vertrag, dieſem letztern zugeſprochen. — In Rückſicht des Reichsvikariats, welches von den vorgehenden deutſchen Königen an verſchiedene Fürſten überlaſſen worden iſt, wurde feſtgeſetzt, daß der Kurfürſt von der Pfalz in den rheiniſchen, ſchwäbiſchen, und den Landen, wo fränkiſch Recht gelte, der Kurfürſt von Sachſen da, wo ſächſiſche Rechte gelten, Reichsverweſer ſeyn ſoll. Dem Kurfürſten von der Pfalz wurde überdieß das beſondere Vorrecht ertheilt, in Fällen, wenn wider den Kaiſer Beſchwerden vorkämen, das Richteramt auszuüben.

In der dritten Satzung, welche das VII., VIII., IX., X. und XI. Kapitel in ſich enthält, wurden den Kurfürſten diejenigen Gerechtſame, welche von den vier alten Erzherzogen von Sachſen, Bayern, Schwaben und Franken größtentheils ſchon ausgeübt worden ſind, neuerdings zuerkannt, oder beſtätiget; nämlich die Vorrechte, in ihren Ländern Gold- und Silberbergwerke, Zinn, Kupfer, Eiſen, Blei, und jede andere Metalle, wie auch Salzwerke zu haben, Gold- und Silbermünzen zu prägen, Zölle zu genießen, Juden zu halten ꝛc. welches urſprünglich ſolche Freiheiten waren, deren Beſitz und Ausübung die deutſchen Monarchen ausſchließlich ihrer höchſten Krone zugeeignet haben; ferner die Rechte, daß in erſter Inſtanz einer der kurfürſtlichen Unterthanen weder an kaiſerliche noch andere Gerichte gezogen, noch auch in höherer Inſtanz (es wäre denn, daß das Recht gefliſſentlich verzögert oder verſagt werden würde) von ihren Reichsſprüchen an den Kaiſer, oder deſſen

Gerichte appellirt werden ſoll; die Rechte, neue Länder und Güter an ſich zu bringen ꝛc.

Die vierte Satzung, welche das XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII. und XIX. Kapitel enthält, nahm ſich zum Zweck, jenen großen Unordnungen und Mißbräuchen, durch welche die öffentliche Sicherheit, und der Handel geſtört worden iſt, zu ſteuern, dem Fauſtrecht Einhalt zu thun, und den allgemeinen Landfrieden zu befeſtigen. Dem zu Folge ſollten die Kurfürſten alle Jahre einmal mit dem Kaiſer perſönlich zuſammenkommen, und über die wichtigſten Reichsangelegenheiten ſich berathſchlagen; alle Bündniſſe, Vereinigungen und Verträge, welche die Städte, Gemeinden, oder auch einzelne Perſonen, ſowohl unter ſich, als mit andern, die als Unterthanen oder Dienſtmannen in den Gebieten anderer Landesherren wohnen, und dergleichen Vereinigungen ohne dieſelbe namentlich auszunehmen, entweder bereits errichtet hatten, oder künftig noch errichten würden, ſollten bei Strafe von hundert Pfund Gold für jede Stadt und Gemeinde, welche dawider handeln würde, und bei Verluſt aller ihrer vom Reich herrührenden Freiheiten und Begnadigungen aufhören und abgethan ſeyn. Der Mißbrauch mit den Pfahlbürgern ſollte aufhören; die Städte ſollten ſolche fremde Bürger und Un:

terthanen binnen einem Monate nach der Kundmachung dieſer Satzung bei ſchwerer Strafe ausſchaffen, und nur diejenigen ſollten künftig Bürger ſeyn und heißen, und alle von dem Bürgerrecht abhangende Rechte und Freiheiten genießen, welche in den Städten eine wirkliche und beſtändige Wohnung nehmen, und die Beſchwerden und Aemter derſelben tragen würden; alle unverantwortliche Befehdungen ſollten aufhören, und diejenigen, welche zu einer Fehde wirklich berechtigt ſind, ſollten dieſelbe drei Tage zuvor ankündigen. Alle ungewöhnlichen Zölle und Gelderpreſſungen für die Geleite ſollten ebenfalls abgethan ſeyn. — Noch wurde dieſer vierten Satzung ein Formular des kurmainziſchen Einladungsſchreibens zum Wahltage, dann ein Aufſatz einer Vollmacht für kurfürſtliche Wahlgeſandte beigefügt.

In der fünften Satzung, welche das XX., XXI., XXII. und XXIII. Kapitel enthält, beſtigte Karl noch einmal den Fürſtenthümern, von welchen die weltlichen Kurfürſten ihr Kurrecht beſitzen, das denſelben anklebende Wahlrecht mit allen damit verbundenen Aemtern, Würden und andern Zugehörden; und da er die Rangordnung der Kurfürſten bei feierlichen Reichshöfen im Sitzen bereits beſtimmt hatte, beſtimmte er dieſelbe nunmehr auch bei Aufzügen und öffentlichem Einhertreten, und verordnete endlich ſogar, wie es bei dem feierlichen Gottesdienſte und dem Tiſchgebete mit den geiſtlichen Kurfürſten gehalten werden ſoll. — Und nachdem dieſe Verordnungen durch die Einſtimmung der Fürſten in ihre Richtigkeit gebracht, und wenigſtens in den meiſten Artikeln durch den Beifall derjenigen, welchen dadurch einige Vortheile zukommen, oder gute Ordnungen überhaupt lieb und erwünſcht ſind, befeſtiget waren, erklärte ſie Karl am 10ten Jan. 1356 in einer öffentlichen Verſammlung für ewige und unverbrüchliche Reichsgeſetze, ließ ſie ſodann, während er auf dem Throne kaiſerlicher Majeſtät mit dem kaiſerlichen Gewande, Zepter und Krone geziert, von den ſämmtlichen anweſenden Kurfürſten, Fürſten, Grafen, Freiherren, Herren, Edelleuten und Ständen umgeben, ſaß, öffentlich kund machen, — eröffnete aber bald nachher wieder ſämmtlichen Fürſten, daß noch eine und andere Satzung, welche die Ruhe und Einigkeit, und das Anſehen der Fürſten und anderer Stände beträfe, nachgetragen, und dazu eine weitere Reichsverſammlung noch in eben demſelben Jahre gehalten werden müßte.

Wenn man den Inhalt dieſer zweiten wirklich zu Stande gekommenen Reichsverſammlung betrachtet, ſo iſt mehr, als wahrſcheinlich, daß ſie nicht ſo faſt eine Berathſchlagung über neue Gegenſtände, ſondern vielmehr eine nochmalige Beſtätigung derjenigen, über welche zu Nürnberg Reichsgeſetze errichtet worden ſind, zum heimlichen Zwecke gehabt habe. So klug und vorſichtig dieſe Geſetze abgefaßt worden waren, ſo wenig waren ſie gleichwohl ſämmtlichen Reichsgliedern angenehm. Karl gieng bei der Beſtimmung der Kurfürſten, und der Aufzählung und Beſtätigung ihrer Vorrechte mit einer Unbefangenheit im Vortrage zu Werk, als wenn ſich die Sachen von jeher in ſolcher Ordnung befunden, als wenn ſich von jeher nur ſieben Kurfürſten, und nur gerade diejenigen, welche er nannte, hervorgethan, und als wenn die Kurfürſten allein Freiheiten und Vorrechte zu genießen gehabt hätten. Da diejenigen Fürſten, welche er bei der Aufzählung der Kurfürſten nicht nannte, eben darum nicht mehr im ausübenden Beſitze einer Kur ſeyn ſollten, ſo mußte es andern Reichsfürſten nicht ohne Grund auffallen, daß bei der Erwähnung der kurfürſtlichen Vorzüge von den Rechten und Vorzügen der übrigen Fürſten und anderer Stände geſchwiegen worden. Noch auffallender war, daß, wenn alles bei der neuen Ordnung, welche Karl zu Nürnberg anlegte, bleiben ſollte, wenn jährlich eine beſondere Verſammlung der

Kurfürſten mit dem Kaiſer ohne Beiziehung der übrigen Stände angeſtellt, wenn alles Reichsland zu Gunſten der Kurfürſten kaufbar und theilbar, und allein das kurfürſtliche Land unverletzbar ſeyn ſollte, nothwendig mit dem Laufe der Zeiten die ehemalige Ordnung, bei welcher die vier Kurfürſten von Sachſen, Bayern, Schwaben und Franken den Ton angaben, wieder hergeſtellt, alles deutſche Land von den Kurfürſten verſchlungen und das Anſehen, ja das Daſeyn anderer Stände, ſich nach und nach verlieren müßte. Die Städte hielten ſich bei dem Verbote, Pfahlbürger aufzunehmen und Bündniſſe zu errichten, für verloren; indem hierin für ſie die kräftigſten Mittel lagen, ſich wider die Gewaltthätigkeiten des Adels zu ſchützen. Dieſe Betrachtungen, wozu noch viele andere kamen, ſetzten ſogleich nach der Kundmachung der nürnbergiſchen Artikel ganz Deutſchland in eine zweideutige Bewegung. Die Herzoge von Bayern, welche ſich dieſen Verhandlungen gleich anfangs gänzlich entzogen hatten, ſchienen mit einem Kriege zu drohen; die Oeſterreicher hielten ſich wegen der Freiheiten, welche Böhmen erhalten hatte, äußerſt benachtheiligt; das Haus Sachſenlauenburg war nicht weniger unzufrieden; die Reichsſtädte waren es noch viel mehr, ſie fuhren auch fort, zu thun, was ſie bisher gethan hatten, und ſtatt daß die Vereinigungen hätten aufhören ſollen, ließ ſich vielmehr die Stadt Straßburg mit den Städten Baſel, Freiburg und Breiſach ſogleich in eine enge Verbindung ein.

Aus dieſer Lage der Sachen half ſich Karl durch einen neuen Reichstag mit einer Geſchicklichkeit, welche billig für ein Meiſterſtück von Menſchenkenntniß zu betrachten und dem Scharfſinne dieſes Kaiſers ganz ähnlich iſt. Er berief dazu nicht nur, wie er anfangs vorhatte, allein die Kurfürſten, ſondern ſämmtliche Fürſten, Herren und Städte; er wählte die Stadt Metz, weil er eben damals von allen Seiten aufgerufen worden war, zwiſchen den Franzoſen und Engländern, welche letztere den König Johann von Frankreich in einer Schlacht gefangen hatten, den Mittler zu machen, und weil ſohin vorher zu ſehen war, daß, wenn ein Legat des Pabſtes, der ſich für die Freiheit des Königs von Frankreich inſtändig verwendet, ferner der Dauphin von Frankreich mit ſeinem Hofſtaat, die Geſandten von England ankommen würden, eine höchſt ehrwürdige und glänzende Verſammlung, deren Gegenwart nothwendig Achtung und Ehrfurcht gebieten, und ſeiner Majeſtät ein unwiderſtehliches Anſehen geben würde, erſcheinen müßte. Im vollſten und ſchimmernſten

Glanze dieſer Herrlichkeit dachte er dann hervorzutreten, und den Verordnungen von Nürnberg, ſtatt wegen denſelben neue Berathſchlagungen anzuſtellen, oder wohl gar Aenderungen vorzunehmen, das Majeſtätsſiegel aufzudrücken. Seine Ankunft zu Metz geſchah um die Mitte des Wintermonats, wo die Kurfürſten, Fürſten, Herren und Botſchafter der Städte bereits angekommen waren. Und nun beſchäftigte er ſich ſogleich, um vielleicht die Aufmerkſamkeit der Stände von wichtigern Dingen abzuziehen, mit ſolchen Gegenſtänden, deren Berichtigung wenigſtens groſſentheils nicht weſentlich wichtig, aber durch die äuſſerſte Aufmerkſamkeit und Genauigkeit, mit der er ſie behandelte, ehrwürdig geworden war. Erſt ſetzte er zwei Satzungen, durch welche jene von Nürnberg in Rückſicht auf die Kurfürſten neuerdings beſtätigt werden ſollten, voraus, und erklärte in der erſten derſelben, (welche das XXIV. Kapitel der geſammten goldenen Bulle enthält) daß diejenigen, welche ſich in den Perſonen der Kurfürſten, als welche Theile ſeines Körpers wären, vergehen würden, ſo, als wenn ſie ſich geradezu an ihm ſelbſt vergangen hätten, beſtraft werden ſollten; ja ſelbſt der böſe Wille ſollte, wie die That ſelbſt, geſtraft, und die Schuldigen als Majeſtätsverbrecher, mit dem Schwerte hingerichtet, ihre Güter zum kaiſerlichen Fiſcus eingezogen, ihre Sohne von aller Erbſchaft ausgeſchloſſen, und niemals zu einigen Ehrenämtern, noch zu einem Eide zugelaſſen werden. — Im XXV. Kapitel wurde neuerdings wiederholt und feſtgeſetzt, daß die vortrefflichen und herrlichen Fürſtenthümer, das Königreich Böhmen, die Pfalzgrafſchaft am Rhein (unter welcher nicht nur die untere, und die damals mit verbundene obere Pfalz, welche vor dem paviſchen Vertrag ein bayeriſches Mutterland war, ſondern wegen der fideicommiſſariſchen Gemeinſchaft des bayeriſchpfälziſchen Geſammt- und Stammlandes, und wegen der auf beiden Ländern, Pfalz und Bayern, haftenden Gemeinchur, von Rechtswegen auch Bayern mit einzuſchließen kam, und noch heut zu Tage einzuſchließen kömmt), das Herzogthum Sachſen, und die Markgrafſchaft Brandenburg, deren Lande, Bezirke, Leute, Mannſchaft und Zugehörungen, von nun an nimmermehr getrennt, vertheilt, noch auf irgend eine Weiſe zergliedert werden, ſondern vielmehr in ihrer Vollſtändigkeit jederzeit bleiben ſollten. — Dann wurden in Betreff der Erſtgeburt der Kurfürſten, zu deren Volljährigkeit das achtzehnte Jahr ſchon zu Nürnberg feſtgeſetzt worden iſt, weitere Erläuterungen gemacht, und endlich zu den fünf letztern Artikeln geſchritten, in welchen das große Hofceremoniel bei feierlichen und zierlichen Höfen der Kaiſer, ſo wie ſolches „nach den klarſten Nachrichten und Erzählungen dem ſeit undenklichen Zeiten beobachteten Herkommen“ gemäß war, pünktlichſt beſtimmt, dann die Summe der Amtsgebühren oder Sporteln von den dabei vorgekommenen reichsfürſtlichen Belehnungen ausgedrückt, und endlich wurde mit einer Anweiſung für die Erziehung kurfürſtlicher Prinzen geſchloſſen, welche, als die künftigen Säulen und Stützen des Reiches, und als die unmittelbaren Theilnehmer kaiſerlicher Geſchäfte, außer der deutſchen Sprache, in der lateiniſchen, italieniſchen und wendiſchen oder böhmiſchen, als den damals beim Reiche unentbehrlichen Sprachen, wohl unterrichtet werden ſollten. Sobald es mit den ſieben Artikeln zur Richtigkeit gekommen war, ſchritt Karl zu der Feierlichkeit, bei welcher er ſich im Angeſicht der verſammelten deutſchen Fürſten, und der hohen Abgeordneten vom päbſtlichen Hofe, von Frankreich, England und Italien in ſeiner ganzen Majeſtät zu zeigen ſich vorgenommen hatte. Hiezu war der erſte Weihnachtstag beſtimmt. Außer dem Kardinal Talayrand von Perigord, Biſchof zu Albano, als päbſtlichen Legaten, dem erſtgebornen franzöſiſchen Prinzen (Karl V.), und ſehr vielen franzöſiſchen vornehmen Herren, wie auch dem engländiſchen Geſandten, hatte ſich zugleich eine unbeſchreibliche Menge vornehmer Fremden frühzeitig zu Metz eingefunden, welche die Herrlichkeit dieſes Tages dahin gezogen hatte; denn nach ſichern Berichten ſollen damals in dieſer Stadt vierzig Fürſten, mehr als hundert Grafen und Freiherren, und überhaupt auf achttauſend Pferde gezählt worden ſeyn. Einige Tage vor dem Chriſtfeſte begab ſich der Kaiſer mit allen anweſenden Fürſten und Herren drei Meilen vor die Stadt, um zuerſt ſeinen feierlichen Einzug zu halten. Die ganze Bürgerſchaft gieng bis an die Brücke über die Orne entgegen, wo ſie ihm als gekrönten römiſchen Kaiſer die Schlüſſel ihrer Thore überreichte. Ihr Biſchof Ademar mit ſeiner geſammten Geiſtlichkeit im prieſterlichen Schmucke, und allen Ordensleuten, wartete Seiner auf dem Wege, um ihn in die Stadt zu begleiten. Zweihundert reichgeputzte Knaben führten den Vorzug mit Wachsfackeln in den Händen. Der Kaiſer, und hinter ihm die Kaiſerinn, ritten auf köſtlich gezierten weiſſen Pferden unter zwei Baldachinen von Goldſtücken mit Franzen beſetzt, deren jeder mit ſechs Säulen unterſtützt war. Sie waren auf beiden Seiten von ſämmtlichen Kurfürſten umgeben. Ihnen folgte der franzöſiſche Dauphin und damaliger Reichsregent, der päbſtliche Legat, die Erzbiſchöfe von Rouen und Sens, die Biſchöfe zu Lüttich, Lübeck, Toul, Verdün und Straßburg, die Herzoge von Bretagne, Brabant, Schweidniz und Bar, die Markgrafen zu Meiſſen und Jülich; die Aebte von Fulda, von Clügny, und von Weiſſenburg, — viele Grafen, und eine gewaltige Menge anderer Ritter und Edlen, alle zu Pferd. Der Zug gieng gerade nach der Hauptkirche, wo der Kaiſer ſeine Andacht verrichtete, und darauf nach ſeinem Quartier im Biſchofshofe begleitet ward. Am Weihnachtsfeſte wohnte der Kaiſer zuerſt den Metten in der Stephanskirche bei, welche mit reichen Tapeten behängt, und allen Wänden mit Fackeln und Lichtern erhellet war. Biſchof Ademar hielt in ſelbiger Nacht das Amt, wobei Karl im kaiſerlichen Schmucke, und das entblößte Reichsſchwert in der Hand haltend, die ſiebente Lection, oder das Evangelium exiit Edictum a Caesare Augusto abſang. Mit anbrechendem Tag verſammelten ſich alle Kurfürſten und Fürſten in den Vorſälen des kaiſerlichen Quartiers, um den Kaiſer nach der Hauptkirche zu begleiten. Der Dauphin inſonderheit erſchien in einem prächtigen Gewande, das neben dem reichbeſetzten Gürtel über zwanzigtauſend Goldgulden am Werthe geſchätzt ward. — Der Kaiſer und die Kaiſerinn, welche mit der Krone und in langgeflochtenen Haaren erſchien, ritten in weißen Waffenkleidern und auf ſchön geputzten Pferden mit allen anweſenden Fürſten nach der Kirche. Der päbſtliche Legat las daſelbſt die erſte Meſſe, und reichte ihnen das Abendmahl. Der Erzbiſchof zu Trier hielt das Hochamt. Nach geendigtem Gottesdienſt wurden dieſelben von allen geiſtlichen und weltlichen Fürſten nach dem Markte begleitet; worauf das hohe Gerüſt, und auf ſolchem viele prächtige Zelten von allerlei Farben aufgeſchlagen, und darunter die Tafeln für den Kaiſer, die Kaiſerinn, und alle gegenwärtigen Kurfürſten und Fürſten, Biſchöfe, Herzoge, Aebte, Grafen, Freien, und andere angeſehene Anweſende nach jedes Rang und Ordnung gedeckt waren. Der Monarch ſetzte ſich hierauf auf dem für ihn zubereiteten Throne nieder, und ließ im Beiſeyn aller Kurfürſten des Reichs, und in Gegenwart des Kardinals Legaten, und des franzöſiſchen Dauphins die ſieben letztern Kapitel, welche zu Metz noch zu den vorigen gekommen waren, öffentlich ableſen und kund machen. Zugleich nahm er auch von vielen anweſenden Ständen die Huldigung als römiſcher Kaiſer an, und belehnte überdieß verſchiedene Reichsfürſten mit den Regalien. Er ſetzte ſich hierauf zur Tafel, welche nach der Vorſchrift der eben publicirten Satzungen um ſechs Fuß höher, als alle übrigen gerichtet war; dann aber fiengen die Reichsämter nach dem Herkommen ihre Hofdienſte zu verrichten an. Zuerſt ſtellten ſich die drei Erzbiſchöfe, als Erzkanzler der drei Reiche mit ihren Siegeln, welche ſie dem Kaiſer auf den vor ihm ſtehenden Tiſch legten, und von ihm wieder zurück erhielten, worauf der Kurfürſt von Trier, als Erzkanzler des arelatiſchen Reiches, worin Metz liegt, das große Reichsſiegel an den Hals gehangen, und während der ganzen Tafel ſo behalten hat. Demnächſt ritt der Herzog von Sachſen auf einem großen Hengſt herbei, und brachte in einem Maß von Silber den Haber für die kaiſerlichen Pferde vor den Tiſch, worauf er ſogleich allen anweſenden vornehmen Perſonen ihre Plätze an den Tafeln anwies. Darauf kam der Markgraf von Brandenburg, als Erzkämmerer, der ein goldenes Becken mit ſchönen Handtüchern trug, und dem Kaiſer auf ſeinem Throne das Waſſer zum Händewaſchen reichte. Nach ihm erſchien der Pfalzgraf, der die Speiſen in goldenen Schüſſeln auftrug, und nachdem er ſie zerſchnitten, vor dem Kaiſer niederſetzte. Ihm folgte Herzog Wenzel zu Luxenburg und Brabant, des Kaiſers Bruder, der auch deshalb die Perſon ei nes Königs von Böhmen zu vertreten hatte, welcher in goldenen Bechern den Wein, den er zuvor gekoſtet, dem Kaiſer zum Trinken darreichte. Endlich kamen der Markgraf von Meiſſen, als Erzjägermeiſter und der Graf von Schwarzburg als Unterjägermeiſter, mit drei Jagdhunden und Jagdhörnern unter einem großen Geräuſch, und legten einen Hirſch und ein wildes Schwein vor des Kaiſers Tiſch mit einem lauten Jägergeſchrei nieder. Auch der Abt zu Fulda ſoll ſein Erzamt bei der Kaiſerinn verſehen haben, an deren Tafel der Kardinallegat ihr zur rechten, und der Dauphin zur linken Seite ſpeiſten. Der Kaiſer, der alle Zeichen ſeiner Majeſtät auslegen wollte, änderte an dieſem Tage dreimal mit den Kronen, indem er früh morgens die deutſche, nachher die italieniſche, und endlich ſeine Hauskrone aufſetzte, um ſeine dreimaligen Krönungen anzuzeigen. Dieſe Feierlichkeit dauerte unter vielen Luſtbarkeiten und Schauſpielen bis zum ſpäten Abend, welcher der ganzen Herrlichkeit ein Ende machte *).

Die fünf großen Satzungen, oder die dreißig Artikel, deren Aufſatz dem damaligen kai-

---

*) Olenſchlager. Benesius ad weit mille apud Czechord.

ſerlichen Kanzler, Johann von Neumark, Biſchof zu Leutomiſchel, (nachmaligem Biſchof zu Olmüz) dann dem damals berühmten deutſchen Rechtsgelehrten Rudolph von Friedberg zugeſchrieben wird, wurden mit einer goldenen Bulle, oder mit dem in Gold gearbeiteten, großen kaiſerlichen Inſiegel, welches auf einer Seite den Kaiſer auf dem Throne und im Reichsſchmuck, auf der andern Seite das Bild der Stadt Rom mit den Worten: aurea Roma, und der Umſchrift: Roma caput mundi regit orbis fraena rotundi enthält, befeſtigt, und davon ſämmtlichen Kurfürſten ein Original, der Stadt Frankfurt aber eine ächte Abſchrift zugeſtellt, und blieben ſeit der Zeit unter dem allgemeinen Namen der goldenen Bulle, als vorzügliche Reichsgeſetze bekannt.

Auch iſt dieſe goldene Bulle das vorzüglichſte Verdienſt, und das ſchönſte Denkmal, welches ſich Karl in Deutſchland wenigſtens in dem Betracht, als die Vorſchriften derſelben auf eine allgemeine Ordnung, und die Ruhe von Deutſchland abzuzwecken ſchienen, errichtet hat; ſie ſchienen dieß aber in der That mehr, als ſie es im Grunde bewirkten, und es wurde durch ſie nichts von jener Verfaſſung geändert, bei welcher es lediglich von den Entſchließungen und der Macht der deutſchen Stände abhieng, ob ſie dieſer oder jener Satzung nachkommen, oder mit welchem Glück ſie ſich ſelbſt zu den Rechten, wenn ſie ihre Vortheile und Begünſtigungen als ſolche aufſtellten, würden verhelfen können. Karl hütete ſich ſorgfältig, die Hauptquelle aller Unordnungen, das Fauſtrecht in ſeiner Wurzel zu heben, wozu er ſich vielleicht mit ſeiner Hausmacht für Deutſchland würde haben verwenden müſſen; er beſtätigte dieſen gräßlichen Unfug, bei welchem kein Anſehen der Geſetze galt, vielmehr feierlich, und da Jedermann, wie er konnte, zugriff, richtete er ſeine Hauptabſichten allein dahin, wie er dabei die erſten Vortheile gewinnen, und ſo viel als möglich, andern zuvor kommen könnte. Die goldene Bulle ſchien wie ganz für ihn gemacht, und was darin von einer beſſern Verfaſſung des deutſchen Reiches vorkam, bloß zum Vorwande genommen worden zu ſeyn. Da ſeinem Böhmen bisher der letzte Platz unter den deutſchen Kurfürſten eingeräumt, und auch dieſer manchmal, weil die böhmiſche Nation ſlaviſchen Urſprungs, und ſchon durch ihre eigene Sprache von der deutſchen abgeſondert war, erſchwert worden iſt, ſo bekam jetzt dieſe Nation vor allen weltlichen Kurfürſtenthümern die erſte Stelle, und verſchiedene andere Vorrechte, durch welche ſie vor dieſen ausgezeichnet wurde. Die Fähigkeit, neue Länder an ein kurfürſtliches Stammland zu erwerben, welche hier, da ſie doch in Deutſchland längſt in Uebung war, zu einem neuen Geſetze erhoben wurde, war offenbar dafür gemacht, ihn bei den neuen Erwerbungen, womit er ſein Böhmen bereits vergrößert und künftig noch zu vergrößern ſich vorgenommen hatte, zu ſchützen, und er bediente ſich ſeiner Verordnung augenblicklich, indem er ſich ſowohl zu Nürnberg, als zu Metz, theils die Vorzüge und Freiheiten ſeiner böhmiſchen Lande, als vorzüglich ſeine bereits in Deutſchland gemachten Erwerbungen und Anſprüche mit der ängſtlichſten Sorgfalt von den Kurfürſten beſtätigen, und beinahe über jedes einzelne Stück ihre Willbriefe ertheilen ließ.

Unter den Eroberungen, mit welchen Karl ſein Böhmen zu vergrößern gewußt hat, ſtehen jene, welche er vom Hauſe Bayern erhielt, oben an. Es lag in ſeinem Hauptplane, dieſes Haus, bei deſſen vereinigter Macht er alles zu fürchten hatte, zu ſchwächen, und dazu gaben ihm die vielen Nutztheilungen der Prinzen dieſes Hauſes, als durch welche eben ſo viele beſondere Höfe entſtanden, mithin leicht verſchiedene Intereſſen, und einſeitige Handlungen und Verträge entſtehen konnten, die erwünſchteſte Gelegenheit. Durch die Haupttheilung zu Pavia im Jahre 1329 wurde ein Theil vom nördlichen Bayern, welcher nunmehr den Namen, die Oberpfalz, erhielt, an die nutzgetheilte ältere rheinpfälziſche Linie überlaſſen. In Bayern waren ſechs Brüder, Söhne des Kaiſers Ludwig, nämlich von der erſten Ehe: Ludwig, genannt der Brandenburger, und Stephan I., genannt mit der Hafte; von der zweiten Ehe, Ludwig genannt der Römer, Wilhelm, Albert, und Otto. Dieſe ſechs Brüder theilten ſich im Jahre 1349 (mit ausdrücklicher Rückſicht auf den paviſchen Vertrag, vermöge welchem das bayeriſche Geſammtland zwar nutznießlich abgetheilt, aber von keinem Nutznießer gültig veräußert werden konnte) dergeſtalt, daß jeder der zwei älteſten Brüder erſter Ehe zwei nachgeborne Brüder der zweiten Ehe zu ſich nahm. Ludwig der Brandenburger erhielt mit Ludwig dem Römer und Otto, die Mark Brandenburg und Oberbayern, wozu Tyrol gehörte; Stephan I. mit der Hafte, erhielt mit den Brüdern Wilhelm und Albert ganz Niederbayern und die holländiſchen Provinzen. Dieſer Haupttheilung folgten noch viele andere, jedoch alle nach den nämlichen Vorſchriften und Hausgrundgeſetzen. Nun hatte ſich Karl zuerſt, und bereits im Jahre 1349, an die rheinpfälziſche Linie gemacht; er heirathete, wie bereits vorkam, die Tochter des Pfalzgrafen Rudolph II., Anna, und gewann dadurch nicht nur die Freundſchaft dieſer Linie, ſondern er ließ ſich von ſeinem Schwiegervater noch verſchiedene Ortſchaften in der Oberpfalz, als Zugeld, wiewohl mit der Bedingung des freien Rückfalls, wenn die Prinzeſſinn ohne Kinder ſtürbe, geben, worüber ihm Ludwig der Römer (derjenige, welchem er in der goldenen Bulle, wider deſſen Bruder, Ludwig dem Brandenburger, die Kur Brandenburg zuſprach) im Jahre 1351 eine Beſtätigung ertheilen mußte, welches auch dieſer, jedoch mit der ausdrücklichen Clauſel that: „bis an die Zeit, daß ihn alles das Geld, das er den obgenannten Herzogen Rudolphen ſeinem Schwager geliehen hat, und noch leihen wird in künftigen Zeiten, und alles das er auf ihn gewendet, gänzlichen vergelten, und wiedergeben wird.“ Aber bald darauf gieng Karl noch ungleich weiter, und da er wußte, daß die rheinpfälziſchen Prinzen Geld brauchten, kaufte er dem Pfalzgrafen Rupert I. (Bruder des 1353 verſtorbenen Rudolphs II.) einen großen Theil der Oberpfalz ab, und ließ ſich dieſen Kauf zu eben der Zeit, da er mit der Ausfertigung der goldenen Bulle, welche doch ſolche Veräußerungen als ungültig erklärte, vielfältig beſtätigen, ungeachtet er wiſſen mußte, daß es keineswegs in der Macht eines einzelnen Prinzen ſtehe, etwas von ſeinen Stammgütern, deren bloßer Nutznießer er iſt, zu veräußern, wie dann auch dieſe Güter in den Jahren 1387 und 1388 von den pfalzbayeriſchen Prinzen mit allem Rechte wieder zurückgenommen worden ſind; aber auf die bayeriſchen Prinzen richtete Karl ſeine Aufmerkſamkeit noch weit mehr; ja als ſich im J. 1351 die zwei älteſten Prinzen, Ludwig der Brandenburger, und Stephan mit einander dahin verglichen, daß ſie alle Streitigkeiten, welche ſich unter ihnen ergeben möchten, gütlich beilegen, und ſich ſtets nach dem Ausſpruche Herzogs Ruprecht I. von der Pfalz, und des Burggrafen Johann von Nürnberg, fügen wollten, ſchloß er ſogleich mit dem Landgrafen Friedrich von Thüringen und deſſen Söhnen ein Bündniß, um auf den Fall, wenn er mit dem Kurfürſten Ludwig und ſeinem Bruder Stephan, Händel bekommen ſollte, von Meiſſen unterſtützt zu werden. Er lauerte auf alle Gelegenheiten, um irgend einen Vorwand, wo er ſich in bayeriſche Händel miſchen könnte, zu finden, und im Jahre 1357 kam er ſogar eines Privatedelmannes wegen, welchen die Herzoge Stephan und Albert von Niederbayern, weil er der Verrätherei beſchuldigt worden war, im Schloſſe Natternberg an der

Donau eingeſchloſſen hielten, mit einem groſſen Heere von böhmiſchem und mähriſchem Raubgeſindel nach Niederbayern, richtete große Verwüſtungen an, und veranlaßte zuletzt einen Vertrag, worüber, weil es zu keiner Schlacht kam, ganz Bayern beſtürzt geworden iſt *). Endlich ereignete ſich ein ſeinen Wünſchen entſprechender Fall. Ludwig der Brandenburger hatte im Jahre 1351 mit den ihm zugetheilten einbändigen Brüdern einen Nutztauſch getroffen, vermöge welchem er in Oberbayern und Tyrol, jene aber in Brandenburg regieren ſollten. Er ſtarb im Jahre 1361, und im Jahre 1363 gieng auch ſein Sohn Mainhard mit Tod ab, worauf Herzog Stephan, genannt mit der Hafte, (wegen ſeiner von beiden Banden herrührenden Verwandtſchaft) in die Stelle ſeines zweibändigen Bruders und deſſen Sohnes eingetreten, ihm auch in ſolcher Hinſicht von den bayeriſchen Ständen gehuldiget worden iſt; allein dieß verdroß die beiden einbändigen Brüder, Ludwig den Römer und Otto dergeſtalt, daß ihr Unmuth darüber ziemlich ſichtbar und auffallend geworden ſeyn mußte, indem Karl nicht genug eilen konnte, ſich deſſelben auf der

---

*) Heinr. Rebdorf. ad a. MCCCLVII.

Stelle zu bedienen. Seine Abſicht gieng dießmal auf nichts Geringeres, als auf die Eroberung der Mark und Kur Brandenburg, mit welcher es folgende Bewandtniß hatte. Es hatten die bayeriſchen Brüder und Söhne des Kaiſers Ludwig bereits im Jahre 1334 eine Erbverbrüderung, welche dem Vertrage zu Pavia und den Hausgrundſätzen von Bayern gemäß war, unter ſich errichtet, und einander auf ihren Abgang die Erbſchaft aller Länder, welche ſie damals beſaßen, oder künftig gewinnen würden, zugeſichert*), und ihr Vater, der Kaiſer, hat ſie mit geſammter Hand damit belehnt, indem er ſagt: „daß Ludowig, Markgraf zu Brandenburg, ſein erſtgeborner Sohn mit ſeinem guten Willen, Hand, Gunſt und Wort das Land und die Mark zu Brandenburg mit Städten, Bürgern — gegeben, gemacht und geſchaft hat dem hochgebornen Fürſten Stephan, Ludwig dem Römer, Wilhelm und andern ſeinen Söhnen, und ob er (der Kaiſer) mehrere (Söhne) von der Gnade Gottes gewänne, ſeinen Brüdern und ihren Erben, dergeſtalt, daß wenn er (Ludwig der Brandenburger) ohne Erben ſtürbe, ſodann das vorgenannt die Mark zu Brandenburg mit allen ihren Zugehörungen ꝛc. fallen, kommen und erben ſoll an Stephan, Ludwig und Wilhelm, und andere ihrer Brüder, falls er mehrere Söhne gewänne. So haben auch hinwieder die vorgenannten Fürſten Stephan, Ludwig und Wilhelm, ſeine Söhne, Ludwig, dem Markgrafen zu Brandenburg und ſeinen Söhnen — gemachet und geſchafft das Land zu Bayern, und alle Güter, welche ſie in Franken und Schwaben, und andern Landen haben und gewinnen würden, es ſey Eigen, Erbe, oder Lehen, wie ſie genannt ſind, alſo, daß die Länder, Leute und Güter an den vorgenannten Ludwig, Markgrafen zu Brandenburg und ſeine rechte Söhne fallen, kommen und erben ohne Widerrede, in der nämlichen Weiſe und Beſcheidenheit, als er (Ludwig der Brandenburger) ihnen das Land und die Mark zu Brandenburg vermacht und geſchafft hat, falls ſie ohne Erben verſtürben. Dieſe vorgenannte Uebergab, Machung und Schaffung, die ſie mit ſeinem Willen, Gunſt und Wort alſo einmüthig miteinander beiderſeits gemacht hätten, ſollten ſie ohne Argliſt ſtete, ganz, und unzerbrochen halten. Wäre auch das, daß einer von ihnen einerlei Machung oder Verbündniß mit Jemand, mit ſeinem oder ohne ſeinem Wiſſen, heimlich oder öffentlich gemacht hätte, die widerrufe er öffentlich, und ſollte keine Macht noch Kraft haben. Und zu einer ſteten Sicherheit ſo verleihe er, und habe mit wohlbedachtem Muth verliehen den vorgenannten Fürſten Ludwig, Markgrafen zu Brandenburg, Stephan, Ludwig, Wilhelm, und ihren Erbſöhnen zu geſammter Hand in der Beſcheidenheit, als vorgeſchrieben ſtehet, die vorgenannte Länder, Güter und Leute beiderſeits, wie ſie genannt ſind, die von ihm und dem Reich zu Lehen gehen u. ſ. w. *)." Gemäß dieſer Geſammtbelehnung haben die brandenburgiſchen Unterthanen dem Herzog Stephan von Bayern wirklich gehuldiget, wie aus einem Verzichtbrief dieſes Herzogs vom Jahre 1353 zu erſehen iſt, in welchem er, um Irrungen vorzubeugen, auf die Erbhuldigung, aber nicht auf die Erbfolge Verzicht gethan hat**); vielmehr bezeugten ſelbſt Ludwig der Römer, und Otto in der Beſcheinigung, welche ſie dem Erzbiſchof Otto von Magdeburg im Jahre 1354 über die Belehnung ausgeſtellt haben, daß ihr Bruder Stephan zur geſammten Hand beliehen ſey. Dieſe bekannten Vorgänge kümmerten den Karl wenig; und er glaubte, wenn er nur einmal die wirklich regierenden brandenburgiſchen Fürſten gewonnen hätte, das Uebrige auf ſich nehmen zu können. Kaum hatte er alſo erfahren, wie übel dieſe Herren auf Herzog Stephan I., genannt mit der Hafte, in Bayern zu ſprechen wären, ſo veranſtaltete er zu Nürnberg ungeſäumt eine Zuſammenkunft mit denſelben, und brachte ſie durch die Gewalt ſeines Anſehens, ſeiner Beredſamkeit und ſeiner Verſprechungen (der damals achtzehnjährige Prinz Otto wurde bald darauf an Karls älteſte Tochter, Katharina, Wittwe des im Jahre 1354 verſtorbenen Herzogs Rudolph IV. von Oeſterreich verheirathet) dahin *), mit dem luxemburgiſchen Hauſe, wo des Kaiſers Bruder, Wenzel, regierte, eine Erbvereinigung einzugehen, und in einer daſelbſt von Judica 1363 in der Faſten ausgeſtellten Urkunde **) zu bekennen: „daß ſie in Gegenwart des Kaiſers — den Wenzel, des Kaiſers erſtgebornen Sohn, und alle des Kaiſers männliche Erben, wie viel er noch künftig bekommen möchte, und dieſer Kinder Erben und Erbeserben, und wofern dieſelden nicht mehr vorhanden wären, des Kaiſers Bruder Johann, Markgraf von Mähren, und deſſen Erben und Erbeserben, männlichen Geſchlechtes, zu ſich und in ihre Geſellſchaft genommen, dergeſtalt, daß ſie ſich mit ihnen Markgrafen von Brandenburg und zu Lauſitz nennen und ſchreiben, eigen Lehen, Herrſchaften, Fürſtenthümer und Würden haben und halten, das brandenburgiſche Zeichen und Wappen in Panieren und ſonſten nach fürſtlichen Sitten beſtändig zu aller ihrer Nothdurft, Ehren und Würden nach freier Willkühr aufwerfen, und führen können; — daß zwar Ludwig der Römer, und Otto, und ihre männlichen Erben und Erbeserben in Beſitz bleiben, wenn ſie aber ohne männliche Leibeserben ſterben, oder ihre männlichen Erben alſo vergehen ſollten, daß dieſelben ihre Leibeserben männlichen Geſchlechts, nicht hinter ſich ließen, alsdann Brandenburg und die Lauſitz, die oberſte Kammermeiſterwürde, und die Kurſtimme, mit allen Zugehörungen auf ihren nunmehrigen Bruder Wenzel, auch alle andere des Kaiſers Söhne und deren männliche Nachkommen, und wenn auch dieſelben nicht mehr vorhanden, auf den Markgrafen von Mähren, Johann, und deſſen männliche Erben und Erbeserben fallen ſollte.“ — Dieſe Erbvereinigung, wozu die Kurfürſten Gerlach von

---

*) Gercken Cod. dipl. Brandenb. T. I. N. LX.

---

*) Ib. N. LIX.

**) Doc. apud. Lenz. Brand. Urkund. p. 316.

---

*) Gercken Cod. dipl. T. I. N. XXXII. p. 70. 71. Not.

**) Ib. T. III. N. XXXI. p. 110.

Mainz, Ruprecht I. von der Pfalz, und Rudolph von Sachſen ihre Einwilligung gaben, beſtätigte Karl ſogleich, als Kaiſer*); und indem er den Erbverbrüderten die Mitbelehnung ertheilte, gründete er ſich und ſeinem Haus die Befugniß zur Erbfolge in der Mark Brandenburg, vorausgeſetzt nämlich, daß vorgehende feierliche Bündniſſe ohne alle rechtliche Urſache, ohne alle Theilnehmung der dabei benachtheiligten Prinzen, einſeitig aufgehoben werden können. Die bayeriſchen Prinzen konnten ſich unmöglich bereden, daß eine ſolche unrechtliche Handlung rechtsſtändig und gültig ſeyn könnte, und ſelbſt der eine der brandenburgiſchen Prinzen, Otto, nachdem bei ihm die reifere Ueberlegung eintrat, erkannte ſeinen Irrthum. Dieſer Otto hatte, indem der ihm in Brandenburg bei der bayeriſchen Nutztheilung im J. 1349 zugetheilte Bruder, Ludwig der Römer, im Jahre 1365 unbeerbt mit Tod abgieng, die Regierung in Brandenburg allein übernommen, und da er kein Wirthſchafter, und wie die gleichzeitigen Schriftſteller bezeugen, einer ziemlich lockern Lebensart war, unaufhörliche Unruhen und Verdrießlichkeiten ſich zugezogen. Er verſetzte ſogar ſeine ordentlichen

---

*) Ebendaſelbſt.

Landeseinkünfte, und verkaufte das Münzrecht, wodurch er die Achtung der Auswärtigen, und die Ehrfurcht ſeiner Unterthanen verlor, und eine Schwäche verrieth, bei welcher man ſich um ſo weniger ein Bedenken machte, ihn zu beunruhigen, als man ſich die Hoffnung machen konnte, dieß ohne nachtheilige Folgen unternehmen zu können; doch ein Krieg, in welchem er im Jahre 1370 mit Pommern verwickelt, und dabei ſehr in die Enge getrieben wurde, verhalf ihm zur Beſinnung, und ertheilte ihm einen Grad von Schnellkraft, bei welcher er ſich ſehr thätig, klug, und ſogar tapfer bezeugte; er ſuchte jetzt ſeine Unterthanen durch Güte und Wohlthaten zu gewinnen, und dieſe thaten auch ihr Aeußerſtes, ihrem Herren, der ein ſo liebenswürdiges Betragen annahm, zu unterſtützen, und beſonders verwendete ſich für ihn der Biſchof von Brandenburg, Dietrich, auf die großmüthigſte Art. Je größer die Noth und Gefahr wurde, deſto inniger erwachte bei Otto das Gefühl, ſich in die Arme derjenigen zu werfen, denen er angehörte, und ſo erſuchte er ſeinen Bruder in Bayern, Stephan mit der Hafte, um Hilfe. Stephan hatte drei Söhne, Stephan, Friedrich und Johann, er zauderte keinen Augenblick, ſeinem lieben Bruder Otto den möglichſten Beiſtand zu leiſten, indem er ſeinen Sohn

Friedrich nach Brandenburg abſchickte, der auch nach einem großen Umweg durch Oeſterreich, Ungarn und Polen wirklich in der Mark angelangt, und durch ſein leutſeliges und entſchloſſenes Weſen bei den Unterthanen ſehr beliebt geworden iſt. Friedrich beredete ſeinen Onkel nicht nur zu manchen Entſchließungen, deren Großmuth ihm die gerührten Unterthanen täglich mehr gewann, ſondern zeigte eine geübte, kluge und entſcheidende Tapferkeit im Angeſicht des Feindes. Der Krieg erreichte ein glückliches Ende. Das gute Einverſtändniß des Otto mit dem verbrüderten bayeriſchen Hauſe wurde mehr als jemals befeſtigt, wie eine Urkunde vom Jahre 1371 bezeugt*), in welcher Herzog Stephan I. mit ſeinen drei Söhnen denen von Alvensleben die Belehnung zur geſammten Hand verſprach, ſobald ſichs begeben würde: „daß der Markgraf Otto ihr Bruder und Vetter ohne ehelichen Lehen-Erben von dieſer Welt verſchiede, das Gott wenden wolle, und ſie dann dieſe Lande, die Mark zu Brandenburg, als mit ihrem rechten erblichen Anfall inne hätten und vorſtünden.“ Auch ließen die bayeriſchen Herren ſich wirklich wieder huldigen, und Otto, der ſich bei ſeiner Gemahlinn, mit welcher er uneinig lebte, ſchon damals keiner Leibeserben verſah, entſchloß ſich, die Nachfolge ſeinen Vettern auf der Stelle zu verſichern, und bediente ſich im Jahre 1373 des Vorwandes, dem Prinzen Friedrich die alte Mark und Priegnitz pfandweiſe zu übergeben. Schon war es an dem, daß Friedrich in den wirklichen Beſitz geſetzt werden ſollte, als Kaiſer Karl bei der erſten Nachricht dieſes Vorganges mit einem, eiligſt zuſammen gerafften, überlegenen Heere in die Neumark eindrang, und den Otto, der ſich nichts wenigers, als dieſes Einfalles verſah, und ſich ſogleich in Perſon zu ihm, als ſeinem Schwiegervater, nach Frankfurt an der Oder begab, nöthigte, der Ueberlegenheit des Schwertrechtes nachzugeben. Karl verſprach ihm für den Abſtand von der Mark Brandenburg (die Würde der Kur ſagte er ihm lebenslänglich zu) die Summe von zweimal hundert tauſend Gulden, gab ihm für die Hälfte dieſer Summe einige der von der Oberpfalz widerrechtlich an ſich gebrachten Ortſchaften, nämlich Sulzbach, Lauffen, Heersbruck, Neidſtein, Lichtenſtein, Breitenſtein, Hirſchau, Roſenberg, Floß, die Märkte Vohendreß und Floß, Buchberg und Reicheneck, und blieb die andere Hälfte (wofür er gleichwohl bis zu ſeinem im J. 1378 erfolgten Abſterben zehn tauſend Gulden Intereſſe zahlte) ihm und ſeinem Hauſe ſchuldig *). An eine Gegenwehr war nicht zu denken. Otto war ringsum, in Magdeburg, Mecklenburg, Pommern und Polen von Freunden des Kaiſers umgeben, und die Herzoge in Bayern konnten der damaligen Macht des Kaiſers Karl nicht widerſtehen. Sie mußten die nachtheiligſten Dinge geſchehen laſſen, und eingehen, worüber Herzog Stephan, dem ſchon der Verluſt von Tyrol im Jahre 1369 unausſprechlich zu Herzen gieng, das Ende ſeines kummervollen Lebens beſchleuniget, und dieſes zu München im Jahre 1357 beſchloſſen hat.

---

*) Gercken Cod. dipl. VI. N. CLVI. pag 638.

Einen ähnlichen Erbfolgevertrag ſchloß Karl auch mit dem Hauſe Oeſterreich. Er hatte ſich um die Gunſt und Freundſchaft dieſes Hauſes, wie bereits oben vorkam, gleich vom Anfang ſeiner Regierung mit vorzüglichem Eifer beworben, und im Jahre 1357 eine ſeiner Töchter Katharina (die nämliche, welche als Wittwe der Markgraf Otto von Brandenburg zur Ehe nahm) an Herzog Rudolph IV. von Oeſterreich verheirathet, dieſen auch zum

---

*) Aettenkofer.

Vogt in Elſaß ernannt. Einige Zeit darauf entſtand zwar zwiſchen **Karl** und ſeinem Tochtermann, weil dieſer, wider **Karls** damalige Abſichten, den Herzog Eberhard von Würtemberg unterſtützte, einige Mißhelligkeit; allein das vorige Verſtändniß wurde bald wieder erneuert, und bei dieſer Gelegenheit entſagten beide, **Karl** und **Rudolph**, und dieſer auch im Namen ſeiner Brüder, wechſelweiſe allen Anſprüchen, welche ſie auf des andern Länder zu haben glaubten, und lieferten jene Urkunden, mit welchen ſie ihre Anſprüche behaupten zu können glaubten, an den König Ludwig von Ungarn aus. Sie verſprachen ſich eine wechſelſeitige Hilfe wider alle diejenigen, wider welche ſie die Waffen würden ergreifen müſſen, wobei **Karl** nur die Könige Ludwig von Ungarn, und Kaſimir von Polen, **Rudolph** aber für ſich ebenfalls den König von Ungarn, und Ludwig den ältern von Brandenburg, dann deſſen Sohn Mainhard dergeſtalt ausnahm, daß, wenn ſie in Kriege wider dieſen verwickelt werden ſollten, keiner von ihnen verbunden ſeyn ſollte, dem andern wider dieſe Fürſten beizuſtehen. Sie verſprachen ſich ferner, daß jeder des andern Unterthanen im Durchreiſen durch ihre Länder wider Gewaltthätigkeiten ſchützen, und ſolchen zur Erſtattung unrechtmäßig verlorner Güter verhelfen wollten; ja Karl ſtellte dem Rudolph noch eine weitere ſchriftliche Verſicherung aus, daß er ohne Vorwiſſen des Herzogs Rudolph keinen öſterreichiſchen Unterthanen zu ſeinem Diener oder Vaſallen annehmen, und keine einſeitige Klage der Unterthanen wider den Herzog anhören, und daß er nicht einmal einen öſterreichiſchen Juden in Böhmen und Mähren aufnehmen wollte; er trat ihm auch alle kaiſerlichen Rechte über die Juden in Schwaben und Elſaß ab. Im folgenden Jahre 1361 errichteten Karl und Rudolph wiederholte wechſelſeitige Bündniſſe, indem ſie ſich verſprachen, ſich einander in allen ihren Kriegen beſtändig zu unterſtützen, ohne Vorwiſſen des andern Theils keinen Krieg anzufangen, kein Bündniß einzugehen, keine Verheirathung ihrer Kinder vorzunehmen, und nichts ohne vorgehende gemeinſchaftliche Berathſchlagung ins Werk zu ſetzen. Bald darauf beſtätigte Karl das öſterreichiſche herzogliche Vorrecht, daß in Rechtshändeln kein Unterthan von einem auswärtigen Gericht unterſucht werden könne, es wäre denn bekannt, daß ihm das Recht gänzlich verſagt worden ſey. Durch dieſe außerordentlichen Gunſtbezeugungen näherte ſich Karl immer mehr einem Einverſtändniß mit dieſem Hauſe, bei welchem nur noch eine günſtige Begebenheit hinzukommen durfte, um deſſen

Innigkeit zu vollenden. Dieſe Begebenheit ergab ſich auch bald, und beſtand wieder in einer Mißhelligkeit, und in einer darauf erfolgten Verſöhnung, wo man gewöhnlich ungleich mehr, als bei einer vorgehenden ruhigen Gemüthsſtimmung geneigt iſt, Beweiſe von Zuneigung an den Tag zu legen. Die Veranlaſſung dazu gaben einige harte Reden, mit welchen ſich Karl gegen die verwittwete Königinn von Ungarn, Eliſabet, ihrer freien Lebensart wegen, ausgelaſſen hatte. König Ludwig nahm die Beſchimpfung ſeiner Mutter ſo ungnädig auf, daß er ſich unverzüglich entſchloß, ſich mit dem Schwert in der Hand Genugthuung zu verſchaffen, und in ſolcher Abſicht den König Kaſimir von Polen, den Herzog Mainhard von Oberbayern und Tyrol (welcher nach dem im Jahre 1361 erfolgten Hintritt ſeines Vaters, Ludwig des Brandenburgers, regierender Herr in Oberbayern und Tyrol geworden war), dann den Herzog Rudolph von Oeſterreich in ſein Bündniß zog. Dieſer letztere hatte ſich zwar durch ſeine Verträge mit Karl die Hände gebunden; als ihm aber der König von Ungarn das Schloß Schwarzenbach ſchenkte, und einige Geldſummen, welche er ihm hätte zahlen ſollen, nachließ, ſetzte er ſich über alle Bedenklichkeiten weg, und ſchloß ſich an den König an, indem er ſich nur noch die Freiheit vorbehielt, dem Kaiſer gleichfalls zwölf bewaffnete Männer, welche er dieſem als öſterreichiſchen Lehensherrn liefern ſollte, zu ſtellen, welches die ſich widerſprechende Folge hatte, daß ſeine Unterthanen dieſem Kriege zu gleicher Zeit für und wider ihn fechten ſollten. Die Sache begann ernſthaft zu werden, und die Verbündeten hatten ſich ſogar ſchon über die Beute, welche ſie dem Kaiſer abjagen würden, mit einander verglichen, als Pabſt Innocenz VI. ein Schreiben an den Herzog Rudolph ergehen ließ, in welchem er ihm die Abſcheulichkeit eines Krieges, der wider ſeinen Schwiegervater gerichtet wäre, nachdrücklich vorſtellte. Da die gegentheiligen Partheien bei einiger Ueberlegung wohl ſelbſt begreifen mochten, daß ihnen am Ende wenige gründliche Vortheile zu Theil werden könnten, ſo fanden ſich bald Mittelsperſonen, welche eben keine große Mühe hatten, die Sache auszugleichen und man kam von beiden Seiten bald darin überein, daß man das Geſchäft, den Streit auseinander zu ſetzen, dem König Kaſimir von Polen übertragen und nach ſeinem Urtheil ſich fügen wollte. Dieſer bekannte nun, daß die Herren keine wahrhafte Urſache hätten, ſich mit dem Schwerte herumzuſchlagen, oder vielmehr auf ihren Befehl ihre unſchuldigen Unterthanen es thun zu laſſen, und ſohin wurden Karl und die Könige von Polen und Ungarn im Jänner 1364 wieder gute Freunde. Den erſtern hatte Karl, der im Jahre 1362 zum dritten Male Wittwer geworden war, durch eine geſchickte Heirath mit der Prinzeſſinn Eliſabet (Nichte des Kaſimirs, Königs von Polen, und Tochter der Eliſabet, Gemahlinn des Herzogs Bogislaus V. von Pommern) gänzlich für ſich eingenommen, und die Vermählung gieng zu Krakau mit den glänzendſten Feierlichkeiten vor ſich. Den Herzog Rudolph von Oeſterreich, ſeinen Schwiegerſohn, mit welchem er die Sache ganz beſonders abmachen wollte, beſchied er nach Brünn in Mähren, und indem er ihn daſelbſt auf das freundſchaftlichſte umarmte, gab er ihm ſogleich eine Probe ſeiner Verſöhnung, welche dieſen Herrn vollends für ihn einnahm. Im Jahre 1363 war der junge Herzog Mainhard, deſſen eben Erwähnung geſchah, geſtorben, und ſeine Mutter Margaretha, genannt die Maultaſche, geborne Gräfinn von Kärnthen und Tyrol, hatte jetzt den Einfall, die Grafſchaft Tyrol dem Hauſe Oeſterreich zuzudenken, indeſſen das Haus Bayern, welchem ſie ſolche bei ihrer Vermählung mit Ludwig dem Brandenburger zugedacht hatte, die Grafſchaft in Anſpruch nahm. Karl ſprach die Grafſchaft, wegen welcher es nachmals zum Kriege kam, ohne Bedenken den öſterreichiſchen Prinzen zu, und nun erfolgte nicht nur die vollſtändigſte Verſöhnung, ſondern ein wechſelſeitiger Erbfolgevertrag, vermöge welchem zwiſchen Kaiſer Karl, ſeinem Sohne Wenzel, und Karls Bruder, Johann von Mähren, dann öſterreichiſcher Seits den Herzogen Rudolph, Albert und Leopold, dann deren Schweſter, Margareth, auf ein erfolgendes Abſterben des einen Hauſes die Erbfolge in die zurückgelaſſenen Länder und Würden durch feierliche Urkunden feſtgeſetzt, und dieſe von den böhmiſchen Landſtänden, welchen bei dieſer Gelegenheit ihre ſämmtlichen Freiheiten vorbehalten und beſtätiget wurden, anerkannt und bekräftiget worden ſind im J. 1364 *).

An dieſen Verhandlungen hatte (nebſt der Katharina, Karls Tochter, und Herzog Rudolphs von Oeſterreich Gemahlinn) der Herzog von Schleſien und Beherrſcher von Schweidnitz und Jauer, Bolko, den vornehmſten Antheil genommen, und die erfolgte Verſöhnung mit größtem Eifer betrieben. Dieſer Bolko oder Boleslaus hatte keine Kinder, und es

---

*) Steyerer addit. p. 379 — 388.

lebte von ſeiner Verwandtſchaft nur noch eine Bruderstochter von ihm, Anna, welcher er ſeine Länder zubachte. Karls zweite Gemahlinn, Anna, von der Pfalz war im Jahre 1352, und mit dem Anfange eben dieſes Jahres auch ihr Sohn Wenzel, (damals der einzige Kronprinz) mit Tod abgegangen. Dieſen Sohn hatte zwar Karl die ſchleſiſche Prinzeſſinn Anna beſtimmt, nahm aber ſolche, da ſein Sohn ſtarb, im Jahre 1353 ſelbſt zu ſeiner Gemahlinn, und Bolko ſetzte ſeinen Schwiegerſohn, Karl, und ſeine Nichte Anna, feierlich zu Erben ſeiner Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer ein, deren Vereinigung mit Böhmen Karl zwei Jahre darauf zu Stande gebracht, und hierüber die Beſtätigung der Kurfürſten erhalten hat. Mit Schleſien erhielt Karl auch die damals dazu gehörige Oberlauſitz. In Betreff der Niederlauſitz wußte er ſich zu Pirna 1364 von den Brüdern Balthaſar, Friedrich und Wilhelm von Meiſſen die Einwilligung zu bewirken, daß er die an Meiſſen vom Hauſe Brandenburg verſetzte Lauſitz ablöſen möge. Ludwig der Römer und Otto gaben dazu ihre Einwilligung mit den Bedingungen, daß die Lauſitz von Meiſſen um beſtimmte Summen durch den Kaiſer abgelöſt, dem Markgrafen Ludwig dem Römer tauſend Mark baar bezahlt, dann die Lauſitz an Bolko oder Boleslaus von Schweidnitz und Jauer von Böhmen, nach deſſen Tod aber an Markgraf Otto von Brandenburg und deſſen männliche Erben zu Lehen gereicht, und wenn ſolche nicht mehr vorhanden wären, von Ludwig dem Römer und deſſen männlichen Erben um die nämlichen Summen von Böhmen wieder einlöslich ſeyn ſollte. Da nun Herzog Bolko im Jahre 1368 mit Tod abgieng, hatte zwar Markgraf Otto das Recht, aber bei ſeiner unwirthſchaftlichen Lebensart, kein Geld, die Niederlauſitz wieder an ſich zu löſen, und Karl bediente ſich jetzt der Gelegenheit, von ihm eine Verſicherung zu erhalten, daß, da Böhmen wirklich bereits eine beträchtliche Summe Geldes erlegt, und er dieſes Geld in ſeinen Nutzen verwandt, er die Niederlauſitz auf ewig dem König Wenzel von Böhmen (Sohn der ſchleſiſchen Anna) und ſeinen Erben und Nachfolgern verkaufe; worauf Karl dem Wenzel die Vollmacht, von der Lauſitz Beſitz zu nehmen, ertheilt, und darauf ſolche im Jahre 1370 auf ewig mit der Krone Böhmen vereinigt hat *).

---

*) Pauli.

Dieſe waren noch lange nicht alle Erwerbungen, welche Karl vom deutſchen Reiche gemacht und an ſein Haus gezogen hat. Der Bezirk der Stadt Eger war zur Zeit des K. Ludwig von Bayern für vierzigtauſend Mark Silber an das Königreich Böhmen verſetzt worden. Da die Urkunde, welche darüber ausgeſtellt worden, durch eine Feuersbrunſt zu Grunde gegangen war, ſo erſuchte Karl im Jahre 1353 die zu Speier verſammelten Fürſten, von welchen einige die Urkunde ehemals geſehen hatten, ihm über die Wahrheit derſelben ein Zeugniß auszuſtellen, und da ſie ſeinem Anſuchen willfuhren, benutzte er ſogleich dieſe Gelegenheit, den Bezirk von Eger dem Königreich Böhmen einzuverleiben. Weil er damals eben mit den Erwerbungen in der Oberpfalz umgegangen, und beſorgt war, daß ſeine Begierde, Ländereien an ſich zu ziehen, auffallen möchte, ſo brachte er ungebeten eine Entſchuldigung, deren Inhalt ziemlich ſeltſam war, vor, indem er ſagte, daß er die an Böhmen grenzende Länder nöthig hätte, um von ſeinem Böhmen aus, jederzeit ungehindert zu den Reichsverſammlungen nach Nürnberg reiſen zu können. Von der Zeit an machte er weniger Umſtände, und wo er etwas durch Verträge oder Geld oder Gnadenbezeigungen an ſich bringen konnte, ſo that er es ohne Bedenken; nur mit der Vorſicht, daß er ſich bei guten Gelegenheiten jede Kleinigkeit von den Kurfürſten beſtätigen, und mit den ängſtlichſten Zuſätzen und Klauſeln bekräftigen ließ, wie dann, um ein Beiſpiel beizubringen, das die ängſtliche gierige Ländersucht dieſes Herrn ſehr gut bezeichnet, in der Urkunde von 1374, mit welcher er die Einverleibung der Mark Brandenburg beſtätigte, die Ausdrücke vorkommen: „Were auch das in dieſen nachgeſchriebenen Sachen oder in dieſen gegenwortigen unſern Kaiſerlichen brieuen oder in decheinen (einigen) andern brifen die aber die vorgenannten Eynungen und Sachen gemachet und geben ſein Decheinerley (einige) Gebrechen were von vinſterniſſ der worte von zwiefelhaftiger Uzrichtungen der Sinnen, und ob decheinerlei Zierheit und Schonheit die dazu gehorten gelaſſen weren, oder ſnſt (ſonſt) vergeſſen in decheiner weis, den erfüllen (erſetzen) wir mit Vollenkommenheit Kaiſerlicher Machte. Were auch das decheinerlei Keiſer Recht die wir oder unſer Vorfaren Rom Keiſere oder Kunge gemachet oder geſazet hetten, Gewonheit Vbungen behaltungen oder gemeines Recht Geſeze der lande oder Stete oder ſuſt heimlich oder offenbar und ſunderliche gebot die gemachet ſein oder gemachet werden dawieder weren, oder den ehegenannten Sachen becheinerlei Schaden brengen mochten, ſo meynen gebieten ſezen, ſcwtern und erklaren wir von rechter wiſſen mit kraft diz brieues und Keiſerlicher Mechte Volkomenheit, das ſie unkreftig ſein ſullen, und wiederrufen verderben und vernichten dieſelben mit derſelben unſer Keiſerlichen Mechte Volkomenheit gleicher weis als ob ſie von Worte zu Worte in dieſem brieue begriffen weren, und ob ſie auch durch Rechte oder Gewonheit worticlichen begriffen ſolten ſein in dieſem brieue, als verre (in wie fern) ſie den vorgenanten Sachen becheinen ſchaden brengen oder brengen mochten in becheine weis. Do von verbieten wir allermeniclichen das nymand dieſen gegenwärtigen brief unſer Beſtetigungen Gewaltes, Geſezes, Luterungen, Erfüllungen der Gebrechen, Widerrufens und Vernichtungen in becheiner weis vorterbe (verderbe) noch dawider tue u. ſ. w. *)."

Von den Grafen von Schwarzburg kaufte er Hoyerswerda in Oberlauſitz, und Spremberg an der Spree in Niederlauſitz; und wenn etwa ein Kauf nicht angieng, begnügte er ſich mit dem Lehenrecht, wie er z. B. von den Burggrafen von Nürnberg auf dieſe Art auf den Bezirk des Schloſſes Rotenburg das Lehn-

---

*) Gercken cod. dipl. brand. T. III. p. 127.

recht an ſich brachte, und dieſes über das Land der Reuſſe von Plauen, und über das ſchwarzenburgiſche Rudolphſtadt ausdehnte. Als im J. 1355 Herzog Johann III. von Brabant und Limburg ohne männliche Erben ſtarb, ſchienen die Landgrafen von Heſſen, als welche von dem Bruder des Urgroßvaters des eben genannten Heinrichs III. abſtammten, das nächſte Recht auf die Erbſchaft zu haben; indeſſen daß die Schwiegerſöhne des verſtorbenen Herzogs, nämlich Herzog Wenzel von Luxemburg, Karls Bruder (deſſen Gemahlinn Anna ihr Vater die Erbſchaft zugedacht hatte), Graf Ludwig III. von Flandern, und Herzog Reinhold III. von Geldern ebenfalls Anſprüche auf die Verlaſſenſchaft machten. Karl begab ſich in eigener Perſon nach den Niederlanden, errichtete mit ſeinem Bruder und der Anna einen Erbvertrag, vermöge welchem nach ihrem erbenloſen Tod, die Herzogthümer Brabant und Limburg ihm und ſeinem Nachkommen zufallen ſollten, und ließ dieſen Erbvertrag von den brabantiſchen Ständen zu Brüſſel beſtätigen im J. 1357.

Wenn Karl je einmal ſelbſt fühlte, daß er einen Fürſten zu ſehr benutzt, oder einen zu empfindlich gekränkt hat, ſo unterließ er nachher gewöhnlich nicht, ihm gute Worte dafür zu geben, oder eine ſchmeichelhafte Urkunde auszufertigen. So verſprach er den geſammten Prinzen von Pfalz und Bayern, nachdem er ehe von der Oberpfalz wichtige Ortſchaften an ſich gebracht hatte, daß er von ihnen und ihrem Hauſe nie wieder etwas an ſich bringen wolle, und den bayeriſchen Fürſten, nachdem er ſie erſt auf alle Weiſe zu ſchwächen und zu unterdrücken geſucht hatte, ſagte er beſonders in einer Urkunde vom J. 1362*): „daß er habe angeſehen den edlen alten und würdigen Stammen der Fürſten von Bayern, ſo ein Königreich geweſen, und vor vil hundert Jahren von vil Römiſchen Kaiſern und Königen, ſeinen Vorfahrern am Reich, der etwo vil auch König und Herzogen zu Bayern geweſen ſein, und das heyl. Reich lang Zeit innen gehabt, beſeſſen haben, mit ſondern und mancherlei Privilegien, Freiheiten und Gnaden vor ander Fürſten nud Fürſtenthum begnadet und begabt ſeynd" und beſtätigte ihnen unbeſtimmt für ſich und ſeine Nachkommen „alle ihre Handveſt, Brief, Recht, Gnaden, alt löblich Herkommen, Privilegia und Freiheit, in allen Punkten, Mainungen und Artikuln, von Worten zu Worten als ſye, und ir Eltern, und Vorfahren, dieſelben von dem heyligen Reich, und ſonſt redlich herbracht, als ſie uns dan der genugſamlicher erweiſt haben u. ſ. w." Noch bereitwilliger war Karl, diejenigen, deren Dienſte oder Zuneigungen ihm vorzüglich erwünſcht und ſeinen Abſichten zur rechten Zeit beförderlich geworden waren, ſich durch Beförderungen, neue Würden und Standeserhöhungen noch enger zu verbinden. Da zu einer Zeit, wo die kurfürſtlichen Häuſer durch ihre erlangten Vorrechte allen übrigen deutſchen hohen Häuſern gleichſam entrückt zu werden ſchienen, bei dieſen der allgemeine Wunſch rege geworden war, jenen ſo ſehr als möglich nachzurücken; gieng Karl da, wo er ſeine Dienſtfertigkeit wohl angelegt ſah, ſolchen Wünſchen entgegen und erhob z. B. im J. 1347 den Probſt von Ellwangen in den Reichsfürſtenſtand; im Jahre 1349 (wie oben vorkam) die Fürſten von Mecklenburg zu Herzogen; im J. 1350 den Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meiſſen zum Reichsoberſtjägermeiſter; im J. 1354 die Grafen von Luxemburg, dann die Grafen von Bar; im J. 1356 die Grafen von Jülich; im J. 1378 die Grafen von Berg zu Herzogen; im Jahre 1363 die Burggrafen zu Nürnberg zu Reichsfürſten; ſo nannte er (was ſeitdem fortgeſetzt worden iſt) die geiſtlichen Kurfürſten ſeine Neffen (consanguineos), die Kurfürſten Durchlauchten, indeſſen er ſelbſt mit ganz leiſen Schritten weiter gerückt, und z. B. in ſeinem Ausſchreiben zu dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1356 alle Fürſten, Grafen und Herren in deutſchen Landen „ſeine getreuen Unterthanen" genannt, und bei der Ausfertigung der goldenen Bulle von kaiſerlicher Machtvollkommenheit geſprochen hat.

---

*) Olenschlager aur. B. Urk. N. XLVI.

Daß Karl bei Abſichten und Geſinnungen, bei welchen ſein perſönlicher Vortheil und der Zuwachs ſeines Hauſes der einzige Mittelpunkt blieb, nichts unternahm, oder nichts fortſetzte, wo er nur von weitem einige Ungelegenheiten zu fürchten, oder wohl gar ſolche Kämpfe, wie ſein großer Vorgänger, Kaiſer Ludwig von Bayern, mit beharrlichem Muthe kämpfte, zu erwarten hatte, iſt leicht zu erachten. Nichts glich ſeiner Beſtürzung, wenn ihn einmal ſeine beſſere Einſicht, und ſein Wunſch, ſchlimme Dinge gut zu machen, zu weit geführt, und zu Aeußerungen, welche ein bedeutendes Mißvergnügen wichtiger deutſcher Höfe nach ſich zogen, verleitet hat. So gerieth er mit dem päbſtlichen Stuhle, und bald darauf mit der vornehmen deutſchen Geiſtlichkeit, welchen beiden er aus Liebe zur Ruhe, und aus eigennützigen Grundſätzen auf alle erſinnliche Weiſe von jeher geſchmeichelt hatte, in eine Verlegenheit, wobei er noch vom Glück zu ſagen hatte, noch gerade zur rechten Zeit, einen ſtillen, aber freilich gar nicht rühmlichen Rückzug nehmen zu können. Karl hatte, wie eben vorkam, in der goldenen Bulle die Wahl eines Kaiſers ſieben Kurfürſten ohne alle Einſchränkung zuerkannt, den Pfälzern und Sachſen das Reichsvicariat während erledigtem Throne eingeräumt, und den Kurfürſten von Mainz als Erzkanzler in Deutſchland, den Kurfürſten von Trier als Erzkanzler durch Gallien, und das arelatiſche Reich, den von Köln als Erzkanzler durch Italien ernannt und beſtätiget, und dem zu Folge jede Einwirkung des Pabſtes ſowohl in die Kaiſerwahlen, als in die Verſehung des Reichsvicariats in Italien ſtillſchweigend aufgehoben. Dieß wurde von Pabſt Innocenz VI. mit einem väterlichen, aber bedeutungsvollen Ernſt, mit welchem man entſchiedene Sachen nicht ſo faſt fordern, ſondern nur in Erinnerung bringen will, alſogleich bemerket, von Karl aber die beſtimmte Erklärung hierauf dadurch abgelehnt, daß er ſeiner Seits an den Pabſt ebenfalls eine Forderung ſtellte, bei welcher er wohl einſah, daß die Zuſage derſelben dem päbſtlichen Hofe kein gemeines Opfer koſten würde; er verlangte nämlich, daß die Konſtitutionen Pabſt Clemens V. und Johanns XXII., welche dem Andenken ſeines Großvaters Kaiſers Heinrich VII. nachtheilig wären, aus den Sammlungen geiſtlicher Verordnungen herausgehoben werden möchten. Als hierauf der Pabſt, ſtatt einer Abänderung der goldenen Bulle weiter zu erwähnen, eine andere Vorſtellung an Karl machen ließ, welche darin beſtand, daß er ihm zu ſeinen Bedürfniſſen von den geiſtlichen Einkünften in Deutſchland die Zehnten möchte reichen laſſen, berief Karl im Jahre 1359 die Reichsfürſten in Mainz zuſammen, und nahm ſich bei dieſer Verſammlung, bei welcher der rheinpfälziſche Kanzler, Konrad von Alzei, eine heftige Rede wider den fortwährenden Geldausfluß hielt, den Muth, dem anweſenden päbſtlichen Legaten ins Geſicht zu ſagen, wie er nicht recht begreifen könne, warum der Pabſt ſo vieles Geld von der Geiſtlichkeit forderte, und nicht vielmehr darauf dächte, dieſelbe zu beſſern. Er ſelbſt, der Legat, ſehe ja doch, was für ein üppiges Leben die Geiſtlichkeit, beſonders die reiche und vornehme führe; und wie groß ihr Stolz, ihr Geiz, ihre ſchwelgeriſche und wolluſtige Lebensart ſey. Hierbei ließ es Karl nicht bewenden; er ſchrieb einen wichtigen Brief an den Kurfürſten von Mainz, daß er ſich die Verbeſſerung der Geiſtlichkeit angelegen ſeyn laſſen, und ihrer Ueppigkeit Einhalt thun ſollte. „Wir erſuchen und ermahnen Sie, ſchrieb er, ja wir bitten Sie um ihrer Pflichten willen, daß Sie mit ihren Mitbiſchöfen zur Verbeſſerung der Prälaten, der Cleriſey und Mönche mit Sorgfalt und Standhaftigkeit ſchreiten, ihre Ausſchweifung, welche ſie in ihrem Lebenswandel, Kleidung ꝛc. ꝛc. begehen, ſtrafen. — Hier muß man weder für die Freunde, noch die Reichen und Mächtigen Nachſicht haben. Man muß ohne Furcht gerecht ſeyn, die Widerſpenſtigen mit dem Kirchenbann und Einziehung ihrer Pfränden zum Gehorſam und zu ihrer Pflicht treiben; denn wer ſich dem Altar zu dienen ſchämet, der iſt nicht würdig, daß er von dem Altar unterhalten wird u. ſ. w. *).“ Karl drohte, daß er im äußerſten Nothfalle die Einkünfte der Geiſtlichen, welche ſich widerſpenſtig bezeigen würden, ſo lange, bis ſie der Pabſt zu würdigern Abſichten anzuweiſen ſich entſchlöße, durch die weltlichen Fürſten wollte einziehen laſſen, und es ſcheint, daß einige dieſer letztern ſich hierin nicht ſaumſelig bewieſen, und ſogleich zugegriffen haben, wie dann z. B. der Graf von Görz dem Patriarchen von Aquileja einige Güter weggenommen hat. Nur

---

*) Gudenus T. III. p. 433

machte zwar eine ſolche Zumuthung bei dem päbſtlichen Hofe ſo vielen Eindruck, daß Pabſt Innocenz VI. beſondere Ermahnungen an die geiſtlichen Kurfürſten ergehen ließ, die aber bei dieſen und der übrigen hohen Geiſtlichkeit, als welche glaubte, daß es auf die Einſchränkung ihrer Freiheiten abgeſehen ſey, ſo wenig fruchteten, daß vielmehr der Kurfürſt Gerlach von Mainz, mit andern geiſtlichen Fürſten, einen Plan entwarf, den Karl mit dem König Ludwig von Ungarn zu vertauſchen. Mehr brauchte es nicht, den Karl, welchem der Herzog Rudolph von Oeſterreich, ſein Schwiegerſohn, Nachricht von jenem Plane ertheilte, dahin zu vermögen, daß er ſeinen Verbeſſerungsplan aufgab, wie er denn auch ſogleich, ſtatt weiter fortzufahren, eine ängſtliche Verordnung, worin er die Sicherheit der geiſtlichen Perſonen und Güter auf das nachdrücklichſte befeſtigte, ergehen ließ. Gleichwohl wäre er in der Folge, ganz wider ſeine Abſicht, von Seite des päbſtlichen Stuhles in eben ſolche Verlegenheiten, welche er auf das ſorgfältigſte zu vermeiden ſuchte, gerathen, wenn ihm nicht glücklichere Ereigniſſe daraus geholfen hätten. Pabſt Urban V. wurde über ihn, wegen ſeines Verhaltens bei dem zweiten italieniſchen Zuge im J. 1368, wo er, wie oben erzählt wurde, nicht auf die Demüthigung der päbſtlichen Feinde, ſondern auf Geld ſah, dergeſtalt mißvergnügt, daß er mit Gedanken ſeiner Abſetzung umgieng, und als zu Karls Glück dieſer Pabſt im J. 1370 zu Avignon, nach welcher Stadt er zurückzukehren ſich veranlaßt fand, ſtarb, entſtanden einige Zeit nachher ungleich ſchwerer zu löſende Mißhelligkeiten. Urbans Nachfolger Gregor XI. beſchloß zu Rom (im J. 1378 den 27. März) ſein Leben, und die daſelbſt anweſenden ſechzehn Kardinäle, worunter eilf Franzoſen waren, mußten auf Andringen der römiſchen Bürgerſchaft eine Wahl vornehmen, welche auf einen Italiener Bartholomäus Prignani, Erzbiſchof von Bari, der den Namen Urban VI. annahm, ausfiel. Dieſe Kardinäle entfernten ſich aber bald darauf aus Rom, erklärten ihre Wahl zu Rom für erzwungen, und erklärten durch eine neue Wahl einen Genfer, den Kardinal Robert, zum Pabſt, der ſich Clemens VII. nannte, und ſeinen Sitz in der päbſtlichen Stadt Avignon wählte. Karl hielt es mit Pabſt Urban VI., mit welchem es auch die meiſten deutſchen und italieniſchen Stände, und die übrigen nordiſchen Reiche, nebſt England, Ungarn und Portugal gehalten, Frankreich aber, Spanien und Neapel, ja ſogar einige deutſche Fürſten, die Parthei des Clemens ergriffen haben. Hier möchte nun für den Karl, der ganz andere Dinge als ſolche Begebenheiten liebte, ein weitläufiger Kampfplatz, wider verſchiedene Gegner der gerechten Sache zu kämpfen, entſtanden ſeyn; aber er wurde, wie nachher geſagt werden ſoll, dieſer Mühe enthoben.

Karls Nachgiebigkeit bei Fällen, wo er einige Vortheile zu hoffen, oder einige Nachtheile zu fürchten hatte, veranlaßte einige Geſchichtſchreiber, ihm den Vorwurf zu machen, daß er das Königreich Arelat, welches der Hoheit des deutſchen Reiches unterworfen war, in einem Schmauſe an den König von Frankreich, was aber ganz ſeinen Thathandlungen und den vorhandenen Urkunden entgegen iſt, ſoll abgetreten haben. Mit dieſem Königreiche Arelat, oder wie es auch ſonſt genannt wird, Vienne, hatte der Kaiſer Ludwig von Bayern, da er im Jahre 1335 eine Geſandtſchaft an den päbſtlichen Hof nach Avignon abſchickte, den Herzog Humbert, welcher zu Avignon im großen Anſehen ſtand, durch einen Grafen von Oettingen mit dem Zepter belehnen laſſen, und demſelben zugleich die Macht ertheilt, das Königreich Vienne ſowohl durch eine Handlung unter den Lebendigen, als auch im letzten Willen zu veräußern, wenn nur die deutſche Oberherrſchaft dabei vorbehalten würde. Dieſer Humbert, da er keine Kinder hatte, erklärte den Enkel des Königs Philipp in Frankreich, Karl, jedoch mit Vorbehalt der Rechte des deutſchen Reiches und mit der ausdrücklichen Bedingniß, daß daſſelbe niemals mit der Krone Frankreichs ſollte vereiniget werden, zu ſeinem Nachfolger, wie ihm dann auch von Kaiſer Karl im J. 1349 die Belehnung darüber ertheilt, dabei auch in einem Vertrage zu Lyon feſtgeſetzt wurde, daß künftig der älteſte Prinz des Königs von Frankreich das Delphinat, welches ehedem ein Theil des Königreiches Arelat war, beſitzen, und davon den Namen Dauphin (welcher Name daher entſtand, daß vormals ein gewiſſer Graf Guido, Beſitzer dieſer Landſchaft, einen Delphin als ſein Helmkleinod geführt hatte) fortbehalten ſollte. In ſolcher Eigenſchaft hat Karl den Kauf der Grafſchaft Avignon, welchen Pabſt Clemens VI. mit der Königinn von Neapel, Johanna, geſchloſſen hat, ſelbſt auf Begehren dieſes Pabſtes im Jahre 1348 beſtätigt, ferner im nämlichen Jahre, und im Jahre 1355 durch die goldene Bulle den Kurfürſten von Trier zum beſtändigen Erzkanzler des arelatiſchen Reiches ebenfalls beſtätigt, vielen Herren dieſes Königreiches die Lehen ertheilt, dann im J. 1365, da er den Pabſt zu Avignon beſuchte, die Krönung mit der burgundiſchen Krone zu Arles an ſich verzunehmen befohlen, und im J.

1378 den Dauphin zum Generalſtatthalter des Königreiches auf deſſen Lebenstage ernannt.

Außerdem ſchreibt man Karls Gleichgültigkeit für Deutſchland, bei ſolchen Begebenheiten, bei welchen ihm kein Vortheil zugieng, verſchiedene Unglücksfälle, und den Ausbruch verſchiedener verwüſtender Fehden zu, welche er hätte entfernen, oder mit Nachdruck unterdrücken ſollen. Wir haben im Leben K. Heinrichs VII. gehört, daß die reiche Bürgerſchaft der italieniſchen Städte, da ſie die Laſt, ihre Mauern in Perſon zu vertheidigen, endlich zu ſchwer, und für Geſchäftemänner unthunlich fand, auf den Einfall gekommen, ſich für Kriegsdienſte gedungene Leute im Sold zu halten, und daß die Nachahmung dieſes Einfalls (bei welchem man ſich um einen geringen Sold verbindlich machte, Menſchen zu tödten, welche man niemals vorher geſehen, und von denen man nicht das geringſte Leid erfahren hatte) im vierzehnten Jahrhundert allgemeine Mode geworden iſt. So unnatürlich dieſe Erfindung während einem Kriege war, ſo ſchrecklich wurde ſie in ihren weitern Folgen nach dem Kriege. Die Fürſten, welche nunmehr ihre Streiter, gleich Tagwerkern, in den Sold genommen hatten, dankten, ſo wie das Tagwerk geendigt war, ihre Soldaten ab, welche, gleichwie ſie gewöhnlich aus Leuten beſtanden, die keiner Arbeit kundig, an keine gewöhnt, und überhaupt einer ordentlichen ſtillen Lebensart entwöhnt, und ganz verwildert waren, nicht wußten, womit ſie ſich weiter ernähren, und wohin ſie ſich wenden ſollten. Sie zogen alſo, wenn nicht eben in einem andern Land ein neuer Krieg ausbrach, truppenweiſe in des Freundes und Feindes Ländern umher, und nährten ſich von den Plünderungen der Landleute. Dieſer Fall trat nach der Beendigung des Krieges ein, welchen unter Kaiſer Ludwig die Engländer wider die Franzoſen unternommen, und nach welchem beide Theile ihre Miethlinge abgedankt hatten. Nachdem dieſe Leute, als wahre Räuber, in großen Haufen erſt ganz Frankreich durchzogen, und ausgeplündert hatten, kamen ſie im J. 1357 nach Deutſchland, brandſchatzten ganze Provinzen, und trieben zumal in Elſaß, Lothringen, und den Erzſtiftern Mainz und Trier ihr entſetzliches Weſen. Die deutſchen Stände erinnerten den Karl, der ſich in ſeinem Böhmen ganz wohl befand, daß er als deutſcher Kaiſer verbunden ſey, ſie zu ſchützen; aber der Schutz, welchen ihnen Karl angedeihen ließ, indem er dem Reichslandvogt in Elſaß auftrug, dem Unfug gleichwohl zu ſteuern, war ſo beſchaffen, daß die Räuber nicht eher, als bis die Provinzen an Geld und Lebensmitteln ganz erſchöpft waren, abgezogen, und im J. 1364 in die am Rhein liegenden Landſchaften, in Heeren, welche ſich ſelbſt den Namen der großen Geſellſchaften beilegten, wieder zurückgekehrt ſind. Da Karl im Jahre 1365, wie oben vorkam, den Pabſt Urban V. zu Avignon beſuchte, kam er zwar mit einem eigenen Heere bei der Reichsſtadt Selz am Niederrhein an; aber ſtatt das Heer der Räuber, deſſen Anführer ſich Carnolle nannte, zu verfolgen, zog er ſich hinter Verſchanzungen, indem er ſagte, daß ſich die Feinde, wenn ihnen die Lebensmittel abgeſchnitten würden, von ſelbſt würden zurückziehen müſſen. Dieſe verdoppelten hierauf ihre Grauſamkeiten, und würden ganze Provinzen verwüſtet haben, wenn nicht ihr Anführer durch ſeine eigenen Leute ermordet, und das Heer durch eigene Unordnungen zerſtreut worden wäre.

Die vielen und verwüſtenden Fehden, welche unter Karls Regierung verſchiedene deutſche Fürſten, Grafen und Herren führten, werden ferner als ein Beweis angegeben, daß ſich Karl wenig für Deutſchlands Wohl und Sicherheit angeſtrengt habe; dergleichen Fehden fielen vor zwiſchen dem Herzog von Braunſchweig und dem Landgrafen von Thüringen, zwiſchen dieſen und den Grafen von Schwarzburg, zwiſchen Mainz und Heſſen, zwiſchen Mecklenburg und Pommern, zwiſchen Bayern und Oeſterreich, zwiſchen Lüneburg und dem Herzog Albrecht von Sachſen, und andern, von denen hier nur der zwei letztern, weil ihr Gegenſtand etwas beträchtlicher war, erwähnt werden ſoll. Ludwig, Markgraf und Kurfürſt von Brandenburg hatte im Jahre 1342 die Erbtochter des Grafen von Tyrol, Margaretha, genannt die Maultaſche, geheirathet, und dieſe Prinzeſſinn hatte mit ihrem Gemahl ſolche Verträge errichtet, daß die Grafſchaft Tyrol an die Herzoge von Bayern, wenn ſie gleich keine Kinder mit ihrem Gemahl erzeugen, oder ſich nicht mit ihm vertragen würde, fallen ſollte. K. Ludwig hatte ſeinem Sohne Ludwig dem Brandenburger, im nämlichen Jahre die Belehnung, welche auf deſſen ſämmtliche Erben gemeint war, ertheilt, und als nun im Jahre 1361 der erwähnte Ludwig von Brandenburg, und zwei Jahre darauf deſſen Sohn Mainhard, ohne Leibeserben mit Tod abgieng, nahmen ſich die bayeriſchen Prinzen der Erbſchaft an; allein die Margaretha, genannt die Maultaſche, trug jetzt kein Bedenken, mit der Grafſchaft Tyrol noch immer wie mit ihrem Eigenthum zu handeln, und ſetzte nunmehr die öſterreichiſchen Prinzen zu Erben ein. Die Sache kam zu einem vieljährigen Krieg, welchem Kaiser Karl ganz gleichgültig zuſah, bis ſich das Glück der Waffen auf die bayeriſche Seite zu neigen ſchien, da er denn ein Verſtändniß der Partheien auf Schiedrichter einleitete, durch welche dem Hauſe Bayern die Grafſchaft Tyrol abgeſprochen, und dem Hauſe Oeſterreich zuerkannt wurde, im J. 1369.

In dem Falle mit Lüneburg betrug ſich Karl nicht weniger partheiiſch, und rachſüchtig. Die (mit dem Hauſe Braunſchweig verbrüderte) lüneburgiſche Linie beruhte auf Herzog Wilhelm, welcher keine männlichen Erben, ſondern zwei Töchter hatte, von denen die ältere Eliſabet, an Herzog Otto, des Kurfürſten Rudolphs I. von Sachſen zweitem Sohne, die jüngere, Mechtilde, an Herzog Ludwig von Braunſchweig, ihren Vetter, vermählet war. Auf alle Fälle war die Linie des letztern, nach den deutſchen Rechten, vermöge welchen keine Tochter erben kann, ſo lange ein Mannsſtamm vorhanden iſt, die rechtmäßige Erbinn von Lüneburg, und der obengenannte Wilhelm hat zum Ueberfluß den Herzog Ludwig zu ſeinem Nachfolger ernannt, indem er wollte, daß künftig Braunſchweig und Lüneburg vereinigt bleiben ſollten; allein das Haus Braunſchweig hatte ehemals die Parthei des Kaiſers Ludwig von Bayern und ſeines Hauſes genommen, da im Gegentheile Herzog Rudolph von Sachſen, wie wir bereits zur Genüge gehört haben, dem Kaiſer Karl ergeben war. Dieſer Umſtand bewog den Karl, ſich ſeines Freundes, des ſächſiſchen Rudolph, nachdem ihm dieſer ſeine Wünſche auf die künftige lüneburgiſche Erbſchaft eröffnet hatte, anzunehmen, und er ertheilte ihm bereits im Jahre 1353 eine Anwartſchaft, ja zwei Jahre nachher (auf den Fall der Erledigung) eine Belehnung. Die Folge davon war, daß Herzog Wilhelm von Lüneburg, um zu zeigen, daß er ſolche Handlungen des Kaiſers ganz für unrechtmäßig halte, erſt ſeinem Schwiegerſohne Ludwig von allen lüneburgiſchen Unterthanen huldigen, ihn auch Antheil an der Regierung nehmen, und als dieſer ſein Schwiegerſohn erbenlos ſtarb, eine gleiche Huldigung deſſen Bruder, Magnus dem jüngern, im J. 1367 von den ganz zufriedenen lüneburgiſchen Landſtänden leiſten ließ. Alles dieß geſchah mit Widerſpruch des Karl, der ihn ſogar mit der Reichsacht belegte, ſo wie ihn der Biſchof von Minden mit dem Kirchenbanne belegen mußte. Als Herzog Wilhelm im J. 1369 ſtarb, ertheilte Karl den Herzogen von Sachſen mit Lüneburg, als welches er dem Kaiſer und

Reich angefallen zu ſeyn erklärte, neuerdings eine Belehnung, und wies die Unterthanen an ihn an. Hierüber entſtand ein neunjähriger Krieg, welcher endlich durch eine mörderiſche Schlacht bei Winſen an der Aller im Jahre 1388 für die Herzoge von Braunſchweig eine entſcheidende Wendung nahm. Sie behaupteten nunmehr die lüneburgiſchen Lande, wiewohl dieſe mit den braunſchweigiſchen nicht unmittelbar vereiniget blieben; denn im J. 1408 machten des Herzogs Magnus jüngere Söhne, Bernhard und Heinrich, eine Nutztheilung, wobei jener das Braunſchweigiſche, dieſer das Lüneburgiſche erhielt.

Am ſeltſamſten betrug ſich Karl vollends gegen die deutſchen Reichsſtädte, gegen welche er ſein Verhalten alle Augenblicke geändert, und ſeine Geſinnungen, welche allein ſeinen Vortheil und die Befriedigung ſeines Bedürfniſſes zum Zwecke hatten, am deutlichſten gezeigt hat. Die Reichsſtädte hatten bei den Beeinträchtigungen der Zölle, und den Gewaltthätigkeiten des hohen und niedern Adels ein unmittelbares Recht, ſeinen Schutz und ſeine Gerechtigkeit zu fordern, und unaufhörliche Veranlaſſungen erhalten, ſich an ihn zu wenden. Die unmäßigen und unbeſchreiblich vermehrten Zölle waren, wie wir bereits geſehen haben, dem Handel höchſt nachtheilig, und der Muthwillen und die Raubſucht eines großen Theils der Adeligen war es offenbar noch mehr, und hob zugleich alle öffentliche Sicherheit auf. Niemand wußte beſſer, als ſelbſt Karl, was gethan werden ſollte, und er konnte auch wirklich nicht umhin, manches, was zum Beſten des Handels, und der Sicherheit abzielte, zu thun. So beſtätigte und erweiterte er z. B. im J. 1349 der Stadt Köln, vermittelſt eines herrlichen Freiheitsbriefes, ihre alten Vorrechte und die allgemeine Befreiung von allem Zoll- und Stapelrecht in Deutſchland; er ertheilte im nämlichen Jahre, und in den Jahren 1351, 1355, 1361 der Stadt Augsburg anſehnliche Privilegien und Zollfreiheiten in Rückſicht verſchiedener Städte und Länder. Da ſich im J. 1338 die elſaſſiſchen Städte Straßburz, Kolmar, Schlettſtadt, Hagenau, Ehenheim, Roßheim, Mühlhauſen, Kaiſersberg, Türkheim, Münſter, Briſach und Neuburg in einem Bunde, zu welchem im J. 1345 Baſel und Freiburg traten, vereinigt hatten, beſtätigte Karl im J. 1351 dieſen Landfrieden mit verſchiedenen Zuſätzen, und im J. 1356 verurtheilte er den Markgrafen Hermann von Baden zur Wiedererſetzung des Schadens, den er auf dem Rheinſtrome verſchiedenen Kaufleuten zugefügt hatte; ja, da ſich bei dieſer Gelegenheit die rheiniſchen Städte beklagt hatten, daß ſich in einem neuerbauten Schloſſe des Pfalzgrafen Rupert in der Gegend von Speier Räuber aufhielten, welche die nach Worms reiſenden Kaufleute im Walde Rechholz auszuplündern pflegten, ſo ließ er ſogleich auf dem Kirchthurme zu Speier die Sturmfahne aufſtecken, das Kriegsvolk vor das Schloß rücken, und es dem Erdboden gleich machen. So beſtätigte Karl 1353 auch den Schwaben-Bund, welchen im J. 1307 die Städte Augsburg, Eßlingen, Ulm, Reutlingen, Gmünd, Heilbron, Weil, Wimpfen, Schwäbiſchhalle, Mosbach, Donauwörth, Seinsheim, Heldersheim, Lauingen, Nördlingen, Giengen, Bopfingen, Dünkelspühl, Feuchtwangen, Kirchheim, Burgau und Günzburg unter ſich errichtet hatten; ja im J. 1356 veranlaßte er den Beitritt der Städte Memmingen, Kempten, Kaufbeuern, Biberach, Ravensburg, Buchhorn, Ueberlingen, Pfullendorf, Leutkirch, Wangen, Konſtanz, Lindau, St. Gallen, Schafhauſen; und wo die Städte ſonſt zur Aufnahme oder Sicherheit ihres Handels etwas Nützliches von ihm begehrten, unterließ er nicht, mitzuwirken, wie er dann in der goldenen Bulle in Rückſicht auf die Zölle, Münzen u. dgl. heilſame Verordnungen erlaſſen hat. Bei allen dieſen

Verkehrungen vermehrten ſich von Zeit zu Zeit die Beſchwerden der Städte, und zuletzt erfuhren ſie von Niemand mehr, als von Karl ſelbſt die größten Bedrückungen, und es blieb ihnen nichts übrig, als, wie ſie es von jeher thun mußten, ihre Hilfe in ſich ſelbſt zu ſuchen. Karl ſchien vielmehr die Ausbrüche von Feindſeligkeiten zwiſchen ihnen und den Adeligen, wodurch beide Theile ſich ſchwächten, nicht ungerne zu ſehen, und ſchien nie recht zu wiſſen, auf welcher Seite er beiſpringen ſollte, bis er wahrnahm, auf welcher Seite er das Meiſte gewinnen würde. Als er bald nach ſeiner Wahl die rheiniſchen Fürſten, welche ihn auf den Thron erhoben hatten, belohnen wollte, erlaubte er im Jahre 1351 die Anlegung vieler neuer Zölle am Rhein, deren Vermehrung er doch ſelbſt mißbilligt, und nachher ſogar in der goldenen Bulle dawider geeifert hat; und als ſich die Städte ſogleich entſchloſſen, bei ihren Handlungsreiſen andere Wege, als die Rheinfahrt, zu wählen, und Straßburg den Rhein ſogar mit Ketten und hölzernen Palliſaden ſperrte, ſo daß kein Schiff weder aufwärts noch abwärts fahren konnte, ließ Karl ſeine Fürſten gleichwohl ſelbſt ſorgen, welche ſich noch glücklich genug ſchätzten, durch eine Entſagung auf die neuen Zollrechte die alten zu erhalten. Als ſich die ſchwäbiſchen

Reichsſtädte wider die Herzoge Eberhard und Ulrich von Würtemberg beklagten, daß ſie neue und unerträgliche Zölle errichteten, daß ſie ihren Feinden und überhaupt allem hergelaufenen Geſindel Schutz und Unterſtützung gewährten u. dgl. zog er ſie auf einem Gerichtstag zu Nürnberg im Jahre 1360 zur Verantwortung, und da er wahrnahm, daß die Grafen ſich auf die Unterſtützung der Herzoge von Oeſterreich verließen, bot er, um einem gefährlichen Bündniſſe zuvorzukommen, eilends die benachbarten Fürſten und Städte auf, und rückte ſogar in Perſon mit böhmiſchen Truppen an. Die Grafen wurden in einem Treffen bei Schorndorf überwunden, und mußten verſchiedene Schlöſſer abtreten und Zölle aufheben; aber bald nachher trug ihm Graf Eberhard wichtige Stücke ſeiner Länder zu Lehen auf, und nun ſtanden und blieben bei ihm die Würtemberger mehr als jemals in Gnaden. Er ernannte ſie öfters zu ſeinen kaiſerlichen Landvögten in Schwaben, ließ ſich von ihnen die Steuern der Städte im Voraus bezahlen, und ließ ſie, wenn er von den Städten durch Erpreſſungen Geld ziehen wollte, mitziehen. Einige Bürger von Eßlingen hatten im J. 1361 während einem Reichstage daſelbſt mit Karls Leuten Händel bekommen, und dem Karl ſelbſt ins Angeſicht grobe

Dinge geſagt; als ſie nun zur Genugthuung eine Summe von Einhunderttauſend Goldgulden erlegen mußten, bekam Graf Eberhard den Auftrag, das Geld einzutreiben, und für ſich eine Summe von dreißigtauſend Gulden. Die Städte wußten ſich am Ende nicht anders zu helfen, als daß ſie dem Karl ſeine Erpreſſungen, welche unter dem Namen Vogteigebühren, Reichsſteuern, Umgeld u. dgl. ausgeübt wurden, abkauften; allein dieſe Vorſicht ſicherte ſie ſo wenig wider fernere Mißhandlungen, daß die Fehden, welche darin beſtanden, daß man ſich einander wechſelſeitig die Dörfer und Marktflecken abbrannte, Menſchen und Vieh wegſchleppte, alle Bäume und Weinſtöcke verdarb und umhaute, alle Feldgewächſe abhieb, oder zertrat, den Erdboden umriß, und ihn mit Senf beſäete u. dgl., vielmehr unaufhörlich fortgeſetzt wurden, bis es endlich im Jahre 1372, nachdem der ſtädtiſche Kriegsoberſte, Graf Ulrich von Helfenſtein, ermordet, und Graf Eberhard von Würtemberg deſſen bezüchtigt wurde, von beiden Theilen zu einer größern Erbitterung, und im Jahre 1373 bei Altheim im Gebiete der Reichsſtadt Ulm zu einer Schlacht kam, in welcher die Städte viele Leute verloren, und das Schlachtfeld verlaſſen haben. Graf Eberhard benützte ihre Beſtürzung, und ſo wie ihm ſchon im vorgehenden Jahre die Stadt Augsburg vierzigtauſend Gulden für den Frieden bezahlen mußte, ſo forderte er nun von Städten zweimalhunderttauſend Gulden. Bald darauf trat Karl auf, und begehrte von den Städten ungeheuere Summen, nämlich von Augsburg 36000, von Ulm 52000 und von ihren Juden noch beſonders 22000, von Eßlingen 15000, Rotweil 10000, Reutlingen 15000, Lindau 6000, Konſtanz 40000, Memmingen 2000, von Donauwörth, Nördlingen, Dünkelſpühl, Bopfingen und acht Städten jenſeits der Alb zuſammen 70000 Gulden. Aehnliche Schatzungen legte Karl den elſaſſiſchen Städten auf, und überließ die Eintreibung dem Grafen Eberhard, von welchem er ſich, wie gewöhnlich, die Summen im Voraus bezahlen ließ. Dieſe Drangſale waren noch lange nicht die einzigen und unerträglichſten, ſondern es bekam das Anſehen, daß ſie vollends ihrer Reichsunmittelbarkeit beraubt, und größern und kleinern Fürſten untergeordnet werden ſollten. Karl wollte ſeinen Sohn Wenzel zum römiſchen Könige gewählt wiſſen, und dazu brauchte er, die Stimmen zu kaufen, Geld, welches aufzutreiben er ſeine Blicke auf die Reichsſtädte kehrte, als die er für Waaren anſah, welche ein Kaiſer nach ſeinem Gutdünken verkaufen oder verpfänden konnte.

Wirklich fieng er an ſechzehn Städte, nämlich Ulm, Conſtanz, Rotweil, Ueberlingen, Weil, Reutlingen, Memmingen, Biberach, Ravensburg, Lindau, Kempten, Kaufbeuern, Wangen, Isny und Leutkirchen an die benachbarten Fürſten zu verkaufen, ſo wie er dieß mit den kaiſerlichen Zöllen und Zollſtädten, ohne ſich zu bekümmern, was ſeine Nachfolger dazu ſagen möchten, gethan hat. Da die Städte ſahen, wie wenig ſie der Kaiſer achte, legten ſie auch ihrer Seits ihre Achtung gegen ihn ab, und errichteten im Jahre 1376 eine genaue Verbindung, welche den Namen des großen Bundes erhielt, mit dem Entſchluſſe, ihre Freiheit und Selbſtſtändigkeit auf alle Fälle zu behaupten. Sie behaupteten dieſelbe auch, entſetzten Ulm, welche Stadt der Graf Eberhard, und Reutlingen, welche deſſen Sohn Ulrich belagerte, und lieferten dem letztern bei eben dieſer Stadt ein Treffen, in welchem ſie einen vollkommenen Sieg erhielten, und auch dem Karl — welcher von jeher gewohnt war, demjenigen Theile, der Muth und Kraft ſich zu erhalten zeigte, bis auf beſſere Umſtände nachgiebig zu begegnen — günſtigere Geſinnungen einflößten, indem er durch ein Edikt, vom 23. Hornung 1378, alle auf Widerruf ertheilte, oder von den Ständen neuerrichtete Zölle auf dem Main, Rhein und in ganz

Deutſchland aufhob, Jedermann von deren Bezahlung befreite, und den Grafen Eberhard von Würtemberg gleichwohl ſelbſt dafür ſorgen ließ, wie er ſich für die Summen, welche er ihm auf die Reichsſtädte vorgeſchoſſen hatte, würde entſchädigen können.

Man entſchuldiget die durchaus eigennützigen Handlungen des Karl in Deutſchland gewöhnlich mit der damaligen deutſchen Verfaſſung, bei welcher ein deutſches Oberhaupt keine andere Wahl gehabt haben ſollte, als alles zu laſſen, wie es war, oder ſeine höchſte Würde auf die Spitze zu ſtellen, und führet ſein Verhalten in Böhmen als ein Zeugniß an, was er auch in Deutſchland gethan haben würde, wenn er daſelbſt alles, was er gewünſcht hat, hätte thun können; aber in dieſem Falle hätte er nicht mit ſo vielem Ungeſtüm, mit ſo vielem Aufwande ehrloſer Künſte nach der deutſchen Krone, deren Beſchaffenheit er wohl kannte, ſtreben, noch weniger deutſche Länder an ſich bringen ſollen, aber wirklich in Böhmen hat er ſo viel Vortreffliches aller Art geleiſtet, daß es, wenn man ihn lange genug als das Oberhaupt von Deutſchland geſehen hat, eine wahre Entſchädigung iſt, ihn als Regenten von Böhmen zu betrachten, und wir wollen daher auch mit ſeinen Verdienſten um Böhmen ſeine Lebensgeſchichte beſchließen, wie wir ſie mit ſeinem Lobe eröffnet haben. Sein Verhalten daſelbſt iſt ein wahres Muſter für alle Regenten, welche ſtolz auf ſich ſelbſt und auf ihre Nation ſind, und welche mit eben ſo vielem Verſtand als einer gleich großen Gutherzigkeit begabt ſind, ſich ſelbſt dadurch, daß ſie die Glückſeligkeit ihrer Unterthanen aufrichtig wünſchen und ſuchen, allgemein geehrt, beliebt und glücklich zu machen.

Karls Vater, Johann, hatte wenig gethan, ſeinen Böhmen ihre Beſchwerden zu erleichtern; er bezeigte ſich vielmehr bei dem Elend, das er über ſie verhängte, gleichgültig gegen ihr Leiden; ja er vermehrte dieſes durch eine harte Regierung, durch drückende Auflagen, durch viele ſchädliche Kriege, und am empfindlichſten durch ſeine Geringſchätzung, welche er den Eingebornen bezeigte; aber Karl, der ihre Klagen gehört, verſtanden und gebilliget hatte, war im Jahre 1347 kaum zur Regierung gelangt, als er unverzüglich in einer öffentlichen Schrift erklärte, daß er die Böhmen ſowohl als die Mähren bei ihren Gewohnheiten, Rechten und Freiheiten belaſſen, daß er (äußerſt dringende Fälle ausgenommen) nie wieder eine neue Steuer fordern, daß er Niemand zu einem Heerzuge außer Land anhalten, und vor allem, daß er zu Aemtern und Würden niemals Ausländer befördern, ſondern, wie es ſich ziemt, allein an die Männer ſeiner Unterthanen ſich halten wolle. „Ich habe von nun an keinen andern Gedanken, ſagte er öffentlich, und habe keine größere Sorge, als wie ich zuwegenbringe, daß unſer Böhmen allenthalben auf das ſchönſte blühen, wie es von Feinden geſichert, einer beſtändigen Ruhe genießen, und das allgemeine Wohl deſſelben immer zunehmen möge.“ Da ſehr viele Kammergüter veräußert waren, löste er ſie unverzüglich ein, und baute das längſt abgebrannte königliche Schloß wieder auf; dann, da er ſeinen Plan, Böhmen auf alle Art zu verherrlichen, bereits feſtgeſetzt hatte, fieng er mit der Erweiterung und Verſchönerung der Hauptſtadt an, und gieng dabei mit eben ſo vieler Thätigkeit als Einſicht zu Werk. Er legte einen neuen Theil der Stadt, welchem er den Namen „die Neuſtadt“ gab, an, maß mit eigenen Händen die Gaſſen aus, und legte den erſten Grundſtein zur Stadtmauer. Er war überall in Perſon zugegen, und verſüßte den Bauleuten, welchen er ganze Stunden zuſah, ihre Arbeiten. Im J. 1358 baute er von lauter Quaderſtücken eine Brücke über die Moldau, welche aus ſechzehn doppelten Bögen beſteht, eintauſendſiebenhundertundneunzig Fuß lang, fünfunddreißig breit, und über das Waſſer, bei deſſen mittelmäßigen Höhe, zwanzig Ellen erhöhet iſt; aber Karl wollte ſeine Hauptſtadt nicht bloß erweitern und verſchönern, ſondern den Bewohnern derſelben alle diejenigen Bequemlichkeiten, welche ein denkender Kopf zubereiten kann, verſchaffen, und in dieſer Hinſicht erließ er die nachahmungswürdige Verordnung, daß alle lärmenden Handwerker, als Bierbräuer, Wagner, Schmiede u. dgl. allein in der Neuſtadt wohnen und ihr Gewerb treiben ſollten. Zu gleicher Zeit, da er die Stadt verſchönerte, wollte er auch die Gegend um dieſelbe verherrlichen, theils um derſelben einen Ueberfluß an Lebensmitteln zu verſchaffen, theils, da die Beiſpiele der Hauptſtädte im Lande nachgeahmt werden, allgemeine Muſter vom nützlichen Landbau zu geben; Dinge, welche zwar ganz und gar nur dem ſchlichten Menſchenverſtande angemeſſen, aber (in der Hinſicht, daß ſie in manchem andern Lande bis dieſe Stunde wenig nachgeahmt wurden) als außerordentliche anzurühmen ſind. Karl befahl, daß die ungebauten Strecken um die Stadt auf drei Meilen auf das ſorgfältigſte angebaut, und daß die Berge und Anhöhen mit Weinreben beſetzt werden ſollten. Zu ſolchem Ende ließ er aus verſchiedenen Ländern Reben von der beſten Gattung kommen, und Weinberge anlegen.

Auf ſeinen Befehl mußte mehr Hopfen gebaut, und vor allem der Ackerbau, durch welchen die Viehzucht begünſtiget wird, auf das thätigſte betrieben werden. Viele dicke Wälder wurden ausgerottet, und große Strecken Landes in fruchtbare Felder und Wieſen verwandelt. Wo das Waſſer einen großen Zufluß hatte, ließ er überall Teiche graben, und aus den köſtlichen Bächen ließ er Gold und Perlen fiſchen. So ſtellte er auch die alten und verfallenen Bergwerke wieder her, bearbeitete ſie aufs neue, und vermehrte ſie durch neue Entdeckungen. So beförderte und ermunterte er nicht weniger die mechaniſchen Künſte, und unter ihm haben ſich die Uhrmacher, Tapetenwirker, Gold- und Silberarbeiter, Sticker, Baumeiſter u. a. durch die vortrefflichſten Arbeiten ausgezeichnet. So wie die Produkte und die Arbeiten und Geſchicklichkeiten aller Arten zunahmen, richtete er ſeine vorzüglichſte Aufmerkſamkeit auf den Handel, und er hatte die brandenburgiſchen Länder hauptſächlich aus der Urſache ſo inſtändig gewünſcht, um den Handel Böhmens in Aufnahme zu bringen." Eine Menge Kaufleute aus Nürnberg, Hamburg, Lübeck, Venedig und andern Handelsörtern hatte er 1365 bewogen, in Prag große Niederlagen zu errichten, und ſeine Abſicht dabei war nichts Geringeres, als den levantiſchen Handel, der nun ſeinen nordweſtlichen Waarenzug verloren hatte, und größtentheils aus Italien auf dem Ozean nach Brügge gieng, wieder auf einem kürzern Wege über Prag an die Oſtſee zu bringen. Zu dem Ende wollte er große und weit entfernte Flüſſe vereinigen, um ſowohl von der einen Seite den italieniſchen Handelsweg aus Oberdeutſchland nach Niederdeutſchland zu befördern und zu beſchleunigen, als auch auf der andern Seite die ungariſchen Produkte deſto bequemer herbeizuſchaffen. Er hoffte zugleich den unmittelbaren Umſatz gegen einen Theil ſeiner böhmiſchen, lauſitziſchen und ſchleſiſchen Waaren zu gewinnen, und den übrigen Theil auf der Elbe über Tangermünde und auf der Oder über Frankfurt in die Oſtſee ſelbſt zu verführen. Zu dem Ende ließ er an beiden Oertern große Niederlagen anlegen, damit die Waaren deſto bequemer nach Lübeck, Hamburg und Stettin konnten geſchafft und verſendet werden. Um die freie Schifffahrt auf der Elbe von Prag bis Hamburg, in welcher Stadt er 1365 eine große Reichsmeſſe angelegt hatte, zu erhalten, ließ er die Mulde bis an die Elbe räumen. Auf einer andern Seite machte er die Oder ſchiffbar; erbaute, um die Verbindung mit Polen zu erleichtern, bei Fürſtenberg eine ſteinerne Brücke, und beſeſtigte zu Beſchützung des Handels dieſe Stadt. Er machte unendliche Vorkehrungen, und ſchloß eine Menge Verträge mit einzelnen Herrſchaften, um die Schifffahrt auf der Elbe und Oder von allen Hinderniſſen zu befreien *)." Karl ſchien bei ſeinen Verordnungen und Unternehmungen nichts weniger, als ſeinen perſönlichen Vortheil zur Abſicht zu haben; denn er ließ denſelben immer die ermunterndſten Freiheiten und Begünſtigungen vorangehen und nachfolgen; aber wenn Unterthanen wohlhabend und reich werden, wird es der Fürſt, der ihnen dazu verhilft, immer auch ſelbſt; und bei Karl traf dieß mit einem ſo glücklichen Erfolge ein, daß viele ſeiner Zeitgenoſſen, welche keinen Begriff davon hatten, wie man mit Kopf und Fleiß Geld ſammeln könne, ihn für einen Schwarzkünſtler hielten, welcher das Geheimniß beſäße, Geld zu machen.

Karl ſetzte durch ſeine Vorkehrungen, Anſtalten, und perſönliche Beiſpiele ganz Böhmen in Bewegung, und verbreitete auf alle Klaſſen von Menſchen einen Geiſt von Nacheiferung, wobei jeder etwas verbeſſern, ſchaffen und wirken wollte; aber Karl ließ es bei

---

*) Fiſcher Geſchichte des deutſchen Handels II. S. 239.

dieſen ſchönen Erſcheinungen noch lange nicht bewenden; er beſaß die köſtliche Kraft, einzuſehen, daß ſolche Beſtrebungen eben ſo geſchwind ermüden, als entſtehen, wenn ihnen nicht zu gleicher Zeit das Weſentliche, was ſie allein erhalten und nähren kann, zum Grunde gelegt würde, — Sittlichkeit und ein verhältnißmäßig gebildeter Verſtand. Jene ſuchte er durch zweckmäßige Geſetze, dieſen durch ſeine innigſte Achtung für Männer von Verſtand und Einſicht zu wecken und zu befeſtigen, und hierin zeigte er ſich in ſeiner ganzen Größe und Vortrefflichkeit. Um ſein Geſetzbuch, das bei hundert ſiebenundzwanzig Satzungen enthielt, und mit dem er im Jahre 1355 zum Vorſchein kam, nach ſeinem Werthe beurtheilen zu können, müßte man (was hier zu weitläufig ſeyn würde) eine genaue Schilderung des ſittlichen und bürgerlichen Zuſtandes der böhmiſchen Nation vorausſetzen, von welcher, ſo wie von der Nothwendigkeit, ſie zu verbeſſern, man ſich übrigens einen hinlänglichen Begriff machen kann, wenn man in dieſem Geſetzbuche lieſt: „daß zwar den böhmiſchen Herren oder Baronen alle Macht über ihre Unterthanen und deren Vermögen, wie ſolche bis zur ſolchen Zeit beſtanden, eingeräumt, künftig aber keinen mehr erlaubt ſeyn ſoll, einem ihrer Unterthanen die Augen auszuſtechen, die Naſe abzuſchneiden, oder Hände, oder Füße abhauen zu laſſen, bei Strafe der Wiedervergeltung.“ Es ſcheint auch, daß in Böhmen die Ordalien noch in Uebung waren, indem das Geſetzbuch verordnet, daß derjenige, welcher durch die Feuer- oder Waſſerprobe den verdienten Strafen zu entgehen ſucht, durch Feuer und Waſſer geſtraft werden ſoll. Was den Krieg betrifft, ſo verordnete Karl, daß, wenn das Vaterland angegriffen würde, alle Große, Herren, Ritter, Bürger und Bauern in Perſon zu den Waffen greifen, ſich die erſten vier Wochen ſelbſt verköſten, ſodann von der königlichen Kammer verköſtet werden ſollten. — Wenn wider ſolche Verordnungen nichts einzuwenden, und Karl von ihrer Güte überzeugt war, ſo iſt ſeine kluge Mäßigung um ſo mehr zu rühmen, mit welcher er dieſes Geſetzbuch auf die Bitten und Vorſtellungen der böhmiſchen Stände, welche darin eine Verletzung ihrer alten Gewohnheiten und Satzungen zu ſehen glaubten, ſogleich wieder unterdrückte, bald darauf aber ſolche Vorkehrungen machte, von denen er hoffen konnte, daß ſie in der Hauptſache jene Wirkungen, welche er durch ſein Geſetzbuch zu erzielen wünſchte, hervorbringen würden. Dieß unternahm er, wie oben berührt wurde, nach dem Reichstage zu Nürnberg im J. 1356, auf welchem zur

Herſtellung und Befeſtigung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in Deutſchland verſchiedene Verordnungen entworfen, wiewohl wenig beobachtet wurden. Da Karl dieſen Ungehorſam wohl geahnet haben mochte, ſo wollte er wenigſtens ein Beiſpiel geben, was geſchehen ſollte, und was, wenn es geſchehe, erfolgen würde. Er begab ſich von Nürnberg nach Prag, und verſammelte die Stände des Reichs; und mit ihrer Zuziehung theilte er dieſes in zwölf Kreiſe, und ſetzte über jeden Kreis zwei Aufſeher, einen Herren und einen Ritter, welche den Auftrag erhielten, in ihrem Bezirk für die Sicherheit der Straßen zu ſorgen, und die Räuber und Friedensſtörer unnachſichtlich nach den Geſetzen, nach welchen jeder Mörder und Räuber, er möchte vom ritterlichen oder gemeinen Stande ſeyn, der Ehre und des Lebens für verluſtig erklärt ward, zu beſtrafen. Jeder Räuber wurde ohne Anſehen der Perſon, und ohne weitläufigen Prozeß an den Baum, bei welchem er ſeinen Frevel verübt hatte, unverzüglich gehenkt, und was vortrefflich ausgedacht war, jeder Gutsherr, auf deſſen herrſchaftlichem Grund ein Raub geſchah, wurde für ſolchen verantwortlich gemacht, und angehalten, den Schaden zu erſetzen, welches die Folge hatte, daß jeder Gutsherr ſich angelegen ſeyn ließ, innerhalb ſeinem Bezirk die

Straße rein von verdächtigen Perſonen zu halten, und ſich dieſer zu bemächtigen. Karl aber nahm, wie immer, den perſönlichſten Antheil an dieſen abgenöthigten Anſtalten, und ſtreifte oft ſelbſt mit Soldaten und Scharfrichtern durch Märkte und Dörfer, brach die Raubſchlöſſer nieder, und ließ an den Schuldigen die feſtgeſetzte Strafe ohne Nachſicht vollziehen. So bekam Böhmen bald eine neue Geſtalt, und mit ihr wurde geſunden Begriffen von wahrer Ehre, und von den Pflichten guter Unterthanen der Eingang geöffnet.

Aeußerlicher Zwang und harte Züchtigungen waren übrigens Karls Sache nicht, und er mußte ſich nur anfangs ſolcher Mittel bedienen, weil er bei Leuten, bei denen alles ſittliche Gefühl erſtickt war, keine andere Wahl hatte, als Gewalt mit Gewalt zu unterdrücken. Karl ſuchte bei ſeinen Böhmen jene Empfindung, jenes allgemeine Ehrgefühl aufzuwecken, bei welchem man den Geſetzen (wie Tacitus von den Deutſchen, die er ſah, rühmte) nicht aus Zwang, ſondern aus Neigung gehorcht, und er kannte vollkommen die wahren Mittel, welche allein dahin führen. Je roher, unwiſſender und dümmer nämlich ein Volk iſt, deſto unſittlicher, träger, unbehilflicher, unlenkbarer, und wenn ſichs ohne Mißdeutung ſagen läßt, deſto uneinträglicher iſt ein Volk. Karl ließ ſich demnach ſeine erſte Regierungspflicht ſeyn, einen ſtufenweiſen, für jegliche Stände verhältnißmäßigen Unterricht zu befördern, und der nützlichen Gelehrſamkeit und den Künſten jene Achtung, welche eine allgemeine Nacheiferung erweckt, zu verſchaffen. Er ſuchte die geſchickten Leute, wenn ſie ſich gleich niemals bei ihm gemeldet hatten, ſelbſt auf, und kam ihrer Beſcheidenheit durch ſeine ermunternden Einladungen zuvor. Kein unbedeutender, verächtlicher Menſch bekam daher an ſeinem Hofe ein Gewicht, ſondern man mußte Talente, Verſtand, Kenntniſſe, Fleiß und Geſchicklichkeit beſitzen, wenn man Anſpruch auf Ehre und Auszeichnung machen wollte, und in dem Falle war Karl der Erſte, welcher hervortrat, auf den Mann von Verdienſten mit ſeinem Finger zu zeigen, und ihm öffentlich ſeine Verbeugung zu machen. Er ſchrieb an Privatperſonen und Stadtgemeinen oft eigenhändig, erkundigte ſich nach dem Befinden achtungswürdiger Perſonen, verſicherte ſie ſeiner Achtung und Ergebenheit, und wünſchte ihnen Wohlergehen und Reichthum. Er beſuchte ſogar Bürger in ihren Häuſern, und aß mit ihnen. Man kann ſich denken, welche Wirkung dieß alles auf die Böhmen hervorgebracht haben müſſe. Jedermann wollte ſich nach ſeiner Art hervorthun, und auszeichnen.

Man betrachtete daher die Böhmen allenthalben mit beſonderer Achtung, und ſie ſelbſt hielten es für ein vorzügliches Glück, Eingeborne zu ſeyn. Man drängte ſich von allen Ländern zu ihnen, und das Land, welches damals hundert Städte, dreihundert Marktflecken, zweihundertſechzig Schlöſſer, dreizehntauſenddreihundertſechzig Dörfer, zwanzig Kollegiatkirchen zählte, wurde außerordentlich bevölkert und bereichert. Die böhmiſchen Kaufleute handelten nach Rußland, Polen, Venedig, und in alle Theile des deutſchen Reiches, in welchem ſie überall zollfrei waren, und Prag war die Niederlage aller Waaren von Europa. Die Sitten der Großen und Gemeinen wurden gemildert und verſchönert, und jene ſuchten, nach dem perſönlichen Beiſpiele ihres Monarchen, nicht durch Anmaßung und Aufwand, ſondern durch irgend eine perſönliche Eigenſchaft, durch irgend eine ſchöne Unternehmung, und nützliche Verbeſſerung, ihre Größe zu zeigen. Verſchiedene Große, als der Erzbiſchof Arneſt, und der königliche Hofkanzler Johann von Neumark ſuchten ihre vorzügliche Ehre darin, öffentliche Proben eines großen Verſtandes zu hinterlaſſen, und (nach dem Beiſpiele der Staatsmänner und Heerführer Griechenlands und Roms) Bücher zu ſchreiben. Karl ſelbſt war, wie ſeine vielen noch vorhandenen Briefe und die Beſchreibung ſeines Lebens beweiſet, ein guter Schriftſteller, und ſchätzte zumal neben der Naturgeſchichte und Phyſik, vor allen Wiſſenſchaften die Geſchichte, und er pflegte zu ſagen, daß ein Regent, der nicht genau wüßte, was bereits in ſeinem und andern Ländern geſchehen, und warum es geſchehen wäre, nie wiſſen würde, was bei ihm geſchehen werde, und auf welchen Grund er baue. Er ermunterte daher die Geſchichtſchreiber, welche ſich in ſeinem Böhmen hervorthaten, auf alle Weiſe, und bezeigte dem Verdienſt der Verſtorbenen auf eine rührende Art ſeine innige Achtung. Als er im Herbſte des Jahres 1377 eine Reiſe nach Paris antrat, um den Ort, wo er ſeine erſten Jugendjahre gelebt, und um die Freunde, welche er daſelbſt kennen gelernt hatte, noch einmal zu ſehen, und bei ſeiner Anweſenheit in der weſtphäliſchen Stadt Bielefeld hörte, daß in dem unweit entlegenen Flecken Engern das Grab des berühmten Wedekinds zu ſehen ſey, begab er ſich dahin; er fand es in einem Zuſtande, welcher die Vergänglichkeit aller Dinge dieſer Art anzeigte, und gerieth beim Anblick der Hinfälligkeit dieſes Denkmals in eine edle Hitze, indem er ſagte, daß die Menſchen der Zeit nachhelfen, und was ſie an würdigen Dingen unmerkbar wegnaget, wieder aufrichten, und das ununterbrochene Andenken groſſer Männer ſich überliefern, und ehren ſollten. Er befahl auf der Stelle die Erneuerung dieſes Denkmals, und ließ zum Gedächtniß derſelben an einem ſchicklichen Ort das böhmiſche Wappen beifügen. Auch dem Geſchichtſchreiber Heinrich von Herford errichtete er zu Paderborn ein anſtändiges Grabmal.

Und nun ſah Karl das Meiſte, was zu ſeinem großen Plane gehörte, zwar nicht vollendet, aber zur künftigen Ausbildung und Vollendung vortrefflich angelegt. Er beſaß Mähren, Schleſien, die Ober- und Niederlauſitz, die ganze Mark Brandenburg, einen großen Theil der Oberpfalz, die Anwartſchaft auf eine Menge deutſcher Ländereien, die entfernte Hoffnung auf alle öſterreichiſchen Länder, bei deren einſtiger Eroberung ſeiner böhmiſchen Monarchie nichts mehr zu fehlen ſchien, als der Beſitz von Bayern, zu deſſen Eintauſch gegen Luxenburg er wirklich ſeinen Antrag gemacht *), aber ihn freilich nicht durchgeſetzt hat. Seine Hauptſtadt Prag hatte jene Verſchönerung, welche er ſich im Geiſte entworfen hatte, in ihrer Wirklichkeit erreicht.

---

*) Balbinus in Epit. rer. boh. l. 3. p. 356.

Die alte Stadt war mit den prächtigſten Kirchen, Klöſtern und Palläſten ganz nach dem beſten italieniſchen Geſchmacke geziert, und die neue Stadt ſtand ganz nach eben dieſem Style erbauet da; und Karl machte weiter kein Geheimniß daraus, daß ſeine Abſicht dahin gieng, Prag zum Hauptſitz der künftigen Kaiſer zu machen, und das deutſche Reich, welches auf dieſe Weiſe ein Nebenland von Böhmen geworden wäre, von Haus aus zu regieren. Schon fieng er an, die oberſten Reichshöfe, auf welchen die Klagen gegen Fürſten und andere hohe Leute um Leben und Ehre, und wichtige Rechte und Lehen von den Kaiſern in eigener Perſon mit Beiziehung der Gleichbürtigen in deutſchen Landen entſchieden, dann die königlichen Höfe, oder Hofgerichte, auf welchen die Händel von Privatperſonen bei der Ankunft der Kaiſer in deutſchen Reichsſtädten unter dem Vorſitze des Reichs- oder Landpfalzgrafen mit Beiziehung eingeborner Sachverſtändigen bisher geſchlichtet wurden, nach Böhmen zu ziehen, und von ſeinem Reichsrath zu Prag, zu welchem er, im Mangel deutſcher Stände, nicht ſelten böhmiſche, der deutſchen Rechte unkundige Herren beizog, behandeln zu laſſen, ja es gelang ihm ſogar, verſchiedene vornehme deutſche Stände dahin zu vermögen, daß ſie ſich entſchloßen, in

Prag eigene Palläſte zu bauen. Karl ließ auch, ganz in der Hoffnung, daß Böhmen die künftige Beherrſcherinn von Deutſchland bleiben würde, der goldenen Bulle das Geſetz, daß die Kurfürſten, unter andern, auch die ſlaviſche oder böhmiſche Sprache lernen ſollten, einverleiben, und ſeinem Entwurfe ſchien, wie die Sachen unter ſeiner Einleitung giengen, nichts weiter, als die Fortſetzung, und eine ewige Dauer zu fehlen.

Was ein Mann mit Geiſt, der ein großes Werk aus inniger Liebe für die Schönheit deſſelben unternimmt, thun kann, um es zu verewigen, das that Karl mit unausgeſetzter Sorgfalt und Klugheit. Vor allen Dingen trachtete er, die königliche Würde in Böhmen, welche nach dem Abgange eines Königs von den böhmiſchen Ständen durch eine freie Wahl vergeben wurde, erblich zu machen, und dieſe ſeine erſte Abſicht ſuchte er bereits im Jahre 1348 bei den Ständen durchzuſetzen, indem er den Freiheitsbrief, welchen ihnen K. Friedrich II. im J. 1212 ertheilt, und in demſelben der freien Wahl erwähnt hatte, zwar beſtätigte, aber ihn dahin auslegte, daß die Böhmen die Freiheit, einen neuen König zu wählen, nur in dem Falle haben ſollten, wenn von dem königlichen Stamme keine Nachkommen, weder von der männlichen, noch weiblichen Seite, vorhanden ſeyn würden. Da er wahrnahm, daß dieſe Erklärung bei den Ständen keinen Beifall erhielt, benutzte er die freudige Stimmung und den allgemeinen Jubel, in welchen das ganze Königreich durch die Geburt eines Sohnes, Wenzel, im J. 1350 verſetzt wurde, und er ſagte den Ständen, welche herbei kamen, ihm und dem Vaterland ihren Glückwunſch abzuſtatten, daß er an dem Tage, an welchem jeder Böhme frohlockte und jauchzte, der einzige ſey, in deſſen Herzen ein nagender Kummer, der in ihm nie erlöſchen würde, verſenkt wäre. Als die Stände mit Verlegenheit ihn baten, ihnen die Urſache deſſelben vertraulich zu eröffnen, fuhr er fort, ihnen zu ſagen, daß ſie doch ſelbſt wüßten, welche Beweiſe einer aufrichtigen Achtung und Liebe für ſie er ihnen bereits gegeben, welche wohlthätige Anſtalten er in ihrem Vaterland gemacht, und mit welcher Anſtrengung er ſich unausgeſetzt für ſie verwendet habe. Seine Freude über den guten Fortgang derſelben bleibe aber in ihm nur unvollkommen, und ſeine unverdroſſene Thätigkeit und Luſt zur Arbeit für ſie bleibe ſoviel als gelähmt, ſo lange er nicht wüßte, wem er die Früchte ſeiner Verdienſte um ſie hinterlaſſen würde. Die Stände wurden innigſt gerührt, und ihre Antwort war einhellig: „Einem ſo gütigen Fürſten, einem

Vater des Vaterlandes könnten und dürften ſie nichts abſchlagen. Die Böhmen wüßten um kein anderes königliches Geſchlecht oder Nachkommen als das, welches von demjenigen abſtammet, der das Königreich empor gebracht, der es blühend gemacht hat, und deſſen Wohlthaten man an allen Ecken und Enden des Königreiches wahrnehmen kann, und der als ein geborner Böhme ihnen wieder einen gebornen Böhmen, ſo ſie für das größte Verdienſt hielten, zum König geben wollte; und ſie wären der Zuverſicht, daß dieſer Sohn ſeinem Vater und einem Fürſten, den ſich alle Könige zum Muſter nehmen können, in allen guten Eigenſchaften nachahmen werde; ſie hofften auch, daß ihre Nachkömmlinge alles das, was ſie jetzt nach dem Willen eines ſo groſſen Monarchen thun, gutheiſſen werden u. ſ. w.“ Sie dankten ihm ſogar, daß er ihnen Gelegenheit gegeben, ihm ihre Treue und Willfährigkeit bezeigen zu können, und ſtellten bald darauf Verſchreibungen aus, daß ſie nach dem Abſterben Karls Niemand andern, als deſſen erſtgebornen Sohn Wenzel, deſſen Kinder und Kindeskinder, oder Brüder, für ihren König annehmen wollten. Man mag ſich daher, wenn man kann, vorſtellen, wie unermeßlich ſich Karl, als ihm dieſer Sohn frühzeitig durch den Tod entriſſen wurde, betrübet, und wie im gleichen Grad er ſich, als im Jahre 1361 ein neuer Sohn geboren wurde, erfreuet haben müſſe. Er kündigte ſeine Wonne der ganzen Nation durch ein Schreiben an, worin er in der ganzen Fülle ſeines entzückten Herzens rief: „Freuet euch, ihr Herzen aller unſerer Getreuen! Frohlocket unſre lieben Unterthanen, und das ganze Volk ſtelle ein allgemeines Freudenfeſt an! das ganze Königreich Böhmen ſammt den Provinzen frohlocke über das große Glück, welches ihm widerfahren. Ihr Reichen und Armen, ihr Jungen und Alten jauchzet! Denn ſehet, der königliche Stamm hat einen Sproſſen hervorgebracht! der Himmel hat endlich unſere heiſſen Wünſche erhört, und die Kaiſerinn, unſre Gemahlinn, hat uns einen von Gott erbetenen Erben und Thronfolger geboren! Wir haben einen Sohn, ihr Getreuen, frohlocket! Er befreit euch von der Furcht, unſern königlichen Stamm erloſchen, und hierdurch das Königreich zerrüttet zu ſehen. Er bringt die Munterkeit auf eure Stirnen wieder, welche in Erwartung deſſelben mit Sorgen und Traurigkeit bis zu dieſer Zeit umnebelt waren. Wir haben einen Prinzen! der Tag ſeiner Geburt war für uns ein glorreicher Tag u. ſ. w.“ Dieſen Prinzen nannte Karl ebenfalls Wenzel, und er pflegte deſſelben, als des einzigen

Gegenſtandes ſeiner Liebe, ſeiner Sorgen und ſeiner heiligſten Erwartungen. Ihm wollte er alles, was er beobachtet und erfahren hatte, mittheilen; ihm wollte er alles, was er angelegt und erobert hatte, hinterlaſſen, und was er nicht würde vollenden können, vollenden. Er begnügte ſich daher nicht bloß damit, daß er für ihn die geſchickteſten, redlichſten und tugendhafteſten Männer zu Lehrmeiſtern wählte, ſondern gleichwie er glaubte, daß das Vorzüglichſte der Erziehung ſeines Lieblings darin beſtehen müßte, daß er ſo innig, als möglich, in ſeine Denk- und Geſinnungsart eintrete, ſo behielt er die Sorge, und das Amt, ihn nach ſich zu bilden, größtentheils ſeiner eigenen Perſon bevor, indem er ihm ſeine geheimſten Gedanken aufſchloß, und ihn lehrte, wie er über dieſen und jenen Gegenſtand denken, welchen Plan er ſich zum Ziele ſetzen, und mit welcher Vorſicht und Klugheit er zu Werk gehen ſollte. Als der Sohn das zwölfte Jahr erreicht hatte, ließ er ihn den geheimen Rathsverſammlungen beiwohnen, und von dem innern und äußern Zuſtande ſeiner Reiche, und deren Regierung auf das ſorgfältigſte unterrichten; und mit einem Worte, er that alles, um dieſen ſeinen Wenzel zu ſeinem Nachfolger in Böhmen ſowohl, als im deutſchen Reiche zu bilden; und gleichwie demſelben die

Nachfolge in jenem bereits zugeſagt war, ſo glaubte er, daß er allerdings befugt wäre, einen Verſuch zu machen, ihm dieſelbe auch in dieſem zu verſichern. Die königliche Würde von Deutſchland, wenn gleich ein deutſcher König in Vergleich mit ſeinen Vorfahren nur wenig mehr in Deutſchland zu genießen hatte, wurde noch immer als die erhabenſte Würde in Europa betrachtet, und blieb noch immer eine vortreffliche Gelegenheit, dem Haus, welches ſolche begleitete, neue Vortheile zu verſchaffen, oder ihm die bereits erworbenen zu ſichern.

Wir kommen nun wieder zu einem Punkt, wo die Geſchichte in die unangenehme Pflicht verſetzt wird, das erquickende Gemälde, welches ſie von Karl zu entwerfen begann, mit einem häßlichen Flecken zu bezeichnen. Es ſtanden dem Karl bei ſeinem Vorhaben, eine römiſche Königswahl für ſeinen Sohn zu bewirken, mehrere Hinderniſſe im Weg. Das erſte und vorzüglichſte war, daß die deutſchen Fürſten durchaus nicht mehr geneigt zu ſeyn ſchienen, jemals wieder einen Nachfolger eines Kaiſers bei deſſen Lebzeiten vornehmen zu laſſen, indem ſie fürchteten, daß eine ſolche Wahl den Verſuch erleichtern möchte, welchen bereits mehr als ein Kaiſer gewagt hatte, die deutſche Krone für ſein Haus erblich zu machen. Auch hatte ſelbſt Karl in der goldenen Bulle mit vieler Klugheit der römiſchen Königswahl mit keinem Worte erwähnt, ſo wie er, was bereits bemerkt worden, des Einfluſſes, welcher dem päbſtlichen Hofe in die Wahlen eines deutſchen Oberhauptes zukommen ſollte, mit keinem Worte gedacht, ſondern denjenigen, welchen der größere Theil der Kurfürſten wählen würde, für den rechtmäßig gewählten König erklärt hatte. Endlich ſchienen auch die unreifen Jahre des Wenzel, denn er war damals im Jahre 1376 erſt fünfzehn Jahre alt, und die ungewiſſen Erwartungen, welche derſelbe in Hinſicht auf ſeine Gemüthsart veranlaßt haben mochte, der Sache gar nicht beförderlich zu ſeyn. Dieſen letztern Umſtand ſuchte Karl bei den Kurfürſten, indem er ihnen ſeinen ſehnlichſten Wunſch eröffnete, dadurch zu heben, daß er ſie verſicherte, überzeugt zu ſeyn, daß ſein Sohn die Jahre an Einſichten erſetze, wie denn die Kinder großer Herren und Regenten überhaupt ſo erzogen werden müßten, daß ſie in ihrem ſiebenzehnten Jahre mehr wüßten, als andere in einem höhern Alter. Auch wäre zu glauben, daß Gott den Prinzen ſolche Fähigkeiten und Seelenkräfte verleihe, die ihrer hohen Beſtimmung gemäß, und durchdringender als bei andern Menſchen wären. — Sein Haus beſäße auch ſo viele Macht, daß es vollkommen im Stande wäre, den Feinden des deutſchen Reiches Widerſtand zu thun, die innerlichen Kriege zu unterdrücken, und die Fürſten und Städte bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten. — Die Antwort, welche Karl hierauf erhielt, enthält zwar ein ſehr ſeltſames, aber gar nicht ſeltenes Beiſpiel, wie manchmal einem Dritten Gerechtſame zuerkannt, und bei andern Veranlaſſungen wieder abgeſprochen werden. Die Kurfürſten hatten ſowohl zu Renſe im Jahre 1338 als in der goldenen Bulle die Wahl eines deutſchen Königs, und eben darum auch ſtillſchweigend die Wahl ſeines Nachfolgers bloß von dem Einverſtändniſſe des größern Theils der Kurfürſten abhängig erklärt; aber jetzt, da ihnen die Wahl, welche ihnen Karl zumuthete, nicht anſtändig war, äußerten ſie ſich, daß ſie vorerſt wiſſen müßten, wie der Pabſt mit einer ſolchen Wahl zufrieden ſeyn würde. Wenn ſie ſich etwa die Hoffnung gemacht haben ſollten, daß eine ſolche Aeußerung die Wünſche des Karl mit einem Male hemmen, und daß er ſich gewiß nie dahin verſtehen würde, bei dem päbſtlichen Hofe um deſſen Einwilligung anzuſuchen, ſo betrogen ſie ſich ſehr, und trauten dem Karl eine feſtere Denkungsart, als er bis dahin in ſolchen Fällen gezeigt hatte, zu. Karl ſuchte nicht nur unverzüglich die Einwilligung des Pabſtes Gregor XI. nach, ſondern machte zu gleicher Zeit den Kurfürſten wiederholte Vorſtellungen, aber von einer ganz andern, wiewohl höchſt auffallenden Art, bei der er vorauszuſehen glaubte, daß er ſchwerlich wieder eine abſchlägige Antwort erhalten würde. Er hatte ſich in die kaiſerliche Würde, ſo zu ſagen, eingekauft, aber bald darauf in der goldenen Bulle die Kurfürſten auf das nachdrücklichſte angewieſen, und ſogar einen ſtrengen Eid bei jeder Wahl vorgeſchrieben, daß ſie ihre Stimmen ohne Rückſicht auf einige Belohnung, ſondern allein zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Reichs geben wollten; jetzt war er es ſelbſt, der den Kurfürſten große Geldſummen (die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber ſagen, jedem Kurfürſten hunderttauſend Gulden) verſprach, wenn ſie ihre Bedenklichkeiten fahren laſſen wollten; und kaum ſagten ſie ihm dieß zu, ſo verſammelte er ſie zu Renſe, ohne erſt die päbſtliche Erklärung abzuwarten, welche gleichwohl dahin erfolgt iſt, daß der Pabſt dießmal ſeine Einwilligung dazu geben wolle, durch welche aber weder den Kurfürſten ein Recht für künftige Fälle eingeräumt, noch dem Pabſt einiges Recht vergeben ſeyn ſollte. Nachdem nun zu Renſe eine Unterredung der Kurfürſten vor ſich gegangen war, ſo gieng zu Frankfurt die Wahlfeierlichkeit ſelbſt den 10. Juni 1376 vor ſich, worauf Wenzel zu Aachen vom Kurfürſten zu Köln die Krönung erhalten, und ſich hierauf nach Nürnberg, um in Geſellſchaft ſeines Vaters den erſten Reichstag zu halten, begeben hat. Dieſer häßlichen That, die Stimmen der Kurfürſten zu kaufen, ließ Karl ſogleich eine andere, welche noch unrühmlicher war, nachfolgen. Da er den Kurfürſten die verſprochenen Summen im baaren Gelde nicht bezahlen wollte, oder nicht konnte, machte er ſich kein Bedenken, verſchiedene Reichsgüter zu verpfänden, verſchiedene ſtreitige Reichsrechte abzutreten, Zölle zu bewilligen, und endlich ſogar einen ordentlichen Verkauf einer großen Menge von Reichsſtädten, welcher aber, (wie bereits erzählt worden) nicht glücken wollte, in Vorſchlag zu bringen.

Von ſolchen Handlungen läßt ſich einmal nicht ſagen, daß ſie nicht in einem großen Grade niedrig und eigennützig geweſen ſeyn ſollten, und es iſt ſehr zu bedauern, wenn ſich auch achtungswürdige Schriftſteller, indem ſie die ſchönen Züge, welche ſich im Leben des Karl finden, bewundern, verleiten laſſen, auch ſeine ſchwache und ſchlimme Seite zu preiſen. „Was Karl that, ſagt einer derſelben, dieß thaten alle Regenten in allen Zeiten, und thun es noch. Je mehr Länder ſolche Fürſten erobert, oder auf andere Art an ſich gebracht haben, deſto glänzender werden ſie in der Geſchichte vorgeſtellt. Man beehrt ſie mit dem Beinamen Groß." — Man ſollte aber die ſogenannten Helden und Eroberer und Vergrößerer ihrer Staaten gerade am wenigſten mit dieſem Beinamen beehren, und es iſt unklug und unredlich, es zu thun. Je mehrere Länder unter Einem Zepter vereiniget werden, deſto mehr wird in denſelben bloß geherrſcht, und deſto weniger regiert; ja (was man am wenigſten vermuthen, ſich aber zu gleicher Zeit aus der Natur menſchlicher Leidenſchaften erklären, und dabei an die hiſtoriſche Erfahrung aller Länder und Zeitalter ſich halten ſollte) deſto mehr wird in denſelben ein ewiger Kriegsſtand fortgepflanzt, und menſchlichen Gefühlen und den friedlichen Künſten der Eingang verwehret. Es iſt ungleich rühmlicher, Eine Hufe Land bebaut, und Eine Familie glücklich gemacht, als, ohne einen Verſtand für den Anbau und ein Gefühl für das häusliche Glück zu beſitzen, tauſend erobert zu haben.

Es war, ſo zu ſagen, eine Ausnahme von der Regel, daß Karl bei ſeinem leidenſchaftlichen Hange nach der Eroberung vieler Länder nicht vergaß, wozu ein Regent in ſeinen Ländern vorhanden ſey. Alle ſeine Anſtalten tragen das Gepräge von wohlthätigen Geſinnungen, vermöge welchen er keinen ſehnlichern Wunſch hatte, als unter alle ſeine Unterthanen Verſtand, Geſchmack, Fleiß und Ordnung, Friede und Wohlhabenheit zu verbreiten, und auf einem ſolchergeſtalt gebahnten Weg Religion und Sittlichkeit zu befeſtigen. Er hatte mit perſönlicher raſtloſer Anſtrengung nach dieſem Endzwecke geſtrebt, und als er endlich die Abnahme ſeiner Kräfte fühlte; hatte er keinen heiſſern Kummer, als wie er ſeine Denkungsart auf ſeinen Sohn und Nachfolger Wenzel übertragen möchte. „Ich werde vergnügt ſterben, redete er denſelben an, zu einer Zeit, da ihm die Stimme zu gebrechen anfieng, wenn ich dem Reiche ein ſolches Oberhaupt hinterlaſſe, wie ich es wünſche, und wie die Reichsſtände es hoffen. Ihr ſollt ein ſolches werden. Ich habe den Kurfürſten für eure Klugheit in Verwaltung der Rechtsſachen, für eure Aufrichtigkeit in Ausübung der Gerechtigkeit, und für euern Eifer, den wahren Nutzen des Reiches zu befördern, die Gewähr geleiſtet. Vergeſſet ja nie, was ich gethan habe! Dieß iſt das wahre, das einzige Mittel, wodurch ihr euch das Glück und den Troſt verſchaffen könnet, euch von euern Unterthanen geliebt, von den Großen geehrt, und bei euern Nachbarn angeſehen und gefürchtet zu ſehen.“ Karl ſtarb auf dem Schloſſe zu Prag den 29. Nov. 1378 im dreiundſechzigſten Jahre ſeines Lebens, und wurde in der Gruft der Schloßkirche bei St. Veit auf dem Prager Schloß mit einer unbeſchreiblichen Feierlichkeit beigeſetzt.

Karl hatte ſich viermal verheirathet, a) im Jahre 1328 mit einer franzöſiſchen Prinzeſſinn Margaretha Blanca, welche im J. 1348 ſtarb; b) im J. 1349 mit der pfälziſchen Anna, welche im J. 1352 mit Tod abgieng; c) im Jahre 1353 mit der ſchleſiſchen Prinzeſſinn Anna, welche im Jahre 1362 ſtarb; d) im J. 1363 mit Eliſabet, einer pommeriſchen Prinzeſſinn. Aus der erſten Ehe erhielt er keine Kinder; aus der zweiten einen Sohn, Wenzel, welcher aber bald wieder ſtarb. In der dritten erhielt er ſeinen Nachfolger, Wenzel, und in der vierten zwei Prinzen, Sigmund und Johann. Töchter hatte er mehrere. Kurz vor ſeinem Abſterben theilte er ſeine nachzulaſſenden Staaten unter jene drei Söhne, ungeachtet er ehemals ſelbſt feſtgeſetzt hatte, daß der böhmiſche Staat unzertrennt bleiben ſollte. Wenzeslaus der älteſte bekam das Königreich Böhmen ſammt dem Herzogthum Luxemburg auf den Fall, daß der Herzog dieſes Landes, Wenzel, Karls Bruder, ohne Kinder mit Tod abgehen ſollte. Der zweite Sohn, Sigmund, erhielt die Mark Brandenburg; Johann die Herzogthümer Schweidnitz und Jauer ſammt der Lauſitz. Mähren wurde ſchon vorher unter die Söhne des Markgrafen Johann von Luxemburg Jodoc und Procop getheilt.

Man hat von dieſem ſonderbaren Kaiſer, ſowohl was deſſen Leibesgeſtalt als Gemüthseigenſchaften betrifft, verſchiedene gleichzeitige Schilderungen, welche ſehr merkwürdig und lehrreich ſind. In ſeinem Aeußerlichen beſaß und verrieth er gar nichts, woraus man, wenigſtens beim erſten Anblick, auf einen großen Mann hätte ſchließen ſollen. Er war von mittelmäßiger Größe, hatte einen hohen Rücken, und drückte, nach der Art ſolcher Leute, den Kopf immer vorwärts, welcher mit ſchwarzen, durch eine Glatze über der Stirne getheilten Haaren bewachſen war. Sein Geſicht war breit, ſeine Wangen dick, und ſeine Augenbraunen ſchwarz wie ſein Bart, und außerordentlich ſtark, welches den Glanz ſeiner Augen vermehrte, welche groß und funkelnd waren, und mit welchen er unaufhörlich herumflatterte, und auf alles acht gab, ohne zu ſcheinen als wenn er den Redner bemerkte, den er geduldig und ruhig anhörte, und auf der Stelle, und ohne ſich lange zu bedenken, mit der treffendſten Antwort abfertigte. Er trug beſtändig einen Rock von gutem Landtuch, ohne die geringſte Beſetzung oder Stickerei, und hatte ihn beſtändig zugeknöpft. So war auch ſeine Tafel bloß bürgerlich; aber bei öffentlichen Feierlichkeiten war beides, ſeine Kleidung und Tafel, von außerordentlicher Pracht. Das Uebrige in ſeiner Lebensart und ſeinem Betragen war ſo vernünftig und muſterhaft, daß ſich daraus die ſchönſten Regeln des Verhaltens für das öffentliche und Privatleben abziehen laſſen. Er war nie müßig, und arbeitete, ſozuſagen, beſtändig mit dem Geiſte und Körper zugleich, wie er denn die beſondere Gewohnheit an ſich hatte, daß er, wenn er auch mit Jemand ſprach, ſogar, wenn er Geſandte vor ſich hatte, ſtets einige Weidenrüthchen in den Händen hielt, und aus ſolchen kleine Figürchen ſchnitt. Allenthalben war er der König, und ſonſt Niemand außer ihm. Was während ſeiner Regierung Gutes und Vortreffliches geſchah, das geſchah nicht bloß, weil man es ihm vorgeſchlagen, und die Verordnungen darüber zum Unterzeichnen vorgelegt hat; ſondern er ſelbſt entwarfs und thats. Unterhandlungen, Friedensſchlüſſe, Verträge, alles kam von ihm, wurde von ihm beſchloſſen und ausgeführt. Er beſaß ein richtiges Gefühl, und einen ſichern Blick, die Fähigkeiten und Eigenſchaften anderer Menſchen zu beurtheilen, und diejenigen, welche er ſich ſelbſt wählte, um ihnen ſein Zutrauen zu ſchenken, verdienten ſein Zutrauen. Er hatte wenige Miniſter, und bei dieſen blieb er unabänderlich, ohne mit ihnen jemals zu wechſeln; ja, da er ein menſchliches Verſehen wohl von einem vorſätzlichen Verbrechen zu unterſcheiden wußte, nahm er ſie wider die Peſt geheimer Anklagen und Verſchwärzungen jederzeit mit ſtandhafter Entſchloſſenheit in Schutz, und verſüßte ihnen ihre ſchweren und ſauren Dienſte mit Großmuth und Dankbarkeit. Er änderte kaum jemals einen gefaßten Entſchluß, beſchloß aber nie etwas, ſo erſprießlich es ihm auch geſchildert worden war, auf der Stelle, ſondern gieng bedächtlich und mit kluger Weile und Kälte zu Werk, nachdem er vorher alle möglichen Folgen genau überdacht, und Kräfte, Umſtände und Zufälle in reife Erwägung gezogen hatte. Nie ſah man ihn verdrießlich und erbittert, und Härte und Ungeſtüm kannte er nicht. Wo er vermuthete, daß zur Ausführung eine außerordentliche Strenge erfordert werden möchte, kam er der traurigen Nothwendigkeit derſelben durch Freundlichkeit und Schmeichelei zuvor, und erhielt faſt immer durch ſanfte Mittel, was er durch Strafen und Züchtigungen von abgeneigten und halsſtarrigen Gemüthern zu erhalten vergeblich geſucht haben möchte. Einſt ließ er einen Menſchen, der auf ſein Leben einen Anſchlag gefaßt hatte, zu ſich kommen, und ſchenkte ihm tauſend Goldgulden als ein Heirathsgut für ſeine Tochter. Der Mann entfernte ſich mit größter Beſtürzung und ſagte zu ſeinen Vertrauten: „Wahrlich, ich kannte den Kaiſer nicht. Er iſt ein großmüthiger und höchſt gütiger Herr. Ich kann ihm nichts zu Leid thun.“ Karl ſelbſt ſagte ſehr oft, daß man mit den Menſchen alles zu Stand bringen könnte, wenn man ſie nur zu lenken verſtände, und das „optimum est, aliena Insania frui“ gehörte zu ſeinen Sprichwörtern, deren die meiſten eine wahre Lebensweisheit enthalten. Er war ein verſtändiger und beherzter Soldat, hielt aber das Militär keineswegs für eine Zierde eines großen Regenten, und verſicherte, daß die Vermehrung deſſelben zur Verwilderung und Ausartung der Nationen und ihrer Verfaſſungen führe, und daß ſolche ein höchſt kläglicher Beweis von herrſchenden Zerrüttungen und Unordnungen ſey, welche einem großen Regenten wenig Ehre machten, zumal da es zuverläſſigere Mittel gäbe, große Zwecke auszuführen. Er meinte, mit Verſtand, perſönlicher Thätigkeit und mit einer richtigen Staaten- und Menſchenkenntniß könnte man ungleich mehr ausrichten, als mit offenbaren und blutdürſtenden Gewaltthätigkeiten, welche, gleichwie ſie ſelbſt nichts weiter als erhitzte Ausbrüche menſchlicher Leidenſchaften wären, nie etwas Großes und Dauerhaftes gründeten. Er liebte keine rauſchenden Vergnügen, ſondern ſtille Unterhaltungen, Unterredungen mit Gelehrten und Künſtlern, und Freuden, welche den Geiſt ſtärken und veredeln. Er war gerne allein, und da dieß an ſeinem Hof zu Prag nicht angieng, begab er ſich alle Jahre auf den Karlsberg, um daſelbſt ungeſtört der ſüßen Einſamkeit genießen, weiſen Betrachtungen nachhängen, und über ſich ſelbſt Betrachtungen anſtellen zu können. Karl war der Religion mit aufrichtiger und thätiger Liebe und Verehrung zugethan, und als er bereits im Jahre 1344 bei ſeiner Anweſenheit zu Avignon den Pabſt Clemens VI. bat, das Bisthum Prag von der Gerichtsbarkeit des Erzbiſchofes von Mainz, unter welcher ſolches bis dahin ſtand, zu befreien, und zu einem ſelbſtſtändigen Erzbisthume zu erheben, was ihm auch in eben dem Jahre zugeſagt worden iſt, brachte er beſonders den Beweggrund vor, daß er es wünſchte, damit die böhmiſchen Geiſtlichen unter eine deſto genauere Aufſicht genommen werden könnten. Er beſchenkte die Geiſtlichen, welche ſeiner Freigebigkeit würdig waren, ſehr reichlich, und bezeigte ihnen alle Achtung, ahndete aber auf der Stelle, was ihm ahndungswürdig ſchien. Die Böhmen haben vielleicht kaum einen König gehabt, der ſie mehr liebte, und die Deutſchen vielleicht nie einen Kaiſer, der ſie beſſer benützte.

Schriftſteller.

Caroli IV. Imp. Commentarius de vita sua ad filios in Freheri script. rer. boh. p. 86. Albertus argent. Henricus Rebdorf. Aeneas Sylvius. Hulder Mutii Chron. Germ. ab. O. C. ad An. 1539 Basil. et in Pistor. S. R. G. Tom. II. p. 607 etc. Barre allgemeine Geſchichte von Deutſchland. Joann. Dubravii Olomuzensis Episc. Historia bohemica ab origine gentis usqve ad Ferdinandi I. Imp. apud Freherum rerum bohem. antiqui Script. aliquod insignes partim hactenus incogniti Hannoviae 1602. Joh. Trithemii

Chron. hirsaugiens. ab a. 830 — 1514. Franc ad Moen. 1690. Lehmanns ſpeieriſche Chronik. Guntherus schwarzburgicus Imp. ab Ahasvero Fritschio etc. Lipsiae et Jenae 1677. Syntagma histor. de Gunthero Sohwarzburgico Wetzlariae 1703. Acta Electionis Güntheri in B. G. Struvs hiſtor. und polit. Archiv. 1 Th. n. 23. S. 23 ꝛc. Hulder ab Eyben Synt. histor. de Günthero Schwarzburg. Rom. R. S. Imp. Wetzlar 1702. Gerckens vermiſchte Abhandlungen; deſſelben Codex diplom. brandenb. diplomatarium Caroli IV. in Menken S. R. G. T. III. p. 2009. etc. Häberlin. Pauli preuſſ. Staatsgeſchichte. Kaiſer Karl der Vierte ꝛc. 1r Th. von 1316—1355, nebſt einem Urkundenbuch von 257 erſt gedruckten Diplomen und Briefen von Franz Martin Pelzel. Prag 1780. — 2ter Theil mit einem Urkundenbuch von 141 jetzt erſt gedruckten Diplomen und Briefen. Prag 1781. Karl der Erſte, in der Reichsgeſchichte der Vierte in Fr. M. Pelzels Geſchichte der Böhmen ꝛc. Erſter Theil. Prag und Wien 1782. S. 235 ꝛc. Eben deſſelben Geſchichte Kaiſer Karls IV. Königs von Böhmen, Dresden 1783. Joann. Dav. Koeleri familia augusta Luxemburg. Altorf. 1722. Vollſtändige Erläuterung der guldenen Bulle von Joh. Peter

v. Ludwig. Joh. Dan. von Olenſchlager ꝛc. neue Erläuterung der guldenen Bulle.

Wenzel

1378 — abgeſetzt 1400; geſt. 1419.

Inhalt. Wenzels unbeſtändiges Benehmen mit den deutſchen Reichsſtädten; grauſame Regierung in ſeinem Erbland; wird abgeſetzt 1400; ſtirbt 1419.

Wenn es jemals ſchwer war, einem Regenten, der mit einer außerordentlichen Kraft perſönlicher Eigenſchaften lange und glücklich regierte, unmittelbar zu folgen, ſo traf dieß jetzt bei Kaiſer Wenzel, da er im Jahre 1378 ſeinem Vater Karl in der Regierung des deutſchen Reiches und des Königreichs Böhmen folgen ſollte, im doppelten Maße ein. Karl hatte die Verfaſſung von Deutſchland und alle die Gegenſtände, deren gute Einrichtung einem deutſchen Oberhaupte damals zuſtand, ungleich ſchwankender und unſicherer, als er ſie beim Anfange ſeiner Regierung antraf, hinterlaſſen. Die Söhne und Enkel der Fürſten, von denen Karl durch Liſt, Schmeicheleien und Beſtechungen etwas an ſich zu ziehen gewußt hatte, ſahen mit eiferſüchtiger Ungeduld einem begünſtigenden Zeitpunkte entgegen, um das, was ſie höchſt ungerne vermißten, wieder an ſich zu reiſſen. Die mächtigen deutſchen Reichsſtädte machten ſich mit der größten Entſchloſſenheit darauf gefaßt, ſich ſowohl wider den Einfluß der kaiſerlichen Macht, welche Karl wider ſie ſo gröblich mißbraucht, als wider die Bedrückungen des Adels, welcher ſich ſo nachtheilig gegen ſie benommen hatte, mit vereinigten Kräften zu ſchützen. Italien ſchien ſich von der deutſchen Oberherrlichkeit beinahe ſo viel als losgeriſſen zu haben; und was den päbſtlichen Stuhl betraf, ſo erforderte es einen großen Verſtand und entſchloſſenen Eifer, um das, was Karl aus niedrigen Abſichten verſehen oder zugegeben haben mochte, wieder zu behaupten, und bei der damaligen Erſcheinung zweier Päbſte den rechten Weg einzuſchlagen. In Böhmen waren die vortrefflichen Anſtalten des Karl zwar gegründet, aber nichts weniger als befeſtiget.

Die alten Anhänger von eingewurzelten Mißbräuchen und Unordnungen waren (denn gute Sitten laſſen ſich zwar, wo ſie ſind, in Einem Menſchenalter zu Grunde richten, aber verkehrte laſſen ſich in einem ſo kurzen Zeitraume nicht herſtellen und aufhellen) noch durch das ganze Reich in zahlloſer Menge vorhanden, und es war zu fürchten, daß, wenn am Throne die Weisheit einſchlummern ſollte, das Uebel die halbvollendeten Dämme durchbrechen, und alles in eine neue Verwilderung mit ſich fortreiſſen würde. Auch der Umſtand, daß durch den letzten Willen des Karl die zum Haus Luxemburg gehörigen Länder unter mehrere Prinzen getheilt, und dem zu Folge mehrere Höfe mit eigenen Wünſchen und Abſichten entſtanden waren, war für den neuen Regenten vielen Bedenklichkeiten unterworfen.

Ehe Wenzel zu regieren anfieng, wußte man ſchon, und klagte es ſich einander mit Bedauern, was man von ſeiner Regierung zu erwarten hätte; er befand ſich im J. 1378 in einem Alter von ſiebenzehn Jahren, in welchem auch der fähigſte Regent geneigt ſeyn ſoll, mehr die guten Rathſchläge erfahrner Männer anzuhören und zu befolgen, als ſelbſt welche zu geben. Wenzel war zu beiden gleich verdorben, welches um ſo mehr zu bedauern war, als ſeine Untüchtigkeit weniger von eimen gänzlichen Mangel an den erforderlichen Fähigkeiten, als vielmehr von einer frühern Verderbniß ſeines Verſtandes, ſeines Herzens und Geſchmackes herrührte. Hätte Wenzel von früher Jugend an mit hartem Ungemach, mit Gefahren und Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, ſo möchten ſeine Sitten eher gemildert, und die wilden Triebe ſeines Herzens zu jener Mäßigung, bei welcher eine reifere Beſinnung und Ueberlegung eintritt, gelenket worden ſeyn; aber (wie man bei unzähligen Menſchen, welche von den erſten Jahren an nichts ſehen, als was ihren Sinnen ſchmeichelt, beobachtet) das war gerade ſein Unglück, daß er nie irgend eine Noth und Verlegenheit, bei welcher der menſchliche Geiſt zur Uebung ſeiner Kräfte angeſtrengt, nachdenkend, ſcharfſinnig und thätig wird, erfahren, ſondern, daß er ſich immer nur mit einem üppigen Ueberfluß an allen Gemächlichkeiten und mit Glanz und Herrlichkeit umgeben geſehen, und daß er ſich an die höchſt gefährliche Vorſtellung, nur wollen zu dürfen, um zu können, gewöhnt hat; er war mit dem Guten, das ein würdiger Regent ſich zum Ziele ſeiner Abſichten und Handlungen nehmen ſollte, keineswegs unbekannt, und ſein Vater, Kaiſer Karl, hatte es ihm an keiner Art von Unterricht fehlen laſſen; allein die herrlichen Grundſätze und Kenntniſſe, welche man ſich alle Mühe gab, ihm einzuprägen, waren bloß in ſein Gedächtniß gekommen, ohne ſeinen Verſtand und ohne ſein Herz zu durchdringen, und es ſcheint, daß ihn der faſt allgemeine coecus amor patrum mit einer gräßlichen Nachſicht behandelt, daß ſie die erſten Zeichen und wurzelnden Keime künftiger Ausſchweifungen, Laſter und Verbrechen für Zeichen und Aeußerungen einer lebhaften Gemüthsart gehalten, ſolche wohl gar mit wohlgefälliger Schonung geduldet, oder ſie zu beſchränken den Muth nicht gehabt habe. Als Karl ſie zu bemerken ſchien, (wie ſich wenigſtens aus ſeinen Verſicherungen, welche er den deutſchen Kurfürſten zur Zeit, da er ihnen den Wenzel zu ſeinem Nachfolger vorſchlug, machte, ſchließen läßt) war es ſchon zu ſpät. Wenzel war zum Regenten ganz und gar verdorben; er haßte alle ernſthafte und wichtige Geſchäfte, und ſtrebte nur nach Vergnügen, und zwar von einer ſolchen Art, welche von dem niedrigſten Geſchmacke und der roheſten Seele zeugen. Lärmende Jagden, Schmauſereien und Trinkgelage waren ſeine liebſten Ergötzungen, und Gaukler, Taſchenſpieler, Trunkenbolde, Schmeichler und Narren waren ſeine gewöhnlichſten Geſellſchafter. Daher war auch die Art, wie er ſich in Regierungsgeſchäften, vor welchen ihm eckelte, benahm, durchaus verkehrt. Sein Benehmen, Würde zu zeigen, artete oft in Grobheit und Uebermuth, und ſein Eifer in aufbrauſende Hitze und tobenden Ungeſtüm aus, der nicht ſelten, zumal in ſpätern Jahren, in eine tolle Wuth übergieng, welche nur durch die Ermordung der Perſonen, die er haßte, ſich ſättigen ließ. Er fürchtete und argwöhnte von Jedermann immer das Schlimmſte, was ihm begegnen könnte, und wurde hinwieder, je länger je mehr, von ſeinen nahen und entfernten Unterthanen in einem gleichen Grade verachtet, gefürchtet und gehaßt. Man läugnete und entſtellte daher ſogar diejenigen ſeiner Handlungen, welchen unläugbar ein löblicher Endzweck zum Grunde lag, vergrößerte die ſchlimmen mit übertriebenen und erdichteten Erzählungen, und machte es ihm eben dadurch gleichſam immer unmöglicher, das abzulegen, warum man ihn verfolgt, und das zu werden, was man, daß er es ſeyn möchte, gewünſcht hatte.

Der Anfang von Wenzels Regierung begann, wie gewöhnlich alle neue Regierungen, mit einer gewiſſen Kraft und Thätigkeit, bei der man ſich noch immer mehr verſprach, als in der Folge geleiſtet wurde. Es lebten nämlich noch, wie die gleichzeitigen Geſchichtſchreider bemerken, die vortrefflichen Staatsräthe, welche Kaiſer Karl für ſeinen Sohn und Nachfolger gewählt, und mit ſeinen Grundſätzen vertraut gemacht hatte. Die Lage von Deutſchland war ſchrecklich, und der Ausgang und das Ende gar nicht abzuſehen. Wir haben in den vorhergehenden Kaiſerleben geſehen, wie die Zwietracht zwiſchen den Bürgern der deutſchen Reichsſtädte und dem Adel ſich gegründet, welchen Fortgang ſie genommen, und welche Folgen ſie gehabt hat. Die Adeligen, Großen und Gemeinern verfolgten die Bürger, weil ſich dieſe ihren Vergrößerungen, Anmaſſungen und Räubereien allenthalben widerſetzten; und weil ſie die unermeßlichen Schulden, mit denen ſie ihnen für gemachte Darlehen und gelieferte Waaren hafteten, mit Härte und Ungeſtüm bezahlt, und weil ſie von keinen Vorzügen, als welche man ſich durch perſönliche Verdienſte erwerben würde, wiſſen wollten; die Bürger entgegen haßten und verfolgten die Adeligen, weil dieſe ſich in einen abgeſonderten Orden und Stand ſchließen, und weil ſie, allein wegen der Geburt in dieſem Stand, Würden, Aemter, Vorrechte und Einkünfte genießen, ein wollüſtiges Leben in muthwilliger Ueppigkeit und ſtolzer, verſchwenderiſcher Pracht genießen, und die Bürger in einer niedrigen Abhängigkeit halten wollten, bei welcher dieſe nur arbeiten ſollten, um ihnen zu dienen und zu fröhnen. Der Ausbruch der längſt eingewurzelten Gährung war wild und allgemein, und es galt nichts Geringeres, als alle adelige Oberherrſchaft aufzuheben, und eine Verfaſſung zu gründen, bei welcher ſich Niemand ſollte freuen und rühmen, daß er geadelt, und Niemand ſollte betrüben können, daß er es nicht iſt, als wer es nicht verdiente, zu ſeyn.

Wenzel hielt mit dem Anfang des Jahres 1379 zu Frankfurt ſeinen erſten Reichstag, errichtete daſelbſt einen allgemeinen Landfrieden, und verſprach bald darauf den Kurfürſten, ohne ihre Einwilligung keine neue Zölle zu begünſtigen. Er verbot ſogar einige, welche ſeit Kurzem ohne ſein Vorwiſſen waren angelegt worden; aber einen Monat darauf verdarb er die Sache mit einem Male wieder. Er hatte den Reichsſtädten noch als römiſcher König die Verſicherung ausgeſtellt, daß ſie nicht mehr verpfändet, veräußert, noch ſonſt wegen Reichsſteuern beläſtiget werden ſollten. Nun verpfändete er aber im Monate Hornung 1379 dem Herzog Leopold von Oeſterreich nicht nur die Landvogtei in Ober- und Niederſchwaben, ſondern für vierzigtauſend Goldgulden auch die Städte Augsburg und Giengen, welches um ſo befremdender war, als ihm nicht unbewußt ſeyn konnte, wie mißvergnügt die Reichsſtädte über die von ſeinem Vater gemachte Aufſtellung des Herzogs von Würtemberg geworden, und welche Unruhen darüber entſtanden waren. Es hatte auch wirklich die Folge, daß jene Städte, welche ſich im J. 1376 in ein Bündniß vereinigt hatten, dieſes nicht nur erneuerten, ſondern noch im J. 1379 auch die Städte Pfullendorf, Buchau, Nördlingen, Dünkelſpühl, Rothenburg an der Tauber, Gmünd, Schwäbiſchhalle, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg, Bopfingen, Aalen, Gieng, Weil im Turgau und Gotteszell, und bald darauf auch Augsburg in daſſelbe aufnahmen, ſo daß ihre Anzahl, bei der Vereinigung mit den vorigen verbündeten Städten, auf dreiunddreißig angewachſen, und ſo anſehnlich geworden iſt, daß im Jahre 1381 auch die rheiniſchen Städte Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt, Hagenau, Weiſſenburg und Pfedersheim kein Bedenken trugen, ſich mit den ſchwäbiſchen Städten zu eben demſelben Endzweck, nämlich zur Erhaltung ihrer Selbſtſtändigkeit und zur Sicherſtellung ihres Handels, zu verbinden.

Dieſe Erſcheinungen nöthigten auch den Adel, ſeine Fehden gemeinſchaftlich zu führen und in Geſellſchaften zu treten, deren Mitglieder ſich theils von den Veranlaſſungen oder der Zeit ihrer Bündniſſe, theils von dem vornehmſten Anführer derſelben beſondere Benennungen beilegten. So hatten ſich einige ſchwäbiſche Ritter, welche ſich ſchon im J. 1367 am Martinstage in ein Bündniß vereinigten, und ſilberne Keulen führten, Martinsvögel oder auch Schlägeler genannt. Im Jahre 1372 that ſich vom heſſiſchen und dem benachbarten Adel eine Geſellſchaft zuſammen, welche von dem Wappen des Grafen Gottfrieds von Ziegenhayn, ihres vornehmſten Anführers, welches in einem ſilbernen Stern beſtand, ihre Benennung ſchöpfte, und ſich den Sternerbund nannte. Andere Adelige, welche ſich aus der Gegend an der Lahn und in Oberheſſen vereinigten, führten ein kleines Horn, und nannten ſich den Hörnerbund; wieder andere in Heſſen und Weſtphalen, welche ſich mit Knütteln oder Prügeln bewaffneten, den Benglerbund. Der zahlreichſte an Mitgliedern und der mächtigſte Bund hieß der Löwenbund, welcher im Jahre 1379 in der Wetterau entſtanden, dann durch den Beitritt der Fürſten aus dem Geſammthauſe Pfalzbayern, des Herzogs Albrecht von Oeſterreich, des Erzbiſchofs von Mainz, der Biſchöfe von Worms, Bamberg, Straßburg, Augsburg und Regensburg, des Markgrafen von Baden, des Grafen von Würtemberg, des Burggrafen von Nürnberg, und vieler anderer vermehrt, und wieder in kleinere Bündniſſe, als in den St. Wilhelmsbund, den St. Georgenbund abgetheilt worden iſt.

Bei dieſer Lage der Sachen benahm ſich nun anfangs Wenzel wenigſtens nicht unklug. Er hielt es zuerſt mit den Reichsſtädten, und begünſtigte die Bündniſſe derſelben, theils weil er ſich zu den mächtigen deutſchen Fürſten, zumal zu den bayeriſchen, nichts Gutes verſah, theils weil es ihm nicht anders, als ſehr erwünſcht ſeyn konnte, daß ſich die unzähligen kleinen Partheien in zwei große und allgemeine vereinigen, und durch eine wechſelweiſe Furcht in Schranken halten möchten; und als ein Erfolg, welcher dabei für ihn zu fürchten war, daß nämlich beide Partheien ihn gänzlich hintanſetzen, und als nicht vorhanden betrachten möchten, einzutreffen ſchien, kam er dieſem Unheil zuvor, und berief die ſämmtlichen Fürſten und Reichsſtädte im J. 1386 auf einen Reichstag nach Nürnberg. Hier ſuchte er die wechſelſeitigen Beſchwerden derſelben zu heben, und verkündigte einen allgemeinen Landfriedensbund, den er durch wirkſame Maßregeln zu befeſtigen ſuchte. Er theilte nämlich die Fürſten und Städte in vier große Partheien, oder Hauptvereine, deren jede die öffentliche Sicherheit, wegen deren Verletzung die ganze Trennung entſtanden war, bei ſich bewahren, und deren Glieder ſich einander beiſtehen, allen Angriff der Kaufleute, Reiſenden und Landfahrer auf freier Straße zu Waſſer und zu Land verhüten, und bei entſtehenden Streitigkeiten ſich dem Ausſpruche gewiſſer Austragsrichter unterwerfen ſollten. Alle Theilnehmer dieſes Landfriedens mußten mit einem Eide angeloben, daß ſie ihrem deutſchen Oberhaupte treu und ergeben bleiben, ihm gegen alle ſeine Feinde beiſtehen, und ohne ſeine ausdrückliche Bewilligung in kein neues Bündniß ſich einlaſſen wollten. Dieſer Friedensbund ſollte zwölf Jahre dauern, und nach dem Verlaufe derſelben wieder erneuert werden. Als einige Herren und Städte, welche durch dieſe nürnbergiſche Verhandlung gleichſam überraſcht worden waren, ſogleich nach derſelben das Gegentheil thaten, berief Wenzel im folgenden Jahre neuerdings verſchiedene Städte am Rhein, in der Wetterau, im Elſaß, in Schwaben und Franken, dann die Fürſten, Grafen, Herren und Edelleute, welche dem Nürnbergerbund beigetreten waren, nach Heidelberg, und, indem er ihren wechſelſeitigen Klagen durch neue Verhandlungen zu ſteuern, und beſonders die noch fortdauernde Gewohnheit der Städte, fremde Unterthanen aufzunehmen, zu unterdrücken ſich beſtrebte, vermochte er ſie dahin, in eine neue

Vereinigung, welche vier Jahre dauern ſollte, zu treten.

Im Grunde blieb alles ohne Wirkung, und jeder that ſogleich wieder, was er für gut befand. Der Bund der Städte war ſo mächtig, daß ſchon vor dem Landfrieden zu Nürnberg ein großer Theil des Adels, ja ſogar die ausgebreiteten Geſellſchaften des Löwen-, St. Wilhelm- und St. Georgenordens für gut befanden, ihm beizutreten, wie dann auch zu Heidelberg die Herzoge Ruprecht von der Pfalz, Leopold von Oeſterreich, die Herzoge von Bayern, der Erzbiſchof von Mainz, der Biſchof von Bamberg, Graf Ulrich von Würtemberg, und andere zur Abſchließung des gemeinen Landfriedens mit den Städten erſchienen ſind. Nichts war den Städten anſtößiger, als die wohlgemeinte Eintheilung in Partheien oder Kreiſe, durch welche ſie ſich gehindert zu ſeyn glaubten, einander beizuſtehen, und den großen Adel, der wider ſie war, in Schranken zu halten. Sie unternahmen daher das Aeuſſerſte, traten den Fehden einzelner mißvergnügter Edelleute, welche wider ihre Landesfürſten aufſtanden, bei, und zogen ſogar Landſtädte in ihre Bündniſſe. Die öffentlichen Räubereien wurden zwar nicht von dem leidenden Theil, aber wohl von der gegentheiligen Parthei, welche dem leidenden Theil übel wollte, geduldet, und dem zu Folge wechſelweiſe zum Nachtheile des andern, unterſtützt. Ganz Deutſchland befand ſich im Zuſtande eines allgemeinen Aufruhrs, und überall tobte und raſete ein wildverheerender, und wechſelweiſe wieder ſchrecklich gezüchtigter Mord- und Brandkrieg.

Die Vereinigungen der Städte wurden enger und zahlreicher, und im J. 1385 verwandelten ſich dieſelben in ein allgemeines Bündniß, unter welchem alle rheiniſche, wetterauiſche, elſäſſiſche, fränkiſche, ſchwäbiſche, helvetiſche, und einige bayeriſche Städte mit begriffen waren. Das wechſelweiſe Vertrauen auf ihre Macht flößte ihnen den Entſchluß ein, jeden ferneren (wirklichen, oder auch nur mißverſtandenen) Eingriff der Fürſten und Adeligen in ihre Rechte und Freiheiten, jede Verletzung der öffentlichen Sicherheit auf der Stelle zu ahnden, und ſo konnte es an nahen Gelegenheiten zu wichtigen Ereigniſſen nicht fehlen. Eine der merkwürdigſten und dauerhafteſten derſelben ereignete ſich in der Schweiz. Wir haben im Leben Kaiſer Alberts I. geſehen, welche Uneinigkeiten ſich zwiſchen dem Hauſe Oeſterreich und einigen helvetiſchen Städten ergeben haben. Das Andenken derſelben wurde durch eine neue Fehde, welche unter Kaiſer Karl IV. das Haus Oeſterreich wider die

Stadt Zürch führte, erneuert, und das Mißtrauen der helvetiſchen Städte, von denen Zürch, Bern, Solothurn und Zug dem Städtebund (zu Konſtanz 1385) auf neun Jahre beigetreten waren, vermehrte ſich mit jedem Tag, als ihnen endlich Herzog Leopold III. von Oeſterreich zu verſchiedenen Beſchwerden, welche bald in einen blutigen Krieg ausbrachen, Anlaß gab. Er hatte ſich als kaiſerlicher Landvogt von Schwaben verſchiedene Anmaßungen, welche die Städte Helvetiens nicht wenig kränkten, und unter andern die Anlegung neuer Zölle erlaubt, welche von den öſterreichiſchen Beamten mit harter Strenge eingebracht wurden. Auch hatte er ſich in die Händel, welche zwiſchen dem Grafen von Kyburg und der Stadt Solothurn entſtanden waren, gemiſcht, und jenem, wider ſein gegebenes Wort, Beiſtand geleiſtet; und endlich hatte er, was ihm vollends alles verdarb, einige ihm und ſeinem Hauſe angehörige Städte und Schlöſſer verpfändet, und die Einkünfte derſelben den Pfandherren, welche eben nicht gar glimpflich mit ihnen verfahren ſeyn mögen, überlaſſen. Da die Ortſchaften, welche ſich beſchwert zu ſeyn glaubten, von dem Hauſe Oeſterreich keine Unterſtützung gehofft haben mochten, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu der Stadt Luzern, von welcher nicht nur ſie, ſondern bald darauf auch die öſterreichiſche Stadt Sempach und Richenſee zu Bürgern aufgenommen, und an der Stadt und dem Schloſſe Rotenberg, wo der Zoll zum Mißvergnügen der Schweizer an den Hermann von Grünenberg verſetzt war, mit Hilfe der Waldſtädter Thätlichkeiten verübet, nämlich das Schloß zerſtöret, und die Mauern der Stadt niedergeriſſen wurden.

Dieſe Unternehmungen waren zu ernſthaft, und die Folgen derſelben zu wichtig, als daß ſie von Herzog Leopold, und dem geſammten benachbarten Adel, der ſich in der äußerſten Gefahr ſah, das Seinige ebenfalls zu verlieren, nicht auf der Stelle mit dem möglichſten Nachdruck hätten geahndet werden ſollen. Die Eidgenoſſen erhielten mit einem Male zweiundzwanzig Fehdbriefe, welche ihnen von zwei Markgrafen von Hochberg, von ſieben Grafen, unter welchen ſich der Graf von Würtemberg befand, und von mehr, als hundert ſiebenzig Rittern zugeſchickt wurden, in der Abſicht, den Eidgenoſſen aller deutſchen Städte ein abſchreckendes Beiſpiel der Warnung zu geben. Dieſes möchte ſchrecklich genug ausgefallen ſeyn, und ein öſterreichiſcher Hauptmann, Rutſchmann von Rainach, führte einen ganzen Wagen voll Stricke für die künftigen Gefangenen mit, welche man vermuthlich zu einem ganz beſondern Schauſpiel im Voraus beſtimmt hatte. Die beiderſeitige Erbitterung, und die Begierde, miteinander nur recht bald handgemein zu werden, war unbeſchreiblich, und ſo kam es den 9. Juli 1386 bei Sempach zu einer Schlacht, die durch ihren Ausgang und Erfolg berühmt geworden, und entſcheidend geblieben iſt. Leopolds Heer zählte dei viertauſend Ritter; die Eidgenoſſen kaum ſechzehnhundert Mann. Jene waren vortrefflich gerüſtet, ganz mit Eiſen bedeckt, und als Ritter durch ſtete Uebungen geſchickt, die Waffen zu führen; dieſe hatten nur wenige Hellebarden und Schwerter, und ihre meiſten Waffen waren ſchwere hölzerne Keulen; ſie waren überdieß alle zu Fuß angekommen, indeſſen jene auf wohlgerüſteten Pferden ſaßen; doch dieſem Vortheil mußten die Herren in einer Gegend, welche einen Angriff zu Pferd durchaus nicht begünſtigt, entſagen. Sie ſtiegen auch ohne Bedenken von ihren Pferden, ſchnitten die langen Spitzen ihrer Schuhe ab, um im Gehen nicht gehindert zu werden, und rückten mit ihren langen Lanzen auf die Eidgenoſſen los, welche anfänglich wirklich einen ziemlichen Verluſt litten. Schon waren, was in Rückſicht auf ihre geringe Zahl nicht unbedeutend war, ihrer ſechzig gefallen, und die gepanzerten Ritter behaupteten in feſtgeſchloſſenen Reihen noch immer ihre gute Ordnung, als ein Edelmann aus Unterwalden, Arnold von Winkelried, auf den kühnen Einfall (der ihm übrigens das Leben koſtete) gerieth, mit beiden ausgeſtreckten Armen ſo viele Lanzen, als er deren erreichen und umfaſſen konnte, zu ergreifen, und ſie zur Erde zu drücken. Die augenblickliche Lücke, welche dadurch entſtand, bahnte den Eidgenoſſen den Weg in die geſchloſſenen Reihen der öſterreichiſchen Ritter und Edelleute, welche von ihrer eigenen Rüſtung, dem langen Halten ihrer ungeheuren Lanzen, und dem zu lange anhaltenden Kampf erſchöpft und entwaffnet, unter den ſchrecklichen Streichen der Eidgenoſſen ſchaarenweiſe hinfielen. Selbſt der Herzog Leopold, der ſich dem Schweizer, von welchem er angefallen wurde, vergeblich zu erkennen gab, mußte ſein Leben laſſen, und überhaupt fielen in dieſer Schlacht bei zweitauſend Oeſterreicher, worunter ſich Markgraf Otto von Hochberg, Pfalzgraf Ulrich von Tübingen, ſieben Grafen, ſechshundert ſechsundſiebenzig Edelleute, und unter dieſen dreihundertundfünfzig gekrönte Helme befanden. Die Eidgenoſſen verloren kaum zweihundert Mann, mußten aber mit des erſchlagenen öſterreichiſchen Herzogs zweitem Sohne, Leopold, noch manchen Gang wagen, bis endlich im J. 1389 am Bodenſee, durch die Vermittlung der Reichsſtädte, auf ſieben Jahre ein Friede geſchloſſen, und dieſer, nach dem Verlaufe der Jahre, von Zeit zu Zeit erneuert und verlängert worden iſt.

In Bayern wüthete der Fehdekrieg, wo möglich, noch verderblicher, und die damals im Ober- und dem größten Theile von Unterbayern, gemeinſchaftlich regierenden drei Brüder, Stephan II., Friedrich und Johann mußten viele Jahre mit dem Städtebund kämpfen, ohne einen andern, als den höchſt traurigen Troſt zu haben, demſelben die Verheerungen, welche er in ihren Ländern anrichtete, durch wechſelſeitige Streifereien vergelten zu können, was ihnen Niemand inniger gegönnt hat, als Kaiſer Wenzel. Wir haben im Leben ſeines Vaters, Kaiſer Karl IV., gehört, daß dieſer länderſüchtige Herr ſich einfallen ließ, einen großen Theil der Oberpfalz an ſich zu bringen. Gleichwie die in demſelben begriffenen Ortſchaften dem Geſammthauſe Bayernpfalz angehörig, und vermöge den vorgegangenen und rechtsſtändigen Hausverträgen, unveräußerlich waren, ſo war nicht unſchwer vorauszuſehen, daß ſie bei einer günſtigen Veranlaſſung von nachfolgenden Prinzen wieder würden zurückgefordert werden. In dieſer Abſicht kamen im J. 1384 ſämmtliche Prinzen von Bayern und Pfalz zu Amberg zuſammen, und begehrten von Wenzel ihr väterliches Erbgut zurück, ſetzten ſich auch bald darauf in den Beſitz deſſelben, ohne daß Wenzel etwas Nachdrückliches unternahm, als daß er den Städtebund wider ſie aufhetzte, womit es ihm um ſo eher gelang, als er kurz vorher denſelben in ſeinen beſondern Schutz genommen, ihm die Beſtätigung aller ſtädtiſchen Freiheiten verſprochen, und zu Mergentheim 1387 einen neuen Landfrieden, oder vielmehr die Beſtätigung des im J. 1384 zu Heidelberg zwiſchen Fürſten und Städten geſchloſſenen Vereins auf weitere drei Jahre veranlaßt hatte, wider welchen jetzt die Fürſten von Bayern gehandelt zu haben ſchienen. Es hatte nämlich der Erzbiſchof Piligrin von Salzburg aus Mißtrauen und Abneigung gegen die bayeriſchen Fürſten, mit welchen er eben nicht in dem beſten Verſtändniß lebte, gleich anfangs die Parthei der Städte ergriffen, und manche Streiferei nach den Ländern der bayeriſchen Fürſten gemacht, welche ihm dieſe nicht nur erwiedert, ſondern auf jede Gelegenheit, ihn vollends zu entwaffnen, gelauert haben. Dieß veranlaßte den Erzbiſchof, ſehnlich den Frieden zu wünſchen, und in ſolchen Abſichten war er im Nov. 1387, auf Einladen des älteſten der bayeriſchen Herzoge, Stephans, nach Raitenhaslach, einer bayeriſchen Abtei, gekommen, war auch, wie erzählt wird, in Unterhandlungen begriffen, als der Herzog Friedrich (Bruder des Herzogs Stephan), welcher von keiner Unterhandlung wiſſen wollte, herbei kam, und den Erzbiſchof in Verhaft nahm, aus welchem er ihn aber bald wieder entließ. Da wenigſtens der Schein wider die bayeriſchen Herzoge war, ſo gerieth der ganze Städtebund wider ſie in Bewegung, und ſelbſt K. Wenzel nahm ſich jetzt den Muth, ihnen den Krieg anzukündigen. Da den ſchwäbiſchen Reichsſtädten auch die rheiniſchen und wetterauiſchen die bundesmäßige Hilfe leiſten mußten, ſo griffen auch die rheiniſchen Pfalzgrafen, Graf Eberhard von Würtemberg, und andere von hohem und niederm Adel, welche wohl beherzigten, daß ſie, ohne ihre eigene Gefahr, die Herzoge von Bayern nicht ſtecken laſſen konnten, zu den Waffen, und der Krieg wurde allgemein.

Und da, wo der Krieg mit flüchtigen, ſtreifenden Schaaren wider unbefeſtigte Flecken und Dorfſchaften geführt, dieſen ihre Habſchaften geplündert, die Heerden weggeſchleppt, und Aecker und Wälder zu Grunde gerichtet wurden, ehe man einen ſolchen Feind einmal vermuthen, und demſelben Widerſtand thun konnte, mochte die Abſicht der Städte, wiewohl ihr Frevel den Ihrigen ſtets auf das empfindlichſte wieder vergolten ward, ziemlich erreicht worden ſeyn. Dieß war der Fall in Bayern, und das Land litt durch ſolche Streifereien unausſprechlich [*]); aber das Andenken der Städte an die den Schweizern geglückte Schlacht bei Sempach, und die hohe Meinung, welche ſie von ihrer Macht und Tapferkeit hatten, flößte ihnen den Entſchluß ein, auch im offenen Felde zu ſtehen, und ſo kamen ſie den 24ſten Auguſt 1388 bei dem ſchwäbiſchen Reichsſtädtchen Weil, einem Heere, das aus würtembergiſchen, pfälziſchen, badenſchen, würzburgiſchen und andern fürſtlichen Leuten beſtand, gegenüber zu ſtehen, und bald hätte es ihnen geglückt, einen vollkommenen Sieg zu gewinnen. Der würtembergiſche Prinz (und einzige Sohn des Herzogs Eberhard) Ulrich, hatte das Unglück, ſogleich im Anfange der Schlacht ſein Leben zu verlieren, und die Beſtürzung, welche ſich darüber in dem verbündeten Heere der Fürſten ausbreitete, ſchien bereits für die ſtädtiſchen Truppen ein günſtiger Umſtand zu werden, als theils die Geiſtesgegenwart des alten Herzogs, theils die Erſcheinung eines ganz unerwarteten Beiſtandes den gekränkten Gemüthern der Würtemberger einen friſchen Muth, und dem Fortgange der Schlacht mit einem Male eine entſcheidende Wendung gab. Die Beſchaffenheit dieſes Beiſtandes war ſeltſam genug, und ein wahres Bild ächten Rittergeiſtes. Wolf von Wonnenthal war des Grafen Eberhards Feind, und ein Mitglied der Schlägler oder Martinsvögel, in deren Geſellſchaft er einſt nach dem Städtchen Wildbad gekommen war, um den alten Grafen Eberhard, der ſich daſelbſt der Pflegung ſeiner Geſundheit überließ, zu fangen, und von demſelben ein gutes Löſegeld zu erhalten. Wolf war aber auch ein eben ſo abgeſagter Feind der Städte, und die Nachricht, daß es mit ihnen zu einer Schlacht kommen ſollte, hatte für ihn einen ſo mächtigen Reiz, daß er ſeine Feindſchaft gegen den Eberhard einen Augenblick vergaß, und ihm ſeine Dienſte anbot. Eberhard ſchlug ſie aus; aber Wolf erſchien dennoch, und zwar gerade in dem Zeitpunkt, wo der Streit für das Heer mißlich zu werden begann. Seine perſönliche Tapferkeit ſowohl, als die geübte Stärke der Seinigen, welche er mitbrachte, entſchied die Schlacht zu Gunſten des Eberhard, der jetzt von dem Beiſtande des Wolf ſo gerührt war, daß er ihn zu ſich einlud, und ihm ſeine Freundſchaft anbot. Wolf ritt auch eine Strecke Wegs mit, entfernte ſich aber plötzlich wieder, indem er rief: „Gute Nacht! Es ſteht in alten Rechten!“

---

[*]) Oefele T. I. f. 260. etc.

Der Verluſt der Städte war äuſerſt beträchtlich, und bald darauf litten auch die Heere der Reichsſtädte Mainz, Speier und Worms, unweit der letztern, von den rheiniſchen Pfalzgrafen, deſſen Gebiet ſie feindlich betreten hatten, eine empfindliche Niederlage. Auch von andern fürſtlichen Heeren wurden ſie ſehr in die Enge getrieben, und die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, dann der Burggraf von Nürnberg, bemächtigten ſich der Städte Windsheim, Schweinfurt und Rotenburg, beängſtigten Nürnberg, und ſchlugen bald nachher die Frankfurter. Die ſtädtiſchen Truppen blieben allenthaben von Vereinigungen abgeſchnitten, und da ſie in dieſem Zuſtande auch wirklich alle Achtung gegen ſich ſelbſt verloren, und (was ſie anfangs verabſcheuten) ſelbſt zu rauben anfiengen, wurden ſie als Raubvölker behandelt, und den Häuptern der Städte blieb endlich nichts übrig, als ſich einzeln mit den Fürſten abzufinden, und den Frieden mit großen Geldſummen zu kaufen.

Mit dem widrigen Glücke der Städte ſcheiterte auch Wenzels Klugheit. Er hatte bisher in dem Städtebund ſeine vorzügliche Stütze wider die Macht der Reichsfürſten, deren Mißvergnügen mit ſeiner Regierung er ſich ſeit dem Anfange derſelben zuzog, geſucht, hatte auch jenem Bunde durch ſeine Verſprechungen allen Vorſchub, aber im Werke ſelbſt nicht das geringſte Erhebliche gethan, um deſſen Uebermacht herrſchend zu erhalten, ſondern war jetzt, da er ſie im Unglück ſah, vielmehr ſchwach genug, wider ſeine eigenen Grundſätze den Forderungen der Fürſten ſie aufzuopfern, und den Vorſtellungen des ſchlauen Herzogs Friedrich von Bayern Gehör zu geben, der ſich gerade zu der Zeit, da Wenzel über ihn und ſeine Brüder äußerſt aufgebracht war, (denn ſie hatten die Reichsſtadt Regensburg gezwungen, den Frieden von ihnen zu erkaufen) zu ihm begab, und ihm die Nothwendigkeit, die Parthei der Fürſten zu begünſtigen, mit einer Beredſamkeit ſchilderte, welche den Wenzel bewog im J. 1389 einen Landtag nach Eger, auf welchem die Fürſten, und die Abgeordneten der Städte erſcheinen mußten, auszuſchreiben. Vergeblich ſtellten die letztern, welche die Abſicht des Wenzel, ſie der Willkühr der Fürſten gleichſam unbedingt preis zu geben, mit Erſtaunen und unbeſchreiblicher Beſtürzung wahrnahmen, vor, daß ſie den Zumuthungen der Fürſten, welche mit ihnen nur auf die Bedingniß, daß ſie an ſolche ungeheure Geldſummen zur Entſchädigung zahlen ſollten, Friede machen wollten, unmöglich nachkommen könnten. Wenzel verkündigte, ohne Rückſicht auf ihre Bitten und bewegliche Vorſtellungen, einen allgemeinen Frieden, an welchem die Städte nicht eher, als bis ſie ſich mit den Fürſten würden ausgeſöhnt haben, Theil nehmen, und ſo lange ſie dieß nicht gethan haben würden, von denſelben als Störer des Friedens behandelt werden ſollten. So warf er die ihm in ſeiner Lage ſo wichtige Freundſchaft der Reichsſtädte, deren ſämmtliche Bündniſſe jetzt mit einem Male geſprengt wurden, von ſich, und unterſtützte die Macht der Fürſten, welche ſich jetzt ebenfalls geneigt fanden, ihre Geſellſchaft zu trennen, und (was ſie ſchon ehemals feſtgeſetzt hatten) die Entſcheidung ihrer Streitigkeiten einem Friedensgericht, zu welchem von ihrer Seite vier Schiedsrichter und eben ſo viele von den Städten, von Wenzel aber ein Vorſitzer oder Obmann ernannt werden ſollte, zu überlaſſen. So kam für einen großen Theil von Deutſchland, nämlich für Bayern, Schwaben, die Rheinländer, Heſſen, Thüringen und Meiſſen, ein Friede zu Stand, der zwar nichts weniger als dauerhaft, (denn der Bund der Schlägler gab ſich noch eine geraume Zeit nicht zur Ruhe, und auch die Fürſten ließen ſichs nicht wehren, Verbindungen zu ſchließen) aber doch auf viele Jahre ſehr wohlthätig für jene Länder geworden iſt.

Außer dieſen Verhandlungen kam Wenzel als deutſches Oberhaupt wenig mehr zum Vorſchein, und er blieb für Deutſchland überhaupt nicht mehr wichtig, als bis auf den Zeitpunkt, da er genöthigt ward, abzutreten. Zu dieſer Erniedrigung bahnte er ſich durch ſein Verhalten in Böhmen, das nicht unvernünftiger hätte ſeyn können, den Weg. Sein Vater hatte daſelbſt ſo vieles zur Verbeſſerung des ſittlichen und phyſiſchen Zuſtandes gethan, daß Wenzel mit kluger Folgſamkeit nur in die ihm vorgezeichneten Fußſtapfen treten, und den noch vorhandenen Unordnungen durch Vorſchriften und Ermunterungen hätte nachhelfen dürfen, um ſolche vollends auszurotten, und das Gute, das bereits im Gang war, zu befeſtigen. Er warf ſich vorerſt mit der Geiſtlichkeit ab, welche durch die Freigebigkeit der Glaubigen, und noch eben durch die außerordentlichen Begünſtigungen ſeines Vaters reich und mächtig, und durch beides üppig geworden war. Eine ſtrenge und anhaltende Anweiſung zu einer weiſen Lebensordnung, und eine zweckmäßige Beſchäftigung, mit einer weiſen Achtung, welche auf die Veredlung der Gemüther zurückwirkt, verbunden, hätte das Uebel ohne öffentliches Aergerniß in kurzer Zeit heilen können; allein dazu hatte Wenzel weder Verſtand, noch gutes Herz genug, und vor allem nicht eigene Unſträflichkeit des Lebens genug. Er haßte die Geiſtlichen, weil ſie ihn an die Vorſchriften der Religion erinnerten, die er bei ſeinem unſittlichen Leben fürchtete. Statt alſo die verſchlimmerten und ausſchweifenden Geiſtlichen ſeiner Zeit zu beſſern, und ihnen wirkſame Mittel zur Verbeſſerung zu verſchaffen, übte er an ihnen perſönliche Rache und Verfolgung aus, und ließ Schuldige, welche er des Nachts, von der Wache begleitet, oft in eigener Perſon aufſuchte, vor den Augen des Volkes auf die beſchimpfendſte Art züchtigen, und entehren. Er machte ſich ein Feſt aus ihren Strafen und Einkerkerungen, ſo wie ſich Leute ſeiner Art gewöhnlich auch ein Verdienſt daraus machen; aber ſeine durchaus ungebändigte Gemüthsart riß ihn nicht ſelten noch weiter hin. Er hatte ſich vorgenommen, einen Geiſtlichen, der ſich an ſeinem Hofe aufgehalten, und der ſich, als eine ſeltene Ausnahme, in ſeine Gunſt zu ſetzen gewußt hatte, auf eine außerordentliche Art zu belohnen, und in ſolcher Abſicht die reiche Abtei Kladrau, nach dem Hintritte des ſchon bejahrten Abtes, in ein Bisthum zu verwandeln. Man mochte am erzbiſchöflichen Konſiſtorium dieſe Abſicht des Wenzel nicht gewußt, oder wenn man ſie wußte, nicht für dienlich und rechtmäßig gehalten haben; und als der Abt ſtarb, wurde, nach dem Herkommen, ſogleich wieder eine neue Wahl vorgenommen, und vom Konſiſtorium beſtätiget. Wenzel ergrimmte bei dieſer Nachricht, befahl dem Erzbiſchof, der ſich auf ſeinem Schloſſe Raudnitz befand, nach Prag zu kommen, und ließ ihn bei ſeiner Ankunft mit den Domherren, welche mit ihm angekommen waren, gefangen ſetzen. Der Erzbiſchof fand Gelegenheit, ſich durch die Flucht zu retten, worüber Wenzel aufs neue ergrimmte, und ſich ſoweit vergaß, daß er dem Domdechant, welcher ihm auf ſeine Frage, wer den Erzbiſchof zur Flucht verleitet habe, nicht geantwortet haben mochte, wie er wünſchte, den Kopf mit dem Kopfe des Degengefäßes blutig ſtieß, und ihn gebunden zum Schloßhauptmann zu bringen befahl, indeſſen die andern Geiſtlichen nach dem Gefängniſſe auf dem Rathhauſe geführt wurden. Unter dieſen befand ſich der biſchöfliche Generalvikar Johann Nepomuck (von Pomuck), welcher als ein Mann von großem Verſtand und ungeheuchelter Frömmigkeit in allgemeinen Achtung ſtand. Bei einbrechender Nacht begab ſich Wenzel in das Gefängniß, und quälte die Geiſtlichen mit verſchiedenen Fragen, welche ſie nicht im Stande waren, zu beantworten. Vor allen Dingen verlangte er zu wiſſen, welchen Entſchluß der Erzbiſchof, indem er ſich flüchtete, gefaßt habe. Der erzbiſchöfliche Hofmeiſter, und der Domherr Wenzel (welcher zugleich Probſt zu Meiſſen war) ſtellten einen ſchriftlichen Eid aus, daß ſie die Parthei des Erzbiſchofes künftig nicht mehr halten wollten, und wurden entlaſſen; aber der Generalvikar Johann, dann der Official Puchnick, welche ihren Erzbiſchof weder verlaſſen wollten, noch von ſeinen Abſichten etwas entdecken konnten, wurden auf Befehl des Wenzel auf die Folter gebracht. Vom Generalvikar, welcher der Beichtvater der Königinn war, verlangte Wenzel ſogar die Geheimniſſe der Beicht. Der Unſinnige war niederträchtig und grauſam genug, ſelbſt die Mordfackel zu ergreifen, und die Unſchuldigen zu martern. Der Official konnte vor Schrecken, oder vor den Qualen der Schmerzen nichts ſprechen, aber Johann, der ſich vollkommen gegenwärtig und unerſchrocken blieb, redete ihm die ganze Zeit deſto nachdrücklicher zu, was ihn vollends in Wuth verſetzte, ſo daß er beide von der Folter herabzunehmen, und den Generalvikar zu erſäufen befahl. Dieſer ſchreckliche Befehl wurde auch vollzogen, indem man den Unſchuldigen, die Hände auf den Rücken gebunden, und mit verſperrtem Mund, nach Mitternacht, und in möglichſter Stille, nach der Brücke der Moldau führte, und hinabſtürzte den 16ten Mai

1393. Die Nachricht von ſeinem Tod erfüllte ganz Böhmen mit einer unbeſchreiblichen Beſtürzung, und ſelbſt Wenzel that, oder ſprach den Tag darauf, als wäre er gerührt. Er bekannte, daß er ſich übereilt habe, und bat den Erzbiſchof, nach Prag zu kommen, und ihm zur Genugthuung eine Kirchenbuße, welcher er ſich gerne unterwerfen wollte, aufzulegen; allein der Erzbiſchof kam nicht, und wußte vermuthlich nur zu gut, aus welchem Herzen das leere Verſprechen gekommen ſey.

Aber Wenzel hatte ſich nicht allein das Mißvergnügen der Geiſtlichen, ſondern noch in einem ungleich bedeutendern Grad die Abneigung des Adels zugezogen, und die tyranniſche Mißhandlung des Johann Nepomuck, welcher ſeines untadelhaften Lebens, und ſeiner ausgezeichneten Tugenden wegen ſchon bei ſeinem Leben unendlich geſchätzt, und bald nach ſeinem Tode den wunderthätigen und heiligen Martyrern der katholiſchen Kirche beigezählt worden iſt, brachte es zur Reife. Wenzel hatte das ordentliche Regieren, die Einleitung und Behandlung der Geſchäfte nach den Vorſchriften der Landesgeſetze und des Herkommens von jeher zu läſtig gefunden, und willkührlich regiert, willkührlich verordnet, und diejenigen, welche ſich ſeinem Verfahren widerſetzten, auf der Stelle, und auf eine Art, welche ſie, oder (wenn ſie aus dem Wege geräumt wurden) ihre Freunde und Anhänger noch mehr erbitterte, gezüchtiget. Im Jahre 1384 ließ er einige vom Adel, welchen überhaupt das ungewohnte Verfahren des Wenzel höchſt ſchmerzlich fiel, ins Gefängniß werfen, und als ſich bald darauf die Bürger von Prag nicht weniger mißvergnügt bezeigten, und Berathſchlagungen, wie ihnen zu helfen ſeyn möchte, anſtellten, ließ er die bürgerlichen Rathhäuſer mit deutſchen Rathsverwandten beſetzen, und zwei vornehme Bürger enthaupten. Einige Zeit darauf fiel es ihm ein, die königlichen Kammergüter, deren größter Theil von ſeinen Vorfahrern an die böhmiſchen Herren und Ritter verſetzt worden war, einzuziehen, was er auch mit gehöriger Klugheit und Vorſchrift allerdings hätte thun können; aber Wenzel fand es für überflüſſig, die Güter durch den langſamen Weg geſetzlicher Beſcheidenheit an ſich zu bringen; er ließ die Inhaber ſolcher Güter nach Wilemow, unter der Androhung ſeiner Ungnade, welche die ausbleibenden treffen ſollte, berufen. Die Angekommenen, welche aber bei weitem den geringſten Theil derjenigen, welche hätten kommen ſollen, ausmachten, fanden unter freiem Himmel drei Zelte, ein ſchwarzes, ein rothes, und ein weiſſes. In dem ſchwarzen ſaß Wenzel, mit einer zahlreichen Mannſchaft umgeben. Die Vorgeladenen mußten, einer nach dem andern, vor dem Wenzel erſcheinen, und ſollten über den Beſitz ihrer Güter ſtrenge Fragen beantworten. Diejenigen, welche ſich weigerten, wurden ſogleich nach dem rothen Zelte geführt, und geköpft; die andern aber, welche ſich nachgiebig bezeigten, kamen in das weiße Zelt, und behielten die Güter auf ihre Lebenszeit. Daß ein ſolches Verfahren das Mittel nicht ſey, ſich das Zutrauen des Adels zu gewinnen, erfuhr Wenzel alle Augenblicke, ohne ſich daran zu kehren und klügere Maßregeln zu ergreifen. Als er im Jahre 1391 auf den Reichstag nach Nürnberg reiſte, hielten die Adeligen eine Zuſammenkunft, worin ſie, was nicht anders zu erwarten war, ſich wechſelweiſe klagten, und helfen zu können wünſchten. Wenzel ließ bei ſeiner Zurückkunft zwei böhmiſche Herren, welche bei jener Verſammlung das Wort geführt hatten, gefangen ſetzen und enthaupten; und weil er ſich unmöglich vorſtellen konnte, daß nicht auch die Bürger von Prag gleiche Geſinnungen mit dem Adel nährten, ſo beliebte es ihm, die Vorſteher derſelben, wiewohl er zur Zeit nichts Anſtößiges wider ſie vernommen hatte, auf eine ganz beſondere Art zu quälen. Er lud die Bürgermeiſter zur Tafel, während welcher der Scharf=

richter, ſein lieber Gevatter, hereintrat, und ſich erkundigte, was er denn zu befehlen habe. Wenzel befahl ihm, indeſſen nur drauſſen zu warten, indem er nach der Tafel Arbeit genug bekommen würde. Wenzel ſtellte hierauf an die Bürgermeiſter verſchiedene Fragen, zumal ſolche, welche auf die Treue und Ergebenheit für ihn führten, und welche von den Bürgermeiſtern nach ſeinem Wunſche beantwortet wurden. Nach der Tafel entließ er ſie.

Indeſſen bekam Wenzel, nach dem natürlichen Gang ſolcher Ereigniſſe, nur um ſo mehr Urſache, ſich zu fürchten, je größer und allgemeiner die Furcht wurde, welche er allenthalben um ſich her zu verbreiten ſuchte; und je mehr er die Leute hinderte, zuſammen zu ſprechen, deſto mehr nöthigte er ſie, zuſammen zu denken, worin es endlich ſoweit kam, daß ſich einige böhmiſche Herren an Wenzels Bruder Sigmund, der ſeit 1386 König von Ungarn war, wandten, welcher ihre Beſchwerden ſo gegründet fand, daß er ihnen ſogleich ſeine Unterſtützung verſprach. In dieſer Abſicht errichtete er auch unverzüglich mit ſeinem Vetter Jobok, Markgrafen in Mähren, dann mit dem Herzog Albrecht von Oeſterreich und dem Markgrafen Wilhelm I. von Meiſſen ein Bündniß, das, nach der damaligen Gewohnheit, in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, und wider Jedermann, welchen zu beſchränken man ſich veranlaßt ſehen würde, gerichtet war; und nun erwartete man nur noch eine weitere Veranlaſſung, oder gute Gelegenheit, das gefaßte Vorhaben ins Werk zu ſetzen. Die Nachricht von der Ermordung des pragiſchen Generalvikars erfüllte die Verbündeten mit einem ſolchen Entſetzen, daß ſie glaubten, nicht genug eilen zu können, um ein menſchliches Weſen ſolcher Art für Menſchen unſchädlich zu machen. Markgraf Jodok überfiel alſo den Wenzel, da er eben im Minoritenkloſter zu Beraun das Mittagsmahl einnehmen wollte, und führte ihn mit Hilfe einiger böhmiſcher Edelleute auf das Schloß nach Prag, wo ſie ihn dem Burggrafen in Verwahrung gaben, den 8ten Mai 1394.

Die eigentliche Abſicht der Herren, welche ihn in Verwahrung hielten, war, ihn dahin zu bewegen, daß er die Regierung beſſern Leuten überlaſſen, ſich mit der Würde eines Königs begnügen, übrigens aber die volle Freiheit genießen ſollte, ſo oft und ſo viel er wollte, zu jagen und zu trinken. Wenzel, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen, welches ihn anfangs darüber befallen hatte, daß ſich Jemand erfrechen konnte, ſeiner Hoheit nahe zu treten, erholet hatte, willigte auch wirklich ein; er ließ ſich gefallen, daß Jodok die Hauptmannſchaft über das Königreich Böhmen übernahm, verſprach auch weiter, Jedermann bei ſeinen Rechten und Freiheiten zu laſſen, und ſchickte ſich bereits zu ſeiner neuen Lebensart, welche den Böhmen nicht übel bekommen haben mochte, an, als ſein jüngſter Bruder, Markgraf Johann von der Lauſitz, mit einem Male alles wieder verdarb. Johann war Wenzels nächſter Erbe, und glaubte unmöglich zugeben zu können, daß ſich in Böhmen Jemand anderer außer ihm einen wichtigen Einfluß verſchaffte. Er eilte daher mit einem Heere nach Prag, wo man ihn zwar einließ, aber den Wenzel dem Burggrafen Heinrich von Roſenberg übergab, der ihn nach verſchiedenen Schlöſſern, und endlich gar nach Oeſterreich, auf das den Herrn von Stahremberg angehörige Schloß Wiltberg, brachte; allein der Markgraf Johann, nachdem er ſich von den Pragern die Zuſicherung, daß ſie ihn auf alle Fälle als König von Böhmen erkennen wollten, hatte ertheilen laſſen, hielt ſich an die Güter der Roſenberger, worauf er ſo lange, und ſolche Verheerungen vornahm, daß ſich dieſelben, zumal, da auch die deutſchen Fürſten die Sache nicht gleichgültig anſahen, entſchloßen, den Wenzel (den 14. Aug. 1394) loszugeben, welcher dann auch in dem Augenblick, in welchem er die Regierung wieder übernahm, Beweiſe ablegte, daß er derſelben nicht fähig ſey; er ließ ſogleich einer Menge Bürger, welche ſeine Gefangenſchaft mochten gewünſcht haben, die Köpfe abſchlagen, ſo, daß ihn, weil die einheimiſchen Kriege von neuem begannen, ſein Bruder Sigmund von Ungarn, und der Markgraf Jodok gleichſam nöthigen mußten, doch ihrem guten Rath zu folgen, und die Zerrüttungen durch ihre Vermittlung beilegen zu laſſen, deren Hauptinhalt darin beſtand, daß Wenzel diejenigen Staatsräthe, welche die Vermittler nannten, als ſolche erkennen, und künftig nur mit dem Vorwiſſen, und der Gutheiſſung dieſer Räthe die Geſchäfte des Reichs behandeln, und daß er dieſelben keineswegs ſollte abſetzen können; auch ſollte alles, was während den vorgegangenen Unruhen einer dem andern abgenommen, wieder zurückgeſtellt, die Landtafel wieder eröffnet, und die Geſetze des Landes in ihre vorige Kraft geſetzt werden; aber auch jetzt blieb Wenzel eben derſelbe, und fuhr ohne Nachdenken und Grundſätze fort, zu thun, was ihn ſein grober Inſtinkt thun hieß; er erinnerte ſich, daß ſich einige vom Adel, welche von ſeiner Leibwache geweſen, ſeiner Gefangenſchaft hätten widerſetzen ſollen, und ließ im Karlſtein vielen derſelben die Köpfe abſchlagen. Auch die Bürger von Prag belegte er aus gleichen

Urſachen mit den empfindlichſten Geldſtrafen, und die Verachtung, und der Haß gegen ſeine Perſon vermehrte ſich mehr, als jemals.

Man kann ſich leicht denken, daß ein ſolcher Regent den deutſchen Fürſten nicht weniger Urſache werde gegeben haben, über ihn mißvergnügt zu ſeyn. Wenzel hatte eben ſo wenig Luſt als Zeit, ſich mit den deutſchen Händeln, deren Schlichtung eine anhaltende perſönliche Sorgfalt und Anſtrengung erforderte, abzugeben. Auf ſeiner Stube, auf weichen Kiſſen, und im Arme der Trägheit, in Geſellſchaft von verächtlichen Schmeichlern und Spaßmachern, zumal ſeines lieben Gevatters, des Scharfrichters, bei Trinkgelagen, welche bis an den hellen Tag fortgeſetzt wurden, da ſchien er ſich zu gefallen. Er begieng die Unvorſichtigkeit, den deutſchen Geſandten, als ſie während den Kriegen der Städte mit den Fürſten nach Prag kamen, und ihn erſuchten, nach Deutſchland zu reiſen, ins Angeſicht zu ſagen, daß er nicht wüßte, was er daſelbſt zu thun hätte; wer ihn beſchauen wollte, ſollte nach Prag kommen; und als (nachdem er ſeit dem J. 1391, ſechs volle Jahre nicht mehr nach Deutſchland gekommen war) eine neue deutſche Geſandtſchaft bei ihm ankam, und ihn, da ſie ihn für alle Erinnerungen an die Pflichten eines deutſchen Monarchen ganz und gar erſtorben und gleichgültig ſah, mit den Vorſtellungen des Ruhms, den er ſich als Mittler von Deutſchland erwerben würde, zu ermuntern ſuchte, gab er zur Antwort: „Bei euch giebt es immer vielen Ruhm und Ehre, aber keinen Gewinn.“

Aber bald darauf geruhte Wenzel gleichwohl ſich zu erheben. Es hatte ihm im J. 1395 beliebt, dem Reichsſtatthalter in Italien Johann Galeaz Visconti, gegen eine Summe von hunderttauſend Goldgulden den Titel eines Herzogs von Mailand erblich zu verleihen, und die Einwilligung der Reichsfürſten bei Seite zu ſetzen. Den Kurfürſten war ein ſolcher eigenmächtiger Schritt nichts weniger, als gleichgültig, und da ſich mehrere Beſchwerden und Angelegenheiten, ohne deren Beilegung der Friede in Deutſchland unmöglich länger beſtehen konnte, häuften, ſo beſchloßen ſie, mit den deutſchen Fürſten im J. 1397 eine Zuſammenkunft in Frankfurt zu halten, und den Wenzel einzuladen. Wenzel erſchien nicht, fand aber, da die Berathſchlagung demungeachtet vor ſich gegangen, und für ihn zu fürchten war, daß die Fürſten mehrere Verſammlungen, ohne ihn beizuziehen, halten möchten, für gut, einen Reichstag nach Frankfurt auf das folgende Jahr 1398 auszuſchreiben. Er kam dießmal wirklich, und verlängerte den Reichsfrieden vom J. 1391 auf weitere zehn Jahre. Die Fürſten trugen ihm hierauf mündlich und ſchriftlich ihre Beſchwerden vor; allein Wenzel ſetzte ſeine Reiſe fort, ohne mit der Unterſuchung derſelben im Geringſten ſich abzugeben.

Dieſe weitere Reiſe war vielmehr die Veranlaſſung, daß Wenzel dießmal, wie im Vorübergehen, nach Frankfurt gekommen war. Sein eigentlicher Endzweck war, nach Rheims zu gehen, und mit dem Könige von Frankreich Karl VI. wegen der noch immer fortdauernden Pabſtenwahl eine geheime Berathſchlagung zu halten. Wir haben im Leben Karl IV. gehört, daß im J. 1378 zwei Päbſte, Urban VI., und Clemens VII. gewählt wurden, von welchen jener zu Rom, dieſer zu Avignon ſeinen Sitz genommen, jener den Kaiſer Karl IV., dieſer den König von Frankreich zum Hauptbeſchützer gehabt hat. Als Urban VI., für welchen ſich auch Wenzel mit den deutſchen Fürſten auf ſeinem erſten Reichstag zu Frankfurt erklärt hatte, im J. 1389 mit Tod abgieng, wurde noch im nämlichen Jahre von den in Rom anweſenden Kardinälen Bonifaz IX. gewählt, und das Nämliche geſchah zu Avignon nach dem im J. 1394 erfolgten Hintritt Clemens VII., wo von den franzöſiſchen Kardinälen Benedikt XIII. gewählt wurde. Beide Neugewählte bewarben ſich um die Freundſchaft des Wenzel, der zwar die Wahl des Bonifaz für rechtmäßig, aber auch ſehnlich eine Vereinigung aller Fürſten wünſchte. Dieß war auch der allgemeine Wunſch aller europäiſchen Höfe, und es wurden nicht nur einzelne gelehrte und fromme Männer, ſondern die berühmteſten hohen Schulen über die Mittel zu Rath gezogen, durch welche der Spaltung abgeholfen werden möchte. Man war endlich darin übereingekommen, daß es kein zuverläſſigeres Mittel gäbe, als daß man beide gewählte dahin brachte, freiwillig abzudanken, und eine neue Pabſtwahl vor ſich gehen zu laſſen, und Wenzel ſollte dieß Vorhaben vorzüglich unterſtützen. Wenzel ließ ſich auch bei dem Zuſammentritte zu Rheims ganz geneigt dazu finden, und ſchickte ſowohl an Bonifaz IX., als an Benedikt XIII., Geſandte, welche bei beiden die freiwillige Abdankung bewirken ſollten, ab, wodurch er ſich das Mißfallen des Bonifaz im äußerſten Grade zuzog.

Wenzel hatte es kurz zuvor auch auf einer andern Seite verſehen. Nach dem Tode des Erzbiſchofs Konrad II. von Mainz wurde vom mainziſchen Domkapitel Graf Gottfried von Leiningen zum Erzbiſchofe gewählt; allein der Graf Johann von Naſſau hatte nicht weniger Luſt, Erzbiſchof zu werden, und brachte es wirklich dahin, daß ihn Pabſt Bonifaz als Erzbiſchof erklärte. Wenzel hatte ſich aber, ehe dieß geſchah, für den Grafen von Leiningen erklärt, daß demnach der Graf von Naſſau beſorgt wurde, daß ihm ſeine Würde wohl gar wieder beſtritten werden möchte, falls Bonifaz, von welchem er ſie erhalten hatte, zum Abbanken genöthigt werden ſollte. Dieſer Herr blieb alſo nicht ſäumig, vielmehr auf die Abdankung des Wenzel den Bedacht zu nehmen.

Wenigſtens brauchte der Vorwand dazu eben nicht weit hergeſucht zu werden, und man hielt ſich auch an den nächſten den beſten. Wenzel that nach ſeiner Zurückkunft ſo wenig für Deutſchland, als er ehemals gethan hatte, und um den Zumuthungen, daß er ſich doch einmal thätiger bezeigen möchte, auszuweichen, begieng er noch die Unvorſichtigkeit, die Verweſung der deutſchen Reichsgeſchäfte ſeinem Bruder Sigmund zuzudenken. Die Folge davon war, daß im Jänner 1399 die Kurfürſten von Mainz, Köln, Pfalz und Sachſen zu Marburg einen gemeinſchaftlichen Entſchluß faßten, Niemand als Reichsverweſer zu erkennen, und daß ſie zugleich eine weitere Verabredung, welche mit noch mehreren Fürſten im Monat September zu Mainz gehalten werden ſollte, beſchloſſen, bei welcher auch wirklich mehrere anſehnliche Fürſten ſich einfanden, und zur Entſetzung Wenzels und einer neuen Wahl bereits ihre Einwilligung gaben, mit der Bedingniß jedoch, daß der neue König aus den Häuſern Bayernpfalz, Sachſen, Meiſſen, Heſſen, der Burggrafen von Nürnberg, und der Grafen von Würtemberg gewählt werden ſollte. Wenzel ſchrieb ſeiner Seits einen Reichstag, welcher vierzehn Tage nach Michaeli 1399 zu Nürnberg gehalten werden ſollte, welcher aber nicht zu Stande kam, aus, und ſchickte zugleich an die verſammelten Fürſten verſchiedene Geſandtſchaften, deren für ihn vorgebrachte Entſchuldigungen und Abmahnungen theils gar nicht angehört, theils nicht beherziget worden ſind. Dieß letztere geſchah vorzüglich auf einer Verſammlung, welche die Fürſten den 22. Mai 1400 zu Frankfurt anſtellten, indem ſie den Wenzel auf eine andere Verſammlung, welche den 11. Auguſt deſſelben Jahres zu Oberlahnſtein, Renſe gegenüber gehalten werden ſollte, ordentlich zur Verantwortung vorluden, mit dem Beiſatze, daß ſie ſich, auf den Fall ſeines Ausbleibens, veranlaßt ſehen würden, das Reich, für deſſen Wohlfahrt ſie ſorgen müßten, nützlicher zu beſtellen.

Wenn Wenzel von dieſer Verſammlung wegblieb, ſo erſparte er ſich wahrſcheinlich nur eine perſönliche Demüthigung. Die Urſachen, welche die Unternehmer dieſer Verhandlungen als Veranlaſſungen zu Wenzels Entſetzung aufſtellten, waren, wie die Sicherheitsmaßregeln, welche ſie vorher nahmen, ſo beſchaffen, daß ſie, wenn auch Wenzel zu ſeiner Rechtfertigung alles Mögliche geſagt hätte, gegolten haben würden. Sie konnten unmöglich vergeſſen haben, was in Rückſicht der deutſchen Wahlfreiheit, als einer durchaus weltlichen Angelegenheit, auf dem erſten Kurverein zu Renſe, und dem von K. Ludwig im J. 1338 zu Frankfurt gehaltenen Reichstag beſchloſſen worden war. Damals, da ſie einen Kaiſer erhalten wiſſen wollten, riſſen ſie ſich in dieſem Stücke vom päbſtlichen Stuhle los; jetzt, da ſie einen andern entfernen wollten, ſchloßen ſie ſich in dieſer Hinſicht an eben denſelben Stuhl an, und trugen kein Bedenken, ſich der Nachwelt als Männer, welche nach Launen oder nach Leidenſchaften, nicht nach Grundſätzen handelten, darzuſtellen. Die Beſchuldigungen, welche Wenzel, wenn er gekommen wäre, hätte anhören müſſen, waren in der Hauptſache dieſe, daß er ſich nicht genug Mühe gegeben habe, die Eintracht der Kirche herzuſtellen, daß er den Viſconti zum Herzog von Mailand erhoben, daß er die Befehdungen in Deutſchland nicht abgeſtellt, und endlich daß er, was für einen deutſchen Monarchen höchſt unanſtändig ſey, viele rechtſchaffene Männer mit eigener Hand, oder mit Beihilfe anderer, gemordet habe. Dieſer letzte Vorwurf betraf den Wenzel eigentlich als König von Böhmen, und die Verleihung des herzoglichen Titels an den Viſconti war, da ſich Wenzel die Lehenshoheit des deutſchen Reiches vorbehielt, kein Hauptfehler. Die übrigen, und zwar die Hauptbeſchuldigungen waren ſo beſchaffen, daß es nicht einmal ganz in der Macht des Wenzel ſtand, denſelben vollkommen abzuhelfen. So wenig Wenzel der deutſchen Krone würdig war, ſo wenig war er in Rückſicht der Vorwürfe, welche man ihm machte, derſelben zu berauben. Das hinderte aber die vier rheiniſchen Kurfürſten (die einzigen, welche nach Oberlahnſtein gekommen waren) nicht, ihr Vorhaben auszuführen, ſondern, nachdem ſie zehn Tage auf den Wenzel vergeblich gewartet, ſprach der Kurfürſt von Mainz vor dem Thore zu Oberlahnſtein in Gegenwart vieler Reichsfürſten, Grafen und Herren, den 20. Aug. 1400, das Urtheil, daß der bisherige König Wenzel ſeiner Würde ſich verluſtig gemacht habe. Hierauf übertrug der Kurfürſt Ruprecht von der Pfalz dem Erzbiſchofe und Kurfürſten von Mainz ſeine Stimme bei der künftigen Wahl, welche von den drei geiſtlichen Kurfürſten gleich den folgenden Tag nach der Entſetzung Wenzels auf dem Königsſtuhle bei Renſe vorgenommen worden, und auf Kurfürſten Ruprecht ausgefallen iſt.

Wenzel that einige Male, als mißfiele ihm die Sache; allein alles, was er unternahm, dieſelbe zu zernichten, verdient eigentlich (wie im Leben des Ruprecht vorkommen wird) den Namen einer ernſtlichen Unternehmung nicht. Ihm war gut eſſen und trinken, und ſeines faulen Fleiſches pflegen lieber, als für Deutſchland arbeiten, wo es ohnehin ſo weit gekommen war, daß jeder Große that, was ihm beliebte. Benutzt hatte er Deutſchland bereits ſchon, ſo weit es nämlich ſeine Thätigkeit zuließ, wie ihm dann die Kurfürſten, welche ihn abſetzten, ſogar den Vorwurf machten, daß er leere geſiegelte Papiere, worauf ſich jeder zu ſeinem Vortheil etwas ſchreiben konnte, um Geld ausgetheilt habe; aber jetzt gieng ſo etwas ſo leicht nicht mehr an, doch wollte ihm noch das Glück, daß ihm aus Deutſchland noch einige Sporteln, welche ganz nach ſeinem Wunſche waren, eingiengen. Als nach Ruperts Erwählung die ſämmtlichen Reichsſtände Deutſchlands aufgefordert wurden, dem neuen römiſchen König zu huldigen, trugen einige deutſche Reichsſtädte, aus altdeutſcher

Redlichkeit, ein Bedenken, es zu thun, und wünſchten, daß Wenzel ſie zuvor der ihm geſchwornen Treue entlaſſen möchte. Der Magiſtrat von Nürnberg ſchickte eigene Abgeordnete nach Prag, und bot ihm um die Entlaſſung zwanzigtauſend Goldgulden; aber Wenzel gab ihnen zur Antwort: „Wenn ihr mir vier Fuder Weins von Bacharach ſendet, ſo ſollt ihr entlaſſen ſeyn. Dieſer Wein war vorzüglich des Wenzels Element. Als man ihm einſt die Nachricht brachte, daß ſein Schloß Wiſchehrade beinahe ganz abgebrannt ſey, war ſeine erſte Frage: ob auch der Weinkeller Schaden gelitten hätte; und als er hörte, daß er erhalten ſey, ſagte er: „So mag meinetwegen noch ein Schloß abbrennen, wenn nur mein Rheinwein erhalten wird.“

Doch leiſtete Wenzel einige Jahre nach ſeiner Entſetzung dem deutſchen Reiche einen wichtigen Dienſt, wiewohl dieß eben ſeine Abſicht keineswegs war. Wir haben gehört, daß ſein Vater, Kaiſer Karl IV., die Deutſchen, wie er nur konnte, nach Prag gezogen, und daſelbſt vorzüglich begünſtiget habe. Wenzel ahmte ihn hierin nach, und beſetzte nicht nur die erſten Lehrſtühle auf der hohen Schule, ſondern auch die vornehmſten Aemter, ſo wie die drei bürgerlichen Rathhäuſer zu Prag, meiſtens mit Deutſchen, und gab dieſen überall den Vorzug. Da ſich dieſe aber nicht immer beſcheiden genug gegen die Böhmen betrugen, ſo kam es endlich zu Schlägereien, welche Wenzel nicht nur nicht beſtrafte, ſondern an denſelben ſein Wohlgefallen bezeigte. Da ſich endlich die Böhmen nicht mehr zu helfen wußten, wandten ſie ſich an einen Mann, der bei ihnen im größten Anſehen ſtand, und was die Hauptſache war, der ganz das Zutrauen des Wenzel beſaß, an Johann Huß (von Huſynecz in Böhmen gebürtig), der damals öffentlicher Lehrer auf der hohen Schule zu Prag, und Prediger war. Huß war ein ſcharfſinniger, feiner und beredter Mann, und ſein ſtrenger, von allen Ueppigkeiten der Welt entfernter Lebenswandel, ſein gefälliges, dienſtwilliges, und auch gegen den geringſten Menſchen ſich herablaſſendes Betragen, wozu noch eine ehrwürdige Leibesgeſtalt kam, war ganz dazu gemacht, dem Volk ſowohl ein unumſchränktes Vertrauen gegen ſich einzuflößen, als dieſes für daſſelbe zu verdienen. Huß, der ſchon für ſich ſelbſt der eifrigſte Böhme war, wußte ſowohl die berühmteſten Männer der hohen Schule zur gemeinſchaftlichen Sache zu ziehen, als auch den König Wenzel dahin zu bereden, daß er die Einrichtung ſeines Vaters, vermöge welcher bei Wahlen die Ausländer drei Stimmen, und die Böhmen nur eine hatten, abänderte, und vielmehr den Böhmen drei Stimmen, den Ausländern aber nur eine zugeſtand; auch hatte Huß es dahin gebracht, daß in den bürgerlichen Rathhäuſern, wo ſechzehn deutſche, und nur zwei böhmiſche Rathsverwandte ſaßen, künftig ſechzehn böhmiſche, und nur zwei deutſche ſitzen ſollten. Dieß ärgerte die Deutſchen dergeſtalt, daß ſie ſich erklärten, eher die Stadt Prag, als ihre bisher genoſſenen Vorrechte verlaſſen zu wollen. Die deutſchen Lehrer verließen auch wirklich mit ihren Schülern die Stadt im Jahre 1408, und legten unter der Begünſtigung deutſcher Fürſten verſchiedene hohe Schulen in Deutſchland an.

Wenzel begünſtigte den Huß als Prediger noch weit mehr, und zog dadurch, indem er die Folgen nicht überdachte, ſich ſelbſt die ſchwerſten Verdrießlichkeiten, und der böhmiſchen Nation unausſprechliche Uebel zu. Er hatte ſeine herzliche Freude daran, daß Huß, als ein ſtrenger Sittenprediger, wider die damals herrſchenden Laſter des Adels heftig herfuhr, und als Huß bald auch wider die Fehler der Geiſtlichen loszog, und dieſe ſich bei ihm darüber beſchwerten, gab er ihnen mit Lächeln zur Antwort: „Es hat euch nicht mißfallen, daß Huß auf den Adel ſo bitterlich loszog; ihr müßt euchs nun auch gefallen laſſen, daß er euch berührt.“ Aber Huß berührte auch bald die Päbſte, Kardinäle und Biſchöfe, und legte auch hier bei Wenzel und bei dem ganzen böhmiſchen Hofe eine große Ehre ein, indem er anfänglich ſeine Reden gegen den Pabſt Bonifaz IX. richtete, welchen man an ſeinem Hofe im Verdacht hatte, daß er die Kurfürſten zu ſeiner Entſetzung verleitet habe. Huß, dem der laute Beifall äußerſt ſchmeichelte, wurde bald weiter hingeriſſen. Da eine elende Diſputiererei eine Hauptſache unter den damaligen Gelehrten war, ſo bot Huß allen ſeinen Scharfſinn und Fleiß auf, um bei öffentlichen Diſputationen ſolche gelehrte Einwürfe, oder vielmehr gelehrte Räthſel, bei welchen die deutſchen Lehrer verſtummen ſollten, auf die Bahn zu bringen, und da er die Schriften des Wiclef, eines Lehrers auf der hohen Schule zu Oxfort, welcher das ganze Kirchenſyſtem angriff, in die Hände bekam, ſo fand er dieſelben zu ſeinem Zwecke ſo dienlich, daß er, ohne es vielleicht anfangs im Ernſte zu wollen, in ſeinen Behauptungen bald alle Schranken durchbrach. Wenzel, welcher nie darüber nachgedacht, noch weniger in der Geſchichte geleſen hatte, wie gefährlich ein Unfug dieſer Art in kurzer Zeit werden könne, blieb dabei ſo lange gleichgültig, bis derſelbe tiefe Wurzel gefaßt hatte.

Wenzel, der ſich, ungeachtet aller unangenehmen Erfahrungen, in Böhmen um nichts beſſerte, zog ſich unter ſeinen böhmiſchen Unterthanen täglich ungeſtümere Feinde zu, und im J. 1401 verband ſich ſogar ſein eigener Vetter, Jodok, dann der Erzbiſchof Wolfram von Prag, und andere böhmiſche Herren mit dem neugewählten Rupert, und belagerten ihn in ſeiner Hauptſtadt Prag; und dieſer Gefahr war er kaum dadurch entgangen, daß er ſich entſchloß, einigen böhmiſchen Großen die Regierung auf ein Jahr abzutreten, als im J. 1402 ſein eigener Bruder Sigmund, der ſelbſt gern König in Böhmen ſeyn wollte, ankam, und ihn gefangen nach Wien in Oeſterreich führte. Nach neunzehn Monaten, welche dieſe ſeine zweite Gefangenſchaft gedauert hatte, kam er nach Prag wieder zurück, und blieb eben derſelbe. Die Lehren des Huß, welche bei den Böhmen anfangs hauptſächlich aus der Urſache ſo vielen Beifall fanden, weil diejenigen, welche ſie zuerſt verdammten, Deutſche waren, hatten indeſſen viele tauſend Anhänger erhalten, welche ſich auf dem Berg Hradiſſtie im bechiner Kreis, welchem Berg ſie den Namen Tabor beilegten, verſammelten, und im Julius des J. 1419, vierzigtauſend an der Zahl, nach Prag rücken wollten, um dem Wenzel unmittelbar zu Leibe zu gehen, und nur die Vorſtellung ihres Prieſters, daß ſie von der Unthätigkeit des Wenzel einen größern Nutzen ziehen würden, hielt ſie davon ab. Einige tauſend ließen ſich gleichwohl nicht abhalten, dahin zu gehen, und in Prag eine öffentliche Prozeſſion zu halten, bei welcher Jemand den unzeitigen Eifer hatte, von dem Rathhauſe, wo ſie vorüberzogen, einen Stein herabzuwerfen, welcher den huſſitiſchen Prieſter traf. Sogleich ſtürmten einige das Rathhaus, und warfen dreizehn Rathsverwandte über die Fenſter hinab, welche mit Spießen aufgefangen und ermordet wurden. Wenzel erhielt die Nachricht davon, da er eben bei der Tafel ſaß, und entrüſtete ſich entſetzlich; ja, als einer der Umſtehenden ſich äußerte, daß er ſolche Folgen lange hätte vorherſagen können, riß ihn Wenzel bei den Haaren zu Boden, und er hätte ihn auf der Stelle ermordet, wenn ihn nicht die anweſenden Gäſte mit Gewalt davon abgehalten hätten; allein ſeine Wuth war ſo groß, daß ihn der Schlag berührte, an welchem er nach einigen Tagen ſtarb, den 10. Aug. 1419 im 58ſten Jahre ſeines Alters. Man begrub ihn ganz in der Stille, um ihn Beſchimpfungen, mit welchen ihm das Volk drohte, zu entziehen.

Er hatte ſich zweimal vermählt: a) mit Johanna, einer Tochter des bayeriſchen Herzogs Albert I. von Straubing-Holland; b) mit Sophia, Tochter Herzogs Johann von München. Jene gieng im J. 1386, dieſe im Jahre 1428 mit Tod ab. Beide Ehen waren unfruchbar.

Rupert.

1400 — 1410.

Inhalt. K. Rupert unternimmt, bei der damaligen ungünſtigen Verfaſſung Deutſchlands, die Wiedereroberung von Mailand, die Verbeſſerung der deutſchen Juſtiz, die Erhaltung des deutſchen Staatskörpers, und die Herſtellung der Ruhe im Kirchenweſen vergeblich. Sein Hintritt 1410; Gemahlinn, Kinder.

K. Rupert, Pfalzgraf am Rhein, und Herzog in Bayern, war der Sohn Kurfürſt Ruprechts II. von der Rheinpfalz, und der Beatrix, König Friedrichs von Sicilien Tochter; er war bei weitem einer der beſten Fürſten ſeiner Zeit, allgemein berühmt und geehrt wegen ſeiner unbeſtechlichen Gerechtigkeitsliebe, ſeines erbaulichen Lebenswandels, und ſeiner raſtloſen Thätigkeit, alles Gute zu befördern. Seine Unterthanen ſegneten ſeine an guten Geſetzen und Anſtalten aller Art vortreffliche Regierung, durch welche die Rheinpfalz eines der glücklichſten und angeſehenſten Länder in ganz Europa geworden iſt. So beharrlich und ſtreng er war, ſo herablaſſend, leutſelig, umgänglich und theilnehmend war er zu gleicher Zeit, ſo daß man ihm den ſchönen Beinamen, der Gütige, gab. Die Kurfürſten, welche ihn im J. 1400 zum deutſchen Oberhaupte wählten, wünſchten ſich ſelbſt Glück zu ihrer Wahl, und zweifelten keinen Augenblick, daß er allen ihren Erwartungen entſprechen, und den entſetzlichen Drangſalen abhelfen würde, welche damals ganz Deutſchland und zum Theil ganz Europa zerrütteten. Rupert war jetzt achtundvierzig Jahre alt, und voll des weiſeſten Eifers und beſten Willens.

Die Gegenſtände, für welche ſich Rupert verwenden ſollte, waren, gemäß der Verſicherungen der Kurfürſten, und der betrübten Erfahrungen äußerſt wichtig, und nie waren wichtige Angelegenheiten einem Fürſten beſtimmter und dringender empfohlen worden. Selbſt Rupert hatte ſich ſeine Pflichten, als Kaiſer, vorgezeichnet, und es lag ihm ob, das niederzureiſſen, oder aufzurichten, was nach ſeinem eigenen Urtheile, ſeinen Vorgänger, weil er alles ließ wie es war, der höchſten Reichswürde unwürdig gemacht hatte. Er ſollte alſo dem Galeaz Viſconti Mailand entreiſſen, die Trennung zweier zu gleicher Zeit vorhandenen Päbſte beilegen, das in Deutſchland herrſchende Fauſtrecht unterdrücken, und das Anſehen der Geſetze und des Reichsfürſtenraths herſtellen. Rupert legte auch unverzüglich ſeine Hand an das Werk; allein der Erfolg hieng nicht von ſeinem Eifer allein, ſondern von einer ernſtlichen Unterſtützung, von dem Beſtreben, und der gemeinſchaftlichen Uebereinſtimmung der Reichsſtände ab, von deren damaliger Denkart, und der deutſchen Verfaſſung überhaupt, wo nicht gerade das Gegentheil zu erwarten, doch in keiner Sache, welche auf die Herſtellung der Geſetze, auf die Verbeſſerung der Sitten abzielte, eine einhellige und aufrichtig gemeinte Mitwirkung zu hoffen war. Man war in vielen Dingen zu tief heruntergekommen, und zu dürftig an gründlicher Einſicht, und zu arm an Geiſteskraft geworden, um innerlich überzeugt zu ſeyn, daß der Unordnung geſteuert werden ſollte, und um es, weil man ſich dabei hätte einſchränken und bezähmen ſollen, im Ernſte zu wünſchen. Das ſchlimmſte und am ſchwerſten zu heilende Uebel war das allgemein herrſchende Verderbniß des ſittlichen Zuſtandes, von welchem hier nur ſo viel geſagt werden ſoll, als wir zu wiſſen nöthig haben, um uns in die auffallendſten Erſcheinungen, welche die Thatſachen dieſer Zeit enthalten, finden, und uns ſelbſt auf die wahren Urtheile und Lebensgrundſätze, welche aus den traurigen Erfahrungen abgezogen werden ſollen, hinweiſen zu können. Derjenige Zuſtand von Barbarei, in welchem die Deutſchen zur Zeit ihrer Vereinigung in Staaten und allgemeinen Regierungen ſich befanden, war ſeit einem Zeitraume von mehr als dreizehn Jahrhunderten noch niemals durch dauerhafte Anſtalten verbeſſert, und dieſe Verbeſſerung und Veredlung der Sitten war noch niemals allgemein und einheimiſch geworden. Was zur Zeit Karls des Großen, größtentheils durch perſönliche Verwendungen dieſes erhabenen Mannes, geſchah, war nur ein ſchwacher Anfang, der bald wieder (durch die Streitigkeiten um Herrſchaft, durch die Kriege in Italien, durch Mißhelligkeiten mit dem päbſtlichen Hofe, durch die Kreuzzüge) gehemmt wurde, und was unter den ſchwäbiſchen Kaiſern zur Aufnahme und Beförderung beſſerer Gefühle, feinerer Begriffe von Ruhm und Ehre begann, wurde bereits während der Regierung dieſes Hauſes, und nach der Erlöſchung deſſelben, bald wieder zu Grunde gerichtet. Die vier großen Herzogthümer, Sachſen, Bayern, Franken und Schwaben, wurden zertrümmert, und Deutſchland in eine Menge kleiner Staaten, Fürſtenthümer und Ritterſchaften zerſtückelt, deren Beſitzer ſich alle einander gleich, und durch ihre Unmittelbarkeit und neue Hoheit höher, als die Geſetze zu ſeyn dünkten. Das Fauſtrecht, welches ehemals durch die vier großen Herzoge wenigſtens in Schranken gehalten worden war, wurde zügellos herrſchend, und eine unbeſchreibliche Verwilderung wurde allgemein. Nun hätten die Wiſſenſchaften und die geiſtigern Künſte, welche überall die Menſchen menſchlicher, und ihre Sinnesart milder machen, nachhelfen ſollen; allein man ahnete ihr Daſeyn, ihren Zweck und Einfluß ſo wenig, daß es noch nicht einmal ein Vorurtheil, ſondern ſchlechterdings eine lautere Unwiſſenheit war, wenn man dem Gebrauche des Harniſches, Helmes und Spießes, wenn man einer geübten Fauſt, mit einem großen Grad gedankenloſer Tollkühnheit verbunden, eine größere Wichtigkeit und mehr Ehre zugeſtand, als der ausgezeichnetſten Geiſtesbildung. Es war auch damals nicht mehr der Ritter mit jenem heißen Beſtreben nach den Eigenſchaften und Vorzügen eines feinern und liebenswürdigern Mannes, welches dem ältern Ritter der Minnezeiten wenigſtens nicht unbekannt war, ſondern wer härter, rauher und gröber, ſchlemmender und geſetzloſer ſeyn konnte, wer in den Ruf eines fürchterlichen Raufboldes ſich ſetzen konnte, bildete ſich ein, von ächtem Adel zu ſeyn. Sogar die gewöhnlichen Vergnügungen des Ritters waren Rasereien, und Saufen und Fluchen der herrſchende Ton; daher ſo häufige Thatſachen von den auffallendſten Ungezogenheiten, womit auch Herren von dem glänzendſten Range ſich einander grauſam mißhandelten; daher ſo häufige Meuchelmorde an vornehmen Herren, und ein unbändiges Trotzen und Toben, und ein wildes Abſtreifen aller Schranken, welche auf Mäßigung, Recht und Billigkeit hinzielten. Die Sitten in Städten, wo ſich doch Richter und Gerichtsdiener fanden, waren nicht weniger ausſchweifend und zügellos, und eine zu Grund richtende Ueppigkeit und Verſchwendung, und die gröbſten Ausſchweifungen aller Art hatten auf einen ungeheuern Grad überhand genommen. Die bürgerlichen Polizeiverordnungen, welche, (damit ich einheimiſche Beiſpiele anführe) um dieſe Zeit in München zur Bezähmung der überflüſſigen Schmauſereien, der Kleiderpracht u. dgl. erlaſſen wurden, zeigen zur Genüge, wie ſehr die unſinnige Mode, über ſein Vermögen groß zu thun, eingeriſſen haben mußte; und welche Stufe von ungeheurer Liederlichkeit das unſittliche Weſen erreicht hatte, zeiget die von den Herzogen Erneſt und Wilhelm im Jahre 1433 (nach dem damaligen Beiſpiel anderer deutſchen Städte) anbefohlne Errichtung eines Bordels zu München, „das — zucht *) vnnd Ehrbarkhait an mannen vnnd frawen in irer fürſtlichen gnaden Statt München gefürdert werde **)“. Zu einem Beweis, wie weit es mit der Unwirthſchaftlichkeit und öffentlichen Abhauſung gekommen, dient die damals begünſtigte außerordentliche Vermehrung der Juden, welche durch die, bei ihnen gewöhnlichen, Geldvorſtreckungen und Umtauſche unter allen Klaſſen von Leuten eine ſolche

---

*) Weſtenrieders Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte, Bd. VI. S. 120.

**) Ebend. S. 184.

Geſindelei, und ſo ungeheuere Schulden verurſachten, daß mehrere Landesfürſten (ſo wie auch mehrere Kaiſer) ſich bewogen fanden, ihre Unterthanen von der Verbindlichkeit, die gemachten Schulden zu bezahlen, loszuſprechen, und größtentheils auch die Juden zu verjagen *). Das Verderbniß der vornehmen und gemeinen Landleute war, wo möglich, noch gräßlicher, und es gab in allen deutſchen Ländern ſtehende Heere von Räubern, welche ſich auf Felſen, in dicken Wäldern und unterirdiſchen Klüften ordentliche Wohnungen bauten, die Reiſenden mordeten, und nicht ſelten ganze Dorfſchaften ausplünderten. Dieſer allgemeine und ungeheuere Sittengräuel, von welchem der Verfall der Religion, wie immer, eine unmittelbare Folge war, entſprang aus ſeiner gewöhnlichen Urſache, aus einer noch allgemein herrſchenden Unwiſſenheit, bei der man im Gebiete der Vernunft noch nicht ſo weit vorgerückt war, um den Anbau der Vernunft und eine verhältnißmäßige Bildung und Aufklärung der Vornehmen und Niedern für nothwendig zu halten. Man wußte ſich daher nirgends zu rathen und zu helfen, und ergriff aus Mangel an Nachdenken, und an berichtigten Einſichten al-

---

*) Oefele T. I. p. 105. 327. et passim.

lenthalben gerade ſolche Mittel, das Uebel auszurotten, welche die Eigenſchaft in ſich hielten, daſſelbe zu vermehren. Man dachte nirgends an Anſtalten, bei denen ſich die Menſchheit erholen, und ſich die ſittliche Geſundheit hätte einfinden können, ſondern beſtrebte ſich nur immer, die angeſteckten Glieder von dem Leibe zu trennen, und Uebelthäter aus dem Wege zu räumen; aber ſelbſt in der Art und Weiſe, auf welche man dabei zu Werke gieng, offenbarte ſich eine bedauernswürdige Armuth an Verſtand und Geiſt, und eine ſchaudervolle Barbarei. Einige Zeit that man ſich viel damit zu gut, daß man die Gemeinden jährlich verſammelte, und jeden Einzelnen zu den Heiligen ſchwören ließ, daß er getreu anzeigen wolle, was ihm von den in ſeiner Gemeinde verübten Diebſtählen, Räubereien und andern Uebelthaten, und von den Perſonen, welche ſich derſelben ſchuldig gemacht hätten, bekannt geworden wäre. Man nannte dieſe Verſammlungen, welche bereits von Karl dem Großen erfunden, dann in Weſtphalen nach dem Sturze Heinrichs des Löwen mit einer Feierlichkeit eingeführt worden, und in Bayern und Oeſterreich*) und faſt in allen deutſchen Ländern üblich waren, die Rügen, oder das Rügengericht, und man mußte erſt eine unzählige Menge der traurigſten Erfahrungen machen, um einzuſehen, was ſich bei einer mäßigen Aufklärung des Verſtandes leicht hätte vorherſehen laſſen, daß die Richter durch die dümmſten und leidenſchaftlichſten Anklagen zu Irrthümern und Ungerechtigkeiten verleitet, die Gemeinden unter ſich verhetzet, und eben die Unruhen und Gewaltthätigkeiten, denen man ſteuern wollte, allgemein wurden. Gleich ſchlimme, und wohl noch betrübtere Folgen zogen die Religionsrügen, oder Inquiſitionen nach ſich, indem durch dieſelben, ſtatt daß die Sitten verbeſſert, und geſündere Begriffe hätten eingeführt werden ſollen, falſchen Anklagen und Verläumdungen eine beſtändige Nahrung gegeben, alle Ermunterungen zum Denken erſtickt, und die ſchwärzeſten Bosheiten, Betrügereien und Heucheleien hervorgebracht wurden. Die Schuldigen, oder für ſchuldig erkannten überhaupt, wurden durch ſchreckliche Hinrichtungen aus der Welt geſchafft. Man lieſt in den Geſchichten dieſer Zeit von nichts anderm, als vom Verbrennen, von Einmauerung und dem Hungerstod, von eiſernen, und inwendig mit Spitzen verſehenen Halsringen, vom Hackenwerfen, vom Zerreiſſen, und von Schleifungen mit Pferden, vom Ausreiſſen der

---

*) Script. rer. austr. apud Pez Tom. I. p. 728.

Zunge und Augenausſtechung, vom Erſäufen im Sacke, in welchen man zu der verurtheilten Perſon nicht ſelten zerfleiſchende Thiere, als Katzen, Affen u. dgl. verſchloß, und andern noch gräßlichern Martern und Todesarten, durch welche die Einbildungskraft der Menſchen nur immer mehr verhärtet und verwildert, und bei welcher, wie der Erfolg zeigte, die Gemüther in eine dumpfe Betäubung und Verzweiflung verſetzt, und mit ſtummem Groll und Abneigung gegen alle Obrigkeiten und Lehrer erfüllt wurden. Daß allein ein allgemein verbreiteter und zweckmäßiger Unterricht die groben Verbrechen bei Seite ſchaffen, daß allein die Ermunterung der bildenden Künſte und Wiſſenſchaften den Eingang zu mildern Sitten, zu dem Sinne, bei welchem denkende und geſchickte Obrigkeiten entſtehen, öffnen könne und müſſe, das ahneten und wußten die wenigſten, und dieſe Wenigen liefen bei einem ſolchen Grade von verhärteter Dummheit Gefahr, in die Klaſſe von Irrlehrern und Unruhſtiftern verſetzt, und als ſolche mißhandelt zu werden, falls ſie es im treibenden Ungeſtüm ihres Herzens, laut ſagten.

In einem ſolchen Zeitpunkte nun ſollte K. Rupert auftreten, und Deutſchland beſſer machen, als er es fand. Schon ſein Daſeyn als deutſcher Monarch wurde ſtreitig gemacht. Die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, die Herzoge von Oeſterreich, und viele andere deutſche Fürſten wollten von ſeiner Wahl nichts wiſſen. Die deutſchen Reichsſtädte erklärten ſich ebenfalls, daß ihnen von der Erledigung des Reichs keine geſetzmäßige Anzeige gemacht worden ſey, und Frankfurt und Aachen verſperrten ihm die Thore. Um die erſtern zu gewinnen, mußte er, nach dem alten Herkommen, ſechs Wochen und drei Tage in einem Lager vor der Stadt liegen, und warten, ob ſein Gegner während dieſer Zeit erſcheinen würde, ſich mit ihm wegen der Krone zu ſchlagen, und da ihn die Reichsſtadt Aachen demungeachtet nicht einließ, hatte er keine andere Wahl, als ſich über den Ort der Krönung wegzuſetzen, und dieſe an ſich gleichwohl in einer andern Stadt, wozu er Köln wählte, vom kölniſchen Erzbiſchof Friedrich vornehmen zu laſſen. Wäre es dem Wenzel mit der Behauptung der kaiſerlichen Würde ein wahrer Ernſt, oder wäre er weniger unthätig und gleichgültig gegen alles, was ſich nicht auf träge Ruhe und ein ſinnliches Wohlleben bezog, geweſen, ſo möchte dem neuen König die Behauptung ſeiner Würde ſauer genug geworden ſeyn; aber zum Glück dachte Wenzel nicht nur an keinen bewaffneten Widerſtand, ſondern freute ſich vielmehr, einen guten Vorwand, denſelben zu unterlaſſen, erhalten zu haben. Sein Bruder Sigmund nämlich, trug ihm, doch mit dem Bedingniß, daß er ihm die Lauſitz und einige Grenzländer abtreten und zum Nachfolger in Böhmen erklären ſollte, den Beiſtand der Ungarn an, worüber ſich Wenzel ſehr erzürnt zu ſeyn ſtellte, und die Unterhandlung von ſich wies.

Aber Rupert hatte nicht weniger die dringendſte Urſache, ſich ſelbſt diejenigen, welche ſeine Wahl befördert und unternommen hatten, geneigt zu erhalten, und er eilte daher, den ihm übertragenen Zug nach Mailand und Rom, ſo geſchwind und thätig als möglich ins Werk zu ſetzen; er unterredete ſich zu Nürnberg unverzüglich mit ſeinen Fürſten, fand ſie aber durchaus nicht geneigt, mehr für ihn bei dem bevorſtehenden Zuge zu thun, als ſie ihn vor ſeiner Erwählung hatten hoffen laſſen. Er ſollte Italien für das deutſche Reich erobern; aber für Truppen und Geld ſollte er gleichwohl ſelbſt ſorgen; das letztere ſollte er, hieß es, nur gleich unmittelbar in Italien erheben; und wenn er nicht alles nöthig haben dürfte, ſo ſollte er wegen der fernern Verwendung deſſelben den Rath der Kurfürſten erholen. Rupert wußte noch nicht einmal, wie er, wenn ihm alles, weſſen er bedurfte, in Bereitſchaft geſtanden wäre, nach

Italien kommen könnte. Tyrol hatten drei öſterreichiſche Prinzen, Wilhelm, Leopold IV. und Friedrich IV., von deren ihm widrigen Geſinnungen er ſich wenig Gutes verſprechen konnte, im Beſitz, und wie die Eidgenoſſen, und der Beherrſcher von Savoyen gegen ihn geſinnt ſeyn würden, mußte er erſt erfahren. Von der Freundſchaft des letztern, der ein Anverwandter des franzöſiſchen Hauſes war, konnte er ſich nur wenig verſprechen; aber die Eidgenoſſen gewann er ſich. Um ſich auch die öſterreichiſchen Prinzen zu gewinnen, verſprach er denſelben wichtige Geldſummen, und dem jüngſten eine ſeiner Töchter, Eliſabet, nebſt einem großen Brautſchatz. Dieß that auch die gewünſchte Wirkung, und er erhielt das erfreuliche Verſprechen, daß man ihm nicht nur den Durchzug durch Tyrol nicht erſchweren, ſondern ihm noch weiter eine ergiebige Unterſtützung mit Proviant und Mannſchaft leiſten werde; aber dieß reichte noch lange nicht hin, ihm einen guten Erfolg ſeines Unternehmens zu verſichern; er ſollte auch der Freundſchaft der mächtigen auswärtigen Höfe verſichert ſeyn, und vor allem der Gunſt des Pabſtes Bonifacius IX. ſich zu erfreuen haben. Dieſer letztere, nachdem er noch nicht wußte, wie weit ſich der neue König wider ſeine Gegner erhalten, und ob derſelbe, wenn er ihn unterſtützte, im Stande ſeyn würde, auch ihm eine nachdrückliche Unterſtützung zu leiſten, folgte den Regeln der Klugheit, und indem er eine Antwort ertheilte, welche im Grunde weder entſchieden günſtig, noch abſchlägig war, verlangte er einſtweilen nur, daß ihn Rupert als Pabſt erkennen möchte, was derſelbe von Herzen angelobte. Die auswärtigen Könige, als Heinrich IV. von England, von welchem er deſſen Tochter Blanca für ſeinen älteſten Prinzen Ludwig verlangte, dann der König von Frankreich, Karl VI. und andere Fürſten, an welche er ſich um Gunſt und Beiſtand wandte, verſprachen ihm, theils ihn zu unterſtützen, theils ihm wenigſtens ſeine Siege und Eroberungen in Italien nicht ſtreitig machen zu wollen. Auf dieſe Eroberungen hoffte er mit ſo vieler Zuverſicht, daß er die Herzoge von Oeſterreich mit den ihnen verheiſſenen Geldſummen ſchon im Voraus auf italieniſche Städte anwies, welche er erſt in ſeine Gewalt hätte bringen müſſen. Was ihn zu ſolchen Ausſichten hauptſächlich zu berechtigen ſchien, waren die inſtändigen Bitten, Ermunterungen und Verſprechungen der dem Johann Galeaz Viſconti zu Mailand abgeneigten Italiener, beſonders der Florentiner, mit deren Hilfe und Beiſtand er alles ohne ſonderliche Gefahr und Anſtrengung ausrichten zu können glaubte, und dabei vergaß, was die Erfahrung ſeit Kaiſer Otto I. beſtätigt hatte, daß die Abſicht der Italiener, ſo oft ſie einen deutſchen Monarchen um einen Feldzug für ſie anflehten, unmöglich dahin gehen könnte, ſich in der Herrſchaft der Deutſchen über ſie, welche ihnen vielmehr ein unerträgliches Joch zu ſeyn ſchien, zu befeſtigen, ſondern ſich vielmehr nur ihre Nachbarn, von denen einige gewaltſam um ſich griffen, vom Hals zu ſchaffen, und dann ſelbſt einer unabhängigen Herrſchaft zu genieſſen. Rupert ſchrieb mit größtem Vertrauen an die Könige von Arragonien, von Sicilien und Kaſtilien um Beiſteuern, und von den Florentinern verlangte er im Voraus ein freiwilliges Geſchenk von zweimal hunderttauſend Dukaten, wovon ihm hundertzehntauſend Gulden durch die Kaufleute von Venedig ſogleich baar bezahlt, die übrige Summe bei ſeinem Eintritt in Italien entrichtet, und zugleich ein eben ſo beträchtliches Anlehen gemacht werden ſollte; er verließ ſich ſo ganz auf dieſe Unterſtützung, daß er ohne Bedenken ſeine eigene Baarſchaft auf die Ausrüſtung ſeines deutſchen Heeres, welches in fünftauſend Mann zu Fuß, tauſend zu Pferd, und einer (eben nicht beträchtlichen) Anzahl Schützen beſtand, erſchöpfte, und nachdem er ſeinen Sohn Ludwig zum deutſchen Reichsverweſer ernannt hatte, im Monat Auguſt 1401 nach Italien aufbrach, mit ſo vieler Zuverſicht, daß er an den Grenzen an den mailändiſchen Herzog ein Schreiben erließ, in welchem er ihn nur einen Grafen von Virtii nannte, und ihn zur gutwilligen Abtretung von Mailand aufforderte, indem er außerdem genöthigt ſeyn würde, ihm ſeine Macht und Ungnade fühlen zu laſſen. Viſconti war reich, mächtig, geſchickt und tapfer, und hatte ſich längſt auf alle Fälle trefflich vorbereitet; er hatte ſich vorzüglich eine auserleſene Reiterei gebildet, und dieſelbe die Fertigkeit künſtlicher Wendungen und Stellungen gelehrt, von welchen die Deutſchen zur Zeit noch nichts wußten; er beantwortete das Schreiben des Rupert mit einer heftigen Entrüſtung, nannte ihn bloß den Rupert von Bayern, ſich ſelbſt aber durch die Gnade Gottes und des Kaiſers Wenzel einen Herzog von Mailand, und gab ihm ſeiner Seits den Rath, ſich ihm und ſeinem Gebiete ja nicht zu nähern.

Das deutſche Heer, bei welchem ſich Ruperts Gemahlinn, Eliſabet (eine Tochter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg), nebſt den Prinzen Johann und Otto, dann der Kurfürſt von Köln nebſt andern befand, nahm ſeinen Zug durch Tyrol über Innsbruck, wo ſich der öſterreichiſche Herzog Leopold mit vierzehnhundert Reitern an ihn anſchloß. Zu Trident wurde Rupert von verſchiedenen italieniſchen Geſandten und Herren prächtig empfangen, und einer derſelben, Franz von Carrara, Herr von Padua, übernahm ſogar die Oberaufſicht über die ſämmtliche Armee. Alles war voll Freuden, und wünſchte ſich zu den Eroberungen Glück, welche man in wenig Tagen gemacht haben würde; allein gleich im brescianiſchen Gebiete erſchienen bereits mailändiſche Reiter, welche auf die deutſchen Soldaten, denen daſelbſt überall nur das Beutemachen wohlgefiel, wüthend herfielen, und ſie faſt immer warfen, tödteten und zerſtreuten. Das deutſche Hauptheer rückte in guter Ordnung nach, und den 21. Okt. kam es bei dem Lago di Garda im Veroneſiſchen zu einer Schlacht, welche ſogleich den ganzen Feldzug entſchied. Viſconti bediente ſich dabei größtentheils nur ſeiner wohlgeübten Reiterei, welche den Deutſchen, die gewohnt waren, mit ihrer ſchweren Rüſtung auf Einem Fleck ſtehen zu bleiben, und mit ihrer Stärke zu ſiegen, auf allen Seiten zu ſchaffen gab, ſie bald in Unordnung brachte, einen großen Theil aufrieb, und die Menge in die Flucht ſchlug. Der Herzog Leopold, welcher in der Schlacht von den Mailändern gefangen, aber nach drei Tagen unter verheimlichten Bedingniſſen wieder auf freien Fuß geſtellt wurde, entfernte ſich mit ſeinen

Truppen. Dieß that auch mit den ſeinigen der Kurfürſt von Köln, und dieſem Beiſpiele folgten noch mehrere. Rupert, der ſein Heer, das ohne den Beiſtand des jüngern Herrn von Padua ganz aufgerieben worden wäre, zu Trident wieder ſammelte, gab zwar noch immer nicht alle Hoffnungen eines glücklichern Fortganges der Sachen verloren; allein die versprochenen Geldſummen wurden erſchwert, und neue Anlehen abgeſchlagen. Seine eigenen Kaſſen waren ausgeleert, und er wurde bereits genöthiget, ſeine Kleinodien zu verpfänden. Der römiſche Hof unterſtützte ihn ohnehin nicht, und ſo blieb dem tapfern aber höchſt unglücklichen König nichts übrig, als der Rückzug (im Febr. 1402), welchen ihm die Florentiner noch durch ihre lauten Klagen über die ihnen nicht geleiſtete Hilfe verbitterten. Niemand hatte, wo er zurückzog, den Muth, ihn mit freudigem Zuruf und Jubel zu empfangen, und als ihm bei dem Eintritte in Deutſchland eine Menge deutſcher Knaben entgegen kamen, die Freudenlieder anſtimmten, wehrte es ſogar den Knaben der königliche Hofmeiſter mit harten Drohungen und Schlägen; aber Rupert öffnete hier ſein edles Herz wieder den Gefühlen des zurückkehrenden Troſtes und der Freude, ſo, daß er auf den Hofmeiſter zuritt, und ausrief: „Nicht! nicht, Hofmeiſter! Laßt die Knaben doch ſingen!“

Da der gute König in Italien ſo wenig Glück hatte, ſo nahm er ſich jetzt vor, deſto heilſamere Vorkehrungen in Deutſchland zu treffen, und die öffentliche Sicherheit und Ruhe allenthalben herzuſtellen; allein eine ſolche Unternehmung war mit Schwierigkeiten, welche noch ungleich härter zu beſiegen waren, verbunden, und bei den damaligen Geſinnungen der meiſten deutſchen Fürſten, beinahe unmöglich. Ein großer Theil derſelben betrachtete einen deutſchen Kaiſer als ein von ihnen gewähltes oder beſtätigtes Oberhaupt, der nichts angelegentlicheres zu thun hätte, als ihnen ihre Freiheiten zu erhalten, ihre weitern Forderungen zu genehmigen, und ihren Zügelloſigkeiten, ſozuſagen, das Siegel aufzudrücken. An die vornehmſte Pflicht eines Kaiſers, jedem zu ſeinem Rechte zu verhelfen, und dem zu Folge die ſtreitenden Partheien vor ſeinem Richterſtuhle zu verhören, und ihnen ihr Recht zu ſprechen, dachten ſie ſo wenig, daß ſie vielmehr ſolche Zumuthungen für baare Eingriffe in ihre Freiheiten erklärten, und ſich denſelben nicht ſelten geradezu widerſetzten. Was ſie höchſtens noch geſchehen laſſen wollten, war, daß ihre Händel von ſelbſt erkieſten Schiedsrichtern unterſucht, und, falls es nämlich beiden Theilen und ihren Anhängern gefällig wäre, gütlich entſchieden werden ſollten. Bei den Unterredungen, welche wegen der Abſetzung des Kaiſers Wenzel, und der Wahl eines neuen Kaiſers im J. 1400 zu Frankfurt vor ſich giengen, war auch der Kurfürſt Rudolph von Sachſen mit ſeinem Schwager, Herzog Friedrich von Braunſchweig zugegen; und die zwei Herren, welchen nicht alle Aeußerungen der anweſenden Kurfürſten gefallen haben mochten, reiſten in ihre Länder zurück. In der Gegend bei Frizlar wurden ſie von Heinrich dem Eiſernen, Grafen von Waldeck, überfallen, und der Herzog von Braunſchweig wurde von einem Herrn von Hertingshauſen, der ſich im Graf waldeckiſchen Gefolge befand, ermordet, eine That, welche bei der damaligen wilden Roheit der Sitten ſo wenig unter die unerhörten zu zählen war, daß vielmehr allenthalben auch die beſten Regenten, wenn dieſe irgendwo einem auffallenden Unfug nachdrücklich begegnen wollten, alle Augenblicke Gefahr liefen, von ihren eigenen Vaſallen und Anhängern ſchrecklich gemißhandelt zu werden. Die Anverwandten des erſchlagenen Herzogs, hatten wegen des Straßenmordes den Erzbiſchof und Kurfürſten Johann in Mainz in Verdacht, zogen den Landgrafen Hermann von Heſſen, den Erzbiſchof Otto von Bremen, den Herzog Otto von Braunſchweig zu Göttingen, und die meiſten ſächſiſchen Fürſten, Grafen und Herren auf ihre Seite, und veranlaßten eine grauſame Fehde. Vergebens berief K. Rupert die entzweiten Partheien ſchon im J. 1401 vor ſein Fürſtengericht nach Nürnberg; ſie erſchienen nicht, und alles, was K. Rupert, der damals ſeinen Zug nach Italien vorhatte, erhalten konnte, war ein kurzer Stillſtand, nach welchem die Feindſeligkeiten deſto verwüſtender ausbrachen, und bei welchem ſich die Bundesgenoſſen der Häupter dieſes Streites nicht eher zum Ziele legten, als bis das lange Ungemach ſie wider Willen zwang, ſich nach Erholung und Ruhe zu ſehnen, und unter ſich einen Landfrieden, wiewohl nur auf ſechs Jahre, zu errichten. Auch fügten ſich zwar die Mörder des Herzogs in das von K. Rupert 1403 zu Nürnberg geſprochene Urtheil, vermöge welchem ſie ſich auf ein halbes Jahr in einem Gefängniſſe einſtellen, dann auf einige Jahre das deutſche Reich verlaſſen, und in dem Stift zu Frizlar eine ewige Meſſe ſtiften ſollten; aber der Hauptanführer, Graf von Waldeck, ſetzte ſeine Fehde mit den Herzogen von Braunſchweig noch viele Jahre fort.

Bei ſolchen Umſtänden hatte K. Rupert von einem auſſerordentlichen Glück zu ſagen, wenn ihm einmal die Ausübung ſeiner oberrichterlichen Pflichten, und der Schutz eines

Unterdrückten nach ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen gelang, welcher glückliche Fall bei der folgenden Thatſache eintraf, welche ein neues Beiſpiel von der bei dem damaligen Mangel an Unterricht und Bildung herrſchenden empörenden Ungezogenheit, und Barbarei der Sitten und Denkungsart enthält. Der junge Herzog Adolph, Graf von Ravensberg, und Sohn des Herzogs Wilhelm von Bergen, konnte es ſeinem Vater nicht verzeihen, daß dieſer länger, als ihm lieb war, am Leben blieb, und ihn an der Regierung, und an den mit derſelben verbundenen Vortheilen keinen unmittelbaren Antheil nehmen ließ. Er bemächtigte ſich alſo eines Tages ſeines Vaters, und ſchleppte ihn nach einem finſtern Thurm in Ravensberg, wo er es ihm, um ihn deſto eher aufzureiben, ſogar an den nöthigſten Bedürfniſſen ermangeln ließ, und ſich indeſſen in den Beſitz des Herzogthumes eindrang. Alle Bitten, welche der höchſt unglückliche Vater an ſeinen unnatürlich geſinnten Sohn ſtellte, daß er ihn gegen die Abtretung des Herzogthums doch nur wenigſtens in Freiheit ſetzen ſollte, waren vergeblich, und weder die Vorſtellungen ſeiner Freunde, noch die Drohungen einiger Fürſten, vermochten dieſen Sohn zu bewegen, bis es endlich einem Ritter, Heinrich von Are, gelang, den Unglücklichen heimlich aus der unterirdiſchen Gruft, wo er vom Tageslicht ausgeſchloſſen ſchmachtete, zu befreien, und zum Erzbiſchofe Friedrich von Köln, der ihn liebreich aufnahm, zu führen. Indeſſen hatte ſich die Gemahlinn dieſes alten Herrn, Anna, an K. Rupert, deſſen Schweſter ſie war, gewendet, und wider die Mißhandlungen ihres grauſamen Sohnes in ſeinen Schutz ſich geworfen. K. Rupert zog ihn zur Verantwortung, belegte ihn, als er nicht erſchien, mit dem Reichsbann, und ſchickte ſich an, denſelben mit geſammelten Truppen zu vollziehen. Auch der päbſtliche Bann kam dazu. Da ſchlug endlich Adolph den Weg der Unterhandlung, welche der Erzbiſchof von Köln, und Graf Adolph von Cleve auf ſich nahmen, ein, und ließ ſich eine Ausgleichung gefallen, vermöge welcher ihm ein beträchtlicher Theil der väterlichen Beſitzungen zu Theil werden, das Uebrige ſeinem Vater verbleiben ſollte *).

K. Rupert fand nach ſeinem Zurückzuge aus Italien nichts angelegeners, als dem Markgrafen Bernhard von Baden wegen verſchiedener Handlungen, welche er nicht zugeben zu können glaubte, zur Rede zu ſtellen. Bernhard hatte ſich von K. Karl IV., welchem um

---

*) Trithem.

Geld alles feil war, verſchiedene neue Rheinzölle verleihen laſſen, und überdieß mit ſeinem Feinde, dem Herzog von Orleans, ein Bündniß errichtet. Da er nach vielen Vorſtellungen nicht zu bewegen war, dem einen oder dem andern zu entſagen, ſo blieb dem König Rupert nichts übrig, als die Vollſtreckung ſeiner Urtheile mit Gewalt zu erzwingen, worin ihm der Graf Eberhard von Würtemberg, der Biſchof von Straßburg nebſt andern Herren, die Städte Frankfurt und Baſel, und die elſaſſiſchen Reichsſtädte eine thätige Hilfe leiſteten, und den Markgrafen zur Nachgiebigkeit zwangen; aber kaum kam die Sache zu vermittelnden Austrägen, ſo bekam auch Bernhard ſeine Rheinzölle ſo lange wieder, bis dieſe Austräge, deren Häupter ſelbſt ähnliche Rheinzölle beſaßen, geendet ſeyn würden, was durch die Vermittlung des Kurfürſten von Köln erſt nach einigen Jahren geſchah, da ſich K. Rupert, als deutſches Oberhaupt, bereits in ſehr bedenklichen Umſtänden befand.

K. Rupert ließ ſich nämlich durch den geringen Fortgang, welchen ſeine eifrigen Unternehmungen für die deutſche Freiheit, das iſt für die den Reichsgeſetzen ſchuldige Achtung hatten, nicht abſchrecken, nach den Vorſchriften derſelben zu handeln, und die Störer der öffentlichen Sicherheit und Ruhe allenthalben zur ſtrengen Rechenſchaft zu ziehen. In der Wetterau befanden ſich (wie, mehr und weniger, in allen deutſchen Ländern) verſchiedene Herren von Adel, welche, da ihnen ihre ordentlichen Einkünfte zur Fortſetzung ihrer Schwelgereien und Ueppigkeiten nicht hinreichen wollten, von ihren Schlöſſern aus die Reiſenden plünderten, und auf ordentliche Räubereien auszogen. Einige derſelben waren Lehensträger des Kurfürſten Johann von Mainz, und da dieſer dem Unfug keinen Einhalt that, hielt ſich K. Rupert für verpflichtet, den vielen Klagen, welche von den Verunglückten über ſo ſchändliche Verbrechen bei ihm angebracht wurden, Gehör zu geben, und er eilte, die berüchtigten Miſſethäter auſſer Stand zu ſetzen, mit ihren Verbrechen ferner Jemand zu Grunde zu richten. Er griff in ſolcher Abſicht zu dem Mittel, welches damals das einzige verfängliche war; er zerſtörte, nach dem Beiſpiele anderer Fürſten, welche in ihren Ländern mit gleichem Nachdruck auf Ordnung drangen, die vornehmſten der Raubſchlöſſer, aus welchen der Unfug getrieben wurde. Dieß verdroß den Kurfürſten von Mainz, und da ihm nicht unbekannt war, daß es noch mehrere Reichsſtände gebe, welche über die Strenge des K. Rupert bereits ebenfalls aufmerkſam, und zum Theil wohl gar mißvergnügt geworden waren, ſo ſäumte er nicht, mit ſolchen eine gemeinſchaftliche Sache zu machen. Man nannte die Vollſtreckung der Gerechtigkeit ungebührliche Beeinträchtigungen der Rechte der Reichsſtände, und erklärte das, was K. Rupert im Grunde und in der lauterſten Abſicht zur Erhaltung der deutſchen Freiheit that, für eben ſo viel baare Verletzungen dieſer Freiheit. Der Erfolg davon war ein Bündniß, das im Jahre 1405 der mainziſche Kurfürſt Johann, der Markgraf Bernhard von Baden, der Graf Eberhard von Württemberg, dann die Städte Straßburg, Ulm, Reutlingen, Ueberlingen, Memmingen, Ravensburg, Biberach, Gemünd, Dünkelsbühl, Kaufbeuern, Pfullendorf, Jsny, Leutkirch, Giengen, Aalen, Bopfingen, Buchhorn und Kempten, zur Marbach auf fünf Jahre ſchloßen, und worin ſie ſich untereinander verbanden, ſich wider jeden, der in ihre Rechte und Freiheiten Eingriffe wagen würde, gemeinſchaftlich zu vertheidigen. Dieſe Verbündeten hielten ihre Zuſammenkünfte und deren Rathſchlüſſe ſo wenig geheim, daß ſie vielmehr dem K. Rupert davon Nachricht gaben, zugleich aber ihn verſicherten, daß ſie, nebſt andern Fürſten, auch ausdrücklich ſeine Perſon ausgenommen hätten, daß wider dieſelbe ihr Bündniß zu keiner Zeit gerichtet ſeyn ſollte, indem ſie nämlich ohnehin vorausſetzten, und von einem ſo guten und gerechten Monarchen überzeugt wären, daß er ſie in ihren Rechten und Freiheiten niemals kränken, vielmehr bei denſelben zu ſchützen nach aller Möglichkeit trachten werde. Daß ſie dabei die bekannten, allgemeinen Formeln und Sprüche, vom allgemeinen Wohl der deutſchen Staaten, von Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, zum Grunde ihres Bündniſſes angaben, verſteht ſich ohnehin, und man hätte, wenn man bloß auf die Unbefangenheit ihrer Worte ſah, meinen ſollen, daß ſelbſt K. Rupert nichts angelegentlichers zu thun haben würde, als ſich dem Bündniſſe anzuſchließen, was ſie ihm auch wirklich zu verſtehen gaben; allein K. Rupert kannte den Sinn und die eigentliche Abſicht der Verbündeten zu gut, und ſah zu deutlich, daß dieſer Bund geradezu den Zweck habe, ihm bei allen Verbeſſerungen der herrſchenden Mißbräuche vollends die Hände zu binden, als daß er nicht unverzüglich nach der Trennung desſelben hätte verlangen ſollen. Die Erfahrung beſtätigte auch ſogleich, daß er der Sache auf den Grund geſehen habe; er ſchrieb an die Städte, und ſchickte an viele der Verbündeten eigene Botſchafter, durch welche er ſie von ihrer einſeitigen Vereinigung abmahnen ließ; und da er zaudernde, oder zweiſinnige Antworten erhielt, beſchied er ſie auf einen Reichstag, welcher den 21. Oct. zu Mainz gehalten werden ſollte. Da ſie nicht erſchienen, ſondern bloß Abgeordnete, mit welchen nichts Entſcheidendes zu verhandeln war, ſchickten, ſchrieb er auf das heil. drei König Feſt 1406 einen andern Reichstag nach Mainz aus, bei welchem die Häupter des Bundes unmittelbar ſich einfinden ſollten. Sie erſchienen dießmal, nachdem ſie ſich im Voraus verwahrten, daß ſie wegen des marbachiſchen Bundes nicht belangt werden möchten, mit einem zahlreichen Gefolge, und hier kam es, da K. Rupert den Anweſenden unverholen ins Angeſicht ſagte, was er von der Errichtung und dem Zweck ihres Bündniſſes dachte, auch alſogleich zur Sprache. Der Kurfürſt Johann von Mainz brachte eine Menge von Beſchwerden vor, welche ihm K. Rupert auf der Stelle beantwortete, zugleich auch Jedermann verſicherte, daß gegründete Klagen ohne Verzug, aber freilich auf den geſetzmäßigen Wegen, und durch reichsrichterliche Entſcheidungen, abgethan werden ſollten, und mit dem Erſuchen, daß ein in ſolcher Hinſicht ganz unnöthiges Bündniß aufgehoben werden möchte, endete. Er wiederholte dieſe letztere Zumuthung mit den beſcheidenſten Ausdrücken mehr als einmal; aber da er immer hören mußte, daß Reichsſtände befugt wären, auch wider den Willen eines Kaiſers, bei Vorfällen, wo ſie glaubten, ſich nicht anders helfen zu können, unter ſich Bündniſſe zu errichten, da auch die von ihm vorgeſchlagene Entſcheidung ihrer Forderungen und Klagen durch einen Ausſpruch des Reichsfürſtenraths durchaus nicht angenommen, und da endlich ſelbſt von den ſchwäbiſchen Reichsſtädten, welche er einzeln zu gewinnen ſuchte, die Erklärung, daß ſie bei dem Bund unverbrüchlich verbleiben würden, erfolgte, und ſich aus vielen Umſtänden und Anſtalten der Verbündeten ſchließen ließ, daß die Sache in offenbare Feindſeligkeiten, wider welche K. Rupert nicht gefaßt war, kommen würde, ſo mußte er ſich gefallen laſſen, den Weg der Nachgiebigkeit einzuſchlagen, und den 19. Dec. 1406 einen Vergleich zu bewilligen, welcher das einzige Mittel zu ſeyn ſchien, ſchlimmere Folgen zu verhüten. K. Rupert trat dem Kurfürſten Johann und ſeinen Nachfolgern die Hälfte des kaiſerlichen Zolles zu Höchſt, welche Wenzel dem Erzſtift Mainz verpfändet hatte, nicht nur auf ewig ab, ſondern er verſetzte ihm auch noch die andere Hälfte deſſelben für zwölftauſend rheiniſche Gulden. Mit dem Markgrafen von Baden wurde bei dieſer Gelegenheit ebenfalls ein Vergleich eingeleitet, und mithin die vornehmſten Anführer des Bundes beruhiget, dieſer aber nichts weniger, als aufgehoben, welches jetzt die Theilnehmer deſſelben ſchon aus dem Grunde nicht gethan haben würden, um nur dem K. Rupert recht anſchaulich machen zu können, daß Reichsſtände berechtigt ſeyen, ſolche Bündniſſe, ohne Verletzung der Reichsgeſetze, zu errichten. K. Rupert wußte demnach, weſſen er ſich zu verſehen hätte, falls er einem oder mehreren Reichsſtänden, die ſich eine mächtige Parthei zu verſchaffen wiſſen würden, etwas zumuthen wollte, was denſelben nicht anſtändig wäre. Auch die Bündniſſe, welche der Markgraf von Baden, der Herzog von Jülich und Berg, und andere mit dem Reichsfeind, dem Herzo'g Ludwig von Orleans, errichtet hatten, dauerten fort, und überhaupt betrug ſich jeder Mächtige in ſeinen Händeln und Verhandlungen ſo eigenmächtig und willkührlich, daß K. Rupert noch manchmal zufrieden ſeyn mußte, wenn ſich einer oder der andere dazu bequemte, ſeine Briefe und Erinnerungen nicht gleich von der Hand zu weiſen.

Da auf dieſe Weiſe Deutſchland nur noch dem Namen nach ein zuſammenhängender Staat, und da vielmehr jedes einzelne Glied mit einem eigenen Kopf und Herzen verſehen, und für ſich ein eigener ſelbſtſtändiger Körper war; ſo iſt ſich gar nicht zu verwundern, daß von

Zeit zu Zeit beträchtliche Theile davon getrennt und losgeriſſen werden konnten, ohne daß es die übrigen Theile ſchmerzte, oder (wenigſtens durch die Bemerkung, wie ſehr ſie durch den Verluſt derſelben nach und nach nothwendig ſelbſt außer aller Achtung kommen, und geſchwächt werden müßten) ihrer eigenen Erhaltung wegen zur Vertheidigung reizte. Im J. 1406 gieng die Prinzeſſinn von Brabant und Limburg, Anna (oder Johanna) mit Tod ab, und ihre Länder ſollten nunmehr an das luxemburgiſche Haus kommen, wozu ſich der Anſpruch auf einen Erbvertrag gründete, welchen Kaiſer Karl IV. mit der genannten Prinzeſſinn errichtet und im J. 1357 die brabantiſchen Stände beſtätiget hatten. Da jener Erbvertrag von K. Karl offenbar erzwungen oder erſchlichen worden, und das Haus Luxemburg bei den Fürſten, welche den K. Wenzel entſetzten, eben nicht beliebt war, ſo wurde dem K. Rupert bei ſeiner Wahl, unter andern Aufträgen, auch dieſer gemacht, daß er, nach dem Tode der Anna, Brabant und Limburg wieder an das deutſche Reich bringen ſollte, wiewohl dieſe Erbſchaft, nach den deutſchen Rechten nicht unmittelbar dem Reich, ſondern dem im Hauſe Heſſen noch blühenden brabantiſchen Mannsſtamm hätte anfallen ſollen. Anna war aber ſogleich nach dem Hintritte

Kaiſers Karl IV. von ihrem Vertrage einſeitig abgegangen, und hatte ihre Länder ihrer jungen Schweſter Margaretha, welche an den Grafen Ludwig von Flandern vermählet war, zuzuwenden geſucht. Dieſe Margaretha hatte im J. 1369 Herzog Philipp den Kühnen von Burgund zum Gemahl genommen, dem ſie einen Prinzen, Anton, gebar, welchen die Anna nicht nur zum Erben von Brabant und Limburg einſetzte, ſondern ihm die Regierung ſogar noch bei ihrem Leben übertrug. Anton ließ ſich die Stände huldigen, und dieſe dachten ſo wenig an den Kaiſer und das deutſche mit ſich ſelbſt unaufhörlich entzweite Reich, daß ſie dem K. Rupert, als dieſer ihnen, nach dem Hintritte der Anna, die ihm nunmehr zu leiſtende Huldigung zumuthete, nicht einmal eine Antwort ertheilten. Sie wußten nämlich zu gut, daß K. Rupert nur Briefe, aber keine Truppen ſenden, und auf den Beiſtand ſeiner deutſchen Reichsſtände niemals rechnen könnte. Wirklich hatten ihm nicht nur bereits die Kurfürſten, da ſie ihm bei ſeiner Wahl die Zurückforderung von Brabant und Limburg auftrugen, eröffnet, daß er bei dieſer Unternehmung auf ihre perſönliche Unterſtützung nie zu zählen, und daß er ſich hier (eben ſo wie in Betreff der Wiedereroberung Italiens) die Kriegskoſten gleichwohl ſelbſt aus den zu erobernden Ländern zu verſchaffen hätte, ſondern der Herzog Anton fand ſogar eine deutſche Reichsſtadt, Aachen, welche mit ihm in Verbindung trat. Dieſer Herzog Anton wußte ſeine Sache noch weit feiner einzuleiten. Er ſchlug ſich auf die Seite des Wenzel, und vermählte ſich mit deſſen Nichte, mit einer Tochter ſeines im J. 1395 verſtorbenen Bruders, des Herzogs Johann von Görliz, welcher Wenzel auf den Fall, daß Simon und Jodok keine Erben hinterlaſſen ſollten, ſogar die Erbfolge in Böhmen und in allen übrigen Ländern des luxemburgiſchen Hauſes verſprach, und ihr und ihren Erben erlaubte, auch das Herzogthum Luxemburg, die Grafſchaft Chiny, und die Landvogtei in Elſaß, welche an den Markgrafen Jodok verpfändet waren, einzulöſen, und ſie ſo lange, bis der Kaufſchilling entrichtet worden wäre, zu behalten. So kamen Brabant, Limburg und Luxemburg an das Haus Burgund, welches erſt ſeit Kurzem eine wichtige Rolle zu ſpielen anfieng, da nämlich ein franzöſiſcher Prinz, Philipp, genannt der Kühne, nach dem im J. 1364 erfolgten Hintritt des Königs Johann von Frankreich, ſeines Vaters, das Herzogthum Burgund (wo im J. 1361 der Capetinger-Stamm erloſchen war) von der Krone Frankreich abgeſondert bekommen, und im

Jahre 1369 durch ſeine Vermählung mit der Gräfinn Margaretha von Flandern noch die Grafſchaft Burgund, nebſt Flandern, Artois, Mecheln, Antwerpen, Nevers und Rethel an ſein Haus gebracht, und in Anſehung dieſer Länder die deutſche Reichsſtandſchaft erhalten hat. K. Rupert verſuchte, was er konnte, dem Herzog Anton den ruhigen Beſitz der neuen Eroberungen ſtreitig zu machen; aber da das, was er in ſeiner Lage thun konnte, ſehr wenig war, ſo hatten ſeine Verſuche keinen weitern Erfolg, und Anton behielt, was er an ſich zog.

Nichts hatten die Kurfürſten und andere Reichsſtände dem K. Rupert nachdrücklicher eingebunden, als die Wiedervereinigung der Kirche unter einem Pabſt, und man hätte erwarten ſollen, daß ſie ſich hierin auf das einhelligſte an ihn anſchließen würden. Es waren ſeit dem Jahre 1378 noch immer zwei Päbſte vorhanden; und da die Folgen davon ſehr betrübt waren, ſo wünſchte die ganze Chriſtenheit eine recht baldige und ſtandhafte Beilegung der Uneinigkeiten, und der großen Aergerniſſe, welche daraus entſtanden. In Rom war ſtatt dem im Jahre 1389 erwählten, und im J. 1404 verſtorbenen Bonifaz IX., Pabſt Innocenz VII., und nach deſſen im J. 1406 erfolgten Hintritt Gregor XII., ein geborner

Venetianer, gewählt worden. Zu Avignon ſaß (ſtatt dem im J. 1394 verſtorbenen Clemens VII.) Benedikt XIII. Den Gregor XII., als welcher in Rom von den römiſchen Kardinälen gewählt worden war, erkannte K. Rupert, mit dem größten Theil der deutſchen Fürſten für den rechtmäßigen Pabſt. Dem Benedikt XIII. hiengen die Franzoſen, wenigſtens einige Zeit, ſehr eifrig an; da ſie ihn aber ernähren und von ungeheuern Forderungen, welche er von Zeit zu Zeit an die franzöſiſche Geiſtlichkeit und deren Kirchen machte, hören mußten, wünſchten ſie, daß er abdanken, und daß zu einem gleichen Entſchluſſe auch der Pabſt in Rom bewogen werden möchte; ein Vorſchlag, welchem ſchon Kaiſer Wenzel ſeinen Beifall gegeben, und ſich damit nicht wenig geſchadet hat. Die mancherlei Verſuche, welche angeſtellt wurden, beide Päbſte zu einem freiwilligen Einverſtändniſſe zu bringen, blieben (ſo vielverſprechend und tröſtlich die Geſinnungen waren, welche ſie bei denjenigen, die ihnen ſo etwas zumutheten, äußerten,) immer wieder fruchtlos, und man konnte kaum entſcheiden, welches unter den drei zur Vereinigung vorgeſchlagenen Mitteln (einer freiwilligen Abdankung, eines Compromiß, oder einer allgemeinen Kirchenverſammlung), am wenigſten Eingang fände. Da indeſſen die Klagen immer häufiger, und die Umſtände täglich ſchwieriger wurden, ſo entſchloßen ſich die Kardinäle beider Päbſte, eine Kirchenverſammlung nach Piſa zuſammen zu rufen, womit es ihnen bei dem herrſchenden Mißvergnügen aller vornehmen Kirchenprälaten auch vollkommen glückte, ſo, daß die gewünſchte Verſammlung im J. 1409 wirklich ihren Anfang nahm, und daß ſolche ſich in allem Ernſte erklärte, beide Päbſte abzuſetzen, und eine neue Wahl zu veranſtalten. Nun hatte K. Rupert nichts angelegeneres zu thun, als ſich mit ſeinen deutſchen Fürſten auf einem Reichstag, welchen er im nämlichen Jahre nach Frankfurt ausſchrieb, zu benehmen, und ſtandhafte Grundſätze und Maßregeln, welche man im deutſchen Reiche würde behaupten ſollen, herzuſtellen. Er für ſeine Perſon war der Meinung, daß Pabſt Gregor XII. in Rom ein rechtmäßiger Pabſt, daß jede Kränkung deſſelben unbillig, und in ihren Wirkungen ungültig, und daß, wenn man einer Kirchenverſammlung die Macht zugeſtände, einen rechtmäßigen Pabſt, (was Gregor XII. in ſeinen Augen war) zu entſetzen, der Erfolg davon, und der Schluß, der ſich aus einer ſolchen Eigenmacht abziehen ließ, höchſt bedenklich ſey. K. Rupert brachte noch viele politiſche Bemerkungen vor, und warnte die Reichsfürſten vor der Staatsliſt des franzöſiſchen Hofes, als deſſen Hauptabſicht bei dieſem Vorfalle dahin gehe, ſich der päbſtlichen Krone zu bemächtigen, durch dieſelbe einen wichtigen Einfluß auf Deutſchland zu behaupten, und dieſes Reich, das ihm in ſeiner Eintracht und Vereinigung fürchterlich ſeyn müßte, in einer ewigen Trennung und Uneinigkeit mit ſich ſelbſt zu erhalten. Er äußerte dieſe ſeine gutgemeinten Geſinnungen öffentlich und in Gegenwart des Kardinals Landülph, welchen die Verſammlung zu Piſa nach Frankfurt abgeordnet hatte, und beantwortete alle Einwendungen, welche man ſeinen Grundſätzen entgegen ſtellte. Der Erzbiſchof von Trier, die Prinzen des bayeriſchen Hauſes, und verſchiedene deutſche Fürſten ſtimmten auch bei; allein der Kurfürſt und Erzbiſchof Johann von Mainz ſchloß ſich, nebſt einem großen Anhange, an den Legaten von Piſa an, welcher jetzt auf den Einfall kam, ſich an K. Wenzel in Böhmen zu wenden, ihn als den rechtmäßigen Kaiſer zu begrüßen, und von ihm eine Abordnung an die Kirchenverſammlung zu verlangen. Wenzel unterließ auch nicht, einen Geſandten nach Piſa zu ſenden, wo man ihn mit großen Ehrenbezeigungen empfieng, und ihm den vornehmen Rang eines kaiſerlichen Stellvertreters einräumte, indeſſen der Geſandte, welchen K. Rupert dahin beorderte, von der Verſammlung ausgeſchloſſen wurde, und ihm nichts übrig blieb, als im Namen ſeines Herren, die widrigen Vorſchritte zu mißbilligen. Dieſe giengen ungehindert ihren Weg. Die beiden Päbſte wurden vorgeladen, da ſie nicht erſchienen, abgeſetzt, und eine neue Wahl, durch welche Alexander V. zum Vorſchein kam, vorgenommen; die Vorherſagungen des K. Rupert trafen ein. Die chriſtliche Welt ſah jetzt drei Päbſte, deren jeder ſeine Anhänger hatte. In Deutſchland wurden dadurch neue Trennungen vorbereitet, und es gab ſogar Fürſten, welche die gemeinen Unordnungen dem K. Rupert, gerade demjenigen, der ſie ſo inſtändig zur Einigkeit ermahnte, und ihnen ſo oft die traurigen Folgen der Zwietracht, und der bei derſelben entſtehenden Unordnungen ſchilderte, Schuld gaben. K. Rupert mußte bereits wieder von geheimen Bündniſſen, von Verſtändniſſen mit dem franzöſiſchen Hofe hören; er machte bereits einige Gegenanſtalten und Vorbereitungen, um gefaßt zu ſeyn, falls es zum Bruche kommen ſollte, erlebte aber dieſen nicht, indem ihn ein unvermutheter Tod zu Oppenheim den 19. Mai 1410 allen Drangſalen entriß. Er wurde in der heil. Geiſt Kirche zu Heidelberg begraben, mit dem Ruhm eines gerechten, gütigen, erzbiedern Mannes, der Italien, wegen deſſen er einen wiederholten Verſuch zu einem neuen Zug machte, zuverläſſig gewonnen, Deutſchland in Ordnung gebracht, die Kirchenvereinigung hergeſtellt, und vielleicht dem deutſchen Reiche unendliche Drangſale erſpart haben möchte, wenn er als deutſcher Monarch in Zeiten und Umſtänden aufgetreten wäre, in denen es unendlich leichter war, große und nützliche Dinge zu verrichten.

In der Ehe mit Eliſabet, Burggräfinn von Nürnberg, erhielt K. Rupert ſechs Söhne: Rupert, Friedrich, Johann, Ludwig, Stephan, Otto, und drei Töchter: a) Eliſabet, welche an Herzog Friedrich von Oeſterreich, b) Agnes, welche an Herzog Adolph von Cleve, c) Margaretha, welche an Herzog Karl I. von Lothringen vermählt worden. Von den Söhnen lebten bei ſeinem Hintritte noch: Ludwig, Johann, Stephan, Otto, welche eine Nutztheilung ihrer pfalzbayeriſchen Länder vornahmen, mithin vier nutzgetheilte Linien (Kurfürſt Ludwig die heidelbergiſche; Johann, deſſen Sohn Chriſtoph König in Dänemark wurde, die Neumarkerlinie in der Oberpfalz; Stephan, die Simmernzweibrückiſche; Otto die mosbachiſche) angefangen haben.

Sigmund.

1411 — 1437.

Inhalt. K. Sigmund verliert Polen, erhält ſich mit Mühe in Ungarn, und verkauft Brandenburg; wird zum deutſchen König gewählt, erſcheint auf der Kirchenverſammlung zu Baſel, von welcher Johann Huß zum Feuer verdammt, und von ſeinen Anhängern ſchrecklich gerächt wird. Huſſitenkrieg von 1419 — 1436. Sigmunds Benehmen bei der Kirchenverſammlung; deſſen übrige Reichshandlungen.

K. Sigmund war der zweite Sohn Kaiſer Karl IV., aus deſſen vierter Ehe mit Eliſabet von Pommern. Er wurde im J. 1368 geboren, und erhielt nach dem Erziehungsplan ſeines gelehrten Vaters einen vortrefflichen Unterricht in allen den Wiſſenſchaften und Künſten, welche man damals bei einem Prinzen für rühmlich, anſtändig und nothwendig hielt. Er drückte ſich in vielen Sprachen, als der böhmiſchen, ſeiner Mutterſprache, in der deutſchen, lateiniſchen, ſlaviſchen, italieniſchen und franzöſiſchen, mit großer Vollkommenheit aus, und trug gegen geſchickte und gelehrte Männer, von welchen er etwas lernen, und auf die er ſich bei wichtigen Geſchäften und Aemtern vorzüglich verlaſſen zu können glaubte, eine ſolche Achtung, daß er ihnen bei allen Gelegenheiten ausgezeichnete Ehren erwies, ſich auch, nach dem Beiſpiele ſeines klugen Vaters, am liebſten mit ihnen unterhielt, und einſt einigen Vornehmen von Adel, welche gemeint und ſich geäußert hatten, daß der Vorzug, die Nächſten um die Könige und im Beſitze großer Achtung zu ſeyn, eigentlich nur ihnen gebühre, zur Antwort gab: „Warum ſoll ich das Vortreffliche und Große nicht ſchätzen, wo ich es finde? Und wie ſoll ich den Männern nicht mit vorzüglicher Achtung begegnen, welchen ſelbſt die Natur einen Vorzug vor andern Menſchen gegeben hat?" Mit dieſem edeln, und hochſtrebenden Geiſte verband Sigmund eine eben ſo edle Leibesgeſtalt, und ſein ganzes Weſen, ſein Gang, ſeine Bewegungen und Geberden, ſeine Geſichtsbildung flößten, mit einem unnennbaren Ausdrucke von Huld und Majeſtät, Zutrauen und Ehrfurcht ein. Er ſchien ganz zum Beherrſcher und Vater großer Königreiche geboren, und der erhabenſte Freund und Theilnehmer aller Freuden und Leiden ſeiner Unterthanen zu ſeyn. Auch ließ es ihm ſein Schickſal nicht an tauſend Vorfällen, wo er ſeinen Verſtand zeigen, und ſeine Größe und Großmuth üben konnte, fehlen; er mußte von ſeinen frühen Jahren an mit Mühſeligkeiten, Kummer und Lebensgefahren kämpfen, und konnte, ſo lange er lebte, nicht vom Kampfplatze kommen. Sein Glück zeigte ihm von Zeit zu Zeit die glänzendſten Kronen ganz in der Nähe, und entriß ſie ihm in dem Augenblicke, da er ſeine Hand darnach ausſtreckte, wieder, oder drückte ſie ihm zuletzt mit unendlicher Schwere auf das Haupt, und jagte ihn, wie auf einer ewigen Flucht, von Land zu Land, mit der unerſättlichſten Begierde im Herzen, zu kämpfen und zu erobern, ohne ihm ein Ziel ſeiner

Laufbahn, eine Ruheſtätte ſeiner Beſtrebungen zu zeigen.

Sigmund wurde, vermöge dem letzten Willen ſeines Vaters, Markgraf und Kurfürſt zu Brandenburg, und bald darauf ſollte er König in Polen und Ungarn werden. Der König Ludwig in Ungarn, welcher von König Kaſimir, ſeinem Mutterbruder, das Königreich Polen erbte, hatte keinen Sohn, aber zwei Töchter, Maria und Hedwig. Mit der erſten wurde Sigmund ſchon in ſeiner früheſten Jugend verlobt, und von ſeinem künftigen Schwiegervater zum Nachfolger in beiden Königreichen beſtimmt. In Polen wurde ihm, in Abſicht der künftigen Vermählung, von den polniſchen Prälaten und Magnaten im J. 1382 wirklich gehuldigt, und da König Ludwig in eben dieſem Jahre mit Tod abgieng, ſtellte er ſich unverzüglich ein, um von dem Königreiche Beſitz zu nehmen. Er fand auch die Geſinnungen der Großen eben nicht geändert, ſollte aber auf ihr Verlangen ſich verbindlich machen, im Königreiche ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen, und den Statthalter vom Diſtrikt Poſen abzudanken. Als ihnen Sigmund die letztere Bedingniß abſchlug, hielten ſie eine Verſammlung, worin ſie beſchloßen, einen volljährigen Herrn auf den Thron zu erheben, der eine von den Töchtern des verſtorbenen

Königs heirathen ſollte. Sie ſchienen damit bereits auf die jüngere Prinzeſſinn Hedwig zu zielen, und gaben dem Sigmund, mit dem ſie ſchon aus der Urſache, weil er ſein Vertrauen mehr auf Ausländer, als auf ſie ſetzte, nicht zufrieden waren, ihr Mißvergnügen und ihre Abneigung für ſeine Perſon ſo nachdrücklich zu verſtehen, daß er für gut fand, ſich zu entfernen. Er ließ zwar noch eine Parthei, welche ihm ihre Unterſtützung verſprach, zurück; allein es kam zwiſchen dieſer und der Gegenparthei bald zu blutigen Fehden, bei deren erſter Nachricht die Königinn Wittwe Eliſabet, ihre jüngere Tochter Hedwig nach Polen führte, und durch ihre Gegenwart die erhitzten Gemüther beſänftigte. Die Magnaten erklärten ſich für die Hedwig, und waren nur noch in Rückſicht auf die Wahl eines Gemahls, dem ſie ihre Hand bieten ſollte, in ihren Meinungen getheilt, welches für dieſe Prinzeſſinn einen ſehr betrübten Ausgang nahm. Hedwig war bereits an Herzog Wilhelm von Oeſterreich verlobt, liebte dieſen Prinzen, der wegen ſeines großen Verſtandes und feinen Betragens bei Jedermann in Achtung ſtand, unausſprechlich, und wurde von ihm eben ſo innig geliebt. Beide Verlobte ſahen ihrer Verbindung mit größter Sehnſucht entgegen, und glaubten, am Ziele ihrer Wünſche zu ſeyn, als der Großfürſt von Lithauen, Jagello, eine glänzende Geſandtſchaft nebſt prächtigen Geſchenken an die Magnaten ſchickte, und um die Prinzeſſinn werben ließ; er war noch ein Heide, roh von Begriffen, und von einer eben ſo wenig ſich empfehlenden Leibesgeſtalt, allein er war ein beherzter Krieger, verſprach, ein Chriſt zu werden, und Lithauen mit Polen zu verbinden. So viel hätte es kaum bedurft, die Magnaten vollkommen für ihn einzunehmen. Sie erklärten der Prinzeſſinn geradezu, daß ſie dieſen Jagello heirathen müßte, und wunderten ſich, da dieſelbe nicht begreifen wollte, daß das Wohl des Staats, wie ſie die neue Vergrößerung nannten, jeder Liebſchaft weit vorzuziehen ſey. Sie waren grauſam genug, ſich ſelbſt auf den Ausſpruch ihrer eigenen Mutter, der Königinn Wittwe, zu berufen, welche bisher für den Herzog Wilhelm ſehr eingenommen geweſen, aber jetzt mit den Magnaten gleicher Geſinnung war. Dieſer Prinz hatte ſich bereits nach Krakau begeben, und Hedwig machte im Gefühle ihres Schmerzens alle mögliche Verſuche, die Verbindung mit ihm auch wider den Willen der Magnaten zu Stande zu bringen, was dieſe aber jederzeit zu verhindern, und dem Jagello ſeine Beute zu erhalten wußten. Dieſer kam mit einem großen Gefolge, womit er ſich gefaßt machte, das mit

Gewalt zu erzwingen, was man ihm aus Abneigung etwa würde erſchweren wollen. Der Prinz von Oeſterreich (der ſich nie wieder verheirathete) entfernte ſich, und Hedwig wurde dem Jagello zu Theil, welcher im J. 1385 als König von Polen, die Taufe, und in derſelben den Namen Ladislaus annahm. So verlor K. Sigmund die Krone von Polen.

In Ungarn ergieng es ihm noch ungleich ſchlimmer, und bald hätte er auch dieſe Krone verloren. Er war eben in Polen abweſend, als im J. 1382 K. Ludwig ſtarb. Die Großen von Ungarn huldigten der Prinzeſſinn Maria unverzüglich, und legten ihr, nicht ohne Abſicht, den Titel eines Königs bei. Dieſe äußerten ſie auch ſogleich bei der Ankunft des Sigmund, indem ſie ſich gegen ihn ſehr kalt und unentſchloſſen zeigten, und einige Zeit darauf ſo weit giengen, daß ſie geheime Bündniſſe wider ihn ſchloßen, und die Krone von Ungarn dem Bruderssohne des verſtorbenen Königs, Karl dem Kleinen von Neapel, antrugen. Sie hofften bei dieſem Prinzen mehr zu gewinnen, als bei dem Sigmund, bei welchem ſie eine gefährliche Neigung zur Herrſchſucht, wobei ihre Freiheiten nicht nur nicht vermehrt, ſondern unterdrückt werden könnten, wahrgenommen zu haben glaubten, und der Palatinus, oder Reichsſtatthalter von

Ungarn, Nikolaus von Gare, ſchien ſie durch ſeinen ſtrengen Eifer für das königliche Anſehen in ihrer Furcht wohl noch zu beſtärken. Karl von Neapel war indeſſen mit größter Eilfertigkeit bis nach Ofen vorgedrungen, und wurde den 31. Dec. wirklich gekrönt, worüber ſich aber die Königinn Wittwe, welche indeſſen die wirkliche Vermählung Sigmunds mit Maria veranſtaltet hatte, ſo ſehr entrüſtete, daß ſie den Anſchlag faßte, den Karl von Neapel, es koſte was es wolle, zu entfernen. Karl wurde auch im Anfange des J. 1386 in ihrem Zimmer und in ihrer Gegenwart durch einen gewiſſen Blaſius Forgach mit einem Säbelhieb getödtet; aber von ſeinem ſtärkſten Anhänger, dem Bannus oder Statthalter von Croatien, Johann von Horwat, eben ſo bald gerächt. Dieſer Johann überfiel das königliche Frauenzimmer auf einer Luſtfahrt, hieb den Blaſius Forgach, den Nikolaus von Gare, und die übrige Begleitung in Stücke, ließ die königliche Wittwe, alles Bittens und Flehens ungeachtet, erſäufen, und ſetzte die Maria zu Novigrad in Croatien gefangen. Dieſe Letztere wurde indeſſen bald wieder frei gelaſſen, indem Sigmund mit einem Heere, das er aus der Mark Brandenburg, dann aus den Ländern ſeiner Brüder und Vettern geſammelt hatte, heranrückte, ſich des Königreichs bemächtigte, und zu deſſen Beruhigung noch in demſelben Jahre 1386 zu Stuhlweiſſenburg vom Erzbiſchofe Dionyſius von Gran zum König von Ungarn ſich krönen ließ; allein jene Beruhigung war von keiner langen Dauer, und Sigmund machte ſich durch ſeine unkluge und leidenſchaftliche Strenge, deren Geiſt ihn in ſeinem ganzen Leben von Zeit zu Zeit zu den unvorſichtigſten Schritten hinriß, bei den Großen des Reichs verhaßter, als er es jemals war. Seine Gemahlinn, die Königin Maria, hatte denjenigen, welche einſt den Karl von Neapel begünſtigt hatten, ihre Untreue aus Klugheit und Großmuth nachgeſehen, und zumal dem Statthalter von Croatien, Johann von Horwat, eidlich verſprochen, ſich nicht an ihm zu rächen; allein ſie ſtarb im J. 1392, und Sigmund konnte kaum ihre Beerdigung erwarten, um ſeine Begierde, zu ſtrafen, an denjenigen abzukühlen, deren er bei Lebzeiten der Königinn aus Achtung gegen dieſelbe wider Willen ſchonen mußte; er ließ den Johann Horwat ſogleich zu Fünfkirchen gefangen ſetzen, und an ihm ein Urtheil vollziehen, vermöge welchem er zur Richtſtatt geſchleift, mit glühenden Zangen an den Armen und Beinen zerriſſen, und zuletzt geviertheilt wurde. Zweiunddreißig andere von vornehmen Geſchlechtern, deren ehemalige Vergehungen längſt in eine ewige Vergeſſenheit begraben zu ſeyn ſchienen, wurden auf eine ähnliche, eben ſo beſchimpfende, als grauſame Art von der Hand des Henkers hingerichtet. Die Anverwandten dieſer Unglücklichen unterließen nicht, alles hervorzuſuchen, was den Sigmund bei den Ungarn verächtlich und verhaßt machen konnte, wozu ihnen dieſer durch ſein eben nicht erbauliches Privatleben einen mehr, als hinlänglichen Stoff gab. Im J. 1396 widerfuhr ihm ein Unglück, wodurch ſein Anſehen auch bei ſolchen, welche bis dahin noch unentſchieden handelten, vollends ſank. Der türkiſche Sultan Bajazeth hatte in dieſem Jahre dem griechiſchen Kaiſer verſchiedene Provinzen weggenommen, und ſich dem Königreich Ungarn genähert. Sigmund gieng ihm mit einer überaus zahlreichen ungariſchen Armee, mit der ſich, nicht weniger ſtarke Heere aus Frankreich, England und Deutſchland vereinigten, entgegen, und nach allen Erwartungen, welche man ſich von ſo tapfern und den Türken in allem Betracht überlegenen Völkern machte, ſchien der Sieg vor jedem Feldſtreit entſchieden zu ſeyn. Den 28. Sept. 1396 kam es bei Nicopoli zu einer Hauptſchlacht, welche die Franzoſen durch ihre unzeitige Hitze wider die Neigung und den Rath aller Verſtändigen veranlaßten, aber ihren Muthwillen bald bereuten. Sie hatten ſich mit Ungeſtüm der Ehre, den Vortrab zu machen, bemächtiget, und das feindliche Heer mit ihrer Reiterei angegriffen, wurden aber ſogleich genöthiget, ihre Pferde, welche vor den türkiſchen Pfeilen ſcheu wurden, und ſich aufbäumten, zu verlaſſen, und zu Fuß zu fechten. Als die ungariſchen Völker die leeren Pferde zurückkommen ſahen, hielten ſie die Franzoſen, und ſich ſelbſt für verloren, und ergriffen die Flucht. Sigmund flüchtete mit einigen Reitern in einem Schiff, das er am Ufer der Donau fand, ſegelte nach dem ſchwarzen Meer, und reiſte über Konſtantinopel, durch viele Umwege nach Ungarn zurück, wo man ihm, gleichwie man ihm den Sieg beigemeſſen haben würde, nunmehr auch die Niederlage zuſchrieb. So lange die Ungarn noch glaubten, an ihrem König einen tapfern Prinzen zu beſitzen, vergaßen ihrer viele, daß dieſer Prinz herrſchſüchtig und ausſchweifend ſey; aber die Feigheit, wofür man ſeine Flucht bei Nicopoli nun einmal einnahm, konnten ſie ihm nicht verzeihen. Das Mißvergnügen über ihn wurde bald wieder allgemein und brach zuletzt in eine öffentliche Empörung aus, in welcher K. Sigmund von ſeinen eigenen Unterthanen auf eine Art behandelt wurde, welche uns nicht anders, als beinahe unglaublich, in der That aber deſto weniger auffallend und unerwartet ſeyn kann, je roher eine Nation iſt. Es kamen nämlich eines Tages eine Menge edler Herren zu ihm, welche keine andere Abſicht zu haben ſchienen, als ihm nach den bei Höfen eingeführten Gebräuchen, ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Dieſe Herren (welche im Stillen den Bladislaus, König von Neapel, Sohn des ermordeten Karls, nach Ungarn, wo dieſer auch ankam, berufen hatten) leiteten das Geſpräch ſogleich auf die vorgegangenen Hinrichtungen, und mißbilligten dieſelben mit Ausdrücken, welche dem Sigmund nicht gleichgültig ſeyn konnten, und welche ihn veranlaßten, ſie ihnen mit Schärfe zu verweiſen. Dieß hatten die Herren erwartet. Sie beantworteten Sigmunds Erinnerungen, daß ſie nicht vergeſſen möchten, mit wem ſie ſprächen, mit größter Heftigkeit, überhäuften ihn mit Vorwürfen, und fielen zuletzt, wie raſend auf ihn ein, zogen ihn bei den Haaren, und geberdeten ſich, als wollten ſie ihn ermorden, was auch geſchehen ſeyn möchte, wenn nicht einige darunter ihre Hitze gemäßigt und ſich damit begnügt hätten, ihn gefangen zu ſetzen. Man übergab ihn den zwei Söhnen des Nikolaus Gare, welche ihn nach dem Schloſſe Sokles abführten, und ihn in ein unterirdiſches Behältniß ſchloßen. Hier harrte er mit Kummer auf die Entwicklung ſeines

Schickſals, das traurig genug geweſen ſeyn möchte, wenn es ihm nicht geglückt hätte, ſich auf eine glückliche Art zu befreien. Er ſtellte nämlich der Mutter der beiden Herren, die ihn gefangen hielten, die Folgen vor, welche eine längere Gefangenſchaft, oder wohl gar eine härtere Behandlung ſeiner Perſon, zu deren Befreiung ſich in kurzer Zeit zahlreiche Heere in Ungarn einfinden würden, für ſie ſowohl, als ihre Söhne unvermeidlich nach ſich ziehen müßte, und verſprach ihr, wenn ſie ſeine Loslaſſung bewirken wollte, nicht nur ihre Söhne zu großen Würden zu erheben, ſondern ſogar eine der Töchter ihres Anverwandten, des Grafen Hermann von Cilley, zu heirathen. Dieſe kluge Frau unternahm auch, oder bewirkte ſeine Befreiung, nach welcher ſich Sigmund unmittelbar zu Graf Hermann begab, und deſſen jüngſte Tochter, Barbara, heirathete im J. 1401 *). Indeſſen kamen einige Völker, welche Sigmunds Vettern, Jodoc und Procop in Böhmen, Mähren, Schleſien und Polen für ihn geworben hatten, in Ungarn an, wo ſie ſich, mit Hilfe der daſelbſt noch treugeſinnten Parthei, des Königreichs wieder vollkommen bemächtigten, den Wladis-

---

*) Freheri Germ. Rer. Script. T. 2. p. 177.

laus nach Italien zurückzukehren nöthigten, und den Sigmund neuerdings auf den Thron ſetzten, im J. 1401.

Das Seltſamſte bei dieſen Bemühungen des Sigmund um die Königreiche Polen und Ungarn war, daß er während derſelben gleichſam eben ſo viele Vorkehrungen und Anſtalten machte, die Markgrafſchaft und die Kur Brandenburg, und die Achtung einer Nation (welche ſchon unter den bayeriſchen Regenten wegen der vielen, wiewohl damals unvermeidlichen, Kriege nicht glücklich, unter den luxemburgiſchen Regenten aber, meiſtens durch die Veranlaſſung und Schuld derſelben, höchſt unglücklich war) zu verlieren, und daß er endlich jene köſtliche Erwerbung wirklich verlor. Die Kriege, welche er wegen Polen und Ungarn führte, nöthigten ihn, nicht nur die märkiſchen Länder durch Statthalter regieren zu laſſen, wie er dann die Statthalterſchaft in der Mark Brandenburg dem Biſchof Dietrich von Brandenburg, die Mittelmark dem Lippold von Bredow übertrug; ſondern ſie verurſachten ihm ferner das Bedürfniß, Anlehen zu machen, welche bald ſo beträchtlich wurden, daß er im J. 1388 ſeinen Vettern Joſt und Procop von Mähren die Mark Brandenburg erſt pfandweiſe, dann um das J. 1396 dem Joſt wiederkäuflich überließ. Von dieſem Joſt wird geſagt*): „der Landesherr war beſtändig abweſend, und kam ſonſt nicht her, als wenn er Geld benöthigt, und wenn er genug geſammelt, und die Kammergüter verkauft und verpfändet hatte, ſo reiſete er wieder davon. Im übrigen bekümmerte er ſich nicht darum, wenn ſeine Unterthanen durch die Drangſalen der Nachbarn und des unruhigen Adels gänzlich ausgeſogen, und zu Grunde gerichtet wurden. Seine beſtellten Statthalter hatten wenig Anſehen und Macht, hielten ſich auch mehrentheils außerhalb Landes, wegen ihrer eigenen Länder und Geſchäfte, auf, als zum Beiſpiel Herzog Johann von Mecklenburg, die Grafen von Schwarzburg, Herzog Suantibor von Stettin, und verſäumten alſo gleichfalls dasjenige, was ihnen anvertrauet, zumal da ihre Statthalterſchaft gemeiniglich von kurzer Dauer war. Ein jeder ſuchte ſich alſo ſelbſt Recht zu ſchaffen, und der Mächtige unterdrückte den Geringern, die Städte machten Bündniſſe unter ſich, und ſchützten ſich auf dieſe Art gegen die Gewalt des Adels, worunter Dietrich von Quizow der Schlimmſte war. Die Grenzen des Landes wurden ſehr geſchmälert, weil ein jeder Nachbar von dieſem zerrütteten Zuſtande, da die Mark, ſo zu ſagen, ohne Herrn war, zu gewinnen ſuchte. — Joſt hat als Stiefvater der Mark vorgeſtanden;" was man ſich leicht vorſtellen kann, da Joſt, ſtatt die Mark in Perſon zu beſorgen, nicht nur wieder neue Statthalter in derſelben aufſtellte, ſondern ſie im J. 1395 an den Markgrafen von Meiſſen, Wilhelm den Einäugigen, ſogar verſetzte, und da er ſie im J. 1398 wieder zurücknahm, (Wilhelm von Meiſſen hatte gut regiert) eine allgemeine Beſtürzung darüber erfolgte. Sigmund bekümmerte ſich um das Land nicht im Geringſten, und nach ſeinem Benehmen zu ſchließen, betrachtete er daſſelbe wie eine Pfründe, welche bloß als ein Gegenſtand des müßigen Genuſſes von jedem, ſo gut es ſich thun läßt, benutzt wird. Kaum war ihm im J. 1395, da ſein jüngſter Bruder, Johann von Görlitz, mit Tod abgieng, die Mark jenſeits der Oder, welche nunmehr die neue Mark zu heiſſen anfieng) erblich zugefallen, als er ſie an den Hochmeiſter des deutſchen Ordens in Preuſſen, Konrad von Juningen um 63200 ungariſche Gulden (freilich, was er nicht hindern konnte, mit dem Wiederlöſungsrecht) verkaufte; und kaum war im J. 1411 Markgraf Joſt mit Tod abgegangen, als er die Mark Brandenburg an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich, um hunderttauſend ungariſche Goldgulden verſetzte; er ließ es dabei nicht bewenden, ſondern im J. 1415 verkaufte er ſie um viermalhunderttauſend ungariſche Gulden oder Dukaten, (worin die obige Summe mit eingeſchloſſen war) an eben denſelben Burggrafen mit der dazu gehörigen Kur- und Erzkämmererwürde, mit allem davon abhangenden Land, Leuten, Rechten, Anſprüchen und Hoheiten, erb- und eigenthümlich.

---

*) Gercken Frag. March. P. 3. p. 179.

Sigmund hatte auch nicht wenig Luſt bezeigt, ſich des Königreichs Böhmen, noch bei dem Leben ſeines Bruders Wenzel, zu bemächtigen, und er war die Haupttriebfeder der Gefangenſchaft, in welche Wenzel im Jahre 1402 von ſeinen eigenen Unterthanen geliefert wurde. Während derſelben fiel er mit einem aus Ungarn geſammelten Heere in Böhmen ein, ohne jedoch ſeine Abſicht zu erreichen, indem Wenzel bis an ſein Lebensende König blieb; aber Sigmund äußerte ſich bei dieſer Unternehmung noch durch eine andere That, welche uns, nachdem wir anfangs von ſeinen herrlichen, geiſtigen und körperlichen Anlagen und Fähigkeiten gehört haben, nunmehr bereits eine häßliche Verſchlimmerung derſelben wahrnehmen, und uns die Wahrheit und Erfahrung beſtätiget finden läßt, daß keine Neigung zweideutiger und gefährlicher ſey, als die im Grunde oft weiſe Neigung und Begierde nach Herrſchaft, daß keine geſchwinder in eine Leidenſchaft ohne Maß und Grenzen ausarte, und daß keine ſchneller in der ſchrecklichen Wirkung ſey, den geſündeſten Verſtand und das beſte Herz zu verderben, und in einem an ſich beſtgearteten Menſchen alles menſchliche Gefühl, und alle geſunden Begriffe zu erſticken. Sigmunds Vetter, Markgraf Procop von Mähren, konnte ſich nicht entſchließen, den Aufruhr wider den Wenzel zu billigen, und zu deſſen Entthronung zu helfen. Dieß verdroß den Sigmund ſo ſehr, daß er den Procop in dem Schloſſe Prezdiezy, wiewohl vergeblich, belagerte, und ihn endlich mit Liſt in ſein Lager lockte, wo er ihn ſogleich an einen Mauerbrecher binden, und ſo gegen das Schloß führen ließ, deſſen Vertheidiger nunmehr keine andere Wahl mehr hatten, als die Mauern erſchüttern zu laſſen, oder ihren eigenen Herrn der Gefahr, getödtet zu werden, auszuſetzen. Mit dieſer Mißhandlung begnügte ſich Sigmund nicht, ſondern er ließ ſeinen Vetter nach Brünn abführen, und dort Hungers ſterben *).

Sigmund verließ, wie wir hörten, die Mark Brandenburg (wo er doch genug zu thun, und eine hinlängliche Gelegenheit, ſich als einen großen Herren zu zeigen, und Men-

---

*) Balbin. Epit. Rer. Bohem. p. 410 — 412.

ſchen zu beglücken, gehabt hätte) um Polen zu gewinnen; und gieng, da es ihm hier nicht glückte, nach Ungarn, deſſen Eroberung er kaum zu Stand gebracht hatte, als ihn nach Böhmen, wo es ihm zur Zeit noch fehlſchlug, gelüſtete. Die Beſchaffenheit des Königreichs Ungarn bot ihm einen unermeßlichen Stoff zu Beſchäftigungen der edelſten Art an, und dieſe edle Nation war bereit, mit Vertrauen und Liebe an einen König, der bei ihr zu Hauſe ſeyn, der, was er war, ſeyn wollte, ſich anzuſchließen; aber Sigmund hörte kaum von dem im J. 1410 erfolgten Hintritt des K. Rupert, als in ihm die heftigſte Begierde, ſich der glänzendſten Würde in Europa zu bemächtigen, erwachte. Wir kommen nun zu dem Zeitpunkt, wo Sigmund anfängt, als Oberhaupt von Deutſchland zu erſcheinen.

Man hätte, nachdem K. Wenzel noch vorhanden war, meinen ſollen, daß wenigſtens deſſen Anverwandte alles anwenden würden, um ſeine Rechte wieder geltend zu machen; aber dieſe Anverwandten dachten ſo wenig daran, daß ſie ſich vielmehr ſelbſt unter einander ſtritten, wer unter ihnen dem andern zuvorkommen könnte. Sigmund, der in ſeinem Ungarn genug zu thun, und Joſt von Mähren, der beinahe das ſiebenzigſte Jahr erreicht hatte, meldeten ſich zu gleicher Zeit um den erledigten Thron. Dieß gab ſchon bei der Wahl zu weitausſehenden Irrungen Anlaß. Joſt hatte ſich ſeit dem Jahre 1396, da ihm Sigmund die Mark Brandenburg wieder käuflich einräumte, einen Markgrafen von Brandenburg, und des heil. röm. Reichs Erzkämmerer genannt, und ſchickte in ſolcher Hinſicht ſeinen Geſandten auf die Wahl nach Frankfurt, wohin ihn der Kurfürſt Johann von Mainz auch wirklich beſchrieb; aber Sigmund behauptete jetzt, daß er niemals geſinnt geweſen, dem Joſt die wirkliche Ausübung der brandenburgiſchen Kurwürde, ſondern nur den Genuß zu überlaſſen, und ſchickte demnach, auch unberufen, zur Wahl ſeinen Geſandten ab, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, einen eben ſo geſchickten, als ihm ganz ergebenen Herrn, der ſich alle erdenkliche Mühe gab, die Kurfürſten für ihn zu gewinnen. Die Kurfürſten von Trier und Pfalz traten auch wirklich auf ſeine Seite; aber Mainz und Köln dachten anders. Mehrere Kurfürſten oder deren Geſandte waren, als der auf den Aegiditag angeſetzte Wahltag angekommen war, noch nicht gegenwärtig; und der Kurfürſt von Mainz ſchlug vor, den Wahltag weiter hinauszuſetzen, da die Geſandten von Böhmen, Sachſen und Brandenburg Zeit haben würden, zu erſcheinen. Er fürchtete nämlich, daß an dem bisher feſtgeſetzten Wahltag Trier und Pfalz den bereits anweſenden Burggrafen Friedrich von Nürnberg als Wahlgeſandten annehmen, und mit drei Stimmen, folglich mit dem größern Theile, den Sigmund wählen würden; und dieß traf auch zu. Die Kurfürſten von Trier und Pfalz ſtellten ſich am Aegiditag vor der Bartholomäikirche zu Frankfurt ein, und ungeachtet ſie dieſe, auf Veranſtaltung des Kurfürſten von Mainz, verſchloſſen fanden, ſo nahmen ſie, nach einigen über ein ſolches Verfahren vorausgeſchickten Klagen, gleichwohl die Wahl vor, welche mit Beiziehung des Burggrafen von Nürnberg, auf den Sigmund ausfiel; aber nach einigen Tagen trafen die Geſandten Joſts, Wenzels, dann des Kurfürſten Rudolph von Sachſen zu Frankfurt ein, worauf ſie den 1. Oct. mit Mainz und Köln ebenfalls zu einer Wahl ſchritten, und den Markgrafen Joſt von Mähren zum römiſchen König ernannten, womit auch ſogar Wenzel zufrieden war, indem er, wie er ſich äußerte, ſo lange er lebte, dennoch der rechtmäßige Kaiſer, Joſt aber nur ein römiſcher König verbleiben würde. Beide wählende Partheien ließen überall, wo ſie es für nöthig fanden, ihre Wahlen verkündigen, und beide waren bereits auf Maßregeln bedacht, ihren König zu unterſtützen. Joſt war bereits im

Begriff, nach **Frankfurt** abzureiſen, als er den 8. Jan. 1411 zu Brünn ſtarb. Simon ſuchte jetzt vor allen Dingen, ſich den Kurfürſten Johann von Mainz, an deſſen Geſinnung und Stimme ihm am meiſten gelegen zu ſeyn ſchien, zu gewinnen; er beſtätigte ihm nicht nur alle von ihm und ſeinem Erzſtift bisher erhaltene oder behauptete Vorrechte und Freiheiten, beſonders die Münz-, Geleits- und Zollgerechtigkeit, ſondern gelobte ihm, was der Kurfürſt ausdrücklich forderte, noch ferner an, daß er, ohne ſein Vorwiſſen, und ſeine Einwilligung, keinen Statthalter in Deutſchland beſtellen, auch ohne deſſen und ſeiner Nachfolger Genehmigung, keinen alten Zoll erhöhen, und keinen neuen anlegen wolle. Sigmund ließ ſich noch gar viel mehr gefallen. Er hatte unter den drei vorhandenen Päbſten bisher immer den Pabſt Gregor XII. in Rom für den rechtmäßigen Pabſt erkannt, und hatte ſich nach dem Hintritte des K. Rupert von Pfalzbayern ſogleich an dieſen Pabſt gewendet, und ihm ſeine unverrückte Anhänglichkeit, die Beſtätigung ſeiner Vorrechte, und die Beilegung der Kirchenſpaltung verſprochen, und ſchriftlich verſichert; jetzt gelobte er dem Kurfürſten Johann von Mainz, welcher dem (ſtatt Alexander V. († 1410) auf der Kirchenverſammlung zu Piſa gewählten) Pabſt Johann XXIII. anhieng, daß er allein dieſen Johann XXIII. erkennen, und von Niemand als von ihm, oder ſeinem rechten und ordentlichen Nachfolger die Beſtätigung ſeiner Wahl begehren wolle; dieſe neue Wahl gieng den 21. Juli vor ſich, und Sigmund wurde durch einhellige Stimmen römiſcher König.

K. Sigmund wurde vom erſten Augenblick an von einer ſolchen Menge höchſt wichtiger Geſchäfte und Hinderniſſe derſelben und Zerſtreuungen, in der Entfernung und in der Nähe, von allen Seiten dergeſtalt gleichſam belagert, daß es ſchon ſehr ſchwer war, das dringendſte, das zuerſt gethan werden ſollte, zu wählen, und daß es gleich anfangs das Anſehen bekam, daß er für das Innere von Deutſchland wenig würde thun können; er hatte nicht einmal Zeit nach Deutſchland zu kommen, und ſich krönen zu laſſen. Eben ſo wenig konnte er jetzt ſogleich nach Italien gehen, wo ſeine Gegenwart nicht weniger nothwendig war. Die Venetianer, welche ſich ſeit einiger Zeit auf den benachbarten Küſten von Italien ungemein ausbreiteten, wußten es beim König Ladislaus von Neapel, welchen, wie eben vorkam, eine Parthei ungariſcher Magnaten zu ihrem König gewählt hatte, dahin zu bringen, daß ihnen derſelbe für eine gute Bezahlung die zu Ungarn gehörige Stadt Zara in Dalmatien einräumte, und ſie ſahen ſich kaum im Beſitze dieſes ungemein vortheilhafte ten Platzes, als ſie ſich anſchickten, auf weitere Eroberungen auszugehen. Als es zum ernſthaften Kriege, welcher wirklich anfieng, kommen ſollte, ließ ſich Sigmund, dem jetzt ein weitausſehender Krieg in dieſer Gegend ſehr ungelegen kam, von den Venetianern abkaufen, daß er ihnen auf einige Jahre einen Waffenſtillſtand bewilligte, während welchem ſie ſich nicht nur in der Stadt Zara erſt recht feſt ſetzten, ſondern bald darauf das ganze Gebiet des Patriarchats von Aquileja an ſich riſſen. Auch von Verona und Padua machten ſie ſich Meiſter, ohne ſich im Geringſten zu bekümmern, wie ſich Sigmund über den Verluſt dieſer zum Reich gehörigen Städte geberden möchte.

Sigmund hatte mittlerweile eine andere Kränkung, welche ihm noch weit ſchmerzlicher fallen mußte, erfahren. Er forderte von den Söhnen des Johann Galeazius, welcher im J. 1402 mit Tod abgegangen war, Mailand zurück, und that auf den Schein, als wollte er ſich deſſelben, falls man es ihm in Güte nicht abtreten würde, mit Gewalt bemächtigen. Mehr konnte er auch nicht thun. Die deutſchen Stände, von welchen die an den deutſchen König gemachte Zumuthung der Wieder=

eroberung der Lombardei eigentlich herrührte, thaten nicht das Geringſte, eine Unternehmung, welche zu ihrer Ehre, und zur Wiederherſtellung des Ruhmes des Reiches ausgeführt werden ſollte, zu unterſtützen. Die Schweizer erlaubten zwar, daß ſich Freiwillige bei ihm ſtellen durften; allein Sigmund konnte ſie nicht bezahlen, und er fand ſich endlich, weil er doch in der Stadt Mailand gekrönt werden wollte, genöthigt, den Herzog Philipp Maria von Mailand, mit welchem er im Jahre 1413 eine mündliche Unterredung hielt, um einen feierlichen Einzug, und die Krönung in der Stadt anzugehen; allein der Herzog ſchlug es ihm ab; es wäre denn, ſetzte er gleichwohl hinzu, daß Sigmund mit einer beſtimmten Zahl von Leuten ſich einfinden, und Niemand, welcher den Herzog für ſeinen Feind hielt, mitbringen wollte.

Sigmund verſuchte es hierauf mit der Wiedervereinigung der Kirche, welche der allgemeine Wunſch der Gläubigen war. Dieſe konnte natürlicher Weiſe nur durch eine allgemeine Kirchenverſammlung bewirkt werden; allein hier wurden ſchon gleich wegen des Ortes, wo dieſelbe gehalten werden ſollte, ungemeine Schwierigkeiten gemacht, und K. Sigmund mußte ſich ſeines ganzen Anſehens bedienen, um von Pabſt Johann XXIII., mit welchem er ſich im Jahre 1413 zu Lodi unterredete, endlich zu erhalten, daß dieſelbe zu Konſtanz verſammelt werden ſollte. Was dieſen Pabſt hauptſächlich zur Nachgiebigkeit brachte, war die entſetzliche Verlegenheit, in welcher ſich eben damals der Kirchenſtaat befand. Es war nämlich der K. Ladislaus bei der damaligen Verwirrung des Kirchenweſens auf den Einfall gekommen, ſich der päbſtlichen Länder zu bemächtigen, und im J. 1413 brachte er die Mark Ancona, ja ſelbſt die Stadt Rom mit dem ganzen Kirchenſtaat in ſeine Gewalt. Dieß bewog den Pabſt Johann XXIII., der von Rom nach Siena geflüchtet war, ſich an den K. Sigmund ſo vertraulich, als möglich, anzuſchließen. Sigmund gieng indeſſen nach Deutſchland, und ließ den 8. Nov. 1414 zu Aachen ſich krönen, um mit deſto größerm Anſehen und Nachdruck der Kirchenverſammlung beiwohnen zu können, welche Pabſt Johann auf den 1. Nov. eben dieſes Jahres ausgeſchrieben hatte.

Die erſtaunliche Menge vornehmer Geiſtlichen und Fürſten, welche aus der ganzen Chriſtenheit zur beſtimmten Zeit eingetroffen war, konnte auf die große Begierde ſchließen laſſen, mit der ſie zu dieſer Verſammlung gekommen waren, um auf derſelben die Kirche, und mit ihr die chriſtlichen Länder für immer zu beruhigen. Nun öffneten ſich aber vollends die weitausſehendſten Schwierigkeiten, zu deren Beilegung und Ausgleichung, ſo zu ſagen, eine Art von Wunder erfordert zu werden ſchien. Man mußte nämlich vor allem beſtimmen, was denn eigentlich auf dieſer Kirchenverſammlung behandelt, und was davon zuerſt vorgenommen werden ſollte. Hier waren nun die Meinungen, ſo wie die Abſichten, ſehr verſchieden. Die einſichtsvollſten und frömmſten Männer der damaligen Zeit hatten ſich längſt geäußert und öffentlich beklagt, daß in die Kirche ſolche Mißbräuche ſich eingeſchlichen und in ihr herrſchend geworden wären, welchen nur durch eine allgemeine, aber auch ernſtliche Verbeſſerung in dem Haupt und den Gliedern abgeholfen werden könnte, und ſie waren zugleich der Meinung, daß mit dieſer Verbeſſerung oder allgemeinen Reformation die Kirchenverſammlung angefangen, und dann erſt, wenn ſie zu Stande gekommen, und allgemein und einhellig gutgeheiſſen worden wäre, wegen der Wiederherſtellung Eines kirchlichen Oberhauptes das Nähere verfügt werden ſollte. Dieſem wohlgemeinten Vorſchlag widerſprachen die Franzoſen, die Italiener und Spanier, beſonders aber die Kardinäle, indem ſie befürchteten, daß in Betreff der hohen Geiſtlichkeit unter dem Titel einer allgemeinen Verbeſſerung zu

Vieles auf die einfache Verfaſſung der erſten Kirchenzeiten zurückgeführt, und daß dem deutſchen Kaiſer zu vieles Anſehen über Rom und Italien eingeräumt werden möchte, was bei dem Daſeyn eines rechtmäßigen und allgemein erkannten Pabſtes nicht zu beſorgen wäre; allein die Deutſchen und die Engländer ſtimmten jenem Vorſchlag mit Heftigkeit bei, und die Sache ſchien ſich in eine bedauernswürdige Trennung einlenken zu wollen, als die engliſche Nation die Parthei der übrigen Nationen ergriff, und mithin die deutſche nöthigte, ſich in die Mehrheit der Stimmen zu fügen. Es ſollte alſo vorher die Sache wegen der vorhandenen drei Päbſte berichtigt, und nach dieſem die Verbeſſerung der Kirche vorgenommen werden. Auch in dieſem Punkte waren anfangs die Ausſichten eben nicht die günſtigſten. Die Päbſte ſollten freiwillig abdanken, und dazu zeigte ſich wenig Hoffnung. Pabſt Johann XXIII. war von der Kirchenverſammlung zu Piſa zum Pabſt erwählt worden, und ſchien, da er die gegenwärtige Verſammlung für eine bloße Fortſetzung von jener gehalten wiſſen wollte, geglaubt zu haben, daß es in Hinſicht eines Pabſtes keiner Aenderung bedürfe, und er verließ ſich hierin auf ſeinen Anhang, der, wenn man nach der Zahl der Köpfe gerechnet und gehandelt hätte, überzählig und überwiegend geworden ſeyn möchte; allein man kam ſehr klug darin überein, daß nicht nach einzelnen Stimmen, ſondern ſogleich und überhaupt nach den Stimmen der anweſenden vier Nationen, der deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen, wozu nachher noch die ſpaniſche kam, gezählt und geſchloſſen werden ſollte. Die Mehrheit der Stimmen gieng ſogleich dahin, daß alle drei Päbſte ihr Amt niederlegen, und ein neuer Pabſt gewählt werden ſollte. Johann XXIII. fügte ſich ſogleich, wofür ihm K. Sigmund vor Freuden die Füße küßte; aber Johann flüchtete bald darauf aus Konſtanz nach Schafhauſen, welches damals noch dem Hauſe Oeſterreich angehörig war, und da ſich die Kirchenverſammlung demungeachtet behauptete, nach Freiburg im Breisgau, proteſtirte wider alles, was er zu Konſtanz aus Zwang und Noth zugeſagt haben mochte, und erklärte ſich, daß er ſein Amt nicht anders, als aus freiem Gefallen und Willen, niederlegen würde. Man brachte ihn endlich nicht ohne große Mühe in die Gegend von Konſtanz zurück, wo den 29. Mai 1415 von der Kirchenverſammlung die Sentenz über ihn geſprochen wurde: „daß er als ein offenbarer Simoniacus, Verſchwender der Rechte und Güter der römiſchen und anderer Kirchen, der noch dazu die Kirche durch ſeine böſen Sitten geärgert, und bis dahin ungebeſſert geblieben, des Pabſtthums entſetzt ſeyn ſollte.“ Man übergab ihn hierauf dem Kurfürſten Ludwig von der Pfalz, welcher ihn bis 1418 auf dem Schloſſe zu Heidelberg in Verwahr behielt, worauf er nach Florenz abreiſte, und als Kardinalbiſchof von Freſcati bald darauf ſtarb. Pabſt Gregor XII. hatte bereits im Juli 1415 aus freier Entſchließung abgedankt, wofür ihm (nebſt andern Würden) der vornehmſte Rang nach dem neu zu erwählenden Pabſte auf ſeine Lebenszeit zugeſagt wurde. Benedikt XIII., der ſich in Spanien aufhielt, machte ſchon wieder mehrere Schwierigkeiten, und Sigmund entſchloß ſich, um ihn zur Abdankung zu bewegen, eine Reiſe bis nach Spanien zu machen, und verkaufte, da es ihm zur Ausführung dieſes Vorhabens an Geld mangelte, ſogar die Mark Brandenburg, ohne gleichwohl bei dem Benedikt ſeine Abſicht zu erreichen. Da indeſſen doch ſo vieles erwirkt wurde, daß der König Ferdinand von Arragonien ihm ſeinen Anhang und ſeinen Schutz entzog, ſo ſchritt die Kirchenverſammlung vor, und erklärte auch dieſen Benedikt für rechtmäßig entſetzt, worauf man, nach einer nochmaligen Uebereinkunft über die auszuführende Kirchenverbeſſerung, die neue Pabſtwahl vornahm, welche auf den Kardinal Oddo von Columna, der den Namen Martin V. annahm, ausfiel, den 11. Nov. 1417.

Nun ſollte die ſo ſehnlich gewünſchte Kirchenverbeſſerung vor ſich gehen; doch ehe wir zur Geſchichte derſelben ſchreiten, wollen wir einer andern Begebenheit erwähnen, welche die Kirchenverſammlung zu Konſtanz nicht weniger unvergeßlich gemacht hat; wir meinen das Schickſal, welches Johann Huß zu Konſtanz erfahren, und die entſetzlichen Folgen, welche daſſelbe nach ſich gezogen hat. Johann Huß, ein gelehrter, und an ſeinen Sitten untadelhafter Mann, würde der Gelehrſamkeit ſeines Vaterlandes wahrſcheinlich ſehr nützliche Dienſte geleiſtet, und ein ruhiges, mit Ruhm und Beifall gekröntes Ende genommen haben, wenn ſich nicht eben Umſtände ergeben hätten, welche ihn nach und nach zu den Aeußerungen hinzogen und riſſen, durch welche er unglücklich geworden iſt. Huß, als ein ehrgeiziger, und auf den Ruhm ſeines Vaterlandes höchſt eiferſüchtiger Mann, konnte die deutſchen Gelehrten nicht leiden, welche ſich unter der Begünſtigung Kaiſers Karl IV. nach Prag gezogen, und die Univerſität daſelbſt gleichſam beherrſcht haben. Er neckte die Deutſchen bei jeder Gelegenheit, und bediente ſich in ſolcher Abſicht der Schriften Wiclefs, um ſie, wie in Wenzels Leben vorkam, bei den öffentlichen

Diſputationen durch neue Einwürfe in Verlegenheit zu ſetzen, und zu beſchämen. Es kam auch dahin, daß die deutſchen Lehrer mit ihren Schülern die Stadt Prag verließen, worauf er im J. 1409 zum Rector der Univerſität gewählt wurde. Bis zu dieſer Zeit beſchuldigte man ihn noch keiner Ketzerei; er verwendete ſich vielmehr bei dem Synod, welchen der Erzbiſchof Zbinko zu Prag in dieſem Jahre hielt, mit großem Eifer dafür, daß vierzig Behauptungen oder Artikel Wiclefs öffentlich als ketzeriſch erklärt wurden; aber nun kam ein zweiter Umſtand, der ihn allmählig weiter trieb. Pabſt Bonifaz IX. in Rom war beim K. Wenzel nicht beliebt, und Huß legte bei ſeinem Herrn eine große Ehre ein, ſo oft er wider dieſen Pabſt loszog, als welchen man in Verdacht hatte, daß er die Abſetzung Wenzels gerne geſehen habe. Es waren aber damals (wie bereits oben geſagt wurde) zwei Päbſte, einer zu Rom, und einer zu Avignon, welche beide die Kirchenverſammlung zu Piſa im Jahre 1409 für abgeſetzt erklärte, und eine neue Wahl (durch welche Alexander V. zum Vorſchein kam) veranſtaltete, welche Wahl die Gläubigen neuerdings trennte, indem einige ihr Beifall gaben, andere ſie verwarfen. Huß erklärte ſich für die Kirchenverſammlung, indeſſen daß der Erzbiſchof zu Prag den Schritt, welchen dieſelbe mit der neuen Pabſtwahl unternahm, mißbilligte. Dieſe ſämmtlichen Umſtände nun wurden die Veranlaſſung zu allen Uneinigkeiten, welche jetzt ausgebrochen, und zu allen den betrübten Folgen, welche daraus entſtanden ſind. Huß, der alles, wofür er einmal eingenommen war, mit Heftigkeit vertheidigte, ſprach der Kirchenverſammlung wegen der neuen Pabſtwahl öffentlich in ſeinen Predigten das Wort. Der Erzbiſchof glaubte, es ihm unterſagen zu müſſen; aber kaum that er es, als Huß noch ungeſtümer loszog, worauf ihn der Erzbiſchof zu Rom verklagte, und der damalige (ſtatt des im J. 1410 verſtorbenen Alexander V. in eben demſelben Jahre von der Kirchenverſammlung gewählte) Pabſt Johann XXIII. zur perſönlichen Verantwortung zog, und da er nicht erſchien, in den Bann that. Huß erklärte dieſen Bann für unrechtmäßig, und berief ſich auf einen Ausſpruch der Kirchenverſammlung; er ließ ſich das Lehren und Predigen nicht wehren, und zog den größten Theil der Univerſitätslehrer, und den größten und vornehmſten Theil der böhmiſchen Nation auf ſeine Seite; aber viele zogen ſich wieder zurück, als Huß in ſeinen Ausfällen wider den Pabſt im J. 1412 noch einige Schritte weiter gieng. König Ladislaus von Neapel fiel, wie wir hörten, die päbſtlichen Staaten an. Pabſt Johann XXIII. verſuchte alles, um ihm Abbruch zu thun, und ließ in Prag, wie in andern Städten, wider dieſen König einen Kreuzzug predigen, und denjenigen, welche ihm einen thätigen Beiſtand leiſten würden, einen Ablaß verſprechen. Huß predigte nicht nur ſogleich wider dieſen Ablaß, ſondern nannte den Pabſt einen Antichriſten. Nun entſtanden in Prag Partheien, Zuſammenrottungen, Auflauf und Mordthaten. Der damalige Erzbiſchof, Konrad, befahl die Kirchen zu ſchlieſſen, ſo lange Huß in der Stadt ſich aufhalten würde. Huß entfernte ſich, predigte aber auf dem Lande mit einer Heftigkeit, welche anfangs ſelbſt einigen ſeiner Anhänger zu übertrieben vorkam. Als er nämlich einſtens wider den Pabſt und die Kardinäle ſehr heftig loszog, ſtand einer von den Zuhörern auf, und ſprach: „Magiſter, ich bin ſelbſt einige Male in Rom geweſen, ich habe den Pabſt und die Kardinäle geſehen, und gefunden, daß ſie gute und ehrliche Leute ſind." Huß antwortete: „Wenn dir der Pabſt und die Kardinäle ſo wohl gefallen, ſo gehe wieder nach Rom, und bleibe da!" Der Zuhörer erwiederte: „Ich bin ſchon zu alt, um dieſe Reiſe zu unternehmen, aber du biſt noch jung. Gehe du hin, und du wirſt ſehen, daß dieſe Männer nicht ſo boshaft ſind, wie du uns hier er-

Die Lehren des Huß, und die Bewegungen und Uneinigkeiten, welche durch dieſelben unter dem Volke verurſacht wurden, machten zu Konſtanz großes Aufſehen, und da Pabſt Johann XXIII. (in der wahrſcheinlichen Abſicht, die Väter in ſeiner eigenen Sache länger hinzuhalten) die Abſtellung der Irrthümer, deren Huß beſchuldigt wurde, ſehr inſtändig betrieb; ſo wurde er, was ſelbſt K. Sigmund anrieth, nach Konſtanz vorgeladen. Huß hatte dieß längſt gewünſcht, und reiſte ohne Verzug nach Konſtanz ab; doch ließ er ſich von K. Sigmund, wegen der Sicherheit ſeiner Perſon, einen Geleitsbrief ertheilen, den ihm dieſer unterm 18. Oct. 1414 auch willig ausfertigte, und darin verſicherte, daß er den Huß unter ſeinen und des Reichs Schutz und Schirm genommen habe. Die böhmiſchen Stände gaben ihm einige böhmiſche Herren, worunter Johann von Chlum, und Heinrich von Lazenbock die Vornehmſten waren, zur Begleitung mit. Dieſe ſtellten ihn auch dem Pabſt Johann XXIII. vor, der ihn ſehr gütig empfieng, und ihm den Bann abnahm; aber bald darauf wurde er von zwei böhmiſchen Theologen, welche ihm nach Konſtanz nachgereiſt waren, vieler Ketzereien beſchuldigt, und von den Kardinälen ins Gefängniß geſetzt, aus welchem ihn ſelbſt K. Sigmund nicht mehr befreien konnte, indem man ihm auf ſeine Vorſtellung, daß er dem Huß das ſichere Geleit verſprochen hätte, zur Antwort gab: die Kirchenverſammlung ſey an ein ſolches Verſprechen nicht gebunden, und die Sache betreffe nichts Weltliches. Eine andere Vorſtellung, welche bald darauf von den eben genannten böhmiſchen Herren im Namen der ganzen böhmiſchen Nation bei den Vätern eingereicht wurde, bewirkte in der Hauptſache eben ſo wenig; doch fruchtete ſie ſo viel, daß Huß (der nach der Entweichung des Pabſtes Johann XXIII. aus Konſtanz auf die Feſtung Gothleben gebracht worden war) wieder nach Konſtanz zurückgeführt, und der Verſammlung der Väter vorgeſtellt wurde, vor denen er ſich verantworten, und ſeine Irrthümer und Ketzereien widerrufen ſollte; allein Huß läugnete, daß er jemals einer Ketzerei ſich ſchuldig gemacht habe; darauf blieb er ein für allemal, und forderte, daß man ihn ſeiner Irrthümer allein aus der Bibel überführen ſollte. Er ſagte dem K. Sigmund mit Wehmuth ins Angeſicht, daß er geglaubt habe, ſich in Rückſicht der Sicherheit ſeiner Perſon auf das Wort des deutſchen Monarchen verlaſſen zu können, worüber Sigmund in eine ſichtbare Verlegenheit gerieth, und ſich, erröthend, in ſich ſchmiegte. Alle Verſuche, welche man anſtellte, welche ſelbſt K. Sigmund durch freundſchaftliche Abordnungen an ihn machte, blieben fruchtlos. Huß behauptete unabweichlich, daß in ſeinen Behauptungen keine Irrthümer enthalten ſeyen, und ſo wurde er den 6. Juli 1415, nach dem Inhalt der damals beſtandenen allgemeinen Rechte, zum Feuer verdammt, und mit den gewöhnlichen Ceremonien zum Scheiterhaufen geführt. Er gieng heitern Angeſichts zur Richtſtatt, und betete. Als man ihn bereits an den Pfahl gebunden hatte, begehrte er einen katholiſchen Prieſter; als ihm aber der Herbeigerufene ſagte, daß er ſein Amt an ihm nicht verrichten könnte, wenn er nicht zuvor ſeine Irrthümer abſchwören wollte, ſchwieg er. Hierauf ritten der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz, und der Marſchall von Pappenheim, welche ihn zum Tode begleitet hatten, hinzu, und ermahnten und baten ihn, er möchte doch, um ſeines Lebens und ſeiner Seele willen, die Irrlehren widerrufen und abſchwören. Huß gab ihnen zur Antwort, er wäre ſich keiner Irrlehren bewußt, und getraue ſich, darauf zu ſterben. Er fieng hierauf mit lauter Stimme den Pſalm Miſerere zu beten an, wurde aber vom Rauch bald erſtickt. Man ſammelte ſeine Aſche und ſchüttete ſolche in den Rhein. Das nämliche Urtheil wurde zu Konſtanz einige Wochen nachher an Hieronymus von Prag vollzogen. Dieſer Mann war, nach der Meinung, welche man von ihm gefaßt hatte, gelehrter und witziger, aber auch ungleich hitziger, als Huß, welchem er durch ſeine Schwärmerei nicht wenig ſchadete. Als ſeine Ausſchweifungen, welche er nach der Abreiſe des Huß zu Prag verübte, auf einen Grad ſtiegen, wo auch ſeine beſten Anhänger nicht umhin konnten, ihn zu tadeln, entſchloß er ſich, um zu zeigen, daß er auch Muth beſitze, nach Konſtanz zu gehen, und dem Huß beizuſtehen; aber bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt ſchlich er ſich aus Furcht vor einem gleichen Gefängniß, in welchem Huß damals ſaß, wieder fort, ſchickte aber von Ueberlingen aus eine Schrift nach Konſtanz, welche er in lateiniſcher, deutſcher und böhmiſcher Sprache an alle Kirchen und an die Wohnungen der Kardinäle anheften ließ, und worin er erklärte, daß er ſich öffentlich vertheidigen und ſeine Sätze behaupten würde, wenn man ihm zur Hin- und Herreiſe das ſichere Geleit zuſagen wollte. Er wollte hierauf, da die Antwort nicht ganz nach ſeinem Wunſche ausfiel, nach Böhmen abreiſen, wohin er ein von ſiebenzig zu Konſtanz anweſenden Böhmen unterzeichnetes Schreiben, daß er aus Mangel an Sicherheit Konſtanz verlaſſen habe, vorausſchickte, wurde aber unterwegs ergriffen, und nach Konſtanz zurückgeführt. Hier kam er bereits ſo weit, daß er eine Schrift unterzeichnete, worin er ſich der Kirchenverſammlung unterwarf, und bei der katholiſchen Religion beſtändig zu beharren verſprach; als er aber einige Zeit darauf noch einmal vorgerufen, und ihm die Beſtätigung ſeiner Bekenntniſſe zugemuthet wurde, widerrief er alles, was er ehemals, aus Furcht, wie er jetzt behauptete, vorgebracht hatte, und war von nun an nicht mehr zu bewegen, davon abzugehen. Er betrug ſich dabei, wider ſeine Gewohnheit, mit einer großen Beſcheidenheit in ſeinen Reden und Geberden, und lockte mehrern Vätern in der Kirchenverſammlung Thränen ab. Mit einer gleichen Standhaftigkeit betrug er ſich bei ſeiner Hinrichtung. Er gieng mit einer Art von Fröhlichkeit ſeinen Weg nach dem Tode, und ſang mit lauter Stimme. Als die Gerichtsdiener das Feuer auf ſeinem Rücken anzünden wollten, rief er: „Zündet das Holz hier vor meinen Augen an; denn ich wäre nicht hier, wenn ich das Feuer gefürchtet hätte.“ Mitten unter den Flammen hörte man ihn noch immer in böhmiſcher Sprache rufen: „Allmächtiger Gott, erbarme dich meiner! Vergieb mir meine Sünden!“ Man warf ſeine Aſche ebenfalls in den Rhein, und entfernte ſich ſtillſchweigend, und voll

Verwunderung über die Standhaftigkeit dieſer beiden Böhmen. „Kein Weltweiſer, ſchrieb Aeneas Sylvius, hat ſo viel Heldenmuth bei ſeinem Tode bewieſen, als dieſe beiden Böhmen auf dem Scheiterhaufen.“

Bayerische
Staatsbibliothek

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Vierundzwanzigſter Band.

Kempten, 1834.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

[illegible]

[illegible]

Huſſitenkrieg,

1419 — 1436.

Die Hinrichtung des Johann Huß zog eine entſetzliche Begebenheit, den Huſſitenkrieg, nach ſich, während welchem die damaligen, ſowohl leidenden, als in der ſichern Entfernung zuſehenden Menſchen glaubten, daß nie etwas Aehnliches in der Welt erſchienen, nie wieder etwas Aehnliches zu erwarten, und daß ſelbſt die Weltauflöſung im Anzuge ſey. Sie irrten ſich hierin; denn die Erſcheinung war nichts weniger, als neu und einzig, und war ſchon lange vor ihnen öfters geſehen worden, ſo wie ſie ſeit ihrer Zeit in manchen andern Ländern wiederholt worden iſt; denn ſo wie im phyſiſchen Weſen die Erde ganze Oberflächen von ſich wirft, um ſich von faulen und endlich entzündeten Dünſten, welche in ihrem Schooſe ſich ſammelten, zu entladen; Städte mit ihren Bewohnern verſchwinden, Berge, Flüſſe und Seen ſich verlieren, oder neue entſtehen, und alles zuletzt in einer neuen Geſtalt hervorkömmt; ſo reiniget ſich die ſittliche Natur der Menſchen von Zeit zu Zeit ihrer Thorheiten, Laſter und Gebrechen, wenn dieſe auf einen gewiſſen Grad von Gröſe, Scheußlichkeit und Allgemeinheit geſtiegen, und die Zeitmenſchen unheilbar geworden ſind. Dieſe, ſich ſelbſt unerträglich, wüthen und toben dann gewaltſam wider ſich ſelbſt, zerſtören nicht nur ihre Regierungsformen, ſondern rotten wechſelweiſe ſich ſelbſt, ja die Fußtritte der Menſchen aus, und überlaſſen zuletzt neuen Nachkömmlingen das Geſchäft, die Geſchichte ihrer Ruinen zu betrachten, und ihrer erhabenen menſchlichen Natur, welche überall und unaufhörlich ſich nach einer dauerhaften Eintracht und Glückſeligkeit ſehnet, eine beſſere Richtung und Ausbildung zu geben. Manche andere Völker ſtarben, ſo zu ſagen, an der Auszehrung und verloren ſich mit ihrem entehrten Namen in Schimpf und Verachtung. Dieſe Ereigniſſe ſammt ihren Urſachen liefert uns die Geſchichte der Vorwelt. Möge doch die Nachwelt keine mehr liefern!

Der Huſſitenaufruhr dauerte volle fünfzehn Jahre. Während dieſer Zeit wurden viele hundert Städte, Schlöſſer und Klöſter verbrannt, viele tauſend Dörfer verwüſtet, und viele hundert tauſend Menſchen, vielfältig durch ſchreckliche Todesarten, gemordet. Es war etwas Gewöhnliches, gefangene Feinde lebendig zu verbrennen, ſie in Abgründe zu ſtürzen, oder zu erſäufen. Die erhitzten huſſiſchen Böhmen verwilderten auf einen Grad, wo ſie für ſich weiter keine Barmherzigkeit, keine Verſöhnung und Schonung erwarteten, und ihrer Seits keine erwiederten. Sie verloren zuletzt ihren eigenthümlichen Zweck, und zogen, gleich reiſſenden Thieren, allein auf Raub, Mord, und Verwüſtung aus. Sie waren, wenn man das Ganze als eine heftige Krankheit betrachtet, der kranke Theil, und der K. Sigmund mit den deutſchen Reichsfürſten, war der Arzt, und die Geſchichte muß nun lehren, ob man die wahren Eigenſchaften des vorhandenen bösartigen Uebels erkannt, ob man die geeigneten Mittel, daſſelbe zu lindern und zu heilen, ergriffen, oder ob man aus Mißverſtand und Vorurtheil, und aus Mangel an ruhigem weiſem Beobachtungsgeiſte und hiſtoriſcher Erfahrung, zu ganz verkehrten Maßregeln ſeine Zuflucht genommen hat.

Noch hatten die Bewohner des Böhmerlandes nichts weniger als jene Vollkommenheit ſittlicher Bildung erreicht, bei welcher man von einer Nation behaupten kann, daß ſie ſich um einige Stufen höher über den Zuſtand von Barbarei befinde, und es herrſchte vielmehr noch eine allgemeine Roheit und Verwilderung in jeder Hinſicht auf geläuterte Begriffe und Vorſtellungsarten. Sie bekannten ſich zwar größtentheils zur chriſtkatholiſchen Religion, waren wohl auch ſehr eifrig in Beobachtung des äußerlichen Gottesdienſtes, erlaubten ſich aber zu gleicher Zeit alles, was ſie ſich als Heiden nicht verſagt haben möchten. Sie waren nämlich von den Wahrheiten, welche ſie glaubten, oder beſſer, wozu ſie ſich äußerlich bekannten, nichts weniger als im Grunde belehrt, überzeugt, und durchdrungen; und gleichwie ſie in der That anders bekannten, und anders lebten, ſo war ihnen jeder Einwurf, welcher ihrem Glaubensbekenntniß gemacht werden mochte, unauflöslich, und jede Erſcheinung einer neuen Meinung und Lehre wichtig, und wenn dieſe von einem Manne kam, der ihr Zutrauen gewonnen hatte, auch ſogleich willkommen. Kaiſer Karl IV. kannte ſeine Böhmen ganz genau; und da er als ein Herr von großem Verſtande wohl wußte, daß ſie ſchlimme, zur Empfänglichkeit für weiſe Geſetze und Verordnungen ganz untüchtige, und ſtets unruhige und gefährliche Unterthanen bleiben würden, ſo lange ſie rohe, höchſt unwiſſende Menſchen blieben, ſo that er in Perſon alles, was einem gutgearteten und mächtigen Regenten zu thun möglich iſt, um ſie zu verbeſſern. Er griff auch dieſe Verbeſſerung am rechten Orte an, und ſuchte mit eben dem Eifer, mit welchem er (was ſeine ſchwache und ſchlimme Seite war) Länder zu erobern ſuchte, eine allgemeine Einführung guter Stadt- und Dorfſchulen, und vor allen Dingen eine gründliche und zweckmäßige Bildung derjenigen, welche mit ihm vorzüglichſt gleich denken und arbeiten ſollen, — der Geiſtlichen. Er fühlte die Gebrechen und Mängel ihrer Erziehung und Verfaſſung, und bemühte ſich, dieſelben mehr mit einem klugen und beharrlichen, mehr mit einem gelindern und aufmunternden Ernſte, als mit bloßer Gewalt und Härte auf die edleren Wege zu leiten, wo er ſie ſehen wollte. Der beſſere Kopf, der Mann mit Herz und Kraft, an dem ihm gelegen war, ſchloß ſich an ihn an, und die Sache gieng vortrefflich, ſo lange er lebte; fieng aber nur erſt an. Sein Sohn und Nachfolger, Wenzel, verdarb aber alles wieder. Wohl ſah er auch, was nicht war, wie es ſeyn ſollte; aber er verbeſſerte nicht, ſondern züchtigte; er kannte gewöhnlich nichts, als Abſetzungen, Einkerkerungen, Hinrichtungen; und ließ ſich bis an ſein Ende durch ſeine tägliche Erfahrung, vermöge welcher das Uebel immer ärger wurde, von den eben ſo zweckwidrigen, als grauſamen, Grundſätzen nicht mehr heilen, welche ihm ſeine eigene, zum Denken träge, und verkehrte Gemüthsart, und der Rath ſelbſtſüchtiger und blutdürſtiger Leute, welche ſeine Tollheit mißbrauchten, eingeflößt hatte. Man haßte ihn, und alles, was von ihm kam, und verachtete ihn unausſprechlich. Eine Folge davon war, daß man jede Gewalt, welche ſo willkührlich, und ſchrecklich, wie die ſeinige, handeln konnte, haßte, und daß ſich in allen Gemüthern eine ſtille Gährung vorbereitete, deren weitere Entwicklung, und deren Gang nicht abzuſehen, und bei der man insgeheim verſtanden war, ſich ſelbſt, auf welche Art es kommen würde, zu helfen. Wenn ein Körper einmal ſo übel beſtellt, und durchaus mit ungeſunden Säften erfüllt iſt, ſo bricht bei dem nächſten, dem beſten, Zufall, eine tödtliche Krankheit aus. Während der letzten Lebensjahre Wenzels gehörte es an deſſen Hof zum guten Ton, über den römiſchen Hof loszuziehen, und viele Böhmen thaten ſich darin in die Wette hervor, wiewohl ſie anfänglich nichts weniger geſinnt waren, als ſich von dieſem zu trennen; aber den böhmiſchen Gelehrten und Lehrern auf der hohen Karlsſchule zu Prag geſchah bald, was ihren Vorgängern, dem Huß und Hieronymus widerfuhr, daß ſie ſich an die fremden Glaubenslehren, und an jene Einwürfe, welche ſie vorbrachten, um die Gelehrten aus Deutſchland in Verlegenheit zu ſetzen, dergeſtalt gewöhnten, daß ſie dieſelben unvermerkt in vollem Ernſte glaubten. Nun fiel es, nach der Abreiſe des Huß aus Böhmen, einem Pfarrer zu Prag, Jakobellus (von der böhmiſchen Bergſtadt Mieß oder Miſa gebürtig) ein, zu lehren, daß man das heil. Abendmahl unter beiden Geſtalten empfangen müſſe. Jakobell war ein wegen ſeiner Gelehrſamkeit ſowohl, als wegen der Unſträflichkeit ſeiner Sitten berühmter Mann, und ſeine Lehre fand nicht nur ſogleich bei dem großen Haufen, ſondern, was ihr vollends ein entſcheidendes Gewicht gab, ſelbſt bei vielen böhmiſchen Gelehrten und Geiſtlichen, Beifall, ja ſelbſt die Univerſität zu Prag erklärte ſich im Jahre 1417 öffentlich für ſie. Und von dem Augenblicke an trennte ſich Prag, und (nach dem Beiſpiele der Hauptſtadt) ganz Böhmen in zwei Partheien, deren eine für ſich that, was ihr ſelbſt gut dünkte, die andere aber nichts thun und nichts zugeben wollte, als was die Kirchenverſammlung zu Konſtanz für recht und thunlich erklären würde.

Von Seiten der Huſſiten war der Eifer um ſo größer, je neuer, und, was den Reiz vermehrte, je gewagter die Sache war. Vornehme und Niedere fanden ſich, mit einem Scheine von Andacht, von welcher man an denſelben ehemals gar nichts wahrzunehmen gewohnt war, bei dem neuen Gottesdienſte ein, und viele Bauern giengen, des Kelches wegen, am nämlichen Tage öfters zum heil. Abendmahle. Der Zulauf vermehrte ſich mit jedem Tage, und den 22. Juli 1419 verſammelten ſich auf dem Berge Tabor vierzigtauſend Menſchen, welche ſich, wie es bei ſolchen Verſammlungen zu geſchehen pflegt, wechſelweiſe anfeuerten, und ſich zuletzt erklärten, daß ſie geradezu nach Prag gehen, und den König Wenzel, ſeiner Trägheit und Unthätigkeit wegen, abſetzen wollten, was ſie auch auf der Stelle gethan haben würden, wenn ihnen nicht einer ihrer Geiſtlichen, Wenzel Karanda, davon abgerathen, und mit vieler Verſchlagenheit vorgeſtellt hätte, daß ſie ſich, wenn ſie ſich ja einen König wünſchen, keinen andern, als eben einen trägen und unthätigen, der ſie nach ihrem Gefallen ſchalten und walten ließ, wünſchen ſollten. Wenzel hatte ſich damals bereits, was von ihm nicht anders zu erwarten war, bei der huſſitiſchen Neuerung einige Male ſehr ſchief benommen, wie dann überhaupt zu ſolchen Maßregeln und moraliſchen Arzneien, welche im vorliegenden Falle die unbefangene Vernunft, und die hiſtoriſche Erfahrung nicht für bewährt hält, die Zuflucht genommen wurde. Als ihm endlich vor dem Ungeſtüm des Volkes zu grauen anfieng, entfernte er ſich von Prag, ließ ſich dann auf die Vorſtellung ſeiner meiſtens huſſitiſch geſinnten Hofleute aus Angſt wieder nach der Stadt, von der ihn die Angſt vertrieben hatte, zurückführen, entfernte ſich aber bald darauf wieder, räumte den Huſſiten auf ihr Verlangen einige Kirchen ein, und gerieth endlich auf einen Einfall, der ihn vollends um alles Anſehen brachte. Er bildete ſich ein, das beſte und untrüglichſte Mittel, die Bürger der Pragerſtädte, von welchen er ſich nichts Gutes verſah, für ihn unſchädlich zu machen, würde ſeyn, wenn er von ihnen die Waffen, mit denen ſie ihm fürchterlich werden könnten, abforderte, und in ſolcher Abſicht befahl er den Bürgern, alle Waffen unverzüglich nach ſeinem Pallaſte zu bringen. Dieſer Befehl machte die Bürger, nicht ſo ſehr wegen der Auslieferung der Waffen, als wegen des beſchimpfenden und kränkenden Mißtrauens, das ihr Landesregent, wie ſie glaubten, unverſchuldeter Weiſe in ſie ſetzte, unendlich beſtürzt, und ſie geriethen, während ſie, einer bei dem andern, Rath und Troſt ſuchten, in jenen gefährlichen, aber leicht vorauszuſehenden, Zuſtand von Unentſchloſſenheit, bei welcher ſich nur ein kühner Redner und Anführer zu zeigen braucht, um der Sache mit einem Male einen ganz unerwarteten Ausſchlag zu geben. Ein ſolcher fand ſich auch jetzt, der mit größter Begierde die Gelegenheit, nach welcher er ſich ſo feurig ſehnte, ergriff, ſeinem gepreßten Herzen an der Spitze des Volkes Erleichterung zu verſchaffen, und ſich eine Genugthuung, ohne welche ihm ſein Leben eine Laſt war, zu geben. Der Ritter Johann Zizka von Troiznow (im Bechiner Kreis) gehörte unter diejenigen Böhmen, deren Geiſt ſich über die Hinrichtung des Huß und Hieronymus in ſtillkochender Wuth verzehrte, und außer einer ſchrecklichen Rache keinen Troſt mehr kannte. Dieſer Ritter war an Wenzels Hofe Kammerherr, und, wegen ſeines unerſchöpflichen Witzes, und ſeines zuverſichtlichen Weſens, bei welchem man ſich überall, wo er war, ſicher zu ſeyn glaubte, der Liebling ſeines Monarchen, der ihn einſt, da er deſſen Mißmuth bemerkte, ſelbſt tröſtete, und ihm ſeine Landsleute, ſo gut ers vermögen würde, zu rächen, erlaubte. Wenzel kannte noch lange nicht alle Eigenſchaften ſeines Lieblings. Zizka beſaß Anlagen einer unerhörten Art zum Großen, Ungeheuern und Schrecklichen. Dieſe riſſen nun, wie ein brauſendes Ungewitter, mit einem Male los. Er zog ſich ſeine Gefährten in unermeßlichen Schaaren um ſich her, ſchonte aber ſelbſt ſeine Gefährten ſo wenig, als ihrer und ſeiner Feinde, auf welche er mit verbiſſenem und lachendem Ingrimm losgieng, und ſie zertrat. Er verachtete, in feſter Zuverſicht auf ſich ſelbſt, die ihm weit überlegenen Heere und zernichtete durch ſchnell gefaßte und mit unbändigem Ungeſtüm ausgeführte Einfälle die regelmäßigen und bedächtlichen Anſtalten der ſtarken Deutſchen, die ihn mit Entſetzen kommen ſahen, und flohen. Er verlor zuletzt alles Gefühl von Menſchlichkeit, ſtreifte mit unerbittlicher Härte die Unglücklichen, welche ſeine Kniee umfaßten, von ſich weg, mordete langſam und ſinnreich, und ſchlief, befriedigt, aber nie geſättigt, auf Leichen. Man nannte ihn den zweiten Hannibal, dem er darin glich, daß er in ſeiner Jugend ein Aug verloren hatte, zu welchem auch kurz vor ſeinem Ende der Verluſt des zweiten kam; aber als er ſchon an beiden Augen blind war, und nur noch nach den Menſchen tappte, die er nicht mehr ſehen konnte, zitterten die Menſchen bei dem Anblicke ſeiner fürchterlichen und verwilderten Geſtalt, und erwarteten voll Entſetzen, wozu ſein Mund ſich öffnen würde. Dieſer Kammerherr nun, deſſen Eigenſchaften ſich in der Folge auf die Art, die hier mit einigen Zügen entworfen ſind, entwickelten, trat vor die Bürger von Prag, und ſagte ihnen, wie er ſich höchlich wundern müſſe, daß ſie Bedenken trügen, mit ihren Waffen vor dem König zu erſcheinen, der ein ſo gütiger, und für ſie ſo gutdenkender Herr, auch nichts weniger geſinnt wäre, als ihnen, wie ſie ſich ſogleich ſelbſt überzeugen könnten, wenn ſie ihm folgen wollten, ihre Waffen zu nehmen. Die Bürger folgten ihm, und der Zug gieng in der ſchönſten Ordnung nach dem Pallaſt, wo Zizka ſich ganz unbefangen dem König näherte, und indem er auf die Bürger wies, ſagte: „Hier ſind wir mit den Waffen, welche Eure Majeſtät zu ſehen verlangt haben. Wir wollen dieſe Waffen wider E. M. Feinde gebrauchen, wenn man uns ſolche nur vorzeigt.“ Wenzel erſtaunte und erſchrack über dieſe Kühnheit, und über dieſe Wendung, welche ſein Kammerherr der Sache zu geben wußte; und gleichwie es ihm keineswegs an einem gewiſſen Geiſt von Verſchlagenheit fehlte, ſo faßte er ſich bald, lobte die Bürger mit ihren ſchönen Waffen, nannte ſie ſeine lieben Getreuen, und ließ ſie vergnügt und ruhig nach Hauſe gehen. Die Bürger kannten nunmehr ihren Mann, und wußten, an wen ſie ſich auf alle Fälle zu wenden hätten.

Mit Bürgern, welche ein ordentliches Gewerbe, und eine beſtimmte nahrhafte Wirthſchaft führten, möchte wahrſcheinlich noch Rath zu ſchaffen, und überhaupt möchte eine mildere Einleitung, und eine den Umſtänden angemeſſene Abwartung günſtigerer Ausſichten von beſſern Folgen, als welche die Strenge nach ſich zog, geweſen ſeyn. Allein man hatte in Prag ſeit vielen Jahren eine höchſt mißverſtandene Bevölkerung befördert, und die Stadt mit einer Menge von Leuten, welche bei großen Unruhen und Meutereien nichts zu verlieren, vielmehr Hoffnung für augenblickliche Vortheile hatten, erfüllt. Dieſe ſtanden jeden Augenblick bereit, ſich mit dem rohen Landvolke zu vereinigen, deſſen Schwärmerei zu gleicher Zeit durch verſchiedene, theils wahre, theils übertriebene Nachrichten von neuem gereizt, und auf das höchſte geſpannt worden war. Die Anhänger des Huß hatten ein heftiges Schreiben an die Kirchenverſammlung zu Konſtanz erlaſſen, und mit ihrem Glaubensbekenntniſſe die Behauptung, daß ſie keine Ketzer wären, aufgeſtellt. Man verwarf daſelbſt das Unzuläſſige ihrer Meinungen, erklärte die Anhänger derſelben für Ketzer, und berief die Vornehmſten zur perſönlichen Verantwortung. Der neuerwählte Pabſt Martin V. ſchrieb noch überdieß an die huſſitiſchen Böhmen, aber mit einer Art von Schärfe, welche dieſen durchaus mißfiel. Als er merkte, daß er die Böhmen nicht nur nicht beſtürzt gemacht, ſondern nur mehr wider ſich gereizt hatte, ſchickte er einen Kardinal Johann Dominik, ab, mit dem Auftrage, den Unfug zu unterdrücken. Allein dieſer Herr ſcheint weder die Natur des Uebels, das er hätte heilen ſollen, noch die Sitten der Böhmen gekannt zu haben, und verdarb vollends alles. Wir haben im Leben Kaiſer Friedrichs II. gehört, wie unter Pabſt Innocenz III. meiſtens durch die Hilfe der Dominikanermönche, die Inquiſition eingeführt worden, und wie das lebendige Verbrennen ſolcher Menſchen, welche einer beharrlichen Anhänglichkeit an unkatholiſche Glaubenslehren bezüchtiget wurden, in Uebung gekommen ſey. Wiewohl nun dieſe ſchreckliche Strafe in Deutſchland ſtets mit Entſetzen und einem allgemeinen Widerwillen betrachtet wurde, ſo wurde ſie gleichwohl in einzelnen Fällen von Zeit zu Zeit vollzogen, und der päbſtliche Abgeordnete machte ſich jetzt die eben nicht gegründete Hoffnung, daß Beiſpiele einer ſolchen Schärfe von einem guten Erfolg ſeyn würden. Er ließ zu Schlan den Pfarrer, welcher das heilige Abendmahl unter beiderlei Geſtalten reichte, und einen Bürger, der es ſich reichen ließ, öffentlich verbrennen. Da ſich zu gleicher Zeit

Kaiſer Wenzel merken ließ, daß ihm ein ſolches Verfahren gar nicht mißfalle, ſo ſchloſſen ſich die Huſſitiſchgeſinnten auf das engſte zuſammen, und von denjenigen, welche ſich am Berge Tabor verſammelt hatten, zogen zahlreiche Schaaren nach Prag, wo ſie bei dem erſten ihnen unangenehmen Vorfalle Gewaltthätigkeiten ausübten, deren Nachricht dem jähzornigen Wenzel das Leben koſtete, den 16. Aug. 1419.

Als dieß vorgieng, befand ſich der rechtmäßige Erbe des Königreichs Böhmen, K. Sigmund, tief in Ungarn, die verwittibte Königinn, Sophia, zu Prag, und die Huſſiten gleichſam in dem Beſitze der Stadt. Die meiſten Einwohner von Stand, Erziehung und Wohlhabenheit flüchteten ſich aus derſelben, und ließen ihren wüthenden Gegnern, über welche keine vernünftige Vorſtellung weiter etwas vermochte, freien Raum. Unter dieſen raten nun gewaltige Führer auf, von denen iner nichts Geringeres im Sinne hatte, als elbſt König zu werden. Dieſer war der Grundherr des Geburtsortes des Johann Huß, Niklas von Huſynecz, welchen K. Wenzel, ſo achgiebig er in den letzten Zeiten gegen die Anmaßungen der Huſſiten war, aus der Stadt eſchafft, und ihm mit dem Strang gedroht atte. Niklas hatte ſich während dem einen erſtaunlichen Anhang unter den Landleuten geſammelt; und gleichwie er keine Krieger, ſondern Verheerer und Aufrührer anführte, ſo brauchte er auch nichts weiter, als zahlreiche Haufen, welche er durch ſein Toben und Schreien zu Rasereien anfeuerte, die, wenn nicht glaubwürdige Thatſachen ſie bewährten, allen Glauben überſtiegen. Solche Leute waren es, welche ſogleich den andern Tag nach Wenzels Hintritt verſchiedene Klöſter der Stadt Prag plünderten und abbrannten, ſich des königlichen Schloſſes Wiſſehrad in der neuen Stadt, und der ganzen Kleinſeite bemächtigten, den prächtigen erzbiſchöflichen Pallaſt in die Aſche legten, und die dem rechtmäßigen König getreuen Einwohner nöthigten, an verſchiedenen Theilen der Stadt Verheerungen vorzunehmen. Sie riefen ganz Böhmen zur Theilnahme auf, und indem bereits aus verſchiedenen Landſtädten und Dörfern neue Aufrührer heranſtrömten, in der Abſicht, auch das alte königliche Schloß zu erſtürmen, ſo gelang es der Königinn Wittwe, nur noch mit der äußerſten Mühe und Nachgiebigkeit, auf einige Monate einen Waffenſtillſtand in der Stadt zu erhalten. Auf dem Lande war alles in Bewegung, und Mißhandlungen wurden wechſelweiſe gelitten und vergolten. Die katholiſchen Bergleute zu Kuttenberg fiengen und kauften ſo viele Huſſiten, als ſie deren habhaft werden konnten, und warfen derſelben in dieſem einzigen Jahre über ſechzehnhundert in den Schacht, den ſie ebenfalls Tabor nannten. Wo man hinſah, ſah man Mord und Brand.

Indeſſen langte Sigmund aus Ungarn an; er hielt inne zu Brünn in Mähren, und ſchickte an die böhmiſchen und mähriſchen Baronen, und an alle Ritter und Burggrafen der königlichen Schlöſſer, und an alle Vorſtände der Städte gemeſſene Befehle, vor ihm zu erſcheinen. Seine Ankunft und ſein entſchloſſenes Benehmen machte auf die Vorgerufenen die gewünſchten Eindrücke, und erfüllte ſie mit geheimen Gefühlen voll Ehrfurcht und Ergebenheit für das, was die Majeſtät eines rechtmäßigen Monarchen umgiebt. Sie ſchwiegen, und erſchienen. Auch die Anführer der Huſſiten aus Prag erſchienen; und wiewohl ſie mit Pracht und Jubel zu Brünn einzogen, trat doch eine ſichtbare Verlegenheit, Beſchämung und Beſtürzung vor ihnen her. Die Gräuel, welche ſie in der kurzen Zeit verübten, und verüben ſahen, waren ihnen noch zu neu, und zu ſchrecklich, als daß ſie nicht hätten wünſchen ſollen, derſelben für die Zukunft durch eine gute Vermittlung los zu werden. Mit ſtiller Geduld warteten ſie drei volle Tage, während welchen ſie Sigmund nicht vor ſich ließ, und als ſie am vierten Tage vor ihm erſcheinen durften, ließen ſie ſich, in Beiſeyn des päbſtlichen Legaten, vieler Fürſten und Biſchöfe, die ihn umgaben, vor ihm auf die Kniee, und nannten ihn, mit allen Zeichen von ergebenen Geſinnungen, ihren König und Herrn. Und als jetzt Sigmund ſie mit Vorwürfen überhäufte, ſie endlich aufſtehen und ſich entfernen hieß; als er ihnen befahl, ihre Schanzen vor dem Pragerſchloſſe niederzureiſſen, und die katholiſche Geiſtlichkeit ruhig wieder auf ihre vorige Poſten, die Mönche und Nonnen ungeſtört in ihre Klöſter zurückkehren zu laſſen; als er die huſſitiſchen Beamten entfernte, und ihre Stellen und Aemter mit katholiſchen beſetzte, ließen ſie, ſtill gehorchend, alles über ſich ergehen, und ſchienen von einer Zerknirſchung und Betäubung ergriffen worden zu ſeyn, welche Sigmund auf die vortheilhafteſte Art für ſich hätte benutzen können, wenn er ſich nach Prag begeben, und ſeines Glückes ſich bemächtiget hätte; allein er entfernte ſich wieder unmittelbar, nachdem er ſie ſeine ganze Härte hatte fühlen laſſen, und drückte ſeinem unklugen Benehmen noch vor ſeiner Abreiſe, welche er nach Breslau nahm, vollends dadurch das Siegel auf, daß er an alle Beamte des Reichs einen ſcharfen Befehl erließ, die Huſſiten überall aufzuſuchen, und wo ſie ſie fänden, zu vertilgen.

Jahr 1420. Die Betäubung, welche ſich der Huſſiten während dieſer Vorgänge bemächtigt hatte, dauerte nur einen Augenblick; und als nun die Verzweiflung ſie aufriß, glich ihre Wuth einem wilden Waldſtrome, der alles, was aufrecht ſteht, niederſtürzt, und unwiderſtehlich mit ſich fortwälzt. Alles, was huſſitiſch geſinnt war, griff in ganz Böhmen zu irgend einem Mordgewehr, und Schaaren vereinigten ſich in zufällige Heere, und trennten, aus Begierde, früher und gräßlicher zu morden, ſich wieder, und jeder Haufen, der einen Anführer hatte, glaubte, für ſich alles zu vermögen. In der Stadt Pilſen, worin Johann Zizka ſich feſtſetzte, errichteten einige Ritter, mit welchen ſich bald nachher viele Baronen und Städte vereinigten, mit ſchrecklichen Eidſchwüren einen Bund, den Sigmund niemals wieder für ihren König zu halten, und alle Bewohner von Böhmen, die ſich für ihn erklären würden, zu verfolgen. Einige andere verſammelten ſich, unter der Anführung des Baron Hinko Kruſſina von Lichtemburg, und eines Prieſters, Ambros von Hradecz, auf einem Berge bei Trzebechowiz, nannten dieſen Berz Oreb, und ſich ſelbſt Orebiten. Den Berg Tabor beſetzten die Taboriten, bauten ſich Hütten, und legten den Grund zu einer Stadt, welche Johann Zizka, der aus Pilſen herbeieilte, mit einer Kunſt, welche Freunde und Feinde bewunderten, befeſtigte, und mit den Einwohnern der nahgelegenen Stadt Uſtie, welche er in ſolcher Abſicht abbrannte, bevölkerte. Und wo ſich ſonſt eine vortheilhafte Anhöhe fand, fanden ſich mit irgend einem kühnen Anführer auch Leute, welche ſich verſchanzten, und aus den umliegenden Dorfſchaften, welche ſie gewöhnlich abbrannten, Menſchen und Vieh mit ſich fortſchleppten. Doch der Hauptauftritt eröffnete ſich in dieſem Jahre mit der Stadt Prag, wo die Huſſiten ihre ganze Wuth wider die Katholiſchen ausgoßen, Kirchen und noch mehrere Klöſter plünderten und zerſtörten, und überhaupt die Oberhand hatten, ungeachtet ſich der Wiſſehrade, der in ſeinem Umfange und ſeiner Bevölkerung einer Stadt glich, und das eine ältere königliche Schloß (welches letztere der königliche Schloßhauptmann Czenko von Wartenberg auf eine kurze Zeit ihnen ausgeliefert, aber bald wieder den Königlichen einhändigte) in der Gewalt dieſer letztern befand. Viele hundert Familien flüchteten ſich aus der Stadt, und gaben ihre Häuſer und ihr Hausgeräth denen preis, welche jetzt zügellos herrſchten, zurückblieben, und alles aufs Spiel ſetzten. Wer Hände und einige Kräfte hatte, ſogar Weiber und Kinder, arbeiteten Tag und Nacht, halfen die Gaſſen verrammeln, die Mauern ergänzen, und die Verſchanzungen von allen Seiten vollenden.

Indeſſen bot Kaiſer Sigmund in Ungarn, Schleſien, Mähren, der Lauſitz, und in Deutſchland eine fürchterliche Macht auf, deren Annäherung die Prager wieder in eine augenblickliche Beſtürzung verſetzte. Sie verſprachen dem Sigmund, der bereits bis Kuttenberg vorgerückt war, die Thore zu öffnen, wenn er ihnen auch ſeiner Seits verſprechen würde, daß es ihnen nicht verwehrt ſeyn ſoll, das heilige Abendmahl unter beiden Geſtalten zu empfangen. Sigmund ſchlug es ihnen ab, und befahl ihnen zugleich, alle Waffen auszuliefern, und ſich ihm unbedingt zu ergeben. Sigmund hatte, ſeit ſeiner Anweſenheit zu Brünn, an einer Menge Huſſiten harte Todesſtrafen vollziehen, und eines jeden, der gleicher Geſinnung verdächtig war, ſich bemächtigen laſſen. Die Prager erwarteten nunmehr von ihm keine gelindere Behandlung, und beſchloſſen, alle Arten von Tod auf ihre Gegner zu ſchleudern, oder wenn für ſie keine Rettung mehr ſeyn ſollte, zu ſterben. Ihre großen Führer, Niklas von Huſinecz, Johann Zizka, und andere, ſchlugen ſich durch verſchiedene königliche Heere, und drangen in die Stadt, die nunmehr, voll Zuverſicht auf ſich ſelbſt, dem Hauptheere des Königs entgegen ſah.

Dieſes erſchien, und ſammelte ſich (da Sigmund die Ankunft der Deutſchen mit vieler Behutſamkeit abwartete) in einer Menge von hundertfünfzigtauſend Mann, welche geglaubt zu haben ſchienen, daß ſie nichts weiter zu thun haben würden, als zu kommen, zu züchtigen, Beute zu machen, und Geſetze vorzuſchreiben. K. Sigmund mit ſeiner Gemahlinn, dann der Königinn Wittwe, Sophia, dem päbſtlichen Legaten, Ferdinand, dem Erzbiſchof Konrad von Prag, war, nebſt einer großen Menge böhmiſcher Edelleute, perſönlich bei dieſem Heere, und von Seite der Deutſchen führten die Kurfürſten von Mainz, Trier, Köln und Brandenburg, die Herzoge von Oeſterreich und Bayern, die Fürſten von Thüringen und Meiſſen, und im Ganzen mehr als vierzig Reichsfürſten und Grafen ihre Truppen ebenfalls in eigener Perſon an. Dieſe mächtige, wohlgeübte, und mit den ſchönſten Waffen aller Art verſehenen Heere blickten auf ihre Feinde, welche aus einem in höchſter Eile zuſammengerafften, ſchlecht bewaffneten, und ganz ungeübten tumultuariſchen Geſindel beſtanden, mit Hohn und Verachtung hin. Sie wünſchten ſich Glück, ſie auf einem Haufen, den man ungefähr auf fünfzigtauſend Köpfe ſchätzte, zuſammengetrieben zu ſehen, und beſtimmten ihnen im Voraus die Strafen, welche ſie an denſelben, als den verächtlichſten Miſſethätern, vollziehen würden. Aber dieſe Miſſethäter waren gerade durch eben den Umſtand, den man für ſie als höchſt nachtheilig erklärte, höchſt mächtig und fürchterlich. Sie waren zwar keine ordentlichen Krieger, und ſtritten nicht auf ſtrengen Befehl um den Sold; aber ſie ſtritten, jeder freiwillig für ſich ſelbſt, und für ihre Weiber und Kinder, für ihr Hab und ihr Leben, und für die, wenn gleich eingebildete, Rechtmäßigkeit ihrer Religion. Die Nothwendigkeit trieb ſie an, tapfere Leute zu werden; mehr zu werden, als was die Natur beherzter Menſchen von Tapferkeit kennt, blind vor Wuth und Verzweiflung, und gefühllos gegen alle Gefahr, Flucht und Tod.

Nachdem die Königlichen einige unbedeutende Siege über die Belagerten erhalten hatten, nahmen ſie den 14ten Juli einen allgemeinen Angriff vor. Vier zahlreiche Heere rückten gegen die unordentlichen Schaaren in geſchloſſenen Ordnungen an, erfuhren aber ſogleich, daß ihr regelmäßiges Hinanſtürmen eine Art von Unbeſonnenheit ſey. Die huſſitiſchen Bauern rannten unter einem entſetzlichen Geſchrei und Geheul mit einer Frechheit wider ſie an, über deren Anblick ſie alle Faſſung verloren, und ausriſſen. Ziʒka, der den Berg

Witkow beſetzt, und auf demſelben ſich verſchanzt hatte, wurde vom Markgrafen Friedrich von Meiſſen, mit den meißniſchen und achttauſend Mann anderer Truppen, angegriffen. Er ließ dieſes Heer dicht an ſeine Verſchanzungen rücken, ſtürzte dann plötzlich herab, ſchlug mit den Seinigen, welche meiſtens nur mit eiſernen Dreſchflegeln bewaffnet waren, auf der Stelle dreihundert zu Boden, und ſtürzte die übrigen den Berg hinab, welche ſich meiſtens zu todt fielen. Unter Zizkas Leuten befanden ſich viele huſſitiſche Frauenzimmer aus Prag, welche ganz außer ſich vor Raſerei, mit Bengeln und eiſernen Kolben darein ſchlugen, und tödteten. In wenigen Augenblicken lagen viele tauſend ihrer Feinde, die am Morgen ihres Sieges gewiß zu ſeyn glaubten, durch gräßliche Wunden hingeſtreckt. Sigmund ſtand jenſeits der Moldau mit zwei anſehnlichen Haufen, und ſah mit Erſtaunen dieſem unerwarteten Ausgange, und dem Gemetzel, und den Zerfleiſchungen, unter denen die Seinigen fielen, und der unaufhaltbaren Flucht und Zerrüttung ſeiner königlichen, und ſeiner Hilfsvölker zu. Als ſie wieder ſtehen und ſich beſinnen konnten, wo ſie wären, gab jeder dem andern von dieſem Unglücke die Schuld; aber die Schuld war allgemein.

Und ſo groß war anfangs die Beſtürzung, daß Sigmund den Vorſchlag, den er jetzt von ſeinen böhmiſchen Baronen erhielt, mit den Pragern ſich in gütliche Unterhandlungen einzulaſſen, auf der Stelle bewilligte. Selbſt die Prager waren über das Neue, das in ihrem Sieg über die königlichen Völker lag, mit einem Gefühle von Befremdung gerührt, und verſprachen, daß ſie den K. Sigmund als König annehmen, und ihm huldigen wollten, wenn er ihnen ſeiner Seits verſprechen würde, vier Punkte (welche unter dem Namen der Prager-Artikel lange bekannt blieben) zu bewilligen:

1) Ihre Prieſter ſollten im ganzen Königreiche frei predigen,
2) das heil. Abendmahl jedem, der es verlangte, unter beiden Geſtalten reichen,
3) aber dieſe ihre Prieſter ſollten, nach dem Beiſpiele der Apoſtel, keine weltlichen Güter und Eigenthum beſitzen dürfen.
4) Endlich ſollten alle jene Vergehungen, die man Todſünden nennt, künftig vor das weltliche Gericht gezogen, und von dieſem beſtraft werden.

Was ſie unter Todſünden meinten, davon legten ſie ſowohl in Rückſicht der Geiſtlichen, als der Weltlichen, eine Art von Verzeichniß bei, vermöge deſſen es, da jede Todſünde unmittelbar mit dem Tode beſtraft werden ſollte, den Verfaſſern und Vollziehern dieſer Artikel frei geſtanden ſeyn würde, jeden Menſchen, der ihnen nicht gefiel, aus dem Wege zu räumen. K. Sigmund verwarf dieſe Zumuthungen mit Verachtung, und um den Belagerten zu zeigen, wie wenig er durch ihre Hartnäckigkeit ſeine Rechte und ſein Anſehen für eingeſchränkt halte, begab er ſich nach dem von den Seinigen beſetzten Pragerſchloß, und ließ vom Erzbiſchof Konrad ſich krönen. Jene nahmen hierauf ſo wenig Rückſicht, daß ſie den Herrn, welche zu ihrer Vertilgung heran gekommen, und jetzt zum Abzuge genöthiget waren, während deſſelben noch ein gräßliches Schauſpiel gaben. Sie führten ſechzehn gefangene Deutſche auf die Stadtmauer, ſteckten ſie in eben ſo viele ausgepichte Bierfäſſer, und verbrannten ſie.

1421. Dieſer erſte Hauptfeldzug war zu bald, und zu unerwartet vereitelt worden, als daß er nicht ſogleich einen zweiten hätte nach ſich ziehen ſollen. Man hielt in Deutſchland die Erzählungen von der Prager-Belagerung beinahe für Mährchen, und ſelbſt denjenigen, welche die Sache mit ihren Augen ſahen, war, als könnten ſie ihren eigenen Augen kaum trauen. Die Beſchämung, Verlegenheit und Erbitterung dieſer letztern artete in eine ſchrankenloſe Mordluſt aus, welche ſie nunmehr auf dem offenen Lande an wehrloſen huſſitiſchen Dorfbewohnern, und ihren Weibern und Kindern, die ſie gewöhnlich ins Feuer warfen, verübten; und durch unmenſchliche Mißhandlungen, welche ſelbſt K. Sigmund verabſcheute, trieben ſie die Verzweiflung der Huſſiten auf das Höchſte. Dieſe giengen nunmehr damit um, ſich des ganzen Königreiches Böhmen zu bemächtigen. Nachdem ſie in kurzer Zeit, theils in den Prager-Städten, theils auf dem Lande dreiundvierzig Klöſter geplündert, ſie zerſtört, und (was in der Ordnung war) die Geiſtlichen, wo ſie ſie antrafen, verbrannt hatten, nahmen ſie ihren Weg nach den Städten und Schlöſſern, welche der katholiſchen Religion ergeben, und dem K. Sigmund getreu blieben. So eroberte Zizka bereits 1420 den 12ten November die Stadt Prachatiz, verbrannte achtzig Bürger, erſchlug die übrigen, und jagte Weiber und Kinder in die weite Welt, welches noch ein Glück war, deſſen ſich dieſe Unglücklichen in ſolchen Fällen nicht immer zu erfreuen hatten. Bei der Eroberung der Stadt Kommotau (den 16. März 1421), wo zweitauſendfünfhundert Bürger außer denen, welche auf den Mauern blieben, ermordet, und die Stadt zerſtört wurde, wurden die Einwohnerinnen von huſſitiſchen Weibern ihrer Kleider beraubt, dann in Hütten geſperrt, und verbrannt. Bald darauf erfuhren die Städte Beraun, Böhmiſchbrod, und andere, ein ähnliches Schickſal; und Verzeihung und Schonung war bereits etwas Unerhörtes, was als eine Großmuth von beſonderer Art angerühmt zu werden verdient, geworden. Eine ſolche Großmuth widerfuhr in dieſem Jahre den Kuttenbergern, welche bei der erſten Nachricht, daß Truppen aus Prag ſich ihrer Stadt näherten, denſelben eine Botſchaft entgegenſchickten, und um Gnade baten, welche ſie auch erhielten; doch mußten ſämmtliche Einwohner, Mann und Weib, Alt und Jung, bis nach Chrudim den Pragern entgegen kommen, ſich vor ihnen auf die Kniee werfen, und ſie um Vergebung bitten. Aber ſehr viele Städte und Ritter warteten dieſe Gnade nicht ab, ſondern verſprachen, aus Furcht des unvermeidlichen Unterganges, Gehorſam, und gänzliche Ergebung für huſſitiſche Heerführer und Obrigkeiten, welche indeſſen ſelbſt nicht wußten, noch einig waren, wo ſie am Ende ſtille ſtehen, und was ſie ſtatt der Dinge wieder aufrichten und bauen würden, die ſie zerſtörten.

Dieſe Uneinigkeiten und verſchiedenen Meinungen unter den Huſſiten waren ſowohl in Rückſicht ihrer Vorſtellungsarten über die neue

Religion, als ihrer Abſichten mit der neuen Regierung, gleich weitausſehend und verworren. Sie hielten während ihrer Streifzüge verſchiedene Zuſammentritte, und rannten faſt immer heftig entrüſtet, und mit ſich ſelbſt im Widerſpruche, auseinander. Der Hauptanführer, Niklas von Huſinecz, wollte von einem neuen König (er ſelbſt nämlich wünſchte, König zu werden) nichts hören, und ohne den der zahlreichern Parthei beſonders günſtigen Zufall, vermöge deſſen dieſer Niklas, da er ſich eben voll Mißmuth aus Prag entfernen wollte, mit dem Pferd ſtürzte, und ſtarb (zu Ende des Jahres 1420), möchte ein einheimiſcher Krieg unvermeidlich erfolgt ſeyn; aber auch eben dieſe herrſchende Parthei konnte ſich über das Nähere ihrer Abſichten ſo wenig vereinigen, daß ſie bei einer andern im Monat Juli zu Czaſlau gehaltenen Verſammlung den Entſchluß faßte, eine Republik, deren Häupter aus zwanzig Herren, Rittern und Bürgern beſtehen ſollten, bis zu einer künftigen Königswahl zu errichten. Dieſe wurde anfangs dem König Uladislaus in Polen, und als ſie derſelbe ausſchlug, dem Großherzog Witold von Lithauen zugedacht, der ſie aber ebenfalls ablehnte, und ſeinen Bruder, Sigmund Korybut, in Vorſchlag brachte, welchem die für ihn geſtimmte Parthei ſogleich eine Bedeckung entgegen ſchickte, indeſſen daß ein anderer Theil von Böhmen, worunter alle katholiſchen Einwohner begriffen waren, von einer Abdankung ihres rechtmäßigen Königs durchaus nichts wiſſen wollte. Die Verſchiedenheiten in Religionsſachen waren, wie leicht zu erachten, noch weit größer, und jeder der zahlreichern Haufen hielt ſich an ſeine Prieſter, welche ihn im erſten Auflauf verſammelt, und ihn für dieſe oder jene Grundſätze geſtimmt hatten. Viele erklärten ſich, daß ſie zwar huſſitiſch geſinnt, aber keine Abtrünnige von der katholiſchen Kirche wären, indem ſie von dieſer in der Hauptſache nichts, als den Genuß des Kelches (daher ſie auch Kelchner oder Kalixtiner genannt wurden) verlangten. Ueber die Beibehaltung der prieſterlichen Kirchenkleidung bei der Meſſe, welche die meiſten noch beibehalten wiſſen wollten, wurden gleich anfangs die hitzigſten Wortwechſel geführt, und zuletzt wurde dieſer Ornat für außerweſentlich und willkührlich erklärt. Die Einwohner der Stadt Prag dachten in vielen Stücken ganz anders, als die Taboriten, welchen wieder in andern Dingen die Orebiten nicht beiſtimmten. Jede dieſer Partheien verketzerte die andere, und nur allein die Theologen der Karoline, oder der Univerſität zu Prag, ließen öffentlich ſiebenzig Artikel, welche von den Taboriten und andern Prieſtern gelehrt würden, ableſen, und als ketzeriſch verdammen. In entferntern Gegenden, wo man alles, was in Gang gekommen war, nachahmen, und gleichwohl, um zu zeigen, daß man ſich wohl auch ſelbſt zu leiten verſtehe, den Vorſchriften anderer nicht buchſtäblich folgen wollte, gab es der verſchiedenen Meinungen und Behauptungen noch unzähligere, und unter dieſen Umſtänden war es kein Wunder, und vielleicht eine in den Geſchichten ſolcher Zeiten bewährte Erſcheinung, wenn einige vollends den geſunden Menſchenverſtand verloren. Dieß geſchah in Mähren. Als die Bauern dieſes Landes hörten, daß ſich in Böhmen einige Bauern auf einem Berge verſammelt, und dieſen Berg Tabor, ſich ſelbſt aber Taboriten genannt hätten, verſammelten ſich auch ihrer Seits zahlreiche Horden auf einer Inſel der Morawa, im Dorfe Nedakunitz, nannten den Ort Neutabor, und fanden ſogleich, daß ihre ältern Brüder, die Taboriten in Böhmen (welche ſie darin nachahmten, daß ſie unmittelbar nach ihrem erſten Zuſammentritt das Kloſter Welehrad überfielen, und dasſelbe ſammt dem Prälaten und ſechs Geiſtlichen verbrannten) noch lange nicht wären, was ſie nach der Vorſchrift der Bibel ſeyn ſollten. Vermöge dieſer, ſagte ihnen ihr mähriſcher Prieſter, Martin Loquis, müſſe man durchaus das Beiſpiel der erſten Voraͤltern nachahmen, und an den Stand der einfachſten Natur ſich halten. Dieſer Einfall verruͤckte die erhitzten Koͤpfe dieſer Elenden vollends; ſie warfen, Maͤnner und Weiber, alle Kleidung von ſich, liefen nackend auf Feldern, und in Waͤldern herum, und zogen nach Boͤhmen, um die dortigen Taboriten, bei denen ſich Ziẑka befand, mit ihrer neuen Erfindung bekannt zu machen. Ziẑka vernahm ihr Daſeyn mit Entſetzen und Abſcheu, machte auf ſie, wie auf wilde Thiere, allenthalben Jagd, und ließ ihrer fuͤnfzig, welche ihm zuerſt in die Haͤnde fielen, ſammt ihren Prieſtern, verbrennen; erſtaunte aber, als er ſah, daß ſie mit heiterm Angeſicht, und frohlockend ins Feuer ſprangen, und ſeufzte uͤber die Ungluͤcklichen, deren Zuſtand mehr ein gaͤnzlicher Verluſt der Vernunft, mehr Krankheit, als Bosheit war. Er ließ, da er bald nachher vierzig andere, die er auf der Stelle toͤdtete, gefangen bekam, einen derſelben beim Leben, ließ ſich von ihm die Glaubensartikel ſeiner Sekte erzaͤhlen, und ſchickte dieſe an die Gottesgelehrten nach Prag.

So uneinig und zerſtreut indeſſen die Huſſiten uͤberhaupt waren, oder es zu ſeyn ſchienen, ſo bald vergaßen ſie aller ihrer Zwiſte und Mißhelligkeiten, und vereinigten ſich, ſobald ſich irgendwo königliche Truppen ſehen ließen, mit dem entſchloſſenſten Ingrimm, und eilten, dieſelben zu überfallen. Das Betragen dieſer Truppen konnte auch ſchlechterdings keine Wirkungen hervorbringen, durch welche die Huſſiten zur Beſinnung gebracht, und zu der Mäßigung, welche ſonſt auch die erbittertſten Feinde nicht vergeſſen, hätten verleitet werden können. Die Prager belagerten, nach der Zerſtreuung der königlichen Heere vor Prag, den Wiſſehrad. Sigmund eilte mit zwanzigtauſend Mann Ungarn, Böhmen und Mähren von Kuttenberg herbei, jenen zu entſetzen, verbrannte im Anzug vierundzwanzig Dorfſchaften, und als er dem Wiſſehrad gegenüberſtand, wieder einige, um den Belagerten ein Zeichen ſeiner Ankunft zu geben. Der Anblick dieſer gräßlichen Feuer ſetzte die Huſſiten in Prag außer ſich. Sie ſtürzten auf das Heer des Königs, der auf einem Hügel dem Schauſpiele zuſah, ſchlugen in wenigen Augenblicken fünfhundert der Seinigen, worunter die anſehnlichſten böhmiſchen Ritter ſich befanden, todt, und verfolgten das fliehende Heer bis nach Kuttenberg; bekamen auch ſogleich den Wiſſehrad in ihre Gewalt, und plünderten und zerſtörten alle Häuſer, Kirchen, und die königliche Burg. Bald darauf fielen die Schleſier mit zwanzigtauſend Mann bei

Nachod in Böhmen ein, und verübten in den huſſitiſchen Dörfern unerhörte Grauſamkeiten, indem ſie die Bewohner, ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters, nicht bloß tödteten, ſondern vielen jungen Knaben den rechten Arm und das rechte Bein abhieben, ihnen das eine Aug, die Ohren und Naſen abſchnitten. Die Huſſiten kehrten bei den Nachrichten dieſes Gräuels den Blick nach ihnen, und ſandten einen Schrecken vor ſich her, vor deſſen Gefühl den Schleſiern das Mordeiſen entfiel. Sie kamen zitternd und flehend, baten wegen ihrer Vergehungen um Verzeihung, und verſprachen, es künftig in allen Stücken mit den Huſſiten zu halten.

Dieſe Thatſachen wurden in der Entfernung, zumal in deutſchen Landen, zwar gehört, aber noch immer nur halb geglaubt, und durchaus nicht begriffen. Man hielt es ſchlechterdings für eine Unmöglichkeit, daß alles, was ſich huſſitiſch zu ſeyn bekannte, nicht in kurzer Zeit ſollte unterdrückt und ausgerottet werden können, wenn die Sache nur mit wahrem Ernſt und Nachdruck angegriffen werden ſollte. So ſtellte ſichs vor allem Pabſt Martin V. vor, und er ſäumte nicht, an alle katholiſche Fürſten und Obrigkeiten der Städte, feierliche Breven zu ſenden, worin er allen denjenigen, welche wider die gemeinen Feinde der Kirche und des Staates ſich bewaffnen würden, einen vollkommenen Ablaß ertheilte. Auch K. Sigmund ſandte an alle Höfe und Reichsſtädte ſeine Bothen, und der Erfolg davon übertraf beinahe alle Erwartungen. Mehr als hundert Fürſten, Biſchöfe, Markgrafen, Grafen, Baronen und ſtädtiſche Vögte ſtanden auf, und eilten nach Eger, wo am Feſte des heil. Bartholomäus das geſammte Heer eintreffen ſollte, mit einer Menge von Heeren, deren Anzahl ſich, nach dem Bericht gleichzeitiger Schriftſteller, auf zweimalhunderttauſend Köpfe belief, das königliche Heer nicht mit eingerechnet, mit welchem K. Sigmund ſich ebenfalls einzuſtellen verſprach. Man zweifelte jetzt nicht einen Augenblick an dem beſten Erfolg, und dieß um ſo weniger, als ſich ſeit einiger Zeit, in mehr als einem Falle, gezeigt hatte, daß die Huſſiten nicht unbeſiegbar ſeyen. Einige Haufen derſelben litten zu Przelauz, zu Chotieborz, zu Saatz, nicht unbeträchtliche Niederlagen, und, was mehr als die größte Niederlage zu gelten ſchien, war ein Unglück, das dem Zizka bei der Stadt Raby widerfuhr, wo ihm von dem Aſt eines Baumes (nach welchem, da er eben hinter ihm ſtand, und die Feſtungswerke betrachtete, ein Pfeil abgeſchoſſen wurde) ein Splitter in das eine geſunde Auge fuhr, und das Aug ſo, daß er vollends ſtockblind wurde, verdarb; aber das deutſche Heer achtete dieſes Umſtandes nur wenig, und verließ ſich mit einer verderblichen Selbſtgenügſamkeit auf ſeine ungeheuere Menge, bei welcher man zu bemerken vergaß, daß es eine Rieſenſtärke ohne Kraft, und einen unermeßlichen Zuſammenfluß von Menſchen, welcher darum noch lange kein Kriegsheer iſt, geben könne. Man hielt die Verübung aller Arten von Muthwillen an den wehrloſen Landleuten für Tapferkeit, und die Verheerung von Schlöſſern und Dorfſchaften für Siege und Eroberungen. Man überzeugte ſich aber bald, daß die Unternehmungen, welche mit jenen ehrenvollen Namen bezeichnet zu werden verdienten, ganz anders beſchaffen wären, indem man nur die Belagerung des Städtchens Saatz unternahm. Die Beſatzung derſelben, welche aus fünf bis ſechstauſend Huſſiten beſtand, hielt ſich gegen das geſammte deutſche Heer, und ſchlug daſſelbe bei ſechs Stürmen, welche mit ganzer Macht unternommen wurden, ſechsmal mit großem Verluſt zurück. Nun erhielt man die Nachricht, nach welcher ſich im Heranrücken jeder zu ſehnen vorgab. Der blinde Ziſka kam; und man glaubte, wiewohl er ſich noch in einer großen Entfernung befand, er würde mit jedem Augenblicke kommen. Die Zelten der Deutſchen wurden, man wußte nicht, wie, noch von wem *), auf allen Seiten in Flammen geſetzt. Sie flohen (den 19. Oct.) zwar mit einer Eilfertigkeit, bei der ſie ſogar alles Gepäck zurückließen, aber vor den Gefährten des Zizka ſich nicht retteten. Dieſe ereilten ſie, ſchlugen viele tauſend der Flüchtigen todt, und ſchlugen ſie aus Böhmen. Dieſer Erfolg mochte den K. Sigmund, der indeſſen in Ungarn abweſend, und daſelbſt von feindlichen Einfällen nicht wenig beunruhigt worden war, eben nicht unerwartet gekommen, und ſein Vertrauen auf das ſo übel beſtellte deutſche Heer mochte eben nicht groß geweſen ſeyn, indem er ſich Hoffnung machte, mit einer kleinern, aber rüſtigern Armee mehr ausrichten zu können. Er bot in Mähren und Ungarn friſche Truppen auf, und brachte, indem auch der Herzog Albert von Oeſterreich ſich rüſtete, ein Heer von beinahe ſechzigtauſend Mann zuſammen, mit welchem er um ſo mehr ſchleunigſt wider die Böhmen aufbrach, als dieſe ihm vor Kurzem vierzehn Artikel, unter welchen die Verbrennung des Johann Huß oben an ſtand, zugeſchickt hatten, wegen welcher ſie ihn zum König nicht mehr annehmen könnten, noch wollten.

---

*) Herm. Corneri Chron. apud Eccard. T. II. f. 1219.

Der Anfang war, wie gewöhnlich, ſo lange Zizka nicht in der Nähe war, glücklich. Die Oeſterreicher eroberten und zerſtörten die Feſtung Beniſſowiz, die Ungarn die Stadt Policzka, wo ſie dreizehnhundert Menſchen, ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters, ermordeten. Auch andere königliche kleinere Heere erhielten (und einmal ſelbſt über den Zizka) beträchtliche Vortheile, und Sigmund zwang zu Brünn die mähriſchen Baronen und Ritter, welchen er das freie Geleit verſprach, aber ſie bei ihrer Ankunft mit Huſaren einſchloß, dem Bund mit den Böhmen zu entſagen. Die Kuttenberger, nachdem ſie alle in der Stadt wohnenden Huſſiten ermordet hatten, lieferten ihm die Stadt aus, und er ſelbſt hatte das Glück, den Zizka, welcher ſich auf dem ſogenannten Gang in ſeine Wagenburg einſchloß, mit ſeinem ganzen Heere zu umringen. Schon glaubte er, dieſes ſeines fürchterlichſten Feindes ſich ſo viel als gänzlich bemächtiget zu haben, als Zizka einſt bei der Nacht durch eine meiſterhafte Anſtalt, und ohne den geringſten Verluſt, durch das königliche Heer, das ihn umzingelte, nach Kolin aufbrach, aber von da bald wieder zurück kam, daſſelbe mit einer Entſchloſſenheit aufſuchte, welcher der K. Sigmund, nachdem er vorher die ihm ganz ergebene Stadt Kuttenberg ausbrannte, mit

Verlegenheit auswich; aber Zizka erreichte ihn bei Deutſchbrod, griff ihn an, und ſchlug, nach einem mörderiſchen Gefecht, das ihm weit überlegene Heer, von welchem ein großer Theil in dem Fluſſe bei Sazawa umkam. Zizka eroberte ſieben Fahnen, und ſiebenhundert Wagen, worunter hundertundvierzig mit Koſtbarkeiten beladen waren, welche er ſeinen Taboriten zur Beute ließ.

K. Sigmund flüchtete ſich in der erſten Beſtürzung nach Mähren, (wo er aber einen großen Theil der zur Abſchwörung des huſſitiſchen Bundes gezwungenen Ritter ganz wieder verändert fand) und dann nach Ungarn. Hier ließ er ſich den Vorſchlag des Kurfürſten von Köln, aus dem böhmiſchen Krieg einen Reichskrieg zu machen, gefallen, und ſchrieb ſogleich auf den 30. Mai einen allgemeinen Reichstag nach Regensburg aus, bei welchem auch der päbſtliche Legat und Kardinal Branda perſönlich erſchien. K. Sigmund machte aber bald die (damals nicht mehr neue) Erfahrung, wie wenig noch, nach dem längſt erloſchenen Heerbann, auf die Reichshülfe zu zählen ſey. Noch hatten die deutſchen Fürſten in ihren Ländern nichts Widriges von den Huſſiten erfahren, und ſie wollten und konnten ſich nicht überzeugen, wie die Sache für ſie ſo gar außerordentlich wichtig ſeyn könne. Viele führten, was nie aufhörte, zu eben der Zeit perſönliche Kriege oder Fehden wider einander, und auch dieſer Umſtand, der damals noch gar nicht zu ändern war, hinderte ein gemeinſchaftliches Einverſtändniß. Die Kurfürſten äußerten, daß ſie dem Kurfürſten von Köln durchaus keinen Auftrag zu ſeiner Reiſe nach Ungarn gemacht, und den Reichstag nicht veranlaßt hätten. Gleichwohl traten ſie zuſammen, aber nicht zu Regensburg, ſondern zu Nürnberg, wohin ihnen K. Sigmund, wenn er ſie anders ſprechen wollte, folgen mußte, und wirklich folgte. Man ließ es hier nicht an ermunternden Feierlichkeiten fehlen, um der Sache allen Nachdruck zu verſchaffen. Der Kardinal Branda überreichte dem K. Sigmund in der Kirche des hl. Sebald eine geweihte Fahne, welche dieſer ſogleich dem Kurfürſten Friedrich von Brandenburg übergab, und ihn zum oberſten Feldherrn der Reichsarmee ernannte. Dieſe ſollte nun beſtimmt, und hergeſtellt werden, was nicht geſchehen konnte, ohne daß jeder Reichsſtand das Seinige beitrug. K. Sigmund ſchlug erſt, ſelbſt nach der Meinung der anweſenden Fürſten und Herren, von dem gemeinen Vermögen den hundertſten Pfenning, und da die Reichsſtädte dagegen Einwendungen machten, einen gemeinen Anſchlag, oder Reichsmatrikel (die erſte dieſer Art) vor, wie viele Gleven (jede Gleve zu fünf Reiſigen mit ſieben Pferden, und Einen Schützen gerechnet) jeder unmittelbare Reichsſtand nach dem Contingent oder dem Maße ſeiner Kräfte zum Reichskriegsheer ſtellen ſollte; und da er geglaubt haben mochte, daß nunmehr die Hauptſache berichtigt ſey, ernannte er den Kurfürſten Konrad von Mainz zum Reichsverweſer, und trat ſeine Reiſe nach Ungarn an. Die Sache war aber nichts weniger als berichtigt. Die Reichsſtände fanden ganz und gar kein dringendes Bedürfniß, ſich für einen Krieg, bei welchem ſich nicht der geringſte gewöhnliche Vortheil für ſie abſehen ließ, zu verwenden, und benützten ſogleich die letzte, mit Beſtellung des Reichsvikariats getroffene Verfügung des Sigmund, welcher ſie ſich nicht fügen zu können behaupteten, indem die Reichsverweſerſtellen in der goldenen Bulle beſtimmt worden wären. Nicht Einer ſtellte ſein Contingent, ſo, daß dieſer dritte Feldzug ganz unterblieb, welches diejenigen, welchen an der Unterdrückung der Huſſiten vorzüglich gelegen war, um ſo mehr bedauerten, als indeſſen unter dieſen ſelbſt eine gräuliche Spaltung entſtanden, und während dieſer eine eben nicht ungegründete Hoffnung eines guten Erfolges vorhanden war.

1423. Dieſe Spaltung enthielt eben nichts Unerwartetes, aber (wenn es nach dem, was bereits vorgieng, noch geſagt werden kann) vieles Neue und Unerwartete an allen Arten von Raſereien und Grauſamkeiten, mit denen ſie unterhalten wurde. Die Prager wollten mit der Wahl des lithauiſchen Prinzen, Sigmund Korybut, der im J. 1422 in Begleitung ſeines Bruders, des Herzogs Witold von Lithauen und einer Bedeckung von fünftauſend Mann, zu Prag angekommen war, Ernſt machen, und dieſelbe wirklich vornehmen, nachdem ſie vorerſt noch das Schloß Karlſtein, um ſich der böhmiſchen Krone, welche daſelbſt aufbewahrt wurde, zu bemächtigen, länger als ſechs Monate, und bis aus der Feſtung der Herzog Witold erſchoſſen wurde, mit einer unerhörten Wuth, wiewohl vergeblich, belagert hatten. Da die Wahl eben vor ſich gehen ſollte, weigerte ſich ein Theil der Prager, dieſelbe vor ſich gehen zu laſſen, worüber ihnen Ziska, der weder die Belagerung von Karlſtein unterſtützt, noch an ihren Verhandlungen einen perſönlichen Theil genommen, ſondern indeſſen die Stadt Deutſchbrod verbrannt, verſchiedene andere Ortſchaften erobert, und von ſich die Meinung, daß allein Er der Lenker der Sachen, und der gemeinſame Regierer ſey, gefaßt hatte, die bitterſten Vorwürfe machte, und dieſe mit Ausdrücken eines ſtrengen Gebieters begleitete, welche die Prager nicht umhin konnten, mit allem Nachdrucke zu ahnden, und ihn an die Abhängigkeit eines Untergeordneten zu erinnern. Zizka entrüſtete ſich darüber auf eine entſetzliche Art, und machte ſich ſogleich auf, die Güter derjenigen Herren zu verwüſten, welche es mit den Pragern hielten. Die Prager wollten dieſen Uebermuth eben ſo wenig dulden, als ſie ſich nicht vorſtellen konnten, wie ſie bei ihrer Uebermacht nicht im Stande ſeyn ſollten, ihm denſelben zu benehmen. Sie ſchickten ein anſehnliches Heer wider ihn aus. Zizka ſchlug es bei Horzicz, und ſchlug bald darauf bei Königgräz ein zweites Heer, und zerſtäubte den Reſt.

1424. Die Prager gaben die Niederlagen ihrer Heere immer ſolchen Urſachen, welche bei einem künftigen Zuge leicht verbeſſert werden könnten, Schuld, und ſchickten mit ſolchen Vorausſetzungen und Hoffnungen nacheinander drei neue Heere wider ihn aus. Zizka ſchlug ſie bei Skaliz, im Juni bei Malleſſow, hinter Kuttenberg, (welche neuerbaute Stadt er abbrannte) dann im September an der Elbe, in Augenblicken, wo er ohne Rettung verloren zu ſeyn ſchien, und faßte jetzt den Entſchluß, die Stadt Prag aus dem Grunde zu zerſtören. Dieſer Entſchluß nahm eine unerwartete Wendung. Die Feldherrn des Zizka weigerten ſich, die Hauptſtadt des Königreichs, wo ſie überdieß ſelbſt Anverwandte und Freunde hatten, zu verheeren; allein Ziʒka beſiegte auch ſie durch eine feuerige Anrede. Sie folgten mit einem Grimm, deſſen Größe die letzten Funken von Menſchlichkeit in ihm rege machte, ſo daß er in das Lager, aus welchem er bereits mit Ungeſtüm aufgebrochen war, wieder zurückkehrte. Mittlerweile kamen die ganz erſchöpften Prager mit ihrem Korybut, den ſie indeſſen zum König gewählt hatten, und demüthigten ſich vor ihm. Die Folge davon war eine gänzliche Verſöhnung mit den Pragern, welche ihm einen prächtigen Einzug in ihre Hauptſtadt veranſtalteten, und ein neuer Entſchluß aller Partheien, ihre vereinigten Heere wider den K. Sigmund und ſeine Freunde zu kehren, und Verheerungen fortzuſetzen, an welche man ohne Schauder nicht denken kann. Ziʒka hatte bereits im vorhergehenden Jahre einen Streifzug durch Mähren und Oeſterreich, wo er bis Stockerau, ja bis an die Donau vordrang, gemacht. Die Heere, welche man ihm in dieſen Ländern entgegenſtellte, trieben ihn zwar manchmal in die Enge, und nöthigten ihn zum Rückzug, konnten aber die Grauſamkeiten und Verwüſtungen nicht hindern, mit denen er dieſen bewerkſtelligte. In Mähren ließ er einſt viele Dörfer anzünden, um bei der Nacht ſein Heer in Schlachtordnung ſtellen zu können, und ſein ganzes Betragen, und der Eindruck, welchen daſſelbe auf die Landleute verbreitete, war unbeſchreiblich. Vor ihm ein banges, ohnmächtiges Zagen, Ausreiſſen in Flucht, und Fluchtgeheul, ihm zur Seite Feuersbrünſte und zappelnde Leichen, und hinter ihm eine troſtloſe Verheerung, — ſo ſchritt er, unter Dampf und Rauch, nach neuen Gegenden, wo noch etwas aufrecht ſtand, fort, und den königlichen Heeren blieb da, wo ſie ſich einmal einfanden, nichts übrig, als Eroberungen zu machen, bei denen außer dem Platze, den ſie behaupten mochten, nichts übrig war. K. Sigmund wurde noch von einer andern Seite auf das empfindlichſte gekränkt. Man gab ihm ſelbſt huſſitiſche Geſinnungen Schuld, weil er, während der Mißhelligkeiten der Prager mit dem Zizka und ſeinen Taboriten, nicht alles gethan hatte, was die Leute, welche ihn auf dieſe harte Art verdächtig zu machen ſuchten, ſich einbildeten, daß ſie es an ſeiner Stelle gethan haben würden. Sigmund ward dadurch zu einem höchſt unerwarteten Schritte verleitet, welcher, wenn er die gewünſchte Folge gehabt hätte, nach der Gewohnheit der Menſchenurtheile, eben ſo ſehr als ein Meiſterſtück der Großmuth und Klugheit geprieſen worden ſeyn würde, als er, da er nicht zu Stande kam, auf das bitterſte getadelt worden iſt. Sigmund machte an Ziʒka, der eben im vollen Marſche nach Mähren begriffen, und im Vorbeigehen mit der Belagerung der Stadt Przibiſlawa beſchäftiget war, eine Abordnung, und bot ihm, wenn er zu ihm treten wollte, die Statthalterſchaft über das Königreich Böhmen, die Oberſtfeldherrnſtelle über alle ſeine Armeen, und einen beträchtlichen jährlichen Gehalt an; „er, ſagt Aeneas Sylvius mit allem Nachdruck des lebhafteſten Unwillens, er, der Monarch ſo vieler Königreiche, der von Kaiſern abſtammte, und ſelbſt Kaiſer war, vor deſſen Namen Italien, Frankreich und Deutſchland, ja das ganze Europa mit Ehrerbietung, und das barbariſche Ausland mit Furcht erfüllt war, gab unſerm Zeitalter das Schauſpiel, ſich vor einem eben nicht Hochadeligen, einem alten, blinden, keʒeriſchen, ſakrilegiſchen, jedes Bubenſtückes fähigen Manne zu demüthigen, und ihm für ſeine Gewogenheit Geld, und die höchſten Ehrenſtellen anzubieten.“ Als dieſe Ehrerbietungen dem Ziʒka eröffnet waren, ſtarb er noch im Lager, den 12. Okt. 1424 an der Peſt, zum Schrecken und zur Freude der Völker, die ihn kannten, und die ihn, nach den Schickſalen, welche ſie von ihm zu erwarten hatten, wechſelweiſe verwünſchten oder vergötterten. Man kann dieſem ſonderbaren Manne nicht alle Eigenſchaften, wodurch ſich ein großer Geiſt kennbar macht, abſprechen, und ſeine Standhaftigkeit im Unglück, ſein Ausharren und feſtes Ertragen und Verachten jedes Ungemaches, und ſein unbezwingbarer Muth zwingen uns, auch wider unſern Willen, zur Bewunderung; allein das Talent, zu ſiegen, zu zerſtören, und Schrecken zu verbreiten, iſt nichts weniger, als ein erhabenes Talent, und man kann der größte Held ſeines Zeitalters und der verächtlichſte Menſch ſeyn. Zizka hat ſich (gleich unzähligen andern Abentheurern ſeiner Art) nicht als einen Helden berühmt, ſondern als einen Wütherich verſchrieen gemacht.

1425. Daß Zizka nichts weniger, als unerſetzlich, ſondern ein, ſo zu ſagen, gewöhnlicher Mann mit jener ungewöhnlichen Kraft, welche durch Wuth und Verzweiflung erzeugt wird, war, bewies ſogleich der Erfolg. Die Böhmen hatten zwar einen König, den lithauiſchen Korybut; allein dieſer König wurde gleich anfangs nichts weniger, als von allen böhmiſchen Ständen einhellig gewählt, und ſelbſt von den Pragern und deren Anhängern, die ihn wählten, nur in ſo weit, und in ſo lang, als er ihre Abſichten durch glückliche Erfolge befriedigen würde, geachtet. Die Taboriten hielten ſich an ihren bisherigen Anführer Procop, einen gelehrten Mönch, welcher, weil er anfangs mit einem geſchornen Kopf erſchien, Holy oder der Geſchorne, und (in Hinſicht auf ſeine großen Eigenſchaften, durch welche er ſelbſt dem Zizka mehr, als einmal, aus dem Gedränge half) Procop der Große genannt wurde. Diejenigen Taboriten, welche ſich bei dem Zizka befanden, da er ſtarb, nannten ſich jetzt die Waiſen, und gehorchten einem ſeiner Unteranführer, Procop dem Kleinen. Die Orebiten endlich gehorchten einem gewiſſen Hynko Kruſſina, und einem mähriſchen Edelmanne, Bedrzich. Dieſe vier Partheien beſchloßen, jede für ſich, den Krieg fortzuführen, welcher nunmehr einen Nebenzweck, wodurch der Hauptzweck nach und nach nothwendig geſchwächt und aufgelöſt werden mußte, zur Abſicht bekam. Böhmen war durch die bisherigen wechſelſeitigen Verheerungen größtentheils erſchöpft. Der Ackerbau und die Viehzucht lagen darnieder, und es ſtellte ſich allenthalben ein gräßlicher Mangel an Lebensmitteln ein, welchem abzuhelfen keine andere Aushilfe vorhanden war, als in allen angrenzenden Ländern Plünderungen vorzunehmen, welche dann auch von den Häuptern der Heere, unter dem für ſie ebenfalls nicht ungegründeten Vorwande, daß man die Feinde in ihren Ländern aufſuchen und vertilgen müßte, um ſo mehr veranſtaltet wurden, als ſie bereits in den vorigen Jahren einzelne Streifzüge durch Mähren, Oeſterreich und Bayern, in welchem letztern ſie im J. 1424 aus dem ſogenannten Wald bei viertauſend Stück Viehs erbeuteten, vorgenommen.

1426. Die Orebiten giengen nach Schleſien, die Prager nach Mähren, die Taboriten und die Waiſen nach Oeſterreich; und wo ſie durchgiengen, hinterließen ſie, weit um ſich, eine allgemeine Verheerung. Die letztern wiederholten ihren Einfall nach Oeſterreich, wo ſie den Herzog Albert, der einſt einige Vortheile über ſie gewann, in wenigen Monaten zu zwei Malen ſchlugen, die Stadt Zwetel verbrannten, und mit reicher Beute nach Böhmen zurückkehrten, wo indeſſen die Theologen zu Prag mit ihren verſchiedenen Religionsſätzen wieder Uneinigkeiten anzettelten, welche, wiewohl ſie dießmal Procop, der Große, durch ſein Anſehen ſogleich unterdrückte, zum unvermeidlichen Ausbruch gekommen, und den deutſchen Fürſten wahrſcheinlich manchen Schrecken und Verluſt erſpart haben würden, wenn dieſe Fürſten die Geduld oder Klugheit gehabt hätten, die innere Gährung abzuwarten, und indeſſen deſto ſorgfältiger ihre Grenzen zu ſchützen; allein die Nachricht, daß K. Sigmund einen Reichstag nach Nürnberg ausgeſchrieben, und ein neues Aufgebot von ganz

Deutſchland beſchloſſen habe, hatte ſogleich wieder die Wirkung, daß die erhitzten Partheien aller Böhmen über der Gefahr des Vaterlandes alle perſönliche und ſektiſche Zwietracht vergaßen, und ſich auf das innigſte zuſammenhielten. Sigmund hatte mit dem Kurfürſten von Sachſen, Friedrich dem Streitbaren, ein beſonderes Bündniß wider die Böhmen errichtet, und ihm einige Städte, als Auſſig, Leipe, Töpliz u. a. verpfändet. Die Böhmen beſchloßen, ehe das deutſche geſammte Reichsvolk ſich ſammeln konnte, ſie wegzunehmen. Es gelang ihnen auch bei den meiſten, und ſie drangen bis Auſſig vor. Hier fanden ſie eine Armee von mehr als zwanzigtauſend Sachſen, welche die Kurfürſtin, Katharina, während der Abweſenheit ihres Gemahls, der bei dem Reichstage zu Nürnberg war, in der Eile aufgeboten, und bei welcher ſich eine große Zahl ſächſiſcher und meißniſcher Ritter eingefunden hatte. Den 15. Juni kam es zu einer mörderiſchen Schlacht. Die Böhmen ſtellten ſich hinter ihre Wagenburg, welche aus fünfhundert, mit doppelten Ketten auseinander geſchloſſenen Kriegswagen beſtand, und ſahen ihren Feinden ruhig zu, indem dieſe ihre äußerſten Kräfte anſtrengten, die Wagen auseinander zu ſchlagen und zu zernichten; rannten aber, als ſie dieſe von der ſchweren Arbeit ermüdet ſahen, mit ihrem gewöhnlichen Ungeſtüm, und, was den Sachſen weit ſchrecklicher vorkam, mit langen zackigen Lanzen, aus ihrem Hinterhalt hervor, ſtürzten ſich auf die ſächſiſchen Reiter, welche ſie mit ihren Lanzen ohne viele Mühe und Gefahr durchbohren konnten, und zernichteten in wenig Stunden beinahe die ganze Armee. Mehr als fünfzehntauſend Mann, worunter viele Fürſten und Grafen waren, lagen ausgeſtreckt auf dem Schlachtfeld, und ein großer Theil wurde auf der Flucht eingeholt, und ohne Schonung niedergemacht. Viertauſend mit Lebensmitteln und anderm Gepäck beladene Wagen fielen den Siegern in die Hände, welche, ohne auszuruhen, unverzüglich die Stadt Auſſig mit Sturm einnahmen, den größten Theil der Einwohner mordeten, und die Stadt ſelbſt verbrannten. Ganz Sachſen zitterte, und befeſtigte in höchſter Eile Städte, Märkte und Schlöſſer, und ſie wären verloren geweſen, wenn die böhmiſchen Heerführer in der Wahl des Landes, das zuerſt überfallen werden ſollte, einig geweſen wären. Die Reichsfürſten zu Nürnberg vergaßen vor Schrecken, warum ſie beiſammen wären.

1427. Nichts widerſtand jetzt den Böhmen, mit welchen ſich, weil es das Vaterland betraf, auch Katholiken vereinigten, und bei dem Namen Huſſiten vermochten die Unglücklichen, welche ihre Ankunft wahrnahmen, vor Angſt und Beſtürzung weder zu bleiben noch zu fliehen. Der Athem verließ ſie, und die Füße wurzelten ſich, ſo zu ſagen, in die Erde. Ein öſterreichiſches Heer, welches der Herzog Albert nach Mähren geführt hatte, um die Taboriten aus den feſten Oertern, deren ſie ſich bemächtiget hatten, zu vertreiben, flüchtete ſich bei der bloßen Nachricht, daß Procop der Große im Anzuge ſey, und dieſer gerieth ſelbſt in ein verlegenes Erſtaunen, als ihm vor Kamenitz ein böhmiſches Fräulein, Agnes, deren Vater Procop von Sezyma vor Kurzem geſtorben war, als Erbinn und Eigenthümerinn dieſer Feſtung, Stand hielt. Ihre Herzhaftigkeit, mit welcher ſie ſeiner Belagerung volle vierzehn Tage den tapferſten Widerſtand that, bewog ihn zu einer Großmuth, die an ihm eben ſo unerhört war, als es die Sache ſelbſt war, welche ſie veranlaßte; er bewilligte ihr einen freien Abzug, und verſicherte ſie, indem er ſie mit Bewunderung betrachtete, ſeiner Achtung; dann ſtreifte er nach Oeſterreich, wo ſeine Truppen bis an die Donau das Land plünderten und verheerten, brannte im Rückzuge die Stadt Retz, deren Einwohner ermordet wurden, ab, brachte die Beute nach Böhmen zurück, und ſuchte endlich Procop den

Kleinen, der indeſſen in der Lauſitz viele Städte erſtürmet, geplündert und abgebrannt hatte, auf, und vereinigte ſich mit ihm in Schleſien, aus welchem Lande viele tauſend Stück Hornvieh nach Böhmen geſchleppt wurden. Wo ſie durchzogen, brannten ſie alles ab, und mordeten alle Einwohner, Weiber (die ſie gewöhnlich vorher auf eine viehiſche Art mißhandelten) und Greiſe und Kinder.

Die deutſchen Fürſten hatten ſich indeſſen wieder gefaßt, und zu Frankfurt neuerdings verſammelt. Auch Pabſt Martin V. that das Seinige, und ſchickte den Kardinal, Heinrich von Beaufort, Biſchof von Wincheſter in England, nach Deutſchland mit dem Auftrag, wider die Huſſiten einen Kreuzzug zu predigen, und denjenigen, welche daran Theil nehmen würden, einen vollkommenen Ablaß zu ertheilen. Auch gerieth wirklich ganz Deutſchland in Bewegung, und die zu Frankfurt verſammelten Fürſten benutzten dieſe allgemeine Stimmung, indem ſie nicht nur wieder einen allgemeinen Reichsanſchlag, (vermöge welches jeder Fürſt, Herr und Ritter eine verhältnißmäßige Zahl von Leuten, und Kriegsgeräthſchaften liefern ſollte), ſondern für ſämmtliche Reichsunterthanen eine Art von Kopf- oder Vermögensſteuer (der gemeine Pfenning genannt) ausſchrieben. Vier zahlreiche Heere, deren das erſte unter der Anführung des Kurfürſten Otto von Trier aus rheinländiſchen, elſaſſiſchen, ſchwäbiſchen, bayeriſchen und fränkiſchen Völkern, das zweite, welches der Kurfürſt Friedrich aus Sachſen anführte, aus ſächſiſchen und hanſeeſtädtiſchen Völkern, das dritte aus Schleſiern, und das vierte aus Oeſterreichern und Salzburgern beſtehen ſollte, wurden unverzüglich ausgehoben, und größtentheils nach Wunſch auf die Beine geſtellt. Dieſe Heere wurden auf das Beſte gerüſtet, und man kann auf die Zahl derſelben ſchließen, da allein die Reiterei achtzigtauſend Mann ſtark war; allein dieſe gewaltige Menge war wieder nichts weniger, als Ein Körper, und gleichzeitige Schriftſteller *) merkten an, daß die deutſchen Fürſten, welche gewohnt wären, ſich ſtets mit Eiferſucht einander zu beobachten, und ſich jeden kleinen Zuwachs von Macht und Ländern zu beneiden, im Grunde auf nichts, als auf Eroberungen gedacht, und ſich beinahe vor jedem Städtchen, ehe ſie an daſſelbe eine Hand anlegten, erſt darüber, wem es angehören ſollte, gezankt, und Belagerungen, bei denen für ſie nichts zu gewinnen war, wenig unterſtützt

---

*) Z. B. Hermann Cornerus apud Eccard. T. II. ſ. 1279.

hätten. Die Heere, nachdem ſie ſich zu Nürnberg verſammelt hatten, rückten von drei Seiten in Böhmen ein, unterhielten ſich unterwegs mit Verbrennung der huſſitiſchen Bauern, welche ihre Irrlehren nicht abſchwören wollten, verheerten weit umher das flache Land, ohne daran zu denken, daß ſie durch daſſelbe ihren Rückzug würden nehmen müſſen, und vereinigten ſich zuletzt bei der Stadt Mieß, deren Belagerung ſie vornahmen. Ihre Anführer ſchienen es dießmal vollends für eine Kleinigkeit zu halten, die Huſſiten zu unterdrücken, da gerade unter denſelben die größten Uneinigkeiten ausgebrochen waren. Die Taboriten nämlich hatten die Stadt Schlan verbrannt und den größten Theil der Einwohner niedergemacht, Leutmeriz, Kaurzim und Böhmiſchbrod erobert, dann, in Geſellſchaft mit den Waiſen, alle den Pragern angehörigen offenen Oerter, beſonders im Pilſnerkreis verbrannt, und ſich eben jetzt nach Prag gezogen, um dieſe Hauptſtadt zu belagern; allein die Nachricht, daß die Deutſchen in Böhmen eingerückt ſeyen, that auf ſie die gewöhnliche Wirkung; ſie ſetzten ihre einheimiſchen Streitigkeiten augenblicklich bei Seite, und die Prager machten ſogar den Taboriten mit ihrem Könige Korybut, welcher jenen verhaßt war, ein Opfer. Sie bemächtigten ſich ſeiner Perſon, und ſchickten ihn mit ſeinen Polen nach Haus; dann ſchloßen ſie ſich an ihre Belagerer mit der thätigſten Eintracht an, und zogen den Deutſchen entgegen. Ihr vereinigtes Heer zählte nicht mehr, als fünfzehntauſend Mann zu Pferd, und ſechzehntauſend zu Fuß; allein Procop der Große war ihr Anführer. Er zog in der beſten Ordnung, und mit einer fürchterlichen Entſchloſſenheit fort; und der Staub, aus welchem die Annäherung ſeines kleinen Haufens den deutſchen Kriegsheeren ſichtbar wurde, endigte den Feldzug. Dieſe zahlreichen Heere rannten, von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, wie im J. 1421 unaufhaltbar davon, und die beſtürzten Fürſten und Heeresführer mußten folgen. Der Kardinal Heinrich begegnete den Flüchtenden mit einer großen Anzahl ſeiner Kreuzſoldaten, ſchrie ſie an, und that alles, zu was man ſeine Zuflucht nehmen kann, um Leute, welche die Furcht betäubte, an ſich ſelbſt zu erinnern, und zum Stehen zu bringen; allein ſie hörten ihn nicht, und riſſen vielmehr ihn und die Seinigen mit ſich fort. Alles Gepäck und Geſchütz blieb den Böhmen, welche den Flüchtenden bis über die Grenzen nachſetzten, und mehr, als zehntauſend derſelben niederhieben, und zuletzt die Stadt Tachau, in welcher einige Reichsvölker ihre Rettung ſuchten, mit allem, was darin lebte, vertilgten.

1428. Auch die gütlichen Unterhandlungen, zu welchen Sigmund in dieſem Jahre ſeine Zuflucht nahm, blieben nicht weniger fruchtlos. Nichts, was für ihn unternommen wurde, glückte, und augenblickliche kleine Vortheile zogen immer wieder Folgen nach ſich, bei denen die Sache doppelt verſchlimmert, und jede Ausſicht betrübter wurde. Während daß im vorigen Jahre Procop nach Mieß zog, fielen die Schleſier in Böhmen ein, und belagerten die Stadt Nachod; und einige böhmiſche Herren, welche es noch mit Sigmund hielten, ſammelten einen Haufen von neunhundert Mann, und rannten nach Prag, welche Stadt eben damals von Truppen entblößt, und worin unter den Rathsherren noch ein Reſt treugeſinnter Unterthanen war. Sie drangen wirklich bis auf den Altſtädter-Markt, als ſich die gemeinen Bürger zuſammenrotteten, und ihre vermeintlichen Eroberer bis auf Wenige, die ſie aus Gnade zu Gefangenen machten, niederhieben. Auch die Schleſier ließen davon, ſobald ſie vernahmen, daß Prager im Anzuge ſeyen. Die übrigen Huſſiten nahmen nun wieder neue Verheerungszüge nach den benachbarten Ländern vor. Ein Haufen derſelben ſtürmte nach Bayern, wo ſie, unter andern, Nietenau abbrannten, und das offene Land bis nach Regensburg verheerten und plünderten. Die Waiſen zogen nach Mähren, und verwüſteten, da ihnen die Eroberung der Stadt Brünn mißlang, die Hütten der Bauern; die Taboriten ſtreiften nach Schleſien, dann nach der Lauſitz, dann wieder nach Schleſien, wo ſie viele Klöſter, und mehr, als zwölf Städte, verbrannten; Procop der Große aber drang bis vor Preßburg in Ungarn (von welcher Stadt er die Vorſtädte verbrannte), dann bis vor Wien (welche Hauptſtadt nur die Donau noch rettete), verwüſtete dann dieſſeits des Fluſſes das Land weit und breit, und kehrte zuletzt nach Böhmen zurück, mit dem Vorſatze, die Stadt Bechin, die mit königlichen Truppen, durch welche die Güter der Huſſiten nicht wenig gelitten hatten, beſetzt war, zu zerſtören. Hier kam eine Geſandtſchaft des Sigmund an, welche ſie zu einer Unterredung nach Kuttenberg einlud. Die Taboriten, Waiſen und Prager, aus welchen die Belagerungsarmee beſtand, ſchickten einige Hauptleute dahin, welche, als die kaiſerlichen Abgeordneten von den rechtmäßigen Anſprüchen ihres Monarchen auf das Königreich Böhmen ſprachen, und dann die Großmuth, Güte und Leutſeligkeit deſſelben lobprieſen, bei dem Vortrage dieſer Lobeserhebungen überlaut lachten, und die Abgeordneten fragten, wie doch ſolche Eigenſchaften einem Regenten beigelegt werden könnten, der den Huß, wider ſein gegebenes Wort, aus Zaghaftigkeit verlaſſen und aufgeopfert, der zu ihrem Untergange fremde Heere in ihr Land geführt, und alles, was an ihm lag, verſucht hätte, um ihre gänzliche Unterdrückung und Ausrottung zu bewirken? Hierauf lud man den Procop zu einer perſönlichen Unterredung mit dem Kaiſer nach Oeſterreich ein, bei welchem derſelbe, nachdem man ihm alle mögliche Verſicherungen wegen der Unverletzlichkeit ſeiner Perſon und Freiheit gegeben hatte, wirklich erſchien. Ganz Deutſchland ſah, mit einem unausſprechlichen Verlangen nach dem Frieden, einem glücklichen Ausgange entgegen, als man erfuhr, daß ſich aller Vergleich zerſchlagen, und daß der Kaiſer die Bedingungen, welche Procop ſetzte, mit Unmuth verworfen habe, wie er dann einer andern Abordnung, welche die Taboriten, Waiſen und Prager im folgenden Jahre aus freiem Antrieb an ihn ſandten, und durch welche ſie ihn zu ihrem König anzunehmen verſprachen, wenn er ihnen ſeiner Seits die Freiheit in Religionsſachen verſprechen wollte, ſchlechterdings abwies, und an die allgemeine Kirchenverſammlung hinwies, welche zu Baſel eröffnet werden würde.

1429. Die nähern Veranlaſſungen, bei deren Gefühl oder Rückſicht Kaiſer Sigmund, nach ſo vielen Verheerungen ſeiner und der Reichsfürſten Länder, dem Frieden, oder doch dem Stillſtand des Krieges mit ſo gar geringem Ernſte die Hand bot, mögen nun in den ihn beherrſchenden Ueberzeugungen, daß er nichts bewilligen könne, oder in Hoffnungen, bei welchen er nichts zu bewilligen brauchte, gegründet geweſen ſeyn, was man nicht zuverläſſig weiß, ſo waren doch in jedem Falle die Folgen jener Abweiſungen leicht zu berechnen. Sie übertrafen beinahe noch an Schrecklichkeit alles, was bisher an Uebeln und Drangſalen aller Art über ſo viele Provinzen, deren friedliche Einwohner keine Schuld trugen, gekommen war. Bei der letzten böhmiſchen Geſandtſchaft, welche den Kaiſer Sigmund zu Preßburg antraf, befand ſich auch Procop der Große wieder; und dieſer ſcharfſinnige Mann bemerkte bald, daß ſich Sigmund insgeheim wieder auf nahe Unterſtützungen verlaſſen müßte, durch welche er ſich ſchmeichelte, den Frieden mit Gewalt, und ohne Bedingniſſe erzwingen zu können. Viele deutſche Fürſten nämlich hatten bereits wieder zu einem neuen Feldzug gerathen, und vorzüglich hatte ſich Pabſt Martin V., welcher ſich gar keinen Begriff machen konnte, wie zahlreiche Armeen nicht überall durchdringen ſollten, alle Mühe gegeben, denſelben zu Stande zu bringen. Man wollte dießmal ganz anders, als die vorigen Male, zu Werke gehen. Man glaubte, es bei den vorigen Feldzügen offenbar darin verſehen zu haben, daß man die nächſten die beſten hergelaufenen Leute, und meiſtens Bauern, welchen das Kriegshandwerk ganz fremd war, mit ſich geführt hatte. Man wollte jetzt ein geübtes Heer, und eine ordentliche Miliz herſtellen, und lieber mit wenigern, aber brauchbarern, als mit unzähligen, aber ungeübten, Leuten zu Felde ziehen. Kurfürſt Friedrich von Brandenburg wollte dieſe beſſere Armee perſönlich anführen, und der neue Vorſchlag, welcher von ihm herrührte, erhielt ſogleich allen Beifall, und erfüllte die Theilnehmer mit aller jener Zufriedenheit, zu welcher man eigentlich erſt dann, wann eine gute, aber ſchwere Sache bereits ausgeführt worden, berechtigt iſt. Procop der Große mochte dieſe Plane und Entſchließungen aus den redenden Anſtalten, welche man in Deutſchland machte, errathen, oder ſonſt eine zuverläſſige Nachricht davon erhalten haben; er beſchloß, jeder Unternehmung ſeiner Feinde zuvorzukommen, und die damalige Stimmung der Böhmen zu benutzen, von denen bei weitem nicht alle für den Frieden eingenommen waren. Die Waiſen und die Neuſtädter von Prag waren ſo weit entfernt, ſich bei einer künftigen Friedensunterhandlung mit der Bewilligung ihrer Religionsfreiheit zu begnügen, daß ſie vielmehr verlangten, Sigmund ſollte ihre Religion annehmen, und ſie und die meiſten Taboriten freuten ſich ſogar darüber, daß der Friede nicht zu Stande kam, bei welchem man ihnen zugemuthet haben würde, eine Lebensart, an die ſich bereits ihre Natur gewöhnt, und welche ihnen nach ihrem Hang unzählige Annehmlichkeiten verſchafft hatte, zu verlaſſen, und zur Wirthſchaft, und zur Ordnung bürgerlicher Geſetze zurückzukehren. Sie wollten herumſchwärmen, plündern und Beute machen, und ein Leben fortſetzen, das mit den wilden Zügelloſigkeiten berüchtigter Mörder und Straßenräuber alle Aehnlichkeit hatte, wie ſich denn auch von Zeit zu Zeit aus allen Ländern von Europa Chriſten und Juden, Adelige und Gemeine, welche durch Liederlichkeit in ihrer Heimath herabgekommen, oder verjagt worden waren, zu ihnen geſellten. Man brach alſo unter der Anführung Procops auf, und das Loos traf Meiſſen. „Die Gegenden um Pirna und Dippoldswalde wurden allenthalben verwüſtet; die Altſtadt Dresden in die Aſche gelegt, die Bergwerke zu Scharfenberg verderben, die Städte Strehla, Belgern und die Vorſtädte von Torgau verbrannt, das Land bis Magdeburg weit und breit ausgeplündert und verheert. Hierauf ſchlugen die Böhmen über die Elbe eine Schiffbrücke, und rückten in die Mark und in die Lauſitz. Sie eroberten Guben (an der Neiß) mit Sturm, und machten alles, was Leben hatte, nieder. Die Städte Görliz und Bauzen aber vertheidigten ſich tapfer.“

1430. „Nachdem ſie alſo Meiſſen, Sachſen, Brandenburg und die Lauſitz geplündert, und überall Merkmale ihrer Barbarei hinterlaſſen hatten, kehrten ſie nach Böhmen zurück. Sie brachten 220 mit Raub beladene Wagen, und eine große Anzahl vornehmer Gefangenen mit ſich. Die Huſſiten, welche zu Haus geblieben waren, erſtaunten über die Beute, die ihre Brüder nach Hauſe brachten. Dieſer glückliche Zug erweckte bei ihnen die Luſt, ihr Glück ebenfalls zu verſuchen. Sie verſammelten ſich alſo bei Prag auf dem weiſſen Berg. Eine große Menge Volkes lief aus allen Kreiſen zuſammen. Da ſie nun 52000 Mann zu Fuß, 20000 Mann zu Pferd ſtark, und mit 3000 Kriegswägen verſehen waren, erwählten ſie ihren Procop wieder zum Heerführer, dem ſie noch zwei Ritter zutheilten. Sie berathſchlagten ſich acht Tage lang, wo ſie einbrechen ſollten; denn einige brachten Oeſterreich, andere Bayern, andere aber Schleſien und Polen in Vorſchlag. Endlich ſiel die

Wahl auf die Meißner, denen ſie die oftmaligen Einfälle in Böhmen noch nicht vergeſſen konnten, und ſich immer an ihnen zu rächen wünſchten. Dieſe große Armee trat endlich den Zug an. Sie lagerten ſich theils vor Pirna, und theils vor Dresden, richteten ſchreckliche Verwüſtungen im umliegenden Land an, verbrannten die Oerter Koldiz, Döbeln und andere. Sie ermordeten alles, was ihnen in die Hände fiel. Die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg rückten ihnen mit einem Heere entgegen, und lagerten ſich bei Kolberg; allein die Böhmen vertrieben ſie, nahmen Kolberg ein, und verbrannten es. Dann wollte ſich Johann Polenz mit ſeinen Völkern den Huſſiten widerſetzen; allein ſie ſchlugen ihn bei Grimma aufs Haupt, wo viele vornehme Sachſen das Leben einbüßten. Nach dieſer Niederlage brannten die Leipziger ihre Vorſtädte ab, weil ſie glaubten, einen Beſuch von den Böhmen zu bekommen. Dieſe wandten ſich aber nach Altenburg, eroberten die Stadt und das Schloß mit Sturm, hieben alles, ohne Unterſchied, nieder, plünderten die Stadt aus, und machten ſie zu einem Steinhaufen. Von hier ſetzten ſie ihren Zug nach Plauen fort. Auf dem Wege verbrannten ſie das Kloſter Zelle, eroberten viele feſte Oerter, als Schmellen, Krinnitſch, Werda, Reichenbach, Auerbach und Oelsnitz, die ſie alle verwüſteten, und in die Aſche legten. Sie griffen die Stadt und Feſtung Plauen mit ſolcher Wuth an, daß ſie beides im erſten Anlaufe überſtiegen, und mit Sturm eroberten. Sie tödteten über 700 Mann in der erſten Hitze, und warfen ſie über die Mauer; ſie ſchleppten die vornehmſten Einwohner mit ſich fort, und ſteckten den Ort in Brand. Sie ſetzten ſodann ihren fürchterlichen Marſch gegen Franken fort, nahmen die Städte Hof, Culmbach, Bayreuth, Holfeld, Wunſiedel, Berneck und andere mehr, weg, plünderten ſie rein aus, und verbrannten ſie. Die Städte Bamberg, Nürnberg, Amberg fürchteten ein gleiches Schickſal. Um dieſes von ſich abzuwenden, ſchickten ſie Abgeordnete an die Böhmen, und trugen ihnen große Summen Geldes an. Dieſe ließen ſich alſo mit 45000 Goldgulden beſänftigen, und verſprachen, daß ſie in Franken keine Feindſeligkeiten und Verwüſtungen mehr ausüben wollten. Hingegen ſchickten ſie noch einige Haufen nach Bayern, verheerten das Land bis an die Thore von Regensburg, und ſetzten ganz Deutſchland in Schrecken. Man verſammelte hie und da einige Völker, um den Böhmen Einhalt zu thun, allein Niemand hatte das Herz, ſie anzugreifen; denn die Schwärmerei hatte ſie wild, und die Wildheit unüberwindlich gemacht. Nachdem ſie alſo über hundert Städte, Feſtungen und Schlöſſer eingenommen, geplündert, verwüſtet und in die Aſche gelegt hatten, und mit den Einwohnern, beſonders den Geiſtlichen und Mönchen, ſehr grauſam umgegangen waren, kehrten ſie über Eger, wo ſie noch die Vorſtädte anzündeten, und ſich 1700 Geldgulden zahlen ließen, nach Böhmen zurück. Sie hatten ihre dreitauſend Wägen, die ſie mit ſich führten, ſo ſchwer mit der Beute beladen, daß ſie zu zwölf, auch vierzehn Pferde daran ſpannen mußten, um ſie fortzuſchleppen *).“

Bei ſolchen Fortſchritten, beſtändigen Kriegsübungen und Verhärtungen der Huſſiten war für ſie von dem bevorſtehenden Feldzug der Deutſchen wohl wenig zu fürchten, und der Ausgang war wieder leicht vorherzuſehen. Bei einem noch im vorigen Jahre veranſtalteten Zuſammentritte deutſcher Fürſten zu Preßburg konnten dieſe dem anweſenden Kaiſer nicht einmal verbürgen, ob ſich, wenn auch wirklich ein neuer Feldzug beſchloſſen würde, alle Stände zu einem allgemeinen Landfrieden verſtehen, und geloben würden, während des Feldzuges wider die Böhmen die Fehden einzuſtellen, in

---

*) Pelzel.

denen ſie unaufhörlich unter ſich verwickelt waren. Und als jetzt K. Sigmund in ſolcher Abſicht wirklich nach Nürnberg gekommen und (weil er viele Fürſten daſelbſt nicht mehr antraf, indem er einige Tage ſpäter, als er ſich anſagte, kam) ſogar an verſchiedene Höfe herumgereiſet war, konnte er nur allgemeine Verſprechungen des Friedens, und die Verordnung zu Stande bringen, daß von denjenigen Ständen, welche den Zug wirklich mitmachen würden, während deſſelben keiner befehdet werden ſollte.

1431. Aber die Feierlichkeiten, mit welchen der neue Feldzug von den nach Nürnberg zurückgekehrten Fürſten endlich beſchloſſen und eröffnet wurde, waren, nach deutſcher Art, wieder deſto prachtvoller. Es kam wieder ein päbſtlicher Legat, der Kardinal Julian, mit einer Kreuzbulle nach Deutſchland, und dieſer übernahm in der St. Sebaldskirche zu Nürnberg bei einem feierlichen Hochamt aus der Hand des Kaiſers das Reichsſchwert, und übergab es dem zum oberſten Reichsfeldherrn ernannten Kurfürſten, Friedrich von Brandenburg, unter vielen Gebeten und Segnungen. Viele andere Fürſten erhielten geweihte Paniere und Fahnen; und nicht weniger prächtig gerüſtet, zahlreich und ſtattlich anzuſehen war das Heer ſelbſt, das von den Ständen, ge=

mäß des ihnen gemachten Anſchlages, geſtellt wurde; es zählte 40,000 Mann zu Pferd, 90,000 zu Fuß, führte 9000 Wagen, eine verhältnißmäßige Anzahl Kanonen, und einen Ueberfluß der beſten Feldgeräthe mit ſich. Der Kardinal Julian, die Kurfürſten von Köln und Sachſen, die brandenburgiſchen Prinzen Johann und Albrecht, Söhne Friedrichs, die Herzoge von Bayern, Albrecht und Chriſtoph, der Pfalzgraf Johann, die Landgrafen von Thüringen und Heſſen, die Biſchöfe von Bamberg, Würzburg und Eichſtädt, nebſt vielen andern, befanden ſich an der Spitze ihrer Truppen, denen nichts fehlte, als jener raſende Geiſt eines unbeſchreiblichen Grimms, der nur einem ſolchen Heere, wie das huſſitiſche war, eigen ſeyn konnte. — Dieſes beſtand dießmal aus 50,000 Mann zu Fuß, 5000 zu Pferd, 3600 Wagen, und vielen Kanonen, und hatte Procop den Großen zum Anführer. Procop hatte, während ſich die Armeen zuſammenzogen, mit dem Kaiſer, der die böhmiſchen Stände, um mit ihnen zu unterhandeln, nach Eger einlud, noch eine Unterredung, nach welcher er aber unzufriedener, als er ankam, zurückkehrte, und ſogleich die ernſthafteſten Anſtalten wider die Reichsarmee traf. Dieſe zeichnete ſich, wie bei dem letzten Zug, ſo lange keine bewaffneten Böhmen zu ſehen waren, durch Sengen und Brennen aus, und bloß die Kreuzſoldaten des Kardinal Julian verbrannten bei zweihundert Dörfer, betrugen ſich aber auch, wie bei dem letzten Feldzug, ſobald es zum Ernſt kam. Den 14. Auguſt erſchien das Heer der Böhmen, und die Deutſchen, deren Hauptarmee bei Tauß verſammelt war, ſtürzten ſich in die Flucht; und warfen, um deſto ſchneller laufen zu können, alle Waffen von ſich, und zerriſſen ihre Fahnen. Der Kardinal Julian hielt ſich noch bei Rieſenburg, einem von Tauß dreiviertel Stund entfernten Ort, einen Augenblick mit den Seinigen, die aber beim erſten Anblick der Böhmen ebenfalls ausriſſen. Alle Feldgeräthe, 3000 ſchwer beladene Wägen, nebſt andern unſäglichen Koſtbarkeiten, 150 ſchwere Kanonen, nebſt allem Pulver, blieben auf dem Schlachtfelde für die Böhmen ſtehen, welche, gleichſam im Scherz, alles vorgefundene Pulver abbrannten, um durch einen fürchterlichen Knall die Flucht der Deutſchen noch mehr zu beflügeln, und ſich das Todſchlagen derſelben zu erſparen. Sie erſchlugen gleichwohl bei 12000, indem ſie keinem, den ſie erreichten, Pardon gaben, und jagten ſie nach Deutſchland zurück, wo ſie in der entſetzlichſten Unordnung ankamen, und, wie gewöhnlich, ſich einander wechſelweiſe mit Beſchuldigungen und

Vorwürfen überhäuften. Auch der Herzog Albrecht von Oeſterreich, der zu gleicher Zeit von einer andern Seite in Böhmen eingefallen war, zog ſich eilfertig nach Mähren zurück, wo er über 500 Dörfer in Brand ſteckte, viele Städte erſtürmte, plünderte, den größten Theil der Einwohner niedermachte, und dem Reſt der Stände das Verſprechen, ſich nach dem Ausſpruche der Kirchenverſammlung zu Baſel fügen zu wollen, abnöthigte.

1432. Die Folgen dieſer Begebenheiten waren leicht vorherzuſehen. Beinahe alle angrenzenden Länder, Oeſterreich, Ungarn, Mähren, Schleſien, Brandenburg, die Lauſitz, Meiſſen, Sachſen, das Voigtland, Bayern wurden geplündert, und zum Theil verwüſtet. Procop der Kleine jagte den Herzog Albert aus Mähren, und verfolgte ihn bis an die Donau; ſtürmte dann, indem ſich Procop der Große (der indeſſen die Sachſen, welche bis Saatz vorgerückt waren, aus Böhmen zurückgetrieben, nach Schleſien einen Einfall gemacht, und die Stadt und das Schloß Troppau verbrannt hatte) mit ihm vereinigte, nach Ungarn, und plünderte, ſengte und brannte bis jenſeits der Waag. Einige Schlappen, welche die Huſſiten hier ſowohl als in Oeſterreich litten, brachten ſie auf den Entſchluß, durch die Lauſitz nach der Mark Brandenburg zu eilen, wo ſie längs der Oder alle offenen Oerter, bis Küſtrin, mit Feuer und Schwert verheerten, ſich dann, nachdem ſie hie und da Schläge bekamen, nach Mähren zurückzogen, und den Brünnerkreis verwüſteten. Procop der Große zog ſich nach Schleſien, wo er die Stadt Breslau eroberte und brandſchatzte, und von da nach Sachſen, wo er bei Taucha eine Armee der Bayern und Sachſen ſchlug, und ſich für einen zweijährigen Frieden 9000 Dukaten bezahlen ließ. — Im folgenden Jahre „bot ein anderer Feldherr, Johann Czapeck, dem König von Polen ſeinen Beiſtand wider die Preuſſen an, und zog hierauf mit 8000 Waiſen, und 350 Kriegswägen in die neue Mark Brandenburg, welche damals den deutſchen Rittern, als Oberherren von Preuſſen, gehörte. Er verheerte das Land, nahm viele feſte Städte ein, und verbrannte das Kloſter Oliwa. Er belagerte Danzig, und zerſtörte den Seehafen. Die Böhmen ſchöpften aus dem baltiſchen Meere Waſſer, und brachten es ihren Landsleuten, zum Zeichen, wie weit ſie gekommen wären, mit *).“ — Es hatte das Anſehen, als ſollte, wenn es noch einige Jahre ſo fortgienge, ganz Deutſchland zu Trümmern gehen.

---

*) Pelzel.

Aber ſo weit mußte es auch kommen, wenn es endlich zur Annahme ruhigerer und klügerer Maßregeln unter den Deutſchen und mit den Böhmen kommen ſollte. Unter dieſen waren viele anſehnliche Vornehme und Gemeine, welche ſich niemals von der katholiſchen Kirche getrennt, und unzählige Irregeführte, welche allein über die Verbrennung des Huß und Hieronymus, und über das Benehmen des Kaiſers Sigmund erbittert, und übrigens ſich ſelbſt keiner gründlichen Urſache bewußt waren, wegen der ſie ſich getrennt hatten. Auch ſelbſt die eigentlichen Huſſiten waren in eine Menge verſchiedener Sekten getheilt. Die Einwohner der Altſtadt Prag nahmen die vier Prager-Artikel und das heilige Abendmahl unter beiden Geſtalten zum Grunde ihrer Religion. Sie hielten den Gottesdienſt nach Art der römiſchen Kirche im Meßgewande; doch verwarfen ſie die Bilder der Heiligen, und reichten das heil. Abendmahl den neugebornen Kindern. Sie hielten nichts auf die Einweihung der Kleider, Gefäße, Kerzen und Palmzweige, und opferten nichts beim Altar. Die Prieſter der Waiſen, zu denen die Neuſtädter gehörten, legten bei der Meſſe nur die Albe und die Stole an, laſen nichts als die Epiſtel, das Evangelium und den Kanon; conſecrirten überall und zu jeder Zeit nach Belieben, und zerſtörten daher Klöſter und Kirchen. Die Prieſter der Taboriten trugen lange Bärte, bedienten ſich beim Gottesdienſte keiner geiſtlichen Kleidung, verwarfen die Ohrenbeicht, conſecrirten überall, und theilten das heil. Abendmahl täglich unter beiden Geſtalten ihren Anhängern aus, welche dabei das Vater unſer beteten, und den entblößten Säbel in der Hand hielten. Sie verwarfen die Faſten, die Wallfahrten, Brüderſchaften, das Opfer und Gebet für die Verſtorbenen, die geweihten Kirchhöfe, und alles Mönchsweſen u. ſ. w. Alle dieſe Leute ſchrieen, ſo oft man ihnen ihre Ausſchweifungen vorwarf, zuſammen, daß man ſie nicht mit Feuer und Schwert behandeln, ſondern daß man ihre Zweifel und Einwendungen hören, und darauf friedlich antworten ſollte. Hierauf begann man endlich katholiſcher Seits den ernſtlichen Bedacht zu nehmen, als mit dem J. 1431 eine allgemeine Kirchenverſammlung zu Baſel eröffnet wurde. Der Kardinal Julian, welcher mit den Böhmen durch perſönlichen Umgang näher bekannt geworden, und perſönlich nach Baſel gekommen war, brachte den Vorſchlag auf die Bahn, und ſetzte ihn mit ſeiner hinreiſſenden Beredſamkeit durch, daß man die Böhmen zur perſönlichen Erſcheinung auf der Kirchenverſammlung freundſchaftlich einladen, und ihnen alle mögliche Zuſicherungen geben ſollte, daß ſie, ohne alle Gefahr ihrer perſönlichen Sicherheit über alle Punkte, welche ihnen am Herzen lägen, ruhig, und ſo wie ſie es verlangen würden, gehört werden ſollten. Daß es den verſammelten Vätern ein wirklicher Ernſt war, läßt ſich daraus abnehmen, daß ſie, als ihre erſte Abordnung, welche ſie nach Böhmen machten, ſogleich abgewieſen wurde, eine zweite Abordnung dahin ſandten, welche alles Mögliche that, um die Böhmen von den aufrichtigen Geſinnungen der Kirchenverſammlung zu überzeugen. Ein großer Theil der Böhmen hatte längſt gewünſcht, daß eine ſolche Unterhandlung zu Stand kommen möchte; aber ſie waren, wie alle übrigen insgeſammt, äußerſt vorſichtig und mißtrauiſch. Sie ſchickten erſt, um die Denkungsart der Väter ausforſchen zu laſſen, zwei Deputirte nach Baſel, welche ſehr vergnügt zurückkamen, und machten in gleicher Abſicht eine Abordnung nach Eger, wo ſie der Kurfürſt Friedrich von Brandenburg beredete, auf einem förmlichen Landtage hierüber einen Beſchluß zu faſſen, welcher durch die Vorſtellungen Meinhards von Neuhaus wirklich zu Stande kam. Die gelehrteſten, beredteſten und anſehnlichſten Männer ſowohl vom geiſtlichen als weltlichen Stande, wurden zur Abordnung ausgeſucht, und ſie begaben ſich, unter der Begleitung von dreihundert der auserleſenſten böhmiſchen Ritter, auf den Weg, Procop der Große war an ihrer Spitze.

1433. Wo ſie durchzogen, würden ſie mit großen Freuden- und Ehrenbezeugungen eingeholt und empfangen, und viele anſehnliche Männer geiſtlichen und weltlichen Standes ſchloßen ſich an ſie an. Aus Baſel, wo ſie am Tage der heil. drei Könige ankamen, zogen ihnen viele tauſend Einwohner entgegen, und Jedermann war begierig, die berühmten Helden, welche der vieljährige Ruf ſo fürchterlich geſchildert hatte, zu ſehen; vorzüglich waren die Augen aller Menſchen auf den großen Procop, den Schrecken der Deutſchen, den Beſieger ſo vieler Heere, den unwiderſtehlichen Beſtürmer ſo vieler Städte, gerichtet. Man betrachtete ihn mit Ehrfurcht und Erſtaunen, und tauſend Stimmen riefen, als er vorüberzog: „das iſt Er! das iſt der Mann, der die Taboriten angeführt, und, wo er ankam, geſiegt hat. Die Väter der Kirchenverſammlung empfiengen ihn und ſein Gefolg nicht minder mit allem Ausdruck von Anſtand und Achtung, und der Kardinal Julian hielt an dasſelbe eine feierliche Rede, wodurch er ſie ermahnte, alle leidenſchaftlichen Ausbrüche und Erinnerungen an das Vergangene bei Seite zu ſetzen, mit weiſer Ruhe und Unpartheilichkeit die Berathſchlagungen vorzunehmen, und der Vereinigung mit der Kirche, wenigſtens unbefangen, die Hände zu bieten. Bei den wechſelſeitigen Erklärungen bemerkten beide Theile mit Verwunderung, daß ſie in vielen Hauptſachen und weſentlichen Grundſätzen bei weitem nicht ſo ſehr, als ſie ſichs vorgeſtellt hatten, entfernt wären; aber auf dem Wege des Diſputirens, wo am Ende gewöhnlich eine ungeſtüme Heftigkeit an die Stelle der ruhigen Ueberlegung trat, war gleichwohl wenig ausgerichtet. Die huſſitiſchen Feldherren und Gelehrten, unter denen Procop der Große nicht ſelten das Wort, mit dem ihm eigenen Ungeſtüm führte, verharrten auf den vier Pragerartikeln unabweichlich, und nach einem fünfzigtägigen Diſputiren, und vielen Privatunterredungen ſtand man am Ende noch immer, wo man anfangs ausgegangen war; aber was die Väter zu Baſel mit ihren Gründen nicht durchſetzten, hofften ſie mit Güte und freundlicher Nachgiebigkeit bewirken zu können. Man entließ die böhmiſchen Abgeordneten, welche ſich im April von Baſel nach Prag zurückbegaben, mit den einnehmendſten Aeußerungen aufrichtigen Wohlwollens; und ſchickte von Seite der Kirchenverſammlung eine zahlreiche Geſandtſchaft, an deren Spitze ſich der Protektor derſelben, Herzog Wilhelm IV. von Bayern, befand, nach Prag, wo man nach allen den Höflichkeiten, mit denen die böhmiſchen Abgeordneten zu Baſel behandelt wurden, nicht umhin konnte, nunmehr auch den Abgeordneten der Väter von Baſel mit gleicher Freundlichkeit in die Augen zu ſehen. Viele tauſend Böhmen ſehnten ſich im Grunde des Herzens nach der Beendigung eines Krieges, durch welchen der Feldbau, die Handlung, jeder Zweig der Nahrung und die öffentliche Ordnung und Sicherheit gänzlich darnieder lag; und wiewohl man ſich durch einige, neuerdings zu Prag gehaltene, Disputationen wieder um nichts näher kam, ſo äußerte doch ein großer Theil der Böhmen den heiſſen Wunſch, ſich mit der Kirche vereinigen zu können, und dieſe ſchickten, als ihnen die Basler Geſandten einige Hoffnung machten, daß ihnen die Kirchenverſammlung zuverſichtlich etwas von den Prager artikeln bewilligen würde, ſogleich einige Theologen nach Baſel zurück, die letzte Erklärung derſelben zu Stande zu bringen. Ihre Erwartungen kamen in Erfüllung. Die Kirchenverſammlung geſtand ihnen von den vier Pragerartikeln ſo vieles, als zu ihrer Beruhigung hinlänglich war, zu, doch mit vielen Zuſätzen, Einſchränkungen und Erläuterungen, welche den Namen Verträge, oder Compactate erhielten, und welche z. B. die Prieſter in Böhmen und Mähren, die der Austheilung des Abendmahles unter beiden Geſtalten zugethan waren, verbindlich machten, einer ſolchen Austheilung allemal die Lehre und Erinnerung an das Volk, daß der Empfang des Abendmahls nicht nothwendig unter beiden Geſtalten geſchehen müßte, vorangehen zu laſſen. Der größte Theil der Böhmen beruhigte ſich mit dieſer Bewilligung der Kirchenverſammlung, und trat mit einer unausſprechlichen Freude in den Schoos der Kirche zurück.

Aber die Unruhen in Böhmen wurden dadurch ſo wenig unterdrückt, daß nunmehr der Krieg eine ganz neue Geſtalt bekam, wobei es das Anſehen hatte, als ſollte ganz Böhmen zu Grunde gehen. Die meiſten böhmiſchen Stände, Ritter und Herren hielten ſich an die Compacten, indeſſen die Taboriten und Waiſen, welche unter den Befehlen der beiden Procope ſtanden, nichts davon hören wollten. Es ſollten alſo jetzt mit vollen Ernſte Böhmen wider Böhmen fechten. Procop der Große machte unverzüglich den Anfang, und belagerte die Stadt Pilſen, deren Einwohner ſtändiſch geſinnet waren. Die Beſatzung dieſer Stadt beſtand kaum aus 600 Bürgern, und einigen Rittern, die ſich untereinander verſchworen, alle Gefahren und Unglücksfälle ſtandhaft auszuhalten, und lieber unter dem Schutte zu ſterben, als ſich zu ergeben. Procop, der bisher überall zu ſiegen gewohnt war, verſuchte und wagte alles Mögliche, und wurde wie raſend, als er das Erſtemal das Eintreten eines ungewöhnlichen fremden Muthes, und eines neuen Gemeingeiſtes bemerkte. Ein anderer Unfall brachte ihn noch mehr auf. Da er die ganze Gegend um Pilſen verwüſtet, und keine Zufuhr von Lebensmitteln zu hoffen hatte, ſchickte er (im September) 2000 Mann nach Bayern und der Oberpfalz, welche einige Tage hindurch ſengten, brennten und mordeten, alles Vieh und Getreid mit ſich ſchleppten, und mit der Beute zurückkehrten; allein der bayeriſche Herzog und Pfalzgraf Johann, (Sohn des Kaiſers Rupert) welcher damals zu Neuburg vor dem Walde mit ſeinem Sohne Chriſtoph ſich aufhielt, verſammelte in der Eile 200 Bauern nebſt einigen Edelleuten, überfiel das böhmiſche Heer in einem Thale, und erſchlug es bis auf 140 Mann, bei deren Ankunft vor Pilſen ſich die Feldherren des Procop, auf den ſie die Schuld dieſes Unfalles ſchoben, ſo heftig entrüſteten, daß ſie ſich bei einer Mahlzeit die Gläſer an die Köpfe warfen. Ihr Unmuth ſtieg aufs höchſte, als die Stadt Pilſen, ungeachtet ſie mit 36,000 Mann eingeſchloſſen war, zu zweien Malen durch die tapfere Geſchicklichkeit des Przibik von Klenowa einen beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln erhielt.

1434. Die böhmiſchen Stände hatten indeſſen nicht minder treffliche Vorkehrungen veranſtaltet. Sie hatten einen wegen ſeiner Rechtſchaffenheit bekannten Ritter zum Statthalter des Königreichs gewählt, und ihm vier Herren, worunter der tapfere und verſtändige Meinhard von Neuhaus war, als Räthe beigeſellt. Dieſer Meinhard hatte auch die Anführung des ſtändiſchen Heeres übernommen, zu welchem aus allen Gegenden Landleute herbeigeeilt, und ſogleich über die Neuſtädter zu Prag, welche ſich unter der Anführung Procop des Kleinen zur Wehre geſetzt hatten, hergefallen, und überall glücklich waren. Meinhard rückte hierauf mit ſeinem Heere ins freie Feld, und war voll Zuverſicht auf den Muth, welcher daſſelbe beſeelte. Ganz Europa ſah mit bangen Wünſchen dem Ausgange einer Schlacht entgegen, welche den von Millionen Menſchen ſo lange erwarteten Frieden herbeiführen, oder ein unabſehbares Elend nach ſich ziehen würde.

Sobald Procop der Große von der Sammlung einer ſtändiſchen Armee, und den glücklichen Unternehmungen derſelben in Prag Nachricht erhielt, verließ er die Stadt Pilſen, welche er in das zehnte Monat vergeblich belagert hatte, mit einem ſolchen Ausbruche von Wuth und Grimm, daß er ſein eigenes ganzes Lager mit allen Kranken und Verwundeten verbrannte, und mit ſchrecklichen Ausrufungen drohte, den ganzen böhmiſchen Adel ausrotten, und alle Länder, welche ſich um denſelben, und um den König angenommen hatten, verheeren zu wollen. Procop der Kleine, und alle übrigen an Kriegskunſt und Muth berühmten, und allenthalben gefürchteten Anführer befanden ſich bei ſeinem Heere, das ſich durch ſeine vielen Siege des Kriegsglückes für immer bemächtigt zu haben ſchien. Faſt alle königlichen Städte (Prag, Pilſen und Melnik ausgenommen) ſuchten aus Furcht vor Verfolgungen ſeine Freundſchaft, und ſchickten ihm unaufhörlich neue Verſtärkungen zu. Sein Fortrücken vereinigte in ſich alles, was ſeine vorigen Züge Grauſames, Schreckliches, Unmenſchliches enthielten. Er fand faſt überall verlaſſene Oerter, aus denen ſich die erſchreckten Einwohner geflüchtet hatten, und ließ Wüſteneien nach ſich. Meinhard von Neuhaus zog ihm mit geſetzter Ruhe, und mit einem mäßigen Heere, das 10,000 Mann zu Fuß, 1000 zu Pferd, und 700 Kriegswägen zählte, entgegen. Am 30. Mai griff er das ihm weit überlegene Heer, das bei Lipan ſtand, an. Er näherte ſich der feindlichen Wagenburg, in deren künſtlichen Anordnung der größte Vortheil des feindlichen Heeres beſtand, und gab bei dem erſten Geſchrei der Taboriten und Waiſen ſeinen Truppen ein Zeichen zum allgemeinen, fluchtähnlichen Rückzug; zog ſich auch eilfertigſt, aber in wohlgeſchloſſenen Reihen, in die weiten Ebenen zurück. Die Taboriten ſtürzten ihm nach, und hielten das wirklich für Flucht, was Verſtellung und Kunſt war. Das kleine Heer, welches auf der Flucht begriffen zu ſeyn ſchien, wandte ſich plötzlich, und rückte wider die vermeinten Sieger mit einer Zuverſicht und Entſchloſſenheit an, über deren ganz ungewohnten Anblick ſich dieſe entſetzten und flohen, und zurück in ihre Wagenburg flüchteten, in welche Freund und Feind zu gleicher Zeit eindrang. Die Unordnung, welche ſich im Heere der Taboriten allenthalben einfand, und der Schrecken, der ſich ihrer bemeiſterte, entſchied in kurzer Zeit die fürchterliche Schlacht. Procop der Große war außer ſich vor Scham, Wuth und Verzweiflung. Er begriff nicht, wie das alles kam, was er ſah, und geberdete ſich, als glaubte er, von einem ſchrecklichen Traumbild ergriffen worden zu ſeyn. Er floh nicht, ſondern ſtand, und ſah raſend und tobend dem gräßlichen Schauſpiele zu. Zuletzt rief und ſammelte er die berühmteſten ſeiner ſieggewohnten Feldherrn um ſich her, riß ſie in das dickſte Gedräng ſeiner Feinde mit ſich fort, und erfüllte mit Erſchlagenen die Bahn, wo er durchriß. Nichts widerſtand ſeinen, und ſeiner Begleiter mächtigen Hieben, und es ſchien, als würde er mit ſeinem kleinen Haufen das ganze ſtändiſche Heer aufreiben, als er endlich von der gewaltigen Anſtrengung ganz erſchöpft und halb ohnmächtig dem Eindringen der ſtändiſchen Ritter ſich preis gab, und unter ihren Schwertern ſank. So fielen um ihn herum auch Procop der Kleine, und die übrigen Heerführer, unter gräßlichen Wunden, übrigens als Kriegshelden, mit gleichen Anſprüchen auf jene Lobpreiſungen, mit welchen manche klaſſiſche Schriftſteller, zumal Dichter des Alterthums, die Kriegshelden der Vorwelt, nicht ſelten bloß wegen ihrer Geſchicklichkeit im Verheeren und Morden verewigt, und mit welchen ſie über wahre Ehre, und den Werth menſchlicher Handlungen, Begriffe und Vorſtellungen in eine Achtung geſetzt haben, worüber der geſunde Menſchenverſtand klagt, und worüber, von Zeit zu Zeit, die Sicherheit und Ruhe der Fürſten, und das Wohl friedlicher Völker gekränkt und zerſtört wird. — Nach dieſer Schlacht theilte ſich das ſtändiſche Heer, und zog auf die Städte und Flecken, wo noch Taboriten waren, los. Man bemeiſterte ſich ihrer ohne ein weiteres außerordentliches Blutvergießen, begnügte ſich aber nicht damit, ſie zu überwinden, ſondern, da ſie meiſtens aus Leuten beſtanden, welchen das Herumziehen, Mordbrennen, Plündern und Straßenrauben zur andern Natur geworden war, beſchloß man, ſo viel es möglich ſeyn würde, ſie auszurotten. In ſolcher Abſicht ließ Meinhard von Neuhaus ausrufen, daß er den Krieg wider die benachbarten Länder, deren Fürſten ſich in die böhmiſchen Händel gemiſcht hätten, fortſetzen, und daß er ſeine Truppen ordentlich löhnen, unter dieſelben aber keine Bauern, als welche zu ihrem Hauſe und Felde zurückkehren ſollten, ſondern die krieggewohnten Taboriten und Waiſen gebrauchen wollte. Dieſe fanden ſich auch ſogleich bei ihm ein, viele tauſend an der Zahl, ſchwarzgelbe, von Hitze und Staub und Wind abgehärtete und verwilderte Leute, ſcheußliche und von Anſehen fürchterliche Geſtalten, mit verwachſenem Haupthaar und Bart, feurigen und entſetzlichen unempfindlichen Gliedern. So ſtanden ſie vor ihm, und erwarteten, wohin er ſie führen würde. Man vertheilte ſie, ohne daß ſie ſeine Abſicht ahneten, in viele Hütten und Scheunen, verſchloß dieſelben, und ſetzte ſie in Flammen.

1435. **Und nun endlich willigte auch K. Sigmund in die Forderungen der ſtändiſchen Abgeordneten, welche er nach ſeiner Zurückkunft aus Italien zuerſt zu Regensburg gütig empfieng, und nachher zu Brünn in Mähren, wohin ſie die von den Ständen verabredeten Friedensartikel überbrachten, mit Geſchenken und Freundſchaftsbezeugungen überhäufte. Er beſtätigte ihnen nicht nur die vier Prageartikel, wie dieſelben die Kirchenverſammlung zu Baſel bewilligt hatte, ſondern räumte ihnen noch viele andere gewünſchte Freiheiten, und unter dieſen die Erlaubniß ein, ſich ſelbſt einen Erzbiſchof nach Belieben zu wählen, wozu dann unverzüglich Johann Rokyczana gewählt wurde, welcher ſich durch ſeine eifrigen und geſchickten Verwendungen um die Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens und durch ausgezeichnete Verdienſte das Zutrauen ſeiner Nation erworben hat.**

1436. Die gänzliche Vollziehung des Geſchäftes, die wechſelſeitige Beſchwörung und Auswechslung der geſetzmäßigen Verſchreibungen und die vollkommene Wiederverſöhnung gieng endlich in Beiſeyn der vornehmſten Perſonen aus allen drei Ständen, und beinahe des ganzen böhmiſchen und mähriſchen Adels, der Abgeordneten der Kirchenverſammlung zu Baſel, dann eines päbſtlichen Legaten, und des Herzogs Albrecht von Oeſterreich, welcher mit dem Kaiſer, als deſſen Schwiegerſohn, alles mitbeſchwor, zu Iglau vor ſich. Die Verſammlung erhob ſich hierauf nach Prag, wo Sigmund den 25. Aug. ſeinen feierlichen Einzug hielt, unter einem lauten Zujauchzen des in unbeſchreiblicher Menge herbeigeſtrömten Volkes, das jetzt nicht nur alles überſtandene Elend, ſondern auch die Erinnerung, wie leicht daſſelbe hätte vermieden werden können, vergaß, nur auf den König, der ſich auf dem Altſtädter-Markt von den Ständen huldigen ließ, ſah, und nicht aufhören konnte, ihn zu grüßen, und zu ſegnen. Das ganze Königreich (die Stadt Königsgräz, und einen gewiſſen Herrn Rohacz von Duba, welche noch erſt bezwungen werden mußten, ausgenommen) feierte mit einem unnennbaren Jubel die Verſöhnung, und das Daſeyn des Königs.

Wir wollen nun ſehen, welchen Fortgang die Kirchenverbeſſerung auf der Verſammlung zu Konſtanz genommen, und wie ſich dieſer höchſt wichtige Gegenſtand überhaupt entwickelt hat. Die gänzliche Berichtigung deſſelben lag dem K. Sigmund, ſo wie der ganzen deutſchen Nation, ſo ſehr am Herzen, daß man von jenem ſagte, er habe ſich des Huß darum nicht eifriger angenommen, weil er fürchtete, die Väter möchten, wenn er auf der Loslaſſung des Huß unabweichlich beſtände, vollends auseinander gehen, wo dann die Berathſchlagungen wegen der gewünſchten Verbeſſerungen unterblieben wären, dieſe aber ſich gar nicht vorſtellen konnte, wie ſie dießmal nicht gehört werden, und wie endlich zur Herſtellung einer Kirchenverfaſſung, von welcher die Ruhe Deutſchlands, ja aller Gläubigen, ſo unmittelbar abhieng, nicht ſelbſt von dem höchſten Haupte der Kirche, und deren Glieder aller Vorſchub geſchehen ſollte. Auch die übrigen Nationen nährten die nämlichen Geſinnungen und Erwartungen. Die ganze Sache beträfe im Grunde, meinten ſie, zeitliche Dinge, zeitliche Vortheile, Einkünfte, Vorrechte, welche mit den weſentlichen Lehren der chriſtkatholiſchen Religion an und für ſich nichts gemein hätten, ſondern welche ſich unter dem Schein derſelben durch mißverſtandene Grundſätze, und durch fromme Nachgiebigkeiten der Gläubigen nach und nach eingeſchlichen, aber bis zu einem ungeheuern Grade von Unzuläſſigkeit vermehrt hätten. Wir haben gehört, welches Anſehen der päbſtliche Stuhl unter einigen Päbſten auch in bloß zeitlichen Dingen über die glaubige Welt erhielt, und wie im Fortlaufe der Zeiten durch übertriebene, aber herrſchende Lehren, die Meinung zum Vorſchein kam, daß der Pabſt, als höchſter Hirt der Gläubigen, auch der höchſte Oberaufſeher aller Zeitlichkeit, als welche dem geiſtlichen Weſen untergeordnet wäre, und vor allem der allgemeine Beſorger und Verwalter aller Kirchengüter ſey. Die Unermeßlichkeit der Geſchäfte, welche ſich von Rom aus in alle Welttheile erſtrecken ſollten, zog natürlicher Weiſe einen erſtaunlichen Anwuchs von Gerichtsſtellen, und von Perſonen, welche bei den Kurien in Rom angeſtellt und ernährt werden mußten, und eine Art von majeſtätiſcher Pracht bei der päbſtlichen Hofhaltung nach ſich, wozu die gewöhnlichen Einkünfte, welche aus den, wiewohl ſehr geſegneten, päbſtlichen Ländern floßen, nicht mehr hinreichen wollten. Der Glanz dieſer letztern ſchien ſogar durch die allgemeinen Beiſpiele der hohen Geiſtlichkeit in andern Ländern, zumal in Deutſchland, wo Kaiſer Otto I. aus einer ſchlauen, wiewohl mißlungenen, Hofpolitik, die geiſtlichen Oberhirten zugleich zu weltlichen Reichsfürſten ernannte, zum Miteifer gereizt, und gleichſam gerechtfertigt zu werden, indem an dieſen fürſtbiſchöflichen Höfen der Aufwand, wegen des äußern Anſehens und köſtlichen Prachtlebens, außerordentlich geſtiegen, aber auch von mehr als einem Kaiſer als eine höchſt unglückliche Quelle des Religions- und Sittenverfalls gerüget, und bejammert worden iſt. Die Kurialiſten (welche, wenn es um Geld zu thun iſt, in aller Welt ſinnreich und thätig ſind) mögen wohl auch am römiſchen Hofe manche Einfälle, wie man die Einkünfte deſſelben vermehren, und die päbſtliche Kammer bereichern könne, von Zeit zu Zeit untergelegt haben, indem ſolche wirklich verſucht, und durchgeſetzt, und dabei die Widerſprüche, welche man ſich zuziehen würde, nicht bemerkt wurden. Es hatten nämlich die ältern Kaiſer bei dem Hintritte der Geiſtlichen, welche ſie mit den weltlichen Gütern belehnten, und ſie in den lebenslänglichen Genuß derſelben einſetzten, ein Jus Spolii, Jus Exuviarum, oder das Recht behauptet, ſich der Verlaſſenſchaft ſolcher Geiſtlichen, aus dem Grunde, weil ſie dieſelben belehnet hatten, zu bemächtigen, und bis zur neuen Beſetzung einer Pfünde, während der Zeit, da ſie erledigt ſtand, auch die indeſſen fallenden Einkünfte (fructus medii temporis, fructus intermedios) vermöge eben derſelben Oberlehensherrſchaft (jure Regaliae) an ſich zu ziehen. Gleiche oder ähnliche Rechte behaupteten auch andere Lehensherren kleinerer geiſtlichen

Pfründen unter dem Titel des Anfalls (deportus). Da bei der Ausübung dieſer in Uebung gebrachten Rechte auffallende Mißbräuche ſich ergaben (ſo wurde der Genuß der Pfründeinkünfte bis zur Wiederbeſetzung derſelben oft wieder an andere (Regalarii, Regaliatores) verpachtet, oder verlehnet, und die Wiederbeſetzung der Beneficien nicht wenig verzögert), ſo drangen die Päbſte auf die Abſtellung und Entſagung dieſer Rechte, wie denn Kaiſer Otto IV. im Jahre 1209, Kaiſer Friedrich II. in den Jahren 1213 und 1220, dann Rudolph I. im Jahre 1275 dieſe Verzicht wirklich gethan, und andere Kaiſer, als Kaiſer Ludwig aus Bayern*), dieſelbe aus eigenem Antrieb geleiſtet haben. Nun ſchritt aber ſelbſt die römiſche Kurie bald ungleich weiter. Wir haben gehört, mit welcher Inſtändigkeit die Freiheit der Biſchofs- und Aebtewahlen von dem römiſchen Hofe betrieben worden, und daß endlich dieſelbe unter Pabſt Calixt II. im Jahre 1122 wirklich zu Stande gekommen ſey; allein da mit dem Fortlaufe der Zeiten in manchen Ländern irrige Glaubenslehren zum Vorſchein kamen, ſo fiengen auch einige Päbſte, aus Beſorgniß, daß nicht etwa ſchlimme dringende Bedürfniſſe, durch welche ſie zu einer ſolchen Forderung veranlaßt würden, aufzubringen mußten. Nun ſollten und mußten die Beneficial-Einkünfte des erſten Jahres (Annaten) nach Rom verſendet, und ſchon im Voraus für die Mittheilung einer Pfründe beträchtliche Taxen u. dgl., welche man servitia communia nannte, an die Kurie zu Rom entrichtet werden. Dazu kamen noch bei den Erzbiſchöfen und eximirten Biſchöfen die Taxen für das Pallium, dann bei den Glaubigen überhaupt die Taxen für Diſpenſationen, Gnadenbriefe, rechtliche Erkenntniſſe, und mit einem Worte, die Verſendungen beträchtlicher Geldſummen nach Rom aus Deutſchland, Frankreich, Spanien, England, Italien, Polen, Dänemark, Schweden, und den übrigen chriſtlichen Reichen und Staaten war ſo ergiebig, daß man ſich gar nicht wunderte, zu hören, daß Pabſt Johann XXII., der im J. 1334 zu Avignon ſtarb, achtzehn Millionen Goldgulden an baarem Geld nebſt ſieben Millionen an koſtbaren Geräthſchaften hinterließ. So wenig man ſich aber darüber wunderte, ſo ſehr befremdete und beklagte man ſich über einen Geldausfluß, welcher allen Völkern bald ſehr empfindlich fallen mußte. Man war demnach von Seiten der vier Hauptnationen, welche bei der Kirchenverſammlung zu Konſtanz erſchienen waren, übereingekommen, daß eine Hauptreformation vorgenommen werden ſollte; a) wegen der Zahl, der Eigenſchaft, und dem Vaterlande der Kardinäle, als wozu nämlich äußerſt ſelten Deutſche genommen wurden; b) wegen der päbſtlichen Reſervationen; c) wegen der Annaten und andern Taxen am päbſtlichen Hofe, die man servitia communia, oder minuta hieß; d) wegen der Vergebung der Beneficien, und der Anwartſchaften darauf; e) wegen der Beſtätigung der Wahlen; f) wegen derjenigen Prozeßſachen, die an dem römiſchen Hofe ſollen verhandelt werden, oder nicht; g) wegen der Appellation an den römiſchen Hof; h) von den Aemtern der päbſtlichen Kanzlei und der Pönitentiarie; i) von den Exemtionen und Incorporationen, die zur Zeit des Schisma verliehen worden; k) von den Commenden; l) von dem Ertrag der ledig ſtehenden Kirchen; m) wegen der Unveräußerlichkeit der Güter der römiſchen Kirche; n) aus was Urſachen, und wie ein Pabſt könne corrigirt und abgeſetzt werden; o) von der Ausrottung der Simonie; p) von den Diſpenſationen; q) woher der Pabſt und die Kardinäle ihren Unterhalt zu ziehen; r) von den Abläſſen; s) von den Zehnten. Zu dieſen Gegenſtänden kamen noch viele andere, welche den Verfall der Kirchenzucht, und der

---

*) Oefele I. p. 211.

Sitten unter den Geiſtlichen, und verſchiedene herrſchende Mißbräuche und Unordnungen beſtrafen. Die deutſche Nation, welche bereits vor der Wahl Pabſts Martin V. ſich über jegliche Punkte feierlich erklärt hatte, übergab nunmehr demſelben ihre Artikel, worin ſie ihr Verlangen äußerte, daß, wenn künftig nur achtzehn Kardinäle, wie ſie wünſchte, oder auch vierundzwanzig ſeyn ſollten, dieſe aus allen Nationen verhältnißmäßig gewählt werden; daß alle Reſervationen (auſſer den in corpore Juris enthaltenen) abgethan werden ſollten, doch ſo, daß dem Paoſt gleichwohl die Vollmacht verbleibe, diejenigen geiſtlichen Patronen, welche über fünf Beneficien zu vergeben haben, mit zwei Anwartſchaften zu beſchweren. Daß die Annaten und andere Taxen nur von den Domkirchen und Abteien, welche dem Pabſte unmittelbar unterworfen, wenn ſie innerhalb fünf Jahren einmal ledig, und wenn indeſſen die Päbſte nicht zum Beſitz der Güter der römiſchen Kirche wieder gelangt ſeyn würden, bezahlt werden; daß Klagſachen über weltliche Dinge, und unter weltlichen Perſonen unter keinem Vorwande (es wäre denn, daß ein Theil den Richter rechtmäßig ablehnte, oder dieſer ſeine Pflicht verletzte, oder ein freiwilliges Verſtändniß der Partheien vorhanden wäre) nach Rom gezogen; daß Geldſachen, wenn ſie auch für den geiſtlichen Richter gehören, wenn ſie nicht über fünfhundert Goldgulden betrügen, oder Beneficienſachen, welche die Summe von fünfzehn Mark Silber nicht ausmachten, in der erſten Inſtanz nicht nach Rom ſollten gebracht werden können, u. dgl. Ferner ſollten die Exemtionen, welche zur Zeit der Kirchenſpaltung ertheilt wurden, widerrufen, und ohne eine wahrhaft wichtige Urſache keine mehr ertheilt werden; eben ſo ſollte es mit den Incorporationen an die Klöſter und andere Kirchen gehalten werden. — Der Ertrag der erledigten Kirchen ſollte den Kirchen und ihren Nachfolgern verbleiben. Die Simonie ſollte verboten, Diſpenſationen nur aus dringenden Urſachen ertheilt, die während der Kirchenſpaltung ertheilten Ablässe ſollten zurückgenommen, und künftige nur aus den wichtigſten Urſachen ertheilt, Zehnten ſollten auf die Geiſtlichkeit nur mit Einwilligung einer allgemeinen Kirchenverſammlung und ebenfalls nur aus den wichtigſten Gründen gelegt werden. — Da Pabſt Martin V. nicht umhin konnte, über dieſe und ähnliche Zumuthungen, mit welchen auch die übrigen Nationen hervorkamen, eine Erklärung zu geben; ſo folgte dieſe auch unverweilt, gieng aber in allgemeinen Ausdrücken dahin, daß dem Pabſt und den Kardinälen, ſo lange die Lage der römiſchen Kirche bliebe, wie ſie zur Zeit noch wäre, in Rückſicht ihres Unterhaltes keine eigene Verſehung zugemuthet, und daß es mit den Beneficien und den Taxen, welche communia Servitia heißen, gleichwohl, wie bisher, gehalten werden müßte. So ſollten auch die Annaten bleiben, die Erholung der Einkünfte aber, welche von der ledig ſtehenden Kirche bis zu ihrer Wiederbeſetzung erhoben worden wären, ſollte aufhören. Die Ablässe ſollten nicht vervielfältigt, die allgemeinen Zehnten ſollten auf die Geiſtlichkeit nur aus höchſt wichtigen Urſachen und mit Rath und Einſtimmung der Kardinäle und Biſchöfe, beſondere Provinzialzehnten aber, mit Beiziehung des Raths der Kirchenprälaten verlegt werden u. dgl. Zur Beruhigung der Nationen, welchen dieſe Zuſagen nicht ganz gefallen wollten, ſchloß Pabſt Martin V. mit einer jeden derſelben beſondere Punkte, oder Concordata ab, wo dann die Concordata für die deutſche Nation insbeſondere enthielten: daß die Zahl der Kardinäle nicht über vierundzwanzig gehen, und von allen Nationen verhältnißmäßig gewählt werden; daß die Biſchöfe frei gewählt, von dem Pabſte nur beſtätigt, und von demſelben nur aus einer gegründeten und augenſcheinlichen Urſache, und mit dem Rathe der Kardinäle ein anderer, der des Biſthumes würdiger wäre, ſollte ernannt werden können. In Rückſicht der übrigen geiſtlichen Pfründen ſoll ein Monatwechſel zwiſchen dem Pabſte und dem ordentlichen Lehengeber (Praesentator) eintreten, die vornehmſten Ehrenſtellen nach der Biſchöflichen in den Domkirchen aber, ſo wie in den Collegiatkirchen, nicht darunter verſtanden, ſondern denjenigen, welchen das Lehensrecht zuſteht, überlaſſen werden. Was die Abgaben beträfe, ſo ſollen die Beneficien, welche den Werth von 24 Gulden nach dem Werthe der Kammer nicht überſtiegen, frei, ſonſt aber ſollten die Annaten bleiben, wie ſie in den Büchern der päbſtlichen Kammer angeſetzt wären, doch ſo, daß die Taxen, wo ſie zu hoch angeſetzt wären, gemindert werden, und die geringern Beneficien, welche den Werth von 24 Gulden nach dem Werthe der Kammer nicht überſtiegen, davon ausgenommen ſeyn ſollten. — Dieſe Erklärungen des Pabſtes waren nun freilich nichts weniger, als ſo beſchaffen, daß ſie die großen Erwartungen, welche ſich die Nation von der Kirchenverbeſſerung gemacht hatte, hätten befriedigen ſollen; allein der Pabſt ſchloß ſeine Concordata mit der Verſicherung, daß die zu Konſtanz feſtgeſetzten Punkte nur einzige fünf Jahre noch ſo verbleiben, und daß, nach dem Verlaufe derſelben, eine neue Kirchenverſammlung, bei welcher erſt die näheren Berichtigungen aller Beſchwerden und Anſtände in Berathſchlagung kommen würden, ſollte ausgeſchrieben werden; ja, dieſe Verſammlungen ſollten von Zeit zu Zeit und zwar längſtens alle zehn Jahre wiederholt, und die Wünſche der Nationen in reife Ueberlegung genommen, und alle Irrungen, Mängel und Aergerniſſe, wo ſich welche fänden, vom Grunde aus gehoben werden. Dieſer Einfall that die gewünſchte Wirkung. Die Nationen waren zwar nicht geſättiget, aber getröſtet; und K. Sigmund hatte noch eine Urſache mehr, ſich zu beruhigen; er bekam zu einiger Erſetzung des großen Aufwandes, welchen ihm ſeine Anweſenheit zu Konſtanz verurſacht hatte, auf ein Jahr lang, den Zehnten von allen Gütern in Deutſchland, wie auch im Erzſtift Trier, und den Biethümern Lüttich und Baſel. Den 22. April 1418 wurde demnach mit der fünfundvierzigſten Sitzung geſchloſſen, und dieſe berühmte Kirchenverſammlung, bei welcher 2300 weltliche Herren, über 18000 Prälaten und andere Geiſtliche, und über 80000 Fremde zugegen waren, gieng auseinander. Pabſt Martin ritt, in einem goldenen Meßgewand, mit einer weiſſen Inful auf dem Haupte, auf einem weiſſen, mit Scharlach bedeckten Pferd, welches K. Sigmund beim Zaum führte, unter einem prächtigen Himmel, zur Stadt hinaus. Die vornehmſten deutſchen Fürſten, als der Kurfürſt Friedrich von Brandenburg, der Herzog Ludwig von Bayern-Ingolſtadt, der Herzog Friedrich von Oeſterreich, giengen nebenher, und trugen des Pferdes Decke, und ihnen folgte ein glänzender Aufzug von Fürſten, Grafen und Herren.

Das Verſprechen, daß nach fünf Jahren eine weitere Kirchenverſammlung gehalten werden ſollte, wurde zu feierlich gegeben, als daß es hätte ausgeſtellt bleiben ſollen. Pabſt Martin V. ſchrieb auch kurz nach einander zwei Kirchenverſammlungen, eine nach Pavia, eine andere nach Siena, und (da beide nicht vollkommen zu Stande kamen) eine dritte nach Baſel aus; allein in eben dem Jahre, in welchem dieſe letztere eröffnet werden ſollte, ſtarb er den 20. Hornung 1431, und ſogleich ergaben ſich neue Irrungen. Die Väter waren zu Baſel bereits verſammelt, als vom neuerwählten Pabſt Eugen IV. eine Erklärung ankam, daß die Verſammlung aufgehoben, und nach Bononien verlegt werden ſollte, wodurch ſich aber die Verſammlung ſo wenig irre machen ließ, daß dieſelbe vielmehr ihre Sitzungen, welche den 14. Dec. 1431 ihren Anfang nahmen, mit Eifer fortſetzte, und den neuen Pabſt auf derſelben zu erſcheinen ermahnte.

Kein Theil ſchien nachgeben zu wollen, und die Folgen waren noch ſehr ungewiß, und ſchienen betrübt genug werden zu können, als K. Sigmund mit einem Einfall zum Vorſchein kam, durch deſſen Ausführung er ſich eine Hoffnung gemacht haben mochte, einer neuen Kirchenſpaltung mit größerm Nachdruck vorbeugen zu können. Er war noch zur Zeit weder zum König von Italien, noch zum Kaiſer gekrönt worden. Beides wollte er nun mit ſich vornehmen laſſen, und dann im vollen Glanze kaiſerlicher Majeſtät zurückkommen. Da die Sitzungen der Kirchenverſammlung zu Baſel ununterbrochen fortgiengen, ſo wählte er ſich wieder, wie ehemals zu Konſtanz, aus dem Hauſe Bayern einen Fürſten, welcher indeſſen ſeine Stelle vertreten, und den oberſten Beſchirmer der Verſammlung vorſtellen ſollte; dort war es Ludwig III., Kurfürſt in der Rheinpfalz, hier Wilhelm der Dritte, Herzog von München; er wurde der Verſammlung mit einer rührenden Feierlichkeit, welche den Umſtänden derſelben angemeſſen war, vorgeſtellt. Wir wellen zuerſt das Wichtigſte, was bei der Krönung vorfiel, behandeln, und dann zu den Vorgängen zu Baſel zurückkehren.

Dieſe Krönung wurde dem K. Sigmund, wie alles, was er während ſeines öffentlichen

Lebens (wegen Polen, Ungarn, Böhmen, Deutſchland) unternommen hatte, außerordentlich erſchwert. Die deutſchen Fürſten nahmen an ſolchen Krönungen bereits weiter keinen Antheil, und ſie glaubten, daß ein von ihnen gewählter König ihr deutſches Oberhaupt ſeyn und bleiben würde, wenn auch gleich der ehemalige, ihnen läſtige, Römerzug unterbleiben ſollte. K. Sigmund mußte demnach die Koſten gleichwohl ſelbſt beſtreiten, und erwarten, was der Herzog von Mailand, Philipp Maria Viſconti, für ihn thun würde. Philipp hatte ihm zu einer Zeit, wo er vielleicht eine königliche Krönung zu Mailand für ſehr entfernt hielt, eine hinlängliche Unterſtützung für dieſen Fall an Geld und Mannſchaft durch Verträge zugeſagt, und die Krönung ſelbſt wollte er ihm auch jetzt eben nicht wehren, wie er denn überall, wo Sigmund durch das Mailändiſche durchzog, zu einem ehrenvollen Empfang Anſtalten traf, ohne jedoch in Perſon einigen Antheil daran zu nehmen; er kam dem Sigmund weder entgegen, noch machte er ihm einigen Beſuch, ſondern hielt ſich, während der Anweſenheit deſſelben zu Mailand, in ſeiner Reſidenz verſchloſſen. Die Krönung in der Hauptſtadt mit der eiſernen Krone, wozu ſich der Erzbiſchof, Bartholomäus Capra, bereitwillig finden ließ, gieng den 25ſten Nov.

1431 vor ſich, und nun ſollte der Zug nach Rom zugehen; aber hier fand Sigmund Schwierigkeiten, welche ihm beinahe ſein ganzes Vorhaben vereitelt hätten. Er wußte ſchon kaum, wie er nur von Mailand weiter rücken ſollte, indem es ihm durchaus an einem hinlänglichen Geldvorrath mangelte, ohne welchen es ihm nicht möglich war, das erforderliche Anſehen zu behaupten. Mit wenigern Leuten, aber mit deſto größern Sorgen und Verlegenheiten kam er bis nach Placenz, und immer verlegener, bis nach Siena, wo er den Unterhalt für ſich und die Seinigen meiſtens von der Gnade der Bürger, deren Freigebigkeit und Geduld bald erſchöpft war, ziehen mußte. Da er das Peinliche und Erniedrigende dieſer Lage nur zu bald fühlte, entſchloß er ſich, was er anfangs mit einer Art von Stolz und Trotz vermieden hatte, die deutſchen Reichsfürſten um Beiſtand anzugehen, wodurch er ſich aber den Druck des Mangels nur noch fühlbarer machte. Nicht Ein deutſcher Fürſt erſchien, und ganz Deutſchland ſchien gleichgültig und unempfindlich für eine Reiſe zu ſeyn, von deren Nothwendigkeit man nicht überzeugt war. Der ſchlimmſte Umſtand war es vollends für ihn, daß er es ſelbſt mit dem Pabſt Eugen IV. verdorben hatte. Er hatte demſelben, da er ihm ſeine Ankunft und Abſicht zu wiſſen that, mit aller Aufrichtigkeit erklärt, daß er die Kirchenverſammlung zu Baſel in ſeinen Schutz nehme, daß er dieſelbe für rechtmäßig verſammelt, und daß er die Verbeſſerungen, welche dieſelbe mit dem Haupt und den Gliedern der Kirche zu treffen ſich vorgeſetzt hätte, für äußerſt heilſam und nothwendig halte. Dieß war es aber eben, wovon man von Seiten der römiſchen Kurie durchaus nichts hören, und warum man die Kirchenverſammlung zu Baſel, zu der man ſich hierin nichts Begünſtigendes verſah, getrennt wiſſen wollte. Die Florentiner und Venetianer griffen ſogar zu den Waffen *), und Sigmund mußte Gewalt brauchen, um ſich einen ſichern Rücken während ſeiner Reiſe nach Rom zu verſchaffen, welche er endlich, nachdem er zu Siena beinahe ein ganzes Jahr mit verſchiedenen Beſchwerlichkeiten gekämpft, und mit Pabſt Eugen theils wegen der Kirchenverſammlung, theils wegen der, einer Kaiſerkrönung vorhergehenden Kapitulation, das Nöthigſte zu Stande gebracht hatte, mit allem Ernſte unternahm, und von Pabſt Eugen die Krönung erhielt, den 31. Mai 1433.

---

*) Tritheim.

Die Kirchenverſammlung zu Baſel, zu welcher jetzt K. Sigmund auf eine kurze Zeit zurückkehrte, hatte indeſſen mit dem römiſchen Hofe ernſthafte Unterhandlungen fortgeſetzt. Sie beſtand ein für allemal darauf, daß Pabſt Eugen die angefangene Kirchenverſammlung, und deren bereits abgefaßte Schlüſſe für rechtmäßig erkennen, und in Perſon oder durch Bevollmächtigte bei derſelben ſich einfinden ſollte; und da er ſich einige Zeit weigerte, ihre Zumuthungen unbedingt gut zu heiſſen, und den Termin, binnen welchem er ſich hätte erklären ſollen, verſtreichen ließ, ohne ſich nach ihrem Antrag erklärt zu haben, ſo möchte vielleicht die Sache ſehr betrübte Folgen und neue Spaltungen nach ſich gezogen haben, wenn nicht ſowohl der Herzog Wilhelm III. von Bayern, als Protektor, und der jetzt zurückkehrende Kaiſer neue Termine erwirkt, und die endliche Ausſöhnung zwiſchen dem Pabſt und der Kirchenverſammlung zu Stande gebracht hätten. Dieſe wurde feierlich beſtätigt, und machte in Betreff der päbſtlichen Reſervationen, der Anwartſchaften, der Annaten u. ſ. w. verſchiedene Verordnungen, deren Beſchaffenheit und Erfolg im Verlauf der Geſchichte vorkommen wird. Von den Verdienſten dieſer Kirchenverſammlung um die Wiederherſtellung des Friedens in Böhmen wurde ſchon oben gehandelt.

Sigmund gewann durch ſeine Krönung in Rom nicht den geringſten Zuwachs von Anſehen über die deutſchen Reichsfürſten, und ſogleich auf dem Reichstag, welchen er auf die Pfingſtwoche 1434 nach Ulm ausſchrieb, erſchienen die wenigſten derſelben. Dieſe Fürſten und Stände geriethen daher bei jedem Vorfall, wo eine geſetzgebende Macht ihr richterliches Amt hätte behaupten, und Ruhe und Unterwerfung hätte gebieten ſollen, in weitläufige Irrungen und Fehden unter ſich ſelbſt, und manche wandten ſich ſogar an die Väter zu Baſel, und räumten ihnen, zur Herabwürdigung der kaiſerlichen Reichsgerichte, eine Vollmacht, ihre Streitſachen auseinander zu ſetzen, ein. Ein ſolcher Fall ereignete ſich nach dem im J. 1422 erfolgten Hintritt des Kurfürſten Albrecht III. von Sachſenwittenberg, da der Herzog Erich von Sachſenlauenburg, deſſen Linie von einem gemeinſamen Stammvater entſproſſen, und von K. Karl IV. in der Kur zurückgeſetzt worden war, jetzt auf die Kur von Sachſen die nächſten Anſprüche erlangt zu haben behauptete. Sigmund aber ertheilte im Jahre 1423 die Belehnung über Sachſenwittenberg und die damit verknüpfte Kur dem Markgrafen Friedrich von Meiſſen, weil ihm dieſer in den Kriegen wider die Huſſiten einen beſonders thätigen Beiſtand geleiſtet, und Güter und Leute für ihn aufgeopfert hatte; und da ſich Erich wegen dieſer Verfügung durchaus nicht zur Ruhe geben wollte, verwies er ihn an die Kurfürſten, bei welchen es ihm aber eben ſo wenig gelang, mit ſeinen Anſprüchen durchzuſetzen. Erich wendete ſich endlich an die Kirchenverſammlung zu Baſel, und dieſe trug kein Bedenken, ſeiner Klage Gehör zu geben. Sie unterzog ſich gleichwohl anfangs der Sache nicht unmittelbar ſelbſt, ſondern erſuchte den Sigmund, einige Richter zu beſtellen, welche den Streit unterſuchen, und dem Herzog zu ſeinem Recht verhelfen möchten. Da Sigmund das Schreiben, welches ihm darüber in ihrem Namen überreicht werden ſollte, nicht annahm, ſondern ſich vielmehr, ſehr mißvergnügt über ſolche Einmiſchungen in weltliche Händel, 1434 von Baſel entfernte, räumte ſie dem Abgeordneten des Herzogs Erich nicht nur einen Platz unter den kurfürſtlichen Geſandten ein, ſondern ernannte zur Unterſuchung der Sache einige Commiſſarien, und lud den mit der Kur Sachſen belehnten Friedrich von Meiſſen zu wiederholtenmalen vor, welches den Kaiſer, der dieſen Eingriffen in die weltliche Gerichtsbarkeit ſtandhaft widerſprach, veranlaßte, zur Unterſuchung und Beilegung des Streites einen förmlichen Reichstag anzuſetzen, vor deſſen wirklichen Verſammlung der Herzog Erich ſtarb, und der Streit beruhend blieb.

Die Erwähnung mehrerer Beiſpiele ſolcher Art wird uns ſowohl von dem eigentlichen Verdienſt K. Sigmunds um Deutſchland, als von den damaligen Grundſätzen deutſcher Fürſten nähere Aufſchlüſſe geben. Einer der berühmteſten Fälle ereignete ſich in Bayern bei dem unbeerbten Hintritt Herzogs Johann von Straubing-Holland im J. 1425. Dieſer Johann war ein Sohn Herzogs Albrecht I. von Straubing-Holland, des vierten Sohns Kaiſer Ludwigs, welcher letztere die Mark und Kur Brandenburg, dann Tyrol, und die Provinzen Holland, Seeland, Friesland und Hennegau an ſein Haus Bayernpfalz gebracht hat. Zwei Jahre nach dem im Jahre 1347 erfolgten Hintritt des Kaiſers nahmen deſſen ſechs hinterlaſſene Söhne in dem (von der rheinpfälziſchen Linie bereits im Jahre 1329 nutzgetheilten) Bayern ebenfalls eine nutznießliche Stammtheilung vor, bei welcher die drei Brüder Stephan I., Wilhelm I., und Albrecht I. Niederbayern, nebſt den niederländiſchen Provinzen, bekamen. Dieſen drei Prinzen gefiel es, im J. 1353, eine abermalige nutznießliche Theilung vorzunehmen, durch welche Stephan I. Landshut nebſt den dahin getheilten Ortſchaften, Wilhelm I. aber und Albrecht I.

Straubing, nebſt den niederländiſchen Provinzen, bekamen. Dieſe Theilungen geſchahen pünktlichſt nach den im Geſammthaus Bayernpfalz von jeher geſetzlich angenommenen, unverletzlichen Hausverträgen und Grundſätzen, welche eine ewige unzertrennliche Erbeinigung und Sammtlehenſchaft aller bayeriſchpfälziſchen Staaten in ſich enthalten, einen ausdrücklichen Vorbehalt der wechſelſeitigen Erbfolge zum Grund legen, und die bayeriſchen Prinzeſſinnen ſo lang von aller Erbſchaft an Land und Leuten ausſchließen, als noch ein männlicher Zweig vom bayeriſchpfälziſchen Stamm in der Welt iſt. Als Herzog Johann von Straubing-Holland im J. 1425 ohne Leibeserben ſtarb, waren vier Enkel des eben genannten Herzogs Stephan I. vorhanden, als: 1) Stephan II. zu Ingolſtadt; 2) Heinrich zu Landshut; 3. 4) Erneſt und Wilhelm III. zu München. Dieſe waren alſo ſowohl von dem Antheil zu Straubing, als von den niederländiſchen Provinzen unſtreitige Erben; aber nun traten, zum Erſtaunen der bayeriſchen Prinzen, zwei Herren auf, deren einer ganz Bayern, der andere den Antheil von Straubing forderte. Der erſte war K. Sigmund, welchen ſeine Begierde, Bayern zu beſitzen, kühn und ſinnreich machte, Gründe für die Rechtmäßigkeit des Beſitzes aufzuſtellen, und (da er wohl merkte, daß er vermöge derſelben genöthigt ſeyn würde, nicht bloß den Antheil von Straubing, ſondern das ganze Land zu fordern) wirklich das ganze Land in Anſpruch zu nehmen. Seine Gründe waren, daß die bayeriſchen Herzoge ohne kaiſerliche Einwilligung Theilungen vorgenommen, und daß ſie manche Kriege geführt, und manche Bündniſſe, wobei ſie Niemand ausnahmen, geſchloſſen hätten. Er hätte noch einige andere Urſachen, ſetzte er hinzu, nannte ſie aber nicht, weil er keine zu nennen wußte. Der zweite Prinz machte bloß auf den Theil von Straubing Anſpruch. Dieſer war Herzog Albert V. von Oeſterreich, deſſen Mutter Johanna, eine Schweſter des jetzt verſtorbenen Herzogs Johann von Straubing und Holland, und Gemahlinn Herzog Alberts IV. von Oeſterreich war. Was dieſen beiden Herren bei ihren Forderungen zur Ehre gereichte, (und was zum ewigen Beiſpiel in ſolchen Fällen dienen ſollte) war, daß ſie ihre Anſprüche nicht auf der Stelle mit einer gewaltſamen Beſitznehmung der Länder anfiengen, ſondern daß ſie gegründete Gegenvorſtellungen hören, und die Entſcheidung geſetzlicher Schiedrichter abwarten wollten. Auch zog ſich Sigmund, als man ihn belehrte, daß die Herzoge befugt geweſen, ohne alle Einholung einer reichslehenherrlichen Einwilligung, Nutztheilungen vorzunehmen, Kriege zu führen und Bündniſſe zu ſchlieſſen, mit Ehren (aus mildiglicher Linderung nämlich, wie er ſich ausdrückte) zurück, und Herzog Albert von Oeſterreich, nachdem man ihn an die unumſtößlichen Grundſätze und Rechte des Geſammthauſes Bayernpfalz, und an einen ähnlichen Fall, (welcher ſich bei dem Abgang einer frühern niederbayeriſchen Linie im Jahre 1340 ereignet hatte) erinnerte, gab ſich nicht weniger zur Ruhe. Aber deſto heftiger und anhaltender waren die Streitigkeiten ſelbſt unter den bayeriſchen vier Prinzen, welche aus drei in gleichem Grad verwandten Linien, aber aus vier Perſonen beſtanden, und ſich darüber, ob die Erbſchaft den drei Linien, oder den vier einzelnen Perſonen, zugetheilt werden ſollte, ſo wenig vereinigen konnten, daß von den bayeriſchen Ständen zur Abwendung eines zerrüttenden Krieges, jedem zu ſeinen Rechten gehuldigt, und von K. Sigmund jeder zu ſeinen Rechten belehnt wurde. Dieſer Streit wurde auch erſt nach vollen 4 Jahren im J. 1429 zu Preßburg dahin entſchieden, daß die Erbſchaft in eben ſo viele Theile, als gleich geſippte Prinzen (welche ſich auch ferner wieder nach dem nähern Grad der Verwandtſchaft einander erben ſollten) vorhanden wären, nutznießlich getheilt werden ſollte.

Bei dieſer ganzen Verhandlung hat K. Sigmund eine beſondere Mäßigung und eine ſtrenge Gerechtigkeitsliebe bewieſen.

Während ſich die vier Prinzen von Bayern um die Erbſchaft von Straubing ſtritten, verloren ſie die Erbſchaft von Holland, ohne daß K. Sigmund die Sache hindern, und wie ſichs geziemt hätte, als Reichsrichter mit nachdrücklichem Erfolg auftreten konnte. Wir haben oben gehört, wie mächtig das (von den Königen von Frankreich abſtammende) Haus Burgund um ſich griff, und wie gierig und eigenmächtig es dabei zu Werke gieng. Die Prinzen dieſes Hauſes hatten damals ſchon nichts Geringeres im Sinne, als ein eigenes, unabhängiges Königreich zu errichten, und die Provinzen Holland, Seeland, Hennegau und Friesland lagen ihnen in ſolcher Hinſicht zu ſchön vor den Augen, als daß ſie nicht alles hätten wagen ſollen, dieſelben an ſich zu ziehen. Herzog Wilhelm II. von Straubing-Holland hatte ſich mit Margaretha, Tochter Herzogs Philipp des Kühnen, vermählt, und in dieſer Ehe eine einzige Tochter, Jakobäa, erhalten, welche bei ſeinem im J. 1417 erfolgten Hintritt ſechzehn Jahre alt war. Eben dieſer Wilhelm II. hatte eine Schweſter, ebenfalls Margaretha genannt, welche Johann, genannt der Unerſchrockene, (Sohn des Herzogs

Philipp des Kühnen von Burgund) zur Ehe nahm. Dieſe Verwandtſchaften dienten dem Hauſe Burgund zu einem mehr, als hinlänglichen Vorwand, ſich der reichen Verlaſſenſchaft des Herzogs Wilhelm II. zu bemächtigen. Da dieſer ſtarb, meldete ſich zwar ſogleich, als geſetzmäßiger Erbe, deſſen Bruder Johann, indem dieſer augenblicklich das Bisthum Lüttich (wo er bisher, ohne Prieſter zu ſeyn, Biſchof war) verließ, und ſich mit Eliſabeth, Prinzeſſinn von Görliz, und Wittwe des 1415 verſtorbenen Herzogs Anton von Brabant und Limburg vermählte; aber ein günſtiger Umſtand mit einigen Gewaltthätigkeiten verbunden, kam dem Hauſe Burgund trefflich zu ſtatten. Es waren in Holland ſeit einiger Zeit zwei mächtige Partheien, genannt Häckenſer, und Cabellgenſer entſtanden, deren jede ſich auf das heftigſte verfolgte, und allem dem, was eine Gegenparthei billigte und unternahm, geradezu entgegen handelte. Da der verſtorbene Herzog Wilhelm II. die Häckenſer ſchützte, ſo nahmen dieſe nunmehr auch deſſen Tochter, Jakobäa, von welcher ſie ſich die Fortſetzung ihres Einfluſſes in die wichtigſten Geſchäfte, und die vorzüglichſten Aemter verſprachen, in ihren Schutz, und ernannten ſie zur regierenden Nachfolgerinn ihres Vaters. Um ſich und der Prinzeſſinn vollends eine entſcheidende Macht zu verſchaffen, geriethen ſie auf den Einfall, ſie unverzüglich mit einem Prinzen aus dem Hauſe Burgund, Johann, Sohn des Herzogs Anton von Brabant (eines Bruders ihrer Mutter) zu verheirathen, welches dann auch den Erfolg hatte, daß ſich das ganze Haus Burgund ſogleich um ſie annahm, und daß dem Johann von Straubing-Holland (ehemaligen Biſchof von Lüttich) nichts übrig blieb, als ſich in die Arme der häckiſchen Gegenparthei, der Cabellgenſer nämlich, zu werfen, und gleichwohl zu erwarten, was dieſe für ihn würden unternehmen wollen, und können. Die Cabellgenſer huldigten ihm zwar mit Freuden, konnten aber wider die überlegene Macht des Hauſes Burgund ſo wenig ausrichten, daß ſich ihr neuer und rechtmäßiger Regent, um nicht alles zu verlieren, vielmehr gefallen laſſen mußte, im J. 1419 mit dem Hauſe Burgund einen Vergleich einzugehen, vermöge welchem er drei Jahre Tutor von Holland, Seeland und Weſtfriesland verbleiben, die Beſetzung der Aemter aber zwiſchen ihm und ſeiner Bruderstochter, Jakobäa, gemeinſchaftlich ſeyn, ihm endlich Südholland ſammt den Städten Gorkum und Rotterdam u. a. (doch bei den Lebzeiten der Jakobäa, als Lehen derſelben) angewieſen ſeyn ſollten. So nachtheilig dieſer Vergleich dem

Johann von Straubing-Holland war, ſo wenig war gleichwohl deſſen Erfolg der Parthei der Häckenſer anſtändig, indem bei der befeſtigten Eintracht der regierenden Häupter die fernere Fortdauer einer Parthei ganz überflüſſig gemacht, und mithin ihr vormaliger Einfluß vernichtet worden war. Sie verfielen, um ſich wieder in ihr voriges Anſehen zu ſetzen, auf einen beſonderen Einfall, zu deſſen glücklichen Ausführung ihnen die Jugend und Unerfahrenheit, und die bisherige Behandlung der Jakobäa die zuverläſſigſte Hoffnung machte. Dieſe unglückliche Prinzeſſinn nämlich mußte ſich ſchon in ihrer frühеſten Jugend an einen franzöſiſchen Prinzen, Johann (vierten Sohn König Karls VI. in Frankreich) verloben, und nach deſſen Tod an Johann von Brabant, wie wir eben hörten, vermählen laſſen. Da ſie mit dieſem Johann ſehr nahe verwandt war, ließ man ſie in der größten Eilfertigkeit von Pabſt Martin V. diſpenſiren, und achtete nicht darauf, daß ſie gegen ihren Gemahl eine unüberwindliche perſönliche Abneigung äußerte, und dieſe nie ablegte; aber einige Zeit darauf ſuchten die Häckenſer aus eben dieſem Umſtand Vortheile zu ziehen, indem ſie über die nahe Verwandtſchaft der Prinzeſſinn mit ihrem brabantiſchen Johann eine ſchwere Gewiſſensangſt blicken lieſſen, die päbſtliche Diſpenſation für erſchlichen, und ihre Ehe für ungültig erklärten. Sie brachten die Mutter der Prinzeſſinn Margaretha (Wittwe Johanns des Unerſchrockenen von Burgund) auf ihre Seite, ſtellten ihr vor, daß, da der Beitritt des brabantiſchen Johann nicht zu erwarten wäre, die Prinzeſſinn, ihre Tochter, unverzüglich mit einem andern mächtigen Prinzen vermählt werden müßte, und ſchlugen ihr den Herzog von Gloceſter, Humphred (Bruder K. Heinrichs V. von England) vor. Margaretha, welche nach ihren Einſichten die Sache klar, und den Entwurf vortrefflich fand, führte ihre Tochter Jakobäa unverzüglich nach England, wo die verabredete Heirath mit Humphred ſogleich vor ſich gieng im J. 1423. Der Erfolg davon war leicht vorherzuſehen, und der Ausgang war für die Prinzeſſinn eben ſo unglücklich, als am Ende bis zum Romantiſchen ſeltſam. Der Herzog von Gloceſter begab ſich mit ſeiner neuen Gemahlinn unverzüglich nach Hennegau, wo man ihm huldigte; allein der Herzog Johann von Brabant, welcher ſich im rechtmäßigſten Beſitze ſowohl der ihm entführten Jacobäa, als deren Länder zu ſeyn glaubte, kam nicht weniger eilfertig herbei, zwang den Humphred ſich nach England zu flüchten, und nachdem er ſich von Holland und Seeland, und von Hennegau zum Meiſter gemacht hatte, zog er nach Mons, um ſich der Jakobäa zu bemächtigen, welche ſich daſelbſt mit ihrer Mutter, und ihren Räthen eingeſchloſſen, und an den höchſt aufgebrachten Prinzen bereits mehr als Eine Geſandtſchaft mit Entſchuldigungen und flehentlichen Bitten um Vergebung und Nachſicht abgeſchickt hatte; allein Johann von Brabant blieb unverſöhnlich, und Jakobäa mußte das traurigſte Schickſal befürchten, falls ſie unbedingt in ſeine Gewalt kommen ſollte. Selbſt ihr Anverwandter, Johann von Straubing = Holland, hatte ſich wider ſie erklärt, und für den Johann von Brabant, auf deſſen Anrufen, die Waffen ergriffen. Das war noch nicht alles, was ſich vereinigte, die Prinzeſſinn in rettungsloſe Umſtände zu verſetzen. Der Pabſt, an welchen ſich Johann von Brabant um einen Ausſpruch wegen der Gültigkeit ſeiner Ehe wandte, erklärte die Ehe allerdings für gültig, und der Herzog Humphred ſchritt ſogleich zu einer andern Ehe. In dieſer dringenden Lage, worin Jakobäa keine Rettung für ſich ſah, wandte ſich ihre Mutter, Margaretha, heimlich an den Herzog Philipp von Burgund um Vermittlung, wozu ſich dieſer mit Freuden einverſtand, und einen Vergleich zu Stand brachte, vermöge welches dem Johann von Brabant ganz Hennegau verbleiben, die Prinzeſſinn aber einen freien Abzug erhalten ſollte. Herzog Philipp trieb ſeine Dienſtfertigkeit noch weiter, und führte die Prinzeſſinn mit ſich nach Gent in Flandern, um ſie, wie er vorgab, wider alle mögliche Gefahren zu ſchützen 1425. Dieſe Gefahren ſchienen zwar verſchwunden zu ſeyn, da ſich kurz nach einander zwei höchſt unvermuthete Todesfälle ereigneten, welche der Sache eine ganz andere Geſtalt gaben. Herzog Johann von Straubing-Holland ſtarb mit Anfang des J. 1425, und im folgenden Jahre gieng auch Herzog Johann von Brabant mit Tod ab, ſo daß eine weitere Beſchützung der Prinzeſſinn nicht mehr erforderlich, und ſie vielmehr in den Zuſtand, in welchem ſie ſich bei dem Hintritte ihres Vaters befand, eingetreten war; allein Herzog Philipp betrachtete ſich bereits als Erben der holländiſchen Provinzen, und da ihn ein Krieg, in welchen er mit Frankreich verwickelt wurde, von Gent ſich zu entfernen nöthigte, traf er bei ſeiner Abreiſe ſolche Anſtalten, bei welchen er nicht unbeutlich die Abſicht verrieth, ſich der Perſon der Prinzeſſinn auf immer verſichert zu halten. Dieſe hielt das Loos einer ewigen Gefangenſchaft für zu hart, als daß ſie nicht auf ihre Befreiung hätte bedacht ſeyn ſollen, und da ihr ihre getreuen Räthe den Vorſchlag machten, daß ſie ſie in einer männlichen Verkleidung auf Eilpferden nach Holland führen wollten, willigte ſie ein, und wurde, als ſie plötzlich wieder zu Workum in Holland erſchien, mit einer unbeſchreiblichen Freude aller Einwohner empfangen. Auch wurde ihr von ganz Holland gehuldigt. Das ganze Land rüſtete ſich zu ihrer Vertheidigung, und ſelbſt Herzog Humphred hatte die Großmuth, ihr aus England Hilfsvölker zu ſchicken. Schon hatten die Burgunder, welche bei der erſten Entdeckung der Flucht die Waffen ergriffen, bei dem Dorfe Alphen, zwiſchen Harlem und Leiden, zwei Hauptſchlachten verloren, als Herzog Philipp in Perſon herbeieilte, und die Prinzeſſinn zu einem Vergleich, welcher zu Delft 1428 geſchloſſen ward, beredete, vermöge welchem ſie Regentinn von allen holländiſchen Provinzen verbleiben, aber, ohne Einwilligung des Herzogs, nicht mehr heirathen ſollte, wobei es alſo offenbar darauf angelegt war, daß jene Provinzen ihm nach dem Hintritte der Jakobäa zufallen ſollten. Herzog Philipp erreichte aber ſeinen Zweck noch weit eher. Jakobäa lebte einige Zeit zu Haag, wo ſie ihr Hoflager hielt, ſehr ruhig, litt aber nicht ſelten einen drückenden Geldmangel, indem ihre Länder und ihre Kaſſen durch die vorhergehenden Kriege ſehr erſchöpft worden waren. Eines Tages wurden ihr von ihrer

Mutter Margaretha anſehnliche Geſchenke an Kleinodien und ſchönen Pferden durch Edelleute gebracht, welche ſie Wohlſtands halber mit Gegengeſchenken hätte zurückfertigen ſollen; ſie befand ſich damals eben in einer ſehr groſſen Noth, und nahm zu verſchiedenen Herren und Vaſallen ihres Landes ihre Zuflucht, welche ſich aber alle mit ihren eigenen mißlichen Umſtänden entſchuldigten. In dieſer Verlegenheit gab man ihr den Rath, ſich an einen gewiſſen Herren Franco von Borſelem zu wenden, der einſt ihr General, aber von ihr nicht am beſten behandelt worden war, und ſie ließ es, wiewohl ungern, und ohne ſich eine zuverſichtliche Hoffnung auf ſeine Unterſtützung zu machen, geſchehen, daß man ihm ihr Anliegen entdeckte. Dieſer General äußerte nicht nur keinen Unwillen wegen des Vergangenen, ſondern überhäufte die Abgeordneten mit Höflichkeit und Ehrenbezeugungen, bewilligte ihnen auch nicht nur auf der Stelle die verlangte Summe, ſondern bot ſeiner Fürſtinn mit Freuden ſein ganzes Vermögen an, und ließ ſie verſichern, daß er nie eine andere Geſinnung gegen ſie, und keinen andern Wunſch genährt habe, als dieſen, ſie von ſeiner unumſchränkten Ehrfurcht, Treue und Ergebenheit überzeugen zu können. Jakobäa brach bei dieſer Nachricht in einen Strom von Thränen aus, und fühlte von dieſem Augenblick, daß alle künftige Zufriedenheit ihres Lebens davon abhänge, in der innigſten Freundſchaft und Verbindung mit dieſem Manne zu leben. Sie trat mit ihm in eine eheliche Verbindung, und glaubte, ihrem Vertrag mit dem Herzog Philipp um ſo weniger entgegen zu handeln, als dieſe Privatheirath nie einige Staatsfolge, und einen Anſpruch auf einige Erbſchaft von Ländern nach ſich ziehen könnte. Auch ward dieſe Heirath dem Hofe und dem Lande verheimlicht, und nur einigen wenigen Perſonen, vor welchen die Prinzeſſinn kein Geheimniß beobachten zu müſſen glaubte, anvertraut worden; aber auch unter dieſen wenigen hielt ſich Philipp ſeine geheimen Freunde, und der Vorgang wurde ihm unverzüglich entdeckt. Sein Entſchluß war eben ſo grauſam als liſtig. Er beſuchte die Prinzeſſinn zu Haag, unter dem Vorwande, ſich auf einige Tage von ſeinen Arbeiten zu erholen, und während dieſelbe alle ihre Kräfte aufbot, ihm gütlich zu thun, ließ er den General Borſelem durch beſtellte Leute ſeines Gefolges entführen, und nach dem Schloſſe Repalmont ſchleppen, wo man ihn in ein hartes Gefängniß warf. Die Nachricht dieſes Vorganges, welche die unglückliche Prinzeſſinn erſt nach der Abreiſe des Herzogs erhielt, ſetzte ſie in Verzweiflung. Dieſer kündigte ihr an, daß ſie die Wahl hätte, den Franco von Borſelem in einem ewigen Gefängniß verſchmachten zu laſſen, oder dem Haus Burgund ihre Länder abzutreten. Jakobäa wählte das letzte, und begnügte ſich mit der Grafſchaft und dem Titel einer Gräfinn von Oſtermund; aber der Schmerz über dieſe Mißhandlung brach ihr das Herz 1436 im 35ſten Jahre ihres Alters. Philipp nahm von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau Beſitz.

Dieſe Unternehmungen wurden von dem Hauſe Burgund gewagt und ausgeführt, ohne daß der Kaiſer Sigmund und das Reich zur Zeit, da es hätte geſchehen ſollen, einigen Antheil daran nahmen. Sigmund war während dieſer Vorfälle zu ſehr mit den böhmiſchen Angelegenheiten und andern Geſchäften überhäuft, und zu weit von dem Schauplatze, auf welchem die burgundiſchen Prinzen ihre wichtigen Rollen ſpielten, entfernt, als daß er ſich der Sache mit dem erforderlichen Ernſt hätte annehmen können. Da dieſe Vorſchritte gleichwohl zu auffallend waren, ſo wurde auf einer Reichsverſammlung zu Frankfurt 1435 „von des Herzogs von Burgund wegen, der viel Landes inne hat, die dem Reiche zugehören, wie dem zu thun ſey,“ gehandelt, und Sigmund ſtellte den Herzog Philipp von Burgund zur Rede; allein Philipp, der wohl vorherſehen konnte, daß ſich Sigmund ſchwerlich entſchließen würde, ihn von Reichs wegen mit Krieg zu überziehen, kehrte ſich ſo wenig daran, daß er vielmehr einige Jahre darauf (1444) auch das Herzogthum Luxemburg mit ſeinen Staaten vereinigte.

Zu den wichtigſten Handlungen des Kaiſers Sigmund gehört ſeine Verbindung mit Oeſterreich, welches Haus von jeher zu ſeiner Aufnahme und Vergrößerung die klügſten Maßregeln zu wählen, und den günſtigen Zeitpunkt mit beharrlichem Muth zu benutzen verſtand. Sigmund war dieſem Haus einige Zeit nichts weniger, als hold und zugethan, und behandelte einen Prinzen deſſelben auf eine äußerſt kränkende Art. Es hatte ſich nämlich Pabſt Johann XXIII. vor ſeiner Reiſe nach der Kirchenverſammlung zu Konſtanz, zu der er ſich nichts Gutes verſah, um den Schutz einiger deutſchen Reichsfürſten, als des Markgrafen von Baden, des Herzogs Friedrich von Oeſterreich u. a. beworben, und (wie oben vorkam) bei ſeiner Flucht von Konſtanz ſich nach Schafhauſen, welches, nebſt andern dem Hauſe Oeſterreich damals zugehörigen Beſitzungen, unter dem Prinzen Friedrich ſtand, begeben. Dieſer Prinz hatte vor einiger Zeit dem Sigmund zu Innsbruck ein Feſt gegeben, wäh-

und deſſelben eine Bürgerstochter daſelbſt ſchändlich mißhandelt, und die That, welche vieles Aufſehen machte, dem Sigmund, als deſſen Betragen gegen das Frauenzimmer gar nicht im guten Rufe ſtand, beigemeſſen *). Sigmund hatte ſich ſeitdem nie wieder mit Friedrich verſöhnt, und ergriff begierig eine ſo gute Gelegenheit, als ſich ihm jetzt darbot, ſich an ihm zu rächen. Er befahl ihm, wegen des Schutzes, welchen er dem Pabſt Johann XXIII. angedeihen ließ, wiewohl dieſer Schutz keine deutſche Reichsſache betraf, in Perſon nach Konſtanz zu kommen, und ſich zu verantworten; und als der Prinz nicht erſchien, belegte er ihn (den 7. April 1415) ſogleich mit der Reichsacht, wie ihn dann auch die Kirchenverſammlung in den Bann that. Sigmund ließ es aber bei dem bloßen Spruch nicht bewenden, ſondern befahl den Schwaben und Schweitzern, den Prinzen unverzüglich anzugreifen, wo ſie immer konnten. Die Letztern, wiewohl ſie mit Friedrich vor Kurzem einen fünfzigjährigen Frieden geſchloſſen hatten, ließen ſich auch, gegen ſehr vortheilhafte Verſprechungen, die ihnen Sigmund ausſtellte, ſogleich bereitwillig finden, und griffen die Län-

---

*) Windek. cap. 32.

der des Prinzen, in welchen man ſich auf keine Feindſeligkeit vorbereitet hatte, auf allen Seiten an. Die Berner bemächtigten ſich der Städte Zofingen, Aarburg, Aarau, Bruck und Lenzburg, dann der Schlöſſer Wicken, Stein bei Aarburg, Wartburg u. a. und ſogar des öſterreichiſchen Stammſchloſſes Habsburg. Die Luzerner nahmen die Stadt Surſee, und drei Vogteien im Wagenthal. Die Zürcher riſſen Mellingen, Bremgarten und Baden an ſich. Während der Belagerung dieſer letztern Stadt gelang es dem Friedrich, durch die Vermittlung und Fürſprache einiger deutſchen Reichsfürſten, beſonders des Herzogs Ludwig des Gebarteten von Bayern-Ingolſtadt, ſich mit dem Sigmund zu verſöhnen; allein wiewohl er ſich in ſolcher Hinſicht die empfindlichſten Demüthigungen gefallen ließ, (er mußte ſich nämlich öffentlich, und in Gegenwart der Abgeordneten der vier bei der Kirchenverſammlung anweſenden Nationen, dann der Geſandten von Venedig, Mailand, Genua, Florenz u. a. mit ſeinen Beiſtänden, dem Herzog Ludwig von Bayern-Ingolſtadt, und Friedrich, Kurfürſten von Brandenburg und Burggrafen von Nürnberg, dem Sigmund zu Füßen legen, und verſchiedene Verſprechungen leiſten) ſo wurden gleichwohl ſeine Umſtände dadurch wenig gebeſſert; ja ſie wurden vielmehr verſchlimmert

„Sigmund, der immer Mangel an Geld hatte, nahm in der Folge und nach der bereits mit dem Friedrich eingegangenen Verſöhnung, 5000 Gulden von den Bernern, und ſtellte ihnen eine Verſchreibung über das eroberte Aargau aus. Den Zürchern verpfändete er eben ſo von Reichs wegen die Städte Baden, Bremgarten, Mellingen und Surſee und alle Rechte, welche das Haus Oeſterreich in denſelben beſeſſen, gegen Erlegung von eben ſo vielen tauſend Gulden, mit dem Anhange, daß ſie auch die übrigen Kantons zu Mitherrſchern dieſer Länder aufnehmen dürften, und daß bei der Wiedereinlöſung ihnen außer dem Pfandſchillung noch 6000 Gulden für die Kriegskoſten ſollten bezahlt werden. So beträchtlich auch dieſer Schaden bereits war, den er dem Hauſe Oeſterreich zugefügt, ſo erklärte er noch dazu gegen Erlegung einer Summe Geldes die Städte Schafhauſen, Radolphszell, Neuburg, Breyſach und Diſſenhofen, als Reichsſtädte; dem Truchſeß Johann von Waldburg aber verpfändete er die Landvogtei in Ober- und Niederſchwaben ſammt der Burg ob Ravensburg und den freien Leuten auf der Leutkircher Heide *).“ So äußerſt kränkend dieſes

---

*) Häberlein.

Verfahren Sigmunds für das Haus Oeſterreich, ja ſo beinahe ganz beiſpiellos es an ſich war, ſo unerwartet und ſeltſam ſchien es zu ſeyn, daß das Haupt des öſterreichiſchen Hauſes, Herzog Albert V., dazu ſtill ſchwieg. Allein dieſer kluge Herr verlor den Plan ſeines Hauſes nicht aus den Augen, und wollte lieber eine vorübergehende Kränkung ertragen, als einen großen Vortheil, durch welchen ihm jene vielfältig wieder erſetzt werden konnte, ſich rauben laſſen. Schon unter dem Stifter ſeines Hauſes, dem großen Rudolph von Habsburg, wurde eine öſterreichiſche Anwartſchaft auf Böhmen angelegt. Ein Sohn dieſes Rudolph, Kaiſer Albert I., erklärte bereits ſeinen Sohn Rudolph zum König von Böhmen, und ſelbſt die böhmiſchen Stände willigten ſchon damals in eine die Länder Böhmen, Oeſterreich und Steiermark betreffende Erbeinigung, und unter Kaiſer Karl IV. wurde vollends zwiſchen dem böhmiſch-luxemburgiſchen, und dem habsburg-öſterreichiſchen Haus ein wechſelſeitiger Erbfolgevertrag errichtet, und derſelbe ſogar von den böhmiſchen Ständen feierlich anerkannt und beſtätigt. Dieſer Fall ſchien nun in Erfüllung kommen zu können. Kaiſer Sigmund hatte keinen männlichen Erben, ſondern eine einzige Tochter, Eliſabeth, welche ihm in ſeiner zweiten Ehe mit der Barbara von Cilley im Jahre 1396 geboren wurde. Eine Heirath mit dieſer Prinzeſſinn konnte nun mit einem Male den erblichen Beſitz von Böhmen und Ungarn befeſtigen, und dahin gieng auch die Abſicht des Herzogs Albert, bei welcher ihm die Klugheit rieth, ſich den Sigmund nicht abgeneigt zu machen, was er ſchwerlich würde haben vermeiden können, wenn er dem Herzog Friedrich, ſeinem Vetter, einen thätigen Beiſtand geleiſtet hätte. Herzog Albert hielt ſich daher nicht nur zurück, ſondern bemühte ſich vielmehr, durch zuvorkommende Gefälligkeiten das Vertrauen und die Zuneigung Sigmunds zu gewinnen, was ihm, zumal bei dem Ausbruche des Hußitenkrieges, wo dem Sigmund jede Verwendung für ihn äußerſt willkommen war, vollkommen gelang. Sigmund wurde durch ſeine beharrliche Freundſchaft innigſt gerührt, und indem er ſich zugleich der vielen und nahen Verbindungen ſeines luxemburgiſchen Hauſes mit Oeſterreich lebhaft erinnerte, willigte er im Jahre 1422 nicht nur in die Heirath ſeiner Tochter Eliſabeth, ſondern trat ſeinem lieben Tochtermann im folgenden Jahre auch noch die Markgrafſchaft Mähren ab, was aber die Folge hatte, daß die Hußiten mehr, als Einen Einfall nach Oeſterreich unternommen, und das Land ſehr mißhandelt haben.

Unter allen Kränkungen und Unfällen, mit welchem beinahe jede wichtigere Handlung K. Sigmunds begleitet war, ſcheint diejenige, welche ihm wegen dieſer Heirath, und den mit derſelben verbundenen Abſichten und Folgen widerfuhr, den ſchmerzlichſten Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Es war nämlich, da er keinen männlichen Erben hatte, leicht vorauszuſehen, daß ſein Tochtermann, Albert von Oeſterreich, der Erbe und Nachfolger in den Königreichen Ungarn und Böhmen werden würde, und Sigmund mochte wohl nie daran gedacht haben, wie Jemand eines andern Sinnes ſeyn, und ſeinen Wünſchen und Abſichten ſich widerſetzen könnte. Dieß unternahm aber, was er ſich gerade am wenigſten mochte vorgeſtellt haben, ſeine Gemahlinn Barbara, eine Frau, welche wegen ihrer außerordentlich üppigen und unzüchtigen Lebensart von gleichzeitigen Geſchichtſchreibern mit häßlichen Farben geſchildert, (wiewohl in unſern Tagen darüber in Schutz genommen*) wurde. Dieſe Frau hatte ſich bei dem alternden Sigmund, deſſen ſchwache Seiten ſie wohl kannte, dergeſtalt einzuſchmeicheln gewußt, daß er ihr ſogar einigen Antheil an Regierungsangelegenheiten zugeſtand. Das Anſehen, das ſie ſich dadurch erwarb, hatte für ſie ſo vielen Reiz, daß ſie auf den Einfall gerieth, ſich nach Sigmunds Hintritt der Regierung über die Königreiche Böhmen und Ungarn zu bemächtigen. Sie legte auch ihren Plan eben nicht ungeſchickt an, und benutzte mit vieler Verſchlagenheit die Umſtände, in welchen ſich die Calixtiner oder Kelchner, und andere ehemals huſſitiſche Böhmen damals befanden. Sigmund hatte nämlich nach dem hergeſtellten Frieden die altkatholiſchen Unterthanen mit außerordentlicher Vorliebe begünſtigt, Klöſter wieder hergeſtellt, und durchaus ſolche Geſinnungen verrathen, bei welchen die eben genannten Calixtiner, und andere ihnen gleichgeſinnte Gemeinden wahrzunehmen glaubten, daß es mit den Bewilligungen und Freiheiten, welche man ihnen beim Abſchluß des Friedens zugeſtanden hatte, keine lange Dauer haben würde. Zum Herzog Albert von Oeſterreich verſahen ſie ſich noch weniger etwas Gutes, und ihre Beſorgniſſe hierüber blieben der Barbara kein Geheimniß. Sie ſuchte ihnen auch dieſelben ſo wenig zu benehmen, daß ſie ihnen vielmehr zu verſtehen gab, wie ſie vorher ſehe, daß nach dem Tode ihres Gemahls neue fürchterliche Unruhen in Böhmen entſtehen würden; und als ſie glaubte, ihr Vertrauen gewonnen zu haben, eröffnete ſie ihnen, daß es nur bei ihnen ſelbſt ſtände, allen künftigen Zerrüttungen vorzubeugen, und daß ſie ſich nur zur Ausführung eines Entwurfes, welchen ſie in ſolcher Hinſicht gefaßt hätte, ſtandhaft mit ihr vereinigen dürften. Sie wäre nämlich aus Zuneigung zu ihnen, und aus Liebe zur Erhaltung der gemeinen Ruhe entſchloſſen, den jungen König Wladiſlau von Polen zu heirathen, wodurch die drei Königreiche Polen, Böhmen und Ungarn vereinigt, und ihre Ausſichten auf das dauerhafteſte geſichert und befeſtigt werden müßten. Dieſer Vorſchlag, welcher von Seite der Königinn ſogar noch einen Schein von Großmuth in ſich enthielt, wurde von den vornehmſten Herren der bekümmerten Parthei mit ſo vielem Beifall aufgenommen, daß ſie ſich eifrig für ſie verwendeten, und daß ſie der Sache eine ernſthafte Vorbereitung verſchafft haben würden, wenn ſie verborgen geblieben wäre. Sigmund, der von dieſem geheimen Verſtändniß ſogleich Nachricht erhielt, benahm ſich dabei mit ausnehmender Klugheit. Da er ſich bereits immer kränklich befand, ſo äußerte er ein Verlangen, nach Mähren zu reiſen, theils um ſeine zerrüttete Geſundheit zu ſtärken, theils und vorzüglich, um ſeine Tochter Eliſabeth noch einmal zu ſehen. Als er nun zu

---

*) Böhme dissert. de Barbara celeiense Sigismundi Imp. altera Conjuge.

Znaym in Mähren angelangt war, ließ er ſeine Gemahlinn, Barbara, welche ihn, ohne den geringſten Verdacht zu ſchöpfen, auf dieſer Reiſe begleitet hatte, gefangen ſetzen. Zu gleicher Zeit, da ſeine Unpäßlichkeiten im Ernſte überhand nahmen, rief er in aller Eile ſeinen Schwiegerſohn, Albert, und ſeine Tochter Eliſabeth zu ſich nach Znaym, empfahl ſie den anweſenden böhmiſchen Herren auf das nachdrücklichſte, ernannte den Albert zu ſeinem Nachfolger in Böhmen und Ungarn, und errichtete in ſolcher Abſicht ein Teſtament, mit welchem er ſeinen Kanzler, Caſpar von Schlick, einen überaus geſchickten, und bei allen Böhmen beliebten Mann, (Schlick hatte ſich zu Konſtanz der Verbrennung des Huß und Hieronymus ſtandhafteſt widerſetzt) an die böhmiſchen Stände ſandte. Sigmund erlebte aber auch dieſe Freude, die Erklärung der Stände zurück zu erhalten, nicht mehr; denn er ſtarb zu Znaym den 9ten Dec. im ſiebenzigſten Jahre ſeines mühevollen Lebens.

Wenn es jemals bei einem Prinzen zu beklagen war, daß ſeine Anlagen und Fähigkeiten nicht die gehörige Richtung und Ausbildung, nicht jene Gründung und Feſtigkeit, mit Hintanſetzung mißverſtandener Regierungsgrundſätze, weiſe zu handeln, erhalten haben, ſo traf dieß bei Sigmund ein. Man findet ſo vieles an ihm zu rühmen und nachzuahmen, daß man ſchwer daran geht, etwas an ihm zu tadeln, und die Flecken, welche aus ſeinen Handlungen unwiderſprechlich hervorgehen, zu rügen. Man hat eine Menge witziger und ſehr kluger Reden, und Anekdoten von ihm aufgezeichnet, welche von der Lebhaftigkeit ſeiner Gemüthsart, und von ſeiner Neigung, groß und weiſe zu ſeyn, zeugen, und ihn von ſeiner achtungswürdigen Seite darſtellen. Als er auf der Kirchenverſammlung zu Baſel, wo alles in lateiniſcher Sprache abgehandelt wurde, wahrnahm, daß die meiſten deutſchen Fürſten durch Dolmetſcher hörten und antworteten, äußerte er ſein Mißfallen darüber auf eine Art, welche den Kurfürſten Ludwig von der Pfalz noch in ſeinen männlichen Jahren bewog, die lateiniſche Sprache zu lernen. Er hatte einen geſchickten Rechtsgelehrten, Georg Fiſcellus, in den Adelsſtand erhoben. Als nun dieſer nach ſeiner Erhebung in die Rathsverſammlung kam, und einige Augenblicke bei ſich anſtand, ob er, als Geadelter, auf der Bank der Gelehrten, oder auf der Ritterbank ſeinen Platz nehmen ſollte, und ihn doch endlich auf dieſer letztern nahm, rief ihm Sigmund in einem ſpottenden Tone zu: „Das war dumm von euch, mein theurer Ritter! Ich kann in Einem Tag tauſend

Idioten zu Rittern ſchlagen und adeln; aber ich kann in tauſend Jahren nicht Einen Gelehrten machen.“ Als ein anderesmal ein Oberſter im Beiſeyn der Hofleute und vieler auswärtiger Geſandten ſeinen Soldatenſtand mit dem Stand der Gelehrten verglich, und jenen weit über dieſen emporhob, unterbrach ihn Sigmund voll des Unmuthes, mit dieſen Worten: „Du Eiſenfreſſer! wenn die Miniſter der Fürſten, und die Obrigkeiten der Städte überall Gelehrte wären, oder die Rathſchläge der Gelehrten befolgten, würde man dich und deine Spießbrüder nicht einmal nöthig haben.“ Als ihn Jemand um einen Adelsbrief ſehr dringend bat, betrachtete er den Bittenden eine Weile, dann ſagte er: „Ich kann dich wohl reich, auch wohl adelig, aber nicht edel machen. Das ſteht nicht in meiner Macht.“ Auf der Kirchenverſammlung zu Konſtanz beſchwerten ſich bei ihm einige Biſchöfe und andere Herren, daß das Publikum über ihre Perſonen und ihr Betragen ſehr loſe Reden öffentlich führe, und baten um Beſtrafung und Abſtellung. Sigmund antwortete: „Laßt ſie reden! Sie reden, und erzählen, was wir thun.“ Seine Freigebigkeit, mit welcher er geſchickte Räthe und gelehrte Männer belohnte, war ſo groß, daß ſie eine von den Urſachen war, wegen welcher er ſelbſt ſtets in Armuth ſchmachtete. Als er eines Tages noch am ſpäten Abend vierzigtauſend Dukaten aus Ungarn bekam, konnte er die ganze Nacht nicht ſchlafen, indem er ſich mit der Ueberlegung beſchäftigte, was er mit ſo vielem Geld, als er ſelten zu ſehen bekam, machen ſollte. Am früheſten Morgen ließ er die geſchickteſten ſeiner Räthe zu ſich kommen, ſchüttete einem jeden derſelben einen Theil des Geldes in die Taſche, und ſagte dabei: „Sehet! dieſe Feinde meiner Ruhe ließen mich nicht ſchlafen. Nehmet ſie mit euch, und fahret fort, mich zu euerm Schuldner zu machen.“ Er kannte ſeine ſchwachen Seiten ſehr wohl, und konnte es nicht leiden, daß man ihm Vorzüge und Vollkommenheiten beimaß, die er nicht beſaß. Als ihm daher einſt Jemand auf eine ſehr übertriebene Art ſchmeichelte, wurde er vom Zorn ſo weit hingeriſſen, daß er den Schmeichler ins Geſicht ſchlug, und auf deſſen Frage: „Warum ſchlägſt du mich?“ erwiederte: „warum beißt du mich?“ Er liebte den Krieg nicht, und war in demſelben faſt immer unglücklich; wurde aber durch ſeine Begierde, ſich zum Herrn vieler Königreiche zu erſchwingen, unaufhörlich in blutige Kriege verwickelt, und in Unruhen gezogen, welche er haßte, ohne ſich von den Eindrücken der erſten Erziehung los machen zu können, bei welcher man ihm (was das gewöhnliche Unglück großer Prinzen iſt) den Hauptgegenſtand eines großen Monarchen immer mehr im politiſchen, als im bürgerlichen, Zwecke zeigte, und ſeine Seele mit dem raſtloſeſten Ehrgeiz erfüllte, Höhen zu erklimmen, wo man faſt immer nicht mehr weiß, was man will, und was man (wenn das Alter und Lebensende heranrückt) mit allen den Anſtrengungen, womit man ſich und andern ſein Leben ſauer machte, gewollt hat. Da er überall zu Haus ſeyn wollte, hatte er nirgends eine bleibende Heimath, und in Deutſchland zumal verlor er zuletzt ſein Anſehen ſo zuſehends, daß er mehrere Reichstage ausſchrieb, ohne daß die Reichsſtände ſich einſtellten. Da er ſich faſt immer außer Deutſchland aufhielt, und es den Kurfürſten, Fürſten und Ständen zu unbequem war, ihm nach Ungarn, und anderen weit entlegenen Staaten nachzureiſen, um der koſtſpieligen Ehre, ihrer Mitſtände Richter zu ſeyn, theilhaftig zu werden; ſo wurde der oberſte kaiſerliche Reichshof, und überhaupt alle Gerechtigkeitspflege, ſehr vernachläßigt, und jeder ſuchte ſich gleichwohl ſelbſt, ſo gut er konnte, zu helfen. — Sigmunds Leiche wurde ſeinem Verlangen zufolge, nach Großwardein in Oberungarn geführt, und dem Erbbegräbniſſe der daſigen Könige beigeſetzt. Das Herzogthum Luxemburg, welches vom König Wenzel der Prinzeſſinn Eliſabeth (Tochter Johanns von Görliz) verpfändet worden war, wurde von dieſer Prinzeſſinn an Philipp den Guten von Burgund pfandweiſe überlaſſen, und in der Folge mit Burgund vereinigt.

Dieſes Ende nahm der luxemburgiſche Kaiſerſtamm, von welchem der Geſchichtforſcher (bei Meuſel *) ſagt: „Das kaiſerliche und königliche Haus Luxemburg ſtellet in einer Zeit von hundertunddreißig Jahren fünf Fürſten auf, von welchen ein jeder merkwürdig iſt, wo nicht an glänzenden Eigenſchaften, doch wenigſtens an Fehlern. Die Kaiſer Heinrich VII., und Sigmund, der, mit welchem die Hoheit ſeines Hauſes anfieng, und der, mit welchem ſie in dem Mannsſtamme verwelkte, können allein unter die großen und ruhmwürdigen Fürſten gezählt werden. Johann, König in Böhmen, und der Kaiſer, Carl IV., beſaßen viele, Regenten zierende, Eigenſchaften; es wurden aber ſelbige von eben ſo vielen oder noch mehrern und größern Schwachheiten und Fehlern wieder verdunkelt. Wenzel, römiſcher Kaiſer und König in Böhmen, ſtehet unter den unnützen und ſchädlichen Fürſten beinahe

---

*) Th. 5. p. 138.

eben an. Johann, Karl und Wenzel waren in ihren mehreſten Unternehmungen glücklich; wenigſtens hätten ſie in Frieden regieren, und ruhig dahinſterben können, wenn ſie ſich allein dem Beſten und der Beſchützung ihrer eigenen Staaten hätten widmen wollen. Heinrich hingegen und Sigmund hatten mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen; ſie mußten mächtige Feinde durch Gewalt, durch Klugheit und Geduld beſtreiten; doch der erſtere ſtarb durch eine gewaltige Hand in der Stärke ſeines Körpers und Geiſtes; der letztere erreichte zwar ein hohes Alter, ſein Leben war aber einer ſechzigjährigen Wallfahrt gleich. Man ſah ihn bald in Deutſchland, bald in Ungarn, und am Ausfluſſe der Donau. Reichs- und Kirchenangelegenheiten riefen ihn bald nach Italien, bald nach England, Frankreich, Spanien. Böhmen ſtand in Feuer und Flammen; die ganze Macht des Reichs, und ſechzehn mühſelige Jahre waren nicht hinlänglich, dieſes Königreich zu erobern. Friede und Ruhe zeigten ſich ihm nur von Ferne. Als er ſelbige zu genießen verhoffte, machte die Vorſehung ſeinen Tagen und ſeinem Stamm ein Ende. Alle Frucht ſeines mühſeligen Lebens, und die Macht ſeines Hauſes wurde die Erbſchaft eines andern Hauſes, eines ſolchen, welches er bis dahin wenig geliebt hatte."

König Albert II.

1438 — 1439.

Inhalt. König Alberts Verdienſte um das deutſche Reich, das er, um den allgemeinen Frieden zu bewirken, in Kreiſe theilen will. Er wurde zum Könige von Ungarn, und, nach einigen glücklich bekämpften Mißhelligkeiten, zum Könige von Böhmen gewählt; betrug ſich bei der damaligen Streitigkeit zwiſchen dem römiſchen Stuhl, und der Kirchenverſammlung zu Baſel mit großer Klugheit, und hatte ſich bereits eine allgemeine Achtung und Liebe erworben, als er nach einer kaum zweijährigen Regierung ſtarb.

Albert, unter den öſterreichiſchen Herzogen der Fünfte dieſes Namens, war ein Sohn Herzog Alberts IV., und der Johanna, Tochter Herzog Alberts I. von Straubing-Holland, und erhielt unter einer ſehr einfachen Anleitung zwei wohlgewählter Männer, des Reinbrecht von Waldſee, und des Andre Blank, Pfarrers zu Garſten, eine vortreffliche Erziehung, bei welcher er in jedem Stand ein nach großen Tugenden ſtrebender, nützlicher, und ruhmwürdiger Mann geworden ſeyn würde; er kannte die Welt, und die Höfe ſeiner Zeit, liebte und beförderte die Gelehrſamkeit aus eigener Neigung, und war mit Vorſicht und Standhaftigkeit kühn und tapfer am Tage einer Schlacht. Mit dieſen ſchönen Eigenſchaften verband er eine ungemein feine und empfehlende Lebensart, wodurch er ſich die Bewunderung und Ergebenheit aller deren, die ihn perſönlich kennen lernten, die Achtung und Freundſchaft aller Großen, und vor allen die Aufmerkſamkeit und Zuneigung des Kaiſers Sigmund gewann. Albert erhielt die Erbtochter Sigmunds, Eliſabeth, zur Gemahlin, und erhielt mit ihr nicht nur die Markgrafſchaft Mähren zum Brautſchatz, ſondern auch die nächſte und gegründeteſte Anwartſchaft auf den künftigen Beſitz von den Königreichen Ungarn und Böhmen, nach welchem letztern zumal das Haus Oeſterreich ſchon lange mit Eifer geſtrebt hatte. Albert zählte jetzt das 44ſte Jahr ſeines Alters, als er den 20ſten März 1438 zu Frankfurt zum König von Deutſchland gewählt wurde, wo man darüber eine allgemeine Freude, und mit ihr die gerechteſte Hoffnung äußerte, daß nun endlich einmal die zerrütteten Angelegenheiten der Kirche und des Staates, welche ſich unter Kaiſer Sigmund noch wenig dem wahren Ziele genähert hatten, glücklich würden beigelegt werden.

K. Albert II. unterzog ſich auch unmittelbar nach ſeiner Wahl einem Geſchäft, deſſen Berichtigung und Vollendung das allgemeine Wohl von ganz Deutſchland betraf; er wollte das gräßliche Fauſtrecht unterdrücken, und der Juſtizpflege ein ſolches Anſehen verſchaffen, bei welchem künftig jeder Reichsſtand ſein Recht durch den geſetzlichen Ausſpruch friedlicher Gerichtsſtellen erhalten, und von dieſen geſchützt werden ſollte. Die ſämmtlichen deutſchen Stände wünſchten längſt eine ſolche Anſtalt, und die bei der letzten Wahl zu Frankfurt verſammelten Kurfürſten ſchloßen in ſolcher Hinſicht eine Landfriedensverbindung unter ſich, welche aber, wie die vorgängigen Land- und Gottesfrieden, die zweckmäßige Wirkung nicht erreicht haben möchte. Es mußte, wenn der Friede auf einen dauerhaften Fuß befeſtigt werden ſollte, eine ſolche Einrichtung getroffen werden, welche bei den verſchieden geſinnten Partheien, den Fürſten, und den Reichsſtädten, einen gleichen Beifall finden, und die thätige Mitwirkung aller Theile ſich verſprechen konnte. K. Albert II. glaubte, den wahren Weg, auf welchem man die Wünſche und Geſinnungen aller Theilnehmer endlich vereinigen könnte, gefunden zu haben; er trug auf ſeinem erſten Reichstag, welcher zu Nürnberg den 13. Jul. 1438 eröffnet wurde, auf eine Verordnung, wodurch alle perſönliche Fehde aufgehoben, und die Entſcheidung der Streitigkeiten den Austrägen, das iſt, den von beiden ſtreitenden Theilen gewählten Schiedrichtern überlaſſen werden ſollte, an, ließ aber durch Kaſpar Schlick, welchen er als einen eben ſo redlichen, als geſchickten Mann, als ſeinen Reichskanzler beibehalten hatte, den von einigen Fürſten gemachten Vorſchlag empfehlen, daß der Vollzug der Gerichte, die Beſtrafung der Ruheſtörer und ſchädlichen Leute, und die Handhabung des gemeinen deutſchen Friedens von einzelnen deutſchen Ländern übernommen, und mithin von beſondern Bezirken die darin zum Frieden geeigneten Anſtalten beſorgt und vollzogen werden ſollten. Dieſem zufolge ſollte ganz Deutſchland, Böhmen und

Oeſterreich ausgenommen in vier Bezirke, oder Kreiſe, getheilt, und in dem erſten Franken und Bayern, zu dem zweiten die Rheinländer und Schwaben, zu dem dritten der Niederrhein, Weſtphalen und die Niederlande, und zu dem vierten Ober- und Niederſachſen gerechnet, und jedem Kreis ein Hauptmann vorgeſetzt werden, welcher, ohne daß man ferner dem, oft ſehr weit entfernten, Kaiſer nachzureiſen, oder deſſen Ankunft abzuwarten nöthig hätte, alles Gericht und Recht nach den Vorſchriften des Landfriedens vermöge einer gemeinſchaftlichen Unterſtützung der zu einem Kreiſe gehörigen Stände, mit Nachdruck behaupten, und vollziehen ſollte; allein dieſem Vorſchlag ſetzten die Reichsſtädte, welche ſich zu einem fürſtlichen Kreishauptmann nichts Gutes verſahen, ſogleich ſo viele Bedenklichkeiten entgegen, daß die Sache bis auf den nächſten Reichstag, welcher auch wirklich noch den 16. Oct. deſſelben Jahres zuſammen kam, ausgeſetzt wurde. Auf dieſem legte Kaſpar Schlick, der ſich indeſſen darüber mit K. Albert benommen hatte, einen Entwurf vor, von welchem ſich dieſer verſprach, daß er den Fürſten und den Reichsſtädten gleich angenehm ſeyn würde. Gemäß deſſelben ſollte Deutſchland in ſechs Kreiſe getheilt, die Kreishauptmänner von den Ständen eines jeden Kreiſes gewählt, und denſelben aus den Herren, Rittern, und Reichsſtädten zehn Beiſitzer oder Räthe zugeordnet werden; aber auch dieſem Vorſchlage wurde widerſprochen, und nunmehr war er den Fürſten unangenehm, indem ſie ſich beklagten, daß ihre Hoheit und Würde zu ſehr herabgeſetzt würde, wenn Bürger mit ihnen, oder den, ihre Perſonen vorſtellenden, Richtern zu Gerichte ſäßen. Sie fanden eine ſolche Zumuthung ſo befremdend und ſeltſam, daß ſie dem unbeſtechbaren Kanzler Schlick eine Partheilichkeit für die Reichsſtädte Schuld gaben, von unmäßigen Freiheiten und Vorrechten, welchen dieſe entſagen müßten, ſprachen, und es dahin brachten, daß die Entſcheidung der Sache wieder auf den folgenden Reichstag verlegt wurde; allein auf dieſem, welcher im Frühjahr 1439 zu Mainz gehalten wurde, kamen ganz andere Sachen vor, und die Kreiseintheilung (und mit ihr die Abſtellung des Fauſtrechts) unterblieb, was wohl ſo leichterdings nicht geſchehen ſeyn würde, wenn es dem K. Albert möglich geweſen wäre, jenen erſten zwei Reichstagen in Perſon beizuwohnen, oder die Sache in der Folge ernſthafter vor ſich zu nehmen.

K. Albert wurde beim Antritt ſeiner Regierung durch eben dieſelben Hinderniſſe, welche Kaiſer Sigmund und der größte Theil der vorhergehenden Kaiſer erfuhr, abgehalten, ſich für das deutſche Reich mit dem unmittelbaren perſönlichen Nachdrucke zu verwenden, als er dieß herzlich gerne gethan haben würde, wenn er ſonſt keine, als allein die Angelegenheiten Deutſchlands zu beſorgen gehabt hätte. Er wurde von ſeinem Schwiegervater, dem Kaiſer Sigmund, wie in deſſen Leben vorkam, zum König von Ungarn und Böhmen beſtimmt, und die Nachfolge in dieſen Königreichen zog ihm ſogleich eben ſo unangenehme, als zeitraubende Unruhen zu. Zwar haben ihn die Stände von Ungarn noch im Jahre 1437 den 19. Dec. zu ihrem König gewählt, und den 1ten Jenner 1438 zu Weiſſenburg, nebſt ſeiner Gemahlinn, Eliſabeth, gekrönt, doch mit der merkwürdigen Bedingniß, welche ihm gleichwohl wieder nachgelaſſen wurde, daß er, um als ein ächter ungariſcher König für das Beſte von Ungarn ſich verwenden zu können, die deutſche Krone nicht annehmen ſollte; allein in Böhmen gieng die Wahl und Krönung deſto weniger mit gleicher Einſtimmigkeit und Ruhe vor ſich. Albert wurde zwar von den katholiſchen Ständen, an deren Spitze Ulrich von Roſenberg, Meinhard von Neuhaus u. a., dann die Prager Städte, u. a., waren, für den rechtmäßigen König erkannt, und in der Schloßkirche zu Prag von dem Biſchof von

Olmüz den 29. Juni 1438 feierlich gekrönt; aber mit dieſem Vorgang waren bei weitem nicht alle Böhmen verſtanden. Die Taboriten, Utraquiſten, nämlich diejenigen, welche vermöge der Compactaten fortfuhren, das heilige Abendmahl unter beiden Geſtalten zu empfangen, verſahen ſich zu einem König, deſſen Eifer für die römiſch-katholiſche Religion ſie bereits während des huſſitiſchen Krieges kennen lernten, nichts Gutes, und ihre Häupter, Heinrich Placzek, Ales von Sternberg u. a., denen ſich vierundzwanzig königliche Städte beigeſellten, faßten unverzüglich den Entſchluß, ſich einen andern König, von dem ſie ſich alle Nachgiebigkeit verſprachen, zu wählen. Sie verfielen auf einer Verſammlung zu Tabor auf den polniſchen, noch unmündigen Prinzen, Kaſimir, einen Bruder des polniſchen Königs Uladislaus, der ſich auch, ungeachtet ihm die katholiſchen Stände durch eine Geſandtſchaft die dringendſten Gegenvorſtellungen machten, um ſeinen Bruder annahm, und ſogleich 6000 polniſche Reiter nach Böhmen dem Heinrich Placzek zur Unterſtützung ſchickte, mit welchen dieſer, der jetzt bereits ein Heer von 15,000 Mann beiſammen hatte, die Güter derjenigen, welche den Albert gewählt und gekrönet hatten, verheerte. Es kam nunmehr zu einem Krieg, der aber zum Vortheil des Albert, welcher bei dieſem Vorfalle eine ungemeine Thätigkeit, und eine eben ſo kluge, als gemäßigte Herzhaftigkeit zeigte, bald geendigt, wenigſtens beigelegt wurde; er hatte mit der größten Geſchwindigkeit eine Armee von 30,000 Mann, bei welchen ſich der Kurfürſt Friedrich von Sachſen mit 5000 Mann, der Pfalzgraf Chriſtoph mit 2000, und der Markgraf Albert zu Brandenburg ebenfalls mit einigen tauſend befanden, geſammelt, ſchloß mit derſelben die Stadt Tabor, in welche ſich Heinrich Placzek zurückzuziehen genöthigt war, ein, und verſetzte die Belagerten, denen er ſechs Wochen hindurch die Zufuhr von allen Lebensmitteln abſchnitt, in einen Zuſtand, bei welchem ſie, wiewohl ſie endlich durch einen böhmiſchen Partheigänger, Georg von Podiebrad, glücklich entſetzt wurden, alle Neigung verloren, in ihrer damals mißlichen Lage länger auszuhalten. Die Polen, welche ihre Pferde während der Belagerung meiſtens aufgezehrt hatten, und zu Fuß nicht ſtreiten wollten, eilten nach Hauſe, und auch die übrigen Truppen zerſtreuten ſich. Der König Uladislaus ſetzte zwar noch einige Zeit ſeine Feindſeligkeiten mit vieler Grauſamkeit, indem er Schleſien ſehr mißhandelte, aber mit einem ſchlechten Erfolg für ſich, fort, und bald darauf gelang es dem K. Albert, durch die Herren Mainhard von

Neuhaus, und Ulrich von Roſenberg, welche er zu Statthaltern von Böhmen ernannte, die Utraquiſten zu beruhigen, und durch einen Vergleich den Mißhelligkeiten ein Ende zu machen.

Unter allen Geſchäften, auf deren Fortgang und Entſcheidung K. Albert durch ſein Anſehen, und ſeinen Einfluß wirken ſollte, waren keine größern Schwierigkeiten unterworfen, als welche die Befeſtigung einer dauerhaften Eintracht zwiſchen der Kirchenverſammlung zu Baſel, und dem römiſchen Hof in ſich hielt. Wir haben im Leben des Kaiſers Sigmund gehört, daß zwiſchen dieſer Kirchenverſammlung, und dem damaligen Pabſt Eugen IV. eine heftige Uneinigkeit entſtanden, und daß dieſe endlich durch die Bemühungen des Kaiſers glücklich beigelegt worden iſt; allein das Einverſtändniß des Pabſtes mit den Vätern zu Baſel war von einer ſehr kurzen Dauer. Dieſe fuhren mit ihrer Kirchenverbeſſerung fort, und erklärten die Annaten, die Sporteln für das Pallium, und bald darauf die päbſtlichen Reſervationen für aufgehoben; ſie erließen ferner wegen der künftigen Pabſtwahl, wegen der Zahl und den Eigenſchaften der Kardinäle Verordnungen, und ſchrieben ſogar wegen der Wiedervereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche einen Ablaß aus. Zu dieſer Wiedervereinigung machten die mißlichen Umſtände, in welche damals das griechiſche Kaiſerthum, gemäß ſeiner lange durch leeren Prunk und Trägheit herbeigeführten innern Schwäche verfallen war, einige Hoffnung. Die Türken hatten ſich des ganzen griechiſchen Reiches, die Hauptſtadt Konſtantinopel ausgenommen, bemächtigt, und der griechiſche Kaiſer ergriff jetzt das einzige Mittel, das ihm in ſeiner Lage noch übrig zu ſeyn ſchien, ſich vom gänzlichen Untergange zu retten, nämlich eine Ausſöhnung und Wiedervereinigung mit der lateiniſchen, oder abendländiſchen Kirche vorzuſchlagen; wobei er ſich auf die nachdrücklichſte Unterſtützung derſelben Rechnung machte; er wandte ſich mit ſeinem Patriarchen an die Kirchenverſammlung zu Baſel, welche ihm auch unverzüglich verſprach, daß ſie ihm auf eigene Koſten bewaffnete Schiffe entgegen ſchicken, und nach Baſel oder Avignon wolle überbringen laſſen; allein Pabſt Eugen IV. kam der Ausführung dieſer Anerbietung zuvor; er ſchrieb ſogleich eine neue Kirchenverſammlung nach Ferrara aus; und ließ ſich große Summen koſten, um die Häupter der griechiſchen Kirche zu bewegen, daß ſie nach Italien, und nach dem von ihm veranſtalteten Concilium kommen möchten. Der griechiſche Kaiſer, der griechiſche Patriarch, und andere vornehme und gelehrte griechiſche Geiſtliche kamen im Anfange des Jahres 1438 wirklich in Venedig an, und wurden von einer anſehnlichen päbſtlichen Geſandtſchaft unter großen Ehrenbezeigungen nach Ferrara begleitet. Dieſer Schritt ſowohl, als die Bemerkung, daß ſich Pabſt Eugen an jene Verordnungen, welche wegen den Annaten u. a. erlaſſen worden waren, nicht halte, ſetzte die Väter zu Baſel in volle Bewegung. Sie ſtellten ſich um ſo mehr vor, daß die Abſichten des Pabſtes auf nichts anderes, als auf ihre Auflöſung ziele, als ſich wirklich einige von ihnen die Verlegung einer neuen Kirchenverſammlung nach Italien gefallen ließen, und ſchritten, um ſich zu Baſel zu erhalten, neuerdings wieder zu ſolchen Maßregeln, bei welchen eine neue Trennung unvermeidlich war. Sie widerſprachen der Zuſammenberufung einer neuen Kirchenverſammlung, gaben dem Pabſt eine Zeitfriſt, binnen welcher er dieſelbe widerrufen ſollte, und ſchritten, nach dem Verlaufe derſelben, vollends zur Suſpenſion des Pabſtes. Dieſe traurigen Umſtände waren eben eingetreten, als ſich die Kurfürſten zu einer neuen Königswahl, welche auf Albert II. ausfiel, zu Frankfurt verſammelten. Dieſe wurden von beiden Theilen um ihren Beitritt erſucht, erklärten ſich aber, um nicht die Gefahr des Uebels noch zu vergrößern, einen Tag vor der Wahl, daß künftig von keinem Theil eine Verordnung oder ſonſt ein Schluß angenommen, ſondern daß bis zur Zeit, wo man mit dem neuen deutſchen Oberhaupt über beſtimmte Maßregeln übereingekommen ſeyn würde, die deutſchen Kirchen durch die ordentliche Gerichtsbarkeit ihrer Biſchöfe regiert werden ſollten. Dieſe Erklärung wiederholten ſie wenige Tage nach der Wahl, wobei ſie ſich noch weiter dahin vereinigten, daß ſie zwar zur Herſtellung der Kircheneinigkeit alles, was in ihren Kräften ſtände, beitragen, in dem Falle aber, daß ihre Bemühungen vergeblich ſeyn ſollten, dennoch einträchtiglich und als chriſtliche Fürſten in den Sachen beieinander halten und bleiben, und nicht von einander ſcheiden wollten. Sie machten auch wirklich an den Pabſt ſowohl, als an die Baslerväter Abordnungen, und trugen beiden Theilen ihre Vermittlung an, zu welcher ſich auch der neugewählte König Albert II. anbot; allein zu einem glücklichen Erfolg ſchien gleich anfangs ſehr wenig Hoffnung vorhanden zu ſeyn. Die Baslerväter ſchickten auf die oben erwähnten zwei Reichstage zu Nürnberg Abgeordnete, welche, ſo eifrig ſich auch die Kurfürſten verwendeten, ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich die Verlegung der Kirchenverſammlung an einen für die Griechen bequemern Ort gefallen laſſen möchten, unabbringlich auf ihrer Behauptung, daß ſie zu Baſel rechtmäßig verſammelt wären, und daſelbſt verſammelt bleiben wollten, verharrten. Im Jahre 1439 wurde der obenerwähnte Reichstag zu Mainz, auf welchem die Abtheilung der deutſchen Länder in Kreiſe hätte vor ſich gehen ſollen, gehalten. Auch dieſem Reichstag, der ſehr glänzend war (die drei geiſtlichen Kurfürſten erſchienen auf demſelben in Perſon) konnte König Albert II. nur durch ſeine Geſandte beiwohnen, welche indeſſen, gleichwie ſie die Perſon ihres Monarchen vorſtellten, auch pünktlich nach deſſen Geſinnungen handelten. Die Basler hatten dießmal den Patriarchen von Aquileja nebſt einigen Biſchöfen und Doktoren abgeordnet, welche der Reichsverſammlung die bis dahin gemachten Dekrete des Baslerkonciliums vorlegten. Dieſe Dekrete wurden, doch mit gewiſſen Erläuterungen und Einſchränkungen, von den Deutſchen durch ein förmliches Dekret angenommen; auch wurde, in Rückſicht auf den Unterhalt des Pabſtes, bewilligt, daß künftig als eine willkührliche Beihilfe, doch ohne Nachtheil der Freiheiten der deutſchen Kirchen, und nur bis auf die Zeit des nächſten allgemeinen Conciliums, von den erzbiſchöflichen, biſchöflichen, und exemten Kloſterkirchen der vierte Theil von demjenigen, was ſie bei einer Erledigung ſonſt der päbſtlichen Kammer zu erlegen ſchuldig waren, von den übrigen Beneficien aber der zehnte Theil ihrer Einkünfte bei ihrer Erledigung abgereicht, und daß von dieſen Geldern die Hälfte dem Pabſt, als ſeine Proviſion, gezahlt, die andere Hälfte aber für die Bedürfniſſe der Biſchöfe und Bisthümer verwendet werden ſollte. Was aber die Suſpenſion des Pabſtes betraf, ſo wiederholten die deutſchen Fürſten ihre Aeußerung, und K. Albert erklärte ſich durch ſeine Geſandtſchaft ebenfalls dahin, daß man dieſelbe deutſcher Seits niemals genehmigen, ſondern an die bereits erklärte Neutralität ſich halten wollte; indeſſen wurden zur Ausſöhnung des Pabſtes mit dem Concilium verſchiedene Vorſchläge feſtgeſetzt, deren Hauptinhalt darin beſtand, daß das Concilium zu Baſel binnen fünfzehn Tagen aus den Städten Straßburg, Regensburg, oder Mainz eine zur Haltung eines allgemeinen Conciliums wählen ſollte, wovon man dem Pabſt, und ſämmtlichen Theilnehmern ſogleich Nachricht ertheilen, und ihre Wahl und Einwilligung erholen würde; allein dieſer Vorſchlag mißfiel allen Theilen, und ſchien die Veranlaſſung zu einem noch auffallendern Schritt der Kirchenverſammlung zu Baſel wider Pabſt Eugen IV. geworden zu ſeyn, wie im Leben K. Friedrichs III. geſagt werden ſoll.

Die ganz beſondere Klugheit und Mäßigung, welche K. Albert II. in ſeinem bisherigen Benehmen gezeigt hatte, gewann ihm eine allgemeine und aufrichtige Achtung und Liebe aller ſeiner Unterthanen, und die deutſchen Fürſten zumal hofften zuverſichtlichſt, daß von einem Oberhaupte, welches nicht nur die vollkommenſte Kenntniß der deutſchen Verfaſſung, und den beſten Willen, ſondern zur Ausführung ſeiner königlichen Abſichten und Geſinnungen auch im vollen Maaße die gehörige Hausmacht und Tapferkeit beſaß, die muthwilligen Partheigänger einmal mit Nachdruck eingeſchränkt, und gute, auf innerliche Eintracht und öffentliche Sicherheit abzweckende Geſetze die Oberhand erhalten würden. König Albert befand ſich, während des Reichstages zu Mainz, auf einem Heereszug wider die Türken. Der Sultan Amurat II. hatte ſich Serviens bemächtigt, und ſich mit 130,000 Mann um die Stadt Zendrew gelagert. Die Bitten ſowohl des damaligen Beherrſchers von Servien, Georg, als die nahe Gefahr, daß auch Ungarn von den grauſamen Barbaren (der Sultan eroberte die Feſtung, ließ die ſämmtlichen Einwohner ermorden, und zwei zurückgebliebenen Söhnen des Georg mit glühenden Eiſen die Augen ausſtechen) überfallen werden möchte, veranlaßten den K. Albert, durch eine herzhafte Unternehmung, ſein Königreich Ungarn, und deſſen Grenzländer für die Zukunft ſicher zu ſtellen; er eilte an der Spitze eines Heeres, das in nicht mehr als 24,000 Mann beſtand, nach Servien, um die Barbaren zu züchtigen, und ihnen zu zeigen, wie ſehr er ſie verabſcheue und verachte. Bei ſeiner Annäherung zog ſich Amurat zurück, und Albert wurde durch den unglücklichſten aller Zufälle außer Stand geſetzt, ihn zu verfolgen; er wurde von der rothen Ruhr, ſo wie ein großer Theil ſeines Heeres, ergriffen, und zog ſich nach Oeſterreich, wo er geſund zu werden hoffte, mit der größten Sehnſucht zurück; allein zu Langendorf, zwiſchen Gran und Wien, ſtarb er den 27. Oct. 1439, und wurde zu Stuhlweiſſenburg begraben. Die Beſtürzung, in welche die ſämmtlichen Unterthanen und Untergebenen durch die Nachricht dieſes traurigen Zufalles verſetzt wurden, läßt ſich eher empfinden als beſchreiben.

Alle gleichzeitigen Geſchichtſchreiber ſtritten gleichſam in die Wette, ſeine guten Eigenſchaften, welche ſich auf Thatſachen gründeten, zu preiſen, und ſein Andenken zu ſegnen. Das Gute, das während ſeiner Regierung ſeinen Unterthanen zufloß, geſchah nicht bloß unter ihm, durch eine zufällige und glückliche Zuſammenſtimmung verſtändiger und rechtſchafſeiner Miniſter, ſondern von ihm durch eigenes, perſönliches Denken und Thun. Man hat viele ſinnreiche Reden und Denkſprüche voll des rührenden und wahren Sinnes von ihm aufgezeichnet. Als er vom Kaiſer Sigmund, nachdem er dieſem Herrn im Huſſitenkrieg Hilfsvölker verſprochen hatte, gefragt wurde, welchen Feldherrn er über ſeine Truppen ſtellen würde, gab er zur Antwort: „Wenn ich mein Heer von einem andern wollte anführen laſſen, wie ſollte man mich dann einen Herzog von Oeſterreich nennen?“ Als einſt von der damals herrſchenden Unſicherheit der Regenten die Rede war, ſagte er: „Ein Regent iſt nirgends ſicherer, als in der Mitte ſeiner Unterthanen, wenn er ſie gerecht regiert.“ Keinen Spruch aber führte er, zum Beweis, daß er nicht bloße Leute, ſondern die Menſchen kannte, öfters im Munde, als dieſen: „Das größte Glück auf Erden iſt ein treuer Freund.“ K. Albert legte den Grund zu Oeſterreichs nachmaligen Macht und Größe, und die Kaiſerkrone blieb nach ihm über dreihundert Jahre bei ſeinem Haus.

Von ſeiner Gemahlinn Eliſabeth († 1442) erhielt er vier Kinder, als zwei Söhne Georg, der im zehnten Jahre ſeines Alters (1433) ſtarb; Ladislaus, welcher erſt nach ſeines Vaters Tod geboren wurde; dann zwei Töchter

Anna und Eliſabeth, wovon jene an Herzog Wilhelm von Sachſen, dieſe an Caſimir von Polen vermählt wurde.

Friedrich III.

1440 — 1493.

Inhalt. Kaiſer Friedrichs Reformation 1442 ſchlug die böhmiſche Krone aus; deſſen verunglückte Abſichten auf die Schweizerländer; deſſen Benehmen mit dem römiſchen Hof. Concordata zu Aſchaffenburg 1448; deſſen Krönung und Vermählung in Rom 1452; wurde von den Ungarn und Böhmen bei Seite geſetzt, und in Oeſterreich ſehr gekränkt. Deſſen geringer Antheil an den Begebenheiten im Reich; an den Türkenkriegen. Hintritt 1493. Gemahlinn, Kinder.

Friedrich, unter den deutſchen Königen dieſes Namens III. *), wurde zu Frankfurt nach einem kurzen Zwiſchenreiche von drei Monaten, den 2. Hornung 1440 zum deutſchen König gewählt; er war der ältere Sohn Erneſts des Geharniſchten, ſteyermärkiſcher Linie, ein Enkel Leopolds des Guten, welcher in der Schlacht bei Sempach umkam, ein Urenkel Alberts des Weiſen, eines Sohnes Kaiſer Alberts I. Man ſtellte ſich in dem jungen Friedrich (er war jetzt vierundzwanzig Jahre alt) einen würdigen Nachfolger König Alberts II. vor, und die ſchönen Eigenſchaften, welche man bis dahin an ihm bemerkt zu haben glaubte, ſchienen den großen Erwartungen allerdings zu entſprechen; er ſchätzte, was auch in der That gute, und gutgeleitete Anlagen verrieth, die damals aufkeimende beſſere Gelehrſamkeit ungemein, und ſuchte den Umgang mit geſchickten und denkenden Köpfen, welche er bei jeder Gelegenheit auszeichnete, und wo er konnte, belohnte; er war fromm, ſittſam, gerecht, und hörte gerne jeden guten Rath, ohne darum ſeinen Rathgeber, wenn ihm die Ausführung ihrer Mei-

---

*) Er wurde ehemals von einigen, welche Friedrich den Schönen, wiewohl irrig, unter die deutſchen Könige zählten, der IV. genannt.

nungen nicht rathſam ſchien, mit blinder Anhänglichkeit zu folgen. Was ihn aber vor allen Dingen empfahl, war ſeine ganz beſondere Neigung zum Frieden, die in ſeinem ganzen Betragen ſo entſchieden hervorleuchtete, daß man ſich zu einem allgemeinen Frieden, deſſen ſich Deutſchland unter ſeiner Regierung bald zu erfreuen haben würde, im Voraus Glück wünſchte.

Der Anfang von K. Friedrichs Regierung ſchien die hohe Meinung, welche man ſich von ihm feſtgeſetzt hatte, zu rechtfertigen. Auf dem erſten Reichstage, welcher im Jahre 1441 zu Mainz gehalten wurde, kamen ſogleich die wichtigſten der damaligen Angelegenheiten, nämlich die Verſöhnung des römiſchen Hofes mit der Kirchenverſammlung zu Baſel, von welcher nachher die Rede ſeyn ſoll, dann die Bewirkung eines allgemeinen und dauerhaften Landfriedens in Deutſchland zur Sprache, und da ſich, ehe dieſer befeſtiget wurde, nichts dauerhaft Gutes verſprechen ließ, ſo gewann es auch das Anſehen, als wollte man ſich endlich dieſem Geſchäft mit Ernſt unterziehen. Dabei wurde aber jener gutgemeinte Entwurf K. Alberts II., der, wie wir hörten, Deutſchland in Kreiſe theilen wollte, nicht zum Grund gelegt, ſondern es wurde vorgeſchlagen, daß für ganz Deutſchland ein Kammergericht, vier

Hofgerichte, ſechzehn Landgerichte, und vierundſechzig Freigerichte angeordnet werden ſollten. Da eine ununterbrochene traurige Erfahrung gelehret hatte, daß durch das unter den hohenſtaufiſchen Kaiſern nach Deutſchland verpflanzte römiſche Recht die Gerichtshändel überall verwirret, und in die Länge gezogen, die Partheien aber durch muthwillige und gefliſſene Streitigkeiten der Sachwalter unter ſich nicht weniger, als ſelbſt durch die offenen Fehden geſchah, gekränkt wurden, ſo kam ein Vorſchlag zum Vorſchein: „daß alle Doktores der Rechten im heil. römiſchen Reich deutſcher Nation am Kammergericht, bei keinen Rechten, und in keines Fürſten oder andern Räthen mehr gelitten, ſondern ganz abgethan werden ſollen, weil ihnen das Recht mehr, dann den Layen (Ungelehrten) verſchloſſen iſt, und kann ihrer keiner einen Schlüſſel dazu finden, bis beide Theile arm werden, oder gar verdorben ſind. Sie ſind Stiefväter und nicht die rechten Erben der Rechte, denn ſie nehmen ihnen den Grund der Wahrheit, und bringen durch ihren unordentlichen Geiz das Recht zu einem ſolchen Unglauben, daß kein Frommer ſein Vertrauen mehr darein ſetzen kann.“ Von dieſer Verordnung kam aber ſo wenig jemals etwas zu Stand, und das Gegentheil wurde vielmehr dergeſtalt allgemein und herrſchend, daß man zuletzt wohl gar zweifelte, ob ſie auch jemals verordnet worden; doch dieſem erſten Reichstag wohnte K. Friedrich nicht perſönlich bei, was bei dem zweiten geſchah, welcher im Juli und Auguſt 1442 zu Frankfurt gehalten, und vor deſſen Eröffnung K. Friedrich vom Erzbiſchof Theodorich von Köln zu Aachen gekrönt wurde. Auf dieſem Reichstag gab K. Friedrich einen berühmten Reichsabſchied, welcher unter dem Namen von Friedrich III. Reformation bekannt, und in mancher Rückſicht ſehr merkwürdig iſt *), heraus. In der Bulle wurde mit Rath der Kurfürſten, Fürſten, Grafen, Freien, Herren, Ritter, Knechte und Städte beſchloſſen, und von K. Friedrich ſämmtlichen Reichsſtänden, welche er ſeine und des Reiches Unterthanen, ſich aber ihren oberſten Herrn nannte, befohlen, daß man (gemäß des Inhaltes der goldenen Bulle Kaiſer Karl IV.) Niemand befehden ſoll, dem man nicht drei Tage zuvor, ehe man ihn angreifen würde, abgeſagt hätte. Dann wurde wegen den Pfandungen, wegen welchen immerzu Händel entſtanden, ebenfalls nach dem Inhalt älterer Verordnungen, feſtgeſetzt, wie man zu pfänden befugt ſeyn, und wohin man die gepfändeten

---

*) Schmids Reichshiſtorie. Jena 1759.

Sachen bringen ſoll. Den Bauern und Ackersleuten ſollten ihre Werkzeuge nicht beſchädigt, noch abgenommen, ſie ſelbſt ſollen, ſo wie die Geiſtlichen, die Kindbetterinnen, die Kranken, die Pilgrime und Kaufleute des ſichern Friedens zu genießen haben. Man ſoll keinen herrnloſen reiſigen Knecht dulden, und „es ſoll auch menigclich, es ſeyen Fürſten, Herren, oder Stett, in welichem State oder Weſen di ſeyen, in Ihren Landen, Steten und Gebieten mit Iren Amtlewten, auch ſunſt ernſtlich und veſticlich ſchaffen, vnd beſtellen, das füro dhein (kein) gewachſner knecht, den mit merckhlicher kranckheit ſeines Leibs nicht beladen, vnd ein müſſiggenger ſey, nit geduldet, auch nit erber redlicher vnd begengklicher leipnarung für ſich ſelber habe, in Iren lannden Steten und gebieten nit gehalten, noch gelitten ſunder verſmecht vnd ausgetriben werden.“ Endlich wurden wegen dem Vehm oder weſtphäliſchen Gericht, von welchem in der Folge die Rede ſeyn wird, dann wegen dem damals ſehr übel beſtellten Münzweſen Verbeſſerungen befohlen, und auf die Uebertretung dieſes Reichsabſchiedes eine Strafe von hundert Mark löthigen Goldes geſetzt. — Wiewohl nun durch dieſe ſogenannte Reformation in der Folge kein Mißbrauch noch Unfug im Ernſte reformirt wurde, ſo wurde gleichwohl zur Zeit, da ſie erſchien, der gutſcheinende Wille des K. Friedrich mit dankbarem Beifalle aufgenommen.

Auch empfahl ſich K. Friedrich bei Großen und Niedern durch ſeine Erklärung bei der Beſetzung des Königreichs Böhmen. Die Königinn Eliſabeth, Wittwe K. Alberts II., wurde vier Monate, nach deſſen Hintritt, zu Comorra in Ungarn, bei offenen Thüren, und in Gegenwart des ungariſchen Palatins mit einem Prinzen, genannt Ladislaus, Posthumus (den Nachgebornen) entbunden, und die katholiſchen Stände erklärten ſich ſogleich für ihn; allein die Utraquiſten verlangten, wenigſtens ſo lange, bis der junge Ladislaus das geſetzmäßige Alter erreicht haben würde, einen König, und ihre Erklärung erhielt die Oberhand. Sechzehn Herren, dreizehn Ritter, drei Bürgermeiſter der Stadt Prag, und ein Bürger aus jeder Kreisſtadt bekamen den Auftrag, einen König zu wählen. Ihre Wahl fiel zuerſt auf den Herzog von Bayern-München, Albert III., als welcher ſich in ſeiner Jugend an dem Hofe des Kaiſers Wenzel bei ſeiner Vatersſchweſter, der Königinn Sophia, aufgehalten, und die böhmiſche Sprache nebſt einer vollkommenen Kenntniß der böhmiſchen Verfaſſung erlernt hatte. Als dieſer Prinz die ihm zugedachte Ehre ausſchlug, weil es, wie er ſich gegen die Abgeordneten erklärte, ein Unrecht ſeyn würde, dieſelbe anzunehmen, fiel eine neue Wahl auf Friedrich von Oeſterreich, welcher damals bereits zum deutſchen Könige gewählt worden war, aus; aber K. Friedrich betrug ſich nicht weniger großmüthig, als der Herzog von Bayern; er weigerte ſich nicht nur, die Krone anzunehmen, ſondern nahm nicht einmal die Regentſchaft an, und rieth vielmehr den Böhmen, ſich ſelbſt aus ihrer Nation erfahrene und würdige Männer zu wählen, und denſelben die Verwaltung des Königreichs ſo lange, bis ihr rechtmäßiger König zu ſeinen mündigen Jahren gekommen ſeyn würde, zu übertragen. Die Böhmen befolgten auch dieſen Rath, und erkießten zwei Männer aus dem Herrnſtand, Meinhard von Neuhaus, und Heinrich Placzek von Lippa, von denen der erſtere das Haupt der Altkatholiſchen, der andere das Haupt der Utraquiſten war. Die gerechten Geſinnungen, welche Friedrich bei dieſer Gelegenheit äußerte, wurden um ſo mehr gut aufgenommen, als es jetzt nur in ſeiner Willkühr geſtanden, Böhmen an ſich zu reiſſen, und vielleicht nicht unmöglich geweſen wäre, ſich auch des Königreichs Ungarn, oder wenigſtens der Statthalterſchaft über daſſelbe zu bemächtigen.

Hier betrug ſich die Königinn Wittwe Eliſabeth, als Mutter des Ladislaus, auf eine ſehr edle Art. Der größte und entſcheidende Theil der ungariſchen Stände ſtimmte unmittelbar nach dem Hintritte des Königs Albert dahin, daß für das Königreich Ungarn ein neuer König gewählt werden müſſe, und vereinigte ſich in der Perſon des Königs von Polen, Uladislaus VI., als bei welchem ſie ſich die Hoffnung machten, daß er, wenn ihm die Macht zweier Königreiche zu Gebot ſtände, mehr, als hinlänglich im Stande ſeyn würde, dem Eindringen der Türken, von deren Uebermuth ſie eine ſchlimme Zukunft zu befürchten hatten, mit Nachdruck zu begegnen. Zur Beruhigung der Königinn Eliſabeth machten ſie den Vorſchlag, daß ſie, weil ſie ſich noch bei guten Jahren befände, den ebenfalls noch jungen neuen König Uladislaus heirathen ſollte. Die Königinn, welche kein anderes Mittel, als Thränen und Vorſtellungen hatte, eine neue Königswahl zu verhindern, gab doch mit der Bedingniß ihre Einwilligung, daß die Geſandten der Ungarn, welche von ihrer Reiſe nach Polen nicht abzuhalten waren, in dem Fall, daß ſie indeſſen mit einem Prinzen entbunden würde, ſogleich wieder zurückkehren ſollten. Sie hatte, wie wir hörten, wirklich das Glück, einen Prinzen zur Welt zu bringen, und die ungariſchen Geſandten, welche ſich noch auf dem Weg befanden, wurden davon unverzüglich benachrichtigt; aber dieſe fanden nicht für gut, der Königinn zu willfahren; ſondern brachten ihren erſten Auftrag bei dem polniſchen Prinzen an, welcher die ihm angebotene Krone nicht nur mit Freuden annahm, ſondern ſogleich alle Anſtalt machte, dieſelbe, wenn es erforderlich ſeyn ſollte, mit bewaffneter Hand zu behaupten; aber die Königinn kam, wie ſie ſich wenigſtens ſchmeichelte, dem Vollzug ſeiner Abſichten zuvor, ſie begab ſich, ſobald es ihre Umſtände zuließen, nach Stuhlweiſſenburg; und ließ in der Stephanskirche daſelbſt den jungen Prinzen, den ſie auf ihrem Schooſe hielt, im Beiſeyn und mit dem lauten Beifall vieler Großen des Reichs, vom Kardinal und Erzbiſchof von Gran, Dioniſius, zum König von Ungarn krönen, ſalben und ſegnen. Ihre mütterliche Zärtlichkeit gieng noch weiter. Da ſie mehr, als eine Nachricht erhielt, daß der polniſche Prinz wirklich im Anzuge ſey, nahm ſie, in der Meinung, die Krönung deſſelben zu verhindern, die altungariſche Krone, welche man bis dahin für ein nothwendiges Stück bei neuen Krönungen gehalten hatte, unvermerkt zu ſich, und verfügte ſich mit dem jungen König (wir werden ſogleich ſehen, mit welchem Erfolg) nach Preßburg, um dem K. Friedrich III., als auf deſſen thätigſten Beiſtand ſie ſich auf alle Fälle verlaſſen zu können glaubte, näher zu ſeyn.

Während dieſen Begebenheiten verwickelte ſich K. Friedrich III. in einen Krieg mit den Eidgenoſſen, der für ihn ſehr ſchlimme Folgen hatte, und über ſeinen Charakter ein ſehr nachtheiliges Licht verbreitete. Im Jahre 1436 ſtarb der letzte Graf von Toggenburg, Friedrich, und die Zürcher und Schweizer ſtritten ſich um ſeine Erbſchaft. Dieſe letztern wurden von den übrigen Eidgenoſſen unterſtützt, und der Streit endigte ſich nach einigen kurzen Fehden zu ihrem Vortheil; allein dieſe abgenöthigte Beilegung der Sache drang den Zürchern tief ins Herz, und da ſie ſeitdem auf jede Gelegenheit lauerten, bei welcher ſie ſich günſtigere Ausſichten verſchaffen könnten, ſo wurden ſie jetzt einig, ſich an das Haus Oeſterreich, wider welches ſie ſich vor wenigen Jahren mit andern helvetiſchen Städten vereiniget hatten, zu wenden. Ihre Abgeordneten trugen dem K. Friedrich III., während deſſen Krönung zu Aachen, ihr Bündniß an, huldigten ihm, und boten ihm die Grafſchaft Kyburg, welche ſie ihm bald darauf wirklich abtraten, an. K. Friedrich III. nahm dieſes Bündniß mit Freuden an, und indem er den Zürchern ſeine Unterſtützung verſprach, ſchmeichelte er ſich mit der zuverſichtlichſten Hoffnung, jene Ländereien, welche von den Eidgenoſſen dem Hauſe Oeſterreich entriſſen worden waren, wieder gewinnen zu können. In dieſer Abſicht ließ er nichts unverſucht, ihren Bund zu trennen, gewann Rappersweil und Winterthur, daß ſie ihm huldigten, beſtätigte der Stadt Solothurn, welche ſich eben zur Zeit bei jenem Bunde nicht befand, dann dem Kanton Uri ſeine Freiheiten, den übrigen Kantonen aber ſchlug er dieſe Beſtätigung nicht nur ab, ſondern forderte geradezu den ſeinem Hauſe entriſſenen Aargau zurück, und gab den übrigen Kantonen zu verſtehen, daß er ſich die Zurückgabe deſſen, was ſeinem Hauſe zugehörte, wenn dieſelbe nicht gutwillig geſchehen ſollte, wohl ſelbſt zu verſchaffen wiſſen würde. Um zu zeigen, wie wenig er ſich vor ihnen fürchte, durchzog er mit tauſend Reitern alle beträchtlichern helvetiſchen Staaten, wo ihn die redlichen und deutſchgeſinnten Eidgenoſſen mit Ehrerbiethung empfiengen, bewirtheten, und beſchenkten. Da indeſſen dieſe wohl ſahen, daß ihnen das Bündniß der Zürcher mit Oeſterreich, und die Nachgiebigkeit anderer Kantone am Ende höchſt nachtheilig werden könnte, ſo dachten ſie im Ernſte darauf, wie ſie die ihnen gefährlichen Geſinnungen einiger Helvetier für Oeſterreich, ehe dieſe ſich mehr befeſtigten, noch in Zeiten zerſtören könnten, und der Kanton Schweiz, deſſen Beiſpiele auch bald andere Eidgenoſſen, welche aus dieſer Urſache ſeit dieſer Zeit überhaupt Schweizer genannt wurden, folgten, kündigte im Jahre 1443 dem K. Friedrich den Krieg an. Nichts ſchien nun natürlicher zu ſeyn, als daß K. Friedrich, nachdem er an die Eidgenoſſen ſolche Erklärungen und Drohungen, bei denen er einen Krieg voraus ſehen konnte, erlaſſen hatte, zu dieſem auch hinlänglich gerüſtet, und daß er überhaupt gefaßt ſeyn würde, ſein Anſehen, mit welchem er ſo groß that, zu behaupten; allein er war es nicht, und er ſchien die Macht und den Muth der Eidgenoſſen weit weniger zu achten, als er bei einiger Ueberlegung der Umſtände hätte thun ſollen; er ſchickte den Zürchern, welche ſich indeſſen durch die Abbrennung eines Dorfes im Kanton Zug den Haß und Abſcheu anderer Kantone zugezogen hatten, achthundert und etliche Reiſige zur Unterſtützung, welche wider die Eidgenoſſen, deren Unwille bis zur Wuth ſtieg, nichts vermochten. Einige hundert Zürcher wurden im Angeſicht ihrer Stadt erſchlagen, und das Kriegsfeuer griff ſo gräßlich um ſich, daß K. Friedrich nichts verfänglichers thun zu können glaubte, als dieſen Krieg für einen deutſchen Reichskrieg zu erklären, und die deutſchen Fürſten und Reichsſtädte zur augenblicklichen Herbeiſchaffung der ſie in ſolchen Fällen treffenden Mannſchaft aufzurufen. Allein hier wurde er zum erſten Mal gewahr, daß zwar (wie dieß immer mehr gleichſam zum Sprichwort ward) bei ihm das Befehlen, aber bei den Fürſten und Reichsſtädten das Gehorchen ſtände. Jene ließen ihm bedeuten, daß, wenn er einen Reichskrieg habe anfangen wollen, er es ſie zuvor hätte wiſſen laſſen, und ihre Einwilligung erholen ſollen; dieſe ſagten ihm, ſein Krieg ſey ſchlechterdings kein Krieg, der das deutſche Reich, ſondern der allein das Haus Oeſterreich betreffe, wegen deſſen Forderungen ſie ſich mit den Eidgenoſſen, deren Handelsfreunde ſie wären, durchaus nicht entzweien könnten. Bei dieſer Erklärung blieben die Fürſten und Städte einhellig, und man kann ſich leicht denken, ob das Anſehen des K. Friedrich III. dabei gewonnen habe. Noch mehr verdarb er ſich die Sache durch die Maßregeln, zu denen er, nachdem er in Deutſchland von allen Seiten abſchlägige Antworten erhalten hatte, ſeine Zuflucht nahm; er bath nämlich den König von Frankreich, Karl VII., um Hilfstruppen, verlangte aber nicht mehr, als 5000 Reiter, denen er, damit den deutſchen Reichsfürſten kein Anlaß zu unangenehmen Beſchwerden gegeben werden möchte, 20 Schlöſſer und Flecken in ſeinen Erblanden zum Winterquartier einzuräumen verſprach. Nichts konnte dem König von Frankreich erwünſchter kommen, als ein ſolches Anſuchen; er hatte damals eben einen Krieg wider die Engländer geendigt, und war ſelbſt nicht wenig verlegen, was er mit dem ſchädlichen, im Müßiggang und aller Zügelloſigkeit verhärteten Geſindel von ſogenannten Lanzknechten, welche nach dem Krieg als herrenlos abgedankt werden ſollten, machen ſollte; er hatte ſich auch längſt eine Gelegenheit gewünſcht, ſich in deutſche Angelegenheiten zu miſchen, und einigen Grund zu einem künftigen Einfluß in deutſche Sachen legen zu können; er brauchte alſo den liſtigen Vorwand, daß er ſich den K. Friedrich III., und das Haus Oeſterreich auf eine noch ungleich großmüthigere Art, als ſich derſelbe aus Beſcheidenheit ſeine Rechnung gemacht hätte, verbindlich machen wollte, und ſchickte dem K. Friedrich III. ſtatt 5000, 40,000 Mann, bei welchen ſich 8000 Kriegsknechte des Königs von England, deren ſich dieſer ebenfalls entledigen zu können wünſchte, befanden. Dieſe Truppen, über welche der franzöſiſche Dauphin, Ludwig, die Oberaufſicht hatte, rückten, zum Schrecken und Erſtaunen der angrenzenden deutſchen Fürſten, im Herbſte des Jahres 1444, in verſchiedenen Abtheilungen von denen einige unterwegs Mez, Tull, und Verdün überzogen, nach Deutſchland heran. Der Dauphin bemächtigte ſich, um doch zuerſt ein

Obdach, wie er ſich ausdrückte, zu erhalten, der Stadt Mömpelgart, und eilte ſodann nach Baſel, um ein dieſer Stadt nahe gelegenes Kaſtell, Farnbach, welches 4000 Schweizer belagerten, zu entſetzen. Ungefähr 2000 Schweizer rückten ſogleich einem Heere entgegen, das, nach den glaubwürdigſten Nachrichten, wenigſtens bis achtmal zahlreicher war. Die franzöſiſchen Vortruppen wurden meiſtens erſchlagen, und die Ausreiſſer derſelben ſtürzten nach dem Hauptheer, welches ihnen nachfolgte, zurück. Den 26. Auguſt kam es bei dem Spital St. Jakob unweit Baſel zu einer Hauptſchlacht, welche vom frühen Morgen bis zur Nacht dauerte. Die Schweizer thaten, nicht nach einem figürlichen Ausdruck, ſondern im buchſtäblichen Verſtande, Wunder der Tapferkeit. Da ſie ſich gleich anfangs von der Menge übermannt ſahen, zogen ſie ſich in die Kirche daſelbſt, und als die Franzoſen in dieſelbe Feuer warfen, in das Spital, und nach der Gartenmauer deſſelben zurück; aber wo ſie ſich auch hinwandten, waren ſie von Feinden umrungen, und wurden, wenn ſie von vornen angriffen, auf dem Rücken verwundet. Sie rannten daher ohne Anführung und Ordnung in kleinen Verbindungen durch die dicken Haufen der Franzoſen, und öffneten ſich überall gräßliche Lücken, ohne einen Ausweg zu finden.

Viele, die über und über mit Pfeilen bedeckt waren, riſſen dieſe aus ihren blutausſtrömenden Gliedern, und tödteten noch ihre nächſten Feinde, von denen jeder Schweizer, der fiel, eine kleine Schaar um ſich ſammelte. Sie wurden zuletzt an Kräften erſchöpft, aber nicht beſiegt, und fielen bis auf ſechzehn Mann, die das Glück rettete. Von den Franzoſen ſollen bei 8000 Mann geblieben ſeyn, und der Dauphin verlangte nach keinem zweiten Siege dieſer Art; er begab ſich vielmehr wieder nach Mömpelgart, und ſeine Truppen rückten nach dem Elſaß, wo ſie längs dem Rhein viele Städte und Ortſchaften ſchrecklich mißhandelten. Bei dieſen Umſtänden nahm K. Friedrich III., was er immer that, wenn er durch ſein Verhalten in Verlegenheit gerieth, zu den Reichsfürſten ſeine Zuflucht; er berief ſie im October auf eine Reichsverſammlung nach Nürnberg, bei welcher er in Perſon erſchien. Hier traten die deutſchen Fürſten gegen die franzöſiſchen Geſandten, welche der Dauphin abgeordnet hatte, mit vielem Nachdruck auf, und als dieſe ſich entfernten, ohne auf die an ſie geſtellte Forderung, daß die franzöſiſchen Truppen den deutſchen Boden alſogleich verlaſſen ſollten, eine beſtimmte und befriedigende Antwort zu geben, beſchloßen die Fürſten, dieſelben mit Gewalt zu vertreiben, ernannten auch ſogleich den tapfern Kurfürſten Ludwig von der Pfalz zum Oberſten der deutſchen Armee; und wiewohl es mit der wirklichen Stellung dieſer Armee eben nicht ſobald ein verfänglicher Ernſt geworden ſeyn möchte, ſo erreichten ſie gleichwohl ihren Zweck. Der König von Frankreich wollte es auf keine Feindſeligkeiten mit den deutſchen Fürſten, als deren Freundſchaft er vielmehr zu gewinnen ſuchte, ankommen laſſen; er ließ ſich einen Zuſammentritt zu Trier gefallen, bei welchem durch die Vermittlung des Kurfürſten Ludwigs von der Pfalz ein Vergleich zu Stande kam, vermöge deſſen ſich die franzöſiſchen Truppen bis zum 20. März 1445 aus allen deutſchen Landen zurückziehen, die deutſchen Fürſten aber auf jede Vergütung der Schaden, welche ihre Länder durch die armen Gecken (ſo nannte man damals in Deutſchland die königlich franzöſiſchen Truppen von einem ihrer ehemaligen Anführer, dem Grafen Johann von Armagnac, unter dem ſie gewöhnlich geſchlagen, und wegen ihrer ſchlechten Aufführung Gecken und Schinder genannt wurden) erlitten haben mochten, eine förmliche Verzicht thun ſollten. Der innerliche Krieg in der Eidgenoſſenſchaft dauerte mit wechſelſeitigen Verheerungen fort, bis endlich im Jahre 1447 ein Waffenſtillſtand, und im Jahre 1450 durch die Bemühungen der deutſchen Reichsfürſten ein Friede vermittelt wurde, vermöge deſſen der Bund der Zürcher mit Oeſterreich aufhören, und der alte Bund der Eidgenoſſen in ſeiner ganzen Kraft wieder hergeſtellt werden ſollte.

Um dieſe Zeit wußte man bereits, und ſagte es ſich überall laut, was man von Kaiſer Friedrich III. zu erwarten hätte. Man hatte beinahe alles Zutrauen für ihn verloren, und diejenigen, welche noch am mäßigſten von ihm dachten, hielten ihn für einen Mann, der in einem eingeſchränktern Lebenskreiſe als ein Privathausvater eine rühmliche Rolle geſpielt haben würde, aber der für einen großen Monarchen weder die erforderliche Geiſtesgröße, noch jene Eigenſchaften, durch welche ſich wenigſtens die ehrgeizigen und hochſtrebenden Gemüther gewöhnlich auszeichnen, beſäße. Friedrich III. liebte Ruhe und Frieden, aber ohne jene unvermeidlichen Anſtrengungen und Arbeiten, durch welche derſelbe einzig errungen werden konnte, zu lieben, und wenn ihn die Aufrufungen, welche unaufhörlich von allen Seiten an ihn geſchahen, einmal zwangen, ſich in Bewegung zu ſetzen, zog er ſich denſelben Augenblick, wo man eine kraftvolle Erklärung und Unternehmung erwartete, in ſeine bequeme Lage zurück; er berief unaufhörlich, und gewöhnlich mit vielem Geräuſch, neue Reichsverſammlungen, bei welchen er eben ſo gewöhnlich nicht erſchien, oder eine Unentſchloſſenheit und Unthätigkeit äußerte, bei welcher das vorhabende Geſchäft nicht im Geringſten gebeſſert, und am Ende immer wieder eine neue Reichsverſammlung beſchloſſen wurde. Ueberhaupt ſchien er im Grund mehr auf den Nutzen und die Verherrlichung ſeines Hauſes Bedacht zu nehmen, wählte aber aus Zaghaftigkeit, und übel geleiteten Grundſätzen faſt immer ſolche Maßregeln, welche mehr Schlauheit als Klugheit verriethen; daher ſich die Zahl ſeiner Verlegenheiten in eben dem Grad vermehrte, als ſich die Achtung der Reichsfürſten und anderer Hohen und Niedern des Reichs für ihn verlor. Wir wollen ſehen, ob ſich die Schilderung dieſes Charakters durch Thatſachen beſtätigte.

Unter die erſten und wichtigſten Geſchäfte, deren Behandlung und Beendigung ihm oblag, gehörten die Mißhelligkeiten des Pabſtes Eugen IV. mit der Kirchenverſammlung zu Baſel, welche letztere, wie im Leben K. Alberts II. vorkam, eine Suſpenſion des Pabſtes beſchloſſen hatte. Ein Theil der zu Baſel verſammelten Väter ſchritt aber bald noch weiter. Sie beriefen den Pabſt Eugen IV. neuerdings nach Baſel, und da er, wie ſich vorausſehen ließ, nicht erſchien, erklärten ſie ihn für abgeſetzt, und wählten an ſeiner Stelle den ehemaligen Herzog Amadeus von Savoyen, der, nach niedergelegter Regierung, ſeit einiger Zeit im Rufe eines ſehr frommen Lebenswandels in der Einſamkeit gelebt hatte, dieſe Wahl aber gleichwohl genehmigte, und den Namen Felix V. annahm. Dieſe höchſt trauerige Folge zog der im Grunde nicht weſentliche, und die Sache weder verbeſſernde, noch verſchlimmernde Umſtand nach ſich, an welchem Ort die vorgehabte Reformation in dem Haupt und den Gliedern vorgenommen werden ſollte, welches um ſo mehr zu bedauern war, als die gedachte Reformation nicht nur von den Vätern zu Baſel, ſondern ſelbſt von den eifrigſten und dem Pabſte Eugen IV. ergebenſten Männern gewünſcht wurde, unter welchen z. B. die Briefe, welche der berühmte, eben ſo fromme, als gelehrte, Camaldulenſer-Mönch und nachheriger General des Camaldulenſerordens, Ambroſius Traverſarius an Pabſt Eugen IV. ſchrieb, merkwürdig ſind. „Ich ſchreibe an dich, ſagt einer ſeiner Briefe, welche er an den Pabſt bald nach deſſen Thronbeſteigung ſchrieb *), als an einen Freund in der feſten Zuverſicht,

---

*) Epist. p. I. et seq.

daß du mir die aus ächter Liebe entſpringende Sorgfalt nicht übel nehmen wirſt, und daß deine Erhöhung dich nicht ſtolz gemacht hat; denn ſonſt würde ich deinen Fall, und ſelbſt dein Verderben mit untröſtlichem Schmerz beweinen. Ich beſcheide mich gern, daß du alles, was ich dir ſagen kann, beſſer weißt, als ich; allein die vielen und großen Geſchäfte, die dich jetzt umgeben, erlauben es dir vielleicht nicht, mit der Ruhe, wie ein Freund, daran zu denken. Alle Abendländer werden durch Kriege oder Zerrüttungen verheeret; und es liegt daher dir, als dem Stellvertreter der Gottheit auf Erden ob, der Chriſtenheit den Frieden wieder zu ſchenken, damit man die Ungläubigen deſto nachdrücklicher angreifen, und die göttliche Religion in alle die Gegenden wieder einführen könne, in welchen ſie vormals mit ſo großem Segen geblüht hat. — Selbſt die chriſtliche Kirche wird durch Spaltungen zerriſſen. Die griechiſche Kirche iſt ſchon Jahrhunderte lang von der katholiſchen getrennt, und in der letztern lehnen ſich noch immer mächtige Schismatiker auf. Dir, als dem Haupt der Kirche kommt es zu, die Abtrünnigen mehr mit den Waffen der Vernunft, als mit dem Schwerte zu bekriegen, und ſie alle, wo möglich, in den Schoos der Kirche zu verſammeln. Faſt der ganze Klerus iſt von der alten Strenge und Reinigkeit des Lebens abgewichen, und in die größte Zügelloſigkeit der Sitten verſunken. Auch hier iſt es deine Pflicht, die ſchweren und allgemeinen Krankheiten der Glieder der Kirche zu heilen, um die Glieder des Hauptes würdig zu machen. Damit deine Heiligkeit das, was ich nur kurz und mittelmäßig geſagt habe, ausführlicher und beſſer leſen möge, ſo werde ich dir nächſtens die Bücher ſchicken, welche der heil. Bernhard dem Pabſt Eugen III. überreicht hat." — Als Pabſt Eugen IV. bereits die Kirchenverſammlung nach Ferrara, von welcher im Leben K. Albert II. eine Meldung geſchah, ausgeſchrieben hatte, ſchrieb dieſer Ambroſius an den Pabſt*): „Wenn ich aus dem, was zuletzt geſchehen iſt, (es waren nämlich die Inſtrumente der Vereinigung der katholiſchen und griechiſchen Kirche den 5. und 6. Juni 1439 wirklich unterzeichnet worden) den göttlichen Willen zu errathen wagen darf, ſo glaube ich, darin eine Warnung zu finden, daß wir jetzt nicht zuerſt an die irdiſchen und vergänglichen Angelegenheiten denken, ſondern alle unſere Gedanken auf die Beſſerung unſers Innern wenden ſollen. Eure Heiligkeit darf keinen Zweifel hegen, daß, wenn ſie ihre ganze Sorgfalt auf die Herſtellung der Kirche, und der verfallenen Sitten der Geiſtlichen hinlenkt, und alle andere Betrachtungen, die, mit dieſer verglichen, elend und unwürdig ſind, bei Seite legt, alsdann auch das Zeitliche einen viel glücklichern Fortgang, und Ausgang, als ſonſt, haben werde. Eben ſo gewiß werden alle Gegner zu den Füßen eurer Heiligkeit zuſammenſtürzen, ſobald ſie ſehen, daß der heilige Vater nicht bloß mit Worten, ſondern in der That, an einer dauerhaften Erneuerung des Gebäudes der Kirche arbeitet. Es iſt hohe Zeit, daß die Verbeſſerung der Kirche von ihrem Haupt ausgehe; und du mußt alſo, heil. Vater, von dir ſelbſt und von deinem Herzen anfangen, bevor du das, was außer dir iſt, heilen kannſt; du mußt nothwendig alles vermeiden, und wegſchaffen, was auch nur das kleinſte Aergerniß geben kann. So habe ich von vielen gehört, daß ſie durch die Pracht der Kleidung und der Gefolge der meiſten Kardinäle und Prälaten beleidigt werden. Man ſagt, daß die rothe Farbe nur dem Pabſt zukomme, und daß man auch faſt bis auf die Zeit deiner Erhöhung darauf gehalten habe, daß kein Kardinal einen rothen Mantel tragen durfte. Am meiſten tadelt man die langen Schweife, wie man ſie nennt, die vier bis fünf Ellen nachgeſchleppt werden. Dieß fällt alles um deſto mehr auf, wenn man damit die Einfalt der Kleidung der Griechen vergleicht. — Die Simonie, worüber man ſo laut klagt, muß unter deiner Regierung gänzlich abgeſchafft werden, und du mußt nicht zugeben, daß deine Reinheit durch einen ſolchen Schandfleck beſchmutzt werde. Ich weiß es aus mehreren deiner Reden, daß du das Laſter der Simonie im höchſten Grad verabſcheueſt, und eben deswegen mußt du darnach ſtreben, daß das Haus des Herrn nicht länger eine Wechſelbank bleibe *)." —

---

*) Epist. p. 58 — 63.

Der gemeinſchaftliche Zweck ſowohl des römiſchen Hofes, als der Kirchenverſammlung zu Baſel hätte demnach darin beſtehen ſollen, daß jene dringenden Beſchwerden, die Annaten, Anwartſchaften und Vergebungen geiſtlicher Pfründen von Rom aus u. dgl. betreffend, aufgehoben und abgeſtellt bleiben, und dann daß eine zweckmäßige Sittenverbeſſerung der Geiſtlichkeit mit wahrem Ernſt vorgenommen werden ſollte. Doch vorher mußte der Pabſt Eugen mit der Kirchenverſammlung ausgeſöhnt werden, was nach dem Schritt, den dieſe neuerdings wider den Pabſt ſich erlaubt hatte,

---

*) Epist. 61. 65.

um noch viel ſchwerer war. Die Sache wurde auf einem Reichstag zu Mainz den 1. Hornung 1441 in Berathſchlagung genommen, bei welcher die deutſchen Fürſten in der Hauptſache auf ihrem Entſchluß, den ſie bereits unter K. Albert II. gefaßt hatten, beharrten, daß nämlich zur Herſtellung der Ruhe eine allgemeine Kirchenverſammlung, in einer Stadt, welche entweder beide Partheien, oder eine derſelben, oder der Kaiſer ernennen ſollte, im folgenden Jahre gehalten werden müßte; aber dieſer Entſchluß wurde von beiden Partheien neuerdings abgelehnt. Da man deutſcher Seits gleichwohl keinen beſſeren Vorſchlag machen zu können glaubte, und noch nach einigen Jahren auf einer Reichsverſammlung, welche im J. 1444 zu Nürnberg gehalten wurde, auf demſelben beſtand, ſo ſchickte K. Friedrich III. ſeinen geheimen Sekretär, den berühmten Aeneas Sylvius, einen gelehrten, ſcharfſinnigen, in Staatsgeſchäften überaus erfahrenen Italiener, an den Pabſt Eugen IV., mit dem Auftrag, ihn zur Einwilligung für eine neue allgemeine Kirchenverſammlung zu bewegen. Aeneas Sylvius hatte ſich bisher den Vätern zu Baſel eben nicht abgeneigt gezeigt, und er war am päbſtlichen Hofe dafür bekannt; aber er wußte den Pabſt durch eine äußerſt demüthige, und die unumſchränkteſte Ergebenheit bezeigende Anrede ſich vollkommen geneigt zu machen, und er ſchien demſelben, in ſeinen geheimern Unterredungen, von den Geſinnungen des K. Friedrich III. eine dergeſtalt günſtige Eröffnung und Abſchilderung gemacht zu haben, daß dieſer Pabſt bald einen Schritt that, welchen er ohne das Bewußtſeyn, daß er ſich auf den Kaiſer Friedrich III. zu verlaſſen hätte, ſchwerlich unternommen haben möchte; er gab nämlich im Jahre 1445 eine Bulle heraus, worin die Erzbiſchöfe Dietrich von Köln, und Jakob von Trier aus der Urſache, weil ſie ſich für das Concilium zu Baſel, und den Gegenpabſt Felix zu eifrig erklärt hatten, ihrer geiſtlichen Würden entſetzte, und das Erzbisthum Köln dem Prinzen Adolph von Cleve, das Erzbisthum Trier aber dem Biſchof Johann von Cambray zuſprach; aber dieſe Bulle wurde von K. Friedrich III., was auch von ihm gar nicht zu erwarten war, nicht im geringſten unterſtützt, und auf die deutſchen Kurfürſten machte ſie einen ganz andern Eindruck, als den man ſich zu Rom davon verſprochen haben konnte. Die drei deutſchen Erzbiſchöfe und Kurfürſten verſammelten ſich ſogleich zu Frankfurt mit den drei weltlichen Kurfürſten, Ludwig von der Rheinpfalz, Friedrich von Sachſen, Friedrich von Brandenburg, ohne Beiziehung des K. Friedrich III., zu einem Kurfürſtentag den 21. März 1446, und indem ſie ihren Kurfürſtenbund neuerdings feſtſetzten, beſchloßen ſie, nicht nur die zwei gekränkten Kurfürſten wider alle Eingriffe des Pabſtes Eugen IV. zu ſchützen, ſondern an dieſen ſich zu erklären: „daß er Bullen gebe von den Dekreten des Concilii zu Baſel, mit ſolchen Unterſcheiten, und in maſſen die durch Kunig Albert ſeligen und U. U. H. H. die Kurfürſten zu Menze (1439) ufgenommen worden ſint, verſehunge gegen die Nuwekeiten, die dazuſchen (Neuigkeiten oder Abänderungen, welche inzwiſchen) als die Protestation hat gewehrt, u. noch wehren wirdet, geſcheen waren, oder noch geſcheen, und auch den Verſorgniſſen, nach notdurfft unſer Nation, als das in Schrifften begriffen iſt. Und ſo Babſt Eugenius ſolichs alſo getan, und die Bullen auf die gemelten Zit ungeverlich alſo unſeren Herren geantwort hedte, ſo ſalte man Jne für eynen Babſt halten, und ime gehorſam ſin; u. doch in dem künftigen Concilio der Eriberunge der obgemelten Zweitracht in der heil. Kirche entſtanden, warten; und was alſo in demſelben Concilio wirdet ercleret, das ſollen Electores eyntrechtiglichen ufnemen u. halten; und ſollen auch zu dieſenſelben Concilio merglich u. treflichen ſchigken, alſo daß die Jren auf den letſtten Tag des Aprils anni (1447) do ſin.“ Unter den Jren verſtanden die ſechs Kurfürſten ihre Geſandten, welche ſie an Pabſt Eugen IV. mit den Beſchlüſſen ihres Vereins abſchickten, deren Inhalt ſie dergeſtalt geheim hielten, daß, da ſie vor der wirklichen Abſendung ihrer Geſandten den K. Friedrich III. zum gemeinſchaftlichen Beitritt erſuchten, und derſelbe ſie zur Eröffnung und Ueberlegung ihrer Anträge an ſechs ſeiner Räthe anwies, dieſe ſchwören mußten, den Inhalt geheim zu halten. K. Friedrich trat aber dem Verein der Kurfürſten nicht nur nicht bei, ſondern ließ (gemäß des Zeugniſſes des Gobellinus) den Pabſt von dem Vortrag, welchen ihm die kurfürſtlichen Geſandten zu machen kamen, unterrichten, zugleich aber demſelben auch anrathen, zur Vermeidung einer noch allgemeinern Trennung, die Kurfürſten nicht auf die Seite zu ſetzen, und ihnen vor allen Dingen die Wiederherſtellung der zwei geiſtlichen Kurfürſten zuzuſagen. Die kurfürſtlichen Abgeordneten erhielten auch dieſe Zuſage wirklich, und es wurde ihnen bedeutet, daß, weil ſie zum gänzlichen Abſchluß endlicher wechſelſeitiger Bedingniſſe keine hinlängliche Vollmacht mitgebracht hätten, der Pabſt ſelbſt eine Geſandtſchaft zu einem Reichstag, welcher noch im J. 1446 zu Frankfurt gehalten werden ſollte, abſchicken würde. Auf dieſem Reichstag, welcher zu Frankfurt den 1. Sept. eröffnet, und welcher von den Kurfürſten von Mainz, Trier, Köln und der Pfalz in Perſon, von K. Friedrich III., dann den Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg durch Geſandte beſucht wurde, ſchien die Sache für Pabſt Eugen den IV. eben keine günſtige Wendung zu nehmen. Die kurfürſtlichen Abgeordneten klagten über die geringe Achtung, mit welcher man ſie am päbſtlichen Hofe behandelt hätte, und darüber wurde die Unzufriedenheit der anweſenden Kurfürſten ſo ſichtbar und laut, daß die Sache neuerdings ſich zerſchlagen haben möchte, wenn es nicht dem klugen und beredſamen Aeneas Sylvius gelungen hätte, erſt den Kurfürſten von Mainz (Aeneas Sylvius beſtach), wie er ſelbſt ſagt, die vier Räthe des Kurfürſten mit 2000 Goldgulden) und durch dieſen die übrigen Kurfürſten dahin zu bringen, daß ſie nicht nur die Berathſchlagung fortſetzten, ſondern auch dahin einhellig wurden, ſich einige Milderung jener Bedingniſſe und Ausdrücke, welche im Inhalt und Aufſatze ihres Kurvereins vorkamen, gefallen zu laſſen, und mit dieſem Auftrag eine neue kurfürſtliche Geſandtſchaft, welche Aeneas Sylvius begleitete, abzuordnen, und ſich vom Pabſt Eugen IV. dieſe ihre Fürſtenconcordata, oder eigentlich jene ältere Concordata (welche unter Kaiſer Sigmund mit

Pabſt Martin V. den 20. Hornung 1418 auf fünf Jahre, nach deren Verlauf, gemäß der am Ende angehängten Clauſel, jede deutſche Kirche und darin vorgenannte Perſon die freie Macht haben ſollte, ſich ſeines Rechtes zu bedienen, abgeſchloſſen, im J. 1439 auf dem Reichstage zu Mainz neuerdings behauptet, und im letztern Kurfürſtenverein zu Frankfurt den 21. März 1446 ſtandhaft aufgeſtellt, und auf dem eben genannten Reichstag daſelbſt von den bevollmächtigten päbſtlichen Geſandten anerkannt worden waren) zur gänzlichen Beſeitigung aller Irrungen für die Zukunft bekräftigen zu laſſen. Pabſt Eugen IV. fertigte auch wirklich den, nach Rom gekommenen, deutſchen Geſandten über jeden Punkt eine beſondere, und überhaupt vier Bullen aus. In der erſten Bulle verſprach er die Wiedereinſetzung der Kurfürſten von Köln und Trier, ſobald ſie ihm den vollkommenen Gehorſam werden geleiſtet haben. In der zweiten verſprach er, binnen zehn Monaten eine Kirchenverſammlung zuſammen zu rufen; auch erklärte er ſich in Betreff der Konſtanzer Dekrete und aller rechtmäßigen Concilien, daß er ſie ſo, wie ſeine übrigen Vorfahrer, von deren Fußſtapfen er ſich keineswegs zu entfernen gedenke, annehme und verehre. In der dritten Bulle bekräftigte er die Gültigkeit der von der deutchen Nation angenommenen Baſler Decrete, doch mit dem Beiſatz, daß er, weil vieles, was die Rechte des römiſchen Stuhles kränket, darin vorkäme, Geſandte nach Deutſchland ſchicken wolle, um ſowohl über den Gebrauch der Dekrete, als über die ihm verſprochene Proviſion mit der Nation etwas Beſtimmteres zu beſchließen. In der vierten Bulle endlich bekräftigte er allen während der Neutralität vorgegangenen Wahlen, Beneficienvergebungen, Richterſprüchen u. dgl. ihre Gültigkeiten. Während der Abſchließung und Ausfertigung dieſer Bullen befand ſich Pabſt Eugen IV. gefährlich krank, und ſtarb einige Tage darauf den 22. Horn. 1447, als ihm die deutſchen Geſandten im Namen des K. Friedrich, und der deutſchen Nation die Obedienz geleiſtet hatten. Sein Nachfolger, Nikolaus V., verſäumte nicht, bald nach ſeiner Erhebung auf den päbſtlichen Stuhl eine Geſandtſchaft nach Deutſchland zu ſchicken, theils um diejenigen deutſchen Fürſten, welche die vormalige Neutralität noch nicht aufgegeben, und ſeinem Vorfahrer noch nicht beigeſtimmt hatten, dazu zu bewegen, theils um wegen der verſprochenen Proviſion, welche an die Stelle der Annaten treten ſollte, das Weitere zu berichtigen. K. Friedrich III. veranſtaltete nach Aſchaffenburg im Mainziſchen eine Verſammlung, bei welcher auch jene Reichsſtände, welche bis dahin noch bei jener Neutralität verharrten, aus Liebe zu einem baldigen allgemeinen und dauerhaften Frieden ſich entſchloßen, den Nikolaus V. für den rechtmäßigen Pabſt zu erkennen. Da es nun darauf ankam, daß zur thunlichſten näheren Berichtigung oder Ergänzung der frankfurtiſchen Fürſtenconcordate geſchritten, und hauptſächlich, daß die dem römiſchen Stuhl verſprochene Proviſion oder Wiedererſtattung ſtatt den Annaten von Seite Deutſchlands ausgezeigt würde, ſo wurden vom K. Friedrich III., und von den deutſchen Kurfürſten und Fürſten, unter der Anleitung des Aeneas Sylvius, die Aſchaffenburger-Dekrete errichtet, deren weſentlicher Inhalt darin beſtand, daß die kanoniſchen oder Kapitelwahlen in allen deutſchen Kirchen, Kapiteln und Communen ohne allen Unterſchied wieder eingeführt; daß die Fürſehungen ex Curia, Gnaden, Anwartſchaften eingeſtellt und aufgehoben; daß dem römiſchen Stuhl allein das Recht vorbehalten ſeyn ſoll, diejenigen deutſchen Pfründen zu vergeben, deren Beſitzer zu Rom, oder in dem Bezirke von zwei Tagreiſen um dieſe Stadt, ſterben würden; dann diejenigen, welche durch Abſetzung oder Verſetzung, welche der heil. Stuhl mit dem Beſitzer vorgenommen, erledigt ſeyn würden; ferner diejenigen, welche der heil. Stuhl wegen eines in der Kapitelwahl vorgegangenen Fehlers oder Nullität für ledig erklären würde; daß die in den Monaten Jänner, März, May, Juli, September, November, welche man päbſtliche Monate nannte, ledig werdende Canonikate, Pfarreien, und geringere Pfründen (wenn dieſe Monate von einem Landesfürſten, wie z. B. in Bayern der Fall iſt, nicht präſcribirt ſind) von dem päbſtlichen Stuhle vergeben werden; daß dieſer päbſtliche Stuhl ſtatt der Annaten eine gewiſſe, und den Einkünften der Pfründe gemäße Summen erhalten, dieſe Summen aber in zwei gleichen Friſten binnen Jahreszeit bezahlt, dieſe Summen aber, wenn eine Pfründe in weniger als zwei Jahren verſchiedenemale erledigt würde, nicht öfter, als Einmal gefordert werden ſollen. Dieſe Schlüſſe wurden den 17. Horn. 1449 dekretirt, den 10. März darauf durch eine päbſtliche Bulle beſtätigt, und auf dieſe Weiſe wurden die berühmten Concordata Germaniae, welchen die Schlüſſe des frankfurtiſchen Fürſtenvereins, und die vorgehenden Baslerſchlüſſe, als Regel, die Aſchaffenburgerſchlüſſe als Ausnahmen zum Grund liegen, geſchloſſen. Die Reformation der Geiſtlichkeit, nämlich ihrer damaligen Sitten, über welche allenthalben laute Klagen geführt wurden, unterblieb. Die Kirchenverſammlung der zu Baſel noch immer verſammelten Väter zerfiel nun von ſelbſt; doch gaben ſich dieſe Väter viele Mühe, daß es wenigſtens mit Anſtand geſchehen möchte. Als ihnen K. Friedrich, was er bereits 1448 that, das ſichere Geleit aufkündigte, und ihnen, da ſie deſſen ungeachtet verſammelt blieben, mit der Reichsacht drohte, verlegten ſie ihren Verſammlungsort nach Lauſanne, und hier ſuchten ſie vor allem ihren Pabſt Felix, deſſen fernere Unterſtützung ihnen unmöglich geworden war, dahin zu bereden, daß er freiwillig abdanke. Als Felix ſeine Würde, ſtatt welcher er die erſte Stelle unter den Kardinälen erhielt, niedergelegt hatte, erklärten ſie den päbſtlichen Stuhl für erledigt, und ſchritten dann zu einer neuen Pabſtwahl, bei welcher ſie ſich auf den ſchon vorhandenen Pabſt Nikolaus V. vereinigten. Dieſem huldigten ſie auch ſogleich, und beſchloßen dann ihre Kirchenverſammlung den 25. April 1449.

Da übrigens mit den Aſchaffenburger-Concordatis nicht alle einzelne deutſche Fürſten verſtanden waren, vielleicht auch in Rom einige Ausdehnungen derſelben verſucht worden ſeyn mögen, ſo äußerten einige Fürſten bald wieder ein lautes Mißvergnügen wider dieſelben, und als nach dem Hintritt des Pabſtes Nikolaus V. im Jahre 1455 Pabſt Calixt III. den päbſtlichen Stuhl beſtieg, machten ſie zur Abänderung der beſtandenen Concordate dergeſtalt ernſthafte Bewegungen, daß K. Friedrich III. bereits ſchon wieder dahin geſtimmt zu ſeyn ſchien, mit ihnen eine gemeinſchaftliche Sache zu machen; allein der beredſame Aeneas Sylvius verhinderte den Ausbruch der neuerdings vorgebrachten Beſchwerden, und als derſelbe, nach dem Tod des Calixt, im Jahre 1458 unter dem Namen Pius II. ſelbſt Pabſt geworden, war an eine weitere Neuerung nicht mehr zu denken.

Ungleich wichtiger, als alle die ſchwer zu entwickelnden Geſchäfte, welche die deutſchen Fürſten für wichtig hielten, ſchienen dem K. Friedrich III. ſeine Abſichten, welche er in Italien ausführen wollte, am Herzen gelegen zu ſeyn. Dieſe beſtanden darin, daß er die Tochter des Königs Eduard, und Schweſter des regierenden Königs Alphons V. von Portugal, Eleonora, heirathen, und dann in Rom ſich krönen laſſen wollte. Hier hatte er weder uneinige deutſche Reichsfürſten, noch ſonſt ſchwierige Unterhandlungen, wohl aber prächtige Einzüge, und Feierlichkeiten, bei welchen er im vollen Glanz erſcheinen konnte, zu erwarten. Zwar hatte ſich in Italien vorlängſt ein Vorfall, bei welchem die ganze Thätigkeit des deutſchen Monarchen aufgefordert wurde, ereignet; allein dieſer war auf eben die Art, wie ſich unter K. Friedrich III. viele andere Dinge beilegten, ſo viel, als geendigt. Im Jahre 1447 war der Herzog von Mailand, Philipp Maria, mit Tod abgegangen, und da mit dieſem Herzog der viskontiſche Mannsſtamm erloſch, ſo ſiel das Herzogthum als ein deutſches Lehen, an den deutſchen König und das Reich zurück; allein die Italiener ſchloßen aus dem, was die Deutſchen ſeit einiger Zeit für die Bezähmung der Lombardei gethan hatten, nicht mit Unrecht auf das, was ſie jetzt thun würden, und es thaten ſich nicht weniger, als drei Partheien hervor, welche darauf Anſprüche machten. Der Herzog von Orleans, Karl, gründete ſeine Forderungen auf die Ehepacten ſeiner Mutter Valentina, welche eine Schweſter des letzten Herzogs war. Der König Alphons von Arragonien und Neapel berief ſich auf ein Teſtament des letzten Herzogs. Während dieſe Herren damit umgiengen, ihre Anſprüche rechtsgültig auseinander zu ſetzen, that ſich ein Officier von gemeiner Herkunft Franz Sforzia, der ſich aber, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, durch perſönliche Tapferkeit dergeſtalt ausgezeichnet hatte, daß ihm der letzte Herzog ſeine uneheliche Tochter, Blanca Maria, zur Gemahlinn gab, hervor, und bemächtigte ſich (indem die Stadt Mailand, welche ſich anfangs für eine Republik, nachher aber ſich für K. Friedrich III. erklärte, deſſen Hilfe verſchiedene Male vergeblich anflehte) mit gewaffneter Hand aller mailändiſchen Plätze, und der Stadt Mailand ſelbſt, in welche er im Jahre 1450 einen prächtigen Einzug hielt, ohne daß K. Friedrich III. während dieſer Begebenheiten etwas anders that, als daß er ein paarmal Geſandte nach Mailand ſchickte, und es mündlich zum Gehorſam ermahnen, und dann, daß er ſich, während ſeiner Reiſe durch Italien, nicht einmal in Mailand ſehen ließ, um dem neuen Herzoge ſeine Ungnade zu verſtehen zu geben; aber nun dieſe Reiſe ſelbſt war für ihn deſto erfreulicher. Schon im J. 1451 hatte er den Aeneas Sylvius zum König Alphons von Sicilien, welcher der Oheim der Prinzeſſinn Eleonora war, nach Neapel, als in welcher Stadt eben Geſandte des regierenden Königs von Portugal Alphons V. anweſend waren, geſchickt, und Aeneas, nachdem er das Geſchäft in Richtigkeit gebracht, hatte ſich hierauf nach Rom, zum Pabſt Nikolaus V. begeben, an welchen er in ſeiner Rede an denſelben die Bitte ſtellte *), daß er den K. Friedrich III. zum Kaiſer

---

*) Frehe. T. II. p. 21.

krönen, und eine allgemeine Kirchenverſammlung, welche die uneinigen chriſtlichen Fürſten zur Eintracht vermögen, die verderbten Sitten der Geiſtlichkeit und des Volkes verbeſſern, und die Freiheiten der gedrückten Kirche wieder zurückführen ſollte, zuſammen berufen, und zwar daß er Deutſchland zum Verſammlungsort wählen möchte. Sobald wegen der künftigen Krönung alles in Richtigkeit war, ſo ſchickte K. Friedrich zwei Theologen, als Geſandte, nach Portugal, deren der eine Jakob Motzius ſowohl an den König Alphons, als auch an die Prinzeſſinn Braut, in Gegenwart der königlichen Miniſter und Räthe, eine lateiniſche Rede hielt *), worin er dem König ins Angeſicht ſagte, daß es vor allen Dingen ſeine Schuldigkeit wäre, ihn zu loben, das königliche Geſchlecht recht herauszuſtreichen, und die Größe ſeines Reiches und ſeiner Macht anzurühmen; denn dieß pflegten alle Geſandte zu thun, wenn ſie vor den Fürſten, an welche ſie abgeſchickt würden, erſchienen; aber die königliche Milde, fährt er fort, werde ihm verzeihen, wenn er eine für ſeine Schultern zu ſchwere Laſt ablehne; denn deſſen königliche Durchlauchtigkeit beſäße ſo aus-

---

*) Frehe. p. 13.

nehmend glänzende Eigenſchaften, die Namen ihrer Voraltern wären dergeſtalt verherrlicht, und der Ruhm, die Macht und Vortrefflichkeit ihres Reiches wären ſo groß, daß er gar keine Worte fände, um dieſelbe zu ſchildern; dazu würde ein großer Redner, eine ganz beſondere Beredſamkeit, und ein überſtrömender Reichthum an Ausdrücken erfordert, wenn man die Größe der Sache durch Schilderung erreichen wollte. Der Prinzeſſinn hielt er, während ſeiner Rede an ſie, den Trauungsring vor, „und, ſagte er, ich ermahne dich, du edelſte Jungfrau, du vor allen die einzige und auserleſenſte, du wolleſt an dieſem Ring, den du nun zum Zeichen deiner Vermählung erhalten wirſt, ganz kurz zwei Dinge betrachten, die Materie und die Form. Die Materie iſt von Gold, die Form iſt ein Zirkel. Sieh, wie zierlich und ſchicklich dieſe zwei Eigenſchaften mit der Vermählung, von welcher jetzt die Rede iſt, übereinſtimmen; denn, gleichwie das Gold alle Metalle übertrifft, ſo übertrifft deine vortreffliche und bewunderungswürdige Schönheit alle Jungfrauen, welche man in unſern Zeiten für ſchön hält. Vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang iſt keine Jungfrau, welche mit dir an Anmuth, Sitten und Klugheit in einigen Vergleich kommen könnte. Mit Recht ſchickt ſich alſo auf dich das Gold, aber auch der K. Friedrich iſt deſſelben würdig, indem er durch ſeine königliche Würde erhaben, wie die Sonne unter den Sternen, ſo ſich unter den übrigen Mächten herrlicher und erhabener emporhebt, glänzend durch ſeine Eigenſchaften, und durch ſeine Macht verherrlicht, ein Mann von mittlerm Alter, emporgerichtetem Körper, einem freundlich lächelnden Angeſicht, und einem prächtigen Haupthaar, überall ohne Mackel, ganz ähnlich dem Gold. Aber was bedeutet die Geſtalt, die Zirkelform des Ringes? Gleichwie dieſe Form kein Ende hat, und überall in ſich zurückkehrt, ſo muß die eheliche Liebe brennend, keuſch, beharrlich, allzeit in ſich zurückkehrend ſeyn." — K. Friedrich III. begann ſeine Römerreiſe mit dem Ausgange des Jahres 1451. Da er keine Armee, wie die meiſten der vorigen deutſchen Könige, ſondern nur ein Ehrengefolg von ungefähr tauſend Mann mit ſich führte, ſo machte man in ganz Italien alle nur erdenkliche Anſtalten, um ihn mit einer Pracht, welche ſeiner Majeſtät würdig wäre, zu empfangen, und mehr, als ein Augenzeuge, beeiferte ſich, von dieſem glänzendſten aller Römerzüge der Nachwelt Beſchreibungen zu hinterlaſſen, von deren einer *) hier (einiger

---

*) Guſtav Georg Königs von Königsthal ꝛc. Nachleſe in den Reichsgeſchichten ꝛc. unter der Re:

Leſer willen) ſo vieles ausgehoben werden ſoll, als erforderlich ſeyn dürfte, ſich das Ganze vorſtellen zu können. Wo er in einer Stadt ankam, zog ihm die Kleriſei mit Prozeſſionen entgegen, und die Vorſteher der Städte überreichten ihm ehrerbietigſt die Schlüſſel. Als er nach Padua kam, ſind, „all Bürger, reich und arm, Frawen und Kind auf Jr Knye nidergeknyett, als ob Got ſelber were komen, möcht man nit groſſer Eren erboten haben.“ Mit dieſer, den Italienern in ältern Zeiten nicht unbekannten, Ceremonie empfieng man den K. Friedrich faſt in allen Städten, wie man dann auch darin den alten Gebrauch beobachtete, daß man ihn und ſein Gefolg überall auch ſelbſt in dem päbſtlichen Gebiet, frei hielt. In allen Städten fand er ſchon wieder neue Abgeordnete von den benachbarten Ländern, welche ihn mit allen erſinnlichem Gepräng in ihr Vaterland begleiteten. Zu Florenz erwarteten ihn zwei Kardinäle, deren einer des Pabſtes Bruder, der andere der Kardinal von St. Angeli war, als päbſtliche Abgeordnete, die ihm, bis zu ſeinem Einzuge in Rom, nicht mehr von der Seite kamen, wie

---

gierung Kaiſer Friedrichs III. Frankfurt a. M. 1759. S. 1 u. w.

ihn dann unaufhörlich eine glänzende Anzahl von Fürſten, Grafen und Botſchafter umgab, und begleitete. In jener Stadt erhielt er die erſte Nachricht von der Ankunft ſeiner königlichen Braut zu Piſa, wohin er ſogleich eine prächtige Geſandtſchaft, bei welcher ſich der Biſchof von Regensburg, der Herzog von Teſchen, der Burggraf von Magdeburg, und viele andere vom vornehmſten Range befanden, abordnete, ſich ſelbſt aber nach Sienna, wo er die Braut empfangen wollte, begab, mit welcher, „aus ihrer Haymat ain mechtiger Erzbiſchoff komen, vnd ain Marggrave gar ain köſtlich Man, vnd mer dann achzig Ritter, und Edelman gar koſtlich mit guldiner Gewandt, vnd in Samat geklaidt, vnd vil guldiner Halßband, vnd mer dann vierzig Junckfrawen koſtlich in guldem gewannt vnd Samat geklaidt, darunter ain mechtige Greffin geweſt iſt, vnd Jrs Volcks zu Roß und zu Fuß iſt mer dann ſiebenhundert Perſon geweſt.“ Zu Sienna haben die Bürger den K. Friedrich empfangen „ſo koſtlich mit ſo groſſen frewden, mit ſo ganzer Begird, frawen vnd Man, Jung und allt, gaiſtlich vnd weltlich mit der Proceſſ vnd allem Heiligthumb, vnd meniclich yederman da lobt den Kunig, vnd all Gaſſen beſtrewt mit grünem graß und pawin (Bäumen) von einem Haws zu dem anndern vberzogen mit grünem puchspawm vnd mit koſtlichen Tüchern die Hewſer behanngen gar koſtlich." Als die Koniginn ankam, ritten ihr die Bürger von Sienna entgegen, und knieten vor ihr nieder. Dieſelbe wurde hierauf nach der Reihe von vielen Prinzen, Biſchöfen und Botſchaftern, dann von K. Friedrich, ihrem Bräutigam, und endlich von der Prieſterſchaft, und dem geſammten Volke begrüßt. Man führte die Königinn „unter einem koſtlichen guldein Himel in die Statt für den Thumb, da iſt ein groſſer plaz, da hatt man zumal ain koſtlich Spil vnd Tabernackel zugericht. Auf dem Tabernackel ſaß ain Junckfraw koſtlich angelegt, vnd hatt ain guldine Kron auf irem Haubt, vnd zu der Junckfrawen hett man ſchön Knaben als Engel gemacht mit guldin Flügeln, vnd hetten guldin Kron auff ihren Haubten, vnd was ain groß Rede zugericht, vnd die Engeln waren in Sillen gemacht, vnd ſwungen ſich, und flugen vnd ſwebten alſo in den Lufften in der Höhe auf vnd abe, und ſungen da mit ſüſſer Stim, vnd hetten vil Inſtrument, damit hofierten ſy." Nachdem ſich K. Friedrich auf Koſten der Bürger vier Wochen zu Sienna beluſtigt hatte, zog er endlich in das päbſtliche Gebiet ein, wo bereits alle Anſtalten getroffen waren, ihn mit der prächtigſten Gaſtfreiheit zu empfangen. Am Abend, da er vor Rom anlangte, ſtieg er in einem für ihn, und die Königinn in einem andern, für ſie zubereiteten Pallaſt ab; das Gefolg aber blieb unter koſtbaren Zelten, wo man das Reichspanier mit einem einfachen Adler aufſteckte, und ſich auf den andern Tag zum Einzug vorbereitete, welcher (nachdem K. Friedrich zuvor dem Pabſt und der römiſchen Kirche ſeinen Schutz, und den Bürgern ihre Freiheiten eidlich zugeſichert hatte) mit einer Pracht, bei der man von allen Seiten alles Mögliche erſchöpfte, den 9. März 1452 vor ſich gieng. „Der Kunig rait ain koſtlich verdackt (bedecktes) roß, vnd zumal ain koſtlichen guten Satel mit vil edlem Geſtein, zumal koſtlich Stegraiff und Sporn, vnd gar ain koſtlichen Zawm, und hett der Kunig ain prawn koſtlichen Rock mit Gold an, ain koſtlich Halſpannt, vnd ain koſtlichen Kranz umb ain ſchwarzen Hut, das man achtet die zier an Im vnd am roß peſſer dann zweimaln hundert tauſent Ducaten mit ſampt dem Swert, hinten an dem Kunig ritten dann die Fürſten, geiſtlich und weltlich, und an des Kunigs ſeitten zwen Cardinal, gar koſtlich. Die Kunigin ſaß auf einem gannz verdackten Roß mit guldenn Tuch, vnd hett ain koſtlichen guldin Mantel in plab an, vnd ain koſtlich Halspannd am Hals, vnd die von Potendorff Ihr

Hofmeiſterin vnd vil Junckfrawen koſtlich mit guldin und ſamattin Kleidern. vnd koſtlich ihre roß mit koſtlichen Satteldecken, zawmen, vnd geraiden. vnd neben ainer ygliſchen Frawen und Junckfrawen ritten zwen ritter an yglichen ſeitten ainer. — Vnd alſo mit ſolcher Ordnung und Zierheit raitt der römiſch Kunig ein zu Rom zu dem Thor zunechſt der Engelburgk, das von den alten Römern meniclich ſprach. Das kein römiſcher Kunig zu empfahen das Kayſerthumb in vil hundert Jahren wer ſo mochticlich, ſo zierlich, ſo koſtlich, und ſo wol geordnet in Rom komen, vnd funden das auch in ire Coroniken nyndert ſo koſtlich mit ſo vil mechtigen Hern an mennigklichs Irrunge. vnd dem alle weliſche Lannd ſo gehorſam vnd ſo günſtig weren, wann von allen fürſten vnd Commun in allen Weliſchen Lannden Ir mechtig pottſchafft vnd Ambaſſador da gehabt haben, vnd da der Kunig zu dem Thor kam, do waren all Prelaten, all Prieſterſchafft, vnd zumal vil Biſchoff, Brobſt, Abbt, vnd Chorherren, vnd vil geiſtlicher Orden, mit allem Heiligthumb, vnd koſtlichen Ornaten vil Himel vnd vil gezeldt von Gold vnd Silber, vnd Seiden, das man als enttgegen da dem Kunig trug. Das fürwar gros koſtlich vnd vil iſt, vnd wer got ſelbs komen, man möcht Im gröſſer Ere nit haben erpotten, darnach die mechtigen Römer, vnd die mechtigen Burger alle koſtlich ain groß Volk dick und koſtlich mit Jn ainer lanngen Schar, vielen (fielen) auf ire Knie, vnd empfiengen den Kunig, vnd all mechtig Römerin, Frawen und Junckfrawen. zumal ain groſſe Schar, den man fürwar in dem ganzen Kunigreich kaum ſo vil ſolt vinden, die ſich ſo demüticlich erputten, knyent vnd ſo erlich empfiengen ſie den Kunig." — Der Zug gieng nach dem Münſter zu St. Peter. „Auff der Stiegen vor St. Peters Münſter was ain groſſer Tabernackel zuberait, da ſaß vnnſer heiliger Vater der Babſt auff, vnd all Cardinal. vnd der Patriarch vnd zumal vil biſchoff vnd hetten all koſtlich Ornat an, vnd Jr Jnffeln auff Jrn Hawbten. Alſo ſtund der Kunig ab zu füſſen, vnd die Biſchof vnd Kardinal giengen dem Kunig entgegen, vnd fürten Jn die Staffel hin, da ſtund der heilig Vater der Babſt auff zu dm Kunig, vnd empfieng Jn demüticlich, vnd der Kunig kuſt vnnſern heiligen Vater, den Baſt, vnd laß da der heilig Vater lang ob Jm dem Kunig. darnach nam Jn der Babſt vnd ſetzt Jn zu Jm." — Die nachfolgenden Fürſten küßten dem Pabſt den Fuß, und die rechte Hand. Nun gieng die Proceſſion in die prächtigſt gezierte und beleuchtete St. Peterskirche, und darauf nach den Quartieren, welche für ſämmtliche hohe Gäſte auf das prächtigſte zugerichtet waren. „vnd zu mayſt all Nacht kam vnnſer heiliger Vater der Pabſt zu vnnſerm Herrn dem Kunig, vnd waren offt zwo Stund allain beieinander, vnd hetten gros gemain vnd Red mit einander." Den 14. März 1452 wurde K. Friedrich vom Pabſt mit der mailändiſchen Krone, welche von Gold, Silber und Stahl war, zum König von Italien gekrönt; den 16. März wurde er vom Pabſt mit der Prinzeſſinn Eleonora vermählt, und den 17. zum römiſchen Kaiſer, ſo wie Eleonora zur Kaiſerinn gekrönt, in Gegenwart von mehr als dreihundert Kardinälen, Erzbiſchöfen und Biſchöfen, und unzähliger Grafen, Botſchafter, und Edler, und mit Feierlichkeiten, bei denen die Einbildungskraft beinahe ermüdet. Zu dieſer Kaiſerkrönung hatten die Nürnberger die Reichsinſignien nach Rom gebracht. Die Kaiſerin zog ſich nach den geendeten Ceremonien in ihren Pallaſt zurück, „vnnſer heiliger Vater, der Babſt, all Cardinal und Biſchoff giengen mit dem römiſchen Keyſer Friederich bis für ſannd Peters Kirchenn vnd ab vill Staffeln, vnd gab vnnſer heiliger Vater der Babſt vnnſerm Herren dem römiſchen Keyſer Friedrich die guldin Roſen, die man gewöndlich alle Jar gibt, am Sonntag nach letare."

Der Pabſt und der Kaiſer ritten hierauf unter einem Baldachin der Toberbrücke zu, wo der Pabſt zurückkehrte, der Kaiſer aber das kaiſerliche Reichspanier mit dem doppelten Adler, wie auch die St. Georgfahne fliegen ließ, und viele Fürſten, Grafen, Herren und Edelleute zu Ritter ſchlug *), dann die Krone auf dem Haupt, und die goldene Roſe in der Hand, den Weg, auf welchem ein kaiſerlicher Kämmerer goldene und ſilberne Münzen warf, nach der Kirche St. Johann von Lateran, und von dieſer nach Hauſe nahm.

Nach einem achttägigen Aufenthalt in Rom kehrte K. Friedrich über Neapel, wo er dem König Alphons, dem Mutterbruder der Kaiſerinn einen Beſuch machte, dann über Venedig, Portenau, durch Friaul, Kärnthen und Steiermark nach Wieneriſchneuſtadt zurück, wo er am Ende des Sommers 1452 anlangte. Dieſe Vermählungs- und Krönungsreiſe war für den K. Friedrich unſtreitig die erfreulichſte

---

*) Von den Bayern wurden zu Ritter geſchlagen: „Hanns Frawnberger vom Hag. Jerig Kloßner. Hanns Seubaltſtorffer. Parcifal Aichberger. Wilhelm Truchtlinger. Heinrich Notthafft. Hanns von Preyſing. Parcifal Zenger. Ruprecht Nußdorfer. Veyt Atzaimer. Spilberger. Hanns Mareltinger. Hanns Vogt von Salzburg. Wilhelm Diepolzkircher.“

Begebenheit, welche ihm während ſeiner langen Regierung zu Theil wurde, wie dann auch ſeine Krönung zum Kaiſer in Rom die letzte Kaiſerkrönung in dieſer Stadt geweſen iſt.

Kaiſer Friedrich wurde bei ſeiner Ankunft zu Neuſtadt mit der Beſtätigung der für ihn ſchrecklichen Nachrichten, wovon man ihn bereits während ſeiner Heimreiſe unterrichtete, daß ſich die Böhmen, die Ungarn und die Oeſterreicher wider ihn empörten, empfangen. Zu ſeinem Troſt und Glück war die Veranlaſſung dieſer Empörungen ſo beſchaffen, daß es nur bei ihm ſtand, derſelben unverzüglich abzuhelfen. Die genannten Nationen forderten von ihm die Auslieferung ihres, wiewohl noch unmündigen Königs, Ladislaus, welchen K. Friedrich zu ſich genommen, ihn auch mit ſich nach Rom geführt, und deſſen Entlaſſung von ſeiner Vormundſchaft er bis dahin wiederholtermalen ſtandhaft abgeſchlagen hatte.

Was zuerſt die Böhmen betraf, ſo haben dieſe den jungen König aus dem dringenden Beweggrund, daß ihre einheimiſchen Unruhen durch die Gegenwart ihres künftigen Monarchen, als welcher doch auch ihre Sprache erlernen, und in ſeiner Jugend mit ihren Sitten und Verfaſſungen bekannt gemacht werden ſollte, zuverſichtlich gehoben werden würden, mehr als Einmal verlangt. Ihr Statthalter, Georg von Podiebrad, wiewohl er mit allen Eigenſchaften eines großen Mannes verſehen, und ein kluger Staatsmann, und ein tapferer Krieger war, konnte das Feuer der veralteten Zwietracht unmöglich in die Länge dämpfen. Man ſchlug bereits von vielen Seiten eine neue Königswahl vor. Man verbreitete vollends die Nachricht, daß der junge König geſtorben wäre, und ohne die edle Sorgfalt des Georg Giskra von Brandeys, welcher nach Neuſtadt reiſte, um ſich mit ſeinen Augen von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, ohne die rührende Schilderung, welche derſelbe von dem Edelmuth des jungen Herrn zurückbrachte, möchte die Sache ziemlich ernſthaft betrieben worden ſeyn. Giskra fand den Prinzen zu Neuſtadt unter der Aufſicht des Grafen Kaſpar Schlick, und Aeneas Sylvius; er umarmte den Prinzen, und ſagte: „Endlich ſehe ich ſie doch, und darf ſie umarmen, o mein König! O wenn ſie wüßten, was ich ausgeſtanden, und wie viele Wunden ich bekommen habe, um ihre gerechte Sache zu unterſtützen! Meine Wunden ſind Zeugen davon. Ihnen und ihrem Vater habe ich mein Leben gewidmet. Weder Reichthum noch Gewalt kann mich von meinem Dienſte für ſie abwendig machen, und nur der Tod kann mich demſelben entreiſſen. Sie ſind noch zu jung, alles dieß einzuſehen. Gott gebe, daß ich noch ſo lange lebe, bis ſie ihren wahren Diener kennen lernen.“ Dann ſetzte er lächelnd hinzu: „Was für einen Lohn werde ich dann aber für meine Treue, für meine Bemühungen bekommen? Und welchen Sold werden ſie ihrem Soldaten ertheilen?“ Einer der Umſtehenden ſagte dem Prinzen: „Das iſt der Mann, welcher für Sie in Ungarn ſo lange geſtritten hat; das iſt ihr Feldherr, ihr Vertheidiger!“ Der achtjährige Prinz griff bei dieſen Worten in einen Beutel, worin nur ſechs Silberpfenninge waren, und gab ſie dem Giskra, welcher ſie ſodann in Gold faſſen ließ, und am Halſe trug. Die Nachricht, welche Giskra von der guten Geſtalt, und dem noch beſſern Benehmen des jungen Königs abſtattete, beſänftigte die mißvergnügten Böhmen eine kurze Zeit, befriedigte ſie aber nicht. Auch lag ihren Unruhen nicht bloß die Abweſenheit des Königs, ſondern auch und vorzüglich die Verſchiedenheit ihrer Religionsgebräuche zum Grund. Der an ſich vortreffliche Georg von Podiebrad war ein Utraquiſt oder Calixtiner, und gieng in ſeiner Eiferſucht, und Furcht vor den Altkatholiſchen ſo weit, daß er (in der einmal angenommenen Meinung, daß nur jener Theil ſicher beſtehen könnte, der den andern unterdrückt haben würde) im J. 1449 der Stadt Prag, und des

Statthalters Meinhard von Neuhaus, eines Altkatholiken (dieſer ſtarb 1450, da er wieder in Freiheit geſetzt ward) ſich bemächtigte, und auf einem allgemeinen Landtag zu Prag 1450 es dahin brachte, daß er vollends zum Statthalter des ganzen Königreichs gewählt, und beſtätiget wurde. Auch kam ſeine Parthei, welche damals die herrſchende war, mit dem Vorhaben einer neuen Königswahl wieder zum Vorſchein, und Aeneas Sylvius, welcher von K. Friedrich nach Böhmen geſchickt wurde, mußte ſeine ganze Beredſamkeit zu Hilfe nehmen, ſie dießmal wieder zu beruhigen, was aber nicht hinderte, daß nicht von Zeit zu Zeit einheimiſche Unruhen und Gewaltthätigkeiten ausbrachen, und die Wünſche aller Theile, ihren König bei ſich zu haben, ſich erneuerten.

Mit den Ungarn hatten ſich noch ungleich gräßlichere Auftritte ergeben. Die Königinn Eliſabeth hatte ſich, wie oben vorkam, mit ihrem Sohne Ladislaus kaum nach Presburg zurückgezogen, als der König von Polen Uladislaus in Ungarn ankam, und ſich, mit der Krone, welche man von dem Haupte des ehemaligen ungariſchen Königs St. Stephan nahm, zum König von Ungarn krönen, doch, durch die Vorſtellungen eines päbſtlichen Geſandten, ſich bewegen ließ, bloß als Statthalter im Namen des Ladislaus bis zu deſſen Volljährigkeit zu regieren; allein dieſer Vertrag gereute ihn bald wieder, und nach dem Hintritte der Königinn Eliſabeth, welcher zu Rab in Ungarn ganz unvermuthet erfolgte, nahm er den königlichen Titel an, und bemächtigte ſich der Regierung, welche er auch bis zum Jahre 1444, in welchem er, wie wir nachher hören werden, in einer Schlacht wider die Türken umkam, ausſchlüſſig behauptete. Die Ungarn beſchloßen hierauf neuerdings, ihrem rechtmäßigen König getreu zu bleiben, und wählten in der Perſon des Johann Huniades oder Corvinus, als welcher bereits in vielen Schlachten wider die Türken eine unvergleichliche Einſicht und Tapferkeit bewieſen hatte, zum Statthalter im Jahre 1445; aber bei dieſer Anſtalt ließen es die Stände von Ungarn nicht beruhen, ſondern ſie führten die nämliche Sprache, auf welcher die Böhmen verharrten, und forderten vom K. Friedrich den jungen Ladislaus nebſt der ungariſchen Krone ab, wurden aber auch, wie die Böhmen, abgefertigt, und bis zur Zeit, da Ladislaus zu ſeinen Jahren gekommen ſeyn würde, vertröſtet; aber die Ungarn ließen ſich nicht ſo leicht, wie die Böhmen, durch gütliche Vertröſtungen hinhalten. Sie drehten, ſich deſſen, was man ihnen, nach ihrer Meinung, mit Unrecht verenthielt, mit Gewalt zu bemächtigen, und hielten Wort. Corvinus rückte noch im ſpäten Herbſt des Jahres 1445 mit 12000 Mann nach Oeſterreich, wo man keines ſolchen Ueberfalls gewärtig, und in keiner Verfaſſung war; doch hielt ſich Wieneriſchneuſtadt, wo ſich K. Friedrich aufhielt, ſo lange, bis die rauhe Jahreszeit den Corvinus zum Abzug nöthigte, welchen er mit Plündern und ſchrecklichem Verheeren der öſterreichiſchen Lande bezeichnete. K. Friedrich flehte hierauf auf einem Reichstag zu Regensburg den Beiſtand der Reichsſtände an, welchen ihm dieſe, mit der Erklärung, daß die Sache allein das Haus Oeſterreich, und bloß eine perſönliche Angelegenheit des K. Friedrich beträfe, rund abſchlugen. K. Friedrich mußte ſich demnach damit begnügen, und hatte noch von Glück zu ſagen, daß ſich die Ungarn gefallen ließen, einen Waffenſtillſtand auf zwei Jahre einzugehen, nach welchem ihnen der junge König ausgeliefert werden ſollte. Sie meldeten ſich nach dem Verlaufe derſelben unverzüglich wieder, und K. Friedrich erhielt nur mit größter Mühe ihre Einwilligung, den Prinzen mit ſich zu ſeiner Krönung nach Italien, wo er viele merkwürdige Dinge beobachten, und viel Nützliches lernen könnte, abführen zu dürfen.

Aber auch ſelbſt die Oeſterreicher nährten und äußerten gleiche Wünſche und Abſichten, den Prinzen in Wien erziehen zu können. Ueberhaupt hielt man in allen drei Ländern die Statthalterei für einen ſchlimmen Umſtand, und wenn gleich der Prinz ſelbſt nicht regieren konnte, ſo beredete man ſich doch, daß manches beſſer und ruhiger vor ſich gehen würde, wenn er wenigſtens anweſend wäre. Sie waren nach dieſer Anweſenheit ſo ungeduldig geworden, daß ſie den kurzen Zeitraum der Römerreiſe nicht abwarteten, ſondern während der Reiſe um den Prinzen Geſandte an K. Friedrich abſchickten, welche dieſer nicht hörte, und ſich ſogar an den Pabſt Nikolaus V. wandte, welcher ihnen mit dem Bann drohte. Sie verſuchten ſogar den Prinzen, als K. Friedrich zum K. Alphons nach Neapel ſich begeben, und denſelben in Rom zurückgelaſſen hatte, zu entführen, was ihnen aber durch die Wachſamkeit des Pabſtes und des Aeneas Sylvius mißlang.

In Oeſterreich machten der Graf Ulrich von Ciley, und Herr Ulrich Eyzinger den Anfang der Empörung. Dieſe riefen alle ihre Unterthanen und Lehenleute, dann die Einwohner von Wien und andern Städten auf, zogen auch einige Böhmen, welche ihnen Heinrich von Roſenberg, und andere zuführten

(Georg von Podiebrad verabſcheute dieſe Unternehmung; auch die Ungarn nahmen jetzt an derſelben keinen Antheil) an ſich, und brachten mit einem Wort ein Heer von 16,000 Mann zuſammen, mit welchem ſie Neuſtadt umgaben, und die ganze Gegend mit Brand und Mord erfüllten; aber nun vermittelten der Herzog Albert III. von München, der Markgraf Albert von Brandenburg und andere Fürſten und Biſchöfe zwiſchen dem Kaiſer und ſeinen Gegnern einen Vertrag, vermöge deſſen von jenem der junge Ladislaus den Oeſterreichern ausgeliefert, dann im November von den öſterreichiſchen Agnaten auf einer Zuſammenkunft zu Wien das Weitere wegen der vormundſchaftlichen Regierung verabredet, bis zu dieſer Zeit aber von Ladislaus, oder den Landſtänden, ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Kaiſers, nichts vorgenommen werden ſollte. Den 10. Sept. 1452 lieferte alſo Kaiſer Friedrich den zwölfjährigen König unter vielen Segnungen, Glückwünſchen, und väterlichen Ermahnungen an den Grafen von Ciley aus, welcher ihn, ſtatt mit demſelben, wie im Vertrag beſchloſſen ward, bis zum gemeinen Landtag zu Berchtolsdorf zu bleiben, im Triumph nach Wien führte, wo ihn das geſammte Volk mit einem Jubelgeſchrei einholte, und begrüßte. Auch wurde

Ladislaus, was nicht weniger wider den Vertrag war, ſogleich zum regierenden Herrn erklärt. In der Verſammlung, welche zu Wien den 10. Nov. eröffnet wurde, erſchienen die Stände von Oeſterreich, Ungarn und Böhmen, und viele vornehme deutſche Fürſten, als die Herzoge von Sachſen und Bayern, der Markgraf von Brandenburg und andere wohnten derſelben bei. Der Hauptbeſchluß war, daß der Graf Ulrich von Cilley, als Großoheim des Ladislaus, bis zur Mündigkeit deſſelben, als Statthalter in Oeſterreich anerkannt, und die nämliche Würde in Böhmen dem Georg von Podiebrad, in Ungarn dem Corvinus überlaſſen, oder vielmehr beſtätiget werden ſollte. Kaiſer Friedrich behauptete in allen dieſen Verhandlungen beinahe ſo viel, als gar keinen perſönlichen Einfluß; aber ungleich empfindlicher wurde er bald nachher, als ein höheres Verhängniß über den jungen Ladislaus entſchied, gekränkt. Ladislaus hatte ſich in Ungarn, und bald darauf in Böhmen huldigen laſſen. Die Stände dieſer Königreiche, und ſämmtliche Einwohner empfiengen ihn allenthalben mit einer unausſprechlichen Freude. In Böhmen wurde er den 28. Oct. 1453 vom Kardinal und Erzbiſchof zu Gran zum König gekrönt, und er blieb hierauf über Jahr und Tag in dieſem Königreich; er machte bereits einige gute Einrichtungen, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden, und zeigte den beſten Willen. Jedermann hoffte und freute ſich auf die Zukunft, und man verſprach ſich ein neues vortreffliches Königsgeſchlecht, da die Stände der drei Nationen im Jahre 1455 den Bedacht darauf nahmen, dem jungen König eine Gemahlinn zu geben. Die Wahl fiel auf eine Tochter König Karls VII. von Frankreich, Magdalena mit Namen, und es war bereits eine überaus prächtige und zahlreiche Geſandtſchaft, welche im Biſchof Ulrich (Nußdorf) von Paßau, und einem ungariſchen Biſchof, gen. von Colocza, dann aus vielen hundert Herren der drei Nationen, aus vielen Frauenzimmern fürſtlichen und gräflichen Standes beſtand, nach Paris abgegangen, der königlichen Braut köſtliche Geſchenke zu bringen, und dieſelbe nach Böhmen zu begleiten. In Böhmen, wo die Hochzeit gefeiert werden ſollte, wurden alle erdenkliche Anſtalten zu einem Freudenfeſt, dergleichen man nie geſehen haben ſollte, gemacht. Kaiſer Friedrich nebſt ſeiner Gemahlinn, der König von Polen, die Herzoge von Sachſen, Bayern, und unzählige andere Fürſten, Grafen und Herren aus ganz Deutſchland waren zur Hochzeit geladen. Schon war in Paris der Tag zur Abreiſe feſtgeſetzt, und die Braut ſtieg, ſo zu ſagen, in ihren

Wagen, als die Nachricht ankam, daß Ladislaus geſtorben ſey; er ſtarb zu Prag den 23. Nov. 1457 nach einem zweitägigen Uebelbefinden an einer Krankheit, welcher man keinen beſtimmten Namen zu geben, und bei welcher der Leibarzt, da er dieſelbe bemerkte, nur zu ſagen wußte, daß der Prinz ſterben würde.

Nun waren die Königreiche Böhmen und Ungarn wieder ohne König; allein ſie waren darum im Grunde nicht erledigt, und ſchienen von Rechts wegen dem K. Friedrich, als nächſtem öſterreichiſchen Agnaten angefallen zu ſeyn; doch die Stände von Böhmen und Ungarn kehrten ſich wenig an die Verträge, welche ihre vorigen Könige mit den öſterreichiſchen Fürſten geſchloſſen haben mochten, und indem ſie erklärten, daß Nationen ihrem Regenten wohl unterthänig, aber nicht eigenthümlich werden könnten, behaupteten ſie ihr Wahlrecht. Die Stände von Ungarn giengen mit dieſem Beiſpiele voraus. Ihr allgemein geſchätzter Statthalter Johann Corvinus Hunniades hatte bei ſeinem im Jahre 1456 erfolgten Hintritt zwei hoffnungsvolle Söhne Ladislaus und Mathias hinterlaſſen. Jener wurde, weil er an der Ermordung des letzten Grafen von Ciley, ſeines Todfeindes, Theil genommen zu haben, beſchuldigt wurde, im vierundzwanzigſten Jahre ſeines Alters vom jungen König Ladislaus (auf eine Art, die dieſem König keine Ehre machte, denn er hatte ihm bereits verziehen) zum Tod verurtheilt, und der jüngere Corvinus, genannt Mathias, wurde nach Prag abgeführt, wo er beim Hinſcheiden des Königs noch im Gefängniß ſaß. Dieſen Mathias nun wählten die ungariſchen Stände zu ihrem König, und der Statthalter von Böhmen, Georg von Podiebrad, ließ ihn nicht nur denſelben Augenblick, als ihm die Ungarn ihre Wahl benachrichtigten, los, ſondern ſchloß mit ihm eine enge Freundſchaft, und gab ihm ſeine Tochter Katharina zur Gemahlinn; er begleitete ihn auch bis nach Mähren, wo ihn die Magnaten von Ungarn als ihren König begrüßten.

In Böhmen ſchien die freie Wahl der Stände einigen Bedenklichkeiten unterworfen zu ſeyn, indem ſich nicht nur der Kaiſer Friedrich, als oberſter Lehensherr, und Aelteſter ſeines Hauſes, ſondern auch deſſen nächſte Anverwandte, nämlich ſein Bruder, und ſein Vetter Sigmund, dann die Könige von Polen und Frankreich, nebſt andern Fürſten um die böhmiſche Krone meldeten; allein der berühmte Prieſter der Utraquiſten, Johann Rokyczana, hielt eine hinreiſſende Rede an die Stände, worin er ihnen vorſtellte, daß ſie einen König brauchten, der unmittelbar und allein für

Böhmen, und nicht zu gleicher Zeit bei andern, und für andere Nationen ein König wäre, der in ihrem Vaterlande geboren, und mit ihrer Verfaſſung und ihren Geſetzen von Jugend auf bekannt geworden wäre, und ſchlug ihnen ihren bisherigen Statthalter Georg von Podiebrad vor, als deſſen perſönliche Tapferkeit und unbegrenzte Vaterlandsliebe ihnen, als Augenzeugen, nicht erſt geſchildert werden dürfte. Die Stände wählten auch ohne Verzug dieſen Mathias, ihren Landsmann, zum König, und zwei ungariſche Biſchöfe, Auguſtin von Raab, und Vincenz von Waizen (das Erzbisthum Prag ſtand eben erledigt, und der Biſchof von Olmütz war vom Pabſt noch nicht beſtätigt) krönten ihn den 7. Mai 1458.

Dieſe Unternehmungen giengen dem Kaiſer Friedrich um ſo mehr zu Herzen, als er bei der geringen Macht, welche ihm zu Gebote ſtand, (er beſaß nämlich weiter nichts, als Steiermark, Kärnthen und Krain) bloß leidend zuſehen mußte, wenn man ihm auch das, worauf er unſtreitige Anſprüche zu beſitzen glaubte, ſtreitig machte. Dieſer war der Fall mit Oeſterreich, welches durch den Hintritt des Königs Ladislaus ebenfalls erledigt geworden, und dem Kaiſer Friedrich, als älteſten Prinzen des öſterreichiſchen Hauſes, angefallen war.

Sein Bruder Albert ſowohl, als ſein Vetter Sigmund forderten, als gleichgeſippte Prinzen, einen gleichen Antheil an dieſer Erbſchaft, von welcher K. Friedrich vergeblich behauptete, daß ſie vermöge älterer Familienpacten nicht getheilt werden könnte. Sämmtliche drei Herren bemühten ſich, die Landſtände für ſich zu gewinnen, und kamen in Perſon nach Wien, wo die Sache auf einem Landtag entſchieden werden ſollte, und am Ende dahin entſchieden wurde, daß K. Friedrich das untere Oſterreich, Albert das obere, oder das Land ob der Ens, und Sigmund den an Tirol grenzenden Theil von Kärnthen erhielt, die Stadt Wien aber den drei Prinzen gemeinſchaftlich verblieb, wie dann auch einem jeden in der Burg daſelbſt ein abgeſonderter Theil angewieſen wurde im Jahre 1458.

Dieſe Kränkung war nur ein Vorſpiel vieler anderer, welche K. Friedrich von ſeinem Bruder Albert, und überhaupt in Oeſterreich erfuhr. Jener klagte unaufhörlich, daß er mit dem Land ob der Ens den ärmern Theil von Oeſterreich, ſein Bruder der Kaiſer entgegen den ungleich beſſern erhalten hätte, und erwartete daher mit Sehnſucht auf die nächſte Gelegenheit, wo er ſich würde ſchadlos machen können; er ſuchte daher die mächtigern und reichern Landſaſſen, indem er ſie an ſeinen unaufhörlichen Schmauſereien, Jagden u. dgl. Antheil nehmen ließ, an ſich zu ziehen, und dieſe wandten ſich auch ſtets an ihn. Kaiſer Friedrich hatte z. B. einen gewiſſen Gerhard Fronauer an der Grenze gegen Ungarn zum Pfleger über ein feſtes Schloß geſtellt, welches nach dem Hintritt des Gerhard, deſſen Bruder Konrad als ein Eigenthum, mit dem Vorgeben, daß es Friedrich ſeinem Bruder unbedingt geſchenkt hätte, anſprach, und zu gleicher Zeit den Albert um Unterſtützung ſeiner vorgeblich gerechten Sache, anrief. Albert erſchien unverzüglich mit einigen Truppen, und reizte verſchiedene öſterreichiſche Landherren, ſich mit ihm zu vereinigen. Unter dieſen befanden ſich vier Herren von Eizinger, die ſich aber bald wieder anders beſannen, und die Parthei verließen. Als hierauf der älteſte derſelben, Ulrich, von Albert in der Stadt Wien, wohin dieſer ihn unter dem Vorwand, daß er mit ihm über wichtige Dinge rathſchlagen müßte, lockte, in Verhaft genommen, und gefeſſelt nach Oberöſterreich geſchleppt wurde, riefen die Brüder des Ulrich Eizinger den König Georg von Böhmen um Hilfe an, und da ſich dieſer wirklich dazu bereitwillig fand, ſo gewann alles das Anſehen, als wollte ſich eine weitläufige Fehde eröffnen. Kaiſer Friedrich that zwar alles Mögliche, um den Ausbruch derſelben zu verhindern; er ſchloß mit ſeinem Bruder Albert zu Wien einen Vergleich, vermöge deſſen er ihm einige neue Ortſchaften eingeräumt, und bald darauf auch den König Georg von Böhmen, welcher bereits mit Truppen herbeieilte, zum Rückzug bewogen hat 1459. Allein die innern Unruhen in Oeſterreich, und die eigentlichen Urſachen derſelben waren nichts weniger, als beigelegt. Dieſe waren auch von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſich wohl vorausſehen ließ, daß dieſelben allein durch die Waffen würden entſchieden werden können. Es hatten nämlich einige öſterreichiſche Landherren von ihrem minderjährigen Ladislaus Herrſchaften und Güter erhalten, und Kaiſer Friedrich ſelbſt hatte ſolche, während er noch Vormünder des jungen Königs war, den Herren von Eizinger u. a. eingeräumt. Nun forderte K. Friedrich jene Herrſchaften wieder zurück, und den Herren von Eizinger ſchien er nachzuſehen; aber Niemand wollte ſich dazu verſtehen, und die Landſtände begehrten, daß im Falle der Güterauslieferung auch die Eizinger dazu angehalten werden ſollten. Die Landſtände kamen noch mit vielen andern Beſchwerden, welche die Schmälerung ihrer Freiheiten, die Zerrüttung des öſterreichiſchen Münzweſens u. ſ. w. betrafen, zum Vorſchein; und da Kaiſer Friedrich Anſtand nahm, ihren Forderungen nachzugeben, (den Wienern, welche ihm auch neuerdings huldigten, beſtätigte er ihre hergebrachten Freiheiten) nahmen ſie ihre Zuflucht wieder zu Herzog Albert, der ſich auch der Landſtände ſogleich annahm, und mit einigen Truppen vor Wien zog, welches er zu erobern vorhatte, aber von den Treugeſinnten des Kaiſers, nach einem harten Gefechte, zurückgeſchlagen wurde; doch bald darauf wurde vom König Georg von Böhmen ein Waffenſtillſtand, der ſich auf ein Jahr erſtrecken ſollte, vermittelt. Dieſer hatte aber keinen Beſtand, theils weil Kaiſer Friedrich ſeinem Bruder Albert die Herrſchaften, deren ſich dieſer während der Unruhen in Unteröſterreich bemächtigt hatte, nicht länger bewilligen, theils weil er den abgedankten, und der Stadt Wien ſowohl, als dem offenen Lande unbeſchreiblich läſtigen Lanzknechten den ausſtändigen Sold nicht bezahlen wollte oder konnte. Die Wiener, von denen er forderte, daß ſie wenigſtens einen Theil der Bezahlung, ohne deren Entrichtung die Lanzknechte nicht abziehen wollten, auf ſich nehmen ſollten, ſchlugen ihm ſein Begehren nicht nur nicht ab, ſondern brachten wieder neue Beſchwerden, die er ſogleich abſtellen, und neue Freiheiten, die er ſogleich beſtätigen ſollte, vor. Eine Parthei der Mißvergnügten, welche ſich auf den Beiſtand des Albert verließ, mißhandelte auf eine gröbliche Art den Stadtrath, auf deſſen Anrufen ſich K. Friedrich mit viertauſend Mann, die er in Steiermark aufgebracht hatte, der Stadt näherte, aber erſt den dritten Tag in ſeine Burg eingelaſſen wurde 1462. Die Aufwiegler verlangten eine neue Magiſtratswahl, wurden aber, nachdem ſie ihnen Kaiſer Friedrich bewilligt hatte, noch ungeſtümer und zügelloſer, als dieſelbe nicht ſo ausfiel, wie ſie gewünſcht hatten. Sie warfen endlich alle Schranken von Mäßigung und Ueberlegung ab, und kündigten dem Kaiſer geradezu den Gehorſam auf. Keine Unterhandlung, keine Vorſtellung fand bei Leuten, welche meiſtens zur niedrigſten Volksklaſſe gehörten, und keine Ueberlegung kannten, einen Eingang, und Kaiſer Friedrich hatte keine andere Wahl, als ſich ihnen ſchlechterdings auszuliefern, oder Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Er hatte ungefähr zweihundert Mann, meiſtens von Adel, und einige wenige Gemeine (denn die Steiermärker hatte er in der Hoffnung, daß ſich die Umſtände beſſern würden, entlaſſen) bei ſich. Mit dieſen verſchloß er ſich in die Burg, mit dem feſten Vorhaben, ſich und ſeine Gemahlinn, welche er nebſt ſeinem (im Jahre 1459 zu Wieneriſch-Neuſtadt gebornen) Sohn Maximilian mit ſich in die Burg genommen hatte, auf das Beſte zu vertheidigen; er war in dieſen Umſtänden plötzlich ganz verändert; er zeigte ſich unermüdet thätig, kühn, und abgehärtet gegen alles Ungemach. Er ordnete alles in Perſon an, und ſagte ſo laut, daß es die lauernden Belagerer hören konnten, er wolle dieſen Ort ſo lange vertheidigen, bis er ſein Gottesacker würde. Nichts ſchmerzte ihn mehr, als daß ſein Bruder Albert wieder Antheil an dieſem Aufruhr nahm, und daß er mit Leuten eine Gemeinſchaft machte, welche nicht aus edlen Bürgern, ſondern aus dem Hefen der Wienereinwohner beſtanden, deren ſich jeder brave Soldat, ſelbſt jener Fronauer ſchämte, welcher zuerſt Händel erregt hatte; er verließ die Stadt mit Unwillen, indem er ſagte, daß er zwar den Kaiſer befehdet, daß er aber nie, ihn zu erniedrigen getrachtet, noch weniger nach ſeinem Leben geſtrebt habe. So gut ſich übrigens K. Friedrich vertheidigte, ſo würde ihn gleichwohl ſein Muth nicht lange gerettet haben, indem es ihm an Lebensmitteln gebrach; aber theils eilten die getreuen Landleute aus Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain zur Hilfe herbei, theils zogen einige tauſend Böhmen, unter der Anführung des königlichen Prinzen Victorin, nach Wien heran. Selbſt der König Georg erſchien in Perſon, und nun nahm die Sache freilich eine andere Wendung. So zahlreich die Aufwiegler waren, (es hatten ſich ihrer mehr, als 20000 verſammelt) ſo machte ſie gleichwohl das Bewußtſeyn ihres ſchlechten Handelns unſchlüſſig, verlegen, und zaghaft. Friedrichs Bruder, Albert, war der erſte, der ſich bei der Ankunft des Königs von Böhmen in Unterhandlungen mit ihm einließ, was er aber auch deſto eher thun konnte, da jener König, welcher nichts weniger wünſchte, als den Kaiſer mächtig zu machen, ſolche Friedensbedingniſſe entwarf, welche dem Albert ungleich zuträglicher, als dem Friedrich, waren. Dieſe Bedingniſſe lauteten dahin, daß die Gefangenen beider Seits losgelaſſen, daß von Albert jene Städte, oder Schlöſſer, welche er ſeinem Bruder, dem Kaiſer, abgedrungen haben mochte, dieſem wieder zurückgeſtellt, dem Albert aber die Regierung von Niederöſterreich, gegen Erlegung von jährlichen 14000 ungariſchen Geldgulden auf volle acht Jahre überlaſſen werden ſollte. Dieſer Vertrag, vermöge deſſen K. Friedrich, nach einer zweimonatlichen Belagerung, ſeine Freiheit wieder erhielt, kam zwar zur Unterſchrift, aber nicht zum Vollzug. Albrecht maßte ſich ſolcher Vorzüge, welche ihm Kaiſer Friedrich nicht zugeben zu können glaubte, an, und handelte ſo eigenmächtig, und mit ſo vielem herausfordernden Trotz, daß ſich Kaiſer Friedrich endlich genöthigt ſah, alle ſchonende Rückſichten, welche er bisher noch immer gegen ſeinen Bruder genommen hatte, bei Seite zu ſetzen; er erklärte den Albert auf dem Reichstag zu Regensburg 1463 in die Acht, und nun möchten ſich neuerdings traurige Auftritte ergeben haben, wenn nicht der Hintritt des Albert, welcher noch in demſelben Jahre den 4. Dec. erfolgte, allen dieſen Zerrüttungen ein Ende gemacht hätte. K. Friedrich trat jetzt als einziger Regent im nunmehr vereinigten Oeſterreich auf.

Nach allen dieſen Begebenheiten kann man ſich leicht vorſtellen, welchen unbedeutenden Einfluß Kaiſer Friedrich in die Reichshändel behauptet habe, und welche, und wie viele Händel der Mangel ſeines Anſehens ermuntert haben möge; doch da es bereits dahin gekommen war, daß ein deutſcher König, welchem nicht eine überwiegende Hausmacht zu Gebote ſtand, es ſchlechterdings auf die Unterſtützung und Mitwirkung mächtiger Reichsfürſten mußte ankommen laſſen, ob eine verwüſtende Fehde, deren Urheber jeden friedlichen Richterſtuhl verſchmähte, unterdrückt werden ſollte; da ſich bei dieſer Lage ein deutſcher König auf eben die Art und Weiſe, die der Gegentheil einſchlug, um Beiſtänder bewerben, und mithin im Grunde mehr eine mitſtreitende Parthei, als einen gebietenden Richter vorſtellen mußte, ſo verdiente K. Friedrich nicht ſelten mehr Nachſicht und Entſchuldigung, als ihm manche angedeihen ließen, wenn er nicht immer that, was von einem mächtigern Kaiſer mit Recht hätte gefordert werden können. Wir wollen nur einige der merkwürdigen Fehden (um uns mit den Gegenſtänden, durch welche ſie veranlaßt, mit der grauſamen Art, mit der ſie geführt wurden, und mithin mit der gemeinen deutſchen Verfaſſung bekannt zu machen) berühren. Unter dieſe gehört ein verwüſtender Krieg, welcher zwiſchen zwei ſächſiſchen Prinzen und Brüdern, Kurfürſten Friedrich II. und Herzog Wilhelm, wegen der Ländertheilung, die von beiden Prinzen 1445 vorgenommen wurde, oder vielmehr durch eine Privatrache ihrer Miniſter, entſtand. Als ſich die Brüder wegen ihren Ländern auseinander ſetzten, waren ſie überein gekommen, daß Wilhelm die Theile beſtimmen, und Kurfürſt Friedrich II. zuerſt wählen ſollte. Friedrich wählte Meiſſen, und die zur Kurwürde gehörigen Länder. Dem Wilhelm wurde Thüringen, das Oſtland nebſt den Beſitzungen in Franken zu Theil. Einige Einkünfte, welche ſich nicht wohl trennen ließen, behielten ſie gemeinſchaftlich. Dieſe Theilung und Wahl war kaum geſchehen, als ſie dem einen der Brüder, dem Kurfürſten Friedrich, mißfiel. Schon jetzt wäre es zwiſchen den beiden Brüdern zu einer Fehde gekommen, wenn ſich nicht unverzüglich einige benachbarte Fürſten als Vermittler eingeſtellt, und, mittelſt eines Austauſches einiger Oerter und Bezirke, einen offenbaren Bruch verhindert hätten, welchen aber bald darauf zwei Miniſter dieſer Prinzen erneuerten. Apel Vizthum zu Roſla diente dem Wilhelm, und gerieth, aus einem niederträchtigen Eigennutz, auf den treuloſen Einfall, einige Ländereien ſeines Herrn einem Fremden zuzuwenden, in welcher Abſicht er bereits in eine Verbindung mit den thüringiſchen Grafen und Herren ſich einließ. Kurfürſt Friedrich, der dieſe Unterhandlungen entdeckte und beobachtete, gab davon ſeinem Bruder Wilhelm Nachricht, auf welche aber dieſer keine Rückſicht nahm, und vielmehr ſeinem Miniſter Apel, deſſen Tücke er nicht durchdrang, das Wort ſprach, und eben durch die Verhetzungen jenes Apels ſeinem Bruder Friedrich neuerdings gram wurde; aber auch Kurfürſt Friedrich wurde von einem ſeiner Miniſter, dem Grafen Erneſt von Gleichen, welcher jenen Apel Vizthum haßte, nicht weniger wider ſeinen Bruder Wilhelm verhetzt, und ſo konnte es nicht fehlen, daß ſogleich wieder neue Feindſeligkeiten ausbrachen, mit welchen die zwei Miniſter den Anfang machten, und ihre Herren fortfuhren. Ein Bruder verwüſtete dem andern ſein Land, oder, beſſer zu reden, jeder richtete die unſchuldigen Familien, welche in den wechſelſeitigen Ländern wohnten, zu Grund. Die benachbarten Fürſten vermittelten zwar neuerdings einen Frieden, zu deſſen Verletzung man aber von beiden Theilen immer wieder Veranlaſſungen fand, oder nahm, und erſt im Jahre 1451 und 1453 wurde (wahrſcheinlich vermöge des günſtigen Umſtandes, daß indeſſen Apel Vizthum das Zutrauen und die Gnade ſeines Herrn verlor) die Einigkeit zwiſchen beiden Brüdern befeſtigt, deren Herſtellung ſich übrigens mit einer Begebenheit ſchloß, welche zu merkwürdig iſt, als daß ihrer nicht erwähnt werden ſollte. Ein gewiſſer Konrad von Kauffungen hatte, während der Kriege der zwei Brüder, dem Kurfürſten Friedrich wichtige Dienſte geleiſtet, und von dem Gegentheile einige empfindliche Kränkungen erfahren, für welche ihn der Kurfürſt, nach erfolgtem Frieden, zwar ſchadlos machte, aber ihn nicht in dem Maaße, wie er erwartet hatte, befriedigte. Dieß verdroß ihn dergeſtalt, daß er einen Anſchlag, welcher ein ganz von innerm Gram und Zorn zerſtörtes Gemüth verrieth, faßte, und unternahm; er beſchloß nämlich, dem Kurfürſten Friedrich ſeine zwei Prinzen zu rauben, deren der erſtgeborne, Erneſt, dreizehn, der andere, Albrecht, eilf Jahre alt war. In dieſer Abſicht verſah er ſich mit einigen Gehülfen, und lauerte ſorgfältig auf eine Gelegenheit, ſein Vorhaben auszuführen. Dieſe fand ſich auch bald, da ihm ſein geheimer Kundſchafter, Hans Schwalbe, ein Hofkoch im Schloſſe zu Altenburg in Meiſſen, wo ſich der Kurfürſt mit ſeiner Familie aufhielt, die Nachricht mittheilte, daß dieſer nach Leipzig abgereiſt, und daß außer einem alten Trabanten, und einem kranken Thürwächter keine Wache, oder Beſatzung im Schloß vorhanden ſey. Konrad von Kauffungen fand ſich den 7. Juli 1455 um Mitternacht mit einem Gefolge von fünfzig Perſonen vor dem Schloſſe ein, erſtieg daſſelbe mit einigen Vertrauten, und riß die Prinzen, zu deren Schlafzimmer ihn der Koch führte, aus ihren Betten, unter heftigen Drohungen, wenn ſie ſchreien würden, mit ſich fort. Ein Irrthum, welcher ihm in der Dunkelheit und Eilfertigkeit widerfuhr, und welcher ohne einiges Geräuſch nicht wieder gut gemacht werden konnte, weckte die Kurfürſtinn und Mutter der Prinzen aus dem Schlafe. Konrad von Kauffungen hatte ſtatt des Prinzen Albert einen jungen Grafen von Barby, welcher mit den

Prinzen erzogen wurde, ergriffen, ſich aber, ſo wie er des Irrthumes gewahr wurde, wieder zurück nach der Schlafkammer begeben, und den Albert mit fortgeriſſen. Die Kurfürſtinn bat, verſprach, rief um Hilfe; aber zu den Räubern konnte ſie nicht kommen, weil Gewalt und Stärke dazu gehörte, die von auſſen verſchloſſenen Zugänge aufzuſprengen. Ihr anhaltendes Geſchrei weckte gleichwohl endlich die nächſten Nachbarn aus dem Schlafe. Alle Bürger von Altenburg ſetzten ſich auf ihre Pferde, und jagten auf allen Straßen den Räubern nach. Auf allen Thürmen wurde Sturm geläutet, und Jedermann griff zu den Waffen. Indeſſen waren die Prinzen allen Nachſetzungen bereits entrückt. Mit dem ältern, Erneſt, hatten ein gewiſſer Wilhelm von Moſen, und Wilhelm von Schönfels ihren Weg nach Franken genommen; mit dem jüngern jagte Konrad von Kauffungen nach Böhmen, deſſen Grenzen er ſich bereits näherte, als ihn die Klagen ſeines Prinzen über Entkräftung und Uebelbefinden bewogen, oder nöthigten, in dem rabenſteiniſchen Wald bei Wieſenthal Halt zu machen, und dem Prinzen zu erlauben, ſich mit Erdbeeren zu erquicken. Ein Köhler, Georg Schmidt, der in der Nähe ſeine Hütte hatte, beobachtete mit vielem Befremden drei Fremde (die übrigen

Begleiter waren nämlich vorausgezogen) mit einem äußerſt bekümmerten Knaben, und die ſichtbare Verlegenheit derſelben veranlaßte ihn, verſchiedene Fragen an Konrad von Kauffungen zu thun, deren kurze und ſeltſame Beantwortung dem Köhler auffiel. Indeſſen verwickelte ſich Konrad mit ſeinem Sporne in einen Strauch, ſo daß er zur Erde ſtürzte, und weil er zugleich ſein Pferd beim Zügel hielt, nicht ſogleich wieder aufſtehen konnte. Dieſen Zeitpunkt benützte der Prinz, ſich dem Köhler zu entdecken, worüber einer der zwei Begleiter dergeſtalt in die Wuth gerieth, daß er auf den Prinzen einen gefährlichen Hieb that, welchen aber der Köhler mit ſeinem Schürbaum abhielt. Mit dieſem gieng er auch ſogleich auf den Konrad von Kauffungen los, welchen er getödtet haben würde, wenn ihn nicht der Prinz um deſſen Leben gebeten hätte. Das Geräuſch und Gelärm, welches hierüber entſtand, zog das Weib des Köhlers herbei, welches augenblicklich ein den Köhlern, welche in der Nähe arbeiteten, bekanntes Zeichen gab, auf welches dieſe von allen Seiten herbeiſtürzten, und nicht nur ſich der drei Räuber bemächtigten, ſondern auch die vorausgeſchickten einholten. Der Köhler führte ſie mit dem Prinzen zu dem benachbarten Abt von Grünhayn, von welchem Orte das Gefolg nach

Zwickau abgeführt wurde. Der Köhler aber zog den folgenden Tag mit dem Prinzen in Altenburg ein. Auch der andere Prinz wurde von den Räubern, welche ſich mit demſelben in einer Höhle bei dem Schloſſe Stein verborgen hielten, gegen die Verſicherung, daß ſie weder an Gütern noch am Leben geſtraft werden ſollten, ausgeliefert. Den Konrad koſtete ſein Raub, mit welchem er ein groſes Löſegeld zu gewinnen hoffte, den Kopf, indem der Bote, der ſeine Begnadigung bringen ſollte, zu ſpät ankam. Jene zwei Prinzen ſind übrigens gleich berühmt. Der ältere, Erneſt, wurde der Stammvater des erneſtiniſchen Hauſes, welches die Kurwürde bis 1548 beſaß, und ſich hernach in die weimariſche, gothaiſche, coburgiſche, meiningiſche, und hildburghauſiſche Linie theilte; der jüngere Prinz, Albert, ſtiftete die albertiniſche Linie, welche von Kaiſer Karl V. die Kurwürde erhielt, und im Jahre 1697 den polniſchen Thron beſtieg. — Wir kehren nun wieder zu den deutſchen Fehden, und zur Betrachtung des Antheils, welchen K. Friedrich an der Beilegung derſelben nahm, zurück.

Die merkwürdigſte Fehde, welche ſich unter K. Friedrich ereignete, und welche dieſen außerdem äußerſt bedächtlichen und ruhelebenden Herrn, außerordentlich in Bewegung ſetzte, war unſtreitig diejenige, zu welcher ſich die zwei berühmten deutſchen Fürſten und verbrüderten Anverwandten, Kurfürſt Friedrich der Siegreiche, von der Pfalz, und der Herzog Ludwig der Reiche, von Bayern-Landshut, veranlaßt fanden. Die Stadt Donauwörth war im Jahre 1266 durch Kauf an Bayern gekommen, von Kaiſer Karl IV., der, wie bekannt iſt, dem Hauſe Bayern leidenſchaftlich abhold war, auf Begehren der Bürger, zu einer Reichsſtadt erklärt, vom Reichsobmann aber im Jahre 1350 wieder an Bayern zurückgeſprochen, im Jahre 1434 aber von K. Sigmund, deſſen Schulden die Bürger von Wörth bezahlten, neuerdings zu einer Reichsſtadt erklärt worden. Damals ſtand dieſe Sache nicht zu ändern; aber Herzog Ludwig, der mit innern Kräften und mächtigen Freunden verſehen war, glaubte, ſich an den Grundſatz halten zu können, daß nie Rechte durch Thatſachen entſtehen, aus welchen man am Ende nichts abziehen kann, als die allgemeine Erſcheinung, daß der Stärkere that, oder nahm, was er wollte, und der Schwächere gab, oder litt, was er nicht ändern konnte. Seiner Meinung waren der Pfalzgraf Ludwig, der Markgraf Albert zu Brandenburg, die ſächſiſchen Fürſten, Graf Ulrich von Würtemberg, überhaupt dreizehn Fürſten, nebſt vielen Grafen und Edelleuten, welche ihm ihre Unterſtützung anboten, und da er ſie annahm, theils in Perſon, theils durch ihre Hauptleute Hilfstruppen ſchickten, ungeachtet eines Abmahnungsſchreibens des Kaiſers Friedrich, welcher, als er von der Rüſtung, und deren Zweck Nachricht erhielt, den Heinrich von Pappenheim zum Hauptmann der Stadt, die ſich auch ſogleich in einen guten Vertheidigungsſtand ſetzte, erklärte; allein Herzog Ludwig näherte ſich der Stadt, nachdem er ſie den 19. Oct. 1458 durch Georg von Aheim, und Oswald von Törring mit vierhundert Pferden hatte berennen laſſen, mit einer zwölftauſend Fußgänger und dreitauſend Reiter zählenden Armee, und wurde eingelaſſen; ließ ſich aber durch die Vermittlung eines päbſtlichen Legaten bewegen, die Stadt den Biſchöfen von Augsburg und Eichſtädt in die Hände zu geben, und die Entſcheidung des Streites dem Reichsobmanne anheim zu ſtellen, von welchem auf einem Reichstage zu Nürnberg 1459 der Spruch erging, daß die Stadt Wörth an das Reich wieder zurückgeſtellt werden ſollte. Dieſe Zurückſtellung wurde auch von Heinrich von Pappenheim ſogleich vollzogen.

Indeſſen hatten ſich wieder andere Vorfälle, durch welche die Unruhen vervielfacht, und die Partheien immer mehr erbittert wurden, ergeben. Im Jahre 1459 ſtarb der Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz, Dietrich von Erpach. Das Kapitel übertrug die neue Wahl ſieben Domherren, von welchen vier den Grafen Dietrich von Iſenburg, die übrigen drei den Grafen Adolph von Naſſau wählten. Für dieſen letztern erklärten ſich der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, und der Herzog Ludwig von Bayern-Landshut, indeſſen daß der Kaiſer Friedrich anfangs jenen erkannte. Zwiſchen dem neuen Erzbiſchofe und dem Kurfürſten von der Pfalz walteten nebenher noch andere Mißhelligkeiten ob, welche von einem Streite über ein Stück Feldes, auf das ſowohl der mainziſche Flecken Lorch, als die pfälziſche Stadt Laub Anſprüche zu haben glaubte, herrührten, und welche zum Vortheil der Pfalz durch einen Spruch und Vergleich beigelegt worden waren, welchen aber der neue Erzbiſchof nicht anerkannte, und über welchen der Biſchof von Eichſtädt mit ſeinen Beiſitzern auf den eben genannten Reichstag zu Nürnberg 1459 ein neues Urtheil zum Nachtheile der Pfalz fällte. Endlich war K. Friedrich auf den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz auch aus der Urſache ſehr ungnädig, weil ſich dieſer, da er doch nur Vormund über den noch unmündigen Sohn ſeines Bruders, den jungen Prinzen Philipp war, des kurfürſtlichen

Titels bediente, ohne den geringſten Kummer darüber, daß der Kaiſer ziemlich ſcheel dazu ſah, zu verrathen. Kurfürſt Friedrich hatte noch manche andere Feinde, unter welchen ſich ſein eigener Vetter, der Pfalzgraf Ludwig von Veldenz und Zweibrücken, befand; aber auch der Herzog Ludwig von Landshut bekam neue Feinde, an deren Spitze ſein Jugendfreund, der Markgraf Albert von Brandenburg, eben derſelbe, der ihm zur Einnahme von Donauwörth geholfen hatte, ſtand. Dieſer Albert behauptete nebſt mehreren Rechten, welche ſich ſeine Vorfahrer von dem im J. 1415 verkauften Burggrafthum Nürnberg vorbehalten hatten, das (einſt weit ausgedehnte) Landgericht dieſes Burggrafthums, und vermöge desſelben ließ er ſich einfallen bayeriſche Unterthanen vor ſein Gericht zu fordern, worüber Herzog Ludwig von Bayern dergeſtalt mißvergnügt war, daß er den Beſtätigungsbrief, welchen Kaiſer Friedrich dem Markgrafen Albert über die von demſelben behaupteten, Gerechtſame ertheilt, welchen dieſer auf dem Reichstage zu Nürnberg ausgeliefert hatte, öffentlich zerriß. Herzog Ludwig hatte ferner dem Bruder des K. Friedrich, dem unruhigen Albert nämlich, als dieſer ſeine Familienkriege anfieng, Geld und Truppen zugeſagt; endlich hatte er, gerade wie ſein Vetter, der Kurfürſt

Friedrich von der Pfalz, den im Jahre 1459 zu Nürnberg von dem Biſchofe von Eichſtädt veranlaßten Spruch nicht angenommen, ſondern ihn nur den blinden Spruch genannt. Mit einem Worte, die beiden bayeriſchen Herren, Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, und Herzog Ludwig von Landshut, betrugen ſich im Vertrauen auf ihre Sache, und auf den Beiſtand der Fürſten, welche ihnen beiſtimmten, auf eine Art, aus welcher man nichts anders ſchließen konnte, als daß ſie ſich, ohne ferner auf Sprüche zu achten, ſelbſt zu ihren Forderungen verhelfen, oder im Beſitze derſelben erhalten würden. Kaiſer Friedrich entbot den Herzog Ludwig, da dieſer ſich zu Gaſtein im Wildbad befand, zu ihm nach Gräz zu kommen, wo er ſich mit ihm wegen der Strafe und Ungnade, welche er wegen der Einnahme von Donauwörth verſchuldet, und wozu ihn der Reichsconvent zu Nürnberg verurtheilt hätte, verſtehen wollte, erhielt aber von Ludwig die Antwort, welche dieſer den Abgeordneten mündlich ertheilte, daß er erſt ſeine Räthe, welche er im Bade nicht bei ſich hätte, fragen müßte, was bei der Sache zu thun wäre. Dieſe Antwort nahm K. Friedrich für eine unerträgliche Geringſchätzung und Beſchimpfung auf, und ſchickte dem Ludwig den 20. Juli 1461 eine Kriegserklärung zu, worin er ihn ſogar des Verbrechens der verletzten kaiſerlichen Majeſtät beſchuldigte, und mit dieſer Beſchuldigung auf jenen Beiſtand zielte, welchen Ludwig dem Albert von Oeſterreich (des Kaiſers Bruder) doch in einer Sache, welche das Reich, und die kaiſerliche Majeſtät keineswegs betraf, geleiſtet hatte. Herzog Ludwig, der ihm ſeine Kriegsankündigung wieder zurück ſchickte, unterließ auch nicht, ihn über ſeinen Irrthum aufzuklären, und hierüber übergab er auch den deutſchen Fürſten und ſämmtlichen Ständen ſeine Rechtfertigung. Kaiſer Friedrich hatte nun einmal den Krieg beſchloſſen, und brachte eine Menge Fürſten (unter welchen der Markgraf Albert von Brandenburg, welchen man wegen ſeinem Muth und Glück den deutſchen Achilles nannte, der Markgraf Karl von Baden, der Herzog Wilhelm zu Sachſen, Markgraf Friedrich zu Brandenburg in der Mark, Graf Ulrich von Würtemberg, überhaupt eilf Fürſten, und eine Menge andere Grafen und Biſchöfe, nebſt zweiunddreißig Reichsſtädten ſich befanden) auf ſeine Seite. Den Markgrafen Albert von Brandenburg ernannte er zum oberſten Hauptmann, und ſchickte ihm das Reichspanier zu. Herzog Ludwig, welcher von ſeinen Vettern in Bayern, den Herzogen nämlich von Bayern-München, vom Kurfürſten Friedrich in der Pfalz, vom König Georg von

Böhmen, von den öſterreichiſchen Brüdern Albert, und Sigmund, vom Erzbiſchof Dietrich von Mainz (mit welchem er es jetzt, da ſich ſeine Umſtände, wie nachher geſagt werden ſoll, geändert hatten, hielt), von dem Erzbiſchof zu Salzburg, dann den Biſchöfen von Freiſing, Paßau, Würzburg, u. a. und vielen Grafen und Herren unterſtützt wurde, machte noch im J. 1461 dem Kriege damit den Anfang, daß er dem Markgrafen Albrecht achtzehn Schlöſſer theils wegnahm, theils zerſtörte, aber ſelbſt durch das Elend, deſſen Verbreitung ihm zu Herzen gieng, bewogen wurde, einen Waffenſtillſtand, welcher vom 7. Dec. bis zum 8. Jänner 1462 dauern ſollte, zu bewilligen. Allein der Markgraf Albert verwarf alle Vorſchläge, welche ihm auf einer Verſammlung zu Ulm gemacht wurden, und bewirkte vielmehr, daß dem Herzog Ludwig mit dem Anfange des Jahres von allen Seiten Abſagebriefe nach Ingelſtadt zugeſchickt wurden. Nunmehr wurde von beiden Seiten ein überlegter Plan einer allgemeinen Verwüſtung, welche die blühendſten Länder des ſüdlichen Deutſchlands treffen ſollte, entworfen. Kurfürſt Friedrich von der Pfalz ſollte mit dem Erzbiſchof Dietrich von Mainz, dem Landgrafen von Heſſen, dem Grafen von Kazenellenbogen, den Pfalzgrafen Ludwig zu Veldenz den Markgrafen Karl von Baden, den Biſchof von Mez, und den Markgrafen Ulrich von Würtemberg angreifen. Die beiden Fürſten von Oeſterreich ſollten den Kaiſer Friedrich in Oeſterreich beſchäftigen. Der König von Böhmen ſollte wider Brandenburg losziehen, und Herzog Ludwig ſollte dem Anführer der Reichsarmee, dem Markgrafen Albert, zu Leibe gehen. Dieß geſchah auch, und nun ſah man in Bayern, Schwaben, Franken, und an dem Rheine nichts als morden, brennen, plündern und zerſtören, und nur allein im ſogenannten kleinen Krieg wurden bei ſechshundert Dörfer, nachdem man ſie zuvor rein ausgeplündert, und alle Männer, wenn man welche darin fand, und alles Vieh mit fortgeſchleppt hatte, verbrannt. Beiderſeits wurden mit abwechſelndem Glück mehrere Treffen geliefert, bis entſcheidende folgten. Zu einem ſolchen kam es zuerſt zwiſchen dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, und dem Grafen Ulrich von Würtemberg. Jener fiel dieſem, um ihn von dem verbündeten Heere abzuziehen, in ſein Land, und nahm eine Plünderung und Verwüſtung deſſelben bis Stuttgart vor; allein Ulrich zog die Hilfsvölker des Markgrafen Karl zu Baden, der Biſchöfe von Mez und Speier an ſich, und mißhandelte die Unterthanen der Pfalz bis nach Heidelberg; ja er wähnte, mit ſeinem Kriegsvolke, das in tauſend Mann zu Pferd, und ſechstauſend zu Fuß beſtand, den Kurfürſten bereits entwaffnet, und die Rheinpfalz erobert zu haben. Eine blinde Nachricht, welche der Kurfürſt verbreiten ließ, als hätte er ſich aus dem Lande gezogen, um eine fremde Hilfe zu ſuchen, beſtärkte ihn in ſeiner Einbildung, und er näherte ſich wie ſiegprangend unter dem niedrigſten Muthwillen ſeiner Truppen, (die Reiter banden ſogar an die Schweife ihrer Pferde Aeſte, um die Aecker, welche ſie durchritten, noch mehr zu Grund zu richten) der Stadt Heidelberg, als in einem Wald bei Seckenheim und Fronholz die Rheinpfälzer von allen Seiten plötzlich zum Vorſchein kamen, und ein entſcheidendes Treffen in eben dem Augenblick endigten, in welchem ſie daſſelbe begannen. Der Markgraf Karl von Baden, nebſt Hanſen von Fleckenſtein, dann ſechsundzwanzig Herren, und hundertundzwanzig Reiſige von Adel, der Biſchof von Mez (Bruder des Markgrafen von Baden) mit dreiundzwanzig Herren, und vierundfünfzig von Adel, der Graf Ulrich von Würtemberg mit vierundvierzig Herren, und ſiebenundſiebenzig von Adel, wurden gefangen nach Heidelberg geführt. Bei Zwölfhundert blieben auf der Wahlſtatt liegen, indeſſen von den Pfälzern nur ſehr wenige umkamen. Dieſem Siege, welchen der Kurfürſt Friedrich den 29. Jun. 1462 ungefähr zwei Meilen von Heidelberg, davon trug, folgte wenige Wochen darauf ein zweiter, welchen ſein Vetter Herzog Ludwig von Landshut bei Giengen erfocht. Sogleich nach jener Schlacht bot nämlich der oberſte Reichsfeldherr, Markgraf Albert, alle Herren und Reichsſtädte zum neuen Beiſtand auf, und erhielt auch ſogleich anſehnliche Verſtärkungen. Die Stadt Augsburg ſtellte hundertvierunddreißig Reiter, vierhundert Mann Fußvolk, vierzig reiſige Wägen, zwei Karrenbüchſen, hundert Steine und fünf Centner Pulver, ſo, daß ſich allein in Augsburg zweihundert Reiter, zweitauſend Fußgänger, die mit ſechs Stuckbüchſen auf Rädern, hundertundzwanzig Wägen, und zehn Stuckbüchſen verſehen waren, ſammelten. Auch brachte Markgraf Albert fünfhundert Reiter, ſechstauſend Fußgänger, bei dreihundert Kriegswägen, und zehn Stuckbüchſen zuſammen, und bei Heidenheim, welche Stadt ſeine Aufforderung abſchlug, zog er des Grafen Eberhard von Würtemberg (älteſten Sohnes des gefangenen Grafen Ulrich) Truppen, welche in dreihundert Reitern, tauſend Fußknechten, vierhundertundneunzig Wägen, und zehn Stuckbüchſen beſtanden, an ſich. Mit dieſer, im Verhältniſſe mit dem gegentheiligen Heere (Herzog Ludwig hatte damals zehntauſend Mann, und darunter fünfzehnhundert Reiter bei ſich) nicht unanſehnlichen Macht zog Albert nach dem ſchwäbiſchen Reichsſtädtchen Giengen, in der Abſicht, die Anhöhen daſelbſt zu beſetzen. Herzog Ludwig von Landshut ließ ihm die hinlängliche Zeit dazu, nahm ſich aber vor, ihn, ehe er die Wagenburg um ſein Heer geſchloſſen haben würde, ungeachtet der vortheilhaftern Lagerung, die Markgraf Albert gewählt hatte, anzugreifen. Heinrich von Gumpenberg, der den Vortrab führte, griff die Wagenburg zuerſt mit fünfhundert Reitern an, welche ſogleich von den übrigen Reiſigen unterſtützt wurden, bei welchen ſich Herzog Ludwig in Perſon, dann die bayeriſchen Ritter, Wolfgang von der Camer, Thomas Preiſinger, Hans Fraunberger, Wilhelm Fronauer, Georg Thoringer, Friedrich Benzenauer, und andere, befanden. Dieſe Schlacht wurde eben ſo bald, als die eben erwähnte bei Seckenheim, gewonnen. Die Böhmen, welche den Grafen Wolfgang von Schaumburg, der vom Pferde ſtieg, an ihrer Spitze hatten, ſtürmten mit einem ſolchen Ungeſtüm auf die Würtemberger los, daß dieſe ſogleich ausriſſen, und das ganze Herr in Unordnung brachten. Selbſt der Markgraf Albert rief den Seinigen zu, ſich nach dem Städtchen Giengen zu flüchten; nur die Schweizer ſtanden noch, und ſchrieen dem Markgrafen zu, daß er noch ſtehen bleiben, und ſie machen laſſen ſollte, aber ſie mußten dem großen Haufen, der ſich nicht mehr ſammeln ließ, folgen. Das verbündete Heer verlor ſein ſämmtliches Kriegsgeräth, Wagen, ſchweres Geſchütz und Munition. Selbſt die Hauptfahnen, das kaiſerliche Panier mit dem doppelten Adler, und dem öſterreichiſchen Herzſchilde, das Reichspanier mit dem einfachen Adler, und den Wappen der Reichsſtädte, fielen dem Herzog Ludwig in die Hände, der ſich übrigens bei dieſem Siege mehr über die Flucht, als über eine Niederlage zu erfreuen hatte, indem dieſe, während der Zeit, als die Bayern und deren Hilfstruppen über die Beute herfielen, größtentheils entkamen, ſo daß vom feindlichen Heere einige hundert Reiter, und dreihundert Fußgänger, von denen viele erſt auf der Flucht umkamen, erſchlagen, und zweihundert gefangen wurden. Eben dieſe unbeträchtliche Niederlage war Urſache, daß der kleine Krieg, welcher ohne Vergleich verderblicher und mörderiſcher, als ſelbſt die formlichen Schlachten war, unverzüglich wieder anfieng. Herzog Ludwig ſetzte, wiewohl vergeblich, der Reichsſtadt Augsburg zu, und richtete auf ihren Flecken und Gütern, was er konnte, zu Grund, indeſſen die Augsburger die verwüſtendſten Ausfälle nach bayeriſchen Dorfſchaften unternahmen, und der Markgraf Albert längs der Donau vom Rhein bis Neuburg alles plünderte und zerſtörte. Ein Stillſtand, welcher von einigen zu Nürnberg verſammelten Fürſten vermittelt, und bis zum 6. Auguſt 1463 hinausgeſetzt wurde, verſchaffte endlich den wechſelſeitigen Ländern einige Ruhe, und bald darauf den erwünſchten Frieden, welcher auf einer Verſammlung zu Waſſerburg in Bayern (im Hornung 1463) erſt entworfen, dem K. Friedrich nach Neuſtadt überſendet, und endlich (im Auguſt 1463) zu Prag durch die Vermittlung des Königs Georg von Böhmen dahin geſchloſſen wurde, daß die Anſprüche des Herzogs Ludwig von Bayern auf Donauwörth beruhend gelaſſen, von dieſem auch jene Kleinodien, welche ihm der verſtorbene junge König Ladislaus (zur Beſtreitung ſeiner vorgehabten Hochzeit mit der franzöſiſchen Prinzeſſinn) um eine beträchtliche Summe Geldes eingeliefert hatte, an das Haus Oeſterreich unentgeltlich wieder zurückgeſtellt, von dem Herzoge auch ferner jene Ortſchaften, welche er während des Krieges dem Markgrafen Albert von Brandenburg abgenommen hatte, ebenfalls wieder zurückgegeben, jene Klagen aber, welche Herzog Ludwig wider den Markgrafen vorzubringen hatte, an den Kaiſer beſonders verwieſen werden ſollten *).

Ungleich vortheilhafter endigten ſich dieſe gräßlichen Kriege für den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz. Wir haben gehört, daß, nach dem im Jahre 1459 erfolgten Hintritte des mainziſchen Erzbiſchofes Dietrich von Erpach, ſieben Domherren zwei Erzbiſchöfe, den Dietrich von Iſenburg, und Adolph von Naſſau wählten, der Kurfürſt Friedrich es anfangs mit dem letztern hielt, weil jenen der Kaiſer, mit welchem er damals bereits zerfallen war, annahm. Der neue Erzbiſchof Dietrich von Iſenburg vereinigte ſich dem zu Folge mit den Truppen, welche, auf Geheiß des Kaiſers, den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz zu verderben ſuchten. Kurfürſt Friedrich befand ſich im J. 1460 vor der (dem Grafen Emich von Leiningen zugehörigen) Stadt Pfeddersheim, welche er zu erobern ſuchte. Das feindliche Heer, bei welchem ſich der Erzbiſchof Dietrich, der Herzog Ludwig von Veldenz, und die Grafen von Leiningen befanden, eilte zum Entſatz des Städtchens herbei; allein der Kurfürſt erfocht über daſſelbe den 4. Juli einen vollkommenen Sieg, bei welchem er vier

---

*) Fugger 709 — 723.

Grafen, und viele Edelleute, dann das ganze feindliche Lager, und das mainziſche Hauptpanier in ſeine Gewalt bekam.

Indeſſen war der Erzbiſchof Dietrich von Mainz mit dem Kaiſer und dem Pabſt Pius II. (Aeneas Sylvius) zerfallen; er hätte nämlich dem letztern für die Annaten mehr bezahlen ſollen, als er ſchuldig zu ſeyn glaubte, oder aufbringen konnte. Auch hätte er ſich verbindlich machen ſollen, niemals einen Vortrag wegen einer allgemeinen Kirchenverſammlung rege zu machen, und niemals die deutſchen Fürſten zuſammen zu rufen. Dieß letztere hielt der Erzbiſchof für einen Eingriff in ſeine Rechte, und zugleich weigerte er ſich, die verlangten Summen zu entrichten, ungeachtet deſſen Abgeordnete dieſelben (ſie betrafen 20501 Gulden rheiniſch) zu Rom bewilligt, und römiſche Wechsler zu Bürgen aufgeſtellt hatten. Die Folge davon war, daß wider ihn eine Excommunication ausgewirkt, und daß er (indem er ſich ſogleich auf die Entſcheidung eines allgemeinen Conciliums berief, auch eigenmächtig mehrere Zuſammenkünfte der deutſchen Fürſten ausſchrieb) von Pabſt Pius II. vollends für entſetzt, und an ſeiner Stelle Adolph von Naſſau, zum Erzbiſchof von Mainz erklärt, daß endlich dieſer Adolph nunmehr ſelbſt vom Kaiſer Friedrich, welchem die vom Erzbiſchof

Dietrich wider den kaiſerlichen Willen ausgeſchriebenen Fürſtenconvente höchſtens mißfielen, als Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz anerkannt wurde. Nun warf ſich Dietrich in die Arme ſeines bisherigen Feindes, des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, und dieſer, welcher dabei ſeinen Vortheil vermehrt ſah, nahm ihn auch unverzüglich in die Gemeinſchaft aller ſeiner Verbündeten auf, und gewann durch die oben erwähnte, für ihn glücklich ausgefallene, Schlacht bei Seckenheim beinahe gänzlich die Oberhand; doch da es dem Adolph glückte, ſich der Stadt Mainz (welche bei dieſem Vorfalle nicht nur geplündert wurde, ſondern beträchtliche Freiheiten verlor) zu bemächtigen; da die fortdauernde Verwüſtung der Länder immer allgemeiner wurde, und mancher andere Vorfall einwirkte, ſo kam endlich ein Vergleich zu Stand, vermöge deſſen Dietrich lebenslänglich die Städte und Aemter Höchſt, Steinheim und Dieburg mit allen Einkünften, und geiſtlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit behalten, Adolph entgegen ihn mit dem Pabſt und dem Kaiſer ausſöhnen, übrigens aber Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz verbleiben ſollte. Der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz ließ ſich für die Dienſte, welche er dem Dietrich leiſtete, reichlich bezahlen*), wie er dann auch jene Fürſten, welche ihm in der Schlacht bei Seckenheim in die Hände fielen, nur gegen ein äußerſt beträchtliches Löſegeld befreite. Der Biſchof von Metz mußte 60,000 Gulden bezahlen; der Markgraf von Baden mußte ihm, bis zur Abtragung einer Summe von 100,000 Gulden, das, was er an der vordern Grafſchaft Sponheim beſaß, die Stadt Beßigheim, die Stadt und das Schloß Beinheim, einräumen, auch die Stadt Pforzheim zum pfälziſchen Lehen machen, welches nur gegen die Erlegung einer Summe von 10,000 Gulden könnte aufgekündigt werden. Der Graf Ulrich von Würtemberg wurde zu einer Summe von 100,000 Gulden, und bis zu deren Erlegung zur Abtretung der Städte Waiblingen und Botwar angehalten; aber mit dem Kaiſer Friedrich wurde der Kurfürſt von der Pfalz deſto weniger ausgeſöhnt, und noch im Jahre 1474 wurde er von demſelben (hauptſächlich weil er die Kurwürde nicht niederlegte) mit der Acht belegt, was er aber gar wenig achtete, indem er jene Würde, mit Einwilligung des Kurprinzen Philipp fortbehielt, und im ganzen Reich bis zu ſeinem (im Jahre 1476 den 12. Dec. erfolgten) Hintritt, ein ſolches Anſehen behauptete, daß ſich Niemand einfallen ließ, ihm einige Kränkung zuzufügen. Aber mit einem andern Prinzen des damaligen bayeriſch-pfälziſchen Hauſes machte Kaiſer Friedrich nach einigen Jahren, freilich in einer ganz andern Lage der Sachen, deſto weniger Umſtände. Der Herzog von Bayernmünchen, Albert IV., genannt der Weiſe, hatte ſich im Jahre 1486 der Reichsſtadt Regensburg, nicht mit Gewalt bemächtigt, ſondern vermöge einer freiwillig angebotenen Uebergabe, unterzogen, und die Huldigung angenommen. Kaiſer Friedrich ſah dieſe Ergebung ſo wenig gleichgültig an, daß er die Stadt, nachdem er ihr erſt im Jahre 1479 befohlen hatte, ſich wieder in kaiſerliche Gewalt zu ſtellen, im Jahre 1491 ächtete, wider den Herzog aber den ſchwäbiſchen Bund (von welchem weiter unten die Rede ſeyn wird) aufforderte, deſſen grimmige Einfälle den Herzog bewogen, einen Vertrag, welchen der damalige römiſche König Maximilian I. zu Augsburg im Jahre 1492 vermittelte, einzugehen, und die Stadt Regensburg ihrer Reichsunmittelbarkeit neuerdings zu überlaſſen.

---

*) Trithem. Chron. hirsaug. ad a. 1461.

Dieſe Mißhelligkeiten und Fehden ſind nur kleine Abriſſe der unzähligen übrigen, welche ſich unter K. Friedrich III. in Deutſchland ereigneten, und dieſem den Schimpfnamen einer Mördergrube zuzogen. Nicht nur wurden die Fehden ſo gemein, daß zuletzt (was in unſern Zeiten einem Mährchen ähnlicher, als einer wirklichen Thatſache zu ſeyn ſcheinen möchte) Leute vom geringſten Stande, daß Lehrjungen und Handwerksburſche ganzen Reichsſtädten eine Fehde ankündigten, ſondern die Unſicherheit auf öffentlichen Straßen wurde ſo gräßlich, daß es in manchen Gegenden gefährlich war, ohne Geleit über die Straße zu gehen. Der welſche Biſchof Campanus, der auf dem im Jahre 1471 zu Regensburg gehaltenen berühmten Reichstag anweſend war, ſchrieb von dieſer Stadt aus *), daß die venetianiſchen Geſandten in Paßau auf die Ankunft des Kaiſers warteten, indem ſie ſich aus Furcht vor den Mördern nicht getrauten, allein nach Regensburg zu reiſen. „Deutſchland, ſetzt er hinzu, iſt ungemein weitläufig, mächtig, und edel; allein gegenwärtig iſt es ein lauteres Räuberneſt, und ſelbſt unter dem Adel dünkt ſich derjenige größer zu ſeyn, der ein größerer Räuber iſt.“

Bei ſolchen Umſtänden war ſich wenigſtens nicht zu verwundern, wenn zuletzt das Anſehen des K. Friedrich dergeſtalt abnahm, daß man ſich mehr, als Einmal, nach einem andern Kaiſer, welcher im Stande wäre, den

---

*) Germ. Rer. Script. apud Freher. Tom. II p. 118

deutſchen Frieden mit mehr Kraft und Nachdruck hand zu haben, ſehnte. Dieſer Wunſch wurde manchmal um ſo ernſthafter, als die Macht und Tapferkeit der benachbarten Könige, des Georg von Böhmen, und des Mathias von Ungarn, allgemein geprieſen wurde, und der Kaiſer Friedrich hatte alle Hände voll zu thun, um von ſeiner gewöhnlichen Staatskunſt, zu welcher er während ſeiner Regierung ſeine unaufhörliche Zuflucht nehmen mußte, einen durch eine Entzweiung mit dem andern zu ſchwächen, einen guten Gebrauch zu machen. Seine Unternehmungen mit jenen beiden Königen zogen für dieſe ſowohl, als ſelbſt für ihn äußerſt wichtige Begebenheiten nach ſich. Friedrich that anfangs, als wenn es erſt von ſeiner Genehmigung abhienge, ob die von ihren Nationen gewählten Könige als ſolche erkennt werden ſollten, und was den König Mathias von Ungarn betrifft, ſo ließ er ſich erſt im Jahre 1463, durch die Vorſtellungen eines päbſtlichen Legaten, dahin bringen, daß er dem Mathias die ungariſche Krone auslieferte, und ihn als König erkannte, wobei noch die für ihn günſtigen Bedingniſſe feſtgeſetzt wurden, daß er den Titel eines ungariſchen Königs führen, den Mathias an Sohnesſtatt annehmen, und daß, wenn Mathias ſtürbe, der kaiſerliche Prinz Maximilian als König von Ungarn nachfolgen, und endlich daß ihm wegen der Zurückſtellung der Krone von Ungarn (welche ihm, wie ober vorkam, die Königinn Eliſabeth mit dem jungen Ladislaus eingeliefert hatte) von den Ungarn eine Summe von achtzigtauſend Dukaten bezahlt werden ſollte.

Mit dem Könige Georg von Böhmen konnte K. Friedrich eben ſo wenig umhin, ein freundſchaftliches Benehmen zu beobachten, indem ihm dieſer Georg nicht nur zur Zeit, da er von ſeinem Bruder Albert, und den mißvergnügten Wienern eine zweimonatliche Belagerung in ſeiner Burg zu Wien auszuhalten hatte, ganz aus dem Gedränge half, ſondern auch das Meiſte beitrug, daß der heftige Krieg zwiſchen dem Kaiſer und dem Reich, und dem Herzog Ludwig von Bayern vermittelt wurde. Friedrich erkannte den Georg zu Brünn im Jahre 1459 für den rechtmäßigen König von Böhmen, und beide Herren (Kaiſer Friedrich erhob die Söhne des Georg, Victorin, und beide Heinriche in den Reichsfürſtenſtand, und betitelte ſie als Herzoge zu Münſterberg, und Grafen zu Glaz) verſicherten einander ihre freundſchaftlichen Geſinnungen mit einem Gepränge von Worten, bei denen man hätte glauben ſollen, daß ihr Verſtändniß unzertrennbar ſeyn würde; allein die

Freundſchaft ſowohl mit dem Könige Georg in Böhmen, als dem Matthias in Ungarn war von einer ſehr kurzen Dauer. König Georg wurde vom Pabſt Paul II. (dem Nachfolger des 1464 verſtorbenen Pius II.) als ein Huſſit und Ketzer, nicht nur in den Bann gethan, ſondern auch ſeiner königlichen Würde für entſetzt erklärt. Dieſe Würde wurde zuerſt dem König von Polen, und da dieſer ein Bedenken trug, ſie anzunehmen, dem Könige Mathias von Ungarn, welcher auch ſogleich in Mähren einfiel, angeboten. Nun hielt Kaiſer Friedrich im J. 1467 einen Reichstag zu Nürnberg, auf welchem von dem Türkenkrieg gehandelt werden ſollte, und König Georg beſchickte dieſen Reichstag durch ſeine Geſandte, welche aber auf den Vortrag des päbſtlichen Legaten, Fantinus, als Geſandte eines Ketzers, vom Reichstage ausgeſchloſſen wurden; und überdieß wurden die Vorſtellungen jenes Legaten, daß man vielmehr erſt den König Georg von Böhmen, und dann die Türken angreifen ſollte, von den Geſandten des Kaiſers mit Beifall aufgenommen. Dieſes Letztere verdroß den König Georg dergeſtalt, daß er dem K. Friedrich ſogleich den Krieg ankündigte, und im J. 1468, unter der Anführung ſeines Sohnes Victorin, Kriegsvölker nach Oeſterreich ſchickte, welche bis an die Donau vordrangen, aber durch den Einfall des Königs Mathias von Ungarn in Mähren auch bald wieder genöthigt wurden, dieſem nachzuziehen, und Oeſterreich zu verlaſſen. K. Friedrich verſprach nämlich dem König Mathias, daß er ihn als König von Böhmen anerkennen, und ſogleich beſtätigen wollte, wenn er daſſelbe erobern würde. K. Friedrich mochte ſich wohl auf eine ſolche Eroberung (ungeachtet die katholiſchen Herren in Böhmen vom König Georg abgefallen waren) und auf den Untergang des K. Georg, deſſen Tapferkeit er wohl kannte, wenig Rechnung gemacht haben; allein er machte ſich die Hoffnung, welche auch nicht unerfüllt bleiben konnte, daß beide Könige ſich das Mark ihrer Kräfte rauben, und für ihn am Ende weniger fürchterlich daſtehen würden. Georg ermüdete den Mathias durch ſeine Erfahrenheit und Liſt; (bei dem Dorfe Semtieſſy ſchloß er ihn mit ſeinen Ungarn und ſeinen Kreuzſoldaten durch gefällte Bäume ganz ein) beſiegte ihn dann durch ſeinen unerſchöpflichen Reichthum an kriegeriſchen Einfällen und Erfindungen, ſo daß Mathias im Jahre 1469 ihm ſeine Freundſchaft und den Frieden anbot, und verſah am Ende, da Mathias ſeine Verträge brach, das Königreich Böhmen durch ein ſeltenes Beiſpiel von Großmuth vor ſeinem Abſterben, mit einem Könige, der die hinlänglichſten Kräfte beſaß, um ſich zu erhalten. Er ſchrieb nämlich im Jahre 1469 einen allgemeinen Landtag nach Prag aus, auf welchem er den verſammelten Ständen ſein herannahendes Lebensende vorſtellte, und ſie um die Wahl eines Nachfolgers bat. Da Jedermann erwartete, daß er einen ſeiner Söhne nennen würde, ſtieg die Verwunderung, und dankbare Achtung aller Anweſenden auf das höchſte, da er den Uladislaus, älteſten Sohn König Kaſimirs von Polen nannte, welcher mütterlicher Seits von den ältern böhmiſchen Königen (K. Kaſimir hatte nämlich eine Tochter des Kaiſers Albert II., Eliſabeth, und dieſer Albert hatte die Eliſabeth, einzige Tochter des letzten böhmiſchen Königs luxemburgiſchen Geſchlechts, Kaiſer Sigmunds, zur Ehe) und mithin von Kaiſer Karl IV., deſſen Andenken den Böhmen höchſt theuer war, abſtammte. Die böhmiſchen Stände billigten dieſen Vorſchlag, nahmen aber, weil dießmal eben nicht alle verſammelt waren (nach dem den 22. März 1471 wirklich erfolgten Hintritte des Königs Georg) eine wiederholte Berathſchlagung vor, vermöge welcher Uladislaus von Polen zum Könige von Böhmen nicht ſo faſt neuerdings gewählt, als vielmehr feierlich beſtätiget wurde, zum größten Mißfallen des römiſchen Hofes ſowohl, welcher die böhmiſche Krone dem König Mathias von Ungarn beſtimmt, als noch vielmehr ſelbſt dieſes Mathias, welchem Kaiſer Friedrich die Beſtätigung über Böhmen verſprochen hatte. Beide Theile mochten nun auch die zuverſichtliche Erwartung genährt haben, daß der Kaiſer bei der böhmiſchen Wahl nichts weniger, als gleichgültig zuſehen würde; allein K. Friedrich, dem es niemals ein Ernſt war, den König von Ungarn mächtiger zu machen, als er ſchon war, hatte wider den Uladislaus nicht das Geringſte einzuwenden, und fand vielmehr denſelben ſo ganz an ſeinem Orte, daß er ihm, nach einiger Zeit, den 10. Jun. 1477 nämlich, zu Wien mit dem Königreich, der Kur und dem Erzſchenkenamt die feierliche Belehnung ertheilte. Da K. Friedrich bei dieſer Handlung durchaus alle Rückſicht auf den Mathias von Ungarn, der indeſſen mehr, als einen Beweis ablegte, was er durch ſeine Waffen und Unterhandlungen vermöge, (er hatte Mähren, Schleſien und die Lauſiz von Böhmen abgeriſſen) bei Seite ſetzte, ſo hätte man meinen ſollen, daß er ſich nach allen Regeln der warnenden Klugheit auf jeden Fall vorgeſehen, und hinlängliche Gegenanſtalten in Bereitſchaft gehalten haben würde; aber Friedrich dachte nicht eher daran, als bis man ihm meldete, daß Mathias bereits in Oeſterreich eingefallen, und im Anzug nach Wien ſey. Nunmehr blieb aber dem K. Friedrich nichts übrig, als die Demüthigung, den Mathias unverzüglich um den Frieden zu erſuchen, und dieſen durch eine Summe Geldes zu erkaufen, mit deren Hälfte er ſich in einen hinlänglichen Vertheidigungsſtand ſetzen, und allen Einfällen hätte zuvorkommen können. Er mußte 100,000 Goldgulden, deren Entrichtung gleichwohl die Landſtände übernahmen, zuſagen, verſicherte ſich aber dadurch die gewünſchte Ruhe ſo wenig, daß er vom K. Mathias, welcher wohl wußte, wie es mit ſeinen Nachbarn ſtände, vielmehr bald wieder neue Widerwärtigkeiten zu erfahren hatte, und zuletzt zuſehen mußte, wie ſich Mathias der ſämmtlichen niederöſterreichiſchen Lande, und im Jahre 1485 ſogar der Stadt Wien, und im Jahre 1487 auch der Wiener-Neuſtadt bemächtigte. Vergeblich nahm Friedrich zu ſeinem gewöhnlichen Mittel, zu den Verſammlungen der deutſchen Fürſten auf wiederholten Reichstagen ſeine Zuflucht, und Mathias hatte ſich bereits auf allen Seiten ausgebreitet, als endlich, unter der Anführung des Herzogs Albert von Sachſen, eine Reichsarmee in Oeſterreich ſich eingefunden, und einen Waffenſtillſtand, vermöge deſſen, unter anderm, dem Mathias ſeine in Oeſterreich gemachten Eroberungen bis zur gänzlichen Befriedigung ſeiner

Forderungen und Kriegskoſten verbleiben ſollten, bewirket, und darauf im Jahre 1489 einen Friedensvertrag, deſſen vollkommenen Abſchluß aber der König Mathias nicht mehr erlebte (er ſtarb den 4. April 1490) herbeigeführt hat; aber auch jetzt konnte K. Friedrich, ungeachtet der Verträge zwiſchen Oeſterreich und Ungarn, zum Beſitze dieſes letztern nicht gelangen, und die Stände von Ungarn wählten vielmehr den König von Böhmen, Uladislaus, zu ihrem König, doch ſo, daß zwiſchen ihm dem Kaiſer Friedrich, und deſſen Sohn Maximilian, durch einen zu Presburg den 7. Nov. 1491 errichteten Vertrag feſtgeſetzt wurde, daß vom König Uladislaus an Oeſterreich eine Summe von 100,000 Gulden, zu einer Entſchädigung der Kriegskoſten, entrichtet, und daß, nach dem Abgang des Uladislaus und ſeiner männlichen Erben, das Königreich Ungarn, ohne einige fernere Einſtreuung, dem Mannsſtamme des Erzhauſes Oeſterreich zufallen ſollte.

Unter allen Handlungen des K. Friedrich ſind keine ſeltſamer und auffallender, als ſeine Reichstage, auf welchen unaufhörlich wegen eines Zuges wieder die Türken berathſchlagt, und niemals das Geringſte mit Ernſt unternommen wurde; aber eben dieſe Reichstage enthalten eine gute Rechtfertigung für ihn, und beweiſen, wie wenig er, wenn er auch mit der reinſten Abſicht, und dem beſten Willen zu Werke gegangen wäre, hätte ins Werk ſetzen können. Es war (wenn die deutſchen Fürſten und Reichsſtädte ſich auch nur eine mäßige Anſtrengung hätten wollen gefallen laſſen) unendlich leichter, die Türken aus Europa zu verjagen, als die deutſchen Fürſten und Herren Eines Sinnes zu machen. Die erſten türkiſchen Einfälle geſchahen wider die Ungarn, und der Sultan Amurat nahm im J. 1441 eine Belagerung von Belgrad oder griechiſch Weiſſenburg vor, wurde aber von dem oben genannten ungariſchen Statthalter, Johann Huniades, oder Corvinus nicht nur zurückgetrieben, ſondern durch den Beiſtand des Georg Caſtriot (welcher wegen ſeinem Heldenmuth den Beinamen Scanderbeg, oder Alexander erhielt) in zwei Hauptſchlachten überwunden. Der polniſche König Uladislaus, welcher ſich (wie ebenfalls oben vorkam) des Königreichs Ungarn bemächtigte, brachte den Türken im Jahre 1443 nicht weniger die empfindlichſten Niederlagen bei, und dieſer tapfere König ließ ſich ſein Kriegsglück ſo ſehr gefallen, daß er kein Bedenken nahm, einen Stillſtand, welchen er mit dem Sultan Amurat geſchloſſen hatte, zu brechen, und im J. 1444, ohne eine neue Veranlaſſung, den Sultan aufzuſuchen, deſſen Macht er ſo ſehr verachtete, daß er mit einem Heere von 20,000 Mann das türkiſche Heer von 100,000 Mann angriff, zwar eine ungeheure Menge deſſelben zu Grunde richtete, aber am Ende gleichwohl (er ſtürzte ſich mitten unter die Janitſcharen) ſein Leben verlor, bei Varna den 11. Nov. 1444.

Aber die Türken ſtreiften nicht bloß gegen Ungarn, ſondern richteten ihre Abſichten ſeit vielen Jahren hauptſächlich wider das (im J. 395 entſtandene) morgenländiſche oder griechiſche Kaiſerthum, an deſſen Hof zwar ſehr viel Prunk und Pracht, aber deſto weniger Kraft und Ueberlegung herrſchte, und im J. 1453 gelang es dem Sultan Mahumet II., ſich der Hauptſtadt Konſtantinopel, (der letzte griechiſche Kaiſer Konſtantin wurde von ſeinen eigenen Leuten unter einem Thore dieſer Stadt erdrückt) und dann des ganzen griechiſchen Kaiſerthumes zu bemächtigen.

Die Beſtürzung, mit welcher die Nachricht davon in ganz Europa aufgenommen wurde, war unbeſchreiblich. Man ſah mit Entſetzen auf einen Feind hin, der kein Ziel ſeiner Eroberungen, keine Mäßigung ſeiner Siege, und keine Menſchlichkeit kannte, und da der Grund der allgemeinen Furcht eben nicht leer war, ſo vergrößerte jeder die Gefahr nach dem Maaſſe ſeiner Zaghaftigkeit, und jeder ſuchte gleichſam ſeinen Troſt in dem Schrecken des andern. Selbſt Kaiſer Friedrich vergoß über den Sturz des morgenländiſchen Reiches bittere Thränen, und Pabſt Nikolaus V. rief alle chriſtliche Fürſten zu einem gemeinſamen Kreuzzuge auf. Unverzüglich wurde im Jahre 1454 ein Reichstag nach Regensburg ausgeſchrieben, auf welchem der mächtige Herzog von Burgund, Philipp genannt der Gute, dann der Herzog Ludwig von Bayern-Landshut, und Markgraf Albert von Brandenburg perſönlich, andere Fürſten aber, und ſelbſt der Kaiſer, durch Abgeordnete erſchienen. Man kam überein, daß vor allen Dingen die wechſelſeitigen Fehden der deutſchen Fürſten durch einen Landfrieden, welcher wenigſtens fünf Jahre dauern ſollte, unterdrückt, und daß wider die Türken ſo geſchwind, als möglich, eine chriſtliche Armee ausgerüſtet werden, und daß darüber im Beiſeyn des Kaiſers berathſchlagt, und das Erforderliche ſogleich beſtimmt werden müſſe*). Dieß müſſe auf einem andern Reichstag, welcher noch im nämlichen Jahre um Michaeli zu Frankfurt zuſammen berufen werden ſollte, ins Reine gebracht, und dann der Feldzug mit größtem Eifer eröffnet werden. Dieſe Entſchlüſſe wurden vorzüglich durch den Eifer des Herzogs Philipp bewirkt, und die Anweſenden waren damit ſo ſehr zufrieden, daß ſie ihm für ſeine Plane und für die Vorſchläge der ſchönen Dinge, welche geſchehen ſollten, ordentliche Danksagungen, als wenn ſie bereits geſchehen wären, abſtatteten, und nicht wenig getröſtet auseinander giengen. Der Reichskonvent zu Frankfurt wurde zu Michaeli richtig eröffnet. Die Könige von Frankreich, England, Böhmen, Ungarn, Polen, Schweden, Dänemark, mit einem Worte alle Fürſten von Europa waren dazu eingeladen worden; aber nur die Erzbiſchöfe Theodorich von Mainz und Jakob von Trier erſchienen, nebſt wenigen andern, in Perſon; die übrigen ſchickten (was auch ſelbſt der Kaiſer Friedrich wieder that) ihre Abgeordneten, unter welchen die Deutſchen ihre Geſinnungen ganz geändert zu haben ſchienen, und da ſie von Geldbeiträgen, welche zur Errichtung und zum Unterhalte einer Kreuzarmee nothwendig zuſammengebracht werden mußten, hörten, ſich mit Unmuth äuſſerten, daß es ihnen vorkäme, als wenn dem Pabſte und dem Kaiſer allein um Geld zu thun wäre. Sie lachten über den Eifer der Burgunder, welche von nichts, als dem Türkenkriege ſprachen, und blieben kalt bei den Klagen und Bitten der Ungarn, denen ſie zu verſtehen gaben, daß die Deutſchen ſich um ihre Händel mit den Türken wenig bekümmerten, und daß ſie die Kriege, von denen allein ſie ihren Vortheil zögen, nur ſelbſt ſchlichten möchten. Der Reichstag ſchien eine mißliche Wendung zu nehmen; allein der gelehrte Aeneas Sylvius, welchen der Kaiſer, mit andern, als ſeinen Geſandten nach Frankfurt abgeſchickt hatte, hielt eine Rede, „während welcher, wie ein glaubwürdiger Schriftſteller ſich ausdrückt) ſich keiner der Anweſenden räuſperte, keiner ſeine Augen von dem Angeſichte des Redners abwandte, keiner ſeine Rede, wiewohl ſie zwei volle Stunden dauerte, für lang hielt,“ und alle ſtimmten nun denſelben Augenblick wieder für den Krieg. Man beſchloß im erſten Eifer, daß 15,000 Mann zu Pferd, und 40,000 Mann zu Fuß aufgerichtet, daß die Truppen in ſechs Rotten eingetheilt werden ſollten, entwarf zugleich den Anſchlag, was jeder zu ſtellen haben ſollte, und entwarf ſogar die Ordnung des Heeres *). Die Herren beſannen ſich aber eben ſo bald wieder, daß ſie zu viel zugeſagt hätten, und

---

*) Guſtav Georg Königs von Königsthal — Nachleſe in den Reichsgeſchichten ꝛc. S. 33. u. ſ. w.

---

*) Ebend. S. 51. u. ſ. w.

entwarfen einen neuen Anſchlag, vermöge deſſen die Armee aus 10,000 zu Pferd, und 20,000 zu Fuß beſtehen ſollte; allein „die treffenliche Rat-Sendpoten der Reichsſtädte“ fanden ſogleich, daß ſie (man muthete ihnen die Herſtellung von 2000 Mann zu Pferd, und 6000 zu Fuß zu) zu hoch angeſetzt worden wären, und ließen die Sache bis zu dem nächſten Reichstag ausgeſetzt, welcher vom Kaiſer Friedrich zur gänzlichen Berichtigung aller Anſtände, auf Lichtmeß 1455 nach Wieneriſch-Neuſtadt angeſagt wurde, aber hier erſchienen bei weitem nicht alle, die man wünſchte, und unter denen, welche zugegen waren, erhob ſich darüber, wer dem andern vorſitzen ſollte, ein heftiger Streit. Der Erzbiſchof von Trier, ſchreibt Aeneas Sylvius, behauptete, daß ihm der erſte Platz nach dem Kaiſer, und nach ihm den kurfürſtlichen Geſandten gebühre, der Geſandte des Pabſtes entgegen beſtand darauf, daß der erſte Platz ihm zuſtehe. Auch der neapolitaniſche Geſandte maßte ſich den erſten Rang vor den Geſandten der abweſenden Kurfürſten an. Nachdem die Sache beigelegt war, wurde wieder ſehr vieles über die Nothwendigkeit eines baldigen Feldzuges wider die Türken geſprochen, und ſo oft und lange geſprochen, daß man um Oſtern noch keinen Schritt weiter gekommen war. „Diſe Sachen, ſagt ein Anweſender *), wurden auff das bis auf den Oſterabennt vnd darnach in die Feyrtage, vnd ye von aym tag zu dem anndern, verzogen, bis auff den Sampſtag vor quaſi modo geniti, da beſchiede der Kaiſer den von Trier und der Kurfürſten Rete gein Hofe vmb zehn Vr Vormittage. Vnd als ſie auff die geſazten ſtund zu Hofe erſchienen, ließ ſie der Kaiſer bei dreyen ſtunden harren, das ſy in derſelben Zeitt für In nicht komen, noch In Irem Begern möchten Verhört werden. Alſo ward mein Herr, vnd der Kurfürſten Rete bewegt, darum das man von Tag zu Tag auffgehalten, vnnd zulezt ſo lanng laſſen harren, vnnd nicht verhört hette, und ſ. w." Nun kam vollends die Nachricht von dem Hintritte des Pabſtes Nikolaus V., welcher den Feldzug wider die Türken am eifrigſten betrieben hatte, an, und ſogleich wurde vom Kaiſer die Verſammlung, auf welcher ohnehin nichts zu Stande gekommen war, mit der Vertröſtung, daß die Sachen gleichwohl ein andereſmal vorgenommen werden müßten, beſchloſſen.

Der Erfolg dieſer Verſammlungen war, daß ſich nunmehr die Kurfürſten, ſtatt ſich an

---

*) Ebend. S. 86.

Kaiſer Friedrich, deſſen unthätiges Weſen ſie nunmehr kennen gelernt hatten, anzuſchließen, unter ſich ſelbſt vereinigten, und im J. 1456 zu Nürnberg, dann im folgenden Jahre zu Frankfurt, Kurfürſtentage hielten, daß ſie ſich, falls ſich der Kaiſer nicht eifriger, als bis dahin, um die Reichsſachen annähme, genöthiget ſehen würden, einen römiſchen König, welcher aber bei ſeinen Lebzeiten nicht gekrönt werden ſollte, zu wählen. Ihre Wünſche und Forderungen bezogen ſich in der Hauptſache (wie eben ſchon berührt wurde) auf zwei Gegenſtände, daß vom Kaiſer durch eine ernſtliche Unterdrückung der ewigen Fehden ein ſtandhafter Reichsfriede hergeſtellt, und daß einige Beſchwerden wider die römiſche Curie unterſucht, und abgeſtellt werden möchten; allein zum erſtern gehörte von Seiten des Kaiſers ein großes Vermögen und eine beherrſchende Hausmacht, woran es demſelben unläugbar gebrach, und mit dem päbſtlichen Hofe wollte ſich Friedrich, theils aus Achtung für denſelben, theils wegen dem Umſtand, daß die biſchöflichen Abgaben nach Rom ſeine eigenen Kaſſen eben nicht beläſtigten, nicht neuerdings in Händel einlaſſen, bei welchen er unangenehme und ruheſtörende Weitläufigkeiten befürchtet haben mochte. Indeſſen blieb es auch von Seite der Kurfürſten bei ihren Drohungen, indem eben zu derſelben Zeit die oben erwähnten Kriege mit dem Herzog von Bayern-Landshut wegen Donauwörth, dann die Streitigkeiten wegen Mainz, ausgebrochen, und die Kurfürſten unter ſich ſelbſt entzweit worden ſind.

Aber bei allen dieſen Vorfällen wurden die Bemühungen, einen Feldzug wider die Türken zu Stand zu bringen, ſo wenig bei Seite geſetzt, daß ſie vielmehr nach dem (im Jahre 1458 erfolgten) Hintritt des Pabſtes Calixt III. (welcher auf Nikolaus V. gefolgt war) von dem neuerwählten Pabſt mit einer Thätigkeit, welche alles in Bewegung ſetzte, erneuert wurden. Dieſer Pabſt beſaß die genaueſte Kenntniß von den Kräften und Abſichten der deutſchen und übrigen europäiſchen Höfe, die geübteſte Geſchicklichkeit, ſchwierige Geſchäfte zu behandeln, die hinreiſſendſte Beredſamkeit, unentſchloſſene, entzweite, oder träge Gemüther nach ſeinen Abſichten zu lenken, und die unumſchränkteſte Achtung aller Könige und Fürſten, die ihn perſönlich kannten, und verehrten. Es war der Aeneas Sylvius, welcher (wie bereits vorkam) im Jahre 1458 unter dem Namen Pius II. den päbſtlichen Stuhl beſtieg.

Pius II. griff die Sache mit einem Ernſt, und mit einer dergeſtalt feierlichen Einleitung an, daß eine neue Fehlſchlagung beinahe unmöglich ſchien. Ihm wenigſtens ſchien es, nur an der bisherigen Art und Weiſe, mit welcher die Fürſten bei den vorgehenden Verſammlungen behandelt wurden, nämlich an einer bemächtigenden Sachkenntniß und Geiſteskraft gemangelt zu haben, wenn kein Vorſchlag zur Wirklichkeit kam, und mit jener Sachkenntniß, und dieſer Geiſteskraft fühlte er ſich beſeelt. Er berief den Kaiſer, und berief mit den dringendſten Vorſtellungen alle europäiſchen Könige und Fürſten zu einer allgemeinen Verſammlung auf das Jahr 1459 nach Mantua, und wiederholte inſtändigſt ſeine Einladungen, als anfangs nur einige Geſandte, und dieſe langſam heran kamen; und da weder der Kaiſer, noch einer der Könige in Perſon ſich einfand, unterdrückte er noch ſeinen innern Schmerzen, und hoffte durch die anweſenden Geſandten die abweſenden Fürſten zu gewinnen. Seine Beredſamkeit, und ſeine Schilderungen der Gefahr, welche den chriſtlichen Ländern von den Türken bevorſtänden, waren von der beſten Wirkung. Die innigſt gerührten Geſandten verſprachen, alles zu thun, um ihre Herren ſtandhaft zu erhalten, und die Deutſchen ſagten indeſſen die Herſtellung von 42,000 Mann zu, wozu noch 6000 Mann Burgunder kommen ſollten. Selbſt Pabſt Pius II. war mit den unverſtellten und ſo wohl geſtimmten Aeuſſerungen der guten Deutſchen zufrieden, und entließ ſie mit der freudigſten Hoffnung des beſten Erfolges. Gleichwohl erfolgte von allen dieſen herrlichen Verſprechungen nicht das Geringſte; und wie hätte auch etwas erfolgen ſollen, da der größte Theil der deutſchen Fürſten mit innerlichen Fehden beſchäftigt, und ſelbſt K. Friedrich in ſeinem Oeſterreich nicht ſicher war? Der um den Fortgang des Türkenkrieges äußerſt bekümmerte Pabſt ſchickte den Pabſt Beſſarion nach Deutſchland, die Fürſten an ihr Verſprechen zu erinnern, und es wurden noch im Jahre 1460 nach Nürnberg und Worms, nach Wieneriſch-Neuſtadt und nach Wien ſelbſt Convente ausgeſchrieben, welche theils nicht hinlänglich beſucht, theils mit den Klagen, daß im Reich von darum nichts gethan werden könne, weil für daſſelbe der Kaiſer nichts thue, und mit wiederholten Planen und Drohungen, ihm einen neuen König an die Seite zu ſetzen, beſchloſſen wurden. Und mit einem Worte, Pabſt Pius II. gieng im Jahre 1464 mit Tod ab, ohne daß der Türk auch nur einen deutſchen Kriegsmann zu ſehen bekam, und die Deutſchen hatten genug zu thun, ſich ſelbſt zu bekriegen, und aufzureiben.

Bei einer ſolchen Lage von Umſtänden war ſich vielmehr zu verwundern, daß man wegen den Türkenkriegen noch ferner auf nachgefolgten Reichstagen unterhandelte, als daß man die Vorſätze, welche man auf denſelben faßte, nicht ausführte. Die Kriege wegen Donauwörth, Mainz, Oeſterreich, u. a. waren kaum geendigt, wenigſtens äußerlich beigelegt, ſo fiengen die Mißhelligkeiten wegen Böhmen an, welche von eben denjenigen veranlaßt wurden, welchen bei ihrem für die Türkenkriege bezeigten Ernſt, am meiſten daran gelegen war, mit aller möglichen Vorſicht und Klugheit jede auch nur entfernte Möglichkeit zu neuen Irrungen zu entfernen. Da viele Fürſten unaufhörlich auf die Herſtellung eines allgemeinen Reichsfriedens, nämlich eines Reichsſyſtems, vermöge deſſen die Streitigkeiten der Reichsſtände und anderer nicht mehr durch Fehden, ſondern durch Geſetze entſchieden werden ſollten, drangen; ſo ſchrieb K. Friedrich im J. 1466 nach Ulm, dann nach Nördlingen, dann nach Nürnberg, dann im Jahre 1467 wieder nach Nürnberg Reichstage aus, welche nicht nur keinen Frieden unter den Fürſten, keinen feſten Entſchluß für einen Türkenkrieg erzielten, ſondern vielmehr die Hoffnung dazu immer weiter entfernten, da auf dem letztern der König Georg von Böhmen (wie oben vorkam) als ein Ketzer ausgeſchloſſen, der Kaiſer wider ihn eingenommen, und eine langwierige Kette von Kriegen zwiſchen Böhmen und Ungarn angelegt wurde. Man unterließ übrigens auf dieſen Reichstagen nicht, neue Entwürfe, was jeder Reichsſtand zu einem Türkenkrieg beitragen ſollte, und neue Vorſchläge zum Reichsfrieden zu machen, von welchen, wie von allen vorgehenden, nicht das Geringſte in Erfüllung kam.

Der berühmteſte aller dieſer unzähligen Reichstage wurde im J. 1471 zu Regensburg veranſtaltet. Im Jahre 1469 fiel ein Haufen Türken aus Kroatien in das Herzogthum Krain ein, und verübte darin, ungeachtet ſich ihre Anzahl nicht über 10,000 belief, in einem Zeitraume von wenigen Tagen, nach welchen ſie ſich ſogleich wieder entfernten, die entſetzlichſten Grauſamkeiten. Viele tauſend Einwohner wurden ermordet, viele tauſend als Sklaven aus ihrer Heimath mit fortgeſchleppt, und eine Menge Schlöſſer, und Dörfer in Schutthaufen verwandelt. Dieſe eben ſo ſchreckliche, als unvermuthete Begebenheit ſchien dem Kaiſer, nachdem er ſich nunmehr in ſeinen eigenen Ländern angegriffen ſah, endlich einmal aus ſeiner Gleichmüthigkeit geriſſen zu haben; er hielt unverzüglich zu Wien und zu Nürnberg Convente, und ſchrieb, da nichts weiter gehen wollte, auf den Mai des Jahres 1471 einen allgemeinen Reichstag nach Regensburg aus, auf welchem er, was das Außerordentlichſte war, ſelbſt in eigener Perſon zu erſcheinen verſprach. Zwei päbſtliche Legaten, fünf Kurfürſten, zehn Biſchöfe nebſt vielen Prälaten, ſieben Herzoge, ſechs Markgrafen, drei Landgrafen, einundſechzig Grafen, einundachtzig Freiherren, viele hundert Ritter, nebſt einer großen Anzahl königlicher Geſandten, fürſtlicher und reichſtädtiſcher Botſchafter ſtellten (mit mehr als 8000 Pferden) zur beſtimmten Zeit ſich ein, und ſahen der Ankunft des Kaiſers mit einem Verlangen entgegen, welches der anweſende Italiener Campanus nicht groß genug, ſo wie die Nothwendigkeit der perſönlichen Erſcheinung des Kaiſers, nicht wichtig genug ſchildern konnte. „Alles, ſchrieb er in ſeinen Briefen an den Kardinal Jakob *), beruhet auf der Ankunft des Kaiſers, ohne welcher nichts zu Stande kommen wird. — Es läßt ſich alles hoffen, wenn der Kaiſer wollen, aber nichts, wenn er nicht gerade zu Werke gehen wird; — wiewohl, was ſein Anſehen unter den deutſchen Fürſten betrifft, der Schatten deſſelben größer, als deſſen Kör-

---

*) Freher. Tom. II. Ep. 2. 3. p. 147.

per iſt.“ Der längſt erwartete Kaiſer erſchien endlich den 16. Juni zu Regensburg, und nachdem er acht Tage ſeiner Ruhe gepfleget, zeigte er ſich den in der feierlichſten Verſammlung anweſenden päbſtlichen Legaten, Kurfürſten, Fürſten, und Botſchaftern, und ließ durch den Biſchof von Trient eine Rede vorleſen, worin der grauſame Einfall der Türken in Kärnthen geſchildert, und auf eine gemeinſame und thätige Hilfe mit vielem Nachdruck angetragen wurde. Hierauf nahmen in dieſen und den folgenden Verſammlungen die päbſtlichen, burgundiſchen, venetianiſchen und andere Geſandten das Wort, wobei dem Kaiſer über ihre ſtundenlangen und wortreichen Reden, in welchen ſie unaufhörlich über die Türken loszogen, der Zufall begegnete, daß er ſanft entſchlummerte, was dann auch das paſſendſte Bild des endlichen Erfolges, mit welchem dieſer, ſo wie andere Reichstage geſchloſſen worden, war. Denn wiewohl einer der anweſenden Legaten den Kaiſer ziemlich derb aus dem Schlafe weckte, und ihm zurief: „Durchlauchtigſter Kaiſer! Ich bin nicht hieher gekommen, dich aus dem Schlafe zu wecken, ſondern vielmehr deine Thätigkeit anzufeuern;“ wiewohl einer der päbſtlichen Legaten die ganz gegründete Vorſtellung machte, daß, wenn man wider die Türken etwas Verfängliches vernehmen wollte, man, ganz begreiflicher Weiſe, eine ſolche chriſtliche Armee, deren Ruf ſchon dem Türken einen Schrecken einjagen könnte, aufbringen müßte; ſo wurde zwar von einer unzählbaren Mannſchaft, welche in der Zukunft hergeſtellt werden ſollte, raſch und tapfer geſprochen, aber für dießmal wurden nicht mehr als 10,000 Mann vom Kaiſer (welchem nur um ſein Kärnthen zu thun war) gefordert, und von den Fürſten bewilligt; ja, nach einigen Tagen äußerte ſich der Kaiſer, (es kamen nämlich keine neuen Nachrichten von einem wiederholten Türkeneinfall an, und mithin nahm auch die Furcht vor denſelben ab) daß er mit der Stellung von 4000 Mann zufrieden ſeyn wolle. So wie ſich aber viele Anweſende über eine ſo ganz und gar unerwartete Aeußerung ſehr aufgebracht zeigten, ſo wurde gleichwohl der erſte Antrag, daß 10,000 Mann geſtellt werden ſollten, wieder hervorgenommen, und es fragte ſich nur, womit ihre Verpflegung beſtritten werden ſollte. Die Fürſten ließen ſich den gemeinen Pfenning, nämlich eine Vermögensſteuer, vermöge welcher jedes unmittelbare und mittelbare Reichsglied von ſeinem Vermögen den zehnten Pfenning beitragen ſollte, gefallen; allein die Sendboten der Reichsſtädte machten dagegen verſchiedene Einwendungen;

und da, während ſie dieß thaten, zu Regensburg die Lebensmittel abnahmen, ſo beſchloß der Kaiſer, nach Nürnberg zu wandern, wohin ihm gleichwohl folgen konnte, wer da wollte. „Seit dem letzten Vorſchlag, welcher wegen der Vermögensſteuer geſchah, haben wir, ſchreibt Campanus [*]), wieder vortrefflich geſchlafen. — Der Kaiſer hat die beſten Vorſätze, hat aber die Augen geſchloſſen, und nichts iſt ſo tönend und rauſchend, das ihn wecken könnte. Nichts iſt ſo ſchwer und groß, daß er nicht verſprechen ſollte, ſogleich ins Werk zu ſetzen. Wenn er einſt ſo tapfer fechten wird, als er jetzt gut ſchläft, ſo haben wir bereits geſiegt." — „Wir haben hier ungariſche, böhmiſche, polniſche Geſandte, und alles wird mit großen Worten, und einem noch größern Prunk behandelt; aber der Kaiſer bleibt bei allem, was er ſieht und hört, unbeweglich [**])." Dieſer Campanus konnte ſich über die Kälte des Kaiſers nicht genug ärgern. „Der päbſtliche Legat, fährt er fort [***]), iſt Tag und Nacht beſchäftigt, und ſucht alles hervor, ſetzt alles in Bewegung, was dazu dienen ſollte, den Kaiſer ins Feuer zu ſetzen; aber ich weiß nicht, ob derjenige jemals werde entflammt werden können, der niemals erwärmet wird.“ Auf dem zu Nürnberg fortgeſetzten Reichstag kam noch weniger zu Stand, und hierüber hätte ſich Campanus zwar betrüben mögen, aber gar nicht wundern ſollen. Damit eine vereinigte deutſche Armee aufgebracht werden konnte, mußten vorerſt die deutſchen Fürſten vereinigt, und ihre Gemüther zur wechſelſeitigen Nachgiebigkeit und Eintracht geſtimmt werden. Kaiſer Friedrich gebot zwar auf dem letztern Reichstag zu Regensburg auf vier Jahre einen allgemeinen Landfrieden; aber er hätte auch den Vollzug deſſelben wider die Friedensſtörer ſollen bewirken können, und ſo lange er glaubte, daß er ſolchen Fürſten, welche durchaus von Freiheiten oder Unternehmungen, die ſie für rechtmäßig hielten, nichts abließen, auch ſeiner Seits nicht nachgeben könne; ſo lange war weder auf eine vollkommene Ausſöhnung der Fürſten, noch auf ihre Mitwirkung für gemeinſame deutſche Angelegenheiten zu rechnen. Dieſer war z. B. gleich der Fall mit dem Kurfürſten von der Pfalz, welchem K. Friedrich durchaus nichts anhaben konnte. Auch traf eben im Jahre 1471 der Hintritt des Königs Georg von Böhmen ein, welcher dem gutmüthigen Kaiſer nicht wenig zu thun gab. Auch die folgenden Berathſchlagungen wegen einem Türkenkriege wurden unter ſeiner Regierung auf eine ähnliche Art, wie die vorgehenden, vereitelt, und der träge Türke blieb Meiſter von den ſchönſten Ländern des Erdbodens, weil das mächtige Deutſchland durch Uneinigkeit getrennt, und durch ſeine Zerſtückelung ſchwach blieb.

---

[*]) Ib. Epist. XI.

[**]) Ib. Epist. IX.

[***]) Ib. Epist. XII.

Was indeſſen den einen jener Punkte, wegen welchen alle Reichstage verſammelt wurden, nämlich die Einführung einer, allgemein verbindlichen, geſetzmäßigen Verfaſſung, und eine gegründete Befeſtigung des Landfriedens betraf, ſo kam von den unaufhörlichen Wünſchen, mit denen man ſich bisher nach dieſer Sache geſehnt hatte, wenigſtens ſo vieles zu Stand, daß ſie ihrer Vollendung näher gerückt wurde. Dieß geſchah auf einem im Jahre 1486 zu Frankfurt gehaltenen Reichstage. Die Kurfürſten und Fürſten ſtellten an Kaiſer Friedrich das Anſinnen, daß er ſtatt des bisherigen kaiſerlichen Hofgerichts, welches vielen Unannehmlichkeiten unterworfen war (denn man mußte dabei dem Kaiſer an dem Orte, wo er eben ſeinen Hof oder zufälligen Aufenthalt hatte, nachziehen, und gleichwohl warten, bis ſich Richter verſammeln würden) ein ununterbrochenes Kammergericht beſtellen, und dieſes in einer gewiſſen Stadt im Reiche feſtſetzen möchte. Sie verlangten überdieß, daß ein ſolches Gericht die Macht haben ſollte, über einen Schuldigen die Reichsacht zu verkündigen, daß es, wie es die Umſtände erfordern würden, nach dem römiſchen Rechte, und dem ſogenannten Kaiſerrechte, und nach den urſprünglich deutſchen Rechten, entſcheiden, und in dieſer Hinſicht theils aus Gelehrten, theils aus eingebornen Rittern beſtehen, und daß es ihre Beiſitzer von den Sporteln unterhalten, und endlich, daß es bei ſeinen Urtheilen vom Kaiſer keine Einrede, oder Abänderung, keine Schützung verurtheilter Perſonen zu befürchten haben ſollte. Kaiſer Friedrich billigte, was er ſtets gethan hatte, die Anordnung eines fortdauernden Kammergerichts; aber die übrigen Punkte, welche demſelben zum Grunde gelegt werden ſollten, gefielen ihm deſto weniger, und er machte, indem er glaubte, daß das kaiſerliche Anſehen zu ſehr dadurch herabgeſetzt würde, ſo viele Einwendungen, daß unter ſeiner Regierung nie etwas zu Stande kam. Das hinderte aber nicht, daß nicht auf eben jenem frankfurtiſchen Reichstage auf zehn Jahre ein allgemeiner Landfriede hätte zu Stande kommen, und daß, durch ein gemeinſames Einverſtändniß, jeder Fürſt und Reichsſtand, der ſich zu ſeinem Rechte mit dem Schwert in der Fauſt würde verhelfen wollen, im Voraus mit dem Banne und der Acht belegt wurde. Kaiſer Friedrich that dießmal noch etwas mehr. Wir haben im Leben K. Wenzels gehört, daß ſich von Zeit zu Zeit verſchiedene Fürſten und Herren in Bündniſſe vereinigten, theils um die öffentlichen Räuber auszurotten, theils um die muthwilligen Friedensſtörer zu entwaffnen, und an die Gerichte zu weiſen. Gleichwie nun K. Friedrich vorausſah, daß jener zehnjährige Landfriede nur ſo lange dauern würde, als ſich nicht irgend ein mächtiger Fürſt veranlaßt und berechtigt halten würde, ſich über denſelben wegzuſetzen; ſo ſuchte er eine ſolche Gegenmacht, welche jedem Friedensbrecher das Gleichgewicht halten könnte, aufzuſtellen, und dieſe hoffte er bei den Fürſten und Städten in Schwaben bewirken zu können. In Schwaben war nicht nur die Gefahr eines Mißbrauchs der deutſchen Freiheit am ſtärkſten, indem dieſes Land gleichſam in unzählige unmittelbare Stände zertrümmert war, ſondern dieſe fürchteten ſich gerade damals am meiſten vor der thätigen Macht des bayeriſch-pfälziſchen Hauſes, von welchem viele ihrer Bezirke umgeben waren. Friedrich verſammelte ſie demnach im Jahre 1487 zu Eßlingen, und ſchlug ihnen einen gemeinſchaftlichen Bund vor, der auch ſogleich von einigen Städten gutgeheiſſen, im folgenden Jahre durch einen ordentlichen Bundbrief berichtigt, beſiegelt, vom Kaiſer beſtätigt, dann durch den Beitritt des Erzherzogs Sigmund von Oeſterreich, des Grafen Eberhard des ältern von Würtemberg, ferner der ganzen Geſellſchaft des St. Georgenſchildes am Kocher, von welcher der ſchwäbiſche Bund anfangs ſeinen Namen führte, dann endlich des ganzen Löwenbundes, vermehrt, und durch eine geſetzmäßige Einrichtung befeſtiget wurde. Schwaben wurde in vier Kantons, nämlich Hegau, Donau, Kocher und Nekar abgetheilt, und in jedem Kanton ein Hauptmann, welcher in dem ihm angewieſenen Bezirke die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu beſchützen, über ſämmtliche aber ein Feldoberſter, welcher die Truppen des Bundes anführen ſollte, geſtellt. Dieſe beſtanden in nicht weniger, als 10,000 Mann zu Fuß, und 1000 zu Pferd, und der Einfluß dieſes Bundes, welcher in der Folge überhaupt der ſchwäbiſche Bund genannt wurde, war eben ſo groß und wirkend, als deſſen Zweck heilſam war; er wurde allgemein gefürchtet, und erhielt ſich bis zum J. 1533 im größten Anſehen.

Auf jenem zu Frankfurt im Jahre 1486 gehaltenen Reichstag hatte Kaiſer Friedrich das Vergnügen, ſeinen Sohn Maximilian zum römiſchen König und zu ſeinem Nachfolger gewählt, und die Hoffnungen aller Fürſten und Stände des Reiches auf dieſen, durch Verſtand, Glück und perſönliche Tapferkeit verherrlichten Prinzen gerichtet zu ſehen. Maximilian hatte damals bereits die ausgezeichnetſten Beweiſe von einer ungleich größern Thätigkeit, als welche man an ſeinem Vater zu erwarten gewohnt war, abgelegt, und hatte überdieß ſein väterliches Haus mit einer Macht bereichert, bei welcher er als deutſcher König mit dem glänzendſten Anſehen auftreten konnte; er hatte die unermeßliche burgundiſche Erbſchaft an ſich gebracht, und, was mehr war, dieſelbe ſich größtentheils zu erhalten gewußt, nachdem ihm ehe ſein Vater, Kaiſer Friedrich, die Hoffnung dazu ſo viel als vereitelt hatte. Der letzte Beſitzer der weitläufigen Staaten, welche die burgundiſchen Prinzen nach und nach an ſich gebracht hatten (ſie beſtanden in den heutigen Niederlanden, den vereinigten ſowohl, Utrecht, Oberyſſel und Gröningen ausgenommen, als den öſterreichiſchen, nebſt allem; was nachmals Frankreich an ſich riß, im Herzogthum, und in der Grafſchaft Burgund), war Karl der Kühne. Dieſer Herr nahm ſich vor, den längſt von ſeinen Vorältern gefaßten Entſchluß, ihr Haus Burgund zu einem Königreich erheben zu laſſen, ins Werk zu ſetzen, und wandte ſich in einer Sache, deren er ſich bei ſeinem Reichthum wohl ſelbſt hätte anmaßen können, an Kaiſer Friedrich; er bat dieſen um die Belehnung mit dem Herzogthume Geldern, das er unlängſt an ſich gebracht hatte, und ſchlug in ſolcher Hinſicht eine Zuſammenkunft zu Mez, welche aber nach Trier verlegt wurde, vor. Kaiſer Friedrich verſprach, zu erſcheinen, und hielt auch ſein Wort, indem er dazu nicht nur von dem ihm von dem mächtigſten Fürſten eingeſtandenen Vorrecht, Könige zu ernennen, ungemein geſchmeichelt, ſondern von einem ihm ungleich wichtigern Beweggrund ermuntert wurde. Karl von Burgund hatte eine einzige Erbtochter, Maria, welche (mit ihrer Erbſchaft) K. Friedrich für ſeinen Sohn Maximilian zu erhalten wünſchte. Die Zuſammenkunft des vornehmſten, und anderer Seits des reichſten Herrn in Europa gieng im Herbſte 1473 zu Trier vor ſich, und mit der Belehnung von Geldern ſetzte es nicht die geringſte Schwierigkeit; aber deſto mehr wurde, und zwar von beiden Theilen, mit der Erfüllung deſſen, was jeder gewünſcht, jeder dem andern zugeſagt hatte, gezaudert. Keiner wollte den erſten Schritt thun; keiner traute dem andern, und Kaiſer Friedrich wurde noch überdieß von Abgeordneten König Ludwigs XI. von Frankreich in ſeinem ihm ohnehin ganz eigenthümlichen Hang zum Mißtrauen beſtärkt, indem ſie ihn auf die Möglichkeit aufmerkſam machten, daß es dem Karl von Burgund, wenn er einmal König wäre, leicht einfallen könnte, Kaiſer werden zu wollen. Karl von Burgund, welcher gar nicht gezweifelt hatte, daß ſeine Wünſche in Erfüllung gehen würden, hatte eine Krone, einen Scepter, und andere Krönungszeichen mit ſich nach Trier gebracht. Schon hatte man in der Domkirche die prächtigſten Anſtalten zur Krönung gemacht; und der Tag zu dieſer Feierlichkeit war angeſetzt, als Kaiſer Friedrich, ohne vom Herzoge von Burgund Abſchied zu nehmen, plötzlich von Trier verſchwand, und ſich nach Köln begab, wo, wie er jenen wiſſen ließ, (und dieß zur Urſache ſeiner Entfernung angab) Unruhen ausgebrochen wären. Der äußerſt beſchämte und entrüſtete Herzog entfernte ſich von Trier, mit dem Vorſatze, ſich an dem Kaiſer empfindlichſt zu rächen. Kaiſer Friedrich ſchien ſich alle ſeine prächtigen Hoffnungen, welche er ſich über die Vermählung ſeines Sohnes mit der burgundiſchen Erbprinzeſſinn gemacht hatte, mit einem Male vereitelt zu haben.

Indeſſen gewann es doch das Anſehen, als wenn dieſe Sache eine ungleich beſſere Wendung, als zu erwarten ſtand, genommen habe. Die Unruhen zu Köln beſtanden in einer

Empörung des Domkapitels und des Adels wider den Erzbiſchof daſelbſt, Ruprecht aus dem pfälziſchen Haus, welcher die von ſeinen erzbiſchöflichen Vorfahren veräußerten Kammergüter wieder einziehen wollte. Das Domkapitel ſetzte ihm in der Perſon des Landgrafen Hermann von Heſſen einen Adminiſtrator an die Seite, indeſſen der bedrängte Erzbiſchof den Herzog Karl von Burgund um Unterſtützung bat, und ihm über das Erzſtift Köln die Vogtei, oder Schutzherrſchaft anbot. Karl nahm beides mit Freuden an, und da die Stadt und das Kapitel zu Köln ihm ſeine Forderung, vermöge welcher ſie ihn als Schutzherrn erkennen, und den Ruprecht wieder als Erzbiſchof einnehmen ſollten, rund abſchlugen, rückte er mit einem ſehr zahlreichen Heere vor das am Rhein gelegene Städtchen Neuß. K. Friedrich, welchen das Erzſtift Köln um Beiſtand anflehte, hielt ſogleich mit den deutſchen Fürſten mehrere Zuſammenkünfte, kündigte ihm in ſeinem und des Reichs Namen den Krieg an, brachte (was, wenn man ſich an den ſchlechten Fortgang der Türkenkriege erinnert, unglaublich ſcheinen möchte) ein Heer von 80,000 Mann zuſammen, und rückte, was nicht weniger außerordentlich war, in eigener Perſon an der Spitze deſſelben, doch unter der Oberaufſicht des Kurfürſten Albert von Brandenburg, gegen Neuß an, welches bis dahin nicht nur achtzehn Stürme der Burgunder ausgehalten, ſondern dieſen durch beherzte Ausfälle vielen Schaden zugefügt hatte. Da zu gleicher Zeit ſowohl der König Ludwig XI. von Frankreich, als auch die Schweizer in burgundiſche Länder einfielen, ſo ließ ſich der Herzog Karl einen beſondern Friedensſchluß mit dem Kaiſer gefallen, vermöge deſſen er dieſem 200,000 Thaler bezahlen, und die kölniſche Sache der Entſcheidung des päbſtlichen Hofes überlaſſen ſollte; doch viele ziehen (denn die eigentlichen Friedensartikel wurden niemals bekannt gemacht) den erſten Punkt in Zweifel, und behaupten vielmehr, daß wegen der Verheirathung der burgundiſchen Prinzeſſinn mit Maximilian eine neue Verabredung geſchehen ſey. Wie dem auch geweſen ſeyn mag, ſo gieng die deutſche Armee, die zahlreichſte, welche man ſeit vielen Jahrhunderten geſehen, und jetzt gleichwohl nichts gethan hatte, bei Köln mit größtem Mißvergnügen auseinander, und die Theilnehmer ſagten ſich laut, daß ſie die Koſten und Mühſeligkeiten dieſes ſachloſen Feldzuges getragen, der Kaiſer aber den Nutzen gezogen habe. 1475.

Der, bald darauf erfolgte, Ausgang der Unternehmungen des Karl von Burgund iſt zu außerordentlich, als daß deſſelben hier nicht erwähnt werden ſollte. Unter denjenigen, welche die burgundiſchen Staaten während der Zeit, da ſich Karl vor Neuß befand, anfielen, war auch der Herzog Renatus von Lothringen. Die zwiſchen den Niederlanden und dem Herzogthume Burgund gelegenen Staaten von Lothringen hatten Karls Wünſche nach denſelben ſchon längſt gereizt, und jetzt nach dem Friedensſchluſſe vor Neuß war es ſeine erſte Beſchäftigung über daſſelbe herzufallen. Er fiel es noch im Jahre 1475 mit einem Heere von beinahe 50,000 Mann an, eroberte es binnen kurzer Zeit, und hielt in der Hauptſtadt Nancy einen prachtvollen Einzug. Nun nahm er ſich vor, auch die Schweiz zu erobern, oder vielmehr, er hielt ſie, in der hohen Meinung, welche er von ſich und ſeiner Kriegsmacht hatte, bereits für erobert, und zog (er hatte die Schwachheit, alle ſeine Koſtbarkeiten, Juwelen, goldene und ſilberne Gefäße, welche die Schweizer hätten anſtaunen ſollen, mit ſich zu nehmen) mehr zum Triumphe, als zum Streite dahin. Sein wilder Muthwillen verleitete ihn zu der eben ſo ſchimpflichen als höchſt unklugen Grauſamkeit, daß er, als ihm die (an der weſtlichen Spitze des Neuenburgerſees gelegene) Stadt Granſon durch die Treuloſigkeit des Hauptmanns in die Hände fiel, den größten Theil der Beſazung, welche aus 450 Mann beſtand, theils aufhängen, theils erſäufen ließ. Er hatte 50,000 Mann mit ſich gebracht, und verachtete die Schweizer, deren Heer freilich nur 18,000 Mann zählte, ſo ganz und gar, daß er den 2. März 1476 aus ſeiner vortheilhaften Stellung bei Granſon heraus, und nach einem nicht weit davon gelegenen engen Paß bei der Karthauſe, den die Schweizer beſetzt hielten, rückte. Die Anführer des erſten Haufens wollten dieſen Fehler dadurch wieder gut machen, daß ſie ſich, als die Schweizer angriffen, allmählig aus dem Gebirge in die freie Ebene zurückzogen, wo ihre Reiterei und Artillerie gehörig benutzt werden konnte. Dieſer Einfall, ſo klug er war, wurde augenblicklich zu einem Umſtande, der dieſe Schlacht auf eine unvermuthete und gräßliche Art entſchied. Die nachrückende Armee hielt den Zurückzug des Vortrapps für eine Flucht, und gerieth ſogleich in eine Unordnung, welche ihre Hauptleute nicht mehr im Stande waren, herzuſtellen. Alles riß aus, und das ganze Lager, alle Artillerie von 120 Stücken, die ganze Kriegskanzlei, der ganze Schatz mit allem Gold, Silber, Kleinodien (er wurde auf drei Millionen geſchätzt) fiel den Schweizern in die Hände. Das Benehmen des Karl von Burgund, der ſich nach Lauſanne flüchtete, war eben ſo aufſerordentlich, als ſein Unglück, und hier bewies er durchaus nichts von jener königlichen Hoheit und Erhabenheit, nach welcher er doch ſtrebte; er wußte ſich gar nicht zu faſſen, nahm einige Tage keine Speiſe zu ſich, und betrug ſich wie ein Raſender, indem er heulte, mit den Füßen ſtampfte, und mit den Zähnen knirſchte. Da er bei dem Vorfall, welcher ihn ſo ganz außer ſich ſetzte, nicht viel Volk verloren hatte, ſo war leicht vorher zu ſehen, daß er bald wieder zurückkehren würde. Dieß that er auch, und im Monat Juni erſchien er mit einer 40,000 Mann ſtarken Armee, die er ſelbſt gemuſtert, und deren Hauptleute er durch eine flammende Anrede in eine Art kriegeriſche Wuth verſetzt hatte. Dieſes Heer ſtürmte (den 22. Juni 1476) unweit der Stadt Murten am See, welche es vergeblich belagert hatte, auf das verſchanzte Lager der Schweizer (deren Macht ſich indeſſen durch die Unterſtützung des Herzogs Sigmund von Oeſterreich auf 30,000 Mann zu Fuß, und 4000 zu Pferd erſtreckt hatte) mit der größten Streitbegierde los; wagte aber keinen Sturm, ſondern zog nach einer Stunde unter lautem Lachen und Schimpfen über die Schweizer, wieder ab. Hauptleute und Gemeine dachten dabei ſo wenig an eine Gefahr, daß ſie ſorglos ihre Ordnungen verließen; aber plötzlich fühlten ſie die Schweizer auf ihrem Rücken, welche ſich in kurzer Zeit der feindlichen vor dem Lager aufgepflanzten Kanonen, ungeachtet des heftigſten Feuers aus denſelben, bemächtigten, und einen Haufen von 10,000 Burgundern in den See ſprengten. Diejenigen, welche Karl ſelbſt anführte, zumal ſeine Leibwache, fochten mit der unbeſchreiblichſten Anſtrengung; aber da ſie in dickgedrängten Maſſen ohne Ordnung fochten, ſo wurden ſie von den Schweizern, und ihren Hilfsvölkern auf allen Seiten niedergemezelt. 30,000, und unter denſelben die edelſten Zweige burgundiſcher Geſchlechter, wurden erſchlagen, deren tiefverwundeten Schädel und Gebeine in einer Kapelle bei Murten bis auf unſere Tage ſichtbar waren. Das ganze Lager und Kriegsgeräth fiel den Schweizern zum zweiten Male in die Hände. Karl von Burgund, der mit ungewechſelten Pferden nach Genf ſich flüchtete, wurde dießmal vom Schmerzen dergeſtalt gebeugt und erſchöpft, daß ſein ganzer Körper erkaltete; aber als die Nachricht einlief, daß ſich der Herzog Renatus von Lothringen ſein Unglück zu Nutzen gemacht, und Lothringen wieder erobert habe, raffte er mit einem von Scham und Wuth zerrütteten Geiſte ſich auf, und erſchien im Oct. 1476 vor der Stadt Nancy, mit einem 40,000 Mann zählenden Heere, das aber ohne Uebung und Mannszucht, und von Kleidern und Lebensmitteln, und von dem unentbehrlichſten Kriegsvorrathe entblößt war. Die Stadt, ungeachtet ſie nicht weniger die entſetzlichſte Hungersnoth litt, ergab ſich nicht, und ſo wurde die ſchon an ſich übel beſtellte Armee des Karl von Hunger, Kälte, Krankheiten und anderm Ungemach in einen Zuſtand von unbeſchreiblichem Elende verſetzt, als den 6. Jenner 1477 das Heer des Herzogs von Lothringen, welcher einige tauſend Schweizer an ſich gezogen, und bei 20,000 Mann geſammelt hatte, herankam, und ein zahlreicher Haufen deſſelben, an einem Orte, wo Karl gar keinen Feind vermuthet hatte, (zwei landflüchtige Schweizer verriethen ihren Landsleuten, mit denen ſie ſich wieder ausſöhnen wollten, dieſen Ort) ſo plötzlich erſchien, daß das burgundiſche Heer, bei welchem ſich noch überdieß beim erſten Angriffe der Lothringer mehrere Verräther hervorthaten, vor Schrecken in Unordnung gerieth, und die Flucht ergriff. Karl that in dieſer ſchrecklichen Lage alles, was man von dem tapferſten Feldherrn erwarten konnte; aber eine in die Flucht ſtürzende Armee konnte er nicht aufhalten; er ſah ſich zuletzt auf allen Seiten von Feinden umrungen, und von allen ſeinen Leuten verlaſſen, einige wenige Edelleute, die ihn inſtändig baten, ſeine

Perſon zu retten, ausgenommen. Mit dieſen drang er mitten durch die Feinde, und ſprengte einem Bache zu, wo er mit ſeinem ermatteten Pferd, dem der Sprung mißlang, ins Waſſer ſtürzte. Ein nachſetzender Lothringer ſtach zuerſt das Pferd mit ſeinem Spieß ſo lange, bis es den vom Sturze betäubten Herzog wegſchleuderte, und dann fiel er über dieſen her, und erſchlug und erſtach ihn. Deutſche Lanzknechte zogen ihn wegen ſeiner prächtigen Rüſtung nackend aus, und warfen ſeinen Körper wieder in den Bach, wo man ihn nach einigen Tagen eingefroren und ganz entſtellt (nur ſein Leibarzt und ſein Helmträger erkannten ihn noch) herauszog; er wurde zuerſt in der Hauptkirche zu Nancy begraben, und ſpäter unter Kaiſer Karl V. nach Brügge in Flandern gebracht. Karl war vierundvierzig Jahre alt, und der reichſte, gefürchtetſte, und (eben darum nach dem Sinne, Gefühl und Urtheil der Menge, welche den Bezwinger und Zerſtörer, aus Mangel an Verſtand und Geiſt, immer mehr ſchätzt, als den wohlthuenden Stifter und Bauer) der glänzendſte und angeſtaunteſte Fürſt ſeiner Zeit. Was den Verluſt der Burgunder betrifft, ſo koſtete ſie dieſe Schlacht bei Nancy 7000 Mann.

Dieſe waren die vorzüglichſten Begebenheiten, welche vom K. Friedrich behandelt, oder deren nähere Behandlungen ihm zugemuthet wurden. Manches hätte er unſtreitig thätiger betreiben, aber Manches hätte er, wenn er auch der thätigſte aller Kaiſer geweſen wäre, unmöglich ausführen können, weil ihn gerade diejenigen am meiſten daran hinderten, welche ihm über ſeinen Hang zur Gemächlichkeit und Trägheit unaufhörlich die bitterſten Vorwürfe machten. Der gute Kaiſer ſah vielleicht die ſchlimmen Eigenſchaften der Dinge, welche er hätte aufrichten ſollen, ungleich richtiger, als ſeine ungünſtigen Beurtheiler, und blieb vorſichtig, oder klug, oder gleichmüthig genug, ſich an dem Steine nicht zu ſtoßen, den er nicht heben konnte. In ſeinem Privatleben war er ſehr angenehm, ſanft, und mild, beſcheiden, und mäßig, und ungemein für die bildenden Wiſſenſchaften und Künſte eingenommen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg, im Jahre 1487, krönte er öffentlich den berühmten Dichter Konrad Celtes, einen gebornen Nürnberger, mit einem Kranz von Lorber, welche Krönung die erſte war, mit der ein deutſcher Dichter (Kaiſer Ludwig aus Bayern erwies dieſe Ehre dem Albertin Muſſat, Kaiſer Karl IV. dem Petrarka) beehrt wurde. Seinem Hauſe war er ſehr nützlich; denn auſſerdem, daß er, vermöge offener Briefe vom 6. Jänner 1453 Oeſterreich zu einem Erzherzogthume erhob, ſo erwarb er ſich auch um daſſelbe durch ſeine Bemühungen, Ungarn und Böhmen zu erhalten, und die reichen Niederlande zu gewinnen, (wiewohl Oeſterreich durch dieſe zwar reicher und mächtiger, aber nicht glücklicher wurde) keine geringen Verdienſte. Er ließ auch auf alle Gebäude und Geräthſchaften, von deren Menge und Pracht er ein großer Liebhaber war, die fünf Buchſtaben ſetzen: A. E. I. O. U. deren Auslegung: „Austriae Est Imperare Orbi Universo," und: „Alles Erdreich Iſt Oeſterreich Unterthan," bekannt genug iſt. Seine Gleichmüthigkeit verhalf ihm zu einem Alter von achtundſiebenzig Jahren, wo er noch das Unglück hatte, an einem Fuße beſchädiget zu werden, und da ſeine Wundärzte den Brand nicht zu ſtillen verſtanden, denſelben zu verlieren. Als die Abnahme deſſelben (ſie geſchah äußerſt ungeſchickt, und verurſachte dem Kaiſer die heftigſten Schmerzen) vorüber war, fragte Friedrich die Umſtehenden, was zwiſchen einem Kaiſer und einem Bauern wohl für ein Unterſchied wäre. Als hierauf verſchiedene Antworten erfolgten, antwortete er ſelbſt: „Dieſer iſt der Unterſchied, daß ein geſunder Bauer glücklicher iſt, als ein kranker Kaiſer." Er warf ſolche und ähnliche Fragen ſehr gerne auf, und beantwortete ſie, wenn ſie von andern aufgeworfen wurden, mit ſchnellem Scharfſinne. Als man ihn jetzt fragte: was er für das größte Glück des menſchlichen Lebens halte, gab er zur Antwort: „ein glückliches Ende.“ Er ſtarb zu Linz den 19. Auguſt 1493, und wurde zu Wien begraben, nachdem er über dreiundfünfzig Jahre Deutſchlands Beherrſcher vorgeſtellt hatte.

In ſeiner Ehe mit der Eleonora von Portugal († 1467) erhielt er folgende Kinder: a) Chriſtoph, b) Johann, c) Helena oder Eleonora, welche in ihrer frühern Jugend ſtarben; d) Maximilian, ſein Nachfolger, e) **Kunegundis**, geb. zu Neuſtadt 1451, Gemahlinn Herzogs **Albert IV.**, oder des Weiſen, von Bayern.

Schriftſteller.

Aeneas Sylvius. Cuspinianus. Fuggers Ehrenſpiegel. Bonfinius. Andreas Presbyter. Dubravius. Goldasti Reichsſatzungen. Trithemius. Lehmanns ſpeyeriſche Chron. Friderici Imp. Diarium vitae suae. in Pet. Lambecii diar. Sacr. itin. cellens. Viennae 1666. Müllers Reichstagstheatrum. Freher Germ. Rer. Script. T. II. Guſtav Georg König von Königsthal ꝛc. Nachleſe in den Reichsgeſchichten ꝛc. unter der Regierung Kaiſer Friedrichs III., Frankfurt am Main 1759. Petz Hier. Script. Rer. Aust. Gerhard. de Roo Annal. Aust. Ofele Script. Rer. Bou.

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Fünfundzwanzigſter Band.

Kempten, 1834.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

6513

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bay[illegible]
Staats[illegible]

Maximilian I.

1493 — 1519.

Inhalt. Perſönliche Eigenſchaften des K. Maximilian; Heirath deſſelben mit der burgundiſchen Erbprinzeſſinn Maria im J. 1477, und Gefangennehmung zu Brügge im J. 1488. — Ende des Fauſtrechts in Deutſchland, und Errichtung des Reichskammergerichts im Jahre 1495. Eintheilung des deutſchen Reichs in ſechs Kreiſe, und Errichtung eines Reichsregimentes im Jahre 1500. Fernere Einrichtung des Reichsregimentes, und Eintheilung Deutſchlands in zehn Kreiſe im Jahre 1512. Damalige Verhältniſſe Deutſchlands mit den auswärtigen Staaten; Beſchaffenheit und Abſichten derſelben. Seltſame abwechſelnde Bündniſſe, und unaufhörliche Kriege Maximilians mit auswärtigen Fürſten meiſtens wegen Mailand. Friede 1516. Verhalten des Kaiſers

Maximilian im bayeriſchen Kriege. Deſſen glückliche Vorbereitung auf die Erwerbung von Ungarn und Böhmen für ſein Haus. Deſſen Vorhaben eines Feldzuges wider die Türken. Hintritt im Jahre 1519. Gemahlinnen, Kinder, Macht des Erzhauſes Oeſterreich bei ſeinem Hintritte. Vorzügliche Vorfälle in Deutſchland unter K. Maximilians Regierung.

Maximilian I. wurde, wie im Leben Kaiſer Friedrichs III., ſeines Vaters, vorkam, im Jahre 1459 zu Wieneriſch-Neuſtadt geboren, und gemäß der väterlichen Anleitung in Geſellſchaft einiger Edelknaben, mit einer Einfachheit und Strenge, welche man heut zu Tage übertrieben finden möchte, erzogen; er bekam eine ſogenannte gymnaſtiſche, langſam, aber gründlich bildende Erziehung, und lernte alles, was ein Mann mit Einſicht und Geſchmack (der ſich bei Geſchäften nicht immer auf geſchicktere Leute, als er iſt, verlaſſen, ſondern ſich ſelbſt zu rathen, und zu helfen wiſſen ſoll) gelernt haben muß. Er verſtand ſieben Sprachen *) nicht bloß oberflächlich, und

---

*) In dem, von ihm verfaßten, Buch: „Der weiß Kunig" beſchreibt er ſelbſt Capitel XVI.

bloß zur geſellſchaftlichen Unterhaltung, ſondern er kannte die klaſſiſchen Schriften, und Männer, deren Bekanntſchaft allein es iſt, was die mühſame Erlernung der Sprachen vergütet, und bildete in ſich (was das wahre Kennzeichen einer wohlgerathenen Erziehung iſt) in ſeinem männlichen Alter die Kenntniſſe erſt

---

ſeine Erziehung und Spielkameraden. **XVII.** Lehrmeiſter. **XVIII.** Im Schreiben. **XIX.** In den ſieben freien Künſten. **XX.** In der Politik. **XXI.** Im Sternſehen. **XXII.** In der Schwarzkunſt, die er bald als eitel und gottlos verwarf. **XXIII.** In der Geſchichtkunde. **XXIV.** In der Arzneikunſt. **XXV.** In Kanzleiſachen. **XXVI.** Von des jungen weyſen kunigs mildigkeit. **XXVII.** Lernet wendiſch und böhmiſchreden. **XXVIII.** malen. **XXIX.** Die Baukunſt. **XXX.** Zimmerwerk. **XXXI.** Muſik. **XXXII.** Sein Geſchmack in Speiſen. **XXXIII.** Gaſtungen und Maſkeraden. **XXXIV.** Münzkenntniß. **XXXV.** Bergwerkswiſſenſchaft. **XXXVI.** Handbogenſchießen. **XXXVII.** Armbruſt. **XXXVIII.** Raygerbaizen. **XXXIX.** Jagdluſt. **XL.** Fiſcherei. **XLI.** Vogelfang. **XLII.** Fechtkunſt. **XLIII.** Zu Roß und zu Fuß. **XLIV.** Im Harniſch. **XLV.** Im Lanzenbrechen. **XLVI.** Reiten. **XLVII.** Harniſchmachen. **XLVIII.** Artillerie. **XLIX.** Wagenburg. — **LXI.** Seine Braut lernet Deutſch, und er franzöſiſch. **LXII.** und Flämiſch. **LXIII.** auch engliſch. **LXIV.** ſpaniſch. **LXV.** italieniſch. **LXVI.** ſpricht ſieben Sprachen u. ſ. w.

vollkommen aus, für welche er in ſeinen jüngern Jahren eine Neigung erhalten hatte. Nach dem Grundſatze ſeines Vaters „nichts vor der Zeit“ und gemäß der weiſen und wohlthätigen Standhaftigkeit, mit welcher derſelbe, ungeachtet der Schmeicheleien und Lobſprüche einiger Großen, welche das Talent und die reifen Fähigkeiten des jungen Herrn in die Wette prieſen, auf ſeinem Vorſatze und ſeiner beſſern Ueberzeugung verharrte, blieb Maximilian ein vieljähriger Schüler, trat aber, als es Zeit war, deſto geſtärkter, und vollendeter hervor; er war, wie in den Dingen, welche den Geiſt und Verſtand betreffen, ſo auch in körperlichen und ritterlichen Sachen durch eine fortgeſetzte Anweiſung und Uebung bis zum Meiſter gebildet; er war wohl geſtaltet, und verrieth im emporgerichteten Haupt, und im rüſtigen Gang und Schritt den Mann mit Kraft und That, und in ſeinen Geberden voll Anmuth den Mann mit Geiſt und Geſchmack, der durchaus einnehmend, herablaſſend, höchſt beſcheiden im Umgang, auch unter Männern ſeines Alters immer mehr geneigt, ſtillſchweigend zu hören und zu lernen, als den Ton anzugeben, ſich allenthalben, wo er auftrat, die Achtung und Ergebenheit aller Menſchen erwarb, die ihn ſahen und ſprechen hörten.

So lernte ihn im Jahre 1473 auf dem Convent zu Trier der Herzog Karl von Burgund kennen, und (was ihm zur Ehre gereicht) mit einer Innigkeit hochſchätzen und lieben, bei welcher er das Band zweier Herzen, das er bei ſeiner Abreiſe von Trier für ganz getrennt gehalten haben mochte, wider ſeine damalige Abſicht unzertrennlich vereinigte. So übel der Herzog von Burgund auf den Vater des Prinzen zu ſprechen war, ſo wenig konnte er dieſen geſehen haben, und von ihm nicht mit aller der Wärme, und Eingenommenheit, mit welcher Männer von großen Anlagen für Männer von gleichen Eigenſchaften am lebhafteſten erfüllt werden, ſprechen; er ſprach ſo vieles, und mit ſo vielem Antheil zu ſeinem Lobe, daß die Prinzeſſinn jenes überirdiſche Bild von Größe und Liebenswürdigkeit, nach deſſen Erſcheinung ſie ſich ſehnte, in der erhabenen Perſon dieſes Prinzen ganz vereinigt zu ſehen glaubte. Jedes Wort des Vaters drang und ſenkte ſich mit unauslöſchlichen Zügen in das Herz der Tochter.

Maria von Burgund war damals das köſtlichſte Kleinod aller Prinzeſſinnen in Europa. Als im Jahre 1477 ihr Vater geſtorben war, meldeten ſich um ihre Hand nicht weniger, als zwölf Prinzen, und jeder hoffte, daß, wenn der Prinzeſſinn die Wahl gelaſſen werden ſollte, die Wahl auf ihn fallen würde; allein dazu ſchien anfangs alle Ausſicht verloren, und die Prinzeſſinn ſchien zum Opfer des eben ſo länderſüchtigen, als rachgierigen Königs Ludwig XI. von Frankreich beſtimmt zu ſeyn. Auch würde ſie von der gewaltigen Macht deſſelben ſchwerlich etwas haben retten können, wenn es dieſem König gefällig geweſen wäre, die burgundiſchen Staaten mit einem Male zu verſchlingen, und die Erbinn derſelben an ſeinen achtjährigen Sohn (den nachherigen König Karl VIII.) oder einen Prinzen des königlichen Hauſes zu verheirathen; allein die Unverſöhnlichkeit ſeines Haſſes, womit er alles, was vom burgundiſchen Hauſe abſtammte, vertilgen zu können wünſchte, verleitete ihn zu dem höchſt unedeln Vorhaben, daſſelbe ganz zu zerſtören, einige Stücke davon an ſich zu reiſſen, und andere unter deutſche Fürſten zu vertheilen. Er machte damit den Anfang, daß er ſich des größten Theils des Herzogthums Burgund, der Grafſchaft Artois, ferner verſchiedener burgundiſcher Städte an der Somme bemächtigte, und daß er auf die niederträchtigſte Weiſe die Prinzeſſinn an die aufrühriſchen Stände von Flandern und der Stadt Gent, wider welche dieſelbe bei ihm um Hilfe angeſucht hatte, verrieth. Alles ſchien ſich zu ihrem Verderben zu vereinigen; aber die Prinzeſſinn blieb ſtandhaft, und ihrem Gefühle getreu, und ſo richtete ſie das plötzlich wieder auf, was ihre Feinde zu zerſtören begonnen hatten. Die niederländiſchen Stände, und die ſämmtlichen Herren, welche ſich zu Gent am Hofe der Prinzeſſinn befanden, wurden einig, daß es nur noch ein Mittel gebe, dieſelbe und ihre väterlichen Länder zu retten, dieſes nämlich, ihr einen Gemahl, der ſie zu ſchützen wiſſen würde, zu geben. Man nannte unter andern vorzüglichſt den jungen franzöſiſchen Prinzen, dann den Prinzen Johann von Cleve, und die für Frankreich geſtimmte Parthei ließ ſich, als man auch den Erzherzog Maximilian nannte, äußerſt angelegen ſeyn, dieſen mit gehäſſigen Farben zu ſchildern (man dichtete ihm ſogar einen hohen Rücken und ſchielende Augen an) und ihn der Prinzeſſinn, welche dazu ſchwieg, verächtlich zu machen, als ſich in den Perſonen des Kurfürſten von Trier, des Biſchofes von Mez, und des Ludwig von Veldenz (Herzogs von Bayernpfalz) eine Geſandtſchaft, welche um die Prinzeſſinn für den Erzherzog werben ſollte, meldete. Man unterrichtete die Prinzeſſinn ſorgfältig, was ſie antworten ſollte, und vor allen prägte ihr der alte Herzog von Cleve, welcher ſich für ſeinen Sohn Hoffnungen machte, nachdrücklich ein, daß ſie ſich ja in nichts einlaſſen, ſondern den

Antrag, welchen man ihr vorzutragen käme, noch zur Zeit, wie ſchon ſelbſt der Wohlſtand erforderte, bloß zur Ueberlegung nehmen ſollte. Die Geſandten erſchienen, und für die Prinzeſſinn erſchien nun der Augenblick, nach welchem ſie ſich ſo lange geſehnt hatte. Sie geſtand, und verſicherte auf den Vortrag der Geſandten, daß ſie den deutſchen Prinzen von Herzen liebe, und ſetzte durch dieſes freimüthige, und unerwartete Geſtändniß dieſe in ein freudiges Erſtaunen, die Herren ihres Hofes aber, welche alle ihre Anſchläge plötzlich vereitelt ſahen, in die größte Beſtürzung.

Nie hat man wohl ein vollkommneres, und zugleich glücklicheres Brautpaar, bei dem ſich alles, deſſen die irdiſche Glückſeligkeit fähig iſt, Geiſteskraft, Jugend, Stand, Reichthum, Glück und Anſehen im vollſten Maaße vereinigte, geſehen. Maximilian zog mit dem glänzendſten Gefolge, bei welchem ſich die Kurfürſten von Mainz, Trier und Brandenburg, der Markgraf Chriſtoph von Baden, der Herzog Wilhelm von Jülich, Herzog Albrecht von Sachſen, viele Grafen, Ritter und Edle in Perſon, und überhaupt bei zwölfhundert Reiter befanden, nach Gent, wo er den 18. Aug. 1477 einen Einzug hielt, der alle Einwohner mit Bewunderung erfüllte. Viele hundert Reiter zogen mit den prächtigſten Harniſchen und Waffen in verſchiedenen Abtheilungen vor ihm her. Maximilian ritt in einem ſilbernen mit Gold muſirten Harniſch auf einem prächtigſt gezierten Pferde mit bloßem Haupt, deſſen lichtgelbes Haar mit einem koſtbaren Kranz von Perlen und Edelgeſteinen geſchmückt war. Ihn umgaben und ihm folgten Fürſten, Biſchöfe, Grafen und Herren in unbeſchreiblicher Pracht und Herrlichkeit. Auch die Einwohner von Gent empfiengen den erhabenen Prinzen mit allen erſinnlichen Ehrenbezeigungen, und er zog unter lautem Jubel und Freudenrufen durch verſchiedene Triumphbögen, wo ihm immer wieder neue Glückwünſche und Lobreden entgegen kamen. Dieſe Feierlichkeiten, zu denen noch die Gebräuche des Wohlſtandes kamen, verlängerten den Zug, und Maximilian langte erſt beim Scheine der Fackeln vor dem Pallaſte der Prinzeſſinn an, welche ihn daſelbſt in der Mitte der prächtigſten Geſellſchaft erwartete. Als beide Brautleute ſich ſahen, fielen ſie im mächtigen Gefühl von Wonne auf ihre Knie, und ſtreckten von Dankbarkeit durchdrungen, ihre Hände gegen denjenigen, der ſie ſo gütig vereinigte, empor. Dann umarmten ſie ſich mit ſprachloſer Innigkeit. Alle Anweſenden vergoßen Freudenthränen, und ſegneten ſie.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05572/015

Maximilian zeigte zwar bald, daß er Verſtand und Heldenmuth genug beſaß, Widerwärtigkeiten zu beſiegen; aber es ſtand nicht bei ihm, dieſelben zu unterdrücken. Ein Unfall bot ſogleich dem andern die Hand. Er war ſo glücklich, von ſeiner Gemahlinn Maria zwei Kinder, deren das erſte, Philipp im J. 1478, das zweite, eine Prinzeſſinn, Margaretha, im Jahre 1480 geboren wurde, zu erhalten; aber im Jahre 1482 ſtarb ihm ſeine junge Gemahlinn, durch einen Sturz auf der Jagd, und von dem Augenblicke an wurde er von den Niederländern gleich einem Fremden, der zu ihnen gekommen wäre, ihre Freiheiten zu ſchmälern, behandelt. In dieſen Geſinnungen wurden ſie vom König von Frankreich, Ludwig XI., welchen Maximilian wegen den von Burgund abgeriſſenen Ländern unmittelbar nach ſeiner Vermählung bekriegte, und ihm im Jahre 1479 bei Guinegaſt (Guinegate) eine Schlacht abgewann, beſtärket, und noch im Jahre 1482 giengen ſie ſo weit, daß ſie mit jenem Könige zu Arras in der Grafſchaft Artois einen Vertrag ſchloßen, deſſen Hauptinhalt war, daß Maxens Tochter Margaretha dem Dauphin Karl verlobet, und zum Heirathsgut die Grafſchaften Artois und Burgund, nebſt den Herrſchaften Salins, Bar an der Seine, und dem maskoniſchen und auxeriſchen Gebiete erhalten; daß, wenn dieſe Ehe fruchtbar wäre, und Margaretha vor dem Dauphin ſtürbe, die ihr mitgegebenen Länder ihren Kindern beiderlei Geſchlechts erblich verbleiben; daß im Falle, wenn Margaretha vor ihrer wirklichen Verheirathung mit Tod abgieng, oder ihre Ehe unfruchtbar wäre, beſagte Länder an ihren Bruder Philipp (doch ſo, daß der Krone Frankreich ihre Rechte und Anſprüche auf die Städte Ryſſel, Douay und Orchies ungekränkt blieben) zurückfallen; daß, wenn der junge Erzherzog Philipp ohne Erben ſtürbe, die geſammten Niederlande, und ſeine andern Herrſchaften ſeiner Schweſter und ihren Erben, entgegen aber endlich, daß demſelben, wenn die Heirath mit der Margaretha keinen Fortgang hätte, nicht allein die ihr zugedachten Länder wieder anheim fallen, ſondern auch Ryſſel, Douay und Orchies beſtändig bei Flandern bleiben ſollten. Die Vormundſchaft über den jungen Erzherzog Philipp wurde den Ständen eingeräumt, und die junge Prinzeſſinn Margaretha wurde nach Frankreich abgeführt, um daſelbſt für den Dauphin Karl erzogen zu werden.

Maximilian fand ſich damals außer Stand, dieſen Vertrag zu zernichten; doch da dieſer Vertrag mehr enthielt, als ſelbſt die niederländiſchen Stände wünſchten, ſo kamen die

Provinzen Holland, Seeland, Luxemburg, ein Theil von Braband, und andere, bald wieder überein, dem Maximilian die vormundſchaftliche Regierung, ſo lange, bis deſſen Sohn Philipp das achtzehnte Jahr ſeines Alters erreicht haben würde, zu bewilligen, und die übrigen Provinzen, ſelbſt die übermüthigſte derſelben, Flandern, wurden durch die Waffen gezwungen, den Maximilian als Vormund und Regenten zu erkennen; doch mußte ihnen Maximilian alles, was ſie ihre Rechte und Freiheiten nannten, beſtätigen.

Dieſes kleine Einverſtändniß war auf zu ſchwachen Stützen gegründet, als daß es nicht bald wieder hätte zuſammen ſtürzen ſollen. Dazu gab Maximilian den auf jeden Umſtand aufmerkſamen, und eiferſüchtigen Niederländern wenigſtens eine Veranlaſſung, wenn er ihnen gleich zu neuen Widerſetzlichkeiten keine unmittelbare Urſache gab. Er hatte ſich bei der Beſetzung wichtiger und anſehnlicher Aemter an eine etwas unkluge Maßregel, deren Anwendung er für unvermeidlich angeſehen haben mochte, gehalten, und dieſelben mit Ausländern beſetzt, indem er ſich beredete, oder bereden ließ, den Eingebornen nicht trauen zu können. Dieß mißfiel einigen Niederländern um ſo mehr, als ihnen auch die Erhebung des Maximilian zum deutſchen König Anlaß gab, zu fürchten, daß er, je mächtiger er in der Folge werden müßte, deſto eigenmächtiger herrſchen würde. Da ſie nun auch von der Verwendung der Geldſummen, welche die aufgeſtellten Beamten von Zeit zu Zeit ausſchrieben, und beitrieben, nichts mehr hörten, und auf den Argwohn geriethen, daß Maximilian dieſelben zuletzt wohl gar wider ſie, zur gänzlichen Unterdrückung ihrer Freiheiten nämlich, verwenden könnte, ſo kam es endlich dahin, daß einige flanderiſche Städte eine Rechenſchaft von ihm forderten, wohin ſo viele Steuern und andere Geldbeiträge verwendet worden wären', und daß ſich, indem keine Antwort auf jene Zumuthung erfolgt war, die Bürger von Brügge, im Jahre 1488 ſogar erfrechten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und ihn neun Monate lang, während welcher ſie ihm hart zuſetzten, Verträge nach ihrem Sinne zu unterzeichnen, in einer engen Verwahrung hielten, aus welcher er, da ſich auf den Betrieb ſeines Vaters, Kaiſer Friedrichs III., unter der Anführung des Herzogs Albrecht von Sachſen eine Reichsarmee näherte, nach vielen Drangſalen entlaſſen, und in die vormundſchaftliche Regierung wieder eingeſetzt wurde.

Das Ruhmvollſte und Wichtigſte, was der Kaiſer Maximilian, als deutſcher Monarch, für das Wohl von Deutſchland unternahm, und vollendete, war die ſo viele Jahrhunderte von allen gutgeſinnten Deutſchen gewünſchte Unterdrückung des gräßlichen, alle bürgerliche Sicherheit und Freiheit zerſtörenden Fauſtrechtes, und die Aufrichtung und Vollziehung eines ewigen Landfriedens auf einem Reichstage, welchen er zu Worms im Jahre 1495 verſammelte. Hier wurde die alte wechſelſeitige Forderung, welche unter den vorhergehenden Kaiſern, und unter keinem mehr, als unter Kaiſer Friedrich III. auf allen Reichstagen vorkam (die Kaiſer begehrten eine Reichshilfe, und die Stände dafür die Herſtellung des Landfriedens) nachdrücklichſt von beiden Seiten wiederholt, nur mit dem Unterſchiede, daß die reichsſtändiſche Forderung endlich einmal einen ernſtlichen Eingang fand, und daß K. Maximilian durch ſeine thätigſte perſönliche Verwendung dazu die Hände bot, einen ewigen Landfrieden zu befeſtigen, dergeſtalt, daß eine Verordnung zu Stande kam, vermöge welcher weder der Kaiſer, noch ſein Sohn, der Erzherzog Philipp, noch ein anderer Reichsſtand, einen Krieg oder eine Fehde ohne Bewilligung der ſämmtlichen Reichsſtände anfangen, keiner ſich in einige dem Reiche nachtheilige Bündniſſe mit fremden Nationen einlaſſen, und der entgegen Handelnde eine Strafe von zweitauſend Mark feinen Goldes, welche halb der löniglichen Kammer, halb dem beſchädigten Theile angewieſen wurde, zu erlegen gehalten ſeyn ſollte. Da hiebei alles auf dem Vollzug dieſer unvergleichlichen Verordnung beruhte, ſo wurde erſt eine jährliche Verſammlung der Reichsſtände, welche wenigſtens einen ganzen Monat dauern ſollte, beſchloſſen, aber da dieſer Vorſchlag weitausſehend, und für die Stände zu beſchwerlich war, eben ſo bald wieder, und zwar durch die eifrigſte Vorſtellung des verewigten mainziſchen Kurfürſten Bertheld (eines gebornen Grafen von Henneberg) feſtgeſetzt, daß das bisherige kaiſerliche Kammergericht, welches weder beſtändige Beiſitzer, noch minder einen feſtgeſetzten Ort hatte, in ein Kammergericht des Reiches umgeändert, und daß dieſem Reichskammergerichte an einem unveränderlichen Orte beſtändige Urtheiler (nachmals Beiſitzer, oder Assessores genannt) beigeordnet werden ſollten. Der Kammerrichter ſollte vom hohen Adel, und die Urtheilſchöpfer, 16 an der Zahl, ſollten zur Hälfte aus dem Adel, welchem die deutſchen Herkommen und einheimiſchen Einrichtungen bekannt, zur Hälfte aus Gelehrten oder Doktoren, welchen die römiſchen Rechte geläufiger wären, von dem Kaiſer mit Rath und Bewilligung der Stände, gewählt, ſämmtliche dieſe Herren aber ſollten von den eingehenden Sporteln, oder wenn dieſe nicht hinreichen ſollten, von dem (dem Kaiſer zur Vertheidigung des Reiches auf vier Jahre bewilligten) gemeinen Pfenning beſoldet werden. Zum erſten Reichskammerrichter wurde der Graf Eitel Friedrich von Zollern, welcher die Stelle eines kaiſerlichen Richters bereits einige Zeit verſehen hatte, erkieſet, und das Gericht ſelbſt wurde zu Frankfurt *), wohin ſich K. Maximilian in Perſon begab, und den

---

*) Von welcher Stadt es, von Zeit zu Zeit in andere Reichsſtädte, als nach Worms, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Eßlingen, Speier, und im J. 1688 nach Wezlar, wo es ſich noch befindet, verlegt wurde. Gemäß einer Uebereinkunft vom J. 1648 ſollte dieß Kammergericht aus dem Kammerrichter, vier Präſidenten, worunter zwei Proteſtanten, und fünfzig Beiſitzern, worunter ſechsundzwanzig katholiſche ſeyn ſollten, beſtehen; allein aus Mangel an Unterhalt wurde die Zahl der Präſidenten auf zwei und die Zahl der Beiſitzer auf ſiebenzehn herabgeſetzt. Noch iſt das Kammergericht in bürgerlichen Sachen die letzte Inſtanz, und für diejenigen, welche ſich durch einen Spruch dieſer letzten Inſtanz gekränkt worden zu ſeyn meinen möchten, iſt weiter nichts übrig, als ein Geſuch um die nochmalige Ueberſicht der Akten (Revision) an den Kurfürſten von Mainz, welcher auch das Recht hat, das Reichskammergericht mit Beiziehung der Abgeordneten des Reichstages zu viſitiren, nämlich den Gang der Gerechtigkeit und der guten Ordnung zu unterſuchen. Indeſſen iſt den gemeinen und mittel-

Kammerrichter mit Ueberreichung des Scepters oder Regimentsſtabes einſetzte, noch im Oct. des J. 1495 eröffnet.

Neben dem Vorſchlag, welcher auf dem Reichstage zu Worms wegen Errichtung eines deutſchen Reichs- oder Kammergerichts von den Ständen gemacht, und durchgeſetzt wurde, kam noch ein anderer, der nicht weniger höchſt wichtig, aber in Betracht ſeiner Folgen ungleich ſeltſamer war, zum Vorſchein. Dieſer Vorſchlag beſtand darin, daß, nachdem für die Juſtizſachen des Reichs, ſtatt dem ehemaligen, mit dem Hofe des Kaiſers herumziehenden, Kaiſergerichte, ein ſtehendes Reichsgericht errichtet worden, auch für die eigentlichen Re-

---

baren Unterthanen der Weg nach dem Kammergericht häufig dadurch erſchwert, oder vollends verlegt worden, daß die anſehnlichern Territorialherren, nachdem ſie ſelbſt Reviſionscollegien errichteten, von den Kaiſern ein Privilegium de non appellando erhielten, vermöge welches von ihren Gerichtsſtellen nicht weiter gegangen, oder nur in Rückſicht gewiſſer Angelegenheiten und Summen an das Kammergericht appellirt werden kann. Uebrigens darf dieſes Gericht in keiner Sache erkennen, welche nicht zuvor alle Gerichtsinſtanzen durchgewandert iſt, und die Proceſſe der Stände können nur durch Appellationen von den Sprüchen der Austräge vor daſſelbe gezogen werden.

gierungsſachen und Reichsſtaatsangelegenheiten, welche bisher vom Kaiſer und den Reichsſtänden auf den Reichstagen in Berathſchlagung genommen wurden, ebenfalls ein ſtändiſches Reichsregiment errichtet, und daſſelbe unter dem Vorſitze des Kaiſers, oder ſeines Geſandten, und zwanzig aus den Ständen zu wählenden Beiſitzern (als nämlich einem Kurfürſten, und den Abgeordneten der übrigen Kurfürſten, einem geiſtlichen und einem weltlichen Fürſten, einem Prälaten, einem Grafen, zweien Deputirten der Reichsſtädte, ſechs Kreisdeputirten, und zweien Deputirten wegen Burgund und Oeſterreich) im beſtändigen Gange erhalten, übrigens aber ebenfalls von den Ständen des Reichs beſoldet werden ſollte. So ſehr dieſer Vorſchlag, als er das erſte Mal auf die Bahn kam, auffiel, (er ſchien wenigſtens nichts Geringeres, als eine gänzliche Zernichtung des kaiſerlichen Anſehens erzielen zu wollen) ſo bereitwillig ihn ſelbſt die Reichsverſammlung, als ſie merkte, daß er dem Kaiſer Maximilian einiges Bedenken erweckte, zurück nahm, ſo wurde derſelbe gleichwohl auf einem im Jahre 1500 zu Augsburg verſammelten Reichstage neuerdings hervorgeſucht, und ſelbſt von K. Maximilian, als welcher ſich einige Hoffnung machte, daß er von der kleinen Zahl der Fürſten, welche ſich bei dem Reichsregimente einzufinden und zu entſcheiden haben ſollten, ſeine Abſichten auf die Reichshilfe eher würde durchſetzen können, als ihm dieß bisher von den ſämmtlich verſammelten Ständen gelang, beſtätiget. Das gewünſchte Reichsregiment wurde zu Nürnberg wirklich ſogleich eröffnet; hatte aber, da beinahe Niemand zum Unterhalt deſſelben beitragen, und Niemand auf ſeine perſönliche Koſten dienen wollte, ſo wenig einen Beſtand, daß es bereits im J. 1502 wieder eingieng, und zwar jetzt zum großen Troſte des K. Maximilian, der an den Beiſitzern dieſes Reichsregiments vielmehr läſtige Aufſeher, und Beſchränker ſeines Anſehens, als Beiſtänder und Nothhelfer erfahren haben mochte. Auch das Reichskammergericht gerieth, aus Mangel des verſprochenen, aber von den Ständen nicht geleiſteten Unterhalts mehr, als einmal, ins Stecken, und ohne eine vorgehende Anſtalt, welche auf dem gedachten Reichstage zu Augsburg im Jahre 1500 feſtgeſetzt worden war, möchte es wohl ebenfalls für immer ein Ende genommen haben. Man hat nämlich daſelbſt jenen Vorſchlag, welchen bereits K. Albert II., wie in deſſen Leben vorkam, durchſetzen zu können wünſchte, wieder hervorgenommen, und das deutſche Reich in Kreiſe, von deren Direktoren ſowohl der gemeine Friede, und das Anſehen des Reichskammergerichts unterſtützt, als auch die Einſammlung der gemeinen Reichsauflagen betrieben werden ſollte, eingetheilt. Dieſe Kreiſe, deren jeder aus mehreren geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Prälaten, Grafen und Reichsſtädten beſtand, waren anfangs Franken, Schwaben, Bayern, der Oberrhein, der Niederrhein, oder Weſtphalen, und Sachſen. Die kurfürſtlichen, ſo wie die öſterreichiſchen Erbländer, Oeſterreich und Burgund, wurden anfangs deßwegen nicht darunter begriffen, weil die Kurfürſten für ihre Perſonen, in Sachen, welche Ehre und Leben, und ein ganzes Fürſtenthum betrafen, das Kammergericht des Reichs nicht anerkannten, ſondern behaupteten, daß ihre Streithändel durch das ehemalige Fürſtenrecht, oder Gericht, bei welchem der Kaiſer (außer dem Kammergericht) mit Beiziehung unpartheiiſcher Kurfürſten, oder Fürſten und Grafen entſchied, geſchlichtet werden müßten. Wie dann den Kurfürſten und Fürſten noch ein anderes Gericht, nämlich die Austräge oder das Urtheil ſelbſtgewählter ebenbürtiger Richter, offen ſtänden. Allein im J. 1512 auf dem Reichstage zu Köln, wo die bisherigen ältern Kreiſe ſich beſchwerten, daß ſie allein die Entrichtung der Kreisanlagen zu tragen hätten, ließen ſich auch die Kurfürſten und K. Maximilian gefallen, ihre Länder in

Rückſicht auf den gemeinſchaftlichen Friedensvollzug und zur ewigen Aufrechthaltung des Kammergerichts für Kreislande erklären zu laſſen, ſo daß vier neue Kreiſe, a) der öſterreichiſche, wohin alle Staaten des Hauſes Oeſterreich in Deutſchland gerechnet wurden, b) der burgundiſche, der die Ländereien dieſes Hauſes in den Niederlanden in ſich begriff, c) der niederrheiniſche, den die vier Kurfürſten am Rhein ausmachten, d) der oberſächſiſche, zu welchem die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg gehörten, errichtet wurden.

Die Errichtung eines beſtändigen Reichs- oder Kammerjuſtizgerichts, dann der Vorſchlag eines Reichsregiments veranlaßten den Kaiſer Maximilian, im Jahre 1501 an ſeinem Hofe zu Wien ebenfalls ein fortdauerndes Kollegium, deſſen Beiſitzer aus Rittern und Doktoren beſtehen, und welche ihm in allen Vorfallenheiten mit ihrem Rathe ſogleich bei der Hand ſeyn ſollten, zu errichten. Dieſer Hofrath kam auch wirklich zu Stande, und wurde, da Kaiſer Maximilian die Sachen ſeiner öſterreichiſchen Erblande im J. 1518 von den Sachen, welche das Regiment von Deutſchland angiengen, trennte, der Reichshofrath genannt, und ihm zu Gegenſtänden ſeiner Berathſchlagungen und Schlüſſe die deutſchen

Reichsſtaatsſachen, Gnadenbewilligungen, Belohnungen u. dgl. angewieſen. Allein dieſer Reichshofrath blieb nicht immer bloß auf ſeine urſprünglichen Gegenſtände eingeſchränkt, und es entſtanden nach und nach zwei höchſte deutſche Reichsgerichte, indem der Reichshofrath (welcher ſich ſtets in der Reſidenzſtadt des Kaiſers, nnd nach deſſen Hintritt, bis nach der Erwählung eines neuen Kaiſers, in den Reſidenzſtädten der zweien Reichsvikarien, des Kurfürſten von Pfalzbayern, und des Kurfürſten von Sachſen befindet) nicht bloß, was ihm allein zuſteht, als letzte Inſtanz in allen Lehensſachen, in allen Sachen, die ſich auf die Vorbehaltungen, oder Reservata beziehen, in allen italieniſchen Händeln erkennt, ſondern auch in bürgerlichen Sachen der deutſchen Stände, gleich dem Reichskammergericht, ohne weitere Appellation, außer daß ein Theil, der ſich gekränkt zu ſeyn meint, den Kaiſer um die Reviſion der Akten bitten kann, entſcheidet.

Dieß waren nun jene berühmten, und zumal die wohlthätigſten Verordnungen, welche ſich ſeit der Entſtehung des Fauſtrechts (dieſes entſtand bereits unter den meiſtens ſchwächlichen Nachfolgern Karls des Großen) in Deutſchland für das Wohl deſſelben bildeten; wiewohl in der Folge durch die oft unbebingte Einführung fremder Rechte, und durch die unendliche Vervielfältigung der Rechtsbücher, und der Prozeßführer wieder auf einer entgegengeſetzten Seite viel verſchlimmert wurde. Wenn der K. Maximilian zur Errichtung des Reichskammergerichts nicht den erſten Vorſchub that, und dieſer vielmehr der Betriebſamkeit der Reichsſtände, beſonders der Reichsſtädte, zuzuſchreiben iſt, ſo that er doch alles, um das in ſeinen Grundfeſten aufgerichtete Gebäude zu erhalten, und deſſen innere Einrichtung immer mehr zum allgemeinen Genuß und Gebrauch einzurichten, und zu verſchönern. Der allgemeine Landfriede wurde während ſeiner Regierung zwar manchmal von einzelnen Waghälſen beleidigt, aber im Ganzen nie wieder zerſtört, und die einmal befeſtigte Ordnung gewann von allen Seiten immer mehr Unterſtützung. Dieſes Verdienſt um Deutſchland gehörte ganz dem K. Maximilian, und war um deſto größer, je ungünſtiger ſeine Verhältniſſe mit auswärtigen Staaten, die ihn unaufhörlich beſchäftigten, eintraten.

Im Jahre 1493, da K. Maximilian als deutſcher Monarch auftrat, unternahmen die Türken nach Steiermark und Krain einen entſetzlichen Einfall; und die Macht, und die zügelloſe Wildheit dieſer Feinde erforderte ſchon allein nachdrückliche, und fortgeſetzte Gegenanſtalten; aber ſo fürchterlich die Gefahr, welche von Oſten her drohte, war, ſo kam jetzt doch noch eine andere Macht, gegen welche die wiewohl unerſchöpflichen Horden der Türken in keinem Vergleiche ſtanden, zum Vorſchein. Die Krone Frankreichs griff nach Süden und Norden ohne Zurückhaltung um ſich, und der damalige König Karl VIII. (Nachfolger des im Jahre 1483 verſtorbenen Ludwigs XI.) hatte dem K. Maximilian bereits manche Kränkungen (welche dem von der Uebermacht begünſtigten Beleidiger eben ſo ſehr zur Unehre gereichten, als ſie die Welt in Erſtaunen ſetzten) zugefügt. K. Maximilian wollte ſich, nach dem Hintritte ſeiner erſten Gemahlinn Maria, mit der Prinzeſſinn Anna von Bretagne, des Herzogs Franz von Bretagne nachgelaſſenen Erbtochter, vermählen, und im Jahre 1490 wurde er derſelben durch einen Bevollmächtigten angetraut, als es dem König Karl VIII. einfiel, ſich dieſer Braut zu bemächtigen, um ſich ihrer ſchönen Länder bemächtigen zu können. Er nahm keinen Anſtand, den feierlichſten Traktat, vermöge deſſen er (wie wir oben hörten) die Margaretha von Burgund, welche noch immer an ſeinem Hofe erzogen wurde, hätte ehelichen ſollen, im Angeſicht von ganz Europa zu brechen, und die Prinzeſſinn Margaretha ihrem Vater, dem K. Maximilian, zurückzuſchicken. Dieſem blieb, da ihn die deutſchen Fürſten und Reichsſtädte nicht gehörig unterſtützten, nichts übrig, als ſich zu beklagen, ſich mit dem König Karl VIII. durch einen Frieden (zu Senlis 1492) zu verſöhnen, und mit der Zurückgabe der Grafſchaften Artois, Burgund u. a., welche ſeiner Tochter, wenn ſie die Gemahlinn des Königs Karl geworden wäre, hätten verbleiben ſollen, zu begnügen.

K. Maximilian, der als einer der aufgeklärteſten, großmüthigſten, und deutſchgeſinnteſten Monarchen, gerne überall den geradeſten Weg, wie ihn erhabene Männer und Helden gehen, wählen zu können wünſchte, befand ſich überhaupt mit den Höfen ſeiner Zeit in einer ſeltſamen Verlegenheit. Es wurde jetzt, vorzüglich durch das Beiſpiel des franzöſiſchen Hofes, welches von andern Höfen in die Wette nachgeahmt wurde, ein zwar in den vorigen Zeiten keineswegs unbekanntes, aber in Rückſicht ſeiner Allgemeinheit ganz neues Staatenſyſtem aufgeſtellt, das in der Folge alle Moral, Billigkeit und Gerechtigkeit untergraben, und welches ſelbſt die Höfe, die mit hineingezogen wurden, dem unvermeidlichen Schickſal ausgeſetzt hätte, früh oder ſpät, ihren eigenen Untergang zu befördern, und nur nach einer allgemeinen Zerſtörung aller Ordnung auf den

Trümmern zu Grunde gerichteter Staaten durch die große Lehre des Unglücks, für Recht und Gerechtigkeit, für Tugend und Wahrheit eine neue Empfänglichkeit anzunehmen. Die Eroberung einer unumſchränkten Macht und Herrſchaft, die Unterjochung benachbarter und fremder Völker wurde jetzt, gemäß der Beiſpiele, die man aufſtellte, für den erſten und einzigen Zweck eines großen Fürſten, die Gelegenheit und Macht dazu wurde ohne Bedenken für ein unmittelbares Recht, und die Verletzung öffentlicher Verträge für Politik, und für ein deſto größeres Meiſterſtück von feiner Staatsklugheit, je offenbarer man dabei ohne Zwang und Scham zu Werke gieng, gehalten. Auch war es überall, wo man ſo geſtimmt war, deſto leichter, Köpfe, die dazu geſchickt waren, zu finden, je leichter auch bei den eingeſchränkteſten Kenntniſſen, aber bei einem verderbten Herzen es iſt, in Falſchheiten, Ränken und Verſtellungen ein Meiſter zu werden, und über den gerechten und geraden Mann, der ſich nicht jedes Mittel erlaubt, zu ſiegen. Bei ſolchen Umſtänden ſchienen ſich für den Kaiſer Maximilian um ſo mehr nur ſehr traurige Ausſichten zu zeigen, als er, der doch der König der deutſchen, der kriegeriſchſten und ſtärkſten Nation genannt wurde, nach der damals eingetretenen Lage der Dinge, auf allen Seiten beſchränkt und geſchwächt war. In Frankreich ſammelte ſich (durch glückliche Umſtände und eine fortgeſetzte Wachſamkeit der Könige) alle Macht und Kraft der franzöſiſchen Völkerſchaften um die Krone, als ihren einzigen Mittelpunkt, wie dann erſt eben damals die Provence, Dauphine, und Bretagne hinzu gekommen waren; aber in Deutſchland geſchah ſeit der Regierung der fränkiſchen Kaiſer, welche ſich ihrer Macht zu unklug bedienten, gerade das Gegentheil. Die Glieder ſonderten ſich von ihrem Haupte von Zeit zu Zeit ab, und ihr Zuſammenhang beruhte bloß noch auf wechſelſeitigen Geſetzen und Verträgen, deren Vollzug eben ſo oft unterblieb, als aus Eiferſucht, und aus Furcht, daß der deutſche König neuerdings zu mächtig werden möchte, und aus Privatabſichten, nicht ſelten auch aus Verhetzungen fremder Mächte Einſtreuungen wider die Nützlichkeit oder Möglichkeit deſſelben gemacht wurden. Das königliche Deutſchland, deſſen Könige ſich einſt Herren der Welt nannten, und als ſolche von ganz Europa gefürchtet und geehrt wurden, die Nation, welche an Volk und vereinigter Kraft noch die Königinn aller Nationen war, befand ſich zur nämlichen Zeit dadurch, daß ſie ſich ſelbſt vereinzelnt und zerſtückelt hatte, in einem unheilbaren Zuſtande von Kraftloſigkeit und Schwäche, welcher eben durch die Eintheilung der deutſchen Völkerſchaften in Kreiſe noch mehr befeſtiget geworden zu ſeyn ſcheint, indem nach dieſer Eintheilung nicht nur alle Einheit deſſen, was einſt die gemeinſchaftliche deutſche Nation hieß und war, noch mehr in Vergeſſenheit kam, und jeder Kreis nur für ſich ſelbſt ſorgte, ſondern indem nunmehr auch die einzelnen Glieder eines Kreiſes mit fortwährenden Streitigkeiten über Grenzen, Rangordnung, und den ſie betreffenden Beitrag zur Reichshilfe ſich unterhielten, und die Hoffnung, womit man ſich anfangs geſchmeichelt hatte, daß die unter die Kreiſe vertheilte gemeine Beiſteurung in Kriegsvorfällen des Reichs die Stelle des uralten Heerbannes, oder der Nationalmiliz erſetzen würde, durchaus vereitelten. K. Maximilian wurde ſchon durch die damalige Nothwendigkeit, vermöge welcher jeder kriegführende Fürſt den größten Theil der feilen Lanzknechte in Pacht nehmen, und beſolden mußte, gegen jede andere Macht, welche reicher war, als er, weniger fürchterlich; und in dieſem Falle befand er ſich, (nachdem die Beiträge der Reichsſtände ſtets unbeträchtlich, und ihm allein die Gefälle ſeiner Erbländer übrig blieben) nicht nur in Hinſicht auf Frankreich und England, ſondern vorzüglich im Vergleich mit italieniſchen Staaten, welche durch den Handel gelbreich, und mithin reich an den (verächtlichen, aber unentbehrlichen) Menſchen, die ſich, ohne Haß, Abſicht und Theilnahme für einen geringen Handlohn zum Morden dingen ließen, geworden ſind.

Den Anfang mit den Kriegen, Bündniſſen, und mit ſolchen Kunſtgriffen (welche darum, weil ſie in irgend einem Zeitalter gemein ſeyn mögen, nicht aufhören, ſchändlich und entehrend zu ſeyn) machte ein Italiener, der Herzog von Mailand nämlich, Ludovicus Morus. Wir haben im Leben K. Friedrich III. gehört, daß nach dem im J. 1447 erfolgten Hintritte des letzten mailändiſchen Herzogs viſcontiſcher Abſtammung, Philipp Maria, ein gewiſſer Franz Sforza das Herzogthum Mailand mit Gewalt an ſich riß. Dieſer Franz Sforza erhielt in der Ehe mit der unehelichen Tochter des eben genannten letzten Herzogs, Blanca Maria, zwei Söhne, a) Galeaz Maria Sforza, und b) den Ludovicus Sforza, Morus genannt. Jener, welcher ſeinem Vater Franz Sforza als Regent von Mailand nachgefolgt war, ſtarb im K. 1475 mit Hinterlaſſung eines Sohnes, Johann Galeaz Sforza, und einer Tochter, Blanca Maria Sforza, und der Johann Galeaz hätte als Erbe ſeines Vaters, und mithin als Regent von Mailand auftreten ſollen, um ſo mehr, als er bereits mit der Tochter des Erbprinzen Ferdinands von Neapel ſich vermählet, und mit ihr einige Kinder erzeugt hatte. Allein der Bruder ſeines Vaters, nämlich der oben genannte Ludovicus Morus beſchloß, dieſen Prinzen (der auch wirklich im Jahre 1494 durch einen frühen Tod auf die Seite geſchafft wurde) zu unterdrücken, und das Herzogthum Mailand ſich und ſeiner Nachkommenſchaft zu verſichern. Bei dieſem Vorhaben hatte er aber noch die Anſprüche verſchiedener auswärtiger Höfe von ſich abzuleiten; denn nach der Erlöſchung des viſcontiſchen Stammes hatten ſich der franzöſiſche Prinz Karl von Orleans, dann der König Alphons von Arragonien und Neapel als Erben von Mailand hervorgethan, und Mailand war überdieß ein Lehen von Deutſchland, und es war zu deſſen rechtmäßigem und ruhigem Beſitz eine kaiſerliche Belehnung erforderlich. Ludovicus Morus bewarb ſich vor allen Dingen um dieſe letztere, und griff die Sache mit kühner Klugheit an; er beredete den K. Maximilian, deſſen Geldmangel ihm bekannt war, die Tochter ſeines Bruders, Blanca Maria Sforzia zu ehelichen, indem er ihm einen Brautſchatz von 400,000 Dukaten verſprach, und K. Maximilian ließ ſich den Antrag gefallen, ehelichte im J. 1494 die Blanca Maria (deren Großvater noch ein gemeiner Mann war) und belehnte den Ludwig Morus mit Mailand, welcher, nachdem er ſich von Seite des deutſchen Monarchen ſo gut geſichert ſah, mit einer gleichen Feinheit ſich auch des franzöſiſchen Hofes, und des Hofes von Arragonien und Neapel zu entledigen eilte. Um ſich nämlich den letztern von der Seite zu ſchaffen, beredete er den erſtern, wo eben der unternehmende Karl VIII. regierte, die alten Anſprüche des franzöſiſchen Hauſes Anjou auf Neapel geltend zu machen, und unterſtützte ihn zur Ausführung dieſes Vorhabens mit Geld. König Karl VIII. rückte auch unverzüglich nach Italien, und wurde, ohne einigen Widerſtand erfahren zu haben, Meiſter vom Königreich Neapel 1495.

Ganz Italien wurde bei der Nachricht dieſes höchſt unvermutheten Ueberfalles von einem ſo großen Erſtaunen, als einer unbeſchreiblichen Furcht, daß Karl VIII. noch weiter um ſich ſchreiten möchte, ergriffen; aber Niemand wußte ſich weniger zu faſſen, als gerade der mailändiſche Herzog Ludovicus Morus, der zwar den König Karl ſelbſt wider Neapel aufgehetzt, aber ſich einen ganz andern Erfolg verſprochen hatte. Er nahm augenblicklich wieder zum K. Maximilian ſeine Zuflucht, und ließ ſich mit dieſem Monarchen, dann dem päbſtlichen Hofe, dem Erbprinzen von Neapel, und der Republik Venedig in ein Bündniß wider eben den König Karl ein, deſſen Verbündeter er noch vor wenigen Tagen war. Karl wurde auch wirklich von den Truppen ſeiner Gegner, welche ihn einzuſchließen drohten, genöthigt, Neapel zu verlaſſen.

K. Maximilian hatte an dieſem Abzug einen nur ſehr geringen Antheil; denn ungeachtet er ſogleich bei dem erſten Aufrufe des Ludwig Morus einen Reichstag nach Worms berufen, und den deutſchen Fürſten daſelbſt die oben erwähnte Errichtung des Reichskammergerichts bewilligt, und ihnen alles Mögliche vorgeſtellt hatte, um ſie zu einem ergiebigen Geldbeitrag, womit Truppen angeworben und unterhalten werden ſollten, zu erhalten; ſo erhielt er doch am Ende ſo wenig, daß er nach ſechs Monaten, welche der Reichstag zu Worms im J. 1495 gedauert hatte, den Verbündeten mehr nicht, als 12,000 Lanzknechte, und 1000 Reiter zuſenden konnte; aber bald darauf ſollte er eine deſto glänzendere Rolle übernehmen. Die Verbündeten, zumal der Herzog Ludwig Morus, und die Venetianer, welche ſich nichts anders vorſtellten, als daß der König Karl im Jahre 1495 wieder nach Italien zurückkehren würde, verſprachen dem K. Maximilian zur Herbeiſchaffung neuer Truppen auf drei Monate, jeden Monat 20,000 Dukaten, und Maximilian, wiewohl er auf einem zu Lindau am Bodenſee im Jahre 1496 verſammelten Reichstag von den Reichsſtänden, welchen die Eroberungen in Italien ganz gleichgültig waren, wieder ſo viel, als gar nicht, unterſtützt wurde, zog gleichwohl mit ſeiner wenig zahlreichen Mannſchaft (ſie beſtand in 500 Reitern und acht Fahnen Fußvolks) über die Alpen, wo ihn die Italiener, ſtatt daß ſie wenigſtens ſeinen guten Willen hätten ehren ſollen, ſehr undankbar und unredlich behandelten, und ihn, ſobald ſie ſahen, daß König Karl nicht, wie ſie gefürchtet hatten, erſcheine, wahrnehmen ließen, daß ſie den Franzoſen und den Deutſchen gleich abgeneigt, und daß ihre Abſichten allein dahin gerichtet wären, einen durch den andern zu ſchwächen, und von ihren Grenzen ſo weit, als nur möglich, entfernt zu halten. Die Venetianer, von welchen er die verſprochenen Truppen forderte, um die den Florentinern (die es mit Frankreich hielten) zugehörige Stadt Livorno von der Landſeite (von der Seeſeite hatte ein Sturm ſein Vorhaben vereitelt) zu belagern, verließen ihn auf eine unverſchämte Art, und Max kehrte mit dem Ruhme, ſich brav und redlich verhalten, aber mit dem Mißvergnügen, keine Lorbern geſammelt zu haben, nach Deutſchland zurück.

Aber dem franzöſiſchen Hofe war es mit ſeinem Plane, in Italien ſo viele Eroberungen, als möglich, zu machen, ein Ernſt. König Karl VIII. gieng im Jahre 1498 mit Tod ab, und ſein Nachfolger Ludwig XII. nahm ſich ſogleich vor, Mailand zu erobern, auf welches ſein Haus die nach der Erlöſchung des viſcontiſchen Geſchlechtes gemachten Anſprüche ſeitdem zwar beruhen, aber nicht zurücknehmen ließ. Um deſto freiere Hände zu bekommen, gab er im Jahre 1498 dem Erzherzog Philipp, Maximilians Sohn, einige zu den Niederlanden gehörige Städte Hesdin, Aire, und Bethune (welche dem Erzherzog Philipp, ſobald er, was 1498 eintraf, das zwanzigſte Jahr erreicht haben würde, zurückgeſtellt werden ſollten) zurück. Auch der Herzog Ludwig Morus ließ ſich nicht weniger angelegen ſeyn, einen Krieg, welchen der K. Maximilian wider die Schweizer, wiewohl nicht zu ſeinem Vortheil unternommen hatte, zu vermitteln, und brachte im Jahre 1499 eine Berichtigung der Grenzen zwiſchen den Tirolern und Graubündtern, wegen welchen jener Krieg angefangen hatte, zu Stand.

König Ludwig XII. hielt mit ſeinen Abſichten nicht lange zurück; er brachte die Schweizer, den päbſtlichen Hof, und die mächtigen Venetianer auf ſeine Seite, und eröffnete den Krieg, überfiel im Jahre 1500 Mailand, und ſah ſich, da ihm der Ludovicus Morus durch andere ſchweizeriſche Truppen, welche dieſer in ſeinem Sold hatte, verrathen wurde, in kurzer Zeit im Beſitze vom ganzen Herzogthume.

Dieſe Eroberung konnte der K. Maximilian unmöglich gleichgültig anſehen, nicht nur, weil er die franzöſiſche Macht ſo nahe an ſeinen Grenzen nicht dulden, ſondern weil er eine ſo eigenmächtige Verſchlingung eines deutſchen Reichslehens nicht zugeben konnte. Da ihm ſeine (wiewohl im Jahre 1496 durch den Hintritt des Erzherzogs Sigmund, durch das ihm anheimgefallene Tirol bereicherte) öſterreichiſchen Erbländer die Macht, welcher er wider den König Ludwig XII. benöthigt war, nicht aufbringen konnten, ſo nahm er unverzüglich wieder zur Unterſtützung der deutſchen Reichsſtände ſeine Zuflucht; er bewilligte ihnen auf dem Reichstage zu Augsburg, im J. 1500 (wie oben vorkam) die Errichtung eines Reichsregiments; allein die Verſchlagenheit des Königs von Frankreich ſiegte über alle Klugheit, mit welcher Maximilian zu Werke gieng. König Ludwig XII., der jetzt nichts als einige Zeit wünſchte, um ſich in Mailand feſtſetzen zu können, wandte ſich nicht nur ſelbſt an das Reichsregiment, und erſuchte daſſelbe um die Belehnung von Mailand, in der (auch eintreffenden) Erwartung, daß ſich dieſes Regiment lange genug bedenken, und ihm indeſſen freie Hände laſſen würde, ſondern er gieng noch überdieß den Erzherzog Philipp um eine Vermittlung an, und machte ihm ſehr angenehme, wiewohl noch weit ausſehende, Vorſchläge. Philipp hatte ſich im Jahre 1496 mit Johanna, Infantinn von Spanien (Tochter und Erbinn Ferdinands, Königs von Arragonien, und deſſen Gemahlinn, der Königinn Iſabella von Kaſtilien) verheirathet, und in dieſer Ehe im Jahre 1500 einen Sohn, Karl, (nachmaligen Kaiſer dieſes Namens den Fünften) erhalten. König Ludwig XII. hatte eine Tochter, Claudia; dieſe, obwohl ſie ebenfalls noch nicht das dritte Jahr ihres Lebens erreicht hatte, bot er dem Erzherzog Philipp für deſſen Sohn Karl an, und verſprach Bretagne (nach andern Mailand) zur Mitgift; dafür verlangte er zur Zeit nur die einzige Gefälligkeit, daß der Erzherzog wegen Mailand einen Stillſtand vermitteln möchte; er erhielt auch, was er wünſchte. Der Erzherzog vermittelte den Stillſtand im J. 1501.

König Ludwig XII. hatte ſeine Abſichten kaum erreicht, als er mit ſeiner Armee zu Waſſer und zu Land nach Neapel eilte, um ſich dieſes Königreiches zu bemächtigen. Da ihm der König Ferdinand von Arragonien eine Theilung des Königreiches vorſchlug, ließ ſich König Ludwig XII. dieſen Vorſchlag gefallen. Neapel wurde getheilt, und dem römiſchen Hofe wurde zu ſeiner Beruhigung bedeutet, daß ſich beide Könige vorgenommen haben, den Türken anzugreifen, woran wohl, wenigſtens der König Ludwig XII. niemals gedacht haben mochte.

König Ludwig XII. ſpielte mit ſeinen Künſten noch ungleich liſtiger. Wir haben eben gehört, daß er, ehe er Mailand überfiel, mit den Venetianern in ein Verſtändniß trat, um ſich ihres Beiſtandes, falls er deſſen zur Eroberung Mailands benöthigt geweſen wäre, zu verſichern. Da er nun Herr von Mailand war, erinnerte er ſich, daß die Venetianer in vorigen Zeiten ſehr ſchöne Stücke, als Cremona nebſt Ghiaradadda, ferner, ſchon früher, die Städte Breſcia, Bergamo und Crema vom Mailändiſchen abgeriſſen hatten, und hielt es für ſeine Schuldigkeit, dieſe Ländereien wieder an ſich zu bringen. Damit ihm nun der K. Maximilian hier nicht wieder einige Einſtreuungen machen möchte, errichtete er mit dieſem Monarchen zu Trient einen Traktat, in welchem er demſelben ſeinen Beiſtand zu allen den ſchönen Eroberungen verſprach, welche ſich K. Maximilian bei der künftigen Heirath ſeines Enkels, des jungen Karls, wegen Bretagne, dann ſeiner Zeit auf ganz Spanien, nicht beſſer wünſchen konnte. K. Maximilian war darüber ſo vergnügt, daß er dem König Ludwig ſogar die Belehnung von Mailand verſprach.

Dieſe Belehnung kam aber erſt nach einigen Jahren zu Stand, während welcher ſich wieder ſeltſame Dinge ereigneten. Die Franzoſen hatten ſich in ihrem Antheile von Neapel ſo übermüthig betragen, daß die Einwohner mit den Spaniern ſich verbanden, und die Franzoſen vertrieben. K. Maximilian unterſtützte die Spanier (als auf deren Königreich ſein Sohn Philipp, und ſein Enkel Karl, die nächſte Hoffnung hatten), und nun ſollte es zwiſchen ihm und dem König Ludwig XII. zu einem Bruche kommen, als durch die Vermittlung des Erzherzogs Philipp im J. 1504 zu Blois ein dreifacher Traktat des Inhalts zu Stande kam: a) „Sollte König Ludwig XII. gegen Erlegung von 200,000 Franken die Belehnung über Mailand für ſich, und ſeine unmittelbaren männlichen Erben, und in deren Mangel für ſeine älteſte Tochter Claudia, und ihren künftigen Gemahl, den Erzherzog Karl, oder, wenn dieſe vor der Vermählung ſtürbe, für eine andere, mit eben dieſem Herzog, oder einem ſeiner Brüder zu vermählende Tochter, oder endlich, wenn auch dieſe ohne Kinder ſterben ſollten, für des Königs männliche Erben erhalten. Die Belehnung gieng auch im Jahre 1505 zu Hagenau (im Elſaß) vor ſich; b) ſollte, wenn König Ludwig XII. ohne männliche Erben mit Tod abgehen ſollte, das Herzogthum Burgund, und die Grafſchaften Auxonnois, Auxerrois, und Bar an der Seine, ſo wie die Herzogthümer Bretagne und Mailand, dann Genua, und die Grafſchaften Aſti und Blois an den Erzherzog Karl, und die Prinzeſſinn Claudia, und ihre Leibeserben fallen; auch wenn von Seite Frankreichs dieſe Heirath nicht würde vollzogen werden, die Herzogthümer Burgund und Mailand nebſt Aſti dennoch an Karl abgetreten werden. c) Vermöge des dritten Traktats vereinigten ſich K. Maximilian, Ludwig XII. und Pabſt Julian II. gegen die Venetianer, welche, wenn man auf die Verſprechungen, mit denen ſich jene drei erhabene Herren eine wechſelweiſe Unterſtützung zuſagten, hätte ſehen wollen, verloren zu ſeyn ſchienen.

Dieſe Traktate, in welchen König Ludwig XII. dem Erzhauſe Oeſterreich ſo unendlich vieles, was Niemand ſo leidenſchaftlich, als ihm ſelbſt am Herzen lag, verſprach, wurden beinahe in eben dem Augenblicke, in dem ſie geſchloſſen wurden, zernichtet. Wir haben gehört, daß der Erzherzog Philipp die Johanna, Erbtochter des Königs Ferdinand von Arragonien, und die Kniginn Iſabella von Kaſtilien, zur Ehe hatte. Iſabella ſtarb im Jahre 1504, (den 26. Nov.) und der Erzherzog Philipp nahm, vermöge einer letzten Verordnung ſeiner Schwiegermutter, das Königreich Kaſtilien, welches bereits den größern Theil der ſpaniſchen Monarchie ausmachte, in Beſitz. Dieſe Beſitznehmung enthielt nichts Unerwartetes, und geſchah ganz in der Ordnung; aber der Umſtand, daß der Fall von Iſabellens Tod ſich ſobald ergab, enthielt für den König Ludwig XII., welcher ſich ihn als noch ſehr entfernt dachte, ſo viel Neues, und je mehr er der Sache nachdachte, ſo viel Unerträgliches, daß er keinen Augenblick abwarten konnte, was die Zeit weiter herbeiführen würde, welche in einer Friſt von zwei Jahren die Sache wieder gar ſehr änderte. Der Erzherzog Philipp gieng im Jahre 1506 im achtundzwanzigſten Jahre ſeines Alters mit Tod ab, und da ſeine hinterlaſſene Gemahlinn, Johanna, welcher nun die Vormundſchaft über ihre Kinder, und die Regentſchaft über Kaſtilien gebührt hätte, ſeit einiger Zeit wahnſinnig war, ſo nahm der König Ferdinand von Arragonien, als Vormunder ſeines Enkels, Karl, und deſſen Bruder Ferdinand (der letztere wurde dem Philipp im Jahre 1503 geboren) das Königreich Kaſtilien wieder in Beſitz, worin er auch bis an ſein Ende verblieb.

König Ludwig XII. ſprengte unverzüglich, nachdem er im Jahre 1504 die Abreiſe des Philipps vernahm, den ganzen Traktat von Blois, und verheirathete ſeine Tochter Claudia mit ſeinem Kronerben, Franz von Angoulesme. Zu dieſem kühnen Schritte wurde er durch den Umſtand ermuntert, daß der König Ferdinand von Arragonien nach dem, eben erwähnten, Hintritte ſeiner Gemahlinn Iſabella, Königinn von Kaſtilien, die vormundſchaftliche Verwaltung über Kaſtilien gefordert, und da ihm damals ſein Tochtermann, der Erzherzog Philipp, entgegen arbeitete, aus Haß und Eiferſucht gegen dieſen ſeinen Tochtermann, die Niederträchtigkeit begangen hatte, ſich wider ihn mit König Ludwig XII. von Frankreich, den er bis dahin für ſeinen Todfeind hielt, zu verbinden, deſſen Schweſtertochter, Germana von Foix, zu heirathen, und den Kindern, welche aus dieſer Ehe erfolgen möchten, (es erfolgten aber keine) das Königreich Neapel zu beſtimmen. Was übrigens dem König Ludwig XII. bei der Zernichtung des Traktates von Blois (wenigſtens im Vergleiche mit der weit ſchamloſern Weiſe, mit welcher nachher

Bündniſſe und Traktate gebrochen wurden) zu einer Art von Ehre gereichte, war, daß er noch einiges Gefühl für das Schändliche, das in ſeinem Abſprung lag, äußerte, und vorgab, von den Ständen des Königreichs dazu gezwungen worden zu ſeyn; er war es aber ſelbſt, der ſeinen Ständen insgeheim den Auftrag machte, an ihn die dringende Forderung zu ſtellen, daß er ja ſeine Tochter Claudia an keinen Ausländer verheirathen ſollte.

K. Maximilian, welcher während dieſer Vorfälle mit einem Krieg, der (wie nachher geſagt werden ſoll) wegen einem bayeriſchen Erbſchaftsſtreit ausbrach, beſchäftigt war, konnte bei allen dieſen Kränkungen und Beleidigungen wenig mehr thun, als zuwarten, bis ſich für ihn wieder günſtigere Verhältniſſe ergeben, und dieſe ihn mächtig genug machen würden, das Herzogthum Mailand, welches nach der Zernichtung der zwiſchen Claudia, und dem jungen Erzherzog Karl zu Blois verabredeten Heirath, wieder an das Erzhaus Oeſterreich zurückgeſtellt werden ſollte, ſeinem Erzfeind, dem König Ludwig XII. von Frankreich abzunehmen. Man hätte (nach dem, was zwiſchen ihm und dieſem König vorgefallen war, zu urtheilen) glauben ſollen, daß ſich K. Maximilian zu keiner Zeit wieder mit ihm verſöhnen würde; indeſſen wurde er in gar kurzer Zeit wieder ſein innigſter Bundesgenoſſe. Dieß war ebenfalls wieder um ſo ſeltſamer, je widriger für einen ſolchen Ausgang die Veranlaſſung war, mit welcher die Sache begann.

König Ludwig XII. rüſtete ſich zu einem Zuge wider die Genueſer, welche von ihm abgefallen waren, mit einem ſolchen Eifer, daß darüber alle italieniſchen Staaten, beſonders aber die Venetianer in Bewegung kamen, und ſogleich einen Verſuch machten, ob ſich nicht die guten, redlichen Deutſchen würden bereden laſſen, ihre Furcht mit ihnen zu theilen, und wider König Ludwig einen Heereszug vorzunehmen. Ihre Verſicherungen, daß König Ludwig XII., wenn es ihm gelingen ſollte, ganz Italien oder den größten Theil davon, zu unterjochen, ſelbſt der deutſchen Krone ſich bemächtigen würde, machten auf die Fürſten ſo vielen Eindruck, daß ſie dem K. Maximilian auf einem Reichstag zu Konſtanz im J. 1507 nicht nur die beträchtlichſten Unterſtützungen an deutſcher Mannſchaft, ſondern auch große Geldſummen verſprachen, und überhaupt wider K. Ludwig XII. dergeſtalt heftig loszogen, daß man nicht anders hätte glauben ſollen, als daß ſie eine gänzliche Entkräftung deſſelben vornehmen würden. Aber K. Ludwig XII., der von allem, was vorgieng, auf das genaueſte unterrichtet wurde, ließ den

Fürſten bedeuten, daß ſie von ihm ſehr irrige Meinungen gefaßt, und daß ſie den Beſchuldigungen wider ihn, welche ſämmtlich falſch und von ſeinen Feinden erdichtet worden wären, zu voreilig ein Gehör gegeben hätten. Er ließ es auch nicht an Beſtechungen und Geſchenken fehlen, und nun war mit einem Male das Feuer wieder gedämpft. Die Fürſten hielten mit ihren Lieferungen von Mannſchaft und Geld an ſich, und ungeachtet K. Maximilian auf ſeinem Entſchluſſe, den ſie ehe ſelbſt billigten, und für nöthig erachteten, daß er nämlich nicht nur die Eroberung Mailands durchſetzen, ſondern ſich auch zu Rom zum Kaiſer krönen laſſen ſollte, unerſchütterlich verharrte, ſo unterſtützten ſie ihn gleichwohl ſo wenig, daß von den 12,000 Mann, welche ſie ihm anfangs zu ſtellen verſprachen, zur beſtimmten Zeit nur ſehr wenige ankamen, und Maximilian hauptſächlich ſich auf die in ſeinen eigenen Erbländern geworbenen Truppen verlaſſen mußte, mit welchen er auch zu Ende des Jahres 1507 wirklich nach Italien aufbrach. Sein Plan war, durch das Gebiet der Venetianer, welche ihn ſelbſt zu dieſem Kriege ermuntert hatten, nach dem Mailändiſchen zu rücken; allein die Venetianer, welchen jede bewaffnete Macht verdächtig war, ſchlugen ihm den Durchzug rund ab; es wäre denn, ſetzten ſie hinzu, daß er ohne einige Mannſchaft, und bloß mit einem Ehrengeleit durchziehen wollte. K. Maximilian nahm ſich hierauf den Muth, zu Trient den 3. Horn. 1508 den Titel eines Kaiſers, aber wie er mit behutſamer Klugheit ſich ausdrückte, eines „erwählten“ römiſchen Kaiſers (hierüber ſendete ihm auch der Pabſt Julian II. ſeine Beſtätigung zu) anzunehmen und ſeine Truppen wider die Venetianer vorrücken zu laſſen, welche ſich aber in eine ſo gute Verfaſſung geſetzt hatten, daß ſie die kaiſerlichen Truppen nicht nur in kurzer Zeit aufrieben, oder gefangen nahmen, ſondern ſelbſt in die Länder des K. Maximilian einfielen, die Grafſchaft Görz, dann die Seeſtädte Portonaone, Trieſt und Fiume eroberten, und ſich bereits dem tridentiſchen Gebiete näherten, wo es dem Biſchofe Paul von Lichtenſtein nur noch mit vieler Mühe gelang, einen dreijährigen Stillſtand zwiſchen dem K. Maximilian und ihrer Republik zu bewirken, 1508.

Schon jener Verluſt öſterreichiſcher Beſitzungen, noch mehr aber der unerträgliche Hochmuth, mit welchem ſich die Venetianer die Eroberung derſelben anmaßten, veranlaßten den Kaiſer Maximilian zu einem außerordentlichen Entſchluſſe, um ſich ſowohl die Zurückgabe ſeiner Länder, als eine dem Schimpſe, der ihm widerfahren war, verhältnißmäßige Genugthuung zu verſchaffen; er unterdrückte ſeinen Schmerzen über die Beleidigung, welche ihm noch vor kurzer Zeit der König Ludwig XII. von Frankreich zugefügt hatte, und ließ ſich mit dieſem Konige den 10. December 1508 zu Cambray (Cammerik in Flandern) in ein Bündniß ein, welchem der König Ferdinand von Arragonien, der Pabſt Julius II., nebſt den Herzogen Franz II. von Mantua, und Alphons I. von Modena, mit einem unbeſchreiblichen Eifer beitraten, und entſchloſſen waren, mit vereinigten Kräften über die Venetianer herzufallen, welche nach dem erſten Anſcheine verloren zu ſeyn ſchienen. König Ludwig XII. eilte ſogleich mit einem Heere von 40,000 Mann über die Alpen, und eroberte in wenigen Tagen alles, was ihm der Bund zu Cambray zugedacht hatte. Auch der Pabſt kam mit geiſtlichen und weltlichen Waffen zum Vorſchein und endlich erſchien auch der Kaiſer Maximilian mit einem Heere von 15,000 Mann, welches er meiſtens mit Geldſummen ſeiner Verbündeten (die deutſchen Fürſten ſchlugen ihm auf einem zu Worms im April verſammelten Reichstage alle Unterſtützung ab) größtentheils aus ſeinen Erbſtaaten aufgebracht hatte. Er rückte in Friaul ein, nahm nicht nur Görz, Trieſt, ſondern auch Padua, Verona, und Vincenza in Beſitz, und wollte unmittelbar Venedig wegnehmen, was ihm gelungen ſeyn möchte, wenn ihn der König Ferdinand mit Schiffen unterſtützt hätte; allein dieſer Herr ſowohl, als die übrigen Verbündeten, waren nichts weniger geſinnt, als den Kaiſer ſo mächtig zu machen, als er es zu werden wünſchte, und entzogen ihm ihren Beiſtand. Die Folge davon war, daß eben die Venetianer, welche den Maximilian bei ſeinem Eintritte in Italien auf den Knieen um Gnade baten, und ihm die ſchönſten Verſprechungen vorlegten, neuen Muth faßten, und ſich der Städte Padua und Vincenza, und verſchiedener Ortſchaften im Friaul und Hiſterreich wieder bemächtigten. 1509.

Maximilian war im Jahre 1510 nicht glücklicher; er ſchickte den Fürſten Rudolph von Anhalt mit einigen Truppen nach Italien, welcher den Venetianern verſchiedene Oerter abnahm, dieſe aber bald wieder verlor, indem von den deutſchen Hilfsvölkern, welche die Fürſten auf einem im Febr. 1510 zu Augsburg gehaltenen Reichstag zugeſagt hatten, kaum die Hälfte geſtellt wurde; und nun ſprengte vollends Pabſt Julius, der, was er wünſchte, von den Venetianern erhielt, und die Theilung von Italien unter wenige mächtige Fürſten nicht gerne ſah, vollends allen

Zuſammenhang des Bundes von Cambray; er befahl dem Herzog von Modena, Alphons, als päbſtlichem Lehenträger von Ferrara, den Bund zu verlaſſen, verhängte über ihn, als er nicht gehorchen wollte, den Kirchenbann, und den Krieg, und warf auf den König Ludwig XII., welcher dem Herzog Alphons beiſtand, ſeine Ungnade. Die Folge davon war, daß ſich K. Ludwig XII. neuerdings an K. Maximilian anſchloß, und mit ihm nicht nur einen neuen Feldzug wider die Venetianer, ſondern auch die Zuſammenberufung einer allgemeinen Kirchenverſammlung nach Piſa, auf welcher die (auf den vorgehenden Concilien zu Konſtanz und Baſel unterbliebene) Kirchenreformation zu Stand kommen ſollte, verabredete; aber dieſe Vorhaben wurden von denjenigen, welche ſie durch ihren Beitritt hätten unterſtützen ſollen, nur wenig begünſtigt. Die deutſchen Biſchöfe, welche K. Maximilian im J. 1511 nach Augsburg beſchied, wollten von einem Concilium zu Piſa nichts wiſſen, und die Franzoſen wollten die Truppen, welche der Kaiſer nach Italien wider die Venetianer aus ſeinen Erblanden abſchickten, nicht verſtärken, ſo daß dieſen Truppen das Schickſal der vorigen Kriege widerfuhr, deſſen Inhalt war, daß ſie im erſten Anlauf einige Oerter gewannen, aber dieſe eben ſo bald wieder verloren. 1511.

Dieſes beabſichtigte, aber unkluge Verhalten der Franzoſen verſetzte dem Bunde von Cambray, deſſen Theilnehmer ohnehin nur noch der K. Ludwig, und der Kaiſer waren, den letzten Stoß, und gab dem Laufe der Sachen eine neue ganz entgegengeſetzte Richtung. Maximilian wurde gegen die Vorſtellungen des Königs Ferdinand von Arragonien, daß die Franzoſen mit ihrem Bündniſſe dem Erzhauſe Oeſterreich vielmehr zu ſchaden, als zu nützen ſuchten, nachgiebiger, und ließ ſich den 6ten April 1612 zu einem Waffenſtillſtand von 10 Monaten mit den Venetianern, welche ihm verſprachen, Verona zurückzugeben, und wegen Vincenza es auf einen päbſtlichen Ausſpruch ankommen zu laſſen, bereden. Während dieſer Zeit fochten die Truppen des Königs Ludwig XII. wider die Heere des Pabſtes, der Spanier, Venetianer, und Schweizer verſchiedenemale ſehr unglücklich, und wurden endlich von den letztern vollends aus ganz Italien, und, einige Schlöſſer ausgenommen, ſogar aus ganz Mailand vertrieben. K. Maximilian vergab das Herzogthum, als ein deutſches Lehen, an Maximilian Sforza, (Sohn des Ludovicus Sforza, welchen letztern der franzöſiſche Hof in einem engen Gefängniß zu ſechs zehn Jahre bis an ſeinen Tod hatte ſchmachten laſſen) und da der Kaiſer mit dieſer Vergebung von Mailand, welches er anfangs ſeinem Erzhauſe einräumen wollte, dem Verlangen des Pabſtes, der ihm dringendſt den Prinzen des unglücklichen Ludwig Sforza empfahl, ein großes Opfer brachte, ſo hoffte er nunmehr deſto zuverſichtlicher, daß Pabſt Julius den Ausſpruch wegen Vicenza zu ſeinen Gunſten abſchließen würde. Auch wünſchte dieß Niemand mehr, als Pabſt Julius II., und er zweifelte gar nicht, daß ſich die Venetianer mit aller Bereitwilligkeit dazu verſtehen würden, die endliche Verſöhnung mit dem Kaiſer um dieſen Preis zu erkaufen; aber ſobald die Venetianer ihren bisherigen Feind, den K. Ludwig XII. aus Italien vertrieben ſahen, ſo waren ſie durch keine Vorſtellungen, noch Drohungen zu bewegen, dem Kaiſer irgend eine Abtretung ihrer Eroberungen zu bewilligen. Sie widerſetzten ſich hartnäckigſt allen Zumuthungen dieſer Art; und als der Nachfolger des (den 13. Febr. 1513 verſtorbenen) Pabſtes Julius, nämlich Leo X. nicht weniger eifrig auf den von ihnen geforderten Abtretungen für den Kaiſer beſtand, ergriffen ſie den verzweifelten Entſchluß, ſich mit König Ludwig XII. von Frankreich, deſſen ärgſte Feinde ſie noch vor Kurzem waren, in einen Bund einzulaſſen, vermöge deſſen ſie dieſem König ihren Beiſtand zur Wiedereroberung von Mailand und Genua verſprachen, und ſich entgegen die Hilfe der Franzoſen zur Wiedereroberung alles deſſen, was ſie jemals in Italien gewonnen und wieder verloren hatten (Cremona und Ghierabda ausgenommen) verſprechen ließen.

Die Folge dieſes unnatürlichen Bündniſſes war ein Gegenbündniß, welches zu Mecheln den 1. April 1513 der K. Maximilian, Pabſt Leo X., der König von Spanien, Ferdinand, genannt der Katholiſche, und Heinrich VIII. von England, wider den K. Ludwig XII. und die Venetianer unter ſich errichteten, und ſogleich zu den Waffen griffen, welche allenthalben vom Glücke begünſtigt wurden. K. Ludwigs XII. Truppen, welche im Mailändiſchen bereits wieder einige Fortſchritte gemacht hatten, wurden von den Schweizern, welche den Herzog Max. Sforza unterſtützten, in einer Hauptſchlacht überwunden, und aus den Schlöſſern von Mailand und Cremona vertrieben. Die Venetianer wurden von den Spaniern unweit Vincenza aufs Haupt geſchlagen, und Vincenza und das Schloß Bergamo erobert. Die Franzoſen wurden ferner von König Heinrich VIII. von England, welcher 45,000 Mann nach Calais überſetzen ließ, dann von Truppen des Kaiſers, welche ſich mit jenen vereinigten, bei Guinegatte in einer Hauptſchlacht geſchlagen, und Teronane, ſo wie Dornik in

Flandern, fielen den Siegern in die Hände. Der Kaiſer fiel das Herzogthum Burgund an, und nur eine Verrätherei, zu welcher ſich einige unter ſeinen Völkern erniedrigten, hemmte den Fortſchritt ſeiner Unternehmungen.

Aus dieſem Gedränge half ſich der König Ludwig durch kluge Einfälle, und durch eine beſcheidene Nachgiebigkeit, welche er zur rechten Zeit bezeigte; er hatte, nachdem das oben erwähnte Concilium zu Piſa keinen Eingang fand, gleichwohl ein anderes zu Lyon (woran aber kein deutſcher Biſchof Theil nahm) eröffnen und fortſetzen laſſen. Dieſem Concilium entſagte er nun, und indem er einem andern, welches der Pabſt im Lateran angeordnet hatte, beitrat, beſänftigte er auf dieſe Weiſe zuerſt den Pabſt Leo X.; dann machte er dem König Ferdinand von Spanien Vorſchläge; dieſem verſprach er ſeine zweite Tochter, Renata, für Karl oder Ferdinand (welche beide Prinzen, Herzoge und Brüder, wie ſchon oben vorkam, väterlicher Seits Enkel des K. Maximilian, und mütterlicher Seits Enkel des Königs Ferdinand von Spanien waren) und beſtimmte dieſer Renata Mailand, Aſti und Genua zum Brautſchatz. Auf dieſe Art wurde zwiſchen ihm, dann dem Könige Ferdinand von Spanien, und dem Kaiſer Maximilian, dann dem Erzherzoge Karl der Friede geſchloſſen, im Jahre 1514. Und im nämlichen Jahre erfolgte dieſer auch mit England. Mit den Venetianern blieb die Sache, wie ſie damals ſtand.

Die Dauer dieſes Friedens war aber wieder nur ſehr kurz, wiewohl er durch die Einwirkungen der damaligen Verhältniſſe, in welchen ſich einige Mächte befanden, nicht gänzlich zerſtört wurde. König Ludwig XII. von Frankreich gieng den 1. Jenner 1515 mit Tod ab, und ſein Thronfolger Franz I., ein junger, feuriger, und hochſtrebender Herr, beſchloß ſogleich, die Unternehmungen ſeiner Vorfahrer auf Mailand zu erneuern. Er hielt den K. Ferdinand von Spanien durch Schmeicheleien, den Pabſt Leo X. durch Verſprechungen hin, und erneuerte das Bündniß Ludwigs XII. mit den Venetianern, und die Traktate mit dem König Heinrich VIII. von England. Mit dem Erzherzog Karl, welcher als ein fünfzehnjähriger Prinz eben die Regierung in den Niederlanden angetreten, und welcher bei dem hohen Alter des Königs Ferdinand von Spanien, (dieſer ſtarb wirklich bereits den 23. Jänner 1516) die Krone Spaniens zu übernehmen, und in dieſen Umſtänden alle auswärtigen Kriege ſorgfältig zu vermeiden hatte, ſetzte er ſich durch einen, den 13. Aug. 1516 zu Noyon errichteten Vertrag, worin die Vermählung des Erzherzogs Karl abermals verabredet ward. Aber ſchon im Jahre 1515 hatte er eine Armee, bei welcher ſich 22,000 deutſche Lanzknechte befanden, nach Italien geführt, die bisher für unüberwindlich gehaltenen Schweizer in einem zweitägigen Treffen (den 14. und 15. Sept. 1515) bei Marignano geſchlagen, das Herzogthum Mailand erobert, und den Maximilian Sforza nach Paris, wo dieſer Prinz im J. 1552 ſtarb, geſchickt, ohne daß ſich ihm Jemand noch widerſetzte, als der K. Maximilian, welcher ſich zwar mit einem Heere von 30,000 Mann in Bewegung ſetzte, ſelbſt die Stadt Mailand belagerte, aber theils durch liſtige Anſchläge der Franzoſen (ſie ſpielten ihm erdichtete Briefe, als wenn er, wie ehemals Ludwig Morus, verrathen werden ſollte, in die Hände) veranlaßt, theils aus Mangel an Geld genöthigt wurde, ſich den Vertrag ſeines Enkels von Noyon gefallen zu laſſen, und mit Franz zu Brüſſel einen Traktat einzugehen, vermöge deſſen er ſich ſowohl mit dieſem König, als auch mit den Venetianern verglich. Die Venetianer ſollten die Stadt Verona bekommen, an den Kaiſer aber dafür 200,000 Dukaten, und an Frankreich 300,000 Thaler, welche ehemals K. Ludwig dem Kaiſer geliehen hatte, bezahlen. Die Städte Riva, Rovaredo, und andere Plätze in Friaul ſollte

Maximilian ſo lange, bis die Könige von Frankreich und Spanien einige Grenzſtreitigkeiten zwiſchen ihm und den Venetianern würden entſchieden haben, behalten.

An dieſen ſämmtlichen vieljährigen Kriegen nahmen die Stände Deutſchlands aus Klugheit, Gleichgültigkeit gegen auswärtige Vorfälle, aus Sparſamkeit, oder wirklichem Mangel an Geld, ungeachtet der unaufhörlichen und nachdrücklichſten Ermahnungen und Aufforderungen des K. Maximilian, nur einen ſehr geringen, im Grunde nichts bedeutenden, Antheil, und ſie genoßen überhaupt, wenigſtens im Vergleich mit den vorigen Zeiten, einer im Ganzen ununterbrochenen Ruhe, eine Erbfolgeſtreitigkeit in Bayern ausgenommen, welche einen gräßlichen Krieg, und entſetzliche Verheerungen der bayeriſchen und rheinpfälziſchen Länder veranlaßte. Die Prinzen des bayeriſchen Hauſes hatten, ehe das Recht der Erſtgeburt in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts feſtgeſetzt wurde, von Zeit zu Zeit ſogenannte Nutztheilungen der bayeriſchen Länder unter ſich vorgenommen, doch jederzeit mit dem ausdrücklichen Bezuge auf die fideicommiſſariſchen Grundſätze und Rechte des pfalzbayeriſchen Geſammthauſes, vermöge welcher bei dem Abgange einer Linie das hinterlaſſene nutzgetheilte Land der nächſtgeſippten Linie ohne

Widerrede zufiel, Prinzeſſinnen aber, ſo lange im Geſammthauſe ein männlicher Mannesſtamm vorhanden war, Land und Leute nie erben konnten und können. Im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts waren im geſammten Bayern nur noch zwei Linien, nämlich die oberbayeriſche oder münchneriſche Linie, und die niederbayeriſche oder landshutiſche vorhanden; dieſe letztere nahte ſich ihrem Ende, indem der nutznießende Herzog derſelben, Georg, genannt der Reiche, nur noch eine Tochter, Eliſabeth, hatte, welche an den Pfalzgrafen Rupert zweiten Sohn des Kurfürſten Philipp von der Pfalz, verheirathet, und welche nach dem Hintritte ihres Vaters allein zur Erbſchaft ſeiner perſönlichen Schätze oder Allodien berechtigt war. Allein Georg war für ſie und ihren Gemahl, Rupert, dergeſtalt eingenommen, daß er denſelben zu ſeinem Nachfolger im Herzogthum, und zum Erben von Land und Leuten erklärte, hierüber ein ordentliches Teſtament errichtete, und ſogar den K. Maximilian um die Beſtätigung deſſelben erſuchte; und ungeachtet ihm ſeine rechtskundigen Räthe über die Ungültigkeit eines ſolchen Teſtamentes, und über die Folgen deſſelben pflichtmäßige und dringende Vorſtellungen, welche er ſehr übel aufnahm, machten, ungeachtet ihn ſelbſt die Erklärungen des Kaiſers, welcher die an ihn geſtellte rechtswidrige Zumuthung geradezu von ſich wies, von der geſetzlichen Unmöglichkeit, ſein Vorhaben auszuführen, belehrten; ſo verharrte er gleichwohl auf denſelben mit einer ſolchen Hartnäckigkeit, daß er nicht nur mit den Biſchöfen von Bamberg, Würzburg und Eichſtädt, ſondern ſelbſt mit den Königen von Frankreich und Böhmen Bündniſſe errichtete, ſeinem Tochtermann Rupert verſchiedene Städte einräumte, und fremde Truppen ins Land zog. So ſtarb er den 1. Dec. 1503 zu Ingolſtadt, und wurde zu Landshut, welche Stadt Rupert im Beſitz hatte, beerdigt.

Ein Fall, wie dieſer, bei welchem die Sache ſo klar durch die Rechte entſchieden, und bei welchem gleichwohl ein ſo fürchterlicher Gegenbund vorhanden war, hatte ſich kaum ſeit vielen Jahrhunderten ergeben. Sogleich nach dem Hintritte des Herzogs ſchloßen alle niederbayeriſchen Städte ihre Thore, und die niederbayeriſchen Landſtände, welche ſich in dieſen verlegenen Umſtänden mit kluger Entſchloſſenheit und Würde benahmen, erſuchten, nachdem ſie alle Landesverweſer in Pflicht genommen hatten, den Pfalzgrafen Rupert durch eine Geſandtſchaft, ſich, ohne Einwilligung des Kaiſers, des Beſitzes von Land und Leuten nicht anzumaßen. Aber Pfalzgraf Rupert hatte ſich bereits des Schloſſes zu Burghauſen, wo der verſtorbene Herzog ſeine berühmten Schätze aufgehäuft hatte, und verſchiedener Städte bemächtigt; ſchickte aber dennoch ſeinen Anwalt nach Augsburg zu dem Fürſtengericht, welches Kaiſer Maximilian auf den 5. Februar 1504 berief, und bei welchem ſich der Kaiſer in eigener Perſon, nebſt einigen Kurfürſten, Fürſten und Biſchöfen einfand, und den 22ten April ſowohl gemäß der Stimmen der anweſenden Fürſten, als des Reichskammergerichts, deſſen Meinung er ebenfalls erholte, das Urtheil ausſprach, daß das Erbrecht der Herzoge von München Alberts IV., und Wolfgangs, auf die Länder des Herzogs Georg für gegründet anerkannt worden, und daß demnach denſelben die Beſitznehmung von allem, was Georg innen gehabt, ohne Jemandes Widerrede, zu überlaſſen ſey. Da ſich der Pfalzgraf Rupert in dieſen Ausſpruch nicht fügte, ſo erklärte ihn Maximilian als einen Uebertreter des Landfriedens und der Reichsſatzungen, in die Acht.

Und nun griffen beide Partheien zu den Waffen. Die Herzoge von München hatten den Herzog Ulrich von Würtemberg, den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, den Markgrafen Wilhelm zu Heſſen, die Stadt Nürnberg, und den ſchwäbiſchen Bund, und verſchiedene andere, welche ſich, weil ſie dem Hauſe Pfalz abhold waren, als deſſen Unterdrücker anboten, auf ihrer Seite, und entgegen hatte Pfalzgraf Rupert ein Heer von 3000 Mann zu Pferd, und 10,000 zu Fuß, bei welchen ſich 1200 Böhmen befanden, geſammelt, und was die Hauptſache war, ihm fehlte es nicht an Geld, an welchem die Herzoge von München, zum Unterhalte mehrerer tauſend Miethſoldaten, Mangel litten. Dieſer Umſtand ſchien dem Pfalzgrafen Rupert günſtige Ausſichten zu verſprechen, als ihn im vierundzwanzigſten Jahre ſeines Alters ein unvermutheter Tod den 19. Juli 1504, und ſiebenzehn Tage nachher auch ſeine Gemahlinn Eliſabeth zu Landshut wegraffte. Dieſe hinterließ zwei Söhne, Otto Heinrich, und Philipp, deren Vormundſchaft und Anſprüche nunmehr ihr Großvater, der Kurfürſt Philipp von der Pfalz, übernahm. Nun wurden die Rheinpfalz, die Oberpfalz und Bayern wechſelweiſe der Schauplatz entſetzlicher Verheerungen, welche von den herumſchwärmenden Heeren mit der größten Erbitterung unternommen, und bei welchen nicht ſelten weder das Alter noch das Geſchlecht geſchont wurden. Selbſt der Kaiſer Maximilian vertrat bei dieſen Zügen eine der vornehmſten Rollen, und folgende Beiſpiele mögen hinlänglich ſeyn, zu zeigen, mit welchem Eifer er dieß that. Als nach dem Hintritte des Pfalzgrafen Rupert ein neues Korps Böhmen von 3000 Mann zu Fuß, und 900 zu Pferd nach Bayern zog, rückte demſelben Maximilian mit 4000 Mann zu Fuß, und 1200 zu Pferd entgegen, und bei Mengesbach, eine Meile oberhalb Regensburg traf er ſeine Feinde, welche bei ſeiner unvermutheten Erſcheinung ihr Lager in Feuer ſetzten, und eine Anhöhe bezogen, auf der ſie ſich vortrefflich verſchanzten. Vor ihre Fronte ſteckten ſie Schilde mit ſpitzigen Eiſen, die durch Ketten aneinander befeſtiget waren, und Seztartſchen hießen, in die Erde, und ihren Rücken deckten ſie mit ihrer Wagenburg. Der Prinz Kaſimir, Sohn des Markgrafen Friedrichs von Brandenburg, der ſich von Maximilian die Erlaubniß erbeten hatte, ein Probſtück ſeines Heldenmuthes abzulegen, griff die Böhmen mit 400 Reitern, und acht nürnberger Feldſchlangen an, wurde aber nicht nur mit Verluſt zurückgetrieben, ſondern verlor auch die acht Feldſchlangen. Dieß verdroß den Maximilian dergeſtalt, daß er ſich an die Spitze eines Flügels der Reiterei, mit welcher er das Fußvolk in die Mitte geſchloſſen hatte, ſtellte, und nach einem mit der Trompete gegebenen Zeichen die Anhöhe mit verhängtem Zügel hinan ſprengte, und ſich bei einer ſelchen Kühnheit mehr verſprach, als auch das günſtigſte Glück gewöhnlich gewähren kann. Er wurde wie ſeine Begleiter von den Böhmen mit langen Spießen empfangen, und von ſeinem verwundeten, und ſich aufbäumenden Pferd aus dem Sattel geworfen, und würde ohne den Beiſtand des Herzogs Erich von Braunſchweig, welcher aber dabei ſchwer verwundet wurde, geſchleift oder zertreten worden ſeyn. Die Böhmen wichen nicht eher zurück, als bis ihrer 1800 getödtet, und 600 gefangen waren. Nach dieſem Treffen zog Maximilian (im October 1504) nach Kufſtein, und belagerte dieſe Bergfeſtung, welche Hans Pienzenauer, ein getreuer Anhänger des Pfalzgrafen Rupert, herzhaft vertheidigte, und ſich aus den ſieben Batterien, von welchen Maximilian die ihm anvertraute Feſtung beſchoß, ſo wenig machte, daß er die Mauern mit einem Beſen fegen ließ. Maximilian ließ hierauf die größten Stücke, welche er beſaß, von Innsbruck herbeiführen, und war noch, als ihm hierauf die Feſtung übergeben wurde, ſo ſehr aufgebracht und erhitzt, daß er die ganze Beſatzung unverzüglich hinzurichten befahl, und jeden der Seinigen, der für einen Verurtheilten bitten würde, mit einer Maulſchelle bedrohte. Pienzenauer und vierundzwanzig andere waren bereits mit dem Schwerte getödtet, als ſich der Herzog Erich von Braunſchweig den Muth nahm, für das Leben eines böhmiſchen Edelmanns, der ſich dem Tod mit Händen und Füßen entgegen ſträubte, zu bitten, worüber Erich von dem Kaiſer eine leichte Maulſchelle, die noch übrige Menge der Gefangenen aber Vergebung erhielt.

Nachdem die Verwüſtungen und Mordbrennereien in Bayern und in der Pfalz neun Monate gedauert hatten, erhielt Maximilian noch im Lager vor Kufſtein vom Markgrafen von Baden Vergleichsvorſchläge, worauf ein Stillſtand bewilligt, dann auf den 19. Mai 1505 ein Reichstag nach Köln angeſetzt, und auf dieſem durch ein Fürſtengericht, deſſen Ausſpruch die ſtreitenden Partheien vollziehen zu wollen, verſprachen, die Sache im Weſentlichen dahin entſchieden, daß den Herzogen von München die ihnen vermöge aller Hausverträge und Rechte zuſtehende Erbſchaft des Herzogs Georg eingeräumt, den Prinzen Otto Heinrich, und Philipp aber, nebſt dem Schatz zu Burghauſen, ſo vieles Land zwiſchen der Donau und Nab, (welches zu einem Herzogthum, wo Neuburg die Hauptſtadt iſt, erhoben, auch die junge Pfalz genannt wurde) als zu einer jährlichen Einnahme von 20,000 Gulden erforderlich wäre, zugetheilt werden ſollte. Dieſer Spruch wurde aber erſt im J.

1507 auf einem weitern Reichstag zu Konſtanz vollzogen, wo vollends das Seltſamſte, was in dieſem Erbſchaftsſtreit vorfiel, entſchieden und vollzogen wurde, die Abtretung nämlich einer höchſt beträchtlichen Menge bayeriſcher Ländereien, Städte und Rechte an diejenigen Fürſten und Reichsſtädte, welche den münchneriſchen Herzogen zu ihren Rechten verholfen hatten. Der Kaiſer Maximilian erhielt die Herrſchaften Spitz und Schwalnbach in Oberöſterreich, das Schloß Rattenberg am Inn, ſammt dem Ländlein im Zillerthal, die Stadt und das Schloß Kufſtein, die Stadt Kitzbühl mit ihrem Gebiet und dem nahe gelegenen Gehölz, ſo viel ſeine tiroliſchen Schmelzhütten brauchten, die Stadt Neuburg am Inn oberhalb Paßau, und viele andere anſehnliche Ortſchaften und Rechte*), ſo daß er ſein Intereſſe, wie es ſelbſt **Fugger** nennt, gar trefflich beſorgte.

Doch dieſe Eroberungen waren freilich nur Kleinigkeiten im Vergleich mit andern Ausſichten, welche das Erzhaus Oeſterreich unter Kaiſer Maximilian gewann. Der König von Ungarn und Böhmen, Ladislaus, hatte einen Prinzen, Ludwig, welcher im J. 1509 bereits im dritten Jahre ſeines Alters zu Prag zum König in Böhmen gekrönt worden war, und eine Tochter, Anna. Maximilian entwarf den Plan, dieſe beiden Kinder mit ſeinen Enkeln zu verheirathen, ſo, daß der Prinz Ludwig mit einer von des (im Jahre 1506 verſtorbenen) Erzherzogs Philipps Töchtern, Maria, die Schweſter jenes Ludwigs entgegen, Anna, mit einem von des Erzherzogs Philipps Söhnen, (Maximilians Enkeln) dem Karl oder Ferdinand, verbunden werden ſollte. Dieſem Plane gab der König Sigmund I. von Polen, Bruder des Königs Uladislaus von Ungarn, vorzüglich ſeinen Beifall, und nachdem ſich Uladislaus der Einwilligung der Stände von Ungarn und Böhmen verſichert hatte, ſo lud K. Maximilian die drei Könige zu einer perſönlichen Zuſammenkunft ein, welche im J. 1515 den 15. und 17. Juli zu Trautmannsdorf und Wien mit einer unbeſchreiblichen Pracht *) vor ſich gieng. Maximilian nahm, vermöge einer ausgeſtellten Urkunde, den jungen König Ludwig (doch ohne Nachtheil der Erbfolge, welche den gebornen Erzherzogen, und Erzherzoginnen zuſtände) an Sohnes Statt an, und

---

*) Fugger.

---

*) Joh. Cuspiniani — diarium de congressu caesaris Maximiliani et trium Regum apud Freher T. II. p. 304.

ernannte ihn ſogar zum Statthalter des römiſchen Reichs. Bald darauf gieng auch die Wechſelverlobung, und endlich im Jahre 1521 die wirkliche wechſelſeitige Vermählung zwiſchen Ludwig und Maria, dann anderer Seits zwiſchen Anna und dem Erzherzog Ferdinand vor ſich, welche letztere, bei dem unbeerbten Hintritt des Königs Ludwig, die Königreiche Ungarn und Böhmen erben ſollten. Dieſer Fall traf auch eben ſo bald als höchſt unvermuthet ein. Der junge König Ludwig (ſein Vater Ladislaus ſtarb im Jahre 1516) zog im Jahre 1526 mit einem Heere von kaum 30,000 Mann wider eine türkiſche Armee von 300,000 Mann, verlor aber bei Mohacz eine Hauptſchlacht, und wurde auf der Flucht von ſeinem Pferde, mit dem er über einen Graben ſetzen wollte, und rückwärts ſtürzte, im Moraſt und Schlamm erdrückt in der Blüthe ſeines hoffnungsvollen Lebens.

Dieſer höchſt traurige Fall würde ſich wohl nie ereignet haben, wenn K. Maximilian wider die Türken hätte vorſchreiten können, wie er ſich es, gemäß ſeines eigenen Geſtändniſſes, von ſeiner erſten Jugend an wünſchte. Sogleich beim Antritte ſeiner Regierung im J. 1493, da die Türken aus Bosnien in Krain und Steiermark einfielen, faßte er den ernſtlichſten Entſchluß, ſie nachdrücklichſt zu züchtigen, und dieſes Vorhaben äußerte er auf verſchiedenen Reichstagen, auf welchen ihn aber immer wieder andere neue Vorfälle, Kriege, und Verlegenheiten nöthigten, unmittelbar dringendere und wichtigere Geſchäfte vorzunehmen. Die türkiſche Macht hatte ſich während dieſes Zeitraumes ſehr befeſtigt, und der Großſultan Selym hatte ſich des Reiches der Mamelucken in Egypten und Syrien bemächtigt, und bei manchem europäiſchen Fürſten, bei Niemand aber mehr, als bei dem Kaiſer und dem Pabſt Leo X. die Beſorgniß erweckt, daß er, als der fürchterlichſte Feind der Chriſtenheit, Italien, oder Ungarn anfallen möchte. Selym war eben mit den Perſern, welchen die türkiſchen Eroberungen nicht weniger äußerſt mißfielen, in einem Krieg begriffen, und dieſen Zeitpunkt nun glaubte Maximilian aus allen Kräften benützen zu müſſen. Mit einem Eifer, als wollte er die Türken gänzlich aus Europa vertreiben, verſammelte er im Jahre 1518 die Fürſten und Stände Deutſchlands auf einen Reichstag zu Augsburg, wohin verſchiedene europäiſche Könige ihre Geſandten, und Pabſt Leo X. zwei Legaten, den Kardinal von Gurk, und den Thomas Cajetan abordnete, und durch jenen dem Kaiſer einen von ihm geweihten Degen und Hut zum bevorſtehenden Feldzug überreichen ließ. Der Kardinal Cajetan ſowohl, als ſelbſt der Kaiſer hielten in der Abſicht, die anweſenden Deutſchen mit einem feurigen Eifer zu erfüllen, lange Reden, welche aber die bedächtlichen Herren ſo wenig in Flammen ſetzten, daß ſie, als denen jede Gefahr eines türkiſchen Ueberfalles ſehr weit entfernt vorkam, eine geraume Zeit gar keine Antwort, und dieſe endlich, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, dahin abgaben, daß ſie eines Türkenkrieges wegen noch zur Zeit keine beſtimmte Erklärung geben könnten; denn Kriege koſteten große Geldſummen. Dieſe könnten ſie von ihren Kammergütern nicht entrichten, und ob dieſelben von ihren Ständen oder Landeigenthümern, oder wie viel davon, würden entrichtet werden wollen, darüber müßten ſie ſich mit denſelben erſt noch benehmen. Man brachte wieder den gemeinen Pfenning, oder eine allgemeine Kopfſteuer in Vorſchlag, und der Kaiſer, die päbſtlichen Legaten, die Geſandten auswärtiger Könige bemühten ſich mit vereinigten Anſtrengungen, die Stände zu einer günſtigern Erklärung zu bewegen; aber dieſe gaben am Ende einer Rede immer ganz kurz zur Antwort, daß ſie ſich ja ſchon erklärt hätten, ſagten aber gleichwohl zuletzt eine Hilfe zu, von der man ſich im Voraus nichts anders verſah, daß ſie, wie gewöhnlich, beſchaffen, und daß mit ihr nichts geholfen ſeyn würde. Auch mit einem andern Antrage, mit welchem Kaiſer Maximilian auf dieſem Reichstage zu Augsburg die Kurfürſten angieng, und vermöge deſſen er wünſchte, daß ſie ſeinen Enkel, den Erzherzog Karl, und König von Spanien, zum römiſchen König wählen möchten, wurde nicht durchgeſetzt, und es blieb, durch die heimtückiſchen Wickeleien des franzöſiſchen Hofes, bei bloßen Verſprechungen. Der deutſchen Nation lagen damals ganz andere Dinge, welche die ſo viele Menſchenalter hindurch vergeblich vorgeſchlagene Kirchenverbeſſerung, und die neuen Lehrſätze, welche von einem theologiſchen Lehrer zu Wittenberg, Martin Luther, aufgeſtellt wurden, betrafen, am Herzen; von deren Veranlaſſung, Beſchaffenheit und Folgen (des Zuſammenhanges wegen) im Leben Kaiſer Karls V. die Rede ſeyn wird.

Bald nach dieſem Reichstage, auf welchen ſchon wieder ein neuer nach Worms feſtgeſetzt wurde, fühlte der Kaiſer Maximilian, an deſſen Geſundheit ſeit einiger Zeit ein ſchleichendes Zehrfieber nagte, eine gänzliche Abnahme ſeiner Kräfte, an der er auf ſeiner Heimreiſe, welche er über Innsbruck nahm, zu Wels in Oberöſterreich ſtarb den 12. Jänner 1519 im ſechzigſten Jahre ſeines Alters; er wurde zu Wien beigeſetzt.

Maximilian hatte zwei Gemahlinnen, 1) die Maria (Tochter und Erbinn Karls des Kühnen von Burgund und den Niederlanden) † 1482. 2) Blanca Maria, Tochter des Galeaz Maria Sforza, Herzogs von Mailand, † 1511. Aus der erſten Ehe erhielt er a) einen Sohn, Philipp, und b) eine Tochter, Margaretha, vermählt a) im Jahre 1497 an Johann von Kaſtilien, Ferdinandi catholici Sohn von Arragonien, und (nach dem in eben dem Jahre 1497 verſtorbenen Johann) b) im J. 1501 an Philipp, Herzog von Savoyen; ſie ward während der Minderjährigkeit Karls V. Gouvernantinn von den Niederlanden, und ſtarb 1530. Der Erzherzog Philipp, Erbe der Niederlande beim Hintritte ſeiner Mutter Maria im Jahre 1482, wirklicher Regent daſelbſt 1494, heirathete im Jahre 1496 die Johanna von Spanien (Erbtochter des Ferdinandi catholici Königs von Arragonien, und der Königinn Iſabella (Eliſabeth) von Kaſtilien) erbte Kaſtilien im J. 1504 und ſtarb 1506.

Philipp hinterließ a) zwei Söhne, 1) Karl Erzherzog von Oeſterreich (nachmaliger Kaiſer dieſes Namens V.) Erben der Niederlande, und der Königreiche Kaſtilien und Arragonien, oder der ganzen ſpaniſchen Monarchie, wozu auch alles, was für Spanien in Amerika entdeckt wurde, gehörte. 2) Ferdinand Erzherzog von Oeſterreich, Erben der Königreiche Ungarn und Böhmen, und nachmaligen Kaiſer dieſes Namens I.) b) vier Töchter: 1) Eleonora, vermählt a) an den König Emanuel von Portugal, b) an Franz I. von Frankreich. 2) Iſabella, vermählt an Chriſtian II. von Dänemark. 3) Maria, Gemahlinn des Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen, und nach ſeinem Tode Gouvernantinn der Niederlande. 4) Katharina, vermählt an König Jahann III. von Portugal. Kein königliches Geſchlecht in Europa glich ſchon damals an Größe, Ruhm, Macht und Glanz dem Erzhauſe Oeſterreich, wozu die glücklichen Verbindungen und Eheverlobniſſe ſo vieles beitrugen, daß man ſpruchweiſe ſagte: Bella gerant alii, tu felix Austria nube.

Maximilian gehörte unter die Reihe der größten Menſchen, der größten Regenten des Erzhauſes Oeſterreich, der größten Kaiſer. Er that nichts, was er angriff, gemein und mittelmäßig, ſondern alles mit einer Hitze und Anſtrengung des Geiſtes und Körpers, mit einer Unerſchrockenheit, Zuverſicht, und Gegenwart, und zu gleicher Zeit mit einer ſolchen raſchen Bemächtigung der Geſchäfte und Gefahren, daß es ſchien, als wolle er ſein Glück und Schickſal einholen, und zwingen, ihm zu gehorchen. Sein entflammter Ungeſtüm riß ihn nicht ſelten zu gleicher Zeit beſonders im Kriege zu mehreren Unternehmungen hin, bei denen er (was nicht möglich war) zwar nicht immer ſeine Abſichten vollkommen erreichte, aber ſich doch mit einer bewundernswürdigen Klugheit immer wieder glücklich herauswand. Nichts ſtach mit ſeiner feurigen Gemüthsart mehr ab, als das Verhalten der deutſchen Fürſten und Stände gegen ihn, welche ſeine beflügelten Reden und Aufmunterungen zur Stellung der Reichstruppen, und Erlegung der Reichsſteuern zwar nicht umhin konnten, zu rühmen, übrigens aber gelaſſen nach Hauſe reiſeten, und thaten, was ſie für gut befanden. Dennoch erhielt er ſich mit denſelben im beſten Verſtändniß, und nannte ſich, indem er ſich manchmal mit andern europäiſchen Königen verglich, einen König der Könige, indem er unter allen Monarchen allein ſolche Stände hätte, welche ihm gehorchten, wann es ihnen beliebte. Hätte Maximilian mit der vereinigten deutſchen Macht ſeinen Feinden begegnen, und über die deutſchen Fürſten, wie ehemals Karl der Große, oder Kaiſer Otto I. gebieten können, ſo möchte wohl Deutſchland wieder, wenigſtens auf lange Zeit, die gebietende Macht von Europa geblieben, und das Loos mancher Königreiche ganz anders gefallen ſeyn. Ungeachtet er ſeine Truppen in den dringendſten

Fällen meiſtens nur aus ſeinen Erbländern erheben, und ſeinem beſtändigen Mangel an hinlänglichem Geldvorrath durch keine Mittel hinlänglich abhelfen konnte, ſo machte er ſein Heer dennoch durch eigene Einfälle, Verbeſſerungen und Erfindungen ſiegreich und fürchterlich; er bewaffnete ſein Fußvolk mit ſtarken, manchmal achtzehnfüßigen Lanzen, und theilte daſſelbe in Regimenter, dieſe in Compagnien, oder Fähnlein, die Fähnlein endlich in Schwadronen, Rotten, und Korporalſchaften ab, und verſah ſie verhältnißweiſe mit untergeordneten Befehlshabern, Wachtmeiſtern, Feldwebeln, und Rottmeiſtern. Er führte, um das Soldatenweſen, wie er ſelbſt ſagte, zu verſüßen, bei dem Fußvolke Pfeifen und Trommeln ein, und lachte herzlich, wenn ſeine Soldaten, bei welchen eine gleichförmige und ordentliche Montur noch unbekannt war, (nach einer reichen Beute) ſich, nach ihrem Geſchmack, in Tücher von allerlei Farben, und nicht ſelten in Sammet, Seide, und Goldſtoffen kleideten. Er bediente ſich auch bei vortheilhaften Poſten der Schützen mit Hackenbüchſen; aber ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete er der Verbeſſerung der Artillerie, und er erfand nicht nur verſchiedene Mörſer und Böller zum Feuereinwerfen, lange Röhre zum Fernſchießen, kurze und ſtumpfe zum Schrotſchießen, ſondern erfand unaufhörlich neue und ſonderbare Arten von Geſchütz, und übertraf in der Kunſt, Mörſer und Kanonen zu richten, alle ſeine Büchſenmeiſter; er brachte ſeine Karthaunen, welche man vorher nur auf der Erde liegend hatte, zum leichtern Fortſchaffen auf Wagengeſtelle, erfand für ſeine großen Stücke, denen er poſierliche Namen gab (eines hieß z. B. der Weckauf, ein anderes der Burlebaus) neue Arten von Pulverſäcken, und ſchoß aus einigen derſelben Eiſenſtangen, ungeheure eiſerne Kugeln, deren Wirkungen berühmt waren, anderthalb Fuß dicke Steine, und eiſerne mit Harz und Pech gefüllte Kugeln, welche, wenn ſie anprallten, weit umher auseinander flogen, und anzündeten. Mit allen dieſen Erfindungen that er ſehr geheim, und ſchätzte ſie übrigens nicht höher, als der traurige Zweck, welchem ſie beſtimmt waren, von einem Manne mit hohem Geiſt geſchätzt zu werden verdient.

Aber ſo groß des Kaiſers Maximilian kriegeriſche Eigenſchaften, und ſo berühmt ſeine perſönlichen Kriegsthaten waren, ſo wurden dieſe doch von ſeinen bürgerlichen und ſittlichen Tugenden weit übertroffen. Er wußte in den verwickeltſten Sachen mit ſchneller Entſcheidung einen guten Rath und Ausweg zu finden, und blickte tief und weit in die verborgenſten Gewebe der politiſchen Zukunft; er härtete ſeinen Körper durch unaufhörliche und ſchwere Anſtrengungen, Wachen, Reiten, und Jagden ab, welche letztere er, ungeachtet er dabei mehr, als einmal, in die gräßlichſten Gefahren kam, leidenſchaftlich liebte, und es an Kenntniß, Muth und Behendigkeit allen Jagdkundigen bevor that. So ſehr er übrigens ſeine Geiſteskraft fühlte, und ſich ſeiner Größe bewußt war, ſo weit war er ſtets von aller Anmaſung, und vom herrſchſüchtigen Eigendünkel dergeſtalt entfernt, daß er überall ſeine auserleſenen, aber wenigen Räthe, bei deren Auswahl er nicht auf die Geburt, ſondern auf Einſicht und Geſchicklichkeit Rückſicht nahm, um ihre Meinung fragte, und den Abſchluß ſo einleitete, daß er immer mehr ihren Eingebungen nachgegeben, als nur ſeinen Einfällen gefolgt zu haben ſchien. Dem Umgange mit gelehrten und geſchickten Männern, welchen er überall nachſpürte, welche, ſo wie große Künſtler, er in ihren Wohnungen beſuchte, verdankte er alles, und er pflegte oft zu ſagen, daß ein König nur in ſo weit groß und mächtig, und ein Menſch überhaupt nur in ſo weit glücklich ſeyn könne, als er weiſe, (tugendhaft) und unterrichtet (aufgeklärt) iſt; nur den Juriſten und den Pedanten, welche überall nur dem Barthol, und Baldus nachſprachen, und als armſelige und beſchränkte

Köpfe, jeden Fortſchritt im Reiche der Kenntniſſe beſchränkt wiſſen wollten, war er, wie Fugger ſagt, äußerſt gram, und forderte mit allem Eifer die Geſchichtskundigen, für welche er allenthalben Handſchriften und Denkmäler ſammeln ließ, auf, das bleierne und gedankenloſe Brüten auf dem bloßen Buchſtaben zu verdrängen. Die Geſchichte liebte er leidenſchaftlich, und er wählte ſich zu ſeinen Abgeordneten an fremde Höfe, zu ſeinen Hofkaplänen, geheimen Sekretären und Räthen nur ſolche Leute, welche einen Geſchmack an Lektüre, und an gründlichen, beſonders humaniſtiſchen, und hiſtoriſchen Studien bewieſen hatten. Er ſelbſt ſchrieb, und diktirte zum Theil ſeine Erziehungs-, Reichs- und Kriegsgeſchichte, welche ſein geheimer Sekretär oder Kanzler, Marcus Treizſauerwein von Ehrenkreiz († 1527) gemäß der Anordnung des Kaiſers im Jahre 1514 unter dem Titel: „der weiß Kunig" in ein Ganzes verfaßte, und wozu der Formſchneider Hans Burgmair (geb. zu Augsburg 1473) die Holzſchnitte, wahre Meiſterſtücke, verfertigte *). Schon im Jahre

---

*) Dieſes Buch wurde im J. 1775 zu Wien in Fol. abgedruckt unter der Aufſchrift: „der weiß Kunig. Eine Erzählung von den Thaten Kaiſer Maximilians I. — Herausgegeben aus dem Manu=

1512 ſchrieb er, mit Beiziehung ſeines Mathematikers, Johann Stabius, ein anderes Buch ähnlichen Inhalts, genannt „Kaiſer Maximilians Triumphwagen, oder Triumph" wozu Albrecht Dürer, nach des Kaiſers Angabe, die Zeichnungen, Hans Burgmair (auch Birkmair gen.) aber die Holzſchnitte lieferte. Auch

---

ſcripte der k. k. Hofbibliothek. Wien auf Koſten Johann Kurzbödens ꝛc. 1775. 307 S. Text, mit 237 Holzſchnitten." Im J. 1517 ließ Melchior Pfinzing, Patricius von Nürnberg, und Probſt zu St. Sebald daſelbſt, eine ähnliche Hiſtorie, welche die vom K. Maximilian beſtandenen Lebensgefahren in altdeutſchen Reimen ſchildert, und die Aufſchrift „der Theuerdank" führt, theils auf Pergament, theils auf prächtigem Papier in Folioformat bei Johann Schoenberger zu Augsburg mit einer Pracht und Zierlichkeit abdrucken, vermöge welcher dieſes Buch für ein Meiſterſtück der Buchdruckerei gehalten werden kann, und alles bei weitem übertrifft, was aus heutigen deutſchen Buchdruckereien, als ſchön und prächtig, hervorgeht. Die vielen Figuren ſind von Hans Burgmair, und Hans Schäufelin gezeichnet, vortrefflich geſchnitten, oder geſtochen, und mit der ſchönſten ſchwarzen Farbe verfektiviſch abgedruckt. Die Buchſtaben ſind vortrefflich geſtaltet, und man weiß nicht zuverläſſig, ob die ganzen Platten, Zeichnungen und Buchſtaben zuſammen in Holz geſchnitzt geweſen, oder ob ſie von einander abgeſondert in eigenen gegoſſenen Buchſtaben, und in beſonderen Kupferſtichen beſtanden haben. Es erſchienen davon in der Folge mehrere Auflagen.

ein Buch über die Eigenſchaften der Thiere ſchreibt man dem Kaiſer Maximilian zu, der ſchon darum große Verdienſte um die beſſere Literatur ſeiner Zeit ſich erworben hat, weil er (was nicht von jedem vornehmen Beförderer der Wiſſenſchaften gerühmt werden kann) den gründlichen und geſchmackvollen Gelehrten vom gelehrten Plauderer zu unterſcheiden verſtand, und ſo vieles wußte, daß er, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, ganz wohl einſah, wie vieles Wiſſenswürdige er noch nicht wiſſe. Er ſchätzte den deutſchen Verſtand, Erfindungsgeiſt, und Fleiß über alles, und war bei auswärtigen Völkern ſtolz darauf, daß er ein Deutſcher ſey. Sein Aufwand (große Einzüge und Prachtfeſte ausgenommen) war ſehr beſcheiden, und ſeine Tafel überaus mäßig, ſo, daß es in ſeinem „weiß Kunig“ heißt: „dieſer kunig hat Jme albegen drew eſſen, auf ſein tafl ſezen laſſen, Jezuzeiten vier oder fünff eſſen, vnd hat erſt, ab der tafl die ſpeiß auf ſeinem täler prot zuſammen genomen, die zuſamen gedient, vnd in dem Mundt wohl geſmeckt haben, vnd alſo geeſſen.“ Seine Großmuth und Freigebigkeit war königlich, wiewohl er dennoch einen großen Schatz an Geld und Kleinodien hinterlaſſen haben ſoll. In ſeinem Umgange war er unbeſchreiblich lebhaft, ſtets aufgeräumt, und voll witziger und ſinnreicher

Einfälle. Heuchler, Verkleinerer, und heimliche, ſchleichende Ankläger konnte er nicht leiden, ſondern er wollte alles offenherzig und bieder behandelt haben; es verdroß ihn nicht, wenn er hörte, daß nicht Jedermann mit ihm zufrieden ſey, und als eines Tages an eine Wand ſeines Pallaſtes die Reime geſchrieben wurden:

„Da Adam hackt, und Eva ſpann,
Wer war damals der Edelmann?"

(mit welchen Reimen man auf die außerordentliche Sorgfalt, mit der er ſeinen Voraltern, und deren Abſtammung nachforſchen ließ, anſpielen wollte) ſchrieb er lachend darunter:

„Ich bin ein Mann, wie ein ander Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann."

Schriftſteller.

Nebſt den bei Kaiſer Friedrich bemerkten: Hist. Elect. et coron. Max. I. apud. Freher. T. III. p. 21. Nachrichten und Urkunden, welche die gefängliche Haft des röm. K. Max. I. in der Stadt Brügge in dem 1488. Jahre beleuchten; in Mouſels hiſtor. Unterſuchungen. Nürnberg in der Lochn. Buchh. 1779. p. 50. Chilini Exped. Max. Ital. apud Freher T. III. Dumont Corps. dipl. T. III. IV. Trithem. Chron. hirsaug. Bilibald Pirckheimer. Cuspiniani Diarium de Congressu Maximiliani et trium Regum ap. Freher. T. II. Histoire de la ligue fait a Cambray par M. J. B. de Bos. IV. Edit. a la Haye. 1729. Geſchichte Max. I. von Hegewiſch, u. ſ. w.

Der Bauernkrieg.

1525.

Unter die erſten hiſtoriſchen Wahrheiten gehört unſtreitig dieſe, daß man in den meiſten Fällen, bei denen ein guter Rath theuer iſt, wiſſen würde, was geſchehen ſoll, wenn man wüßte, was in gleichen, oder ähnlichen Fällen bereits geſchehen ſey. Wüßte man dieſes, ſo würde man in mißlichen Zeiträumen nicht ſo oft (manchmal geſchähe es freilich dennoch aus einer verruchten Laſterhaftigkeit, zu welcher die Selbſtſucht verleitet) äußerſt verkehrte Grundſätze aufſtellen, äußerſt verderbliche Maßregeln ergreifen, durch welche man jene Uebel gerade erſt recht und ſchnell herbeiführt, und nährt, welche man vorgiebt, weit, und für immer entfernen zu wollen.

Die geſetzliche Einführung des deutſchen-Friedens und des Reichskammergerichtes im Jahre 1495 ſchien den meiſten Geſchichtſchreibern ſo höchſt erfreulich und wichtig, daß ſie bei dem Kaiſer Maximilian I., unter deſſen Regierung jene Einführung geſchah, einen ganz neuen Zeitraum der Geſchichte einleiteten, und gewöhnlich, in einer Ueberſicht des ſogenannten mittlern Zeitalters, den damaligen Zuſtand der Gelehrſamkeit und Künſte, der Handwerke und Manufakturen, des Ackerbaues und der Handlung u. ſ. w. ſchilderten, und die Leſer in den Stand ſetzten, zwiſchen dem Maaß von Glückſeligkeit und Wohlſtand, worin die damaligen Menſchen erſchienen, und dem Zuſtande ihrer Zeitgenoſſen einen Vergleich anzuſtellen, und daraus die Urſachen, welche glücklich, oder elend machen, abzuziehen. Eine ſolche Ueberſicht wird unter K. Karl V. folgen, und hier ſteht indeſſen nur eine große Thatſache, der Bauernkrieg im J. 1525 voraus, woraus man ſchon ziemlich ſehen mag, ob man in vorigen Zeiten glücklicher oder ungleich unglücklicher war, als wir es ſind, oder es zu ſeyn uns einbilden, und warum man es war. Wider diejenigen, welche in unſern Tagen, mit einem eben ſo unendlichen Unverſtand, als wüſter Dreiſtigkeit behaupten, daß die heutige Aufklärung (gerade die aufgeklärteſten Männer ſehen jetzt in manchem Land kein Fünkchen davon) die Schuld an dem Verfalle der Sittlichkeit, des Fleißes, der Hauszucht und Wirthſchaftlichkeit, welcher Verfall jetzt überall die Tagsgeſchichte wird, trage, wider ſolche alſo liefert die nachſtehende Aufruhr der Bauern einen beſchämenden Beweis. Die damaligen Grundherren, meiſtens Adelige, welche den Aufruhr veranlaßten, und die damaligen Bauern, welche ihn unternahmen, waren gerade ſo beſchaffen, wie jetzt manche wünſchen, daß wir ſeyn, oder werden möchten; ſie waren in einem ungeheuern Grade unwiſſend, dumm, roh und gefühllos; aber gerade darum, weil ſie beide, Herren und Knechte, dieß waren, glaubten jene, und wußten nichts beſſeres, als daß ſie bloß darum Herren ſeyen, um Geld zu verſchwenden, und Geld von ihren Unterthanen zu erpreſſen, — trugen, oder ſchleppten dieſe eine Weile das viehiſche Joch; wurden aber durch die Noth und Gefahr, und das jammervolle Elend ihrer Weiber und Kinder ſinnreich genug, um endlich auf den Einfall zu kommen, daß ſie, wenn ſie gleich Eigene wären, auch Menſchen ſeyen, und zerriſſen mit Geheul und Wuth die Bande, bei welchen ſie weder den Verſtand, noch die Feinheit, noch irgend eine Art von kluger Geduld beſaßen, um ſie zu löſen. Wäre ein oder der andere Theil nur in etwas gebildet und aufgeklärt geweſen, ſo hätte ſich die Sache ſchon gar nie ereignet, oder (wenn wir den unter gebildeten Menſchen kaum möglichen Fall, daß ſie dennoch eingetroffen hätte, auf einen Augenblick annehmen) die Adeligen würden ſich klüger und glimpflicher, die Bauern ſich menſchlicher und beſcheidener benommen haben.

So entſtand der Krieg, der im J. 1525 die Länder von den Alpen bis an den Harz, von Frankreich bis Ungarn ergriffen, und, mehr oder weniger, entſetzlich gewüthet hat.

Nachdem es die Bauern, um ihr Schickſal zu erleichtern, ſchon im 14ten und 15ten Jahrhundert gewagt hatten, ihren Herren zu entlaufen, und bei den Bürgern in Städten ihr Unterkommen zu ſuchen, oder ſich als Landsknechte außer Lands zu verkaufen, nachdem ſie ſich mehr, als einmal, z. B. im J. 1492 in den Niederlanden, im Jahre 1502 am Rhein, im Jahre 1517 in Oeſterreich u. ſ. f. einzeln wider den Druck empört hatten, erklärten ſich endlich im J. 1524 die ſchwäbiſchen Bauern der Grafſchaft Stühlingen öffentlich wider ihren Herrn, deſſen Behandlungen ihnen, wie ſie ſagten unerträglich wären. Man bemächtigte ſich unverzüglich der Anführer, verurtheilte ſie zum Tod, oder verjagte ſie, ließ aber die Sachen, wie ſie vordem waren.

Die Urſachen der Empörungen wurden nirgends gehoben, und mithin auch dieſe nicht. Noch ein Umſtand, der ſie ſchneller und wüthiger machte, traf eben damals ein. Viele tauſend Bauern in Schwaben und andern Gegenden ergriffen die neue Lehre des Luthers, und ſolche forderten nicht nur die Befreiung oder Milderung von Abgaben u. dgl., ſondern auch die Freiheit, ſich ihre Religionslehrer ſelbſt zu beſtellen. Dieſer Umſtand, der da, wo ſolche Bauern waren, die Zerrüttungen noch gräßlicher verwickelte, war aber weder die allgemeine, noch die eigentliche und weſentliche Veranlaſſung derſelben. Schon in den vorgehenden Zeiten, und lange, ehe Luther geboren war, geſchahen die einzelnen Aufſtände; ja während des allgemeinen Aufſtandes betheuerten viele Gemeinden, daß ſie keineswegs der neuen Lehre zugethan, noch wegen dieſer bewaffnet wären. Daß ferner Klöſter, und katholiſche Gemeinden von aufrühriſchen und zugleich ſektiſchen Bauern aus Religionshaß doppelt ſo grauſam, als es ohne dieſen Umſtand geſchehen ſeyn möchte, mitgenommen wurden, das iſt eben ſo wenig zu läugnen, als im Gegentheil die Härte und Unerbittlichkeit der Katholiſchen, wenn ihnen Bauern, welche nicht bloß Aufrührer, ſondern auch lutheriſch waren, in die Hände fielen, eben ſo wenig zu verkennen iſt.

Im Jahre 1525 den 1. Jänner empörten ſich die Bauern des Abtes zu Kempten, plünderten und verwüſteten das Kloſter, und nöthigten den Abt, nachdem ſie ihn von der Feſtung Liebenthan, wohin er ſich flüchtete, herabgeholt hatten, ſeine Rechte auf die Stadt um 30,000 Gulden zu kaufen. Sogleich ſtanden auch die Bauern im Kanton Hegau, Allgau, am Bodenſee und andern Orten auf, und es kamen ihrer bald 18,000 zuſammen, zu deren Bezähmung anfangs ein günſtiger Umſtand vieles beitrug. Wir haben gehört, daß unter Kaiſer Friedrich III. der ſchwäbiſche Bund errichtet wurde, welchem die anſehnlichſten Fürſten, Städte und Herren von Schwaben, Franken, und dem Rhein in der ernſtlichſten Abſicht, den öffentlichen Frieden zu beſchützen, beigetreten waren. Dieſer Bund hatte vor Kurzem den Herzog Ulrich von Würtemberg, wegen ſeiner Grauſamkeiten, Verſchwendungen und Erpreſſungen, aus ſeinem Lande gejagt, und dieſes einer öſterreichiſchen Adminiſtration überliefert. Nun machte ſich Ulrich eine Hoffnung, ſein Land wieder erobern zu können; er nahm Schweizer in Sold, und rückte mit dieſen bis nach Stuttgart vor. Dieſe Unternehmung des Herzogs Ulrich ſetzte den Schwabenbund unverzüglich in Bewegung, und dieſer richtete ſeine Waffen nicht bloß wider den Herzog, ſondern auch wider die Bauern, indem nicht ohne Grund zu befürchten war, daß jener an die Bauern ſich anſchließen würde. Der Bund hatte den Freiherrn zu Waldburg, Georg Truchſeß, einen im Kriegsweſen ergrauten und erfahrenen, aber äußerſt hartherzigen Mann, der die Anhänger des Lutherthums auf das bitterſte haßte, zum Anführer, und der Bund hätte kaum eine beſſere Wahl treffen können. Es hatte ſich das Reichskammergericht, welches damals zu Eßlingen ſeinen Sitz hatte, der Sache angenommen, und beide Partheien nach Ulm berufen, wo es daſſelbe auf das nachdrücklichſte zu einer friedfertigen Unterhandlung, und während dieſer zu einem Waffenſtillſtand ermahnte, welchen die Bauern auch bewilligten, die Abgeordneten des Bundes aber rund abſchlugen, und von den Bauern eine unbedingte Unterwerfung forderten. So zerſchlug ſich der von allen rechtſchaffenen Männern gewünſchte Vergleich. Herzog Ulrich wurde zuerſt entwaffnet; die Schweizer zogen ſich auf eine Anmahnung des Bundes von ihm ab, und nun galt es allein den Bauern, welche in verſchiedenen Haufen herumzogen, und ſich, wie leicht zu erachten, übel betrugen. Truchſeß zog mit ungefähr 8000 Mann nach Ulm herauf, plünderte und verbrannte unterwegs die Dörfer, aus welchen alle Leute abgezogen waren, und griff bei den Städtchen Leipheim und Günzburg eine Schaar von 6000 Bauern an, welche er theils niedergehauen, theils in die Donau ſprengen, die Gefangenen aber hinrichten ließ. Einige Tage darauf verfuhr er bei dem Städtchen Wurzach auf eine gleiche Art gegen einen weit zahlreichern Haufen, welcher ſich aber, ehe er ganz aufgerieben wurde, in eine vortheilhafte Stellung zurück zog, und eine Verſtärkung von mehr als 10,000 Bauern erhielt. Hier ſollte es nun zu einer Hauptſchlacht kommen, und Truchſeß, wiewohl die Anzahl ſeiner Truppen ungleich geringer war, fand ſich dazu bereit; allein einige Häupter des Bundes, welche die Folgen des möglichen Falles, daß ſie die Schlacht verlieren ſollten, reifer bedachten, vermittelten einen Vertrag, der den 22. April 1525 von beiden Theilen, dem Bund und den Bauern, unterzeichnet und beſchworen wurde. Sein Inhalt beſtand überhaupt darin, daß die Beſchwerden der Bauern binnen einem Jahre von gewählten Schiedrichtern unterſucht und beigelegt, und indeſſen keine Feindſeligkeiten verübt werden, ſondern die Bundesgenoſſen ſowohl, als die Bauern nach Hauſe kehren ſollten. So gut die Sache gemeint war, ſo wenig kam ſie zu Stand; indem die Bauern, welche in andern und entfernten Gegenden aufgeſtanden waren, von dieſem Vertrag nichts wußten, oder ihm nicht beitreten wollten, ſondern fortfuhren, Schlöſſer, Klöſter und Dörfer zu plündern, und zu verwüſten. Die Bundesgenoſſen zogen indeſſen wider die entferntern Rebellen, und zerſtreuten zuletzt auch diejenigen, welche noch in ihrer Nähe beiſammen waren.

Bald darauf erſchien unter der Aufſchrift: „Beſchwerung vnd freuntlich begeren mit angehefftem Chriſtlichem erbieten der ganzen Bawerſchafft So izund verſamlet yn Zwelff hawbt Artickel aufs kürziſt gefuget;" ein Manifeſt der Bauern, welches ſowohl wegen ſeines friedſuchenden Inhaltes, als beſcheidenen Vortrages berühmt geworden, und die beſtändige Richtſchnur der Bauern geblieben iſt *). Im Eingange dieſes Manifeſtes, das zwölf Artikel enthält, proteſtirten die Bauern dagegen, daß man ſie Rebellen nennt, und daß man der neuen Lehre die Schuld ihrer Aufſtände beimißt, und dann brachten ſie ihre Beſchwerden und Begehren vor, welche überhaupt des Inhaltes waren, daß ſie auf der Freiheit, ſich

---

*) Materialien zur Geſchichte des Bauernkrieges ꝛc. Erſte Lieferung. Chemniz bei Hofmann. 1791. S. 16.

ihre Lehrer ſelbſt zu beſtellen, auf der Abſchaffung des Viehzehends, auf der Verwendung des gemeinen Zehends zum Unterhalt des Lehrers, und zu andern nützlichen Anſtalten, auf der Aufhebung der Leibeigenſchaft u. dgl. beſtanden; ferner daß ſie einen Antheil an der Jagd, dem Fiſchfange, und der Benutzung des Holzes, die Abſtellung der dem Ackerbau ſchädlichen Jagden, die Zurückführung der Abgaben, Frohnen u. dgl. auf den alten Fuß, die gleichförmige, und bei ihrem Benehmen ſtandhafte Handhabung der Juſtiz, die Zurückſtellung der Gemeinsgüter, doch ſo, daß, wenn dieſe irgendwo ſollten verkauft worden ſeyn, ſie ſich mit dem Inhaber chriſtlich und gütlich abfinden wollen, die Aufhebung des alten Peſthauptes, oder Todfalles, durch welchen Wittwen und Waiſen beraubt würden, forderten, ſich aber zuletzt erklärten: „zum Zwelfften iſt vnſer Beſchlus vnd endtliche meynung, wann einer oder mehr Artickel als hie geſtelt, ſo dem wort Gottis nicht gemeſs weren (als wir dann nicht vermeynen) dieſelbigen Artikel, wo man vns mit dem wort Gottis für vnziemlich anzivgen, wollten wir darvon abſten, wann mans vns mit grund der geſchrifft erklert. Ob man vns ſchon etlich Artickel izt zuließ, vnd hernach ſich befunde, das ſie vnrecht weren, ſollen ſie von ſtund an todt vnd abſeyn, nichts mehr gelten, dergleychen ob ſich in der Schrifft mit der warheyt mehr artickel erfunden, die widder Gott vnd beſchwerung des nechiſten weren, wollen wir vns auch fürbehalten, vnd beſchloſſen haben, vnd vns in aller Chriſtlicher lere oben vnd brauchen, darvmb wir Gott den Herren bitten wollen, der vns daſſelbige geben kan vnd ſunſt niemant, der friede Chriſti ſey mit vns allen Amen." Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, vermuthlich ein Paſtor, hatte den Einfall, ihn dem Luther zu ſenden, in der Hoffnung, die Beſtätigung dieſes Mannes, deſſen Anſehen bei den Anhängern ſeiner Lehre, bei Vornehmen und Niedern, unbegrenzt war, zu erhalten; allein der, beiden Partheien ſo theure Mann, war zu klug, um den Bauern beizuſtimmen, und auch zugleich zu unpartheiiſch, und zu unerſchrocken, um den Fürſten, Adeligen, und Obrigkeiten ſeiner Zeit zu ſchmeicheln; er ſagte demnach, und ſchrieb, beide Theile hätten Unrecht, die Fürſten und Herren, indem ſie durch ihren Hochmuth, ihre Gelderpreſſungen und Ungerechtigkeiten die armen Bauern zur Verzweiflung gebracht, dieſe aber, weil ſie, um ſich zu helfen, alle Schranken durchgebrechen, und die öffentliche Aufruhr ergriffen hatten. Er ſetzte hinzu, daß beide Theile, da ſie doch offenbar zu weit gegangen wären, erwas nachgeben, und ihre Sache durch verſtändige, gerechte und unpartheiiſche Männer ſchlichten laſſen ſollten; aber Luther konnte die Leute zwar beſchämen und belehren, aber darum noch nicht beſſern. Beide Theile waren zu eingenommen, und viel zu roh, um für Vorſtellungen der Mäßigung empfänglich zu ſeyn. Die Bauern glaubten und behaupteten, daß ſie eine ordentliche Parthei und in einer Fehde begriffen wären, bei der ſie den Fürſten und Adeligen als Fehdeleute gegenüber ſtänden; aber die Adeligen ſahen ſie als ein bloßes knechtiſches Geſindel ohne Recht und Ehre an, und behandelten gefangene Bauern nicht nach dem ſonſt gewöhnlichen Kriegsrecht, ſondern ſchafften ſie als Maleficanten, mit Strang und Schwert aus der Welt. Dieſes Verfahren erbitterte die Bauern nicht nur auf eine entſetzliche Art, ſondern vermehrte mit jedem Tage ihre Rotten, und dieß um ſo mehr, da ſie es, als Leute ohne Nachdenken, behaglicher fanden, Klöſter und Schlöſſer zu plündern, und darin zu ſchmauſen, als ferner unter dem Druck ihrer Herren zu leben, welche, aus Dummheit, die Unklugheit begiengen, auch ſolche Bauern, die noch nicht rebellirt hatten, ſtatt ihnen etwas nachzugeben, nur noch deſto mehr zu beſchränken. Dieſe Beſchaffenheit der Sachen führte die folgende ſchreckliche Begebenheit herbei.

An den Grenzen von Franken und Schwaben ſtanden einige Bauern auf, welche einen verdorbenen Wirth aus dem Flecken Ballenberg an dem Odenwald, Georg Mezler, zu ihrem Anführer bekamen. Dieſer Haufe vermehrte ſich bald auf 2000 odenwaldiſche Bauern, zu denen ſich andere aus dem Mainziſchen, Pfälziſchen, Würzburgiſchen u. ſ. w. geſellten. Sie fanden (denn der Georg Truchſeß ſtand mit ſeinem Heere noch im Allgau und am Bodenſee) keinen Widerſtand, und machten ſchnelle und glückliche Fortſchritte. Die Stadt und das Schloß Mergentheim, die Flecken und Schlöſſer im Hohenlohiſchen, Oehringiſchen und Neuenſteiniſchen, die Städtchen Lauda und Biſchofsheim an der Tauber, und bald darauf, indem ſich mit ihnen ein neuer Haufe, welcher jenſeits des Neckars entſtanden war, mit ihnen vereinigte, auch Neckarsulm, fielen ihnen, beinahe ohne Schwertſtreich in die Hände; denn die Einwohner, um ſich nicht den entſetzlichſten Mißhandlungen auszuſetzen, thaten wenig Widerſtand, öffneten lieber freiwillig ihre Thore, und opferten einen Theil ihres Habes und Gutes auf, um nicht alles zu verlieren. Auch traten in manchem Ort einige Leute ſelbſt zu den Bauern, wie dieß in Mergentheim, wo die Deutſchordensdiener die Schätze und Magazine des

Deutſchmeiſters und des Ordens verriethen, und zu Weinsberg der Fall war. Dieſes würtembergiſche, an der Grenze des fränkiſchen Kreiſes gelegene Städtchen hatte, unter der Anführung des Grafen Ludwig von Helfenſtein, bei ſiebenzig Ritter zur Beſatzung, welche die ebenfalls bewaffnete Bürgerſchaft anzuführen bereit, und allerdings gefaßt waren, einer beträchtlichen Macht zu widerſtehen. Georg Mezler kam am Oſtertag vor der Stadt an, und einige Thore wurden ſogleich gutwillig, andere mit Gewalt geöffnet. Nachdem hier die Bauern ſo viele Adelige ſahen, überließen ſie das Schickſal derſelben der Entſcheidung eines engern Ausſchuſſes, welcher das Urtheil dahin fällte: „daß ſie keinen Fürſten, Grafen, Herrn, Edelmann, Reiſigen, oder was Sporn trüge, desgleichen keinen Pfaffen, Mönch noch Müſſiggänger wollten leben laſſen; ſondern wo ſie derſelben überkämen, ſie alleſammt erwürgen und umbringen wollten.“ Gemäß dieſes entſetzlichen Urtheils wurden ſämmtliche Adelige auf das freie Feld geführt, und von den mit Spießen bewaffneten Bauern auf allen Seiten umgeben. Hier ſtürzte ſich ihren Anführern die Gemahlinn des Grafen von Helfenſtein zu Füßen; ſie ergriff die Hände dieſer Leute, und indem ſie ihnen ihren zweijährigen Sohn zeigte, verſprach ſie ihnen alles, was ſie beſaß, ſagte ſie ihnen alles vor, was ihr die Liebe zu ihrem Gemahl, und die mütterliche Liebe eingab; allein die rohen Anführer hatten für eine ſolche Fürſprache kein Gefühl. Sie verwundeten das Kind, riſſen der Gräfinn ihr Geſchmeid vom Leib, und ließen ſie auf einem Miſtkarren nach Heilbronn führen. Zu gleicher Zeit wurden die ſiebenzig Ritter unter einem entſetzlichen Lärmen von Trommeln und Pfeifen, und wüthendem Geſchrei durch die Spieße gejagt, und mit unzähligen und gräßlichen Wunden ermordet. Keiner aber wurde mehr mißhandelt, als der Graf von Helfenſtein. Ein ehemaliger Pfeifer deſſelben gieng vor ihm her, und ſpielte ihm zum Tode; er riß ihm den Hut vom Kopfe, ſetzte ihn auf, und ſagte dem Grafen, er habe ihm ſo oft zur Tafel gepfiffen, es ſey billig, daß er ihm auch zu einem andern Tanz vorſpiele. Die Unmenſchlichkeiten, welche hier verübt worden, würden allen Glauben überſteigen, wenn nicht in ähnlichen Fällen von Zeit zu Zeit (aber immer zu ſpät) die Erfahrung bewieſen hätte, daß ſie ganz in dem Weſen roher und durch Mangel an Erziehung verwilderter Leute gegründet ſeyen.

Hatte die Furcht vor größern Uebeln bisher den Bauern manche Thore geöffnet, ſo gieng man ihnen nunmehr aus Klöſtern, Schlöſfern und Städten entgegen, und both ihnen Mundvorrath, und Wein, und Geld an, um ſie zu beſänftigen; und hatte man ſchon vorher hie und da ſogar die zwölf Artikel beſchworen, ſo traten nun Städte und Ritter förmlich ihrem Bündniſſe bei. Ein ſolches Beiſpiel gaben die neun Städte im Odenwald und am Main; und die Bauern waren bald nicht mehr damit zufrieden, daß man ſich ihnen unbedingt ergab, ſondern ſie forderten, daß man ſich, zum Beweis aufrichtiger Geſinnungen, mit ihnen vereinige, oder wohl gar ihre Rotten anführe. Hierin glückte es ihnen auch über alle Erwartung, zumal, da ſie in einigen Gegenden ſolche Dinge, als Friedenspunkte, forderten, welche billig zu ſeyn ſchienen, und ſich einige Zeit hindurch ziemlich mäßig und beſcheiden betrugen. Es kam bald dahin, daß ſich nicht nur gemeinere Edle und Ritter, ſondern Grafen und ſogar Fürſten (einige im vollen Ernſt, und in der Meinung daß die Bauern im Grunde vielfältig Recht hätten, einige in der Abſicht, größere Schäden zu verhüten, manche, wie leicht zu erachten, aus Verſtellung) bei den Bauern perſönlich ſtellten, und Dienſte bei ihrer Armee nahmen, welche ſich jetzt die chriſtliche Armee nannte, und deren Leute ſich mit einem weißen Kreuz bezeichneten. Als ſolche Anhänger traten, et-

Sta[illegible]

was ſpäter, der Graf Georg von Wertheim, die Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe, Graf Wilhelm von Henneberg, die Grafen Ludwig und Friedrich von Löwenſtein, und andere auf. Einige wurden auch geradezu gezwungen, was dem berühmten Göz, oder Gottfried von Berlichingen oder Berlingen (einem an der Jaxt unterhalb dem Kloſter Schönthal gelegenen Dorf und Schloß) geſchah, der ihnen angeloben mußte, vier Wochen hindurch der Anführer einer ihrer größern Rotten ſeyn zu wollen *). Die Bauern verſicherten ihn bei dieſer Gelegenheit, daß, wenn das, was bei Weinsberg vorfiel, nicht ſchon geſchehen wäre, es nicht mehr geſchehen würde, und ſie betrugen ſich einige Zeit, und zumal, wo man zur rechten Stunde nachzugeben verſtand, ziemlich ruhig. Dieſer war der Fall im Mainziſchen, wo der kurfürſtliche Statthalter, Biſchof Wilhelm von Straßburg, bald nach ihrer Ankunft vor Aſchaffenburg nicht nur die zwölf Artikel, ſondern verſchiedene andere Punkte unterzeichnete. Dieſem Vorgange folgte die

---

*) Lebens-Beſchreibung Herrn Gözens von Berlichingen ꝛc. vom W. F. Piſtorius. Nürnberg bei A. J. Felßecker. 1731. S. 201. u. ſ. w.

Stadt Mainz, und das ganze Land, wobei es dann auch, wenigſtens von Plünderungen, verſchont blieb. Im Rheingauiſchen wurden die Einwohner ſogar aufgerufen, ihre Beſchwerden vorzubringen, und da einige Artikel, welche ſie zu Eltvil oder Elfeld entwarfen, zu übertrieben, und weil die Bauern gleichwohl darauf beſtanden, einige Zuſammenrottungen erfolgt waren, ſo trat der eben genannte kluge Statthalter Wilhelm wieder ins Mittel, und ſchloß mit den Einwohnern, die ſich dann auch von ihm zu Abänderungen bereden ließen, einen Vertrag ab, welcher das Land vor ferneren Empörungen ſicherte.

Eines ſolchen Glückes, wo wenigſtens der Aufſtand ohne große Zerſtörungen ablief, hatten ſich andere Gegenden und Provinzen deſto weniger zu erfreuen. Der Wirth, Georg Metzler, zog durch die Grafſchaft Wertheim ins Fränkiſche, wo er ſich mit einem andern Bauernkorps vereinigte, welches von Rothenburg an der Tauber heranzog, bei 8000 Mann zählte, und von einem fränkiſchen Ritter, Florian Geier, angeführt wurde. Mit der Verſtärkung dieſes Korps, welches viele Prädikanten, entſprungene Mönche, unter ſich hatte, plünderte er allenthalben Klöſter und Schlöſſer, und mißhandelte alles, was katholiſch war. Der Zug gieng nach Würzburg, und wurde durch den Beitritt vieler Grafen und Freiherren, und unzähliger Adeliger vermehrt, ſo daß der Krieg jetzt nicht mehr ein Bauernkrieg, ſondern ein Krieg adeliger Grundherren genannt zu werden verdiente; aber bei Würzburg, welche Stadt bald übergieng, ſcheiterte ihr Glück.

Der Biſchof von Würzburg hatte ſich mit ſeinem geſammten Adel, ſeiner vornehmen Geiſtlichkeit, und einigen gewählten Leuten nach dem an der Stadt gelegenen Bergſchloſſe Liebfrauenberg gezogen, und daſſelbe mit hinlänglichen Lebensmitteln, und dem nöthigen Kriegsvorrath verſehen. Hier verſchloß er auch ſeine Archive und Koſtbarkeiten; er nahm zwar bei der Annäherung der Heere zum Kurfürſten von der Pfalz die Flucht; hinterließ aber das Schloß in den Händen der treueſten und entſchloſſenſten Beſatzung, welcher man gleichwohl nur einen tapfern Widerſtand wider eine verhältnißmäßige Menge von Feinden, aber ihre Erhaltung wider eine ſo große Macht, mit der ſie zu kämpfen haben würde, kaum zumuthen konnte. Bei 30,000 Bauern, mit ihren berühmten Anführern, Mezler, Florian Geyer, Göz von Berlichingen, dem Grafen Georg von Wertheim u. a. umlagerten das Schloß, deſſen Hauptleute ſich auch ſogleich in Unterhandlungen einließen, um die Belagerer glauden zu machen, als wenn die Hauptfrage, ob die Feſtung überliefert werden ſollte, ſchon entſchieden, und nur noch die Art, wie es geſchehen ſollte, zu beſtimmen wäre, und um auf dieſe Weiſe ſie ſo lange hinzuhalten, bis ſich vielleicht beſſere Umſtände ergeben würden. Eben dieſelbe Hinſicht auf die im Schloſſe aufgehäuften Schätze, durch welche die Anführer der Bauern vorzüglich bewogen wurden, ihre geſammte Macht auf die Eroberung deſſelben zu verwenden, machte auch die kleine Beſatzung der Belagerten entſchloſſen, ſich mit aller Anſtrengung zu vertheidigen. Sie hatten ſich durch einen Eid verbindlich gemacht, ſich bis auf den letzten Mann zu wehren, und ſchlugen wirklich bald nach einander mehrere Stürme ab, bei welchen die Bauern jedesmal viele Leute verloren. Dieſe Vorfälle wirkten auf beide Theile gleich ſtark. Die Beſatzung wurde muthiger, und die Bauernarmee erbitterter. Dieſe wurde zuletzt, da ſich bald ein Mangel an Lebensmitteln einſtellte, unter ſich ſelbſt uneinig, und nun kam für die Beſatzung im Schloſſe eine eilige Hilfe an.

Dieſe Hilfe beſtand aus den Truppen des ſchwäbiſchen Bundes, welche Georg Truchſeß anführte, und aus pfälziſchen Völkern, mit welchen ſich der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz mit ihm vereinigte. Truchſeß hatte nach dem oben erwähnten Unfug der Bauern vor Weinsberg von dem Bunde den Befehl erhalten, ins Würtembergiſche zu rücken, und die Bauern in dieſem Lande anzugreifen; er gehorchte dießmal etwas ungern; denn er zählte wenig über 6000 Mann, und er wußte, daß der Bauern weit über 20,000 waren. Seine Leute ſchienen noch überdieß etwas zaghaft geworden zu ſeyn, verſagten ihm bereits einmal, da er ſie das Städtchen Herrnberg beſtürmen hieß, ihre Dienſte, und er mußte zum Geld ſeine Zuflucht nehmen, um ſie im Gehorſame zu erhalten. Die Bauern im Würtembergiſchen, welche ſowohl von der Anzahl, als dem Zuſtand der verbündeten Truppen eine gute Nachricht haben mochten, wurden übermüthig, und gänzlich ſorglos; aber dieß war auch ihr Unglück. Truchſeß überfiel ſie den 2. Mai bei Leblingen und Sindelfingen, und erfocht über ſie einen vollkommenen Sieg. 8000 Bauern wurden getödtet, und das ganze Lager mit allem Geſchütz und Kriegsvorrath fiel den Siegern in die Hände. Zwölf Tage darauf wurde von dem Bunde das Städtchen Weinsberg erobert, und hier zeigte Truchſeß ganz ſeine, in Härte und Grauſamkeit ausbrechende Rohheit; er begnügte ſich nicht damit, die Einwohner, worunter doch auch viele Unſchuldige waren, welche ihn, nebſt Weibern und Kindern, knieend um Schonung baten, mit einer empfindlichen Brandſteuer zu züchtigen, ſondern er zündete das Städtchen an, und eben ſo verfuhr er mit vielen umliegenden Dörfern. Hier bekam Truchſeß auch jenen Pfeifer, welcher dem Grafen von Helfenſtein zum Tode vorgeſpielt hatte, gefangen, und es war nicht anders zu erwarten, als daß er ihn würde hinrichten laſſen; aber die Art, wie er ihm das Leben nehmen ließ, übertraf denn doch alle Erwartung. Truchſeß ließ ihn an einen großen Pfahl mit einer eiſernen Kette dergeſtalt anſchließen, daß er um den Pfahl herumlaufen konnte. Um den Pfahl wurde von außen her Holz angelegt, und ſelbſt Truchſeß ſchleppte einiges dazu herbei. Dann wurde der niedrige Holzſtoß angezündet. Wohin ſich nun der Unglückliche wandte, da war Feuer, das ihn nicht überwältigen, ſondern durch eine langſame Marter verzehren ſollte. Man hörte und ſah ihn mit emporgeworfenen Händen zum Himmel um Hilfe rufen, man hörte ihn aber auch, was ihm die Qual auspreßte, Flüche und Verwünſchungen ſchreien. Einigemale ſtürzte er zur Erde, raffte ſich aber wüthend wieder empor; und als ihm die Füße bereits verbrannt waren, ſprang er noch auf den Stümmeln umher; und da er ſich nicht mehr erheben konnte, tobte und heulte, und knirſchte er entſetzlich. Truchſeß bezeigte vieles Vergnügen an dieſem Schauſpiel, und die Adeligen ſeines Heeres, welche ebenfalls um den Kreis herum ſtanden, hatten vielleicht den Muth nicht, ſich den Anblick eines Leidens zu erſparen, deſſen bloße Vorſtellung einem menſchlichen Weſen unerträglich iſt.

Sogleich nach dieſem Vorgange brach Truchſeß nach Franken auf, um die Stadt Würzburg wieder zu erobern, und das Schloß Liebfrauenberg zu entſetzen, wurde aber von dem Kurfürſten Ludwig von der Pfalz erſucht, ſich in die Gegend des Neckars zu ziehen, wo er ſich mit ihm vereinigen würde. Von dieſem Kurfürſten, als einem aus Grundſätzen friedliebenden und überaus milden Herrn, wird durchgehends gerühmt, daß er ſich erſt, nachdem er die Bauern recht herablaſſend und gütig abgemahnt, ihnen ſeine Vermittlung verſprochen, und viele großmüthige Verſuche, ſie von der Plünderung der Schlöſſer, Klöſter und Dörfer abzuhalten, vergeblich gemacht hatte, zur gemeinen Hilfe als wider öffentliche Friedens- und Sicherheitsſtörer entſchloß. Sein Heer, das der Kurfürſt und Erzbiſchof Richard von Trier anſehnlich verſtärkte, belief ſich auf 8000 Mann, bemächtigte ſich unterwegs des Bisthumes Speier, und erhob überall Brandſchatzungen. Unweit Neckarsleben geſchah mit dem bündiſchen Heere die verabredete Vereinigung. Allenthalben wurden die Einwohner, die es mit den Bauern gehalten hatten, ſcharf gezüchtiget, und viele Dörfer abgebrannt. Bei Königshofen im Grabfelde ſtand ein zahlreiches Heer von Bauern, welches zumal mit einer großen Menge Kanonen verſehen, und entſchloſſen war, ſich auf das Aeußerſte zu vertheidigen; allein es fehlte ihm an der Geſchicklichkeit, ſich ſeiner Stärke und ſeiner Vortheile zu bedienen, und vorzüglich hatte es Mangel an Reiterei, mit welcher das pfälziſche Heer wohl verſehen war. Mit dieſer fiel Truchſeß den Bauern, während daß dieſe von vornen genug zu thun hatten, auf den Rücken, und richtete unter ihnen eine gräuliche Niederlage an. Bei 7000 lagen in ihrem Blute, und das ganze Bauernlager mit allem Geſchütz gieng abermal verloren. Daß es den Bauern bei ihrem Unglück nicht an Tapferkeit, ſondern nur an der Möglichkeit, ihren Gegnern mit gleichen Vortheilen zu begegnen, gefehlt habe, beweiſet ſchon die Anzahl ihrer Erſchlagenen, die keineswegs auf der Flucht umkamen, und dann ein Vorfall, welcher ſich, einige Tage nach jener Schlacht, an Pfingſten bei Engelſtadt, einem verfallenen Bergſchloſſe, ereignete. Hier ſtanden und warteten 1000 Mann würzburger Bauern, welche ſich mit dem Heere bei Königshofen hätten vereinigen ſollen, und um einen Tag zu ſpät ankamen. Dieſe wenigen Leute ergriffen keineswegs die Flucht, als ſie das vereinigte fürſtliche und ſchwäbiſche Bundesheer heranziehen ſahen, ſondern ſtanden, nicht, um ſich aufzuopfern, ſondern um zu ſiegen, was auch gar nicht unmöglich geweſen wäre, wenn ſie es allein mit Fußvölkern, oder Lanzknechten zu thun gehabt hätten; aber der Reiterei, welche ihnen auf den Rücken, und in die Seiten fiel, konnten ſie nicht widerſtehen. Demnach ſtarben ſie, wie Leute, von denen man, wenn die Sache glückt, zu ſagen pflegt, daß ſie würdig waren, zu leben. Wo ſie von Zeit zu Zeit Stand hielten, wehrten ſie ſich unbeſchreiblich. Das fürſtliche Heer verlor viele Ritter, Edle und Knechte; aber von den 1000 Bauern rettete, oder erbat ſich keiner ſein Leben. Wo ſie ſtritten, da fielen ſie.

Die zwei Vorfälle zu Königshofen und Engelſtadt entſchieden auch die Entſchließungen und Schickſale der Bauernheere, welche bei Würzburg ſtanden, und das Schloß Liebfrauenberg (oder Marienburg auf dem unſrer lieben Frauen Berg) belagerten. Die Anführer dieſer Heere hatten verſchiedene Verſuche gemacht, um dieſe und ihre Sache zu retten; ſie hatten ſich erſt mit einem Manifeſt, worin ſie die eigentliche Veranlaſſung und Abſicht ihrer Verſammlungen ſchilderten, an alle deutſche Fürſten gewandt, hatten dann dem Truchſeß Verträge angeboten, und als dieſer allen Vergleich abſchlug, an Herzog Ulrich von Würtemberg, an die Bauern im Elſaß und andere um Hilfe geſchrieben, und als von keiner Seite etwas erfolgte, ſich getrennt. Ihre fürſtlichen, gräflichen, und ritterlichen Anführer, z. B. der Göz von Berlichingen, entfernten ſich zuerſt, und dieſem Beiſpiele folgte die Menge. Florian Geier allein ſcheint mit ſeinem Korps, das er von Rothenburg nach Würzburg geführt hatte, ausgehalten zu haben; er wurde auf dem freien Felde vor Würzburg erſtochen.

Den 8. Juni hielten die Fürſten und die Anführer des bündiſchen Heeres in Würzburg, welche Stadt ſich den Tag zuvor ergab, ihren Einzug. Die Bürger von Würzburg, die Stiftsbauern, und einige Korps fremder Bauern, wurden auf drei verſchiedenen Plätzen verſammelt. Die Reiterei der Sieger umſchloß ſie. Sie lagen, Schuldige und Unſchuldige, junge und alte eisgraue Männer, dieſe mit Thränen in den Augen, auf ihren Knieen, und erwarteten ſtillſchweigend ihr Schickſal. Man hielt ihnen ihre Verbrechen vor, und ſchlug (was auch ſchon vorher zu Bruchſal, und anderswo geſchehen war) ſechzig bis achtzig Männern die Köpfe ab. Dergleichen Hinrichtungen wurden dann im ganzen Lande vorgenommen, und dieſes wurde durch die entſetzlichſten Plünderungen und Verheerungen der Lanzknechte zu Grunde gerichtet. Man zählte allein in Franken über 200 Schlöſſer und Klöſter, und viele Dörfer, welche zerſtört und abgebrannt lagen. Aecker, Weinberge, u. dgl. alles war verdorben, zerrüttet, und öde.

Der Kurfürſt Ludwig, der, und deſſen Ritter ſich überhaupt beſtrebten, der Menſchlichkeit Gehör zu geben, zog jetzt nach der Rheingegend, um dort die Ordnung wieder herzuſtellen; Truchſeß aber zog nach Bamberg, das bald beſiegt war, und dann nach Schwaben. Hier erfuhr er, daß im Algau und Hegau, ferner im Salzburgiſchen, in Kärnthen und Krain, alles in Bewegung ſey. Truchſeß rückte wider die Bauern im untern Theil von Schwaben los. Dieſe Bauern ergaben ſich an den Erzherzog Ferdinand, der ſich nunmehr den Herrn Truchſeß verbat, und die Bauern geſchont wiſſen wollte; aber Truchſeß, der vom Bunde den Befehl erhalten hatte, auf die Bauern loszugehen, nahm Memmingen weg, und rückte wider die Bauern, welche an dem Flüßchen Luibis ſtanden, vor. Bei der Nachricht von ſeiner Ankunft ſammelten ſich aus den benachbarten Gegenden bei 25,000 Bauern; ſie zogen ſich aber, aus Mangel an Pulver, auf die Berge, und in die Waldungen, und als Truchſeß hierauf alle Dörfer in den Thälern umher anzünden ließ, lieferten ſie aus Verzweiflung ihre Hauptleute aus, welchen Truchſeß die Köpfe abſchlagen ließ; aber mit dieſer Heldenthat beſchloß auch Truchſeß ſeine ſiegreiche Bahn. Die Bundesräthe nahmen das Verbrennen der Dörfer, welche er ohne Noth zu Grunde richtete, ſehr übel, und da ſie wohl vorſahen, daß es vergeblich ſeyn würde, ihm begreiflich zu machen, daß er grauſam, und nicht tapfer gehandelt habe, ſo ergriffen ſie kürzere Maßregeln, und dankten alle ſeine Truppen ab.

Dieſe Erzählungen enthalten nur einige wenige oberflächliche Linien von den Begebenheiten dieſes Bauernaufruhres, der in einigen andern Ländern, als im Elſaſſiſchen, im Thüringiſchen, Salzburgiſchen *) u. a. nicht weniger (und um ſo mehr, als hier die freie Anhänglichkeit an der neuen Lehre geſucht wurde)

---

*) Eine ausführliche und ſehr gründliche Beſchreibung der Bauernaufruhr im Salzburgiſchen liefert man in der Beſchreibung der hochfürſtlich-erzbiſchöflichen Haupt- und Reſidenzſtadt Salzburg ꝛc. 1793. zweiten Band von S. 9 u. ſ. w.

gräßlich wüthete. Wegen dieſer entſtanden in der Folge (wie an ſeinem Orte geſagt werden ſoll) von Zeit zu Zeit wieder neue und entſetzliche Kriege, mit denen es erſt im J. 1648 durch den weſtphäliſchen Frieden zum Schluſſe kam. Die eigentliche politiſche Bauernaufruhr im Jahre 1525, von welcher wenige deutſche Länder (unter dieſen war Bayern *) unbe-

---

*) Ein 14,000 Mann ſtarkes Korps ſchwäbiſcher Bauern überfiel das Kloſter Steingaden, plünderte und zerſtörte daſſelbe, und forderte dann die bayeriſchen Bauern von und um Rottenbuch auf, ſich mit ihnen zu vereinigen. Dieſe vereinigten ſich auch unverzüglich, und verſammelten ſich auf dem Peiſenberg, aber wider die ſchwäbiſchen Bauern, denen ſie ſagen ließen, „ſy haben mit den ſchwäbiſchen Bauern nichts zu ſchaffen. Sy wöllen bei iren gnädigen Herren von Bayern als irn landsfürſtn bis in den Tod beleiben, da ſterben und geneſen." Entgegen verſprach ihnen der Herzog (in einem zu München Montags nach dem heil. Pfingſttage Ao. 25 gedruckten Manifeſt), „ſein leib vnd leben auch zu inen als iren frommen untertanen zu ſezen, und mit der hilf Gottes von der ſchwebiſchen baurn muethwilligen vnd tyranniſchen getatn zu beſchüzen, vnd ſy darob zu ſtahen, das ſy wollten, ſy weren zu Swaben beliben." Der Herzog (Wilhelm IV.) forderte mit Ausdrücken voll väterlichen Zutrauens die Bauern auf, ſich an ihn anzuſchließen, „als der er ſein leib, leben und Güter genediglich darſtrecken, und ſie in keinen Nötten verlaſſen wollte. er wollte mit ihrer Hilfe den ſchwäbiſchen Bauern ſtark genug ſeyn, ob ir gleich viermal ſo vil wärn."

ührt blieben, dauerte nur wenige Monate, während deren viele hundert Städtchen, Klöſter, Schlöſſer und Dörfer verbrannt, viele tauſend Quadratmeilen Landes zu Grunde gerichtet, und bei 150,000 Menſchen getödtet wurden. Der unvergleichliche Kurfürſt Ludwig von der Pfalz verſammelte, nachdem bei ihm alles ruhig war, ſeine Ritter und adeligen Grundherrn zu Heidelberg, und betheuerte ihnen, was er mit aller Wahrheit thun konnte, daß er zu dieſer ſchmählichen Empörung wahrlich nicht durch einigen Druck ſeiner Unterthanen eine Veranlaſſung gegeben habe; er ermahnte die Umſtehenden nachdrücklichſt zur Milde und Gerechtigkeit, und ſetzte hinzu: „Es iſt ſtets beſſer, ſolchen innern Unruhen und bürgerlichen Kriegen zuvorzukommen, und ihren Ausbruch abzuwenden, als ſie zu unterdrücken.“ Nie hatten auch die Bauern über den Kurfürſten Ludwig von der Pfalz eine Klage geführt.

Schriftſteller.

Verſuch einer Geſchichte des deutſchen Bauernkrieges — von G. Satorius. Materialien zur Geſchichte des Bauernkrieges u. ſ. w.

Beſchaffenheit des deutſchen (bürgerlichen, ſittlichen und litterariſchen) Wohlſtandes, zur Zeit, da Karl V. als deutſcher Kaiſer auftrat.

Es iſt bekannt, daß es eine Zeit gab, da Deutſchland beinahe im ausſchließenden Beſitze des europäiſchen Handels, und der geldreichſte Staat in Europa war. Die deutſche Hanſee hatte ſich, gleich nach ihrer Entſtehung, einen vortrefflichen Handlungsplan entworfen, und denſelben in ihren Verſammlungen immer mehr ausgebildet. Die Kaufleute des Hanſeebundes behaupteten theils durch die Menge und Güte ihrer Waaren, theils mit Gewalt, die Handlung auf Dänemark, Schweden, Polen, Rußland, England und Frankreich ausſchlüſſig, und bemächtigten ſich auch mittelbar des ſüdlichen Handels, welchen die Italiener, vermöge ihrer Verbindung mit Konſtantinopel, und andern Städten des griechiſchen Kaiſerthums mit den ſchönen Manufakturen des Morgenlandes, ſchon vor Karl dem Großen angefangen, dann, beſonders während der Kreuzzüge, aus den ägyptiſchen Seehäfen mit oſtindiſchen Waaren bereichert, denſelben im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, unter dem Namen der Lombarden, faſt durch ganz Europa allein geführt, und in ſolcher Hinſicht, unter dem Schutze der Regierungen, in allen Ländern Niederlagen errichtet hatten. Ihr Hauptmagazin oder Waarenlager hatten ſie, da anfangs ihre Schiffleute die Kunſt noch nicht verſtanden, in Einem Sommer von der Oſtſee nach dem mittelländiſchen Meere ihre Reiſe zu vollenden, zu Brügge in Flandern, als gleichſam auf dem halben Wege zwiſchen den italieniſchen und nordiſchen Handelsſtädten, errichtet. Hieher brachten nun die deutſchen Kaufleute ihre deutſchen Waaren, und hier übernahmen ſie die fremden Waaren, um ſie mit einem außerordentlichen Gewinne wieder nach fremden Ländern zu verführen. Die Waaren, welche in Deutſchland hervorgebracht, oder in rohen Materialien eingeführt und bearbeitet wurden, bezogen ſich auf alles, was das menſchliche Leben nährt und erhält, erquickt und verſchönert, und beſtanden in allen Gattungen von Getreide, Vieh, Fiſchen, inländiſchen Weinen, Thierhäuten, Wolle, Salz, Torf, eingeſalzenem Schweinefleiſch, Speck, Butter, Fett, Schmeer, vorzüglich gutem Holz zum Schiffbau, Stabholz, Brettern, Pech, Bauſteinen, Gläſern, Keſſeln, Töpfen, verſchiedenen Geräthſchaften aus Metall oder Holz, Wollen- und Leingarn, Leinwand, Kanefas, Barchend, Zwillich, Tüchern, Wollen- und Seidenzeugen, Hüten, Strümpfen, Handſchuhen, Hopfen, vortrefflichen Bieren, Branntwein, Hanf und Flachs, Waid und Kermes, Pulver und Schießgewehren, Heringen und unzähligen andern Produkten, wozu noch die damals unermeßlichen Ausbeuten aus den deutſchen Bergwerken kamen, und die Metalle theils roh, theils aber, und noch häufiger, verarbeitet, ausgeführt wurden. Dieſe ſämmtlichen Waaren wurden (wie eben vorkam) zu Brügge niedergelegt, und weiter verhandelt, oder gegen andere Produkte, welche aus Oſtindien, und dem ſämmtlichen Europa dahin verſendet wurden, umgewechſelt *). Nach Brügge wurde und blieb lange Zeit die Stadt Antwerpen die Hauptniederlage und der reichſte Handelsplatz der Welt **). Ueberhaupt waren die Niederlande der gemeinſchaftliche Markt für das nördliche und ſüdliche Europa, und die niederländiſchen Städte waren der Sitz der ſchönſten Manufakturen, worin für andere Nationen Tücher (ſogar England ſchickte ſeine ſchöne Wolle roh dahin) Spitzen u. ſ. w. verfertigt wurden. Die nördlichen deutſchen Städte befanden ſich nicht weniger in dem blühendſten Zuſtande, und Hamburg beſtimmte mit Brügge bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf der Niederlage zu London alle Preiſe der Waaren; aber auch in den oberdeutſchen Städten blühten die Gewerbe vortrefflich. Die allgemeine Handelsſtraße, oder der Waarenzug (welcher bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von Brügge, und überhaupt von den Niederlanden theils nach dem Rhein und Oberdeutſchland, theils auf hanſeeiſchen Schiffen nach den nordöſtlichen deutſchen Ländern und in die nördlichen Reiche genommen wurde, ſo, daß die italieniſchen Waaren und Spezereien, dann die Waaren aus Spanien, Frankreich u. a. aus Hamburg, Lübeck, Bremen u. a. zum Theil auch aus Brügge ſeitwärts auf der Achſe über Köln, und Soeſt nach Braunſchweig, Lüneburg, Erfurt, und nach den oberſächſiſchen, böhmiſchen, fränkiſchen, bayeriſchen und öſterreichiſchen Ländern geliefert wurden) dieſe Handelsſtraße erhielt in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, da man bei einer im Jahre 1313 entſtandenen Hungersnoth Getreid aus Sicilien über die Alpen mitten durch Deutſchland führte, und jetzt auf den Einfall kam, daß man auch die Waaren aus Italien auf dieſem Wege nach Deutſchland bringen könne, eine ganz entgegengeſetzte Richtung, ſo, daß nunmehr die italieniſchen Waaren von den hoch- oder oberdeutſchen Städten nach den niederdeutſchen, und den Seeſtädten geführt, und überhaupt der deutſche Handel zwiſchen Ober- und Niederdeutſchland dergeſtalt getheilt wurde, daß der eine auf dem Rheinſtrome nach den Niederlanden, und dann zur See nach Hamburg, Bremen und Lübeck, oder auch manchmal von Brügge und Antwerpen auf der Achſe über Köln und Soeſt nach Braunſchweig, Lüneburg, Erfurt u. ſ. w. in die niederdeutſchen Provinzen, der andere von den Alpen aus, quer durch Deutſchland, wo Braunſchweig und Erfurt allgemeine Lagerſtädte waren, gieng*). Dieſen Waarenzug aus Italien über die Alpen benutzten die oberdeutſchen Städte; und Nürnberg, Ulm und Augsburg zogen im vierzehnten Jahrhundert den italieniſchen Spezereihandel, der von Venedig landwärts nach

---

*) S. Fr. Chr. J. Fiſchers Geſchichte des deutſchen Handels. 2 Th. §. XXXIX. S. 413.

**) Ebendaſ. S. 591. u. ſ. w.

---

*) Ebend. §. XXVI. S. 265.

Deutſchland gieng, an ſich. Dieſe Städte, welche bis dahin blos mit den Produkten ihrer Künſtler, und mit den ſogenannten kleinen Waaren allein in Deutſchland gehandelt hatten, legten jetzt in Venedig, wo die Schätze der levantiſchen und italieniſchen Waaren zuſammen floßen, gemeinſame Niederlagen an, und erhielten von Kaiſern und deutſchen Fürſten und auswärtigen Königen die herrlichſten Privilegien. Die Reichsſtadt Nürnberg breitete ihre Geſchäfte ſo weit aus, daß das Sprichwort entſtand: „Nürnberger Hand geht durch alles Land.“ Dieſe Stadt zählte zur Zeit Konrad Celtes (1459 — 1508) 52,000 Einwohner. Nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der inländiſchen und auswärtigen Schriftſteller hatte ſie einen Ueberfluß von allen Gattungen Künſtler und Handwerker, die ſich durch die Feinheit und Geſchicklichkeit in ihren Arbeiten durch ganz Europa berühmt machten. Die Nürnberger Waaren verführte man nicht allein nach England, Spanien, Frankreich und Italien, ſondern auch in die Levante und zu Groß-Kairo in Aegypten ſah man noch im ſiebenzehnten Jahrhundert eine Niederlage von Spiegeln und andern Kleinigkeiten. Sie erbauten 1430 ein Gewandhaus, und verſahen es 1431 mit einer eigenen Ordnung. Sie ſcheinen die erſten geweſen zu ſeyn, die Fabriken angelegt, und ſie mit künſtlichen Maſchinen verſehen haben. Es gab in ihrer Nachbarſchaft viele Eiſenhämmer, Schmelzhütten und andere Werke *). Augsburg gewann im fünfzehnten Jahrhundert ebenfalls einen unbeſchreiblichen Grad von Wohlſtand, und dieſe Stadt wurde beſonders durch die ausnehmende Geſchicklichkeit ihrer Gold- und Silberarbeiter nicht nur in Deutſchland, ſondern in ganz Europa berühmt. Sie zog von der Handelsſtraße über Kempten nach Italien große Vortheile, und trieb, wie ihre errichteten vielen Mangen und Bleichen beweiſen, mit Leinwand einen außerordentlichen Verkehr; wie dann überhaupt die deutſche Leinwand nach ganz Europa, beſonders nach Italien, Spanien, Schweden und Dänemark in einer ſolchen Menge verhandelt wurde, daß man behauptete, daß die ganze Welt nicht ſo vielen Flachs hervorbrächte, als allein in Deutſchland gezogen würde. Augsburg trat mit Venedig, mit Preuſſen und allen großen Handelsplätzen in Verbindung, und wurde zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts die erſte Handelsſtadt in Deutſchland. Ihr Handel kam 1505 zu ſeiner höchſten Vollkommenheit, da ihre Kaufleute in Geſell-

---

*) Ebend. S. 448. u. f. w.

ſchaft mit etlichen nürnbergiſchen, florentiniſchen und genueſiſchen Handelsleuten drei Schiffe ausrüſteten, welche ſie 66,000 Dukaten koſteten. Sie ließen ſie mit der portugieſiſchen Flotte nach Oſtindien gehen, und der reine Gewinn betrug nach deren Rückkunft im J. 1509, hundertfünfundſiebenzig vom Hundert *). Auch Ulm trieb gemeinſchaftlich mit

---

*) Ebend. Seite 609. Dieſe Unternehmung wurde vorzüglich von den berühmten Stammvätern der heutigen Grafen von Fugger, den größten Kaufleuten, welche die Welt je geſehen hat, betrieben. Sie hatten ſich ihre Reichthümer urſprünglich durch die Linnenarbeiten und Wollenmanufakturen erworben. Nachher pachteten ſie die koſtbaren Erzadern zu Schwaz in Tyrol, die ihnen jährlich 200,000 Gulden reinen Gewinn einbrachten. Zur bequemen Führung des oſtindiſchen Handels hielten ſie ſich ein eigenes Handelshaus zu Antwerpen. Ihre Geſchäfte erſtreckten ſich aber auf alle Meere. Nicht nur in Italien und in der mittelländiſchen See hatten ſie großen Handel, ſondern auch im baltiſchen Meere, indem ihnen die Hanſee zwanzig Schiffe wegnehmen ließ, die mit ungariſchem Kupfer befrachtet waren, das ſie über Krakau nach Danzig auf der Weichſel hatten verſchiffen laſſen. Einer ihrer Verwandten war es, der bei der Bewirthung Karls V. das Kaminfeuer durch Zimmetholz unterhielt, und ſeine Hitze durch Einwerfung der kaiſerlichen Schuldverſchreibungen für die vorgeſchoſſenen Gelder zu der afrikaniſchen Seeunternehmung verſtärkte. Als

Augsburg und Nürnberg einen höchſt beträchtlichen Handel, und überhaupt erkennt man den Wachsthum des oberländiſchen Handels und das Uebergewicht, das er (zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts) über das Gewerbe der niederdeutſchen Hanſee bekommen hat, am beſten aus den Waarenverzeichniſſen der Stadt Antwerpen. Die hochdeutſchen Städte verſchickten hieher Silberſtangen, Queckſilber, geſchiedenes und rohes Kupfer in unglaublicher Menge, die feinſte heſſiſche Leinwand, koſtbare Spiegelgläſer, Barchend, deren Werth jährlich auf 600,000 Scudi geſchätzt wurde, Waid, Färberröthe, Kermes, Salpeter, allerlei künſtliche Haus- und Arbeitsgeräthe aus Meſſing gemacht, kurze Waaren, alle Gattungen von Kriegsgeräthſchaften, und weiße Rheinweine, deren Ausfuhr in 40,000 Fäſſern beſtand, und am Werthe anderthalb Millionen betrug. Durch dieſen rheiniſchen und niederländiſchen

---

Anton Fugger (1560) ſtarb, hinterließ er an baarem Gelde über ſechs Millionen Goldkronen, eine Menge Juwelen und Koſtbarkeiten, und groſe Beſitzungen in allen Theilen Europas und in beiden Indien. Daher rief K. Karl bei Beſehung des königlichen Schatzes zu Paris ganz kaltblütig aus: „Alles dieſes kann ein Leinweber zu Augsburg mit Geld bezahlen.“ Ebend. S. 610.

Handel kam das Gewerb in Schwaben immer mehr in Aufnahme. Die vornehmſten Perſonen beſchäftigten ſich damit, und errichteten große Handelsgeſellſchaften, die viele Aehnlichkeit hatten mit den heutigen Seekompagnien in England, Frankreich und Holland. Sie ſchoßen ebenfalls große Geldſummen zuſammen, und damit wurden ſowohl die indiſchen und levantiſchen Waaren an Specerei, Seide, Baumwolle, Edelgeſteine und andern Koſtbarkeiten herbeigeſchafft, als auch die eigenen Produkte an Wein, Getreide, kurzen Waaren, als Nadeln, Spiegeln, Puppen u. ſ. w. ausgeführt. Eine Hauptniederlage befand ſich damals zu Stuttgart. Die ſchwäbiſchen Handlungsgeſellſchaften hatten auf dergleichen Niederlagen ihre Faktors, die den Handel führten, ihrer Prinzipalſchaft, nach dem Ablaufe des Jahres, Rechnung ablegten, und die Dividende ablieferten. Das gemeine Volk auf dem Lande kannte faſt keine andere Beſchäftigung, als Leinwand machen. Nicht allein die Mütter mit ihren Töchtern beſchäftigten ſich damit, ſondern auch die Männer und Jünglinge traf man des Winters über dem Spinnrocken, oder am Webſtuhle an. Sie machten, außer dem gewöhnlichen Barchend, Kölſch und Zwilch, hauptſächlich eine Gattung Atlasbarchend, oder vielmehr Damaſt. Man zählte allein 200,000 Stücke, die jährlich zu Ulm verfertigt wurden, und es läßt ſich daraus auf die ungeheure Menge ſchließen, die jährlich in ganz Schwaben verarbeitet wurde. In Augsburg ſind damals alle Jahre über 35,000 Stücke Barchend zur obrigkeitlichen Schau gekommen, und über 70,000 Stücke Leinwand auf die Bleiche gelegt worden *).

Aber auch in den edlern Künſten waren und blieben die Deutſchen lange Zeit die alles beherrſchenden Meiſter, und ſie wurden für die allgemeinen Erfinder aller edlen und nützlichen Dinge gehalten. Johann von Eyck, aus Brügge verbeſſerte um das Jahr 1410 die altdeutſche Kunſt, mit Oelfarben zu malen, und die leinenen Tapeten, auf welchen man bis dahin hiſtoriſche Begebenheiten einwirkte, wurden nunmehr übermalt, und ſolche Tapeten wurden in einer überaus beträchtlichen Menge nach Italien und andern Reichen verhandelt. Der (im J. 1471 zu Nürnberg geborne, und daſelbſt im Jahre 1528 verſtorbene) Albrecht Dürer, brachte um das Jahr 1515 das Radiren und die Aezkunſt auf einen beſondern Grad von Vollkommenheit, und die unvergleichlichen feinen Holzſchnitte und

---

*) Ebend. 613. 614. u. ſ. w.

Kupferſtecherarbeiten dieſes Künſtlers, ſo wie ſeine Gemälde mit Oel und in Waſſerfarben auf Holz, Tuch, Pergament, Papier und Kalk, wurden in ganz Europa geſucht, und, ſo wie die Arbeiten anderer deutſchen Künſtler, unendlich geſchätzt. Solche waren an allen deutſchen Höfen und in allen Reichsſtädten in einer großen Anzahl vorhanden, wie ſie dann überall durch belohnenden Beifall und gute Anſtalten aufgemuntert wurden. Der deutſche Scharfſinn und Fleiß erfand um das Jahr 1360 die Drathzieherkunſt, im Jahre 1430 die erſten Musketen oder Flinten, im Jahre 1439 die Buchdruckerkunſt, im Jahre 1472 das Pedal der Orgel, dann die Kunſt Diamanten zu ſchleifen und zu brillantiren, im J. 1500 die Sackuhren, im Jahre 1517 das Feuerſchloß an den Flinten, im J. 1540 die Thürſchlöſſer, welche man auf beiden Seiten öffnen und ſchließen kann, im J. 1550 die hölzernen Blaſebälge, im Jahre 1560 die Windbüchſen, im Jahre 1561 das Spitzklüppeln, ferner die Spinnadlerarbeit, oder die Glufenmacherkunſt, die Abweichung der Magnetnadeln, das Aſtrolabium, oder den Compaß, die Walzen bei Münzen, die Ferngläſer u. ſ. w., ſo wie nachher eben dieſer deutſche Scharfſinn nnd Fleiß das europäiſche Porcellan, die Luftpumpe, die electriſche Flaſche und das Electrophor angab, die Optik neu ſchuf, das wahre Weltſyſtem wieder hervorzog, die Lehre der Gravitation, und dadurch die Urſache der Ebbe und Fluth entdeckte, die Integral- und Differenzialrechnungen aufſtellte, den Planeten ihre elliptiſche Bahn anwies, die Zukunft der Kometen zuerſt beſtimmte, die Jupiterstrabanten und den Uranus entdeckte, die Theorie des Mondes zu Stande brachte, die Logarithmen angab, und die Rechnung des Unendlichen erfand. Wie ſich die Könige von England und Frankreich deutſche Manufakturiſten verſchrieben, ſo beeiferten ſich andere europäiſche Höfe aus Deutſchland, nicht nur Baumeiſter, Maler, Bildhauer, Steinſchneider, Kupferſtecher, Mechaniker, Feldmeſſer, Goldſchmiede, Juwelier u. a., ſondern auch Schuſter, Schneider, Wagner, Maurer, Köche, Brodbäcker zu erhalten, und nichts ſchien gut, ſchön und vortrefflich zu ſeyn, wenn es nicht in Deutſchland, oder im Auslande von einem Deutſchen verfertigt worden war. In einem gleichen Verhältniſſe, und in einer gleichen allgemeinen Achtung ſtand auch der deutſche Feld- und Weinbau. Ueberall war Bewegung, kühne Luſt zur Arbeit, und ſinnreiche Thätigkeit, und „wie angenehm war es nicht, (ruft der Verfaſſer der unvergleichlichen Geſchichte des deutſchen Handels aus *) ganz Deutſchland von arbeitſamen Nationen bevölkert zu ſehen, die raſtlos den Erdball umwallten, um ihn auszuroden, und dem Menſchen zu übergeben, die ſich unaufhörlich bemühten, durch den belebenden Hauch des Kunſtfleißes alle beſchwängerten Keime der Natur in Bewegung zu ſetzen; aus dem Abgrunde des Oceans, aus den Eingeweiden der Felſen bald neue Unterſtützungen, und bald neue Genießbarkeiten hervorzuſuchen; die Erde mit jedem Hebel des Genies anzugreifen, und emporzubringen; durch den glücklichen Fortgang der Seekunde, zwiſchen den beiden Halbkugeln gleichſam eine fliegende Brücke der Vereinigung zu erbauen, welche die eine Erdfeſte mit der andern verknüpfte; alle Bahnen der Sonne zu verfolgen; die jährlichen Eisdämme zu durchbrechen, und aus den Wendezirkeln ſich auf den Fittigen der Winde nach den Polen zu begeben, und mit einem Worte, alle Quellen der Bevölkerung und des Wohllebens zu eröffnen, um ſie durch tauſend Kanäle über die Fläche der Welt auszugießen!"

Mit dieſen Schilderungen Deutſchlands ſtimmen die Zeugniſſe der gleichzeitigen Schrift-

---

*) Ebend. S. 513.

ſteller vollkommen überein; ſie beſchreiben Deutſchland einſtimmig als das Land, welches alle europäiſchen Reiche, ſelbſt Italien, an Volksmenge, Reichthum und Betriebſamkeit bei weitem übertreffe, das England, Irrland, Dänemark, Norwegen, Frankreich, Italien und Spanien mit Silber, welches es im Ueberfluſſe hervorbrächte, verſehe u. ſ. w. Man muß, ſagt Aeneas Sylvius, wenn man die Wahrheit bekennen will, geſtehen, daß kein Volk in Europa anzutreffen iſt, welches zierlichere und angenehmere Städte als Deutſchland habe. Man kann zwar einigen italieniſchen Städten, Venedig, Genua, Florenz und Neapel, die wirklich eine große Pracht und viele Herrlichkeit beſitzen, gewiſſe Vorzüge einräumen; aber Nation mit Nation verglichen, hat man keine Urſache, die italieniſchen den deutſchen vorzuziehen. Deutſchland ſcheint eine neue Geſtalt bekommen zu haben, und ſeine Städte ſcheinen nur ſeit ehegeſtern gebaut zu ſeyn. Ueberhaupt, ſagt er, hätte er die deutſchen Städte nur bewundern, nicht anpreiſen können. Von Nürnberg, von welchem auch Konrad Celtes erzählet, daß das meiſte Hausgeräth nürnbergiſcher Kaufleute aus Gold und Silber beſtand, verſicherte er, daß ſich die Könige von Schottland glücklich geſchätzt haben würden, wenn ſie ſo gut hätten leben können, wie ein mittelmäßiger Bürger dieſer Stadt, Haus zu halten gewohnt geweſen wäre; denn wie viele Häuſer, fährt er fort, gleichen hier nicht den königlichen Palläſten! Von der Pracht und der Verzierung der Stadt Köln ſagt er, daß ihr vor allen europäiſchen Städten der Vorzug zukäme; Straßburg übertreffe an Schönheit Venedig; Augsburg übertreffe an Reichthum alle Städte in der Welt. Danzig könne 50,000 Mann ins Feld ſtellen, und mit ſeinen Schiffen bedecke es die Oſtſee; von dem Winke Lübecks hänge das Schickſal aller drei nordiſchen Reiche ab; Frankfurt am Main ſey die gemeinſchaftliche Niederlage der ober- und niederdeutſchen Handels; überhaupt ſeyen über 200 beträchtliche, und an Schönheit wetteifernde Städte.

Das dunkle Andenken an dieſen herrlichen Zuſtand Deutſchlands in der letzten Hälfte des fünfzehnten, und im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, deſſen geſegneter Einfluß auch noch eine geraume Zeit nachher, da ſeine Quellen bereits vertrockneten, zu ſpüren war, veranlaßte ohne Zweifel die ſehr irrige, und in einem hohen Grade unglückliche Vorſtellung und Meinung, daß in Deutſchland einſt alles ungleich beſſer, als in unſern Tagen, (wo man behauptet, daß ein Volk nur in dem Maaße, als es aufgeklärt iſt, glücklich ſeyn könne) beſtellt, und daß einſt die allgemeine Verfaſſung überhaupt vollkommener, als ſie es jetzt zu ſeyn ſcheinet, geweſen ſey. Hierin können allein Thatſachen zurechtweiſen, und ihre Entſcheidung iſt fürchterlich. Auch das roheſte Volk, das den Keim unendlicher Zerrüttungen in ſich trägt, kann einige Zeit hindurch, reich und mächtig ſeyn, ohne darum, wenn es nicht weiſe iſt, glücklich zu ſeyn. Deutſchlands Handel war von ſeiner Aufnahme an auf unſichern Grundſtützen und Vorausſetzungen gebaut, und konnte nur ſo lange fortdauern, als es den Staaten, von welchen es umgeben iſt, nicht einfiel, oder nicht durch einen günſtigen Zufall glückte, den Handel durch die Erweckung der inländiſchen Induſtrie ſelbſt zu ergreifen, und ſich aller Quellen deſſelben zu bemächtigen. Die auswärtigen Könige mußten nothwendig bald gewahr werden, daß ihre Länder den deutſchen Kaufleuten zinsbar geworden ſeyen, und die Eiferſucht über eine ſolche Ueberlegenheit einer fremden Nation mußte erwachen. Schon im Jahre 1326 fieng König Eduard III. von England an, niederländiſche Tuchmacher und Werkmeiſter an ſich zu locken, und durch vortreffliche Anſtalten und Ermunterungen den Fleiß und die Geſchicklichkeit ſeiner Nation aus ihrer langen und tiefen Unthätigkeit zu wecken. Die Engländer riſſen ſich aus ihrer Schlafſucht mit einer Art von brennender Schaam und Unmuth auf, und fühlten nicht ſo bald, was ſie, ſtatt andern, ſelbſt thun könnten und ſollten, als ſie es thaten. Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erſchienen ihre eigenen Schiffe auf der Oſtſee, und bald darauf in den Häfen von Spanien und Portugal, und um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf dem mittelländiſchen Meere. Ihre Wollmanufakturen fiengen bald an, alle andere Wollarbeibeiten zu übertreffen, und ein Verbot der deutſchen Hanſee, daß keine engliſchen Tücher nach deutſchen Häfen kommen ſollten, mit einem wechſelſeitigen Verbot deutſcher Tücher zu erwiedern. Auch andere auswärtige Staaten fiengen an, die Freiheiten, welche ſie den deutſchen Kaufleuten in ihren Ländern ehemals geſtattet hatten, einzuſchränken, oder vollends aufzuheben, und die ergiebigen Vortheile des Handels und der Schifffahrt mit eigenen Schiffen an ſich zu ziehen. Aber nun im Jahre 1460 entdeckten die Portugieſen, oder vielmehr der nürnbergiſche Patricius, Martin Behaim, (der Erfinder des Aſtrolabiums und des Compaſſes) eine von den Azorinſeln, Namens Fayal, und bald darauf entdeckte er Braſilien, und die patagoniſche Meerenge, wodurch die Portugieſen mit Nordamerika bekannt wurden, ihre ſüdweſtlichen Entdeckungen endigten, und einen neuen Weg nach Oſtindien fanden. Die Entdeckungen dieſes Deutſchen, und die Charte, welche er darüber herausgab, veranlaßten nachher den Genueſer Chriſtoph Colomb, die Entdeckung in Amerika weiter fortzuſetzen *), und im Jahre 1492 ſeinen Zweck, welchen nach ihm der Florentiner, Americus Veſpucius, weiter ausführte, und die erſte Charte davon lieferte, zu erreichen. Durch dieſe Entdeckungen wurde der deutſche Handel nicht bloß untergraben, ſondern (im Vergleiche mit ſeinem ehemaligen Wohlſtande) vollends zernichtet. Die Portugieſen bemächtigten ſich des Oekonomiehandels der levantiſchen Waaren (welcher Handel bis dahin meiſtens von Venedig her getrieben, und von den Ober- und Niederdeutſchen bezogen worden war) und lieferten jetzt jene Waaren für das ganze abendländiſche Europa nach Antwerpen und die niederländiſchen Häfen. Der deutſche Handel fieng an zu kränkeln. Der deutſche Waid, der Scharlach, die Carmeſinfarbe wurde von dem fremden Indigo und Cochenille verdrängt, und die deutſchen Färbereien, Zeug- und Tuchmanufakturen nahmen ab. Die neuen oſt- und

---

*) Ebend. 4r B. §. XVI S. 421. u. ſ. w.

weſtindiſchen Geſellſchaften kamen der deutſchen Hanſee überall zuvor, und drückten mit ihrer Uebermacht die ehemaligen Verbindungen derſelben von ihren Gebieten weg. Die Könige von Schweden und Dänemark bemächtigten ſich des Handels auf der Oſtſee nach Rußland, Preuſſen und Norwegen; die Engländer, Franzoſen und Holländer der Schifffahrt im Kanale, und die europäiſchen Mächte wollten nichts mehr von den alten hanſiſchen Privilegien hören. Die deutſchen Profeſſioniſten, Künſtler, Baumeiſter, Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, Feldmeſſer u. a. wanderten ins Ausland, und verſetzten der deutſchen Handlung vollends den letzten Stoß, ſo, daß den Deutſchen zuletzt wenig mehr übrig blieb, als mit ihren aufgehäuften Kapitalien einen inländiſchen Handel unter ſich ſelbſt fortzuſetzen, oder dieſelben vollends für fremde Waaren nach und nach in das Ausland zu ſchicken.

Aber auch noch zu der Zeit, da noch alles auswärtige Geld nach Deutſchland ſtrömte, fand ſich unter den Deutſchen ein trauriger Abſtand von Reichthum und Wohlhabenheit ein. Die Kaufleute nämlich, und einige Handwerker, oder die Handelsſtädte überhaupt, waren es allein, von welchen man behaupten kann, daß ſie Geld im Ueberfluſſe ſammelten; die deutſchen Fürſten entgegen, welche keine ergiebigen Bergwerke beſaßen, und allein von ihren Kammergütern und ähnlichen Gefällen ihren Hofſtaat und andere Bedürfniſſe beſtreiten mußten, und ſo im herabſteigenden Verhältniſſe, der geſammte deutſche Adel, blieben zurück, und wurden nur um deſto ärmer und dürftiger, je reicher und wohlhabender die deutſchen Kaufleute, und andere Klaſſen von Bürgern wurden; daher wurden die Fürſten und Grafen veranlaßt, ſich durch eine übertriebene Vervielfältigung der Zölle und Mauthen ſchadlos zu halten; daher nahm K. Maximilian I. kein Bedenken, die mailändiſche Blanka Maria Sforza, ungeachtet ſie keineswegs von einem altfürſtlichen Geſchlecht abſtammte, ihres reichen Brautſchatzes wegen, zu heirathen; daher wurden die deutſchen Monarchen weniger fürchterlich in auswärtigen Kriegen, ſeit dieſe größtentheils mit baarem Geld, nämlich mit beſoldeten Lanzknechten geführt werden mußten; und die franzöſiſchen, ungleich vermöglichern, Könige kauften von Zeit zu Zeit ganze Heere von deutſchen Knechten, um mit denſelben die weniger zahlreichen und ungleich ſchlechter unterſtützten Heere der deutſchen Könige und Fürſten zu bekämpfen; daher kamen die unglaublich zahlreichen Erſcheinungen der ſogenannten Raubgrafen, welche nicht nur von ihren Schlöſſern aus auf reiſende Kaufleute lauerten, ſie plünderten, und, um ein Löſegeld zu erhalten, ſie nach ihren Schlupfwinkeln ſchleppten, ſondern nicht ſelten in ordentlichen Geſellſchaften auszogen, die umliegenden Städte und Flecken beraubten, und die Landesfürſten in die traurige Nothwendigkeit verſetzten, mit ordentlichen Kriegsheeren auf ſolche Horden Jagd zu machen; daher kamen die ungeheuern Bedrückungen der Bauern, oder der ſogenannten armen Leute, durch deren Verzweiflung verſchiedene ſchreckliche Empörungen, und im J. 1525 endlich der berühmte Bauernkrieg veran- und beinahe ganz Deutſchland, beſonders das Elſaß, das Rheinland, Franken und Schwaben entſetzlich verwüſtet wurde.

Selbſt den deutſchen Handelsſtädten fiel ihr Geldreichthum bald und vielfältig zur Laſt, indem er ihnen nicht nur die Eiferſucht, und den bitterſten Haß des deutſchen Adels ſchon in frühern Zeiten zuzog, ſondern ſie zu einer Ueppigkeit und Schwelgerei, und zu einem Prachtaufwand verleitete, an deſſen äußerſten Grenzen nothwendig eine gräßliche Zerrüttung erfolgen mußte. Ein allgemeiner Hang zu übertriebenen Ausgaben, und zu den überſpannteſten Ausſchweifungen in einer höchſt ſchwülſtigen Anhäufung des überflüſſigſten Hausgeräths, der Kleidungen, der Schmauſereien, und der koſtſpieligſten Ergötzungen, hatte bald alle Volksklaſſen angeſteckt. „Wo iſt bei euch, redet Aeneas Sylvius die Deutſchen an, ein Gaſthof, in welchem man nicht aus Silber trinkt? Welche, ich will nicht ſagen, Edeldame, ſondern Bürgersfrau, pranget nicht mit goldenem Geſchmeide? Was ſoll ich zu den Halsketten, was zu den Pferdezäumen ſagen, die aus dem feinſten Gold gemacht, oder zu den vielen Sporen und Degenſcheiden, die mit Edelſteinen beſetzt ſind, oder zu den Ohrenringen, Wehrgehängen, Panzern und Helmen, die ganz von Gold glänzen?“ Die Pracht in Kleidern war bei den Fürſten und andern vornehmen Perſonen, bei feierlichen Zuſammenkünften, ſo groß, und mit ſo vielen Verſchwendungen angebracht, daß ſie ganz ins Ungeheure fiel, und denjenigen ſehr läſtig ſeyn mußte, welche ſich mit denſelben beſchwerten. Prinzeſſinnen erſchienen in den reichſten, goldenen und ſilbernen, langen Schleppen, welche ganz mit Perlen, Edelgeſteinen und goldenen Knöpfen beſetzt, und ſo ſchwer und ſteif waren, daß ſich die Perſon, welche darin ſteckte, kaum bewegen, noch weniger bücken konnte. Die Hauptbinden, die Ohren, die Finger an beiden Händen waren mit Ringen von Gold und Edelgeſteinen, wie beharniſcht, und zeigten einen höchſt geſchmackloſen Prunk.

Als Herzog Georg von Bayern-Landshut im Jahre 1475 ſeine Braut, die polniſche Prinzeſſinn Hedwig empfieng, „Hett er einen köſtlichen zerhauten, Enngen kurzen Rogckh an, darauf ſeine Liebrey von perlin, und Edelin geſtain, Nemblich Rubin, pallas, Saphir geſtickt was, Er Hett auf einen geſchmuckten Huett darvmb einen koſtlichen groſſen kranntz von groſſen perlin, und auch vil Edelin geſtain geziertt, der ob den fünff igt tawſent guldin werdt, geachtet wardt, Vnd auch einen weiſſen Raiger puſchfedern, daran ein köſtlich Hafftl auf Sechs tawſend Guldin werdt, gehefft was.“ Bei der Vermählung erſchien die Gemahlinn des Kurfürſten Alberts von Brandenburg mit einem Gefolge von hundert adeligen Frauenzimmern, und unter dieſen befanden ſich vierzehn Jungfern, die mit einem Federbuſche und einem Diamantenbouquet auf dem Hute, neben dem Wagen herritten. Der Kaiſer (Friedrich III.) war in rothen Goldſtoff gekleidet; über denſelben trug er ein überaus koſtbares Gewand, das mit Perlen und Edelgeſteinen, als Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphiren u. a. m. ſehr reich geſtickt war; an ſeinem Hals hieng ein mit vielen Edelſteinen beſetztes Kreuz. Das Brautkleid von vortrefflichem rothen Atlas, war über und über mit Perlen geſtickt; die

Perlen bildeten heidniſche oder indianiſche Blumen ab; das Innere dieſer Blumen war mit den köſtlichſten Edelſteinen beſetzt. Der ganze Rock, nach polniſcher Landſitte weit gemacht, hatte ein hohes ganz mit Perlen geſticktes Koller. Auf dem Kopf trug die Braut eine mit koſtbaren Edelſteinen beſetzte Krone; im Innern derſelben lag eine breite mit ſehr großen Perlen beſetzte Borde; und unter der Krone hieng ein dünnes Tuch über die Augen, welches ſie jedoch nicht ganz bedeckte. Sie hatte endlich auch ein koſtbares Halsband. Bei den Feierlichkeiten dieſer Art, zumal bei den Turnieren, kleideten ſich die vornehmen Damen an einem und eben demſelben Tage drei bis vier Male mit ganz neuen goldenen Stoffkleidern, wobei es eine der andern bevor zu thun ſuchte. Die Herren trugen koſtbare und mehrere Röcke, von denen der äußerſte dergeſtalt ausgeſchnitten war, daß man die innern ſehen konnte. Eben dieſelben Röcke waren zugleich nicht von einer Farbe, ſondern z. B. auf der rechten Seite von rothem, auf der andern von ſchwarzem Zeuge, Tuch oder Stoffe. Die äußern Zuſchnitte und Geſtalten der Kleidungen wurden alle Augenblicke verändert, indem die deutſchen Kaufleute, wenn ſie aus fremden Ländern zurück kamen, unaufhörlich in neuen fremden Trachten erſchienen, deren Neuheit und Pracht die Adeligen mit der eiferſüchtigſten Eilfertigkeit zu übertreffen ſich bemühten. Bei Einzügen, Beſuchen, Hochzeiten u. dgl. ſuchten die Fürſten, Grafen und Edelleute eine beſondere Größe darin, immer mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern, Dienern und Spaßmachern zu erſcheinen, welche dann auf Koſten des Herrn, welchem der Beſuch galt, auf das prächtigſte bewirthet wurden. Bei der oben erwähnten Hochzeit des Herzogs Georg von Landshut, wurden 6500 Pferde auf Koſten des Herzogs gefüttert. Die Gäſte verzehrten 333 Ochſen, 1130 ungariſche Schafe, 285 Schweine, 625 halbjährige Schafe, 1537 Lämmer und Kitze, 490 Kälber, 684 Ferkel, 12000 Gänſe, und über 40000 Hühner, 194045 Eier; ferner wurden in der Küche 220 Zentner Schmalz, 12 Schäffel Erbſen, 82 Schäffel 9 Metzen Semelmehl, 8 Schäffel Zwiebel, 7 Tonnen Heringe, 14 Zentner Hauſen; dann an Spezereien und Gewürzen 5 Zentner Weinbeere, 5 Zentner Mandeln, 140 Zentner Roſinen, 3 Eimer Honig, 2 Zentner 7 Pfund Safran, 286 Pfund Pfeffer, eben ſo viel Ingwer, 205 Pfund Zimmet, eben ſo viele Nägele, 85 Pfund Muskatblüthe, und 5 Zentner Zucker verbraucht.An Wein wurden verzehrt 25 kleine Fäſſel Malvaſier und Romanier, 5

Eimer 20 Maaß Muſkateller, 193 Fäßchen Rheinfall, 18 Eimer Wernetſcher, 307 Eimer Heppfwein, über 5616 Eimer gemeinen Weins, 2 Eimer Meth. Dieſem Fürſten, damals einem der reichſten in Deutſchland, that ein ſolcher Aufwand eben keinen beträchtlichen Schaden; aber deſto öfter wurden kleinere fürſtliche und gräfliche Häuſer, welche ähnliche Feſte gaben, und (weil eine unmäßige Pracht und die ſchwächendſte Verſchwendung zum vornehmen Style gehörten) alles, was in ihren Kräften ſtand, aufbieten mußten, durch eine einzige Feierlichkeit dieſer Art erſchöpft und zu Grunde gerichtet; aber nicht nur einzelne Familien, ſondern ganze Städte, (wie z. B. die unermeßlich reiche Stadt Brügge, wo die Ueppigkeit und das unſinnigſte Wohlleben auf einen ungeheuern Grad ſtieg) geriethen durch ausſchweifende Verſchwendungen in Verfall. Die Raſerei, in einem höchſt unvernünftigen, kindiſchen Aufwande und Kleiderpracht einen Werth, Vorzug und Ruhm zu ſuchen, war ſo allgemein, daß man genöthigt wurde, ſogar den Bauern durch Reichsgeſetze die ſeidenen, ſametnen und geſtickten Kleider zu verbieten, und den Gebrauch des Goldes, Silbers, und der Perlen einzuſchränken. Beiſpiele ſolcher Einſchränkungen, welche beweiſen, wie weit und wie ſchrecklich das Uebel um ſich gegriffen habe, findet man in den gleichzeitigen Chroniken beinahe von allen deutſchen Städten, wiewohl ſich zugleich aus den Wiederholungen derſelben ſchließen läßt, daß ſie im Ganzen wenig gefruchtet haben. So wurde z. B. in einem, von dem Magiſtrate zu München bereits im Jahre 1405 erlaſſenen Polizeimandat befohlen, „daß künftig bei Gevatterſchaften Niemand mit mehr, als mit zehn oder acht Mann zum Weine gehen, daß zur Taufe mit einem Kinde nicht mehr, als zehn oder zwölf Frauen gehen; daß man künftig kein Hochzeitbad halten, daß man zu Hochzeiten nicht mehr Frauen, als vierundzwanzig laden, und kein Kind unter zehn Jahren mitnehmen; daß man künftig nur zwei Hochzeitmahle geben, daß die Bürgerinnen und deren Töchter auf ihren Hauptkränzen nicht mehr, als zwei Loth Perlen, kein Bürger oder Bürgerinn mehr, als anderthalb Mark Silber tragen; daß keine Bürgerinn oder deren Tochter einen Rock von Behem unterzogen, noch offene Aermel tragen; daß keine ihren Mantel oder Rock länger, als zwei Finger breit auf der Erde nachſchleppen ſoll" u. ſ. w.*).

---

*) Weſtenrieders Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte 1799. Th. VI. S. 120.

Die Ausſchweifungen im Aufwande und jeder Ueppigkeit vermehrten ſich noch um vieles, als das deutſche Geld, welches bis dahin nach Deutſchland durch unzählige Kanäle zuſammenfloß, mit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts durch die veränderten Handelsſtraßen und Hauptniederlagen anfieng, ins Ausland zu ſtrömen. Der Gebrauch der oſt- und weſtindiſchen Specereien und Gewürze, Holzarten, Holzrinden und Wurzel, deren meiſtens eingebildete Nutzbarkeit die ausländiſchen Kaufleute durch gedungene Schriftſteller überall laut anpreiſen ließen, der ausländiſchen Tücher, Seidenzeuge, Weine und anzähliger Leckereien, ſtieg bis zur Tollheit. Der deutſche Kaufmann, welcher aus dem mittelbaren Handel noch immer ſeinen Nutzen zog, fuhr fort zu prunken, und der niedere und hohe Adel ſuchte es ihm um ſo wetteifernder bevor zu thun, je erhabener er ſich zu ſeyn dünkte. Ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt, eine eitle und falſche Ruhmſucht hätte die Geldverſchwendung bei den Höfen ſeiner Zeit eingeführt; denn dieſes Laſter hätte zum Gefolg die Freigebigkeit und andere Verführungen, womit der ganze Hof angeſteckt, und alles davon angebrannt wäre. „Ach der Luxus, welches Sittenverderbniß verurſacht er nicht? Welche Seuche zieht er nicht nach ſich? Ein deſto größeres

Laſter, als es ſo viele verdirbt und zu Grunde richtet. In dieſem Irrwahne wird das Geld, nicht, wie bei den Weiſen aus Grundſätzen, ſondern aus Albernheit und Unvernunft verachtet, und dagegen wird aller Eitelkeit nachgeſtrebt. Daher gelangen die koſtbaren Kleider, der Scharlach, das Gold und Silber, die Edelſteine und Perlen, und alle andere Poſſen nach Hof. Ungeachtet alles das theuer zu ſtehen kommt, ſo wird es doch für eine Großmuth geachtet, ſie wegzuwerfen, und für nichts zu achten, und man hält jeden für deſto erhabener, je weniger er daraus macht. Man ſieht, wie ſie bis zum Wetteifer das Geld aufzehren, damit ja Niemand mit größerm Glanze erſcheine. Es geſchieht auch der Ankauf nicht zum Gebrauche, ſondern bloß zur eitlen Prahlerei. Es iſt überflüſſig anzuführen, woher man alles das bekömmt, und wodurch dieſer Schlund wieder gefüllt wird; allein gefüllt muß er ſeyn, ſollten auch gleich die Unterthanen darben, oder eines jeden ganzes Vermögen darauf gehen. Wenigſtens wird vieles mehr dabei unnütz verpraßt, als zu einem nützlichen Gebrauche angewendet." Eben dieſer Schriftſteller verſichert, daß zu ſeiner Zeit (in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts) alle Fürſten in Deutſchland arm und dürftig geweſen wären, weil ſie aus

Prachtſucht und Eitelkeit, denen ſie ergeben geweſen, das Meiſte unnütz durchgebracht hätten; denn man ſähe, daß ſie viel an Hofnarren, Komödianten, Tänzer, Schmarotzer und Spielleute verſchwendeten. Man ſähe an den Höfen nur Tag und Nacht eſſen und trinken, wie die Fußböden vom Wein feucht wären, wie die Trunkenbolde hier mehr verſchütteten, als in ſich ſchluckten, mehr verſchluckten, als ſie ertragen könnten, wie bis zum Wetteifer Kleider ausgetheilt würden. Der Stolz der Fürſten beſtünde darin, je ärmer ſie wären, deſto weniger es ſich merken zu laſſen, und daher nichts von dem Prunke, nichts von der äußern Pracht nachzulaſſen; ja manchmal verſchwendete einer bloß aus Neid gegen den andern, um zu zeigen, daß er im Aufwande ihm nichts nachgäbe. Ein anderer Schriftſteller ſagt: „Wie gut es ehemals, ehe Pracht und Hoffart ſich eingeſchlichen hätten, und die fremden Gewänder, und die Seide eingeführt worden wären, mit Deutſchland geſtanden hätte, und wie viel Geld und Vermögen darin geweſen wäre, das ſähe man daraus, daß ehedem die Fürſten ohne Beſchwerung der Unterthanen, Klöſter, Stifter und Hoſpitäler hätten errichten können, da ſie jetzt den Kirchen wieder abnehmen, was ihnen ihre Vorältern gegeben hätten, und da ſie überdieß noch ihre Unterthanen mit Abgaben beſchwerten. Was Deutſchland ehemals für eine Silberkammer geweſen wäre, das erſähe man aus den Städten und Schlöſſern, die vormals gebaut worden. Jetzt könnte ein ganzes Land nicht ſo viele große Gebäude ausführen, als ehemals eine einzige Stadt. Wenn Deutſchland noch länger ſo bleiben und fortfahren würde, ſo dürfte zuletzt kein Pfenning mehr darin bleiben, weil es die Kaufleute und die Krämer zu Wagen und zu Schiffe überall hinausführten, und dagegen uns Hoſenlappen, Karteck, Seide, Worſtedts und andere Dinge mehr herein brächten, und man könnte wohl ſagen, Frankfurt am Main wäre bei jetziger Zeit das Thor, durch welches alles Geld aus Deutſchland nach fremden Nationen gienge." Nicht allein zum Nachtheile unſers auswärtigen Handels haben die Ausländer (ſchreibt der Verfaſſer der Geſchichte des deutſchen Handels *), wo dieſe Zeugniſſe enthalten ſind) uns die indiſchen Farbeſtoffe, Spezereien und Arzneimittel, durch gelehrte Großſprechereien und literariſche Marktſchreiereien aufgeſchwatzt und angehängt; ſondern auch in der boshaften Abſicht, um die Sitten der Nation zu verpeſten

---

*) Theil 4. S. 731.

und ſie zu entnerven, haben ſie uns die fremden Gewürze und Spezereien aufgetiſcht, wovon die Zeitgenoſſen ſchon in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts die ſchädlichen Folgen wahrnahmen, und darüber in laute Klagen ausbrachen.

Da Ueppigkeiten und ſchlechte Hauswirthſchaften unzertrennliche Gefährtinnen verfallener und ſchlechter Sitten ſind, ſo liegt uns daran, unſere Voraltern (im fünfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts) auch von dieſer Seite näher kennen zu lernen; nur wollen wir zuvor noch über die Lobſprüche, mit welchen Aeneas Sylvius und andere gleichzeitige Schriftſteller, die Pracht der deutſchen Städte, und die vornehme Lebensart der Deutſchen anpreiſen, einige Bemerkungen beifügen, und überhaupt den damals herrſchenden, phyſiſchen Wohlſtand der deutſchen Einwohner betrachten. Was nämlich immer über die Pracht und Schönheit der damaligen Städte geſagt wird, iſt nur verhältnißmäßig, nur im Vergleiche mit Städten anderer Länder zu verſtehen, und verſchwindet beinahe ganz im Vergleiche mit dem, was man heut zu Tage prächtig und ſchön nennt. Einige Kirchen und Palläſte, welche zwar feſt und dauerhaft, aber ohne Geſchmack gebaut wurden, ausgenommen, waren die übrigen Gebäude und Häuſer noch meiſtens ſehr elend. Ein großer Theil der Häuſer wurde noch von Holz errichtet, oder mit Holzwänden unterſtützt, und hatte noch meiſtens ungeheure Dächer, welche mit Schindeln, und nur ſelten mit Ziegeln, gedeckt wurden. Das Inwendige der Häuſer war durchgehends äußerſt zweckwidrig und unregelmäßig, und es wurde dabei mehr auf weite Gänge und Vorzimmer oder Flöze, als auf Ordnung und Bequemlichkeit der Wohnzimmer Rückſicht genommen. Gemeinere Häuſer glichen mehr finſtern Schlupfwinkeln und Gefängniſſen, als niedlichen Wohnungen. Auch bei Errichtung neuer Gebäude, und ganzer Gaſſen wurde nur ſelten auf Ordnung und Zierlichkeit geſehen, ſo daß noch jetzt die meiſten Städte mit krummen, engen Gaſſen, und ungeſchickt hervorſtehenden Häuſern und andern Gebäuden angefüllt ſind. Die Straßen der Städte waren theils noch gar nicht, theils nur in den Hauptgaſſen gepflaſtert, und Schmutz und Unreinlichkeit waren um ſo mehr noch allgemeine Eigenſchaften derſelben, als inner den Mauern der Städte noch häufig ordentliche Landwirthſchaften gehalten, und Heerden von allerlei Vieh aus- und eingetrieben wurden. An die heutigen Landſtraßen wurde noch gar nicht gedacht, und man mußte ſich an manchen Orten ganze Tage auf einer Straße mühſelig fortſchleppen, welche man jetzt in einigen Stunden zurücklegen kann. Auch die bürgerlichen Schulen in den Städten, die Waiſen- nnd Krankenhäuſer, nnd andere unentbehrliche und nützliche öffentliche Anſtalten dieſer Art ſind meiſtens erſt zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, oder noch ſpäter empor gekommen.

Die Nahrungsmittel der Deutſchen waren noch zu Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts ohne Vergleich geſchmackloſer, ungeſunder und ſchlechter, als ſie es heut zu Tage ſind. Die Tafeln der Fürſten waren zwar üppig und leckerhaft genug, und zumal, wenn vornehme Gäſte zugegen waren, mit dem ſchwelgeriſchten Ueberfluſſe wirklicher und ſogenannter Schaueſſen, welche letztere in verſchiedenen aus Mehlteig und Zucker verfertigten Figuren beſtanden*), überladen; auch wurden dieſe Tafeln mit ſchöner Wäſche verſehen, und reinlich gehalten;

---

*) Da man Hertrueg zue Eſſen Sind vor des kunigs eſſen gangen vier landtherrn, die da eſſen getragen haben, die ſind koſtlich geziertt geweſen mit Seyden, vnd vor den anndrn eſſen auch vier deſgeleichen, das erſt eſſen iſt geweſen confect, das annder eſſen was darob vnd dar Inn waren lebentig vogel, die ſchön ſungen, das dritt ain Schwartz wildprätt, das viertt ein gehegckh in ſchnitn weyſs vnd prawn, das fünfft was verguldt enngel vnd verguld aychorn, die ſtygen auff ain ausgeſawmen pawm, vnd die Bletter waren verguldt, das ſechſt zueghauener vnd Car-

---

prawn auch vergullbt, die ſtuenden auff den füeſſen mit gelben öpffelnn, das Sybenet was ain gartten vmzeintt, vnd auff dem zawn ſaſſen vogel, vnd was weyſſer vnd prawner gepachner Zucker vnd confect vnd in der mitt gieng ein guldener myßlrawm auff, daran Hienngen pirrn vnd confect, als ain klaine weliſche nuſs, die waren prawn vnd grüen, das acht rauſch, das newndt gepratens wildprätt newnerlay, das zechenndtt eingemachte Hüener in einer gelben prüe, das aindlifft gepachen Strawben — Hochzeit des K. Matthias 1476 in Weſtenrieders hiſtor. Beiträgen. Bd. 3. S. 133. — An einem andern Tage hat man hergetragen das erſt eſſen ſein vorgannngen vier Lanndtherren vnd Sebs darnach vnd iſt geweſen confect in Hohin guldin ſchüſſeln, das annder Hüener vnd capprawn in einer gelben prüe, das dritt wildprätt in einem pfeffer, das vierd waren Sulzuiſch in einem keskörblen auff einer guldin ſchüſſeln, Jnn der Mitt iſt geſtannden ain Haubtſtuck, daraus iſt ganngen ain miſtlerpawm vergulltt, darumb ſtuenden nur zagelſtuck Jn die hoch auff vnd alle vergullt, vnd die Sulz was weys vnd prawn, das fünfft waren pratten Spenſäw, vnd allerley wildprätt, das ſechſt geſotten viſch, das Sybendt waren vaſhüner gelb mit weſnperlan geſprenngtt, das achtt was ain Schachzagl von Mandlmilch prawn vnd weiſ, die Roch, vnd all ſtain waren von zucker vergulltt, das newndt vaſ Hunec in ainer Schwarzen prüe, das zechenndt pachen oblatt vgülltt, vnd Jnn der mitt ain pawm von puchſpawm, vgullt, vnd ain aber was Aeneas Sylvius (in ſeinem leswürdigen Briefe über das Hofleben und die Sitten der Hofleute)*) von den Speiſen und den Tafeln der Hofbedienten ſagt, erweckt Eckel und Grauſen. Sie bekämen, verſichert er, nur ſchlechten, verdorbenen, ſauern Wein, und an einigen Höfen gar nur Bier, und zwar das elendeſte. Sie bekämen bei ihren Tafeln keinen ſilbernen oder gläſernen Becher; denn man fürchte, daß man jenen ſtehlen, und dieſen brechen möchte, ſondern alle müßten aus einem und eben demſelben hölzernen Becher trinken, welcher noch überdieß höchſt unſauber ſey. Man müſſe zuwarten, bis dieſer Becher der Reihe nach an einen käme, da dann das Getränk durch lauſige Bärte, geifernde Lippen, und ſtinkende Zähne höchſt verunreinigt wäre. Die Speiſen beſtänden in einem zähen, und

---

van Jnn dem pawm, dar Jnn iſt geweſen des kunigswappen mit einem Hellm gekrönntt, das aindlifft ain coch, das zwelfft gepachen Strawben, vnd dieweil man geeſſen Hat, iſt ain Cölliches Trumetten, paugken vnd pfeyffen geweſen. Als dan an ainem ſollichen Hoff gewonhait iſt. Ebend. S. 140.

*) Epist. CLXVI. welcher anfängt: Stultos esse, qui Regibus serviunt, Vitamque tum infelicem, tum miserrimam ducere curiales etc.

ſchon halb faulen Fleiſche von alten Kühen, Ziegen, Schweinen, Bären, ſtinkenden Fiſchen, unverdaulichen Hülſenfrüchten, Kohlen, und einem Obſt, welches den Schweinen eben ſo ſchön vorgeſetzt würde. Dieſe Speiſen würden äußerſt übel zubereitet, mit ſtinkenden Oehlen und Fett gekocht, und ihr bloßer Geruch reize zum Ekel und Erbrechen. Die Tiſchtücher würden nicht geändert, bis ſie von dem Tiſch nicht mehr zu unterſcheiden wären, und die Handtücher ſeyen ſo zerriſſen, ſchmutzig und mürbe, daß ſie an den Fingern kleben blieben, und daß die Gäſte genöthigt würden, ihre Finger mit ihren Kleidern abzuwiſchen. Das Brod wäre ganz ſchwarz, und zugleich ſo hart, daß man beide Kinnbacken anſtrengen müßte, um etwas davon genießen zu können. Gewöhnlich müßten die Hofleute in einer Kammer, und je zwei in Einem Bett ſchlafen; deſſen Leintücher nicht nur zerriſſen und höchſt unreinlich, ſondern das noch überdieß mit allen Arten von Ungeziefer angefüllt wäre u. ſ. w. Auf dieſe Art wurde einige Zeitlang ſelbſt der Aeneas Sylvius bewirthet, und er könne es, ſagte er, dem Hofkanzler nicht genug danken, daß er ihn aus dieſem Schweinſtall, deſſen Anblick er in die Länge nicht würde haben aushalten können, herausgenommen, und an ſeine beſſer beſtellte Tafel gezogen hätte. — Die Speiſen der gemeinen Leute waren, wie leicht zu erachten, noch weit ſchlechter, und die Zubereitungen, wo möglich, noch ungeſunder und eckelhafter. In Bürgershäuſern kochte man gewöhnlich am Sonntage für die ganze Woche, und wärmte die Speiſen immer nur auf, welche, zumal im nördlichen Deutſchland, nur höchſt ſelten im friſchen, ſondern allein Tag für Tag im geräucherten und geſalzenen Rind- und Schweinefleiſch, geräucherten Würſten, Gänſen u. ſ. w. beſtanden. Nichts aber übertraf die ſchädlichen Zubereitungen ihrer Brühen, welche nicht nur mit allen Arten ſüßer, ausländiſcher Beeren, ſondern beſonders mit den heiſſeſten Gewürzen angefüllt, und wie eine dicke Sulz verſchluckt wurden. „Dem meiſten Theil unter uns, ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller, beſtehet ihr höchſtes Gut in einer würzhaften Speiſe, und wenn ſie nicht den Finger mit Safran beſalbt haben, wenn ihnen nicht der Zimmet aufſtößt, und ſie Nägelein athmen, wenn ſie nicht mit dem größten Aufwande, aus allem, für ihren Geſchmack Nahrung ſchöpfen können, ſo glauben ſie, nicht behaglich und anſtändig zu leben.“ Ulrich Hutten, nachdem er ſich über den Unſinn der Deutſchen ſeiner Zeit, übermäßig gewürzte Speiſen zu genießen, auf das bitterſte ausgelaſſen hatte, rief voll des Unmuths aus: „Mein höchſter Wunſch iſt es, daß von denen nie das Podagra ablaſſen möchte, die nicht ohne Pfeffer leben können, und daß die dereinſt grauſam Hunger leiden möchten, die nur überall her Speiſen holen, nicht, um davon zu leben, ſondern nur um ihren Gaumen zu reizen und die Eßluſt zu erwecken.“

Gleichwohl verdient die Unmäßigkeit im Eſſen kaum einige Rüge, wenn man ſie mit der Trinkwuth, welche damals nicht bloß unter gemeinen Leuten, ſondern allgemein an den Höfen herrſchte, in Vergleichung ſtellt. Das ſogenannte Zutrinken, welches darin beſtand, daß man auf die Geſundheit eines andern einen großen vollen Becher auf Einmal leeren mußte, hatte ſeine ordentliche Wohlſtandsregeln, und man hielt denjenigen für keinen wackern Edelmann und Deutſchen, der nicht Kräfte und Uebung genug hatte, um einige volle Becher nach einander leeren zu können. Die Völlerei wurde nicht nur für keine Schande gehalten, ſondern bei Mahlzeiten war der vornehme Wirth, der ſeine Gäſte beſonders ehren wollte, nicht zufrieden, wenn dieſe nicht vor Rauſch taumelten, und unter den Tiſch ſanken. In allen Städten hatte man ſogenannte gemeine Trinkſtuben, wo von den Handwerkern und andern Bürgern unſinnig gezecht, und, wie leicht zu denken, jeder Muthwille getrieben wurde. In ſolcher Rückſicht war es ſchon in frühern Zeiten unterſagt, Frauenzimmer zu ſolchen Gaſtmahlen, wo ſich Männer nach ihrer Art ergötzen wollten, beizuziehen, und ſogar bei Höfen mußten die Damen bei ſolchen Gelegenheiten in beſondern Zimmern ſpeiſen, und ſich bald entfernen. Wie allgemein und zügellos die Völlerei herrſchte, kann man daraus ſchließen, daß ſie eine Angelegenheit der Reichstage geworden, und daß ſie durch wiederholte Reichstagsſchlüſſe, wiewohl ſtets vergeblich, beſchränkt, und unterſagt werden mußte. Auf dem Reichstag zu Worms 1495 wurde unter andern verordnet, daß der Kaiſer (Maximilian I.) allen Kurfürſten, Fürſten und Ständen ſchreiben und gebieten ſoll, an ihren Höfen ihren Dienern, auch ſonſt allen Unterthanen, das Trinken, zu gleichen, vollen und halben (Bechern) nicht zu geſtatten, ſondern das ernſtlich zu ſtrafen; „und iſt gerathſchlaget, daß Se. Majeſtät ſolches an Dero Hof zu verbieten und zu handhaben anfange.“ Im Jahre 1524 vereinigten ſich mehrere geiſtliche und weltliche Fürſten, ſich für ihre eigenen Perſonen der Gottesläſterungen (welcher Gräuel ein gemeines Laſter war) und des Zutrinkens ganz oder halb zu enthalten, und dieſe Sünde auch ihrem Hofgeſinde zu unterſagen; doch mit ausdrücklicher Ausnahme, daß ſie an dieſe Verpflichtung nicht gebunden ſeyn wollten, wenn ſie in Länder kämen, wo das Zutrinken noch in Gewohnheit wäre, wie in den Niederlanden, in Sachſen, in der Mark, in Mecklenburg und in Pommern *); aber noch auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1521 tranken ſich viele Fürſten und Herren ſo voll, daß ſie darüber den Geiſt aufgeben mußten; und es vergieng keine Nacht, wo nicht drei bis vier Menſchen ermordet wurden, ungeachtet der kaiſerliche Profos Miſſethäter bei Duzenden hinrichtete.

Dieſen Ausſchweifungen folgten unzählige körperliche Uebel, und gräßliche Krankheiten auf dem Fuße nach, und kein Vorurtheil iſt alberner, als daß unſere Voraltern geſünder, als wir es ſind, geweſen, und ungleich älter geworden ſeyn ſollen. Um nichts von den allgemeinen entſetzlichen Seuchen, oder den ſogenannten Peſten, mit welchen von Zeit zu Zeit ganze Länder angeſteckt, und von welchen noch im fünfzehnten Jahrhundert ganze Städte entvölkert wurden, zu ſagen, ſo waren bekanntlich die Waſſerſucht, die Auszehrung, das Podagra, die Krätze oder der ſogenannte Ausſatz,

---

*) Püttners Hauptfaden, S. 391.

dann die Franzoſenkrätze allgemeine Uebel, deren alle gleichzeitige Schriftſteller, mit heftigen Klagen über die Urſachen derſelben, nämlich über die Unmäßigkeit und Völlerei Erwähnung thun. „Nun haben wir das erhalten, ſagt Ulrich Hutten, was eine nothwendige Folge dieſer Lebensart iſt, ich meine, unzählige Gattungen von Krankheiten, indem kaum der zehnte Edelmann in Deutſchland gefunden wird, der nicht am Podagra krank läge, von der Gicht gequält würde, oder die Waſſerſucht, Iſchiatik, und den Ausſatz hätte, oder von der mit den größten Schmerzen verknüpften Franzoſenkrankheit angegriffen wäre.“ Ein anderer gleichzeitiger Schriftſteller in Bayern ſchrieb: „Item das 1497 und des Jahrs davor iſt die Plag in teutſchen Land allenthalben ſonderlich hie (zu Landshut in Bayern) geweſt Mala Franzosen, groß Wärzen und Platern auch das etlich Perſonen groſs Löcher am Leib einbrochen ſein, und entſtanden, deshalben vil Schmerzen unter den Leuten. — Item des Jahrs ſeind vil Leut geſtorben, die ſich vorhin haben an den Franzoſen pflegen laſſen, vil erkrumbt vnd verderbt *).“ Wegen den Gefah-

---

*) Fasti consul. landishut. apud Oefele T. II. p. 777. 778.

ten der Anſteckung wurden im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, außer den Städten und Flecken, die Blatternhäuſer (für die mit den Franzoſenblattern behafteten) dann die Siechen- oder Sondernſiechenhäuſer, (in welchen die mit der Krätze angeſteckten von geſunden Leuten geſondert wurden) errichtet, die Verpflegungen ſolcher abgeſonderten Siechen aber lange Zeit zweckwidrig genug fortgeſetzt, indem man den Unglücklichen, welche wegen ihrer höchſt ungeſunden, im geſalznen und geräucherten Fleiſch beſtandenen Nahrung, dann wegen ihrer höchſt ſchmutzigen und unreinlichen Lebensart (Menſchen und Vieh lebten häufig beieinander, ſo, daß die Wohnſtuben auf dem Lande meiſtens mit Stroh und Laub bedeckt, und Miſt- und Schweinſtällen ähnlicher, als Menſchenwohnungen waren) mit der Hautkrätze behaftet wurden, als ein Mittel ihrer Geneſung friſches Schweinefleiſch, beſonders Speck, und den ſauern Landwein verſchrieb, durch deren Genuß das Uebel gewöhnlich vollends unheilbar geworden, und manchmal in eine Art Ausſatzes, oder Lepra (daher Leproſen) übergegangen iſt. Auch war die Furcht vor dieſem Elende ſo allgemein, und die Anſteckungsgefahr ſo groß, daß man in allen etwas volkreichern Dörfern, in allen Städten und Märkten durch obrigkeitliche Anſtalten, oder durch wohlthätige Stiftungen öffentliche Badhäuſer errichtete, welche, weil ſie von gottſeligen Stiftern zum Heil ihrer Seele errichtet worden, Seelbäder genannt, und in welchen nicht nur arme Leute umſonſt gebadet, geſchröpft, zur Ader gelaſſen, geſpeiſet, und mit Brod, Bier und Salz beſchenkt wurden, ſondern in welche beſonders die Handwerksburſche jeden Sonnabend (daher noch der an dieſen Tagen beſtehende Feierabend) mit Trommel und Pfeifen geführt wurden, um ſie durch das Baden von Schmutz und Unrath zu reinigen, und vor der Krätze zu bewahren. Auch die vornehmeren Klaſſen der Städtebewohner verſammelten ſich in Bädern, worin aber zwiſchen beiden Geſchlechtern Aergerniſſe und Ausſchweifungen vorfielen, welche mehr dazu geeignet waren, Krankheiten zu erzeugen und fortzupflanzen, als dieſelben zu heilen und zu entfernen.

Es wäre wider alle hiſtoriſche Wahrheit, und eine offenbare Verunglimpfung der deutſchen Nation, wenn man nicht eingeſtehen wollte, daß es, wie in allen Zeitaltern, ſo auch in dem Zeitraume, von welchem hier die Rede iſt, einzelne Perſonen, welche ſich über die grundloſe ſittliche Verdorbenheit ihrer Zeitgenoſſen erhoben, und mitten unter den böſeſten Beiſpielen weiſe, rein und wahrhaft gut und fromm blieben, daß es edelmüthige Fürſten und Fürſtenſöhne, welche ihrem deutſchen Vaterlande zu jeder Zeit Ehre gemacht haben würden, gegeben, und daß ſich beſonders die niederträchtigen und feigen Laſter der Wortbrüchigkeit, des Meuchelmordes *) u. dgl. ungleich ſeltener, als in allen andern europäiſchen Reichen, eingefunden haben. Deſſen ungeachtet, ſagt ein neuerer Geſchichtſchreiber **), wären die Sitten auch der deutſchen Höfe und Städte, der Vornehmen und Geringen, der Layen und Geiſtlichen in einem ſolchen Grade verdorben, daß die Laſterhaftigkeit anderer Völker in demſelbigen Zeitraume noch größer geweſen wäre, man es kaum für möglich halten ſollte, daß das Sittenverderben irgendwo einen noch höheren Grad hätte erreichen können. Aeneas Sylvius, der die Sitten der deutſchen Höfe und Städte kennen zu lernen, Verſtand und Gelegenheit hatte, ſchrieb in ſeinem Briefe über das Hofleben: „Schon ſein Vater Sylvius habe zweien Jünglingen, welche ſich bei demſelben Raths erholten, ob ſie ſich dem Hofdienſte widmen ſollten, davon abgerathen, und denſelben unter andern vorgeſtellt, daß nur derjenige Menſch glücklich ſeyn könne, welcher tugendhafte Eigenſchaften beſäße; dieſe aber würden von den Wohnungen der Fürſten ausgeſchloſſen, und wenn ſie irgend einmal durch Zufall oder Irrthum dahin kämen, ſo würden ſie unverzüglich wieder zur Flucht gezwungen, und durch die laſterhaften Sitten, welche in den Palläſten herrſchen, hinausgeſchreckt. — Er wolle ihnen, da er nicht Zeit genug hätte, um ihnen die Sache weitläufiger zu erklären, blos die Warnung gegeben haben, daß ſie die Aerndte dieſes Ackers Poſſenreiſſern, Schmeichlern und andern niederträchtigen Leuten überlaſſen möchten, welche aus Schwarz Weißes zu machen wiſſen; denn rechtſchaffene Männer fänden da keinen Beifall, und ihre Dienſte keine Belohnung. Wahnwitzig ſind fürwahr diejenigen, fährt Aeneas Sylvius fort, welche die Hofdienſte in der Abſicht ſuchen, um ſich Ehrenſtellen zu erwerben, und ſolche Leute ſind, um von ihrem Irrthume geheilt zu werden, nicht ſo ſehr meiner Belehrungen, als vielmehr einer guten Nieſewurze benöthigt; denn wer wird behaupten wollen, daß es bei Höfen wahre Ehrenſtellen gebe? Man ehret da weder gute Sitten noch Tugenden, ſondern je reicher und mächtiger Jemand iſt, deſto mehr wird ihm das, was man Hofehre nennt, zugetheilt. Oder wann hat jemals ein König einen Mann von geringen Glücksgütern, darum, weil er ſich durch vortreffliche Eigenſchaften auszeichnete, erhoben? Es haben ja aber, wird man mir entgegen ſagen, dennoch einige Perſonen von geringem Stande und Vermögen bei Höfen ihr Glück gemacht, und Beförderungen erhalten. Allerdings; aber ich nehme euch ſelbſt zu Zeugen, welcher Art Leute waren es? Solche waren es, welche die Fürſten mit ihren Sitten und Geſinnungen übereinſtimmend fanden, deren Geldgeiz, Unzucht, Schwelgerei, Völlerei, und Grauſamkeit ihnen bekannt war. Geizige Fürſten haben Wohlgefallen an Perſonen, die ihnen Schätze zuſammen ſcharren helfen; wollüſtige an ſolchen, die ihnen Mädchen und Frauen verkuppeln; Trunkenbolde an Saufgeſellen, und Grauſame an blutgierigen Dienern, welche ihrer Grauſamkeit fröhnen. Keiner iſt hier angenehm, und beſonders wird keiner aus dem niedrigen Stande emporgehoben, als welcher ſich dem Fürſten durch irgend eine recht niederträchtige That bemerkbar gemacht und dadurch ſeine Gunſt gewonnen hat. — Aeußerſt ſelten ſind ſolche, welche ſich einer unveränderten Hofgunſt rühmen können, und die Fälle ſind häufig, daß heute derjenige geſtürzt wird, welcher geſtern noch der allbeliebte Günſtling war. Man kennt auch an den Höfen kein wichtigeres Studium, als wie man unaufhörlich andere untergraben und ſtürzen, und ſich an ihre Stelle ſchwingen möge; jeder ſucht, der Vornehmſte zu werden, und unter den Hofleuten herrſcht nichts von Treue und Glauben. Der Bruder iſt vor ſeinem Bruder nicht ſicher, und Vater und Sohn ſchonen ſich nicht. Jeder ſieht nur auf ſich, und jeder ſtrebt nach Vorzügen und Macht. Tauſend Schalksaugen belauern ſtets den, der eben den größten Einfluß bei dem Fürſten hat, und tauſend verläumderiſche Zungen vereinigen ſich, um ihm den Sturz zuzubereiten, und dieſer und jener naget einen Faden der Gunſt ab, in der er bei dem Fürſten ſteht. — Einige führt die Begierde Reichthümer zu ſammeln, an die Höfe; aber ſolche müſſen ſich eine ſchimpfliche Knechtſchaft gefallen laſſen, und am Ende bleibt ihnen, was ſie an Reichthum geſammelt haben, dennoch nichts; denn wenn ſich ein ſolcher von dem Hofe, wo er ſich ein großes Vermögen erwarb, entfernen wollte, ſo würde er alles verlieren. Man erfindet irgend eine Urſache, ihm einen Ankläger auf den Hals zu ſchicken, läßt ihn eines Verbrechens überweiſen, das er nie begangen hat, raubt ihm ſeine Reichthümer wieder, und damit er das ihm angethane Unrecht nicht an das Licht bringen könne, wohl auch ſein Leben. — Alles wird bei Höfen mit einer niedrigen Schmeichelei, nicht mit gerader Wahrheitsliebe vorgebracht. Man empfiehlt die verächtlichſten Menſchen als wackere Leute, und verkleinert und verhöhnelt rechtſchaffene Männer. Auch finden weiſe Männer zu den Fürſten und ihren Höfen keinen Zugang, außer wenn ſie ſich die Niedrigkeit gefallen ließen, gleich andern Wohldienern kriechende Schmeicheleien vorzubringen, und den Ruhm ihres Namens und ihrer Tugend zu beflecken. Dagegen ſind die Palläſte der Großen mit Sängern, Muſikanten, Schalksnarren und Poſſenreiſſern angefüllt, welche ihre Eitelkeit kitzeln und ihnen die Zeit vertreiben können. Dieſe allein haben die Freiheit zu ſagen und zu thun, was ſie wollen. — Dennoch trifft man noch Eltern an, welche ihre Söhne an die Höfe ſchicken, in dem Wahne, daß ſie daſelbſt feinere Sitten lernen, und zu ſchönen Tugenden gebildet werden ſollten. Sie ſollten vielmehr ſagen, daß ſie ihre Söhne zur Erlernung aller Bosheit und Schändlichkeit geſchickt haben; denn gerade an den Höfen finden ſich die ausgelaſſenſten Jünglinge; gerade daſelbſt hört man die unehrbarſten Reden. Man hört wechſelweiſe bald die Unzucht, bald die Gefräßigkeit empfehlen. Niemand rühmet ſich, eine ſchöne That vollbracht zu haben; wohl aber thut man groß damit, daß man Jungfrauen geſchändet, Weiber entehrt, Widerſacher umgebracht, und Unſchuldige beraubt habe. Mit dieſen Laſtern und Beiſpielen werden die Jünglinge dergeſtalt angeſteckt, daß ſie bei ihren reifern Jahren nie wieder davon abſtehen. — In Wahrheit, mir ſcheint es gar nicht einmal wahrſcheinlich, daß an den Höfen der Fürſten, wo ſo viele Laſter herrſchen, ſo viele Reizungen von der Uebung der Tugend gleichſam gewaltthätig abziehen, ein tugendhafter Mann nicht aufhören ſollte, tugendhaft zu ſeyn; denn ſo wie auch ein guter Reiter von einem rücklings ſtürzenden und ſpornſcheuen Pferde endlich losgeſchleudert und herabgeſtürzt wird, ſo wird auch ein guter und gerechter Mann bei dem Hofleben allgemach von ſeiner ſtrengen Art nachlaſſen; er wird, ſo wie er wider die allgemeine Zügelloſigkeit und den Strom des Leichtſinns nicht genug verwahrt, und von ſo vielem Unrath von Laſtern und laſterhaften Buben unaufhörlich umgeben iſt, von dem ſchmalen Pfade ſeines bisherigen Wandels unvermerkt abweichen, und durch die Gewalt der Winde und Stürme wider Felſen getrieben werden." — Noch einen häßlichen Zug führt Aeneas von den Fürſten ſeines Zeitalters bei der Schilderung der Beſchwerden des Hoflebens während der Hofreiſen im Kriege an. „Die meiſten Fürſten können es gar nicht dulden, daß andere Menſchen auch froh und glücklich ſind, ſondern ſie finden vielmehr an den Unfällen ihrer Mitgeſchöpfe ihr Vergnügen. Sie bleiben daher ſelten lang an einem Orte, wo alles im Ueberfluſſe iſt, und eilen in Gegenden, wo nur ſie alles vollauf haben, und bequem wohnen können. Sie hören es gerne, wenn man ihnen erzählt, daß der eine ein Pferd verloren habe, der andere in ein Waſſer geſtürzt oder vor Kälte erſtarrt, oder vor Hitze verſchmachtet ſey." Mit dieſen Schilderungen der Fürſten und der Hofleute, welche im genannten Briefe des Aeneas Sylvius wörtlich und noch ungleich weitläufiger und auffallender vorkommen, ſtanden die Sitten, welche unter den gemeinen Volksklaſſen herrſchten, im engſten Verhältniſſe. „In Wien, ſchrieb eben derſelbe in einem andern Briefe, worin er die äußere Pracht und Schönheit dieſer Stadt ſehr anrühmt *), gehen gräuliche Dinge vor. Tag und Nacht werden Raufhändel wie ewige Schlachten fortgeſetzt, indem ſich bald die Handwerker mit den Studenten, bald die Hofleute mit den Handwerkern, oder dieſe mit jenen herumſchlagen. Selten geht eine Feierlichkeit ohne Blutvergießen ab, und Todtſchläge ſind etwas gewöhnliches. Es giebt keine Polizeianſtalt, von welcher bei einem Auflauf die Streitenden auseinander getrieben würden, und weder der Magiſtrat noch der Hof hält, was doch ſo dringend erfordert wird, eine Wache, um ſolchen Ausſchweifungen Schranken zu ſetzen. Niemand hält es für niedrig, Wein zu ſchenken. Beinahe alle Bürger halten Zechſtuben, wo ſie Trinkbrüder und liederliche Mezen hinlocken, dieſen auch, damit ſie deſto mehr trinken ſollen, unentgeldlich etwas Gekochtes aufſetzen, ſich aber dadurch wieder entſchädigen, daß ſie denſelben ein geringeres Maß geben. Der Pöbel iſt gefräßig und der Völlerei ergeben, und verlumpt am Sonntag wieder, was er ſich durch ſeine Handarbeit durch die Woche erworben hat; fürwahr ein lumpenhaftes und ganz verfallenes Geſindel! Die Anzahl der öffentlichen Huren iſt ungeheuer. Wenige Frauen ſind

---

*) Als K. Maximilian I. im Jahre 1488 von den Bürgern der Stadt Brügge in perſönlichen Verhaft genommen wurde, ſchrieben an dieſe die Venetianer die Worte: „ein todter Menſch krieget nicht mehr" welche Worte ſo klar ſind, ſagt Trithemius, der dieſe Anekdote in ſeinem Chron. hirsav. vorbringt, daß der nichts begreift, dem der Sinn derſelben nicht begreiflich iſt; aber die Deutſchen ſtreiten mit den Waffen, nicht mit unſichtbaren Künſten, ſetzt Trithem hinzu.

**) Hiſt. Vergleichung der Sitten und Verfaſſungen, der Geſetze und Gewerbe ꝛc. des Mittelalters mit denen unſers Jahrhunderts ꝛc. von C. Meiners ꝛc. erſter Band. S. 211.

---

*) Epist. CLXV. pag. 715 etc.

mit Einem Manne zufrieden. Die Adeligen laufen häufig in die Bürgershäuſer, und nehmen die Weiber, wie wenn ſie ihnen etwas Geheimes anzuvertrauen hätten, auf die Seite. Sogleich ſetzt der Mann Wein auf, entfernt ſich, und überläßt ſein Weib dem Muthwillen ſeines Gaſtes. Die meiſten Mädchen heirathen ohne Vorwiſſen ihrer Eltern, und die Wittwen warten die Zeit der Trauer nicht ab, ſondern verheirathen ſich nach ihren Gelüſten. Es giebt in Wien nur ſehr wenige Einwohner, deren Voráltern in der Nachbarſchaft bekannt wären; die meiſten ſind Fremde und neue Ankömmlinge. Reiche Kaufleute heirathen noch als Greiſen junge Mädchen, welche dann bald Wittwen werden, und jetzt irgend einen ihrer jungen Hausgenoſſen zur Ehe nehmen, mit welchem ſie bis dahin im Ehebruche gelebt haben, ſo daß ſehr oft Leute, welche noch vor Kurzem in niedriger Dürftigkeit lebten, plötzlich ſehr reich und wohlhabend werden. Dieſe, wenn ſie ihre Frauen überleben, heirathen dann wieder eine andere, ſo daß Familienreichthümer unaufhörlich von einer fremden Hand in die andere abwandern. Nur ſelten tritt der Sohn in das Vermögen und Gewerb ſeines Vaters ein. — Man erzählt, daß es nicht wenige Frauen gebe, welche ihre Männer, ſobald ſie ihnen beſchwerlich werden, mit Gift aus der Welt ſchaffen, und es iſt gar kein Geheimniß, daß Bürger, welche ihren Frauen ihr Mißvergnügen über ihren laſterhaften Umgang mit Edelleuten zu erkennen gaben, häufig von dieſen ermordet wurden. Man lebt hier ohne einem geſchriebenen Geſetz, und hält ſich bloß an alte herkömmliche Formeln, welche man oft willkührlich herumdreht, und auslegt. Recht und Gerechtigkeit ſind durchgehends feil, und wer Geld beſitzt, mag leben, wie er will. Strafen ſind nur für Leute, welche kein Vermögen oder keinen mächtigen Freund beſitzen, der ſich ihrer annimmt. Eidſchwüre, welche man vor Zeugen abgelegt hat, werden zwar ſtreng gehalten, aber wem mans abläugnen kann, daß man geſchworen hat, dem wird auch der ihm geleiſtete Eid nichts helfen." — Dieſe Schilderung von Wien enthält mehr und weniger eine getreue Abbildung anderer deutſcher Städte damaliger Zeit. Die veneriſchen gröbſten Ausſchweifungen hatten bei beiden Geſchlechtern, bei Vornehmen und Gemeinen auf eine unglaubliche Art überhand genommen, ſo daß ſogar nicht nur die Kleidungen der Frauen, ſondern auch der Männer äußerſt frech waren, und daß ſogar auf die Tafeln die unzüchtigſten Figuren zur Schau aufgeſtellt wurden. Es iſt bekannt, daß ſich vorzüglich im fünfzehnten Jahrhundert die Für=

ſten und Obrigkeiten im nördlichen und ſüdlichen Deutſchland, nachdem man die einfachen und wahren Mittel der Sittenbildung ganz mißkannte, veranlaßt ſahen, beinahe in allen größern Städten öffentliche Hurenhäuſer zu errichten und in ihren Schutz zu nehmen, um wenigſtens diejenige Klaſſe von Einwohnern, welche noch ein Gefühl für Zucht und Ehrbarkeit hatten, vor Gewaltthätigkeiten zu ſchützen. Auch erhielten ſich dieſe ehrloſen Häuſer, welche öffentlich zu beſuchen für gar keine Schande gehalten wurde, bis tief in die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts. Da zur Beſtreitung eines liederlichen Lebenswandels die ordentlichen Einkünfte nicht hinlangten, ſo waren Räubereien und Diebſtähle, Verfälſchungen der Waaren und Getränke, und Veruntreuungen jeder Art ſo gemein, daß alle Reichsabſchiede, alle magiſtratiſchen Polizeiverordnungen derſelben erwähnen. Des Meuchelmords hat ſich zwar der Deutſche, wie oben bemerkt wurde, überhaupt weniger, als alle europäiſchen Nationen, und nur ausnahmsweiſe ſchuldig gemacht; aber dennoch ſtarb kaum eine fürſtliche Perſon, deren Hintritt, wenn er unvermuthet, oder wenn er irgend einer mächtigen Parthei ſehr vortheilhaft gekommen war, man nicht einer heimlichen Vergiftung zugeſchrieben haben ſollte, und noch weniger trug man einiges Bedenken großen Herren ſolche Handlungen, welche von einer niederträchtigen Ungerechtigkeit und vom Meineid nicht frei geſprochen werden können, zuzumuthen. Als der Erzherzog Albert von Oeſterreich während der Streitigkeiten, welche er wider ſeinen Bruder, K. Friedrich III. erregt hatte, im Jahre 1458 zu einem Landtage nach Wien zog, und vor dieſer Stadt mit einem Gefolge von 3000 Reitern die Ankunft ſeines Bruders erwartete, dieſer aber mit einer kleinen Anzahl friedfertiger Begleiter heran kam, ſtellte dem Erzherzog Albert der Anführer ſeiner Truppen vor, daß man ſich denſelben Augenblick der Perſon des Kaiſers und der Stadt Wien leicht bemächtigen könnte. „Dann, ſetzte er hinzu, würde die Erbſchaftsſtreitigkeit von ſelbſt entſchieden ſeyn; auch erklärten ſich ja die Geſetze und das Volk ſtets für den Sieger.“ Der Erzherzog ſoll dieſem Vortrage eine kleine Weile unentſchloſſen nachgedacht, dann aber zum Anführer geſagt haben: „Ich hätte dir wohl verzeihen können, wenn du das gethan hätteſt, was du mir vorſchlägſt, daß ichs thun ſoll; aber ich kann dir keine Schandthat befehlen*).“

---

*) Aen. Sylv. Europ. Stat. sub Frid. III. ap. Freher T. II. p. 61.

Noch nachtheiliger würde der Verdacht gedeutet werden können, welchen bei der feierlichen Zuſammenkunft der drei Könige mit dem K. Maximilian I. im Jahre 1515 einige Ungarn und Polen auf den Kaiſer geworfen haben, wenn nicht geſagt werden könnte, daß man an andern gewöhnlich gerade die Sachen, deren man ſich ſelbſt am lebhafteſten fähig fühlt, argwöhnet. Der Kaiſer bewillkommte nämlich die drei Könige bei Trautmannsdorf auf dem freien Felde, und ſein Gefolge, das aus dem geſammten Adel der öſterreichiſchen Erbländer, und aus einer großen Anzahl deutſcher Herzoge, Fürſten, Biſchöfe und Grafen, welche ebenfalls ihre Begleiter mit ſich führten, beſtand, hatte ſich, um die Feierlichkeit feſtlicher zu machen, in den ſchönſten Rüſtungen eingefunden, und einen Hügel beſetzt, von welchem aus ſie den heran kommenden Königen ein prächtiges Schauſpiel gaben. Schon hatten ſich die Monarchen einander genähert und auf das rührendſte unterhalten, als einige Ungarn und Polen ganz beſtürzt ſich zu ihren Königen begaben, und ihnen, indem ſie nach dem Hügel hindeuteten, vorſagten, daß man ſo vieles Eiſens nicht bedürfe, um Freundſchaftsbündniſſe und Heirathen zu ſtiften. Sie verſprechen ſich, ſagten ſie, von ſolchen Zurüſtungen nichts Gutes, und ſie wollten ihre

Herren treumeinend gewarnt haben, ja nicht nach Wien zu gehen. Die Herren ſchienen wirklich in einige Verlegenheit zu gerathen, als ſich der König Sigmund von Polen ermannte, und den Seinigen und den Ungarn zurief: „Ich bin mit vollem Vertrauen zu dem Kaiſer gekommen. Ich will ihm mit vollem Vertrauen nach Wien folgen. Wer nun auf mich ein Vertrauen ſetzt, der folge mir; wer ſich aber fürchtet, bleibe zurück!“ Sigmund ermahnte insbeſondere ſeinen Bruder den König Uladislaus von Ungarn, ſeinem Beiſpiele ohne Bedenklichkeit zu folgen, indem er ja ſelbſt den Kaiſer ſtets geliebt hätte. Erſt auf dieſes Zureden gieng der Zug nach Wien vor ſich*). Wie über alle Vorſtellung gefühllos und roh endlich die Sitten auch der vornehmſten Leute, und wie weit die Ritter des fünfzehnten Jahrhunderts von jener feinen und galanten Lebensart, von welchen die heutigen unſinnigen Rittergeſchichten träumen und fabeln, entfernt geweſen, bezeugen die hiſtoriſchen Thatſachen, welche vielmehr beweiſen, daß denſelben die Beherrſchung roher Gemüthsbewegungen, Beſcheidenheit, Milde und Mäßigung ganz unbekannte Dinge waren, und daß die roheſten

---

*) Cuſpinian.

Ausbrüche ungebändigter Zügelloſigkeiten überall zum Vorſcheine kamen. Wenn man lieſt, daß Ludwig der Höckerige von Ingolſtadt ſeinen eigenen Vater, Ludwig den Gebarteten, belagerte, und ihn gefangen fortführen ließ, daß Herzog Heinrich von Landshut (ein reicher Herr) eben dieſen Ludwig den Gebarteten, ſeinen nahen Anverwandten, und einen Herrn von einundachtzig Jahren, wegen 32,000 Gulden im Gefängniß zu Burghauſen ſchmachten und ſterben ließ; daß eben jener Heinrich dieſen ſeinen Vetter Ludwig zu Konſtanz auf öffentlicher Straße anfiel und verwundete; wenn man ſich ſpäter vollends einen Herzog Ulrich von Würtemberg vorſtellt, der einen ſeiner Ritter, Johann Hutten, (deſſen Gemahlinn Ulrich verführt, und deren ſich ganz zu bemächtigen er den Vorſatz gefaßt hatte) unter dem Scheine von Freundſchaft zu einem Spazierritt einlud, ihn dann in einem Walde von hinten anfiel, ermordete (1515) und den zerfleiſchten, mit Staub und Blut verunſtalteten Körper eigenhändig an einen Baum henkte; wenn man ſich eben dieſen Ulrich vorſtellt, wie er ſeine Gemahlinn Sabina, eine bayeriſche Prinzeſſinn, mit Fäuſten ſchlug, bei den Haaren auf den Boden riß, mit ſeinen geſpornten Stiefeln in ſie ſtieß, und ſeinen großen Bärenbeißer an ſie hetzte. Wenn man Ausfälle von ſo ungezogener Art, wie in einem Schriftwechſel zwiſchen dem Herzog Heinrich dem jüngern von Braunſchweig Wolfenbüttel, und dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen vorkommen, lieſt*); wenn man lieſt, daß ſelbſt Kaiſer Karl V., welchem doch die Geſetze des Wohlſtandes früh und inſtändig genug eingeprägt wurden, in einer feierlichen Verſammlung zu Rom (1536), in Gegenwart des Pabſtes Paul III., der verſammelten Kardinäle, und der auswärtigen dazu eingeladenen Geſandten, wider den abweſenden König Franz I. von Frankreich, deſſen Geſandten ebenfalls gegenwärtig waren, auf das unanſtändigſte loszog, und ihn mit wüthenden Geberden und Stellungen zu einem Zweikampfe in bloßen Hemden auf einer Inſel, einer

---

*) Der Landgraf Philipp von Heſſen, ein Proteſtant, hatte nämlich im Jahre 1539 zwei Abgeordnete des katholiſchen Herzogs Heinrich. bei Kaſſel angehalten, und denſelben ihre Briefſchaften abgenommen, aus welchen nachher der Landgraf heimliche Rathſchläge und ſchlimme Abſichten wider die Proteſtanten zu entdecken glaubte. Hierüber entſtand ein Schriftwechſel, worin Herzog Heinrich den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen, einen Ketzer, Abtrünnigen, Rebellen, Monſtrum, Cain, Nabal und Trunkenbold ſchalt. Der Kurfürſt ſchrieb hinwieder eine Verantwortung gegen des verſtockten, gottloſen, vermaledeiten, verfluchten Ehrenſchänders, bösartigen Barnabas, und hirnſüchtigen Holofernes von Braunſchweig, ſo ſich Herzog Heinrich der Jüngere nennt, unverſchämt calphurniſch Schand- und Lügenbuch. Unter andern (um doch noch eine kleine Probe von dem damaligen Deductionsſtyle zu geben, führt Pütter in ſeiner deutſchen Reichsgeſchichte in ihrem Hauptfaden S. 407 fort) hieß es hier im Namen des Kurfürſten: „daß wir je zu Zeiten mit unſern Herren und Freunden einen guten Trunk in Fröhlichkeit gethan haben, geſtehen wir: können nicht ſagen, daß wir recht daran gethan haben; wollens auch nicht vertheidigen, ſondern zu Gott verhoffen, er werde uns Gnade verleihen, daß ſolches künftig

---

nachbleiben möge; berufen uns übrigens auf männiglich, was wir für ein Leben führen, da wir alle Morgen unſer Gebet zu Gott thun, auch in der heiligen Schrift leſen. — Und es beſchuldige uns der von Braunſchweig, wie er wolle; ſo wiſſen wir doch fürwahr, daß unſer Trinken uns nicht zu einem ſolchen Trunkenbold gemacht, wie Herzog Heinrich, der gleich des Morgens trunken iſt. — Heißt uns auch ein Monſtrum und Wunderthier in der Natur, Aeſopum rc. doch ſchmählich und unbedachtſam. Denn wiewohl wir nunmehro eines ſchweren Leibes ſind, ſo haben wir doch Gottlob unſere Glieder vollkommen, auch unſere Geſtalt einem rechten natürlichen Menſchen gleich, ohne alle der Natur Mißgeſtalt, Mangel, Deformation, und Gebrechen. Dazu hat uns Gott ein aufrichtiges Geſicht verliehen, daß wir den von Braunſchweig und einen jeden Biedermann fröhlich dürfen anſehen.“ rc.

Brücke, oder einer in einem Fluſſe vor Anker liegenden Galeere herausforderte, wenn man dieſe und unzählige ähnliche Thatſachen, deren ſich Fürſten und vornehme Ritter ſchuldig machten, lieſt; ſo müßte man wohl mehr als blind ſeyn, um nicht in ſolchen Sitten einen unendlichen Abſtand von dem, was man heut zu Tage Großmuth, Würde, Wohlſtand, adelige und feinere Lebensart nennt, zu ſehen, und um ſich nicht alle Augenblicke ſelbſt zu fragen, wie dann dieſe Herren und Ritter, Vornehme und Gemeine, erzogen wurden, und unter welcher Art von Bildung, Leitung und Unterricht ſie herangewachſen ſeyn müſſen, um ſo geartet, ſo fürchterlich ausgeartet ſeyn zu können.

Die herrſchende Erziehung und die höchſt mangelhaften und verkehrten Begriffe, mit welchen man die wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens behandelte, und behandelt wiſſen wollte, waren es eben, welche das Uebel vollends ſchrecklich machten, indem ſie es unheilbar zu machen ſchienen. Die Herren und Ritter des damaligen Zeitalters ahneten kaum, daß ſie ſich auf ſcheußlichen Abwegen befänden, und es war unmöglich, ihnen begreiflich zu machen, daß das, worin ſie Hoheit, Anſehen und Würde ſetzten, und ſuchten, ein leerer und abgeſchmackter Prun daß ihre ewigen Schmauſereien und Hoffeſte, mit denen ſie ſich und die Ihrigen zu Grund richteten, tollſinnige Verſchwendungen, daß ihre Heldenthaten meiſtens Früchte einer eiſernen Rohheit und plumpe Brutalitäten, und daß ſie (gemäß ihrer eingeſchränkteſten Einſichten, Vorſtellungsarten und Handlungen, welche durchgehends nur nach der niedrigſten Sinnlichkeit gerichtet würden) unter die Klaſſe elender und verächtlicher Geſchöpfe zu zählen, und als ſolche, aller wahren Ehre und Achtung unwürdig, und aller Beſſerung unfähig ſeyen. Zu dieſem zwar beſchämenden, aber heilſamen Blick und Gefühl wäre die erhabene Kraft, ſich über die gemeinen Vorurtheile und Beiſpiele eines höchſt verdorbenen Zeitalters hinauszuſetzen, und mit der zuverſichtlichen Ahnung, daß es etwas Beſſeres und Vollkommeneres gebe, ſtatt der gemeinen Straße den einſamen und unbeſuchten Pfad zu ſuchen, erforderlich geweſen; aber an eine ſolche Zumuthung war ſchlechterdings nicht zu denken. Gleich dem ganz verwahrloſten Bürger und Bauern, der im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts vom Leſen und Schreiben kaum noch eine Ahnung hatte, war auch der Ritter und Hofmann über allen Ausdruck unwiſſend, und (was die Natur der wilden und trägen Unwiſſenheit mit ſich führt) ganz und gar von der unſinnigen Meinung durchdrungen, daß es recht und löblich, ja daß es eine Haupteigenſchaft ſeines Standes und Berufes ſey, unwiſſend zu ſeyn. Die Klagen und Zeugniſſe einiger beſſer unterrichteten Männer (denn allerdings gab es deren einige, wie wir gleich hören werden) ſchilderten die Roheit der damaligen Ritter und Hofleute, und ihre gänzliche Geſchmackloſigkeit, und bittere Abneigung für alle Lektüre und Literatur auf die lebhafteſte Art. „Männer mit Kopf, ſagt Aeneas Sylvius in ſeiner Schilderung des Hoflebens ſeiner Zeit, lieben die Einſamkeit; ſie ſehnen ſich nach einer erquickenden Entfernung vom Geräuſche, und nach dem Vergnügen, ſich dem Nachdenken zu überlaſſen, etwas Gutes zu leſen, oder zu ſchreiben, und im ſtärkenden Umgange mit den bildenden Wiſſenſchaften ihren Geiſt zu erfriſchen; aber dieſes Vergnügen iſt den Hofleuten ſchlechterdings unbekannt, und deſſen Genuß iſt unter ihnen unmöglich. Sie kennen nichts, als Müßiggang, fade und lärmende Zerſtreuungen, Geſchrei und tobendes Herumrennen. Wenn man ſich irgend einmal an einen abgeſonderten Winkel ſetzt, und etwas leſen oder ſchreiben will, ſo überfällt einen ſolchen unverzüglich ein närriſcher Hofjunker; der mit ſeinen Näckereien nicht abläßt, bis man zu leſen aufhört. — Man muß hier auf allen Umgang mit den alten und berühmten Weiſen der Vorzeit Verzicht thun, und ſichs gefallen laſſen, mit Leuten zu leben, welche man eigentlicher Beſtien, an denen gar nichts Gutes haftet, nennen möchte *). Es wird, fährt er fort, an den Höfen der Fürſten für eine große Unart gehalten, Gelehrſamkeit zu beſitzen, und es zieht einem eine wahre Mackel zu, Geiſt und Beredſamkeit zu äußern. Das eben kränkt gelehrte Männer ſo ſehr, daß ſie wahrnehmen müſſen, daß man ſie an den Höfen durchaus verachtet, und daß die wichtigſten Geſchäfte von ſolchen Leuten behandelt, oder beſſer zu reden, mißhandelt werden, welche kaum wiſſen, wie viele Finger ſie an den Händen, oder wie viele Zehen ſie an den Füßen haben **)." Als der berühmte Rudolph Agricola im Jahre 1451 aus Italien nach Deutſchland zurück kam, beklagte er ſich bitterlich über den Mangel am Umgange mit Männern, die verſtänden, nach was er ſich ſehnte. „Ich empfinde es bereits nur zu ſehr, ſchreibt er in einem rührenden Briefe an ſeinen Freund Hegius, welchen

---

*) Epist. CLXVI. p. 735.

**) Ibid.

Verluſt des wiſſenſchaftlichen Geiſtes ich gelitten habe, ſeit ich aus Italien entfernt bin; wenn je nämlich mein wiſſenſchaftlicher Gehalt ſo beſchaffen iſt, daß ich wirklich etwas beſaß, das ich verlieren konnte. Schon fange ich an, der geiſtreichen Stellen großer Schriftſteller und ihrer hiſtoriſchen Denkmäler mich nicht mehr zu erinnern, und die Eigenthümlichkeit, die Anmuth und den Reichthum im Ausdrucke zu verlieren. Verſuche ich einen proſaiſchen Aufſatz, ſo habe ich Mühe, die wahren Ausdrücke zu finden, und ich bringe nur geiſtloſe, ſchleppende Redensarten, welche blöslich nur die Lücken ausfüllen, zum Vorſchein. Mein ganzer Vortrag iſt entſtellt, übel zuſammenhängend und geſchmacklos, was er vielleicht von jeher, aber es nie mehr war, als jetzt, ſo, daß ich die Sachen, welche ich behandeln will, mehr bloß anzeige, als ausdrücke. Aeußerſt ſelten wage ich mich an einen Vers; und wenn ich es unternehme, ſo will mir weder der leichte Fuß und geeignete Gang des Sylbenmaßes, noch der Wohllaut der Verſe, und poetiſche Schwung zu Gebote ſtehen; und ſo, wie die Verſe gleichwohl, nicht aus innerm Wohlgefallen, ſondern nach meinem gegenwärtigen Vermögen hervorkommen, ſo ſetze ich ſie hin, oder beſſer zu reden, ich nöthige ſie mir ab, und preſſe ſie aus meinem widerſtrebenden Herzen heraus. Die Urſache dieſer meiner traurigen Beſchaffenheit iſt eben dieſelbe, welche in einer gleichen Lage andern Männern, aber Niemand mehr, als mir, beſchwerlich, auf Niemand mehr, als auf mich wirkend iſt. Es fehlt mir hier gänzlich an einem befeuernden Antrieb zu den Wiſſenſchaften. Ich habe hier Niemand, der meinen Geiſt in Flammen ſetzte, der mit mir wetteiferte, der gemeinſchaftlich mit mir arbeitete, dem ich vertraulich erzählen könnte, und der mir hinwieder mittheilte, wie er durch Nachdenken auf einen kühnen Einfall gerathen, der mir einen vollendeten Aufſatz, oder ſonſt etwas vorleſe, womit er durch Lektüre ſeine Kenntniſſe bereichert, oder wie er ſich eine ſchöne und ſcharfſinnige Stelle angemerkt habe. Ich habe Niemand, der mich von Zeit zu Zeit veranlaßte, über etwas Schönes zu denken, und mein Urtheil zu ſagen, der meine Meinung über etwas forderte, ſie bezweifelte, und mir Einwürfe machte.“ „Hierin, im ſchlechten Unterricht nämlich, liegt die Urſache, ſagte Konrad Celtes in einer zu Ingolſtadt öffentlich abgeleſenen Rede (er ſage es mit der größten Betrübniß ſeines Herzens, verſicherte er, daß hierin die Urſache liege) warum unſere deutſchen Fürſten lebenslänglich unwiſſend bleiben, überall nur durch fremde Augen ſehen, von Ausländern verachtet, und als ungebildete Herren verhöhnet werden; warum ſie, da ſie doch in unſern Zeiten ſo ſchöne Beiſpiele vor ſich haben, alle ſchöne Literatur, und die Kenner derſelben vernachläßigen, und warum an ihren Höfen nichts Geringfügigers und Verächtlichers iſt, als ein Mann, der durch ſeine Reden, oder auch nur durch ſeine Kleidung beſſere Kenntniſſe verräth. Nur unſere Rohheit und unheilbare Geiſtesarmuth findet Beifall. Bei unſern Biſchöfen, deren Pflicht es doch vorzüglich wäre, die Wiſſenſchaften in Schutz zu nehmen, ſind die Literatur und Literatoren dergeſtalt gering geſchätzt und verachtet, daß ihnen Waldthiere, Jagdhunde mit ihrem Gebell, wiehernde Pferde, und wohl noch andere Beluſtigungen unendlich mehr behagen." — Ein anderer gleichzeitiger Schriftſteller, und ſelbſt ein Adeliger, Ulrich von Hutten nämlich, ſchrieb an einen ſeiner adeligen Zeitgenoſſen, welcher eine beſſere Erziehung erhalten hatte, und eine ſeltene Ausnahme von der Regel machte: „Wollte Gott, daß Deutſchland mehrere deines Gleichen beſäße. Dann würden wir bald aufhören, Barbaren zu ſeyn, und uns unſrer ſelbſt nicht mehr zu ſchämen haben. Du ſiehſt, welche Denkart und Sitten in unſerm Stande herrſchend ſind. Wer beide betrachtet, der muß uns eher für

Centauren, als für deutſche Ritter halten. Wenn ein junger vom Adel, dem die Natur eine Empfänglichkeit für beſſere Dinge mitgetheilt hat, ſich auf Wiſſenſchaften legt, ſo verachtet einen ſolchen der ganze übrige Adel als einen Menſchen, der kein Gefühl für die Würde ſeines Standes beſitzt, der ganz aus der Art ſeiner Voraltern ſchlägt, und ſich durch ſein Afterweſen von ihnen abſondert; ſie verlachen, ſie verhöhnen ihn, zeigen ſpottweis mit dem Finger auf ihn, ſo, daß viele, welche ohne Zweifel berühmte Männer geworden ſeyn würden, aus Furcht wieder ablieſſen, und gleichwohl wieder den Weg betraten, auf welchem ſie andere ſchwärmen ſahen."

Dieſe Herren und Ritter waren, gleich den niedrigſten Volksklaſſen, voll von den elendeſten Meinungen und Aberglauben, welche von dem ungebildetſten Hefen der Griechen und Römer auf die Chriſten fortgepflanzt, welche zwar von einigen Fürſten, Päbſten, Biſchöfen und andern erleuchteten Männern von Zeit zu Zeit, aber vergeblich, beſtritten worden, im ganzen Mittelalter mehr und weniger herrſchend, aber im fünfzehnten, und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts (nach der Eroberung von Konſtantinopel nämlich kamen die ſogenannten Neuplatoniker haufenweiſe nach Italien, und bezauberten und verrückten mit ihren elenden Vorurtheilen die Bewohner Italiens und anderer Länder) mit ihrer ganzen Wuth zurückgekehrt waren. Ueberall ſah und ſuchte man Zeichen und Vorbedeutungen in Kometen, Nordſcheinen, Gewittern, Ueberſchwemmungen u. dgl.; überall geheime und übernatürliche Kräfte, geheime und übernatürliche Wirkungen, vermöge deren die Geſetze der Natur aufhören, oder beſtändig durch die Künſte der Magier und Schwarzkünſtler verletzt werden ſollten, als von welchen man glaubte, daß allein ſie regierten, und daß ſie nicht nur die lebloſe Natur, ſondern auch Menſchen und Thiere, ja ſelbſt die Geiſter beherrſchten. „Zu Anfang des Juni 1456, ſagt Fugger in ſeinem Ehrenſpiegel (S. 629), erſchien am Himmel ein ungeheurer Komet, mit einem Schweif, ſo lang als ein Wiesbaum, womit er zwei himmliſche Zeichen bedecket, und dieß ganze Monat durch die Erde ſcheel angeſehen, auch im folgenden Jahre noch einen kleinern zum Nachläufer gehabt. Die darauf folgenden Geſchichten, als in eben demſelbigen Monat die Belagerung der Stadt Belgrad und türkiſche Niederlag, der Tod des theuern Chriſtenhelden Johannes Corvini, auch nachgehends Königs Ladislai, und darauf folgende Unruhen in Hungarn und Oeſterreich, auch die innerlichen Kriege des römiſchen Reichs, haden genugſam erwieſen, daß die Kometen nicht, wie man heut zu Tag ſpöttelt, ein leerer Dunſt, ſondern gewiſſe Vorboten göttlicher Zornruthen ſeyen." Im Jahre 1472, ſchrieb Vitus Arnpekh *), erſchien in den Monaten Jenner und Hornung, und ſchon im December des vorigen Jahres ſiebenzig Tage hindurch über dem Himmelskreis von Landshut ein Komet von einer ſolchen Größe, und beſonders mit einem dergeſtalt langen Lichtzug, dergleichen ſich Niemand erinnert, jemals geſehen zu haben; daher auch in eben dieſem Jahre, und in den zwei darauf gefolgten, in vielen deutſchen Landen eine große Peſtilenz erfolgte, welche, wenn ſie in einer Stadt nachließ, bald nachher in einer andern ſich einſtellte." Etwas Gewöhnliches waren die Nachrichten, welche auch in Anſehen ſtehende Männer (Betrogene und Betrüger) zur Erreichung gewiſſer Abſichten, verbreiteten, daß ſie Heere von bewaffneten Männern durch die Luft reiten geſehen, daß ſie in den Tiefen der Berge trommeln und trompeten gehört, daß ſie Ungeheuer von Menſchen und Thieren wahrgenommen, und ſchreckliche Zeichen an Sonne und Mond bemerkt hätten. Selbſt der Kaiſer

---

*) Apud Pez. Tom. III. p. 408.

Maximilian I., nachdem er im Jahre 1504, die Kurfürſten mit einem ungemeinen, aber vergeblichen Eifer ermahnt hatte, ihn zu einem Türkenkriege mit Geld und Truppen zu unterſtützen, erzählte den deutſchen Rittern, daß ſchon vor geraumer Zeit ein Stein zwei Centner ſchwer mit großem Getös vom Himmel gefallen, welchen Stein er, als ein Ermahnungsmittel des Himmels, in der Kirche zu Inſisheim aufhängen laſſen, wie er dann auch die Bedeutung dieſes geheimnißvollen Steines allen Königen und Reichsſtänden, aber ohne Erfolg, eröffnet hätte; nun wären aber auch die Folgen dieſer Verachtung des göttlichen Winkes eingetreten, indem die böſen Blattern (veneriſche Beulen) ſich eingeſtellt, und unzählige Menſchen hinweggerafft hätten; doch da auch durch dieſe Züchtigung der harte Sinn der Menſchen nicht erweicht worden, ſo habe Gott jetzt auf eine wunderbare Weiſe das Zeichen des Kreuzes mit blutrothen und todtblaſſen Farben, was viele tauſend Menſchen geſehen hätten, erſcheinen laſſen, welches alles bedeutete, daß die Deutſchen zu einem Feldzuge wider die Türken ſich ſollten anwerben laſſen. Zuletzt berief er ſich noch auf ein anderes Zeichen, nämlich auf eine Jungfrau, welche ſchon ſechs Jahre ohne Speiſe lebte. Aber keine Schwärmerei war allgemeiner, gräßlicher und ſchädlicher, als der Glaube an Magie, welche bei den alten Chaldäern nichts anders, als eine beſſere Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte geweſen, von unverſtändigen Leuten aber, welche nicht wußten, was man auf einem ganz natürlichen Wege wiſſen könne, für eine geheime Wiſſenſchaft und für ein heimliches Verſtändniß mit unſichtbaren Weſen erklärt, und die Schwarzkunſt genannt worden iſt. Gleich phantaſtiſch und ſchädlich war der mitverwandte Glaube an die ſogenannte Cabbala, unter welcher man die geheime Auslegung einiger Bücher der Schrift verſtand, welche Bücher unter gewiſſen Symbolen und Kraftwörtern eine unſchätzbare Wiſſenſchaft von lauter verborgenen Eigenſchaften und Kräften der himmliſchen und irdiſchen Dinge, dann ihrer verborgenen Sympathie, enthalten, und welche ſeit Moſes Zeiten von einigen wenigen Rabbinern durch ſorgfältig geheim gehaltene mündliche Ueberlieferungen durch alle Jahrhunderte fortgepflanzt, und immer nur einigen wenigen auserleſenen Menſchen mitgetheilt worden ſeyn ſollte. Vermöge dieſer Wiſſenſchaften glaubte man nicht nur künftige Begebenheiten und die Schickſale ganzer Reiche vorher verkündigen, ſondern auch die guten und ſchlimmen Folgen jeder Unternehmungen, die Eigenſchaften und Schickſale jedes Menſchen, und zwar aus dem Horoſkope oder der Zuſammenſtellung und Betrachtung der Geſtirne bei ſeiner Geburt, welche einen ewigen, unmittelbaren und unabwendbaren Einfluß auf alle Gefühle, Aeußerungen, Krankheiten und andere Zufälle ausübten, genau und unfehlbar beſtimmen, ja die ganze Natur in ihrer geheimſten Werkſtätte nachahmen, und vermöge der Alchymie Sand und Steine, ſo oft und viel man nur wollte, in Gold und andere Metalle verwandeln zu können. Man glaubte und lehrte ſogar im vollen Ernſte (was am Ende des erſten Jahrhunderts in Griechenland und Italien der berühmte, und von ſeinen Zeitgenoſſen vergötterte Apollonius von Tyana, und vor und nach ihm, mancher andere, betrogene und betrügende, Phantaſt gelehrt hatte) daß es vermöge der magiſchen Künſte nicht nur möglich, ſondern daß es ein ausſchließendes Vorrecht gewiſſer, unter beſondern Conſtellationen, und mit einer beſondern geheimen Geiſteskraft verſehener Menſchen ſey, eines beſondern Umganges mit reinen Geiſtern zu genießen, abgeſchiedene Seelen hervorzurufen, nach Belieben zu verſchwinden oder zu erſcheinen, alle Geſtalten von Menſchen und Thieren anzunehmen, die Sprachen aller Völker und Thiere zu verſtehen, Krankheiten zu verurſachen oder zu heilen, unwiderſtehliche Leidenſchaften zu erregen, und überhaupt die gewöhnliche Ordnung der belebten und lebloſen Natur nach Gefallen zu verändern. Dieſer eben ſo traurige als kindiſche Wahn wurde in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ſo allgemein, daß nicht bloß der gemeine Haufe, der ſich überall nur vordenken läßt, ſondern Männer, welche im Rufe von vieler Gelehrſamkeit und frommer Redlichkeit ſtanden, davon angeſteckt wurden, und daß ſie über die verborgene Weisheit (de occulta Philosophia) Bücher voll des ſchwärmeriſchen Inhaltes ſchrieben, und ihren Zeitgenoſſen die Köpfe vollends verrückten. Unzählige Menſchen trieben mit den eingebildeten magiſchen Wiſſenſchaften, mit Weisſagungen, Traumauslegungen, Heilungen ꝛc. ein ordentliches Gewerbe, und es war kaum ein deutſcher Fürſt, oder ein auch nur etwas begüterter Edelmann, der ſich nicht (ſo wie ſich jeder ſeine Schalksnarren hielt) einen oder mehrere Aſtrologen *) und Alchymiſten im ordentlichen Sold

---

*) Der Herr Hofrath und Profeſſor Heinrich von Leveling ꝛc. ſel. lieferte in ſeiner Historia chirurgico-anatomica (Ingolstadii 1791) aus einem im Univerſitätsarchiv vorhandenen Coder des fünfzehnten Jahrhunderts ein Beiſpiel dieſer Art, woraus ſich der Glaube an die Na-

gehalten, und geglaubt haben ſollte, durch jene den künftigen Ausgang ſeiner Unterneh-

---

tivitätſtellung erſehen läßt. p. 42. „Item in der Zeyt hat ſich begeben, das der hochgebohrn Fürſt Hertzog Ludwig (der Reiche von Landshut) loblich gedächtniſſ abermal ſchwach und krank iſt worden, auch ſich etwas beſorgt alles ſchwern fluſſ halben von dem Haubt vnd darauf den Doktor (Erhart Windſperger) beſandt vil mit ihm geredt Inn gehaim ſeiner Krankheit halben und ſeines Lebens Im auch befolchen Ertzeney vnd Radt zu geben für die apoplexi für der ſich ſonderlich ſein fürſtl. Gnaden beſorget bevahle auch dem Doktor ſeiner gnaden Nativität vnd gepurdt auff der Kunſt der Aſtronomey zu Practiciren. Name auch den Doctor auff für ſeiner gnaden Leibartzt, Rate vnd Diener, ſaget Im auch zu Jerlich von Handen zu geben fünfzig gulden mit ſambt den hundert gulden von der Univerſität Kammer auff zehen iare, mit Nachlaſſung der Lectur in der poetry (Poeſie) auf duſſ der doktor ſeiner Ertzeney mocht ausgewarten. bevalche auch den doktor ſolichs in gehaym zu halden Umb des Parteyiſchen Fürnemen villen den maiſter vnd doktor von dem newen wege (vermuthlich ſolchen, welche dieſe Sachen zu verachten anfiengen) beſtetigt auch ſolches mit fürſtlichen Wirden nach laut vnd Innhalt diſer nachgeſchriben brieffen:

„Ludwig von gottes gnaden Hertzog in nydern vnd obern baiern ꝛc. Unſer grus zuvor Hochgelerter liber getrewer wir ſchiken euch hiemit drew Pücher, hat das ain mit der grien mungen erfahren, durch dieſe ſich im Nothfall bereichern zu können. Die häßliche Krankheit

---

vnd roten geſchrifft der Viechtelberger gemacht, und die andern zway zwen Aſtronomy der Namen wir izt nit wiſſen haben, auch darinen ein Zedel Vnſers alters Vnd an welchen tag wir geborren ſint, aber nit aigentlich wiſſen wir vmb welche Stunde, doch laſſen wir uns bedeuten an der Vaſchang Nacht zwiſchen ailfen und zehen nachdem allen wiſſet euch zerichten, vnd in ewer Kunſt darnach ſehen. Datum Landtzhut am Suntag nach ſant Pauli bekerung anno etc. LXXVIII. (1478.) — Dem hochgelehrten unſern liben getrewen Rate Erhart Windſperger Doktor vnd ordinarien in der Ertzeney vnſerer Univerſitet zu Ingolſtadt in ſein hant.

Nachſchrift. Item wie Ir Unſer gepurdt durch ewer Kunſt findet, wollet uns wiſſen laſſen, auch der andern Kunſt davon Ir vns geſagt habet, ſunderlich vnd vleiſichlich nachgen als wir euch getrawen, auch wollet uns die Púcher bewaren damit ſie nit verloren werden vnd ob ſie euch zu ewrer Kunſt nicht dienten ſo ſchickt uns die fúrderlich wider.

Beilage. gnediger Her! als man zalt nach Chriſti gepurt tauſent vierhundert und in den zwelfften Jare an ſand Catherinen tag iſt geweſen der gros Windt, vnd zu derſelben Zeyt hat Euer gnaden Vatter Hertzog Hainrich loblicher gedechtnuſſ Hochzeyt gehabt. Item da man zalt von Chriſti geburt tauſend vierhundert vnd ſiebenzehen Jare iſt ewer gnaden geporn worden an der Vaſnacht. Item am freywar gleichſam unheilbar, und die angeſteckte und bethörte Einbildungskraft (denn in dieſer

---

tag unſer lieben frauentag in der Haberſchnit zwiſchen ſieben und Sechſen iſt geporn worden unſer lieben ſone Hertzog Jorg vnd wirdet vß an vnſer lieben frauentag anno etc. LXXVIII. Eins vnd zwaintzig Jare aldt. E. F. G gehorſamer Capellan bruder Johans Abbt zu Ratenhaſenlach.

Item auf ſolich bevelch hat der Docter des leſen zu zeyten laſſen anſteen, und ſich geflieſſen mit ſchwerer Müe für ſein Fürſtl. gnaden geſuntheit gearbeyt, auch der Revolution der geburdten beeder ſeiner gnedigen Herren Hertzog Ludwigs loblicher vnd ſeliger gedächtniſſ auch Herzog Georgens gepractiziret, auch aus den Revolution Hertzog Ludwig gebarnet vor der Eclipſis vnd bedechung payder Sun und Man In dem LXXVIII Jare verſchinen dan ſie bedeuten ſeiner fürſtl. Gden ain ſchwere tetliche Krankhayt auff den winter. wo ſolichs ſein genäd nit wird verkomen mit mer warnungen als ſich aus dem Judicio ſeiner fürſtl Gden ain halb Jar zuvor vbergeben warlich erfunden hat. Vnd auf ſolichs zuvorkumen fuget ſich der Doctor gen lantzhut mit etlich notwendiger Ertzeney auf barbare, welche artzeney und Judicium von etlichen Seiner gnaden Reten alsdan veracht wurden, auch inſunderhait von ainen alkimiſten der ſich neuet Maiſter Hainrich von Haydelberch der zu Regenſpurg in des biſchoffs hoffturn ain lange zeit gefangen gelegen, und durch Herzog Ludwig löblicher gedächtniß verbetts auff gelaſſen vnd zu den zeyten bei ſei allein ſitzt, wo die geſunde Vernunft ſchweigt, das Uebel) trotzte allen Wirklichkeiten und Erfahrungen, ſo ſehr dieſe unaufhörlich das Gegentheil lehrten. Man berief ſich vielmehr, weil freilich manches, was leicht vorher zu ſagen war, zutraf, auf die Erfahrungen, um das Daſeyn einer erträumten Wiſſenſchaft nicht ſo faſt zu erproben, als vollends mit ſchwärmeriſchen Lobpreiſungen zu verewigen. „Nichts macht die Menſchen mehr Gott ähnlich, (ſchrieb z. B. Anton Torquatus, ein Aſtrolog und Doctor der Arzneikunſt zu Ferrara in ſeinem Prognoſtikon an den König Matthias von Ungarn) *) als die Wiſſenſchaft der künftigen Zufälle, welche von Jedermann als eine Eigenthümlichkeit Gottes erkannt, und ohne Mittheilung dieſer göttlichen Eigenſchaft nicht erlangt wird. Die Erfahrung beweiſet den überaus großen Nutzen dieſer Wiſſenſchaft, durch deren Hilfe man ſowohl wichtige Rath-

---

ner fürſtl. Gnaden am hoff zu Landshut war, derſelbig vertreſte ſeine fürſtl. Gnaden noch zehen Jar zu leben: dadurch deß Doctors warnung veracht, vnd der obgenannt hochgeporn Fürſt Hertzog Ludwig auff den XVIII. tag Januarii LXXVIIII auch in deß genannten Doctor Erhart abweſen geſtorben. Dem gott genad."

*) Apud Freher. T. II. p. 169.

ſchläge ertheilen, als auch heilſame Maßregeln wegen zukünftigen Dingen ergreifen kann; ſie iſt aber auch eben darum Königen, Fürſten und Magiſtraten von der äußerſten Wichtigkeit.“ Gleich zu Anfang dieſes Prognoſtici verſicherte der Doctor den König Matthias, daß noch vor dem Ende des Jahres 1538 das ottomanniſche Reich zerfallen, und daß allein der deutſche Kaiſer über beide Kaiſerthümer, das abendländiſche und morgenländiſche, herrſchen, die Herrlichkeit des Königreiches Ungarn aber über den Glanz der Geſtirne ſich erheben werde. Je ſchrecklicher und abentheuerlicher die Dinge waren, welche von den Aſtrologen mit der größten Zuverſicht als ganz nahe angekündigt wurden, deſto feſter und allgemeiner wurden ſie geglaubt, und mehr als einmal wurde nicht nur ganz Deutſchland, ſondern ganz Europa in den größten Schrecken, und in eine unglaubliche Beſtürzung über die Drangſale, durch welche ganze Reiche zu Grunde gehen ſollten, verſetzt. Bald verbreitete ſich die Nachricht, und man wollte bereits unläugbare Zeichen geſehen haben, daß der jüngſte Tag kommen, bald ſagte man ſich mit der größten Bangigkeit vor, daß eine neue allgemeine Süntflut ſich einſtellen, und alle Menſchen, bis auf wenige Gerechte, hinwegraffen würde; und wiewohl ſolche Prophezeihungen durch die gegentheilige Erfahrung ſich ſelbſt hätten um ihr Anſehen bringen ſollen, ſo verloren ſie gleichwohl ſo wenig ihren Einfluß und ihren Schrecken, daß man nicht ſelten die ernſthafteſten Vorkehrungen traf, den nahenden Drangſalen zu entgehen, und daß man, auf eine Sündflutsprophezeiung eines Profeſſors der Mathematik und Aſtrologen zu Tübingen, Johann Stöffler (er kündigte nicht nur eine Sündflut auf das Jahr 1524, ſondern auf das Jahr 1586 ſogar das Ende der Welt an) in ganz Europa in die größte Beſtürzung gerieth, und daß man in Frankreich Güter auf der Ebene verkaufte, die höchſten Berge bezog, und ſogar bereits anfieng, Archen zu bauen *); aber kein Glaube war jemals ſchädlicher, und wüthete allgemeiner, als der Glaube an das wirkliche Daſeyn der Zauber- und Hexenkunſt, welcher zwar ebenfalls von den heidniſchen Römern ererbet, durch alle Jahrhunderte, wiewohl nach Karl dem Großen, der dieſen Glauben ſcharf ahndete **), nur einzeln und ſchüchtern fortge-

---

*) Moehſen berlin. Medaillenſamml. Th. 2. S. 412. u. w.

**) „Wenn einer vom Teufel betrogen, nach heydniſchem Brauch glauben wird, ein Mann oder ein Weib könne hexen, und eſſen Menſchenfleiſch, und pflanzt, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts aber dergeſtalt herrſchend wurde, daß die bethörten Menſchen alle Arten von Unfällen der Zauberei zuſchrieben, und daß entſetzliche, bis dahin ganz unerhörte, Erſcheinungen in allen deutſchen Landen ſich einſtellten. Man kann nicht ohne Betrübniß leſen, was Pabſt Innocenz VIII. in ſeiner berühmten Bulle vom J. 1484 ſagte, wie er nämlich mit der äußerſten Betrübniß vernommen habe, daß in einigen Gegenden Oberdeutſchlands, und zumal im Mainziſchen, Cölniſchen, Trieriſchen ꝛc. viele Perſonen beiderlei Geſchlechts ihres eigenen Seelenheils vergeſſen, ſich mit dem Teufel verbunden, und durch ihre Zaubereien und Beſchwörungen Menſchen, Vieh und den Feldfrüchten einen unſäglichen Schaden zugefügt haben *); denn die Folgen der ihm ertheilten Nachricht, welcher er einen vollen Glauben beimaß, war, daß er zwei Dominikaner, Jakob Sprenger und Heinrich Inſtitoris, als Hexenrichter nach Deutſchland ſandte, deren der erſtere als der Haupt-

---

wer ſie deßwegen verbrennen, ihr Fleiſch andern zum Genuß vorſetzen, oder ſelbſt eſſen wird, der ſoll mit dem Tode beſtraft werden." Cap. saxon. V. V. apud Eckhard. T. II. p. 30.

*) Mon. boic. vol. XVI. p. 246.

verfaſſer des berühmten Malleus maleficarum, oder des im J. 1489 erſchienenen erſten Geſetzbuches für den Hexenprozeß, welches die unglücklichen Zeitgenoſſen, und ihre noch unglücklichern Nachfolger des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts in ihren Meinungen erſt vollkommen beſtärkte, auftrat, der andere aber im Jahre 1497 nach Bayern kam, und weil er ſich nicht überall in Perſon einfinden konnte, daſelbſt den Probſt zu Kloſter Rohr, Wolfgang, vermöge eines öffentlichen Inſtrumentes zu ſeinem Stellvertreter ernannte, der dann auch nicht unterließ, im J. 1499 an den Pfarrer der Stadt Abensberg ein Schreiben voll Klagen über die Gleichgültigkeit, womit dieſer Pfarrer über die große Anzahl von Hexen, welche ſich in der beſagten Stadt befinden ſollten, hinſähe, zu erlaſſen und ihn ſeiner Pflichten nachdrücklichſt zu erinnern*). Jetzt wurde die gerade, geſunde Vernunft für Unſinn, und das Hinneigen nach derſelben für Gottloſigkeit gehalten. Man ſuchte ein Verdienſt darin, das zu glauben, was auch nur für glaubwürdig zu halten, einſt ein Gräuel war, und man bildete ſich ein, recht gottesfürchtig zu ſeyn, wenn man mit verſtockter

---

*) Ibid. p. 241. 248.

Hartnäckigkeit behauptete, daß ein Menſch die Macht habe, auf eine unbegreifliche Weiſe recht gottlos ſeyn zu können. Das Elend erreichte vollends die höchſte Stufe. In ganz Deutſchland rauchten die Scheiterhaufen für Ketzer und Zauberer, und Niemand war einen Augenblick ſicher, ob es nicht einen Unglücklichen, welcher der Hexerei beſchuldigt und eingezogen wurde, in ſeinen nächtlichen Träumereien und Phantaſien dünken würde, auch ihn bei dem Hexentanze geſehen zu haben, ob es nicht einem ſolchen Kranken einfallen würde, auch ihn zu nennen, und den Händen unerbittlicher Richter zu überliefern, welche gewöhnlich eben ſo roh, unwiſſend und bösartig waren, als ihre Gefangenen immer ſeyn konnten, und welche kein anderes Mittel kannten, Laſtern zu begegnen, als gerade das unverfänglichſte, laſterhafte Menſchen mit Todesſtrafen, und zwar mit ſolchen, welche vollends eine gänzliche Verhärtung, Verzagung und Verzweiflung nach ſich ziehen mußten, aus der Welt zu ſchaffen. Das lebendig Verbrennen, lebendig Vergraben, oder auch Einmauern, das Zerreiſſen mit glühenden Zangen, und Einſchütten heiſſen Oels in die Wunden, das Verſieden im Oel, das lebendig Zerdrücken, das Erſäufen in Schläuchen oder Säcken, in welche man Katzen, Hunde, Schlangen zu dem Hinzurichtenden verſchloß, das Ausreiſſen der Zunge u. ſ. w. waren die gewöhnlichen Schauſpiele, mit denen ſie das Volk allenthalben unterhielten, und bei denen ſie ſich einbildeten, ihren Amtseifer auf das Beſte bewieſen zu haben.

Was nun von dieſen ſämmtlichen Gebrechen und deren unzweckmäßigen Heilmitteln, wenn beide noch weiter fortgeſetzt worden wären, am Ende die Folge geweſen, daß eine gänzliche Verwilderung und gewaltſame Zerſtörung aller geſellſchaftlichen Bande eingetreten ſeyn müßte, läßt ſich aus der Natur moraliſcher Uebel, wenn ſie ohne Schranken um ſich greifen, und zuletzt alle menſchliche Gefühle tödten, leicht beſtimmen; aber große Drangſale ſind faſt immer auch die Aufwecker großer Köpfe, deren Aufruf dann oft wieder plötzlich die beſſern Naturen weckt, und Neigung und Muth zum Guten, und gute Beiſpiele wirket.

Nach allem dem, was wir bisher von dem Zuſtande der Deutſchen zu Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts hörten, iſt das Zeugniß der Geſchichte eben ſo unerwartet, als höchſt erfreulich, daß ſich zu eben der Zeit, wo im Allgemeinen alles ſo übel, wie wir vernahmen, beſtellt war, bereits in allen deutſchen Provinzen Männer hervorthaten, die nicht nur etwas ungleich Vollkommeneres ahneten, als ihre Zeitgenoſſen, ſondern wirklich das Beſſere ſahen und ausübten, die den Verfall der Sitten und der öffentlichen Verfaſſung in der Unwiſſenheit und Trägheit des Geiſtes, im Mangel an Erziehung und Bildung, aufſuchten, und dem Unweſen beherzt ſich entgegen ſtemmten. Der Anfang der ſchönen Morgenröthe erſchien zuerſt in Italien, wo der unvergleichliche Petrarcha (geb. 1304, geſt. 1374) zu einer ſolchen Zeit der Unwiſſenheit, der Sittenverderbniß, des Unglaubens und Aberglaubens, daß beinahe keine Menſchennatur unverdorben blieb, mit einer ihm eigenen Begeiſterung, ohne fremde Beiſpiele, ſich aufrichtete, und einige klaſſiſche Schriftſteller des römiſchen Alterthums, deren Namen auf den ſogenannten hohen Schulen ſchon ſeit vielen Menſchenaltern gar nicht mehr gehört wurden, mit einer unbeſchreiblichen Freude an das Tageslicht zog, und indem er Abſchriften derſelben in ganz Italien verbreitete, ganz Italien wahrnehmen ließ, daß es ganz andere Quellen von geiſtbildenden Kenntniſſen gebe, als man zu ſehen gewohnt war. Seine wohlthätigen Geſchenke wurden als die herrlichſten Entdeckungen verborgen gelegener, köſtlicher Schätze, mit einem eben ſo großen Erſtaunen als Beifall aufgenommen, und man hielt ſich bald für reich und beglückt, wenn man ſo glücklich geweſen war, irgend eine alte Handſchrift aus dem römiſchen Alterthum zu entdecken, oder eine bereits vorgefundene zu erhalten. Da man aus den römiſchen Schriftſtellern lernte, daß die altgriechiſche Literatur nicht weniger herrliche Schätze, und vielmehr die Quellen der altrömiſchen Gelehrſamkeit in ſich halte; ſo entſtand ſchnell ein eifriges Beſtreben, ſich mit jener bekannt zu machen, und ſchon zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war in Italien keine bedeutende Stadt, und beinahe kein Fürſt, der ſich nicht aus Griechenland einige Gelehrte beſchrieben, und Lehrer der griechiſchen Sprache aufgeſtellt haben ſollte. Man entdeckte allenthalben mit Verwunderung und Entzücken, welchen mächtigen und erfreulichen Einfluß dieß alles auf den Unterricht der Jugend und auf die Erziehung, auf die Sitten und auf die öffentlichen Angelegenheiten habe, und Päbſte, Fürſten und Herren hatten von nun an nichts angelegeners, als das Verdienſt, den Geſchmack an der ſeelenerhebenden Lektüre der Alten zu befördern und wer nur einigermaßen einer beſſern Erziehung ſich rühmen und erfreuen, und ſich bei der ſchönern Welt in Achtung ſetzen, in gebildeten Geſellſchaften geehrt und geſchätzt ſeyn wollte, beſtrebte ſich, (was auch die vornehmſten Perſonen des andern Geſchlechts thaten) aus den Schriften des beſten Zeitalters griechiſch und lateiniſch zu lernen.

In Deutſchland erhielten die mathematiſchen Wiſſenſchaften zuerſt ihre Verbeſſerung. Georg Peurbach, (ein Bayer, geb. 1423, geſt. zu Wien 1461) und ſein Schüler Regiomontanus (ein Franke, geſt. in Rom 1476) erfanden gleichſam die Trigonometrie, erhoben die Aſtronomie zu einer ſichern Wiſſenſchaft, und erwarben der deutſchen Nation den verdienten Ruhm, dieſe Wiſſenſchaften neu aufgerichtet, und ihren großen Nachfolgern, Copernicus, Tycho de Brache und Keppler u. a. die Straße, auf welcher dieſe nachher fortarbeiteten, gebahnt zu haben; aber auch in den humaniſtiſchen oder bildenden Wiſſenſchaften machten einzelne Deutſche frühzeitig große Fortſchritte. Schon im vierzehnten Jahrhundert errichtete im nördlichen Deutſchland Gerard Groot (geb. zu Deventer in der holländiſchen Provinz Oberyſſel um 1340, geſt. 1384) ein Inſtitut, das ſein unmittelbarer Nachfolger, Florentius Radewin vollendete, und welches den Mitgliedern unter andern es zur Hauptpflicht machte, gute, ſittliche Schüler zu bilden, und neben der heil. Schrift, und den Schriften der erſten Kirchenlehrer, auch die beſten Schriften der heidniſchen Sittenlehrer inſtändig zu leſen *). Einer der ehrwürdigſten und merkwürdigſten Schüler des Radewin, nämlich Thomas von Kempe, oder Kempten, (einem im kölniſchen Kirchenſprengel gelegenen Dorfe, von welchem er ſeinen Zunamen annahm) ein regulirter Chorherr auf dem Berg der heil. Agnes bei Swoll oder Zwoll, eben derſelbe, der die berühmten vier Bücher von der Nachahmung Chriſti ſchrieb, erwarb ſich um Deutſchland das größte Verdienſt, indem er ſechs geiſtreichen, in der Schule ſeines Convents zuſammentreffenden Schülern, dem Grafen Moriz von Spiegelberg, Rudolph von Lange, Rudolph Agricola, Antonius Liber, Ludwig Dringenberg, und Alexander Hegius, nicht nur den vortrefflichſten Unterricht, ſondern den weiſen Rath ertheilte, „daß die reichern nach Italien gehen, und dort die von den Zöglingen des Petrarcha, und Emanuel Chryſoloras (des Geſandten des griechiſchen Hofes in Italien) gebildeten Meiſter in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache hören, die ärmern aber, welche eine ſolche Reiſe nicht

---

*) Ueber die erſten Beförderer des Studiums der alten Literatur ꝛc. in den Lebensbeſchreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, von C Meiners. 2r. Bd S 308 u. ſ. w.

unternehmen könnten, nicht nur die Werke der italieniſchen Literatoren, ſondern auch die von dieſen Literatoren wieder gefundenen Werke des griechiſchen und römiſchen Alterthums zu erhalten und fleißig zu ſtudiren ſuchen ſollten. — Dieſe ſechs Mitſchüler, die in ihrer frühen Jugend in Swoll zuſammen ſtudirt hatten, blieben ihr ganzes übriges Leben durch die Bande der aufrichtigſten Freundſchaft mit einander verbunden; und man kann dieſe ſechs durch gleiche Neigungen und Abſichten vereinigten Jünglinge als den erſten Bund anſehen, der in Deutſchland, zur Beſtreitung der alten Barbarei, und zur Verbeſſerung der Schulen und der Schulwiſſenſchaften errichtet worden iſt.“ Aber auch im ſüdlichen Deutſchland thaten ſich mehrere unvergleichliche Männer, z. B. Johann Reuchlin, Conrad Celtes, und andere hervor, und jener war ſogar unſtreitig der erſte Deutſche, welcher die ächte lateiniſche und griechiſche Sprache auf einer hohen Schule lehrte, und mit Kenntniß und Geſchmack auslegte. Sämmtliche dieſe erſte Lehrer und Beförderer der alten Literatur hatten wider unbeſchreibliche Schwierigkeiten zu kämpfen. Wir haben im Leben Kaiſer Karls IV. von Böhmen gehört, daß dieſer Monarch zu Prag eine Univerſität errichtete, nach deren Muſter einige Zeit nachher viele andere in

Deutſchland errichtet wurden. Dieſe Univerſitäten verſchafften aber dem gemeinen Weſen wenig Nutzen, und den wahren Wiſſenſchaften leiſteten ſie ſo wenig einen rühmlichen Dienſt, daß ſie dieſelben vielmehr unterdrückten. Das Leſen der alten Klaſſiker, welches in frühern Jahrhunderten, wenigſtens in den Kloſterſchulen, üblich war, wurde von dieſen Univerſitäten gänzlich verbannt, und die Lehrer auf denſelben, meiſtens Mendikanten, lehrten und verſtanden nichts, als die höchſt ſchädliche Kunſt, nach den Regeln der verworrenſten, mißverſtandenſten Dialektik über unnützliche, oft über die unſinnigſten Gegenſtände in einem ſelbſt erfundenen, höchſt barbariſchen Latein zu zanken. Ihre Wiſſenſchaften flößten ihren Zöglingen weder Begriffe noch Geſinnungen ein, und man konnte der berühmteſte Univerſitätsmann und zugleich der gröbſte Ignorant und der abgeſchmackteſte Phantaſt ſeyn, ohne alle Ahnung deſſen, was man beſſere, im gemeinen Leben brauchbare, Kenntniſſe nennt, ohne alles Gefühl für Richtigkeit, Reinheit und Schönheit der Sprache, und des Vortrages. Dieſe Lehrer behaupteten ein unbedingtes, unumſchränktes Anſehen, bei welchem ſie geradezu eine blinde Anhänglichkeit und Unterwerfung für ihre Sachen forderten, und demjenigen fürchterlich wurden, der es wagte, ſie auch nur in der Entfernung zu berühren. Mit ſolchen hartherzigen, grämlichen, und zugleich äußerſt ſtolzen Lehrern mußten es nun die neuen Literatoren aufnehmen; und wenn dieſe auch ſchüchtern, oder klug genug waren, um jenen Univerſitätsmännern nicht offenbar ihre Verachtung zu erkennen zu geben, ſo konnten ſie doch die Natur der klaſſiſchen Literatur nicht ändern, welche ein ſchnelles Licht über die Albernheiten verbreitete, und was verachtet zu werden verdiente, als verachtungswürdig darſtellte. Ein glücklicher Umſtand für die Freunde der alten Literatur lag in der damaligen allgemeinen rühmlichen Mode der deutſchen Fürſten, und vornehmen deutſchen Geiſtlichen, Reiſen nach Italien anzuſtellen, wo ſie mit beſſer unterrichteten, gelehrten und geſchmackvollen erlauchten Perſonen von allen Ständen bekannt wurden, ſchöne Bibliotheken, und ganz andere Dinge und Anſtalten in Hinſicht auf die klaſſiſche Gelehrſamkeit ſahen, als ſie in ihrem Vaterlande zu ſehen gewohnt waren. Die Verachtung, mit welcher die damaligen Italiener auf die Deutſchen, die ſie ſchlechtweg Barbaren nannten, herabſahen, ſpornte ihren Ehrgeiz; und bei ihrer Zurückkunft nach Deutſchland ſahen ſie ſich nicht weniger um Männer, welche ſich durch ihre Kenntniſſe in der alten Literatur einen Ruhm erworben hatten, mit Sorgfalt um, theils um die Ehre ihres Hofes, wenn Fremde ankamen, zu retten, theils um dieſelben als Geſandte gebrauchen, oder ſie ihren Geſandten von Adel als Begleiter an ſolche Höfe mitgeben zu können, an denen man ſich durch einen gutgeordneten Vortrag, durch Reinheit und Anmuth der Sprache, und durch einen feinen Anſtand Empfehlung und Zutrauen verſchaffen mußte. Viele Fürſten, welche für Gefühle alter ſtiller Größe, alter Kraft und Tugend vorzüglich empfänglich waren, fiengen an, die Bücher, welche dieſelben ſchilderten, und die Männer, welche ſolche Bücher wohl erklärten, mit perſönlicher Achtung und Zuneigung lieb zu gewinnen, und die damals ſogenannten Neuerer, nämlich die Verbreiter der beſſern Literatur, wenn ihnen dieſe, um ſich ihres mächtigen Beiſtandes und Schutzes wider Verläumdungen und Verfolgungen zu verſichern, ihre Schriften dedicirten, in ihren perſönlichen Schutz zu nehmen, und ſolcher Männer, wie der ſchätzbarſten Kleinodien ihrer Höfe mit inniger Großmuth zu pflegen. Ein ſolcher Beſchützer der neuern und beſſern Literatur war z. B. Kurfürſt Philipp IV. in der Rheinpfalz, der den Johann von Dalberg, den Rudolph Agrikola, und andere berühmte Männer an ſich zog, und ſeine Reſidenzſtadt

Heidelberg zum Tempel der Muſen machte; ſolche Fürſten waren die Kaiſer Friedrich III., und ſein Sohn Maximilian I.; jener krönte auf einem Reichstage zu Nürnberg den Konrad Celtes öffentlich als Dichter; dieſer zog eben dieſen Celtes nach ſeiner Univerſität zu Wien, ernannte ihn zu ſeinem Bibliothekar und zum Profeſſor der Dichtkunſt; ja, er errichtete für dieſe und die Mathematik im Jahre 1501 eine beſondere Fakultät, zu deren Präſidenten er den Celtes ernannte *). Unter die Gegenſtände, welche zur beſſern Literatur gerechnet, und von Männern der neuen Gelehrſamkeit auf das eifrigſte betrieben, und von ihren erlauchten Gönnern auf das thätigſte gewünſcht und unterſtützt wurden, gehörte vorzüglich auch die vaterländiſche Geſchichte, ſo daß viele deutſche Gelehrte, wie eben der Konrad Celtes, aus einem Fleiß und Trieb in Deutſchland herumreiſten, andere, wie der berühmte Aventin in Bayern, von ihren Landesfürſten in die Klöſter und Stifter herumgeſchickt wurden, um Urkunden und Chroniken zur Geſchichte und Materialien zur Erdbeſchreibung zu ſammeln. Einzelne Gelehrte, als eben wieder der Konrad Celtes, dann Aventin in Bayern, fiengen ſogar an, unter dem Schutze großer Fürſten, ordentliche gelehrte Bündniſſe oder Akademien zu errichten, in welchen ſich die würdigſten und gelehrteſten Männer der Nation vereinigten, um die noch herrſchende alte Barbarei zu zernichten, und durch die Verbreitung der klaſſiſchen Literatur beſſere, nützlichere Kenntniſſe und Empfindungen zu verbreiten. Dieſer Zweck wurde zu gleicher Zeit durch die Aufſuchung und Sammlung alter griechiſcher und römiſcher Kunſtdenkmäler, durch die ſchnelle Entſtehung unvergleichlicher Künſtler, Maler, Bildhauer, Baumeiſter vortrefflich befördert. So wahr, erfreulich und preiswürdig indeſſen dieſe Erſcheinungen in Deutſchland waren, ſo wenig waren ſie gleichwohl noch einheimiſch, oder allgemein anerkannt. Bei weitem der größere Theil der vornehmen und gemeinen Geiſtlichkeit, des Adels und der Univerſitätsgelehrten haßte die geiſtbefördernden, kritiſchen und nützlichen Wiſſenſchaften eben ſo bitter und grimmig, als er zu träg, zu üppig, und einer zu eingeſchränkten Denkungsart war, um ſich mit denſelben bekannt zu machen. Auch trug der Umſtand, daß die neuen Literatoren faſt alles in der lateiniſchen Sprache ſchrieben, nicht wenig dazu bei, daß ihre Schriften in einem engern Kreis von Leſern eingeſchloſſen, und dem Publikum unbekannt blieben.

---

*) Freher. Germ. Rer. script. T. II. p. 237.

Gleichwohl war ſchon das, was mit der Verbeſſerung der Wiſſenſchaften vorgieng, wiewohl es in Hinſicht auf die gemeine Menge noch ſehr wenig war, von einer unbeſchreiblichen Wirkung. Die Lectüre der alten klaſſiſchen Geſchichten, Dichter und Weltweiſen, die kräftigen erhabenen Geſinnungen der größten Staatsmänner, Geſetzgeber, Heerführer, und denkender großer Köpfe, welche in den alten klaſſiſchen Büchern geſchildert werden, erheben mit innerer Kraft und Macht jede, noch nicht ganz zerdrückte, menſchliche Natur, durchdringen, veredeln und ſtärken ſie mit Erhabenheit, Scharfſinn, Feinheit, Milde, Güte und Ruhe, verſchaffen ihr das ſichere Gefühl, über Welt und Menſchen richtig zu urtheilen, und die ſtolze, kühne Betriebſamkeit, ihr Urtheil über alles Wichtige frei zu ſagen, und mitzutheilen. Hatten ſich vor der Wiederauflebung dieſer alten Wiſſenſchaften, welche man vorzugsweiſe die bildenden oder humaniſtiſchen, ſo wie man ihre Verehrer und Kenner Humaniſten nannte, von Zeit zu Zeit Männer hervorgethan, welche die herrſchenden Mißbräuche und Unordnungen ſcharf rügten, und auf ihre Abſtellung drangen; ſo wurde jetzt der Quelle derſelben, nämlich der faulen, ſchändlichen und eben ſo ſchädlichen Roheit und Unwiſſenheit die Fehde öffentlich angekündigt. Mehr als ein rüſtiger

Mann ſuchte in öffentlichen Schriften, deren Verbreitung die Buchdruckerkunſt begünſtigte, die Beherrſcher der deutſchen Staaten auf den Gräuel der Sitten, auf die Mißbräuche, welche in religiöſen Dingen vorhanden waren, auf die mangelnden Anſtalten der Erziehung aufmerkſam zu machen, und mit einer Zuverſicht und Beſtimmtheit, die jeden Uneingenommenen hätte belehren und warnen können, vorher zu ſagen, welche Folgen das öffentliche Unweſen, wenn man dieſem nicht in Zeiten ſteuerte, unvermeidlich nach ſich ziehen müßte; aber man war bereits zu tief geſunken, und zu ſchlimm geworden, als daß man den Männern, die es gut meinten, einige Aufmerkſamkeit hätte ſchenken, oder daß man auch nur hätte ahnen und glauben ſollen, daß nicht alles ſo bleiben müßte, wie es damals war. Vielmehr wurden manche jener braven Männer, bald wegen unbeſcheidener, oder zu heftiger Ausdrücke, bald wegen perſönlicher Unarten, die nicht zur Sache gehörten, und welche an den Vertheidigern der Dummheit, wenn dieſe auch doppelt damit beladen waren, nicht im geringſten gerügt wurden, den ſchärfſten Ahndungen unterworfen, und nicht ſelten von ihrem Amte und Vaterlande verjagt, zum unbeſchreiblichen Aergerniß und Mißvergnügen ihrer Freunde und Anhänger, und zum höchſten Nachtheile der guten

Sache, indem ſolche Mißvergnügte aus Gram und Mißmuth in ihren folgenden Schriften manchmal alle Schranken der Zucht und Beſcheidenheit umſtürzten, und das wirklich Wahre mit übertriebenen, unrichtigen und ungereimten Dingen verwechſelten. Auch der gemeine Mann, der Bürger und Bauer, welchem die ungeheuern Ueppigkeiten und Verſchwendungen ſeiner Herren äußerſt läſtig wurden, war zu eben dieſer Zeit im höchſten Grade unzufrieden, und geneigt und vorbereitet, jedem, der ſich ihm unter dem Scheine eines Retters darſtellen würde, die Hände zu bieten, und ſich, da er nichts ſehnlicher, als eine Aenderung ſeines unerträglichen Zuſtandes wünſchte, jede, auch noch ſo grelle Aenderung gefallen zu laſſen. Alles trieb und kochte in einer ſtummen, ſchrecklichen Gährung; und da ſich Niemand fand, der Weisheit, Uneigennützigkeit und Entſchloſſenheit genug beſaß, den wühlenden Strom abzuleiten, ſo war ein Ausbruch deſſelben, von was immer für einer Seite, und in welcher Geſtalt er kommen würde, unvermeidlich. Die Natur der Dinge mußte endlich, was ſie, wie die Geſchichte zeiget, überall, wo es ſo weit kam, gethan hat, von ihren Gebrechen ſich reinigen, und auf Koſten der vorhandenen Kranken, geſündere Menſchen zeugen.

Im Jahre 1516 ſchrieb Pabſt Leo X. zur Vollendung der St. Peterskirche zu Rom, und zum Türkenkrieg eine freiwillige Beiſteuer und einen Ablaß aus, und trug die Verkündigung desſelben dem Erzbiſchof und Kurfürſten von Mainz, und dem Erzbiſchof zu Magdeburg, Albert von Brandenburg, auf, welcher das Geſchäft dem Dominikanerorden empfahl, von dem der Dominikaner Johann Tezel, ein geborner Leipziger, zum Verkündiger des Ablaſſes ernannt, und vom Erzbiſchofe beſtätiget wurde. Tezel erſchien im Jahre 1517 als Ablaßprediger in der Gegend von Wittenberg, wo der Kurfürſt Friedrich, genannt der Weiſe, unlängſt eine Univerſität errichtet, und unter andern gelehrten Männern, den (im J. 1483 zu Eisleben in Sachſen gebornen) Martin Luther, des Auguſtinerordens, im Jahre 1502 zum Lehrer der Weltweisheit, nachher aber zum Lehrer der Theologie gewählt hatte. Dieſer Mann war ſehr gelehrt, und zugleich einer außerordentlich heftigen, kühnen und unbeugſamen Gemüthsart, welche ihm bei ſeinem einſamen und ganz wiſſenſchaftlichen Leben gleichſam zur Natur geworden war. Die Erſcheinung des Tezel war ihm unerträglich; er beſtieg die Kanzel der Hauptkirche zu Wittenberg, und zog auf das bitterſte nicht wider die Gültigkeit des Ablaſſes, ſondern wider den

Mißbrauch deſſelben, und wider den Unfug ſeiner Verkündiger los, wobei ihn der Zulauf und Beifall des Volkes, welchem alles Neue, und Ungewöhnliche überall willkommen iſt, ſehr aufmunterte; er machte über den Inhalt ſeiner Predigten ſogar dem Erzbiſchofe von Mainz Vorſtellungen, und bald darauf ließ er fünfundneunzig ſogenannte Theſes, oder Lehrſätze, nicht als ſchon untrügliche Wahrheiten, ſondern als Gegenſtände eines Disputirgefechtes, drucken, zu welchem er auch einen Tag beſtimmte, und Jedermann aufforderte, ſich mit ihm in einen Streit einzulaſſen. Niemand erſchien; aber ſchriftlich wurde ihm von verſchiedenen Theologen unverzüglich geantwortet, unter welchen Johann Tezel durch ſeine bittere Ausfälle auf die Rechtgläubigkeit des Luthers dieſen zur heftigſten Vertheidigung reizte. Die Predigten, welche dieſe beiden Männer wider einander hielten, wurden, nebſt andern Schriften in ganz Deutſchland geleſen, und ſogleich entſtanden Partheien, von denen ſich ein groſſer Theil nichts weniger, als für die Widerleger des Luther erklärte; aber viele dieſer Widerleger ſchadeten ſich, und der Wahrheit ſchon durch ihren ganz elenden und geſchmackloſen Vortrag, wodurch ſie als bloße rohe Schultheologen, die mit der beſſern humaniſtiſchen Literatur ganz unbekannt waren, erſchienen, und allein ſchon in dieſer Rückſicht als abgeſchmackte Pedanten verlacht und verachtet wurden. Da ſie überdieß im frommen Eifer nicht ſelten auch ſolche Dinge, welche lange vorher als Mißbräuche erkannt wurden, in Schutz nahmen, ſo verloren ſie durch ihre eingeſchränkten Vorſtellungsarten, und dadurch, daß ſie ſich meiſtens nur auf Anſehen und Macht beriefen, das Zutrauen aller derjenigen, welche nicht mehr nur bloß durch Ausſprüche zum Stillſchweigen gewieſen, ſondern gründlich belehrt und überzeugt werden wollten. Luther hatte ſich gleich anfangs auf die eigene Vernunft, und auf die ausſchließende Entſcheidung der Bibel berufen, und auch dieſer neu aufgeſtellte Grundſatz (von welchem er nachher nie wieder abgieng, und welcher ihn zu allen ſeinen weitern Schritten verleitete) wurde von vielen um ſo mehr mit Beifall aufgenommen, als anfangs von einem Abfall von der römiſchen Kirche noch gar keine Rede, dieſer Abfall auch gar nicht die Abſicht des Luther (er ſelbſt ahnete noch nicht, wie weit die Sache gehen würde) war; auch Jedermann nur noch von Mißbräuchen, die abgeſtellt werden ſollten, und von der Reformation ſolcher Dinge, deren Verbeſſerung ſchon auf den Kirchenverſammlungen zu Konſtanz und Baſel gewünſcht worden waren, ſprach. Verbeſſerungen dieſer

Art wurden auf dem Reichstage, welchen K. Maximilian I. im Jahre 1518 zu Augsburg angeſetzt hatte, in der Hoffnung, von den deutſchen Ständen eine ergiebige Unterſtützung zu einem Türkenkrieg zu erhalten, von den deutſchen Fürſten mit einem ſolchen Eifer, daß die Türkenhülfe für weit unwichtiger angeſehen wurde, gewünſcht, und es wurden ſelbſt von Geiſtlichen die nachdrücklichſten Klagen über verſchiedene Eingriffe des römiſchen Hofes, und beſonders über die Beſetzungen geiſtlicher Aemter mit höchſt unwiſſenden Perſonen vorgebracht; allein der gute Kaiſer, der ſich in ſo weit ausſehende Gegenſtände nicht ferner miſchen wollte, war damals nur beſorgt, daß vor allen Dingen die allgemeine Gährung, welche über die neuen Lehrſätze des Luther in Deutſchland ſich äußerten, unterdrückt werden möchte, und er bat daher den Pabſt Leo X. inſtändig, ſich ſeines Anſehens zu bedienen, und den ärgerlichen Zänkereien ein Ende zu machen. Pabſt Leo X. befahl dem Luther, ſich binnen ſechzig Tagen in Rom zur Verantwortung zu ſtellen, ließ ſich aber bald darauf durch die Vorſtellungen des Kurfürſten Friedrich von Sachſen, und der Univerſität Wittenberg, bewegen, den Befehl dahin abzuändern, daß Luther vor dem Kardinal Cajetan, welcher ſich auf dem erwähnten Reichstage zu Augsburg befand, erſcheinen ſollte. Luther erſchien, und wurde von dem Kardinal mit Güte und Achtung empfangen; da ihm aber von demſelben aufgetragen wurde, daß er ſeine Lehrſätze, deren viele bereits zu weit aus allen Schranken geſchritten waren, widerrufen, und ferner nichts mehr wider den Ablaß predigen oder ſchreiben ſollte, verſprach zwar Luther dieſes letztere, wiewohl nur auf den Fall, daß auch ſeinen Gegnern alles Schreiben über dieſen Gegenſtand unterſagt werde; allein auf einen Widerruf wollte er ſich durchaus ſo lange nicht einlaſſen, bis er ſich ſeines Irrthumes, aber allein aus der Bibel, überwieſen ſehen würde. Auf dieſer Erklärung verharrte er auch bei einer wiederholten Erſcheinung vor dem Kardinal, und da dieſer, wiewohl ein Herr von gründlicher Gelehrſamkeit, es ſeiner Würde nicht für anſtändig hielt, ſich in eine förmliche Disputation mit ihm einzulaſſen, und auf eine Schrift, welche wegen der verweigerten Widerrufung Vorſtellungen enthielt, keine Antwort gab, verließ Luther die Stadt, indem er ſowohl ein Entſchuldigungsſchreiben an den Kardinal, als auch eine Appellation an den Pabſt, welcher, nach ſeinem Dünken, erſt beſſer von der Beſchaffenheit der Sache unterrichtet werden müßte, hinterließ, welche Appellation zu Augsburg öffentlich angeheftet wurde.

Zu Wittenberg, wohin er wieder zurückkehrte, wurde er vom Kurfürſten Friedrich, ungeachtet mehrerer päbſtlichen Ermahnungen, ihn nach Rom zu ſenden, oder wenigſtens aus ſeinem Lande zu entfernen, geſchützt, und da dieſer Kurfürſt nach dem den 12. Jänner 1519 erfolgten Hintritte des Kaiſers Maximilian I. in den ſächſiſchen Ländern vollends als Reichsverweſer auftrat, genoß Luther bis zur Wahl eines neuen Kaiſers, einer ruhigen Sicherheit, und einer vollkommenen Freiheit, ſo weit, als ihn der Ungeſtüm ſeines Geiſtes treiben würde, fortzuſchreiten. Im J. 1519 ließ er ſich zu Leipzig in Geſellſchaft des Andreas Bodenſtein, oder Carlſtadt, Prof. der Theologie zu Wittenberg, mit dem Profeſſor und Prokanzler von Ingolſtadt, Johann Eck, über dreizehn Sätze, welche den freien Willen, die Buße, das Fegfeuer, den Ablaß, die Oberherrſchaft des Pabſtes u. ſ. w. betrafen, in einen öffentlichen Streit ein, der aber, wie alle Vorſtellungen und Zurechtweiſungen, mit denen man ihn ſeiner Irrthümer überführen wollte, keine andere Folge hatte, als daß ſich ſeine Heftigkeit und Kühnheit verdoppelte. Widerlegt wollte er nun ſchon durchaus nicht mehr ſeyn; und gleichwie er ſich anfangs auf den, nach ſeinem Ausdrucke, beſſer zu unterrichtenden Pabſt, und bald darauf von dieſem

(Pabſt Leo X. hatte vermöge einer den 20. Brachmonat zu Rom datirten Bulle ſeine Schriften verdammt) auf eine allgemeine Kirchenverſammlung berief, ſo ſprach er endlich auch den Kirchenverſammlungen, da man ihn auf die von denſelben über Glaubensſachen erlaſſenen Dekrete hinwies, alles entſcheidende Anſehen ab, und berief ſich allein auf die Bibel, deren Auslegung er aber wieder allein ſeiner Vernunft nnd Gelehrſamkeit vorbehielt. Dem Pabſte kündigte er nicht nur feierlich den Gehorſam auf, ſondern er vergieng ſich ſo weit, daß er die päbſtliche Bulle, welche ihm den Widerruf ſeiner Lehren gebot, zu Wittenberg öffentlich verbrannte, welches die Folge hatte, daß ihn Pabſt Leo X. vermöge einer vom 3. Jänner 1521 datirten Bulle mit dem Kirchenbanne belegte. Damals befand ſich Deutſchland in der traurigſten Gährung. Viele Univerſitäten, als Löwen, Köln, Leipzig u. a. widerſetzten ſich der Verbreitung von Luthers Lehre auf die thätigſte, aber freilich nicht immer auf die geſchickteſte Art. Manche katholiſche Gelehrten, welche bis dahin in einem großen Rufe von Einſichten ſtanden, weil ſie bis dahin nichts geſchrieben hatten, verriethen jetzt, da ſie die Feder ergriffen, eine erſtaunliche Roheit, und in allen den Dingen, welche den Humaniſten, als die ſich meiſtens auch auf die alte und neuere Geſchichte verlegten, längſt bekannt waren, eine ſolche grobe Unwiſſenheit, daß ſie der Sache, welche ſie vertheidigen wollten, durch ihre ſeichten und erbärmlichen Vertheidigungen die tiefſten Wunden verſetzten. Für den Luther ſchrieben große Literatoren und Humaniſten, zum Theil die fürchterlichſten Redner, welche, wie z. B. Ulrich von Hutten, durch ihren kraftvollen, klaſſiſchen Ausdruck, und durch ihren erſchütternden Vortrag dem Wahren und dem Unwahren, dem Gegründeten und dem Uebertriebenen eine gleiche Empfehlung, Glaubwürdigkeit und gute Aufnahme zu verſchaffen wußten. Der günſtigſte Umſtand für die Lehren des Luther fand ſich vollends in der damaligen Beſchaffenheit und Stimmung des gemeinen Volkes, das, wenn es gleich zu allen Zeiten gewöhnlich nichts mit eigenen Augen ſieht, nichts nach eigenen Einſichten und nach feſten Grundſätzen beurtheilt, doch damals in einem ſo ungeheuern Grade roh und unwiſſend, und in eine ſo tiefe Abhauſung, Liederlichkeit, Abergläubigkeit und Geſindelei verſunken, und darin erhalten worden war, daß ihm die alte, katholiſche Lehre bereits längſt höchſt gleichgültig, und jede neue erwünſcht geworden war. Dieſes Volk, Ritter, Bürger und Bauern, hatte längſt angefangen, einen eignen Weg zu gehen, und für ſeine Hirten und Prieſter, an deren größtem Theil es damals nichts als Unwiſſenheit, Trägheit und Müßiggang, und nicht ſelten die gröbſten, niedrigſten Ausſchweifungen ſah, jenes ehrerbietige Zutrauen, und jene Achtung, ohne welche der erhabene Prieſterſtand unmöglich ſeyn kann, was er ſeyn ſoll, (Lehrer, Bildner und Beiſpiel des Volkes) zu verlieren. Die Humaniſten hatten dieſe Gebrechen ſchon lange vor Luther gerügt, und Anſtalten zur beſſern Bildung der vornehmen und gemeinen Geiſtlichen, dieſen aber die Erlernung einer humaniſirenden Literatur empfohlen, als welche eine thätige Liebe zur nützlichen Lektüre, zur Erhebung und Verfeinerung des Geiſtes, und zu jenem edlen Stolz, bei dem niedrige Sitten, und der Hang zur Trägheit verſchwindet, einflößet; ſie hatten den Ausgang der Dinge, wenn ſie ſo blieben, wie ſie waren, vorhergeſagt; aber ihre heißen Warnungen wurden (wie bereits oben vorkam) verachtet, und vielmehr höchſt übel von Leuten aufgenommen, welche aus Blödſinn und barbariſcher Genügſamkeit ihr eigenes Volk nicht mehr kannten, und den Gang der allgemeinen Stimmung, den ſie ſelbſt mitgiengen, nicht mehr ſahen. Der gemeinſte Mann ſprach jetzt allenthalben in ganz Deutſchland von der Nothwendigkeit einer

Verbeſſerung, und ergriff begierigſt jeden neuen Einfall, den ſeine Erfinder mit dieſem Namen belegten; und die Bauern zumal, welche unter dem Drucke ihrer Herren eine Urſache mehr hatten, mißvergnügt zu ſeyn, wünſchten, auch da, wo ſie ſich entſchieden erklärten, daß ſie feſt katholiſch bleiben wollten, von einer deutſchen Grenze zur andern, eine Aenderung und Milderung ihrer Umſtände, die ihnen unerträglich ſchienen. Dazu kam endlich das Beiſpiel zu Zürch, wo ſich im J. 1519 der Pfarrer Ulrich Zwingel gleich anfangs ungleich weiter, als Luther, wagte, und in weſentlichen Glaubensartikeln ſich von der römiſchen Kirche trennte.

So war Deutſchland beſchaffen, als Karl V. zum deutſchen König und Kaiſer gewählt wurde.

Karl V.

1519 — 1558.

Inhalt. Karl, geboren zu Gent 1500, wurde König in Spanien 1516, deutſcher Kaiſer 1519; deſſen Wahlkapitulation; erſter Reichstag zu Worms 1521; deſſen Kriege wegen Mailand mit Franz I., den er 1525 in ſeine Gewalt bekam, und 1526 mit harten Bedingniſſen losließ.

Bündniſſe der Venetianer, der Könige von Frankreich und England, des Pabſtes wider ihn. Pabſt Clemens VII. wird gefangen, und Rom geplündert 1527. Friedensſchlüſſe zu Barcellona und zu Cambray 1529.

Karl brach aus Spanien, wo er ſich ſeit 1521 aufhielt, nach Deutſchland auf, wo indeſſen das, auf dem Reichstage zu Worms 1521 erlaſſene Religionsedikt nicht im geringſten befolgt, vielmehr auf die Zuſammenberufung einer Kirchenverſammlung angedrungen, und, da dieſe damals nicht erfolgte, die ſogenannte Reformation immer weiter verbreitet wurde, ohne daß die Anhänger derſelben deutlich wußten, oder wiſſen konnten, wohin ſie am Ende geführt werden würden. Anfang der Verbündungen katholiſcher und reformirender deutſcher Fürſten, welche letztere den Vollzug des Wormſeredikts auf vielen Reichstagen vereitelten, und wider einen auf dem im J. 1529 zu Speier gehaltenen Reichstag erfolgten Abſchied eine feierliche Proteſtation (daher ſie nachmals Proteſtanten genannt wurden) einlegten.

Karl, nachdem er ſich auf ſeiner Reiſe von Spanien nach Deutſchland 1529, zu Bologna zum König von Italien und zum römiſchen Kaiſer von Pabſt Clemens VII. hatte krönen laſſen, erſchien auf dem, von ihm auf das J. 1530 zu Augsburg angeſagten, Reichstag, mit dem Vorſatze, alle Neuerungen in Glaubenslehren zu unterdrücken. Die Anhänger dieſer letztern überreichten die augsburgiſche Confeſſion. Karl verwarf ſie, befahl durch ein ſcharfes Edikt, das durch die Mehrheit der Stimmen zu Stande kam, ſämmtlichen Reformatoren, wieder zur katholiſchen Religion zurückzukehren, und beförderte im folgenden J.

1531 ſeinen Bruder Ferdinand (Erzherzog von Oeſterreich und König von Ungarn und Böhmen) zum römiſchen König. Das Reichsregiment nahm ein Ende.

Auch die lutheriſche Religion ſchien auf den Punkt gekommen zu ſeyn, ihr Ende nehmen zu müſſen; allein der größte Theil der, jener Religion ergebenen, Fürſten, ſchloß noch im Jahre 1530 zu Schmalkalden ein gemeinſchaftliches Bündniß, und die Könige Franz I. von Frankreich, und Heinrich VIII. von England verſprachen ihnen ihren Beiſtand.

Aber der Vollzug des augsburgiſchen Reichstagsabſchiedes kam nicht zu Stande; indem der türkiſche Kaiſer, Soliman II., nachdem er bereits im J. 1521 Belgrad, und im nämlichen Jahre die Inſel Rhodus erobert hatte, im Jahre 1529 ſogar bis Wien vordrang; und, da er zwar vertrieben wurde, aber wieder zu kommen drohte, den K. Karl nöthigte, gegen die proteſtantiſchen Fürſten, auf deren Beiſtand er Rechnung machte, nachſichtiger zu handeln, und ihnen auf einem im J. 1532 zu Nürnberg gehaltenen Reichstag einen Religionsfrieden, bis zur künftigen Kirchenverſammlung zuzuſichern. Karl kehrte im Jahre 1533 nach Spanien, mit dem Vorſatze, bei Umſtänden, welche zur Ausführung der Wormſer- und Augsburger-Reichsabſchiede günſtiger ſeyn würden, zurückzukehren.

Dieſer Zeitpunkt ſchien noch weit entfernt zu ſeyn. Vielmehr bemächtigte ſich Herzog Ulrich ſeines, ihm entriſſenen, Herzogthumes wieder, und der ſchmalkaldiſche Bund fuhr in ſeiner Weigerung, den Ferdinand als römiſchen König anzuerkennen, fort, wodurch dieſer veranlaßt wurde, zu Caban in Böhmen im J. 1534 einen Vergleich einzugehen, worin, unter andern, die Aufhebung aller weitern Prozeſſe des Reichskammergerichts wider die Proteſtanten feſtgeſetzt, und die Ausrottung der ſchwärmeriſchen Sekte der Wiedertäufer beſchloſſen wurde.

Pabſt Paul III. kündigte im Jahre 1536 eine Kirchenverſammlung zu Mantua an. Sogleich erneuerten die ſchmalkaldiſchen Verbündeten auf fernere zehn Jahre ihren Bund, welchem nun auch die katholiſchen Fürſten ein Bündniß, die heil. Liga genannt, zu Nürnberg 1538 entgegen ſetzten. Man ſtellte, um einen wirklichen Ausbruch zu verhindern, wegen Glaubensſachen freundſchaftliche Colloquien an, deren einem ſelbſt K. Karl auf einem im J. 1541 zu Regensburg zu haltenden Reichstage beizuwohnen, ſich vornahm.

Als er wirklich ankam, waren ſeine Umſtände wieder nicht die beſten; er hatte zwar indeſſen im Jahre 1535 das Königreich Tunis in Afrika erobert, aber bald darauf mit einem deſto ungünſtigern Fortgang einen Einfall nach Frankreich gewagt, und nach einem, zu Nizza im Jahre 1538 auf zehn Jahre geſchloſſenen Waffenſtillſtand, wegen Mailand, auf welches König Franz I. Anſprüche machte, eine Erklärung abgegeben, bei welcher er von Seite dieſes Königs einen nahen Krieg vorausſah. Auch ſein Bruder Ferdinand befand ſich wegen Ungarn in einer ſchlimmen Lage. Die Folge davon war, daß Karl auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 den Proteſtanten den Beſitz der Vorrechte, welche ſie bis dahin als Proteſtanten erobert hatten, zuſicherte, und unverzüglich wieder nach neuen Kriegen wider K. Franz I. forteilte, welcher ihn mit fünf Armeen auf verſchiedenen Seiten angegriffen hatte; allein ſobald dieſer Krieg, während deſſen Karl mit abwechſelndem Erfolg kämpfte, durch einen Frieden zu Creſpy, im J. 1544 geendigt war, kam Karl wieder nach Deutſchland zurück, und forderte nun auf einem, im Jahre 1545 zu Worms verſammelten, Reichstage, daß die Proteſtanten die Ausſprüche einer katholiſchen Kirchenverſammlung, welche Pabſt Paul III. nach Trient ausgeſchrieben hatte, anerkennen ſollten. Die Erklärung der Proteſtanten ließ ſich vorausſehen; aber Karl hatte jetzt freie Hände, ſeine ganze Macht wider ſie anzuwenden, und er fieng ſogleich an, ſie zu ſammeln. Aus Ungarn, aus Spanien, aus Italien, aus den Niederlanden zog er Völker zuſammen, und (was eben ſo viel werth war, als Hilfsvölker) beredete ſogar proteſtantiſche Fürſten, welche den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten nicht beigetreten waren, wider dieſe zu fechten.

Sein Glück war ſchnell und hinreiſſend; er zerſtreute im Jahre 1546 die ſchmalkaldiſche Armee, und bekam dann ſelbſt die Häupter derſelben in ſeine Gewalt. Sein Interim auf dem Reichstage zu Augsburg; aber auch ſeine Glücksänderung. Vertrag zu Paßau 1552. Religionsfriede zu Augsburg 1555; Karl dankte bald nachher ab; und ſtarb 1558. Gemahlinn, Kinder.

Karl, unter den Kaiſern dieſes Namens der Fünfte, ein Enkel Kaiſer Maximilians I., ein Sohn des Erzherzogs Philipp des Schönen, und der Johanna, Erbtochter Ferdinandi Catholici, Königs von Arragonien und der Königinn Iſabella von Kaſtilien, wurde den 24. Hornung 1500 zu Gent in Flandern geboren, und unter der Aufſicht des Wilhelm von Croy, Herrn von Chievres, dem Unterricht eines berühmten Lehrers auf der hohen Schule zu Löwen, Adrian von Utrecht, der ſich durch ſeine perſönliche große Eigenſchaften zur Kardinalswürde, und nachmals zur höchſten Würde in der Kirche erſchwang, überlaſſen, welcher ihn unmittelbar auf diejenigen Kenntniſſe, die man für den künftigen Erben ſo großer und verſchiedener Staaten für nothwendig hielt, hinwies, auf die Erlernung verſchiedener Sprachen, und auf die Geſchichte ſeiner eigenen Länder ſowohl, als der Völker und Höfe, mit denen er ſich in der Folge in wichtige Verhandlungen einlaſſen mußte; Karl zeigte auch wirklich bald eine ſo entſchiedene Neigung und Geſchicklichkeit zu Staatsgeſchäften, daß man ihn bereits im fünfzehnten Jahre ſeines Alters für fähig hielt, die Regierung in Flandern anzutreten. Schon im folgenden Jahre 1516 ſtarb ſein mütterlicher Ahnherr, König Ferdinand von Arragonien, nachdem er kurz vor ſeinem Hintritte durch ein feierlich errichtetes Teſtament ſeinen Enkel, Karl, zum Erben aller ſeiner Länder eingeſetzt, und indeſſen, bis dieſer ſelbſt in Spanien erſcheinen würde, den Erzbiſchof von Toledo, und Kardinal Ximenes, einen Mann von den vortrefflichſten und ſeltenſten Eigenſchaften, zum Statthalter von Kaſtilien, wo Karls Mutter, Johanna, wegen Geiſtesſchwäche nicht ſelbſt regieren konnte, ernannt hatte. Karl kam aber ſogleich im J.

1517 nach Spanien, wo ihn der aus allen Provinzen herbeiſtrömende Adel mit einem unbeſchreiblichen Jubel und Pomp empfieng, und ihm im folgenden Jahre die Regierung ſowohl von Arragonien, als Kaſtilien (doch ſo, daß in den öffentlichen Urkunden und Edikten auch der Name ſeiner Mutter, welcher nach den ſpaniſchen Geſetzen die Regentſchaft gebührt hätte, geſetzt werden ſollte) übertrug. Karl erbte nach dem im J. 1519 erfolgten Hintritte ſeines Großvaters, des Kaiſers Max I., auch die öſterreichiſchen Staaten, und äußerte unverzüglich das heißeſte Verlangen, auch die deutſche Krone zu erhalten, wozu ihm der Umſtand, daß ihn bereits ſein Großvater auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 zu ſeinem Nachfolger vorſchlug, und die Vorſtellungen, daß er von den Voraltern, welche die höchſte deutſche Würde ſeit geraumer Zeit verwaltet haben, abſtamme, daß ſein deutſches Erbe an jene Gegenden, welche den Anfällen der Türken am meiſten ausgeſetzt waren, grenze, und daß ſeine Macht allein mehr, als hinlänglich ſey, dieſen fürchterlichen Erbfeind zurückzuweiſen, die gegründetſte Hoffnung gaben.

Gleichwohl ſchienen dieſe Beweggründe ſeine Erwartung ſo wenig zu befördern, als ſie die Erfüllung derſelben vielmehr in ihrem Fortſchritte hemmten. Es meldeten ſich nämlich um die deutſche Krone noch zwei andere Könige, Franz I. von Frankreich, und Heinrich VIII. von England, wiewohl dieſer letztere von ſeinem Geſuche, mit welchem er zu ſpät zum Vorſcheine kam, bald wieder abſtand; aber deſto eifriger betrieb König Franz I. ſeine Anwerbung, und dieſer junge, ehrgeizige, und auf die Vergrößerung ſeines Mitwerbers, Karls, höchſt eiferſüchtige Prinz ſuchte alles hervor, was zum Nachtheile deſſelben, und entgegen zu ſeiner eigenen Empfehlung nur immer ausgedacht werden konnte, und ſeine Geſandten führten noch überdieß viele mit Geld beladene Wägen mit ſich, in der Meinung, daß diejenigen Kurfürſten, welche durch ſeine Gründe nicht zu bewegen ſeyn würden, am Ende doch durch Geſchenke zu gewinnen ſeyn möchten. Ganz Europa ſah mit banger Neugierde einer Wahl entgegen, deren Ausſchlag für die Lage und Ausſichten eines oder des andern Staates höchſt wichtige Folgen nach ſich ziehen konnte. Mit einer deſto allgemeinern Zufriedenheit wurde demnach die Nachricht aufgenommen, daß ſich die Kurfürſten entſchloſſen hatten, keinem von beiden Königen ihre Stimmen zu geben, und zwar hauptſächlich in der Rückſicht, weil beide eine dergeſtalt große Hausmacht beſäßen, daß in dem wenigſtens nicht unmöglichen Falle, wo ſie dieſelbe zur

Einſchränkung der deutſchen Freiheit mißbrauchen ſollten, die deutſchen Fürſten der Gefahr ausgeſetzt ſeyn würden, alles, was ihre Voraltern ſeit vielen Jahrhunderten über die Alleinherrſchaft der Kaiſer erobert hätten, mit Einem Male wieder zu verlieren, oder doch ihre Erhaltung durch traurige Siege zu erkaufen. Die Kurfürſten kamen überein, ſich ihr Oberhaupt aus ihrem Mittel zu wählen, und trugen die Krone zuerſt einhellig dem Kurfürſten von Sachſen, Friedrich dem Weiſen, an, welcher, gleichwie er die Uebereinſtimmung der Kurfürſten auf einen deutſchen Prinzen vorzüglich veranlaßt hatte, nunmehr auch eine ſolche Erklärung von ſich gab, wodurch er auf die ausgezeichnetſte Art zeigte, daß er des Vertrauens, welches man auf ihn ſetzte, im vollſten Maße würdig ſey; er lehnte nämlich die höchſte Reichswürde ſtandhaft von ſich ab, und ſchlug den König Karl von Spanien zum König vor; er ſchilderte den Kurfürſten die perſönlichen Eigenſchaften des jungen Karl, welche alles Gute von ſich hoffen ließen, und behauptete, daß Deutſchland in ſeiner vorhandenen Lage eines ſolchen Reichsoberhauptes bedürfe, welches eine hinlängliche Hausmacht beſäße, um den öffentlichen Reichsfrieden, und das Anſehen der Geſetze, wider welches ſich der alte Fehdegeiſt noch immer auflehnte, kräftig zu unterſtützen, und den auswärtigen Feinden die Spitze zu bieten. Wiewohl nun gerade dieſer Umſtand dem Könige von Spanien am meiſten im Wege ſtand, ſo zerſtreute doch theils die erhabene Uneigennützigkeit, mit welcher dieſe Vorſtellung des Kurfürſten verbunden war, (er nahm nachher nicht nu [illegible] Geſchenke von Karl an, ſondern verbot auch den Seinigen, welche anzunehmen) theils ein Vorſchlag, welchen er zur rechten Zeit machte, bald alle Bedenklichkeiten; er mißkannte nicht, daß eine groſe Hausmacht, ſo erſprießlich ſie für Deutſchland wäre, auch gefährlich für Deutſchland werden könnte; behauptete aber, daß es ein Mittel gebe, allen Gefahren vorzubeugen, und ſchlug vor, den neu zu wählenden König eine Kapitulation, durch welche die deutſche Freiheit hinlänglich geſichert würde, beſchwören zu laſſen. Dieſe Kapitulation war, als ein förmlicher Vertrag des geſammten kurfürſtlichen Collegiums, die erſte dieſer Art, und verpflichtete den Kaiſer und ſeine Nachfolger:

a) „in Rückſicht auf die Kurfürſten insbeſondere,“ ihnen in Anſehung ihrer beſondern Verſammlungen kein Hinderniß zu legen, zur Schließung der Bündniſſe, wie auch zur Veräußerung oder Verpfändung der Kammergüter, ferner zu den

Reichskriegen, zur Ausſchreibung der Reichstage, welche allein in Deutſchland gehalten werden ſollten, zur Anlegung neuer Zölle, und Erhöhung der alten, zur Auflegung außerordentlicher Steuern ihre Einwilligung zu verlangen, und nie einen Verſuch zu wagen, die freie Königswahl zu hemmen, und die Krone erblich zu machen;

b) „in Betreff der ganzen Reichsverſammlung," dieſer das Recht zu beſtätigen, Geſetze zu geben, zu erneuern, und zu verändern, zur Aufrechthaltung des Landfriedens mitzuarbeiten, Krieg und Frieden im Namen des Reichs zu führen und zu ſchließen, Verordnungen zur Aufnahme des Handels, und Verbeſſerung des Münzweſens zu machen, Steuern und Auflagen des Reichs zu beſtimmen;

c) „den Ständen insbeſondere," alle Oberherrlichkeitsrechte zuzugeſtehen, nicht zu geſtatten, daß ſie anders, als durch den ordentlichen Rechtsweg belangt werden, ſie nicht zu zwingen, vor andern Gerichtshöfen, als vor den Reichsgerichten zu erſcheinen;

d) „den Ständen überhaupt" zu verſprechen, die Reichsämter nur Deutſchen zu verleihen, keine Befreiung wider die Reichsgeſetze zu ertheilen, ſich in öffentlichen Urkunden nur der deutſchen oder lateiniſchen Sprache zu bedienen, ſich keiner Erbſchaft des römiſchen Reiches anzumaßen, ſich die meiſte Zeit im römiſchen Reiche aufzuhalten, u. ſ. w.

Nachdem dieſe Kapitulation von Karls bevollmächtigten Miniſtern unterzeichnet worden, gieng zu Frankfurt den 28. Juni 1519 die Wahl vor ſich, und der Pfalzgraf Friedrich, Bruder des Kurfürſten Ludwig von der Pfalz, wurde nach Spanien abgeſchickt, dem neuerwählten König die Nachricht von ſeiner Erwählung zu überbringen.

Karl befand ſich damals in Spanien in einer ſehr zweifelhaften und mißlichen Lage, welche ſeinen längern Aufenthalt in dieſem Königreiche unumgänglich nothwendig zu machen ſchien; er hatte die Neigung und das Zutrauen der Großen daſelbſt ſchon lange dadurch verloren, daß er ſeinen niederländiſchen Miniſtern, welche blos ihren groben Eigennutz zu befriedigen ſuchten, zu vielen Einfluß in die innern Angelegenheiten des Königreichs geſtattete, und denſelben ſolche Aemter und Ehrenſtellen, zu denen allein die Eingebornen berechtigt zu ſeyn glaubten, einräumte. Einige Städte hatten zur Vertheidigung ihrer Freiheiten bereits Bündniſſe unter ſich geſchloſſen; und, was noch ungleich gräßlichere Folgen nach ſich zu ziehen drohte, ſo empörte ſich in der Provinz Valencia das Volk wider den Adel, deſſen Unabhängigkeit und Vorrechte ihm im höchſten Grade verhaßt waren, jagte ihn aus der Hauptſtadt, und errichtete eine Brüderſchaft, oder Germanada, aus deren Mittel es ſich ſeine Obrigkeiten wählte, und fürchterliche Anſtalten zur Fortſetzung ſeiner Anmaßungen traf; und nun verſetzte vollends die Nachricht von Karls Erhebung zum Kaiſer ganz Spanien in eine allgemeine Beſtürzung. Die Spanier klagten ſich einander laut und heftig, daß ihr Königreich künftig als eine bloße Nebenprovinz behandelt, daß dasſelbe gezwungen werden würde, ſich in fremde Kriege zu miſchen, Blut und Vermögen für auswärtige Angelegenheiten aufzuopfern, und den Druck und Uebermuth von fremden Statthaltern zu leiden. Das Mißvergnügen ſtieg aufs höchſte, als Karl, um in Deutſchland mit einem, ſeiner neuen Würde angemeſſenen, Glanz erſcheinen zu können, eine Steuer forderte, welche ihm endlich gleichwohl, doch mit der Vorausſetzung, daß zugleich die Beſchwerden des Volkes, als die Quellen aller Unruhen abgeſtellt werden ſollten, bewilligt wurde. Karl erhob die Steuer, ſetzte in den Hauptprovinzen Statthalter ein, und ſegelte den 22. Mai 1520 von Corunna (der Hauptſtadt in Galizien) nach den Niederlanden ab, ohne einigen Beſchwerden abgeholfen, oder zur Beruhigung der Spanier eine beſtimmte Erklärung hinterlaſſen zu haben. Die Wichtigkeit ſeiner neuen Würde beſchäftigte ſeinen ganzen Geiſt; er legte ſich den Titel Majeſtät, der bald von andern Monarchen nachgeahmt wurde, bei, um ſeine neue Verherrlichung, welche ihm einen glänzenden Vorrang vor allen Königen von Europa einräumte, anzukündigen.

Karl wurde den 23. Oct. 1520 von den kurrheiniſchen Erzbiſchöfen zu Aachen mit einer Pracht, worüber ſelbſt die ſtolzen Spanier, die ihren Monarchen begleitet hatten, ihr Erſtaunen nicht bergen konnten, gekrönt, und ſchrieb ſogleich auf den 6. Jänner 1521 einen Reichstag nach Worms aus. Hier ſollten wider die Zerrüttungen, welche damals in ganz Deutſchland herrſchten, kräftige Maßregeln genommen, und vor allem die Unruhen, welche die neuen Lehren im Religionsweſen verurſacht hatten, geſtillet werden. Alle Kurfürſten (den König von Böhmen ausgenommen) und der größte Theil der Reichsfürſten erſchienen in Perſon. Unter die erſten Angelegenheiten, welche in Richtigkeit gebracht wurden, gehörte die Erneuerung des allgemeinen Landfriedens, und die Abfaſſung einer beſtimmtern Ordnung des Reichskammergerichts, welches im Jahre 1519 der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz wegen der geringen Anzahl der Beiſitzer und anderer Schwierigkeiten aufgehoben, und an deſſen Stelle ein Reichsvikariatsgericht aufgeſtellt hatte. Auch das Reichsregiment wurde, wiewohl mit wichtigen Veränderungen (Karl behauptete, und ſetzte durch, daß dieſes Regiment ausſchlüſſig und unmittelbar vom höchſten Reichsoberhaupt abhänge) erneuert, ſo, daß dieſes Regiment, welchem eigentlich die Berichtigung der deutſchen Staatsſachen oblag, nur in der Abweſenheit des Kaiſers aus Deutſchland gelten, daß es nicht mehr ein kaiſerl. und Reichsregiment, ſondern „Ihrer Majeſtät Regiment im Reich“ genannt, daß von den zweiundzwanzig Mitgliedern der Kaiſer ſechs ernennen, die übrigen aber vom Reich, aber nur aus Gnade des Kaiſers ernannt, die Kanzleiperſonen allein dem Kaiſer, doch daß ſie auch von dem Kurfürſten von Mainz, als ihrem Ernenner, in die Pflicht genommen werden könnten, ſchwören ſollten. Zum Präſidenten dieſes Gerichts, das man nach Nürnberg verlegte, wurde vom Karl deſſen Bruder Ferdinand unter dem Titel „Statthalter“ verordnet, und dieſem, als der erſt achtzehn Jahre alt, und weder der deutſchen Sprache, und noch weniger der deutſchen Staatsſachen vollkommen kundig war, der Pfalzgraf Friedrich als Gehülfe beigegeben, und endlich wurde zur Erhaltung dieſes Regiments, deſſen Koſten man auf fünfzigtauſend rheiniſche Gulden berechnete, ein mäßiger Anſchlag, auf ſämmtliche Reichsſtände verlegt. Ferner wurde auch das alte weſtphäliſche Gericht unterſucht, und demſelben die Beobachtung ſeiner alten Ordnung, und die Vermeidung alles Mißbrauches nachdrücklich eingeſchärft. Endlich wurden dem Kaiſer ſowohl zu ſeinem Römerzuge, als zur Wiedereroberung der dem Reiche entzogenen Länder 24,000 Mann bewilligt, und die Herſtellung derſelben unter die ſämmtlichen Reichsſtände mittels einer neuen Matrikel vertheilt, welche bei Reichsanſchlägen und deren Mäßigungen von dieſer Zeit an zum Grunde gelegt worden, und noch immer die neueſte und geſetzmäßigſte Matrikel geblieben iſt.

Unter die wichtigſten Angelegenheiten, welche auf dieſem Reichstage zu Worms beigelegt werden ſollten, gehörten die neuen Lehren und Neuerungen, welche ſich in Betreff der katholiſchen Religion ſeit 1517 in Deutſchland ergeben hatten. Ueber den Haupturheber jener Lehren, den Luther, war nun eine päbſtliche, und zwar wiederholte, Verdammungsbulle ergangen, und K. Karl hatte mehr, als Eine Urſache, auf den Vollzug derſelben zu dringen, und den, mit dem Kirchenbanne belegten, Luther auch in die Reichsacht zu erklären. Der zu Worms anweſende päbſtliche Nuntius, Alexander, drang mit dem inſtändigſten Eifer auf den Vollzug, und dem Kaiſer Karl war, ſchon aus ſtaatsklugen Hinſichten, deren Urſachen wir gleich vernehmen werden, unendlich viel daran gelegen, ſich die Freundſchaft und Unterſtützung des Pabſtes zu erhalten; aber eben ſo viel lag ihm daran, ſich in dem Zutrauen und der Achtung der deutſchen Fürſten zu befeſtigen, und dieſe erklärten ſich ein für allemal, daß man die Sache keineswegs ſogleich durch einen Machtſpruch abſchneiden, ſondern daß man ſie vielmehr erſt gründlich und umſtändlich unterſuchen, und daß man den Luther ſelbſt darüber zur Rede ſtellen müßte, um zu hören, ob er die gräulichen Irrthümer, wegen welchen er verdammt werden ſollte, für die ſeinigen erkenne, und darauf beharre. So erklärte ſich der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, welchem Karl ſo vieles zu danken hatte, und mit ihm alle Reichsfürſten, ja dieſe (die geiſtlichen und weltlichen) rückten bei dieſer Gelegenheit noch mit ganz andern Vorſtellungen hervor; ſie bezogen ſich auf ihre vielfältigen Beſchwerden wider die römiſche Kurie, beſonders über die Beſetzungen geiſtlicher deutſcher Pfründen von Rom aus mit höchſt unwiſſenden, und eben ſo unſittlichen Leuten u. dgl. und drangen einmüthig in den Kaiſer, daß er zur einſtigen Abſtellung aller, wenigſtens der drückendſten, Mißbräuche, aus Pflicht und kaiſerlicher Macht ſeine Hände bieten möchte. Dieſe unerwartete Zumuthung, welche die kirchlichen Angelegenheiten in unabſehliche Weitläufigkeiten zu verſetzen drohte, brachte den Kaiſer zu dem Entſchluſſe, den Reichsfürſten wenigſtens ſogleich in einem Stücke zu willfahren; er befahl dem Luther, auf dem Reichstage zu erſcheinen, und ließ ihm durch den kaiſerlichen Herold, der ihm den Befehl überbrachte, einen Geleitsbrief, welcher ihm die Sicherheit ſeiner perſönlichen Unverletzlichkeit zuſicherte, einhändigen. Luther erſchien, und die Umſtände, welche ſeine Erſcheinung begleiteten, ließen nicht unſchwer vorausſehen, wie von ſeiner Seite der Erfolg derſelben beſchaffen ſeyn würde. In allen Städten, und auf den öffentlichen Straßen, welche er durchzog, drängte ſich das Volk herbei, um den Mann, wegen welchem in Deutſchland ſo viel geſchrieben, und geſtritten, und alles in Bewegung geſetzt worden war, von Angeſicht zu ſehen, und zu Worms waren ſeine Zimmer täglich voll von Fürſten und andern Standesperſonen, welche ihm mit der größten Achtung begegneten, ihm Muth zuſprachen, und nur zu ſehr zu erkennen gaben, welche Ausbreitung ſeine Grundſätze in Deutſchland bereits gewonnen, und daß ſich ſchon wirklich eine ſolche Stimmung der Gemüther befeſtigt hätte, bei der es kaum mehr zu erwarten war, daß dieſelbe, wenn auch Luther alles widerrufen ſollte, wieder vollends gänzlich unterdrückt, und der ehemalige Zuſtand der Sachen ruhig hergeſtellt werden könnte. Ganz Deutſchland ſah mit der größten Spannung und Neugierde der Erklärung, welche Luther in der feierlichen Reichsverſammlung abgeben würde, entgegen, und Luther ließ diejenigen, welche ſeine Geſinnungen angenommen hatten, nicht lange in der Ungewißheit; er bekannte ſich als Verfaſſer der Schriften, welche man ihm vorzeigte; und erklärte ſich auf die Frage, ob er dieſelben widerrufen, oder auf ihrem Inhalt beſtehen wolle, ſeinen Grundſätzen gemäß, daß ihn nur Zeugniſſe der heil. Schrift bewegen würden, einen Widerruf zu thun; zugleich geſtand er, daß er manche Schrift mit zu großer Bitterkeit verfaßt habe, und bezeigte hierüber wirklich eine Reue. Da er dießmal ſeinen Vortrag in einem ſehr ruhigen und beſcheidenen Tone vorbrachte, und ſich überhaupt eben ſo unerſchrocken als einfach und offen betrug, ſo gewann er jetzt erſt recht das Zutrauen ſeines

Landesfürſten, des Kurfürſten Friedrich von Sachſen, und viele große Fürſten, als die Kurfürſten von Trier und Brandenburg, der Herzog Georg von Sachſen, albertiniſcher Linie, die Biſchöfe von Augsburg und Brandenburg ließen ſich mit ihm in Privatunterredungen ein, in welchen ſie aber weiter nichts bewirkten, als daß ſie einen unbeweglichen, und dießmal gelaſſenen Mann, kennen lernten. Nun wußten der Kaiſer und die ſämmtlichen deutſchen Fürſten, was ſie zu wiſſen verlangt hatten. Der Kaiſer befahl dem Luther, ſeine Rückreiſe, wozu er ihm das ſichere Geleit auf einundzwanzig Tage verlängerte, anzutreten, und fünf Wochen hernach (den 26. Mai) wurde zu Worms ein Edikt bekannt gemacht, welches den Luther, als einen offenbaren Ketzer, mit allen ſeinen Anhängern, in die Reichsacht erklärte, ſeine Lehre und Schriften verbot, und dieſe zum Feuer verdammte.

Hätte K. Karl in Deutſchland, für welches er Kaiſer wurde, ſeinen unveränderlichen Sitz aufgeſchlagen, und die ganze Macht ſeiner Länder dazu angewandt und vereinigt, um dieſes wormsſche Reichsedikt durchzuſetzen, ſo möchte wenigſtens die weitere Verbreitung der neuen Glaubenslehren eine ganz andere Wendung, als ſie in der Folge gewann, genom men haben; aber Karl beſaß ſo viele und weitläufige Herrſchaften, und dehnte ſeine Wünſche noch weiter auf ſo viele andere aus, daß er kaum wußte, wo er eigentlich regieren, und was er zuerſt vornehmen ſollte. In Deutſchland hatte er kurz vor ſeiner Erhebung auf den kaiſerlichen Thron auch das Herzogthum Würtemberg von den Ständen dieſes Landes, welche ihren unbändigen und vertragbrüchigen Herzog Ulrich, mit Hülfe des ſchwäbiſchen Bundes, vertrieben hatten, gekauft, und ſeine in Oberdeutſchland ohnehin ſchon überlegene Macht mit dieſem vortrefflichen Herzogthume vergrößert; aber die Regierung dieſes Herzogthums ſowohl, als den Beſitz von ganz Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Tyrol, und faſt aller übrigen öſterreichiſchen Länder in Deutſchland, überließ er, vermöge Theilungsverträgen von den Jahren 1521 und 1522 ſeinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, um in ſeinem Königreiche Spanien, und in andern Königreichen und Ländern, auf welche er ſeine Abſichten richtete, deſto ungehinderter auftreten zu können.

Wir haben im Leben des Kaiſers Maximilian I. gehört, daß die franzöſiſchen Könige das Herzogthum Burgund an ſich gezogen, Mailand erobert, und die Herrſchaft über Genua behauptet haben. Entgegen hatte Karls mütterlicher Großvater König Ferdinand von Spanien, dem König Ludwig XII. von Frankreich, das Königreich Neapel, und im Jahre 1509 das Königreich Navarra dem rechtmäßigen Beſitzer deſſelben, Johann von Albert, entriſſen, und Karl hatte ſich in ſeinem mit König Franz I. von Frankreich im J. 1516 zu Noyon geſchloſſenen Traktat verbindlich gemacht, ſobald er nach Spanien kommen würde, ſich von Johann von Albert, oder deſſen Erben ihr Recht auf Navarra vorlegen zu laſſen, und falls ſie dann keine Genugthuung erhielten, dem König Franz die Freiheit einzuräumen, demſelben mit ſeiner ganzen Macht beizuſtehen; aber Karl hatte, da er als König von Spanien auftrat, ungeachtet nachdrücklicher Erinnerungen des K. Franz I. den unglücklichen Johann von Albert vergeſſen, und mithin einen der weſentlichſten Artikel des Traktats von Noyon unerfüllt gelaſſen. So viele Umſtände und Veranlaſſungen zu einem wechſelſeitigen, dem heftigſten Mißvergnügen zwiſchen Karl und Franz, hätten ſich nicht einmal finden dürfen, um dieſe Prinzen zur bitterſten Uneinigkeit zu reizen. Beide befanden ſich in der erſten, unternehmendſten Kraft ihres Lebens; beide waren von einem unendlichen Ehrgeiz durchdrungen, und beneideten ſich, wiewohl ſie beide groß genug waren, jeder die Größe des andern mit der leidenſchaftlichſten Eiferſucht, bei welcher man, wenn man auch nur eine mäßige Macht beſitzt, keinen Vorwand zum Krieg für ungerecht, keine Unternehmung für gewagt und unausführbar hält. Franz hatte ſich ſchon durch den Vorzug, welchen man dem Karl durch deſſen Erhebung auf den deutſchen Thron eingeräumt hatte, für höchſt gekränkt und herabgewürdigt gehalten, und ſich nicht einmal ſo weit, als es eben dieſe ſeine überſpannte Meinung von der Hoheit und Wichtigkeit ſeiner Perſon erfordert hätte, zurückhalten können, um nicht bei jeder Veranlaſſung einen tiefnagenden Verdruß zu erkennen zu geben. Karl, welcher von den Geſinnungen des K. Franz I. wohl unterrichtet war, hatte ſich frühzeitig auf alle Fälle vorbereitet, und ſich im Voraus um die Freundſchaft derjenigen Höfe beworben, von denen ſich vermuthen ließ, daß ſie bei einem Ausbruche von Feindſeligkeiten für einen oder den andern Theil ſich erklären, und daß ſie durch ihren Beitritt dem von ihnen begünſtigten Theil das Uebergewicht geben würden. In England herrſchte ſeit 1509 Heinrich VIII., ein junger, kühner und ehrſüchtiger Prinz, welcher damals unter allen europäiſchen Fürſten den größten Vorrath an baarem Geld, die unerſchöpflichſten Hilfsquellen in ſeinem muthigen und tapfern Volk, Länder, welche die glücklichſte Lage vorzüglich wichtig machte, und unter dieſen Calais, den Schlüſſel von Frankreich, mit einem Worte, ſo viele und mannigfaltige Vorzüge beſaß, daß er ſich im Gefühle derſelben für den Schiedrichter zwiſchen allen Höfen in Europa anſah, und erklärte. Die Gunſt dieſes Königs hatte im Voraus den Werth vieler gewonnenen Schlachten, und daher beeiferten ſich Franz I. und Karl in die Wette, dieſelbe zu gewinnen. Schon hatte es Franz I. dahin gebracht, daß ſich Heinrich VIII. mit ihm perſönlich unterreden zu wollen verſprach, und die Zeit und der Ort der Zuſammenkunft waren bereits beſtimmt, als Karl, der ſeine Abſichten ſelbſt vor den Seinigen vorſichtig verſchloſſen hielt, nach ſeiner Abreiſe von Spanien nach Deutſchland die Fahrt nach England zu richten befahl, durch ſeine unvermutheten Ankunft in Dover (den 26. Mai 1520) die ganze Nation, vor allen den König Heinrich VIII. in Verwunderung ſetzte, und durch ſeine Herablaſſungen und Verſprechungen, beſonders dadurch, daß er den Kardinal Wolſey, den erſten Miniſter Heinrichs, gewann, in wenigen Tagen alles, was er ſuchte, zu Stand brachte. Die Zuſammenkunft zwiſchen Franz und Heinrich gieng zwar noch vor ſich, beſchränkte ſich aber bloß auf

Feierlichkeiten und allgemeine wechſelſeitige Verſicherungen von Wohlgewogenheit und Freundſchaft, welche eben ſo unbedeutend gegeben, als leicht gebrochen zu werden pflegen.

Auch die Italiener überhaupt, und vorzüglich den Pabſt Leo X. zog Karl auf ſeine Seite. Jene nährten noch immer die ſtille Hoffnung, durch verſchlagene und feinere Künſte, die ihnen äußerſt verhaßten fremden Herren, welche ihr Vaterland beherrſchten, verdrängen zu können, und ihr alter Plan war, erſt einen der Könige, die ſich ſchlagen würden, unterdrücken zu helfen, und dann den einen ſiegenden Theil, wenn er einzeln daſtände, ebenfalls zu unterdrücken. Pabſt Leo X., welcher den Ausbruch der Unruhen anfangs vielmehr vermitteln, als anfachen zu wollen ſchien, nahm am Ende gleichwohl auf eigene Vortheile, mit deren Erwerb man ihm ſchmeichelte, Rückſicht, und ſchloß den 8. Mai 1521 mit Karl einen Vertrag, deſſen Inhalt, unter andern, war, daß die Franzoſen durch die vereinigte päbſtliche und kaiſerl. Macht aus dem Mailändiſchen vertrieben, daß dieſes Herzogthum dem jungen Sohn Ludwig, des Mohren, Franz Sforza, (welcher ſeit der Zeit, da ſein Bruder Maximilian vom König von Frankreich entſetzt worden war, in Trient lebte) wieder verliehen, daß Parma und Piacenza der Kirche neuerdings beſtätigt, auch für dieſelbe Ferrara erobert werden ſollte.

Während dieſer Verhandlungen hatte König Franz I. das Schwert bereits ergriffen, ſich jedoch, um den Kaiſer und den König von England nicht ſogleich offenbar wider ſich aufzufordern, des Kunſtgriffes bedient, den Krieg durch einen Dritten führen zu laſſen, und denſelben blos mittelbar zu unterſtützen. Heinrich d'Albert, Erbe des Königs Johann d'Albert von Navarra, warb in Frankreich Truppen an, welche unter der Anführung eines ſeiner Anverwandten, des Andreas de Foix de l'Eſparre, das Königreich Navarra in wenig Tagen eroberten, ſich ſogar der befeſtigten Hauptſtadt Pampelona verſicherten, und ihren Endzweck vollkommen erreicht haben würden, wenn ſich ihr Anführer mit dieſem begnügt hätte. Andreas de Foix wagte ſich über die Grenzen von Navarra, und belagerte eine kleine Stadt in Caſtilien, welches die Folge hatte, daß ihn die Spanier angriffen, ſchlugen, und ſich ſogar ſeiner Perſon, bald darauf aber des Königreichs Navarra wieder bemächtigten. So endigte ſich der erſte Krieg.

König Franz I. eröffnete hierauf, doch wieder nicht in ſeinem Namen, einen zweiten Krieg in den Niederlanden; er erlaubte dem Robert de la Mark, Herrn des kleinen Fürſtenthums Bouillon, welcher, wegen einer Sentenz und eines Eingriffs des Reichshofraths in ſeine Gerichtsbarkeit, dem Kaiſer den Krieg angekündigt hatte, in Frankreich Truppen zu werben, welche in die Niederlande einfielen. Dießmal wurde das Vorgeben des Königs Franz I., daß der Einfall wider ſeinen Willen geſchehen ſey, von dem Kaiſer und dem König Heinrich VIII. von England nicht angenommen, und Franz mußte ſich gefallen laſſen, ſeine Franzoſen abzurufen. Auch dieſer Krieg würde nunmehr geendigt geweſen ſeyn, wenn ſich Karl mit ſeinem Ausgange beruhigt hätte. Karl nahm ſich vor, den Muthwillen des Robert zu züchtigen, und zugleich ſelbſt den König Franz anzugreifen. Zwanzigtauſend Mann überfielen, unter der Anführung des Grafen von Naſſau, Roberts Ländchen, rückten dann unverzüglich in Frankreich ein, eroberten Mouſon, und rückten vor Meziers, wo ihr Glück ſcheiterte. Der Vertheidiger dieſer Stadt, der berühmte Bayard (genannt der Ritter ohne Furcht und Tadel) nöthigte ihn, abzuziehen, und bald darauf erſchien der König Franz, gewann das Verlorne wieder, und fiel in die Niederlande ein.

Da es nun zu einem ernſtlichen Bruch kommen ſollte, ſo bot ſich der König Heinrich

VIII. von England als Vermittler an; aber ſogleich bei dem erſten Zuſammentritt machte Karl ſolche Forderungen an König Franz, welche dieſer mit Verachtung verwarf. Karl verließ ſich auf den Beiſtand des Premierminiſters von England, des Kardinals Wolſey, und dieſer Prälat war dem Kaiſer, der ihn mit Ertheilung eines jährlichen Gehalts, und mit dem Verſprechen, daß er bei Erledigung des päbſtlichen Stuhls auf ſeine Beförderung Bedacht nehmen wollte, an ſich gekauft hatte, ſo unbedingt ergeben, daß er in Perſon nach Brüſſel kam, und im Namen ſeines Herrn, den er unumſchränkt beherrſchte, ein Bündniß ſchloß, vermöge deſſen Karl mit 40,000 Mann von Spanien aus, ſein König Heinrich VIII. aber mit einer gleichen Anzahl Truppen in der Picardie den König Franz I. angreifen ſollten.

In Italien hatte indeſſen das Kriegsfeuer heftig um ſich gegriffen. Der franzöſiſche Statthalter von Mailand, Marſchall von Lautrec, Odet de Foix, (Bruder des Andreas de Foix) hatte eine Verſchwörung, an welcher der vertriebene mailändiſche Vizekanzler Hieronymus Morone den vorzüglichſten Antheil nahm, entdeckt, und Reggio, wohin ſich die Verſchwornen flüchteten, berennt, wiewohl nicht erobert. Pabſt Leo X. ergriff dieſe Gelegenheit, ſein Bündniß mit Kaiſer Karl ins Werk zu ſetzen, auf der Stelle, belegte den de Foir, der das päbſtliche Gebiet verletzt hatte, mit dem Kirchenbann, und ließ ſeine Truppen, welche er bereits zu dem Ende in Sold genommen hatte, vorrücken. Eine andere Armee kam von Seite des Kaiſers unter der Anführung des Proſper Colonna, aus Neapel und Deutſchland an, und die Franzoſen ſäumten ihrer Seits eben ſo wenig, ſich zu verſammeln, und gewannen bereits durch Liſt und Geſchicklichkeit manche Vortheile über ihre Feinde; als ihnen der Sieg durch einen glücklich ausgeführten Streich ihrer Gegner plötzlich entriſſen wurde. Beide Theile hatten ein beträchtliches Korps Schweitzer angeworben; aber der Gedanke, daß nun eingeborne Schweitzer für fremde Mächte einander morden ſollten, empörte die Vorſteher der Cantons dergeſtalt, daß ſie von beiden Seiten ihre Leute abriefen. Die Boten, welche mit dieſem Befehl abgeſchickt wurden, kamen bei der franzöſiſchen Armee richtig an, und die Schweitzer, welche den beträchtlichſten Theil derſelben ausmachten, entfernten ſich ſogleich; aber diejenigen Boten, welche einen gleichen Abruf an die Schweitzer der verbündeten Armee des Pabſtes und Kaiſers hätten überbringen ſollen, wurden durch Geſchenke gewonnen, und hielten ihren Auftrag zurück. Die päbſtlichen und kaiſerlichen Truppen rückten hierauf vor die Stadt Mailand, bekamen ſie in ihre Gewalt, und die Franzoſen wurden gezwungen, die ganze Lombardei, bis auf einige wenige Plätze, worin ſich kleine Beſatzungen einſchloßen, zu verlaſſen 1521; und auch jene Plätze giengen, nebſt Genua, in den folgenden Jahren für die Franzoſen, welche zwar immer mit neuen Truppen zurückkamen, aber durch widrige Zufälle geſchlagen wurden, verloren, und im Jahre 1524 wurden ſie in einer an dem Ufer des Fluſſes Seßia vorgefallenen Schlacht, in welcher der berühmte Ritter Bayard umkam, bis auf einen kleinen Reſt aufgerieben, mit dem ſich ihr Anführer Bonnivet in gröſter Beſtürzung nach Frankreich zurückzog.

Aber das Jahr 1525 war vollends für Karl ſo glücklich, daß es alle ſeine Erwartungen bei weitem zu übertreffen ſchien. König Franz I. war nämlich durch die Unfälle, welche ſeinen Truppen in Italien begegneten, vielmehr zu neuen Unternehmungen gereizt, als muthlos gemacht, und nichts weniger, als geſchwächt worden; er hatte indeſſen eine anſehnliche Armee der Engländer, mit welcher König Heinrich VIII. im Jahre 1522 ſein Königreich angriff, mit einer ungleich geringern Anzahl franzöſiſcher Truppen zum Rückzuge gezwungen, und nun eben im Jahre 1524 auch eine Armee des K. Karl, mit welcher dieſer, nachdem ihm alles in Italien glückte, die Provenze angreifen, und Marſeille belagern ließ, zerſtreut; er hatte eine vortreffliche Armee auf den Beinen, und hinlängliche Mittel, dieſelbe eine geraume Zeit hindurch mit allen Nothwendigkeiten zu verſehen. Mit dieſer eilte er ſogleich bei dem Mont Cenis über die Alpen, und gerade auf die Hauptſtadt Mailand los, welche Karls General Peſcara, der auf dieſen Ueberfall weder mit hinlänglichen Truppen, noch mit den erforderlichen Kriegsbedürfniſſen verſehen war, unverzüglich, und mit einer ſolchen Eilfertigkeit und Beſtürzung verließ, bei welcher es dem König Franz wenig Mühe gekoſtet haben würde, ſich ſeines Feindes zu bemächtigen, und alles Unglück, das ihn bald nachher traf, zu erſparen; aber Franz ließ ihn ruhig abziehen, und rückte mit ſeiner Armee vor die Stadt Pavia, deren muthige Beſatzung ihm alle ſeine Unternehmungen auf dieſelbe vereitelte, und ihn ſo lange hinhielt, bis ſich eine beträchtliche Armee des Kaiſers ſammelte, und zur Befreiung der Stadt in Bewegung ſetzte. Unter die fürchterlichſten Feinde des Königs gehörte der Connetable, Karl, Herzog und Herr von Bourbon, welcher ihm in manchem Feldzug gute und treue Dienſte geleiſtet, aber nachher, weil er von ihm bis zur Verachtung hintangeſetzt worden war, eine förmliche Verſchwörung wider ihn angezettelt, bei der Entdeckung derſelben Land und Leute verlaſſen, und offenbar für die Parthei des Kaiſers ſich erklärt hatte. Die Begierde dieſes Karl von Bourbon, ſich an Franz zu rächen, war ſo groß und heftig, daß ihm kein Preis zu theuer war, dieſelbe zu ſättigen; er verſetzte ſeine Juwelen, um eine Armee für den Kaiſer anwerben zu können, und zog nun mit einem Korps von 12,000 Deutſchen nach Pavia, eben zu einer Zeit heran, da Franz einen zweiten Fehler wider die Klugheit begangen, und von ſeiner Armee 6000 Mann nach Neapel abgeſchickt hatte, um auch dieſes Königreich zu erobern; aber Franz hatte ſo hohe Begriffe von der Tapferkeit ſeiner Franzoſen, und von ſeiner eigenen Ehre, daß er es für die größte Schande hielt, des neuen Umſtandes wegen, vermöge deſſen die kaiſerlichen Truppen den ſeinigen an der Zahl nunmehr gleich kammen, einen Rückzug zu nehmen, und daß er die Erinnerungen ſeiner Generale, welche ihm die Gefahr lebhaft verſtellten, mit Verachtung verwarf. Er hielt Stand, und wurde den 24ten Hornung 1525 in ſeinem verſchanzten Lager unter den Wällen von Pavia angegriffen. Man focht beiderſeits mit einer Art Wuth und Verzweiflung, bis endlich die Schweitzer, welche ſich bei der franzöſiſchen Armee befanden, zuerſt ihren Poſten verließen. Da zu gleicher Zeit die Beſatzung von Pavia, unter der Anführung ihres tapfern Generals Leyva, einen Ausfall that, ſo entſtand auch bald unter den Franzoſen, welche nunmehr in die Mitte genommen wurden, eine allgemeine Verwirrung und Flucht, bei welcher nur noch Franz ſeinen Muth nicht verlor, ſondern ſo lange ſtritt, bis ihn die Kräfte verließen. In dieſem Zuſtande übergab er dem ſpaniſchen General Lannoy ſeinen Degen, der ihn auf den Knieen annahm, und ihm dafür den ſeinigen überreichte.

Karl benutzte dieſen Sieg auf eine Art, bei welcher man wenig Urſache findet, ſeinen Verſtand, oder doch ſeine Klugheit und Großmuth ſonderlich zu rühmen. Mit Abſichten eines Eroberers hätte er ſeinen Feinden durchaus keine Zeit, ſich wieder zu ſammeln, oder um eine fremde Unterſtützung ſich umzuſehen, gönnen, ſondern in Italien und Frankreich auf der Stelle alles, was ihm ferner ſchaden konnte, gleichſam zerſchmettern, und nach den Regeln einer geſunden Staatskunſt hätte er den gefangenen König ganz anders, als er es that, behandeln ſollen; allein ein übel angebrachter Stolz, und eine unmäßige Begierde, den ganzen Umfang von Vortheilen, welche ihm nach ſeiner Meinung gar nicht mehr fehlſchlagen könnten, zu erſchöpfen, beſchränkten ſeine Ueberlegung dergeſtalt, daß er ſeine wahren Vortheile ſchlechterdings mißkannte; er ſetzte dem Franzoſen ſolche Bedingungen ſeiner zu erhaltenden Freiheit, daß dieſer ſie mit Unmuth von ſich wies, und den Karl durchaus ſelbſt zu ſprechen verlangte, indem er ſich nicht bereden konnte, daß ſo harte Zumuthungen unmittelbar von ſeiner Perſon herrührten. Karl, der ſich ſeit dem Jahre 1522 in Spanien befand, ließ ihn nach Madrid kommen, und unter der Aufſicht eines rohen Mannes in ein altes Schloß einſperren. Franz wurde durch dieſe, der Würde eines großen Monarchen unanſtändige Begegnung bald überzeugt, daß er dem Karl zu voreilig eine Großmuth, welche demſelben ganz unbekannt wäre, zugemuthet habe, und ſein Schmerz über dieſe Entdeckung war ſo groß, daß er in kurzer Zeit an ſeiner Geſundheit litt, und die Aerzte ſelbſt für ſein Leben bekümmert machte. Dieſer Umſtand vermochte endlich ſoviel, daß Karl den 28. Sept. 1525 bei Franz einen kurzen Beſuch abſtattete, und dem ganz zerſchlagenen und kranken König höflicher, als ſichs dieſer noch zu hoffen getraute, begegnete, ihn aber bald darauf durch eine noch härtere Einſchränkung nöthigte, einen Vertrag zu ſchließen, vermöge deſſen Franz verſprach, das Herzogthum Burgund mit völliger Landeshoheit an Karl abzutreten, und demſelben zur Verſicherung des Vollzuges, ſeinen älteſten Sohn, den Dauphin, und ſeinen zweiten Sohn, den Herzog von Orleans, oder ſtatt des letztern zwölf Perſonen vom höchſten Adel, als Geiſel zu überlaſſen, allen ſeinen Anſprüchen auf Neapel, Mailand und Genua, ferner auf die Unterwürfigkeit der Grafſchaften Flandern und Artois zu entſagen, den Herzog von Bourbon und alle ſeine Mitſchuldigen in ihre beweglichen und unbeweglichen Güter wieder einzuſetzen u. ſ. w. Franz wurde, nachdem er dieſen Vertrag in Madrid den 14. Jänner 1526 unterzeichnet hatte, endlich einmal in Freiheit geſetzt, und Karl bildete ſich ein, ſeinen Nebenbuhler nicht nur auf das empfindlichſte gedemüthigt, ſondern ihm auch alle Kräfte, ſich künftig wider ihn zu erheben, auf immer benommen zu haben.

Karl hatte ſich durch ſeinen Sieg bei Pavia, und noch mehr durch ſein unedles und übermüthiges Benehmen gegen den König Franz eine allgemeine Mißgunſt aller der Höfe und Staaten, welche mit ihm vor Kurzem wider eben dieſen König in ein gemeinſchaft liches Bündniß getreten waren, zugezogen, und wurde durch die Maßregeln, die er ſowohl, als vorzüglich ſeine Generale in Italien der nahenden Gefahr entgegen ſetzten, immer nur noch in gräßlichere Gefahren und Labyrinthe geſtürzt. Die Abſichten und Wünſche aller Höfe waren von jeher allein dahin gerichtet, den König von Frankreich zwar aus Italien zu entfernen, aber keineswegs ihn zu unterdrücken. Man ſuchte zwiſchen beiden Mächten ein Gleichgewicht von Kräften herzuſtellen, welches durch Franzens Gefangennehmung gänzlich zerſtöret wurde. König Heinrich VIII. von England ſah ſich nun mit Einem Male von ſeinem Anſehen, auf das er ſich ſo vieles zu gut that, den Schiedrichter von Europa vorſtellen zu können, herabgeſetzt, und erblickte jetzt an Karl weiter keinen Bundesgenoſſen, ſondern einen übermächtigen Monarchen, von welchem er, ſtatt der bisherigen Schmeicheleien, willkührliche und eigennützige Erklärungen zu erwarten haben würde. Seine Unruhe über dieſe unvermuthete Veränderung von Karls Umſtänden war ſo lebhaft, daß er ſich mit Franzens Mutter, Luiſe, welche bei der Abreiſe ihres Sohnes, des Königs, die Regentſchaft von Frankreich übernommen hatte, in ein Bündniß, worin er ſich für die Befreiung Franzens, als ſeines neuen Bundesgenoſſen, nach Kräften zu verwenden, verſprach, einließ, und die Auslieferung deſſelben an ihn von Karl wirklich unverzüglich forderte. Die italieniſchen Staaten, als Mailand, Genua, der päbſtliche Hof, und andere, waren über Karls Glück noch weit beſtürzter, und der mailändiſche Kanzler Morone entwarf (aus Furcht, daß ſein Herr, Franz Sforza, welcher nach der Vertreibung der Franzoſen von Karl in das Herzogthum Mailand zwar wieder eingeſetzt, aber von ihm unter ſehr zweideutigen Ausdrücken belehnt worden war, neuerdings beſchränkt, und zum bloßen kaiſerl. Statthalter herabgewürdigt werden möchte) ſogar einen ordentlichen Plan, wie der Einfluß des Kaiſers, und ſein Anſehen in Italien für immer unterdrückt, und die ehemalige Verfaſſung, bei welcher jeder italieniſche Staat für ſich unabhängig war, wieder hergeſtellt werden könnte. Sein Plan, den er einem kaiſerlichen General, Peſcara, welchen er für mißvergnügt hielt, unvorſichtig anvertraute, ſcheiterte zwar, und hatte den Erfolg, daß Morone gefangen geſetzt, und Franz Sforza als ein Hochverräther gegen ſeinen oberſten Lehenherrn, den Kaiſer, des Herzogthums verluſtig erklärt, und in die Citadelle von Mailand, das die Kaiſerlichen ſogleich von allen Seiten einſchloßen, ſich zu flüchten genöthigt wurde;

aber dieſe Begebenheiten beſchleunigten vollends den Ausbruch der mißvergnügten Mächte, und den 22. Mai 1526 errichteten der Pabſt, die Venetianer, die Könige Franz I. von Frankreich, und Heinrich VIII. von England, ein Bündniß, welchem ſie den Namen: die heilige Liga gaben, unter ſich, vermöge deſſen vom Kaiſer begehrt werden ſollte, die franzöſiſchen Prinzen gegen einen Gelderlag auszuliefern, und den Franz Sforza in das Herzogthum Mailand wieder einzuſetzen. Würde ſich der Kaiſer weigern, ihren Forderungen nachzukommen, ſo verbanden ſie ſich, eine Armee von 35,000 Mann ins Feld zu ſtellen, die ſpaniſchen Truppen aus Mailand zu verjagen, und Neapel anzugreifen. Sie theilten auch im Voraus die Belohnungen, welche jedem Theile für ſeine Siege werden ſollten, unter ſich, und der König Heinrich z. B. ſollte im Königreich Neapel ein Fürſtenthum von dreißigtauſend Ducaten jährlicher Einkünfte, und ſein Miniſter Wolſey eine Anweiſung von jährlichen zehntauſend Ducaten erhalten. Dieſer letztere hatte ſeinem König ganz andere Geſinnungen gegen Karl, ſeit der Zeit, als er ſeine Hoffnungen, von Karl zum Pabſt befördert zu werden, vereitelt ſah, eingeflößt. (Als nämlich den 1. December 1521 Pabſt Leo X. ſtarb, wurde den 9. Jänner 1522, des Karl ehemaliger Lehrmeiſter und Statthalter in Spanien, der Kardinal Adrian, und nach deſſen den 24. Sept. 1523 erfolgtem Hintritt wurde den 29. Nov. eb. d. J. der Kardinal Julius von Medicis, der den Namen Clemens VII. annahm, auf den päbſtlichen Stuhl befördert, ohne daß ſich Kaiſer Karl auch nur wenigſtens dem Scheine nach einfallen ließ, ſich für den Kardinal Wolſey zu verwenden.)

Karl befand ſich damals ganz außer Stand, ſeine Truppen in Italien mit Geld zu unterſtützen, und die wirkliche Erſcheinung der Armee, mit welcher ihm die verbündeten Mächte drohten, müßte ihm die größte Verlegenheit zugezogen haben; aber die heimliche Eiferſucht dieſer Mächte, die Unthätigkeit, welche König Franz bei dieſer Sache bewies, Unruhen, welche der Kardinal Pompeo Colonna ſelbſt in Rom erweckte (er bemächtigte ſich am Ende ſogar der Stadt, und zwang den Pabſt Clemens VII. zu einem Vergleich mit dem Kaiſer) gaben der Sache eine ganz entgegengeſetzte und höchſt unerwartete Wendung. Der oben erwähnte Herzog von Bourbon hatte aus Spanien und Deutſchland anſehnliche Verſtärkungen an Mannſchaft, aber kein Geld erhalten, und die Noth brachte ihn zu dem verzweifelten Entſchluß, auf gut Glück fortzurücken, und in den benachbarten Staaten Lebensmittel zu ſuchen. Da Pabſt Clemens VII. jenem Vergleich, zu welchem ihn Colonna zwang, nicht nachkam, benutzte Bourbon dieſen Vorwand, und marſchirte, ungeachtet der Vorſtellungen und Unterhandlungen des kaiſerlichen Generals Launoy, unaufhaltbar auf Rom zu, wo ſich die Furcht des, ſonſt ſehr bedächtlichen, Pabſtes Clemens VII. in einem ſolchen Grade bemächtigte, daß er jetzt plötzlich eine Art von ſeltſamer Tapferkeit annahm, alle Künſtler, und ſogar alle Bediente bewaffnete, und die in höchſter Eilfertigkeit und Unordnung zuſammengeraffte Menge dergeſtalt befeuerte, daß ſie am Tage des allgemeinen Sturms den 6. Mai 1527 einige Zeit nicht nur tapfer aushielt, ſondern die feindlichen Truppen zum Weichen zwang; aber dieſe Truppen, welche ohnehin aus Verzweiflung fochten, wurden vollends durch das Unglück ihres Anführers, des Herzogs von Bourbon, der unter den Mauern mit einer Fahne in der Hand erſchoſſen wurde, in eine ſolche Raſerei verſetzt, daß ſie alles, was ihnen entgegen ſtand, niederſtürzten, ſich mit einem überſchwemmenden Strom der Stadt bemächtigten, und die Einwohner, ohne Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Stand, auf das grauſamſte mißhandelten. Selbſt Pabſt Clemens VII., nachdem er in der Engelsburg einige Wochen hindurch alles Ungemach ausgeſtanden hatte, mußte ſich dem Prinzen von Oranien, Philibert von Chalons, welcher nach Bourbons Tod die Stelle des oberſten Feldherrn übernommen hatte, ergeben, und in eine Art von Gefangenſchaft, (denn der ſpaniſche General Alarcon, eben der, welchem K. Franz I. anvertraut ward, bewachte ihn) wandern. K. Karl betrug ſich bei dieſer Gelegenheit gerade ſo, wie er ſich ehemals bei der Gefangennehmung des Königs von Frankreich betragen hatte; er that im Aeußerlichen, als ſchmerze und kümmere ihn das außerordentlich unglückliche Schickſal des höchſten Oberhauptes der Kirche; verſicherte ſogar, mehr als Einmal, feierlich, daß er an den Unternehmungen des Bourbon, und ſeiner übrigen Generäle keinen Theil genommen habe, noch nehme, that aber zu gleicher Zeit nicht das Geringſte, um die Befreiung des Pabſtes, die ihn nur einen Federzug gekoſtet hätte, zu befördern.

Sobald die Nachricht von dem Schickſale des Pabſtes an den Höfen der Verbündeten ankam, ſchloßen ſie neue, engere Bündniſſe. Der König Heinrich VIII. von England unterſtützte die Franzoſen mit Geld, und dieſe rückten, unter der Anführung des Generals Lautrec, ſogleich nach Italien, eroberten die Republik Genua, die Stadt Pavia, und veranlaßten durch ihren Marſch nach Rom, daß ſich Karl entſchloß, den Pabſt gegen Bedingniſſe, die für dieſen zwar hart, aber in ſolchen Umſtänden nicht unerträglich waren, aus ſeinem Verhaft, worin er ſechs Monate ſaß, loszugeben, und flößten ihrem Monarchen und deſſen Bundesgenoſſen, dem König von England, ſo vieles Vertrauen auf ihr ferneres Glück ein, daß ſie nach Spanien eine gemeinſchaftliche Geſandtſchaft abſchickten, verſchiedene überſpannte Forderungen an den Kaiſer machten, und demſelben, als der ſich zu nichts verſtehen wollte, durch förmliche Herolde den Krieg ankündigten, welchen auch Karl mit einer Gegenwart des Geiſtes, worin er in harten Umſtänden immer ſeine Stärke und Ueberlegenheit zeigte, nicht nur eben ſo feierlich annahm, ſondern den einen ſeiner Gegner, den K. Franz I., einen verächtlichen Menſchen ſchalt, der ſich nicht ſchämte, jene beſchworne Verträge, wodurch er ſeine Freiheit erhalten hatte, öffentlich zu brechen.

Auch dieſer Krieg, der nun ſogleich ausbrach, endigte ſich für den Kaiſer mit Ruhm und Glück. Seine Truppen verließen die Stadt Rom, nachdem ſie ſie zehn Monate in Beſitz gehabt, und rein ausgeplündert hatten, und ſchloßen ſich in die Stadt Neapel ein, welche von der franzöſiſchen Armee zwar eingeſchloſſen, aber ohne Erfolg belagert wurde. Lautrec wurde von dem Pabſt, dem König von England, ſelbſt von ſeinem Monarchen, König Franz I. nicht unterſtützt, und verlor den 15. Aug. 1528 durch eine Seuche ſein Leben. Durch dieſe wurde auch der größte Theil der franzöſiſchen Armee aufgerieben, und der Reſt derſelben wurde auf ſeinem Rückmarſch nach Frankreich von dem Prinzen von Oranien aufgehoben, entwaffnet, und ohne Fahnen, Waffen und Feldgeräth bis an die Grenzen geführt, und als ein erbärmliches Volk entlaſſen. Auch Genua gieng für die Franzoſen wieder verloren, und wurde den 12. Sept. 1528 von dem, wegen ſeiner Tapferkeit ſowohl, als ſeiner Uneigennützigkeit gleich berühmten, Andreas Doria, ohne Verluſt eines Einwohners erobert. Ein gleiches Schickſal mit jenem vor Neapel, erfuhr endlich eine andere franzöſiſche Armee, unter dem Grafen von St. Pol (einem unbeſonnenen und unerfahrnen Offizier) im Mailändiſchen, wo ſie von dem kaiſerlichen, wiewohl damals eben kranken, General, Anton de Leyva, von einer kleinen Anzahl Soldaten zernichtet wurde.

Dieſe Ereigniſſe waren für die Höfe, welche unter denſelben litten, zu unerwartet und zu unglücklich, als daß ſie nicht hätten wünſchen ſollen, den weitern Folgen derſelben durch

Friedensſchlüſſe zuvorzukommen. Pabſt Clemens VII. wartete nicht einmal die Vereinigung der übrigen Mächte mit ihm ab, ſondern ſchloß den 26. Juni 1529 zu Barcellona einen ſonderheitlichen Vergleich mit dem Kaiſer, vermöge deſſen ihm dieſer mehr, als ſich dem erſten Anſcheine nach erwarten ließ, nämlich unter andern, die Abtretung der Stadt Ravenna, nebſt allen zum Kirchenſtaat gehörigen Ländern, verſprach, der Pabſt entgegen den Kaiſer mit dem Königreich Neapel, ohne einen andern Tribut, als der jährlichen Lieferung einer weißen Stutte zum Zeichen ſeiner Oberherrlichkeit, belehnte, dann ihm und deſſen Bruder Ferdinand von allen geiſtlichen Einkünften ihrer Länder den vierten Pfennig erlaubte, u. dgl. Bald darauf, nämlich den 5. Auguſt, erfolgte auch zwiſchen Karl und dem K. Franz I. ein Vertrag, welchen zwei Damen, als die verwittibte Herzoginn von Savoyen, und Karls Muhme, Margaretha, Regentinn der Niederlande, und Louiſe von Savoyen, Franzens Mutter, zu Cambray, oder Camerik in Flandern, nach der Grundlage jenes Vertrags, welchen Franz I. zu Madrid eingegangen, aber nicht gehalten hatte, entwarfen. Vermöge dieſes Vertrags machte ſich Franz I. verbindlich, als ein Löſegeld ſeiner Söhne zwei Millionen Kronen zu bezahlen, that auf Flandern, Artois, Mailand und Neapel, Genua, und auf alle Oerter jenſeits der Alpen Verzicht, und verſprach dabei, die verwittibte Königinn von Portugal, Karls Schweſter, Eleonora, zu heirathen; entgegen verſprach Karl, auf der wirklichen Abtretung des Herzogthums Burgund, doch ſo, daß er darum ſeine Anſprüche auf dasſelbe beibehielt, zur Zeit nicht zu beſtehen. Dieſe Friedensſchlüſſe waren für die ehemals verbündeten Höfe, vorzüglich aber für den K. Franz I., der durch ſeinen übel angebrachten Stolz und Leichtſinn ſich und ſeinen Anhängern alles verdorben, und nunmehr dieſe letztere der Willkühr ſeines Nebenbuhlers überlaſſen hatte, unausſprechlich demüthigend, und erweckten im Gegentheil allenthalben eine außerordentliche Meinung für die Macht und das Glück des Kaiſers, welcher gleichwohl die wahre Lage der Dinge am richtigſten gefühlt haben mochte, und die öffentliche Stimmung mit vieler Klugheit benutzte.

Karl mußte unumgänglich wieder einmal nach Deutſchland kommen, wo während der vielen Jahre ſeines Aufenthaltes in Spanien die wichtigſten Vorfälle gereifet, die Fürſten ſich bereits in erklärte Partheien abgeſondert, und zumal für die öſterreichiſchen Erblande höchſt gefährliche Umſtände ſich ergeben haben. Wir haben oben gehört, daß Karl auf dem im Jahre 1521 zu Worms gehaltenen Reichstag ein Edikt erließ, vermöge desſen Luther in die Reichsacht erklärt, und jede neue Religionsmeinung verbothen wurde. Da aber Karl auf alle jene Beſchwerden, welche die deutſchen Stände auf eben demſelben Reichstag vorbrachten, nicht die geringſte Rückſicht nahm, ſo wurde auch das Edikt nicht befolgt, und die Freunde der neuen Lehren glaubten um ſo mehr, veranlaßt und befugt zu ſeyn, ſich ſelbſt zu helfen. Luther, welchen deſſen Landesfürſt, Kurfürſt Friedrich, der Weiſe, auf ſeiner Rückreiſe von Worms nahe bei Altenſtein in Thüringen aufheben, und nach dem nicht weit davon gelegenen Schloſſe Wartburg bei Eiſenach in Sicherheit bringen ließ, kehrte aus Eifer, den Schwärmereien eines ſeiner Schüler, Karlſtadt, Einhalt zu thun, den 6. März 1522 wieder nach Wittenberg zurück, und ließ eine Ueberſetzung des neuen Teſtaments, welcher nach und nach auch die Verdeutſchung der Bücher des alten Teſtaments folgte, drucken. Da Luther, wie wir oben hörten, den Grundſatz, daß man in Glaubensſachen alles allein aus der Bibel beweiſen, und mit Hilfe ſeiner eigenen überzeugten Vernunft ſich erklären müſſe, aufgeſtellt, und demſelben durch ſeine heftigen Schriften gleich anfangs einen großen Anhang zugezogen hatte; ſo kam die Ueberlieferung der Bibel in die Hände der Gelehrten und Ungelehrten ungemein gelegen.

In Wittenberg fieng man die ſogenannte Reformation zuerſt an, und ſchaffte das Meßopfer, den Cölibat, und andere weſentliche und unweſentliche Dinge der römiſchen Kirche ab, ohne jedoch noch denjenigen, welche im Schooße dieſer Kirche leben und ſterben wollten, einige Kränkung anzuthun; aber das Beiſpiel ſolcher Leute, welche bei dem Volke in Achtung ſtanden, wirkte ſchnell und mächtig; und da auf zwei Reichsverſammlungen, welche im J. 1522 in des abweſenden Kaiſers Namen von deſſen Statthaltern, dem Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, und dem Pfalzgrafen Friedrich, zu Nürnberg gehalten wurden, wiederholte Zumuthungen an die Reichsfürſten um eine ergiebige Türkenhilfe vorkamen, ſo war an den wirklichen Vollzug des Wormſeredikts vom Jahre 1521 nicht zu denken. Niemanden kränkte dieß mehr, als den (den 9. Jänner 1522) zum Oberhaupte der katholiſchen Kirche gewählten Pabſt Adrian, der ſich noch immer alle Hoffnung machte, daß, wenn nur vorerſt die größten Mißbräuche und Unordnungen, wider welche die Deutſchen klagten, gehoben würden, dann auch die Neuerungen in Religionsſachen wieder abgeſtellt werden könnten; er geſtand in einem Schreiben, welches er den auf dem zweiten Reichstage im Nov. 1522 zu Nürnberg verſammelten Reichsſtänden durch ſeinen Nuntius Cheregato überliefern ließ, mit der größten Aufrichtigkeit, daß gräuliche Mißbräuche und veraltete Uebel am römiſchen Hofe vorhanden ſeyen, verſprach die Abſtellung derſelben ſo bald, als ihre Beſchaffenheit es nur immer möglich machen würde, und forderte entgegen die augenblickliche Unterdrückung jeder mit der katholiſchen Kirche nicht vereinbarten Lehre; aber die deutſchen Reichsfürſten verſicherten, daß den Strom der Dinge nichts weiter aufhalten könne, als eine allgemeine Kirchenverſammlung, welche, mit Bewilligung des Kaiſers, in Deutſchland, und zwar unverzüglich zuſammen berufen, und auf welcher Niemand gehindert werden ſollte, die Wahrheit zu reden. Die weltlichen Fürſten verfaßten auch ſogleich ein ſchriftliches, in hundert Artikel ausgedehntes Verzeichniß ihrer Beſchwerden, und ſchickten dieſe berühmten Centum Gravamina dem Nuntius, (weil er ſie nicht ſelbſt nach Rom bringen wollte, und ſich von Nürnberg entfernte) nach, ohne in dem den 6ten März 1523 erfolgten Reichsabſchiede etwas anders zu beſchließen, als daß Jedermann mit Geduld die Entſcheidungen der künftigen Kirchenverſammlung erwarten, und ſich aller fernern Neuerungen enthalten ſollte. Der (den 29. Nov. 1523) zum Pabſt gewählte Clemens VII. (Nachfolger des Adrian) drang nicht weniger eifrig auf die Vollziehung des Wormſeredikts, und auf einem neuen Reichstag zu Nürnberg 1524 boten ſowohl deſſen Nuntius Campeggio, als der kaiſerliche Abgeordnete, Haunart, alle ihre Beredſamkeit und ihr Anſehen auf, den Vollzug durchzuſetzen; allein die Stände verharrten mehr, als jemals, auf ihrer Erklärung, daß zur Hebung der Beſchwerden, und zur Unterſuchung der neuen Lehren eine allgemeine Kirchenverſammlung alſogleich verſammelt werden ſollte, und alles, worauf ſie ſich einließen, war, daß ſie verſprachen, dem Wormſeredikt „ſo viel möglich“ nachzukommen. Der Abſchied des Reichstags vom 18. April wurde gleichwohl ſo ſcharf, daß Kurſachſen und andere auf der Stelle widerſprachen, abgefaßt, und ein nachdrückliches Schreiben des Kaiſers aus Spanien hatte die Wirkung, daß ſich im Monat Juli 1524 der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, dann die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, nebſt verſchiedenen geiſtlichen Fürſten in Oberdeutſchland zu Regensburg dahin vereinigten, der ſogenannten Reformation in ihren Ländern durchaus keinen Eingang zu geſtatten, und jede Neuerung in ihrem Aufkeimen zu unterdrücken. Dieſer war auch eigentlich der erſte Schritt von den vielen nachhergefolgten Schritten, vermöge deren die deutſche Nation wegen Religionsſachen ſich trennte.

Damals ſchon hatten die Grundſätze der neuen Lehren ſo tief Wurzel gefaßt, daß es ſchwerlich noch möglich geweſen ſeyn dürfte, dieſelben in den Ländern und Städten, wo ſie das Volk bereits angenommen hatte, wieder zu vertilgen, und das Religionsweſen in den vorigen Zuſtand zurückzubringen. Es war nicht ruhige Ueberlegung, ſondern aufgebrachte Unzufriedenheit mit den vorhandenen Mißbräuchen, und eine ſchwärmeriſche Hitze, etwas Beſſeres an deren Stelle zu ſetzen, was allenthalben ſogenannte Reformatores erweckte. Dieſe Reformatores kamen bereits zwar einhellig darin überein, daß ſie durchaus nicht mehr römiſchkatholiſch ſeyn wollten; aber noch wußten ſie ſelbſt nicht beſtimmt, welches Symbol ſie aufſtellen, und wohin ſie am Ende mit ihrem heißen Ringen nach Freiheit geführet werden würden. Am wenigſten mochten ſie damals noch daran gedacht haben, daß das neue Syſtem des Luther und ſeiner Freunde weſentlich darin beſtehe, niemals ein beſtimmtes Glaubensſyſtem anzunehmen; niemals ſich an ein unabänderliches Symbol von Dogmen dergeſtatt zu binden, daß ſie (nach ihren weſentlichen Grundſätzen) nicht zu allen künftigen Zeiten berechtigt blieben, weitere Aenderungen vorzunehmen, und andere Erklärungen der Bibel aufzuſtellen, ſobald ſie ſich durch fortgeſetzte Nachforſchungen von dem Grund und dem Bedürfniß ſolcher Aenderungen eine Ueberzeugung verſchafft zu haben, meinen würden. Die berühmteſten Reformatoren giengen mit ſolchen Beiſpielen wirklich voraus. Nicht nur erklärte Luther aus eben derſelben Bibel manche Dogmen ganz anders, als Melanchton, oder als Zwingli in der Schweiz u. ſ. w., ſondern beinahe in jedem Flecken, wo die Einwohner zu irgend einer Neuerung geſtimmt waren, ſtanden Lehrer (auch nicht ſelten aus der gemeinſten Klaſſe) auf, welche nach ihrem Eigendünkel verwarfen, und nach ihrem Vorgeben verbeſſerten. So konnte es nicht fehlen, daß ſich nicht bloß Schwärmer, ſondern offenbare Betrüger hervorthaten, welche das gemeine Volk zu entſetzlichen Raſereien verleiteten. Ein ſolcher war Thomas Münzer aus Stollberg gebürtig, welcher in Thüringen, unter andern Phantaſtereien, die Einführung von der Gleichheit der Güter, die Nothwendigkeit, alle Fürſten, Adelige, und Obrigkeiten zu vertilgen, predigte, und es mit Hilfe ſeines Spießgeſellen, eines entlaufenen Prämonſtratenſermönchs, Pfeiffer, dahin brachte, daß das Volk nicht mehr dienen, noch arbeiten wollte, weil es, wie es ihm von Münzer aus der Bibel vorgelehrt würde, Gottes Wille wäre, daß die Armen von den Reichen ernährt werden ſollten. Ein Bauernaufſtand im Mannsfeldiſchen, Stollbergiſchen, Schwarzburgiſchen, dem Eichsfeld u. ſ. w. (mit welchem indeſſen der zu gleicher Zeit in andern Gegenden Deutſchlands ausgebrochene Bauernkrieg in keinem Verband ſtand) dann eine von einem vereinigten Heere verſchiedener Fürſten, im Mai 1525 bei Frankenhauſen unternommene Niedermezlung vieler tauſend Bauern, und die Hinrichtung des Münzers und Pfeiffers war die Folge ſolcher Lehren, welche durch die erſte Züchtigung ihrer Anhänger nichts weniger, als ſogleich ausgerottet wurden. So auffallend und höchſt traurig dieſe und ähnliche Begebenheiten, welche der Verbreitung der neuen Glaubenslehren zur Laſt fielen, waren, ſo hinderten ſie gleichwohl den Fortgang derſelben ſo wenig, daß ſich vielmehr ihre Anhänger täglich vermehrten. Eines der auffallendſten Beiſpiele dieſer Art gab der damalige Großmeiſter des deutſchen Ordens, Markgraf von Brandenburg. Die Ritter dieſes Ordens hatten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Provinz Preuſſen, deren Einwohner damals noch Heiden waren, erobert, dieſelbe lange Zeit als ein polniſches Lehen beſeſſen, und von Zeit zu Zeit ihre Unabhängigkeit geſucht. Dieſe erlangte endlich, nach einem langen Krieg, der im Jahre 1511 zum Großmeiſter gewählte Markgraf Albert, indem er mit dem König Sigmund von Polen zum Vortheil ſeines Stammhauſes Brandenburg einen Vertrag errichtete, vermöge deſſen ihm und ſeiner männlichen Nachkommenſchaft derjenige Theil von Preuſſen, welcher dem deutſchen Orden noch gehörte, als ein weltliches Herzogthum überlaſſen, und darüber von Sigmund die Belehnung ertheilt wurde, worauf Albert ſeinen Ordensgelübden und der katholiſchen Religion entſagte, und ſich mit einer Prinzeſſinn von Dänemark verheirathete. Die Hoffnung zu ähnlichen Vortheilen mag wohl auch manchen andern Fürſten gereizt haben, die katholiſche Religion mit der Lehre des Luther zu verwechſeln, als bei welcher jeder befugt zu ſeyn glaubte, die Einkünfte der reichen Klöſter und Stifter an ſich zu ziehen.

Dieſe Fortſchritte veranlaßten einige katholiſche Fürſten, als die Kurfürſten Albert von Mainz, und Joachim I. von Brandenburg, die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, Erich zu Calenberg, und Heinrich, den jüngern, von Wolfenbüttel, dann den Herzog

Georg von Sachſen, und andere, zu Deſſau eine Verabredung zu halten, worin ſie beſchloßen, die fernere Ausbreitung der neuen Lehre, und beſonders den Abfall der hohen Geiſtlichkeit nach Kräften zu hindern; aber nicht weniger thätig bezeigten ſich ihrer Seits die lutheriſchen Fürſten, indem den 2. Mai 1526 die mächtigſten derſelben, als der neue Kurfürſt Johann von Sachſen (Bruder und Nachfolger des 1525 verſtorbenen Friedrichs des Weiſen) der Landgraf Philipp von Heſſen u. a., zu Torgau ein Bündniß unter ſich ſchloßen, ſich und ihre Unterthanen bei ihrer Religionsfreiheit zu ſchützen. Unter ſolchen Umſtänden verſammelten ſich die Reichsſtände noch im nämlichen Jahre 1526 auf einem Reichstage zu Speier, auf welchem der Vollzug des Wormſeredikts, ungeachtet wiederholter Befehle, welche der Kaiſer aus Spanien ſchickte, noch weniger befolgt, und vielmehr ein Abſchied dahin abgefaßt wurde, daß die Reichsſtände dasſelbe gleichwohl ſo beobachten ſollten, „wie ſie ſichs gegen Gott und den Kaiſer zu verantworten getrauten.“ Karl war damals mit Pabſt Clemens VII., der ſich, wie oben vorkam, in einen Bund wider ihn einließ, zerfallen, und war mehr mit ſeinen Gegnern, als mit Deutſchland beſchäftigt, ſo daß in dieſem jeder ruhig den Weg gieng, den er ſich bahnen, und zur Zeit behaupten konnte.

Der Strom der innern Gährungen wälzte ſich indeſſen durch alle Provinzen Deutſchlands fort. Eine Nachricht, welche der Kanzler des Herzogs Georg von Sachſen, Otto Pack, dem Landgrafen Philipp von Heſſen von einem geheimen Bündniß gab, vermöge deſſen ſein Herzog mit dem Erzherzog Ferdinand und andern katholiſchen Fürſten beſchloſſen haben ſollte, die der neuen Lehre ergebenen Fürſten unvermuthet zu überfallen, und dieſelben zur Wiederannahme der römiſchkatholiſchen Religion mit Gewalt zu zwingen, hatte die Folge, daß ſich der Landgraf Philipp, dann der neue Kurfürſt von Sachſen, Johann, unverzüglich zu einem Krieg rüſteten, und die katholiſchen Fürſten, welche auf dieſen Ueberfall nicht vorbereitet waren, in eine ſolche Beſtürzung verſetzten, daß ſie dem Landgrafen, der, auf den Fall, daß er die Waffen niederlegen ſollte, einen Erſatz für ſeine Zurüſtungen verlangte, einige hundert tauſend Gulden zuſagten, um nur einen offenbaren Krieg von ſich abzuwenden. Sie erklärten die Ausſage des Kanzlers Pack, der darüber bald nachher ſeinen Kopf verlor, für eine ſchändliche Erdichtung, und wußten nunmehr, was ſie von den reformirenden Ständen zu erwarten hätten. Ihr Erſtaunen und ihr Unwille über die neue Erfahrung, daß die Anhänger der neuen Lehren, welche nach ihrer Meinung vom höchſten Glück zu ſagen hätten, wenn man ſie nur ſtillſchweigend duldete, ſich unterſtünden, zu ihrer Vertheidigung die Waffen zu ergreifen, war ohne Grenzen. Noch mehr wurde Kaiſer Karl über die Nachricht des letztern Vorfalles entrüſtet, und gleichſam wie aus einem unruhigen Traume geweckt. Sein Statthalter in Deutſchland, Erzherzog Ferdinand, mußte unverzüglich einen Reichstag zuſammenberufen, und ſollte auf dem Vollzug des Wormſeredikts nach allen ſeinen Punkten unverrückt beſtehen. Auf dieſem Reichstage, welcher zu Speier den 15. März 1529 ſeinen Anfang nahm, behaupteten die katholiſchen Stände die Mehrheit der Stimmen, und vermöge dieſer ergieng der Reichsſchluß dahin, daß das Wormſeredikt von denjenigen, welche daſſelbe bisher beobachtet hätten, auch ferner beobachtet werden, daß derjenige Theil der Stände, welcher eine neue Lehre bereits angenommen hätte, für die Zukunft alle Neuerungen vermeiden, die Lehre des Luther vom Abendmahle durchaus nicht beibehalten, dieſelbe weder lehren, noch predigen laſſen, das Meßopfer nicht abſtellen, Niemand, der demſelben beiwohnen würde, daran hindern, und daß überhaupt kein Stand von einem andern des Glaubens halber beunruhigt werden, und keiner des andern Unterthanen wegen dieſer oder anderer Urſachen gegen ihre Obrigkeit in Schutz nehmen ſoll. Wider dieſen Reichsabſchied legten der Kurfürſt von Sachſen, die Herzoge von Lüneburg, der Landgraf von Heſſen, vierzehn Reichsſtädte, und andere Häupter der lutheriſchen Parthei nicht nur eine förmliche Proteſtation, wegen welcher ſie nachher den Namen, die Proteſtanten, erhielten, bei dem Reichstag ein, ſondern ſie ſchickten ſogar Abgeordnete an den Kaiſer, um ſolche auch ihm zu überreichen.

Karl hatte ſich während deſſen aus ſeinem Königreiche Spanien, wo er ſeine ihm im J. 1526 angetraute Gemahlinn, Iſabella, (Tochter Emanuels, Königs von Portugal) als Statthalterinn zurück ließ, mit einem Pomp, welcher den, von ihm angenommenen, Titel Majeſtät ganz ausfüllte, erhoben. Eine zahlreiche Menge des vornehmſten ſpaniſchen Adels diente ihm zur Zierde, und eine beträchtliche Anzahl Truppen zur Bedeckung. Zu Genua, wo er zuerſt ans Land ſtieg, bewillkommten ihn alle Fürſten und Geſandte der italieniſchen Staaten mit der unumſchränkteſten Ehrfurcht, und zu Bologna, wo er den 5. Nov. 1529 ſeinen Einzug hielt, trat eine Armee von zwanzigtauſend alten und erfahrenen Kriegern vor ihm her, und verherrlichte das Anſehen des größten und glücklichſten Ueberwinders, welchen die Welt ſeit langer Zeit geſehen hatte. Ganz Italien erwartete von ſeinem Wink die Entſcheidung ſeines Schickſals, und Karl, der die Rolle, welche er hier anzunehmen hätte, wohl überlegt hatte, ſetzte die Italiener, welche einen gebieteriſchen Herrn an ihm erwarteten, durch ſein Betragen in Verwunderung; er bezeigte ſich gegen Jedermann freundlich und herablaſſend, und von ſeinen Lippen ſtrömte Gnade und Huld; er ließ dem Franz Sforza eine vollkommene Verſöhnung angedeihen, und belehnte ihn neuerdings mit dem Herzogthum Mailand; er beſtätigte dem Herzog von Ferrara (nachdem er die zwiſchen demſelben und dem Pabſt ſtreitigen Punkte entſchieden hatte) den Beſitz ſeiner Länder, fand ſich gegen billige Bedingungen mit den Venetianern ab, verhalf im folgenden Jahre dem Alexander von Medicis und deſſen Nachkommenſchaft zu einer unumſchränkten Herrſchaft über Florenz, und hinterließ (den letzten Fall ausgenommen, wo die Florentiner ihre alte Regierungsverfaſſung ungern verloren) überall Spuren von Entſchlüſſen und Handlungen, wegen welcher man ihn laut lobpries und ſegnete. Zu Bologna traf Karl, gemäß einer vorausgegangenen Verabredung, mit dem Pabſt Clemens VII. zuſammen, küßte ihm, den er noch vor kurzer Zeit als ſeinen Gefangenen behandelte, die

Füße, und lebte mit ihm den ganzen Winter des Jahres 1530 unter Einem Dach in der engſten Vertraulichkeit; Karl ließ ſich von demſelben in eben dieſer Stadt ſogar zweimal krönen, nämlich den 22. Horn. zum König von Italien, und den 24. Tag des nämlichen Monats zum römiſchen Kaiſer, und verſprach ihm, alles Mögliche zu thun, und alle gelinde und ernſtliche Mittel, welche zur Unterdrückung der lutheriſchen Lehre dienlich ſeyn würden, zu verſuchen. Da er von dieſem Vorhaben ganz durchdrungen war, ſo äußerte er über die (eben erwähnte) ſchriftliche Proteſtation ein lebhaftes Mißfallen, und wies die von den lutheriſchgeſinnten Reichsſtänden an ihn abgefertigten Geſandten, welche ihm dieſelbe zu Piacenza überreichten, auf den künftigen Reichstag an.

Dieſer Reichstag wurde im Jahre 1530 nach Augsburg angeſetzt, und den 20. Juni in ſeiner Gegenwart eröffnet. Karl erſchien mit einer außerordentlichen Pracht, und nicht weniger war dießmal die Verſammlung der Reichsſtände eben ſo zahlreich, als feierlich. Jedermann erwartete mit verſchiedenen Bewegungen und Wünſchen, wie ſich der mächtige Kaiſer bei der Entſcheidung der wichtigſten aller Fragen, über welche es aus ältern Zeiten kein Reichsgeſetz gab, ſich verhalten, und wie er ſich, falls ein Theil der Reichsſtände ſich weigern ſollte, ſeinen Ausſpruch zu befolgen, benehmen würde. Es fragte ſich nämlich: Ob deutſche Fürſten, Bürger und Unterthanen befugt ſeyen, unabhängig vom Reichsoberhaupt, und frei von jedem Einfluß, die katholiſche Religion zu verlaſſen, ihrem eigenen Symbol anzuhängen, und die von katholiſchen Einwohnern zu Gunſten der Katholiken gemachten milden Stiftungen für ſich und ihre neue Religion zu verwenden, und (was noch bei weitem wichtiger in ſeinen Folgen war) ob geiſtliche Fürſten, in dem Falle, daß ſie die katholiſche Religion verließen, berechtigt ſeyn könnten, die allein ihrer zeitlichen Perſon anvertrauten Staaten zu weltlichen Staaten umzuſchaffen, und dieſelben erblich auf ihre Nachkommenſchaft zu bringen, wie dieß der Großmeiſter des deutſchen Ordens, Albert von Brandenburg, unternommen hatte. Katholiſcher Seits behauptete man noch einhellig, daß es keine ſolche Befugniſſe gebe, und K. Karl gab mehr, als Einmal, zu verſtehen, daß er entſchloſſen ſey, alle ordnungswidrige Neuerungen, welche ſich im Religionsweſen ſeit dem Antritte ſeiner Regierung ergeben hätten, mit Einem Male abzuthun. Auf ſeinen Wink verfaßte der gelehrteſte und beſcheidenſte aller damaligen Proteſtanten, Philipp Melanchten, ein Glaubensbekenntniß der lutheriſchen Lehre, welches mit den Unterſchriften derjenigen Reichsſtände, welche, oder vielmehr, deren Unterthanen dieſem Bekenntniß beipflichteten, (andere ſogenannte Reformatoren, oder Gemeinden, waren in vielen Punkten einer ganz andern Meinung) feierlich auf dem Reichstage vorgelegt, und nachher wegen des Orts, wo dieß geſchah, die augsburgiſche Confeſſion genannt wurde. Die Gegenerinnerungen katholiſcher Theologen, welche jenes Glaubensbekenntniß prüfen mußten, blieben eben ſo, wie verſchiedene Privatunterredungen, durch welche Karl die proteſtantiſchen Fürſten zu gewinnen ſuchte, ganz und gar fruchtlos, und es war kein Anſchein von Hoffnung weiter übrig, daß ſie zur römiſchen Kirche wieder zurückkehren würden, nachdem ſie ſich einhellig äußerten, daß ihr höchſtes Gut auf Erden in ihrer Gewiſſensfreiheit gegründet, und daß keine irdiſche Macht befugt ſey, derſelben willkührliche Schranken zu ſetzen. Karl glaubte demnach, daß ihm nichts weiter übrig ſey, als ein beherzter Entſchluß, das, was gütliche Vorſtellungen nicht bewirken konnten, durch die Kraft ſeiner Machtvollkommenheit durchzuſetzen. Den 19. Nov. 1530 erſchien auf ſeinen eifrigen Betrieb, ein, von der Mehrheit der Stimmen entworfener, Reichsabſchied, welcher allen und jeden Anhängern neuer Lehren befahl, längſtens bis zum 15. April 1531 zur römiſchen Kirche zurückzukehren, alle neueingeführten Gebräuche zu unterlaſſen, alle ſäkulariſirten Güter zurückzuſtellen, und übrigens die Entſcheidung der künftigen allgemeinen Kirchenverſammlung, welche binnen ſechs Monaten ausgeſchrieben werden ſollte, abzuwarten. Zugleich verſicherte der Kurfürſt Joachim I. von Brandenburg in Karls und ſeiner katholiſchen Mitſtände Namen, „daß ſie alle beſchloſſen hätten, ihrem Kaiſer Beiſtand zu leiſten, und nicht allein ihr Gut hinzugeben, ſondern auch ihr Blut nebſt ihm zu vergießen. Auch hätte der Kaiſer nicht nur alle ſeine Königreiche und Herrſchaften, ſondern auch Leib, Blut und Seele für die chriſtliche Religion, und ihre und derſelben Lehrer und Bekenner Gott dem Herrn ergeben.“ Karl blieb bei dieſer bloßen Erklärung nicht ſtehen, ſondern nahm noch auf eben dieſem Reichstage ſolche Handlungen vor, welche zeigten, was er thun würde, wenn er alles, was er wollte, ganz ungehindert thun könnte; er zernichtete jenen Vertrag, welchen der Markgraf Albert von Brandenburg wegen Preuſſen mit der Krone Polen errichtete, durch einen Machtſpruch, der aber, wie die über Albert ausgeſprochene Acht ohne Wirkung blieb*), ertheilte ſeinem Bruder Ferdinand eine förmliche Belehnung über das Erzherzogthum Oeſterreich, und das Herzogthum Würtemberg, und beſchied die Kurfürſten wichtiger Dinge wegen, welche er eben auf der Stelle nicht nannte, auf einen Tag nach Köln im Monat Jänner 1531. Hier geſtand er, der ſich doch ſo viele Mühe gab, Kaiſer der Deutſchen zu werden, daß er außer Deutſchland, in ſeinem Spanien und Italien, einmal zu vieles zu thun hätte, um den Pflichten eines Kaiſers in eigener Perſon obzuliegen, und ſchlug den Kurfürſten ſeinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, mit dem Beiſatze, daß er „nicht gemeint ſey, einen andern neben ſich zu dulden" zum römiſchen König vor; und wiewohl dieſer Beiſatz einiges Mißvergnügen nach ſich zog, und eine ſolche Wahl dem Herkommen und den Geſetzen des Reichs eben nicht gemäß war; ſo drang er bei den katholiſchen dennoch mit Verſprechungen und Geſchenken durch, und hatte das Vergnügen, zu ſehen, daß Ferdinand noch zu Köln den 5. Jän. 1531 wirklich zum römiſchen König gewählt, und zu Aachen von dem kölniſchen Erzbiſchof, Hermann, gekrönt wurde. Nunmehr nahm auch das die Stelle des Kaiſers vertretende, (aber freilich immer wenig geachtete) Reichsregiment, deſſen Haupt Ferdinand bis dahin war, ein Ende, und es ſtand dahin, was bei der damaligen Uebermacht des öſterreichiſchen Hauſes (Ferdinand beſaß damals, wie gleich geſagt werden ſoll, auch bereits Ungarn und Böhmen noch) ferner ein Ende nehmen würde. Die Sache der proteſtantiſchen Fürſten ſchien bereits ohne Rettung zu ſeyn; aber theils die beherzten Unternehmungen eben dieſer Fürſten und Stände, theils einige für ſie glücklich eingetretene Umſtände, gaben dem Laufe der Dinge eine andere Geſtalt.

---

*) Die katholiſchen deutſchen Ritter wählten ſich ein neues Oberhaupt, Walther von Kronberg, welcher ſeine Reſidenz nach Mergentheim in Franken, wo noch jetzt der Hauptſitz dieſes Ordens iſt, verlegte.

Je mehr nämlich für die proteſtantiſchen Reichsſtände die Gefahr, getrennt oder unterdrückt zu werden, zunahm, deſto mehr und inniger nahm auch ihr wechſelſeitiges Verſtändniß zu, und dieſem zu Folge errichteten ſie unmittelbar nach dem, ihre Gewiſſensfreiheit beſchränkenden, augsburgiſchen Reichsabſchied, noch im Jahre 1530 zu Schmalkalden, in der Grafſchaft Henneberg, auf fünf Jahre ein Bündniß, vermöge deſſen ſie ſich angelobten, ihre Gewiſſensfreiheit und ihre Staaten mit vereinigten Kräften zu vertheidigen. Dieſes Bündniß erneuerten ſie auf weitere ſechs Jahre nach der, eben erwähnten, römiſchen Königswahl, welche ſie nach dem Vorgang des Kurfürſten Johann von Sachſen, der wider eine ſolche Wahl auf dem Kurfürſtentag zu Köln feierlich proteſtirte, aus Staatsgründen für geſetzwidrig und ungültig erklärten. Aber dieſe Wahl erregte auch bei katholiſchen Fürſten, z. B. bei den erzkatholiſchen Herzogen von Bayern, Wilhelm IV. und Ludwig, ein großes Mißvergnügen, und dieſe Herren, ſo wie andere Fürſten, glaubten, aus dem anmaßenden Betragen des Kaiſers mehr als zu deutlich ſchließen zu müſſen, daß er geſinnt ſey, die Verſuche, welche von Zeit zu Zeit bereits einige Kaiſer gewagt hatten, zu erneuern, und ſtatt einem, ihm blos lebenslänglich aufgetragenen, und durch eine förmliche Capitulation beſtimmten, Regiment, nach einer monarchiſchen, und wohl gar erblichen Alleingewalt zu trachten. Die Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes ſandten auch wirklich Abgeordnete an die Könige von Frankreich und England ab, um ſie von der Gefahr, in welcher die freie Verfaſſung von Deutſchland ſchwebte, zu benachrichten, und Franz I. ſowohl, als Heinrich VIII. gaben die tröſtlichſten Verſicherungen von ſich, daß ſie alles, was in ihrer Macht ſtände, thun würden, die deutſchen Fürſten bei ihren Rechten wider Jedermann, der ſie verletzen würde, zu ſchützen.

Karl fand bei dieſen Geſinnungen und heimlichen Anſtalten deutſcher Reichsfürſten allerdings ſchon mehr, als Eine gegründete Urſache mit einem harten und gewaltthätigen Verfahren wider dieſelben innezuhalten; aber es walteten eben damals noch dringendere Umſtände ob, welche es ihm vorzüglich zur Nothwendigkeit machten, es ſich mit den deutſchen Fürſten ja nicht zu verderben. Dieſe Umſtände kamen von Seite der Türken, welche ſeit dem, was mit ihnen unter dem Kaiſer Maximilian vorgefallen war, höchſt beträchtliche Fortſchritte mit Glück unternommen hatten. Soliman II., genannt der Prächtige, einer der kühnſten und ſiegreichſten Kaiſer, welche jemals den türkiſchen Thron beſtiegen, hatte im J. 1521, die Grenzfeſtung von Ungarn, Belgrad, aus der Urſache, weil man ungariſcher Seits mit der Verlängerung des, auf drei Jahre feſtgeſetzten, Waffenſtillſtands zauderte, überfallen, dieſelbe den 29. Auguſt erobert, und ſich unmittelbar darauf gegen eine andere, eben ſo wichtige Vormauer der Chriſtenheit von Oſten, die Inſel Rhodus gewendet; er erſchien mit 200,000 Mann, und einer Flotte von 400 Segeln vor der

Stadt dieſes Namens, und eroberte nach einer ſechsmonatlichen Belagerung, während welcher ſich die, in 5000 Mann und einigen hundert Johanniterrittern beſtandene Beſatzung, unter der Anführung ihres Großmeiſters, Villiers de Lisle Adam, auf das tapferſte vertheidigte, die Schutthaufen derſelben, und mit dieſen die Inſel, ohne daß Karl, welcher damals mit dem König Franz I. bereits entzweit war, mehr thun konnte, als das Schickſal der Ritter beklagen, welchen er indeſſen gleichwohl zu einiger Vergütung die Inſel Malta überließ. Im Jahre 1526 gewann Soliman bei Mohaz eine entſcheidende Schlacht wider den, in eben derſelben erbärmlich umgekommenen, jungen König Ludwig, und die Königreiche Ungarn und Böhmen ſollten nunmehr dem Erzhauſe Oeſterreich, das ſeine alten Anſprüche auf dieſelben noch erſt vor wenigen Jahren erneuert hatte, zufallen. Dieſe Anſprüche wurden auch dem Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich in Böhmen (nur mußte er den Ständen ein ſchriftliches Bekenntniß, daß er durch ihre freie Wahl zum Beſitze des Königreiches gelangt ſey, ausſtellen) nicht erſchwert; aber in Ungarn erklärte ſich eine Parthei für den Woywoden von Siebenbürgen, Johann Zabol Scápus, oder von Zapolya, Grafen von Zips, und dieſer, nachdem er vom Erzherzog

Ferdinand durch wiederholte Niederlagen aus ganz Ungarn vertrieben, und nach Polen zu flüchten gezwungen worden, faßte aus Rachbegierde den niederträchtigen Entſchluß, ſich um Unterſtützung an den Sultan Soliman zu wenden, und demſelben das Schutzrecht von Ungarn aufzutragen. Soliman überſchwemmte auch im Jahre 1529 mit einem Heere von 150,000 Mann ganz Ungarn, und drang ſogar, da von Seite Oeſterreichs keine kriegeriſche Gegenanſtalt ſeinen Lauf hemmte, bis nach Wien. Die Eroberung dieſer Hauptſtadt, welche er aus Mangel von grobem Geſchütz zu untergraben anfieng, mißlang ihm zwar, und er mußte ſich mit einem beträchtlichen Verluſte zurückziehen; aber zu Ofen erklärte er nicht nur deſſen ungeachtet den Johann zum König von Ungarn, wobei er ihm Kron und Zepter übergab, ſondern er rüſtete ſich jetzt neuerdings mit einer ungeheuern Armee, um einen neuen Einfall auszuführen, und die Verlegenheit des Erzherzogs, und Königs Ferdinand war um ſo größer, als der Abzug des Soliman von Wien mehr der Verrätherei des Großveziers, als der Beſatzung von Wien (dieſe hielt ſich zwar, unter der Anführung des Grafen Niklas von Salm, ausnehmend wohl, war aber, indem der junge Pfalzgraf Philipp nur einige hundert Reiter, und zehn Fahnen Fußgänger, als Reichshilfe herbeigeführt hatte, zur Abſchlagung ernſtlicher Stürme zu unbeträchtlich) zuzuſchreiben war. Dieſe Umſtände zuſammen genommen veranlaßten den Kaiſer Karl, mit ſeinen Vorſätzen und Abſichten noch zur Zeit zurück zu halten, und gegen die proteſtantiſchen Stände ein ganz anderes Verhalten, als er außerdem gezeigt haben würde, anzunehmen. Er ließ daher mit denſelben durch die Kurfürſten Albert von Mainz, und Ludwig von der Pfalz, Unterhandlungen anſtellen, und den 23. Jul. 1532 kam zu Nürnberg ein Religionsfriede, eigentlich der erſte dieſer Art, zu Stand, deſſen weſentlicher Inhalt darin beſtand, daß mit den beim Reichskammergericht wider die Proteſtanten anhängigen Prozeſſen eingehalten, und an dieſem Kammergericht ſelbſt proteſtantiſche Beiſitzer nicht ausgeſchloſſen werden ſollten. Uebrigens ſollten die proteſtantiſchen Stände die Unterthanen einer andern Parthei in Glaubensſachen nicht ſchützen, der Parthei des Zwingli nicht anhängen, und auch ſonſt über das, was die augsburgiſche Confeſſion enthielt, bis zur Entſcheidung einer künftigen Kirchenverſammlung, welche binnen ſechs Monaten ausgeſchrieben, und ſodann nach Jahresfriſt angefangen werden ſollte, keine weitere Neuerung vornehmen. Karl beſtätigte dieſen Vergleich auf einem, im Auguſt deſſelben Jahres zu Regensburg gehaltenen, Reichstage durch ein beſonderes Edikt, und erhielt hierauf, was er eigentlich geſucht hatte, eine, auch von den proteſtantiſchen Fürſten verſtärkte, anſehnliche Reichshilfe von 20,000 Mann, ſo, daß er dießmal dem Soliman, der im Sept. 1532 mit einer Armee von 300,000 Mann in Steiermark eingebrochen, und gegen Grätz angerückt war, ein, von Deutſchen, Böhmen, Spaniern und Italienern zuſammengeſetztes, Heer von 65,000 Mann zu Fuß, und 11,000 zu Pferd entgegenſtellte, das ihn ohne viele Anſtrengung von dem deutſchen Boden nach Ungarn, und in ſeine Länder zurück jagte. Karl begab ſich hierauf nach Italien, und nachdem er ſich einige Mühe gegeben, den Pabſt Clemens VII., den er zu Bologna ſprach, zur Zuſammenberufung einer Kirchenverſammlung (welche aber gemäß der von den Proteſtanten angenommenen Grundſätze für dieſelben ohnehin kaum mehr denkbar war) zu bereden, bald darauf aber die ſämmtlichen italieniſchen Fürſten und Mächte (Venedig ausgenommen) zu einem gemeinſchaftlichen Bündniß wider jede fremde Macht, die ihr Land betreten würde, beredet hatte, kehrte er im April 1533 in ſein eigentliches Königreich Spanien zurück, mit dem Vorſatz, in Deutſchland alsdann wieder zu erſcheinen, wenn ihn günſtigere Umſtände in den Stand geſetzt haben würden, mit größerm Nachdruck auftreten zu können.

Deutſchland befand ſich nie in einer traurigern Lage, als in der es von ſeinem Kaiſer verlaſſen wurde. Da es ſchon durch die Eintheilung in Kreiſe eine Art von Trennung litt, ſo wurde dieſe nunmehr vollends reif, und bei dem fortdauernden wechſelweiſen Mißtrauen, und dem unaufhörlichen Beſtreben, ſich einander Abbruch zu thun, (mit welchem die deutſchen Provinzen, als gleichſam mit einem künftigen Symbol ihres Verhaltens angeſteckt wurden, und durchdrungen blieben) ganz unheilbar. Die, dem ganzen Alterthume unbekannte Erſcheinung, daß ſich Fürſten, und Chriſten wegen Religionsſachen mit dem entſetzlichſten Grimme anfeindeten, und einander auszurotten ſuchten, ſchien die eigentliche Tagesordnung des ganz zerſplitterten, deutſchen Vaterlandes werden zu wollen, ſobald und oft ſich die Grundſätze und Zwecke der Staaten durchkreuzen würden, wozu ſich die Veranlaſſungen von allen Seiten zuſammendrängten.

Der im Jahre 1532 zu Nürnberg geſchloſſene ſogenannte Religionsfriede war ſo beſchaffen, daß er auf verſchiedene Seiten gedeutet werden konnte; dieſer Friede enthielt auch von Seite der katholiſchen Fürſten keineswegs eine bürgerliche Beſtätigung der proteſtantiſchen Religion, ſondern nur eine zeitige einſtweilige Duldung derſelben, und es war nicht beſtimmt, auf welche Gegenſtände ſich dieſe erſtrecken ſollte. Die proteſtantiſchen Stände hatten katholiſche Kirchengüter eingezogen, Klöſter aufgehoben, die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe eingeſchränkt, und die durch ſolche Unternehmungen gekränkten Theile hatten darüber ihre Klagen beim Reichskammergericht anhängig gemacht. Dieſes fuhr ungeachtet jenes nürnbergiſchen Friedens fort, über Klagen zu urtheilen, indem es behauptete, daß ſich dieſer Friede nur auf eigentliche Glaubensſachen, und nicht auf Einkünfte, Rechte und Güter erſtrecke. Dieſe Erfahrung brachte die Wirkung hervor, daß die Proteſtanten um ſo feſter zuſammenhielten, und ſich mit wechſelſeitiger Thätigkeit unterſtützten. Der Landgraf Philipp von Heſſen, ein naher Anverwandter des (von Würtemberg verdrängten) Herzogs Ulrich, wandte ſich insgeheim an König Franz I., und da er von ihm mit Geld unterſtützt wurde, fiel er mit einem eilfertig geſammelten Heere durch die Rheinpfalz ins Würtembergiſche ein, ſchlug die öſterreichiſchen Beſatzungen bei Lauffen am Neckar in die Flucht, und ſetzte ſeinen Vetter Ulrich wieder als Herzog im J. 1533 ein. Der alte ſchwäbiſche Bund, der im Jahre 1488, zur Unterſtützung des Landfriedens, oder eigentlicher des kaiſerlichen Anſehens, errichtet worden war, nahm jetzt ſein Ende, und der (im J. 1530 errichtete) ſchmalkaldiſche, durch welchen geradezu die Sache der Proteſtanten vertheidigt wurde, trat an deſſen Stelle, ohne daß der römiſche König und Erzherzog Ferdinand das Geringſte unternehmen konnte, um dieſe Fortſchritte zu hindern; ja, da er von den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen noch immer nicht als römiſcher König anerkannt war, ſo fand er vielmehr für gut, denſelben einige Schritte entgegen zu gehen, und wenigſtens weitere Ausbrüche zu verhindern. Der Kurfürſt Albert von Mainz, und der Herzog Georg von Sachſen unternahmen die Vermittlung, durch welche den 29. Jul. 1534 zu Cadan in Böhmen ein Vergleich des hauptſächlichen Inhalts zu Stand kam, „daß der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich II. (Sohn des den 16. Auguſt 1532 verſtorbenen Kurfürſten Johann I.) nebſt dem würtembergiſchen Herzog Ulrich und den übrigen ſchmalkaldiſchen Verbündeten die römiſche Königswahl Ferdinands anerkennen, daß das Herzogthum Würtemberg mit der vollkommenen Reichsunmittelbarkeit und allen Regalien dem Herzog Ulrich verbleiben; daß aber dieſes Herzogthum dem Erzhauſe Oeſterreich als ein

Afterlehen deſſelben (dieſes wurde im J. 1599 in eine bloße Anwartſchaft verändert) vorbehalten ſeyn; und im Falle, daß der Mannsſtamm der würtembergiſchen Herzoge abgieng, zufallen; daß künftig bei den Lebzeiten eines Kaiſers keine römiſche Königswahl, ohne eine vorgehende gemeinſchaftliche Berathſchlagung der Kurfürſten, ob zu derſelben rechtmäßige, und wichtige Urſachen vorhanden ſeyen, vorgenommen; daß das Kammergericht ſich aller weitern Prozeſſe gegen die Proteſtanten enthalten, und endlich, daß dieſe ſowohl, als die Katholiken ſich vereinigen ſollten, die Wiedertäufer und andere ihnen ähnliche, der bürgerlichen Sicherheit entgegen handelnde, Schwärmer zu vertilgen."

Wir haben dieſer ſeltſamen Sekte, (welche ein trauriger Beweis iſt, wie weit der menſchliche Verſtand ſich verirren, und in welche ſcheußliche Abgründe das gemeine Volk, wo es gänzlich unwiſſend und roh iſt, geſtürzt werden kann) und der im J. 1525 ausgebrochenen Ausſchweifungen des Thomas Münzer erwähnt. Durch die Hinrichtung dieſes mehr boshaften, als bloß nur durch Schwärmerei irregeführten Menſchen, dann durch die Niederlage ſeiner Anhänger wurde die Parthei dieſer letztern nichts weniger, als vollkommen ausgerottet, und in Weſtphalen und den Nie=

derlanden breiteten ſich vielmehr ihre bösartigen Irrthümer immer mehr aus. Einer ihrer vornehmſten Glaubensartikel war, daß das Sakrament der Taufe nur erwachſenen Perſonen gültig ertheilt, und daß dieſe nicht mit der Beſprengung mit Waſſer, ſondern durch Untertauchung verrichtet werden müßte. Sie nahmen an den Perſonen, welche als Kinder bereits getauft worden waren, eine nochmalige Taufe vor, und wurden daher Wiedertäufer genannt. Die irrige Meinung würde ihnen gleichwohl die Verfolgungen, durch welche man ſie überall auszurotten ſuchte, nicht zugezogen haben, wenn ſie nicht zu gleicher Zeit ſolche Grundſätze behauptet, und ausgeübt hätten, durch welche alle bürgerliche Verfaſſung und Ordnung ſchlechterdings umgeſtürzt wurde. Sie verſtanden nämlich, wie ſchon oben berührt wurde, unter der evangeliſchen Freiheit eine vollkommene Ungebundenheit, und ſtellten ein höchſt empörendes Syſtem von einer dem Menſchen zuſtändigen Freiheit der Natur auf, vermöge welcher jede Obrigkeit abgeſchafft, und der freie gemeinſchaftliche Antheil an allen vorhandenen Rechten und Gütern, und unter dieſen beſonders die Vielweiberei, eingeführt werden ſollte. Zu Münſter in Weſtphalen thaten ſich nun im J. 1534 zwei Wiedertäufer, Johann Matthias, ein Bäcker von Harlem, und

Johann Bockold, ein Schneider von Leyden, hervor, behaupteten, und beredeten das Volk wirklich, daß ſie Propheten ſeyen, und bethörten ihre Anhänger auf eine beinahe alle Wahrſcheinlichkeit überſteigende Weiſe. Sie bemächtigten ſich mit Hilfe derſelben der Stadt, aus welcher der Magiſtrat, der Adel, die Geiſtlichkeit, und die katholiſche Bürgerſchaft ſich aus Schrecken entfernte, und führten eine neue Regierung ein. Der Bäcker Matthias befahl den Einwohnern, ihm alles Gold und Silber, nebſt allen Koſtbarkeiten auszuliefern, alle Bücher, die Bibel ausgenommen, zu verbrennen, und mit gemeinſchaftlichen Speiſen, die er ſelbſt beſchrieb, an gleichen Tiſchen ſich zu begnügen. Da er vorausſah, daß man ihm ſeine neue Herrſchaft ſtreitig machen würde, ſo befahl er den Einwohnern weiter, mit vereinigten Kräften an der Befeſtigung der Stadt zu arbeiten, und ſeine Anſtalten auf das genaueſte zu befolgen. Man gehorchte auch pünktlichſt, und die Einwohner wurden ſo wenig beſtürzt, als ein beträchtliches Heer des Biſchofs von Münſter vor die Stadt rückte, daß ſie vielmehr einen wüthenden Ausfall in ein Quartier des Lagers machten, und viele Leute tödteten. Den folgenden Tag ſtürzte der Bäcker mit einer Lanze in der Hand, und von dreißig unſinnigen Anhängern begleitet, neuerdings wie ein Raſender, in das Lager, wo er, weil man dießmal mit einer größern Vorſicht auf der Hut war, (und mit ihm ſeine Mannſchaft) bis auf einen Mann getödtet wurde. Nunmehr übernahm der Schneider Bockold, (ein junger Menſch von fünfundzwanzig Jahren) die Stelle ſeines Vorgängers, den er an Wuth und Unſinn, wo möglich, noch weit übertraf. Er rannte nackend durch die Straßen, und ſchrie: „Das Königreich Zion ſey vor der Thür; alles Hohe auf Erden ſoll erniedriget, und alles Niedrige ſoll erhöhet werden.“ Auf ſeinen Befehl mußte ein anderer Wahnſinniger, den er ebenfalls zu einem Propheten erklärt hatte, dem Volke verkündigen, daß er Johann Bockold aus himmliſcher Anordnung zum König von Zion berufen ſey. Als er hierauf wirklich als ein ſolcher erkannt wurde, erſchien er ſogleich in einem königlichen Aufzug, trug eine goldene Krone, und die prächtigſte und reichſte Kleidung; ließ ſich, wenn öffentlich erſchien, von einer zahlreichen Leibwache begleiten, ließ Münzen mit ſeinem Bildniß prägen, und ernannte die hohen Bedienten ſeines Hofſtaates und Königreiches. Gemäß der Begriffe, und Grundſätze von einer natürlichen Freiheit, welche er und ſein bethörter Anhang aufgeſtellt hatte, heirathete er zu gleicher Zeit mehrere Weiber, und brachte nach und nach die Zahl derſelben bis auf vierzehn. Dieſes Beiſpiel wurde von Leuten, welche nicht nur alle Sittlichkeit abgelegt, ſondern den Gebrauch der geſunden Vernunft verloren hatten, allgemein nachgeahmt; und da die Eheſcheidungen eben ſo leicht Angang fanden, als die Heirathen, ſo nahm die Herrſchaft der unnatürlichſten, und alles menſchliche Weſen ausrottenden Lüſte auf eine gräßliche Art überhand, und ſolche, bis zu einer mehr, als viehiſchen Ausartung hinabgeſunkenen Geſchöpfe ſchienen für eine Beſſerung kaum noch empfänglich zu ſeyn. Auch waren alle Belehrungen, Ermahnungen und gütliche Vorſtellungen, mit welchen man ſie zur Beſinnung zu bringen ſuchte, vergeblich. Man entdeckte vielmehr, daß ſich das Uebel auch außer Münſter mehr, als man wohl von einem ſolchen Unſinn hätte vermuthen ſollen, verbreitet habe, und entſchloß ſich endlich, die anſteckende Raſerei mit vollem Ernſt zu unterdrücken. Benachbarte Fürſten ließen unter der Anführung des Grafen Wirich von Daun und Oberſtein, einige tauſend Mann zu jenen münſteriſchen Truppen, welche die Stadt ſeit langer Zeit ohne Erfolg belagert hielten, ſtoßen, und den Einwohnern von allen Seiten die Lebensmittel abſchneiden. Dieſe hielten zwar einige Wochen das Elend einer gräßlichen Hungersnoth aus, und als die Stadt den 24. Juni 1535 durch die Verrätherei eines Ueberläufers, welcher den Belagerern die ſchwächſte Stelle der Befeſtigungen zeigte, von den Reichstruppen überrumpelt, und auf allen haltbaren Plätzen beſetzt wurde, wehrten ſie ſich noch als verzweifelte Leute, welche ihr Leben nicht retten, ſondern theuer verkaufen wollten. Zuletzt wurde der König Bockold mit zwei ſeiner Miniſter gefangen genommen, einige Zeit an verſchiedenen Höfen zur Warnung und Verſpottung herumgeführt, und endlich zu Münſter auf eine dem rohen Zeitalter angemeſſene Art (man zwickte und zerriß ſie einige Zeit mit glühenden Zangen, und ſtach ihnen zuletzt ein Meſſer durch die Bruſt) den 22. Jän. 1536 hingerichtet. Bockold behielt während der grauſamſten Marter eine Standhaftigkeit und Gegenwart des Geiſtes, welche die Zuſchauer mit Beſtürzung und Bedauern über die gänzliche Verunſtaltung der großen Naturanlagen dieſes jungen Menſchen erfüllte.

Ungeachtet dieſe Begebenheiten von ihren Urhebern aus den Rechten der evangeliſchen Freiheit (wiewohl freilich höchſt widerſinnig) abgeleitet wurden, ſo zogen dieſelben gleichwohl den Proteſtanten keinen neuen Vorwurf zu, indem ſie ſelbſt, und beſonders Luther, wider den Unfug und die Raſerei der Wiedertäufer eiferten; aber deſto mehr ſchien ihnen von einer andern Seite einige Gefahr zu drohen. Der, nach dem im J. 1534 erfolgten Hintritt Pabſt Clemens VII. gewählte Paul III. that, als fände er die Vorwürfe, welche man ſeinen Vorfahrern gemacht hatte, daß die Verzögerung der ſo oft und ſo inſtändig geforderten Kirchenverſammlung die Verbreitung des Proteſtantismus nicht wenig befördert hätte, nicht ungegründet, und ſchrieb im Jahre 1536 den 2. Juni eine Kirchenverſammlung aus, aber an einen ſolchen Ort, und mit ſolchen Umſtänden, bei denen ſich nicht unſchwer vorausſehen ließ, daß ſie nicht zu Stand kommen würde. Pabſt Paul III. hatte nämlich Mantua dazu gewählt, und erklärt, daß drei Kardinäle in ſeinem Namen den Vorſitz haben ſollten. Die Könige von Frankreich und England bezeigten über jenen Ort ihr Mißfallen; aber Kaiſer Karl, der eben damals (wie gleich vorkommen ſoll) mit dem König Franz wieder zerfallen, und äußerſt ſorgfältig war, den Pabſt auf ſeine Seite zu ziehen, ließ ſich die angekündigte Kirchenverſammlung deſto mehr gefallen, und ſchickte mit dem päbſtlichen Botſchafter ſeinen Vizekanzler Held nach Deutſchland ab, mit dem Auftrag, jenen mit dem ganzen Gewicht des kaiſerlichen Anſehens zu unterſtützen. Die Proteſtanten hatten ſich ſogleich bei der erſten Nachricht deſſen, was man ihnen zumuthen würde, näher an ſich angeſchloſſen, und im September des Jahres 1536 ihren ſchmalkaldiſchen Bund nicht nur auf weitere zehn Jahre erneuert, ſondern auch neue Mitglieder (die Fürſten, welche denſelben beitraten, waren, Johann Friedrich, Kurfürſt von Sachſen, Erneſt, Herzog von Braunſchweig, Philipp, Landgraf von Heſſen, Ulrich, Herzog von Würtemberg, Barnim, und Philipp, Herzoge von Pommern, Johann Georg, und Joachim, Fürſten von Anhalt. Gebhard und Albrecht, Grafen von Mannsfeld, Wilhelm, Graf von Naſſau; dazu kamen die Städte Straßburg, Nürnberg, Konſtanz, Ulm, Magdeburg, Bremen, Reutlingen, Heilbron, Memmingen, Lindau, Kempten, Jsny, Bibrach, Windsheim, Augsburg, Frankfurt, Eßlingen, Braunſchweig, Goslar, Hannover, Göttingen, Einbeck, Hamburg und Minden) aufgenommen, und erklärten ſich gegen den Held, welchem ſie den 25. Hornung 1537 zu Schmalkalden Gehör gaben, auf eine ſo freimüthige, entſchloſſene, und ganz zuverſichtliche Art, daß Held nicht genug eilen zu können glaubte, den katholiſchen Fürſten davon Nachricht zu geben, und ſie zu warnen. Auf ſeinen Betrieb ſchloßen dieſe auch wirklich im Jahre 1538 zu Nürnberg auf zwölf Jahre ein Gegenbündniß, die heilige Liga genannt, worin ſie ſich wechſelweiſe verſprachen, die Proteſtanten zwar nicht unmittelbar gegen den Nürnberger-Frieden anzugreifen, aber ſich, wenn ſie von denſelben angegriffen werden ſollten, mit vereinigten Kräften zu vertheidigen. Die Herzoge Ludwig von Baiern, und Heinrich von Braunſchweig, übernahmen die Leitung und Anführung desſelben. Dieſer Bund, welchen der Kaiſer, in deſſen Namen er geſchloſſen wurde, für ſo äußerſt unklug und unzeitig hielt, daß er ihn niemals beſtätigte, hatte die Wirkung, daß ſich die Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes, als welche ſich zu den Katholiken nichts Gutes verſahen, unverzüglich in Bewegung ſetzten, und daß nur noch gütliche Unterhandlungen, welche im Jahre 1539 zu Frankfurt vermittelt wurden, die Gefahr eines wirklichen Ausbruches entfernten. Vermöge derſelben wurde beſchloſſen, daß das im Jahre 1532 zu Nürnberg aufgerichtete Friedensedikt noch auf weitere fünfzehn Monate verlängert, daß während dieſer Zeit das Reichskammergericht in Religionsſachen nichts entſcheiden, und daß zur Hebung aller Irrungen zwiſchen beiden Partheien freundſchaftliche Unterredungen oder Colloquien angeſtellt werden ſollten. Dieſe Colloquien wurden auf einem, im J. 1540 zu Hagenau gehaltenen, Reichstag näher beſtimmt, und auf einem andern, in eben demſelben Jahre zu Worms eröffneten, Reichstag wirklich angefangen, als unvermuthet ein Befehl des Kaiſers anlangte, daß man dieſelben einſtellen, und auf einem im Jahre 1541 zu Regensburg zu haltenden Reichstag, auf welchem der Kaiſer ſelbſt in Perſon erſcheinen würde, wieder hervornehmen, und deſto feierlicher abhalten ſollte.

Kaiſer Karl hatte während ſeiner Abweſenheit aus Deutſchland höchſt wichtige Unternehmungen theils geendet, theils ſich vorbereitet, und befand ſich noch keineswegs in ſolchen Umſtänden, bei denen er in Deutſchland als ein gebietender Herr hätte auftreten können. Im Jahre 1535 hatte er einen Zug nach Afrika unternommen, wo ſich ein gemeiner Seeräuber, Hayradin Barbaroſſa, der Königreiche Algier und Tunis bemächtigt, ſich unter den türkiſchen Schutz begeben, und die Küſten von Spanien und Italien mehr, als einmal beunruhigt hatte. Karl landete im Juli 1535 mit einer Flotte, welche beinahe aus fünfhundert Schiffen beſtand, und über 30,000 Mann, (aus Deutſchland, Spanien und Italien geſammelter, regulirter) Truppen am Bord hatte, in der Nähe von Tunis, eroberte erſt die Feſtung Goletta, wo ihm dreihundert, meiſtens metallene Kanonen in die Hände fielen, bemächtigte ſich bald darauf der Hauptſtadt Tunis, (in welcher von ſeinen zügelloſen Truppen unmenſchliche Grauſamkeiten aller Art verübt, über 30,000 unſchuldige Einwohner gemordet, 10,000 in die Sklaverei weggeführt wurden) und des ganzen Königreichs, in welches er den, vom Hayradin vertriebenen, König Muley-Haſeen unter verſchiedenen Bedingungen wieder einſetzte, von denen die vernehmſten waren, daß Muley-Haſeen das Königreich Tunis als ein ſpaniſches Lehen beſitzen, dem Kaiſer huldigen, ihm die Feſtung Goletta nicht nur abtreten, ſondern jährliche 12,000 Kronen zum Unterhalt der kaiſerlichen Beſatzung bezahlen, ihm ferner alle befeſtigten Seehäfen des Königreichs ausliefern, und allen kaiſerlichen Unterthanen den freien Handel und die öffentliche Ausübung der chriſtlichen Religion geſtatten ſollte. Nach dieſen glänzenden Eroberungen (während welcher er das einzige wahre Vergnügen genoß, 10,000 Chriſten, worunter viele Perſonen von hoher Geburt waren, befreit zu haben) kehrte er, als ein in der ganzen Welt bewunderter, und über alle Helden des Alterthums hochgeprieſener Monarch im Auguſt 1535 wieder nach Europa zurück, wo ihn bereits neue Händel erwarteten.

Dieſe ſtanden ihm von Seite des Königs von Frankreich Franz I. bevor. Dieſer Monarch konnte den Friedensſchluß von Cambray, durch welchen er ſo ſehr benachtheiligt, und ſo außerordentlich erniedrigt wurde, unmöglich verſchmerzen, und trug, da ihm nicht gleich ein ſchicklicher Vorwand einfiel, jenen Vertrag zu brechen, dem Franz Sforza, welchem Karl zwar, wie oben vorkam, das Herzogthum Mailand, aber unter ſchmählichen Einſchränkungen eingeräumt hatte, auf den Fall, da er ſeine Unabhängigkeit behaupten wollte, ſeinen Beiſtand an. Franz Sforza ließ ſich wirklich in Unterhandlungen ein, wurde aber von den Drohungen des Kaiſers, der das Geheimniß erfuhr, ſo ſehr erſchreckt, daß er dem franzöſiſchen Unterhändler, der liſtig in eine Zänkerei gezogen wurde, und einen mailändiſchen Hofbedienten erſtach, ohne weiters den Prozeß machen, und ihn enthaupten ließ. Nun ſchrie Franz I. über die Verletzung des Völkerrechts, das durch die eigenmächtige Hinrichtung ſeines Botſchafters beleidigt worden wäre, und rückte ſogleich im Jahre 1535 nach den Grenzen von Italien vor. Unterwegs nahm er die Länder des Herzogs Karl von Savoyen, unter verſchiedenem Vorwand (wovon ſchon dieſer allein hinlänglich war, daß der Herzog die Beatrix von Portugal, eine Schweſter der

Kaiſerinn zur Gemahlinn, und ſich ganz für Spanien erklärt hatte) in Beſitz, und Kaiſer Karl, welcher während dieſes Vorgangs aus Afrika zurückgekehrt war, konnte ihn aus Mangel an hinlänglichen Truppen (ſeine Armee war ſogleich bei ihrer Ankunft in Europa auseinander gegangen) auf der Stelle nicht unterſtützen; aber noch im Jahre 1535 ſtarb Franz Sforza ohne Erben, und nun richtete Karl mit ſeiner gewöhnlichen Verſchlagenheit aus, was er zur Zeit mit einem offenbaren Kriege nicht unternehmen konnte; er nahm das Herzogthum Mailand, als ein erledigtes teutſches, uraltes Reichslehen in Beſitz, und verſicherte den König Franz I., der mit ſeinen (nach dem Tod des Franz Sforza wieder auflebenden) Anſprüchen ſogleich hervortrat, daß er bereit ſey, deſſen Recht auf die Belehnung mit dem Herzogthum allerdings zu unterſuchen, und daſſelbe, wenn es ſich gegründet finden würde, mit größter Bereitwilligkeit anzuerkennen. Der König Franz I., welchem das Andenken an ſeine Unglücksfälle mit dem Kaiſer ganz und gar bedächtlich gemacht hatte, ließ ſich den Antrag gefallen, und zog ſich, indem er mehr der Billigkeit, als der Klugheit, Gehör gab, nach Frankreich zurück, um daſelbſt mit Rechtsgründen zu erſtreiten, was er jetzt mit ſeiner Armee ohne Schwertſtreich hätte in Beſitz nehmen können.

Karl ließ den König Franz I. nicht lange in dem ſchönen Irrthum, mit welchem dieſer für ihn eingenommen war, ſondern, nachdem er erſt (durch eine ergiebige Unterſtützung der Stände von Neapel und Sicilien, wo er nach ſeinem afrikaniſchen Feldzuge gelandet hatte) eine zahlreiche Armee geſammelt; gieng er 1536 nach Rom, und erklärte daſelbſt in einer feierlichen Verſammlung des Pabſtes, der Kardinäle, und der auswärtigen Geſandten, mit Ausdrücken und Geberden, welche weder der erhabenen Verſammlung, vor der er ſprach, noch ſeiner eigenen Würde gemäß waren, den König Franz geradezu für einen Meineidigen, forderte ihn, was er ſchon einmal gethan hatte, zu einem Zweikampfe heraus, und verſicherte, daß, wenn er ſich auch entſchließen würde, einen franzöſiſchen Prinzen mit Mailand zu belehnen, dieſer König doch nie ruhen würde; aber ſchon im Mai deſſelben Jahres fiel er an der Spitze von 40,000 Mann zu Fuß, und 10,000 zu Pferd in die ſüdlichen Provinzen von Frankreich ein, und wähnte thöricht, daß den Unternehmungen ſeiner Macht und ſeines Glückes ferner nichts widerſtehen könne, ſah aber bald durch einen einzigen Mann, den Marſchall von Montmorency, alle ſeine Plane vereitelt; er fand nämlich, vermöge eines grauſamen, aber den Umſtänden angemeſſenen, Einfalls dieſes Feldherrn, die ganze Provence, und überhaupt alle franzöſiſchen Landſchaften von den Alpen bis Marſeille, und von der Seeküſte bis an die Grenzen des Delphinats leer und verwüſtet, und mußte, nachdem er die feſten Plätze Marſeille und Arles vergeblich berennt, und überall viele Leute verloren hatte, mit der größten Eilfertigkeit den Rückzug nehmen, um mit ſeiner Armee nicht vom Hunger, und von Krankheiten und anderm Ungemach aufgerieben zu werden. Zwei andere Armeen, mit welchen Karl, während der Zeit, da er das ſüdliche Frankreich angriff, auch das nördliche von den Niederlanden aus, überfallen, und die Picardie und Champagne angreifen ließ, wurden ebenfalls mit Verluſt und Schande zurückgeſchlagen. Karl war über den Ausgang dieſes ſeines Feldzuges, von welchem er ſich im Voraus ſo viele Siege und Triumphe verſprach, daß er dem Geſchichtſchreiber Paul Jovius befahl, einen ſolchen Vorrath von Papier, der für die Beſchreibungen ſeiner Heldenthaten hinreichend ſeyn würde, mitzunehmen, ſo ſehr beſtürzt und beſchämt, daß er in keiner der italieniſchen Städte, wo er ſich vor wenigen Wochen als den unüberwindlichſten Sieger hatte bewundern laſſen, ſehen ließ, ſondern vielmehr unverzüglich, und ganz in der Stille nach Spanien abgieng.

Hier erwartete er, was König Franz I. wider ihn weiter unternehmen, und welche Art von Maßregeln ihm die Klugheit dann rathen würde. Franz I. ſetzte nicht nur den Krieg in Piemont fort, ſondern ließ ſich ſogar in ein Bündniß mit dem türkiſchen Kaiſer Soliman ein, welcher auch ſogleich ſowohl das Königreich Neapel, als Ungarn anfiel. Dieſe Umſtände nöthigten Karln, ſich einen Waffenſtillſtand gefallen zu laſſen, welcher unter der Vermittlung Pabſt Paul III. zu Nizza im Piemonteſiſchen den 18. Juni 1538 auf zehn Jahre dahin geſchloſſen wurde, daß Franz I. alles das, was er in Piemont erobert hatte, während dieſer Jahre behalten ſollte. Wiewohl dieſer Vertrag beiden Monarchen im Grunde keinen weſentlichen Vortheil gewährte, ſo hatte er gleichwohl die Folge, daß ſich beide gänzlich verſöhnt zu ſeyn ſtellten, und ſich wechſelweiſe mit einem Vertrauen und Anſtand begegneten, wodurch Jedermann in der Meinung, daß ſie recht gute Freunde wären, beſtärkt werden ſollte. Karl ſprach den Franz noch im Jahre 1538 in der Provence perſönlich, und im Jahre 1540, in welchem er nach Gent reiſte, um eine daſelbſt ausgebrochene Aufruhr zu unterdrücken, kam er ſogar nach Paris, und wurde von König Franz I. und allen Großen mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen geliebkoſet. Ganz Frankreich ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, das Herzogthum Mailand wieder zu erhalten, und Karl hatte bis dieſen Augenblick mit größter Sorgfalt vermieden, ſich eine gegentheilige Geſinnung merken zu laſſen; aber jetzt, da er die Genter gezüchtigt, und ſeine Oberherrſchaft in den Niederlanden neuerdings befeſtigt hatte, legte er endlich noch im Jahre 1540 die Verſtellung ab, und erklärte öffentlich, daß er nie geſinnt geweſen ſey, ein ſo vortreffliches Land fahren zu laſſen; ungeachtet er voraus ſehen konnte, daß ein neuer Bruch mit Frankreich unvermeidlich, und nahe ſey; auch befand ſich eben damals ſein Bruder, der römiſche König und Erzherzog Ferdinand, als König von Ungarn, in der größten Verlegenheit. Ferdinands Nebenbuhler in dieſem Königreich Johann Zabol Scápus hatte ſich nämlich (ungeachtet eines heimlichen Vergleiches mit Ferdinand, worin er dieſem das Königreich nach ſeinem Hintritte einzuliefern, verſprochen hatte) mit Iſabella, einer Tochter des polniſchen Königs Sigmund verheirathet, und ſeinen in dieſer Ehe erzeugten Sohn, Stephan, zu ſeinem Nachfolger erklärt. Alle Vorſtellungen, welche Ferdinand (nach dem, im Jahre 1540 wirklich erfolgten, Hintritt des Johann) der Iſabella machte, alle Verſprechungen, mit welchen er ſie zu bereden ſuchte, von ihren Unternehmungen, womit ſie ihrem jungen Sohne Stephan das Königreich einzuräumen bemüht war, abzuſtehen, waren vergeblich, und es blieb ihm nichts übrig, als die Waffen zu ergreifen, wobei ſich aber im Voraus vermuthen ließ, daß die Türken der Iſabella beiſtehen würden, was auch wirklich geſchah. So ſtanden die Sachen, als jetzt Karl von den Niederlanden nach Regensburg eilte, um einer feierlichen Unterredung zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten beizuwohnen, welche den Zweck haben ſollte, beide Theile zu vereinigen.

Karl ließ dieſe Unterredung, welche zu Regensburg im April 1541 ihren Anfang nahm, mit einem Pomp eröffnen, welcher eine allgemeine Erwartung über den Erfolg derſelben erregte; er ernannte die Männer, durch welche die Unterredung freundſchaftlich geſchehen ſollte, nämlich von Seite der Katholiken den Johann Eck, Profeſſor zu Ingolſtadt, den Julius Pflug, und Johann Gropper, Erzdiakon von Köln, dann von Seite der Proteſtanten den Phil. Melanchthon, Martin Bucer, und Joh. Piſtorius, und ſtellte den Pfalzgrafen Friedrich, und den kaiſerl. Kanzler Granvelle als Präſidenten, und verſchiedene anſehnliche Perſonen als Zeugen und Beiſitzer an; und damit ihnen das Geſchäft erleichtert werden möchte, ließ er ihnen einen ſchriftlichen Aufſatz, oder ein Conkordienbuch überreichen, in welchem, nach ſeiner Verſicherung, die ſtreitigen Hauptpunkte auf eine ſolche Art, daß eine Vereinigung leicht ſtatt finden könnte, behandelt wären. Man verglich ſich nun auch wohl über einige Punkte; allein ſobald die weſentlichen Gegenſtände des Abendmahls, der Beicht, der hl. Meſſe u. a. vorgenommen wurden, erklärten ſich beide Theile unabweichlich für ihre Grundſätze, und dieſen Erfolg, vermöge deſſen man am Ende der Unterredungen in der Hauptſache um nichts weiter gekommen war, als man vor denſelben ſtand, mochte Karl wohl ſelbſt vorausgeſehen, und insgeheim mit dieſem regensburgiſchen Reichstag ganz andere Abſichten, welche aber durch die für ſein Haus widrigen Begebenheiten in Ungarn geſtört wurden, verbunden haben. Die Nachrichten von dieſen Begebenheiten, welche ihm während des Reichstages zu Regensburg zukamen, lauteten ſo wenig tröſtlich, daß er dem bereits gefaßten Reichsabſchied, deſſen Inhalt dahin gieng, daß die Proteſtanten über jene Punkte, worüber man von beiden Seiten einig geworden iſt, ferner nichts weiter unternehmen, und daß ſie mit den übrigen Punkten an eine künftige Kirchenverſammlung angewieſen ſeyn ſollten, aus Furcht, die deutſchen Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes, welchen jener Abſchied ſehr mißfiel, zu kränken, und ihre Reichshilfe wider die Türken zu verlieren, einen, dieſen Fürſten ſehr günſtigen, Beiſatz einſchaltete, vermöge deſſen er alles aufhob, was dieſelben im erſten Aufſatze des Abſchieds für nachtheilig hielten, und ihnen den Beſitz aller der Vorrechte, welche ſie bis dahin zu erhalten gewußt hatten, verſicherte. Er behielt ſich ſein Vorhaben, mit den Proteſtanten ernſthafter und gebieteriſcher, als es damals geſchehen konnte, zu reden, ſtillſchweigend auf günſtigere Zeiten, wo er und ſein Bruder Ferdinand weniger im Gedränge mit auswärtigen Feinden ſich befinden würden, bevor, und verließ den Reichstag, wenn auch mit einem bemerkbaren, doch höflichen Kaltſinn gegen dieſelben, bei welchem ſie nicht umhin konnten, ſein gemäßigtes Benehmen mit Aeußerungen einer ruhigen Zufriedenheit zu erwiedern.

Jene günſtigern Zeiten ſchienen noch ſehr weit entfernt zu ſeyn. Karl bekam vielmehr alle Hände ſo voll zu thun, daß ihm ſchon die Wahl ſchwer war, welchen ſeiner Feinde er zuerſt angreifen, und ob er wider den Soliman nach Ungarn, oder wider deſſen ſchutzverwandtes Königreich Algier, deſſen damaliger Statthalter, Haſcen-Aga, die ſpaniſchen Küſten ſeit langer Zeit beunruhigt hatte, ziehen ſollte. Da es ihm im Jahre 1535 gelungen hatte, das Königreich Tunis mit ſo vielem Glück und Ruhm zu erobern, ſo zweifelte er nicht, daß er eben ſo geſchwind mit Algier fertig werden würde, und ſegelte, wider die Vorſtellungen ſeiner, dießmal klügern, Freunde, welche ihm riethen, ſeine Waffen vielmehr in Ungarn handeln zu laſſen, noch ſpät im Jahre 1541 nach Afrika, wo er, nicht weit von Algier, kaum ans Land geſtiegen war, als die ſtrömenden Regengüſſe und Orkane, welche daſelbſt zu Anfang des Winters einzutreten pflegen, ſich einſtellten, und die Truppen, welche er bei ſich hatte, aber noch mehr ſeine Flotte, in den entſetzlichſten Zuſtand verſetzten. Von dieſer giengen, in weniger als einer Stunde, fünfzehn Kriegsſchiffe, und vierzig andere Fahrzeuge nebſt 8000 Mann verloren, und jene, welche ohne Obdach der entſetzlichſten Witterung unter freiem Himmel ausgeſetzt blieben, erſtarrten, und erkrankten bei der immer zunehmenden Näſſe und Kälte, und mußten am Ende, nachdem ſie von einem, wiewohl gar nicht zahlreichen, aber friſchen Feind, unſäglich gelitten hatten, in dem erbärmlichſten Zuſtand durch aufgeſchwollene Bäche, worin ihnen im Durchwaten das Waſſer bis ans Kinn gieng, (daher auch viele ertranken) und durch eine Gegend, wo ſie faſt mit nichts, als Wurzeln und wilden Beeren, oder mit elendem Fleiſch ihrer ausgemergelten Pferde ihr Leben friſten konnten, (daher auch viele vor Hunger ſtarben) ihren Rückzug nehmen, und hatten noch von Glück zu ſagen, mit dem Leben davon gekommen zu ſeyn; aber von der ſchönen Armee, welche dießmal nach Afrika geſegelt war, (ſie beſtand aus zwanzigtauſend Mann zu Fuß, zweitauſend der auserleſenſten und geübteſten Reiter, dreitauſend Freiwilligen des ſpaniſchen und italieniſchen hohen Adels, tauſend Soldaten des Malteſerordens, welche von hundert ſeiner tapferſten Ritter angeführt wurden) kam nur noch ein kleiner, und äußerſt übel zugerichteter Reſt in Europa an, und alles, was Karl mit ſich brachte, war das Bewußtſeyn, und das einhellige Zeugniß der Mitgefährten, ſeine Unglücksfälle mit wahrer Feſtigkeit und Größe der Seele, mit Großmuth und Mitleiden für den geringſten ſeiner Soldaten ertragen zu haben.

Noch im nämlichen Jahre 1541 wurde dem Karl ein neuer, und der heftigſte aller franzöſiſchen Kriege angekündigt. König Franz I., welchen Karls letzte Erklärung wegen Mailand äußerſt kränkte, hatte ſich durch ſeinen Geſandten zu Konſtantinopel, Rincon, bewegen laſſen, mit Soliman in ein näheres Verſtändniß zu treten; er ſchickte dieſen Rincon, welcher nach Paris gekommen, um ihm alles umſtändlicher vorzutragen, mit wohlüberlegten Aufträgen wieder nach Konſtantinopel zurück, und zugleich mit ihm orderte er einen andern Geſandten, Fregoſo (einen verbannten Genueſer) an die Republik Venedig ab, welche er ebenfalls in ein gemeinſchaftliches Bündniß ziehen wollte. Dieſe zwei Geſandten wurden auf dem Fluſſe Po von einigen Soldaten aus der kaiſerlichen Beſatzung zu Pavia, ſammt dem größten Theile ihres Gefolges, ermordet, und ihrer Papiere beraubt. Wiewohl nun Kaiſer Karl an dieſer Gräuelthat vollkommen unſchuldig, und derſelben allein ſein Statthalter zu Mailand, Marquis del Guaſto, welcher aber ebenfalls behauptete, an dem Vorgange höchſt unſchuldig zu ſeyn, bezüchtigt worden war, ſo erklärte gleichwohl Franz I., nachdem es ihm bisher an einem anſtändigen Vorwand zu einem neuen Bruch mit dem Kaiſer gefehlt hatte, augenblicklich, daß ihn die lautere Nothwendigkeit zwinge, die Ehre ſeiner Krone zu retten, und im Jahre 1542 rückten nicht weniger, als fünf Heere ins Feld, welche zu gleicher Zeit in Luxemburg, an den Grenzen von Spanien, in Braband, an den Grenzen von Flandern, und im Piemonteſiſchen angreifen ſollten. Einige dieſer Heere machten auch wirklich glückliche Fortſchritte, bei welchen gleichwohl am Ende des erſten Feldzuges der ganze Vortheil auf die Eroberung einiger wenigen Städte im Piemonteſiſchen ſich beſchränkte. Deſto merkwürdiger wurde das folgende Jahr 1543. Karl hatte ſich einer ergiebigen Beiſteuer der Stände in Spanien, der Unterſtützung des Königs Johann von Portugal, dann der Freundſchaft des Königs Heinrich VIII. von England verſichert; entgegen hatte ſich Franz I. neuerdings an den Soliman gewendet, und einen Befehl ausgewirkt, vermöge deſſen der König von Algier, Barbaroſſa, mit einer mächtigen Flotte unter Segel gehen, und ſich in allen ſeinen Unternehmungen genau an die Vorſchriften des Königs Franz I. halten ſollte. Karl fiel an der Spitze von 44,000 Mann in das Cleviſche ein, und nöthigte deſſen Herzog Wilhelm, welcher ſich auf die franzöſiſche Seite geſchlagen hatte, zu einem demüthigenden Frieden, vermöge deſſen Wilhelm ſeinem Bündniß mit Frankreich entſagen, an Karl das Herzogthum Geldern abtreten, und ihm eine ewige Freundſchaft angeloben mußte. Entgegen nahm König Franz Landrecy, den Schlüſſel von Hennegau und Luxemburg, weg. Seine Verbündeten waren nicht weniger thätig. Soliman war in Ungarn eingefallen, und Barbaroſſa hatte, in Gemeinſchaft mit einer franzöſiſchen Flotte, ganz Italien und die angrenzenden Länder, wiewohl am Ende ohne einen entſcheidenden Erfolg, in die höchſte Beſtürzung, aber auch ganz Europa in ein ſolches Erſtaunen über die Vereinigung des Königs, der ſich den Allerchriſtlichſten nannte, mit den bitterſten Feinden des Chriſtenthums, verſetzt, daß ſelbſt Franz für gut befand, den Barbaroſſa zu entlaſſen, welcher gleichwohl bei ſeinem Rückzug nach Konſtantinopel die Küſten von Neapel und Toskana verwüſtete. Franzens Truppen erſchienen mit dem Anfang des Jahres 1544 im Piemonteſiſchen mit neuer Thätigkeit, und gewannen, unter der Anführung des Grafen von Enguien, auf den Ebenen bei Ceriſoles den 11. April eine entſcheidende Schlacht wider den kaiſerlichen General Marquis del Guaſto, welcher 10,000 Mann, und nebſt einer Menge Gefangener, alle Gezelte, alles Gepäcke und Geſchütz verlor; aber auch in eben dieſem Jahre unternahm Karl die Ausführung eines mit König Heinrich VIII. von England verabredeten Planes, deſſen Vollendung, wenn dieſe geglückt wäre, das franzöſiſche Reich in ſeinem Innerſten erſchüttert haben würde. Beide Monarchen verbanden ſich nämlich, daß ſie, jeder mit einer beſondern Armee in Frankreich eindringen, und ohne ſich vor den Grenzfeſtungen aufzuhalten, geradezu nach Paris vorrücken, und daſelbſt ſich vereinigen wollten. Karl drang auch wirklich mit einem Heere von 50,000 Mann in Champagne vor, eroberte die Feſtung St. Diſier an der Marne nebſt andern Plätzen, und war bereits nur noch zwei Meilen von Paris entfernt; aber K. Heinrich, welcher ſich jetzt beſann, daß er, wenn er den Kaiſer unterſtützte, bloß deſſen Ruhm und Vortheil befördern würde, folgte nicht, ſondern beſchäftigte ſich vielmehr mit der Belagerung von Boulogne und Montrevil, um ſeiner Seits, wenn die Eroberungen getheilt würden, nicht leer davon zu kommen. Karl hatte bereits viele Truppen verloren, und ſein Heer befand ſich jetzt bald in eben den Umſtänden, in welchen es ſich im Jahre 1536 in der Provence befunden hatte. Die Franzoſen hatten vor ſeiner Annäherung alles weggeräumt, oder zerſtört, was ihm hätte nützlich ſeyn können, und ein beträchtliches Heer derſelben hatte ſich, unter der Anführung des Dauphins, zwiſchen Paris und den Kaiſerlichen gelagert. Dieſe Umſtände bewogen den Karl, ſich, ohne Beiziehung des Königs Heinrich von England, einen Friedensſchluß gefallen zu laſſen, welcher zu Crespy, einer kleinen Stadt nicht weit von Meaux, den 18. Sept. 1544 geſchloſſen, und worin im Weſentlichen bedungen wurde: „daß der

Kaiſer dem Herzog von Orleans, Königs Franz nachälteſtem Sohn, entweder ſeine eigene älteſte Tochter, oder die zweite Tochter ſeines Bruders Ferdinand zur Gemahlinn geben, und im erſten Falle der Braut alle Provinzen der Niederlande, als einen unabhängigen Staat für alle ſeine männlichen Nachkommen abtreten, im zweiten Falle aber den Herzog von Orleans mit Mailand, und dem Angehörigen, belehnen; daß er ſich darüber binnen vier Monaten erklären, und daß, ſobald der Herzog von Orleans in den Beſitz, entweder der Niederlande, oder des Herzogthumes Mailand geſetzt ſeyn würde, auch der König Franz dem Herzog von Savoyen alles Eroberte, Pignerol, und Montmelian ausgenommen, wieder zurückſtellen, allen Anſprüchen auf das Königreich Neapel, dann auf die Herrſchaft von Flandern und Artois entſagen, auch den König von Navarra ferner nicht unterſtützen, Karl hingegen ſeine Anſprüche auf das Herzogthum Burgund und die Grafſchaft Charolois aufgeben ſollte. Endlich ſollten ſich beide Monarchen verbinden, den Krieg wider den Türken gemeinſchaftlich zu führen.“

Und nun endlich glaubte Karl, ſeinem längſt gefaßten Entſchluſſe, die proteſtantiſchen Fürſten mit einem entſcheidenden Ernſt zu behandeln, näher rücken zu müſſen; auch ſah er wohl, daß, wenn es ja noch Zeit wäre, etwas mit Erfolg wider ſie unternehmen zu können, es mit dieſer eben damals aufs höchſte gekommen ſey. Die Zahl und die Macht der proteſtantiſchen Fürſten (beinahe die Hälfte von Deutſchland hatte ſich bereits wider die römiſche Kirche erklärt) war außerordentlich beträchtlich, und der entſchloſſene und freie Ton, mit welchem dieſe Fürſten ſeit einigen Jahren auf den Reichstagen ſich erklärt hatten, war einem Kaiſer, der nicht blos den leeren Namen eines Reichsoberhauptes führen wollte, eben ſo auffallend als unerträglich. Karl hatte nach dem im Jahre 1541 zu Regensburg gehaltenen Reichstage einen andern auf den Jänner 1542 nach Speier ausgeſchrieben, welchem ſein Bruder Ferdinand um ſo mehr perſönlich beiwohnte, als für ihn Ungarn damals ſo viel als verloren war. Soliman hatte ſich nicht nur der Stadt Ofen und der gegenüber gelegenen Stadt Peſth bemächtigt, ſondern auch des jungen Prinzen Stephan, den er, nebſt ſeiner Mutter nach Siebenbürgen ſchickte, und bedrohte die benachbarten Länder mit einem Einfall. So dringend nun die Umſtände waren, ſo waren gleichwohl die Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes ſo wenig geneigt, ſich der Sache anzunehmen, daß ſie vielmehr mit verſchiedenen die Erhaltung und Verbreitung ihder Religion betreffenden Beſchwerden aufzogen, und erſt dann, nachdem ihnen unter andern Dingen ein Religionsfriede auf fünf Jahre zugeſichert worden, leiſteten ſie eine unwillige und ſchwache Hülfe, wie dann die deutſche Armee überhaupt ſo ſpät und unordentlich ankam, und, einige wenige Fürſten ausgenommen, ſo wenig einen rechten Ernſt bezeigte, daß der Feldzug dieſes Jahres nicht nur fruchtlos, ſondern ſehr unglücklich ablief. Noch unglücklicher endigte ſich das folgende Jahr, indem Soliman, nachdem er, wie eben vorkam, mit K. Franz I. in ein Bündniß getreten war, an der Spitze eines gewaltigen Heeres perſönlich nach Ungarn kam, Fünffkirchen, Stulweiſſenburg und Gran eroberte, und das Königreich Ungarn, eine kleine Gegend ausgenommen, ſeinem Joche unterwarf, was ihm alles um ſo leichter gelang, weil er das Königreich ohne alle hinlängliche Vertheidigung fand. Man hielt zwar wieder einen Reichstag zu Nürnberg, auf welchem ſich Ferdinand alle erdenkliche Mühe gab, die Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes zur Stellung hinlänglicher Truppen wider die Türken zu bewegen; allein jene Herren weigerten ſich ſchlechterdings, ſich in etwas einzulaſſen, bis nicht ihre Beſchwerden, ihren Forderungen gemäß, abgethan wären, und ſie hatten bereits vor Kurzem ein Beiſpiel gegeben, daß ſie entſchloſſen und gefaßt ſeyen, ſich in Fällen, wo ſie, oder einer ihrer Bundesgenoſſen gekränkt zu ſeyn glaubten, ſogleich ſich ſelbſt Genugthuung zu verſchaffen. Die dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunſchweig-Wolfenbüttel zugeſtandene Stadt Braunſchweig hatte ſich nicht nur zur lutheriſchen Religion bekannt, und wider den Willen des Herzogs, der katholiſch war, in den ſchmalkaldiſchen Bund begeben, ſondern auch den in der Stadt wohnenden, und dem Herzoge unterworfenen Stiftern und Klöſtern die Ausübung der katholiſchen Religion abgeſchafft. So hatte auch die benachbarte, ebenfalls lutheriſche und in den ſchmalkaldiſchen Bund getretene, Stadt Goslar, weil ſie die geiſtlichen Einkünfte in ihrem Gebiete in Beſchlag nahm, die Reichskammergerichtsacht ſich zugezogen, und der eben genannte Herzog Heinrich hatte den Vollzug des Achturtheils erhalten, welcher aber auf dem zu Speier im Jahre 1541 gehaltenen Reichstag vom Kaiſer, und ſeinem Bruder, dem römiſchen König Ferdinand ſuſpendirt wurde. Da aber der Herzog Heinrich der Meinung war, daß ein Urtheil des Reichskammergerichts durch einen einſeitigen Spruch des Kaiſers nicht aufgehoben werden könne, und nicht nur den Vollzug der Acht wider die

Stadt Goſlar fortſetzte, ſondern auch ſeiner Stadt Braunſchweig bei jeder Gelegenheit heftig zuſetzte, ſo kündigten ihm der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, und der Landgraf Philipp von Heſſen im Jahre 1542 den Krieg an, verjagten den Herzog, welcher ſich mit ſeinem Erbprinzen, Karl Victor, zu Herzog Ludwig nach Bayern flüchtete, eroberten auch Wolfenbüttel, und nahmen das ganze Land in Beſitz. Von dieſem ungeſetzlichen Schritt behaupteten ſie jetzt, daß ſie ihn mit Fug und Recht unternommen hätten, und zugleich legten ſie eine ſogenannte Recuſation des Reichskammergerichts ein, weil daſſelbe mit lauter katholiſchen Beiſitzern beſetzt wäre. Sie brachten noch ferner eine Menge anderer Klagen vor, und da ihnen zwar ſehr nachgiebige, aber keine ſolche Beſcheide, mit welchen ſie ſich vollkommen beruhigen zu können glaubten, ertheilt wurden, ſo fanden ſie für gut, ſich in keine fernere Berathſchlagung einzulaſſen. Die Klugheit erlaubte dem König Ferdinand nicht, einem ſo kühnen Betragen ernſthaftere Maßregeln entgegen zu ſtellen. Dieſe Umſtände wurden im Jahre 1544, da ſich Karl vorgenommen hatte, mit einer ſiegenden Armee bis nach Paris zu rücken, noch dringender. Karl reiſte im Jänner 1544 von den Niederlanden nach Speier, wohin er einen Reichstag ausgeſchrieden hatte, und hier hatte er zwar das Vergnügen, zu ſehen, daß alle deutſche, auch die proteſtantiſchen Fürſten und Stände wider den König von Frankreich, und deſſen Bündniß mit Soliman, als dem erklärten Feind aller Chriſten, ſehr entrüſtet wurden; er mußte aber zu ſeinem innigſten Mißfallen, welches er noch überdieß nicht einmal laut äußern durfte, wahrnehmen, daß die proteſtantiſchen Fürſten gar nicht zu bewegen ſeyn würden, ihm einige Hülfe zu leiſten, wenn er ihnen nicht wenigſtens einen großen Theil ihrer Forderungen zuſagte. Nach vier fruchtlos verſtrichenen Monaten ſtand alles noch, wie es im Anfange war, und einige proteſtantiſche Fürſten hatten ſich bereits wieder entfernt. Karl bewilligte alſo, was er nicht mehr verweigern zu können glaubte, und ließ aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit einen Reichsabſchied bekannt machen, deſſen Hauptinhalt war: „Daß die eigentlichen Religionsſtreitigkeiten, weil ſie wegen Kürze der Zeit nicht berichtigt werden könnten, auf einem neuen Reichstag vorgenommen, und daß gleichwohl bis auf die Zeit, da auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung, oder auf einem Nationalconcilium, oder auf einem Reichstag ein allgemeiner Vergleich zu Stand kommen würde, alle bisher aufgerichtete Frieden pünktlich gehalten, auch die geiſtlichen Stifter, Klöſter, und Häuſer, welcher Religion ſie auch ſeyen, ihrer Einkünfte und Güter, welche in eines andern Fürſtenthum oder Obrigkeit gelegen, nicht beraubt werden ſollten. Die Reichskammerrichter ſollten, weil ſie keines ihrer Ehre nachtheiligen Fehlers überwieſen wären, bis zum Ausgange der drei Jahre, während welcher die Stände das Kammergericht zu unterhalten beliebt haben, beibehalten, nachher aber auf dem nächſten Reichstag über die weitere Unterhaltung deſſelben berathſchlagt, und den Ständen freigeſtellt werden, andere Beiſitzer, von welcher Religionspartei ſie auch ſeyen, zu wählen. Jedem, welcher Religion er auch ſey, ſoll ein gleichmäßiges Recht geſprochen werden. Alle von dem Kammergericht ergangenen Prozeſſe, in Sachen, welche in den vorigen Abſchieden und Friedensanſtänden als Religionsſachen betrachtet worden, ſollen ſuſpendirt, diejenigen aber, welche Privatſachen beträfen, in den Stand geſetzt werden, in welchem ſie ſich vor der Recuſation des Kammergerichts befanden." Dieſer Reichsabſchied, wiewohl er den katholiſchen Fürſten nicht gefiel, und die proteſtantiſchen nicht ganz beruhigte, bewirkte gleichwohl ſo vieles, daß ſie eine gemeinſchaftliche Kriegsbeiſteuer von 20,000 Mann zu Fuß, und 4000 zu Pferd bewilligten, mit deren Unterſtützung kann Karl noch im Jahre 1544, wie wir hörten, ziemlich nahe gegen Paris vordrang, aber auch bald darauf noch im nämlichen Jahre den Frieden zu Creſpy ſchloß, durch welchen er, da auch eine kurze Zeit nachher mit den Türken ein Waffenſtillſtand berichtigt wurde, endlich einmal freie Hände erhielt, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Deutſchland zu richten; er kam, um nun einmal eine Sprache zu führen, durch welche jede jener Zerrüttungen, welche durch die, ſeit Luther entſtandenen, neuen Religionsgrundſätze erſchienen waren, mit Einem Male unterdrückt, und die alte Ordnung der Dinge durchgehends wieder hergeſtellt werden ſollte; er kannte wohl die Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen haben würde, genau; aber eben ſo genau kannte er die Geſinnungen und Verfaſſungen der deutſchen Höfe, und er hoffte, durch Künſte der Klugheit, und der feinern Liſt, worin er ein Meiſter war, durchzuſetzen, was er durch Macht und offenbare Gewalt nicht würde erzwingen können.

Karl brauchte eine Veranlaſſung, ſich den Proteſtanten näher zu erklären, eben nicht weit herzuholen. Die lutheriſche Religion war, ſeit ihrer Entſtehung, unaufhörlich beſtritten, und durch die bisherigen Frieden oder Reichsabſchiede, wie man dieſe wenigſtens katholiſcher

Seits auslegte, bloß nur einſtweilen, und nur in Hinſicht auf den Drang der Umſtände, geduldet, niemals aber als einheimiſch in Deutſchland vom Kaiſer und den katholiſchen Fürſten anerkannt, noch weniger jemals förmlich beſtätigt worden, und von dieſen war auch gar nicht zu erwarten, daß ſie es jemals gutwillig thun würden, nachdem mit der Aenderung der Religionsgrundſätze ſtets auch die Veränderung und Unterdrückung der mittelbaren, und reichsunmittelbaren geiſtlichen Stifter, Klöſter ꝛc. mit verbunden war. Man hatte eben aus der Urſache die Anhänger neuer Glaubenslehren von Zeit zu Zeit auf eine künftige Kirchenverſammlung, von welcher alles unterſucht und berichtigt werden ſollte, hingewieſen, und mit dieſer Kirchenverſammlung wurde es nun endlich einmal ein wirklicher Ernſt. Pabſt Paul III., welchem theils der Inhalt einiger Reichsabſchiede, worin man den Proteſtanten die ruhige Ausübung ihrer Religionsübungen geſtattete, theils die vom Kaiſer angeordneten Religionsgeſpräche ſehr zu Herzen giengen, hatte bereits auf dem im Jahre 1542 zu Speier gehaltenen Reichstag durch ſeinen Botſchafter eine Kirchenverſammlung nach Trient vorgeſchlagen, und dieſelbe auf den erſten Wintermonat, wiewohl ohne Erfolg, (denn damals war Karl eben in einem heftigen Krieg mit

König Franz I. verwickelt, und den Proteſtanten gefiel ſchon der Ort nicht) ausgeſchrieben. Nach dem Friedensſchluß zu Crespy wiederholte Pabſt Paul III. die Ausſchreibung einer Kirchenverſammlung nach Trient auf den nächſtkommenden Frühling des Jahres 1545, und auf dem im März eben dieſes Jahres zu Worms eröffneten Reichstag, verlangte ſowohl der Kaiſer, als deſſen Bruder Ferdinand, daß ſich die Proteſtanten den Ausſprüchen der tridentiniſchen Kirchenverſammlung, welche den 13. Tag des Chriſtmonats 1545 die erſte Sitzung hielt, unterwerfen ſollten. Dieſe Zumuthung war zwar den Abſichten des Kaiſers allerdings gemäß; aber da die Zeit, zu welcher ſie an die Bekenner des lutheriſchen Lehrgebäudes mit Erfolg hätte geſtellt werden können, lange verſtrichen war, ſo mußte ſie den Proteſtanten nothwendig ſehr auffallend ſeyn. Jenes Lehrgebäude, deſſen Verbreitung man ſeit achtundzwanzig Jahren hatte wachſen laſſen, hatte zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß noch eine gründliche Hoffnung, daſſelbe durch das Anſehen einer katholiſchen Kirchenverſammlung wieder ausrotten zu können, vorhanden ſeyn konnte. Es war eine Nationalangelegenheit beinahe des ganzen nördlichen Deutſchlandes, und nördlicher Königreiche geworden, und ſelbſt der erfolgte Hintritt des Luther (er ſtarb zu Eiſleben den 18. Hornung 1546 im 63. Jahre ſeines Alters) zog nicht die geringſte Veränderung der, durch ihn veranlaßten Neuerungen nach ſich. Die Proteſtanten weigerten ſich ſchlechterdings, eine Kirchenverſammlung, bei welcher ſie nicht entſcheidende Mitrichter, ſondern eine bloße Parthei ſind, und bei deren Urtheilen von ganz andern Grundſätzen, als bereits die ihrigen waren, ausgegangen werden ſollte, anzuerkennen. Und da ſie von Karl auf einen weitern Reichstag, welcher im Jahre 1546 zu Regensburg gehalten, und auf welchem noch ein Religionsgeſpräch vor ſich gehen ſollte, (es gieng auch, aber wie alle übrigen, fruchtlos vor ſich) angewieſen wurden, ſo zweifelten ſie jetzt nicht mehr, daß derſelbe wirklich bereits mit der Ausführung eines Kriegsplans zu ihrem Verderben umgehe, und daß er ſie zur Zeit nur noch ſo lange, bis er mit dieſem Plan vollends in der gehörigen Verfaſſung ſeyn würde, hinzuhalten ſuche. Sie glaubten auch, in dem damaligen Betragen des Karl ſchon mehr, als Einen Beweis davon zu ſehen. Es fieng nämlich um dieſe Zeit der Kurfürſt und Erzbiſchof Hermann von Köln, ein geborner Graf von Wied, an, die alten Kirchengebräuche abzuſchaffen, und die ſogenannte Reformation einzuführen. Da bei dieſem Schritte die proteſtantiſche Religion auf dem Punkte war, ſelbſt im kurfürſtlichen Kollegium das Uebergewicht zu gewinnen, ſo kam Karl der Ausführung deſſelben unverzüglich zuvor, und verbot dem Kurfürſten, auf eine von einigen Domherren bei ihm eingereichte Klage, nicht nur keine Neuerung vorzunehmen, ſondern befahl ihm dabei, ſich zu Brüſſel zur Verantwortung zu ſtellen. Auch in ſeinen Niederlanden verbot er die lutheriſche Religion mit der größten Strenge, und da bald darauf der für ihn ſehr günſtige Umſtand ſich ergab, daß den 8. Sept. 1545 der Herzog von Orleans, welcher die Tochter ſeines Bruders Ferdinand heirathen, und den Beſitz von Mailand hätte antreten ſollen, ſtarb, ſo fürchteten die Proteſtanten um ſo mehr, daß er es nicht lange mehr würde anſtehen laſſen, mit ihrer Unterdrückung ernſtlich zu beginnen, als ſich eben wieder ein Vorfall ereignete, von welchem voraus zu ſehen war, daß er ihn nicht gleichgültig beruhen laſſen würde. Es hatte nämlich der Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel mit Völkern, welche er für den König von Frankreich wider England geworben hatte, einen Verſuch gemacht, ſein Land, welches ihm der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, und der Landgraf Philipp von Heſſen noch immer vorenthielten, zu erobern; allein bei Calefeld, nicht weit von

Nordheim, überfiel ihn der Landgraf, nahm ihn nebſt ſeinem älteſten Sohne gefangen, und führte ihn nach Ziegenhain ab.

Karl hatte ſeine Maßregeln mit der ihm eigenen Klugheit genommen, und ſchon im Friedensſchluſſe zu Creſpy mit K. Franz durch eine geheime Klauſel ſich verabredet, daß ſie beide mit aller ihrer Macht ſich verwenden wollten, die allgemeine Kirchenverſammlung zu unterſtützen, und die proteſtantiſche Religion in ihren Ländern auszurotten. Nun ließ er, wiewohl mit vieler Vorſicht, Truppen in ſeinen Niederlanden, wie in Spanien und Italien ſammeln, und da der von ihm auf das Jahr 1546 nach Regensburg ausgeſchriebene Reichstag von den meiſten ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen nur durch Abgeordnete beſucht wurde, ſo beſchickte er nun auch den Pabſt Paul III., welcher ihm (gemäß eines mit ihm geſchloſſenen Bündniſſes, worin er die katholiſche Religion in Deutſchland wieder herzuſtellen angelobte) nebſt andern Bewilligungen, 12,000 Mann Fußvölker, und 500 Reiter zu ſchicken, und ſechs Monate auf ſeine Koſten zu unterhalten verſprach; aber vor allen Dingen ſuchte Karl, ſelbſt unter den proteſtantiſchen Fürſten eine Trennung anzurichten, und einige für ſich zu gewinnen, und er war ſo glücklich, ſeine Wünſche größtentheils erfüllt zu ſehen. Viele der proteſtantiſchen Fürſten waren nämlich dem ſchmalkaldiſchen Bündniß niemals beigetreten, und dieſe gewann Karl um ſo leichter, als er, ohne ſich über die Religionsduldung ein verdächtiges Wort entfahren zu laſſen, nur immer unaufhörlich verſicherte, daß ſeine Abſicht einzig dahin gehe, die Rechte und Vorzüge der kaiſerlichen Würde zu behaupten, einer Spaltung im Reiche zuvor zu kommen, und den täglich mehr überhandnehmenden Unordnungen zu ſteuern. Die Kurfürſten, Friedrich von der Rheinpfalz, und Joachim von Brandenburg, waren dem öſterreichiſchen Haus ohnehin ſehr ergeben; dieß waren auch der Markgraf Albert von Brandenburg-Culmbach, (welcher ſogar in kaiſerliche Dienſte trat, und überdieß dem noch unmündigen Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Anſpach, deſſen Vormünder er war, gleiche Geſinnungen einflößte) der Markgraf Johann von Küſtrin, Herzog Erich II. von Braunſchweig-Calenberg, welche letztere ebenfalls kaiſerliche Dienſte nahmen; aber die wichtigſte Eroberung dieſer Art hatte Karl an dem Herzog Moriz von Sachſen (Sohn H. Heinrichs) gemacht, einem jungen hochſtrebenden Prinzen, welcher, wiewohl er ebenfalls ein eifriger Proteſtant war, bereits im J. 1542, als die übrigen proteſtantiſchen Fürſten ſich weigerten, den römiſchen König Ferdinand in Ungarn zu unterſtützen, in eigener Perſon ſich dahin begab, mit ſeinen Truppen ſich außerordentlich hervorthat, und welcher jetzt den 19. Juni 1546 ein beſonderes geheimes Bündniß mit Karl zu Regensburg ſchloß. Endlich befahl Karl dem Kurfürſten Hermann von Köln, bei dem Verluſte ſeiner Länder, Niemanden in andere, als in ſeine Dienſte treten zu laſſen, und zugleich bot er allen Reichsſtädten (freilich bei den meiſten vergeblich) zu, ihm beizuſtehen, und ſich von den ſchmalkaldiſchen Bundesfürſten, von welchen ſie am Ende ſelbſt unterdrückt werden würden, nicht irre führen zu laſſen.

Wenn gleich durch ſolche Maßregeln und Verhandlungen den Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes kein geringer Abtrag geſchah, und der Kurfürſt von Sachſen, der Landgraf von Heſſen, der Herzog Ulrich von Würtemberg, und einige Grafen und oberländiſche Reichsſtädte, als Augsburg, Ulm, Straßburg, allein noch übrig blieben, ſo blieb gleichwohl ihre Macht noch ſehr anſehnlich, und ihr Muth unerſchüttert, ungeachtet ſie die Eidsgenoſſen und Venetianer, und nachher die Könige von Frankreich und England vergeblich erſucht hatten, an ihren Angelegenheiten Theil zu nehmen. Nachdem ſie ſich verſchiedene Male berathſchlagt, und die oberländiſchen Bundestruppen ſich bei Ulm verſammelt hatten, rückten dieſe im Juni 1546 nach Günzburg an der Donau. Die Truppen der Reichsſtädte führte der berühmte Held, Sebaſtian Schertlin, die würtembergiſchen aber der Freiherr Hans von Heydeck an. Jener rückte mit ſeinem Korps gegen die tyroliſche Grenze, beſetzte die von den Kaiſerlichen freiwillig verlaſſene Stadt Füßen im Hochſtift Augsburg, dann das feſte Schloß Ehrenberg, nebſt der dabei gelegenen ſogenannten Clauſe, wodurch er Schwaben auf dieſer Seite vor dem Einmarſch italieniſcher Völker ſicherte, und nun ſogleich Anſtalt machte, weiter durch die Alpen fortzurücken, ſich der Stadt Innsbruck zu bemächtigen, und mithin beide Wege, welche aus Italien durch Tirol nach Deutſchland gehen, zu verſperren; allein da ganz Tyrol zu den Waffen griff, mißlang dieſes Vorhaben, und Schertlin, nachdem er in den eroberten Ortſchaften einige Beſatzung zurückgelaſſen hatte, zog wieder zu dem Freiherrn von Heydeck zurück. Dieſer hatte indeſſen die dem Biſchof von Augsburg angehörige Stadt Dillingen, und die Stadt Donauwörth (damals eine Reichsſtadt) weggenommen, hier aber, auf Befehl des Herzogs Ulrich von Würtemberg und der ſtädtiſchen Bundesräthe Halt gemacht, um die Truppen des Kurfürſten von

Sachſen, und des Landgrafen von Heſſen zu erwarten, welche auch wirklich durch Franken heranzogen, im Anfange des Auguſt mit den oberländiſchen Bundesvölkern ſich vereinigten, und nun eine Armee von 80,000 Mann (nach andern nur von 50 bis 60 tauſend), welche einen Zug von 120 Kanonen, 800 Rüſtwagen, 8000 Laſtthieren, und 6000 Schanzgräbern mit ſich führte, zuſammen brachten, mit denen ſie den Kaiſer, welcher noch mit wenigen Truppen (ungefähr 3000 Spaniern, welche bisher in Ungarn lagen, 5000 deutſchen Fußknechten, und etwa 700 Reitern) zu Regensburg ſaß, leicht überfallen, und dem Krieg eine ganz andere Wendung hätten geben können; allein dieſer Anſchlag, zu welchem bereits gleich anfangs der ulmiſche Hauptmann, Marcell Dietrich von Schankewiz, ein erfahrner Kriegsmann, gerathen hatte, wurde jetzt zum zweiten Male hintan geſetzt, und die Zeit mit Bedenklichkeiten, Berathſchlagungen, und Schriftenwechſel (im Grunde mit Aeußerungen von wechſelſeitiger Eiferſucht und Uneinigkeit) ſo lange hingebracht, bis Karl endlich eine anſehnliche Armee an ſich gezogen hatte.

Karl war von dem Zuſtande der Bundesarmee, und von den Eigenſchaften ihrer Häupter ſo genau unterrichtet, und fürchtete ſo wenig einen Ueberfall, daß er den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen, ſtatt aller Antwort auf eine Schutzſchrift, welche ſie vor dem Aufbruche aus ihren Ländern öffentlich herausgegeben und ihm zugeſchickt hatten, zu beantworten, den 20. Juli 1546 zu Regensburg durch ein öffentliches Decret mit der Reichsacht und Oberacht (oder dem Beſchluſſe des Vollzugs derſelben) belegte, und den Adel und die Unterthanen ihrer Staaten von dem denſelben geleiſteten Eid der Treue losſprach, ja daß er bald darauf eine ſogenannte Verwahrungsſchrift und Kriegserklärung der ſämmtlichen Bundesverwandten, welche ihm dieſe aus ihrem Lager zu Petmeß nach Landshut an der Iſar, wohin er ſich von Regensburg in ein befeſtigtes Lager gezogen hatte, durch einen Edelknaben und einen Trompeter ſchickten, nicht einmal annahm, den Abgeordneten (im Falle, daß ſie mit einem ſolchen Auftrage wieder kommen ſollten) mit dem Aufhängen drohte, und ſie entgegen nöthigte, ſeinen Achtbrief ihren Herren zu überliefern. Im Lager vor Landshut zog er die päbſtlichen Hilfsvölker (10,000 Mann zu Fuß, und 500 zu Pferd, welche unter der Anführung des päbſtlichen Nepoten, Octavius Farneſe, ankamen, und welchen noch 200 Reiter des Herzogs Cosmus von Florenz, und 100 vom Herzog Herkules von Ferrara folgten) dann 6000 Mann ſpaniſche Truppen an ſich, und rückte mit ſeiner, jetzt ziemlich verſtärkten, wiewohl nach dem Verhältniſſe mit ſeinen Gegnern, noch immer ſehr mäßigen Armee jenſeits der Donau über Regensburg und Neuſtadt, wo er wieder über die Donau herüber zog, nach der Feſtung Ingolſtadt, bei welcher er ſich in einem Lager verſchanzte, den 24. Aug. 1546.

Nunmehr ſetzte ſich die ſämmtliche ſchmalkaldiſche Bundesarmee in Bewegung, und bemächtigte ſich einer Anhöhe, auf welcher die kaiſerliche Armee mit Stücken erreicht, ja anfangs, ehe ſie ſich noch verſchanzt hatte, mit Vortheil angegriffen werden konnte, was auch geſchehen ſeyn würde, wenn nicht die gegentheilige Meinung des Kurfürſten Friedrichs von Sachſen die Oberhand behalten hätte. Dieß zog der Bundesarmee, ungeachtet ihrer damaligen Ueberlegenheit, und ihres eifrigen Verlangens, etwas Entſcheidendes nicht ſo faſt zu wagen, als vielmehr nur auszuführen, das unerſetzliche Unglück, welches ihr bald darauf begegnete, zu. Sie bekam jetzt nämlich den Befehl, das kaiſerliche Lager, ſtatt gerade auf daſſelbe loszugehen, in der Entfernung zu beſchießen, was aber vielmehr daſſelbe mehr beunruhigen, als beſtürmen hieß. Zwar machte ſie, drei Tage (vom 31. Aug. bis 3. Sept.)

nach einander aus 111 großen Kanonen unaufhörlich ein ſchreckliches, ja ein bis dahin beiſpielloſes Feuer (man hob allein im Lager 1700 Kugeln auf); aber der Muth des Kaiſers, der in ſolchen Fällen immer nach dem Maaße, als eine Gefahr groß wurde, zunahm, vereitelte alle ſchlimme Folgen; er fand ſich an den gefährlichſten Poſten ein, (ſo daß einmal eine Stuckkugel hart neben ihm niederfiel; ein anderesmal ein Hatſchier an ſeiner Seite getödtet wurde, einem andern nahe bei ihm das Fähnlein aus der Hand geſchoſſen, und zwei Offizieren die Pferde unter dem Leibe todtgeſchoſſen wurden) und verbreitete mit ſeinem Beiſpiele durch ſein ganzes Heer eine unbeſiegbare Unerſchrockenheit. Da indeſſen die ſchmalkaldiſche Armee Nachricht erhielt, daß aus den Niederlanden ein Korps von vierzehn bis zwanzigtauſend Mann unter der Anführung des Grafen Max von Büren, zur Verſtärkung des Kaiſers herbeieile, ſo brach ſie den 4. Sept. 1546 nach Wembding auf, in der Abſicht, dem Grafen von Büren zu begegnen, welcher ſich aber, durch geſchickte Märſche, allen Nachſtellungen entzog, und ohne den geringſten Verluſt den 15. Sept. im kaiſerlichen Lager bei Ingolſtadt eintraf, wodurch das Heer auf 39,000 Mann anwuchs. Ungeachtet dieſe Anzahl noch immer ganz ohne

Verhältniß mit der Macht der Bundesarmee blieb, ſo rückte dennoch Karl (welcher die Beſchaffenheit jener Armee, wo jedes Oberhaupt gebieten wollte, und mithin eines das andere hinderte, wohl kannte) ſogleich nach Neuburg, woraus die von der Bundesarmee zurückgelaſſene Beſatzung ohne Widerſtand abzog, dann nach Marrheim, Donauwörth, und endlich nach Monheim und Nördlingen, welche Stadt die Bundesarmee decken wollte, und bei welcher es zu einem Scharmüzel kam. Bald darauf ließ Karl Donauwörth wegnehmen, nahm ſelbſt Dillingen und Höchſtädt, Lauingen und Gundelſingen an der Brenze weg, und wurde ſchon den 11. Octob. Meiſter von der Donau, indeſſen daß bei der Bundesarmee, ſtatt daß ſie mit ihrer geſammten Macht ein Haupttreffen hätte unternehmen ſollen, nichts Wichtigers vorgieng, als daß ſie von einer Stadt zur andern eilte, um ſie zu decken; wie dann Schertlin nach Augsburg, die Hauptarmee aber nach Giengen zog, um die Stadt, falls ſie angegriffen werden ſollte, zu unterſtützen. Bald trat bei ihr ein harter Mangel an Geld und Proviant, welches ihr Karl durch ſeine leichten Reiter allenthalben abſchneiden ließ, ein, und nun rückte vollends die rauheſte Witterung, bei welcher die Truppen unter freiem Himmel nicht mehr auszuhalten vermochten, heran. Auch lief die Nachricht ein, daß der Herzog Moriz von Sachſen, nebſt dem römiſchen Könige Ferdinand, die Länder des Kurfürſten Friedrich von Sachſen angefallen, und erobert hätte. In dieſer mißlichen Lage fielen die Oberhäupter auf den demüthigenden Einfall, den Kaiſer um einen Waffenſtillſtand anzugehen; und da ſie die Antwort erhielten, daß ihnen derſelbe bewilligt ſeyn ſollte, wenn der Kurfürſt von Sachſen, und der Landgraf Philipp mit ihrer eigenen Perſon ſich ſtellen, und ſich mit allem ihrem Hab und Gütern dem Kaiſer ſich unbedingt ergeben würden; ſo errichteten die Bundesoberhäupter zu Giengen unter ſich einen Abſchied, worin ſie beſchloßen, in den Oberlanden, an einem gelegenen Ort, ein Winterlager von 8000 Mann zu Fuß, und 1000 zu Pferd, unter der Oberaufſicht des Freiherrn von Heydeck zurückzulaſſen, die übrigen Truppen nach Sachſen zur Wiedereroberung der kurfürſtlichen Länder zu ſchicken, und den 12. Jänner des künftigen Jahres in Perſon oder durch Abgeordnete einen Zuſammentritt zu Frankfurt zu halten. Und den 23. Nov. 1546 nahmen die Truppen ihren Abzug, durch welchen der ſeit 1530 beſtandene, ſchmalkaldiſche Bund vollends ſein Ende nahm. Der Landgraf übergab ſeine Leute dem Kurfürſten von Sachſen, und gieng über Würtemberg nach Frankfurt und Kaſſel; der Kurfürſt aber rückte durch die katholiſche Stadt Schwäbiſch-Gemünd, durch die deutſchmeiſteriſchen und hohenlohiſchen Lande, durch Neckarsulm, dann durch die Bergſtraſſe über Frankfurt (an den meiſten beträchtlichen Ortſchaften erhob er anſehnliche Brandſchatzungen) nach Sachſen zurück.

Karl hatte ſich indeſſen in Schwaben und Franken ausgebreitet, und nirgends einen Widerſtand erfahren. Die Reichsſtädte Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl, Rothenburg, und bald darauf die Stadt Ulm (ſie mußte 100,000 Gulden bezahlen, und 12 Kanonen ausliefern) öffneten unter Bezeigung der tiefſten Ergebenheit ihre Thore. Frankfurt, welches ſich an den Grafen von Büren ergab, mußte 80,000 Goldgulden, Memmingen 50,000 Gulden, Augsburg 150,000 Goldgulden bezahlen, und dieſen Beiſpielen von Unterwerfung folgten ſogar der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, und der Herzog Ulrich von Würtemberg. Dieſer letztere mußte, nebſt andern harten Auflagen, in Friſten 300,000 Gulden erlegen, und dem Kaiſer eine kniefällige Abbitte thun, welcher beſchämenden Strafe Ulrich auf eine gewiſſe Art dadurch entgieng, daß er ſich zu Ulm dem Kaiſer mit einem Pferd näherte, welches ſo abgerichtet war, daß es ſich auf ein gegebenes Zeichen auf die vordern Füße niederließ, womit ſich Karl begnügte. Dieſe Strafe ließ ſich auch die Stadt Straßburg gefallen, indem die Deputirten derſelben zu Nördlingen dem Kaiſer zu Füßen fielen, und ſich die Bedingniſſe, welche ſie noch wohl für ſehr leidentlich hielten, gefallen ließen, 30,000 Goldgulden, nebſt der Ablieferung von 12 Kanonen, zu bezahlen. Einige Zeit darauf bequemte ſich auch der Kurfürſt und Erzbiſchof Hermann von Köln, welchen Pabſt Paul III. für entſetzt erklärt hatte, und welchem Karl nunmehr auch die Folgeleiſtung befahl, ſeinem Erzbisthum, wie auch dem Bisthum Paderborn (jenes wurde dem bisherigen Coadjutor, Grafen Adolph von Schaumburg, dieſes dem Remberten von Kerſſenbroich zu Theil) zu entſagen, und ſich nach ſeiner väterlichen Grafſchaft Wied, wo er 1552 im 80. Jahre ſeines Alters ſtarb, zu begeben. Karl hatte mit dem Anfange des Jahres 1547 in ganz Oberdeutſchland die Oberhand, und er ſelbſt wunderte ſich über ſein Glück, worüber ganz Europa erſtaunte, und ein großer Theil nicht wenig beſtürzt wurde.

Aber dieſes ſein Glück verſchaffte ihm bald darauf in Sachſen noch weit glänzendere Ausſichten. Wir haben oben gehört, daß er den Herzog Moriz von Sachſen auf ſeine Seite gebracht, und mit ihm zu Regensburg ein geheimes Bündniß errichtet hatte. Mit dieſem Bündniß hielt Moriz, ein Meiſter in der Verſtellungskunſt, dergeſtalt an ſich, und gab ſich bei ſeinem Vetter, dem Kurfürſten Friedrich, einen ſolchen Schein von Freundſchaft und Wohlwollen für ihn, daß ihm dieſer, als er zur ſchmalkaldiſchen Bundesarmee abzog, ſein Land zur Beſchützung anvertraute; aber bald darauf überfiel Moriz, gemäß eines von Karl erhaltenen Auftrags (welcher aber, wie vermuthet wird, ſeine eigene Eingebung war) mit 12,000 Mann die kurfürſtlichen Länder, (zu gleicher Zeit fiel dieſelben auch König Ferdinand mit Truppen von Böhmen und Ungarn an) und bemächtigte ſich des ganzen Kurfürſtenthums, Wittenberg, Gotha und Eiſenach ausgenommen; allein dieſe Eroberung war von einer ſehr kurzen Dauer. Der Kurfürſt Friedrich kam wider alles Vermuthen nach ſeinen Ländern zurück, und eroberte in kurzer Zeit nicht nur dieſe wieder, ſondern auch Meiſſen, und (bis auf Dresden und Leipzig, welche befeſtigte Städte mehrere Zeit erforderten) die ſämmtlichen Ländereien des Moriz; er ſchlug auch ein Heer von einigen tauſend Mann, mit welchen ihn Karl von dem Markgrafen Albert von Brandenburg-Culmbach anfallen ließ, nahm den Markgrafen ſelbſt gefangen, und es müßte ihm damals nicht ſchwer geweſen ſeyn, ſich auch des Moriz zu bemächtigen, wenn er weniger bedächtlich, oder gefällig hätte ſeyn wollen, zeitraubenden Vergleichungsvorſchlägen Gehör zu geben. Als dieß vorgieng, ergaben ſich für Karl einige Unfälle, von welchen ihn aber ſein beſſeres Geſchick bald wieder befreite. Der Pabſt hatte ſeine Truppen zurückberufen, und der K. Franz von Frankreich bewegte alles, wo eine Bewegung zu hoffen war, dem Kaiſer Feinde zuzuziehen; allein zu eben der Zeit, wo er dieß unternahm, ſtarb er, (im Jahre 1547) und einige Monate zuvor war auch der König Heinrich VIII. geſtorben. Karl benutzte dieſe letztern, für ihn günſtigen Ereigniſſe, gieng von Nördlingen, wo er einem heftigen Anfalle von Podagra einige Zeit abwarten mußte, in aller Eile durch Franken und die obere Pfalz nach Eger, wo er den 5. April ankam, ſich daſelbſt mit den Truppen, welche ihm ſein Bruder Ferdinand, und der Herzog Moriz dahin zuführten, verſtärkte, und hierauf, ohne einen Raſttag zu halten, forteilte, um den Kurfürſten Friedrich zu überfallen, der zwar eine weit ſtärkere Armee auf den Beinen, aber den Fehler begangen hatte, dieſelbe zu vertheilen, indem er einen Theil in die eroberten Städte verlegte, ein Korps an die Grenze von Böhmen, und ein anderes nach Niederſachſen abſchickte. Er hatte nur noch 13,000 Mann bei ſich. Mit dieſem mäßigen Heere befand er ſich in einem Lager bei Meiſſen an der Elbe, und dachte ſo wenig an einen Ueberfall, daß er nicht einmal Kundſchafter abſchickte, um zu erfahren, wo die feindliche Armee ſich befinde, als Karl nach einem Marſch von zehn Tagen, nach welchem er ſeine Truppen einen einzigen Tag ruhen ließ, den 23. April an der Elbe dem Städtchen Mühlberg gegenüber, ſich zeigte. Nach dieſem Städtchen hatte ſich der Kurfürſt, nachdem er endlich von dem Anzug der Kaiſerlichen Nachricht erhielt, gezogen, aber noch immer ſo wenig vermuthet, daß Karl über die Elbe kommen würde, daß er erſt in dem Augenblicke, wo er zu ſeinem Erſtaunen wahrnahm, daß wirklich feindliche Truppen übergeſetzt hatten, Befehl ertheilte, daß ſich ſeine Armee nach Wittenberg ziehen ſollte. Karl hatte nämlich, ſogleich nach ſeiner Ankunft bei Mühlberg, ſeinen Generalen angekündigt, daß er entſchloſſen ſey, den andern Morgen den Uebergang über den Fluß, welcher in dieſer Gegend 300 Schritte breit, über vier Fuß tief, deſſen Strom reiſſend ſchnell, und deſſen gegenſeitiges Ufer höher, als das dieſſeitige war, zu unternehmen, und den Feind anzugreifen. Am frühen Morgen, den 24. April

1547, näherte ſich ein Haufen ſpaniſcher und italieniſcher Fußvölker dem Fluſſe, von deſſen Ufer ſie mit ihren langen und ſchweren Musquetons den jenſeits geſtellten Sachſen viele Leute tödteten. Dieſe ſteckten ihre Schiffbrücke in den Brand; aber einige ſpaniſche Soldaten ſchwammen durch den Fluß, hielten einige Schiffe auf, mit welchen, und noch andern auf Wagen nachgebrachten Pontons, ſehr bald eine neue Brücke hergeſtellt wurde, über welche die Mannſchaft und Bagage gehen konnte. Während dieſes Vorganges hatten die kaiſerlichen Huſaren, durch die Verrätherei eines ſächſiſchen Müllers, eine Fuhrt durch die Elbe gefunden, durch welche anfangs die leichte, und dann die ſchwere Reiterei überſetzte, und an deren Spitze Karl in einem prächtigen Anzuge, und mit einem Spieß in der Hand ſich zeigte. Er eilte, ohne das Fußvolk und das Geſchütz zu erwarten, dem mehr flüchtenden, als bloß abziehenden Kurfürſten unverzüglich nach, holte ihn drei Meilen von Mühlberg, auf der Lochauer Heide, ein, und griff ihn ſogleich an. Das Treffen dauerte bis in die Nacht, als endlich die Kaiſerlichen einen vollſtändigen Sieg davon trugen, und von der kurfürſtlichen Armee ſo viele Leute theils tödteten, theils gefangen nahmen, oder zerſtreuten, daß nur etwa 400 ſich durch die

Flucht nach Wittenberg retteten. Unter den vornehmen Gefangenen befanden ſich der Herzog Erneſt von Braunſchweig, drei Grafen von Gleichen, ein junger Graf von Beuchlingen, ein Reuß von Plauen und andere. Der Kurfürſt Friedrich vertheidigte ſich mit einem Haufen auserleſener Soldaten, welche lieber an der Seite ihres Herrn ſterben, als ihn verlaſſen wollten, noch eine Zeit lang, bis er endlich vom langen Kampfe ganz erſchöpft, und im Geſichte verwundet, genöthigt wurde, ſich zu ergeben. Er wurde zu Karl, der eben vom Nachſetzen zurückgekommen war, und die Glückwünſche ſeiner Offiziere annahm, geführt, nahte ſich ihm mit beſcheidener Würde, und ſagte: „Allergnädigſter Kaiſer, ich bin Euer Majeſtät Gefangener, und bitte um ein fürſtliches Gefängniß.“ Karl fiel ihm mit Ungeſtüm ins Wort, und erwiederte: „Ja, ja, bin ich nun euer gnädiger Kaiſer? Ich will euch, wie ihr es verdient habt, halten.“ Der römiſche König Ferdinand fuhr ihn noch viel härter an. Und ſogleich führte man ihn ab, und ließ ihn nebſt dem Herzog Erneſt von Braunſchweig unter der Oberaufſicht des Herzogs von Alba von ſpaniſchen Hackenſchützen um ſo mehr eng bewachen, als ſeine Perſon dazu dienen ſollte, weitere Abſichten vollenden zu helfen. Karl rückte, in Begleitung ſeines Bruders Ferdinand, und des Herzogs Moriz, nach Wittenberg. Dieſe Stadt wurde von der Gemahlinn des unglücklichen Kurfürſten, Sybilla von Cleve, mit Entſchloſſenheit vertheidigt, und die Eroberung derſelben ſchien viele Zeit und Anſtrengung zu erfordern; allein Karl wußte ſich beſſer zu helfen; er ließ dem gefangenen Kurfürſten, als einem Geächteten, ohne geſetzliche Beiziehung der Kurfürſten, aus perſönlicher Willkühr, (den 10. Mai 1547) das Todesurtheil ankündigen, wobei ſich der Verurtheilte mit wahrhaft edler Standhaftigkeit benahm, und ſich nicht ohne vieles Zaudern, und nur auf das inſtändigſte Flehen ſeiner Gemahlinn, bewegen ließ, die Begnadigung, für welche ſich der Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg, und ſelbſt Herzog Moriz eifrigſt verwendeten, unter den Bedingniſſen, welche Karl vorſchrieb, anzunehmen. Vermöge dieſer Bedingniſſe, die wittenbergiſche Capitulation genannt, that der „Kurfürſt, Johann Friedrich für ſich, und ſeine Kinder und Nachkommen, Verzicht auf die Kurwürde von Sachſen, und überließ dieſelbe dem freien Wohlgefallen des Kaiſers; er übergab ferner demſelben ſeine beiden Feſtungen Wittenberg und Gotha, mit allen darin befindlichen Kanonen, Munition, übrigem Kriegsgeräth u. ſ. w.; er verſprach, ohne Bewilligung des Kaiſers, keine neue Feſtung zu bauen, den gefangenen Markgrafen, Albrecht von Brandenburg-Culmbach, ohne Löſegeld ſogleich in Freiheit zu ſetzen, und ihm alles Abgenommene zurückzugeben; dagegen der Kaiſer auch den Herzog Ernſt von Braunſchweig, nach gethanem Fußfalle und abgelegtem Eide, ſich niemals wieder gegen ihn, dann den römiſchen König Ferdinand, und die ihnen anhängenden Fürſten und Stände in Kriegsdienſte einzulaſſen, losgeben wollte. Ferner ſollte der Kurfürſt den Grafen von Solms und Mansfeld, dem Hochmeiſter in Preußen, und andern Geiſtlichen und Weltlichen alles bisher Abgedrungene wieder einräumen, und ſich aller Rechte auf Magdeburg, Halberſtadt und Halle begeben; dabei auch verſprechen, ſich dem vom Kaiſer im Reiche zur Verwaltung der Juſtiz anzuordnenden Kammergericht zu unterwerfen, und den anzuweiſenden Unterhaltungsbeitrag zu entrichten. Ferner willigte der Kurfürſt in die Befreiung Herzog Heinrichs des Jüngern, von Braunſchweig-Wolfenbüttel, und deſſen Sohns Karl Victor, ohne an dieſelben den geringſten Anſpruch zu machen; auch ließ er ſich gefallen, die übrige Zeit ſeines Lebens ein Gefangener zu bleiben; nur den einzigen Artikel weigerte ſich der Kurfürſt einzugehen, daß er ſich alles wolle gefallen laſſen, was das Concilium von Trient, oder der Kaiſer in Glaubensſachen verordnen würden. Karl beſtand auch nicht darauf, indem er ſeine Hauptabſichten in Erfüllung gekommen ſah; dagegen erklärte er das Land und die Leute des Kurfürſten nochmals für eingezogen, und ſchenkte ſie ſeinem Bruder Ferdinand, und dem Herzog Moriz, welchem letztern er zugleich, zur Belohnung der ihm geleiſteten Dienſte, vermöge eines, wie man nicht mehr zweifelte, bereits zu Regensburg getroffenen Einverſtändniſſes, die Kur von Sachſen übertrug. Moriz nahm auch ſogleich die kurfürſtlichen Länder in Beſitz, und räumte den Kindern des entſetzten Kurfürſten, welchen er 50,000 Gulden jährlicher Einkünfte entrichten zu wollen verſprach, gewiſſe Städte und Aemter, worunter Jena und Weimar waren, ein. König Ferdinand begnügte ſich, ſtatt der zurückgeforderten böhmiſchen Lehen, mit dem bisher vom ſächſiſchen Haus ingehabten ſchleſiſchen Herzogthume Sagan.

Nun kam auch die Reihe an den Landgrafen von Heſſen, Philipp. Dieſer wartete einen Einfall der kaiſerlichen Armee nicht ab, ſondern ließ ſich unter der Vermittlung des Kurfürſten von Brandenburg, und des neuen ſächſiſchen Kurfürſten Moriz, ſeines Schwiegerſohns, ebenfalls Friedensartikel gefallen, welche ihm (außer der Abſchwörung des ſchmalkaldiſchen Bundes) die Erkennung der kaiſerlichen Gewalt, die Befolgung der Urtheilsſprüche des Kammergerichts, und den ſchweren Punkt auflegten, ſich mit ſeiner Perſon, mit Land und Leuten dem Kaiſer unbedingt zu überliefern, knieend um Verzeihung zu bitten, 150,000 Kronen zur Erſtattung der Kriegskoſten zu erlegen, alle Feſtungen ſeines Landes, bis auf eine einzige, zu ſchleifen, und auch in dieſer die Beſatzung dem Kaiſer ſchwören zu laſſen, dann ſein Geſchütz und ſeinen Kriegsvorrath dem Kaiſer auszuliefern u. ſ. w. Die meiſten übrigen Bedingniſſe waren die nämlichen, welche dem Herzog Ulrich von Würtemberg vorgelegt worden. So hart aber dieſe Bedingniſſe waren, ſo ſah ſich der Landgraf gleichwohl genöthigt, dieſelben einzugehen; er kam den 18. Juni 1547 nach Halle, und nachdem er alle Artikel unterzeichnet hatte, fiel er mit ſeinem Kanzler, Günderode, dem Kaiſer zu Füßen, welcher ſich, um dieſer Demüthigung recht zu genießen, mit allen Ehrenzeichen ſeiner kaiſerlichen Würde geſchmückt, auf den Thron geſetzt, und eine große Anzahl von Reichsfürſten, unter welchen ſich der losgelaſſene Herzog Heinrich von Braunſchweig befand, um ſich her verſammelt hatte; aber auch mit dieſer empfindlichen Züchtigung war Karl noch nicht geſättiget, ſondern er ließ noch an dem Abend deſſelben Tages dem Landgrafen durch den Herzog von Alva die Gefangenſchaft ankündigen, zur unbeſchreiblichen Beſtürzung der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen, welche als Vermittler des Vergleiches eine ſolche Strafe gar nicht vermuthet, und dem Landgrafen die Freiheit ſeiner Perſon zugeſagt hatten; aber Karl, der ſich des Landgrafen ſchon darum bemächtigen zu müſſen glaubte, weil er den Muth, und die Thätigkeit deſſelben fürchtete, hörte wenig auf ihre Vorſtellungen, und führte vielmehr ſeine zwei vornehmen Gefangenen in allen Städten zur Schau herum. Auch ließ er durch ſeine Völker alle Glieder des ſchmalkaldiſchen Bundes ihres Geſchützes und Kriegsvorrathes berauben, ſo, daß er bei 500 Kanonen zuſammen brachte, welche er nach den Niederlanden, nach Italien und Spanien abzuführen befahl. Und nun glaubte er, nur noch eines glücklichen Schrittes zu bedürfen, um endlich zu einem vollendenden Ziele zu gelangen; er wollte unter den Reichsſtänden einen Bund, wie ehemals der ſchwäbiſche war, errichten, und mit der einen, damals dem Anſcheine nach überwiegenden Hälfte der ihm ergebenen Reichsſtände den andern Theil vollends bezähmen. Da auf einem Convent, welches er auf den Monat Juni 1547 nach Ulm ausſchrieb, nichts zu Stande kam, ſo befahl er allen und jeden Reichsſtänden, auf einem Reichstage, welcher den 1. Sept. 1547 zu Augsburg eröffnet werden ſollte, in Perſon, oder durch bevollmächtigte Abgeordnete zu erſcheinen; er ſelbſt hielt in dieſer Stadt bereits den 23. Juli ſeinen Einzug, nachdem er im Voraus befohlen, daß die Domkirche nebſt einigen andern Kirchen dem katholiſchen Gottesdienſte wieder eingeräumt werden ſollte. Die Stadt, und die umliegenden Dorfſchaften wurden, wider alles bei freien Reichstagen übliches Herkommen, mit kaiſerlichen Truppen beſetzt. Dennoch erſchienen zur beſtimmten Zeit die Kurfürſten, Sebaſtian von Mainz, Johann von Trier, Adolph III. von Köln, Friedrich von der Rheinpfalz, Moriz von Sachſen, Joachim II. von Brandenburg, in Perſon; auch der römiſche König, und König von Böhmen und Ungarn, Ferdinand, nebſt ſeinem erſtgebornen Sohn, dem jungen Erzherzog Maximilian, neben vielen Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Fürſten, Grafen, Herren, Abgeordneten der Reichsſtädte, erſchienen. Karl ſäumte nicht, die eigentlichen Gegenſtände dieſes Reichstages den verſammelten Ständen zu eröffnen, und denſelben zu bedeuten, daß ſie beiſammen wären, mit vereinigten Kräften dahin zu trachten, daß die Haupturſache der Unruhen in Deutſchland, nämlich die Zwietracht in der Religion, geheilt, daß durch die allgemeine Kirchenverſammlung eine Gleichförmigkeit bewirkt, und indeſſen, bis dieſe feſtgeſetzt ſeyn würde, eine Uebereinkunft des Verhaltens in Religionsdingen getroffen werde; daß der Landfriede hergeſtellt, und in dieſer Hinſicht ein Bund errichtet; daß zu eben demſelben Ende das Kammergericht wieder erneuert, wegen den entzogenen geiſtlichen Gütern und der geiſtlichen Gerichtsbarkeit eine Ordnung getroffen, daß die Reichsmatrikel, das Münz-, Polizei- und Juſtizweſen verbeſſert, und eine Reichskaſſe zur Fortſetzung einer beſtändigen Hülfe zu den Türkenkriegen ausgezeigt, und überhaupt etwas Beſtimmtes feſtgeſetzt werde. Der wichtigſte dieſer Punkte, auf deſſen guten Fortgang alle übrigen beruhten, war die Vereinigung im Religionsweſen, zu welcher ſich Karl um ſo mehr noch immer eine Hoffnung machte, als die katholiſchen Stände das tridentiniſche Concilium ohnehin anerkannten, die proteſtantiſchen Stände aber in Abſicht auf das gültige Richteramt dieſes Conciliums, eine große Verſchiedenheit der Meinungen äußerten, welche Karl theils durch geſchickte Vorſtellungen, theils durch ſein Anſehen vereinigen zu können ſich ſchmeichelte. Die drei proteſtantiſchen Kurfürſten, von der Pfalz, Brandenburg und Sachſen, verſprachen auch wirklich, ſich dem Concilium zu unterwerfen, falls es kein blos katholiſches und päbſtliches, ſondern ein freies Concilium, bei welchem den katholiſchen Biſchöfen bei ihren Stimmen kein Zwang angethan, und die Stimmen der proteſtantiſchen Gottesgelehrten ebenfalls anerkannt würden, ſeyn würde. Die Fürſten ſtellten eine gleiche Forderung, und verlangten überdieß, daß, wenn von dem Concilium zu Trient über ſtreitige Glaubensartikel bereits entſchieden worden ſeyn ſollte, ſolche Entſcheidungen zurückgenommen werden möchten. Karl begegnete dieſen Forderungen mit einer ausnehmenden Klugheit; er ließ ſich über den letzten Punkt mit keiner beſtimmten Antwort heraus, machte aber den Kurfürſten und Fürſten ſo billige Verſprechungen, daß ſie bei denſelben nicht umhin konnten, mit der vollkommenſten Zuverſicht, daß er ernſtlich und aufrichtig mit ihnen zu Werke gehe, ſich ganz ſeiner Vorſehung und Einrichtung zu überlaſſen; worauf auch die proteſtantiſchen Reichsſtädte zwar einige ſchriftliche Bedenken überreichten, aber mündlich ſich erklärten: „daß ſie nicht gemeint wären, das Gutachten der Kurfürſten und Fürſten zu meiſtern, oder zu verbeſſern.“

Mit der Kirchenverſammlung zu Trient war indeſſen eine Aenderung vorgegangen, durch welche das Vorhaben des Karl, dieſelbe durch die deutſchen Reichsſtände zu beſchicken, mit Einem Male wieder vereitelt wurde. Der römiſche Hof hatte für die Verſammlung gleich anfangs einen andern, für ihn vortheilhafter gelegenen Ort, als Trient war, gewünſcht, und ſchon im Jahre 1546, als Schertlin nach Tyrol rückte, wurde, unter dem Vorwand der Unſicherheit, der Vorſchlag gethan, dieſelbe nach einer andern Stadt zu verlegen. Damals fürchtete man Gewaltthätigkeiten der ſich nähernden ſchmalkaldiſchen Truppen; aber jetzt ſchien es, als glaubte man am päbſtlichen Hofe, ſich vor der Macht des Kaiſers, welcher nach der Unterdrückung der ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten ein entſcheidendes Anſehen erlangt hatte, noch weit mehr fürchten zu müſſen. Karl beſtand nämlich anfangs darauf, daß die Kirchenverſammlung mit der Verbeſſerung der Mißbräuche und Unordnungen in kirchlichen außerweſentlichen Dingen den Anfang machen ſollte, indem er ſich Hoffnung machte, daß, wenn die Kirche nur einmal von den auffallendſten Mißbräuchen in Disciplinſachen gereinigt wäre, die Proteſtanten, welche aus denſelben die erſte Veranlaſſung zu ihrem Anfalle gezogen hatten, um ſo leichter zu bewegen ſeyn dürften, ſich in weſentlichen Dingen mit der katholiſchen Kirche wieder zu vereinigen. Auch war ſogar der größte Theil der italieniſchen Biſchöfe dieſer Meinung, welche aber nicht befolgt, ſondern (zu einiger Beruhigung des für die disciplinariſche Reformation eifernden Theils) beſchloſſen wurde, daß von dieſer, und mit der Entſcheidung über Glaubensſätze zugleich gehandelt werden ſollte. Da gleichwohl bis jetzt nur Glaubensſätze vorgenommen wurden, ſo beſorgte man nunmehr, daß Karl, nachdem für ihn das Kriegsglück entſchieden hatte, in einem entſcheidenden Tone ſprechen, daß er den pünktlichen Vollzug ſeines Vorſchlags fordern, und wohl gar durchſetzen möchte; und da ſich kein anderer ſchicklicher Vorwand zur Entfernung aus Trient auf der Stelle finden ließ, ſo benutzte man eine zu Trient häufiger, als gewöhnlich, erſchienene Krankheit, welche man, weil an derſelben auch ein Biſchof ſtarb, den Namen einer gefährlichen Anſteckung gab, und verſetzte durch die Mehrheit der Stimmen (im Lenzmonat 1547) das Concilium nach Bologna, wiewohl die ſpaniſchen, und andere kaiſerlich geſinnte Prälaten zu Trient verblieben. Karl entrüſtete ſich darüber außerordentlich; allein ſeine Bemühungen, die Verſammlung wieder in den vorigen Stand zu ſetzen, blieben vergeblich, und der römiſche Hof wollte um ſo weniger etwas von Trient wiſſen, als er indeſſen den letzten augsburgiſchen Reichstagsſchluß vernommen hatte, vermöge deſſen künftig auch die deutſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe, oder deren gelehrte Bevollmächtigte, ja ſogar die Proteſtanten erſcheinen, und ihre Meinungen frei vorbringen ſollten. In dieſer Verlegenheit verfiel Karl, um neuen Zerrüttungen in Deutſchland vorzubeugen, auf einen ſehr ſeltſamen Einfall. Man hatte ihm, während der Berathſchlagungen über die Erhaltung der Ruhe unter den deutſchen Ständen, einen geſchriebenen Vorſchlag überreicht, wie eine Glaubensvereinigung bis zur Entſcheidung der allgemeinen Kirchenverſammlung, nach welcher dieſelbe, wie ſich Karl wenigſtens geſchmeichelt zu haben ſcheint, ohnehin erfolgen müßte, hergeſtellt werden dürfte. Dieſer Vorſchlag beſtand in einem Entwurf von Glaubensſyſtem, an welches ſich während dieſer Zwiſchenzeit alle Religionspartheien halten ſollten. Karl ließ dieß Syſtem durch bewährte Männer, und zwar von Seite der Katholiken, durch den Julius Pflug, Biſchof zu Naumburg, Michael Helding, Weihbiſchof von Mainz, und von Seite der Proteſtanten von Johann Agricola, einem in den Dienſten des Kurfürſten Joachim von Brandenburg ſtehenden Prediger, durchgehen, und war von dem guten Erfolg, welchen man ihm von der gemeinſchaftlichen Annahme eines ſolchen (bis auf weiters, oder ad interim zu beobachtenden) Glaubensſyſtems vorſpiegelte, zu ſehr eingenommen, als daß er ſich den Vorſchlag nicht hätte gefallen laſſen ſollen, um ſo mehr, als darin die katholiſche Religion im Weſentlichſten keinen Abtrag zu leiden ſchien. Alle ſieben Sakramente wurden ganz nach katholiſcher Art beibehalten, und bei andern Artikeln wurden ſolche Ausdrücke, welche jeder Theil für ſich deuten konnte, gebraucht; nur die Prieſterehe und die Communion unter beiden Geſtalten wurden, jedoch wieder nur bis zur endlichen Entſcheidung des Conciliums, bewilligt; doch bis dahin wurden bei dem Gottesdienſte die hergebrachten Ceremonien wieder aufgeſtellt. Der bei dem Reichstage als päbſtlicher Legat anweſende Kardinal Sfondrati machte zwar unverzüglich ſeine Gegenbemerkungen; allein da die katholiſchen Fürſten, welchen der Aufſatz zur Einſicht mitgetheilt wurde, eben nicht widerſprachen, und da ſich von Seite der Proteſtanten auch die Kurfürſten, Friedrich II. von der Rheinpfalz, und Joachim II. von Brandenburg, willig finden ließen, ſo verſammelte Karl (den 15. Mai 1548) ſämmtliche Reichsſtände, und nachdem er ihnen erſt mit einer prachtvollen Schilderung ſeiner bisherigen Bemühungen, den Frieden in Deutſchland zu erhalten, und die Nothwendigkeit deſſelben an das Herz gelegt hatte, ließ er das ſogenannte Interim, oder, wie die Inſchrift deſſelben lautete, „der röm. kaiſerl. Majeſtät Erklärung, wie es der Religion halben im heil. Reich bis zu Ausgang des allgemeinen Concilii gehalten werden ſollte,“ öffentlich verleſen. Der Kurfürſt Sebaſtian von Mainz dankte für dieſe Vorſorge im Namen der ſämmtlichen Stände, welche aber durch dieſen Vorgang mehr überraſcht, als befriedigt wurden; allein alle ihre Einwendungen kamen nunmehr zu ſpät, und Karl fuhr vielmehr, gemäß der ihm von den Ständen heimgeſtellten Vorſorge, den Sachen zu ſteuern, fort, ſolche weitere Verordnungen zu erlaſſen, welche er dieſer ihm übertragenen Vorſorge für gemäß hielt. Den 14. Juni ließ er für die katholiſche deutſche Geiſtlichkeit eine Reformation, die ſehr viel Gutes enthielt, aber keinen Fortgang gewann, bekannt machen, und bald darauf beſetzte er neuerdings das Kammergericht, und zwar, da ihm deſſen Beſetzung für dießmal allein überlaſſen ward, mit lauter katholiſchen Beiſitzern, erneuerte und ſchärfte den Landfrieden, die Gerichts- und Polizeiordnung, und benutzte die Willfährigkeit der Stände dergeſtalt, daß ſie ſeinem Bruder Ferdinand, zur Befeſtigung ungariſcher Grenzörter, auf fünf Jahre hundert tauſend Gulden, und ihm, dem Kaiſer, als einen Beitrag zu einem ſogenannten Römerzug zwanzigtauſend Mann zu Fuß, und viertauſend zu Pferd bewilligten; daß ſie ſich ſogar dahin verleiten ließen, ihn zu bitten, daß er die Niederlande dem burgundiſchen Kreiſe, „zu welchem ſie ſchon einmal gehört hätten,“ wieder einverleiben möchte, was Karl, wiewohl mit ſeiner gewöhnlichen Schlauheit erſt nach reifen Ueberlegungen billigte, die Niederlande unter dem Namen des burgundiſchen Kreiſes dem deutſchen Reiche wieder einverleibte, und überdieß ſich verbindlich machte, wegen der Niederlande zu den gemeinen Reichsanſchlägen an Mannſchaft ſo viel, als zwei Kurfürſten, zu einem allgemeinen Zuge gegen die Türken aber, ſo viel, als drei Kurfürſten, beizutragen. Ueberhaupt fieng jetzt Karl bereits an, ſeine von ihm längſt entworfenen Plane deutlicher erſcheinen zu laſſen, und die deutſchen Stände mit dem Vorgeben, daß ihm zukomme, ſie in Gehorſam und Ordnung zu erhalten, wie ſeine Unterthanen zu behandeln; er drang mit unerbittlicher Strenge auf den Vollzug des Interims, welchem, als einem Eingriff in ihre Gewiſſen, die Proteſtanten ſich überall mit allen Kräften widerſetzten, reformirte mit perſönlicher Willkühr die alten freien Verfaſſungen der Städte Augsburg und Ulm, erklärte die Reichsſtädte Konſtanz und Magdeburg in die Reichsacht, nöthigte jene, ihre Reichsſtandſchaft aufzugeben, ſich als eine Landſtadt dem Erzhauſe Oeſterreich zu überlaſſen, und die katholiſche Religion wieder einzuführen, und beſchloß wider die Reichsſtadt Magdeburg, welche ſich, ungeachtet der ſchärfeſten kaiſerlichen Ermahnungen, ein für allemal erklärt hatte, daß ſie das Interim niemals annehmen würde, einen förmlichen Reichskrieg. Dieß geſchah auf einem neuen Reichstag, welchen Karl im Jahre 1550 wieder nach Augsburg zuſammen berief, und während deſſen er dieſe Stadt abermal mit einem zahlreichen Heere ſpaniſcher Truppen umgab. Karl legte hier ſeine bisherige Zurückhaltung noch kühner ab, und forderte von den deutſchen Ständen einen, nicht viel weniger, als bereits unbedingten Gehorſam. Im Jahre 1549 den 10. Nov. war Paul III. geſtorben, und der, den 8. Hornung 1550 neugewählte Pabſt Julius III. befahl ſogleich, daß ſich das Concilium im Maimonat deſſelben Jahres neuerdings zu Trient verſammeln, und ſeine Anordnungen erwarten ſollte. Ungeachtet ſich nun die proteſtantiſchen Stände mehr, als Einmal, deutlich genug erklärt hatten, wie ſie über die Concilien dächten, ſo bewirkte gleichwohl Karl, vermöge ſeines alle Berathſchlagungen beherrſchenden Einfluſſes, daß das Anſehen des Conciliums anerkannt, und daß allen Fürſten und Ständen des Reichs, ſowohl den katholiſchen, als proteſtantiſchen, zugemuthet werden ſollte, das Concilium durch ihre Abgeordneten zu beſchicken; er befahl dabei in dem hierüber, den 13. Hornung 1551 abgefaßten, Reichsabſchied die Beobachtung des Interims nachdrücklicher, als jemals, und drohte den Widerſpenſtigen mit den ſchärfeſten Züchtigungen; er war am Ende ſo voll von dem glücklichen Fortgange aller ſeiner Unternehmungen, und vom Erfolge derſelben ſo ſehr gleichſam berauſcht, daß er jetzt, da er ſeinen Entwurf noch lange nicht ausgeführt hatte, ſchon darauf dachte, wie er den Beſitz ſeines großen, und ſchon beinahe wieder monarchiſchen Anſehens in Deutſchland, dann den Beſitz ſeiner ſpaniſchen Königreiche, ſeiner Herrſchaften in Italien und den Niederlanden, ſeinem Sohne Philipp überlaſſen könnte. Er hatte im Jahre 1549 dieſen ſeinen damals einzigen Sohn aus Spanien, wo er im Jahre 1527 geboren worden, nach Brüſſel kommen, und ihm von den niederländiſchen Ständen huldigen laſſen; und nun wünſchte er, und wagte einen Verſuch, demſelben auch die kaiſerliche Krone zu verſichern, und brachte es wirklich dahin, daß ſein Bruder Ferdinand, welchem er im Jahre 1531 die Würde eines römiſchen Königs verſchafft hatte, ſich gefallen ließ, daß, wenn anders die Kurfürſten nicht entgegen ſeyn würden, dem Philipp die römiſche Königswürde auf den Fall, da er, Ferdinand, das Kaiſerthum antreten würde, vorher zugeſagt, und daß ferner auf den weitern Fall, da dieſer Philipp einſt als Kaiſer aufträte, Ferdinands Sohn, Maximilian, ebenfalls zum römiſchen König erklärt werden ſollte; allein die Kurfürſten Moritz von Sachſen, und Joachim II. von Brandenburg, welchen dieſer Vorſchlag zuerſt um ihre Erklärung mitgetheilt wurde, lehnten die Zumuthung mit verſchiedenen Entſchuldigungen von ſich ab, und die ganze Sache unterblieb, brachte aber das heimliche Mißvergnügen der proteſtantiſchen Fürſten und Reichsſtädte, welche ſich jetzt mit Erſtaunen und Unwillen ihre Bemerkung mittheilten, daß Karl alle ſeine Abſichten dahin richte, ſtatt einem deutſchen Oberhaupt ein deutſcher Univerſalmonarch zu werden, immer mehr zur Reife. Man erinnerte ſich an alle die auffallenden Schritte, welche Karl mit Hinſicht auf einen ſolchen Zweck während ſeiner Regierung unternommen hatte, an die Vergebung des Herzogthums Würtemberg an ſein Haus, an die eigenmächtige Beförderung ſeines Bruders Ferdinand zum römiſchen König, an ſeine Bündniſſe mit fremden Höfen, an die Einführung fremder Truppen ins deutſche Reich, an ſeine willkührliche Verurtheilung des Kurfürſten von Sachſen, Johann Friedrich, und an die Gefangennehmung des Landgrafen Philipp von Heſſen, und jetzt eben an ſeine Anmaßungen auf dem Reichstage zu Augsburg, wo er das Kammergericht mit lauter katholiſchen Beiſitzern beſetzte, wo er den Deutſchen eine Interimsreligion zumuthete, wo er den Kurfürſten und Ständen des Reichs ſogar den Befehl ertheilte, künftig auf den Münzen, welche ſie in ihren Ländern prägen laſſen würden, des Kaiſers Bruſtbild, oder wenigſtens Titel und Wappen prägen zu laſſen; man klagte ſich einander mit dem bitterſten Unmuthe, daß Deutſchland ſein Geld und ſeine Truppen unaufhörlich dahin verwenden müſſe, um für das öſterreichiſch-ſpaniſche Haus wider auswärtige Könige zu kämpfen, und jenem Hauſe eine ſolche Vergrößerung und Macht zu verſchaffen, bei welcher ſie ſelbſt am Ende verſchlungen werden dürften; man begriff jetzt, daß die Einverleibung und Verbindung der Niederlande mit Deutſchland die unſäglich nachtheilige Folge in ſich enthielt, daß vermöge derſelben Deutſchland an allen Kriegen, welche von Seite der öſterreichiſch-ſpaniſchen Könige, als Herren der Niederlande, wegen dieſen mit Frankreich entſtehen würden, Antheil nehmen müßte; man begriff, daß die Kriege wider die Türken nicht ſo faſt Religionskriege, ſondern vielmehr nur Kriege des Erzhauſes Oeſterreich zur Eroberung des Königreiches Ungarn, und anderer öſtlicher Länder wären; man ſagte ſich, daß es dem Karl nicht ſo faſt um die katholiſche Religion, als vielmehr um den unterthänigen Gehorſam, und um die Unterwerfung ſämmtlicher deutſcher Stände unter ſeinen kaiſerlichen Scepter zu thun wäre, und, mit einem Worte, man hatte ſich ſo vieles anzuvertrauen, und zu klagen, daß es nur noch an einer glücklichen Zuſammenfügung begünſtigender Umſtände, und an einem großen Kopfe, welcher dieſelben mit Klugheit, Muth und Glück benützen würde, zu fehlen ſchien, daß plötzlich alles wieder, was Karl an dem großen Gebäude ſeiner Abſichten mit Deutſchland errichtet hatte, zerſtört, und eine ganz andere Geſtalt der Sachen hergeſtellt würde. Dieſer Fall trat ein, und zwar von einer Seite, von welcher man ſich es gerade am wenigſten vermuthet hätte, und Karl wurde in dem Augenblick, da er gleichſam nur noch Eine Stufe zum Beſitze einer unumſchränkten Gewalt zu erſteigen hatte, da er eben eine Bewegung machte, um ſie zu erſteigen, gezwungen, wieder herabzuwandern, und ſich in die Grenzen, wo er regieren, aber nicht willkührlich herrſchen ſollte, zurückzubegeben.

aber Moriz, der ſeine tiefausgedachten Entwürfe mit einem undurchdringlichen Geheimniſſe betrieb, wenig beunruhigte, ſondern ſich allein an den Gunſtbezeigungen des Kaiſers (dieſer hatte ihn auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 mit großen Feierlichkeiten in Perſon mit der Chur, und dem Herzogthume Sachſen belehnt) ſchadlos hielt; er verſicherte indeſſen die Proteſtanten ſo oft und ernſthaft, ihre Reformation nie wieder zu verlaſſen, daß zuletzt ſelbſt die Stände derſelben ſich mit den katholiſchen Ständen dahin vereinigten, und den Kaiſer erſuchten, dem Moriz das Kommando über die Armee, mit welcher die Stadt Magdeburg gezüchtigt werden ſollte, zu übergeben, was denſelben auch von dem Kaiſer bewilligt, und dem Moriz aus dem gemeinen Schaz für die auf die Anwerbung von Truppen aufgewandten Koſten hunderttauſend, monatlich aber zur Erhaltung derſelben ſechzigtauſend Goldgulden zugeſagt wurden.

Moriz ſah ſich nunmehr im Beſitz aller ſeiner, im Innerſten ſeiner Seele längſt genährten, Wünſche; er fieng die Belagerung der Reichsſtadt Magdeburg noch im September 1550 an, übereilte ſich aber ſo wenig, daß er nach einem ganzen Jahre noch vor der Stadt ſaß. Während dieſer Zeit ſchloß er mit König Heinrich II. von Frankreich (den 5. October

1551) zu Friedewald in Heſſen ein Bündniß, vermöge deſſen ſich dieſer König, welchem nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, Franz I., jede Gelegenheit, dem Kaiſer Abbruch zu thun, willkommen war, verbindlich machte, den Kurfürſten Moriz mit Geld zu unterſtützen, und ſeiner Seits zur gleichen Zeit, wenn Moriz mit ſeinen Anſtalten fertig ſeyn würde, in Lothringen einzufallen. Moriz gieng bei dieſen Unterhandlungen ſo äußerſt klug und vorſichtig zu Werk, daß anfangs Niemand das Geringſte davon erfuhr, als allein der regierende Herzog von Mecklenburg, Johann Albert, und der älteſte Sohn des Landgrafen Philipp von Heſſen, Wilhelm, welche zwei Herren auch noch die einzigen Perſonen waren, denen Moriz ſein Vorhaben anvertraut hatte. Nunmehr ſchloß Moriz mit der Stadt Magdeburg (den 9. Nov. 1551) eine Kapitulation, ſchickte, weil in demſelben Jahre wegen dem herannahenden Winter nichts mehr unternommen werden konnte, ſeine ſächſiſchen Truppen, welche ihm auf jeden Wink zu Gebote ſtanden, nach Haus, behielt aber die Miethtruppen unter dem Vorwande, daß er ihnen den ausſtändigen Sold noch zu entrichten hätte, theils beiſammen, theils dankte er zwar einige ab, ließ ſie aber denſelben Augenblick von Georg, Herzog von Mecklenburg (und Bruder des regierenden Herzogs) wieder anwerben, ſo, daß er die ganze Armee beiſammen behielt. Damit er allen Schein von Verdacht, in welchen ihn verſchiedene heimliche Auflaurer, welche alle ſeine Handlungen mit dem argwöhniſcheſten Späherauge beobachteten, bei dem Kaiſer zu ſetzen bereits anfiengen, von ſich ablehnen möchte, that er alles, was den ſcharfſehenden Kaiſer irre führen, und ihm ſogar die Möglichkeit eines liſtigen Vorhabens als ungereimt, und mit den gegentheiligen Thatäußerungen unvereinbar vorſtellen mußte; er ſchickte z. B. Abgeordnete nach der Kirchenverſammlung zu Trient, welche für ſeine Theologen, um ein ſicheres Geleit anhielten, und Geſandte nach Innsbruck, wo ſich der Kaiſer ſeit dem Anfange des Novemb. 1551 aufhielt, mit der Anzeige, daß er in Perſon dahin kommen würde; bat auch noch immer inſtändig um die Loslaſſung des Landgrafen Philipp von Heſſen; aber kaum war der rauhere Winter vorüber, als er mit dem Anfange des Märzmonats 1552 aufbrach, die Truppen des jungen Landgrafen Wilhelm von Heſſen, und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg Culmbach an ſich zog, Franken und Schwaben durcheilte, den 1. April bereits Augsburg beſetzte; die evangeliſchen Prediger zurückrief, und die ehemalige Ordnung wieder

rſtellte; er ließ (was auch der Markgraf
at) ein weitläufiges und höchſt nachdrückli-
es Manifeſt, worin er den Kaiſer mit Vor-
ürfen überhäufte, und ſich durch höchſt un-
wartete Erklärungen und Schritte in das
utrauen ſeiner Glaubensgenoſſen plötzlich wie-
r vollkommen zurückſetzte, vor ſich hergehen,
nd rückte jetzt geradenwegs nach Tyrol, trieb
e, auf einen ſolchen Ueberfall nicht vorberei-
ten, kaiſerlichen Beſatzungen allenthalben vor
h her, drang durch das Städtchen Füßen,
rch die Ehrenberger-Klauſe, und langte mit
nigen Regimentern den 23. Mai 1552 zu
nnsbruck an, von welcher Stadt Karl erſt
och ſpät am vorhergehenden Abende den ihm
s dahin unglaublichen Heranzug, mit einem
rſtaunen und einer Beſtürzung, welche ſich
it keinen Worten beſchreiben läßt, vernahm,
nd ungeachtet eines eingefallenen Regens und
er Dunkelheit der Nacht, ungeachtet eines ſo
eftigen Angriffs von Podagra, daß er kaum
e Bewegung von einer Sänfte ausſtehen
onnte, beim Fackelſchein und unter der Be-
eitung einer kleinen, in höchſter Eile und
nordnung mit ihm geflüchteten, Anzahl von
ofleuten über die Alpen durch faſt ungang-
are Wege nach Villach in Kärnten ſich brin-
n ließ.

Bei dieſen Unternehmungen, und deren Folgen wurde Moriz von einem Umſtand, welcher ſich für ihn zu keiner gelegenern Zeit hätte ereignen können, unterſtützt. Wir haben oben gehört, daß ſich der Sultan Soliman durch eine niederträchtige Liſt, im J. 1541, des jungen Königs von Ungarn bemächtigte und ihm dafür das Fürſtenthum Siebenbürgen, eine Provinz ſeines väterlichen Königreichs, anwies. Da voraus zu ſehen war, daß der junge König auch in dieſer Provinz mehr ein Vaſall des türkiſchen Kaiſers, als ein ſelbſtſtändiger Herr ſeyn würde, ſo gerieth der Biſchof von Warasdin, Martinuzzi, welcher über den jungen König mit der Königinn Iſabella, (Mutter deſſelben) die Vormundſchaft führte, auf den Einfall, beide zu bereden, Siebenbürgen, ehe es von den Türken vollends verſchlungen würde, lieber an den König und Erzherzog Ferdinand, wo es doch in chriſtlichen Händen blieb, zu überlaſſen. Der junge König, und deſſen Mutter gaben ihre Einwilligung; Ferdinand nahm Siebenbürgen in Beſitz, und ſetzte den Biſchof zum Statthalter ein; allein dieſer wurde ihm verdächtig gemacht, und von Meuchelmördern aus der Welt geſchafft. Die Folge davon war, daß die Türken, welche bis dahin durch die Talente des tapfern und großgeſinnten Martinuzzi zurückgehalten worden, ſich unvorzüglich rüſteten, Siebenbürgen und Ungarn anzugreifen. K. Ferdinand ſah ſich in einen neuen, höchſt beſchwerlichen Krieg verwickelt, und vernahm überdieß in eben dem Zeitpunkt den Ausbruch des noch ungleich bedenklichern Krieges, welchen der Kurfürſt Moriz von Sachſen wider ſeinen Bruder, den Kaiſer, und, wie zu vermuthen war, wider die katholiſchen deutſchen Stände überhaupt zu unternehmen in Bereitſchaft ſtand. Seine Verlegenheit war ſo groß, daß er unverzüglich Abgeordnete an den Moriz abgehen, und einen gütlichen Vertrag anbieten ließ. Moriz, und der junge Landgraf Wilhelm von Heſſen nahmen das Anerbieten an, und der erſtere begab ſich, nach der Einnahme der Stadt Augsburg, nach Linz, als dem beſtimmten Verſammlungsplatze. Hier wurde zwar nichts ausgemacht, aber doch beſchloſſen, daß vom 11. Mai an ein Waffenſtillſtand eintreten, und daß den 26. Mai eine neue Unterhandlung zu Paßau vor ſich gehen ſollte. Moriz eilte unverzüglich zu der verbündeten Armee zurück, und eröffnete den Häuptern derſelben, wozu er ſich, in der Vorausſetzung ihrer Genehmigung, eingelaſſen hätte; aber der franzöſiſche Geſandte, de Freſſe, weigerte ſich ſchlechterdings, den Waffenſtillſtand eher, als den 26. Mai gelten zu laſſen, und ſo wurde der Krieg fortgeſetzt, und

Innsbruck erobert. Gleichwohl fand ſich Moriz den 26. Mai pünktlich zu Paßau ein, um im Namen der Verbündeten mit König Ferdinand, der hier die Perſon des Kaiſers vertrat, zu unterhandeln, in welcher Rückſicht ſich einige benachbarte Fürſten und Biſchöfe, als der Herzog Albert V. von Bayern, der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Eichſtädt und Paßau, ferner die Geſandten aller Kurfürſten, und Abgeordnete der angeſehenſten Fürſten und freien Städte ſich einfanden, um bei dieſem für ganz Deutſchland höchſt wichtigen Zuſammentritte die Mittelperſonen zu machen. Moriz wiederholte hier von neuem alle jene Vorwürfe, welche er dem Kaiſer Karl in ſeinem Manifeſt gemacht hatte, und rückte am Ende mit ſeinen Forderungen heraus, welche darin beſtanden:

a) Daß der Landgraf Philipp von Heſſen ohne Verzug losgelaſſen,
b) daß die Beſchwerden in der weltlichen Regierung abgeſtellt, und
c) den Proteſtanten die öffentliche Religionsfreiheit zugeſtanden werde.

Karl wollte anfangs von ſolchen Artikeln durchaus nichts wiſſen; aber da dieſe ſeine Weigerung die Folge hatte, daß der Kurfürſt Moriz unverzüglich zur Bundesarmee, welche er nach der Einnahme von Innsbruck wieder über das

Gebirg zurück durch Schwaben bis nach Eichſtädt geſchickt hatte, abgieng, und bald darauf die mit einer kaiſerlichen Garniſon verſehene Reichsſtadt Frankfurt belagerte; da er hörte, daß in Ungarn die Sachen ſehr mißlich ſtünden, Kurfürſt Moriz aber auf den Fall, daß ſeine Forderungen bewilligt würden, in Perſon nach Ungarn zu ziehen verſprochen habe; da er vernahm, daß die Kirchenverſammlung zu Trient, wegen der Annäherung des Moriz neuerdings auseinander gegangen, und endlich, daß König Heinrich II. von Frankreich bereits einen Einfall in die Reichslande unternommen habe, ſo kam endlich den 16. Juli 1552 zu Paßau ein Vertrag zu Stand, deſſen Hauptartikel waren: daß der Kurfürſt Moriz, und ſeine Bundesverwandten, die den Vertrag annehmen würden, ihre Völker beurlauben, daß der Landgraf Philipp von Heſſen zwar der Kapitulation von Halle nachkommen, aber auf freien Fuß geſtellt, daß den Proteſtanten die Religionsfreiheit geſtattet, aber daß auf dem nächſten Reichstag, welcher binnen einem Jahre zu halten wäre, alle Zwietracht in der Religion gänzlich getilgt, auch die Beſchwerden wider den Kaiſer unterſucht werden, mithin das Interim wieder abgethan ſeyn, und bei der Beſetzung des Reichskammergerichts die Proteſtanten ferner nicht ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. Der alte Landgraf von Heſſen, der in einer Citadelle von Mecheln gefangen ſaß, wurde jetzt losgelaſſen, ſo wie der entſetzte Kurfürſt Friedrich von Sachſen von Karl bereits bei ſeiner Flucht von Innsbruck von ſeiner Wache, doch mit der Bedingniß, dem Kaiſer zu folgen, befreit, und den 2. Sept. zu Augsburg vollends entlaſſen wurde. Dieſer berühmte Vertrag brachte den Kaiſer mit Einem Male um alle Früchte jener Anſtrengungen, welche er ſeit einigen Jahren gemacht hatte, **die proteſtantiſche Religion zu unterdrücken, oder (was man ihm von allen Seiten vorwarf) mit Hilfe eines Theils deutſcher Fürſten und Stände den andern zu unterjochen, und ſich und ſeinem Hauſe die deutſche Krone erblich, und eine monarchiſche Regierung über Deutſchland** (ſo wie dieſe einſt Karl der Große, dann Kaiſer Otto I. mit den aus ſeinem ſächſiſchen Geſchlechte nachgefolgten deutſchen Monarchen, ferner die erſten fränkiſchen Kaiſer ausgeübt hatten) eigen zu machen.

König Heinrich II. von Frankreich hatte indeſſen nicht weniger wichtige Unternehmungen ausgeführt; er hatte ebenfalls, wie Kurfürſt Moriz, ſeinem Aufbruche ein Manifeſt vorher gehen laſſen, worin er alle Welt verſicherte, daß er keine andere Abſicht habe, als die freie deutſche Reichsverfaſſung wider die willkührliche Herrſchaft des öſterreichiſch-ſpaniſchen Hauſes zu ſchützen, und gefangene deutſche Reichsfürſten zu befreien, und ſich zur Bekräftigung ſeiner Betheurungen den Titel „eines Beſchützers der Freiheiten von Deutſchland, und ſeiner gefangenen Fürſten" beilegte. Deſto auffallender war es, daß dieſer ſogenannte Vertheidiger der deutſchen Reichsfreiheit zu eben der Zeit, da er dem Kaiſer die Beſchränkung dieſer Freiheit vorwarf, auf die Eroberung von Reichsländern ausgieng, und einige wirklich eroberte; er gieng mit einer zahlreichen und wohlgewählten Armee gerade auf Lothringen zu, überrumpelte Tull und Verdün, und bekam Metz (durch eine niedrige Liſt des Connetable von Montmorency, der von dieſer Stadt den Durchzug mit einer kleinen Leibwache begehrte, und mit einer überlegenen Mannſchaft aus dem Hinterhalt hineindrang) in ſeine Gewalt; rückte hierauf nach Elſaß, und bis nach Straßburg vor, wo er, nachdem er zum Rückzug gezwungen wurde, die Eitelkeit hatte, alle Pferde ſeiner Armee zur Tränke an den Rhein führen zu laſſen, um dadurch anzuzeigen, wie weit er ſeine Eroberungen auf deutſchem Reichsboden getrieben hätte. Die Unterthanen der unterjochten drei lothringiſchen Biſthümer und Städte Metz, Tull und Verdün mußten ihm den Huldigungseid ablegen, worauf ſie der franzöſiſchen Monarchie einverleibt wurden; 1552.

Karl nahm während ſeiner ganzen Regierung wenige Unglücksfälle mit der Beſtürzung auf, mit welcher er die Eroberungen einer Nation, die er ſo oft beſiegt hatte, und den in ſeinen Augen gleichſam kindiſchen Muthwillen, vermöge deſſen dieſelbe auf den Einfall gekommen war, deutſche Länder auf einen Augenblick an ſich zu reiſſen, tief in ſeinem Innerſten fühlte, und er hatte den paßauiſchen Vertrag kaum unterzeichnet, als er mit einem beträchtlichen, friſch angeworbenen, deutſchen Heere, und mit allen aus Italien und Spanien an ſich gezogenen Truppen, (wozu noch viele von den verbündeten abgedankten Regimentern, und die Hilfstruppen verſchiedener Reichsfürſten kamen, ſo daß die ſämmtliche Armee wenigſtens ſechzigtauſend Mann, welche noch überdieß mit einem aus zwanzigtauſend Mann beſtehenden Korps des Markgrafen Albert von Brandenburg-Culmbach vermehrt wurden, zählte) aufbrach, und nach Augsburg und der Rheingegend, und endlich nach Metz mit ſo vieler Anſtrengung aller ſeiner Klugheit und Kriegskunſt eilte, daß es das Anſehen hatte, daß er dießmal nur kommen wollte, um zu ſehen, und zu ſiegen. Die Stadt Metz hatte den Franz von Lothringen, Herzog von

Guiſe, zum oberſten Befehlshaber, und den Kern des franzöſiſchen Adels, und eine zahlreiche Menge junger Officiere, welche als Freiwillige in der einzigen Abſicht, ſich auszuzeichnen, von allen Seiten des Königreiches herbeiſtrömten, zu Vertheidigern. Dieſe Krieger, welche aus eigenem Trieb ohne Löhnung blos um Ehre wetteiferten, fochten mit einem Ungeſtüm, auf welchen die Miethvölker des Karl wenig vorbereitet waren, und brachten dieſen durch ihre beherzten Ausfälle gleich anfangs bedeutende Niederlagen bei; ſie ergänzten mit jeder Nacht die Schanzen und Werke, welche am Tage durch das kaiſerliche Feuer zerſtört wurden, ſetzten jedem Kunſtgriff, und jedem Wagſtück des Kaiſers Meiſterſtücke der geſchickteſten Tapferkeit entgegen, und ließen derſelben noch mehrere von ihrer Kampfbegierde erwarten, welche ſo groß war, daß ihr Anführer, Franz von Lothringen, verſchiedene Male die Thorſchlüſſel verſtecken mußte, um die Prinzen vom königlichen Geblüte, und andere vom erſten Adel von Gefahren, in welche ſie ſich mit mehr Hitze, als Klugheit geſtürzt haben würden, abzuhalten. Karl ſah ſich bald in einer ganz unerwarteten Verlegenheit; er hatte in der gänzlichen Zuverſicht, daß ihm ſein Vorhaben nicht mißlingen würde, die Belagerung zu einer Jahreszeit angefangen, wo ſie entweder bald gelingen, oder nothwendig mißlingen mußte. In den letzten Tagen des Novembers ſtellte ſich ein heftiger Winter ein, und kalte Regen überſchwemmten, und Schneegeſtöber bedeckten das Lager, in welchem ſeine Truppen, und zwar bei einem unbeſchreiblichen Mangel an Lebensmitteln, (dieſe wurden von den Franzoſen ſorgfältig abgeſchnitten) mit Krankheiten und mit Mißmuth befallen wurden, ſo, daß ſie, als man ſie eines Tages zum Sturm anführte, verzagt und ſtumm ſtehen blieben, ohne auf Befehle und einzelne beſſere Beiſpiele zu achten. Endlich kam es ſo weit, daß Karl von Glück zu ſagen haben ſollte, wenn er ſich, ſtatt einer Eroberung, ohne ſeine gänzliche Niederlage von der Stadt würde entfernen können. Schon waren dreißigtauſend Mann umgekommen, und die übrigen befanden ſich größtentheils in einem Zuſtand, bei dem für ſie alle Rettung unmöglich ſchien; und konnten theils, weil ſie an der allgemein eingeriſſenen Seuche krank lagen, ohne augenſcheinliche Lebensgefahr nicht von der Stelle gebracht, theils auch, wo das noch angieng, mit Arzneien und Lebensmitteln nicht verſehen werden. Dennoch hielt Karl bis zum 26. Dec. 1552 aus, an welchem Tage er endlich mit dem unbeſchreiblich entkräfteten Reſt der Armee abzog, wobei er voll des bitterſten

Kummers noch einmal nach der Stadt zurückſah, und ausrief: „O Glück, du biſt ein Weib, laufſt jungen Günſtlingen nach, und verſtoßeſt die Alten!“ Dem Elend, in welchem er ſein Lager mit Kranken, Sterbenden, und vor Hunger Ohmächtigen angefüllt zurückließ, hatte er das Glück zu danken, nicht völlig aufgerieben zu werden. Die Franzoſen, welche den Flüchtigen unverzüglich nachrückten, wurden von dem jammervollen Schauſpiel, das ſich ihnen im Lager, und auf den Straßen allenthalben darſtellte, dergeſtalt lebhaft gerührt, daß ſie vom Mitleiden durchdrungen, und weit entfernt, noch mehrere Menſchen zu tödten, vielmehr auf der Stelle alle erſinnliche Vorkehr machten, diejenigen, welche noch gerettet werden konnten, dem Tode zu entreiſſen.

Dieſem Unglücksfalle folgten ſogleich viele andere nach, unter welchen der ſchlimmſte und unheilbarſte in Karls eigener Gemüthsart befeſtigt war, vermöge welcher er alles nach ſeinem Kopfe zu beugen, immer zu ſiegen, und ſich und ſein Haus zu verherrlichen bemühet war, und gleichwohl unmöglich immer Herr und Gebieter über die Umſtände, welche zu dieſem Ziele führten, ſeyn und bleiben konnte. Der Paßauervertrag hatte ihm die tiefſte Wunde verſetzt, und dennoch wurde durch denſelben die Ruhe in Deutſchland nichts weniger, als unverzüglich, hergeſtellt. Der Markgraf Albert von Brandenburg-Culmbach, welcher ein Verbündeter des Kurfürſten Moriz war, hatte ſich, indem er ſich zum Krieg entſchloß, große Entwürfe auf eigene Vergrößerung gemacht, und wollte nun von jenem Vertrage, welcher alle ſeine Erwartungen vereitelte, durchaus nichts wiſſen; er führte demnach mit ſeinem Korps den Krieg für ſich allein, und zwar auf die grauſamſte Art, die ſich denken läßt, fort. Da es ihm nicht gelang, die Städte Nürnberg und Ulm, oder eine andere oberdeutſche Reichsſtadt, wohin er ſeinen Hauptſitz verlegen wollte, zu erobern, wandte er ſeinen ganzen Grimm wider die katholiſche Geiſtlichkeit, deren Gebiete er mit der zügelloſeſten Wildheit brandſchatzte, mißhandelte, und plünderte. Die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg wurden vor andern auf die unerhörteſte Art mitgenommen, und mußten zuletzt, um mit ihren Stiftsunterthanen nicht ganz aufgerieben zu werden, die härteſten Verträge mit ihm eingehen. Dieſe Verträge fand Karl anfangs ſelbſt für höchſt geſetzwidrig, und zernichtete ſie; aber als er bald darauf die Belagerung von Mez vornahm, zog er, um den Markgrafen Albert mit deſſen Truppen für ſich zu gewinnen, ſeinen Eigennutz der Gerechtigkeit vor, und entſchloß ſich, zum Aergerniß aller deutſchen Fürſten, ſie zu beſtätigen; allein das Reichskammergericht nahm die Sache ernſthafter, als ſich Karl wohl vorgeſtellt haben mochte, zernichtete die ungerechten Verträge, und forderte den Kurfürſten Moriz von Sachſen, und andere deutſche Fürſten auf, die Waffen wider den Markgrafen zu ergreifen, und das Urtheil gegen ihn zu vollſtrecken. Dieſe ſchloßen, da der Markgraf auf den Ausſpruch und die Befehle des Reichskammergerichts nicht die geringſte Rückſicht nahm, zu Heidelberg einen Verein, vermöge deſſen ſie ſich eine gemeinſchaftliche Unterſtützung gelobten, und bald darauf ſchloß auch ſelbſt der römiſche König Ferdinand, zu Eger mit dem Kurfürſten Moriz, und andern Reichsſtänden einen ähnlichen Verein. Nun begann ein heftiger und verwüſtender Krieg, deſſen Ausgang war, daß der Markgraf Albert, nachdem er ſich nach Niederſachſen, in der Abſicht, ſich an dem Herzog Heinrich von Braunſchweig (weil einer ſeiner Söhne, Philipp Magnus, bei der Armee der Verbündeten war) zu rächen, gewendet hatte, in zwei Hauptſchlachten (nämlich 1553 den 9. Juli bei Sivershauſen im Lüneburgiſchen, und 1554 in der Gegend von Schwarzach) überwunden, durch dieſe letztere vollends entwaffnet, und nach Frankreich, wo er den 12. Jänner 1557 in großer Armuth ſtarb, zu flüchten gezwungen wurde. Beide Schlachten wurden mit der entſetzlichſten Bitterkeit gefochten, und in der erſtern kamen nicht nur die zwei braunſchweigiſchen Prinzen, Philipp Magnus, und deſſen Bruder, Karl Victor, ums Leben, ſondern ſelbſt der berühmte Kurfürſt Moriz bekam eine tödtliche Wunde, an welcher er zwei Tage nach der Schlacht im zweiunddreißigſten Jahre ſeines Alters ſtarb.

Sobald dieſer Krieg geendigt war, gieng zu Augsburg ein Reichstag vor ſich, auf welchem das, zu Paßau verabredete, Friedensgeſchäft vollends ins Reine gebracht, und auf ewige Zeiten vollendet werden ſollte. Und hier wurde nun auch endlich (unter dem Vorſitze des Königs Ferdinand, der die Stelle des abweſenden Kaiſers vertrat) wiewohl wieder nach vielen Streitigkeiten, den 5. Horn. 1555 ein förmlicher Religionsfriede geſchloſſen, und der Abſchied darüber den 25. September von allen Ständen unterſchrieben, deſſen Hauptinhalt darin beſtand: daß diejenigen Stände, welche ſich zum Lutherthum bekannten, (jede andere Sekte wurde davon ausgeſchloſſen) künftig eine vollkommene Gewiſſensfreiheit, und alle bürgerlichen, den katholiſchen Ständen zukommenden Rechte genießen, und die Kirchengüter, welche ſie vor dem Vertrag zu Paßau an ſich gezogen hatten, ruhig beſitzen; daß Unterthanen, welche ſich durch einzuführende kirchliche Ceremonien in ihren Gewiſſen beſchwert zu ſeyn glauben würden, das Recht haben ſollten, mit allen ihren Gütern hinzuziehen, wohin ſie wollten; daß aber katholiſche Prälaten, und Geiſtliche, wenn ſie von der katholiſchen Religion abfielen, ſogleich ihrer Würden und Pfründen verluſtig, und diejenigen, denen das Wahl- oder Patronatsrecht zuſtände, berechtigt ſeyn ſollten, zu einer neuen Wahl, oder Ernennung zu ſchreiten. Dieſer letzte Artikel, welcher von den katholiſchen geiſtlichen Ständen eifrig betrieben, und vom König Ferdinand, ungeachtet einiger, von Seiten der Proteſtanten gemachten Einſtreuungen, durchgeſetzt wurde, hieß der geiſtliche Vorbehalt, (**Reservatum ecclesiasticum**) und zog in der Folge verſchiedene wichtige Ereigniſſe nach ſich, ohne jedoch das Weſentliche dieſes Religionsfriedens zu ändern. Damit ſogleich für die Aufrechthaltung deſſelben, ſo wie des allgemeinen Landfriedens überhaupt, deſto kräftiger geſorgt würde, ward eine eigene Exekutionsordnung errichtet, vermöge welcher bei jedem Ausbruche einer Fehde oder eines Krieges, die Kreiſe und Stände einander beiſpringen, und die Unruhen unterdrücken ſollten. Auch die Kammergerichtsordnung wurde verbeſſert, und den lutheriſchen Ständen zugeſagt, daß auch ſie von ihrer Religion Beiſitzer zu ernennen, und zu den Viſitationen ihre eigenen Deputirten abzuordnen berechtigt ſeyn ſollten.

Während dieſer Verhandlungen in Deutſchland begegneten dem abweſenden Kaiſer theils in Italien, theils in den Niederlanden verſchiedene unangenehme Fälle, indem er in jenem um das anſehnliche Gebiet von Siena (durch einen Aufſtand des durch harte Begegnungen ſeines ſpaniſchen Statthalters, Don Diego de Mendoza, gereizten Volkes) kam, in dieſen aber einen Krieg König Heinrichs II. von Frankreich, welchem er die Eroberung in Lothringen zu entreiſſen neuerdings verſucht hatte, ſich zuzog, verſchiedene Plätze verlor, und zuletzt, ſtatt einer tröſtlichen Ausſicht, die niederſchlagende Nachricht erhielt, daß ſogar der (nach dem den 23. März 1555 erfolgten Hintritte Julius III. und ſeines bald darauf gewählten, und nach zehn Tagen wieder verſtorbenen Nachfolgers Marcellus II.) den 23. Mai 1555 zum Pabſt gewählte Johann Peter Caraffa (er war von einer der edelſten und berühmteſten Familien im Königreiche Neapel geboren, und war der Stifter eines Ordens regulärer Prieſter, welche er von ſeinem ehemals beſeſſenen Bisthume zu Theate Theatiner nannte) oder Paul IV. (hauptſächlich aus Verdruß über den augsburgiſchen Reichsabſchied) wider ihn in ein förmliches Bündniß mit König Heinrich II. ſich eingelaſſen hatte, wodurch ihm ein neuer, weitausſehender Krieg vorbereitet wurde. Schon zog ſich das Ungewitter, das auch wirklich bald nachher gräßlich ausbrach, zuſammen, als Karl einen höchſt ſeltſamen Entſchluß faßte, und durch denſelben ganz Europa um ſo mehr in Erſtaunen ſetzte, als dieſer Entſchluß allen ſeinen bisherigen Beſtrebungen, und ſeiner heißen, unerſättlichen Begierde nach Vergrößerung und Verherrlichung gerade entgegen ſtand. Karl hatte noch vor Kurzem, nämlich im J. 1554 ſeinem Sohne Philipp, ungeachtet dieſer ſein Erbe unermeßliche Länder in Europe und andern Welttheilen bekommen ſollte, auch die nächſte Hoffnung auf die Krone von England verſchafft, indem er zwiſchen ihm und der Königinn Maria (Erbinn des 1553 verſtorbenen Eduards VI. von England) eine Heirath zuwegen brachte, welche, wenn ſie nicht kinderlos geblieben wäre, Oeſterreich zum länderreichſten und mächtigſten Staate beinahe in der ganzen Welt gemacht haben würde. Noch ſchien Karl bei ſeinem Alter, wo die Herrſchſucht gewöhnlich erſt die größte Gewalt über die, von ihr beherrſchten, Gemüther auszuüben pflegt, (Karl war jetzt ſechsundfünfzig Jahre alt) ganz von ſeinem Lieblingswahlſpruch: „Immer höher," erfüllt, und entflammt zu ſeyn, als er der Welt ein ihr unbegreifliches Beiſpiel gab, daß ein Mann und Monarch von ſeiner Erhabenheit eine gleiche Geiſtesſtärke beſitze, Königreiche unter ſeinem Scepter zu ſammeln, wenn die Umſtände ihn begünſtigen, und denſelben, wenn die Umſtände dazu anrathen, zu entſagen. Karl hatte durch ſeine unbeſchreiblichen Anſtrengungen frühzeitig an ſeiner Geſundheit gelitten, und wurde von den ſchmerzhafteſten Krankheiten, dem Podagra und der Gicht, vor der Zeit geſchwächt, und zum gebrechlichen Greiſen gemacht. Dieß fühlte, und geſtand er laut, ohne ſich von den ſchmeichelnden Erinnerungen lenken zu laſſen, mit denen man ihn des Gegentheils verſicherte; er ließ ſeinen achtundzwanzigjährigen Sohn Philipp von England nach den Niederlanden kommen, und ſetzte ſich zu Brüſſel den 25. Oct. 1555 zum letzten Male auf den Thron. Neben ihm ſaß auf einer Seite ſein Sohn, und auf der andern ſeine Schweſter, die Königinn von Ungarn, bisherige Statthalterinn der Niederlande; und in einiger Entfernung ſeine nächſten Anverwandten, welche zu dieſer feierlichſten aller Handlungen gerufen waren. Ein glänzendes Gefolge von den niederländiſchen Ständen, dem hohen ſpaniſchen Adel, und verſchiedenen deutſchen Reichsfürſten umgab ferner den Thron. Karl winkte jetzt dem Staatsrath, Philibert von Brüſſel, der Verſammlung den Endzweck derſelben, und die Urſachen ſeines Entſchluſſes zu eröffnen, ſtand aber, während Philibert ſeinen Vortrag machte, unvermuthet auf, und ſieng, indem er ſich auf die Schultern des Prinzen Wilhelm von Oranien lehnte, an, zu erzählen, was er von ſeinem ſiebenzehnten Jahre an bis auf dieſen Tag Rühmliches verrichtet hätte; „er habe neun Züge nach Deutſchland, ſechs nach Spanien, ſieben nach Italien, vier nach Frankreich, zehn nach den Niederlanden, zwei nach England, und eben ſo viele nach Afrika gethan; ſeye eilfmal über die See geſchifft; habe viele Kriege geführt, viele Friedens- und Freundſchaftsverträge geſchloſſen, und viele Siege erfochten. Dieß alles habe er der Religion, und des Staates wegen gethan, ſo lange ſeine Kräfte hinlangten, es zu thun. Jetzt ſetze er, aus einem gleichen Beweggrunde, an die Stelle eines alten, von Krankheiten gleichſam aufgeriebenen Mannes, einen jungen, muntern und tapfern Fürſten, mit der Ermahnung an ſeine Unterthanen, ihm treu und gehorſam zu bleiben, und mit der Bitte an eben dieſelben, ihm zu vergeben, wenn er während ſeiner langen Regierung etwas verſehen, oder nicht mit dem Eifer gethan haben ſollte, mit welchem er es hätte thun ſollen. „Hierauf wandte er ſich an ſeinen Sohn Philipp, und ertheilte ihm mit der ſtillen Sanftmuth eines weiſen Vaters die lehrreichſten Ermahnungen. Philipp fiel auf ſeine Kniee, küßte ſeine Hand, und bat um ſeinen Segen. Karl ſegnete ihn unter einem Strom von Thränen, und ſtieg ganz entkräftet, und von ſeinen nächſten Anverwandten unterſtützt, vom Throne, um ihn nie wieder zu beſteigen. Die ganze Verſammlung war beſtürzt und zerknirſcht, und Männer weinten, die nie eine Thräne vergoſſen hatten.

Im Jänner des folgenden Jahres 1556 trat er ſeinem Sohne Philipp auch die ſpaniſchen Kronen mit allen davon abhängenden Ländern in der alten und der ſogenannten neuen Welt, (Mailand und Neapel hatte er demſelben ſchon einige Zeit vorher, und zwar das letztere bei deſſen Vermählung mit der Königinn von England überlaſſen) unter gleichen Feierlichkeiten ab, und behielt ſich von ſeinen ungeheuer großen Beſitzungen nichts, als ein jährliches Einkommen von hunderttauſend Kronen bevor, um damit die Koſten ſeines Unterhaltes zu beſtreiten, und etwas zu Liebeswerken und Almoſen zu behalten. Bald darauf (den 5. Horn. 1556) ſchloß er mit Frankreich zu Vaucelles bei Cambray auf fünf Jahre einen Waffenſtillſtand, und den 15. Sept. eben deſſelben Jahres nahm er, nachdem er noch vorher von Ramekens in Seeland ein offenes Ausſchreiben an die deutſchen Kur- und Reichsfürſten wegen ſeiner Abdankung erlaſſen, und eine anſehnliche Geſandtſchaft zur feierlichen Niederlegung der Kaiſerkrone nach Deutſchland abgefertigt hatte, von ſeinem Sohne Abſchied, und ſegelte unter einer Bedeckung vieler ſpaniſchen, niederländiſchen und engliſchen Kriegsſchiffe nach Spanien. Zu Valladolid ließ er ſeine beiden Schweſtern, die verwittweten Königinnen von Frankreich und Ungarn, Eleonora und Maria, welche ihn bis dahin begleitet hatten, mit der innigſten Rührung zurück, und begab ſich mit einem kleinen Gefolge nach dem bei Placenzia in Eſtremadura gelegenen Hieronymiten-Kloſter St. Juſt. Hier bezog er im Horn. 1557 eine äußerſt beſcheidene, nur aus ſechs Zimmern beſtehende Wohnung, welche er ſich vor ſeiner Ankunft erbauen ließ, und lebte nun in dieſer demüthigen und ſtillen Ruheſtätte ohne einigen Rückblick auf die von ihm freiwillig verlaſſenen Königreiche, ja mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit für dieſelben, ſich ſelbſt, und theilte ſeine Zeit zwiſchen frommen Andachtsübungen, Liebes- und Bußwerken, und einigen Erholungen, welche größtentheils in Verfertigung nützlicher oder künſtlicher Maſchinen beſtanden, für welche er von jeher eine Vorliebe bezeigte, und die er ſo geſchickt verfertigte, daß er ſich bei den ganz unwiſſenden Leuten, welche um ihn wohnten, den Ruf eines Schwarzkünſtlers zuzog. Seine ganze Seele beſchäftigte ſich übrigens mit der Vorſtellung ſeines Lebensendes, das er bei ſeinen gänzlich geſchwächten Kräften nicht mehr weit entfernt zu ſeyn glaubte, und dieſer Gedanke verſetzte ihn in eine dergeſtalt melancholiſche Stimmung, daß er ſich eines Tages entſchloß, ſich ſein Leichenbegängniß noch im Leben halten zu laſſen. Er ordnete ſelbſt die Feierlichkeiten an, welche er dabei beobachtet wiſſen wollte. In der Kapelle des Kloſters wurde ſein Grabmal aufgerichtet. Seine Bedienten giengen paarweiſe in einem Leichenzug mit ſchwarzen Fackeln in der Hand voraus. Er ſelbſt folgte in ſeinem Todtengewand; er beſtieg mit vieler Feierlichkeit den für ihn zubereiteten Sarg, und ſang die Pſalmen, und betete die Gebete, die man für die Ruhe ſeiner Seele ſang und verrichtete. Dieſes Vorſpiel gieng bald in den wirklichen Ernſt hinüber. Schon den folgenden Tag nach dieſer Ceremonie wurde er von einem Fieber befallen, und bald darauf ſtarb er (in einem Alter von achtundfünfzig Jahren, ſechs Monaten und fünfundzwanzig Tagen) den 21ten September 1558; er wurde zuerſt zu Granada bei ſeiner Mutter, Johanna, und ſeinen mütterlichen Großältern begraben, im Jahre 1655 aber von ſeinem Enkel, König Philipp IV. von Spanien, in das Eſcurial überſetzt.

Karl hatte in der Ehe mit der im Jahre 1526 ihm angetrauten portugieſiſchen Prinzeſſinn, Iſabella, (ſie ſtarb 1539) einen Sohn, Philipp, ſeinen Nachfolger in Spanien, Italien, den Niederlanden, und den übrigen mitverbundenen Staaten, dann zwei Töchter: a) Maria, Gemahlinn Kaiſer Maximilians II. b) Johanna, Gemahlinn des Kronprinzen Johann von Portugal, erhalten.

Ob Karl die deutſchen Angelegenheiten beſſer gemacht, als er ſie fand, und überhaupt, welchen Einfluß er auf das Wohl von Deutſchland gehabt hat, werden wir bei dem Leben ſeines Bruders und Nachfolgers im deutſchen Reiche, Kaiſers Ferdinand I. hören. Sonſt wird Karls perſönlicher Charakter verſchieden geſchildert, und zumal werden ihm verſchiedene Abſichten, die er vielleicht nicht hatte, beigelegt. Er verſtand verſchiedene europäiſche Sprachen, und ſchätzte die Gelehrſamkeit, ſo wie die Künſte, aus wahrer Ueberzeugung ihres Werthes; er ließ ſich vom Titian (einem im Venetianiſch-Gebürtigen, und 1576 verſtorbenen Künſtler) öfters malen, und als dieſem das letzte Mal der Pinſel aus der Hand fiel, hob ihn Karl auf, und ſagte: „Titian verdient, daß ihn der Kaiſer bediene.“ Karl beſaß als Privatmann und als Fürſt gleich große Eigenſchaften; er entwarf alle ſeine Plane mit großer Ueberlegung und Behutſamkeit, und führte, was er einmal beſchloſſen hatte, mit raſchem und zuverſichtlichem Muthe, und da er auf Unglücksfälle ſtets möglichſt vorbereitet war, mit der beharrlichſten Standhaftigkeit aus. Er war Meiſter in der wichtigen und ſeltenen Kunſt, ſeine wahren Geſinnungen zu verbergen, den vortheilhafteſten Zeitpunkt abzuwarten, und ſich den gegenwärtigen Lagen und Umſtänden gemäß zu verhalten; er war ein tiefer Beobachter und Kenner der Menſchen, und traf daher nicht nur größtentheils eine gute Wahl mit ſeinen Miniſtern und Feldherren, ſondern verſtand es auch vollkommen, wie er jeden insbeſondere behandeln, und ſeiner Treue und Anhänglichkeit ſich verſichern konnte; er betrug ſich gegen Große und Gemeine äußerſt höflich, gütig, und großmüthig, wenn es ſeine Abſich erforderte, wiewohl ſonſt vielmehr ein ſtrenger Ernſt, und ein gebieteriſches Weſen der eigentliche Zug ſeines Charakters war. Er hielt nichts auf Schmeicheleien, und war zu ſtolz, um auf eine ſchwächliche Art eitel, und für Lobpreiſungen, von denen kleinere Seelen gewöhnlich eingeſchläfert werden, empfänglich zu ſeyn. Große Gefahren, gräßliche Unglücksfälle und Ungemach waren ſo recht das Element, bei dem ſich ſeine große Seele in den glänzendſten Eigenſchaften zeigte; er behielt, wenn die tapferſten Männer um ihn verzagten, eine ruhige, und ſich ſelbſt vertrauende Gegenwart des Geiſtes, und kämpfte mit einem ſtolzen Trotze wider die wüthendſten Anfälle, und ſogar wider die heftigſten körperlichen Leiden; wie er dann bei mehr, als einer Gelegenheit, während der ſchmerzlichſten Anfälle des Podagra, mit geſchwollenen und mit Lumpen umwickelten Füßen, im Schlachtgetümmel umherritt. Deſto weniger konnte er das Glück ertragen, und er begegnete ſeinen überwundenen Gegnern mit Härte und Hochmuth, und nicht ſelten mit einer rachſüchtigen Grauſamkeit, welche immer weit von einem wirklich großen und erhabenen Manne entfernt, und darum auch als ein recht häßlicher

Flecken in ſeinem Charakter bemerkt worden iſt; er fühlte dieß auch wohl, als er zuletzt in ſeiner Einſiedelei zu ſich ſelbſt kam, und jammerte, aber freilich zu ſpät, über die Eitelkeit alles menſchlichen Beginnens, von welchem Güte und Weisheit entfernt iſt. —.

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Sechsundzwanzigſter Band.

Kempten, 1835.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Sl[illegible] [illegible]ck
[illegible]

Bayerische Staatsbibliothek München

Fortſchritte des deutſchen (religiöſen, ſittlichen, literariſchen) Zuſtandes unter den unmittelbaren Nachfolgern Kaiſer Karls V.

Der von den neuen Reformatoren mit dem entflammteſten Eifer unternommene, für ſie entſcheidende Riß durch das veraltete dunkle Chaos von ſchreienden Mißbräuchen und Irrthümern, mit deren Schilderung und Verfolgung ſie hoch aufhoben, war, ſo, wie ſie ſich ihn wünſchten, geſchehen. Die Reformatoren hatten in den Ländern, wo ihre Grundſätze Beifall fanden, mit ihrer Trennung vom Pabſte, und der ihm untergeordneten Geiſtlichkeit, die päbſtliche Hierarchie, welche ſie einen Staat im Staate nannten, geſtürzt, und mithin den erſten Hauptgegenſtand, auf welchem für ſie alles beruhte, erfochten. Der freieſte Gebrauch des menſchlichen Verſtandes in Gedanken, Nachforſchungen und Behauptungen ward für ein jedem Menſchen zukömmliches Recht erklärt, und allein die geſunde Vernunft zur Schiedrichterinn aller menſchlichen Angelegenheiten aufgeſtellt. Man war demnach berechtigt, zu erwarten, daß das neue Licht über Philoſophie und Religion, über die Wiſſenſchaften und Künſte, über Sitten und Lebensart ſich ſchnell verbreiten, und alles, was mit Gebrechen behaftet war, reinigen und vervollkommnen würde. Allein dieſe ſchönen Hoffnungen, mit denen die Häupter der Reformatoren ſich geſchmeichelt haben mochten, kamen nichts weniger, als in Erfüllung, und es fand ſich ſchon ſelbſt in der erſten Anlage der Grundſätze, welche man, um die neue Ordnung der Dinge zu bewirken, unbedingt aufgeſtellt hatte, ein Keim des Widerſpruches und der Zwietracht, bei welchem die Erſcheinung mancher ſchlimmen Folgen, die ſich aus jenen Grundſätzen unwiderſprechlich ergaben, unmöglich zu hindern war. Nachdem kein menſchliches Anſehen in der Entſcheidung über Glaubensſachen gelten, kein unbedingter Glaube ſtatt haben, nachdem jeder, auch der gemeinſte und unſtudirteſte Menſch berechtigt ſeyn ſollte, den berühmteſten Reformatoren öffentlich ins Angeſicht zu widerſprechen, und falls ſich nur Partheigänger fanden, für ſich eine abgeſonderte Religionsparthei zu errichten, ſo fühlten ſelbſt die Erfinder und Feſtſetzer dieſer Grundſätze nur zu bald, daß ſie es nicht ſo gemeint, daß ſie die Freiheit im Denken, wiewohl ſie ſelbſt dieſelbe anfangs unumſchränkt aufgeſtellt hatten, nicht ſo eingeführt haben wollten. Wie hätten auch die erſten berühmten Reformatoren zugeben ſollen, daß der nächſte der beſte Bibelausleger ſie um ihr väterliches Anſehen bringe, und durch neue Geſetze und Aenderungen ihren Ruhm und ihr Verdienſt verdunkle? Nein! Sie kamen bald darin überein, neuere Einfälle und Meinungen keineswegs für Fortſchritte menſchlicher Ideen und Ueberzeugungen, ſondern vielmehr für Eingebungen menſchlicher Hoffart, und eines ſelbſtſüchtigen Widerſprechungsgeiſtes, zu erklären, und zu gleicher Zeit jedes Mittel zu ergreifen, welches dazu dienen konnte, die neuern Arbeiten ihrer Mitarbeiter in eben demſelben Weinberge verächtlich und verhaßt zu machen. Allein die nachrückenden jüngern Reformatoren ließen ſich durch die Ausſprüche ihrer ältern Vorgänger nicht immer zurückſchrecken, und rannten dieſen vielmehr deſto ungeſtümer entgegen, je eiferſüchtiger ſie auf den Ruhm waren, welchen dieſelben gerade auf dem Wege, den ſie nun ebenfalls betreten wollten, erfochten hatten. Es war nunmehr um die Erforſchung der Wahrheit, ohne Haß und Partheilichkeit, geſchehen; jeder vertheidigte nur ſein Syſtem, drehte und krümmte nach dieſem die Bibelſtellen, und trachtete nach nichts, als nach Einfällen, mit denen er ſeinen Gegner in Verlegenheit ſetzen, oder ihn vollends (was aber freilich, ſo lange der Gegentheil ſchreiben, oder ſchreien konnte, nicht möglich war) ſtumm machen konnte. Je jünger eine Parthei war, deſto unendlich klüger dünkte ſie ſich, als die andere, und deſto kecker behauptete ſie, ihre Sache ſey ſonnenklar, und die Gegenparthei ſey, um von ihr das Glimpflichſte zu ſagen, unbegreiflich verblendet. Die Jünger des Calvins nannten die Anhänger der altlutheriſchen Lehre Erzidioten und Pedanten; dieſe aber unterließen nicht, ſolche Ausfälle mit ähnlichen Ehrentiteln zu erwiedern. Dieſe Erſcheinungen veranlaßten im Jahre 1559 die vier weltlichen, damals der altlutheriſchen Lehre ergebenen, Kurfürſten, ſich zu Frankfurt mit andern deutſchen Fürſten und Religionsverwandten über den unwiederbringlichen Nachtheil, welcher, nach ihren Aeußerungen, der evangeliſchen Kirche in Deutſchland durch die neuen Sekten zugehen müßte, zu benehmen, und den ſogenannten Frankfurter-Rezeß zu errichten, in welchem ſie ſagten: „daß ſie allein der gemeinen wahren Lehre, die in den göttlichen, prophetiſchen, und apoſtoliſchen Schriften des alten und neuen Teſtaments, auch in den drei Hauptſymbolen, und alſo der augsburgiſchen Konfeſſion, und deren Apologie, welche aus gemeldter prophetiſchen und apoſtoliſchen Lehre, als ein Summarium und corpus doctrinae gezogen, und derſelben gleichgeſtimmt, auch darauf, als auf das unverwerfliche Hauptfundament in Buchſtaben und rechten wahren unverfälſchten Verſtande wahrhaftig gegründet, im Jahre 1530 Kaiſer Karln V. zu Augsburg übergeben worden, anhängig, nachfolgig, und gleichförmig wären; ſie gedächten auch in ihren Kirchen keine widerwärtige, verführeriſche und irrige Opinionen oder Sekten wiſſentlich zu dulden.“ Hierauf wiederholten die Kur- und andere Fürſten das augsburgiſche Bekenntniß, und betheuerten zuletzt, daß „ſie nicht geſtatten wollten, daß in ihren Landen anders gelehrt würde, noch weniger ungöttliche Spaltung und Trennung wiſſentlich zulaſſen, ſondern ihren Kirchendienern mit Ernſt befehlen, daß ſie ſich dieſer Repetition der A. C. gemäß bezeigten, keine unnöthige, ärgerliche Opinion erregten, ſondern das Wort Gottes rein predigten. Fände ſich ja Jemand in ſeinem Gewiſſen unruhig, ſo ſollte er ſeine Skrupel nicht gleich unter das Volk bringen, ſondern bei den Conſiſtorien, Superintendenten, oder verſtändigen und erfahrnen Männern Rath ſuchen. Ueberhaupt ſollte keine Schrift in Religionsſachen ohne Cenſur der dazu geſetzten Befehlshaber gedruckt, vielweniger Schmachbücher geduldet werden, wie ſchon im vorigen Frankfurter-Abſchiede bei ernſtlicher Strafe verboten worden. Es wollten ferner die Kurfürſten und Fürſten ungeſäumte Verordnungen an ihre Conſiſtorien ergehen laſſen, wie ſie ſich in vorgehenden Fällen, Gezänken und Streitigkeiten gegen die beſchuldigten Perſonen mit dem Prozeſſe zu verhalten hätten, wie ſie nämlich dieſelben, auf vorgängige Ladung, mit ihrer Nothdurft hören, und Keinen, vielweniger eine ganze Kirche unverhört verurtheilen ſollten. Wer aber wider dieſe chriſtliche Confeſſion lehrte, und handelte, ſollte bei der Obrigkeit angezeigt, und in keinem Lehramte geduldet, auch, wenn er abgeſetzt würde, von keinem andern Fürſten oder Stand angenommen werden.“ Dieſer Rezeß blieb ohne Erfolg. Die Sekten, und die Unduldſamkeit, mit welcher ſie ſich, die ſie doch von der edeln Freiheit im Denken ausgiengen, verfolgten, vermehrte ſich täglich, und die Proteſtanten machten ſogar mit den Katholiken mehr, als

Einmal, gemeinſchaftliche Sache, um z. B. die Calviniſten aus Deutſchland zu verdrängen. Man ſprach zuletzt wieder aller Seits von ſymboliſchen Büchern, und endigte mit der Einführung des Eides auf dieſelben. Auf dieſe, der Natur der Sache und Umſtände ganz angemeſſene Weiſe, wurde auf Seite der Reformatoren, und blieb die Religion länger als ein Jahrhundert, eine bloße Streitſache, und der Gegenſtand eines unaufhörlichen beißigen Zankes, theils mit andern Reformatoren, theils mit den Katholiken, welche von den verſchiedenen Partheien ſogar weniger, als die evangeliſchen Nebenreformatoren gehaßt wurden. Dieſer Streitgeiſt war auch lange der Inhalt ihrer Kanzelreden, ihrer Chriſtenlehren, und der erſte Gegenſtand ihres Volksunterrichts, den ſie für ungleich verbeſſerter, und aufklärender, als derſelbe ehemals war, anprieſen, indem ſie ſagten, daß ihre Prieſter auch bei den gemeinſten Leuten keinen blinden Glauben forderten, ſondern ihnen, damit ſie die Sachen ſelbſt prüfen könnten, Texte vorlegten, hiebei aber zu erinnern vergaßen, daß ſie, vermöge ihres Amtes und Eides, verbunden waren, denſelben auch zugleich eine beſtimmte Auslegung der Texte vorzulegen. Man fürchtete alles freie, eigenmächtige Selbſtdenken, und wollte ſich lieber in eine erfreuliche

Ruhe und Sicherheit einhüllen, als wieder neue Gelegenheiten zu fernern Abänderungen geben, von denen es ungewiß blieb, zu welchen weitern Erörterungen ſie Anlaß geben, und welchen Ausgang ſie nehmen würden.

Den deutſchen Katholiken wurden die Grenzen des Unterſuchens und Denkens in Glaubensſachen noch ungleich enger gezogen. Da es in der Religion derſelben eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß die Unterſuchung und Entſcheidung in Glaubensſachen keineswegs dem Volke, noch weniger einem Privatmenſchen, ſondern allein dem Pabſte, und der katholiſchen, unter ihrem Oberhaupte verſammelten Geiſtlichkeit zuſtändig, und daß jeder Ausſpruch, welcher in einer ordentlichen Kirchenverſammlung gefällt wird, untrügbar ſey; ſo war es wenigſtens nicht widerſprechend, wenn man in Ländern, welche katholiſch erhalten werden ſollten, alles Unterſuchen und Nachgrübeln in Glaubensſachen, als ein, für die Laien unzweckmäßiges, und ganz überflüſſiges Geſchäft, abſchnitt. Wenn man dieſe geradezu an den Ausſpruch der Kirche hinwies, und alles üppige Bekriteln für frevelhaft, und jedes Mißtrauen, und jeden Zweifel für verdammungswürdig und ſündhaft erklärte; wenn man ihnen, ohne ſich erſt in weitläufige Beweiſe einzulaſſen, einen Katechiſmus der katholiſchen Dogmen vorlegte, und ſie an eine pünktliche Behauptung, und Beobachtung derſelben, mit einer unnachſichtlichen Strenge, bei der man von der Heiligkeit ſeiner genommenen Maßregeln verſichert zu ſeyn glaubte, anhielt. Aber ihre ſtärkſte Stütze hatte die katholiſche Religion in den ſüdlichen Provinzen Deutſchlands, ſo wie in andern Ländern, unſtreitig dem Umſtande zu danken, daß zu ihrer Erhaltung ein eigener Orden, welcher, unter dem Titel der Geſellſchaft Jeſu, von dem Ignatius von Loyola in Spanien (geb. 1491 † 1556 in Rom) gegründet, und von Pabſt Paul **III.** im Jahre 1540 beſtätigt wurde, ſich hervorthat. Dieſer Orden, welcher ſogleich mit der größten Sorgfalt und Klugheit die ausgeſuchteſten Männer, von welchen er verſichert ſeyn konnte, daß ſie ſeinen Abſichten ganz entſprechen würden, an ſich zog und bildete, machte ſich den Unterricht des Volkes, und beſonders die öffentliche Erziehung der Jugend zum Hauptgeſchäft, und erſchien in der That gerade zu der dringendſten Zeit, zu welcher in vielen Ländern, ungeachtet aller gütlichen und gewaltſamen Vorkehrungen, mit denen man den Abfall von der katholiſchen Religion zu verhindern ſuchte, dennoch alles in voller Gährung war. In Bayern z. B., welches, mehr und weniger, die gleichzeitige Geſchichte anderer katholiſcher Länder enthält, erhielt bereits im J. 1522 (vermöge einer, auf Anhalten der Herzoge Wilhelm IV. und Ludwig, von Pabſt Leo X. ſchon im Jahre 1521 ausgefertigten, und von deſſen Nachfolger Adrian VI. beſtätigten Bulle) eine eigene Commiſſion von Aebten (von Niederalteich, Allersbach, Tegernſee, Fürſtenfeld, Pollingen) den Auftrag, alle Klöſter zu unterſuchen; und eine gleichlautende Vollmacht ergieng, vermöge einer den 12. Juli 1523 vom eben genannten Pabſte Adrian erlaſſenen Bulle, an eine andere, von Weltprieſtern (den Dechanten von München, Altenötting und Mosburg) und Aebten zuſammengeſetzte Kommiſſion, auch die Weltprieſterſchaft zu unterſuchen, und wider diejenigen, welche auf Irrthümern befunden werden, und auf denſelben unabbringlich verharren würden, mit aller Schärfe zu verfahren. Man ſchritt ſogar zu Leibs- und Lebensſtrafen, und z. B. im J. 1527 wurde zu Schardingen ein gewiſſer Leonhard Kaiſer, aus der Urſache, weil er der Lehre des Luther anhieng, und ſie zu verbreiten ſuchte, lebendig verbrannt; im nämlichen Jahre wurden zu München neunundzwanzig Perſonen, zu Landsberg neun, wegen dem Lutherthum hingerichtet; allein durch dieſe Schärfe wurde die Verbreitung der Lehren, welche man unterdrücken wollte, ſo wenig gehemmt, daß in Bayern vielmehr von Zeit zu Zeit verſchiedene Irrlehrer, und beſonders viele Wiedertäufer entdeckt, und die Verlegenheiten immer dringender wurden. Auch ſolche Katholiken, welche eben nicht geſinnt waren, das Weſentliche der katholiſchen Religion zu verlaſſen, äußerten den Wunſch, daß das heil. Abendmahl unter beiden Geſtalten gereicht, daß das Cölibat, und das Verbot des Fleiſcheſſens an Faſttagen aufgehoben werden möchte, laut und allgemein. Während dieſer Umſtände kamen 1542 in Bayern, auf Erſuchen der oben genannten Herzoge, und auf eigene Abordnung des h. Ignaz, zwei Jeſuiten, Peter Faber, und Claudius Jajus (die erſten, welche in Deutſchland erſchienen ſind) an, dieſen folgten im Jahre 1548 noch drei andere, worunter Peter Caniſius, nachmaliger erſter Provinzial in Deutſchland, war, nach. Da bis dahin in keiner bayeriſchen Stadt (die hohe Schule zu Ingolſtadt ausgenommen) geſtiftete Schulen, und ſtändige Lehrer vorhanden waren, ſo wurde nun für öffentliche Schulhäuſer, welche den Jeſuiten eingeräumt, und von allen Landeskindern, die ſtudieren wollten, beſucht werden ſollten, geſorgt, und es wurden für die neue Geſellſchaft, theils durch Einziehung einiger Benediktinerklöſter, theils durch die Decimationsſteuer, und andere Beiträge, Schulen, Wohnhäuſer, und Kirchen gebaut, welche durch ihre Zahl, Größe, Schönheit und Pracht einer großen, und vielmehr der wichtigſten Nationalanſtalt (denn eine ſolche ſollte durch dieſelben ausgeführt werden) vollkommen entſprachen. Bald darauf ſchritten die Herzoge in Bayern unausgeſetzt zu verſchiedenen, gütlichen und ſcharfen Mitteln, um den Geiſt aller Neuerungen und Schwärmereien, welcher, gemäß der großen Anzahl gedruckter Religionsmandate ziemlich herrſchend und ſtürmiſch geweſen ſeyn mußte, zu unterdrücken. Man ſtellte zu verſchiedenen Zeiten von Stadt zu Stadt, ja von Dorf zu Dorf, die ſtrengſten Unterſuchungen, beſonders über die Geiſtlichen *), die Pfleger, Beamte, Adelige und Magiſtratsperſonen an, und wer einer Irrlehre nur verdächtig befunden wurde, konnte nicht genug eilen, ſich vom Verdachte zu reinigen, was manchem, wie z. B. dem Philipp Apian, welchem man, ungeachtet ſeiner Entſchuldigungen, ſein Lehramt zu Ingolſtadt abnahm, und ihn des Landes verwies, nicht einmal glückte. Schon das Reiſen in fremde Orte, wenn es nicht mit einem beſondern

---

*) Beilage N. 1.

Vorwiſſen der Obrigkeit geſchah, war mit bürgerlichen Gefahren verbunden, indem die Anklage, daß man einen fremden Gottesdienſt beſucht habe, ſchon hinlänglich war, Jemanden ins Verderben zu ſtürzen. Niemand durfte ſeine Kinder des Handels oder der Gewerbe wegen ins Ausland ſchicken, ohne vorher der Regierung eine zuverläſſige Bürgſchaft, daß bei dem Wandernden die katholiſche Religion nichts leiden werde, vorgelegt, und ihre ausdrückliche Erlaubniß erhalten zu haben; und was das Studiren betrifft, ſo ſagt das den 30. Sept. 1569 gedruckte Mandat: „beuelchen wir hiemit ernſtlich, das iunge leuht, ſeyen wer ſie wöllen, gaiſtlich oder weltlich, Edel oder vnedel, niemand außgenommen, von Studierens wegen, jnner des Reichs Teutſcher Nation, ninderſt anderſt wohin, weder zu Univerſitetten, hochen oder Privatſchulen, oder Poetereien verſchickt werden, als aintweders auf die Univerſitetten gehn Ingolſtatt, Freyburg im Preißgaw, Cölln, Dillingen, Item Löwen, dann auf die Particularſchulen, ſouiel deren in vnſerm Fürſtenthumb vnd landen bey haupt vnd andern Stetten vnd Märkten, vorhanden ſeindt. Item inn vnd auſſer Bayrn zu den Collegien vnd Schulen der Vätter von der Geſellſchaft IHESV. Alſo auch gen Salzburg, Paſſaw, Freyſing, Aychſtett, vnd wo catholiſche Collegia, vnd Particularſchulen mehr ſeindt, oder mit der Zeit auffgericht werden möchten.“ Die Wiederholung ſolcher Mandate, und die immer mehr geſchärfte Sprache, welche in denſelben herrſchte, darf uns deſto weniger wundern, da man noch im J. 1593 ein ſcharfes Mandat wider die Sektenmacherei der hueteriſchen Brüder oder Wiedertäufer ergehen zu laſſen genöthigt, und ſich darin auf ein früheres vom Jahre 1587 bezogen wurde, in welchem vorkam, „daß nechſt abgeloffen 86ten Jahrs, in die ſechshundert perſonen auf dieſen Landen von den Wiedertäufern verführt, uns vnd andern abpracticiert, und daß auf dato jre Conventicula, Zuſammenkonfften, vnd predigen hin vnd wieder in Heuſern, Städeln, und Wäldern, bei Tag und Nacht (inſonderheit von zween Rädlführern, Zuckerhammer von Salzburg bürtig, dann Baſel Segenſchmidt von der Graffſchaft Tyroll, auf deren Einbringung 100 fl. geſchlagen ſeyn ſollten) gehalten werden.“ Man verfuhr mit ſolchen Leuten, wenn man ihrer habhaft wurde, um ſo mehr nach aller Strenge*), als die gewöhnlichen Schwärmereien derſelben mit unzähligen widrigen Folgen für die Ruhe der Unterthanen, für die Sicherheit der Obrigkeiten, und für das Zutrauen auf den Landesfürſten verbunden waren.

---

*) Möchte die Geſchichte jener Zeit, wo man vergebens gegen geiſtige Gährungen phyſiſchen Zwang anwendete, eine Warnungstafel für die Nachwelt ſeyn.

Bei dieſen Umſtänden wurde weder im proteſtantiſchen Deutſchland der Hauptgrund, auf welchem die Unternehmung der ſogenannten Reformation ſich bezog, nämlich der fortſchreitende Gebrauch der freien, prüfenden Vernunft ferner empfohlen und geduldet, noch im katholiſchen Deutſchland irgend eine Verbeſſerung in nicht weſentlichen Glaubensſachen, nämlich in verkehrten oder veralteten Anſtalten, und in den Gebräuchen, welche auf Mißverſtändniſſe, auf Sinnlichkeit und Trägheit des Geiſtes führten, vorgenommen. Beide Theile ſetzten ein Hauptverdienſt darein, mit allem Trotz und Ungeſtüm das Gegentheil deſſen zu thun, was der andere Theil that; und wenn die Katholiken den uralt hergebrachten Kirchengeſang überall auszumerzen ſuchten, weil ihn die Lutheraner und Reformirten bei ihren Gottesdienſten überall einführten, ſo hätten ſich dieſe in den meiſten Orten eher martern laſſen, ehe ſie noch ferner eines der Kleidungsſtücke, in welchen die katholiſchen Prieſter bei ihren Kirchenverrichtungen nach einem ebenfalls uralten Herkommen erſchienen, an ihrem Körper geduldet hätten. Bitterer Haß und Verunglimpfung des Gegentheils galten allenthalben für Rechtgläubigkeit, und die Rechtgläubigkeit dieſer Art galt über alles.

Die klaſſiſche Literatur der Römer und Griechen, und ihre Tochter, die Philoſophie, gewannen bei dem Gange, welchen die ſo tumultuariſch eingeführte und fortſchreitende Reformation nahm, eben ſo wenig; vielmehr unter den groben Klopffechtern und Unholden, welche ſich damals überall aufdrangen, zog ſich der ächte, literariſche Geſchmack, welcher zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, unter der Leitung der vortrefflichen Männer Celtes, Rudolph Agricola, Erasmus, und anderer, deren Namen jeder Deutſche mit gerechtem Stolz nennen ſoll, ſo herrlich zu blühen begann, plötzlich wieder zurück, und eine neue Barbarei, (welche bis beinahe in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts anhielt) kam zum Vorſchein. Man zog jetzt den ganz mißverſtandenen Ariſtoteles, welchen man doch beim Ausbruche der Glaubensneuerungen verworfen, und wider welchen ſelbſt Luther auf das bitterſte geſchimpft hatte, (er hatte ihn einen Erz = Stultum, einen hochmüthigen, ſchalkhaften Heiden, einen elenden Menſchen, einen müßigen Eſel genannt) wieder mit tiefer Ehrfurcht hervor, und ſchmiedete ſich aus ſeinen Schriſten metaphyſiſche Pfeile und Spieße, um ſich mit denſelben in der Fechtertheologie recht herumbalgen zu können. Alles Wiſſenſchaftliche ſollte und mußte ſich allein nach dieſem Zwecke drehen, und die Schulen, deren Verfaſſung vor wenigen Jahren vernünftiger und brauchbarer zu werden angefangen hatten, trennten ſich wieder ganz vom bürgerlichen Leben, und hielten jetzt die Schulphiloſophie und Theologie, und die neuen Terminologien, und ihre jedem geſunden Kopfe unbegreiflichen, und ihn aneckelnden Spitzfindigkeiten für die Dinge, an welchen einzig die Ehre eines Literators, und das Heil der Welt hieng. So konnte es nicht fehlen, daß ſich bald allenthalben eine Pedanterei und Aengſtlichkeit im Denken und Schließen äußern mußte, die jeden Menſchenfreund bei der Bemerkung, welchen traurigen Seelenkrankheiten der Menſch unterworfen ſey, mit Beſtürzung und Mitleiden erfüllen muß. Weil nämlich Männer, welche die Literatur der Alten über alles geſchätzt, und die Werke griechiſcher und römiſcher Schriftſteller auf das eifrigſte verbreitet und empfohlen, welche die Sprachen dieſer Schriftſteller bereits klaſſiſch verſtanden und geſchrieben haben, theils unmittelbar die Reformation, theils, was bei den Katholiken der Fall war, die Verbeſſerung vieler kirchlichen Dinge auf das thätigſte betrieben, weil in den Ländern der Reformirenden freche Abſtreifungen aller Schranken, weil Zügelloſigkeit und kirchliche und bürgerliche Unruhen ſich ergaben, in katholiſchen Staaten aber ähnliche, die Regierungen beunruhigende, Aeußerungen ſich gezeigt hatten, ſo gab man dieſe Erſcheinungen, welche vielmehr gewiß niemals zum Vorſchein gekommen ſeyn würden, wenn die humaniſirenden Wiſſenſchaften eher getrieben worden, und die auf alle Volksklaſſen wirkenden Folgen derſelben bereits ausgebreitet geweſen wären, dieſen Wiſſenſchaften Schuld, und verfolgte ſie und diejenigen, welche dieſelben, nach der Art und dem Beiſpiele der großen Humaniſten, trieben. Man erlaubte zwar, Latein zu ſchreiben, aber es mußte ein Schul-, das iſt, ein barbariſches Latein ſeyn, zu raiſoniren, aber man mußte dabei nichts denken, über Gebrechen zu ſprechen, aber man durfte nie eine Verbeſſerung vorſchlagen. Man wollte nun einmal bereits ans Ziel gekommen ſeyn, oder vielmehr, man wollte Ruhe haben, und lieber einmal einen Mißbrauch, ſo offenbar oder ſchreiend er auch ſeyn mochte, in Schutz nehmen, als eine Gelegenheit zu neuen Mißhelligkeiten geben. Dieſe Gefahr fürchtete man noch mehr in katholiſchen Ländern, und hier wurde alles Reformiren und Verbeſſern ungleich engbrüſtiger vermieden. Man nahm jetzt vielmehr die auffallendſten Gebrechen in Schutz, indem man behauptete, daß einige außerweſentliche Mängel bei dem, was übrigens im Weſentlichen gut und vollkommen wäre, ganz wohl beſtehen könnten, und daß es die Klugheit mit ſich bringe, jene nicht zur Unzeit zu rügen, damit keine Veranlaſſung gegeben werde, dieſem einige Gefahr zuzuziehen. In dieſer Vorausſetzung leitete man ſorgfältig alles dahin ein, daß alles Fortſchreiten in Wiſſenſchaften, daß alles Selbſtdenken aufhören, und eine pflanzenartig hinbrütende Genügſamkeit mit allem, was vorgeſchrieben werden würde, einheimiſch werden ſollte. Vor allen Dingen durfte im ſüdlichen, oder dem meiſtens katholiſchen Deutſchland nichts geleſen werden, was im nördlichen über Religionsſachen gedruckt wurde, und man traf die ſchärfſten Vorkehrungen, um es zu verhindern, und allen wechſelſeitigen Verkehr durchaus unmöglich zu machen. In Bayern z. B. erſchienen unaufhörlich die nachdrücklichſten Mandate, daß keine andere Schriften, welche von Glaubensſachen handeln, keine andere Gebet- und Geſangbücher bei Gefängnißſtrafe, und ewiger Landesverweiſung, verkauft werden ſollten, als welche in den „bayeriſchen Städten München und Ingolſtadt, oder außer Lands zu Dillingen, Mainz, Köln, Freiburg im Breiſgau, Wien, Innsbruck, Paris, Löwen, Venedig, Rom, Florenz, Bononien und Spanien" gedruckt worden ſind. Vermöge eines ſolchen gedruckten Mandats vom 30. Septemb. 1569 wurde den Viſitationscommiſſarien befohlen, die Kloſterbibliotheken zu unterſuchen, und ärgerliche, vom heil. Concilio zu Trient verbotene, verführeriſche Bücher entweder auf der Stelle zu verbrennen, oder in einer wohlverſchloſſenen Kiſte einzuſenden, „indem die Prälaten ohnehin nicht Zeit hätten, viel zu leſen, und wenn gleich ſie und einige gelehrte Conventualen und Prediger ſektiſche Bücher ohne Gefahr leſen könnten, der Vorwitz gleichwohl auch die Diener dazu verleiten könnte, wo dann das Leſen ohne Sorg und Gefahr nicht ablaufen möchte. Auch ſollten die Prälaten, wenn bei ihren Klöſtern Buchführer ankämen, die Beſchaffenheit ihrer Bücher, ehe ſie öffentlich feil geboten würden, wohl unterſuchen." In einem andern d. 31. Octob. des nämlichen Jahres erlaſſenen Mandate wurde den Viſitatoren befohlen, „verführeriſche, böſe Bücher, wo ſie immer welche antreffen ſollten, zu ſich zu nehmen, und diejenigen, welche Luſt zum Leſen haben, auf beſſere Bücher hinzuweiſen, ſolche auch nach Nothdurft auszutheilen, nämlich, als da ſeyndt Lautherius, vnnd Benzius von der Möß, item des Biſchofs von Merſpurg Predigen, **Staphili** vnnd Fabri Pücher, **Lindani dubitantius**, **Doctor** Johann **a Via**. Neugedruckte Büchlein Eiſengreins vnnd **Kass** Predigen, vnnd dergleichen gattung mer.“ Von Zeit zu Zeit wurden Hausunterſuchungen verordnet, und vermöge landesfürſtlicher Mandate 1580 und 1598 wurde befohlen, daß alle ketzeriſche Bücher von Jedermann, „er ſey, was ſtands, oder Weſens er wölle, von Stund an den Pfarrern oder Ortsobrigkeiten überliefert, von dieſen aber **ad Manus** eingeſchickt, und daß derjenige, bei welchem man noch ein verbotenes Buch finden ſollte, mit einer ſolchen Straf belegt werden würde, darob andere vil tauſend ein abſcheuchig exempel empfahen, vnd ſich, ſolches zu thun, hüten ſollen.“ Ferner wurde in allen Städten, Märkten und Flecken die Verordnung feſtgeſetzt: „nemblich, ſobald hinfüran jemand, er ſey, wer er wöll, todts abgehen wirdet, daß alsbald nach deſſelben tödtlichen abſchaiden, deſſen Bücher, die er, oder ſie, vnder der Verlaſſenſchaft haben, mit Fleiß durchſucht vnnd viſitiert werden, vnnd do ainiges unzuleſſiges, oder nit vnderzeichnetes Buch bei ihnen erfunden würde, wöllen wir vns vnſer gebürliche Straff hiemit außtrücklich fürgeſetzt, vnnd ſolche von der Verlaſſenſchaft nit weniger, als ob die vbertretter im Leben weren, vnnachleßlich einzebringen, vnſern nachgeſetzten Oberkeiten hiemit ernſtlich befolchen haben." Doch, wenn man unter den unzuläſſigen Schriften allein diejenigen, worin Proteſtanten und Calviniſten unmittelbare Glaubensſachen behandelten, verſtanden hätte, ſo wäre das Verbot derſelben ganz begreiflich, und dem Hauptzwecke gemäß geweſen; allein in die Klaſſe unzuläſſiger Bücher wurden manche Werke verſetzt, derer man ungern entbehrte. So wurde in Bayern dem Volke nicht nur die deutſche Bibel, ſondern auch die deutſche Chronik des Aventin, welche bereits ein allgemeines Haus- und Lieblingsbuch der bayeriſchen Nation war, auf das ſorgfältigſte (Pfarrer, Magiſtrate und Beamte mußten alle Häuſer viſitiren, und dieſe Bücher wegnehmen) entrückt; und, was in einem noch traurigern Grade ſchlimmer war, ſo ließ man ſich einfallen, ihre Stelle mit neuen Büchern zu erſetzen, welche nicht nur die damalige einfache und kraftvolle deutſche Sprache, ſondern allen Fortſchritt zu beſſern Begriffen zu Grunde richteten. Dieſer war auch der Fall mit den klaſſiſchen Schriften, und der Literatur der Griechen und Römer, und zwar nicht bloß in katholiſchen, ſondern auch in proteſtantiſchen Ländern, in welchen letztern man ihr zwar nicht ſo gar arg mitſpielte, wie in jenen, (zumal wurden die orientaliſchen Sprachen, und die Geſchichte, wenigſtens das Sammeln von Materialien zu derſelben, nicht auf die Seite geſetzt) aber ſie doch auch, weil die erhitzte Controvers bald das Uebergewicht erhielt, wenig mehr aufmunterte, und ihre Cultur höchſtens auf eine pedantiſche Nachäffung des Cicero und anderer Klaſſiker beſchränkte. In katholiſchen Ländern, wo die Schulen förmlich einem geſchloſſenen Orden eingeräumt wurden, zog ſchon allein dieſer Umſtand vorerſt gar bald jene Folgen, welche von jedem Orden, er mag heißen, wie er will, und ſich beſchäftigen, womit er will, unzertrennlich ſind, nach ſich. Wo ſich nämlich einmal eine geſchloſſene Geſellſchaft unter Einem, oder mehreren Obern vereinigt, da kann es keinem Einzelnen freigeſtellt werden, welchen Weg er einſchlagen, und ob er, nach ſeiner Neigung und Ueberzeugung, der Gemeinſtraße folgen, oder einen einſamern Fußſteig ſich wählen will, ſondern jeder Einzelne muß, als ein Glied der Kette, mit ſtummer Ergebenheit in das Ganze derſelben ſich fügen, deſſen innerſten Zweck, und eigentliche Beſchaffenheit er noch überdieß nicht einmal zu unterſuchen, ſondern bloß zu befördern hat. Die ganz ſich hingebende Anhänglichkeit an einen Orden wird auch ſtets bei weitem für heiliger und verdienſtlicher geprieſen, als alles ſelbſtige, und nach keinem Wink eines Obern ſich richtende, perſönliche Fortſchreiten nach Dingen, welche, wenn gleich unläugbar beſſer, mit dem Ordensgeiſt nicht vereinbar ſind. Die unmittelbarſte Folge davon iſt ein gänzliches Aufhören alles Weiterrückens, und (bei den Nachkömmlingen, und durch Kunſt und Gewöhnung gleichſam eingeweihten, und von den feſtgeſetzten Statuten ganz durchdrungenen Zöglingen) eine eiſerne Selbſtzufriedenheit mit dem, was ſie ſahen und wiſſen, und verſtehen lernten, und eine höchſt eiferſüchtige, mit allem, was von außen gegentheilig einwirken will, unverträgliche Gemüthsverſtimmung. Da den Jeſuiten die Beſtimmung alles Lehrens und Lernens, und der Art, wie jenes mitgetheilt, dieſes erhalten werden ſollte, überlaſſen, da ihr Hauptzweck auf die Erhaltung der katholiſchen Religion, und auf die Herſtellung frommer Sitten gerichtet geweſen; da auch nach ihrer Einführung die Gefahr des Abfalls von Zeit zu Zeit zurückgekehrt, und noch lange dringend geblieben; da überhaupt eine übel geleitete, und oft ganz mißverſtandene Freiheit im Denken, verbunden mit einer ganz ungebändigten, rohen Unſittlichkeit im Leben, für die erſte Quelle aller Abweichungen und

Ausartungen gehalten worden iſt, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß diejenigen, von denen man mit der unumſchränkteſten Achtung, Zuverſicht und Ergebenheit erwartete, daß ſie allen Unruhen und Gefahren ſchon gleich durch ihre Gegenwart ſteuern würden, nichts werden unterlaſſen haben, die Erfüllung der großen Erwartungen und des kindlichſten Zutrauens auf ihre Thätigkeit, auf das bäldeſte erſcheinen zu machen. Die Väter der Geſellſchaft bauten mit einer Hand, und ſtritten mit der andern. Vor allen Dingen wurden die öffentlichen Schulen in eine Pflege genommen, bei welcher nicht zu zweifeln war, daß die zarte Jugend nach einem halben Menſchenalter, daß die unmittelbar nach dieſem nachrückenden Staatsdiener und Prieſter ganz anders geſtimmt und geartet ſeyn würden, als es ihre Väter geweſen ſeyn mochten. In der zu München im J. 1569 gedruckten „Schulordnung, der Fürſtenthumb Obern und Nidern Bayrlands,“ wurden zwar die klaſſiſchen Schriftſteller nicht ganz ausgemerzt, und unter den Griechen wurden Thucydides, Plutarch, Pauſanias, Herodotus, Arrianus, Xenophon, Diogenes Laertius, Polybius, unter den Lateinern Tit. Livius, Julius Solinus, Pomponius Mela, Cornelius Tacitus, Valerius Maximus, Suetonius, Salluſt, Juſtin, Florus, Feneſtella, Velleius Paterculus, Appianus Alexandrinus, Commentaria Caeſaris, und Curtius genannt, und die Wahl derſelben den Lehrern, welchen außer den Schulen der Jeſuiten ihre hergebrachten Lehranſtalten fortzuſetzen noch gegönnt worden war, überlaſſen. Auch wurden in ſolchen Schulen die Dichter Virgil, Horaz, Statius, Claudianus, Lucanus, Manilius, Seneca, Auſonius noch geduldet; aber „den Klöſtern und Stifften, inn vnd auſſer der Convent" wurde es ſchlechterdings verboten, „heidniſche Autores in Poeſi" zu leſen, und ſtatt des Virgils Hieronymus Vida, Jacob Sannazarius, Baptiſta Mantuanus, ſtatt des Horaz, Prudentius, Juvencius, Sedulius, Flaminius, Johann Pedioneus, ſtatt des Ovids, Ambroſius Novidius, ſtatt des Perſius, die Satyrä Hannardi, ſtatt des Plautus und Terenz, die Comödien des Doktor Andreas Fabricius, des Hieronymus Ziegler, ſtatt der Briefe des Cicero und Plinius die Epistolae des h. Hieronymi, Bembi, und Sadoleti empfohlen. Die Begriffe und Grundſätze, welche in dieſem Schulplane aufgeſtellt wurden, indem zum Grunde gelegt wurde, „daß die klaſſiſchen Schriftſteller heidniſche Werke, welchen die Bücher der Chriſten unendlich vorgezogen werden müßten," ferner daß es „dieſer authorn halben allein um das ſchöne zierliche lathein zu thun, welches bei den chriſtlichen Poeten, und Scribenten nit weniger zu finden, und zu lernen iſt,“ liefern uns einen traurigen Beweis, wie tief bereits die Kenntniß und Kultur der klaſſiſchen Literatur der Alten herabgeſunken ſeyn mußte. In dem dieſer Schulordnung angehängten Verzeichniß der Bücher, welche in den Schulen des Collegii zu München gebraucht werden ſollten, wurde der Klaſſiker ſchon ſehr ſparſam erwähnt, und einige Jahre darauf wurden dieſe (in der Inſtruktion an den Lehrmeiſter Maximilian I., nachmaligen Kurfürſten) geradezu „Fabelhanſen, und ihre Bücher ein eitles Götzen- und Bühlwerk“ genannt. Je weiter die Jeſuiten fortrückten, und zuletzt nur ſolche, welche ihre ganze Bildung, ohne von der Geſchichte und dem Gange der Vorwelt etwas zu wiſſen, allein im Orden erhielten, im Schul- und Erziehungsfach auftraten, deſto ängſtiger und beſchränkter wurde daſſelbe fortgeſetzt, deſto weniger wurde der Geiſt des nützlichen Nachdenkens, und der Muth, etwas Verfallenes aufzurichten, etwas Stehendes zu verſchönern, etwas Rühmliches, wenn es ein Glaubensgegner erfand, nachzuahmen, aufgeweckt und ermuntert. Es war keineswegs eine Verabredung beſſer unterrichteter (aber etwa von einem ſchlimmen Hausgeiſt irrgeleiteter) Mitglieder dieſes Ordens, für ſich ſelbſt insgeheim alles Wiſſenswürdige zu lernen, und zu gleicher Zeit den Laien, und überhaupt allen ihren Zöglingen alles, was, ſo zu ſagen, vom Flecke führt, vorzuenthalten, wenn auf ihren Schulhäuſern die humaniſtiſchen und andere Wiſſenſchaften keinen beſondern Fortgang machten, ſondern es war (nach Einem und andern Menſchenalter) vielmehr ſchon allgemeiner Zeitgeiſt, was Lehrer und Schüler in einer tiefen Ruhe und verhärteten Gefühlloſigkeit niederhielt. Jene wußten nicht mehr zu ſagen, als ſie vorbrachten, dieſe verlangten nicht mehr zu wiſſen, als ſie hörten, und beide Theile thaten ſich wohl noch gar unendlich viel auf ihre Weisheit zu gut, und prieſen ſich und ihr Zeitalter glücklich, daß ſie, mit großer Mühe und Anſtrengung, Dinge lehrten, und lernten, bei denen nur noch höchſt Einzelne, welchen zufällig wichtige Geſchäfte zu Theil wurden, eine beunruhigende Ahnung (womit ſie aus Klugheit ſorgfältig an ſich hielten) fühlten, daß ſie wenig Brauchbares gelernt haben. So waren, mehr und weniger, alle Schulen in ganz Deutſchland, und noch mehr in andern europäiſchen Ländern, beſchaffen, und man baute überall nach einem Hauptplane, ſo wie man allenthalben auf Schulen-

und Kirchenkanzeln mit einem unglaublichen Eifer fortfuhr, Controverſen zu treiben, Ketzer und Irrgläubige vor das Schulgericht zu ziehen, und ſie in der Schule, als wärens leichte Luftgeſtalten mit unausſprechlicher Selbſtgefälligkeit zu zernichten.

Die Kultur der Sitten, der Uebergang zu einem feinern Gefühl an Neigungen, und einem erhöhtern Geſchmack des Lebens, konnte bei einem ſolchen Fortſchritte der Dinge unmöglich gewinnen. In proteſtantiſchen Ländern erhob ſich vielmehr anfänglich die Ruchloſigkeit aller Art mit vollen Segeln; und wie hätte auch das gemeine Volk, nachdem man den guten Werken alle innere Verdienſtlichkeit abſprach, nachdem man alles allein auf die wahre Herzens- und Sinnesänderung, dann auf das Verdienſt des Glaubens hinausführte, an ſolche Begriffe, welche ſeiner groben Sinnlichkeit ſo ſehr widerſprachen, ſeiner Vorſtellungsart ſogar nicht einleuchteten, ſich anſchließen, und die Nothwendigkeit einer innern Beherrſchung und Unterjochung ſeiner Leidenſchaften ſogleich für wünſchenswürdig erkennen und darnach ſtreben ſollen? Die gemeinen Leute glaubten vielmehr, alles, was ihnen ihre Glaubensreformation zumuthen könnte, auf das Beſte zu erfüllen, wenn ſie recht mit der bitterſten Verachtung, und der unanſtändigſten Grobheit wider den Pabſt loszögen, wenn ſie die Katholiken recht von Herzen haßten, und allem, was von denſelben herkäme, gram blieben. Sie bildeten ſich ein, daß ſie ſich, auch in Betreff des praktiſchen Lebens, durch die Wegwerfung des Katholicismus eines unerträglichen Joches und Zwanges erledigt, und mit ihrer evangeliſchen Freiheit, welche ſie gänzlich mißverſtanden, tauſend Erleichterungen und Vortheile ſich verſchafft hätten, und ſie machten es zuletzt ſo arg, daß bei den dringendſten Gefahren, mit welchen die Zügelloſigkeit der Sitten ſelbſt der Ruhe der Staaten drohte, ſelbſt die Häupter der Reformation nicht genug eilen zu können glaubten, die Sache wieder ins Geleis zu bringen, und einer gänzlichen Verwilderung Schranken zu ſetzen. Sie führten die ſtrengſte Kirchenzucht wider die herrſchenden Laſter ein, und forderten die weltliche Polizei auf, im Falle einiger Widerſetzlichkeit die Verordnungen ihrer geiſtlichen Gerichte mit der gemeſſenſten Schärfe zu vollziehen. Sie brachten die alte Sittenrüge und Viſitationen wieder in Gang, und ſuchten mit der größten Thätigkeit alles hervor, was nach ihrer Meinung und Erfahrung die Kraft und den Erfolg haben mußte, eine heilſame, die Wiederherſtellung der Sittlichkeit befördernde Zerknirſchung der Gemüther unter dem Volke zu bewirken, und der gemeinen Sinnesart eine ganz veränderte Richtung zu geben. Sie legten überall, ſo gut es jeder Ort litt, Schulen an, und thaten, mit einem Worte, alles, der menſchlichen Vernunft jene Herrſchaft zu verſichern, ohne deren Einführung in das Leben keine Sittlichkeit Platz hat. Je mehr die Häupter einer Religionsparthei alles Sinnliche und Bildliche aus den Kirchen der Gemeinde, welche ihnen anhieng, verbannten, und ſie allein auf das Anbeten des Herrn im Geiſte, allein auf die innere Richtung des Geiſtes hinwieſen, deſto härter fuhren ſie derſelben, ohne Rückſicht und Schonung, durch den Sinn, und deſto ſchneller und unnachſichtlicher zerquetſchten ſie gleichſam durch kirchliche Strafen, welche nicht ſelten mit der abſchreckendſten äußerlichen und bürgerlichen Schmach und Beſchämung verbunden waren, jeden zügelloſern Sinn. Man fürchtete das Schelten der Prieſter, und zog ſich mit ängſtlicher Ehrfurcht zurück; und es äußerte ſich in kurzer Zeit wenigſtens eine Niedergeſchlagenheit des ausſchweifenden Laſters, wo ſich auch eben noch nicht eine wahre Sittlichkeit äußerte; aber auch dieſe gewann im proteſtantiſchen Deutſchland (keineswegs weil es meiſtens der proteſtantiſchen Religion zugethan war, ſondern weil man von Seite der Geiſtlichkeit, mit welcher ſich die weltliche Obrigkeit auf das engſte verband, auf eine allgemeine Landſchulreform und beſſere Erziehung drang, und beharrlich beſtand) eine allgemeinere Aufnahme, und die deutſchen Reichsſtädte zumal, deren Hauptwohlſtand von der Gewerbſamkeit ihrer Kaufleute, Künſtler und Handwerker abhieng, führten frühzeitig einen Fleiß, eine Sparſamkeit und Nüchternheit des Lebens (nicht ſelten bis zur Traurigkeit des Lebens) und überhaupt eine ſo ſtrenge Verfaſſung in ihren Staaten ein, daß man ſich, als nachher (zuerſt wieder in Fürſtenſtädten) eine zwangloſere, freiere Lebensweiſe begann, ordentlich etwas darauf zu gut that, die reichsſtädtiſchen Sitten zünftliche, kleinſtädtiſche Sitten (wiewohl freilich nicht ſelten mit Unrecht) zu nennen.

In katholiſchen Ländern wurde der alte Sittenverfall nicht weniger fortgeſetzt, ja das Uebel und Aergerniß wurde in Rückſicht mancher Dinge verdoppelt. Es ſcheint, daß man ſich in ſolchen Ländern nicht ſelten mit einer blinden Unterwürfigkeit für die Kirche und ihre Prieſter begnügt, und (ſobald Jemand nur ruhig alles glaubte) wenig um den Umſtand, ob er auch ſeinen Glauben nicht durch ſein Leben verläugnete, bekümmert habe. Für eine beſſere, und veredelnde Erziehung wurde wenigſtens ſoviel, als gar nichts, gethan. Die gelehrten Schulen waren ohnehin ſo beſtellt, daß die Zöglinge alles Nachforſchens und Denkens enthoben und entwöhnt wurden, und in den bürgerlichen Schulen befand ſich ein Gräuel vom leeren Nichts. An Dorfſchulen aber wurde vollends um ſo weniger gedacht, als man bei dem Landvolk alles Nachgrübeln, und vieles Wiſſen nicht nur für höchſt überflüſſig, ſondern ſogar für gefährlich hielt. Ueberhaupt wurde alle Wißbegierde für einen ſchädlichen Vorwitz, alle Neigung, ſich auszuzeichnen, für das Zeichen einer gefährlichen Eigenliebe, und eines ſündhaften Hochmuths erklärt, und entgegen die Unwiſſenheit, bei der man den Kopf nach der Erde ſenkt, geprieſen, und unaufhörlich an die Eitelkeit aller menſchlichen Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit erinnert, ohne zu bedenken, daß Gott dem Menſchen ſeinen Verſtand gegeben, damit er ihn mit nützlichen Kenntniſſen bebaue und ausbilde; daß da, wo Unwiſſenheit und Mangel am Denken bei den Großen und Geringen einheimiſch iſt, der zum Befehlen und Gehorchen nöthige Verſtand, die Einſicht, wann und wo, und auf welche Weiſe gute Anſtalten zu treffen ſind, aufhöre; daß dann bei ſchlechten Anſtalten das, was man vorgiebt, vermeiden zu wollen, ſchnell und fürchterlich herbeigeführt werde; daß nämlich alle Neigung zum Guten abnehmen, und daß eben darum das Seelenheil, von welchem doch bei den Verſtandsverbannern einzig die Rede war, ſchlechterdings verloren gehen müſſe. Von einem großen Theil katholiſcher deutſcher Länder läßt ſich, ohne daß man darum bezüchtigt werden kann, auf Jemanden muthwillige Ausfälle machen zu wollen, behaupten, daß eine ungleich beſſere und paſſendere Sittenlehre hätte aufgeſtellt und gelehrt, und in die Häuſer geführt werden ſollen, als diejenige war, welche gleichförmig durch alle Volksklaſſen verbreitet wurde. Die heilige Schrift wurde nur von dem kleinſten Theil der Weltprieſterkandidaten, und von dieſem nur zum Gebrauche der Controversſtreitigkeiten geleſen, und die allgemeine Wiſſenſchaft der Weltprieſter, die Schulmoral, oder Caſuiſtik nährte weder den Verſtand noch das Herz, und war, wie man im Sprichwort ſagte, eine Kunſt, Sünden zu machen, Sünden zu zählen, und ihr Gewicht zu beſtimmen. Da noch überdieß in ſolchen Kirchenſprengeln, wo die Biſchöfe allein aus den adeligen Domcanonicis gewählt werden mußten, zwar oft fromme, aber äußerſt ſelten gelehrte Männer von hellem und ausgebildetem Verſtand, mit literariſchen Kenntniſſen, und mit dem großen Verlangen, durch die Herſtellung einer muſterhaften Verfaſſung unter den Weltprieſtern, ihr Andenken zu verewigen, gewählt werden konnten; da die Gewählten nicht einmal das Bedürfniß einer beßern Prieſterbildung fühlten, ſo kann man ſich, ohne eine weiter ausmalende Schilderung, vorſtellen, wie mager und geiſtlos der Inhalt und Vortrag deſſen, was den Namen einer reinen, zweckmäßigen, und gründlichen Sittenlehre verdient, geweſen ſeyn müſſe; dieſe Lehre wurde vielmehr von einem ganz andern Umſtand beherrſcht und gebildet. Die Regierungen hatten ſich durch das unaufhörliche Geſchrei, welches vor und nach der Reformation von allen Seiten wider die Zuchtloſigkeit der Klöſter erſcholl, genöthigt geſehen, eine beſſere Ordnung, und die ehemalige ſtrenge Zucht unter denſelben herzuſtellen; und ſo wie die beſſere Verfaſſung Beifall erhielt, kamen ſie auf den Einfall, die Religioſenhäuſer zu vermehren, ſo daß einige Länder mit Klöſtern von allerlei Zuſchnitt und Farbe, beſonders aber mit Mendikanten, ganz beſetzt, und daß dabei die Weltprieſter (was ihr Anſehen, und ihren Einfluß auf die Begriffe und religiöſen Vorſtellungsarten des Volkes betraf) ſo viel, als verdrängt worden ſind. Da nun jeder Menſch, wenn er keine Ausnahme iſt, ſich ſelbſt und ſeine Vorſtellungs- und Lebensart anpreiſet, und das Ideal eines frommen und gottesfürchtigen Menſchen von dem, an was er gewöhnt worden iſt, abziehet, bildet und lehret; ſo wurde es einheimiſch, von den Kanzeln eine Moral zu hören, welche mehr für abgeſonderte, geſchäftloſe Leute, als für arbeitende Menſchen, für Bürger und Bauern paßte; ſo wurden unaufhörlich nur ſolche Männer als Muſter der Frömmigkeit, und als Lieblinge Gottes geprieſen, welche nicht nöthig, und welche nicht einmal einen Begriff davon hatten, was es ſagen wolle, ſich den unaufhörlichen Zerſtreuungen der bürgerlichen Arbeiten und Verbindungen hinzugeben, und unter tauſend Mühſeligkeiten im Schweiße ſeines Angeſichts ſich und andern zu leben. Die Beſchwerlichkeiten des Weltlebens, oder beſſer zu reden, (denn Niemand, der lebt, lebt außer der Welt) des bürgerlichen, arbeitenden Lebens, ſtatt daß ſie als die reichhaltigſten und ruhmwürdigſten Wege und Mittel, ſich bei Gott und Menſchen wahre Verdienſte zu erwerben, hätten geprieſen, und den Streitenden Glück zum Sieg und zur Palme gewünſcht, und Muth hätte zugeſprochen werden ſollen, wurden oft, im Vergleich mit dem beſchaulichen Leben, (bei welchem man im Grunde ganz müßig die Hände in den Schooß legt, und dafür noch unaufhörlich geſtreichelt und angeräuchert werden will) mit einer ſehr ſchädlichen, und unverantwortlichen Geringſchätzung belegt, und diejenigen, welche ſich denſelben nicht entziehen konnten, bemitleidet. Ueberhaupt wurde die Erde, auf welcher der Mann, der den 103ten Pſalm ſang, ſo viele Herrlichkeiten wahrnahm, nur immer als ein lauteres Jammerthal, Gott als ein lauterer Züchtiger, der Menſch aber als ein (ſcheußliches) Weſen, das nichts wollen, und nichts thun ſollte können, als ſündigen, und Gott zum Strafen herausfordern, geſchildert. Mit welchem Troſt und Muth konnte ein Mann, der weiter nichts gelernt hatte, als mit dem Pfluge und dem Hammer, oder der Nadel die Seinigen ernähren, und Gott, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, geben, ſeine Augen gegen Himmel erheben, mit welcher Erbauung und Stärkung konnte er in der Stunde des Dranges und der Noth ſich helfen, wenn er ſich geſtehen mußte, daß er niemals in ſeinem Leben nach jenen Verdienſten, welche er an den vollkommenen Männern, die ihm, beinahe einzig, zum Muſter aufgeſtellt wurden, preiſen hörte, getrachtet, daß er niemals in ſeinem Leben ein ſchmutziges Kleid, worein das Ungeziefer niſtet, noch weniger ein härenes, getragen, ſondern ſich vielmehr ſtets mit einer reinen Kleidung, gleich allen andern Mitbürgern, und mit friſcher Wäſche verſehen, daß er niemals Haare, Bart, und Nägel an den Fingern habe wachſen laſſen, daß er während ſeines Gebets niemals ſich hundertmal bis auf die Erde verbeuget, hundertmal die Erde geküßt, ſeine Obern nie auf den Knieen liegend, geſprochen, ſich in ſein Getränk nie eine Galle geſchüttet, nie ein Scheid Holz unter den Kopf gelegt, nie bis aufs Blut gegeißelt, nie durch unnatürliche Kaſteiungen ſeine Geſundheit zu untergraben, ſondern dieſe vielmehr auf alle Weiſe zu erhalten und zu befeſtigen ſorgfältig geſucht habe; daß er ferner vielmehr eine nette Kleidung mit Wohlgefallen angeſehen, und dabei nichts von allem dem, was zur Verſchönerung und Verſüßung des Lebens gehört, ſich entzogen habe? Zu allem dem kam, daß das Volk immer und unaufhörlich mehr auf außerweſentliche Dinge, mehr auf Andachten, (von denen jeder Orden die ſeinigen vor allen übrigen empfahl) als auf anwendbare Sachen, auf ein wahrhaft chriſtlichſittliches Leben, immer mehr auf einen ſteifen Glauben an Wunderwerke (deren Mannigfaltigkeit, Zahl und Größe man an mancher Privatperſon höher, als die Wunder Chriſti und ſeiner Apoſtel, rühmen hörte), als auf die Ausübung ſittlicher Tugenden, immer mehr auf Vollkommenheiten, die dem großen Haufen unerreichbar ſchienen, als auf die Kenntniß und Beobachtung der jedem Menſchen ins Herz geſchriebenen, ganz einfachen Pflichten, auf deren Erfüllung am Ende doch alles ankömmt, hingewieſen, daß Wallfahrten (noch in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zogen deutſche Fürſten, Grafen und Edle mit zahlreichen Gefolgen nach Syrien und Paläſtina), Verlobniſſe, und ähnliche außerweſentliche Dinge dieſer Art, öfter und inniger, als es zur Beſeitigung unvermeidlicher Mißverſtändniſſe wohl ſeyn ſollte, geprieſen, daß manche Kirche mehr wie eine Gallerie und Kunſtkammer, als (mit Würde und Anſtand) wie ein Tempel Gottes geziert, daß bei gottesdienſtlichen Verſammlungen mehr für die Unterhaltung der Augen und Ohren geſorgt, und mit dem zerſtreuendſten Prunk und Lärmen mehr ein ergötzendes Schauſpiel aufgeführt; daß beim Anblick verſchiedener gottesdienſtlicher Handlungen, welche zu eben derſelben Zeit in eben derſelben Kirche von verſchiedenen Volkshaufen an verſchiedenen Plätzen, mit einem ſeltſamen Gedräng und Durcheinanderlaufen verrichtet wurden, mehr die Idee eines Jahrmarktes erweckt, als für die ſtille, feierliche Vorbereitung jener Faſſung geſorgt wurde, bei welcher allein der Geiſt ſich ſammeln, ſich betrachten und richten, und mit Demuth und Zerknirſchung, mit einem, von aller hindernden Ableitung befreiten, ganz zur wahren Andacht geſtimmten Herzen, zu Gott ſich erheben, und bei der man eine ganz andere Wirkung auf die Beſſerung des Lebens, als man zu ſehen gewöhnt wurde, erwarten kann. Daß endlich bei Perſonen, die mit Heftigkeit nach dem Geruche der Heiligkeit ſtrebten (was keineswegs bei katholiſchen Glaubensgenoſſen allein der Fall war) eine gewiſſe (an ſich ganz erklärliche) Myſtik, bei welcher man mit dem Himmel in eine beſondere unmittelbare Vertraulichkeit gekommen, und mit unausſprechlichen Viſionen und Entzückungen belohnt geworden war, ſich einſtellte, darf um ſo weniger umgangen werden, als ſolche Geiſtesentrückungen (bei denen man ſich ſo gerne an die Stelle eines Bräutigams oder einer Braut ſetzt, die Engel in den ſchönſten liebkoſendſten Geſtalten erblickt, und zuletzt matt und erſchöpft von Liebe, und ſchmachtender Sehnſucht, in einer unerklärlichen Wonne auf ein geiſtiges Roſenbett ſinkt, und (wie jenes Lied ſich ausdrückt) mit der Linken umfangen, und mit der Rechten geherzt ſeyn will) eben ſo anſteckend, als vielleicht gar nicht ſelten, übrigens aber ſehr gefährlich ſind, indem es (nur zu oft) zum beſchämenden Erwachen kömmt, und man ſich zu eben der Zeit, zu der man ſich ganz in ein geiſtiges Weſen verwandelt, und in die reinſten ätheriſchen Regionen entrückt zu ſeyn wähnt, unvermuthet in einen häßlichen Pfuhl von ſtummen Sinnlichkeiten begraben ſieht.

Eine natürliche Folge von der aus einem bedauernswürdigen Mißverſtändniſſe entſtandenen Furcht vor der witzſchärfenden und ausbildenden Literatur der Alten, von der aus einem übel angelegten Eifer vorgenommenen Einſchränkung und gewaltſamen Unterdrückung alles Fortſchreitens im Unterſuchen, Denken und Verbeſſern, von der fortgeſetzten Unwiſſenheit und Rohheit ſowohl derjenigen, welche zu befehlen, als derer, welche Befehle und Anordnungen zu vollziehen hatten, war, daß jene Unmündigkeiten in Begriffen und Meinungen (von welchen in der Einleitung zum Leben Kaiſer Karls V. Meldung geſchah), daß der unſinnigſte Aberglaube aller Art nicht nur fortgeſetzt, ſondern in Schutz genommen, und eine tiefe Ruchloſigkeit der Sitten fortgepflanzt worden iſt. Der Glaube an Geſpenſter *) und an das Bannen der Geiſter, an die Möglichkeit, mit einigen unverſtändlichen, und nichts enthaltenden Worten den Teufel zur perſönlichen Erſcheinung zwingen, mit ihm der körperlichen Wolluſt pflegen, ſchriftliche

---

*) Beilage Nr. 2.

Contracte mit ihm eingehen zu können; der Glaube an die Zauber- und Hexerei, an die Wahrſagerkunſt, und geheime Sympathien, erhielt ſich nicht nur, ſondern verſtärkte ſich allgemein, und in Bayern z. B. wurden noch im Jahre 1600, und noch einige Menſchenalter nachher, vermöge gedruckter Mandate, fünfunddreißig Arten von höchſt albernen, in das Reich der ſpuckenden Geiſter, Hexen und Wahrſager, gehörigen Handlungen ſchärfeſt verboten, ohne daß nur (zum Zeichen und Beweis, daß die geſetzgebende Stelle alle die ſchönen Sachen, welche ſie verbot, ſelbſt glaubte) der geringſte Wink über die Nichtigkeit der gräßlichen Irrthümer und Aberglauben gegeben worden wäre. Kein Stand, kein Geſchlecht und Alter blieb davon befreit, und es wurden ſelten gemeine Leute wegen Hexen- und Zaubereien eingezogen, daß dieſelben nicht auch Perſonen von hoher Geburt und Würde *) als Theilnehmer ihrer vermeintlichen nächtlichen Zuſammenkünfte, Tänze, und Unfläthereien namentlich anklagten, und mit den Verſicherungen, daß ihre Ausſagen in der That und Wahrheit gegründet ſeyen, aus der Welt giengen. Allgemein pflanzte ſich auch der Glaube an die Unfehlbarkeit der Cabala, und an die

---

*) Beilage Nr. 3.

Möglichkeit, Gold kochen zu können, nicht blos bei gemeinen, ſondern auch bei gelehrten Leuten fort, was freilich damit, daß ſich damals die Chemie, ſo wie die ganze Naturkunde noch in ihrer Kindheit befand, entſchuldigt werden muß und kann. Beinahe alle deutſchen Höfe waren, ungeachtet einer traurigen Erfahrung, bei welcher es zum Sprichwort wurde: „der edlen Kunſt iſt keiner werth, er hab' denn Haus und Hof verzehrt,“ von dieſem Unſinn angeſteckt, und die armſeligſten Phantaſten erwarben ſich damals durch Narrheiten, welche jetzt jeder geſunde Verſtand offenbar als ſolche erkennt, ein unbeſchreibliches Anſehen. Ein ſolches verſchaffte ſich z. B. der berüchtigte Theophraſt Paracelſus, indem er ſich der Gabe der Weiſſagung und verborgener Dinge gerühmt, ſich, ungeachtet ſeiner tiefen Unwiſſenheit, zum Reformator der ganzen Philoſophie erklärt, die von ihm bethörte Welt auf die unverſchämteſte Weiſe mißhandelt, und gleichwohl die Achtung und Bewunderung ſeiner ganz bethörten Zeitgenoſſen in einem Grade, welcher allen Glauben überſteigt, genoſſen hat. Da man ſein Syſtem, auf welches er ſeine Reformation der Philoſophie und anderer Wiſſenſchaften zu gründen vorgab, nicht verſtand, da man nicht einmal die Wörter, worin gerade der Hauptſatz verborgen geweſen ſeyn ſollte, verſtand (denn theils gab er gangbaren Wörtern neue Bedeutungen, theils ſchmiedete er neue, barbariſche Wörter, in der Abſicht, ſeinen Tollheiten den Anſchein tiefer Weisheit zu geben); ſo verfertigte man mit der größten Geduld neue Wörterbücher über ſeine Schriften, dichtete dieſen, je dunkler und nichtsſagender ſie waren, eine höchſt ſcharfſinnige Bedeutung, ein vortreffliches und tief liegendes Syſtem an, und ſprach mit der wüthendſten Dreuſtigkeit und Grobheit den freilich nur wenig zahlreichen Menſchen, deren Verſtand unverrückt blieb, alle Beurtheilungskraft, allen geſunden Verſtand, und die Gabe, ſich in den (in dieſem Stücke närriſch gewordenen) Zeitgeiſt hinein zu denken, ab; aber nicht bloß dieſer Theophraſt Paracelſus, ſondern unzählige andere, ihm ähnliche Phantaſten verſchafften ſich durch ihre kabbaliſtiſchen und alchymiſtiſchen Geheimniſſe und Verſprechungen einen ausgebreiteten Ruf, und nicht ſelten ein mit demſelben verhältnißmäßiges Glück. Ein ſolcher war der Goldkoch, David Beuther, welcher das Glück gehabt zu haben vorgab, drei chemiſche Prozeſſe zu finden, vermöge deren er (er nannte ſie die drei Feuerkünſte) im Stande zu ſeyn behauptete, „mit zwei Loth eines ſogenannten ſchwarzen Schwefels aus einem Pfund Eiſen in gemeinem Waſſer in wenig Stunden 28 Loth feinen Kupfers zu machen, dieſes Kupfer hernach in einem gewiſſen Waſſer aufzulöſen, und durch einen Niederſchlag in vier Wochen zu dem feinſten Golde umzuſchaffen; ferner Zinn und Queckſilber mittels eines gewiſſen Niederſchlags in Silber zu verwandeln; und endlich aus dem König des Eiſenſpießglaſes mittels eines gewiſſen Eiſen- und Silberſafranes ebenfalls Gold und Silber hervorzubringen." Man kann ſich leicht denken, daß man es an nichts erwinden ließ, dem Wundermann die köſtlichſte aller geheimen Künſte abzulocken, bis endlich der Kurfürſt August von Sachſen († 1586) eine gute Gelegenheit (Beuther wurde nämlich angeklagt, für die Entdeckung ſeiner Kunſt vieles Geld genommen, die Entdeckung endlich zugeſagt, und ſein Wort gleichwohl nicht gehalten zu haben) ergriff, ihm geradezu zu befehlen, daß er, wenn er anders der Strafe des Meineids entgehen wollte, die ganze Kunſt umſtändlich ſowohl denen, welchen er es verſprochen hatte, (dieſe ſollten aber zu Dresden bleiben, dem landesherrlichen Aerar von allen ihren Eroberungen den Zehend entrichten, und alles Silber und Gold um einen gewiſſen Preis nach der Münze liefern) als ihm, dem Kurfürſten, entdecken ſollte. Beuther that es, machte im Beiſeyn des Kurfürſten öfters Gold, und ließ ihn perſönlich (und zwar, wenn er dabei war, mit eben demſelben Erfolg) Verſuche machen. Da aber Beuther, welcher bei ſeinen chemiſchen Kochereien zu der bei allen Goldköchen bisher entdeckten Liſt, wirkliches Gold beizumiſchen, ſeine Zuflucht nahm, dem Kurfürſten dieſen Umſtand nicht offenbaren, und auch den Zudringlichkeiten deſſelben, welche täglich ernſthafter wurden, nicht entgehen konnte, ſo entzog er ſich zuletzt der ihm drohenden Gefahr durch einen Selbſtmord, welcher von mehr, als Einem Großkünſtler dieſer Art, als das letzte Mittel, der Schande, und der allen die öffentliche Sicherheit grob verletzenden Betrügern bevorſtehenden Strafe zu entgehen, unternommen, und dadurch ein ungewöhnliches mit dem verderblichſten Aufwande unterhaltenes Poſſenſpiel geendigt worden iſt.

Mit der Rohheit öffentlich herrſchender Begriffe und Meinungen ſtanden auch die Scheußlichkeiten ungeheurer Laſter und Verbrechen im nahen Verhältniß. So lieſt man in mehrern gedruckten Madaten, daß „die zwey Laſter der Gotteslaſterung vnnd Trunckhenhait gannz und gar vberhannt genommen, das nit allein die erwachſenen vnnd betagten Mannß-Perſonen, ſonnder, das zuvor nie erhört, die Weybs-Perſonen, denen doch aus angeberner Natur vnnd Aigenſchafft ain merere ſcham und furcht gebürt, ja auch die Jungen Vnerwachſne Khünder, damit behafftet ſein." Die gewaltſamen Einbrüche in wohlverwahrte Häuſer und Kirchen, die Beraubungen und Ermordungen der Menſchen in ihren Wohnungen und auf der offenen Straße, ja die Ueberfälle und Plünderungen ganzer Dorfſchaften, welche von Schaaren des liederlichſten Geſindels am hellen Tage ausgeführt wurden, waren ſo häufig, ſo allgemein herrſchend, und in ihren Ereigniſſen ſo entſetzlich, daß man von Zeit zu Zeit die Dorfſchaften des halben Landes aufbot, unter der Anführung ihrer Hauptmänner oder Pfleger an beſtimmten Tagen alle Wälder und Felder zu durchſtreifen, und ſich zuletzt ſämmtlich an einem gewiſſen Ort, wo die wirklich ſchuldigen oder verdächtigen Leute zuſammen getrieben wurden, zu vereinigen. Eben dieſes mußte auch wegen der Mordbrenner geſchehen, welche Leute damals nicht bloß Häuſer abbrannten, ſondern die verruchte Bosheit begiengen, in die reifen Feldfrüchte Feuer zu legen, und manchmal in wenigen Stunden die volle Saat von vielen Dorfſchaften zu zernichten. Auch erhellet aus den unzähligen, faſt alle Jahre zwei bis dreimal wiederholten, und in Druck gelegten Mandaten, daß (wenigſtens im ſüdlichen Deutſchland) in Hinſicht auf die öffentliche Sicherheit, auf die Beſchäftigung und Induſtrie der Völker, ungeheure Gebrechen und Unordnungen herrſchend geworden ſind, indem dieſe Länder, gemäß der auffallendſten Schilderungen jener Mandate „mit gartenden Knechten, Störzern und Troſſen, Stationirern, Landfahrern, müſſig gehenden ſtarken, herrnloſen, jungen Knechten und faulen Bueben, mit fremden Bettlern, Leut- und Landbezwingern, mit Pfannenflickern, herumſtörzenden Sattel- und Zaumflickern, mit Hauſierern, Kramern, Gewürzträgern, Tyriackkrämern, und andern unzähligen kleinen Handkrämern, Jechern, mit fremden Sonderſiechen, Ziegeunern, Bawrenärzten, Zahnbrechern, mit allerhand Vaganten von Komödianten, Gauckhlern, Sailfahrern, Tänzern, Spilleuten, Pfeiffern, Geigern, Leyern, Hofierern, und andern hailloſen Geſindel Manns- vnnd Weybsperſohnen, mit Kirchfahrtern, Kreuzzügern, Pilgramen, Jakobsbrüdern“ u. ſ. w. von einem Ende zum andern überſäet, und die Unterthanen nicht nur (was unter den Uebeln noch das leichteſte war) mit unaufhörlichen Plackereien auf das härteſte mitgenommen, ſondern unaufhörlich beſtohlen, beraubt und gemordet worden ſind.

Wenn ſich damals die Regierungen nicht mehr zu helfen wußten, dann nahmen ſie zu dem Scharfrichter ihre Zuflucht, und trugen ihm qualvolle, Schauder erregende Hinrichtungen auf, welche, gleichwie ſie der roheſte Geiſt angab, gerade wieder dazu geeignet waren, die wildeſte Rohheit zu verbreiten, und die Gemüther, welche einmal in eine tiefe Ruchloſigkeit verſunken waren, vollends darin zu verhärten. Die verrufene peinliche Halsgerichtsordnung, mit welcher Kaiſer Karl V. auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 zum Vorſcheine kam, hat die Köpfe der Obrigkeiten faſt überall verrückt; indem ſie das Heiligſte und Feierlichſte der Juſtiz darein legten, das Handwerk der Scharfrichter und Schergen recht in Aufnahme zu bringen, und ſich, wenn ſie in der Mitte ſolcher Leute als Criminalrichter auftraten, ſtatt zu erröthen, ein fürchterliches Anſehen gaben, ſo, daß es ganz vergeblich geweſen ſeyn würde, ſie zu erinnern, daß es die zuverläſſigſten Mittel gäbe (gute Schulen, und auf eine gute Zucht hinwirkende, beharrliche Polizeieinrichtungen) das, meiſtens verachtungswürdige Gewebe ihrer Criminalbücher, und alle ihre Verrichtungen, größtentheils überflüßig zu machen. Die gartenden Knechte, auf welche man, wie auf reißende Thiere, ordentliche Jagden anſtellte, wurden, wenn ſie eines Unfugs bezüchtigt werden konnten, auf der Stelle, wo man ſie fand, gehenkt. Gotteslåſterer, auf welche geheime

Kundſchafter geſtellt waren, welche auf Jahrmärkten, Hochzeiten u. dgl. herumgehen und horchen mußten, wurden gradweis „mit harten Gefängniſſen und namhaften Geldſtrafen, mit Verweiſung des ganzen Lands und Gebiets, mit Einſchlagung in eiſerne Springer, daß ſie in denſelben einige Zeit vmgeen ſollen, mit aufſtellen auf dem Pranger, mit ſchmechlichem Züſtellen vor den Kirchen mit halbgeblößten Leib, mit ruten vnnd Kherzen in den Händen, mit der Corda oder Schneller, mit abſchneidung etlicher Glieder, ausreiſſen vnnd durchbrennen der Zungen, dann mit dem Leben" geſtraft; Hexen und Zauberer aber wurden gewöhnlich erſt mit glühenden Zangen zerriſſen, dann lebendig verbrannt *).

Daß aber gleichwohl auch zu gleicher Zeit von den Regierungen den herrſchenden Gebrechen und Unordnungen durch ſtrenge Polizeigeſetze begegnet und abgeholfen, wenigſtens der Strom derſelben gehemmt worden iſt, verdient um ſo mehr angerühmt zu werden, als die weiſe Thätigkeit derſelben nie mehr, als eben in unſern Tagen, wo ſich ein frecher, unter dem Scheine von liberaler Freiheit, nach einer unerträglichen Zügelloſigkeit ſtrebender

---

*) Beilage Nr. 4.

Geiſt öffentlich zu brüſten ſcheint, nachgeahmt zu werden verdient. In Bayern (und was hier geſchah, gilt mehr und weniger, als ein Beiſpiel anderer deutſchen Provinzen) erſchien bereits im Jahre 1516 eine muſterhafte Landes- und Polizeiordnung, worin die damals herrſchenden Gebrechen, Mißbräuche und Ausartungen unnachſichtlich angegriffen, und dem Unfuge derſelben kluge und ſtrenge Maßregeln entgegen geſetzt, und ſolche von Zeit zu Zeit mit beharrlicher Sorgfalt wiederholt worden ſind. Nicht nur wurden die Bordelle (deren ſchandvolle Duldung ſtets eine, über alles Verhältniß angewachſene, Menge von üppig- und müßiglebenden Stadtbewohnern vorausſetzet) ohne weiters abgeſchafft, ſondern es wurden die Veranlaſſungen durch Geſetze über Gaſtereien, Spiele, und Ergötzungen, über die Kleiderpracht u. dgl. *) auf die Seite geſchafft, und es wurde wenigſtens das Gröbſte und Gemeinſchädlichſte aus dem Wege geräumt. Auch die Löhnungen der Ehehalten auf dem Lande und in Städten, die Preiſe der Lebensmittel, Feilſchaften und Miethſachen, wo ſie offenbar zu übertrieben, und durch verſchiedene Mißbräuche kränkend, und ſelbſt dem

---

*) Beilage Nr. 5.

Handel und den Gewerben nachtheilig geworden waren, wurden in die obrigkeitliche Aufſicht genommen, und gleichſam durch eine ſtillſchweigende Ausgleichung zwiſchen dem Geber und Empfänger ein Gleichgewicht hergeſtellt, bei welchem jener an die Billigkeit erinnert, dieſer der Verſuchung, die Befriedigung der Lebensbedürfniſſe, durch unerlaubte, oder niedrige Mittel ſich zu verſchaffen, entübriget wurde.

Man will auch dem Genuſſe des Kaffees, Thees u. a., deren Gebrauch in Deutſchland am Ende des 16. Jahrhunderts ziemlich bekannt wurde, eine Veranlaſſung zur Verfeinerung und Verbeſſerung der Sitten in der Rückſicht zuſchreiben, als durch die Einführung jener fremden Getränke die groben ehemaligen Saufgelage, wenigſtens bei dem edleren Theile der Städtebewohner, in Vergeſſenheit kamen, und als zumal durch die Errichtung der Kaffeehäuſer, in welchen ſich alles, was gelehrt, vornehm, reich und müſſig war, verſammelte, ein feinerer Lebenston, bei dem das Volltrinken, Poltern, Schwören und Fluchen aufhörte, verbreitet, und das Bedürfniß des gebildeten geſelligen Umgangs täglich mehr wahrgenommen wurde. Auch gaben ſich die fremden Kaufleute alle nur erdenkliche Mühe, ihren Waaren einen ergiebigen Abſatz zu verſchaffen, indem ſie überall zu feilen Schriftſtellern ihre Zuflucht nahmen, welche den Kaffee und Thee, den Taback, welchen zu ſchmauchen und zu ſchnupfen im 16. Jahrhundert Mode wurde, und überhaupt alle oſt- und weſtindiſchen Gewürze und Spezereien, als eben ſo viele wunderwirkende Geſchenke für die Geſundheit mit der größten Ueberredungskunſt und Zuverſicht anpreiſen mußten.

Ein auf die Kultur des feinern Lebensgeſchmackes, und die Beförderung der Sittlichkeit unmittelbarer hinwirkender Umſtand wurde durch den damaligen, von der Mode und Liebhaberei erzeugten, Eifer hervorgebracht, die Kultur der ſchönen, bildenden Künſte zu befördern. Es wurde ſeit der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, da man, vorzüglich in Italien, mit den alten Klaſſikern, auch die Kunſt der Alten hervorſuchte, und ſie ſtudirte und nachahmte, nicht nur an Höfen, ſondern bei allen angeſehenen und reichen Privatgeſchlechtern großer herrſchender Ton, ſich nicht nur eine ausgewählte Sammlung von Büchern und andern Seltenheiten beizuſchaffen, ſondern ſich vor allen durch die Auszierung ihrer Wohnungen mit einem und andern Kunſtſtücke, einen Ruf von Kunſtgeſchmack zu erwerben. Die Städte verſchönerten ihre Kirchen, oder (wenn ſie in dieſen vermöge ihrer Religionsgrundſätze keine Bilder duldeten) ihre Rathhäuſer mit den ſchönſten Gemälden, ihre öffentlichen Plätze mit den kunſtreichſten Brunnen und Bildſäulen, und die Fürſten ſtrebten mit wechſelſeitiger Eiferſucht nach dem Ruhme, die reichſte Sammlung von Alterthümern, und die vorzüglichſte Gemäldegallerie zu beſitzen. Der Herzog von Bayern z. B., Albert V., nachdem er ehevor Italien in Perſon durchgereiſet, und alles Schöne geſehen hatte, ſchickte nicht nur mehrere gelehrte und geſchmackvolle Männer mit dem Auftrage dahin, alles, was von ſeltenen Büchern und Kunſtſachen für Geld zu bekommen ſeyn würde, zu ſammeln; er ſetzte auch den nämlichen Werth auf andere Zweige der ſchönen Künſte, z. B. auf Muſik, und ſchickte ſeinen berühmten Kapellmeiſter, Orlando Laſſo mehr, als Einmal, nach den Niederlanden ab, um von ihm für ſeine Hofkapelle berühmte Tonkünſtler aufſuchen, und anwerben zu laſſen. An dem Hofe dieſes Herzogs, und ſeiner unmittelbaren Nachfolger, befanden ſich theils lebenslänglich, theils viele Jahre die kunſtreichen Maler Johann von Ach, Johann Bocksberger, Peter von Witt, oder Candito, Mathias Kager, Johann Mielich, Albrecht Altdorfer, Johann Rottenhammer, Chriſtoph Schwarz, Friedrich Süſter, oder Süſtris, Johann Schöpfer, Chriſtian Tegler (Degler), Johann Donauer, Thomas Oelgaſt u. a.; die Bildhauer, oder Gießer: Gerhard Hubert, Johann Aernhofer, Johann Aßlinger, Johann Krumper (Krumpter), Johann Reichel u. a.; die Kupferſtecher Dominikus Kuſtos, die Sadeler, Johann und Raphael u. a.; nebſt verſchiedenen berühmten Baumeiſtern, Tonkünſtlern, Form- und Prägſchneidern, Illuminirern, Steinmetzen, Stuckadoren, Goldarbeitern, Schnitzern, Kunſtſchreinern, Kunſtſchloſſern, Büchſenmachern ꝛc., welche von einem beſtändigen Wetteifer angeſpornt wurden, das Vollkommenſte ihrer Kunſt darzuſtellen, und den Beifall ihres Hofes und des Publikums zu verdienen. Auch die vier öſterreichiſchen Kaiſer: Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II., und Matthias waren Kenner, Liebhaber und Beſchützer der nachbildenden Künſte, und zumal befanden ſich unter dem Kaiſer Rudolph II. an deſſen Hof zu Prag alle Zweige der Künſte in dem blühendſten Zuſtande. Auch mehrere Reichsſtädte, beſonders Augsburg und Nürnberg erwarben ſich durch die thätigſte Unterſtützung und Verbreitung des guten Geſchmacks in Kunſtſachen einen unſterblichen Ruhm, und allein die Kunſtgeſchichte dieſer berühmten Städte (ſo wie ſie von Augsburg Paul von Stetten, von Nürnberg Johann Gabriel Doppelmayer lieferten) macht einen großen Theil der deutſchen Kunſtgeſchichte dieſes Zeitalters aus. Die Namen der Maler zu Augsburg: Hans Burgmaier, eines Schülers des Albert Dürers, Abraham del Hell, Joſeph Hainz, Hanns, Schor, Georg Karg, Anton Mozart, Heinrich Vogtherr u. a.; der Kupferſtecher oder Holz- und Formenſchneider: Alexander Maier, Raphael Cuſtos, Lukas Kilian, Hanns Rogel, und Marx Anton Hannas; der Gießer oder Bildhauer: Hubert Gerhard, Adrian de Vries, Johann Reichel u. a.; die Namen der Maler von Nürnberg: Albert Dürers, Chriſtoph Ambergers, Hans Scheufelin, Sebald Böhmen, Georg Penz (der auch in Kupfer ſtach), Virgil Solis, Lukas Gemünther, Hans Hofmann, Bartholomäus Böhm; der Glasmaler: Veit (Vater und Sohn), Sebald, und Auguſtin Hirſchvogel (letzterer beſaß die größte Fertigkeit im Zeichnen, Aetzen, Malen, und Emailliren, beſchäftigte ſich auch mit dem Grabſtichel und Steinſchneiden), Nikodemus Juvenell, Lukas von Falkenberg, werden, ſo wie die Namen vieler anderer Künſtler, von welchen man in den mancherlei Denkmälern der damaligen Zeit, als in den unzähligen mit zahlreichen und prächtigen Holzſchnitten verſehenen Bücherauflagen, in Stamm- und Wappenbüchern, in Turnierbüchern, Modellbüchern, Trachtenbüchern, Thier- und Pflanzenbüchern u. a. m. die niedlichſten Arbeiten antrifft, dem Kunſtkenner ewig ehrwürdig bleiben. Auch manche Silber- und Goldarbeiter, als: Franz Aſpruck zu Augsburg (ein großer Zeichner, auch Kupferſtecher, der vierzehn Blätter von gehämmerter Arbeit verfertigte, viele einzelne Figuren in Gold, Silber und Meſſing, welche in der Zuſammenſtellung Geſchichten vorſtellten, goß), Hans Lenker von Nürnberg (der über die Optik ſchrieb, und die Perſpektive verbeſſerte), dann deſſen beide Söhne, Hans und Chriſtoph, welche ſich zu Augsburg niederließen; die Goldſchmiede: Valentin und Chriſtian Maler, Vater und Sohn (erſterer zugleich ein Maler und Bildhauer, letzterer ein Wachspoſſirer); der Goldſchmied Hans Klimm zu Nürnberg, welcher große Bruſtbilder im ſchönſten Verhältniß von Silber zu treiben verſtand, auch dabei Zeichner und Kupferſtecher war; ferner die Goldſchmiede Jakob Hoffmann, dann Melchior Bayer, der ältere, beide zu Nürnberg, welche große Zeichner, und im Schmelzen, Gießen und Abtreiben des Goldes und Silbers vortrefflich erfahren waren, verdienen den bildenden Künſtlern der damaligen Zeit eben ſo gut beigezählt zu werden, als manche Holzſchnitzler, Beindrechsler, Stempelſchneider, Poſſirer, und künſtliche Mechaniker. Man verlegte ſich damals mit beſonderm Fleiß auf die Verfertigung aſtronomiſcher Uhren, welche von allen Kennern mit Recht bewundert wurden; ſolche waren jene zwei aſtronomiſche Uhren, welche Gerhard Emmhofer zu Augsburg für die Kaiſer Ferdinand I. und Max II. verfertigte, und von welchen dieſe Kaiſer bekannten, nie etwas Aehnliches geſehen zu haben. Nicht weniger arbeiteten Hans Schlottheim, und Georg Roll zu Augsburg die künſtlichen Uhrwerke für Kaiſer Rudolph II.; jener verfertigte auch eine ſich ſelbſt bewegende Galeere, und Roll wird für den Urheber der berühmten Uhr gehalten, auf welcher der Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, nebſt der Bewegung der Fixſterne vorgeſtellt, und welche von Peter Eremita bei ſeiner Durchreiſe durch Augsburg 1600, als ein Wunderwerk beſchrieben wurde. In mechaniſchen Arbeiten wurden nicht weniger die ſehenswürdigſten Arbeiten geliefert; ſo erfand der Kunſtſchloſſer, Kaſpar Werner zu Nürnberg, ein Schiff dreiviertel Ellen lang, welches auf einem Tiſch ſich ſelbſt bewegte, und in welchem die darin befindlichen Figuren verſchiedene Bewegungen machten, und unter andern ein Liebesgott ſeine Pfeile gegen jeden, gegen welchen man es haben wollte, abſchoß. Und ſo überhaupt verfertigten viele augsburgiſche und nürnbergiſche Künſtler ſogenannte Automaten, oder ſich ſelbſt bewegende Bilder, unter welchen ſich verſchiedene, ſelbſtſpielende muſikaliſche Inſtrumente, und unter dieſen ein großes Inſtrument in einer Kirche, welches eine ganze Veſper von zweitauſend Takten von ſich ſelbſt ſchlug, beſonders auszeichneten u. ſ. w. Wiewohl man nun in den nachbildenden, und noch mehr den mechaniſchen Künſten einen richtigen Geſchmack, eine große Fertigkeit, und eine ſeltene Vortrefflichkeit im Erfinden und Ausführen beſitzen, und doch ein ſehr unſittlicher Menſch ſeyn kann; wiewohl ferner Kunſtſachen überhaupt nicht immer mit der unmittelbaren Abſicht verfertigt werden, durch ſittliche Darſtellungen den Menſchen zu beſſern, ihm Abneigung gegen Laſter und Unordnung, und Liebe zur Tugend einzuflößen; ſo wirkten die Künſte und Kunſtliebhabereien auf die damaligen Zeitgenoſſen doch ſo vieles, daß ſie das Rohe und Plumpe in den Sitten ableiteten, feinere Gefühle und Bedürfniſſe einflößten; daß ſie die Denk- und Einbildungskraft mit lebendigen Begriffen von Würde, Größe und Beſtimmung der menſchlichen Natur erfüllten; daß ſie, wenigſtens gegen grobe, und mit einer beſondern Niederträchtigkeit verbundene Laſter den (wider ſie im Innerſten des Menſchen vorhandenen, natürlichen) Abſcheu rege machten, und Neigungen für alles Wohlanſtändige, Schickliche und Schöne, für Einfachheit und Ordnung des Lebens verbreiteten, und wenigſtens ſolche gute Wirkungen hervorbrachten, daß ohne ihren Einfluß das Gute ſeltener, und das Schlimme allgemeiner und gräßlicher geweſen ſeyn dürfte.

Der Geſchmack an Vergnügungen blieb im Ganzen noch überall der nämliche, wie er vor Jahrhunderten beſchaffen war. Das Armbruſtſchießen, Ringelrennen, Pferderennen, Maskeraden und Bälle machten noch immer die vorzüglichſten Ergötzungen der Hof- und ſtädtiſchen Feſte aus, und zu denſelben, zumal zu fürſtlichen Hochzeiten, wurden noch immer beinahe alle Könige und Fürſten von Europa eingeladen. Bei den Mahlzeiten ſelbſt machten die ſogenannten Geſchaueſſen ebenfalls noch einen wichtigen Theil, und einen Gegenſtand aus, an welchem man den Witz und die Kunſt des Koches, der ſie erfand, eben ſo bewunderte, als man die Pracht und den Glanz des Hofes, von welchem ſolche Kunſtſachen beſtritten wurden, höchlich rühmte. Unter den Ritterſpielen, mit welchen die (in Fol. mit vielen Kupfern gedruckte) Hochzeit des Herzogs Wilhelm V. in Bayern mit Fräulein

Renata von Lothringen im Jahre 1568 zu München gefeiert worden, kommen noch verſchiedene Turniere zu Fuß und zu Pferd, von denen einige zum Scherz, andere aber zum Ernſt galten, vor. Zu jenen gehörte das „Kübelſtechen," bei welchem die in einem ungeheuer dicken Aufzug, (ſo daß die Pferde ohne fremde Hülfe nicht beſtiegen werden konnten), und mit einem großen Kübel oder Napf über das Geſicht und dem Kopf erſcheinenden Ritter auf öffentlichem Platze turnieren, und (was ein beſonders ſchönes Turnier genannt wird) das Stechen auf kleinen Pferden, welche von hölzernen Reifen gemacht, mit einem rothen Tuche bis auf die Erde bedeckt, und den Rittern, die dabei zu Fuß giengen, um die Mitte dergeſtalt befeſtigt waren, daß man hätte meinen ſollen, ſie kämen auf natürlichen Pferden angezogen. Unter den ernſthaften Kämpfen wurden noch „ſcharpffrennen," welche mit Lebensgefahr verbunden waren, öffentlich gefeiert. Einen Theil der Spiele lieferten auch die einheimiſchen und fremden Fechter, wie dann damals die Fechter ihre Uebungen, als eine ritterliche Kunſt, unter obrigkeitlichem, und ſogar kaiſerlichem Schutze, in öffentlichen Fechtſchulen hielten, den jungen Rittern Unterricht mittheilten, und bei großen Feierlichkeiten ihre Stärke und Geſchicklichkeit ſehen ließen.

Nichts hat, ungeachtet der Erfindung und des Daſeyns des Schießpulvers, der Kanonen und Musketen, langſamer und unlieber Eingang gefunden, als die Veränderung der ältern Art, Kriege zu führen, welche eine natürliche Folge jener Erfindungen geweſen, und nachher, zum unausſprechlichen Unglück der Menſchheit, gräßlich ausgeartet iſt. Man konnte noch immer nicht begreifen, wie es nicht beſchämend ſeyn ſollte, ſich im Kriege der Feuergewehre, dieſer (ſo nannte man ſie) „unritterlichen Mordgewehre," bei welchen alle perſönliche Tapferkeit aufhören, und ſtatt einem ächten Heldengeiſt eine blinde Waghalſerei und Tollkühnheit eintreten müßte, zu bedienen, und man behielt daher die uralte Manier, auf dem Pferd mit dem Schwert zu ſtreiten, dann den Gebrauch des Spießes und des Helmes, ſo lange ſichs nur thun ließ, bei, ſo daß die letztern noch tief im 17. Jahrhundert zum Vorſchein kamen. Aber nicht nur mit den Waffen, ſondern auch ſelbſt mit dem Aufruf und der Anwerbung der Streiter giengen nach und nach weſentliche Veränderungen vor. Da die adeligen Vaſallen (theils weil ſie unter dem Fußvolk, welches nunmehr höchſt wichtig wurde, nicht dienen, und mit dem Schießgewehr nichts zu thun haben, theils weil ſie die Koſten einer Kriegsrüſtung für ſich, und die ihnen angewieſene Mannſchaft nicht ferner tragen wollten) immer ſaumſeliger bei einem Aufgebot erſchienen, ſo zogen am Ende die Landesfürſten die Herſtellung des Waffengeräths und der Mannſchaft unmittelbar an ſich, und forderten dafür Steuern an Geld, womit ſie den Neuangeworbenen einen Sold reichten, und die dieſen Söldnern oder Soldaten nöthigen Kriegsbedürfniſſe beſtritten. Was die Unternehmung eines wirklichen Krieges betraf, ſo hielten ſich wohlbeſtellte Nationen genau an ihre wohlhergebrachten Verfaſſungen. Hatte ein Landesfürſt von einem auswärtigen Hof Geld genommen, mit der Verbindlichkeit, ihm eine gewiſſe Anzahl von Truppen zuzuführen, ſo mußte er gleichwohl einen ſogenannten Lauf verkündigen, nämlich einen gewiſſen Sammelplatz, wo man des Handels einig werden konnte, für die herrnloſen, und in ganzen Schaaren unaufhörlich herumtreibenden Knechte beſtimmen, welche, ſtatt ſich mit einer ordentlichen Arbeit zu nähren, und an ein Vaterland anzuſchließen, ihre Brodſache daraus machten, ſich von jedem, der ſie zum Verheeren von Ländern, die ihnen nichts zu Leid gethan, zum Morden von Menſchen, die ſie nicht gekannt hatten, dingen wollte, anwerben zu laſſen. Wenn aber ſelbſt die Inländer ſich ſtellen ſollten, ſo mußte, vermöge uralter Verträge, die Nation von dem Zwecke unterrichtet, und eine Nationalangelegenheit mitverbunden ſeyn, und in dieſem Falle bediente man ſich dann der Nationalmiliz, deren Beſchaffenheit in mehr, als Einem deutſchen Lande vortrefflich war. In Bayern z. B. (wo man dieſe Miliz, welche mit dem alten Heerbann, vermöge deſſen jeder freie Inländer wider einen gemeinſamen Feind ſeines Vaterlandes als Wehrmann ſich ſtellen mußte, viel Aehnliches hatte, „den Landfahnen“ nannte) wurden Bürger und Bauern, jene von ihren Obrigkeiten, dieſe von den Landbeamten, welche Hauptmänner hießen, unabläſſig in den Waffen geübt, dann von Zeit zu Zeit Muſterungen angeſtellt, und im Nothfalle der 30ſte, 10te, auch der 3te Mann aufgefordert *). Vermöge eines im Jahre 1600 gedruckten Mandats mußten überall ordentliche Schießſtätte errichtet, und darin die Unterthanen im „Gewißſchießen“ geübt werden. Das Pulver und Blei wurde von dem Hauptmanne unentgeldlich vertheilt, und ſobald die Leute einige Fertigkeit erlangt hatten, wurde ihnen von dem Landesfürſten alle Feiertage „ein Vortl, um welchen ſie zu ſchießen hatten“ zu-

---

*) Beilage Nr. 6.

erkannt. Auf den Muſterplätzen wurden ſie dergeſtalt eingetheilt, daß in jedem Glied fünf Mann gehen, zehn eine Rotte ausmachen, und über dieſe einer der „reſierigſten" Bauern oder Bürger als Rottmeiſter aufgeſtellt werden ſollte. Eine gewiſſe Anzahl Rotten hatte ihre Fahne und ihren Hauptmann, ſo, daß man ſo viele Regimenter Fußvolk, als Gerichter oder Aemter waren, zählte. Zugleich wurde für eine verhältnißmäßige Reiterei geſorgt *), und auf den Muſterungen derſelben ſtreng beſtanden. Niemand bekümmerte ſich übrigens um die Kürze oder Länge des Rocks, Niemand um die Hutſtülpen, um die Form der Haarlocken, des Backenbarts, und der Zöpfe, und um andere Armſeligkeiten, welche man nachher, als der ächte Kriegsgeiſt verſchwand, im ganzen Ernſte für wichtig hielt, ſondern ein ungeheuchelter Gemeinſinn, eine bis zum Tod und im Tod noch feſtſtehende Liebe für den Fürſten und das Vaterland machten die Stärke dieſer Heere aus. Von einer andern Miliz (die Landesfürſten begnügten ſich mit einer mäßigen Leibwache, und die Städte hielten ſich zu Polizeidienſten ihre Söldner und Schaarwachen) wußte man glücklicher

---

*) Beilage Nr. 7.

Weiſe noch nichts, und noch weniger hatte man einen Begriff von einem ſtändigen, zahlreichen Militär, dieſer eben ſo grauſamen als zweckwidrigen Erfindung, durch welche nach und nach die blühendſten Völker verkrüppelt und verwildert, alle Landesverfaſſungen umgeworfen, alle Nationalſchätze verſchlungen, Fürſten und Unterthanen arm gemacht, und wenn bei unzähligen Drangſalen der unausbleibliche Mißmuth ausbricht, ſelbſt die Throne, welche in jener Erfindung ihre Stärke ſuchten, erſchüttert werden, wie die hiſtoriſche Erfahrung in alten und neuern Zeiten bewieſen hat.

Sonſt giengen in bürgerlichen und politiſchen Dingen einige wichtige, zum Theil ſehr glückliche Begebenheiten vor. Unter die letztern gehören die Poſten und ordentlichen Boten in Deutſchland, deren Einführung nicht allein dem Handel, ſondern auch in unzähligen Fällen den Regierungen der Länder, und den Vortheilen der Privaten ungemein vortheilhaft war. In ältern Zeiten verſchickten große Herren ihre Briefe durch eigene Fußgänger an die nächſte Stadt, wo dieſelben der Magiſtrat übernahm, und durch eine gleiche Anſtalt wieder bis in die nächſte Stadt beförderte. Privatperſonen verſchickten ihre Briefe oder Pakete durch die reitenden Metzger, oder durch reiſende Kaufleute, oder durch die reitenden

Boten und Landkutſchen, welche von den vornehmern deutſchen Reichsſtädten gehalten wurden; allein alle dieſe Mittel, wodurch man bedeutende Nachrichten gab oder erhielt, waren ſehr unzulänglich; indem die Kaufleute, Boten und Kutſchen weder zu einer beſtimmten Zeit abreiſten, noch ihre Reiſen ſchnell und ununterbrochen fortſetzten, und dabei durch manche Städte, wo ſie keine Geſchäfte hatten, nicht einmal kamen. Es konnten daher in andern Reichen die wichtigſten Begebenheiten jeder Art vorgehen, ohne daß man das Geringſte davon erfuhr, oder erſt erfuhr, wenn es z. B. in Commerzſachen oft ſchon zu ſpat und unnützlich war, von denſelben endlich einige Nachricht zu erhalten. Gleichwie dieſer Mangel ſehr fühlbar war, ſo geſchahen von Zeit zu Zeit in höchſt dringenden Fällen einige Verſuche, demſelben wenigſtens ſo lange, als ſolche Fälle anhielten, abzuhelfen. Unter Kaiſer Maximilian I. gerieth ein italieniſcher Edelmann, Baptiſta von Taxis, auf den Einfall, einige reitende Boten von Brüſſel bis an die franzöſiſche Grenze zu unterhalten, um dem niederländiſchen Hofe Nachrichten aus Frankreich deſto eilfertiger zuzubringen. So wurden auch während der Kriege, in welche König Ludwig von Ungarn mit den Türken verwickelt, und in welchen jener vom deutſchen

Reiche unterſtützt wurde, im J. 1522 von Wien bis Nürnberg, wo ſich damals das deutſche Reichsregiment befand, reitende Boten angelegt. In einem fernern Kriege, welchen Kaiſer Karl V. im J. 1542 dem Türken erklärte, wurde ebenfalls eine Poſt angelegt, und da jener Kaiſer beinahe in ganz Europa Krieg führte, und ſeinen Aufenthalt bald in dieſem bald in jenem Lande nehmen mußte, legte endlich Leonhard von Taxis, bei deſſen Familie jene oben erwähnte Aufſicht über die reitenden Boten, und deren Verfaſſung in den Niederlanden geblieben war, im Jahre 1543 eine beſtändig reitende Poſt an, welche aus den Niederlanden durch das Bisthum Lüttich und das Erzſtift Trier nach Speier und Rheinhauſen gieng, und von da ihren Weg durch Würtemberg über Augsburg, durch Tyrol nach Italien fortſetzte *); aber erſt im Jahre 1595 wurde derſelbe, nachdem er noch viele Schwierigkeiten zu beſiegen gehabt hatte, von Kaiſer Rudolph II. zum General-Oberſten Poſtmeiſter im deutſchen Reich (doch ſo, daß die Reichsſtände in ihrem Rechte, Boten und Landpoſten zu halten, keineswegs beſchränkt

---

*) C. M. Hauſens Staatsmaterialien. 5tes Stück. S. 364. u. ſ. w.

wurden) ernannt. Uebrigens wurde das Blaſen von den Stadtthoren bis zum Poſthaus, als ein Zeichen ihrer Ankunft für die, welche Briefe zu erwarten, oder zu beſtellen hatten, der vieljährige Gebrauch aber, die Aufſchriften auf deutſchen Briefen franzöſiſch zu ſchreiben, entweder weil die Poſten eher in Frankreich, als in Deutſchland entſtanden, oder weil von dem taxiſchen Oberreichs-poſtamte eine Zeitlang Ausländer als Poſtmeiſter in den Reichslanden und Reichsſtädten angeſtellt wurden, eingeführt. So vortheilhaft indeſſen die Einführung eines regelmäßigen Poſt- und Botenweſens für den Handel überhaupt war, ſo wurde gleichwohl der deutſche Handel zu ſeiner ehemaligen Größe und Vortrefflichkeit (ungeachtet er in einigen Reichsſtädten, z. B. in Augsburg und Nürnberg u. a. noch immer ſehr blühend blieb) nie wieder zurückgeführt, was, wenn auch der alte Hanſeegeiſt auf das engſte vereinigt geblieben wäre, nach der Erfindung von Amerika, und nach den Vorſchritten der auswärtigen Königreiche, von welchen Deutſchland umgeben iſt, nicht mehr möglich war. Da nun vollends auch die Vereinigung und alte Eintracht der deutſchen Handelsſtädte durch eine wechſelſeitige Eiferſucht und Neigung nach Monopolien zerrüttet, und das Anſehen und Zutrauen, das ſie während ihrer Vereinigung bei auswärtigen Höfen genoßen oder behaupteten, zerſtört wurde, ſo wurde das Vertrocknen und Verſchwinden der Handlungsquellen täglich zahlreicher und fühlbarer, bis dieſe endlich durch die entſetzlichen Erſchütterungen des im Jahre 1618 entſtandenen dreißigjährigen Krieges beinahe unſichtbar geworden ſind.

Unter den glücklichen politiſchen Ereigniſſen ſtehet die Einführung des Rechts der Erſtgeburt (Primogenitur) oben an, welches in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts von verſchiedenen fürſtlichen Häuſern verſucht, und auch durchgeſetzt, und vermöge deſſen in der Zukunft unter mehreren vorhandenen Prinzen allein der Erſtgeborne oder Nächſtverwandte die Länder eines Geſammthauſes zu regieren befugt ſeyn, den übrigen Prinzen aber ein ſtandesmäßiger Unterhalt ausgezeigt werden ſollte; und ſo wie bis dahin in den Fällen, da bei dem Hintritte eines Regenten mehrere gleichgeſippte Prinzen zurückgelaſſen waren, unter dieſe die erledigte Provinz zu gleichen Theilen, wiewohl gewöhnlich nur nutznießlich vertheilt, mithin mehrere abgeſonderte Hofhaltungen errichtet, und tauſend Gelegenheiten zu einheimiſchen Kriegen und Mißhelligkeiten veranlaßt, durch dieſe aber die Länder nicht ſelten auf das härteſte mitgenommen, geſchwächt, und am Ende oft wohl gar (wie z. B. in

Bayern mehr als Einmal der Fall war) wider alle Hausgrundgeſetze zerſtückelt worden waren, ſo war man nunmehr vollkommen berechtigt, mit Zuverſicht zu erwarten, daß die Länder ſo glücklich ſeyn würden, einer geſicherten und dauerhaften Ruhe, einer allgemeinen und gleichförmigen Verfaſſung in Hinſicht auf die Verwaltung der Gerechtigkeit, des Handels, der Polizei u. a. und eines gegründeten Wohlſtandes zu genießen; aber ſchon die ganz beſondere Beſchaffenheit der gleichzeitigen Begebenheiten, dann der wechſelſeitigen Verhältniſſe der größern deutſchen Höfe, und ſelbſt die Vorſtellungsarten, welche ſich regierende Prinzen von ihrer Landeshoheit machten, und nach welchen ſie ihre Plane anlegten, ließen einen großen Theil der ſchönen Folgen, welche man hoffte, nicht eintreten. Manche Fürſten ſahen ſich kaum im Beſitze der landesfürſtlichen Gewalt über ein ehemals zerſtückeltes, und nun vereinigtes Land, als ſie von der (freilich allen Menſchen gleichſam angebornen) Neigung ergriffen wurden, das ihnen anvertraute Land allenthalben mit ihrer Hoheit auszufüllen, die Wohlfahrt des Landes in der Ausdehnung ausſchließender Gerechtſame zu ſuchen, und nicht als Landesregenten, welche ehemals nur mit Beiziehung ihrer Nation Geſetze und Beſchlüſſe aufzuſtellen hatten, ſondern mit Machtſprüchen, als Landesherren, aufzutreten, was, wenn ein ſolcher Regent kein ſelbſtſtändiger Weiſer mit einem großen, wohlgebildeten Verſtand, und einem königlichen Herzen iſt, in tauſend Fällen für ihn und ſein Volk nicht anders, als ſehr unglücklich ausfallen mußte.

Nichts kam den Prinzen, welche von jenem Hang beſchlichen worden ſeyn mochten, gelegener, als das zu gleicher Zeit allgemein in Deutſchland herrſchende Syſtem, das römiſche Recht, welches jenem Hange außerordentlich ſchmeichelte, endlich ganz einheimiſch zu machen. Dieſes römiſche Recht wurde zwar auf Schulen ſchon ſeit langer Zeit gelehrt, auch auf den Schrannen oder Gerichtsverſammlungen in neuen Fällen, worüber kein deutſches Landrecht vorhanden war, zur Aushilfe genommen, aber gleichwohl nicht ordentlich eingeführt. Die Richter hielten ſich meiſtens an die uralten Gewohnheiten der Grafſchaft, in welcher im Rechtsfalle entſchieden werden ſollte, und auf das verjährte Herkommen, oder an die in längſt verfloſſenen Zeiten getroffene Uebereinkunft, welche freilich wenig auf einer nicht Jedermann zugängigen Gelehrſamkeit, aber nicht ſelten deſto mehr auf einem geſunden Menſchenverſtande, und auf Billigkeit gegründet war. Und jene Gewohnheiten und Herkommen konnten um ſo leichter zum Grunde eines Urtheils gelegt werden, als die Landesfürſten ihre Länder von Zeit zu Zeit bereiſten, und bald in dieſer, bald in jener Stadt ihre Gerichtshöfe verſammelten. Nachdem ſie aber für gut befanden, das große Beiſpiel der Kaiſer, welche nach dem Vorgange des Kaiſers Maximilian I. ſtändige Reichs- und Kaiſergerichte gründeten, und dieſelben an einen unveränderlichen Ort anwieſen, nachzuahmen, die Gerichtshöfe in gewiſſe Städte zu verlegen, und dieſelben mit ſtändigen Räthen, welche bis dahin nicht üblich waren, zu verſehen; ja endlich, außer dem, in gewiſſen Fällen offen ſtehenden Reichsgericht, die drei Inſtanzen (das Reviſorium, als die höchſte, die Regierungen oder Hofgerichte, als die zweite, und die Land- oder Hofmarksgerichte, als die erſte Inſtanz) einzuführen, litt das vaterländiſche Recht plötzlich eine Umwälzung. Die bei einer beſtändigen Rathsverſammlung oder einem fortdauernden Hofrath angeſtellten Räthe und Richter waren meiſtens Doktores, welchen ihre juſtinianiſch-römiſche Rechtsgelehrſamkeit, die ſie auf den hohen Schulen geſammelt hatten, unendlich werther, als das einheimiſche, auf bloße herkömmliche Statuten gegründete Recht war, welches theils bei neuen Streithändeln, theils bei Streitigkeiten mit Ausländern nicht einmal zu Rath gezogen werden konnte. Weil aber nicht mit Einem Male alles Vaterländiſche bei Seite geſetzt, und weil vor allem die allgemeine Unzufriedenheit des deutſchen Adels, dann die uralte Gewohnheit aller deutſchen Völker, vermöge deren ein jeder nur von ſeines gleichen gerichtet wurde, nicht gleich ſo geradezu abgewieſen werden konnte, ſo bediente man ſich eines Mittelweges, und beſetzte den Hofrath (ſo wie andere ſtändige Gerichte der Hauptſtädte) halb mit Rittern, und halb mit Gelehrten, (auch der Präſident ſollte ſtets ein Ritter, der Kanzler ein Doktor ſeyn) und hoffte von dieſer Einrichtung, daß ſie jede fernere Klage ſtillen würde, indem bei derſelben die Ritter ſowohl ihres Gleichen richten, als auch die deutſchen ſtatutariſchen Herkommen und Geſetze ihres Vaterlandes in den Fällen, wo es thunlich und nöthig ſeyn würde, handhaben, die Doktores oder gelehrten Räthe aber, in neuen und ſolchen Vorfällen, bei welchen, in Rückſicht veränderter Umſtände und Verhältniſſe, das römiſche, allen deutſchen Provinzen gemeinſchaftliche, Recht zur Abfaſſung eines ſichern Endurtheils ſchicklicher ſeyn möchte, mit ihren Erinnerungen und Stimmen nachhelfen konnten. Auch veranſtalteten manche deutſche Fürſten für ihre Unterthanen eigene ſchickliche Geſetzſammlungen, wie dann z. B. in Bayern ſchon im Jahre 1516 ein „Buech der gemeinen landbot, landsordnung, Sazung und Gebreuch des Fürſtenthumbs in Obern und nidern Bayern,“ dann im Jahre 1517 eine „Reformation der bayeriſchen Landrecht,“ und im Jahre 1520 eine „Gerichtsordnung im Fürſtenthumb obern und Niedern Bayern“ erſchienen iſt. Es blieb aber nirgends bei ſolchen Sammlungen, und nichts hat überhaupt dem deutſchen Vaterlande tiefere Wunden verſetzt, als die fremde Juriſterei. Da ihr keine Philoſophie, keine Menſchen- und Länderkunde zum Grunde lag, ſo verdarb die Mühſeligkeit, welche mit der Erlernung der in einer fremden, halb barbariſchen Sprache geſchriebenen, ausländiſchen Geſetze verbunden war, dann die Verworrenheit und Zweckloſigkeit des größten Theils derſelben, die Köpfe der Jünglinge dergeſtalt, daß ſie von den Univerſitäten, worauf ſie ſich der Juriſterei widmen mußten, mit einem verroſteten Verſtand und Herzen, und mit der entſchiedenſten Unluſt, ſich andere nützliche Kenntniſſe, welche ihren Talenten und ihrem Fleiße angemeſſener, und welche zur Bildung künftiger Geſchäftsmänner unentbehrlich waren, zurückkamen. In ihren Augen war der Sammler der Pandekten (der juſtinianiſchen Geſetze) ein unendlich gröſierer Mann, als Homer und Horaz, für deren Schriften ſie keinen geiſtigen Sinn mehr hatten, und wobei ſie eben darum alles, wornach ſie die Hände ausſtreckten, verunſtalteten. Die bitterſten Klagen über die Langwierigkeit und Koſtbarkeit der Prozeſſe, bei welchen Vornehme und Niedere oft ſchlimmer daran waren, als ſelbſt bei dem ehemaligen Fauſtrecht, wurden bald durch ganz Deutſchland allgemein; allein die Herren kehrten ſich ſo wenig daran, daß ſie vielmehr den Unrath, über den man klagte, immer mehr anhäuften, und daß ſie zuletzt ungeheure Sammlungen von Rechtsbüchern in die Welt ſchickten, womit jeder ſein Weſen treiben, und wenn er anders ein durchtriebener Kopf war, die Sache ſeiner Clienten Jahre lang drehen konnte, wie er wollte, Sammlungen, durch welche weder das Eigenthum geſichert, noch die Sitten verbeſſert, noch ſonſt Anſtalten, welche von einer geſunden Denkart, und einer dem gemeinſten, ungebildetſten Volke überlegenen Denkkraft zeugten, veranlaßt wurden. Im Gegentheile, je zahlreicher die Geſetze wurden, deſto zahlreicher wurden die Prozeſſe, und deſto häufiger und gröber die Verbrechen, wobei ſich die Geſetzgeber ſo wenig zu helfen verſtanden, daß ſie das verrenkte Glied ohne weiters abſchlugen, das ſchmerzende Aug auf der Stelle ausriſſen, und mit dem Galgen und Rath die heiligen Juſtizrechte im eigentlichſten und ſtrengſten Sinne auszuüben glaubten. Die Zahl der Leute, welche ſich mit Rechtshändeln, und deren Anhang und Zugehör abgaben und nährten, die Menge der im buchſtäblichen Verſtande (ſogenannten) Rabuliſten vermehrte ſich allenthalben unbeſchreiblich, und es iſt nicht übertrieben, wenn verſichert wird, daß man in manchem Land vor lauter Rechtſuchen weiter kein Unrecht, und keinen Unfug wahrgenommen, und daß der Unterthan das kleine Vermögen, welches er im Schweiße ſeines Angeſichts ſammeln mußte, eigentlich für Richter und Unterrichter, für Advokaten, Schreiber, Notarien, Schergen, dann für Amtshäuſer, Gefängniſſe und Schädelſtätten, mit denen, ſtatt fröhlichen Fruchtbäumen, in manchem Lande, alle Wege und Straßen erfüllt waren, geſammelt, dabei zwar wohl den Druck und die Noth, aber (gleich den Herren ſeines Guts und Lebens) nichts Vollkommeners geahnet hat.

Die Fürſten fuhren dabei gewiß nicht am beſten. Sie mußten, ſtatt der anfangs noch ſehr mäßigen *), nicht nur bald eine große

---

*) Beilage Nr. 8.

Zahl von ſtändigen Räthen, und ihrem unermeßlichen Heer von Subalternen beſolden, ſondern wurden überdieß veranlaßt, für ihre geheimen Staatsſachen noch beſondere Räthe, mit welchen ſie ſich insgeheim auf ihren Kammern beſprachen, und welche daher Kammer- oder geheime Räthe genannt wurden, anzuſtellen, und denſelben ebenfalls eine anſehnliche Beſoldung auszuſetzen; aber den Fürſten wurde ferner durch eine für ſie ungleich ſchlimmere Erfindung noch weit empfindlicher mitgeſpielt; durch die Nachahmung nämlich, und Einführung des Hofceremoniels und Etiquettes, welches Kaiſer Karl V. zur Zeit, da er ſich den Titel „Majeſtät" beilegte, in Madrid erfunden, auch bald der größte Theil der deutſchen, vorzüglich der katholiſchen Fürſten treuherzig eingeführt, und womit ſich mancher unbeſchreiblich geſchadet hat. Vermöge dieſes Etiquettes, das, wie es mit allen Nachahmungen neuer Moden zu geſchehen pflegt, in der Folge noch meiſtens übertrieben worden iſt, wurden vorerſt manche Fürſten durch niederträchtige Schmeicheleien und Schilderungen von ihrer Hoheit, Würde und Größe beredet, endlich im ganzen Ernſte zu glauben, daß es ſich durchaus nicht ſchicke, alles das in eigener hoher Selbſtperſon zu thun, was ihre Väter, welche man ihnen als biedere, aber rohe Herren ſchilderte, gethan haben mochten. Man trennte ſolche Fürſten buchſtäblich von ihrem Volk, indem man ſie (unter dem Vorwande, daß ihre Würde und Majeſtät es ſo mit ſich bringe) in ihre Palläſte einſchloß, und ſie auf allen Seiten, und bis in ihr innerſtes Gemach mit militäriſchen und andern Ehrenwachen umgab, durch die ſie, ohne Vorwiſſen derjenigen, welche das Hofetiquette anordneten, nicht hervorgehen, und ohne deren Begleitung ſie nirgends erſcheinen durften. So unnatürlich und im höchſten Grade quälend dieſer Zuſtand auch war, ſo machten gleichwohl in kurzer Zeit die Gewohnheit und Erziehung, daß auch der gutgeartetſte Prinz das Auffallende, Unnatürliche und Zwangvolle deſſelben nicht mehr fühlte, und ſchlechterdings nicht mehr wahrnahm, daß er (den man doch den Herrn ſeines Landes nannte) in demſelben der wenigſt freie Menſch ſey; er wurde angekleidet, geſpeiſet, ſpazieren geführt, auf die Parade, nach einer Jagd, oder zu einem Schauſpiel geſchleppt, wann und wie es diejenigen, welche für ſeine Hoheit ſorgten, und welche ihn unaufhörlich unter der ſtrengſten Aufſicht hielten, für gut befanden. Sorgfältigſt wurde die Erziehung junger Prinzen in Beſchlag genommen, und denſelben (unter den ſaubern Vorſpiegelungen, daß es für einen großen Herrn nicht nur abgeſchmackt, ia beſchämend und erniedrigend ſey, ſich um tiefere Studien, und um den Ruhm der Gelehrſamkeit zu bewerben, ſondern daß es ganz und gar unnöthig, und nicht zärtlich genug für ihn gedacht ſey, indem ſich die Pflicht eines Fürſten nur dahin erſtrecke, ſich geſchickte Räthe zu halten, und übrigens durch eine gewiſſenhafte Vermeidung aller verderblichen Anſtrengungen allein für die Erhaltung ſeiner höchſten Perſon zu ſorgen) nur ſo vieles mitgetheilt, als man allenfalls zu wiſſen braucht, um wenigſtens denjenigen, die etwas gelernt haben, nicht ins Geſicht zu lachen, und um ihnen nicht durch eine übelangebrachte Gleichgültigkeit zu erkennen zu geben, mit wem ſie zu thun haben; aber je mehr man es darauf anlegte, einen jungen Prinzen ja nicht die geringſten Eigenſchaften eines wohlunterrichteten, und nach einem fortgeſetzten Unterricht ſtrebenden, nach dem Umgange mit großen und gelehrten Leuten verlangenden, ſelbſtbehilflichen und ſelbſthandelnden Mannes zu Theil werden zu laſſen (man ſchrieb vielmehr den großen Herren ohne alle Schamröthe „angeborne, angeſtammte" Tugenden und Vortrefflichkeiten zu); deſto mehr vereinigte man ſich in der Bemühung, ihm einen frühzeitigen Geſchmack für den betäubenden Glanz und Prunk, und für die ſeeloſen und geräuſchvollen Zerſtreuungen der Hofſeſte und ihrer Fadheiten beizubringen, und ſeinen Hang für irgend eine Ergötzlichkeit z. B. für die Jagd, die Bauluſt, große Spiele, die Muſik und Schauſpiele, für den Geld und Leute verſchlingenden Soldatenſchwindel, und ſo fort, ja recht bald leidenſchaftlich zu feſſeln. Aus ſolchen Erziehungen und Hofhaltungen entſprangen bald jene gräßlichen Irrthümer, Mißverſtändniſſe, und verjährten Gewohnheiten, durch welche die beſten Nationen und die gutherzigſten Fürſten zu Grunde gerichtet wurden. An eine vernünftige Wirthſchaft und Sparſamkeit an Höfen *), bei welchen ältere Fürſten, die doch gewiß auch gut und gaſtfrei lebten, ſich ſo wohl befanden, wurde bald ſo ſelten gedacht, und ſo wenig geglaubt, daß man ſchon zur Zeit des oben erwähnten Goldkoches David Beuther, den Kurfürſten Auguſt von Sachſen bloß darum, weil er ſiebenzehn Millionen in ſeinem Schatze hinterließ, im Beſitze des Steins der Weiſen, nämlich der Kunſt, Gold und Silber zu kochen, ſich befunden zu haben wähnte, und daß man ſich (weil man weiter keinen Begriff von einer perſönlichen Wirthſchaft eines großen Fürſten

---

*) Beilage Nr. 9.

hatte) gar nicht bereden konnte, wie es möglich ſey, ſich in einer Würde, bei welcher man, nach den herrſchenden Vorſtellungen, Schätze (wenn gleich noch ſo zwecklos) verſchwenden mußte, Schätze zu ſammeln. Manche Prinzen, denen die Vorſicht ein mäßiges, aber bei einer vernünftigen Haushaltung leicht zu beglückendes Land zugetheilt, denen aber ein höchſt falſcher Begriff von Fürſtenhoheit die perſönliche Regierung ſo viel, als abgenommen, und ſie dem unglücklichen König Childerich gleich gemacht hatte, ſuchten nur immer mit einer bemitleidenswürdigen Eiferſucht, dem Glanze großer Monarchen dadurch nachzuahmen, daß ſie auf ihren Hofſtaat, auf Luſtſchlöſſer und Gärten, auf übermäßig viele, üppige und freie Tafeln, auf eine überzählige Dienerſchaft, auf prächtige Equipagen, Kutſchen und Pferde u. ſ. w. Millionen verſchwendeten; und daß, wenn ſie zu gleicher Zeit bei jedem Tritt aus ihrem Zimmer von ganzen Schaaren theils wirklich bedürftiger, theils fauler Bettler überfallen wurden, dabei ihre Augen ſo wenig mehr ſahen, wie armſelig es im Grunde um ihren Glanz ſtehen müßte, daß ſie die Schaaren von Elenden, welche ihnen auf allen Seiten begegneten, vielmehr für den nothwendigen Schatten anſahen, welcher dazu da wäre, um ihren Schimmer zu erhöhen. Man theilte ſich zuletzt förmlich in die Einkünfte manches Hofes, ſo, daß deſſen Kammergefälle, von welchen in ältern Zeiten die ganze Hofhaltung beſtritten, und wohl noch etwas zurückgelegt wurde, bei weitem nicht mehr hinreichte, um nur die Beſoldungen für die Verwalter jener Gefälle zu beſtreiten; ja man erfand (da man bei höchſt ſchiefen Staatsgrundſätzen, und bei einer ungeheuern Unwiſſenheit alles deſſen, was einſt ungleich beſſer, und den Sachen angemeſſener war, nicht mehr wußte, was ſeyn ſollte) eine unermeßliche Menge abgeſonderter Körper von Räthen in geheimen Sachen, von Räthen in Juſtizſachen, von Räthen in Finanzſachen, von Räthen in Cameralſachen, von Räthen in geiſtlichen Sachen, von Räthen in Commerzſachen, von Räthen in Polizeiſachen, von Räthen in Forſtſachen, von Räthen in Bau- und Straßenſachen, von Räthen in Bergwerksſachen, von Räthen in Kriegsſachen, von Räthen in Kulturſachen ꝛc., nebſt einem unabſehbaren Geſchlepp von Aemtern, Commiſſariaten, Direktionen, Deputationen, Inſpektionen und andern Bedienſtungen, welche außer dem, daß ſie den Geſchäftsgeiſt verunſtalteten, und allen Geſchäftsgang pedantiſirten, den Fürſten Armuth, Unkraft, und eine ſtete Verlegenheit, ihren Ländern aber eine unheilbare Verfallenheit zuzogen; und wenn man einſt ſagte, (wie man dann in tauſend Fällen abgeredte Plane, und tief gegründete Abſichten ſuchte, wo nie welche vorhanden waren) daß die Fürſten ihren reichen und mächtigen Adel von dem Landleben nach ihren Reſidenzſtädten gezogen hatten, um ihn daſelbſt zu einem großen Aufwande zu verleiten, und ihn, wenn er verarmt, und dahin gekommen wäre, um Hofdienſte bitten zu müſſen, zahm, ruhig und geſchmeidig zu machen, ſo konnte man im Gegentheil annehmen, (falls man nämlich ſchon einmal daran wäre, Ungereimtheiten anzunehmen) daß vielmehr der Adel darin überein gekommen ſey, manchen Fürſten durch die Erfindung von unnöthigen Pracht- und Prunkſachen, Ehrenämtern, und von unzähligen Kleinigkeiten, denen man ein Anſehen von der ernſthafteſten Wichtigkeit gab, zu unaufhörlichen Ausgaben, und zu einer ſolchen Verſchüttung ſeiner Einkünfte, wodurch derſelbe in einer ewigen Schwäche und Armſeligkeit niedergehalten werden mußte, zu verleiten, und ihn höchſtens einen Theil ſeines Einkommens mitgenießen zu laſſen, das er übrigens (ohne es zu wiſſen oder zu argwöhnen) blos darauf verwenden müßte, um für die gute Verpflegung und Fortpflanzung, und für die Belohnung des Uebermuths derjenigen, welche ſeine moraliſche und bürgerliche Vernichtung beförderten, ja recht fleißig zu ſorgen.

Sonſt giengen in Rückſicht des wechſelſeitigen Verhältniſſes der deutſchen Staaten, ihrer Macht und innerer Stärke, wichtige Veränderungen vor, welche (einige wenige Länder und Höfe, die ein mit Klugheit gefaßtes Syſtem mit beharrlicher Feſtigkeit nie aus ihren Augen ließen, ausgenommen) im Weſentlichen noch bis dieſen Tag eben dieſelben geblieben ſind. Das Erzhaus Oeſterreich war zu einem Staat vom erſten Range emporgeſtiegen, und ſeine Geſammtmacht ließ die Macht jedes damaligen europäiſchen Königreiches weit hinter ſich. Zwar war eine Theilung dieſes Hauſes in die deutſche öſterreichiſche, und in die ſpaniſch-niederländiſche Linie vorgegangen, indem Kaiſer Karl V. das Königreich Spanien, dann Neapel und Sicilien, die weitläufigen Niederlande, und Mailand, nebſt allen neuen Erwerbungen in Amerika ſeinem Sohne Philipp abgetreten, Karls Bruder (und ſein Nachfolger im deutſchen Kaiſerthum) Ferdinand I. die öſterreichiſchen Länder erhalten hatte; allein ſchon dieſe, wozu bereits Ungarn und Böhmen gehörten, übertrafen alles, was deutſche Kaiſer ſeit Jahrhunderten beſeſſen hatten. Auch manche andere deutſche Fürſten, welche in ältern Zeiten, da heimgefallene, und zur Wiederbeſetzung geeignete Stammländer noch unter die nachgelaſſenen, gleichverwandten Prinzen vertheilt und zerſtückelt wurden, nur den mächtigern Grafen und Biſchöfen gleich ſtanden, ſchritten als erſtgeborne, und eben darum allein regierende Herren weit über di letztern hinaus, und es ergab ſich demnach ein mannigfaltiger Stoff, einer Seits zum wechſelſeitigen Mißvergnügen, zur tiefgrabenden Eiferſucht, zum ewigen Mißtrauen, und zu (nicht ſelten gegründeten) Furcht der Schwächern, von mächtigern Nachbarn verſchlungen zu werden, und anderer Seits zu unzeitigen Fortſchritten, Eingriffen, und zu gewaltthätigen Leidenſchaften der Stärkern, verſchlingen zu können. Aber die Trennung in weſentlichen Religionsdogmen trennte die deutſchen Staaten, und ſchwächte den deutſchen Gemeinkörper noch weit mehr; indem es hier nicht um das kirchliche Weſen allein, ſondern in den wichtigſten Rückſichten, auch um das bürgerliche und politiſche zu thun war. Man haßte ſich daher nicht nur bloß, ſondern man hielt den bitterſten Haß wider Leute, welche in Glaubensſachen anders dachten, für eine Pflicht, und jede Beſtrebung, dem andern Abbruch zu thun, und zu ſchaden, für ein ſittliches Verdienſt. Man verfolgte ſich auch wechſelweiſe auf die wüthendſte Art, und was bei andern Klaſſen von Menſchen noch dieſen Tag geſchieht) warf ſich zu gleicher Zeit, auch wechſelweiſe, auf das bitterſte den Verfolgungsgeiſt, als die höchſte Ungerechtigkeit, und als das beſchämendſte Laſter, vor.

Bei einer ſolchen Lage der Dinge war es wenigſtens kein bürgerliches Wunder, wenn auch die Staatskunſt mancher deutſcher Höfe ausgeartet, wenn die Neigung, an einem andern alles ſchief zu deuten, überall die ſchlimmſten Abſichten zu argwöhnen, dafür aber ſeine Abſichten überall mit falſchen Vorſpiegelungen ohne Noth zu verhüllen, für eine unentbehrliche Klugheit, und wenn Hinterliſt, und kleingeiſtige Ränke für eine tiefliegende Kabinetskunſt gehalten, eine ſo armſelige Kunſt aber, gemäß ihrer natürlichen Folgen, am Ende mit Hohn und Unglück bezeichnet wurde, zur Warnung, und zur Lehre der ewigen großen Wahrheit für andere, der Wahrheit nämlich, daß Geradheit und eine feſte Offenherzigkeit, daß (mit Hintanſetzung und Verabſcheuung einer politiſchen Moral) die moraliſche Politik ſtets die zuverläſſigſte, und, früh oder ſpät, am Ende die belohnendſte ſey.

Beilagen.

Num. 1.

Aus dem Protokoll der im Bisthum Regensburg im Hornung 1559 vorgenommenen Unterſuchung der Weltprieſter.

„Malſtatt Straubing“

1. Dominus Magister Paulus Windisch, Pastor ibi. Von Schwandorf pirtig, zu Regensburg ordinirt, hat ſeine **formata** nit, wiewohl er oft darum angehalten, hat er doch die von dem Vikari nit können bekommen. 7 Jahr Prieſter, zu Regensburg primicirt. In der Dumpfarr daſelbſt Cooperator geweſen, nachmals Pfarrer, Volgends die Pfarr Straubing angenommen. Zu Ingolſtadt hat er magiſtrirt. Zur Predig braucht er Eckium, Nauſer, Hofmaiſter, und andere catholiſche mer. Bisweilen predigt er nachmittag im Jahr 2 oder 3mal, hat den cathed/iſmum **Eccii**, **le-**

suitarum, et aliorum. Im Anfang der Predig pett er das Vater unſer und Ave, und ſinge die alten rief. verkünde feyr- und feſttag, bitt für die abgeſtorbene, dan er glaub, daß ein Fegfeur ſey. halte die offene Peicht ſamt der Absolution catholiſch. De *Missa*, von der Meſſ als ein Opfer für Lebendige und Tode, und andern Articulis derſelben hat er durchaus catholiſch geantwortet. Er zaig an, man ſoll die Bilder von wegen der Abgötterei aus den Kirchen thun, doch hat er ſich weiſen und bereden laſſen, daß ers bleiben ließ. Er lernt, daß der Glaub ohn Werke nit ſelig mach. bekennt 7 Sakrament von Chriſto eingeſetzt. *De Baptismo* hat er durchaus wohl geantwort, ſagt, im fall der not mög ein Kind aus einem jeden Waſſer getaufft werden, sed informatus bene respondit. *De Confirmatione* halt von dieſem Sakrament vil, wais aber nit, wan alda gefirmt worden. Von der gfater- und bluetfreundſchaft hat er wol geantwort. *De Eucharistia* bievon hat er wohl geantwort. Die ein Geſtalt ſey den laien zur Seligkait genug, doch denjenigen, die ihr Sind zuvor gebeichtet, auch über dieſelben Reu und leid tragen. *De Poenitentia* Definitionem, Institutionem ac partes ejus novit, quam ad salutem aeternam necessariam esse affirmat. Satisſactionem pro qualitate delicti injungit. *De Matrimonio:* ſagt, die Ehe ſey von Gott eingeſetzt, et a Christo in novo testamento ut sacramentum in remedium confirmatum. Die Prieſterehe und Winkelheurat lobt er nit. *De Sacro ordine* lernt das Volk, die Prieſterweihe ſey als ein Sakrament von Chriſtus im letzten Abendmahle eingeſetzt, der ſey Prieſter, der ordentlich hiezu geweiht und beruffen. *De extrema Unctione.* Chriſtus habs eingeſetzt, ſey auch durch Iacobum promulgirt, hab bisher nit vil davon geprediget, dan die von Straubing halten nit vil darauf. *De Ritu.* Habe alle Ceremonien, Gotsdienſt, geſtiffte Meſſ, Proceßion, Letaneien, und anders. *De Vita.* Bette ſeine Horas fleiſſig, die Pfarr iſt im ordinario verliehen worden. tragt die prieſterliche Kleidung und tonsur, halt die Baſttäg ſo viel ihm möglich, kom ſelten in die Wirtshäuſer, hat kain Köchin. *De subditis.* Hat 5000 Comunicanten, nem der maiſt theil das Sacrament unter baid geſtalt in der Pfalz, wais aber nit anzuzaigen, wer dieſelben ſeyen. Er reichts kainem sub utraque. ob etliche gar nit comuniciren, ſey ihm nit wiſſend, dan er noch kain Jahr auf der Pfarr. ſeyen ihr vil, die am Pfingſtag das hochwürdige Sakrament ſcheuchen, und davon lauffen, auch die von innern Rath den Prieſter nit mehr, wie vor Alter weiſen (ihn bei der Proceſſion begleiten). Hat über die Regierung kein klag, noch Beſchwerd, ſey katholiſch. Beim Gottesdienſt ſey ſchlechte Andacht, dan jederman laufft nach der Predig aus der kirchen. Er wais von den buchführern nichts unrechtes, aber der ſchuelmeiſter halt nit vil vom Opfer der h. Meſſ, bleib dabei, wie ein blinder Stock, und verſtocktes Herz. *De Scolis et earum Moderatoribus.* Der Schulmaiſter iſt von Magdeburg, zu Wittenberg ſtudirt, und iſt mit der verführeriſchen Lehr in Boden vergiftet, ward vom rath aufgenommen. Pfarrer glaubt, wan er nit ſo teufliſch luteriſch wär, würd ihn ein erbar Rat nit ain Stund behalten. ließt catechismum lutheri, hat privatos discipulos, damit verderbt er die gemain ſchul. er wais nit, wie er die knaben informirt von der beicht, kan er noch kain iahr allda. *De Ecclesiae Defectibus.* Wais nit, wer der kirchen Rechnung aufnimmbt, auch der Kirchen einkommen ire. Docter Veit ſeel. hat 5 Prieſter gehalten, er aber hab 4, damit er den Gotsdienſt ohn Abgang verricht. Hat ain layen Prediger, den hat ein erbar Rath aufzunehmen. Von den vacirenden Beneficien ſey er nit wohl bericht, mag ſich derſelben bei den kirchenpröbſten erfragen. Der Schwarz nimmbt die vacirenden Beneficia ein. Etlicher Beneficien Collation gehört dem Fürſten von Bayern, etliche einem erſamen rat, unnd etliche ainem Pfarrer daſelbſt, welche aber dis ſein, wais er nit. Der Beneficien einkhommen wais er nit, aber drei helffer hab er mit Namen. Georg Schweiberer hat 2 Beneficia, dazu den Stand, dafür ihm Pfarrer den Tiſch gibt. Dem andern gibt er 75 fl. Herberg und Holzgeld dazu. Dem dritten 50 fl. und den Tiſch. Der Pfarrer hat den dritten tail zehend, dafür geben die von Straubing 42 ſchaaf allerley gethraid. für den kleinen Zechend gib man ihm 54 fl. hat ſonſt ſambt den Widen zu ſtifften 100 fl. von den Widen, ſo er hingelaſſen, gibt man ihm 19 Schaf. Mit der beſingung halt man es ſchlecht, und beſing offt nit das fünſt abgeſtorbne. pro **Remediis**, ſo man die Depoſitionen halt, 52 regensb. Pf. Wan aber ains dreimal beſungen wird, gibt man 78 regensb. Pf. Wais nichts das von der Pfarr verſezt.

2. ***Dom. Melchior Theininger, de Schongau Cooperator ibidem.*** Zu Regensburg ordinirt, hat ſeine formata, ain Jahr prieſter, zu Straubing primicirt, vor Cooperator zu Wörth geweſen. Zu Ingolſtadt 2 Jahr bei D. Franz Zoaneto gedient, brauche in der predigt **Ekium.** habe Cate-

chismum Canisii, bett für die abgeſtorbene, tenet purgatorium, das übrig wie beim Pfarrer. *De Missa* catholice sentit ut parochus. De Baptismo; confirmatione, eucharistia, et poenitentia, ut antea. De reliquis, ut parochus. *De Ecclesiae defectibus* hat von ſeinem Stand 50 fl., dan Tiſch. Die Stoll muß er dem Pfarrer verrechnen. Das Opfer ſey gar klain.

3. *Dom. Georg Schwiberer Cooperator.* Iſt Beneficiat auf dem Altar St. Niklas, von hier birtig, zu Augsburg ordinirt, hat ſeine formata; 26 Jahr prieſter, 13 Jahr zu Straubing, zuvor Canonicus zu Altenötting, 4 Jahr zu Ingolſtadt ſtudirt, durch H. Duchſenhauſer vorigen Pfarrer zu Straubing promovirt. Predige zu zeiten aufs pfarrer befehl. braucht Sermones nauseri, und andere, wiewohl er die neuern Scripta geleſen, ſich aber derſelben nit gebraucht ꝛc. De Missa, baptismo, confirmatione, eucharistia ut parochus bene. ſagt auch, laici sunt una specie communicandi, nisi contrarium permittatur a generali concilio. De reliquis ut parochus bene. *De Vita.* bett ſeine Horas. trag habitum et Canonem, observat jejunia, non ingreditur tabernas, nisi invitatus. habet concubinam, ex qua filiam procreavit. ad-

miniſtrat sacramenta jejunus. *De Ecclesiae defectibus.* Einkommen 10 tt. regenſb. Pf. davon gibt er ins ſpital 1 ½ Pf. und als almuſen den Leproſen für ain Jartag 2 fl. Der Schmidl von Straubing hat 2 Beneficia, ains zu St. Peter, das ander zu St. Jakob, welche er aber als Lehenherr ſelbſt einnimmt, und niemandt verleyht. Dergleichen der von Rain 2 beneficia, das aine vacire per apostasiam. Beneficiathaus gehört zur ſtainhauſmeſſ.

4. *Dom Ioh. Wild de Walkoren natus. Capellanus ad S. Petrum altare oium Sanctorum.* Zu Regensburg ordinirt, hat ſeine formata, zu Pitſling primicirt, hat noch ain beneficium ihm zu ſeiner Competenz verliehen, vulgo die Pernauerinn genannt, zuvor cooperator zu Geißenfeld, nachmals Herzog ludwign Kaplan, zu Leipzig und Preſſlau ſtudirt, dan von herzog von bayern zu den beneficien promovirt werden. Iſt 64 Jahr alt, hat nit curam. *De Missa, baptismo, Confirmatione, Eucharistia, poenitentia* bene respondit. *De Matrimonio,* sacerdotes non posse esse uxoratos propter votum ait. De reliquis bene. *De Vita*, hat eine alte köchin, ſagt, ſie ſei in 20 Jahren nit bei ihm gelegen. *De Ecclesiae defectibus*, hat die 2 benannte be-

neficia, von dem ainem Einkhomen, thraid 10 Schaf, Geld 18 fl. vom andern 48 fl.

5. Georg Häſl von Aeting, zu Rom ordinirt, 45 Jahr prieſter, zu Straubing auf dem beneficio in der pfarrkirch St. Jakob, Pauli, Dioniſii ꝛc. vor Pfarrer zu Schönach, zu leipzig ſtudirt. Die Prieſterbruderſchaft hat ihm das beneficium geben. De sacramentis catolice sentit. ***De Vita.*** orat horas, tragt Canon und habit, observat jejunia, geht zu zeiten in Wirtshäuſer, hat ein alte Köchin. ***De subditis.*** glaubt, man habe faſt in allen häuſern lutriſche bücher. Beneficiathaus gehört der prieſterbruderſchaft.

6. ***Dom. Stephan Riethamer Capelan ad S. Vitum.*** zu regensburg ordinirt, 40 Jahr prieſter, zu Wört primicirt, bis 30 Jahr auf dem beneficio. studirt lipsiae, durch Doct. Kolben befördert, non habet curam. De Articulis omnibus bene sentit. ***De Vita.*** Pet ſeine horas. Die von Straubing haben ihm ſein beneficium verlichen, halt ſich in klaidtung und tenſur prieſterlich, hat ain alte köchinn. Einkommen bis 17 ½ Schaf traid und 4 fl.

7. ***Dom. Ioh. Profoit Capelan ad S. Michael extra portam.*** Von herſchbruck zu regensburg ordinirt, hat ſeine formata, bis 38 Jahr prieſter, zu Neuhauſen primicirt,

20 Jahr zu ſtraubing. Vor zu landshut, zu Wien geſtudirt, durch Doctor Veit ſel. zu Straubing promovirt, hat nit curam. de omnibus catolice sentit. fürſt von Bayern iſt collator, Einkhomen 16 Schaf traid. 6 tt. regensb. pf. und ain Weingarten.

8. *Dom. Wolfgang Fuermann.* hat 2 beneficia, ains St. Catharina bei St. Jakob, das andere St. Wolfgangi, von Straubing birtig, zu paſſau ordinirt, 35 Jahr prieſter, zu Wien ſtudirt, non habet curam. De sacramentis in genere et specie licet catolice respondere potuisset, tamen domini Commissarii ipsum gravare ut catolicum vel senio confectum noluerunt. *De Vita.* Pet ſeine horas. collator iſt der Landfürſt, halt ſich in klaidtung, tonsur ꝛc. prieſterlich, hat eine köchin, dabei zwai kinder. De reliquis apposite respondit. Einkhomen von St. Catarina 7 Pf. regensb. pf. Korn 2 ½ Schaf. Gerſten 1 Schaf. Das ander lauter Wiſmater zu Mozing. möcht lauffen bis 45 fl. Er celebrirt in der Wochen ain oder zwaymal, möcht gern celebriren, wo er ſich nicht gefahr beſorgte. Dan man ihn etliche mal vom altar hat wollen raiſſen, und in das Opferkandl ꝛc. — darf den Chorrok öfentlich nit wol tragen.

9. ***Dom. Ulrich Perger beneficiat S. leonardi in Capella S. Virg. Mariae.*** Pet ſeine **horas**. Der Rat zu Straubing ſeind ſeine lehnherrn. halt ſich in allen prieſterlich, allain ſey ihm vom Docter gerathen worden, fleiſch zu eſſen, das er nit ärger halber in der Faſten thue. Iſt über 70 Jahr alt. **Das** Einkhomen wais er nit, dan er bisher noch kain regiſter vom rat empfangen. hat ain köchin bis 80 Jahr alt. beneficii haus wol erbaut, und gehört zu der Zellermeſſ ꝛc. (Briefe zweier Bayern über die Nuntiatur, und andere höchſt wichtige geiſtliche Angelegenheiten in Bayern. München, bei Lindauer 1787.)

Num. 2.

Geſpenſter.

„Im Jar 1601 haben im Schloß Roſenburg, auf einem Berg, bei der Statt Cronach in Bamberger Biſtumb zu Franken, vil grewliche und teuffliſche **Spectra** und geiſter, ſo wol des tags, als nachts ſich ſehen laſſen, in ſelzamen mancherley geſtalten, als Geißböcken, Wildoren, Roß, Eſel, jemalen wie fewrflammente Reuter, groſſe man und Weiber ꝛc. Dieſe teufliſche Geſpenſt fügten den leuten im Schloß vil ungemach zu, nun ſonndlich denjenigen, welche catholiſcher Religion nit zugethonn, änterten dieſelbigen mit ſeltſamen geſchrey, raufften ſie, vnn warfen etlich die Stiegen ab, daß ſie bald hernach darüber geſtorben. Und als einer dermaleins einen Catholiſchen ſehr höniſch ausgemacht, und verſpottet: vmb, daß er ſich imerdarn mit dem zaichen deß heiligen † geſegnet: Iſt derſelbig Spotvogel von dem geſpenſt, gar mit Leib und Seel, zu Nachts umb 10 Uhr, aus dem Beth, durch ein klein Fenſterlein verzückt, vnd vber einen hohen Thurn, darinne er ſamt andern geſchlaffen, abgeworffen, vnd daſelbſt eines Stainwurfs weit vom Schloß, todt gefunden worden. Die vermutung gieng, daß ihne der böß Geiſt weiter nit führen mögen, daß ein Schildwachter, welcher damaln Fewrkugel vmb den Thurn ſchwebn geſehen, vnd ein ſchreckliches Getümel zugleich hörete, in groſſer angſt den ſüſſen Namen Jeſu und Mariä angeruffen habe. Dieſe exemplariſche geſchicht, iſt Landkündig, vnd gehört das Schloß dem Biſchoue zu Bamberg, von dannen aus alßbald ordentliche Catholiſche mittel angeſtellt worden, durch welche man ſolch ort expirt, verſöhnt, vnd von weiterer anſuchung der böſen Geiſter gerainigt und verſichert hat.“ **Epitome Cronicorum Seculi moderni etc.** von Joh. Mayr **Frising. Edit. 2da 1604 st. 281.**

Num 3.

Vornehme Damen, und eine Prinzeſſinn von B. wurden der Hexerey beſchuldigt.

„Nachdem der Durchlauchtigſte Herzog von B. bereits ſeit einigen Jahren wahrgenommen hatte, daß ſeinen Unterthanen durch zauberiſche Perſonen die empfindlichſten Streiche geſpielt worden, ſo ließ er endlich auf einige bei ihm vorgebrachte Klagen einige Weibsleute, auf welche der Verdacht der Hexerei vorzüglich fiel, einziehen, torquiren, und hinrichten. Dieſe Hingerichteten nannten auf der Folter vier Mitſchuldige K. W. H. u. S. mit Namen (worunter drei von Adel waren), und ſie beſtätigten nicht nur bei der ſtrengen Rechtsfrage ihre Ausſagen, ſondern ſie beharrten auf denſelben bis an ihren Tod, indem ſie unverrückt betheuerten, daß jene vier Frauenzimmer auch an jener Giftmiſcherei Theil hätten, welche ſie zum Untergang des Herzogs zubereitet, und zu verſchiedenen Zeiten an dem Herzog verſucht hätten. Eben dieſelben hätten ſich auch dem Teufel gewidmet, wären von ihm beſchlafen worden, und hätten ihren nächtlichen Zuſammenkünften beigewohnt. Gemäß dieſer Angabe wurden die vier Damen eingezogen, und auf die Folter gebracht. Auf derſelben geſtanden ſie auch, daß alles wahr ſey, was man wider ſie ausgeſagt, und ihnen vorgeſagt hatte; ſie ſetzten noch hinzu, daß ihnen ſelbſt die herzogliche Gemahlinn den Auftrag gemacht habe, das Gift zuzubereiten, und dem Herzog beizubringen; allein die Anverwandten der adeligen Damen nahmen ſich derſelben an, indem ſie behaupteten, daß ſolche Anzeigen noch lange nicht zu einer peinlichen Verhaftung und Frage hinreichend wären, und ſie verwarfen mit der größten Entrüſtung das ganze Verfahren als geſetzwidrig, und unverantwortlich u. ſ. w.“ **Conciliorum D. Georgii Everhardi († 1585) Nicolai senioris filii, junioris fratris, quondam jureconsulti Germaniae praestantissimi et in inclyta Academia ingolstadiensi Professoris ordinarii Volumen 1mum p. 8.**

Wie man noch ſpäter in andern deutſchen Ländern dachte und verfuhr, läßt ſich aus dem Titel des Buches abnehmen: „Kurzer und wahrhaftiger Bericht, und erſchreckliche neue Zeitung von ſechshundert Hexen, Zauberern, und Teuffels-Bannern, welche der Biſchof zu Bamberg hat verbrennen laſſen, was ſie in gütlicher und peinlicher Frage bekannt. Auch hat der Biſchof von Würzburg über die neunhundert verbrennen laſſen. Und haben etliche hundert Menſchen durch ihre Teuffelskunſt um das Leben gebracht, auch die lieben Früchte auf dem Felde, durch Reiffen und Froß verderbet, darunter nicht allein gemeine Perſonen, ſondern etliche der vornehme Herrn, Doctor und Doctorsweiber, auch etliche Raths-Perſonen, alle hingericht, und verbrannt worden: welche ſo ſchreckliche Thaten bekannt, daß nicht alles zu beſchreiben iſt, die ſie mit ihrer Zauberei getrieben haben, werdet ihr hierinnen allen Bericht finden. Mit Bewilligung des Biſchoffs und ganzen Thum-Capitels in Druck gegeben. Bamberg im Jahre 1659.“

Num. 4.

Entſetzliche Verbrechen und Hinrichtungen anno 1600.

„Den 29. Juli 1600 wurden zu München in Bayern, ſechs Perſonen wegen ſchrecklicher Miſſethaten auf die folgende Weiſe hingerichtet: Ein Mann, ſo ein alter Betler und Landſtörzer, mit Namen Paul Gamperl, ward geſpiſſet, ſeinem Weib beide Brüſt abgeſchnitten, und ſowohl ihr ſelbſt, als zweien ihrer Söhne ums Maul gerieben. Dabei noch andere zween Mann und Thatverwandte, alle ſechs mit glühenden Zangen geſetzt, ihre Arme mit dem Rad abgeſtoſſen, und ſonach lebendig verbrannt; deren grewliche Mißhandlungen particulariter mit kürz nicht mögen beſchrieben werden; vnter andern haben ſie außgeſagt, daß ſie ſich alle dem Teufel ergeben, mit deſſen Beihilff groſſe Zauberey geübet, durch Anſtrich einer teuffliſchen Salben laut ihrer Bekandtnuſſ, vnd drauff eingezogner Gerichtlicher Erfahrung biß in 4 hundert Kinder vnd mehr, als fünfzig alte Menſchen ertödtet, oder durch erkrumbung zum Todt verurſacht: Paul Gamperl 44 mordt, vnn ſie alle in gemein 74 mordt, vil rauberey, Diebſtal vnn nächtliche vberfäll, dadurch ſie die leut in ihren Häuſern geplündert, vnd vmbgebracht, begangen. Sie haben auch etliche Dörffer vnd Märkt angezündet, fürnemblich darum, daß ſie unter dem retten und außtragen, ihren theil mit ſtelen bekommen mögen. Vil Wetter und Schaur gemacht, In die Käller gefahren, dem Vich die Wayd vergifftet, Kirchen geraubt, das allerheiligſt Sakrament des Altars, zu mehrmaln darauß entfremd, den Juden verkaufft, daſſelbig dem Teuffel zu gefallen offtmaln ſpöttiſch tractirt, vnn in die Schuch gelegt, oder grimmigklich zerbiſſen, wie dann ſonderlich Paul Gamperl bekannt, daß durch ſolche verbitterte zerbeiſſung ein Hoſtia blutfarb in ſeinem Mund worden, er drüber in Abkrafft ſeiner Glieder gefallen ꝛc. Ebenmeſſig ſeind den 27. November in bemelter fürſtl. Hauptſtatt München, wiederumb 5 Perſonen, erſtbemelter Geſelſchaft: Nemblich ein Mutter, ihr Tochter, vnd ſonſt zween Männer, vmb gleicher vbelthaten wegen, auf gleiche weis, ut supra, abgeſtrafft worden: Die fünfte Perſon war ein zwölffjäriger Knab, deß oben angeregten Paul Gamperls Jüngſter Sohn, welchen man erſt in der Gefäncknüs zu München getaufft und Cyprianum genennt, dann ihm ſein Mutter in ihrem leib dem Teuffel geſchenckt vnd ergeben. Iſt erſtlich ſtrangulirt, vnnd zugleich verbrennt worden.

Dieſer Knab hat acht handtthätige Mordt, ſo er auß Anweiſung ſeiner Eltern begangen, außgeſagt. Sie aber alle ſamentlich in gemein zu vnderſchiedlichen zeiten, vber 4 hundert ertödte Kinder, 39 durch Zauberey umgebrachte Perſonen, 62 Mordt, vnd zugleich faſt alle oben angezeigte Laſter ihrer Geſellſchafft, gütlich und peinlich bekennet.“ **Epitome Cronicorum Seculi moderni etc.** von Joh. Mayr **frisingens. Edit. 2da 1604. p. 272.**

Num. 5.

Kleiderordnung.

Unter den zahlreichen Polizeiverordnungen, welche unter Kurfürſt Max I. von Bayern herauskamen, erſchien den 26. Juli 1626 eine Kleiderordnung, worin die Kleidertrachten aller Landbewohner beider Geſchlechter vom Bauern bis zum Fürſten umſtändlich beſchrieben, und diejenigen, welche für die Zukunft erlaubt ſeyn ſollten, eben ſo pünktlich genannt wurden. So heißt es z. B. in dem § „für die Kauf- und Gewerbsleute, auch die Bürger, ſo zu Gericht oder Rath ſitzen, item für Kanzleyverwandte, Gerichtsſchreiber, und andere dergleichen Kur- und fürſtl. Diener.“

„Dieſen wird der bisher zu ihren Kleidern und andern Leibzieren zu viel gebrauchte Sammet, Carmeſinatleß, Damaſck, Seidenrupf, Tertzanel, wie auch das dazu gebrauchte überflüſſige Verbrämen, die lange und hievor nit gebräuchige Kräß von niederländiſcher Leinwath, auch dazu gebrauchte lange Spitz: Der gute Mader zu Winterhüten, oder anders edel vnd köſtlich Fueterwerch zu langen, oder Nachtröcken, die ganz ſeidenen Strümpf, die langen Spitz an den Hoſen, und Schuhbändern, die goldnen Ketten, die überflüſſige hochgültige Ring, die ganz goldene Zierd um die Hüet, und die vergolt- und verſilberte Wöhren, und Dolchen, die Schlittenfahrt mit ganzen Geleut, wie auch hangenden Gutſchen mit zwei Pferden; dann ihren Ehweibern, und Kindern die groſſe Anzahl ihrer Kleider, das überflüſſige Verbrämen derſelben mit 4 5 6 und mehrer Anzahl ſeiden-Porten, die übermäſſige Falten in ihren Röcken, die lange und groſſe ſchlairene Kräß von ausländiſcher Leinwath mit langen und zum Theil gefärbten Spitzen, die Kräßtrager, oder Halßring von Silber, oder andrer Materie, die Klagſchlaier in bißher gebrauchter übermäſſiger Länge und Braite, die Sameten, polniſchen oder böhmiſchen

Hauben mit Stefften oder Perlen geſtickt oder geziert, die Roſen auf den Schuehen, die Schueh auf Stöcklen. Item die guldene Ketten, und dergleichen Armbbänder ſowohl öffentlich, als verborgen, die vbermäſſigen hochgültigen Ring, die vergulten Gürtlen, Meſſerſchaiden, Nadlbain, vnd Knöpff an den Sameten Beutlen, die Perlen Hutſchnier mit Silber und vergulten Spangen geziert, vnd ihren Töchtern die Goldſchmied-Roſen in den Ehrenkränzlein abgeſchafft und verbotten. — Aber ihnen, ihren Weib und Kindern hinfüran das Tuech, ſo die Eln 4 fl. koſt, Schamloth, gewäſſert, und ungewäſſerten Dobin, Seidenpuret, Zendldort, mit oder ohne Waſſer, Fillaſel, Floret, Tripſamet, Perpetuan, vnd zum höchſten Doppeldaffet, doch auch erſt zu ihrer Verheurathung, zu ihren Kleydungen, mit kleinen, doch 2 oder 3 ſchnürlein verbrämt, oder nach geſtalt abgeſtöpt, Die Kräß von inländiſcher Leinwath gemäſſigter Läng, mit Spitzen eines Finger Glides lang, Item die halbſeiden Engliſche, oder andere geſtrickte Strimpf, die daffenden Hoſenbänder mit kleinen kurzen Spitzen, dann 2 Ring auf 30 fl. werth, ihren Weibern von angedeutem Tuech und Zeugen 4 darunder theils mit 2 oder maiſtens 3 Schnierlein verbrämte Vberröck, doch in gebürender Weite, die Wammes maiſtens mit einer ſtepp, die Mäntl mit einem Schnierl eingefaßt, Item die Kräß von inländiſcher Leinwath zuläſſiger länge, mit ſpizen eines Fingers brait, zur Klagzeit die Klagſchlaier in mitler, vnnd vor diſem gebräuchige läng vnd braite, die fähene, ſpitzige, Erzene, Item Sammet, Atleßen, vnd Seidenrupfen, Egglhauben mit Harſchlachten, zum vnderfüttern der Mäntl, Kelmader, Jenet, Füchs, Künigl, oder der geringen ſpaniſchen Kazen, die weiſſe Pöſſel vngeſiept, vnd ohne andere vnnothwendige zier, deßgleichen 2 Ring, doch daß ſelbige zuſamm gerechnet über 30 fl. nicht werth, ganz ſilbern Kettengürtlen, dergleichen Meſſerſchaid, Nadlbain, vnd ſametene Beutel mit ſilbernen Knöpfen, doch vnvergoldt zu tragen, und zu gebrauchen. Da ſie ſich auch leibsſchwachheit oder anderer Vrſach ·halber der Gutſchen in der Statt gebrauchen müſſen, ihnen ſolches gleichfals, doch nit mit ganz hangenden Gutſchen, auch mit einem Pferdt bewilliget, vnd verordnet.“

„Vnd weiln vnns mit mehrern vorkompt auch vnder andern mit den Hochzeiten, und Bräutkränzen ein zeithero merckliche Hoffart, auch vnnüze vbermaß gebraucht, vnnd darauff ſpendirt würdet, als ſoll ins künfftig zu abſchneidung deſſen allen geordnet ſeyn, daß bei diſem Standt kein Bräutkranz vber 15 fl. es ſey gleich berürter **Kranz mit Perlein, Silber** oder gold geziert, nit werth, Item dieſen und andern Officieren, auch Mitbürgern, die Hochzeitkranz als ein koſtbarliches vnd ganz vnnützes Ding, es ſeyen gleich von Seiden, Tradt, oder ſonſten gemacht, auß zu geben, hinfüro gleicher geſtalt abgeſchafft und verbotten ſeyn."

Num. 6.

In einem, den 12. Nov. 1596 gedruckten Mandat an ſämmtliche Beamte, heißt es: „iſt vnſer beuelh, will und mainung, daß du die, ſo dir zu muſtern gebüren, alſobald muſterſt, und auf den 30. 10. 5. und 3. Mann nachuolgender geſtallt außwöhleſt; Nemlich ſolleſtu allzeit dreißig Mann für dich nemmen, und von ſolchen dreiſſig Mannen einen darauß nemen, welcher ein Dreyſſiger genannt wirdt, mit dem verſtannd, wann allein der dreiſſigſt Mann im Landt aufgebotten wirdt, daß alßdann allain derſelb zu erſcheinen ſchuldig. Wann nun alſo diſer dreiſſiger von den fürgenommenen dreiſſig Manen abgezogen würdet, ſo bleiben noch 29. Darauß ſollen zween erwöhlt, und zehner genannt werden, mit dem verſtand, daß wenn ein auffbot geſchicht, deß 30 vnd 10ten Manns, oder welches eben ein Ding iſt, wann man den 10ten Mann aufforderet, ſo ſollen von den fürgenommenen 30 Mannen der dreiſſiger und die zween Zehner, alſo in allem ihr drey zu erſcheinen ſchuldig ſey, die vbrigen anhaimbs bleiben. Wann dann nun von den fürgenomnen 30 Mann der dreyſſiger vnd die zween Zehner abgezogen werden, ſo bleiben noch 27 Mann, aus denſelben ſollen wieder ihre drey erwöhlt werden, ſo man nennet die fünffer, mit dem verſtand, wenn das auffbot auff den fünfften Mann gehet, daß der Dreiſſiger, die zween Zehner, vnd dieſe drey fünffer, vnd alſo von dreyſſig Mann ihr ſechs zu erſcheinen ſchuldig ſeyen. So man nun von den anfangs fürgenomnen 30 Mannen diſe ſechs abzeucht, bleiben noch 24. auß diſen 24 Mannen ſollen leſtlich 4 erwöhlt werden, ſo man nennet die Dreier, mit dem Verſtand, wann man das aufbott auf den dritten Mann ergehen laſſet, daß alßdann der dreyſſiger, die zween zehner, die drey fünffer, vnd die vier dreyer, vnd alſo in einer ſumma von dreiſſig Mannen ihr zehen erſcheinen ſollen, auch hierinn, ſo uil ſich thun läſt, die vermüglichſten ausgewöhlt werden.“ — Was die Waffen betrifft, ſo wurde, weil die Unterthanen bei den Muſterungen allerlei Gewehr mitbrachten, befohlen: „daß du dich bey unſerm vnd vnſeren auch lieben vnnd getrewen landſchafft gemainen Zeughauß derowegen anmeldeſt, ſollen dir für jetzt für den 30 vnnd 10 Mann, und hernachher auch für den fünfften vnn dritten Mann taugliche Rüſtungen und Wehren, umb nachuolgenden Tax gegeben werden, als nemblich: Ein ganz Harniſch, ſambt dem Plechhandſchuh per 7 Gulden. Ein halber Harniſch, ſonder Handſchuh, per 5 fl. 30 kr. Ein langer Spieß per 1 fl. Ein Helleparten per 1 fl. Ein Schlachtſchwert per 4 fl. Ein paar lange Plechhandſchuh per 1 fl. 30 kr. Ein paar kurze Plechhandſchuh per 1 fl. 15 kr. Ein Sturmhauben per 1 fl. Ein Muſceten ſambt der Flaſchen und Gabel per 4 fl. Ein einfaches Rohr, ſambt der Flaſchen und Sturmhut per 3 fl. 10 kr. Ein einfaches Rohr, ſambt der Flaſchen ohne Sturmhut per 2 fl. 10 kr. Ein einziges par Flaſchen ſambt den Schienen per 50 kr. Ein par Panzer Ermel per 5 fl. Armſchin ſambt den Plechhandſchuh per 2 fl. 30 kr. Damit du auch Wiſſenſchaft habeſt, wie vnd was geſtallt du die bewehrung deinen dir vntergebenen — auffzuladen: ſo ſolle nemblich

Auf eines Pfarrers Widenbau, Item einen Schwaig: Schäff: Zehend; Sedl: oder

Ambthoff, nach gelegenheit ihrer ein: vnd zugehörungen, vnd daß ſich niemand der vbermaß billich zu beſchweren, eine ganze Rüſtung, ſambt einem Schlachtſchwert oder guten Seitenwehr:

Auff einen Hoff oder ſonſt wolvermöglichen Bawern, ein gemain Landßknecht Harniſch ſambt einem langen Spieß vnd guten Seytenwehr:

Auff ainen gemainen Bawrn ein Muſceten mit aller zugehör.

Auf einen halben Bawren, oder Hueber ein halber Hacken mit aller Zugehör, ſambt der Schützenhauben, und Seytenwehr.

Auff einen Lehner, ſo nur ein viertls Baws hat, ein halber Hacken mit aller Zugehör auſſer der Schützenhauben, einem, ſo weniger vermögens iſt, ein langer Spieß, ſambt Sturmhauben, Plechhandſchuh vnd Seytenwehr, oder nach gelegenheit deß vermögens, die Sturmhauben oder Handſchuh allein, ſambt der ober vnd Seytenwehr.

Einem gemainen Söldner, ſo ein bloß ſöldenhaus hat, oder nur ein Inmann iſt, ein langer Spieß, oder taugliche Hellepaarten vnd Seytenwehr verordnet, zugeaignet, vnd aufferladen werden."

Num. 7.

In dem von Maximilian I. den 1. März 1607 erlaſſenen Mandat wurde befohlen, daß alle Adeligen zur Muſterung in Perſon erſcheinen, oder wenigſtens ihre Verwalter ſchicken ſollten, damit ſie hören, was verhandelt werde. „damit aber keinem ſolche Muſterung vnd Erſcheinen deß Unkoſtens halber zu beſchwerlich, ſo ſoll einem jeden vom Adel ſelbſt, ſo lang er auff dem Muſterblaz auffgehalten, jedes tags auff ſein Perſon vnd pferd ain gulden, einem Richter oder Verwalter auff ſein Perſon vnd Pferdt vierzig Kriezer, vnd für jeden gemainen Knecht vnd Pferdt, der in der Muſterung paßirt würdet, dreyſſig Kreizer, zuſambt dem gebürlichen Futter an Habern gegeben werden. Vnd obwohl für gemeine Knecht, ſonſten eine jede Perſon, welche in Rüſtung, Rohr vnd Seiten Wöhr zu Roß wird recht wiſſen zu gebrauchen, ſonderlich für dißmal ſollte paſſiert werden: ſo ſolle ſich doch keiner vnderſtehen, vnder denſelben ainen Schergen, oder dergleichen zu ſolchen Sachen vndichtige Perſonen auffzuſezen, bey Verlierung ſeiner Hofmarchgerechtigkeit.“

Num. 8.

Im J. 1441 war das Hofgericht zu München aus folgenden Räthen zuſammen geſetzt: „Jörg von Gundolfing, Herzog Albers III. Hofmeiſter. Räthe: Hanns, Probſt zu Illmünſter; Hanns, Herr zu Abensberg; Herr Haymram Nusberger, Ritter; Konrad von Eglofſtain, Kammermeiſter; Chriſtoph Hohenrainer; Hanns Machſchrammer; Hanns Pelhaimer; Peter Rudolph.“

Im nämlichen Jahre waren in Niederbayern Glieder des Hofgerichts: Albrecht Nothaft zu Wernberg, Herr Haymram Nusberger, Hanns Satelboger, Hanns Heibeck, Markhart Störner, Hanns Pochsſawer, Hanns Frawenberger, Jakob Awer, Jörg Satelboger, Seiz Limpek, Rentmeiſter.

Im Jahre 1599 war das Perſonal der Regierung Straubing: „Chriſtoph Graf zu Schwarzenberg, Herrn zu Hohen-Landſperg, Vizedom; Wolfgang Luz, Kanzler; Georg Siegesreyner, Doct.; Alb. Hundt; Ott. Waibot, Doct.; Hel. Kumpfmiller, Sekretär; Mechtlas, Sekret., Rauch Sekretär.“ Haindlings Beſchreibung ꝛc. vom Zirngiebl.

Num. 9.

„Herzog Albrechts deß viertn alte Hofſtaatt, gleich vor Ir Frl. Gnadn hochſellig zue gedenkhen zeutlich ableuben, darauß findet ſich, daß bey diſem ainich Regierenden Fürſten vber hof, auf Rhát, officier vnd diener an beſoldung ain Jahr aufgeloffen iſt 3786 fl.“

„Herr Wolf von Ahaimb Hofmaiſter 200 fl. Graf Franz von Pöſing 80 fl. Wendl von Haimburg 200 fl. Gregori von Egloſſau (F. Egloſſtain) 100 fl. Albrecht Stieber 32 fl. Der von Pern 60 fl. Euſtachius von Pfulendorf 32 fl. 30 kr. Purpſirius Rieder von Porſperg 100 fl. D. Johann Rehlinger 32 fl. Vlrich von GrauenEgg 40 fl. Caſpar von Thor 60 fl. Eibald Sieber 100 fl. Lainhardt Graue Pfleger zu Grienwaldt 32 fl. Marthin Tuendlin 32 fl. Graue Chriſtoph von Drttenburg 60 fl. Wolf Dietrich von haunburg (F. Haimburg) 60 fl. Der SPieſſin leubgedüng 100 fl. Conradt RanPrech vngelter 21 fl. 1 ß. Steffan ſperges leibgeding 20 fl. Wernſtorffer, Thürhüeter 20 fl. Anthony Kürchenmayer 24 fl. Do. Pleninger 200 fl. Do. Mang Armſchmalz 100 fl. Jeronimuß Seiboltſtorf, Kuchenmaiſter 60 fl. Hannß Sundendorfer, Füetermaiſter 48 fl. Singlhaimer 28 fl. Püterich 16 fl. Peter

Gall — Dietenhamer 16 fl. Hannß Schenkh 16 fl. Georg Raming 16 fl. Sigmundt Mieſpeckh 16 fl. hannß Haring 16 fl. Anndree Kazmayr 16 fl. KraPf 16 fl. Hürſchauer 32 fl. Häckhelbach 16 fl. Wegmacher 20 fl. Vzpart 16 fl. Friz Schmidt 16 fl. hannß von Oedt 16 fl. Liennhardt Gütterſtetter 16 fl. Georg Weiterſpacher 16 fl. Daß Stohl Schmidt 16 fl. Anthony vom Roß 16 fl. hannß Pambſt 16 fl. Paulus Neuchinger 16 fl. Georg Grienwald 16 fl. Wilhelms Wernizer 16 fl. Moſer Trabanten Hauptmann 20 fl. Wolf Reichart, hannß Röſch, Lainhardt Graue, Peter im Hofe, Marx ſcherer, hannß Strobl, hannß Eurenpeckh, Vz Miller, Georg Stöckhel, Anndre von Kirchhaim, Trabanten, jeder 16 fl. haimerl WaPPenmaiſter 16 fl. Lucas 24 fl. hannß StimpPſl 26 fl. Wolf Kelhach 20 fl. Georg StimpPſl 16 fl. Peter 10 fl. hannß 24 fl. Matheuß 6 fl. Pernhardt 24 hl. de. TromPeter. Krawat, Paugger 16 fl. Cunz, Kheller 16 fl. Schreikhel, Khellerknecht 6 fl. Stetner, Pixenmaiſter 40 fl. Erhart, Pixenmaiſter 32 fl. Georg Pixenmaiſter 60 fl. Organiſt Paulus 24 fl. Lennz Hofſchneider 16 fl. hannß Stadlmaiſter, Schneider 16 fl. Peter Barbierer 12 fl. Luz Barbierer 12 fl. Sigmundt Hofſchueſter 8 fl. Leinhardt Kuchenſchreiber 28 fl. Wolf Einkhauffer — Martin, Hofmezger Ober Jungen herrn Koch 10 fl. Widtner, Geſündt Koch 10 fl. RuePrecht Rhát Koch 8 fl. hannß Kuchelhüetter 2 hl. Georg Rhat knecht 6 fl. Altorffer Thorwártl 6 fl. Aßm Reutender pott 12 fl. hannß Reutender pott 12 fl. Georg Welckhner 14 fl. Walckhner Knecht 8 fl. Marthin, Wündthezer *) 10 fl. Moriz, Wündtknecht 10 fl. Chriſtoff Zimerman 24 fl. M. hannß, Maller 16 fl. ZunPrecht Thürhüetter 8 fl. Pauls Marquart 10 fl. Sigmundt Schmidt 10 fl. Erhardt Satlknecht 8 fl. Georg Spann 8 fl. henniz 6 fl. Georg Aicher 8 fl. hannß Schmidt 8 fl. Connz, Wagmaiſter 16 fl. Liendl, WagenKnecht 4 hl. Liendl Wagenknecht 4 tt. Hainz Wagenkhnecht 4 tt. lennz Wagenkhnecht 4 tt. Martin WagenKnecht 4 tt. Georg Wagenkhnecht 4 tt. Krautmaiſter 8 fl. Vrban Wachter 5 tt. Lienhardt Wachter 5 tt. AmPſing Haizer 4 hl. lienhardt Meßner 4 tt. ChriſtoPh Paumgartner 4 hl. Willibaldt Maurer 20 fl. Viſcher von Gieſing 4 tt. hannß Viſcher von Grienwaldt 8 fl. Paummaiſter zue Grienwaldt 10 fl.

---

*) Wind, ein ſchnell laufender Hund.

Der Jungen Herrn Diener.

hannß SPiegl 16 fl. Clement Thürhüetter 6 fl. Clementin 6 fl.

Soldt der NeuenVeſſt.

H. hannß von Peffenhauſen hofmaiſter 100 fl. hofmaiſterinn von Weix 50 fl. Streifſin Jungfrau hof 16 fl. Turathe (Dorothea) CamerJungfrau 10 fl. Engl ſchelckhin 16 fl. Erberin Jungfrau dienerin 6 fl. Agneß Jungfrau Dieru 6 fl. Telzerin 4 tt. Peter Lamtinger Kuchelmaiſter 24 fl. holzkürcherin 5 fl. Georg Thürhüetter 20 fl. Tolzer Cammerer 16 fl. Paſſauer 16 fl. Georg Khellner 10 fl. Matheuß Schneider 16 fl. leinnhardt Schneiderknecht 6 fl. hannß Marſtaller 12 fl. Bröbſtl der Herzogin Satlknecht 10 fl. Haimerl Jungger MarſtallersKnecht 4 fl. Etaler Maiſter Koch 16 fl. Eintrager 8 fl. Kuchenknecht 4 tt. Wölſl Kuchenknecht 3 tt. Thoma Kuchenkhnecht 4 fl. Matheuß Kuchenknecht 2 tt. Vz Thorwartl 10 fl. lorennz Thorwartl 16 fl. Paul Thorwartl 10 fl. Pannz, Schmidt, Wolf Kiſtler, Baſtian Piechel, Wächter, jeder 10 fl. lienhardt haizer 8 fl. hannß haizer 6 fl. Jäger Weſchin 28 u. ChriſtoPh alt Cammerer 10 fl.

Die ſo nit tegliches Hofgeſindt ſeyn.

Herman Pogner 7 fl. hainz polen leibgeding 10 fl. Connz Hofweſchin 20 fl. Steurer Paumgarttner zu Grienwald 18 fl. Haußknecht zue Grienwald 6 tt. Hertter zu Harthauſen 4 tt. Züchtiger vor Jres genedigen herrn Thaill 20 Ct. Weyhrhüetter von Perg am Würmſehe 6 fl. Franz Bader 1 tt. hannß Wenter Weyrmaiſter 16 fl.

Ferdinand I.

1558 — 1564.

Inhalt. Ferdinand erwarb ſich durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften das Zutrauen ſeines Bruders, Kaiſer Karls V., auf eine vorzügliche Art, und leiſtete ſchon bei den Lebenszeiten desſelben dem deutſchen Reiche wichtige Dienſte; bewirkte den Religionsfrieden zu Paßau 1552, und die Beſtätigung deſſelben auf dem Reichstage zu Augsburg 1555.

Wechſelſeitiges Mißtrauen zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten, wodurch Ferdinand veranlaßt wurde, zu Landsberg in Bayern einen Bund, worin jeder deutſche Stand, ohne Unterſchied der Religion, aufgenommen, und welcher bloß wider die Störer der öffentlichen Ruhe gerichtet ſeyn ſollte, zu ſchließen 1556.

Reichstag zu Regensburg 1556, auf welchem die gewöhnlichen Gegenſtände aller Reichstage dieſer Zeit, nämlich die Religionsvergleichung, die Türkenhilfe, das Juſtizweſen, und der Landfriede, dann das Handels-, Münz- und Polizeiweſen behandelt, aber wie gewöhnlich, nicht berichtigt wurden. Feierliches, aber fruchtloſes Colloquium zu Worms 1557. — — Verein der deutſchen Kurfürſten bei Gelegenheit der feierlichen Erklärung Kaiſer Ferdinands zum Kaiſer 1557; Umgehung der kaiſerlichen Krönung zu Rom, und gänzliches Ende derſelben.

Reichstag zu Frankfurt 1559. Mez, Tull, und Verdün ꝛc. wurden vernachläßigt. Liefland ſchloß ſich an Polen an. — Fortſetzung der Kirchenverſammlung zu Trient, und Ende derſelben 1563; Geſtattung des Kelchs in den öſterreichiſchen und bayeriſchen Staaten. Hintritt Kaiſer Ferdinands I. 1564; deſſen Gemahlinn; Kinder.

Ferdinand, als Kaiſer dieſes Namens der Erſte, ein Sohn des Erzherzogs Philipp, und der Johanna von Spanien, wurde den 10.

März 1503 zu Complut in Spanien geboren, und wurde vorzüglich wegen dieſes Umſtandes, zumal da man an ihm frühzeitig vortreffliche Anlagen und Eigenſchaften, einen geſunden Verſtand, eine ſehr ſanfte Gemüthsart, und eine aufrichtige Achtung für die Religion wahrnahm, von den Eingebornen in einem ſolchen Grade liebgewonnen, daß viele Große ihren Wunſch gar nicht geheim hielten, ihn ſtatt ſeines Bruders Karl, als welcher im entfernten Ausland geboren, und mit den Sitten der Spanier weniger bekannt wäre, zu ihrem König erhalten zu können; daher ihn dann auch dieſer ſein Bruder Karl, als er im J. 1517 nach Spanien kam, auf Anrathen des Kardinals Ximenes, unter einem ehrenvollen Vorwande, nach Deutſchland zu ihrem väterlichen Großvater, dem Kaiſer Maximilian I. ſchickte. Auch dieſer gewann ihn dergeſtalt lieb, daß er entſchloſſen war, ihn den Kurfürſten zu ſeinem Nachfolger in der kaiſerlichen Würde zu empfehlen, was aber der berühmte kaiſerliche Miniſter, Kardinal und Erzbiſchof von Salzburg, Mathäus Lang, hintertrieb; wiewohl nachher die Zeit noch alles das herbeiführte, was ihm, wenn es für ihn vielleicht zur Unzeit unternommen worden wäre, manche Unannehmlichkeit zugezogen haben möchte.

Niemand ſcheint die vortrefflichen Eigenſchaften Ferdinands beſſer gekannt, und aufrichtiger geſchätzt zu haben, als ſelbſt eben deſſen erhabner Bruder Karl; dieſer war kaum zum Kaiſer gewählt worden, und nach Deutſchland gekommen, als er im J. 1520 ſeinen Bruder Ferdinand zum Statthalter des deutſchen Reichsregiments erklärte, dann mit ihm im folgenden Jahre zu Worms, und 1522 zu Brüſſel eine Erbeinigung ſchloß, ihm vermöge derſelben ganz Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Tyrol, nebſt dem von ihm gekauften Herzogthum Würtemberg (welches letztere aber im Jahre 1534 an ſeinen vorigen Beſitzer den Herzog Ulrich wieder zurückkam) abtrat, und ihm darüber auf dem Reichstage zu Augsburg 1530, als Kaiſer, eine förmliche Belehnung ertheilte. Im J. 1531 ließ er ihn zum römiſchen Könige, mithin zu ſeinem unmittelbaren Nachfolger im Kaiſerthum, wählen und krönen, mit der Erklärung, daß er Niemand würdiger fände, dem er, während ſeiner öftern Abweſenheit in Spanien, die Geſchäfte des deutſchen Reichs mit einer größern Zuverſicht glaubte, überlaſſen zu können. Ferdinand hatte überdieß das Glück, ſeine väterlichen Erbſtaaten mit zwei mächtigen und reichen Königreichen, mit Ungarn und Böhmen nämlich zu vermehren, indem er ſich auf dieſelben durch ſeine im J. 1521 mit der ungariſch-böhmiſchen Prinzeſſin Anna vollzogene Heirath das nächſte Recht erwarb, und im Jahre 1526 (nach dem unglücklichen Hintritt des jungen Königs Ludwig) den wirklichen Beſitz davon nahm.

Ferdinand rechtfertigte das Zutrauen, das ſein Bruder, der Kaiſer Karl, in ihn geſetzt hatte, vollkommen; er wohnte, wie in Karls Leben vorkam, nicht nur den vorzüglichſten Reichstagen, als kaiſerlicher Stellvertreter, bei, ſondern leitete und veranlaßte vorzüglich die Beſchlüſſe derſelben, wie dann die Verhandlungen wegen dem Religionsfrieden zu Paßau 1552, und deſſen förmlicher Beſtätigung auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 hauptſächlich ſein Werk ſind. Auf dieſem letztern Reichstage blieben wieder, was ſeit vielen Menſchenaltern auf den meiſten Reichstagen der Fall war, manche Dinge unausgemacht, oder unvollendet, von welchen ſich indeſſen vorausſehen ließ, daß ſie es noch lange bleiben würden. Damit nämlich indeſſen diejenigen, welche ſich mit beſtimmten Abſchlüſſen beruhigen zu können wünſchten, nicht ganz unberuhigt davon giengen, ſo wurde feſtgeſetzt, daß ſogleich im folgenden Jahre 1556 ein neuer Reichstag zu Regensburg gehalten, und auf demſelben alles Unberichtigte in Ordnung gebracht werden ſollte. Und die Zahl ſolcher unberichtigter Dinge ſchien wenigſtens, wenn man von der wechſelſeitigen Schüchternheit, dem Mißtrauen, und den Zumuthungen der deutſchen Reichsfürſten gegen einander, hätte ſchließen wollen, ungeachtet des feierlichſt beſchloſſenen Religionsfriedens, noch immer unüberſehbar zu ſeyn. Kein Theil traute dem andern, oder vielmehr jeder fürchtete von dem andern alles Schlimme, was von den unverſöhnlichſten Feinden gefürchtet werden kann, und verwahrte ſich aufs beſte. Jeder noch ſo unſchuldigen Begebenheit, jeder Unternehmung, welche darum noch lange nicht verdächtig war, weil ſie es an ſich ſeyn konnte, legte man einen böſen Sinn unter, und faßte ſogleich ſeine, und nicht ſelten ſolche Maßregeln, welche denjenigen, dem ſie gelten ſollten, nun erſt wirklich aufmerkſam machten, und ihn beunruhigten. Die proteſtantiſchen Stände zumal waren auf jeden Augenwink der katholiſchen aufmerkſam, und ließen ſichs gar nicht ausreden, daß dieſe damit umgiengen, den Religionsfrieden über den Haufen zu werfen; indeſſen daß im Gegentheil die katholiſchen Stände ſich zu den Proteſtanten eben ſo wenig Gutes verſahen, und vielmehr jeden Schein von Rüſtung wider ſich deuteten. Selbſt der Kaiſer Ferdinand glaubte ſo wenig, ſich auf friedfertige Geſinnungen derſelben verlaſſen zu können, daß er auf einen ähnlichen Verein von Fürſten, wie jener zu Heidelberg wider den Markgrafen Albert von Brandenburg-Culmbach war, antrug, und in ſolcher Abſicht mit Herzog Albert V. von Bayern, den 6. Juni 1556 zu Landsberg, einen (mit demſelben zu München vorher unterhandelten) Bund ſchloß, und zwar mit der klugen Erklärung, daß dieſer Bund allein wider die muthwilligen Störer des gemeinen Landfriedens, und keineswegs wider die Proteſtanten, welche man vielmehr mit Vergnügen in eben dieſen Bund aufnehmen würde, gerichtet ſey. Man nahm auch wirklich proteſtantiſche Stände auf, oder bewarb ſich um ihren Eintritt, und gieng zu gleicher Zeit, um ſich ja nicht ſelbſt geradezu Feindſeligkeiten zuzuziehen, ſo vorſichtig zu Werk, daß man lange Zeit Anſtand nahm, ſolche Fürſten und Stände, welche bereits in andere Kriege verwickelt waren, als Mitglieder aufzunehmen. Dieſes war mit jenen fränkiſchen Ständen, welche mit dem eben genannten Markgrafen Albert noch in einer Fehde begriffen waren, um ſo mehr einige Zeit der Fall, als dieſer Albert, in der Abſicht, ſeine Stammgüter, deren er durch die über ihn verhängte Reichskammergerichtsacht beraubt wurde, in Anſpruch zu nehmen, wieder nach

Deutſchland zurückgekommen war. Uebrigens wurde dieſer ſchwierige Handel nach dem, im Zellerbad in der Markgrafſchaft Baden den 8. Jenner 1557 erfolgten Hintritt des Markgrafen *), mit deſſen Erben durch eine beſonders großmüthige Verwendung des Kaiſers Ferdinand im J. 1557 beigelegt, wodurch eine der betrübteſten Fehden geendigt worden ſeyn würde, wenn ſich nur auch ein gewiſſer fränkiſcher Edelmann, Wilhelm von Grumbach, welcher ein vorzüglicher Partheigänger derſelben war, hätte bequemen wollen, ſeine Forderungen vielmehr ſtandhaft auf den friedlichen Wegen des Rechtes zu ſuchen, als ſich gewaltthätiger Handlungen, welche ihm zuletzt ſeinen Untergang zuzogen, ſchuldig zu machen; wie an ſeinem Orte erzählt werden ſoll.

Auf dem zu Regensburg im Jahre 1556 unter dem im Namen des Kaiſers Ferdinand, vom bayeriſchen Herzog Albert V. übernommenen Vortrag, ſollten im Weſentlichen folgende Gegenſtände berichtigt werden, von denen die meiſten ſo beſchaffen waren, daß ſie in der nämlichen Eigenſchaft, und mit glei-

---

*) Im Leben Kaiſer Karls V. wurde aus einem unbeliebigen Verſtoß geſagt, daß er in Frankreich den 12. Jan. geſtorben ſey.

chen Erwartungen auch den Nachfolgern des K. Ferdinand überliefert wurden, und die eigentlichen Regierungsgeſchäfte derſelben ausmachten. Es ſollte nämlich eine baldige und ergiebige Hilfe wider die Türken beſchloſſen, die Religionsvergleichung mit Ernſt unternommen und vollendet, der Landfrieden geſichert, das deutſche Juſtizweſen verbeſſert, und endlich auch das Münzweſen durch beſtimmtere Geſetze von den damaligen Unordnungen geheilt, und zur Unterſtützung des Handels und öffentlichen Kredits in eine gleichförmige Verfaſſung gebracht werden.

Was nun zuerſt die Türkenhilfe betraf, ſo haben wir (im Leben K. Karls V.) gehört, daß K. Ferdinand ſich den Beſitz von Siebenbürgen erworben, daſſelbe wieder verloren, wieder erobert, und ſich dadurch die Bedrohung eines türkiſchen Einfalls zugezogen habe. Dieſer ſchien, gemäß verſchiedener Nachrichten, welche K. Ferdinand von allen Seiten erhielt, in die Wirklichkeit überzugehen, wobei dann nicht nur Ungarn und Oeſterreich, ſondern alle angrenzenden Länder der Gefahr ausgeſetzt wurden, geplündert und verheert zu werden. Da den beſonders entferntern Ständen die Bemerkung nicht entgieng, daß am Ende aller Nutzen, welche eine, vom ganzen Reich zu leiſtende Hilfe ſtiften könnte, im Grunde allein dem Erzhauſe Oeſterreich zugehen würde, ſo wurde von dem kaiſerlichen Vorredner jener Umſtand einer allgemeinen Gefahr nachdrücklich erhoben, und Ungarn, als die Vormauer der gemeinen Chriſtenheit, und beſonders des heil. Reichs deutſcher Nation, geſchildert. Die Folge davon war, daß die proteſtantiſchen Stände, je mehr ſie wahrnahmen, wie dringend ſich K. Ferdinand nach ihrem Beiſtand ſehne, deſto einhelliger ſich äußerten, daß, ehe von einer Hilfleiſtung wider die Türken die Rede ſeyn könne, zuvor das ungleich wichtigere Religionsweſen vorgenommen, und ausgeglichen werden müßte. Sie hatten nämlich in jenen geiſtlichen Vorbehalt, welchen K. Ferdinand, auf die Bitten katholiſcher geiſtlicher geiſtlicher Fürſten, in den im J. 1555 auf dem Reichstage zu Augsburg feſtgeſetzten Religionsfrieden eingeſchaltet hatte, nicht nur nicht gewilligt, ſondern vielmehr durch wiederholte Vorſtellungen bewirkt, daß dem Aufſatze des Religionsfriedens ausdrücklich der Beiſatz „welches (des Vorbehalts) ſich aber beiden Religionsſtände nicht haben vergleichen können" eingerückt werden mußte, wobei ihre Abſicht, welche ſie nun eben ins Werk ſetzen wollten, war, ſogleich wieder auf dem künftigen Reichstag auf eine gänzliche Freiſtellung der Religion bei den geiſtlichen Ständen zu bringen. Sie thaten dieß jetzt auch in mehr, als Einer ſchriftlichen, mit ihren Gründen nachdrücklichſt bewaffneten Forderung, wurden aber von Kaiſer Ferdinand, welcher, da die Reichstagsgeſchäfte, durch die von den Proteſtanten vorgebrachte Zumuthung keinen Fortgang gewannen, perſönlich nach Regensburg gekommen war, mit der Erklärung, daß er lieber aller Türkenhilfe entſagen, als in dieſem Punkte nachgeben werde, abgewieſen, und auf eine in den nächſten Zeiten zwiſchen den Katholiſchen und den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten vorzunehmenden Religionsvergleichung vertröſtet, bei welcher ohnehin alle Freiſtellung der Religion unnöthig ſeyn, und auch ohne welche die proteſtantiſche Religion ſchon durch den feierlich errichteten Religionsfrieden hinlänglich geſichert bleiben würde. Dieſer Friede wurde durch einen den 16ten März 1557 erfolgten Reichsabſchied in ſeinem ganzen Inhalt, und mithin auch mit Einſchluß des geiſtlichen Vorbehalts, neuerdings vom Kaiſer Ferdinand beſtätigt, von den proteſtantiſchen Ständen aber durch eine neue ſchriftliche Proteſtation und Verſicherung, daß ſie keinen katholiſchen Geiſtlichen darum, weil er ſich zur proteſtantiſchen Religion bekennen würde, jemals verfolgen, und ſeines Amtes und Würde entſetzen helfen würden, widerſprochen. Uebrigens wurde nunmehr eine Türkenhilfe, nämlich eine Steuer von acht doppelten Römermonaten, welche aber nicht von den Ständen, ſondern von ihren Unterthanen, „wie es ohnehin Herkommen und Recht ſey“ erhoben werden ſollte, allerdings bewilligt. In Betreff des Landfriedens wurde die ganze Befolgung der zur Handhabung deſſelben in den vorgehenden Reichstagen entworfenen Executionsordnung auf einen beſtimmten Termin feſtgeſetzt; die Unterſuchung der Kammergerichtsſachen aber, und des Münzweſens wurde an eine eigens dazu ernannte Reichsdeputation angewieſen.

Mit einem Eifer, von dem man hätte erwarten ſollen, daß er jedes Mißverſtändniß aufklären, jede Mißhelligkeit vergleichen würde, würde die, auf dem letztern Reichstage (was bereits auf jedem der vorigen geſchehen war) vorgeſchlagene Vergleichung der Religion betrieben, welche man, ungeachtet alles deſſen, was ſeit dem Anfange der Reformation von den Urhebern, Verbreitern und Beſchützern derſelben aufgeſtellt, eingeführt, und als ein unwiderrufliches Dogma anerkannt worden war, noch immer für möglich hielt. Da die Proteſtanten zur Einleitung und Vollendung einer ſolchen zwiſchen ihnen und den Katholiken in Deutſchland herzuſtellenden Vergleichung die Anerkennung eines allgemeinen Concilii, weil es, nach ihrer Meinung, nie ein „freies, chriſtliches, und ordentliches“ Concilium ſeyn würde, durchaus nicht für zweckdienlich, und da ſie auch den Vorſchlag eines Nationalconciliums aus der Urſache, weil in Glaubensſachen keine menſchliche Entſcheidung verbindlich ſeyn könnte, nicht für thunlich hielten, ſo wurde wieder ein Collequium in Vorſchlag gebracht, das ſich die Katholiſchen, welche eine ſolche Unterredung zwar nicht liebten, noch für ſonderlich nützlich hielten, aber als einen Verſuch, und als eine einleitende Vorbereitung, eben nicht für zweckwidrig anſahen, auch gefallen ließen. Der feierliche Ernſt, mit welchem die Unterredung am Bartholomäustage 1557 zu Worms angekündigt, und die ſorgfältige Einrichtung, welche derſelben zum Grund gelegt wurde, war dießmal außerordentlich. Da der Kaiſer Ferdinand derſelben in Perſon nicht beiwohnen konnte, ſo wurde von ihm zu ſeinem Stellvertreter und Präſidenten der damalige Biſchof von Speyer, Rudolph von Frankenſtein, ernannt; deſſen Stelle aber, weil ihn eine Krankheit befiel, der Biſchof von Naumburg, Julius Pflug, erſetzte, welcher noch überdieß den berühmten Biſchof von Merſeburg, Michael Held oder Sidonius, zu ſeinem Aſſiſtenten, und den Reichsvizekanzler D.

Selden zu ſeinem Adjunkten erhielt. Dem Präſidenten wurden überdieß vier Beiſitzer aus den Kurfürſten und Fürſten beider Religionen zugeordnet, nämlich von den katholiſchen, der Kurfürſt von Trier, und der Erzbiſchof von Salzburg, von den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten, der Kurfürſt von Sachſen, und der Herzog von Würtemberg, welchen im Verhinderungsfalle frei ſtehen ſollte, ſchickliche und würdige Commiſſäre zu ſchicken. Ferner wurden von jeder Religion ſechs Colloquenten, oder Unterredner, ſechs Adjunkten, ſechs Auditoren, und zwei Notarien beſtellt, und das Verzeichniß davon einem jeden Theil mitgetheilt. Dem Präſidenten wurde aufgetragen, „gute Obſicht zu halten, daß bei dieſem Geſpräche aller Ueberfluß, Haß, Verunglimpfung und Scheltworte zwiſchen den Perſonen vermieden bleibe, daß keiner dem andern unbeſcheidner Weiſe in die Rede falle, und eine jede Parthei nach Nothdurft, und auf die nachher verordnete Art und Weiſe angehört werde, damit dieſe Collocution zu chriſtlicher und gütlicher Fruchtbarkeit ablaufen möge. Zu dem Ende ſollen der Präſident und die Aſſeſſoren, oder deren Nachgeordnete von den Colloquenten und Adjunkten Handgelübde an Eides ſtatt nehmen, und ihnen ernſtlich einſchärfen, daß ſie, von der einen ſowohl, als von der andern Religion, ſich von den Artikeln des chriſtlichen Glaubens, Lehre und Religion, freundlich, chriſtlich und vertraulich, auf die verglichene Art und Weiſe unterreden, und in ſolchem Geſpräche zuförderſt die Ehre des Allmächtigen, die chriſtliche Wahrheit, die Liebe des Nächſten, und die allgemeine Einigkeit ſuchen, ſich auch daran nichts verhindern laſſen ſollen, ſo wie ſie ſolches vor Gottes Angeſicht am jüngſten Gerichte geſtehen, und verantworten wollen.“ Uebrigens ſollen auch ſämmtliche zu dieſem Colloquium zugezogenen Perſonen, weder heimlich, noch öffentlich, weder ſchriftlich, noch mündlich, irgend jemanden etwas von der ganzen Handlung entdecken, ſondern dieſelbe, bis auf die Zeit der gemeinen Relation, Rathsweiſe und in Geheim behalten. — „Daher ſollte eine dreiſchlüſſige Truche gemacht, und in dieſelbe alle Protocolla, Acta, Schriften, und Handlungen, nach jedesmal geendigter Seſſion, gelegt werden, hiezu aber der Präſident den einen, die Aſſeſſoren der alten Religion den andern, und die Beiſitzer der augsburgiſchen Confeſſion den dritten, alles unterſchiedene Schlüſſel haben, und ſelbige, nach geendigtem Colloquium, bis zur nächſten Reichsverſammlung, wohin dieſe Truche zu bringen, und den Reichsſtänden nothdürftige Relation zu thun wäre, behalten, dieſelbe auch nicht anders, dann in gemeiner Audienz, und wann colloquirt würde, eröffnet werden ſollte." Gleiche Verhaltsbefehle und Unterrichte wurden auch den Auditoren, und Notarien ertheilt, ſo, daß nichts natürlicher war, als zu erwarten, daß alles unpartheiiſch und ganz uneingenommen zugehen, und daß den Unterrednern nicht das Geringſte werde zugemuthet, oder aufgetragen werden, was ſie auf irgend eine Art ſchüchtern machen und hindern könnte, unbefangen und aufrichtig zu Werk zu gehen; aber noch an eben demſelben Tag, an welchem der Reichsabſchied unterſchrieben wurde, machten die auf dem Reichstage verſammelten Räthe und Geſandten der Kurfürſten, Fürſten und Stände in einem Nebenabſchied, nebſt andern Dingen, unter ſich aus, daß ſie bei der augsburgiſchen Confeſſion bis an ihr Ende unabweichlich beharren, und daß ſich ihre Theologen und Unterredner an die Ordnung und Form derſelben, und der ſchmalkaldiſchen Artikel genau halten ſollten. Daß die Katholiken von ihrem Dogma nicht im Geringſten abgehen würden, verſtand ſich ohnehin. Dieſe hatten den Michael Sidonius, Biſchof zu Merſeburg, den D. Johann Delphius, Weihbiſchof zu Straßburg, den Jodokus Tilletanus, und Martin Rittonius, den Jeſuiten Peter Caniſius, und den Friedrich

Staphylus, der ehemals Profeſſor der Theologie zu Königsberg geweſen, im Jahr 1553 aber katholiſch geworden, und jetzt kaiſerlicher und bayeriſcher Rath, auch Inſpector der Univerſität Ingolſtadt war, zu Unterrednern; die Proteſtanten aber hatten den Philipp Melanchthon, den D. Johann Brenz, Probſten zu Stuttgardt, die Superintendenten zu Nidda in Heſſen, D. Johann Piſtorius, zu Anſpach, M. Georg Kargk; und zu Greifswald, M. Jakob Rungius, und den D. Erhard Schnepf, Prof. zu Jena, dazu gewählt.

Dieſe Unterredner hatten ſich bereits in ſechs Sitzungen einer gegenüber erklärt, ohne ſich in irgend einer wichtigen Sache näher gekommen zu ſeyn, als in der ſechſten Sitzung der Biſchof von Merſeburg zu wiſſen verlangte, mit welcher Art von Proteſtanten es die katholiſchen Unterredner dann eigentlich zu thun haben ſollten, da es ſichtbar und bekannt wäre, daß keineswegs alle Proteſtanten mit den Behauptungen verſtanden ſeyen, welche die Bekenner der augsburgiſchen Confeſſion aufſtellten, mit welchen letztern allein, vermöge des regensburgiſchen Reichstagsabſchiedes, die Unterredung gehalten werden ſollte. Dieſe Frage, von welcher der Biſchof die Folgen wohl vorher geſehen haben mochte, machte ſogleich der ganzen Unterredung ein Ende. Es hatten ſich nämlich die niederſächſiſchen Prediger und Theologen, als von welchen die Reformation urſprünglich ausgegangen, und auf deren Syſtem die augsburgiſche Confeſſion gegründet war, von jeher für die ächtlutheriſchen und gleichſam gebietenden Reformatoren, und für die alleinigen wahren Bekenner der lutheriſchen Lehre angeſehen, und der Herzog von Niederſachſen, Johann Friedrich, hatte, nach dem Gutachten eines ſeiner eifrigſten Theologen, Flacius, ſogar einen Befehl an ſeine zu Worms anweſenden Theologen ergehen laſſen, mit den, daſelbſt auftretenden, unorthodoxen Proteſtanten nicht nur keine Gemeinſchaft zu pflegen, ſondern noch überdieß die Lehren aller Afterreformatoren ſtandhaft zu verdammen. Die Zahl dieſer letztern war, wie es wohl bei einer unumſchränkten Freiheit jedes Einzelnen, ſich ſelbſt, nach ſeinen Begriffen und Ueberzeugungen, Glaubensdogmen zu bilden, nicht anders ſeyn konnte, ſehr zahlreich, und die niederſächſiſchen Doktoren zählten allein eine Reihe von eilferlei Ketzern her. Unter dieſen befanden ſich auch die ober- oder kurſächſiſchen Theologen, und an der Spitze derſelben ſelbſt Melanchthon, welcher in manchen Dingen anders, als Luther, dachte, und ungleich weiter fortgeſchritten war. Da ſich nun ſeit geraumer Zeit nicht nur die altlutheriſchen den jüngern Sekten entgegen geſetzt, ſondern auch dieſe ſelbſt einander in ihren Predigten und Schriften auf die häßlichſte Art durchgezogen, beſchimpft und verdammt hatten; ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie ſich dieſe zahlreichen Ketzer, die ſich gerade darum, weil ſie Ketzer geſcholten wurden, für klüger und tiefdenkender hielten, benommen haben mögen, als ihnen nunmehr die niederſächſiſchen Doktoren erklärten, daß es ihnen nach der Frage, welche der Biſchof von Merſeburg an die verſammelten Unterredner geſtellt hätte, nicht mehr frei ſtände, mit dem, von ihrem Herzog an ſie erlaſſenen Befehl zurück zu halten, was ſie bis dahin aus einer beſondern Schonung gethan hätten, ſondern daß ſie pflichtmäßig aufgefordert wären, alle Sekten, welche von dem Inhalt der augsburgiſchen Confeſſion abgewichen wären, öffentlich zu verdammen, und dieſelben, wenn ſie nicht widerrufen würden, von der Unterredung ſchlechterdings auszuſchließen. Die kurſächſiſchen Theologen drohten den niederſächſiſchen gerade das Nämliche. Der Präſident, Julius Pflug, ſprach ihnen vergeblich zu, ſich in Güte zu vergleichen. Die niederſächſiſchen Theologen übergaben, da ſie mehr nicht thun konnten, ihre Proteſtation wider das Colloquium, falls es fortgeſetzt werden ſollte, und verließen Worms. Ihrem Beiſpiele folgten bald darauf die katholiſchen Unterredner, indem ſie ſagten, daß ſie nicht wüßten, mit welcher Parthei von Reformatoren, als einer herrſchenden, ſie ſich unterreden ſollten. Ein fernerer Beſcheid des K. Ferdinand, daß die niederſächſiſchen, nämlich die thüringiſchen und braunſchweigiſchen Theologen wieder zurückgerufen werden, und daß die übrigen Proteſtanten eine allgemeine Erklärung, ſich zur augsburgiſchen Confeſſion halten zu wollen, von ſich ſtellen, die katholiſchen Doktoren aber ſich damit begnügen ſollten, blieb ohne Erfolg. Die Trennung der verſchiedenen Reformatoren war zu weſentlich auf jene Grundſätze, von welchen urſprünglich alle Reformation ausgieng, geſtützet, als daß noch eine gegründete Hoffnung übrig bleiben konnte, jemals wieder eine Vereinigung, bei welcher der Freiheit im Denken irgend ein Opfer gebracht werden ſollte, zu Stande bringen zu können.

Deſto mehr hatte man ſich Glück zu wünſchen, daß die Kurfürſten des deutſchen Reichs, von welchen die drei geiſtlichen (nämlich die Kurfürſten und Erzbiſchöfe, Daniel zu Mainz, Anton zu Köln, Johann zu Trier) zur katholiſchen Religion, die drei weltlichen aber (Otto Heinrich von der Pfalz, Auguſt zu Sachſen, Joachim zu Brandenburg) zur evangeliſchen ſich bekannten, den ſchönen Entſchluß ßten, einen Kurfürſtenverein, welcher bei er Verſchiedenheit ihrer Religionsgrundſätze hauptſächlich die Erhaltung und Befeſtigung ihrer bürgerlichen Einigkeit und Verbindung zur Abſicht haben ſollte, zu errichten. Dieß geſchah bei Gelegenheit der feierlichen Krönung es römiſchen Königs Ferdinand I. zum Kaiſer, welche erſt zwei Jahre nach der Abdankung des Kaiſers Karl V. (ſo, daß vom Jahre 1556 bis zu der im Jahre 1557 von den Kurfürſten geſchehenen förmlichen Anerkennung derſelben die Expeditionen des Kammergerichts unter dem Namen und Inſiegel Kaiſer Karls fortgeſetzt wurden) vor ſich gegangen iſt. Dieſer hatte nämlich zwar bereits im Jahre 1555 ſeinem Bruder Ferdinand auf dem Reichstage zu Augsburg durch ſeinen Sekretär, Pfinzing, eine Abdankungsurkunde zugefertigt, welche aber Ferdinand, nicht ſo ſehr, weil ſie zu ſpät angekommen, als weil ſie in Hinſicht auf den, ſeit der Entſtehung der Kurfürſten, noch nie vorgekommenen Fall einer Abdankung zu wenig feierlich, und weil noch vorher manches zu berichtigen war, zurückhielt. Nachdem nun aber Karl eine feierliche Geſandtſchaft an ihn ſowohl, als an die Kurfürſten, und zwar in der Perſon des Prinzen Wilhelm von Oranien, des Reichsvizekanzlers, Seld, und ſeines Sekretärs, Wolfgang Haller, bevollmächtigt hatte, beſchloßen die ſechs Kurfürſten, für welche dieſes Geſchäft eigentlich geeignet war, dem Kaiſer Ferdinand, mit deſſen Vorwiſſen und Gutheißen, einen gewiſſen Tag und Ort, nämlich den 20. Hornung 1557 zu Frankfurt am Main zu benennen, wo die geſetzliche Erklärung deſſelben zum römiſchdeutſchen Kaiſer vor ſich gehen ſollte. Dieſe erfolgte auch mit aller bei ſolchen Handlungen gewöhnlichen Pracht und Feierlichkeit den 24. März, nachdem Ferdinand zuvor noch eine Kapitulation beſchworen hatte, welche, im Zuſammenhalt mit der karolingiſchen, in etwas abgeändert, und worin nach den ſeitdem veränderten Zeitumſtänden z. B. feſtgeſetzt wurde, daß der neue Kaiſer gehalten ſeyn ſoll, „den Frieden in Religions- und Profanſachen, den Landfrieden ſammt der Handhabung deſſelben, wie ſie auf dem augsburgiſchen Reichstage im Jahre 1555 aufgerichtet, angenommen, verabſchiedet und verbeſſert worden, ſtät und feſt zu halten, denſelben zu handhaben, und dawider niemanden zu beſchweren, oder durch andere beſchweren zu laſſen.“ Dieſe ganze Handlung wurde zum vollkommenen Vergnügen aller Anweſenden geſchloſſen, und nur der Pabſt Paul IV. gerieth nachher auf den ſehr unzeitigen Einfall, dem neuen Kaiſer, als ihm dieſer ſeine Nachfolge auf dem kaiſerlichen Thron, und zugleich ſein Vorhaben, ſich in Rom krönen laſſen zu wollen, eröffnete, die Krönung zu verweigern, hauptſächlich weil Kaiſer Karl ohne Vorwiſſen des Pabſtes abgedankt, Ferdinand die neue Würde ohne päbſtliche Einwilligung angenommen, dann durch Kurfürſten, von denen drei von der römiſchen Kirche abgefallen wären, ſeine Beſtätigung erhalten hatte; wobei aber vorzüglich ein heimlicher Verdruß des römiſchen Hofes über die von Karl und Ferdinand bewilligten Colloquien in Glaubensſachen, dann der, ohne Zuziehung deſſelben, abgeſchloſſene Religionsfriede, und eine Menge Dinge dieſer Art, zum Grunde lagen. Da ſich indeſſen der Begriff deſſen, was eigentlich ein deutſcher König und Kaiſer vorſtelle, und überhaupt die Denkart der Zeiten ſo ſehr geändert hatte, daß man jene römiſchen Hofgründe für ganz veraltet, und die Aufſtellung derſelben für ſehr abgeſchmackt hielt; ſo hatte die Aeußerung des Pabſtes Paul, ſtatt daß er (was er bei derſelben gehofft haben mochte) ſeinem Anſehen einen neuen Glanz verſchafft hätte, vielmehr die Folge, daß ſich Kaiſer Ferdinand, nach dem Rathe der Kurfürſten, um die ganze Krönung in Rom ferner nicht bekümmert, und daß keiner ſeiner Nachfolger dieſelbe verlangt hat.

Die Kurfürſten hatten den eben erwähnten Verein zu Frankfurt, weil ſie alle ſechs in Perſon zugegen waren, bereits den 17. März 1557 geſchloſſen, und in fünfzehn Artikeln ſolche Grundſätze und Verordnungen unter ſich feſtgeſetzt, bei denen der ernſtlichſte Vorſatz, ſowohl ihre Eintracht ſtets unzertrennlich zu erhalten, als auch den Nutzen des gemeinen deutſchen Weſens auf alle Weiſe zu befördern, überall ſichtbar war; ſo wurde vermöge des zweiten Artikels verabredet, „daß kein Kurfürſt den andern, beiderſeits Religions und Ceremonien halber, auf künftigen Wahl- und Krönungstagen, oder ſonſt, ausſchlieſſen, und unfähig achten, oder daß ſie ſonſt einen Unwillen gegen einander hegen, ſondern vielmehr ſich alles freundlichen Guten gegen einander befleißen, und keiner den andern deßwegen gefährden wolle.“ Dieſer Kurverein ſollte keineswegs eine bloß perſönliche, ſondern nach dem Muſter des erſten Kurvereins im Jahre 1338 eine ewige Verbindlichkeit dergeſtalt enthalten, daß der Kurfürſt von Mainz, nach Abſterben eines aus ihrem Mittel, deſſen Nachfolger in der Regierung dieſen ihren Verein bekannt machen, und ihn ermahnen ſollte, demſelben beizutreten. Und damit dieſe brüderliche Einigung und Vertrag deſto beſtändiger ſeyn und bleiben, auch deſto kräftiger gehandhabt, gehalten und vollzogen werden möge, ſo verpflichteten ſie ſich, daß ſie alle vier Jahre einmal perſönlich zuſammen kommen wollten. — Niemals war wohl in Deutſchland eine heilſamere Vereinigung beſchloſſen und gefeiert worden; und niemals hätte man mehr Urſache gehabt, ſich der ſüßen Hoffnung eines fortdauernden Friedens zu erfreuen, wenn man nur auch die Macht gehabt hätte, die geſammten deutſchen Reichsländer zu eben denſelben Geſinnungen zu vereinigen, und jeder Ereigniß veränderter Umſtände und Begebenheiten, und überhaupt dem Strome der Zeiten, der mit neuen Menſchen neue Geſinnungen herbeiführt, zu gebieten.

Unter die Punkte, welche zu Frankfurt gewünſcht und beſchloſſen wurden, gehörte wieder ein neuer Reichstag, welcher noch im J. 1557 zu Augsburg gehalten, und auf welchem die alten Beſchwerden abgethan, und andere Reichsangelegenheiten berichtigt werden ſollten. Auf dieſem Reichstage, welcher (weil nicht nur ſelbſt der Kaiſer erſt am Ende des Jahres zu Augsburg angekommen, ſondern bei der Ankunft deſſelben ſogar der größte Theil der Reichsſtände noch abweſend war) erſt im März 1559 eröffnet werden konnte, ſollten demnach die alten Angelegenheiten, welche ſich a) auf das Religionsweſen, b) die Türkenhilfe, c) den Landfrieden, d) das Juſtiz- und e) das Münzweſen bezogen, wieder hervorgenommen und berichtigt werden. Jenes geſchah zwar auch, und ſämmtliche Punkte kamen zum Vortrag; allein, gleichwie jetzt die Geſinnungen der Anweſenden die nämlichen blieben, ſo blieb es auch der Erfolg. Was die Religion, was die Proteſtanten allemal vor allen andern Punkten vorgenommen wiſſen wollten, betraf, ſo war an eine Vergleichung der ſtreitigen Religionspunkte ſchon darum nicht zu denken, weil man über die Mittel, durch welche dieſelbe erzielt werden ſollte, äuſſerſt verſchieden dachte. Mit den **Colloquiis** war, wie bisher die Erfahrung gelehrt hatte, nichts ausgerichtet, und mit dem Vorſchlag einer Kirchenverſammlung, auf welche ſich die Katholiſchen ſogleich verſtanden, ließ ſich ſo lange nichts abſchließen, als die Proteſtanten immer auf den Bedingniſſen verharrten, unter welchen ſie auf einer ſolchen Kirchenverſammlung erſcheinen würden. Dießmal kam noch der traurige Umſtand dazu, daß ſowohl die Katholiken als Proteſtanten, wechſelſeitige Klagen wider ſich vorbrachten, und ſich mit Heftigkeit der Verletzung des im Jahre 1555 zu Augsburg abgeſchloſſenen Religionsfriedens beſchuldigten. Beide Theile ſchrien über Eingriffe, Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, und drangen auf der Stelle auf eine geſetzliche Abſtellung und Genugthuung. Auch der geiſtliche Vorbehalt kam wieder auf die Bahn, und die Proteſtanten erneuerten ihre Anträge auf eine gänzliche Freiſtellung. Man erklärte ſich, ſtritt ſich, ſuchte ſich wechſelſeitig zu gewinnen, und faßte am Ende wieder den Entſchluß, „daß die Handlung der Religion auf eine andere und beſſere Gelegenheit eingeſtellt bleiben, übrigens aber der paßauiſche Vertrag, dann der augsburgiſche Religionsfriede, auf das ſtandhafteſte erhalten, und auf deſſen Vollzug beſtanden werden ſoll.“ Die Unterſuchung der beiderſeitigen Beſchwerden wurde erſt auf das Kammergericht, und da dieſes den Proteſtanten nicht gefiel, auf eine beſondere Reichsdeputation, welche auf eben dieſem Reichstage zur Unterſuchung des Kammergerichts beſchloſſen worden war, verwieſen. Hiebei blieb es, ungeachtet die Katholiſchen mit dieſer letztern Abänderung nicht allerdings zufrieden waren. In Betreff der Türkenhilfe, wurde erinnert, daß noch von jenen Verſprechungen, welche auf dem im Jahre 1556 zu Regensburg gehaltenen Reichstage gemacht wurden, Ausſtände vorhanden wären, welche demnach betrieben, und neue Unterſtützungen beſchloſſen werden ſollten. Es war auch, wie immer, eben gar nicht ſchwer, neue günſtige Entſchließungen zu erhalten, und es wurden zur Befeſtigung der Grenzörter in Ungarn, und zur Unterhaltung der nöthigen Beſatzungen 500,000 Goldgulden, welche in drei Jahren zu bezahlen ſeyn ſollten, bewilligt, nachher aber eine ſo ungleiche Austheilung der Bezahlungen (die Großen legten alle Laſt auf die Kleinern) gemacht, daß die Sache wieder keinen nachdruckſamern Fortgang, als der war, deſſen ſie ſich bis dahin zu vertröſten gehabt hatte, gewann. So fehlte es auch wegen des Landfriedens und des Juſtizweſens abermals nicht an ſchönen Verordnungen, ſo wie an der Beſtätigung der bereits vorhandenen, und es wurde das Austreten in fremde Dienſte, das Anſagen und Verlegen eines Muſterplatzes von einem fremden Fürſten nach deutſchen Landen, das Durchziehen fremder Truppen u. dgl. ſcharf verboten; auch wurde die Nacheile, oder Verfolgung der läſtigen und gefährlichen Reiſigen, Fußknechte, Räuber, Mörder, und anderer Ruhe- und Friedensſtörer, wenn ſie ſich von einem Land in ein anderes flüchteten, durch alle deutſchen Kreiſe feſtgeſetzt, und umſtändlich beſtimmt, ſo, daß es nur auf einen thätigen Vollzug ankam, um ſich des beſten Erfolgs jener Verordnungen erfreuen zu können. Darauf kam es auch bei der auf dieſem Reichstage feſtgeſetzten Münzordnung an, bei deren ſtandhaften Befolgung man aber ſo wenig Ernſt bezeigte, wie bei andern Dingen, die zwar beſchloſſen und gewünſcht, aber nichts weniger, als thätig, befolgt wurden. So beſchloß man in einem Nebenabſchied dieſes Reichstages, jene drei lothringiſchen Bisthümer, welche der König Heinrich II. von Frankreich im Jahre 1552 an ſich geriſſen hatte, Mez, Tull und Verdün zurückzufordern, ſtritt ſich aber lange Zeit über den Sold der Geſandten, welche die Forderung zu machen, nach Paris zu reiſen haben würden; und dieſe Geſandten, als endlich einige abgefertigt wurden, erhielten daher auch vom König in Frankreich, der wohl beſſer wußte, wie wenig ſich die deutſchen Fürſten, wenn ſie wegen jenen Städten ſich in Bewegung ſetzen ſollten, geneigt zeigen würden, ſich darein ſetzen zu laſſen, die Antwort, daß er mit den deutſchen Fürſten das Gehörige wohl verhandeln laſſen wolle, wenn wieder einmal ein Reichstag ſeyn würde. So endigte es ſich auch mit jener beſondern Reichsdeputation, von welcher die beſondern Beſchwerden der Stände in Religionsſachen haben unterſucht und abgethan werden ſollen. Man entzweite ſich nämlich bald wieder, und gieng auseinander, mit der an den Kaiſer gemachten Anheimſtellung, daß man, wenn es ihm gefällig wäre, gleichwohl ein anderesmal wieder zuſammen kommen wollte. So ward auch eine Angelegenheit, welche das reichsſtändiſche Liefland betraf, behandelt. Dieſes Land hatte der Czaar von Rußland feindlich angefallen, weil, wie er ſagte, die Einwohner das Lutherthum angenommen, und weil ſie einige Verſprechen, die ſie ihm gemacht, nicht gehalten hätten. Die Liefländer baten den Kaiſer und die Reichsſtände um Unterſtützung, und man ſagte ihnen auf dem eben genannten im J. 1560 wiederholten Deputationstag 200,000 Gulden zu, ſchickte ihnen aber nichts, und veranlaßte ſie, daß ſie ſich, um ſich zu retten, im folgenden Jahre an das Königreich Polen ergaben, von dem ſie mit Freuden aufgenommen, von den Deutſchen aber wenig vermißt wurden. Dieſe Kälte und Gleichgültigkeit für entferntere Reichsſtände und Glieder bleibt übrigens um ſo weniger befremdend, als es von jeher eine veraltete Sitte vieler deutſchen Fürſten war, über Angelegenheiten und Vorfälle, welche nicht unmittelbar ihr Land, oder ihr Eigenthum betrafen, ungerührt und kalt zu bleiben, dann, wenn man ſie durch dringende Vorſtellungen zur Theilnahme aufrief, geheime, gefährliche Plane und Abſichten zu argwöhnen, und am Ende durch Zögerungen und getheilte Stimmen die ganze Sache von ſich abzulehnen. So gieng es dem K. Ferdinand I. mit dem landsbergiſchen Bund. Ungeachtet die Unternehmungen des Grumbachs täglich ernſthafter und drohender wurden; ſo blieben gleichwohl alle Bemühungen vergeblich, welche ſich die Bundesgenoſſen gaben, die Kur- und andere Fürſten Deutſchlands zum gemeinſchaftlichen Beitritte zu bewegen.

Nun kam es auch mit der tridentiniſchen Kirchenverſammlung wieder zur Sprache. Dieſe wurde, wie im Leben K. Karls V. vorkam, im Jahre 1545 eröffnet, dann im J. 1547 nach Bologna, dann 1550 wieder nach Trient verlegt, im Jahre 1552 aber, da der Kurfürſt Moriz von Sachſen mit einer Armee wider K. Karl nach Innsbruck rückte, unterbrochen, und ſollte nun neuerdings fortgeſetzt werden, wozu einige, mit der damaligen Regierung in Frankreich mißvergnügte franzöſiſche Prinzen, und andere Vornehme die Veranlaſſung gaben. Dieſe ſteckten ſich, um einen großen Anhang unter ihren Landsleuten, und wohl auch unter den Deutſchen zu bekommen, unter die, damals bereits in ganz Frankreich, ſo wie in einem Theile von Deutſchland, verbreiteten Anhänger des (1509) zu Noyon in der Pikardie gebornen, zwar mit einer Pfarr zu Pont l'Evêque verſehenen, aber niemals zum Prieſter geweihten, 1564 verſtorbenen

Predigers) Cauvin, oder wie er 1532 ſeinen Namen zu ſchreiben anfieng, Calvins, welcher in vielen Punkten, beſonders im Artikel vom Abendmahl, von der Lehre des Luther abwich, und eine eigene zahlreiche Sekte, deren Mitglieder ſich die Reformirten nannten, gründete. Da dieſe Reformirten, deren aufrichtigſte Freunde und Beſchützer jene mißvergnügten Großen zu ſeyn ſich rühmten, unaufhörlich von der ihnen nach dem Naturrecht zuſtehenden Freiheit in Religionsmeinungen (ungeachtet dieſe Freiheit ihnen unter der Regierung des damaligen ſchwächlichen Königs Franz II. wenig beſchränkt wurde), ſprachen, ſo beſchloſſen die um die innere Ruhe von Frankreich beſorgten Räthe des Königs, ein franzöſiſches Nationalconcilium zuſammen zu rufen, und daſſelbe über die ſtreitigen Punkte entſcheiden zu laſſen. Die Nachricht davon beunruhigte den römiſchen Hof dergeſtalt, daß er nicht genug eilen zu können glaubte, den Franzoſen eine allgemeine Kirchenverſammlung in Vorſchlag zu bringen, was dieſelben auch annahmen.

Zu einer ſolchen Verſammlung ſollte nun auch der Kaiſer und die geſammte deutſche Nation berufen werden. Von jenem verſprach ſich (der den 26. Chriſtmonat 1559 zum Pabſt gewählte) Pius IV. um ſo mehr alles Gute, als er unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung das unbeſcheidene Benehmen Pauls IV. gegen Ferdinand wieder gut zu machen geſucht, und dieſen nicht nur als Kaiſer begrüßt, ſondern auch deſſen nach Rom abgeordneter Geſandtſchaft Beweiſe von der ſchmeichelhafteſten Achtung gegeben hat; aber ſogleich die erſte Erklärung, welche K. Ferdinand dem an ihn vom Pabſt abgeſchickten Biſchof von Ermeland, Stanislaus Hoſchius, gab, ſetzte den Pabſt ſchon in keine geringe Verlegenheit. Ferdinand war genau unterrichtet, auf was bei den letztern Kirchenverſammlungen zu Konſtanz und zu Baſel von ſeinen Vorfahrern vor allen Dingen angetragen, und was noch von ſeinem Bruder, dem Kaiſer Karl V., auf das inſtändigſte gewünſcht und betrieben worden war; und da er der geradeſte, aufrichtigſte Mann, und von ſeiner durch reiſe Ueberlegung, und vieljährige Beobachtung entſtandenen Ueberzeugung, wie in der Sache verfahren werden ſollte, ganz durchdrungen war, ſo verhehlte er dem Hoſchius keinen jener Umſtände, welche erſt gehoben werden müßten, wenn die künftige Kirchenverſammlung von einem allgemeinen erſprießlichen Erfolg ſeyn, wenn der von der römiſchen Kirche getrennte Theil von Deutſchland wieder zur Zurückkehr bewegt, und der eine, bereits wankende, bei derſelben erhalten werden ſollte. Er meinte unter andern, daß auf der künftigen Kirchenverſammlung Jedermann gehört, daß dabei der Pabſt, ſo, wie der Kaiſer, und die übrigen chriſtlichen Fürſten perſönlich gegenwärtig ſeyn, daß ein geräumigerer Ort, als Trient wäre, etwa Köln, Konſtanz u. a. gewählt werden, und daß endlich, was ein Hauptpunkt wäre, mit der, ſeit ſo vielen Menſchenaltern, von ſo vielen Kaiſern, und ſelbſt von den einſichtsvollſten und gottesfürchtigſten Biſchöfen vorgeſchlagenen Verbeſſerung der Kirche in dem Haupt und den Gliedern etwas Begnügendes vorgenommen, und daß mit der Heilung dort, wo die Krankheiten, und deren Ausbrüche ihren Anfang nahmen, angefangen werden müſſe; indem er mit andern, den verſtändigſten Menſchen, feſt glaubte, daß, wenn allein dieſer Punkt von den vorgehenden Päbſten mit wahrem Ernſt betrieben, und nicht vielmehr hintertrieben, wenn die Sittlichkeit der vornehmen und gemeinen Geiſtlichkeit verbeſſert, und wenigſtens der auffallendſte Theil grober Mißbräuche auf die Seite geſchafft worden wäre, die unglücklichſte aller Spaltungen, die Religionsſpaltung nämlich, niemals erfolgt ſeyn würde. Ferdinand meinte auch, daß, wenn je die deutſchen Proteſtanten zur künftigen Kirchenverſammlung geladen werden ſollten, dieſe keine Fortſetzung der vorgehenden, als deren Schlüſſe von jenen Proteſtanten niemals anerkannt werden dürften, ſondern daß die Verſammlung eine ganz neue, eigene, allgemeine Kirchenverſammlung ſeyn müßte. Endlich gieng ſeine Meinung auch dahin, daß man, in Rückſicht auf die Zeitumſtände, und die Stimmung der deutſchen Völker, von der äußern Kirchenſtrenge in Dingen, welche auch bloß von der Gnade der Kirche abhiengen, etwas nachlaſſen, und die Communion unter beiden Geſtalten, dann die Prieſterehe erlauben ſoll, indem man, was das letztere beträfe, ja doch nicht immer auf das, was vollkommener, ſondern was dem Seelenheile vieler Tauſenden erſprießlicher wäre, Rückſicht nehmen ſoll. Es ſey doch ja nicht jedem gegeben, auf dem Wege der Enthaltſamkeit aufrecht zu wandeln; und was den Kelch beträfe, ſo würde derſelbe von einem ſo großen Theil der übrigens noch katholiſchen Deutſchen mit einem ſo heißen Ungeſtüm verlangt, daß man ſich von Seite der Fürſten bereits hie und da veranlaßt ſah, den Unterthanen hierin nachzugeben. Dieß letztere war z. B. in Bayern geſchehen, wo der Herzog Albert V. für gut befand, ſeinen Unterthanen auf Begehren der weltlichen Landſtände, vermöge eines gedruckten Mandats den 31. März 1556 zu erklären, daß er diejenigen, welche die Kommunion unter beiden Geſtalten verlangten, darum nicht zur Strafe ziehen würde; wiewohl übrigens dieſe Nachſicht nur „bis auff vernere chriſtliche und gebührliche vergleichung der Religion“ angeſehen, und mit dem Beiſatz, daß ſolche Unterthanen die Communion unter Einer Geſtalt nicht verwerfen ſollten, bewilligt ſeyn ſollte. Dieſe wohlgemeinten Erklärungen wurden von Seite des römiſchen Hofes auf eine wenig befriedigende Art erwiedert, indem dem Kaiſer durch einen auſſerordentlichen Geſandten, Delphinus, bedeutet wurde, daß man von dem Orte der Kirchenverſammlung, von Trient nämlich, nicht abweichen, daß man zwar Jedermann hören, auch gerne eine Reformation der Kirchenzucht vornehmen werde, die Kommunion aber unter beiden Geſtalten, und die Prieſterehe ohne Zuziehung der übrigen chriſtlichen Nationen, nicht geſtatten könne. Uebrigens wurde nicht nur bald darauf, den 29. Nov. 1560, die künftige Kirchenverſammlung in der Anſagungsbulle derſelben eine Fortſetzung der tridentiniſchen Kirchenverſammlung genannt, ſondern es wurde auch von Seite des Pabſtes an die deutſchen Proteſtanten eine Abordnung gemacht, durch welche ſie zur künftigen Kirchenverſammlung eingeladen werden ſollten. Die Folgen davon waren nicht die erwünſchteſten.

Die proteſtantiſchen Fürſten hatten ſich eben nach Naumburg in Thüringen zu einer Generalſynode verſammelt, deren Abſicht war, die unter ihnen herrſchenden, verſchiedenen Sekten zu vereinigen, und die augsburgiſche Confeſſion, als das einzige ächte Symbol der evangeliſchen Lehre, von allen Anweſenden unterſchreiben zu machen. So uneinig ſie nun hierin waren, und ſo heftig ſie ſich widerſprachen, ſo kamen ſie doch ſogleich darin überein, wie ſie ſich gegen den päbſtlichen Nuntius verhalten wollten. Sie geſtatteten ihm, in ihrer Verſammlung ſeinen Vortrag zu machen, und ein päbſtliches Breve abzugeben; ſchickten ihm aber dieſes, nachdem ſie auf der äußern Aufſchrift die Worte „dem geliebten Sohn" (dilecto filio) wahrnahmen, uneröffnet wieder zurück, mit der Aeußerung, daß diejenigen keine Söhne des Pabſtes ſeyn könnten, die ihn nicht mehr als Vater erkenneten. Auch der Kaiſer war mit der Ankündigung der Kirchenverſammlung, als einer Fortſetzung der vorigen, höchſt unzufrieden, ſo, daß die päbſtlichen Legaten ſich veranlaßt ſahen, die Sache dahin einzuleiten, daß in den erſten Sitzungen der Kirchenverſammlung, deren Eröffnung den 15. Jenner, und die erſte Seſſion den 18. 1562 vor ſich gieng, von einer Fortſetzung des Conciliums, ſo wie von der Verdammung der augsburgiſchen Confeſſion keine Meldung geſchah. Man brachte vielmehr einige Reformationsartikel auf die Bahn, von denen aber ſchon der erſte ſehr heftige und weitausſehende Streitigkeiten unter den anweſenden Biſchöfen veranlaßte. Sein Inhalt war: „Die Väter möchten betrachten, auf welche Art es dahin zu bringen ſey, daß die Patriarchen, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, und alle diejenigen, welche mit der Seelſorge beladen ſeyen, ſich bei ihren Kirchen aufhielten, und ſich davon nur aus rechtmäßigen, ehrbaren, nothwendigen, und der Kirche nützlichen Urſachen entferneten.“ Man hätte meinen ſollen, daß eine ſolche Zumuthung, vermöge derer jeder Seelſorger verbindlich gemacht werden ſollte, ſich (höchſt dringende Fälle abgerechnet) bei der Gemeinde, deren Seelenheil ſich unmittelbar widmen zu wollen doch ſeine Pflicht, und worauf auch ſein Einkommen gegründet war, und bleibt, gar keine Schwierigkeit finden, und ſogleich durchgeſetzt werden müßte; auch waren einige fromme und verſtändige Biſchöfe dieſer Meinung; aber ſtatt ſich mit dieſen einhellig zu vereinigen, ſtritt man ſich über die Frage, ob die perſönliche Anweſenheit der Reſidenz göttlichen, oder menſchlichen Rechtes ſey, und ſtellte zuletzt die Sache dem Pabſt anheim, der aber ſchon darüber, daß man dieſe Frage aufgeworfen hatte, ſehr übel zufrieden war.

Noch mehr war der Kaiſer Ferdinand über den verwickelten und kaltſinnigen Gang, welchen die Geſchäfte ſchon gleich bei ihrem Anfange nahmen, mißvergnügt, und um ſeiner Seits ja nichts zu verſäumen, was der Verſammlung eine beſtimmtere und thätigere Beſchäftigung geben könnte, forderte er die geſchickteſten und redlichſten Männer, die ihm bekannt waren, auf, ihre Meinung, wie eigentlich die Reformationsartikel beſchaffen ſeyn ſollten, ſchriftlich zu äußern. Dieſe Meinung fiel im Weſentlichen dahin aus: „Es ſeyen bis daher die gelehrteſten, und in deutſchen Angelegenheiten erfahrenſten Männer ſtets der Meinung geweſen, daß vor allem eine genaue Verbeſſerung der Sitten bei der Geiſtlichkeit und dem Volke müſſe hergeſtellt, die Mißbräuche gehoben, und dadurch die Ueberbleibſel der katholiſchen Religion erhalten werden; dieſem müßte auf dem Fuße eine gründliche Erläuterung derjenigen Glaubensſätze folgen, die bis daher in Zweifel gezogen worden. — Man müſſe vorerſt den Pabſt erſuchen, wenn er etwa an ſeiner Perſon, ſeinem Stand und Hof etwas wahrnehmen würde, das einer Verbeſſerung zu bedürfen ſcheine, daß er geſtatte, daß dieſelbe vorgenommen werde. — Man müſſe die gar zu große Menge der Kardinäle, die zu häufigen Diſpenſationen, und Exemtionen, dann die Mehrheit der geiſtlichen Würden und Beneficien bei eben derſelben Perſon beſchränken, dieſe bloß arbeitsfähigen und gelehrten Männern ertheilen, auf der Anweſenheit der Biſchöfe bei ihren Domkirchen beſtehen; für die Ertheilung der heil. Sakramente keine Sporteln fordern; die Simonie ausrotten; erwägen, ob es nicht nützlich ſeyn dürfte, einige menſchliche Satzungen der Päbſte und der Kirchenvorſteher, nachdem es eine alte Klage ſey, daß dieſelben zu ſehr angewachſen, und noch dazu ſo beſchaffen, daß, wer ſie auf irgend eine Weiſe überſchreite, ſich einer Todſünde ſchuldig mache, aufzuheben; müſſe mit den Excommunicationen weniger voreilig ſeyn; den Gottesdienſt andächtiger und ehrerbietiger halten; die Meßbücher, Geſang- und Gebetbücher verbeſſern; bei dem Gottesdienſt und der Ausſpendung der Sakramente unter die lateiniſchen Geſänge und Gebete auch deutſche ſchicklich einſchalten; den ausgearteten Mönchsſtand ernſtlich verbeſſern; endlich man möchte in Hinſicht auf die faſt allgemeine Stimmung des, der römiſchen Kirche noch anhängenden, aber wankenden deutſchen Volkes beſonders mit dreien Dingen, welche ihm anſtößig wären, nämlich der Kommunion unter beiden Geſtalten, dem Verbot des Fleiſcheſſens, und der Prieſterehe geeignete, den Zeitbedürfniſſen angemeſſene Verfügungen treffen. — Sämmtliche dieſe Punkte wollte K. Ferdinand auf der Kirchenverſammlung vorgetragen wiſſen, und es war ihm dabei ein ſo vollkommener Ernſt, daß er ſeinen Geſandten die Weiſung ertheilte, den päbſtlichen Legaten zu eröffnen, daß ſie im Falle, da auf die ihnen vorgelegten Reformationspunkte keine Rückſicht genommen, oder da (nach dem Andringen der ſpaniſchen Biſchöfe) das Concilium als eine Fortſetzung des vorigen erklärt werden ſollte, keiner Seſſion, Congregation, oder ſonſt einer Handlung des Conciliums weiter beiwohnen würden.

Die kaiſerlichen Geſandten, die durch den ſeltſamen Gang, welchen die Verhandlungen auf dieſer Verſammlung nahmen, bereits nicht wenig mißtrauiſch auf den guten Fortgang der ihnen mitgetheilten Reformationsartikel geworden waren, legten dieſe den päbſtlichen Legaten mit vieler Behutſamkeit vor, erhielten aber von denſelben ſogleich die Antwort, daß auf Kirchenverſammlungen nicht jeder Fürſt vorſchlagen dürfte, was, oder wie es ihm beliebte; und was vollends den Kaiſer beträfe, ſo müſſe man, um ſeiner Würde zu ſchonen, nichts vorbringen, als wovon man im Voraus ſähe, daß es auch bewilligt werden würde. Der volle Vortrag der kaiſerlichen Reformationsartikel in einer öffentlichen Seſſion dürfte Folgen nach ſich ziehen, zu welchen ſie wenigſtens keine Veranlaſſung geben wollten. Sie ſchrieben dieß auch dem Kaiſer nach Prag, wohin deſſen Geſandte abgegangen waren, um ihm über den Zuſtand der Sachen mündliche Nachrichten zu ertheilen, und bewirkten ſo viel, daß Ferdinand auf dem unbedingten, öffentlichen Vortrage ſeiner Verbeſſerungsvorſchläge nicht weiter beſtand, und ſich einsweilen mit der Verſicherung der Legaten tröſtete, daß die zu Trient verſammelten Väter wohl ſelbſt ſchon, aus eigenem Antrieb, nicht unterlaſſen würden, fromme und heilſame Sachen zur Berathſchlagung auf die Bahn zu bringen. Ein ſolcher Fall, wie hier gemeint war, ereignete ſich auch bald darauf. Da nämlich auf der Verſammlung immer von Religionsdogmen, wiewohl Niemand der Anweſenden den geringſten Zweifel in irgend ein katholiſches Dogma ſetzte, gehandelt und geſprochen wurde, ſo traf die Reihe auch das heilige Abendmahl, und es kam die Frage, ob die Kommunion unter beiden Geſtalten von Chriſtus geboten worden ſey, zum Vorſchein. Die kaiſerlichen Geſandten ergriffen unverzüglich die Gelegenheit, den verſammelten Vätern eine ſchriftliche Erklärung vorzulegen, worin ſie denſelben, von denen der größte Theil in einer tiefen Unwiſſenheit über den eigentlichen Zuſtand des Religionsweſens in Deutſchland ſich befand, begreiflich zu machen ſuchten, warum es ſo hohe Zeit ſeyn dürfte, den Bewohnern von Böhmen, Ungarn, Oeſterreich, Schleſien, Kärnthen, Krain, Steyermark, Schwaben u. a. die Kommunion unter beiden Geſtalten zu bewilligen. In eben dieſer Seſſion, den 27 Jun. 1562, war auch der Geſandte von Bayern, Auguſtin Baumgartner, mit einem ihm vom Herzog Albert V. beigegebenen Jeſuiten, Cavillon, zugegen; und da er ſowohl von einem, vor ſeiner Abreiſe zu Salzburg gehaltenen, bayeriſchbiſchöflichen Synodus, als auch von dem Herzog den Auftrag hatte, ſowohl für die Laien den Kelch, als für die Weltprieſter die Ehe zu begehren, ſo nahm er das Wort, ſetzte aber durch ſeine Forderungen, welche er auf die vorausgeſchickte Schilderung von der Denkart und Stimmung der Bayern und anderer deutſchen Völker, gründete, die ſpaniſchen, portugieſiſchen und welſchen Biſchöfe, welche bei weitem die größte Zahl der anweſenden Biſchöfe ausmachten (von den Deutſchen befand ſich damals der einzige Biſchof von Lavant im Namen des Erzbiſchofes von Salzburg, Johann Jakob, dann der

Weihbiſchof des Biſchofs von Eichſtädt, in Trient) in ein ſolches Befremden und Erſtaunen, daß ſie, ſtatt den, ihnen ſo arg geſchilderten, deutſchen Nationen deßwegen etwas zuzugeben, weil ſie zu wanken anfiengen, vielmehr der Meinung waren, man müſſe ihnen gerade darum nichts nachgeben, weil ſonſt die Monarchen veranlaßt werden möchten, noch mit andern Forderungen aufzuziehen. Selbſt der Kaiſer, welchen man mit der Aeußerung, daß er durch ſeine Reformationsartikel wohl gar noch eine förmliche Trennung der Kirchenverſammlung veranlaſſen könnte, ſchüchtern zu machen gewußt hatte, nahm gegen die päbſtlichen Legaten ein dergeſtalt nachgiebiges, und beinahe ſchüchternes Betragen an, daß am Ende ſelbſt ſeine Geſandten nicht umhin konnten, ihm geradezu zu bedeuten, eine Urſache, warum ſie bisher zu Trient noch ſo wenig nach des Kaiſers Wunſch ausgerichtet hätten, ſey: „daß ihnen Ferdinand in ſeinen Briefen ſtets die Beſcheidenheit vorpredige, und wenn er wahrnehme, daß ſich die päbſtlichen Legaten in etwas beleidigt fänden, er ſie ſogleich durch ſeine Schreiben in ihrem Vorſatz beſtärke, indem er ſich entſchuldige und ſie erſuche, es nicht übel zu nehmen, daß man ſo oft von der Reformation Meldung mache, weil ſolches alles aus einem guten Eifer geſchehe;

und dieſe Güte mißbrauchten die Legaten ſo ſehr, daß ſie wenig Sorge für eine ernſtliche Reformation nöthig zu haben glaubten. Weil indeſſen Ferdinand ſeine Wünſche den päbſtlichen Legaten mit eben ſo vieler Aufrichtigkeit, als Ergebung empfohlen hätte, ſo veranlaßten dieſe, ihm zu Gefallen, daß die Materie von der Kommunion unter beiden Geſtalten von den Vätern noch einmal zur Berathſchlagung vorgelegt wurde; allein der Erfolg war leicht vorher zu ſehen. Es kamen zwar dießmal bei fünfundvierzig Stimmen, worunter die Stimmen der gelehrteſten und bewährteſten Biſchöfe waren, für die Bewilligung des Kelchs zum Vorſchein; allein ein anderer Theil, worunter faſt alle Spanier waren, ſtimmte entgegen; und da endlich andere ſich äußerten, daß ſie mit der Stimmung und den wahren Bedürfniſſen der Deutſchen zu wenig bekannt wären, um eine paſſende Stimme geben zu können, ſo kamen am Ende alle darin überein, daß es am beſten ſeyn würde, die Sache der Entſcheidung des Pabſtes anheim zu ſtellen, von welchem dann auch die Sache mit Freuden übernommen, und wie wir hören werden, beigelegt worden iſt.

Schon war die Kirchenverſammlung länger als ein Jahr verſammelt, ohne daß Ferdinand mit ſeinen Reformationsartikeln etwas weiter gekommen war. Gleichwohl gab er ſeine Hoffnung, etwas Namhaftes zu Stand zu bringen, noch immer nicht auf, indem er der Meinung blieb, daß, wenn die Sachen nur einmal recht umſtändlich und nachdrücklich vorgeſtellt würden, auch für die geeigneten Hülfsmittel die Hände geboten werden müßten. Er nahm, nachdem auf dem Wege, den er bisher eingeſchlagen hatte, ſo gar nichts nach ſeinen Wünſchen weiter rückte, zu den drei geiſtlichen deutſchen Erzbiſchöfen und Kurfürſten ſeine Zuflucht, und ſchmeichelte ſich, daß er ſie, wenn er ihnen die Lage des deutſchen katholiſchen Weſens recht ans Herz legte, bewegen würde, ſich mit ihm gemeinſchaftlich für die Ausführung ſeiner Vorſchläge zu verwenden. Er berichtete ihnen im größten Vertrauen, was er bisher auf der Kirchenverſammlung unternommen, und wie wenig dieſe, ungeachtet dieſelbe ſonſt viel Erſprießliches beſchloſſen und gethan hätte, in den für Deutſchland höchſt dringenden Angelegenheiten vorgenommen habe; er ſchilderte ihnen die täglich wachſende Gefahr eines allgemeinen Abfalls der noch übrigen katholiſchen Unterthanen, die Beſchaffenheit, welche wegen der Kommunion unter beiden Geſtalten, dann der Prieſterehe obwaltete, und ſchloß, daß man, wenn auch ſonſt gar nichts von allem dem, was er zur ſchleunigen Rettung für nothwendig hielt, ſollte bewirkt werden können, wenigſtens für die Verbeſſerung der Schulen, der Pfarrer, und aller derer, denen die Seelſorge anzuvertrauen wäre, unverzüglich und thätigſt ſich verwenden müſſe; er bat ſie, ihm gelehrte und erfahrne geiſtliche Räthe, mit denen er ſich berathſchlagen könnte, zu ſchicken, und begab ſich, nach dem Beiſpiele ſeines Bruders K. Karls, nach Innsbruck, um der Kirchenverſammlung näher zu ſeyn. Die Kurfürſten verſprachen ihm, auf den Fall, daß er in einem beſtimmten Orte angelangt ſeyn, und die Kirchenverſammlung fortdauern würde, ihre Räthe zu ſchicken. Dieſe Verſammlung ſchien jetzt eine andere Wendung nehmen zu wollen. Es war nämlich zu Trient der Bruder des Herzogs von Guiſe, der Kardinal von Lothringen angekommen, von deſſen Macht, Reichthum, Anſehen und Gemüthsart man, nachdem man etwas zu fürchten, oder zu hoffen hatte, alles hoffte und fürchtete. Weil man am römiſchen Hofe nicht ohne Urſache erwartete, daß dieſer wichtige Mann vor allen Dingen darauf dringen würde, daß (was auf der Kirchenverſammlung zu Konſtanz geſchehen war) die Stimmen nicht nach den Köpfen, ſondern nach den Nationen, es möchten hernach viele oder wenige Biſchöfe von einer Nation anweſend ſeyn, gegeben werden ſollten; ſo ſchickte man unverzüglich ganze Schaaren römiſcher Biſchöfe, ungeachtet ihre Anzahl ſchon zuvor bei weitem die ſtärkere war, dahin, damit, wenn jener Antrag gemacht, und darüber geſtimmt werden ſollte, die Stimmen nothwendig für das Gegentheil ausfallen müßten; allein der ſo ſehr gefürchtete Kardinal hatte, bei der damaligen mißlichen Lage von Frankreich, ſeine guten Urſachen, es ſich mit dem römiſchen Hofe nicht zu verderben; er ließ es, da er ſah, daß mit der, wenn gleich auch von ſeinem Hofe gewünſchten, Reformation nichts Erhebliches voran gehe, und daß ſich ſogar der Streit, ob die perſönliche Reſidenz göttlichen oder menſchlichen Rechtes ſey, unter den Biſchöfen neuerdings beginne, bei der Drohung, daß er ſich unter ſolchen Vergängen ſogleich wieder von Trient entfernen werde, beruhen, und begab ſich nach Innsbruck zum Kaiſer Ferdinand, den er daſelbſt aus gleichen Rückſichten ſehr mißmuthig über den ſeltſamen Gang der Sachen antraf. Ferdinand hatte ſogar unmittelbar dem Pabſt geſchrieben, und ihm ſowohl die Gebrechen der vorliegenden Umſtände, als auch ſeine Vorſchläge, wie alles zweckmäßiger und kürzer behandelt werden ſollte, mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit eröffnet. Die Folge davon war daß der Pabſt den Kardinal Moron, einen ſehr geſchickten Mann, welcher nebſt einem andern Kardinal, Navagero, zum neuen Legaten auf der Kirchenverſammlung (zwei nämlich waren daſelbſt mit Tod abgegangen) beſtimmt wurde, nach Innsbruck mit dem Auftrage ſchickte, mit dem Kaiſer über die Punkte, worüber derſelbe ſo ſehr beſorgt war, Unterredungen anzuſtellen, welche ſo, wie in einem ſolchen Falle leicht vorher zu ſehen war, ausfielen. Einige Dinge widerſprach der Kardinal nicht (er führte z. B. ſelbſt Klagen gegen das Verhalten einiger Biſchöfe auf der Kirchenverſammlung); andere Vorträge aber leitete er durch geſchickte Wendungen ab, oder er brachte Gründe auf die Bahn, wodurch er ein bisheriges Mißverſtändniß des Kaiſers gehoben zu haben glaubte. In vielen Punkten blieben beide auf ihrer Meinung; und da z. B. der Kardinal vorbrachte, wie er dafür halte, daß, wenn von der Reformation oder Verbeſſerung der Geiſtlichkeit überhaupt die Rede ſey, die Worte „Verbeſſerung im Haupt" ausgelaſſen werden dürften, ſo erwiederte ihm der Kaiſer, daß er, wenn er aufrichtig ſagen ſoll, was er denke, eben keine dringende Nothwendigkeit davon ſehe, indem jene Worte in den vorigen Zeiten ſo oft ſelbſt von den Concilien gebraucht worden. Es ſey auch gar nicht von der Perſon des Pabſtes (er hege vielmehr für die Perſon des jetzigen Pii IV. alle Hochachtung, und finde an derſelben nichts auszuſetzen) die Rede, ſondern von der römiſchen Kurie, „hauptſächlich wegen jener offenkündigen Mißbräuche, die lange Zeit her, wie es Niemand läugne, in dieſelbe ſich eingeſchlichen, und aus denen ohne Zweifel alle jene Uebel, welche jetzt im Schwung giengen, erwachſen ſeyen. Denn erſtens wegen der Mißbräuche der geiſtlichen Gerichtsbarkeit und Gewalt, welche beſonders in unbeſcheidenen Diſpenſationen, ungerechten Verordnungen (constitutionibus), unrechtmäßigen Citationen, vernunftwidrigen Befreiungen (exemptionibus), leichtfertigen Excommunicationen, unwürdigen Vergebungen der Beneficien, und der alle Schranken überſteigenden Mehrheit derſelben, wie auch tauſend andern dergleichen Dingen an dem römiſchen Hof, und zwar meiſtens aus Gewinnſucht ausgeübt worden, ſey es gekommen, daß bei den Ketzern die geiſtliche Gerichtsbarkeit und Gewalt nicht nur allein ihre ganze Achtung verloren, ſondern daß ſie ſich auch ganz davon ledig gemacht, und ſich beſondere Richterſtühle, Verſammlungen der Gottloſen, und Sitze der Peſtilenz erbaut.“ Bald nach der Ankunft des Moron zu Trient ſprach man von der Beendigung des

Kirchenverſammlung, vor welcher aber noch die beſonders vom Kaiſer und dem franzöſiſchen Hofe ſo ſehr gewünſchte Reformation berichtigt werden ſollte. Man entwarf auch den Inhalt derſelben, welche aber nur in einer General- oder allgemeinen Reformation der Kirche überhaupt, ohne einigen Bezug auf die ſonderheitlichen Gebrechen, Bedürfniſſe und Wünſche gewiſſer Länder beſtehen ſollte. Mit dieſer Reformation der Kirche wurde zu gleicher Zeit auch eine Reformation der weltlichen Höfe und Fürſten in kirchlichen Dingen auf die Bahn gebracht, und denſelben zugemuthet, künftig anzunehmen, z. B. „daß ein jeder, der nach Rom citirt werde, ohne Anſtand erſcheinen ſoll, und die gegentheiligen Gewohnheiten durch die ſchwerſten Strafen abzuthun ſeyen; daß die päbſtlichen Excommunicationen in den Ländern ſollen bekannt gemacht werden, ohne erſt die Erlaubniß dazu bei den Landesherren nachzuſuchen; daß kein Kaiſer, König, oder irgend ein Fürſt Edikte könne ergehen laſſen, oder Statuten machen in Sachen, die die Geiſtlichen auf irgend eine Art angiengen; daß man die Gerichtsbarkeit, die den Geiſtlichen auch in zeitlichen Dingen zuſtände, auf keine Weiſe hindere, und ihre Unterthanen auch nicht wegen ſolcher vor die Richterſtühle der Weltlichen ziehen ſoll; daß in geiſtlichen

Dingen, als Eheſachen, wegen der Ketzerei, der Zehnten, des Patronatrechts, in beneficial-bürgerlichen, criminal- und vermiſchten Sachen, die auf irgend eine Art vor das geiſtliche Gericht gehöreten, die weltlichen Richter ſich auf keine Art einmiſchen, und die Fürſten die Geiſtlichen nicht anhalten ſollen, Zinſe, Zölle, Zehnten, Beiſteuer auch unter dem Namen einer Gabe, oder eines Darleihens ſowohl von den Kirchen, als ihren eigenen Gütern zu zahlen, ausgenommen in jenen Provinzen, wo nach uraltem Brauch die Geiſtlichen den öffentlichen Reichstagen beiwohnten, und die Beiſteuer, welche Geiſtliche und Weltliche gegen die Ungläubigen, und wegen anderer ſehr dringenden Bedürfniſſe zu entrichten hätten, mit verwilligten; daß die Schreiben, Sentenzen und Citationen der geiſtlichen Richter, beſonders des römiſchen Hofes, ſobald ſie vorgezeigt würden, ſogleich auch, ohne von Jemand die Erlaubniß einzuholen, zur Vollſtreckung gebracht würden; daß ſich endlich kein Fürſt unterſtehen ſoll, die Hände an die Früchte erledigter Beneficien zu legen, und dergleichen mehr.“ Das Mißvergnügen der weltlichen Fürſten über ſolche Einfälle, und der Erfolg davon war leicht zu berechnen. Der Kaiſer ſagte: „daß die Abſicht derjenigen, die dieſe Artikel zu Rom zuſammen getragen, dahin gezielet, ihm dergleichen Dinge vorzulegen, die er unmöglich annehmen, oder auch, wenn er wollte, vollſtrecken könne, damit er endlich, dadurch ermüdet, ſeine vielen Inſtanzen, wegen der Verbeſſerung der Kirche in Haupt und Gliedern, gegen welche die ganze Geiſtlichkeit, und beſonders der römiſche Hof ſo großen Abſcheu trage, aufgeben möchte, und damit ſie auf ſolche Art nicht nur allein ſeine bisherige Mühe und Arbeit ganz vereiteln, ſondern auch alle Schuld der nicht zu Stande gebrachten Verbeſſerung auf ihn legen könnten, welche Rathſchläge auf keine Sache weniger, als auf die Erhaltung der katholiſchen Religion und der Ruhe der Chriſtenheit beſonders in Deutſchland gerichtet wären.“ Der Kaiſer ließ es (indeſſen daß der franzöſiſche Geſandte, Ferrier, ſelbſt in der Verſammlung der Väter mit einer bittern Rede auftrat, und wider alle Eingriffe in die Freiheit der franzöſiſchen Kirche proteſtirte), gleichwohl am Ende bei bloßen Privatvorſtellungen bewenden, und äußerte ſich in einem Schreiben an ſeine Geſandten, „wie ſich nun die Meinung ſeiner bemeiſtert habe, daß, wenn das Concilium auch hundert Jahre auf die Art, wie es angefangen und fortgeſetzt worden, dauern ſollte, er doch entweder gar keinen, oder doch nur einen ſehr geringen Nutzen ſich davon verſprechen könne u. ſ. w." Vermöge ſolcher Geſinnungen widerſetzte er ſich der Beendigung des Conciliums um ſo weniger, als, wie er weiter ſagte, die Biſchöfe, die ſich noch zu Trient aufhielten, deſſelben im höchſten Grade überdrüſſig, ein großer Theil aber, der ſich dabei hätte einfinden ſollen, (wie dieß mit den deutſchen Biſchöfen der Fall war) gar nicht erſchienen wäre. Man hatte ihm auch Hoffnung gemacht, daß er, unmittelbar nach geendigtem Concilium, alles, was er für ſeine Königreiche und Länder verlangen ſollte, vom Pabſte bewilligt erhalten würde. Die angekündigte Generalreform, welcher, zur Vermeidung weiterer Streitigkeiten, die ebenfalls auf die Bahn gebrachte Fürſtenreform nur am Ende, und in ſo allgemeinen Ausdrücken, daß ſich damit ſowohl die Fürſten, als die Biſchöfe befriedigen könnten, angehängt wurde, wurde abgeleſen, und zwar den 3. Chriſtmonat, in der fünfundzwanzigſten Sitzung, welche zwar zur letzten beſtimmt, aber wie noch über viele Sachen Beſchlüſſe gefaßt werden ſollten, den folgenden Tag fortgeſetzt, und an dieſem (welcher der 4. Dez. des J. 1563 war) das berühmte Tridentiner Concilium geendigt worden iſt, unter vielen Thränen, und einem lauten Freudengeſchrei der anweſenden Väter, von welchen 253 (Biſchöfe, Aebte, und Ordensgeneräle) die Dekrete mit „Subscripsi definiendo" unterzeichneten.

Ferdinand wandte ſich nunmehr mit ſeinen, wegen der Communion unter beiden Geſtalten, dann der Prieſterehe, ſo oft und ſehnlich geäußerten Vorſchlägen an den Pabſt. Er hatte unterdeſſen über beide Punkte zu Wien noch eine Unterredung halten laſſen, bei welcher ſeine Räthe, dann die Räthe der drei geiſtlichen Kurfürſten, des Erzbiſchofs von Salzburg, und des Herzogs von Bayern Alberts V., ihre Stimmen gaben, welche von den Räthen der Erzbiſchöfe „bei denen vorauszuſehen war, daß die Verfaſſung ihrer Kapitel, und das damit ſo genau verbundene Familien-Syſtem des deutſchen Adels mit in den Anſchlag kommen würde," dahin in der Hauptſache abgegeben wurden, daß ſie zwar die Geſtattung der Kommunion unter beiden Geſtalten nicht für undienlich, die Aufhebung des Cölibats aber, bei welchem die herrſchenden Unordnungen durch gebührliche Diſciplin gebeſſert werden könnten, nicht für nöthig hielten. Die kaiſerlichen und beyeriſchen Geſandten aber beſtanden im Namen ihrer Herren darauf, daß beides aus höchſt wichtigen Gründen gefordert werden müſſe, und da erzbiſchöfliche Räthe etwas von der Verbindlichkeit der Gelübde vorbrachten, erinnerten jene, „daß von den Mönchen, welche ex Voto verbunden wären, hier die Frage nicht ſey, ſondern von Weltgeiſtlichen, die ein bloßes Verſprechen, und kein Gelübde der Keuſchheit abgeleget, und mit denen der Pabſt ohne Zweifel diſpenſiren könne, beſonders da viele nothwendige Urſachen (welche ſie aufzählten) vorhanden." Auch fünf andere Männer, welche Ferdinand für die einſichtsvollſten Männer im ganzen katholiſchen Deutſchland hielt, und welche er beſonders um ihre freimüthige ſchriftliche Aeußerung erſuchte, nämlich der Biſchof Helding von Merſeburg, Julius Pflug von Naumburg, Friedrich Nauſea von Wien, Chriſtoph zu Wieneriſch-Neuſtadt, und Georg Wicelius zu Mainz, ſtimmten für die Geſtattung der Kommunion unter beiden Geſtalten, und für die Aufhebung des Cölibats, und nun ſäumte Ferdinand nicht weiter, ſich mit vollem Vertrauen an den Pabſt Pius IV. zu wenden. Wie groß mag ſeine Beſtürzung geweſen ſeyn, als zwar die Kommunion unter beiden Geſtalten zugeſagt, die Aufhebung des Cölibats aber erſt auf eine weitere Berathſchlagung verlegt, dann auf wiederholte Vorſtellungen vollends abgeſchlagen wurde! Man hielt auch jene Beſtürzung allgemein für ſo gerecht, daß man ſie für die Urſache des bald darauf durch eine Entkräftung abgezehrten, vortrefflichen Kaiſers hielt. Ferdinand entſchlief den 25. Jul. 1564 im zweiundſechzigſten Jahre ſeines Alters zu Wien, nachdem er einige Jahre zuvor noch das Vergnügen hatte, ſeinen erſtgebornen Sohn, Maximilian II., zum römiſchen König gewählt, und die Türkenkriege durch einen Waffenſtillſtand von 8 Jahren geendigt zu ſehen.

In der Ehe mit ſeiner Gemahlinn Anna († den 27. Jan. 1547) erhielt er fünfzehn Kinder: 1) Eliſabeth, welche an Sigismund, König von Polen vermählt worden, und 1545 geſtorben iſt. 2) Maximilian II., Nachfolger. 3) Anna, vermählt an Herzog Albert V. von Bayern, und geſtorben 1590. 4) Ferdinand, geboren zu Linz 1529, Beſitzer von Tyrol und den vorderöſterreichiſchen Ländern, geſt. 1595. Seine Gemahlinnen waren a) Philippine Welſerinn, eine Bürgerstochter von Augsburg, und nach deren Hintritt b) Anna Maria, geborne Herzoginn von Mantua, welche 1611 an Kaiſer Mathias vermählt wurde, und 1618 kinderlos ſtarb. 5) Maria, geb. zu Prag 1531, vermählt an Herzog Wilhelm von Cleve und Jülich, und † 1584. 6) Magdalena, geb. 1532 zu Innsbruck, Stifterinn eines Nonnenkloſters zu Halle, † 1560. 7) Katharina, geb. zu Wien 1533, vermählt a) an Franz Gonzaga, Herzog von Mantua, und nach deſſen Hintritt b) an Sigmund, König von Polen, und † 1572. 8. Eleonora, vermählt an Wilhelm, Herzog von Mantua, † 1594. 9) Margaretha, geboren zu Innsbruck 1536, † 1567. 10) Johann, geb. zu Prag 1538, ſtarb bald. 11) Barbara, geb. zu Wien 1539, vermählt an Alphons II. Herzog von Ferrara, und † 1572. 12) Karl, Beſitzer von Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz, geb. zu Wien 1540, † 1590. (Seine Gemahlinn war Maria, Herzog Alberts V. von Bayern Tochter, mit welcher er, nebſt andern Kindern, Ferdinand II., welcher 1619 Kaiſer wurde, erhielt.) 13) Urſula, geb. 1541 zu Neapel, † 1543. 14) Johanna, geb. zu Prag 1547, vermählt an Franz, Herzog von Hetrurien, und † 1568. 15) Helena, eine Nonne, 1574.

Ferdinand I. war unſtreitig einer der ruhigdenkendſten, vernunftvollſten, und gerechteſten Fürſten, welche jemals den deutſchen Thron zierten. Die Geſchichtſchreiber eifern auch gleichſam in die Wette, ſeine vortrefflichen Eigenſchaften heraus zu heben, und ſie jedem Fürſten als höchſt nachahmungswürdige Muſter zu ſchildern. Er hatte ſich eine genaue Tagesordnung, an welche er ſich pünktlichſt hielt, feſtgeſetzt, und unternahm nichts Wichtiges, ohne vorher bei ſich die wahrſcheinlichſten Folgen ſeiner Unternehmungen lang, und mit einem uneingenommenen Gemüthe überlegt, und den Rath der Miniſter, von welchen er glaubte, daß ſie ſeines Vertrauens würdig ſeyen, erholt zu haben. Man rühmt auch vorzüglich an ihm, daß er ſeine Miniſter mit größter Vorſicht, und erſt nach langen ſtillen Beobachtungen ihrer Kenntniſſe, ihrer Denkungsart und Neigungen gewählt, und daß er nie Urſache gehabt habe, ſeine Wahl zu bereuen. Einen großen Kopf und Verſtand zeigte er darin, daß er, ungeachtet er ein Kenner des Kriegsweſens, und perſönlich tapfer war, die Vermehrung des Militärs nicht liebte, ſondern ſtets friedliche Mittel und Anſtalten wählte; wie dann während ſeiner Regierung das deutſche Reich Ruhe und Friede genoß. Er war überaus gottesfürchtig, und traute denjenigen nicht, welche ſich kalt und lau gegen die Religion bezeigten. Im höchſten Grad war er worthaltend, und gegen Jedermann, ohne Rückſicht auf Stand und Perſonen, gerecht, wie dann auch ſein Denkſpruch war: „Gerechtigkeit muß ſtatt finden, ſollte auch darüber die Welt untergehen.“

Maximilian II.

1564 — 1576.

Inhalt. Maximilian II., ein Herr von ausgezeichneten Eigenſchaften, Erzherzog von Oeſterreich, König von Böhmen und Ungarn, wurde 1562 zum deutſchen König gewählt. Deſſen Reichstag 1566 zu Augsburg, wo er eine ergiebige Unterſtützung wider die Türken (und dadurch einige Jahre nachher zu ſeinem Königreiche Ungarn auch Siebenbürgen) erhielt. Religionsverhandlungen daſelbſt, und ſtandhaftes Benehmen des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, in Betreff ſeiner Anhänglichkeit an die Lehre des Calvin. Geſchichte und endliches Schickſal des fränkiſchen Ritters, Wilhelm von Grumbach 1567. Bewilligung der Religionsfreiheit für den öſterreichiſchen Herrn- und Ritterſtand 1568. 1569. Ausbruch der Re-

ligionskriege in Frankreich und den Niederlanden, und Vorſichtsanſtalten von deutſcher Seite auf einem Deputationstag zu Frankfurt 1569, und einem Reichstag zu Speier 1570. Maximilian bewirkte die Erwählung ſeines erſtgebornen Sohnes Rudolph zum römiſchen König 1575, ſtarb auf dem Reichstage zu Regensburg 1576. Gemahlinn. Kinder.

Maximilian, als Kaiſer dieſes Namens der Zweite, wurde im Jahre 1527 zu Wien geboren, und ſobald es ſein Alter zuließ, nach Spanien geſchickt, wo ihn Kaiſer Karl V. mit ſeinem eigenen Sohne Philipp vortrefflich erziehen ließ. Max verſtand nicht nur, ſondern ſprach und ſchrieb rein, zierlich und fertig die deutſche, lateiniſche, ſpaniſche, italieniſche, franzöſiſche, böhmiſche und ungariſche Sprache, und kannte die Geſetze, Sitten, Tugenden und Mängel der Nationen, mit welchen er zu thun hatte, ſo richtig und genau, daß jeder, mit dem er ſprach, glaubte, er habe ſich vorzüglich nur um die Kenntniß ſeiner Nation und Sprache beworben. Sein und des Reichs Vizekanzler, Doktor Joh. Baptiſt Weber, ſagte von ihm: „ſie, des Kaiſers Räthe, ſeyen alle Schüler gegen ihn; er wiſſe mehr, als ſie alle miteinander. Wenn man über eine Sache berathſchlage, habe er ſeine Räthe alle nacheinander angehört; endlich habe er ſelber beſchloſſen, und geſagt: Alſo will ich es haben." In allen Sprachen, die er geredet, war er fertig, holdſelig, und lieblich im Reden; gab Jedermann guten Beſcheid, duzte Niemanden, als in den Briefen; hielte ſeine Gemahlinn und Söhne in gebührlicher Furcht und Gehorſam; folgte ſeiner Gemahlinn nicht, ſondern ſprach oft: „Wenn ich alles thun wollte, was mein Weib (ſo pflegte er ſie zu nennen) will, ſo hätte ich viel zu ſchaffen." Andere Männer, welche ihn nicht nur in ſeinem öffentlichen, ſondern auch in ſeinem Privatleben kannten, ſagten von ihm, er habe ſich, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, pünktlich und beharrlich an eine von ihm ſelbſt feſtgeſetzte, herrliche Tagesordnung gehalten, habe täglich einige Stunden geleſen, habe ſich gerne mit Männern von Geſchmack und Witz, und Weltkenntniß unterhalten, und immer etwas zu lernen geſucht. Dieſe ſeine Eigenſchaften waren auch ſo bekannt, daß ſelbſt ſein Vater, K. Ferdinand I., der gewiß kein höfiſcher Lobredner war, ihn den Kurfürſten, als er ihn denſelben zur Wahl als römiſchen König empfahl, als einen Prinzen ſchilderte, „der mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und

Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürſtlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechtem, ehr- und friedliebendem Gemüthe ſey, und der gegen des H. R. deutſcher Nation und alle deſſen Stände und Glieder große Lieb und Zuneigung trage, und deren Ehre, Aufnehmen, Wohlfahrt möglichſt zu befördern zum höchſten begierig ſey."

Die ebengenannte Königswahl gieng, gemäß der Einleitung des K. Ferdinand, im J. 1562 ruhig und einſtimmig vor ſich. Die drei geiſtlichen Kurfürſten (von denen in eben dieſem Jahre der Kurfürſt von Köln, Johann, ſtarb, und an deſſen Stelle ſogleich ein geb. Graf von Wied, Friedrich, gewählt wurde) gaben dazu ihre Einwilligung mit Vergnügen, und die drei weltlichen Kurfürſten ließen ſich von dem Umſtand, daß ſie ſämmtlich der proteſtantiſchen Religion zugethan wären, nicht abhalten, ihre Stimmen zur Erwählung eines katholiſchen deutſchen Oberhauptes zu geben; und alles, was ſie in ſolcher Eigenſchaft erinnerten, war, daß ſie bei der Wahlkapitulation, welche wieder einige Zuſätze bekam, in Betreff des Schutz- und Vogtamtes, welches die römiſchen Könige und Kaiſer über die römiſche Kirche, und den Pabſt ſtets übernommen und zugeſagt hatten, die Einrückung der Klauſel verlangten, daß ſie in das, was in der Wahlkapitulation vom römiſchen Stuhle vorkäme, keineswegs gewilligt, noch ſich damit verbunden hätten. Auch wurde nachher, auf die Einſtreuungen des römiſchen Hofes, welcher unklug genug (vermöge längſt veralteter, meiſtens mißverſtandener Grundſätze, und auch wegen des Umſtandes, daß den drei weltlichen Kurfürſten, als Ketzern, keine Wahlſtimme zuſtändig ſeyn könne) ſeine Anerkennung der Wahl verweigern, und auf der Abſchwörung einer Eidsformel nach dem alten Styl beſtehen wollte, wenig mehr geachtet, ſondern überhaupt gegen den römiſchen Stuhl und den Pabſt „Liebe, Ehrerbietung, Hochachtung und Dienſtwilligkeit" zugeſagt. Die Wahl war den 24. Nov. 1562 zu Frankfurt, und den 30. Nov. die Krönung, und zwar mit Einwilligung der Kurfürſten in eben jener Stadt vor ſich gegangen. Max wurde auch bereits den 20. September eben deſſelben Jahres zu Prag zum König von Böhmen, im Jahre 1563 aber zum König in Ungarn gekrönt.

Das erſte, was Maximilian ſogleich nach dem Hintritte ſeines Vaters vornahm, war, daß er ſich wegen der hinterlaſſenen väterlichen Erbſchaft mit ſeinen Brüdern abfand. K. Ferdinand hatte ein im J. 1543 verfaßtes Teſtament, und zwar mit dem ausdrücklichen

Befehl, daß es von ſeinen Söhnen im Beiſeyn aller drei geöffnet werden ſollte, hinterlaſſen. Dieſem Teſtament, vermöge deſſen Max, als der älteſte, das Erzherzogthum Oeſterreich, mit den Königreichen Ungarn und Böhmen, Ferdinand Tyrol und die Vorlande, Karl Steyermark, Kärnthen und Krain erhielt, war ein vom Kaiſer Ferdinand eigenhändig, während des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1555 verfertigter Aufſatz beigelegt, in welchem er ſeine Söhne „ganz väterlich, ernſtlich und aus ganz treuem Herzen ermahnet, feſt, beſtändig und beharrlich zu bleiben bei der wahren, alten chriſtlichen Religion, wie ſeine Vorfahrer, römiſche Kaiſer und Könige, auch löbliche Fürſten von Oeſterreich und Burgund, auch Könige von Spanien gethan, die dafür von Gott dem Allmächtigen in dieſer Welt belohnt worden mit ſo vieler Aufnehmung großer Königreiche und Länder. — Da man entgegen ſcheinbarlich ſehe, wie leider ſeither man im heiligen Reich und deutſcher Nation und anderswo von Religion und Glauben gefallen, der Gottesdienſt, Stift- und Klöſter zerſtört, die Ketzereien überhand genommen, die Crucifixbilder geſtürmet, die Sakramenten und Heiligen verachtet, desgleichen die guten Werke und aller Gehorſam und guten Sitten von ſich gethan worden, wie Gott ſo wunderbarlich geſtraft habe in viel Weg und Geſtalt. Da die Proteſtanten unter ſich gar nicht einig, noch einhellig ſeyen, ſondern zwiſchen ihnen ſelbſt unterſchiedlich, uneinig und zertrennt, wie es recht und gut ſeyn könne, was ſie glauben, oder halten; es könne nicht viele, ſondern nur einen einigen Glauben geben. Weil die Proteſtanten nun ſelbſt nicht läugnen mögen, daß ſie viele Glauben haben, ſo könne der Gott der Wahrheit nicht bei ihnen ſeyn. Hochmuth, Hoffart und Fürwitz ſey es, ſeine Voraltern zu verachten, Ungehorſam, ſich ſelbſt mehr zu achten.“ Er ſtellte ſeinen Söhnen ferner vor, was für Unglücksfälle, Meutereien, Aufruhr, Todtſchläge und Verwüſtungen ſeit der Entſtehung der Ketzereien in Deutſchland entſtanden, und daß allein im Bauernkrieg hundert zwölftauſend Bauern erſchlagen worden, wo nur ſeine Truppen dabei geweſen, ohne diejenigen, welche an andern Orten geblieben. — Was für ein Widerſpruch bei den Proteſtanten herrſche, da ſie behaupteten, was Glaubensſachen angienge, ſeyen ſie niemand ſchuldig Gehorſam zu leiſten, und dennoch in eben denſelben von ihren Unterthanen, auch gegen derſelben Wiſſen und Willen, Gehorſam fordern, ja noch dazu fremde Unterthanen, zu ihrer Religion zu bringen, und von ihrer

Obrigkeit abfallen zu machen ſuchten. Sie ſagten zwar ſelbſt, der Glaub ſey eine Gabe Gottes, und daß man niemand dazu, oder davon bringen, oder zwingen ſoll, und dennoch geſtatteten ſie ihren katholiſchen Unterthanen die Ausübung ihres Gottesdienſtes und Ceremonien nicht; zwängen Nonnen und Pfaffen, ihre Ordnung und Habit zu verlaſſen, und ſich zu verheirathen wider ihre Gelübde, und Eid.“ Aehnliche Warnungen und Ermahnungen ertheilte K. Ferdinand dem Maximilian, als dieſer im Jahre 1562 zum römiſchen König und ſeinem Nachfolger gewählt wurde, im Beiſeyn der Kur- und anderer deutſchen Fürſten auch mündlich, und zwar mit einer Rührung des Herzens, bei der ihm die Thränen in die Augen traten.

Kaiſer Max war von dem Geiſte dieſer väterlichen Lehren und Ermahnungen ganz durchdrungen, als er im J. 1566 auf ſeinem erſten Reichstage zu Augsburg erſchien, hauptſächlich, um ſich in der dringenden Verlegenheit, mit welcher ihn der türkiſche Kaiſer Soliman bedrohte, eine ergiebige Unterſtützung von den deutſchen Reichsſtänden zu erwirken. K. Ferdinand hatte ſich, wie anderswo vorkam, von dem Sohne des Johann von Zabolia, dem Johann Sigmund (nach andern auch Stephan) und ſeiner Mutter Iſabella

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7

WESTENRIEDER,L.VON FN. 05573/016

gegen gewiſſe Bedingniſſe die Abtretung von Siebenbürgen erworben; allein bald nachher bereute Johann Sigmund ſein Verſprechen, und warf ſich nicht nur in den Schutz des türkiſchen Kaiſers Soliman, ſondern machte auch auf den ganzen, jenſeits des Theis gelegenen Theil von Ungarn, und auf andere beträchtliche Ortſchaften, z. B. auf Großwardein, Caſchau u. ſ. w., unter dem Vorwande, daß ſolche Plätze ehemals nach Siebenbürgen gehört hätten, Anſprüche, welche aber die Freunde Ferdinands damit erwiederten, daß ſie ſich verſchiedener Schlöſſer, z. B. Tockay, Huß u. a. ja alles deſſen, was Johann Sigmund bisher in Ungarn ingehabt, bemächtigten. Bei den Stilſtands- und Friedensunterhandlungen im J. 1562 beſtätigte der Sultan Soliman dem Kaiſer Ferdinand die letztern Eroberungen; aber Siebenbürgen ſprach er nicht nur neuerdings dem Johann Sigmund zu, ſondern als dieſer ſogleich darauf behauptete, daß die ihm ſeit kurzem abgenommenen Ortſchaften nicht nach Ungarn, ſondern nach Siebenbürgen gehörten, beſtand Soliman darauf, daß ſie dem Johann Sigmund zurückgeſtellt werden ſollten. Als man nun öſterreichiſcher Seits deſſen ungeachtet fortfuhr, die angeſprochenen Plätze zu behaupten, unternahm Johann Sigmund im Jahre

1564 in die Gegenden, welche er anſprach, einen grauſamen Einfall, und brachte, da ſich der kaiſerliche General Lazarus von Schwendi alles Abgenommenen unverzüglich wieder bemeiſterte, dem Sultan bei, daß es dem Kaiſer Ferdinand keineswegs bloß um die ſtreitigen Schlöſſer und Städte, ſondern vielmehr geradezu um ganz Siebenbürgen zu thun ſey. Soliman ließ ſich von dieſen Vorſpiegelungen, und von den Rathſchlägen ſeiner Günſtlinge, welche Johann Sigmund für ſich zu gewinnen gewußt hatte, ſo ſehr einnehmen, daß er ungeachtet ſeines hohen Alters den Entſchluß faßte, für den Johann Sigmund eine Armee ins Feld zu ſtellen, und dieſe in eigener Perſon anzuführen. In dieſer Lage nun war es, daß K. Maximilian auf dem augsburgiſchen Reichstag um eine ergiebige Hilfe bei den Reichsſtänden durch Herzog Albert V. von Bayern, welcher den 23. März 1566 die erſte Anrede hielt, anſuchen ließ. Die Stände, nachdem ſie wie gewöhnlich einige Schwierigkeiten geäußert hatten, bewilligten dießmal auf jedes der drei folgenden Jahre acht Römermonate, welche aber nicht ſie, die Fürſten und andere Stände, von ihren Kammergütern (was ſich von Rechts wegen gebührt hätte) ſondern die Unterthanen durch aufgelegte Steuern bezahlen mußten; dieſen wurde überdieß die

Nothwendigkeit einer ſolchen Steuer durch landesherrliche Befehle, vermöge deren täglich zur Mittagsſtunde mit einer Glocke das Zeichen zu einem allgemeinen, auf den Knieen zu verrichtenden Gebete gegeben werden ſollte, dringendſt ans Herz gelegt. Aber nicht nur die deutſchen, ſondern verſchiedene italieniſche Fürſten unterſtützten dießmal den Kaiſer, und auch der ungariſche Adel erklärte ſich zum Aufſitzen auf den Fall bereit, wenn ſich Max II. entſchließen würde, in Perſon bei der Armee anweſend zu ſeyn. Max ſtellte ſich auch wirklich an die Spitze von 80,000 Mann (dieſe Summe betrug ſein Heer); und da nunmehr zwei Kaiſer ſich gegenüber ſtanden, ſo war man allerdings berechtigt, einen ganz andern Ausgang dieſes Feldzuges, als welchen derſelbe nahm, zu erwarten. Alles, was Soliman, welchem die Macht des Kaiſers Max II. ganz etwas Unerwartetes war, that, beſtand darin, daß er die Feſtung Sigeth, vor welcher er den 4. Sept. 1566 ſtarb, belagerte; und K. Max II., ſtatt mit ſeiner zahlreichen Armee etwas Entſcheidendes zu unternehmen, oder doch der heldenmüthigen Beſatzung in Sigeth, das vier Tage nach dem Hintritte des Sultans ſich ergeben mußte, zu Hilfe zu kommen, wandte ſich vielmehr auf einem neuen Reichstage zu Regensburg 1567 um thätigere Unterſtützungen an die Reichsſtände, von welchen er dann auch die Zuſage erhielt, daß die zu Augsburg bewilligte dreijährige Hilfe in einer zweijährigen geleiſtet werden ſollte; und nun eroberte in dieſem Jahre 1567 der kaiſerliche General Lazarus Schwendi, dieß= und jenſeits der Theis, eine in der Länge und Breite auf vierzig Meilen geſchätzte Strecke, welche dem Königreiche Ungarn in dem mit dem Sultan Selim **II.** (Sohn und Nachfolger des Sultans Soliman) zu Adrianopel im J. 1568 auf acht Jahre geſchloſſenen Frieden auch verblieb; doch mußte ſich der deutſche Monarch gefallen laſſen, dem Barbaren alle Jahre, ſo lange der Waffenſtillſtand dauerte, einen jährlichen Tribut von 30,000 ungariſchen Dukaten oder Gulden (welche Kaiſer Ferdinand **I.**, der erſte unter den ungariſchen Königen, im Jahre 1564 zu entrichten angefangen hatte) nach Conſtantinopel zu überſenden. Was den Johann Sigmund von Siebenbürgen betraf, ſo mußte ſich derſelbe, nachdem er noch verſchiedene Verſuche, die kaiſerlichen Eroberungen zu zerſtören, gemacht hatte, bequemen, den K. Max **II.**, als König von Ungarn, und für ſeinen Herrn und Obern zu erkennen, und eidlich anzugeloben, daß im Falle, da er ohne rechtmäßige männliche Erben, oder ſein Geſchlecht wie immer abgehen ſollte, auch Siebenbürgen an das Königreich Ungarn, als ein unzertrennlicher Theil deſſelben, kommen ſollte. Dieſer Fall traf im Jahre 1571, da Johann Sigmund mit Tod abgieng, ein. Der von den Siebenbürgern neugewählte Waywode, oder Fürſt Stephan Bathori legte dem Kaiſer Max II. den Eid der Treue ab, und erhielt auch von Max ſeine Beſtätigung, welche ſich aber jener neue Fürſt auch vom Kaiſer Selim II. ertheilen ließ.

Da auf dem Reichstage zu Augsburg ferner alle jene Gegenſtände, wegen welchen die Reichstage ſeit geraumer Zeit zuſammenberufen wurden, behandelt und berichtigt werden ſollten, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß die Religionsangelegenheiten eine der erſten Beſchäftigungen auch dieſes Reichstages vom J. 1566 ausmachten. Beide Theile, die Katholiken und Proteſtanten hatten wieder eine Menge Beſchwerden über das Verfahren ihres Gegentheils vorzubringen, und die Proteſtanten machten ſich dießmal alle Hoffnung, daß ſie ſelbſt von dem Kaiſer auf das nachdrücklichſte unterſtützt werden würden. Das Betragen, welches K. Max II. bereits vor ſeiner Erwählung zum Kaiſer gegen ſie beobachtet, und die Geſinnungen, welche er über verſchiedene Religionsangelegenheiten gegen ſie geäuſſert, dann die beſondere Nachſicht, Güte und

Milde, welche er gegen die Proteſtanten in ſeinen Erbländern bisher bezeigt hatte, flößte ihnen ſogar die Erwartung, daß er ſich nunmehr ohne Rückhalt für ſie erklären würde, ein. Sie übergaben dem Kaiſer eine ſchriftliche heftige Vorſtellung, in welcher ſie nicht nur ihr Religionsſyſtem, als das beſſere, darzuſtellen ſuchten, ſondern auch bittere, und allen Wohlſtand beleidigende Ausfälle gegen die katholiſche Religion vorbrachten, welche ſie eine Blindheit, einen ärgerlichen Gräuel, eine heidniſche, dem Worte Gottes widrige Abgötterei, ferner die ordentliche Gewalt der Kirche und Concilien eine Tyrannei nannten, die Katholiken aber als Menſchen ſchilderten, welche ſich dem heil. Evangelio widerſetzten, alle Unordnungen und Sekten in der Kirche verurſachten, und die Wohlfahrt der deutſchen Nation ſich nicht angelegen ſeyn ließen. Sie beklagten ſich auf das heftigſte wider das Verfahren katholiſcher Landesfürſten gegen diejenigen ihrer Unterthanen, welche ſich zur proteſtantiſchen Religion bekennen wollten, und drangen neuerdings auf die Wegräumung des geiſtlichen Reſervats, indem ſie niemals ihre Einwilligung dazu gegeben hätten, daß derſelbe aufgeſtellt werden ſollte. Kaiſer Max übergab (gemäß ſeines Syſtems, an welches er ſich lebenslänglich hielt, die Katholiken ſowohl, als die Proteſtanten in Religionsbeſchwerden ſo zu behandeln, daß kein Theil eine gegründete Urſache haben ſollte, ſich über eine partheiliche Anhänglichkeit zu beklagen) das proteſtantiſche Klaglibell den Katholiken, welche darauf keine Antwort ſchuldig blieben, ſondern (nachdem ſie vorerſt die allen Wohlſtand beleidigenden Ausfälle der Proteſtanten auf die katholiſche Religion, zu welcher ſich doch ſelbſt der Kaiſer und die erſten Reichsfürſten bekannten, empfindlich gerügt hatten) beſonders jene Behauptung der Proteſtanten, daß der allmächtige Gott (erſt vor vierzig und etlichen Jahren) das, ſo viele Jahrhunderte den deutſchen und andern Ländern entzogene, allein ſelig machende Glaubenslicht ſollte aus beſonderer Gnade wieder zum Vorſchein haben kommen laſſen, für ungeräumt erklärten, indem es „ein unglaublicher Zorn des Allmächtigen geweſen ſeyn müßte, daß er, nach ſo theuer erlöſtem menſchlichen Geſchlecht, und zugeſandtem heil. Geiſt, der heil. allgemeinen chriſtlichen Kirchen, dem heiligen Alten, und unſern Vorältern ſolch Licht ſo lange entzogen, ſie in der Finſterniß und den Schatten des Todes ſtecken, und ſo viel hundert tauſend Seelen, ſo in ſeinem Namen getauft und geglaubt, verderben, und in Verdammniß ſollte haben gerathen laſſen.“ Was die Klagen über Unduldſamkeit und Gewaltthätigkeiten beträfe, ſo könnte ſich, fuhren ſie fort, jeder wider denjenigen, den er offenbar Unrecht thun ſähe, bei dem Kaiſer und Reich beſchweren; ſie wüßten nichts von einer harten Behandlung ihrer zur proteſtantiſchen Religion hinumgetretenen Unterthanen, indem ſolche von ihnen nach dem ausdrücklichen Buchſtaben des Religionsfriedens behandelt würden; wohl aber wüßten ſie unzählige Beſchwerden wider die Proteſtanten, über die gewaltthätige und ſtille Einnehmung und Abpraktizirung vieler katholiſchen Kirchen, Güter, Stiftungen, Klöſter u. dgl., ſo, daß es das Anſehen habe, es ſey ihnen bloß um ſolche zu thun, vorzubringen. Der Kaiſer fand dieſe und ähnliche Aeußerungen der katholiſchen Stände ſehr gegründet, und weil die Proteſtanten den geiſtlichen Vorbehalt aus dem Grunde, weil demſelben ihre Einwilligung mangelte, aufgehoben wiſſen wollten, ſo erwiederte er, „daß auch die Stände der alten Religion nie in eine ſolche Freiſtellung der Religion in Anſehen ihrer Geiſtlichen gewilliget hätten, daß dieſe mit Beibehaltung ihrer Präbenden und Beneficien, ſollten zu der neuen übertreten können; und daß ſie auch noch heut zu Tage ſteif darauf beharrten, wobei ſie auch von ſeinem Vater Ferdinand jedesmal wären gelaſſen worden.“ Während dieſer Vergänge wurde von den augsburgiſchen Religionsverwandten zu einem Vorfall, der ſie wieder mit ihren eigenen Grundſätzen in Verlegenheit ſetzte, Anlaß gegeben. Der Religionsfriede vom Jahre 1555 war zwar allein zwiſchen den Katholiken oder den Bekennern der alten Religion, und den Bekennern der augsburgiſchen Religion, dergeſtalt errichtet worden, daß alle andere, welche einer von beiden nicht anhiengen, davon ausgeſchloſſen ſeyn ſollten; allein nachdem der Hauptgrundſatz, auf welchem das ganze augsburgiſche Religionsbekenntniß beruhte, dieſer war, daß jeder befugt wäre, zu glauben oder zu verwerfen, wovon er ſich in ſeinem Gewiſſen überzeugt fände, und daß kein geſchloſſenes Glaubensſymbol jemals Platz haben könne, ſo folgte unwiderſprechlich, daß kein ächter Proteſtant angehalten werden könnte, gerade die Begriffe, Vorſtellungsarten und Meinungen derjenigen Menſchen, welche ſich im Jahre 1555 zu einem Glaubensbekenntniß verſtanden, unbedingt anzunehmen, ſondern daß jeder vielmehr befugt und verbunden ſey, auf dem allgemeinen Grundſatze der unbedingten Freiheit im Denken zu beſtehen. Dabei ergab ſich aber, daß Landesfürſten, welche in einigen Stücken anders dachten, als die augsburgiſchen Religionsverwandten, auch ihren Unterthanen zumutheten, in ihre beſondern Glaubensſyſteme einzutreten, daß ſie Kirchen, Kanonikate, Pfarreien, Klöſter, Schulen mit den Einkünften derſelben an ſich zogen, und überall nur ſolche Leute anſtellten und duldeten, welche ſich bereitwillig fanden, ihrer Religionsmeinung zu huldigen. Dieſer war der Fall mit dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, welcher im Punkte des Abendmahls die Grundſätze des Calvin angenommen, und dieſe in den Schulen und Kirchen ſeiner Unterthanen zu verbreiten alle Anſtalt gemacht hatte. Die Fürſten der augsburgiſchen Confeſſion waren des Vorwurfs, welchen ihnen die Katholiken von Zeit zu Zeit machten, daß man gar nie wiſſe, an welche ihrer Sekten man ſich eigentlich zu halten hätte, endlich einmal ſo überdrüſſig geworden, daß ſie auf den Einfall kamen, den Kurfürſten von der Pfalz wegen ſeiner calviniſchen Religionsgeſinnungen zur Rechenſchaft zu ziehen. Nun machte auch Kaiſer Max, welchem die traurige Erſcheinung, daß Spaltungen in der Religion nicht ſelten auch politiſche Trennungen nach ſich ziehen, nicht entgieng, dieſe Sache zu ſeiner Angelegenheit, und indem er ſich auf den Inhalt des Religionsfriedens von Augsburg bezog, ließ er dem Friedrich in Gegenwart der Reichsſtände ein Dekret ableſen, worin er ihm befahl, die calviniſchen Paſtoren zu entfernen, und die für die Calviniſten eingezogenen Kirchen, Klöſter u. dgl. um ſo mehr wieder zurückzuſtellen, als es außerdem die Pflicht des Kaiſers mit ſich bringen würde, ſich des feierlich geſchloſſenen Religionsfriedens anzunehmen. Der Kurfürſt war auf eine ſolche Zumuthung vollkommen gefaßt; er bat, unter dem Vorwande, daß er ſich noch beſſer bedenken müßte, ſich aus der Verſammlung entfernen zu dürfen, kam aber bald mit ſeinem zweiten Sohne Johann Caſimir, von dem er ſich die Bibel nachtragen ließ, wieder zurück, und indem er auf dieſe deutete, und ſich zugleich an den Kaiſer wandte, ſagte er mit Entſchloſſenheit: „Hier, allergnädigſter Kaiſer, hat allein Gott, und kein Kaiſer zu befehlen.“ Und indem er hierauf die Fürſten verſicherte, daß er ſeiner Meinung in Betreff des Abendmahls keineswegs darum, weil ſie auch die Meinung des Calvin (deſſen Schriften er nicht einmal geleſen hätte), ſondern weil ſie ſeine Ueberzeugung wäre, beipflichte, gab er zu verſtehen, daß er ferner ſo handeln würde, wie er ſichs, nicht vor den Menſchen, welche ihn in Religionsmeinungen ſchon gar nicht zur Verantwortung zu ziehen hätten, ſondern vor Gott zu verantworten getraute. Als hierauf der Kaiſer die proteſtantiſchen Fürſten fragte, ob ſie den Kurfürſten unter die augsburgiſchen Religionsverwandten, für welche allein der Religionsfriede errichtet worden wäre, zählen wollten, gaben ſie, nachdem dann doch die Glaubensduldung ihr gemeinſchaftlicher Grundſatz, und eine Glaubensinquiſition, welche ſich auf alle Calviniſten in Frankreich, der Schweiz, den Niederlanden u. ſ. w. verſtanden hätte, höchſt bedenklich war, nach vielen, für den Kurfürſten günſtigen Wendungen, die Erklärung von ſich, daß ſie denſelben von dem Religionsfrieden keinesweges wollten ausgeſchloſſen wiſſen; und im Reichsabſchiede wurde bloß geſagt, wie der Kaiſer mit den Ständen darin überein gekommen wäre, daß keine Sekten, deren Grundſätze der alten Religion, und der augsburgiſchen Religion zuwider wären, geduldet, ſondern ſolche vielmehr gänzlich ausgerottet werden ſollen, u. ſ. w."

Die übrigen merkwürdigen Punkte, welche auf dem Reichstage von 1566 vorkamen, betrafen die Anſtände wegen des Kammergerichts, und deſſen jährlicher Viſitationen, dann die Verbeſſerung des Münzweſens und einiger Polizeiſachen, vor allen Dingen aber die endliche Befeſtigung des Landfriedens, welcher ſeit einigen Jahren durch geſetzwidrige Unternehmungen eines ſchwärmeriſchen fränkiſchen Edelmannes, Wilhelm von Grumbach, auf eine ganz außerordentliche Weiſe geſtört worden war. Dieſer Ritter ſtammte von einem ſehr alten fränkiſchen Geſchlechte ab, und beſaß im Würzburgiſchen anſehnliche Güter, wegen welcher er dann auch ein Vaſall des Hochſtifts war; er verſah bei dieſem einige Zeit das Hofmarſchallamt, gab es aber im J. 1551 auf, ließ ſeine Güter in den Händen ſeines Sohnes Konrad, und begab ſich in die Dienſte des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach, Albert, welcher ihm die Statthalterſchaft über ſein Land anvertraute. Als dieſer Albert nach dem Paßauer-Vertrag jenen verwüſtenden Krieg, deſſen im Leben Kaiſer Karls V. erwähnt wurde, unternahm, ſpielte Grumbach, als ein ſehr geſchickter und erfahrner Kriegsmann, eine vorzügliche Rolle dabei, und bewirkte dadurch, daß ſich der Biſchof Melchior von Würzburg, mit welchem er ſchon früher verſchiedene Streitigkeiten hatte, den 11. Juni 1552 in einen beſondern Vertrag mit ihm (ſo wie mit dem Markgrafen Albert) einließ, worin ihm der Biſchof verſchiedene geiſtliche und weltliche Güter einräumte, und nebſt andern Vortheilen alle, zum Stift Würzburg zu Lehen gehenden, grumbachiſchen Güter für Erbgüter erklärte; allein der aus Zwang und Furcht mit dem Markgrafen Albert errichtete Vertrag wurde geſetzlich vernichtet; und da bei dieſer Zernichtung geſagt wurde, daß dieſelbe ſich auf alles „was dem Hauptvertrage anhängig" erſtrecke, ſo zwang ihn der Biſchof, nicht nur die abgetretenen Güter wieder herauszugeben, und die ehemals zu Lehen gegangenen grumbachiſchen Güter neuerdings wieder zu Lehen zu nehmen, ſondern im Jahre 1553 nahm er ihm, als einem Anhänger des in die Reichsacht erklärten Markgrafen Albert, ſogar alle im Stift Würzburg gelegenen, grumbachiſchen Güter und Häuſer, wodurch ihm ein Verluſt von jährlichen 17,000 fl. zugieng, ab. Nachdem ſich nun Grumbach lange Zeit alle nur erſinnliche Mühe, zu dem Seinigen auf dem Wege des Rechtes oder der Güte zu gelangen, gegeben, ſich auch für ihn die Kurfürſten, der König von Frankreich, und ſelbſt Kaiſer Ferdinand I. verwendet hatten, ohne daß der Biſchof Melchior zur Verſöhnung zu bewegen war, fiel er auf den Entſchluß, ſich der Perſon des Fürſtbiſchofes zu bemächtigen, was aber von den Leuten, deren er ſich zur Ausführung dieſer verwegenen That bediente (denn er ſelbſt nahm keinen perſönlichen Antheil daran), übel ausgeführt wurde. Der Biſchof wurde auf dem Wege von der Stadt Würzburg nach ſeinem nahe gelegenen Reſidenzſchloſſe Marienburg von den gedingten Räubern überfallen, und durch einen Schuß dergeſtalt tödtlich verwundet, daß er ſogleich nach einigen Minuten in den Armen ſeines Kaplans, dann der Ritter Sebaſtians von Rothhaft und Georg Ludwigs von Seinsheim, und ſeines Leibmedikus, den Geiſt aufgab den 15. April 1558. Grumbach, der an dieſem ſchändlichen Morde durchaus keinen Theil gehabt haben wollte, und nichts als die Wiedereinſetzung in die ihm entriſſenen Güter zu bewirken ſuchte, hatte ſich zwar unmittelbar nach jenem Vorfalle nach Frankreich begeben und Truppen geworben, hatte aber dieſe auch ſogleich wieder entlaſſen, als man ihm einige Hoffnung machte, daß ſich der neue Biſchof von Würzburg, Friedrich von Wirsberg, gütlich mit ihm vertragen würde; er erſchien in ſolcher Hoffnung (nach erhaltenem ſichern Geleit) ſogar auf dem im Jahre 1559 zu Augsburg gehaltenen Reichstage; und erſt, da ſich der gedachte Biſchof mit ihm durchaus nicht einließ, und auch das Anerbieten ausſchlug, die Sache rechtlich und compromißoriſch austragen zu laſſen, unternahm Grumbach, in der Abſicht, ſich zu dem Seinigen zu verhelfen, jene gewaltſamen Mittel, mit denen er am Ende ſich und ſeinen Freunden den Untergang zuzog. Nachdem er nämlich bereits einen mächtigen Anhang von Reichsrittern, unter welchen Wilhelm von Stein, Albrecht von Roſenberg, Ernſt von Mandelsloh, und Jobſt von Zedwiz, die vornehmſten waren, geſammelt hatte, machte er ſich an den Herzog von Sachſen, Johann Friedrich den Mittlern (Sohn des unglücklichen Kurfürſten Johann Friedrichs) und gewann ſich das Zutrauen dieſes leichtgläubigen Prinzen, welchem er nicht nur die Zurückſtellung der kurfürſtlichen Würde, ſondern noch andere ungeheure Dinge verſprach, dergeſtalt, daß er von demſelben das (im Amte Königsberg, und der Pflege Koburg gelegene) Schloß Hellingen zu ſeinem freien Aufenthalt eingeräumt erhielt. Hier ſammelte er durch die Thätigkeit ſeiner Anhänger an die 800 Reiter, und überfiel dann den 4. Dez. 1563 ganz unvermuthet die Stadt Würzburg, zu einer Zeit, da der Biſchof eben abweſend war, und zwang das Domkapitel und den biſchöflichen Statthalter und Miniſter durch entſetzliche Drohungen zu einem Vergleich, vermöge deſſen ihm ſeine väterlichen Güter unverzüglich wieder eingeantwortet, und ihm, dann einigen ſeiner Anhänger, beträchtliche Geldſummen ausbezahlt werden mußten. Die Furcht vor einer zweiten Mißhandlung bewog auch den Biſchof, nicht nur jenen Vergleich, ſondern auch die in demſelben von Grumbach eingerückte Klauſel, zu beſtätigen, daß der Biſchof ihn, wenn er der vergangenen Handlung wegen von Jemand, mit oder ohne Recht, angefochten würde, vertreten und ſchadlos halten, ja ſelbſt bei dem Kaiſer die Beſtätigung des Vertrags auswirken wolle, wie er ſich dann auch wirklich ſelbſt bei dem K. Ferdinand I. gewiſſermaßen bemühte, die Sache beruhend zu machen; allein der Kaiſer zernichtete im J. 1564 den ganzen Vertrag, und ſprach über den Grumbach die Reichsacht, welche er im nämlichen Jahre nicht nur wiederholte, ſondern auch dem Kurfürſten von Mainz den Auftrag machte, der Executionsordnung gemäß, einen Reichsdeputationstag nach Worms zu veranſtalten. Da indeſſen bei der Lebenszeit dieſes Kaiſers kein ernſtliches Unternehmen in dieſer Sache erfolgt war, ſo nahm ſie deſſen Sohn und Nachfolger, K. Maximilian II., deſto thätiger gleich auf ſeinem erſten im J. 1566 zu Augsburg gehaltenen Reichstage hervor; er erneuerte und ſchärfte die bereits ergangene Acht- und Executionsmandate, forderte die Auslieferung der Geächteten, und trug den vier Reichskreiſen Ober- und Niederſachſen, Franken und Weſtphalen, den Vollzug auf, von welchem es auch das Anſehen hatte, daß er mit Eifer und Nachdruck unternommen werden würde. Man ſprach nämlich im Kreiſe der Fürſten von der Gefahr eines allgemeinen

Aufſtandes der unmittelbaren Reichsedelleute, wozu ſich auch die mittelbaren bald geſellen durften, und der Kurfürſt Auguſt von Sachſen, dem die Anſchläge ſeines Vetters, Johann Friedrichs, wider ihn außerordentlich ſchmerzlich fielen, that alles, den ſchlimmen Handel unterdrücken zu helfen. Man wandte ſich von allen Seiten vorzüglich an den Johann Friedrich, und ſelbſt ſeine auf dem Reichstage anweſenden Geſandten, ſelbſt der Kaiſer, ſo wie die auf dem gedachten Reichstage verſammelten Stände, dann der Kurfürſt Auguſt von Sachſen, ließen ihm durch eigene Abgeordnete mehr, als Einmal, die dringendſten Vorſtellungen machen, welche aber auf den verblendeten Herzog ſo wenig wirkten, daß er vielmehr ſein Verfahren als rechtmäßig vertheidigte, und ſelbſt den Kurfürſten Auguſt aufforderte, zu ſeiner Parthei zu treten; er hatte jetzt dem Grumbach und den Edelleuten, welche dieſer anwarb, das Schloß Grimmenſtein bei Gotha eingeräumt, und dieſes Schloß ſowohl, als die Stadt, ſo ſehr und geſchwind, als möglich, zu befeſtigen befohlen. Von hier aus geſtattete er Streifereien in das kurfürſtliche Land, und Grumbach vergieng ſich vollends bis zu dem niedrigen und zugleich unſinnigen Vorhaben, den Kurfürſten durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen zu wollen. Dieſes Verhalten nöthigte endlich den Kaiſer Max II., nachdem er den Aufrührern Zeit genug gelaſſen hatte, beſſere Wege zu wählen, die geſetzmäßige Schärfe eintreten zu laſſen. Er dehnte die bisher allein über den Grumbach und ſeine Anhänger geſprochene Reichsacht über Johann Friedrich aus, und übertrug dem Kurfürſten Auguſt den Vollzug. Der bethörte Herzog empfieng die, ſowohl vom Kaiſer, als vom Kurfürſten an ihn abgeſchickten Herolde, welche ihm die Acht, und die Vollziehung derſelben ankündigten, mit einem, auf dieſe Fälle vorbereiteten, ſtandhaften Muth, und beſchenkte beide mit neugeprägten, goldenen Münzen, die mit den Kurſchwertern und dem Titel „geborner Kurfürſt" geziert waren. Auch ein anderer, noch weit ungünſtigerer kaiſerlicher Beſchluß, vermöge deſſen ſeine Unterthanen und Vaſallen von einem Reichsherold von ihrer Pflicht gegen ihn losgeſprochen, und an ſeinen Bruder, den Herzog Johann Wilhelm, angewieſen wurden, brachte ihn ſo wenig zur Beſinnung, daß er, deſſelben ungeachtet, ein allgemeines Aufgebot, mit den ſchärfſten Drohungen, im Falle des Auſſenbleibens, ergehen ließ, und daß er, weil kaum einer und der andere ſich einfand, mit Hilfe ſeiner kleinen Mannſchaft, aus benachbarten Gegenden alle Lebensmittel nach der Stadt und dem Schloſſe ſchleppen, und zugleich 3000 Bauern dahin treiben ließ, welche er zwar (denn er hielt an ſie in Perſon eine künſtliche Anrede, worin er von Erhaltung ihrer Religion und ihres Vaterlandes ſprach) auf einige Augenblicke betäuben, aber in ihnen die unaustilgbare Stimme, welche im höchſten Nothfalle ſtets laut ſpricht, daß ſie nicht bloß Unterthanen, ſondern vorher Menſchen ſeyen, nicht unterdrücken konnte. Jener Nothfall trat nur gar zu bald ein. Der Kurfürſt Auguſt umgab mit dem Anfange des J. 1567 mit einem Heere von 18,000 Mann die Stadt und das Schloß, ſchnitt der Beſatzung das Waſſer ab, und ſchickte dieſer, nachdem er vor ihren Augen alle Anſtalten zu einer Beſtürmung gemacht hatte, mehrere Aufforderungsſchreiben, worin er die Adeligen, die Bürger und Bauern, bei Verluſt ihrer Güter und ihres Lebens, ermahnte, von ihrem böſen Handel, durch welchen ſie ſich nicht ihrem Vaterlande, noch ihrem Herzog, ſondern allein dem Grumbach und ſeinen Geſellen aufopferten, abzuſtehen. Da eines dieſer Schreiben (denn die vorhergehenden wurden von den Anhängern des Grumbach aufgefangen und unterdrückt) endlich in die Hände des Adels und der Bürger kam, ſo war die erſte Folge davon, daß ſie den Herzog ſchriftlich baten, ihrer Habe, und ihres Lebens zu ſchonen, und ſich mit den Belagerern gütlich abzufinden. Von dieſen erhielt auch bald darauf der Adel und die Bürgerſchaft ein aufgefangenes Schreiben des Grumbach an den Ernſt von Mandesloe, worin er dieſem alle ſeine Anhänger im Schloſſe und der Stadt mit Namen nannte, und alle ſeine Anſchläge eröffnete. Der Inhalt deſſelben ſetzte zwar anfangs alle Einwohner in die größte Beſtürzung, machte ſie aber auch (nach dem gewöhnlichen und natürlichen Gange, welchen die Volksgeſinnungen und Entſchlüſſe in ſolchen Fällen jederzeit nehmen) entſchloſſen und gefaßt, ſich ſelbſt zu vertreten und zu helfen. Sie baten erſt den Herzog um die Erlaubniß, mit den Belagerern unterhandeln zu dürfen, und da ſie, ſtatt einer Zuſage, die bitterſten Vorwürfe und Drohungen erhielten, weigerten ſie ſich, ihren Dienſtſchwur, welchen ſie nur auf zwei Monate abgelegt hatten, zu erneuern. Dabei blieben ſie, Adelige, Bürger und Bauern in der Stadt, und ſelbſt auf dem Schloſſe, ungeachtet aller perſönlichen Anreden, Drohungen und Bitten, wozu der Herzog ſeine Zuflucht nahm. Die Schloßbeſatzung verlangte mit der ſtädtiſchen, von welcher ſie aus Vorſicht der Grumbacher ſeit einiger Zeit getrennt worden war, ſich unterreden zu dürfen, und da ihr mit Gewaltthätigkeium gedroht wurde, zeigte ſie ſogleich, daß es von ihr abhänge, dieſe zu dulden, oder zu erwiedern, und öffnete ſich mit Gewalt den Weg zur ſtädtiſchen Beſatzung, wider welche, ſo wie wider die Stadt ſelbſt, von den Hofanhängern, ebenfalls fürchterliche Anſchläge entworfen, aber auch bekannt geworden waren. Eine Abordnung der Schloßſoldaten war mit den Fahnen in der Stadt, welche ſich ſogleich für die Abgeordneten mit gleichen Geſinnungen erklärten, eben in einer Unterredung begriffen, als vom Schloſſe herab ein Geſchrei der dortigen Beſatzung um Beiſtand gehört ward. Unverzüglich ſtürzten einige Haufen aus der Stadt (der größte Theil beſetzte die Stadtwälle) nach dem Schloſſe, und vereinigten ſich mit dem Ungeſtüm der Schloßbeſatzung, welche den Grumbach ſuchte. Die flehendſten Bitten des Herzogs, nur wenigſtens um eine kurze Friſt, alle Ermahnungen des Oberſten Brandenſtein, dem Herzog mit größerer Achtung zu begegnen, hatten keine andere Wirkung, als daß ſie die Wuth der erhitzten Soldaten nur noch gräßlicher entflammten. Sie bemächtigten ſich des Brandenſteins, den ſie ſogleich nach dem Rathhauſe in der Stadt abführten, drangen in das herzogliche Zimmer, riſſen den Kanzler D. Brücken von der Seite des Herzogs, riſſen dann den Grumbach aus einem Schubbette, worin er ſich verſteckt hatte, heraus, nahmen dann ferner den eben genannten Brück, den Oberſtlieutenant, Baltaſar Bayer, den Wilhelm von Stein, den Jobſt von Zedwitz, den Bedienten des Grumbach, Hanns Müller, genannt Tauſendſchön, und den Schreiber Moritz u. a. gefangen, und berichteten nunmehr den ganzen Vorgang an die Belagerer, mit der Bitte um einen Waffenſtillſtand, während deſſen unterhandelt werden ſollte. Den 13. April kam ein Vergleich zu Stande, vermöge deſſen (was die Hauptſache betraf) die geächteten Perſonen ausgeliefert werden, die Garniſon binnen wenigen Stunden zwar in Rüſtung, aber ohne Fahnen abziehen, der Stadtrath und die Bürgerſchaft durch acht Perſonen eine knieende Abbitte thun, dem Kaiſer den Gehorſam angeloben, und dem Herzog Johann Wilhelm huldigen mußten; der Herzog Johann Friedrich aber mit ſeinen Abkömmlingen des Herzogthums verluſtig erklärt, gefangen geſetzt, und nach einigen Tagen in einem ſchwarz bekleideten Wagen, welchen vier Schimmel mit roth gefärbten Mähnen und Schwänzen zogen, erſt über Langenſalz und Leipzig nach Dresden (wo er auf einem offenen Wagen und einen Strohhut auf dem Kopf, einziehen mußte), dann nach Wieneriſch-Neuſtadt in Oeſterreich gebracht wurde; wo er, ungeachtet der rührendſten Bitten ſeiner Gemahlinn Eliſabeth (einer Tochter des Kurfürſten Friedrichs III. von der Pfalz), welche die zärtlichſte und beharrlichſte Freundinn und Theilnehmerinn ſeines Jammers und Kummers blieb, ungeachtet der inſtändigſten Fürſprachen verſchiedener Reichsſtände bei dem Kaiſer, achtundzwanzig Jahre ſchmachtete, und endlich im Jahre 1595 zu Steyer, einer kleinen Stadt im Lande ob der Ens, wohin er das letzte Jahr gebracht wurde, ſein freudenloſes Leben beſchloß. Diejenigen, welche ihm dieſes Unglück durch ihre Eingebungen zugezogen hatten, wurden durch ſchmähliche und grauſame Hinrichtungen aus der Welt geſchafft. Der Haupturheber Wilhelm von Grumbach wurde, nachdem man ihn, ſo wie noch andere ſeiner Gefährten, theils gütlich befragt, theils durch die Folter (und zwar ſogar im Beiſeyn des Kurfürſten Auguſt von Sachſen, des Herzogs Johann Wilhelm, und des Herzogs Adolph von Holſtein, und anderer, welche ſich hinter einem Vorhange befanden) genöthigt hatte, zu ſagen, was man zu vernehmen wünſchte, den 18. April 1567 nach einem Blutgerüſte, das auf dem Markte zu Gotha errichtet worden war, auf einem ſchlechten Stuhle (denn eine anhaltende Gicht hatte ihn bei ſeinem 64jährigen Alter ganz erſchöpft) getragen, daſelbſt (gemäß des damaligen Kriegs- und Malefizgebrauches) von acht Trompetern angeblaſen, und lebendig geviertheilt, wobei ihm der Scharfrichter zuerſt das Herz aus dem Leib riß, und es ihm mit den Worten: „Sieh Grumbach dein falſches Herz!“ um das Maul ſchlug, auch ihm zuletzt den Kopf abhieb. Mit der nämlichen Todesart wurde der Kanzler D. Brück hingerichtet, und die übrigen, als Wilhelm von Stein, David Baumgärtner, Hans Bayer, kurſächſiſcher Amtsſchöſſer, und einige Tage nachher, auch der Oberſte und Kommandant auf der Feſtung Grimmenſtein, Hieronymus von Brandenſtein, und endlich der ſogenannte Tauſendſchön, (einigen Geächteten, als dem Jobſt von Zedwiz u. a. gelang es, zu entkommen) wurden theils gehenkt, theils enthauptet. Dieſer war auch der letzte merkwürdige Auftritt des damals zur Unzeit verſuchten ſogenannten Fauſtrechts.

So ernſthaft indeſſen die Unruhen, welche durch die eben erwähnten Friedenſtörer veranlaßt wurden, waren, ſo waren ſie gleichwohl nur Privaterſcheinungen in Hinſicht auf ungleich wichtigere Gefahren, welche damals der Ruhe von Deutſchland drohten, und deren Entfernung, oder wenigſtens Hinhaltung die klügſten Maßregeln des guten Kaiſers nöthig machte. Die Religionstrennungen fiengen bereits an, bürgerliche Trennungen und Kriege nach ſich zu ziehen. Solche Kriege brannten bereits in Frankreich und den Niederlanden in verheerenden Flammen, und in Deutſchland ſchien nicht weniger der nämliche Stoff dazu vorbereitet. Von allen Seiten vermehrten ſich die wechſelweiſen Beſchwerden über Bedrückungen in Religionsſachen, welche mit bürgerlichen Rückſichten verbunden waren, und jeder Theil behauptete, daß er nicht ordnungsmäßig, und noch weniger mit einigem Nachdruck in ſeinen Rechten unterſtützt werde. Jeder Theil lauerte auf eine günſtige Gelegenheit, welche die Bewilligung ſeiner Zumuthungen von Seiten des Kaiſers erwarten ließ, der es dann auch nicht immer möglich fand, dem Drange der Umſtände geradezu entgegen zu gehen. In ſolchen Umſtänden befand er ſich mit ſeinen eigenen Unterthanen in Oeſterreich, wo ein Theil des Herrn- und Ritterſtandes die freie Ausübung der lutheriſchen Religion mit Ungeſtüm forderte, und da dieſer Theil auf den Landtagen bereits das Uebergewicht hatte, in Fällen, bei welchen Maximilian ſeiner Unterſtützung bedurfte, (ſolche Fälle kamen ſchon allein wegen der damaligen Türkenkriege nicht ſelten zum Vorſchein) ſehr wichtig wurde. Da nun hier auf den großen Umſtand, ob künftig der katholiſche, oder lutheriſchgeſinnte Theil der Unterthanen die Oberhand und das Uebergewicht haben ſollte, der erſte Bedacht genommen wurde, ſo ertheilte der Kaiſer in den Jahren 1568 und 1569 zwar dem Herrn- und Ritterſtande auf ſeinen Schlöſſern und Gebieten die freie Religionsübung mit der Bedingniß, daß derſelbe den katholiſchen Unterthanen nicht die geringſte Kränkung zufügen ſollte, den Städten und Märkten aber, als ſeinem Kammergut, ſchlug er die nämliche Freiheit ab, wobei er auch, ungeachtet der zudringlichſten Vorſtellungen (welche ihm einer Seits von jenen zwei Ständen für eine allgemeine freie Religionsübung, anderer Seits von einem römiſchen Kardinal, Commendor, im Namen des Pabſtes, Pius V., für eine allgemeine Unterdrückung jeder Religionsfreiheit gemacht wurden) aus Gründen der Klugheit, ſtandhaft verharrte. Im Jahre 1569 bewirkte er auf einem nach Frankfurt ausgeſchriebenen Reichsdeputationstage einen Schluß, daß durch einige von den ſechs Kurfürſten, dann den vier deputirten Fürſten (von Oeſterreich, Bayern, Würzburg und Heſſen) und dem Kaiſer, nach Straßburg zu beordnende Kommiſſarien der Gang, welchen die Unruhen in Frankreich nehmen würden, genau beobachtet, daß zu gleicher Zeit der König von Frankreich um die künftige Abbankung der Lanzknechte in ſeinen Landen (und nicht erſt auf deutſchem Boden) erſucht, daß den deutſchen Kriegsoberſten, welche nach Frankreich deutſche Miethtruppen geführt hatten, die Trennung derſelben außerhalb Deutſchland befohlen, und endlich, daß einigen deutſchen Kreiſen (dem kurrheiniſchen, fränkiſchen, bayeriſchen, ſchwäbiſchen, und oberrheiniſchen), der Auftrag, ſich auf alle Fälle in Bereitſchaft zu ſetzen, gemacht werden ſollte; einen andern, nicht weniger vortrefflichen Antrag aber, daß die Werbungen ausländiſcher Fürſten in Deutſchland ein für allemal verboten werden möchten, mit welchem er auf einem im J. 1570 zu Speier gehaltenen Reichstag zum Vorſchein kam, ſetzte er zu einer Zeit, wo man die Unterdrückung auch eines offenbaren Unfugs, wie jene Werbungen unſtreitig waren, für die Unterdrückung deutſcher Freiheit hielt, deſto weniger durch, und alles, was er erhalten konnte, war ein Beſchluß, daß künftig jeder fremde Monarch, welcher im deutſchen Reiche Werbungen anſtellen wollte, ſowohl die Zahl der Truppen, als deren Anführer, anzeigen, ſich auch ſolcher Truppen niemals gegen den Kaiſer und das Reich bedienen, und bei dem Durchzuge und der Abbankung keinem deutſchen Lande beſchwerlich fallen ſollte. Sonſt wurden auf dem nämlichen Reichstage einige Verbeſſerungen mit dem Reichskammergericht vorgenommen, und endlich dem Kaiſer zur Befeſtigung ungariſcher Grenzörter neue Unterſtützungen an Geld zugeſagt. Deutſchland genoß jetzt unter der klugen und milden Regierung des Kaiſers einer ſeit den Religionsneuerungen kaum noch jemals eingetretenen Ruhe, und dürfte ſich derſelben noch lange zu erfreuen gehabt haben, wenn aus jenen Neuerungen nicht immer neue Veranlaſſungen zu verſchiedenen Unruhen und Mißhelligkeiten entſtanden wären. Max wünſchte aus wichtigen Gründen inſtändig, daß ſein erſtgeborner Sohn, Rudolph, zu ſeinem Nachfolger erwählt werden möchte, und ſetzte in ſolcher Abſicht im Jahre 1575 einen Kurfürſten- und Wahltag nach Regensburg an. Da er ſich der Einwilligung der drei geiſtlichen Kurfürſten im voraus verſichert hatte, und nun auch auf die Einſtimmung der drei weltlichen rechnen zu können glaubte, kam der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz mit verſchiedenen Punkten, welche das Religionsweſen betrafen, zum Vorſchein, von denen er verlangte, daß ſie in die neue Wahlkapitulation eingerückt werden ſollten. Einer dieſer Punkte, welcher auch die meiſte Schwierigkeit verurſachte, war, daß eine gewiſſe Erklärung, welche K. Ferdinand I.

den proteſtantiſchen Ständen bei dem zu Augsburg im Jahre 1555 errichteten Religionsfrieden im Namen ſeines Bruders, Kaiſers Karl V., gegeben, und vermöge welcher er ihnen zugeſichert hatte, daß der Geiſtlichen eigene Ritterſchaft, Städte und Gemeinden, welche lange Zeit her die evangeliſche Religion öffentlich ausgeübt haben, künftig von Niemand daran gehindert, ſondern bis zur gänzlichen Vergleichung der Religion dabei gelaſſen werden würden, ausdrücklich in die Kapitulation eingeſchaltet werden ſollte. Die geiſtlichen Fürſten hatten ſich an dieſe Erklärung, welche ſie für ein Privatverſprechen des K. Ferdinand, und mithin für nicht verbindlich anſahen, nicht gehalten, und überdieß behauptet, daß ihnen Niemand verwehren könnte, das Beiſpiel der Proteſtanten, welche bei ihren Unterthanen ihre Religionsneuerungen überall einführten, nachzuahmen, und daß vermöge des Religionsfriedens Unterthanen, welche nicht katholiſch bleiben wollten, auf nichts, als einen freien Abzug, einen rechtlichen Anſpruch machen könnten. Die weltlichen Kurfürſten zeigten das Original der ferdinandiniſchen Erklärung vor, und beſtanden darauf; allein auch die geiſtlichen Kurfürſten beſtanden auf ihrer Aeußerung, und die römiſche Königswahl dürfte wohl gänzlich vereitelt worden ſeyn, wenn nicht durch die Vermittlung des Kurfürſten von Sachſen, der in ähnlichen Fällen ſtets beliebte Mittelweg angenommen worden wäre, daß zwar die Wahlkapitulation ſo wie 1562 abgefaßt, mithin in dieſelbe von der auf die Bahn gebrachten Erklärung zwar nichts eingerückt, zugleich aber dieſe Erklärung unverrückt bleiben, und übrigens die Erörterung der Sache ſogleich auf dem nächſten Reichstag entſchieden werden ſollte, worauf die römiſche Königswahl den 27. Okt. 1575 vollzogen wurde.

Der nächſte Reichstag, auf welchem wegen der eben genannten Deklaration ein entſcheidender Reichsſchluß abgefaßt werden ſollte, gieng zwar ſogleich im folgenden Jahre 1576 vor ſich; allein mit einer beſtimmten Entſcheidung der ſtreitigen Sache kam ſo wenig, als bis dahin etwas Entſcheidendes zu Stand. Nachdem nämlich der Kaiſer die wiederholten Vorſtellungen und Aeußerungen der Katholiken und Proteſtanten, welche beide auf ihren alten Behauptungen und Forderungen unabweichlich beharrten, vernommen hatte, gab er beiden Theilen einen Beſcheid; den Proteſtanten ſagte er (in der Hauptſache „der allgemeine Religionsfriede von 1555 müſſe und werde gehalten werden, und der Kaiſer werde ſich, im Falle die Proteſtanten zu gegründeten Beſchwerden wider Eingriffe Anlaß bekämen, thätigſt verwenden, daß ſolchen abgeholfen werde. Weitere Zumuthungen zu entſcheiden, ſtehe nicht in ſeiner Macht, ſondern es müßten alle Kurfürſten und Fürſten zugegen ſeyn, und ihre Erinnerungen und Stimmen dazu geben." Den Katholiken bedeutete er, daß er den Proteſtanten den Beſcheid ertheilt hätte, daß es bei dem Religionsfrieden verbleiben ſollte; ſie möchten übrigens bedenken, welche Gefahren und Zerrüttungen durch neue Mißhelligkeiten in Religionsſachen entſtehen dürften, und möchten ja keine Veranlaſſung dazu geben. Dieſer Beſcheid war allerdings ſo beſchaffen, daß er keinen Theil befriedigen konnte; allein bei dem von jeher beobachteten Syſtem des Kaiſers, ja wohl auch bei der unveränderlichen Beharrlichkeit beider Theile auf ihren Grundſätzen, war er vielleicht wirklich der einzige, der ſich geben ließ. Er hatte indeſſen die Folge, daß die anweſenden proteſtantiſchen Reichsſtände die fernern Verhandlungen des Reichstages ſogleich abgebrochen haben würden, wenn nicht wieder der Kurfürſt von Sachſen den Mittler gemacht, und jenen Ständen vorgeſtellt hätte, daß der Kaiſer in Hinſicht auf die Deklaration, von welcher ſie forderten, daß ſie in den Reichstagsabſchied eingerückt werde, in der That, ohne Beiziehung ſämmtlicher Kurfürſten und anderer abweſenden Stände nichts einſeitig beſchließen könne, ſo daß dieſe Sache nothwendig auf einem andern Reichstage, auf welchen jene Fürſten erſt verſammelt werden müßten, zu verſchieben ſey. Dieſe Erinnerung eines proteſtantiſchen Kurfürſten beruhigte für dießmal die proteſtantiſchen Stände in ſo weit, daß ſie bei den weitern Anträgen des Kaiſers ihre Stimmen gaben, welche theils für, theils wider jene Anträge ausfielen. So bewilligten ſie zwar eine ergiebige Türkenhilfe; aber die Unterdrückung der fremden Werbungen, woraus doch dem deutſchen Reiche ein großer Nachtheil zugieng, bewilligten ſie, indem ſie dem Kaiſer wieder verſchiedene Abſichten unterlegten, deſto weniger, und es mußte dieſe Sache bei dem auf dem Reichstage zu Speier 1570 gefaßten Entſchluſſe beruhen. Eben ſo wenig unterſtützten ſie ihn bei einer glücklichen Ausſicht (wenn ſie je im Grunde eine ſolche war), durch welche ihm (nach dem 1572 erfolgten Hintritt des Königs in Polen, Sigmund Auguſt, wodurch der magelloniſche Mannsſtamm abgieng) von einem überwiegenden Theil polniſcher Magnaten die polniſche Krone angeboten, dieſe zwar bald darauf dem Woywoden von Siebenbürgen, Stephan Bathori übertragen, aber vom Czaar in Rußland, Ivan Baſilowiz, mit dem größten Nachdruck dem Kaiſer Max, oder einem ſeiner Söhne zugemeint worden iſt. Der eben ſo verſtändige, als gut- und edeldenkende Kaiſer hatte für Deutſchlands Wohl noch eine Menge der ſchönſten Vorſchläge in Bereitſchaft, als ihn während des Reichstäges den 12ten Oktober 1576 zu eben der Stunde, da auf dem Rathhauſe zu Regensburg der Reichsabſchied verleſen wurde, ein lang zu frühzeitiger Tod, im fünfzigſten Lebensjahre, der Welt entriß, worin ihn alle Klaſſen von Menſchen geliebt und geſchätzt, aber mehr geſchätzt, als gekannt und ihm mitgewirkt haben.

In der Ehe mit ſeiner Gemahlinn Anna hatte er neun Söhne und ſechs Töchter erhalten, wovon bei ſeinem Abſterben noch ſechs Söhne und drei Töchter am Leben waren, als: 1) Rudolph, ſein unmittelbarer Nachfolger. 2) Erneſt, ſtarb 1595 als Statthalter in den Niederlanden. 3) Mathias, nachmaliger Kaiſer. 4) Maximilian, Deutſchmeiſter und Statthalter in Tyrol, ſtarb 1618. 5) Albert, erſt Kardinal, dann Statthalter in den Niederlanden. 6) Wenzeslaus, ſtarb 1578. Töchter: 1) Anna, Gemahlinn Königs Philipp II. von Spanien, ſtarb 1580. 2) Eliſabeth, Wittwe König Karls IX. von Frankreich. 3) Margaretha, welche 1633 als Nonne in Spanien ſtarb.

Kaiſer Rudolph II.

1576 — 1612.

Inhalt. Rudolph II. trat die Reichsregierung in einer äußerſt betrübten Lage und Gährung der Dinge an, und zeigte anfangs eine rühmliche Thätigkeit. Erſter Reichsdeputationstag zu Frankfurt, auf welchem die letzte Reichspolizeiordnung zum Vorſchein kam, 1577.

Beiſpiele von Glaubensreformationen durch die Landesfürſten. Rudolph verbannte die lutheriſche Religion aus Wien und Niederöſterreich 1578. Kurfürſt Ludwig VI. von der Rheinpfalz zwang 1576 die calviniſchdenkenden Rheinpfälzer lutheriſch, deſſen Bruder Caſimir aber zwang 1583 eben dieſelben Rheinpfälzer neuerdings, calviniſch zu glauben. Der lutheriſchgeſinnte Kurfürſt Auguſt von Sachſen vertrieb aus ſeinen Staaten die Calviniſten, und veranlaßte, um die Verſchiedenheiten und immerwährenden Neuerungen in Glaubensſachen zu verhindern, die Aufſtellung einer Einigungs- oder Concordienformel, welche er als ein künftiges ſymboliſches Glaubensbuch feierlich in ſeinen Staaten einführen, und von gleichgeſtimmten lutheriſchen Fürſten und Glaubensgenoſſen unterſchreiben ließ im J. 1580; indeſſen die lutheriſchgeſinnten Fürſten und Lehrer anderer deutſchen Länder, welche ſich auf die weſentliche Grundlehre des Lutherthums (daß die perſönliche, fortſchreitende Prüfung, und mithin eine unumſchränkte Vereinfachung in Glaubensſachen von Niemanden und niemals beſchränkt werden könne) gründeten, alle Aufſtellung einer ſymboliſchen Glaubensformel verabſcheuten und verwarfen, und ſohin eine höchſt traurige Trennung ſelbſt unter den Proteſtanten veranlaßten. Beide Theile kamen gleichwohl noch darin überein, daß die Calviniſten nirgends geduldet werden ſollten, welche letztere ebenfalls unter ſich einig waren, Niemand zu dulden, als ſich ſelbſt.

Reichstag zu Augsburg 1582, wegen der Türken, welche mit einem Einfalle drohten; wegen der Niederländer, welche im J. 1581 der Krone Spanien den Gehorſam aufkündigten; wegen Unterdrückung des deutſchen Handels, indem die Niederländer den deutſchen Seehandel an ſich zogen, und zumal die Holländer die Schiffarth auf dem Rhein ſperrten; wegen anderer von Deutſchland ehemals abgeriſſener Länder, deren Angelegenheit auf die Zukunft verwieſen wurde; wegen ewiger Haftung der Reichsſtimmen auf den Ländern, wo damals noch ſtimmführende Fürſten lebten; wegen der Reichsmünzordnung; wegen Einführung des vom Pabſt Gregor XIII. verbeſſerten Kalenders, welcher zuerſt von Bayern und Salzburg, von den Proteſtanten aber erſt 1700 angenommen wurde.

Unruhen im Erzbisthume Köln, wo Gebhard Truchſeß im Jahre 1583 entſetzt, und mithin der geiſtliche Vorbehalt katholiſcher Seits behauptet wurde; Unruhen in der Reichsſtadt Köln, wo die bürgerlichen Rechte und Aemter den Nichtkatholiſchen abgeſprochen, und dieſen zuletzt ſelbſt die Stadt verwieſen wurde; Unruhen in der Stadt und dem Bisthume Straßburg, wo am Ende durch einen Vergleich für den katholiſchen Biſchof entſchieden wurde. Die proteſtantiſchen deutſchen Stände fühlten ſich durch dieſe und ähnliche Vorfälle äußerſt beunruhigt, und ſuchten die Aufhebung des geiſtlichen Vorbehalts dadurch zu erzwingen, daß ſie dieſelbe bei jeder Gelegenheit, wo in Reichsſachen ihre Mitwirkung gefordert wurde, beſonders bei den Beiſteuerungen zu den Türkenkriegen, als Bedingniß aufſtellten.

Türkenkriege vom J. 1592 — 1606, in welchem Jahre ein zwanzigjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde.

Der rheinpfälziſche, der calviniſchen Religion ergebene Hof, veranlaßte verſchiedene Zuſammenkünfte proteſtantiſcher Fürſten wider die Urtheile des kaiſerlichen Reichshofrathes u. a., und als vollends von dieſem 1607 die Reichsſtadt Donauwörth in die Acht erklärt, als auf dem Reichstage zu Regensburg 1608 vom Kaiſer zur Fortſetzung der Kriege wider die Türken eine Steuer gefordert; auf die Forderungen der Proteſtanten nicht geachtet, und als zu gleicher Zeit der für die Proteſtanten glückliche Umſtand, daß ſich die öſterreichiſchen Prinzen wider den Kaiſer Rudolph vereinigten, herbeigeführt wurde, unterzeichneten die erſten Mitglieder der proteſtantiſchen Union zu Ahauſen am Odenwald den 4. Mai 1608. Erweiterung und Befeſtigung dieſer Union zu Rothenburg, dann zu Halle in Schwaben.

Dieſe Union proteſtantiſcher Stände veranlaßte eine Liga, oder Vereinigung katholiſcher Stände, welche ihr Gegenbündniß den 10. Juli 1609 zu München unterzeichneten;

Verſtärkung und Befeſtigung dieſer Union au den Bundestagen zu Mainz und Würzburg.

Urſachen der im kaiſerlichen Hauſe entſtandenen Mißhelligkeiten. Rudolph überließ ſeinem Bruder Mathias das Königreich Ungarn, den Beſitz von Oeſterreich, und die Regierung in Mähren, mit dem Verſprechen der böhmiſchen Thronfolge auf ſeinen unbeerbten Todesfall; derſelbe wollte ſich vollends auch der kaiſerlichen Würde begeben, als er zu Prag ſtarb den 12. Juni 1612.

Rudolph, als Kaiſer dieſes Namens der Zweite, (erſtgeborner Sohn Kaiſer Maximilians II. und der Maria, einer Tochter Kaiſer Karls V.) befand ſich im 25ſten Jahre ſeines Alters, als er die Regierung des deutſchen Reiches, und mit ihr unendliche Schwierigkeiten, welche ſich von allen Seiten geſammelt hatten, und zu ſammeln fortfuhren, den aufgebrachten Strom der Zeitumſtände zu regieren, übernahm. Schon ſein Vater hatte von einem ganz beſondern Glück zu ſagen, und mußte alle Künſte ſeiner ſeltenen Vorſicht und Klugheit, und die beſänftigendſten

Maßregeln ſeiner unbeſchränkten Gutmüthigkeit aufbieten, um die unzähligen und gefahrvollen Klippen, die ſich ihm, wo er ſeinen Blick hinwandte, darſtellten, ohne Verletzung vorüber zu ſegeln, und einem ſchrecklichen Ungewitter zu entgehen, welches ſich vor ſeinen Augen ohne Hoffnung, daß es durch irgend eine menſchliche Kraft noch werde abgeleitet werden können, von allen deutſchen Ländern, mit jedem Jahre zum Losbruche reifer zuſammen zog. Die Proteſtanten machten Forderungen, auf deren Verweigerung die Katholiken unabweichlich beſtehen zu müſſen glaubten, und dieſe brachten nicht weniger unzählige Beſchwerden wider auffallende Eingriffe der Proteſtanten vor, welche von dieſen als unmittelbare Folgen der in der Sache ſelbſt gegründeten, oder durch Zugeſtändniſſe gebührenden Rechte behauptet wurden, und beide Theile fanden den Weg einer ruhigen Ueberlegung und beſcheidenen Ausgleichung bereits für viel zu langſam und unkräftig, und äuſſerten, indem ſie mit Heftigkeit zugriffen, einen Trotz, der nur eines Beiſpiels von gewaltſamem Ausbruch bedurfte, um in unabſehbare Feindſeligkeiten überzugehen. Dazu kamen vollends noch die Calviniſten, welche wider beide Theile, die Katholiken und Proteſtanten, mit einem gleichen Aufwande von

Liſt, von erbittertem Hohn und Verfolgungsgeiſt loszogen, und kein Mittel für unerlaubt hielten, um ihren Gegnern Abbruch zu thun. In allen deutſchen Ländern gährte, trieb, und rieb ſich, voll des tobendſten Ungeſtüms, eine bereits unheilbare Mißhelligkeit, und hier, wo gegründete, und dann vorgefaßte und irrige Meinungen, und losgeriſſene, ungebändigte Leidenſchaften kämpften, konnte wahrſcheinlich kein deutſcher Kaiſer (hätte damals auch der thätigſte und verſtändigſte den Thron beſtiegen) ein befriedigender Ausgleicher aller Theile, und ein friederettender Mittler ſeyn.

Gleichwohl hoffte und erwartete man von dem neuen Kaiſer mehr, als er in der That leiſten konnte, und in der Folge leiſten wollte. Rudolph hatte in Spanien, wo er erzogen worden war, vieles gelernt, das, ſo wie man es bei verſchiedenen Gelegenheiten an ſeinen geſunden Begriffen und paſſenden Urtheilen wahrnahm, eine ſehr günſtige Meinung von ſeinem Geiſtesgehalt und ſeiner Gemüthsſtimmung erweckte; er war lebhaft, witzig, geſprächig, und wußte einen offenen, umgänglichen, geſelligen Ton zur rechten Zeit mit einem Ehrfurcht gebietenden Benehmen zu vereinigen; er ſchätzte die Gelehrten und Künſtler nicht bloß als Zierden und Bedürfniſſe der damals bei allen deutſchen Höfen herrſchenden Zeitmode, ſondern als Männer von einem höchſt ſchätzungswürdigen Beruf; und wo nur irgend in einem deutſchen Lande ein großer Geometer, oder Aſtronom, (die Geometrie und Aſtronomie war damals die Lieblingswiſſenſchaft aller Höfe) oder ein großer Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, oder Mechaniker war, ſo ſuchte er ihn in ſeine Dienſte zu bekommen. Er war auch wirklich ein ächter Kunſtkenner; anfangs auch ein ächter Freund der aufklärenden Gelehrſamkeit, und er dürfte in einem ruhigen Zeitalter, und unter andern fröhlichern Umſtänden, und unter einer weiſern Leitung anderer Menſchen, als diejenigen waren, welche ihn nach und nach zu beherrſchen anfiengen, ſeine Regierung mit eben der allgemeinen Zufriedenheit, mit der er ſie begann, beſchloſſen, und wohl zuletzt gar den Ruhm eines großgearteten Mannes davon getragen haben.

Sogleich mit dem Anfange des Jahres 1577 erließ er von Prag aus ein ſehr nachdrückliches Münzmandat, worin ſich auf vorgehende Mandate bezogen, und alle fremde böſe und inländiſche Münzſorten, alles Fortſchleppen guter deutſcher Münzen, und Einſchwärzen ſchlechter Sorten, aller Unfug, „Münzen zu brechen, granuliren, ſeigern, ringern, beſchneiden, ſchwächen, waſchen, abgieſſen, auswägen, aufwechſeln" auf das ſchärfſte verboten, und die Berathſchlagung über den Betrieb des pünktlichen Vollzugs in allen deutſchen Provinzen auf den nächſten Reichsdeputationstag angewieſen wurde.

Dieſer Reichsdeputationstag war auf dem letzten zu Regensburg 1576 gehaltenen Reichstage mit dem Auftrage, daß die auf demſelben zu erörternden Materien indeſſen auf Kreistagen wohl in Ueberlegung gezogen und vorbereitet werden ſollen, beſchloſſen worden, und wurde im Auguſt des Jahres 1577 zu Frankfurt eröffnet. Man handelte auf demſelben von der, von verſchiedenen Reichsſtänden geforderten Mäßigung der Reichsmatrikel, oder des Anſchlags der Römermonate, worüber aber aus verſchiedenen noch ehevor zu heilenden Mängeln, nichts beſtimmt wurde; von der zweckmäßigſten Verwendung der auf dem letzten Reichstage zu Regensburg bewilligten Türkenhilfe, deren Anordnung lediglich dem Kaiſer anheim geſtellt wurde; von der auf eben jenem Reichstage in Vorſchlag gebrachten Verlegung des deutſchen Ritterordens an die ungariſchen Grenzen, worüber die Entſchuldigung des gedachten Ordens abgeleſen, und ihm der Vorſchlag des Kaiſers, und deſſen Mitwirkungsplan zur weitern Beantwortung und Entſchließung mitgetheilt wurde; von der nach Moskau einmal ins Werk zu ſetzenden Geſandtſchaft, wozu die Erhebung der Koſten ernſtlich ſollte beigetrieben werden; von der Münzordnung, wo die auf dem letzten frankfurtiſchen Deputationstag feſtgeſetzten Beſchlieſſungen, wider welche aber einzelne Gegenerinnerungen vorkamen, beſtätiget wurden. Unter andern Punkten, welche dieſer Deputationstag herbeiführte, war bei weitem der glänzendſte und wichtigſte die neue „reformirte und gebeſſerte Polizeiordnung,“ welche im Namen des Kaiſers gedruckt, und die letzte Polizeiordnung, welche vom Kaiſer und deutſchen Reiche erlaſſen wurde, geblieben iſt. Sie beſteht aus achtunddreißig Titeln, welche wieder in Abſätze eingetheilt ſind, wobei in der Hauptſache die letztere Polizeiordnung vom Jahre 1548 zum Grunde gelegt wurde, und liefert uns einen kurzen Abriß des damaligen ſittlichen und bürgerlichen Zuſtandes in Deutſchland. Sie handelt „von den Gotteslaͤſterungen, Gottesſchwüren und Flüchen, von Läſterung der Mutter Chriſti und der Heiligen Gottes, von des Adels und ihrer raiſigen Knechte Gottesſchwüren und Flüchen; von der Kriegsleute Gotteslaͤſterungen, auch Schwören und Fluchen; von den gefreiten Perſonen in Kriegsläuften; von den Herrnloſen und gartenden Knechten, ſo ſich unterſtehen zu verſammeln, und die armen Leute zu beſchweren; vom übermäßigen Trinken, und vom Zutrinken; von Unordnung und Köſtlichkeit der Kleider; von Bürgern, Bauern, und andern Unterthanen; vom Adel; von Doktoren; von Grafen und Herren; vom Pferdezeug; von etlichen Artikeln, darin den Obrigkeiten, Ordnung fürzunehmen, befohlen wird; von den Schiff- und Fuhrleuten, und Verfälſchung der Weine; von wucherlichen Contrakten; von Monopolien und ſchädlichen Fürkauf; von Verkaufung der Früchte im Feld, auch Korn- und Weingülten; von den Juden und ihrem Wucher; von Verkaufung der Wollentücher, ganz oder zum Ausſchnitt mit der Ellen, und von verbotener neulich gefundener freſſender Farben, die Teufelsfarb genannt; von Verkaufung und Verführung der Wollen und des Leders; von verdorbenen Kaufleuten; von Verkaufung des Ingwers, Pfeffers, Safferinns, und anderer Gewürze und Specereien; von raiſigen Knechten und Dienſtboten, wo auch der Handwerker und Taglöhner ſowohl in Städten als in Dörfern, und ihres Lohns, und ihrer ſchuldigen Arbeiten erwähnt, und eine ernſtliche Ordnung feſtgeſetzt wird; von leichtfertiger Beiwohnung; von Bettlern und Müßiggängern; von Zigeunern; von Schalksnarren; von Pfeifern und Boten; von Landſahrern, Singern, und Reimenſprechern; von der Pupillen, und minderjährigen Kindern Tutoren, und Vormündern; von Richtern, Advokaten und Prokuratoren; von den Apothekern; von Buchdruckern, Schmähſchriften, ſchmählichen Gemähls, Gedichten, und Anſchlägen; von Goldſchmieden; von den Handwerkern insgemein; von Handwerksſöhnen, Geſellen, Knechten, und Lehrknaben."

Im folgenden 1578ſten Jahre wurde zu Worms im Monat April wieder ein Deputationstag verſammelt, auf welchem von den kaiſerlichen Kommiſſarien, den Räthen und Geſandten der Kurfürſten, und den Deputirten der Fürſten und Stände, die auf dem letzten frankfurtiſchen Deputationstag unentſchieden gebliebenen Punkte theils berichtigt, theils wieder auf weitere Berathſchlagungen verwieſen, ferner während deſſelben zu Speier die ordentliche jährliche Viſitation des Kammergerichts vorgenommen, und Verſchiedenes gerügt und verbeſſert wurde. Wenn nun gleich der neue Kaiſer an allen dieſen Vorgängen den wenigſten perſönlichen Antheil genommen haben mag, ſo wurden die Beſchlüſſe dennoch in ſeinem Namen gefertigt und vollzogen, und als wären ſie unmittelbar von ihm ausgegangen, geprieſen.

Allein es gab ernſthaftere, höchſt gefährliche, und bei ihrer ewigen, in eben derſelben verworrenen Geſtalt zurückkehrenden Wiederholung höchſt ermüdende und in die Länge aneckelnde Geſchäfte, welche eine ununterbrochene Anſtrengung aller Seelenkräfte, und eine von der Neigung zur Sache begeiſterte, ſinnreiche Klugheit forderten, wenn ſie noch ferners ohne einigen Ausbruch von Thätlichkeiten geleitet, oder wohl gar noch beigelegt werden ſollten. Katholiſche und proteſtantiſche Fürſten waren jetzt einzig damit beſchäftigt, wie ſie in der Religion, zu welcher ſie ſich, und ihre Hofleute bekannten, auch ihre Unterthanen erhalten, oder falls dieſelben abgefallen waren, wieder zurückführen, oder wenn das nicht mehr ganz möglich war, wie ſie mit den ihrigen wenigſtens die Ueberzahl über den ausgetretenen Haufen gewinnen, und (was gewöhnlich davon die Folge war) wie ſie eben dadurch das politiſche Uebergewicht in ihren eigenen Landesangelegenheiten, oder in ihren Verhältniſſen gegen Nachbarn, erringen möchten. Daß unter dem augsburgiſchen Religionsfrieden nicht bloß Reichsſtände, ſondern auch das gemeine Volk mitbegriffen, mithin auch dieſes, ſich nach ſeiner Ueberzeugung zu einer Religion zu bekennen befugt ſeyn dürfte, daran wurde gar nicht gedacht, und eben ſo wenig wurde von

Seiten der Proteſtanten auf den geiſtlichen Vorbehalt einige Rückſicht genommen; indem ſie zu gleicher Zeit, da ſie demſelben durch Einziehung der Bisthümer (ſolche waren im ober- und niederſächſiſchen Kreiſe Magdeburg, Bremen, Halberſtadt, Verden, Lübeck, Minden, Schwerin, Camin, Razeburg, Merſeburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg) entgegen handelten, keine Gelegenheit vorübe ließen, bei welcher ſie nicht mit Ungeſtüm verlangten, daß derſelbe aufgehoben werden ſollte. Das Traurigſte war vollends die Fortſetzung der wechſelſeitigen Schmähungen und Verunglimpfungen, deren man ſich nicht ſelten ſtatt der Gründe für ſeine Sache bediente, und wodurch man theils den Gegentheil erbitterte, theils ſich ſelbſt von demſelben immer weiter und unverſöhnlicher entfernte. Beſonders zeichneten ſich durch Unſinn, Hochmuth und Grobheit die Calviniſten aus, von deren wüthenden Ausfällen auf die Katholiken man ſich einen Begriff machen kann, wenn man hört, daß von denſelben ſchon die Anhänger der lutheriſchen Lehre mit den gräulichen Schimpfnamen „Erzbummköpfe, Theologaſter, Wahnſinnige, neue Dogmatiſten, Väter der Ubiquität, neue Capharnaiten, Wiederherſteller der Anbetung des Brodes, Verrückte, Sacramentirer, Menſchenfreſſer, und Cyclopen" in öffentlichen Schriften belegt worden ſind. Die natürliche Folge von ſolchen Raſereien war, daß ſich auch ſolche Fürſten, welche ihre in Religionsſachen anders denkenden Unterthanen in der Stille geduldet haben würden, falls ſie ſtill uyd ruhig geblieben wären, in die Nothwendigkeit verſetzt zu ſeyn glaubten, denſelben (als die mit ihren Schmähungen und Läſterungen auch den noch unangeſteckten Theil beunruhigten, und nach ihrem Benehmen zu urtheilen, ſtets bereit waren, wider ihre Landesfürſten, wenn ſie nicht dachten wie ſie, Parthei zu nehmen) geradezu durch den Sinn zu fahren, und ihnen keine andere, als die (gewiß ſehr harte) Wahl zu laſſen, ſich entweder zu der bei ihren Höfen oder in ihrem Lande üblichen oder aufgedrungenen Religion zu bekennen, oder das Land zu räumen. Solche Fälle und Erſcheinungen ergaben ſich überall und unaufhörlich, und wenigſtens die vorzüglichern derſelben müſſen bemerkt werden, damit man deſto anſchaulicher den Fortſchritt der Sachen bis zu ihrem neuen Ausbruche bemerken könne.

Kaiſer Maximilian II. hatte, wie wir in deſſen Leben hörten, den Herren und Rittern in Niederöſterreich die freie Ausübung der proteſtantiſchen Religion „für ihre Perſon und Hausgenoſſen“ geſtattet, und in Wien wurde ihnen dazu das Landhaus angewieſen. Sie hielten ſich einen Prediger, Joſua Opiz, und würden ſich, wenn die Grenzen der Klugheit nicht ſo gar gröblich überſchritten worden wären, vielleicht immer erhalten haben. Opiz war von einer äußerſt heftigen und aufbrauſenden Gemüthsart, bei der er ſich in ſeinen Kanzelreden ſo wenig mäßigte, und ſolche tollkühne Ausfälle auf die katholiſche Religion wagte, daß man hätte meinen ſollen, er habe den Auftrag übernommen, den kaiſerlichen Hof, durch deſſen Duldung und Begünſtigung er doch predigte, durch die beleidigendſten Vorwürfe herauszufordern, und die katholiſchen Einwohner zu Wien auf alle Weiſe wider ſich und die Seinigen, und dieſe wider jene zu verhetzen. „Die Leute giengen auch wirklich ſo gegeneinander erhitzt und erbittert aus ſeinen Predigten, und waren durch dieſelben ſo unſinnig gemacht, daß ſie Luſt gehabt, die Päbſtlichen, welche er jederzeit als Abgötterer verdammt, und dem Teufel ergeben, mit blutigen Händen zu zerreiſſen; darunter er auch die fromme und chriſtliche Obrigkeit nicht verſchonte, ſondern dieſelbe, ſo viel, als an ihm, ſo verhaßt machen wollte, daß bereits etliche rohe, grobe Geſellen ſagen dürfen, ſie wollten mit ihrer Confeſſion lieber bei den Türken, als an den Orten ſeyn, da der römiſchen, katholiſchen und apoſtoliſchen Kirchen Lehr und Religion gehalten werde.“ Dieſe Predigten wurden aber bald nicht bloß von den erwähnten Herren und Rittern, dann ihren Hausgenoſſen, ſondern auch von den Bürgern und andern Einwohnern Wiens, welche lutheriſch geſinnt waren, beſucht, und die Anzahl der Zuhörer ſoll ſich manchmal auf 8000 Perſonen erſtreckt haben, ſo, daß wegen dieſer Vermehrung auſſer dem Opiz noch zwei andere Prediger, als Gehilfen angeſtellt wurden, welche ihren Religionsverrichtungen nicht bloß mehr auf dem Landhauſe oblagen, ſondern ſich zur Verrichtung derſelben ungeſcheut in die Bürgerhäuſer begaben. Weil durch ſolche Herausnahmen die zugeſtandene Befugniß überſchritten worden war, ſo unterſagte der kaiſerliche Statthalter zu Wien, Erzherzog Erneſt, den Predigern ihre gottesdienſtlichen Verrichtungen in Privathäuſern, und erinnerte ſie nachdrücklich an die ihnen zugeſtandene Bewilligung; allein die drei Prediger kehrten ſich wenig daran, ſondern fuhren vielmehr fort, zu thun, was ſie ſeit geraumer Zeit ſich herauszunehmen für gut befunden hatten. Dieß verdroß den neuen Kaiſer Rudolph, der indeſſen (im Aug. 1577), um ſich die Erbhuldigung leiſten zu laſſen, nach Wien gekommen war; und wiewohl er vor derſelben dem proteſtantiſchen Theil der öſterreichiſchen Stände die Religionsfreiheit überhaupt zugeſtanden hatte, ſo hielt er ſich doch keineswegs verbunden, eine freiwillige Bewilligung länger beſtehen zu laſſen, welche ihm in Rückſicht des höchſt auffallenden Unfugs, der damit in Wien getrieben wurde, aufzuheben die Klugheit rieth; er rief nach einigen vorgegangenen kurzen Verhandlungen, die zu Religionsſachen deputirten Herren und Landleute, dann auch die drei Prediger im Landhaus, Opiz, Tertelbach und Hugo, nebſt dem lutheriſchen Schulmeiſter, M. Seſſer, zu ſich, und ließ ihnen eröffnen, daß er nicht geſonnen ſey, ferner einen lutheriſchen Prediger in Wien zu dulden. Dieſer Eröffnung wurde bald darauf beigefügt, daß der Kaiſer auch nicht geſonnen ſey, das Landhaus in Wien dem Herrn- und Ritterſtand weiter zu ſeinem Bethauſe zu überlaſſen, und daß er demſelben in Zukunft nur noch die neuerbaute Schule zu ſolchem Gebrauch zu gönnen entſchloſſen ſey. In dieſer und keinem andern Orte ſollten auch die Prediger, wenn neue angeſtellt würden, ihre Verrichtungen, aber bloß für die niederöſterreichiſchen Herren und Ritter, dann ihre Angehörigen, aber keineswegs für Bürger und Einwohner von Wien, oder für Fremde, vornehmen; worauf aber die Stände erwiederten: „daß ſie dieſen Artikel, der ihre

Gewiſſen beſchwerte, nicht bewilligen könnten, und daß ſie gleichwohl dulden und tragen wollten, was der liebe Gott in der Sache ſchicken und verhängen würde.“ Dieſe Erklärung, welche ſie mit muthiger Entſchloſſenheit wiederholten, richtete ihnen ihre Hoffnung vollends zu Grunde. Den andern Tag, welcher der 21. Juni 1578 war, wurde gleich am frühen Morgen den anweſenden Herren des niederöſterreichiſchen Herrn- und Ritterſtandes bedeutet, daß ferner in Wien weder eine lutheriſche Religionsübung, noch eine Schule geſtattet werden würde, und den drei Predigern wurde befohlen, ſich noch vor Sonnenuntergang aus der Stadt, binnen vierzehn Tagen aber aus allen öſterreichiſchen Staaten zu entfernen. Alles Vorſtellen und Bitten um Aufſchub blieb vergeblich. Die Prediger, nebſt ihrem Schulmeiſter und ihren Angehörigen verließen alſo noch an demſelben Tage die Stadt unter einer zahlreichen Begleitung des Volkes, welches, nachdem ein Theil geſinnt und geſtimmt war, tief beſtürzt, oder höchlich erfreut war. Bei dieſem Schritte blieb der Kaiſer nicht ſtehen, ſondern gleichwie die proteſtantiſchen Herren und Ritter bisher faſt alle landſchaftlichen Aemter, dann alle landſchaftlichen Beamtensſtellen ohne Ausnahme, ja alle Regierungs-, Kammer- und Präſidentenſtellen an ſich gebracht, und zu eben der Zeit, da ſie unaufhörlich von der göttlichen Tugend der Duldung ſprachen, die katholiſchen Stände auf das unduldſamſte behandelt, und allenthalben verdrängt hatten, ſo trachtete er nunmehr, die Landſchaft und deren Aemter, dann die Kanzleiſtellen allein mit Katholiken zu beſetzen, von denen er nicht befürchten zu müſſen glaubte, daß ſie jemals aufhören würden, ihn für ihren Herrn zu erkennen; aber nicht bloß in Wien, ſondern in allen erzherzoglichen Städten und Märkten wurde denjenigen Bürgern und Einwohnern, welche während der Regierung des K. Maximilians II. zur evangeliſchen Religion übergetreten waren, der Befehl ertheilt, ihren Gottesdienſt einzuſtellen, ihre Prediger zu entlaſſen, und ſtatt deren ſich an die katholiſchen Prieſter und Kirchen zu halten; ja der Erzherzog Ernſt, welcher, nachdem der Kaiſer im Juli 1578 wieder nach Prag abgereiſt war, die Statthalterſchaft fortſetzte, dehnte das Verbot des Lutherthums, und die ernſtliche Zumuthung, daß die katholiſche Religion als die allein herrſchende gelten ſollte, noch viel weiter aus, und gieng in vollem Ernſte damit um, ein allgemeines Religionsdekret durchzuſetzen, deſſen Beſchaffenheit und Folgen wir ſeiner Zeit vernehmen werden.

Aehnliche, und bei weitem auffallendere Vorfälle und Einſchreitungen ſah man zu gleicher Zeit in nicht katholiſchen Ländern. Bei dem (den 26. Oct. 1576 erfolgten) Hintritt des Kurfürſten Friedrichs III. von der Rheinpfalz, des erſten deutſchen Fürſten, der ſich zur calviniſchen, oder ſogenannten reformirten Religion bekannte, war von den hinterlaſſenen zwei Söhnen und Brüdern der Kurprinz Ludwig VI. der lutheriſchen, deſſen Bruder Johann Caſimir aber der reformirten Religion ergeben. Ludwig, welcher bei der Lebzeit ſeines Vaters Statthalter in der (1320 der bayeriſch-rheinpfälziſchen Linie zugetheilten) Oberpfalz war, eilte bei der erſten Nachricht von ſeines Vaters Hinſcheiden von Amberg nach Heidelberg, und das erſte, was er ſogleich bei ſeiner Ankunft vornahm, war, daß er dem Hofprediger D. Toſſanus verbot, ſeinem Vater die Leichenpredigt zu halten, weil Toſſanus ein Calviniſt war. Einige Tage nachher verbot Ludwig dieſem Prediger vollends die Kanzel, ja ſogar allen Umgang und Briefwechſel mit Gelehrten, und dem Kirchenrath befahl er, keine erledigten Stellen ferner zu beſetzen, und keine reformirten Bücher ferner drucken zu laſſen. Dann eilte er nach Amberg, entſetzte die calviniſchen Prediger, befahl, daß man die Kirchen wieder mit Bildern ſieren, und den Gottesdienſt allein nach lutheriſcher Art halten ſollte. Dieſe Reformation nahm er in der ganzen Oberpfalz vor, und ſtatt der reformirten beſtiegen allenthalben lutheriſche Prediger die Kanzel. Die Rheinpfälzer, denen die calviniſche Religion, nach welcher ſie erzogen worden waren, innigſt am Herzen lag, geriethen bei jenen Vorkehrungen in die äußerſte Beſtürzung, und ſchickten wiederholte dringende Vorſtellungen und Anerbietungen an den Kurfürſten, und baten ihn durch alles, doch nicht ihre Gewiſſen zu beſchweren. Ludwig verwies ihnen ihre Bitten und Zumuthungen, und zog beſonders diejenigen zur Rechenſchaft, welche die Vorſtellungen an ihn veranlaßt oder unterſtützt hatten. Einen derben Verweis gab er bei ſeiner Zurückkunft nach Heidelberg (im April 1577) dem D. Toſſanus, welcher die Unklugheit beging, in einer Predigt vom Abendmahl, die er drucken ließ, die Hoſtien, derer ſich die Lutheraner bei ihrem Abendmahl bedienten, als papiſtiſch, die Altäre als jüdiſch, und die lutheriſche Lehre eutychianiſch auszugeben. Hier halfen keine Entſchuldigungen und Bitten. Sämmtliche reformirte Prediger zu Heidelberg, und bald darauf ſämmtliche in den rheinpfälziſchen Ländern wurden ihrer Aemter entſetzt, und einige hundert Kirchen- und

Schuldiener wurden genöthigt, das Land zu räumen, und ihre Stellen lutheriſchen Lehrern zu überlaſſen. Sämmtliche Unterthanen wurden angewieſen, ſich von lutheriſchen Lehrern, welche ſich an die augsburgiſche Confeſſion, dann an die ſchmalkaldiſchen Artikel, und an Luthers Catechismus hielten, unterrichten zu laſſen, und es blieb ihnen keine Wahl, als zu gehorſamen, oder ihr Vaterland zu verlaſſen. Dieſe Vorkehrungen waren aber noch nicht vollendet, als Kurfürſt Ludwig VI. im Jahre 1583 mit Tod abgieng, und einen noch unmündigen Sohn, Friedrich IV., hinterließ, deſſen vormundſchaftliche Pflege, ſo wie die einſtweilige Regierung der rheinpfälziſchen Länder, jetzt der Bruder des Verſtorbenen, der calviniſch geſinnte Prinz Caſimir nämlich, übernahm. Nun mußte unverzüglich alles wieder den Rückgang nehmen, und calviniſch denken und glauben. Mit dem jungen Erbprinzen wurde der Anfang gemacht; er mußte nachſagen lernen, daß Calvin die Sache ungleich beſſer getroffen habe, als Luther, und wenn er, da er bereits die lutheriſchen Grundſätze eingeſogen hatte, eben keine Luſt dazu bezeigte, wurde er mit Schärfe, mitunter auch wohl mit Schlägen, dazu angehalten; daher er dann auch wirklich darin mit der Zeit, und durch Gewohnheit ſolche

Fortſchritte machte, daß er bei der calviniſchen Religion verblieb, an welche ſich auch ſeine nachfolgende Kurlinie hielt. Nach und nach bekamen auch die lutheriſchen Lehrer auf der Univerſität zu Heidelberg, und die Prediger in der Stadt und auf dem Land ihren Abſchied, und alle Aemter und Stellen wurden ausſchlüſſig mit Calviniſten beſetzt. Im Jahre 1585 erſchien eine neue pfälziſche Kirchenordnung, und zwei Jahre nachher gab ein gewiſſer D. David Paräus eine, nach reformirten Grundſätzen verfaßte, Bibelüberſetzung heraus, welche die erſte, die von den Reformirten erſchien, geweſen, von ihrem Druckort, Neuſtadt an der Hardt, die neuſtädtiſche Bibel genannt, von den lutheriſchen Doktoren aber „ein an Luthers ächter Bibel begangenes hochſträfliches Falſum, ein recht teufliſches Erzbubenſtück, ein Buch, das von dem Henker verbrannt werden ſollte," genannt worden iſt. Ungeberdiger betrugen ſich bei dem gewaltſamen Aufdringen der calviniſchen Religion die Oberpfälzer, welche ſich damals an ihre lutheriſchen Prediger hielten. Es kam zu Thätlichkeiten, und man mußte, nachdem ſich die calviniſchen Prediger vergeblich bemüht hatten, eine freiwillige, oder wenigſtens duldende Aufnahme zu erhalten, in manchen Orten ſogar das Militär zu Hilfe nehmen, und z. B. in der Stadt Neumarkt wurde, nachdem man die Bürger durch eine unvermuthet eingerückte Mannſchaft hatte entwaffnen laſſen, in der Mitte der Stadt ein Galgen aufgerichtet. Die Oberpfälzer dürften gleichwohl, als nach dem (1592 erfolgten) Hintritt des Caſimir, der junge Kurfürſt Friedrich IV. die Regierung antrat, wenigſtens von dieſem mildgeſinnten Herrn mit gewaltthätigen Zudringlichkeiten verſchont geblieben ſeyn, wenn nicht deſſelben calviniſche Miniſter die lutheriſchen Prediger allenthalben verdrängt, und die erledigten Pfarren mit calviniſchen Predigern beſetzt hätten, welche letztere eben damals aus den kurſächſiſchen Ländern verjagt wurden.

Bei dem bittern Haß, womit die Calviniſten und Lutheriſchgeſinnten ſich wechſelweiſe verfolgten, fehlte zur gänzlichen Bewirrung und Zerſtücklung des noch übrigen Reſtes von Eintracht unter den Religionsreformatoren überhaupt nichts mehr, als daß zwiſchen beiden Theilen vollends eine Scheidewand gezogen, und daß ferner auch die Bekenner der eigentlichen lutheriſchen Lehre unter ſich zerfielen, und in feindſeligen Partheien wider einander ſich aufſtellten. Auch dieſe Erſcheinung fand ſich nur zu bald ein, und zwar vermöge des Hauptgrundſatzes der proteſtantiſchen Lehre, daß Jedermann Glaubensſätze zu prüfen befugt und ſchuldig ſey, ſeiner Ueberzeugung, dieſe möge hinführen, wohin ſie wolle, zu folgen. Wir haben gehört, daß das urſprüngliche Lutherthum vorzüglich in den kurſächſiſchen Ländern ächt erhalten, und vom Kurfürſten Auguſt in einen ganz beſondern Schutz genommen wurde, welcher ſich dann auch in dieſem Stück vollkommen auf die Treue und Anhänglichkeit ſeiner Geiſtlichkeit, und vor allen auf die Theologen der Univerſität zu Wittenberg verließ; allein dieſe letztere ließen ſich Hauptlehren der Calviniſten allmählig beſſer, als die der ächten Lutheraner gefallen, und ſchon im Jahre 1571 wurde zu Wittenberg ein Katechismus gedruckt, deſſen Inhalt den Kurfürſten Auguſt veranlaßte, ſeine vornehmſten Theologen nach Dresden zu berufen, und über jenen Catechismus, und über ihre eigene perſönliche Denkart eine Erklärung abzufordern, welche aber, indem die wittenbergiſchen Theologen den Ton angaben, ſo ausfiel, daß ihr ſogenannter dresdenſcher Conſens den Verdacht calviniſcher Grundſätze nur noch mehr beſtärkte. Die Theologen in Niederſachſen, und andere, welche dem Calvinismus entgegen waren, zeigten in öffentlichen Schriften, daß jener Conſens unläugbar den wirklichen Calvinismus enthalte, und der gutmüthige Kurfürſt gerieth darüber nicht wenig in Verlegenheit, als endlich im Jahre 1574 unter der Aufſchrift: „Exegesis perspicua et ferme integra controversiae de S. Coena." ohne Druckort und Jahrzahl ein Buch erſchien, und verbreitet wurde, welches offenbar das calviniſche Syſtem vom heil. Abendmahl begünſtigte; ja eine genaue Unterſuchung zeigte, daß das Buch zu Wittenberg gedruckt, und gerade von denjenigen Männern, in welche der Kurfürſt ſein unumſchränktes Vertrauen von jeher geſetzt hatte, verfaßt worden ſey. Der Kurfürſt wurde darüber dergeſtalt beſtürzt und entrüſtet, daß er ſich um einen guten Rath zuerſt an ſeine, eben damals zu Dresden verſammelten, Landſtände wendete, und bald darauf einen eigenen Landtag nach der Stadt Torgau beorderte. Einige unverdächtige Theologen mußten den verdächtigen ein Verzeichniß ächt lutheriſcher, und den Calvinismus verdammender Sätze, für deren Verfertigung bereits zuvor geſorgt worden war, vorlegen, und denſelben auftragen, ſie zu unterſchreiben; wie dann auch einige ſogleich unterſchrieben, andere aber ſich deſſen weigerten. Dieſe letztern wurden verhaftet, und nachmals, weil ſie durchaus eben derſelben Geſinnung blieben, ins enge Gefängniß nach Leipzig auf die Pleißenburg abgeführt, zwar bald wieder entlaſſen, aber endlich des Landes verwieſen. Eine allgemeine Landesviſitation, und die Herſtellung eines förmlichen ſymboliſchen Buches ſollte für die Zukunft nicht nur ähnlichen Auftritten vorbeugen, ſondern eine vollkommen gleichſtimmige Denkungsart oder Concordanz, und eine dauerhafte Eintracht unter den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten herſtellen und befeſtigen. Einen gleichen Vorſatz faßten zur nämlichen Zeit auch andere deutſche Fürſten, und unter den Theologen, welche ſich durch zweckmäßige Aufſätze bemerkbar machten, zeichnete ſich beſonders ein Profeſſor zu Tübingen, Jacob Andreä, aus. Damit aber die Sache zu ihrer Vollendung deſto ſicherer geführt werden möchte, ſo mußten ſich 1576 zuerſt auf dem Schloſſe Lichtenberg an der Elbe zwölf Theologen der Unterſuchung und Berichtigung der beſten Aufſätze, wovon hernach der Inhalt auch bewährten Theologen anderer Länder mitgetheilt wurde, unterziehen, und ferner mußten zwanzig Theologen (von denen aber zwei nicht erſchienen) auf dem Schloſſe Hartentenfels bei Torgau die Beendigung der Vereinigungs- oder Concordienformel auf ſich nehmen; worüber weiter von verſchiedenen Fürſten und deren Theologen die Cenſuren eingeholt, und dieſe im Jahre 1578 im Kloſter Berge bei Magdeburg, von den drei berühmten Theologen, Martin Chemnitz, Jacob Andreä, und Nicolaus Selnecker, und in der Folge noch von mehrern geprüft wurden. Endlich wurde mit der gemeinſchaftlichen Unterzeichnung der Concordienformel, und zwar zuerſt in den kurſächſiſchen und kurbrandenburgiſchen Ländern der Anfang gemacht, und ſämmtliche Theologen, Prediger und Schullehrer dazu aufgefordert. Dann wurde die nämliche Zumuthung auch an andere Reichsfürſten und Reichsſtädte geſtellt, und einundzwanzig Fürſten (außer den drei Kurfürſten von Pfalz, Sachſen, und Brandenburg) zweiundzwanzig Grafen, vier Freiherren, fünfunddreißig Städte, dann bei acht tauſend Geiſtliche und Schullehrer unterſchrieben. Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen, nachdem er die ganze Sache zuerſt unternommen, und wie glaubwürdig verſichert wird, auf die Vollendung derſelben eine Tonne Goldes verwendet hatte, genoß die Ehre, die Concordienformel in ſeinem, und der mit ihm Vereinigten, Namen öffentlich bekannt zu machen. Auguſt beſtimmte dazu den 25. Juni, als den Tag, an dem vor fünfzig Jahren die augsburgiſche Confeſſion (als welche, nebſt deren Apologie, dann den ſchmalkaldiſchen Artikeln, und dem kleinen und größern Catechismus des Luther die Summe des Concordienbuches ausmachte) dem Kaiſer Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg war übergeben worden, und verſchickte an dem genannten Tage im Jahre 1580 die gebundenen Exemplare des Concordienbuches, das zu Dresden gedruckt worden, an alle mit ihm einſtimmenden Fürſten und Stände, welche hierauf das beſagte Buch als das ſymboliſche Glaubensbuch ihrer Länder noch einmal feierlich befeſtigten, und allen ihren damaligen und künftigen Geiſtlichen und Schuldienern es zur Pflicht machten, das Bekenntniß deſſelben zu unterſchreiben; aber die Fürſten von Heſſen, von Anhalt, Holſtein, von Zweibrücken, einige Reichsſtädte, und unzählige lutheriſche Geiſtliche anderer Länder verwarfen die Concordienformel, ſo, daß nunmehr ſelbſt die lutheriſchen Glaubensgenoſſen unter ſich in Partheien ſich abſonderten; nichts von den Calviniſten in Frankreich, England, Polen, Ungarn, Deutſchland, den Niederlanden ꝛc. zu ſagen, welchen ohnehin ſchon gar nicht zuzumuthen war, eine Concordienformel anzuerkennen. Die traurigſte Folge von dieſen Ereigniſſen war und blieb immer dieſe, daß, da diejenigen, die überhaupt zur lutheriſchen Religion ſich bekannten, von jeher behaupteten, daß die Anhänger des Calvin, oder die Reformirten, in dem augsburgiſchen Religionsfrieden von 1555 nicht begriffen, mithin nicht befugt wären, in irgend einem deutſchen Lande auf eine bürgerliche Duldung Anſpruch zu machen, nunmehr auch die eigentlichen augsburgiſchen Religionsverwandten, welchen jener Friede zugeſtanden worden war, Anlaß bekamen, die Bekenner der Concordienformel desſelben verluſtig zu erklären. Was aus ſolchen Mißhelligkeiten, welche kein menſchlicher Verſtand zu heilen vermochte, am Ende hervorgehen würde, war leicht zu erſehen, wiewohl nicht abzuſehen. In den Niederlanden giengen bereits die betrübteſten Auftritte vor, welche, nebſt andern Urſachen, den Kaiſer Rudolph II. bewogen, auf das Jahr 1582 nach Augsburg einen Reichstag auszuſchreiben, welcher theils wegen der großen Zahl der in Perſon anweſenden hohen Reichsſtände äußerſt glänzend, theils auch wegen den Gegenſtänden, welche darauf verhandelt wurden, ſehr merkwürdig war.

Eine Haupturſache, welche den Kaiſer zur Verſammlung ſämmtlicher Reichsſtände veranlaßte, war die Gefahr des Ausbruches eines Türkenkrieges. Der achtjährige Stillſtand war zu Ende gegangen, und die Türken befanden ſich in einer guten Verfaſſung. Sie hatten, ungeachtet jenes Stillſtandes, von Zeit zu Zeit kleine Streifereien gegen Ungarn und die angrenzenden Gegenden vorgenommen, hatten ſich verſchiedener Schlöſſer, Flecken und Dörfer bemächtigt, und im unerträglichen Uebermuth mit fürchterlichen Einfällen gedroht. Rudolph legte den anweſenden Ständen ein ausführliches Verzeichniß aller Raubereien und Plünderungen, welche die Türken vom J. 1575 bis in den März 1582 in Ungarn verübt hatten, vor. In einem andern Verzeichniſſe berechnete er die Summen, welche er ſeit der Zeit auf die Befeſtigung und Erhaltung der Grenzörter hatte verwenden müſſen, (dieſe Summen beliefen ſich in jedem Jahre faſt auf anderthalb Millionen) und trug auf eine zweifache Unterſtützung und Hülfe an, auf eine beharrliche nämlich, welche ſogleich auf einige Jahre bewilligt werden ſollte, und dann auf eine eilende, welche, wenn der Erbfeind wirklich herauf ziehen ſollte, geleiſtet werden müßte; wobei er die Stände verſicherte, daß er die Gelder, welche ſie aufbringen würden, nicht anders anzunehmen gedächte, als daß ſie ſelbſt beſondere Pfenning- und Muſtermeiſter verordneten, welche ſelbſt überall gegenwärtig wären, und die richtige und nützliche Verwendung der Gelder beſorgten. Auch der Erzherzog Karl trat auf, ſprach von dringenden Gefahren, welche den Königreichen Ungarn und Croatien, den windiſchen Landen, dann den angrenzenden Erbfürſtenthümern, Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain bevorſtänden, und machte die fürchterlichſten Schilderungen der Uebel und Drangſale, welche auch den weiter zurückliegenden chriſtlichen Ländern widerfahren könnten, wenn der türkiſchen Macht und Wuth nicht bald ein recht nachdrücklicher Einhalt gethan würde. Karl unterließ nicht, ſeine Vorſtellungen und Zumuthungen an die Reichsfürſten mit eindringlichen Bitten zu begleiten, und allen Anweſenden den erforderlichen Eifer für die Sache, welche vor allen Dingen als eine gemeinſchaftliche Sache aufgeſtellt wurde, einzuflößen; aber alle dieſe Vorträge machten auf die deutſchen Fürſten eben keine ſonderliche Wirkung. Theils waren ſie ſolcher Reden ſchon gewohnt, ſahen die Gefahr als für ſehr entfernt an, und hielten die Erhaltung der Länder, von deren Gefahr geſprochen worden war, eigentlich für eine öſterreichiſche Hausſache; theils waren auch bei ihren damaligen Ueppigkeiten und Verſchwendungen ihre Geldvorräthe meiſtens erſchöpft, und endlich glaubten die proteſtantiſchen Fürſten, daß, ehe von der Abhilfe der Türkengefahr geſprochen würde, zuvor von der Abhilfe ihrer Beſchwerden geſprochen werden müßte; allein da ein anderer Theil der Stände ſolchen Einſtreuungen keineswegs einen gleichen Beifall, und da überdieß der Kaiſer ſein Mißvergnügen darüber zu verſtehen gab, ſo wurden zuletzt, nach einigen gewechſelten Schriften, zu einer beharrlichen Hilfe vierzig Monate, auf den einfachen Römerzug, welche an Geld binnen fünf Jahren bezahlt werden ſollten, und dann auf den Fall eines wirklichen Türkenkrieges noch ferner eine eilende Hilfe bewilligt, und zwar mit dem Beiſatz, daß wider einen Säumigen die Acht verhängt, und von dem Fiskal am Reichskammergericht unverzüglich verfahren werden ſollte.

Nicht weniger, als die Gefahren wegen der Türken, lagen dem Kaiſer die Unruhen in den Niederlanden, in welchen Philipp II. bis zur Abdankung ſeines Vaters, Kaiſer Karls V., faſt beſtändig ſich aufgehalten, dann aber im Jahre 1559 ſich nach ſeinem Königreiche Spanien begeben, und ſeines Vaters natürliche Tochter, die Herzoginn Margaretha von Parma, zur Oberſtatthalterinn der ſämmtlichen Niederlande ernannt, und ihr den Biſchof von Arras, und Kardinal Granvelle, einen gebornen Franzoſen, als erſten Miniſter, hinterlaſſen hatte. Da Philipp zur Ausrottung der Proteſtanten und Reformirten, deren Anhang ſich in den Niederlanden von Zeit zu Zeit vermehrte, die ſpaniſche Inquiſition nicht zu Hilfe nehmen konnte, indem er befürchten mußte, daß ſich dagegen das ganze Niederland empören möchte; ſo ließ er ſich einen Vorſchlag des Granvelle, durch welchen im Grunde eben derſelbe Zweck erreicht werden ſollte, gefallen, und richtete, zu den bis dahin in den Niederlanden vorhanden geweſenen vier Biſthümern, welche alle unter auswärtigen Erzbiſchöfen ſtanden, noch neun, und unter dieſen drei Erzbisthümer auf, welchen er nicht nur die Einkünfte von vielen zu dieſem Ende unterdrückten Klöſtern, ſondern auch die durch den Abgang der Prälaten erledigten landſchaftlichen Sitze und Stimmen anwies. Auf alle Fälle ließ er noch immer ſpaniſche Truppen im Land, welche gegen die wenigen inländiſchen, die er noch beibehielt, ein beherrſchendes Uebergewicht hatten; und wenn er die ſcharfen Religionsedikte ſeines Vaters nicht wirklich auf der Stelle vollzog, ſo ließ er ſie, indem er ſie nicht zurück nahm, doch in ihrer Gültigkeit. Bei ſolchen Umſtänden und Anſtalten konnte es nicht fehlen, daß die Niederländer auf allen Seiten einen Druck der Regierung empfanden, welcher, wenn er gleich hauptſächlich auf die Nichtkatholiſchen vermeint war, auch den katholiſchen Unterthanen im höchſten Grade mißfiel. Einige (katholiſche und nicht katholiſche) vom Adel, (welche, weil unbemittelte dabei waren, nachher Geuſen, oder Bettler genannt wurden) wandten ſich unmittelbar an die Prinzeſſinn

Statthalterinn mit der Bitte, doch die Religionsedikte aufzuheben, wurden aber abgewieſen. Nun trat die in ſolchen Fällen faſt überall nachdrückende Folge ein. Das Volk nämlich riß die Feſſeln, welche man ihm nicht in Güte abnehmen wollte, entzwei, und verſetzte ſich aus dem obrigkeitlichen Zwange in eine Freiheit, bei der es keine Mäßigung kannte. Im erſten Ungeſtüm fiel es über die Katholiſchen her, mißhandelte ſie und ihre Kirchen, und verſammelte ſich bei ſeinen Gottesdienſten bewaffnet. Philipp rief den Granvelle ab, und ſchickte an deſſen Stelle den Herzog von Alba, gegen welchen jener harte Mann noch ein großmüthiger Mann war. Alba fieng, nach der Art aller höchſt dummen und unſinnigen Schwärmer, ſein Werk mit Hinrichtungen an, (er rühmte ſich 18,000 Niederländer gemordet zu haben) und forderte, als hätte er Thiere ſtatt Menſchen vor ſich, ſchlechterdings nichts, als einen blinden, ſich unumſchränkt hingebenden Gehorſam, und ſein Herr, der König Philipp, der eben ſo wenig einen Begriff davon hatte, daß man Unterthanen regieren, nicht bloß mit Willkür beherrſchen müſſe, gab ihm dazu ſeinen gnädigen Beifall, bis ihn die Verlegenheit nöthigte, jenem ſchrecklichen Manne Einhalt zu thun. Der hohe und niedere niederländiſche

Adel hatte längſt ſein Vertrauen auf den Prinzen Wilhelm von Naſſau-Oranien (Schwiegerſohn des Kurfürſten Moriz von Sachſen) geſetzt, und dieſer tapfere Herr ſäumte auch nicht, ſich an die Spitze zu ſtellen. Da es zwiſchen den Spaniern und den Niederländern bereits zu Thätlichkeiten gekommen, und ein Krieg vorher zu ſehen war, ſo warb er deutſches Kriegsvolk an, ſetzte ſich in Holland und Seeland, wohin ſich auch alle vertriebenen und ausgewanderten Niederländer verſammelten, feſt, und veranlaßte im Jahre 1576 zu Gent einen Zuſammentritt der Niederländer, bei welchem in der Hauptſache beſchloſſen wurde, daß ein allgemeiner Landtag ausgeſchrieben, daß wider die katholiſche Religion (außer Holland und Seeland) nichts unternommen, der Prinz Wilhelm aber Statthalter von dieſen letztern Provinzen ſeyn ſollte. Ungeachtet dieſer Vertrag ohne Wiſſen und Willen des Königs Philipp von Spanien geſchloſſen wurde, beſtätigte ihn Philipp gleichwohl; rief auch den Herzog von Alba nach Spanien zurück, und machte zu gleicher Zeit ſeinen natürlichen Bruder, genannt Don Juan von Oeſterreich, zum allgemeinen Statthalter; allein da auch dieſer nach und nach ſolche Dinge unternahm, welche die Niederländer auf den Argwohn brachten, daß er gerade von eben denſelben Abſichten, wegen derer ſeine Vorfahrer in der Statthalterſchaft gehaßt, und entfernt wurden, beſeelt ſey, ſo kam endlich eine mächtige Parthei der Niederländer auf den Einfall, den Don Juan ſeiner Stelle für entſetzt zu erklären, und die Regierung der Niederländer dem Erzherzog Mathias von Oeſterreich, einem Bruder des Kaiſers Rudolph II. aufzutragen, und ihm, da er erſt zweiundzwanzig Jahre alt war, und mit den niederländiſchen Verfaſſungen nicht bekannt war, einen Staatsrath von gebornen Niederländern beizugeben. Sie verſprachen ſich von dieſem ihrem Einfall in mehreren Rückſichten und Erwartungen alles Gute, und ließen ſich von dem erſten Benehmen des jungen Mathias, der bei dem Antrage der ihm zugedachten Würde, voll des ſtolzeſten Eigendünkels, die Stadt Wien unverzüglich, und ohne Vorwiſſen ſeines Bruders, des Kaiſers, verließ, gar nicht abhalten, ihn mit eben der Bereitwilligkeit als Statthalter zu begrüßen, mit der ſich dieſer angelegen ſeyn ließ, die Bedingungen, welche ihm von den Niederländern vorgelegt wurden, und welche ſo beſchaffen waren, daß der neue Statthalter in allen wichtigen Dingen von den Niederländern abhängig werden ſollte, zu genehmigen (1578). Nun kam es mit dem Don Juan, der nicht nur ſpaniſche Truppen herbei kommen ließ, ſondern auch deutſche warb, und aus Frankreich und Italien Verſtärkungen erhielt, zu einem mörderiſchen Krieg, worin anfangs die Stände einen ziemlichen Verluſt an Mannſchaft und an Städten in Brabant und Hennegau erlitten, dagegen aber die Stadt Amſterdam von der ſpaniſchen Parthei ab, und vermöge eines durch die Vermittlung der Stände von Utrecht 1578 errichteten Vertrages an ſich zogen. Da ſie nie hoffen konnten, daß der König von Spanien ihrem Verhalten jemals Beifall geben werde, und da ſie demnach von deſſen Statthalter, Don Juan, das Aeußerſte zu erwarten hatten, ſo unternahmen ſie auch alles, was dazu dienen konnte, ſich aus ihren Verlegenheiten zu helfen. Sie waren auch ſo glücklich, von Frankreich mit Truppen, und von England mit Geld unterſtützt zu werden, und würden mit ihrer, den ſpaniſchen Truppen einige Zeit überlegenen, Armee bald zu ihrem Zwecke gelangt ſeyn, wenn nicht unaufhörliche Uneinigkeiten, welche unter ihnen wegen der Verſchiedenheit ihrer Religion, dann unter ihren Feldherren aus wechſelſeitiger Mißgunſt und Eiferſucht vorfielen, ſie an der glücklichen Ausführung ihrer Plane gehindert hätten; doch, da vollends nach dem Hintritte des Don Juan der Prinz Alexander Farneſe von Parma (Sohn der vormaligen Oberſtatthalterinn, Margaretha, Herzoginn von Parma) als Statthalter des Königs Philipp II. auftrat, der durch ſeinen Verſtand, durch ſeine Liſt, Klugheit und Beredſamkeit die Gefahren einer gänzlichen Zerrüttung noch mehr verdoppelte; ſo veranlaßte der Prinz Wilhelm von Naſſau-Oranien, vermittels ſeines Bruders, des Grafen Johann von Naſſau, eine Vereinigung der Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Friesland, und anderer Landſchaften, welche im Jahre 1579 zu Utrecht zu Stande gebracht, und unter dem Namen „Utrechter Union“ das vornehmſte Grundgeſetz der ſieben vereinigten niederländiſchen Provinzen, und die Haupturſache ihrer Unabhängigkeit, und ihrer gänzlichen Trennung von allem Verband mit Deutſchland geworden, wiewohl anfangs noch oft erſchüttert, und hauptſächlich durch einheimiſche Unruhen beſtritten worden iſt. Die vereinigten Provinzen verſprachen ſich in dieſer Utrechter Union, welche ſechsundzwanzig Artikel enthält, unter andern, daß ſie ſich einander mit Leib, Gut und Blut gegen alle Gewalt („welche ihnen, unter dem Namen des Königs von Spanien, oder von Seinetwegen angethan werden möchte; es ſey nun wegen des gentiſchen Friedens, wegen Ergreifung der Waffen gegen den Don Juan, wegen Annehmung des Erzherzogs Mathias zum Oberſtatthalter, oder unter dem Scheine, den katholiſchen Gottesdienſt mit den Waffen wieder herzuſtellen, oder einzuführen, oder wegen einiger in den gedachten Provinzen, ſeit dem Jahre 1558 gemachten Neuerungen, oder endlich wegen dieſer Union") beiſtehen wollten, und bevollmächtigten auf den Fall, daß der Prinz Wilhelm von Oranien abweſend ſeyn ſollte, deſſen Bruder, den Grafen Johann von Naſſau, einer zu Utrecht niedergeſetzten Verſammlung, welche über die Angelegenheiten der Verbündeten wachen ſollte, vorzuſtehen. Deſto thätiger zeigte ſich der ſpaniſche Statthalter, Alexander, indem er theils denjenigen Theil der Niederländer, welcher der Utrechterunion aus Unentſchloſſenheit und beſondern Rückſichten nicht beigetreten, oder benachbarten Ständen wegen Privatſachen abgeneigt war, durch Verſprechungen, Schmeicheleien und Drohungen an ſich zu ziehen ſuchte (was ihm auch nur zu wohl gelang), theils den Krieg wider die verbündeten Stände mit vielem Glück fortſetzte. Dazu kamen noch die Raſereien der Reformirten, welche, ſtatt eine allgemeine Religionsduldung zu begünſtigen, mit dem nämlichen Inquiſitionsgeiſt, wegen deſſen ſie den ſpaniſchen Hof ſo unverſöhnlich haßten, über ihre katholiſchen Mitbürger herfielen, ihre Prieſter verjagten, ihren Gottesdienſt ſtörten, und durch das Mißvergnügen, welches ſie dadurch bei einem großen Theile ihrer Landsleute verurſachten, die Unionsſache fortdauernd in einer ungewiſſen Spannung erhielten, ſo daß eine andere Parthei ſogar damit umgieng, einem franzöſiſchen Prinzen, dem Herzog von Alenzon, oder Anjou, die ſtändiſche Statthalterſchaft anzubieten. Die Möglichkeit, daß der franzöſiſche Hof ſich willig dazu verſtehen, und mit der Zeit eine Herrſchaft in den Niederlanden gründen möchte, veranlaßte den Kaiſer Rudolph, ſich der Sache näher anzunehmen, und (was ſchon ſein Vater, Kaiſer Maximilian, wiewohl vergeblich gethan hatte) eine Ausgleichung der Niederländer mit dem ſpaniſchen Hofe zu verſuchen; er brachte es auch dahin, daß ſich ſowohl der ſpaniſche Hof, als die niederländiſchen Stände im Jahre 1579 zu Köln einen Zuſammentritt gefallen ließen, welchem er durch ſeine Abgeordnete, den Kurfürſten Jacob von Trier, und Gebhard von Köln, dem Biſchof Julius von Würzburg, und andern, den gewünſchten Ausgang zu verſchaffen ſich auf alle Weiſe beſtrebte. Allein das wechſelſeitige Mißtrauen, und die unverſöhnliche Erbitterung, von welcher der ſpaniſche Hof, und die niederländiſchen Stände wechſelſeitig entflammt waren, behielt bei allen Vorſchlägen, welche die kaiſerlichen Vermittler beiden Theilen vorlegten, die Oberhand, und die einheimiſchen Kriege, welche nicht einmal während der Unterhandlungen ausgeſetzt blieben, (die Spanier z. B. eroberten während derſelben die Stadt Maſtricht, mordeten den größten Theil der Einwohner, und plünderten und verheerten die Stadt) wurden heftiger, als jemals, fortgeſetzt. Das Seltſamſte von Seiten der Stände war dabei, daß ſie die Oberherrſchaft des Königs von Spanien, ungeachtet ſie ſich in einem offenbaren Krieg wider denſelben befanden, dennoch immer noch anerkannten, daß ſie die Ausfertigungen der Verordnungen und Befehle unter ſeinem Namen und Siegel noch immer achteten, und daß ſie ihre Klagen, Beſchwerden und Waffen nicht unmittelbar wider den König, ſondern wider deſſen Statthalter, und die von dieſen nach den Niederlanden gezogenen ſpaniſchen Truppen führten; aber nun ließ ſich Philipp zu einem, zwar ſeiner ſtrengen, ſtolzen, und zur Deſpotie geneigten Gemüthsart ganz entſprechenden, aber höchſt unklugen Schritt hinreiſſen, bei welchem ein mittelmäßiger Verſtand leicht vorausſehen konnte, daß es von Seiten der Niederländer zu einer beſtimmtern, und endlichen Erklärung kommen würde. Philipp ließ im Jahre 1580 zu Maſtcht von ſeinem Statthalter, dem Prinzen zu Parma, wider den Statthalter der niederländiſchen Stände in Holland und Seeland, den Wilhelm von Oranien, ein Edikt kund machen, in welchem er denſelben, nach den bitterſten Vorwürfen, nicht nur in die Acht, und ſeiner Güter in den Niederlanden für verluſtig erklärte, ſondern ihn einen Schelmen und Verräther nannte, ja ſogar das feierlichſte Verſprechen von ſich ſtellte, daß er denjenigen, „er möchte ein Unterthan, oder ein Fremder ſeyn, der ſo edelmüthig und wohlgeſinnt für den Dienſt des Königs und die gemeine Wohlfahrt wäre, daß er Mittel wüßte, den Prinzen (Wilhelm) lebendig oder todt zu überliefern, oder ihn ſogar um das Leben zu bringen, gleich nach Vollbringung der That, mit fünfundzwanzig tauſend Kronen, in Ländereien oder in Geld, belohnen, ihn auch außerdem von aller Miſſethat, die er begangen haben möchte, wie groß ſie auch immer ſey, frei ſprechen werde, ja, wenn er es nicht wäre, zum Voraus in den Adelſtand erhoben erklärt haben wolle; ſo wie auch alle diejenigen, welche ihm hilfliche Hand dazu leiſten würden, welche noch überdieß, nach den Umſtänden ihrer Perſonen, und der Wichtigkeit ihres Dienſtes, begnadiget und befördert werden ſollen.“ Dieſes Edikt, welches an alle Statthalter und

Collegien in den Niederlanden geſchickt wurde, hatte den Erfolg, daß ſich die niederländiſchen Stände mit ihrem bisherigen Hauptanführer, dem Prinzen von Oranien, auf das engſte vereinigten, deſſen Leibwache mit den zuverläſſigſten Leuten verſtärkten, und ſonſt alle zu deſſen und ihrer eigenen Sicherheit dienende Maßregeln ergriffen. Wilhelm beantwortete das Edikt, das in der That nur gar zu viele Blößen gab, auf eine Art, welche den nachtheiligſten Schatten auf den ſpaniſchen Hof, und den König warf, und die Stände, welche ihrer Seits daſſelbe ebenfalls widerlegten, ſahen ſich jetzt endlich um einen andern Regenten um, welchen ſie (wiewohl nur auf eine kurze Zeit) in der Perſon des Herzogs von Anjou, den ſie bereits 1578 zu ihrem Schutzherrn gewünſcht hatten, ſuchten und fanden. Die wechſelſeitigen Verträge darüber wurden noch im Jahre 1580 errichtet, ſo wie die förmliche Abſetzung des Philipp von Spanien von den Provinzen Geldern, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Oberyſſel, Brabant, Flandern, Mecheln (einige Städte wagten damals dieſen Schritt noch nicht, oder forderten eigene Zugeſtändniſſe) im Haag den 26. April 1581 unterzeichnet, und mittels einer öffentlichen Erklärung (worin vorkam, „daß das Volk nicht wegen des Fürſten, ſondern der

Fürſt wegen des Volkes vorhanden, und daß ein Fürſt, der ſeine Unterthanen als Sclaven behandelte, für einen Tyrannen zu halten ſey“) aller Orten kund gethan; dem Herzog von Anjou aber, nachdem er im Auguſt des nämlichen Jahres mit 10,000 Mann zu Fuß, und 4000 zu Pferd, dann einigen franzöſiſchen königlichen Truppen, die Niederlande betreten, den Prinzen von Parma von Cambray, oder Cammerik in Flandern weggeſchlagen, und in dieſer Stadt ſeinen feierlichen Einzug gehalten hatte, in den ihm ergebenen Provinzen gehuldiget wurde; Holland, Seeland und Friesland ausgenommen, worin, gemäß vorgegangener Verträge, der Prinz Wilhelm von Naſſau-Oranien „die Vorſtellung der hohen Obrigkeit, und Regierung“ zu behaupten fortfuhr. Der Erzherzog Mathias von Oeſterreich gab hierauf den Ständen ſeine ſeit vier Jahren geführte, aber ſtets ohnehin ſo ganz unbedeutende Statthalterſchaft, daß ſelbſt jene Stände Mitleiden mit ihm und ſeiner Schwäche trugen, zurück, und begab ſich nach Linz in Oberöſterreich, welche Stadt ihm von ſeinem Bruder, dem Kaiſer, angewieſen wurde, im Oktober 1581.

So weit waren die Uneinigkeiten in den Niederlanden durch die Unklugheit und den Hochmuth des ſpaniſchen Königs Philipp II., als der ſich viel zu gut und zu hoch dünkte, um (nach den Beiſpielen ſeiner Vorältern) in Perſon nach den Niederlanden zu reiſen, gekommen, als die Sache auf dem Reichstage zu Augsburg 1582 vorkam. Hier ließ nun der Kaiſer, und ſelbſt mancher, mit den niederländiſchen Vorfällen näher verwickelte, oder von der Ehre und den Vortheilen des deutſchen Reiches überhaupt inniger gerührte Reichsſtand, es an nichts erwinden, die Beſchaffenheit und Folgen des Abfalls der Niederländer in ihr wahres Licht zu ſetzen, und der deutſchen Stärke auch Bewegung und Eintracht, und durch dieſe die erforderliche Kraft einzuflößen. Der Kaiſer erinnerte die Stände, was er ſelbſt, und ſchon ſein Vater verſucht hätte, um die Niederländer, welche nicht nur Unterthanen des ſpaniſch-öſterreichiſchen Hauſes, ſondern auch deutſche Reichsſtände, und mithin dem Reiche unterthänig ſeyen, in der Treue gegen ihre rechtmäßigen Landesherren zu erhalten. Dieſelben hätten gleichwohl eine Empörung fortgeſetzt, durch welche nicht allein der niederburgundiſche Kreis, und die dazu gehörigen anſehnlichen Provinzen aus der Unterwürfigkeit gegen Oeſterreich gekommen, ſondern in franzöſiſche und ſolche Hände geliefert werden wären, welche (wie die zuvor eingezogenen Stifter und Städte Mez, Tull, Verbün und Cambray, dann die feindlichen Ausfälle auf des Reichs Boden, und allerlei gefährliche Anſchläge auf etliche Stände und Städte am Rheinſtrom ſattſam zu erkennen gäben) nicht ruhen würden, bis es ihnen geglückt ſeyn würde, noch mehreres von Deutſchland an ſich zu ziehen, worin ſie leider ſelbſt von manchen deutſchen Ständen trefflich dadurch unterſtützt wurden, daß dieſe in Deutſchland Truppen für die Franzoſen anzuwerben, ja ſelbſt fremde Kriegsbeſtellungen anzunehmen ſich beifallen ließen, wodurch nicht nur überhaupt die deutſchen Kräfte geſchwächt und verkleinert, ſondern ſchon ſeit vielen Jahren, die an die Niederlande angrenzenden deutſchen Reichslande durch die läſtigſten Durchzüge, Einfälle und Streifereien auf das härteſte mitgenommen worden wären. Auch der deutſche Handel leide bei dem niederländiſchen Unweſen ungemein, ſo daß durch die eingeführten vielfältigen neuen Aufſchläge, Impoſten, Licente und Convoyen die gemeinen deutſchen Commerzien und Handthierungen den deutſchen Handelsleuten und Städten gänzlich entzogen, alle Waaren und Victualien auf den höchſten Preis gebracht, und alles Geld und Baarſchaft aus dem deutſchen Reiche in fremde Länder zum höchſten Verderben und Erſchöpfung Deutſchlands geſchleppt würde. Nach ſolchen und vielen andern auf Thatſachen gegründeten und dringenden Vorſtellungen forderte der Kaiſer die Reichsſtände auf, ihm mit einem trefflichen Rathe an die Hand zu gehen, und ſich zu erklären, was ſie für des Reichs gemeinſamen Nutzen thun wollten. An einen offenbaren Krieg, wodurch man die Niederlande mit Gewalt wieder hätte erobern wollen, war nicht zu denken, und einer der edelſten Reichsfürſten, der Herzog Julius von Braunſchweig, nachdem er den Ständen mit der deutſcheſten Offenherzigkeit zu Gemüth geführt hatte, daß Niemand, als ihnen ſelbſt an dem Abfalle der Niederländer (als welche zehn Jahre verweilt, und bei ihren deutſchen Mitſtänden unzählige Male, und mit den nachdrücklichſten Aufforderungen um Rath, Hilfe und Rettung vergeblich geflehet hätten, ehe ſie ſich aus Verzweiflung fremden Potentaten in die Arme warfen) die eigentliche Schuld beizumeſſen ſey, war vor allen der Meinung, daß bei der gleichgültigen Stimmung und Kälte, bei der herrſchenden Unwirthſchaftlichkeit der deutſchen Höfe, und den, durch den üppigſten Luxus erſchöpften, fürſtlichen Kammern, bei dem herrſchenden Mangel an allem Gemeingeiſt, nur gütliche Unterhandlungen und Verſuche von Seiten des Kaiſers, bei denen vor allen Dingen mit der

Freiſtellung der Religion keine weitere Hinderniſſe gemacht werden müßten, das Mittel ſeyn dürfte, diejenigen niederländiſchen Stände, welche ſich etwa noch erhalten, oder wieder gewinnen laſſen würden, zurückzubringen. Dabei ließen es dann auch die Reichsſtände bewenden; und alles, was Kaiſer Rudolph, der indeſſen nicht unterließ, das Unrühmliche, das in einer ſo ungeheuern Unthätigkeit läge, auf das nachdrücklichſte zu rügen, erhalten konnte, war ein Schluß, daß man den Herzog von Parma beſchicken, und dahin vermögen ſollte, ſein Kriegsvolk ernſtlich anzuhalten, daß es die benachbarten deutſchen Kreiſe und Reichsſtände nicht ferner mit Durchzügen, Quartieren, oder wohl gar muthwilligen Einfällen und Plünderungen beſchwere. Der Herzog von Anjou aber wurde wegen ſeiner Uebernahme einer geſetzwidrigen Regentſchaft in den Niederlanden nicht im Geringſten berührt, ja ſogar ſeine Anwerbungen deutſcher Völker zur Unterſtützung und Befeſtigung ſeiner undeutſchen Sache wurden nicht einmal gerügt, und nur die im Jahre 1576 wegen der fremden Werbungen gemachten Verordnungen wurden erneuert, und endlich wurden von den Kurfürſten und Fürſten zwei Römermonate zu einiger Sicherſtellung der benachbarten weſtphäliſchen Kreisſtände bewilligt.

Doch ſo wichtig für Deutſchland die (zwar damals noch nicht ausdrücklich erklärte, aber leicht vorher zu ſehende) Trennung der Niederlande von ihrem uralten Verbande mit Deutſchland war, ſo wurde gleichwohl eine andere gleichzeitige Begebenheit für den deutſchen Wohlſtand noch ungleich wichtiger. Die deutſchen Hanſeeſtädte hatten ſeit den älteſten Zeiten einen unmittelbaren freien Seehandel getrieben, und dadurch eine in unſern Tagen unglaubliche Wohlhabenheit nach Deutſchland gebracht; aber jetzt kamen die Niederländer auf den Einfall, den Seehandel an ſich zu ziehen, und Holland zumal ſperrte mit Entſchloſſenheit die freie Schifffahrt auf dem Rhein für alle rheiniſchen Städte auf immer. Holland, welches ſich als einen Freiſtaat für alle wegen Religionsmeinungen verfolgten Menſchen erklärte, wurde jetzt mit einem Ueberfluſſe von Fabrikanten, Künſtlern, Handwerkern angefüllt, und Amſterdam, wohin ſich nach der Eroberung von Antwerpen durch den Herzog Alexander von Parma allein 19,000 Kaufleute und Fabrikanten mit ihrem ganzen Vermögen, und ſelbſt mit ihren Schiffen begeben hatten, wurde die mächtigſte Handelsſtadt in der Welt, und ſetzte ſich durch die Anhäufung ungeheurer Reichthümer in den Stand, ſich nicht nur wider Spanien, ſondern wider jede Macht, welcher die Einſchränkung ihres Handels nahe gehen würde, zu behaupten; aber nicht nur Holland und andere niederländiſche Provinzen, ſondern auch die Höfe von England, Dänemark, Schweden u. ſ. w. beſchränkten den Handel der deutſchen Kaufleute, indem ſie dieſen ihre uralten Privilegien und Freiheiten entzogen, höchſt drückende Zölle anlegten, und die deutſche Schiffahrt hinderten. Wiewohl nun die Folge, welche ſolche Beſchränkungen auf den deutſchen Handel nach ſich ziehen mußten, unabſehbar, und wiewohl die deutſche Macht, wenn ſie mit Zuſammenſtimmung und wirklichem Ernſt handeln gewollt hätte, kräftig genug war, wenigſtens die ſogenannten Niederländer, und unter denſelben vor allen die Holländer an ihre eigenen Grundſätze, vermöge deren ſie der ſpaniſchen Herrſchaft entſagten, immer vom Gräuel des Deſpotismus, und von dem menſchlichen Recht, denſelben von ſich zu entfernen, ſprachen, mit Nachdruck und Erfolg zu erinnern, ſo bewirkten doch alle Vorſtellungen, welche in dieſer Sache von den Hanſeeſtädten, von einigen deutſchen Reichsfürſten, und ſelbſt vom Kaiſer Rudolph auf dem Reichstage zu Augsburg 1582 gemacht wurden, keinen andern Schluß, als daß den benannten Höfen durch Abgeordnete beſcheidene Erinnerungen um eine gütliche Aufhebung der Beſchränkungen gemacht, und daß beſonders den Niederländern bedeutet werden ſollte, daß ſie, da ſie die freie Schifffahrt auf dem Rheinſtrome, und die hergebrachten Commerzien wider die deutſchen Reichsabſchiede, und ſelbſt wider das Völkerrecht ſperrten, doch wieder davon abſtehen, und die Gewerbe frei laſſen möchten, damit man nicht auf andere Mittel denken müßte. Daß bei einer ſolchen Stimmung der Mehrheit der deutſchen Stände auf der Wiederherbeibringung der, dem Reiche entzogenen, ehemals deutſchen Länder und Städte, worüber auf dieſem Reichstage ebenfalls berathſchlagt wurde, nichts von einigem Nachdruck beſchloſſen, noch weniger ausgeführt wurde, iſt leicht zu erachten. Auch die Verbeſſerung des Reichs-Juſtizweſens wurde, da man nicht gleich einig werden konnte, auf künftige Berathſchlagungen, und zwar auf einen im Jahre 1583 zu Speier zu haltenden Deputationstag verſchoben, was auch mit einigen andern Punkten, welche zur Entſcheidung vorgetragen wurden, der Fall war. Sonſt ſcheint noch verabredet worden zu ſeyn, daß, da die Stimmen der weltlichen deutſchen Fürſtenhäuſer auf den Reichstagen nothwendig zuſammen ſchmelzen, und im Gegenhalt der geiſtlichen Fürſten dadurch verringert werden müßten, weil bei der Einführung des Rechts der Erſtgeburt in den weitläufigſten weltlichen Staaten zuletzt nur Ein regierender Fürſt, folglich auch nur Eine Stimme übrig bleiben würde, künftig auf ewige Zeiten ſo viele Stimmen, als damals noch Linien eines fürſtlichen Hauſes vorhanden waren, auf den Ländern haften, und daß demnach jene Stimmen von den wegen der Erſtgeburt ſeine Stammländer erbenden, und allein regierenden Fürſten ſtets fortgeführt werden ſollten; eine Erſcheinung, welche, wenn ſie auch nicht durch beſtimmte Reichsſchlüſſe feſtgeſetzt worden war, doch durch ſtillſchweigende Eingeſtändniſſe, und ungeſtörte Beobachtungen befeſtiget worden iſt.

Noch wurde auf dem Reichstage zu Augsburg 1582 auch in Betreff des Münzweſens, eine auf vorgegangene Mandate von den Jahren 1570, 1571, 1576 geſtützte Reichsmünzordnung neuerdings feſtgeſetzt, und der Vollzug nachdrücklichſt eingeſchärft; und endlich wurde wegen einigen, in Betreff des Vorſitzens und Vorſtimmens obwaltenden, Streitigkeiten beſchloſſen, daß die endliche Entſcheidung dem Kaiſer übertragen werden ſoll, der die Sache einſtweilen bei der beſtandenen Ordnung bewenden ließ. So endigte ſich der augsburgiſche Reichstag vom Jahre 1582, auf welchem ſich der Kaiſer Rudolph II. noch immer in einer ſehr lebhaften Thätigkeit gezeigt, und alles, was ein Kaiſer in ſeiner Lage, und gemäß der damaligen Gemüthsſtimmung der Reichsſtände thun konnte, gethan hat. Die Hauptübel des deutſchen Reichs, durch welche die Macht, das Anſehen, und der Wohlſtand deſſelben auf alle Weiſe verunſtaltet, verkleinert und geſchwächt wurde, nämlich die Verſchiedenheiten im Religionsweſen, und die daher entſtandenen politiſchen Mißhelligkeiten, Trennungen und innern Gährungen blieben, wie ſie waren; ja es ereignete ſich noch vor dem Ende des Reichstages ein Fall, wo die Einführung einer höchſt wichtigen, und unläugbar guten Sache von den Proteſtanten hauptſächlich aus der Rückſicht, weil ſie der Pabſt auf die Bahn brachte, ſchlechterdings zurückgewieſen wurde.

Dieſer Fall betraf die Verbeſſerung des von Julius Cäſar eingeführten Kalenders, an deſſen Zeitrechnung der Pabſt Gregor XIII., vermöge unwiderleglicher Berechnungen geſchickter Mathematiker, beſonders des Aloyſius Lilius, einen wichtigen Irrthum, und eine bereits verjährte Verrückung der wahren Zeitrechnung entdeckte. Es hatte nämlich Julius Cäſar vorausgeſetzt, daß der Lauf der Sonne um den Zodiacus (oder der Lauf der Erde um die Sonne) in 365 Tagen, und vollen ſechs

Stunden vollendet werde, und er hatte daher mit jedem vierten Jahre die ſechs Stunden eingeſchaltet, und dieſes vierte Jahr auf 366 Tage geſetzt; indeſſen, daß man ſich jetzt überzeugt hatte, daß jener Lauf nicht in 365 Tagen und ganz vollen ſechs, ſondern in fünf Stunden 48 Minuten 45 ½ Sekunden vollbracht werde, ſo, daß durch die, bisher unterlaſſene Abrechnung dieſer Minuten und Sekunden der eigentliche und wahre Anfang des Frühlings ſchon beinahe um zehn Tage früher, als man im Jahre 1581 rechnete, eingefallen, und in den europäiſchen Kalendern angezeigt war. Da ſich nun durch die Fortſetzung der, bis dahin zum Grund gelegten, irrigen Zeitrechnung endlich eine ſchädliche Verwirrung in kirchlichen und bürgerlichen Dingen ergeben mußte, ſo befahl Pabſt Gregor XIII., daß im Jahre 1582 zehn Tage, vom 5. bis zum 14. October, übergangen und ausgelaſſen, mithin nach dem 4ten October ſogleich der 15te dieſes Monats, und dann ſo weiter, bis zum Ausgange des Jahres gezählt und gerechnet werden ſollte. Die Berechnung, nach welcher der Kalender verbeſſert werden ſollte, war unſtreitig, ſo wie auch die Nothwendigkeit, ſich nach derſelben zu richten, ganz offenbar war; allein weil es ein Pabſt war, der dieſe Verbeſſerung zuerſt auf die Bahn brachte, und weil die Bulle, vermöge deren er ſie eingeführt wiſſen wollte, in Form eines Befehls abgefaßt, und darin der Kirchenfeſte erwähnt war, ſo weigerten ſich die Proteſtanten ſchlechterdings, den verbeſſerten Kalender anzunehmen, und ſie brachten es auch dahin, daß nicht nur im J. 1582 ſogleich ein Inſtand im deutſchen Reiche verfügt, ſondern daß den 14. Juni 1583 vom kaiſerlichen und Reichskammergericht ein gemeiner Beſcheid publicirt wurde, daß „der alte Kalender, bei Ausbringung der Proceſſe, bei Strafe der Ordnung, ferner gebraucht werden ſollte, bis vom Kaiſer und den Reichsſtänden ein anderes wäre verordnet worden.“ Einige katholiſche Reichsſtände ließen ſich zwar dadurch nicht abhalten, die Verbeſſerung in ihren Staaten einzuführen, und Bayern, dann Salzburg gaben das erſte Beiſpiel, welches auch bald andere katholiſche Reichsſtände, und ſelbſt der Kaiſer in ſeinen Erbkönigreichen und Ländern nachahmte; allein die Proteſtanten verharrten auf ihrer Weigerung, (durch welche in ſolchen Orten, wie z. B. Augsburg, wo beide Religionsverwandten gleiche Rechte behaupteten, manche Verwirrungen und Streitigkeiten veranlaßt wurden) und erſt im J. 1700 wurden ſie einig, die Kalenderverbeſſerung als eine ſolche zu erkennen, und anzunehmen.

Der Reichstag zu Augsburg war kaum geendigt, als eine andere höchſt wichtige Begebenheit zum Vorſchein kam, durch deren Entwicklung und Ausgang es ſich zeigen mußte, ob der geiſtliche Vorbehalt, vermöge deſſen kein katholiſcher Prieſter, wenn er aufhörte, ſich zur katholiſchen Religion zu bekennen, ſeine geiſtliche Pfründe beibehalten konnte, ferner aufrecht erhalten, oder aber durch ein Beiſpiel von der erſten Wichtigkeit und Größe vernichtet werden ſollte. Der im J. 1577 zur erzbiſchöflichen und kurfürſtlichen Würde von Köln beförderte Gebhard, (Truchſeß, Freiherr von Waldburg, Domprobſt zu Augsburg, Domdechant zu Straßburg, und Domherr zu Köln) ein höchſt ausſchweifender Wüſtling, verliebte ſich in eine Kanoniſſinn in dem Stifte Girresheim, Agnes, (eine Tochter des erſten evangeliſchen Grafen zu Mannsfeld in Eisleben) und da er von den Brüdern dieſer Agnes wegen ſeines mit derſelben gepflogenen ruchbaren ärgerlichen Umganges zur Rede geſtellt, und ſogar mit dem Tod bedroht wurde, falls er ihre verletzte Ehre nicht erſetzen, und ihre Schweſter heirathen würde, verſprach er, zu Anfang des Jahres 1582, der beleidigten Familie die geforderte Genugthuung zu geben, die Agnes zu heirathen, und in ſolcher Hinſicht ſeine erzbiſchöfliche Würde niederzulegen;

allein dieſen letztern Entſchluß nahm er bald wieder zurück, indem er ſich auf den Beiſtand der proteſtantiſchen Fürſten und Stände, welche wider den geiſtlichen Vorbehalt, ſeit deſſen Entſtehung, bei jeder Gelegenheit proteſtirt hatten, und dann auf die Beiſpiele der im nördlichen Deutſchland verheiratheten Biſchöfe, des Adminiſtrators zu Magdeburg, Johann Friedrich, des Biſchofs Ulrich zu Schwerin, des Biſchofs Chriſtoph zu Razeburg u. a., verließ, wo aber die Fälle ganz verändert waren, indem bei jenen Bisthümern bereits ſelbſt die Kapiteln der Domherrn ganz oder größtentheils zur proteſtantiſchen Religion ſich bekannten, die Biſchöfe Prinzen waren, die ſich auf den Beiſtand mächtiger Herrn verlaſſen konnten, und endlich ihre Stifter ſelbſt zwiſchen oder neben den Ländern proteſtantiſcher Fürſten lagen. Da Gebhard bald wahrnahm, daß er ſein Vorhaben nur mit Gewalt würde durchſetzen können, ſo ſchritt er auch ſogleich zu ſolchen Vorbereitungen, welche nach ſeiner Meinung ſeine Abſicht befördern ſollten; er warb Truppen in Weſtphalen, beſetzte die Stadt Bonn, ſuchte die Bürger der Stadt Köln, wiewohl vergeblich, an ſich zu ziehen, ſah ſich bei den proteſtantiſchen Kurfürſten und Fürſten von allen Seiten um Beiſtand um, und glaubte ſeiner Sache ſo ſicher zu ſeyn, daß er ſich den 19. December 1582 nicht nur öffentlich zur reformirten Religion bekannte, ſondern bald darauf, nämlich den 2ten Hornung 1583 mit der Agnes von Mannsfeld trauen ließ, ungeachtet aller Vorſtellungen des Pabſtes, der Kurfürſten von Mainz und Trier, und des katholiſchen Theils des kölniſchen Domkapitels, welches ihn an die Zuſagen und Pflichten, die er bei ſeiner Erwählung zum Erzbiſchofe feierlich beſchworen hatte, erinnerte, und ihm vorſtellte, daß er, wenn er aufhörte, die weſentlichen Bedingniſſe, unter welchen er zeitlicher Beſitzer, nicht Herr, des Erzbisthumes geworden war, zu erfüllen, eben darum auch von ſelbſt aufhören müſſe, Erzbiſchof zu ſeyn. Da alle Vorſtellungen verachtet wurden, ſo ſchrieben die katholiſchen Kapitularen einen Landtag nach Köln aus, von welchem die Unternehmung des Gebhard für eidbrüchig und verfaſſungswidrig erklärt, und ſeine Entſetzung für geſetzmäßig erkannt wurde. Der Herzog von Jülich, der ſpaniſche Statthalter in den Niederlanden, Herzog Alexander von Parma, und andere, nahmen ſich des Kapitels an; und da anderer Seits auch des Gebhard verſchiedene ſeiner Anverwandten und Freunde, beſonders der Pfalzgraf Johann Caſimir, ſich nicht weniger annahmen, ſo kam es bald zu einer offenbaren Fehde, worin die friedſamen Wohnungen der Unterthanen wechſelweiſe geplündert und verwüſtet wurden. Indeſſen hatte Pabſt Gregor XIII. eine Bann- und Abſetzungsbulle wider den Gebhard erlaſſen, was die drei weltlichen proteſtantiſchen Kurfürſten veranlaßte, ihre bei Kaiſer Rudolph II. ſchon öfters zu Gunſten des Gebhard eingelegten Fürſprachen dringendſt zu wiederholen, und ihm die Folgen, wenn ein allgemeiner Krieg entſtehen, oder wenn in dieſer Sache der Ausſpruch des Pabſtes für gültig erkannt und befolgt werden ſollte, auf das nachdrücklichſte vorzuſtellen. Aber alles, wozu ſie von dem Kaiſer, der die für die katholiſchen deutſchen Stände noch weit bedenklichern Folgen, welche ſich durch die Anerkennung eines vierten, nicht katholiſchen Kurfürſten ergeben dürften, nicht weniger betrachtet hatte, erhielten, war, daß er zwar die Einrückung ſpaniſcher Truppen ins Kölniſche mißbilligte; wo er aber zu gleicher Zeit die vom katholiſchen Theil des Domkapitels, den 23. Mai 1583 vorgenommene neue Wahl, welche auf den Herzog Erneſt von Bayern, damaligen Biſchof zu Freiſing, Hildesheim und Lüttich, ausfiel, begünſtigte, und für rechtmäßig erkannte; aber auch auf einem Convent, welcher im September 1583 zur Beilegung der Sache von den Kurfürſten von Mainz, Trier, Pfalz, Sachſen und Brandenburg zu Frankfurt gehalten, und durch ihre Geſandten behandelt würde, fanden ſich ſelbſt dieſe Geſandte, gemäß der gründlichen Vorſtellungen der von Erneſt von Bayern abgefertigten Geſandtſchaft genöthigt, zu geſtehen, daß die Wiedereinſetzung des Gebhard in das Erzbisthum und Kurfürſtenthum Köln eine Verletzung der Rechte, der Reichskonſtitution und Herkommen ſeyn würde, und die Kurfürſten, zumal da ſie als eifrige Lutheraner der calviniſchen Religion, zu der ſich Gebhard bekannte, ohnehin gram waren, zogen ſich zurück. Dieſem Beiſpiele folgten auch der Pfalzgraf Johann Caſimir, der Markgraf von Baden, der ſich jetzt ſogar für den Erneſt von Bayern, als ſeinen nahen Verwandten erklärte, und andere Fürſten, welche ein Befehl des Kaiſers, daß dem Gebhard ferner kein Beiſtand geleiſtet werden ſollte, klüger gemacht hatte. Als nun vollends ein in 4 — 5000 Mann beſtehendes Korps, unter der Anführung des Herzogs Ferdinand (eines Bruders des neuen Erzbiſchofs Erneſt) aus Bayern heran rückte, und ſich theils mit kölniſchen, theils mit andern Truppen vereinigte, bekam der Streit bald eine entſcheidende Wendung. Die Stadt Bonn, nachdem ſie ſich lange tapfer gewehrt hatte, ergab ſich, und die gebhardiſchen Truppen wurden nach und nach durch wiederholte Niederlagen erſchöpft. Gebhard blieb einige Zeit im Haag, wo er auf Koſten des Prinzen von Oranien lebte, und nachdem ſeine Gemahlinn eine vergebliche Reiſe nach England gemacht hatte, um die Königinn Eliſabeth zu einer ergiebigen Hilfeleiſtung zu bewegen, gieng er nach Straßburg, wo er als Domdechant im 54ſten Jahre ſeines Alters 1601 ſtarb.

Aehnliche Begebenheiten fielen aus ähnlichen Veranlaſſungen auch in andern Provinzen und Städten Deutſchlands vor. In der Reichsſtadt Aachen hatten ſich einige Bürger ſeit geraumer Zeit zur augsburgiſchen Confeſſion bekannt, und der katholiſche Magiſtrat der Stadt hatte ſie geduldet, hatte aber nicht nur ſtets wider die Erbauung einer eigenen Kirche zur Haltung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes proteſtirt, ſondern auch einen Entſchluß gefaßt, daß die Proteſtanten nie zu Rathsglieder aufgenommen, oder zu andern Aemtern der Stadt gewählt werden ſollten. Während der oben erzählten niederländiſchen Unruhen flüchteten ſich immer mehrere Proteſtanten, theils auch Calviniſten, nach Aachen, und da ſie ſich nach und nach auch einiger Magiſtratsſtellen bemächtigten, ſo ſprachen ſie neuerdings von Erbauung einer eigenen Kirche, und hielten ſich im Voraus einen öffentlichen Prediger. Der katholiſche, und noch überzählige Theil des Magiſtrats, welcher auf dem Grundſatze, daß die Stadt Aachen katholiſch ſey und bleiben müſſe, unabweichlich beſtand, beklagte ſich wegen der Zudringlichkeiten der neuen (wie er behauptete) nur zur chriſtlichen und bürgerlichen Duldung, aber nicht zum Bürgerrecht und zur Stadtregierung berechtigten Gäſte bei dem Schutzherrn der Stadt, dem Herzog von Jülich, und bei dem Kaiſer Rudolph II. Jener entfernte den Prediger, und der Kaiſer ließ verſchiedene Befehle an die proteſtantiſchen Einwohner ergehen, worin er ſie ermahnte, ſich wider die Verfaſſung und das Herkommen der Stadt keine Rechte anzumaſſen; und um künftige Unruhen, wie er hoffte, zu unterdrücken, verordnete er, daß der Magiſtrat zu Aachen künftig wieder, wie vor Alters, nur aus katholiſchen Mitgliedern beſtehen ſollte. Der Biſchof von Lüttich, Herzog Erneſt von Bayern, und der Herzog von Jülich erhielten den Auftrag, ſeine Verordnung zu vollziehen, und das künftige Wahlgeſchäft mit ihrem Anſehen zu lenken. Die evangeliſchen Herren ließen ſich aber durch dieſe Vorkehrungen nicht abhalten, ſondern wählten ſich eigene Bürgermeiſter, und als die Bevollmächtigten des Kaiſers dieſe Bürgermeiſter für geſetzwidrig erklärten, und indeſſen von beiden

Theilen die Thorſchlüſſel abforderten, widerſetzten ſich die evangeliſchen Herren, rotteten ſich zuſammen, brachen das Zeughaus auf, bemächtigten ſich des groben Geſchützes, und beſetzten die Stadtthore und Wälle. Als ihnen hierauf der Kaiſer in einem ſehr milden Schreiben allen Unfug zu vergeſſen verſprach, falls ſie die Sache bei ihrem vorigen Stande belaſſen wollten, wählten ſie zwar einen katholiſchen Bürgermeiſter, aber auf ihren Forderungen einer ganz freien Religionsübung beharrten ſie deſto ſtandhafter. Sie brachten es auch dahin, daß die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg bei dem Kaiſer für ſie eine Fürſprache einlegten, bei welcher es aber dieſe wieder beruhen ließen, als ihnen der Kaiſer erwiederte, daß Aachen eine von Kaiſer Karl dem Großen ausgewählte, und gleichſam geheiligte Stadt, daß ſie die von den ſtets katholiſchen Kaiſern gewählte Krönungsſtadt, und daß unter den Kaiſern Karl V. und Ferdinand I., mit Bewilligung des damaligen Stadtmagiſtrats, ein ewiger Schluß feſtgeſetzt worden ſey, daß die Mitglieder deſſelben, ſo wie die Stadtbeamten, durchaus zu keiner andern, als zur katholiſchen Religion ſich bekennen ſollten. Deſto eifriger nahmen ſich die proteſtantiſchen deutſchen Reichsſtädte um ihre Glaubensbrüder an; und wiewohl ſie auf dem

Reichstage zu Augsburg 1582 ſich bei dem Kaiſer eine vergebliche Mühe gegeben hatten, denſelben in Aachen ihr Schickſal zu erleichtern, ſo erneuerten ſie doch von Zeit zu Zeit ihre Verwendungen, welche aber keine andere Wirkung hatten, als daß Kaiſer Rudolph, nachdem er einer gütlichen Ausgleichung vergeblich die Hand geboten hatte, ſeine Verordnungen nachdrücklichſt wiederholte, und daß er, da keine Folge geleiſtet, und die Sache von benachbarten katholiſchen Fürſten, und vorzüglich von den Spaniern inſtändig zu einem entſcheidenden Ausgange in neue Bewegungen geſetzt wurde, im Jahre 1598 über die evangeliſchen Einwohner die Reichsacht ergehen ließ, und deren Vollzug den Kurfürſten von Köln und Trier, und dem Herzog von Jülich übertrug. Die obrigkeitlichen Perſonen evangeliſcher Religion wurden abgeſetzt und verurtheilt, den Katholiſchen allen Schaden zu erſetzen, und die Executionskoſten zu bezahlen. Da ſie ſich ſchlechterdings außer Stand fanden, die erforderlichen Summen aufzubringen, wurden ſie nebſt allen nichtkatholiſchen Einwohnern, ſieben Jahre nachher, in der Mitte des Winters 1605, gezwungen, die Stadt zu verlaſſen.

Zu Straßburg war das Domkapitel ebenfalls mit katholiſchen und proteſtantiſchen Domherrn vermiſcht. Jene wollten dieſe aus dem nämlichen Grunde, wie bei Köln, weil das Stift allein für Katholiken angelegt worden war, nie mit gutem Willen gleiche Rechte zugeſtehen; und als nun vollends der kölniſche Gebhard mit noch drei kölniſchen und proteſtantiſchen Domherren nach Straßburg kam, wo dieſe letztern ebenfalls Kapitularen waren, ſo glaubten ſich die katholiſchen berechtigt, die proteſtantiſchen Herrn, aus der Urſache, weil der Pabſt über dieſelben den Kirchenbann verhängt hatte, vom Genuſſe der Präbenden ausſchließen zu können; allein jene zogen ihre Einkünfte mit Gewaltthätigkeiten an ſich, welche eine Trennung beider Theile zur Folge hatten. Die katholiſchen Domherren verließen ſogar die Stadt, und begaben ſich mit dem Archiv und andern Koſtbarkeiten nach Elſaß-Zabern; die proteſtantiſchen aber ſetzten ſich zu Straßburg im ſogenannten Bruderhof feſt. Eine weitere Folge dieſer Trennung war, daß ſich die Zahl der Domherren von beiden Theilen immer vermehrte, weil, wenn ſich eine erledigte Präbende ergab, dieſe von beiden Theilen zugleich mit neuen Mitgliedern ihrer Religion beſetzt wurde. So benahmen ſich dann auch, und handelten beide Theile, als im J. 1592 der bisherige Biſchof von Straßburg, Graf Johann von Manderſcheid, ſtarb. Die evangeliſchen Domherren verſammelten ſich in der gewöhnlichen Kapitelſtube zu Straßburg, wohin ſie auch die katholiſchen Pfründebrüder eingeladen hatten, und wählten den Markgrafen Georg von Brandenburg, (den zweiten Sohn des Adminiſtrators zu Magdeburg) der damals eben zu Straßburg ſtudirte, und erſt fünfzehn Jahre alt war, zum Biſchof. Die Wahl der katholiſchen Domherren fiel auf den Kardinal und Biſchof zu Mez, Karl, einen Sohn des regierenden Herzogs Karl II. von Lothringen, aus. Beide Theile rechneten auf den Beiſtand der Häuſer, aus welchen ihre Biſchöfe abſtammten, und dieſes traf auch bei Biſchof Karl von Lothringen ſogleich ein, indem unverzüglich eine lothringiſche Mannſchaft heran zog, um demſelben den Beſitz von der biſchöflichen Reſidenz Elſaß-Zabern zu verſichern, und das Gebiet der Stadt Straßburg zu beſetzen, welche Stadt aber für ihren in ihrer Mitte gewählten Biſchof ebenfalls einige Truppen angeworben, und alles vorbereitet hatte, ſich gegen Feinde zu vertheidigen, und dieſen wohl ſelbſt zu Leibe zu gehen. Die beiderſeitigen, verwüſtenden Fehden dauerten eine geraume Zeit fort, bis es, unter Vermittlung kaiſerlicher Commiſſarien zu einem Vergleich kam, vermöge deſſen die ſtreitige Sache von ſechs Reichsfürſten (drei katholiſchen und eben ſo viel evangeliſchen) entſchieden werden ſollte. Aber bis zur wirklichen Beilegung der Sache vergiengen noch manche Jahre, während derer jeder der zwei Biſchöfe einen Theil des Biſthumes im Beſitz behielt, und erſt im Jahre 1604 vermittelte der Herzog Friedrich von Würtemberg einen Vertrag, deſſen Inhalt war, „daß die acht proteſtantiſchen Domherren alle Einkünfte, die im Gebiete der Stadt Straßburg lagen, noch fünfzehn Jahre genießen, ihre Zahl aber nicht vermehren, die übrigen Gefälle aber den katholiſchen verbleiben; daß die Anſprüche des brandenburgiſchen Markgrafen, Johann Georg, auf das Stift Straßburg aufhören, demſelben aber für ſeine Abtretung 130,000 Gulden baar, und nebſt der Uebernahme von 50,000 Gulden Schulden, noch jährlich 9000 Gulden vom Herzog von Würtemberg (welcher durch die pfandweiſe geſchehene Einräumung des biſchöflich-ſtraßburgiſchen Oberamts Oberkirchen entſchädiget wurde) bezahlt werden ſollten.“

Dieſe Vorfälle, welche ſich ſtets für die Katholiken günſtig endigten, verurſachten den nicht katholiſchen Ständen neue Unruhen und Bekümmerniſſe, bei welchen ſie nicht umhin konnten, ſich an ihre gemeinſchaftliche Sache näher anzuſchließen, und bei den nachgefolgten Deputations- und Reichstagen ſo lebhafte

Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit an den Tag zu legen, welche, wenn ſie gleich nicht mit einer feſten entſchloſſenen Einhelligkeit verbunden waren, den Kaiſer bei ſeinen Forderungen, womit er die Stände wegen der Türkenkriege unaufhörlich angieng, manchmal in eine ziemliche Verlegenheit ſetzten. Wir wollen zuerſt dieſer Türkenkriege erwähnen, und dann wieder zu den Religionsunruhen und den betrübten Folgen derſelben zurückkehren.

Der vom Kaiſer Maximilian **II.** im Jahre 1576 auf acht Jahre geſchloſſene Waffenſtillſtand wurde von Kaiſer Rudolph **II.** mit dem türkiſchen Sultan Amurath **III.** im J. 1584 auf weitere neun Jahre erweitert, ohne daß darum ein ſicherer und dauerhafter Friede hergeſtellt wurde. Noch im nämlichen Jahre fiel der Baſſa von Bosnien mit 9 — 10,000 Mann im Herbſte in das Herzogthum Krain ein, und ſchleppte ſowohl Menſchen als Güter mit ſich fort, welche ihm aber der Graf Jobſt Joſeph von Thurn, und der Bannus von Kroatien wieder abjagten. Wenn übrigens ſo gräßliche wiederholte Verheerungen in Ungarn und den angrenzenden Ländern von Zeit zu Zeit durch die Türken verübet, wenn unzählige Deutſche und Ungarn in den Kriegen mit denſelben, und zwar immer ohne einen bleibenden Erfolg aufgerieben wurden, ſo trägt die Schuld davon ganz unläugbar der kleine Ernſt, den man ſich von deutſcher Seite zu geben unterließ, eine höchſt ernſthafte Sache mit dem gehörigen Nachdruck zu behandeln. Man brachte damals, ungeachtet auf den Reichstagen große Summen wenigſtens verſprochen wurden, niemals einen ſolchen Vorrath von Geld zuſammen, mit dem man eine ſtehende und geübte Armee wider die Türken hätte halten, und mit der man im Winter der Vortheile, die ſich während dieſer Jahreszeit in den türkiſchen Ländern ohne eine außerordentliche Anſtrengung erobern laſſen, ſich hätte verſichern können, ſondern ſobald der ſpäte Herbſt herankam, dankte man die Völker ab, und im folgenden Frühjahr wurden wieder neue angeworben, die des Kriegshandwerkes, zumal der eigenen Art, mit den Türken zu fechten, ganz unkundig, und nicht ſelten mit den fürchterlichſten Meinungen von der Tapferkeit der Türken angeſteckt herankamen, indeſſen dieſe Türken im Vergleich mit geübten deutſchen Truppen ſo wenig zu fürchten waren, daß im Jahre 1582 der berühmte Augerius Busbek, der auf ſeinen von dem Kaiſer ihm übertragenen Geſandtſchaftsreiſen, und öfterm Aufenthalt in Konſtantinopel den Werth der Dinge genau hatte kennen lernen, verſicherte, wie es gar keine

Wunderſache ſeyn würde, mit einem gutgeübten und ſtehenden Heere von 12 — 20,000 Mann, das Schreckbarſte, was die Türken mit ſich führten, die Janitſcharen, zu bemeiſtern, und dieſelben nach und nach aufzureiben. Unzählige Vorfälle und Gefechte, wobei eine mäßige Zahl gut gewählter, und gut angeführter Truppen weit überlegenen türkiſchen Schaaren die empfindlichſten Niederlagen beibrachten, bewieſen auch von Zeit zu Zeit jene Verſicherungen; wiewohl dieſe freilich eben ſo oft wieder durch unglückliche Fälle, welche bei beſſern Anſtalten leicht hätten vermieden werden können, vereitelt wurden. Im J. 1592 fiel der Haſſan, Paſſa von Bosnien, in Kroatien ein, in der Abſicht, ſich der (am adriatiſchen Meere gelegenen) Stadt Zengh zu bemächtigen, in welcher ſich türkiſche Uskocken, oder Ueberläufer (von den Ungarn Heidonen, von den Deutſchen Heiducken genannt) niedergelaſſen, und in den benachbarten türkiſchen Ländern ſehr ſchädliche und grauſame Streifereien vorgenommen hatten. Es gelang dem Baſſa, die feſten Plätze Wihitſch, und Petrinia zu erobern, und nun fiel er im folgenden Jahre über die Feſtung Siſek her, und da er ein Heer von 20 — 30,000 Mann mit ſich führte, ſo ſchien es auch, daß ihm ſeine Abſicht nicht mißlingen würde; allein die Feldherren Andreas von Auersberg, Ruprecht von Eggenberg, Melchior von Rödern, und Peter Erdödi überfielen ihn mit einigen, aus österreichiſchen Erbländern geſammelten Völkern, ſchlugen bei 12,000 Mann, worunter ſich ſelbſt der Baſſa und ein Schweſterſohn des Großſultans, Amurath, befanden, todt, und verjagten die übrigen. Der Großſultan kündigte ſogleich förmlich den Krieg an, eroberte die Plätze Siſek, Veſprim, und Palotta; allein der in Ungarn die kaiſerlichen Völker anführende Graf Ferdinand von Hardeck, dann die mit ihm vereinigten Grafen von Zrin, Palfi, und Nadaſti, gewannen den Türken noch im Jahre 1593 bei Stuhlweiſſenburg eine Hauptſchlacht ab, und Chriſtoph von Tieffenbach eroberte in Oberungarn Sabatka, und bald darauf Filleck, indem er eine zum Entſatze herbeigerückte türkiſche Armee ebenfalls aufs Haupt ſchlug; allein im Jahre 1594, und in einigen folgenden, fielen auf Seite der Kaiſerlichen, (theils weil man die Heere aus Hofgunſt Leuten anvertraute, die nichts verſtanden, theils weil man aus Sorgloſigkeit und Unverſtand die Beſorgung derſelben auch in den unentbehrlichſten Dingen vernachläſſigte) ungeachtet der beträchtlichen Unterſtützungen, welche dem Kaiſer auf dem von ihm im gedachten Jahre 1594 nach Regensburg ausgeſchriebenen Reichstag von den Ständen bewilligt worden waren, (die Stände ſagten zwanzig eilende, und ſechzig beharrliche Römermonate, jedes zu 50,000 Gulden zu) deſto mehrere Unglücksfälle vor. Der Graf Ferdinand von Hardeck übergab (worüber ihm aber auch durch ein über ihn gehaltenes Kriegsrecht der Kopf abgeſprochen wurde) den Türken die für Ungarn und die deutſchen Erblande höchſt wichtige Feſtung Raab, und im Jahre 1595 wurde zwar durch gute Anſtalten des Fürſten Karl von Mansfeld die Stadt und Feſtung Gran, dann auch Wiſſegrad erobert, und der Sinan Baſſa mit einem Verluſt von beinahe 19,000 Mann geſchlagen; allein im folgenden Jahre bemächtigten ſich die Türken, unter der Anführung ihres neuen Kaiſers Mohamed (eines Sohnes des im J. 1594 verſtorbenen Amurath), der Stadt Erlau, richteten vor derſelben eine höchſt beträchtliche Menge kaiſerlicher Hilfsvölker, beſonders die der Bayern und Schwaben, welche ſich beim Plündern des türkiſchen Lagers überfallen ließen, zu Grund, und hatten ſich demnach einen freien Weg nach ganz Inneröſterreich, und ganz Oberungarn geöffnet. Bei dieſen Unglücksfällen nahm Kaiſer Rudolph II. ſeine Zuflucht wieder zu den deutſchen Reichsſtänden, und dieſe bewilligten auf dem 1597 zu

Regensburg verſammelten Reichstag für die nächſtfolgenden drei Jahre wieder äußerſt beträchtliche Summen. Die Sachen nahmen auch eine beſſere Wendung. Noch während des Reichstages bekam (den 29. März 1598) Adolph von Schwarzenberg durch Liſt und Muth die wichtige Feſtung Raab, und bald darauf einige andere feſte Plätze in ſeine Gewalt; aber an die Ausführung einer entſcheidenden Unternehmung war nicht zu denken. Vielmehr gewannen die Türken im J. 1600 Caniſcha, und machten, wenn einmal von Friedensunterhandlungen die Rede war, ſehr muthwillige und demüthigende Forderungen, wie ſie dann überhaupt das Anſehen des deutſchen Kaiſers auf die empörendſte Art mißhandelten. Der Großſultan Amurath ließ im Jahre 1594 den kaiſerlichen Geſandten, Friedrich von Krekowiz, welchen Rudolph mit dem Auftrage, Unterhandlungen einzuleiten, nach Konſtantinopel geſchickt hatte, ſtatt ihn einer Antwort zu würdigen, am Halſe und an den Beinen feſſeln, dann nach Griechiſchweiſſenburg abführen, und in einen Thurm, wo er umkam, werfen, ſein adeliges und unadeliges Gefolg aber theils niederſäbeln, theils in die Sklaverei fortſchleppen, oder auf Galeeren ſchmieden. Sogar bei der Ueberreichung der Geſchenke, welche alle Jahre, ſo lange ein

Waffenſtillſtand dauerte, vom kaiſerlichen Hofe nach Konſtantinopel überſendet werden mußten, wurden die Ueberbringer jener Geſchenke, welche an Geld, Kleinodien und Kunſtſachen zuletzt einen Werth von 100,000 Gulden erreichten, auf die unerträglichſte Weiſe gedemüthigt. Der Großſultan erſchien in einem feierlichen Gehör, und ſaß, wider den türkiſchen Gebrauch, aufrecht mit herabhängenden Beinen. Zwei Türken ergriffen den Kopf des ſich mit dem ehrerbietigſten Benehmen nahenden kaiſerlichen Geſandten, beugten ihm denſelben bis auf den Fußboden nieder, und zwangen ihn, den auf die Erde herabhängenden Ermel des Sultans zu küſſen, und ſo „den Tribut des Königs von Wien“ (wie man am türkiſchen Hofe die kaiſerlichen Geſchenke nannte) zu überreichen. Was vollends die Unfälle, mit welchen beinahe alle Verſuche wider die türkiſche Macht bezeichnet wurden (ſo wurde z. B. im Jahre 1601 Stuhlweiſſenburg erobert, aber im folgenden Jahre wieder verloren), nicht nur ſehr empfindlich, ſondern höchſt gefährlich machte, war eine zu gleicher Zeit mit dem damaligen Fürſten von Siebenbürgen, Sigmund Bathori, entſtandene Vereinigung, deren Ereigniß dem Kaiſer um ſo unangenehmer und ſchwerer fallen mußte, als Siebenbürgen von jeher in dem Plane, daß es ein ungariſches Grenzland werden ſollte, gelegen, als ferner ſein Vater, der Kaiſer Maximilian II. bereits damit ziemlich nahe, und er ſelbſt, der Kaiſer Rudolph beinahe ans Ziel gekommen war, indem ſich mit ihm der eben genannte ſiebenbürgiſche Fürſt, Bathori, an den ſich auch die Wallachei und Moldau anſchloß, nicht nur 1595 in ein gemeinſchaftliches Bündniß wider die Türken einließ, ſondern ihm im Jahre 1598 ſein Fürſtenthum vollends abtrat, und ſich dagegen die Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor in Schleſien, nebſt einer jährlichen Penſion von 50,000 Thalern bedung. Schon war in der Gegenwart kaiſerlicher Abgeordneten von den ſiebenbürgiſchen Ständen gehuldiget, und nicht minder mit dem Woywoden von der Wallachei, Michael, ein Vertrag, vermöge deſſen dieſe Provinz dem Erzhauſe Oeſterreich für die Zukunft verſichert wurde, abgeſchloſſen worden, als Bathori ſein feierliches Wort wieder zurück nahm, und wiewohl er mit ſeinen, von einem unrühmlichen Wankelmuth eingegebenen, Verſuchen und Entſchlüſſen nicht aufkommen konnte, (er wollte das Fürſtenthum erſt den Türken einräumen, und räumte es dann wirklich ſeinem Bruder, dem darüber verunglückten Kardinal Andreas ein) ſich erſt, nach vielen Unglücksfällen, im J. 1602 dahin bequemte, die förmliche Auslieferung an den Kaiſer vor ſich gehen zu laſſen. Die Unruhen und Gefahren, welche ſich während dieſes Zeitraumes für den Kaiſer ergeben hatten, waren indeſſen nur eine Kleinigkeit gegen diejenigen, welche in dem endlich glücklich eroberten Lande unmittelbar darauf ausbrachen, und deſto mehr Bitterkeit in ſich enthielten, als ſie von Seite der kaiſerlichen Gewalthaber durch muthwillige und höchſt unbeſcheidene Benehmungen veranlaßt wurden. Nachdem nämlich der kaiſerliche General, Georg Baſta, durch entſcheidende Treffen die Unterwürfigkeit der Siebenbürger bewirkt hatte, vergaß er, daß man beſiegte Nationen, wenn man anders die Früchte rühmlicher Siege genießen will, ganz anders behandeln müſſe, als zur Zeit, da man ſich noch in der harten Nothwendigkeit befindet, ſie zu beſiegen. Dieß vergaßen auch die Völker des Baſta, und die Siebenbürger wurden auf allen Seiten durch unerſchwingliche Einquartierungen, Lieferungen, Anlagen, und unerträgliche Gelderpreſſungen gequält, und dabei noch auf das Unanſtändigſte verachtet. Auch den Ungarn gieng es nicht beſſer, und die Eingebornen wurden beſonders darüber erſt beſtürzt, dann bis zur Wuth aufgebracht, daß ſie als Leute ohne Kenntniß und Geſchicklichkeit betrachtet, und dem zu Folge die vornehmſten Aemter, und die einträglichſten Stellen von Hof aus ſtets mit Ausländern beſetzt, und dem zügelloſen Muthwillen ſolcher Ankömmlinge alles preis gegeben, häufig nur nach perſönlicher Gunſt und Willkür gehandelt, bei dem Kaiſer aber, bei welchem von Zeit zu Zeit die gerechteſten Vorſtellungen um Abhülfe geſchahen, kein Gehör gefunden wurde. Nachdem ſich die Leidenden erſt aus der Betäubung, in welcher ſie anfangs durch die Neuheit und Gräßlichkeit der über ſie geſchütteten Unfälle niedergedrückt wurden, erholten, und laut über Mißhandlungen klagten, benutzte ein Edelmann aus Oberungarn, **Stephan Potſchkai**, die allgemeine Stimmung, forderte durch eine öffentliche Schrift erſt Jedermann, dem ſein Vaterland noch werth, und dem noch ein Funken von Muth im Herzen läge, zur Selbſtvertheidigung auf, und bemächtigte ſich der Regentſchaft über Siebenbürgen und Oberungarn, worin er ſich auch einige Zeit mit einer deſto kühnern Zuverſicht behauptete, als er von den Türken unterſtützt, und vom Baſſa von Ofen auf Befehl des Großſultans mit allen Zeichen eines rechtmäßigen Regenten, nämlich mit einer goldenen Krone und Scepter, und Fahne und Schwert (was er aber ablehnte) beſchenkt wurde. Die Folge dieſer Erſcheinungen war, daß die Provinzen, welche unglücklicher Weiſe gereizt wurden, an denſelben Theil zu nehmen, zu gleicher Zeit von drei Armeen, der kaiſerlichen, der türkiſchen und der potſchkaiſchen geplündert und verheert wurden. Die Türken nahmen im Jahre 1604 die Feſtung Gran weg, und würden, wenn ſie ſich ihrer Vortheile beſſer zu bedienen gewußt hätten, ungleich mehrere bedeutende Plätze haben erobern können. Deſſen ungeachtet war die Gefahr für Oeſterreich von mehrern Seiten groß und dringend, und es blieb nichts übrig, als ſich die Demüthigung gefallen zu laſſen, dem Potſchkai gegen möglichſt gute Bedingniſſe Friedensverhandlungen anzubieten, worüber dann auch, nach vielen Schwierigkeiten, endlich den 23. Juni 1606 mit dem Stephan Potſchkai und den Ungarn ein Hauptvertrag des Inhalts zu Stande kam, daß die Religion frei geſtellt, der Bruder des Kaiſers, Mathias, zum Statthalter von Ungarn ernannt und beſtätigt, daß künftig die Regierung von Ungarn einem frei zu wählenden Palatino mit Beiziehung der ungariſchen Magnaten anheim geſtellt bleiben; daß ferner dem Stephan Potſchkai die Provinz Siebenbürgen, nebſt jenem Theil von Ungarn, welchen Sigmund Pathori innen hatte ꝛc. lebenslänglich (er ſtarb aber noch, von ſeinem Kanzler vergiftet, im nämlichen

Jahre) überlaſſen werden; dann aber gleichwohl an Ungarn wieder zurückfallen ſoll. Auch mit der Pforte wurde im nämlichen Jahre (den 24. October) zu Sichvarock in Ungarn ein Friede, oder vielmehr ein zwanzigjähriger Waffenſtillſtand, während deſſen ein jeder Theil das Eroberte behalten, jeder dem andern Geſchenke ſchicken ſollte, u. a. geſchloſſen.

Während dieſer Vorgänge, deren traurige Folgen keineswegs durch einige Ueberlegenheit der Türken an Muth und Kriegskunſt, ſondern durch den Kaltſinn und die Uneinigkeit der deutſchen Stände herbeigeführt wurden, haben ſich in Deutſchland ſelbſt noch ungleich nachtheiligere Dinge, und zwar (was das betrübteſte war) wegen des Religionsweſens zugetragen, welches vermöge des Ganges und der Wendungen, die die Sachen nahmen, die vorzüglichſte deutſche Staatsangelegenheit geworden, indem es nicht mehr bloß auf die Duldung oder Behauptung von Meinungen, ſondern auf die Einräumung und den Beſitz weltlicher Vorzüge, Aemter, Rechte und Güter, deren man bei der Aufſtellung neuer Meinungen berechtigt zu ſeyn glaubte, angekommen iſt. Die vorzüglichſten Anſtifter, und heftigſten Betreiber der unaufhörlichen Mißhelligkeiten, ja die Haupturheber der endlich ausgebrochenen entſetzlichen Religionskriege waten die deutſchen (hauptſächlich die rheinpfälziſchen) Calviner, welche, da ſie (wie ſchon oben erinnert wurde) im Religionsfrieden 1555 nicht mit eingeſchloſſen, und auch von den Bekennern der lutheriſchen Lehre keineswegs anerkannt waren, jede nur erdenkliche Gelegenheit ergriffen, ſich an dieſe letztern anzuſchließen, ihre calviniſchen Religionsſachen zu Angelegenheiten der lutheriſchen zu erklären, und durch tauſend zuvorkommende Dienſtfertigkeiten gemeinſchaftliche Rechte zu gewinnen und zu verjähren bemüht waren, wiewohl ſich die Lutheraner ſo gar nicht geneigt bezeigten, die Calviner zu unterſtützen, daß man es vielmehr größtentheils dieſem Umſtand zu danken hat, daß das gräßliche Ungewitter nicht ſchon früher losbrach, welches vielleicht, falls die Katholiken es allein mit ihnen zu thun gehabt hätten, niemals losgebrochen ſeyn dürfte. Aber auch ſelbſt die deutſchen Calviner waren im Grunde großentheils nur Werkzeuge ihrer Glaubensgenoſſen in Frankreich, und vorzüglich des franzöſiſchen Hofes, welcher, wiewohl er mit der katholiſchen Religion, zu der er ſich bekannte, ſtets hoch aufgehoben; wiewohl er die Ausrottung der Calviner, oder Hugonotten, ſeit ihrer Entſtehung, mehr als Einmal, verſucht, und Karl IX. im Jahre 1572 mit einer, allen Glauben überſteigenden, niederträchtigen Grauſamkeit die verrufene Pariſerbluthochzeit gefeiert hatte *), alle erdenkliche Liſt und Mühe anwandte, eben dieſelben Calviner in andern Ländern, vor allem aber in Deutſchland zu unterſtützen; nicht weil ſie Calviner, ſondern weil ſie vortreffliche Maſchinen waren, die Verbindung deutſcher Fürſten zu durchbrechen; vorzüglich dem Erzhauſe Oeſterreich Feinde zuzuziehen, und mit Einem Wort, die deutſche Nationalmacht und Stärke, welche, wenn ſie unter Einem Herrn (wie unter Karl dem Großen und den Ottonen) oder wenigſtens unter wenigen Herren vereiniget wäre, über ganz Europa (noch dieſe Stunde) gebieten würde, trennen zu helfen, und mithin die deutſche Nation in ihrer Zerſtücklung ſchwach und unwirkſam zu machen. Vermöge dieſes Syſtems ſchickte ſchon der König von Navarra

---

*) Es war die Feier der Hochzeit des Königs von Navarra zu Paris, zu welcher eine große Anzahl reformirter Herren freundſchaftlichſt eingeladen worden war. König Karl IX. befahl, daß man am Barthelemäus-Tag zur Zeit, da man in die Frühmetten läuten würde, die der reformirten Religion ergebenen Franzoſen in ihren Häuſern überfallen und ermorden ſollte. Das Würgen dauerte ſieben Tage, während welcher außer dem Admiral Coligney 600 vom Adel, und 7000 Gemeine erſchlagen wurden.

(nachmaliger franzöſiſcher König) Heinrich IV. bei der von Gebhard von Köln unternommenen Glaubensveränderung an alle proteſtantiſchen Höfe einen eigenen Geſandten herum, mit dem Auftrage, ſie zu einem gemeinſchaftlichen Bunde für den Gebhard zu bereden, wobei ihnen Hoffnung gemächt wurde, daß, wenn mit dem Gebhard durchgeſetzt würde, bei der dann künftig größern Zahl nicht katholiſcher Kurfürſten ein künftiger Kaiſer nie wieder aus einem katholiſchen Hauſe, und am wenigſten aus dem Erzhauſe Oeſterreich gewählt werden dürfte. Je weniger nun aber dießmal die Verſuche in Erfüllung kamen, deſto beharrlicher und wachſamer ſetzte man dieſelben um ſo mehr fort, als ſelbſt einer der anſehnlichen deutſchen Kurhöfe die franzöſiſchen Hofplane mit einer dergeſtalt raſtloſen Thätigkeit betrieb, welche die beabſichtigte Wirkung unvermeidlich nach ſich ziehen mußte. Die drei rheinpfälziſchen Kurfürſten, Friedrich III. († 1576), Friedrich IV. (ſtarb 1610), Friedrich V., wurden (man beſchrieb nämlich für ſie, gemäß des damals in Deutſchland aufkeimenden Unſinns, die Franzoſen für Muſter alles Guten und Schönen zu halten, franzöſiſche Hof- und Lehrmeiſter) ganz nach franzöſiſch-calviniſchen Grundſätzen gebildet, und kannten nichts angelegeners, als die vermeintliche Nothwendigkeit, ſich den katholiſchen Fürſten, zumal dem Erzhauſe Oeſterreich, auf alle Weiſe entgegen zu ſtellen, und zu ſolchem Ende alle nichtkatholiſchen Fürſten und Stände in eine Gegenparthei zu ſammeln. Nachdem, ſeit dem zu Augsburg 1582 gehaltenen Reichstag zwei (1586 nach Worms, 1590 nach Frankfurt) theils wegen Herſtellung der Ruhe in Deutſchland, theils wegen der Entfernung der in Deutſchland ſtreifenden, fremden Kriegsvölker angeordnete Deputationstage ohne beſondern Erfolg verſammelt worden waren, wurde endlich hauptſächlich, wie bereits oben vorkam, wegen der Türkenkriege, im J. 1594 wieder einmal ein Reichstag nach Regensburg berufen. Sogleich veranlaßte Kurfürſt Friedrich IV. von der Rheinpfalz zu Heilbronn eine Unterredung proteſtantiſcher Fürſten, bei welcher er dieſen die Beſchaffenheit und Folgen der Behandlungen, welche die Nichtkatholiſchen von dem katholiſchen Theil, und zumal von dem Erzhauſe Oeſterreich ſeit einiger Zeit zu erfahren gehabt hätten, vor Augen legte, und ſie zu einer gemeinſchaftlichen Theilnahme ermunterte. So wie nun jeder der Anweſenden eine Bemerkung oder Klage mit beitrug, ſo entſtand daraus ein förmliches und weitläufiges Klaglibell, worin dem Kaiſer und den katholiſchen Ständen überhaupt, die Nichtachtung oder Verdrehung des Religionsfriedens, die ſeit geraumer Zeit verſuchte Beſchränkung der Beiſitzer bei dem Kammergerichte auf bloß katholiſche, und zwar geiſtliche Fürſten, die Vernachläßigung der Kammergerichtsviſitationen, die Hemmung oder Verunſtaltung der Juſtiz dadurch, daß viele Streitſachen, welche, gemäß der den Reichsſtänden zuſtehenden Rechten und Freiheiten, allein zum Kammergericht geeignet wären, vom kaiſerlichen Hofrath angenommen und entſchieden würden, Schuld gegeben, und zu gleicher Zeit verabredet wurde, daß man auf den Fall, daß ihr Klaglibell kein Gehör finden würde, in keine Beiſteuer zum Türkenkriege willigen wollte; allein ein anderer und überwiegender Theil proteſtantiſcher Fürſten wollte von einer Verbindung, deren Häupter Calviner wären, durchaus nichts wiſſen, und alle Rückſicht, welche auf dem 1594 vorgegangenen Reichstage der Kaiſer auf die ihm überreichte Beſchwerdeſchrift nahm, war, daß er ſie den katholiſchen Ständen zur Beantwortung, und dieſe, welche unverzüglich erfolgte, hinwieder den Klägern zur Beherzigung mittheilte. Der calviniſche kurpfälziſche Hof fand ſich über dieſen Ausgang der Sache im höchſten Grade benachtheiligt, und als eine auf dem im Jahre 1597 nach Regensburg berufenen Reichstag gemachte Wiederholung eben derſelben Beſchwerden wieder nicht den geringſten Erfolg, als vielmehr die Forderung einer höchſt beträchtlichen Türkenſteuer die Mehrheit der Stimmen, welche jene Forderung für billig fand, für ſich hatte, ſo lud derſelbe unverzüglich ſolche proteſtantiſche Fürſten, von deren gleichgeſtimmter Geſinnung er verſichert war, zu einer Verſammlung nach Frankfurt ein, bei welcher ſich dann auch, außer Kurpfalz, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Johann von Veldenz, Markgraf Georg Friedrich zu Brandenburg, Herzog Heinrich Julius zu Braunſchweig, Landgraf Moriz von Heſſen, Markgraf Ernſt zu Baden, Fürſt Johann Georg von Anhalt, und Johann der ältere, Graf zu Naſſau, einfanden, und hier eigentlich einen Hauptgrund zu jener entſetzlichen Spaltung im Reich, wodurch dieſes in unbeſchreibliche und unerſetzliche Drangſale geſtürzt wurde, legten. Nachdem bei dieſer Verſammlung als eine unſtreitige Wahrheit und Thatſache vorausgeſetzt wurde, daß der Kaiſer, und der katholiſche Theil überhaupt die unveränderliche Abſicht habe, alles, was nicht katholiſch denkt, zu unterdrücken (eine Abſicht, die im Gegentheil wider die Katholiken gerade von Niemanden ungebändigter geäußert wurde, als von den Calvinern, und nicht minder von einem Theil der Proteſtanten), ſo wurden nicht nur die alten Klagen, zumal über die kaiſerlichen Hofproceſſe, ſondern noch einige andere, welche ihrer Natur nach von der höchſten Bedenklichkeit waren, vorgebracht. Da nämlich auf dem letzten Reichstag, ſo wie in mehrern vorgegangenen, denjenigen Ständen, welche mit der Einſendung der Türkenſteuer ſäumig ſeyn würden, die Anklage des kaiſerlichen Kammerprocurator-Fiſcals, und als Folge derſelben die Strafe der Acht angedroht; da ferner die Steuer zu den Türkenkriegen (welche als ungariſche Kriege des Erzhauſes Oeſterreich, und nicht als unmittelbare deutſche Reichskriege betrachtet wurden) durch die Mehrheit der Stimmen auf Reichstagen durchgeſetzt und beſchloſſen worden war, ſo fragte man ſich jetzt, ob dann die Drohung mit dem vorgenannten Fiſcal bei einem gegentheiligen ſtandhaften Benehmen wirklich ſo gar fürchterlich, und ob zumal auf Reichstagen die Mehrheit der Stimmen, durch welche bei der überwiegenden Zahl der katholiſchen Stimmen zuletzt wohl noch die nachtheiligſten Reichsſchlüſſe wider die Proteſtanten durchgeſetzt werden dürften, von einem ſo entſchiedenen Gewicht, daß man ſich denſelben ganz unbedingt unterwerfen müſſe, ſey; und wiewohl dieſe in aller Rückſicht auffallende, in ihren Folgen aber (falls ſie nämlich verneinend entſchieden worden wären) unendlich wichtige Fragen nur einſtweilen vorgetragen, und nach den pfälziſchen Abſichten beleuchtet, als wirklich entſchieden wurden; ſo wurde gleichwohl ſchon nicht nur der Schluß gefaßt, mit der Türkenſteuer, oder demjenigen, was daran noch nicht bezahlt worden wäre, zurückzuhalten, ſondern von allen anweſenden Geſandten (den pfalzneuburgiſchen, als deſſen Fürſt ſich mit den Calviniſten ſchlechterdings in keine Verbrüderung einlaſſen wollte, ausgenommen) wurde bereits ein vereinigtes Einverſtändniß, oder eine vertrauliche Union, deren Zweck eine gemeinſchaftliche Vertheidigung gegen das Pabſtthum, und eine gemeinſchaftliche Handhabung der proteſtantiſchen Religion ſeyn ſollte, gutgeheißen, wie ſie ſich dann, um die beſchloſſene Union näher zu beſtimmen, und wegen ihres künftigen Verhaltens in Rückſicht künftiger Reichstags- oder Deputationsbeſchlüſſe vereinigte Maßregeln feſtzuſetzen, im Juni 1599 in der (im oberrheiniſchen Kreiſe gelegenen) Reichsſtadt Friedberg, dann im Anfange des Jahres 1600 abermal zu Frankfurt verſammelten, und ſonſt unaufhörlich mit dem kurpfälziſchen Hof einen vertraulichen Schriftenwechſel (daher die für eine engere Union geſtimmten Fürſten, nachmals correſpondirende Fürſten genannt wurden) unterhielten.

Man hatte auf dem letzten regensburgiſchen Reichstag 1598 beſchloſſen, hauptſächlich wegen einer Unterſuchung und Reviſion des Kammergerichts, einen Deputationstag zu Speier zu halten. Dieſer gieng im J. 1600 vor ſich, und es wurden in Hinſicht auf die Verbeſſerung der Rechtspflege am Kammergerichte und des Münzweſens verſchiedene gute Beſchlüſſe feſtgeſetzt; allein die Reviſion des Kammergerichts, nämlich die neue Unterſuchung, und neue endliche Verabſchiedung jener Streitſachen, welche von dem Kammergericht zwar bereits entſchieden, worüber aber von einem der darin mitbegriffenen Theile Klagen und Bitten um eine neue Unterſuchung und Entſcheidung eingereicht worden waren, fiel deſto unglücklicher aus. Unter den Kammergerichtsurtheilen nämlich, worüber eine Reviſion gefordert wurde, waren vier, welche eingezogene Klöſter betrafen. Wir haben gehört, daß von den katholiſchen deutſchen Ständen ſtets der Grundſatz aufgeſtellt worden ſey, daß, nach dem paßauiſchen Religionsfrieden proteſtantiſche Stände nicht befugt ſeyen, Klöſter und andere geiſtliche Stiftungen, indem dieſe ausſchlüſſig allein für Katholiken, und keineswegs für Proteſtanten geſtiftet worden ſeyen, einzuziehen. Als nun deſſen ungeachtet der Markgraf von Baden-Durlach das Kloſter

Frauenalb, der Graf von Oettingen die Carthauſe Chriſtgarten, die Herren von Hirſchhorn das Carmeliterkloſter zu Hirſchhorn, der Magiſtrat zu Straßburg das Magdalenenkloſter daſelbſt einzogen, beſchwerten ſich die benachtheiligten Partheien bei dem Reichskammergericht, und die Beiſitzer deſſelben, ſelbſt auch die proteſtantiſchen, entſchieden zu Gunſten der Klöſter, und verlangten die Wiederherſtellung derſelben. Jetzt ſollten demnach dieſe Streitſachen neuerdings vorgenommen und abgeurtheilt werden. Die proteſtantiſchen Stände, welche wider das Kammergericht die Reviſion begehrten, hatten ſich darauf bei der Zuſammenkunft der Fürſten und Stände zu Frankfurt 1599 bereits gefaßt gemacht, und daſelbſt ihre Streitſache für eine Sache, um welche ſich alle proteſtantiſchen Stände anzunehmen hätten, erklärt, und nun wurde gefordert, daß die Beiſitzer bei der neuen Unterſuchung von beiden Religionen, der katholiſchen und proteſtantiſchen, von allen Dingen von gleicher Anzahl ſeyn müßten; aber der Kurfürſt von der Pfalz, Friedrich IV. behauptete in einem Schreiben an den Herzog von Würtemberg, man müſſe es als eine Hauptbeſchwerde bei dieſem Deputationstag zu Speier anſehen, daß ſich derſelbe die Reviſion der vier Kloſterſachen zueignen wolle; „denn ob:

wohl die meiſten Proteſtanten glaubten, es ſey genug, wenn gleiche Urtheiler von beiden Religionen dazu verordnet würden, ſo glaube er doch, damit ſey der Sache nicht geholfen, da die Katholiſchen offenbar dahin zielten, wenn ſie hier beſtätigende Urtheile erlangen könnten, alle geiſtlichen Güter, groß und klein, wieder durch desfalls erhobene Proceſſe an ſich zu bringen. Was aber daraus den ſämmtlichen evangeliſchen Ständen für eine unerträgliche Laſt erwachſen würde, wenn alle eingezogenen Klöſter, Stifter und Gefälle herausgegeben werden ſollten, auch wohl gar die inzwiſchen gezogenen Nutzungen dazu, ſammt den Gerichtskoſten, das würde wohl kaum zu beſchreiben ſeyn, indem es vielleicht einem Stand (unter dieſem Stand mag er ſich wohl ſelbſt gemeint haben) mehr, als etliche Millionen (treffen) könnte.“ Ueberhaupt gieng die Behauptung des Kurfürſten vorzüglich dahin, daß die neue Unterſuchung und Erörterung der vier Kloſterſachen eine neue beſtimmtere Erklärung des Religionsfriedens vorausſetze, worüber aber kein Deputationstag, ja nicht einmal der Kaiſer, ohne Miteinſtimmung der Reichsſtände, zu erkennen befugt wäre. Die Folge dieſer Einſtreuungen war, daß, wiewohl jene Unterſuchung auf dem letzten Reichstag dem ſpeyeriſchen Deputationstag ohne einige

Einſchränkung übertragen worden war, dieſelbe gleichwohl gänzlich vereitelt wurde, indem bei dem im Mai 1601 zu Speier wieder fortgeſetzten Deputationstag, von den proteſtantiſchen (eine förmliche Union beginnenden) Ständen, nachdem ſie bereits zu Anfang des Jahres 1601 eine vertrauliche Zuſammenkunft zu Friedberg gehalten hatten, wider eine Reviſion der vier Kloſterſachen durch die angeſetzte Reichsdeputation ein für allemal proteſtirt, von den Katholiſchen aber behauptet wurde, daß, wenn die Reviſion der vier Kloſterſachen durch die Reichsdeputation nicht vor ſich gehen ſoll, auch die Reviſion anderer Rechtsfälle nicht vor ſich gehen könne. Dabei blieb es, und beide Theile ſchieden höchſt unbefriedigt auseinander.

Im J. 1603 geſchahen auf einem, vorzüglich wegen der damals noch fortwährenden Türkenkriege, zu Regensburg verſammelten Reichstage neue Zumuthungen an ſämmtliche Stände für eine ergiebige Beiſteuer. Da jene proteſtantiſchen Stände, welche ſeit einiger Zeit angefangen hatten, die Abſtellung ihrer Beſchwerden zur Bedingniß ihrer Einwilligung für eine Türkenhilfe zu machen, mit ihren Forderungen wieder zum Vorſchein kamen, aber mit denſelben ſo wenig durchſetzten, daß dem Kaiſer vielmehr von neuem achtzig Römermonate, und von dem Herzog von Braunſchweig, und dem Kurfürſten von Sachſen noch beſondere Unterſtützungen verſprochen wurden, ſo verbanden ſich der Kurfürſt von der Pfalz, Friedrich IV., der Adminiſtrator von Straßburg, der Landgraf Moriz von Heſſen, die Markgrafen von Anſpach und Baden, in einer Zuſammenkunft zu Heidelberg dahin, daß ſie wider den Vollzug der Reichshofrathsurtheile, wodurch ihre Rechte gekränkt würden, einander unverbrüchlich beiſtehen, und daß ſie für die Entſcheidung der wichtigſten Religionsangelegenheiten ein beſonderes Obergericht, worüber der Kurfürſt von der Pfalz die Direktion erhalten, jeder mit einbegriffene Stand aber einen Beiſitzer ſtellen ſollte, errichten wollten. In dieſer heidelbergiſchen Zuſammenkunft wurde auch vorgeſchlagen, daß man die Holländer, dann in- und ausländiſche Fürſten zu einem Beiſtand anrufen ſollte, und man ſchickte wirklich einen Abgeordneten, den Landgrafen Moriz von Heſſen, nach Paris, mit dem Auftrage, von König Heinrich IV. Hülfsvölker zu begehren.

Während ſich jene proteſtantiſchen Stände ſo ſehr angelegen ſeyn ließen, die Ausſprüche des Reichshofrathes in Dingen, von welchen ſie behaupteten, daß ſie unmittelbar nur vom Kaiſer und dem Reichstage zugleich entſchieden werden könnten, zu ſchwächen, und dieſelben aus ihrer Gültigkeit zu ſetzen, unternahm eben dieſer Reichshofrath, als der weit entfernt war, die fortgeſetzten Proteſtationen jener Stände zu achten, einen, dieſen Ständen höchſt auffallenden Schritt. In der (einſt bayeriſchen, damals aber zum ſchwäbiſchen Kreiſe gezählten) Reichsſtadt Donauwörth hatten ſich mehrere Bürger zur Lehre des Luther, bald, nachdem dieſe Lehre ausgebreitet wurde, erklärt, und ihre Zahl, und mit dieſer ihr Muth, wuchs ſo ſehr, daß ſie ſich an den ſchmalkaldiſchen Bund anſchloßen, durch deſſen Mitwirkung die öffentliche Ausübung der katholiſchen Religion und ihrer Ceremonien unterdrückt wurde. Kaiſer Karl V., nachdem er jenen Bund zernichtet hatte, räumte den Katholiſchen ihre Rechte wieder ein; allein der Herzog Moriz von Sachſen benahm ſie ihnen wieder, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, indem Kaiſer Karl V., nachdem die Mißhelligkeiten mit dem Moriz beigelegt waren, die Katholiſchen abermal in die freie Uebung ihrer Religion und deren Gebräuche zurückſetzte; doch allmählig bekamen die proteſtantiſchen Bürger die Oberhand, ſo daß ſie im Jahre 1577 ein Geſetz machten, vermöge deſſen Niemand zum Bürger ſollte angenommen werden können, der ſich nicht von proteſtantiſchen Predigern trauen, und ſeine Kinder taufen laſſen wollte. Der katholiſche Gottesdienſt wurde allein im Benediktinerkloſter zum heiligen Kreuz noch geſtattet, und außer der Kirche deſſelben war die Abhaltung der öffentlichen Feierlichkeiten, zumal die öffentliche Ertheilung der katholiſchen Sterbſakramente gehemmt. Ueber dieſe Einſchränkung beſchwerte ſich der Biſchof von Augsburg, Marquard, in deſſen Kirchenſprengel Donauwörth lag, bei dem Kaiſer, welcher dann auch ſogleich befahl, die Katholiſchen ungekränkt in der öffentlichen ſowohl als Privatausübung ihrer Religion zu laſſen. Im Frühjahr 1605 wollte der Abt proceſſionsweiſe durch die Stadt gehen, wurde aber daran mit Gewalt gehindert. Nun wandte ſich der Biſchof im Namen des Abtes nach Prag an den kaiſerlichen Reichshofrath, welcher ſogleich ein Mandat (worin vorkam, daß man in Donauwörth „bei Leichen die Vortragung des Kreuzes, und daß der Prieſter in ſeiner Stole gehe, nicht leiden wolle; daß man den das Sakrament zu den Kranken tragenden Geiſtlichen die Lichter und das Niederfallsglöcklein verwehre; daß man neue katholiſche Bürger in der Stadt nicht leiden wolle; daß die Katholiken auch ihre Kinder im Kloſter taufen zu laſſen abgehalten, und zur Taufe in die lutheriſchen Kirchen zu gehen gezwungen werden wollen ꝛc.“) an den

Magiſtrat erließ, binnen ſechsunddreißig Tagen bei dem kaiſerlichen Hoflager zu Prag zu erſcheinen, und zu hören, wie die Stadt der Strafe des Landfriedensbruches verfallen ſey, oder ſtatthafte Gegengründe vorzubringen. Dieß Mandat, welches bereits den 25. October 1605 ausgefertigt, und dem Abte zugeſandt worden war, wurde dem Magiſtrat von dem Abte (ob mit Abſicht, oder Zufall, iſt unbekannt) erſt den 28. Hornung 1606, und zwar gerade an einem Tage zugeſtellt, an welchem eben zwei Stunden darnach die Leiche eines katholiſchen Bürgerſohnes begraben werden ſollte. Der Abt veranſtaltete auch ſogleich ein feierliches, ganz nach katholiſchem Gebrauche eingerichtetes Leichenbegängniß, ungeachtet der Magiſtrat noch vor demſelben eine mündliche, und nachher eine ſchriftliche Proteſtation bei ihm eingelegt hatte, mit dem Erſuchen, einſtweilen alles, wie es ſeit einiger Zeit gehalten wurde, ſo lange zu belaſſen, bis ein Urtheil des kaiſerlichen Reichshofrathes, an welchen ſie die Gründe ihres Verhaltens gelangen laſſen, erfolgt ſeyn würde; allein der Abt veranſtaltete ſogleich wieder, und zwar den 11. April 1606 eine feierliche Prozeſſion mit Kreuz und fliegenden Fahnen in Begleitung von fünf Kloſtergeiſtlichen, nach dem benachbarten Orte Ochſenheim, worüber die lutheriſchen gemeinen

Einwohner anfangs und während des Auszuges nach dem Donauthor zwar nur lachten und ſpotteten, beim Rückzug aber das Thor beſetzten, über die Prozeſſion herfielen, drei Fahnen mit Kolben und Stangen zu Boden ſtürzten, und die katholiſche Gemeinde mit ihren Geiſtlichen auseinander jagten. Der Magiſtrat hatte zwar dieſes Benehmen des Pöbels keineswegs gebilligt, ſondern vielmehr denſelben, der aber nach ſeiner Art auf nichts hörte, abgemahnet; gleichwohl zog ihm der Vorfall ein wiederholtes, reichshofräthliches Mandat zu, mit dem geſchärften Befehl, binnen ſechsunddreißig Tagen nach Prag zu kommen, und zu ſehen, wie die Stadt in die Strafe des vorigen Mandats, nämlich die Acht, verfallen ſey, oder ſeine Einreden, warum ſolches nicht geſchehen ſoll, anzubringen, ſammt weiterm ſtrengen Auftrag, bei Strafe der Aberacht, oder des wirklichen Vollzugs der Acht, nichts weiter gegen den Abt, oder ſonſtige Katholiſche zu unternehmen. Als ſich hierauf der Magiſtrat dahin entſchuldigte, daß er an dem Auflauf keinen Theil genommen, und daß er übrigens die an ihn erlaſſenen reichshofräthlichen Mandata ſeinen Befugniſſen nachtheilig zu ſeyn erachtet habe, machte Kaiſer Rudolph II. (den 7. März 1607) dem Herzog Maximilian von Bayern den Auftrag,

„daß er, als ein nahegeſeſſener anſehnlicher Fürſt des Reiches, Einſehen verwenden, und die Katholiſchen vor weiterm Spott und Schaden bei Ausübung ihres Gottesdienſtes ſchützen ſoll.“ Rudolph erließ zu gleicher Zeit an den Magiſtrat und die Bürger ein ſehr gütiges Schreiben, worin er denſelben die Abſicht ſeiner Verfügung eröffnete, welche keine andere wäre, als den Land- und Religionsfrieden zu ſchützen, und den Magiſtrat, wider den Muthwillen des Pöbels, bei ſeinem Anſehen zu erhalten; allein der Magiſtrat hatte gerade zwei Tage zuvor, ehe ihm jenes Schreiben überbracht, und von den angekommenen bayeriſchen Kommiſſarien der an ihren Fürſten erfolgte kaiſerliche Auftrag kund gethan worden, eine ſchriftliche Proteſtation öffentlich anſchlagen laſſen, des Inhalts, daß, wenn der Abt am Marcustage abermal eine Proceſſion halten ſollte, „die Stadt ihm nichts eingeräumt, noch ſich des Rechts und des Beſitzſtandes, es ihm zu wehren, begeben haben wolle.“ Dieſer Anſchlag erhitzte die gemeinen Einwohner der Stadt dergeſtalt, daß ſie ſich an dem Tage, an welchem die Proceſſion vor ſich gehen ſollte, in verſchiedenen Rotten mit Waffen verſammelten, und dem Magiſtrat keine weitere Wahl und Macht ließen, als dieſe, die bayeriſchen Kommiſſarien inſtändig zu bitten, daß ſie auf der Proceſſion nicht ferner beſtehen möchten. Die Komiſſarien wichen der überlegenen Gewaltthätigkeit, und entfernten ſich. Nunmehr ſprach der kaiſerliche Reichshofrath über die Stadt Donauwörth die Acht, mit deren Vollzug (dieſer wurde, ſtatt des proteſtantiſchen, wiewohl zum ſchwäbiſchen Kreiſe gehörigen, und kreisausſchreibenden Herzog von Würtemberg, ebenfalls dem Herzog von Bayern übertragen) gleichwohl noch eingehalten wurde, indem der Magiſtrat ein demüthiges Bitt-, Entſchuldigungs- und Unterwerfungsſchreiben an den Kaiſer hatte ergehen laſſen. Während dieſes Aufſchubs der Achtvollziehung erſchienen wieder bayeriſche Kommiſſarien, und zwar in der nicht weit von Donauwörth entfernten bayeriſchen Stadt Rhain, forderten einige Perſonen des Raths und der Bürgerſchaft zu ſich, und trugen denſelben auf, ſich zu erklären, daß ſie bereit ſeyen, den kaiſerlichen Mandaten in allem Folge zu leiſten, zwei Bürger, welche als Hauptaufrührer der vorſichtige Magiſtrat ſelbſt zu Verhaft genommen hatte, auszuliefern, und die übrigen, welche ſich ebenfalls ungebührlich verhalten hätten, namhaft zu machen. Die Anweſenden von Donauwörth verſprachen die Ueberlieferung der zwei Gefangenen (doch mit dem Vorbehalt ihrer rechtlichen Einreden, da ſie der Sache nicht geſtändig; entſchuldigten ſich aber, daß ſie mehrere nicht namhaft zu machen wußten, und baten wegen des erſten Punktes, welcher das Verſprechen einer Folgeleiſtung enthielt, um einen Aufſchub von wenigſtens Einem Monat, indem darüber erſt ſämmtliche Bürger vernommen werden müßten. Nach einigen Tagen wurde durch die Vermittlung einiger von Pfalzneuburg zu Rhain angekommenen Abgeordneten, eine von den bayeriſchen Kommiſſarien vorgeſchriebene Erklärung, nach Rhain gebracht, welche die Zugeſtehung der völlig freien öffentlichen Religionsübung für den Abt vom heiligen Kreuz, und alle Katholiſche, die Ueberlieferung der beiden Gefangenen, und das Verſprechen, diejenigen, welche noch ferner als Schuldige angegeben werden dürften, auszuliefern, enthielt. Die Kommiſſarien reiſten ganz zufrieden, und mit der Zuſicherung der kaiſerlichen Gnade, um welche, ſo wie um den Erlaß des letzten Punktes, der Rath und die Bürger eine beſondere Bittſchrift an den Kaiſer ſchickten, nach Hauſe. mußten aber eben ſo bald wieder nach Rhain zurückkehren, indem die Bürger, und deren äußerer Rath, nachdem ſie endlich erfuhren, welche Erklärung der innere, oder kleine Rath unterſchrieben, und den bayeriſchen Kommiſſarien übergeben hätte, dieſen kleinen Rath ſammt dem Stadtſchreiber aus der Stadt jagten, und andere Magiſtratsperſonen wählten. Als ſie hierüber nach Rhain gefordert wurden, ſchickten ſie ohne Verzug einen Ausſchuß zu den Kommiſſarien, welche, weil die von ihnen verlangte Erklärung von allen Bürgern unterſchrieben werden ſollte, kein Bedenken trugen, ſelbſt nach Donauwörth zu kommen, wo ſich noch am Abend ihrer Ankunft nicht nur die gemeinern Bürger, ſondern auch Magiſtratsperſonen auf eine ſchändliche Art voll tranken, vor der Wohnung der Kommiſſarien lutheriſche Lieder ſangen, und auf den Gaſſen mit einem raſenden Jubel herum rannten, welchen nachher einige Berichterſtatter für eine Aeußerung der Freude, daß die Unruhen endlich einmal geendigt werden ſollten, andere aber für einen höchſt bedenklichen Vorboten der Dinge, welche am künftigen Morgen erfolgen dürften, erklärten. In dieſem letztern Sinne hatten den Tumult die bayeriſchen Kommiſſarien erklärt, und aus Furcht, im Amt, oder in Perſon mißhandelt zu werden, am frühen Morgen ganz unbemerkt die Stadt verlaſſen; doch da ſich die Bürgermeiſter und der Rath unverzüglich ſowohl bei dem Herzog Maximilian, als dem Kaiſer aufs beſte entſchuldigten, ſo wurde die Kommiſſion neuerdings, und zum letztenmal nach Rhain beordert, wo die Sache ſich endlich einmal dem gewünſchten Ausgange bereits zu nahen ſchien. Der Magiſtrat bewilligte, unter der billigen Mäßigung, daß die Schuldigen nicht von fremden Richtern, nicht nach fremden Geſetzen, unterſucht werden möchten, alle Bedingniſſe, und es fehlten nur noch die Unterſchriften der Bürger zu Donauwörth, von welchen der größte Theil ebenfalls friedlich geſtimmt war, als ein lutheriſcher Advokat von Neuburg, Doktor Roth *), die Bürger, welche ſich ſeines Rathes ſchon ehevor bedient hatten, ermunterte, ſich nicht zu fürchten, indem ſie, wenn es zu Thätlichkeiten kommen ſollte, von den Ulmerbürgern und andern gewiß unterſtützt, und überhaupt von den proteſtantiſchen Ständen auf dem nächſten Reichstag vertreten werden würden; ſie ſollten doch bedenken, daß es eine Religionsſache betreffe, worin eine voreilige Nachgiebigkeit ihnen und ihren Nachkommen zum höchſten Nachtheil, eine beherzte Standhaftigkeit aber zum ewigen Ruhme gereichen werde. — Mehr brauchte es nicht, die Menge anderes Sinnes zu machen. Dieſe ließ ihren Stadtdeputirten zu Rhain ſagen, daß ſie die den bayeriſchen Kommiſſarien zugeſagten Punkte

---

*) Ablzreiter.

zu bewilligen nicht geſinnt, ſondern entſchloſſen ſey, es gleichwohl auf die Acht, und deren Vollzug ankommen zu laſſen. Jener wurde auch bald darauf öffentlich verkündiget, und dieſer ins Werk geſetzt. Eine bayeriſche, und zwar (aus der gegründeten Beſorgniß, daß Truppen der Proteſtanten der Stadt zur Hilfe herbeikommen möchten) eine zahlreichere Armee, als außer jenem Umſtand zur Bezähmung der Stadt erforderlich geweſen ſeyn dürfte, (ſie zählte 10,000 Mann zu Fuß, und bei 500 zu Pferd, viele Kanonen ꝛc.) ſtellte ſich noch im December 1607 vor den Mauern der Stadt ein, und erhielt, wiewohl ſich die Bürger auf das thätigſte zur Vertheidigung gerüſtet hatten, die Uebergabe derſelben. Die Bürger, deren Bedrückung oder Mißhandlung den bayeriſchen Soldaten aufs ſtrengſte unterſagt worden war, wurden entwaffnet; dann wurde ein neuer Magiſtrat gewählt, auch hie und da ein bayeriſcher Beamter aufgeſtellt, die Pfarrkirche den Katholiken, zwei andere Kirchen aber den proteſtantiſchen Bürgern eingeräumt, überall die Ruhe und Ordnung hergeſtellt, und dann die Armee nach vierzehn Tagen, bis auf 400 Mann, wieder abgeführt. Die Stadt ſolle, wie ſich der Kaiſer einige Zeit darauf erklärte, ſo lange in den Händen der Bayern bleiben, bis ſie ſämmtliche Koſten erſtattet haben würde, was derſelben unmöglich, und ſie daher (was ſie ehemals war) wieder mit Bayern vereinigt blieb.

Ein ähnlicher Vorfall ereignete ſich, als durch den (im Jahre 1609 den 25. März erfolgten) Hintritt Herzogs Johann Wilhelm die Herzogthümer Jülich, Cleve, und Berg, wie auch die Grafſchaft Mark, und Ravensberg, dann die Herrſchaft Ravenſtein, für welche ſich viele Fürſten mit Anſprüchen meldeten, erledigt wurden. Das Geſammthaus Sachſen, dann der Kurfürſt von Brandenburg, Johann Sigmund, machten auf die ganze Verlaſſenſchaft, der Pfalzgraf zu Neuburg, Philipp Ludwig, aber, in Rückſicht ſeiner Gemahlinn Anna, als damaligen älteſten Schweſter des verſtorbenen Herzogs, auf die ſämmtlichen jülich-bergiſchen Lande Anſpruch, und der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, und Markgraf Karl von Burgau behaupteten aus dem Grunde, weil ihre Gemahlinnen ebenfalls Schweſtern des verſtorbenen Herzogs waren, daß die Verlaſſenſchaft in ſo viele Theile, als noch Schweſtern dieſes Herzogs vorhanden wären, getheilt werden müßte. Der Pfalzgraf von Neuburg und der Kurfürſt von Brandenburg nahmen von den Erbländern unverzüglich, wiewohl anfangs nicht gemeinſchaftlich, Beſitz, und hefteten ihre Wappen an alle Orte, wo dieß in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt. Kurpfalz zog alle, von dem letzten Herzog ingehabten pfälziſchen Lehen, Bergheim ausgenommen, an ſich. Kaiſer Rudolph, der nachher beſchuldigt wurde, daß er ſelbſt geneigt geweſen ſey, die Erbſchaft an ſich zu ziehen, wollte erſt, daß die erledigten Länder einſtweilen durch die Herzoginn Wittwe, Antonia von Lothringen, und einige von ihm abgeordnete Räthe verwaltet, und daß die Erbſchaftsſache auf dem Rechtswege bei ſeinem Hofe zu Prag unterſucht und entſchieden werden ſollte; und als ſich die Herren, welche nun einmal Beſitz genommen hatten, an ſeine Erklärungen ſo wenig kehrten, daß ſie vielmehr zu Dortmund einen Vertrag errichteten, und nachher wiederholten, daß ſie die ihnen angefallenen Herzogthümer, doch ohne Nachtheil anderer gegründeter Anſprüche, gemeinſchaftlich regieren wollten; als ſie ferner von dem größten Theil der Unterthanen die Huldigung einnahmen, ſo ließ Rudolph durch ſeinen Reichshofrath ein ſcharfes Mandat an alle jülichiſchen Stände und Unterthanen ergehen, worin ihnen bei Strafe der kaiſerlichen Ungnade, und der Acht befohlen wurde, ohne kaiſerliche Bewilligung Niemanden als Oberherrn zu erkennen, und die rechtliche Entſcheidung der Sache abzuwarten. Bald darauf erließ Rudolph ſelbſt an die beiden Fürſten und jülichiſchen Stände ein ähnliches Schreiben, worin er den Vertrag von Dortmund für nichtig erklärte, und jene von allen Werbungen einiger Truppen, womit ſie ſich in ihrem Beſitzthum zu erhalten geſinnt wären, die bereits angeworbenen Oberſten, Hauptleute, und alle Kriegsleute überhaupt aber bei den härteſten Strafen von ihrem Beginnen, und aller Dienſtleiſtung abmahnte. Auch hierauf wurde von den Theilen keine Rückſicht genommen.

Im Monat Auguſt 1609 traf eine kaiſerliche Kommiſſion, und an der Spitze derſelben der Erzherzog Leopold von Oeſterreich, Biſchof zu Paßau und Straßburg, im Jülichiſchen ein, mit der kaiſerlichen Vollmacht, „in dortigen Landen bis auf weitern Befehl, wo es ihm gut dünke, zu bleiben, mit den übrigen Kommiſſarien über alles Nothwendige ſich zu berathſchlagen, und alles nach Maßgabe der vorigen und künftigen kaiſerlichen Befehle ins Werk zu richten. — Jedoch alles dieſes einzig und allein zur Erhaltung des Kaiſers, und des Reichs Rechte, auch jeder der Erbes-Anſprecher Befugniß, und den Landen ſelbſt zum Beſten, keineswegs aber Jemand zu Schaden, oder Nachtheil.“ Erzherzog Leopold nahm auch ſogleich von der Stadt, und dem feſten Schloſſe Jülich, welches der Kommandant deſſelben, Rauſchenberger, den Fürſten und Beſitzern der Verlaſſenſchaft, nicht ausgeliefert, und es nur auf kaiſerlichen Befehl ausliefern zu können behauptet hatte, Beſitz, und befeſtigte noch mehr, und bewaffnete dieſe Hauptſtadt ſo geſchwind und gut, als in der Eile möglich war. Hierüber legten nun die beiden Fürſten, welche ſich des Beſitzes der Erbſchaft bemächtigt hatten, bei dem Erzherzog eine ſchriftliche Verwahrung ein, worin ſie unter andern ſagten, daß, „wenn etwann der Erzherzog den Gedanken haben ſollte, daß die Fürſten den Beſitz dieſer Lande gegen den Kaiſer ergriffen, oder auf deſſen Citationen und Gebote nicht die gebührende Acht genommen hätten, ſie hiemit bei Gott und ihren fürſtlichen Ehren bezeugten, daß ſie deßfalls in ungerechtem Verdacht ſtänden, indem ihnen nichts angelegeners ſey, als dem Kaiſer ſchuldigen Gehorſam zu beweiſen;" eine Verwahrung und eine Betheurung, welche bei dem unläugbar gegentheiligen, und vor Jedermanns Augen offen liegenden Betragen der Fürſten den Erzherzog in Erſtaunen ſetzen mußte; aber nicht nur an den Erzherzog, ſondern auch an den Kaiſer ſchickten jene zwei Fürſten eine Appellationsſchrift, welche ſie, nebſt einem ſogenannten „Bericht der brandenburg- und neuburgiſchen Gewalthaber an Potentaten, Kurfürſten und Stände" überall bekannt machten, und auf die ihnen ertheilten Antworten ſogleich wieder mit Gegenantworten zum Vorſchein kamen. Die Sache wurde täglich verwirrter und ernſthafter, und es war leicht vorauszuſehen, daß es in Bälde zu Thätlichkeiten kommen würde. Zum offenbaren Nachtheil und nachher erfolgten Unglück von Deutſchland wandten ſich ſämmtliche Theile noch vorher an auswärtige Könige und Staaten um Hilfe, oder um die Gefälligkeit, dem Gegentheile keine Hilfe zu leiſten. Zu Ende des J. 1609 brach endlich der Krieg aus, und wurde, eine kurze Zeit, wo man Friedensunterhandlungen ſuchte, ausgenommen, mit Heftigkeit fortgeſetzt. Der Hauptangriff, welchen die für die zwei Fürſten fechtenden Truppen unternahmen, galt der Hauptſtadt Jülich, worin ſich der eben ſo geſchickte, als tapfere, Rauſchenberger um ſo mehr halten zu können hoffte, als König Heinrich IV. von Frankreich den 13. Mai 1610 (durch einen Meuchelmord) aus der Welt geſchafft, und die kaiſerliche Parthei voll der Hoffnung war, daß nunmehr von Frankreich kein Beiſtand für die Gegenparthei ankommen würde; allein da der Entſchluß, dieſen zu leiſten, nicht im perſönlichen, vorübergehenden

Willen des entleibten Königs, ſondern im befeſtigten Syſtem des franzöſiſchen Hofes gegründet war, ſo vereinigte ſich mit dem vor Jülich bereits beſtandenen Belagerungskorps noch eine franzöſiſche Armee von 12,000 Mann Fußvolk, und 2000 Reitern, welchen die kaum noch 2000 Mann ſtarke Beſatzung in Jülich länger zu widerſtehen, ſchlechterdings außer Stand war; der Kommandant erhielt eine (den 1. Sept. 1610) zu Stand gebrachte, ehrenvolle Kapitulation, und der Krieg in den jülichiſchen Landen war geendigt. Die beiden Fürſten von Pfalzneuburg und Kurbrandenburg blieben im Beſitz der ganzen unvergleichlichen Erbſchaft; worin ſie überdieß eine Begebenheit, welche zur nämlichen Zeit wider ſie gerichtet wurde, ſtatt ſie in ihrem Beſitze zu ſtören, darin vielmehr zu befeſtigen ſchien. Es hatten nämlich die ſämmtlichen ſächſiſchen Häuſer jene Anſprüche auf die jülichiſche Erbſchaft, mit welchen der Kurfürſt von Sachſen, Auguſt II., unmittelbar nach der Erledigung derſelben zum Vorſchein gekommen war, auf einem eigenen Zuſammentritt zu Naumburg in Berathſchlagung genommen, und da ſie hinlängliche Gründe, welche ſie durch den Druck bekannt machten, zur Behauptung ihrer Geſammtanſprüche gefunden zu haben ſich ſchmeichelten, den Kaiſer um die Belehnung mit jener Erbſchaft angegangen; und dieſe Zumuthung hatten ſie, wiewohl ſie von England, Spanien, den Niederlanden, dann den wichtigſten der bei der Union ſtehenden Fürſten, bei welchen ſie ſich ebenfalls um Unterſtützung, oder doch um Beifall meldeten, keine günſtige Antworten erhielten, bei dem Kaiſer durch wiederholte Vorſtellungen und Bitten durchzuſetzen geſucht, und endlich wirklich durchgeſetzt. Der Kaiſer ließ ſich von einigen der vornehmſten Reichsfürſten, welche er in ſeinen eigenen Angelegenheiten nach Prag, wie eben vorkam, berufen hatte, über die Forderungen der ſächſiſchen Fürſten einen Vortrag machen, und da dieſer nach den Wünſchen jener Fürſten ausfiel, ertheilte er zu Prag den 27. Juni 1610 dem Kurfürſten Auguſt II. für das Geſammthaus Sachſen über ſämmtliche erledigte Lande eine feierliche Belehnung; und um ſeiner Seits alles zu thun, was er nur immer damals thun konnte, um ſeiner Belehnung einigen Erfolg zu verſchaffen, veranſtaltete er zu Köln eine Zuſammenkunft, wozu er die bei ihm zu Prag verſammelten Fürſten, dann die ſtreitenden Theile zu kommen erſuchte. Der Kurfürſt von Trier, und der Graf von Hohenzollern waren Kommiſſarien, Mainz, Braunſchweig und Heſſen Vermittler. Die Fürſten von Brandenburg, Neuburg, von Kurpfalz, ferner Frankreich, Holland und England erſchienen durch Geſandte, und die Unterhandlungen dauerten einige Wochen fort, wiewohl bei den Forderungen, von welchen beide Theile ausgehen zu müſſen glaubten, ſogleich zu ſehen war, daß die Sachen am Ende der Berathſchlagungen in dem nämlichen Zuſtande, in welchem ſie ſich zu Anfang derſelben befanden, verbleiben würden. Die kaiſerlichen Kommiſſarien, mit welchen auch die vermittelnden Herren einverſtanden waren, verlangten eine unbedingte Herausgabe ſämmtlicher erledigter Länder, und dann die Erkennung des Reichshofrathes zu Prag als Richter; die beſitzenden Fürſten erklärten ſich, daß ſie erbötig ſeyen, bis zum Ausgange der Sache, den Beſitz und das Regiment der Lande auf die alte Weiſe, im Namen des Kaiſers fortzuführen, und ſich der Entſcheidung eines Fürſtengerichts, aber keineswegs des Reichshofrathes zu unterwerfen. Auf dieſen Forderungen und Erklärungen beharrten beide Theile, und mit dieſen ſchieden ſie im Nov. 1610 auseinander.

Waren die proteſtirenden Fürſten ſchon lange vorher mit dem Reichshofrath unzufrieden, und geneigt, ſich wider ſeine Verfügungen in Dingen, welche, gemäß ihrer Behauptung, allein der Entſcheidung des Kaiſers und geſammten Reiches zuſtändig waren, zu vereinigen, ſo wurde ihnen derſelbe während der letztern Vorfälle vollends unerträglich, und die Spannung ihrer Gemüther hatte den höchſten Grad erreicht, als ſich Umſtände ereigneten, welche einen offenen Ausbruch der ſo lange und ſo heftig gährenden Unzufriedenheit auſſerordentlich begünſtigten. Dieſe aufmunternden Umſtände, ohne deren Erſcheinung die proteſtirenden Fürſten noch lange zurückgehalten haben dürften, ergaben ſich in dem Verfall der Einigkeit unter den öſterreichiſchen Prinzen, indem des Kaiſers Bruder, Mathias, damit umgieng, ſich der Regierung der öſterreichiſchen Erbländer zu bemächtigen. Kaiſer Rudolph II. hatte nämlich jenen Frieden, welchen in ſeinem Namen ſein Bruder Mathias im Jahre 1606 mit dem Potſchkai und dem Waffenſtillſtand, welchen er mit dem türkiſchen Großſultan Achmed I., eingegangen hatte, (ſ. oben) nichts weniger, als ſeinen Beifall gegeben; er mußte ſchon zu ſeiner Einwilligung, daß Mathias mit dem Potſchkai einen Vertrag verſuchen durfte, durch ungeſtüme Vorſtellungen und Bitten genöthigt werden, äußerte aber fortwährend ſeine Abneigung zu einer gütlichen Beilegung, ſo, daß darüber die Sicherheit der öſterreichiſchen Staaten in die größte Gefahr gerieth. Dieſe wurde endlich ſo dringend, daß ſich der Erzherzog Mathias mit einigen ſeiner nächſten Anverwandten, nämlich mit ſeinem Bruder Maximilian, dann den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian Erneſt von Steyermark über den höchſt mißlichen Zuſtand der Sachen und deren Hilfsmittel in eine geheime Berathung einzulaſſen für nöthig fand, welche eine den 25. April 1606 errichtete Vereinigung der eben genannten Herren (ſie wurde vom Erzherzog Albrecht mit einer beſondern Urkunde befeſtigt) zur Folge hatte, vermöge deren der Erzherzog Mathias zum Haupt des Erzhauſes Oeſterreich ernannt, und ihm von Seite jener Prinzen bei ſeinen Verhandlungen im Voraus alle Genehmigung, und ein gemeinſchaftlicher Schutz und Beiſtand verſprochen wurde. Mathias gieng unmittelbar nach dieſer Vereinigung, von deren Entwicklung nachher das Nöthige vorkommen wird, jene vorgenannten Verhandlungen mit dem Potſchkai und dem Großſultan ein, ohne damit zum Ziel zu kommen, indem Kaiſer Rudolph, ungeachtet ſeiner zu jenen Verhandlungen förmlichſt gegebenen Einwilligung, dieſelben nicht nur nicht genehmigte, ſondern ſogar öffentlich dagegen proteſtirte, und ſogleich wieder auf das Jahr 1606 einen Reichstag nach Regensburg ausſchrieb, welcher aber erſt im Jahre 1608 eröffnet wurde. Die Türken, welche nicht wußten, wie es mit den vom Kaiſer Rudolph nicht unterzeichneten Verträgen gehalten werden ſollte, fuhren mit ihren Streifereien fort, und die Stände von Siebenbürgen, um doch Jemand zu haben, dem Jedermann gehorchen müßte, wählten ſich, nach dem Hintritte des Potſchkai, zuerſt den Sigmund Rackozi, und als dieſer die Zumuthung bald wieder ablehnte, den Gabriel Bathori zu ihrem einſtweiligen Oberhaupt.

Der regensburgiſche Reichstag vom Jahre 1608 wurde in Hinſicht ſeiner Folgen unendlich wichtig, und in der ganzen deutſchen Reichsgeſchichte vorzüglichſt merkwürdig. Sowohl die katholiſchen, als die proteſtirenden Fürſten beſuchten denſelben wohl vorbereitet, und entſchloſſen. Das Haupt der proteſtirenden Fürſten, der calviniſch geſinnte Kurfürſt Friedrich IV. von der Rheinpfalz, arbeitete mit einem raſtloſen Ungeſtüm an ſeinem Vorhaben, die lutheriſch geſinnten Fürſten, mit denen er ſeit langer Zeit einen vertrauten Briefwechſel unterhalten hatte, zu einer förmlichen Vereinigung zu bereden; allein es wollte ihm anfänglich weder bei dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, noch bei dem Herzog Friedrich von Würtemberg, welche beide Herren der Meinung waren, daß, ehe man an eine Vereinigung wider andere dächte, ehevor erſt eine Vereinigung des Geiſtes, des Herzens und Gemüthes unter ihnen hergeſtellt werden müßte, am wenigſten aber an dem kurſächſiſchen Hofe gelingen, an welchem man die vorliegenden Sachen ganz uneingenommen betrachtet, das unzeitige Treiben des kurpfälziſchen Hofes niemals gebilligt, und daher ſchon im Jahre 1601, wegen der Reviſion der vier Kloſterſachen alle Reviſionen eingeſtellt wurden, der damalige kurſächſiſche Adminiſtrator, Friedrich Wilhelm, an Kurpfalz geſchrieben hatte: „Er habe mit Bedauern vernommen, daß die ſämmtlichen Reviſionen ins Stecken gerathen, und man unverrichteter Dinge von einander geſchieden ſey; weßwegen er ſich leicht die Rechnung machen könne, daß zuletzt ſolchergeſtalt die ganze Juſtiz, und die ordentlichen im Reiche verfaßten Mittel, wodurch bisher die Stände von beiden Religionen beieinander gehalten worden, aufgehoben, und daß dieſer Vorfall noch bei den ohnedieß gefährlichen Zeiten, zu mehrerer Trennung, und endlich zu unwiderbringlichem Unheil im Vaterland, Urſache geben werde. Er ſeines Orts erinnere ſich wohl, was bei der Zuſammenkunft in Kaſſel im vorigen Jahr, zwiſchen ihnen beiden nämlich, dieſer vier Kloſterſachen halber verhandelt worden, und was er dem Kurfürſten damals für Vorſchläge gethan. Er hätte auch ſeine Räthe zu Speyer dahin inſtruirt, daß ſie ſuchen ſollten, zu machen, daß dieſe vier Sachen nicht vorgenommen würden. Aber das wären oft genannte vier Sachen nicht werth, daß dadurch die andern hochwichtigen Sachen alle ins Stecken gerathen ſollten. Indeſſen habe er vernommen, daß man pfälziſcher Seits, wider alle Erörterung dieſer vier Sachen, anders, als vor Kaiſer und Reich feierlichſt proteſtirt; hingegen katholiſcher Seits, aus einigen von ihnen angegebenen Urſachen, inſonderheit der Folgen halber, in die Ausſetzung der vier Sachen, und Trennung derſelben von den übrigen, nicht willigen wollen, daher man dann unverrichteter Sachen, und nicht ohne großen Verdruß von einander gegangen; welches er dann alſo dahin geſtellt ſeyn laſſen müſſe. Wann nun aber der Zuſtand ſo bleibe, kein Theil weichen, ſolchergeſtalt die Juſtiz gehemmt, und auch ſo manchen Ständen in ganz politiſchen Sachen zu einem Endurtheil zu kommen unmöglich gemacht werden wollte, mithin es auf die letzt gar zu Thathandlungen zwiſchen den Ständen, oder zum Verfall des kaiſerlichen und kammergerichtlichen Anſehens gerathen ſollte, ſo hätte er, der Kurfürſt, leicht zu erachten, was für

Gefahr dieſes bringen könne. Vor dieſer Zeit ſey es, beſonders bei Aufrichtung des Religionsfriedens, durch Bemühung wohlgeſinnter Männer beider Theile dahin vermittelt worden, daß ſich die Katholiſchen in Betreff der damals eingezogen geweſenen geiſtlichen Güter beſänftigen ließen, daß wegen der ferneren Reformation in den proteſtantiſchen Landen eine leidliche Vergleichung gemacht worden; dabei ſich das ganze Reich (bis auf einige Ausnahmen) gar wohl befunden, und ein Theil den andern mit Sanftmuth getragen habe. Wenn nun die Sachen der eingezogenen geiſtlichen Güter wieder ſo eingerichtet werden könnten, ſo wäre es wohl das Wünſchbarſte von allem. Wenn aber dieſes, wie es nun faſt ſcheine, nicht geſchehe, ſo ſehe man ſächſiſcher Seits nicht, was nach dem Buchſtaben des Religionsfriedens mit Beſtand weiter vorgenommen werden könnte; denn, zu einiger Thathandlung, oder zu ſolchen Mitteln, dadurch den Ständen beider Religionen zu mehrerer Verbitterung oder innerlicher Empörung Anleitung gegeben würde, könne man keineswegs rathen. Da ihm, dem Adminiſtrator, nun dieſe ſehr verwirrte Sache von Herzen nahe gehe, und er nicht ſehe, wie derſelben ohne gänzliche Zerrüttung geholfen werden möge, ſo bitte er den Kurfürſten freundlichſt und inſtändigſt, ſeines Orts auf Wege bedacht zu ſeyn, daß das Uebel, welches aus Trennung, und vermuthlicher Thathandlung entſtehe, vermieden bleibe, und die ganze Reichsjuſtiz nicht ins Stecken gerathe ꝛc.“ Aber dieſe Grundſätze voll reifer Klugheit und Mäßigung wurden bei andern Fürſten, welche dabei ihren Vortheil nicht zu ſehen glaubten, wenig in Betracht gezogen, und nun kamen vollends vom franzöſiſchen Hofe Verſprechungen an, welche, wenn man gleich offenbar nichts ſehen mußte, um nicht wahrzunehmen, daß ſie keineswegs die Unterſtützung der proteſtantiſchen Religion, ſondern die Trennung der Deutſchen zum Zweck haben, dennoch ihre volle Wirkung thaten. Der katholiſche König, Heinrich IV., deſſen Aufträge der von Frankreichs Dienſten zurückkehrende Fürſt, Chriſtian von Anhalt-Deſſau mit ſich brachte, „bedauerte die proteſtantiſchen Fürſten, daß ſie ſich von Seite ihrer Feinde (des Kaiſers und der katholiſchen deutſchen Fürſten) in Umſtänden befänden, welche den Verluſt ihrer Rechte und Freiheiten, und zuletzt ihrer Länder befürchten ließen; er ſey bereit, ſie wider alle Bedrückungen zu ſchützen, in der Hoffnung, (wie er ſich ein anderesmal äußerte) daß er und ſein Königreich verhältnißmäßig auch Theil bekommen werden an der Ehre, dem Nutzen, und den Vortheilen, die man erhalten wird, vermöge derjenigen Mittel, die zu dieſem Zweck werden verabredet werden.“

Von Seite der Katholiſchen munterte man ſich nicht weniger wechſelweiſe einander auf, bei den bisher aufgeſtellten Grundſätzen, und der Vertheidigung der hergebrachten Rechte zu verharren, und dieſe auf dem folgenden Reichstage unabweichlich zu behaupten, ja der Biſchof Wolfgang von Regensburg ließ um eben die Zeit, als der Reichstag zuſammen kommen ſollte, an die katholiſchen Fürſten beſondere Schreiben herumgehen, worin er die Abſichten und Anträge, mit welchen die Proteſtirenden auf dem beſagten Reichstage zum Vorſchein kommen würden, und die Folgen ſchilderte, wenn man eine neue Erklärung des Religionsfriedens dahin, daß auch in katholiſchen Ländern jedem ohne Unterſchied frei geſtellt werden ſollte, zu welcher Religion er ſich bekennen will, bewilligen wollte, indem die Proteſtirenden, wie die Beiſpiele mit den Reichsſtädten zeigten, anfangs zufrieden waren, das Bürgerrecht zu erlangen, ſich aber bald in Aemter und Magiſtratsſtellen eindrangen, und zuletzt die katholiſche Religion zu unterdrücken und auszurotten ſuchten.

Mit dieſen Vorbereitungen von beiden Theilen wurde im Jahre 1608 den 12. Jänner der Reichstag zu Regensburg eröffnet. Der Erzherzog Ferdinand (von der gräziſchen Linie) vertrat die Stelle des Kaiſers, und ließ die Punkte der gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen nach der folgenden Ordnung verkündigen :

1) Sollte eine ergiebige Hilfe zur Fortſetzung des Krieges wider die Türken bewilligt, und beſtimmt werden, „ob man entweder ein beſtändiges Gewiſſes beſtimmen wolle, wovon der Kaiſer zu aller Zeit dem gemeinen Feind widerſtehen könnte, oder ob man 24,000 Mann auf einige Jahre auf den Beinen zu halten unternehmen wollte, die auf jeden erforderlichen Fall gegen die Türken bereit ſtänden, oder ob man alle Jahre ſo viel geben wolle, als zum Unterhalt von dieſer Anzahl Mannſchaft hinreichend ſey.“
2) Sey des Kaiſers ernſtlicher Wunſch, daß das Juſtizweſen dießmal mit Eifer vorgenommen, und ſo betrieben werde, daß man nicht nöthig habe, noch einmal deshalb zuſammen zu kommen.
3) Sollen die niederländiſchen Sachen wieder in Ueberlegung genommen;
4) das Münzweſen, und
5) die Reichsmatrikel berichtiget werden.

Die katholiſchen Kurfürſten und Fürſten ließen ſich dieſe Ordnung der Berathſchlagungsgegenſtände gefallen; allein die Stimmen der proteſtantiſchen giengen dahin, daß man an die Ordnung, welche im kaiſerlichen Vortrag vorkäme, keineswegs gebunden, und daß vor allen Dingen die Verbeſſerung der Juſtiz vorzunehmen ſey. Nun entſtand ein Schriftenwechſel, worin von Seite der proteſtirenden Fürſten und Stände, welche ſogar eine beſondere Zuſammenkunft, damals der evangeliſche Correſpondenzrath genannt, hielten, in der Hauptſache noch weiter gefordert, und darauf beſtanden wurde, daß die bei dem Reichshofrath gewöhnliche Proceßordnung abgeſchafft, und proteſtantiſche Beiſitzer in dieſes Collegium aufgenommen, daß alle Proceſſe, welche die katholiſche Kleriſei wider die Proteſtanten erhoben hätte, aufgehoben, und vorzüglich, daß in Sachen, welche die Religion und die Hilfsgelder beträfen, nichts mehr durch die Mehrheit, ſondern nach dem Werth der Stimmen beſchloſſen, daß Donauwörth zurückgeſtellt werden ſollte u. ſ. w. Vier volle Monate wurden mit der Beantwortung ſolcher Zumuthungen, und mit den Gegenantworten zugebracht, als endlich die proteſtirenden Geſandten erklärten, daß ſie, nachdem ihnen ihre Begehren nicht bewilligt werden wollen, befehligt ſeyen, nach

Hauſe zu reiſen, und ungeachtet eines überaus höflichen und glimpflichen ſchriftlichen Anſuchens des Erzherzogs, daß ſie wenigſtens nur ſo lange, bis von Prag eine endliche Erklärung des Kaiſers angekommen ſeyn würde, warten möchten, wirklich abreiſten. Auch der Erzherzog reiſte ab. Alles gieng mit der gegründeten Furcht, daß es nunmehr zum Ausbruche eines unabſehlichen einheimiſchen Krieges kommen müßte, und mit banger Erwartung der künftigen Begebenheiten, auseinander.

Auch begannen nunmehr ſogleich förmliche Verbindungen der Deutſchen wider Deutſche. Der Kurfürſt Friedrich IV. von der Rheinpfalz veranlaßte zu Alhauſen (oder wie von andern geſchrieben wird, Aſchhauſen) am Odenwald im Fränkiſchen, eine Zuſammenkunft ſolcher Fürſten, von deren gleichgeſtimmten Geſinnungen er vorzüglich unterrichtet war. Sechs derſelben, nämlich außer Kurpfalz, die zwei Markgrafen von Brandenburg, Baden, Würtemberg, Pfalzneuburg, erſchienen perſönlich, und den 4. Mai 1608 unterzeichneten ſämmtliche Anweſende eine Verbindung oder Union, von deren Zweck ſie, um nicht geradezu Jemanden zum Feinde zu machen, in allgemeinen Ausdrücken ſagten, daß derſelbe keineswegs dahin gehe, ſich dem Kaiſer und dem

Reiche, noch ſonſt Jemanden im Reiche, ſondern allein demjenigen, welcher den allgemeinen deutſchen Verbindungen, als dem Landfrieden, auch ſonſtigen Reichsabſchieden, und der Executionsordnung entgegen handeln würde, zu widerſetzen. Dieſer Verein wurde auf zehn Jahre, doch ſo, daß zwei Jahre vor dem Ende eine neue Zuſammenkunft gehalten werden ſollte, geſchloſſen, und darüber ein beſonderer, in zwölf Punkten beſtandener Vertrag errichtet, worüber der Kurfürſt von der Pfalz das Direktorium auf ſich nahm. In einer zweiten, den 27. Juli zu Rothenburg an der Tauber gehaltenen Verſammlung, wobei ſich ſchon mehrere Mitglieder einfanden, wurde bereits wegen der Kriegspoſten, der Beſtellung und Beſoldung eines Kriegsoberſten u. ſ. w. und anderer kriegeriſchen Einrichtungen das Nähere beſtimmt, Geſandtſchaften nach Frankreich, England, und verſchiedenen Ortſchaften in Deutſchland abgeordnet, und Donauwörth der beſondern Fürſorge des Herzogs von Würtemberg, Johann Friedrich, empfohlen. Der Markgraf Joachim Erneſt von Brandenburg wurde zum Direktor und General der Union außer den unirten Landen, der Fürſt Chriſtian von Anhalt zum General-Oberſtlieutenant deſſelben, der Markgraf von Baden zum General der Reiterei, des Herzogs von Würtemberg Bruder, Julius Friedrich, dann der Graf Kraft von Hohenlohe zu Oberſten, und zwar, ſo lange ein Krieg dauern würde, mit beträchtlichen monatlichen Beſoldungen ernannt. Auf zweien andern, im Monat Mai 1609, dann im Jänner 1610 zu Halle in Schwaben verſammelten Bundestagen wurde die Union vollends recht befeſtigt, und wie wichtig ſie wurde, läßt ſich aus der Zahl und Wichtigkeit der Mitglieder, welche dem letztern Bundestag beiwohnten, ſchließen. Die ſämmtlichen pfälziſchen und brandenburgiſchen Häuſer, der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden, der Landgraf Moriz von Heſſen, zwanzig Grafen, ſieben Freiherren, die Abgeordneten von fünfzehn Reichsſtädten, und darunter die Direktorialſtädte, Straßburg, Nürnberg und Ulm, nebſt einem franzöſiſchen Abgeordneten, Herrn von Boiſſiſe, der mit ſeinen glänzenden Verheiſſungen die Entſchlüſſe der Anweſenden lenkte und beherrſchte, erſchienen auf demſelben, und es wurden nicht bloß ſolche Sachen, welche mit dem Religionsweſen verbunden, oder von dieſem wenigſtens veranlaßt worden waren, wie z. B. die Einnahme von Donauwörth war, ſondern auch ſolche vorgenommen, welche offenbar, wie z. B. die Streitigkeit wegen Jülich, keine Religionsſache betrafen, übrigens aber (wie ſchon oben erinnert worden iſt) beweiſen, daß es ſowohl der Union der proteſtirenden, als der (durch ſie veranlaßten) heiligen Liga der katholiſchen Fürſten keineswegs bloß darum, ob jedem Deutſchen die Wahl einer Religion freigeſtellt werden, oder bleiben ſolle, (was an und für ſich von keinem Menſchen einem andern Menſchen verwehrt werden kann) ſondern vielmehr um die höchſt bedeutenden Folgen, welche eine gänzliche Freiſtellung nach ſich ziehen mußte, zu thun war. Wie es nämlich einſt mit der Macht, und dem Uebergewicht der deutſchen Handelsſtädte dahin kam, daß es ſich ſtillſchweigend fragte, ob künftig deutſche Bürger, oder der Kaiſer und die Fürſten die Regierer von Deutſchland ſeyn ſollten; ſo kam es jetzt darauf an, ob künftig die katholiſchen Fürſten mit dem Kaiſer, oder ob die verbündeten proteſtirenden Fürſten das höchſte Anſehen im Reiche behaupten; ob die deutſchen Chor- und Domſtifter und Bisthümer, auf deren gänzliche Vernichtung die Grundſätze der proteſtirenden Fürſten zielten, für die katholiſche Geiſtlichkeit noch ferner erhalten; ob die mit den deutſchen Bisthümern verbundenen reichsfürſtlichen Würden und Stimmen auf den Reichstagen, bei ihrem herkömmlichen Beſtand geſchützt, oder ob ſie den proteſtantiſchen Fürſten überlaſſen, und ob mithin den Bekennern der katholiſchen Religion in der Folge die Stimmen, Stifter und Klöſter entriſſen, und ob am Ende vollends ſämmtliche katholiſche deutſche Fürſten und Staaten durch ihre Schwäche, mit welcher ihnen die Anhänger der neuen Lehre drohten, vernichtet werden ſollten.

Noch hatten auf den Reichstagen die katholiſchen Reichsſtände die Mehrheit der Stimmen, eben darum, weil ſie die geiſtlichen katholiſchen Stifte und Reichsklöſter auf ihrer Seite, und weil ſie zugleich den Gruntſatz angenommen hatten, die Stimmen derjenigen geiſtlichen Stifte, welche nach dem Religionsfrieden mit proteſtantiſchen Biſchöfen beſetzt, oder von proteſtantiſchen Landesfürſten eingezogen worden waren, niemals als gültig zu erkennen. Da nun, ſo lange jene Mehrheit der Stimmen vorhanden war, die Proteſtanten ſtets fürchten mußten, daß es den katholiſchen, an den Stimmen überlegenen Ständen einfallen möchte, die nach dem Religionsfrieden proteſtantiſch gewordenen Stifte mittels eines Reichstagsſchluſſes zurückzufordern, ſo hatten ſie nichts angelegeners, und nahmen zu verſchiedenen Einfällen ihre Zuflucht, um jene Stimmenmehrheit zu trennen. Erſt kamen ſie mit dem Antrag zum Vorſchein, daß auf künftigen Reichstagen nicht auf die Mehrheit, ſondern den Werth und die Weisheit der Stimmen Rückſicht genommen werden ſollte; dann forderten ſie auf Reichs- und Deputationstagen eine Stimmengleichheit, und da dieſe wider das Recht und Herkommen ſtreitende Zumuthung wieder keinen Eingang fand, ſo fiengen ſie an, ihre Länder unter ihre Anverwandten zu theilen, in der Abſicht, durch ſolche Theilungen ihre Stimmen auf Reichstagen zu vervielfältigen, und dadurch die Mehrheit der katholiſchen Stimmen allmählig aufzuheben. So wie ſich nun die katholiſchen Stände bei allen ſolchen Verſuchen und Unternehmungen ſtets auf die gegentheiligen Reichsgeſetze bezogen, und ſich entſchloſſen bezeigten, nichts, was jene Geſetze im geringſten ändern würde, zu bewilligen; ſo wie ſich ferner die Nachrichten, daß katholiſche Fürſten ebenfalls einen Bund unter ſich errichtet haben, immer mehr verbreiteten, ſo verdoppelten die unirten Fürſten ihren Eifer, ſich wider alle Gegenanſtalten in Verfaſſung zu ſetzen. Sie gaben dem Kaiſer von ihrer Union, und dem Zwecke derſelben Nachricht, ſtellten dem König von Frankreich, welcher äußerſt beſorgt war, daß ja das Erzhaus Oeſterreich nicht etwa gar die jülichiſchen Länder an ſich ziehen möchte, ein Verſprechen aus, daß ſie die Fürſten, welche den Beſitz derſelben ergriffen hatten, dabei ſchützen wollten, ſuchten den Kurfürſten Chriſtian von Sachſen, den König von Dänemark, ferner Pommern, Mecklenburg, die Hanſeeſtädte u. a. in ihren Bund zu ziehen, die Freundſchaft von England, dann den Generalſtaaten zu gewinnen, kündigten die Einrichtung ihrer Union in einem öffentlichen Manifeſt an, und veranſtalteten ſogar öffentliche allgemeine Gebete, um für ihre Sache den Schutz des Himmels zu erflehen, welchen durch ihre thätigſte Mitwirkung zu verdienen ſie es ihrer Seits an nichts erwinden ließen, indem ſie allenthalben Kriegsvölker ausrüſteten, und ſolche in Bewegung ſetzten. In einer neuen, den 27. Hornung 1610 zu Heidelberg gehaltenen Zuſammenkunft beſchloßen ſie, unverzüglich eine Unternehmung mit bewaffneter Hand zu wagen. Dieſe wurde wider den Erzherzog Leopold von Oeſterreich, als Biſchof von Paßau und Straßburg gerichtet, von welchem eben der Ruf gieng, daß er mit Anſtalten beſchäftigt ſey, ſich der jülichiſchen Lande zu bemächtigen. Man zeigte dabei den größten Ernſt, und ſuchte ſich, und alle nicht katholiſch geſinnte Deutſche zu bereden, daß die katholiſchen Fürſten unmittelbar darauf los arbeiteten, den gänzlichen Untergang aller deutſchen Fürſten und Stände, die nicht ihrer Religion wären, zu bewirken.

Die katholiſchen Fürſten und Stände legten, wie ſchon oben vorkam, den in der Union verbündeten Fürſten gerade eben dieſelben Abſichten bei, und ſahen in den neuaufgeſtellten Grundſätzen der Unirten (vermöge derer dieſe den 1555 zu Augsburg errichteten Religionsfrieden ſchlechterdings nach ihrem Dünkel erklärt wiſſen, und ſich weder nach der Mehrheit der Stimmen auf den Reichstagen, noch nach den Urtheilen des Reichskammergerichts und deſſen Reviſionen, ſobald ihnen etwas nicht behagte, fügen wollten, und ſogar ganz weltliche Sachen, wie die jülichiſche, in ihre Union zogen, mithin einen von allen Reichsgerichten abgeſonderten Körper bildeten) den Untergang aller katholiſchen Stifte, und eine kirchliche und politiſche Schwächung und Zertrümmerung aller katholiſchen deutſchen Staaten. Daß ſie bei ſolchen Ueberzeugungen und Erfahrungen nicht gleichgültig zuſahen, iſt leicht zu erachten, und der Bund oder die Union, welchen (unter der Leitung des kurfürſtlich-rheinpfälziſchen, und unter der Aufmunterung des franzöſiſchen Hofes) einige, und zwar ſo zahlreiche proteſtirende Fürſten und Stände unter ſich errichtet hatten, nöthigte ſie zu einer gleichen Anſtalt. Eine ſolche Anſtalt kam, nachdem die Unirten bereits drei Bundestage gehalten hatten, zu

München in Bayern den 10. Juli 1609 zu Stande, und die in der darüber aufgerichteten Urkunde unterzeichneten Fürſten waren: „Julius Biſchoue zue Würzburg, herzog zue Francken, Maximilian Pfalzgraue bei Rhein, herzog zue Ober= vnd Nider Bayre, Jacob Biſchoff zue Coßniz, Herr der Reichenaw und Oenningen, Hainrich Biſchoue zue Augſpurg, Leobold Erzherzog zue Oeſterreich, Biſchoue zue Straßburg vnd Paſſau, Herzog zu Burgundt, Graue zu Tyrol vnd Görz, Wolfgang Biſchoue zue Regenſpurg, Probſt vnd Herr zue Elwangen, Johan Chriſtoph Probſt vnd Herr zue Elwang, Heinrich Abbte zue Khempten.“ Die Abſicht, welche dieſe Fürſten zum Grunde ihrer Verbindung (dieſe wurde zum Unterſchied des gegentheiligen Bundes, oder der Union, eine Liga, und zwar die heilige genannt) feſtſetzten, erhellet ſogleich aus dem Eingange der Urkunde, worin geſagt wurde, „daß, nachdem eine geraume Zeit her im heiligen Reiche deutſcher Nation — die heilſame Reichsſatzungen und Verfaſſungen, inſonderheit der um die Erhaltung, den Frieden, und die Ruhe, und Einigkeit aufgerichtete, und von Ständen angenommene Religion — und Profanfriede nicht allein in einen beſchwerlichen Mißverſtand gezogen, ſondern auch mit gewaltſamen Thätlichkeiten, Eingrifſen und Handlungen vielmals überſchritten werden, — mithin höchlich zu ſorgen iſt, daß, wo dieſen Dingen noch länger zugeſehen würde, nach und nach im Reich ſolche Thathandlungen einreiſſen werden, bei welchen die friedliebenden, gehorſamen, katholiſchen Stände des Reichs, von den Unruhigen mit Gewaltthätigkeiten gekränkt und überzogen, und daraus gewiß nichts anders, als die Ausrottung der alten, wahren, allein ſelig machenden Religion, und derſelben Zugewandten, ferner die Unterdrückung aller gleichmäßigen Billigkeiten, Rechte und Reichsſatzungen zu gewarten ſeyn würde, ſie, die verbündeten Fürſten, ſich, wie ſolchem Unheil des Reichs zuvor zu kommen, und wie Jedermann ohne Unterdrückung bei ſeinem Rechte erhalten werden möchte, lange bedacht, und ſich letztlich und endlich zu mehrer Vollziehung und Handhabung des heiligen Reichs Satzungen, deſſen heilſamen und hochbetheuerten Religion- und Profanfriedens, und der darauf beſchloſſenen Executionsordnung, auch denſelben allerdings unabbrüchig, doch allein vertheidigungsweiſe entſchloſſen haben, ſich einander feſt und redlich beizuſtehen, und in ſolcher Hinſicht ein Bündniß zu errichten.“ Dieſes Bündniß wurde auf neun Jahre feſtgeſetzt, und nicht nur für die erſten Theilnehmer, ſondern auch für ihre Erben und Nachfolger verbindlich gemacht, übrigens aber dergeſtalt geheim gehalten, daß um die Artikel derſelben nur die Verbündeten wiſſen, und wenn andere Fürſten aufgenommen zu werden begehrten, nur der Bundesoberſte und deſſen Beigeordnete beſtimmen ſollten, ob demſelben die Aufnahme bewilligt werden dürfte. Weder der Kaiſer, von dem in den Bundesartikeln vorkömmt, daß man ihm zu künftiger gelegener Zeit eine Nachricht von dem Daſeyn des Bundes geben werde, noch der Pabſt, wußten anfangs etwas von der Entſtehung dieſes Bundes, noch weniger wurden ſie dabei zu Rath gezogen. Zum Oberſten deſſelben wurde der Herzog von Bayern, Maximilian I., zu Adjunkten oder Beiſtändern aber wurden im fränkiſchen Kreiſe der Biſchof von Würzburg, im bayeriſchen der Biſchof von Paßau, im ſchwäbiſchen der Biſchof von Augsburg gewählt.

Dieſe heilige Liga wurde bald durch den Beitritt mehrerer Fürſten verſtärkt. Noch im Jahre 1609 im Auguſtmonat traten die drei geiſtlichen Kurfürſten, mit dem Vorhaben, mit der Liga ſich zu vereinigen, zu Mainz zuſammen, und in der erſten Hälfte des Jahres 1610 wurde zu Würzburg ein allgemeiner Bundestag gehalten, auf welchem der ligiſtiſche Bund in zwei Direktorien und Diſtrikte, in das oberländiſche, aus Bayern, Franken und Schwaben beſtehende, dann in das rheinländiſche, getheilt, dieſem letztern der mainziſche Kurfürſt, Johann Schweickard, als Direktor vorgeſetzt, und jedem Diſtrikt und Direktor eine eigene Kaſſa angewieſen wurde. Im Auguſtmonat eben dieſes Jahres 1610 wurde wieder zu München, hauptſächlich wegen der Begebenheiten am Niederrhein, ein allgemeiner Bundestag gehalten, aus deſſen Abſchied vom 4. Sept. erhellet, daß die verbündeten Fürſten geglaubt haben, ſich bei den Gefahren, in denen ſich vorzüglich damals das Erzſtift Köln befand, nicht mehr bloß vertheidigungsweiſe verhalten zu müſſen. Der Herzog von Bayern ſollte ſchleunigſt 15,000 Mann zu Fuß, und 4000 zu Pferd herſtellen, und die Befugniß haben, in allen Ländern der Verbündeten zu werben. Auch ſollte der König von Spanien und der Pabſt, welche vor einiger Zeit von dem ligiſtiſchen Bund Nachricht erhielten, und Geldbeiträge verſprachen, gebeten werden, dieſe einige Monate vorſchußweiſe zu verdoppeln, was auch bei den Theilhabern der Liga geſchehen ſollte. Ferner ſollten durch Geſandtſchaften der König von Frankreich, der Herzog von Lothringen, und andere Fürſten und Staaten um ihre Vereinigung mit der Liga, oder doch um das Verſprechen, daß ſie die Union nicht unterſtützen wollten, erſucht werden. Der Herr von Tilly, ein Niederländer von Geburt, wurde zum Feldmarſchall, der Graf Riedberg zum Generalfeldzeugmeiſter, der von Haßlang zum Oberwachtmeiſter, ein Herr von Höflich zum Generalcommiſſär, und ein augsburgiſcher Kaufmann, Feſenmeier, zum Pfennig- oder Zahlmeiſter ernannt. Auch ſollte nunmehr die Errichtung der Liga und deren Zurüſtung nicht nur dem Kaiſer, ſondern ſogar auch der Union der proteſtirenden Fürſten und Stände, und zwar dieſen letztern ohne einige Zurückhaltung ſogleich mit der Forderung bekannt gemacht werden, „ſich rund, und auf der Stelle zu erklären, was man ſich zu ihnen in Anſehen des Friedens zu verſehen hätte. Wollte die Union Friede geloben, ſo werde ſich auch die Liga dazu verſtehen; im gegentheiligen Falle werde die Liga unverzüglich ihre Maßregeln nehmen, und den Ausgang bei ihrer gerechten Sache in Gottes Namen erwarten.“

Bei einer ſolchen Aufforderung blieben die Theilhaber der Union keineswegs, und um ſo weniger gleichgültig, als ſie indeſſen zwei ihrer vorzüglichſten Stützen, nämlich den 12. Mai 1610, König Heinrich IV. von Frankreich, und dann den (den 9. September eben dieſes Jahres verſtorbenen) Kurfürſten, Friedrich IV. von der Pfalz verloren, und ſich auch die Umſtände der Sachen zum Theil geändert hatten. Im Elſaß nämlich war durch eine den 10. Auguſt zu Willſtätt getroffene Uebereinkunft ein Friede vermittelt, mithin die Feindſeligkeiten von allen Theilen eingeſtellt worden; und die Fürſten der Union, nachdem ſie durch ihren Einfall in das Stift Straßburg ohnehin weiter gegangen waren, als ſich bei den Fürſten der Liga verantworten ließ, wünſchten, daß auch der Streit wegen Jülich, wegen Donauwörth, und andern, auf eine ähnliche Art beigelegt werden möchte. Dieſen Wunſch äußerte vor allen in einer ſchon vorher zu Heilbronn den 17. Juni 1610 veranſtalteten Verſammlung der Unirten der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, indem er erinnerte, daß alle bisherigen Unruhen von den jülichiſchen Händeln entſtanden wären, welche gleichwohl einen fremden Vortheil beträfen, und demnach nicht ſo beſchaffen wären, daß man wegen derſelben ſein Land und Leute ins Verderben ſtürzen ſollte. Noch tiefer rührte den Herzog nebſt andern, eine ihm (in Betreff des Bündniſſes und des Vertrages, welcher von der Union auf dem Bundestag zu Halle 1610 mit der Krone Frankreich geſchloſſen worden war) von dem Erzherzog Maximilian von Oeſterreich gemachte Erinnerung, vermöge welcher der Erzherzog ihn warnte, ſich wohl vor der Krone Frankreich vorzuſehen; denn dieſe würde die verſprochenen Truppen gegen die von den unirten Fürſten und Ständen verſprochene Bezahlung zwar richtig liefern, aber auch die pünktliche Bezahlung unnachſichtlich fordern, und wenn ſolche nicht ſogleich erfolgte, ſich gar kein Bedenken machen, Ländereien der Unirten, als ein Unterpfand, in Beſitz zu nehmen, und dieſelben, wo nicht vollends zu behalten, doch in einem ganz erſchöpften Zuſtand zurückzuſtellen. Zu dem allen kam jetzt auch noch der oben ſchon berührte Umſtand, daß mit den (wider die Mehrheit der Stimmen bei Reichstagen, dann wider die Ausſprüche des Reichshofrathes u. a.) proteſtirenden Fürſten, welche in eine Union zuſammen traten, lange nicht alle Proteſtanten verſtanden, ja daß vielmehr gerade einige der wichtigen unter denſelben bereit waren, mit katholiſchen Fürſten, oder wohl gar mit der heiligen Liga wider die Union, wenn es mit dieſer zum Bruch kommen ſollte, aufzutreten. Die proteſtantiſchen Herren von Kurſachſen, Heſſen und Braunſchweig hatten an die Union, als dieſe ſich um ein gemeinſchaftliches Einverſtändniß an ſie wandte, eine Antwort erlaſſen, welche der eifrigſte Katholik nicht ſchärfer hätte verfaſſen können. „Sie bedauerten, ſchrieben ſie an die Union, ihres Orts gar ſehr die betrübten Zeiten, deren die Unirten Meldung thäten. Hätte man ihnen dreien gefolgt, ſo würden jedoch wohl die Unruhen lange ſo groß nicht ſeyn. Was die Sachen betreffe, darin den Proteſtanten Unrecht geſchehen ſeyn ſolle, ſo ſey ihnen zwar die eigentliche Beſchaffenheit derſelben unbewußt; doch hätten ſie nie etwas dagegen gehabt, die Beſchwerden dießfalls in Ueberlegung zu ziehen, und um Abhelfung derſelben zu bitten. Nur ſey es natürlich, daß der Kaiſer nicht auf einſeitiges Bitten eines Religions-Theils etwas gegen den andern bei ſolchen Beſchwerden thun könne, ſondern alle Stände ohne Unterſchied der Religion über den Verſtand des Religionsfriedens urtheilen müßten. Dieſe Abhelfung aber durch Bündniſſe unter ſich, ja gar mit auswärtigen Mächten, und durch Kriegsrüſtungen zu ſuchen, ſey wider die Reichsgeſetze; denn obwohl der Kaiſer, wie auch der Religions- und Profanfrieden, in ihrem Bündniß wörtlich ausgenommen, ſo ſey doch daſſelbe zu keinem andern Zweck errichtet, als um den kaiſerlichen Befehlen nicht Folge leiſten zu dürfen, die katholiſchen Stände aber heimzuſuchen, wie die gewaltſamen Einlagerungen in die Stifter Würzburg, Bamberg, Worms, Speier, wie auch zuletzt der feindliche Anfall auf das Stift Straßburg, wohl bewieſen, wobei man den Beleidigten gar noch Kriegskoſten abzwingen wolle, ſo, daß ein Theil der Unirten ſelbſt nicht einmal mit allem zufrieden geweſen, welches alles ſich durch die Werbung des ſtraßburgiſchen Kriegsvolkes nicht werde entſchuldigen laſſen, indem dieß ruhig in des Erzherzog Leopolds Stiftern geſtanden. Solches insgeſammt könnten demnach ſie ihres Orts auf keine Weiſe billigen, ſtellten es auch dahin, wie die Unirten es gegen Gott, Kaiſer und Reich verantworten wollten. Was nun das Bitten anlange, ſich in keine den Proteſtanten zum Untergang gereichende Rathſchläge einlaſſen zu wollen, ſo verſtände es ſich von ſelbſt; daß man dergleichen nicht zu befahren habe. Es ſey ihnen aber auch von dergleichen Rathſchlägen nichts bekannt. Vielmehr wären alle katholiſche Fürſten, ſammt dem Kaiſer, den Religions- und Landfrieden zu halten bereit und willig. Die Unirten möchten demnach ihr Kriegsvolk nur verlaufen laſſen, ſo würden ſie von dem kaiſerlichen Volke nichts zu fürchten haben. Alsdann würde ſich auch insgemein von den Religionsbeſchwerden ſprechen laſſen. Wenn aber die Unirten doch alſo in den Waffen blieben, und alle kaiſerlichen Befehle, wie bisher, verachteten, ſo würde es alsdann jedes friedliebenden Fürſten Pflicht ſeyn, den Kaiſer und die andern Stände nicht zu verlaſſen, auch gemeinſchaftlich, ohne Unterſchied der Religion, über den Religions- und Profanfrieden zu halten, und desfalls auf die nothwendige Religion zu denken. Nach welchem Allem man bitte, ſich zu richten, und vor Schaden in Acht nehmen zu wollen." Ein ähnliches Schreiben wurde von dieſem Fürſten, und dem ſämmtlichen Kurfürſten- und Fürſtenausſchuß, welcher, wie nachher vorkommen wird, aus Geheiß des Kaiſers damals zu Prag verſammelt war, an die mit der Union einverſtandenen Direktorialſtädte, Straßburg, Nürnberg und Ulm erlaſſen, und endlich erließ ſelbſt der Kaiſer öffentliche Mandate, welche in den Hauptſtädten der Unirten öffentlich angeſchlagen werden ſollten, worin denſelben die Aufhebung ihrer Union, und der Erſatz alles in Elſaß durch ihre Völker geſchehenen Schadens den Theilhabern desſelben anbefohlen wurde.

Dieſe und noch einige andere Umſtände veranlaßten die Unirten, ſich den 5. September 1610 zu Heidelberg zu einer gemeinſchaftlichen Berathſchlagung zu verſammeln, bei welcher beſchloſſen wurde, daß man die Streitſache wegen Jülich durch friedliche Wege beizulegen ſuchen, und in ſolcher Abſicht England, Holland und Frankreich um Vermittlung angehen, und daß man vor allem eine Geſandtſchaft an den Herzog Maximilian nach München abordnen ſollte, indem ſich nicht nur der Ruf verbreitete, daß der Herzog vom Kaiſer den Auftrag erhalten haben ſollte, die kaiſerlichen wegen der Union erlaſſenen Mandate mit Gewalt zu vollziehen, ſondern auch der Erzherzog Leopold in Elſaß neue Werbungen anſtellte, und zumal in ſeinem Bisthume Paßau die für damalige Zeiten ſehr anſehnliche Kriegsmacht, die ſich auf 16,000 Mann belaufen haben ſoll, noch immer beiſammen hielt. Dieſe Geſandtſchaft kündigte ſich auch ſogleich dem Herzog durch ein Schreiben an, und erſchien bald darauf am Hof zu München. Sie beſtand aus dem Grafen Johann dem ältern von Naſſau, dann dem anſpachiſchen geheimen Rath von Sellwiz, dem würtembergiſchen Kanzler, Felix Faber, und dem nürnbergiſchen Rathsherrn, Wolfgang von Löffelholz. Dieſe Herren brachten manche Rechtfertigung der Union, manche Entſchuldigung und Erklärung ihrer Abſichten und bisherigen Unternehmungen vor, ſprachen von gerechten Urſachen ihres Mißtrauens, wozu ſie von der Liga veranlaßt worden ſey, und ſchloßen damit, daß die Union nicht ungeneigt wäre, alles friedlichen Urtheilen anheim zu ſtellen, und die Truppen abzudanken, falls auch von der

Liga das Nämliche gethan, und zumal die Kriegsmacht in den Bisthümern Straßburg und Paßau entfernt werden ſollte. Dieſe Vorträge zogen einigen Schriftenwechſel nach ſich, worauf dann doch zuletzt ein Vergleich erfolgte, welcher im Weſentlichen dahin gieng, daß die jülichiſche Streitſache u. a. in friedlichen Wegen berichtiget, die Kriegsleute von beiden Seiten entlaſſen, beide Theile aber gleichwohl noch in etwas, und ſo lange gerüſtet bleiben ſollten, bis ſich die im Elſaſſiſchen und Paßauiſchen abzudankenden Truppen ohne Jemandens Nachtheil entfernt und gänzlich zerſtreut haben würden; ein Vergleich, welcher im Grunde die Partheien um nichts näher brachte, und den Ausbruch der Feindſeligkeiten nur auf eine ſehr kurze Zeitfriſt hemmte.

Als dieſe Begebenheiten ſich ereigneten, war der Kaiſer Rudolph bürgerlicher Weiſe bereits ſo viel, als verſchwunden, indem ihm das Unglück widerfuhr, (welches mehrern Fürſten, als man zu wiſſen ſcheint, widerfahren iſt) daß ihn regierſüchtige Hofleute unaufhörlich mit ſeinen Lieblingsneigungen unterhielten, und ihn dabei in ſo viele außerweſentliche Beſchäftigungen verwickelten, daß er darüber alle Regierungsgeſchäfte hintanſetzte, und denjenigen wohl noch Dank wußte, welche ihn davon abzogen, und in ſeinem Namen regierten. Rudolph war ein gelehrter Herr, verſtand und ſchrieb außer ſeiner Mutterſprache, die lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche und böhmiſche Sprache ſehr vollkommen, und war in allen damals blühenden Wiſſenſchaften, (nur die Geſchichte und Regierungskunſt, mithin für einen Regenten gerade die wichtigſten ausgenommen) und in allen ſchönen und mechaniſchen Künſten trefflich bewandert; er liebte den Umgang von Gelehrten und Künſtlern mit Leidenſchaft, und zog aus ganz Europa alle damals berühmten Männer, aber beſonders Aſtronomen und Chemiker, dann Maler, Bildhauer, Baumeiſter, Mechaniker und Naturkundiger aller Art nach ſeinem Hof zu Prag, wo er ſie beſtändig beſchäftigte, und ſelbſt ganze Tage neben ihnen bei der Arbeit zubrachte; er legte eine Sammlung von Edelgeſteinen, Gemmen, Antiken, und allen nur erdenklichen Koſtbarkeiten und Seltſamkeiten, welche in der Welt kaum jemals geſehen worden, (der Nachlaß derſelben wurde auf ſiebenzehn Millionen geſchätzt) ferner einen höchſt reichen botaniſchen Garten, einen Thiergarten u. m. an, und lebte nur in den unermeßlichen Vergnügungen und Zerſtreuungen, welche ihm durch ſo viele belehrende, ergötzende, und die Wißbegierde reizende Gegenſtände von allen Seiten zugeſtrömt wurden. Die Bereicherung, Betrachtung und perſönliche Bearbeitung dieſer Gegenſtände wurde gar bald nicht mehr bloß ſeine Erholungsſache, ſondern ſeine Hauptbeſchäftigung; und was dieſen ſeinen Hang vollends auf die traurigſte, und auf eine unheilbare Art verſchlimmerte, war, daß er ſich nicht nur von der Aſtronomie (er war in der Mathematik ſo wohl erfahren, daß er dem Keppler ſeine aſtronomiſchen Tabellen ausrechnen half) ſondern vorzüglich von der damaligen Aſtrologie, Chemie und Alchemie dergeſtalt feſſeln ließ, daß er nebſt einigen wahrhaft geſchickten Männern, wie Keppler und Tycho Brache waren, eine Menge von phantaſtiſchen und verrückten Köpfen und Betrügern an ſich zog, und ganze Monate in Laboratorien ſich einſchloß, und wohl auch ſelbſt mitarbeitete; er ſchmeichelte ſich, was ſich bei einer einmal zerrütteten Einbildungskraft gewöhnlich einſtellt, der Natur ganz beſondere Geheimniſſe abgelauert zu haben, und er ſoll ſich ſogar eingebildet haben, daß man es durch geheime Künſte dahin bringen könne, Geiſter erſcheinen zu machen, und mit ihnen vertraulich umzugehen. Rudolph vernachläſſigte bei dieſer unglücklichen Gemüthsſtimmung alle Regierungsgeſchäfte, und entzog ſich endlich denſelben vollends. Er war ſchlechterdings unzugänglich, und wurde zuletzt des Umgangs mit

Geſchäftsmännern und Fremden, und überhaupt mit Menſchen (ſeine im bürgerlichen Sinne wahren Gefängnißwärter ausgenommen) ſo ſehr entwöhnt, daß er ſie auf alle Weiſe floh, und ſie wohl gar zu fürchten ſchien. Der höchſt wichtige Mann, Stephan Potſchkai, war im Jahre 1604 eigens nach Prag gekommen, um dem Kaiſer die damalige Lage der Sachen in Ungarn und Siebenbürgen freimüthig zu eröffnen, und in ſeinen eigenen Sachen Recht zu ſuchen, wurde aber vom Kaiſer gar nicht, von einigen Miniſtern nur ſelten, von einigen, ungeachtet ſie in ihren Vorzimmern Stunden lang aufwarten ließen, ebenfalls gar nicht vorgelaſſen, ſo daß derſelbe, nach einem zweimonatlichen Aufenthalt voll des bitterſten Unmuths wieder zurückkehrte, und ſich dafür empfindlich genug rächte. Mit einer ähnlichen, und beinahe allen Glauben überſteigenden Gleichgültigkeit, und kränkenden Vernachläſſigung wurde auch nicht ſelten, zumal in den letzten Jahren, den Geſandten anſehnlicher Höfe begegnet, was dann auch allenthalben ſehr nachtheilige Meinungen und Eindrücke wider ihn verbreitete. Selbſt ſeinen nächſten Anverwandten gab er gegründete Urſachen, mit ſeinem höchſt ſeltſamen, unbegreiflichen Verhalten im höchſten Grade mißvergnügt zu ſeyn. Dieſer war unter andern beſonders der Fall, als er ſeine Vermählung mit des Königs Philipp II. von Spanien älteſter Tochter, Iſabella (Eliſabeth), welche Vermählung bald nach dem Antritt ſeiner Regierung verabredet, und von ihm bewilligt worden war, von Zeit zu Zeit aufſchob, und als er nachher dieſe Prinzeſſin (ungeachtet der wichtigſten Vortheile, welche er durch eine Heirath mit derſelben zu erwarten hatte, ungeachtet der dringendſten Vorſtellungen ſeines Geſandten am ſpaniſchen Hof, Grafen Khevenhüller, ungeachtet der nachdrücklichſten Ermahnungen und Bitten ſeiner Mutter) zuletzt zwar äußerlich mit einem verſtellten Unwillen, aber mit heimlicher Zufriedenheit (denn in den Geſtirnen ſoll er, wie man behauptete, die Warnung, daß er ſich vor ſeinen Anverwandten, und ſogar vor ſeinem eigenen Sohne hüten ſollte, geleſen haben) vollends ſeinem jüngſten Bruder, Erzherzog Albert, überließ, welcher dann auch durch die 1598 vollzogene Heirath die katholiſchen Niederlande, und die Grafſchaft Burgund erhielt, aber 1621 unbeerbt ſtarb. Die Beſtürzung und Unzufriedenheit über das Verhalten des Rudolph, über ſeine gänzlich von ihm hintan geſetzte Regierung, über ſeinen Kaltſinn bei den wichtigſten Vorfällen, wo er oft ganze Monate nicht zu bewegen war, eine Entſchlieſſung, die dann oft zu ſpat kam, von ſich zu geben, über ſeine höchſt verderbliche Abhauſung, bei der er alles baare Geld auf Nebendinge verſchüttete, dabei aber ſeine Dienerſchaft manchmal Jahre lang unbezahlt, am Ende auch eine große Schuldenlaſt hinterließ, nahm bei ſeinen Anverwandten täglich zu, und kam endlich im Jahre 1606 zur Reife, ſo daß ſich, wie oben vorkam, die erſten derſelben (wegen der Leibes- und Seelenſchwachheit des Kaiſers, wie ſie ſich ausdrückten) genöthigt zu ſein vermeinten, in der Perſon des Erzherzogs Mathias ein Haupt, und einen Vertheidiger ihres Erzhauſes aufzuſtellen. Mathias nahm ſich der Sachen mit dem thätigſten Eifer an; und da er aus dem Umſtand, daß der Kaiſer ſeine Stelle auf dem Reichstage zu Regensburg 1608 nicht mehr durch ihn (den Mathias), ſondern durch den Erzherzog Ferdinand vertreten ließ, ſchloß, daß er um ſeinen bisherigen Einfluß in Regierungsgeſchäften gebracht, und am Ende wohl gar von der Erbfolge ausgeſchloſſen werden dürfte, ſo ſuchte er ſich vor allen Dingen der Unterſtützung der öſterreichiſchen Stände, und der Ungarn zu verſichern, und brachte es auch, indem er ſie ſogleich im Jänner 1608 auf einem Landtag zu Preßburg verſammelte, dahin, daß die ungariſchen, und die vornehmſten der öſterreichiſchen Stände eine Verbindung des Inhalts unter ſich eingiengen, „daß, wenn Jemand gegen den ungariſchen und türkiſchen letztgeſchloſſenen Frieden etwas unternehmen ſollte, ſie alle insgeſammt wider ſolches Vorhaben für Einen Mann ſtehen, auch dabei leben und ſterben wollten.“ Mathias ließ nun mit dem Kaiſer, der anfangs wider alle von ihm nicht gut geheißene Unternehmungen proteſtirte, dann ſich aber doch zur Beſtätigung des Friedens mit den Ungarn und Türken unter der Bedingniß, daß das eben erwähnte Preßburgerbündniß zernichtet, und der Familienvertrag ihm ausgeliefert werde, geneigt bezeigte, in keine weitere Verhandlungen ein, ſondern zog die damals fürchterlichen Heiducken und mehr anders Volk an ſich, ließ ſich den 15. April 1608 huldigen, und rückte, nachdem er vorerſt noch die böhmiſchen Stände nach Czaßlau berufen hatte, mit einer Armee von 10,000 Mann durch Mähren, wo ſich ſein Heer auf 20,000 Mann verſtärkte, nach Czaßlau in Böhmen, und von da, wo ein achttägiger Stillſtand vermittelt wurde, während dieſes in die Nähe von Prag, wohin der auf allen Seiten bedrängte Kaiſer eiligſt einen Landtag berufen, und den Ständen, und zwar endlich wieder einmal in eigener Perſon, erklärt hatte, daß er ganz geneigt ſey, die Nachfolge in Böhmen ſeinem Bruder Mathias, wenn dieſer es gebührender Weiſe an ſie (die Stände) gelangen ließ, verſichern zu laſſen. Bald darauf wurde mit Bewilligung der Stände vor welcher ſich die Proteſtanten noch eine unumſchränkte Religionsfreiheit (wovon an ſeinem Orte die Rede ſeyn wird) bedungen, zu Debniz eine Friedenshandlung dahin im Weſentlichen geſchloſſen, daß dem Erzherzog Mathias die Nachfolge im Königreich Böhmen verſichert ſeyn, derſelbe auch nach des Kaiſers Ableiben ſogleich als König auftreten, daß demſelben indeſſen das Markgrafthum Mähren abgetreten, daß der ungariſche Friede ohne Einſchränkung beſtätiget ſeyn ſoll, u. a. Dieſem Vertrag folgten unmittelbar darauf zwei andere, deren Inhalt war, daß von dem Kaiſer dem Erzherzog Mathias und deſſen Nachkommenſchaft das geſammte Oeſterreich, ob und unter der Ens, dann weiter das ganze Königreich Ungarn abgetreten, und dem neuen König die ungariſche Krone und andere Kleinodien dieſes Reiches, welche bisher in kaiſerlicher Gewalt geweſen ſind, abgeliefert, übrigens aber dem Kaiſer für dieſe Aufopferungen insgeſammt der Antheil des Erzherzogs Mathias an Tyrol überlaſſen werden ſollte. Mathias hielt hierauf den 14. Juli 1608 einen prächtigen Einzug in Wien, und wurde noch im nämlichen Jahre von den ungariſchen Ständen, welche ebenfalls eine gänzliche Freilaſſung der Religion zur Bedingniß ſetzten, zu ihrem Könige gewählt, und den 19. Nov. zu Preßburg gekrönt.

Kaiſer Rudolph benahm ſich bei ſeinen Unglücksfällen auf eine Art, welche ihm von Seite ſeines Bruders Mathias nothwendig noch viel ſchlimmeres zuziehen mußte; er fuhr fort, ſich ganz denjenigen Herren an ſeinem Hofe zu überlaſſen, durch deren ſchwächliche, unkluge, und ſelbſtſüchtige Rathſchläge und Eingebungen er in ſo viele Verdrießlichkeiten geſtürzt worden war. Nachdem er von der erſten Betäubung, in welche ihn der Verluſt von Oeſterreich und Böhmen verſetzt hatte, zu ſich ſelbſt gekommen war, gab er ſeinen Verdruß und ſeine Abneigung gegen den Mathias bei allen Gelegenheiten, ohne die mindeſte Zurückhaltung zu erkennen, indem er nicht nur den Wunſch äußerte, den Mathias von der Nachkommenſchaft in Böhmen und im Kaiſerthume ausſchließen zu können, ſondern zuletzt die ihm entriſſenen Länder geradezu wieder zurückforderte, und in dieſer Abſicht (wie man ihn wenigſtens im Verdacht hatte) das, während des jülichiſchen Streits vom

Erzherzog Leopold, als Biſchof von Paßau im Paßauiſchen verſammelte beträchtliche Kriegsvolk noch immer nicht abdankte. Im Jahre 1610 berief er einen Ausſchuß von Kurfürſten und Fürſten (nämlich die Kurfürſten von Mainz, Köln und Sachſen, die Erzherzoge von Oeſterreich, Albert Maximilian und Ferdinand, dann den Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig, und den Landgrafen Ludwig von Heſſendarmſtadt) zu ſich nach Prag, um ſich mit ihnen über ſeine Hausangelegenheiten, dann ferner über die Streitſachen von Jülich und Donauwörth zu berathſchlagen. Man beſchloß, den König Mathias zu dieſer Verſammlung, durch welche eine vollkommene Genugthuung, Ausgleichung und Verſöhnung vermittelt werden ſollte, einzuladen, und K. Mathias erſchien wirklich durch ſeine Geſandten, für deren Perſonen er erſt eine hinlängliche Sicherheit verlangt und erhalten hatte, beſtand aber vor allen Dingen auf der Entlaſſung der paßauiſchen Truppen, als welche ſogar an die Grenzen, um gleich gebraucht werden zu können, verlegt worden waren. Die Geſandten erklärten überdieß, daß von einer Herausgabe der vom König Mathias in Beſitz genommenen Länder, als welche Beſitznehmung zum Beſten des Kaiſers und des Hauſes Oeſterreich, ſelbſt mit der freieſten Einwilligung des Kaiſers geſchehen, und worüber mehr als Ein Vertrag in beſter Form errichtet worden ſey, die Rede gar nicht mehr ſeyn könne. Hierauf beharrten dieſe Abgeordneten ein für allemal, und eine nach ihrer Abreiſe vom Kaiſer an den König Mathias nach Wien abgefertigte, höchſt anſehnliche Geſandtſchaft (ſie beſtand aus dem Herzog von Braunſchweig, dem Kurfürſten von Köln, und dem Erzherzog Ferdinand, nebſt einigen Aſſiſtenzräthen) konnte nach vielen Vorſchlägen und Vorſtellungen nichts bewirken, als einen von den Vermittlern zu Prag den 15. Sept., und vom König Mathias zu Wien den 1. Oct. 1610 unterſchriebenen Vertrag, vermöge deſſen der Kaiſer, im Ernſte der Sache, wenig mehr erhielt, als die gewiß armſelige Genugthuung, daß ihm wegen des vom König Mathias gekränkten kaiſerlichen Anſehens von den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian, dann dem Herzog von Braunſchweig eine Abbitte gethan werden ſollte; ja, eben dieſer Vertrag, ſtatt die Abſichten des Kaiſers auch nur im Geringſten zu befördern, begünſtigte in ſeinen Folgen vielmehr die Abſichten des Mathias und den Sturz des Kaiſers.

Ein Hauptpunkt jenes Vertrages war nämlich, daß das paßauiſche Kriegsvolk, das noch bei 10,000 Mann Fußvolk und 4000 zu Pferd zählte, alſogleich entlaſſen werden ſollte. Kaiſer Rudolph (ſo wenig ihm übrigens ein wahrer Ernſt geweſen ſeyn mochte) befahl auch die Entlaſſung, und es fehlte dazu, daß dieſe wirklich vor ſich gieng, nichts, als daß dem Kriegsvolk eine über 600,000 Gulden rückſtändige Zahlung ehevor noch entrichtet werden ſollte. Das Kriegsvolk beſtand ſchlechterdings auf jener Bezahlung, und wiederholte Befehle, welche ihm von dem Herzog von Braunſchweig im Namen des Kaiſers, ja ſelbſt von dem Biſchof und Erzherzog Leopold, der ſie angeworben hatte, zugefertigt wurden, daß ſie auseinander gehen ſollten, fruchteten nichts. So ſtand es noch zu Ende des Novembers 1610, da bereits der Winter im Anzuge war. Die Bewohner des Hochſtifts Paßau, auf deren Koſten das Volk bis dahin gezehrt hatte, waren erſchöpft, und der Mangel an Lebensmitteln wurde täglich fürchterlicher. In dieſer Verlegenheit faßte der Anführer der im höchſten Grade aufgebrachten Truppen, Lorenz Rameo, einen Entſchluß, den Noth und Verzweiflung ihm eingaben; er quartierte dieſelben im Oberöſterreich ein, verlangte durch Steiermark und Tyrol einen Durchzug, und brach, als ihm ſeine Zumuthungen fehlſchlugen, plötzlich nach Böhmen auf, wo er durch Liſt die feſte Stadt Budweis in ſeine Gewalt bekam, und dann weiter kein Hinderniß ſah, ſich der Hauptſtadt Prag zu nähern. Zu Beraun, eine halbe Tagreiſe von derſelben, geſellte ſich der Erzherzog Leopold zu dem Heere, deſſen eigentlicher Befehlshaber er war, und nachdem er durch den Rameo verkündigt hatte, daß keine Feinde, ſondern Freunde ankämen, welche keine andere Abſicht hätten, als des Kaiſers Anſehen gegen Jedermann zu ſchützen, bemächtigte er ſich den 15. Hornung der ſogenannten kleinen Seite von Prag, worüber ſich der Kaiſer Rudolph nicht nur nicht beſtürzt bezeigte, ſondern vielmehr bald darauf dem paßauiſchen Heere für ſeine Dienſte den Eid der Treue abnahm, und mithin ſeine längſt genährte Abſicht (den Erzherzog Mathias von der Nachfolge in Böhmen, und der kaiſerlichen Würde auszuſchließen, um ihm, falls das Glück ihn begünſtigen ſollte, auch die bereits abgetretenen Länder wieder abzunehmen) nur zu deutlich entdeckte; er ſuchte ſämmtliche deutſche Fürſten für ſich zu gewinnen, und ſich vor allem des Beiſtandes der Bürger von Prag zu verſichern. Allein jene ſahen ſeinen Abgeordneten, des Erzherzogs Leopolds Kanzler, Franz Tennagel (denn die Böhmen fiengen ihn auf, und führten ihn gefangen nach Prag) niemals, und die Prager Bürger, zumal die Altſtädter, forderten mit dem größten Ungeſtüm, daß der Kaiſer das paßauiſche Heer, das ſie durchaus nicht bei ſich aufnahmen, und daher manche feindliche Thätlichkeit zu erfahren hatten, mit deſſen Ausſtänden befriedigen, und es unverzüglich entlaſſen ſollte. Wie dringend ihre Forderungen geworden ſeyn mögen, läßt ſich daraus ſchließen, daß Kaiſer Rudolph, der, wenn es nicht Ausgaben für Kunſtſachen und Seltenheiten betraf, ſelten ein Geld hatte, dem Ramee und ſeinem Heere auf der Stelle die Hälfte der Ausſtände bezahlte, und ihn um den Abzug erſuchte. Dieſer geſchah auch jetzt ohne fernere Weigerung, und zwar durch Gegenden, wo es dem paßauiſchen Heere unmöglich wurde, dem Heere des Königs Mathias zu begegnen.

König Mathias hatte den Einbruch des paßauiſchen Heeres in Oeſterreich für eine offenbare Verletzung des zwiſchen ihm und ſeinem Bruder dem Kaiſer geſchloſſenen Friedens erklärt, und die Stände von Böhmen, in ſeinem und der öſterreichiſchen Stände Namen, um Beiſtand erſucht, welchen ihm jene, nachdem ſie noch unmittelbar dem Kaiſer verpflichtet waren, zwar nicht geradezu verſprochen, aber die dem König Mathias unterworfenen Mähren um Beiſtand angerufen, und mithin jenem eine nähere Veranlaſſung gegeben haben, an der Sache Theil zu nehmen. Beim Einbruche des paßauiſchen Heeres in die klein-Stadt von Prag erklärte Mathias öffentlich, daß, da ſich die Sachen und Umſtände ſo ſehr verändert haben, es ſeine Pflicht ſey, ſeinem Bruder, dem Kaiſer, zu Hilfe zu eilen, und das Königreich Böhmen, worin er der beſtimmte Nachfolger wäre, von aller fremden Gewalt zu befreien. Er ſetzte ſich unverzüglich mit 18,000 Mann in Bewegung, und fand überall geöffnete Wege, und vor allem die offenen Arme ſeines Bruders, des Kaiſers Rudolph, der, da er die Abſichten, welche jetzt Mathias auszuführen käme, wohl vorher, und keine Möglichkeit, ſeinem Schickſale zu entgehen (ſogar die Bürger von Prag hielten ihn in einer Art von Gefangenſchaft) um ſich ſah, den in jenem Augenblick klugen Entſchluß faßte, ſeinen Bruder Mathias auf das freundlichſte nach Prag zu ſich einzuladen, und bald darauf den verſammelten Ständen von Böhmen, Schleſien und der Lauſiz zu erklären, „daß er aus brüderlicher Liebe zu dem König von Ungarn, und um Böhmen auf ſeinen Todesfall außer aller möglichen Unruhe zu ſetzen, denſelben noch auf dieſem Landtag als wirklichen König ausgerufen, auch gekrönt zu ſehen wünſchte; worauf, wenn dieſes ausgemacht, noch wegen eines und des andern, zwiſchen ihm, den Ständen und ſeinem Bruder eine Uebereinkunft getroffen werden ſollte.“ Der von Jedermann verlaſſene Rudolph kam nur einer ihm bevorſtehenden Demüthigung zuvor. Mathias nahm das ihm angebotene Königreich Böhmen an, und wurde den 23. Mai 1611 mit den glänzendſten Feierlichkeiten gekrönt, und an einer Tafel von der ausgeſuchteſten Pracht im königlichen Pallaſte bewirthet, worin alles von Jubelfreuden ertönte, indeſſen während dieſer Feſtlichkeiten der arme und nunmehr aller Länder beraubte Kaiſer Rudolph in einen abgelegenen Theil eben deſſelben Pallaſtes ſich zurück zog, und den feſtlichen Tag in einer traurigen Einſamkeit zubrachte. Auch zog der neue König von Böhmen, Mathias, nachdem er wegen des Unterhaltes des abgedankten Königs, ſeines Bruders, einen Vertrag geſchloſſen hatte, nach einem viermonatlichen Aufenthalte wieder von Prag ab, ohne ſeinen Bruder, den Kaiſer, auch nur ein einziges Mal geſehen zu haben.

Kaiſer Rudolph litt zuletzt ſogar an ſeinem, wenigſtens gewöhnten, Unterhalt Mangel, und beklagte ſich darüber bei dem im October 1611 zu Nürnberg eröffneten Kurfürſtentag auf das bitterſte, that aber, bei ſeiner bereits von Gram, Furcht und Argwohn ganz niedergedrückten, und von durchaus verkehrten Maßregeln geleiteten Gemüthsart, nichts, wodurch er ſich einer baldigen und wirkſamen Unterſtützung hätte verſichern können. Vielmehr, als von einer neuen Königswahl, welche die zerrütteten Umſtände des Reiches nöthig machten, die Rede war, hatten ſeine Geſandten keine Aufträge, ſich in dieſe Sache einzulaſſen, und als hierauf eine eigene Geſandtſchaft zu ihm nach Prag abgeordnet wurde, welche ihn im Namen ſämmtlicher Kurfürſten und Fürſten bat, ſich doch wegen ſeines Nachfolgers zu äußern, wurde er, als er ihren Antrag vernommen hatte, mit einer ſolchen Beſtürzung und Verlegenheit befallen, daß er gar nicht wußte, wie er ſich geberden ſollte, und ohne ein Wort hervorbringen zu können, wie vor Angſt eingewurzelt ſtehen blieb. Auf das eifrigſte Zuſprechen des anweſenden Herzogs von Braunſchweig, ſeines ſtets guten Freundes, und auf deſſen Verſicherung, daß man nichts weniger vorhabe, als ihm etwas zu leid zu thun, ſagte er endlich, daß, wenn die Kurfürſten vor allen Dingen eine neue Königswahl vornehmen wollten, er ſich auch dieß wollte gefallen laſſen, und da dieſe Wahl nur auf einem verſammelten Reichstag berichtigt werden könne, ſo möchten die Kurfürſten gleichwohl das Nöthige veranſtalten, und den Wahltag zu einer ihm bequemen Zeit anſetzen, indem er ſelbſt zu erſcheinen Willens wäre. Die Kurfürſten bedauerten übrigens den Kaiſer aufrichtig, konnten aber nicht umhin, ihn durch ihre Geſandtſchaft erinnern zu laſſen, daß er, wenn er, was er als Kaiſer hätte thun ſollen, gethan, wenn er das Reichsregiment, ſtatt es nur andere verwalten zu laſſen, ſelbſt verwaltet, und ſich, da es noch Zeit war, an die Kurfürſten angeſchloſſen, und mit ihnen ſich in dringenden Vorfällen perſönlich Raths gepflogen hätte, niemals ſo gar tief, und mit ihm das Geſammte herabgekommen wäre. Das ganze Reich ſey voll Unordnung, Spaltung und Zwietracht, und es ſey leider gar nicht abzuſehen, was ſich ereignen würde, falls es noch mit keinem Nachfolger beſetzt wäre, wenn er, was ja ſo ſehr möglich ſey, mit Tod abgehen ſollte.

Dieſer traurige Fall ereignete ſich auch bald nachher. Heftige körperliche Leiden, zumal vom Podagra, und eben ſo große Seelenleiden, bei denen er wohl gewünſcht haben mochte, die lange Zeit von ſechsunddreißig Jahren, welche er als Kaiſer regierte, thätiger angewandt zu haben, zerſtörten die Kraft ſeines Lebens, deſſen herannahendem Ende er gleichwohl mit Geduld, mit Hoffnung und Zuverſicht auf eine beſſere Zukunft entgegen ſah. Kurz ehe er den Geiſt aufgab, ließ er ſich noch an das Fenſter ſeines Krankenzimmers führen, richtete ſein ſinkendes Haupt noch einmal lächelnd gegen Himmel auf, und ſagte mit gebrochener Stimme: „Meine Stunde iſt gekommen. Iſrael hat dennoch Gott zum Troſt, wer nur reines Herzens iſt.“ Er ſtarb zu Prag, wo er auch begraben wurde, den 10. Jänner 1612 im ſechzigſten Jahre ſeines Alters.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Siebenundzwanzigſter Band.

Kempten, 1835.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Mathias.

1612 — 1619.

Inhalt. Des Mathias erſter Reichstag 1613 zu Regensburg, vor deſſen wirklicher Eröffnung die Fürſten der Liga und Union im Voraus unter ſich feſtſetzten, worauf beſtanden werden ſoll. Die Unirten forderten, was die Fürſten der Liga und andere Reichsſtände glaubten, von ſich weiſen zu müſſen. Dieſe ſchloſſen einen Reichsabſchied, ohne auf die Einwendungen jener Rückſicht zu nehmen. Bewegungen und Rüſtungen der Liga und der Union. Jene wurde durch den Beitritt vieler Fürſten, worunter der 1613 katholiſch gewordene Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg beſonders wichtig war, verſtärkt. Bei der Union wurde der Kurfürſt von Brandenburg calviniſch, um ſich bei den Holländern beliebt zu machen, deren Beiſtand ihm wegen neuen Vorfällen in den jülichiſchen Landen erwünſcht war.

Kaiſer Mathias erfuhr das Schickſal, welches er ehemals ſeinem Bruder Rudolph bereitet hatte; indem ihm in der Perſon ſeines Anverwandten, Ferdinand, ein König von Böhmen und Ungarn aufgedrungen wurde. Unruhen und Ausbruch eines fürchterlichen Krieges in Böhmen. Mathias ſtarb 1619, da in Böhmen und Oeſterreich alles in einer entſetzlichen Aufruhr war.

Mathias, des vorgehenden Kaiſers Bruder, geboren zu Wien den 24. Hornung 1557, verrieth ſchon in ſeiner frühen Jugend eine große Neigung zu einer ausgebreiteten Herrſchaft, wie er ſich dann zuerſt der Statthalterſchaft in den Niederlanden (zwar mit mehr Begierde, als Klugheit und Glück) unterzogen, und nachher als Feldherr wider die Türken mit einer ausgezeichneten Thätigkeit und Einſicht hervorgethan, und die lebhafteſte Achtung ſeiner Mitgefährten, ja der geſammten ungariſchen Nation erworben hatte. Die gefahrvollen Umſtände, in welche durch die Unthätigkeit ſeines Bruders des Kaiſers Rudolph II. die Erbländer ſeines Hauſes verſetzt worden waren, brachten ihn auf den Entſchluß, ſich der Regierung derſelben zu bemächtigen, und die bei dem Hintritte jenes Kaiſers herrſchenden Reichsverhältniſſe beförderten vollends ſeinen heißen Wunſch, auch auf den kaiſerlichen Thron erhoben zu werden; er wurde zu Frankfurt, nachdem vorerſt zu der bereits beſtandenen Wahlkapitulation noch einige Zuſätze (z. B. daß der Kaiſer eine neue Reichshofrathsordnung entwerfen, dieſe den geſammten Kurfürſten zum Gutachten übergeben, ſodann alle Jahre, oder zwei Jahre, mit Zuziehung des Erzkanzlers von Mainz, dieſes Gericht viſitiren ſoll ꝛc.) gemacht worden waren, den 3ten Juni 1613 zum Kaiſer gewählt, und den 14. deſſelben Monats gekrönt.

Wenn Mathias mit dem erhabenen Wunſch erfüllt war, die höchſten Ehrenſtufen zu beſteigen, ſo war er dabei auch mit dem thätigſten Eifer beſeelt, ſich, und die von ihm als gut anerkannte Sache mit Ehren zu regieren und zu behaupten; und es kam nun, damit ihm am Ende wenigſtens der Ruhm blieb, alles, was ein großer Kaiſer in ſeiner Lage thun konnte, gethan zu haben, nur darauf an, daß es ihm weder an Verſtand und Entſchloſſenheit, noch an Einſicht und Glück fehlte, die für jeden Zeitpunkt und Umſtand geeigneten Maßregeln, und die rechten Männer, welche ihn im Rathgeben und Ausführen unterſtützen ſollten, zu wählen. Matthias hatte nichts angelegeners, als eine allgemeine Reichsverſammlung (auf den 14. April 1613 nach Regensburg) auszuſchreiben, und wie er gehofft haben mochte, die Veranlaſſungen der Zwietracht, bei welcher das deutſche Vaterland in Trümmer zu gehen anfieng, wegzuräumen. Da auf dieſer Reichsverſammlung eben dieſelben Gegenſtände, wegen welcher ſich auf dem letzten regensburgiſchen Reichstag 1608 alle Unterhandlung zerſchlagen hatte, behandelt werden ſollten, ſo wurden auch von den herrſchenden Partheien wieder dieſelben Vorbereitungen gemacht, und die Punkte, auf welchen ſie beſtehen würden, im Voraus feſtgeſetzt. Die Unirten hatten ſich zu Rotenburg und an andern Ortſchaften öfters verſammelt, und beſchloſſen, daß auf dem Reichstage vor allen Dingen die Abſtellung ihrer Beſchwerden vorgenommen, nämlich daß der kaiſerliche Reichshofrath in ſeine ihm urſprünglich angewieſenen Grenzen zurückgewieſen, daß die nach deſſen Urtheil geächtete Stadt Donauwörth wieder in Freiheit geſetzt, daß derſelbe Reichshofrath nicht mit lauter Katholiken, und bei Vergebungen ganzer Länder, auch mit Fürſten beſetzt u. ſ. w.; daß auch in das Kammergericht nicht immer nur Katholiſche aufgenommen, ſondern eine Religionsgleichheit bei den Beiſitzern gehalten, daß die Kammergerichtsviſitationen wieder hergeſtellt u. ſ. w.; daß der Religionsfriede beſſer gehalten, auch die proteſtantiſchen geiſtlichen Fürſten als ſolche anerkannt, daß bei den Ritterorden nicht ſolche Eidesformeln, nach welchen kein Proteſtant ſchwören könne, vorgelegt; daß den in den katholiſchen Ländern verſtorbenen Proteſtanten ein chriſtliches Begräbniß geſtattet werden ſollte u. ſ. w. Dieſe und noch gar viele andere Beſchwerden ſollten auf dem künftigen Reichstag zuerſt abgethan, und dann erſt ſollte zu andern Gegenſtänden geſchritten werden. Auf alle Fälle rechneten die unirten Herren auf die Unterſtützung der vereinigten Generalſtaaten, ſo wie auf die Unterſtützung der Höfe von Frankreich und England, mit welchen ſie im Monat März 1612 ein Schutzbündniß errichtet hatten.

Die Fürſten des katholiſchen Bundes, nachdem ſie den König von Frankreich, Ludwig XIII. durch eine eigene Geſandtſchaft um ſeinen Beiſtand für die katholiſche gemeine Sache, (wiewohl ohne Erfolg) erſucht hatten, hielten zu Frankfurt am Main einen (den 1. März 1613 eröffneten) Bundestag, und beſchloßen im Weſentlichen, „im Falle, daß die Proteſtanten wieder auf die Erneuerung des Religionsfriedens dringen ſollten, durchaus keine Erneuerung, Veränderung, Ausdehnung und Erklärung desſelben einzugehen; die von den Proteſtanten verlangte Stimmengleichheit bei Reichs- und Deputationstagen in Religions- und Regierungsſachen ſchlechterdings nicht zuzugeben; die von einigen weltlichen Häuſern verlangte Vermehrung der Stimmen, namentlich der Häuſer Holſtein, Heſſendarmſtadt, der fränkiſchen Grafen, und anderer nicht zuzulaſſen; die Katholiſchen bei ihrem Recht zu mehreren Stimmen auf den Reichstagen zu ſchützen; die proteſtantiſchen Inhaber einiger Erzſtifte und Stifte, beſonders Magdeburg, wie auch das Kapitel dieſes Stifts nicht für rechtliche Beſitzer anzuerkennen, noch denſelben dem Religionsfrieden zuwider, auf dem bevorſtehenden Reichstag Sitz und Stimme einzuräumen, um auf den Fall, daß die Proteſtanten mit einer ſchriftlichen Behauptung ihrer vermeintlichen Rechte auftreten ſollten, eine ſchriftliche Zurechtweiſung in Bereitſchaft zu halten; alles aufzubieten, daß, gemäß des klaren Inhaltes der Reichsabſchiede, die Kammergerichtsviſitationen wieder in Gang gebracht, und daß keine Ausſetzungen, wie (wider den Reichsabſchied von 1598) mit den vier Kloſterſachen geſchehen, ferner geſtattet werden, indem ein ſolches Verlangen nur dahin abziele, den beſchwerten katholiſchen Ständen für die

Zukunft alle Klagen abzuſchneiden, ſich einen Weg zu den geiſtlichen Stiften und Gütern zu bahnen, um den Katholiken auf dieſe Art die Wohlthat des Rechts und des Religionsfriedens zu entziehen; — in dieſen Punkten durchaus nicht nachzugeben, ſondern mit Gut und Blut ſich aller Zudringlichkeit zu erwehren." Mit dieſen Entſchlüſſen und Vorſätzen war es den vornehmſten Fürſten der Liga ein vollkommener Ernſt. Die Direktoren derſelben hielten noch nach der Auflöſung ihrer Bundesverſammlung mit einigen der vornehmſten Mitglieder beſondere Berathſchlagungen über die fernere Einleitung näherer Unterhandlungen mit den Höfen von Frankreich, Spanien und des Pabſtes, und als einige Mitglieder ſich ſaumſelig bezeigten, erklärte der Herzog Maximilian von Bayern, daß die Herren pünktlich Wort halten, oder ihm ferner nicht zumuthen müßten, den Direktor ihres Bundes vorzuſtellen. „Gott wirkt keine Wunder (ſagte er dem Biſchof Heinrich von Augsburg, welcher nach München gekommen war, um ihn zur fernern Beibehaltung des oberländiſchen Direktoriums zu bereden), wenn man nicht mitwirkt; wenn man vermeſſen handeln, und die Hände in den Schoos legen will." Der Biſchof, welchen übrigens, als einen der eifrigſten Stände dieſer Vorwurf nicht traf, wurde tief gerührt, und ihm hatte man es zu danken, daß Maximilian, welchem um wirkliche Thatleiſtungen, und nicht bloß um ſchöne Vorſätze und Zuſagen zu thun war, bis auf die nächſte Zuſammenkunft, und mit der Bedingung, daß jede zu Frankfurt verſprochene Contribution richtig geleiſtet werde, das Amt eines Bundesoberſten beibehielt.

Der Kaiſer hatte ſich nicht weniger auf eine Behandlung der Sachen, welche auf der den 3ten Auguſt 1613 eröffneten Reichsverſammlung erörtert werden ſollten, vorbereitet, und es war um ſo mehr ſein wahrer Ernſt, die herrſchenden Mißhelligkeiten auf geſetzlichen Wegen ſo vollkommen, als es möglich ſeyn würde, auszugleichen, als ein Blick auf die Folgen, welche durch die fernere Fortſetzung derſelben ſich in kurzer Zeit ergeben mußten, fürchterlich und unabſehbar, und zu gleicher Zeit von Seiten der Türken neue Einfälle in die öſterreichiſchen Erbländer zu befürchten waren. Es hatten ſich nämlich in Siebenbürgen Gabriel Bathori und Gabriel Bethlen, dann ein gewiſſer Andreas Ghiezi um die Herrſchaft gezankt, und der Gabriel Bethlen hatte ſich um Unterſtützung an die Türken gewandt, welche ihm auch ſogleich thätig beiſtanden, indeſſen ſich Gabriel Bathori an den Kaiſer hielt, welcher auch unverzüglich von dem Baſſa von Ofen, und als dieſer keine befriedigende Antwort ertheilte, ſelbſt von dem Großſultan eine Erklärung über einen Schritt verlangte, der dem potſchkaiſchen Frieden entgegen handelte; allein der eigens nach Konſtantinopel mit ſtattlichen Geſchenken abgefertigte Geſandte, Negroni, erhielt nicht nur keine beruhigende Antwort, ſondern einige türkiſche Geſandte, die nach Wien gekommen waren, dem Kaiſer zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, äußerten ſich vielmehr ganz offenherzig, daß ſo lange, bis Siebenbürgen nicht in türkiſchen Händen ſeyn würde, ſchwerlich jemals ein dauerhafter Friede zu hoffen ſeyn dürfte.

So dringend dieſer letztere Umſtand den Kaiſer aufforderte, vor allen Dingen wieder mit einer Zumuthung einer ergiebigen Türkenhilfe an die Reichsſtände zum Vorſchein zu kommen, ſo hatte er ſich gleichwohl vorgenommen, mit dieſem Punkt dießmal den Reichstag nicht zu eröffnen, ſondern gerade denjenigen vorauszuſetzen, von welchem die unirten Fürſten auf dem Reichstage 1608 verlangt hatten, daß er zuerſt behandelt werden ſollte. Das Juſtizweſen nämlich, und eine ſorgfältige, unpartheiiſche und gemeinſchaftliche Berathſchlagung, wie daſſelbe in eine beſſere Ordnung und Gang zu bringen, wie die Reviſionen und Viſitationen des Kammergerichts wieder eingeführt, die Beſchwerden gegen dieſes Gericht abgeſtellt, und die Zweifel entſchieden, wie alle Thätlichkeiten eingeſtellt werden möchten u. ſ. w., ſollte der erſte Punkt ſeyn, worüber eine geſetzliche Entſcheidung erfolgen, und worunter auch die Aburtheilung jeder von den Unirten vorzubringenden Beſchwerden über Bedrückungen u. dgl. begriffen ſeyn ſollte. Der Kaiſer hatte dieß in einer förmlichen Ausſchreibung angekündiget, und dieſer zu Folge waren auch, ohne alle vorgehende Einwendung, ſämmtliche Reichsfürſten perſönlich oder durch Geſandte auf dem gegenwärtigen Reichstage erſchienen; aber kaum war auf dieſem der Vortrag geſchehen, als die unirten oder correſpondirenden Fürſten dem Kaiſer ein auf ihrer letztern Verſammlung zu Rotenburg zuſammengetragenes Libell ihrer beſondern Beſchwerden übergaben, mit der Forderung, daß dieſe zuerſt abgethan, und daß beſonders die Stimmenmehrheit, welche offenbar auf der Seite katholiſcher Fürſten wäre, gehoben werden müßte. Vergeblich erinnerte der hierüber nicht wenig beſtürzte Kaiſer, „wie er hoffen wolle, daß, da alle Privatbeſchwerden im erſten Punkt ja wirklich enthalten ſeyen, ſie den Gang der Reichstagshandlungen nicht erſchweren würden. Die Juſtiz ſehe auch nicht auf die Religion deſſen, dem ſie ihren Beiſtand leiſten ſoll, und wenn katholiſche Fürſten die Mehrheit der Stimmen hätten, ſo hätten ſie dieſe nicht, weil ſie katholiſch geſinnt, ſondern weil ſie Reichsfürſten, und weil ſie zu Stimmen berechtigt wären, welche der Natur der Sache ſo gut, als den Reichsgeſetzen und dem allgemeinen Völkerrecht nach gelten." Selbſt proteſtantiſche Fürſten, ſolche nämlich, welche zur Union nicht getreten waren, machten den Unirten dringende Vorſtellungen, daß ſie doch nicht auch dieſen Reichstag fruchtlos machen möchten; allein die Unirten blieben auf dieſem Widerſpruch, deſſen unerwartete Beharrlichkeit nunmehr auch die katholiſchen Reichsſtände veranlaßte, den Kaiſer zu bitten, daß er auf ſeiner einmal gefaßten, gerechten und unpartheiiſchen Erklärung beſtehen, und die unnöthig ſich abſondernden zur Gebühr mit kaiſerlichem Eifer ermahnen und anweiſen wolle. „Sie Kurfürſten und Stände hätten ſich nimmermehr den Gedanken entſtehen laſſen, daß man auf der andern Seite dennoch ſo ſtark auf ſeinem Wahn beſtanden ſeyn ſollte; könnten auch noch nicht ſehen, was ſie zu ſolcher Trennung berechtige." Der Kaiſer kam alſo, um doch einmal eine gemeinſchaftliche Sitzung zu erhalten, mit dem Vortrag der dringenden Türkenhändel, und mit ſeinem

Geſuch um Hilfe zum Vorſchein; und die Unirten fanden ſich dießmal, wie ſie ſagten, dem Kaiſer zu Ehren, wirklich bei dem Fürſtenrathe ein, machten aber, ſo oft ihnen zugemuthet wurde, daß ſie abſtimmen ſollten, die Abſtellung wenigſtens ihrer vornehmſten Beſchwerden, jedesmal zur Bedingniß, und ſchlugen vor, daß wegen des Kammergerichts alſogleich die Gleichheit in der Religion eingeführt, des andern halber eine Deputation nach Speier, aus gleicher Anzahl Ständen von beiden Religionen angeordnet, und daſelbſt das ganze Juſtizweſen abgehandelt werden ſolle. Wiewohl nun hierin wenigſtens in etwas hätte nachgegeben werden können und ſollen, auch ſich Bayern wegen Donauwörth, deſſen Zurückſtellung unter den erſten Punkten der von den Unirten geſammelten Beſchwerden mitbegriffen war, ſich willig erklärte, daß es allerdings erbietig ſey, zu liquidiren, ſobald Jemand ſich meldete, der die von ihm aufgewandten Kriegskoſten bezahlen würde; ſo wurde gleichwohl mit der Fortſetzung der Umfrage wegen der Türkenhilfe fortgefahren, und am Ende die Bezahlung von dreißig Monaten binnen zwei Jahren bewilliget. Wiewohl noch ferner von kaiſerlicher Seite ein zu Speier abzuhaltender Deputations- oder Compoſitionstag, wobei zwei Kurfürſten und zwei Fürſten, welche bei keiner Union oder Verbindung wären, und manches andere zugeſagt wurde; ſo war es doch mit der herrſchenden Mißhelligkeit ſchon zu weit gekommen, als daß ſich beide Theile noch hätten einhellig vereinigen ſollen.

Der Reichsabſchied wurde demnach, ohne Beiſtimmung der Unirten, und zwar, alles ihres Proteſtirens ungeachtet, ſo, als wenn ſie ihn hätten mitverfertigen helfen, geſchloſſen und gefertigt, und übrigens auf den 1ſten Mai 1614 ein neuer Reichstag nach Regensburg, der aber nicht zu Stande kam, angekündigt.

Dem Kaiſer ſchnitt, wie deſſen Miniſter in einer ſchriftlichen Erklärung an die Reichsſtädte ſich ausdrückte, der Schmerz, ſich von Reichsſtänden ſo behandelt zu ſehen, durch das Herz, und ſeine Lage war damals wirklich äuſſerſt betrübt. Die Gefahr eines nahen Türkenkrieges, der ihn, wenn er unglücklich ausfallen ſollte, einen Theil ſeiner Erbländer koſten konnte, und die Furcht, daß er bei dem drückendſten Mangel an Baarſchaft wirklich ſo ausfallen möchte, ängſtigten ihn unſäglich; aber noch mehr betrübte ihn die fehlgeſchlagene Hoffnung, die von den deutſchen Reichsfürſten errichteten Bündniſſe, die Union und Liga, durch die Wegſchaffung der Urſachen, wegen derer ſie errichtet wurden, überflüſſig machen;

und ihre Auflöſung bewirken zu können. Dieſe Bündniſſe waren ohne ſeine Bewilligung errichtet und fortgeſetzt worden. Sie entzogen ihm die Ergebenheit der Reichsſtände, und machten ihn zu einem Oberhaupte ohne Kraft und Anſehen. Sie machten es den verbündeten Ständen, nachdem ſie zu ihrem Bunde ſteuern mußten, unmöglich, zur Unterſtützung des Kaiſers etwas Ergiebiges beizutragen, und benahmen ihnen, nachdem ſie ihre Rückſicht ſtets nur nach dem Zweck ihrer Bündniſſe zu richten verbunden waren, bei Berathſchlagungen die Freiheit ihrer Stimmen. Sie zerriſſen alle Einheit des deutſchen Verbandes, und reizten beide Partheien, ſich um die Unterſtützung auswärtiger Höfe zu bewerben, von welchen ſich vorausſehen ließ, daß ſie die erwünſchten Gelegenheiten, ſich in deutſche Angelegenheiten zu mengen, mit Vergnügen ergreifen, und dabei ihres Vortheils nicht vergeſſen würden; aber Mathias erreichte ſeine Abſicht nicht, ſondern ſah ſich bei derſelben bald darauf empfindlichſt gekränkt.

Die beiden Partheien, ſtatt ſich durch eine gütliche Vergleichung näher zu rücken, fanden ſich durch den Ausgang des letzten Reichstages vielmehr veranlaßt, jede für ſich, auf das thätigſte zuſammen zu halten, und ihre Bündniſſe zu verſtärken. Die Fürſten der Liga hielten noch zu Regensburg ſogleich nach jenem vereitelten Reichstag eine Verſammlung, bei welcher ſich viele neue Mitglieder, z. B. der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Worms, Eichſtädt, Hildesheim, Lüttich und Münſter, die Städte Köln, Ulm und Rothweil, und andere katholiſche Reichsſtädte in Schwaben, welche bis dahin ein Bedenken getragen hatten, ſich an irgend eine Parthei zu halten, durch Abgeordnete einfanden, und einen Abſchied unterzeichneten, welcher wegen der zu den bereits beſtandenen Geſetzen hinzugefügten Artikel, und beſonders wegen einer neuen Anſtalt ein neuer Hauptverein zu ſeyn ſchien. Es hatte ſich nämlich auch ein Geſandter des Erzherzogs Maximilian von Oeſterreich unterzeichnet, und die Sache dahin geleitet, daß zu den zwei Direktorien, dem rheiniſchen und oberländiſchen, noch ein drittes, ein öſterreichiſches Direktorium, welchem die ober- und vorderöſterreichiſchen Beſitzungen, dann der ſchwäbiſche Kreis angewieſen werden ſollten, errichtet wurde. Allein dieſe neue Anſtalt ſchien der weſentlichen Abſicht der Liga, welche zwar das Anſehen des Kaiſers wider die Fürſten der Union beſchützen, aber nicht dem Erzhauſe Oeſterreich dienen, oder in der Folge wohl gar von demſelben geleitet werden wollte, entgegen zu ſeyn. Da indeſſen die ältern Mitglieder der Liga die Entſtehung des neuen dritten Direktoriums im erſten Augenblick nicht geradezu mochten ablehnen können, ſo ſuchten ſie ſich der Gefahr, welche ihrer Unabhängigkeit drohte, dadurch zu entziehen, daß ſie jedem Stand, welcher unter dem neuen öſterreichiſchen Direktor zu ſtehen haben ſollte, die völlige Freiheit vorbehielten, ſich auch unter das bayeriſche Direktorium, wenn einem dieſes beſſer anſtehen ſollte, begeben zu können. Alle oberländiſchen Stände begaben ſich ſogleich unter das Direktorium des Herzogs Maximilian von Bayern, und dem Erzherzog Maximilian von Oeſterreich blieb nur ein Direktorium, das ſich auf ſeine und ſeines Hauſes Beſitzungen erſtreckte, übrig; ja Maximilian von Bayern erklärte ſogar in einer neuen, eigenen Verſammlung der Stände ſeines Bezirks, daß er zwar mit den beiden andern Direktorien zu einem und eben demſelben Zwecke ſich verſtehen, denſelben auch Hilfe leiſten, übrigens aber bei ſeinen Anſtalten, und mit den Ständen ſeines Direktoriums von den übrigen unabhängig ſeyn wolle. Der Herzog hatte auch noch in dieſem Jahre das Vergnügen, ſeinen Bezirk durch die Freundſchaft eines ihm anverwandten Fürſten, des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, welcher zu München mit der bayeriſchen Prinzeſſinn, Magdalene, (des Herzogs Maximilians jüngerer Schweſter) den 31. Oktober 1613 ſich trauen, und bald darauf ſogar ſeinen Uebergang zur katholiſchen Religion öffentlich bekannt machen ließ, verſtärkt zu ſehen.

Eben ſo thätig und ernſthaft waren die Vorbereitungen und Anſtalten der Union, deren Hauptanführer, ſo wie die erſten Urheber, die Calviniſten waren. Der erſte Direktor jener Union, Kurfürſt Friedrich IV. von der Rheinpfalz, als er das Ende ſeines Lebens, welches im 36ſten Jahre ſeines Alters den 9. September 1610 erfolgte, heraneilen ſah, verordnete ſogar, daß die Vormundſchaft über ſeinen damals vierzehnjährigen Kurprinzen, Friedrich V., dem Pfalzgrafen Johann zu Zweibrücken, mit Umgehung des nächſten Anverwandten, des Herzogs Philipp Ludwig zu Neuburg überlaſſen werden ſollte, allein aus der Urſache, weil dieſer ein der lutheriſchen Religion ſtreng ergebener Fürſt, jener aber der calviniſchen Religion, in welcher der ſterbende Kurfürſt ſeinen Kurprinzen durchaus erzogen wiſſen wollte, zugethan war. Dieſer Prinz, Friedrich V., verſicherte ſich der Freundſchaft des Königs Jakobs I. von England, deſſen Tochter Eliſabeth er 1614 zu London ehlichte, und brachte noch im nämlichen Jahre, auf ſeiner Zurückreiſe von England durch Holland, eine Verbindung der Generalſtaaten mit der Union zu Stand, welche demnach, indem ſie ſich auch des Beiſtandes des franzöſiſchen Hofes vertröſten konnte, ein höchſt bedeutendes Gewicht erhielt. Auch der Kurfürſt Johann Sigmund von Brandenburg nahm im Jahre 1614 die calviniſche Religion an, wobei er die Abſicht gehabt haben ſoll, ſich des Beiſtandes der Generalſtaaten bei einer zwiſchen ihm und dem Herzog von Neuburg wegen des gemeinſchaftlichen Beſitzes der jülichiſchen Länder entſtandenen Uneinigkeit zu verſichern.

Es war nämlich der gemeinſchaftliche Statthalter jener Länder, Markgraf Erneſt von Brandenburg, (den 18. Sept. 1613 im dreißigſten Jahre ſeines Alters) mit Tod abgegangen, und der Kurfürſt Johann Sigmund hatte an deſſen Stelle ſeinen älteſten Prinzen Georg Wilhelm zum Nachfolger in der Statthalterſchaft ernannt, ohne den Herzog von Neuburg dabei zu begrüßen. Da man brandenburgiſcher Seits ſchon einmal das Verſehen gemacht hatte, in Abweſenheit des Herzogs, einſeitig ein Patent anſchlagen zu laſſen, und da der Kurfürſt dieſen Vorfall ſo wenig gütlich beizulegen verſuchte, daß er vielmehr dem an ſeinem Hofe perſönlich anweſenden Herzog ſehr unanſtändig begegnete; (der vom Zorn hingeriſſene Kurfürſt ſoll den Herzog ſo:

gar ins Geſicht geſchlagen haben) ſo behauptete nunmehr der Herzog, daß er bei der Anſtellung eines neuen gemeinſchaftlichen Statthalters auch hätte beigezogen werden ſollen, und er ließ dieſem Statthalter verſchiedene Punkte vorlegen, welche er zuvor erfüllen müſſe, ehe er als gemeinſchaftlicher Statthalter anerkannt werden könnte. Die Mißhelligkeiten ſtiegen täglich weiter, und bewogen eines Tages den Kommandanten von Jülich, dem Herzog Wolfgang Wilhelm, als dieſer auf einer Reiſe nach Lüttich die Stadt Jülich beſehen wollte, die Thore zu verſchlieſſen, aus Furcht, daß der Herzog ſich der Stadt einſeitig bemächtigen dürfte; eben derſelbe Statthalter nahm aber bald darauf holländiſche Truppen in die Feſtung auf, mit der Erklärung, daß er die Abſicht habe, dieſelbe für das gemeinſchaftliche Recht beider Fürſten zu ſchützen. Der Herzog ſetzte ſich hierauf in der Stadt Düſſeldorf feſt, und ſchaffte die brandenburgiſchen Beamten aus derſelben fort. Das gemeinſchaftliche Regieren hatte jetzt ein Ende. Beide Partheien, der Herzog von Neuburg nämlich, und Brandenburg, beſetzten ſo viele Ortſchaften, als ſie konnten, und ſuchten einander, ſo viel möglich, zu kränken und Abbruch zu thun. Es waren auch eben damals heftige Streitigkeiten, welche von der Verſchiedenheit der Religion ihren Urſprung genommen hatten, in dem jüliſchen Ort Mühlheim, und in der Reichsſtadt Aachen, noch in voller Bewegung. Mühlheim hatte die proteſtantiſche Religion eifrig begünſtigt, und nicht nur ſehr viele proteſtantiſche Einwohner von Köln, ſondern überhaupt eine ſolche Wohlhabenheit an ſich gebracht, daß die damals noch gemeinſchaftlich handelnden Beherrſcher der jülichiſchen Lande das Städtchen zu vergrößern anfiengen, und daſſelbe mit Mauern umgaben, ungeachtet eines im Jahre 1612 erfolgten Befehls des Kaiſers, alles in den vorigen Stand zu ſetzen. Aber jetzt fand der Herzog von Neuburg, nachdem er indeſſen katholiſch geworden, und mit Brandenburg zerfallen war, für gut, den kaiſerlichen Befehl zu vollziehen, und mit der Schleifung der Stadtmauern einen Anfang zu machen. In der Reichsſtadt Aachen hatten ſich die Proteſtanten nach und nach ebenfalls wieder anſehnlichſt vermehrt, und der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, als er, wie eben vorkam, die Vormundſchaft über den kurpfälziſchen Prinzen, Friedrich V., und aus dieſem Grunde (nach dem Abſterben des Kaiſers Rudolph II.) auch das Reichsvikariat ergriff und behauptete, ließ die Uneinigkeit zu Aachen durch Abgeordnete unterſuchen, welche dahin entſchieden, daß die öffentliche Religionsübung den Bewohnern der Stadt frei ſtehen, und ſo auch die Wahl und Fähigkeit zu Stadtämtern beiden Theilen zuſtändig ſeyn ſollte. Die Proteſtanten, welche ſich nunmehr der Oberhand bemächtigten, wählten bald darauf zwei Proteſtanten zu Bürgermeiſtern, und 116 theils Proteſtanten, theils Calviniſten zu Rathsherren. Dieſer Vorgang bewog den Kaiſer, den Grafen Wilhelm von Fürſtenberg, als Kommiſſär, dahin zu ſenden, welcher die alten Bürgermeiſter, und die katholiſchen Bürger überhaupt wieder in ihre Plätze einſetzte. Der Pfalzgraf von Zweibrücken nahm ſich der nicht katholiſchen Bürger an, und machte dem Kaiſer dringende Vorſtellungen, daß er doch jene Verfügungen, welche er, der Pfalzgraf, als ehemaliger Verweſer des Reichsvikariats getroffen hätte, nicht zernichten möchte; allein der Kaiſer zernichtete ſie nicht nur, ſondern wiederholte ein über die nicht katholiſchen Bürger der Stadt in Hinſicht ihrer gewaltthätigen Handlungen bereits im Jahre 1611 gefälltes Achturtheil, und übertrug dem Erzherzog Albert (dem Beherrſcher der ſpaniſchen Niederlande), dann dem Kurfürſten von Köln den Vollzug. Erzherzog Albert beorderte geſchwinder und thätiger, als ſich vermuthen ließ, eine Armee von 30,000 Mann unter der Anführung des Generals Spinola ab, welcher zuerſt in Aachen die katholiſche Religion in ihren ehemaligen Stand zurückbrachte, die proteſtantiſchen Rathsherren abſetzte, und alle proteſtantiſche Religionsübung einſtellte, dann nach Mühlheim zog, wo er die Wälle und Feſtungswerke, im Jahre 1615 auch ſämmtliche Häuſer niederreiſſen, und die Einwohner insgeſammt verjagen ließ, und endlich (um einen Verſuch zu machen, ob er ſich nicht der jülichiſchen und bergiſchen Lande bemächtigen könnte) Rheinbergen, Duisburg und die Stadt Weſel wegnahm, und ſich darin feſtſetzte. Auf der andern Seite waren zur Unterſtützung des Kurfürſten von Brandenburg holländiſche Truppen unter der Anführung des Grafen Moriz von Naſſau herangekommen, welche ebenfalls verſchiedene Plätze einnahmen, und (als ein zu Santen im Cleviſchen, unter der Vermittlung von Frankreich, England, und der Union, noch im Jahre 1614 einsweilen zur Befriedigung der beiden Hauptpartheien, Brandenburg und Neuburg, geſchloſſener Vergleich ſich zerſchlug) ſo gut ſie konnten, weiter um ſich griffen, und einen Krieg, deſſen Früchte andern zu Theil werden ſollte, fortſetzten.

Während dieſer Vorfälle erhielten die Unirten (und zumal Kurfürſt Friedrich V.) eine neue und höchſt wichtige Gelegenheit, ihren

Eifer für ihre Sache zu verdoppeln. Es trat nämlich im Erzhauſe Oeſterreich in Hinſicht auf die künftige Erbfolge von Ländern, und Würden der ähnliche Fall, der ſich unter Kaiſer Rudolph II. ergeben hatte, ein. Die Brüder des Kaiſers, die Erzherzoge Maximilian und Albert waren unbeerbt, und auch der Kaiſer Mathias war ſeines ſehnlichſten Wunſches, einen Erben zu erhalten (er hatte ſich noch im 55ſten Jahre ſeines Alters mit Anna, des letzten Erzherzogs von Tyrol, Ferdinands hinterlaſſener Tochter im Jahre 1611 vermählet) nicht gewährt worden. So wie nun ehemals unter dem Kaiſer Rudolph II., deſſen älteſter Bruder Mathias, ſo nahm ſich jetzt unter dem Kaiſer Mathias deſſen Bruder Erzherzog Maximilian der Sache an, und brachte als künftigen Nachfolger den Erzherzog Ferdinand (einen Sohn des Karl von Steiermark, und Enkel Kaiſer Ferdinands I.) in Vorſchlag. Indem er es auf ſich nahm, den Erzherzog Albert zur Einwilligung zu bereden, verſprach er ſogar, daß er in Perſon ſämmtliche Kurfürſten beſuchen wolle, um dem Erzherzog Ferdinand auch die Kaiſerkrone zu verſchaffen; er machte auch wirklich ſogleich damit einen Anfang, daß er im Jahre 1616 zum Erzherzog Albert nach Brüſſel reiſte, auch von dieſem ſeinem Bruder einen förmlichen Verzicht zu

Gunſten Ferdinands bewirkte, und (nachdem auch vorher noch die Krone Spanien ihrer irrig gemachten Anſprüche wegen eines beſſern belehrt worden) zwiſchen den ſämmtlichen Perſonen des Erzhauſes Oeſterreich alles in Richtigkeit brachte. Vor allen Dingen nun ſollte dem Erzherzog Ferdinand die Nachfolge in Böhmen und Ungarn verſichert werden. In beiden Königreichen gelang die Sache nach Wunſch; und was Böhmen betrifft, ſo wurde Ferdinand, nachdem er vorerſt gelobt hatte, daß er die Freiheiten der Nation beſchwören, und bei des Kaiſers Lebzeiten ſich in nichts miſchen wolle, durch die freie Einhelligkeit der Böhmen zu ihrem König gewählt, und den 29. Juni 1617 gekrönt; auch in den zu Böhmen gezählten Ländern, Mähren, Schleſien und der Lauſitz, wurde er auf Landtagen unter den nämlichen Bedingungen, zum König angenommen. In Ungarn gieng auf einem Landtag zu Preßburg die Wahl und Krönung auf eben dieſelbe Weiſe den 1. Juli 1618 vor ſich; allein mit der Wahl des Ferdinand zum römiſchen König wollte es deſto weniger gelingen, ſo viele Mühe ſich auch das Geſammthaus Oeſterreich gab, das große Vorhaben zu befördern. Der Erzherzog Maximilian hatte bereits im Jahre 1616 die drei geiſtlichen Kurfürſten perſönlich beſucht, und im folgenden

Jahre unternahm ſelbſt der Kaiſer mit dem König Ferdinand, dann dem Erzherzog Maximilian eine Reiſe nach Dresden, um den Kurfürſten Johann Georg nicht nur für den künftigen Kurfürſtentag, auf welchem über die Nachfolge berathſchlagt und geſtimmt werden ſollte, ſondern auch auf den Fall, daß die Mitglieder der Union einſt wirkliche Feindſeligkeiten eröffnen ſollten, zu gewinnen. Man ſuchte ihn zu bereden, daß, wenn man kaiſerlicher Seits genöthigt werden ſollte, zu den Waffen zu greifen, der Krieg keineswegs den Proteſtanten, für welche ein förmlicher Religionsfriede vorhanden wäre, ſondern lediglich den Calviniſten, welche von den Proteſtanten ſo wenig, als von den Katholiken anerkannt werden könnten, gelten würde. Da der Kurfürſt von Sachſen ein der lutheriſchen Religion eifrig ergebener (ſohin der calviniſchen nicht geneigter) Fürſt war, da er ohnehin nie zur Union getreten, und da er endlich von dem kaiſerlichen Hofe noch immer mit der Hoffnung, daß die Anſprüche des ſächſiſchen Hauſes auf die jülichiſche Erbſchaft gewiß noch ihre Wirkung haben würden, geſchmeichelt wurde, ſo läßt ſich leicht vermuthen, welche Geſinnungen der Kurfürſt gegen den anweſenden Kaiſer geäußert haben werde.

Die Bemühungen, welche man ſich von Seite des kaiſerlichen Hauſes gab, ſich der deutſchen Krone zu verſichern, konnten unmöglich ſo geheim bleiben, daß ſie dem Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz und ſeinen Verbündeten nicht hätten bekannt werden ſollen, und der Zweck jener Bemühungen, einem der katholiſchen Religion ſo eifrig ergebenen Herrn, wie Ferdinand war, zur kaiſerlichen Würde zu verhelfen, war zu vielen Bedenken und Beſorgniſſen unterworfen, als daß Friedrich nicht ſogleich in volle Thätigkeit hätte geſetzt werden ſollen; er berief nicht nur unverzüglich die unirten Fürſten auf einen Bundestag nach Heilbronn 1617 (wo der Bund, weil ihm der Kaiſer während ſeiner Verſammlung die Auflöſung zumuthete, wieder eine neue Kraft bekam) ſondern machte an verſchiedene Höfe perſönliche Reiſen, theils um ſie der Union geneigt zu machen, theils um einige Prinzen von bedeutender Macht, oder großem Anhang als Mitwerber für die kaiſerliche Krone zu ſammeln. Der wichtigſte ſolcher Herren, denen er Ehrgeiz (und Unklugheit) genug zutraute, um ſich von ſeinen Vorſchlägen blenden zu laſſen, war ſein Stammvetter, der Herzog Maximilian von Bayern, welcher, wenn er zu gewinnen geweſen wäre, eine ganz andere Reihe von Begebenheiten und Erfolgen, die nachher in und für Deutſchland eintrat, veranlaßt haben müßte; aber Maximilian, damals der ſtaatsklügſte, ſo wie der anſehnlichſte, deutſche katholiſche Fürſt, an welchen ganz Süddeutſchland ſich anſchloß, hörte bei dem Vortrag ſeines Vetters nichts Neues, noch Unerwartetes, worüber er nicht ſchon lange mit ſich einig geweſen ſeyn ſollte; er wußte, daß Frankreich und die unirten Fürſten ihn allein aus der Abſicht zur deutſchen Krone befördern wollten, um einmal einen Kaiſer zu haben, der, weil er ſich ohne ihre Unterſtützung nicht würde halten können, ſich ganz nach ihrer Leitung würde verhalten, und allein ihren Abſichten unterthänig ſeyn müſſen. Maximilian ließ ſich indeſſen gegen den Kurfürſten, welchen er im Spätjahre 1617 an ſeinem Hof zu München auf das prächtigſte bewirthete, in keine unnützlichen Erörterungen ein, ſondern dankte für das Zutrauen, das man auf ihn ſetzte, und erklärte nur, daß ihm unmöglich nach einem Thron, deſſen Stützen längſt aus den Fugen geriſſen, unmöglich nach einem Reich, deſſen Glieder ſo uneinig wären, gelüſten könne. „Ich gönne, ſagte er unter anderm, die kaiſerliche Würde dem, welchem die Verſehung ſie zutheilen wird, ganz gerne, und, Herr Vetter, (ſchloß er mit aller der Gutmüthigkeit, die ihm eigen war) ich bin kein Feind von Oeſterreich.“ Da es am Ende dem Kurfürſten Friedrich V. nirgends gelingen wollte, einen ſolchen Herrn, der ſich als Mitwerber um die deutſche Krone dem Erzherzog Ferdinand mit Erfolg hätte an die Seite ſtellen können, aufzubringen, ſo that er ſein Möglichſtes, um den Kurfürſtentag, auf welchem die Wahl vor ſich gehen ſollte, zu verhindern; doch dieſer Kurfürſtentag wurde durch ganz andere Begebenheiten, welche in ihren Folgen ganz Deutſchland erſchütterten, verhindert.

Wir haben gehört, daß der Kaiſer Rudolph II., als er im Jahre 1608 von ſeinem Bruder Mathias mit einer bis Prag gerückten Armee überfallen wurde, die Böhmen zu einem Landtag berufen, und den proteſtantiſch geſinnten (oder wie ſie in Böhmen nach einem alten Herkommen genannt wurden, den Utraquiſten) Ständen sub utraque verſchiedene Religionsfreiheiten bewilligt habe. Da den Proteſtanten die ihnen, vom beängſtigten Kaiſer zugeſtandenen Bewilligungen theils nicht klar, theils nicht befeſtigt genug zu ſeyn ſchienen, ſo nöthigten ſie im folgenden Jahre den Kaiſer, ihnen einen mit dem kaiſerlichen Siegel befeſtigten Majeſtätsbrief ausfolgen zu laſſen, worin vorkam, „daß denen sub utraque die böhmiſche Confeſſion, bis zur gänzlichen Vereinigung der chriſtlichen Religionspartheien gelaſſen, und die Uebung derſelben allen drei Ständen frei geſtellt; daß das untere Conſiſtorium ſammt der Univerſität zu Prag denen sub utraque wieder eingeräumt, und ſie gewiſſe Perſonen als defensores derſelben zu ernennen, der König aber zu beſtätigen haben ſoll; daß ferner denen sub utraque freiſtehen ſoll, nach Befinden noch mehrere Kirchen und Schulen zu bauen, und darin ihre Religion ungehindert auszuüben; daß ſie Niemand fernerhin in Anſehung der Begräbniſſe auf den Gottesäckern, des Läutens dabei ꝛc. zu bedrängen ſich unterſtehen, und daß gegen den Majeſtätsbrief keine andere Verordnung, ſie möge ausgehen von wem ſie wolle, gültig, und daß, wer etwas dagegen unternehme, als ein Feind des allgemeinen Friedens zu beſtrafen ſeyn ſoll." Zu Folge dieſes Majeſtätsbriefes wurden von Böhmen sub utraque, die nachher die neue böhmiſche Confeſſion mitangenommen hatten, zu Kloſtergrab, welcher Ort dem Erzbiſchof von Prag unterworfen war, dann in der Stadt Braunau, über welche der Abt von Braunau zu gebieten hatte, proteſtantiſche Kirchen gebaut. Die Herren der Ortſchaften unterſagten den Bau, indem ſie erklärten, daß die im Majeſtätsbrief eingerückte Erlaubniß, Kirchen zu bauen, allein von den Gütern, welche dem König angehörten, und nicht von andern verſtanden werden müſſe, und ſelbſt Kaiſer Mathias erklärte ſich mündlich, „daß den Unterthanen der Geiſtlichkeit, vermöge des Majeſtätsbriefes, das Recht, Kirchen zu bauen, keineswegs zuſtehe." Die neu erbauten Kirchen mußten den Grundherren ausgeliefert werden; ja, als die in Braunau vorhandenen Proteſtanten an den Kaiſer einige Deputirte ſchickten, wurden dieſe in Verhaft genommen. Die den böhmiſchen Proteſtanten zugegebenen Defenſores beſchrieben hierauf einen Landtag, welcher den 5. März 1618 auf dem großen Kollegium Kaiſers Karl IV. eröffnet werden ſollte. Die Prager und einige andere Städte blieben auf eine vorgehende Abmahnung der kaiſerlichen Miniſter von der Verſammlung weg; allein die Deputirten anderer Stände erſchienen; und da ſich der Kaiſer bereits im vorigen Jahre von Prag nach Wien begeben, und zehn Statthalter, ſieben katholiſche, und drei proteſtantiſche hinterlaſſen hatte, ſo wurden an letztere ſowohl, ſo wie an jenen, nunmehr ſchriftliche Vorſtellungen um Abſtellung der, dem Majeſtätsbrief entgegen handelnden, Bedrückungen erlaſſen. Der Kaiſer antwortete unverzüglich, aber in ſehr ungnädigen Ausdrücken, worin er beſonders den eigenmächtig ausgeſchriebenen Landtag ahndete, und ſolche einſeitige Zuſammenkünfte verbot; allein die Defenſoren hatten bereits eine neue Zuſammenkunft ausgeſchrieben, und dieſelbe von allen proteſtantiſchen Kanzeln verkündigen laſſen. Als dieſe Verſammlung, bei welcher ſich aber aus Prag, und den königlichen Städten wieder Niemand einfand, den 21. Mai 1618 auf dem vorgenannten Kollegium eröffnet wurde, forderten die kaiſerlichen Statthalter die verſammelten Proteſtanten zu ſich auf das königliche Schloß, um ihnen ein von Wien angekommenes, wiederholtes kaiſerliches Schreiben zu eröffnen, welches zwar in weniger geſchärften Ausdrücken, als das erſte, abgefaßt, aber gleich dieſem des Inhalts war, daß keine Verſammlung der Stände gehalten, ſondern ſolche, bis eine weitere Erklärung erfolgen würde, verſchoben werden ſollte; allein die Proteſtanten waren nun einmal überein gekommen, ſich ſelbſt, wie ſie ſagten, zu helfen, und waren ſo wenig geneigt, die Verſammlung zu entlaſſen, daß ſie ſich vielmehr bald darauf, und wie es ſcheint, mit vollem Vorbedacht einer That ſchuldig machten, bei der ſie im Voraus nicht auf Gnade und Verſöhnung mit dem Kaiſer, ſondern auf einen vollkommenen Bruch mit demſelben gerechnet zu haben ſcheinen. Den 22. Mai 1618 erſchienen auf der

Kanzlei des königlichen Schloſſes vier von den kaiſerlichen Statthaltern, und zwar vier Katholiken, a) der Oberburggraf von Sternberg, b) der oberſte Landrichter, Wilhelm Slawata, c) Jaroslaw Borzita von Martiniz, d) Mathes Diepold von Lobkowiz, dann der Sekretär Philipp Fabricius. Die Proteſtanten, oder Utraquiſten, ſtrömten ſchon etwas erhitzt in ſo zahlreicher Menge herbei, daß viele vor der Thüre ſtehen bleiben mußten. Der Graf Heinrich Mathäus von Thurn, welchem der Kaiſer Mathias vor einiger Zeit das wichtige Amt eines Burggrafen vom Karlsſtein ohne Urſache abgenommen, und dieſes dem katholiſchen Grafen Martiniz übergeben hatte, ſtellte einen Hauptanführer der Menge vor. Man that an die vier kaiſerlichen Statthalter verſchiedene Fragen, worunter vorzüglich dieſe war, ob ſie das erſte Schreiben des Kaiſers, worin den Defenſoren der Utraquiſten mit großen Strafen gedroht wurde, veranlaßt, oder gar verfaßt hätten. Man begnügte ſich mit den Antworten, bei welchen die Statthalter freilich etwas verlegen ſich benommen haben mochten, nicht, und drang mit jedem Augenblick heftiger in ſie, ja man erklärte ſie zuletzt, und zwar vorzüglich den Slawata und Martiniz für Hauptfeinde der Proteſtanten, und Graf Thurn rief, (was auch Fels und

Wilhelm Lobkowiz thaten) daß es am beſten gethan ſeyn würde, wenn man jene beiden Männer von der Welt wegſchaffte, und den Proteſtanten Sicherheit bewirkte. Man überſchüttete auch ſogleich dieſe zwei Statthalter mit Vorwürfen wegen Reden, Rathſchlägen, und Unternehmungen, womit ſie den Proteſtanten hätten Abbruch thun wollen, erklärte ſie ohne weiters der für Verräther der Nation von jeher beſtimmten Strafe des Hinauswerfens zum Fenſter ſchuldig, und Graf Thurn (nachdem er vorerſt die zwei andern Statthalter, von Sternberg und Diepolden von Lobkowiz, deren man ſchonen wollte, in eine andere Stube abgeführt hatte) ergriff ſie mit der Beihilfe einiger Freunde, und ſtürzte ſie, zuerſt den Martiniz, dann den Slawata, und zuletzt den Fabrizius zum Fenſter hinaus, von einer Höhe von 28 Prager Ellen, in den Schloßgraben hinunter. Damit die Unglücklichen deſto gewiſſer getödtet werden möchten, wurden ihnen viele Piſtolenſchüſſe nachgeſchickt. Die drei Herren mögen nun auf einen Haufen Kehricht oder Miſt gefallen, oder durch die Bedeckung ihrer Staatsmäntel, mit denen ſie umhüllt waren, oder ſonſt durch einen Umſtand gerettet worden ſeyn; genug, alle drei blieben beim Leben, und fanden ſich (den Slawata, der im Kopf und Geſicht einige

Wunden bekommen hatte, ausgenommen) im Stand, möglichſt geſchwind wegzuflüchten. Fabrizius begab ſich unverzüglich zum Kaiſer nach Wien, und Martiniz entkam nach München, von welcher Stadt aus er dem Kaiſer ebenfalls ſeine Ankunft meldete; Slawata wurde gegen einen Revers, ſich niemals rächen zu wollen, beim Leben gelaſſen.

Aber das Benehmen der böhmiſchen Proteſtanten, oder vielmehr ihrer Anführer, nach der Mißhandlung der kaiſerlichen Statthalter war noch ungleich auffallender, als ſelbſt jene Mißhandlung. Dieſe Anführer nämlich entſchuldigten ihre That bei dem Kaiſer, dann bei den deutſchen und andern Fürſten ſo wenig, daß ſie ſich wegen derſelben vielmehr rechtfertigten; ſie mögen auch wohl keine vollkommene Ausſöhnung mit ihren Perſonen von Seite des Kaiſers gehofft, und bei ſich beſchloſſen haben, an der Spitze der böhmiſchen Nation alles zu gewinnen, oder alles zu verlieren. Die blinde und ſchreckliche Kühnheit, mit der man bei einer ſolchen Gemüthsſtimmung zufährt, machte, daß ſich denſelben kein einziger der noch in Prag vorhandenen kaiſerlichen Statthalter, noch die Stadt Prag, welche an jener Mißhandlung keinen Theil genommen hatte, noch die böhmiſche Nation widerſetzte. Sie ſetzten demnach die gefangenen Braunauer in Freiheit, übergaben dem Grafen von Thurn das Burggrafenamt vom Karlſtein, ließen ſich den Schloßhauptmann ſammt ſeiner Wache ſchwören, bemächtigten ſich der königlichen Gefälle, der Poſt u. ſ. w., verjagten die Jeſuiten, als ihre gefährlichſten Widerſacher, aus Prag und ganz Böhmen, ſtellten zur Verwaltung des Königreichs dreißig Direktoren auf, warben allenthalben Truppen, errichteten Bündniſſe unter ſich, ſuchten die Mähren, die Schleſier, die Ungarn, die Fürſten der Union, und auswärtige Mächte für ſich zu gewinnen, und ſagten endlich dem Kaiſer, zur nämlichen Zeit, da ſie bereits alle königliche Gewalt an ſich geriſſen hatten, „daß ſie keineswegs wider ſeine Perſon etwas zu unternehmen geſonnen geweſen, ſondern nur genöthigt worden wären, zur Erhaltung ihrer Religionsfreiheiten wirkſame Anſtalten zu treffen.“

Am kaiſerlichen Hof waren diejenigen, welche damals bei der Abfaſſung endlicher Beſchlüſſe das meiſte Anſehen behaupteten, über die Art, wie den Böhmen begegnet werden ſollte, nicht einig. Der Kaiſer ſah zwar mit der äußerſten Beſtürzung, daß er die Böhmen kaum mehr anders, als mit der Gewalt der Waffen zur Unterwerfung würde bringen können; allein er betrachtete auch die entſetzlichen

Folgen, in welche, falls ihm das wandelbare Waffenglück nicht günſtig ſeyn ſollte, ſeine Erbſtaaten und ganz Deutſchland verwickelt werden könnten, und war vorzüglich für eine gütliche Beilegung der Sachen geſtimmt; er ſchickte an alle deutſche kurfürſtliche und fürſtliche Höfe Geſandte, und ermahnte ſie, ſich der Böhmen nicht anzunehmen. Viele dieſer Fürſten, als Maximilian von Bayern, der Kurfürſt von Sachſen u. a. dachten wie der Kaiſer, und ſuchten die Böhmen zur Unterwürfigkeit zu bereden; ja der König Sigmund von Polen drohte ihnen ſogar, daß er, wenn ſie die Waffen nicht niederlegten, dem Kaiſer mit ſeiner ganzen Macht beiſtehen würde. Der Kaiſer ſchickte auch wirklich ſeinen geheimen Rath, Johann Euſebius Khuen, nach Prag, mit dem Auftrag, die Häupter der böhmiſchen Empörer, Thurn und Fels, vermöge der beſänftigendſten Vorſtellungen zu gewinnen; allein dieſe waren zu weit gegangen, als daß ſie auch noch eine aufrichtige und dauernde Ausgleichung oder großmüthige Nachgiebigkeit des kaiſerlichen Hofes erwarten zu können gehofft haben ſollten, und der Verſuch mißlang. Dieß machte diejenigen an dem kaiſerlichen Hof, welche gleich anfangs zur Ergreifung der Waffen gerathen hatten, nur noch ungeſtümer bei ihren Forderungen, und der

Kaiſer wurde endlich genöthigt, das böhmiſche Weſen dem König und Erzherzog Ferdinand zu übertragen. Ferdinand hatte zwar, was auch ſchon der Wohlſtand erforderte, den Böhmen ſeine Vermittlung zwiſchen ihnen und dem Kaiſer angetragen, blieb aber immer der Meinung, daß ein ſo tief liegendes Uebel, wie das böhmiſche wäre, nur durch ſcharfe Mittel geheilt werden könnte, und das erſte, was er that, war, daß er ſich des Mannes, deſſen Rathſchlägen der Kaiſer mit dem unumſchränkteſten Zutrauen zu folgen gewöhnt war, bemächtigte. Dieſer war der Kardinal Kleſel *),

---

*) Melchior Kleſel, Sohn eines bürgerlichen Bäckers (nicht zu München, wie Ertl meinte, ſondern) zu Wien, wurde in dieſer Hauptſtadt 1553 geboren, mit Fähigkeiten und Eigenſchaften, welche, da ſich ihm Gelegenheiten anboten, ſie in ihrem rechten Lichte zu zeigen, Jedermann für ihn einnahmen und in Verwunderung ſetzten; er wählte aus Neigung den geiſtlichen Stand, wurde 1578 zum Probſt zu Wien, 1602 zum Biſchof daſelbſt, und endlich ſogar zum Kardinal erhoben. Nachdem er ſich in unzähligen Fällen als einen Mann von ſeltener Einſicht und beſcheidener Klugheit in Behandlung wichtiger Staatsſachen ausgezeichnet hatte, wurde er von Kaiſer Rudolph II. zum Staatskanzler und erſten Miniſter ernannt, und ſeine Erwählung dazu gehört vorzüglich unter die Erſcheinungen, welche jenem Kai-

welcher, wiewohl ein erklärter Gegner der Proteſtanten, für den Frieden, und für gütliche Beilegungen ſich erklärt, und ſeinen Herrn, den Kaiſer, in dieſen Geſinnungen geſtärkt hatte. Kleſel wurde auf Befehl des Königs und Erzherzogs Ferdinand, welchem er eines Tages einen Gegenbeſuch abſtatten wollte, bei ſeinem Eintritt in die kaiſerliche Burg zu Wien von dem Freiherrn von Preuner in ein Nebengemach gelockt, und von dieſem Herrn, welcher ihm die Eröffnung, daß er ſein Gefangener ſey, gemacht, und ihm ein gemeines Prieſterkleid anzuziehen befohlen hatte, nach einer ſchon in Bereitſchaft geſtandenen Kutſche gebracht, und in aller Stille, ohne daß es in der Reſidenz jemand gewahr wurde, nach dem

---

ſer Ehre machen. Wiewohl Kleſel ein erklärter, ſinnreicher, und höchſt unternehmender Gegner der proteſtantiſchen Religion war, ſo war er gleichwohl ein eben ſo großer Feind aller kriegeriſchen Gewaltthätigkeiten; und wenn man ihm gefolgt hätte, ſo dürfte vielleicht die böhmiſche Unruhe gütlich beigelegt worden, und der dreißigjährige Krieg nicht erfolgt ſeyn. Kleſel wurde aus ſeinem Arreſt (ſogar der Pabſt ließ die Urſache deſſelben feierlich unterſuchen) mit Ehren in Freiheit geſetzt, und ſtarb im 77ſten Jahre ſeines Alters den 18. September 1630 zu Neuſtadt, wurde aber nach Wien abgeführt, und daſelbſt in der Stephanskirche begraben.

feſten Schloſſe Ambras in Tyrol abgeführt. Nachdem nun Ferdinand dieſen, mit ihm im Grunde ganz gleich geſinnten, aber in der Wahl der Mittel, mit denen den Böhmen begegnet werden ſollte, nicht gleich geſtimmten Mann auf die Seite geſchafft hatte, fieng er unverzüglich an, ſeine Plane ins Werk zu ſetzen. Der Graf Thurn hatte in Böhmen die kaiſerliche Domänialſtadt Budweis, weil ſie beim Ausbruche der Unruhen ihre Beſatzung verſtärkte (was auch die Stadt Krumau that, aber von der Vermehrung der Beſatzung bald wieder abſtand) eng eingeſchloſſen, und auf den Fall, daß er ſie mit Sturm würde erobern müſſen, hart bedrohet. Sogleich beorderte Ferdinand im Namen des Kaiſers den Grafen Heinrich von Dampierre, der ſich in den letzten Kriegen wider die Venetianer ausgezeichnet hatte, mit ungefähr 10,000 Mann nach Budweis ab, mit dem Befehl, dem Grafen Thurn zu Leibe zu gehen; aber Dampierre, der, ſtatt unmittelbar nach Budweis zu rücken, für beſſer befunden hatte, erſt Biſtriz wegzunehmen, und Neuhaus, wo er die Vorſtädte abbrannte, und eine Kirche plünderte, zu belagern, wurde vom Grafen Thurn überfallen, und wiederholt zurückgeſchlagen. Dieſer verunglückte Anfang veranlaßte den kaiſerlichen Hof, die Völker des

Dampierre einem andern Feldherrn, nämlich dem Karl Longueual, Grafen von Bucquoy, den man aus den Niederlanden kommen ließ, zu übergeben, welcher die ihm anvertrauten Truppen mit neuen verſtärkte, aber mit ſeinen Unternehmungen ebenfalls ſo wenig, als ſein Vorgänger, ausrichtete. Wider alles Vermuthen nämlich erſchien Graf Erneſt von Mansfeld (Sohn des Grafen Peter Erneſt) mit 4000 Mann, welche er ehemals wider die Spanier für den Herzog von Savoyen warb, und mit Einwilligung dieſes Herzogs an die Union, dann an die böhmiſchen Proteſtanten vermiethete, in Böhmen, und eroberte die wichtige Stadt Pilſen, worin er eine ſtarke kaiſerliche Beſatzung gefangen nahm. Der Graf Thurn verfolgte den kaiſerlichen General Bucquoy, und jagte ihn ebenfalls überall vor ſich her, was ihm auch, als der für ſein Vaterland ſtritt, um ſo leichter bei einem Heer gelingen mußte, welchem großentheils bloß um Brand und Mord, und Raub, und Beute zu thun war. Dieſes Heer hatte in Böhmen während einiger Monate einen Schaden von drei Millionen angerichtet, und eine unermeßliche Summe von Geld und Metall und andern Dingen geraubt. Ein Feldherr der böhmiſchen Stände, Joachim Schlick, nahm dem mit der Beute nach Hauſe eilenden Heere allein bei dem Städtchen Zwettel in Oeſterreich zweiundvierzig beladene Wagen, und tauſend Stück Vieh, und ſodann noch in jener Stadt ſelbſt eine ungeheure Summe Geldes weg. Dieſer tapfere Feldherr vereinigte ſich mit dem Grafen Thurn, drang im Jänner 1619 in Oberöſterreich ein, und ſchickte ſeine Streiftruppen bereits bis auf einige Meilen von Wien, wo bald darauf, nämlich den 10. (20.) März 1619 der Kaiſer Mathias mit Tod abgieng.

Dieſer Monarch mußte zuletzt, vermöge eines ſeltſamen Eintritts von Wiedervergeltung, die nämlichen Leiden, welche er über ſeinen Bruder den Kaiſer Rudolph II. in vollem Maße verhängt hatte, und wohl noch mehr, erfahren; er ſah ſich von ſeinem Nachfolger Ferdinand, der doch bei ſeiner Krönung ein feierliches Verſprechen ausgeſtellt hatte, ſich bei den Lebzeiten des Kaiſers in keine Regierungsgeſchäfte miſchen zu wollen, auf allen Seiten beſchränkt, und aus Furcht ſchlimmerer Begegnung, in die traurige Nothwendigkeit, alles ſtillſchweigend geſchehen zu laſſen, verſetzt. Die gewaltſame Entführung ſeines einzigen Vertrauten, des Kardinals Kleſel, welcher allein ihm, da ſich von ihm alles zurückzog, noch übrig blieb, erfüllte ihn mit dem bitterſten Unmuth, der ihm die Worte „Ich will lieber ein Privatmann, als ein dergeſtalt hintangeſetzter Kaiſer ſeyn" auspreßte. Seiner Gemahlinn, der Kaiſerinn, brach jene Mißhandlung das Herz; ſie ſtarb bald darauf im dreiunddreißigſten Jahre ihres Alters. Auch der Bruder des Kaiſers, Maximilian, und der Markgraf Karl von Burgau, ſtarben, jener im ſechzigſten Jahre ſeines Alters, dieſer im achtundfünfzigſten, beide 1618.

Als Kaiſer Mathias mit Tod abgieng, ſtanden die Böhmen in Oberöſterreich. Die Stände Oberöſterreichs, ſo wie die Stände Oeſterreichs überhaupt, von denen der größte Theil proteſtantiſch geſinnt war, forderten mit Trotz ihre Religionsfreiheiten, und machten Anſtalten und Vorbereitungen, welche auf ihr Einverſtändniß mit den Böhmen zielten. Die Schleſier und Mähren hatten ſich ebenfalls für die Böhmen erklärt, und die Fürſten und Stände der Union waren in voller Bewegung. Auch von Seiten der Türken (ungeachtet ſie 1615 einen zwanzigjährigen Stillſtand eingegangen hatten), ſo wie von Siebenbürgen näherten ſich neue Gefahren und Unruhen. Alle Umſtände und Erſcheinungen kündigten den Ausbruch entſetzlicher Dinge an.

Leopold I.

1658 — 1705.

Beſchaffenheit und Fortgang des wiſſenſchaftlichen, religiöſen, bürgerlichen und politiſchen Zuſtandes in Deutſchland unmittelbar nach dem dreißigjährigen Krieg [*].

§. I.

Daß ein ſo langer, volle dreißig Jahre (vom Jahre 1618 — 1648) fortgeſetzter Krieg große Veränderungen aller Orten hervorgebracht haben werde, iſt leicht zu erachten. Als endlich dem Morden, Brennen und Zerſtören durch den weſtphäliſchen Frieden ein Ende gemacht wurde, war faſt nichts mehr, wie es vor dem Ausbruche dieſer Jammerzeit war. Die ſchönſten Anſtalten waren verfallen. Die ehedem blühendſten bürgerlichen Gewerbe waren bis auf einige wenige dürftige Meiſter heruntergekommen, oder noch häufiger vollends verſchwunden. Viele tauſend Menſchen kehrten jetzt zu ihren Wohnungen, von welchen ſie die Furcht vor Mißhandlungen, oder die gräßlichſte Armuth verſcheucht hatte, zurück, und fanden an ihrer Stelle ſchreckliche Brandſtätte. Viele Tauſend ſuchten die Ihrigen, von welchen plötzliche Ueberfälle ſie getrennt hatten, auf, und ſuchten ſie vergeblich. Sie waren dahin. Manches deutſche Land hatte den größten, und gerade den kräftigſten Theil ſeiner Einwohner verloren, und was noch übrig war, war ein neuer, im wilden Toben des Krieges entſtandener, an Seele und Leib verkrüppelter, halb verwilderter Menſchenſtamm, welcher unbehilflich und muthlos, und mit einem düſtern Unmuth, auf die öden Felder, welche er wieder bebauen, und auf die zerrütteten Anſtalten hinſah, welche er wieder beleben ſollte.

---

[*] Die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges wurde ſchon früher geliefert.

Wir wollen, um die Sachen und Menſchen, von welchen in dem Leben des Kaiſers Leopolds I. die Rede ſeyn wird, aus dem wahren Geſichtspunkte betrachten zu können, zuerſt die Geſchichte des Weſentlichſten deſſen, was aus den Ruinen wieder hervorgeſucht und fortgeſetzt, oder was verbeſſert, und als etwas Neues aufgeſtellt worden war, vor uns nehmen, und ſogleich mit den Wiſſenſchaften und Unterrichtsanſtalten, als von deren guter oder verkehrter Beſchaffenheit, verſtändige oder verkehrte Köpfe, mithin wohl überlegte und gute, oder zu Grunde richtende Beſchlüſſe, Geſetze und Verordnungen auszugehen pflegen, den Anfang machen, und da Deutſchland, in vielem Betracht, ſchon ſeit dem ſchmalkaldiſchen Kriege in das ſüdliche und nördliche Deutſchland getrennt worden war, auf jeden dieſer Theile eine beſondere Rückſicht nehmen. Was damals geſäet wurde, hat den Keim deſſen geliefert, was ſich in unſern Tagen ausgezeitigt, wenn es gleich oft durch unerwartete Zwiſchenfälle ganz anders, als man vermuthet haben konnte, ſich entwickelt hat.

Da während des dreißigjährigen Krieges kein deutſches Land bei ſeinen Rechten und Beſitzthümern unangefochten blieb, ſo blieben vorzüglich diejenigen Wiſſenſchaften, welche lehren, wie man ſich bei ſeinem Beſitzſtand erhalten, oder zum Recht ſeiner Anſprüche ſich verhelfen ſoll, überall ein Gegenſtand des gemeinſchaftlichen Eifers; aber die Grundſätze der Rechtsgelehrſamkeit hatten häufigſt mehr die Eigenſchaft, Streitigkeiten zu veranlaſſen und zu verewigen, als ſie zu verhindern und beizulegen; und was man damals Natur-, Völker- und Staatsrecht nannte, war nicht ſelten auf ſtreitige, oder wohl auch irrige Vorausſetzungen gebaut, und ohne einen feſten Grund und Zuſammenhang vorgetragen; was auch bei dem Zuſtande der damaligen Philoſophie wohl nicht anders ſeyn konnte. Man hielt, nach dem ſeit Jahrhunderten befeſtigten Herkommen, die Schriften des (384 Jahre vor Chriſti Geburt in Macedonien gebornen) Ariſtoteles noch immer für das letzte Ziel des menſchlichen Verſtandes, und huldigte ihm mit einer blinden Ergebenheit, welche an und für ſich, nachdem Ariſtoteles ein helldenkender Mann von einer gründlichen Gelehrſamkeit, und einem ächten Geſchmacke war, zu ſehr guten Wegen geführt haben müßte, wenn ſeine Anhänger nicht das Unglück gehabt hätten, ihn ſchlechterdings nicht zu verſtehen. Dieſe philoſophiſchen Anhänger, welche ſich aus der Urſache, weil ihr Meiſter auf einem Platze zu Athen, Lyceum genannt, auf- und niedergehend (peripatetikos) lehrte, den Namen

Peripatetiker gaben, und ihre Philoſophie die peripatetiſche nannten, fanden ſich in die ariſtoteliſchen Grundſätze und Lehren ſo wenig, daß ſie denſelben die ungereimteſten Auslegungen unterlegten, und daß ſie dem guten alten Weltweiſen ſolche Behauptungen und Meinungen zuſchrieben, deren er ſich im Grunde ſeiner Seele geſchämt, und die er auf alle Weiſe von ſich abgelehnt haben würde. Die ſtets natürliche Folge einer ſolchen Barbarei war, daß die damaligen ſogenannten Philoſophen ihre Vorträge in ſolche Worte einhüllten, welche weder griechiſch noch lateiniſch, noch deutſch, ſondern welche barbariſch, und ohne Sinn, auch in keiner jener Sprachen mit Verſtand und Klarheit auszudrücken waren. Das Schlimmſte und Traurigſte bei dieſem Unfug war, daß man eben dieſelbe gedankenleere Art, zu denken und zu lehren, auch in andere Zweige der Wiſſenſchaften, bei welchen man die ärmſte und unnützlichſte aller Philoſophien immer zum Grunde legte, übertrug, und überall den Geiſt des brauchbaren Nachdenkens zurückſchreckte und lähmte. Man blieb daher in der Phyſik oder Naturlehre unabänderlich bei der ſeit einigen Menſchenaltern zur Mode gewordenen Weiſe, anſtatt wirklicher und nützlicher Sachen, nur eingebildeten Geheimniſſen nachzuſpüren, und Träume und kindiſche Spielwerke als Wunder der Kunſt zu rühmen. Die Paracelſiſten wurden noch immer allein für die ächten Phyſiker gehalten, und ganz Deutſchland war mit Lehrern und Liebhabern geheimer Wiſſenſchaften, der Scheidekunſt oder Chymie, der Alchymie, oder der Kunſt, gemeinere Metalle in edlere, beſonders in Gold zu verwandeln, und der Aſtrologie, oder der Kunſt, aus dem Lauf und Stand der Sterne verborgene und künftige Dinge zu erkennen, angefüllt; ſo daß faſt alle Schriften der damaligen, auch der in mancher Rückſicht mit Grund geſchätzten Naturlehrer und Aerzte, dieſes Gepräge trugen, auch ſich mehr und weniger mit den Unterſuchungen ſolcher Gegenſtände abgaben, und einen ausgebreiteten Zeitruhm erwarben, wie z. B. jene waren, welche der wegen ſeines Wunderſalzes (es war längſt vor ihm bekannt, und beſtand in einer mit dem mineraliſchen Laugenſalz verbundenen Vitriolſäure) berühmt gewordene (1670 verſtorbene) Johann Rudolph Glauber, in ſeinen Schriften *) ankündigte. Der Stein

---

*) Z. B. „Miraculum mundi, oder ausführliche Beſchreibung des großmächtigen Subjecti von den Alten Menstruum universale, oder Mercurius Philosophorum genannt; 1653." — „De signatura Salium, Metallorum et Planeta-

des Weiſen war bei weitem das wichtigſte aller Ziele, nach welchem die damaligen Phyſiker ihr Augenmerk richteten, und Wünſchelruthen und Metallriechereien waren in ihren Augen höchſt theure Sachen. Mitunter wurden auch ſogenannte **Theses** des Inhalts: „**An bruta ratiocinentur?** oder **an plantae sint animalia?**" u. dgl. mit dem größten Ernſte behandelt, und man mochte wohl nicht einmal gewußt haben, wie man ſich bei der **Thesi**, worüber ebenfalls geſtritten wurde:

---

rum, oder gründlicher Unterricht, wie man nicht allein der Salien, Metallen und Planeten, ſondern auch der Wörter und Namen ihre verborgene Kraft — erlernen und ausrechnen kann. 1658." — **Libellus ignium**, oder Feuerbüchlein, darin von unterſchiedlichen fremden, und bis dato noch ganz unbekannten Feuern gehandelt wird." — **Novum lumen chymicum**, oder eines neu erfundenen, und der Welt noch niemals bekannt gemachten **Secreti** Offenbarung. 1661." — **Explicatio**, oder Auslegung über die Worte **Salomonis: In Herbis, verbis et lapidibus magna est virtus.** 1664." — „Von den drei Anfängen der Metallen, als Schwefel, Mercurio nnd Salz der Weiſen. 1666." — „Kurze Erklärung über die hölliſche Proſervina. 1667." — „**De tribus lapidibus ignium secretorum**, oder von den drei alleredelſten Geſteinen, ſo durch drei **secrete** Feuer geboren werden. 1667." — „**De purgatorio Philosophorum**, oder von dem Fegfeuer der Weiſen. 1668." —

An foeminae ſint homines? benehmen, und ob man die Sache für einen beluſtigenden Einfall eines philoſophiſchen Tagediebes halten, oder ſie im Ernſte behandeln ſoll.

Daß die Sachen in der Theologie, und dann im geiſtlichen und religiöſen Weſen überhaupt, nach dem dreißigjährigen Krieg in dem Zuſtande blieben und fortgeſetzt wurden, wie ſie unmittelbar vor demſelben waren, iſt leicht zu erachten. Sie blieben aber nicht bloß in demſelben Zuſtand, ſondern ſie wurden ungleich weiter getrieben, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob in Süd- oder Norddeutſchland mehrere ſonderbare Menſchen zum Vorſchein kamen, welche aus Eiferern Schwärmer, aus Schwärmern Verrückte wurden, und welche ſich eifrigſt und mit beharrlichen Anſtrengungen bemühten, die ſo ganz und gar einfache, jedem von uns in ſein Herz geſchriebene göttliche Lehre: „Liebe Gott über Alles, und deinen Mitmenſchen wie dich ſelbſt!“ mit Einfällen und Hüllen aller Art zu umgeben, das Haus zu verlaſſen, und außer demſelben auf Leitern und Gerüſten zu wohnen. Die Dogmatik, oder die Wiſſenſchaft der Glaubenslehren, brachte die zankſüchtige Schulcontrovers, und die Speculation, oder die Schule, in welcher man ſich mit der Erklärung von Glaubensgeheimniſſen abgab, zur Welt, und beide führten zu ſehr ſeltſamen Sonderbarkeiten. Eine Hauptſache, womit ſich die ſpeculativen Theologen abgaben, betraf die Streitigkeit über die Gnade, das iſt, über die Nothwendigkeit, über das Maß und die Wirkung des göttlichen Beiſtandes zur Beſſerung der Menſchen; eine Streitigkeit, womit ſchon im ſechzehnten Jahrhundert mehrere Lehrer in andern europäiſchen Staaten, ein unbeſchreibliches Aufſehen erregt, aber ſich auch gewöhnlich ernſthafte Verdrießlichkeiten zugezogen hatten. Solche waren, um nur einige der berühmtern zu erwähnen, Ludwig Molina, ein Jeſuit, Cornelius Janſenius, Biſchof zu Ypern, dann der Erzbiſchof zu Cammerich, Fenelon u. a. Der erſtere hatte 1588 ein Buch über die Vereinbarkeit der Gnade, und des freien Willens (de concordia gratiae et liberi arbitrii) herausgegeben. Wiewohl nun dieſes Buch beſchuldigt wurde, daß es die natürlichen Kräfte des freien Willens wider die Verdienſte Jeſu Chriſti, wider den Beiſtand der Gnade, und wider die Prädeſtination erhöhe, daß es die ganze Kirche in Gefahr ſetze, und den Untergang vieler Katholiken befördere; wiewohl es daher, zumal von den Dominikanern, heftig angegriffen, und auf Befehl des Pabſtes ſcharf unterſucht, und nicht immer alles gebilliget wurde; ſo kam es gleichwohl, weil die

Jeſuiten ſich um das Buch annahmen, nicht dahin, daß es förmlich verboten wurde. Ein ganz anderes Schickſal hatte das vom Cornelius Janſenius (bei ſeinem im Jahre 1638 erfolgten Hintritt) unter dem Titel „Auguſtinus“ hinterlaſſenes Buch, welches gerade das Gegentheil deſſen, was Ludwig Molina aufgeſtellt hatte, lehrte, und welches bezüchtigt wurde, als behaupte es, daß „einige Gebote Gottes unmöglich von den Gerechten gehalten werden könnten, ob ſie ſchon willig dazu wären, und ſich alle Mühe gäben, dieſelben nach ihren gegenwärtigen Kräften zu halten; es mangle ihnen auch die Gnade, daß ſolche Haltung möglich werde“ u. ſ. w. Hierüber entſtanden die heftigſten und weitausſehendſten Streitigkeiten, und das Buch, deſſen Verfaſſer ſeine Art, ſich auszudrücken, nicht mehr ändern, und das für anſtößig Erklärte nicht mildern noch verbeſſern konnte, wurde auf das ſchärfſte verboten. Was den Erzbiſchof Fenelon betrifft, ſo hatte derſelbe eine „Erklärung der Lehren der Heiligen von dem innern Leben“ geſchrieben, worin unter anderm vorkam, daß man Gott lediglich wegen ſeiner Vollkommenheit lieben müſſe, ohne daß man ſeine Bewegungsgründe aus den genoſſenen Wohlthaten, und aus der Erwägung des Himmels und der Hölle herzunehmen hätte. Dieſes

Buch wurde vom Pabſt Innocenz XII. verboten, und ſelbſt von dem Verfaſſer, was ihm bei ſeiner Nation zum größten Ruhme gereichte, mit Eifer zurückgenommen und unterdrückt. Aehnliche Unterſuchungen, Fragen, Streitigkeiten machten damals die Unterhandlungen und Beſchäftigungen der Theologen aus, zumal derjenigen, welche, da ſie ſich einen großen Ruhm verſchaffen wollten, genöthigt wurden, unnützlichen Grübeleien durch geheimnißvolle und pomphafte Worte eine Wichtigkeit zu geben, und überhaupt etwas Sonderbares vorzubringen.

Der Verfall, und ſo zu ſagen die gänzliche Abweſenheit der witzſchärfenden und geſchmackverbreitenden Literatur der Alten machte, daß der Geiſt auch der gröbſten Albernheit im Fache der ernſthaftern Wiſſenſchaften nicht mehr gefühlt, und nur noch, wie wir nachher hören werden, von einigen Ausnahmen guter Köpfe bemerkt wurde. Die Humaniſten des ſechzehnten Jahrhunderts, welche zu ſo großen Erwartungen berechtigten, erblickten bei ihrem Abtreten kaum noch einzelne Nachfolger, und im ſiebenzehnten Jahrhundert fand ſich nur noch hie und da einer, der etwas Beſſeres ahnete, der die erloſchenen Fußtritte der ehemaligen berühmten Vormänner ſuchte, und ſie zu betreten wagte. Man erklärte zwar noch bei dem öffentlichen Unterricht klaſſiſche Bücher der alten Griechen und Römer, aber man hielt ſich bloß an die Wörter, und ließ ſich kaum einfallen, daß dieſe Wörter auch einen Sinn hätten, und daß der Sacheninhalt die erſte der Hauptſachen, welche man darin ſuchen müßte, ſey. Die meiſten der damaligen Dichter ſchränkten ſich auf einen geſchmackloſen Wortwitz ein, und Verſe mit Jahrzahlen (Chronodiſticha), und ähnliche, in faden Abgeſchmacktheiten ausgeartete Künſteleien waren das Ziel, wornach ſie ſtrebten. Das Schlimmſte dieſes Zuſtandes war, daß die Gelehrſamkeit (nach dem großen, gebietenden Beiſpiele und Vorgange der Juriſten und Theologen) allein in der lateiniſchen Sprache getrieben, daß dabei die deutſche Sprache gänzlich mißkannt und vernachläſſigt, und daß ihr Werth ſelbſt von Männern einer beſſern Art ſo wenig geahndet wurde, daß es uns jetzt unmöglich fallen dürfte, eben denſelben geſchmackvollen Dichter, Jakob Balde, dieſen feinfühlenden Sänger, der von ſeinen Liedern ſagte:

„Quod cano, flos est, vel amica virgo,
Vel nemus sacrum: riguique puris
Fontibus colles, et amans sororis
gratia nodum."

in ſeinem deutſchen Vortrag und Ausdruck, und in deutſchen Verſen, wie die folgenden ſind:

„O Caſtalis, du edler Safft
O edler Brunn auff Erden
Auſz dem wir angefüllt mit Kraft
Halb Götter können werden.
Ey wie ſo ſtill, der wie ein Mühl
Zuvor biſt umbher gſtrudelt.
Wem wollſt ſein lieb, jetzt aller trüb,
Faul, müſſig, matt, Und bſudelt.“

„Mich dürſt nit mehr, trinck wer da mag,
Dein Waſſer macht eins Grimmen.
Ja gar am hellen liechten Tag,
Thun die Camel drinn ſchwimmen.
Es trincket dich das laidig Vieh,
Wer wolts ihm doch verzeyhen?
Diß ſchatt der Stimm, macht d'Vers ſo ſchlimm,
Daß einer mächt drein ſpeyen.“

zu erkennen, und ihn für einen und eben denſelben Verfaſſer der lateiniſchen Gedichte zu halten, wegen welcher er von der unbefangenen und verſtändigen Nachwelt, und ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen mit Recht geſchätzt, und mit einer ſolchen Hochachtung verehrt wurde, daß, nach ſeinem (den 9ten Aug. 1668 zu Neuburg an der Donau erfolgten) Hintritt nürnbergiſche Rathsherren um eine ſeiner Federn ſich ſtritten, und durch das Loos entſcheiden ließen, wem das Glück beſchert ſeyn ſollte, ſich ihres Beſitzes zu erfreuen.

Eine Menge Menſchen aller Klaſſen und Geſchlechter gab ſich im ſiebenzehnten Jahrhundert, einzeln und in Rotten verſammelt, mit dem Verbeſſern der Wiſſenſchaften, der Religion und der Sitten unter den verſchiedenſten Einfällen ab, und die Erſcheinung, daß ſolche Menſchen nicht ſelten einen uns jetzt unbegreiflichen Anhang erhielten, iſt der redendſte Beweis von der Stimmung, und von den Begriffen der damaligen Zeitgenoſſen. Sogar Frauenzimmer erklärten ſich für Prophetinnen, und erhielten Beifall. Eine ſolche war, um unter vielen andern, welche im ſiebenzehnten Jahrhundert raſend ſchwärmten, nur Eine zu nennen, die abentheuerliche (im J. 1680 verſtorbene) Antoinetta Bourignon, eine Niederländerinn, welche alle ihre Zeitgenoſſen für verblendet, dagegen ſich allein für erleuchtet und weiſe ausgab, und welche, unter vielen andern Verrücktheiten, ein Buch, le nouveau ciel et la nouvelle terre, (neuer Himmel und neue Erde) Amſterdam

1679 ſchrieb, worin ſie ein ſchauderhaftes Beiſpiel gab, zu welchen Unſinnigkeiten ein in Unordnung gerathener und eingebildeter Kopf verfallen kann; aber der (falſche, oder auch ächte und gutgemeinte) Eifer, zu verbeſſern, ſchränkte ſich nicht bloß auf einzelne Menſchen ein. Wie einſt zur Zeit des unbändigen, und zügellos wüthenden Fauſtrechts biedere und beherzte Männer (und zwar, um deſto nachdrücklicher wirken zu können) insgeheim ſich verbündeten, jedes ſchreiende Unrecht, das ungeſtraft, und am hellen Tage ſeines Frevels ſich freute, rügen und beſtrafen zu wollen; ſo vereinigten und verſchloßen ſich jetzt (was ſchon vorher von Zeit zu Zeit geſchehen ſeyn mag), auch ſogar heller und richtiger, als ihre Zeitgenoſſen denkende Männer in geheime Klubs und Maſſoneyen, mit dem wechſelſeitigen Vorſatz, den damaligen Zuſtand der Philoſophie und Theologie zu verbeſſern, die Sittlichkeit durch weiſe und kluge Anſtalten herzuſtellen, eine lebhafte Verehrung für das Gute und Schöne durch alle Klaſſen der Menſchen zu verbreiten, und überhaupt eine neue Weltumſtaltung zu bewirken. Eine der erſten ſolcher geheimen Geſellſchaften, welche im 17. Jahrhundert entſtanden, wurde von einem würtembergiſchen (im J. 1654 verſtorbenen) Theologen, Joh. Valentin Andreä, veranlaßt, von welchem (wie man dafür hielt) im Jahre 1614 unter dem Titel: „Allgemeine und Generalreformation der ganzen weiten Welt, benebenſt der fama fraternitatis des löblichen Ordens des Roſenkreuzes“ ein Buch erſchien, in welchem alle weiſe Leute aufgemuntert wurden, ſich unter einem heiligen Zeichen dem Kreuze, das mit dem Bild der Verſchwiegenheit, mit Roſen nämlich, (daher Roſenkreuzer) umgeben ſeyn ſollte, in eine der Welt unbekannte Geſellſchaft zu verbinden, um alles, was unter den Menſchen verderbt wäre, abzuthun, und in der ganzen Welt wahre Weisheit auszubreiten. Da in jenem Buch vorgegeben ward, daß eine geheime Geſellſchaft dieſer Roſenkreuzer ſchon wirklich vorhanden ſey, da dadurch, wie leicht zu erachten, die Neugierde der Welt aufs höchſte geſpannt ward, ſo benutzten dieſe Gelegenheit, ſich als Vielwiſſende betrachten zu laſſen, bald eine Menge ſolcher Leute, welche nichts weniger, als zu einer geheimen Geſellſchaft ächter Weisheit geeigenſchaftet waren, und welche durch ihr belachenswürdiges Benehmen die anfangs gutgemeinte Sache verhaßt und lächerlich machten. Gleichwohl fand ſchon die Erdichtung, daß ein gewiſſer Chriſtian Roſenkreuz, welcher 1388 in Deutſchland geboren worden, dann als Pilgrim ins gelobte Land gereiſet, nach Arabien und Aegypten gekommen, und daſelbſt von den morgenländiſchen Weiſen in den geheimſten Wiſſenſchaften und Künſten unterrichtet worden ſeyn ſollte, mehrere Leichtgläubige, als man in Rückſicht einer ſolchen Schwächlichkeit des Verſtandes und der Beurtheilungskraft, als zu jenem Glauben gehörte, vermuthet werden ſollte, und als vollends, ganz im ſtillen Vertrauen, nämlich (immer sub Rosa) von Betrogenen, und von loſen Spöttern verſichert wurde, daß es in dem geheimen Bund der Roſenkreuzer Leute gäbe, welche die unglaublichſten Geheimniſſe der Natur, und (unter tauſend andern Dingen) ſelbſt den philoſophiſchen Stein, und dazu einen Geiſt, oder Liquor, durch deſſen Gebrauch ſie ihr Leben auf viele hundert Jahre verlängern, ja ſich die Unſterblichkeit verſchaffen könnten, beſäßen, welche die Metalle in den Gebirgen, und die reinſten Naturquellen auszukundſchaften verſtänden, welche wohl gar geheime Verſtändniſſe mit Geiſtern der andern Welt unterhielten, und durch geheime Kraft alles, was lebte, beherrſchten; ſo beſtätigte ſich wieder die uralte hiſtoriſche Thatſache, wie wenig es brauche, den Menſchen eines und vieler ſich unmittelbar folgender Zeitalter die Köpfe zu verrücken. Es entſtanden an vielen Orten geheime roſenkreuzeriſche Geſellſchaften, deren

Urheber und Anführer von unſichtbaren, aber alles genau bemerkenden, und von allem, was in den verborgenſten Winkeln geredet und gethan würde, ſtets vollkommen unterrichteten Obern ſprachen, welche dann auch diejenigen, die ſich um die Aufnahme bewarben, unter mancherlei abgeſchmackten, und zum Theil für nüchterne Leute beſchämenden Ceremonien, unter denen, dem Vorgeben nach, bedeutungsvolle Bilder geheimer höchſt wichtiger Wahrheiten verborgen ſeyn ſollten, endlich in eine Geſellſchaft gleichſinniger Mitbrüder führten, ihnen darin mit einem myſtiſchen Prunk die alltäglichſten, moraliſchen oder wiſſenſchaftlichen Dinge vorſagten, dabei immer von Stufen und Graden, mittelſt welcher man mit dem Folgenden bekannt werden müßte und würde, ſprachen, ſich und ihre Mitgefährten die Wiſſenden nannten, den Neulingen aber vor allen Dingen, und im Anfange und am Ende einprägten, daß von den Grundſätzen, Kenntniſſen und Künſten, mit welchen ſie (nach dem Befund ihrer Empfänglichkeit) nach und nach bekannt gemacht werden würden, und daß überhaupt von allem dem, was von ihnen (zur Erweiterung und Verſchönerung des geheimen ſalomoniſchen Tempels) beſchloſſen, gemauert, gezimmert, und für die Wiſſenſchaften in ſymboliſche Worte und Bilder eingehüllt werden würde, den Profanen und Laien nur ſo viel, als ſie tragen könnten, eröffnet und mitgetheilt, die Hauptſache aber, es beträfe nun alchymiſtiſche Künſte und Entdeckungen, oder was immer für Arcana, auf ewige Zeiten verheimlicht, und (nach der Weiſe der ehemaligen Aegyptier) nur von ihren Ordenspriestern ſorgfältig aufbewahrt, und nur wieder allein dieſen, von einem Menſchenalter zum andern, insgeheim überliefert werden ſollte.

Das Bild vom ſalomoniſchen Tempelbau, das Looſewort geheimer Geſellſchaften, kam durch eine Schrift eines jener unſterblichen Männer, welche das ſiebenzehnte Jahrhundert zierten, in Umlauf. Wir müſſen das Weſentlichſte wenigſtens von einigen dieſer Männer, welche, wenn ſie auch nicht alle in Deutſchland geboren, doch für die Aufnahme beſſerer wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe in Deutſchland höchſt wichtig wurden, kennen lernen. Dieſe Männer ſtiegen in der Dämmerung, welche von allen Seiten um ſie her lag, mit einem ihnen eigenen Lichte empor, und ſandten ohne Beiſpiel, und da, wo ſie zuerſt auftraten, ohne Beifall, mit einem unbeſiegbaren Gefühl des Beſſern, die erſten Strahlen einer ſchönern Morgenröthe aus, welche nach einigen Menſchenaltern herab in die tiefen

Thäler ſich ſenkten, und die Schlummernden weckten. Unter den erſten dieſer Männer trat ein Engländer, Franz Baco (Baron von Verulam), auf, welchem die Leute, die ſich zu ſeiner Zeit mit der Philoſophie abgaben, und ſich Philoſophen nannten, wie Kinder am Verſtand vorkamen. „Dieſe Philoſophie (ſchrieb er), wenn ich offenherzig ſagen ſoll, was ich von ihrem Nutzen halte, ſcheint mir eine lautere Kinderei und ganz mit dem Gepräge deſſen, was man eigentlich kindiſch nennt, bezeichnet zu ſeyn. Sie iſt unerſchöpflich an ſinnloſen Worten, wenn es auf das Plaudern ankömmt, aber ſchwächlich und unreif, etwas Nützliches zu Stande zu bringen.“ Auch richtete ſich dieſer Mann, indem er ſeinen Zeitgenoſſen richtigere Begriffe beibringen wollte, mit einer weiſen Herablaſſung ganz nach dem Geſchmacke ſeiner Unmündigen, und indem er wohl wußte, daß ſie wenig oder gar nicht auf ihn merken würden, wenn er im trocknen Ernſt mit ihnen ſpräche, ſo brachte er ihnen die Arznei in einem Roman „die neue Atalantis“ bei, worin er ein Schiff an eine unbekannte Inſel „Benſalem“ kommen ließ, deren König Salomona zur Beförderung der Erkenntniſſe der Urſachen und Eigenſchaften der natürlichen Dinge eine unvergleichliche Anſtalt geſtiftet hätte, „vermöge welcher in tieſen Höhlen oder auf hohen Thürmen verſchiedene Naturbegebenheiten beobachtet, künſtliche mineraliſche Brunnen und Bäder, und große Häuſer, wo Luftbegebenheiten, als Wind, Regen, Donner nachgemacht, ferner botaniſche Gärten, viele Wälder und Land, in welchen eingeſchloſſene Thiere zur Beobachtung gehalten, endlich alle Arten von Häuſern, worin alle natürliche und künſtliche Dinge bereitet würden, vorhanden, auch Gelehrte in hinlänglicher Zahl angeſtellt wären, welche alle dieſe Sachen jeder in ſeinem Fache beſorgten, theils Reiſen thäten, theils Verſuche machten, theils ſie aufſchrieben und ſammelten, Reſultate daraus zögen, und gemeinſchaftlich überlegten, was davon bekannt zu werden verdiente." Dieſer Einfall zog alle diejenigen Wirkungen nach ſich, welche der große Mann beabſichtigt hatte. Es wurde nämlich große Mode, oder allgemeiner Zeitgeiſt, am ſalomoniſchen Hauſe zu bauen, doch ſo, daß ein Theil der Gelehrten, welche im Jahre 1646 in eine Geſellſchaft (woraus 1660 die königliche Akademie zu London entſtand) traten, im Angeſicht und vor den Augen der Welt bauen, und dieſer nichts verheimlichen, andere aber, welche ſich ebenfalls im Jahre 1646 verbündeten, alles nur wie ein Geheimniß vernehmen, ſo unbekannt, wie die Einwohner der Inſel Benſalem, bleiden, und allein ſich einander in Bildern verſtändigen wollten. Dieſe Letztern, in deren myſtiſchen und alchymiſtiſchen Schriften als eine Hauptlehre enthalten iſt, „daß derjenige, welcher die weiſen und beſtimmten Regeln, wornach Gott ſeine Schöpfung geordnet, nämlich das Innere der Natur kennen lernte, Gott ſich nähere, und ſo auch umgekehrt, daß derjenige, welcher Gott durch innige Vereinigung mit ihm ſich nähere, Gewalt über die Natur erlange,“ ließen ſich (nach dem bekannten Geſetz in London, daß jeder Bürger in einer gewiſſen Zunft oder Innung ſich halten muß) der Maurerzunft einverleiben, wurden dem zu Folge Free- (gefreite, und der Rechte der Zunft theilhaftige) Maurer, und gaben, indem ſie ihre Verſammlungen auf der Zunftſtube der Maurer hielten, auch ſogar das Wappen derſelben, ein Winkelmaß nämlich, mit einem winkelrecht geöffneten Zirkel, und drei Thürmen, als Geſellſchaftswappe annahmen, der berühmten Benennung „Freimaurergeſellſchaft und Freimaurer,“ die erſte Veranlaſſung, einer Geſellſchaft, welche, nachdem ſie in England, bald nach ihrer Entſtehung, mit der Wiederherſtellung der engländiſchen Könige insgeheim ſich eingelaſſen, und mit dem Fortſchritte der Zeit ihre erſten Mitglieder, und mit dieſen zum Theil ihren erſten Zweck verloren hatte, endlich ſich wieder nach einer neuen Einrichtung umſah, ſich dann durch ganz Europa verbreitete, aber auch das allen Anſtalten und Erfindungen dieſer Art gemeinſchaftliche Schickſal erlebte, das Schickſal nämlich, in verſchiedenen Ländern, unter verſchiedenen Unternehmern oder Meiſtern, verſchiedene Sekten oder ſogenannte Logen mit verſchiedenen, oft ſehr ſonderbaren Abſichten und Verfaſſungen, und mit verſchiedenen Benennungen entſtehen zu ſehen.

Was Baco von Verulam that, daß er durch die Verbreitung einer lebhaften und vernünftigen Neigung und Hochſchätzung für die Naturgeſchichte und Naturlehre die Vorſtellungsart ſeiner Zeitgenoſſen zu dem wahren Begriff von den Eigenſchaften und Pflichten der Gelehrſamkeit zu führen, dem Verſtand zur geſunden Beurtheilungskraft zu verhelfen, und auf dieſem Weg den verjährten Wuſt der ſcholaſtiſchen Philoſophie aus den Schulen und Häuſern zu entfernen ſich vornahm, das that zu gleicher Zeit ein anderer Vordenker, welcher nicht nur einen unbeſchreiblichen Reichthum gelehrter und nützlicher Kenntniſſe, ſondern auch, was bei weitem nicht jedem Gelehrten eigen iſt, den durchdringendſten Geiſt, den Zuſammenhang aller Wiſſenſchaften, und den Werth und Zweck einer jeden zu erkennen, beſaß, der Niederländer, Hugo Grotius, welcher durch ſeine Schriften über das Natur- und Völkerrecht, und über andere Zweige der Philoſophie einen Lichtſtrom verbreitete, durch deſſen Schimmer zwar die ſchwächlichen Augen ſeiner Zeitgenoſſen geblendet, aber doch ſich allmählig zu öffnen, und des Glanzes zu gewöhnen auch widerwillig gezwungen wurden. Ihm folgten im ſiebenzehnten Jahrhundert noch viele andere Männer der erſten Größe, Cartesius, Gaſſendus, Puffendorf, Leibniz, Chriſtian Thomaſius, Männer, von welchen ein einziger hinlänglich geweſen wäre, über alle Geiſter ſeines Zeitalters zu gebieten, wenn nicht, wie in allen Reichen der Natur, ſo auch im Reiche der Begriffe und Einſichten, die unabänderliche Ordnung feſtgeſetzt wäre, daß nichts plötzlich durch einen Ueberſprung geſchehen, ſondern daß alles ſich aus kleinen Anfängen und Keimen entwickeln, und zur Zeitigung und Vollendung nur durch Grade und Stufen, nur durch allmählig geſtärkte Kräfte ſich bilden ſollte. Was die eben genannten Männer ſagten, fiel den Zeitgenoſſen zuerſt als etwas Unerhörtes, worüber ihr frommer Eifer ſich nicht genug ärgern und zürnen konnte, auf. Die einfachſten, geradeſten, und begreiflichſten Wahrheiten wurden gerade am wenigſten begriffen, und als z. B

Carteſius von der Logik, das iſt, von den dem ganzen menſchlichen Geſchlecht zu allen Zeiten gemeinſchaftlichen und unabänderlichen Grundwahrheiten der Philoſophie (welche man zu ſeiner Zeit aus der Schrift und Theologie abzog, und nach welcher man hinwieder die Schrift und Theologie lehrte, und eben darum beide verunſtaltete) ohne vielleicht zu wiſſen, daß er etwas beſonderes aufſtellte, wie nur im Vorbeigehen ſagte, „daß es keine chriſtliche Logik, noch einen andern ähnlichen Zweig der Philoſophie gäbe, (ſo wenig als eine chriſtliche Rechen= oder Meßkunſt) daß Grundſätze, welche allein in das Vernunftgebiet gehören, aller Religion vorhergehen, und daß demnach die Lehren der Philoſophie keineswegs den Dogmen der Theologie unterworfen ſeyn müßten, ſo fand man nicht Ausdrücke genug, um das Aergerliche, was man in dieſer Behauptung gefunden haben wollte, zu bezeichnen; aber eine innere Bewegung beſſerer Köpfe, und (je öfter man ſich den Muth nahm, das Wunder von Lehre zu betrachten, und ſich ihr Schritt nach Schritt zu nähern) ein Streit und Kampf erhob ſich dann doch, deſſen Ausgang zwar von ſcharfſichtigen Leuten vorher geſehen, gleichwohl aber kaum noch vor der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts entſchieden wurde.

Zu den ſonderbaren Erſcheinungen des ſiebenzehnten Jahrhunderts gehört vorzüglich dieſe, daß man ſich zu einer Zeit, wo in nicht katholiſchen Ländern, von Zeit zu Zeit die wüthendſten Schwärmer aufſtanden, welche, indem ſie Glaubensſätze nach ihrem perſönlichen Dünkel aufſtellten, Anhänger oft zu tauſenden um ſich her verſammelten, zu einer Zeit, da die ächten Lutheraner und Calviniſten mit der eiferſüchtigſten Strenge und Sorgfalt über die Erhaltung ihrer Grundſätze wachten, thätigſt angelegen ſeyn ließ, die in Deutſchland herrſchenden Religionen, durch deren Trennung die deutſche Nation unter ſich entzweit, und die deutſche Stärke unkräftig geworden iſt, wieder in Eine Religion und Kirche zu vereinigen, und in ſolcher Abſicht und Hoffnung lebhafte Briefwechſel und vertrauliche Unterredungen zu veranlaſſen; was aber (wie man, wenn nicht ein gutmüthiger Eifer der uneingenommenen Ueberzeugung zuvor gekommen wäre, leicht hätte vorher ſehen können) den gewünſchten Erfolg ſogar nicht nach ſich zog, daß ſich Deutſchland ſchon Glück zu wünſchen hatte, daß die Proteſtanten endlich einmal ihrem häßlichen Vorurtheile, dem gregorianiſchen Kalender bei aller Ueberzeugung, daß er der beſſere, und dagegen der ihrige ein fehlerhafter ſey, bloß darum, weil jener von einem

Pabſt, Gregor XIII., herkam, nicht anzunehmen, entſagten, und (vermöge eines den 13. Sept. 1699 gefaßten Entſchluſſes) nach dem Rathe des Aſtronoms Weigel feſtſetzten, dem verbeſſerten Calender im J. 1700, da man vom Monat Hornung eilf Tage weg ließ, ſein Bürgerrecht zu geben. Aber auch in andern europäiſchen Ländern arbeiteten die größten Männer an jener Vereinigung. So gab ſich ſelbſt der erſte franzöſiſche Staatsminiſter, der Kardinal Richelieu alle erdenkliche Mühe, die Calviniſten oder Hugonothen in Frankreich zu gewinnen; ſo unterhielt der berühmte Biſchof zu Meaux, Herr Benignus Boſſuet, mit dem hanöveriſchen Conſiſtorialdirektor, Herrn Molanus, eine vieljährige (nach ſeinem Tode gedruckte) Unterhandlung, und ſeine Schriften „**Exposition de la foi catholique**," ferner: „**Histoire des variations des Eglises protestantes**," berechtigten, da ſie bei vielen Proteſtanten den verdienten Beifall fanden, auch zu vielen Hoffnungen; ſo gaben ſich nicht weniger Hugo Grotius und Leibniz eine außerordentliche Mühe, etwas zu Stande zu bringen, und ſelbſt der Kaiſer und verſchiedene deutſche Fürſten zeigten die ernſtlichſte Bereitwilligkeit, dem großen und unausſprechlich heilſamen Vorhaben einen glücklichen Fortgang zu verſchaffen;

allein (was ſich leicht mochte haben vorausſehen laſſen) am Ende hatten ſolche Bemühungen ſtets denſelben Ausgang, welchen die ehemaligen Religionsgeſpräche hatten, und es blieb nichts übrig, als hierin dem Beiſpiele der ächten Freimaurergeſellſchaft zu folgen, welche ſich (unter andern Abſichten) auch die Abſicht zum Grunde legte, „den bittern Haß, welchen die Verſchiedenheit der Meinungen unter den Menſchen unnöthiger Weiſe hervorbringt, zu mindern, den Unterſchied, welchen die Verſchiedenheit der Religion, des Standes, der Erkenntniſſe, der Abſichten, und ſelbſt der Nationen verurſachen, nie zur unverſöhnlichen Spaltung ausarten zu laſſen, ſondern brüderliche Eintracht an ihre Stelle zu ſetzen, Menſchen mit Menſchen näher zu vereinigen, und Eintracht und Geſelligkeit zu verbreiten."

Wenn bei dieſer Lage und Beſchaffenheit der Zeitumſtände bei den Deutſchen nicht alles den Weg gieng, den es hätte gehen können und ſollen, wenn der gewaltige Ruf der außerordentlichen Männer des ſiebenzehnten Jahrhunderts eine in der Wüſte verhallende Stimme blieb, ſo blieb jener Ruf doch nicht ungehört; ſo giengen die Sachen doch ſo, daß man hoffen konnte, ſie würden nach einer kurzen Zeit allenthalben ungleich beſſer gehen.

Die nördlichen Deutſchen fühlten ein lebhaftes Bedürfniß, durch das Gedräng, in welchem die philoſophiſchen und theologiſchen Meiſter hin und her wankten, ſich durchzuwinden, und als vollends in Frankreich ein Edikt, vermöge deſſen im Jahre 1598 König Heinrich IV. zu Nantes in Bretagne, den Reformirten oder Hugonothen die freie Religionsübung geſtattet hatte, vom König Ludwig XIV. den 22. Oktober 1685 aufgehoben werden, und den Reformirten nichts übrig geblieben war, als zur Religion ihrer Väter zurück, oder aus dem Lande zu wandern, ſo erhielten jene nördlichen, zumal die brandenburgiſchen Provinzen eine Menge vorzüglicher Gelehrter und geſchickter Fabrikanten, welche ihre nunmehr deutſchen Landsleute mit den vortrefflichſten Werken der damaligen franzöſiſchen Literatur bekannt machten, und ſohin den erſten Samen des guten literariſchen Geſchmackes verbreiteten. Auch im ſüdlichen Deutſchland kamen unzählige Vorſchläge und Anſtalten, welche den Anbruch einer hellern Morgenröthe zu verkündigen ſchienen, zum Vorſchein, und in Bayern z. B. hat ſchon der große Kurfürſt Maximilian I. den gründlichen Wiſſenſchaften, zumal der Geſchichte, einen ungemeinen Vorſchub dadurch gegeben, daß er alle Klöſter ſeines Landes aufforderte, ihm die Verzeichniſſe der in ihren Archiven und Bibliotheken vorhandenen Handſchriften einzuſenden, und daß er Männer, wie Hundius, Gewold, Caniſius, Sevart, Rader, Herwart, Gretſerus, Metenbacher und andere veranlaßte, ſich unſterbliche Lorbeern zu ſammeln. Auch die Seminarien für Anfänger im Studiren, welche in ganz Bayern beinahe in allen Abteien errichtet wurden, waren an und für ſich vortreffliche Anſtalten zur Verbreitung der Gelehrſamkeit, zumal da ſich diejenigen Klöſter, welche nach öffentlichen Schulen (nach Salzburg und Freiſing) Lehrer zu ſchicken hatten, ernſtlich angelegen ſeyn ließen, die damals geachtete Gelehrſamkeit zuerſt unter ſich ſelbſt zu befördern, und aus ſolcher Abſicht im Jahre 1684 ein Bündniß, oder eine Benediktinercongregation, und ein gemeinſchaftliches Studium, wozu ſich neunzehn Benediktinerklöſter verſtanden, und woraus nachher viele mit Grund berühmte Männer kamen, unter ſich zu errichten; und was vollends den vielen Anſtalten zur innern Landesbildung die Krone aufſetzte, war eine (in den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts) vom ettaliſchen Abt Placidus in Ettal errichtete ſogenannte Ritterakademie, oder Erziehungsanſtalt für Adelige, in welcher, während einer wohlthätigen Entfernung von dem bösartigen, und nicht ungewöhnlich unauslöſchlich anſteckenden Geiſt ſtädtiſcher Ueppigkeit, vom Jahre 1711 bis 1744, die adelige Jugend ſüddeutſcher und anderer Länder ihre erſte Bildung, und aus welcher der Staat und die Kirche berühmte Geſchäftsmänner erzielten.

§. II.

Aber mit einem ungleich allgemeinern und durchgreifendern Eifer wurde nach dem dreißigjährigen Kriege von geiſtlichen und weltlichen Regierungen an der Wiederherſtellung der ſittlichen und bürgerlichen Zucht und Ehrbarkeit gemeinſchaftlich gearbeitet; wie es dann auch wirklich die höchſte Zeit war, dem wichtigſten aller Gegenſtände wieder einmal im Ernſte nachzuhelfen; denn wiewohl man ſich leicht denken kann, daß während des langen Krieges vieles zerſtört, unterlaſſen und ganz vergeſſen worden ſeyn müſſe, ſo kann man ſich kaum vorſtellen, wie tief allenthalben der Zuſtand religiöſer und ſittlicher Einrichtungen in Unordnung gekommen und verfallen war. In den meiſten deutſchen Ländern, zumal in den ſüdlichen, und vorzüglich in Bayern, wo ganze weitläufige Gegenden von Menſchen entblößt wurden, waren die Schul- und Chriſtenlehren, und überhaupt aller Gottesdienſt auf lange Zeit unterblieben. Die Geiſtlichen waren theils in den öfters zurückgekehrten Seuchen umgekommen, theils vom Feinde verjagt, oder aus Mangel am Unterhalt zum Fortwandern gezwungen worden. Viele Abteien, von welchen ein großer Theil mehr als Einmal ausgeplündert, und die Wohnungen ſ. a. zerſtört worden waren, ſtanden leer, und mit den Pfarren ſtand es nicht viel beſſer; wie dann z. B. der Biſchof von Freiſing Veit Adam den 9. Nov. 1652 an die Regierung zu Landshut ſchrieb, „die von der Regierung gemachte Anzeige, daß viele Pfarrer keine Cooperatores mehr halten, möge allerdings wahr ſeyn; allein die Pfarrer wären ſo herabgekommen, daß ſie kaum ſich ſelbſt, und zwar ſchlecht genug hinbringen, geſchweigens einen Geſellprieſter halten könnten. So wäre auch doch zu beſorgen, wann ſich die Zeiten ſchon verbeſſern, man werde mit den nothwendigen Cooperatoren nit khünden vfkommen, wie dann an dergleichen Prieſtern, die ad curam animarum tauglich, ſchon ein ziemlicher Abgang.“ Dieſer Abgang tauglicher Prieſter und Volkslehrer hatte, wie leicht zu erachten, für den Unterricht, mithin auch für die Sittlichkeit des Volkes ſehr traurige Folgen; wie dann ein an alle Beamte „München d. 3. Okt. 1678" erlaſſener kurfürſtlicher Befehl ſagte: „Daß in thails Biſtumben vnſeren Fürſtenthumb vnd landen die Chriſten- und Kinderlehre ſo ſelten und nachläßig gehalten werden, daß nit nur die Kinder, ſondern thails auch alte vnd erwachſne leut kaum das Vatter unſer betten können, geſchweigens erſt die zum Seelenhail vnnd Seligkhüt nothwendige Glaubensartikul wiſſen vnd verſtehen" u. ſ. w. Bei ſolchen Menſchen fanden ſich dann auch alle diejenigen Laſter und groben Ausbrüche ein, welche die Gefährten einer verwilderten Gemüthsart zu ſeyn pflegen, und welche, wenn man ihnen nicht in Zeiten ſteuert, zu einer gänzlichen Auflöſung aller geſellſchaftlichen Bande führen müſſen. Ganze zahlreiche Schaaren von Räubern durchzogen das Land, und verübten Grauſamkeiten, in deren Vergleich die Verbrechen derjenigen, welche ſich mit dem Stehlen des Viehes von der Waide begnügten, ungleich geringer, als es ſeyn kann, zu ſeyn ſchienen. Man ſcheute ſich nicht einmal am hellen Tage, mit Werkzeugen zum Morden auf öffentlichen Straßen und Stegen einherzugehen, und wiederholte und geſchärfte landesherrliche Verordnungen (den 3. Aug. und 18. Okt. 1649, den 17. Aug. 1650, 1653, 1658 u. ſ. w.) mußten das öffentliche Büchſentragen, den Gebrauch tremmelähnlicher Stecken und Knüttel, den Gebrauch langer Meſſer, das Tragen vermummender Kappen ſ. a. verbieten. Die Laſter des Fluchens, Spielens, Vollſaufens, der Unzucht, waren auf einen ungeheuern Grad, bei deſſen Anhalten kein Fürſt weiter regieren, keine Regierung weiter beſtehen kann, geſtiegen. Dazu kamen noch alle diejenigen bürgerlichen Zerrüttungen, Unfuge und Mißbräuche, welche aus der höchſten Armuth, oder aus einem höchſt traurigen Mangel von öffentlicher Aufſicht zu entſtehen pflegen, z. B. die zügelloſen ſogenannten Kaudereien, die Vermiſchung aller Gewerbe, wodurch nothwendig ein gräßliches Herabkommen aller Gewerbe, und eine lautere Geſindelei entſtehen, und die Vermehrung heil- und ehrloſer Familien auf das Aeußerſte getrieben werden muß. Wie in Bayern, ſo ſtand es, mehr und weniger, im Süden und Norden. Wir wollen zuerſt der Vorkehrungen und deren Folgen in den ſüdlichen Ländern gedenken, und dann die Anſtalten der nördlichen berühren.

Wider rohe Verbrecher, wider Räuber, Mordbrenner, Diebe, verfuhr man, wie man wider Wölfe und andere reiſſende Thiere, die damals in den Wäldern ſich häufig einfanden, zu verfahren ſich genöthigt ſieht. Man ſuchte ſich ihrer zu bemächtigen, um ſie auszurotten. Wo man daher hinſah, ſah man Galgen, Räder, Schandſäulen; und man mag nun damals begriffen haben oder nicht, daß ſolche Mittel die Ausgearteten nicht beſſern, ſondern ſie vielmehr in der Verwilderung verhärten; man wollte für den erſten Augenblick bloß alles Schädliche, zumal da man es für unheilbar gehalten haben mochte, wegräumen, und auf die noch Lebenden durch die Eindrücke phyſiſcher Marter und Qualen und durch Schrecken wirken. Aus dieſem Geiſt ſprachen und handelten andere Verordnungen, welche eben nicht geradezu zu den ſogenannten malefiziſchen gehörten, und alles gieng dahin, eiternde Glieder, ohne viel zu unterſuchen, ob ſie nicht etwa noch erhalten, und zur Geneſung gebracht werden könnten, wegzuſchneiden, und den, der ſich vergangen hatte, für ſein Vergehen empfindlich zu züchtigen, oder ihn (was der Folge wegen noch ſchlimmer war) durch die Makel der Unehrlichkeit aus allem Verband mit ehrlichen Leuten zu ſtoßen.

Auch der Geiſt der moraliſchen Anſtalten und Mittel, wodurch man den rohen, nur für grob verſinnlichte Begriffe und Vorſtellungen empfänglichen Gemüthern beikommen, und heilſame Empfindungen erregen zu können hoffte, trug ganz die Farbe des eben beſchriebenen, von den weltlichen Regierungen feſtgeſetzten Benehmens. Man wollte erſchüttern, und von denjenigen, die von der Schönheit der Tugend nicht ſo viel fühlten, um ihr mit ihren böſen Begierlichkeiten ein Opfer zu bringen, einſtweilen wenigſtens die Flucht von dem Pfade des Laſters durch zurückſchreckende Bilder erzwingen. Schilderungen gräßlicher und ewiger Qualen, welche den unbußfertigen Böſewicht nach dieſem kurzen und flüchtigen Leben erwarteten, waren einer verhärteten Ausartung angemeſſener, und ſogar auch willkommener, als fröhliche Bilder einer ewigen Seligkeit, und wenn die damaligen Bußprediger die Seelen roher, und mit allem Selbſtdenken unbekannter Zuhörer, in einen Zuſtand von gänzlicher Zerknirſchung, Reue und Hingebung verſetzten, wenn ſie den Augen alter gefühlloſer Sünder Ströme von Thränen entlockten, ſo ſcheinen ſie die Eigenſchaften der Naturen, auf welche ſie wirken, und derer ſie ſich bemächtigen wollten, recht gut berechnet zu haben. Alles, was damals öffentlich für das Volk erſchien, es mochte von Schriftſtellern oder Künſtlern kommen, war auf eine auffallende Weiſe mit dem Gepräge der damaligen Zeitart bezeichnet. Die Grabſchriften der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts erinnerten an die ſüßen Worte der bayeriſchen

Maria Renata: „Wanderer, mir iſt wohl!“ nur ſelten noch, ſondern ſie ſprachen von dem unbeſtechlichen und ſchrecklichen Richter, von den höchſt ungewiſſen Schickſalen in einer andern Welt, und verbreiteten, anſtatt einer heilenden Traurigkeit, Gefühle einer niederſchlagenden, geiſtlähmenden Bangigkeit. Wenn Künſtler, welche nach dem Beifall ihrer Beſteller ſtrebten, den leidenden Heiland vorſtellten, ſo überhäuften ſie ſeinen Körper von der Sohle bis zur Scheitel mit Blut und Wunden, und wenn ſie die Schmerzen der Mutter des Heilandes ausdrücken wollten, ſo ſteckten ſie dieſer zärtlichen Mutter ſieben Schwerter ins Herz. Je gräßlicher ein Bild war, deſto größer war der Zulauf; deſto zuverſichtlicher war das Vertrauen zu demſelben, und gewöhnlich deſto zahlreicher waren die Wunder und Gutthaten, welche bei dem Bilde gewirkt wurden. Viele ſolche Bilder (Gemälde oder Bildſäulen) hatten zu gewiſſen Zeiten Zeichen einer höhern Gegenwart und Belebung von ſich gegeben, hatten geweint, oder die Augen gewendet, nicht nur nach der Sage und Verſicherung des gemeinen Volkes, ſondern nach den Zeugniſſen ſolcher Männer, bei welchen man nichts thun kann, als ſchweigend ſich dem Nachdenken überlaſſen. Als im Jahre 1680 eine in der Stiftskirche zu Neuburg an der Donau aufgeſtellte marianiſche Statue, nach der Verſicherung der ganzen Stadt, die Augen bewegte, ſtellten über dieſe Erſcheinung, als über eine mit eigenen Augen geſehene Thatſache, der Herzog zu Neuburg (und nachmaliger Kurfürſt in der Pfalz) Philipp Wilhelm, dann der Fürſtbiſchof von Paßau, Sebaſtian, öffentliche Inſtrumente aus *). Jener bezeugte, daß er ſich mit ſeiner Gemahlinn, ſeinen Kindern, und einem zahlreichen Hofgefolg nach der Kirche begeben, und kaum zu beten angefangen habe, „als das von Holz geſchnitzte Bild und Geſicht ſeine Augen ſo deutlich, ſo oft und ſo lang bewegt habe, daß über die Wirklichkeit dieſer Thatſache keinem Zuſchauer auch nur der geringſte Zweifel übrig bleiben konnte; denn bald wandte es ſeine Augen nach uns, bald ſenkte es ſie abwärts, bald richtete es ſie, als wollte es zu Gott bitten, in die Höhe, dann gerade vor ſich, oder auf die Seite. Jedermann ſah das, wie ich, und die Zerknirſchung der Anweſenden war unbeſchreiblich ꝛc.“ Der Biſchof ſagte, daß ihn der Ruf von dieſer

---

*) Hierarchia augustana etc. autore P. Corbiniano Khamm etc. Augustae 1712. p. 129. 131.

wundervollen Augenwendung bewogen habe, perſönlich nach Neuburg zu reiſen, er ſey aber ganz unbekannt, und nur in Begleitung zweier Herren, eines ſeiner Beamten, des Johann Georg von Grienthal, und ſeines Kammerers, Joh. Gruenbruch dahin, und den erſten Dec. 1680 um halbe 7 Uhr früh in die Kirche gekommen. „Der Kämmerer war zuerſt bei dem Bilde, und fieng ſogleich, mit allen Zeichen von Beſtürzung und Erſtaunen, Jeſus Maria! zu ſchreien an. Ich eilte mit dem Grienthal und dem Meßner (denn ſonſt war Niemand in der Kirche) hinzu, und indem wir ſogleich unſere Augen auf das Bild hefteten, voll Begierde, die Wahrheit der Sache zu erforſchen, ſo fanden wir in der That, ſo erfuhren wir durch die unbeſtreitbarſte Wahrnehmung unſerer Augen, daß das pünktlichſt der Wahrheit gemäß ſey, was über die Augenwendung dieſer jungfräulichen Statue der allgemeine und gleichförmige Ruf, und das Zeugniß des Volkes der Welt berichtet hat. Wir ſahen nämlich, und überzeugten uns durch die eigene perſönliche Erfahrung unſerer Augen unwiderlegbar und klar, und mit uns überzeugten ſich auf eben dieſelbe Weiſe alle Einzelne, welche mit uns damals in der Kirche waren, mit ihren Selbſtaugen, daß die Augen der Statue, nicht anders, als wenn ſie lebte und belebt würde, ſo erhoben wurden, daß der Augenpunkt oder Stern ganz oben in der höchſten Spitze zu ſtehen gekommen, und daß nur noch das Weiße im Auge zu ſehen war. Wir wurden beim Anblick dieſer wundervollen Ereigniß vor heiligem Schauder ganz außer uns geſetzt ꝛc.“ Solche Augenwendungen ereigneten ſich damals auch in andern Ländern und Kirchen, wie dann die (den 21. Jänner im Jahre 1690 vorgegangene, ebenfalls durch Augenzeugen bekräftigte) Augenwendung des hölzernen Maria-Bildes in der herzoglichen Spitalkirche zu München bekannt genug iſt. Solche und ähnliche Wundervorfälle, welche ſich damals im katholiſchen Deutſchland überall an verſchiedenen Stätten ereigneten, waren zu einer Zeit höchſt willkommen, da man ſich auf das Sorgfältigſte hütete, dem rechtgläubigen Volke gegen irgend eine erbauliche Erzählung oder fromme Geſchichte, wenn auch gleich der Glaube an dieſelbe ganz und gar nicht zum Weſentlichen der Religion gehörig war, einen Verdacht, oder eine ſtreng prüfende Unterſuchung zu veranlaſſen, durch welche zu weitern Unterſuchungen, wenn gleich auch nur einzelne Fußſteige hätten gebahnt werden können.

Der während des dreißigjährigen Krieges erfolgte Mangel an Seelſorgern, und an den

Mitteln, ſie zu erhalten, wurde für manchen Fürſten ein dringender Beweggrund, Klöſter für die Mendikanten, welche vom freiwilligen Almoſen lebten, zu errichten, oder zu vermehren, wie dann in Bayern nach dem Wunſche und der Mitwirkung Maximilians I. die Franciſcaner, Kapuziner u. a. faſt bei allen beträchtlichen Städten und Flecken ſich anſiedelten. Da dieſe Geiſtlichen überall, wo die Bequemlichkeit oder Unwiſſenheit der Pfarrer ſie begünſtigte, das Predigtamt übernahmen, und in der Folge fortſetzten; da ſie ferner in ihren eigenen Kirchen predigten, ſo konnte es nicht wohl fehlen, daß ſie ihren Zuhörern den Geiſt klöſterlicher Frömmigkeit, und einen mächtigen Hang zu Andachten und Nebendingen einflößten, bei welchen man oft ſeltener und weniger, als ſichs ziemte, an den Vorzug und an die Ausſprüche der Hauptſache ſich erinnert haben mochte. Die Errichtung neuer gebotener Feiertage wurde in Bayern noch in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts ſehr angelegentlich abgelehnt, wie dann von Maximilian I. im Jahre 1620 an den Biſchof Veit Adam von Freiſing, welcher das Feſt des heiligen Corbinians gefeiert wiſſen wollte, erinnert wurde, „daß der Feiertag in vnſeren Landten ohne daſ viel ſeynd, und den gemainen Handwerchs- vnnd Pauersmann, wegen Ihrer täglichen Nahrung, zumalen auch ihres müſſiggehenden Geſindels halber vnnd dadurch abnehmender Arbeith vnd Vnterhaltes zu ſchwer fallen würde, wann der Feirtag noch mehr eingeführt werden ſollten" u. ſ. w. Dieſe Erklärung wurde noch den 30. Okt. 1660 vom Kurfürſten Ferdinand Maria an den Biſchof (und gebornen Herzog aus Bayern) Albrecht Sigmund, wiederholt; allein gleichwie von dieſem Biſchof ſchon einige Jahre vorher, nämlich, vermöge eines Decrets den 2ten März 1654 in Betreff des heiligen Josephs verordnet worden iſt, daß „ſolches Feſt, ſo wie es in andern Bißthümern geſchehe, fürderthin auch im Bißthum Freiſing feyerlich gehalten und celebrirt werden ſollte," ſo wurden im J. 1698 die Feſttage der Heiligen Corbinian und Benno (und noch 1703 für den ſalzburgiſchen Kirchenſprengel die Feſte Maria Heimſuchung und Opferung) für gebotene Feiertage erklärt. Wo man im Lande hinſah, erblickte man Kapellen, Kreuze, Bildſäulen, ſ. a., und das ganze Land war (wie ehemals das Land der in dieſem Stück ſehr philoſophiſch gearteten Griechen) ein lauterer Tempelhain, in welchem, zur Zeit der Blüthen und Roſen, Schaaren frommer Pilgrime unter wallenden Fahnen und rührenden Geſängen luſtwandelten, und ihrer Andacht ſich und ihres Lebens ſich (wo ein grober Mißbrauch entfernt blieb) freuten. Das uralte Wallfahrten wurde eine allgemeine (und auch in mehreren Rückſichten, als man zu wiſſen verſteht, wichtige) fromme Volksluſt, und bei Gemeinen und Vornehmen herkömmlich; wie dann ſelbſt die bayeriſchen Prinzen für ihren Fleiß und gutes Verhalten von ihren durchlauchtigſten Eltern damit belohnt wurden, daß ſie (wie in den ihren Hofmeiſtern ertheilten Aufträgen vorkömmt) ihnen erlaubten, nach Thalkirchen, oder Ramerſtorf bei München, oder etwa gar nach dem heiligen Berg, oder nach Tuntenhauſen, oder Altötting zu wallfahrten. Die eigentliche Beſchaffenheit des damaligen Frömmigkeitsgeiſtes kann nicht beſtimmter, als aus den Schriften, welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und von Jedermann begierig beigeſchafft wurden, beurtheilt werden. Das allgemeinſte, ſogar in den niedrigſten Hütten, wo man leſen konnte, einheimiſch und vaterländiſch gewordene Hausbuch war das Leben und Leiden Chriſti, nebſt der Legende der Heiligen, vom Kapuziner Kochem, welchem ein unabſehbares Heer von Legenden und Predigten, worunter ſogar Luſtigmacher waren (ein ſolcher war unter Kaiſer Leopold I. der Hofprediger zu Wien P. Abraham), dann eine eben ſo große Menge von verſchiedenen Gebetbüchern folgte, welche nicht ſelten von einem ſehr verfänglichen Inhalt (dahin gehörten die frommen Nonnen u. a. zugeſchriebenen und im ganzen Ernſte vorgebrachten geheimen Offenbarungen und Verheiſſungen Chriſti und der heiligen Maria) und faſt immer mit doppelten und ſehr ſonderbaren Aufſchriften verſehen waren.

Von ſolchen kommen in dem zu München 1674 bei Joh. Jäcklin, kurfürſtl. dann freiſingiſch- und regensburgiſchen Buchdrucker herausgekommenen Catalogus univerſalis vor: „Katholiſch Speyßkämmerlein der andächtigen, Gottliebenden Seel, darin viel ſchöne Gebett und nothwendige vnderweiſungen begriffen ſeynd, ſambt dem kleinen Catechismo. München.“ — „Trutz Nachtigall, oder geiſtlich poetiſch Luſtwäldlein.“ — „Sieben Härlein Samſons, damit Gott, und ſeine Heilige zu binden.“ — „Himmliſches Roſengärtlein, von (mit) ſchönen, troſtreichen Gebettlein vnnd Bluemen verſehen. München.“ — „Geiſtliches Vergiß mein nit in 18. vnd 32. München.“ — „Himmliſches Vyolengärtlein, mit ſchönen troſtreichen Gebettlein, und Bluemen verſehen. Mit lateiniſchen Buchſtaben, München.“ — „Himmliſches Palm Gärtlein, zur beſtändigen Andacht, und geiſtl. Uebungen, nit allein mit Tagzeiten, litaneyen, Gebett, Betrachtungen ꝛc. ſondern auch mit heylſamber auß Göttlichem

Wort vnd H. H. Vättern gezogenen Vnderweiſungen vnd lehrſtucken reichlich beſegnet, fruchtbarlich gegründet, annemlich gezieret.“ — „Spaziergärtlein der chriſtglaubigen Seelen, darinnen ſchöne Betrachtung vnnd Gebett: Auß etlichen alten vnnd newen büchern zuſammengezogen, allen glaubigen Seelen zu Troſt, als man findet in dem Buech Dialogorum S. Gregorii: Auch in S. Patricii Fegfewr, vnd Tuntali: dergleichen in der (den) Offenbarungen der heiligen Mechtildis, vnnd Brigittä, vnd anderer vielen, die diſe Peyn beſchrieben.“ — „Geiſtliches Balſambüchslein, angefüllt mit Jeſu Blut, Maria Milch, und St. Joſeph Schweiß. Allen Einfältigen, welche nach der Chriſtlichen Vollkommenheit begehren zuſchreitten, zu ſonderbarem Nuz vnd Troſt auffgeſetzt.“ — „Geiſtliche Winterroſen, voll andächtiger Gebett, auff alle Ständ gerichtet, und mit ſchöne Kupferſtücken geziert. München.“ — Himmliſcher Petſchafft-Ring, mit welchem der Seraphiſche Wundermann St. Antonius von Padua, von der allerheiligſten Dreifaltigkeit an ſeinem Herzen, Armb, vnd Mund bezeichnet, ſeinen himmliſchen auff Erden außweiſet. München.“ ⁊c. ⁊c.

Einen ganz eigenen Weg zur Befeſtigung des frommen Wandels giengen die Jeſuiten, indem ſie außer den allen Ständen gemeinſchaftlichen Predigten noch beſondere Verſammlungen (Congregationen) für einzelne beſondere Stände einführten, in welchen die beſonderen Pflichten dieſer Stände abgehandelt, und in welchen den Anweſenden nach jedem Monate gedruckte kurze Leben der Heiligen (ſie wurden daher Monatheilige genannt) nebſt einigen Sittenſprüchen ausgetheilt wurden. Eine andere Anſtalt waren ihre gewöhnlich drei Tage im Jahre anhaltenden Geiſtesverſammlungen oder Uebungen (Exercitia spiritualia), in welchen ſie dem von den Geſchäften der Welt zerſtreuten, von dem großen Beiſpiele der breiten Straße hingeriſſenen und ſich ſelbſt entführten Menſchen eine kurze Entfernung vom Gedünſt und Getümmel, und jenes, was ſchon die Weiſeſten des Alterthums rühmten und riethen, das quandoque secedere et in se ipsum descendere, empfahlen und verſchafften; ihm dann auch in einer ruhigen Abgeſchiedenheit ſeine eigentliche Geſtalt, deren er im Geräuſch niemals gewahr werden konnte, ſchilderten, ihm den ernſthaften Zweck dieſes flüchtigen, überall unbefriedigenden, und keineswegs an dieſe Erde gehefteten Lebens, in lebhafter Geſtalt zeigten, das Laſter in ſeinem Weſen und ſeinen Folgen ſchilderten, und die Tugend prieſen. Vortreffliche Anſtalten, wenn die Behandlung der Sache vortrefflich iſt!

Sollte die Behandlung auch nicht durchgehends jenen Grad von Vollkommenheit, der nichts mehr zu wünſchen übrig läßt, erreicht haben, ſo war es gleichwohl ſchlechterdings unmöglich, daß ſie nicht dennoch ihren Zweck in einem hohen Grade erreicht haben ſollte; denn (was nicht geläugnet werden kann) unter Vornehmen und Niedern kannte man damals einen lebendigen Glauben an Gott und Unſterblichkeit, eine unaustilgbare Achtung für Religion, Gottesfurcht und Tugend, eine unbeſchränkte Ehrfurcht und Liebe für den Fürſten und das Vaterland; und wenn bei Einzelnen rohe Ausſchweifungen und Laſter angetroffen wurden, ſo wurden ſie nicht am hellen Tage begangen. Und wenn auch gleich manchmal die Frömmigkeit auf Mißverſtändniſſe verfiel, und der Geiſt der Myſtik ſein Weſen trieb, ſo war dieſes Uebermaß weniger nachtheilig, als das Entgegengeſetzte, bei welchem alles, was Glaube und Zuverſicht, und lebendiger Trieb heißt, dahin ſtirbt, und leer die Schöpfung, und kalt und leer das verödete Herz bleibt.

Jener beſchauliche oder myſtiſche Geiſt erreichte in manchen Klöſtern, zumal in den Nonnenklöſtern, im ſiebenzehnten Jahrhundert wieder einen Grad von Seltſamkeit, der bei vielen Einzelnen bis zu einer gräßlichen Geiſtesverrücktheit gieng. Wir meinen hier nicht jene von vielen Jahrhunderten her oft ſonderbar genug gemachte Auslegung deſſen, was man „dieſe Welt verlaſſen, dieſer Welt abſterben“ zu nennen für gut fand; wiewohl auch ſchon hier eine übertriebene oder mißverſtandene Auslegung ſolche Wirkungen und Folgen nach ſich zog, deren man ſich nicht ohne Wehmuth erinnern kann. Als z. B. der Herzog Albert IV. im J. 1508 zu München mit Tod abgieng, hatte er drei noch unmündige Söhne, und drei Töchter hinterlaſſen, bei deren zartem Alter und Unbehilflichkeit wohl Niemand, dem geſunde Sinne nicht fehlten, auf den Gedanken kommen konnte, daß die Mutter und Herzoginn (ſie hieß Kunegundis, und war eine Tochter Kaiſer Friedrichs III.) nicht die Pflege ihrer Kinder, und die Mitregentſchaft des verwaiſten Landes übernehmen würde; aber die fromme Herzoginn nahm die Worte „wer ſeine Söhne und Töchter lieber, dann mich hat, der iſt meiner nicht werth,“ nach ihrem buchſtäblichen Sinn, und als ſie in ihrem Trauerwagen von der Kirche nach Hof fuhr, ſtieg ſie ganz unerwartet bei dem Kloſter der Bittrichernonnen, wo die Obere ſie ſchon erwartet hatte, ab, und indem ſie ihrem Oberhofmeiſter, der vor Erſtaunen außer ſich ſtand, ſagte: „Wir haben bisher zum Theil nur der ſchnöden Welt gedient. Wir wollen von nun an alleinig nur Gott dienen;“ ſchloß ſie die Pforte hinter ſich zu. Vergeblich ſtellten ihr die Miniſter, vergeblich die Landſtände, dann die vornehmſten Perſonen des Adels, in zahlreichen Abordnungen, ihre Pflichten, und die vielen Nachtheile, welche aus ihrem Entſchluß (den ſie ja doch einſt, wenn ſie je darauf beharren wollte, ausführen könnte) erfolgen dürften, mit beweglicher Eintracht vor; vergeblich warfen ſich ſelbſt ihre Kinder, die man ihr zuführte, mit flehenden Händen zu ihren Füßen; ſie wies die Abordnungen, und ſtreifte ihre weinenden Kinder von ſich, mit einer Miene, in welcher keine Spur von dem Schmerzen einer Mutter, ſondern der belohnende Triumph und Jubel über die Beſiegung alles deſſen, was ihr in der Welt lieb geweſen ſeyn ſollte, zu ſehen war. Die Ehrfurcht für alles, was man überhaupt an den Klöſtern und Kloſterleuten bemerkte, war ſo groß, daß ſich die vornehmſten Perſonen (ſolche waren z. B. der Herzog Sigmund zu München, der Biſchof zu Regensburg ꝛc. und Kardinal Franz Wilhelm) für äußerſt glücklich, und ſo zu ſagen, bei ihrer Ankunft in der Ewigkeit für geborgen hielten, ſich in irgend einem Kloſterhabit (jene wählten den Rock der Franciſcaner) begraben zu laſſen. Der Eifer, ſich der Anſteckung der Welt zu entziehen, und (während daß man allen Pflichten gegen ſeine Mitmenſchen entſagte) mit ſeiner Perſon dem Himmel ein Opfer zu bringen, war ſo eilig und zugreifend, daß man nicht das geringſte Bedenken trug, Kinder mit 15 Jahren, und in Nonnenklöſtern wohl noch früher, ſohin in einem Alter, da man weder ſich, noch die Welt kennt, die unauflöslich bindenden Ordensgelübde ablegen zu laſſen, und daß man in einigen Klöſtern (in der Abſicht, ſeine Flucht vor der Welt dieſe Welt recht nachdrücklich fühlen zu laſſen) nicht nur dem Umgang mit ſeinen Mitmenſchen, ſondern ſogar dem Anblick ſeiner Eltern, ſeiner Brüder und Schweſtern ſich auf ewig entzog, und mit ihnen nur durch Mauern und wohl verriegelte Thüren ſprach. Die natürlichſte Folge von einer Einſamkeit dieſer Art war jetzt wieder eben dieſelbe, welche ſie vor Jahrhunderten, und welche ſie in ſolchem Falle von jeher geweſen, daß ſich die Einbildungskraft, welche ſtets beſchäftigt ſeyn will, aus einem traurigen Mangel an wirklichen Gegenſtänden und Beſchäftigungen Bilder der Myſtik ſchuf, und in Gefühlen herumſchwebte, welche aus keiner Wirklichkeit kamen, und zu keiner Wirklichkeit führten. Wo eine Einſame, und von aller Welt Abgeſchiedene in dieſen ſonderbaren, wiewohl ganz begreiflichen Zuſtand verfallen war, da durfte man weiter keine Aeußerung, keine Eröffnung, was in ihr vorgehe, kein Benehmen, ſo ungereimt und ſeltſam es auch ſeyn mochte, befremdend finden. Schwerlich war (wie ſchon in den früheſten Zeiten, ſo auch in dem Zeitraum, von welchem jetzt die Rede iſt) ein Nonnenkloſter, in welchem (was auch einem ſolchen Kloſter zu einem beſondern Ruf verhalf) nicht eine und die andere Nonne verſichert haben ſollte, daß ſie eines vertraulichen Umgangs mit Chriſto, mit Maria und den Heiligen gewürdigt werde, daß ſie bei ihrer unendlichen Liebe auch unbeſchreibliche ſüße Verſicherungen von Gegenliebe erhalte, und daß ſie beim Anblick der Schönheit, in welcher ſie die himmliſchen Geſtalten erblickte, in ein Meer von Liebe verſenkt und ganz außer ſich geſetzt werde. Wie dieſer Zuſtand, von deſſen Beſchaffenheit öde und kalte Herzen keine Vorſtellung haben können, für die Perſon, welche ihn fühlte, zu verzehrend war, als daß er mit einer ruhigen Seelenfaſſung hätte vereinbart ſeyn können, ſo war er nicht ſelten auch für die Richtigkeit des Verſtandes äußerſt gefährlich, und führte zu höchſt ſeltſamen Reden und Thaten, wovon die Erwähnung einer einzigen hinlänglich ſeyn kann, um den Leſer mit dem Mitleiden und der Beſtürzung, ohne welche ſie kein Menſch mit geſundem Sinn leſen kann, zu erfüllen. Ein zu München im Jahre 1701 (nach dem damaligen Zeitgeiſt, mit Erlaubniß des Ordinariats von Freiſing, und des Provinzialen der bayeriſchen Franciſcanerprovinz gedrucktes Buch) „der Gnaden- und Tugendreiche Anger“ welchem Buch aber der Herausgeber, P. Barnabas Kirchhueber, eine Proteſtation, „daß ſeiner Beſchreibung etlicher wunderbarer Sachen, Offenbarungen, Erſcheinungen ꝛc. nicht mehr, als menſchlicher Glaube beigemeſſen werden ſoll,“ anhieng, erwähnet S. 58 u. ſ. w. einer Nonne, Clara Hortulana, (einer Gräfinn von Embach) welche, ungeachtet beſtändiger himmliſcher Erſcheinungen, von dem Teufel, der ſie ſogar mit Schlägen mißhandelte, ſehr viel zu leiden gehabt, endlich aber ihr Leben auf folgende Weiſe geendiget hat: „Diewellen Clara Hortulana vil Jahr in ihrem Herzen verborgen getragen ein inbrünſtige Martyr-Begierd, und wegen der Liebe Gottes ihr Blut zu vergießen, wie ſie dann vmb diſes auch vil Jahr Gott inbrünſtig gebetten, iſt ſie entlich erhöret worden auf dieſe ſehr wunderliche vnd vnverhoffte Weyß vnd Manier:

als **Hortulana** einsmahls nach der **Collation** auf den oberen Chor gangen, allda ihr Gebett zu verrichten, hat der Teuffel ſie abermahlen ſehr häfftig angefochten, vnd nachdem er von ihr iſt überwunden worden, vnd er diſer einen Straich an das Hirn gegeben, vnd mit diſem ein Brandt-Mahln, ſo ſie bis in Todt behalten, eingetruckt, iſt **Hortulana** (wie einer Gottſeligen Perſohn geoffenbahret ware) ihrem H. Schutzengel übergeben worden, ſie zu martyrn, indem er ſie von dem obern Chor im Angeſicht 3. Schweſtern, in den untern Chor an ein Buldt geworfen, daß ſie an dem Schlaff eine groſe Wunden bekommen, aus welcher ſie ihr Blut aus Liebe gegen Gott, wie ſie verlangt, alles vergoſſen, alſo zwar, daß das Waſſer hernach gefloſſen, mit welchen ſie ihr heiliges Leben beſchloſſen, vnd ihr Seel, wie gemeldter Perſon geoffenbaret wurde, gleich von den Englen Gottes in die ewige Freud iſt getragen worden, den 14. Oktober in dem Jahre 1680 ihres Alters 27 Jahr. Ueber welchen Zuefall (ſetzt der Herausgeber hinzu) ſich nit zu verwunderen, weilen dergleichen Fähl der gütige Gott auß ſeinen vnergründlichen Urtheilen ſchon öffters geſchickt.“ ꝛc. Schon die aus einem höchſt traurigen Mißverſtändniß abgeleitete und verbreitete Meinung, daß körperliche Schmerzen und

Gebrechen, wenn man ſich ſolche auch vorſätzlich, auch ohne alle dringende Veranlaſſung, ohne allen ſonſtigen Zweck und Erfolg, zuzöge, ja wenn man ſich bei denſelben einen unvermeidlichen Nachtheil für die Geſundheit zuzöge, ſchon bloß als Leiden und Schmerzen Gott gefällig und ein angenehmes Schauſpiel, mithin im höchſten Grad verdienſtlich ſeyen, führte zu unzähligen Mißdeutungen und ſeltſamen Ereigniſſen; aber zu der Zeit, da ſolche Sachen öffentlich und im ganzen Ernſte erzählt, und in Schutz genommen worden, fiel es Niemanden ein, die Wirklichkeit derſelben zu bezweifeln, und derjenige müßte ein über die Menſchen ſeiner Tage weit hervorragender Geiſt geweſen ſeyn, der damals im Verborgenen gewünſcht haben ſollte, daß die Regierungen des traurigen Zuſtandes, in welchem der menſchliche Verſtand krank darnieder lag, ſich weislich erbarmen, und daß ſie ſich die gar kleine Mühe geben möchten, eine Verordnung von einigen Zeilen zu bewirken, vermöge welcher die ewigen Gelübde in zeitliche verändert, und jegliche Perſonen in Klöſtern angewieſen werden möchten, nicht bloß, und ſchlechterdings für Niemand, als allein für ihre Perſonen, ſondern auch als nützliche Glieder ihres vaterländiſchen Staatskörpers, für andere zu leben, und nach dem göttlichen Getet, ihren Nächſten, wie ſich ſelbſt, nicht mit frommen Worten bloß, ſondern ſelbſt in der That und mit Werken zu lieben.

Man muß übrigens nur nicht meinen, daß ſolche Verirrungen des Verſtandes und der Begriffe, wie die eben erwähnten waren, allein in Klöſtern, oder im katholiſchen Süddeutſchland allein zu Hauſe geweſen ſeyen; ſie kamen vielmehr, wo ihnen nicht gleich in dem erſten Augenblick ihres Keimens ein Einhalt geſchah, zu allen Zeiten, und in allen Ländern Europas zum Vorſchein. In Spanien z. B. that ſich ſchon in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts eine Geſellſchaft hervor, deren Mitglieder unter anderm lehrten, „daß ſie ſich, mittels ihres Seelengebetes, und ihrer Vereinigung mit Gott in einem ſolchen Stand der Vollkommenheit befänden, daß ſie weder guter Werke, noch der Sacramente bedürften, ja daß ſie Dinge, welche bei andern Leuten die größten Schandthaten wären, ohne Sünde begehen könnten. Sie nannten ſich Illuminirte, oder Illuminaten, und machten, wiewohl ſie von dem ſpaniſchen Ketzergerichte, oder der Inquiſition beinahe ganz ausgerottet worden, gleichwohl noch im 17ten Jahrhundert ein neues und großes Aufſehen, indem ſie lehrten, „daß die Menſchen mit Gott dergeſtalt vereinigt werden müßten, daß alle ihre Handlungen vergöttert würden, und daß, wenn ſie zu ſolcher Vereinigung gelangt, ſie dann Gott allein in ſich wirken laſſen müßten, ohne ſelbſt einige Handlung zu verrichten; ferner, daß Gott nichts liebe, als ſich ſelbſt, und daß man, wenn man ihre Lehre annehme, des geiſtlichen Standes entbehren könne.“ In England that ſich im Jahre 1647 ein (in der Grafſchaft Leiceſter 1624 geb. und 1691 verſtorbener) Schuſtergeſell, Georg Fox, hervor, einen Unſinn zu lehren, der unter allen ähnlichen Schwärmereien der plumpeſte und ſchädlichſte, der gerade nämlich dahin gerichtet war, alle Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, und überhaupt alle Verrichtungen des Verſtandes und der Beurtheilungskraft verächtlich zu machen, und als den Grund, und als die Richtſchnur aller menſchlichen Urtheile, Ueberzeugungen und Handlungen allein die Einbildungskraft und die Empfindungen aufzuſtellen. Dieſen Empfindungen überließ ſich der von Natur aus hypochondriſche und heftige Georg dergeſtalt, daß er, wenn er zu ſprechen anfieng, am ganzen Leibe zitterte und ſchäumte. Da dieß ſeine Mitſchwärmer nachahmten, ſo wurden ſie in England von to quake, Quäcker, in Frankreich trembleurs, Zitterer genannt. Wenn ſie zuſammen kamen, ſo blieben ſie zuerſt ſtill ſitzen. Wurde nun einer von ſeiner Empfindung, von ſeinem innern Lichte, welches ſie Chriſtum nannten, mächtig ergriffen, ſo daß er zu zittern, und ſich mit Heftigkeit zu geberden anfieng, ſo fieng er, was der nächſte beſte thun konnte, zu plaudern an, und plauderte (auch auf den öffentlichen Straßen) ganz unvorbereitet und ohne allen Zuſammenhang, was ihm ſeine erhitzte Einbildungskraft eingab. Trug ſichs aber zu, daß von dem erforderlichen Zuſtand der Entzückungen Niemand ergriffen werden wollte, ſo giengen die Anweſenden ſtill, wie ſie gekommen waren, auseinander. Jeder konnte die Bibel erklären, wie es ihm ſeine Empfindung eingab; nur mußte er alles nach dem Zweck der Brüder einrichten, welcher, wie verſichert wurde, kein geringerer war, als die erſte Lauterkeit des Chriſtenthums wieder herzuſtellen, und unter den Brüdern lauter wechſelſeitige Liebe und Eintracht, Gleichheit, Enthaltſamkeit, dann eine unerbittlich ſtrenge Sittlichkeit und Sittſamkeit ohne alle Ceremonien herzuſtellen. Sie zogen niemals und vor Niemanden ihren Hut, ſprachen wenig, und das Wenige kalt und ernſthaft, verwarfen den Soldatendienſt, den Eidſchwur, und ſchienen, wenigſtens in ihrem äußerlichen Betragen, keiner Obrigkeit zu achten. Da gerade zu derſelben Zeit die Sitten in England äußerſt verderbt, und da unter den erſten Quackern Leute waren, welche an Rechtſchaffenheit, Worthaltung, Mäßigkeit, und andern geſellſchaftlichen Tugenden, ihre Zeitgenoſſen weit übertrafen, und die ſich dieſen, als durchaus biedere und zuverläſſige Leute darſtellten, ſo haben ſich nicht bloß Leute von der niedrigſten Klaſſe, ſondern viele gutgeſinnte, aber kurzſichtige und verblendete Perſonen, ja in der Folge manche gelehrte und verdiente Männer für Quacker erklärt, und durch ihren Beitritt der Sekte erſt recht ein verführendes Anſehen gegeben, und eine unglaubliche Verbreitung verſchafft, ſo, daß ſich in verſchiedenen Ländern des weſtlichen Europa, zumal in Holland, eine große Anzahl Quacker zeigte, und daß im Jahre 1682 ein ſehr berühmt gewordener Mann, Wilhelm Penn, (Sohn des engländiſchen Ritters Penn) viele tauſend nach Nordamerika führete, in der Abſicht, daſelbſt in einer weitläufigen Inſel, welcher er den Namen Penſylvanien (Penns Wildniß) gegeben, und welche ihm König Karl II. aus Dankbarkeit mit gewiſſen Bedingniſſen überlaſſen hatte, einen ganzen Staat von Quackern zu errichten; wie er dann zu ſolchem Ende eine Stadt der Bruderliebe, nämlich Philadelphia erbaut, und der Bevölkerung und der Kultur des überaus fruchtbaren Landes, dann einem ausgebreiteten Handel die thätigſte Belebung verſchafft hat.

Aber ſchon lange vor dem engländiſchen Fox hat ſich, und zwar in Deutſchland, ein anderer Schuſtergeſell und Phantaſiemann, nämlich der (1575 zu Alt-Seidenberg, einem Flecken bei Görlitz in der Oberlauſitz geb. und im Nov. 1624 in der Stadt Görlitz verſtorbene) Jakob Böhm, durch myſtiſche Anſchauungen und gehabte Erſcheinungen, und durch verbreitete heilloſe Grundſätze einen Ruf erworben, welcher (zum kläglichen Beweis, wie äußerſt empfänglich die vornehmen und gemeinen Volksklaſſen auch zu den häßlichſten Kopfkrankheiten ſeyen) um ſo verderblicher war, als jene Grundſätze (Böhm hatte vieles, zumal in theoſophiſchen Büchern geleſen, aber nichts zu beurtheilen verſtanden) den urälteſten Sauerteig magiſcher, aſtrologiſcher, kabbaliſtiſcher, und alchymiſcher Fabeleien morgenländiſcher und altgriechiſcher Philoſophen, in den geſchmackwidrigſten, für geſunde Mägen eckelhafteſten Brühen wieder auftiſchten, nämlich „daß Gott von Ewigkeit her mit einer feinen Ur-Materie bekleidet geweſen ſey, welche mit ihm nur Ein Weſen ausmachte, und aus welchem Weſen er alle Dinge entwickelt hätte, ſo, daß alle Dinge in der Welt, Theile eines göttlichen Weſens wären, folglich eine daher rührende geheime und verborgene Kraft hätten; daß die menſchlichen Seelen nichts anders, als ein Theil jener feinen Materie, und daß demnach alle Seelen der Menſchen in ihrem Mittelpunkt, oder dem göttlichen Weſen zuſammen nur Eine Seele ausmachten, in welcher man das urſprüngliche, untrügliche, innere Licht, den göttlichen Chriſtus, durch Anſchauungen (der erhitzten und ſchwärmenden Einbildungskraft) zu erwecken und zu beleben, dagegen aber die irdiſche Seele (denn außer der göttlichen Seele gaben Böhm und ſeine Vorgänger dem Menſchen noch eine Seele, eine irdiſche, welche in der prüfenden Vernunft und Beurtheilungskraft beſtände, und die Begierden und Leidenſchaften erzeuge) auf alle Weiſe zu unterdrücken ſuchen, und zu ſolchem Ende des Gebets, dann einer beharrlichen ſtrengen Enthaltſamkeit, Mäßigkeit und Beſchaulichkeit ſich befleißen müſſe, damit die göttliche Seele von der Herrſchaft ſowohl der irdiſchen Seele, als der Materie befreit, und zu einem lautern Chriſtus oder innerem Licht werde; welches Licht dann nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch das mit ihr verwandte, göttliche Weſen in der ganzen Natur auf das deutlichſte wahrnähme.“ Vermöge ſolcher aberwitziger Einbildungen wurde der durch eine unverdaute Leſerei verunglückte Jakob Böhm ſogleich auf ſeiner erſten Wanderſchaft, nachdem er inſtändigſt und anhaltendſt gebetet (und ſeine Enbildungskraft endlich gehörig entflammt) hatte, nach ſeiner Verſicherung, „dem Geiſt nach in den heiligen Sabbath der Seele verſetzt, und mit einem göttlichen Licht umfangen, in welchem er 7 Tage lang ſtand.“ Ein anderes Mal wurde er durch den Glanz eines geſcheuerten, zinnernen Gefäßes in einen Zuſtand verſetzt, worin er „auf der Stelle zu dem innerſten Grunde, oder Centro, der geheimen Natur eingeführt wurde.“ Man kann ſich nunmehr das Uebrige, was dieſer Schuſtergeſell und würdige Vorgänger des Fox in ſeinen vielen Schreibereien behauptet, und was er ſonſt unternommen haben möge, leicht, aber zu gleicher Zeit gewiß nicht eine andere Erſcheinung vorſtellen, dieſe nämlich, daß es Leute, die man nicht für verrückt hätte halten ſollen, gab, welche in den idealiſtiſchen Luftgeſtalten des Jakob ein Ding, „Philoſophie genannt“ fanden, und welche Leute den Jakob als einen „Gottesmann“ bewunderten, ihn „einen göttlichen Propheten, den Philoſophen aller Philoſophen alter und neuer Zeiten, und um unſerm Vaterland einen recht großen Vorzug, wie ſie wähnten, zu geben, ihn ſchlechtweg den Philoſophen der Deutſchen nannten.“ Doch Deutſche waren es nicht allein, welche von dem böhmiſchen inneren Lichte ergriffen wurden; es gab in Italien und Frankreich, in England und den nordiſchen Reichen eine Menge ſogenannter Denker und Literaturmänner, welche den ſchriftlichen Nachlaß des deutſchen Philoſophen bewunderten, ihn in ihre Sprachen überſetzten, und ſo ihren Landsleuten den köſtlichen Schatz in mehreren Auflagen mittheilten. An die ſo betitelten Philoſophen, welche auch, weil ſie die ganze Schöpfung für einen bloßen Ausfluß der göttlichen Natur erklärten, den Namen Pantheiſten erhielten, ſchloßen ſich genau die im 16. und 17ten Jahrhundert zum Vorſchein gekommene, und durch ihren Anhang berühmt gewordenen Wiederaufwärmer der uralten Schwärmerei des tauſendjährigen Reiches, oder des Chiliasmus (vom griechiſchen Worte Chilias, eine Zahl von tauſend Jahren) mit dem von ihnen beabſichteten, ausgebreiteſten Erfolg an, indem ſie (vermöge mißverſtandener aſtronomiſcher Beobachtungen und phantaſtiſcher Auslegungen) behaupteten, daß das große Jahr des Ewigen, das iſt, das Daſeyn oder die Dauer aller vom Ausfluſſe des göttlichen Weſens entſtandenen Dinge einen Zeitraum von 24,000 Jahren dergeſtalt in ſich enthalte, daß dieſer allgemeine Zeitraum wieder in vier Zeiträume, jeder zu 6000 Jahre, getheilt werden müſſe; da dann in den erſten 6000 Jahren die allmählige Entwicklung aller Dinge aus dem Weſen Gottes vor ſich gegangen, im zweiten Zeitraume aber, worin wir uns befänden, nach dem (ſchon eingetroffenen) Ablauf von 5000 Jahren, das eintauſendjährige Reich, da Chriſtus in Perſon 1000 Jahre auf dieſer Welt mit ſeinen Auserwählten regieren würde, zu erwarten ſey; wonach eine Zerſtörung, und nach dieſer eine neue Wiederauflebung der Welt ſich ergeben, nach dem Ablaufe des göttlichen Jahres, oder der 24000 Jahre aber, der Ewige ſeine Ausflüſſe wieder in ſich zurückziehen, und mithin ein gänzliches Zuſammenſchmelzen aller erſchaffenen oder ausgefloſſenen Dinge erfolgen würde. Die Lehrer und Anhänger dieſer und vieler anderer, auf ähnliche Dinge hinzielender, Behauptungen, nachdem ihnen ein ungeſunder Körper, und eine zerrüttete Einbildungskraft ihren Verſtand zerrüttet hatte, ſprachen auch ſtets von höhern Eingebungen, Offenbarungen und Erſcheinungen, deren ſie gewürdigt worden wären, hatten übrigens einen herzlichen Eckel vor allen irdiſchen Arbeiten und Angelegenheiten, und ſchwärmten, wenn ſie einmal recht ergriffen worden, ganz verloren für ihren Nebenmenſchen, in Träumen ihrer ſüßen Beſchaulichkeit; wenn ſie anders nicht vom Betrug der Sinnen, bis zu einem noch unſeligern Grad hintergangen, und in ein Labyrinth gräßlicher Ausſchweifungen hingeriſſen wurden. Doch genug von ſolchen Schwärmern und Verrückten, von denen in Norddeutſchland von Zeit zu Zeit einer dem andern die Hände geboten, und bis auf den Joh. Paul Philipp Roſenfeldt, der noch erſt im Jahre 1782 von der preußiſchen Regierung zurecht gewieſen wurde, ſeinen Anhang gefunden hat.

§. III.

Die Folgen des dreißigjährigen Krieges für den bürgerlichen und politiſchen Zuſtand von Deutſchland waren nicht weniger bedeutend. Der Wohlſtand der kleinern, und der Reichthum der größern deutſchen Städte hatte ſeine Quellen verloren. Die auswärtigen europäiſchen Höfe, welche einſt ihre Waaren, Moden und Künſtler von Deutſchland erhielten, hatten einſehen gelernt, daß ſie die Vortheile und Gewinnſte, welche ſie durch ſo viele Jahrhunderte den deutſchen Handelsleuten hatten zufließen laſſen, ſelbſt genießen könnten, und hatten die deutſche Hanſa endlich zurückgewieſen, ſo, daß von dieſer, ehemals ſo hoch berühmten, Hanſa nur noch ein Schattenbild zum Andenken, bei den Städten Bremen, Hamburg und Lübeck, übrig geblieben. Zudem nahm jetzt das, was man vor Zeiten den deutſchen Handel nannte, einen gerade umgekehrten Weg. So wie nämlich die in Deutſchland verarbeiteten Natur- und Kunſterzeugniſſe hinausſtrömten, und die deutſchen Städte mit Geld und Stolz erfüllten, ſo giengen jetzt bei der neuen Ordnung der Dinge die neuen in Gang gekommenen Waaren, als Kaffee, Thee, Zucker, Materialiſtenwaaren, Seidenwaaren, ſelbſt ſchon Tücher herein nach Deutſchland, und die mit jedem Jahr ſich vermehrenden, ungeheuern Geldſummen wurden jetzt in entfernte Königreiche, und nach andern Welttheilen geſchickt, ſo wie ſie in den vorgegangenen Jahrhunderten nach Deutſchland gezogen wurden; was, nachdem es einige Jahre anhielt, einigen deutſchen Höfen, vor allen dem Hofe zu Wien und zu München, zu Berlin u. a. welche die großen Summen berechneten, die alljährlich für oſtindiſche Specereien aus ihren Ländern von Nationen gezogen wurden, von denen nichts dafür abgenommen wurde, dergeſtalt auffallend und bedenklich vorkam, daß ſie (nach dem Vorſchlage eines holländiſchen Admirals, Gyſſel), und zumal nach den wortreichen Planen des (zu München im J.

1669 in Sold und Dienſt geſtandenen berüchtigten Allverbeſſerers der Chymie, der Medicin, des Schul- und Erziehungsweſens, ſelbſt der Staatsregierungen) Joh. Joachim Bechers, lebhafte Neigungen und Vorſätze äußerten, nicht nur eine eigene, deutſche oſtindiſche Compagnie, wo dann die Specereien, nach alter Art, über Aleppo und Venedig gezogen werden ſollten, ſondern auch eine amerikaniſche oder weſtindiſche zu errichten, ja (damit man nämlich gleich recht wüßte, woran man wäre) vollends Länder in Amerika zu kaufen, (Bayern ſtand wirklich in Unterhandlung über eine ſechzig Meilen lange Küſte in Guiana) und vermittels abzuſchickender Colonien ein Neudeutſchland daſelbſt zu gründen; was, leicht begreiflicher Weiſe, das ewige, unzählige Male zurückgekommene, den fieberhaften Träumen eines unmündigen Zeitgeiſtes eigene Schickſal hatte, von der Menge bewundert, von dem ſtillen Weiſen bemitleidet, und von der großen Verbeſſerinn, der Zeit, zernichtet, und folgenden Geſchlechtern ein Beiſpiel der Warnung zu werden. — Der Glanz, und die alte hohe Ehre der Bürger in den deutſchen Städten erhielt jetzt, in mancher andern Rückſicht, tödtliche und unheilbare Wunden. Die ältern Bürger waren anfangs faſt durchgehends edle, von dem Land nach den Städten gezogene Ritter, und ſie blieben theils ſelbſt (für ihre Perſonen turnierfähige) Landwehren, theils hielten ſie Söldner, indem ſie die ſtädtiſche Polizeiaufſicht, und für die Reiſenden das Geleit beſorgten. Dieſe Beſchaffenheit und Verfaſſung, welche jenen Bürgern ein Anſehen, von dem man ſich jetzt ſchlechterdings keinen Begriff machen kann, verſchaffte, und ſie bei ihren Einrichtungen und Freiheiten ſchützte, fieng jetzt an, ſchnell zu ſinken. Viele tauſend Geſchlechter waren, während der Zeiten des Fauſtrechts und durch verſchiedene andere ungünſtige Ereigniſſe, um ihre Güter, und um ihr Vermögen unwiederbringlich gekommen, und genöthigt worden, ſich aus Noth und Mangel in die Klaſſe handthierender Arbeiter und Gewerbsleute herabzuflüchten; und dann war auch das ſtädtiſche Militär- und Geleitsweſen ganz unnützlich geworden, indem die Art der Waffen verändert, und eine ganz neue Ordnung im Kriegsweſen, wobei allein der Landesfürſt ein Militär brauchte und halten konnte, in Gang gebracht worden war; daher man dann auch ſchon zu derſelben Zeit häufige Klagen über Beeinträchtigungen bürgerlicher Freiheiten und Zunftgewerbe lieſt, indem ſich ſolche Herren und Fürſten, welche nunmehr eine feierliche Erklärung ihrer Selbſtſtändigkeit, und zugleich die äußerliche Uebermacht für ſich hatten, kein Bedenken machten, bürgerliche Gewerbe, welche bisher als Eigenthum der bürgerlichen Nahrung allein den Städten vorbehalten geweſen, auch auf ihren größern oder kleinern Gütern zu errichten. Die hergebrachten, und vermittelſt ſchriftlicher Urkunden für ewige Zeiten bewilligten Freiheiten deutſcher Landſtädte wurden jetzt für Gnaden, welche willkührlich widerrufen werden könnten, erklärt, und als ſolche behandelt.

Was die im weſtphäliſchen Frieden erklärte Landeshoheit der deutſchen Fürſten und Stände betraf, ſo iſt ſchon erinnert worden, daß die Aufſtellung dieſer Landeshoheit gar nichts Neues, ſondern daß ſie ſchon unter Kaiſer Heinrich IV. eingeleitet, von Kaiſer Friedrich II. feierlich zugeſagt, und dann von Zeit zu Zeit erweitert und ausgezeitigt worden ſey; aber das Neue und Wichtigſte beſtand hauptſächlich darin, daß jene Unabhängigkeit noch weiter mit dem Recht, Bündniſſe mit Auswärtigen zu ſchließen, Kriege für ſich zu führen, und Frieden zu machen, vermehret, und dann, daß ſie von auswärtigen Höfen, deren Hauptſtärke, und deren Abſicht darin beſtand, die Macht und Kraft von Deutſchland zu theilen, und mithin zu ſchwächen, feierlich verbürgt worden war; was um ſo ſonderbarer ſchien, als dieß von den deutſchen Ständen zu einer Zeit nachgeſucht und erwirkt wurde, zu welcher die Beiſpiele von der Schweiz und den vereinigten Niederlanden, als die ſich allein durch ihre einmüthige Zuſammenhaltung gerettet haben, im friſchen Andenken ſeyn mußten. Die neue Selbſtſtändigkeit der deutſchen Stände ſtellte auch wieder ein neues Fauſtrecht auf; denn wiewohl das Reichskammergericht, und der Reichshofrath, wozu nachher auch noch der ewige Reichstag zu Regensburg kam, noch die geſetzlichen Stellen, von welchen die Irrungen der Reichsſtände unter ſich friedlich hätten beigelegt werden ſollen, verblieben waren, ſo kam es jetzt doch ſtets darauf an, ob ſtreitende Partheien, zumal ſolche, welche ſich, in Verbindung mit Andern, ſtark genug fühlten, ihre Forderungen mit dem Schwert in der Fauſt erobern zu können, geneigt ſeyn würden, ſich an einen richterlichen Ausſpruch, wobei ſie ſtets erſt zu erwarten hatten, ob er ſich für ſie günſtig erklären würde, zu halten.

Andere Folgen der ſogenannten Selbſtſtändigkeit der deutſchen Fürſten und Stände ſind bekannt genug, und haben ſich ſogleich geäußert. Der ganze Ton, und die Verfaſſung großer und kleiner Höfe, ihr Ceremoniel, ihre Wirthſchaft, die Art ihrer Feſte und Beluſtigungen u. ſ. w., alles veränderte ſich, und ſtieg ins Große; und was ehemals eine Ausnahme war, wurde jetzt die Ordnung. Eine brennende Eiferſucht auf Vorzug und Rang trieb jetzt die Höfe in einer peinlichen Unruhe herum, und jeder Schritt, der einen dritten zu irgend einer Auszeichnung führen konnte, erregte Kummer und Schmerzen. Wenn die kurfürſtlichen Höfe den königlichen an Hoheit und Würde gleich gehalten werden wollten, ſo war dieß nun eben nichts Neues; aber wenn die fürſtlichen am Rang ſich den kurfürſtlichen, wenn dann auch die reichsgräflichen jenen ſich nähern und gleichſtellen wollten, ſo war dieß nur deſto ſonderbarer. Nichts wurde daher mit einer feierlichern Ernſthaftigkeit behandelt, als das Ceremoniel und die Feſtſetzung einer Uebereinkunft, oder eines Geſetzes über unzählige, im Grunde ganz und gar außerweſentliche Dinge (z. B. wie viele Schritte man dem Abgeordneten eines Hofes entgegen gehen, ob man ihn auf der Treppe, oder erſt an der Thürſchwelle erwarten, ob man ihm die rechte Hand, und wenn eine Thüre kam, den Vorgang laſſen, ob man den Kopf bedecken, oder den Hut bloß lupfen ſollte, ob man ſtehen oder ſitzen, und im letztern Falle, ob man auf einem Seſſel mit Lehnen oder ohne Lehnen, ob man auf rothen oder grünen Seſſeln ſitzen, ob dieſe auf

Teppichen, oder nur auf den Fußboden geſtellt ſeyn ſollten; ferner ob bei feſtlichen Tafeln die Geſundheiten eines Hofes vor einem andern, und mit welchen Titeln ſie getrunken werden ſollten u. ſ. w.) wurden, unter dem wechſelweiſen Vorwande, daß man ſichs nicht vergeben könnte noch wollte, eine unerſchöpfliche Veranlaſſung von ernſthaften Uneinigkeiten, von heftigen Beſchwerden, von gewöhnlichen, unverantwortlichen Verzögerungen und Hinderniſſen der wichtigſten Geſchäfte, und daher ein höchſt verwickelter Gegenſtand, wobei die ſogenannten Publiciſten und diplomatiſchen Meiſter die Größe und Stärke ihrer Gelehrſamkeit zu zeigen ſich beeiferten, dicke Bände von Druckſchriften in die Welt ſchickten, und dieſe damit in ein dumpfes Erſtaunen ſetzten.

Viele ſolcher Herren, deren Väter noch bei Mannsgedenken nicht mehr Dienerſchaft, als ſie brauchten, unterhielten, nicht mehr Speiſen, als ſie verzehren konnten, auf ihre Tafel ſetzen ließen, führten jetzt, mit der größern ſogenannten Etiquette, auch eine ungleich prächtigere Hofhaltung mit vielen Oberhofämtern, mit Kammerherren anſtatt Kammerjunker, und mit einer Menge anderer, ihren (darum nicht weniger hochgeachteten) Voraltern ganz unbekannten Hofbedienungen, und mit koſtbaren bloß zum eingebildeten Staat dienlichen Ueppigkeiten ein, ohne (im unglücklichen Blödſinn und Taumel) auch nur einmal zu Gemüth zu führen, daß die Einführung einer mißverſtandenen Pracht, und einer geldraubenden Großthuerei gerade dahin führe, jene ſelbſtſtändige Größe, und jenes fürſtliche Anſehen, nach welchem ſie ſo äußerſt eiferſüchtig trachteten, herabzuſetzen, und den Hof, der das Unglück hatte, neumodiſche Einbildungen für Bedürfniſſe zu halten, früher oder ſpäter in einer traurigen Blöße als einen bedauernswürdigen Gegenſtand von einer tiefen Unbehilflichkeit und Ohnmacht darzuſtellen. Wo ein neuer, ungewöhnlicher Aufwand eine jährliche Summe von Ausgaben, welche die gewöhnliche Summe von Einnahmen weit überſchritt, zur Folge hatte, da entſtand unvermeidlich die weitere Folge, daß man in die Nothwendigkeit verſetzt wurde, den Nationen mehrere und größere Abgaben zuzumuthen; wie dann auch hier von allen Statiſtikern bemerkt wird, daß ſeit der Hintanſetzung der ehemaligen Mäßigkeit und Ordnung, die ſogenannten Kammerverbeſſerungen entſtanden, daß Abgaben auf Getränke (Umgeld), dann auf Eßwaaren, als Fleiſch und Salz, (Viehumgeld, Aufſchlag, Accis) als ſtändig eingeführt, daß zu dieſen Abgaben (zumal in den Ländern, wo man die damaligen Regenten beredete, ſich anſtatt Landesfürſten, geradezu Landesherren zu nennen, und Land und Leute wie ein Privateigenthum zu betrachten) nach und nach noch viele andere hinzugefügt, ja daß Steuern, welche ehemals in der höchſten Landesnoth, unter dem feierlichen Verſprechen, ſie nicht zu wiederholen, erhoben worden waren, als beharrlich feſtgeſetzt, und bei jedem neuen Vorfall verdoppelt wurden; was alles um ſo bälder eintraf, als die Erfinder von Rechtsgründen, welche eine neue Anlage rechtfertigen ſollten, und als überhaupt die Verbeſſerung des ſogenannten höchſten Aerarii, dann Projektanten und ſo betitelte Plusmacher den Beifall und die Gnade ihrer Herren vorzüglich erhielten, und bei unwirthſchaftlichen Höfen vor allen andern Staatsdienern belohnt und geſchätzt wurden. Da die Noth über die Unvorſichtigen, welche ſich ihr Preis geben, eine unerbittlich ſtrenge Herrſchaft ausübt, ſo machte der Druck einer Noth nicht ſelten das Gefühl und Gewiſſen dergeſtalt ſtumpf, daß man es weder für ein Unrecht, noch für eine Selbſtbeſchimpfung hielt, Stimmen und Unterthanen, wie eine Waare, für Geld feil zu bieten, und ausländiſchen Höfen Dienſte von tiefer Knechtſchaft zu leiſten. Daß daher ausländiſche Höfe nicht mit Achtung für die Selbſtſtändigkeit und die Sitten deutſcher Höfe erfüllt werden konnten, iſt leicht zu erachten, und die zahlreichen, zumal die von Franzoſen geſchriebenen Denkſchriften ſind mit Schilderungen damaliger Höfe angefüllt, welche, (da ſie zwar nichts weniger, als ſchmeichelnd, aber darum nicht weniger zurechtweiſend ſind) wenigſtens wie im Vorbeigehen, einiger Erinnerungen an ſie nicht ganz unwürdig ſeyn dürften. Der Marſchall Gramont, welcher im Jahre 1657 vom Miniſter und Kardinal Mazarini zur Kaiſerwahl nach Frankfurt geſandt wurde, erzählte in ſeinen (zu Amſterdam 1717 gedruckten) Denkſchriften oder Memoires, daß er die ihm aufgetragene Geſandtſchaft, unter anderm, auch aus dem Grund abzulehnen geſucht habe, weil er wüßte, „daß man ſich bei den Deutſchen, als welche er, während ſeiner vieljährigen Kriegsdienſte unter ihnen, genau habe kennen gelernt, nicht beliebt machen könnte, als wenn man ſich gefallen laſſe, ihre ewigen Schmauſereien, Feſte und Verſchwendungen mit zu machen, was nicht nur ſeine Geſundheit, ſondern auch ſein Vermögen zu Grunde richten würde.“ Da Gramont ſich mit der Abſicht ſeiner Sendung, welche darin beſtand, daß er die Kurfürſten dahin bringen ſollte, bei der Kaiſerwahl das Erzhaus Oeſterreich zu umgehen, an die deutſchen Herren machte, erzählt er, daß er vorerſt mit dem Kurfürſten von der Pfalz, Karl Ludwig, einen Vertrag geſchloſſen, worin dieſer Herr gegen eine Summe von einigen tauſend Thalern ein ſchriftliches, und von ihm unterzeichnetes Verſprechen ausgeſtellt habe, daß er in allen Vorfällen, welche auf dem Reichstage zu Frankfurt vorkommen ſollten, alles das thun wollte, was die franzöſiſchen Geſandten im Namen ihres Königs verlangen würden; und dieß ohne Rückſicht auf die goldene Bulle, ſetzt Gramont hinzu, welche ausdrücklich enthält, daß ein Kurfürſt, welcher ſeine Wahlſtimme, in was immer für einer Rückſicht verkaufen würde, vom kurfürſtlichen Collegio ausgeſchloſſen ſeyn ſollte. Vom damaligen Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der durchaus franzöſiſch geſtimmt war, erzählt Gramont, „daß er ſich regelmäßig zu Mittagszeit zur Tafel ſetze, und dabei bis ſechs Uhr Abends verweile; der Speistiſch ſey lang, und mit dreißig Gedecken beſetzt; er trinke aus ſeinem Glas niemals mehr, als drei kleine Nüpfchen; er trinke aber vorerſt die Geſundheit aller Gäſte; dann aber nehme er auch Abweſende vor, deren Zahl ſich wenigſtens ſtets bis auf vierzig belaufe, dergeſtalt, daß, wenn man alle, wenn gleich in ſehr mäßigen Theilchen, getrunkene Geſundheiten zuſammen nehme, ſich ergebe, daß er niemals von der Tafel aufſtehe, ohne wenigſtens ſechs Kannen Wein getrunken zu haben, und zwar, ohne auch nur im Geringſten aus ſeiner Ordnung, oder gelaſſenen Faſſung zu kommen, oder den Schein ſeiner angenommenen, und dem Charakter ſeiner erzbiſchöflichen Würde zukommlichen Sittſamkeit etwas zu vergeben.“ Vom damaligen Kurfürſten von Trier, Philipp Chriſtoph von Sötern, verſicherte er, „daß er niemals bei dieſem Herrn ſpeiſen wollen, indem man bei ihm ſtets unmäßig trinken müßte, welches auch die einzige Sache wäre, worin er ſich auszeichnete; derſelbe ſey auch ein vortrefflicher Weinkenner, und nehme davon ſo viel zu ſich, daß alle diejenigen, welche mit ihm tränken, geſtehen müßten, es ſey äußerſt ſchwer, ihm Stand zu halten.“ Von dem damaligen ſächſiſchen Kurfürſten, Johann Georg, heißt es, „daß ſein ganzer Vorzug darin beſtanden habe, unmäßig trinken zu können, welche ſeltene Eigenſchaft er von ſeinem Vater ererbt hätte.“ Gramont erzählt ferner, daß er vom Grafen Egon von Fürſtenberg zu einer Tafel geladen worden, welche von Mittag bis neun Uhr Abends angehalten, und während welcher man wohl zwei bis dreitauſend Geſundheiten getrunken habe. „Ueberhaupt (ſetzt dieſer franzöſiſche Geſandte hinzu) giebt es kein beſſeres Mittel, durch das man die Deutſchen leichter gewinnen, und ſich offenherziger mit ihnen verſtändigen kann, als eine gute Mahlzeit, wobei ſie der Wein aufgeräumt macht. Bei ſolchen Anläſſen trinken diejenigen, welche am längſten und ſtärkſten trinken, Bruderſchaften, und werden gegen einander wohlwollend und vertraulich, wie Brüder.“ Wenn ſolche Sachen, welche dieſer franzöſiſche Geſandte in ſeine Denkſchrift nicht aufgenommen haben würde, wenn er ſie nicht als wichtige und redende Belege der damaligen Eigenſchaften deutſcher Fürſten angeſehen hätte, nicht geeignet waren, über jene Eigenſchaften ein vortheilhaftes Licht zu verbreiten, oder von den Perſonen, an welchen ſie bemerkt wurden, einen großen Begriff zu erwecken, und Handlungen von tiefer Einſicht und entſcheidender Kraft zu erwarten, ſo war dieß die damalige Nachahmungsſucht noch ungleich weniger. Nur noch wenige Fürſten blieben bei der ererbten Weiſe ihrer Voraltern, ſondern (was mit dem ächten Fürſtenſtolz, und mit der wahren ſelbſtſtändigen Größe nicht vereinbar iſt) es wurde allgemeiner Ton, im Hausceremoniel, in Gebäuden, in der Kleidung, in Möbeln, in Beluſtigungen nichts für anſtändig, für gut, ſchön und prächtig zu halten, was nicht am Hofe Ludwigs XIV. erfunden, und in der franzöſiſchen Hauptſtadt große Mode geworden war. Man baute Luſtſchlöſſer nach dem Plane von Verſailles, hielt Parforcejagden, nahm franzöſiſche Köche in Sold, fand ſeine Kleidung altväteriſch und albern, trug ſeinen Rock nur nach franzöſiſchem Zuſchnitt, und that, mit einem Worte, mit blinder Demuth alles nach, was man andere vorthun ſah; ja in welches Anſehen ſich die Herrſchaft der Nachahmung zu ſetzen wußte, davon gab es wohl kein ſeltſameres Beiſpiel, als daß man ſich entſchließen konnte, ſeinen Kopf mit ungeheuern Gebäuden todter Haare zu vermummen, und ſogenannte Alongeperücken, welche beinahe den ganzen Rücken bedeckten, als Zeichen von fürſtlicher Majeſtät zur Schau zu tragen. Sogar ſeine deutſche Mutterſprache fieng man an zu verachten, und es wurde von den ſogenannten Leuten von guter Erziehung, auch wenn es ihr Lebensberuf keineswegs erforderte, herrſchender Ton, franzöſiſch zu ſprechen. Auch der Umſtand, daß unter König Ludwig XIV. die franzöſiſche Literatur vortrefflich blühte, und die ſchönſten Schriften, zumal gerade ſolche, welche vorzüglich zur Ergötzung geleſen werden, lieferte, indeſſen daß in Deutſchland kaum noch ein erträgliches Buch von Geſchmack und reiner Sprache erſchien, trug nicht wenig bei, von Frankreichs Eigenſchaften und Vorzügen eine große Meinung zu verbreiten, und den Verſtand und Witz der Deutſchen in einen tiefen Schatten zu ſetzen.

§. IV.

Da Kaiſer Leopold I., von deſſen Lebensgeſchichte hier das Weſentliche vorkommen ſoll, auf der Bühne der Zeit nicht allein und vereinzelnt, ſondern in einer unmittelbaren Verbindung mit andern gleichzeitigen Staaten und Monarchen, welche daher nicht weniger als Hauptperſonen zu betrachten ſind, auftrat, ſo kann es nicht außer der Sache ſeyn, die vorzüglichſten Staaten und Herren, als nämlich Spanien, England, Holland, Schweden, Rußland, Frankreich im Weſentlichen kennen zu lernen, um dann deſto beſtimmter ermeſſen zu können, weſſen ſich Kaiſer Leopold I. in Hinſicht auf andere zu verſehen, und wie er ſich in ſeiner Lage zu benehmen gehabt haben möchte.

Im Voraus wollen wir, wiewohl nur im Vorbeigehen, einer ſonderbaren Uebereinkunft jener Staaten, welche für ſie ein Grund zu ſonderbaren Unternehmungen wurde, erwähnen; der ſtillſchweigenden Uebereinkunft nämlich, daß keinem Monarchen geſtattet werden ſolle, eine ſolche Zahl und Größe von Ländern (geſetzt auch, daß einer dazu auf die rechtmäßigſte Art, als z. B. durch Erbſchaft gelangen würde) in ſich zu vereinigen, wodurch er in eine Uebermacht, und mithin in den Stand geſetzt würde, andern minder mächtigen Fürſten nach ſeiner Willkür Geſetze vorzuſchreiben, oder ſie vollends zu unterdrücken. Wiewohl nun dieſes ſogenannte Syſtem des europäiſchen Gleichgewichtes etwas vorausſetzte, was die hohe Ehre der Höfe unmöglich verherrlichen konnte, indem eine große Verletzung der ſittlichen Geſetze dazu gehört, ſich der Rechte oder Länder eines minder Mächtigen auf eine unzuläſſige Art zu bemächtigen; wiewohl es ferner ein offenbarer, durch die Erfahrung dafür beſtätigter Trugſchluß war, zu behaupten, daß in Europa der Krieg aufhören müſſe, wenn zum Kriegführen keine Uebermacht reizen könnte; wiewohl endlich das vermeinte Gleichgewicht auch bei einem, wirklich gleichgetheilten Umfang von Ländern durch den Eintritt verſchlimmerter und ſchwächlicher Regierungen geſtört wird; ſo kam dieſes Syſtem gleichwohl nicht ſelten an die Stelle rechtlicher Gründe, wenn es einem Großen darum zu thun war, ſeinen Krieg wider einen Dritten, ohne Rechtsgründe zu rechtfertigen.

Spanien war, zur Zeit des Kaiſers Leopold, zwar noch ein höchſt bedeutendes, aber lange nicht mehr das erſte Reich in Europa, das es unter Karl V., (Erzherzog von Oeſterreich, und Kaiſer in Deutſchland) welcher Spanien von ſeinem Vater Philipp geerbt hatte, war. Die Stärke dieſes Reichs hatte ihre Kraft verloren. Schon der Sohn und unmittelbare Nachfolger des eben genannten Karls, König Philipp II. benahm ſich ſehr unbeſonnen und albern, indem er ſich einfallen ließ, einen unzeitigen kleinlichen Hochmuth zu zeigen, und deutſche Fürſten mit bedecktem Haupte zu ſprechen, was dieſe Herren ſo verdroß, daß ſie den hochtrabenden Spanier ganz beſeitigten; er hatte überdieß die Schwachheit, länderſüchtig zu ſeyn, heirathete in der Abſicht, England zu bekommen, die Königinn Maria von England, warb, nachdem die Königinn Maria im J. 1558 geſtorben war, um ihre Nachfolgerinn, die Königinn Eliſabeth, und begieng, da dieſe Königinn ſein Geſuch höflich abgewieſen hatte, die Thorheit, England nach einiger Zeit mit einer Flotte zu überziehen, welche ſich den eiteln Namen „die Unüberwindliche" beilegen ließ; allein im J. 1588 wurde dieſe Flotte, und mit ihr faſt auf immer die ſpaniſche Seemacht ganz zu Grunde gerichtet. Im J. 1580 ward ihm zwar, nach dem Abgange des männlichen Stammes der königlichen Familie in Portugal dieſe Krone zu Theil; allein dafür verlor er die vereinigten Niederlande, deren Einwohner er durch höchſt unkluge Maßregeln dahin brachte, daß ſie mit vereinigter Macht das unerträgliche Joch ſeiner Härte und Einbildung von ſich ſchleuderten. Die Einbildung von ſeiner Hoheit und Majeſtät war ſo groß, daß ſie ins Lächerliche und Abgeſchmackte verfiel. Er lachte niemals, wollte das Anſehen haben, als wenn er von nichts in der Welt gerührt würde, ſah immer zurückſchreckend und feindſelig aus, in der Meinung, ernſthaft auszuſehen, ſprach nur einſylbig, und ließ, wenn er, was ſelten geſchah, ſichtbar ſeyn wollte, die Großen ſeines Reiches mit einem Gepränge und mit Forderungen von Unterthänigkeit vor ſich, welche ihn bei denſelben unmöglich in Achtung ſetzen konnten. Er fand ſich unaufhörlich und bei jedem Menſchen in Verlegenheit, ſich etwas zu vergeben, und machte ſich daher bei Jedermann lächerlich und verächtlich. Auch iſt durch ihn das ſpaniſche Weſen erſt recht ſpaniſch, nämlich jeder Schritt zur Ceremonie geworden. Vor allen Dingen hatte ſein Verfolgungsgeiſt gegen ſeine und anderer Herren Unterthanen, welche in Glaubensſachen anders dachten, wie er, keine Grenzen, und er verwendete auf die Kriege, mit welchen er die Gewiſſensfreiheit derſelben unterdrücken wollte, Summen, welche zuletzt ſeine Kaſſen, ſo unermeßlich reich ſie waren, erſchöpften, und das öffentliche Zutrauen dergeſtalt untergruben, daß ſich ſein Sohn und Nachfolger Philipp **III.** um ſo weniger erholen konnte, als er pünktlichſt den Beiſpielen ſeines Vaters folgte, beſtändige Kriege führte, dann im J. 1610 durch die Vertreibung der Mauren oder Araber aus Spanien, aus dem Grunde, weil ſie der muhamedaniſchen Religion ergeben waren, ſein Reich wenigſtens um eine Million fleißiger und wohlhabender Unterthanen, welche ihm in allen Dingen, nur nicht in der Verfolgung ihrer Religion, die ſchuldige Ergebenheit bezeigten, ärmer machte, und dabei noch die ſtets zu Grunde richtende Schwächlichkeit hatte, die wichtigſten Staatsgeſchäfte ſeinen Günſtlingen zu überlaſſen. Auch ſein Sohn, König Philipp **IV.**, wiewohl ein kluger Herr, konnte bei ſeinen Kriegen den Zuſtand ſeines Reiches nicht verbeſſern. Er hinterließ bei ſeinem Hintritte 1665 einen einzigen Sohn, Karl **II.**, den letzten Sproſſen ſeiner Linie, welcher, wiewohl er die ungetheilte ſpaniſche Monarchie, (Spanien allein beſtand ehedem aus vierzehn Königreichen) dann in Italien das Königreich Neapel, das

Herzogthum Mailand u. a., dann Sicilien, Sardinien u. a., ferner die ſpaniſchen Niederlande, die Grafſchaft Artois, dann in Flandern Gent, Brügge, Oſtende, u. a., in der Grafſchaft Hennegau Mons oder Bergen u. a., ferner das Herzogthum Luxemburg, dann verſchiedene Ländereien in den Herzogthümern Limburg und Geldern, dann im Herzogthume Brabant Brüſſel, Löwen, Antwerpen, Mecheln u. a., ferner die canariſchen Inſeln in Afrika, weiter die in Aſien auf dem indianiſchen Meere zwiſchen China und den moluckiſchen liegenden, unter König Philipp II. von den Spaniern zuerſt behaupteten, und daher ſogenannten philippiniſchen Inſeln, (Oſtindien) endlich in Amerika Neu-Spanien, Neu-Mexico u. a., ganz Terra Firma, Peru, Chili, Tucoman, Chica, de la Plata u. a. beſaß; wiewohl er allein aus Indien jährlich bei hundert Millionen nach Spanien zog, dennoch dieſes Reich in einer unbeſchreiblichen Zerrüttung und Schwäche, und in einem Zuſtand von einer dergeſtalt ſchlechten Wirthſchaft, daß die unermeßlichen Einkünfte zur Beſtreitung der Ausgaben nicht mehr hinreichten, und was vollends das Schlimmſte war, ſolche Unterthanen nach ſich ließ, welche, weil ſie ihr Geld ſeit langer Zeit aus andern Welttheilen ohne eigene Anſtrengung und Arbeit erhalten hatten, aller Anſtrengung und Arbeit entwöhnt worden waren.

England hatte ſeit einigen Menſchenaltern viele und gewaltige Schickſale erfahren, und gleichwohl durch die Vermehrung ſeiner Macht ſich eine vorzügliche Bedeutung zu geben gewußt. Der im Jahre 1547 verſtorbene König Heinrich VIII. hatte aus der Urſache, weil Pabſt Clemens VII. die Trennung von ſeiner Gemahlinn und die neue Heirath mit Anna Bolenia nicht billigte, von allem Verband mit dem päbſtlichen Stuhle ſich getrennt, und den Grund zur Glaubensveränderung in England gelegt; dann von den Einkünften der von ihm aufgehobenen Klöſter nach ſeinem Sinne neue Bisthümer und Lehrſtühle angelegt, zu gleicher Zeit aber viele weſentliche Lehren der katholiſchen Religion beibehalten, und diejenigen, welche mit ihm nicht gleich dachten, auf das grauſamſte verfolgt; wie dann die Zahl derjenigen, welche auf dieſe Weiſe ſterben mußten (worunter auch 1535 der wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Gelehrſamkeit berühmte Großkanzler, Thomas Morus, war) auf 70,000 gerechnet wurde. Dieſer Heinrich, der nach und nach ſechs Gemahlinnen hatte, von denen er zwei verſtieß, und zwei zum Schwert verurtheilte, ließ das Reich nicht im ruhigſten Zuſtande zurück; und unter den nachgefolgten Regierungen, nämlich a) ſeines Sohnes Eduard VI. († 1553) und b) ſeiner erſten Tochter Maria, (jener beförderte die proteſtantiſche, dieſe, welche die Katharina von Arragonien zur Mutter hatte, und (wie bei Spanien vorkam) vom ſpaniſchen König Philipp II. geehlichet wurde, mit allem erdenklichen Eifer die katholiſche Religion) wurde das Anſehen deſſelben eben nicht ſonderlich vermehrt; aber deſto nachdrücklicher und glücklicher geſchah dieß (nach dem 1558 erfolgten Hintritt der Maria) von der Königinn Eliſabeth, (zweiten Tochter König Heinrichs VIII. und der Anna Bolenia) indem ſie nicht nur das Glück hatte, im Jahre 1588 die ſogenannte unüberwindliche ſpaniſche Flotte von ihrem Vizeadmiral, Franz Dracke, (welcher, im Vorbeigehen geſagt, 1586 die Kartoffeln aus Amerika nach England brachte und 1596 ſtarb) beinahe ganz zernichtet, ſondern auch durch die Thätigkeit ihrer Unterthanen den engländiſchen Seehandel dergeſtalt blühen zu ſehen, daß eigentlich unter ihr der Grund zur nachherigen Ueberlegenheit jenes Handels, ſo wie der Kriegs-Seemacht gelegt ward. Der Handel der Engländer fieng bereits an, ſich durch den ganzen Erdkreis, nach Oſtindien, Perſien, Rußland, die aſiatiſche Türkei, nach Nordamerika, wo ſie die erſte Pflanzſtadt Virginien errichteten, zu erſtrecken, und die Regierung der Eliſabeth gewann, ungeachtet ihrer perſönlichen Flecken, (ſie verfolgte, indem ſie als Proteſtantinn erzogen wurde, die Katholiken auf das härteſte, ließ 1586 der Königinn von Schottland, Maria, ihrer nächſten Anverwandtinn, dann vielen andern Perſonen, die gar wohl hätten bei Leben bleiben dürfen, die Köpfe abſchlagen) in ganz Europa ein entſchiedenes Anſehen, welches nach ihrem (im Jahre 1603 erfolgten Hintritt) ihr nächſter Anverwandter und Erbe, nämlich der damalige König in Schottland, Jakob, dieſes Namens in England der erſte (Sohn des Heinrich Stuart Darnley, und der eben genannten Maria) welcher den nunmehr unter ihm vereinigten Königreichen, England und Schottland, den gemeinſchaftlichen Namen Großbritannien gab, durch ſein eigenmächtiges Verfahren mit ſeinen Unterthanen, und durch ſeine unüberlegten Handlungen mit auswärtigen Höfen wieder ſehr verdunkelte, noch mehr aber nach ſeinem (1625 erfolgten) Hintritt deſſen Sohn, Karl I., bei einem recht guten Herzen, durch ein charakterloſes, herriſches und unkluges Benehmen zerrüttete; was ihm auch die Abneigung und endliche Erbitterung ſeiner Unterthanen, wider welche er ſogar zu Feld zu ziehen ſich genöthigt fand, dergeſtalt zuzog, daß ihn die Schotten 1647 den Engländern, bei denen er ſich eben ſo verhaßt gemacht hatte, auslieferten; worauf er verſchiedenemale ſehr mißhandelt, und (den 30. Jän. 1649) auf öffentlicher Straße vor dem königlichen Pallaſt Withehall enthauptet, die Regierung des Reiches aber von dem General Cromwell (Olivier), einem Manne mit eben ſo großer Geiſteskraft, als Verſchmitztheit, der ſich den Namen Protector beilegte, ergriffen, und bis zu ſeinem (1658 erfolgten) Hintritt mit dem größten Nachdruck behauptet ward. Von den Kindern des Königs Karl I. haben Karl II. und Jakob II. ganz beſondere Rollen geſpielt. Ihre Regierungen füllten den Zeitraum, in welchem Kaiſer Leopold I. unſer Hauptheld iſt, aus. Karl II., den die Parlemente wieder als König erkannten, regierte vom Jahre 1660 bis 1685; war ein unternehmender Soldat, aber ein unbeſonnener Kopf, und ein Knecht der niedrigſten Ausſchweifungen, welche ſich ſeiner ganzen Einbildungskraft bemächtigt, und ihn aller feſten Ueberlegung unfähig gemacht haben. Dieſer Karl II. war es, der an ſeinem und andern Höfen, wo man für ſcheußliche Seelenkrankheiten empfänglich war, den großen Ton, Maitreſſen zu halten (er ſelbſt hatte deren nicht weniger, als ſieben öffentlich dafür erklärt) angab, und der jene Art von Liederlichkeit, welche die Verweichlichung und Zerrüttung des Geiſtes, die Unwirthſchaftlichkeit, und eine Menge anderer, gerade der allerſchlimmſten Seelenkrankheiten vorzüglich zur Folge hat, durch ſein Beiſpiel ſo gemein, und gleichſam etiquettmäßig machte, daß, (wie Saint Evremont ſagte) „das Verbrechen den Namen ſüßer Verirrungen, und das weichliche Laſter den Namen zärtlicher Vergnügen erhielten,“ und vermöge dieſes ſtillſchweigenden Einverſtändniſſes eine allgemeine Verbreitung gewannen. Da die, wiewohl höchſt beträchtlichen, Einkünfte jenes Königs nicht hinreichten, die ungeheuern Verſchwendungen, mit welchen er ſeine ungebändigten Ausſchweifungen, und die Werkzeuge und Beförderer derſelben unterhalten mußte, zu beſtreiten, ſo nahm ihn der damalige franzöſiſche Hof in Anſpruch, indem er die Gelegenheit benutzte, für eine angenehme Summe Geldes, um welche Karl II. ſich gewinnen ließ, Vortheile von einem höhern Range zu erobern; was im Verfolg dieſer Geſchichte ſich zeigen wird. König Jakob II. (Bruder und Nachfolger Karls II.) hatte im Jahre 1673 die katholiſche Religion angenommen, und nachdem er König geworden, die freie Ausübung dieſer Religion begünſtigt; hatte, da er an die gegentheiligen Verfaſſungen und Rechte der Nation erinnert wurde, behauptet, daß Rechte ſolcher Art mit dem allerhöchſten Anſehen der königlichen Gewalt nicht wohl vereinbar wären, und er hatte demnach auf ſeinen Erklärungen und Verfügungen beharrt. Dieß hatte zur Folge, daß ihn die Nation für einen bürgerlich todten Mann anſah, und zu denjenigen Maßregeln ſchritt, zu welchen ſie in dem Fall, daß der bürgerlich geſtorbene König auch körperlich geſtorben wäre, würde haben ſchreiten müſſen. König Jakob II. hatte zwei Töchter Maria und Anna, von welchen er die erſte im J. 1677 an Wilhelm III., Prinzen von Oranien, und Statthalter der vereinigten Niederlande, (Sohn Wilhelms II., und Maria, Tochter König Karls I.) vermählt hatte. Da nun jene eben genannte Maria, im Falle des Hintrittes ihres Vaters, die Erbtochter war, ſo trug die Nation ihr im Jahre 1688, und (weil ſie ſich durchaus weigerte, allein zu regieren) auch ihrem Gemahl, Wilhelm III., die Regierung an, und ſetzten beiden, nachdem Jakob II. ſich (nach Frankreich, wo er zu St. Germain 1701 ſtarb) entfernt hatte, die Krone des großbritanniſchen Reiches auf. Da die Nation, nachdem ihre proteſtantiſche Religion, und ihre Verfaſſung nunmehr geſichert war, wieder Ruhe bekam, ſo bekam ſie wieder eine neue Thätigkeit, und ein neues gebietendes Anſehen. Das Benehmen der Königinn Maria, welche 1695 zum Leidweſen der ganzen Nation an den Blattern ſtarb, ſo wie die Regierung Wilhelms III., welcher 1702 ohne Kinder mit Tod abgieng, entſprach ganz den Erwartungen der Nation, welche nunmehr die zweite Tochter König Jakobs II., die Anna, zur Königinn erklärte. Dieſe großgeartete Königinn, von welcher im Verfolg das Geeignete vorkommen wird, ſtarb im Jahre 1714; und da ſie unbeerbt ſtarb, folgte ihr, als nächſter Anverwandter (proteſtantiſcher Religion), Georg I., älteſter Sohn des Erneſt Auguſt, (erſten Kurfürſten von Hannover oder Braunſchweig-Lüneburg) und der Sophia, Tochter jener Eliſabeth, welche die Gemahlinn des Kurfürſten von der Rheinpfalz Friedrichs V. war. Großbritanniens Macht ſtieg jetzt aufs höchſte, und ſpielte in Rückſicht des Seehandels ſowohl, als der Seemacht, die Meiſterinn in allen vier Welttheilen.

Großbritannien befand ſich, wie das Verzeichniß der Schriftſteller zeigen wird, während dieſes Zeitraumes auch im wiſſenſchaftlichen Fache auf der klaſſiſchen Bahn. Sogar Prinzeſſinnen lernten lateiniſch und griechiſch, und ſchrieben in dieſen Sprachen; ja Perſonen vom allerhöchſten Range beider Geſchlechter, Könige und Königinnen, ſuchten eine große Ehre darin, Aufſätze drucken zu laſſen. Man hat von Heinrich VIII., Eduard VI., von den Königinnen Maria und Eliſabeth, von Jakob I., Karl I., Jakob II. u. a. von jener Ehrſucht Beweiſe, welche übrigens zwar nicht die Zahl klaſſiſcher Schriften vermehret, aber die Ermunterung und Erſcheinung ſolcher Schriften von Andern veranlaßt haben.

Auch das vereinigte Niederland, oder wie man es (wegen der mächtigſten und reichſten Provinz derſelben) überhaupt nennt, Holland, behauptete in dieſem Zeitraume ein höchſt bedeutendes Anſehen. Den Grund dazu legte ein Graf von Naſſau, Wilhelm I., welchem ſein Anverwandter Renatus im Jahre 1544 das (in der Provenze gelegene) Fürſtenthum Orange, oder Oranien hinterlaſſen, und welcher die Vereinigung der niederländiſchen Provinzen, denen auch ihre Unabhängigkeit im weſtphäliſchen Frieden auf immer beſtätigt, und verbürgt wurde, ganz vortrefflich geleitet hatte, dann Wilhelm III., der im Jahre 1688 auch zum König von England erhoben, und von den Seinigen mit dem Namen: „der Große,“ beehrt worden iſt. Holland benützte ſeine Lage zum Großhandel vortrefflich. Dieſer Handel verſchaffte ihm einen unbeſchreiblichen Geldreichthum, und dieſer Reichthum, welchem alles in der Welt, ſelbſt der Dienſt des Menſchen, als Waare, zu Gebot ſteht, verhalf ihm zu einer gebieteriſchen Seemacht, und vermöge dieſer zu den einträglichſten Eroberungen in allen Welttheilen. Auch die Landmacht von Holland wurde, da die Gewohnheit, oft ohne Urſache und Vaterland, bloß des Geldes wegen, im Kriege zu dienen, allgemein herrſchend blieb, groß und furchtbar. Holland wurde für Europa der allgemeine Sammelplatz der Waaren, welche aus allen Theilen der Welt über entfernte Meere herbeigeführt, und wodurch unter allen Nationen und Völkern des Erdkreiſes ein wechſelſeitiger Verkehr gegründet und befeſtigt wurde, der, wenn er gleich von dieſer Seite oder in dieſer Ausdehnung von dem Schöpfer, welcher auf dieſer Erde jedem in ſeinem Lande vorlegte, was er braucht, nicht beabſichtiget worden ſeyn dürfte, das beſte Mittel, die Menſchen aller Welttheile in wechſelweiſe Bekanntſchaft und Verbindung zu ſetzen, geworden iſt.

In unſerm Zeitraume machte Schweden noch einige Zeit ein geräuſchvolles Anſehen. Dieſes Reich, in welchem ſich zuerſt Guſtav Waſa im J. 1527 durch die Einführung der damaligen Glaubensreformation, das iſt, durch die Einziehung der reichen Beſitzungen und Kirchenſchätze der katholiſchen Geiſtlichkeit (welche Einziehung überall ein Hauptgrund der Reformation war) in den Stand ſetzte, einen anſehnlichen Kriegsſtand zu unterhalten, hat ſich, vorzüglich durch die vom Guſtav Adolph eingeführte, und im dreißigjährigen Kriege mit einem hinreiſſenden Glück angewandte Kriegszucht, und dann durch eine hellſchimmernde Literatur- und Kunſtliebhaberei ſeiner Tochter, der Königinn Chriſtina, (ſie wetteiferte mit dem franzöſiſchen Hofe um den Ruhm, welchen die Unterſtützung der Gelehrſamkeit verſchafft, zog auswärtige Gelehrte mit großen Koſten nach Schweden, und gab ihnen, wie z. B. dem Grotius, Carteſius, Salmaſius, Iſ. Voßius, Naudäus, Nic. Heinſius, Conringius, Böclerus, Freinsheimius u. a., anſehnliche Penſionen, ſammelte ein, damals berühmtes, Medaillen-Kabinet, und ſtellte darüber berühmte Männer als Aufſeher, legte ſich ferner, nach der damaligen Sucht, auf die Alchymiſterei, zeigte aber auch in unnöthigen Dingen ſolche Freigebigkeiten, welche die Kaſſen erſchöpften, und ſogar anſehnliche Schulden nach ſich zogen) ein außerordentliches Gewicht und Anſehen, wiewohl gleichſam nur auf einige Augenblicke, verſchafft. Die Nachfolger dieſer Königinn, welche 1654 ihren Thron und ihre Nation verließ, waren wilde, und zum Theil, wie Karl XII., tolle Krieger;

wie dann durch die recht romantiſchen Züge des Letztern Schweden um die anſehnlichſten Provinzen gebracht, (es verlor Liefland und Ingermannland an Rußland, Bremen und Verden an Hannover ꝛc.) dann ganz entvölkert und erarmet, und in einen Zuſtand von der äußerſten Entkräftung verſetzt worden iſt.

Wie in einer Stadt, vermöge eines unaufhörlichen Wechſels der unbeſtändigen Dinge, von gemeinen und armen Geſchlechtern einige hinauf zum Wohlſtand und Anſehen ſteigen, andere entgegen, nachdem ſie eine kurze Zeit genoſſen und glänzten, wieder herabkommen, ſo ſpielt ſich dieſe Geſchichte ohne Unterlaß in ganzen Welttheilen mit den Fürſtenhäuſern, mit den Nationen und Staaten. Indem jetzt Schweden nach einer lauten und heftigen Plauderei zu verſtummen begann, was auch damals mit dem in zu viele einzelne Stücke getrennten Italien, was ferner mit Dänemark, das durch Kriege mit Schweden ſich wehe that, was mit Polen (das unter dem König Sigmund aus dem ſchwediſchen Hauſe, Liefland an Schweden, bald darauf einen Theil der Ukraine mit den Koſacken an Rußland, und durch die Einführung der Königswahlen, und durch eine, ganz zweckwidrige Uebermacht der Großen, ſeine Einigkeit und Stärke verlor) der Fall war, ſtiegen

Preußen und Rußland hellſchimmernd empor. Jenes machte 1665 Kurfürſt Friedrich Wilhelm, genannt der Große, von Brandenburg, von den Polen ganz unabhängig, und ſein Sohn Friedrich ſetzte zu Königsberg im Jahre 1701 vollends ſich die Krone auf, und er und ſeine Nachfolger verherrlichten mit neuen Ländern das Reich.

Rußland, eines der ausgedehnteſten Reiche der Welt, gewann durch den gewaltigen Geiſt Peter I., während weniger Jahre, in welchen dieſer Monarch handeln konnte, (Peter ſtarb ſchon im 53ſten Jahre ſeines Lebens 1725) eine ganz neue Geſtalt, und die ruſſiſche See- und Landmacht, der Handel, die Gelehrſamkeit, und eine lebhafte Neigung für dieſelbe, und die ermunterndſten Anſtalten für alle Zweige der Staatsgeſchäfte, deren Vortrefflichkeit er auf ſeinen zweimaligen Reiſen 1697 und 1716 kennen gelernet, und welche er in ſeiner (1703 im finniſchen Meerbuſen erbauten) Reſidenzſtadt St. Petersburg gegründet hatte, verkündigten durch die erſtaunende Welt die Verherrlichung eines Reiches, das alle Anlagen beſitzt, um einigen hundert Millionen Menſchen den eigentlichen Zweck ihres Lebens, einen dauerhaften Frieden nämlich, und die davon abhängende Glückſeligkeit zu verſichern.

Doch bei weitem das allerwichtigſte und erſte Reich in unſerm Zeitraume war Frankreich. Da dieſes Reich eigentlich der Hebel der europäiſchen Staatsmaſchine, und das Muſter, deſſen Eigenſchaften die meiſten deutſchen Höfe, wiewohl gar oft nur gerade auf der ſchlimmen Seite, demüthig nachahmten, geworden; da aus der Quelle jener Grundſätze und Lehren, jener Abſichten und Beſtrebungen, welche bald nach dem dreißigjährigen Kriege, unter König Ludwig XIV., und unmittelbar nach ihm, gegründet, welche zwar von ſcharfſinnigen Männern geahnet, aber nicht deutlich bemerkt, oft auch bemerkt, aber nicht beherzigt wurden, nicht nur der Umſturz von Frankreich, ſondern die allgemeine Umwälzung faſt aller Reiche in Europa gefloſſen iſt, ſo kann uns wohl nichts angelegeners ſeyn, als gründlich unterrichtet zu werden, durch welchen Zuſammenfluß von Anläſſen und Wirkungen eine in der ganzen Weltgeſchichte höchſt ſonderbare Erſcheinung ſich gebildet, dann ſich geſtärket und verbreitet, dann mit den ihr natürlichen Wirkungen ſich geäußert, am Ende aber (gleich einem plötzlich entzündeten Gährungsſtoff, der den lange geſammelten Unrath gewaltſam von ſich wirft) zum Entſetzen der häufig noch immer begriffloſen Welt, ſich ſchrecklich entwickelt hat.

Ludwig XIV. (Enkel König Heinrichs IV. † 1610, Sohn Ludwigs XIII., † 1643) wurde den 5. Sept. 1638 mit außerordentlichen geiſtigen und körperlichen Eigenſchaften und Vorzügen auf die Welt geſetzt. Der wohlgeſtaltete, durch ritterliche Uebungen frühzeitig ausgebildete und geſtärkte Körperbau, verbunden mit einer natürlichen Leichtigkeit und Anmuth in ſeiner Haltung und Bewegung, im feſten und ſtolzen Gange und Anſtand, die in ſeinem Aug und Mund ſich ausdrückende, Ehrfurcht gebietende Hoheit, gemildert durch eine Vertrauen einflößende, über ſein ganzes Geſicht gegoſſene Milde und Huld, mit einem Worte etwas Außerordentliches, Edles und Hohes, das ſich in ſeinem ganzen Weſen ankündigte, würde (wie Herr Düclos in ſeiner Denkſchrift verſichert) unter einer Million Menſchen ihn ausgezeichnet, allein auf ihn den Blick der Menſchen gezogen haben. So herrlich waren nicht minder ſeine geiſtigen Anlagen. Er hatte eine lebhafte Neigung für alles Große und Gute, für alles Wahre und Edle, für alles Wiſſenswürdige und Schöne, und dabei ein heißes Verlangen und Bedürfniß mit Männern von Verſtand, Einſicht und Geſchmack umzugehen, ihnen ſeine Urtheile mitzutheilen, und ihre Meinungen zu hören. Er beſaß einen ſeltenen Scharfſinn, verwickelte Dinge zu beleuchten, und eine ausnehmend richtige Beurtheilungskraft, den Schein von der Wahrheit zu unterſcheiden, vereinigt mit dem feſteſten Sinn, allein das Wahre zu wollen. Wo eine Entſcheidung, ohne die Dazwiſchenkunft und Einliſpelung eines Dritten, allein von ihm kam, da kam zuverläſſig etwas Geſundes, etwas Gutgedachtes und Gutes zum Vorſchein; er wollte auch überall ſelbſt entſcheiden; allein er entſchied nicht; er wollte ſchlechterdings ohne fremde Eingebung und Leitung regieren, oder vielmehr herrſchen, und bildete ſich auch wirklich ein, daß er herrſche; allein er wurde beherrſcht, und konnte niemals wieder den Eindrücken ſeiner erſten Erziehung entgehen, vermöge welcher man ihn zu einer unbedingten Ergebung und zu einem unumſchränkten Zutrauen für Männer von entſchiedener Kraft und Einſicht, wie ſeine erſten Erzieher, und die Miniſter ſeiner Jugend waren, gewöhnt, und (indem man ihm außer dem, was zum Prunk, zur Artigkeit und Galanterie eines großen Hofes gehörte, wenig Gründliches, und das Wenige nur oberflächlich beibringen, und ſeinen Geiſt in einer traurigen Beſchränktheit ließ) auf alle Weiſe dafür geſorgt hatte, daß nie eine Zeit kommen möchte, wo er nicht Urſache haben ſollte, den Einſichten und Kenntniſſen anderer mehr, als den ſeinigen **zuzutrauen**, und vermöge ſeiner Gutmüthigkeit jenen Andern, und immer nur den Vorſchriften jener Andern Folge zu leiſten. Da demnach die Geſchichte und Beſchaffenheit der Regierung König Ludwigs XIV. nicht bloß allein von ihm, ſondern hauptſächlich von denjenigen Perſonen, welche im Grunde die Regierung vorſtellten und behandelten, hergeleitet werden kann, ſo kann es uns nicht anders, als erwünſcht ſeyn, die vorzüglichſten jener Perſonen, von welchen die Staatsmaſchine gelenkt, und durch welche Glück und Unglück über Frankreich und Europa verbreitet wurde, in ihren Hauptzügen kennen zu lernen.

Der berühmte Kardinal Richelieu war bei weitem einer der größten jener Miniſter, der ſchon unter dem Vater Ludwigs XIV. die Regierung beherrſchte, und alles vermocht hatte. Dieſer, allen Hofleuten ſeiner Zeit weit überlegene Kopf war ganz und gar von der Abſicht durchdrungen, Frankreich zum mächtigſten aller europäiſchen Reiche, und ſeinen König zum größten aller Monarchen zu machen. Dazu ergriff er, oder ſchuf er ſich, mit einer alle Hinderniſſe mit ſich fortreiſſenden Kühnheit, die für ſeinen Zweck geeigneten Mittel, und triumphirte, des Sieges gewiß, ehe er geſiegt hatte. Und indem er ſeinem ihm mit der unumſchränkteſten Folgſamkeit ergebenen Könige ohne Unterlaß einprägte, daß jede denkende Regierung, für die Gegenwart und Zukunft, einen wohlüberlegten, beſtimmten Zweck, dem ſie unaufhörlich nachtrachten, den ſie niemals aus den Augen verlieren ſollte, ſich feſtſetzen müßte, ſtellte er als Hausſyſtem den Grundſatz auf, daß der franzöſiſche Staat und deſſen Monarch nur durch drei Mittel über alles ſich erheben, und in der Höhe ſich erhalten könnte, welche Mittel darin beſtänden,

1) daß man im Königreich keine Mittelmacht, oder Mitregentſchaft von Fürſten und Ständen, welche irgend eine Einrede zu machen im Stande wären, beſtehen laſſen;
2) daß man (zur Befeſtigung der Einheit und des Zuſammenſtimmens im Denken, Wollen und Wirken) nur Eine, die katholiſche, Religion dulden, und
3) daß man im Ausland dasjenige Haus (damals das Erzhaus Oeſterreich), welches durch ſeine Macht ſich zu einer Uebermacht verhelfen, und den Unternehmungen des franzöſiſchen Reiches hinderlich ſeyn könnte, bei allen Gelegenheiten zu entkräften ſuchen müſſe.

Zur Folge dieſer Grundſätze unterdrückte er die Großen in Frankreich, ſetzte er den Calviniſten oder Hugonothen, wo er konnte, Schranken, nahm er im Jahre 1629 den König von Schweden, Guſtav Adolph, in Sold, und unterſtützte wider Oeſterreich die proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland, mit der ſtillſchweigenden Bedingniß, ſie für den franzöſiſchen Hof zu nützlichen Werkzeugen zu machen. Da er ein zu ächter Menſchenkenner war, um nicht zu wiſſen, was das Aeußere auf die Menge vermöge, ſo umgab er den Hof ſeines Herrn mit einem Pomp und Glanz, welcher für denſelben eine gleichſam zerknirſchende Ehrfurcht für die Majeſtät eines Königs einflößen mußte. Selbſt das Unermeßliche der Ausgaben, welche auf die ungewöhnlichſten Erſcheinungen prachtvoller und feſtlicher Dinge verwendet werden mußten, ſchienen dazu gemacht zu ſeyn, einen großen Begriff von der Würde eines Königs der Franzoſen zu verbreiten. Damit endlich dieſe Franzoſen auch an Einſicht und Geſchmack, an Scharfſinn und Geſchicklichkeiten aller Art über alle andere Nationen eine über alle Geſchäfte und Zufälle gebietende Ueberlegenheit erhalten möchten, nahm er die Wiſſenſchaften und Künſte mit einer Großmuth und Freigebigkeit in ſeinen Schutz, bei welcher die größte Hochachtung für ſie, und für Männer, welche ſich in denſelben auszeichneten, nothwendig allgemein werden mußte. Mit einem Worte, Richelieu war ganz der Mann dazu, wenn es darauf ankam, alles aufzufinden, alles zu benutzen und auszuführen, was dazu geeignet war, einem Reich, wie das franzöſiſche, Erweiterung und Anſehen, und dem König deſſelben einen weitſtrahlenden Glanz zu verſchaffen; wie dann auch Peter I. von Rußland, welchen gleiche Wünſche und Beſtrebungen herumtrieben, bei ſeiner Anweſenheit in Paris im J. 1717 nicht umhin konnte, die Bildſäule dieſes Miniſters zu umarmen, und auszurufen: „Ich wollte die Hälfte meines Reiches dafür geben, um einen Mann zu bekommen, der mir ſo gut, wie du, rathen könnte, wie ich mich bei der andern Hälfte benehmen ſollte;“ aber Richelieu erblickte von ſeinen Entwürfen und Anſtalten nur noch die Morgenröthe, und trat ab von der Bühne dieſes Lebens im J. 1642.

Ihm folgte als regierender Miniſter Julius Mazarin, ebenfalls ein Kardinal und talentreicher Kopf, der ganz von den Grundſätzen ſeines Vorfahrers beſeelt, und nicht weniger raſtlos bemüht war, das, was dieſer angelegt hatte, zu befeſtigen und zu vollenden. Als er auf die gelehrte Bildung des jungen Königs einen nähern Einfluß bekam, fand er dieſe ſchon zu ſehr vernachläßigt, um noch vom

Grund aus etwas Aechtes aufrichten zu können. Ludwig XIV. war, nach dem Hintritte ſeines Vaters 1643, unter die Vormundſchaft ſeiner Mutter Anna von Oeſterreich gekommen, welche eine dergeſtalt eiferſüchtige Neigung zum Regieren hatte, daß ſie den Sohn von allem, was ihm eine Luſt zu ernſthaften Geſchäften, und eine frühe Kenntniß derſelben hätte verſchaffen können, ſorgfältig entfernte, und daß ſie ihr vormundſchaftliches Amt länger, als gut war, zu behaupten trachtete. Dazu kam noch, daß der junge Herr bei den damaligen gräßlichen Zerrüttungen und Kriegen, welche durch eine fortgeſetzte Unterdrückung der Großen des Reiches veranlaßt worden waren, diejenigen Jahre, in welchen die erſten Eindrücke hartnäckig ſich feſtſetzen, und das Eigenthümliche des künftigen Charakters bilden, auf Reiſen, in Lagern, und bei Gefechten zuzubringen genöthigt, und mithin mit einer entſchiedenen Vorliebe zum Krieg beſeelt worden war; ſo daß alles, was Mazarin noch thun konnte, darin beſtand, daß er jede Gelegenheit benützte, ſeinem Herrn hohe, ſeiner erhabenen Beſtimmung würdige Geſinnungen einzuflößen, ihn mit dem Weſentlichen deſſen, wornach ein franzöſiſcher König in Rückſicht ſeines Reiches ſowohl, als der auswärtigen europäiſchen Reiche trachten müßte, bekannt zu machen, und was die erforderliche Geiſtesbildung betraf, ihm für den Werth gelehrter Kenntniſſe wenigſtens eine bleibende Achtung, oder doch für den Ruhm, welchen der Schutz der Gelehrſamkeit, dann endlich auch für die Vergnügungen, welche von einigen Zweigen der Künſte und Wiſſenſchaften unzertrennlich ſind, einen Geſchmack beizubringen. Ludwig XIV. erwiederte auch, was Mazarin zu verdienen ſich beſtrebte, in vollem Maaße; und gleichwie dieſer keinen andern Sinn hatte, als dem König ergeben, und ſeinem Ruhme und ſeiner Größe nützlich zu ſeyn, ſo erwiederte jener den Dienſteifer des Kardinals mit dem unbedingteſten Zutrauen, ſo, daß er ſeinen Verluſt (Mazarin ſtarb im Jahre 1661) für unerſetzlich hielt, und daß er ſogleich feierlich erklärte, die Reichsangelegenheiten, ohne ferneren Einfluß eines ſogenannten Primierminiſters, jetzt ſelbſt übernehmen, jetzt unmittelbar ſelbſt regieren, zwar die Vorträge, Erinnerungen und Meinungen ſeiner Staatsräthe hören, aber keineswegs ihre Stimmenmehrheit gelten laſſen, ſondern ſelbſt jederzeit das Beſte wählen und darüber entſcheiden zu wollen. Es kam demnach lediglich alles darauf an, wem es jetzt wieder vor andern glücken ſollte, diejenigen Grundſätze, welche mit der Denk- und Sinnesart des jungen Königs am nächſten übereinſtimmten, zu äußern, und ſolchen durch die geeignete Art des Vortrags ein entſcheidendes Gewicht zu geben.

Ludwig XIV. war damals 23 Jahre alt, voll der beſten Abſichten, und des eifrigſten Willens, allein für ſein Volk zu leben, aber auch im hohen Grade angeſteckt von den Keimen ſolcher Vorſtellungsarten und Begierden, welche zu den ſchlimmſten Verirrungen, zur Eitelkeit, zu ſinnlichen Ausſchweifungen, zu Verſchwendungen, und deren unabſehbaren Folgen führen. Mazarin, der unmöglich jede ſchädliche Luft, welche den entzündbaren Geiſt des Königs anzuwehen drohte, entfernen konnte, ſah denſelben auf der Scheidewand ſtehen, und bat den jungen Ludwig, da er von ihm, vor ſeinem Abſchied aus der Welt, einen Beſuch erhielt, um die letzte Gnade, ihm zum Rathgeber einen braven Mann vorſchlagen zu dürfen. Mazarin nannte den Colbert, und man nannte nachher, und nennt noch immer dieſen Colbert, wenn man ein Muſter eines eben ſo verſtandvollen, als geraden, und durchaus edelmüthigen Miniſters nennen will.

Colbert (Joh. Bapt.) fand einen ſchweren Stand. Der König übertrug ihm die Verbeſſerung der Finanzen, oder Staatseinkünfte, welche durch die Nachſicht ſeines Vorfahrers vermittelſt der verkehrteſten Grundſätze, und zugrunderichtendſten Ausgaben in eine gänzliche Zerrüttung und Erſchöpfung gekommen waren. Jener Vorfahrer, Nikolaus Fouquet, hatte bei vielen guten Eigenſchaften (er war ein eben ſo geſchickter, als beſonnener Kopf) die Schwächlichkeit, durch eine, in ihren Folgen ſtets verderbliche, Nachgiebigkeit gegen diejenigen Hofleute, welche unaufhörlich auf neue Ergötzlichkeiten des Hofes, und auf geldraubende Unternehmungen dachten, den vorübergehenden, und am Ende immer undankbaren Beifall jener Höflinge einer ſtrengen Beobachtung der mit ſeinem Amt verbundenen Pflichten vorzuziehen, und dabei zu vergeſſen, daß er ſich nur zu bald in drückende Verlegenheiten, zu den in Gang gebrachten Verſchwendungen Geld zu ſchaffen, verſetzen, und daß er ſich diejenigen ungnädigen Begegnungen, welchen er durch ſeine mißverſtandene Gefälligkeit zu entgehen ſuchte, erſt recht, und zwar unverſöhnlich, zuziehen müßte. Als Fouquet die Summen, welche man ohne Unterlaß von ihm forderte, nicht mehr aufbringen konnte, wurde im Jahre 1661 in Verhaft genommen, und aus dieſem, ungeachtet er keiner Veruntreuung beſchuldigt werden konnte, unter dem Vorwand, daß ihm die Schwächen der Staatseinkünfte zu genau bekannt wären, bis zu ſeinem (1680 erfolgten) Hintritt nicht wieder entlaſſen. Da Colbert wußte, daß der König von Niemand beherrſcht ſeyn, ſondern ſelbſt und allein regieren wolle, ſo übernahm er die Oberaufſicht über die Staatseinkünfte nur mit der Bedingung, daß unmittelbar der König ſie leiten und ordnen ſollte; aber von dieſem Augenblicke war es allein Colbert, der regierte, der aber auch alle ſeine Seelenkräfte anſtrengte, um die Aufnahme des Reichs, und den wahren Ruhm des Königs zu befördern. Nachdem er vor allen Dingen die Verhältniſſe der Einnahmen und Ausgaben hergeſtellt, die üppigen und unzeitigen Dinge entfernt, und die Kräfte des Staates kennen gelernt hatte, begann er, gleich einem Weſen erhabenerer Art, ſein neuſchaffendes Werk; er machte die vortrefflichſten Anſtalten zur Belebung des Ackerbaues, zur Erweiterung des Handels, zur Befeſtigung des Unternehmungsgeiſtes, des Muthes und der Sicherheit der mechaniſchen Künſtler und der Handwerker, für deren Beſtes er die unvergleichliche Verordnung, welche der wegen ſeines Verſtandes und richtiger Beurtheilungskraft verewigte König Heinrich IV., nach dem einhelligen Rathe aller Prinzen ſeines Geblütes, der Glieder ſeines Staatsrathes, der angeſehenſten Perſonen und vornehmſten Beamten des Reiches, nach dem allgemeinen Wunſche des Volkes in allen Theilen des Reiches, als ein ewiges Reichsgrundgeſetz (welches aber nachher zu einer andern Zeit ein einſeitiger, von verführeriſchen Trugſchlüſſen irregeführter Zeitgeiſt für ein ſeltſames, tyranniſches, der menſchlichen Freiheit, und ſelbſt den guten Sitten zuwiderlaufendes Geſetz, das, um allgemein verabſcheut zu werden, nichts brauchte, als allgemein bekannt zu werden, erklärt, und jene Verordnung zu vernichten geſucht) feſtgeſetzt hatte, unter dem lauteſten Jubel der franzöſiſchen Nation wiederholte, die Verordnung nämlich, daß alle diejenigen, welche einen Handel, Gewerbe und Handwerke treiben wollten, in Zünfte, Innungen und geſchworne Meiſterſchaften, als wodurch allein den Wirkungen der Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit vorgebeugt, und der Wetteifer, die ächte Vortrefflichkeit in allen Zweigen mechaniſcher Arbeiten und Gewerbe erhalten, und der Wohlſtand und die Munterkeit der Bürger herbeigeführt und geſichert werden könnte, vertheilt werden, und in ſolcher Abtheilung ewig verbleiben ſollten. Colbert gab dem Großhandel die größte Ausdehnung, ſchuf die oſtindiſche und weſtindiſche Handlungsgeſellſchaft, unternahm in Lanquedoc die Herſtellung eines Kanals, durch welchen das mittelländiſche mit dem aquitaniſchen Meere vereiniget wurde, und verſchaffte dem franzöſiſchen Seeweſen ein bedeutendes Anſehen, indem ſich (was jetzt unglaublich ſcheinen dürfte) ſelbſt der damalige König von England, Karl II., der die Marine vollkommen verſtand, dazu brauchen ließ, für den franzöſiſchen Hof mit eigener Hand ganz vortreffliche Vorſchläge und Bemerkungen, wie das franzöſiſche Seeweſen verbeſſert werden ſollte und könnte, zu ſchreiben. Colbert ſorgte nicht weniger auf das thätigſte für den Nachwuchs verſtändiger und in allen Fächern wiſſenſchaftlicher und bürgerlicher Kenntniſſe wohl unterrichteter Leute, wie er dann nicht nur die unter Ludwig XIII. vom Kardinal Richelieu 1635 veranlaßte ſogenannte franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften großmüthigſt unterſtützt, dann die ebenfalls unter jenem König gegründete Akademie der Maler und Bildhauer vermittels der Ausweiſung ſtändiger Gehalte neu belebet, ſondern noch überdieß im Jahre 1663 eine Akademie der Inſchriften (des Inscriptions), deren Zweck ſeyn ſollte, die griechiſchen und römiſchen Alterthümer, oder die Alterthümer überhaupt aufzuſuchen und zu erklären, dann zu neuen Werken der literariſchen Kunſt, als zu Gedächtnißmünzen u. dgl. paſſende Inſchriften zu liefern, dann im J. 1666 eine Akademie der in das Gebiet der Phyſik und Mathes gehörigen Fächer, ferner im J. 1667 eine Akademie der Baukunſt geſtiftet, und alle Quellen, woraus rühmliche Unternehmungen, nützliche Anſtalten, ſchöne und dauerhafte Gefühle für alles Große und Edle kommen, geöffnet hat. Für alles, was einer verhältnißmäßigen Verwendung des Geldes würdig ſeyn konnte, fand Colbert Geld; indem er den ewig wahren (aber darum nicht weniger häufig mißkannten, verachteten oder vernachläßigten) Grundſatz aufgeſtellt und befolgt hatte, den ſchönen Grundſatz nämlich, „die Höfe und Regierungen müßten ſuchen, es dahin zu bringen, daß ſie wenig auszugeben, und daß mithin die Unterthanen wenig zu zahlen brauchten;“ ferner den ebenfalls überaus weiſen und unerläßlichen Grundſatz, „baares Geld, welches ein Hof, ohne ſeinem anſtändigen Glanz Abbruch zu thun, durch eine kluge und beharrliche Wirthſchaft leicht ſich ſammeln könnte, ſey die einzig wahre Kraft, Größe und Stütze der fürſtlichen Höfe; indem dem baaren Geld alles unterthänig und möglich ſey.“ An allen Höfen von Europa hatte Colbert Freunde, die für die Sache ſeines Königs wachten, Gelehrte, die für ihn ſchrieben, Augen, die für ihn ſahen und beobachteten. Alles, die Wiſſenſchaften, die Künſte, der Ackerbau, die Handwerke, und der Handel blühten, und Frankreich wäre das Eden von Europa geworden, wenn Colbert die Eigenſchaft gehabt hätte, über alle Einſtreuungen Herr und Gebieter, und nicht ſterblich zu ſeyn. Jene Eigenſchaften hatte er nicht, und darum konnte auch ſein Werk nicht unzerſtörbar ſeyn. Dieſes Werk glich einer rein und hellaufgehenden Frühlingsſonne, welche mit ihren Strahlen Dünſte und Gewitterwolken um ſich herzieht, die ſie verdunkeln und Unheil verbreiten. Colbert hatte es, in der erſten Zeit ſeiner Miniſterſchaft, gemäß ſeiner eben erwähnten Grundſätze, dahin gebracht, daß dem Volke manche Auflage erlaſſen wurde, und das Volk pries ihn; aber da er in der Folge (wie wir gleich vernehmen werden) genöthigt wurde, mehr, als Eine neue Auflage zu erfinden, verwünſchte es ihn, und man mußte bei ſeinem den 6ten Sept. 1683 erfolgten Hintritt die Vorſicht gebrauchen, ſeine Leiche bei der Nacht mit einer ſtarken Bedeckung zu Grabe zu bringen.

Der König hatte einen jungen Menſchen kennen gelernt, deſſen Talente ihm von ſo ſeltener Art zu ſeyn dünkten, daß ihm war, als wenn er endlich den Mann gefunden hätte, den er immer geſucht hätte, den Mann, von dem er glaubte, daß diejenigen Eigenſchaften in ihm verborgen lägen, welche, wo ſie handeln, alles, was ſie wollen, vollenden. Dieſer Mann war der Sohn ſeines Staatsſekretärs und nachmaligen Großkanzlers, und hieß Franz Michael Tellier, auch Marquis de Louvois. So wie es nun ein höchſt trauriges, wiewohl ſehr häufiges Verſehen iſt, daß man die Vortrefflichkeit der Art, mit der man etwas thun ſieht, mit der Vortrefflichkeit der Sache vermenget, und daß man der Beſchaffenheit von dieſer, wie ſie auch ſeyn mag, ſogleich darum ſchon Beifall giebt, und ſich für ſie erklärt, weil man veranlaßt, und gleichſam genöthigt iſt, jene zu bewundern und hochzuſchätzen; ſo hatte zwar auch Ludwig XIV. allerdings recht geſehen, wenn er an dem Louvois einen ganz außerordentlichen Kopf ſah; aber er hatte dabei das Unglück, bloß den vortrefflichen, ſeinem Fache mächtigen Chemiker, unter deſſen Händen ſich alles, was ſie berührten, auf eine wunderbare Weiſe verwandelte, zu ſehen, ohne ſich um die Natur und Wirkung deſſen, was er ſah, zu bekümmern. Da unter andern Untugenden, welche dem König Ludwig XIV. zuſetzten, die Eitelkeit keine ſeiner geringſten war, ſo bildete er ſich mächtig viel darauf ein, wenn er ſeinen Vertrauten eröffnete, daß er ſich vorgenommen habe, an dem jungen Louvois ſich ſelbſt, ganz nach ſeinem Plan und Wunſch, ſeinen zukünftigen Miniſter zu bilden. Louvois übertraf auch an Behendigkeit des Witzes, an reifen Urtheilen, an geſchwinden und richtigen Behandlungen der Geſchäfte die Erwartung des Königs, ſo groß dieſe war, bei weitem; er bemächtigte ſich gleichſam in einem Augenblicke aller der Gegenſtände, auf welche der König ihm hinwinkte; bemächtigte ſich aber auch, nachdem er die ſchwächlichen Seiten, wo ihm beizukommen wäre, bald entdeckt hatte, vor allen Dingen des Königs ſelbſt, der ſich (wiewohl ſtets in der Einbildung, daß er alles aus ſich ſelbſt thue) nichts mehr zu thun getraute, was Louvois nicht vorher gebilligt hatte. Ludwig XIV. hatte dem Jüngling das Staatsſekretariat in Kriegsſachen überlaſſen, und die Kriegsſachen erhielten in kurzer Zeit eine ganz veränderte Geſtalt. Die eingewurzelten Unordnungen und Blößen und Mängel verſchwanden, und der militäriſche Geiſt, auf welchen ein Befehlshaber ſoll rechnen können, verbreitete ſich durch alle Korps der Armee. Vortrefflich beſtellte Militärſchulen lieferten brauchbare Soldaten, und ein prächtiges Gebäude, (hotel des Invalides) das Louvois errichten ließ, verſprach des Mannes zu pflegen, den der Dienſt geſchwächt haben würde. Aber, was nun die Hauptſache war, ſo war

Louvois nicht bloß der Meiſter, in vollem Ueberfluſſe die Bedürfniſſe jeder Art herbeizuſchaffen, welche einen glücklichen Ausgang der Kriege zur Folge haben; ſondern er war auch der Meiſter, nach dem Bedürfniß und dem Trieb ſeiner leidenſchaftlichen Abſichten, Kriege zu veranlaſſen; wozu ihn ſowohl die Begierde, ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, als die Eiferſucht auf den wackern Colbert, trieb, von dem es ihm vorkam, daß er bei dem König mehr gelte, als er. Um nun dieſem Miniſter, der immer von der nothwendigen Hinterlegung ergiebiger Geldſummen in den königlichen Schatz auf alle Fälle der Zukunft geſprochen, und wirklich beträchtliche Summen hinterlegt hatte, ſolche Summen wieder abzunehmen, um ihn in Verlegenheiten, Geld herzuſchaffen, und in die unvermeidliche Nothwendigkeit, ſeine Zuflucht zu neuen Auflagen nehmen zu müſſen, zu verſetzen, wodurch derſelbe, wie ſich leicht vorherſehen ließ, nicht nur aus der Gunſt des Königs gehoben, ſondern auch bei dem Volk, das den Grund neuer Auflagen nicht kannte, verhaßt werden mußte, verleitete er (wie ihn dann deſſen der allgemeine laute Ruf beſchuldigte) den übel berathenen König nicht nur zu unnöthigen Kriegen, welche ungeheure Geldmaſſen verſchlangen, ſondern auch zu einem unermeßlichen Aufwande auf unnöthige Gebäude, und auf tauſend andere höchſt entbehrliche und üppige Dinge, wobei dem Colbert, als Finanzminiſter, oblag, die Summen herbeizuſchaffen; aber dieſer entſetzliche Unfug überſchritt vollends alle Grenzen, als nach dem Hintritte des Colbert Louvois auch das Bauweſen übernahm, wobei indeſſen ein unerheblicher Vorfall (deſſen Duclos, um zu zeigen, wie aus kleinen Dingen die allerwichtigſten hervorzugehen pflegen, in ſeinen Denkſchriften erwähnet) die Veranlaſſung wurde, daß von nun an der Krieg, oder was man für Eins hielt, Eroberungen der Hauptzeitvertreib des Königs werden und bleiben ſollten. Ludwig XIV. hatte unter anderm den Einfall gehabt, die bisher in der Stadt Paris geſtandene Reſidenz der Könige von Frankreich, genannt le Louvre, wiewohl er einige Zeit ſeine Bauluſt an ihrer Verſchönerung genoſſen, und dazu die geſchickteſten Baumeiſter aus ganz Europa hatte beſchreiben laſſen, nach einer ihm angenehmern, vier Meilen von Paris entlegenen Gegend zu verlegen, und daſelbſt eine neue Reſidenz, Verſailles, zu bauen, womit im Jahre 1661 der Anfang gemacht, aber, wie leicht zu erachten, unaufhörlich wieder ein neuer Einfall und Vorſchlag zu weiteren Gebäuden ausgeführt wurde; ſo mußte im Jahre 1688 auf der Stelle, ſo wie nämlich der

Einfall ſich einſtellte, mitten im Winter, ungefähr 1500 Schritte von Verſailles, ein kleines Luſthaus, welches Trianon genannt, und deſſen äußere Seite mit Porcellain vertäfelt wurde, hergeſtellt werden. Da nun der König, der ſich ſehr oft das Vergnügen machte, den ſchnellen Fortgang des Gebäudes zu betrachten, eines Tages ein Mißverhältniß eines Fenſters mit andern Fenſtern zu bemerken glaubte, und aus Ungeduld, indem ihm Louvois, welchem er ſeine Bemerkung mittheilte, widerſprach, auf der Stelle eine Abmeſſung forderte, und da ſichs zeigte, daß er (der König) recht geſehen habe, dem Louvois über ſein Schiefſehen, in Gegenwart aller Bauleute, ſehr nachdrückliche Vorwürfe machte, entrüſtete ſich darüber dieſer gedemüthigte Aman in einem ſo hohen Grade, daß er, ganz außer ſich, nach ſeiner Wohnung rannte, und ſchäumend von Wuth ſeinen Vertrauten zurief: „Ich bin verloren, wenn ich nicht eine feſſelnde Beſchäftigung für einen Menſchen erfinde, welchem die nichtsbedeutendſten Armſeligkeiten den Verſtand verrücken. Der Krieg allein kann ihn von ſeiner Bauſucht abziehen.“ Neue Kriege begannen demnach, welche immer wieder andere Kriege zur Folge hatten, und welche zuletzt, damit das Eroberte erhalten werden könnte, die Einführung der ſtehenden Armeen unentbehrlich machten. Je verwickelter und gräßlicher die Ereigniſſe wurden, deſto unentbehrlicher wurde Louvois, der das wohl voraus ſah, ſeinem König, und dieſer mußte, da bei dem Louvois Länder und Menſchen in keinen Betracht kamen, oft zu Grauſamkeiten ſchweigen, welche die Menſchheit entehrten; doch das Gefühl dieſer Menſchheit konnte in dem Herzen Ludwigs XIV. zwar betäubt aber nicht ausgerottet werden. Im Jahre 1689 machte Louvois, nachdem er die Städte Worms und Speier hatte abbrennen laſſen, dem König den Vortrag, daß auch die Stadt Trier abgebrannt werden müßte, worüber ſich der König dergeſtalt entſetzte, daß er haſtig nach einer Feuerzange griff, um auf den Louvois zu ſchlagen, und daß er ihm bei Haftung ſeines Lebens befahl, Trier zu ſchonen. Dieß geſchah in Gegenwart der zweiten Gemahlinn des Königs, der Marquiſe von Maintenon, welche dieſe Gelegenheit nicht unbenützt ließ, dem König vorzuſtellen, daß Unmenſchlichkeiten, mit welchen Louvois zu Werk gieng, vor Gott und der Welt unmöglich gebilligt werden könnten. Louvois glaubte auch bald zu bemerken, daß der König ſeine Entfernung beſchloſſen habe, welche unfehlbar erfolgt ſeyn würde, wenn ihm nicht ſein Hintritt (Louvois ſtarb den 16. Juli 1691) den gleichſam die Regierung mit ihr theilte, indem ſogar die Verſammlungen des Staatsrathes auf ihrem Zimmer und in ihrem Beiſeyn gehalten, und ohne ihr Vorwiſſen und Gutheißen vom König keine Beſchlüſſe genehmigt, keine Anſtellungen unterſchrieben wurden.

Die Frau von Maintenon war eine ſehr eifrige Katholikinn, eine Freundinn der Zucht und Ehrbarkeit, der häuslichen Ruhe, und ſtillen Zufriedenheit; und welche verſtandvolle, kluge, edeldenkende, beſcheidene und zartfühlende Frau, welche Meiſterinn, ſich in die heickelſten Lagen zu fügen, und die ſonderbarſten Menſchen jeder Art zu regieren, ſie geweſen ſeyn müſſe, erhellet ſchon unwiderſprechlich daraus, daß es allein ihr gelang, den flüchtigen, veränderlichen, auf ſeine Herrſchaft und Freiheit höchſt eiferſüchtigen, vom Ueberdruß der Ueberſättigung an allen Ergötzlichkeiten dieſer Welt geplagten und mißmuthigen König unabänderlich in eben derſelben Stimmung, Achtung und Ergebenheit für ſich nicht nur zu erhalten, ſondern ſie mit jedem Jahre inniger, und bis zu dem (den 1. Sept. 1715 erfolgten) Lebensende des Königs zu vermehren, als der noch beim letzten Abſchied von ihr ſie verſicherte, daß bei dem Schmerzen, den er darüber empfände, ſie hier nicht mehr ſehen zu können, dieſer ſein tröſtender Gedanke wäre, daß er ſie in der folgenden Welt bald wieder ſehen würde. Die Erſcheinung der Maintenon an ſeinem Hofe war ein zweiter Zeitraum ſeines Lebens, war der Anfang eines neuen Geiſtes ſeiner Regierung, wo er immer nur, was groß und rühmlich war, zu thun, und das Verkehrte wieder empor zu heben ſtrebte; wo er (wiewohl freilich für manche Dinge zu ſpät) das Glück hatte, aus der ihm beigebrachten Betäubung zu ſich zu kommen, indem er bei ſeinem Hintritte ſeinen Nachfolger, den Dauphin, Ludwig XV. bat, „ja nicht ſeinem ſchlimmen Beiſpiele zu folgen, ja nicht den eingebildeten Kriegsruhm, wodurch Völker ſchrecklich mißhandelt würden, hoch zu ſchätzen, ſondern vielmehr die Ruhe und das Wohl ſeiner Unterthanen zu ſuchen, und vor allen Dingen ſtets Gott vor Augen zu haben.“

Wenn man nun die Beſchaffenheiten und Abſichten der eben berührten vorzüglichern Hauptperſonen, an welche unzählige Untergeordnete, als blindergebene Werkzeuge, ſich anſchmiegten, und beſondere Höfe um jene Hauptperſonen bildeten, betrachtet, ſo kann man ſich von ſelbſt erklären, wie das, was aus dieſer Zuſammenſetzung, und der wechſelweiſen Beſtrebung, ihrer beſondern Fähigkeiten, Abſichten, Geiſtes- und Herzensſtimmungen, hervorgieng, wie es gerade ſo, wie es kam, hervorgehen mußte, und wie, bei ihrer geiſtigen und äußern Uebermacht, und bei ihrem, den Zeitgeiſt beherrſchenden, Einfluß und Gewicht, ihr Beiſpiel als Muſter und großer Ton aufgeſtellt, dann auch als Muſter und großer Ton bei andern Nationen, welche damals ſchon ſo ſehr ſich ſelbſt zu mißkennen angefangen hatten, daß ſie nichts ſelbſt thun und erfinden, ſondern alles nur nachthun wollten, eingeführt werden konnte.

In Hinſicht auf die Wiſſenſchaften und Künſte, welche die Eigenſchaft haben, und mithin auch den Zweck haben ſollten, den Verſtand zu unterrichten, die Empfindungen und Begierden zu reinigen, und die Liebe zur reinſten Sittlichkeit zu befördern, nennt man das Zeitalter Ludwigs XIV. mit vollem Recht das Zeitalter Auguſts, welches das klaſſiſche oder das goldene genannt wird. Die vortrefflichſten Schriftſteller aller Art, zumal die Freunde der ſogenannten ſchönen, vorzüglich auf die Bildung des Geiſtes und Herzens wirkenden, Literatur ſtrebten mit einer wunderbaren Uebereinſtimmung, in der ausgebildetſten Sprache vollendete Werk des Geſchmackes zu liefern, und in der Vereinigung mit den geiſtreichſten Künſtlern, eine allgemeine Begeiſterung für das Schöne und Große zu wecken, und durch alle menſchlichen Angelegenheiten Verſchönerungen und Verſüßungen des Lebens zu verbreiten. Moliere, la Fontaine, Fontenelle, Racine, die beiden Corneille, Regnard, Rollin, Dacier u. a. (an deren Andenken Ruhm und Verdienſte im Fortlauf dieſer Geſchichte ein kurzes Verzeichniß erinnern wird) bildeten einen allgemeinen Wetteifer, etwas Schönes mit einem ſchönen Ausdruck zu ſagen, und ſogar die Schriften einiger, damals blühenden, geiſtreichen Frauenzimmer, z. B. der Sevigne, deren Briefe man ſo lange, als die franzöſiſche Sprache dauert, mit Wohlgefallen leſen wird, der Deshoulieres, der Lambert, der Maintenon u. a. beweiſen, welcher Geiſt damals in feineren Seelen gewehet, und welcher feinſinnige Ton zu bemerken und zu empfinden unter Leuten von Stand und Erziehung geherrſcht habe. Wie einſt in Athen zur Zeit des Perikles, ſo bildete ſich unter Ludwig dem XIV. in Paris die feinſte Lebensweiſe; und gleichwie in jener Stadt der ächte Styl des Umganges in dem Umgange und den Geſellſchaften rechtlicher Frauen (und wohl auch üppiger, wie Aſpaſia und Lais waren) erlernt, auch dadurch ſelbſt der Jugend eine heilſame Furcht, ſich nichts Linkes oder Verwerfliches, das ſie unwürdig gemacht haben würde, daſelbſt zu erſcheinen, zu Schulden kommen zu laſſen, eingeflößt wurde, ſo verſammelten ſich nicht weniger in Paris bei den erſten Frauen (auch bei ſolchen, wie die Ninon von Lenclos war) die ausgewählteſten Perſonen beider Geſchlechter, ohne alle Rückſicht auf den Stand und die Glücksgüter, Miniſter, Generäle, Gelehrte, Künſtler, ſogenannte ſchöne Geiſter, welche ſich bewußt waren, auf Verſtand und Witz, und auf einen perſönlichen Vorzug Anſpruch machen zu können; mit einem Wort, das Feinſte und Gebildetſte deſſen, was man ſchöne Welt nennt, verſammelte ſich, und Paris wurde damals die Schule der Artigkeit, des Wohlſtandes, und der zartſinnigſten Lebensart. Paris wurde das Muſter von Europa; und Väter, welche Gelegenheit hatten, den Unterſchied der Dinge zu bemerken, ſchickten (freilich oft mehr mit Gutmüthigkeit, als mit Verſtand) ihre Söhne dahin, um ſie das, was ſie oft ſelbſt nicht recht zu nennen wußten, alles Vortreffliche nämlich, das man als ein Eigenthum der Pariſer rühmte, lernen zu laſſen.

Da es unter Ludwig XIV. große Mode wurde, überall Verſtand, Witz, Einſicht, Schnelligkeit im Entwerfen, Kraft im Ausführen, Unerſchrockenheit in Gefahren, Geſchmack im Glück zu zeigen, und ſich durch irgend einen Vorzug die Aufmerkſamkeit des Hofes zu erwerben, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich an dieſem Hofe, und überall, wo es Geſchäfte gab, ein Zuſammenfluß von geſchickten, thätigen und wetteifernden Leuten bildete, welchen Ludwig XIV. (wenigſtens in der erſten Hälfte ſeiner Regierung) den glücklichen Fortgang ſeiner Unternehmungen, überhaupt aber den Ruhm, mit welchem alles, was von ihm kam, in ganz Europa verherrlicht wurde, zuzuſchreiben hatte. Schriftſteller und Künſtler, Geſchichtſchreiber, Journaliſten, Schauſpieler und dergleichen, welche der König ſtets großmüthig (verſchwenderiſch nicht ſelten) belohnte, welchen er ſogar in fremde, weitentlegene Reiche jährliche Gehalte ſchickte*), eiferten in ihren Werken und Vorſtellungen unaufhörlich, und gleichſam in die Wette, die geringſte ſeiner Handlungen zu loben, nicht bloß zu loben, ſondern über alles, was die Welt jemals geſehen haben ſollte, zu erheben, und ſelbſt ein Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, Clermont-Tonnerre, hatte ſogar den Einfall, einen akademiſchen Preis für eine ewige, jährliche Lobrede zu ſtiften, in welcher die unſterblichen Tugenden Ludwigs XIV. als ein nie zu erſchöpfender Stoff am beſten gerühmt werden würden. Die Vorreden und Zueignungen in Büchern, die Vorgeſänge in den Schauſpielen waren voll von den übertriebenſten Lobſprüchen und von den niedrigſten Schmeicheleien, welche der Monarch gewöhnt wurde, ſich ohne Erröthen ins Angeſicht vorſprechen zu laſſen. Die blaſende Fama war überall, wo er hinſah, zu ſehen, und man machte es ihm auf alle Weiſe ſchwer, und gleichſam unmöglich, zu ſich ſelbſt zu kommen; indem der beſchämende Unfug ſo weit fortgeſchritten war, daß es für einen

---

*) „Der mittelmäßigſte Fürſt, ſagt Düclos, welcher unter Schriftſteller verſchiedener Nationen, jährlich etwa acht bis zehntauſend Gulden vertheilen würde, kann verſichert ſeyn, daß er als ein Fürſt von der erſten Größe gerühmt werden wird. Dieſe Trompeten des Rufes koſten nicht viel. Ich hatte die Neugierde, aus den Papieren des Colbert die Summen der Gehalte herauszuziehen, welche Ludwig XIV. an franzöſiſche und auswärtige Gelehrte hatte bezahlen laſſen, und ich fand, daß das Ganze nicht mehr betrug, als etwa 70,000 Livres, wovon 52,300 Livres an franzöſiſche, und 14,000 an auswärtige Gelehrte bezahlt wurden. Nicht Einer von ſolchen Schriftſtellern, welche man durch

---

einen jährlichen Gehalt in Beſtallung nimmt, wird anſtehen, auch einen kleinen Prinzen Ludwig XIV., den ſie den Großen nannten, an die Seite zu ſtellen.

Verſtoß wider alle Klugheit und gute Lebensart gehalten wurde, Verfügungen, Anſtellungen und Anſtalten, welche unmittelbar vom König kamen, oder mit ſeinem Vorwiſſen unter ſeinem Namen erſchienen, nicht zu loben und zu preiſen, geſetzt auch, daß es einem Mann mit Kopf nicht möglich war, ſie zu billigen. Wie die Werke der Feder, ſo die Werke des Meißels und Pinſels, und dieſe letztere, welchen die Pflicht obliegt, große Bilder von der Würde des Menſchen zu erwecken, ſeine Einbildungskraft zu veredeln, und vorzügliche Handlungen und Begebenheiten zu verewigen, ſchienen (in vieler Rückſicht) bloß darauf hinzuarbeiten, ausgearteten Begierden und Vergnügungen, welche zur Ausartung führen, zu dienen, und die loſen Streiche und Laſter der heidniſchen Göttergeſchichte, und was dahin gehört, waren die gewöhnlichen Gegenſtände, welche nicht ſelten auf die ſchlüpferigſte, oft auf eine offenbar unzuläſſige Art, aber freilich mit einem großen Aufwand von Kunſtfertigkeit der öffentlichen Schau in Paläſten und Kunſtſälen, auf häuslichen Geräthſchaften, und ſogar auf Kutſchen, ſo allgemein überliefert wurden, daß man mit vollem Grund und Recht ſagen kann, daß in mancher berühmten Bildergallerie oft unter hundert Gemälden, welche darin zur Bewunderung und Verherrlichung der Kunſttalente aufgeſtellt ſind, in Rückſicht des erſten weſentlichen Stückes der Malerei, in Rückſicht des zur Vorſtellung gewählten Gegenſtandes nämlich, oft kaum zehn zu einer würdigen und nützlichen Ausſtellung geeignet, und daß manche Künſtler, je mehr ſie als Zeichner, als Erfinder, Zuſammenſetzer und Farbengeber zu großen Anſprüchen auf unſere Achtung berechtigt ſeyn mögen, deſto mehr mit innigem Bedauern des Kunſtfreundes in die Klaſſe ſchlimmer Kunſtmißbraucher zu ſetzen ſind. Auch waren es dieſe und ähnliche Erſcheinungen des anſteckenden Wahns, und der abſpannenden Ueppigkeit, welche die Welt mit unbeſchreiblichen Uebeln aller Art erfüllten. Sie betäubten die Regenten, daß ſie anſtatt der Bedrückungen, anſtatt der Armuth und des Elends, des lauten Mißvergnügens und Wehklagens des Volkes, lauter Wohlſtand, Ueberfluß und Glückſeligkeit zu ſehen, lauter Dank und Jubel des Volkes zu hören glaubten, und ſie verbreiteten über die allerwichtigſten Dinge die unrichtigſten und peſtartigſten Begriffe; indem ſie das Glück der Eroberungsſucht, auch wenn dieſe ohne Recht und Fug zufuhr, rechtfertigten und prieſen; indem ſie Ausſchweifungen und Verbrechen der Großen milderten, entſchuldigten und verſchönerten, und am Ende die ſcheußliche Mode in Gang brachten, Liederlichkeiten und Verirrungen, durch welche die mächtigſten Fürſten zu Grunde gerichtet, und blühende Staaten zerſtört werden, als liebenswürdige Galanterien vorzuführen, und derſelben gleichſam, als gewöhnlicher, zum großen Staatmachen gehöriger, Hofbedürfniſſe zu erwähnen *). So wie die Sachen damals ſich einleiteten und bildeten, gewann es das Anſehen, als legte ſich alles darauf, eine gewiſſe Umwälzung aller beſtehenden Dinge vorzubereiten, auch zu dem Ende die Regenten, un-

---

*) Schon im Jahre 1710 fiel am damaligen franzöſiſchen Hof das Maitreſſenhalten, welches ja doch ſeiner Natur nach eine unabſehbare Kette von verderbenden Folgen, deren eine der andern die Hand bietet, nach ſich zieht, ſo wenig mehr auf, daß in dem bekannten Buch „die durchläuchtige Welt rc.“ die Maitreſſen König Ludwigs XIV. mit ihren Kindern, als wären ſie zur Anzeige im Hofſtaat geeignet, ausführlich angezeigt, (Seite 108) und daß ſogar vom Dauphin angeführt wurde: „des Dauphins Maitreſſe iſt Louiſe de Caumont rc — dem Vorgeben nach ſoll der Dauphin Madame d'Avancour, und Mademoiselle de Chapelle vor andern äſtimiren. Auch ſoll der Duc de Bourgogne eine Concubine haben rc.“ Seite 107. 108. Wie ſollte ſich die alle Ordnung zerſtörende Debauche nicht auch herab verbreitet, und alles verſchlimmert haben?

ter verſchiedenen Titeln und Verwänden, in einem tiefen Mangel wahrer, gelehrter und bürgerlicher Kenntniſſe, in einer tiefen Geiſtesarmuth, bei welcher ſie ewig unmündig bleiben mußten, recht gefliſſentlich zu erhalten, und ſie in allem dem, was Achtung und Ergebenheit einflößt, tief unter allem Verhältniß mit ihren Unterthanen zu verſetzen, ſie dann ſtillſchweigend der Regierung zu überheben, und ihnen allein Hoffeſte, üppige Tafeln, üppige Bauereien, üppige Schauſpiele und Bälle, üppige Kunſtliebhabereien, Maitreſſen, Jagden, chemiſche Spielereien, und tauſend ähnliche Zerſtreuungen und Kleineleien zu überlaſſen; worin ſchon gleich der vergötterte Ludwig XIV. mehr, als Eine recht häßliche Blöße gab. „Sie glauben, ſchrieb (1691) die vortreffliche Sevigne, der König werde ſich mit der Eroberung von Mons und Niza nicht begnügen, ſondern auch noch Namur wegnehmen wollen. Sie irren ſich. Se. Majeſtät ſind jetzt mit ganz andern Dingen beſchäftigt, die ſie mehr Zeit und Mühe koſten, als alle bisherigen Eroberungen. Es handelt ſich um nichts Geringers, als um einen vollſtändigen Sieg über die Hauben a la **Fontange** (einer Bandſchleife auf dem Kopfputze, welchen die **Mad.** de **Fontange** erfunden hatte). Sie ſehen jetzt keinen Haaraufſatz mehr, der den

Wolken trotzt, keine Helme, keine Kasquen, keine Falten, keine Stickereien an den Halstüchern. Unſere Prinzeſſinnen ſind um dreiviertel kleiner, als ehemals. Man trägt wieder ſeine eigenen Haare, wie vor zehn Jahren. Dieſe Umwälzung der Dinge macht zu Verſailles ſo vielen Lärm, und ſo viele Verwirrungen, die keine Schilderung erreichen könnte. Die ganze Welt ſpricht davon, und jeder will dieſe Materie bis auf den Grund erſchöpfen. Wie ich höre, ſo hat der Herr von Langlee ſogar einen eigenen Traktat über dieſen Gegenſtand geſchrieben, den er nächſtens den Provinzen mittheilen wird *)." Wer

---

*) Auch die Feldzüge, welche der vergötterte König in dem Jahre 1691 und den folgenden unternahm, waren für ihn, anſtatt eine ernſthafte Kriegsſache zu ſeyn, ein lauteres Schauſpiel. „Da einige Zeit her alles (im Krieg wider die Niederländer u. a.) ſo gut gieng (ſchrieb ein Augenzeuge in la guerre d'Espagne etc. ou Memoires du Marquis D — T. I. p. 107. ad ann. 1691), ſo ſtellte ſich bei dem König der Geſchmack am Krieg wieder ein, und der ſchon betagte Herr wollte wieder einen Feldzug mitmachen. Gleichwie es nun ſehr unklug geweſen ſeyn würde, die Perſon des Königs ohne alle Nothwendigkeit irgend einer Gefahr auszuſetzen, ſo machte der Herzog von Luxemburg zu dem bevorſtehenden Feldzug einen Plan, vermöge deſſen die

am Hofe Ludwigs XIV., den alle Journale und Zeitungen, alle Theater, Dichter und

---

Damen des Hofes der Reihe nach an den Gefahren und Vergnügen der Generale Theil nehmen konnten. — Nachdem alles in Bereitſchaft war, reiſte der König zuerſt ab, und ſtellte ſich an die Spitze der Armee, welche aus 30,000 Mann zu Pferd, und 70,000 zu Fuß beſtand, womit man die Stadt Mons zu erobern vorhatte. Die Stadt wurde dann auch ordentlich eingeſchloſſen, und wurde unverzüglich zur Belagerung geſchritten; aber während daß die Feuerwerker nach der Stadt ſchoßen, und die Soldaten die Laufgräben eröffneten, hielten die Generale in ihren Zelten Bälle mit den Hofdamen, welche den Armeen nachgefolgt waren. Der König ſchien ſich ordentlich wieder zu verjüngen; und er plauderte mit den Damen, wie der jüngſte General u. ſ. w. Vor dem Feldzug 1693 (ib. p. 136) beförderte der König ſieben Generale zu franzöſiſchen Marſchällen, und — bei der Eröffnung des Feldzuges erklärte er, daß auch die Hofdamen mitziehen, und wie das letztemal Zeugen ſeiner Siege ſeyn ſollten. Als er daher im Mai von Verſailles abreiſte, folgten ihm alle Heldinnen des Hofes nach, und ſtellten ſich zu Gemblours ein, wo die Muſterung der 100,000 Mann ſtarken Armee vor ſich gieng. Dieſe Muſterung war mit unzähligen Galanterien und Liebsgeſchichten begleitet. Die Damen zeichneten ſich, eine um die andere, durch artige Liebſchaften mit den Generalen aus, und der König nahm nicht weniger ſeinen Theil daran. Man liebte, man wurde geliebt, und alles gieng vortrefflich; aber die Liebe war es nicht al-

Künſtler den Großen nannten, etwas gelten wollte, mußte zu ſeinem Vergnügen, zu ſeinen Feſten, zu ſeinem Lob und Ruhm etwas beitragen wollen und können. Jemehr Jemand das Können und Wollen in ſeiner Gewalt hatte, deſto ſchneller und größer machte er ſein Glück; deſto ausgebreiteter flog durch alle Provinzen ſein Ruf, daß er ein ausgezeichneter Kopf ſey. Das Glück, ſich in den Ruf eines Genies, oder der reputation d'esprit, geſetzt zu ſehen, wurde, da es angefangen hatte, allein zu Ehren und Würden zu führen, mit der brennendſten Hitze geſucht, und führte zu den verderblichſten Folgen. Sie griff die Gehirne der Großen und Kleinen an,

---

lein, welche den Geiſt des Königs beſchäftigte. Er hatte große Plane gefaßt, welche aber der König von England durch eine meiſterhafte Stellung in Verlegenheit ſetzte. Dieſer Prinz hatte ſich auf dem Berge St. Andre ſo vortheilhaft gelagert, daß man ihn, ohne ihm eine Schlacht abzugewinnen, nicht davon vertreiben konnte; doch der König, der kein Liebhaber war, ſeine hohe Perſon bei ungewiſſen Unternehmungen einer Gefahr auszuſetzen, beſchloß weislich, ſeinen Weg wieder nach Verſailles zu nehmen, und das Kommando der Armee dem Marſchall von Luxemburg zu überlaſſen, was man hernach bei Hof ſcherzweiſe „den Triumph der Weisheit“ nannte.“

und verſetzte ſie in einen erbarmungswürdigen Zuſtand, in welchem man anfieng, den ſchreibenden Mann dem handelnden Mann, Genie dem Verſtand, Witz der Ueberlegung, die Gabe, zu unterhalten und die Einbildungskraft zu kitzeln, dem gründlichen, brauchbaren, fleißigen Arbeiter vorzuziehen, dieſen einen alltäglichen Kopf zu nennen und zu vernachläſſigen, jenen als einen überirdiſchen zu preiſen, und ihn am Hofe in allen Geſellſchaften mit Auszeichnungen und Belohnungen zu überhäufen. Man kann ſich keine beſſere Begriffe, wie anſteckend jene unſelige Sucht gewüthet, und wie erbärmlich ſie die Köpfe zerrüttet habe, machen, als wenn man hört, daß ſelbſt Männer vom höchſten Rang nach dem Phantom, ein Genie und eine Seltenheit von Kopf zu ſeyn, geſtrebt, und daß ſogar der Kardinal und erſte Miniſter Richelieu Theaterſtücke, mit welchen er ſich aber den Genietitel keineswegs gewann, ſchrieb, und in ſeinem Namen ſchreiben ließ, und daß ſich ſelbſt Ludwig XIV. öfters verlauten ließ, qu'il craignoit les esprit, indem ſich nun einmal der (geſunden Köpfen unbegreifliche) Wahn ſeines Geiſtes bemächtigt hatte, der Wahn, daß es lediglich von der Buchdruckerſchwärze, nämlich von gedruckten Schreibereien abhänge, wofür Jemand bei ſeinen Zeitgenoſſen und bei der

Nachwelt gehalten werden ſollte. Dieſe Schwächlichkeit des großen Regenten, an gedruckten (gewöhnlich über alles Maß übertriebenen, armſeligen) Lobpreiſungen Brod und Geld ſuchender Schreiber ein Wohlgefallen zu äußern, ſteckte auch die Großen des Hofes an. Jedermann beſtrebte ſich, auf irgend einem Blatt, welches dann bei Hof und in den großen Geſellſchaften herumgeleſen wurde, gelobt, Jedermann fürchtete ſich, getadelt zu werden, und war untröſtlich, wenn er getadelt wurde. Dieſe Sucht der kopfloſeſten Kinderei ſteckte zuletzt ſelbſt und am heftigſten die Schriftſteller an, indem ſie von der Einbildung befallen wurden, daß ſie wirklich das Gewicht, und das richterliche Anſehen über den guten und ſchlimmen Ruf, welches Anſehen man ihnen auch wirklich einräumte, beſäßen. Der Fortgang dieſer Geſchichte wird die Folgen davon zeigen.

Oeſterreich. Von allen dieſen Dingen fand ſich damals am wieneriſchen Hofe gerade das Gegentheil. Hier ſah man nichts, als was fromm, auferbaulich, löblich, wohlanſtändig, und was überhaupt und gerade dazu geeignet war, zur lebendigen Hochſchätzung der Religion, zur Gottesfurcht, zur Beherrſchung der Sinnlichkeit, und zu einer ſtrengen Unſträflichkeit des Lebens zu führen, und in den Herzen der Unterthanen die Tugenden der

Wahrhaftigkeit, der Geradheit, der Worthaltung, welche Tugenden an den alten Deutſchen ſo ſehr gerühmt werden, zu ermuntern, oder ſie, wo ſie zu ſchlummern angefangen haben mochten, zu erwecken. Man war auch bei der damaligen altdeutſchen Erziehung durchdrungen von dem Glauben an die Religion, in deren Rückſicht ſich damals zu Wien noch Niemand träumen ließ, daß einſt tolle Leute erſcheinen würden, welche auf den Einfall kommen könnten, ſie für einen, des Volkes wegen erfundenen, Zaum zu halten, und für ſie den Fürſten und das Volk gleichgültig zu machen. Von allem, was am Hof und in der Stadt, und (durch die gewöhnliche Nachahmung der Hauptſtadt) auf dem Lande, Erbauliches eingeführt, oder erhalten wurde, war ſchon in der früheſten Jugend, und blieb immer beharrlich der Erzherzog und Kaiſer Leopold I., der erſte Verbreiter und Beiſpielgeber. Die Eindrücke ſeiner erſten Bildung (er wurde, da man nicht vermuthen konnte, daß ſein Bruder, der römiſche König Ferdinand IV. ſo bald mit Tod abgehen würde, mit größter Sorgfalt für den geiſtlichen Stand erzogen) begleiteten ihn unauslöſchlich, und bildeten das Eigenthümliche ſeiner geiſtigen Eigenſchaften beſtimmt und frühzeitig aus, ſo, daß Jedermann wußte, mit wem er zu thun, und was er von ſeinem Herrn zu erwarten habe. Wo der Monarch erſchien, mußte der höchſte Anſtand herrſchen, und Jedermann in einem ehrfurchtsvollen, wenn gleich auch (was er gar gerne ſah) in einem vertrauungsvollen Benehmen ſich zeigen, und ein Fluch oder Schwur, oder ein leichtfertiger, oder gar zweideutiger Scherz würde keine Nachſicht gefunden haben. Er hielt auch eine ſtrenge Aufſicht über die Leute an ſeinem Hofe und in ſeiner Bedienung, und ſtellte diejenigen, von welchen er gehört hatte, daß ſie ein unwirthſchaftliches oder gar unordentliches Leben führten, perſönlich zur Rede. Nie war übrigens ein Menſch wohlwollender, wohlthätiger und verſöhnlicher, als es Leopold I. war. Er trug beſtändig einige Goldſtücke bei ſich, und ſeine Augen glänzten vor Freuden, wenn er Jemanden fand, welchem er eine Gegenfreude damit machen konnte. Es war auch hier der Fall, wo er diejenigen, welche ihm über ſeine Freigebigkeit Erinnerungen machen zu müſſen glaubten, auf der Stelle mit einer Empfindlichkeit zurecht wies, welche man an ihm, als der ſonſt Einreden mit einem freundlichen Lächeln ſtillſchweigend aufnahm, ſonſt nicht wahrzunehmen pflegte, und als man ihm einſt ein Verzeichniß von Perſonen, welche das Almoſen, das ſie von ihm erhalten hatten, übel angewandt haben ſollten, übergab, erwiederte er auf der Stelle: „Ich weiß wohl ſelbſt, was ich zu thun habe. Ich finde übrigens in dem Verzeichniß eine häßliche Lücke, dieſe nämlich, daß diejenigen, welche die Fehler anderer verzeichneten, vergeſſen haben, ihre eigenen zu bemerken.“ „Wenn ich Maitreſſen hätte, erwiederte er ein anderes Mal, und wenn ich ſie auf das reichlichſte, ja wie es von andern Prinzen geſchehen mag, unmäßig beſchenkte, ſo würde mich wohl kein Menſch darüber tadeln. Nun ſo betrachtet die armen Menſchen, welche ich beſchenke, als Perſonen, welche ich liebe.“ Doch weniger wohl angelegt war dann doch die Milde und Gutmüthigkeit Leopolds I. im Gebiete der Geſchäfte, indem er ſich auch gegen ſolche, welche einer ſchädlichen Nachläſſigkeit, oder gar der Untreue beſchuldigt wurden, ſo nachſichtsvoll betrug, daß es oft das Anſehen bekam, als wünſchte er, ſie nicht bloß entſchuldigen, ſondern wohl gar rechtfertigen zu können; was zwar ſehr gutherzig, aber hier ſehr übel angelegt, und mit dem guten Fortgang der Staatsverwaltung nicht vereinbar war. Man kann ſich vorſtellen, wie er erſt wahre Verdienſte um Ihn, oder den Staat, wie er erprobte, aufrichtige Zuneigungen für ihn belohnt haben möge. Sonſt war Leopold I. in ſeinem Vaterlande ein gelehrter

Mann ſeiner Zeit, als der nicht nur die ſpaniſche, italieniſche, franzöſiſche, und vor allen die Sprache aller Völker, die lateiniſche Sprache fertig ſchrieb und ſprach, ſondern auch den Gelehrten und Künſtlern unzählige Beweiſe einer außerordentlichen Hochachtung gegen ſie gab, und auch in den klemmſten Zeiten, wo das Geld ſehr theuer geworden war, nicht unterließ, die Fortſetzung ſeiner reichen Bücherſammlungen (dieſe zählten damals mehr als 10,000 Handſchriften, und mehr als 100,000 Druckſchriften) zu beſorgen. Aber die Gelehrſamkeit, welche damals zu Wien geſchätzt und getrieben wurde, war von derjenigen, welche damals zu Verſailles blühte, eben ſo verſchieden, als überhaupt zwiſchen beiden Höfen der Ton der Lebensart ſich ganz entgegen geſetzt war. Wenn man am franzöſiſchen Hofe Komödien und Opern, Bälle und Beleuchtungen, und ähnliche ſogenannte Prachtfeſte in einer ewigen Abwechslung ſich darſtellten; wenn die Maler zu Verſailles die Buhlereien der heidniſchen Gottheiten als liebenswürdige Galanterien, welche im alten Olymp den durch Dichter und Künſtler vergötterten Herren und Damen zur Kurzweil dienten, allenthalben zur Schau ausſtellten; wenn die Bildhauer öffentliche Plätze, Palläſte und Luſtgärten mit nackten Phrynen und Jünglingen im üppigſten Reiz zur Betäubung der Sinnlichkeit anfüllten, und wenn ſogenannte Kenner ſolche, nur für erſchlaffte Sinne (durchaus nicht auf die Veredlung des menſchlichen Geiſtes) berechnete Anſtalten und Feſte, als Dinge des ächten Geſchmackes, hervorzogen und prieſen, ſo machten am kaiſerlichen Hofe Novennen und Andachten, Proceſſionen und Wallfahrten, Beſuche der Klöſter und Spitäler, jährliche Geiſtesverſammlungen und Bußübungen, wozu manchmal Schauſpiele eines frommen Inhalts kamen, die immer wiederkehrende Ordnung aus, und Bilder von Chriſtus und Maria, von großmüthigen Handlungen, von Leiden und Triumphen chriſtlicher Heroen, Vorſtellungen, welche an ächte Seelengröße, und wahre Herzensgüte, an Gott und die Ewigkeit erinnerten, die Beherrſchung ſeiner Sinnlichkeit, und den Werth ſtrenger Tugenden empfahlen, waren die gewöhnlichen, und (man muß hinzuſetzen) ungleich beruhigendere, ungleich erhabenere, und für Künſtler mit Kopf und Herz reichhaltigere Gegenſtände der wieneriſchen (und überhaupt der ſüddeutſchen) Künſtler. Die Folgen und Eindrücke von allen dieſen Umgebungen fanden ſich im Kaiſer Leopold I. wie in einem Mittelpunkt beiſammen; und wenn der König zu Verſailles, Ludwig XIV., kein größeres Herzensbedürfniß hatte, als das eitelſte, unſicherſte, und unbefriedigendſte Gut — den Ruhm; wenn er Millionen Male der erſte König der Welt genannt, und von tauſend (käuflichen) Federn, Pinſeln und Meißeln als ein Meiſterſtück aller Vollkommenheit, als ein Halbgott geſchildert, und durch ſolche Schilderungen unbeſchreiblich erquickt wurde, ſo ſenkte Kaiſer Leopold I. in der aufrichtigſten Erkenntniß ſeiner Mängel und Fehler, demüthig ſeinen Blick zur Erde, und indem er mit wehmüthiger Rührung die Hand auf ſein Herz legte, fand er einen unausſprechlichen Troſt darin, ſich auf ſeinen Wallfahrten den geringſten und unwürdigſten Diener der Jungfrau Maria zu nennen. Sein Vertrauen auf Gott, deſſen lebendiger Ausdruck ſich allen, die ihn ſahen und hörten, mittheilte, blieb in allen Unfällen ſeines mühevollen Lebens ſein Troſt und ſeine Stärke; und wenn manchmal, da der Drang gräßlicher Unglücksfälle von allen Seiten hereinbrach, wenn dann auf den Geſichtern aller Umſtehenden der betäubende Kummer, der zur Zaghaftigkeit führt, beinahe troſtlos ſich zeigte, ſtand Er, wie ſein Lebensbeſchreiber Menken bezeuget, mit einer feſten Gelaſſenheit und Geiſtesgegenwart allein noch empor gerichtet, wobei er ſagte: „Ich ſehe, wie ihr, in Noth gerathen mein Haus; allein ich bin in Gottes Händen. Er mache es mit mir, wie es ihm gefällt." Der franzöſiſche Feldmarſchall, und Herzog von Villars, welcher den Wienerhof bei ſeinem perſönlichen Aufenthalt an demſelben kennen gelernt, und ſämmtliche kaiſerliche Prinzen in ſeinen Denkſchriften geſchildert hat, ſagte von Leopold: „Dieſer Prinz beſitzt zwar keine angenehme Geſichtsbildung, aber große Eigenſchaften, viel Geiſt, einen geraden Sinn, Frömmigkeit, Religion, und einen raſtloſen Fleiß in Geſchäften. Wenn etwas an ihm zu tadeln ſeyn dürfte, ſo wäre dieß ſein Mangel an feſter Entſchloſſenheit; denn wenn er gleich nur zu oft richtiger ſieht und urtheilt, als ſeine Miniſter, ſo hat er gleichwohl zu wenig Vertrauen auf ſeine Einſichten und Ueberzeugungen, und das verleitet ihn, daß er ſich gewöhnlich die Mehrheit der Stimmen gefallen läßt. Wiewohl dieſer Prinz das Unglück hatte, von ſeiner Hauptſtadt vertrieben, und nicht ſelten in die höchſten Verlegenheiten verſetzt zu werden, ſo war darum ſeine Regierung nicht weniger ruhmvoll" u. ſ. w. Nichts war mit der Pünktlichkeit in ſeinen Verrichtungen, mit der Tagesordnung an ſeinem Hofe, nichts mit der tugendhaften Rechtlichkeit in ſeinen Abſichten, und in ſeinem ganzen Benehmen zu vergleichen. Oeſterreich war bei allen Unfällen von Außen glücklich unter ihm. Auch dürfte Deutſchland unter dieſem Kaiſer, der zwar kein Kopf vom erſten Range, aber (was der Welt gewöhnlich beſſer bekömmt) ein Mann von dem geſundeſten Menſchenverſtand und ſchalkloſeſten Herzen war, ſo glücklich, als es ſeyn konnte, geworden ſeyn, wenn die Umſtände, in welche Deutſchland von Außen herein verſetzt wurde, glücklicher geweſen wären. Leopold I. haßte und floh den Krieg, deſſen Natur und Folgen er kannte, und war gleichwohl ſo unglücklich, daß beinahe ſeine ganze lange Regierung ein lauterer Krieg war.

So verſchieden die perſönlichen Eigenſchaften Leopolds I. und Ludwigs XIV. waren, ſo waren dieß die Lagen und Umſtände, von denen dieſe Herren als Regenten begünſtigt wurden, noch ungleich mehr. Dem König von Frankreich ſtanden alle franzöſiſchen Provinzen zu Gebot; dem deutſchen Kaiſer entgegen war kein einziger deutſcher Reichsſtand dergeſtalt ergeben und unterthänig, daß er auf eine unbedingte Unterſtützung eines Reichsſtandes eine unbedingte Rechnung hätte machen dürfen; ja ein deutſcher Kaiſer, der einſt, da ſein Anſehen ſich über ganz Deutſchland erſtreckte, der Monarch von ganz Europa war, war jetzt nur noch, was den deutſchen Reichsſtänden beliebig war, ihn ſeyn zu laſſen. Viele dieſer Stände bildeten ſich ein, dann erſt rechte deutſche Patrioten, ächte freie Deutſche zu ſeyn, wenn ſie den Kaiſer herabwürdigten, und wenn ſie die Unbeſonnenheit begiengen, ſich lieber fremden Höfen, deren um ſich greifende Macht ſie wohl gar eine großmüthige Unterſtützung nannten, hinzugeben. Die Türkenkriege, wiewohl ſie (wie ehemals die Kriege mit den Hunnen, Ungarn und Slaven) oft ganz Deutſchland betrafen, wurden allgemein bloße öſterreichiſche Familienkriege genannt, und die Reichskriege überhaupt wurden hauptſächlich darum oft vieljährig und unkräftig, weil die, geſetzlich beſtimmten, Hilfstruppen faſt immer ſehr ſparſam und ſaumſelig geleiſtet wurden.

Auch die Hausmacht eines Erzherzogs von Oeſterreich war bei weitem nicht in der glücklichen Lage, in welcher die Macht eines Königs von Frankreich war. Dieſer herrſchte unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Franzoſen über Eine Nation; indeſſen daß die Völker eines Erzherzogs von Oeſterreich in ihren Grundverfaſſungen und Geſetzen, in ihren Religionen, und in ihren Sprachen ſogar ſich ſehr fremdartig, und nichts weniger, als einander gewogen waren. Die Ungarn zumal, und die Siebenbürger waren den deutſchen Soldaten höchſt gram, und viele Stände pflanzten unter ſich die für die Ruhe der öſterreichiſchen Regenten höchſt nachtheilige Meinung fort, daß ſie ſich in einem lautern Zuſtand von verlorner Nationalfreiheit, und im unerträglichen Joche der Unterdrückung befänden. Die Beſtürzung Leopolds I. über dieſe Lage der Dinge war ſo groß, daß er überall Hilfe, und daß er zumal ſeinen nächſten Nachbarn, den Kurfürſten von Bayern, auf alle Weiſe zu gewinnen ſuchte. Als er daher im Jahre 1681 von einem neuen Türkenkrieg, womit es auch wirklich fürchterlicher, als jemals, zum Ausbruche kam, bedroht wurde, und er ſich nach Altötting in Bayern zur Wallfahrt begab, und unter andern Bitten, die er vorzubringen für nöthig fand, mit lauter Stimme rief: „Wir wollen auch und vorzüglich bitten, daß die Einigkeit zwiſchen Oeſterreich und Bayern unzertrennlich erhalten, und immer mehr und mehr befeſtiget werde,“ umarmte er den neben ihm ſtehenden jungen Kurfürſten, Max Emanuel von Bayern, und indem er ihm einen koſtbaren Degen in die Hand gab, und das Verſprechen beifügte, ſich mit ihm auf das feſteſte zu verbinden, und ihm ſeine Tochter Maria Antonia geben zu wollen, ſagte er mit thränenfeuchten Augen: „Bleiben ja nur Sie noch mein Freund!“ was dann auch der innigſt gerührte Prinz nicht umhin konnte, von ganzem Herzen zu verſprechen. So ſtand es mit Leopold I., von deſſen Leben wir nun das Wichtigſte hören wollen; er war den 9. Juni 1640 geboren, und im Jahre 1655 zum König in Ungarn, im folgenden Jahre aber zum König von Böhmen gekrönt worden.

§. V.

Das Sonderbarſte in der Reihe der Schickſale, mit welchen Leopold I. kämpfen mußte, war, daß nie ein Prinz den Krieg mehr geſcheut, und daß nie einer ſo ununterbrochene und ſo ſchwere Kriege zu beſtehen hatte, wie er. Als er, nachdem er Kaiſer geworden, um ſich ſah, erblickte er Krieg, und als er nach einer Regierung von 47 mühſeligen Jahren ſeine Augen ſchloß, ſah er Krieg um ſich, hinterließ er Krieg. Und nach dem, was von den Vorgängen an dem Hofe Ludwigs XIV. geſagt wurde, war die Geſchichte der Dinge, welche kommen würden, leicht voraus zu ſehen. Die kriegeriſchen Männer zu Verſailles hatten keine andere Bedürfniſſe, als den Krieg, und da ſie keinen Mangel an ſtaatsrechtlichen Hiſtorikern, oder ſogenannten Publiciſten hatten, welche über die Gerechtſame und über die Nothwendigkeit eines Krieges Aufſätze für das Publikum zu ſchreiben verſtanden, ſo konnte es niemals an Veranlaſſungen fehlen; wiewohl freilich anfangs nicht beſtimmt werden konnte, ob in die künftigen Kriege vorzüglich das Erzhaus Oeſterreich verwickelt werden würde. Der Plan des Kardinals Mazarin ſchien vielmehr zu ſeyn, Oeſterreich theils durch eine Trennung und Mißhelligkeit von dem ihm nächſtverwandten ſpaniſchen Hauſe zu ſchwächen, und theils es bei der nächſten Kaiſerwahl von der kaiſerlichen Würde zu entfernen; was man deſto leichter bewirken zu können hoffte, als nach dem Hintritte des Kaiſers Ferdinand III. (den 2. April 1657) der einzige von ihm hinterlaſſene Sohn, Leopold, dieſes Namens der Erſte, wegen ſeines Mangels an dem, gemäß der goldenen Bulle erforderlichen Alter von achtzehn Jahren zur kaiſerlichen Würde noch nicht geeignet war; und wenn die bei dem Wahlgeſchäft zu Frankfurt anweſenden franzöſiſchen Geſandten, der Marſchall und nachmalige Herzog Anton von Gramont, und Hugo Lionne, es dahin gebracht hätten, daß (unter dem Vorwande dringender Umſtände) die Wahl ohne einen außerordentlichen Aufſchub wäre vorgenommen worden, ſo möchte jene Minderjährigkeit Leopolds I. nicht ohne Rückſicht geblieben ſeyn; aber da jene Herren der Meinung waren, jenes Umſtandes nicht zu bedürfen, ſo trugen ſie, ohne es zu beabſichten, ſelbſt alles bei, die Zeit herbei kommen zu laſſen, welche erforderlich war, jenen, dem Leopold nachtheiligen, Umſtand zu heben. Nichts war mit ihrer gewandten Thätigkeit, mit welcher ſie die Kaiſerwahl nach den Wünſchen Mazarins zu leiten ſuchten, zu vergleichen, und die Geſchichte ihrer Unternehmungen, ſo wie ſie Gramont in ſeinen Denkſchriften beſchrieben hat, liefert ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Nachdem ſie wahrgenommen hatten, daß ihr erſter Vorſchlag, daß ihr Monarch Ludwig **XIV.**, der, um den Unterhandlungen näher zu ſeyn, bis nach Metz gekommen war, zum Kaiſer gewählt werden möchte, auch bei ſolchen Kurfürſten, bei welchen das franzöſiſche Geld angelegt war, den erwünſchten Eingang nicht finden dürfte; ſo ſchlugen ſie, mit allem Anſchein von Wohlmeinen, den Vatersbruder des Leopold, nämlich den Erzherzog und Hochmeiſter des deutſchen Ordens, dann Biſchof zu Paßau und Straßburg, Leopold Wilhelm, zum Kaiſer vor; und da dieſem wackern Herrn gerade eben jene perſönlichen Tugenden, in deren Rückſicht er zum Kaiſer gewählt werden ſollte, nämlich ſein Verſtand, ſeine reife Ueberlegung und liebenswürdige Beſcheidenheit, den Entſchluß eingaben, die an ihn geſtellte

Zumuthung aus überwiegenden Gründen durchaus von ſich abzulehnen; ſo machten ſie ſich vorzüglich an den jungen Kurfürſten von Bayern, Ferdinand Maria, und eben der Gramont, welcher in ſeiner Denkſchrift erzählt, daß er zu Frankfurt bei dem Kurfürſten von Köln Maximilian Heinrich von Bayern niemals einen Beſuch gemacht habe, indem ſich das bayeriſche Haus ſchlechterdings weigerte, einem franzöſiſchen Geſandten die rechte Hand zu laſſen, hielt es für keinen Abbruch ſeiner Würde, ſich in Perſon nach München zu begeben, und dem Kurfürſten (bei welchem ſchon im Voraus ein vom Kardinal Mazarin abgeordneter Muſikus, Ato Melani, dann der kurkölniſche Miniſter, Graf Egon von Fürſtenberg, Eröffnungen der Sache angebracht hatten) ſeine Eigenſchaften, welche ihn der kaiſerlichen Krone vor allen Prinzen würdig machten, dann die Vortheile, welche ſeinem Hauſe und dem deutſchen Reiche durch die Annahme dieſer Krone zugehen würden, mit einer Feinheit und Beredſamkeit zu ſchildern, welche bei hundert andern Eingang gefunden haben möchten, ihn aber nur bei dem Prinzen nicht fanden, welchen ſeine getreuen und verſtändigen Miniſter, zumal der Miniſter Maximilian Graf von Kurz, überzeugt hatten, daß es größer, edler und beſſer ſey, ein freier, durchlauchtigſter, deutſcher Kurfürſt, als (Gramont verſprach ihm drei Millionen jährlich, bis ihm zu öſterreichiſchen Ländern, worauf Bayern Anſprüche machen könnte, verholfen worden ſeyn würde) ein, im Sold von Frankreich ſtehender, beſchatteter, und durchaus abhängiger deutſcher Kaiſer zu ſeyn. Nichts von allem dem, was franzöſiſcher Seits hervorgeſucht wurde, fand Eingang, und Gramont hatte am Ende das Mißvergnügen, wahrzunehmen, daß ſeine Bemühungen, anſtatt ihm zu ſeinem Zwecke zu verhelfen, zu nichts dienten, als die Erhöhung desjenigen zu befördern, von welchem er in ſeiner Denkſchrift auf eine ſonderbare Art ſprach *). Leopold I. wurde den

---

*) Der König von Ungarn, ſchrieb er, P. II. p. 132. ſitzt beſtändig zu Hauſe, wo er nach dem Mittageſſen, dem Erzherzog gegenüber gepflanzt, ein ſehr kleines Spiel ſpielt, und zwar in großer Freudenloſigkeit, indem einer, wie der andere, kein Wort dabei ſpricht. Nur ſelten ſchöpft er friſche Luft außer der Stadt (Frankfurt), und es iſt ihm ſeit ſeinem Hierſeyn nur dreimal begegnet. Alles, was er vornimmt, beſteht darin, daß er, ganz in der Stille, mit verhüllten Kutſchenfenſtern nach dem Garten des ſpaniſchen Geſandten fährt, und dort ſeinem Herzensvergnügen freien Lauf läßt, welches in dem erhabenen Spiel des Kegelſchiebens beſteht, was wahrhaftig eine recht paſſende Zeitverkürzung für einen Prinzen von 22

8. (nach dem alten Kalender den 18.) Juli 1658 zum Kaiſer gewählt, und einige Tage nachher gekrönt.

Jahren (ſollte heißen 18) Jahren iſt, der mit jedem Augenblicke erwartet, zum deutſchen Kaiſer gewählt zu werden. Gleichwie er einen außerordentlich großen Mund (eigentlich Unterlippe) hat, und dieſen Mund beſtändig offen hält, ſo beſchwerte er ſich unlängſt, da er mit dem Prinzen von Portia, ſeinem Günſtling, mit Kegeln ſpielte, und es zu regnen angefangen hatte, daß ihm der Regen in den Mund falle. Der Prinz von Portia, bei dem ſich ſein ganzer Witz für eine paſſende Antwort anſtrengte, gab ihm, nach einer Pauſe ſtillſchweigender Ueberlegung, den heilſamen Rath, den Mund zu ſchließen, was dann der König von Ungarn auch wirklich that, und ſich dadurch merklich erleichtert fand. Was die Eigenſchaften ſeines Geiſtes betrifft, ſo habe ich gehört, daß ſein Charakter von Natur gut und ſanft geſtimmt ſey, daß er aber nur eine geringe Gelehrſamkeit beſitze, daß er nur wenige Sprachen gelernt habe, daß er nichts weiter als deutſch und italieniſch, und letzteres ſehr vollkommen ſprechen, übrigens aber, was aus mehr als Einer Rückſicht befremdend iſt, nicht Ein Wort vom Spaniſchen verſtehen ſoll. Er iſt ein Liebhaber von der Muſik, und hat es darin ſo weit gebracht, daß er mit vieler Richtigkeit Melodien voller Traurigkeit niederſchreibt. Seine Antworten ſind ſtets ſehr kurz; man rühmt ihn aber als einen Mann von einer ſehr geſunden Beurtheilungskraft, und von einer großen Feſtigkeit. Uebrigens hat er während ſeines Hierſeyns keine

Wenn die franzöſiſchen Geſandten mit ihren Bemühungen, den Leopold I. bei der Wahl zu verdrängen, nicht durchſetzten, ſo brachten ſie dafür einen andern Vorſchlag, welcher dem Leopold I., als Erzherzog und Kaiſer, höchſt nachtheilig wurde, zu Stand. Gleichwie die Regenten von Oeſterreich und Spanien eine und eben dieſelbe Familie ausmachten, ſo beſaßen ſie auch eine Macht, welche, ſo lange ſie mit vereinigten Kräften handelten, im Stande war, allen Vorfällen in Europa den Ausſchlag zu geben. Dieſe Vereinigung nun trennte der Marſchall Gramont, indem er (vorzüglichſt nach der Leitung des Kurfürſten von Mainz) es dahin brachte, daß Leopold I. in der ihm vorgelegten Wahlkapitulation (Art. 13 und 14) beſchwören mußte (Art. 13) „die gegenwärtigen oder zukünftigen auswärtigen Feinde Frankreichs unter was immer für einem Schein und Vorwand mit keinen Waffen, Geld, Volk, Proviant oder anderm Vorſchub zu unterſtützen, und inſonderheit (§. 14) ſich in die Kriege, welche (von den Franzoſen

---

Dame, außer ſeiner Mutter, der Kaiſerinn, geſprochen, ſo, daß er ein auffallendes Beiſpiel von Enthaltſamkeit giebt, dieſer eben ſo preiswürdigen als ſeltenen Tugend der Prinzen von ſeinem Alter, und von ſeinem Rang.“

wider Spanien) in Italien und im burgundiſchen Kreiſe anjetzo geführt würden, in keinerlei Weg weder vor ſich als römiſcher Kaiſer, noch ſeines Hauſes wegen, einzumiſchen, und wider die Krone Frankreich, und dero Bundesverwandte in gedachten Italien und burgundiſchen Kreiſe und Kriegen, unter einiger Streits- oder Kriegsurſach keine Hilf mit Volk, Geld, Waffen, oder anderm Thun und Senden, noch ſonſt vff einige Weiß und weg Vorſchub, und Beiſtand zu leiſten.“ Um ferner den Kaiſer, wenn er einſt dieſe Kapitulationspunkte zu ſchwer finden, und ihnen entgegen handeln ſollte, recht in die Enge zu treiben, ſo ließen ſich die drei geiſtlichen Kurfürſten nebſt Münſter, Pfalzneuburg, Schweden-Bremen, Pfalzzweibrücken, Braunſchweig, Würtemberg und Heſſen bereden, ein ſogenanntes rheiniſches Bündniß, worin auch die Krone Schweden, und bald auch Frankreich aufgenommen ward, zur gemeinſamen Aufrechthaltung des Friedens in ihren Landen, und zur Abwendung aller kriegeriſchen Durchzüge zu errichten, und jenem Bündniſſe (welchem aber der Kurfürſt von Trier, und der Biſchof von Münſter bald wieder entſagten) durch die Aufſtellung einer hinlänglichen Mannſchaft die erforderliche Kraft zu verſchaffen. Die Folgen dieſer von Seite Frankreichs bei deutſchen Fürſten glücklich durchgeſetzten Anſchläge waren, daß zwiſchen Oeſterreich und Spanien ein Grund zu künftigen Mißhelligkeiten gelegt, daß das Anſehen eines deutſchen Kaiſers und das vertrauliche Verſtändniß mit den Ständen von Jahr zu Jahr vermindert, daß entgegen der Krone Frankreich unter den deutſchen Fürſten ein bedeutendes Anſehen eingeräumt, und ihr der Weg, ſich in deutſche Angelegenheiten zu miſchen, von allen Seiten geöffnet wurde. Der Krieg, welchen König Ludwig XIV. noch eine kurze Zeit wider König Philipp IV. von Spanien fortſetzte, wurde bei dem widrigen Glück des letztern im J. 1659 den 27. Oct. — 7. Nov. auf den Grenzen beider Königreiche, wo auf einer kleinen Inſel, die Phaſaninſel genannt, ein hölzernes Gebäude für die Geſandten beider Theile (der Kardinal Mazarin erſchien in Perſon) aufgeführt ward, durch einen Frieden (von den nahen pyrenäiſchen Gebirgen der pyrenäiſche genannt) dahin verglichen, daß Ludwig dem XIV. die ältere Tochter des Königs von Spanien, Maria Thereſia, zur Gemahlinn gegeben, an Frankreich auch das ganze Artois nebſt verſchiedenen Plätzen in den Niederlanden überlaſſen, und übrigens auch dem ſpaniſchen Bundesverwandten, Herzog Karl IV. von Lothringen eine Verſöhnung zugeſagt, und ihm ſein Herzogthum wieder zurückgeſtellt werden ſollte.

Auch der junge Kaiſer hatte das Vergnügen, einen ſchweren Krieg, welchen er von ſeinem Vater geerbt hatte, im Jahre 1660 geendigt zu ſehen. Wir haben gehört, daß der ſchwediſche Prinz Sigmund, erwählter König von Polen, von ſeinem väterlichen Thron in Schweden aus der Urſache, weil er die Religion ſeiner Väter, die katholiſche nämlich, wieder annahm, ausgeſchloſſen, daß, da er die Waffen ergriffen, ein Waffenſtillſtand, dann eine Verlängerung deſſelben auf zwanzig Jahre eingeleitet, und daß demnach der Anſpruch der polniſchen königlichen Prinzen auf Schweden keineswegs aufgegeben worden iſt. Dieſer Anſpruch wurde von Johann Caſimir (Sohn des eben genannten Sigmunds) mit allem Nachdruck zu der Zeit erneuert, da die ſchwediſche Königinn Chriſtina (Erbtochter des bei Lützen 1632 umgekommenen Guſtav Adolph) den Einfall bekam, der königlichen Würde zu entſagen, und dieſe einem Prinzen vom Hauſe Pfalz-Zweibrücken, Karl Guſtav (dieſes Namens der X.) im Jahre 1654 zu überlaſſen. Karl Guſtav, der den Krieg bereits kennen gelernt, und eine ſolche verkehrte Neigung für denſelben gefaßt hatte, daß er ſich öfters geäußert haben ſoll, „ein großer Fürſt müſſe von Zeit zu Zeit Krieg führen, weil der Krieg ein Mittel iſt, das Volk in einer thätigen Beſchäftigung, und ſich ſelbſt bei auswärtigen Höfen im Anſehen zu erhalten," wartete nicht, bis der König von Polen über ihn herfallen würde, ſondern kam jeder Unternehmung zuvor, zwang den Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, als Herzog von Pommern, welches ein polniſches Lehen war, ſich mit ihm zu vereinigen, ſchlug hierauf die Polen vor Warſchau in einer dreitägigen (den 8. 9. 10. Juli 1656) berühmten Schlacht, und brachte Polen ſowohl, als deſſen König, Johann Caſimir, aufs äußerſte. Dieſer flüchtete ſich nach Schleſien, rief den Kaiſer, (damals Ferdinand III., Vater unſers Leopold) rief auch den Kurfürſten von Brandenburg (unter höchſt vortheilhaften Bedingniſſen für dieſe Fürſten) um Beiſtand an. Dem Kaiſer wurde die Nachfolge für einen ſeiner Söhne in Polen, dem Kurfürſten von Brandenburg aber wurde, für ihn und ſein Geſchlecht, die Unabhängigkeit des Herzogthumes Pommern von aller Lehenverpflichtung verſprochen. Auch den König von Dänemark, Friedrich III., wußte der König, Johann Caſimir, zu gewinnen. Der Krieg nahm jetzt eine andere Wendung; denn wiewohl Karl Guſtav den König von Dänemark ſehr in die Enge trieb, ſo daß er einen mit dieſem König 1658 geſchloßnen Traktat, aus Begierde, alles zu erobern, wieder brach, und ſogar Copenhagen belagerte; ſo gewann gleichwohl ſein Kriegführen gerade dadurch um ſo weniger einen guten Erfolg. Von Copenhagen ſchlug ihn eine von den Holländern abgeſchickte Flotte mit größtem Verluſt hinweg, und in den übrigen, theils von ihm eroberten, theils ſeinen eigenen pommeriſchen Ländern, machten die kaiſerlichen und brandenburgiſchen Truppen ſolche Eroberungen, daß er, nachdem auch der franzöſiſche und andere Höfe die Beilegung der Sachen wünſchten, ganz geneigt ſich bezeigte, einen Frieden zu ſchließen, welcher auch, doch ohne daß er ihn erlebte, (er ſtarb im 38ſten Jahre ſeines Lebens im Hornung 1660) den 23. April — 3. Mai eben dieſes Jahres zu Oliva, einem Kloſter bei Danzig, geſchloſſen, doch durch denſelben dem Kaiſer außer der Ehre, zwei Könige durch ſeinen Beiſtand ſich verbindlich gemacht zu haben, nicht der geringſte Vortheil zugegangen, dem Kurfürſten von Brandenburg aber die Unabhängigkeit Preußens beſtätigt, und übrigens von der königlichen Familie in Polen allen Anſprüchen auf Schweden entſagt worden iſt.

Wir kommen nunmehr zu den Kriegen, deren der jedem Krieg höchſt abgeneigte Kaiſer Leopold zwei wider die Türken, drei wider Frankreich und deſſen Verbündete zu führen genöthigt ward. Wir wollen ſehen,

a) durch welche Veranlaſſungen jene Kriege entſtanden,
b) unter welchen Umſtänden der gegenſeitigen Theile ſie, und unter weſſen Leitung, und mit welchem Erfolg ſie geführt,
c) warum und durch welche Friedensſchlüſſe ſie beigelegt, und
d) mit welchen Folgen für die Theile dieſe Schlüſſe begleitet worden.

§. VI.

Erſter Türkenkrieg.

1660 — 1664.

Den erſten Krieg mit den Türken veranlaßte der Fürſt von Siebenbürgen, Ragoczy, Georg II., Sohn des Erſten. Dieſer Fürſt, der ganz ruhig hätte leben können, hatte, in der Hoffnung, etwas zu gewinnen, den Einfall gehabt, in dem eben berührten polniſchen

Krieg dem König von Schweden ſeinen Beiſtand anzutragen, und in Polen einzufallen; wo er aber, nachdem ihn die Schweden (bei ihrem plötzlichen Aufbruche nach den dänemärkiſchen Ländern) allein gelaſſen, erſt von den kaiſerlichen Generalen Melchior Hatzfeld, und (da dieſer erfahrne Feldherr im Jänner 1658 mit Tod abgegangen war) vom kaiſerlichen Feldmarſchall, dem Fürſten Raimond von Montecuculi, geſchlagen, dann auch von Polen, und noch mehr von den Tartarn überfallen worden, und mit einem kleinen, elend zugerichteten Reſt von Truppen nach Siebenbürgen zurückgekommen, hier aber vollends erſt recht von dem türkiſchen Hof in die Enge getrieben worden iſt. Dieſer Hof nämlich, als welcher von jeher nach der Herrſchaft über Siebenbürgen geſtrebt, und mit dem Erzherzog von Oeſterreich, als König von Ungarn, ein gemeinſchaftliches Schutzrecht über jenes Fürſtenthum behauptet hatte, hatte die Freiheit, welche der Fürſt Ragoczy ſich eigenmächtig herausnahm, ohne Anfrage in einen Krieg mit Polen ſich einzulaſſen, äußerſt hoch aufgenommen, noch mehr aber ſich beleidigt gefunden, als jener Fürſt für gut befand, auf die Abmahnungen, welche der Großherr, nach dringenden Beſchwerungen der Polen, an ihn hatte ergehen laſſen, nicht die geringſte Rückſicht zu nehmen. Georg Ragoczy wurde ſeiner fürſtlichen Würde für entſetzt erklärt, und die ſiebenbürgiſche Landſtandſchaft bekam den Auftrag, einen neuen Fürſten zu wählen. Dieſer Auftrag wurde ſogleich vollzogen, und auf einem zu Weiſſenburg (alba julia) im J. 1658 gehaltenen Landtag, wurde, bis zur endlichen Entwicklung und Entſcheidung der Sache, an welcher, wie voraus zu ſehen war, der deutſche Kaiſer den größten Antheil nehmen würde, ein im beſten Rufe ſtehender Inländer, Franz Redey gewählt. Selbſt Georg Ragoczy hatte dazu ſeine Einwilligung gegeben, dieſe aber, nach der Wahl eines neuen Fürſten, ſogleich wieder zurückgenommen, und an alle Stände und Geſpannſchaften, unter Drohungen und Verſprechen, eine Aufforderung um Beiſtand ergehen laſſen; er hatte auch das Glück, den Baſſa zu Ofen, welcher den Befehl erhielt, ihn zu züchtigen, und wo es möglich ſeyn würde, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, zu überfallen, und ihm 3000 Mann zu erſchlagen, mußte aber, als der Großvezier, und der Tartar-Chan mit zahlreichen Heeren ſich näherten, der Gewalt weichen, und geſchehen laſſen, daß der Großvezier einen aus den ſiebenbürgiſchen Abgeordneten, welche ſich bei ihm mit der Bitte um Schonung des Landes eingefunden hatten, den Achaz Potskay, (Botskay, Bartſchay) mit Umgehung des Redey, zum Fürſten von Siebenbürgen aufſtellte; allein dieſer Achaz Potskay, welcher ſeine Würde nicht mit dem Blute ſeiner Unterthanen erkaufen, und mit dem Ragoczy, welcher ſich nach dem Abzug der Türken, unverzüglich, und in voller Rüſtung einſtellte, nichts zu thun haben wollte, überließ jene Würde an einen ehemaligen General des Ragoczy, Keminy Janos, welcher ſich auch mit ſeinem ehemaligen Herrn, dem eben genannten Ragoczy dahin verſtand, daß dieſem die Regierung, ihm, Keminy, aber bloß der Fürſtentitel überlaſſen ſeyn ſollte. Gleichwie der Großherr über dieſe und einige weitere Vorgänge ſolcher Art äußerſt entrüſtet war, ſo ſetzte er zu gleicher Zeit zwei Heere in Bewegung, mit dem gemeſſenſten Befehl, die Unordnung in Siebenbürgen zu beendigen. Dieſer Befehl kam nunmehr auch zum Vollzug. Der Baſſa von Ofen, welcher eines jener Heere aufzubringen und anzuführen hatte, rückte zuerſt heran, und den 22. Mai 1660 kam es bei der ſiebenbürgiſchen Stadt Clauſenburg zu einer Schlacht, in welcher das türkiſche Heer zwar ſehr mitgenommen, (es blieben 6000 Türken auf dem Platze) das (an der Zahl weit geringere) Heer des Ragoczy aber zerſtreut, er ſelbſt, nachdem er fünf Pferde unter dem Leib verloren, und mit eigener Hand ſiebenzehn Türken erlegt hatte, tödtlich verwundet, und von den Seinigen nach der ungariſchen Stadt Großwardein gebracht worden, und daſelbſt den 17. — 27. Mai mit Hinterlaſſung eines Sohnes Franz, wovon wir das Weitere ſeiner Zeit erzählen werden, geſtorben iſt.

Nachdem die Schlacht bei Clauſenburg vor ſich gegangen, und Georg Ragoczy verſchwunden war, erſchien erſt die zweite ungleich zahlreichere türkiſche Armee, unter der Anführung eines Seraskiers oder Hauptgenerals, des Aly Baſſa, welcher, gleichwie er die Kräfte, welche dem deutſchen Kaiſer in Siebenbürgen damals zu Gebot ſtanden, gut gekannt haben, und in der Kunſt, Anſprüche zu ſchmieden, nicht unerfahren geweſen ſeyn mochte, die feſte Stadt Großwardein in Anſpruch nahm, und dieſer Stadt, nach deren Einnahme ihm ganz Siebenbürgen geöffnet war, zuzog. Dieſen höchſt wichtigen Umſtand ſtellten auch die Einwohner der Stadt dem Kaiſer Leopold dringendſt vor, und dieſer ermangelte nicht, ſolche Befehle zu ertheilen, welche wenigſtens einen Wunſch anzeigten, daß der bedrängten Stadt geholfen werden möchte; allein es mußte noch gar viel mehr, als die genannte Stadt war, in die Gefahr, den Türken in die Hände zu ſollen, gekommen ſeyn, wenn es zu Wien mit verfänglichen Vorkehrungen wider die Türken zu einem rechten Ernſt kommen ſollte, und die Geſchichte dieſes einzigen Krieges liefert von dem Geiſt und der Thätigkeit damaliger öſterreichiſcher Anſtalten und Hilfsmittel ein ſonderbares Schauſpiel. Zuerſt wurde einem in der Gegend bei dem Fluſſe Theiß geſtandenen General, dem Grafen Ludwig von Souches der Auftrag gemacht, mit einer von deutſchen und ungariſchen Truppen zuſammengeſetzten Armee der Stadt Großwardein zum Entſatz zu verhelfen, doch dieß nur „mit aller möglichen Vorſicht, und ſo, daß er an einem glücklichen Fortgang keineswegs zu zweifeln haben würde, indem man ſonſt große Gefahr laufen könnte,“ zu thun. Die Armee wurde zu Wien auf 25,000 Mann berechnet, und die Beſatzungen, aus welchen die einzelnen Korps erhoben werden ſollten, namentlich angezeigt; allein von den angezeigten Truppen war kaum die Hälfte wirklich vorhanden, und Souches, der in andern Kriegen gezeigt hatte, daß es ihm weder an Einſicht und Erfahrung, noch an Tapferkeit fehle, mißrieth einen Angriff der Türken, als welcher für eine offenbare Kriegserklärung, welche man noch zur Zeit durchaus vermeiden wollte, gehalten werden müßte. Wiewohl ſich nun das Schickſal der Stadt Großwardein, nachdem für dieſelbe nichts unternommen wurde, leicht vorausſehen ließ, (die Stadt ergab ſich, nachdem ſie ſich 47 Tage mit einer ruhmwürdigen Anſtrengung gehalten, und dem Feind den empfindlichſten Abbruch gethan hatte, den 26. Aug. 1661 mit Vertrag an die Türken) ſo nahm man gleichwohl am Hofe zu Wien jene Uebergabe als einen höchſt unerwarteten Mißfall auf, und indem man die Folgen desſelben bejammerte, erzählte man ſich in die Wette, was man für die Rettung der Stadt gar leicht hätte unternehmen ſollen und können. Indeſſen wiederholte man zu gleicher Zeit eben dieſelbe Geſchichte auf eben dieſelbe Weiſe. Unter die fürchterlichſten Feldherren, welche ſich damals mit den kühnſten Unternehmungen wider die Türken auszeichneten, gehörten die beiden Grafen und Brüder Niklas und Peter von Serini, welche in Croatien überaus mächtig waren. Der erſtere, welchem der Fall von Großwardein äußerſt nahe gegangen war, berichtete dem Kaiſer Leopold, daß er entſchloſſen, und ſo, wie die Sachen ſtänden, auch vollkommen in den Stand geſetzt ſey, den Türken die Stadt Caniſcha zu entreiſſen; allein man ſchlug dem Serini nicht nur alle Unterſtützung an Mannſchaft, welche er auf alle Fälle gewünſcht hatte, ab, ſondern befahl ihm mit Nachdruck, ſich ohne weiters von Caniſcha zu entfernen, damit (führte man wiederholt zur Urſache an) die Türken nicht gereizt werden möchten, die Eroberung jener Stadt für eine Kriegserklärung zu halten, und zu einer Zeit, da man noch nicht hinlänglich vorbereitet wäre, den Krieg tiefer nach Siebenbürgen, und wohl gar nach Ungarn und Oeſterreich zu ſpielen; ja als Niklas Serini, welcher die Sachen in der Nähe, und den Ausbruch eines Krieges mit den Türken für unvermeidlich ſah, den Muth hatte, (zu ſeiner eigenen Sicherheit) an den Fluß Murr auf türkiſchem Gebiet wider feindliche Ueberfälle ein befeſtigtes Schloß (er nannte es Neu-Serinwar) zu errichten, wurde dieſes Unternehmen, nicht bloß türkiſcher Seits, wo es auch ganz begreiflich war, ſondern auch von Seite Leopolds öffentlich gemißbilligt; was aber dem türkiſchen Oberfeldherrn Aly Baſſa ſo wenig einige friedlichere Geſinnungen einflößte, daß er vielmehr den öſterreichiſchen Hof die Schwächlichkeit ſeines Benehmens nachdrücklichſt empfinden ließ, und indem er an die Stelle des oben genannten Kemini einen gewiſſen Michael Abaſſi, welcher einen großen Anhang hatte, zum König von Siebenbürgen aufſtellte, ſeine Abſichten auf die Eroberung von ganz Siebenbürgen ohne alle Zurückhaltung an den Tag legte, von den Geſpannſchaften Zatmar und Waradein die Huldigung forderte, auch anfangs in ſeinen Fortſchritten, durch das, was von dem Wienerhofe dagegen unternommen ward, wenig gehindert wurde; denn wiewohl der Kaiſer Leopold durch die inſtändigſten Bitten des Keminl, welcher ſich ganz in ſeinen Schutz geworfen, und in Klauſenburg eine kaiſerliche Beſatzung eingenommen hatte, in ſo fern in einige Bewegung geſetzt wurde, daß er wenigſtens etwas that, wodurch die Türken hätten abnehmen können, er könne auch Ernſt brauchen, wenn er zu weit getrieben werden ſollte, und in dieſer Abſicht noch 1661 zwei Generale, den Montecuculi nach Siebenbürgen, den Souches aber nach Croatien, den beiden Serini zur Unterſtützung beorderte, ſo waren gleichwohl die Unfälle, mit welchen man zu kämpfen hatte, zu groß, als daß etwas Entſcheidendes hätte bewirkt werden können. Montecuculi fand in Ungarn nicht nur die Zahl der Hilfstruppen nicht, welche ihm verſprochen worden war, ſondern, was noch weit bedenklicher wurde, einen drückenden Mangel an Lebensmitteln, und zu eben der Zeit, da ſeine Truppen auf allen Seiten ausgezeitigtes Getreid auf den Aeckern erblickten, einen beinahe gänzlichen Mangel an Mühlen und Backöfen. Jene Truppen wurden auch bei der hitzigen Jahreszeit, wo in

Ungarn die Tage brennend heiß, die Nächte froſtig ſind, dann bei einer ganz fremden Verpflegung, vom Durchfall und andern Krankheiten ergriffen, ſo, daß ſogar die erſten Feldherren, von welchen gleichwohl zu vermuthen ſteht, daß ſie beſſer gehalten worden ſeyn werden, z. B. der Markgraf von Baden, die Generale Starenberg, Piſek, Hohenfeld u. a., theils durch Krankheiten unbrauchbar zum Dienſt geworden, theils vollends geſtorben ſind. Auch die einzige, den Soldaten erquickende, und mit Sehnſucht erwartete Ausſicht, daß es mit den Türken recht bald zu einer Schlacht kommen müßte, wurde, da die Türken, welchen die Lage ihrer Feinde wohl bekannt war, nirgends Stand hielten, durchaus vereitelt. Als die Armee endlich im ſpäteſten Herbſt 1661 die Stadt Clauſenburg erreichte, in welcher großen und ſonſt wohlhabenden Stadt (wie ſie dann auch für die Vormauer von Ungarn, und für den Schlüſſel von Siebenbürgen gehalten ward) ſie ſich während des Winters erholen zu können gehofft hatte, fand ſie ſich in ihren Erwartungen auf das grauſamſte getäuſcht, und der beſtürzte Montecuculi mußte (wegen eines zur Zeit unerſetzlichen Mangels an Lebensmitteln) ſich begnügen, in der Stadt eine Beſatzung von 2000 Mann zurücklaſſen zu können, und mußte mit dem

Hauptheer zurück nach Niederungarn eilen, wo er, nachdem dieſes Heer unterwegs 24 Tage von gekochten Baumfrüchten und ungeſundem Waſſer vor dem Hungertod ſich gerettet, und unter freiem Himmel Regen und Kälte ausgehalten hatte, mit einem halb nackten, von Seuchen angeſteckten, und von den unentbehrlichſten Dingen entblößten Reſt, in einem unbeſchreiblich elenden Zuſtand angekommen, und hier erſt recht in eine verzweifelte Lage verſetzt worden iſt; indem die Einwohner ſich ſchlechterdings weigerten, einige Lebensmittel, oder auch nur bloße Quartiere öſterreichiſcher Truppen zukommen zu laſſen, wider welche, als Katholiken, ungeachtet der dringendſten Vorſtellungen des Montecuculi, proteſtantiſche Schwärmer, vorzüglich aber die Prediger der zwingliſchen Sekte, öffentlich das Volk verhetzt, und gepredigt hatten, daß man die Papiſten zuerſt, und dann erſt die Türken auszurotten ſich beſtreben, daß man den Namen des Kaiſers aus den öffentlichen Gebeten weglaſſen, und daß man (was ſie auch thaten) in den Kirchengeſängen Gott bitten müßte, ihr Volk von der Tyrannei des Pabſtes und der Türken zu befreien. Wirklich wurden auch in einem einzigen Monat durch Meuchelmord 700 Mann, deren blutrünſtige Kleider man ohne Scheu, und mit Hohn zum

Kauf feil bot, aus dem Wege geräumt; und überhaupt vermißte der öſterreichiſche Obergeneral, als er ſein Heer, welches anfänglich aus 15,000 Mann alter, verſuchter Kerntruppen, wozu noch andere kamen, beſtand, bei dem feſten Schloſſe Scharoſch muſterte, 5172 Mann, welche durch Hunger, Krankheiten, Ermordung und durch verſchiedene Unfälle gräßlichen Ungemachs zu Grunde gegangen waren. Der gute Leopold wurde von der Nachricht, welche er von dem Schickſal ſeiner Truppen erhielt, innigſt gerührt, und verlegte dieſelben nach Ober-Ungarn, deſſen Einwohner größtentheils Katholiken, und wenigſtens nicht entgegen waren, die von mancherlei Drangſalen ganz gebeugten Soldaten den Winter hindurch nach ihren Kräften zu bewirthen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welcher Abneigung der friedfertige Kaiſer Leopold die fernere Fortſetzung eines Krieges in Siebenbürgen möge betrachtet haben, und es war daher den Umſtänden der Sachenlage ſowohl, als ſeiner Gemüthsart, ganz gemäß, wenn man lieſt, daß er im Jahre 1662 wiederholte Verſuche und Vorſchläge zur Einleitung des Friedens mit den Türken gemacht, und daß er z. B. in die Wegräumung der Veſte Seinwar, in den Abzug der öſterreichiſchen Beſatzungen aus Clauſenburg und andern Orten gewilliget habe; was von den Türken (auf den Schein) in Ueberlegung genommen, die Forderungen aber immer höher getrieben, und nachdem ihre Anſtalten zu einem förmlichen Kriege zu Stande gekommen, alle Unterhandlungen abgebrochen worden ſind. Der Großvezier rückte mit einer Armee, welche von einigen auf ſechzig-, von andern auf hunderttauſend Mann geſchätzt wurde, die Donau herauf, indeſſen andere türkiſche Streifkorps in Siebenbürgen und andern Gegenden übel hauſten; wie dann auch der für Oeſterreich wohlgeſinnte Kemini in einer Schlacht mit dem Michael Abaffi geblieben, und für Oeſterreich die Gefahr, Siebenbürgen gänzlich zu verlieren, und durch dieſen Verluſt die Erbländer, und wohl auch die Länder anderer deutſchen Fürſten den Streifereien türkiſcher und tartariſcher Horden bloß geſtellt zu ſehen, mehr als jemals, ernſthaft geworden iſt. Demnach hielt es der Kaiſer Leopold für ſeine Pflicht, die deutſchen Fürſten und Stände von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu ſetzen, und dieſelben in ſolcher Abſicht auf den 8n Juni 1662 zu einer Reichsverſammlung nach Regensburg zu berufen, auf welcher der Erzbiſchof von Salzburg, Graf Guidobald von Thun die Stelle des Kaiſers vertreten, und durch eine wirkſame Leitung der Berathſchlagungen, ſchnelle und den dringenden Verlegenheiten angemeſſene Beſchlüſſe bewirken ſollte.

Wir haben gehört, daß bei dem Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens ein Theil der, damals eben nicht zum Weſen der Dinge gehörigen, Geſchäfte auf einen künftigen Reichstag verſchoben, daß aber auch auf dieſem Reichstag bei weitem nicht alles, was zu berichtigen war, erſchöpft, und daß, anſtatt deſſelben, 1655 ein Reichsdeputationstag, der zu Frankfurt am Main gehalten werden ſollte, angeſetzt worden ſey; allein auch dieſer Deputationstag, wiewohl er nicht ohne Einfluß des franzöſiſchen und ſchwediſchen Hofes blieb, trug wieder ganz das Gepräg der feierlich feſtgeſetzten deutſchen Verfaſſung, und es geſchah, theils weil einige Stände gar nicht erſchienen, theils weil andere mit unaufhörlichen Einſtreuungen und Klagen über Beeinträchtigungen aufzogen, binnen vielen Jahren ſo wenig Erhebliches, daß man ſich wieder (nach der ewig zurückkehrenden Sitte) deſto mehr Hoffnung machte, Sachen, welche in einem Orte ins Stocken gerathen waren, an einem andern Orte deſto lebhafter fortſchreiten zu ſehen. Nun fehlte es zwar bei dem neuen regensburgiſchen Reichstage keineswegs wieder an zahlreichen Gefolgen und prächtigen Einzügen kurfürſtlicher und fürſtlicher Perſonen und Geſandten, nicht an wechſelſeitigen (mit der ſteifſten Aengſtlichkeit, daß der Würde eines Hofes ja nichts vergeben werden möge, abgeſtatteten) Beſuchen oder ſogenannten Auffahrungen, endlich nicht an tagelangen und wohlbeſetzten Mahlzeiten; allein der Reichstag ſelbſt konnte, weil die berufenen Stände, oder deren Abgeordnete nach ihrer Willkür eintrafen, nicht am beſtimmten Tage, ſondern erſt den 10. — 20. Jänner des Jahres 1663 eröffnet werden, und dann wurde, auf den Vortrag des kaiſerlichen Stellvertreters, (ſo beſtimmt und nachdrücklich auch derſelbe die vorhandenen Gefahren geſchildert, und die Nothwendigkeit einer ergiebigen und unverzüglichen Hilfe vorgeſtellt hatte) viele Wochen nacheinander mit bedächtlicher Kälte über nichts anders berathſchlagt, als in welcher Ordnung ſich die Gegenſtände folgen ſollten, worüber berathſchlagt werden ſollte. Als ſich endlich gleichwohl die Stimmenmehrheit darüber vereinigte, daß über die Frage, ob, und welche Hilfsvölker nach Ungarn geſchickt werden ſollte, zuerſt berathſchlagt werden müßte, brachten die Abgeordneten der Reichsſtädte vor, „Ungarn gehöre nicht zum deutſchen Gemeinſtaate, und dann ſtehe der Schutz eines Landes allein demjenigen zu, dem das Land gehöre; es ſeyen in Ungarn ohnehin ſchon ganze Strecken Landes mit deutſchen Gebeinen bedeckt, und es ſtreite wider alle Billigkeit, daß ſich alle für eine Sache anſtrengen ſollten, bei welcher am Ende nur Einer den Nutzen einärndte," u. ſ. w. Andere Abgeordnete brachten vor, man müſſe ſich vorerſt noch recht erkundigen, ob dann die Gefahr wirklich ſo groß ſey, als man ſie vorgeſtellt hatte, und andere erinnerten im Voraus, daß ſie von ihren Höfen und Herren noch keine beſtimmte Weiſung, auf was und auf wie viel ſie ſich einlaſſen ſollten, erhalten hätten, und man kann ſich überhaupt leicht vorſtellen, welche Einfälle, Einwürfe, welche unzeitige und zum Theil abgeſchmackte Dinge bei einer Verſammlung vorgekommen ſeyn mögen, zu welcher häufig zankſüchtige, und zu Hauſe wegen ihren Spitzfindigkeiten berufene Rechtsgelehrte abgeſchickt wurden, welche, um dem Reichsſtand, in deſſen Beſtallung ſie ſtanden, durch das Aufſehen, welches ſie machten, Ehre zu machen, und ſich in den Ruf großer ſogenannter Publiciſten zu ſetzen, auf nichts dachten, als wie ſie Schwierigkeiten auf die Bahn bringen, und (als wären ſie zu einem gelehrten Schulgefecht abgeſchickt worden) wie ſie die Anweſenden durch den Witz ihrer Einfälle recht in Verlegenheit ſetzen möchten. Nachdem man endlich über den Punkt, ob eine Hilfe bewilligt werden ſollte, einig geworden war, und wieder eine neue Frage entſtand, ob jene Hilfe in Geld, oder gleich mit Truppen geleiſtet werden ſollte, ſo war man ſchon wieder nicht einig. Der Antrag des kaiſerlichen Stellvertreters, daß der Beitrag vielmehr mit Geld, als mit Truppen geſchehen möchte, weil dieſe, indem ſie von den verſchiedenen Reichslanden geſtellt würden, einander nicht förderten, und gewöhnlich ohne alle Uebung und Erfahrung ankämen, wurde aus dem Grunde verworfen, weil der Kaiſer, wenn er allein eine, unmittelbar unter ihm ſtehende Armee hätte, dieſe Armee wider die Reichsſtände, und zur Schmälerung des Anſehens und der Vorrechte der Reichsſtände mißbrauchen könnte. Es wurde alſo eine Reichshilfe von 6500 Mann bewilligt, welche Hilfe aber theils erſt ſpät im Herbſt 1663, theils gar nicht ankam; denn wiewohl jene Bewilligung durch die Mehrheit der Stimmen feſtgeſetzt worden war, ſo behaupteten gleichwohl die Fürſten, daß ſie an dieſelbe nicht gebunden wären, indem ſie läſtige Beiſteuern, mithin Sachen betreffe, welche den nicht einwilligenden Ständen nachtheilig fielen, und welche, vermöge des weſtphäliſchen Friedens, erſt durch eine gütliche Auskunft berüchtigt werden müßten. Die Noth und die Gefahr mußte, ſo zu ſagen, vor der

Thüre ſtürmen, wenn die Herren von ihrer Gleichgültigkeit erwachen, wenn ſie ihre perſönlichen Abſichten einige Augenblicke bei Seite legen, und für die öffentliche Angelegenheit ſich über etwas vereinigen ſollten. Dieſer Fall trat auch wirklich ein. Der türkiſche Großvezier Achmet Baſſa hatte (den 16. — 26. Sept. 1663) nicht nur die (an dem Fluſſe Neutra, zwei Meilen von Comorra, und eilf Meilen von Preßburg entlegene) wichtige Stadt Neuhäuſel, welche für die Schutzfeſte von Ober-Ungarn gehalten ward, von dem Kommandanten derſelben, dem Grafen Adam Forgatſch, nachdem dieſer General, der ſchon einige Tage vorher (den 28. Juli — 7. Aug.) in einem Ausfall von 3000 Mann, worunter 400 von Adel waren, verlor, in ihre Gewalt bekommen, und noch gar viele andere Ortſchaften, als Neutra, Novigrad erobert, ſondern auch Streiftruppen ausgeſchickt, welche über die Wage ſetzten, die ganze Gegend bis an die öſterreichiſche Grenze ausraubten, dann über den ſogenannten weißen Berg in Mähren einfielen, bis nach Brünn und Olmütz alles verwüſteten, und allein bei 13,000 Menſchen gefangen hinwegſchleppten. Es war auch nur ein geringer Troſt, wenn gleich ein großes Verdienſt, daß indeſſen die beiden Grafen Niclas und Peter Serini türkiſche Länder verheerten, (Niklas verbrannte die berühmte Brücke bei Eſſeck) und verſchiedene Ortſchaften eroberten. Alles flüchtete ſich nach Wien, und von Wien in entferntere Gegenden. Der Kaiſer Leopold eilte nach Regensburg, welchem Beiſpiel auch die Kurfürſten Ferdinand Maria von Bayern, Johann Georg von Sachſen, und verſchiedene Fürſten folgten, welche perſönlich nach dem Reichstage kamen, um, anſtatt der Doktoren und Publiciſten, zu ſprechen, welche letztere dann auch (nach der Berichtigung der Hauptſache) über andere Gegenſtände, z. B. über die Herſtellung einer beſtändigen Wahlkapitulation (wovon man ſeit langer Zeit geſprochen hatte) ſo vieles für und wider die gemachten Vorſchläge vorzubringen, und zu erinnern, und durch ihre Gelehrſamkeit den Berathſchlagungen eine ſolche Unermeßlichkeit zu geben wußten, bei welcher man am Ende merkte, daß man gar nie wieder würde aufhören können, zu berathſchlagen, und daß man demnach (was in der Welt das einzige Beiſpiel war) vom Jahre 1663 bis auf unſere Tage zu Regensburg in Berathſchlagungen blieb, auch gar nichts Arges dabei dachte, indem man ſtillſchweigend überein gekommen war, den regensburgiſchen Reichstag den ewigen Reichstag zu nennen.

Die perſönliche Verhandlung der erſten Fürſten des Reiches brachte die Sachen dahin, daß (im Anfange des Hornungs 1664) ein dreifaches ſogenanntes Römermonat, das iſt, ein Reichsheer von 41,600 Mann zu Fuß, und 13,000 zu Pferd bewilliget, aber (nachdem ſich der Eifer bald wieder verloren, auch die Erfahrung, daß die Sache mit vielem Aufwand verbunden ſey, ſich eingeſtellt haben mochte) kaum der dritte Theil geſtellt wurde. Zum oberſten Feldherrn dieſer Reichskreisvölker wurde der Markgraf von Baden-Baden, Leopold Wilhelm, gewählt; doch ſo, daß die Truppen der rheiniſchen Bundesfürſten, welche unter jenen begriffen, und 13150 Mann zu Fuß, und 3850 zu Pferd ſtark waren, als ein eigenes Korps betrachtet, und dem Grafen Wolfgang Julius von Hohenlohe übergeben wurden. König Ludwig XIV. von Frankreich ließ ebenfalls ein Korps von 6000 Mann, großentheils Freiwilliger (es meldeten ſich als ſolche ſo viele junge Leute von Adel, welche den Krieg lernen wollten, daß dem Zulaufen Schranken geſetzt werden mußte) mitziehen, welches der Führung des Grafen von Coligni, und des Marquis de la Feuillade überlaſſen wurde. Der Fürſt Raimond Montecuculi, welcher mit kaiſerlichen Truppen ſchon voraus gezogen war, hatte über die ganze vereinigte

Armee die höchſte Aufſicht. Dieſe Armee ſtand in der Gegend des Kloſters St. Gotthard im Sommer 1664 an dem Raabfluß in Nieder-Ungarn, als der Großvezier, nachdem er eben die Feſtung Serinwar erſtürmt hatte, mit einem Heer von ungefähr 70,000 Mann herbei eilte, in der Abſicht über den Raabfluß zu ſetzen, und dann in die öſterreichiſchen Länder vorzudringen. Beide Theile wünſchten eine Schlacht, und machten unverzüglich die geeigneten Anſtalten. Der oberſte kaiſerliche Feldherr Montecuculi ſtand auf dem rechten Flügel, und ihm war auch das franzöſiſche Korps zugetheilt. Den linken Flügel behaupteten die Völker des rheiniſchen Bundes, und in der Mitte befanden ſich an einem Orte, wo die Raab eine große Krümmung vorwärts machte, die Regimenter der Reichskreiſe, welche aus den verſchiedenartigſten Leuten mit Zwang zuſammen gebracht, ohne gehörige Vorübung, und (was das Schlimmſte war) ohne alle Erfahrung herbeigekommen waren. Der Großvezier mochte, wie man muthmaßte, dieſen Umſtand erfahren haben, oder nicht, genug, er wählte gerade dieſen Punkt, welcher der ſchwächſte in der von Montecuculi genommenen Stellung zu ſeyn ſchien, und nahm ſich vor, hier über den Fluß zu ſetzen. Dieß geſchah in der Nacht vor dem 1. Auguſt 1664.

und die Erſcheinung wurde von dem wachthabenden Offizier ſogleich gemeldet. Eben ſo bald wurden Gegenanſtalten, zwar nicht vollendet, aber beordert. Der kaiſerliche Offizier ſollte ſich einſchanzen und wehren; wobei er von zwei Reichskreis-Regimentern, und einem Reiterregiment, hinter welchem ſich wieder zwei Reichskreis-Regimenter aufſtellen mußten, unterſtützt werden ſollte. Der Offizier ſchickte wiederholter Malen um Schanzgezeug; und als dieſes weder in richtiger Ordnung, noch in gehöriger Menge geliefert wurde, verſchmähte er das Verſchanzen, indem er ſagte, er würde ohnehin bald zum Gefechte kommen. Die erſten zwei Reichskreis-Regimenter rückten zwar vor; allein das Reiterregiment, das ſie hätte unterſtützen ſollen, war zum Futterſammeln ausgeritten, und als die folgenden letztern zwei Kreisregimenter kaum etwas vorwärts gekommen waren, ſo wurden ſie ſogleich gewahr, daß der wachthabende Offizier mit allen ſeinen Leuten ſchon gemetzelt ſey. Dieſer gräßliche Anblick ſowohl, als das Brüllen der Kanonen, von denen ſie am jenſeitigen Ufer eine ganze Reihe wider ſich gerichtet ſahen, wozu noch das gewöhnliche fürchterliche Geheul einiger tauſend Türken kam, welche unter dem Schutze der Kanonen übergeſetzt hatten, und jetzt rechts und links heranſtürzten, benahm den Neulingen von Soldaten, welche von den Schrecken ſolcher Dinge niemals einen Begriff erhalten hatten, dergeſtalt alle Beſinnung, daß ſie, ganz betäubt, in die hinter ihnen geſtellten Truppen hineinſtürzten, und dieſen nicht weniger ihre gräßliche Unordnung und Beſtürzung mittheilten, bei welcher ſie ohne Bewegung, wie in den Boden gewurzelt ſtanden, und nicht den geringſten Widerſtand leiſteten, ſo daß ihnen die Türken reihenweiſe die Köpfe abhieben. Da bei ſolchen Vorfällen jede Minute koſtbar war; denn die Türken fuhren unaufhörlich fort, über die Raab zu ſetzen, ſo beſchloß die Mehrheit der Generäle, unverzüglich einen Hauptangriff vorzunehmen. Die ſämmtliche kaiſerliche Armee ſtellte ſich um die obengenannte Vertiefung des Raabfluſſes, in welcher die Türken ſtanden, und ſich zu verſchanzen anfiengen, in einen halben Zirkel, und die neugeworbenen Reichskreis-Regimenter hatten (damit ſie das Geſchrei der Türken weniger hören möchten) den Auftrag, im Augenblick des Angriffes aus vollem Hals zu ſchreien. Colligny hatte den Ehrenpoſten, nämlich den erſten Angriff übernommen, und führte dieſen Angriff (man rühmte von ihm, daß er allein dreißig Türken erlegt haben ſoll) mit dem den franzöſiſchen Truppen eigenen Ungeſtüm aus. Die übrige von Montecuculi und andern angeführte Armee eilte im ſtürmenden Marſche heran, ihn zu unterſtützen. Die Türken, welche ſogleich beim erſten Drange in Unordnung kamen, wurden von allen Seiten in die Mitte genommen, und die Niederlage ihrer über die Raab gekommenen Truppen war vollkommen. Bei 8000 blieben auf dem Platze, und man gab die Zahl derer, welche im Fluß und auf andere Weiſe zu Grunde gegangen, auf 17,000 an, wobei man 126 Fahnen und 16 Kanonen erbeutet; indeſſen daß von der ſiegenden Armee nur bei 3000 Mann umgekommen waren. Dieſer Sieg war groß, aber nichts weniger, als entſcheidend. Der Großvezier ſtand noch jenſeits des Fluſſes mit einer beträchtlichen Armee, welche erſt noch hätte verfolgt und zerſtreut werden müſſen. Dieſe Verfolgung und Beendigung der angefangenen Niederlage ſcheint auch ganz Ungarn erwartet, und ſelbſt der Großvezier gefürchtet zu haben; aber der Großvezier legte dem kaiſerl. Reſidenten, Simon von Renninger, Friedensartikel vor, welche dieſer Herr angenommen und Kaiſer Leopold beſtätiget hat. Der Inhalt dieſes in dem Dorfe Vasvar den 10. Aug. 1664 geſchloſſenen Friedens war in der Hauptſache, daß Siebenbürgen wieder in den Zuſtand, in welchem es ſich vor dem Krieg befand, das iſt, in eine vollkommene Unabhängigkeit von dem Kaiſer ſowohl, als der Pforte verbleiben, der Schutz aber eines von den ſiebenbürgiſchen Ständen zu wählenden Oberhauptes beiden Mächten zuſtehen, und daß für dieſen Fall der, von der Pforte zum Fürſten gewählte, Michael Abaffi in ſeiner Würde beſtätigt werden, daß die Grenzfeſtungen Großwardein und Neuhäuſel in türkiſchen Händen verbleiben, daß von beiden Theilen auf die folgenden 20 Jahre mit Feindſeligkeiten eingehalten, und eine nachbarliche Freundſchaft gepflogen werden ſollte. Wiewohl nun Kaiſer Leopold Gründe gefunden zu haben glaubte, welche ihn (außer der ihm eigenen Neigung zum Frieden) veranlaſſen konnten, nach dem erlangten Hauptpunkt, der Unabhängigkeit der ſiebenbürgiſchen Provinz von den Türken, einen Frieden zu ſchließen — (die bewilligte Reichshilfe war nur auf ein Jahr, und nur in Volk bewilligt worden, welches meiſtens ungeübt, unwillig, nicht einmal vollzählig, und überdieß noch außerordentlich mißmuthig dadurch geworden war, daß man es an den unentbehrlichſten Dingen Mangel leiden, und ſogar ohne hinlänglichen Vorrath an Schießpulver ließ; was ſo weit gieng, daß aus Abgang deſſelben die Schlacht bei St. Gotthard, wenn ſie nur noch einige Zeit angehalten hätte, würde haden abgebrochen werden müſſen; worüber, ſo wie über andere Ungemach, welche nicht eben in der gewöhnlichen Kriegsordnung lagen, von den Offizieren die lauteſten Klagen geführt, und die heftigſten Beſchwerden an den Reichstag zu Regensburg und an die deutſchen Höfe gekommen ſind. Man kann ſich mehr einbilden, als beſchreiben, in welchen ſeltſamen Zuſtand allein durch ſolche Umſtände ein Kriegsheer verſetzt worden ſeyn möge, das, auch bei der beſten Verpflegung, ſchon an und für ſich übel zuſammenhängend, und ſo wenig in einem wechſelſeitigen freundſchaftlichen Einverſtändniß war, daß die Truppen der verſchiedenen Völkerſchaften zur Verhütung wechſelſeitiger Raufhändel ſorgfältig von ſich entfernt werden mußten. Selbſt unter den vornehmſten Feldherren herrſchte kein vertraulicher Zuſammenhang, und wenn der oberſte Feldherr ſprach, mußte er mehr bitten, als er befehlen konnte. Colligny, wiewohl er mit ſeinem Korps ganz vortrefflich focht, focht, indem er ſagte, daß er den Auftrag habe, ſeine Leute zu ſchonen, aus bloßer Gefälligkeit für den Feldmarſchall, der alſo erſt zu erwarten hatte, was jenem zu thun belieben würde), — ſo wurde gleichwohl ungeachtet dieſer, und vieler anderer Betrachtungen und Umſtände, welche wohl Niemanden beſſer, als dem Kaiſer Leopold bekannt ſeyn konnten, niemals ein Friedensſchluß von allen Seiten bitterer getadelt. Eben die deutſchen Fürſten, welche mit ihrem Beitrag von neugeworbenen Truppen gewöhnlich ſo ſehr zauderten, ſprachen jetzt von den ferneren Siegen und Eroberungen, welche dem Kaiſer, wenn er den Krieg fortgeſetzt hätte, nicht würden haben entgehen können. Und überhaupt klagten ſie heftig darüber, daß ein Friede geſchloſſen worden wäre, wozu man ihre Meinung und Einwilligung nicht im Geringſten erfordert hätte; worüber aber Kaiſer Leopold nicht unterließ, den auf dem Reichstage zu Regensburg verſammelten Ständen alle Auskunft, welche ſie verlangen konnten, zu geben. Da die Franzoſen in der eben vorgekommenen Schlacht gut gefochten hatten, ſo hieß es, man habe ſchlechterdings nur aus Eiferſucht gegen den Ruhm der Franzoſen dieſen alle Gelegenheit entfernen wollen, ſich ferner auszuzeichnen, und der deutſchen Nation wichtige Dienſte zu leiſten. Niemand war aber über den Frieden mißvergnügter, als die Ungarn, und ihre Beſtürzung über den Verluſt von Großwardein und Neuhäuſel, als wobei eine große Anzahl ungariſcher Familien den Türken unterthänig wurde, war ſo groß, daß ſie erklärten, den Frieden nicht anerkennen, ſondern den Krieg, mit Zuziehung fremder Hilfe, ſchlechterdings fortſetzen zu wollen; wie dann auch in Ungarn einige Zeit darauf, ſehr wichtige Ereigniſſe erfolgt ſind, welche nichts Geringers zu bezwecken ſchienen, als daß das Erbrecht des Erzhauſes Oeſterreich auf Ungarn gänzlich abgewieſen, und daß das Königreich in ſeine ehemalige Unabhängigkeit mit einem inländiſchen Könige verſetzt werden ſollte.

Die uralte, mächtige, und auf ihren Adel und ihre Kraft mit vollem Recht ſtolze Nation der Ungarn, konnte nie vergeſſen, daß ſie das Recht ihre Könige zu wählen, gehabt, daß ſie höchſt wichtige Nationalfreiheiten gehabt habe, welche zu erhalten, oder (wo ſie verloren gegangen) welche wieder herzuſtellen, ſie, nach dem Beiſpiele deutſcher Stände, ſtets befliſſen war; ungeachtet ihre Verhältniſſe ganz anders, als jene der Deutſchen beſchaffen, und noch überdieß die Handlungen der Türken, wenn ſie ſich, unter dem Vorwande eines Beiſtandes, in ihre Angelegenheiten miſchten, ihnen, anſtatt im geringſten nützlich zu ſeyn, vielmehr auf vielfache Weiſe läſtig und ſchädlich waren; indem die Türken die ungariſchen Länder zu eben der Zeit verwüſteten, zu der ſie behaupteten, daß ſie gekommen wären, dieſelben zu retten. Der letzte Friedensſchluß, bei welchem ſie die von einem öſterreichiſchen Erzherzog eigenmächtig vorgenommene Abtretung ungariſcher Städte an eine fremde und barbariſche Macht überzeugt hatte, daß ſie ferner nichts zu erwarten hätten, als wie ein öſterreichiſches Eigenthum behandelt zu werden, drang der geſammten Nation durch das Herz, und brachte, zumal da noch die Beſchränkung der proteſtantiſchen Ungarn, ferner die Anweſenheit öſterreichiſcher, eben nicht immer milden Soldaten in ungariſchen Städten dazu gekommen iſt, einige Magnaten auf den kühnen Entſchluß, einen Verſuch für ihre Freiheit zu wagen, und (wenigſtens nach dem Hintritte des Kaiſers Leopold, der damals keinen Sohn, ſondern nur eine Tochter hatte) nach altem Recht eine eigene Königswahl vorzunehmen. Der Urheber davon war Peter Graf von Serini, welcher, wiewohl er (nach dem 1664 erfolgten Hintritt ſeines Bruders Niklas) vom Kaiſer zum Bannus von Croatien erhoben worden war, dennoch ſein Mißvergnügen ſo wenig unterdrücken konnte, daß er einen förmlichen Plan, wie Ungarn, mit Hilfe der Siebenbürger und der Türken, ſelbſtſtändig gemacht werden könnte, entwarf, und ſeinen Schwager, den Grafen Frangipani, ferner ſeinen Schwiegerſohn, den Fürſten von Ragoczy, und den Grafen Franz Nadaſti, zuletzt auch einen

Grafen von Tättenbach, wiewohl dieſem die Schwierigkeiten nicht entgangen waren, auf ſeine Seite brachte; allein die Sache wurde, da ſie eben zur Reife kommen ſollte, entdeckt; worauf (den Fürſten von Ragoczy ausgenommen) die Schuldigen 1671 mit dem Tode beſtraft, und ihre Güter eingezogen, durch dieſes Beiſpiel von Schärfe aber ähnliche Unternehmungen (wie wir in den Folgen ſehen werden) keineswegs gänzlich unterdrückt worden ſind.

§. VII.

Erſter franzöſiſcher Krieg.

1672 — 1679.

Dieſer Krieg, welcher unter verſchiedenen Abwechslungen des Glückes ſechs Jahre fortgeführt, und durch welchen die ſchönſten deutſchen Länder auf eine grauſame Art verwüſtet worden, wird gewöhnlich dem oben genannten

Tellier, oder Louvois zugeſchrieben, als welcher raſtlos mit Erfindungen und Vorſchlägen beſchäftigt war, um dem wackern Finanzminiſter Colbert ſeine Wirthſchaftsplane zu zerrütten, und den feurigen und unbeſchreiblich eiteln König, Ludwig XIV., zu Unternehmungen, welche dieſem Herrn den erwünſchteſten Zeitvertreib gewähren, und jenen Miniſter zu Herbeiſchaffung außerordentlicher Geldſummen nöthigen konnten, zu verleiten. Der glänzendſte und geldverſchlingendſte Zeitvertreib war unſtreitig der Krieg, wozu es, wenn man nämlich einmal den ſonderbaren Grundſatz, „daß man thun darf, was man thun kann," annimmt, an Vorwänden und Scheingründen nicht fehlen konnte, und für einen Herrn, der ſo ganz für große und weitausſehende Dinge empfänglich war, wie Ludwig XIV., mußte ſchon die Ueberſicht der ihm von Louvois vorgelegten, tiefangelegten Plane, wie fremde Höfe (ohne ihr Bemerken, ja in der Meinung, daß ſie mit einer tiefen Staatsklugheit handelten) in ſeine Abſichten gezogen, irregeführt, hingehalten, zu unſchicklichen und voreiligen Maßregeln verleitet, und wie die Krone Frankreichs mit neuen Perlen von ſchönen Ländern geziert werden könnte, eine hinreiſſende Unterhaltung ſeyn. In die Reihe ſolcher Perlen gehörten damals vorzüglich die ſpaniſchen Niederlande, dann Lothringen und Elſaß, und zur Erleichterung ſolcher Eroberungen gehörten geſchickte Vorbereitungen, wodurch diejenigen europäiſchen Mächte, welche den franzöſiſchen Unternehmungen abhold ſeyn konnten, geſchwächt, oder anderswo beſchäftigt, oder, vermittelſt lockender Verſprechungen und Geldſummen vollends zur gemeinſchaftlichen Theilnahme gewonnen werden konnten. So glaubten ſachverſtändige Bemerker in dem Seekrieg, welchen Karl II. von England wider die Holländer, vom J. 1655 bis in den Juli 1667 (da zu Breda der Friede geſchloſſen wurde) unter wechſelſeitigen, erſchöpfenden Widerwärtigkeiten führte, den Einfluß franzöſiſcher Eingebungen, welche dann auch ihren Zweck nicht verfehlten, wahrgenommen zu haben. Als im September 1665 König Philipp IV. von Spanien ſtarb, machte Ludwig XIV. aus einem Grunde, von welchem Rechtsverſtändige behaupteten, daß er in einigen niederländiſchen Provinzen, wohl bei Privatperſonen, aber nicht bei Fürſtenhäuſern gelte, aus dem Grunde nämlich, weil ſeine Gemahlinn, und Tochter jenes Königs, Maria Thereſia, ein Kind erſter Ehe dieſes Königs, deſſen hinterlaſſener vierjähriger Sohn aber, Karl II., ein Kind zweiter Ehe war, Anſprüche auf die ſpaniſchen Niederlande, in welche er, nachdem er auf die Fortſetzung des eben genannten Seekrieges der Engländer und Holländer gerechnet haben mochte, im Mai 1667 in eigener Perſon einbrach, ſchnell neun Feſtungen, in welchen man ſich keines Einfalles verſehen haben mochte, eroberte, die Truppen der Spanier zerſtreute, und noch im Winter die Grafſchaft Burgund beſetzte, aber ſie dießmal freilich nicht lange behauptete. Die Furcht, daß Frankreich zu einer allen benachbarten und entfernten Staaten gefährlichen Uebermacht gelangen möchte, wurde für England und Holland nicht nur ein dringender Beweggrund den eben berührten Frieden zu ſchließen, ſondern ſich noch weiter mit Schweden zur Rettung der ſpaniſchen Niederlande in ein dreifaches Bündniß zu vereinigen. Dieſe Vorfälle zerrütteten dem König Ludwig einige Fäden ſeiner Plane, und da er überdieß noch einige Vorbereitungen zu machen hatte, um es ſeiner Zeit mit mehreren Mächten zugleich aufnehmen zu können; ſo ſetzte er ſich dießmal mit Spanien vermittelſt eines im Mai 1668 zu Aachen errichteten Friedens, worin er die Grafſchaft Burgund zurückgab, aber dafür gleichwohl in Flandern einige Plätze behielt.

Nachdem an dem eben genannten Bündniß die Holländer nicht nur einen vorzüglich thätigen Antheil genommen, ſondern wegen der ſchnellen Wirkung dieſes Antheils ſich gerühmt, und (was freilich kluge Holländer nicht gethan haben mögen) den König Ludwig XIV., als der ſeine Truppen, weil er ſie ſtets im marſchfertigen Stand erhalten wollte, oft muſterte, den König der Muſterungen (le Roi des revues) nannten, ſo ward jetzt von dem König und dem Louvois beſchloſſen, die Holländer nachdrücklich zu züchtigen, und was ſich erobern laſſen würde, zur Genugthuung für die Mühe und Koſten in Anſatz zu bringen *). In dieſer Abſicht wurden auch unverzüglich ungeheure Zurüſtungen vorbereitet, und vor allen Dingen wurden die Hinderniſſe, durch welche die Ausführung hätte beunruhigt werden können, durch verſchiedene Ableitungen

---

*) Als die Holländer ſahen, welche Zurüſtungen Ludwig XIV. zu einem Krieg wider ſie mache, wozu er bloß einen Vorwand, aber keine Urſache aufbringen konnte, ſchickten ſie an den König einen Geſandten, von deſſen Erſcheinung die Marquiſe von Sevigne ſchrieb (Tom. II. lett. XVII.). „Dienſtag den 5 Jänner 1672. Geſtern ließ der König den holländiſchen Geſandten vor ſich; und wollte, daß der Prinz, und die Herren von Türenne, von Bouillon, von Cregni von dem, was vorfallen würde, Zeugen ſeyn ſollten. Der Geſandte überreichte dem König ein Schreiben, der König las es nicht; und da der Holländer ſein Verlangen zu erkennen gab, daß Er es leſen

aus dem Wege geräumt. Die Kurfürſten von Köln und Bayern, die Biſchöfe von Münſter,

---

möchte, ſagte Er, daß Er von dem Inhalt bereits unterrichtet ſey, und daß Er ſogar eine Abſchrift in der Taſche habe. Der Geſandte ließ ſich hierauf ſehr umſtändlich über die Rechtfertigungen, welche im beſagten Schreiben enthalten wären, aus; er verſicherte, daß die Generalſtaaten mit der möglichſten Genauigkeit ihr Verhalten geprüft hätten, um etwas zu entdecken, wodurch ſie das Mißfallen Sr. Majeſtät hätten auf ſich ziehen können; ſie hätten die tiefſte Ehrfurcht gegen Se. Majeſtät nie aus den Augen geſetzt, und gleichwohl müßten ſie hören, daß die großen Zurüſtungen Sr. Majeſtät ganz allein wider ſie gerichtet ſeyen; ſie ſeyen erbietig, Sr. Majeſtät jede Genugthuung zu geben, welche derſelben gefällig ſeyn dürfte, zu fordern, und ſie bäten inſtändigſt, Se. Majeſtät möchten ſich doch erinnern, wie gnädig ſtets Sr. Majeſtät Vorfahrer gegen ſie geweſen wäre, welchen ſie dann auch alles ihr Emporkommen zu danken hätten. Indem jetzt der König das Wort nahm, ſagte er mit einem majeſtätiſchen Ernſt, verbunden mit einer bewunderungswürdigen Anmuth: Er wiſſe gut, daß man ſeine Feinde wider ihn aufhetze; und er habe geglaubt, daß es ſeiner Seits die Klugheit erfordere, ſich nicht überfallen zu laſſen. Wenn er ſich demnach zu Waſſer und zu Land gerüſtet habe, ſo ſey es blos geſchehen, um ſich in den nöthigen Vertheidigungsſtand zu ſetzen; er hätte auch nur noch einige Anſtalten zu treffen, und im künftigen Frühjahr werde er zur Unternehmung ſchreiten, welche er für geeignet finden würde, Straßburg und Osnabrück, der Herzog von Hannover u. a. verſprachen, theils ſich für die Sache des Königs zu verwenden, theils wenigſtens wider dieſelbe nichts vorzunehmen. Schweden fand ſich willig, von dem dreifachen Bündniſſe abzuſtehen, und König Karl II. von England, welchem das Geld ſo lieb war, daß er ſogar den Hafen Dünkirchen für fünf Millionen an Ludwig XIV. verkaufte, ließ ſich durch große Summen und andere Lockungen bewegen, nicht nur jenes Bündniß ebenfalls zu verlaſſen, ſondern wider Holland ſogar ein Anfalls- und Vertheidigungsbündniß zu ſchließen. Selbſt der deutſche Kaiſer, und der König von Spanien ließen ſich bereden, beruhigende Erklärungen, von welchen man hoffen konnte, daß die Unternehmung, wenn gleich nicht offenbar begünſtigt, doch auch nicht geſtört werden würde, von ſich zu ſtellen. Nur der Herzog Karl IV. von Lothringen hatte den Einfall, (unter dem Vorwand, den Kaiſer Leopold zu unterſtützen) für die Holländer, indem ihnen, nach ſeinem Ermeſſen, große

---

ſeinen Ruhm und das Wohl ſeines Staates zu befördern. Nach dieſen Worten machte der König eine Verbeugung, welche dem Geſandten zu verſtehen gab, daß er keine weitere Einrede hören wollte.“

Gefahren bevorſtänden, Truppen zu werben; was für ihn die Folge hatte, daß König Ludwig **XIV.** die längſt genährte Abſicht auf Lothringen endlich ausführte, und im Jahre 1710 den Marſchall von **Crequi** mit einem Heere abſchickte, welches den Herzog in ſeiner Reſidenzſtadt Nancy ſo unvermuthet überfiel, daß er von Glück zu ſagen hatte, ſeine perſönliche Freiheit retten, und ohne das Geringſte bei ſich zu haben, in der Kleidung, wie er war, nach Deutſchland flüchten zu können.

Im Jahre 1672 begann, nachdem ſo thätig, wiewohl ſo geheim, als möglich, die nöthigen Anſtalten getroffen waren, in der Hälfte von Europa, zu Land und zu Waſſer, der weitausſehendſte Krieg, und eine ungewöhnlich ſcheinende, aber in ſolchen Fällen ganz gewöhnliche Geſchichte von Abwechslungen gegenſeitiger Siege und Niederlagen, ſachändernder, für den Augenblick geſchloſſener, und wieder verlaſſener Bündniſſe, überlegter, und auf der Stelle ergriffener Plane, unvorhergeſehener und wohl vorbereiteter Schickſale, und endlicher Entwicklungen und Folgen. Schon gleich der Seekrieg nahm eine ſolche Wendung und ein ſolches Ende, welches nach der Lage beider Theile, zu der Zeit, da er ausbrach, nicht zu vermuthen, (wiewohl ganz in ſeinen Umſtänden gegründet) war. Der König von England Carl II., welcher wider die Holländer den Krieg zur See übernommen hatte, hatte für gut befunden, die Holländer, welche noch feſt glaubten, daß Carl II. ihr aufrichtigſter Freund und Verbündeter ſey, zwar noch im Anfange des Jahres 1672 ſeiner ſtandhaften Freundſchaft zu verſichern, aber unmittelbar darauf mit einem Nachdruck über ſie herzufallen, bei welchem er gar nicht gezweifelt haben mochte, daß er ſeine Abſicht, Holland mit ſeinen Truppen zu beſetzen, unverzüglich würde erreichen können. Er erreichte ſie nicht. So unerwartet den Holländern der Ueberfall war, ſo wenig waren ſie darauf unvorbereitet; und dann waren ſie großmüthig und klug genug, ein Geſetz, welches ſie vor kurzem feſtgeſetzt hatten, keinen Statthalter weiter anſtellen zu wollen, aus Eifer für das gemeinſchaftliche Wohl, wieder aufzuheben, und Wilhelm III. von Naſſau-Oranien wieder zu ihrem Statthalter zu erklären. Dieſer Wilhelm war auch ganz, ſowohl von Seite ſeiner unbeſtechlichen Rechtſchaffenheit, als ſeiner Kriegskenntniß und Tapferkeit, der Mann zur Zeit der Noth. Seine Feinde boten ihm, wenn er zu ihnen treten wollte, die völlige Herrſchaft über die holländiſchen Provinzen, und zwar ſo, daß er auf jeden Fall unter ihrem Schutz ſtehen ſollte, an; er ſchlug ſie mit Unmuth aus, und gab auf ihre Frage, was er dann thun wollte, wenn er von ihnen aus Holland zu flüchten gezwungen werden würde, zur Antwort: „Ich will lieber auf meinen Gütern in Deutſchland als Privatmann von der Jagd mich nähren, als das Land, welchem ich angehöre, an eine fremde Gnade verkaufen.“ Der Seekrieg wurde unter verſchiedenen Launen des Glückes mit einem Nachdruck geführt, deſſen Fortſetzung unermeßliche Summen erforderte, das engländiſche Parlement weigerte ſich, ſie zu bezahlen, und dem König Karl II. blieb nichts übrig, als, was er mit dem Anfange des Jahres 1674 that, mit den Holländern ſich zu ſetzen; was dem holländiſchen Statthalter Wilhelm III. um ſo erwünſchter war, als indeſſen bei dem Landkrieg ſolche Ereigniſſe, welche ſeine ganze Anſtrengung erforderten, vorgefallen waren.

König Ludwig XIV. hatte den Krieg 1672 in Perſon eröffnet, und da die Holländer auf denſelben nicht vorbereitet waren, in wenigen Wochen die Provinzen Utrecht, Geldern, Oberyſſel, überhaupt mehr als vierzig Städte in ſeine Gewalt bekommen, und da es nunmehr auch der Stadt Amſterdam gelten ſollte, ſo ſchien ganz Holland ohne Rettung verloren zu ſeyn; als der eben genannte Statthalter Wilhelm III. Vorkehrungen traf, welche Ludwig XIV. nöthigten, alle Eroberungen, bis auf Grave und Maſtrich zu verlaſſen, und um nicht vollends abgeſchnitten zu werden, ſchnell ſich zurückzuziehen, aber dieſe Aenderung, mit welcher der Lauf des franzöſiſchen Glückes eine andere Wendung genommen hatte, war noch lange nicht die einzige oder größte Begebenheit. Das Schickſal, welches den Holländern gedroht hatte, von der zufahrenden Uebermacht verſchlungen zu werden, ließ auch andere Mächte in der Zukunft ihr Schickſal ſehen, und die Furcht vereinigte ſie noch im Jahre 1672 zu raſchen Verbindungen. Der Kaiſer, Spanien, der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der um ſeine cleviſchen Länder beſorgt war, und andere, machten ſowohl unter ſich, als unmittelbar mit den Holländern Verträge, vermöge welcher ſie theils verhältnißmäßige Unterſtützungen mit Geld, theils aber auch Truppen verſprachen. Der ganze Krieg erhielt jetzt eine neue Geſtalt, und begann in Deutſchland, in den Niederlanden, in Catalonien und Sicilien, und andern Orten auf eine grauſame Art zu wüthen; wovon wir nur das Weſentlichſte deſſen, was in Deutſchland ſich zutrug, berühren wollen.

Der Kaiſer hatte eine Armee von mehr als 30,000 Mann, welche mit einem brandenburgiſchen Heere von 20,000 Mann und den holländiſchen Truppen gemeinſchaftlich zu Werke gehen ſollte, geliefert, und den bewährten Montecuculi zum oberſten Feldherrn geſtellt. Dem Montecuculi kam von Seite Frankreichs Türenne entgegen, und Europa ſah die berühmteſten Feldherren der Zeit in einem ſchrecklichen, wiewohl auf beiden Seiten nicht ganz gleichen Kampfe. Montecuculi hatte nebſt den Kaiſerlichen wieder verſchiedene andere Völker, von deren vermiſchter Stimmung wir ſchon oben die Folgen ſahen, unter ſich; indeſſen daß Türenne nur Franzoſen, welche Eines Vaterlandes, und Eines Sinnes waren, anführte, und überdieß ſein König noch andere, ungleich wichtigere Vortheile voraus hatte, nämlich an den Höfen, mit welchen er Krieg führte, heimliche Freunde, welche ſich durch Geld verleiten ließen, die Anſchläge und Beſchlüſſe ihrer Herren zu verrathen, und dem König, von dem ſie ſich hatten kaufen laſſen, über die Mittel, wie die auch vortrefflichſt angelegten Unternehmungen vernichtet werden könnten, in Kenntniß zu ſetzen. Dazu kamen noch die unmenſchlichen Mißhandlungen, welche diejenigen Länder, deren Herren es mit dem Kaiſer oder ſeinen Verbündeten hielten, von den Franzoſen auszuſtehen hatten, und welche manchen jener Verbündeten abhielten, mit Freimüthigkeit und Nachdruck zu handeln. Schon gleich im Jahre 1673 zog ſich der Kurfürſt von Brandenburg, nachdem ſeine cleviſchen Lande von den Franzoſen beſetzt, und wie ihr Eigenthum behandelt, nachdem ferner die Schweden gewonnen worden, und bereit waren, in die Länder der franzöſiſchen Feinde einzufallen, aus dem Gedränge zurück, indem er den 6. Juni 1673 zu Voſſem einen Vertrag ſchloß, worin Ludwig XIV. die Zurückſtellung des Herzogthums Cleve (doch Rees und Weſel erſt nach dem allgemeinen Frieden), Friedrich Wilhelm aber die Auflöſung ſeines Bündniſſes mit Holland, und eine gänzliche Enthaltung von allen feindlichen Unternehmungen während des fortwährenden Krieges verſprach.

Da man bald ſah, wie weitausſehend und nachtheilig für die Länder ſämmtlicher Theile dieſer Krieg werden müßte, ſo wurde ſchon im Juni 1673 ein gemeinſchaftlicher Zuſammentritt von Geſandten der Höfe Oeſterreich, Frankreich, Spanien, England, Holland und Schweden zu Köln eröffnet, aber da jeder Theil ſeiner Seits gute Nachrichten aus dem Felde erwartete, eben nicht übereilet. Jene Nachrichten waren (1673) bald für dieſen, bald für jenen erfreulich. Montecuculi hatte zwar, nachdem ihm der Biſchof von Würzburg die Mainbrücke freigeſtellt, den Türenne genöthigt, über den Rhein ſich zurückzuziehen, hatte ferner ſich mit den Holländern vereinigt, und die Stadt Bonn erobert; aber dafür hatten die Franzoſen Trier (weil der Kurfürſt den Kaiſerlichen die Thore von Hermannſtein geöffnet hatte) beſetzt, und das Land erbärmlich verwüſtet; ſie hatten ferner einen Einfall ins Elſaſſiſche vorgenommen, die darin gelegenen zehn deutſchen Reichsſtädte beſetzt, und die Rheinbrücke bei Straßburg verbrannt.

Dieſe letztern Unternehmungen, durch welche der deutſche Reichsboden verletzt worden war, verſetzten den Krieg von allen Seiten in eine neue, ganz außerordentliche, Thätigkeit. Der Kurfürſt von der Pfalz, Karl Ludwig, verband ſich ſchon im Jahre 1674 mit dem Kaiſer, und da der unmittelbare Erfolg eine, von den franzöſiſchen Truppen an den unſchuldigen Landbewohnern verübte, (unter geſitteten Völkern ſtets verabſcheute) Verwüſtung der Rheinpfalz war, ſo traten jetzt die vorliegenden Kreiſe, Franken, Schwaben und der Oberrhein zur Vertheidigung jenes Kurfürſten zuſammen. Auch der Kaiſer, Spanien, und der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher ſich an ſeinen Vertrag mit

Frankreich, als worin die ſtrengſte Schonung des deutſchen Bodens feſtgeſetzt war, nicht weiter gebunden glaubte, errichteten im Juli 1674 zu Berlin ein wechſelſeitiges Bündniß, mit welchem auch Dänemark und die Herzoge von Braunſchweig ſich vereinigten. Alle Bundesgenoſſen Frankreichs zogen ſich jetzt zurück, und das deutſche Reich hatte ſchon den 28. Mai (1674) einen Reichskrieg wider Frankreich erklärt. Auch gieng dieſer vereinigten Macht, um ihren Zweck ins Werk zu ſetzen, nichts ab, als bei einem brüderlichen Verſtändniß, eine enge, nach Einem Ziele ſtrebende, Vereinigung. Die Ereigniſſe des Jahres 1674 waren verſchieden. Ein kaiſerlicher Feldmarſchall, Karl V. von Lothringen, (Vetter Herzogs Karl IV., nach deſſen 1675 erfolgten Hintritt er Herzog geworden) lieferte (den 16. Juni) bei Wieſeloch oder Sinsheim, dem Türenne eine Schlacht, von welcher man dieſem darum, weil jener ſich zurückzog, den Sieg zuſchrieb; aber Karl kam mit Reichstruppen verſtärkt, wieder zurück, und nunmehr mußte Türenne ſich den Rückzug gefallen laſſen, und da eine weitere Schlacht (den 4. Okt. 1674) zwar gut für ihn ausgefallen, aber weil die Kaiſerlichen an Macht ihm bei weitem überlegen waren, ohne Erfolg für ihn war, ſo mußte er neuerdings ſich zurückziehen, und geſchehen laſſen, daß von den Kaiſerlichen und ihren Verbündeten ganz Elſaß beſetzt ward. Dagegen eroberte König Ludwig XIV. in eigener Perſon die Grafſchaft Burgund (Franche Comte). Auch wurde der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher perſönlich ein Heer von 16,000 Mann angeführt hatte, durch einen plötzlichen Einfall der Schweden in die Mark, genöthigt, nach ſeinen Ländern zu ſehen, und mit ſeiner Armee Elſaß zu verlaſſen.

Aber im Jahre 1675 überfiel Türenne in der Mitte eines ſcharfen Winters, da ſich Niemand einer feindlichen Unternehmung verſah, die in ihren Quartieren ohne alles Mißtrauen ruhig liegenden, und der beſſern Pflege wegen zerſtreuten Quartiere der Deutſchen, richtete ihre ſchöne Armee, welche nicht weniger als 60,000 Mann zählte, bis auf einen kleinen Reſt, den die Flucht begünſtigte, zu Grunde, und führete nunmehr, nachdem er zuvor noch einige Zeit in Paris ſich aufgehalten hatte, ſein mit Muth und Beute bereichertes Heer den 8. Juni (1675) bei dem Rheingau unter Straßburg über den Rhein, wo ihm der Mann des Kaiſers, für deſſen große Eigenſchaften er längſt mit der ungeheuchelteſten Achtung erfüllt war, Montecuculi nämlich, mit einem neuen Heer muthiger

Deutſchen entgegen kam. Dieſe zwei des Krieges mächtigen Männer zogen mit unnachahmlicher Gewandtheit, welche Einer an dem Andern bemerkte und bewunderte, in künſtlichen Stellungen, ohne ſich einander wieder los zu laſſen in der Gegend herum. So bewegten ſie ſich unmerklich, oder ſtanden ſie vielmehr einander zwei Monate lang im Geſicht, und drohten einander. Ganz Europa ſah dem Tag, an welchem dieſe Helden ſich meſſen würden, mit banger Erwartung entgegen. Schon war der Angriff beſchloſſen, als ein Augenblick (ſo wie die ewige Vorſicht ſie winkt) das Loos des Einen entſchied. Türenne fiel (unweit Sarbach, wo er die Stellung ſeines Gegners betrachtete) von einer Kanonenkugel getroffen, den 25. Juli 1675, im 64. Jahre ſeines Alters. Ludwig XIV. war untröſtlich; er wies dem Achill ſeines Landes ſeine Ruheſtatt, und ſein Denkmal zu St. Denis an, an der Seite der Könige; er hatte keinen berühmtern Mann, und hatte vielleicht keinen zuverläſſigern, als der zuletzt noch mit bebendem Mund rief: „Soldaten, bleibt eurem König getreu!“ Sein Zeitalter verehrte ihn. Die Nachwelt, welche nichts von ſeinen Verheerungen fühlte, bewundert ihn; aber der denkende Wanderer, der nicht bloß die Tapferkeit, ſondern auch innig die Menſchheit ehrt, betrachtet die Hand voll Staub, welcher von dem hochgeprieſenen Türenne noch übrig iſt, mit thränenfeuchten Augen, und indem er der harten Kälte, mit welcher der, vom flüchtigen Ruf einſt vergötterte, Feldherr die ſchönſten Provinzen verwüſten ließ, ſich wie unwillkürlich erinnert, geht er, die großen Lobſprüche zurückhaltend, mit heimlicher Unruhe und Beklemmung vorüber. Auch rief ſelbſt Türenne, der ſterbende, noch zum Erlöſer um Gnade. „Vergieb mir doch, rief er, (und dieſe waren ſeine letzten Worte), vergieb, o Gott der Liebe, ſeine Sünden dem Reuigen!“

Auch der kaiſerliche General Montecuculi trat jetzt ab, nachdem er wieder nach Elſaß gerückt, und Hagenau, wiewohl vergeblich, belagert, und einige Unannehmlichkeiten mit befehlhabenden Feldherren, welche vielleicht weniger ſeinem, als ihrem Sinne folgen wollten, erfahren hatte. Karl V., Herzog von Lothringen, trat an ſeine Stelle; ſo wie franzöſiſcher Seits der Prinz von Conde (Ludwig von Bourbon dieſes Namens II.) den Türenne (wiewohl nur eine kurze Zeit) erſetzte. Die deutſche Reichsarmee hatte ſich (1675) unter der Anführung der Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, Georg Wilhelm und Erneſt Auguſt, nicht weniger ausgezeichnet, indem ſie den 11. Auguſt ein franzöſiſches Heer, das unter der Anführung des Marſchalls Franz von Crequi der Stadt Trier zum Entſatz herbei geeilt war, unweit der Konzer Brücke, ſchlug und zerſtreute, und dann die Stadt Trier, nebſt dem Crequi, in ihre Gewalt bekam; aber die Truppen der Deutſchen bekamen noch in eben dieſem Jahre einen neuen Feind, den König Karl XI. von Schweden, welchem, nachdem ihn der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg den 18. Juni (1675) bei Fehrbellin geſchlagen, und bis nach Pommern zurückgedrängt hatte, den 25. Aug. der Kaiſer und das Reich einen Reichskrieg ankündigte; was die Folge hatte, daß viele andere Fürſten, als der König von Dänemark, der Biſchof von Münſter u. a. mit der Abſicht an ihn anſchloßen, den Schweden alles, was ſie auf deutſchem Boden an ſich gebracht hatten, wieder zu entreiſſen. Auch wurde in der Folge des Krieges das Glück den Schweden nie wieder günſtig.

Der Strom des Kaiſer- und Reichskrieges wälzte ſich noch einige Jahre, doch ohne ſolche Vorfälle, welche einen Theil entſcheidend begünſtigt hätten, fort. Der Herzog von Lothringen, Karl V., war tapfer, unternehmend, verſtändig, aber nicht glücklich. Im Jahre 1676 eroberte er Philippsburg; aber im folgenden Jahre 1677, da er vorhatte, durch das Herzogthum Lothringen in Champagne einzudringen, wurde er von dem oben genannten (bald wieder frei gelaſſenen) franzöſiſchen Marſchall von Crequi, der ihm die Lebensmittel abſchnitt, übel empfangen, und in einem traurigen Zuſtand zum Rückzug genöthigt; ja er wurde von jenem Marſchall noch in eben dieſem Jahre, da er (Karl) einer zweiten kaiſerl. Armee, welche unter der Anführung des Herzogs von Sachſen-Eiſenach nach Elſaß auf dem Wege war, zu Hilfe kommen wollte, bei Kochersheim den 7. Oct. 1677 geſchlagen, und den 14. Nov. darauf Freiburg genommen. Als im Jahre 1678 der Krieg mit allem erſinnlichen Ernſt fortgeſetzt, die Kaiſerlichen am Rhein, das Heer des niederſächſiſchen Vereins an der Moſel, die vereinigte Macht der Spanier und Holländer in den Niederlanden auftreten ſollte, begünſtigte das Kriegsglück jene eifrigen Vorhaben wieder ſo gar nicht, daß Karl V. von Lothringen den 6. Juni vor der Brücke bei Rheinfelden vom Marſchall von Crequi geſchlagen, von dieſem auch bald nachher Kehl nebſt anderm eingenommen, ein Theil der Straßburgerbrücke abgebrannt, dann die hanauiſche, für unüberwindlich gehaltene, Feſtung Lichtenberg erobert, und mithin den Kaiſerlichen jeder Weg, über den Rhein zu kommen, geſperrt wurde. Doch wiewohl auch andere franzöſiſche Heere nicht weniger glücklich waren (König Ludwig XIV. z. B. eroberte Gent und Ypern), ſo blieben gleichwohl bei dem beharrlichen Muthe der Verbündeten die Ausſichten in die Zukunft für die Franzoſen und ihre Freunde ſo unſicher, und nach dem Stande der Sachen ſo gar nicht beruhigend, daß Ludwig XIV. den Einfall bekam, indeſſen ſeine errungenen Vortheile in Sicherheit zu bringen, und ſich eine kleine Ruhezeit, während welcher er bei neuen Verhältniſſen auf neue und größere Eroberungen denken konnte, zu verſchaffen, und übrigens die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes auch in Unterhandlungen zu zeigen. Als er ſich dieſe gefallen ließ, ſtellte er die Verbündeten, wiewohl ſich dieſe in voller Gutmüthigkeit zugeſagt hatten, bis an das Ende der Dinge ungetrennt bleiben, und Einer für den Andern ſtehen zu wollen, mit Kunſt und Liſt, auseinander, und ſchloß zu Nimwegen, wohin ſchon im Jahre 1675 ein Zuſammentritt in Vorſchlag gebracht, und wo der, ihm ganz eigene, König Karl II. von England als Vermittler angenommen wurde, den 10. Auguſt (1678) die Unterhandlung, und den Frieden mit den Holländern, denen er alles, was ſie ſeit 1672 verloren, wiewohl größtentheils wieder erobert hatten, ſelbſt die Stadt Maſtricht wieder zurück gab. Den 27. Sept. unterzeichnete er den Frieden mit den Spaniern, von welchen er die ewige Abtretung der Grafſchaft Burgund oder Franche-Comte, und den größten Theil der von ihm in Flandern und Hennegau eroberten Städte erhielt. Die Berathſchlagungen mit den erſten zwei Mächten wurden ſo raſch in ihren Gang gebracht, und darin erhalten, daß es für dieſelben, nachdem ſie ſich einmal in einſeitige Benehmungen eingelaſſen hatten, unmöglich war, darüber das Gutachten ihrer Verbündeten, zumal des deutſchen Kaiſers Leopold I., zu erholen, welcher ſich nunmehr ganz allein Ludwig XIV. gegenüber geſtellt ſah. Leopold wünſchte, mit aller Sehnſucht eines guten, rechtlichen Mannes, den Frieden.

Wir haben gehört, daß ſchon im J. 1673 zu Köln eine Friedensunterhandlung eingeleitet worden ſey. Wiewohl ſich dieſe zerſchlug (Kaiſer Leopold hatte einen franzöſiſchen Abgeordneten, Prinzen Wilhelm von Fürſtenberg, aus dem Grunde, daß er als öſterreichiſcher Vaſall und Erbunterthan einer fremden Macht nicht wider das Haus Oeſterreich dienen könne, verhaften laſſen, was Frankreich höchſt übel nahm), und die Flamme des Krieges heftiger, als jemals, wüthete, ſo wurde gleichwohl im Jahre 1675 eine neue Unterhandlung zu Nimwegen angeſtellt, und (nach der Beſiegung einer Menge von Schwierigkeiten) auch von Seite des Kaiſers, welchem die deutſchen Reichsſtände für dieſen Fall die Verhandlung überließen, den 5. Hornung 1679 beendigt. Frankreich trat das, im weſtphäliſchen Frieden erlangte, Beſatzungsrecht in Philippsburg an das deutſche Reich ab, ſo daß dieſe Stadt, deren Grund und Boden dem Biſchof von Speier zugehörte, eine Reichsfeſtung wurde. Dagegen mußte der Kaiſer eine ihm eigene Feſtung Freiburg, wohin Frankreich von Breiſach aus allezeit freien Zutritt haben ſollte, abtreten. Der Kaiſer verſprach ferner, der Krone Schweden zu allem dem, was ihr im letzten Kriege entriſſen worden wäre, wieder zu verhelfen. Dieſe, was Deutſchland betrifft, an ſich höchſt unbedeutenden Dinge waren der ganze Erfolg ſo vieler Anſtrengungen, ſo vieler Drangſale, und unerſetzlichen Verluſte, welche derſelbe nach ſich gezogen hat, ein ſolcher Friede befremdete daher auch die deutſchen Reichsſtände unbeſchreiblich; wiewohl ihnen nichts übrig blieb, (denn der Kaiſer hatte für ſie gutgeſagt) als ihn zu beſtätigen, und gelaſſen zuzuſehen, wie diejenigen, welche, wie der Kurfürſt von Brandenburg u. a. ihren Beitritt anfangs ſchlechterdings verſagten, durch die Uebermacht genöthigt wurden, ihre Beſtätigung ebenfalls nachzutragen.

---

§. VIII.

Zweiter Türkenkrieg.

1683 — 1699.

Der Friede zu Nimwegen war noch kaum recht geſchloſſen, als ſich ſchon wieder andere, und noch ungleich gefahrvollere Ungewitter zuſammenzogen. Ein Aufſtand einiger tauſend Bauern in Böhmen ſtellten ſich als Vorſpiel ein. Von dieſen Bauern kamen im J. 1680 einige Abgeordnete nach Prag, wohin ſich damals der Kaiſer Leopold von Wien, wo eine grauſame Seuche wüthete, begeben hatte. Sie klagten, mit Thränen in den Augen, über den unerträglichen Druck ihrer Herren, als für welche allein ſie leben und arbeiten, und dabei Hungers ſterben müßten, und gaben zu verſtehen, daß ſie, in dem Falle, da ſie keine

Hilfe finden ſollten, entſchloſſen wären, ſich dieſe Hilfe ſelbſt zu verſchaffen; wie ſie dann wirklich auf künftige Gewaltthätigkeiten ſich wohl vorbereitet, und mit Waffen verſehen hatten. Man zeigte dieſen Bauern, indem man ſie von allen Seiten einſchloß, daß ſie mit einem Aufruhr nichts gewinnen würden, und indem man ſie, die Urheber des Aufſtandes, welche geſtraft wurden, ausgenommen, entließ, glaubte man, die Unruhe beigelegt zu haben; aber nun ſtanden auch die Bauern anderer Kreiſe in Schaaren von vielen Tauſenden auf, und es hatte das Anſehen, als wollte im ganzen Königreiche alles, was mit ſeinem Schickſale nicht zufrieden war, aufſtehen. Da ſich unter den Bauern viele verabſchiedete Soldaten befanden, ſo wurde die Sache um ſo ernſthafter, und daher wurde für nöthig befunden, mit einer hinlänglichen Mannſchaft den gräßlichen Folgen eines Volkskrieges vorzubeugen. Der Feldmarſchall Raimund von Montecuculi hatte den Auftrag erhalten, die Ruhe herzuſtellen. Da dieſer Feldherr dem Blutvergießen eben ſo gram war, wie ſein Herr, der Kaiſer, ſo zog er friedliche Unterhandlungen, wo ſie möglich waren, den militäriſchen Züchtigungen unendlich vor, und er lud daher die Bauern, welche ſich mit hinlänglichen Lebensmitteln in unzugängliche Gebürge geflüchtet hatten, zu einer freundſchaftlichen Unterredung ein. Als ſie durch Abgeordnete erſchienen, ſchilderte ihnen Montecuculi die Vortheile, welche ihnen, da es noch Zeit wäre, durch einen guten Vergleich, und entgegen die Nachtheile, welche ihnen durch einen offenen Krieg unvermeidlich zugehen müßten, und die Wahrheit und Ueberzeugung ſeiner Gründe ſiegte bei Leuten, welche, wie leicht zu erachten, im Grunde nichts weniger, als einen Aufruhr, ſondern nur die Befreiung von ihren Laſten, welche Befreiung ihnen im Namen des Kaiſers auch zugeſagt, und nachher gewährt wurde, bezweckten. Viele warfen auf der Stelle ihre Waffen von ſich, oder zerſchlugen ſie, und ein allgemeiner Jubelruf verkündigte auf Bergen und Thälern die Verſöhnung. Dieſer verewigte Feldherr, deſſen Geiſteskraft im Krieg und Frieden gleich groß, und der vom Kaiſer Leopold unlängſt in den Fürſtenſtand erhoben worden war, gieng zu Linz den 16. Okt. 1681, von ganz Oeſterreich zurück gewünſcht, mit Tod ab.

Aber ein ähnlicher und ſchon gleichſam hergebrachter Aufruhr in Ungarn zog weit ernſthaftere Folgen, und endlich den ſchrecklichſten aller Türkenkriege nach ſich. Wir haben gehört, wie ſtreng der Kaiſer die Vergehungen einiger ungariſcher Herren beſtraft hat. Dieſe

Erfahrung konnte den Ungarn einen vorübergehenden Schrecken, aber keineswegs folgſamere Geſinnungen einflößen. Die Mißvergnügten glaubten vielmehr, eine Menge der gegründetſten Veranlaſſungen zur Fortſetzung ihres Mißvergnügens zu haben. Kaiſer Leopold nämlich hatte, in der Meinung, die Ungarn folgſamer zu machen, nicht nur die Würde eines Palatini auf ewig unterdrückt, und dafür die Einſetzung eines Vicekönigs angeordnet, ſondern er hatte auch den Proteſtanten, in der Abſicht, ſie als ewige und gefährliche Ruheſtörer zu beſchränken, die Erbauung einiger Kirchen in Städten auf das ſtrengſte unterſagt; wozu noch kam, daß er einige Grenzſtädte mit deutſchen Truppen, und einige Aemter mit deutſchen Beamten beſetzt hatte. So viel brauchte es kaum, um den Unternehmungsgeiſt der Mißvergnügten in eine neue Thätigkeit zu verſetzen. Sie wählten ſich vorerſt, nach dem 1678 erfolgten Hintritt ihres Anführers des Grafen Veſſelini, ein neues Oberhaupt, den Grafen Emerich Tökely, Sohn des Stephan, welcher 300,000 Gulden jährliche Renten beſeſſen, und deſſen ſämmtliche Güter man nach ſeinem Tode, weil er unzuverläſſiger Geſinnungen beſchuldigt worden war, eingezogen hatte. Wiewohl nun jener Emerich gleich anfangs ein aus Walachen, Polen, Tartarn und Koſaken geſammeltes Heer von 20,000 Mann aufſtellte, und überall, wo er hinkam, glückliche Fortſchritte machte, ſo zeigte er ſich gleichwohl anfangs nichts weniger, als abgeneigt, ſich mit dem Kaiſer zu ſetzen, und unter gewiſſen Bedingungen, das alte Verſtändniß mit dem kaiſerlichen Hofe zu wünſchen; allein da man ſich an dieſem Hofe nach dem zu Nimwegen geendigten franzöſiſchen Krieg, für ſtark genug hielt, jede Nachgiebigkeit von ſich weiſen zu können, ſo wies man kaiſerlicher Seits auch wirklich alles, um was Tökely anſuchte, von ſich; und als man nachher auf einem, nach Oedenburg angeſetzten, Reichstag, gerne alles, was die Ungarn und Tökely beruhigen könnte, bewilligen wollte, war es zu ſpät. Tökely hatte ſich mit den Türken eingelaſſen, welche ihm nicht nur ihre nachdrücklichſte Unterſtützung verſprachen, dann ihn bald darauf zu einem Fürſten von Ungarn erklärten, ſondern ſogar (auf beſondere Verwendung des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, als der keine Gelegenheit verſäumte, dem Wienerhof irgend eine Verlegenheit zuzuziehen) und (nach dem eifrigſten Wunſche des Grosveziers, Kara Muſtapha) den Entſchluß faßten, etwas Außerordentliches auszuführen, und ihre Waffen nicht nur nach Ungarn, ſondern ſelbſt nach Oeſterreich, ja gerade nach Wien zu führen. Sie hofften auch, dieſsmal ihr Vorhaben um ſo gewiſſer ausführen zu können, als ſie auf die, den Kaiſerlichen überlegene, unermeſsliche Macht ihrer Heere, ferner auf den Beitritt der miſsvergnügten Ungarn, und endlich auch auf die unlängſt eingetretene Entvölkerung kaiſerlicher Länder (eine Seuche nämlich hatte in den Jahren 1680 und 1681 allein in Wien ſiebenzigtauſend, auf dem Lande aber ungleich mehrere, in Prag über zweiunddreiſsigtauſend, in Böhmen überhaupt aber mehr als hunderttauſend Menſchen weggerafft) rechnen zu können glaubten. Sie waren von ihren Erwartungen dergeſtalt eingenommen, daſs ſie alle Einleitungen, welche der Kaiſer Leopold zur Fortſetzung des im Jahre 1664 auf zwanzig Jahre feſtgeſetzten Waffenſtillſtandes getroffen hatte, von ſich wieſen, und indem ſie ungeheure Bedingungen zum Vorſchein brachten, mit den Bemühungen deſſelben um den Frieden nur ihren bittern Scherz trieben, und laut frohlockten, als ihnen Kaiſer Leopold durch ſeinen Groſsbotſchafter, den Grafen Albrecht Caprara, eröffnen lieſs, daſs er bei der ungünſtigen Stimmung des türkiſchen Hofes widerwillig veranlaſst ſey, zur Entfernung aller Gewaltthätigkeit zweckmäſsige Maſsregeln zu ergreifen.

Dieſe Maßregeln wurden auch auf der Stelle mit dem größten Eifer getroffen, und im Mai 1683 muſterte der Kaiſer bei Preßburg ſeine Armee, welche zwar aus bewährten und verſuchten Leuten, aber (den ungariſchen Adel unter dem Palatino, Eſterhaſi, übrigens nicht mitgerechnet) nur in 40,000 Mann beſtand, welche ihr vortrefflicher Anführer, Herzog Karl V. von Lothringen zwar mit Muth erfüllen, aber ſie, wenn der dringende Fall es forderte, nicht vermehren konnte. Schon gleich beim erſten Anblick der türkiſchen Ueberlegenheit wurde er jenes traurigen Umſtandes gewahr. Dieß geſchah im Anfang des Juli 1683 in der Gegend vor Raab, welche, von den Türken beſetzte, Feſtung der kaiſerliche Oberfeldherr erobern zu können wünſchte, aber ſie nicht nur nicht eroberte, ſondern da die Türken zum Entſatz in die Nähe kamen, kaum noch Zeit gewinnen konnte, über Preßburg herauf, mit ſeinem unbeträchtlichen Heere, in aller Eil nach der Hauptſtadt Wien ſich zu flüchten, nicht ohne empfindlichen Verluſt von Sachen und Leuten, welcher die nachjagenden Vortruppen des türkiſchen Hauptheeres ſich bemächtigten. Kaiſer Leopold flüchtete (den 11. Juli 1683) mit ſeinem ganzen Hofſtaat über Linz ſich nach Paauß, und mehr als 60,000 Einwohner Wiens ergriffen eilfertigſt und in höchſter Unordnung die Flucht.

Wie der Zuſtand der aus Wien entflohenen, ſo war die Verfaſſung der in Wien Zurückgebliebenen über alle Beſchreibung dürftig und unbehilflich. Die Befeſtigungswerke waren, wiewohl man es, ſeit der Ankündigung des Krieges an einer unausgeſetzten Anſtrengung, ſie herzuſtellen, nicht ermangeln ließ, auf allen Seiten, und gerade auf den gefährlichſten Stellen unvollendet und mangelhaft. Auch war der Vorrath an Pulver und andern unentbehrlichen Bedürfniſſen des Krieges für eine ſchwere und längere Belagerung ganz unzulänglich, und der Vorrath an Lebensmitteln, ſo wie der Zuſtand der Staatskaſſen an baarem Geld (es fanden ſich in denſelben kaum 100,000 Reichsthaler) war nicht weniger armſelig. Dazu kam noch ein allgemeiner Mißmuth der Einwohner, welche, anſtatt zu berathſchlagen, was zu thun ſey, unaufhörlich einander vorjammerten, was verlängſt von der Regierung hätte gethan werden ſollen, und welche durch ihre Unruhe und Verſtimmung auch geſetztern Männern die ruhige Feſtigkeit, bei welcher allein in ſolchen Fällen Rath und Hilfe zu finden iſt, lähmten. Doch dieſe Stimmung und Spannung, dieſe Schlaffheit aller Kraft und Beſinnung war eine kurze

Wirkung des plötzlichen Ueberfalles der drohenden Gefahr, und ſobald die Beſinnung ſich wieder einſtellte, ſtellten ſich auch wieder die Tugenden der Männer Wiens in ihrer hohen Thätigkeit ein. Der Kaiſer hatte den Grafen Erneſt Rüdinger von Starenberg, General-Feldzeugmeiſter, zum erſten Befehlshaber der Stadt ernannt, einen bewährten Feldherrn, der das Zutrauen der Bürger, und alle jene Eigenſchaften beſaß, welche Rath ſchaffen, Muth einflößen, ſchlimme Sachen verbeſſern, ſinkende aufrichten, Gefahren ihre Schrecken benehmen, und drückende Laſten zu leichten Bürden machen können. Alle Einwohner Wiens ſtanden mit ihrem Vermögen und Leben zu ſeinen Dienſten. Jeder wollte von ihm zu irgend einer Verrichtung befehligt, von ihm beobachtet, mit Beifall und Zutrauen von ihm belohnt werden. Die Herſtellung der Befeſtigung, die Zufuhr an Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen wurden mit einem raſtloſen Gemeineifer, bei welchem kaum denkbare Dinge möglich wurden, betrieben und hergeſtellt. Der Herzog Karl V. von Lothringen hatte der Stadt 1200 Mann Fußvolk geliefert. Alle Klaſſen von Einwohnern, alle Zünfte, 700 Studenten ſogar, welche, wie ehemals zu Prag recht gute Dienſte leiſteten, errichteten Fähnlein unter ſich, und bezogen, vortrefflich bewaffnet, ihre Poſten. Die Beſatzung der Stadt betrug zuletzt 20,000 Mann. Die Bewohner der Vorſtädte brannten ihre Häuſer ab, und vereinigten ſich mit den Stadtbewohnern, von deren Gemeingeiſt und Muth man berechtigt war, zu erwarten, daß ſie, weil ſie durchaus nicht beſiegt werden wollten, nicht beſiegt werden könnten, daß Gefahren, Aufopferungen und Anſtrengungen nichts über ſie vermögen, ſondern daß ſie, je zahlreicher und gräßlicher ſie ſich vermehren möchten, nur dazu dienen würden, ihre Verdienſte und ihren Ruhm zu vermehren.

Wie jene Gefahren und Anſtrengungen beſchaffen geweſen ſeyn mögen, kann man aus der Beſchaffenheit und den Unternehmungen des Feindes nur zu wohl ſich vorſtellen. Seit vielen Menſchenaltern hat die türkiſche Macht ſich nicht mit ſolchem Aufwand, wie zu dieſem Kriege, und zu dieſer Belagerung (die zweite türkiſche) gerüſtet. Aus allen Theilen des Reiches ſtrömten Völker zuſammen, um eine Armee zu bilden, wie an Zahl und Herrlichkeit in der Chriſtenheit niemals eine geſehen worden ſeyn ſollte. Sie zählte beim erſten Aufbruch bei 300,000 Mann. Der Großſultan war mit ſeiner Gemahlinn, der Sultaninn, mit dem Mufti, und ſeinem ganzen Hofſtaat bis nach Stuhlweiſſenburg gezogen, um dieſe Armee noch einmal zu ſehen, und um dem Großvezier, Kara Muſtapha, feierlich die große Fahne Mahomeds zu übergeben. Dieſer Kara Muſtapha ſandte über die Völker, denen er ſich nahte, Schrecken vor ſich her, und nach ſich ließ er Brandſtätten und Gräuel und Verwüſtung. Wer nicht fliehen konnte, wurde, nach türkiſcher Sitte, mitgeſchleppt, und ſtellte bloß zum Staat ein Bild der Knechtſchaft und des Elends vor. Den 13. Juli 1683 kam das Heer in der Nähe von Wien an. Eine unabſehbare Reihe von wenigſtens 50,000 Zelten bedeckte das Feld, und die Zelte der vornehmen Türken (zumal das Gezelt des Großveziers, welches, nebſt den Zugehörigen, eine halbe Meile im Umfange, und welches man auf eine halbe Million geſchätzt hatte) ſchimmerten mit einer unbeſchreiblichen Pracht, und zwiſchen denſelben waren Luſtbäder, Gärten, Brunnen und Waſſerleitungen, und andere Dinge, welche zur Uepigkeit des Lebens gehören, errichtet. Der Großvezier war auch ganz von dem Luſthain, in welchen er das Lager um ſich her verwandelt hatte, eingenommen, und man erzählte ſich ſogar, daß er die Abſicht gehabt habe, die Stadt für ſich ſelbſt zu erobern, und dieſe Stadt zur Hauptſtadt eines neuen Reiches, worin er, unabhängig vom Großſultan, herrſchen wollte, zu erklären; was dann auch die Urſache geweſen ſeyn ſoll, daß er die Belagerung der Stadt (um ſie und die dahin geflüchteten, auf hundert Millionen berechneten, Schätze, ſo unbeſchädigt, als möglich, in ſeine Hände zu bekommen) nicht mit demjenigen Ernſt, der in ſeiner Gewalt ſtand, ſondern, wie es ſchien, ſtets mit einer Art von heimlicher Rückſicht und Schonung betrieben habe.

Die Belagerung (von welcher man ein ausführliches Tagebuch und andere Beſchreibungen hat) dauerte vom 14. Juli (1683), als an welchem Tage die erſten Kanonen nach der Stadt ſind gelöſt worden, bis zum 12. September, ſo, daß ungeachtet der beharrlichſten Tapferkeit der wieneriſchen Beſatzung, als welche die wüthendſten Stürme ſtets mit Kraft zurück wies, die Zeit das bewirkt haben mußte, was alle feindliche Gewalt nicht vermochte. Die Beſatzung der Stadt war größtentheils durch anſteckende Krankheiten, bis auf eine ſehr geringe Zahl, bis auf 4000 nämlich, geſchmolzen. Dieß war auch der ähnliche Fall bei den Lebensmitteln, ſo daß man bereits eckelhafte Sachen, z. B. Katzen um einen hohen Preis kaufte *), und noch mehr ſtellte

---

*) Der Großvezier hatte ein ihm eigenes Mittel, dem Mangel an Lebensmitteln, bei welchem ſeine

ſich der Fall des Mangels bei dem Pulver, und ſogar bei den Kanonen ein, von welchen ein großer Theil unbrauchbar geworden war. Doch, wie die dringende Noth wuchs, nahm auch die gegründete Hoffnung einer nicht mehr weit entfernten Hilfe, und mit ihr jene Zuverſicht, die keine Schwächen kennt, zu. Kaiſer Leopold hatte ſich an die Reichsfürſten und andere Regenten um Beiſtand gewandt, und dieſer Beiſtand erſchien. Der Kurfürſt von Bayern, Maximilian Emanuel, kam in Perſon mit 10,000 Mann auserleſener Truppen an. Ein gleich ſtarkes Heer führte der Kurfürſt von Sachſen, Johann Georg III., ebenfalls perſönlich herbei. Der fränkiſche Kreis ſtellte unter der Anführung des Fürſten Georg Friedrich von Waldeck 8000 Mann, und andere Kreiſe (nur die Völker des ſchwäbiſchen kamen zu ſpät, und erſt nach der Schlacht, und Kurbrandenburg und Lüneburg entſchul-

---

Leute ſehr mißmuthig wurden, zu ſteuern; indem er, um die Zahl derjenigen, welche hungerte, zu verringern, den 15. Aug. 12,000 Chriſten, welche er als Gefangene mitgeſchleppt hatte, niedermezeln, und den 21. Auguſt daſſelbe Mittel, den Vorrath an Lebensmitteln ergiebiger zu machen, wiederholen, auch dießmal die auf Lanzen geſteckten Köpfe, den Belagerten zur Schau herumtragen ließ.

digten ſich) trugen das Ihrige nicht weniger bei, und von allen Reichsländern und von entfernten Provinzen eilten Freiwillige, unter welchen der damals zwanzigjährige ſavoyiſche Prinz, Franz Eugen, war, herbei. Aber vor allen Helden zeichnete der König von Polen, Johann Sobiesky, an der Spitze ſeines Heeres von 20,000 Polen ſich aus, welchem der Herzog Karl V. von Lothringen, der indeſſen mit ſeinem Korps ſich nach Mähren zurückgezogen hatte, bis Crembs entgegen zog. Nachdem ſich ſämmtliche Heere dergeſtalt in Ordnung geſtellt, daß auf den rechten Flügel der König von Polen, der Herzog Julius Franz von Sachſen-Lüneburg nebſt andern kaiſerl. Generalen, auf dem linken der Herzog Karl V. von Lothringen, dann der Kurfürſt von Sachſen, und der Fürſt von Waldeck, mit dem Kurfürſten von Bayern zu ſtehen kam, rückte den 11. Sept. 1683 die ſämmtliche Armee, um Mittagszeit, den an Wien grenzenden Kahlenberg herab, und ſo wie ſie ankam, entſchied ſie. Die Schlacht, während welcher der Großvezier die Stadt Wien heftigſt beſchießen ließ, hielt nur wenige Stunden an, und das mehr als dreimal überlegene Heer der Türken hatte nur wenige Verſuche, ſich zu halten, gemacht, als es mit der höchſten Unordnung in eine allgemeine Flucht ſich ergoß, und ſein ganzes Lager mit der Kriegskaſſe, und einem unbeſchreiblichen Vorrath an Kriegsſachen zurückließ. Der Verluſt der Türken, welche übrigens ſchon bei der Belagerung mehr als 50,000 Mann eingebüßt haben, war nicht groß, und betrug kaum 2000 Mann, ſo, daß der Schrecken, der ſie in die Flucht ſtürzte, größer, als die Niederlage, und daß dieſe geringe Niederlage eine eben ſo ſonderbare Erſcheinung, und dieſe eben ſo auffallend war, als die beſondere Langmuth der Sieger, vermöge welcher ſie ſich die Anſtrengung erſparten, die erſte Beſtürzung des zerrütteten Heeres zu benützen, ſeine Unordnung zu vergrößern, und ihm eine vollſtändige Niederlage beizubringen.

Bald darauf begegnete dann auch dem König von Polen ein ſehr mißlicher Fall, der ihn belehrte, daß auch das gegründetſte Zutrauen auf Kraft und Tapferkeit ſeine Grenzen habe. Da man nämlich beſchloſſen hatte, das Königreich Ungarn von allen Türken zu ſäubern, und noch im Jahre 1683 mit der Eroberung von Gran den Anfang zu machen, rückte der König bis zu einem der Feſtung Gran gegenüber gelegenen Schloſſe Barakan voraus, und ließ ſich daſelbſt, ohne den Herzog von Lothringen zu erwarten, mit einem zahlreichen Korps Türken in ein Gefecht ein, worin er mit ſeinem Sohne Jakob, der nur noch durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes entkam, mehr als einmal in die höchſte Gefahr, umzukommen und gefangen zu werden, (er ließ ſeinen Mantel in den Händen eines Türken, welcher denſelben ergriffen hatte) gerathen, ſein Heer aber, nachdem es bei 3000 Mann eingebüßt, in der größten Unordnung geworfen, und nur noch von dem herbeieilenden Herzog Karl V. von Lothringen gerettet worden iſt. Uebrigens wurden Barakan, und bald darauf (den 28. Okt.) auch die Stadt Gran, mit einigen andern Ortſchaften, noch im Jahre 1683 erobert; worauf der König von Polen mit ſeinem Heer ſich wieder nach Hauſe begeben, (was der Kurfürſt von Sachſen ſchon ungleich früher gethan) und dann die ſämmtliche Armee die Winterquartiere bezogen hat.

Die Fortſetzung des Krieges, der nach der damaligen Sitte gewöhnlich erſt im Juni eröffnet, und mit dem Oktober, da beide Armeen Quartiere ſuchten, die Generäle aber nach Wien, oder gar nach weit entfernten Ländern ſich begaben, und Beluſtigungen nachgiengen, geſchloſſen wurde, war im J. 1684, nach einigen unbedeutenden, von Herzog Karl V. von Lothringen, den 27. Juni erſt bei dem Städtchen Waizen, dann bei dem Dorfe St. Andrä über die Türken erfochtenen Siegen, mit einem höchſt empfindlichen Unfall, nämlich mit der vom 15. Juli bis 1. Nov. ganz vergeblich vorgenommenen Belagerung der Stadt Ofen verbunden, vor welcher nicht ſo faſt von den Türken, deren zum Entſatz der Stadt herbeigeſtrömtes Heer der Herzog von Lothringen empfindlich geſchlagen und zerſtreut hat, als von der (den Deutſchen immer bevorgeſtandenen) Sucht der ſogenannten Ruhr, allein 639 Offiziere, und 147 Freiwillige, größtentheils vornehmen Standes, dann dreiundzwanzig (nach Andern mehr als fünfzig) tauſend Mann umgekommen ſind.

Aber die glücklichen Ereigniſſe im Jahre 1685, wenn ſie gleich nicht entſcheidend waren, wurden wenigſtens eine Einleitung des mit voller Gunſt wiederkehrenden Glückes. Nicht nur ſämmtliche deutſche Reichsfürſten nahmen, indem ſie theils Truppen, theils Geld ſchickten, an dem Feldzug dieſes Jahres den wärmſten Theil, ſondern von allen Reichen Europas ſtellten ſich Prinzen und Edle ein, um unter der Fahne der zwei berühmteſten Feldherren damaliger Zeit, des Kurfürſten Maximilian Emanuel von Bayern, (welcher, wie wir an ſeinem Orte vernehmen werden, in dieſem Jahre 1685 mit der kaiſerlichen Prinzeſſinn Maria Antonia ſich vermählte) und des Herzogs Karl V. von Lothringen um die Lobern des Kriegsruhmes zu fechten. Man belagerte Neuhäuſel, und nachdem man einem türkiſchen Seraskier, oder General, eine höchſt empfindliche Niederlage beigebracht, und ſein Lager erobert, hatte der kaiſerliche General, Graf Caprara die Ehre, jene Stadt den 19. Aug. mit Sturm zu erobern. Auch in andern Ländern und Gegenden, als in Croatien und in Slavonien, dann in Oberungarn wurden im erſtern vom kaiſerl. General Leslie, dann vom Grafen Erdoedie, in Oberungarn aber vom General Schulz verſchiedene Ortſchaften erobert.

Im J. 1686 brachte man eine Armee von beinahe 100,000 Mann zuſammen, mit der man die Belagerung der Stadt Ofen, welche wegen der Anſtrengungen der Belagerer ſowohl, als der Belagerten, in der Kriegsgeſchichte immer eine der merkwürdigſten bleiben wird, vornahm. Die Hauptanführer der kaiſerlichen Armee hatten ſich dergeſtalt getheilt, daß der Kurfürſt von Bayern gegen Waizen, der Herzog Karl auf der andern Seite der Donau gegen Vizegrad zog. Dieſe beiden Feldherren fanden ſich mit den Freiwilligen immer perſönlich bei den gefährlichſten Unternehmungen voraus, und den 2. September erfolgte endlich, nach einer dreimonatlichen Belagerung, mit Sturm die Einnahme der Stadt, welche ſeit 1529, da die Türken ebenfalls bis nach Wien vorgedrungen, und unter anderm auch von Ofen Meiſter geworden waren, ſiebenmal vergeblich belagert, und vor und in welcher das Blut unzähliger Menſchen vergoſſen worden iſt. Man machte darin an Kriegsvorrath und Geld eine unſägliche Beute, ſo, daß manche Soldaten mehr, als ſie fortſchleppen konnten, erhielten; was aber, da man die Armee des Großveziers, welcher der Eroberung auf einer Anhöhe zugeſehen, dann ſich eiligſt nach Eſſeck geflüchtet, und unterwegs alles verheert hatte, verfolgte, nicht hindern konnte, daß in den ganz verwüſteten Gegenden, nach welchen man dem flüchtigen Feind mehr mit erhitztem Eifer, als mit kluger Ueberlegung nachgeſetzt hatte, den Mangel an Nahrung für die Soldaten und ihre Pferde, verbunden mit einem gänzlichen Mangel an Holz, und der unfreundlichſten Witterung, nicht die traurigſten Folgen nach ſich gezogen haben ſollte; wofür die Eroberung von Fünfkirchen und andern Ortſchaften, aus welchen noch im J. 1686 die Türken vertrieben wurden, nur ein ſehr geringer Erſatz war.

Die Ereigniſſe der folgenden zwei Jahre gehören unter die glänzendſten und folgereichſten des ganzen Krieges. Man hatte (in Betreff des Jahres 1687) nach vielen Berathſchlagungen den Entſchluß gefaßt, ſich künftig weniger auf die Belagerung feſter Städte, welche viele Leute und Zeit koſteten, einzuſchränken, ſondern vielmehr im offenen Felde die Hauptarmee des Feindes zu Grunde zu richten, worauf die Städte von ſelbſt fallen müßten. Man machte während des Winters und Frühjahrs nicht nur zweckmäßige, neue Zurüſtungen, ſondern hatte (mit Ausnahme der Beſatzungen) die alten Truppen, damit ſie recht wieder möchten zu Kräften kommen, in weitläufige Quartiere, nämlich die Kaiſerlichen nach Nieder- und Oberungarn, nach Oeſterreich, Böhmen, Schleſien, Mähren, die bayeriſchen, brandenburgiſchen, ſächſiſchen, ſchwäbiſchen Völker bis in ihre Heimath verſchickt und vertheilt. Selbſt die erſten Heerführer thaten ſich gütlicher, als die vorigen Jahre, indem ſie, wie z. B. der Kurfürſt von Bayern, die Prinzen von Hannover und Sachſen-Eiſenach, der Markgraf von Baireuth, der Herzog von Mantua, der Prinz Eugen u. a., in Venedig zuſammen kamen, wo die Republik alle ihre Kräfte aufbot, um den hohen Gäſten durch prächtige Feſte ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Als die Zeit des Feldzuges herbei kam, wurde die Stadt Wien mit Prinzen und vornehmen Edeln, welche dießmal in einer außerordentlichen Menge aus England, Spanien, Italien, den Niederlanden, aus Dänemark u. ſ. w. zuſammen kamen, und ſich als freiwillige darſtellten, ganz erfüllt, und mit einem Worte, die Erwartungen des neuen Feldzuges waren nicht weniger außerordentlich. Auch türkiſcher Seits ſtrengte man ſich mit ähnlichen Zurüſtungen an, und da der Großſultan wahrgenommen haben mochte, daß ſeinen Türken, nachdem ſie ſeit dem Anfange des Krieges faſt überall unglücklich geweſen waren, der Muth zu entfallen begann, ſo bediente er ſich der (immer einfältigen, und zu offenbaren Nachtheilen führenden) Liſt, die Nachricht zu verbreiten, daß die Zahl des feindlichen Heeres äußerſt zuſammengeſchmolzen, und daß weiter kein Mißfall, ſondern lauter Sieg und Glück zu erwarten ſey.

Die zwei Oberfeldherren, Max. Emanuel, welcher 2000 Neugeworbene zu Fuß, dann bei 700 Feuerwerker, überhaupt aber 12,000 Mann beiſammen, nebſt dieſen aber noch mit andern Korps, z. B. mit der auserleſenen Mannſchaft des Prinzen Ludwig von Baden, ſich vereiniget hatte, dann der Herzog von Lothringen, Karl V., rückten, gemäß ihrer getroffenen Verabredungen, dem Großvezier entgegen, welchen ſie auch unweit des (am Zuſammenfluſſe der Donau und Drau gelegenen) gewöhnlichen türkiſchen Sammelplatzes Eſſeck mit einem Heer von 80,000 Mann in einem dergeſtalt verſchanzten Lager antrafen, daß man ſich, da es der Klugheit nicht gemäß war, ihn anzugreifen, begnügte, ihm eine Schlacht anzubieten, und ſeine Abſicht, welche dahin gieng, die Heere ſeiner Gegner durch unaufhörliche Neckereien zu ermüden, und am Ende durch Mangel und Krankheiten zu ſchwächen, ſo gut, als thunlich, zu vereiteln. Indem man nun aber nach dem (in Niederungarn, an einem Arm der Donau, oberhalb Eſſeck gelegenen) Flecken Mohacz, woher man gekommen war, zurückgieng, um indeſſen, bis eine beſſere Gelegenheit zum Schlagen ſich zeigen würde, einen andern Plan auszuführen, erreichte, erreichte man ganz unerwartet ſeinen Zweck. Der Großvezier nämlich, welcher auf den ſonderbaren Einfall gekommen war, den Zurückzug für eine Flucht zu halten, rückte der, nach ſeiner Einbildung, beſtürzten Armee nach, den 2. — 12. Sept. 1687 kam es zwiſchen dem gedachten Mohacz, dem kleinen Ort Siclos, und dem Berg Harſan (in eben der Gegend, wo Anno 1526 König Ludwig von Ungarn umgekommen war) zu einer Schlacht, bei welcher ſich die vereinigten kaiſerlichen Heere vortrefflich gehalten, und einen vollſtändigen Sieg, nebſt dem ganzen auf fünf

Millionen geſchätzten, türkiſchen Lager, worin der Kurfürſt von Bayern das eine italieniſche Meile lange, mit vierzehn Thürmen gezierte, überaus prächtige Gezelt des Großveziers zuerſt in Beſitz nahm, mit einem Verluſt von ungefähr 1000 Mann, erfochten haben. 16,000 Türken (nach andern 20,000) lagen auf dem Schlachtfeld, und die übrigen flohen zerſtreut. Eſſeck (nebſt allen Feſtungen in Ober- und Niederungarn) fielen den Kaiſerlichen in die Hände. Ganz Slavonien, dann Siebenbürgen, wo man, ungeachtet der Fürſt Abaffi von Einquartierungen nichts hören wollte, und von ſeiner Reſidenzſtadt Hermannſtadt ſich entfernte, kaiſerliche Truppen überwintern ließ, ſtanden jetzt den Siegern zu Gebot; nebſt Czokau, Palleta, und der (in der ungariſchen Grafſchaft Barzod gelegenen) bekühmten Feſtung Erla (oder Erlau). Was aber dieſen ſämmtlichen Siegen die Krone aufſetzte, war, daß nunmehr die Stände von Ungarn auf einem im Oktober 1687 zu Preßburg gehaltenen Reichstage, in der Rückſicht, daß Kaiſer Leopold ſie von dem Joche der Türken befreit, und dabei die feierliche Zuſage ausgeſtellt habe, alle, von den kaiſerlichen Truppen gemachten Eroberungen mit dem Königreiche vereinigen, die alten Freiheiten der Nation beſtätigen, und den Proteſtanten die freie Religionsübung geſtatten zu wollen, den Entſchluß faßten, die ungariſche Krone zu Gunſten der männlichen Nachkommen des Erzhauſes Oeſterreich erblich zu machen, und den 9. December 1687 den älteſten Sohn des Kaiſers, den Erzherzog Joſeph, zum König von Ungarn vom Erzbiſchof von Gran feierlich krönen zu laſſen.

Nichts widerſtand ferner im J. 1688 den für den Kaiſer ſtreitenden, ſieggewohnten Truppen. Das feſte Bergſchloß Montgatſch, welches Emerich Tökely für ſeinen Hauptſitz gehalten, und welches ſeine Gemahlinn, Helena Serini (welche er als Wittwe des 1681 verſtorbenen Fürſten Franz Ragoczy geheirathet) viele Jahre tapfer vertheidigt hatte, fiel. Stuhlweiſſenburg in Niederungarn fiel; und der Fürſt Michael Abaffi von Siebenbürgen bequemte ſich, auf die Vorſtellungen des für den Kaiſer ungemein eifernden Grafen und General Anton Caraffa, dem Schutz des türkiſchen Hofes zu entſagen, und dagegen den Erbkönig von Ungarn und deſſen Nachkömmlinge als Schutzherrn anzuerkennen. Nichts, was man für wichtig genug hielt, um ſich deſſelben zu bemächtigen, widerſtand, und nur die (am Zuſammenfluſſe der Donau und Save gelegene) und erſt noch im Jahre 1687 von dem Großvezier fürchterlich befeſtigte Hauptſtadt von Servien, Belgrad (griechiſch Weiſſenburg, alba graeca), war noch übrig, um die Eroberungen in die Mitte der Türkei führen zu können. Man beſchloß, ſie zu nehmen.

Zu dieſer Unternehmung ward (1688) ein Heer von 66,000 Mann, und (nachdem der Herzog Carl V. von Lothringen von einem Fieber befallen worden war) Maximilian Emanuel von Bayern als einziger oberſter Feldherr beordert; welcher, dießmal wegen verſchiedener Anſtände, die er gehoben wiſſen wollte, lange zauderte, die Stelle anzunehmen, ſo, daß er erſt den 28. Juli zu Peterwardein, aber ſchon den 26. Auguſt, im Angeſicht einer türkiſchen Armee, zu Semlin ankam, und ſogleich den folgenden Tag über den Savefluß ſetzte. Den 21. Auguſt wurde die Belagerung, und den 6. September an fünf Stellen der Hauptſturm unter der Leitung der Generale von Scharfenberg (der gleich anfangs todt blieb) und Steinau, des Prinzen Commercy, des Generals Häußler, und des Oberſtwachtmeiſters, Freiherrn von Pini, unternommen. Der Kurfürſt war mit den bewährteſten Leuten umgeben, und focht, nach ſeiner Gewohnheit, perſönlich, und gerade an den gefährlichſten Poſten mit. Nachdem er über zertrümmerte Mauern vorgedrungen war, ſand ſich, wider alles Vermuthen, ein mehr als drei Klafter tiefer Graben, welcher jenſeits mit Palliſaden, und hinter dieſen mit Türken beſetzt war; worüber die verſuchteſten, furchtloſeſten Krieger ſtutzten, und innehielten. Maximilian rief, indem er in den Graben ſprang, „folget nur mir nach, lieben Brüder!“ ſie folgten und ſprangen. Eine Hütte, die ein glücklicher Zufall in den Graben verſetzt hatte, verhalf ihnen aus der Tiefe und durch die Verſchanzung nach der Stadt; worin, nachdem die Sieger auch an den übrigen Stellen eingedrungen waren, die Straßen, nach der damaligen Sitte, mit Todten erfüllt, aber gleichwohl (und zwar durch die perſönliche Sorge des Kurfürſten) eine große Anzahl gerettet worden iſt. Dieſe Eroberung koſtete die kaiſerliche Armee 2487 Mann, und außerdem zählte man 1483 Verwundete, worunter ſich ſelbſt der Kurfürſt, dann der Prinz Eugen, Prinz Commercy, nebſt andern Offizieren von hohem Range befanden. Der Fall von Belgrad verſetzte den türkiſchen Hof in eine unbeſchreibliche Beſtürzung, und dieſer Hof hatte jetzt wieder nichts angelegeners, als ſeine eifrigſten Friedenswünſche, welche er während dieſes Krieges ſchon mehr als einmal geäußert hatte, zu erneuern; allein man wies zu Wien alle Vorſchläge von ſich, und es bekam das

Anſehen, als ſollten im folgenden Jahre noch weit wichtigere Abſichten vollzogen werden. Servien, Slavonien, Siebenbürgen u. a., ganz Bosnien, wo während der belgradiſchen Belagerung, der Prinz Ludwig von Baden die türkiſchen, ungleich zahlreicheren Heere überall geſchlagen, und verjagt hatte, fühlten die Ueberlegenheit des kaiſerlichen Scepters, und ſchon erwarteten die ferneren, noch unberüheten, türkiſchen Länder ein ähnliches Schickſal, als plötzlich eine dritte Macht ſich aufrichtete, mit der Abſicht, die großen Plane mit Einem Male zu zernichten.

Dieſe dritte Macht war, wie wir kaum zu ſagen brauchen, der damalige franzöſiſche Hof, welcher, um ſeine eigenen Vergrößerungen zu ſichern, alles unternehmen zu müſſen glaubte, was dazu dienen könnte, jede Vergrößerung des öſterreichiſchen Hauſes zu verhindern, und aus dieſer Urſache die türkiſche Macht, welche dieſem Hauſe, wenn nicht gefährlich, doch ſtets höchſt läſtig werden könnte, nicht ſinken zu laſſen. In dieſer Abſicht erſchien in Deutſchland noch am Ende des Jahres 1688 eine fürchterliche franzöſiſche Armee, deren grauſames Verfahren wir nachher erzählen, und hier, um die Geſchichte des Türkenkrieges nicht zu unterbrechen, nur anführen wollen, daß der Kaiſer Leopold und ſeine Verbündeten genöthiget wurden, den leidenden deutſchen Ländern eiligſt zu Hilfe zu eilen, und mithin den größten Theil der Armee von den türkiſchen Grenzen abzurufen. Mit der Hauptarmee entfernten ſich auch die berühmteſten Feldherren, der Kurfürſt von Bayern, Maximilian Emanuel, der Herzog Karl V. von Lothringen, Prinz Eugen u. a., und nur der Prinz Ludwig von Baden, welcher jetzt die oberſte Befehlshaberſtelle übernahm, dann der ihm untergeordnete Piccolomini, und einige andere Veteranen blieben noch, und ſiegten noch einige Zeit mehr mit dem Ruf und mit der Kühnheit, als mit der Macht ihrer Heere. So erfocht Ludwig von Baden noch im J. 1689 zwei ſehr glänzende Siege, und indem er die beiden Hauptfeſtungen Niſſa und Widdin wegnahm, bahnte er ſich zur gänzlichen Beherrſchung von Servien und zum Theil von Bulgarien, den Weg, und Piccolomini machte in Bosnien, und einem Theil Albaniens nicht weniger glückliche Fortſchritte; allein da dieſe glücklichen Unternehmungen, bei welchen kleine Heere wider dreimal ſtärkere fechten mußten (ſo zählte bei Niſſa das Korps des Prinzen Ludwig von Baden etwa zwanzig, das türkiſche ſechzigtauſend Mann) ſtets mit einigem Verluſt ausgeführt, und da die dünner gewordenen Reihen nicht wieder ergänzt wurden, da noch ferner die kühnſten Feldherren durch Unglück bei Seite geſchafft, Piccolomini noch im Jahre 1689 durch eine Krankheit weggerafft, der Oberſte Straſſer, welcher bei Kazianeck im freien Felde mit einem zehnfach überlegenen Heere ſich einließ, nebſt mehren Offizieren und 2241 Mann (wozu noch viele Gefangene kamen) erſchlagen; da ein Korps des Generals Häußler vom Grafen von Tökely (welchen der türkiſche Hof nach dem 1690 erfolgten Hintritt des Michael Abaffi zum Fürſten von Siebenbürgen (wiewohl ohne Beſtand) erklärt hatte, gänzlich zu Grunde gerichtet, und der Muth der Türken von Tag zu Tag unternehmender geworden war, ſo mußten unvermeidlich auch einige Nachtheile von großer Bedeutung erfolgen; wie dann die Türken, nachdem ſie in Bulgarien und Servien keinen Einhalt fanden, Widin, Niſſa, und noch im J. 1690 ſogar die höchſt wichtige Feſtung Belgrad wieder eroberten, und (wiewohl Prinz Ludwig von Baden den 16. Auguſt 1691 bei Salankemen einen herrlichen Sieg erfocht) die kaiſerlichen Heere überhaupt nöthigten, ſich einige Jahre hindurch (1692, 1693, 1694) anſtatt ſelbſt Angriffe zu wagen, ſich wider ſolche lediglich zu vertheidigen, was noch überdieß nicht immer mit einem guten Erfolg verbunden war; wie dann im J. 1695 der vortreffliche General Friedrich Graf von Veterani in Siebenbürgen, wo er mit einem 6500 Mann ſtarken Heere in einem an ſich wohl verſchanzten Lager bei Lugos ſtand, von einer 58,000 Mann zählenden, ſelbſt vom Sultan Muſtapha angeführten Armee überfallen, und faſt mit ſeinem ganzen Korps aufgerieben wurde. Noch in dieſem J. 1695 hatte zwar Friedrich Auguſt (Kurfürſt von Sachſen) die oberſte Befehlshaberſtelle über die kaiſerliche Armee übernommen, und dieſe mit eigenen Truppen verſtärkt, doch außer einer glücklich geleiteten, aber nichts entſcheidenden Schlacht den 17. — 27. Aug. 1696 bei Temeswar, nichts, wodurch der Zuſtand der Sachen eine vortheilhaftere Wendung erhalten hätte, zu Stande gebracht; als endlich der Mann, vor deſſen Geiſteskraft die Zeitſache mit ihren Zufällen und Begebenheiten ſich beugte, erſchien.

Dieſer Mann, Franz Eugen, (jüngſter Sohn des Eugen Moriz von Savoyen, und Olympia Manzini, des Kardinals Mazarini Schweſter Tochter, den 18. Okt. 1663 zu Paris geboren) hatte, da er wegen ſeiner, in der erſten Jugend etwas ſchwächlichen Geſundheit, dem geiſtlichen Stand gewidmet, und mit dem damals zu Paris blühenden, gründlichen und bildenden Wiſſenſchaften vertraut geworden war, frühzeitig eine ſolche Fülle auſſerordentlicher Anlagen, und ſolche Neigungen, ſich mit ungewöhnlichen Entwürfen zu beſchäftigen, geäuſſert, bei denen er ſich des ungeſtümen Triebs, ſeinem Zeitalter als einen Helden ſich darzuſtellen, nicht erwehren konnte. Er bat Ludwig XIV. um eine Anſtellung beim Militär. Der König, der an dem jungen Prinzen nichts, was ihn in ſeinen Augen hätte wichtig machen können, bemerkte, ſchlug die Anſtellung ihm ab. Da zu gleicher Zeit auch die Hofleute eine ſo gar geringe Meinung von ihm hatten, daß ſie ſeiner noch unanſehnlichen Geſtalt überlaut ſpotteten, ſo verließ er Paris, und folgte im J. 1683, da eben der Türkenkrieg anfieng, ſeinem Bruder, Julius Ludwig, den der Kaiſer vor Kurzem zum Oberſten eines Dragonerregimentes ernannt hatte, als Freiwilliger, und zeigte, wiewohl er erſt zwanzig Jahre alt war, eine dergeſtalt reife Ueberlegung, und wohlangebrachte Kühnheit, daß ihn Kaiſer Leopold, nachdem ſein Bruder das Unglück hatte, in dem Rückzug von Raab durch eine tödtliche Wunde, an welcher er zu Wien ſtarb, weggerafft zu werden, mit vollem Zutrauen zum Oberſten des kufſteiniſchen Dragonerregimens, deſſen Oberſter ebenfalls umgekommen war, ernannte. Von dieſer Zeit an zeichnete ſich der Prinz in dem ganzen ungariſchen Feldzug bei jeder Gelegenheit vortrefflich aus; und er war der unzertrennliche Gefährte des Kurfürſten von Bayern, Max. Emanuel, an deſſen Seite er, ſo wie der Prinz Ludwig von Baden, ſolche Beweiſe von Unerſchrockenheit und Erfahrung ablegte, daß dieſer, damals von Freunden und Feinden gleich bewunderte Fürſt, ihn mit dem unumſchränkteſten Vertrauen beehrte; wie er ihn dann bei der Einnahme von Belgrad, ohne ihm einen beſtimmten Poſten anzuweiſen, ausdrücklich zu ſeinem Begleiter wählte. Da Eugen in der Schlacht bei Mohatz der erſte in die türkiſchen Verſchanzungen gedrungen war, ſo hatte er die Ehre, dem Kaiſer die Nachricht von jener Schlacht zu überbringen, der ihm dann auch ſeine Achtung dadurch zu erkennen gab, daß er ihn im Jahre 1688 zum Generalfeldmarſchallieutenant ernannte. Bei dem eben angezeigten Ausbruche des franzöſiſchen Krieges entfernte ſich Eugen aus Ungarn, um auch in Italien neue Denkmäler des Ruhmes ſich aufzurichten. Nie hat man, ſo wie man ihn ſah, einen vollkommnern Feldherrn geſehen. Er war gegen alle Beſchwerlichkeiten des Körpers und Geiſtes ſo abgehärtet, daß er nie lebhafter, zufriedener und aufgeheiterter war, als bei Unternehmungen, Gefahren und Mühſeligkeiten, welche eine außerordentliche Kraft und Anſtrengung erforderten. Er war unerſchöpflich in geſchickten und unerwarteten Entwürfen, und war Meiſter in einer ihm eigenen Art, ſie auszuführen, bei welcher er die Plane der Feinde mit einem Male zerrüttete, und Zerrüttung und Verzweiflung unter ſie verbreitete. Die Zuverſicht, mit welcher man ihn, auch bei den, dem Anſcheine nach gewagteſten Anſtalten zu Werke gehen ſah, theilte ſich dem Zaghafteſten ſeiner Soldaten mit, und dieſe glaubten, daß nichts mißlingen könnte, was er anordnete und perſönlich ausführte. Da er bei allen Vorfällen immer eben dieſelbe hohe Ruhe und geſetzte Faſſung behielt, da er im Unglück nie eine Beſtürzung, im Glück nie eine ſolche Freudigkeit, als wäre ihm etwas Außerordentliches begegnet, verrieth, ſo glaubten die Seinigen, wenn auch die Dinge manchmal auf eine unvermeidliche Weiſe ſehr ſonderbar giengen, ohne vieles Erſtaunen, daß alles in einer wohl eingeleiteten Ordnung gehe. Ehrenbezeugungen und prunkende Lobpreiſungen rührten ihn nicht, und große Reichthümer, zu deren Aufhäufung er Gelegenheit gehabt hätte, hatten für ihn keinen Reiz; außer in ſo weit ſie für ihn ein Mittel waren, die Sammlungen ſeiner Bücher, Naturalien und Kunſtſachen, welche in freien Stunden die Erholung ſeines Geiſtes ausmachten, zu bereichern. Eugen war unſtreitig der größte Feldherr, der größte Staatsmann ſeines Zeitalters; und ſo lange die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes im ungeſchwächten Beſitz ihrer gebieteriſchen Kraft war, war Oeſterreich im Krieg und im Staat über Alles. Dieſer Eugen kam (nachdem er in Italien für ſich nichts weiter zu thun fand) im Juli 1697 nach Ungarn, und eilte der türkiſchen Armee, welche auf 70,000 Mann geſchätzt, und ſelbſt vom Großſultan, Muſtapha II., geführt wurde, entgegen; er fand ſie bei Zenta, (einem, etwa 5 deutſche Meilen bei der Stadt Segedin in Oberungarn, an dem Fluſſe Theiß gelegenen, kleinen Ort) wie ſie eben im Begriffe war, über dieſen Fluß zu ſetzen, was der größte Theil bereits gethan hatte; er fand ſie den 11. September (1697) und ſchlug ſie. Zweiundzwanzigtauſend Türken blieben auf dem Platz; fünfzehntauſend wurden theils von der Theiß verſchlungen, theils gefangen. Das ganze Lager mit allen Koſtbarkeiten des Sultans, welcher jenſeits des Fluſſes der Niederlage zugeſehen, und unter einem entſetzlichen Jammergeſchrei Haar und Bart ſich ausgeriſſen hatte, mit der etliche Millionen reichen Kriegskaſſe, mit einem unermeßlichen Vorrath an Kriegsgeräthen und Lebensmitteln fiel den

Siegern in die Hände, auf deren Seite 430 Mann getödtet, 1593 verwundet wurden. Dieſe Schlacht machte dem ſeit 1683 fortgeſetzten Kriege ein Ende. Die Türken, welche nunmehr fürchten mußten, daß der Kaiſer mit ſeiner ganzen Macht über ſie herfallen möchte, verlangten und erhielten den Frieden. Dieſer wurde, unter Vermittlung der Seemächte, zu Carlowiz (einem in Slavonien an der Donau unweit Peterwardein gelegenen Ort) eingeleitet, aber erſt den 26. Jän. 1699, wiewohl nicht auf ewig, ſondern auf fünfundzwanzig Jahre unterzeichnet. Das Königreich Ungarn dieſſeits der Sav, Siebenbürgen (welches Land der Sohn des Michael Abaffi, genannt Abaffi Michael II. an Kaiſer Leopold ganz abtrat), Slavonien, mit dem größten Theil Croatiens verblieben ſeit dieſem Frieden dem Erzhauſe Oeſterreich. Auch für die Bundesgenoſſen des Kaiſers wurde geſorgt; ſo behielten die Venetianer jene Eroberungen, welche ſie während des Krieges in Dalmatien und Griechenland, wo ihnen die Halbinſel Morea blieb, gemacht hatten; die Polen erhielten ihre verlorne Grenzfeſtung Caminieck wieder; den Ruſſen wurde Azof zu Theil. Die Türken trugen Ungarn jenſeits der Sav, wo Belgrad liegt, und Temeswar davon.

§. IX.

Zweiter franzöſiſcher Krieg.

1688 — 1697.

Dieſer Krieg war, wie alle unterrichtete Zeitgenoſſen bezeugten, eine Erfindung des Kriegsminiſters Tellier (Louvois), welcher dabei die Abſicht hatte, ſeinem Herrn, König Ludwig XIV., anſtatt der Bauluſt, bei der ihm zufälliger Weiſe einige Unannehmlichkeit zugegangen war, mit der Kriegsluſt zu unterhalten. Da der König dieſe Unterhaltung, als wobei die Trompete der (erbärmlichen) Fama am meiſten zu thun bekömmt, ohnehin ſchon leidenſchaftlich liebte, ſo konnte Tellier leicht vorher ſehen, daß derſelbe ſeinen Entwürfen mit dem lebhafteſten Wohlgefallen entgegen kommen, und die auch verderblichſten Rathſchläge als Beweiſe von Scharfſinn und ſeltener Einſicht und ſeltenem Dienſteifer aufnehmen und belohnen würde. Da man franzöſiſcher Seits dem im Jahre 1679 zu Nimwegen geſchloſſenen Frieden ohnehin ſo wenig, als gar nicht, nachgekommen, ſondern unaufhörlich mit Planen für neue Eroberungen beſchäftigt geweſen war, ſo war im Jahre 1688, da der Kaiſer und das Reich eben auf dem Punkte waren, der türkiſchen Größe in Europa ewige Schranken zu ſetzen, ohnehin die höchſte Zeit gekommen, zu welcher es eine ſogenannte Kabinetsklugheit erforderte, alles Mögliche zu unternehmen, um das erzherzogliche Haus Oeſterreich nicht zu der ungemeinen Ausdehnung von Hausmacht, wozu daſſelbe durch die Unterdrückung der türkiſchen Macht alle Hoffnung gehabt hätte, fortſchreiten zu laſſen, und mithin um ſo geſchwinder und nachdrücklicher einen Krieg nach Deutſchland zu ſpielen, als ein ſolcher Krieg ohnehin auch dazu dienen könnte, die ſeit 1679 widerrechtlich gemachten Eroberungen in Sicherheit zu bringen, und überdieß noch einige andere, für welche man ſchon ſeit geraumer Zeit die nöthigen Vorbereitungen gemacht hatte, mit Vortheil zu wagen. Ludwig **XIV.** hatte nämlich nach dem oben genannten Frieden ſeine Truppen nicht nur nicht auf den Friedensſtand herabgeſetzt, ſondern dieſelben vielmehr vermehrt und unaufhörlich geübt; und was ein ſehr ſonderbarer Einfall war, ſo hatte er, um zu jeder Stunde mit einem Schein von Recht und Wohlſtand losſchlagen zu können im J. 1680 zu Breiſach, zu Mez und Biſanz eigene Kollegien von Publiziſten niedergeſetzt, welche unterſuchen und beſtimmen ſollten, was einſt vor hundert und mehreren Jahren zu der Landgrafſchaft Elſaß, dann zu den drei lothringiſchen Bisthümern, ferner zu der Grafſchaft Burgund gehört haben mochte; welches dann (daher jene Kollegien den Namen von Reunionskammern erhielten) mit der Krone unverzüglich wieder vereinigt werden müßte. Unverzüglich wurden auch die im Elſaß gelegenen deutſchen Reichsſtädte in Anſpruch genommen, und zumal, im Jahre 1681 den 20. — 30. Sept. die Stadt Straßburg mitten im Frieden durch franzöſiſche Truppen überfallen, und der Krone einverleibt u. a. m. Die Beſchwerden des Kaiſers wurden an die Kammer zu Breiſach verwieſen, und die inſtändigen Bemühungen, welche ſich Leopold gab, die deutſchen Fürſten zur Ergreifung der Waffen zu bewegen, und dieſe Sache auf einem noch 1680 zu Frankfurt gehaltenen Zuſammentritt näher einzuleiten, wurden bald durch die Aufhetzung des Tökely in Ungarn, dann des Türken, welcher wider ſein ſonſtiges rechtliches Benehmen im Jahre 1683 ſogar den im Jahre 1664 auf zwanzig Jahre feſtgeſetzten Waffenſtillſtand brach, im Jahre 1683 bis nach Wien drang, vereitelt; ja mit dem Werkzeug der türkiſchen Macht wurden, wie man ſich laut erzählte, von König Ludwig

XIV. noch ganz andere, nämlich keine geringern Abſichten verbunden, als, in dem Falle, daß Kaiſer Leopold von den Türken unterjocht, und von ihnen die Vormauer der deutſchen Staaten, Oeſterreich erobert ſeyn würde, den deutſchen Fürſten ſeinen Schutz anzubieten, (wie er dann wirklich mit einem Heere von 60,000 Mann zu Straßburg den Ausgang des ungeheuern türkiſchen Ueberfalls abwartete) und ihnen ſeinen Sohn, den Dauphin, Ludwig, zum römiſchen König zu geben. Da der Erfolg ſeine Abſichten vereitelte, fuhr er (nach den Eingebungen der eben genannten Reunionskammern) fort, Wiedervereinigungen (wozu z. B. im J. 1684 die ſpaniſch-niederländiſche Stadt Luxenburg, deren Feſtungswerke er ſchleifen ließ, beſtimmt wurde) zu unternehmen, und dem Kaiſer, welcher damals (1684) ſeine ganze Macht in Ungarn nöthig hatte, blieb nichts übrig, als mit dem König Ludwig XIV. einen Waffenſtillſtand (zu Regensburg den 15. Aug. 1684) auf zwanzig Jahre zu ſchließen; worin bedingt wurde, daß der Krone Frankreich alle von ihr, vor dem 1ten Auguſt 1681 eingezogenen Plätze und Ländereien, und dazu auch Straßburg und Kehl, während jener zwanzig Jahre, verbleiben, und daß ſie nur jenes, was ſie ſeit dem 1. Aug. des J. 1681 an ſich gezogen hätte, wieder herausgeben ſollte.

Um dieſe Zeit kam in England eine höchſt wichtige Begebenheit, an deren Veranlaſſung Ludwig XIV. keinen geringen Theil genommen hatte, allmählig zur Reife. König Jakob II. von England (Sohn König Karls I., und Henriette, Tochter König Heinrichs IV. von Frankreich) hatte ſich im J. 1673 zur katholiſchen Religion, welche die Religion ſeiner Mutter und ſeiner Voraltern war, öffentlich bekannt, und hatte ſich, wiewohl ihm der Unfall ſeines Vaters eine Warnung für Maßregeln der in England nöthigen Klugheit hätte bleiben ſollen, einfallen laſſen, wider die engländiſchen Reichsgeſetze, deren Erhaltung er bei ſeiner Thronbeſteigung 1685 beſchwor, die katholiſche Religion, auf eine nach jenen Geſetzen äußerſt auffallende Art, in Schutz zu nehmen, Katholiken im Staatsrath, bei der Armee, auf hohen Schulen anzuſtellen, den katholiſchen Gottesdienſt in öffentlichen Kapellen und Kirchen zu geſtatten, und mit einem Worte, die Katholiken allenthalben mit einer beſondern Vorliebe zu begünſtigen. Nun hatte er zwar das gleichzeitige Beiſpiel des Königs von Frankreich, Ludwigs XIV. vor ſich, als welcher ein von ſeinem Großvater, König Heinrich IV., zu Nantes (einer Stadt in Ober-Bretagne) im Jahre 1598 erlaſſenes Edikt, wodurch den Proteſtanten die Religionsfreiheit zugeſagt wurde, durch ein gegentheiliges Edikt im J. 1685 vernichtete, die Auswanderung von nicht weniger, als achtmalhunderttauſend Eingebornen verachtete, und zu gleicher Zeit auch den König von England, Jakob II., ermunterte, ſeinem Beiſpiele zu folgen, ſein Anſehen, als König zu behaupten, und alle diejenigen, welche ſich beigehen laſſen würden, ihm jenes Anſehen zu kränken, ſeine Macht mit Nachdruck fühlen zu laſſen. Jakob II. befolgte den Rath, und gieng darüber zu Grunde; denn ſo wie der Fall in Frankreich und England nicht nur nicht eben derſelbe, ſondern gerade der verkehrte war (der König von Frankreich nämlich hatte für die in Frankreich herrſchende Religion, Jakob II. entgegen hatte wider die in ſeinem Reiche herrſchende geeifert); ſo ſtand auch das Anſehen der königlichen Gewalt mit der Macht der Großen im Lande in einem ganz ungleichen Verhältniß; denn wenn ſich dem Willen eines damaligen franzöſiſchen Königs Niemand widerſetzen durfte, ohne ein Verbrecher zu werden, ſo erwarben ſich entgegen die Großen in England das Verdienſt und den Ruhm ächter Engländer, wenn ſie ſich eigenmächtigen, ungeſetzlichen Unternehmungen ihrer Könige widerſetzten. Dieß geſchah dann auch ſogleich. Die gewalthabenden Vertreter der Nation erklärten ihren

König Jakob **II.** für bürgerlich todt, und thaten unverzüglich, was ſie in dem Falle des wirklichen Hintrittes des Jakob gethan haben müßten. Sie wandten ſich an den Erben ihrer Krone, und luden den Statthalter in Holland, den Prinzen Wilhelm **III.** von Oranien, als welcher die Tochter des Königs Jakob **II.**, Maria, zur Ehe, und mithin wegen ihr das nächſte Recht auf die erledigte Krone hatte, ein, nach England zu kommen, und den Thron zu beſteigen. Wilhelm **III.** ſäumte auch nicht, zu ſolchem Ende (und zwar eine lange Zeit, ohne bemerkt zu werden) alle erſinnliche Vorbereitungen zu machen, wie er dann am Ende eine Flotte von 635 großen und kleinen Schiffen, und einige 20,000 Seeſoldaten geſammelt und aufgeſtellt hatte. So ſehr es nun den Wünſchen eines franzöſiſchen Königs ganz gemäß ſeyn mußte, die engländiſchen Könige mit den Großen ihres Reiches in Zwietracht und Streit zu ſehen, indem ſie dadurch verhindert wurden, den Unternehmungen franzöſiſcher Könige Einhalt zu thun, ſo war doch die Abſetzung des engländiſchen Königs Jakob **II.**, und noch mehr die Thronbeſteigung des Wilhelm **III.** von Holland, als wodurch eine für Frankreich ſehr bedenkliche Macht entſtehen mußte, den Verhältniſſen der Dinge geradezu entgegen, und ganz Europa erwartete, daß Ludwig **XIV.** ſeine ganze Macht aufbieten würde, die Thronbeſteigung des neuen Königs Wilhelm **III.** zu vereiteln; was ferner um ſo mehr erwartet wurde, als Ludwig **XIV.** eine wohlgerüſtete Armee in Bereitſchaft hatte, welche, wenn er dem Statthalter Wilhelm **III.** je nicht unmittelbar zu Leibe gehen, und ihm jede Zurüſtung oder Entfernung aus Holland, unmöglich machen wollte, ſich nur an den Grenzen Hollands hätte aufſtellen dürfen, um jede auf die Krone von England abzweckende Unternehmung zu verhindern.

Aber auch in Deutſchland ereigneten ſich einige Begebenheiten, welche die ganze Thätigkeit des franzöſiſchen Hofes in Bewegung ſetzten. Im Jahre 1685 ſtarb der Kurfürſt Karl von der Rheinpfalz, der letzte Mannsſtamm ſeiner (der ſimmeriſchen) Linie, nach deren Erlöſchung die Nachfolge in Würden, Ländern und Leuten (gemäß dem Herkommen der deutſchen fürſtlichen Häuſer, und zumal gemäß ausdrücklicher Verträge des bayeriſch-pfälziſchen Geſammthauſes) dem nächſten Anverwandten, Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg, dergeſtalt anheim fielen, daß unter den Ländern und liegenden Gütern oder Würden nicht bloß diejenigen, womit das Geſammthaus einſt vom Kaiſer und Reich belehnt worden, ſondern auch diejenigen, welche vom Geſammthaus, als Eigenthum der Familie, wie immer hergebracht, erworben, oder von einem einzelnen Fürſten erkauft, und von ihm bei ſeinen Lebzeiten nicht wieder verkauft, oder auch verſchenkt worden, zu verſtehen waren; wo übrigens in dieſem Falle andere Sachen, welche man, nach dem Herkommen, Allodien oder ludeigene, nämlich perſönliche Sachen nennt, als Geld, Wohngebäude, Hausgeräthe, der Tochter, Schweſter, oder der Anverwandtinn des Letztverſtorbenen anheimfällt. Dieſes war hier der Fall. Karl, der letzte Sproſſe der ſimmeriſchen Linie, hatte eine Schweſter, Karolina Eliſabeth, welche an den Herzog Philipp von Orleans, Bruder des Königs Ludwig XIV., vermählt war. Ungeachtet nun der Inhalt der Familienverträge und des Herkommens im Hauſe Bayernpfalz ganz klar war, ſo wurde gleichwohl unter dem Titel von Allodien ſo vieles, was unſtreitig ein Zugehör des Geſammtlandes war, gefordert, daß dem Erben der Kurwürde kaum der zehnte Theil der hinterlaſſenen Güter übrig geblieben ſeyn würde, was dann auch von Kaiſer Leopold und den Reichsfürſten für einen eigentlichen geſuchten Vorwand, deſſen ſich König Ludwig XIV. bedienen würde, um in Deutſchland einen Krieg anfangen zu können, gehalten, und erklärt, und dagegen (nachdem zu gleicher Zeit ebenderſelbe Verdacht vom holländiſchen Statthalter, dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien, wiederholt bekräftiget wurde) eine kräftige Maßregel genommen worden iſt. Der Kaiſer nämlich, die Könige von Spanien und Schweden, die Kurfürſten von Bayern und Sachſen, die Kreiſe Bayern, Franken, Schwaben und Oberſachſen errichteten den 21. Juni 1686 zu Augsburg unter ſich auf zehn Jahre einen Bund, welchem bald darauf auch der Kurfürſt von der Pfalz und der oberrheiniſche Kreis, dann (vermöge eines beſondern Vertrages mit dem Kaiſer) auch der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg beitrat, welcher Bund die Abſicht hatte, für die Aufrechthaltung der Friedensſchlüſſe von Weſtphalen, Münſter, und Nimwegen u. a. zu ſorgen, und in ſolcher Abſicht eine Armee von 60,000 Mann, deſſen oberſter Befehlshaber der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Bayern ſeyn ſollte, aufzuſtellen.

Eine andere vom König Ludwig XIV. mit dem höchſten Unmuth aufgenommene Begebenheit war die neue Beſetzung des Erzbisthumes und Kurfürſtenthumes Köln nach dem im Juni 1688 erfolgten Hintritt Max. Heinrichs, wo König Ludwig XIV. den ihm äuſerſt ergebenen Biſchof von Straßburg und Kardinal Wilhelm von Fürſtenberg in ſeinen ganz beſondern Schutz genommen, auch für ihn unter den Domherren, von welchen ohnehin faſt die meiſten mit jenem Fürſtenberg verwandt waren, viele Freunde geſammelt hatte; allein der Pabſt, Innocenz XI., erklärte ſich für den Prinzen Clemens von Bayern, und da auch ſämmtliche Kurfürſten und die deutſchen Reichsſtände überhaupt für ihn geſtimmt waren, ſo wurde dieſer Prinz, der bereits Biſchof zu Regensburg, übrigens aber noch kaum ſiebenzehn Jahre alt, von dem Pabſt aber durch eine entſcheidende Bulle den 15. Sept. 1688 begünſtigt worden war, zum Erzbiſchof und Kurfürſten von Köln feierlich eingeſetzt. Der Verdruß des Königs Ludwig XIV. über die Zurückſetzung, und gänzliche Vereitlung ſeiner Wünſche und Verwendungen für den Kardinal von Fürſtenberg war unbeſchreiblich; wie dann auch der Ausbruch ſeines Unmuths ſchnell erfolget, und ſchrecklich war.

Gleichwie nämlich, in Betreff eines Krieges überhaupt, vorlängſt beſchloſſen war, daß ein Krieg (ſchon zum Zeitvertreib des Königs, wozu jetzt, im J. 1688 noch das Glück der öſterreichiſchen Heere in Ungarn kam) eröffnet werden müßte; ſo wurde jetzt nicht nur der

Ausbruch des Krieges, ſondern auch die Frage, bei welcher die franzöſiſchen Miniſter lange getheilt waren, „wider wen und wo“ der Krieg eröffnet werden ſollte, mit Einem Male entſchieden, und der Vorſchlag des Miniſters Tellier genehmigt, welcher (aus Eiferſucht und Haß wider den Seeminiſter und Sohn des Colbert, den Marquis von Seignelai, der für die Ausrüſtung einer Flotte wider die Unternehmungen des Statthalters von Holland, Wilhelm **III.** von Oranien, nach den einſtimmigen Meinungen aller hellſehenden Franzoſen, ſich erklärt hatte) mit einer ſonderbaren Verrücktheit von Begriffen, behauptete, „daß man zwar der Krone Spanien, weil ſie dem augsburgiſchen Bündniſſe beitrat, daß man zwar auch Holland, weil es die Abſichten des Statthalters auf die Krone Englands begünſtigte, den Krieg ankündigen, daß man aber den eigentlichen Hauptkrieg vorzüglich und wie einzig allein in Deutſchland eröffnen, und hier große Abſichten ausführen müſſe; was um ſo leichter jetzt gelingen würde, da der Kaiſer und die deutſchen Fürſten mit ihrer Hauptmacht im weit entfernten Ungarn ſtänden, und in die Nothwendigkeit verſetzt werden würden, ihre Macht zu theilen, und mehrere Heere, von welchen keines mit Nachdruck würde handeln können, aufzuſtellen; da man entgegen, wenn dieſer Zeitpunkt unbenützt gelaſſen würde, nichts anders zu erwarten haben könnte, als daß die ganze deutſche Macht, wenn ſie mit den Türken fertig geworden ſeyn würde, wider Frankreich ſich vereinigen werde, um die in Elſaß und andern Provinzen der franzöſiſchen Krone ſeit Kurzem einverleibten Ortſchaften wider an ſich zu reiſſen" u. ſ. w. Man verfiel franzöſiſcher Seits ſogar auf den Einfall, den Kaiſer auf eine Probe, deren (nicht unzweifelhaften) Erfolg man für einen Beweis feindſeliger Geſinnungen erklären wollte, zu ſtellen; indem man demſelben eröffnen ließ, daß der franzöſiſche Hof nichts mehr wünſchte, als den im Jahre 1684 errichteten zwanzigjährigen Waffenſtillſtand in einen ewigen Frieden verwandeln, dabei aber die beſetzten deutſchen Ortſchaften ohne fernere Einrede behalten zu können. Dieſer Antrag, welcher mit dem ſonderbaren Beiſatz vorgebracht wurde, daß ſich der Kaiſer darüber nur recht bald erklären möchte, weil man im Weigerungsfalle zu andern Maßregeln ſchreiten müßte, wurde vom Kaiſer, wie vorher zu ſehen war, ſchlechterdings abgelehnt. — Dieſe eben erzählten Ereigniſſe waren der Inhalt einer Kriegsankündigung, worin König Ludwig XIV. den Völkern von Europa eröffnete, „daß er die Waffen nicht eher ergriffen habe, als nachdem er ſich von der Uebereinkunft des Kaiſers, der Kurfürſten, und des Königs von Spanien, ihn mit Krieg zu überziehen, überzeugt habe; daß dann auch in ſolcher Hinſicht ſeine kaiſerl. Majeſtät auf nichts weiter warte, als auf den Abſchluß des Friedens mit den Türken, um hernach mit vereinigter Kraft wider Frankreich wirken zu können; in eben ſolcher Hinſicht habe ſich der Kaiſer geweigert, den zwanzigjährigen Stillſtand in einen ewigen Frieden zu verändern. Ferner habe ſich der Kurfürſt von der Pfalz nicht verſtehen wollen, der Madame d'Orleans ihre Lehengüter und andere von ihrem Vater und Bruder ihr zuſtändige Erbgüter auszuliefern. Endlich habe der Kaiſer das Kapitel zu Köln genöthigt, einen Prinzen von Bayern zum Kurfürſten zu wählen, ſo wie derſelbe, der Kaiſer, auch alles in Bewegung geſetzt habe, um den Kardinal von Fürſtenberg zu verdrängen."

1688. Aber ehe noch dieſe Kriegserklärung erſchienen war, war bereits (im Sept. 1688) unter der Anführung der Marſchälle Düras und Montelas, ein franzöſiſches Heer aus Elſaß durch Baden und Würtemberg nach der Rheinpfalz, und nachdem es in den wehrloſen Städten, Offenburg, Neuſtadt an der Hardt, Kaiſerslautern, Alzey, Speier, Worms, Heilbronn, Trier, Oppenheim u. a. Beſatzungen hinterlaſſen, eilfertig nach Philippsburg gerückt. Die Belagerung dieſer Stadt, bei welcher ſelbſt der Dauphin Ludwig von Frankreich ſich einfand, dauerte, nachdem ſie auf einen feindlichen Ueberfall durchaus nicht vorbereitet war, kaum drei Wochen, als ſie ſich ergab. Dieſem Beiſpiele folgten Mainz, Mannheim, Heidelberg, Frankenthal und faſt alle Städte in Schwaben und am Rhein, indem diejenigen, welche, wie z. B. Coblenz mit der Uebergabe zauderten, verbrannt und verwüſtet wurden; wiewohl dieſem Schickſale auch die folgſamen, oder ganz wehrloſen Städte und Schlöſſer nicht entgiengen. Der Miniſter Tellier ſtellte den von allen geſitteten Völkern verabſcheuten Grundſatz auf, daß man ſeinem Feinde ohne Grenzen, wo und auf welche Weiſe man ihm würde ſchaden können, ſchaden ſollte, und die Offiziere, wenn ſie nicht entſetzt werden wollten, mußten (wenn auch wider alle ihre Neigung) Grauſamkeiten, vor denen die menſchliche Natur zurückſchaudert, verüben und einleiten. Wir haben ſchon oben der Mißhandlungen, mit welchen im erſten franzöſiſchen Krieg von franzöſiſchen Soldaten, unter der Anführung des bekannten Feldmarſchalls von Türenne, die Rheinpfalz verheert wurde, erwähnt; aber die damaligen

Zügelloſigkeiten waren im Vergleich mit den Unthaten, welche jetzt verübt wurden, nur gleichſam mäßige Vorſpiele. Man begnügte ſich jetzt nicht mehr damit, daß man allein die Ortſchaften, welche der Schauplatz des Krieges waren, verheerte; ſondern man ſchickte in entfernte kaiſerl. Staaten ordentliche Rotten von Mordbrennern, mit dem Auftrage, die vorzüglichſten Städte in Brand zu ſtecken, ab; wie dann (wie Pelzel in ſeiner Geſchichte der Böhmen Th. 2. S. 834 erzählt) z. B. nach Prag dreißig derſelben, welche ein ordentlicher Hauptmann beſoldete, und Befehle unter ſie austheilte, kamen, und den 21. Juni 1689 an verſchiedenen Orten Feuer anlegten, durch welches die Judenſtadt nebſt eilf Synagogen, (wobei viele hundert Juden ihr Leben einbüßten) dann in der Alt- und Neuſtadt 407 Häuſer nebſt zwei Kirchen, und vielen ſchönen Gebäuden eingeäſchert wurden. Die böhmiſchen Städte Trautnau, Braunau, Klattau u. a. waren ſchon vorher in die Aſche gelegt worden. Man kann von dieſen Undingen auf die Schickſale der Länder, wo die damaligen franzöſiſchen Heere ſich einfanden, ſchließen. Die ganze Landſchaft von Straßburg bis über Mainz hinab wurde (und zwar nicht nur die Städte, Schlöſſer und Dorfſchaften, ſondern ſogar Wälder und Weinberge) mit Feuer und

Schwert verheert; die ganze Pfalz, das Würtembergiſche, die Markgrafſchaft Baden, die Städte Heidelberg, Worms, Speier, von welcher Stadt das ſeit mehr als 160 Jahren daſelbſt geſtandene Reichskammergericht nach Wezlar verlegt wurde, und mehr als vierzig andere Städte wurden, nachdem ſie erſt Brandſchatzungen bezahlt, und darauf Plünderungen erlitten hatten, verbrannt und verheert; wobei ſich vor andern der Brigadier (und im Jahre 1689 zum Feldmarſchall erhobene) Melack auszeichnete, welchem man aber gleichwohl noch die Ehre anthat, ihn noch einiges Gefühls von Ehre und Schande für fähig zu halten, indem man in Oberdeutſchland, zumal in Bayern, den Namen Melack grimmig fletſchenden Hunden gab *).

---

*) Der Marſchall von Villars ſagte von dieſem Melack in ſeinen Denkſchriften Tom. I. p. 224: „Melack beſaß Kopf und Muth, und verſtand ſich ſehr gut auf das Kriegshandwerk, indem er ſich von einem gemeinen Herumtummler bis zum Oberſten ſchwang; er hatte aber ſeine beſſern Eigenſchaften durch ungeheure Flecken ſeines Charakters verdunkelt; ſo wollte er, unter andern, auch für einen Atheiſten gehalten werden; er behauptete, daß es keinen Teufel gebe, indem er, in der Abſicht, mit einem Teufel in Gemeinſchaft zu kommen, alles Erdenkliche in der Welt ge-

Dieſe Gräuel waren in eben dem Grade, in welchem ſie unſinnig und grauſam waren, ſelbſt den Abſichten des franzöſiſchen Königs, als welcher immer noch ſehnlichſt gewünſcht hatte, ſeinen Sohn, den Dauphin, den Kurfürſten zum römiſchen Könige vorſchlagen zu können, unerſetzlich nachtheilig. Dieſe Kurfürſten, ſo wie die ſämmtlichen deutſchen Fürſten ſchloßen ſich, bei dem, eben ſo höchſt un-

---

trieben, und doch ſeinen Zweck niemals erreicht hätte. Der Marſchall von Düras bediente ſich dieſes Melacks vorzüglich bei ſeinen ſchrecklichen Mordbrennereien, welche zwei Jahre (1688—1689) anhielten. Melack vollzog die unmenſchlichſten Aufträge mit der unbeugſamſten Härte; ſo, daß er von den deutſchen Bauern für ein Unding, das mit der Hölle in Verbindung ſtände, gehalten, und daß ſein Name der Schrecken der Länder geworden war; aber über dieſen Ruf, welcher ihn nicht wenig ergözte, vergaß er zulezt einige Male, den Truppen ſeiner Feinde ſchrecklich zu bleiben. Sein Beſtreben gieng dahin, ſich bei ſeinen Vorgeſezten gefürchtet zu machen, ſich ihnen nie anders, als in der Geſtalt eines wuthſchnaubenden Mannes zu zeigen, und ſich das Anſehen eines ganz ungebändigten Wilden dadurch zu verſchaffen, daß er an der Seite ſeiner Schlafſtätte immer zwei Wölfe liegen hatte. Mit einem Worte, er war einer der phantaſtiſchen Tollköpfe, welche gewöhnlich wenig dazu geeignet ſind, ihren Vorgeſezten und Generalen wahrhaft nüzlich zu ſeyn.“

beſonnenen als zweckwidrigen Benehmen der Franzoſen, enger, als dieß jemals in vorigen Zeiten geſchehen war, zuſammen, und gaben dem Kaiſer auf alle Weiſe ihren Beifall, als dieſer in ihrem Namen noch im Jahre 1688 (den 11. Dec.) Frankreich für einen Feind des deutſchen Reiches, und mithin den Reichskrieg erklärte. Im folgenden Jahre

1689 ſchloß der Kaiſer mit Holland, wozu bald darauf auch England und Spanien kamen, ein enges Bündniß, und hatte das Vergnügen, die deutſchen Kurfürſten einem ſeiner heißen Wünſche entgegen kommen zu ſehen, indem ſie ſich (im November 1689) zu Augsburg (Sachſen und Brandenburg, welche ihre Abgeordneten ſchickten, ausgenommen) in Perſon verſammelten, um den älteſten kaiſerlichen (wenn gleich nur erſt das zwölfte Jahr zählenden) Prinzen Joſeph I. zum römiſchen Könige zu wählen (wiewohl die feierliche Wahlhandlung erſt den 24. Jän. 1690, die Krönung aber zwei Tage nachher vom mainziſchen Kurfürſten, Anſelm von Ingelheim, vollzogen wurde); was dann auch hinwieder den Kaiſer bewogen hat, zur vereinigten Reichsarmee eine größere Zahl von Truppen, als die geſetzliche Uebereinkunft mit ſich brachte, zu ſtellen. Dieſe Truppen, welche größtentheils aus Ungarn herbeigeführt, und wie ſie in den Lagern geſammelt waren, auf mehr, als 60,000 Mann geſchätzt wurden, konnten zwar die franzöſiſchen Verheerungen nicht hindern, verfuhren aber, wo ſie unmittelbar mit Franzoſen zu thun bekamen, mit ihrer ſeit ſo vielen Kriegsjahren wohlgeübten Kraft und Geſchicklichkeit. Der Herzog Karl V. von Lothringen bekam den 11. Sept. 1689 die Stadt Mainz wieder in ſeine Gewalt; indeſſen daß der Kurfürſt Friedrich III. von Brandenburg (Sohn des 1688 verſtorbenen Friedrich Wilhelm) mit einem eigenen, von einigen Verbündeten verſtärkten Heere, (im Juni 1689) Kaiſerswerth, (im Oktober) die kurkölniſche Reſidenzſtadt Bonn, dann Rheinbergen u. a., den Franzoſen wieder entriß, ſo, daß man Urſache hatte, im folgenden Jahre 1690 entſcheidenden Vorfällen entgegen zu ſehen; aber dieſe trafen, aus verſchiedenen Urſachen nicht ein, und der deutſche Reichskrieg wurde einige Jahre, ohne daß ein Theil von einem außerordentlichen Glücksfall begünſtigt worden iſt, fortgeführt. Die großen Feldherren, welche ſich in den Türkenkriegen unverwelkliche Lorbern, und das zuverſichtliche Vertrauen ihrer Truppen erworben haben, Karl V. von Lothringen, Maximilian Emanuel von Bayern, Prinz Eugen, hatten ſich, einer nach dem andern, von der Reichsarmee entfernt. Karl V. von Lothringen, welcher in ſeiner Ehe mit Eleonora, (Schweſter des Kaiſers Leopold) einen Sohn gen. Leopold, dieſer aber zum Sohn den Franz Stephan, welcher die Maria Thereſia zur Gemahlinn erhalten hat, trat zuerſt ab, indem er den 18. April 1690 zu Wels in Oeſterreich mit Tod abgieng. Prinz Eugen begab ſich (1690) nach Savoyen, wo er den Krieg wider Frankreich viele Jahre geleitet, und vortrefflich ſich ausgezeichnet hat. Der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Bayern hatte zwar, nach dem Hintritte des Herzogs Karl V. von Lothringen, bei der auf 70,000 Mann gebrachten Reichsarmee, bei welcher auch der Kurfürſt Johann Georg III. von Sachſen mit ſeinem Korps perſönlich ſich einfand, die Hauptleitung übernommen; allein da er zu wirkſamen Unternehmungen nicht nur die unentbehrlichen Mitwirkungen nicht gefunden, ſondern noch überdieß das Mißvergnügen zu erfahren hatte, nach den ſpaniſchen Niederlanden (wo der franzöſiſche Marſchall und Herzog von Luxenburg bei einem in der Grafſchaft Namur gelegenen Dörfchen Fleury den 1. Juli 1690 dem General der Verbündeten, Prinzen von Waldeck, eine Schlacht abgewonnen, wiewohl auch ſelbſt einen höchſt empfindlichen Verluſt erlitten hatte, eine äußerſt beträchtliche Anzahl Truppen zur Verſtärkung der übel zugerichteten Armee abgeben zu müſſen, ſo hatte er ſich von der Rheinarmee entfernt, mit der Erklärung, die Anführung der Truppen in Italien, zumal in Savoyen, wohin er auch ſogleich fünf bayeriſche Regimenter (ſo wie der Kaiſer ſieben) abſchickte, beſorgen zu wollen. Der im J. 1691 nachgefolgte Oberfeldherr der deutſchen Reichsarmee, der obengenannte Kurfürſt von Sachſen, wiewohl ihn der kaiſerliche General Caprara mit ſeiner Tapferkeit und Erfahrung, und noch überdieß ein neues Heer von 22,000 Mann (das die Kreiſe Franken und Schwaben ſtellten, und während des ganzen Krieges vollzählig unterhielten) unterſtützt hatten, wurde durch ein, ſeiner Armee höchſt nachtheiliges, Schickſal gehindert, etwas Bedeutendes zu unternehmen, indem jene Armee von einer verwüſtenden Seuche angeſteckt, und er, der Kurfürſt, ſelbſt zu Tübingen den 2. — 12. Sept. 1691 weggerafft wurde. Im J. 1692 zählte die Reichsarmee 30,000 Mann, und der Markgraf Chriſtian Erneſt von Bayreuth war ihr Anführer, welcher nicht geſäumt haben würde, das Heer der Franzoſen ſeinen Kriegseifer fühlen zu machen, wenn dieſe, deren Hauptmacht in den Niederlanden verſammelt, und anderswo zerſtreut war, es für gut befunden hätten, in eine Hauptſache ſich einzulaſſen; wiewohl ſie nicht unterließen, einzelne, nicht ganz unbeträchtliche Unternehmungen, bei welchen ſie auch ihren Zweck erreichten, zu wagen; ſo bekamen ſie bei einem Einfall ins Würtembergiſche den Herzog Friedrich Karl (Vormund und Stellvertreter des unmündigen Herzogs Eberhard Ludwig) bei Oetisheim gefangen, und erpreßten ungeheure Geldſummen in dem Land, welches ſie, gemäß ihrer damaligen Weiſe, ſchrecklich mißhandelten, u. ſ. w.

Die Begebenheiten des Jahres 1693 waren, mit Veränderung der Namen und Ortſchaften, beinahe eben dieſelben, und beſtanden wieder darin, daß man ſich an dem kaiſerlichen und andern deutſchen Höfen über den bisherigen geringen Fortgang der Dinge gewaltig erhitzte, daß man für das künftige Jahr große Vorſätze nebſt großen Anſtalten machte, und gleichwohl am Ende wieder nichts Entſcheidendes bewirkte; und dieß (unter andern Urſachen) ſchon darum, weil die verſchiedenartigen Glieder des deutſchen Körpers, theils aus einer hergebrachten zu bedächtlichen Weiſe, theils aus vorſätzlicher Abſicht, ihre freie Selbſtſtändigkeit anzudeuten, mit der Ausführung ihrer Plane gewöhnlich ſo lange zurückhielten und zauderten, bis es lange zu ſpät war, etwas mit Nachdruck auszuführen. Man hatte für das Jahr 1693 den kaiſerlichen General, Markgrafen Ludwig von Baden, von der ungariſchen Armee abgerufen, und ihn zum Oberfeldherrn der Reichsarmee, welche dießmal wenigſtens 60,000 Mann zählte, ernannt, man hatte auch ſämmtliche Oberhäupter der Verbündeten nach Köln am Rhein zu einer gemeinſchaftlichen Verabredung, was und wo etwas vorgenommen werden ſollte, beſchieden; allein man vergaß dabei, daß man nicht mit den Türken in Ungarn zu thun hätte, wo der eigentliche Krieg erſt im Juni, und wohl noch ſpäter, ſeinen Anfang nahm; denn wiewohl ſich dießmal auch die Franzoſen eben nicht übereilten, ſo hatte man deutſcher Seits gleichwohl die nöthigen Vorſichtsmaßregeln ſo wenig in Bereitſchaft, daß der franzöſiſche Marſchall von Lorges mit gar keinen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, in der letzten Hälfte des Maimonats 1693 die, wieder in etwas hergeſtellte, und mit einer geringen Mannſchaft beſetzte, Stadt Heidelberg zu überfallen, dieſelbe nebſt dem kurfürſtlichen Reſidenzſchloſſe zu erobern, und übrigens wieder ein bleibendes Denkmal der damaligen, ganz und gar verfallenen, franzöſiſchen Kriegszucht zu hinterlaſſen. Die Soldaten nämlich plünderten und verbrannten die Reſidenz der pfälziſchen Kurfürſten, plünderten und verbrannten die

Stadt, und was ſie im J. 1689 zu Speier gethan hatten, daß ſie die alten Grabmäler der alten Kaiſer aufriſſen, und die Leichname der Kaiſer, welche man in ſteinernen Särgen in geſchlagenes Blei eingehüllt fand (wiewohl eigentlich nur die Leichnahme der Kaiſer Adolph und Albrecht), ihres Schmuckes beraubten, dießmal auch zu Heidelberg mit den Grabſtätten und Leichnamen der Kurfürſten verübten. Dieſer Unfug und dieſe gräßliche Unordnung des damaligen franzöſiſchen Heeres, welches ſich, wie ein Augenzeuge, der Herzog von Villars in ſeinen Denkſchriften ſagte, „ganz auf das Plündern, und auf das Verbrennen der Städte und kleinerer Flecken verlegte, und welches ſich theils in den Ruinen verwüſteter Städte, theils in vollen Weinkellern aufhielt,“ war eine Haupturſache, daß es ungeachtet ſeiner Ueberlegenheit, ungeachtet der Gegenwart des Dauphin, welcher mit einem zahlreichen Korps angekommen, und von ruhmſuchenden Anführern unterſtützt und ermuntert worden war, der Reichsarmee nichts anhaben konnte, welche für gut befunden hatte, nach Heilbronn ſich zu ziehen, und in einem wohlverſchanzten Lager günſtigere Lagen zu erwarten.

Da dieſe beiderſeitigen Lagen in den Jahren 1694 und 1695, mehr und weniger, eben dieſelben blieben, ſo blieben dieß auch die

Vorfälle, und alles, was die beiderſeitigen Heere verrichteten, war, daß die Franzoſen bei der Eröffnung des Feldzuges gewöhnlich über den Rhein nach Heilbronn, mit der Abſicht, es zu erobern, gegangen, dann, nach einigen verunglückten Verſuchen, wieder abgezogen, daß ihnen die Deutſchen mit großen Vorſätzen nachgezogen, aber, ohne etwas ausgeführt zu haben, im Spätjahre wieder zurückgekehrt ſind. Dieſe allerdings ſonderbare Unthätigkeit, bei welcher die Franzoſen in verſchanzten Lagern ſich hielten, die Deutſchen aber an Unternehmungen, welche wohl mit außerordentlichen Gefahren, aber nicht mit außerordentlichen Vortheilen oder Folgen verbunden waren, ihre Hauptmacht nicht wagen wollten, wurde auch im Jahre 1696 fortgeführt, und es gewann den Anſchein, daß ſie ſo lange, als die übrigen Kriege mit Spanien, England, Holland, welche die größere Aufmerkſamkeit der kriegführenden Mächte beſchäftigten, fortdauerten, auf eben dieſelbe Weiſe fortgeführt werden würde. Jene Kriege, anſtatt nach ſo vielen Jahren ſich zu ermüden, ſchienen vielmehr im J. 1696 von neuem ſich aufzufriſchen. Die großen Verbündeten, der Kaiſer, Spanien, England, Holland, und die mächtigſten deutſchen Stände erneuerten zu Haag in Holland ihr Bündniß, und ſechs deutſche Reichskreiſe (der ober- und niederrheiniſche, der bayeriſche, der ſchwäbiſche, der fränkiſche und weſtphäliſche) verſprachen zu Frankfurt ſich mit vollem Ernſte, zu ihrer gemeinſchaftlichen Vertheidigung ein beſtändiges Heer von 60,000 Mann halten zu wollen. Alles, wie es von neuem begann, drohte von neuem mit einer verheerenden Zukunft — als endlich einer der erſten Verbündeten aus dem gemeinſamen Verſtändniß trat.

Dieſer Verbündete, welcher, wie die übrigen Bundesgenoſſen, im Jahre 1690 feierlich verſprochen hatte, „ohne des Kaiſers Einwilligung in keinen Tractat mit dem allerchriſtlichſten König zu treten, ſondern als ein Fürſt, der dem deutſchen Reiche getreu iſt, dem Kaiſer feſtiglich anzuhangen," war der Herzog und König von Savoyen, Victor Amadeus II., welcher, nachdem es ihm in dem wider Frankreich geführten Krieg, nicht immer nach Wunſch gieng, mit dieſer Krone ſchon im Jahre 1695 zu Loreto einen heimlichen Frieden ſchloß, den er im Juli 1696 öffentlich kund machte, auch ſogleich als General der Franzoſen wider Spanien auftrat, und die dieſer Krone zugeſtandene, im Herzogthume Mailand gelegene Stadt Valentia belagerte; wofür er von den Franzoſen mit ſeinem Lande (nebſt einer Summe Geldes) wieder erfreut; auch zur Beſtätigung der neuen Freundſchaft ſeine Tochter, Maria Adelheid, mit dem Sohne des damaligen Dauphin, und Enkel König Ludwigs XIV. den 6. Okt. 1697 zu Verſailles vermählt wurde.

Dieſem Beiſpiele folgten die übrigen Verbündeten, und auf dem (in Holland zwiſchen Haag und Delft gelegenen) Schloſſe Ryßwick wurden im J. 1697 die Verhandlungen, bei welchen auch ein Bevollmächtigter des Kaiſers, und 32 Reichs-Abgeordnete erſchienen, eingeleitet; allein, anſtatt daß von allen Verbündeten alles gemeinſchaftlich hätte behandelt werden ſollen, ſo ſchloßen die Geſandten von England und Holland den 9. Juli zu Brückom bei Hall in Brabant einen ſonderheitlichen Frieden mit Frankreich, vermöge deſſen der Statthalter von Holland, Wilhelm III. von Oranien, nunmehr auch als König von England, wo er im Jahre 1689 feierlich gekrönt worden war, anerkannt, ferner ihm ſein Stammfürſtenthum Oranien wieder eingeräumt, und ſonſt alles, während des Krieges, zu Verluſt Gekommene wieder zurückgeſtellt werden ſollte.

Nach dieſen Vorgängen eilte der ſpaniſche Botſchafter ebenfalls zum Abſchluß eines ſonderheitlichen Friedens, vermöge deſſen die Krone Spanien keinen andern Vortheil hatte, als daß ſie alles im Kriege Verlorne wieder zurückerhielt; zweiundachtzig Orte von Städten, Flecken und Dörfern in Katalonien und den Niederlanden ausgenommen, welche zu einer ſonderheitlichen Entſcheidung vorbehalten wurden.

Nun befand ſich im J. 1697 der Kaiſer mit der Krone Frankreich wieder in derſelben Lage, in welcher er ſich im Jahre 1679 zu Nimwegen befunden hatte; er war nämlich von ſeinen Verbündeten allein noch übrig, und die Wahl der Bedingniſſe, ſo bedenklich ſie ſeyn mochte, war ihm nicht mehr frei; indem er damals (im Jahre 1697) noch in den ſchweren Türkenkrieg verwickelt, und jetzt von der Gefahr bedroht war, im Falle einer Weigerung von der geſammten Macht nicht nur der Franzoſen, ſondern wohl auch (aus Gefälligkeit gegen dieſe) ſelbſt von ſeinen ehemalige Bundesgenoſſen überfallen zu werden. Demnach wurde den 20. Oktober 1697 der Friede zu Ryßwick, nachdem man dabei den weſtphäliſchen und nimwegiſchen Frieden zum Grunde legte, dahin mit dem Kaiſer abgeſchloſſen, daß der Krone Frankreich das, was ſie längſt geſucht hatten, nämlich, nebſt Straßburg alle übrigen eingezogenen Städte und Ortſchaften im Elſaß mit vollkommener Hoheit verbleiben ſollten; wofür übrigens bewilliget wurde, daß die Städte Kehl und Philippsburg, welche den Deutſchen, dann die Städte Breiſach und Freiburg, welche dem Erzhauſe Oeſterreich angehörten, ferner andere, außerhalb Elſaß ruinirte Oerter, ihren vorigen Herren, doch ausdrücklich mit der Bedingniß zurückgeſtellt werden ſollten, „daß an allen dieſen Orten die katholiſche Religion (welche von den Franzoſen in allen von ihnen eingezogenen Ortſchaften eingeführt worden war) in dem Stand gelaſſen werden ſollte, in welchem dieſelbe damals wirklich war;“ eine Bedingniß, wider welche von proteſtantiſchen Ständen ein eifriger, doch vergeblicher Widerſpruch eingelegt ward.

Uebrigens wurde, wie oben vorkam, das Herzogthum Lothringen (doch mit dem Vorbehalt zweier lothringiſchen Feſtungen Sarlouis und Longuey, welche den Franzoſen den Eingang in Deutſchland und in die Niederlande ſicherten) ſeinem rechtmäßigen Herrn zurückgeſtellt, und wegen der Forderungen der Herzoginn von Orleans wurde beſchloſſen, daß dem päbſtlichen Hofe der endliche Ausſpruch überlaſſen werden ſollte, welcher den 17. Hornung 1702 dahin erfolgte, daß dem Kurfürſten von der Pfalz auferlegt wurde, der Herzoginn von Orleans für alle Allodien 300,000 Reichsthaler zu bezahlen.

§. X.

Dritter franzöſiſcher Krieg.

1700 — 1714.

Unter die Beweggründe, welche den Kaiſer Leopold I. veranlaßten, im J. 1699 mit den Türken den Frieden zu Carlowiz zu ſchließen, gehörte vorzüglichſt die, damals beinahe ſchon entſchiedene, für ihn höchſt traurige, Nothwendigkeit, ſogleich wieder einen neuen Krieg, deſſen Größe und Wichtigkeit alle vorhergegangenen bei weitem zu übertreffen drohte, zu übernehmen. Die Veranlaſſung dieſes in vielen Rückſichten höchſt ſonderbaren Krieges, als während deſſen die Ordnung und der Lauf der dem Scheine nach unabänderlichen Dinge ganz unerwartet mehr, als Einmal, ſich änderte, gab die damals nahe bevorſtehende Erledigung der ſpaniſchen Monarchie, als bei welcher König Karl II. ohne Leibeserben, und bei den beſten Jahren, aus Entkräftung zuſehends ſeinem Lebensende ſich näherte. Sein unermeßlicher Nachlaß an Ländern in allen Welttheilen erregte die Aufmerkſamkeit aller europäiſchen, und zumal die lebhafteſte Eiferſucht derjenigen Höfe, welche ſich ſchmeichelten, irgend einen Anſpruch auf das Ganze oder auf Theile machen zu können. Gleichwohl konnte kein rechtlicher Zweifel bei der Frage ſeyn, wem die Erbſchaft nach der natürlichen und geſetzlichen Ordnung der Dinge zuſtändig ſey. Spanien war im J. 1496 durch die Vermählung des öſterreichiſchen Erzherzogs Philipp I. mit der ſpaniſchen Erbprinzeſſinn Johanna ein Geſammteigenthum vom Erzhauſe Oeſterreich, und Philipp II., Enkel Philipps I. war im Jahre 1556 der eigentliche Stammvater der öſterreichiſch-ſpaniſchen Linie mit der natürlichen, und durch die letzten Vermächtniſſe der nachgefolgten Könige zum Ueberfluſſe beſtätigten, Folge geworden, daß bei der Erlöſchung dieſer Linie die Erbſchaft wieder dem Haup'ſtamme von Oeſterreich heimfallen ſollte; aber dieſer Fall einer vollkommenen Erlöſchung war, ungeachtet König Karl II. keine Leibeserben weiter zu hoffen hatte, in Spanien noch nicht eingetreten, weil nach den Geſetzen dieſes Reiches auch die Töchter des Hauſes erbfähig waren. Solche Töchter, oder deren unmittelbare Abkömmlinge waren vorhanden. König Karl II. hatte zwei Schweſtern, a) Maria Thereſia, b) Margaretha Maria Thereſia, um welche ſich, wie leicht zu erachten, die erſten Monarchen der

Welt bewarben. Die erſte wurde vom König in Frankreich Ludwig XIV., die zweite vom Kaiſer Leopold I. geehelichet; allein Ludwig XIV. konnte ſeine Prinzeſſinn nur mit der Bedingniß erhalten, daß er allen Anſprüchen auf die ſpaniſche Erbſchaft feierlich entſagte, was auch eben ſo feierlich ſeine Gemahlinn that. Dieſer war der Fall bei dem Kaiſer Leopold nicht, und wenn ſeine Gemahlinn eine Verzicht geleiſtet haben ſollte, ſo war dieſe ſchon aus der Urſache, weil ſie ohne Wiſſen und Einwilligung der ſpaniſchen Großen geſchehen ſeyn würde, ohne alle Rechtskraft. Die Gemahlinn des Kaiſers Leopold I. gebar eine Tochter, Maria Antonia, welche den 15. Juli 1685 an den Kurfürſten von Bayern Max. Emanuel verheirathet, und in dieſer Ehe Mutter eines Prinzen, Joſeph Ferdinand, geworden war.

Jener Kurfürſt, ein Enkel des verewigten Kurfürſten Maximilian I., ein Sohn des klugen und frommen Ferdinand Maria, hatte auf die Vermählung mit der kaiſerlichen Prinzeſſinn unendliche Hoffnungen gebaut; und wenn er, während der vieljährigen Türkenkriege, dem allgemeinen Beiſpiele der deutſchen Fürſten und Stände, als welche die Kriege wider die Türken feierlich als Reichskriege erklärten, nicht nur nach der ihm zugemutheten

Weiſe folgte, ſondern wenn er noch überdieß ſeinem Schwiegervater, der ihm ſo großmüthig entgegen gegangen war, vor Augen hatte, wenn er ihm ſeine Dienſte nicht bloß mit Truppen, ſondern mit ſeiner eigenen Perſon leiſtete, und dieſe Dienſte mit einer ungleich größern Anſtrengung, als ihn die Reichspflicht verband, viele Jahre fortſetzte, ſo glaubte er ſeinen Eifer recht wohl für ſein Haus angelegt, und die gerechteſte Erwartung auf die glänzendſte Belohnung gegründet zu haben. Nie wurde wohl ein Fürſt grauſamer in ſeinen Hoffnungen getäuſcht; er mußte einen Augenblick die Erfüllung aller ſeiner Wünſche genießen, um den Schlag, der ihn plötzlich traf, deſto mehr fühlen zu können. Erſt nämlich wurde ihm das, was er wünſchte, mit einer Zuvorkommung, welche er ſelbſt kaum erwartet haben mochte, zu Theil. Der König von Spanien trug ihm bereits im Jahre 1691 die Statthalterſchaft in den ſpaniſchen Niederlanden, mit der ausgedehnteſten Vollmacht und andern Vortheilen, an, und im April 1698 erklärte eben derſelbe König durch ein feierliches Vermächtniß den Prinzen Joſeph Ferdinand zum Erben der ungetheilten ſpaniſchen Monarchie; allein dieſer den 18. Okt. 1692 geborne Prinz ſtarb zu Brüſſel den 7. Februar 1699, zu einer Zeit, da eben alle

Anſtalten zu Stande gekommen waren, um ihn, als künftigen König von Spanien, nach Madrid zu überſetzen.

Aber ſchon vor dieſem höchſt unerwarteten Falle hatten ſich die vornehmſten Höfe von Europa in dieſe Sache gemengt, und unter ſich eine Uebereinkunft, wie es mit der ſpaniſchen Erbſchaft ſeiner Zeit bei ihrer Erledigung gehalten werden ſollte, aus dem Grunde getroffen, weil es der Ruhe und Sicherheit von Europa nicht zuträglich ſeyn möchte, wenn ein ohnehin ſchon mächtiges Regentenhaus die ganze ſpaniſche Monarchie ungetheilt erhalten, und dadurch in den Stand geſetzt werden ſollte, im Gefühle ſeiner Ueberlegenheit nach Willkür zu handeln. Vermöge dieſes auf das vermeinte Gleichgewicht von Europa gerichteten Grundſatzes, hatten die Mächte England, Holland und Frankreich in einer bereits den 11. Okt. 1698 zu Haag in Holland getroffenen Verabredung beſchloſſen, daß mit der ſpaniſchen Erbſchaft eine Theilung vorgenommen, und daß, vermöge derſelben, dem Prinzen Joſeph Ferdinand von Bayern Spanien, Amerika und die Niederlande, dem Dauphin oder Kronprinzen des Königs von Frankreich Neapel nebſt Sicilien u. a. m., dem Prinzen Karl aber (zweitem Sohne des Kaiſers Leopold I.) das Herzogthum Mailand zukommen ſollte. Eben dieſelben Mächte nahmen, nach dem Hintritte des bayeriſchen Prinzen, eine zweite Theilung vor, welche aber, ſowohl dem Kaiſer Leopold I., ungeachtet darin ſeinem zweiten Sohne Karl Spanien und Amerika zugemeint war, als beſonders dem König Karl II. äußerſt mißfiel, indem dieſer Monarch kaum begreifen konnte, wie ſich fremde Mächte die Freiheit anmaßen könnten, die Staaten eines dritten, von ihnen ganz und gar unabhängigen Monarchen noch bei ſeinen Lebzeiten zu theilen. Dieſer König zumal entrüſtete ſich über jene Anmaßung dergeſtalt, daß er ſich zu einer zweiten letztwilligen Verordnung entſchloß, und in derſelben zum Vortheil Frankreichs, als deſſen Unterhändler am Hofe zu Madrid die Menſchen und Sachen am feinſten und richtigſten zu behandeln wußten, den Prinzen Philipp, zweiten Sohn des Dauphin, zum einzigen Erben der ganzen ſpaniſchen Monarchie erklärte, mit dem Anhang, daß in dem Falle, da Philipp ohne männlichen Erben abgehen, oder König von Frankreich werden ſollte, unter den nämlichen Bedingungen der dritte Sohn des Dauphin, der Herzog von Berri nämlich, und wenn auch dieſer ohne Manneserben ſterben ſollte, dann der öſterreichiſche Prinz Karl (zweiter Sohn des K. Leopold I.) falls er nicht deutſcher Kaiſer werden würde, der Erbe ſeyn ſollte. Zum vierten Erben in dem Falle, daß alle Vorigen der Thronfolge nicht theilhaftig würden, wurde der Herzog von Savoyen ernannt, als deſſen Urgroßmutter, eine Tochter Philipps II., und Gemahlinn des ſavoyſchen Herzogs, Karl Emanuel, geweſen war. Der König Karl II. von Spanien unterſchrieb jene Verordnung den 2. Oct. 1700, und den 1. Nov. darauf gieng er mit Tod ab.

Der franzöſiſche Hof hielt ſich an jene Verordnung; der öſterreichiſche Hof verwarf ſie; und es zeigte ſich ſogleich, daß die Gründe, welche von beiden Theilen für ihre Anſprüche aufgeſtellt wurden, Niemand würde entſcheiden können, als ein Krieg mit unüberſehbaren Ereigniſſen und Folgen. Da indeſſen Ludwig **XIV.** ſeine Maßregeln lange im Voraus genommen, und auf alle Fälle ein Heer von 18,000 Mann an die Grenze von Spanien geſtellt hatte, ſo mußte jetzt ſein Enkel nach dem Hauptſitze ſeiner Erbſchaft ohne Verzug ſich begeben. Philipp (unter den Königen von Spanien dieſes Namens der V.) hielt zu Madrid den 14. April 1701, unter einem lauten Jubel der Menge, einen glänzenden Einzug. Alles huldigte. Alle von dem vorigen König in den Provinzen aufgeſtellten Statthalter traten ab, und die Hauptſtädte der Provinzen wurden mit franzöſiſchen Truppen, oder franzöſiſchen Befehlshabern beſetzt. Ueberall wurden die thät'gſten Vorkehrungen getroffen, um jede fremde Macht, welche die neue Ordnung der Dinge zu ſtören verſuchen würde, mit ſchnellem Nachdruck abweiſen zu können.

Da Ludwig XIV. und der neue König Philipp V. von Spanien, vorausſehen mußten, daß der deutſche Kaiſer alles Erdenkliche unternehmen und aufbieten würde, um ſeine Anſprüche, deren Rechtmäßigkeit er den Höfen von Europa durch viele Gründe öffentlich darzuthun nicht geſäumt hatte, geltend zu machen, ſo ſahen ſie ſich vor allen Dingen bei allen den auswärtigen Höfen, auf welche ſie rechnen zu können glaubten, zumal bei deutſchen Höfen, um Beiſtand um. Und nun, hier wo dießmal alle ihre Erwartungen ſcheiterten, und ſie von allen Seiten abgewieſen wurden, gelang es ihnen jetzt gerade bei demjenigen Fürſten, von welchem man es am wenigſten hätte vermuthen ſollen, Gehör zu finden, bei dem Kurfürſten Maximilian Emanuel von Bayern nämlich, welchen gewinnen zu können, König Ludwig XIV. von jeher alles verſucht, und ſchon im Jahre 1683 ſogar einen eignen vertrauten Unterhändler, den Marquis von Villars, an den Hof des bamals noch ſehr jungen Kurfürſten geſchickt hatte, mit dem Auftrag, denſelben niemals aus den Augen zu laſſen, und (ohne die geringſte Zudringlichkeit oder Abſicht zu zeigen) alles Mögliche zu thun, um ſich ſeine Gewogenheit und ſein Vertrauen zu erwerben; was dann auch der ſchlaue, geſchmeidige, zur rechten Zeit kühne und unternehmende Marquis ſo gut zu machen verſtand, daß ihn der ganz und gar nichts argwöhnende Prinz herzlich liebgewann, und ihn ſogar bei ſeinen Feldzügen nach Ungarn, als einen ihm gleichſam unentbehrlichen Geſellſchafter, mit ſich nahm; wiewohl dieß damals gleichwohl nicht hinderte, daß der junge Kurfürſt weniger für ſeinen Schwiegervater gethan, weniger feſt und treu ihm angehangen haben ſollte *). Maximilian

---

*) Wenn aber dieſer Marquis in der Hauptſache nichts zu ändern, und das enge Band des jungen Kurfürſten mit dem Kaiſer nicht zu zerreiſſen vermochte, ſo fuhr er darum nicht weniger unermüdet fort, alles Zweckdienliche zu verſuchen, (wie er dann dem jungen Herrn ſogar eine Maitreſſe zuführte, und ſich nicht ſchämte, dieſe Niederträchtigkeit (in ſeinen Memoires T. I. p. 105) ſelbſt zu erzählen; ſo konnte es darum doch nicht fehlen, daß er nicht manche Gelegenheit, ſich in wichtige Dinge zu miſchen, erhalten, und ſehr viel Wichtiges bewirkt haben ſollte; ſo erzählt er wieder ſelbſt in ſeinen Denkſchriften (T.

beſaß alle Eigenſchaften, nicht nur eines ſehr liebenswürdigen und wackern, ſondern auch

---

I. p. 142 — 143), daß, als der kaiſerliche Hof (an welchem man das Getrieb des Marquis und deſſen Zweck längſt bemerkt, auch ſchon Wirkungen davon wahrgenommen hatte) dem Kurfürſten im J. 1686, um ſich der Standhaftigkeit in ſeiner bis dahin bezeigten freundſchaftlichen Geſinnung für Oeſterreich deſto beſſer zu verſichern, die Provinz Flandern, als Brautſchatz ſeiner Gemahlinn (der kaiſerlichen Prinzeſſinn) erblich, und mit allen oberherrlichen Rechten, und zwar die unverzügliche Auslieferung derſelben antrug, er dem Kurfürſten, der ihm die geheime Sache ſogleich anvertraute, aus allen Kräften davon abgerathen, und ihm, im Namen ſeines Königs, anſtatt Flandern die Abtretung von Neapel und Sicilien, welche unmittelbar nach dem Hintritte des Königs Karl II. von Spanien erfolgen ſollte, zugeſichert, und daß er mit dieſer (im J. 1686 ganz ſonderbaren) Zuſicherung den Kurfürſten von der Annahme Flanderns abgezogen habe. Eine andere Anekdote, welche der Marquis von ſich ſelbſt erzählt (T. I. p. 143, 144.) iſt nicht weniger wichtig. Der ältere Sohn des Kaiſers Leopold, nämlich der damalige ungariſche König und nachmaliger Kaiſer, Joſeph I., wünſchte 1686 die bayeriſche Prinzeſſinn, Violanta, Schweſter des Kurfürſten Max. Emanuel zur Gemahlinn. Da nun durch dieſe Heirath das Verſtändniß zwiſchen dem Erzhaus Oeſterreich und Bayern nur noch enger und unzertrennlicher befeſtigt werden mußte, ſo bediente ſich von Villars eines Frauenzimmers, um die Prinzeſſinn, welche auf jenes eines großgearteten Fürſten; er war äußerſt wohlwollend, großmüthig, freigebig, verſchwiegen, treu, tapfer und worthaltend, und verband mit dieſen Tugenden unverkennbare Anlagen und Gefühle für eine einſamere Größe, welche aber noch zur Zeit ihrer zarten Blüthen ein unfreundlicher Reif hier und da verſengte. Die erſten Eindrücke von Werth und Glanz der Dinge, welche gewöhnlich die dauerhafteſten ſind, waren in den Lagen und bei den Beſchäftigungen, in welche er noch unmündig verſetzt ward, nicht immer die beſten und heilſamſten. In den ungariſchen Feldzügen wurde der Prinz Maximilian von Bayern, der Enkel und Urenkel berühmter Ahnen (Alberts V., Wilhelms V., Maximilians I. u. a.), der Schwiegerſohn und Liebling des Kaiſers Leopold I., der unerſchrockene, ſchon in ſeiner erſten Laufbahn mit Wunden und unverwelklichen Lorbern gezierte Feldherr, nach deſſen Leitung ſich Prinz Eugen und Ludwig von

---

Frauenzimmer ein entſcheidendes Vertrauen ſetzte, bereden zu laſſen, daß ſie ſich erklärte, ſie wolle den Erzherzog und König Joſeph nicht zum Gemahl. Da nun der Kurfürſt Maximilian Emanuel dieſe Erklärung gelten ließ, ſo wurde Joſeph abgewieſen, und Violanta wurde einige Zeit nachher, nämlich im Jänner 1689 an den Erbprinzen von Florenz Ferdinand III. vermählt.

Baden zu Helden bildeten, mit ganzen Schaaren von Bewunderern und Lobpreiſern umgeben, und zumal machten ihm die jungen fremden Helden, welche dem Krieg freiwillig aus Ruhmbegierde nachzogen, und welche alle damaligen Galanterien von Verſailles mit ſich brachten, den Hof. Der von allen Seiten geprieſene, an die Betrachtung warnender Beiſpiele und Erfahrungen noch nicht gewöhnte, und von keinem, zu einem beſondern Vertrauen berechtigten, Freund geleitete Prinz, hielt es ſeiner hohen Geburt, und ſeines erhabenen Ranges für unziemlich, ſeiner Großmuth und Freigebigkeit Schranken zu ſetzen, und opferte (ohne ſich der klugen Vorſicht ſeines Großvaters Maximilian I., der ſich für ſeine Geldauslagen und Truppenlieferungen das Land ob der Ens hatte verpfänden laſſen, zu erinnern) bei ſeinen Kriegszügen nach Ungarn nicht nur den ihm von ſeinem Vater, dem Kurfürſten Ferdinand Maria, hinterlaſſenen Schatz von fünfzehn Millionen Gulden auf, ſondern ſetzte (was ihm ſein Begleiter, der eben genannte Marquis von Villars mit einer Art von Unmuth vorrechnete) noch andere fünfzehn Millionen zu; und was vollends das Bedauernswürdigſte war, ſo ſchien für ihn der traurige Zuſtand von Verlegenheiten, anſtatt ihn zu einem heilſamen und feſten Rückblick zu führen, vielmehr ein vornehmes Bedürfniß zu werden, und König Ludwig XIV. von Frankreich, welcher bei allen ſeinen Gebrechen und Geiſteskrankheiten (nämlich dem Hang zu Verſchwendungen, der Neuerungsſucht, der Bauſucht, Kriegsſucht, Maitreſſenſucht, Jagdſucht, Kunſtſucht u. a.) von dem damaligen Echo als der vollkommenſte aller Könige geſchildert, und über alle Monarchen der Vorwelt erhoben wurde, ſchien ſein Vorbild geworden zu ſeyn. Ferner ſchien dem hochfliegenden Geiſte des nach Größe und Hoheit und Glanz jeder Art mit Heftigkeit ſtrebenden, und nach Königreichen ſich ſehnenden jungen Herrn (wie man ihm dann von der Errichtung eines Königreiches in Schwaben und Franken für ihn einen ſüßen Traum vorgeſpiegelt haben ſoll) ſein Vaterland Bayern, ungeachtet er hier ein freier Fürſt einer unſchätzbaren, redlichen und tapfern Nation, und von dieſer unendlich geliebt war, viel zu eng, und dagegen die Statthalterſchaft in den Niederlanden (wo er zu Brüſſel den 26. März 1692 ſeinen Einzug hielt) vorzüglicher geworden zu ſeyn; wie dann auch ſein Aufwand daſelbſt unermeßlich geweſen war. „Man wollte wiſſen, ſchrieb Finſterwald (Abth. 4. S. 2246) daß er (der Kurfürſt von Bayern) jährlich an die ſieben bis acht Millionen daſelbſt aufgehen laſſen. Auf ſolche Weiſe wurde das Geld aus ſeinen (bayeriſchen) Erblanden geſchleppt, und die Einwohner genoßen gar nichts wieder davon; daher pflegte man auch zu ſagen, er brocke bei den Niederlanden ſein Bayerland ein; welches freilich nicht ganz ohne Grund war; denn die Einkünfte reichten bei weitem nicht zu, ſondern er nahm auch noch bei den Holländern, inſonderheit zu Amſterdam, ſo viel auf, daß man ihm nicht einmal mehr vorſtrecken wollte, ob er gleich ſeine koſtbarſten Juwelen dagegen zum Unterpfand hingab. — Der Kurfürſt ſteckte alſo freilich in ziemlich bedrängten Umſtänden, daß er auch faſt nicht mehr wußte, was er anfangen ſollte." In einem ſolchen Stande oder Abgrund der traurigſten Verlegenheit befand ſich der Kurfürſt eben zur Zeit, da im J. 1700 die ſpaniſche Erbſchaft erledigt ward. Damals waren auch jene Verhältniſſe, welche ihn ſeit ſeiner Vermählung im J. 1685 mit der Maria Antonia (dieſe war zu Wien bereits den 24. Dec. 1692 geſtorben) an das Erzhaus Oeſterreich gefeſſelt hatten, erloſchen, und der wirthſchaftliche Regent dieſes Erzhauſes, Kaiſer Leopold, hatte, vielleicht im harten Gefühl ſeines eigenen Geldmangels, zur Zeit, da es noch hätte fruchten können, ſo wenig gethan, ſeines Tochtermannes ſich auch für die Zukunft zu verſichern, daß er (nach dem Zeugniſſe eines öſterreichiſchen Schriftſtellers, des Wagners Hist. Leop. l. 17. p. 649) mehr, als Einmal, (freilich zu ſpät) ſeine bittere Reue darüber bezeigte, gerade für den werkthätigſten und ſtandhafteſten ſeiner bisherigen Freunde, für den Kurfürſten von Bayern nämlich, welchem er ſo viele Verbindlichkeiten hatte, ſo wenig gethan, und ihn gleichſam vernachläſſigt zu haben. Dieß gieng auch dem Kurfürſten, nachdem er nicht nur von Oeſterreich für ſeine unendlichen Dienſte nichts zu hoffen, ſondern auch von Spanien, für welches er während ſeiner niederländiſchen Statthalterſchaft Vorſchüſſe zu vier Millionen Thaler u. a. gemacht, und jetzt von einer Erſtattung wenig mehr zu erwarten hatte, noch überdieß um ſo mehr zu Herzen, als Kaiſer Leopold I. andern deutſchen Fürſten, welche ſich um ihn bei weitem nicht ſolche Verdienſte, wie die ſeinigen waren, geſammelt hatten, ganz außerordentliche Beweiſe einer ganz beſondern Achtung und Erkenntlichkeit gegeben hatte. So hatte er im J. 1692 zu Gunſten des Herzogs Erneſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg-Hannover, und ſeiner Nachkommenſchaft, weil ihm jener Herzog verſprochen hatte, während der Kriege in Ungarn und am Rhein ein Korps von Hilfstruppen zu ſtellen, und auch ſonſt für die

Sache des Erzhauſes Oeſterreich ſich verbürgen zu wollen, eine neue, die neunte Kurwürde mit dem Amte eines Reichserzpannerherrn, errichtet, und dieſe Errichtung wider mächtige Einſtreuungen und Hinderniſſe zu Stande gebracht; ſo hatte er das Herzogthum Preuſſen, wegen deſſen ſich der Kurfürſt von Brandenburg Friedrich I. im Jahre 1701 einen König zu nennen angefangen hatte, ohne Anſtand als ein Königreich erkannt, dafür aber wieder das Verſprechen von Hilfstruppen erhalten.

Dieſe ſämmtlichen Umſtände nun, dieſe Lagen und Ereigniſſe brachten endlich die Wirkung hervor, daß der franzöſiſche Hof, anſtatt daß er ferner um künſtliche Einleitungen und Mittel, den Kurfürſten von Bayern nach ſeinen Wünſchen zu lenken, hätte verlegen ſeyn ſollen, vielmehr das Vergnügen (welches er ſich aber, aus Klugheit, anfangs ſich ſehr ſorgfältig hütete, zu laut ſich merken zu laſſen) hatte, ſich den Kurfürſten entgegen kommen zu ſehen; indem derſelbe unmittelbar nach der Erklärung des Dauphin Philipp zum ſpaniſchen König, erſt durch ſeinen Geſandten zu Verſailles, den Grafen Monaſterol, den verbindlichſten Glückwunſch ſchriftlich abſtattete, und gleich darauf den Marquis von Betmar nachſchickte, mit dem Auftrage, dem Hofe zu

Verſailles ſeine mißliche Lage, und ſeinen Geldmangel zu ſchildern; da dann unverzügliche Unterhandlungen (doch mit einer ſolchen Behutſamkeit, und ſo geheim) zu Stande kamen, daß ſogar der erſte Artikel derſelben beiden Theilen die ſtrengſte Verpflichtung auflegte, die Verhandlung vor Jedermann geheim zu halten, wie der Mitunterhändler Marquis **D** — in ſeinem **la guerre d'Espagne etc. ou Memoires Tom. I.** von S. 298 bis 305 erzählet. „Der Kurfürſt ſollte die Niederlande franzöſichen Truppen ausliefern, die daſelbſt in Beſatzung liegenden ſpaniſchen Truppen entwaffnen und zu Gefangenen machen laſſen. Im Falle, daß ein Krieg ausbräche, ſollte er nach Bayern zurückziehen, wo indeſſen ſein Miniſter, der Marquis von Bedmar ſeine Stelle zu vertreten haben ſollte. Bei ſeiner Zurückkunft nach Bayern ſollte der Kurfürſt mit den Ständen und Fürſten der deutſchen Reichskreiſe ein Bündniß errichten, welches die Aufrechthaltung eines ungeſtörten Friedens in ihren Kreiſen zum Vorwand haben ſollte. Ferner ſollte er in ſeinem Lande franzöſiſche Truppen, worüber der König den Anführer ernennen würde, aufnehmen, und ſich angelegen ſeyn laſſen, ſowohl wider diejenigen Feinde, welche in Deutſchland, als wider diejenigen, welche in Italien auftreten dürften, erſprießliche Dienſte zu leiſten; endlich ſollte er auch ſeinen Bruder, den Kurfürſten Joſeph Clement von Köln, bereden, franzöſiſche Truppen aufzunehmen, und denſelben die haltbaren Plätze in ſeinem Kurfürſtenthum einzuräumen. Für dieſe Dienſte ſollte der Kurfürſt und ſein Bruder, der Kurfürſt von Köln, lebenslängliche Penſionen, welche ihnen am Ende eines jeden Quartals würden ausbezahlt werden, genießen; wobei noch ferners beide Könige (Ludwig XIV. von Frankreich und Philipp V. von Spanien) ſich verbindlich machten, die Koſten des Krieges, womit der Kurfürſt ihre Feinde in Deutſchland beſchäftigen würde, auf ſich zu nehmen. Eben dieſe Könige würden ſich in dem Falle, daß der Kaiſer Leopold I. durch eine begünſtigte Uebermacht der Waffen ſeiner kaiſerlichen Würde ſollte entſetzt werden können, mit ihrer Macht kräftigſt verwenden, ihn, den Kurfürſten, auf den kaiſerlichen Thron zu ſetzen. Die Statthalterſchaft in den Niederlanden ſollte ihm und ſeiner ganzen Nachkommenſchaft erblich überlaſſen ſeyn. Endlich würden beide Könige niemals einen Frieden ſchlieſſen, ohne den Kurfürſten mit aufzunehmen, und ihm die Wiedereinſetzung in ſein Land zu bewirken, falls er daraus durch die Ueberlegenheit der Verbündeten getrieben werden ſollte." — Dieſe Verbindung gefiel dem Kurfürſten (indem er ſich die Hoffnung machte, daß er in der Folge aus allen ſeinen Verlegenheiten gezogen, und wohl gar auf das höchſte verherrlicht werden würde) in einem ſo hohen Grade, daß er auf den gegebenen Wink die Gefälligkeit hatte, in einer Verkleidung, in welcher ihn Niemand, als der König und ein paar Vertraute kannten, unverzüglich in Verſailles ſich einzufinden, und daſelbſt ſeine Lagen und geheimſten Wünſche mit der unverholenſten deutſchen Offenherzigkeit an den Tag zu legen, in der Erwartung, daß man ihm auch am franzöſiſchen Hofe mit einer gleichen Vertraulichkeit alle künftigen Plane mittheilen würde; was aber ſo gar nicht eintraf, daß er nur zu bald (zwar zu ſeiner Befremdung, aber auch zu ſeiner eigenen Belehrung) die Entdeckung machte, daß man zu Verſailles gewöhnt ſey, von geheimen Entſchließungen einen Dritten nur ſo viel, als er zu wiſſen brauchte, wiſſen zu laſſen. Da unmittelbar nach dieſen Vorgängen eine franzöſiſche Armee in den Niederlanden erſchien, überlieferte ihnen der Kurfürſt ſämmtliche Städte und Lande mit den ſämmtlichen ſpaniſchen und holländiſchen Truppen, welche entwaffnet, und für Gefangene erklärt wurden; mit den bayeriſchen Truppen aber zog er (nach einer Abweſenheit von acht Jahren) wieder einmal nach Bayern, wo er zu München den 7. April 1701, ſeine zweite Gemahlinn aber, Thereſia Kunigunda, (Tochter des bei der Belagerung von Wien im Jahre 1683 berühmt gewordenen Johann Sobiesky, Königs von Polen) mit fünf Kindern *), welche ſie zu Brüſſel geboren hatte, etwas ſpäter ſich einfand. Das ganze Land ertönte von dem lauteſten Jubel, ſeinen Fürſten wieder zu beſitzen (der insgeheim den Vorſatz bei ſich trug, zum Vortheil fremder Könige, die letzten Kräfte der Nation an Geld und Leuten zu opfern, um ſich am Ende von derſelben wieder nach ſeinem Niederlande entfernen zu können **). Schon von Brüſſel aus hatte er

---

*) 1) Maria Anna Carolina, geb. 1696; nachmalige Nonne im Kloſter Anger zu München. 2) Karl Albert, geb. 1697, Kurnachfolger und Kaiſer. 3) Philipp Mauritius, geb. 1698, Biſchof. 4) Ferdinand Maria, geb. 1699, kaiſerl. Generalfeldmarſchall. 5) Clemens Auguſt, geb. 1700, nachmaliger Kurfürſt zu Köln ꝛc.

**) Wenige Tage nach der eben genannten erblichen Anweiſung der Niederlande an den Kurfürſten von Bayern, legte Ludwig XIV. ſeinem Enkel, dem neuen König Philipp V. von Spanien, in höchſter Geheim, einen ewigen Verbindungsvertrag zwiſchen Spanien und Frankreich vor, welchen Vertrag der König Philipp V. ohne Bedenken unterzeichnete, und in welchem er ſagte: „Im gegenwärtigen Vertrag treten Ihre katholiſche den Befehl vorausgeſchickt, daß ſechs neue Regimenter zu Fuß, und fünf zu Pferd errichtet werden ſollten, und den 9. Oktober 1701 hielt er bei dem nächſt München gelegenen Dorfe Schwabing eine Muſterung über ein Heer, das mit Einſchluß eines Korps ſogenannter Landfähnler, 22,900 Mann zählte, und das, wie wir gleich hören werden, ganz Süddeutſchland in die ängſtlichſte Erwartung verſetzte.

1701. So wie die Anerkennung der letzten Verordnung des Königs Karl II. von Spanien am franzöſiſchen Hof (man gab ſich an dieſem Hofe den Schein, als wenn über die Anerkennung noch erſt berathſchlagt werden müßte, und man ließ auch wirklich eine ſolche Berathſchlagung und Umfrage vorgehen) durch die Abreiſe des Philipp nach Spanien außer Zweifel geſetzt war, ſo war dieß nicht

---

Majeſtät dem allerchriſtlichſten König und der Krone von Frankreich, in Betracht der ungemeinen Summen, welche dieſer König verwendet, um ihn (den Philipp) auf den ſpaniſchen Thron zu erheben, das Niederland und Mailand auf ewig ab, wobei ſich der allerchriſtlichſte König verbindlich macht, den Kurfürſten von Bayern, — vermittelſt einer andern Anweiſung zu entſchädigen.“ La guerre d'Espagne etc. ou Memoires du Marquis D. p. 352.

weniger der Erfolg davon, — nämlich ein allgemeiner Krieg; wiewohl König Ludwig XIV. anfangs den ganz Erſtaunten ſpielte, und alle Welt verſicherte, daß er durchaus keinen Krieg gewollt, auch keinen erwartet, noch die geringſte Veranlaſſung dazu gegeben habe. Zu gleicher Zeit machte er mit der größten Anſtrengung alle zu den höchſt ernſthaften Auftritten, welchen er in Bälde entgegen ſah, erforderlichen Anſtalten, ſuchte außer dem in Deutſchland ihm außerordentlich wichtigen Kurfürſten von Bayern auch andere Fürſten und Herren zu gewinnen, (ſo gewann er den Herzog von Savoyen durch eine unterhandelte Verheirathung der Tochter dieſes Herzogs Maria Louiſe an den neuen König von Spanien) und vertheilte die Truppen und oberſten Befehlshaberſtellen in allen den Ländern, in denen der Krieg ſich einſtellen würde; was zuerſt 1701 in Italien geſchah, wo von Seite des Kaiſers Prinz Eugen wider den Feldmarſchall von Catinat, dann wider den Marſchall von Villeroy (ebenfalls noch im J. 1701) einige Vorſpiele des Krieges mit den beſten Vorbedeutungen für das Glück des Kaiſers ausgeführt hatte.

1702. Die feierlichen Kriegserklärungen ſowohl vom Kaiſer, als vom König von England, (wo jetzt nach dem den 19. März des J. 1702 erfolgten Hintritt König Wilhelms III. die Königinn Anna regierte) dann von Holland, erſchienen zu gleicher Zeit, nämlich den 15. Mai 1702, und legten der Welt in umſtändlichen Vorträgen die Urſachen vor, von welchen ſie, zu ihrer eigenen Erhaltung, widerwillig genöthigt würden, ihre Rechte oder ihre Erhaltung mit den Waffen zu ſuchen. England wußte kaum, wie es ſein Befremden und ſeinen Unwillen nachdrücklich genug gegen das Benehmen des franzöſiſchen Königs ausdrücken ſollte, indem dieſer König zur Zeit, da es das Anſehen hatte, als wenn die ſpaniſche Monarchie unzertheilt an Einen Erben fallen ſollte, durchaus eine Theilung derſelben verlangte, und den Entwurf einer ſolchen Theilung durch feierliche Verträge beſtätiget hatte, jetzt aber, da jene Monarchie einem franzöſiſchen Prinzen zukommen ſollte, durchaus nichts mehr von einer Theilung wiſſen wollte. Die Holländer brachten alle Unternehmungen des Königs Ludwig XIV. ſeit mehr als dreißig Jahren in Erinnerung, und gaben der ganzen Welt zu bedenken, ob ſie nicht Urſache hätten, die Waffen zu ergreifen, und ihre Freiheit und ihren Handel, als welcher in dem Falle, daß ein franzöſiſcher Prinz ganz

Spanien erhielt, gefährdet werden müßte *), zu vertheidigen, ehe es bald unmöglich werden dürfte, ſich deſſelben anzunehmen u. ſ. w. Als dieſe Kriegsankündigungen erſchienen, ſtanden die Armeen der verbündeten Mächte bereits in Italien, in den Niederlanden, in Frankreich u. ſ. w. auf ihren Poſten, und jede jener Mächte hatte ihre Anſtalten und Maßregeln vortrefflich gewählt. Der kluge Kaiſer Leopold I. wußte ſeiner Sache die vortheilhafteſte Einleitung und Wendung zu verſchaffen; zumal wenn man bedenkt, daß ein Krieg wider Frankreich und Spanien, ſo gerecht er auch ſeyn mochte, offenbar nur ein öſterreichiſcher Hauskrieg, und er, Leopold, zuerſt ſelbſt billig genug war, den Kreisſtänden von Schwaben und Franken, als ſie ſich erklärten, daß ſie ſich in den neuen Krieg ſchlechterdings nicht einlaſſen würden, ihr Recht, ohne Antheil an dieſem Krieg zu bleiben, zuzugeſte-

---

*) Wirklich hatte ſich (was aber die Engländer und Holländer freilich nicht wiſſen, aber doch wohl ganz muthmaßen konnten) in dem oben berührten allergeheimſten Vertrage der neue König von Spanien gegen ſeinen Ahnherrn, den König von Frankreich, verbindlich gemacht,, „niemals zu geſtatten, daß an dem Handel von Indien irgend eine andere Nation, als die franzöſiſche, Antheil nehme.

hen. (Europäische Staatskanzlei. VII. Th. p. 563.)

Wären dieſe und andere deutſche Kreiſe bei ihrem Vorhaben, welches ſie anfangs mit vieler Klugheit faßten, geblieben, ſo dürfte der Krieg ganz anders ausgefallen, und zumal dem Kaiſer nicht wenig erſchwert worden ſeyn. Wir haben oben gehört, daß unter den geheimen Vertragspunkten des Kurfürſten von Bayern mit dem König Ludwig XIV. von Frankreich, auch dieſer enthalten war, daß der Kurfürſt ſich Mühe geben ſollte, bei den (vorliegenden) deutſchen Reichskreiſen ein Bündniß zu veranlaſſen, vermöge deſſen ſie ſich die wechſelweiſe Zuſicherung geben ſollten, daß ſie an dem Kriege nicht nur keinen Theil nehmen, ſondern ihn auch von ihren Grenzen entfernt halten wollten. Der Kurfürſt wurde jener Mühe überhoben, indem zwei dieſer Kreiſe, der fränkiſche und ſchwäbiſche, unmittelbar nach dem (den 1. Nov. 1700) erfolgten Tode Karls II. Königes von Spanien, zu Heydenheim an der Prenz ſich verſammelten, und den 23. Nov. ein förmliches Friedensbündniß unter ſich errichteten, auch wiederholter Malen den Kurfürſten von Bayern, dann die rheiniſchen Kreiſe dazu einluden; wie dann auch wirklich an verſchiedenen Orten von dieſer Verbindung gehandelt, und eine allgemeine Vereinigung eingeleitet wurde; aber mit Einem Male änderten jene Kreiſe ihre Geſinnungen und Abſichten, indem die Kreiſe Schwaben und Franken den 16. März 1702 zu Nördlingen, den 20. März auch die rheiniſchen, und zwar mit Beiziehung des öſterreichiſchen Kreiſes, nicht nur unter ſich eine Verbindung, welche auf Krieg zielte, geſchloſſen, ſondern mit dem allgemeinen Bündniß von Oeſterreich, England und Holland ſich einverſtanden haben.

Dieſe veränderte Stimmung jener Kreiſe zog auch eine ganz veränderte Lage der Dinge, und die Eröffnung eines heftigen Krieges in Süddeutſchland nach ſich. Die Abſicht, welche der Kurfürſt von Bayern (und mit ihm der franzöſiſche Hof) bei dem Bündniſſe mit jenen Kreiſen zum Grunde legte, war, daß ſie mit ihren Truppen ſich bloß vertheidigungsweiſe halten, und daß ſie keinem der kriegführenden Theile geſtatten ſollten, über ihre Grenzen zu ſchreiten. Dieſe Abſicht hörte auf denkbar zu ſeyn, nachdem jene fünf Kreiſe nunmehr entſchloſſen waren, auch angriffsweiſe zu handeln, und mit den kriegführenden Mächten auf alle Weiſe ſich zu vereinigen. Das Land Bayern liegt von jenen Kreiſen, welche eine Armee von 44,900 Mann aufzuſtellen beſchloſſen hatten, auf allen Seiten umgeben, und dem Kurfürſten blieb jetzt nur noch die Wahl, ſich für Oeſterreich, wo ſeine Verdienſte ſo gar nicht belohnt wurden, oder für Frankreich, wo er (wenigſtens nach ſeinen Verträgen) ſo viele Herrlichkeiten zu hoffen hatte, zu erklären, oder zu erwarten, daß die Uebermacht der Verbündeten wider ihn zuſammenſtürze, und ſeiner Truppen, oder wohl gar ſeiner Perſon ſich bemächtige. Gleichwie die Verlegenheit, in die er ſich wider ſeine Erwartung verſetzt ſah, ſehr dringend, und kein Augenblick zu verſäumen war, ſo wurde auch von ihm mit einer der Gefahr angemeſſenen Thätigkeit der Entſchluß gefaßt, wenigſtens den ihm zunächſt gelegenen Kreiſen zuvorzukommen, und in dieſer Hinſicht ſich einer Stellung, und eines ſolchen Poſtens, von welchem aus er ihren Kriegsrüſtungen oder feindſeligen Abſichten mit überwiegenden Vortheilen würde begegnen können, zu bemächtigen; er bemächtigte ſich den 8. Sept. 1702 (mit Liſt, durch verkleidete Offiziere nämlich) der an der Donau äußerſt vortheilhaft gelegenen Reichsſtadt Ulm, wovon er unmittelbar darauf, vermittelſt einer ausführlichen (in des Fabri Staatskanzlei Th. VII. p. 557 abgedruckten) Erklärung den 10. Sept. den fränkiſchen und ſchwäbiſchen kreisausſchreibenden Fürſten die Nachricht, und zugleich die feierlichſte Verſicherung ertheilte, daß er, bei ſeinem Einmarſch in Ulm, weit entfernt von aller feindlichen Abſicht, einzig die Abſicht habe, ſich an den, mit den beſagten Kreiſen geſchloſſenen Vertrag, durch welchen ſie ſich die Erhaltung der gemeinſamen Ruhe zugeſagt hätten, zu halten, und ſie dahin zu vermögen, daß ſie ſich von einem Krieg, welcher den Kaiſer und das Reich ſchlechterdings nicht, ſondern allein eine erzherzogliche öſterreichiſche Familienſache beträfe, zurückziehen, und ihm darüber eine beruhigende, und mit ihrem Benehmen übereinkommende Verſicherung ausſtellen möchten. Wiewohl nun der Kurfürſt in der Stadt Ulm ſich wie ein Gaſt, der für ſein Geld zehrt, betrug, und (nach den Verſicherungen der **Memoires du Marquis D — T. II. p. 34. 35.**) das Getreid für die Truppen nach dem Schrannenpreis zahlen ließ; wiewohl er ſich ferner nicht weniger dem Kaiſer, welcher ihn wegen Ulm zur Rede geſtellt hatte, mit gleichlautenden Verſicherungen den 30. Sept. 1702 erklärte, daß er nichts ſuche, als die Zuſage, daß der Krieg nicht nach den vorliegenden Kreiſen gezogen, und daß den Kreisſtänden ihr Recht, von den kriegführenden Partheien entfernt zu bleiben, in einer Sache, welche das deutſche Reich nichts angehe, nicht benommen werden möchte; wiewohl endlich nach dem Falle, da franzöſiſche Truppen einige kurkölniſche Feſtungen (mit Vorwiſſen und Erlaubniß des Kurfürſten) beſetzt hatten, die franzöſiſche Geſandtſchaft zu Regensburg betheuerte, daß Frankreich die deutſchen Stände nichts weniger, als feindlich behandeln, daß es ſeine Truppen aus den Reichslanden, wo immer ſich in denſelben einige befinden ſollten, alſogleich abfordern, daß es alles, was die Reichsſtände beruhigen könnte, befolgen, und daß es Mailand und andere Reichslehen, als ſolche Lehen anerkennen wolle, ſo wurde die Beſetzung von Ulm gleichwohl für einen offenbaren und unverantwortlichen Eingriff in die Rechte der Reichsſtände, und der Krieg, wenn er gleich nur eine öſterreichiſche Hausſache betraf, für einen rechtmäßigen Reichskrieg erklärt, und zur Folge dieſer Erklärung den 6. Okt. 1702 der Krieg wider Frankreich von Seite des Reiches wirklich feierlich angekündigt. Nun wurde dann auch der Kurfürſt von Bayern, nachdem er, ungeachtet der ihm von den bayeriſchen Landſtänden gemachten nachdrücklichſten Gegenvorſtellungen, ungeachtet der Folgen, welche der neue Umſtand eines erklärten Reichskrieges nach ſich ziehen konnte, (es wurde nämlich jetzt reichsgeſetzwidrig, den Kaiſer oder einen Reichsſtand feindlich zu behandeln) unabänderlich bei ſeiner einmal gefaßten Entſchließung und Verbindung mit Frankreich blieb, genöthigt, mit dieſer Verbindung nicht ferner zurückzuhalten, ſondern zu ſeiner Rettung, öffentlich ſich für den König Ludwig XIV. zu erklären, welcher ſeine Truppen bereits beordert hatte, unverzüglich über den Rhein zu gehen, durch den Schwarzwald zu dringen, und ſich mit den Bayern zu vereinigen, von welchen, unter der Anführung des bayeriſchen Feldmarſchalls Grafen von Arco, ein Korps von 10,000 Mann heranrückte, um jene Vereinigung zu bewirken, welche aber, ungeachtet der franzöſiſche Marſchall, Marquis von Villars, den 13. Okt. 1702 die (am Ufer des Rheins zwiſchen Breiſach und Hüningen auf ſchwäbiſcher Seite gelegene) Stadt Neuenburg in ſeine Gewalt bekommen, mithin den Rhein überſetzt, und noch überdieß den 14. Okt. auf der Höhe von Friedlingen (Hüningen gegenüber) in einem Treffen wider den kaiſerlichen Feldmarſchall Prinz Ludwig von Baden obgeſiegt hatte, nicht mehr in dieſem Jahre 1702, ſondern den 12. Mai 1703 bei dem würtembergiſchen Städtchen Tutlingen vor ſich gieng.

In dieſem Jahre 1703 fielen verſchiedene Gefechte, worin ſich die Völker auf künftige Unternehmungen gleichſam nur verſuchten und vorübten, vor. Der Kurfürſt von Bayern, nachdem er noch im vorigen Jahre die Stadt Memmingen, als einen ihm vortheilhaft gelegenen Ort beſetzt hatte, nahm jetzt (den 2. Horn. 1703) die kurpfälziſche Stadt Neuburg an der Donau weg, und machte ſowohl in der Oberpfalz gegen Böhmen, als an den Grenzen von Oeſterreich, ſolche Anſtalten, welche zu erkennen gaben, daß er Einfälle der Kaiſerlichen erwarte. Dieſe mußten wohl auch endlich erfolgen, nachdem ſich der Kaiſer Leopold überzeugt hatte, daß es ſchlechterdings nicht mehr möglich ſey, den Kurfürſten zu gewinnen. Demnach rückten im März 1703 zu gleicher Zeit zwei kaiſerl. Heere nach Bayern. Der Graf und Generalfeldmarſchall Hermann Otto Styrum zog durch die obere Pfalz gegen die Stadt Neumark, zerſtreute daſelbſt ein bayeriſches Korps, und bemächtigte ſich der Stadt Dietfurt. Der Graf und General Leopold Schlick brach von Salzburg ein, zerſtreute die bayeriſche Landmiliz, bemächtigte ſich verſchiedener Ortſchaften, ermahnte (freilich vergeblich) das Landvolk, die kaiſerliche Parthei zu ergreifen, und lagerte ſich vor Scharding. Der Kurfürſt von Bayern eilte dieſem General unverzüglich entgegen, und machte, nachdem er die Stellung ſeines Gegners beobachtet hatte, eine Bewegung, welche vermuthen ließ, daß er ſich der Stadt Paßau, des Schlüſſels von Oeſterreich, bemächtigen wollte. Schlick that unverzüglich, was der Kurfürſt gewünſcht und erwartet hatte, und eilte, wie es eine Entſchließung, die er im Augenblick faſſen mußte, zuließ, einſtweilen mit dem größten Theile ſeines Fußvolkes der Stadt Paßau zu; indeſſen er zwei Regimenter Reiterei bei Scharding, und dann ferner bei dem (einige Meilen von dieſer Stadt entfernten) Dorf Eiſernbirn den größten Theil ſeiner Kanonen und Feldgeräthſchaften unter der Bedeckung ſächſiſcher Truppen ſtehen ließ. Der Kurfürſt zerſtreute die Regimenter bei Scharding, überfiel den 11. März 1703 das Korps bei Eiſernbirn, bemächtigte ſich der Kanonen ſ. a., nahm den nach Bayern wohlgelegenen Paß, die Stadt Neuburg am Inn weg, verwahrte ſich von dieſer Seite wider fernere Einfälle, und zog nach der Oberpfalz, wo der General Styrum ſein Weſen trieb. Dieſer hatte eben den Markgrafen von Anſpach, Georg Friedrich mit kaiſerlichen und fränkiſchen Völkern nach der Hauptſtadt Amberg beordert. Der Kurfürſt überfiel ihn den 28. März 1703 zwiſchen Burglengenfeld und Einhofen, trieb ihn in einem ſcharfen Gefecht, wobei der Markgraf ſein Leben verlor, zurück, und beſetzte (wiewohl unter großen Widerſprüchen fremder Geſandtſchaften) die Donaubrücke zu Regensburg.

Wenn ſchon die Vereinigung eines franzöſiſchen Heeres mit dem bayeriſchen (jenes zählte 20,000 Mann mit 50 Kanonen) der Sache des Kaiſers höchſt nachtheilig werden konnte, ſo ſchien dieſe Sache beinahe vollends verloren, ſo ſchien der Krieg des Kaiſers in Italien gehemmt, und in Deutſchland mit Einem Male höchſt erſchwert zu ſeyn, wenn die Vereinigung eines zweiten franzöſiſchen Heeres, mit welchem der franzöſiſche Marſchall und Herzog Vendome bisher in Italien ziemliche Fortſchritte gemacht hatte, zu Stande gekommen wäre; eine Vereinigung, welche der Marſchall Villars dem Kurfürſten in Vorſchlag gebracht, und dieſer mit einem Beifall, bei dem er den Scharfſinn des Marſchalls nicht genug zu rühmen wußte, aufgenommen hatte. Vendome war mit ſeiner Armee bereits bis in das Tridentiniſche herausgekommen, und es kam jetzt nur noch darauf an, daß ihm von Bayern aus durch Tyrol der Weg geöffnet, und die Hand gereicht würde. Da der Marſchall von Villars die Klugheit hatte, dieſe Ehrenſache dem Kurfürſten zu überlaſſen, ſo zog dann auch der Kurfürſt im Juni 1703 mit einem Korps von 9000 Mann, wobei ſich noch 2500 Franzoſen befanden, über Kufſtein, Ratenberg u. ſ. f. nach Innsbruck, und von da bis an den Brenner, in der Erwartung, nunmehr ſich den Vendome entgegen kommen zu ſehen, als nicht nur dieſer General, der bereits bis Trient durchgedrungen war, unüberwindliche Hinderniſſe, weiter vorzudringen, fand, ſondern überdieß von ſeinem König die dringendſten Befehle erhielt, unverzüglich nach Italien zurückzukehren, und wider den Herzog von Savoyen, welcher ſich mit Einem Male für die Sache des Kaiſers erklärt hatte, Anſtalten zu treffen. In demſelben Augenblicke ſcheiterte auch das Vorhaben des Kurfürſten; und da einige tauſend Bauern wider ihn aufſtanden, welche ſein Heer in den engen Päſſen und Klüften von den Gebirgen herab überfielen, ſo hatte er noch von Glück zu ſagen, nach dem Verluſte einiger tauſend Soldaten, wenigſtens ſeine Perſon (an der ſogenannten Martinswand wurde an ſeiner Seite einer ſeiner Begleiter, Peter Anton Graf von Arco, erſchoſſen) durch einen geſchwinden, wiewohl äußerſt erſchwerten Zurückzug gerettet zu haben.

Doch der Troſt, welchen Kaiſer Leopold I. über die Abwendung der fürchterlichen Gefahr, ſich von Italien abgeſchnitten, und in Deutſchland alles für ſich vereitelt zu ſehen, empfunden haben mochte, wurde ihm bald wieder durch unangenehme Nachrichten verbittert. Der kaiſerliche Generalfeldmarſchall Styrum hatte von Prinz Ludwig von Baden den Befehl erhalten, ſich mit einem Heere von 20,000 Mann aus ſeinem Lager bei Hausheim nach Augsburg, welche Stadt er mit 6000 Mann beſetzt hatte, zu ziehen, und daſelbſt eine Stellung zu nehmen, welche ihn in den Stand ſetzen würde, dem feindlichen Heere die Zufuhr der unentbehrlichſten Lebensmittel abzuſchneiden, und überdieß den Zuſammenhang der ſämmtlichen Korps jenes Heeres zu trennen. Die vereinigten Heere des Kurfürſten und des Marſchalls Villars überfielen den 20. Sept. 1703 zwiſchen Oberklau und Höchſtädt den Feldmarſchall Styrum, tödteten ihm bei 4000 Mann, machten eben ſo viele Gefangene, eroberten 34 Kanonen nebſt allen Kriegsgeräthſchaften, und zerſtreuten das geſchlagene Heer, das in einem ganz zerrütteten Zuſtande der Stadt Nördlingen zueilte. Bald nachher, nämlich den 13. Dec. 1703, nahm der Kurfürſt die von 6000 Kaiſerlichen und 10,000 bewaffneten Bürgern beſetzte Stadt Augsburg weg. Aber nun erſchien einmal ein entſcheidendes Jahr, das Jahr —

1704. Gleichwie unter allen den Kriegen, welche in Spanien, Italien, den Niederlanden u. a. geführt wurden, der Krieg in Bayern der wichtigſte war, ſo ſtrengten auch die in demſelben begriffenen Mächte ihre vereinigten Kräfte an, um einmal etwas, das zur Entſcheidung führen könnte, zu bewirken. Niemand hatte aber mehr Urſach', alles Nachdenken und alle Thätigkeit zuſammen zu nehmen, als der Kaiſer Leopold, deſſen Lagen bei dem Eintritt dieſes Jahres ſo beſtellt waren, daß für ihn, ohne die Dazwiſchenkunft einer außerordentlichen Rettung, ein recht harter Unfall zu fürchten war. Der Kurfürſt von Bayern hatte den 9. Jänner 1704 die Stadt Paßau in ſeine Hände bekommen, und nichts ſtand ihm denſelben Augenblick im Weg, um unverzüglich nach Wien zu rücken, und mit einem andern, nicht minder fürchterlichen Feind, welcher zu eben derſelben Zeit mit einer 30,000 Mann ſtarken Armee von Oſten her ſtürmte, und mit ſeinen Vorpoſten bereits über Preßburg bis vor die Thore von Wien ſtreifte, gemeinſchaftlich zu handeln. Dieſer Feind war der Sohn des genannten Franz Ragoczy, Franz Leopold, welcher ſich ſeit dem Frieden von Carlowiz ein eigenes Geſchäft daraus gemacht hatte, (unter dem Vorwande von erlittenen Bedrückungen) in Siebenbürgen und Ungarn Partheien zu ſammeln, und einen für den Kaiſer Leopold, zumal in den damaligen Umſtänden außerordentlich läſtigen Krieg mit Ungeſtüm fortzuſetzen; ſo, daß ſelbſt der Prinz Eugen, welcher nur in den ſchwierigſten Lagen und Fällen gebraucht wurde, den Auftrag erhalten hatte, in Ungarn ſich einzufinden, und einen Frieden, der aber nicht zu Stande kam, zu vermitteln; doch wie die Sache in den Ländern außer Deutſchland auch ſtehen mochte, ſo nöthigten jetzt den Kaiſer die dringendſten Gefahren, welche ſeinen Erblanden, und dem ganzen deutſchen Reiche den Untergang zu drohen ſchienen, die bewährteſten ſeiner Generale, welche von Europa mit Ehrfurcht genannt wurden, einzuberufen, und zugleich auch die großen Feldherren ſeiner Verbündeten nach dem Kampfplatze in Bayern, wo durch einen Hauptſchlag über die Monarchie von Spanien und andere Länder entſchieden werden ſollte, zu beſcheiden. Der Herzog von Marlborough, welchen die Königinn Anna von England ſogleich nach ihrer Thronbeſteigung (den 8. März 1702) zum erſten Miniſter und Feldherrn, und dann zum Herzog ernannt hatte, dieſer Marlborough, welcher ſich während dieſes Erbfolgekrieges durch eben ſo geſchickte als beherzte Unternehmungen, ſowohl in den ſpaniſchen Niede[illegible]nden, als in Deutſchland, den entſchiedenen Ruf eines der größten Generale, und das unumſchränkteſte Zutrauen bei ſeinen Truppen erworben hatte, eilte mit einer 35,000 Mann ſtarken, aus engländiſchen und holländiſchen Truppen beſtandenen, Armee herbei, um mit dem kaiſerl. Feldmarſchall, Prinzen Ludwig von Baden, welcher kaiſerliche und Reichstruppen anführte, ſich zu vereinigen. Dazu kam zuletzt der Achilles aller Helden, Prinz Eugen, welcher, nachdem er ſich in Italien ſeit der daſelbſt im J. 1701 geſchehenen Eröffnung des Krieges neue Lorbern geſammelt hatte, jetzt mit einem Heere, das aus kaiſerlichen Truppen, aus preußiſchen Hilfsvölkern und geworbenen Dänen beſtand, gerade in dem Zeitpunkt, da die gegentheiligen Heere bereits das Schwert zogen, ſich einſtellte.

Schon gleich bei der erſten Erſcheinung dieſer Helden ſchienen die Anführer der gegentheiligen Macht eine mißliche Lage zu fühlen. Der Kurfürſt von Bayern hatte zwar, nachdem ſeine Armee durch die vielen Gefechte, durch die Unfälle in Tyrol, durch die vielen Beſatzungen in den eroberten Städten ſehr geſchwächt worden war, im Mai 1704 eine franzöſiſche Verſtärkung von 24,000 Mann, und (was ihm nicht weniger wohl zu Statten kam) anſtatt des eigenmächtig handelnden Marſchalls von Villars, einen neuen ihm untergeordneten und beſcheidenen franzöſiſchen General, Marſin, erhalten; allein die Ankunft des Marlborough, durch deſſen Vereinigung mit dem kaiſerlichen Heere, dieſem Heere eine große

Uebermacht zugegangen war, ſetzte ihn in keine geringe Verlegenheit, welche noch überdieß durch einen für ihn höchſt ſchmerzhaften Unfall noch vermehrt ward. Der Kurfürſt nämlich hatte aus ſeinem Lager zwiſchen Lauingen und Dillingen, in der Abſicht, der kaiſerlichen Armee den Uebergang über die Donau zu erſchweren, ſeinen Feldmarſchall, Grafen von Arco, mit 12,000 Mann, bei welchen zwei franzöſiſche Regimenter zu Fuß waren, nach dem bei der Stadt Donauwörth gelegenen, die ganze Gegend beherrſchenden, Schellenberg, mit dem Auftrage abgeſchickt, die auf jenem Berg von den Schweden im dreißigjährigen Krieg errichteten, und zum Theil noch ſehr ſichtbaren Schanzen wieder aufzurichten, und dann die herrliche Stellung zu benützen; deren Wichtigkeit aber auch ſelbſt der Herzog von Marlborough für ſo groß hielt, daß er, ohne auf die Meinungen ſeiner bedächtlichern Offiziere zu ſehen, ſeinen Entſchluß durchſetzte, die Verſchanzungen, ehe ſie noch in ihren vollkommenen Stand hergeſtellt werden konnten, ohne Zeitverluſt anzugreifen. Der Angriff geſchah den 2. Juli 1704 mit einer überlegenen Macht von engländiſchen, holländiſchen, und kaiſerl. Truppen, welche letztere, nachdem ſie mit jenen den ganzen Tag ſich angeſtrengt hatten, um die Verſchanzungen zu erreichen, das Glück hatten, dieſe an ihrer Seite und Stelle noch ganz entblößt zu finden, und den feindlichen Truppen in die Seite zu fallen. Das eigentliche Gefecht fieng erſt um 6 Uhr Abends an, und dauerte kaum über eine Stunde. Die Bayern verloren, mit Einſchluß derjenigen, welche in der Donau verunglückt und ſonſt vermißt worden ſind, bei 7000 Mann, mit 16 Kanonen und vielen Kriegsgeräthſchaften. Die ſiegende Armee verlor und vermißte bei 5000 Mann, und eine ſehr beträchtliche Anzahl ihrer vornehmſten Offiziere büßte (wie z. B. ſelbſt der kaiſerliche Feldmarſchall Styrum, der holländiſche General Goor u. a.) ihr Leben ein, oder wurden tödtlich verwundet. Der Kurfürſt von Bayern flüchtete mit ſeinen Truppen unter die Kanonen von Augsburg; wo er ein neues franzöſiſches Hilfskorps unter dem Marſchall Tallard erwartete.

Während daß der Krieg ſich einem entſcheidenden Vorfalle zu nähern ſchien, traten zu gleicher Zeit ſolche Umſtände ein, welche wenigſtens ein Recht zu einiger Hoffnung gaben, ihn in Deutſchland ohne Schwertſtreich geendigt zu ſehen. Das Verhalten der Bayern am Schellenberg flößte den oberſten Feldherren der verbündeten kaiſerlichen Heere eine neue und ſolche Hochachtung für die Tapferkeit der Bayern ein, daß ſie das Aeußerſte verſuchen zu müſſen glaubten, um den Kurfürſten auf andere Geſinnungen zu bringen, und ihn für den Kaiſer zu gewinnen. Die Mittel, womit ſie ihre Abſichten zu erreichen ſuchten, waren von höchſt nachdrücklicher, zum Theil von höchſt grauſamer Art. Ihre vereinigte Armee nämlich, nachdem ſie ſich der Städte Donauwörth, Lauingen, Dillingen, Neuburg u. a. verſichert hatte, gieng über den Lech, eroberte die Stadt Rain, wo ſie 24 Kanonen fanden, eroberte die Stadt Aicha, wo ſie einige hundert Bayern theils mordete, theils zu Gefangenen machte, und ſtürzte dann mit der wildeſten Zügelloſigkeit in die offenen Flächen von Bayern hin. Hiebei zeichneten ſich die Engländer vor andern aus. Bis eine Stunde vor München wurden alle Städte, Märkte und Dorfſchaften erſt geplündert, dann abgebrannt, und der Kurfürſt ſah einige Tage hindurch den Himmel bei Tag in Dampf und Rauch, bei der Nacht in glühende Wolken gehüllt. Während dieſer Verheerungen waren die Tyroler nach Schongau und Weilheim, ferner (unter der Anführung des Generals Grafen von Guttenſtein) von Kufſtein aus nach Hohenaſchau u. w. eingefallen, und ihre Zerſtörungen und Plünderungen waren ſo gräßlich, daß nichts zuverſichtlicher zu erwarten war, als daß der Kurfürſt von Bayern, nachdem er den ſämmtlichen Drangſalen mit einem einzigen Worte hätte abhelfen können, dieſes Wort ſprechen würde; er ſelbſt befand ſich noch überdieß in ſeinem Lager bei Augsburg, welchem ſeine auf einer Anhöhe bei Friedberg gelagerten Feinde alle Zufuhr benommen hatten, in einer unbeſchreiblichen Verlegenheit; er ſchien auch manchmal unſchlüſſig zu werden, und den Mund öffnen zu wollen; aber ſo wie die Franzoſen, welche ihn keinen Augenblick allein ließen, mit der ſtündlichen Ankunft neuer Hilfstruppen aus Frankreich ihn tröſteten, ſchloß er den Mund wieder. Doch die Oeſterreicher verſuchten mit eben derſelben Inſtändigkeit auch das gegentheilige Mittel, den Kurfürſten in dieſem fürchterlich entſcheidenden Zeitpunkt an ſich zu ziehen. Ihre Abgeordneten zeigten dem bedrängten Fürſten nicht erſt in großen Entfernungen, ſondern ganz in der Nähe die fröhlichſten Ausſichten. Sie verſprachen, im Namen des Kaiſers, augenblicklich das Land zu räumen, ihm, dem Kurfürſten, bis zu ſeiner vollkommenen Entſchädigung, die Eroberungen, welche er während des Krieges gemacht hatte, zu belaſſen, ihm die Summen, welche er vom Erzhauſe Oeſterreich zu fordern hätte, vermittelſt eines Vorſchuſſes der Engländer und Holländer, zu bezahlen, ſeinem Bruder, dem Kurfürſten Joſeph Clement von Köln, ſein Land zurückzuſtellen, den franzöſiſchen Truppen den ruhigſten Abzug zu bewilligen, und ſonſt alles Erdenkliche, was dem Kurfürſten lieb und angenehm ſeyn möchte, zu thun; wofür er nichts zu thun hätte, als (was ſchon ſelbſt von einer geſunden Ueberlegung angerathen und gebilligt würde) ſeine Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe zu verlaſſen. Dieß wünſchten auch ſehnlichſt die Landſtände, und andere bewährte Männer von Bayern, welche um ihn herumſtanden, und welche ihn mit ihren Bitten um die Unterzeichnung ſeines Namens beſtürmten. Dieß wünſchte und bat ihn auch inſtändig ſein Oheim, der Herzog Maximilian. Auch ergriff, erzählte man, der Kurfürſt die Feder; — als ihm die Ankunft der franzöſiſchen Hilfstruppen unter der Anführung des Marſchalls Tallards gemeldet ward. Da legte er die Feder nieder, und entließ die beſtürzten Bayern mit einer Standhaftigkeit, die vielleicht eine Art von Seelengröße, vielleicht auch das, was dieſe Größe oft dem Scheine nach erſetzt, dumpfer Starrſinn geweſen war.

Tallard, der ſich im [illegible] 1703 im Elſaß, wo er Landau u. a. eroberte, einen berühmten Namen erworben, und jetzt mit einem Heere von 35,000 Mann ſeinen Marſch mit großer Geſchicklichkeit durchgeſetzt hatte, vereinigte ſich mit dem Kurfürſten zu Augsburg, und die großen Abſichten der Heere, und die großen Talente der Feldherren, deren Entwicklung nicht nur das bekümmerte Bayern, ſondern ganz Europa mit Beklemmung erwartete, ſetzten ſich in Bewegung. Nie waren ſich am Tage der Schlacht (ſie gieng bei Höchſtädt den 13. Auguſt 1704 vor ſich) muthigere Heere, nie berühmtere Feldherren gegenüber geſtanden. Da Prinz Ludwig von Baden ſeinen Gefährten den Rath gegeben hatte, keine Hauptſchlacht zu wagen, indem der ungewiſſe Ausgang einer ſolchen Schlacht unerſetzlich entſcheiden würde, beredeten ihn dieſe, (Eugen und Marlborough) mit ſeinem beträchtlichen Korps die Belagerung der Feſtung Ingolſtadt vorzunehmen; ſie ſelbſt aber verfolgten mit vereinigtem Eifer, die Spuren und Fußſtapfen ihrer Feinde, um über ſie, wo ſie auch ſtehen mochten, herzufallen. Maximilian und Tallard erwarteten den Eugen und Marlborough mit einer Begierde und Zuverſicht, bei welcher, den Feind ſehen, den Feind ſchon beſiegen heißt. Der Kurfürſt von Bayern, ein gekrönter Meiſter im Kriegsweſen ritt, als er die Armeen, mit welchen Prinz Eugen und Marlborough heranzogen, erblickte, mit einem vor Freude ſtrahlendem Angeſicht durch die feſtgeſchloſſenen Reihen ſeiner bis in den Tod folgſamen Bayern, und indem er ſie verſicherte, daß er auf ihre Tapferkeit ganz ſich verlaſſe, rief er mehr als Einmal, daß er ſich nach dem Augenblick geſehnt habe, da er vor eben der Stadt, wo er vor einem Jahre den Styrum geſchlagen hätte, nunmehr auch den Reſt der kaiſerlichen und verbündeten Armee würde ſchlagen können. Die Truppen des Tallards waren die beſten Haustruppen ſeines ſieggewohnten, und unter Siegen und Triumphen grau gewordenen Königs; er ſelbſt, der Feldmarſchall, hatte dieſe vortrefflichen Truppen, da er ſie dem Kurfürſten vorſtellte, die unüberwindlichen Truppen des Monarchen von Frankreich genannt; und hatte am Tage der Schlacht, da er bemerkte, daß die nahenden Feinde verlegen wären, über einen Bach (den Nebelbach) zu ſetzen, ſcherzend geſagt, daß er, wenn dieſelben (ſie beſtanden aus Engländern, welche ihm mit ihrem Marlborough auf ſeinem Flügel entgegen kamen) mit Brücken nicht verſehen wären, keinen Anſtand nähme, ihnen ſolche zu leihen. Tallard hatte es nicht einmal der Mühe und der Vorſicht werth gehalten, die Zelten und Geräthſchaften ſeines Lagers in Sicherheit zu bringen, ſondern hatte ſeine Truppen unmittelbar vor dieſelben geſtellt; er hatte den Einfall gehabt, ein in ſeiner Linie gelegenes Dorf, Blindheim, mit einem beträchtlichen Korps (nämlich mit 22 Bataillons und 13 Escadrons) zu beſetzen, in der Meinung, daß die Verbündeten es nicht wagen würden, ſein an andern Plätzen ſchwächeres Fußvolk durchzubrechen, und das zahlreiche Korps in Blindheim hinter ihrem Rücken zu laſſen; aber Marlborough nahm auf jene Meinung keine Rückſicht. Auf ſeinen Befehl durchrannte der Herzog von Würtemberg, der die däniſche Reiterei anführte, den dünn beſtellten Mittelpunkt des franzöſiſchen Heeres, und die ihm ſogleich nachſtürzenden Korps trennten vollends die Flügel jenes Heeres, jagten die vor Beſtürzung außer ſich geſetzten Franzoſen in gedrängten Haufen der Donau, wo ſie zu Tauſenden zu Grunde giengen, zu, machten Tauſende zu Gefangenen, unter welchen ſelbſt Tallard mit ſeinem Sohne, dann eine lange Reihe vornehmer Franzoſen, und unter welchen zuletzt, ſelbſt zum Erſtaunen der Sieger, das im Dorfe Blindheim unbeſonnen verſammelte Korps war; nur Marſin entkam mit einem kleinen Gefolg, und kündigte dem Kurfürſten, der von dem Vorgange nichts bemerkt, der den Prinz Eugen, welcher mit ſeinem Heere gegen ihn focht, ſchon mehr, als Einmal, zurückgedrängt, und auf die Nothwendigkeit eines Zurückzuges noch nicht im geringſten gedacht hatte, dieſe unvermeidliche

Nothwendigkeit an. Die unüberſehbare Reihe von unglücklichen, unheilbaren Folgen, welche der Verluſt dieſer Schlacht nach ſich zog, machte auf den Kurfürſten, der jene Folgen, und mit ihnen ſeinen rettungsloſen Zuſtand mit Einem Male überſah, einen entgegengeſetzten Eindruck; er wollte durchaus nicht zurück, ſondern ſiegen, oder ſterben; und man hatte jetzt eben ſo viele Mühe, ihn von dem Kampfplatze zu entfernen, als man ehemals anwandte, ihn vor der Betretung deſſelben zu warnen; aber da er in der Ferne die Unordnung der franzöſiſchen Truppen bemerkte, da er ſchon Truppen des Marlborough, welche ſich an das Heer des Eugen zu ſchließen, und ihn in die Mitte zu nehmen drohten, herankommen ſah, ſah er ſich nur noch einmal nach den Seinigen um, „Retten Sie ſich, (ſchrieb er auf einer Trommel ſeiner Gemahlinn nach München) retten Sie ſich und unſere Kinder! das iſt das Einzige, was wir noch haben. Wir haben heute alles verloren. Gott ſey bei Ihnen! Mit mir gehts dem Rhein zu.“ Dann zog er ſich mit ſeinen, eines beſſern Looſes würdigen, Bayern, von deren Muth ſelbſt die Feinde mit Hochachtung ſprachen *), in der beſten Ordnung zurück; dann verließ er ſein Vaterland.

---

*) „Le Prince Eugene, ſchrieb ein Augenzeuge, der Marſchall Freiherr von Hompeſch an die

Achtzehntauſend Franzoſen und Bayern waren getödtet; eilftauſend waren gefangen, mit hundert ſiebenundzwanzig Kanonen, mit vielen tauſend Zelten, und mit dem ſämmtlichen franzöſiſchen Kriegsvorrath. Die ſiegende vereinigte Armee hatte eilftauſend Getödtete; ſie ſoll vor der Schlacht nicht mehr als fünfzigtauſend Mann, die Armee der Franzoſen und Bayern aber ſoll ſechzigtauſend gezählt haben. Der noch in zehntauſend Mann beſtandene Reſt der Bayern zog ſich mit dem Kurfürſten über den Rhein zurück. Auch die Franzoſen verſchwanden, und der Krieg, welcher für die Ruhe und für den Wohlſtand, ſelbſt für die Verfaſſung von Deutſchland im höchſten Grad gefährlich zu werden ſchien, ſchien jetzt in Deutſchland geendigt zu ſeyn.

Kaiſer Leopold genoß die Früchte ſeines Sieges im vollkommenſten Maß. In einem

---

Staaten von Holland (Memoires du Marquis D — T. 2. p. 145) qui avec les imperiaux, les troupes de Prusse, et l'Infanterie danoise, attaqua les troupes de l'Electeur de Baviere, trouva encore plus de difficulté a les reduire; mais comme le Duc vit, que les François, qui combatoient, ou nous etions, etoient deja defaits, il tacha de se retirer avec le meilleur ordre, qu'il put, neanmoins ce ne fut pas sans perte."

Taumel von Freude, welcher ſonſt ſeiner Bedächtlichkeit und ſeinem rechtlichen Verfahren nicht beizuwohnen pflegte, vergaß er, daß das Land Bayern, ſchon vermöge der Reichsgrundgeſetze, und ſchon vermöge ſeiner Wahlkapitulation nicht geeignet ſeyn könne, ſeine gute Priſe zu ſeyn. Nachdem man die Kurfürſtinn, welcher man zuerſt, mit einigen Ausnahmen, das Rentamt München überließ, während einer kurzen Reiſe, welche ſie zu ihrer Mutter nach Venedig machte, entfernt zu halten gewußt hatte, erklärte Leopold (in einem gedruckten Manifeſt den 29. April 1705) „daß, nachdem von ſelbſten bekannt ſey, was maßen Er allhieſige (bayeriſche) Landt erobert, auch Ihm die Fr. Kurfürſten Liebden durch Dero cum libera bevollmächtigten Abgeordneten ſelbe cedirt und überlaſſen habe, hierauf die Nothdurft und Schuldigkeit erfordere, daß Ihm als dermaligen einzigen rechtmäßigen Herrn und Landesfürſten dieſer Landen die gewöhnliche Pflicht und Huldigung allerunterthänigſt abgelegt werden,“ u. ſ. w. Die Huldigung der bayeriſchen Landſtände ſollte den 9. März 1705 vor ſich gehen; allein Leopold ſtarb zu Wien den 5. Mai, nachdem er fünfundſechzig Jahre gelebt, ſiebenundvierzig Jahre als Kaiſer mit einem beinahe unumſchränkten Anſehen regiert, und dabei das Andenken eines gottesfürchtigen und gerechten Fürſten, dann eines verſtändigen, redlichen und überaus gutherzigen, milden Mannes ſich erworben hat.

Leopolds Gemahlinnen waren: 1) Margaretha Thereſia, Königs Philipp IV. von Spanien Tochter, verm. 1666, † 1673. 2) Claudia Felicitas, Tochter und Erbinn Erzherzogs Ferdinand Karls, öſterreichiſch-tyroliſcher Linie, vermählt 1673, † 1676. 3) Eleonora Magdalena, Tochter Philipp Wilhelms, Pfalzgrafen und Herzogs zu Neuburg, verm. 1676, † 1720. Die bei ſeinem Hinſcheiden vorhandenen Kinder waren, dritter Ehe: Joſeph I. ſein Nachfolger. Maria Eliſabeth, geb. 1680, wurde Gubernantinn der Niederlande 1725, † 1741. Maria Anna, vermählt 1708 an König Johann V. von Portugal, wurde. Wittwe 1750, † 1754. Karl, nachmaliger deutſcher Kaiſer, dieſes Namens der Sechste. Maria Magdalena, geb. 1689, † 1743.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Achtundzwanzigſter Band.

Kempten, 1835.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung

Vbg 16313

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Staatsbibliothek München

Kaiſer Joſeph I.

1705 — 1711.

§. 1.

Wenn an einer zweckmäßigen Benutzung eines für den Augenblick vollkommen entſcheidenden Sieges gewöhnlich eben ſo viel, ja oft ungleich mehr noch gelegen iſt, als an dem Siege ſelbſt, ſo konnte für das Erzhaus Oeſterreich kein glücklicherer Umſtand eintreten, als daß der verſtorbene Kaiſer Leopold ſeinen erſtgebornen Sohn, einen Prinzen, in welchem ſich alle Eigenſchaften ſowohl eines großen Feldherrn, als eines richtig ſehenden Staatsmannes vereinigten, zum unmittelbaren Nachfolger hatte. Joſeph, als Kaiſer dieſes Namens der Erſte, ein in allen den Dingen, welche einem großen Regenten unentbehrlich ſind, gründlich unterrichteter, für alles Große und

Gute empfänglicher und gebildeter Herr (ein oberpfälziſcher Edelmann und Geiſtlicher, Franz Ferd. v. Rummel war ſein Lehrmeiſter) verband mit einem reifen Verſtande eine raſche und feſte Gemüthsart, bei welcher er, nachdem er die Meinungen ſeiner Miniſter gehört hatte, nach einem kurzen Ueberblick der Umſtände, mit einem kräftigen Ernſt ſtets ſelbſt entſchied, das Entſchiedene mit Entſchloſſenheit und Zuverſicht ausführte, und anſtatt (nach der eigenen Weiſe ſeines Vaters, der in ſeinen Lagen nicht weniger klug handelte, und der durch ſeine zaudernde Bedächtlichkeit manche Gefahren entfernte) den gegen ihn gerichteten Ungewittern auszuweichen, den Ungewittern mit ſtolzem Trotz entgegen eilte, und dabei den Beiſtand des Glückes, welches dem beherzten Manne hold zu ſeyn pflegt, zuverſichtlich erwartete. Joſeph war den 26. Juli 1678 zu Wien geboren, den 9. Dec. 1687 zum König von Ungarn, dann 1690 zu Augsburg zum römiſchen Könige gekrönt worden. Er hatte bereits eine reife Einſicht und Geſchicklichkeit im Kriegsweſen gezeigt, indem er 1702 die Anführung der Reichsarmee übernommen, die elſaſſiſche Feſtung Landau erobert, und eben dieſe Stadt, nachdem ſie im Jahre 1703 von den Franzoſen überrumpelt worden war, im Jahre 1704 neuerdings belagert, und den 23. Nov. dieſes Jahres wieder erobert hatte.

Kaiſer Joſeph hatte von ſeinem Vater eine Menge Kriege geerbt. Seine Heere, ſo wie die Truppen der Verbündeten, ſtanden in Italien, in Spanien, in den Niederlanden, und am Rhein, und hatten überall einen gleich harten, höchſt wichtigen Stand. Es galt nichts Geringeres, als die Herrſchaft dieſer Länder, und eine einzige erſchöpfende Niederlage konnte die Hoffnung dazu zernichten. Dazu kam noch der überaus läſtige Krieg in Ungarn, welcher eine eigene zahlreiche Armee erforderte, deren Unterhalt durch den Umſtand, daß die Feinde in dem Beſitze der ungariſchen Bergſtädte und der reichen Gold- und Silberbergwerke waren, unſäglich erſchwert, und deren unaufhörlich zu wiederholende Ergänzung eine außerordentliche Erſchwerung der übrigen Kriege wurde. Die öſterreichiſche Hausmacht beſtand (nach Rink im Leben Leopolds) im J. 1705 in 35,000 Mann zu Pferd, und 97,244 Mann zu Fuß, deren Bewaffnung und Verpflegung einen ununterbrochenen Zufluß von Geldſummen vorausſetzte, in deren Betracht ein, wiewohl höchſt beträchtlicher, Beitrag von Kirchenſilber, zu welchem man (gemäß der in ſolchen Lagen herkömmlichen Beiſpiele) ſeine Zuflucht nahm, nur eine kurze Zeit auslangen konnte, die ungeheuren Laſten auch nur der unerläßlichſten Ausgaben zu beſtreiten.

Der neue Kaiſer beſtrebte ſich vor allen Dingen, ſeinen Rücken ſich frei zu machen, und in ſolcher Abſicht nichts unverſucht zu laſſen, was dazu dienen könnte, in Ungarn, und zumal in Bayern, einen ruhigen und ſichern Zuſtand der Dinge für ſich zu bewirken. In Ungarn machte er den Mißvergnügten unverzüglich, und mit der beſten Art, ſolche Verſprechungen und Anerbietungen, von welchen er gar nicht zweifelte, daß ſie auch die unverſöhnlichſten ſeiner Feinde rühren, und daß ſie ihnen ein vollkommenes Vertrauen zu ſeiner Aufrichtigkeit, und zu ſeinem Wohlwollen für ſie, einflößen würden. Da er wußte, daß ſie wider die Jeſuiten, als welche ſie für die raſtloſeſten Gegner proteſtantiſcher Religionsbekenntniſſe hielten, einen an Wuth und Raſerei grenzenden Haß nährten, und daß ſie jede Gelegenheit, den Jeſuiten einigen Abbruch zu thun, begierigſt ergriffen; ſo ſtellte er ihnen, um ſeinen weitern Vorſtellungen eine geeignete Aufnahme zu verſchaffen, eine feierliche Zuſage aus, daß er die Jeſuiten auf der Stelle vermögen würde, alle jene Güter, welche ſie ſeit dem J. 1655 gekauft, oder ſonſt ſich erworben hätten, herauszugeben; ja er ließ ſich ſo weit herab, daß er ſogar von ſeinem

Hofe einige Staatsdiener, welche im Rufe einer beſondern Achtung und Zuneigung für die Jeſuiten ſtanden, entfernte. Was die Freiheiten der Ungarn, wegen deren Schmälerung ſie zu den Waffen gegriffen hatten, betraf; ſo erſchöpfte er alles, was dazu geeignet war, ſie auf das vollkommenſte zu beruhigen; er wollte nicht nur ſogleich einen allgemeinen Reichstag, auf welchem ein jeder ſeine Beſchwerden ſollte vorbringen können, verſammeln, ſondern er verſprach eine allgemeine Verſammlung künftig alle drei Jahre, ja noch öfter, wenn es Umſtände erfordern ſollten, berufen, und ihren gerechten Wünſchen mit der unumſchränkteſten Bereitwilligkeit zuvorkommen zu wollen. „Es verſtehe ſich ohnehin, ſetzte er hinzu, daß alles Vergangene vergeſſen ſeyn, und daß Niemand, er ſey von Adel oder dem gemeinen Volk, zu irgend einer Verantwortung gezogen werden ſollte. Unendlich ſchmerzlich würde es übrigens ſeinem Herzen fallen, wenn wider alle beſſere gegründete Erwartung ſeine Güte verſchmäht, und er widerwilligſt gezwungen werden ſollte, die Ruhe des Königreichs durch ſolche Mittel, an welche er nicht ohne Kummer denken könnte, herzuſtellen.“ Dieſe ſchönen Einleitungen führten zu nichts. Der Fürſt Ragoczy, Franz Leopold, ſchloß aus der zuvorkommenden Herablaſſung des Kaiſers, deſſen unternehmenden und feſten Geiſt er wohl kannte, auf die Größe ſeiner Verlegenheit, und machte, nachdem er erſt die Magnaten des Reichs verſammelt und ihnen ſeine Geſinnungen eingeflößt hatte, ſolche Friedensbedingniſſe, welche man zu machen pflegt, wenn man durchaus keinen Frieden wünſcht, oder wenn man mit Einem Male größere Vortheile, als man durch einen vollkommenen entſcheidenden Sieg zu erwarten berechtigt ſeyn konnte, erhalten will. „Alle Beſchwerden der ungariſchen Stände und Unterthanen ſollten abgethan, alle gegentheiligen Verordnungen ſollten zernichtet, die uralten Rechte und Freiheiten des Königreiches ſollten hergeſtellt, die Jeſuiten ſollten nicht bloß in Schranken gehalten, ſondern ſogleich auf ewig aus ganz Ungarn verbannt, alle fremde Truppen ſollten auf immer abgerufen, und alle Aemter, dann alle geiſtliche und weltliche Würden ſollten, wenn nicht ſelbſt ein Reichstag mit einem beſonders verdienten Manne eine Ausnahme machen würde, ſchlechterdings nur mit Eingebornen beſetzt werden.“ Die Stände beſchworen, und zwar auch im Namen der Abweſenden, dieſe und die übrigen Artikel, und erklärten diejenigen, welche einen derſelben verletzen, und welche mit dem Kaiſer ſich in eine Verbindung einlaſſen würden, für Landesverräther. Auch die Vermittlungen der Bundesgenoſſen des Kaiſers, der Engländer und Holländer, welche mit Unmuth auf einen Krieg, der dem Kaiſer in ſeinen Umſtänden unbeſchreiblich läſtig fiel, ſahen, blieben ohne Erfolg. Die Feindſeligkeiten, deren Geſchichte und Beendigung wir an ſeinem Orte vernehmen werden, wurden mit der größten Erbitterung fortgeſetzt.

Was Bayern betrifft, ſo muß man ſich, um ſich das im höchſten Grade harte Benehmen des Kaiſers Joſeph I. mit dieſem Land, und mit deſſen Fürſten, erklären zu können, an die Verhältniſſe und an den Zuſammenhang einiger Erſcheinungen, welche damals das Verfahren des Erzhauſes Oeſterreich leiteten, erinnern. Wir haben gehört, daß dem franzöſiſchen Hofe als ewiger Grundſatz vorgeſchlagen wurde, das Erzhaus Oeſterreich bei allen Gelegenheiten zu entkräften; wobei der Miniſter Richelieu, welcher jenen Grundſatz feſtſetzte, den König Ludwig den XIV. noch überdieß auf das nachdrücklichſte bat, „ſeinen Geiſt doch immer mehr und mehr wider Gewiſſensängſtlichkeiten zu ſtärken, und ſich damit zu beruhigen, daß Se. Majeſtät vor Gott niemals einige Verantwortung haben können, wenn Allerhöchſtdieſelbe die Vorſchläge ihrer Staatsräthe befolgten.“ (Testam. polit. T. I.

p. 212.) Wir haben vernommen, daß eben jener König ſeine Abſichten auf die ſpaniſchen Niederlande, auf Lothringen und Elſaß gerichtet, und dieſe Abſichten wirklich auszuführen geſucht; daß er eigene ſogenannte Reunionskammern eingeführt, und daß er unaufhörliche Urſachen gegeben habe, fürchten zu laſſen, daß er, wenn er könnte, geneigt ſeyn würde, nicht nur das Erzhaus Oeſterreich, ſondern alle Kur= und Reichsfürſten ſich unterthänig zu machen. Schon bei der Kaiſerwahl Leopolds ſuchte Ludwig XIV. deutſcher Kaiſer zu werden, (Pfeffel im J. 1658) und daher war es im Jahre 1690, da Joſeph I., wiewohl erſt ein zwölfjähriger Prinz, in Augsburg zum römiſchen König gewählt wurde, ein Hauptbeweggrund des Kaiſers Leopold I., dieſe Wahl vornehmen zu laſſen; weil, wie dieſer Monarch verſicherte, König Ludwig XIV. ſich alle Mühe gebe, die Kaiſerkrone auf das Haupt des Dauphin, ſeines Sohnes, zu bringen. Man fieng jetzt an nachzudenken, ob nicht die bis zur Ueberſättigung wiederholten, den öſterreichiſchen Kaiſern gemachten Vorwürfe und Bezüchtigungen, daß ſie nach einer ſogenannten Univerſalmonarchie, und mithin nach der Unterdrückung der reichsſtändiſchen Freiheit ſtrebten, eine übertriebene Beſchuldigung, und eine ſchlaue Erfindung des franzöſiſchen Hofes ſeyn möchten, welcher die Abſicht zum Grunde läge, die deutſchen Fürſten von dem deutſchen Reichsoberhaupte zu trennen, mithin jene Fürſten in eine Schwäche, bei welcher ſie, einer nach dem andern, verſchlungen werden könnten, zu verſetzen. Man dürfte wohl auch manchmal geahnet haben, daß eine Zeit kommen könnte, wo man zu ſpät bereuen würde, über eine ſich ſelbſt ſo ganz begreiflich darſtellende Sache nicht eher nachgedacht, und (im vollen Vertrauen und Einverſtändniß mit dem Reichsoberhaupte) mit zweckmäßigen Maßregeln vorgebaut zu haben. Man hatte auch geglaubt, daß, gleichwie man einſt den Rudolph von Habsburg, hauptſächlich aus der Urſache zum Kaiſer gewählt hatte, weil er keine dergeſtalt überwiegende Hausmacht, bei welcher er den Reichsfürſten gefährlich hätte werden können, beſaß, man jetzt die Erzherzoge von Oeſterreich gerade aus der Abſicht zu Kaiſern wählen, und an ſie ſich anſchließen müßte, weil bei ihrer Rechtlichkeit ihre Hausmacht nicht zu fürchten, und weil dieſe ihre Macht, wenn ſie zumal von ihnen, den Reichsfürſten, unterſtützt würde, hinlänglich wäre, die Sicherheit der Reichsfürſten wider alle auswärtigen Feinde zu beſchützen. Man hatte ſich erinnert, daß der franzöſiſche Hof mehr als einmal die Türken wider Oeſterreich verhetzet, und daß dieſer

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05574/017

Hof eben jetzt die Ungarn verhetzt habe. Zu gleicher Zeit hatte man ſich unzählige Aeußerungen und Reden franzöſiſcher Prinzen und Generale mitgetheilt, welche, nebſt einem empörenden Hochmuth, und der bitterſten Verachtung deutſcher Fürſten, zu erkennen gaben, daß ſie die deutſchen Länder als ihre Beute betrachten würden; und mit einem Worte, die Anſicht des ſpaniſchen Krieges hatte eine ganz andere Geſtalt angenommen, ſo daß eben dieſelben deutſchen Reichskreiſe, welche jenen Krieg anfangs für eine bloße Privat- und Hausſache der Erzherzoge von Oeſterreich gehalten, und den Entſchluß, keinen Antheil zu nehmen, gefaßt hatten, jetzt feierlich erklärten, daß es bei dem ſpaniſchen Kriege nicht bloß um den Nutzen von Oeſterreich, ſondern um ganz Deutſchland zu thun, daß demnach Frankreich für einen Reichsfeind zu halten, und daß jeder, der wider den Kaiſer oder einen deutſchen Reichsſtand ſich vergreifen, und die Abſichten Frankreichs befördern würde, ein Feind des Vaterlandes ſey. Nach allen dieſen Betrachtungen und Vorgängen kann man ſich leicht denken, wie unausſprechlich der Kaiſer und das Reich gerührt worden ſeyen, ſehen zu müſſen, daß gerade der wichtigſte der deutſchen Stände, der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Bayern, ſich beigehen laſſen, den erklärten Reichsfeind in das Herz von Deutſchland zu führen; erfahren zu müſſen, daß die dringendſten Vorſtellungen, verbunden mit den großmüthigſten Anerbietungen, welche jenem Fürſten noch in dem entſcheidendſten Augenblick gemacht wurden, nicht mehr vermocht haben, ihn zu einem beſſern Entſchluſſe zu bewegen, und ihn von ſeinen wahren Vortheilen zu überzeugen. Der Kaiſer Joſeph I. nannte ſeine Beharrlichkeit eine Verblendung, welche nie ihres gleichen gehabt hätte, und welche die Folge haben müßte, jenem Kurfürſten ſein Stammland, und im widrigen Falle noch überdieß ſich ſelbſt und ſein ganzes Haus zu Grunde zu richten.

So lange der überaus rechtliche und milde Kaiſer Leopold noch lebte, gieng es noch immer erträglich, oder wenigſtens ganz begreiflich; denn wenn gleich dieſer Kaiſer, wie wir hörten, das Land Bayern, deſſen „dermaligen einzigen rechtmäßigen Herrn“ er ſich zu nennen befugt glaubte, eingezogen, und Verfügungen, welche mit einer ſolchen Erklärung verbunden waren, anbefohlen oder genehmigt hatte, ſo hatte er gleichwohl für das uralte und höchſt berühmte Haus Bayern ſo viele Achtung oder Schonung beobachtet, und eine gänzliche Zernichtung deſſelben ſo gar nicht in ſeine Plane gelegt, daß er vielmehr ſeinem Sohne und damaligen römiſchen König, Joſeph, welcher Landau im Elſaß belagerte, die Befugniß ertheilte, mit der Kurfürſtinn von Bayern, Thereſia Kunigunda, einen (den 17. Nov. 1704 im Hauptquartier zu Ilbesheim vor Landau abgeſchloſſenen) Vertrag zu errichten, vermöge deſſen zwar alle Feſtungen von Bayern mit ihren Kriegsvorräthen ausgeliefert, das ganze Rentamt München aber, mit deſſen Juriſdiktion und Einkünften, nebſt allen in der Stadt befindlichen Schätzen, Alterthümern ꝛc. (nur die Vorräthe im Zeughauſe zu München, und die Magazine, ferner die Kommandantenſtellen in Ingolſtadt, Rain und Wemdingen ausgenommen) Ihr verbleiben, und vermöge deſſen ſogar den bayeriſchen Landſtänden alle ihre Freiheiten zugeſtanden ſeyn ſollten. Auch behandelte man die in einigen bayeriſchen Feſtungen und andern haltbaren Orten zurückgelaſſenen bayeriſchen Beſatzungen, ungeachtet ſich einige, auch noch nach dem eben genannten Vertrag, ſehr ernſthaft zur Wehre ſetzten, bei der Uebergabe noch ſehr glimpflich, und die bayeriſchen Truppen wurden nicht nur nicht gezwungen, öſterreichiſche Dienſte zu nehmen, ſondern man erlaubte ihnen noch überdieß gewöhnlich, ſich nach ihrer Heimath zu begeben, oder dem Kurfürſten nachzuziehen; und als nach der Einnahme von Landau der größte

Theil der kaiſerlichen Belagerungsvölker nach Bayern ins Winterquartier zog, erließ der Prinz Eugen, welcher ſie anführte, über die Verpflegung derſelben ſolche Befehle, welche anzuzeigen ſchienen, daß er die Abſicht gehabt habe, das bayeriſche Volk, ſo viel möglich, zu ſchonen; allein nachdem man von Seite Oeſterreichs ſchon einmal die Vorſtellung ſich feſtgeſetzt hatte, daß der Regent von Bayern die unmittelbare Abſicht habe, nicht nur das Erzhaus Oeſterreich zu ſtürzen, ſondern ſelbſt die Verfaſſung des deutſchen Reiches zu untergraben (es blieb nämlich nicht verborgen, daß jener Regent mit der Errichtung eines Königreiches aus ſchwäbiſchen und fränkiſchen Landen für ſein Haus von dem franzöſiſchen Hofe ſich habe ſchmeicheln laſſen *)), ſo kann man ſich leicht denken, wie wenig es mit jener Schonung den öſterreichiſchen Truppen ein Ernſt geweſen ſeyn möge; ja man kann ſich jetzt ſogar die Möglichkeit erklären, wie der Kaiſer Joſeph I. in der Abſicht, demjenigen Fürſten, von welchem er glaubte, daß er den Untergang ſeines Hauſes beabſichtige, zuvorzukommen, und ihn für ſich und ſein Haus unſchädlich zu machen, habe verleitet

---

*) Finſterwald IV. S. 2360.

werden können, wider dieſen Fürſten und ſein Haus Urtheile zu fällen, und ſolche Handlungen, welche nicht nur äußerſt hart, ſondern welche noch überdieß (bei der gegründeten Vorausſetzung, daß Verfügungen mit Reichsfürſten und Reichsländern nur mit Bewilligung ſämmtlicher Reichsſtände gültig ſeyn konnten) mit den Reichsgeſetzen nicht vereinbar waren, willkührlich vorzunehmen.

Der Kaiſer wollte vor allen Dingen die Herren und Freunde, welche den entſcheidenden Sieg bei Höchſtädt hatten miterfechten helfen, oder ſonſt Verdienſte hatten, belohnen, und that dieß mit bayeriſchen Ländereien. Der Herzog Marlborough bekam die Herrſchaft Mindelheim, welche zu einem Fürſtenthume erhoben, der neue Fürſt aber den 22. Nov. 1705 in den Reichsfürſtenrath mit Sitz und Stimme eingeführt wurde. Die Stadt Donauwörth wurde wieder für reichsunmittelbar erklärt. Die Reichsſtadt Nürnberg erhielt den Ort Rothenberg nebſt Zugehör. Dem Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg ward der bayeriſche Antheil an der Grafſchaft Wieſenſteig zugetheilt. Die Landgrafſchaft Leuchtenberg in der Oberpfalz wurde dem neuen Fürſten Leopold Mathias von Lamberg zu Lehen gegeben, und er den 10. Mai 1705 ebenfalls mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag zu Regensburg eingeführt. Dem Grafen Friedrich Karl von Schönborn, damaligen Reichsvizekanzler, wurde die Stadt Dietfurt und der Markt Riedenburg als reichsunmittelbare Herrſchaften eingeräumt. Der Graf Maximilian Karl von Löwenſtein, kaiſerlicher Landverweſer in Bayern, wurde mit Maurkirchen, nebſt dem großen Landgericht, ferner mit dem ſogenannten Wildhackerforſt, und den vornehmſten burghauſiſchen Kaſtenunterthanen erfreut. Dem kaiſerlichen Kammerpräſidenten, Grafen von Starenberg, wurden die Märkte Uttendorf und Mattigkofen mit dem Gerichte und Bräuhauſe; dem damaligen kaiſerlichen Oberſthofkanzler aber, Freiherrn von Seiler, die Gerichte Friedburg und Wildshut, dann das Kaſtenamt, als reichsunmittelbare Herrſchaften, zu Theil. Die bayeriſche Herrſchaft Wertingen, mit der Stadt dieſes Namens, im ſogenannten ſchwäbiſchen Rieß, wurde von Bayern abgeriſſen, und mit der öſterreichiſchen Markgrafſchaft Burgau vereinigt. Dieſe, und noch gar viele andere *), in der Folge vorgenommenen Zerſplitterungen von Bayern, wur-

---

*) Leben des Kaiſers Joſeph. Th. 2. S. 461. Falkenſtein S. 814. — Finſterwald IV. S. 2429.

den, ungeachtet der dringendſten Vorſtellungen der bayeriſchen Landſtände, deren Verfaſſungen und Freiheiten man verſprochen hatte, niemals verletzen zu wollen, von Zeit zu Zeit fortgeſetzt, und man kann ſich vorſtellen, welche tiefe Wunden dieß in den Herzen der auf das Uralterthum und auf die Unverletzbarkeit ihrer Nation höchſt ſtolzen Bayern geſchlagen, und wie geneigt ſie ein ſolches Verfahren gemacht haben müſſe, ſich ſelbſt zu helfen, und helfen zu laſſen. Auch konnte bei ihrer geraden und nachdrücklichen Gemüthsart ihre allgemeine Stimmung nicht ſo verheimlichet und dem K. Joſeph I. nicht ſo gleichgültig bleiben, daß er nicht mit allem Ernſt hätte bedacht ſeyn ſollen, wider alle bedenkliche Fälle, von denen ſich immer einer aus dem andern entwickelte, verfängliche, und in ſeinem Zweck gelegene Maßregeln zu ergreifen.

Man wollte bei einem kurfürſtlichen Kammerrath, dem Freiherrn von Lier, welcher die Erlaubniß erhalten hatte, ſich zu ſeinem Herrn, dem Kurfürſten, nach Brabant zu begeben, Briefe gefunden haben, worin zu erſehen geweſen ſeyn ſoll, daß man nichts Geringers im Sinne habe, als über die Oeſterreicher zu einer Zeit, da nach dem Winter der größte Theil ihrer Truppen nach Ungarn und Italien fortgewandert ſeyn würde, herzufallen, und ſich allenthalben wieder in den Beſitz und in die Regierung des Landes zu ſetzen. Wie dieß ſich auch verhalten haben mag, ſo ergriff man öſterreichiſcher Seits unverzüglich ſolche Maßregeln, welche jedes widrige Vorhaben vereiteln mußten. Man verſicherte ſich des Freiherrn von Lier und vieler anderer Perſonen von Bedeutung. Die öſterreichiſchen Truppen, welche bereits auf dem Marſche nach ihren entfernten Poſten waren, mußten in Eilmärſchen nach Bayern zurückkehren, und die Aufträge, welche ſie erhalten würden, vollziehen. Schon gleich den 16. May 1705 zog der kaiſerliche General, Graf von Gronsfeld, in München ein, nachdem die Kurfürſtinn den Einfall gehabt hatte, dieſe ihr eingeräumte Reſidenzſtadt mitten im Winter, den 16ten Hornung nämlich, zu verlaſſen, und ſich zu ihrer Mutter nach Venedig zu begeben. Fünftauſend Mann blieben als Beſatzung in der Hauptſtadt; das übrige Heer wurde im Lande dahin, wo man das Schlimmſte fürchten zu müſſen glaubte, verlegt. Die Kurfürſtinn hatte bei ihrer Abreiſe ihre Kinder, ſieben Prinzen, a) Karl Albrecht, geboren zu Brüſſel 1697. b) Philipp Moriz, geb. zu Brüſſel 1698. c) Ferdinand Maria geb. zu Brüſſel 1699. d) Clemens Auguſt, geb. zu Brüſſel 1700. e) Aloyſius Johann, geb. zu München 1702. f) Johann Theodor, geb. zu München 1703. g) Max. Emanuel, geb. zu München den 21. Dec. 1704; und eine Prinzeſſinn, Maria Anna Karolina, geb. zu Brüſſel 1696, in München zurückgelaſſen. Kaiſer Joſeph I. hielt es für wohlgethan, ſich der vier erſten Söhne zu bemächtigen; er ließ ſie im Sommer 1705 (die kleinern drei nebſt der Prinzeſſinn wurden der kurfürſtlichen Oberhofmeiſterinn, Fräulein von Weichs, anvertraut) nach Klagenfurt in Kärnthen abführen, und als Grafen von Wittelsbach, zwar gar nicht üppig, aber indem ſie in der Religion und im wiſſenſchaftlichen Fache gründlich unterrichtet wurden, ſehr wohl erziehen. Zu gleicher Zeit, da er dieſen Schritt ausgeführt hatte, befahl er, das Land zu entwaffnen, und aus allen Zeughäuſern allen Kriegsvorrath nach Oeſterreich zu führen. Dahin wurden auch die erſten Koſtbarkeiten aus der Reſidenz zu München gebracht. Die Feſtungswerke der Reſidenzſtadt, zumal diejenigen, welche ſeit 1701 errichtet worden waren, wurden der Erde gleich gemacht. Nunmehr wurden auch die Quartiere überall höchſt drückend, und die Zügelloſigkeit der öſterreichiſchen Truppen ſtieg bis zur Empörung. Die Bezahlungen, welche allen Klaſſen der Nation auferlegt wurden, wurden erſchöpfend und unerſchwinglich; welches man ſchon daraus ſchließen mag, daß man noch bei Lebzeiten des Kaiſers Leopold dem Prinzen Eugen, welcher wegen der ſchlechten Verpflegung der ihm übergebenen Truppen nicht mehr halte dienen wollen, die Verſicherung ausſtellte, ihm zwei Millionen Gulden, welche aus den Schatzungen, die man aus Bayern gezogen hatte, genommen werden ſollten, anzuweiſen. Die Bezahlungen wurden durch militäriſche Gewalt erpreßt, und man kann ſich leicht vorſtellen, welche Mißhandlungen an den geldarmen Leuten verübt worden ſeyn werden. Der Kaiſer erhielt von allen Seiten die dringendſten Beſchwerden und Bitten um Abhilfe, und er unterließ zwar nicht, eigene Abgeordnete, welche wenigſtens den lauteſten Klagen auf den Grund ſehen ſollten, nach Bayern zu ſchicken; allein die Unordnungen waren bereits zu verwickelt und zu allgemein geworden, um allenthalben, auf eine befriedigende Art, geheilt werden zu können. Die Beſtürzung der Vornehmen und Gemeinen war unbeſchreiblich, und das ganze Land ertönte von einem Wehklagen, das der Verzweiflung vorhergeht. Nun ließ vollends im Auguſtmonat der kaiſerliche Landesverweſer, Graf von Löwenſtein, eine Verordnung zum Vorſchein kommen, vermöge welcher alle junge Burſche in Bayern vom 18ten bis zum 35ſten Jahre den 25ſten des eben genannten Monats an beſtimmten Plätzen ſich einfinden ſollten; wo dann 12,000 derſelben ausgeſchieden, und dann nach Ungarn oder Italien geſchickt werden ſollten. Dieſe unerwartete und auch wirklich ganz unſchickliche Verordnung entwickelte den Keim der Folgen, welche, nach dem natürlichen Gang der Dinge, zu erwarten waren. Der Befehl, die Waffen zu ergreifen, enthielt im Grunde die Zumuthung, die Waffen wider den eigenen Landesherrn zu führen, eine Zumuthung fürwahr, von welcher man vorausſehen konnte, daß ſie jedem Bayern ein Gräuel ſeyn werde. Da die jungen Leute nicht erſchienen, durchſuchte man die Häuſer; mißhandelte man die Eltern, und zerſtörte und plünderte. Viele junge Leute hatten ſich in die Klöſter und Kirchen geflüchtet. Man riß ſie heraus, und warf ſie in Gefängniſſe. Alles lief den Wäldern und abgelegenen Schluchten zu; allein man verſperrte ihnen bald die Auswege, und der Hunger zwang ſie, ſich denjenigen wieder zu nähern, vor denen ſie ſich verborgen hatten; aber Tauſende der jungen Leute blieben beiſammen und munterten ſich einander auf, ſich zu wehren, und ein Wageſtück zu unternehmen, welches in der Geſchichte von der Art iſt, daß es, wenn es, wie den Schweizern geſchah, gelingt, von denen, für welche man es wagt, eine Heldenſache genannt, und mit Ehrenſachen und mit Münzen verewigt, von denen aber, wider welche es gilt, für eine Verrätherei, Aufruhr und Majeſtätsverbrechen erklärt, und (wenn es mißlingt) mit dem Schwert, Rad und Galgen vergolten wird. Da nun jetzt im bayeriſchen Falle das Schickſal, welches den Unternehmern bevorſtand, leicht voraus zu ſehen war, ſo nahmen nicht nur beſonnene Leute keinen Theil daran, ſondern ſelbſt die bayeriſchen Landſtände gaben ſich alle erdenkliche Mühe, das Zuſammenlaufen der jungen Leute zu verhindern, und ſie durch vernünftige Vorſtellungen zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen; allein ſchon ſelbſt der Anblick ihrer Menge (im November 1705 kamen ihrer von der Gegend von Vilsbiburg bis Vilshofen nicht weniger als 24,000 zuſammen) machte ihnen Muth, bei welchem ſie nicht mehr wahrnahmen, daß eine in der höchſten Eilfertigkeit zuſammengeraffte, ganz ungleich bewaffnete, in Waffen ganz und gar nicht geübte, mit der nöthigen Kriegszucht durchaus unbekannte, von unzuverläſſigen Führern geleitete, aus Mangel an hinlänglichen Lebensmitteln ſchon gleich im erſten Augenblick zur Beraubung und Mißhandlung ihrer eigenen Landsleute genöthigte Schaar wider ordentliche, ihres Handwerks wohl kundige und daran gewöhnte Truppen nichts ausrichten, und daß ſie, nachdem ſie noch überdieß nicht in Gebirgen und engen Klüften, wo oft Wenige gegen Viele Vieles vermögen, ſondern in einem offenen, ebenen Land mit ihren Gegnern ſich würden meſſen müſſen, von allen Seiten, und zwar ohne allen Nutzen für ihren Fürſten und für ihr Vaterland, ja vielmehr zum höchſten Nachtheil von beiden, gemezelt werden würden. Zur Zeit ihres erſten Dahinſtürmens gelang es ihnen durch Liſt und Ueberlegenheit, verſchiedener Städte, z. B. Burghauſen, Braunau, Vilshofen u. a. ſich zu bemächtigen, die kleinen Beſatzungen der Kaiſerlichen zu verjagen, oder zu Gefangenen zu machen, und dieſe nichts entſcheidenden Vortheile brachten ſie auf den Entſchluß, eine Unternehmung vom erſten Belang auszuführen, nämlich der Reſidenzſtadt München ſich zu bemächtigen. Damit ihr Vorhaben nicht ſogleich entdeckt und vereitelt werden möchte, zogen ſie auf verſchiedenen Wegen, und in mäßigen Abtheilungen nach jener Stadt, wo ſie, gemäß ihrer Verabredung, in der Nacht vor dem Chriſttag zuſammentreffen wollten; allein ſo geheim ſie ihr Vorhaben angelegt zu haben glaubten, ſo wurde dieß gleichwohl den Oeſterreichern verrathen; ſo daß ein in der Stadt Waſſerburg geſtandener General der Reiterei, Kriechbaum, unverzüglich nach München eilte, um ſich mit der Beſatzung dieſer Stadt, welche der Oberſt Wend anführte, zu vereinigen. Auch vereitelten ausgetretene Flüſſe das verabredete Zuſammentreffen der Bauern, und nur 4000, welche von den Gebirgen herzogen, trafen richtig ein, und beſetzten, weil ſie der zuſammengezogenen Oeſterreicher ſogleich gewahr wurden, aus Furcht, eingeſchloſſen oder abgeſchnitten zu werden, bei einem nicht weit von München gelegenen Dorfe, Sendling, eine Anhöhe, auf welcher ſie den andern Morgen, nämlich am Chriſttag den 25. Dec. 1705, von den Oeſterreichern angegriffen, bei 2000 niedergemacht, und bei 800 Verwundete nach der Stadt geſchleppt wurden, wo ſie vor den Häuſern auf den öffentlichen Straßen größtentheils ihren Geiſt aufgaben. Nun ſuchten die Oeſterreicher mit den zerſtreuten Korps der Bauern überall handgemein zu werden, und den 6. Jänner des neuen Jahres 1706 griff der General Kriechbaum unweit des zwei Stunden von der Stadt Vilshofen gelegenen Marktes Aidenbach ein Heer, das bei 10,000 Mann gezählt haben ſoll, an, tödtete ihrer einige Tauſende, und zerſtreute die Uebrigen. Häufige und gräßliche Hinrichtungen der Hauptanführer, derer man habhaft geworden war, machten dem Trauerſpiel ein Ende. Die Aushebungen in Bayern, welche die öſterreichiſchen Generäle fortſetzten, wurden jetzt zufahrender, und die Quartiere drückender, bis endlich ein Zuſtand ſich einſtellte, bei welchem der kaiſerliche Landesverweſer Max Karl Graf von Löwenſtein auf ſein (von Andrä Wolf gezeichnetes, und von J. Spätt in Kupfer geſtochenes) Porträt ſetzen zu können glaubte: „timeri satis est.“

Als dieß eintraf, befand ſich das Land Bayern bereits in einem Zuſtande, bei welchem an die Gefahren eines Aufſtandes nicht mehr zu denken war. Die junge inländiſche Mannſchaft war entfernt, oder gänzlich entwaffnet, und das Land überhaupt war in eine Verfaſſung verſetzt worden, bei welcher eine ruhige Ergebung das klügſte Benehmen, an das man ſich halten konnte, geblieben war. Der Kurfürſt, Max. Emanuel von Bayern, (mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft) war damals als Reichsfürſt nicht mehr. Der Umſtand, daß der Krieg wider die Franzoſen für einen Reichskrieg erklärt worden war, wurde von den Feinden, welche jener Kurfürſt in Deutſchland zurück ließ, auf das thätigſte benutzt. Der Kurfürſt von Mainz, Lothar von Schönborn, hatte noch bei Lebzeiten des Kaiſers Leopold, und ſchon im Anfange des J. 1705 eine ihm ſchriftlich zugekommene Anfrage, ob mit den beiden Kurfürſten von Bayern und Köln nach der Strenge der Reichsgeſetze verfahren werden ſollte, dem Collegium der Kurfürſten zur Berathſchlagung vorgelegt, und den 27. Nov. 1705 folgte ihre Erklärung und Einwilligung, daß nach jenen Geſetzen, welche die Reichsacht verhängen, verfahren werden könne. Höchſt unglücklicher Weiſe ereignete ſich zu eben dieſer Zeit der eben erzählte Aufſtand der Bauern, und da man am kaiſerlichen Hofe Beweiſe erhalten zu haben glaubte, daß der Kurfürſt von Bayern die Unternehmungen ſeiner Unterthanen begünſtige, (Memoires de Lambert T. IV. pag. 41.) und daß es ſchlechterdings kein Mittel weiter gebe, denſelben von ſeiner Verbindung mit Frankreich, mithin, was man für Eines hielt, von ſeinem Vorhaben, nicht nur das Erzhaus Oeſterreich, ſondern ganz Deutſchland zu unterdrücken, abzuziehen, ſo entſchied jetzt der äuſſerſt gereizte Kaiſer Joſeph, daß der Vollzug der Reichsacht vor ſich gehen ſollte. Dieß geſchah dann auch den 29. April 1706 auf dem Ritterſaal der kaiſerlichen Burg zu Wien, im Beiſeyn der fremden Geſandten, der kaiſerlichen Miniſter, und eines zahlreichen Adels, mit einem ganz beſondern Gepränge. Der Kaiſer ſaß, umgeben von den Großen ſeines Reiches, unter einem prächtigen Thronhim=

mel, vor deſſen untern Stufen zwei feierlich gekleidete Reichsherolde mit bedecktem Haupte ſtanden. Der Reichsvizekanzler, Graf von Schönborn, nahte ſich dem Kaiſer, und nachdem er auf ſeinen Knieen die Befehle deſſelben erhalten hatte, kehrte er ſich gegen die Verſammlung, und machte eine beſtimmte Erzählung der Vergehungen der zwei Kurfürſten von Bayern und Köln wider Se. Majeſtät den Kaiſer, dann wider das ganze deutſche heilige Reich; und ſchilderte die Urſachen, welche dem Kaiſer die dringendſte Pflicht auflegten, die Reichsacht und Oberacht über ſie zu verhängen. Der Reichshofrath und geheime Sekretär von Consbruch, las hierauf mit lauter Stimme die Briefe der Acht, in welchen alles Vorgefallene weitläufig erzählt, und dann erklärt und verkündigt wurde, daß Maximilian Emanuel, bisheriger Kurfürſt und Herzog von Bayern — in die kaiſerliche und Reichsacht verfallen: — daß er aller von dem Kaiſer und dem Reiche „habenden, oder gehabten Gnaden, Freiheiten, Rechten, Regalien, Ehren, Aemtern, Titeln, Lehen, Eigenthümern, Anwartungen, Ländern, Gütern, Leuten und Unterthanen, wie, oder wo die ſeyen," entſetzt und verluſtig ſeyn ſoll, daß auch erlaubt ſeyn ſoll, „an ſeinem, des Maximilian Emanuel, geweſenen Kurfürſten — Leib (ſich zu vergreifen) jedermänniglich, dergeſtalt, daß an demſelben, als der aus dem Kaiſerlichen- und des Reichs-Frieden und Schutz in den Unfrieden und Unſicherheit geſetzt iſt, oder ſich ſelbſt geſetzt hat, Niemand freveln, oder ſich vergreifen möge." Der Kurfürſt, Joſeph Clemens, deſſen Achtbrief ebenfalls beſonders verleſen ward, wurde (aus Achtung gegen ſeine geiſtliche Würde) zwar nicht, wie ſein Bruder, der Kurfürſt aus Bayern, für vogelfrei, aber wie jener, ſeiner vom Kaiſer und Reich gehabten Lehen, Regalien ꝛc. für verluſtig erklärt. Man überreichte jetzt dem Kaiſer Joſeph die Urkunden, mit welchen Kaiſer Leopold den beiden Prinzen die herkömmliche Belehnung ertheilt hatte. Joſeph I. zerriß die Urkunden, und trat die Stücke mit ſeinen Füßen. Die Reichsherolde zerriſſen ſie in viele kleinere Stücke, und warfen dieſe zum Fenſter hinaus, damit ſie durch den ganzen Erdkreis zerſtreut werden ſollten. Ebendieſelben, umgeben von kaiſerlichen Hatſchieren und anderer Bedeckung, verkündigten hierauf die Achtbriefe auf vielen öffentlichen Plätzen. Mit ähnlichen außerordentlichen Feierlichkeiten wurde die Acht den 11. Mai 1706 zu Regensburg öffentlich verkündigt, und am kaiſerlichen Hof betrachtete man dieſen Vorgang als eine für ewig vollendete Sache. Der Kaiſer ſchaltete nunmehr mit Bayern, wie mit ſeinem Eigenthume, und es ſchien, daß das Herzogthum mit der öſterreichiſchen Monarchie für immer vereinigt werden ſollte; doch die obere Pfalz, und die Kurwürde, und das Erztruchſeſſenamt, welche ſämmtliche Stücke der bayeriſche Kurfürſt Maximilian I. an ſich gebracht hatte, übergab er, nebſt der Grafſchaft Cham, dem Kurfürſten Johann Wilhelm von der Rheinpfalz, welcher dann auch in ſolcher Eigenſchaft den 23. Juni 1708 in das kurfürſtliche Kollegium eingeführt, und einige Tage darauf mit großen Feierlichkeiten zu Wien belehnt wurde; wobei man vorausſetzte, daß der im weſtphäliſchen Frieden beſtimmte Fall eingetreten, daß nämlich die Linie der bayeriſchen Fürſten erloſchen ſey. Der Fürſten von Bayern wurde nirgends mehr gedacht, und in der kaiſerlichen Burg zu Wien wurden ſogar ihre Bildniſſe entfernt; aber jene Fürſten waren, was doch die Reichsgeſetze ausdrücklich forderten, nicht vorgeladen, und nicht gehört, noch waren bei den Zerſplitterungen der bayeriſchen Länder, und vor dem Urtheil der Reichsacht, die Reichsfürſten gehörig vernommen worden. Dieſe Fürſten widerſprachen laut dem einſeitigen Verfahren, und verwahrten ihre Rechte. Ueberhaupt war die eben erzählte Sache zwar geſchehen, aber nicht abgethan, und es kam noch erſt darauf an, welchen Fortgang der

Krieg haben, und welche neue Wendungen deſſelben die künftigen Feldzüge herbeiführen würden. Wir wollen nun im Weſentlichen die Geſchichte dieſer Feldzüge vor uns nehmen.

§. II.

1705. Nachdem die Anführer der für den Kaiſer ſtreitenden Truppen, noch im vorigen Jahre 1704, die bei Höchſtädt gefangenen feindlichen Truppen und deren Kriegsgeräthe ſo a. unter ſich getheilt (der franzöſiſche Feldmarſchall Tallard mußte nach Londen wandern), dann ihren Stand am Rhein, wo Marlborough nebſt andern Plätzen Trier beſetzte, genommen, und nach ihren Höfen perſönlich (Marlborough nach London, Eugen nach Wien) ſich begeben hatten, um die geheimen Plane und Abſichten für den neuen Feldzug zu erholen; ſo hätte man jetzt nach den Lagen, in welche die Verhältniſſe der kriegenden Theile gerathen waren, allerdings wieder etwas außerordentlich Wichtiges erwarten ſollen; aber durch eine ſeltſame Stimmung, welche ſich der gebietenden Höfe wechſelweiſe bemächtiget hatte, traf in dieſem Jahre 1705 die Erwartung nicht ein. Der Ausgang der Schlacht zu Höchſtädt hatte den König Ludwig XIV. und ſeine erſten Rathgeber ſo nüchtern und ſchüchtern gemacht, daß ſie zur Zeit durchaus nur vertheidigungsweiſe ſich verhalten, und einer wiederholten Hauptſchlacht, als bei deren abermaligen Verunglückung unabſehbare Ereigniſſe folgen konnten, mit möglichſter Sorgfalt ausweichen wollten. Eine ähnliche ängſtliche Bedenklichkeit hatte die Gewalthaber in England und Holland befallen, und ihnen ſchien ihr Glück zu wichtig zu ſeyn, als daß ſie ſogleich wieder etwas hätten wagen ſollen, wo ſie in Gefahr kommen konnten, wieder etwas zu verlieren. Die deutſchen Fürſten, welche dem Kaiſer Hilfstruppen geſtellt, oder in ihren Ländern Werbungen bewilligt hatten, machten nicht weniger ihre ſonderbaren Ueberlegungen. So groß ihr Wunſch, die franzöſiſche Uebermacht beſchränkt zu ſehen, und ſo lebhaft ihre Freude über den glücklichen Erfolg des Antheils, welchen ſie daran genommen hatten, auch war, ſo war gleichwohl das widrige Gefühl der Bemerkung, was ſie jener Erfolg an Volk und Geld gekoſtet habe, nicht weniger lebhaft, und die meiſten überlegten, daß ſie ihre Länder zu entvölkern, ihre Kaſſen zu leeren, oder wohl gar Schulden zu machen, gezwungen werden, und am Ende wenig mehr, als recht viele Lobſprüche und Dankſagungen einärnten würden. Selbſt am kaiſerlichen Hofe, wo die Beſtreitung der Kriegskoſten ſeit vielen Jahren unermeßliche Anſtrengungen erfordert hatte, war man in Verlegenheit, die Herbeiſchaffung der Bedürfniſſe für ſo viele Armeen, für welche man zu gleicher Zeit ſorgen mußte, zu beſtreiten, und wir haben oben gehört, daß ſelbſt der Prinz Eugen, welcher im Jahre 1705 die Armee in Italien anzuführen beſtimmt war, auf die Geldſummen, welche man aus Bayern erpreſſen zu können hoffte, angewieſen ward; was aber dieſer großmüthige Herr, den das Elend von Bayern rührte, ſchlechterdings abgelehnt, und dafür die Verpfändung kaiſerlicher Güter an die Engländer vorgeſchlagen, ſeinen Vorſchlag auch durchgeſetzt hat.

Aber auch in Frankreich äußerte ſich, bei der üppigen Lebensweiſe des Hofes, die Verlegenheit, mit den erforderlichen Geldſummen aufzukommen, (man hatte, vermöge des ſaubern Grundſatzes, daß alles perſönliche Gut ein unbedingtes Staatsgut ſey, in Einem fort ſo viele außerordentliche Steuern erhoben, daß endlich nicht einmal mehr die ordentlichen erhoben werden konnten) nicht weniger drückend; aber da in Frankreich der König der allein gebietende Herr aller Provinzen, da mithin bei der Aushebung neuer Truppen kein Hinderniß, welchem nicht auf der Stelle begegnet werden konnte, zu fürchten war, ſo ſtanden im Frühjahr 1705, außer den zahlreichen Heeren in Spanien und Italien, noch drei andere Armeen mit ihren damals ausgezeichneten Feldherren in Bereitſchaft. Der Marſchall Ludwig von Villars ſtand an der Moſel. Der Marſchall Karl Graf von Marſin fand ſich am Rhein ein, und dem Kurfürſten Maximilian von Bayern, welcher von König Ludwig XIV. neuerdings (mit einem Einkommen von zweimalhunderttauſend Rthlr.) zum Statthalter in den Niederlanden, dann zum ſogenannten Generaliſſimus der für dieſe Lande fechtenden Truppen aufgeſtellt, und ihm dabei der Marſchall Franz von Neuville, Herzog von Villerei mit einem franzöſiſchen Korps zugegeben ward, hatte man in Flandern ſeinen Wirkungskreis angewieſen.

Marlborough hatte ſich, ungeachtet der gegentheiligen Geſinnungen ſeiner Mitverbündeten, den Plan feſtgeſetzt, geradezu auf den Marſchall von Villars loszugehen, und dann, wenn er dieſen General geſchlagen haben würde, durch Lothringen ohne Aufenthalt ſeinen Marſch nach Frankreich zu nehmen. Der Marſchall vereitelte dieſes kühne und folgenreiche Vorhaben, indem er ſein ganzes Augenmerk auf die Erhaltung der zur wechſelweiſen Unterſtützung vortrefflich gelegenen Städte Luxemburg, Thionville (Diedenhofen) an der Moſel, und Saarlouis richtete, und gemäß ſeiner genauen Kenntniſſe der örtlichen Lagen eine dergeſtalt vortheilhafte und von der Natur des Bodens geſchützte Stellung nahm, bei welcher er es ſeinem Feind unmöglich machte, ohne ein höchſt gefährliches Wageſtück ihn anzugreifen. Marlborough, welcher die Beſchwerniſſe, bei denen der Kampf höchſt ungleich geworden war, ſogleich wahrgenommen und ſich überzeugt hatte, daß er ſich an ſeiner Stelle weder ſchlagen, noch auch in die Länge, aus Mangel an Unterhalt, würde ſtehen bleiben können, half ſich aus der Verlegenheit, in welche ſein ſtolzer Geiſt gerathen war, durch eine einzige Stellung ſeines Gegners einen ſeiner ſchönſten Plane zernichtet ſehen zu müſſen, mit einer andern nicht weniger glänzenden Unternehmung, von welcher er erwartete, daß ſie ihn in den Stand ſetzen würde, ſowohl ſeinen Abzug beſchönigen, als auch, im Falle, daß ihn das Glück, wie er hoffte, begünſtigte, auf einen höchſt wichtigen Erfolg zählen zu können.

Der Kurfürſt von Bayern hatte, in der Meinung, daß Marlborough von dem Marſchall von Villars nur zu ſehr beſchäftigt werden würde, um ihm bei irgend einer ſeiner Unternehmungen Hinderniſſe legen zu können, einige Eroberungen gemacht, und ein paar wichtige, an der Maas gelegene, Städte (nämlich den 28. Mai die Stadt Huy, den 18. Juni die Stadt Lüttich) weggenommen, und es war vorauszuſehen, daß er ſeine Eroberungen noch gar viel weiter fortſetzen würde. Marlborough, welchem eine von den Generalſtaaten an ihn gemachte Aufforderung, den Fortſchritten des Kurfürſten Einhalt zu thun, ungemein gelegen kam, eilte, nachdem er den unweit Maſtricht mit einem beträchtlichen Korps geſtandenen holländiſchen Generalfeldmarſchall Heinrich von Duverkerk (von Naſſau) an ſich gezogen, und Huy und Lüttich wieder genommen hatte, den Kurfürſten zu überfallen, der ſich, gemäß des von König Ludwig XIV. erhaltenen Auftrages, voll des bitterſten Unmuthes in ſeine Linien zurückzog, welche von Marches-aux-dames an der Maas bis an den Fluß Ghete oberhalb Hanut, ſich erſtreckten, und den Fehler hatten, um gar vieles zu ausgedehnt zu ſeyn. Marlborough bediente ſich der, in einem ſolchen Falle gewöhnlichen Liſt, indem er ſcheinbare Anſtalten machte, die Linien auf einem gewiſſen Punkte (auf der Seite von Meſſle) angreifen zu wollen, und indeſſen an einem andern Punkte, nicht weit von Hillesheim und Wangenheim, über das an dieſem Punkt geſtandene, nur ſehr unbeträchtliche Korps, das größtentheils aus bayeriſcher Reiterei, nämlich aus 24 Escadrons, beſtand, mit ſeiner ganzen Armee herfiel, und daſſelbe bis auf einen kleinen Reſt, welcher noch vom Glück zu ſagen hatte, daß er gefangen wurde (ſolche Glückliche waren der Marquis d'Alegre, der Graf Horn, Baron von Taufkirchen, Wolframſtorf u. a.) zu Grund richtete, den 18. Juli 1705. Der äußerſt gerührte Kurfürſt zog ſich jetzt mit dem Marſchall von Villeroi nach einer unweit Löwen vorhandenen, wider alle Angriffe durch ihre Umgebungen geſchützte Gegend, zurück, von welcher aus er entſchloſſen und gefaßt war, nicht nur jene Stadt, ſondern auch Antwerpen, Liere und Mecheln zu unterſtützen. Die Beſtürzung der Niederländer über dieſe ganz unerwarteten Ereigniſſe war unbeſchreiblich; und da ſie die bayeriſchen ſowohl, als die franzöſiſchen Truppen gleichweit von ſich wegwünſchten, und da ſie ſich nicht den geringſten Zwang anthaten, ihren Unmuth geheim zu halten, ſo war der Zuſtand jener Truppen in keiner Rückſicht erfreulich. Beide Theile zogen ſich indeſſen, ohne in dieſem Jahre 1705 noch etwas Wichtiges verſucht zu haben, in die Winterquartiere zurück. Der Weg nach den Niederlanden ſtand nun ſo viel als geöffnet. Beide Theile ſannen auf neue Kriegsplane, verbeſſerten und vermehrten ihre Rüſtungen, und zählten mit Ungeduld die Tage, an welchen ſie zu neuen Unternehmungen ausrücken, und auf dem Schlachtfeld ſich ſehen würden.

Auch am Rhein hatte ſich in dieſem Jahre 1705 nichts Außerordentliches ereignet. Die Franzoſen nahmen die Stadt Trier, und die Kaiſerlichen nahmen den 24. Sept. Druſenheim, und bald nachher Hagenau. Der Marſchall v. Villars zog ſich bis nach Straßburg zurück.

Der Krieg in Spanien war in dieſem J. 1705 für das Erzhaus Oeſterreich beinahe vollendend, und dem Prinzen Karl, welchem ſein Bruder, der Kaiſer Joſeph I. zugleich mit dem Vater und Kaiſer Leopold I. bereits den 19. Nov. 1703 durch eine feierliche Urkunde die ſpaniſche Monarchie abgetreten, und ihn in Wien als König von Spanien auszurufen befohlen hatte, blieb jetzt, wie es das Anſehen bekam, nur wenig mehr zu thun, um mit ſeiner Ueberlegenheit das ganze Königreich zu erfüllen. Karl, unter den Königen Spaniens ſeines Namens der Dritte, hatte ſich bald nach jenem Vorgang zu Wien, nach Holland, und von da nach England begeben, wo für ihn eine Flotte mit 6000 Mann zu Fuß, und 3000 zu Pferd ausgerüſtet ward; mit welcher er 1704 nach Portugal, deſſen König, Peter

II., ſich in eben dieſem Jahre für ihn erklärt hatte, ſegelte, und den 9. März zu Liſſabon anlangte. Ein Aufruf, welchen er von hier an die Spanier ausfertigte, und worin er ſich als den natürlichen Erben ſeiner Vorältern in Spanien, und die Regierung der öſterreichiſch-ſpaniſchen Prinzen als äußerſt gerecht und mild, die Herrſchaft der Franzoſen entgegen als höchſt anmaßend und drückend ſchilderte, that die beſte Wirkung, und als er im Jahre 1705 die Stadt Barzellona, die Hauptſtadt von Catalonien, belagerte, erhielt er von allen Seiten Beweiſe einer aufrichtigen Anhänglichkeit für ſich. Die Stadt ergab ſich an ihn den 9. Okt. 1705, und er nahm hier einſtweilen ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt. Ganz Catalonien ergab ſich. Auch die Königreiche Arragonien und Valenzia folgten dieſem Beiſpiele, und die Freude Karls III. wurde durch nichts geſtört, als durch den Verluſt des vortrefflichen Prinzen und kaiſerlichen Generalfeldmarſchalls Georg von Heſſendarmſtadt, welcher, nachdem er ſich bei unzähligen Gefechten in verſchiedenen Ländern ausgezeichnet, und noch 1704 den 4. Aug. die wichtige Feſtung Gibraltar, welche ſeitdem den Engländern blieb, erobert hatte, jetzt bei der Eroberung des Forts Montjovi vor Barcellona durch eine Musketenkugel fiel, den 14. Sept. 1705.

In Italien, wo der Prinz Eugen den eben ſo geſchickten als beherzten franzöſiſche Feldmarſchall und Herzog Ludwig Joſeph Vendome wider ſich hatte, hatte ſich das Glück im J. 1705 wider keinen dieſer großen Feldherren entſcheidend erklärt. Die italieniſchen Fürſten waren theils für Oeſterreich, theils für Frankreich geſtimmt. Mit dieſem hielten es der Herzog Karl IV. von Mantua, die Herzoginn von Mirandola u. a. Für jenes hatten ſich der anfangs ſehr franzöſiſch geſinnte Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, der Herzog von Modena u. a., erklärt. Der Marſchall von Vendome, nachdem er ſich ſchon im vergangenen Jahre 1704 des Herzogthumes Modena bemächtiget, und einen großen Theil von den Staaten des Herzogs von Savoyen beſetzt, im Jahre 1705 aber Nizza, Verüe, Mirandola (welches letztere im Dec. 1701 Eugen in ſeine Gewalt bekam) erobert hatte, wollte auch der Hauptſtadt von Piemont, Turin, ſich bemächtigen. Eugen zog, in der Abſicht, dem Herzog von Savoyen Hilfsvölker zu ſchicken, dem Fluß Adda zu. Hier fand er den Generallieutenant, Ritter von Malta, und Großprior in Frankreich, Philipp von Vendome, (einen Bruder des Ludwig Joſeph) mit einem ſehr zahlreichen Korps, das mit ſeinem linken Flügel an der Brücke bei dem (zwiſchen Crema und Bergamo an der Adda gelegenen) Ort Caſſano, mit dem rechten aber bis Rivolta ſich ausdehnte, in guter Bereitſchaft ſtehen; und da er befürchten mußte, daß dieſer Großprior von ſeinem, in der Nähe gelagerten, Bruder, dem Feldmarſchall Ludwig Joſeph, unterſtützt werden dürfte, ſo griff er das Korps, mit jener Zuverſicht, welche von dem Glück gewöhnlich begünſtigt zu werden pflegt, an, und trieb es zurück; als plötzlich der Feldmarſchall Ludwig Joſeph, mit friſchen Truppen ſich einſtellte, die Flüchtigen in das Gefecht zurückführte, und das beiderſeitige Schlachten der Truppen erneuerte, welches ſo gräßlich war, daß nach zwei Stunden beide Theile ſich zurückzogen, und was in ſolchen Fällen nicht ungewöhnlich iſt, jeder den Sieg ſich zuſchrieb, und das „Herr, dich loben wir," anſtimmten. Beide oberſte Feldherren, Eugen und Ludwig Joſeph von Vendome, welcher letztere, nachdem ihm ſein Pferd getödtet worden, lange zu Fuß ſtritt, wurden verwundet. Ueber die eigentliche Zahl der Getödteten und Gefangenen ſind die verſchiedenen Berichte ſehr verſchieden. Die Deutſchen verloren an Todten und Gefangenen über 7000 Mann; eben ſo viele, und vielleicht noch mehrere (der Großprior Philipp wurde vom König Ludwig XIV. abgerufen, und ſeiner Stelle entlaſſen) lagen auf der franzöſiſchen Seite gemetzelt, den 16. Aug. 1705. Beide Theile tröſteten ſich mit einer baldigen Wiedervergeltung.

§. III.

1706. Die Zurüſtungen, welche während der Wintermonate von allen kriegführenden Theilen gemacht, und die Angriffsplane, welche nach den ſorgfältigſten Ueberlegungen feſtgeſetzt, und anfangs ſehr geheim gehalten wurden, ließen etwas Großes erwarten. Die Anſtalten, welche von den franzöſiſch-ſpaniſchen Höfen mit der angeſtrengteſten Mitwirkung aller Volksklaſſen hergeſtellt und in die thätigſte Bewegung geſetzt wurden, waren in der That fürchterlich, und man hielt ſich an jenen Höfen berechtigt, in ſeinen Erwartungen des beſten Erfolges verſichert zu ſeyn. Sechs nach dem Bedürfniſſe zahlreiche Hauptarmeen, von welchen zwei in Italien, eine in Spanien, die vierte in Brabant und Flandern, die übrigen an dem Rhein und der Moſel ſich einfinden ſollten, hatten den Auftrag, das Kriegsglück ſo zu ſagen einzuholen, und es zu zwingen, auf ihrer Seite zu ſeyn. Sämmtliche Generale und Feldmarſchalle, auf welche damals der Hof und die Nation ſich verlaſſen zu können glaubten, verbürgten ſich bei ihrem König Ludwig XIV., den das Alter mißmuthig, und eine Reihe von Unfällen ſchüchtern und kümmerlich gemacht hatten, und gaben der franzöſiſchen Nation, welche bei ihren ſo vielen und fruchtloſen Aufopferungen eines Troſtes bedurfte, das Wort, daß ſie nicht wieder zurückkommen würden, ohne jenem, und dieſer mit den Lorbern und Siegespalmen, welche ſie nach Frankreich bringen würden, eine freudenvolle Entſchädigung für alles Vergangene darbringen zu können. Jeden jener Feldherrn ſpornte die Furcht vor dem Vorwurfe, an ſeinem Platze weniger, als ſeine Kollegen an den ihrigen, geleiſtet zu haben, und jeder nahm ſich vor, die andern übertreffen zu wollen. Die Herzoge von Vendome und de la Feuillade eilten nach Italien, jener mit 36,000 Mann die Kaiſerlichen aus der Lombardie zu jagen, dieſer mit 20,000 der Hauptſtadt Turin ſich zu bemächtigen. Der Marſchall von Teſſe trat in Spanien auf, um unter der Oberaufſicht des Königs Philipp III. mit 30,000 Mann Barcellona zu erobern, ſo wie ſich in jenem Königreiche noch ein anderer Feldherr, der Marſchall und Herzog von Berwick, einſtellte, um mit 20,000 Mann die Lorbern in Eſtremadura (der portugieſiſchen Hauptprovinz, worin Portugal liegt) zu ſammeln. Der Statthalter von den Niederlanden (und Kurfürſt von Bayern) Maximilian Emanuel wollte mit 70,000 Mann, wovon der ihm untergeordnete Marſchall von Villeroi ein Korps anzuführen hatte, Brabant und Flandern beruhigen. Die Marſchälle von Villars und Karl Graf von Marcin endlich zeigten ſich, jener um vom Rheine, dieſer um von der Moſel alles, was feindlich auftreten würde, zu verjagen. Der heftigſte Krieg wurde auch allenthalben, ſobald die Jahreszeit es zuließ, eröffnet.

Die Rüſtungen der Kaiſerlichen waren anfangs weniger glänzend, und ihre Erwartungen weniger anmaßend; aber ihre erſten Feldherren, es mochte nun darauf ankommen, neue Hilfsquellen ausfindig zu machen, oder ſich derſelben mit Verſtand zu bedienen, waren vortrefflich.

Wir wollen die Kriege des Jahres 1706 nach der Ordnung, wie ſie, einer nach dem andern, durch höchſt wichtige Ereigniſſe ſich auszeichneten, vornehmen. Solche Ereigniſſe fielen a) den 12. Mai bei Barcellona in Spanien, b) den 23. Mai bei Ramellies in Brabant, c) den 7. Sept. vor Turin vor. Da die Kriege dieſes Jahres an der Moſel und dem Rhein, zwar für die Länder, in welchen Armeen auftraten, ſehr drückend, aber mit keiner außerordentlichen Begebenheit verbunden waren, ſo werden wir ihren Fortgang in einem der folgenden Jahre vor uns nehmen.

A. Wir haben oben gehört, daß der zum König von Spanien erklärte öſterreichiſche Prinz Karl **III.** die Hauptſtadt der Provinz Katalonien, nämlich die Stadt Barcellona im J. 1705 erobert habe. Der ſpaniſche Gegenkönig und franzöſiſche Prinz, Philipp **V.**, eilte, ſobald er ſeine Macht verſammelt hatte, jenen Gaſt zu vertreiben, und ihm ſtanden außer dem ihm ergebenen Spaniern nicht nur jene Truppen, welche der Marſchall Teſſe anführte, ſondern noch ein zweites franzöſiſches vom Herzog von Noailles herbeigeführtes Heer, welches der Marquis von Legal übernahm, zu Gebot. Er ſelbſt ſtellte ſich, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, an die Spitze der Hauptarmee, und übertrug, indem er Madrit verließ, die Regierung daſelbſt ſeiner Gemahlinn, der Königinn. Schon gleich mit dem Eingange des Aprils 1706 umlagerte er die Stadt Barcellona auf verſchiedenen Seiten, und zu gleicher Zeit erſchien der franzöſiſche Admiral, Graf von Toulouſe, mit einer rüſtigen Flotte, von welcher die Stadt von der Seeſeite beängſtigt werden ſollte; wie ſie dann auch wirklich unbeſchreiblich beängſtigt, aber von ihrem König, Karl **III.**, der mit den Belagerten alles Ungemach und alle Gefahren theilte, und alle Klaſſen von Einwohnern mit Muth und Munterkeit beſeelte, auf das vortrefflichſte unterſtützt wurde; aber die Ueberlegenheit der Feinde war zu groß, und die Stadt kam zuletzt in eine Lage, wo menſchliche Kräfte und Anſtrengungen nicht mehr hinreichen konnten, ſie länger zu erhalten. Schon befanden ſich ſämmtliche Einwohner in der höchſten Verlegenheit und Beſtürzung, und König Karl III. blickte ſchon nach dem Schiffchen, das er auf das inſtändigſte Bitten der Seinigen im letzten Augenblicke beſteigen zu wollen verſprach, um wenigſtens ſeine Perſon für ſie zu erhalten, als ein engländiſcher Admiral, Karl Mordannt Graf von Peterborough, mit eine Flotte ſich näherte. Dieſer berühmte Seeheld hatte ſchon im vorigen Jahre 1705 die Stadt Barcellona für Karl III. miterobern helfen, und nun eilte vor ihm ein Schrecken her, der den dieſe Stadt jetzt belagerten Franzoſen, und ihren Verbündeten alle Beſinnung benahm. Sie ſtürzten ſich in die Flucht mit einer Eilfertigkeit, bei welcher ſie 140 metallene Kanonen, und einen unbeſchreiblichen Vorrath von allen Arten von Kriegswerkzeugen und Lebensbedürfniſſen unberührt hinterließen, den 12ten Mai 1706. Die Engländer eroberten hierauf (den

13. Juni) Karthagena, ſo wie die Portugieſen unter dem Millord Galloway Salamanca und Madrit eroberten, wo dieſer Feldherr den 27. Juni 1706 einen prächtigen Einzug hielt, dann den Erzherzog Karl zum König ausrufen und ihm huldigen ließ. Nun folgten eben ſo entſcheidende Ereigniſſe in den ſpaniſchen Niederlanden.

B. Sobald König Ludwig XIV. von dem Entſatz der Stadt Barcellona die Nachricht erhielt, ſchickte er an den Kurfürſten Maximilian und den Feldmarſchall Villeroi durch Eilboten den dringendſten Befehl, den vereinten engländiſch-holländiſchen Hilfsvölkern, ehe ihre Anführer Marlborough und der holländiſche Feldmarſchall d'Ouverkerk von den ſpaniſchen Begebenheiten in Kenntniß geſetzt würden, unverzüglich eine Schlacht zu liefern, und übrigens dieſe Begebenheit mit größter Sorgfalt auch vor ihren den franzöſiſch-bayeriſchen Truppen geheim zu halten. Der Kurfürſt und Villeroi hatten ſich auf eine entſcheidende Schlacht bereits ſeit geraumer Zeit vorbereitet, und ſogar das Feld, wo die Schlacht geliefert werden ſollte, mit der pünktlichſten Aufmerkſamkeit geprüft und gewählt. Sie hatten ſogar die Plane der ganzen Gegend mit ihren Gutachten, wo das Treffen anfangen, und wo und wie der Feind geſchlagen werden ſollte, nach Verſailles geſchickt, wo ihr Gutachten von den geſchickteſten Generalen unterſucht, gutgeheißen, und von dem König beſtätiget wurde; wobei der König eigenhändig hinzuſetzte, daß er gar nicht zweifle, daß ſeine Armee, als welche aus den auserleſenſten Haustruppen, und aus den älteſten Truppen der Nation beſtände, einen vollſtändigen Sieg über die feindlichen Korps, welche ihnen an Stärke bei weitem nicht gleich kämen, davon tragen würde. Dieſe aus Engländern, Holländern u. a. beſtandenen Korps zählten 117 Eſcadrons, und 80 Bataillons, indeſſen daß die franzöſiſch-bayeriſche Armee 150 Eſcadrons, und 90 Bataillons (über 80,000 M.) zählte, und ſich auf eine Art darſtellte, daß die in Schlachten ergrauten Krieger betheuerten, niemals eine ſchönere Armee geſehen zu haben.

Niemand war von dem Werth dieſer ſchönen Armee mehr eingenommen, als der Feldmarſchall von Villeroi, ſo, daß er keine Ahnung davon zu haben ſchien, wie ihm nicht der glänzendſte aller Siege zu Theil werden ſollte; aber dieſe ganz überſpannte Zuverſicht verleitete ihn, den Eingebungen ſeines ſtolzen Dünkels zu folgen, und eine andere Schlachtordnung, als die gutgeheiſſene war, zu entwerfen, eine Ordnung, bei welcher nicht nur die in der Schlacht bei Höchſtädt vom Feldmarſchalle Villars begangenen Fehler wiederholt, ſondern einige von einer ganz neuen Art hinzu erfunden wurden. Man fand es nicht der Mühe werth, die Feldgeräthſchaften aus dem Wege zu ſchaffen. Der linke Flügel, welchen der bayeriſche Feldmarſchall, Johann Baptiſt Graf von Arco, anführte, wurde (wie Fequieres in ſeinen Denkſchriften ſich ausdrückt), als wenn er gefliſſentlich verhindert werden ſollte, gegen den Feind vorzurücken, hinter einer Pfütze aufgeſtellt. Im Mittelpunkt, welcher ſich bei dem Dorfe Ramley oder Ramellies, von welchem die Schlacht auch ihren Namen erhielt, befand, wurden größtentheils die neuangeworbenen, noch ungeübten, des Feuers ungewohnten Truppen geſtellt. Der rechte Flügel, über welchen der Marſchall von Villeroi die Aufſicht hatte, beſtand aus den franzöſiſchen Kerntruppen, und ward an ein Dorf, Tavier, angelehnt. Den 23. Mai 1706 (am Pfingſtſonntage) ſahen ſich bei Judoigne oder Geldenacken vier Meilen von der (in Brabant, zwiſchen Namur und Nivelle an dem Fluſſe Orne gelegenen) Stadt Gemblours, und näherten ſich ſogleich einander die beiderſeitigen Armeen. Wäre jetzt ein Vorhaben, das der Kurfürſt von Bayern im Anfange der Schlacht ausführen wollte, ins Werk geſetzt worden, ſo würde der gefolgten Schlacht höchſt wahrſcheinlich eine andere Wendung gegeben, und der Armee, welche Marlborough u. a. herbeiführte, mehr als Ein unerwartetes Hinderniß gelegt worden ſeyn. Der Kurfürſt nämlich, welcher jener Armee mit ſeinen bayeriſchen und andern Regimentern entgegen gegangen war, war auf den feindlichen Vortrab, der ſich, nicht ohne Unvorſichtigkeit, ein paar Stunden vor ſeiner Hauptarmee vorausgewagt hatte, geſtoßen, und war ſchon fertig, ihn anzugreifen, als dieſem Vorhaben der Marſchall von Villeroi ſich aus allen Kräften entgegen ſetzte. Marlborough erſchien, und entdeckte an der Stellung der ihm gegenüber ſtehenden Armee ſolche Schwächen, welche ihn des Sieges verſicherten. Da er ſah, daß der linke feindliche Flügel ſeinem gegenüber geſtellten rechten Flügel ſich nicht nähern konnte, machte er mit dieſem gegen den bei dem Dorfe Ramellies ſich befindenden feindlichen Mittelpunkt eine Wendung, bei deren Anblick mehrere franzöſiſche hohe Offiziere den Marſchall von Villeroi inſtändig baten, die Stellung des linken Flügels unverzüglich zu ändern, und den Feind damit anzugreifen; aber der Marſchall blieb ſeines Sinnes, und ſah zu, wie der Mittelpunkt von vornen und auf den Seiten in die Mitte genommen ward. Die Generale des Marlborough, der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg, welcher die däniſche Reiterei anführte, der Prinz von Heſſen-Kaſſel u. a. benützten viele andere Blößen ihrer Feinde. Als der bayeriſche Kurfürſt dieſe Vorgänge ſah, wollte er an der Spitze ſeiner Bayern da, wo die Gefahr, zu unterliegen, am größten war, Hilfe ſchaffen; allein der Marſchall von Villeroi behauptete, daß dieſe Ehre den Haustruppen ſeines Königs gebühre. Dieſe Truppen aber flohen, oder wurden, wo ſie nicht flohen, getödtet. Binnen zwei Stunden lagen 20,000 Getödtete, (indeſſen daß die Engländer, Holländer kaum 3000, worunter ein Prinz Ludwig von Heſſen-Kaſſel, oberſter eines Infanterieregimentes war, zählten) auf dem Schlachtfeld, und die ſchönſte Armee, welche Frankreich in dieſem ganzen Kriege aufgeſtellt hatte, war vernichtet. Alle Kanonen, bis auf zwei oder drei, alle Feldgeräthſchaften waren verloren. Die Flüchtigen erfüllten alles, was ſie erreichen konnten, mit Furcht und Schrecken. Sogar die Beſatzungen in haltbaren Orten ergriffen eilfertig die Flucht. Brügges, Gent, Löwen, Mecheln, Brüſſel u. a. Städte dieſer Bedeutung, öffneten die Thore. Ganz Brabant, ſo wie der größte Theil von Flandern, huldigten Karl III., als König von Spanien, und Herrn der Niederlande. Marlborough, nachdem er eine in den Druck gelegte, feierliche Verſicherung von ſich geſtellt, daß die geiſtliche und weltliche Verfaſſung der Niederlande unverletzt bleiben werde, hielt in Brüſſel den 28. Mai 1706 einen triumphirenden Einzug.

Der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Bayern war untröſtlich, und ſeine Beſtürzung ſtieg vollends auf das Höchſte, als ihm König Ludwig XIV., welcher doch eine Hauptſchlacht, weil er nicht zweifelte, daß ſie für ihn gut ausfallen würde, eben ſo ſehnlich, als jener Kurfürſt, gewünſcht hatte, jetzt, nachdem ſie nicht gut ausgefallen war, bittere Vorwürfe darüber machte, daß er (Kurfürſt) ſie gewünſcht, und zu dem ſchlimmen Erfolg die Veranlaſſung gegeben habe. Was aber dem König bei dieſen Unglücksfällen zugleich wieder eine tröſtende Ausſicht gewährte, war, daß diejenige ſeiner Armeen, welche in Italien focht, und jetzt die Stadt Turin belagerte, glücklicher fechten, und ihn für alle Unannehmlichkeiten dieſes Jahres entſchädigen würde.

C. Einige bei der Eröffnung des Feldzuges in Italien von den Franzoſen glücklich ausgeführte Unternehmungen ſetzten den Hof zu Verſailles in eine unbeſchreibliche Freude. Schon gleich im Anfange des Jäners 1705 hatten ſie Nizza erobert, und dann ſtellte ſich der Herzog und Marſchall Ludwig Joſeph von Vendome ſo ſchnell und ſo ganz unerwartet ein, daß, wie der vom Siegesjubel begeiſterte Ludwig XIV. an den Kardinal Noailles ſchrieb, die Kaiſerlichen ſeiner Ankunft nicht eher gewahr wurden, als bis ſie auch ſchon geſchlagen wurden. Dieß geſchah den 19. April in der Lombardei bei Calcinato und Montechiara, wo die Kaiſerlichen noch zerſtreut in den Winterquartieren lagen, und an keinen Ueberfall dachten. Ihre Armee war auch während des Winters, da die in Bayern gepreßten Truppen zu Tauſenden davon, und ihrem Kurfürſten nachzogen, ſehr zuſammengeſchmolzen, und ein Korps von ungefähr 16,000 Mann war alles, was ſie dem mit einem überlegenen Heer über ſie hereinſtürzenden Marſchall würden haben entgegen ſetzen können, wenn ſie Zeit gehabt hätten, ſich zu verſammeln. Zwar die Truppen, welche in der Eile ſich zuſammengefunden hatten, wehrten ſich tapfer, und brachten die Franzoſen, auf welche ſie ſtießen, mehr als Einmal zum Wanken; aber da unaufhörlich neue franzöſiſche Regimenter zum Vorſchein kamen, von welchen ſie fürchten mußten, am Ende ganz umringt zu werden, ſo zogen ſie, nicht ohne Verluſt, ſich zurück. Sie ließen mehr als 3000 Mann auf dem Platz, verloren eben ſo viele an Gefangenen, und ließen bei ihrer Eilfertigkeit von Zeit zu Zeit Kanonen und andere Bedürfniſſe ſtehen, welche von den nacheilenden Franzoſen im Triumph eingebracht wurden. Der Krieg im Mailändiſchen ſchien geendigt zu ſeyn.

Die Franzoſen glaubten, die erſte Beſtürzung, welche nach ihrer Erwartung, ſämmtlichen kaiſerlichen und für den Kaiſer ſtreitenden Truppen ſich mitgetheilt haben würde, benützen zu müſſen, und der oben genannte Herzog de la Feuillade erhielt von dem damaligen königlichen erſten Miniſter, Michael Chamillart, unverzüglich den gemeſſenſten Befehl, die piemonteſiſche Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogs von Savoyen, Turin, zu erobern. Unverzüglich machte auch de la Feuillade mit einer Belagerung, welche unter die berühmteſten des achtzehnten Jahrhunderts gehört, den Anfang. Die lange vorbereiteten Anſtalten dazu waren fürchterlich, und ſchienen ihres geſuchten Erfolges gewiß zu ſeyn. Noch ſchrecklicher waren die geheimen Befehle, welche die Eroberer nach der Einnahme hätten befolgen ſollen, und welche nichts Geringers enthielten, als daß die Stadt geplündert, die Feſtungswerke geſchleift, und ganz Piemont und Savoyen durch Erpreſſungen aller Art zu Grund gerichtet werden ſollten. Den 18. Juni 1706 eröffnete der Marſchall de la Feuillade, nach vielen im Angeſicht der Einwohner von Turin gemachten Voranſtaltungen, die Belagerung. 160 ſchwere Kanonen, 80 Mörſer ſetzten der Stadt, aus welcher ſich der Herzog Victor Amadeus, um ſeine Armee anzuführen, entfernet, und den Grafen Wirrich Philipp Lorenz von Daun als Befehlshaber hinterlaſſen hatte, unaufhörlich zu; und damit den Belagerten Niemand ſollte zu Hilfe kommen können, ſo rückte erſt der Marſchall Ludwig Joſ. von Vendome mit ſeiner Armee, bis nach Rivoli, und befeſtigte dieſen Poſten, welchen er, nachdem er unvermuthet nach den Niederlanden beordert ward, dem Herzog Philipp von Orleans überließ. Dieſer Prinz von Orleans hatte den oben genannten, ſehr erfahrenen Feldmarſchall, Karl Graf von Marcin (Marſin) mit ſich geführt, und dieſe beiden rüſtigen Feldherren erwarteten nunmehr mit einer unbeſchreiblichen Streitluſt ihren Hauptgegner, den Prinzen Eugen, von deſſen Ankunft der Ruf ſich verbreitet hatte.

Dieſer Prinz, nachdem er mit den oben berührten Geldſummen in Preußen und Sachſengotha (der Prinz von Sachſengotha, Johann Wilhelm führte ſein Korps perſönlich an) Truppen geworben, und dabei 10,000 Heſſen, 5000 Mann aus der Rheinpfalz erhalten hatte, hatte im Anfange des Aprils 1706 Wien verlaſſen, und ſogleich bei ſeiner Ankunft im welſchen Tyrol das Mißvergnügen gehabt, ſich einige Flüchtige jener Truppen, welche den 19. April vom Feldmarſchall von Vendome bei Calcinato geſchlagen worden waren, entgegen kommen zu ſehen. Eugen ſammelte und ermunterte wieder die Flüchtigen, rückte wieder voran, und trieb von einem Poſten zum andern die wider ihn ausgeſchickten franzöſiſchen Korps vor ſich her. Die Beſchwerniſſe, welche er zu überwinden hatte, um durch enge und wohlbeſetzte Päſſe, über Flüſſe, und durch feindliche Gräben und Schanzen zu dringen, waren unbeſchreiblich, und machten, daß er erſt im Ausgange des Auguſts in Piemont ankam, da er ſich dann den 1. Sept. 1706 mit dem Herzog von Savoyen, deſſen Truppen in 4000 Mann zu Pferd, und etwa 9000 zu Fuß beſtanden, vereinigte, und ſogleich nach der Hauptſtadt Turin vorrückte, vor welcher er den Herzog von Orleans mit ſeinem Feldmarſchall Marcin in einem mit hohen Wällen fürchterlich befeſtigten, und dem Anſcheine nach unüberſteiglichen Lager fand.

Dieſes Lager wurde den 7. Sept. 1706 angegriffen. Der Herzog von Savoyen befand ſich mit ſeinem Heer im Mittelpunkt. Der Herzog von Sachſengotha, Johann Wilhelm, führte mit dem Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau den rechten, Prinz Eugen den linken Flügel. Der erſte Angriff geſchah um 8 Uhr Morgens bei den Linien des Feldmarſchalls Marcin. Dieſer Feldherr, welchen die ſonderbare Zuverſicht ſeiner Feinde in Erſtaunen ſetzte, wehrte ſich mit der Entſchloſſenheit, zu ſiegen, oder zu ſterben; er wurde verwundet, und ſtarb den andern Tag. Als ihn der Herzog Philipp von Orleans noch im Gedränge ſah, eilte er herbei, ihn zu unterſtützen, was er mit der ihm eigenen Unerſchrockenheit that; er wurde am linken Arm und in der Seite verwundet, und nur ſeinem Küraß hatte er es zu danken, daß ihm drei andere Flintenkugeln nicht durch den Leib drangen. Oefters wurden die Deutſchen zurückgetrieben, aber mit jedem Male kamen ſie wieder, ungeſtümer als die vorigen Male, zurück. Sie fielen zu Hunderten, zu Tauſenden; aber die Unverletzten überwältigten die Linien, und machten der deutſchen Reiterei Platz, durch dieſelben zu dringen. Wäre es den deutſchen Soldaten nicht lieber geweſen, eine gute Beute, als todte Leute zu machen; ſo wäre jetzt die Aufreibung des ganzen, von allen Seiten geängſtigten, franzöſiſchen Heeres eine gewiſſe Folge ſeiner Unordnung geweſen.

Das Gedräng der Fliehenden nach Pignerol, wohin der mit ſeinen Uebriggebliebenen über die Doire geeilte Herzog von Orleans, die vor der Citadelle geſtandenen Korps beſchied, war ſchrecklich. Noch denſelben Abend (den 7ten Sept. 1706) waren ſämmtliche Sieger, Fürſten und Generale in der Domkirche zu Turin verſammelt: das „Herr, dich loben wir!“ anzuſtimmen. Das Volk drängte ſich um ſeine Befreier, warf Blumen und Lorber auf ſie, küßte ihnen die Hände, Füße und Kleider, und erhob, vor Freude ganz außer ſich geſetzt, ein Jubelgeſchrei, das bis in die Wolken drang.

Chiras, Caſal, Vercelli, Ivrea, Trino, Creſcentin, Lodi, Mayland, Alexandria, Tortona, Modena, und überhaupt ganz Oberitalien fiel den Kaiſerlichen in die Hände, und es war kein Erſatz für die Franzoſen, daß, zwei Tage nach dem Entſatz von Turin, einer ihrer Feldherren, der Graf von Medavi, das Glück hatte, zu Caſtiglione über ein von dem Prinzen von Heſſen-Caſſel angeführtes Korps einen nicht ganz unbeträchtlichen Sieg zu erkämpfen.

§. IV.

1707. 1708. Das einzige, was bei den, im vorgehenden Jahre 1706 für den Kaiſer Joſeph I., und ſeinen Bruder (den ſpaniſchen König) Karl III., erfochtenen Siegen die allgemeinen Freuden nicht ganz ungetrübt ſeyn ließ, war die Beſorgniß, ob man in eben dem Grade, in welchem man bisher durch Tapferkeit und Glück ſo viele glänzende Eroberungen gemacht hatte, auch ferner die hinlängliche Unterſtützung finden würde, das Eroberte zu erweitern, oder doch wenigſtens zu behaupten. Die Begebenheiten des Jahres 1707 zeigten, daß dieſe Beſorgniß nur zu ſehr gegründet war.

Ludwig XIV. benahm ſich bei den ihm ganz unerwarteten Unglücksfällen auf eine ganz ſonderbare Art, bei der es das Anſehen hatte, als wenn ihn das Gedräng, die Flucht, und das Geſchrei der Seinigen aus einem tiefen Schlummer geriſſen, als wenn ein ganz neuer Geiſt von Kraft und Muth ihn ergriffen hätte. Er erklärte in einem hohen Tone, daß ſeine Langmuth erſchöpft, und daß er ernſtlichſt entſchloſſen ſey, in dem Jahre 1707 alle Kriege zu endigen. Zwölf Armeen ſollten — in den Niederlanden, in Deutſchland, in Dauphine, in Spanien, in Navarre, in Rouſſillon, in

Languedoc, in Guienne, in Poitou, in Bretagne, in der Normandie, in der Grafſchaft Nizza, zu gleicher Zeit auftreten, und nach einem Plan, der überall entſcheiden ſollte, zufahren. Die Generalsperſonen wurden ernannt, und die Truppen ausgehoben. Dieſe Anſtalten ſollten vor den Feinden durchaus geheim gehalten, und vielmehr ſollten dieſe Feinde während des Winters mit ſolchen Dingen beſchäftiget und hingehalten werden, von welchen ſich hoffen ließ, daß ſie es nicht der Mühe werth halten würden, die Vorgänge in Frankreich zu beobachten, und für ſich in ihren Ländern auf neue Rüſtungen zu denken. Anſtatt nämlich, daß man ſonſt bei andern Kriegen alles aufbot, um von der franzöſiſchen Macht große Meinungen zu verbreiten, ſo wollte man jetzt gerade das Gegentheil thun, und allen europäiſchen Höfen die Meinung beibringen, daß die franzöſiſchen Kräfte und Hilfsmittel durch die vorgegangenen Anſtrengungen und Niederlagen ganz erſchöpft, und daß die Sachen allenthalben in eine ſolche Lage gerathen ſeyen, bei welcher die Klugheit rathe, ſeine Rettung in der Mäßigung und Großmuth ſeiner Gegner zu ſuchen. Um ſolchen Meinungen den höchſten Grad von Wahrſcheinlichkeit zu verſchaffen, ſtimmte man an dem franzöſiſchen Hof einen ſehr nachgiebigen

Ton an, und that, als hätte man keinen angelegenern Wunſch, als nur recht bald auf eine gute Art einen anſtändigen Frieden erhalten zu können. Schon im Oktober des vorigen Jahres (1706) ſchickte der franzöſiſche Miniſter Michael Chamillard an den Kurfürſten von Bayern zwei Briefe, von welchen der Kurfürſt Abſchriften nehmen, und ſie, in ſeinem Namen, einen an den Herzog von Marlborough, den andern an die Generalſtaaten ſchicken, und worin er von der heißeſten Sehnſucht des Königs Ludwig XIV. nach einem, auf Geſetze der Billigkeit gegründeten, Frieden recht zuverſichtlich ſprechen ſollte. In der Erwartung, daß kein Schein von Anlaß mehr übrig bleiben ſollte, in die Aufrichtigkeit der friedfertigen Geſinnungen des franzöſiſchen Hofes einiges Mißtrauen zu ſetzen, vergaß man nicht, auch an den päbſtlichen Hof ein Anſinnen um die Verwendung für den Frieden zu ſtellen, und Pabſt Clemens XI. machte ſich ſogleich eine beſondere Angelegenheit daraus, an die Venetianer und an die katholiſchen Schweizer ſich um eine geeignete Mitwirkung zu wenden. Dieſes Spiel hatte dann auch wirklich diejenigen Erfolge, und führte zu denjenigen Entwicklungen, welche man am franzöſiſchen Hofe bezweckte und leicht vorausſehen konnte. Die Venetianer, welchen (ſo wie den

Schweizern) die Fortſetzung eines ſo ausgebreiteten Krieges auf mehr als eine Art läſtig war, ſchickten mit der größten Gutmüthigkeit eine ſehr glänzende Geſandtſchaft nach London; wo ſie mit Freundlichkeit und Pracht empfangen, und mit aller erſinnlichen Bezeigung guter Wünſche und Geſinnungen, aber ſo, wie ſie gekommen waren, verabſchiedet wurden. König Ludwig XIV. hatte, wie aus ſeinem Schreiben an Pabſt Clemens XI. erhellet, im Namen ſeines Enkels, des Königs Philipp V. von Spanien, ſich geneigt bezeigt, an das kaiſerliche Haus nebſt dem bereits von demſelben (im Jahre 1706) eroberten Mailand, auch die übrigen ſpaniſchen Provinzen in Italien, dann die Königreiche Neapel, Sicilien und Sardinien abzutreten, und allein mit Spanien ſich zu begnügen; aber der Beſitz von dem, mit ungeheuern weſtindiſchen Beſitzungen und dem ergiebigſten Seehandel verbundenen Spanien für einen, ganz von Frankreich abhängigen, und von der fürchterlichen Hausmacht dieſes Königreiches unterſtützten Prinzen, war für die Staaten England und Holland, nachdem dieſe Staaten ſchon damals auf eine Alleinherrſchaft auf dem ganzen Weltmeer, und auf einen ausſchließenden Seehandel ihre Abſichten richteten, ein Punkt, von welchem vorauszuſehen war, daß ſie ihn, ſo lange das Glück auf ihrer Seite ſeyn würde, niemals bewilligen würden. Die Antworten, welche der Oberfeldherr Marlborough von Seite Englands, und die Generalſtaaten auf die ihnen gemachten Einladungen zu einer Friedensverhandlung ertheilten, waren (man unterließ nicht, dem Kurfürſten Maximilian, ohne Rückſicht auf die Reichsacht, den kurfürſtlichen Titel zu geben) ſehr höflich; aber ſie führten zu nichts.

Was übrigens noch einen Schein, daß man am franzöſiſchen Hofe den Frieden aufrichtig wünſche, mit ſich trug, war ein Friedensvertrag in Oberitalien, welcher zu Mailand den 13. März 1707 von den beiderſeitigen Bevollmächtigten geſchloſſen, und dann vom Herzog von Savoyen, Victor Amadée II. ſo wie vom Feldmarſchall Eugen beſtätiget wurde. Vermöge deſſelben räumten die Franzoſen, gegen einen freien Abzug nach Frankreich, ganz Oberitalien. Die Vortheile waren indeſſen auf beiden Seiten gleich. Wenn nämlich den Franzoſen der Vortheil zugieng, daß ſie aus der Gefahr, welche ihnen bevorſtand, in den von ihnen beſetzten Städten verhungern zu müſſen, geriſſen, und daß ſie mit ihren italieniſchen Beſatzungstruppen, welche wenigſtens 20,000 Mann betrugen, und welche anderswo benützt werden konnten, verſtärkt wurden, ſo kam den Kaiſerlichen nicht weniger die angenehme Folge zu ſtatten, daß ſie der Belagerungen aller der Städte, aus welchen jetzt die feindlichen Truppen abzogen, überhoben, und dabei ebenfalls mit einem beträchtlichen Armeekorps zum Dienſte anderer ihrer Kriege verſehen wurden. Dem Kaiſer machte dieſer Erfolg viele Freude; und gleichwie er noch im vorigen Jahre den Prinzen Eugen zum Statthalter vom Herzogthum Mailand ernannt hatte, ſo gab er jetzt auch dem Herzog von Savoyen einen beſondern Beweis ſeiner Achtung und Erkenntlichkeit, indem er ihn nicht nur mit dem Herzogthume Monferat, ſondern auch mit den Städten Valenza, Alexandria u. a. (im Namen König Karls III.) belehnte.

Was Ludwig XIV. vor der wirklichen Eröffnung des Krieges in dieſem Jahre 1707 vorzüglich am Herzen lag, war die Beſänftigung des Kurfürſten Maximilian, welcher nicht nur laute Klagen darüber führte, daß man die ihm vom franzöſiſchen Hofe gemachten Verſprechungen ſchlecht gehalten habe, ſondern auch ſeinen Verdacht, wozu er allerdings berechtigt war, daß die ihm, dem Scheine nach untergeordneten franzöſiſchen Generale von ihrem König ſtets heimliche und ganz andere Anweiſungen und Befehle, als die ſeinigen wären, erhielten, mit einer Heftigkeit äußerte, bei welcher er ganz unverholen betheuerte, in dem Falle, daß man ſeinen Stand nicht verbeſſerte, ſeine niederländiſche Oberbefehlshaberſtelle niederlegen, und den Ausgang der Sachen zu Mons in Henegau (wohin er, nach dem verlornen Brüſſel, ſeinen Aufenthalt verlegt hatte) abwarten zu wollen. Ludwig XIV. beſänftigte den Kurfürſten dadurch wieder, daß er an ihn ſeinen erſten Miniſter, Chamillard, abſchickte, welcher nicht nur alle die glänzenden Verſprechungen, durch welche jener Kurfürſt ſich hatte gewinnen laſſen, erneuerte, ſondern (was jetzt die Hauptſache war) einen neuen Feldmarſchall ihm zugeſellte, welcher ihm mit einer ganz andern Achtung und Ergebenheit, als er bisher von Villars, Tallard, Marcin und Villeroi zu erfahren gehabt hatte, begegnen ſollte. Dieſer neue Feldmarſchall war der kühne und erfahrne Herzog Joſeph Ludwig von Vendome, der dann auch bei ſeiner Ankunft dem Kurfürſten mit einer Ehrfurcht, welche dieſem Herrn unfehlbar ſchmeicheln mußte, begegnete, und was die Hauptſache war, 50,000 Mann mit ſich führte. Nachdem man nun an dem Hofe zu Verſailles alle Plane für dieſes Jahr entworfen, und alle Vorkehrungen der Anſtalten beſchloſſen hatte, fehlte zu ihrer Ausführung nichts mehr, als ein hinlänglicher Vorrath an Geld. Auch dieſen verſtand man herbeizuſchaffen. Man erfand Münzbillete, und da dieſe in Umlauf geſetzt wurden, erhielt der König, wie er ſich verſagen ließ, eine Summe von 170 Millionen, welche Summe man für mehr als hinreichend hielt, die erforderliche Mannſchaft auf die Beine zu ſtellen, und ihre Bedürfniſſe zu beſtreiten.

Die Zurüſtungen des kaiſerlichen Hofes und ſeiner Verbündeten für die neuen Feldzüge waren beinahe ganz ſo, wie man am Hofe zu Verſailles ſie gewünſcht hatte, beſchaffen. Man ſtellte ſich die franzöſiſche Kriegsmacht wirklich als ganz herabgekommen vor, und glaubte, daß man bei dem neuen Feldzuge nichts weiter würde zu thun haben, als mit den ſchon vorhandenen Truppen die überall gemachten Eroberungen fortzuſetzen und zu vollenden. Man wollte a) das Königreich Neapel erobern; b) wollte in Spanien die Herzoge von Orleans und von Berwick ſchlagen, und ſie vollends entwaffnen. c) Eugen ſollte in Frankreich einfallen, und ſich darin einer recht vortheilhaft gelegenen Seeſtadt bemächtigen. d) In den Niederlanden ſollten Marlboreugh und Ouverkerk den Kurfürſten Maximilian von Bayern nebſt dem ihm von Frankreich zugeordneten Marſchall von Ven:

dome ſchlagen, und endlich e) ſollte vom Rhein und der Moſel alles, was franzöſiſch geſinnt wäre, vertrieben, und der ſpaniſche Erbfolgekrieg geendigt werden. Die folgende Erzählung wird lehren, welche von dieſen mit der größten Zuverſicht entworfenen Planen und Vorſätzen, in den Jahren 1707 und 1708 die gewünſchten Fortgänge gehabt, und welche weitere Folgen die vorgegangenen Ereigniſſe nach ſich gezogen haben.

a) Mit Neapel glückte das Unternehmen vollkommen, und der Graf von Daun, eben derſelbe, welcher ſich im Jahre 1706 in Turin vortrefflich gehalten hatte, hatte bei der für Oeſterreich äußerſt günſtigen Stimmung der Einwohner von Neapel, wenig mehr zu thun, als mit ſeinem kaum 14,000 Mann ſtarken Korps die Städte, welche ihm die Thore öffneten, zu beſetzen. Als er (den 7. Juli 1707) ſeinen Einzug in Neapel hielt, kamen ihm die Kinder mit Lorberzweigen entgegen, und der Jubel des Volkes begleitete ihn allenthalben. In der (auf einer Halbinſel an einem Hügel zwiſchen Capua und Terracina unweit des toskaniſchen Meeres gelegenen) Stadt Gaeta (Cajeta) welche er belagern mußte, und welche er den 30. September mit Sturm eroberte, bekam er den (von Philipp V. aufgeſtellten) Vizekönig, Herzog von Eſcalona, dann die Fürſten von Biſacci und Cellamare, und andere Herren von vorzüglichem Range in ſeine Gewalt, welche er (was vernünftige Menſchen, die an den Wechſel des Glückes zu denken verſtanden, gar ſehr befremdete) auf einem ſchlechten, unbedeckten Wagen, und in einem ärmlichen Aufzuge öffentlich nach Neapel zur Schau des Volkes abführen, und dem Hohne desſelben Preis geben, und dann erſt noch nach einer harten Gefangenſchaft ſchleppen ließ; er aber, der Graf und Generalfeldzeugmeiſter von Daun, wurde jetzt kaiſerlicher Statthalter, oder Vizekönig im Königreich Neapel, wo Karl III. überall gehuldigt wurde.

b) In Spanien fanden die für Karl III. ſtreitenden Verbündeten ganz andere und wohl vorbereitete Feinde, und auch ganz andere Schickſale. Der Herzog und Marſchall von Berwick, welcher die Franzoſen anführte, hatte, im Einverſtändniß mit dem König Philipp V., alle Pferde in Spanien ausgehoben, und eine ganz vortreffliche Reiterei, mit welcher ſich die Engländer und Holländer bei weitem nicht meſſen konnten, hergeſtellt; wie dann ſeine Armee überhaupt 54 Bataillons und 74 Escadrons zählte, und überdieß noch ein Korps von 8000 Mann, mit welchem der Herzog von Orleans herbeieilte, erwartete; indeſſen das Heer der Engländer und Portugieſen, welche vom Grafen von Galloway und dem Marquez das Minas angeführt wurden, nur 42 Bataillons, oder 11,000 Mann zu Fuß, und 53 Eſcadrons oder 4500 Mann zu Pferd betrug, und ſich noch dabei im Bezug ſeiner Lebensmittel in einer traurigen Lage befand. Jene Lebensmittel mußten unmittelbar aus Valenzia gezogen, und zu dieſem Zwecke mußte ein befeſtigtes Schloß, Villena, genommen werden. Dieſen Umſtand benutzte der Marſchall von Berwick, und den 25. April 1707 erſchien er auf der Fläche bei dem Flecken Almanza, griff die Engländer und Portugieſen an, welche ſich auf das tapferſte wehrten, aber da ſie auf allen Seiten umzingelt wurden, deſto mehr Verluſt litten. Sie verloren während eines zweiſtündigen Gefechts (von 3 bis 5 Uhr Nachmittags) bei 12,000 Mann; indeſſen daß der Marſchall von Berwick nur 2000 Mann Getödtete oder Verwundete gezählt haben ſoll. 80 Kanonen, 120 Fahnen oder Standarten, und faſt alle Feldgeräthſchaft fiel den Franzoſen in die Hände. Es war ein vollſtändiger Sieg. Die Wiedereroberungen der Königreiche Valenzia und Arragonien, welche dem Philipp V. wieder huldigten, und ihn vollends auf den ſpaniſchen Thron feſtſetzen halfen, waren die unmittelbaren Folgen jenes

Sieges, welcher noch überdieß im nachgefolgten Jahre 1708 fortgeſetzt wurde; denn am 11. Juli dieſes Jahres eroberte der Herzog von Orleans die (in Catalonien am Fluſſe Ebro gelegene, mit zwei Kaſtellen vortrefflich befeſtigte) Stadt Tortoſa, ſo daß dem Erzherzog von Oeſterreich und König Karl III. von allen ſeinen alten Eroberungen nur die Stadt Barcellona noch übrig blieb. Und dieſe Unglücksfälle wurden für den Erzherzog und König Karl III. durch den Umſtand deſto empfindlicher und ſonderbarer, als man in eben dieſem Jahre 1708 einen der verſuchteſten Kriegshelden Guido (Guidobald) von Starenberg hatte nach Spanien kommen laſſen, welcher aber, anſtatt die Franzoſen irgend eine Ueberlegenheit fühlen laſſen zu können, vielmehr von ihnen gebeugt wurde. Starenberg kam im December des eben genannten Jahres höchſt unvermuthet mit 5000 Mann bei der Nacht vor die Stadt Tortoſa, drang hinein, erſchoß den Kommandanten, und hielt ſich ſchon im Beſitz einer glänzenden Wiedereroberung befeſtigt, als die Franzoſen ſich einander zuriefen, ſich einander verſtanden, und den erſtaunten Eroberer mit einem Verluſte von 600 Mann wieder zum Abzug zwangen. Was den Erzherzog und König Karl III., welcher zu Barcellona den 1. Auguſt ſeine Braut, die

Prinzeſſinn Eliſabeth Chriſtina von Wolfenbüttel-Blankenburg (nachdem ſie zu Bamberg den 1. Mai 1707 im Beiſeyn des Erzbiſchofs von Mainz Lothar Franz das katholiſche Glaubensbekenntniß *) abgelegt hatte) mit einer

---

*) „Als man die Vermählung dieſer Prinzeſſinn in Vorſchlag brachte, ſo zog ihr Herr Vater, der Herzog Ludwig Rudolph von Wolfenbüttel-Blankenburg einige Gottesgelehrte auf der Univerſität zu Helmſtädt, wie man erzählet, zu Rath, um von ihnen zu vernehmen, ob ſeine Prinzeſſinn Tochter, wenn ſie ſich mit einem katholiſchen Prinzen vermählte, wohl ſeine Religion annehmen könnte."

Die Antwort ſoll ſo ausgefallen ſeyn:

„Wir erklären uns, daß man in der katholiſchen Religion den wahren Grund des Glaubens finde, und daß man darin chriſtlich leben und ſterben könne; und daß folglich die durchlauchtigſte Prinzeſſinn von Wolfenbüttel ſolche annehmen, und ſich mit dem Erzherzoge vermählen könne; vornehmlich wenn man erwägt, daß ſie weder mittelbar noch unmittelbar geſuchet hat, dieſe Vermählung ſich zuwege zu bringen, ſondern daß ſie ſich ihr durch göttliche Vorſehung dargebothen hat, daß ſie dem Herzogthume Wolfenbüttel vortheilhaft ſeyn, und etwas zum Frieden beitragen kann. Indeſſen muß man doch dahin ſehen, daß man ſie nicht zwinge, die proteſtantiſche Religion abzuſchwören. Man muß mit ihr keine Glaubensſtreitigkeiten anfangen, noch ihr ſolche Glaubensartikel vortragen, welche den ihrigen zuwider ſind; ſondern man muß ſie kürzlich und einfältig von ſolchen Dingen unterrichten, die zu außerordentlichen Pracht empfieng, wieder einiger Maßen tröſtete, war, daß für ihn die Engländer im Jahre 1708 die Inſel Sardinien, die einzige Provinz, welche die Spanier noch in Italien hatten, und im Sept. die Inſel Minorca eroberten, welche letztere ſie aber, da ſie ihrem Handel im mittelländiſchen Meere ſehr wohl anſtand, im Frieden zu Utrecht ſich zuzueignen wußten.

c) Der Einfall nach Frankreich 1707 war nicht glücklicher, als es der Feldzug in Spanien war; aber die Abſicht war groß, und eines Verſuches würdig. Man hatte beſchloſſen, in das Innerſte von Frankreich zu dringen, und zu ſolchem Ende ſich einer Stadt zu bemächtigen, in welcher man ſich künftig zu jeder Zeit verſammeln, und von welcher aus man ſeine weitern Unternehmungen fortſetzen könnte. Dieſe Stadt mußte eine Seeſtadt

---

ihrer Seligkeit nöthig ſind, zum Exempel, von der Verläugnung ſeiner ſelbſt, von der beſtändigen Buße, von der Demüthigung vor Gott, von dem Elende des menſchlichen Lebens, von der Mildthätigkeit gegen die Armen, von der Liebe Gottes und des Nächſten. Alles dieſes ſind gute Werke, und werden von den Römiſchkatholiſchen ebenfalls gelehrt.“ Allgemeine Geſchichte von Deutſchland ꝛc von P. Joſeph Barre aus dem Franzöſ. überſ. achter Bd. Leipzig 1752 S. 192.

ſeyn, und man wählte die (am mittelländiſchen Meere in Provenze gelegene, mit einem vortrefflichen Hafen verſehene und über aus wohl befeſtigte) Stadt Toulon. Die großen Feldherren Prinz Eugen, der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, der Erbprinz Friedrich von Heſſenkaſſel, der Prinz Wilhelm von Sachſengotha nahmen die Eroberung auf ſich, und man kann ſich wohl vorſtellen, daß ihre Rüſtungen und Anſtalten allerdings erwarten ließen, ihre Unternehmung in Bälde durch einen glücklichen Ausgang gekrönt zu ſehen. Sie zählten fünfunddreißig- und mit dem Landvolk über fünfzigtauſend Mann, und wurden überdieß von einer engländiſchen und holländiſchen Flotte unterſtützt, welche ſich den 19. Juli der Inſeln d'Hieres bemächtigt, und nur drei Meilen von Toulon den vortheilhafteſten Stand genommen hatte. Die Beſtürzung, mit welcher bei der erſten Nachricht dieſer Vorgänge ganz Frankreich, und zumal der Hof zu Verſailles erfüllt wurde, war ohne Grenzen. Man ſprach bereits von den Märſchen der Feinde nach andern franzöſiſchen Provinzen, und nach Paris, und griff nach allem, was der Schrecken und die Furcht einzugeben pflegt, um ſich zu retten; nur der franzöſiſche Marſchall Teſſe (Renatus de Froulai), welcher den Auftrag erhielt der höchſt wichtigen Stadt, als worin die reichſten Waffenſammlungen, und die unerſetzlichſten Schiffsvorräthe aufgehäuft lagen, ſchleunigſt zu Hilfe zu kommen, verlor, nebſt einigen andern ſtärkern Seelen, die Beſinnung nicht, und ſeine Vorkehrungen zerſtreuten das Ungewitter eben ſo ſchnell, als es ſich zuſammen gezogen hatte. Toulon hatte bereits eine ergiebige Beſatzung, und nun wußte Teſſe durch zuvorkommende Märſche ſo viele Truppen in die Vorwerke zu bringen, daß es die Verbündeten nicht bloß nur mit einer Stadt, ſondern mit einer zahlreichen, wohlverſchanzten Armee, welche noch überdieß ungehindert vermehrt werden konnte, zu thun hatten. Auch hatte ſich eine gut gerüſtete franzöſiſche Flotte der Stadt genähert. Deſto mehr eilten die Verbündeten, welche mit ſchweren Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen hatten, durch außerordentliche Anſtrengungen zu ihrem Zwecke zu gelangen. Nachdem ſie den 29. Juli 1707 die Stadt zu beſchießen angefangen hatten, eroberten ſie bald darauf einige höchſt wichtige Schanzen auf einer Anhöhe zu St. Katharina genannt, wovon aus ſie der Stadt ſehr nahe kamen, und ihr mit dem größten Erfolg zuſetzen konnten; aber die Truppen, welchen die Vertheidigung dieſes höchſt wichtigen Poſtens anvertraut war, wurden von einer überlegenen Menge der Franzoſen ganz unvermuthet überfallen, und ehe vom Lager eine hinlängliche Hilfe ankommen konnte, faſt ſämmtlich niedergemacht, wie dann ſelbſt der Prinz Johann Wilhelm von Sachſengotha (im dreißigſten Jahre ſeines Alters) durch zwei Flintenſchüſſe getödtet ward. Je mehr indeſſen für die Verbündeten die Unfälle ſich häuften, deſto feuriger und kühner ſtrebten ſie denſelben entgegen, und nie wurde mehr Kraft und Thätigkeit Hinderniſſen und Schwierigkeiten entgegen geſetzt, welche ſich, anſtatt beſiegt werden zu können, vielmehr in dem Grade, als jene ſich verdoppelten, häuften, und zuletzt die Eigenſchaft annahmen, bei welcher es die geſunde Ueberlegung, und ſelbſt die eigene Erhaltung anrieth, ihnen vielmehr auszuweichen, als ſich ihnen zu ſeinem unvermeidlichen Verderben ferner entgegen zu ſtemmen. Unaufhörlich kamen zur Vertheidigung der Stadt neue Truppen an, und beträchtliche Korps, welche (unter der Anführung des Herzogs von Berwick) aus Spanien, dann ferner aus Deutſchland und Brabant in Eilmärſchen heranzogen, wurden mit jedem Tage erwartet. Dieſe Völker fanden in der Stadt einen reichen Vorrath an Lebensmitteln; da entgegen die Verbündeten nicht mehr wußten, woher ſie ihren Unterhalt ziehen, und zu welchen Mitteln, ſich ihn zu verſchaffen, ſie greifen ſollten; indem ihre ausgeſchickte Reiterei überall von feindlichen Truppen angefallen, und ſelbſt von den Landeseinwohnern, welche alle Lebensmittel bei Seite geſchafft, und überdieß noch die Waffen ergriffen hatten, mißhandelt und aufgerieben wurden. Wie mit dem zum Unterhalt unentbehrlichen Vorrath, ſo gieng es auch mit den zu einer länger anhaltenden Belagerung nöthigen Vorräthen von Pulver und Kugeln zu Ende; und was endlich vollends als eine Sache von der erſten Wichtigkeit zu betrachten kam, ſo gab der damals wegen ſeiner Kriegsſucht berüchtigte König Karl XII. von Schweden dem Kaiſer zu verſtehen, daß er, vermöge ſeines Bündniſſes mit dem König von Frankreich, verpflichtet wäre, in dem Falle, daß Frankreich in ſeinem Innern angegriffen würde, jenem Könige beizuſtehen. Da nun Böhmen, in deſſen Nachbarſchaft Karl XII. mit einer ſiegenden Armee ſtand, von allen Truppen, die einen feindlichen Anfall hätten abwehren können, entblößt war, ſo konnte man nicht genug eilen, eine Belagerung, durch deren Fortſetzung für die Kaiſerlichen unabſehbare Folgen ſich hätten ergeben können, aufzuheben, und mit einem Worte, die Verbündeten zogen ſich während der Nacht den 21. Aug. 1707 von Toulon zurück, und ihre Unternehmung wurde, außer deſſen, daß ſie beim Zurückzug die an den franzöſiſchen Grenzen gelegene Stadt und das Markgrafthum Suſa eroberten, von keiner andern, als von der ſehr traurigen und unbefriedigenden Entſchädigung begleitet, eine franzöſiſche Provinz auf alle Art gequält, dann aus derſelben (nach dem Beiſpiele, welches eben damals der franzöſiſche Marſchall Villars am Rhein, zumal in Schwaben und Franken, wo er unermeßliche Geldſummen erpreßte, vorausgab) einige Millionen franzöſiſcher Pfunde, ſogenannter Brandſchatzung gezogen zu haben. Wir werden die Handlungen jenes Villars am Rhein ſogleich vornehmen, und wollen nur erſt noch die Vorfälle, welche ſich in den Jahren 1707 und 1708 in den Niederlanden ergaben, vor uns nehmen.

d) In den Niederlanden ſollte, wie wir hörten, der Kurfürſt Maximilian von Bayern mit dem Marſchall von Vendome die franzöſiſch-ſpaniſche Sache vertheidigen, und die nachtheiligen Folgen der Schlacht bei Ramellies wieder vergüten. Dazu fehlte es auch im J. 1707 jenem Kurfürſten nicht an Muth und Willen, und eben ſo wenig mangelte es an Gelegenheit, beides zu zeigen. Der Herzog Marlborough, nachdem er erſt durch viele Umwege eine Reiſe zu dem ſchwediſchen König Karl XII., in der Abſicht, die Geſinnungen dieſes

Herrn für Frankreich zu erforſchen, vollendet hatte, ſtellte ſich mit dem holländiſchen Feldmarſchalle Ouwerkerk richtig ein, und da er ſeine Gegner unweit der (in Brabant an dem Fluſſe Orne zwiſchen Namur und Nivelle gelegenen) Stadt Gemblours in einem befeſtigten Lager fand, forderte er ſie durch die Bewegungen ſeines Heeres mehr, als Einmal zu einer Schlacht auf; allein wiewohl die franzöſiſche Armee an der Truppenzahl einen überwiegenden Vortheil, (ſie zählte 118 Bataillons, und 200 Eſcadrons, indeſſen die Verbündeten nur aus 106 Bataillons, und 160 Eſcadrons beſtanden) und überdieß eine äußerſt vortheilhafte Stellung hatte, ſo blieben gleichwohl alle Verſuche, ſie zum Schlagen zu bringen, vergeblich; indem der Marſchall von Vendome, welcher vom König Ludwig **XIV.** den beſtimmten Befehl erhalten hatte, ſich in dieſem Jahre (was ehemals wegen der Schlacht bei Höchſtädt im J. 1705 geſchah) durchaus keiner Gefahr auszuſetzen, ſondern ſeine Armee, welche bei der Schlacht von Ramellies ſo viel gelitten hätte, wieder in einen vollkommenen Stand zu bringen, alles dahin anlegte, einer Schlacht auszuweichen, und was ihm auch gelang, die Truppen der Verbündeten durch unaufhörliche Märſche zu ermüden; worüber aber der Kurfürſt von Bayern, nachdem er jetzt wieder mehr als jemals die ihm unerträgliche Erfahrung machen mußte, daß er bloß dem Scheine nach, in der That aber nur der franzöſiſche Marſchall von Vendome der eigentliche Oberbefehlshaber ſey, in einem ſolchen Grad ärgerte, daß ſich Ludwig XIV. veranlaßt ſah, den Kurfürſten von den Niederlanden zu entfernen, und ihn mit ſeinem Heere nach dem Rhein unter einem glänzenden Vorwand, daß er ſeine Geſchicklichkeit hier beſſer zeigen könnte, zu beordern; was auch der nun ſchon einmal in der Sache befangene Kurfürſt, ſo nahe ihm auch ſeine Lage gieng, nicht umhin konnte, zu befolgen.

Alles kündigte nunmehr an, daß das Jahr 1708 für die Niederlande wieder ein thatenreiches Jahr werden, und daß es zu irgend einem außerordentlichen Vorfall kommen würde. Der Marſchall Vendome war jetzt wieder vortrefflich gerüſtet, und wurde noch überdieß durch friſche Truppen, welche ihm die zwei Brüder, der Dauphin Ludwig, Herzog von Burgund, und der Prinz Karl, Herzog von Berry, (Enkel Ludwig XIV.) perſönlich zuführten, verſtärkt; Marlborough aber hatte den Prinzen Eugen, welcher in dieſem Jahre 1708 an der Moſel hatte erſcheinen ſollen, inſtändig zu ſich geladen. Die Erſcheinung des Prinzen Eugen, welcher im Mai bei Güntershauſen auf dem Hundsrücken ein aus Kaiſerlichen, Heſſen, Sachſen, Kurpfälzern u. a. beſtandenes, und einige 30,000 Mann zählendes Heer zuſammenzog, veranlaßte Ludwig XIV. unverzüglich ein Beobachtungskorps, welches der Herzog von Berwick anführte, und mit welchem ſich auch der Kurfürſt von Bayern mit ungefähr 10,000 Mann zu vereinigen vorhatte, nach der Moſel zu ſenden; aber ehe man ſichs verſah, ſetzte Eugen ober Koblenz über die Moſel, und indem er über Aachen und Maſtricht durch Brabant eilte, war er in den Niederlanden ſchon mit dem Feldmarſchall Marlborough vereinigt, ehe ſich ſeine Gegner von der Abſicht ſeines Marſches beſtimmt unterrichten konnten. Nun ſetzten ſich die Franzoſen ebenfalls in eine eilfertige Bewegung, und im Anfange des Juli gelang es ihnen, ſich mit Liſt der Stadt Gent, (der Hauptſtadt in Flandern) und bald darauf der Stadt Brügge, und des Schloſſes Plaſſendal zu bemächtigen; aber dieſe augenblicklichen Vortheile hatten keine Dauer. Die Vereinigten wollten die Schelde überſetzen; die Franzoſen wollten ſie daran hindern, und ſo kam es den 11. Juli 1708 bei der Feſtung Oudenarde oder Audenarde in Flandern zu einer Schlacht, bei welcher 10,000 Franzoſen getödtet oder zu Gefangenen gemacht, und 5000 verwundet, die Sieger entgegen ſo kühn wurden, daß ſie den Entſchluß faßten, eine der beſten niederländiſchen Feſtungen zu belagern, und unter denjenigen, auf welche ihre Wahl fallen konnte (Ryſſel, Dornick und Ypern) gerade die ſtärkſte, bei welcher ſich erwarten ließ, daß ſie die größten Schwierigkeiten entgegen ſetzen, und daß ihre Belagerung das größte Aufſehen in Europa nach ſich ziehen würde, nämlich die in Flandern an dem Deule gelegene Stadt Ryſſel (l'Isle oder Lille) wählten. Dieſe Stadt war unvergleichlich befeſtigt, und mit allem, was die franzöſiſche Belagerungs- und Vertheidigungskunſt vermag, auf das Beſte verſehen. Auch hatte ihr König Ludwig XIV. einen ſeiner bewährteſten Generale, den Statthalter in Flandern, Herzog Ludwig Franz von Bouflers, und dabei die geſchickteſten Offiziere zu Vertheidigern gegeben. Die Beſatzung der Stadt war zahlreicher, als an ſich ſelber nöthig war, und beſtand aus den verſuchteſten Truppen. Ueberdieß ſtanden der Herzog von Vendome, dann der Herzog von Burgund, welchem der Marſchall von Berwick ein ſehr anſehnliches Korps aus Deutſchland zugeführt hatte, ganz in der Nähe, und es war nichts anders zu erwarten, als daß ſie alles Erdenkliche verſuchen und wagen würden, um den Belagerern ihr Vorhaben zu vereiteln. Dieſe hatten ihre Verrichtungen getheilt. Der Prinz Eugen nahm die Belagerung, Marlborough die Vertheidigung dieſer Belagerung auf ſich. Die Einnahme der Stadt ſchien, ſo wie die Nichteinnahme derſelben, gleich unmöglich zu ſeyn. Den 12ten Auguſt (1708) machte der Obergeneral des holländiſchen Fußvolkes, der Prinz von Oranien, Johann Wilhelm, Erbſtatthalter von Weſtfrießland mit der Einſchließung der Stadt den Anfang, welchem ſogleich von allen Seiten raſche Fortſetzungen folgten. Die Anſtrengungen wurden von beiden Theilen überall bis zu außerordentlichen, bis zu ſolchen Dingen, welche beinahe allen Glauben überſteigen, getrieben. Den 12. Sept. rückte der Herzog von Vendome zum Entſatz der Stadt heran; er ſtieß auf den Herzog von Marlborough, welcher ſich mit 70,000 Mann wohl verſchanzt, und auf den Empfang eines feindlichen Heeres bereits alle Anſtalten getroffen hatte. Vendome näherte ſich ihm niemals wieder. Die Stürme auf die Stadt, nachdem in den Befeſtigungswerken derſelben große Räume niedergeworfen waren, geſchahen faſt immer von Freiwilligen, von denen mehr, als Einmal, der größte Theil dahingeſtreckt wurde. Eben dieſelben Plätze wurden von den Belagerern öfters gewonnen, und von den Belagerten wieder erobert. Der König Ludwig

XIV. war mit dem Verhalten ſeines Generals von Bouflers dergeſtalt zufrieden, daß er ihn noch während der Belagerung zum Pair von Frankreich erklärte, und daß er ihn darum nicht weniger ſchätzte, weil ihm zuletzt die Macht gebrach, einer gleichſam höhern Gewalt zu widerſtehen. Eine ſolche Gewalt begleitete die Belagerer bei allen ihren Stürmen. Sie jauchzten im Feuer, und ſchienen herangekommen zu ſeyn, dem Tod zu höhnen. In einem Sturm, welchen ausgewählte Truppen den 21. Sept. 1708 unternahmen, wurde der Prinz Eugen, welcher ihn anführte, an den Kopf geſchoſſen, und die Wunde war, wenn gleich nicht auf der Stelle tödtlich, doch bei ihrer Vernachläſſigung gefährlich; aber Eugen entfernte ſich nicht, und ſchonte ſich ſo wenig, daß, da von ſeinem Heer Niemand das Anſehen über ihn hatte, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, den folgenden Tag ſelbſt der Herzog Marlborough kommen mußte, um ihn dahin zu bringen, daß er ſich nach dem Städtchen Meen abführen, und daß er ſeiner Heilung die nöthige Pflege angedeihen ließ. Nach ſeiner Zurückkunft wurden bei wiederholten Stürmen ſolche Vorbereitungen gemacht, bei denen es dem Vertheidiger der Stadt mehr Ehre machte, ſich mit Bedingniſſen zu ergeben, als ohne Nutzen ſich und die Seinigen zu Grunde zu richten. Doch hoffte er noch einige Zeit, wenigſtens das feſte Schloß bey Ryſſel retten zu können, und nachdem er die Stadt bereits den 23. Okt. ausgeliefert hatte, übergab er dieſes erſt den 9. December 1708. Auch Gent, Brügge, Plaſſendal u. a. fielen jetzt den Verbündeten wieder in die Hände. Dieſe (wenn man den Verluſt des holländiſchen Generalfeldmarſchalls, Heinrich von Duwerkerk, welcher den 17. Okt. 1708 in dem Lager bei Rouſſelaer ſtarb, ausnimmt) für jene Verbündeten in den Niederlanden glücklichen Ereigniſſe überwogen bei weitem alle Unfälle, welche ihnen während der Jahre 1707 und 1708 in Spanien, in der Provenze und am Rhein begegnet ſind. Wir wollen nunmehr die weſentlichen Begebenheiten, welche ſeit dem Jahre 1705 in den Gegenden des Rheins und benachbarter Länder ſich zutrugen, vor uns nehmen.

e) Die Begebenheiten am Rhein waren in den beſagten Jahren für die Verbündeten ſehr ungünſtig, und für die Bewohner der deutſchen Länder, in welche die Kriegswuth ſich hinzog, höchſt unglücklich. An dieſem Gange der Dinge waren von Seite der deutſchen Heere ſolche Mängel und Gebrechen, bei welchen man unvermeidlich zu Schaden kommen muß, Schuld. Marlborough und Eugen waren mit ihren Heeren nach entfernten Kriegsſchauplätzen gezogen. Der Kaiſer hatte ſeine Truppen ebenfalls zu ſehr vertheilen müſſen, um an dem Rhein ergiebige Korps ſtehen laſſen zu können, und es blieb ihm zu ſeiner Beruhigung wenig mehr übrig, als die Hoffnung, daß diejenigen deutſchen Kreiſe, welche ſich nach vergegangenen reifen Berathſchlagungen, und aus dem wichtigen Beweggrund ihrer eigenen Erhaltung, vereinigt, und welche ſich wechſelweiſe verſprochen hatten, den deutſchen Kaiſer zur Aufrechthaltung der deutſchen Verfaſſung mit allen ihren Kräften unterſtützen zu wollen, nichts unterlaſſen würden, was nur immer dazu dienen konnte, ihre eigene Wohlfahrt in Sicherheit zu ſetzen; allein die Fürſten und Häupter jener Kreiſe waren es jetzt ſchon herzlich müde, immer beiſteuern, immer Truppen ſtellen und Kriegsvorräthe aufbringen zu ſollen; und da ſeit der Schlacht bei Höchſtädt eben keine außerordentliche franzöſiſche Kriegsmacht am Rhein erſchienen, und nichts, was ſehr bedeutend hätte genannt werden können, vorgefallen war, ſo verließen ſie ſich gleichwohl auf die bewährte Kriegskenntniß des Markgrafen von Baadenbaaden, Ludwig Wilhelm, welchem das Korps der Reichsvölker anvertraut war, und ſie wurden daher recht unſanft aus ihrer Ruhe geweckt, als ſchon gleich mit dem Monat April 1706 der Marſchall von Villars, und der General Marſin heranſtürmten, das vom Ludwig Wilhelm während des Winters zwiſchen Biſchweiler und Druſenheim befeſtigte Lager überfielen, jenen Feldherrn, der ſich nicht einmal Zeit nahm, die Zelte im Lager abzuſchlagen, und die Kriegs- und Mundvorräthe bei Seite zu ſchaffen, vor ſich her jagten, ſelbſt Druſenheim mit allem Proviant, Pulver u. ſ. w. in ihre Gewalt bekamen, auf eben ſolche Weiſe, durch die Flucht der Reichsvölker nämlich, das ſehr wohl befeſtigte, und mit allen zu einer Belagerung nöthigen Bedürfniſſen beſtens verſehene Lauterburg bezogen, Germersheim u. a. beſetzten, dreier zu Hagenau, Biſchweiler und Lauterburg geſtandener und wohlverſchanzter Lager ſich bemächtigten, und überhaupt alles, was von den Deutſchen jenſeits des Rheins in den vergangenen Feldzügen erobert worden war, (Landau ausgenommen) überrumpelten, den 11. Mai ſogar Hagenau mit einer Beſatzung von 2000 Mann, 80 Kanonen, und höchſt beträchtlichen Magazinen, in ihre Gewalt brachten, die Pfalz erbärmlich brandſchatzten, und überall, wo ſie hinkamen, mit höhnendem Uebermuth den Meiſter ſpielten, wobei der Prinz von Baden, der einen ſolchen Ueberfall durchaus nicht vermuthet, und der noch überdieß in ſeiner höchſten Beſtürzung vom Kaiſer den dringendſten Befehl erhalten hatte, von ſeinem Heere eiligſt fünf Regimenter nach Ungarn zu ſchicken, nichts thun konnte, als ausweichen, und von günſtigern Umſtänden beſſere Lagen erwarten; was dem unvergleichlichen, mit einem vieljährigen Kriegsruhm verewigten Prinzen unbeſchreiblich zu Herzen gieng; ſo, daß er in eine ſchwere Krankheit fiel, und nach einigen Monaten den 4. Jänner 1707 auf ſeinem Schloſſe zu Raſtadt im 52. Jahre ſeines Alters den Geiſt aufgab.

Das J. 1707 ſchien, nachdem die Franzoſen nicht zweifelten, daß ihre Ueberlegenheit an Truppen, an thätigen Anſtalten, und haſtigen Unternehmungen eben dieſelbe bleiben würde, vollends ein höchſt wichtiges, wenn nicht gar den ganzen Erbfolgekrieg entſcheidendes Jahr werden zu ſollen. Der Marſchall von Villars hatte ſeine Eroberungen im vorigen Jahre bloß darum nicht weiter getrieben, weil er von ſeinem Heere eine beträchtliche Anzahl Truppen nach Flandern hatte abgeben müſſen; aber nun im J. 1707 ſtand ihm wieder eine Armee von beinahe 40,000 Mann zu ſeinen Befehlen, und er hatte vom König Ludwig XIV. keinen geringern Auftrag erhalten, als nach Bayern zu gehen, den Kurfürſten wieder einzuſehen, und die vorige Verfaſſung herzuſtellen. Man zweifelte auch zu Verſailles an der pünktlichen Ausführung jenes Auftrages ſo gar nicht, daß der Miniſter von Chamillard nach dem ausdrücklichen Willen ſeines Königs jenem Kurfürſten ſchreiben mußte, er möchte ſich bereit halten, damit er bei der erſten Nachricht der Dinge, welche binnen einer kurzen Zeit vorgehen würden, mit ſeinem Korps über den Rhein nach Bayern zurückkehren, und daſelbſt ſich ſelbſt an die Spitze der triumphirenden Armee ſtellen könnte. Bei dieſen zuverſichtlichen Verſprechungen ſtand es dann erſt noch dahin, ob man ſich am franzöſiſchen Hofe mit der Eroberung von Barern begnügen, und nicht vollends den Einfall bekommen würde, in die damals beinahe wehrloſen, kaiſerlichen Staaten einzufallen, und dieſelben, mit Hilfe der noch immer im Kriege wider Oeſterreich begriffenen Ungarn, von allen Seiten in die Mitte zu nehmen. So hochtönend ſolche Entwürfe ſcheinen mochten, ſo war gleichwohl ihre Ausführung (in Hinſicht auf die Schwächlichkeit, und den ganz und gar zerrütteten Zuſtand der deutſchen Reichsarmee, welche im Jahre 1707 beinahe nichts als Beweiſe ihrer Schnelligkeit im Fliehen gegeben hatte) ſogar nicht unmöglich, daß ſie vielmehr recht ſehr zu fürchten war. Auch waren darüber die Engländer und Holländer recht im Ernſte bekümmert; indem ſie nicht nur ihren auswärtigen Geſandten Befehle zuſchickten, die Höfe, bei welchen ſie angeſtellt waren, von der mißlichen Sachenlage zu unterrichten, ſondern auch der Reichsverſammlung zu Regensburg dringende Vorſtellungen übergeben ließen. Die Generalſtaaten beſchickten, um den deutſchen Fürſten den Drang der Sache recht inſtändig zu empfehlen, alle vorzüglichen deutſchen Höfe, und einer ihrer Abgeordneten, der General Dopff, kam ſogar nach Heilbronn, wo die vier Kreiſe (der ober- und niederrheiniſche, der ſchwäbiſche und fränkiſche) zu einer Verabredung zuſammen gekommen waren, und that alles, um bei ihnen einen der Sache angemeſſenen Eifer zu erwecken, und kräftige Beſchlüſſe zu veranlaſſen.

Der Erfolg aller dieſer Schilderungen, Ermahnungen, Bitten war jetzt bei den deutſchen Fürſten eben derſelbe, der er, ſo oft es um die Stellung von Reichstruppen zu thun geweſen, von jeher in ältern Zeiten war. Die zu Heilbronn verſammelten Herren waren des beſten Willens. Das Reich ſollte ein Heer von 40,000 Mann, zu welchen noch einige tauſend andere, auf Rechnung der Engländer und Holländer, anzuwerben wären, herſtellen, ſollte die benöthigten Beiträge an Geld einſchicken, die Städte Landau, Philippsburg, Freiburg mit einem hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln und andern Kriegsbedürfniſſen verſehen, und dazu ſollten nicht allein obige vier, ſondern alle deutſchen Kreiſe und Reichsländer beitragen. Der Reichstag, an welchen ſich jene vier Kreiſe ebenfalls wandten, ſollte die Sache mit Nachdruck betreiben. Der Eifer des an die Stelle des verſtorbenen Markgrafen von Baden gewählten neuen Feldmarſchalls, des Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth, Chriſtian Erneſt, ſetzte ſie nicht weniger in Thätigkeit, und ſeine Schuld war es keineswegs, wenn das verſprochene Reichsheer von 40,000 Mann nicht auf die Beine kam. Viele deutſche Fürſten beſannen ſich, und berathſchlagten immer, ohne ſich zu beſinnen, daß darüber die Zeit verloren gieng. Die Folge war dann auch davon, daß das deutſche Reichsheer, welches den Franzoſen entgegengeſtellt werden konnte, ſich nicht einmal auf 28,000 Mann belief, und daß es noch überdieß aus lauter neuen, ſchlecht bezahlten, und auch ſogar ſchlecht bewaffneten Leuten, welche ſich einander nicht kannten, nicht liebten, beſtand.

Die Franzoſen waren von dieſem Zuſtand der Sachen genau unterrichtet. Der Marſchall von Villars hatte längſt ſeine Anſtalten gemacht, und dieſe ſetzte er jetzt wie ſtürmend in Bewegung, indem er in der Nacht vor dem 23. Mai 1707 über den Rhein ſetzte, dann die berühmten, aber höchſt übel beſetzten, ſtollhofer Linien, nämlich die Linien, welche der verſtorbene Markgraf und Reichsmarſchall von Baden ſeit vielen Jahren mit Hilfe der ihm untergebenen Reichsvölker vor ſeinem (eine halbe von Sellingen und dreiviertel Stunden von Fortlouis gelegenen) Dorfe Stollhofen errichtet, von dieſem Dorfe oſtwärts bis an den Schwarzwald, und dann dem Rheine nach hinunter bis faſt nach Philippsburg fortgeſetzt, und vortrefflich befeſtigt hatte, mit leichter Mühe durchbrach, und da er überall nur einen vor ihm her fliehenden Feind ſah, in Franken und Schwaben, ohne mit der Belagerung einer Stadt ſich abzugeben, herumſchwärmte, und dieſe Länder mit ungeheuern Brandſchatzungen, ſo, daß unaufhörlich große mit Geld beladene Wägen nach Verſailles giengen, ſchrecklich mißhandelte. Die Ehre, welche er mit den geraubten Geldſummen bei ſeinem König einlegte, und der ungeheure Gewinn, welchen er davon für ſich zu ziehen wußte, machte ihn den ihm gegebenen Auftrag, nach Bayern zu eilen, und den Kurfürſten in ſein Land zurückzuſetzen, ganz vergeſſen, und hielt ihn ſo lange auf, bis die entſetzlichſten Drangſale die Stände der geplünderten Länder zwangen, ſich zuſammen zu nehmen, und Mittel zu ihrer Rettung zu veranlaſſen. Die Stände des fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſes gaben der Verſammlung auf dem Reichstage zu Regensburg zu verſtehen, daß ſie auf den Fall, daß ihrem Elend von Seite des geſammten Reichs nicht geſteuert werden ſollte, genöthigt werden dürften, von ihrem Kriegsbündniß mit dem Kaiſer abzuſtehen, und ſich mit Frankreich zu ſetzen. Die Furcht, daß eine Spaltung unter den Reichsſtänden entſtehen möchte, trieb den Kaiſer zu ſchleunigen Maßregeln, dem Unfug des Marſchalls von Villars mit Nachdruck zu begegnen; und da ihm mehrere Entwürfe, zu einer Vermehrung von Truppen die Mitwirkung deutſcher Stände zu erhalten, mißlungen waren, einen Fürſten in Anſpruch zu nehmen, welcher ihm und dem Reiche beſondere Verbindlichkeiten hatte, und haben mußte. Dieſer Fürſt war Georg Ludwig von Braunſchweig-Lüneburg-Hannover, deſſen Vater, Erneſt Auguſt, der Kaiſer Leopold I. bereits im Jahre 1692 die Erhebung zur neunten Kurwürde mit dem Amte eines Reichspannerherrn zugeſagt, dann (nach deſſen im Jahre 1698 erfolgten Hintritt) auch ihn, den eben genannten Georg Ludwig, im Jahre 1699 mit eben derſelben Würde belehnt, und welchen jetzt nicht weniger auch der Kaiſer Joſeph I. (ungeachtet der Widerſprüche des reichsfürſtlichen Kollegiums, welches in Rückſicht geleiſteter Hilfe den 30. Juni 1708 ſeine Einwilligung gab) ſtandhaft unterſtützt hatte. K. Joſeph I. wollte, daß dieſer Kurfürſt, als welcher aus ſeinen eigenen Landen ein ergiebiges Korps ſtellen konnte, das Amt eines oberſten Reichsmarſchalls übernehmen ſollte, und Georg Ludwig erklärte ſich, nachdem der vorige Reichsfeldmarſchall und Markgraf von Bayreuth unter dem Vorwand ſeines hohen Alters (er war den 27. Juli 1644 geboren) ſeine Würde niedergelegt, und nachdem überdieß die Königinn Anna von England für einige tauſend Mann ſächſiſcher Hilfstruppen ſorgen zu wollen, verſprochen hatte, die Anführung der Reichstruppen übernehmen zu wollen. Er erſchien im September 1707, und gab der Sache unverzüglich eine beſſere Wendung. Ohne erſt den Zeitpunkt abzuwarten, bis er dem Marſchall von Villars eine förmliche Schlacht würde liefern können, befahl er einem ſeiner Generale, dem Grafen von Merci, einen franzöſiſchen General, den Marquis von Vivans, welcher bei Offenburg ſtand, anzugreifen, und ein warnendes Beiſpiel zu geben, was die deutſche Kraft unter einer kräftigen Anführung vermöge. Der Graf von Merci vollzog den 24. Sept. 1707 den Auftrag, und tödtete 1500 Franzoſen. Die übrigen ergriffen die Flucht. Auch der Marſchall von Villars zog über den Rhein zurück, wo im J. 1708 nichts Erhebliches verfiel.

Niemand war mit dem Feldzug des Jahres 1708 weniger zufrieden, als der Kurfürſt Maximilian von Bayern, welcher, nachdem er ehemals in den Türkenkriegen von ganz Europa bewundert, ſeit dieſem ſpaniſchen Erbfolgekrieg aber ſtets und überall von einem feindſeligen Verhängniß niedergehalten worden war, mit flammender Begierde ſich um eine Gelegenheit umſah, ſich Ruhm zu erwerben, und zu zeigen, was er, wenn nur auch das Glück ihm wohlwollte, vermöge. Eine ſolche Gelegenheit glaubte er zur Zeit, da von den Verbündeten die Stadt Ryſſel belagert wurde, wahrgenommen zu haben. Er hatte, wie wir oben hörten, für das Jahr 1708 das Kommando am Oberrhein erhalten. Da er nun hier nichts, womit er ſich hätte auszeichnen können, zu thun fand, ſo ſpornte ihn ſeine Ruhmbegierde zu dem Einfall, die Stadt Brüſſel nehmen zu wollen. Dieſe Unternehmung war in der That glänzend, und die Ausführung gar nicht unmöglich. Die Stadt hatte ſich keines Ueberfalles verſehen, und der Kurfürſt hatte darin viele Freunde, welche er ſich ehemals durch ſeine Großmuth verbindlich gemacht hatte. Die Stadt hatte auch, wie die Sachen ſtanden, keinen Entſatz zu hoffen. Die Franzoſen, ſeine Freunde, ſtanden an der Schelde in einem gut verſchanzten Lager, und zwar mit einer überlegenen Macht, welche es höchſt unwahrſcheinlich machte, daß ſich Jemand ſollte einfallen laſſen, ſie von ihrem Poſten vertreiben zu wollen. Der Kurfürſt rückte den 28. Nov. 1708 mit einigen tauſend Mann vor die Stadt, forderte ſie ſogleich auf, griff ſie, da eine abſchlägige Antwort erfolgt war, ſogleich an, und bemächtigte ſich eines bedeckten Weges; allein der Befehlgeber der Stadt, Paskali, verlor über der dringenden Gefahr ſeine Beſinnung nicht; er hatte ſich wider alle Mißfälle, welche von heimlichen Freunden des Kurfürſten zu fürchten ſeyn konnten, ſicher zu ſtellen, und ſeine Beſatzung zu ermuntern gewußt. Dieſe Beſatzung gab den bayeriſchen Truppen volle Gelegenheit, ihre Unerſchrockenheit zu zeigen. Dieſe Truppen wurden durch die Gewalt des Feuers, welchem ſie bei ihrem Anlauf bloß geſtellt waren, öfters zurückgedrängt, und kamen immer wieder zurück, kamen zuletzt über Hügel getödteter Waffenbrüder zurück. Dieß vermochte nichts über die noch Unverletzten. Man kündigte dieſen, da jede Stunde koſtbar war, an, daß ſie einen allgemeinen Sturm würden vornehmen müſſen. Sie ſtürmten heran, als ihre Vorpoſten die Nachricht brachten, daß Marlborough von Ryſſel heranrücke. Die Franzoſen hatten ihn, zum Erſtaunen verſtändiger Leute, über die Schelde gelaſſen. Der Kurfürſt mußte ſich auf der Stelle zurückziehen, und große Umwege nehmen, um ſeinen Feinden nicht noch vollends in die Hände zu fallen; aber auch in Mons, wo er, wie wir oben vernahmen, ſeit dem Verluſt von Brüſſel, ſeinen Aufenthalt genommen hatte, haben ihn, wie wir gleich hören werden, im J. 1709 die Verbündeten beunruhigt, und er mußte nach Namur (der Hauptſtadt der Grafſchaft dieſes Namens an der Maas) wandern, und ohne ferner mit einer Befehlshaberſtelle ſich abzugeben, in einer für ihn höchſt traurigen Zurückgezogenheit, und ſelbſt wegen ſeines Unterhaltes in einer peinlichen Verlegenheit leben, deren ihm bis dahin ganz und gar unbekannte Laſt erſt noch auf das äußerſte verbittert wurde, als er bei ſeiner Reiſe nach Verſailles, wohin er ſich im November 1709 in der vollen Erwartung einer hinlänglichen Unterſtützung, unter dem Namen eines Grafen, begeben hatte, zu ſeiner unbeſchreiblichen Beſtürzung erfahren mußte, daß eine Summe Geldes von 2500 Louisd'or, dann ein Diamant, von 50,000 franzöſiſchen Pfunden am Werth, alles ſey, was, wie ihn Herr von Torcy, welcher ſie ihm zu überliefern hatte, mit einem Tone voll Wehmuth verſicherte, was ſein Herr, der König Ludwig XIV., noch aufbringen konnte, um ihm zu ſeiner Abreiſe behilflich zu ſeyn. Der Kurfürſt verbeugte ſich ſtillſchweigend, und entfernte ſich, in einem Zuſtand, deſſen Beſchaffenheit ſich leichter fühlen, als ſchildern läßt. Wo er hinſah, erblickte er Wüſteneien und Gewitterwolken, welche ihm jede Ausſicht verſchloßen. So wie damals der Strom des Kriegsglückes für die Verbündeten unwiderſtehlich ſich fortwälzte, ſchien für ihn ſogar die Hoffnung, daß er wenigſtens ſein Stammland Bayern wieder erhalten werde, auf immer verloren zu ſeyn.

§. V.

1709. 1710. 1711. a) Jenes Kriegsglück begünſtigte die Verbündeten in den Niederlanden auf eine Art, durch welche das Schickſal dieſes Landes und mit ihm das Schickſal anderer ſtreitiger Länder entſchieden zu ſeyn ſchien. König Ludwig XIV. verſuchte alles, was in ſeiner Macht ſtand, dieſe wichtigen Lande zu retten, und da er die Feldherren, welche im Jahre 1708 daſelbſt, und zwar unglücklich gekämpft hatten, in dem J. 1709 nicht mehr

Staatsbibliothek München

dahin ſchicken wollte; den Herzog von Burgund nicht, weil dieſer Prinz ſich zu ſehr gewagt, den Marſchall von Vendome nicht, weil dieſer bei der Schlacht vor Oudinarde mit dem Prinzen ſich in etwas entzweit hatte, ſo wählte er den Mann, auf deſſen Kühnheit und Glück er ſich mit einiger Beruhigung verlaſſen zu können glaubte; er wählte nämlich den Marſchall von Villars; aber ſobald er dieſen Feldherrn, auf welchen er ſonſt ſein unumſchränktes Vertrauen zu ſetzen gewohnt war, im Lager mit den Anſtalten, eine Schlacht zu liefern, beſchäftigt, und ihn allein an der Spitze der Armee ſich vorſtellte, trieb ihn ein ungewöhnlicher Kummer, ihm noch einen Feldherrn nachzuſchicken, den Marſchall von Bouflers, einen bewährten Kriegsmann, der bei ſeiner ausnehmenden Kriegskenntniß und Erfahrenheit durch eine beſonders beſcheidene und nachgiebige Art ſich ſeine Mitgenerale zu gewinnen wußte, und der dann auch bei ſeiner Ankunft im Lager des von Villars, nur nach vielen und inſtändigen Bitten und Vorſtellungen dieſes Marſchalls, welchem er durchaus untergeordnet ſeyn wollte, nachgiebig einwilligte, die oberſte Anordnung der Dinge mit ſeinem Freund von Villars gemeinſchaftlich beſorgen zu wollen. Man kann ſich vorſtellen, daß dieſe zwei ſchon durch viele vorgegangene

Kriegsjahre verewigten Helden jede kühne und wohlausgedachte Vorbereitung und Veranſtaltung, welche dem Beſitz einer vollendeten Kriegskenntniß zu Gebot ſtehen, werden getroffen haben, um die Anſchläge ihrer Feinde ſchon gleich mit einem und andern Schlag zu zernichten.

Dieſe Feinde, Eugen und Marlborough, rückten (wegen einiger Friedensunterhandlungen, von welchen gleich die Rede ſeyn wird, ziemlich ſpat) erſt im Juli 1709 heran, und zwar gerade auf ihre Gegner los, welche zwiſchen Lens und Baſſee wohl verſchanzt ſtanden; und da ſie nach einigen Verſuchen, jene Gegner zu einer Schlacht zu reizen, wahrnahmen, daß ſie ſich vergeblich bemühen würden, ihre Abſicht zu erreichen, ſo ſchlugen ſie einen andern Weg ein, dieſelben herauszulocken. Sie nahmen ſich vor, Städte in Flandern wegzunehmen, und machten mit der (an der Schelde gelegenen) Feſtung Tournay oder Dornick den Anfang; was ſie recht gut berechnet hatten; denn wiewohl jene Feſtung ganz vortrefflich gebaut, und noch überdieß mit einem verläſſigen Feldherrn, dem Marquis von Sürville verſehen war, ſo war ſie gleichwohl auf einen anhaltenden Widerſtand nicht gefaßt. Man hatte keine Belagerung erwartet. Die Stadt hatte den größten Theil ihrer Beſatzung zur

Armee abgegeben; ſie hatte weder Lebensmittel noch Geld. Der Erfolg dieſes Zuſtandes traf dann auch bald ein. Nachdem der Statthalter ſo viel gethan hatte, als man thun muß, um der Ehre eines verſtändigen und rechtſchaffenen Vertheidigers genug zu thun, ergab ſich den 24. Juli 1709 die Stadt, und den 31. Auguſt das Schloß. Die Erhaltung beider Eroberungen wurde einer Beſatzung von Holländern anvertraut.

Nun rückten Eugen und Marlborough vor Mons, die Hauptſtadt im Hennegau. Dieß ſetzte die franzöſiſchen Marſchälle, nachdem ſie der Wegnahme von Tournay ruhig zugeſehen hatten, in Bewegung, aber da ſie den 9ten Sept. 1709 bei ihrer Ankunft an dem Paß von dem (unweit der Stadt Bavay gelegenen) Dorfe Malplaquet ihren Feind erblickten, fiengen ſie, anſtatt ſogleich auf ihn loszugehen, mit vereinigter Anſtrengung an, ſich in die vortheilhafteſte Lage, und in die beſte Bereitſchaft auf den Fall zu ſetzen, daß er wider ſie herankommen würde. Dieſes Heranrücken (da Eugen und Marlborough noch die Ankunft einiger Truppen von Tornay erwarteten) gieng erſt den 11. Sept., mithin erſt nach zwei Tagen vor ſich, während welcher die Franzoſen volle Zeit hatten, ſich an ſchwächern Poſten nicht nur mit einem fürchterlichen Verhau, ſondern überdieß mit einem dreifach über ſich gehobenen und mit Kanonen beſetzten Walle zu verſchanzen. Die Franzoſen hatten überdieß ihren Stand zwiſchen zwei Wäldern genommen, und zählten an die hundert tauſend Mann. Der Marſchall von Villars beſorgte den rechten, der Marſchall von Bouflers den linken Flügel. Jeder Angriff auf ſie ſchien ein tollkühnes Wageſtück, und ſchlechterdings unausführbar zu ſeyn; aber Eugen und Marlborough rückten heran, und den 11. September 1709 begann die berühmte Schlacht bei Malplaquet, (ſie wird auch von andern nahe gelegenen Orten die Schlacht bei Bleaugies, bei St. Aunoi, bei Tanieres genannt) welche ein ſiebenſtündiges, ununterbrochenes Gemetzel vorſtellte. Der Sieg hatte ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite geneigt; aber ein neuer Angriff desjenigen Theils, welchem einige Nachtheile zugegangen waren, zernichtete wieder die Entſcheidung. Jeder focht, als käme es allein auf ihn an, zu entſcheiden, und ſo ward es ein Gefecht neuer, ungeſehener Art. Selbſt der Marſchall von Villars erhielt eine Wunde über dem Knie, und wurde ohnmächtig bei Seite geſchafft. Die Verbündeten benutzten die Beſtürzung, welche darüber unter den Franzoſen, die ihren Anführer getödtet glaubten, entſtanden war, und bald darauf griff

Eugen die Schanze mit einer ganzen Reihe ſchwerer Kanonen an, deren Gewalt alles zerſchmetterte. Die Verbündeten drangen vor, und der Streit nahm eine Wendung, bei welcher der Marſchall Bouflers es für klug hielt, ſich zurückzuziehen; was er auf eine Art ins Werk ſetzte, welche ihm die Bewunderung der Verbündeten zuzog, und ſie abhielt, ihn zu verfolgen. Die Franzoſen ſollten nicht mehr, als achttauſend und einige hundert Mann an Getödteten, Verwundeten und Gefangenen, die Verbündeten aber überhaupt an die 6000 Getödtete, und bei 13,000 Verwundete gezählt haben.

Für die Verbündeten, welche (wenigſtens vor dem Anfange dieſes Feldzuges) den Franzoſen an der Truppenzahl überlegen waren, war jener Verluſt keineswegs ſo erſchöpfend, daß ſie nicht ſogleich wieder eine neue Unternehmung hätten vor ſich nehmen ſollen. Sie nahmen neuerdings die Belagerung von Mons vor, wobei Eugen und Marlborough mit ihren Heeren bloße Beobachter vorſtellten, und die Ehre der Eroberung dem Erbprinzen Friedrich von Heſſen-Kaſſel (General der holländiſchen Reiterei, und Generalmajor in England ꝛc. nachmaligem König in Schweden) überließen. Jene Ehre ward dem tapfern Herrn den 20. Oktober 1709, da die Stadt ſich ergeben hatte, zu Theil.

Im Jahre 1710 wurden in den Niederlanden die Eroberungen von den Verbündeten fortgeſetzt, und damit frühzeitig, und mit der ſtrengſten Thätigkeit angefangen. Schon im März hatten Eugen und Marlborough ihre Heere bei Dornick (Tournay) verſammelt, hatten den 21. April die Linien, welche von den Franzoſen an der Dyle zur Bedeckung der (an der Scarpe fünf Meilen von Cambray gelegenen) Stadt Douay und anderer Grenzfeſtungen errichtet worden waren, durchbrochen, und ſogleich um jene Stadt, welche gut beſtellt, und noch überdieß mit einem feſten Schloſſe verſehen war, ſich gelagert. Sie erhielten täglich Verſtärkungen, ſo daß ſich ihre Armee bald auf 125,000 Mann belief. Bei einer ſolchen Ueberlegenheit war auf einen unbedingten Widerſtand der Beſatzung nicht zu rechnen, und alles, was dieſe thun konnte, war, ſich ſo lang, als möglich, tapfer zu wehren, (ſie machte 32 Ausfälle) und ſich erſt dann, wann alle Mittel zu ihrer Rettung erſchöpft wären, mit rühmlichen Bedingungen zu ergeben. Dieß that ſie, nachdem ſie 4000 Getödtete und Verwundete gezählt (die Belagerer aber 2142 Todte, und 5465 Verwundete hatten) den 27. Juni 1710. Auch die (in der Grafſchaft Artois, ſechs Meilen von Ryſſel, an dem Fluſſe Biette gelegene) kleine, aber wohl befeſtigte Stadt Bethune wehrte ſich tapfer, und ergab ſich erſt nach einer Belagerung von vielen Wochen, den 29. Aug. 1710. Dieſem Schickſal mußte ſich den 30. Sept. Saint Venant, und den 9. Nov. 1710 die (an der flanderiſchen Grenze an dem Fluſſe Lis in Artois gelegene) Feſtung Air oder Arien, nach einer langen und hartnäckigen Gegenwehr, ergeben; was der Marſchall von Villars, welcher ſich im Mai zu ſeiner (153 Bataillone, und 262 Geſchwader zählenden) Armee begeben hatte, ſogar nicht hinderte, daß er ſich vielmehr darauf einſchränkte, mit den ihm untergeordneten Generalen, dem Marſchall von Montesquiou, dem Herzog von Berwick, und dem bayeriſchen Feldmarſchall Grafen Johann Bapt. von Arco (dieſer führte den linken, Berwick den rechten Flügel) an verſchiedenen Orten neue Stellungen zu nehmen, dann endlich ſich dem Lager, welches Eugen und Marlborough zwiſchen Lens und Vitry genommen hatten, zu nähern, es zu betrachten, und wieder davon zu ziehen. Bei den glücklichen Ereigniſſen, mit welchen die Verbündeten alle ihre Schritte begleitet ſahen, war es nicht befremdend, wenn ſie in der Folge ihre Hauptabſicht dahin richteten, in das Innere von Frankreich und bis nach Paris vorzudringen; wenn ſie (was ſie wirklich thaten) in der Picardie Brandſchatzungen eintrieben, Champagne durchſtreiften, gegen Dauphiné einbrachen; wenn ihre Streifpartheien bis an die Thore von Paris kamen, und daſelbſt den erſten Stallmeiſter, in der Meinung, daß es der Dauphin ſey, aufhoben, und mit ſich fortführten.

b) Den Entſchluß, in das Innere von Frankreich zu dringen, hatte bereits im Jahre 1709 der Kurfürſt von Hannover, Erneſt Auguſt, welcher, wie wir oben hörten, die Anführung der deutſchen Truppen am Rhein übernommen hatte, auszuführen ſich vorgeſetzt, und bei einer thätigern Unterſtützung, als diejenige war, welche ihm von dem deutſchen Reiche geleiſtet ward (man ſchickte ihm weder eine hinlängliche Mannſchaft, noch das nöthige Geld, ſie zu bezahlen) möchte die Unternehmung nicht ohne Erfolg geblieben ſeyn. Nachdem ſich dieſer Feldherr (endlich im Monat Auguſt) 1709 (größtentheils durch die Anſtrengung des Kaiſers und der Engländer) in eine ſolche Verfaſſung, bei welcher er ſeinem Gegner, dem franzöſiſchen Marſchall von Harcourt, der mit ſeiner Armee hinter wohlbeſtellten Linien bei Weißenburg und Lauterburg ſtand, unter die Augen treten konnte, geſetzt ſah, nahm er allen Schein an, jene Linien angreifen zu wollen, ſchickte aber, wie er ſich ſchmeichelte, ganz in Geheim, die Grafen Merci und la Tour mit einem Korps von ungefähr 7000 Mann, mit welchem ſich der in Piemont geſtandene Graf von Daun nach dem ihm zugegangenen Auftrag vereinigen ſollte, ab. Dieſes Korps gieng durch das Gebiet von Baſel nach Oberelſaß bis an die (zwiſchen Breiſach und Hüningen gelegene) Inſel Neuburg, welche es beſetzte, dann eine Brücke über den Rhein ſchlug, und ſich anſchickte, ſeinen Weg nach der Grafſchaft Burgund oder Franche Comté, wo es der Graf Daun erwarten ſollte, zu nehmen; allein den 21. Auguſt 1709 wurde es von einem franzöſiſchen, 12,000 Mann ſtarken Heere, das der Graf von Bourg anführte, bei Rumersheim unvermuthet angegriffen, und ſo übel zugerichtet, daß es über 1000 Mann an Getödteten, und 1500 an Gefangenen verlor. Der Graf von Merci eilte über den Rhein zurück dem Schwarzwald zu, der Kurfürſt von Hannover aber in ſeine Linien bei Ettlingen, indeſſen der Marſchall von Harcourt das Markgrafthum Baden und deſſen Umgebungen brandſchatzte. Bei dieſen Vorfällen blieb es im Jahre 1709, und auch im Jahre 1710 kam es in den Rheingegenden (ſo wie in Italien, wo der Graf von Daun wider den franzöſiſchen Marſchall von Berwick keine bedeutende Unternehmung ausführen konnte) zu nichts Entſcheidendem, indem die Hauptſtärke der beiderſeitigen Truppen nach den Niederlanden, und nach Spanien zu ziehen hatte, wo demnach ungleich wichtigere Dinge zur Entſcheidung des Erbfolgekrieges vorfielen.

c) Wir haben eben das Merkwürdigſte deſſen, was ſich während der Jahre 1709 und 1710 in den Niederlanden zutrug, vernommen. Auch in Spanien waren während eben derſelben Jahre die Vorfälle für die Verbündeten mit einem glänzenden, wiewohl auch wieder ſehr unſtäten Glück begleitet. Zwar widerfuhr den, für den König Carl III. fechtenden, Portugieſen das Unglück, den 7. Mai 1709 zu Atalaya bei Badajoz von dem Anführer der ſpaniſchen Armee des Königs Philipp V., dem Marquis von Bai, überfallen und geſchlagen zu werden; aber dagegen wurden die Verbündeten durch wichtigere Vortheile entſchädigt; denn nicht nur nahm die vereinigte Flotte auf dem mittelländiſchen Meere eine Menge Getreidſchiffe, deren man in Frankreich und Spanien höchſt bedürftig war, weg, ſondern in Arragonien ſchlug der Graf von Starenberg die Franzoſen von der Stadt Benaſcus, welche ſie erobert hatten, weg, machte ſich dann von Balaguer, Ager und andern Plätzen Meiſter, und da bald darauf friſche

Truppen, deren Mangel ihn bisher an wichtigern Unternehmungen gehindert hatte, ankamen, ſuchte er ſeine Feinde auf, und nachdem er ſie erſt bei der kleinen Stadt Almenara, den 27. Juli 1710 ſeine Uebermacht hatte fühlen laſſen, ſchlug er vollends die, vom Marquis von Bai angeführte, ſpaniſche Hauptarmee den 20. Aug. bei Saragoſſa, der Hauptſtadt des Königreiches Arragonien, wandte ſich dann (wiewohl ganz wider ſeinen Willen, und nur auf das ungeſtümſte Dringen der engländiſchen und ſpaniſchen Generale) nach Caſtilien, und führte den König Karl **III.**, welcher ſich bei jener Schlacht durch perſönliche Tapferkeit außerordentlich hervorgethan hat, nach Madrit. Hier erblaßte die Göttinn des Glücks, welche ihn bisher huldvoll angelächelt hatte. Schon gleich ſein Einzug den 28. September 1710 war von Erſcheinungen einer ganz ungewöhnlichen Art, und von der ſchlimmſten Bedeutung begleitet. Die Einwohner jener Hauptſtadt waren ganz für den König Philipp **V.**, welcher ſie mit Wehmuth verlaſſen hatte, geſtimmt, und verläugneten ſich nicht. Die Bürger ſchloßen bei der Ankunft Karls **III.** ihre Gewölbe und Läden, und verſchloßen ſich in ihre Häuſer. Niemand rief ihm einen Willkomm zu, und da der, von einer Begegnung dieſer Art äußerſt betroffene König Karl III. den Präſidenten bei dem Rathe von Caſtilien, den Marquis von Manſera, aus dem Hauſe Toledo, einen von Alter gebeugten Greiſen vor ihm zu erſcheinen befahl, mußte er von dieſem Haupt der Nation eine Erklärung, welche ihn vollends in die äußerſte Beſtürzung ſetzte, vernehmen. „Ich bin hundert Jahre alt,“ ſagte dieſer Präſident, „und habe nur noch wenige Tage zu leben. Dieſe will ich in Ehren beſchließen. Ich habe nur Einen Glauben, ſo auch nur Einen König. Dieſer iſt der König Philipp. Ihm habe ich meine Treue geſchworen, und meinen Schwur will ich halten. Sie ſind der Erzherzog Karl von Oeſterreich, und ſind ein großer und großmüthiger Fürſt; aber ich werde nie ſagen, daß Sie mein Fürſt und mein Herr ſind.“ Karl, den dieſe edle und feſte Rede ganz durchdrang, unterſagte den Seinigen auf das ſchärfſte, den Einwohnern einiges Leid zuzufügen, konnte aber gleichwohl einige gräßliche Unordnungen, welche von den Truppen der Verbündeten außer der Stadt verübt wurden, nicht verhindern. Er ſelbſt hatte übrigens, was auch ſein Oberfeldherr der Graf von Starenberg that, die unglücklichen Folgen eines Zuges nach Madrit deutlich vorhergeſagt. Er blieb nur eine einzige Nacht in dieſer Stadt, während welcher er mehr, als Einmal, den Ruf „es lebe Philipp V.!“ vernehmen mußte. Ganz Caſtilien war wider ihn, und alle Klaſſen der Landbewohner lieferten dem franzöſiſchen Feldherrn, dem Marſchall von Vendome, welchen König Ludwig XIV. zu ihrem Beiſtand beorderte, Geldbeiträge, Truppen und Lebensmittel, woran es dem König Karl III. gänzlich fehlte. Sein Heer zählte (nachdem die Portugieſen, deren Beiſtand für ihn ganz Spanien hätte retten können, ſich ſchlechterdings weigerten, ihre Truppen mit den ſeinigen zu vereinigen) höchſtens 14,000 Mann, mit welchen er, um ihr Leben zu friſten, täglich ſo viele Ortſchaften, als bei den angeſtrengteſten Märſchen möglich war, zu erreichen ſuchen, und die er zuletzt vollends theilen mußte. Nun war erſt noch ein zweites franzöſiſches Heer unter dem Feldherrn Noailles aus Frankreich in Catalonien eingefallen. Den 10. December 1710 fiel endlich zwiſchen dem Marſchall von Vendome, bei deſſen Armee ſich König Philipp V. perſönlich einfand und mitfocht, und dem Feldmarſchall von Starenberg bei Villa vicioſa ein Gefecht vor, deſſen Ausgang, wiewohl er ſo beſchaffen war, daß nicht weniger zu Barcellona und Paris, als zu Wien ein Dankfeſt gehalten wurde, dennoch dem Feldmarſchall von Starenberg, nachdem er ſehr viele Leute und Kriegsvorräthe verloren hatte, die Nothwendigkeit auflegte, nach Catalonien ſeinen Rückzug zu nehmen, wo jetzt die Städte Barcellona und Tarracona das Einzige waren, was ſeinem Herrn, dem König Karl III., am Ende des Jahres 1710 in Spanien noch übrig war.

Da übrigens die Haupturſachen, wegen welcher dieſe Unfälle herbeigeführt wurden, der Mangel an Lebensmitteln, und an Truppen, ſo beſchaffen waren, daß ſie in dem folgenden Jahre leicht wieder erſetzt werden konnten, ſo änderten ſie die Lagen und Verhältniſſe der Dinge keineswegs in einem ſolchen Grade, daß die Vortheile auf der Seite der Verbündeten nicht dennoch überwiegend geblieben ſeyn ſollten; zumal da ſich für den Kaiſer Joſeph I. mehrere glückliche Fälle und Umſtände ereignet hatten, welche ihm freiere Hände verſchafften, und ſein Anſehen und ſeine Macht vermehrten.

Unter jene Fälle gehört die Beilegung einiger Irrungen, welche ſich zwiſchen Pabſt Clemens XI., und dem Kaiſer Joſeph I. ereignet, und einige Jahre fortgedauert hatten. Schon im Jahre 1705 hatten ſich wegen eines römiſchen Edelmannes, den der päbſtliche Fiſcal wegen einer den päbſtlichen Gerichtsdienern zugefügten Beleidigung mit Arreſt hatte belegen laſſen, Mißhelligkeiten ergeben, welche die Folge hatten, daß der kaiſerliche Geſandte, Graf von Lamberg, welcher ſich um jenen Edelmann, als um eine unter dem Schutze ſeiner Geſandtſchaft geſtandene Perſon, annahm, die Stadt Rom ohne Abſchied verließ, und daß der päbſtliche Nuntius auf kaiſerlichen Befehl auch Wien verlaſſen mußte. In eben jenem Jahre 1705 ergab ſich noch eine andere Irrung. Die älteren Kaiſer hatten das Recht eingeführt, zu geiſtlichen Pfründen Einmal eine Perſon in Vorſchlag zu bringen, welchen Vorſchlag man erſte Bitten (primas preces) eines Kaiſers nannte. Nun war es Kaiſer Friedrich III. eingefallen, dazu die Einwilligung des Pabſtes nachzuſuchen, und die nachgefolgten Kaiſer thaten ebendaſſelbe; allein der Kaiſer Joſeph I. unterließ es, in der Rückſicht, daß das Recht der erſten Bitten den Kaiſern durch den weſtphäliſchen Frieden ohne Klauſel beſtätiget worden war, und empfahl sub 19. Junii 1705 dem Domkapitel zu Hildesheim einen Preciſten, wowider Pabſt Clemens XI. ſeinen Widerſpruch einlegte, und jenem Kapitel ein Verbot zuſchickte. Dieſer Pabſt befand ſich bei dem Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekrieges überhaupt in einer peinlichen Verlegenheit. Er hatte ſich, nachdem ihm ſeine Bemühung, den Ausbruch des Krieges zu vermitteln, nicht gelungen war, erklärt, keinem Theile beitreten zu wollen; aber es konnte nicht an häufigen Veranlaſſungen fehlen, wobei beide kriegführende Theile an ihn ſolche Zumuthungen ſtellten, wovon er keine erfüllen konnte, ohne den andern Theil, oder wohl gar beide ſich abgeneigt zu machen. Weil er ſich, gemäß ſeines Vorſatzes, ohne Parthei zu bleiben, geweigert hatte, den Erzherzog Karl von Oeſterreich als König von Spanien zu erkennen, ſo wurde er einer offenbaren Partheilichkeit für Frankreich (wozu wohl auch einige, zur Unzeit an Tag gelegte, Aeußerungen beigetragen haben mögen) bezüchtigt, und nach der (den 7. Sept. 1706 geſchehenen) Einnahme von Turin, da ganz Oberitalien der kaiſerlichen Herrſchaft anheim fiel, rückten nach den Herzogthümern Parma und Placenz kaiſerliche Völker, welche daſelbſt die Winterquartiere nahmen, und (was auch einigen Strichen des Kirchenſtaats zugemuthet wurde) Kriegsſteuern erhoben. Auch wurden die deutſchen Völker, welche nach Neapel giengen, durch päbſtliche Länder, wo ſie der Stadt Rom oft ſehr nahe kamen, geführt, und im Jahre 1708 wurden alle Gelder, welche ſonſt aus dem Mailändiſchen und Neapolitaniſchen nach Rom bezahlt worden waren, mit Arreſt belegt. Beide Theile fochten anfangs mit der Feder. Kaiſerlicher Seits wurde von den Pflichten der Reichslehnbarkeit, mit welcher italieniſche

Provinzen dem Kaiſer und Reich zugethan wären, dann von alten Rechten und Forderungen der Kaiſer und des Reiches an den päbſtlichen Stuhl; von Seite dieſes Stuhles aber wurde von päbſtlichen Lehen, vom unverletzlichen Kirchenſtaat u. dgl. geſprochen, und (nach dem alten Herkommen der römiſchen Kurie) gegen die Anführer der deutſchen Truppen mit dem Kirchenbann verfahren; was (da vorauszuſehen war, daß auf einen ſolchen Bann Niemand eine Rückſicht nehmen würde) die weitere Folge hatte, daß das päbſtliche Anſehen wenig geſchont wurde; allein bei der Verhängung des Kirchenbannes blieb es nicht. Als der Kaiſer deutſche Truppen ins Ferrariſche ſchickte, welche Comachio einnahmen und befeſtigten, und ſelbſt Ferrara berannten, miſchte ſich auch König Ludwig XIV. in die Sache, indem er dem Pabſt franzöſiſche Officiere, und den Marſchall Teſſe zuſchickte, welcher einen allgemeinen Bund aller italieniſchen Fürſten wider den Kaiſer unterſtützen ſollte. Es wurden demnach päbſtliche Truppen, welche ein Graf von Marſigli anführen ſollte, geworben, und zum Unterhalt derſelben wurden nicht nur von Kardinälen die ergiebigſten Geldbeiträge eingeſchickt, ſondern es wurde mit Genehmigung Clemens XI. auch von dem vom Pabſt Sixtus V. hinterlegten Schatz eine ſehr beträchtliche Summe erhoben. Gleichwohl blieb, was jeder Halbverſtändige in Voraus wiſſen konnte, der Kriegsſtand des päbſtlichen Hofes eine ſchwächliche Erſcheinung; und als der kaiſerliche Feldmarſchall Graf von Daun mit einigen Regimentern nach Ferrara, der Prinz Philipp von Heſſendarmſtadt aber aus dem Neapolitaniſchen gegen den Kirchenſtaat und Rom anrückte; als zu gleicher Zeit ein engländiſches und holländiſches Geſchwader die Küſten des Kirchenſtaates bedrohte, ſo mußte der Pabſt ſich zum Ziele legen, und den 15. Jänner 1709 einen Vertrag unterzeichnen, vermöge deſſen er ſeine Truppen bis auf 5000 Mann abdanken, ſeinem Bündniſſe mit Frankreich entſagen, und was eine Hauptſache war, den Erzherzog Karl, als ſeinen geliebten Sohn, und katholiſchen König von Spanien, und beiden Indien begrüßen und erkennen, andere ſtreitige Punkte aber auf den Weg der Unterſuchungen und Entſcheidungen verweiſen laſſen mußte.

Auch die Sicherheit, welche Kaiſer Joſeph I. von Seite des wegen ſeiner Kriegsſucht berüchtigten Königs von Schweden, Karl XII. im Jahre 1709 erhalten hatte, war ein glücklicher Umſtand, der ihm auf alle Fälle trefflich zu Statten kam. Dieſer von allen damaligen Regenten Europas gefürchtete Eroberer, nachdem er im J. 1704 den Kurfürſten von Sachſen, und König von Polen, Friedrich Auguſt, weil dieſer Herr Liefland wieder an Polen bringen wollte, abgeſetzt, und dagegen den Stanislaus Leſczinsky, Feldherrn von Großpolen und Woywode von Poſen (den 12. Juli 1704) zum Thron befördert hatte, bekam im Sept. 1706, nach einer den ſächſiſchen Truppen beigebrachten gänzlichen Niederlage, den Einfall, unmittelbar nach Sachſen zu gehen, und von dieſem Lande aus (er zog aus demſelben, wo er ein volles Jahr blieb, 23 Millionen, vermehrte ſeine Armee, welche zuletzt 43,000 Mann zählte, über die Hälfte, kleidete ſie neu und prächtig, machte ſie beritten, und ließ ſich dafür rühmen, daß er nicht als Feind, ſondern als der großmüthigſte Gewährsmann des Friedens nach Sachſen gekommen ſey) über ganz Deutſchland, und vor allen über den Kaiſer Joſeph I. bange Erwartungen zu verbreiten, als deſſen Erbländer damals wegen der vielen Kriege, zu welchen er Truppen verſenden mußte, von allen haltbaren Beſatzungen entblößt, und jedem, der ſie aus der Nähe hätte anfallen wollen, geöffnet waren. Da es überdieß allgemein verlautete, daß man von Seite Frankreichs jenen Eroberer zu gewinnen, und ihn mit der (für ſeine unermeßliche Einbildung vollkommen geeigneten) Vorſtellung, daß er, ſobald er wollte, der Entſcheider des ſpaniſchen Erbfolgekrieges werden könnte, wider den Kaiſer zu reizen ſich bemühte; da ferner die Nachricht des Marlborough, welchen man, wie oben vorkam, nach Sachſen ſchickte, um die Geſinnungen des Karl XII. zu erforſchen, zwar nicht niederſchlagend, aber auch nicht beruhigend lautete; da man vielmehr am kaiſerlichen Hofe mehr, als Einmal bemerken mußte, daß man ſchwediſcher Seits wirklich nur auf eine Gelegenheit, die man zum Vorwand von Feindſeligkeiten nehmen könnte, laure, ſo konnte man kaiſerlicher Seits nicht behutſam und nachgiebig genug ſeyn, um jedem Vorwand zu irgend einer Mißhelligkeit auszuweichen, und K. Joſeph I. mußte ſich gefallen laſſen, verſchiedene Forderungen, welche an ihn vom König Karl XII., während des Aufenthaltes des Marlborough in Sachſen, geſtellt worden, und welche ſo beſchaffen waren, daß ſie, bei einer andern Lage der Dinge, abgelehnt worden ſeyn dürften, ohne langes Zaudern zu bewilligen. Eine jener Forderungen wollte, daß den Proteſtanten in Schleſien alle ihre Kirchen, welche ſie ſeit dem weſtphäliſchen Frieden verloren hatten, wieder eingeräumt, und daß ihnen überhaupt die freie Ausübung ihrer Religion geſtattet werden ſollte. Kaiſer Joſeph I. ſagte die geforderte Freiheit zu, und gab den Proteſtanten in Schleſien 125 Kirchen zurück. Wenn übrigens Karl XII., der ſich damals anderswo zu thun machen wollte, die Sache dießmal bewenden ließ, ſo blieb man darum bei ſeinen unbändigen Launen wegen der Zukunft nie geſichert; aber auch dieſe Verſicherung wurde dem Kaiſer Joſeph I. zu Theil; da Karl der XII. nach neun, mit ununterbrochenen Siegen und Triumphen vollbrachten Jahren, endlich an den Grenzen der kleinen Tartarei bei Pultewa, den 27. Juni 1709 vom Czar, Peter Alexiewiz, aufs Haupt geſchlagen, ſeine ganze Armee theils getödtet, theils gefangen genommen, er ſelbſt aber, mit einem kleinen Gefolge, ſeine Zuflucht zu den Türken zu nehmen gezwungen, und mithin das ganze Gewebe ſeiner, ihm von der unbändigſten Eitelkeit eingegebenen Plane in einem Augenblicke zerſtöret ward. Sogleich beſtieg auch Friedrich Auguſt wieder den polniſchen Thron. Was aber dem K. Joſeph I. vor allen Dingen das erwünſchteſte Ereigniß ſeyn mußte, war die glückliche Beendigung der Kriege in Ungarn, welche, wie wir bereits im Leben des Kaiſers Leopold I. hörten, hauptſächlich von Franz Leopold Ragoczy, wozu noch einige ungariſche Grafen von Bercheny, Caroly und Forgatſch kamen, unternommen und geleitet, und mit einer dergeſtalt wüthenden Hartnäckigkeit fortgeſetzt worden, daß die dringendſten Vorſtellungen, die großmüthigſten Verſprechungen und Verſicherungen, welche ihnen im J. 1706 von Kaiſer Joſeph I. und deſſen Miniſtern, dann von den Geſandten von England und Holland, welche eine freundſchaftliche Vermittlung auf ſich nehmen wollten, wiederholt wurden, nicht das Geringſte fruchteten. Ragoczy wurde mehr, als Einmal zum Fürſten von Siebenbürgen ausgerufen; und wiewohl er dafür von Zeit zu Zeit von den Feldherren des Kaiſers empfindlichſt gezüchtigt wurde (der kaiſerliche Feldmarſchall und Statthalter von Siebenbürgen, Graf Johann Ludwig von Rabutin z. B. tödtete ihm im J. 1709 bei Clauſenburg einige tauſend Mann, was ihm auch noch in dieſem Jahre von einem andern kaiſerlichen Feldherrn, dem Generalfeldmarſchall Sibert Grafen von Heiſter (Heisler) bei Tyrnau widerfuhr), ſo blieben gleichwohl ſeine Streifereien nicht nur für Siebenbürgen und andere Länder höchſt drückend und verheerend, ſondern er ſpielte ſogar in Oberungarn, wo es ihm im Jahre 1704 gelang, die wichtige Feſtung Neuhäuſel in ſeine Gewalt zu bekommen, eine geraume Zeit den Meiſter, und die Ermunterungen, welche er vom ſpaniſchen Hofe erhielt (König Philipp

V. ſchickte ihm im Jahre 1709 das goldene Vlies) gaben ihm bei ſeiner Parthei ſtets wieder ein belebendes Anſehen; was aber dann doch in die Länge nichts beitragen konnte, nach erlittenen Niederlagen auch wieder ſein Glück zu beleben. Nachdem ihm der eben genannte Heiſter bereits im Auguſt 1708 in der oberungariſchen Grafſchaft Trentſchin ſein Heer übel zugerichtet, und nachdem ein ähnlicher Unfall ihn im Jänner 1710 (im September dieſes Jahres verlor er auch Neuhäuſel wieder) betroffen hatte, ſo hatte er auch das bei ſolchen Ereigniſſen gewöhnliche Schickſal zu erfahren. Die Vornehmſten ſeines Anhanges ſuchten die Gnade des Kaiſers, welche ihnen auch bewilligt, und ſogleich eine Unterhandlung eingeleitet wurde, dieſe aber mit einem den 29. April 1711 zu Zatmar (einer auf den oberungariſchen Gebirgen an den Grenzen von Siebenbürgen gelegenen Stadt) geſchloſſenem Vertrag geendigt wurde, vermöge deſſen die eingezogenen Güter ihren vorigen Beſitzern wieder zurückgegeben, den Proteſtanten ihre Gewiſſensfreiheit, und der ganzen Nation ihre alte im Jahre 1690 erlangte Freiheit wieder beſtätigt, Franz Leopold Ragoczy aber, dem der Friede nicht anſtand, genöthigt ward, in entfernten Landen ſeinen Aufenthalt zu ſuchen; wie er dann einige Jahre in Paris ſich verweilet, dann nach der Türkei ſich begeben, und im Jahre 1735 auf ſeinem (unweit der Handelsſtadt Rodoſto in Romanien gelegenen) Landgut ſein Leben geendigt, ſeine Ruheſtätte in Smyrna gefunden, übrigens aber die fürſtliche Würde keinem ſeiner Söhne hinterlaſſen hat *).

Sobald Kaiſer Joſeph I. ſich in der Lage befand, um die Beilegung aller Mißhelligkeiten in Ungarn und Siebenbürgen mit begründeter Zuverſicht erwarten zu können, hielt er den Streit um die ſpaniſche Erbfolge zu ſeinem Beſten für entſchieden. Der Friede in Ungarn verſchaffte ihm eine zahlreiche und geübte Armee, und dieſe, wie er hoffen konnte, für das folgende Jahr das Uebergewicht in Spanien, welches, verbunden mit ſeinem Kriegsglück in den Niederlanden den Ausgang des Krieges unaufhaltſam entſcheiden mußte. Ja die Sache ſchien ihm bereits ſo viel, als geendigt, und es hieng nur von ihm und von ſeinen Verbündeten ab,

---

*) Er hinterließ zwei Söhne, Joſeph und Georg, welche zu Wien als Privatmenſchen eine gute Erziehung, und vom Kaiſer einen Gehalt von einigen tauſend Gulden erhielten, bald aber von Wien in die weite Welt fortrannten, und (zumal der Erſtgeborne Joſeph) nach verſchiedenen, ſonderbaren Abentheuern ihr Leben, und mit demſelben ihr einſt ſo berühmtes Geſchlecht beſchloßen.

die für ſie über alle Erwartungen vortheilhafte Anerbietungen des Hofes zu Verſailles anzunehmen. Wir haben oben gehört, was König Ludwig XIV. bereits im Jahre 1706 verſprochen hatte. Solche Vorträge wurden, wie es zu geſchehen pflegt, während des ganzen Krieges von Zeit zu Zeit, ſo wie nämlich für die Franzoſen wieder eine unglückliche Hauptſchlacht vorfiel, wiederholt. Die merkwürdigſten ſolcher Vorträge fielen in den Jahren 1709 und 1710 vor. In jenem verſammelten ſich die Bevollmächtigten aller Theile (von Seite Ludwigs XIV. der Marquis von Torcy, nebſt dem Präſidenten Rouille, und dem Staatsrath Voiſin, von Seite des Kaiſers der Prinz Eugen, und der Graf Philipp Ludwig von Zinzendorf, von England Marlborough und Mylord Townshend, von Holland der Großpenſionär Heinſius) zu Grauenhaag, und den 28. Mai 1709 unterzeichneten ſie vierzig ſogenannte Präliminarartikel, deren Inhalt überhaupt darin beſtand: „Der König Ludwig XIV. von Frankreich ſollte den Erzherzog von Oeſterreich Karl als König der ganzen ſpaniſchen Monarchie mit den in allen Welttheilen dazu gehörigen Ländern erkennen, binnen zwei Monaten alle ſeine Truppen aus Spanien, Sicilien u. a. herausziehen, und wenn ſein Enkel, der Herzog Philipp von Anjou, nicht ein gleiches thun, oder der ſpaniſchen Krone nicht entſagen wollte, ſollte er, Ludwig XIV., gehalten ſeyn, ſeinen Enkel Philipp mit Gewalt dazu zu zwingen. Ferner ſollte Ludwig XIV. die Stadt und Citadelle Straßburg und Kehl, mit allen Zugehörungen, dem Kaiſer und Reich, die Stadt Breiſach aber unmittelbar dem Kaiſer abtreten; dann ſollte er Elſaß nicht anders, als nach dem buchſtäblichen Inhalt des weſtphäliſchen Friedens, nämlich bloß die Landvogtei über die im Elſaß gelegenen zehn Reichsſtädte, doch ohne die geringſte Schmälerung der Rechte, Freiheiten und Vorzüge gedachter Städte, beſitzen. Ferner ſollte Ludwig XIV. die Feſtungen, welche er am Rhein von Baſel bis nach Philippsburg beſäße, ſchleifen laſſen, die Stadt und Feſtung Rheinfels mit dem dazu gehörigen Gebiet dem Landgrafen von Heſſenkaſſel, bis auf weiters, abtreten; — die Königinn Anna von Großbritannien für die rechtmäßige Königinn, dann die Erbfolge auf dem großbritanniſchen Throne in der proteſtantiſchen Linie für recht und gültig erkennen, mithin den ſogenannten Prätendenten Jakob (Sohn des im Jahre 1688 abgeſetzten Königs Jakob II.) aus Frankreich entfernen; — den Generalſtaaten zu einer ſogenannten Barriere oder Vormauer die Städte Furnes, ſammt dem dazu gehörigen Amte, das Fort Knocke und Menin nebſt ſeinem Gebiete, Ypern, und die dazu gehörige Kaſtellanei und Oerter; ferner die Stadt und Kaſtellanei Ryſſel (die Stadt und Herrſchaft Douay ausgenommen) ingleichen Dornick, Conde und Maubeuge mit allem, was dazu gehört, abtreten u. ſ. a.

So wichtig und weitgreifend, und unglaublich dieſe und andere Forderungen der Verbündeten waren, ſo waren gleichwohl damals die Verlegenheiten des Hofes zu Verſailles bei der Fortdauer ſeiner Unfälle noch größer und dringender. Ludwig der **XIV.** bewilligte jene Präliminarartikel faſt unbedingt; er verſprach, die Niederlande zu räumen, die von den vereinigten Staaten verlangten Grenzfeſtungen, ungeachtet durch ihre Abtretungen ſein Königreich auf allen Seiten geöffnet wurde, abzutreten, auf Spanien Verzicht zu leiſten, und ſeinen Enkel Philipp zurückzurufen; und nur die, in der That harte Zumuthung, welche einer der zum Grund gelegten Friedenspunkte enthielt, daß er ſeinen Enkel Philipp in dem Falle, daß er aus Spanien nicht freiwillig abziehen, ſondern in dieſem Königreiche ſich würde behaupten wollen, feindlich angreifen, und (was im Grunde die natürliche Folge war) wider ihn mit den Verbündeten eine gemeinſchaftliche Sache machen ſollte, lehnte er (nebſt andern wenigen Dingen, welche ſich aber leicht würden haben beilegen laſſen) von ſich ab; indem er noch immer nicht verzweifelte, daß das Kriegsglück doch auch endlich für ihn ſich erklären würde; allein dieſes Glück verſchlimmerte ſich noch immer unheilbarer, und die den 11. Sept. 1709 bei Malplaquet vorgefallene, und andere nachgefolgte höchſt widrige Ereigniſſe verſetzten die Umſtände des Hofes von Verſailles von allen Seiten in die mißlichſte Lage, und König Ludwig XIV. ſtellte jetzt ein ſchauerliches Bild von der Unbeſtändigkeit der menſchlichen Größe dar. Dieſer einſt mit Stolz auf die Könige und Fürſten von Europa herabblickende, und gleichſam dem Schickſal gebietende, von ſeinen Franzoſen für unüberwindlich geprieſene, und durch die ganze Welt vergötterte Monarch, mußte es jetzt mit Dank erkennen, daß man ſeine Geſandte nochmal hören, und ihre Vorſchläge unterſuchen möchte. Dieß geſchah während der Monate März und April 1710 in der (südholländiſchen, etwa drei Meilen von Dordrecht gelegenen) Stadt Gertrudenberg. Die franzöſiſchen Geſandten, der Marſchall von Uxelles, und der Abt (nachmaliger Kardinal) von Polignac, hatten dießmal die in dem Zuſammentritt des Jahres 1709 vorgetragenen Punkte bewilligt; nur meinten ſie, daß es der Billigkeit gemäß, ja, wenn man die Verzicht des Philipp auf ganz Spanien im Ernſte verlangte, vielleicht ſchon der Klugheit gemäß ſeyn dürfte, dem beſagten Philipp zu einiger Entſchädigung doch noch einen kleinen Theil von Spanien, oder Neapel und Sicilien, oder Neapel und Sardinien zu belaſſen; nur beharrten ſie auf der vorigen Erklärung, daß es ihrem König nun einmal zu ſchwer falle, wider ſeinen Enkel Philipp, falls er nicht weichen ſollte, mit gewaffneter Hand auftreten zu ſollen, und daß alles, was er thun könnte, darin beſtehe, daß er dem Kaiſer und ſeinen Verbündeten eine Summe Geldes, womit ſie ihre Macht würden verſtärken können, entrichten, und dabei ihren Truppen den Durchzug nach Spanien durch franzöſiſche Länder bewilligen wollte; nur erinnerten ſie endlich, daß es ja eine offenbare Unmöglichkeit wäre, die Räumung von Spanien binnen der kurzen Zeit, welche dazu beſtimmt worden wäre, nämlich binnen zwei Monaten, zu bewirken. Dieſe Vorſtellungen und Anerbietungen, welche denjenigen, von denen ſie gemacht wurden, als erſchöpfend vorkamen, führten zu nichts. Die Verbündeten verlangten ſchlechterdings, daß König Ludwig XIV. die Vertreibung ſeines Enkels Philipp aus Spanien, falls er nicht weichen wollte, allein auf ſich nehmen ſollte. Sie bezeigten darüber, daß dem Philipp einige Entſchädigung zu Theil werden ſollte, ihr Befremden, und äußerten dabei ohne Zurückhaltung ihren Verdacht, daß Ludwig XIV., indem er das Ende des Krieges wünſchte, nichts anders ſuchte, als einige Zeit ausruhen, während derſelben neue Kräfte ſammeln, und wider ſie, wenn ſie in Spanien alle Hände voll zu thun haben würden, mit neuem Nachdruck losbrechen zu können. Sie, jene Verbündeten, überhaupt glaubten, daß ſie ſich bei dem fortdauernden Glück ihrer Waffen bald in den Stand geſetzt ſehen würden, einiger Unterhandlungen mit Frankreich und Spanien gar nicht weiter zu bedürfen, ſondern daß es allein bei ihnen ſtehen würde, die Bedingungen des Friedens zu beſtimmen, ſich willkührlich für ihren Aufwand im Krieg auf Koſten Frankreichs und Spaniens zu entſchädigen, und jenes unter ſich vollends zu theilen. Und welche herrliche Ausſichten mochte nicht der Kaiſer Joſeph I. in ſeinem Geiſt entworfen; was mochte nicht ganz Europa von ihm gehoffet oder gefürchtet haben! Dieſer Monarch ſchien bei ſeinem feſten Charakter, bei ſeiner Sachenkenntniß, und ſeinem Verſtand, bei ſeiner Entſchloſſenheit und Unternehmungskraft für die Aufſtellung einer dauerhaften Ordnung der Dinge zur Beruhigung der Völker geſchaffen zu ſeyn; er befand ſich erſt im 33ſten Jahre ſeines Alters. Ganz Europa horchte auf wichtige Nachrichten von ſeinen Planen und Entſchlüſſen; da ward plötzlich ganz Europa durch die höchſt unvermuthete Nachricht erſchüttert, daß Kaiſer Joſeph I. zu Wien in der noch kaum vollendeten Kraft ſeines Alters geſtorben ſey. Kinderblattern rafften ihn weg den 17. April 1711.

Unter die beſonders wichtigen Reichsſachen, welche von Kaiſer Joſeph I. unternommen worden, und unter ihm vorgefallen waren, gehören vor allem die Vorfälle wegen der Kurwürden von Bayern und Pfalz, und von Braunſchweig-Lüneburg-Hannover. Was dieſe letztern betrifft, ſo haben wir gehört, daß ſchon Kaiſer Leopold I. für jenes Haus im J. 1692 die Errichtung einer neunten Kur in Vorſchlag gebracht, und (im Weſentlichen nämlich) durchgeſetzt habe; denn wiewohl anfangs ſowohl die drei Kurfürſten von Köln, Trier und der Pfalz, dann ſämmtliche Reichsfürſten laut dagegen ſprachen (von dieſen errichteten zu Regensburg den 16. Jänner und 11. Horn. 1693 ſehr viele, welche den Namen „korreſpondirende" Fürſten bekamen, ſogar ein Bündniß, das zur Abſicht hatte, ſich den Abſichten des Kaiſers, und namentlich der Einführung der hannoveriſchen Kurwürde zu widerſetzen); ſo brachte gleichwohl, was voraus zu ſehen war, die mildernde Zeit eine Vereinigung der widrigen Geſinnungen zu Stande. Jene drei Kurfürſten legten ſich im J. 1699 zum Ziele, ſo daß Kaiſer Leopold I. den Herzog Georg Ludwig von Lüneburg-Hannover (Sohn des im Jahre 1696 verſtorbenen Erneſt Auguſt) mit der kurfürſtlichen Würde belehnte. Auch die korreſpondirenden und übrigen Reichsfürſten, nachdem ſie ihre Widerſprüche noch einige Zeit fortgeſetzt hatten, ließen ſich noch vom Kaiſer Leopold I. im Jahre 1701, theils überhaupt, theils einzeln zu nachgiebigern Geſinnungen lenken, und unter Kaiſer Joſeph I. gaben ſie den 30. Juni 1708 zur Errichtung des Kurfürſtenthums Hannover ihre förmliche Einwilligung, mit der Bedingung jedoch, „daß, um das Uebergewicht, welches die Proteſtanten im kurfürſtlichen Kollegium hätten, wenn die Kurpfalz jemals an einen Fürſten ihrer Religion käme, zu verhindern, die Stimme des erſten der katholiſchen Kurfürſten in dieſem Falle doppelt geachtet, und wenn man die Stimmen ſammelte, zweimal gezählt werden ſollte. Der neue Kurfürſt von Hannover, welchem das ihm anfangs zugedachte Amt eines Erzpannerherren des heil. röm. Reichs ſehr widerſprochen worden war, erhielt zuletzt das von dem Kurfürſten von der

Pfalz bei Erhaltung des Erztruchſeſſenamtes abgelegte Erzſchatzmeiſteramt, wurde in dieſer Erzwürde den 3. April 1710 von dem Reichstag beſtätigt, und den 12. eben dieſes Monats von dem Kaiſer in der Reſidenzſtadt Wien feierlichſt belehnt.

In dem oben gedachten Jahre 1708 bewilligten die Reichsſtände jene reichsſtändiſchen Rechte wieder, welche die alten Könige von Böhmen ausgeübt, und ihre Nachfolger vernachläſſigt hatten. Die Erzherzoge von Oeſterreich erhielten demnach wieder die erſte weltliche Stelle im kurfürſtlichen Kollegium, und das unbeſchränkte Recht mit Sitz und Stimme allen Berathſchlagungen beizuwohnen.

Wir haben gehört, daß beim Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens die Entſcheidungen einiger Gegenſtände z. B. wegen der Achtserklärungen, wegen der Königswahlen u. a. auf den nächſten Reichstag verlegt worden ſind. Die von den Ständen mehr als einmal geforderten Entſcheidungen kamen nun endlich den 7. Juli 1711 nebſt andern Punkten einer ſogenannten beſtändigen Wahlkapitulation, welche jeder Kaiſer vor ſeiner Krönung beſchwören mußte, zu Stande; und zwar, was die Achtserklärungen betraf, welche zu verhängen ſich der Reichshofrath, oder gar das ſogenannte kaiſerliche Kabinet, mit Umgehung der

Reichsfürſten, des Rechts ſich angemaßt hatte, (was der Fall mit der Aechtung der Kurfürſten von Köln und Bayern, und des Herzogs von Mantua war, wo übrigens dann doch die Einwilligung der Kurfürſten nachgeſucht wurde) ſo wurde im J. 1711 ein Reichsſchluß feſtgeſetzt, daß die Reichsgerichte zwar die Unterſuchung eines zur Acht geeigneten Handels zu übernehmen und ihr Gutachten abzugeben, aber keineswegs zu entſcheiden, noch weniger zu vollziehen berechtigt ſeyn, ſondern daß ſie ſowohl die Entſcheidung, als den Vollzug einer Reichsacht dem geſammten Reich anheim zu ſtellen haben ſollten.

In eben demſelben Jahre 1711 kam auch der Punkt wegen einer beſtändigen Wahlkapitulation dahin zu einem Vergleich und Beſchluß, daß die Kurfürſten einem neu zu wählenden Kaiſer oder römiſchen Könige zwar einige Kapitulationspunkte ſollten vorlegen können, doch mit der ausdrücklichen Beſchränkung, daß ſolche Punkte weder gemeine Reichsgegenſtände, noch gemeine Rechte der ſämmtlichen Reichsſtände, der Reichsgeſetze und Reichsverfaſſung, noch einige Artikel der nunmehr im Jahre 1711 verglichenen Wahlkapitulation (von welcher im Leben des Kaiſers Karl VI. das Weſentliche vorkommen wird) berühren ſollten.

Auch die Verbeſſerung des Reichskammergerichts verdienet in Erinnerung zu kommen. Nachdem dieſes Gericht 1689 durch franzöſiſche Mordbrennereien von Speier verdrängt, dann nach der Reichsſtadt Wezlar verſetzt, und hier den 31. Jänner 1691 die erſte Zuſammenkunft eröffnet worden war, erſchienen nur noch wenige Beiſitzer, welchen noch überdieß das Mißgeſchick zuſtieß, unter ſich zu zerfallen. Das ganze Kammergericht gerieth im Jahre 1703 in einen der Gerechtigkeitspflege ſehr nachtheiligen Stillſtand, zumal da ein den 15. Oct. 1704 gefaßter Reichstagsbeſchluß, vermöge deſſen jenes höchſte Reichsgericht durch eine außerordentliche Abordnung von 26 Reichsſtänden unterſucht, und wieder in Ordnung gebracht werden ſollte, erſt im Okt. 1707 zu Stande gekommen, und es dann, wegen mannigfaltiger Mängel und Schwierigkeiten, erſt den 28. Jänner 1711 möglich gemacht worden iſt, die erſte Verſammlung des Gerichts, deſſen weitere Unterſuchung oder Verbeſſerung übrigens fortgeſetzt, und erſt im Dec. 1713 geſchloſſen wurde, wieder zu eröffnen.

Kaiſer Joſeph I. hinterließ aus ſeiner Ehe mit Maria Amalia, einer braunſchweig-lüneburgiſchen Prinzeſſinn, zwei Töchter, a) Maria Joſepha, und b) Maria Amalia, von welchen an ſeinem Orte die Rede ſeyn wird.

Ein Sohn, Leopold Joſeph, war ihm 1700 geboren, und im folgenden Jahre entriſſen worden, ſo, daß jetzt von dem habsburgiſchen Geſchlecht nur ein einziger männlicher Sproſſe, ſein Bruder Karl, als König von Spanien der Dritte, noch übrig war. Wir wollen dieſes Herrn, ehe wir deſſen ausführlichere Lebensbeſchreibung vornehmen, ſogleich in ſo weit Erwähnung thun, als es nöthig iſt, um die Geſchichte des ſpaniſchen Erbfolgekrieges vollenden zu können.

§. VI.

1711 — 1714.

a) Dieſer Umſtand, daß jetzt im Erzhauſe Oeſterreich nur noch ein einziger Prinz vorhandenblieb, änderte von Seite der mit jenem Erzhauſe Verbündeten den ganzen Gegenſtand, und die ganze Abſicht ihres Krieges; denn nachdem die Engländer, Holländer u. a. dieſen Krieg hauptſächlich aus der Urſache unternommen hatten, weil ſie glaubten, verhindern zu müſſen, daß eine ſo mächtige Krone, wie Frankreich, durch die Uebertragung der Krone Spaniens, und der damit vereinigten Länder an einen franzöſiſchen Prinzen, nicht zu übermächtig, und mithin nicht in einen Stand verſetzt werden möchte, wo ſie, wenn es ihr einmal einfallen ſollte, ihre Macht zu mißbrauchen, willkührlich über ganz Europa gebieten könnte; ſo trat nunmehr eben dieſe Beſorgniß einer Uebermacht auch bei dem ſpaniſchen König Karl III. ein, wenn er als einziger Bruder und Erbe des verſtorbenen Kaiſers nebſt den ſämmtlichen Ländern der öſterreichiſchen Monarchie, nebſt Ungarn und Böhmen, und einer großen Anzahl anderer Staaten auch die unermeßlichen Länder der ſpaniſchen Monarchie in ſeiner einzigen Perſon, und ſeinem Hauſe vereinigen, und wenn er noch überdieß, was auch wirklich eintraf, deutſcher Kaiſer werden würde. Zu dieſen Betrachtungen, welche keinem der Verbündeten entgehen konnten, geſellten ſich noch, ſchon vor dem wichtigen Ereigniſſe mit dem Kaiſer Joſeph, bei dem Vornehmſten und Bedeutendſten jener Verbündeten, bei dem Kabinet von England nämlich, ſolche Vorgänge und Einleitungen, welche eine außerordentliche Veränderung der Dinge vorausſehen ließen.

Es beſtehen in England gewöhnlich zwei Partheien, deren eine (die Whigs, oder Presbyterianer genannt) für die Nation, die andere (Torys, Tori, biſchöfliche) für den Hof ſpricht, und mithin eine Hofparthei vorſtellt. Die Whigs hielten ſich an den Herzog von

Marlborough, der ſich dann auch mit der ganzen Macht ſeines Anſehens um ſie annahm, und da er bei der Königinn Anna alles vermochte, die Aemter, Ehrenſtellen, und Bedienungen mit ihnen beſetzte. Dieß verdroß die Parthei der Torys unausſprechlich, und ſetzte ſie vollends in Verzweiflung, als die Laſten der Kriegsſteuern und anderer Abgaben täglich drückender, und als die Benehmungen der Whigs, welche bei den Forderungen der Steuern, und bei der Verwendung derſelben alles zu ſagen hatten, täglich übermüthiger wurden. Die Torys lärmten darüber heimlich und öffentlich, was nichts fruchtete; bis endlich die Schlauern derſelben eines feinern, und ungleich verfänglichern Mittels ſich bedienten, um ihre Gegenparthei, und im Voraus ihr Oberhaupt den Herzog von Marlborough zu ſtürzen. Sie lobten bei der Königinn den Marlborough, ſchilderten aber dabei ſein unumſchränktes Anſehen, bei welchem ihm, um der ächte König zu ſeyn, nur noch der Titel eines Königs fehlte, erwähnten dabei ſeiner willkührlichen Anwendung der ungeheuern Geldſummen, welche er an ſich gezogen hätte, ohne, was der freien Nation ins Herz griff, Jemanden auch nur die geringſte Rechenſchaft abzulegen; was dann auch mit dem Gebrauch der Truppen der Fall wäre, über welche er ganz nach ſeinem

Eigendünkel ſchaltete. Zu gleicher Zeit, da ſie dieſe ihre Bemerkungen in Beiſeyn der Königinn, oder ſolcher Perſonen, welche ſie der Königinn hinterbrachten, hören ließen, begegneten ſie bei Hofe der Gemahlinn des Marlborough mit der ausgezeichnetſten Achtung, und mit einer Ehrfurcht, durch welche ſie zu verſtehen geben wollten, daß ihnen an der Gewogenheit jener Gemahlinn mehr, als ſelbſt an der Gnade der Königinn gelegen ſey; wie man dann auch bald wahrzunehmen glaubte, und ſich bei jeder Gelegenheit laut und bitter darüber äußerte, täglich ſichtlicher bemerken zu müſſen, daß die Herzoginn Marlborough ſich auf das Anſehen, und auf die Wichtigkeit ihres Gemahls zu vieles einbilde, und ihren Kopf höher und ſtolzer, als es in Gegenwart einer Königinn ſeyn ſollte, trage. Jene Einleitungen, und dieſe hingeſtreuten und oft wiederholten Bemerkungen verfehlten ihren Zweck nicht. Sie beunruhigten die Königinn Anna; und wenn ſie gleich einige Zeit nichts darüber ſagte, ſo wurde doch bald bemerkt, daß ſie etwas Nagendes auf dem Herzen habe, was ſie Jemand ſagen zu können wünſchte. Dazu ergab ſich auch bald (wie dann in ſolchen Fällen eines dem andern ungezwungen die Hand giebt) eine gute Veranlaſſung. Die Herzoginn Marlborough hatte einer ihrer Verwandtinnen, der

Lady Masham, die Gefälligkeit erwieſen, ſie der Königinn als Kammerfrau zu empfehlen, und dieſe Masham zeigte ſich der Königinn dergeſtalt ergeben und zugethan, daß ſie die Zuneigung und das Vertrauen der Monarchinn in einem höhern Grade gewann, als es der Herzoginn Marlborough, welche in der Gunſt der Königinn ausſchlüſſig herrſchen wollte, lieb war. Da die Eiferſucht ſehr zufahrend und ungeſtüm iſt (die Marlborough ließ z. B. eines Tages in Gegenwart der Königinn aus Verachtung und Verdruß wider die Masham ein Glas voll Waſſer auf das Kleid derſelben fallen), ſo konnte es nicht fehlen, daß nicht Männer, welche dem Marlborough und ſeiner Gemahlinn abhold waren, auf den Einfall gekommen ſeyn ſollten, aus einer ſolchen Spannung zweier mächtigen Frauen Vortheile zu ziehen. Schon die mißvergnügte Stimmung der Königinn wurde, ſobald man derſelben auf die Spur gekommen war, benutzt, und der Marſchall von Villars (wie in deſſen Denkſchriften T. III. S. 155 vorkömmt) ſeinem König, Ludwig XIV., bereits im Jahre 1710 den Rath, durch den Marſchall Tallard, (welcher in der Schlacht bei Höchſtädt gefangen, und nach London abgeführt, daſelbſt aber ſehr wohl gehalten wurde) der Königinn über die ungeheuern Geldſummen, welche zur Fortſetzung des Krieges mit jedem Jahre neu aufgebracht, und wodurch endlich gräßliche Zerrüttungen aller öffentlichen Hilfsquellen, und der perſönlichen Eigenthümer verurſacht werden müßten, dann über die Dauer dieſes Krieges, welcher, ohne den geringſten Nutzen für England, ja vielmehr zum größten Nachtheil deſſelben, nicht aufhören würde, ſo lange der unumſchränkt handelnde, und von dem Kaiſer und den Holländern benutzte Marlborough und ſeine Parthei herrſchen würden, endlich beſonders darüber, daß bei dem gebietenden Anſehen des Marlborough das Anſehen der Königinn leide, von Zeit zu Zeit wohl eingekleidete Bemerkungen bei jeder guten Veranlaſſung zu machen, und ſolche Bemerkungen auch andern, bei denen ſie wohl angelegt ſeyn würden, mitzutheilen; was dann auch, da die Hofparthei der Torys alles, was die feinſte Liſt und die gewandteſte Geſchicklichkeit vermögen, aufbot, die Folge hatte, daß endlich die Gegenparthei der Whigs, welche bisher bei der Armee durch den Herzog von Marlborough, bei dem Finanzweſen durch den Lord Godolphin, und im Staatsrath durch den Grafen von Sunderland alles zu ſagen hatten, noch vor dem Ausgang des Jahres 1710 aus dem Miniſterium verſetzt, und daß bald darauf auch die Stellen des Parlaments, welches bisher ganz mit Wighs, als Freunden des Marlborough, beſetzt war, mit Torys verſehen wurden. Einen vorzüglichen Antheil aber an der Fortſetzung und Vollendung der neuen Ereigniſſe nahm vollends der im J. 1708 von dem Staatsſekretariat, das ihm anvertraut war, verdrängte Lord Robert Harley, welcher das Vertrauen der Lady Masham zu gewinnen wußte, und ſie unterrichtete, was ſie in Betreff des Marlborough der Königinn vorſagen ſollte. Harley ſelbſt erhielt jetzt öftere Unterredungen mit der Königinn, und man kann ſich vorſtellen, wie er ſeine Rolle vertreten haben werde. Bald zog nunmehr eine Veranlaſſung, den Marlborough und ſeine ganze Familie bei der Königinn in Ungnade zu ſetzen, eine andere nach ſich, und der Sturz des großen Mannes war eben ſo ſchnell und unvermeidlich, als der Erfolg, welcher darauf gegründet wurde, von der höchſten Wichtigkeit war. Die Königinn ließ ſich bereden, den Herzog von Marlborough wegen der Verwendung der zum Krieg bewilligten Summen zur Rede ſtellen zu laſſen. Dieſe Zumuthung ſchmerzte ſeine Gemahlinn unbeſchreiblich; aber da ſie, was man wünſchte, ihren Unmuth auf mehr, als eine Art zu erkennen gab (ſie kaufte z. B. ein Paar Handſchuhe, wozu die Königinn eine heiße Vorliebe gezeigt hatte, ſchlechterdings nicht), ſo ward ihr bedeutet, nicht wieder nach Hof zu kommen, und ein gleiches Schickſal erwartete den Herzog Marlborough, ihren Gemahl, welcher, als er nach einem noch im Jahre 1711 glücklich geendigten Feldzug nach London eilte, den Zuſtand der Sachen nicht mehr kannte, und ſich, nachdem er vernommen hatte, daß man ſeine Dienſte nicht weiter verlange, über das Meer nach den Niederlanden, und von da nach dem ihm in Deutſchland von dem Kaiſer Joſeph I. eingeräumten Fürſtenthume Mindelheim ſich entfernte, übrigens aber für den am Londonerhof erlittenen Undank durch die unbeſchreiblichen Ehrenbezeigungen, mit welchen man ihn überall, wo er durchzog, empfieng, und zumal durch die von den engländiſchen Truppen um ihn bezeigte Sehnſucht entſchädigt wurde, welche letztere von der Art war, daß man der Königinn Anna, welche jetzt nur ſo weit ſah, als die jetzt herrſchende Parthei für gut fand, ihr die Augen zu öffnen, dringend vorſtellte, wie ſie zur plötzlichen Beilegung aller Beunruhigungen nichts Beſſeres thun könnte, als auf der Stelle Friede zu machen.

An dieſem Frieden wurde dann auch thätigſt gearbeitet, und nachdem erſt von einigen Unterhändlern (die Königinn Anna hatte den Mathäus Prior, einen berühmten Dichter und

Staatsmann, nach Verſailles, Ludwig XIV. aber den Nikolaus Menager, Abgeordneten der Stadt Rouen bei dem Handlungskollegium von Frankreich, nach London abgefertigt) noch im J. 1711, und wie man ſich einbildete, im höchſten Geheim, über die allgemeinen Grundſätze zu einem Frieden einige Uebereinkunft getroffen worden war; ſo wurde im Jänner 1712 von ſämmtlichen Theilen in der holländiſchen Stadt Utrecht ein Zuſammentritt eröffnet, bei welchem es nunmehr darauf ankam, was die ausgeſuchteſten Männer durch eine geübte Geſchicklichkeit, durch Kunſt, Kühnheit, Liſt und Furcht, Beredſamkeit, Schein und Anſehen durcheinander treiben, und wie diejenigen, welche eine gebieteriſche Ueberlegenheit unterſtützte, es dahin bringen würden, widerſprechende Dinge einfach, ſchwere leicht zu machen, und was die Hauptſache war, für jeden Theil etwas zu erfinden, wobei er ſich (wenigſtens ſo lange, bis die Unterhandlungen geſchloſſen ſeyn würden) bereden ſollte, daß er mit dem ihm zugewieſenen Gewinn beſſer, als er es jemals hoffen konnte, entſchädigt, in Sicherheit geſetzt, und vollkommenſt befriedigt ſey. Die Bewirkung einer ſolchen Ueberzeugung war es auch, was die franzöſiſchen Geſandten durch kluge Worte und Künſte vortrefflich einzuleiten, und zu Stande zu bringen verſtanden, indem ſie es dahin brachten, daß den 11. April 1713 im gedachten Utrecht ein Friedensvertrag unterzeichnet wurde, durch welchen der Hauptzweck, wegen deſſen der Erbfolgekrieg angefangen, und mit einem unendlichen Aufwand von Menſchen und Geldſummen länger als zehn Jahre fortgeſetzt worden war, nicht nur gänzlich aus den Augen geſetzt, nicht nur das Weſentlichſte deſſen, was im Jahre 1709 zu Grauenhaag, und 1710 zu Gertrudenberg angeboten worden war, gänzlich zurückgenommen, ſondern gerade das Gegentheil feierlichſt anerkannt, und auf ewige Zeiten beſtätigt wurde. Der Inhalt der vorzüglichern Punkte dieſes utrechtiſchen Friedens war:

Nach der, von allen den Theilen, welchen der Friede von Utrecht erwünſcht war, bewilligten Vorausſetzung, daß das eigentliche Königreich Spanien nebſt den in Amerika dazu gehörigen Beſitzungen Philipp V. erblich angewieſen, in der fernern Vorausſetzung, daß die Königreiche Spanien und Frankreich zu keiner Zeit unter Einem Zepter vereinigt werden, und daß darüber die Völker von Europa hinlängliche Beruhigungen erhalten ſollten; (dieſe Beruhigungen beſtanden darin, daß den 5. Nov. 1712 Philipp V. auf Frankreich, dann entgegen in Frankreich der Herzog Karl von Berry, mit dem Herzog Philipp von Orleans auf Spanien Verzicht that) — nach den gedachten Vorausſetzungen alſo verſtanden ſich:

a) Frankreich und England, oder Ludwig XIV. mit der Königinn Anna, nach dem Verlangen dieſer letztern, dahin, daß in England eine neue Erbfolgsordnung eingeführt, daß vermöge ſolcher die katholiſche Nachkommenſchaft König Jakobs II. auf ewig vom großbritanniſchen Throne ausgeſchloſſen bleiben, daß zu dieſem Throne allein ein proteſtantiſcher Fürſt berechtigt ſeyn, und mithin denſelben nach dem Hintritte der Königinn Anna der Kurfürſt von Hannover, als nächſter proteſtantiſcher Anverwandter, beſteigen ſollte; daß von Seite Frankreichs der Hafen und das Feſtungsweſen von Dünkirchen zernichtet, daß ferner Frankreich an England die Länder Neuengland, die Hudſonsbay, und die St. Chriſtophsinſel in Amerika abtreten, daß mit England ein neuer Handlungsvertrag geſchloſſen, daß dabei (wozu ſich Spanien durch eine beſondere Uebereinkunft mit England abfand) Porto Mahon, die ganze Inſel Minorca, dann die Feſtung Gibraltar, wodurch die engländiſche Seefahrt auf dem mittelländiſchen Meere geſichert wurde, an England überlaſſen, und ihm von Spanien noch andere, höchſt beträchtliche Vortheile, in Rückſicht des weſtindiſchen Handels, zugeſtanden werden ſollten, u. a.

b) Mit Einverſtändniß von England wurde zwiſchen Frankreich und Holland ausgemacht, daß jenes den von England zur Sicherheit von Holland geſchloſſenen ſogenannten Barriertractat genehmigen, und dabei noch die Feſtungen Tournai, Ypern, Menin, und einige andere Plätze zu einer weitern Vormauer hergeben, dagegen aber an Frankreich die Städte Lille, Aire, Bethüne, und einige andere Plätze wieder zurückgeſtellt werden ſollten u. a.

c) Der Herzog von Savoyen ſollte das Königreich Sicilien, nebſt einigen in Dauphiné jenſeits der Alpen gelegenen Plätzen u. a. erhalten.

d) Der Kurfürſt von Brandenburg ſollte für einen König von Preußen (wozu er ſich 1701 eigenmächtig erklärt hatte) erkannt, und ihm das ſpaniſche Geldern mit Ausnahme Rüremonde, eingeräumt werden.

e) Dem König von Portugal wurden in Amerika zwiſchen dem Amazonenfluß und Japoc Ländereien eingeräumt.

f) Die Kurfürſten von Köln und Bayern ſollten in ihre Staaten wieder eingeſetzt, dieſem letztern ſollte zwar die Oberpfalz nicht mehr, dagegen aber das Königreich Sardinien nebſt dem Titel eines Königs, eingeräumt, ihm auch eine hinlängliche Schadloshaltung wegen des kaiſerlicher Seits gebrochenen Silberheimervertrages gemacht, und dabei alles, was von Schätzen fortgeſchleppt worden wäre, pünktlichſt wieder erſetzt werden u. a.

g) Oeſterreich ſollte die ſpaniſchen Niederlande (Obergeldern, welches an Brandenburg vertheilt ward, ausgenommen), das Königreich Neapel, das Herzogthum Mailand, und den Beſatzungsſtaat an den toskaniſchen Küſten bekommen. Sonſt ſollte noch ferner Fortlouis am Rhein geſchleiſt, dann Landau an das deutſche Reich, dann auch Breiſach und Kehl, welche ſämmtliche Städte im J. 1713, wie wir gleich hören werden, in den Händen der Franzoſen waren, ausgeliefert werden u. ſ. w.

h) Der Erzherzog (und wie an ſeinem Orte geſagt werden ſoll) der den 12. October 1711 in Frankfurt zum Kaiſer gewählte Karl, welcher ſich bisher, was ſeiner Seits auch Philipp von Frankreich that, für den allein rechtmäßigen König von Spanien gehalten hatte, widerſprach den zu Utrecht geſchloſſenen Verträgen, ohne ſie verhindern oder entkräften zu können; was ihm ſchon der tiefſehende und erfahrne Meiſter, Prinz Eugen, welchen er, bei dem erſten Verdacht, daß unter ſeinen Verbündeten etwas Geheimes vorgehe, noch am Ende des Jahres 1711 nach London abgeſchickt, vorher geſagt, und ihm bereits damals den Rath ertheilt hatte, Spanien aufzugeben, und mit dem Gewinn und Zuwachs anderer ſeinen Staaten näher gelegenen Provinzen, zumal mit Bayern, wofür man dem Kurfürſten gleichwohl die Niederlande laſſen könnte, ſich zu begnügen; allein der neue Kaiſer, welcher glaubte, daß die Sache nicht allein nur Ihn, ſondern ſeine ganze Nachkommenſchaft betreffe, deren Rechte zu erhalten er in ſeinem Gewiſſen verbunden wäre, blieb entſchloſſen, jene ſämmtlichen Rechte ſo lange, als es ihm möglich ſeyn würde, zu vertheidigen, und das, wovon er überzeugt war, daß es ihm und den Seinigen gebühre, nur Schritt nach Schritt, ſo wie eine unvermeidliche Nothwendigkeit ihn dazu zwingen würde, zu verlaſſen. Eine ſolche Nothwendigkeit war jetzt nach den Friedensſchlüſſen zu Utrecht zuerſt mit Spanien eingetreten. Karl hatte, als er, in der Abſicht zu Frankfurt ſich einzufinden, 1711 von Barcellona abgereiſet war, ſeine Gemahlin Eliſabeth Chriſtina, ſo wie ſeinen Feldmarſchall, Grafen Guido von Starenberg mit der kaiſerlichen Armee (damals freilich in einer ganz andern Lage der Dinge, als welche bald nachher eintrat) in jener Hauptſtadt von Catalonien zurückgelaſſen, und hatte jetzt, nach den Vorgängen zu Utrecht, da ihm die für ihn unentbehrlichen Flotten der Engländer und

Holländer nicht mehr beiſtanden, nicht nur nicht den geringſten Schein von Hoffnung, daß ſein Feldmarſchall, der ſchon im J. 1711 genug zu thun gefunden hatte, um ſeinen Stand zu behaupten, neue Eroberungen zu machen im Stande ſeyn werde, ſondern er hatte vielmehr zu fürchten, daß ſeine bisherigen Verbündeten auf den Einfall kommen dürften, mit den Franzoſen und mit den dem König Philipp anhängenden Spaniern eine gemeinſchaftliche Sache zu machen, und ihn unter der Bedrohung, daß ſie ſich im Weigerungsfalle ſeiner Gemahlinn und ſeiner in Spanien zurückgelaſſenen Truppen bemächtigen würden, zum Beitritt des Utrechterfriedens zu zwingen; er hatte daher von einem beſondern Glücke zu ſagen, daß man den Seinigen nicht nur einen freien Abzug bewilligte, ſondern daß noch vorzüglich die Königinn Anna ſich geneigt zeigte, die Kaiſerinn ſowohl, als die Truppen des Kaiſers mit dem Feldmarſchall Grafen von Starenberg im März 1713 auf ihren Schiffen nach Italien überſetzen zu laſſen.

Begebenheiten in den Niederlanden.

1711 und 1712.

Als der neue Kaiſer Karl Spanien verließ, und bald darauf froh ſeyn mußte, daß auch die Seinigen es mit Sicherheit verlaſſen konnten, waren für ihn auch bereits in den Niederlanden ganz unerwartete Veränderungen des Kriegsglückes vorgegangen. Wir haben oben gehört, welche außerordentliche Fortſchritte Eugen und Marlborough noch im Jahre 1710 in jenen Niederlanden gemacht, und welche gegründete Furcht, daß ſie bis Paris vordringen, und dann mit Frankreich willkürlich ſchalten würden, ſie Ludwig XIV. eingeflößt haben. Zwar im Jahre 1711, da der Prinz Eugen, um die Kaiſerwahl zu Frankfurt zu decken, mit ſeinen Truppen an den Rhein ziehen mußte, hat der in Flandern zurückgebliebene Herzog Marlborough, nachdem er von ſeiner damals ſchon in einigen Einfluß geſetzten Gegenpartheі von London aus nicht mehr ernſtlich unterſtützt wurde, nichts außerordentliches zu Stande gebracht; aber doch hatte er (was in dieſem ſeinem letzten Feldzug ſeine letzten Thaten waren) einige wichtige Ortſchaften, z. B. die an der Scarpe gelegene Stadt Douai und zumal den 13. Sept. 1711 die (in Hennegau an der linken Seite der Schelde, zwiſchen Valenciennes und Cambray gelegene) Stadt Bouchaim erobert, und mithin den Weg in das Innere von Frankreich ſehr erleichtert. Man hörte damals den großen Monarchen, der einſt über den Krieg und Frieden von Europa entſchieden, aber unlängſt, ungeachtet ſeiner ſehr großmüthigen Anerbietungen, keine Ausſicht zu einem anſtändigen Frieden erwirkt hatte, in einer öffentlichen Rathsverſammlung ſich mit Thränen beklagen, „wie er ſo ſehr herabgekommen ſey, daß er weder Frieden machen, noch den Krieg fortſetzen könnte;" und als Er nun im J. 1711 den Marſchall von Villars zu ſeiner Armee nach Flandern ſchickte, und von jenem Marſchall die Bemerkung hörte, daß die in Flandern ſtehende Armee die letzte Armee, welche noch hatte aufgebracht werden können, ſey, fiel Er ihm mit jenem Unmuth, welchen die Verzweiflung eingiebt, ins Wort: „Schlagen Sie ſich mit dem Feind," ſagte Er, „auf alle Fälle! Werden Sie geſchlagen, ſo berichten Sie mir's insgeheim! Ich werde den größten Theil der Rheinarmee an mich ziehen! Ich werde den Adel des ganzen Königreichs zuſammenrufen. Ich werde mich an ſeine Spitze ſtellen. Ich werde den Feind ſchlagen, oder fallen.“ Wären die Sachen geblieben, wie ſie ſtanden, als ihm der Kummer jene Worte auspreßte, ſo möchten über Frankreich ſehr ſonderbare Schickſale gekommen ſeyn; aber der Stand des über Könige und Völker entſcheidenden Verhängniſſes hatte ſich bereits damals zu einer mächtigen Umänderung aller Verhältniſſe zwiſchen den kämpfenden Theilen geneiget. Marlborough wurde von der engländiſchen Armee entfernt, und ihr der Herzog von Ormond zum Anführer gegeben, welcher im Mai 1712 in Flandern ankam, und einige Zeit, wenigſtens dem Scheine nach, alle Plane, die von dem Prinzen Eugen, welcher in dieſem Kriegsjahre 1712 wieder nach Flandern befehligt ward, ihm vorgelegt wurden, billigte, aber bald darauf, da es Ernſt werden und zum Vorrücken kommen ſollte, die dem Prinzen Eugen höchſt unvermuthete Entſchuldigung, daß er von ſeiner Königinn den Auftrag erhalten habe, ſich bloß zu vertheidigen, wenn er angegriffen werden ſollte, aber nicht anzugreifen auf die Bahn brachte, und endlich im Juli 1712 mit der Eröffnung, daß zwiſchen den Engländern und Franzoſen ein Waffenſtillſtand beliebt worden ſey, vollends ſich nicht nur entfernte, ſondern noch überdieß die Franzoſen von den Planen und Abſichten, welche der Prinz Eugen ihm, als ſeinem Verbündeten, vertraulich eröffnet hatte, in Kenntniß ſetzte. Prinz Eugen war vor die (in Hennegau an dem Fluſſe Sambre gelegene) Stadt Landreci gezogen, und hatte den Grafen Albemarle, mit dem Korps der damals mit dem Kaiſer noch verbündeten Holländer nach einem bei dem weltlich=adeligen Frauenſtift Denain wohl gelegenen Poſten geſchickt, mit dem Auftrag, theils die Belagerung von Landreci, theils die dort hinterlegten Sammlungen der Lebensmittel, welche ſeinen Truppen zum Unterhalt dienten, zu decken. Dieſe Truppen waren mit einer ſolchen Zuverſicht auf den beſten Erfolg ihrer Unternehmungen erfüllt, daß ſie von nichts, als von den guten Quartieren, welche ſie während des künftigen Winters in Frankreich erhalten würden, ſprachen, und ſelbſt Eugen beſtätigte ihre Erwartungen, als die Nachricht ankam, daß das Korps der Holländer geſchlagen ſey. Der Marſchall von Villars, welcher von allem, was er zu wiſſen brauchte, unterrichtet war, ſetzte durch ſeine plötzliche Erſcheinung (den 24. Juli 1712) vor Denain, und mit dem hinreiſſenden Ungeſtüm, womit er alle ſeine Angriffe an der Spitze ſeiner Truppen unternahm, das Korps der Holländer außer alle Faſſung, ſo daß ein gro=

ßer Theil deſſelben (da unter den in der Flucht ſich Drängenden die Brücke über die Schelde brach) umgekommen, Albemarle gefangen, der übrige Theil zerſtreut, Prinz Eugen aber, um von dem Reſt derſelben nicht vollends ganz abgeſchnitten zu werden, genöthigt wurde, Landreci (den 1. Auguſt 1712) zu verlaſſen, und ohne auf eine gegentheilige Entſchädigung hoffen zu können, zuzuſehen, wie die Franzoſen noch in dieſem Jahre 1712 von Bethüne, Douai, Bouchain, und andern, theils im Jahre 1710, theils nachher von den Verbündeten eroberten, Grenzörtern ſich Meiſter machten. Von nun an zeigten ſich auch die Holländer, ſchon aus der Furcht, daß ſie, nach dem Abzug der Engländer, die Laſt des Krieges allein, und im doppelten Maße würden tragen müſſen, ihres Bündniſſes mit dem Erzhauſe Oeſterreich müde, und zu gleicher Zeit waren alle im Krieg begriffene Theile, die Franzoſen, Engländer, Spanier, der Herzog von Savoyen, die Könige von Portugal und von Preuſſen mit Friedensverträgen, welche, wie wir hörten, zu Utrecht den 11ten April 1713 geſchloſſen, und mithin ſämmtliche Theile befriediget wurden, im vollen Eifer beſchäftigt.

1713. Der Kaiſer Karl VI. ward durch die Unfälle, welche er im Jahre 1712 in den

Niederlanden gelitten hatte, nichts weniger, als in den Zuſtand verſetzt, bei dem man fühlt, daß man entwaffnet ſey; er hatte vielmehr gegründete Urſachen, ſich zu ſchmeicheln, daß das Uebergewicht der Kriegsmacht noch immer auf ſeiner Seite, und daß für ihn, wenn er den Krieg (was ihm ſeine Gewiſſenhaftigkeit rieth) fortführte, bald eine glücklichere Ausſicht zu hoffen ſey; er hatte es nunmehr, nachdem die ſämmtlichen Verbündeten ſich zurückgezogen hatten, allein mit den Franzoſen zu thun, von denen er die hohe Meinung gar nicht hatte, daß er bei ſeiner noch hoffnungsvollen Lage ſie zu fürchten habe. Er rechnete ſchon etwas auf den Umſtand, daß die Katalonier König Philipp V. die Huldigung verweigert, daß ſie ſich der Hauptſtadt Barcellona, und anderer haltbaren Plätze bemächtigt, und daß ſie der Krone Frankreich und dem König Philipp V. förmlich den Krieg angekündigt hatten, und noch mehr rechnete er auf einen außerordentlichen Beiſtand der deutſchen Stände, zumal der vier vereinigten Kreiſe, welche letztere alle Urſache hatten, mit dem Frieden zu Utrecht höchſt mißvergnügt zu ſeyn, indem daſelbſt auf ihre Vorſtellungen, daß ſie in dem Bund mit den Engländern und Holländern durch feierliche Verträge eingeſchloſſen, und mithin berechtigt wären, für die vielen Millionen, welche ſie auf den Krieg verwendet hätten, eine ergiebige Entſchädigung nebſt andern zu ihrer Vormauer und Sicherheit nöthigen Vortheilen zu erwarten, nicht im Geringſten geachtet, ja ihre Geſandten nicht einmal zu den Berathſchlagungen der Verbündeten gelaſſen worden waren. Der Reichstag zu Regensburg erklärte ſich 1713 auch ſo günſtig, daß er beinahe alle Erwartung des Kaiſers übertraf. Dieſer Reichstag verſprach dem Kaiſer zur nachdrücklichſten Fortſetzung des Krieges eine Summe von mehr, als ſechs Millionen Gulden, und der Prinz Eugen, welcher den Krieg leiten ſollte, machte ſich zu einer Armee von 180,000 Mann die zuverſichtlichſte Hoffnung, mit welcher Hoffnung er auch den 24. Mai 1713 in dem Lager bei Mühlberg auf der Höhe von Hagenbach, hinter den Linien von Etlingen ankam. Sein Erſtaunen war ohne Grenzen, als er kaum 40,000 Mann fand, mit denen er wider 100,000 Mann, mit welchen der Marſchall von Villars heranrückte, hätte ſtreiten ſollen. Als es nämlich von Seite der Reichsſtände zum Ernſt und zu wirklichen Lieferungen von Geld und Truppen hatte kommen ſollen, äußerten ſich wieder die gewöhnlichen traurigen Folgen der ſelbſt von den deutſchen Ständen, aus wechſelſeitiger Eiferſucht und Mißverſtändniß, von jeher geſuchten und vorbereiteten, und (nach den Planen der Franzoſen und Schweden) im weſtphäliſchen Frieden feierlich beſtätigten Zerſtückelung, und der von dieſen Mächten beabſichteten Entkräftung des deutſchen Staatskörpers. Die Mehrzahl auf dem regensburgiſchen Reichstag hatte den Kaiſer berechtigt und gebeten, diejenigen Stände, welche ſich mit der Erfüllung ihrer Obliegenheiten ſaumſelig bezeigen würden, mit militäriſcher Gewalt zu zwingen; allein viele Abgeordnete widerſprachen einer ſolchen Gewalt; andere widerſprachen vollends ſchon jeder Fortſetzung des Krieges, indem ſie das in ſolchen Fällen nicht ungewöhnliche Lied hören ließen, daß ſie beim Unglück des Krieges für den geleiſteten Beiſtand büßen, bei einem glücklichen Ausgang aber gewärtig ſeyn müßten, daß der Kaiſer, deſſen Haus ſie mächtig machen würden, ſich einfallen laſſen möchte, ſich der von ihnen miterrungenen Uebermacht zu bedienen, und ſie alle ſich und ſeinem Hauſe zu unterwerfen. Bei einer ſolchen Denkart und Stimmung, deren ganz in der Natur derſelben enthaltene Folgen ſolchen Reichsſtänden gerade das, was ſie vom Erzhauſe Oeſterreich fürchten zu müſſen träumten, ihre einſtige politiſche Zernichtung nämlich, von einer andern, was immer für einer erobernden Macht, früher oder ſpäter, herbeiführen mußte, war von einem ſolchen Einverſtändniß und von einer ſolchen Unterſtützung, bei welcher Deutſchland in der ganzen Herrlichkeit ſeiner unbeſiegbaren Macht und Kraft hätte auftreten können, nichts zu erwarten. Die Armee des Marſchalls von Villars ſetzte ſich mit dem 1. Jun. 1713, bis zu welchem Tage die Franzoſen dem Kaiſer die Bedenkzeit, ob er den Krieg wolle, oder nicht, beſtimmt hatten, in Bewegung, nahm den 20. Aug. 1713 Landau, welches der Herzog Alexander von Würtemberg vertheidigte, dann den 16. November Freiburg im Breisgau, wo der Freiherr von Harſch alle Mittel der Erhaltung vergeblich erſchöpft hatte, weg, und entwarf ſich noch ferner, im Gefühl ſeiner Ueberlegenheit glänzendere Plane, ohne daß Prinz Eugen etwas weiter thun konnte, als ſeine damalige Lage beklagen, und eine beſſere hoffen. Dieſe Hoffnung ſtützte ſich auf die in ſich gegründete Vorausſetzung, daß die deutſchen Fürſten und Stände endlich begreifen und beherzigen würden, daß ſie keine andere Wahl hätten, als auf alle ihre Erwartungen, wozu ſie nach ſo vielen Kriegsjahren ſich berechtigt zu ſeyn glaubten, ſchlechterdings Verzicht zu thun, oder ſich zu einer neuen und ernſthaften Anſtrengung zu entſchließen. Wirklich erſchien auch ein Reichstagsbeſchluß

(Fabri Staatskanzlei XXII. S. 588), daß neuerdings eine Kriegsſteuer von 5 Millionen erlegt werden ſollte; aber da jener Beſchluß erſt zu Ausgang des Jahres 1713 (den 22. Dec.) gefaßt worden, und da, geſetzt auch, daß jene Summe richtigſt geliefert worden wäre, mit dem Geld noch lange nicht alles gethan, da dabei voraus zu fürchten war, daß in dem Falle, da Eugen, aus Abgang einer in Rückſicht auf die feindliche Armee verhältnißmäßigen Mannſchaft, auch im Jahre 1714 der ſiegende Theil nicht ſeyn ſollte, den Franzoſen einige außerordentliche Unternehmungen in Deutſchland gelingen, und durch dieſe alle bisherigen Früchte des vieljährigen Krieges mit Einem Male zerſtört werden möchten, ſo fanden am kaiſerlichen Hofe nachgiebigere Geſinnungen eben ſo vielen Eingang, als dieſe am Hofe zu Verſailles, wo man nicht weniger wohl beherzigt haben mochte, daß man die letzte Armee aufgebothen, und daß man für die Fortdauer des für Frankreich eben noch ganz neuen Kriegsglückes keine Bürgſchaft habe, ſich einfanden; aber im Tone und mit der Zuverſicht, wozu ſonſt nur ein ganz entſchiedenes Kriegsglück berechtigt, ſprach man gleichwohl franzöſiſcher Seits, als man ſich es gefallen ließ, über Bedingungen eines Friedens zu ſprechen.

Auf dem zu Raſtadt in Baden (von dem berühmten Feldherrn Ludwig erbauten) Schloſſe machten ſich der Prinz Eugen und der Marſchall und Herzog von Villars den 26. Nov. 1713 ihre erſten Eröffnungen; wobei der Prinz Eugen mit Befremden und Beſtürzung erfüllt wurde, als er hören mußte, daß König Ludwig XIV. nicht nur auf den Punkten, welche im Frieden zu Utrecht von ſeinen ehemaligen Verbündeten bewilligt worden waren, beſtehe, ſondern noch härtere Forderungen mache. Schon gleich die Punkte, welche wegen der Kurfürſten von Köln und Bayern bereits auf den Friedensunterhandlungen zu Utrecht vorgebracht, und jetzt vom Marſchall von Villars dringend wiederholt wurden, ſchienen dem Prinzen Eugen in Betreff des bayeriſchen Kurfürſten noch immer höchſt ſonderbar, und dem Kaiſer ſchienen ſie vollends unerträglich, und wohl gar unausführbar zu ſeyn; oder wie ſollte (ſagte man, eine vollkommene Wiedereinſetzung des Maximilian von Bayern in den ganzen Inbegriff ſeiner ehemaligen Länder und Würden ohne Verletzung der Würde und des Anſehens des öſterreichiſchen Monarchen geſchehen können, nachdem bereits vor Jahren ſo viele Vertheilungen der Länder und Würden an die anſehnlichſten Perſonen, welche damit öffentlich auf dem Reichstag belehnt worden wären, geſchehen*), und nachdem ferner manche ſchöne Stücke des Landes theils an Böhmen, theils an Oeſterreich, wie dann z. B. mit dem letztern noch erſt den 19. Nov. 1709 Kaiſer Joſeph I. die ganze Landſchaft jenſeits des Inns und der Salza vereinigte, gekommen waren? Wie ſollte man erſt von Seite Oeſterreichs noch ferner zugeben können, daß ebenderſelbe Maximilian, nachdem er als ein Feind des deutſchen Reiches in die Acht erklärt worden, dafür noch überdieß mit Sardinien belohnt werde? Dieſe Einwürfe wurden zuerſt mit einer ſolchen Lebhaftigkeit vorgebracht, daß es das Anſehen gewann, als lägen in der Sache Beſchwerniſſe, welche nicht zu überwinden ſeyn würden. König Ludwig XIV. hatte die Großmuth gehabt, dem Kurfürſten von Bayern, nachdem alle Verſuche, welche dieſer Herr gemacht, um bei der Kaiſerwahl zu Frankfurt 1711 als Kurfürſt anerkannt zu werden, vergeblich und für ihn alle Hoffnungen auf die Wiedereinſetzung in Bayern verſchloſſen geblieben waren, zu einiger Entſchädigung zu verhelfen, und ihm vom König Philipp V. von Spanien die Abtretung des Herzogthums Luxemburg, der Grafſchaft Namur, ferner der Feſtungen Charleroi und Nieuport (wovon Maximilian ſogleich im J. 1711 Beſitz nahm) zu erwirken. Da dieſe Abtretung zwar unumſchränkt und erblich, aber doch mit dem ausdrücklichen Beiſatz, daß die Herrſchaft Maximilians in den Niederlanden auf den Fall, daß er einſt wieder in den Beſitz von Bayern kommen ſollte, wieder aufhören, und das Niederland wieder an Spanien kommen müßte, geſchehen war, ſo mußte dem König die Wiedereinſetzung des Maximilian in ſein Stammland Bayern, oder auch eine andere Entſchädigung (wie dann von Seite Frankreichs auf der Zurückgabe von dieſem Bayern ſchon vormals eben gar nicht beſtanden, ſondern im Jahre 1711 vielmehr eine Menge anderer Vorſchläge, z. B. daß man dem Kurfürſten anſtatt Bayern, welches bei Oeſterreich bleiben könnte, Neapel und Sicilien geben ſollte, auf die Bahn gebracht wurden)*) äuſerſt erwünſcht ſeyn. Dieſe und andere Schwierigkeiten verglich jetzt zu Raſtadt abermal der Drang der Zeit, und die wechſelſeitige Furcht vor der Unbeſtändigkeit des Kriegsglückes. Die beiden Bevollmächtigten ſchloßen zu Raſtadt den 6. März 1714, und unterzeichneten den andern Tag den berühmten Friedensvertrag, welcher in 37 Artikeln abgefaßt, und welcher nachher zu Baden im Aargau den 7. Sept. 1714 mit den Unterſchriften des Kaiſers und des Königs von Frankreich, von jenen Bevollmächtigten feierlich ausgewechſelt, und den 9. Oktober darauf auch von dem deutſchen Reich (welches in dieſem Falle, wegen der Kürze der Zeit, der Kaiſer vertrat) geſetzlich beſtätigt; übrigens aber vom Prinzen Eugen (und zwar noch zu Raſtadt) die Klauſel angehängt wurde, daß, weil der raſtadtiſche Friede wider das deutſche Herkommen in der franzöſiſchen Sprache abgefaßt worden, dieß gleichwohl als eine Ausnahme verbleiben, künftig aber die bei der deutſchen Nation ſeit vielen Jahrhunderten zu öffentlichen Verträgen gebrauchte lateiniſche oder deutſche Sprache wieder beibehalten werden ſollte.

---

*) Ein Verzeichniß derſelben findet ſich in Falkenſteins bayeriſcher Geſchichte. S. 825 u. w.

---

*) Lamberti Memoires T. VI. p. 698—703.

Vermöge dieſes zu Raſtadt geſchloſſenen, und zu Baden beſtätigten Friedens erhielt das Erzhaus Oeſterreich die (an der Grenze von Schwaben, zur rechten Seite des Rheins gelegene) Feſtung und Hauptſtadt von Breisgau Altbreiſach, dann die (im Breisgau am Schwarzwald und an der Treiſſe gelegene) Stadt Freiburg; ſo wie der Kaiſer und das Reich die (zur Rechten des Rheins am Ende der Straſburger-Brücke gelegene) Feſtung Kehl nebſt der (zwiſchen der Pfalz und dem Elſaß gegen Saarwerden gelegenen Stadt Bitſch, und der (unweit Zweibrücken und Saarbrücken gelegenen) Stadt Homburg; wogegen Frankreich die Stadt Landau behielt. Dem Erzhauſe Oeſterreich wurde ferner (mit einigen Ausnahmen) das ſpaniſche Niederland, ſo wie der im J. 1700 verſtorbene ſpaniſche König Karl II. es beſeſſen hatte, dann der ruhige Beſitz vom Königreich Neapel, vom Herzogthume Mailand und Mantua, von der Inſel und dem Königreiche Sardinien zu Theil, ſo daß die Entſchädigungen, welche jenes Erzhaus für ſeine Anſtrengungen erhielt, gar nicht unbeträchtlich waren.

Der Fürſten und Stände der vier verbündeten Kreiſe wurde in dem Frieden nicht im Geringſten gedacht, und nicht einmal die Erinnerungen und Abſtimmungen der deutſchen Geſandten wurden vom Marſchall von Villars bewilligt, was der Kaiſer durch ein ſogenanntes Kommiſſionsdecret den 24. März 1714 dem Reichstag, welcher damals wegen einer zu Regensburg eingetretenen anſteckenden Seuche nach Augsburg verlegt worden war, mit dem Beiſatz eröffnet wurde, daß ihr Stand ehrenvoller geweſen ſeyn dürfte, wenn ſie ſich hätten wollen gefallen laſſen, den Reichstagsſchluß von 1713 zu befolgen, und überhaupt dem Beiſpiele der vier verbündeten Kreiſe, welche ſich zu ihrem ewigen Ruhme recht nachdrücklich angeſtrengt hätten, ſich anzuſchließen. (Struv. Hiſt. raſtadt. Friedenshand. S. 49.)

Am ſchlimmſten von allen kam der Kurfürſt Maximilian von Bayern weg. Jene von Ludwig XIV. ihm ſo oft gemachten glänzenden Verſprechungen, jene ihm ſo oft ſchon in der Nähe gezeigten herrlichen Ausſichten auf eine prächtige Belohnung und Entſchädigung wurden von jenem König unter der alten Formel, daß der Drang der Umſtände es nicht anders erlaubt habe, beim Friedensſchluſſe ausgelöſcht und Alles, was der Kurfürſt für das Opfer von ſo vielen Tauſenden ſeiner Unterthanen, für die Summen ſo vieler Millionen (vermöge der raſtadtiſchen und badiſchen Friedensartikel Num. XV. XVI. XVII. und XVIII.) am Ende erhielt, war — ſein (man kann leicht denken, wie ſehr herabgekommenes) Stammland Bayern, und überhaupt die pünktliche Wiedereinſetzung in eben denſelben Zuſtand von Ländern und Würden und fortgeſchleppten Sachen, in welchem er ſich (eben dieſe Belohnung wurde dem Kurfürſten von Köln Joſeph Clemens zu Theil) vor dem Ausbruch des Krieges befunden hatte; — wobei ihm noch der beſondere Auftrag gemacht wurde, eine feierliche Verzicht auf alle Schadloshaltung auszuſtellen. Dieſer war am Ende für die unzähligen Aufopferungen von Geld und Leuten, für die unendlichen Verdienſte ſeiner perſönlichen Opfer und Anſtrengungen — ſein Lohn; aber die Wiedervereinigung mit den Seinigen ließ ihn ſein hartes Schickſal auf einige Augenblicke vergeſſen; er verlangte nach derſelben mit einer unausſprechlichen Sehnſucht; und als ihm auf ſeiner Zurückreiſe nach Bayern im April 1715 von ſeinem getreuen Staatsdiener, Franz Joſeph von Unertl, ſeine damals noch lebenden fünf Söhne (Karl Albrecht, Philipp Moriz, Ferdinand Maria, Clemens Auguſt, Johann Theodor), welche er zehn Jahre nicht mehr geſehen hatte, im ſchwäbiſchen Kloſter Elchingen, bis wohin ihm die Söhne entgegen kamen, vorgeſtellt wurden, ſtreckte er öfters ſeine Arme über ſie aus, und drückte ſie unter einem Strom von Thränen, wiederholtermalen an ſein Herz, ohne ein Wort zu ſprechen. Und erſt nach einer Weile fand er ſich in dem Stand, ſie bei ihren Namen zu nennen, ſie um ihre Schickſale zu fragen, und ohne erſt die Antworten abzuwarten, neue Fragen an ſie zu thun. Dann eilte er mit ihnen nach dem (zwiſchen Landsberg und Augsburg am Lech gelegenen) Schloſſe Liechtenberg, wo ſeine zweite Gemahlinn, Thereſia Kunigunda, welche ſeit ihrer Abreiſe von München meiſtens in Venedig gelebt hatte, ſich einfand, und den 15. April 1715 kam er ganz in der Stille (Nachts um 11 Uhr) nach München zurück, mit dem feſten Entſchluß, dieſe ſeine Vaterſtadt niemals wieder eines ähnlichen Krieges wegen zu verlaſſen; mit der innigen Ueberzeugung, allein in Bayern, dem Urland ſeiner Väter, ſeine ächte Größe und ſein wahres Wohlſeyn zu finden, mit dem Vorſatz endlich, nach ſo vielen zurechtweiſenden Erfahrungen, näher und unzertrennlicher, als jemals, an das Erzhaus Oeſterreich ſich anzuſchließen; wie er dann auch (was wir in der Folge vernehmen werden) dem Kaiſer Karl VI. ganz außerordentliche Beweiſe ſeiner aufrichtigen Achtung und Freundſchaft gegeben hat.

Nicht lange nach dem badiſchen Frieden ſtarben die zwei wichtigſten Perſonen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, der König Ludwig XIV. von Frankreich und die Königinn Anna von Großbritannien. Beide ſahen zuletzt die Sachen ihrer Kriege und Friedensſchlüſſe in einem ganz andern Lichte, als ſie dieſelben während des Zuſtandes ihrer Verirrungen zu ſehen gewöhnt waren. Anna fühlte noch während der Friedensunterhandlungen, daß ſie von der neuen Parthei der Torys, welcher ſie in die Hände geſpielt worden, übel berathen, daß ſie von der Masham verleitet, und daß ſie überhaupt ganz von dem Zweck ihres Krieges, keinen franzöſiſchen Prinzen auf dem ſpaniſchen Throne zu dulden, und was die Hauptſache war, daß ſie von dem, auf ewig entwiſchten Vortheil, den das Kriegsglück in ihre Macht geſtellt hatte, die Krone Frankreich, welche im Glück alles zu verſchlingen gedroht hatte, zu beſchränken, durch liſtige Vorſpiegelungen entfernt worden ſey. Viele andere ungewöhnliche Wahrnehmungen von Zwietracht und Mißvergnügen an ihrem Hof verſetzten ihren Geiſt in eine peinliche Unruhe, mit der ſie dieſe Welt verließ den 1ten Auguſt 1714. Auch der von der feigen Schmeichelei bettelnder Dichter und Künſtler betäubte, und von ſeinen Einbildungen irrgeführte König Ludwig XIV. fühlte in den Tagen, in denen ſich die Nüchternheit einzuſtellen pflegt, ſchwer die Leerheit und Nichtigkeit der Dinge, welche keinen wahren, dauerhaften Werth haben, und den Geiſt nicht ſättigen. Er hatte durch ſeine meiſtens unnöthigen Kriege, bei ſeiner von der mißverſtandenſten Ruhmſucht geleiteten Begierde, neue Länder und Unterthanen zu erobern, ſein altes Land zu Grund gerichtet, erſchöpft und verödet, und für den Gewinn Eines neuen Unterthanen drei alte aufgeopfert, hatte durch ſeine gewaltſamen Aushebungen, zumal im Jahre 1706, die Volksmenge von Frankreich dergeſtalt ausgerottet, daß man 20 Jahre nach dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg ein ganzes Menſchenalter vermißte, daß man faſt gar keinem Mann von 34 — 45 Jahren begegnete, und daß man an ſeinen Kriegsſchulden noch im Jahre 1778 zu zahlen hatte. Er ſuchte zur Zeit, da ſich in ſeinem Herzen Beunruhigungen meldeten, ſeinen Troſt in dem Gedanken, daß dasjenige, was ſich nicht möchte rechtfertigen laſſen, diejenigen zu verantworten haben würden, die ihn dazu verleitet hätten. Sein Tod erfolgte den 1. September 1715. Denſelben Augenblick hörte man die wahren Stimmen. Das Volk ließ jetzt ſeiner lange unterdrückten Empfindung den freien Lauf; und als man durch ſeine Mitte die Leiche des Königs nach St. Denis führte, ſang es, und tanzte es, und überließ es ſich, bis zur Verletzung des Wohlſtandes, ſeiner wilden frohlockenden Freudigkeit. Häufig und laut ſchimpfte es jetzt auf den Menſchen, den es noch vor Kurzem als Monarchen vergöttert hatte.

Hiſtoriſche Betrachtungen.

Die ſonderbarſten Erſcheinungen der wichtigſten Art, welche ſich während der Regierungen der Kaiſer Leopold I. und Joſeph I. an den erſten europäiſchen Höfen ergeben, und welche ganz die Eigenſchaft hatten, daß durch ſie die vornehmſten ſolcher Anſichten, Grundſätze und Handlungsarten, welche auf die Glückſeligkeit der Menſchen mächtig einwirken, theils ganz vollendet, oder unabänderlich beſtätiget und feſtgeſetzt, theils erſt damals zu einer neuen Tagesordnung in die Mitte gebracht wurden, gaben denkenden Männern zu verſchiedenen, und nicht weniger zu den ſonderbarſten Betrachtungen Anlaß. Zu den Erſcheinungen der erſten Art gehörte das große Beiſpiel am damaligen franzöſiſchen Hof, vermöge deſſen die Annahme des Grundſatzes ergriffen wurde, daß das erſte weſentliche Stück der Majeſtät eines Königs in einer uneingeſchränkten Herrſchaft über ſein Volk beſtehe. Die Nation hörte auf, und ward zu einem Hofvolk, das Land zu einem Hofgut umgeſchaffen. Die Wörter „Nationalwohl, Nationalruhm“ wurden zwar nach ehemaligem Styl noch in öffentlichen Schriften manchmal gehört; aber im Grunde wurden jetzt alle Dinge, welche einem Volke das Heiligſte ſeyn müſſen, Beſchlüſſe von Krieg und Frieden, von Geſetzen, Abgaben, Einnahmen und deren Verwendungen, von Soldatenaushebungen, von Aenderungen uralter Verfaſſungen u. a. beinahe nur noch Hofſachen, und das Volk blieb nichts weiter, als ein leidendes Werkzeug; was übrigens in Deutſchland nicht nachgeahmt, ſondern (zur gegründeten Ehre der deutſchen Fürſten) vielmehr die Nationalehre ſowohl ſelbſt von den Fürſten, als von den erlauchteſten deutſchen Männern in Schutz genommen, zwar mancher Unfug nationaler Vorrechte und Verfaſſungen nicht in Abrede geſtellt, aber doch dem Ganzen, ja wohl der Sache ſelbſt das Wort geredet wurde*). Dagegen gieng aber auch in Frankreich das Treiben der Sachen ihren, wie die hiſtoriſche Erfahrung lehret, gewöhnlichen Gang. Wie das unentbehrlichſte, wohlthuendſte, und ſo lange man es im Gleichgewicht läßt, mildeſte der Elemente, die Luft, wenn es in einem ihm unnatürlichen Zuſtand verſetzt, zu ſehr verdickt, oder zu ſehr verdünnet wird, alles zerſchmettert und tödtet, ſo zog, wie wir in der Folge vernehmen werden, das äußerſte Ende einer durchaus unumſchränkten Königsgewalt, welche am Ende zur bloß perſönlichen Willkühr führt, das andere äußerſte Ende, bei welchem das durch das Reiben des Druckes aus dem Schlummer geriſſene Volk entdeckt zu haben glaubte, daß es Rechte verloren habe, welche es nie-

---

*) „Freilich,“ ſchrieb noch im J. 1786 der geheime Juſtizrath Pütter (Hiſtoriſche Entwicklung der heutigen Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs. Zweiter Theil. S. 171.) „freilich läßt ſich der Fall gedenken, daß eine aus Eigenſinn verſagte landſchaftliche Einwilligung eine oder andere gemeinnützige Anſtalt abhalten könne. Aber ob der Fall nicht häufiger zu beſorgen ſey, daß, wo Landſchaften nichts zu ſagen haben, willkührliche Auflagen und deſpotiſche Geſinnungen eines Landesherrn oder Miniſters ein Land zu Grunde richten können, iſt eine andere Frage. Es fehlt zwar nicht an Beiſpielen, daß übelgeſinnte Miniſter auch

---

in Ländern, wo noch Landtage üblich ſind, groß Unheil geſtiftet haben. Würde aber das Unheil vielleicht nicht noch größer geworden ſeyn, wenn keine Landſtände da geweſen wären? Oder wenn es auf den Credit eines Landes ankömmt, oder wenn einem unter zwei Ländern, wo Landſtände ſind, oder wo keine ſind, die Wahl gelaſſen würde, wo man ſich niederlaſſen wollte; ſollte es da wohl ſchwer fallen, ſich darüber zu beſtimmen, welchem von beiden man den Vorzug geben möchte?“ Kräftig erklärte ſich noch im Jahre 1791 Häberlin in ſeinem Handbuch des deutſchen Staatsrechts. Bd. 2. S. 28. u. w.

mals verlieren, niemals veräußern könnte, und von Schmerzen und Unmuth außer ſich geſetzt, in einen neuen Abgrund von Schrankenloſigkeit ſtürzte, nach ſich.

Die Einführung der ſtehenden Armeen, wozu König Ludwig XIV. durch ſeinen Vorgang alle europäiſchen Höfe nöthigte, hatte nicht weniger verſchiedene Erheblichkeiten zur Folge. Sie machte eine ununterbrochene Aushebung der geſündeſten und wohlgeſtalteſten Männer unvermeidlich, und eben ſo unvermeidlich war die neue Bürde unerläßlicher Auflagen, mit welchen die Nationen beitragen mußten, nun ihre eigenen Opfer, welche ſie mit ihren Söhnen zu machen hatten, zu erhalten *). Die Sache iſt, wie ſie iſt, ein

---

*) Auch die ſtehenden Heere fanden ihre Vertheidiger. König Friedrich II. von Preußen ſchrieb 1770 an d'Alembert (hinterlaſſene Werke, B. 11. Berlin. S. 85): „Sie beſchuldigen dieſen Fürſten (König Ludwig XIV.), zuerſt das Beiſpiel zu den zahlreichen Heeren gegeben zu haben, die man heut zu Tage in Europa unterhält. — Durch große Armeen wird weder das Land entvölkert, noch werden der Betriebſamkeit Hände entzogen In jedem Lande kann nur eine gewiſſe Anzahl von Ackerbauern ſeyn, in Verhältniß der Ländereien, die ſie zu bearbeiten haben; ſo wie eine gewiſſe Anzahl Handwerker im Verhältniß mit der Größe des Abſatzes. Der Ueber-

weſentliches Bedürfniß geworden, und welcher Fürſt jetzt unterlaſſen würde, zu thun, was

---

reſt würde betteln, oder Straßenraub begehen. Ferner bewirken dieſe zahlreichen Armeen den Umlauf des baaren Geldes, und vertheilen in den Provinzen gleichmäßig die Hülfsgelder, welche die Völker der Regierung zahlen. Die koſtbare Unterhaltung dieſer Armeen verkürzt die Dauer der Kriege; ſtatt daß ſie vor einem Jahrhundert 30 Jahre dauerten, ſind die Monarchen jetzt aus Erſchöpfung gezwungen, ſie viel geſchwinder zu endigen. In unſern Tagen (1770) pflegen ſieben oder acht Feldzüge höchſtens die Quellen der Fürſten zu erſchöpfen, und ſie friedfertig und nachgiebig zu machen. Auch muß man noch bemerken, daß dieſe großen Armeen die Stände weit genauer beſtimmen, als ſie es ehedem waren. Beim erſten Trompetenſchall, der jetzt ertönt, verlaſſen weder der Landmann, noch der Handwerker, weder der Juſtizmann, noch der Gelehrte, ihre Geſchäfte; ruhig ſetzen ſie ihre gewöhnliche Arbeit fort, und überlaſſen den Vertheidigern des Vaterlandes die Sorge, es zu rächen. Ehedem wurden beim erſten Lärm eilfertig die Truppen geworben. Alles ward dann Soldat. Man dachte an nichts, als den Feind abzuwehren. Die Felder lagen brach. Die Werkſtätten blieben leer, und die Soldaten ſchlecht bezahlt, ſchlecht unterhalten, ſchlecht gezogen, lebten bloß vom Plündern, und betrugen ſich als Räuber in den unglücklichen Ländern, die ihren Verheerungen zum Schauplatz dienten. Alles dieſes hat ſich ſehr geändert, nicht, als ob bei einigen Armeen nicht noch ehrloſe Räuber und Plünderer wären; aber er von andern gethan ſieht, der würde ſeine Pflicht, für die öffentliche Sicherheit und Freiheit zu ſorgen, gänzlich hintanſetzen; aber gleichwie man von der Rechtlichkeit einer Stadt, in welcher jeder Bürger einen oder mehrere bewaffnete Männer unausgeſetzt vor ſeine Thüre ſtellen müßte, weil er ſtets in der Gefahr ſtände, von einem ſeiner Nachbarn überfallen und beraubt zu werden, nur eine überaus ſchlechte Meinung anzunehmen berechtigt ſeyn würde, ſo kann man nicht umhin, über die brauſenden Lobſprüche, mit welchen man die europäiſche, zumal die, ſeit geſtern in Trieb geſetzte Sittlichkeit, Aufklärung und Verfeinerung aller Geiſtesanlagen allenthalben ausposaunet, mit Unmuth zu lächeln; ſo lange man nämlich das, was man den wildeſten Wilden zum gräßlichſten Vorwurf macht, und was man an ihnen auf das äußerſte zu verabſcheuen vorgiebt, „daß ſie unter ſich in ewi-

---

alles dieſes reicht doch bei weitem nicht an die Zügelloſigkeit, die ehemals ſtatt fand. Sie werden daher erlauben, daß ich mein Urtheil über die ſtehenden Armeen noch zurückhalte, bis Sie beſſere Gründe anführen werden, um ſie abzuſchaffen.“ — Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß ſich gegen die Gründe des Königs Friedrich II. gar Vieles erinnern laſſe.

gen Kriegen verwickelt, und nur mit ihrer wechſelſeitigen Ausrettung beſchäftigt ſind,“ ſelbſt in beſtändiger Ausübung forttreibt; ſo lange man ferner das Höchſte menſchlicher Vortrefflichkeit in die glückliche Geſchicklichkeit eines kühnen Eroberers ſetzt; ſo lange man zu gleicher Zeit in der wahren Aufklärung des Verſtandes, und in der ächten Berichtigung menſchlicher Begriffe nicht einmal ſo weit vorgerückt iſt, um zu wiſſen, daß unter wahrhaft aufgeklärten Völkern der Kleinſte ſicher, ruhig und geehrt neben dem Größten wohnen, und daß ein Fürſt von hundert Quadratmeilen, wenn er verſtändig und edelmüthig iſt, ſo groß und preiswürdig ſey, als ein Monarch von hunderttauſend, und noch größer, wenn dieſer kein Mann von edler Gemüthsart iſt; — ſo lange man endlich alle Erinnerungen dieſer Art kurz und ſchnöde von ſich ſtößt, und fortfährt von überſpannten, unweltläufigen Plaudereien zu ſprechen, wenn man von dem, was jeder im Krieg Begriffene doch ja ſelbſt durch den Krieg herſtellen zu wollen, verſichert, nämlich von einem fortdauernden Frieden ſpricht.

Zu den mit dem glänzendſten Beifall der großen Welt in ihrer Außenſeite verherrlichten Erſcheinungen gehörte die unter dem Kaiſer Leopold I. zur Tagesordnung gewordene Mode, in der Abſicht, den Krieg zu lernen, auswärtigen, mit dem Vaterland nicht verbündeten, Kriegen nicht nur nachzuziehen, was, wenn allein von der Erlernung und Uebung im Dienſt die Rede ſeyn ſoll, allerdings nützlich und rühmlich iſt, ſondern Menſchen, die des Mörders Feinde nicht ſind, zu morden, um im Nothfall zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes das Morden zu verſtehen; eine Mode fürwahr, für deren Rechtlichkeit eine gegentheilige, auch allgemein eingeführte Meinung keine Gewährleiſtung iſt.

Die häufiger, als jemals, unter Ludwig XIV. zum Vorſchein gebrachten Beiſpiele, ſolche Kriege, die ſich durchaus nicht rechtfertigen ließen, aus bloßer Rache, aus bloßer Luſt, zu rauben, aus bloßem Neid, um einen Dritten in ſeinem Glück und Vortheil zu ſtören, oder wohl gar aus bloßem Zeitvertreib anzufangen, und es für nichts zu achten, Hunderttauſende unſchuldiger Unterthanen erbärmlich umkommen, oder durch ungeheure Auflagen und Erpreſſungen in den Bettelſtand verſetzen zu laſſen, veranlaßten die zum Grundſatz gewordene Erſcheinung, vermöge welcher man ſich nicht nur berechtigt, ſondern oft wohl noch verpflichtet glaubte, die ſittlichen Verbindlichkeiten, nämlich die Moral des Privatmannes von der Moral der Höfe zu trennen *), nichts, was zu einem Vortheil führte, für unerlaubt zu halten, und über die Völ-

---

*) Friedrich II., König von Preußen, gab (in ſeinen hinterlaſſenen Werken B. 1. Vorerinnerung S. 11) die Fälle an, bei denen, nach ſeiner Meinung, ein Fürſt ſein Wort brechen dürfte.

„Das Beſte des Staates," ſchrieb er, „iſt Regel für die Fürſten. Die Fälle, wo Bündniſſe können gebrochen werden, ſind: 1) Wenn der Bundesgenoſſe ſeine Verpflichtung nicht erfüllt; 2) wenn der Bundesgenoſſe uns hintergehen will, und uns kein Ausweg übrig bleibt, als ihm zuvorzukommen; 3) wenn eine ſtärkere Macht uns unterdrückt, und uns zwingt, unſer Bündniß zu brechen; 4) wenn es uns unmöglich fällt, den Krieg länger fortzuführen. Es iſt nun einmal das Schickſal ſo, daß das unglückliche Geld auf alles wirkt. Die Fürſten ſind die Sklaven ihrer Mittel; die Wohlfahrt des Staates iſt ihr Geſetz, und zwar ein unveränderliches Geſetz. Iſt ein Fürſt verpflichtet, ſelbſt ſeine Perſon zum Beſten ſeiner Unterthanen aufzuopfern, ſo muß er ihnen noch vielmehr Verbindungen aufopfern, deren Fortdauer ihnen ſchädlich ſeyn würde. Beiſpiele von ſolchen gebrochenen Verträgen finden ſich allgemein. Ich will ſie nicht alle entſchuldigen; aber das behaupte ich, es giebt Fälle, wo die Noth, oder die Ueberlegung, oder die Klugheit, oder die Wohlfahrt des Landes, Fürſten dazu zwang, indem ihnen kein anders Mittel blieb, ſich vom Untergange zu retten. — Der Weiſe, der in den Urſachen die Folgen vorausſieht, muß ſich zu rechter Zeit jenen Urſachen, wenn ſie ſeiner Wohlfahrt im Wege ſtehen, entter zu lachen, welche in Erſtaunen geriethen, und welche noch ſo viele Reſte von Menſchen=

---

gegen ſetzen. Man erlaube mir, mich über dieſe delikate Materie, welche noch gar nicht gründlich abgehandelt worden, genauer zu erklären. Es ſcheint mir offenbar und ausgemacht, daß ein Privatmann gewiſſenhaft ſeinem Wort getreu bleiben muß, hätte er es auch unbedachtſam gegeben. Bricht der andere ſein Verſprechen, ſo kann jener Schutz bei den Geſetzen finden; und endlich, was auch daraus komme, ſo iſt es nur immer ein Einzelner, der leidet; aber bei welchen Gerichtshöfen ſoll ein Landesherr klagen, wenn ein anderer gegen ihn ſein Verſprechen bricht? Das Wort eines Privatmannes zieht nur das Unglück eines einzelnen Menſchen nach ſich; das Wort der Regenten aber eine allgemeine Noth für ganze Nationen. Die Sache läßt ſich auf folgende Frage bringen: Iſt es beſſer, daß das Volk umkomme, oder daß der Fürſt ſeinen Vertrag breche? Wer iſt ſo ſchwachköpfig, um bei der Entſcheidung dieſer Frage noch anzuſtehen? Die angeführten Fälle zeigen, daß, um über die Handlungen eines Regenten zu entſcheiden, man zuvor reiflich erwägen muß, in welchen Umſtänden er ſich befand, wie ſich ſeine Bundesgenoſſen betrugen, welche Mittel ihm zur Erfüllung ſeiner Verſprechungen zu Dienſte ſtanden, oder fehlten.“ — Daß es Fälle geben könne, in welchen das gegebene Verſprechen von ſelbſt aufhört, läßt ſich leicht begreifen; aber daß man, anſtatt wirklich ſolche Fälle vor ſich zu haben, ſich oft an Trugſchlüſſe hielt, iſt eben ſo wenig zu läugnen. Häberlin ſagt (in ſeinem Handbuch des deutſchen Staatsrechts, Berlin gefühl hatten, um (im Namen ihrer Herren) zu erröthen, wenn ſie in öffentlichen Kriegsankündigungen die gräßlichen Vorwürfe laſen, worin Könige, einer den andern, der ſchändlichſten Meineide, der unverſchämteſten Lügen und Treuloſigkeiten, der empörendſten Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, und der, am hellen Tage, mit dem Muthwillen der Uebermacht an ſchwächern Fürſten und Völkern verübten gewaltſamſten Einbrüche und Straßenräubereien beſchuldigten. Die Folge ſolcher Ereigniſſe war, daß ſich, nachdem bei der Entſcheidung von Recht und Unrecht ſehr oft peinliche Verwirrungen, Mißverſtändniſſe und Falſchheiten zum Vorſchein kamen, gewiſſenhafte Fürſten eigene Gewiſſensräthe, oder

---

1791. Bd. 2. S. 41. in not.): „Erſtaunen muß man, wenn in unſern Tagen hin und wieder laut behauptet wurde, ein Regent, deſſen Hauptpflicht ſey, das Beſte des Staates zu befördern, könne ſich durch Verträge (mit ſeinen Landſtänden) die Hände nicht binden laſſen; er ſey berechtigt, dem Vertrage gerade entgegen zu handeln, ſobald es ihm ſcheine, daß deſſen Beobachtung dem Wohle des Ganzen nachtheilig ſey. Was wären aber alsdann Verträge? Was wäre ein Bürger? Was wäre bürgerliche Freiheit? Kann der Fürſt allein geſetzmäßig beurtheilen, daß das, was er thun will, beſſer iſt, als das, was er thun ſoll?“ u. ſ. w.

ſogenannte Hoftheologen, welche ſogar bei neuen Auflagen, um die Rechtlichkeit derſelben zu Rath gezogen wurden, hielten, und wenigſtens ihren Unterthanen zu erkennen gaben, daß es ein Unrecht gäbe, und daß ſie das Unrecht verabſcheuten. Die ſittliche Reinheit, Güte und Veredlung der menſchlichen Natur, das dauernde Wohlſeyn der Völker, ſelbſt das geſicherte Wohlſeyn der Fürſten gewann bei den eben erwähnten Erſcheinungen gewiß nicht, und es fehlte damals ſchon überhaupt dazu, daß der größte Theil von Europa in ein bodenloſes Verderben aller Art geſtürzt würde, nichts mehr, als daß jener Strudel von vergiftenden Keimen aller Art, welcher unter dem tonangebenden Zeitalter des Königs Ludwigs XIV. ſich geſammelt hatte, anſtatt mit dem thätigſten Ernſt unterdrückt zu werden, wohl noch alle Unterſtützung finden würde, um ſich in ſeinem ganzen Umfang entwickeln, und Frankreich und andere Länder in ſich verſchlingen zu können. Wir wollen ſogleich ſehen, mit welchen Vorbereitungen man die Begebenheiten der nachgefolgten Zeiten herbeiführte.

Hiſtoriſche Anekdoten.

Der Schein betrügt.

Der Graf (nachmaliger Herzog und franzöſiſcher Feldmarſchall), Anton von Gramont, mußte ſich in ſeiner Jugend wegen einer Ehrenſache (ſonderbar genug, daß man den Zweikampf noch immer ſo nennt) aus Frankreich flüchten. Da er nun in der weiten Welt nicht ganz geſchäftlos umherflattern wollte, beſchloß er, Kriegsdienſte in Deutſchland zu nehmen, und in ſolcher Abſicht den damals weit berühmten bayeriſchen General Tilly, der die ligiſtiſche Armee anführte, aufzuſuchen. Nichts war mit der Verlegenheit zu vergleichen, welche den jungen Franzoſen gleichſam außer ſich ſetzte, als er den von ganz Europa geprieſenen Tilly zuerſt erblickte; er traf ihn an der Spitze ſeiner eben im Marſch begriffenen Armee. Tilly ſaß auf einem kleinen, erzmagern Schimmel, in einem für einen vornehmen General ſehr ſonderbaren Aufzug; er trug nämlich (nach der damaligen ſpaniſchen Sitte) ein grün atlaſſenes Wams mit aufgeſchlitzten Aermeln, eben ſolche Beinkleider, mit einem Biret auf dem Kopf, von welchem eine rothe Feder bis auf den Rücken herabhieng; dazu kam ein kleiner, zwei Finger breiter Gürtel mit einem Schlachtdegen, und endlich an dem Sattelknopf eine Piſtole. Gramont glaubte im erſten Augenblick, daß es mit dem Kopf des Mannes, der einen ſolchen Anzug wählen konnte, unmöglich ganz richtig ſtehen könnte, und daß er demnach, anſtatt jenen Feldherrn, von welchem Jedermann mit der höchſten Achtung ſprach, gefunden zu haben, einem Phantaſten in die Hände gefallen ſey; er lernte aber den Mann, deſſen Kleidung ihn ſo ſehr befremdete, bald beſſer kennen, und er war genöthigt, zu geſtehen, daß er unter allen den Offizieren, welche er bis dahin geſehen habe, nie einen verſtändigern, weiſern, vollendetern Kriegsmann geſehen hätte. Tilly, der im erſten Augenblick auf dem Geſicht des jungen Franzoſen geleſen hatte, was in ihm vorgieng, nahm, nachdem er ihn umarmt, und über ſeine Ankunft eine herzliche Freude bezeigt hatte, ganz unbefangen das Wort: „Wie ich ſehe, mein lieber junger Herr, ſagte er, ſo kömmt Ihnen meine Kleidung ſehr ſonderbar vor. Dieſe Kleidung iſt ja freilich nach der franzöſiſchen Mode ganz und gar nicht; aber ſie iſt nach meiner Mode, und mehr braucht es doch wohl nicht, ſollte ich meinen, um für mich die beſte Mode zu ſeyn. Wie ich ferner wahrnehme, ſo wollen Ihnen auch mein kleiner Schimmel und meine Piſtole nicht behagen. Damit Sie nun von dem Tilly, welchen zu ſehen Sie eine ſo weite Reiſe gemacht haben, etwas günſtiger urtheilen lernen, ſo kann ich nicht umhin, ihnen zu ſagen, daß ich ſieben Schlachten gewonnen habe, ohne dieſe Piſtole auch nur Einmal aus der Halfter gezogen, oder dieſe Maus von Schimmel müde gemacht zu haben.“ **Memoires de Gramont. T. I. p. 13.**

Folgen eines unzeitigen Scherzes.

„Als der kaiſerl. Feldmarſchall Holzapfel den bayeriſchen Feldmarſchall Grafen von Gronsfeld den 30. Sept. 1647 aus dem Feldlager bei Loſa wegen der Vereinigung beider Armeen geſchrieben, meldete er unter anderm: „Wie aber Ihre (des Gronsfelds) unberittene Reiter mit Pferden, Gezeug, Piſtollen, langen Röhren, Waffen, Armſchienen, Träpgänſen, Faſanen und Berghanen wiederumb von mir zu verſehen, kann ich nicht wiſſen.“ Dieſes nun hat Gronsfeld ybel, und für einen Schimpf aufgenommen, derowegen es geahndet worden, und ziembliches Mißtrauen entſtehen können, wann mans nit in Güte beigelegt, vnd Holzapfel ſich entſchuldigt hätte, daß es bloß aus vexation vnd Kurzweil geſchehen ſey, maſſen dan Gronsfeld an den Holzapfel, Fürſten von Lobkowiz und den von Traun ſehr nachdruckſam, dem erſten aber geſchrieben, er habe keine Trapgänſe, Faſanen, noch Berghanen, ſondern daſ begehrt, weſſen er auf das punktualiſche befehlt ſey. Den 6. Okt. iſt auch von Ihre kurfürſtliche Durchlaucht Maximilian I. dem Gronsfeld geſchrieben worden, weil man dafür halte, Holzapfel werde obiges nit auf beſer Mainung, ſondern nur auf einen ſcherz (denne er zwar woll unterlaſſen könden) geſchriben haben, So werde ers auch nit übel aufnehmen, ſondern mit Ihme, ſeinem eufer nach, guete ainmüthige Correſpondenz vnderhalten, damit dadurch allzeit deſs gemainen weeſens Dienſt befördert werde." ex Coaev. Mspt.

Deutſches Ceremoniel.

Wenn man ſich über die Sonderbarkeit des an deutſchen Höfen nach dem weſtphäliſchen Frieden mit ängſtlicher Eiferſucht eingeführten Ceremoniels wundert und luſtig macht, ſo dürfte dabei wenig zu erinnern ſeyn, als daß man nicht vergeſſen ſoll, daß ähnliche

Sonderbarkeiten nicht weniger an andern europäiſchen Höfen zur Hofſitte geworden waren. Der franzöſiſche Geſandte Gramont erzählt während ſeines Aufenthaltes zu Frankfurt, wo 1658 wegen einer neuen Kaiſerwahl die Kurfürſten ſich einfanden: „Der König von Ungarn (Leopold, nachmaliger Kaiſer) wurde bereits von allen Kurfürſten beſucht. Seine Weiſe, ſie zu empfangen, hat etwas Eigenes; er erwartet nämlich die Ankommenden oben auf der Stiege, und wenn er ſieht, daß ſie im Heraufgehen ſind, ſteigt er drei Stufen hinab; dann geht er, der erſte, durch die Thüre, und behauptet immer die rechte Hand. Als ihn der Kurfürſt von Mainz beſuchte, bemerkte dieſer Herr, daß der König nur erſt zwei Stufen herabgeſtiegen ſey; er blieb demnach unten an der Stiege ſo lange ſtehen, bis endlich Jemand darauf verfiel, den König Leopold zu erinnern, daß er noch eine Stufe herabzuſteigen habe. Leopold that den dritten Schritt unverzüglich und ſogleich kam auch der Kurfürſt von Mainz wieder in Bewegung.“

Höchſt ſonderbarer Uebermuth des türkiſchen Hofes.

In dem Friedensſchluſſe, welchen Kaſeri Leopold I. zu Vasvar 1664 mit der Pforte ſchloß, wurde unter andern ausgemacht, daß beide Theile ſich wechſelſeitige Geſchenke durch außerordentliche Abgeordnete zuſchicken ſollten. Von Seite des Kaiſers Leopold wurde zu dieſer Verrichtung der Graf von Leslie beordert, und den 31. Oct. 1665 hatte dieſer Herr ſeine Abſchiedsaudienz bei dem Großſultan mit den in dergleichen Fällen hergebrachten Ceremonien. Er ſelbſt, und die Vornehmſten vom Adel von ſeinem Gefolge ließen ſich vor dem Sultan auf ihre Kniee, und ſenkten ihre Häupter auf die Erde nieder, bei welcher Gelegenheit der Herr von Renninger, welcher bei ſechzehn Jahren kaiſerlicher Reſident geweſen, und wegen Alters und Podagra ſo ſchwach geworden war, daß er ſich nicht ſo tief, als er es wohl hätte thun ſollen, bücken konnte, von dem Capigi = Bachis ſo ungeſtüm niedergeſtoßen wurde, daß er mit dem Kopf auf den Boden ſchlug, und etliche Wunden in die Stirne bekam; dadurch der gute Mann ſo verwirrt gemacht wurde, daß er ſeine Rede, wie er vorgehabt, nicht zu halten vermochte; wie er auch hernach dießfalls keine Genugthuung erlangen konnte. Mencken S. 99 u. w.

Der wohlgerathene Scherz 1666.

Gottfried Wilhelm von Leibniz war in ſeiner Jugend nach Nürnberg gekommen, in welcher Stadt ſich (nach der damaligen allgemeinen Sitte) eine geheime Geſellſchaft von Scheidekünſtlern (Chemikern) befand, welche auf die Erfindung des Steines der Weiſen (lapidis philosophorum) losarbeiteten. Gleichwie nun Leibniz überall alles Wiſſenswürdige zu wiſſen verlangte, und demſelben nachtrachtete, ſo gieng er lange mit ſich zu Rath, wie er es möchte dahin bringen können, zum Mitglied jener geheimen Geſellſchaft aufgenommen zu werden; er las chemiſche Bücher, verſtand aber einen großen Theil ihrer Kunſtſprache nicht, und wurde bald verleitet, zu glauben, daß die neuen, unverſtändlichen, ſach- und ſaftloſen Wörter wohl auch ſelbſt von denjenigen nicht verſtanden werden dürften, welche ſolche neue barbariſche Wörter bloß erfunden hätten, um ſich damit ein Anſehen zu geben, und das Publikum, welches von ſolchen Schwächlichkeiten, und kleinlichen Betrügereien gelehrter Leute gar keinen Begriff haben könnte, glauben zu machen, daß in dem, was unmöglich einen Sinn haben könnte, ein tiefer Sinn verſchloſſen ſeyn müſſe. In einer ſolchen Vorausſetzung ſchrieb ſich Leibniz ein großes

Verzeichniß unverſtändlicher und ſinnloſer Wörter zuſammen, und machte daraus einen Brief, wovon er (wie er nachher öfters lachend erzählte) nicht das Geringſte verſtand, mit der Aufſchrift an Daniel Wülfer, Direktor der geheimen Geſellſchaft. Dieſer Herr Direktor gerieth über die tiefe Gelehrſamkeit des Briefes, woraus er übrigens mit Mühe kaum ſo vieles entziffern konnte, daß der Verfaſſer die Aufnahme in die Geſellſchaft wünſchte, in ein ſolches Erſtaunen, daß er dem Leibnitz, als einem ihm von einem beſondern Glück zugeſandten Adepten nicht nur ſogleich die Aufnahme in die Geſellſchaft, ſondern auch eine Penſion mit der Verbindlichkeit, daß er ſein Mitgehilfe und Sekretarius ſeyn ſollte, zuwegen brachte, was Leibniz auch wirklich annahm, wiewohl nicht lange behielt. Johann Georg von Eckhart Lebensbeſchr. von Leibniz.

Seltene Beſcheidenheit zweier Künſtler.

Der bayeriſche Landſchaftenmaler, Joachim Franz Beich, machte während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges eine Reiſe nach Italien, wo der berühmte Maler, Franz Solimena, als er einige Arbeiten des Beich zu ſehen bekam, dergeſtalt von denſelben gerührt wurde, daß er nicht nur verſchiedene davon copirte, ſondern ſogar vom Weich verlangte, daß er die Copie verbeſſern ſollte; aber der beſcheidene und fein fühlende Weich machte nach der Copie des Solimena eine neue Copie, und überreichte ihm dieſelbe, worauf ihm Solimena die ſeinige ſchenkte.

Die ſonderbare Vorſtellung.

Der Abbé de Bois Robert hatte einen Neffen, welchen er dem Kardinal und Premierminiſter Richelieu vorſtellen, und ihm dadurch eine Pfründe auswirken zu können wünſchte. Wiewohl er nun bei dem Miniſter in großen Gunſten ſtand, und wiewohl er täglich Gelegenheit hatte, mit ihm von ſeinem Neffen zu ſprechen, ſo wußte er doch zu gut, daß der Miniſter viele, und wichtigere Dinge zu denken hätte, um einer ſolchen Kleinigkeit, wie er vorzubringen hätte, nicht bald wieder zu vergeſſen; und weiter wußte er, daß der Miniſter ſonderbare oder beluſtigende Einfälle wohl aufnehme, und ſich derſelben erinnere. Bois Robert beſchloß demnach, etwas zu thun, was eine ſolche Erinnerung an ſeinen Neffen bewirken konnte; und mit dieſer Abſicht fand er ſich eines Tages in dem Garten ein, worin der Miniſter, umgeben von ganzen Schaaren zudringlicher Schmeichler und Aufwärter, zu gewiſſen Stunden ſpazieren zu gehen pflegte. Er erwartete den Zug bei einem Baſſin, und ihm zur Seite ſtand ſein kleiner Neffe. Wie nun der Miniſter vorüber kam, ergriff Bois Robert ſeinen Neffen, und warf ihn in den Baſſin. Das Geſchrei des Jungen, ſo wie der Lärm der Vorübergehenden, machte, daß der Miniſter ſtill ſtand, um zu ſehen, was vorgehe. Als nun der Junge ganz von Waſſer triefend und mit ihm ſein Onkel zum Vorſchein kam, fragte der Miniſter gleich, wer der Junge wäre. Es iſt mein Neffe, antwortete Bois Robert, welchen ich hiemit Eurer Eminenz vorſtellen und zu Gnaden empfehlen wollte. Dieſe Art, mir Jemanden vorzuſtellen, iſt ganz neu, fuhr der Miniſter fort, und lachte. Es ſoll nur ein ſogenanntes nota bene ſeyn, erwiederte Bois Robert, welches Eure Eminenz an meinen armen Neffen erinnern dürfte. Ich werde mich deſſen erinnern, ſagte der Miniſter. Der Neffe erhielt eine Pfründe.

Der glückliche Zufall.

Matthäus Prior, einer der beſten engländiſchen Dichter, und der größten engländiſchen Staatsmänner, ward, da ſein Vater, ein Schreiner zu London, frühzeitig geſtorben war, in dem Hauſe ſeines Oheims erzogen, der ihn mit aller Sorgfalt unterrichten, und in die Schule zu Weſtmünſter gehen ließ. Gleichwie nun Prior ein ganz vortrefflicher Kopf, und für ächte geiſtige Schönheiten auf alle Weiſe empfänglich war, ſo gewann er für die Lektüre der Klaſſiker bald einen dergeſtalt dauerhaften Geſchmack, daß er niemals wieder davon abließ, und daß er, nachdem ihn der Oheim, ein Weinhändler, von der Schule nach Hauſe genommen hatte, um ihn mit ſeinem Gewerbe bekannt machen zu laſſen, beſtändig einen und andern Klaſſiker in der Taſche trug, und mit jedem freien Augenblicke zu ſeiner Unterhaltung zurückkehrte. Vorzüglichſt liebte Prior den Horaz, welchen er vortrefflich erklären, und den er beinahe auswendig herſagen konnte. Da nun von Zeit zu Zeit viele vornehme Engländer, um ſich bei einem Glas Wein zu unterhalten, in das Haus des Oheims kamen, wurde das Verhalten des jungen Prior von einem derſelben beſonders bemerkt und beobachtet. Dieſer war eben zugegen, als eines Tages die vornehmen Lords über eine Stelle des Horaz nicht einig werden konnten, und rief: „Wir wollen den Kellerjungen fragen, der wird's entſcheiden.“ Prior erklärte die Stelle, und entſchied zum Erſtaunen der Anweſenden vortrefflich; aber einer derſelben, der Graf von Dorſet, ließ es dabei nicht bewenden; er ließ ihn weiter ſtudieren, und England erhielt den großen Mann, der zu Weſtmünſter liegt.

Deutſche Redlichkeit.

Während der brandenburgiſche Kurfürſt, Friedrich Wilhelm, genannt der Große, mit ſeiner Armee wider die Franzoſen 1672 am Rhein ſtand, machte ihm ein Franzos das Anerbieten, daß er (gegen eine angemeſſene Belohnung, wie ſich verſteht) den franzöſiſchen Feldmarſchall, Türenne, ermorden wollte. Der Kurfürſt wies den Meuchelmörder mit Verachtung und Unmuth von ſich, und gab dabei dem Türenne von dem Vorfalle auf der Stelle Nachricht; er warnte ihn, wohl auf ſeiner Hut zu ſeyn, indem es in ſeinem Lager Leute gäbe, welche ſein Leben feil böten. Er ſetzte hinzu, daß es ihn freue, dem Feldmarſchall einen Beweis von ſeiner Hochachtung für ſeine Verdienſte geben zu können, welche auch ſelbſt dadurch nicht ausgelöſcht worden wären, daß ſeine Franzoſen in die Wette geeifert hätten, ſeinen Ländern ſo vieles Verderbniß, und ſeinen, an dem Krieg unſchuldigen, Unterthanen ſo vieles Ungemach und Leiden, als möglich, zu verurſachen.

Der abgelehnte Zweikampf.

Der rheinpfälziſche Kurfürſt, Karl Ludwig, hatte ſich im Jahre 1674 in dem Krieg zwiſchen König Ludwig XIV. und dem Kaiſer Leopold I., mit dem letztern verbündet, und Gelegenheit gegeben, daß den Franzoſen Philippsburg entriſſen ward. Dieſer Vorfall entrüſtete den franzöſiſchen Feldmarſchall, von Türenne, dergeſtalt, daß er der Pfalz zueilte, und das ſchöne Amt durch Plünderungen und Brand mit einem Ingrimm verwüſtete, welcher den Kurfürſten glauben machte, daß der grauſame Mann nichts mehr wünſchen dürfte, als wider ſeine Perſon anrennen und wüthen zu können. In dieſer Hinſicht ſchickte der Kurfürſt an den Türenne ein Schreiben, worin er ihm ſein unverantwortliches Verfahren, mit welchem er unſchuldige und wehrloſe Unterthanen zu Grunde richtete, auf das ſchärfeſte ahndete, und ihn zu einem Zweikampf, wodurch ihren perſönlichen Spaltungen mit Einem Male ein Ende gemacht werden könnte, herausforderte; allein Türenne, den es weniger koſtete, brennen zu laſſen, als ſich zu ſchlagen, lehnte die Herausforderung ab, indem er zur Antwort gab: „Er pflege ſich wohl manchmal zu ſchlagen, aber nur an der Spitze von zwanzigtauſend Secundanten.“

Die kluge Auslegung.

Der erſte Kriegsminiſter Königs Ludwig XIV., Louvois, war dem Feldmarſchall von Türenne ſchon aus der Urſache, weil er Talente und Verdienſte hatte, welche der König ſchätzte, und dann auch, weil er der einzige Offizier war, der ſich vor ihm nicht ſklaviſch beugte, äuſſerſt gram, und er ließ daher den Türenne während ſeiner Feldzüge ſehr oft, und gerade in den dringendſten Lagen, ohne Unterſtützung an hinlänglicher Mannſchaft und andern Bedürfniſſen; indem er hoffte, daß Türenne ſeinen Feinden unterliegen, und darüber die Gunſt und das Zutrauen des Königs verlieren würde. Türenne begriff die Sache, und ſchwieg; und als ihm 1664 eines Tages, wo der Mangel unentbehrlicher Dinge zu auffallend war, darüber von den Umſtehenden ein Befremden gezeigt, und erinnert wurde, daß man ſich keine vernünftige Urſache denken könne, warum Louvois einen General, der dem Hofe ſo gute Dienſte leiſtete, wie Türenne, haſſen, und noch weniger, wie er ihn mit Dingen, ohne welche jede ſchöne Ausführung nothwendig gehemmt werden müßte, in Noth ſtecken laſſen könne; erwiederte Türenne mit einem Schein von Unwillen: „Wie, meine Herren! Sie wollen einen ſo tief und richtig denkenden Miniſter, wie Louvois iſt, tadeln? Sie wollen Beweiſe von Unwillen und Mißgunſt dieſes großen Miniſters auf mich in Dingen finden, welche gerade der höchſte Beweis ſeiner Achtung und ſeines Wohlwollens für mich ſind? Wenn mir Louvois die Truppen, deren ich bedürftig bin, vorenthält, ſo will er mir eine Gelegenheit verſchaffen, zeigen zu können, daß ich auch mit Wenigen thun könne, was Andern ſchwer iſt, mit Vielen zu thun. Er will, daß ich mich ſonderbar auszeichne, um unſerm Monarchen, dem König, ſagen zu können: Welch ein Mann von ganz ſonderbaren Verdienſten iſt unſer Türenne!"

Die wohlerklärten Einbildungen.

Der berühmte Dichter Racine hatte die Schwachheit, für einen Hofmann gelten zu wollen, ungeachtet Jedermann wahrnahm, daß das dazu geeignete, wenn gleich nur geringe, Talent ſeine Sache ſchlechterdings niemals ſeyn werde. Als ihn nun Ludwig XIV. einſt mit dem Herrn von Cavoye, einem ächten Hofmanne, ſpazieren gehen ſah, ſagte er: „Dieſe zwei Männer ſehe ich ſehr oft mit einander ſpazieren gehen, und ich kann mir die Abſicht, welche ſie zuſammenbringt, leicht erklären. Wenn die Herren zuſammen gehen, bildet ſich Savoye ein, ein witziger Kopf, Racine träumt, ein Hofmann zu ſeyn."

Die ſonderbare Beurtheilung eines Gedichts.

Der franzöſiſche Dichter, Johann Chapelain († 1674), bekam vom König Ludwig XIV. einen jährlichen Gehalt, mit der Obliegenheit, die Begebenheiten des im engländiſchen Krieg berüchtigten Mädchens von Orleans zu ſchreiben. Chapelain künſtelte dreißig Jahre an dem ihm aufgetragenen Gedicht, und förderte etwas zu Tage, das Niemand vor Langweil leſen konnte. Der Witz der Franzoſen ergoß ſich in die Wette über dieſe poetiſche Geburt; aber keine Beurtheilung war nachdrücklicher, als die folgende. „Die damals lebenden Dichter und verewigten Humaniſten, Deſpreaux, Racine, la Fontaine, Chapelle, Furetier und noch andere Männer von Geſchmack hatten ſich ein Haus gewählt, worin ſie öfters in Geſellſchaft zuſammen kamen. Man war übereingekommen, daß ein Exemplar von dem Gedicht des Chapelain beſtändig auf dem Tiſch liegen, und ja nicht aus ſeinem Platze gerückt werden ſollte. So oft nun einer der Anweſenden entweder wider die Reinheit der Sprache, oder wider die richtige Beurtheilung ein Verſehen gemacht hatte, wurde er durch die Mehrheit der Stimmen gewöhnlich zu der Strafe verurtheilt, einige Verſe aus dem Gedicht zu leſen. War das Verſehen außerordentlich, ſo wurde der arme Sünder verdammt, zwanzig Verſe zu leſen; aber man mußte ſich vollends etwas unerhört Linkes haben zu Schulden kommen laſſen, wenn die Stimmen der Richter ſo weit giengen, das Ableſen einer ganzen Seite zu verhängen.“

Die ſonderbare Höflichkeit.

Als die Franzoſen im J. 1689 die Stadt Speier eroberten, hatten ſie den ſchärfſten Befehl, die Garniſon ohne Ausnahme niederzumachen. Ein deutſcher Offizier bat um ſein Leben; allein der Franzos, der ſich ihm näherte, gab verbindlich zur Antwort: Mein Herr! bitten Sie mich um etwas anders, um was Sie wollen, nur um Ihr Leben nicht; das darf ich Ihnen einmal nicht ſchenken.

Die beiſſige Frage.

Ein erblicher Fehler der Deutſchen, welcher Fehler ſo beſchaffen war, daß er die Freiheit und Selbſtſtändigkeit dieſer Deutſchen unvermeidlich zernichten mußte, war die Eiferſucht auf die Herrſchaft, auf die Macht, und auf das Anſehen eines andern. Die allerwichtigſten Geſchäfte des Staates und des Krieges wurden durch Streitigkeiten um den Rang, und durch Mißhelligkeiten wegen deſſelben vereitelt, verloren, und unwiederbringlich zerſtört. Wer daher einen Mittelweg erfand, wobei ſich beide Theile ihres Ranges wegen gerettet glaubten, der erwies den um ihren Vorrang bekümmerten Herren ſowohl, als ſelbſt der guten Sache ſtets einen wohlthätigen Dienſt. Als im J. 1692 die Reichsarmee bei Speier über den Rhein gieng, entſtand zwiſchen dem Landgrafen von Heſſen, und dem Markgrafen von Bayreuth eine heftige Spannung, indem beide zugleich die oberſten Befehlshaber ſowohl über den rechten, als über den linken Flügel waren, und indem deſſen zur Folge einer dem andern den Vorrang ſtreitig machte. Zu ihrer Beruhigung erfand man dieſe Aushilfe, daß man ſchlechterdings nur von zwei Korps ſprach, ohne jemals dazu zu ſetzen, ob es das rechte oder das linke wäre. Als nun der Herzog von Würtemberg, welcher dieſes Hiſtörchen dem Marſchall Villars erzählte, jenen beiden Fürſten und Feldherren einen Beſuch abſtattete, um ihnen zu der ſinnreichen Erfindung des Mittelweges, der ihnen beiden aus ihrer

Verlegenheit geholfen hätte, Glück zu wünſchen, ſagte er: „Meine Herren! Sie haben die Erfindung von zwei Körpern gemacht; könnten Sie dann nicht auch einen Kopf darauf finden?“

Die ſeltene Großmuth.

„Nach dem (im Jahre 1691 erfolgten) Hintritt des Louvois, ſchickte König Ludwig XIV. auf der Stelle nach dem Chamlay, um ihm das erledigte militäriſche Staatsſekretariat aufzutragen, auf welches Barbeſieur, während der ſechs Jahre, die er unter der Leitung ſeines Vaters arbeitete, die Anwartſchaft erhalten hatte. Chamlay galt ohne Ausnahme für den beſten Generalquartiermeiſter der ganzen Armee. Alle Generale ſuchten mit Eifer ſeine Freundſchaft. Der König, und was noch mehr ſagen wollte, Türenne ſchätzten ihn, und ſelbſt Louvois war ihm nicht weniger zugethan; mit einem Worte, Chamlay war allen nothwendig. Der König konnte für die Kriegsgeſchäfte keine beſſere Wahl treffen, und er drang auch ſehr inſtändig in ihn, die Stelle anzunehmen; aber Chamlay brachte ein — wie das anderemal das Recht, welches Barbeſieur auf die erledigte Stelle hätte, in Erinnerung, und endigte damit, daß er ſagte:

„Wenn E. M. die Stelle dem Sohn durchaus nicht geben wollen, ſo bitte ich E. M. dieſelbe Jemanden andern zu geben, als mir. Ich kann mich mit einer ſolchen Beraubung ſeines Vaters nicht beladen; er iſt mein Freund, und iſt mein Wohlthäter.“ Dieſes Benehmen des Chamlay ſetzte die ganze Welt in Erſtaunen; nur dem Chamlay war es nichts Außerordentliches, und er ward über nichts verwundert, als daß man ſeine Erklärung bewundern, und ihn darüber loben konnte. Eine ſolche Großmuth, ſagt Düclos, der dieſe Anekdote (T. I. p. 190) erzählt, verdient in der Geſchichte einen Platz; Handlungen dieſer Art werden auch meine Denkſchriften gewiß nicht zu ſehr überladen.

Aechter Witz.

Der Kardinal und Primierminiſter Mazarini gerieth einſt im Piketſpiel mit ſeinem Mitſpieler in einen heftigen Wortſtreit, wobei die Umſtehenden mit Ehrfurcht ſchwiegen. Nun kam der am Hofe ſehr beliebte Dichter Benſerade dazu, und kaum hörte und bemerkte er, was vorgieng, als er rief: „Eure Eminenz haben dießmal Unrecht!“ Wie? rief der Miniſter, Sie wiſſen noch nicht einmal, wovon die Rede iſt, und geben mir Unrecht. „Ach, bei allen Göttern! erwiederte Benſerade, das Stillſchweigen der umſtehenden Herren bezeugt dieß nur zu laut. Dieſe Herren würden alle ein Zetergeſchrei angeſtimmt haben, gerade wie Eure Eminenz, wenn Eure Eminenz nur einen Schein von Recht hätten.“

Die gute Ausnahme.

Nachdem der franzöſiſche Marſchall Tallard in der Schlacht bei Höchſtädt 1704 gefangen worden, wurde er nach dem Quartier des Marlborough geführet, welcher nichts unterließ, was dazu dienen konnte, jenen Marſchall über ſeine Lage zu tröſten. Dieſer, welchem alle die ſchönen Troſtgründe, mit denen man die Unbeſtändigkeit des Glücks betrachten kann, längſt bekannt waren, fiel dem Marlborough halb unwillig in die Rede, indem er ſagte: „Alle dieſe ſchönen Worte machen nicht ungeſchehen, daß Eure Herrlichkeit heute Truppen beſiegt haben, welche unſtreitig die tapferſten Truppen unter der Sonne ſind.“ „Mit Ausnahme derjenigen, unterbrach ihn Marlborough haſtig, mit Ausnahme derjenigen, muß ich behaupten, von welchen jene unüberwindlichen Truppen heute beſiegt worden ſind.“

Gute Antwort eines franzöſiſchen Soldaten.

Marlborough erkannte unter den Franzoſen, welche in der Schlacht bei Höchſtädt verwundet und gefangen worden waren, einen Soldaten wieder, deſſen tapferes Betragen er während der Schlacht bemerkt hatte; er ſagte zu ihm: „Wenn dein Herr mehrere ſolche Soldaten hätte, wie du biſt, ſo würde er unüberwindlich ſeyn.“ „Ach! antwortete der brave Franzoſe, das, was meinem König mangelt, ſind nicht ſolche Soldaten, wie ich bin, ſondern das ſind ſolche Generale, wie Sie ſind.“

Die feine und gelungene Zurechtweiſung.

Der berühmte engländiſche Philoſoph, Johann Locke, war dergeſtalt an ein thätiges Leben gewöhnt, daß er jeden Augenblick, wo er nicht etwas Nützliches thun konnte, für verloren, und daß er zumal das Spielen für eine Beſchäftigung müßiger und leerer Köpfe hielt. Der Herzog von Buckingham, der Mylord Halifax, und andere Große von England, lauter Männer von Geiſt, Geſchmack, und Beleſenheit waren übereingekommen, ſich zu ihrer Unterhaltung zu beſtimmten Zeiten bei dem Mylord Aſhley zu ſehen. Locke war, als ein allgemein verehrter und beliebter, und als ein äußerſt unterhaltender Mann, ebenfalls von der Geſellſchaft, welche gleich das erſte Mal damit anfieng, daß ſich die Herren, nach den gewöhnlichen Complimenten, Karten bringen ließen, und zum Spiel ſetzten, ohne im Geringſten ein Geſpräch einzuleiten. Locke betrachtete die Herren eine Weile, dann zog er ſeine Schreibtafel heraus, und ſchrieb mit großer Aufmerkſamkeit. Einer der Anweſenden bemerkte dieß, und bat den Locke, ihm doch zu ſagen, was er ſchrieb. „Mylord, antwortete der Philoſoph, ich beſchäftige mich, dieſe Geſellſchaft ſo viel möglich zu benützen; denn da ich mit Sehnſucht der Stunde entgegen ſah, in der ich die Ehre haben würde, der Geſellſchaft der größten und aufgeklärteſten Männer unſers Jahrhunderts beizuwohnen, ſo glaubte ich, nachdem ich jetzt dieſes Glück wirklich genieße, nichts Beſſeres thun zu können, als die Geſchichte dieſer glänzenden Geſellſchaft, und die weiſen Reden, welche darin gewechſelt worden ſind, aufzuſchreiben. Ich habe wirklich alles, was ich ſeit einer oder zwei Stunden die großen Männer ſprechen hörte, aufgezeichnet.“ Locke las den Herren ihre Reden vor, und man fühlte zwar das Beluſtigende, aber man fühlte auch das Leere, Linke, und Nichtige derſelben. Die Herren verließen das Spiel, und beliebten künftig, ohne Zwang und geſuchten Ernſt, ſich mit Geſprächen, welche Männern von Kopf Ehre machen, zu unterhalten.

Der ſchlimme Scherz des Prinzen Eugen.

König Ludwig XIV. wurde, wie bekannt iſt, überall und unaufhörlich von den Schriftſtellern und Künſtlern aller Art mit Lobſprüchen überhäuft und betäubt. Nach der für jenen König höchſt unglücklich ausgefallenen Schlacht bei Höchſtädt (1704) lud (der Sieger) Prinz Eugen die gefangenen Franzoſen zu einem Singſpiel ein; ließ aber, anſtatt des angekündigten Stücks, fünf vom Quinault geſchriebene Prologen ſingen, welche von Lobſprüchen für den König Ludwig XIV. ganz erfüllt waren. „Da können nun die Herren ſehen, ſagte Eugen, welches eigene Vergnügen es mir gewährt, Lobſprüche auf ihren König ſingen zu hören.“

Die beſtrafte Einbildung.

Der franzöſiſche berühmte Rechtsgelehrte, Pelliſſon, Fontanier Paul († 1693), der auch ein großer Redner, und ſehr guter Geſchichtſchreiber war, (er ſchrieb die Geſchichte der Akademie, als Mitglied derſelben, ferner lettres historiques, l'histoire de la conquête de la Franche-Comté etc.) war durch die Blattern auf eine dergeſtalt gräßliche Weiſe verunſtaltet werden, daß die Frau von Sevigne ſagte, er mißbrauche zu ſehr die Freiheit, welche den Männern zuſtände, häßlich ſeyn zu dürfen. Eines Tages ergriff auf öffentlicher Straße eine ſehr hübſche und artige Frau seine Hand, und führte ihn, ohne ihm etwas zu ſagen, nach dem nächſten Haus. Pelliſſon, der ſich von einer ſchönen Frau geführt ſah, und der Hoffnung war, daß dieſer ſonderbare Zufall zu keiner ſchlimmen Entwicklung führen könnte, folgte ihr ohne alles Bedenken, hörte ſie aber, nachdem ſie beide in das nächſte Haus gekommen waren, zu dem Herrn deſſelben ſagen: „Zug für Zug, und ſchlechterdings wie dieſes Geſicht.“ Dann riß ſie ſich los, und gieng ihres Wegs. Nachdem Pelliſſon von ſeinem Erſtaunen über das Betragen der ſchönen Frau ſich erholt hatte, wandte er ſich um einige Aufklärung dieſes Benehmens an den Herrn des Hauſes, der zuerſt die Zumuthung von ſich ablehnte, dann aber bekannte, daß er ein Maler ſey. „Ich habe, ſagte er, von der Frau, welche Sie zu mir brachte, den Auftrag erhalten, die Verſuchung Chriſti in der Wüſte zu malen. Nun haben wir länger, als eine Stunde miteinander berathſchlagt, wie das Geſicht des Teufels geſtaltet ſeyn müßte. Plötzlich rannte die Frau auf Sie zu, brachte Sie hieher, und wie ſie ſelbſt hörten, machte ſie mir den Auftrag, Ihr Geſicht zu portraitiren.

Aeußerungen eines feſten Charakters.

Unter die großen kriegeriſchen Eigenſchaften des Kurfürſten Maximilian Emanuel von Bayern gehörte vorzüglich ſeine Gleichmüthigkeit im herben Unglück, und ſeine Unerſchrockenheit und feſter Sinn in den grauſamſten Verlegenheiten und Gefahren. Folgende Thatſachen ſind unter unzähligen andern ſchöne Belege davon.

Der Kurfürſt befand ſich im Jahre 1691 bei der verbündeten kaiſerlichen Armee in Italien, und belagerte die Feſtung Carmagnola. Da nun der oberſte Befehlshaber der Stadt, Marquis dû Pleſſis-Belliere, eine außerordentliche Achtung für den Kurfürſten trug, und ihm davon einen Beweis geben wollte, ſo ließ er ihn durch einen Abgeordneten bitten, ihm zu ſagen, in welcher Gegend des Lagers ſich ſein Zelt befände. Der Kurfürſt ließ dem Kommandanten ſagen: „Er ſollte nur ſeine

Schuldigkeit thun; er Kurfürſt befände ſich im Lager.“ Der Kommandant übergab die Stadt den 19. Okt. 1691.

Beim Ausbruch des ſpaniſchen Erbſchaftskrieges hatte der Kurfürſt ſeinen Beiſtand den Franzoſen zugeſagt, und einige Zeit nach der berufenen Einnahme von Ulm und anderer Plätze hatte er alle Hände voll zu thun bekommen, um ſich der Kaiſerlichen und ihrer Verbündeten, welche ihn auf allen Seiten einzuſchließen drohten, zu erwehren. Seine Verlegenheit hatte einen hohen Grad erreicht, als endlich der Marquis von Villars den 12. Mai 1703 mit franzöſiſchen Hilfstruppen bei ihm eintraf. Villars, der immer in einem hohen Tone zu ſprechen gewohnt war, machte an den Kurfürſten ſogleich ſolche Forderungen, welche dieſem Herrn zu verſtehen geben ſollten, daß er (von Villars) berechtigt ſey, einen unumſchränkten Werth auf die franzöſiſchen Hilfstruppen zu legen; er verlangte die Einräumung der befeſtigten Städte Ulm, Ingolſtadt und Braunau zum ſichern Zufluchtsort für ſeine Truppen; er forderte ferner, der Kurfürſt ſollte die Anführung der vereinigten Armee, und die Gelder, welche aus des Feindes Ländern erhoben werden würden, an die Franzoſen überlaſſen. Da er bemerkt haben mochte, daß der Kurfürſt während dieſer Verträge heftig bewegt werde, ſetzte er hinzu, daß er den Auftrag, jene Forderungen an ihn zu ſtellen, von ſeinem Hofe erhalten habe. „Ich dachte nicht, ſagte der Kurfürſt, (mit einem geſetzten, aber mit tiefem Unmuth vermiſchten Weſen) daß die franzöſiſchen Hilfstruppen ſo gar theuer ſeyen. Dieſe Truppen ſind mir zu theuer um dieſen Preis. Der König mag ſie nur wieder zu ſich nehmen.“ Nun war die Reihe, in Verlegenheit zu kommen, an dem Marſchall. Seine Verlegenheit war auch, nachdem ihm der Kurfürſt tägliche Gelegenheiten gab, zu bemerken, welchen Mann er vor ſich habe, ſo groß, daß er ſeinen König bat, ſeine Stelle bei dem Kurfürſten mit einem andern Marſchall zu erſetzen.

Der Marquis D—, welcher in ſeinen Memoires d'Espagne etc. die vorſtehende Anekdote T. II. p. 65. erzählt, erwähnt (T. II. p. 203 etc.) noch einer andern, die von der Feſtigkeit und Großmuth des Kurfürſten zugleich zeugt. Bekanntlich haben die Oeſterreicher dem Kurfürſten einige Tage vor der Schlacht bei Höchſtädt ſehr große Verſprechungen gemacht, wenn er von ſeiner Verbindung mit Frankreich abſtehen würde. Die Schlacht bei Höchſtädt gieng verloren, und der Kurfürſt war wieder (man kann ſich leicht denken, in welchem Zuſtand) nach Brüſſel gekommen. Hier kam eben unſer Marquis D — zu ihm, der das Unglück hatte, in der beſagten Schlacht gefangen, und gleich andern ſeines Standes und Geſchicks mit der Ungnade des Königs geſtraft zu werden. Der Kurfürſt führte ſogleich die bitterſten Klagen über die Gleichgültigkeit des Königs von Frankreich gegen ihn, als von dem er, nachdem er ihn an ſein Versprechen, ihm zur Vergeltung das Niederland abtreten zu wollen, wie nicht minder an die verſprochenen Hilfsvölker erinnert, nicht einmal eine Antwort erhalten hätte. Der Marquis beſtärkte den Kurfürſten in ſeinen Beſchwerden, und gab ihm endlich den Rath, er möchte von einem ſo undankbaren Hofe abgehen, und jetzt jene Anerbietungen, welche ihm der Kaiſer und ſeine Verbündeten vor der Schlacht bei Höchſtädt gemacht hatten, annehmen; allein der Kurfürſt faßte ſich denſelben Augenblick, und ſagte mit feſtem Tone: „Mein Geiſt kennt keine Kleinmuth. Schon die Ehre verbietet mir, Ihrem Vorſchlag Gehör zu geben, und ich habe keine Wahl, als mit Hilfe deſſen, dem ich mein Wort gab, alles, was ich wünſchte, zu gewinnen, oder alles, was mir in der Welt lieb ſeyn kann, zu verlieren.“

Das wohlbenützte Feuerwerk.

Eugen und Marlborough kamen im Jahre 1708 nach der Eroberung von Lille nach Haag. Die Generalſtaaten bewillkommten die berühmten Helden mit allen erſinnlichen Arten von Auszeichnungen, und beſchloßen, ihnen zu Ehren ein prächtiges Feuerwerk zu veranſtalten. Eugen und Marlborough laſen einer aus dem Blick des andern den geheimen Wunſch ihrer Seelen, und eröffneten den Generalſtaaten, daß es ihnen unendlich mehr Vergnügen machen würde, wenn man die Geldſummen, welche für ein flüchtiges Luſtfeuer beſtimmt wären, dazu anwenden wollte, den holländiſchen Soldaten, welche während des Feldzuges verwundet worden wären, ihr Schickſal zu erleichtern. Dieſer Antrag wurde mit einer unbeſchreiblichen Freude aufgenommen. Die Nation fand nicht Ausdrücke genug, um ihre Bewunderung der Großmuth ſolcher Helden auszudrücken, welche das Vergnügen, wohl zu thun, der ihnen zugemeinten Ergötzung unendlich vorzögen, und die Truppen weinten Freudenthränen darüber, in ihren Generalen, welche ſie bis dahin bloß für unüberwindliche Helden gehalten hatten, auch Männer von zartem Menſchengefühl verehren und lieben zu können.

Sonderbare Eitelkeit König Ludwigs des Vierzehnten.

Im Jahre 1690 lieferte der Herzog von Luxemburg bei Fleury (einem Dorfe in der Grafſchaft Namur) dem Obergeneral der verbündeten Truppen, Prinzen von Waldeck, eine Schlacht, in welcher die franzöſiſche Armee, ungeachtet ſie der feindlichen an der Zahl der Truppen zweimal überlegen war, ſo übel zugerichtet wurde, daß ſich der Herzog ſchlechterdings außer Stand befand, in dem gedachten Jahre noch einmal etwas Wichtiges vorzunehmen. Aber dennoch hatte in eben derſelben Schlacht die franzöſiſche Armee 6000 Feinde getödtet, und 7000, worunter 900 Offiziers geweſen ſeyn ſollen, gefangen. Weil aber, ungeachtet jener Getödteten und dieſer Gefangenen, von unbefangenen und ſachkundigen Leuten gezweifelt wurde, ob die Franzoſen mit Grund berechtigt ſeyn könnten, ihr Schickſal bei der Schlacht einen Sieg zu nennen, ſo entſchied ſelbſt der König Ludwig XIV., daß für die Franzoſen die Schlacht für gewonnen erklärt, und ein Sieg genannt werden ſollte; und damit Jedermann überzeugt werden möchte, wie herrlich derſelbe geweſen ſey, ſo befahl er, daß man den Gefangenen ihre Waffen nicht abnehmen, ſondern ſie mit ſolchen in Frankreich herumführen, daß man ſie auf den Hauptplätzen großer und volkreicher Städte in Schlachtordnung aufſtellen, und daß man durch dieſes ungewöhnliche Schauſpiel den Franzoſen einen genüglichen Begriff von dem Siege bei Fleury geben ſollte.

Das wahre Lob.

Als Ludwig XIV. den Maſſillon zum erſten Male predigen gehört hatte, ſagte er zu ihm: „Ich habe in meiner Kapelle mehrere berühmte Prediger gehört, bei deren Vortrag und Ausdruck ich ſehr zufrieden geworden; aber wenn ich Sie höre, werde ich mit mir ſelbſt allemal ſehr unzufrieden.“

Ein König braucht kein Dichter oder Künſtler zu ſeyn.

König Ludwig XIV., an deſſen Hof Jedermann ein Dichter, ein Kunſtkenner, ein witziger und ſcharfſehender Kopf ſeyn wollte, konnte nicht umhin, die herrſchende Mode ebenfalls mitzumachen, und Dichtereien zu beurtheilen. Wie er ein gütiger, großmüthiger Herr war, ſo fielen ſeine Urtheile gewöhnlich günſtig aus, und ſo war denn dieſes eines Tages der Fall mit einigen Verſen, welche der König gewaltig lobte; aber der Zufall wollte, daß Boileau zugegen war, welcher, gleichwie er gewöhnt war, frei zu reden, ſogleich verſchiedene Unvollkommenheiten in den Verſen rügte. Einige Hofleute machten die Bemerkung, daß die Kühnheit des Boileau an eine Ungezogenheit grenze; aber der König wies ſie zurecht, indem er ſagte: „Boileau hat Recht. Solche Sachen verſteht er beſſer, als ich.“

Weil aber, wenn der König etwas beurtheilte, nicht allezeit ein Boileau zugegen, ſondern weil vielmehr alles, was der König ſprach, ſtets bis an die Sterne erhoben worden war, ſo kam ihn manchmal ſogar die Luſt an, ſelbſt Verſe zu ſchreiben. Einſt hatte er viele Mühe auf ein kleines Sinngedicht verwendet, das aber zuletzt ihm ſelbſt gar nicht behagen wollte. Als der König eben dieſe Erfahrung machte, trat der alte Feldmarſchall von Gramont herein. „Leſen Sie mir doch, wenn Sie ſo gefällig ſeyn wollen, dieſes magere Madrigal, fieng der König an, und urtheilen Sie, ob Sie jemals etwas Abgeſchmackteres geleſen haben. Seit man weiß, daß ich gerne Verſe leſe, bringt man mir das elendeſte Zeug aller Art. —

„Eure Majeſtät beurtheilen alles mit der größten Richtigkeit, ſagte der Marſchall, nachdem er die Verſe geleſen hatte. Dieſes Madrigal iſt doch wahrhaftig das tollſte, heilloſeſte Zeug, das ich in meinem Leben geleſen habe."

„Geſtehen Sie ſelbſt, fuhr der König fort, (und lachte) ob der Verfaſſer nicht der größte Tollkopf unter der Sonne ſey."

„Ein Tollkopf ohne ſeines Gleichen iſt er unſtreitig," erwiederte der Marſchall.

„Vortrefflich geſagt! fiel ihm der König in's Wort. Ihr Urtheil über den Verfaſſer ergötzt mich unbeſchreiblich; denn ich ſelbſt bin der Verfaſſer."

„Ach! ſchrie der, ganz außer Faſſung geſetzte, Marſchall, welchen Scherz machen ſich Eure Majeſtät mit mir! Ich habe die Verſe in der That nur ſehr flüchtig geleſen."

„Nein, nein, mein lieber Herr Marſchall! fiel der König ein. Sie haben ſchon recht geleſen. Die erſten Urtheile ſind gewöhnlich die richtigſten." — Der König, ſagt die Frau von Sevigné, welche dieſe Anekdote erzählt, lachte ſehr über das drollige Urtheil des Marſchalls; aber Jedermann geſtand, daß die Verlegenheit, welche Gramont durch ſein Urtheil ſich zuzog, der peinlichſte Fall war, in welchen ein alter Höfling ſich verwickeln konnte.

Zu Verſailles wohnte ein Edelmann, Villiers, welcher alle Anordnungen, die der König zu Verſailles machte, tadelte. Als der König dieſen Villiers einſt im Garten antraf, ſagte er zu ihm, indem er ihm auf eines der neueſten Werke zeugte: „Dieß Werk hat alſo wieder nicht das Glück, Ihren Beifall zu haben? Es gefällt mir nicht, antwortete Villiers. „Es hat aber doch den Beifall von vielen Leuten!“ fuhr der König fort. Dieſen Beifall mag es wohl haben, erwiederte Villiers. Jeder hat ſeine eigene Anſichten. „Nun wohl, ſagte der König lächelnd, man kann doch auch nicht gar Jedermann in der Welt gefallen.“

Die unverſchämte Schmeichelei.

König Ludwig XIV. hörte ſich recht gerne loben, ohne darüber das Gefühl, daß ein übertriebenes Lob ins Abgeſchmackte falle, zu verlieren. Die damalige Akademie zu Paris hatte, unter andern Schwächlichkeiten, auch dieſe, daß ſie den König (der König nämlich belohnte ſehr großmüthig) zum ewigen Gegenſtand ihrer Lobpreiſungen machte, und daß ſie ſich zuletzt nicht mehr ſchämte, dem König eine Frage vorzulegen, welche ſie zur künftigen akademiſchen Preisfrage aufwerfen wollte: „Welche von allen den Vollkommenheiten, die der König beſitzt, verdient vor allen den Vorzug?“ Der König erröthete über eine ſo ungeheure Frage, und ſagte: „Laßt es doch mit dieſem Kapitel (eurer abgeſchmackten Lobereien) einmal am Ende ſeyn, und ſchonet eures und meines Ruhmes!“

Die allerneueſte Mode.

Schon in den letzten Jahren Königs Ludwigs XIV. kam der häßliche Unfug zur Tagesordnung, daß zeitgeiſtige Prediger immer nur eine ſogenannte Vernunftmoral predigten, ohne des Erlöſers Jeſu Chriſti und ſeiner göttlichen Lehre, wovon die Vernunft nichts weiß, im geringſten zu erwähnen. Eines Tages ſagte König Ludwig XIV. zum Boileau: „Ich höre, daß in Paris ein neuer Prediger, der Abbé Tourneau, ein außerordentliches Aufſehen mache. Jedermann will ſeine Predigten hören. Was iſt denn an dieſem Manne ſo gar Vorzügliches?“ „Das iſt leicht zu erklären, erwiederte Boileau. Eure Majeſtät wiſſen ſelbſt, daß man ſtets der neueſten Mode nachläuft. Der Abbé Tourneau predigt ganz etwas Neues. Er predigt Jeſum Chriſtum und ſein Evangelium.

Geſchichte der Urſachen, welche den neuern Zuſtand von Europa herbei führten. Franzöſiſche Schriftſteller bildeten die Denkart und die Grundſätze, den Ton der Höfe und der Welt. Verzeichniß derſelben.

Je näher wir unſern Zeiten kommen, deſto zahlreicher kommen uns von allen Seiten ſolche Ereigniſſe, welche das Weſentliche von den Vorfallenheiten unſrer Tage herbei führten, welche die unmittelbaren Urſachen unermeßlicher Folgen waren, entgegen. Der Hauptantheil an dieſen Urſachen und Folgen iſt in dem Fortſchritt, und dem ſonderbaren Gang und Ton, welchen die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe genommen haben, zu ſuchen. Wie der Menſch verſteht und wünſcht, weiß und will, ſo handelt er. Die neuen Ereigniſſe mit der Gelehrſamkeit in Frankreich, wovon wir bereits einige Meldung gemacht haben, ſchufen, ſo zu ſagen, ein neues Menſchengeſchlecht. Die Gelehrten ſprachen zu den Monarchen, ſprachen zu den Regierungen, und zum Volke. Ihre Vorträge betrafen nichts Geringeres, als die Verſtändigung und Aufklärung des menſchlichen Verſtandes, die Bildung und Heiligung der menſchlichen Neigung in Dingen, worin man nicht unwiſſend, nicht vernachläſſigt ſeyn kann, ohne ſogleich am Rande ſeines Verderbens zu ſeyn. Die ſchönſte Morgenröthe verkündigte den herrlichſten Tag, und das Licht und die Wärme, welche ſich in den unſterblichen Werken franzöſiſcher Schriftſteller allen Seelen mittheilte, ſchien erſt unmittelbar die geiſtreiche Nation, und von ihr aus ganz Europa in einen Zuſtand von Kenntniſſen, Gefühlen und Beſtrebungen verſetzen zu wollen, bei welchem, wenn er unverrückt geblieben wäre, die Monarchen, die Regierungen und Völker nichts weiter zu thun gehabt haben würden, als des hohen Wohlſtandes, welcher die Folge der menſchlichen Ausbildung iſt, zu genießen, und für die Erhaltung jenes Wohlſtandes zu ſorgen.

Man hat geſagt, und hört wohl noch jetzt nicht ſelten behaupten, daß es lächerlich ſey, den Schriftſtellern einen bedeutenden Einfluß in die Regierungen, und in die Schickſale der

Völker zuzugeſtehen, indem es nur eines einzigen Federſtrichs eines Regenten bedürfte, um alle Einfälle, Vorſchläge und Träumereien ſchriftſtellernder Papiere, welche jeder anſehen könnte, wie er wollte, zu zernichten; allein man hat nichts dabei gedacht, und hat nur Worte geſprochen, indem man ſo ſprach. Die gemeine Meinung, die herrſchende Anſicht, welche man mit allen Dingen verbindet, und wornach man alle Dinge beurtheilt, kam von jeher nur äußerſt ſelten, und nur in einzelnen Fällen von ſelbſtdenkenden, ſelbſt aus ſich handelnden Menſchen, ſondern wurde ehemals überliefert, und ſeit dem durch die Buchdruckerei eingeführten Umlauf der Bücher immer nur eingeimpft und geleitet. Unſere Begriffe und Meinungen in den allerwichtigſten Gegenſtänden ſind dieſes Urſprungs. Gemeine öffentliche Anſichten und Meinungen aber führen, als Grundlagen und Vorausſetzungen, ſtets unmittelbar zu jenen Beſchlüſſen und Veranſtaltungen, mit welchen die Völkerregierungen handeln. Unſere herrſchenden Grundſätze in der Staatskunſt und Staatswirthſchaft, im Landbau und Handel, und überhaupt in allen den Dingen, von welchen zweckmäßige (oder mißverſtandene) Einrichtungen hervorgehen, ſind Ausflüſſe jener Meinungen, welchen große Schriftſteller und Literatoren in Büchern, oder

Hörſälen ein Gehör und Gewicht zu verſchaffen, ihnen einen Zeitſtempel von Unfehlbarkeit aufzuheften, und ihnen (ſo lange der Taumel anhält) ein Anſehen, deſſen Gründlichkeit man ohne Gefahr ſeines Glücks nicht bezweifeln darf, zu verleihen verſtanden haben. Männer, wie Rollin, Corneille, Racine, Boſſuet, Fenelon, Moliere, Despreaux ꝛc., und in den letztern Tagen Voltaire, Rouſſeau, Montesquieu, Diderot, Bayle, d'Alambert, Marquis d'Argens ꝛc. waren, regierten zu ihrer Zeit, und regieren zum Theil noch jetzt die Begriffe und Meinungen der Völker, der Höfe und Regierungen. Und das, was jene und andere ihnen ähnliche Schriftſteller wirkten, war ungleich allgemeiner, ungleich wichtiger, ernſthafter und bleibender, als alle mit einem geräuſchvollen, aber kurz anhaltenden Tumult angekündigte Thaten großer gleichzeitiger Feldherren, aller Türenne und Eugene, welche dadurch, daß ſie mit Geſchicklichkeit, mit Muth und Glück, Menſchen und Länder niederwarfen, der menſchlichen Natur keinen Dienſt leiſteten, deſſen ſich die Menſchen mit Recht zu erfreuen eine Urſache gehabt haben. Man darf ſich daher auch mit Grund die folgende Erinnerung erlauben. Allerdings müſſen ſich viele und große Eigenſchaften vereinigen, wenn ein großer Feldherr zu Stand kommen ſoll;

aber zu allen Zeiten werden ſich tauſend und mehrere Menſchen mit Anlagen, aus welchen ein großer Staatsmann oder ein großer Feldherr gebildet werden könnte, finden, bis Ein Menſch geboren wird, der die Gabe beſitzt, eine Meſſiade, einen König Lear, oder einen Grandiſon und eine Clariſſe zu liefern. Ein Fabelbuch, wie das des Lafontaine, erfordert einen ungleich reichern Geiſtesgehalt, als zur Geſchicklichkeit, die verwickeltſte Streitſache glücklich durchzuführen, erfordert wird; ſo nothwendig übrigens für das Wohl der Bürger, und ſo rühmlich demnach jene Geſchicklichkeit auch iſt. Der Einfluß und die Macht der mit der Kraft, Geiſter zu beherrſchen, ausgerüſteten Schriftſteller und Lehrer iſt von einer Gewalt und Größe, von welcher man, bei der unaustilgbaren Anlage und Neigung der Menſchen zur Gerechtigkeit und Großmuth, zu hoffen berechtigt iſt, daß über den Ruhm und Werth der geprieſenſten Dinge ganz andere Begriffe in der Welt herrſchen, und ganz andere Dinge, als da ſind, denen ein eingebildeter Werth beigelegt worden iſt, mit Achtung betrachtet werden würden, wenn ſchon Homer, (dieſer feurige Preiſer gewaltthätiger Leidenſchaften und üppiger Zügelloſigkeiten) wenn die großen Schilderer und Erzähler nach ihm ſich vereinigt hätten, die Menſchen, anſtatt ihnen die Köpfe zu verdrehen, bei einem geſunden Blick zu erhalten, und alles, was zu nichts führt, was einfältig, kleinlich, eitel, üppig und müßig iſt, mit dem Gepräge von Erniedrigung, von Verächtlichkeit und Schande zu bezeichnen.

Wenn die wiſſenſchaftliche, oder die ſchriftſtelleriſche Sache eine ſo äußerſt bedeutende, und tief und weit um ſich wirkende Sache iſt, ſo iſt nichts begreiflicher, als daß es für uns von der größten Wichtigkeit ſeyn müſſe, über die eigentliche Beſchaffenheit, und über den Gang, den die wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen in Frankreich, welches die Schule von ganz Europa geworden iſt, ſeit dem unvergeßlichen Zeitraume König Ludwigs XIV., und unter den nachgefolgten Königen genommen haben, in eine ächte Kenntniß geſetzt, und vor allen Dingen in den Geſichtspunkt, von welchem aus alles in ſeinem natürlichen Lichte erſcheinen muß, geſtellt zu werden. Wir müſſen die Männer, welche die Welt mit ihrem Geiſte erfüllet, unterrichtet, gebildet, verbildet, und überhaupt auf eine verſchiedene Weiſe erſchüttert haben, wenigſtens in einem kurzen Verzeichniſſe kennen lernen. Wir wollen ſie zuerſt, damit wir die ganze Reihe dieſer merkwürdigen Menſchen, ſo zu ſagen, mit Einem Blicke überſehen können, nach der Ordnung, in der ſie abtraten, liefern, und dann über die Natur ihrer Werke, und über die Folgen dieſer Natur, welche Folgen wir mit Augen geſehen, und zum Theil erfahren haben, unſere Betrachtungen anſtellen. Die allerwichtigſten aber der franzöſiſchen Schriftſteller, nämlich die gewaltigen Geiſter, Voltaire, Jean Jac. Rouſſeau, Diderot, Marquis d'Argens, d'Alambert, Mercier, und einige andere, werden wir, weil ſie die Hebel der neuern Welt waren, beſonders vornehmen, und ihren Werth und ihren erſtaunlichen Einfluß auf ihre Zeitgenoſſen, auf eine Art, daß jeder Leſer ſich ſelbſt wird beſcheiden können, hiſtoriſch, mit den Zeugniſſen von Thatſachen, ſchildern. Weil, ſobald unter den Franzoſen die Literatur erwachte, ſogleich auch unter den Engländern eine beträchtliche Anzahl witziger und geiſtreicher Schriftſteller ſich hervorthat und verewigte; ſo werden wir auch von dieſen die vorzüglichſten nennen, und dann der Deutſchen erwähnen, welche die Erſcheinungen im Auslande erſt ſpät bemerkten, welche (nach dem natürlichen Gange der Dinge) zu der Zeit, da jene ſchon in allen Fächern der Literatur Meiſterſtücke hoher Art geliefert hatten, erſt für ihre Sprache Regeln ſchrieben, und die erſten Blüthen lieferten, da jene verblüht hatten.

Rabelais, Franz, geb. um 1483, ein überaus witziger, humoriſtiſcher, und dabei ſehr gelehrter, aber zu freier Schriftſteller, der, zumal in ſeinen Ausfällen auf geiſtliche Gegenſtände, ſich über alle Grenzen der Beſcheidenheit wegſetzte, und ſeinem Witz, ſo wie ſeinen unbeſtändigen Launen alles aufopferte (er war Franciſcaner, Benediktiner, ein Arzt, und ein Staatsmann), übrigens aber allenthalben ſich durch Scharfſinn, und durch die Gabe eines ſalzvollen, aber auch beißigen Scherzes auszeichnete; er ſtarb im 70ſten Jahre ſeines Alters 1553.

Muret, Marc. Ant., geb. 1520 aus einer adeligen Familie unweit Limoges im Dorfe Muret, ein großer Kenner und Verbreiter der Literatur der alten lateiniſchen Klaſſiker, deren Sprache er vollkommen verſtand, und darin eine Menge Schriften verfertigte, welche ihm den Ruf eines Lehrers von vorzüglichen Eigenſchaften erwarben. Da er mehr, als Einmal, ſchändlicher Dinge bezüchtigt, und aus Frankreich vertrieben wurde, führte ihn zuletzt ſein Schickſal nach Rom, wo ihm Pabſt Gregor XIII. den Befehl, über den Plato, Horaz, Cicero, Tacitus und Seneca zu leſen, ertheilt, und ihn mit Wohlthaten überhäuft hat; er ſtarb in Rom 1585.

Montagne, Michael von, geb. 1533 in Perigord, bekam von Kindheit an, indem er zuerſt lateiniſch, und dann erſt ſeine Mutterſprache lernte, eine gelehrte Erziehung, und machte ſich durch ſeine Essais, wovon 1580 die erſte Auflage erſchien, einen großen, und (wiewohl nicht ohne Vorwurf eines, in der Abſicht Aufſehen zu machen, angenommenen Scepticiſmi) berühmten Namen; ſtarb 1592.

Boiſſard, Johann Jacob, geb. 1528 zu Beſancon, brachte ſeine Neigung zur Unterſuchung von Alterthümern gleichſam mit ſich auf die Welt, indem alles in ihm dahin zielte, ſeine Neigung für Alterthümer zu befriedigen. In ſolcher Hinſicht durchreiſte er faſt ganz Europa, und hatte das Vergnügen, ſich durch das Glück und gute Freunde, welche ihm Zeichnungen von alten Denkmälern zuſchickten, dergeſtalt unterſtützt zu ſehen, daß er zu Frankfurt am Main in 6 Theilen und 4 Tomis in Fol. ſeine berühmte Sammlung Antiquit. Roman. herausgab. In dieſer Sammlung lieſt man von ihm eigene Aufſätze, als: Recentioris Romae Topographia; de funeribus et sepeliendi modis apud antiquos usitatis. Ferner hat man von ihm: Bibliotheca chalcographica illustrium virorum; de divinatione et magicis Praestigiis etc.; er ließ ſich zuletzt in Metz nieder, und ſtarb daſelbſt den 30. Oct. 1602.

Regnier, Mathurin, geboren 1573 zu Chartres, wo er Canonicus geworden. Er war ein guter Dichter ſeiner Zeit, und in Frankreich der erſte Satyrendichter, worin er aber, um einige Blitze ſtechenden Witzes ſchimmern zu laſſen, nicht ſelten den Wohlſtand bei Seite ſetzte; er ſtarb zu Rouen 1613.

Malherbe, Franz de, geb. zu Caen um 1555, kann als der Schöpfer der franzöſiſchen Poeſie betrachtet werden, deren halb wilde Freiheiten und Sorgloſigkeiten er in die Grenzen der züchtigen Beſcheidenheit zurück führte, und beſſere Beiſpiele aufſtellte, bei welchen ſeine Landsleute anfiengen, anſtatt der Tiraden voll Schwulſt und leeren Bombaſts, Geſchmack an einem natürlichen und gewählten Ausdrucke, an feinen Bildern und edlen Vorträgen zu finden; was dem Malherbe ſo eigenthümlich, und zuletzt ſo ſehr zum Bedürfniß ſeiner Zufriedenheit geworden, daß er den Prieſter, der ihm in ſeiner letzten Krankheit vom ewigen Leben ſprach, zu ſchweigen bat, weil er ein paar nicht vollkommen reine Redensarten mit einmiſchte, und daß er, als er ſchon mit dem Tode rang, noch einmal alle Kräfte zuſammenraffte, um ſeine Hauswirthinn darüber auszuſchelten, daß ſie ſich eines Wortes, das nicht gut franzöſiſch war, bedient hatte. Sonſt war der ſogenannte Ehrgeiz, oder die Lobſucht ſeine Schwächlichkeit, welche ſo weit gieng, daß er ſelbſt ſich nicht ſelten die größten Lobeserhebungen beilegte. Das machte auch, daß er ſich überall nach der eben erſtandenen, neueſten Mode richtete, und daß er daher die ſchon zu ſeiner Zeit hervorgekeimte damalige Pariſermode mitſpielte, mit der Religion ein Geſpött zu treiben. Er ſtarb zu Paris 1628. Die beſte Ausgabe ſeiner Gedichte hat Mr. Menage zu Paris 1666 herausgegeben. Sein Leben haben Mr. Racan zu Paris 1672, und Balzac in ſeinen Entretiens beſchrieben.

Peireſc, (Peireſcius Nic. Claud. Fabri) geb. 1580 auf dem Schloſſe Bougencier in der Provenze, wo er Parlamentsrath wurde, verlegte ſich hauptſächlich auf die Kenntniſſe der Alterthümer, und ſtarb zu Aix 1637.

Richelieu, Kardinal und Premierminiſter, Stifter der franzöſiſchen Akademie, ſuchte auch den Ruhm der Schriftſtellerei, und lieferte (außer verſchiedenen Aufſätzen eines religiöſen Inhaltes, welche er in ſeinen frühern Lebensjahren ſchrieb) ein paar Schauſpiele, welche zwar dem Verfaſſer, aber nicht den Kennern gefielen. Da er übrigens bei ſeiner Stiftung einer Akademie der Wiſſenſchaften vorzüglich die Abſicht hatte, die franzöſiſche Sprache auf einen Grad, auf welchem ſie die

Herrſchaft über alle andere Sprachen der Welt behaupten ſollte, zu bilden, dadurch die Sitten zu mildern und zu verfeinern; ſo hat er ſich in der That die außerordentlichſten Verdienſte ſowohl um ſeine Nation, als ſelbſt wieder um die Ausbildung der Wiſſenſchaften, und um die Aufnahme aller Klaſſen derſelben erworben, übrigens aber die Gelehrten durch ſeine Auszeichnung derſelben in eine Achtung verſetzt, bei welcher der witzige Kopf mehr, als der Staatsmann und Feldherr, gegolten hat. Richelieu ſtarb 1642.

Maynard (Mainard), Franz, geb. zu Toulouſe 1582, Präſident zu Aurillac und Staatsrath, ein Schüler des Malherbe, und vertrauter Freund des ſatyriſchen Dichters Regnier, ſchrieb, im Ganzen genommen, ſehr artige Gedichte, welche bereits die Morgenröthe des ſogenannten goldenen Zeitalters K. Ludwigs XIV. verkündigten. In ſeinen Sinngedichten zumal herrſcht viel Witz; er befliß ſich einer reinen Sprache, und ſein Beiſpiel machte, daß man die bis dahin üblichen Verſetzungen der Wörter vermied, und daß man ſich beſtrebte, in ſeine Verſe und Vorträge Kürze, Verſtändlichkeit, Nachdruck und Wohllaut zu bringen. Sonſt wurde an dieſem Dichter bemerkt, daß er mehr, als einem großen Manne zukömmt, ſich bemühte, bei ſeinen

Verdienſten hervorgezogen und belohnt zu werden, und daß er ſich ſehr darüber entrüſtete, daß der Miniſter Richelieu nicht ſo gefällig ſeyn wollte, ſeine Vorzüge zu bemerken. Er ſchrieb einſt dieſem Miniſter, daß er, wegen ſeines hohen Alters, bald die Freude haben würde, König Franz I. zu ſehen, und daß er dieſem König erzählen würde, wie empfindlich der Miniſter Richelieu die Spanier (von welchen jener König in einer Schlacht bei Pavia 1525 gefangen worden war) gedemüthigt habe; allein, ſetzte der Dichter hinzu, was ſoll ich dann dieſem König antworten, wenn er mich fragen ſollte, welche Beförderungen und Belohnungen ich von dem Miniſter erhalten hätte? Schlechterdings nichts, antwortete ſogleich der Miniſter, den es verdroſſen zu haben ſchien, an ſolche Sachen, welche er zuvorkommend zu thun pflegte, erinnert worden zu ſeyn. Mainard zog ſich nach Aurillack zurück, indem er an den Miniſter dieſe Verſe richtete:

„Par votre humeur le monde est gouverné,
Vos volontés sont le calme et l'orage.
Vous vous riez de me voir confiné,
Loin de la cour dans mon petit ménage:
Mais, n'est ce rien que d'etre tout a soi,

De n'avoir point le fardeau d'un emploi,
D'avoir dompté la crainte et l'espérance?
Ah! si le ciel, qui me traite si bien,
Avait pitié de vous et de la France,
Votre bonheur serait egal au mien."

An die Thüre ſeines Zimmers zu Aurillac heftete er die Verſe:

„Las d'esperer et de me plaindre
des Muses, des Grands et du sort,
c'est ici que j'attends la mort,
sans la desirer, ni la craindre."

Mainard ſtarb in einem Alter von 64 Jahren 1646.

Voiture, Vincent, geb. zu Amiens 1598, einer der erſten franzöſiſchen Dichter und Humaniſten, welche mit der Morgenröthe des guten Geſchmacks auftraten und ſangen. Man hat von ihm eine kleine Sammlung recht artiger, aber, was auch von ſeinen Briefen bemerkt worden, oft ſehr mühſam gekünſtelter, und mit Wortſpielen verſehener Gedichte; er ſtarb 1648.

Carteſius, (Des Cartes) Renatus, geb. 1596 zu La Haye in der Provinz Touraine, aus einem adeligen, reichen Geſchlecht, ſtudirte bei den Jeſuiten, nahm dann bloß aus der Abſicht, den Krieg zu lernen, als Freiwilliger, Dienſte zuerſt bei den Holländern, hernach 1619 bei den Bayern (mit welchen er der Schlacht bei Prag beiwohnte), endlich (um auch die Ungarn und Türken kennen zu lernen) bei den Kaiſerlichen, von denen er ſich, nach dem unglücklichen Ausgang der Belagerung von Neuhäuſel, und dem Verluſt ſeines Generals, des Grafen von Bucquoy, bald wieder entfernte, und zuerſt einige Jahre in Italien, dann in Holland ſich aufhielt, und endlich einer Einladung der Königinn Chriſtina nach Schweden folgte, wo er in Stockholm im Hornung 1650 mit Tod abgieng. Seine Schriften: „Meditationes de prima philosophia cum responsionibus ad objectiones; Principia philosophica; dissertatio de methodo" u. a. trugen außerordentlich viel bei, die ariſtoteliſche Schulphiloſophie außer Achtung zu ſetzen, und dem geſunden Nachdenken Platz zu machen, machten aber unter den Philoſophen und Theologen ſeiner Zeit ſo vielen Lärm, und wurden nicht ſelten ſo gar hart ausgelegt, daß einige derſelben im Jahre 1663 von einer Congregation der Kardinäle verboten wurden; was aber nicht hinderte, daß nicht verſchiedene Gelehrte, zumal die Jeſuiten in Frankreich und den Niederlanden, ſeine Philoſophie in Schutz genommen, und daß dieſelbe nicht eine ganze Schule von Carteſianern nach ſich gezogen haben ſollte.

Petau, Dionyſ., geb. zu Orleans 1583, betrat den Jeſuitenorden, wo er ſich durch ſeine meiſt hiſtoriſch-kritiſchen Schriften (deren nicht weniger, als ſiebenzig ſind) ſehr auszeichnete, und zumal um die Zeitrechnung bedeutende Verdienſte ſammelte; ſtarb 1652.

Balzac, Johann Ludwig, geb. 1594, war einer der berühmteſten franzöſiſchen Humaniſten ſeiner Zeit; er machte das Sylbenmaß der Proſa hörbar, und brachte Wohllaut und Ründung in dieſelbe. Er machte durch die Hochachtung, welche man ihm von allen Seiten erwies, das Geſchmeis der Zeitkritiker raſend, und ſie überſchütteten ihn mit Tadeleyen und Schmähſchriften, ohne den Glanz ſeines Ruhmes zu verdunkeln. Er wurde in den Geſellſchaften der vornehmſten und feingeartetſten Perſonen gerne geſehen, und ſein gefälliges Weſen im Umgang machte, daß man im Allgemeinen das Schwülſtige und Uebertriebene in ſeinem Vortrage nicht bemerkte, oder nachſehen wollte. Balzac wurde von den Bezeigungen von Hochachtung und Zuneigung, mit welchen ſeine Zeitgenoſſen ihn beehrten, gleichſam niedergedrückt. Jedermann wollte der Ehre, mit ihm in einem Briefwechſel zu ſtehen, ſich rühmen können, wie er dann einem Freund klagte (Dictionaire des portraits hist. a Paris I. 154.): Ihr Freund iſt der

Zielpunkt von allen geſchmackloſen Complimenten der ganzen Chriſtenheit, um nichts von den artigen zu melden, welche mir noch ungleich mehr Ungelegenheit verurſachen. Ihr Freund wird verfolgt, wird gemeuchelmordet von den ſchmeichelhaften Zuſchriften, welche von allen vier Theilen der Welt auf ihn zuſtrömen, und noch geſtern lagen auf dem Tiſche ſeines Kabinets nicht weniger als fünfzig Briefe, welche alle auf Gegenbriefe warten, aber auf Briefe, welche geſchrieben ſeyn ſollten, um überall vorgeleſen, abgeſchrieben, um Jedermann durch den Druck zur Schau vorgelegt zu werden. Heute (ſchrieb der geplagte Balzac ein andersmal) liegen hundert Briefe vor mir, welche alle (und darunter einige von gekrönten Häuptern) auf eine Antwort warten.“ Kein Wunder, wenn ſolche Antworten zu ſtudiert, zu verkünſtelt ausfielen. Balzac war übrigens ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und er veranlaßte die Gründung eines Preiſes auf das beſte Stück der Beredſamkeit; er ſtarb im Jahre 1654.

Gaſſendus, Petrus, geb. 1592 in der Provenze, und Canonicus, dann Probſt der Kathedralkirche zu Digne) wurde ſchon im 16. Jahre ſeines Alters zu Digne in der Provenze beſtellt, die Rhetorik zu lehren, wurde 1645 königl. Profeſſor der Mathes zu Paris, wo er den 24. Oktober im J. 1655 wegen vielem Aderlaſſen aus Entkräftung ſtarb mit dem Ruhm eines außerordentlich geſchickten und erfahrnen Aſtronomen, und vortrefflichen Philologen, den alle gelehrte Männer ſeiner Zeit in ihren Zweifeln um Rath fragten, und den ſie ehrten und hochſchätzten.

Scarron, Paul, (Sohn eines Parlamentsrathes zu Paris) ein berühmter ſatyriſcher Dichter, zumal im Burlesque, wie er dann die Aeneide des Virgils (freilich nicht mit dem Beifalle der Verehrer des Virgils) in ſehr beluſtigenden Verſen traveſtirte, ferner mit ſeinem Roman comique, welchen Boileau für das Beſte ſeiner Werke hielt, und mit ſeinen les nouvelles espagnoles großen Beifall einerntete, übrigens aber durch ſeinen lachenden, und feinen Witz ſich dergeſtalt geehrt und beliebt machte, daß ſich in ſeiner Wohnung Perſonen vom erſten Range beiderlei Geſchlechts verſammelten, und daß die Königinn (Anna von Oeſterreich) und der Kardinal Richelieu ihm Penſionen ertheilten. Er hatte die berühmte Franciſca d'Aubigny (nachmalige Marquiſe von Maintenon) zur Gemahlinn, oder vielmehr zur geduldigen Krankenwärterinn; denn er war ſeit ſeinem 27ſten Jahre faſt an allen Gliedern gelähmt, und ſtarb nach einer zweijährigen Ehe den 14. Okt. 1660.

Paſcal, Blaſius, geb. zu Clermont in Auvergne 1623, ein berühmter Mathematicus und Phyſicus, und vortrefflicher Literator, dem ſeine Schriften, les pensées de Pascal, die lettres provinciales, welche er unter dem Namen Louis Montalte herausgab, (ſie wurden öffentlich verbrannt) und welche Hr. Nicole unter dem Namen Guilielmus Wendrockius in das Lateiniſche überſetzt hat, einen großen Ruf zugezogen haben; er ſtarb 1662 im 39ſten Lebensjahre.

De Marca, Peter, Erzbiſchof zu Paris. Sein Buch „de la concorde de l'Empire et du Sacerdoté" machte ihm viele Ehre. † 1622.

Perrault, Nicolaus, Herr von Ablancourt, geb. 1606 zu Chalons an der Marne, wurde wegen ſeines beſondern Eifers für die alte Literatur 1637 ein Mitglied der königl. Akademie, und machte ſich um jene Literatur durch gute Ueberſetzungen griechiſcher und lateiniſcher Klaſſiker, als des Minutius Felix, vieler Reden des Cicero, des Tacitus, Lucian, des Zurückzuges der Zehntauſend vom Xenophon und ſeiner Hist. graec., des Arian von den Kriegen des Alexander, des Thucydides ꝛc. ſehr verdient; ſtarb 1664.

Labbé, Philipp, geb. 1607 aus einem adeligen Geſchlechte zu Bourges, machte ſich als ein gelehrter Jeſuit durch eine Menge Schriften, deren Zahl ſich auf 76 beläuft, und worin ſehr ſchätzbare Sachen im Geſchichtsfache vorkommen, zu ſeiner Zeit ſehr berühmt; er ſtarb als Profeſſor der Theologie zu Paris 1667.

Beaumont de Perefixe, (Harduin de) Erzbiſchof zu Paris, Lehrer Ludwigs XIV., für welchen er das Leben König Heinrichs IV. ſchrieb; † 1670.

Süze, Henriette, (Tochter des Marſchalls Grafen von Coligny) eine geiſtreiche Dame, welche ſich durch Elegien u. a. einen großen Zeitruf erwarb, und 1673 ſtarb. Ihre Schriften wurden mit mehreren Aufſätzen des M. Peliſſon und einiger anderer 1725 in 4 Duodezbändchen gedruckt.

Moliere, Johann Baptiſt, geb. in Paris 1620, ſtudirte in den Jeſuitenſchulen mit einer ſolchen Auszeichnung, daß er allen Zuſpruch zu den aufmunterndſten Unterſtützungen zu hoffen hatte; allein er ließ von ſeinem Hange zur Schaubühne ſich fortreiſſen, wo er ſich durch ſein Spiel vielen Beifall, aber durch ſeine Schauſpiele eine allgemeine Bewunderung, und die Achtung des Königs Ludwigs XIV. in einem ſolchen Grade erwarb, daß ihn derſelbe im Jahre 1665 mit einer jährlichen Penſion von 7000 Pfund, und dem Titel eines königlichen Schauſpielers in ſeine Dienſte zog, in denen er den 17. Hornung 1673 im 53ſten Jahre ſeines Alters ſtarb, mit dem Ruhme des erſten komiſchen franzöſiſchen Dichters, der die Sitten ſeiner Zeit treffendſt zu ſchildern, und die Freiheit des Terenz mit den beiſſenden Schilderungen des Plautus zu verbinden verſtand. Sein „Geizigen,“ ſein „Miſantrop,“ der „Tartuff,“ die „gelehrten Frauen,“ der „eingebildete Kranke,“ und andere ſeiner Luſtſpiele ſind berühmt, und verdienen es zu ſeyn.

Sabliere, (Anton de Rambouillet de la) geb. zu Paris 1615, ſchrieb ſehr artige Gedichte, zumal Matrigale, und erwarb ſich überhaupt vieles Verdienſt um die Literatur ſeiner Zeit; ſo war auch ſeine Gemahlinn, Heſſelin de la Saliere, eine derjenigen Damen, welche in ihrem Hauſe täglich eine gewählte Zahl witziger geiſtreicher Köpfe verſammelte; wie dann La Fontaine mehr als 20 Jahre ſich dabei eingefunden, und für die vielen Vergnügen, welche ihm in einer Geſellſchaft von der feinſten Umgänglichkeit, und dem zarteſten Wohlſtandsgefühle zu Theil geworden war, öffentlich dafür in ſeinen unſterblichen Schriften gedankt hat. Anton Sabliere ſtarb zu Paris 1680.

Moreri, Ludwig, geb. zu Bargemant in der Provenze 1643, Prediger zu Lyon, unternahm außer andern Werken, ein allgemeines Wörterbuch von geiſtlichen und weltlichen Sachen; wie er dann 1673, da er dreißig Jahre alt war, zu Lyon eine Sammlung (in Folio) herausgegeben, dann dieſelbe für zwei Folianten vermehrt, auch einen davon an das Licht geſtellt, die Herausgabe des zweiten aber nicht mehr erlebt, ſondern die Arbeit ſeine Kräfte erſchöpft hat, ſo, daß er 1680 im 38. Jahre ſeines Lebens ſtarb.

Boſſü, Renat, geb. zu Paris 1631, wurde regulirter Chorherr von St. Genovefa, trieb einige Jahre als Lehrer die ſchöne Literatur, und ſchrieb, nebſt anderm, eine Abhandlung über epiſche Poeſie, welche zu ſeiner Zeit ein großes Aufſehen machte; er ſtarb endlich zu Chartres in der Abtei St. Johann 1680.

Rochefoucauld, Franz, Prinz von Marſilac, erſter Herzog von Rochefoucauld, nachdem er ſeit ſeiner frühen Jugend an den geheimen Vorfällen und Unruhen des Hofes Theil gehabt, die Parthei der Mißvergnügten wider den Miniſter Richelieu gehalten, und unzählige erſchütternde Schickſale und Widerwärtigkeiten erfahren hatte, zog er ſich zurück, um ſeinen Geiſt durch wiſſenſchaftliche Betrachtungen zu entſchädigen. Sein Haus wurde ein Sammelplatz aller Denker und ſchönen Geiſter. Er ſchrieb die Denkwürdigkeiten (Memoires) ſeiner Zeit von 1642 — 1652, welche noch bei ſeinen Lebzeiten, ohne ſein Vorwiſſen gedruckt, von ihm aber unterdrückt, und erſt nach ſeinem Tode, wiewohl nicht ganz vollſtändig, der Welt wieder mitgetheilt wurden. Man hielt ihn auch für den Mitarbeiter an dem bekannten Roman la Princesse de Cleves. Was er ſchrieb, ſchrieb er in einer kräftigen und reinen Sprache, bei der man um ſo mehr bedauern muß, daß ſeine bekannten moraliſchen „Reflexions et Maximes,“ worin er Trieb des Eigennutzes zum Haupttriebe aller menſchlichen Handlungen macht, die traurige (auf die ſpätern und neuern Zeiten überaus nachtheilig wirkende) Folge hatten, die Begriffe und Vorſtellungen von ſittlicher Wahrheit, Güte und Vollkommenheit zu verwirren, zu entſtellen, und zu verſchlimmern. Dieſer (übrigens in der Geſchichte ſeiner Zeit merkwürdige) Mann ſtarb zu Paris den 17. März 1680 im 68ſten Jahre ſeines Alters.

Mezeray (Franz von Eudo, oder Eudes, von einem Dorfe in der Niedernormandie Mezeray genannt) geb. 1610, ſchrieb eine allgemeine Geſchichte von Frankreich (von Pharamundo bis auf Heinrich IV.) und verlor darüber, daß er einige Wahrheiten zu derb ſchrieb, auf einige Zeit ſeine Penſion; † 1683.

Villedieu, Maria Katharina, Madame de, war die Erfinderinn ſogenannter Nouvellen, oder kleiner Romanen, deren lebhafter, und artiger Witz ihren Namen berühmt machte, und größere Romane verdunkelte. Ihre Schriften erſchienen 1702 in zehn Bändchen, nachdem ſie bereits 1683 ihr zeitliches Leben geendigt hatte.

Corneille, Peter, geb. zu Rouen 1606, war zuerſt Advocat, dann tragiſcher Dichter, und der Vater des franzöſiſchen Theaters, welches noch im Jahre 1625, da er ſein erſtes Stück, Melite, herausgab, in der größten Unbehilflichkeit ſich befand. Sein Trauerſpiel, Cid, erfüllte ganz Paris mit einem ſchwärmeriſchen Entzücken. Man erſtaunte nur, und ſchien nicht zu begreifen, wie entflammte Leidenſchaften ſo natürlich dargeſtellt, ſo einfach durchgeführt, ſo kräftig und zugleich ſo prunklos in der franzöſiſchen Sprache ausgedrückt werden könnten. Die darauf gefolgten Stücke, die Horazier, Cinna, Rodogune u. a. wurden nicht weniger bewundert. Corneille, Peter, wurde aber nicht bloß bewundert, ſondern auch (was bei den Schriftſtellern keineswegs immer der Fall war und iſt) geehrt und belohnt vom König und andern. Corneille wirkte auf ſein Zeitalter, und auf die nächſt gefolgten Geſchlechter, und man kann ſagen, was ein großer Mann von Cicero ſagte: Wem der gefällt, der hat es, der verſteht es. Peter Corneille ſtarb 1684 zu Chartres in der Abtei St. Johann. Karl Fontenelle hat ſein Leben beſchrieben.

Chapelle, Claudius Emanuel, ein zu ſeiner Zeit in Achtung geſtandener tragiſcher Dichter, der ein zweiter Racine ſeyn wollte, ohne es zu ſeyn, und der wegen ſeinen witzigen und dreiſten Reden überall von ſich reden machte; er ſtarb 1686 im 65ſten Jahre ſeines Lebens.

Quinault, Philipp, geb. 1635 zu Paris, ein guter Schauſpieldichter, wie ſeine „Kokette Mutter," oder „die entzweiten Geliebten" beweiſen, und dann ein Meiſter in ſeinen Opern, in welchen er, zumal in ſeiner Proſerpina, ſeinem Theſeus, ſeiner Armide, einen bewunderungswürdigen Vortrag mit einem höchſt reizenden Versbau zu verbinden gewußt, und in deren Vorreden er ſeinen Beſchützer und Wohlthäter, Ludwig XIV., überaus gerühmt hat; ſtarb zu Paris den 26ſten Nov. 1688.

Du Fresne, Karl, Herr du Cange, geb. den 17. Dec. 1610 auf einem Landgut bei Amiens, legte den Grund zu ſeiner Liebe für die gründlichen Wiſſenſchaften in den Schulen der Jeſuiten, blieb, um ſich den Wiſſenſchaften deſto ungehinderter widmen zu können, faſt immer im Privatſtande, und erwarb ſich durch ſeine vielen gelehrten Werke, worunter vorzüglich das Glossarium mediae et infimae latinitatis, (et graecitatis) u. a. bekannt ſind, einen unſterblichen Ruhm; † den 22. Okt. 1688.

Motteville, Franciſca Bertaut de, geb. 1615. in der Normandie, ſchrieb Memoires, welche hauptſächlich die Königinn Anna, Mutter Ludwigs XIV., betreffen. † 1689.

Benſerade, Iſac von, geb. zu Lyon 1612, dichtete ſehr artige Sonneten, und genoß, als ein vortrefflicher Geſellſchafter, der auch das Loben zu rechter Zeit verſtand, über vierzig Jahre die Achtung des glänzenden Hofes Ludwigs XIV., an welchem damals die Beurtheilung eines Sonnets eine Sache war, über welcher man verlorne Schlachten, und ſchlimme Lagen vergaß, und ſich unendlich glücklich dünkte, für ſeine Meinung ſich vieler Mitmeiner verſichert zu haben. Dieß war der Fall mit zwei Sonneten, worin Benſerade und Voitüre die Peinen einer hoffnungsloſen Liebe ſchilderten; Benſerade, indem er den Job glücklicher pries, weil dieſer doch klagen konnte, was er nicht dürfte; Voitüre, indem er ſagte, daß für ſeine Urania ſein Verſtand und ſein Herz Parthei genommen, und ihm die Flucht aus ſeinen Feſſeln unmöglich gemacht hätten. Sogleich entſtanden zwei Partheien, welche ſich gegentheilig für die Sonnete erklärten, und von zwei Prinzeſſinnen geleitet wurden. Die Prinzeſſinn von Conti nahm den Hieb, die Herzoginn von Longueville die Urania in Schutz, und die Hiebiſten und Uraniſten beſchäftigten den Hof und das Volk. Benſerade ward 1674, was damals viel ſagen wollte, in die Akademie aufgenommen. Im J. 1697 wurde zu Paris eine ſchöne Auflage ſeiner Werke veranſtaltet, welche er aber nicht erlebte, indem er bereits 1691 mit Tod abgegangen war.

Saint-Real, (Cäſar-Richard de) ein franzöſiſcher Abbé und guter Geſchichtſchreiber, der aber nicht ſelten mehr mit ſeiner Einbildungskraft, als mit der unbefangenen Kritik geſchrieben, und in der Abſicht, ſein Werk unterhaltend zu machen, unſichere Anekdoten aufgenommen zu haben beſchuldigt wurde. Für ſein beſtes Werk wird die **Conjuration des Espagnols contre Venise** gehalten, wo er die Schreibart des Salluſts vor Augen gehabt, und ſehr ſchöne Bemerkungen vorgebracht hat. Sein Don Carlos iſt mehr ein hiſtoriſcher Roman, als eine ächte Geſchichte. Seine Schriften ſind noch 1757 in 8 Duodezbändchen in Paris erſchienen. Saint-Real ſtarb in ſeiner Vaterſtadt Chambery 1692.

Montpenſier, Anna Maria Ludovica d'Orleans (Tochter des Johann Baptiſta Gaſton, Bruder König Ludwigs XIII.) geb. in Paris 1627; ſchrieb Memoires eines ſonderbaren Inhalts. † 1693.

La Fayette (Maria Magdalena, Gräfinn von) ſchrieb die erſten Romane, (die Prinzeſſinn von Cleve, und Zaide) worin man natürliche Begebenheiten mit Anmuth erzählet, und Sitten der feinern Welt geſchildert findet. † 1693.

Peliſſon, Fontanier Paul, geboren aus einem altadeligen und an berühmten Männern verherrlichten Geſchlecht, zu Beziers in Languedoc im Jahre 1624, ein Mann von geläutertem Geſchmack, und gründlicher Kenntniß der klaſſiſchen Literatur, hatte zuerſt durch einige wohlgerathene Gedichte, aber in der Folge vorzüglich durch hiſtoriſche Schriften (unter welchen ſeine Geſchichte der königl. franzöſiſchen Akademie als ein Meiſterſtück galt; wie ſie ihm denn auch die Aufnahme in die Akademie erwarb) die Aufmerkſamkeit, und allgemeine Achtung der beſten Köpfe ſeiner Zeit auf ſich gezogen, noch mehr aber durch die Vortrefflichkeit ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, durch ſeine Unbeſtechlichkeit, Standhaftigkeit, Ergebenheit und Treue für ſeine Freunde ewige Denkmäler der Bewunderung in dem Andenken der Nachwelt ſich errichtet. Sein Leben war auch abwechſelnd mit ſolchen Schickſalen erfüllet, welche ihm Gelegenheit gaben, jene Eigenſchaften zu zeigen. Als der Miniſter Nik. Fouquet in Verhaft genommen wurde, wurde Peliſſon, als der vertrauteſte Freund deſſelben in die Baſtille geſetzt, worin er, da man ihm weder Bücher noch eine Feder zuließ, mit den Tönen einer Flöte eine Spinne zahm machte, ſo daß ſie auf ein gegebenes Zeichen ſich ihm näherte, und aus ſeinen Händen fraß; er war aus einem Kalviniſten ein ſehr eifriger Katholik geworden, ohne jedoch ein Verfolger der Andersdenkenden zu werden. Im J. 1693 den 8. Horn. ſtarb er zu Verſailles.

Arnauld, (Arnald) Anton geb. zu Paris 1612, ein Mann, dem ein außerordentlicher Scharfſinn, und eine mit einem feinen Sinn für die ſchöne Literatur verbundene unbeſiegbare Stärke des Geiſtes überall, wo er auftrat, eine ehrfurchtsvolle Hochachtung und Bewunderung zuzog. Er ſchrieb zuerſt einige Werke, welche ihn als einen Humaniſten von ächtem Geſchmack ankündigten; aber nachdem er den Prieſterſtand angetreten, und (wiewohl nach langen Einſtreuungen ſeiner Gegner) die Würde eines Doktors der Sorbonne erlangt hatte, wählte er theologiſche Gegenſtände für ſein Fach. Arnauld war, die Feder in der Hand, ein fürchterlicher Mann; aber der liebenswürdigſte Geſellſchafter, der aufrichtigſte und verbindlichſte Freund, ſo, daß bei ihm der ſonderbare Fall eintrat, daß man ſeine Feder ſcheute, und gleichwohl ſeinen Umgang ſuchte, in welchem er, ſo zu ſagen, alle Gelehrſamkeit der Schule vergaß, und allein den Mann von feiner Geſelligkeit vorſtellte. Damals waren auf der Univerſität zu Paris die Streitigkeiten mit den Janſeniſten von der Gnade u. dgl. große Mode. Arnauld betrat den Kampfplatz, und focht mit dem Erfolge, welcher nur die glänzendſten Kämpfer erwartete. Er zog ſich einen Ruf, bei dem man es ſich für ein Glück ſchätzte, einen Helden ſeiner Art ſehen zu können, aber auch die rüſtigſten und unverſöhnlichſten Gegner zu, welche ihn mehr, als einmal zwangen, ſich verborgen zu halten, und zuletzt ſein Vaterland vollends zu verlaſſen; wie er dann zu Brüſſel im Jahre 1694 ſtarb, vermißt von ſeinen Freunden, und ſelbſt von ſeinen Gegnern geachtet.

Des Houlieres, Antonia de la Garde, geb. zu Paris 1638, eine gute Dichterinn, deren Oden, Epiſteln, Epigramen, zumal die Schäfergedichte, in einer reinen Sprache mit lächelnden Bildern voll Anmuth, mit maleriſchen Schilderungen, und zarten und naiven

Stellen ſich auszeichneten, und ihr die Aufnahme in die Akademien zu Arles in der Provence, und der Ricovrati von Padua zuwegenbrachten; ſie ſtarb in ihrer Geburtsſtadt 1694, und hinterließ eine Tochter Antoinette des Houlieres, welche durch ihre erſten Verſe den Preis der franzöſiſchen Akademie ſich errungen hat.

Felibien, Andreas, ein berühmter Schriftſteller des ſiebenzehnten Jahrhunderts, geb. 1619 zu Chartres, ſtudirte zu Paris, gieng als Sekretair der franzöſiſchen Geſandtſchaft nach Rom, lernte daſelbſt den Pouſſin kennen, und wurde nach ſeiner Zurückkunft von Colbert 1666 zum Hiſtoriographus der königl. Gebäude, und 1673 zum Aufſeher über die Alterthümer des Königs ernannt. Bei der von Colbert 1663 errichteten Akademie der Inſchriften und Münzen wurde Felibien unter den acht Mitgliedern derſelben ebenfalls ernannt; ſtarb dann zu Paris 1695. Unter die vornehmſten ſeiner Schriften gehört: Entretiens sur les vies et les ouvrages de plus excellents peintres anciens et modernes etc.

Thomaſin, Ludwig, geb. 1619 zu Aix in der Provence aus einem altadeligen Geſchlechte, wurde Prieſter des Oratoriums, war ein überaus nützlicher Schriftſteller, und ein

Mann von ausnehmender Sittenreinigkeit, und eben ſo großer Wohlthätigkeit. Seine Art, bei der Gottesgelehrſamkeit die heilige Schrift, die Concilien und Väter zum Grund zu legen, und ſeine Schrift über die Kirchenzucht wurden allgemein geſchätzt. † 1695.

Fontaine, Johann de la, geb. 1621 zu Chateau Thierri in Champagne, wurde, nachdem er lange gelebt hatte, ohne für etwas eine beſondere Neigung zu bezeigen, durch eine Ode des Malherbe, welche er vorleſen hörte, wie aus einem langen, tiefen Schlummer erweckt, griff nach den Schriften alter und neuer Klaſſiker, und wurde einer der berühmteſten franzöſiſchen Schriftſteller, zumal ihr erſter Fabeldichter. La Fontaine war ein überaus witziger Kopf, der, da er ganz in ſeine Dichtungen und Anſchauungen vertieft, und von aller abgemeſſenen Bedächtlichkeit weit entfernt war, mit ſeinen naiven Antworten, und mit ſeinem ſonderbaren Benehmen, ſeinen Zerſtreuungen und Vergeſſenheiten der Stadt Paris tauſend Unterhaltungen machte, und die Anekdotenſammler bereicherte. Da er in ſeinen jüngern Jahren einige zu freie Gedichte geſchrieben hatte, äußerte er darüber in ſeinem reifern Alter eine unbeſchreibliche Reue; er ſtarb zu Paris 1695.

Nicole, Peter, geb. zu Chartres 1625, machte ſich zuerſt durch einige antijeſuitiſche Aufſätze, die aber längſt vergeſſen ſind, bekannt, und nachher durch verſchiedene andere Schriften, als Essais de moral, und zumal durch einen Aufſatz „über die Mittel, den Frieden in der Geſellſchaft zu erhalten,“ berühmt; er ſtarb zu Paris 1695 im 70ſten Jahre ſeines Alters.

Sévigné, Maria, Tochter des Celſus Benignus von Rabutin, Freiherrn von Chantal ꝛc., und der Maria von Coulanges, wurde 1629 geboren, 1644 an Heinrich, Marquis von Sévigné vermählet, und 1651, da ihr Gemahl in einem Zweikampfe blieb, Wittwe, und einzige Pflegerinn ihrer Kinder, eines Sohnes Karl, und einer Tochter Franziſca, denen ſie eine vortreffliche Erziehung gab. Da dieſe im J. 1669 an den Grafen von Grignan verheirathet, und bald darauf genöthigt wurde, ihrem Gemahl nach Provence, wohin ihn der König Ludwig XIV. beordert hatte, zu folgen, ſo blieb der Mutter, welche über die Entfernung ihrer Tochter untröſtlich war, nichts übrig, als die Schadloshaltung, ſich mit ihrer Tochter in Briefen zu unterhalten. Dieſe Briefe nun, welche den Namen dieſer Mutter verewigten, ſind nicht nur köſtliche Denkmäler mütterlicher Zärtlichkeit, ſondern was ſie vorzüglich berühmt machte, Meiſterſtücke einer höchſt natürlichen, und mit dem Geiſte eines ächten Witzes und Salzes gewürzten Schreibart. Sie dachte nicht daran, für die Welt zu ſchreiben, und ſchrieb eben darum mit jener naiven Schmuckloſigkeit, mit jener, allein aus einem empfindungsvollen und gerührten Herzen fließenden Einfachheit und holden Anmuth, welche ſich nicht lernen, nicht nachahmen, nicht mittheilen, ſondern nur von dem, der ſie beſitzt, nur von einer gleichgearteten Seele ſich fühlen läßt. Die Briefe dieſer Frau übertreffen am innern Werth weit die ſtudirten Briefe eines Balzac, Voiture, und anderer, und ſie werden gefallen allen Zeiten und Völkern, denen Gefühle des Schönen beiwohnen werden. Sévigné ſtarb zu Grignan, wohin ſie gekommen war, um ihrer unpäßlichen Tochter zu pflegen, den 14. Jänner 1696.

Bryere (Bruiere, Johann de la), geb. 1644 in einem Dorfe unweit Dourdan, lebte als ein gelehrter Geſellſchafter in dem Pallaſte des Herzogs von Enguien, welchem er in der Geſchichte Unterricht gegeben hatte, mit einer Beſoldung von tauſend Thalern, bis an ſein Lebensende, welches den 10. Mai 1696 zu Verſailles erfolgt iſt. Seine Caractères de Theophraste, traduits du grec, avec les

Caractères ou les moeurs de ce siecle haben ſeinen Namen verewigt.

Santeuil, oder Santolius, Johann Bapt., geb. zu Paris 1631, Canonicus des heil. Victor daſelbſt, ein ausnehmend guter lateiniſcher Dichter, deſſen Hymni zumal, dann deſſen für öffentliche Gebäude beſtimmte Aufſchriften ſehr geſchätzt worden; er ſtarb 1697, in welchem Jahre auch ſeine Schriften, unter dem Titel Joann. Bapt. Santolii Opera zu Paris gedruckt wurden.

Tillemont (Sebaſtian le Nain von) geb. 1637 zu Paris, ein Geiſtlicher, und bewährter Geſchichtſchreiber, deſſen Geſchichte der Kaiſer, und deſſen Memoires der Kirchengeſchichte der erſten ſechs Jahrhunderte einen ausnehmenden Beifall erhielten; † 1698.

Pagi, Anton, geb. 1624 zu Rogne in der Provence, trat in den Franciſcanerorden, wo er, ungeachtet ſeiner vielen Verrichtungen (er war öfters Provinzial) ſich' im Fache der hiſtoriſchen Kritik als einen Mann von großer Gelehrſamkeit auszeichnete; indem er (wie einſt Scaliger) eine beſondere Weiſe, die Jahre zu zählen, und dadurch die Epochas miteinander zu vergleichen, aufſtellte, und zumal durch ſeine Kritik in Annales Baronii einen gegründeten Ruhm erlangte; er ſtarb 1699. Ein Sohn ſeines Bruders, Franciſcus, auch ein

Franziſcaner, hinterließ in drei Bänden eine bis zum J. 1304 fortgeſetzte Pabſtengeſchichte, indem er durch ſeinen 1721 erfolgten Hintritt gehindert wurde, die weitere Fortſetzung herzuſtellen.

Racine, Johann, geb. 1639 zu Ferté Milon) war einer der erſten und beſten franzöſiſchen tragiſchen Dichter. Seine Mariane, Sophonisbe, Alcinor, Britanicus, Athalie, Andromache, (das erſte in ſchönen reinen Verſen geſchriebene franzöſiſche Trauerſpiel) Iphigenie in Aulis u. a. wurden mit dem allgemeinſten Beifall der Welt aufgenommen, und Ludwig XIV. ſchätzte ihn zumal ungemein hoch. Er machte ihn zuerſt zu ſeinem Kammerdiener, dann zum Tresorier de France, zum königl. Sekretär, und adelte ihn. Er ernannte ihn auch, nebſt dem Boileau, zum Hofgeſchichtſchreiber, und überhäufte ihn mit Beweiſen ſeiner Gnade, welche der gute Racine mit dem gerührteſten Herzen erwiederte, indem ſeine Zärtlichkeit ſo weit gieng, daß er, als er auf Verlangen der Maintenon eine Vorſtellung an den König aufgeſetzt, und darin das Elend des Volkes geſchildert, der König aber dieſen Aufſatz mit den Worten: „Was? Weil Racine ein Dichter iſt, will er auch ein Miniſter ſeyn?“ etwas empfindlich abgefertigt hatte, darüber ſich zu Tod grämte 1699.

Scuderi, Magdalene de, geb. 1607 zu Havre de Grace im Gouvernement dieſes Namens, eine zu ihrer Zeit, da man ſich nur durch Romane ein Gehör in der Leſewelt verſchaffen konnte, äußerſt fruchtbare, und nicht weniger beliebte Romanſchreiberinn. Artamenes, oder le grand Cyrus, ferner Clelie, und überhaupt mehr als achtzig Romane ſind von ihr. Man nannte ſie damals die Sapho von Frankreich, und ſie erhielt von verſchiedenen großen Perſonen großmüthige Penſionen. Sie erhielt auch im Fache der Beredſamkeit den erſten Preis von der franzöſiſchen Akademie. Die Akademie delli Ricovrati zu Padua nahm ſie zum Mitglied auf; ſie ſtarb in einem ſehr hohen Alter 1701. Ihr Bruder Georg, Gouverneur von notre Dame de la Garde in Provence, † 1667, hat Theaterſtücke, welche zu ſeiner Zeit ſehr gefallen haben, und Verſe geſchrieben, ward auch ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Segrais, Johann Regnaud de, geb. von Caen, folgte ſeinem Hange zur Dichtkunſt mit vielem Glücke, das ihn bei ſeiner Ueberſetzung der Aeneide, und der Georgicorum des Virgils ſehr begünſtigte, und ihm bei ſeinem Romane Zaide, und la Princesse de Cleves, wider ſeine Tadler gute Dienſte leiſtete, übrigens aber noch mehr ſeinen perſönlichen Umgang mit Anmuth und Erbauung adelte; er ſtarb 1701.

Bourſault, Edmund, geb. in Burgund 1636, ſchrieb 1671 für den Dauphin l'etude des **Souverains**, ſchrieb dann, wiewohl nicht mit dem ausgezeichnetſten Beifall, verſchiedene witzige Schauſpiele, z. B. den galanten Merkür, Aeſop am Hofe; ferner zwei Theile Briefe. Die neunundzwanzig Briefe der Mademois. Babet an ihn, wovon 1751 zu Leipzig, zugleich mit den Briefen der Ninon von Lenclos eine Ueberſetzung erſchien, ſind bekannt. Bourſault ſtarb 1701.

Bouhours, Dominikus, geb. zu Paris 1628, ein Jeſuit, und allgemein geſchätzter Humaniſt und witziger Kopf, deſſen Aufſätze **„Entretiens d'Ariste et d'Eugen;"** — ferner **„de la maniere de bien penser sur les ouvrages d'esprit;"** dann **„des pensées ingenieuses des anciens et des modernes,"** u. a. wegen ihrer geſunden Denkart, verbunden mit einem kräftigen und reinen Ausdruck, unter die Zierden ſeiner Zeit gehörten. Er zog ſich übrigens durch ſeine Vorliebe für das, was man an den Franzoſen Witz nennt, welchen er zumal den Deutſchen abzuſprechen ſchien, unter dieſen letztern viele und heftige Gegner zu; denn, nachdem er in ſeinem Ariſt und Eugen die Frage aufwerfen laſſen, ob wohl auch ein Deutſcher ein ſchöner Geiſt ſeyn könne, ſo erwiederte dieß ein Deutſcher mit einer andern Frage: „Ob wohl einem Franzoſen eine ruhige, geſunde Beurtheilungskraft beiwohnen könne?“ Er ſtarb 1702.

Saint-Evremond, (Carl von Saint-Denys, Herr von) geb. 1613 in der Normandie, ward Marechal de Camp; wurde wegen eines Aufſatzes über den pyrenäiſchen Frieden, welchen er la paix ridicule nannte, veranlaßt, Frankreich zu verlaſſen, und gieng nach England, woraus er ſich nicht mehr entfernte. Seine Schriften, wovon 1715 zu Amſterdam eine Auflage in fünf Duodezbänden erſchien, ſind voll lachenden, oft ſchneidenden Witzes, und ſinnreicher Gedanken; aber ſeine Moral, bei welcher er auf den damals herrſchenden, üppigen und leichtſinnigen Hoften Rückſicht genommen haben mochte, iſt nicht immer die ſtrengſte. Saint-Evremond, ungeachtet er kein Schriftſteller vom erſten Range war, war zu ſeiner Zeit l'auteur a la Mode; und noch lieſt man ſeine Bemerkungen über die Griechen und Römer, ſeine Denkſchriften über das Leben des Grafen D. vor ſeiner Retraite, und andere. Er ſtarb zu London in einem Alter von 90 Jahren 1703.

Bourdaloue, Ludwig, geb. 1632 zu Bourges, ein Jeſuit, und ein vortrefflicher

Prediger, der die ſchwerſten Vorträge anſchaulich zu machen, der, indem er den Verſtand ſeiner Zuhörer gewann, auch ihre Einbildungskraft und ihr Herz fortzureiſſen verſtand. König Ludwig XIV. und ſein ganzer Hof beſuchten häufig ſeine Predigten, und es gehörte zum Wohlſtande, ſagen zu können, daß man ihn predigen gehört habe. Ein Jeſuit, d'Arruis, welcher die Kanzel, auf welcher Bourdaloue geprediget hatte, ein Jahr nach ihm beſtieg, ſagte ſehr naiv: „Als Bourdaloue zu Rouen predigte, verließen, um ihn zu hören, die Künſtler ihre Werkſtätten, die Kaufleute ihre Kramläden, die Advokaten die Gerichtsſtuben, die Aerzte ihre Kranken. Ich habe, als ein Jahr nachher ich die Kanzel beſtieg, die Ordnung in allen Dingen wieder hergeſtellt. Jedermann bleibt wieder bei ſeiner Verrichtung." Bourdaloue ſtarb im 72ſten Jahre ſeines Alters 1704 mit dem Rufe eines erhabenen Denkers, eines Muſters eines frommen Jeſuiten, der, indem er dankbar betheuerte, daß er alles den Lehren und Beiſpielen ſeiner Ordensbrüder zu danken habe,, die giftigen Schmähſchriften wider ſeinen Orden durch ſein Leben am beſten widerlegte.

Boſſüet, Jacob Benignus, geb. aus einer vornehmen Familie, den 27. Sept. 1627 wurde 1669 vom König Ludwig XIV. zum

Biſchof von Condom, 1670 zum Lehrer des Dauphin, 1680 zum erſten Aumonier bei der Dauphin, 1681 zum Biſchof zu Meaux, 1697 zum königl. Staatsrath und erſten Aumonier der Herzoginn von Burgund ernannt, und auf allen ſeinen Poſten und Würden mit Hochachtung und Liebe belohnt. Er war ein Mann ſeiner Art, Gebieter, wo er auftrat, und Herr des Gegenſtandes, deſſen er ſich einmal bemächtigt hatte. Seine bilderreiche und feurige Beredſamkeit riß hin, und führte die Geiſter mit ſich in höhere Regionen. Seine Leichenreden für die (in Frankreich verſtorbene) Wittwe Karls I. von England, für die Pfalzgräfinn, und für den Prinzen Condé erſchütterten ſeine Zuhörer, und erfüllten ſie bald mit Schrecken, machten dieſelben bald in Thränen zerfließen. Da Boſſüet ſeinen erhabenen Zögling, den Dauphin, vor allen Dingen mit der kräftigen Denkart der alten Römer, und den klaſſiſchen ewigen Schönheiten ihrer Geſchichtſchreiber und Dichter bekannt machen, und ihm einen lebhaften und richtigen Geſchmack für ernſthafte und emporſtrebende Dinge einflößen wollte, ſo veranſtaltete er die berühmte Ausgabe der lateiniſchen Klaſſiker in usum Delphini, und ſeine Erklärung wirkte auf den fähigen Prinzen ausnehmend. Und was er ſprach oder ſchrieb, wurde mit dem größten Beifall aufgenommen. Seine „**Expositio doctrinae catholicae de iis argumentis, de quibus controversiae sunt,**“ 1668 und 1671, wurde von ganz Europa bewundert und überſetzt, und mit einem ähnlichen Beifall wurden andere ſeiner vielen Schriften, z. B. ſeine **Historia variationum ecclesiarum protestantium**, ſeine Leichenreden, ſeine Abhandlung über die allgemeine Geſchichte vom Anfange der Welt bis auf die Zeiten Karls des Großen, belohnt, und mit dem Werthe klaſſiſcher Schriften geſtempelt. Sonſt wohnte ihm die (eben nicht klaſſiſche) Eigenſchaft, daß er gerne Recht behielt, bei, und in ſeinen Streitigkeiten mit Fenelon, gab er dieſem Weiſen mehr, als Eine Gelegenheit, Sanftmuth und Beſcheidenheit zu zeigen. Boſſüet ſtarb den 12. Apr. 1704, ohne das, was man Ausruhung, Erholung, Genuß des Lebens nennt, jemals gekannt zu haben. Er erlaubte ſich ſogar nur ſelten einen Spaziergang, und daher antwortete ihm einer ſeiner Gärtner, den er einſt, da er ihn im Vorübergehen erblickte, fragte, was dann ſeine Bäume und Pflanzen machten, indem er ſich kaum mehr erinnerte, ſie geſehen zu haben: „Ich weiß das wohl, erwiederte der Gärtner, und weiß auch die Urſache. Ich pflanze nur Bäu=

me, und keinen St. Chryſoſtomus, oder Auguſtin.“

Pavillon, Stephan, geb. 1632 zu Paris, ein Dichter, der Briefe und Proſa, mit untermiſchten Verſen, Stanzen u. dgl. ſchrieb, und ſich die Ehre, in die franzöſiſche Akademie der Inſchriften aufgenommen zu werden, erwarb; er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 1705.

Bayle, Peter, geb. zu Carlat in der Grafſchaft Foix 1647, ein Calviniſt, und ſehr witziger Kopf, der auch den gemeinſten und längſt geſagten Dingen durch ihre Zuſammenſtellung und ihren Vortrag eine ſonderbare Neuheit und Anziehung zu geben, und dadurch ſowohl die Einbildungskraft zu ergötzen und einzunehmen, als das Beurtheilungsvermögen oft zur voreiligen, ungeſunden und unrichtigen Partheinahme zu beſchwatzen verſtand. Seine nicht ſelten höchſt unerwarteten, und den erſten Augenblick erſchütternden Gedanken und Einfälle gleichen dann der Erſcheinung von Nebenſonnen, welche die Geſtalt und das Licht der Sonne nachahmen, ohne die Sonne zu ſeyn. Da er demnach wahre und richtige, ſo wie falſche und ganz und gar mißverſtandene, im Muthwillen des Witzes hingeſchriebene Dinge mit gleicher Anmuth und Sprachſtärke vorzutragen wußte; ſo muß der Leſer ein Mann von tiefem Scharfſinn und bewährter Einſicht ſeyn, welcher im Stande ſeyn ſoll, Trugſachen von Wahrheit, und Einfälle von Verſtand zu ſcheiden. Bayles Grundſätze in politiſchen Dingen, und noch öfter ſeine Behauptungen, Erzählungen und Witzſpiele in Religionsſachen, ſind, ſo ſchön und einnehmend auch der Vortrag iſt, mit häufig groben Unrichtigkeiten und Irrthümern vermengt; und ſo, wie ihn dabei ſeine ununterrichtete, oder beſtochene Einſicht verleitete, ſo wird man gewahr, daß er, vor lauter Begierde, etwas anders, als das bis dahin Geſagte, zu ſagen, am Ende gar nicht mit ſich einig werden konnte, was er dann eigentlich beſtimmt ſagen ſollte; daher er dann auch über alle Dinge Zweifel erfand und verbreitete, und (von ſeinem Vorgänger Pyrrho) ein Pyrrhoniſt genannt wurde. Man warf ihm auch vor, daß er in ſeinen Schriften jede Gelegenheit geſucht habe, ſolche Materien, welche zur Geilheit reizen, einzumiſchen; wiewohl er ſelbſt ein recht philoſophiſches Leben geführt, auch Ruhm und Reichthum nicht geachtet, und im Umgange ein ſehr angenehmer Mann geweſen ſeyn ſoll. Man hatte für ihn zu Rotterdam eine eigene philoſophiſche Kanzel errichtet; wie er dann auch in jener Stadt alle ſeine Schriften, (z. B. **Nouvelles de la Republique des lettres 1684 — 1687: Dictio-**

naire historique et critique, (welches Wörterbuch ein großes Aufſehen machte, aber auch Zurechtweiſer fand) geſchrieben, endlich darin den 26. Dec. 1706 ſein Leben geendiget hat.

Gallois, Joh., (l'abbe) geb. in Paris 1632 war einer der erſten Mitarbeiter an dem bekannten Journal des Savans, wozu der Rath Clerc Sallo den Vorſchlag gemacht hatte. † 1707.

Mabillon, Johann, geb. zu Saint-Pierre-mont in Champagne, ein Benediktiner der Congregation des heil. Maurus, und ein Mann von einer ungemeinen Gelehrſamkeit in hiſtoriſchen Gegenſtänden, und von einem eben ſo großen Scharfſinn. Schon ſein berühmtes Werk „de re diplomatica" würde ſein Andenken unvergeßlich, und den Dienſt, welchen er damit dem Geſchichtsfache geleiſtet, unſchätzbar gemacht haben; ſtarb den 27. Dec. 1707.

Nemours, Maria, Herzoginn, geb. zu Longueville, ſchrieb Memoires. † 1707 im 82. Jahre ihres Alters.

Corneille, Thomas, geb. zu Rouen 1625, kam nach ſeines Bruders, Peter Corneille, Hintritt in die franzöſiſche Akademie, und verfertigte, da dieſe ihr Wörterbuch herausgab, in zwei Tomen die Kunſtwörter der Mechanik und anderer Wiſſenſchaften. Seine theatraliſchen Werke, zumal der Graf Eſſex und Ariadne, wurden mit größtem Beifall aufgenommen, und verſchiedene Male aufgelegt. Einige Jahre vor ſeinem Tode hatte er das Unglück, blind zu werden; er ſtarb 1709 im 84. Jahre ſeines Alters zu Andely in der Normandie.

Regnard, Johann Franz, geb. 1644 zu Paris, berühmt wegen ſeiner Reiſen in die entfernteſten Welttheile, und nicht minder berühmt wegen ſeiner Anlagen zum komiſchen Dichter. Die von ihm zu ſeiner Unterhaltung geſchriebenen Schauſpiele, die Menechmer, Democrite, die verliebten Thorheiten, der Zerſtreute, und zumal ſein Spieler, ſo wie ſeine Satyren und Reiſebeſchreibungen, von denen noch 1731 zu Rouen eine Auflage in fünf Bändchen erſchien, erhielten vielen Beifall; er ſtarb 1709.

Flechier (Eſprit) geb. 1632 zu Pere in der Grafſchaft Avignon, Biſchof zu Niſmes, ein Dichter, ein Geſchichtſchreiber, ein Prediger von gleich großem Werthe. Seine Leichenreden, zumal auf Türenne und Montauſiers, ſind ſowohl in Rückſicht des Inhalts, als der harmoniſchen Sprache vortrefflich. Im Jahre 1672 wurde er (durch die Verwendung des Herzogs von Montauſiers, welcher die geſchickteſten Männer in ganz Frankreich für den

Dauphin zuſammen ſuchte) **Lehrer des Dauphin**, zu deſſen Gebrauch er die Geſchichte Theodoſius des Großen ſchrieb; er ſtarb 1710.

Boileau, Nicolaus, Herr von Deſpreau, geb. 1636 bei Paris, einer der geiſtreichſten und geſchmackvollſten franzöſiſchen Dichter, deſſen ſchöne Verſe und vielmehr die Geſinnungen in denſelben zu Sprichwörtern, und Grundſätzen geworden ſind. Seine (wiewohl nicht ſelten mißmuthigen, und haſtig zufahrenden) Satyren, ſeine Briefe, ſeine Dichtkunſt wurden als klaſſiſche Ausarbeitungen den Alten an die Seite geſetzt, und zumal wurde ſeine Beſchreibung des Rheinüberganges Ludwigs XIV. das Meiſterſtück der franzöſiſchen Poeſie genannt. Seine Satyren hatten die Wirkung, daß Dichter und Proſaiſten die Nothwendigkeit und die Pflicht anerkannten, in einer reinen Sprache, und mit gewählten, der Sache angehörigen, Ausdrücken zu ſchreiben, wenn man ſchrieb, des Verſebaues ſich zu befleißigen, wenn man Verſe machte, und in dieſer Sorgfalt ſeinen Ruhm zu ſuchen. Die königliche Akademie bewilligte dem Boileau eine ehrenvolle Aufnahme, und Ludwig XIV. ernannte ihn, zugleich mit dem Racine zu ſeinem Geſchichtſchreiber, indem er ihm eine Penſion von 2000 Livres bewilligte. Boileau ſtarb den 11. März 1711.

Caſſini, Joh. Dominic., einer der berühmteſten Aſtronomen ſeiner Zeit, als der ſich durch verſchiedene Berichtigungen und Entdeckungen, z. B. durch die Feſtſetzung ſeiner Meridianlinie von St. Petrone nach Boulogne, durch ſeine Wahrnehmung von fünf Planeten um den Saturn, worauf Ludwig XIV. eine Medaille prägen ließ u. a. einen unſterblichen Ruhm erworben hat. † 1712.

Petis de la Croix wurde (wie Galland, der beim Jahre 1715 vorkömmt) durch die Unterſtützung des Colbert vom König Ludwig XIV. als ein Knabe von ſechzehn Jahren nach dem Morgenlande geſchickt, um daſelbſt die Sprache, die Literatur, die Geſchichte der Morgenländer zu erlernen; was er dann auch auf das vollkommenſte erfüllt, und in Arabien verſchiedene Schriften, und einen mit dem größten Beifall aufgenommenen Lebenstheil Ludwigs XIV. geſchrieben, überdieß ſich auch durch die Ueberſetzung des berühmten Romans „Tauſend und einen Tag,“ welchen Roman er bei ſeinem Aufenthalte in Iſpahan 1675 von dem Verfaſſer deſſelben, dem Derwiſch Molkes, Vorſteher des Sofisordens, in der Originalſchrift erhielt, um die Literatur, und um die Lektüre gebildeter Leſer überaus verdient gemacht hat. Petis de la Croix ſtarb zu Paris 1713.

Regnier Demarets (Franz Seraphin) geb. zu Paris 1632, ein geſchmackvoller Mann, der viele gute Ueberſetzungen, und eigene kleine Werke, zumal eine gute Sprachlehre lieferte, und der zur Vervollkommnung der franzöſiſchen Sprache außerordentlich glücklich mitwirkte; ſtarb 1713.

Perrault, Karl, (Bruder des durch ſeine Kenntniſſe in der Baukunſt berühmt gewordenen Claudius Perrault) zog ſich durch eine Abhandlung, worin er die alten Schriftſteller mit den neuern verglich, und dieſen letztern den Vorzug einräumte, viele Gegner zu, und veranlaßte dadurch überhaupt Streitigkeiten, welche, wenn ſie gleich im Grunde zu nichts führten, doch mancher guten Bemerkung den Weg bahnten; Perrault ſtarb (nach Voltaire) 1703, nach dem Dictionaire des hommes illustres (a Paris 1768) 1715.

Fenelon, Franz Salignac de la Mothe, geb. in der Provinz Quercy aus einem altadeligen Geſchlechte den 6. Auguſt 1651, hatte ſich ſeit ſeiner erſten Jugend von der wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Seite dergeſtalt ausgezeichnet, daß ihn König Ludwig XIV. zum Lehrer ſeines Enkels, des jungen Herzogs von Bourgogne, Anjou, und Berry wählte, und ihn, um ihm einen Beweis ſeiner Zufriedenheit zu geben, zu dem höchſt anſehnlichen Erzbisthume von Cambrai beförderte, das der höchſt gewiſſenhafte Fenelon erſt nach der Verſicherung des Königs annahm, daß ihn die Dienſte am franzöſiſchen Hofe nicht hindern ſollten, die Pflichten eines Erzbiſchofes auszuüben, und in ſeinem Kirchenſprengel die vorgeſchriebene Zeit zu leben. In dem berühmten Streit, welchen er mit dem Biſchof zu Meaux, Jacob Benianus Boſſüet, wegen einer Schrift, „Erklärung der Lehren der Heiligen von dem innern Leben“ bekam, betrug er ſich muſterhaft, und er ſelbſt verkündigte von der Kanzel ein päbſtliches Breve, worin Pabſt Innocenz XII. 1699 verſchiedene ſeiner Behauptungen für irrig und verwerflich erklärt hatte. Sein Buch „Avantures de Telemaque“ welches er für die ſeiner Leitung anvertrauten Prinzen ſchrieb, zog ihm, indem man ihn beſchuldigte, in jenem Buche damalige Begebenheiten am franzöſiſchen Hofe, und Charaktere bekannter Perſonen geſchildert zu haben, viele ſchlimme Gegner zu, erwarb ihm aber auch viele und große Bewunderer und Freunde nicht nur in Frankreich, ſondern in ganz Europa, wo jenes Buch in die vornehmſten europäiſchen Sprachen überſetzt, und überall als ein vortreffliches Leſebuch für die Jugend empfohlen wurde. Fenelon ſtarb zu Cambrai, als einer der rechtſchaffenſten, beſten und größten Männer, welche Frankreich jemals hervorgebracht hatte, den 7. Jänner 1715.

Galland, Anton, nachdem er ſich durch die Unterſtützung des Miniſters Colbert lange im Orient, zumal in Conſtantinopel aufgehalten, und der orientaliſchen Sprachen ſich vollkommen bemächtigt hatte, überſetzte aus dem Arabiſchen die berühmten Mährchen „Tauſend und Eine Nacht,“ wozu er aber auch manches nach ſeiner Erfindung hinzuſetzte. Er arbeitete mit d'Herbelot an einer Ausgabe einer orientaliſchen Bibliothek, wie dann von ſeinen Handſchriften ein Verzeichniß in den Denkſchriften der Akademie der Inſchriften, von welcher er ein Mitglied war, vorkömmt; er ſtarb in Paris 1715.

Malebranche, Nikolaus, geb. zu Paris den 6. Aug. 1638, trat im 21ſten Jahre ſeines Alters in jene Weltprieſter-Geſellſchaft, welche Philipp Neri von Florenz zu Rom im 16ten Jahrhundert geſtiftet, welche den Namen Nerianer, auch Patres Oratorii geführt, und welche viele köſtliche Männer geliefert hat Nachdem Malebranche durch den außerordentlichen Eindruck, welchen ein Buch vom Carteſius „von dem Menſchen“ auf ihn machte, erkannt hatte, daß die Philoſophie die Bahn, auf welcher er zum Meiſter ſich dürfte bilden können, ſey, widmete er ſich derſelben mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes, und dieß mit dem glänzendſten Erfolge; denn ſchon gleich die erſte ſeiner Schriften recherche de la verité fand wegen der Gründlichkeit ihrer Sachen, und der Anmuth ihres Ausdruckes ſo vielen Beifall, daß ſie in mehrere Sprachen überſetzt wurde. Seine fernern Werke Conversations chretiennes, dann de la nature, et de la grace, Entretiens sur la Metaphysique et la Religion; Entretien d'un Philosophe chretien, et d'un Philosophe chinois u. a. machten nicht weniger ein außerordentliches Aufſehen, und wenn ſie ihm viele Gegner, unter welchen ein berühmter Doktor der Sorbonne, Anton Arnauld, einer der ſchärfeſten war, zuzog, ſo trugen dieſe ſeinem Ruhme ſo wenig etwas ab, daß ſie vielmehr beitrugen, denſelben zu verherrlichen. Er ſtarb zu Paris mit dem allgemeinen Rufe eines frommen, geraden, und durchaus redlichen Mannes, im Jahre 1715.

Juvencius, Joſeph, ein Jeſuit, der ſich mit einem Lehrbuche „de ratione discendi et docendi" um die Erhaltung und Beförderung der lateiniſchen Sprache und Literatur verdient machte; † 1716.

Maintenon (Franziſca d'Aubigné, Marquiſe von). Ihre Briefe eines geiſtreichen und ſehr lehrreichen Inhaltes (die unter ihrem Namen gedruckten Memoires ſind ihrer unwürdig, und kamen nicht von ihr) ſind bekannt, und ſind ein unſchätzbarer Beitrag zur Geſchichte K. Ludwigs XIV., deſſen Gemahlinn ſie war. Man hat geſagt, ihre Briefe ſeyen ſo geſchrieben, als wenn ſie vorausgeſetzt hätte, daß ſie einſt gedruckt werden würden; da indeſſen die Briefe der Frau von Sevigné ungleich zwangloſer geſchrieben wären, indem dieſe nicht daran gedacht hätte, daß ſie jemals der Welt würden mitgetheilt werden; allein ſie wußte nicht weniger, daß ihre ſorgloſen Cauſerien ſchon bei ihren Lebzeiten eine, und zwar die feinſte, Leſewelt hätten, und daß ſie von ihrer Gräfinn Tochter Jedermann gezeigt und mitgetheilt würden. Maintenon war die Gemahlinn eines großen Königs. In dieſem Stande fährt man mit der Feder bedächtlicher über das Papier; † 1719.

Quesnel, geb. 1634 zu Paris, trat in den Orden des Oratoriums, ſchrieb „Reflexions morales sur le nouveau testament“ worin einige Sätze vorkamen, welche 1713 vom Pabſte Clemens XI. durch eine Bulle, welche anfängt Unigenitus, verdammt, und dadurch unter den theologiſchen Gelehrten in Frankreich ſchwere Unruhen veranlaßt wurden. Quesnel war der Meinung, nichts Irriges geſchrieben zu haben, und berief ſich ſeiner

Sätze wegen wiederholtermalen auf die Entſcheidung einer allgemeinen Kirchenverſammlung, deren Ausſpruch er ſich unbedingt zu unterwerfen verſprach; denn er war ſo ganz und gar Katholik, daß er ſein Glaubensbekenntniß in Gegenwart zweier päbſtlicher Protonotarien ablegte, und ſolches mit eigener Hand unterſchrieb, als er im Jahre 1719 von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, an welcher er auch wirklich den 2. Dec. dieſes Jahres zu Brüſſel, wohin er ſich bereits 1685 (zu ſeinem Freunde Arnauld) begeben hatte, ſtarb; er hatte noch viele andere Schriften verfaßt, welche zu ſeiner Zeit nicht ohne Aufſehen blieben.

Dacier, Andreas, ein franzöſiſcher Criticus, geb. 1651 zu Caſtres in Oberlanguedoc, wo ſein Vater ein Advocat reformirter Religion war, ſtudirte zu Saumur unter Tanaquil Faber, oder le Febre, deſſen berühmte Tochter Anna er 1683 heirathete. Nach Fabers Tod 1672 verließ Dacier Saumur, und kam nach Paris, wo ihm der Herzog von Montauſier den Auftrag machte, einige alte Schriftſteller mit Anmerkungen in usum Delphini herauszugeben. Dacier machte den Anfang mit dem Sextus Pompejus Feſtus (Paris 1681), dem viele andere folgten. 1685 wurde er ſammt ſeiner Gemahlinn, Anna le

Febre, katholiſch, erhielt vom König anſehnliche Penſionen, wurde in die Akademie der Inſchriften, und in die Academie francoise aufgenommen, und ſtarb als königl. Kabinetsbibliothekar 1722: er überſetzte den Horaz, die Leben Plutarchs, den Ariſtoteles de arte poetica.

Dacier, Anna, geb. zu Saumur 1651, Tochter des le Febre, von dem ſie in den Wiſſenſchaften ſorgfältigſt unterrichtet wurde. Sie heirathete anfangs einen Buchhändler zu Saumur, den ſie aber wegen ſeiner übeln Aufführung verließ. 1675 gab ſie den Callimachus heraus, und noch in eben dieſem Jahre, auf Anrathen des Herzogs von Montauſier, den Florus in usum Delphini, 1680 den Dictis Cretenſis, und Dares Phrygius, 1681 den Aurelius Victor, 1682 eine Ueberſetzung des Anacreon und der Sapho, 1683 den Eutropius nebſt einer Ueberſetzung des Plautus. 1683 heirathete ſie den Andreas Dacier, gieng mit ihm 1644 nach Caſtres, und erklärte ſich 1695 mit ihrem Gemahl öffentlich zur katholiſchen Religion, worauf ſie König Ludwig XIV. mit Gnaden überhäufte; ſie ſtarb zwei Jahre vor ihrem Gemahl Andreas 1720. Außer den oben angeführten Schriften hat man von ihr noch eine Ueberſetzung des Terenz, der Ilias, und der Odyſſee.

Fleuri, Claudius, (geb. zu Paris 1640) nicht weniger berühmt wegen ſeiner hiſtoriſchen Schriften, als wegen ſeines ſtrengſittlichen Wandels, mit welchem er in einem verderbten Zeitalter, und an dem damaligen noch verderbtern franzöſiſchen Hofe vorleuchtete, und eine ungetheilte Achtung ſowohl der Rechtſchaffenen, als der vom Zeitgeiſte Hingeriſſenen verdiente; er wurde 1658 Parlamentsrath und Advokat, in welchem Berufe er neun Jahre rühmlich verblieb; dann wählte er den geiſtlichen Stand, wurde 1672 Lehrer des Prinzen von Conti, 1680 aber auch Lehrer des Prinzen von Vermandois (Admirals von Frankreich), und, nachdem ihm der König Ludwig XIV. nach vier Jahren die Ciſterzienſerabtei Locdieu gegeben hatte, im Jahre 1689 Untergouverneur der Herzoge von Burgund, Anjou und Berry. Im Jahre 1696 wurde er Mitglied der Akademie, und 1716 Beichtvater K. Ludwigs XV. Im Jahre 1723 ſtarb er in ſeiner Vaterſtadt, im 82ſten Jahre ſeines verdienſt- und ruhmvollen Lebens. Seine **Histoire ecclesiastique**, welche in 20 Bänden bis auf das Jahr 1714 geht; die acht **Discours sur l'Histoire ecclesiastique**, welche in jenem Werke vorkommen, und welche auch beſonders gedruckt worden, die **Histoire du Droit francois**, **les Moeurs des Israe-**

lites, les Moeurs chretiens, Institutions au Droit ecclesiastique, Catechisme historique, Traité du choix et de la Methode des Etudes; les Devoirs des Maitres, et des Domestiques u. a. machen ſchon ſeinen Namen unſterblich. Man muß ihn übrigens nicht mit dem Kardinal und Premierminiſter Ludwigs XV., dem Andreas Herkules von Fleuri vermengen, welcher während des, nach dem Hintritte Kaiſer Karls VI. 1740, erfolgten Erbfolgekrieges in großem Anſehen geſtanden, und welcher 1743 zu Iſſy, nahe bei Paris, im 90ſten Jahre ſeines Alters geſtorben iſt.

De Prueys, ein Langedocer, machte ſich durch ſeine Schauſpiele: Der Zänker (Grondeur), und der Advocat Patelin, einen berühmten Namen; ſtarb 1723 im 84ſten Jahre ſeines Alters.

Campiſtron, Johann, geb. 1656 zu Toulouſe, Sekretär des Herzogs von Vendome, Mitglied der königl. Akademie, ein dramatiſcher Dichter, der, wenn er gleich ſein Urbild, an das er ſich hielt, den Geiſt des Racine, nicht erreichte, doch das Verdienſt eines rührenden Vortrages, und zumal einer reinen Sprache, welche nach ihm bald wieder vernachläſſigt wurde, ſich eigen machte; er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 1723.

Harduin, Johann, ein wegen ſeiner übertriebenen Behauptungen bekannter Jeſuit, welcher, als ihn einer ſeiner Freunde erinnerte, daß er doch nicht immer Paradoxen ſchreiben möchte, geantwortet haben ſoll: „Wie? Ich ſoll täglich um vier Uhr aufſtehen, und nichts anders ſagen, als was andere vor mir geſagt haben?“ Er ſtarb 1729 im 72ſten Jahre ſeines Lebens.

Motte, Anton de la, geboren zu Paris 1672, folgte, nachdem er ſeine Neigung zu einem Berufe dieſes Lebens zuerſt als Rechtsgelehrter, dann als Mönch in der Abtei de la Trappe verſucht hatte, dem ihm unwiderſtehlichen Hange zur Dichtkunſt, und erwarb ſich durch Luſt- und Trauerſpiele, Opern, Fabeln, Ueberſetzungen, und kritiſche Aufſätze eine allgemeine Hochſchätzung, ſo wie er ſich durch ſeine perſönlichen liebenswürdigen Eigenſchaften und durch ſein überaus artiges und feines Weſen im Umgange überall eine gute Aufnahme und Zutrauen gewann; was übrigens nicht hinderte, daß man die Flecken in ſeinen Schriften, und ſeine oft ſehr ſonderbaren Behauptungen und Urtheile über literariſche Werke, zumal über die Alten, nicht unverholen gerügt haben ſollte; wo er ſich aber ſtets mit Ehren aus der Sache zog. So konnte man, als er wegen ſeiner Bemerkungen über die

Iliade des Homer, welche er 1734 herausgab, die berühmte Frau Dacier zur Gegnerinn bekam, und ſie ihn in ihrer Abhandlung: „Von den Urſachen des Verderbniſſes des guten Geſchmackes,“ ſehr derb mitnahm, nicht umhin, die beſcheidene und milde Art, mit welcher er in ſeinen „Bemerkungen über jene Kritik“ antwortete, zu bewundern, und ihm, wenn man auch nicht durchgehends ſeiner Meinung war, von Herzen gut zu bleiben. Seine Oeuvres de Theatre: Fables nouvelles: Lettre sur Mr. Houdart: Mercure de france 1732 u. a. werden immer als vorzügliche Werke der goldenen Literaturzeit in Frankreich geſchätzt; und die Verdienſte ſeiner Schriften, die Munterkeit, der Witz, die Stärke, und Beſtimmtheit des Ausdruckes müſſen dem Verfaſſer umſo höher angerechnet werden, als er das fürchterliche Unglück hatte, ſeit ſeinem 24ſten Lebensjahre ganz lahm zu ſeyn, ſo, daß er keinen Fuß bewegen, und nicht einmal aufrecht ſich halten konnte; er ſtarb zu Paris den 26. Dec. 1731.

Niceron, Joh. Peter, geb. zu Paris 1685, ein Barnabite, bekannt durch ſeine Memoires sur les hommes illustres dans les lettres. † 1738.

Tournemine, Renat Joſeph, geboren 1660, machte ſich, nachdem er frühzeitig den

Jeſuitenorden betreten hatte, durch verſchiedene, mit größtem Beifall aufgenommene Schriften z. B. durch ſeine Geſchichte der Ruſſen, ſeinen Abriß von der Staatsgeſchichte, und der Sittenlehre der Chineſer ꝛc., zumal durch ſeinen vorzüglichen Antheil an den **Memoires de Trevoux** einen berühmten Namen, den er hinterließ, als er zu Paris den 6ten Mai 1739 im 79ſten Jahre ſeines Lebens mit Tod abgieng.

Palaprat, Johann, geb. zu Touloufe 1650, zog die Befriedigung ſeines Hanges zum Dichter der Advocatie, welcher er ſich zuerſt gewidmet hatte, vor, und folgte ganz dem Beiſpiele des Brueys, mit welchem er in einem beiſpielloſen Einverſtändniſſe lebte, indem er oft an dem nämlichen Stücke gemeinſchaftlich mit ſeinem Freunde arbeitete; was dieſe beiden Freunde, welche bis an ihr Lebensende eben dieſelben geblieben ſind, ſo wenig entzweite, daß ſie einander niemals widerſprachen, als wenn ſie eine verſchiedene Meinung darüber äußerten, wem die ſchwächern Stellen ihrer Schauſpiele zugehören ſollten, wo dann (was Erſtaunen erregte) jeder behauptete, daß ſolche Stellen von ihm herrührten. Palaprat ſtarb zu Paris 1741.

Rouſſeau, Johann Baptiſt, geb. zu Paris 1669, ein Mann, der zu ſeiner Zeit durch verſchiedene Aufſätze und kurze Gedichte, dann durch ſeine Verbannung aus Frankreich, welche er ſich durch beiſſige Verſe und Ausfälle zuzog, vieles Aufſehen machte, einige Zeit zu Wien, da er die Gnade des Prinzen Eugen genoß, und in Brüſſel lebte, wo er den 17. März 1741 ſtarb.

Rollin, Karl, geb. in Paris den 30. Jänner 1661, einer der verdienteſten Männer um die Bildung der Jugend, und überhaupt um die Verbreitung des ächten wiſſenſchaftlichen Geſchmackes; als von deſſen Schriften man ſagte, daß man ſie nicht leſen könnte, ohne beſſer zu werden. Rollin erhielt ſeine erſte Bildung zu Pleſſis von dem berühmten Herſan, übernahm dann ſelbſt ſchon im 23ſten Jahre ſeines Alters ein öffentliches Lehramt, wurde nach deſſen vieljähriger Fortſetzung im Jahre 1694 zum Rector der Univerſität zu Paris ernannt, nahm 1699 in dem Collegium zu Beauvais ein Lehramt an, gab dieſes, um ununterbrochener ſtudiren zu können, 1712 wieder auf, wurde 1720 von der Akademie zu Paris neuerdings zu ihrem Rektor gewählt (die Akademie der Inſchriften hatte ihn bereits 1701 zu ihrem Mitgliede aufgenommen), und beſchloß ſein ruhmvolles Leben zu Paris den 14. Dec. 1741, von ganz Europa geehrt, wo er Hunderttauſende vernünftig denken, und das Gute wollen, gelehrt hat. Sein Quintilian, welchen er 1715 (in zwei Bändchen Duodez) mit kurzen Anmerkungen herausgegeben; dann ſeine Anweiſung, wie man die freien Künſte lehren und lernen ſoll, (wovon 1738 zu Leipzig bei Ch. Breitkopf eine deutſche Ueberſetzung erſchien) verbreiteten im Unterrichts- und Bildungsſache unzählige bewährte Grundſätze, und beſeelten Lehrer und Schüler. Vom Jahre 1730 – 1738 lieferte er in dreizehn Bänden die Geſchichte der uralten Völker der Aegyptier, Aſſyrer, Babylonier, Meder, Perſer ꝛc.; dann aber bearbeitete er mit größtem Fleiße die römiſche Geſchichte, welche er bis auf den cimbriſchen Krieg vortrefflich hergeſtellt, und welche nach ſeinem Ableiben einer ſeiner Lehrjünger, Herr Crevier, Lehrer der Rhetorik zu Beauvais, fortgeſetzt hat.

Montfaucon, Bernard von, geb. 1655 zu Roquetaillade in Frankreich aus einem altadeligen Geſchlechte, folgte ſeinem Hange zu den Wiſſenſchaften, und trat in ſolcher Hinſicht in die Benediktiner-Congregation des hl. Maurus, welche damals in einem großen Rufe von Gelehrſamkeit ſtand, und welche, nachdem ſie eine mit allem Beifall aufgenommene Herausgabe der lateiniſchen Kirchenväter beſorgt hatte, jetzt mit dem Vorhaben umgieng, auch die griechiſchen Kirchenväter herauszugeben. Sie wählte zu dieſer Arbeit, nebſt andern, den Montfaucon, der ſich zu ſolchem Ende nicht nur mit der griechiſchen Sprache, Literatur, und Geſchichte, ſondern überhaupt mit der Kenntniß der Alterthümer mit einem raſtloſen Eifer beſchäftigte. Da er bei der Bearbeitung des (im Jahre 372 verſtorbenen Patriarchen zu Alexandria) Athanaſius erfahren hatte, wie viel an der Einſicht der verſchiedenen Handſchriften, und an der Kenntniß und Betrachtung der Alterthümer gelegen ſey, beſchloß er, eine Reiſe nach Italien zu unternehmen. Eine anſehnliche Geſellſchaft, welche ihn mit den beſten Empfehlungen verſah, unterſtützte ihn. Nachdem er ſich drei Jahre in Italien aufgehalten, das Schönſte und Vortrefflichſte aller Art geſehen, und alles, was zu ſeinem Zwecke dienen konnte, in Bibliotheken und Alterthumsſammlungen ſich eigen gemacht, und im Jahre 1701 mit einem unendlichen Reichthume von Sachen und Kenntniſſen in Paris ſich wieder eingefunden hatte, theilte er nunmehr ſeine Einſichten, Entdeckungen, Erfahrungen, Erklärungen und Berichtigungen der gelehrten Welt in unſterblichen Werken mit, indem er wechſelweiſe einen griechiſchen Kirchenlehrer, und dann eine Sammlung von Alterthümern mit den köſtlichſten Bemerkungen herausgab. Montfaucon war eben ſo ſehr durch ſeine Gefälligkeit, Gelehrten durch Nachrichten und Mittheilungen zu dienen, als durch ſeine bewunderungswürdigen Werke, wovon man in Iſelin **Suppl. Tom II. ad voc. Montfaucon** ein Verzeichniß lieſt, berühmt. Ungeachtet ſeiner unausgeſetzten Anſtrengungen erreichte er bei einem ruhigen Gemüthe, und einer nüchternen Lebensart ein ſehr hohes Alter, indem er erſt im Jahre 1741 ſtarb.

Polignac, Melchior von, ein gelehrter Abbe (geb. 1661), bahnte ſich durch ſeinen feinen literariſchen und artiſtiſchen Geſchmack, durch ſeine äußerſt einnehmende Art, ſich in Geſellſchaften zu benehmen, und durch ſeine außerordentliche, mit Geradheit verbundene Anlage zu Geſchäften, den Weg zu verſchiedenen hohen Aemtern, Geſandtſchaften und Verhandlungen, wurde Erzbiſchof zu Auch, und Kardinal, u. ſ. Eben ſo vieles Aufſehen machte er zu ſeiner Zeit durch ſeine Sammlungen von Alterthümern, und durch ſeine Verſe; wie er dann einen Antilucrez, welcher aus mehr, als 10,000 Verſen beſtand, hinterlaſſen hat; er ſtarb zu Paris 1741.

Du Bos (l'Abbé) bekannt durch ſeine „**Reflexions sur la Poesie, la Peinture, et la Musique.**“ ein vortreffliches Buch, das eben ſo ſehr Gedanken weckt, als es Gedanken liefert. Auch ſeine **Histoire de la ligue de Cambrai** wird ſehr geſchätzt. † 1742.

Maſſilon, Joh. Bapt., geb. 1663 in der Provence) Mitglied der Congregation de l'Oratorie, Biſchof von Clermont, ein Mann von Geiſt und Kenntniß, und einer der berühmteſten franzöſiſchen Prediger, welcher dem ächten Geſchmacke in der Kanzelberedſamkeit die Krone aufſetzte; ſtarb in ſeiner Diöces 1742.

Saint-Aulaire (Franz Joſ. de Beaupoil, Marquis de) geb. 1644, fieng, nachdem er lange als Soldat gedient, und ſich endlich zurückgezogen hatte, erſt nach dem ſechzigſten Jahre an, in der ſchönen Literatur ſich umzuſehen; ja er war ſchon mehr, als neunzig Jahre alt, als er die ſchönſten ſeiner recht artigen Gedichte ſchrieb; er ſtarb im höchſten Alter 1742.

Du Halde, ein Jeſuit, Verfaſſer einer vortrefflichen Beſchreibung von China; ſtarb 1743.

Saint Pierre (Caſtel Abbé de), geb. 1661 in der Normandie, ein ſehr nützlicher und wohlmeinender Schriftſteller, auf deſſen Vorſchlag eines ewigen Friedens, und eines europäiſchen Reichstages der Kardinal von Fleury geantwortet hat: „Gut geſprochen, mein Freund; nur haben Sie den Einleitungspunkt vergeſſen, welcher darin beſteht, daß man Heere von Miſſionarien an die Höfe ſchicken müſſe, die Herzen und Köpfe der Fürſten für Ihren Vorſchlag geneigt zu machen.“ † 1743.

Sage (Alain-René le) geb. 1677 zu Ruys in Bretagne, ein vortrefflicher Kopf, feiner Menſchenkenner, und treffender Schilderer der Menſchen und Sitten, der ſich durch verſchiedene Luſtſpiele und komiſche Opern bekannt, vorzüglich aber durch allgemein geſchätzte Romane, der Baccalaur von Salamanca, der hinkende Teufel, und vor allen durch ſeinen Gil-Blas von Santillana berühmt gemacht hat. † 1747.

Bretevil, Gabriele Emilie, Marquiſe de Chatelet, ſchrieb Betrachtungen über den Leibniz, und überſetzte und erklärte den Newton mit einem ſolchen Reichthum von Verſtand und Tiefſinn, bei welchem ſie alle franzöſiſche Damen, die den Einfall hatten, Schriftſtellerinnen ſeyn zu wollen, zurückließ; ſie ſtarb 1749 im 49. Jahre ihres Alters.

Terraſſon, Johann, geb. 1686, ein guter Feldmeſſer, und ein nicht weniger guter Literator ſeiner Zeit. Er ſchrieb eine (in zwei Duodezbändchen gedruckte) Abhandlung wider die Iliade des Homer, dann einen Roman politiſchen und moraliſchen Inhalts, genannt Sethos, und ein nach ſeinem Hintritt gedrucktes Buch: „la Philosophie applicable a tous les objets de l'Esprit et de la Raison.“ Terraſſon, ein nicht wenig wegen ſeiner einfachen Lebensweiſe, und einem kindlichen Sinn bekannter Mann ſtarb zu Paris 1750.

Destouches, Philipp, geb. 1680 zu Tours, lebte viele Jahre in geſandtſchaftlichen Angelegenheiten zu London, wo er ſich verheirathete, und da dieſe Heirath einige Zeit unbekannt bleiben ſollte, das Luſtſpiel: „Der verheirathete Philoſoph“ ſchrieb. Seine viele ernſthaften, von ihm mit Glück und Geſchicklichkeit geführten Geſchäfte hinderten ihn nicht, ſeine freie Zeit der Ausarbeitung verſchiedener Luſtſpiele: „l'Ingrat, le glorieux, l'ambitieux, le triple Mariage, le Medisant, le dissipateur, l'Home singuliere, la force du Naturel“ etc. die gerne geſehen, und wegen ihres ſittenverbeſſernden Inhaltes, gerne geleſen wurden, zu widmen. Er ſelbſt trug eine ſo große Achtung für ſeine dramatiſchen Arbeiten, daß er eine ſehr ſchöne Auflage derſelben in vier Quartbänden veranſtaltete. Destouches ſtarb im J. 1754.

Nivelle de la Chaussee, Peter Claudius, geb. 1692 zu Paris, machte ſich durch ſeine Luſtſpiele, in welchen ein ſanfter ſtillrührender Geiſt wehet, ſehr beliebt. Seine Werke: „Le Prejugé a la mode, Melanide, l'Ecole des Meres, und la Gouvernante" erhielten den Beifall aller ſeinfühlenden und zur Zärtlichkeit geſtimmten Seelen, welchen ſie auch ſtets gefallen werden. Seine Arbeiten wurden 1763 in fünf Duodezbändchen gedruckt; † 1754.

Monteſquieu, Karl, Baron de la Brede, geb. 1689, ein Mann von einem außerordentlichen Reichthume an ſcharfſinnigen, oft höchſt auffallenden, ſchimmernden Gedanken und Einfällen, verbunden mit einer hinreiſſenden Darſtellungskraft. Was er ſchrieb, machte, ſchon wegen der Art des Vortrages, mit der er es ſchrieb, Aufſehen, und zog ihm Bewunderer und Nachbeter zu. Seine Lettres persannes, le temple de Guide, Traité sur la grandeur et la decadence des Romains, l'esprit des loix brachten die (lächerliche, aber in ihren Folgen deſto ernſthaftere) Mode in den Gang, über Religions- und Regierungsſachen in den Tag hinein, ohne rechts und links zu ſehen, Plaudereien drucken zu laſſen, bei denen ſich jeder einbildete, daß es, um etwas Großes und Bewunderungswürdiges zu ſagen, nichts weiter brauchte, als etwas Ungewöhnliches, etwas Befremdendes und Eingreifendes zu ſagen; eine Schwächlichkeit, welche noch jetzt in vielen Köpfen haftet, ungeachtet man die Uebereilungen, die hiſtoriſchen Unrichtigkeiten, die häßlichen Blößen und Abgeſchmacktheiten, die leeren, prunkenden Großſprechereien, welche in den Schriften des Montesquieu überhaupt, zumal in ſeinem Esprit des loix (worin man das viele Gute keineswegs mißkannte) vorkommen, oft genug gerügt hat. Vor ſeinem Hintritte ſagte er zu den Umſtehenden: „Ich habe für die Religion allezeit Achtung gehabt. Ich habe die unſchätzbare Vortrefflichkeit der Sittenlehre des Evangeliums erkannt; ich habe ſie für das herrlichſte Geſchenk, das Gott dem menſchlichen Geſchlechte geben konnte, erkannt;“ — was man dann für eine Wiederrufung alles deſſen, was von ihm (aus Leichtſinn, und aus der einen großen Mann tief beſchämenden Abſicht, ſeinem Zeitgeiſte zu gefallen) in den lettres persannes, und im l'Esprit des loix wider die Religion Unzuläſſiges geſagt worden ſeyn mochte, gehalten hat. Montesquieu ſtarb zu Paris in dem Rufe eines Mannes von höchſt ſchätzbaren und liebenswürdigen Eigenſchaften von Seite ſeines Herzens, den 10. Hornung 1755; er war ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Lenglet Dufrenoy, Niklas, geboren 1674 zu Beauvais, ein wegen ſeiner Schriften im Fache der Theologie, der humaniſtiſchen Literatur, der Kritik, der Geſchichte, ſehr berühmte Abbé. Unter andern wurde ſeine „Methode pour etudier l'Histoire, avec un Catalogue des principaux historiens" mit einem allgemeinen Beifall aufgenommen, was auch ſeinen übrigen Werken mehr oder weniger widerfuhr. Auch das ſonderbare Gedächtniß dieſes Abbé war eine Erſcheinung, welche allgemein angeſtaunt wurde; er hatte den 13. Jän. 1755 zu Paris (als ein ſchwächlicher Mann von 82 Jahren) das Unglück, in das Kaminfeuer ſeines Zimmers, und zwar zuerſt mit dem Kopfe zu ſtürzen, der faſt ganz verbraunt ward, bis Jemand herbei kam, ſich nach ihm umzuſehen.

Calmet, Auguſtin, Benediktiner und Abt zu St. Leopold in Nancy, und der Abtei Senones, ſtarb 1757 im 86. Jahre ſeines Alters. Unter ſeine vornehmſten Schriften gehört: „Dictionaire historique, critique, chronologique, geographique et literaire de la Bible in zwei Folianten. Dominikus Manſi zu Lucca hat ſie ins Lateiniſche überſetzt, und daſelbſt 1725 in gleichen Bänden drucken laſſen. Im Jahre 1729 erſchien zu Augsburg eine wiederholte Auflage; 1728 gab Calmet ſelbſt ein Supplement dazu in zwei Folianten zu Paris heraus, ſo daß nun das ganze Werk aus vier Foliobänden beſteht.

Fontenelle (Bernard Bouvier de) geb. in Rouen 1657, ein Schriftſteller von weitläufigen Kenntniſſen, und mit dem ſicherſt zeichnenden, treffendſten Witze. Jede ſeiner Schriften (ſein Aufſatz über mehrere Welten würde ihn ſchon allein berühmt gemacht haben) machte Aufſehen; aber mehrere, welchen man eine ſchlimme Abſicht beilegte, zogen ihm Gegner zu. Gleichwohl wurde er, was man ihm lange zu erſchweren ſuchte, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, und ſogar beſtändiger Sekretär derſelben, eine Stelle, welche er über vierzig Jahre mit Ruhm begleitete. Seine Geſchichte der Akademie, ſo wie ſeine Denkreden auf die verſtorbenen Mitglieder vermehrten ſeinen Ruhm, aber auch den Schwarm der mißvergnügten Geiſter, welche ihn darum beneideten, und ihn (wiewohl vergeblich) zu verkleinern ſuchten. Dieſer berühmte Mann erreichte ein Alter von beinahe hundert Jahren, und ſtarb den 29. Jänner 1757.

Boiſſi, Ludwig von, geb. 1694 in der Provinz Auvergne, verſuchte ſein Glück in der dramatiſchen Dichtkunſt, und erwarb ſich mit einem Trauerſpiel „Admet und Alceſte“ vielen Beifall, welcher auch andern ſeiner Arbeiten, worin er über die Albernheiten alltäglicher Vorfälle mit unterhaltendem, wenn auch nicht immer ganz ächtem, Witz zu ſcherzen verſtand, zu Theil geworden. So wurde ſein „Franzos in London,“ ungeachtet der darin herrſchenden Uebertriebenheiten tobend beklatſcht. Im J. 1754 wählte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede, und im folgenden Jahre wurde ihm die Beſorgung des Mercure de France übertragen, was er zu ſeinem Ruhme annahm. Im J. 1758 ſtarb er.

Grafigny, Franciſca, geb. zu Nancy, kam 1740 als Wittwe des Franz Hugot von Grafigny, Kammerherrn des Herzogs von Lothringen, in einem Alter von mehr als vierzig Jahren, nach Paris, und wurde in einer Geſellſchaft witziger Köpfe, welche 1745 eine Sammlung verſchiedener kleiner Aufſätze drucken zu laſſen vorhatten, beredet, unter dem Titel: „Ein böſes Beiſpiel führt manchmal eben ſowohl zur Tugend, als zum Laſter,“ ein Geſchichtchen zu ſchreiben, das mit Beifall aufgenommen wurde. Nach dieſem Verſuche ſchrieb ſie die bekannten „lettres peruviennes,“ und die „Cenie,“ eine Komödie, welche, ſo wie jene Briefe, und andere nachgefolgte Aufſätze ihr den Rang einer guten Schriftſtellerinn erwarben, ſo daß ſie von der Akademie von Florenz zum Mitgliede ernannt wurde.

Sie ſtarb zu Paris 1754 in einem Alter von 64 Jahren.

Grange, Joſeph de Chancel de la, geb. 1676 zu Perigueur, der Hauptſtadt der Provinz Perigord, wurde durch verſchiedene Trauerſpiele, z. B. Oreſtes und Pylades, Meleager, Athenais, Amaſis, Ino, und Melicerte, Erigone, und durch andere Arbeiten für das italieniſche Theater und die Opera, unter die Freunde des Geſchmackes, aber keineswegs unter die großen Beförderer deſſelben gezählt; wie er dann manches, was er ſchrieb, und womit er ſich nachtheilige Urtheile und Verdrießlichkeiten zuzog, beſſer unterlaſſen haben würde; er ſtarb den 27. Dec. 1758.

Crebillon, Proſper Jollot von, geb. 1674 zu Dijon, einer der berühmteſten franzöſiſchen tragiſchen Dichter, deſſen Trauerſpiel Idomeneus, Pirrhus, Atreus, Elektra, Xerxes Semiramis, und zumal der Rhadamiſt, ſehr geprieſen, ſeine Art zu dichten aber, überhaupt in die Klaſſe einer zwar hohen, aber zur düſtern, niederdrückenden Traurigkeit geſtimmten Dichtungsart geſetzt wurde; er ward 1731 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen, dichtete noch in einem ſehr hohen Alter, ſtarb den 17. Juni 1762, und hinterließ einen Sohn, Verfaſſer witziger Feenmährchen.

Marivaux, Peter Karl, geb. 1688 zu Paris, erwarb ſich durch ſeine Schriften einen Ruf, und ein Recht, unter den Schriftſtellern, welche zu ſeiner Zeit ein Aufſehen machten, genannt zu werden. Er ſchrieb zuerſt „**les folies romanesques ou le Don Quichotte moderne**," verſuchte dann zwei andere Romane, „**la vie de Marianne**" und „**le Paysan parvenu**," unternahm unter dem Titel „**spectateur francois**" ein philoſophiſches Werk, und lieferte (was an ſich freilich nicht den richtigſten Geſchmack anzeigt) eine Traveſtirung Homers, ſchrieb ferner verſchiedene Theaterſtücke, worin er ſonderbare, mit einem mühſamen Witz erzwungene Verwickelungen zur Schau brachte, und endigte ſeine Laufbahn zu Paris 1763.

Prevot d'Exiles (Anton Franz), geboren 1697 in der Grafſchaft Artois, ein hochberühmter franzöſiſcher Abbé, der, nachdem er in ſeiner Jugend alles, was ein flüchtiger, unſteter und unbeſonnener Geiſt bei vortrefflichen Anlagen unternehmen kann, erfahren, der, nachdem er zuerſt den Jeſuitenorden, dann den Soldatenſtand, den Benediktinerorden angetreten, und wieder verlaſſen, nachdem er England und Holland unter der Leitung ſeiner ungezügelten Phantaſie romanenhaft durchzogen, endlich der Nichtigkeit ſeines Herumtreibens müde, in ſeinem Vaterlande wieder ſeine Ruhe geſucht, und dieſe in ſeiner Verbindung mit dem Cluniacenſerorden wieder gefunden, ſich ſelbſt endlich betrachten und kennen gelernt, und dann ſeine Erfahrungen in verſchiedenen Schriften erzählt und geſchildert hat. Seine **Memoires d'un Homme de qualité**, **le Cleveland**, **le Doyen de Killerine**, **l'Histoire du Chevalier de Grieux et de Manon Lescaut** u. a. wurden mit einem ausgezeichneten Beifalle aufgenommen; er verſtand es, die Leidenſchaften mit fürchterlicher Wahrheit darzuſtellen, und zumal graben ſich ſeine Schilderungen (voll einer düſtern Melancholie, gräßlicher Uebel und Leiden) in das Innerſte des Herzens, wider deren erweichelnden Geiſt man die Jugend warnen zu müſſen glaubte, und zugleich die Bemerkung machte, daß er in ſeinen Romanen zwar die Moral ſehr oft predigte, aber daß das, was handelte, das Laſter wäre. Als im Jahre 1744 der Kanzler Dagueſſeau von Frankreich eine allgemeine Geſchichte der Reiſen in Vorſchlag brachte, wählte er dazu den **Abbé** Prevot, welcher die acht erſten Bände aus dem Engliſchen frei überſetzt, die folgenden Bände aber ſelbſt verfaßt, und mit denſelben einen ungemeinen Ruhm ſich erworben hat. Man hat auch noch von dieſem Abbé verſchiedene andere hiſtoriſche und literariſche Werke, ferner ein Journal „le Pour et Contre," welches Journal er in England geſchrieben, und ſich mit demſelben einen großen Ruf, aber auch große Neider und Verfolger zugezogen hat. Prevot ſtarb zu Saint-Firmin bei Chantilly im Jahre 1763.

Caylus (Anne-Claude-Philipp), Graf von, wurde 1692 zu Paris mit einem Kunſtſinn geboren, der ihn in ſeinem Fache zum einzigen Manne ſeines und vieler Jahrhunderte machte. Kaum ſah er (nach dem durch den Raſtadter-Frieden 1713 geendigten ſpaniſchen Erbfolgekrieg, worin er mit Ehren diente) die Reſte der alten Kunſt in Italien, als ſich ſein Reſt mit einem Male für die geiſtigen Schönheiten derſelben entflammt fühlte, und ihn nach entfernten Regionen, wo noch Ueberbleibſel alter Kleinodien zu finden ſind, führte; er durchreiſte die Küſten von Sicilien, kam nach Maltha, und 1715 nach der Levante, wo er von Smyrna aus die Ruinen von Epheſus, und bald darauf die Enge der Dardanellen beſuchte, um die von dem Homer verewigten Gegenden, die Ruinen von Ilion, und die Flüſſe Xantus und Simois betrachten zu können; doch von ſämmtlichen dieſen und andern Herrlichkeiten fand er ſogar die Spuren verſchwunden; aber ungeachtet er nicht den tauſenden Theil deſſen noch antraf, nach was er ſich geſehnt, und was er finden zu können gehofft haben mochte, ſo ſah er doch genug, um für die Kunſt eine eben ſo entſchiedene als gründliche Neigung beizubehalten, und nach ſeiner Zurückkunft aus den klaſſiſchen Ländern ganz für die Kunſt zu leben. Als Ehrenmitglied der königl. Malerei und Bildhauerkunſt ſchrieb er die Lebensgeſchichte der Künſtler, welche ſich in jener Akademie hervorgethan haben, und bald darauf ſammelte er in drei verſchiedenen Werken aus dem Homer, Virgil und andern, neue Gegenſtände für den Pinſel, und er ſtiftete ſogar einen jährlichen Preis für den jungen Zeichner, der die beſte Zeichnung oder Modellirung eines Kopfes nach der Natur, und die charakteriſtiſchen Züge einer angegebenen Leidenſchaft am beſten ausdrücken würde. Einen andern Preis ſtiftete er, nachdem er im J. 1742 auch von der Akademie der Inſchriften und der ſchönen Wiſſenſchaften Mitglied geworden war, für die beſte Aufklärung der Gewohnheiten alter Völker durch alte Schriftſteller und Denkmäler, und es iſt unbeſchreiblich, was dieſer Mann für die Kunſt gethan, was er geſammelt, berichtigt, entdeckt, erfunden (die Wiederherſtellung der Glasmalerei der Alten iſt nebſt vielem andern ſeine Erfindung), und mit welchen Unterſtützungen er die Künſie verherrlichet, und die Künſtler unterſtützt hat. Er ſtarb zu Paris den 5. Sept. 1765. Der beſtändige Sekretär der Akademie, Herr le Beau, hielt ihm 1766 eine ſehr ſchöne (in Quart gedruckte) Denkrede, und Hr. J. G. Meiſel gab 1769 (zu Altenburg in der Richterſchen Buchh.) eine recht gute Ueberſetzung ſeiner Abhandlungen zur Geſchichte und zur Kunſt heraus.

Carpentier, Peter, ein franzöſiſcher Prieſter, geb. 1667 zu Charleville, arbeitete an der vermehrten Ausgabe des Glossarii mediae et infimae latinitatis des dû Cange, ſchrieb ſelbſt in vier Foliobänden Glossarium novum 1766, als Supplement zum dû Cange (aus welchen beiden Werken Adelung zu Halle in ſechs Octavbänden von 1772 bis 1783 einen Auszug herausgab); ſtarb zu Paris 1767 im Collegio von Burgund als Prior von Donchery.

Boſcowich, Roger Joſeph, geb. 1711 in Raguſa, ein großer Philoſoph und Aſtronom, trat in Rom den Jeſuitenorden an, lehrte die mathematiſchen Wiſſenſchaften in Pavia, wurde in Frankreich naturaliſirt, und erhielt die Stelle eines Direkteurs d'Optique au Service de la Marine; ſtarb 1787.

Desbillons, Franz Joſ. Teraſſe, geb. 1711 zu Chateau, einer kleinen Stadt in Oberberry am Fluſſe Cher, mit einem ihm gleichſam angebornen Hange zur klaſſiſchen Literatur der Alten, welcher er ſich durch ſein ganzes Leben widmete; wozu er in dem Jeſuitenorden, in welchen er frühzeitig aufgenommen ward, alle nur erdenkliche Unterſtützung und Aufmunterung fand. Er ſtand, nach der Art der Männer, welche eines eigenen Charakters ſind, feſt wider den armſeligen Unfug ſeines Zeitgeiſtes, der den Gebrauch der klaſſiſchen Sprachen vernachläßigte, und da er einen entſchiedenen Geſchmack für das Fach der Fabel fand, wählte er dazu allein die lateiniſche Sprache. Die ſchönſte Ausgabe ſeiner Fabeln erſchien 1768 in zwei Bänden mit Kupfern und Anmerkungen zu Mannheim, in welcher Stadt der klaſſiſche Mann nach der Verbannung der Jeſuiten aus Frankreich, ſeine Zuflucht geſucht, und durch die zuvorkommende Großmuth des Kurfürſten Karl Theodor im vollen Maße gefunden hat. Außer den Fabeln beförderte Desbillons noch viele andere nützliche Schriften zum Druck; wie er dann 1780 auch das berühmte Büchlein von der Nachfolge Jeſu Chriſti*), mit einer lehr-

---

*) Jüngſt ſchrieb Jemand: „Das Buch **de imitatione Christi**, gehöre in die alte Rumpelkam-

reichen Vorrede drucken ließ. Ganz Europa kennt und verehrt den Mann von ächtem Witz und Geſchmack, den vortrefflichen Menſchen, den frommen Chriſten. Debillons ſtarb zu Mannheim den 18. März 1789.

Cazotte, ein ſehr berühmter Schriftſteller neuerer Zeiten, von dem in der romantiſch-proſaiſchen Erzählung geſchmackvolle Aufſätze geſchrieben worden, und von deſſen beſten Schriften unter dem Titel: „Moraliſch-komiſche Erzählungen, Mährchen und Abentheuer

---

mer, und paſſe nicht mehr für unſere Zeiten.“ Man erweiſet zwar ſolchen einfältigen Schreibereien zu viele Ehre, wenn man ſie bemerket; aber die Schmählichkeit und die Noth der Zeit iſt groß, und man kann nicht umhin, zu rufen, daß nicht Jedermann mit dem Strome der Zeiten ſchwimme. Das Buch von der Nachfolge Chriſti wurde (während daß die verſchiedenartigſten Zeitgeiſtereien plauderten, und gemäß ihres nichtigen Weſens verſchwanden) öfter als 1900 Male gedruckt, und wird noch dieſe Stunde in verſchiedenen Ländern fortgedruckt, zum Beweis, daß die ſtille hohe Ruhe, daß der Geiſt einer ganz wunderbaren Beſänftigung und Beruhigung, einer ſichern Würdigung dieſes flüchtigen Lebens, welcher ſonderbare Geiſt in jenem Buche wehet, ein Bedürfniß ſey, nach welchem jedes unverderbte Herz ſich ſehnt.

(von G. Schaz) Leipzig 1789, vier Bändchen in einer recht guten Ueberſetzung erſchienen ſind. Cazotte wurde zu Paris 1792 im 80. Jahre ſeines Alters zu Guillotine geführt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

hiſtoriſche Anekdoten 180
anzöſiſche Schriftſteller 223

Lorenz v. Weſtenrieders

ſämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Neunundzwanzigſter Band.

Kempten, 1835.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Bav. 16313

Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Kaiſer Karl VI.

1711 und 1740.

§. I.

Da wir von den Handlungen und Schickſalen unſers Karls in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege das Weſentliche bereits vernommen haben, ſo wollen wir ſogleich das, was dieſer Prinz als Kaiſer gethan und erfahren hat, vor uns nehmen.

Karl, unter den Kaiſern dieſes Namens der **VI.** (zweiter vom Kaiſer Leopold **I.** hinterlaſſener Sohn, und Bruder Joſeph **I.**), wurde zu Wien den 1. Oct. 1685 geboren, und ganz nach der Anordnung ſeines höchſt frommen Vaters, unter ſolchen Anweiſungen und Beiſpielen, welche in dem weichen Gemüthe mit unauslöſchlichen Eindrücken der tiefſten Ehrfurcht für die Religion und eine lebendige Gottesfurcht haften mußten, erzogen, und der junge Prinz entſprach dieſer Erziehung, zur unendlichen Freude ſeines Vaters, um ſo mehr, als für ſie die Stimmung ſeines Geiſtes und Herzens vollkommen empfänglich war. Karl war einer überaus ſanften, leutſeligen, zur Güte und Wohlthätigkeit innigſt geneigten, dabei für die ſtrengſte Rechtlichkeit und pünktlichſte Worthaltung eingenommenen Gemüthsart, und äußerte durchaus ſolche Eigenſchaften, bei welchen, wenn ſie Regenten beiwohnen, die Völker glücklich ſeyn würden, wenn Völker, wie einzelne Familien, allein mit den ſtillen Tugenden eines verſtändigen, fleißigen, und immer friedfertigen Hausvaters regiert, oder auch, wenn Völker allein nur in ihrem Innern regiert, und nicht auch, und zwar unaufhörlich, wider äußere Gefahren und Anfälle bei ſolchen Erſcheinungen und Ereigniſſen geſchützt und erhalten werden müßten, bei welchen eine feinſpürende und niemals ſchlummernde Wachſamkeit, eine geſchwinde und richtige Ueberſicht zerſtreuter oder verwickelter Dinge, ein entſchloſſener, feuriger und ausharrender Unternehmungsgeiſt, unerläßliche Gaben des Mannes ſind, welcher die ihm und den Seinigen drohenden Gefahr ſchnell von ſich abwenden, ſie beſiegen und herrſchen ſoll. Dieſe Gaben waren dem erzbiedern und frommen Herrn zwar bekannt, aber nicht eigen. Wo demnach eine wohlbeſtellte Ordnung, und ein ruhiger Schritt der gewöhnlichen Vorgänge durch bösartige Unfälle eben nicht geſtört wurde, gieng in der That alles gut und erwünſcht. Das deutſche Reich genoß unter ſeiner langen Regierung (von 1711 — 1740) einer ſeligen, tiefen Ruhe, und die ſämmtlichen Glieder jenes Reiches verehrten, voll des Vertrauens, ihr gerechtes und beſcheidenes Oberhaupt. Ein ſicherer und beinahe üppiger Wohlſtand herrſchte unter ſeiner Regierung allgemein in den deutſchen Ländern, und die wonnevollſten Früchte eines langen innern Friedens verbreiteten und zeigten ſich unter allen Klaſſen von Menſchen. Dagegen ſchienen für unſern Karl diejenigen Geſchäfte, welche von andern Ländern und Höfen aufgeſtellt und eingeleitet, zumal die Kriege, welche durch ſie veranlaßt worden, ungleich weniger ſeine perſönliche Sache geweſen zu ſeyn, und ihr Ausgang war daher ſtets ſo beſchaffen, wie die Staatsräthe und Feldherren geartet waren, denen er die Sache übertrug, und denen er ſeine Befehle zufertigte, in ſeinem Namen bald die liſtigen Umtriebe verſchlagener Unterhändler, bald die drängende Macht feindlicher Stürme zu beſtehen. So lange Eugen als erſter Feldherr und Miniſter das Ruder führte, gieng alles vortrefflich, trug wenigſtens alles das Gepräge eines großen Geiſtes, welcher Ehrfurcht gebot; aber als nach ihm Niemand auftrat, der ſeine Stelle erſetzte, trat das gewöhnliche Spiel des Glückes mit ſeinen abwechſelnden Launen ein. Ein mit ſich ſelbſt unſchlüſſiger und verlegener Geiſt entſtellte den Gang der Dinge, und eine ganz ſonderbare Schwächlichkeit gefiel ſich in ihrer eigenen Demüthigung.

Die Folge dieſer Geſchichte wird dieſe Schilderung beſtätigen, und hinwieder wird durch dieſe Schilderung der im erſten Augenblicke oft etwas unbegreifliche Ausgang mancher Thatſache ganz begreiflich ſich darſtellen.

Die Wahl Karls VI. zum Kaiſer war (zwar, wie leicht zu erachten, unter dem Widerſpruch der Kurfürſten von Bayern und Köln, welche zur Zeit davon ausgeſchloſſen blieben, aber gleichwohl) vermittels der einhelligen Stimmen der übrigen Kurfürſten vor ſich gegangen. Karl VI. wurde zu Frankfurt den 12. Okt. 1711 gewählt, und den 22. Dec. gekrönt.

Zwei Tage vor ſeiner Krönung unterzeichnete er die ewige, oder immerwährende Kapitulation, welche endlich nach dem Hintritt des

Kaiſers Joſeph I. den 7. Juli 1711 vom geſammten Reiche mit dem Beſchluſſe genehmigt worden war, daß ſie künftig allen Kaiſern vorgeſchrieben, daß nichts darin ohne Vorwiſſen und Einwilligung des ganzen Reichs geändert werden, daß übrigens gleichwohl den Kurfürſten das Recht, neue Artikel, welche Zeit und Umſtände nöthig machen möchten, hinzuzuſetzen, doch (wie das Reich ſogleich als Clauſel beifügte) unter der ausdrücklichen Bedingung vorbehalten ſeyn ſollte, daß die neuen Artikel nichts, was den ſtändiſchen Gerechtſamen etwa nachtheilig wäre, enthalten ſollten. Da dieſer beſtändigen Wahlkapitulation hauptſächlich die Abſicht zum Grunde lag, willkührlichen Freiheiten und Anmaßungen, welche ſich die letzten zwei Kaiſer Leopold I. und Joſeph I. herausgenommen hatten, für die Zukunft zu beſchränken; ſo kann hier die Anführung des Weſentlichſten jener Kapitulation, als des Hauptreichsgrundgeſetzes, wodurch eine Menge der allerwichtigſten Vorfälle erklärt werden müſſen, nichts weniger, als unwillkommen ſeyn.

Der Kaiſer gelobte mit einem feierlichen Eide, (außer andern ſchon üblichen und hergebrachten Artikeln), —

a) in Rückſicht der Stände überhaupt, „die Rechte und Vorzüge aller Glieder des deutſchen Reiches aufrecht zu erhalten, die Hausverträge der Fürſten, und die zum Beſten des Reichs eingegangenen Verbindungen zu beſtätigen und zu ſchützen, die Kaiſerkrone in ſeinem Hauſe niemals erblich zu machen, den Frieden in Religions- und Profanſachen, dann den Landfrieden ſammt der Handhabung deſſelben, wie er auf dem in Augsburg im Jahre 1555 gehaltenen Reichstage aufgerichtet und befeſtiget wurde, ferner den münſteriſchen und osnabrückiſchen Friedensſchluß von 1648, und den nürnbergiſchen Vollzugsabſchied unverbrüchlich zu beobachten; alles das, was während eines Zwiſchenreiches die Reichsvikarien in öffentlichen Angelegenheiten und Prozeßſachen verhandeln würden, zu beſtätigen; keine Völker durch ein Gebiet der Stände, ohne ihre Einwilligung marſchiren zu laſſen; alle Stände mit ihren Lehen (den vorigen Belehnungen gemäß) ohne alle, unter was immer für einem Vorwande zu machende Forderung, zu belehnen; die Gerichtsbarkeit des kaiſerlichen Kammergerichts zu beſtätigen, und demſelben durch kaiſerliche Reſcripte oder Reichshofrathsbeſchlüſſe keinen Eingriff zu thun; ſich in kaiſerlichen Ausfertigungen ſtets der deutſchen oder lateiniſchen Sprache zu bedienen u. ſ. w. —

b) In Rückſicht der Kurfürſten gelobte Er, die Kurfürſten als die innerſten Glieder und Hauptſäulen des heil. Röm. Reichs jederzeit in beſonderer Achtung zu halten, in wichtigen, das Reich betreffenden Sachen, ohne ihren Rath, Erinnerung und Gutachten nichts zu unternehmen, ſie bei ihren wohlhergebrachten Rechten und Hoheiten zu erhalten, ſie, ihre Nachkommen und Erben bei ihren freien Wahlrechten zu laſſen, ſich ihren Collegialverſammlungen, ſo oft ſie dergleichen anzuſtellen für nöthig erachten würden, nicht zu widerſetzen, noch dabei die Anweſenheit eines kaiſerlichen Abgeordneten zu verlangen, vielmehr ſeiner Seits keinen Reichstag noch eine Zuſammenkunft anzuſtellen, um auf derſelben über Angelegenheiten des Reichs zu berathſchlagen, ohne alle Kurfürſten dazu berufen zu haben; keinen Reichstag ohne Gutachten und Einwilligung der Kurfürſten anzukündigen; ſo auch zur Anwerbung einiger Truppen in Reichslanden ihre Einwilligung zu fordern; das Münzrecht nicht ohne einmüthige Einwilligung der Kurfürſten, und des Kreiſes, in welchem die neue Münze errichtet werden ſollte, zu verleihen; keine durch Ausſterben eines Kurhauſes ledig gewordenen Kurfürſtenthümer ohne Bewilligung der Kurfürſten zu vergeben; dann endlich

c) im Betreff der auf dem Reichstag verſammelten Stände, keinem Mitgliede des deutſchen Reiches, ohne Bewilligung der Stände, ſein Stimmrecht auf dem Reichstage zu nehmen; keinen neugemachten Fürſten oder andern Reichsſtand zum Sitz und zur Stimme auf dem Reichstage zu laſſen, ohne Bewilligung der Kurfürſten und des Kollegiums, in welches er aufgenommen werden ſoll; ſo auch keine Stimme eines abgeſtorbenen fürſtlichen Hauſes ohne eben dieſelbe Bewilligung fortführen zu laſſen; nichts ohne Einwilligung der Stände an den Geſetzen zu ändern; ohne Einwilligung der ſämmtlichen Stände keinen Reichskrieg anzufangen, oder im Namen des Reiches Bündniſſe, das Reich betreffend, zu ſchließen; ohne Einwilligung der Stände keine Truppen zu werben, noch fremde Völker in das Reich zu rufen; ferner ohne Einwilligung der Stände (in Reichsſachen) keinen Frieden oder einſtweilige Grundbedingniſſe zu ſchließen; keine Reichsſteuern oder Auflagen ohne eine gleiche Einwilligung aufzulegen; keine durch das Ausſterben regierender Häuſer erledigten Fürſtenthümer zu vergeben; keine kaiſerlichen oder Reichsgüter zu veräußern; die Stände auf den Reichstagsverhandlungen in nichts zu hindern, ihnen keine Vorſchriften, was ſie, und in welcher Art ſie die Sachen behandeln ſollten, aufzudringen; künftig keinen Kurfürſten, Fürſten, oder ſonſt einen Reichsſtand ohne Einwilligung der drei Reichskollegien in die Acht zu erklären, ſondern Fälle dieſer Angelegenheit unmittelbar vor den geſammten Reichstag zu bringen, dann einen Angeklagten auf Erſuchen des Generalreichsfiſcals (deſſen Pflicht ſey, die Gerechtigkeit zu handhaben) zu ſeiner Vertheidigung vorrufen, und die Stimmen der ſämmtlichen Reichsſtände auffordern zu laſſen; Reichslehen niemals zum Vortheil des kaiſerlichen Hauſes, ſondern allein zum Vortheil des Reichs zu verwenden u. ſ. w.

Erſt den 15. November 1715 wurden in Antwerpen die Unterhandlungen mit den Holländern, wegen der von ihnen im Frieden zu Utrecht geforderten ſogenannten Barriere, oder bewaffneten Vormauern unter der Vermittlung von England in neunundzwanzig Artikeln geſchloſſen, und darin im Weſentlichen feſtgeſetzt, daß zwar das ehemalige ſpaniſche Niederland den Staaten des öſterreichiſchen Erzhauſes einverleibt, übrigens aber den Generalſtaaten das Recht eingeräumt werden ſollte, die Städte Namur, Dornick, Menin, Furnes, und einige andere wichtige Plätze, auf gemeinſchaftliche Koſten ausſchließlich mit holländiſchen Truppen, die Feſtung Dendermonde aber zugleich mit öſterreichiſchen Truppen zu beſeten, wo übrigens allein der Kaiſer den Statthalter, doch mit der Bedingung, daß er ſo, wie die andern Befehlshaber, den Generalſtaaten ſchwören müßte, zu ernennen haben ſollte u. a. m.

Unter die Hauptvorfälle, welche die Einſichten, den Muth und das Glück Karls VI. bewährten, gehören vornämlich vier Kriege, als nämlich:

1) Ein Türkenkrieg, von 1716 — 1718.
2) Ein Krieg mit Spanien, von 1717 bis 1720.
3) Ein Krieg mit Frankreich, Spanien, Sardinien, von 1733 — 1735.
4) Ein Türkenkrieg, von 1737 — 1739.

---

§. II.

Der Türkenkrieg,

von

1716 — 1718.

Wir haben gehört, daß die Venetianer, nachdem ſie an dem langen Türkenkriege von 1683 — 1699 einen glücklichen Antheil genommen hatten, durch den Frieden zu Carlowiz, unter andern auch die Halbinſel Morea erhalten haben. Dieſer Friede aber kränkte den türkiſchen Hof unausſprechlich, ſo, daß dieſer Hof nicht einmal eine ſcheinbare Veranlaſſung abwarten wollte, um von dem Verlornen wieder etwas an ſich zu reiſſen. Seine Truppen überfielen 1715 höchſt unvermuthet jene von den Venetianern (im vollen Zutrauen auf die Worthaltung der Türken) ohne eine hinlängliche Beſatzung gelaſſene Halbinſel, bemächtigten ſich derſelben, bemächtigten ſich mit einer hinreiſſenden Geſchwindigkeit einiger anderer Plätze, und bedrohten Italien. Dieſe Unternehmungen waren, indem ſie den eben gedachten Frieden von Carlowiz verletzten, nicht nur zu widerrechtlich, ſondern ſchon auch wegen ihrer weitausſehenden Folgen zu gefährlich, als daß Kaiſer Karl VI. dabei gleichgültig hätte zuſehen ſollen, bis die Türken etwa noch ungleich größere Fortſchritte gemacht, und dann jeden Widerſtand erſchwert haben würden. Der Kaiſer verwarf ihre Verſicherungen, welche ſie ihm durch einen eigens nach Wien abgeſandten Botſchafter geben ließen, daß ſie im Betreff der öſterreichiſchen Staaten den Frieden von Carlowiz pünktlich halten würden, und gab ihnen, nachdem ſie alle Vermittelung zur Wiederausſöhnung mit den Venetianern ganz ſpröde abgelehnt hatten, ohne fernere Hinhaltung zu verſtehen, weſſen ſie ſich zu verſehen hätten. Die Geſchichte des nachgefolgten Krieges diente zu einem wiederholten Beweiſe, was ein richtiger, von ächter Einſicht und Sachkenntniß unterſtützter Verſtand, was eine kühne und kluge Tapferkeit, und ein perſönlicher, raſtloſer, unter ſeine Mitgefährten vertheilter Fleiß auch bei mäßigen Kräften wider eine überlegene Macht, bei welcher ſich jene Eigenſchaften ungleich weniger, oder gar nicht einfinden, vermöge. Prinz Eugen übernahm die Anführung der kaiſerlichen, etwa 65,000 Mann zählenden Armee, mit welcher er, nachdem er ſie im Juli 1716 bei einem großen Dorfe, Futtack, gemuſtert hatte, über die Donau zog, und unweit Peterwardein ein ihm von den vorigen Kriegen bekanntes Lager beſetzte. Hier erwartete und beobachtete er das Heer der Türken, welches wenigſtens 150,000 Mann zählte, welches zu Anfang des Auguſts mit einem unendlichen Troß und Geſchlepp jener Stadt ſich näherte, und die öſterreichiſche Beſatzung ſogleich mit den bei den Türken hergebrachten Drohungen zur Uebergabe aufforderte. Die Erſcheinung dieſer ungeheuern Ueberlegenheit der Türken diente zur Verherrlichung Eugens. Ihr Anblick nämlich veranlaßte viele öſterreichiſche hohe Offiziere ihdem oberſten Feldherrn auf eine ganz dringende Weiſe den Rath zu geben, der Lage der Umſtände gleichwohl nachzugeben, und ſich, nachdem man die Beſatzung der Stadt verſtärkt haben würde, über die Donau zurückzuziehen, weil es ja gar nicht unmöglich wäre, daß bei der ganz und gar ungleichen Stärke, eine Schlacht verloren gehen, und weil dann, bei den eben nicht gleich und nicht überall gutgeſinnten Ungarn, die Folge davon von unüberſehbaren Folgen ſeyn könnte. Dieſe Aeußerung wider eine Schlacht überzeugte den Prinzen Eugen, daß es die höchſte Zeit ſey, eine Schlacht zu liefern. Auf ſeinen Befehl griff den 5. Aug. 1716 um 7 Uhr des Morgens der Prinz Alexander von Würtemberg die Türken an, welche bereits die ganze Nacht dazu benutzt hatten, um ſich, nach ihrer Kunſt und Einſicht in die fürchterlichſte Verfaſſung zu ſetzen, und ſich des Sieges zu verſichern. Die Schlacht, welche, wenn die Kaiſerlichen nicht durch feindliche Gräben und Schanzen einige Zeit wären aufgehalten worden, ſogleich im Anfange entſcheidend geworden ſeyn würde, dauerte kaum vier Stunden, und wenn ſie gleich nicht vollkommen entſchieden war, ſo war gleichwohl der Sieg vollkommen. Die Türken ließen bei 6000 Mann auf dem Schlachtfelde, und ſelbſt der Großvezier Hali erhielt tödtliche Wunden, an welchen er den andern Tag zu Carlowitz ſtarb. Die Kaiſerlichen hatten bei 3000 Mann verloren, aber das ganze türkiſche Lager, wo man 164 Kanonen, 152 Fahnen und Standarten, nebſt einem unermeßlichen Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsgeräthen vorfand, fiel in ihre Hände. Unter die merkwürdigen kaiſerlichen Befehlshaber, welche bei dieſer Schlacht ſich auszeichneten, gehörten außer dem genannten Prinzen Alexander, Bonneval *), Lanken,

---

*) Der berüchtigte Graf Claudius Alexander von Bonneval, nahm bereits im zehnten Jahre ſeines Alters (1690) Seedienſte, wurde 1698 unter den franzöſiſchen Garden Unterlieutenant, zeichnete ſich dann in Italien, als Oberſter, ſehr rühmlich aus, nahm 1706 kaiſerliche Dienſte, wurde nach einigen abgelegten Proben ſeines mit großer Geſchicklichkeit gezeigten Muthes General der Infanterie, hatte aber nach einiger Zeit das Schickſal, mit dem Statthalter in den Niederlanden, Marquis de Prie, auf eine Art zu zerfallen, bei der man ſich nicht erwehren konnte, ernſthafte Maßregeln eintreten zu laſſen. Bonneval wurde 1721 erſt zu Antwerpen, und dann ein ganzes Jahr auf dem Spielberg in Mähren gefangen gehalten, was ihn ſo verdroß, daß er ſich nach Venedig, und 1731 nach Conſtantinopel begab, wo er die türkiſche Religion angenommen, und 1738 die Stelle eines Paſcha von Caramanien, in der Folge noch weitere Beförderungen erhalten, im Jahre 1747 aber den Roman ſeines Lebens in einem Alter von 75 Jahren geendigt hat

Wellenſtein, Graf von Palfy, Graf von Mercy, Baron von Falkenſtein, Martigni, Patte, Baron von Regal, Prinz von Bevern, Graf von Harrach, Baron von Löffelholz, Ahumada, Browne, Langlet, Liebenſtein, Wallis, Nadaſti, Graf von Bräuner u. a. Dem letztern widerfuhr das Unglück, von den Türken gefangen, und von ihnen, als ſie den Ausgang der Schlacht bemerkten, gemordet zu werden.

Unmittelbar nach dieſem Siege rückte man vor die in dem ſogenannten Bannat gelegene Hauptſtadt Temeswar, welche damals als die Vormauer des türkiſchen Reiches zu betrachten, und welche, theils weil ſie auf zwei Seiten von unzugänglichen Moräſten beſchützt, theils weil ſie noch überdieß von ſehr engen Zugängen, und überhaupt mit trefflichen Anſtalten unterſtützt wurde, ſehr ſchwer zu erobern war; aber ſolchen Kriegern, welche jetzt Eugen anführte, waren die größten Beſchwerniſſe weiter nichts, als Gelegenheiten, ihren Ruhm zu verewigen. Die Stadt, worin ſich, außer zehn Mörſern, 136 Kanonen vorfanden, ergab ſich den 13. Okt. 1716, wobei der Prinz Eugen ſowohl der Beſatzung, als den Einwohnern dergeſtalt milde Bedingungen machte, daß ſie davon äußerſt gerührt, daß das ganze umliegende Land darüber in Verwunderung geſetzt, und daß die Einwohnerſchaft von drei befeſtigten Plätzen, welche zu künftigen Eroberungen höchſt vortheilhaft lagen, durch die Hoffnung einer ähnlichen Begegnung veranlaßt wurden, ſich ohne einen hartnäckigen Widerſtand zu ergeben.

1717. So groß und erfreulich dieſer Sieg war, ſo wenig war er, wie eben geſagt wurde, entſcheidend. Die Entſcheidung ſollte im zweiten Feldzuge erfochten werden. Man rüſtete ſich dazu mit einer außerordentlichen Anſtrengung; wie ſich dann auch die Reichsfürſten, deren Unterſtützung Karl VI. nachgeſucht hatte, gefallen ließen, mit ihren Hilfstruppen ſich einzufinden. So führten z. B. die Prinzen Karl Albert von Bayern, und Maximilian von Heſſen, der erſte 6000 Mann, welche der Kaiſer bei ihrem Vorübermarſche zu Wien die ſchönſten Truppen der Welt nannte, der letztere 2000 Mann herbei. Das ſämmtliche Heer zählte bei ſeiner Vereinigung 80,000 Mann der auserleſenſten Mannſchaft, und Eugen, nachdem er auf alle Fälle ſeine Vorkehrungen getroffen, und die gehörige Zeit abgewartet hatte, ſäumte nicht, ſeine Kraft mit einem Nachdrucke, bei dem jeder Schritt galt, in Bewegung zu ſetzen. Eugen hatte ſeine Abſicht auf Belgrad gerichtet, und den 19. Juni 1717 erſchien er vor dieſer Stadt, welcher eine ganze Armee zur Beſatzung, und mehr als 500 Kanonen auf den vortrefflich angelegten Befeſtigungswerken zur Vertheidigung dienten. Dieſen fürchterlichen Anſtalten ſetzten die Belagerer eine Anſtrengung, welche in Beſchwerniſſen, anſtatt von ihnen abgeſchreckt zu werden, ihre Nahrung fand, entgegen. Sie beſchoſſen die Stadt von verſchiedenen Seiten, und viele Tage und Nächte unausgeſetzt. Das Feuer brannte in mehreren Gaſſen, und das Geſchrei der Einwohner drang bis ins Lager. Auch würden dieſe Unglücklichen den mit jeder Stunde zunehmenden Drangſalen durch eine augenblickliche Unterwerfung ſich zu entziehen geſucht haben, wenn ihnen nicht die Hoffnung, mit welcher ſie von Zeit zu Zeit hingehalten wurden, daß für ſie die Befreiung von allen Nöthen und Gefahren ſchon ganz in der Nähe ſey, die Entſchloſſenheit gegeben hätte, das Aeußerſte abzuwarten.

Jene Hoffnung gründete ſich auf die Ankunft einer türkiſchen Armee. Eine ſolche Armee, welche ſeit der Schlacht vor Peterwardein aus allen drei Welttheilen, wohin das türkiſche Reich ſich erſtreckt, mit der größten Strenge und Eilfertigkeit zuſammengetrieben worden war, näherte ſich auch wirklich, und den 1. Aug. 1717 richtete ſie ihre rothen und grünen Gezelte und ihre ſchimmernden Feldzeichen auf den Anhöhen vor Belgrad in unermeßlichen Reihen auf. Man ſchätzte ihre Zahl auf 200,000 Mann, wie man dann das Getös und Geräuſch ihre Stimmen und Arbeiten, und das Wiehern ihrer Pferde und Laſtthiere in weiten Entfernungen hörte. Ihre erſte und unverzügliche Unternehmung war, vor ſich herum Gräben und Schanzen zu ziehen, durch Bedeckungen der Stadt ſich zu nähern, wegen ihres Feindes Erkundigungen einzuziehen, und ſobald ſie dieß gethan hatten, die thätigſten Anſtalten zu einem Angriffe, durch welchen die Stadt Belgrad gerettet werden ſollte, vorzubereiten. Sie beſchoßen das kaiſerliche Lager ohne Aufhören, und da ihre Kanonen auf Anhöhen ſtanden, ſo beunruhigten ſie die kaiſerlichen Truppen wirklich außerordentlich. Es gewann ſogar das Anſehen, als ſchienen ſie ſich einzubilden, daß es ihnen durch ihre Menge bereits geglückt hätte, das Lager der Kaiſerlichen, von vielen Seiten eingeſchloſſen, und ſich ohne Schwertſtreich, der Gefangennehmung derſelben, oder wenn ſie ſich wider Vermuthen wehren ſollten, ihrer Niederlage verſichert zu haben. In dieſer Zuverſicht machten ſie auch ſchon wirklich ſolche Vorkehrungen, welche man, wenn man zur entſcheidenden Schlacht geht, zu machen pflegt, und man mußte mit jeder Stunde erwarten, daß ſie mit ihrer geſammten Macht ſich in Bewegung ſetzen würden.

Wenn die Einbildung der Türken zu voreilig war, ſo war ſie dann doch nicht ganz ungereimt. Das kaiſerliche Heer befand ſich in ſehr kläglichen Umſtänden; indem es, ungeachtet es einen Ueberfluß an allen Bedürfniſſen hatte, ſeit einigen Wochen von einer grauſamen Seuche, der Ruhr, befallen, und die Verbreitung dieſes unbeſchreiblichen Uebels täglich gemeiner wurde. Schon waren mehr als 20,000 Mann todt oder unbrauchbar; ſchon war beinahe die Hälfte der Pferde aufgerieben, und man war, mit einem Worte, in allen Theilen des Lagers unaufhörlich beſchäftigt, Angeſteckte von Geſunden zu ſondern, und Verſtorbene zu beerdigen. In Betracht dieſer ſchrecklichen Lage war es ſich nicht zu verwundern, wenn ſich die Türken die Hoffnung machten, für ihr Glück ſchon entſchiedene Umſtände, und ſelbſt das ihren Feinden widrige Schickſal auf ihrer Seite zu haben.

Eugen betrachtete die Bewegungen ſeiner Feinde, und zürnte ihrem Hochmuth; er betrachtete die Seinigen, welche in ein tiefes Schweigen verſenkt, um ihn herum ſtanden, und indem er ihnen die vielen Lager ihrer Feinde zeigte, kündigte er ihnen im feſten

Tone einer ihrer Sache verſicherten Zuverſicht an, daß er dieſe Feinde, ehe noch ein Tag vergienge, geſchlagen haben würde, „mit dem Zuthun ſolcher Männer, die mich jetzt umgeben,“ ſetzte er mit weiſer Klugheit hinzu. Unter dieſe Männer, ſeine Generale und Oberſten vertheilte er auch unverzüglich die ſchriftlichen Aufträge, nach welchen Poſten ſich jeder zu begeben, und was jeder zu unternehmen hätte. Seine Männer fühlten dieſen Augenblick, daß der Geiſt ihres Anführers ſie beſeele, und giengen. Und nach einigen Stunden (den 16. Aug. 1717 um Ein Uhr Nachts) rückten ſie mit der höchſten Stille gegen die Feinde; in ihrer Mitte Prinz Eugen, umgeben mit einem erhabenen Gefolge, dem Kurprinzen Karl Albert von Bayern, dann deſſen Bruder Ferdinand, dem Prinzen Emanuel von Portugal, dem Erbprinzen von Anhalt-Deſſau, dann dem Prinzen Leopold Maximilian, zweien Prinzen von Ligne, dem Prinzen von Pons, einem Herzog von Holſtein, und andern, welche aus allen europäiſchen Ländern als Freiwillige ſich eingeſtellt hatten.

Dieſes waren die Namen der vornehmen Feldherren, welche jetzt eine Schlacht liefern ſollten, deren Ausgange ganz Europa mit der ungeduldigſten Erwartung, ſo, daß auf allen

Straßen Eilpferde ſtanden, und mit ſtiller Beklemmung entgegen ſah. Die Reiterei von beiden Flügeln befehligte der Graf Nikolaus von Palfi, und das Fußvolk überhaupt ſtand unter dem Befehle des Prinzen Alexander von Würtemberg. In der erſten Linie des rechten Flügels befanden ſich der General der Reiterei, Graf Ebergeni, dann die General-Feldmarſchall-Lieutenants, Graf von Hauben, Lobkowitz, Prinz Friedrich von Würtemberg, dann die General-Majors Galbes, Jerger, Uffeln und Arroi. In der andern Linie ſtanden, Graf Claudius Florimundus von Mercy, General der Reiterei, dann die Feldmarſchall-Lieutenants Croix und Vehlen, mit den General-Majoren Hamilton, La Marche und Elz. Die erſte Linie des linken Flügels ſtand unter der Obſorge des Grafen und Generals der Reiterei, Montecuculi, dann der General-Feldmarſchall-Lieutenants Walmerode und Hautois, ferner der General-Majore Cordua, Rottenhahn, Arrigoni und Windiſchgrätz; die zweite Linie dieſes Flügels war anvertraut dem General Grafen von Martigni, dann den General-Feldmarſchall-Lieutenanten Veterani und Gontrecourt, und den Generalen Eck, Locatelli, und Zollern. Im Mitteltreffen ſtritten rechts der Graf von Starenberg (General-Feldzeugmeiſter), die General-Feldmarſchall-Lieutenants Wachtendong, der Herzog von Arenberg, auch Langlet und Leinbrug (General-Majors); links Graf von Harrach, General-Feldzeugmeiſter, die General-Feldmarſchall-Lieutenants und Grafen von Daun, Maffei, Bonneval, die General-Majors Thalberg und Mercy der ältere. Die andere Linie dieſes Mittelpunktes führten an, der General-Feldzeugmeiſter Prinz von Bevern, die General-Feldmarſchall-Lieutenants, der Herzog von Holſtein, Wallis der ältere, und Piſchau, dann die Generalmajors Mercy der jüngere, Ottokar von Starenberg, und Wallis der jüngere. Zum Korps des Rückhalts waren beordert der General-Feldmarſchall-Lieutenant Friedrich Heinrich Graf von Seckendorf, die General-Majors Diesbach, zur Rechten, Maruli zur Linken. Als Beobachtungskorps blieben zurück bei der Reiterei der General-Feldmarſchall-Lieutenant Viard, dann die General-Majors Landiery und Orſelli, bei dem Fußvolk der General-Feldmarſchall-Lieutenant Graf von Brüne mit dem General Wobefer.

Ein dicker Nebel verbarg das heranziehende Heer, deſſen eigentliche Stärke hier (eine Menge Korps mußten in verſchiedenen Plätzen zurück gelaſſen werden), nur noch in 40,000 Mann beſtand. Der rechte Flügel, welcher bei der Dämmerung der Nacht und des undurchdringlichen Nebels ſeines Weges verfehlte, und plötzlich auf Türken ſtieß, verurſachte durch ſeinen Angriff, daß die Armee der Türken mit einem unbeſchreiblichen Lärm in Bewegung kam, und die beiderſeitigen Heere befanden ſich in einem ſtürmiſchen Anmarſche, ohne recht zu wiſſen, wohin, und wider wen der Marſch führe. So wie man einander, immer erſt durch die unmittelbare Berührung, gewahr ward, fiel man auch ſchon einander an, und das Gemetzel war fürchterlich. Das ſonderbarſte Schauſpiel aber eröffnete ſich, als nach einigen Stunden der Nebel ſich aufzog, und nun jeder Theil wahrnahm, wo er ſich befinde. Bis dahin wurde der Streit bei der Menge der Türken, welche ſich allenthalben einfinden konnten, für die Kaiſerlichen manchmal ſehr ungleich und nachtheilig; aber jetzt handelte die überlegene Einſicht und ſchnellere Entſchließung. Eugen überſah kaum den Zuſtand der Heere, als er Lücken und Verirrungen der Regimenter in ſeinem Heere auf der Stelle verbeſſerte, aber ähnliche Lücken auf der Seite ſeiner Feinde auf der Stelle benutzte, und ſogleich ſah man nichts, als Fall, Gedränge, Verwirrung und Flucht. Um zehn Uhr Vormittags war die wichtigſte aller Schlachten entſchieden. Die getödteten Türken lagen zu Tauſenden auf dem Schlachtfelde, und die

Zahl der Umgekommenen vermehrte ſich noch bei dem Nachſetzen der Sieger, welche (die an den Wunden Geſtorbenen dazu gerechnet) bei 3000 Mann verloren. Unter dieſen befanden ſich der General Graf Marſigli, der Graf Heiſter, der General-Feldmarſchall Graf von Hauben, ein Prinz von Thurn-Taxis, der junge Graf Palfi, die Marquis von Cleti und Villette u. a. Unter den anſehnlichern Verwundeten waren: Prinz Eugen, die Generale Palci, Montecuculi, Walfeck, der Prinz Joſeph von Lobkowitz, der Herzog Friedrich von Würtemberg, und der Prinz von Heſſenkaſſel.

131 metallene Kanonen, 30 ungeheure Bombenkeſſel, das ganze Lager mit ſeinem unermeßlichen Geräthe wurden den Siegern. Den folgenden Tag nach dieſer Schlacht, nämlich den 17. Auguſt 1717 ergab ſich auch Belgrad, mit einer Beſatzung von mehr als 20,000 Mann, welcher, weil ſie größtentheils aus verheiratheten, mit Gewalt zum Kriegsdienſte fortgeſchleppten türkiſchen Bauern beſtand, der freie Abzug geſtattet; das Geſchütz aber (500 Kanonen), dann der unbeſchreibliche Vorrath aller Art in Beſitz genommen wurde. Auch Semendria, Ram, Meadia, Orſowa u. a. ergaben ſich auf dieſelben Bedingniſſe. Niemand wurde von dieſen in der

That höchſt erfreulichen Ereigniſſen inniger gerührt, als Kaiſer Karl VI. Er überreichte dem Prinzen Eugen, der im Oktober 1717 wieder nach Wien gekommen war, einen Degen von 100,000 Gulden am Werth, ſagte ihm bei einer außerordentlichen Feierlichkeit, mit welcher Er ihn öffentlich, umgeben vom vollen Glanze ſeines Hofes, empfieng, die verbindlichſten Sachen, und ſtrengte ſich gleichſam an, ihm ſeinen Dank zu bezeigen, und in dieſer Hinſicht für ihn neue Würden und Ehrenbenennungen zu erfinden.

Auch war der im folgenden Jahre, den 31. Juli 1718, zu Paſſarowitz (einem in Servien am Morawafluſſe gelegenen Flecken) mit den Türken auf 24 Jahre geſchloſſene Frieden ſehr ehrenvoll. Das Erzhaus Oeſterreich erhielt den Temeswarer Banat, nebſt der von dem Banat bis an den Fluß Aluta ſich erſtreckenden ſogenannten kleinen Walachei, dann den nördlichen Theil des Königreiches Servien mit der Hauptſtadt Belgrad, überhaupt ein Stück Landes, welches 70 ungariſche Meilen in der Länge, und 30 in der Breite enthielt.

§. III.

Spaniſcher Krieg.

1717 — 1720.

Dieſer Krieg iſt mehr wegen der ganz ſonderbaren Eigenſchaften der Hauptperſonen, welche ihn veranlaßten, als wegen ſeiner Dauer und Heftigkeit, oder wegen einer ganz und gar nicht zu erwartenden Entwickelung merkwürdig. Zwei junge Männer, welche die Natur nicht nur mit der ſeltenſten Fähigkeit, ſchwere und verwickelte Geſchäfte mit einem richtigen Blicke zu überſehen, und mit ſchnellhandelndem Muth und Glück zu ſchlichten, ſondern auch, was ſich bei ausnehmend großen und ſtolzen Köpfen nicht immer zugleich einfindet, mit dem Sinne und der Geſchmeidigkeit begabt hat, die Schwächen der Großen zu belauern, ihre Blößen, Launen und Grillen mit der gehörigen, ſich um ſie herumwindenden feinen Nachgiebigkeit und einſchmeichelnder Hätſchelei zu benutzen, und ſich durch ſolche loſe Künſte unvermerkt des Ruders der Dinge zu bemächtigen, ſolche zwei Männer, Alberoni in Spanien, Du Bois in Frankreich, ſetzten die Könige und Nationen von Europa in Bewegung, und benutzten ſie gleichſam wie Maſchinen, ihnen das Gebäude ihrer ehrſüchtigen Abſichten aufführen zu helfen. Beide waren von gemeinem Stande, Alberoni, der Sohn eines Gärtners zu Parma, Du Bois, Wilhelm, ein Apothekersſohn. Beide wurden, was das eigentliche Ziel war, wornach ſie mit der raſtloſeſten Thätigkeit ſtrebten, Kardinäle und Prämierminiſter; — und ſchimmerten (erlaube ich mir hinzuzuſetzen) einige flüchtige Jahre unter unaufhörlichen Unruhen, ſchweren Sorgen und Mühſeligkeiten, wie gehaltloſe, aber glänzende Luftgeſtalten, die plötzlich zerplatzen und verſchwinden.

Wir müſſen uns des damaligen Standes der Dinge an den europäiſchen Höfen wenigſtens im Weſentlichen erinnern, um uns mit dem Gange und der Entwicklung der Dinge verſtändigen zu können.

Auf dem Throne von Großbritannien ſaß jetzt Georg I., Kurfürſt von Hannover; indem der letzte König von dem hochberühmten Geſchlechte der Stuart, Jakob II., des Umſtandes wegen, daß er die Religion ſeiner Vorältern, nämlich die katholiſche Religion wieder angenommen, und ſolche begünſtiget hatte, auf ewig vom Thron und Land vertrieben worden war. Mit dieſer Vertreibung waren, wie leicht zu erachten iſt, nicht alle großbritanniſchen Unterthanen verſtanden, und eine mächtige Parthei war ſtündlich bereit, ſich für die Wiederherſtellung der alten Ordnung nach allen Kräften zu verwenden. Der Sohn des nach Frankreich geflüchteten, und daſelbſt 1701 verſtorbenen Königs Jakob II., ebenfalls Jakob genannt, wurde von einer Parthei (was auch im Kirchenſtaate geſchah) geradezu Jakob III. König von Großbritannien, in andern Königreichen und Landen aber der Prätendent, oder auch der Ritter von St. Georg genannt, und in Frankreich wurde ihm zu Bar ſein Aufenthalt angewieſen. Da demnach für den König Georg I. eine ſolche noch immer ſehr zweideutige Lage der Dinge nicht anders, als ſehr unangenehm ſeyn konnte, ſo konnte ihn dagegen ein Vorſchlag, durch welchen ihm auf ſeinem Throne ein ruhiger Beſitz verſchafft werden ſollte, nicht anders als äußerſt willkommen ſeyn.

In ähnlichen Umſtänden befand ſich auch der Regent von Frankreich, Philipp, Herzog von Orleans. Dieſer Herr hatte ſich wider die ausdrückliche letztwillige Verordnung des (1715 verſtorbenen) Ludwigs XIV., welcher während der Minderjährigkeit ſeines Nachfolgers Ludwig XV. die Verwaltung des Königreiches einem Regierungsrathe anvertraut wiſſen wollte, der Regentſchaft bemächtigt, (Duclos I. 225.) und hatte mithin alle Urſache, die Großen des Reiches mit Einhelligkeit ſich geneigt, oder für den Fall einer Trennung eine mächtige Stütze von Außen zu erhalten; was dabei noch lange nicht ſein einziger Kummer war. Der junge König Ludwig XV. war erſt fünf Jahre alt, und ſein zärtlicher Körperbau erinnerte an die höchſt traurigen Schickſale, durch welche die zwei letztern hoffnungsvollen Erbprinzen dem Königreiche entriſſen worden waren. Bei dem, allerdings nicht außer der Möglichkeit gelegenen, Eintritt eines gleichen Falles, ſtand zu befürchten, daß der König von Spanien, Philipp V., verleitet werden möchte, ſeine auf Frankreich wiewohl beſtimmt geleiſtete Verzicht für nichtig zu erklären, und auf das erledigte Reich Anſprüche zu machen.

Dieſer eben genannte ſpaniſche König, Philipp V., erblickte ſich auf ſeinem Throne ebenfalls noch nichts weniger, als vollkommen befeſtiget. Kaiſer Karl VI. hatte ſich in ſeinem 1714 zu Raſtadt geſchloſſenen Frieden, in Rückſicht der ſpaniſchen Krone, zu nichts verbindlich gemacht, hatte ſich vielmehr noch immer geweigert, ihn (den Philipp V.) als König von Spanien zu erkennen, und hatte nicht aufgehört, ſich einen König von Spanien der alten und neuen Welt zu nennen; und wenn dagegen Philipp V. ebenfalls nicht abließ, ſich den Titel eines Erzherzogs von Oeſterreich, und überhaupt alle jene Titeln, deren ſich ſein Vorfahrer (der im Jahre 1700 verſtorbene König Karl II.) bedient hatte, beizulegen, wenn er ſich noch überdieß weigerte, Karl VI. als Kaiſer zu erkennen, ſo wurde dadurch der Zuſtand ſeiner Verhältniſſe um nichts gebeſſert.

Alberoni durchblickte die ſonderbare und ſtill gährende Vermiſchung der Zuſtände, durch welche die Regenten von Großbritannien, Frankreich und Spanien beunruhigt wurden; und da er in der Gewandtheit, Menſchen und Geſchäfte zu behandeln, ein geübter Meiſter*), da er am ſpaniſchen Hofe wegen des unumſchränkten Zutrauens, mit welchem ihm die Staatsverfaſſung überlaſſen ward, unumſchränkter Herr, da er ganz von einem flammenden Eifer begeiſtert war, Spanien, wo er in kurzer Zeit die zerrüttete Wirthſchaft in die beſte Ordnung, und andere herrliche Einrichtungen und Anſtalten zu Stande gebracht hatte, über alle Reiche zu erheben; ſo ſetzte er ſich, um

---

*) Er war ein gemeiner Pfarrer, als ſein Landesfürſt, der Herzog von Parma, einen Mann ſuchte, welchen er wegen wichtiger Angelegenheiten an den berühmten, aber im Umgange oft ſehr ſeltſam und zurückſtoßend ſich benehmenden franzöſiſchen Feldmarſchall, Ludwig Joſeph Vendome, abſchicken könnte. Man beſchrieb dem Herzog den Pfarrer Alberoni als einen in ſeinen Reden und ſeinem Benehmen nicht weniger ſonderbaren Mann. Der Herzog wählte ihn, und machte bald die Erfahrung, daß er niemals glücklicher gewählt habe. Alberoni, der bei dem Scheine, furchtſam und verlegen zu ſeyn, nichts fürchtete, niemals verlegen war, wußte den auffahrenden, vornehmen Stolz des Marſchalls durch paſſende, ſcherzweiſe vorgebrachte, aber ſchneidende Antworten, bei denen Witz und Verſtand beluſtigten, zu entwaff-

---

nen, wurde dem Marſchall in kurzer Zeit unentbehrlich. Alberoni war dem Marſchall alles, ſein Kaplan, ſein Haushofmeiſter, ſein Sekretär, und in ſchweren Fällen, wo allein ein ſchneller Blick und raſcher Rath galt, ſein Mann, und endlich ſein beſtändiger, vertrauteſter Gefährte. Als Alberoni nach dem (den 10. Juni 1712 im Königreiche Valenzia erfolgten) Hintritt des Vendome, ſeinem Herzoge ſich wieder darſtellte, ſchickte ihn dieſer als Geſandten nach Spanien, wo Alberoni den Einfall hatte, dem Könige Philipp V., als er Wittwer geworden, die Prinzeſſinn Eliſabeth Farneſe von Parma zur zweiten Gemahlinn vorſchlagen zu laſſen, wo er mit ſeinem Vorſchlage gehört, und ſelbſt nach Parma abgeſchickt wurde, um die Heirath einzuleiten. Alles glückte ihm nach ſeinen Wünſchen, und die neue Königinn, welche in ihm einen Mann, auf deſſen Einſicht, Verſtand und Weltkenntniß ſie ſich unumſchränkt verlaſſen zu können glaubte, erblickte, bot aus Dankbarkeit ſowohl, als aus aufrichtigem Zutrauen, alles ihr Anſehen auf, um ihm Beförderung und Einfluß zu verſchaffen.

ſeine Abſicht ins Werk zu ſetzen, einen Plan vor, welcher, weil er (was ſich beinahe vorausſehen ließ) nicht glückte, ein mehr ungeheurer, als wahrhaft großer Entwurf genannt, und als häßliches Gewebe von groben Verſehen, deren ſich ein ächt aufgeklärter Miniſter nicht ſchuldig gemacht haben könnte, heftig getadelt worden iſt. Alberoni hatte nämlich nichts Geringeres im Sinne, als zu gleicher Zeit den Kaiſer, Frankreich und England theils mit offenbarem Krieg, theils durch Zerrüttungen im Innern anzufallen, und jenen Reichen andere Regenten zu geben. Dem Kaiſer wollte er Sardinien, dem Herzog Victor Amadäus von Savoyen aber Sicilien (weil dieſer Herzog mit dem Kaiſer wegen Vertauſchung der Inſel Sicilien gegen Sardinien in Unterhandlung geſtanden ſeyn ſoll) entreiſſen, dieſe Inſel einſtweilen dem Prinzen Don Carlos, Sohn der (in der Note) eben genannten Eliſabeth Farneſe von Parma, einräumen, überhaupt aber wollte er alles, was der Krone Spanien im letzten Friedensſchluſſe entzogen worden war, wieder erobern. In dieſer Abſicht wollte er Frankreich wider den Regenten, den Herzog Philipp von Orleans erregen, und die Vormundſchaft über den jungen König nebſt der Regentſchaft, und (auf den Fall, daß dieſer junge Herr ſtürbe) auch die Nachfolge auf dem Throne von Frankreich ſeinem Könige, Philipp V. von Spanien, und deſſen Nachfolgern einhändigen. Was den König von England Georg I. betraf, ſo war ſein Vorhaben, dieſen Herrn wieder nach ſeinem deutſchen Vaterlande Hannover zurückzuſchicken, und dagegen dem oben genannten Prätendenten den Thron ſeiner Väter wieder einzuräumen. Dieſes letztere Geſchäft trug er, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, dem Czar Peter dem Großen von Rußland, welchem er eine Heirath der Prinzeſſinn Anna Petrowna, mit dem Prätendenten vorſchlug, dann dem Könige von Schweden, Karl XII., auf, und dieſe zwei Monarchen ſollten ſich die Ehre geben, den Prätendenten ſelbſt nach England zu führen, und ſich daſelbſt mit der gleichgeſinnten Parthei, welche ihnen entgegen kommen ſollte, zu vereinigen. Die Türken endlich ſollten zu dem großen Plane dadurch mitwirken, daß ſie alle Kräfte aufböten, um dem Kaiſer mit einem Kriege zu ſchaffen zu geben, und ihn außer Stand zu ſetzen, den bedrängten Höfen von Frankreich und England einigen Beiſtand zu leiſten, oder von ihnen einigen Beiſtand erhalten zu können. Alberoni ſchmeichelte ſich dergeſtalt überall den rechten Zeitpunkt gewählt, und dergeſtalt die Sachen verwickelt zu haben, daß es den Höfen, die er ſtürzen wollte, unmöglich ſeyn ſollte, zu ihrer Rettung ein gemeinſchaftliches Zuſammenwirken zu bewerkſtelligen.

Dieſe unermeßlichen Vorſätze wurden nicht bloß geträumt, ſondern ohne Verzug unternommen. In Frankreich bildete ſich wirklich eine bedeutende Vereinigung, mit dem Vorſatze, ſich des Regenten zu bemächtigen, und dem Könige von Spanien zur Vormundſchaft zu verhelfen. In England hielten die Freunde der alten Verfaſſung häufige Unterredungen, und der Prätendent war bereits ſo voll von erfreulichen Erwartungen, alle ſeine Wünſche endlich einmal in Erfüllung gehen, und ſich mit ſeinem bisherigen Mißgeſchicke ausgeſöhnt zu ſehen, daß er ſich wirklich ſchon von Bar entfernt hatte, um nach England ſich einzuſchiffen; und was endlich die Anſtalten unmittelbar in Spanien betraf, ſo braucht man nicht erſt zu verſichern, daß Alberoni nichts unverſucht gelaſſen habe, um ſeinen Zweck auf das nachdrücklichſte zu verfolgen; er hatte von Pabſt Clemens XI., welchem er beibrachte, daß er den Türken züchtigen werde, eine Bulle zur Erhebung einer ergiebigen Beiſteuer von der ſpaniſchen Geiſtlichkeit erhalten, und eine nach ſeiner Meinung hinlängliche Flotte ausgerüſtet, welche ſtündlich den Wink erwartete, wider welchen Feind ſie auslaufen ſollte. Sie ſtritt nicht erſt um die Eroberung, ſondern lief aus zur Beſitznahme der Länder, welchen ihre Ausrüſtung galt. Den 22. Auguſt 1717 landete ſie in Sardinien, den 1. Juli 1718 in Sicilien; und wo immer ſie höchſt unerwartet erſchien, trieb ſie diejenigen, welche ſie für ihre Feinde erklären mußte, vor ſich her, ſiegte ſie, oder triumphirte ſie vollends; aber die Siegespalmen verdorrten, ehe ſie die Häupter, welchen ſie haben zur Zierde dienen ſollen, berührten. Frankreich, England, der Kaiſer hatten ein Gegengewicht entgegen zu ſetzen, deſſen Kraft und Uebergewicht der erhitzte Alberoni zu berechnen vergeſſen hatte.

Was zuerſt Frankreich betraf, ſo haben wir eben gehört, daß ſich daſelbſt der Regent, Herzog **Philipp von Orleans**, in eben derſelben Lage, in welche ſich König Georg I. verſetzt zu ſeyn glaubte, befand. Jeder dieſer Herren hatte ſich, was ihnen vornehmlich Du Bois *) beigebracht hatte, als ſeinen erſten Staatsgrundſaz feſtgeſezt, daß jeder ſeine Erhaltung in der Vereinigung und wechſelſeitigen Unterſtüzung zu ſuchen habe, und ſie hatten ſich auch ſchon vor dem Anfange der ſpaniſchen

---

*) Du Bois, der ganz mit den Eigenſchaften verſehen war, bei welchen man nur einen ungefähren Zuſammenfluß glücklicher Umſtände braucht, um ein glänzender und mächtiger Emporkömmling (parvenu) zu werden, war zuerſt eine Art von ſogenanntem Famulus bei einem Inſtruktor des Regenten, des Herzogs von Orleans, und endlich Hofmeiſter, Regierer und vertrauteſter Geſell-

---

ſchafter dieſes Herzogs, welchen er ſich durch ſeine Schmeicheleien, Zudringlichkeiten, Nachſichten und Anweiſungen der ſchlimmſten Art ganz eigen zu machen wußte. Wenn der **Historiographe** de france und Mitglied der franzöſiſchen Akademie, M. Duclos, in ſeinen zu Paris 1808 gedruckten **Memoires secrets sur le regne de Louis XIV., la Regence et le Regne de Louis XV.**, den Charakter des Regenten (T. I. p. 211.) ſchildert, und unter anderm von ihm ſagt, daß er gegen Jedermann vertraulich herablaſſend geweſen, und über ein unſchickliches Benehmen der Leute gegen ihn niemals im geringſten unwillig geworden ſey, ſo ſezte er, die Sache erklärend, hinzu: „son insensibilite a cet egard venoit de son mepris pour les hommes; il supposoit que ses serviteurs les plus devoues auroient ete ses Ennemis, pour peu que leur interêt les y eût portes. Il soutenoit, que l'honnête homme etoit celui, qui avoit l'art de cacher, qu'il ne l'est point: jugement aussi injuste pour l'humanite que des honorant pour celui, qui le porte.“ — „il tenoit cette maniere de penser de l'homme le plus corrompu, l'Abbe, depuis Cardinal Dubois, qui ne croyoit pas a la vertu, ni a la probite, et n'etoit pas fait pour y croire.“

Feindſeligkeiten die feierlichſten Zuſagen gethan, ſich einander beſchützen, und jeder ſein eigenes Heil mit dem Heile des andern innigſt verbinden zu wollen. Die geheimen Geſellſchaften, durch welche ſie (der Herzog von Orleans in Frankreich, Georg I. in England) hätten entſetzt werden ſollen, wurden durch Wachſamkeit und günſtige Zufälle entdeckt, und der Prätendent hatte ſich noch glücklich zu ſchätzen, einigen Meuchelmördern, welche ihn während ſeiner Reiſe aufſuchten, um ihn aus der Welt zu ſchaffen, durch die Liſt und Großmuth einer Frau, welche ſeine Gefahr entdeckt hatte, entzogen worden zu ſeyn.

Die eben genannten Mächte hatten ſich ſchon gleich bei dem erſten Anſcheine neuer Mißhelligkeiten die wechſelſeitige Zuſage geleiſtet, nicht zugeben zu wollen, daß der Friede in Europa, daß der erſt vor kurzem abgeſchloſſene Utrechter und Badener Friede, neuerdings von Jemanden geſtört werde, und einige Zeit darauf, da von Seite der ſpaniſchen Krone die Feindſeligkeiten wirklich angefangen worden waren, hatten ſie den ernſtlichen Entſchluß gefaßt, den Frieden auf alle Fälle ſich mit Gewalt zu erzwingen; ſie hatten die Hauptpunkte, welche von den ſtreitenden Theilen binnen einer kurzen Zeitfriſt angenommen werden ſollten, den 18. Juli 1718 feſtgeſetzt, und da der Kaiſer ſie genehmigte, den 2. Auguſt darauf zu London ein Bündniß, welches wegen der vier Theilhaber, dem Kaiſer, Frankreich, England, Holland, die Quadrupelallianz genannt wurde, zu Stande gebracht, deſſen weſentliche Punkte enthielten: — „Der König Philipp V. von Spanien ſollte binnen zwei Monaten dem Kaiſer Sardinien in eben dem Zuſtande wieder herausgeben, in welchem es ſich befand, als er ſich deſſelben bemächtiget hatte, und ſollte auf ewig allen Rechten und Anſprüchen auf dieſes Königreich zu Gunſten des Kaiſers entſagen, welcher ganz nach ſeiner Freiheit damit ſollte verfügen können. Dagegen ſollte auch der Kaiſer für ſich und ſeine Nachkommen allen Rechten und Anſprüchen auf die Königreiche und Provinzen der ſpaniſchen Monarchie entſagen, und Philipp V. für einen rechtmäßigen König von Spanien und Indien erkennen, und ihm die ſeinem Range und ſeinen Königreichen gebührenden Titel und Vorrechte nicht ferner verweigern; wo hingegen auch der König Philipp V. von Spanien verbunden ſeyn ſollte, nicht nur auf alles dasjenige, was der Kaiſer von den Staaten beſaß, welche der Krone Spanien beim Abſterben des Königs Karl II. zugehört hatten, ſondern auch auf das Recht des Rückfalle, welches der Krone Spanien wegen des Königreiches Sicilien im Utrechter Frieden vorbehalten, und damals durch eine Gewährleiſtung der Krone England verſichert worden war, eine uneingeſchränkte Verzicht zu thun, und unbedingt einzuwilligen, daß jetzt Sicilien dem Kaiſer, Sardinien aber mit dem Königstitel dem Herzoge von Savoyen eingeräumt werden ſollte. Die Herzogthümer Toscana, Parma und Placenz (Piacenza) ſollten zwar für ewige Mannslehen des Kaiſers und des deutſchen Reiches erklärt, ſollten aber, wenn der Großherzog von Toscana aus dem Hauſe Medicis, und der Herzog von Parma aus dem Hauſe Farneſe, wie es das Anſehen hatte, keine männlichen Erben hinterlaſſen ſollten, von dem Kaiſer, welcher ſich um die geſetzliche Einwilligung des Reiches zu bewerben hätte, dem älteſten Sohne der Königinn Eliſabeth von Spanien, Don Carlos, auch ſeinen männlichen Nachkommen, und nach deren Abgange dem zweiten Sohne, oder andern jüngern Prinzen der Königinn, verliehen werden.“ —

Der Herzog von Savoyen, und nunmehrige König von Sardinien, beruhigte ſich, wenn auch nicht gerne, doch willig, mit den Ausſprüchen des großen Bundes, welcher ſein Schickſal unabänderlich, wie er wohl ſah, entſchieden hatte; und wenn damals auch Alberoni noch ſo viele Beſonnenheit gehabt hätte, der Nothwendigkeit nachzugeben, ſo würde er ſeinem Monarchen, und vor allem ſich ſelbſt die nachgefolgten herben Ereigniſſe erſpart haben. Alberoni weigerte ſich, die Beſchlüſſe der vier Verbündeten zu erkennen, und zog ſich mit einer Art von Muthwillen, zu welchem ſeine hohe Meinung von ſich ſelbſt, und ein unzeitiger Stolz ihn verleitete, die Folgen zu, welche auch ein gemeiner Verſtand ſich vorausſagen, und ſehen mußte, daß die Eroberungen, deren ſich die Spanier bei ihren unvermutheten Einfällen in Sardinien und Sicilien bemächtiget hatten (ſie hatten nämlich in Sardinien unter andern ſchon den 29. September 1717 die Hauptſtadt Cagliari, in Sicilien, den 13. Juli 1718 Palermo, bald darauf Meſſina beſetzt, und bei der Stadt Melazzo in einem Gefechte wider ein kaiſerliches Korps ein Uebergewicht behauptet) nur allein dem Umſtand, daß die kaiſerliche Hauptmacht noch mit den Türken beſchäftiget war, zuzuſchreiben ſey, und daß der Stand glücklicher Fortſchritte auf der ſpaniſchen Seite nur flüchtig und vorübergehend, und in dem Augenblicke, wenn die gegenſeitige Kraft ſich ſammeln würde, wieder zernichtet ſeyn würde. Dieſe Auflöſung der unbegreiflichen Verblendung des Miniſters Alberoni ſtellte ſich auch mit der hinreiſſenden Geſchwindigkeit eines Ungewitters ein. England, welches ſich, vermöge älterer Verträge des Kaiſers annehmen mußte, hatte nicht geſäumt, mit ſeinem Beiſtande herbeizueilen, und ſchon gleich die erſte Unternehmung eines Geſchwaders von 26 Kriegsſchiffen, welches unter der Anführung des Admirals Bing der ſpaniſchen Flotte in dem ſicilianiſchen Meere begegnete, zeigte, was ferner geſchehen würde. Jenes Geſchwader griff die ſpaniſche Flotte den 11. Aug. 1718 an, nahm ihr eilf Schiffe weg, verbrannte und verſenkte andere, und jagte den armſeligen Reſt in die Flucht. Und nun im Jahre 1719 zog ſich erſt vollends die vereinigte Macht des vierfachen Bündniſſes von allen Seiten zuſammen. Von Seite des Kaiſers erſchien in Sicilien der in den türkiſchen Feldzügen berühmt gewordene Feldmarſchall Graf Claudius Florimund von Mercy, und eroberte, wiewohl er die Spanier den 20. und 21. Juni 1719 bei Francovilla vergebens in ihrem verſchanzten Lager angegriffen hatte, bald darauf Meſſina, und berannte Palermo. Der Regent von Frankreich hatte in zwei öffentlichen Schriften, deren eine noch zu Ende des Jahres 1718, die zweite den 9. Jänner 1719 erſchien, der Krone Spanien den Krieg erklärt, was England ebenfalls durch eine Schrift den 27. Dec. 1718 gethan hatte. Schon im Monat April

1719 erſchien der franzöſiſche Feldmarſchall und Herzog Jakob von Berwick auf ſpaniſchem Boden, fiel in Biſcaya ein, und drang, nachdem er verſchiedener wichtiger Plätze mit einem unwiderſtehlichen Drange ſich bemächtiget hatte, nach Catalonien vor; indeſſen daß die engliſche Flotte Gallizien beſetzte, und mit unabſehbaren Unternehmungen drohte. Bei dieſen Ereigniſſen hielten es einige ſpaniſche Herren für ihre Pflicht, ſich des Zutrittes zu ihrem König, von welchem ſie der Miniſter Alberoni bis dahin durchaus entfernt gehalten hatte, mit Gewalt zu bemächtigen, und ihm über ſeine Lage die Augen zu öffnen. Unverzüglich (den 26. Jänner 1720) trat der König Philipp V. von Spanien der Quadrupelalliance bei, mit dem Vorbehalt, daß noch einige Punkte mit dem Kaiſer auf einer friedlichen Zuſammenkunft zu Cambray weiter verabredet, und beigelegt werden ſollten.

Niemand ſpielte bei dieſer ganzen Kriegsgeſchichte eine lehrreichere, aber auch eine kläglichere Rolle, als der Miniſter Alberoni. Der Regent von Frankreich verlangte von dem Könige von Spanien vor allen Dingen die Entfernung ſeines Premierminiſters, und der ſpaniſche König verfügte ſie, und überlieferte dieſen Miniſter in die Hände franzöſiſcher Truppen, welche ihn an die Grenzen von Italien ſichten. Dieſer Günſtling des Glückes, welcher noch vor Kurzem wegen ſeiner Unternehmungen als der ſcharfſinnigſte Geiſt, und als der größte Staatsmann von Europa von ſeinen Verehrern um die Wette vergöttert wurde, wurde jetzt von eben denſelben, und von Jedermann (wegen des widrigen Ausganges ſeiner Unternehmungen) als ein oberflächlicher Brauſekopf, und als ein ſchwächlicher Wagehals ohne reife Sachkenntniß und Ueberlegung verurtheilt, verhöhnt, und der Verachtung Preis gegeben. Unſtät irrte er eine geraume Zeit herum, bis er endlich nach Rom ſich begab, wo er ſich wieder in einem bedeutenden Glanze und Anſehen zu erhalten verſtand, und im J. 1752 ſtarb.

Jene endliche Ausgleichung kam viele Jahre nicht, kam auch nicht zu Cambray, ſondern den 30. April und 7. Juni 1725 zu Wien, und ganz anders, als man erwarten konnte, zu Stande. So wie wir ſahen, daß diejenigen Häuſer und Freunde, welche ſchon die Natur und das gemeinſchaftliche Wohl vereiget hat, Frankreich und Spanien nämlich, unter ſich zerfallen, und Feinde geworden ſind, ſo wurden jetzt diejenigen, von welchen man hätte muthmaßen ſollen, daß ſie in Hinſicht ihrer ganz verſchiedenen Abſichten ſich gleichſam Erbfeinde bleiben würden, Oeſterreich und

Spanien nämlich, die innigſten Freunde und Verbündete. Wenn dieſe Entwicklung der Dinge ganz Europa in Erſtaunen ſezte, ſo wurde ſie gleichwohl auf eine ganz natürliche Weiſe herbeigeführt. Der Regent von Frankreich, Herzog Philipp von Orleans, hatte, als im Jahre 1720 der König Philipp V. von Spanien bei dem Drange, worin er ſich damals befand, den Frieden verlangte, den Einfall gehabt, eine ſeiner Töchter zur Gemahlinn für den ſpaniſchen Infanten, Don Carlos, und dagegen die junge ſpaniſche Infantinn, Maria Anna Victoria, zur Gemahlinn für den jungen König in Frankreich, Ludwig XV. vorzuſchlagen, und die wechſelweiſen Verheirathungen zur erſten Friedensbedingniß zu ſetzen. Der Vorſchlag wurde angenommen, und im Jahre 1722 wurde die ſpaniſche Infantinn mit einem großen Gepränge nach Frankreich geführt, um daſelbſt (denn ſie war noch ein Kind) für ihre künftige Beſtimmung erzogen zu werden; allein der Regent von Frankreich ſtarb den 4. Dec. 1723, und da Ludwig XV. nunmehr ſelbſt den Thron beſtieg, ſo war es der allgemeine Wunſch der Nation, ihn auch verehelicht zu ſehen, und es ward dem Könige anſtatt der ſpaniſchen Infantinn, welche das gehörige Alter noch lange nicht erreicht hatte, eine andere, Maria Katharina Leſczinska, des

Königs Stanislaus von Polen Tochter, von welcher nachher die Rede ſeyn wird, in Vorſchlag gebracht. Der junge König, Ludwig XV., gab dazu ſeine Einwilligung, und die ſpaniſche Infantinn wurde den 5. April 1725 wieder nach Spanien (man kann ſich denken mit welchem tiefen Mißfallen ihrer Eltern) zurück geſchickt. Die nächſte Folge dieſer Ereigniſſe war die eben genannte Ausgleichung, und die enge Verbindung, mit welcher jetzt Spanien an Oeſterreich ſich anſchloß. Der Kaiſer belehnte jetzt, was er noch vor Kurzem nicht hören konnte, den Infanten Don Carlos auf den Fall der Erledigung mit Toscana, Parma und Piacenza (Placenz), und verſprach, ſich verwenden zu wollen, daß der Krone Spanien Gibraltar und Minorka (jenes hatten die Engländer im Jahre 1704, dieſes 1708 erobert) wieder eingeräumt würden. Dagegen verbürgte ſich dieſe Krone für die Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanction und der oſtindiſchen Kompagnie, worüber in der Folge dieſer Geſchichte das Geeignete vorkommen wird. Beide Mächte verbürgten ſich überhaupt die Erhaltung ihrer Staaten, und ſtellten ſich wechſelweiſe die feierlichſten Zuſagen aus, daß ſie einander wider alle ihre Feinde auf das thätigſte beiſtehen, und in unzertrennlicher ewiger Freundſchaft vereinigt bleiben wollten. Die

Nachricht von dieſem Bündniſſe, an welchem ein Frieſländer, der Freiherr Johann Wilhelm Ripperda, als ſpaniſcher Unterhändler und Bevollmächtigter, den vorzüglichſten Antheil hatte, erfüllte die übrigen europäiſchen Höfe mit einer Art von Erſtaunen und Schrecken, und den 3. September 1725 verbanden ſich zu Herrnhauſen, einem Schloſſe im Hannöverſchen, Frankreich, England und Preußen, auf 15 Jahre zu einem Vertrage, vermöge deſſen ſie ſich verſprachen, ſich, wenn einer von ihnen von wem immer angegriffen werden ſollte, auf das engſte zuſammen zu halten, und auf das nachdrücklichſte zu beſchützen. Die übrigen Fürſten wurden von beiden Theilen zum Beitritt für ſie aufgefordert, und ganz Europa ſtand in zwei große Partheien getrennt. Wir werden in der Folge ſehen, welche Wendung dieſe ſonderbare Erſcheinung genommen hat, und wollen hier nur noch hinzuſetzen, daß Ripperda, welcher die Verträge zu Wien einleitete und unterzeichnete, von ſeinem Könige Philipp V. in Spanien, an die Stelle des Alberoni zum erſten Miniſter und zum Herzoge erhoben, und mit den ſinnreichſten Ehrenbezeigungen verherrlichet, aber nach einem Jahre (weil er ſich durch ſeine Strenge und ſeinen unbeugſamen Sinn den Großen verhaßt gemacht hatte) wieder von ſeinen Würden entfernt, eingeſperrt, und (wollte er frei ſeyn) ſeine Freiheit in der Flucht zu ſuchen genöthigt worden iſt; wie er dann zuletzt nach Afrika gewandert, und daſelbſt in einer gänzlichen Abgeſchiedenheit von allem Antheil an Welthändeln zu Tetuan ſeine Tage beſchloſſen hat den 13. Nov. 1737.

§. IV.

Krieg mit Frankreich, Spanien und Sardinien.

1733 — 1735.

Ehe wir den Krieg mit Frankreich ꝛc. unmittelbar vornehmen, müſſen wir eines vorhergegangenen Krieges, des berühmten nordiſchen Krieges, erwähnen, welcher im J. 1700 entſtanden, und erſt im J. 1719 geendigt worden iſt. Im J. 1700 nämlich machte König Karl XII. von Schweden die Entdeckung, daß drei mächtige Monarchen, als a) Friedrich IV. König von Dänemark, b) Friedrich Auguſt, Kurfürſt zu Sachſen und König von Polen, dann (c) der Czar von Moskau, Peter Alexiewitz, oder genannt Peter der Große, ſich verabredet haben, zu gleicher Zeit mit vereinigten Kräften über ihn herzufallen, und nach den Siegen, an welchen ſie, in Hinſicht ihrer in einem ungeheuern Grade überlegenen Macht, gar nicht zweifelten, die herrlichen Vortheile und Eroberungen, welche jeder Theil für ſich beſonders beabſichtigte, bei ihren Kronen zu verewigen. Der König von Dänemark hatte beſchloſſen, ſeine Stammvettern, die Herzoge von Holſtein-Gottorp zu unterdrücken, welche ihre Freiheit und Oberherrſchaft durch die Uebermacht der Könige von Dänemark ſchon einmal verloren, aber ſie im Jahre 1689 durch die Vermittlung von Schweden, England und Holland, vermöge eines zu Altona bei Hamburg geſchloſſenen Vergleiches, wieder erlangt hatten. Friedrich Auguſt richtete ſeine Abſichten auf die Wiedereroberung der ſchönen und fruchtbaren Provinz Liefland, welche von dem (1572 verſtorbenen) polniſchen Könige Sigmund II. mit der Krone Polen vereinigt, einige Zeit nachher aber von der Krone Schweden in Anſpruch genommen, und von dieſer Krone im Oliviſchen Frieden 1660, doch mit dem Vorbehalt aller Freiheiten und Gerechtigkeiten, welche der Nation und zumal dem

Adel zuſtanden, behauptet worden iſt. Da nun ſchwediſcher Seits jener Vorbehalt häufig verletzt, und da der König Friedrich Auguſt inſtändigſt an ſein bei der Thronbeſteigung von ſich geſtelltes Verſprechen, daß er nach Möglichkeit alle von dem polniſchen Reiche abgeriſſenen Länder wieder zurückzubringen trachten wolle, erinnert wurde, ſo glaubte dieſer König, daß er ſich eine grobe Verletzung ſeiner Pflichten würde zu Schulden kommen laſſen, wenn er nicht alle ſeine Kräfte aufböte, Liefland wieder mit Polen zu vereinigen. Der Czar, Peter Alexiewiz, erinnerte ſich ebenfalls, daß Ländereien, welche einſt, wie z. B. Ingermannland, dem moscowitiſchen Reiche angehört hätten, von Schweden genommen worden wären, und dann fühlte er noch ein anderes, nicht weniger dringendes Bedürfniß, welches darin beſtand, am baltiſchen Meere einen Hafen zu erhalten, um ſeine Handlungs- und andere Abſichten ausführen zu können. So viele Beweggründe brauchte es bei einem Monarchen, wie Peter der Große war, nicht einmal, um mit einer raſchen Thätigkeit nach dem zu langen, was er ſeinen Planen für zuträglich hielt. Schon die einzelne Macht eines jeden dieſer drei Fürſten war hinlänglich, um zur Hoffnung eines glücklichen Ausganges berechtigt zu ſeyn, und wie nun erſt dieſer glückliche Ausgang einer vereinigten Anſtrengung von drei zahlreichen Kriegsheeren nicht zu Theil werden ſolle, ſchien kaum noch denkbar zu ſeyn. Dazu kam überdieß der nicht immer ſich einfindende Umſtand, daß die drei Monarchen nicht nur ſelbſthandelnde, ſondern überdieß außerordentlich thätige, und im Kriege wohl erfahrne, zum Theil bereits geübte Herren, und daß dagegen, in Betreff des ſchwediſchen König Karls XII. alle, welche ihn zu ſehen Gelegenheit gehabt hatten, der Meinung waren, daß ſeine Talente ſehr mittelmäßig, und daß Trägheit, Uebereilung und Einbildung ſeine Haupteigenſchaften ſeyen. Karl XII. war im Jahre 1700 achtzehn Jahre alt, hatte noch, nachdem er erſt vor Kurzem die Regierung angetreten, nicht die geringſte Erfahrung, und ſchien auch (meinte man) keine Neigung zu haben, ſich nach wichtigen Erfahrungen umſehen zu wollen; aber der Erfolg lehrte, daß dieſen Karl XII. Jedermann, der ihn beurtheilen zu können ſich eingebildet hatte, ganz irrig beurtheilt habe.

Karl XII. beſaß die Kunſt, bei einer feurigen, höchſt ungeſtümen Gemüthsart kalt ſcheinend, und ſo lange er es für gut hielt, in ſich verſchloſſen zu bleiben. Man erzählt, daß ihn bei der Lektüre des Cäſars und des Curtius, welcher letztere bekanntlich die Wageſtücke des macedoniſchen Alexanders beſchreibt, die Bilder dieſer Helden ergriffen, und ihn mit einem zuverſichtlichen Gefühl begeiſtert hätten, vermöge deſſen er alles zu vermögen und thun zu können glaubte, was jene gethan hatten. So wie nun eine ſolche Gemüthsſtimmung jede Art von Unternehmung begreiflich machte, ſo machte für ihn ein Zuſammenfluß von ſonderbaren Umſtänden der Dinge jede, auch die gewagteſte Unternehmung zur Ausführung geſchickt und ausführbar. Karl XII. fand jeden ſeiner mächtigen Gegner noch einzeln ſtehen, und ſchlug, ehe ſie noch im Ernſte geglaubt haben mochten, daß er ſich nähern würde, einen nach dem andern.

a) **Mit dem Könige von Dänemark** hatte Karl XII. ſeinen **Feldzug** ſo zu ſagen an dem Tage, an welchem er ihn eröffnet hatte, geendigt. Wir haben eben gehört, daß jener König die Herzoge von Holſtein-Gottorp unterdrücken wollte. Der damals regierende Herzog Friedrich IV. hatte von den zwei Schweſtern Karls XII. die ältere zur Gemahlinn, und hatte ſich, als er die ihm von Seite Dänemarks drohende Gefahr merkte, mit ſeiner Gemahlinn nach Stockholm geflüchtet, und bei ſeinem erhabenen Schwager dem Könige Karl XII. Hülfe geſucht. Karl XII. eilte im Mai 1700 mit einer mäßigen Flotte, zu deren Unterſtützung übrigens die Engländer und Holländer (als Vermittler des eben gedachten altonaiſchen Vertrages) herbei gekommen waren, nach Dänemark, eilte unverzüglich der Hauptſtadt Kopenhagen zu, welche auf keinen Ernſt vorbereitet war, und ließ den König von Dänemark, der ſich eben nach Holſtein, wo ſeine Truppen der Stadt Tönningen hart zuſetzten, begeben hatte, wiſſen, daß er ihm die Wahl laſſe, auf der Stelle Friede zu machen, nämlich den Herzogen von Holſtein ihre Rechte zu verſichern, und dem regierenden Herzoge eine vollkommene Entſchädigung zu leiſten, oder die Hauptſtadt von Dänemark und das ganze Land verwüſtet zu ſehen. Der König von Dänemark beſann ſich nicht lange; und indem er den 5. Auguſt 1700 in der an den holſteiniſchen Grenzen gelegenen Stadt Travendal den ihm vorgezeichneten Vertrag ſchloß, hatte er ſich noch Glück zu wünſchen, ohne weitere Auflagen (Karl **XII.** hatte für ſich nichts gefordert) und Nachtheile entlaſſen worden zu ſeyn.

b) Bei dem Könige Friedrich Auguſt **II.** von Polen und Kurfürſten von Sachſen, ergriffen den jungen und nach ſonderbaren Abentheuern ſtrebenden Schwedenkönig ſchon ungleich härtere Einfälle, und eine Reihe von mißlichen Ereigniſſen, welche jenen Herrn verfolgten, vereinigte ſich dazu, jenen Einfällen zur Wirklichkeit zu verhelfen. Schon gleich der erſte Umſtand, deſſen wir hier zu erwähnen haben, war hinlänglich, dem Friedrich Auguſt II. bei ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen die krafthemmendſten Verlegenheiten zuzuziehen. Die polniſche Nation nämlich war mit der Wiedervereinigung Lieflands mit Polen nichts weniger, als verſtanden; und ſo, wie einige polniſche Große fürchteten, daß ein König von Polen, wenn ihm das mächtige Liefland zu Gebote ſtände, verleitet werden könnte, auf die Schmälerung der beträchtlichen Freiheiten des polniſchen Adels zu denken, ſo ſagten ſich andere, ſie hätten einen König bloß darum, damit er ihre Wohlfahrt beſorge, gewählt, und ſie ſähen ganz und gar nicht, wie ihr König noch einer andern Provinz bedürfe, um bei ihnen den Zweck ſeines Daſeyns zu erreichen. Sie unterſtützten ihn alſo ſchlecht, und nahmen es zu gleicher Zeit auch ſehr übel, wenn ihr König, um ſich die ihm nöthige Unterſtützung aus andern Gegenden zu verſchaffen, ſächſiſche Truppen nach Polen zog. Dazu kam noch der ihm höchſt nachtheilige Umſtand, daß ihm der Primas von Polen, als ohne deſſen Willen er zum Könige von Polen gewählt worden war, durchaus nicht günſtig, und daß dieſer Mann bei dem größten Theile mächtiger Polen der Tonangeber war.

Schon gleich der erſte Vorfall, bei welchem (im Juli 1701) einige Truppen des Friedrich Auguſt II. mit dem Heere des Königs von Schweden zu thun bekamen, fiel unglücklich aus. Friedrich Auguſt war vor Riga, der Hauptſtadt in Liefland, und war eben im Begriffe, von der gewaltſamen Einnahme dieſer Stadt, bei welcher er unermeßliche (den Holländern angehörige) Kaufmannsgüter in die Gefahr einer gänzlichen Zerſtörung verſetzt haben würde, abzuſtehen, als Karl XII. mit einem an Zahl überlegenen Korps heranſtürmte, den Dünafluß mit Liſt überſetzte, ſeine Gegner zerſtreute, und mit einer hinreiſſenden Kühnheit ſeines Glückes ſich bemeiſterte. Nachdem er noch im J. 1701 Mietau, die Hauptſtadt in Kurland, und Kurland überhaupt in ſeine Gewalt bekommen, Lithauen durchzogen, und überall eine Bereitwilligkeit, ſich ſeinem Willen zu unterwerfen, wie er ſie kaum erwartet haben mochte, gefunden hatte, gab ihm der Muthwille den Gedanken ein, den König von Polen zu entſetzen; und da ihn die Uebermacht der polniſchen Partheigänger, welche ſich an den Primas hielten, hoffen ließ, daß er Gehör finden würde, wenn er ſeinen Wunſch laut verkündigte; ſo kam er mit ſeinen Truppen den 5. Mai 1702 nach Warſchau, und erklärte dem Primas, daß die Polen einen neuen König wählen, oder ihn zum Feinde haben müßten. Die Parthei, welche ſich dieß gefallen ließ, ſetzte ſogleich durch, und wiewohl es dem Könige Friedrich Auguſt gelang, den erſten derjenigen Polen, welchem die neue Königswürde zugedacht war, den Prinzen Jakob Sobieski (Sohn des polniſchen Königs Johann, deſſen Tapferkeit 1683 den vorzüglichſten Antheil an der Rettung von Wien hatte, in ſeine Gewalt zu bekommen, ſo gelang es ihm gleichwohl ſo wenig, die Unternehmungen ſeiner Feinde zu zerſtören, daß dieſe ſeine Feinde vielmehr einen feierlichen Reichstag nach Warſchau verſammelten, und einen jungen vortrefflich gearteten Polen, den Woiwoden Stanislaus Lescinsky, welchen ihnen Karl XII. empfohlen hatte, den 12. Juli 1704 zum Könige von Polen wählten, auch dieſen ihren neuen König, wiewohl der Hinderniſſe nicht wenige waren, denen er zu begegnen hatte, (er konnte erſt den 5ten Oktober 1705 zu Warſchau gekrönt werden) kräftig zu erhalten wußten. Was dagegen der vorige König, Friedrich Auguſt, unternahm, wurde, ungeachtet ſeine Anſtrengungen mit Einſicht und Muth geführt worden waren, ganz und gar vereitelt, und nachdem mehrere Schlachten, bei welchen theils Er ſelbſt, theils die Seinigen die Anführung hatten, gewöhnlich einen unglücklichen Ausgang genommen (ſolche waren z. B. die Schlacht bei Cliſſow, zwiſchen Warſchau und Cracau im Juli 1702, bei Pultosk im April 1703, vorzüglich die unglückliche Schlacht bei Frauenſtadt den 12ten Hornung 1706); ſo ward er endlich dahin gebracht, daß er ſich des für ihn höchſt traurigen Unfalles nicht mehr erwehren konnte, mit dem Könige Karl XII., welcher mit ſeiner ſiegreichen Armee nach Sachſen zu rücken für gut befunden, und ſein Lager zu Alt-Rannſtadt, unweit Lützen genommen hatte, den 24. Sept. 1706 einen Vergleich einzugehen, welcher ihm nichts Geringeres auflegte, als eine feierliche Verzicht auf die Krone Polen auszuſtellen, und noch überdieß (was von der Seite Karls XII. eine muthwillige Forderung war) demjenigen, welchem dieſe Krone zu Theil geworden, einen ſchriftlichen Glückwunſch zu machen*). Der junge Prinz Karl XII. äußerte

---

*) Brief des Friedrich Auguſt an Stanislaus:

„Mein Herr und Bruder! Gleichwie ich des Königs in Schweden Anſuchen in Obacht nehmen ſoll, ſo kann ich nicht ermangeln, Eurer Majeſtät wegen Dero Gelangen auf den polniſchen Thron Glück zu wünſchen. Wiewohl nun zwar vielleicht der vortheilhafte Vergleich, den der König von Schweden in Betreff Eurer Majeſtät gejetzt nicht ſelten den ſchlimmen Geiſt eines ſonderbar neckenden Uebermuthes; wovon wir bereits im Leben des Kaiſers Joſeph I. ein auffallendes Beiſpiel vernommen haben. Er ſchien im üppigen Genuſſe des Glückes vergeſſen zu haben, daß das Glück grauſame Launen habe, und daß es gerade ihn ſelbſt ſich vorbehalten haben könnte, um ihn als ein warnendes Beiſpiel dieſer Art der Welt zum Schauſpiel zu geben; was ſich in der That auch bald darauf einſtellte.

---

troffen hat, mich dieſes Briefwechſels hätte überheben mögen, ſo wünſche ich dennoch Eurer Majeſtät viel Glück dazu, und will ich hoffen, Dero Unterthanen werden ihnen getreuer bleiben, als ſie mir geweſen. Leipzig den 8. April 1707. Auguſtus Rex."

Antwort des Stanislaus:

„Mein Herr und Bruder? Eurer Majeſtät Brief verpflichtet mich dem Könige von Schweden aufs Neue. Ich empfinde, wie ich billig ſoll, über Eurer Majeſtät Glückwunſch über die Erhebung meiner Perſon auf den polniſchen Thron ein inniges Vergnügen; wie ich dann auch hoffe, daß meine Unterthanen keine Urſache finden werden, mir ihre Ergebenheit und Treue zu entziehen, indem ich mich ſtets nach den Geſetzen des Reichs verhalten werde. Stanislaus, König in Polen."

c) Nachdem **Karl XII.** mit den **Königen** von Dänemark und Polen fertig geworden war, ſo rückte er im September 1707 wider den Czar Peter Alexiewiz; und nach den glücklichen Unternehmungen, welche er wider dieſen Herrn bereits vor einigen Jahren eben ſo ſchnell als bewunderungswürdig ausgeführt hatte, ſchien es im Voraus entſchieden zu ſeyn, daß er den Czar zernichten, und ihn vollends des Thrones berauben würde. Karl XII. hatte nämlich den Czar bereits im Jahre 1700, da dieſer Herr das damals von den Schweden behauptete Ingermannland ſehr hart mitnahm, und Narva belagerte, mitten im Winter überfallen, und deſſen über 100,000 Mann ſtarkes Heer mit einem Korps, das kaum 20,000 Mann zählte, aufs Haupt geſchlagen, den Reſt zerſtreut, und den Czar zum ſchnellen Rückzuge genöthigt. Auf eine gleiche Art hatte Karl XII. dieſem Czare im Jahre 1705, da er den König Friedrich Auguſt wider deſſen Gegner, den Stanislaus Lescinsky, in Schutz nahm, und die Güter der Anhänger dieſes letztern verwüſtete, ſeine Ueberlegenheit an Muth und Kriegskunſt fühlen laſſen, und jetzt im J. 1708 flohen anfangs beträchtliche Heere der Ruſſen bei dem bloßen Anblicke ſeines Heerzuges, und es ſchien keine Prahlerei zu ſeyn, da er einem Abgeordneten des Czars, welcher ihm von einem Friedensvertrage einige Meldung machen mußte, herriſch zur Antwort gab, daß er ſich in Moskau mit dem Czar zu vergleichen gedenke; aber noch im Jahre 1708, in einem den 22. September bei Smolensko (einer in Lithauen an dem Fluſſe Nieper gelegenen Stadt) vorgefallenen Gefechte, wurde ihm von Peter dem Großen, deſſen unerſchöpfliche Talente ſich damals bereits auf eine bewunderungswürdige Weiſe zu entwickeln angefangen hatten, gezeigt, daß eine Veränderung der Dinge ſich einzuſtellen beginne, und eine kurze Zeit darauf, da Karl XII. den Einfall gehabt hatte, ſich nach der Ukraine, dem Lande der Koſacken, zu wenden, wurde er vom Peter den 27. Juni 1709 bei der (am Fluſſe Worskla, 13 Meilen von dem Dnieper gelegenen) Stadt Pultowa (Pultawa) mit ſeinem ganzen Heere zernichtet, ſo, daß er von einem ſonderbaren Glück zu ſagen hatte, ſich mit wenigen Hausbedienten in einem erbärmlichen Zuſtande über Oczakow nach der (in Beßarabien an dem Fluſſe Nieſter gelegenen) Stadt Bender, wo er von der Freigebigkeit des Sultans einige Zeit ernährt wurde, flüchten zu können. Alles, was Karl XII. ſeit 9 Jahren erobert hatte, gieng an jenem Tage verloren. Bei 9000 Schweden blieben unmittelbar auf dem Schlachtfelde liegen, 6000, und (drei Tage nachher) noch andere 18,000 wurden gefangen, und nach öden, weit entlegenen Plätzen des ruſſiſchen Reiches, zumal nach Siberien, verführt. Und das Glück begünſtigte dieſen Karl **XII.** nie wieder; denn als er von den türkiſchen Landen im November 1714 nach Schweden zurück gekehrt, und im Begriffe war, diejenigen Verkehrungen, welche einige nordiſche Mächte zur endlichen Beilegung des nordiſchen Krieges unter ſich feſtgeſetzt hatten, wieder umzuſtoßen, und den Krieg fortzuſetzen, wurde er den 11. December 1718 (vor Friedrichshall in Norwegen) erſchoſſen.

Wir kommen nunmehr der Veranlaſſung des Krieges, welcher hier in Erinnerung kommen ſoll, näher. So wie unmittelbar nach der unerſetzlichen Niederlage des ſchwediſchen Königs bei Pultowa die Kronen Dänemark, Rußland und andere, ihre Anſprüche auf Länder oder Würden, an deren Behauptung ſie jener verunglückte König gehindert hatte, mit wechſelſeitigen Einverſtändniſſen wieder hervornahmen, und wo ſie konnten, in den Beſitz derſelben ſich ſetzten, ſo that dieß vor allem der ehemalige König von Polen (und Kurfürſt von Sachſen), Friedrich Auguſt **II.**; und da er auf die Unterſtützung Rußlands und anderer Freunde ſich verlaſſen konnte, ſo fand er keine Schwierigkeit, den Thron von Polen wieder einzunehmen, und den von Karl XII. begünſtigten Gegenkönig Stanislaus von ſich entfernt zu halten. Friedrich Auguſt II. behauptete ſich auch, ohne fernere Unruhen erfahren zu müſſen, auf jenem Throne bis zu ſeinem Lebensende, das den 1. Hornung 1733 erfolgt iſt.

In dieſem Jahre 1733 befand ſich Stanislaus (Leſcinsky) nicht nur noch am Leben, ſondern auch in Umſtänden, welche geeignet waren, ſeiner Perſon neuerdings ein glänzendes Anſehen zu verſchaffen; er hatte ſich nach ſeiner Entfernung aus Polen zuerſt nach dem Herzogthume Zweibrücken, wo ihn Karl XII. ſogar in die Einkünfte dieſes Landes eingewieſen hatte, und nach dem Unfalle, welcher, wie eben vorkam, dieſem Herrn im J. 1718 vor Friedrichshall begegnet iſt, da Zweibrücken dem nächſtgeſippten pfalzgräflichen Stammvettern zu Theil geworden war, nach Weiſſenburg im Elſaß begeben, wo er in der höchſten Zurückgezogenheit lebte, und im Jahre 1725 das Glück hatte, daß ſeine Tochter Maria dem jungen König Ludwig XV. von Frankreich, nach der Zurückſendung der ſpaniſchen Prinzeſſinn zur Gemahlinn in Vorſchlag gebracht, und angenommen wurde. Dieſer König Ludwig XV., deſſen Macht jetzt (1733) in Europa entſcheidend zu werden begann, wünſchte herzlich, ſeinen Schwiegervater Stanislaus auf den Thron von Polen wieder zurück geſetzt zu ſehen; zumal da ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, daß ſeine Wünſche ſelbſt von den Polen begünſtigt werden, und daß ihre Stimmen, wenn ſie von Niemanden gehemmt werden ſollten, für ihn ausfallen würden. Stanislaus verließ auch ſogleich das ſeit der Verheirathung ſeiner Tochter an den König Ludwig XV. von dieſem ihm eingeräumte Luſtſchloß Chambort, kam den 9. September 1733 in Warſchau an, und wurde, da ihm wegen ſeiner unvergleichlichen Eigenſchaften eine allgemeine Hochſchätzung vorher gieng, ſchon drei Tage darauf, den 12. September, auf dem gewöhnlichen Wahlfelde von dem größten Theile der Polen gewählt, und vom Primas als König von Polen und Großherzog von Lithauen ausgerufen. Die Wähler glaubten nicht ſo faſt eine neue Wahl vorgenommen, ſondern vielmehr nur die im Jahre 1704 vorgenommene wieder feierlich beſtätiget, und übrigens vollkommen nach den in Polen geſetzlichen Herkommen und Verfaſſungen gehandelt zu haben.

Während dieſe Wahl vor ſich gieng, rückten bereits zwei Armeen, eine öſterreichiſche und eine ruſſiſche gegen Polen heran. Der letztverſtorbene König und Kurfürſt von Sachſen, Friedrich Auguſt, hatte einen Sohn gleiches Namens hinterlaſſen, welcher im Jahre 1719 mit einer Tochter des Kaiſers Joſeph I., Maria Joſepha, vermählt worden war. Dieſer Prinz hatte gewünſcht, ſeinem Vater auf dem Throne von Polen folgen zu können, und Kaiſer Karl VI. hatte ſich (nachdem nämlich jener Prinz der pragmatiſchen Sanction beigetreten war) die Meinung beibringen laſſen, daß es ſeine Ehre, und (wegen der Nachbarſchaft von Polen) ſelbſt ſeine Ruhe und Sicherheit erforderte, den ſächſiſchen jungen Kurfürſten zu unterſtützen, welcher übrigens mit allen einem großen Könige nöthigen Anlagen und Eigenſchaften in einem ganz vorzüglichen Grade verſehen war. Karl VI. gab jetzt den Polen ſeinen Wunſch zu erkennen; und da er die Nachricht erhielt, daß der Primas für den König Stanislaus geſtimmt, und daß ein zahlreicher Theil der Polen mit dieſer Geſinnung verſtanden ſey, ſo ließ er aus Schleſien nach den polniſchen Grenzen ein Beobachtungskorps (wie er es nannte) marſchiren, welches er übrigens für hinlänglich gehalten hatte, die Parthei, welche dem Kurfürſten von Sachſen abhold war, zurück drängen, und dagegen ſeiner Parthei ein überlegenes, und entſcheidendes Gewicht verſchaffen zu können. Er ſchien ſich gar keine außerordentlichen Schwierigkeiten, welche wider eine vollkommen ruhige Ausführung ſeines Vorhabens ſich ergeben könnten, vorgeſtellt, und ſich in allen Fällen auf ſeine Verbindungen mit den großen europäiſchen Höfen verlaſſen zu haben.

Wir müſſen der Bündniſſe, welche ſeit dem oben angeführten Wiener-Vertrage (vom Jahre 1725) errichtet, welche nach einer kurzen Zeit wieder zurückgenommen, und welche von eben denſelben Theilen gleich wieder angeknüpft worden ſind, mit einigen Worten erwähnen. Das eben genannte Wiener-Bündniß, vermöge deſſen Oeſterreich und Spanien, von denen man hätte glauben ſollen, daß ſie ſich nimmermehr Freunde werden würden, die beſten Freunde (wie man dieß nämlich in Verträgen ſolcher Art zu werden pflegt) geworden ſind, gab, wie wir vernahmen, zu einem Gegenbündniſſe zwiſchen Frankreich, Großbritannien und Preuſſen, und zu ſehr beunruhigenden Gerüchten Anlaß, und jede für die Zukunft beſorgte Macht erwog jetzt ſorgfältig, für wen ſie ſich erklären ſollte. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm, nachdem er ſich in der Hoffnung, ſeine Abſichten auf Schleſien durch die Unterſtützung ſeiner Verbündeten ausführen zu können, vernachläſſigt ſah, trat von dem Bündniſſe ab, und ſchloß ſich wieder an den Kaiſer an. Dagegen erklärten ſich 1726 Holland, der Landgraf von Heſſen, und der König von Schweden für daſſelbe; aber in eben dieſem Jahre 1726 trat die regierende ruſſiſche Kaiſerinn Katharina I. (Wittwe des im Jahre 1725 verſtorbenen Peter I.) den 6. Auguſt mit dem Wiener-Hofe in einen ewigen Bund, worin beide Höfe ſich alle erdenkliche Hilfsleiſtungen, zumal im Falle der Noth, eine Unterſtützung von 30,000 Mann zuſagten; aber höchſt unerwartet trat jetzt Spanien, wo die, ihre Eroberungsplane unaufhörlich erweiternde, Königinn Eliſabeth ihre großen Abſichten (dieſe enthielten nichts Geringeres, als eine Vermählung ihres Sohnes Karl mit der öſterreichiſchen Erbprinzeſſinn Maria Thereſia) vereitelt ſah, von dem Kaiſer wieder ab, und zur nämlichen Zeit, da zu Soiſſons in Frankreich von ſämmtlichen Theilen eine Unterhandlung zur Beilegung aller Irrungen vor ſich gehen ſollte, ſetzten den 9. November 1729 zu Sevilla die Kronen Spanien, Frankreich und England einen Vertrag zuſammen, worin ſie unter anderm ausmachten, daß dem ſpaniſchen Prinzen Karl geſtattet werden ſollte, die ihm ehemals angewieſenen Provinzen Toscana, Parma und Piacenza ſogleich jetzt mit 6000 Spaniern zu beſetzen, ohne den Oberlehenherrn, den Kaiſer, darum begrüßen zu dürfen; aber der Ernſt, welchen der Kaiſer zeigte, dieſe einſeitige Verfügung zernichten zu wollen, hatte die Wirkung, daß, da zumal der König von England, Georg II. (Sohn des im Jahre 1727 verſtorbenen Georg I.) ſich ſehr ſorgfältig angelegen ſeyn ließ, eine gütliche Ausgleichung zu Stande zu bringen; wie es ihm dann auch wirklich gelang, den gutmüthigen Kaiſer, mit dem Verſprechen ſeines Beitritts zur pragmatiſchen Sanction, von welcher nachher das Gehörige vorkommen ſoll, dahin zu bringen, daß er in einer den 16. März 1731 zu Wien feſtgeſetzten Uebereinkunft (außer andern ihm ſehr wichtigen Dingen, worin er jetzt in Rückſicht jenes Verſprechens nachgab) dem eben genannten Vertrage von Sevilla beitrat, die Anwartſchaft auf Toscana dem Infanten Karl von Spanien beſtätigte, die Beſatzung von Parma und Piacenza aber nicht hinderte. Karl VI. war, anſtatt bei ſeinen Nachgiebigkeiten etwas Arges zu denken, über die neue Beilegung aller Mißhelligkeiten, wie es ihm vorkam, ſo vergnügt, und er hielt jetzt die Ruhe in ſeinen Staaten für dergeſtalt geſichert und befeſtigt, daß er nicht umhin konnte, dem längſt gefühlten Drange ſeines Herzens, ſeinen Un=

terthanen ihre Abgaben zu erleichtern, nachzugeben, und ein Korps von 40,000 Mann, welche er auf inſtändige Vorſtellungen des Prinzen Eugen geworben hatte, gerade vor dem Abſterben Königs Auguſt I. von Polen wieder auseinander gehen zu laſſen.

Wir kommen nun auf die Begebenheiten von Polen zurück. Sobald die Ruſſen und Oeſterreicher, welche gemäß der öffentlichen Verſicherungen ihrer Höfe keine andere Abſicht zu haben vorgaben, als die Wahlfreiheit der Polen zu unterſtützen (was freilich ihren Gegnern ſo ſeltſam vorkam, daß ſie gerade das Gegentheil behaupteten), um zu verhindern, daß nicht irgend eine Parthei eine einſeitige Wahl (die Erwählung des Stanislaus ward für eine ſolche einſeitige Wahl erklärt) treffe, nahe genug waren, ſo bekamen diejenigen unter den Polen, welche die Erfüllung der Wünſche des Kaiſers für gerecht, lobenswürdig und annehmbar hielten, Muth, und ſogleich am andern Tage nach der (den 12. Sept. 1733 vorgegangenen) Erwählung des Stanislaus begaben ſich die Biſchöfe von Cracau und Bosnien mit einer großen Anzahl weltlicher Senatoren, und einer Menge von Edelleuten, nach dem (am rechten Ufer der Weichſel, Warſchau gegenüber gelegenen) Dorfe Prag, und wählten den 5. Oktober 1733 den Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt (Auguſt III.) zu ihrem Könige. Dieſer neue König beſchwor die Rechte und Freiheiten der Nation, und wurde den 17. Jänner 1734 gekrönt. Und ſeine Wähler hofften jetzt um ſo gewiſſer, daß Stanislaus ſich zurückziehen werde, als (wie von Oeſterreich und Rußland behauptet ward) die Polen ehemals ein feierliches Verſprechen ausgeſtellt haben ſollen, den Stanislaus niemals wieder wählen zu wollen. Man ſagte ſich auch damals laut, daß es der Krone Frankreich, ſo wie den Kronen Spanien und Sardinien, welche beide letztern jetzt mit jener eine gemeinſchaftliche Sache machten, nicht ſo faſt um den Stanislaus, als vielmehr darum zu thun ſey, wie jeder etwas erobern möchte, wozu ſie ſich zu einer Zeit, da ſich der Kaiſer durch die (zwar gutgemeinte, aber unzeitige) Entlaſſung eines höchſt beträchtlichen Theiles ſeiner Truppen gleichſam ſelbſt entwaffnet hatte, eine zuverſichtliche Hoffnung zu machen berechtiget waren. Niemand befand ſich dabei in einer unglücklichern Lage, als der zum zweiten Male gewählte König Stanislaus, indem er ſeiner Würde auf der Stelle weder entſagen, noch ſie behaupten konnte. Da ſich eine ſehr beträchtliche Armee der Ruſſen nach Warſchau gezogen, und dieſe Stadt auch beſetzt hatte, flüchtete er ſich im ihm auszuliefern. Die Belagerten gaben auf eine ſolche Zumuthung keine Antwort, und ließen den Kugelregen von neuem auf ſich fallen. Sie hielten es für ein kleineres Unglück, unter dem Schutte begraben zu werden, als ihren König zu verrathen. Die Großmuth dieſes Königs kam der ihrigen gleich, und erſparte ihnen ihre fernere Verlegenheit, indem er mittels einer wohlangelegten Veranſtaltung des franzöſiſchen Geſandten Marquis von Monti den 27. Juni 1734 um zehn Uhr Nachts im Aufzuge eines polniſchen Bauern, in Geſellſchaft des eben ſo verkleideten Generals Steenflücht, und drei armer Bauern aus Danzig ſich entfernte, mitten durch die wider ihn ausgeſchickten Schwärme der Ruſſen und Koſacken, welche ſich den auf ſeine Perſon geſetzten anſehnlichen Preis zu verdienen bemühten, glücklich ſich rettete, und nach vielen Gefahren und Abentheuern, welche er in einem ſehr rührenden Briefe *) ſeiner Tochter, der Königinn Maria von Frankreich berichtete,

---

*) Welcher ſowohl im Franzöſiſchen, als in der deutſchen Ueberſetzung öfters gedruckt worden, und z. B. in Stockhauſens Sammlung vermiſchter Briefe, im dritten Theile als zwanzigſter Brief (in der Wiener Auflage von 1774, Seite 330) zu finden iſt.

endlich zu Marienwerder in Preuſſen anlangte. Danzig, wie leicht zu denken, ergab ſich an die Ruſſen den 9. Juli 1734, und Auguſt III. ſtand in Polen weiter nichts im Wege, um von dem Kaiſer und den Ruſſen ihm zugedachten Thron im vollen Glanze beſteigen zu können.

Als dieß vorgieng, war von Seite der gegentheiligen Mächte bereits ein fürchterlicher Krieg in Italien und Deutſchland zum Ausbruche gekommen. Der König Ludwig XV. kündigte dieſen Krieg dem Kaiſer durch eine öffentliche Erklärung vom 10. Oktober 1733 an, und ſchon gleich nach einigen Tagen, nämlich den 15. Oktober, nahm der Graf von Bel=iſſe die Hauptſtadt von Lothringen, Nancy, der Herzog, Pair und Feldmarſchall Jakob von Berwick aber den 29. Oktober die deutſche Reichsfeſtung Kehl weg. Zu gleicher Zeit erſchienen auch von Spanien und Sardinien Kriegserklärungen, und der König dieſes letztern Reiches, Karl Emanuel Victor, bemächtigte ſich noch im Jahre 1733 des ganzen, ſchlecht beſetzten, Herzogthumes Mailand; indeſſen daß der Kaiſer Karl VI. über alle dieſe Vorfälle, welche er durchaus nicht erwartet hatte, ſtaunte, und jetzt endlich gleichwohl ſich beredete, daß er nunmehr wirklich ſich zur Wehre ſetzen, und thun müßte, was man ihm vorlängſt, wiewohl vergeblich, gerathen hatte, daß er es vor der Noth für die Zeit der Noth thun und vorbereiten ſollte.

Die mit der Wichtigkeit der Sache verhältnißmäßige Rüſtung war in der kurzen Zeit, in welcher ſie hätte in volle Thätigkeit geſetzt werden ſollen, unmöglich. In Italien empfand man bald genug die Folgen davon. Die kaiſerlichen Truppen fochten tapfer, und erkämpften manchen ſchönen Lorber; aber der Tapfern waren zu wenig; und zwei Hauptgefechte, welche für die Kaiſerlichen eben nicht glücklich ausfielen, waren noch überdieß mit dem Verluſte ihrer bewährteſten Anführer verbunden. Der kaiſerliche General-Feldmarſchall Graf Claudius Florimund von Mercy wurde bei dem Dorfe Croiſerta unweit Parma den 19. Juni 1734, da er ſeine Feinde in einem verſchanzten Lager angriff, gleich bei dem erſten Angriff durch eine Musketenkugel getödtet; und der brave Prinz Ludwig von Würtemberg fiel in einem andern Gefechte den 19. September 1734 vor Guaſtalla, wodurch Manches, was ein anderer kaiſerlicher Feldherr, der Graf von Königseck gewonnen hatte, wieder verloren gieng. Ueberhaupt wurde im Jahre 1734 und 1735 von den Spaniern und ihren Verbündeten Neapel und Sicilien erobert, und in dem letztern Jahre wurde der eben genannte kaiſerliche Feldherr genöthiget, bis hinter die Etſch ſich zurück zu ziehen.

Am Rhein giengen die Sachen eben ſo wenig gut, und bei weitem nicht entſcheidend vor ſich. Prinz Eugen, der das Ganze dieſes Krieges regieren mußte, konnte zwar in ſeinen Umſtänden verſtandvolle Vorkehrungen treffen, aber er konnte ſeine Vorkehrungen nicht kräftiger und wirkſamer machen, als die Mittel waren, mit welchen er ſie treffen konnte. Er hatte den Herren der Franzoſen, welche man wenigſtens auf 100,000 Mann ſchätzte, im J. 1734 kaum die Hälfte einer noch überdieß großentheils neugeworbenen Mannſchaft entgegen zu ſetzen; denn wiewohl die Reichsſtände ſchon im Hornung jenes Jahres den Krieg für einen Reichskrieg erklärt, und die ihnen in dieſem Falle angewieſenen Truppen zu ſchicken verſprochen hatten, ſo kam doch dieſe Reichshilfe, wie gewöhnlich, nur erſt mit ihrer bedächtlichen Gemächlichkeit zur Stelle, und es war demnach nicht zu hindern, daß die Franzoſen Trier beſetzten, und daß ſie das (acht Meilen unterhalb Trier gelegene) Trarbach eroberten, die nach den zerſtörten Stollhofer Linien (wie früher vorkam) bei dem Städtchen Eßlingen gezogenen, nicht weniger berühmten Linien durchbrochen, daß ſie Philippsburg belagerten, und daß ſie dieſe wichtige Reichsſtadt, vor welcher übrigens der obengenannte Feldmarſchall Berwick den 12. Juni getödtet, und die Belagerung vom Marſchall von Asfeld fortgeſetzt wurde, den 18. Juli 1734 (gegen ehrenvolle Bedingungen für den tapfern Kommandanten von Wutgenau) in ihre Gewalt bekamen. Prinz Eugen, welcher endlich, aber viel zu ſpät, ein Heer von 70,000 Mann zuſammen brachte, hatte ſich der Stadt, ehe ſie ſich zu ergeben genöthigt ward, genähert, hatte aber die Franzoſen in einem dergeſtalt unangreifbaren Lager gefunden, daß alles, was er ohne ſeine im Falle eines Verluſtes damals unerſetzliche Armee in Gefahr zu ſetzen, thun konnte, darin beſtand, einige Kugeln nach dem feindlichen Lager zu ſchicken, und nach ſeinem alten Lager bei Bruchſal (und für ſeine Perſon nach Wien, wo er ſchon den 10. Oktober 1734 ankam) zurückzukehren.

Im Jahre 1735 gewann es wenigſtens einigen Schein, daß am Rhein die Sache der Kaiſerlichen beſſer gehen würde. Prinz Eugen ſchien endlich zu erhalten, was ihm bisher zu entſcheidenden Unternehmungen gefehlt hatte, eine zu ſolchen Unternehmungen hinlängliche Armee. Eugen hatte ſich an alle europäiſchen Höfe, welche ehemals in friedlichen Zeiten verſprochen hatten, daß ſie nicht unterlaſſen würden, in ſtürmiſchen Tagen mit einer nachdrücklichen Unterſtützung ſich einzuſtellen, mit den dringendſten Vorſtellungen gewandt, und dieſe blieben nicht ohne Erfolg. Die damals regierende ruſſiſche Kaiſerinn, Anna Ivanowna, erinnerte ſich an das Bündniß, welches (wie oben vorkam) die Kaiſerinn Katharina I. mit Kaiſer Karl VI. errichtet, und welches ſie ſelbſt den 26. Mai 1732 erneuert hatte, und ſchickte, nachdem in Polen alles im gewünſchten Stande war, ein ſehr beträchtliches Korps. Der Kurfürſt Karl Albrecht von Bayern, welcher ſich anfangs (ſo wie die Kurfürſten von Köln und von der Rheinpfalz) mit der Erklärung, daß der wegen der polniſchen Krone vom Kaiſer veranlaßte Krieg ganz und gar kein für das Reich geeigneter Krieg ſey, ſchlechterdings geweigert hatte, das ſogenannte Contingent zu ſtellen, fand ſich jetzt nicht nur dazu bereit, ſondern geſtattete auch, weſſen er ſich bis dahin ebenfalls ſtandhaft geweigert hatte, den Ruſſen für baare Bezahlung durch bayeriſche Länder den Durchzug. Die Preuſſen, welche kupferne Brückenſchiffe von einer ganz neuen Erfindung mit ſich führten, Hannoveraner, Dänen, Heſſen u. a., waren ebenfalls in voller Bewegung, und da es das Anſehen hatte, daß jetzt im Jahre 1735 die kaiſerliche Armee der franzöſiſchen an der Zahl nicht nur gleich, ſondern ſogar überlegen ſeyn würde, ſo war man auch in allem Betracht berechtigt, zu erwarten, daß unter der Anführung des Prinzen Eugen der Krieg eine ganz andere Wendung nehmen würde. Deſto größer war die Verwunderung aller derer, welche höchſt wichtigen Ereigniſſen entgegen geſehen hatten, daß Prinz Eugen zuerſt in ſeinem alten Lager bei Bruchſal, und dann, da er bei dem Heranzuge der Ruſſen ſeine Stellung änderte, in einem andern Lager bei Heidelberg, ohne irgend eine wichtige Unternehmung ſtehen geblieben, daß er endlich im Oktober 1735 vollends wieder nach Wien abgereiſt, und daß außer einem unbedeutenden Vorpoſtengefechte, welches der mit 40,000 Mann verſehene kaiſerliche General Graf Friedrich Heinrich von Seckendorf an der Moſel den 20. Oktober mit den Franzoſen, welche einer Schlacht auswichen, verſucht hatte, während des ganzen Feldzuges nichts Merkwürdiges vorgefallen ſey. Unbeſchreiblich war vollends das Erſtaunen derjenigen, welche ſich bereits die Meinung beigebracht hatten, den Kaiſer ſchon wieder im Vortheile zu ſehen, als ſie von einem Waffenſtillſtande, und bald darauf von Friedenspunkten hörten, deren Bewilligung ihnen von Seite des Kaiſers unbegreiflich, wiewohl unterrichteten Leuten ganz erklärbar war. Man hatte, ſagte man ſich, auf einen thätigen Beiſtand der Seemächte gerechnet, welche aber aus dieſem Kriege für ſich auf keine neuen Vortheile rechnen zu können geglaubt haben mochten; ihr Beiſtand blieb nicht nur aus, ſondern die Seemächte übernahmen noch überdieß die Vermittlung des Krieges, aus welcher zu Wien den 3. Oktober 1735 die Hauptverträge hervergiengen, deren Inhalt war: „daß der König Stanislaus mit Beibehaltung des Königstitels der Krone Polen entſagen, und dieſe dem Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen, oder Auguſt III. verbleiben, dagegen dem Stanislaus die Herzogthümer Lothringen und Bar auf ſeine Lebenstage überlaſſen, ſodann aber der Krone Frankreich (deren Abſichten von jeher auf Lothringen gerichtet waren) auf ewig einverleibt, dafür aber dem damaligen rechtmäßigen Beſitzer von Lothringen Franz Stephan (Sohn Leopold Joſephs, Enkel Karls V. das Großherzogthum Toskana nach dem (im Jahre 1737 erfolgten Hintritt des letzten Großherzogs aus dem mediceiſchen Hauſe, Johann Gaſto, erblich zu Theil werden ſollte; der ſpaniſche Prinz Karl ſollte die Königreiche Neapel und Sicilien, der Kaiſer aber nebſt ſeinem Mailand nur Parma und Piacenza, der König von Sardinien aber Tortona, Navarra, nebſt andern Vortheilen erhalten. Dieſer Friede, welcher von den Theilen nach und nach anerkannt, und endlich durch einen zu Wien den 18. Nov. 1738 geſchloſſenen beſtimmten Schluß befeſtiget wurde, war die Folge des Krieges, den Kaiſer Karl VI. in ſeiner Freude, daß er die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction von König Auguſt III. erhalten hatte, zur Befeſtigung dieſes Königs auf dem polniſchen Throne unternommen hatte. Auch jetzt war dieß ſein Troſt, jene Gewährleiſtung endlich auch von Frankreich erhalten zu haben. Wenn aber dieſe Gewährleiſtung für den Verluſt der köſtlichen Länder, welche durch dieſen Wiener-Frieden für Oeſterreich auf immer verloren giengen, ſchon an ſich ein trauriger Erſatz war; und ſie war noch dabei ein ſehr ungewiſſer Erſatz; ſo war ein anderer Verluſt noch ungleich empfindlicher, weil er unerſetzlich war; wir meinen den Hintritt des Prinzen Eugen von Savoyen, welcher, wiewohl er um zehn Jahre jünger war, als ſein ebenfalls durch Kopf, Muth und Glück verewigter Zeitgenoſſe, der franzöſiſche Herzog, Pair und General-Marſchall Ludwig Hektor von Villars, (der beim Ausbruche des eben berührten Krieges 1734 im 82ſten Jahre ſeines Alters die Anführung der franzöſiſchen Armee in Italien übernommen, aber zu Turin den 17. Juni deſſelben Jahres ſein Leben beſchloſſen hat) den unbeſchreiblichen

Anſtrengungen, mit denen ſein Geiſt und Körper zu kämpfen hatte, endlich unterlag, und zu Wien den 21. April 1736 ſchnell und unvermuthet dieſe Welt verließ. Eugen war der Mann von Oeſterreich, und ein in allem Betracht großer Mann, wie nur äußerſt ſelten einer zum Vorſchein kömmt; nicht (im Vorbeigehen ſey dieſes geſagt) weil große Köpfe ſelten geboren, ſondern weil ſie von der Seite, wo die ihnen eigene Anlage zu ihrer Größe entwickelt werden ſollte, ſelten gebildet, weil ſie noch ſeltener auf den für ſie paſſenden Wirkungskreis geſtellt, endlich weil ſie (wegen ihrer faſt immer ſonderbar auffallenden, gewöhnlich dem Strome des herrſchenden Zeitgeiſtes entgegen arbeitenden, oft ungeſelligen, oft im Drange ihres unbefriedigten Geiſtes zurückſtoßenden Gemüthsart) ſelten erkannt, vielmehr oft (wenn ſie keine Könige ſind) verhöhnt und verachtet werden.

Eine ganz außerordentliche Merkwürdigkeit war es übrigens, und wird es immer bleiben, daß gerade zu dieſer Zeit auf den glänzendſten Thronen von Europa mehrere ſolche Männer erſchienen, deren Geiſtesanlagen, Eigenthümlichkeiten und Unternehmungen man nicht umhin konnte, zu bewundern, und ſie große Männer zu nennen. Solche Regenten (ich erlaube mir dieſe Herren, deren Erwähnung hier mit unſerer Geſchichte nicht unzertrennlich iſt, zu erwähnen) waren (außer dem ganz verleiteten Könige von Schweden, Karl XII.) der eben genannte Czar Peter Alexiowiz, oder Peter I., welcher im Jahre 1673 in einem barbariſchen Lande geboren, dann auf eine Art, bei welcher durch ihn die Barbarei ſeines unermeßlichen Landes noch gräßlicher werden ſollte, erzogen, aber durch die Dazwiſchenkunft einer Bekanntſchaft, welche er mit einem jungen Schweizer machte, plötzlich geweckt, dann durch ſeine perſönliche Kraft und Thätigkeit, zwar nicht zum feinen Menſchen, aber zu einem, einſam erhaben ſtehenden, Monarchen gebildet, und von ganz Europa angeſtaunt wurde. „Es geſchah von Ungefähr, erzählt Voltaire in ſeiner Geſchichte Karls XII., daß ein Sohn eines franzöſiſchen Flüchtlings von Genf *),

---

*) In der Ueberſetzung ließt man als eine Note: „Mr. le Fort war aus einer anſehnlichen Familie zu Genf, die theils in obrigkeitlichen Aemtern ſaß, theils Kaufmannſchaft trieb. Anfangs legte er ſich einige Zeit auf das Studiren, und ſein Vater ſtellte es ihm frei, ob er ſich dazu, oder zur Handlung begeben wollte; doch er hatte zu dem einen ſo wenig Luſt, als zum andern, und er hatte vielmehr den Soldatenſtand im Kopfe. Endlich aber, weil ſein Vater darauf drang, daß er ſich eines von den beiden, ſo er ihm vor-

mit Namen le Fort, unter den moſcowitiſchen Truppen Dienſte ſuchte, und bei dem Czar,

---

geſchlagen, erwählen ſollte, verlangte er in eine Handlung nach Amſterdam; worauf er zu dem Herrn Franconis dahin gethan wurde. Bei dieſem lernte er ſich in alles ſehr wohl ſchicken, und als derſelbe ein Schiff mit Ladung nach Kopenhagen ſendete, machte er ihn zum Supercharge. Zu Kopenhagen kam er wegen ſeiner guten Aufführung mit vielen Offizieren in Bekanntſchaft; und da er die däniſchen Truppen ſah, erwachte ſeine Begierde zum Kriege auf einmal wieder. Weil er nun mit einigen dieſer Offiziere ſehr wohl daran war, ſtellte er ſich zuweilen mit unter ihre Soldaten, wenn ſie exercirten, und lernte ihre Exercitia gleichſam ſpielend. Von Kopenhagen gieng er, mit Einwilligung ſeines Vaters ſowohl, als ſeines Herrn in Amſterdam, mit dem däniſchen Geſandten nach Moskau. Als der Czar einsmals bei dieſem Geſandten, den er ſehr hoch achtete, zur Tafel war, und le Fort hinter dem Stuhle dem Geſandten aufwartete, erblickte ihn der Czar, und ward alſobald von dieſes jungen Menſchen guter Miene, und ganzer Geſichtsbildung eingenommen. Er hatte die ruſſiſche Sprache ſchon vollkommen begriffen, und dem Geſandten als Dollmetſcher gedient; daher fragte ihn der Czar auf ruſſiſch, was er für ein Landsmann ſey, und wo er ihre Sprache erlernet: welches er ihm auf das ehrerbiethigſte beantwortete. Kurz, es gefiel dem Czar alles ſo wohl an ihm, daß er den Geſandten endlich um ihn anſprach, und in ſeine Dienſte als Kammerpage, und Dollmetſcher aufnahm. Im Kurzen der noch ein junger Herr war, in Bekanntſchaft kam. Dieſer machte ſich durch ſeinen

---

wurde er der Favorite ſeines neuen Herrn; er mußte beſtändig um ihn ſeyn, und der Czar befragte ihn um alles, worauf er fiel. Eines Tages kam er mit ihm auf den däniſchen Hof zu reden, und auf die königliche Leibgarde; da dann der Czar ihn fragte, was er wohl von der Seinigen gedächte. Und ſollte er ihm ſeine Meinung davon offenherzig und ohne Verſtellung ſagen. „Ich denke, verſetzte le Fort, daß ſolches wackere Leute ſind, ſowohl, als alle übrige Soldaten Ew. Majeſtät, denen nichts fehlet, als eine gute Zucht, und eine Montur nach unſerer Art; und wären, ſagte er ferner, dergleichen lange Kappen, wie ſie hätten, den Soldaten nur hinderlich.“ Der Czar fragte, ob er ihm nicht eine und andere Kleidung, ſo wie er es meinte, könnte ſehen laſſen. Ich will zuſehen, erwiederte le Fort. Hierauf gieng er zu dem däniſchen Abgeſandten, und ließ ſich von deſſen Schneider das Maß zu einem Kleide nehmen, wie es ein Kapitän unter der königlichen Leibgarde trägt. Anbei ließ er ſich auch eine ſchlechte Montur, wie ſie die Gemeinen haben, machen. Nach zwei Tagen erſchien er in dem Kapitänskleide bei dem Czar, der ihn für einen Fremden anſah, und ihn nicht eher kannte, als bis er zu reden anfieng. Hierüber zeigte der Czar ein beſonderes Wohlgefallen. Etliche Tage nachher fand er ſich wieder bei ihm ein, und zwar, wie ein Gemeiner angekleidet. Auch dieſes gefiel dem Czar ſo wohl, daß er ſagte, er möchte wohl eine Kompagnie von fünfzig Mann alſo ausmontirt haben, und wollte er ihn zum artigen Umgang bei ihm beliebt; er redete öfters mit ihm von den Vortheilen der Han-

---

Kapitän darüber machen, um unter ihnen eine ſolche Zucht einzuführen, wie er geſagt hätte, daß es an andern Höfen gebräuchlich ſey. Le Fort ſuchte alſo bei allen in Moſcau befindlichen fremden Kaufleuten alles zuſammen, was er zu deren Montirung für nöthig fand; ſodann ließ er alle ausländiſchen Schneider zu ſich kommen, und gieng zu dem Czar, und fragte, ob er aus den Strelitzen diejenigen, die am beſten gewachſen und gut ausſähen, ausheben und ihnen ein Maß nehmen laſſen dürfte. Aus dieſen Leuten brachte er ſeine Kompagnie zuſammen, außer daß er noch einige ausländiſche Offiziers, und einige Soldaten darunter nahm, welche die Kriegs-Exercitia verſtunden. Wie er ſie alſo beiſammen und in gutem Stande hatte, ließ er vor dem czariſchen Pallaſte ein wenig eher, als die Strelitzen aufzuziehen pflegten, das Spiel rühren, und verſammelte ſich mit ſeinen 50 Mann. Sobald der Czar ſolches am Fenſter gewahr ward, ergötzte er ſich nicht wenig über des le Fort gemachte Anſtalten. Le Fort machte hierauf im Angeſichte ſeines Prinzen mit ſeinen Leuten die erſten Exercitia; und als man damit fertig war, ſagte der Czar, daß er ſich ſelbſt unter ſie begeben, und unter ihnen die Kriegs-Uebungen erlernen wollte. Er ließ ſich daher eines gemeinen Soldaten Habit machen, und that ſich gar bald unter ſeinen jetzigen Kameraden beſonders hervor, indem er zu allen Sachen ein ungemeines Talent hatte. Weiter entſchloß er ſich, alle ſeine Truppen alſo abzurichten, und gab dem Kapitän le Fort, wie er delſchaft und der Schifffahrt; er ſagte ihm, wie Holland, das nicht den hunderten Theil des moſcowitiſchen Reiches beträgt, vermittelſt der Handlung allein eine ſo groſe Figur in Europa machte, als Spanien, wovon es vor Zeiten eine kleine, unnütze, und verächtliche Provinz geweſen. Er unterhielt ihn mit der ſchlauen Staatserfahrenheit der Prinzen von Europa, mit ihrer Kriegszucht, mit der Polizei in ihren Städten, mit der unzähligen Menge der Manufakturen, der Künſte und Wiſſenſchaften, welche die Europäer mächtig und glücklich machten. Dieſe Unterredungen weckten den jungen Monarchen, wie aus einem tiefen Schlafe, auf. Sein hoher Geiſt, den eine barbariſche Erziehung hatte hemmen wollen, aber nicht verderben konnte, entſchüttete ſich deſſen faſt auf einmal. Er nahm ſich vor, ein Menſch zu werden, über Menſchen zu herrſchen, und eine neue Nation zu ſchaffen.

---

ihn nannte, Befehl, ſo viele Ausländer ins Land zu ziehen, als nur möglich wäre. Man ſchickte auch zu dem Ende groſe Geldſummen nach Genf, Amſterdam, und andere Orte. Aus dieſen Umſtänden erhellet, daß le Fort ganz und gar nicht bei dem Czar Dienſte geſucht, ſondern ohne ſein Zuthun von ihm freiwillig darein genommen worden." Montraye Remarq. p. 6. etc.

Verſchiedene Fürſten hatten vor ihm ihre Kronen aus Verdruß über die ſchweren Regierungsgeſchäfte niedergelegt; keiner aber hatte aufgehört, ein König zu ſeyn, damit er die Regierung beſſer lernen möchte. Dieß that Peter der Große. Er verließ im Jahre 1697, da er noch nicht länger als zwei Jahre regiert hatte, Moskau, und gieng nach Holland, unter eines gemeinen Mannes Namen; gleich als ob er einer von dem Gefolge des Herrn le Fort geweſen, den er als außerordentlichen Geſandten zu den Generalſtaaten ſchickte. Wie er zu Amſterdam angelangt war, ließ er ſich in das Buch der Schiffszimmerleute der Admiralität von Indien, unter dem Namen, Peter Michaelof, einſchreiben. Hier arbeitete er in dem Bauhofe wie andere Zimmerleute. Während der Zeit, da er hier nicht zu arbeiten hatte, erlernte er die Theile aus der Mathematik, die einem Prinzen nützen können, die Schiffsbaukunſt, die Schifffahrt, und die Kunſt, einen guten Riß zu machen. Er gieng in alle Handwerksläden, und unterſuchte alle Manufakturen, alſo, daß er nichts unbeobachtet ließ. Von dannen wendete er ſich nach England, wo er in der Schiffsbauwiſſenſchaft vollkommen ward. Hierauf gieng er durch Holland zurück, beſah ganz Deutſchland, und bemerkte alles fleißig, was zum Vortheile und

Aufnehmen ſeines Landes dienen konnte. Endlich nach zweijährigen Reiſen und Arbeiten, zu denen ſich außer ihm kein anderer leicht würde verſtanden haben, fand er ſich wieder in Moscau ein, und brachte die Künſte von Europa mit ſich. Künſtler von allerlei Handthierungen folgten ihm in Menge. Man erblickte hierauf zum erſten Male große moſcowitiſche Schiffe auf dem ſchwarzen Meere, auf der Oſtſee und dem Ocean. Es wurden Häuſer nach einer vortrefflichen und richtigen Architektur, mitten unter den ruſſiſchen Hütten aufgeführt. Er ſtiftete Collegia, Akademien, Druckereien und Bibliotheken. Die Städte wurden mit guter Ordnung verſehen. — Zu gleicher Zeit brachte er die Handlung in ſeinen Landen hervor, und in Flor; und da er, ſo wie er den Zuſtand ſeines Landes verbeſſerte, immer höhere Abſichten zu nähren anfieng, ſo war der Grund zur Handlung kaum gelegt werden, als er ſchon den Entſchluß faßte, Moskau einſt zum Mittelpunkte aller Kaufmannſchaft von Aſien und Europa zu machen. Die Wolga, der Don und die Dwina ſollten durch Kanäle vereinigt werden, wozu er ſelbſt den Plan machte. Gleichergeſtalt wollte er neue Wege von der Oſtſee in das ſchwarze und kaſpiſche Meer, und aus dieſen beiden Meeren in das mitternächtliche Meer ausfindig machen; und da er wohl begriff, daß es nicht genug war, daß er die Natur ſeines Landes änderte, wenn er nicht auch zu gleicher Zeit die Sitten ſeiner Unterthanen ändern und veredeln könnte, ſo ſtrengte er ſeine ganze Geiſteskraft an, dieß zu bewirken.

Dieſem Monarchen (der im Jahre 1725 ſtarb) gegenüber, ſtand bald nach ihm, als ein Wunder unter den Regenten der Welt, ein brandenburgiſcher Prinz, Friedrich, in ſeinem Hauſe dieſes Namens der Zweite.

Dieſer Friedrich äußerte in ſeiner erſten Jugend ganz und gar nicht ſolche Anlagen und Eigenſchaften, von welchen man hätte veranlaßt werden können, zu muthmaßen, daß er jemals das werden würde, was er geworden iſt; allein als Jüngling erhielt er Geſellſchaften, erhielt er Anweiſungen, durch welche in ihm die Denkkraft erweckt, durch welche der große Reichthum von Anlagen, welche bis dahin in ſeinem Geiſte geſchlummert hatten, in Gährung geſetzt, und wenn nicht immer gehörig entwickelt, doch erweitert wurde. Wenn er, weil er manchmal wohl im Betreff ſehr wichtiger Dinge übel berichtet und übel berathen war, auch unrichtig dachte, ſo dachte er doch ſcharf, ſo ſetzte er doch mit ſeinen ſonderbaren Einfällen auch die ächt Unterrichteten in Verwunderung, und den erſten

Augenblick in Verlegenheit. Er überblickte (freilich immer aus dem Geſichtspunkte, worauf er ſtand) alle Gegenſtände mit Schnelligkeit, und entſchied mit feſter Beſtimmtheit. Er erkannte den hohen Werth guter Köpfe, und ſuchte, und fand in dem perſönlichen und ſchriftlichen Umgange mit großen Denkern ſeine Geiſtesnahrung, und die Befriedigung ſeines Stolzes und ſeines Vergnügens. Er erkannte den Werth, welchen für einen unternehmenden Monarchen die Wirthſchaft hat, und nannte das Geld den Hebel der Dinge. Man ſang von ihm:

„Mit Kenntniß, Muth und Geld
Beherrſchet man die Welt.“

Man nahte ſich dieſem Könige mit Ehrfurcht und Zuverſicht zugleich, hörte an mit niedergeſchlagenen Augen, was er ſagte, und verkündigte der Welt auch ſeine witzigen Reden, als ein Salz der Erde. Man nannte länger als ein Menſchenalter nur Ihn; und nicht zufrieden, Ihn den Großen zu nennen, nannte und pries man Ihn als den Einzigen. Wir werden aber in der Folge hören, was dieſer Einzige über ſein Volk, und über Deutſchland gebracht hat.

§. V.

Zweiter Türkenkrieg.

1737 — 1739.

Dieſen Krieg hatte die Kaiſerinn von Rußland, Anna Iwanowa, unternommen, welche, nachdem ſie bei dem türkiſchen Kaiſer Mahomet V. kein Gehör gefunden hatte, da ſie ihm die Anzeige machte, daß die unter ſeinem oberherrlichen Schutze ſtehenden Tartaren öftere Streifzüge in ruſſiſche Länder ſich erlaubt hätten, eine Art von Nothwehr eintreten zu laſſen, und die gebührende Genugthuung ſich ſelbſt verſchaffen zu müſſen beredet wurde. Da ihr nun der Beiſtand des Kaiſers Karl VI. ihr Vorhaben ſehr erleichtern mußte, ſo erinnerte ſie ihn an jenes ewige Bündniß, welches er im J. 1726 mit der Kaiſerinn Katharina geſchloſſen, und worin jeder Theil dem andern auf den Fall, daß einer von ihnen einer Hülfe bedürftig ſeyn würde, eine Unterſtützung von 30,000 Mann verſprochen hatte. Der Kaiſer konnte nicht umhin, die Verpflichtung jenes Bündniſſes in ſeiner ganzen Ausdehnung zu erkennen, nicht nur, weil es noch zu neu war, als daß man demſelben eine in der Veränderung der Zeiten gegründete Erſchütterung hätte unterlegen können, ſondern auch, und zwar hauptſächlich, weil dem Kaiſer an der mit jenem Bündniß vereinigten Gewährleiſtung ſeiner pragmatiſchen Sanktion alles, was ihm nur theuer ſeyn konnte, gelegen war. Was aber ſeine Bereitwilligkeit, den Ruſſen die verſprochene Hilfe zu bewilligen, noch überdieß gar ſehr belebte und ſpornte, war der mit Scham und Eiferſucht vermiſchte Schmerz, welchen er über den durch den letzten Friedensſchluß erlittenen Verluſt der herrlichſten Königreiche tief zu empfinden angefangen hatte, und dann die in der Rückerinnerung auf ehemalige Zeiten gegründete Hoffnung, daß ein Türkenkrieg die ſchönſte Gelegenheit darbieten würde, neue Länder zu erobern, und für den traurigen letzten Vorfall reichliche Entſchädigungen zu gewinnen. Man konnte auch leicht vorher ſehen, daß der türkiſche Hof die Ablieferung von Hilfsvölkern an eine Macht, mit welcher er im Kriege verwickelt war, für einen förmlichen Friedensbruch erklären, und nicht unterlaſſen würde, dem Kaiſer den Krieg anzukündigen. Dieß letztere traf auch ſogleich ein; denn nachdem der kaiſerliche Hof, um die Welt glauben zu machen, daß er den Frieden wolle, einige Verſuche, den Frieden zu vermitteln, gemacht, der türkiſche Hof aber ſchon gleich für die Abtretung der (in der kleinen Tartarei am linken Ufer des Fluſſes Don, für den Handel und für die öffentliche Sicherheit überaus vortheilhaft gelegenen) Stadt Aſoph, welche von den Ruſſen bereits genommen worden war, eine unüberwindliche Abneigung geäußert hatte, ſo war jetzt der neue Türkenkrieg ſo viel als erklärt. Es ſchien auch dießmal den türkiſchen Abgeordneten eine gewiſſe zuverſichtliche Entſchloſſenheit beizuwohnen, aus welcher man hätte ſchließen ſollen, daß ſie von den damaligen Verhältniſſen der öſterreichiſchen Kriegsmacht zu gut unterrichtet wären, um ſich vor erſchöpfenden Niederlagen, welche ſie unter einem Feldherrn, wie Prinz Eugen war, gelitten hatten, noch ſehr bange ſeyn zu laſſen.

Jene Verhältniſſe, nämlich ihr Abſtand von dem ehemaligen, welche der Prinz Eugen aufrecht zu erhalten gewußt hatte, wurden von allen denjenigen, welche dieſen Krieg beſchrieben, als Grundurſachen ſeines für den Kaiſer ſehr demüthigenden Ausganges bemerkt; wodurch ſich jene Vorausſetzungen rechtfertigen, welche wir bei der kurzen Schilderung der Eigenſchaften des Kaiſers Karls VI. berühren zu können glaubten. Schon gleich der Umſtand, daß bei den vorigen Kriegen in dem Prinzen Eugen alle Macht vereinigt, daß er Präſident des Kriegsrathes, oberſter Feldherr, und regierender erſter Miniſter war, daß er die alle Geſchäfte belebende Seele des Staates, und der unmittelbare Führer des ihm mit einem unumſchränkten Vertrauen ergebenen Kaiſers war, mußte bei der entſchiedenen Geiſteskraft jenes Eugens, allen Dingen eine geſetzte Ordnung und eine zuſammenhängende Feſtigkeit geben. Jetzt waren die Geſchäfte unter eine Menge von Miniſtern, Präſidenten und Feldherrn vertheilt, welche ganz verſchiedene Anſichten und Plane, wie die Sachen geordnet werden ſollten, gehabt, und nach ihrem perſönlichen Dünkel gehandelt haben. Wo mehrere Gleichgeachtete nach dem Ziele der Ehre und des Vorzuges ſtreben, da zeigt und reibt ſich faſt allemal eine brennende Eiferſucht, und gerade die kräftigſten Köpfe verzehren ſich in ſogenannten Kabalen und Ränken, um, wenn es nicht nach ihrem Kopfe geht, wenigſtens zu verhindern, daß es nicht nach dem Sinne anderer gehen möge. Jedermann gab dem verlegenen Kaiſer Rathſchläge, und daher war der beſte Herr, welchem mehr eine fromme, friedliche Gutmüthigkeit, als eine ſichere Kraft richtig zu ſehen, entſchloſſen zu entſcheiden, und dann das Entſchiedene mit feſter Beharrlichkeit zu befolgen, beigewohnt haben mochte, ſehr übel berathen. Man wollte, als die Sache vorüber war, behaupten, daß die Herren, welche in Wien um die Durchſetzung ihrer Plane, wie der Krieg in Ungarn geführt werden ſollte, ſtritten, dieſes Ungarn ſchlecht gekannt, daß ſie das Beiſpiel des Eugen, ſich von der Donau, als der Speiſekammer der Armeen, ſo wenig als möglich zu entfernen, und die Hauptarmee nicht durch Vertheilung in mehrere Korps zu ſchwächen, ſchnöde hintangeſetzt, und dadurch die empfindlichen Niederlagen, die hinraffenden Seuchen, und die unzähligen Verlegenheiten, unter denen der beſte Wille, und der aushaltendſte Muth der vollziehenden Offiziere und Gemeinen erlag, herbeigeführt wurden. Indeſſen, wie es gewöhnlich gerade bei recht unrichtigen Behandlungen der Geſchäfte zu geſchehen pflegt, war man, ehe die Erfahrung eintrat, ſo weit entfernt, ſich die Möglichkeit eines ſchlimmen Ausganges zu denken, daß man ſich vielmehr eingebildet zu haben ſcheint, daß man nur hin zu gehen brauchte, um den verächtlichen Türken Länder abzunehmen, und dieſe Türken vollends aus Europa zu jagen.

Dieſer Krieg beſtand aus drei Feldzügen, von denen immer einer unglücklicher, als der andere, war. Der erſte gieng im Jahre 1737 vor ſich. Vier Feldherren befehligten vier beſondere Heere, mit dem Vorſatz, die Türken an vier verſchiedenen Orten zu ſchlagen. Das erſte unter der Anführung des oben genannten Grafen von Seckendorf, welcher übrigens in dieſem erſten Feldzuge der erſte Feldherr war, ſollte bei der (in Servien an der Donau gelegenen) Stadt Semendria ſich ſammeln. Ein zweites Korps, welches der Graf Samuel von Schmettau, führen ſollte, zog ſich bei der oben genannten Stadt Paſſarowiz zuſammen; ein drittes in Siebenbürgen führte der Graf Franz von Wallis an; und mit einem vierten begab ſich der Prinz von Sachſen-Hildburghauſen nach Bosnien. Die ganze Macht der kaiſerlichen Armee ſoll (nach der Angabe des la Lande T. 4. p. 559) in 150,956 Mann beſtanden ſeyn, welche mit einer vom Marquis Pallavicini angeführten ſehr beträchtlichen Donauflotte u. ſ. w. eine Macht ausmachten, deren Geſammtkräfte, wenn ſie wohl benutzt, und zuſammen gehalten worden wären, allerdings im Stande geweſen ſeyn müßten, etwas Großes zu bewirken; wie ſie dann auch die große Armee genannt wurde. Den 13. Juli 1737 ſetzte ſie der Feldmarſchall, Graf von Seckendorf, (von welchem man rühmte, daß er während ſeiner bereits 45-

jährigen Kriegsdienſte 17 Belagerungen, und mehr als 40 Feldzügen beigewohnt, daß er bei unzähligen Vorfällen ſich als ein braver Anführer, durch Treue, Muth und Kenntniß ausgezeichnet, und das Zutrauen des Prinzen Eugen vorzüglichſt genoſſen habe) in Bewegung, mit dem Vorhaben, ſich in der Wallachei mit dem größten Theile ſeiner Truppen an die Ruſſen, welche ſich daſelbſt finden laſſen ſollten, anzuſchließen, und dann den Türken alles, was ſie jenſeits der Donau beſaßen, wegzunehmen. Die Kaiſerlichen ſollten die (an der Donau in Servien gelegene) Stadt Widdin, die Ruſſen aber die (in der Gegend, wo der Dnieper in das ſchwarze Meer fließt, gelegene) Stadt Oczakow erobern; was die Ruſſen auch thaten.

1737. Der Graf von Seckendorf, anſtatt (gemäß der mit den Ruſſen geſchehenen Verabredung) nach der Stadt Widdin zu rücken, deren Eroberung er wegen des Mangels an den erforderlichen Schiffen zur Zeit unthunlich fand, ließ zuerſt die (in Servien am Fluſſe Niſſawa gelegene) Stadt Niſſa berennen, und da er, nachdem ſich dieſe Stadt ſogleich ergab, gehofft haben mochte, daß auch Widdin eben dieſelbe Bereitwilligkeit zeigen würde, ſo beorderte er in ſolcher Abſicht den Grafen von Chevenhüller mit ~~einem Korps~~ von 20,000

Mann dahin ab. So beträchtlich dieſes Korps war, ſo konnte es doch gegen die hier in großer Ueberzahl verſammelte Macht der Türken nicht aushalten. Das Korps wurde von den Türken überfallen, und ſein Lager geplündert. Dem an dem Ufer der Donau mit Beobachtungstruppen gelagerten Grafen von Wallis gieng es nicht viel beſſer, und der Prinz von Hildburghauſen, welcher die Belagerung der (in Bosnien gelegenen) Stadt Bagnoluck unternommen hatte, wurde den 4. Auguſt ebenfalls geſchlagen, und zu einem Rückzuge über die Sav genöthigt. Die Türken vermehrten ſich täglich, und bildeten auf allen Seiten zahlreiche Heere. Der Graf von Seckendorf wurde vom Grafen von Wallis dringendſt um Verſtärkung aufgefordert, befand ſich aber, nachdem er ſein Heer durch viele andere Hilfleiſtungen bereits um die Hälfte vermindert, und durch die Seuchen, womit ſeine Truppen befallen worden waren, eine beträchtliche Zahl verloren hatte, außer Stand, noch einige Truppen abzugeben, und ſchleppte ſich mit ſeinem von Hunger und anderm Ungemach ganz erſchöpften Heere unter tauſend Beſchwerlichkeiten dem auf einer Anhöhe gelegenen Schloſſe Uſiza zu, deſſen Eroberung zwar für ſeine Hauptſache ganz unbedeutend, aber wegen des Umſtandes, daß darin ein reicher

Vorrath von Lebensmitteln aufgehäuft lag, für ihn ſo wichtig war, daß er eine ſehr beträchtliche Menge ſeiner Leute, worunter einige tapfere Offiziere waren, aufopferte, um ſich deſſelben, nebſt der Beſatzung von 200 Mann, welche ſich unbeſchreiblich wehrten, zu bemächtigen. Er wollte hierauf wieder eine Hauptmacht ſammeln, und war eben im Begriff das Korps des Prinzen von Hildburghauſen an ſich zu ziehen, als er (den 16. Oktober 1737) einen kaiſerlichen Befehl erhielt, auf der Stelle ſich nach Wien zu begeben, und über ſeine Maßregeln und ſein Betragen in dieſem Feldzuge vor einem Kriegsgericht Rechenſchaft zu geben. Während dieſes Vorganges wurde in Servien der Graf von Chevenhüller, deſſen Korps noch 7 — 8000 Mann ſtark war, von einem türkiſchen Korps, das 16,000 Mann zählte, angegriffen, und zu einem Rückzuge genöthigt, welchen er nach Orſowa zwar mit dem empfindlichſten Verluſte (er brachte höchſtens noch 5000 Mann mit ſich), aber mit einer Geſchicklichkeit nahm, welche (was den Kriegsruhm betrifft) den einem erhaltenen Siege gebührenden Ruhm ſich verdient hat. Die Türken bemächtigten ſich einige Zeit darauf des Schloſſes Uſiza, und was für die Kaiſerlichen ungleich wichtiger war, noch im Jahre 1737 der Stadt Niſſa wieder, und machten Anſtalt, während des Winters Slavonien zu verheeren; — indeſſen daß man zu Wien die Unglücksfälle dieſes Jahres für das folgende Jahr durch ſtrenge Behandlungen der Offiziere, welchen die Sachen nicht, wie ehemals dem Prinzen Eugen geglückt hatten, verbeſſern zu können glaubte. Der Graf von Seckendorf wurde mit Beſchuldigungen überhäuft, und weil zu fürchten war, daß der Pöbel zu Wien ſein Haus ſtürmen möchte, in Arreſt nach Grätz abgeführt; der Kommandant von Niſſa aber, Graf Doxat, der dafür, daß er ſeine 6000 Mann einem, wie er behauptete, unvermeidlichen Untergange nicht aufgeopfert hatte, vielmehr ein Lob, als eine Strafe verdient zu haben glaubte, und der ſeine Richter erinnerte, daß er 38 Jahre in kaiſerlichen Dienſten geſtanden, und mit Wunden für die Sache des Kaiſers bedeckt ſey, wurde von einem zu Belgrad niedergeſetzten Kriegsgericht verurtheilt, den Kopf zu verlieren; was auch im folgenden Jahre (den 17. März 1738) unnachſichtlich vollzogen ward.

1738. Nach dem Ernſt zu ſchließen, mit welchem man ſich zu dem Feldzuge dieſes Jahres vorbereitete, hätte man allerdings etwas Großes erwarten ſollen. Man nahm nicht nur in den öſterreichiſchen Ländern ſtarke Aushebungen vor, und ergänzte das kaiſerliche

Heer beträchtlich, ſondern erhielt auch von einigen Reichsfürſten ſehr begünſtigende Unterſtützungen. Der Großherzog, und (wie an ſeinem Orte bald vorkommen ſoll) der Schwiegerſohn des Kaiſers, Franz Stephan, (von Lothringen) übernahm die oberſte Befehlshaberſtelle in Perſon, und der Feldmarſchall und Hofkriegsraths-Präſident Graf von Königseck, verſah die zweite Stelle. Die Türken, denen das Glück, mit welchem ihre Waffen im erſten Kriegsjahre begünſtigt worden waren, einen ganz beſondern Muth eingeflößt hatte, waren nicht weniger thätig, und der Großſultan hatte ſogar den Einfall, den Joſeph Ragoczy, Sohn des Franz Leopold, feierlichſt wieder zum wirklichen Fürſten von Siebenbürgen zu erklären (wie dann dieſer junge und rüſtige Mann durch ein öffentliches Manifeſt der Welt ſich als Fürſten und Erben ſeiner Voraltern angekündigt, durch dieſen Schritt aber die höchſte Ungnade des kaiſerlichen (ſo wie nicht minder des päbſtlichen) Hofes ſich zugezogen, und noch in dieſem Jahre 1738 ſein Leben im 38ſten Jahre ſeines Alters geendigt hat). Der Eifer der Türken war jetzt ſo groß, daß ſie ſchon gleich im April, lange vor den Oeſterreichern den Feldzug eröffneten, die (unterhalb Belgrad jenſeits der Donau in Servien gelegene) Feſtung Alt-Orſowa, bald darauf den (einige Meilen davon entfernten) ſehr wichtigen Poſten Meadia eroberten, und die (auf einer Inſel der Donau vom Kaiſer nach dem Frieden zu Paſſarowiz mit einem außerordentlichen Aufwande von Kunſt und Geld errichtete) Feſtung Neu-Orſowa zu erobern ſuchten. Da dieſe Feſtung die Schifffahrt der Donau beherrſchte, ſo war der Feldmarſchall Graf von Königseck der Meinung, daß ſie entſetzt werden ſollte, und nachdem der Hof zu Wien, welchem alle wichtige Plane und Vorhaben um ſeine Beſtätigung jederzeit berichtet werden mußten, die Unternehmung gebilliget hatte, ſo zog man von Temeswar aus Meadien zu, um, wenn dieſe Feſtung den Türken wieder entriſſen ſeyn würde, nach Neu-Orſowa vorzurücken. Den 5. Juli 1738 kam es bei der Stadt Cornea in Servien zu einem ſehr heftigen Gefechte mit den Türken, in welchem die öſterreichiſche Armee zuletzt das Schlachtfeld behauptete. Sie that dieß auch bald darauf bei Meadia, bemächtigte ſich dieſes Platzes, und gab in allen Gefechten tauſend Proben von Muth und Geſchicklichkeit; was aber ſchlechterdings von keinem bedeutenden Erfolg war. Die Türken kamen vielmehr mit einer verſtärkten Macht wieder vor Meadia, eroberten den Ort wieder, bekamen auch Neu-Orſowa, bald darauf Semendria, Panzowa, Vipalanka u. a. in ihre Gewalt, und ſtreiſten, da ihnen nunmehr die Donau offen ſtand, bis nach Belgrad, unter deſſen Kanonen das Fußvolk der Kaiſerlichen, ihre Reiterei aber über die Sav vollends nach Semlin ſich begeben hat. Dieſer höchſt empfindlichen Unglücksfälle ungeachtet hoffte der Kaiſer noch immer, daß es bald wieder beſſer gehen, und daß, wenn nur den bisherigen Gebrechen abgeholfen würde, das folgende Jahr (1739) allen Verluſt wieder erſetzen würde. Man ergänzte die Armee, und da man wirklich ſehr beträchtliche Verſtärkungen erhielt, (der Kurfürſt von Bayern, Karl Albert, hatte im September 1738 bei 10,000 Mann der munterſten Truppen geſchickt) da man wieder eine Armee von 75,000 Mann, wozu noch eine Flotte von 13 Schiffen, mit 512 Kanonen, und 24 Mörſern kam, dann ein anderes Korps, das der Statthalter von Temeswar, Graf Neuperg, anführte, zuſammenbrachte, ſo war man allerdings berechtigt, von einem guten General, wenn nämlich einem ſolchen das große Geſchäft übergeben, wenn auch ſonſt für alles unentbehrliche Bedürfniß geſorgt, und ein aufrichtiges Verſtändniß unter den Befehlshabern erhalten würde, alles Gute zu erwarten. Man hatte für das Jahr 1739, in welchem der dritte Feldzug eröffnet wurde, die oberſte Befehlshaberſtelle dem Feldmarſchall Grafen Olivier von Wallis anvertraut, und da dieſer Feldherr des Vertrauens, das der Kaiſer in ihn ſetzte, durch ſeine in den vorgegangenen Feldzügen gezeigte Erfahrung, Treue und Tapferkeit ſich allerdings würdig gemacht hatte, ſo ſah man nach ſeiner Ankunft bei der Armee, mit jedem Tage der erfreulichen Nachricht von irgend einer glücklichen und entſcheidenden Unternehmung entgegen.

1739. Der kaiſerliche Feldmarſchall blieb, indem er den General Neuperg mit deſſen Korps von 13,000 Mann an ſich ziehen, und dann gegen den Feind rücken wollte, bis zum 17. Juli in einem Lager bei Mirowa unweit Belgrad ſtehen, als ihn die Nachricht, daß die Türken über die Morawa geſetzt, ſich Semendria genähert, und angefangen hätten, bei dem für ſie äußerſt vortheilhaft gelegenen Dorfe Grotzka ſich zu verſchanzen, endlich in Bewegung brachte, und mit dem Entſchluß belebte, das Vorhaben der Türken zu vereiteln, und ihnen in ſolcher Abſicht, ehe ſie ihren Poſten befeſtigt haben würden, eine Schlacht zu liefern. Der Umſtand, daß die Türken ihm an der Zahl weit überlegen ſeyn würden, war für einen kaiſerlichen Obergeneral keine Sache von großer Bedenklichkeit, und die übrigen Vortheile, von welchen die Türken jetzt ganz beſonders begünſtigt wurden, mochten nicht ganz zu ſeiner Kenntniß gekommen ſeyn. Wir haben oben unter denjenigen Offizieren, welche ſich in der den 5. Auguſt 1716 bei Peterwardein zum Nachtheil der Türken vorgefallenen Hauptſchlacht vortrefflich ausgezeichnet hatten, einen gewiſſen Bonneval genannt. Dieſer (Claudius Alexander Graf von) Bonneval war, als General des Kaiſers in den Niederlanden mit dem Statthalter daſelbſt, Marquis de Prié im Jahre 1724 zerfallen, und hatte ſich dabei auf eine Art benommen, daß man am kaiſerlichen Hofe nicht umhin konnte, eine verhältnißmäßige Ahndung eintreten zu laſſen. Bonneval bekam erſt zu Antwerpen, und dann ein ganzes Jahr auf dem Spielberg in Mähren Arreſt; was ihn dergeſtalt verdroß, daß er in einer ſeltſamen Ueberſpannung ſeiner Empfindlichkeit ſich entſchloß, zu den Türken überzugehen, und daß er, nachdem er einige Zeit in Venedig unterhandelt hatte, jenen Entſchluß wirklich ausführte. Dieſer Bonneval war jetzt ein Baſſa von Caramanien, und nahm an dieſem Kriege den thätigſten Antheil; er hatte, wie man wiſſen wollte, eine Menge ſeiner ehemaligen Kriegskameraden an ſich gezogen, welche die Türken in der Kriegskunſt der Deutſchen unterrichteten, und ſie gelehrt haben, in Ordnungen und wohlgeſchloſſenen

Haufen zu fechten, den Befehlen ihrer Anführer zu gehorchen, und nach Grundſätzen zu handeln; wovon jetzt die Kaiſerlichen mit Beſtürzung die erſten Proben wahrnahmen, und die Wunden doppelt fühlten, welche ihnen jetzt beigebracht wurden.

Nachdem ſich der kaiſerliche Feldmarſchall ſeinem Feinde bis auf einen Marſch genähert, und die Meinungen ſeiner Stabsoffiziere eingeholt hatte, befehligte er die Armee, den 21. Juli 1739, Nachts um zehn Uhr, zum Aufbruch, welcher ſchon gleich mit ſolchen Umſtänden begleitet war, daß man hätte glauben mögen, man habe es gar nicht der Mühe werth geachtet, die Sache ſo geheim, als es ſolche Vorgänge erfordern, zu halten, oder doch wenigſtens von der Beſchaffenheit und von der Sicherheit des Weges, auf welchem die Truppen fortrücken ſollten, eine beſtimmte Erkundigung einzuziehen. Achtzehn Grenadier-Compagnien, welche von ſämmtlichen Regimentern ausgehoben worden waren, (zuſammen 1800 Mann) rückten voraus; dieſen folgten ſechs Reiter-Regimenter, bei welchen ſich der Feldmarſchall befand, und darauf folgte die geſammte Armee. Man mußte durch Hohlwege, welche mit Geſträuchen wie verrammt, und für die Fortſchleppung von Kanonen, dann zumal für die Reiterei im höchſten Grad beſchwerlich, und indem ſich dieſe Wege noch überdieß durch einen dicken Wald wanden, ſo eng waren, daß kaum vier Mann ſich in eine Linie ſtellen konnten. Dieſe Grenadiere zogen übrigens, ohne eine Gefahr zu vermuthen, durch die hohlen Wege, und erreichten um 3 Uhr Morgens den Ausgang des Waldes, den ſie noch kaum verlaſſen hatten, als ſie von den Türken, welche von ihrem Heranmarſch eine vollkommene Nachricht erhalten, und ſich zu ihrem Empfange wohl vorbereitet hatten, von der nachrückenden Reiterei abgeſchnitten, auf allen Seiten in die Mitte genommen, und bis auf wenige, welche von den Reitern noch gerettet werden konnten, niedergemacht wurden. Die erſten drei Küraſſier-Regimenter dieſer Reiter, a) Johann Palfy, b) Lanthieri, und c) Bernes, ſprengten, da ſie das Geſchrei der unglücklichen Grenadiere vernahmen, in vollem Gallopp aus dem Walde, und wurden ebenfalls, wie der Vortrab, auf allen Seiten umzingelt und gemezelt, ſo, daß vom palfyſchen Regiment nur drei Oberoffiziere, und etliche wenige Mann mit dem Leben davon kamen. Beinahe eben dieſes Schickſal hatten die zunächſt mit verhängtem Zügel herbeieilenden, welche aus einem ſavoyardiſchen Dragoner-Regimente, dann aus ſechs kurbayeriſchen Dragoner-Eskadronen (Hohenzoller und

Pieſasque) beſtanden, und von dieſen letztern wurden in dem Augenblicke, da ſie zum Vorſcheine kamen, der Oberſtwachtmeiſter Freiherr von Wolframſtorf, durch einen Säbelhieb, die Hauptleute Graf von Törring und Hofmüller, dann der Fähndrich Graf Richieri, durch Piſtolenſchüſſe getödtet, viele andere aber, als der Kapitain-Lieutenant Graf Pioſasque und Hauptmann Chilaz ſchwer verwundet. Und ſo wie immer wieder neue kaiſerliche Regimenter aus dem Hohlwege herausrückten, wurde der mörderiſche Empfang fortgeſetzt; aber die Gegenwehr der kaiſerlichen Truppen übertraf alles, was man bis dahin auch in den mörderiſchſten Schlachten zu ſehen gewohnt war, und ganze Schaaren, welchen das Laden der Flinten zu zögernd vorkam, rannten in die dickſten Haufen der Türken, ſtachen ſie mit ihren Säbeln und ſchlugen ſie mit den Kolben todt, und man behauptete daher, daß, wenn die Anführung nur etwas beſſer geweſen wäre, der Ausgang dieſer Schlacht ganz anders beſchaffen geweſen ſeyn würde; wie dann das (zu Wien, und auch zu München 1739 gedruckte) von dem Kaiſer an die ſämmtlichen an auswärtigen Höfen angeſtellten Miniſtern erlaſſene „Circular-Reſcript“ verſicherte, „daß ungehindert des Vortheils, welchen der Feind bei Arotzka vor ſich hatte, nach aller menſchlichen Vermuthung die allda vorgefundenen Schwierigkeiten durch die Tapferkeit der Truppen überwunden worden ſeyn würden, wenn die Truppen anders angeführt worden wären u. ſ. w." Was das außerordentliche Wohlverhalten der Armee noch mehr bewies, war, daß ungeachtet die ungleiche Schlacht von drei Uhr Morgens bis Nachts um zehn Uhr dauerte, jene Armee gleichwohl nicht mehr als 5711 Todte, und 4536 Verwundete zählte. Sie zog ſich jetzt wieder, in Begleitung des Generals Neuperg, welcher an dem heißen Tage ziemlich ſpät mit ſeinem Korps eingetroffen war, durch den engen Weg, welchen ſie herangekommen war, nach dem Lager bei Belgrad zurück, ganz erſchöpft von Anſtrengungen, und in einem Zuſtande, der ſich mehr denken, als ſchildern läßt.

Dieſe Schlacht beſchleunigte und beſtimmte den endlichen Ausgang dieſes Krieges. Die Türken, deren Verluſt bei dem eben erzählten Vorfalle nicht anders als für höchſt beträchtlich anzunehmen, übrigens aber auf ihrer Seite von keinem Erfolg, und leicht zu erſetzen war, handelten jetzt mit einer Art triumphirenden Uebermuthes. Sie ließen die kaiſerliche Armee, deren Verlegenheit ſie ganz umſtändlich gekannt haben mochten, nicht mehr aus ihren Augen, und ungeachtet ſie den 30.

Juli 1739, da der Feldmarſchall Graf von Wallis eines ihrer aus 30,000 Mann beſtandenen Korps bei Panzowa angriff, wieder eine nachdrückliche Erfahrung gemacht hatten, was die deutſche Kraft, wenn ſie nicht durch unabwendbare Lagen gelähmt wird, vermöge, ſo fuhren ſie doch, da ſie von geſchickten fremden Rathgebern geleitet wurden, fort, ſich im Vortheile zu erhalten, veranlaßten den kaiſerlichen Feldmarſchall, ſich über die Donau, und bis Peterwardein zurückzuziehen, bemächtigten ſich der Linien, welche ehemals Prinz Eugen vor Belgrad errichtet hatte, und fiengen an, dieſer Stadt auf der Seite von Servien mit 150 Kanonen, 30 Mörſern, und vielen Haubitzen auf das heftigſte zuzuſetzen. Ihre Armee, mit welcher ſie alle Zugänge zu der Stadt verſchloſſen, ſoll über 100,000 Mann, ohne Troß und Gefolge, gezählt haben.

Wenn nun gleich der kaiſerliche Oberbefehlshaber der Stadt, General Graf von Suckow, ſo wie der nicht minder tapfere und erfahrene kaiſerliche Feldmarſchall Graf Samuel von Schmettau verſicherten, daß man ſich in Belgrad noch lange würde halten können, ſo gelang es gleichwohl den ſehr eifrigen Verwendungen der franzöſiſchen Geſandten, des Herrn Marquis von Mirepoix zu Wien, und des

Marquis Herrn von Villeneuve zu Konſtantinopel, den Kaiſer zu bereden, ſeinem Feldmarſchall Grafen von Wallis die Eröffnung zu machen, daß ihm, wenn ſich der Großvezier ſchiedlich ſollte finden laſſen, überlaſſen ſeyn ſollte, Friedensunterhandlungen zu eröffnen. Nun zeigte ſich zwar der Großvezier ausnehmend bereitwillig, die Herbeiführung des Friedens zu begünſtigen, brachte aber ſolche Bedingniſſe in Vorſchlag, (er forderte vor allen Dingen die Abtretung von Belgrad und ganz Servien) daß verſtändige Leute ſchließen zu müſſen glaubten, daß der Großvezier jene Bedingniſſe, als von welchen er vorausſehen konnte, daß ſie durchaus zurückgewieſen werden würden, aus keiner andern Abſicht auf die Bahn gebracht habe, als um den Krieg mit allem Nachdrucke fortſetzen zu können; wie dann der damalige Zuſtand der kaiſerlichen Armee auch wirklich ſo beſchaffen war, daß man ſich türkiſcher Seits für vollkommen berechtigt halten konnte, bei einer ferneren Fortſetzung des Krieges eine ununterbrochene Fortdauer des Kriegsglückes zu hoffen. Die kaiſerliche Armee war durch die vielen Niederlagen, hinraffenden Seuchen, und andere Unglücksfälle ſehr geſchmolzen, und ſchien den feſten Muth, und das zum Siegen ſo nothwendige Zutrauen zu ihren Feldherren und zu ſich ſelbſt beinahe verloren zu haben. Auf eine ſchnelle und hinlängliche Unterſtützung des Kaiſers, da deſſen Kaſſen ganz erſchöpft waren, konnte man wenig rechnen, und am Ende war zu fürchten, daß die Ungarn die Laſten eines anhaltenden Krieges unerträglich finden, und daß ſie (wenigſtens rottenweiſe) an den Feind ſich anſchließen möchten. Die Folgen eines neuen, wieder unglücklichen Feldzuges waren unabſehbar; indem voraus zu ſehen war, daß die Türken, wenn es ihnen durch ihre Uebermacht gelingen ſollte, ſich der Stadt Belgrad zu bemächtigen, ſich mit dieſer Eroberung keineswegs begnügen, ſondern daß ſie das ihnen dießmal günſtige Glück auf alle Weiſe benutzen, und daß ſie ihre Eroberungen (der Großvezier hatte bereits von Temeswar und Peterwardein geſprochen) ſo weil, als es ihnen möglich werden würde, ausdehnen, und zur Befeſtigung ihrer Vortheile die härteſten Maßregeln ergreifen würden. Da dieſe Betrachtungen ſich Niemanden nachdrücklicher aufgedrungen, da ſie auch Niemanden mehr gerührt haben konnten, als den kaiſerlichen Feldmarſchall Grafen von Wallis, ſo ergriff er den ihm vom Kaiſer zugegangenen Befehl, einen Frieden einzuleiten, mit einer der Wichtigkeit der Sache angemeſſenen Thätigkeit, erhielt aber für die Einleitung deſſelben den Beifall des Wiener-Hofes, welcher ſich in der Entfernung die wahre Lage der Dinge ungleich beſſer beſtellt gedacht haben mochte, ſo wenig, daß ihm zu ſeinem Erſtaunen ein gemeſſener Befehl, ſich in das Friedensgeſchäft durchaus nicht weiter zu miſchen, und dagegen dem Grafen von Neuperg der Auftrag zugefertigt wurde, den Frieden ſo vortheilhaft, als man zu Wien wünſchte, zu ſchließen; allein dieſer kluge Unterhändler mochte ſich von dem mißlichen Zuſtande der kaiſerlichen Armee, durch unmittelbare perſönliche Erfahrungen, nicht weniger als ſein Vorfahrer überzeugt haben; und da ihm der Unfall, welcher ihn ſehr erſchüttert zu haben ſchien, begegnete, daß er, nachdem er ſich (ohne die damals übliche gehörige Verſicherung ſeiner Perſon) in das türkiſche Lager begeben hatte, von dem Großvezier mit der Gefangenſchaft bedroht wurde, ſo trat er ganz in die Fußſtapfen des Feldmarſchalls von Wallis, und ließ ſogar den Anfang des Vollzuges ſeines Friedensbeſchluſſes ſo ſchleunig ins Werk ſetzen, daß die gegentheilige Erklärung des Hofes zu Wien bereits zu ſpät eintraf, und daß dieſer Hof weiter nichts thun konnte, als ſich in einem öffentlichen, dem oben genannten „Circular-Reſcript“ über das Benehmen ſowohl des Feldmarſchalls Wallis, als des Grafen von Neuperg, auf das nachdrücklichſte zu beſchweren, ſich aber zu gleicher Zeit zu erklären, daß „gleichwie Se. kaiſerl. Majeſtät einerſeits die (den 1. Sept. 1739) geſchloſſenen Präliminarien auf das Höchſte mißbilligten, alſo Allerhöchſtdieſelben nicht minder anderer Seits dieſelben nach einmal ausgewechſelten Ratificationen auf das heiligſte halten würden,“ und endlich, zu einiger Genugthuung für das im höchſten Grade aufgebrachte Volk, die beiden Feldherrn mit Ungnade und mit Arreſt zu belegen. Der Graf von Wallis mußte nach der Brünner-Feſtung, Neuperg aber nach der Feſtung Glatz ſich begeben.

Die vom Grafen von Neuperg den 1. Sept. 1739 unterzeichneten vorläufigen Friedenspunkte waren:

1. Es ſollte die Feſtung Belgrad nebſt ihrem alten Umfange, nebſt den Pulvermagazinen, den Zeughäuſern, den Kaſernen, und den öffentlichen und Privatgebäuden den Türken wieder gegeben werden. Die neuen Befeſtigungswerke, die Mauern und Schanzen, ſowohl vom Schloß als der beſagten Stadt bis an die bedeckten Wege und Feldbruſtwehren mit eingeſchloſſen, und die Feſtungswerke, die ſich über und jenſeits der Donau und Sav befinden, ſollten niedergeriſſen werden.

II. Die Feſtung Sabacz ſoll dem Großherrn in demjenigen Stande wieder gegeben werden, worin ſie ſich vor Alters befunden, und unter eben den Bedingungen, welche wegen Belgrad ausgemacht worden. Das Geſchütz aus dieſen beiden Orten, der Kriegsvorrath, die Lebensmittel, die Kriegsſchiffe, und die andern Fahrzeuge, welche dem Kaiſer zugehörten, ſollten in des Kaiſers Gewalt bleiben.

III. Seine kaiſerliche Majeſtät wollen den Ottomanen die Provinz Servien abtreten, worin Belgrad liegt. Die Donau und Sav ſollen den Provinzen beider Reiche zur Grenze dienen; und was Bosnien betrifft, ſo ſollen die Grenzen eben diejenigen ſeyn, welche durch den carlowitziſchen Frieden geſetzt worden.

IV. Seine kaiſerliche Majeſtät wollen der Pforte die ganze öſterreichiſche Wallachei, nebſt dem gebirgigen Theile geben. Sie wollen der Pforte auch das Fort Periſchau laſſen, nachdem ſolches vorher ſeiner Mauern beraubt worden, ohne daß es der Pforte erlaubt ſeyn ſoll, ſolche wieder aufzubauen.

V. Die Inſel und Feſtung Orſowa, nebſt dem Fort St. Eliſabeth, ſollen dem ottomaniſchen Reiche verbleiben. Seine kaiſerliche Majeſtät behalten dagegen den temeswarer Bannat bis auf die Grenzen der öſterreichiſchen Wallachei; ausgenommen die kleine Erdzunge, welche der Inſel Orſowa gegenüber, und zwiſchen dem Bache Czerna und den erſten Anhöhen der Gebirge des Bannats liegt. Meadia ſoll Sr. kaiſerl. Majeſtät verbleiben; die Feſtungswerke aber davon ſollen von den Muſelmännern zerſtört werden, ohne daß der Kaiſer ſie wieder aufbauen möge; und er ſoll auch diejenigen nicht können wieder aufbauen laſſen, welche oben verglichener Maßen an der Sav und Donau geſchleift werden ſollen. —

Dieſen fünf Artikeln wurden noch achtzehn andere hinzugefügt, und bei Belgrad den 18. September 1739 von dem Grafen von Neuperg unterzeichnet. Der Kaiſer zeigte ſich darüber untröſtlich, wurde aber von der Kaiſerinn von Rußland, für welche dieſer Krieg ein ungleich rühmlicheres Ende nahm (ſie behielt Aſoph, deſſen Feſtungswerke geſchleift wurden, erhielt das Verſprechen des Großherrn, daß er die Tartarn im Zaum halten würde, erhielt die freie Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere u. a.) damit getröſtet, daß ſie Ihm (auf dem Papiere) eine artige Verbeugung machte, und ihn verſicherte, wie ſie nicht aufhören würde, Ihre Hochachtung und Ergebenheit für ihn fortzuſetzen, und die Innigkeit ihrer wechſelſeitigen Bündniſſe immer enger zu befeſtigen.

§. VI.

Was dem guten Kaiſer bei ſeinen höchſt empfindlichen Unglücksfällen auf die Wunden ſeines Herzens immer wieder einen ſchmerzſtillenden Balſam goß, war die Erinnerung an ſeine, nach ſeiner Meinung unumſtößlich befeſtigte, pragmatiſche Sanction, von welcher wir nunmehr das Weſentliche anführen, und nur noch vorher ein paar andere Dinge, welche dem Kaiſer zur Ehre gereichen, berühren wollen. Wenn Karl VI. den Krieg nicht liebte, und über die nicht ſelten eintretende traurige Unvermeidlichkeit deſſelben ſeufzte, ſo fühlte er deſto mehr Neigung für die Künſte des Friedens, durch welche über Nationen ein geſegneter Wohlſtand verbreitet, und jeder Verſchönerung und Verſüßung des Lebens (was der Zweck des geſellſchaftlichen Lebens, und die natürliche Beſtrebung jedes Menſchen iſt) der Weg gebahnt wird. Die Beförderung des Ackerbaues, der Handwerke und des Handels, ſowohl im ganzen Deutſchland, als zumal in ſeinen Ländern, deren Anlagen und Bedürfniſſe er unmittelbarer kannte, waren die Gegenſtände, bei deren Betrachtung er ſich ſo zu ſagen in ſeinem Elemente befand, und wobei er mit einer innigen Behaglichkeit verweilte. Im J. 1731 machte er ſich um das Zunftweſen verdient. Nachdem damals in Deutſchland die größten Männer überzeugt waren, (was auch noch jetzt die richtigſten Denker ſind) daß von dem unverletzt und wohl erhaltenen Beſtande der von unſern deutſchen Voraͤltern mit dem größten Scharfſinne, und mit der geſundeſten Berechnung der Sachen errichteten Zunftinnungen das Wohl der Handwerks- und mechaniſchen Kunſtarbeiten, und ihres Umtriebes, abhange, ſo hatte man ſich auch von jeher an den verſtändigen Grundſatz, wegen eingeſchlichenen Mißbräuchen die Sache nicht aufzugeben, ſondern vielmehr den alten Wohlſtand von dieſer durch die Entfernung von jenen wieder in ihre Ordnung zu bringen, gehalten, und hatte von Zeit zu Zeit, z. B. noch in den Jahren 1672 und 1680 auf den deutſchen Reichsverſammlungen vortrefflich überlegte Gutachten vorgelegt, wie das Zunftweſen von eingeſchlichenen Mißbräuchen gereinigt werden ſollte. Ein ſolches *) Gutachten wurde den 24. Juni 1731 von Kurmainz unter dem Vorſitz des kaiſerlichen Principal-Kommiſſärs am Reichstage zu Regensburg, Herrn Froben Ferdinand, gefürſteten Landgrafen zu Fürſtenberg-Mößkirchen in fünfzehn Punkten abgele-

---

*) In Fabri Staatskanzlei T. 58. p. 602.

ſen, wovon hier ein kurzer Auszug nicht am unrechten Orte ſeyn kann. Ihr Inhalt verordnete: 1) daß im heiligen römiſchen Reich von den Handwerkern keine Zuſammenkunft gehalten, keine Zunftgeſetze, Ordnungen und Gebräuche ohne Vorwiſſen und Theilnahme der Obrigkeit eingeführt oder fortgeſetzt werden ſollen; — 2) ſetzte vernünftige Vorſchriften in Betreff der Geburts- und Lehrbriefe, des Dienſtaufſagens, der Kundſchaften, der Handwerksſtrafen u. a. feſt; erklärte 3) daß ein Geſelle darum, weil an ſeinem Lehrorte andere Gebräuche, als in der Fremde eingeführt ſeyn mögen, beobachte, nicht geringer zu halten, noch darüber zur Rede zu ſtellen ſey; verordnete 4) daß die Kinder gewiſſer ärmerer Leute, als z. B. der Hüter, Todtengräber, Nachtwächter u. a. von Erlernung der Handwerke nicht mehr ausgeſchloſſen, ſondern (die Schinder alleine, bis auf deren zweite Generation, ausgenommen) wie alle andere Leute aufgenommen; daß ferner wegen Vergehungen durch einſeitige Zunftverfügungen 5) kein Junge von der Lehre entlaſſen, kein Geſelle für unredlich und beſchimpft erklärt, ſondern daß eine ſolche Sache vielmehr der obrigkeitlichen Erkenntniß und deren Ausſpruche überlaſſen, und daß eine freventliche Umgehung der Obrigkeit, und daß noch mehr eine Zuſammenrottirung und ein

Aufſtand auf das ſchärfſte beſtraft werden ſollten; befahl 6) daß allen ſogenannten Laden eines Landes und Ortes eine gleiche Achtung bezeigt, und daß keine ſogenannte Hauptlade ferner einigen Vorzug haben ſollte; 7) ahndete die Mißbräuche bei dem Aufdingen und Freiſagen der Lehrjungen, bei dem Schenken der Geſellen, und gebot, daß die Summen ſolcher Ausgaben von den Ortsobrigkeiten feſtgeſetzt, und daß auch 8) von dieſen die Geldeerlagen bei Strafen unterſucht, und geſetzlich beſtimmt werden ſollten. Der 9te Punkt wollte, daß die Pedantereien und albernen und theils unehrbaren Gebräuche und Gewohnheiten bei dem Freiſagen, die läppiſchen Handwerks-Grüße und andere Mißbräuche oder Anmaßungen, z. B. der blaue Montag, das Degentragen, und ſ. a. aufgehoben ſeyn; und 10) daß vor allem der bei einigen Zünften eingeſchlichene böſe Gebrauch, heimliche Verfaſſungen und Sätze zu hegen, und die Verheimlichung derſelben zu geloben, zernichtet ſeyn ſollte. Der 11te Punkt hob den Unterſchied, welcher von einigen Handwerkern zwiſchen ehelichen und unehelichen, aber legitimirten Kindern gemacht wurde, auf; der 12te Punkt aber unterſagte den bei einigen Handwerkern herkömmlichen Gebrauch, von angehenden Meiſtern ganz außerordentlich koſtbare und unnützliche Meiſterſtücke, dann die bei der Aufnahme hergebrachten üppigen Mahlzeiten und Zehrungen zu fordern, und wollte, daß zu Meiſterſtücken nur nützliche Sachen, und bei der Aufnahme nur mäßige Koſten erlaubt ſeyn ſollten. Der 13te Punkt verwarf mehrere andere Mißbräuche, als z. B. die in einigen Orten herrſchende Albernheit, vermöge welcher Roth- und Weißgerber, welche Hundshäute verarbeiteten, oder Hunde und Katzen todt ſchlugen, mit Abdeckern getrunken, oder Umgang gehabt hatten, für unredlich oder unehrlich erklärt wurden; ferner den Mißbrauch, vermöge deſſen Bader und Wundärzte einen Verband nicht auflöſen, den ein anderer geknüpft, eine Kur nicht vollenden wollen, welche ein anderer angefangen hatte u. ſ. w. Der 14te Punkt enthielt, daß auf dieſen Verordnungen pünktlichſt beſtanden, die muthwilligen und fortgeſetzten Uebertretungen mit der gänzlichen Aufhebung aller Zünfte bedrohet, daß demnach jene Verordnungen jährlich in den Zunftſtuben geleſen, den Lehrjungen eingeprägt, und endlich 15) daß die benachbarten Kreiſe oder Stände denſelben beizutreten erſucht werden ſollten. Dieſe Reichsordnung beſtätigte der Kaiſer durch ſeinen den 4. September 1731 angekündigten Beitritt, mit dem Verſprechen, daß er ſich angelegen ſeyn laſſen würde, ſämmtliche dieſe Handwerksverordnungen im deutſchen Reiche bekannt zu machen, und auf ihrer Beobachtung zu beſtehen; was auch in denjenigen deutſchen Ländern, in welchen man mit beharrlichem Eifer auf der Befolgung beſtand, von dem ſchönſten Erfolg war.

Was aber die Aufmerkſamkeit und Sorgfalt Kaiſer Karls VI. vor allen Dingen beſchäftigte, war die Beförderung des Handels in den öſterreichiſchen Erblanden, und dieſem Gegenſtande widmete er ſich um ſo inſtändiger, als er die höchſt wichtigen Folgen eines glücklichen Handels bei andern europäiſchen Nationen ſah, und als ſeine Länder nicht weniger mit ſchiffbaren Flüſſen und guten Häfen verſehen, und für große Unternehmungen vollkommen geeignet waren. Erſt gründete er zu Wien eine ſogenannte orientaliſche Handlungsgeſellſchaft, welche auf der Donau, und (vermittelſt eines Hafens, den er zu Trieſt zurichten laſſen wollte) auf dem adriatiſchen Meere ihre Geſchäfte durch die türkiſchen Länder treiben, und Süddeutſchland mit den Waaren dieſer Länder verſehen ſollte; was übrigens noch eine Kleinigkeit gegen eine andere Unternehmung war, welche er mit einem kühnen Geiſte veranſtaltete, er errichtete nämlich zu Oſtende in Flandern eine Geſellſchaft, welche nicht nur nach Oſtindien, und bis nach China, ſondern auch nach Weſtindien ſchiffen, und an dem unermeßlichen Gewinn, der auf die handelnden Seefahrer wartete, Theil nehmen ſollte. Die ganz beſondern Freiheiten, welche er den Unterthanen den 19. Dec. 1712 ertheilt hatte, ermunterten eine Menge Menſchen, etwas auf gutes Glück zu wagen; und da zumal die ſogenannte Octroy den 19. December 1722 auf dreißig Jahre ausgefertigt wurde, ſo wurde das Verlangen nach Actien oder Beiträgen von den beträchtlichſten Geldſummen außerordentlich gemein. Dieß verdroß alle die Nationen, welche bis dahin den Seehandel beinahe ausſchlüſſig getrieben hatten, zumal die Holländer, deren Kaufleute, nachdem ſie bereits im Jahre 1592 eine oſtindiſche Handlungsgeſellſchaft gegründet, unbeſchreibliche Reichthümer geſammelt, Seetruppen errichtet, höchſt einträgliche Provinzen erobert, und im Frieden zu Münſter (Art. 5 und 6) ein ausſchließendes Recht beinahe auf alle oſtindiſche Handlung ſich zu verſchaffen gewußt hatten, jetzt die Behauptung, daß die Niederlande, welche damals Spanien einverleibt waren, auch an die damaligen Verträge gebunden ſeyen, geltend zu machen ſuchten. Nachdem nun die Häupter der holländiſch-oſtindiſchen Geſellſchaft ihre Anſprüche und Rechte den niederländiſchen Ständen durch eine ausführliche Schrift den

20. Hornung 1720 erſt gleichſam bittweiſe vorgelegt, und nachdem ſie ihre ſchriftlichen Vorſtellungen einige darauf folgende Jahre wiederholt hatten; ſo erklärten ſie endlich, daß ſie ſich veranlaßt gefunden hätten, eine Verfügung zu treffen, durch welche die öſterreichiſch-oſtindiſchen Seefahrer außer Stand geſetzt werden würden, ihre Seefahrten nach Oſtindien fortzuſetzen. Die Höfe von Frankreich und England hatten dieſe Seefahrten nicht weniger ungern geſehen. Sie hatten ihren Unterthanen auf das Strengſte verboten, an den niederländiſchen Actien einigen Theil zu nehmen, und nach einem Bündniß, welches der Kaiſer im Jahre 1725 zu Wien mit Spanien ſchloß, da er von dieſer Krone wegen des Handels äußerſt vortheilhafte Zuſagen erhielt, nahmen ſie die Sache ſo ernſtlich, daß der Kaiſer nicht umhin konnte, den dringenden Vorſtellungen der Vermittler, zumal des päbſtlichen Hofes, Gehör zu geben, und nach einigen vorläufigen Punkten, welche zu Paris zur Beilegung aller Irrungen den 31. Mai 1727 geſchloſſen wurden, auch dieſen Punkt zu bewilligen, daß die oſtindiſche Handlungsgeſellſchaft auf ſieben Jahre unterbleiben, und indeſſen eine, allen Theilen angenehme, Ausgleichung vorbereitet werden ſollte; allein dieſe Ausgleichung kam noch vor dem Ablauf jener

ſieben Jahre zu Stande, indem der äußerſt friedfertig geſinnte Kaiſer in dem oben berührten zu Wien 1731 geſchloſſenen Vertrag, vermöge deſſen er die oſtindiſche Handlungsgeſellſchaft für aufgehoben erklärte, und ſich damit begnügte, daß er ſich durfte angelegen ſeyn laſſen, dem Hafen Trieſt, und andern am adriatiſchen Meere vortheilhaft gelegenen Handlungsplätzen mit perſönlicher Thätigkeit (er bereiſte und unterſuchte dieſe Plätze) eine recht gute Verfaſſung zu geben.

Keine Unfälle waren ſo hart, welche dem gutmüthigen Monarchen nicht verſüßt, keine Schwierigkeiten bei irgend einer Unternehmung waren ſo groß, welche ihm nicht erleichtert wurden, wenn er an jene Angelegenheit, deren Inhalt ſeinem Herzen bei weitem die wichtigſte, man möchte ſagen, die einzige war, dachte, an die Erhaltung ſeiner Geſammtſtaaten für ſein Haus. Er hatte in ſeiner mit der Eliſabetha Chriſtina bereits im J. 1708 geſchloſſenen Ehe erſt im Jahre 1716 einen Sohn, Leopold, erhalten, dieſen aber nach einigen Monaten wieder verloren, und die nachgefolgten drei Kinder waren Prinzeſſinnen. Im Jahre 1717 den 13. Mai wurde Maria Thereſia, im J. 1718 den 14. September Maria Anna, im Jahre 1725 Maria Amalia geboren. Schon den 19. April 1713, da er noch mit keinen Kindern geſegnet war, hatte er den Entſchluß gefaßt und bekannt gemacht, eine beſtimmte Erklärung feſtzuſetzen, und dieſelbe mit einer geſetzlichen Kraft zu befeſtigen, wie es mit der Nachfolge in ſeinen Erbländern gehalten werden ſollte. Die feierliche Urkunde dieſer Erklärung erhielt im Jahre 1720, drei Jahre nach der Geburt der Erzherzoginn Maria Thereſia, den berühmten Namen der „pragmatiſchen Sanction,“ und wurde von den öſterreichiſchen Ständen, von Ungarn, von Böhmen, und den Niederlanden, mit völliger Beiſtimmung anerkannt. Im Weſentlichen war ihr Inhalt: „Wir haben in deutlichen und ganz beſtimmten Worten erklärt, daß in Ermanglung eines männlichen Erben und Nachfolgers die Nachfolge fallen ſoll:

1) auf die Erzherzoginnen, unſere Töchter,
2) auf die Erzherzoginnen, unſere Niecen, unſers Bruders Töchter,
3) auf die Erzherzoginnen, unſere Schweſtern, und endlich auf alle abſtammenden Erben beiderlei Geſchlechts,

indem wir wollen, daß ſie in allen dieſen Fällen unter ſich eine ſolche Ordnung oder Linien-Succeſſion beobachten, welche im vorbemeldten Reglement beſchrieben iſt.“

Und die Anerkennung und Gewehrleiſtung dieſer Sanktion von allen den Mächten und

Höfen, deren Beitritt unmittelbar erforderlich, oder höchſt wichtig war, blieb dem beſorgten Monarchen und dem zärtlichen Vater derjenige Gegenſtand, mit welchem, als mit dem Mittelpunkte ſeiner Beruhigung, ſein ganzer Geiſt durchdrungen, in deſſen Rückſicht ihm keine Aufopferung zu groß war, welche er nicht höchſt bereitwillig geweſen ſeyn ſollte, ſich gefallen zu laſſen. Wir haben gehört, wie er dieſe gewünſchte Gewährleiſtung 1725 von Spanien, 1726 von Rußland, 1731 von England und Holland erhielt. Eben dieſe Gewährleiſtung oder ſogenannte Garantie leiſteten (mit Ausnahme der Kurfürſten von Bayern, der Rheinpfalz und Sachſen) den 11. Jänner 1732 die deutſchen Reichsfürſten, bald darauf (nämlich 1733) auch Kurſachſen, und 1735 Frankreich, und der ganz zufrieden geſtellte Herr ſchmeichelte ſich nunmehr, alle Hauptſchwierigkeiten und Anſtände, welche ſich ſeinem heißeſten Wunſche mit einigem Erfolge hätten entgegen ſetzen können, aus dem Wege geräumt, und der durch ſeine Sanction erklärten Nachfolge eine vollkommene Befeſtigung und Sicherheit verſchafft zu haben. Damit für die Zukunft jeder ſeiner Wünſche, von denen ſeine Ruhe und Zufriedenheit abhieng, erfüllt werden möchte, vermählte er (den 12. Hornung 1739) die erſtgeborne ſeiner Töchter, Maria Thereſia, und zwar nach der eigenen Wahl ihres Herzens, an den Großherzog von Toskana, Franz Stephan, und jene erhabene Tochter befand ſich in geſegneten Umſtänden, als Karl VI. mit dem ruhigſten Troſte, für ſein Haus geſorgt, Gott und ſeine Pflichten von Jugend auf vor Augen gehabt, und den Dank und die Liebe ſeiner Unterthanen auf alle Weiſe ſich verdient zu haben, zu Wien den 26. Okt. 1740 im 55ſten Jahre ſeines Alters im 29ſten ſeiner Regierung, dieſe Welt verließ. Wie ſehr hatte ſich der gutmüthige Monarch in ſeinen Erwartungen geirrt! Unmittelbar nach ſeinem Hintritt traten Preußen, Sachſen, Bayern, Spanien mit Anſprüchen auf den größten Theil ſeiner Länder hervor. Die Preußen ſtanden in Schleſien, die Sachſen in Böhmen. Die Bayern, welche von einem franzöſiſchen Heere unterſtützt wurden, befanden ſich im Herbſte 1741 auf der Straße nach Wien, wo man auf eine Belagerung ſchlechterdings nicht gefaßt war, und der auf allen Seiten in die Enge gekommenen Maria Thereſia, blieb denſelben Augenblick nichts übrig, als ihre perſönliche Sicherheit in der Entfernung von ihrer Hauptſtadt zu ſuchen. Sie begab ſich nach Preßburg, trat (den 11. September 1741) vor die verſammelten Stände der (durch Muth und That verewigten) Ungarn, und indem ſie ihnen ihren künftigen König (ſie war zu Wien den 13. März 1741 mit einem Prinzen, Joſeph II., Mutter geworden) zeigte, ſchilderte ſie ihnen mit wenigen, aber höchſt rührenden Worten ihre Lage. Die Ungarn zitterten vor Schmerz und feurigem Ungeſtüm, als ſie jene Worte hörten. Und indem ſie ihre Säbel empor ſchwangen, ertönte ihr Geſchrei bis zum Himmel: Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia! (Laßt uns ſterben für unſern König, Maria Thereſia!) Wir werden die Veranlaſſungen und die Schickſale dieſer Unternehmungen in der nächſten Fortſetzung vernehmen.

Mit dem Kaiſer Karl VI. erloſch vollends der Mannsſtamm des hochberühmten Geſchlechtes der Habsburger, das dem deutſchen Thron bereits im Jahre 1273 einen großen König, den verewigten Rudolph, geliefert, das jenen erhabenen Thron vom Jahre 1440, da Friedrich III. gewählt ward, angefangen, in einer ununterbrochenen Folge beſeſſen, das ſeit dem Jahre 1282, da es von Oeſterreich Beſitz nahm, meiſtens durch friedliche Wege, durch Vermählungen nämlich, zur höchſten Stufe von Macht und Glanz ſich erhoben, das (um nur das Hauptſächlichſte zu nennen) durch Maximilian I. die weitläufigen Länder des Hauſes Burgund, durch deſſen Sohn Philipp die ſpaniſche Monarchie, beide Sicilien, Sardinien und Amerika, durch Ferdinand I. Ungarn und Böhmen ꝛc. an ſich gebracht, aber auch den (ihm und andern unbeſchreiblich ſchädlich gewordenen) Verdacht und Vorwurf, daß es, weil es ſeine überlegene Macht zur Unterdrückung der Unmittelbarkeit der deutſchen Fürſten, und zur Errichtung einer ſogenannten Univerſal-Monarchie vielleicht hätte mißbrauchen können, dieſen Mißbrauch jener Macht wirklich beabſichtige, ſich zugezogen, und das übrigens durch ſein Benehmen unzählige Gelegenheiten zur Abziehung höchſt wichtiger Lehren für die Welt gegeben hat, wenn dieſe Welt geneigt wäre, ſeine Lehren aus den Begebenheiten der Vorzeit, und nicht (was ſie, ohne ſich es zu geſtehen, gewöhnlich thut) aus den flüchtigen Anſichten ihres Zeitgeiſtes ſich abzuziehen.

* * *

Hiſtoriſche Anekdoten.

Großmüthige und edle Züge.

Den 19. Juli 1708 fiel bei Cliſſow, zwiſchen Warſchau und Krakau jene berühmte Schlacht vor, in welcher der König von Polen (und Kurfürſt von Sachſen), Auguſt **I.**, von Karl **XII.** König von Schweden auf das Haupt geſchlagen, und dann ſeiner Krone beraubt wurde. In dieſer mörderiſchen Schlacht trug ſich zu, daß einem ſchwediſchen Rittmeiſter, Baron von Sacken, bei der Anführung einer Eskadron wider die Sachſen, das Stangengebiß ſeines Pferdes gebrochen, und er mitten unter ſeine Feinde geführt wurde. Der König von Polen, weit entfernt, ſich dieſen Unfall, der ihm einen wackern feindlichen Mann in ſeine Hände geliefert hatte, zu ſeinem Vortheil zu bedienen, ließ den Rittmeiſter erſt zu einer wohlbeſetzten Tafel einladen, und ſchickte ihn dann ſeinem Könige wieder zurück. Karl

XII. blieb bei dieſer Großmuth nicht ungerührt, und entließ auf der Stelle dreizehn gefangene ſächſiſche Offiziere, ohne ein Löſegeld, oder eine Auswechslung zu verlangen. Man erzählt auch, daß dieſer eben nicht mit der empfindſamſten Gemüthsart begabte König, da er auf dem Schlachtfelde einen verwundeten und rein ausgeplünderten, ſächſiſchen Offizier angetroffen, ſeinen Rock ausgezogen, und ihn dem Verunglückten nebſt ſeinem Degen geſchenkt habe. Schmauß Leben Karl XII. p. 766. Lamberti Mem. T. II. p. 172.

Eben dieſem König Karl XII. ſtellte einer ſeiner Miniſter, Graf Piper, vor, daß es dem ſiegreichen König ein Leichtes ſeyn würde, ſich ſelbſt die Krone von Polen auf das Haupt zu ſetzen. Der Schwedenkönig antwortete: „Ich habe mehr Vergnügen daran, Kronen zu verſchenken, als für mich zu gewinnen.“

Karl XII. hatte die polniſche Krone dem Prinzen Jakob Sobiesky (Sohn des polniſchen Königs Johann, der ſich 1683 um die Befreiung der Stadt Wien ſo verdient gemacht hatte, zugedacht, und dieſer Prinz erwartete mit jedem Augenblicke die ihm höchſt erwünſchte Nachricht ſeiner Wahl, als es dem vom polniſchen Throne verdrängten Könige Auguſt 1734 gelang, ihn unweit Breslau in Schleſien durch dreißig ſächſiſche Reiter aufheben zu laſſen. Karl XII. trug jetzt die Krone dem Prinzen Alexander, Bruder jenes Jakobs, an, und er, der König ſowohl, als die dabei gegenwärtigen Generale und ſchwediſchen und polniſchen Hofleute ſtatteten dieſem Prinzen ihren Glückwunſch ab, indem ſie ihn zu gleicher Zeit verſicherten, daß es für Polen in den Umſtänden, worin ſich dieſes Königreich befand, ein Glück ſey, daß ihm die Krone zu Theil geworden; allein der junge Prinz war nicht zu bewegen, aus dem Unglücke ſeines Bruders einen Vortheil zu ziehen, und er blieb feſt auf ſeinem Sinne, zur Verwunderung damaliger Könige und der Welt.

Die liebgewonnene Baſtille.

Als Philipp II., Herzog von Orleans, nach dem Hintritte König Ludwigs XIV. (1715) der Vormund des noch unmündigen Königs und Regent von Frankreich wurde, verlangte er ſogleich ein Verzeichniß der Unglücklichen, welche unter der vorigen Regierung in die Baſtille verſetzt worden waren, und nachdem er daſſelbe durchgeſehen, befahl er, daß man alle diejenigen, welche nicht wegen eines entehrenden Verbrechens dahin verſetzt worden wären, auf der Stelle in die Freiheit ſetzen ſollte. Unter andern Verhafteten führte man einen Italiener heraus, welcher bereits fünfunddreißig Jahre eingeſperrt geweſen. Dieſer Unglückliche wollte die ihm angekündigte Freiheit durchaus nicht annehmen, indem er verſicherte, daß die Baſtille weiter kein großes Unglück für ihn mehr ſeyn könnte; er würde auch, fuhr er fort, auf keine Unterſtützung ſeiner Anverwandten rechnen können, als welche ihn theils gar nicht kennen, theils vollends nicht mehr leben würden. Der Regent wurde von dieſer Aeußerung innigſt gerührt, und befahl, daß man ihn in der Baſtille lebenslänglich behalten, ihn recht gut verſorgen, und ihm übrigens die unbeſchränkte Freiheit, nach ſeinem Belieben aus und einzugehen, laſſen ſollte. Duclos I. 230.

Die biedere Worthaltung.

Unter den engländiſchen Feldherren, welche ſich im ſpaniſchen Erbfolgekriege durch außerordentliche Beweiſe von Einſicht und Muth auszeichneten, ſtand der Graf Karl Mordaunt von Peterborough in der erſten Reihe. Dieſer General belagerte im Jahre 1705, zugleich mit dem Prinzen Georg von Heſſendarmſtadt, die Stadt Barzellona, die Hauptſtadt der ſpaniſchen Provinz Catalonien. Da ſich die Eroberung dieſer ſehr wohl vertheidigten Stadt länger, als den Belagerern lieb ſeyn konnte, verzögerte, ſchlug Karl Mordaunt dem Prinzen von Darmſtadt vor, plötzlich und mit der möglichſten Schnelligkeit und Anſtrengung einige Verſchanzungen wegzunehmen, durch welche das Fort Mont-joui (jovi) gewonnen, und die Stadt ihrer Hauptſtütze beraubt werden würde. Der Prinz unternimmt den Sturm auf der Stelle, und fällt an der Spitze ſeiner Truppen, durch eine Muskentenkugel getödtet; aber zu gleicher Zeit zerplatzt eine Pompe in der Pulverkammer des Forts, welches dadurch ganz zerſchmettert, und mithin auch die Stadt ſelbſt ihrem endlichen Schickſale preis gegeben wurde. Der ſpaniſche Vizekönig und Befehlshaber der Stadt bot ſogleich gegen einen anſtändigen Vergleich die Uebergabe der Stadt an, und der Graf von Peterborough fand ſich auch unverzüglich vor den Thoren derſelben zur Unterhandlung ein. Während daß nun dieſe beiden Oberhäupter in der Unterhandlung begriffen waren, erhob ſich in einiger Entfernung ein gräuliches Schreien und Heulen. „Sie haben uns überliſtet, rief der Vizekönig. Wir ſind hier mit den Uebergabspunkten in aller Redlichkeit beſchäftigt, und ihre Engländer ſind indeſſen in die Stadt gedrungen, worin die Einwohner dieſen Augenblick geplündert und mißhandelt werden.“ Sie irren ſich, erwiederte der Graf von Peterborough, wenn ſie meine Truppen meinen. Es können nur die Darmſtädter ſeyn, und hier, fuhr er fort, giebt es nur noch Ein Mittel, ihre Stadt zu retten, welches darin beſteht, daß ſie mich mit meinen Truppen in die Stadt laſſen. Ich werde die Ordnung ſogleich wieder herſtellen, und ſodann mich unverzüglich wieder hier einfinden, um unſere Unterhandlung der Uebergabspunkte wieder fortzuſetzen. Er ſagte dieß mit einem ſolchen Tone von Ernſt und Feſtigkeit, daß der Vizekönig kein Bedenken trug, ihm die Thore zu öffnen. Der Graf hielt auch pünktlichſt ſein Wort; er drängte die darmſtädtiſchen Truppen zur Stadt hinaus, folgte dann ſelbſt mit den Seinigen, kam pünktlichſt wieder zu dem Vizekönige zurück, um ſeine Verträge mit ihm zu ſchließen, und gab hiermit den Spaniern und der Welt ein Beiſpiel von Worthaltung, worüber man ſich zwar freuen, aber zur Ehre ſeiner Zeit ſich nicht verwundern ſoll. Es iſt ein ſehr zweideutiges Lob, eine Handlung, worin eine Worthaltung vorkömmt, als etwas, das nur ſelten vorfällt, zu rühmen.

Die großmüthige Erwiederung einer beiſſigen Entſchuldigung.

König Karl XII. von Schweden hielt bei ſeinen Truppen beinahe eine noch ſtrengere Mannszucht, und beſtrafte die Vergehungen wider dieſelbe noch unerbittlicher, als Guſtav Adolph, welcher in ſolchen Fällen unnachſichtlich verfuhr. Voltaire in ſeinem „Leben Karls XII.“ erzählt aber von dieſem Könige eine Anekdote, welche beweiſet, daß Karl XII. auch ein Gefühl für Aeußerungen einer beſondern Großmuth beſaß. Er ritt eines Tages um Leipzig ſpazieren, als er einem Bauern begegnete, der ſich zu ſeinen Füßen warf, und ihn bat, daß Er ihn gegen einen Grenadier ſchützen möchte, welcher ihm ſein Mittagseſſen mit Gewalt genommen hätte. Der König ließ den Grenadier auf der Stelle zu ſich kommen, und fragte ihn in einem ſtrengen Tone, ob er das gethan hätte, weſſen ihn der Bauer bezüchtigte. Ich hab's gethan, allergnädigſter König, antwortete der Soldat; aber ich habe dadurch dem Bauern nicht ſo viel Uebels gethan, als Eure Majeſtät dem Herrn dieſes Bauern zugefügt haben. Eure Majeſtät haben jenem Herrn (dem Kurfürſten von Sachſen und König von Polen, Auguſt) ein Königreich genommen, ich aber nahm dieſem Bauern weiter nichts, als ein Hühnchen. Dieſe mit einer naiven Kühnheit vorgebrachte Entſchuldigung erſchütterte im erſten Augenblicke, und beluſtigte dießmal den (gewöhnlich ſehr rauh zufahrenden) Monarchen, ſo daß er dem Grenadier mit eigener Hand zehn Dukaten gab, und ihm auch die Strafe erließ, aber mit dem Beiſatze: „Erinnere dich doch auch, mein Freund, daß ich von dem Königreiche, welches ich dem Auguſt nahm, nichts behalten habe.“

Die ſonderbare Beſcheidenheit.

„Ich werde gewiß nicht viele ſolcher Anekdoten, als die folgende iſt, die ich erzählen werde, zu erzählen haben, um dem Leſer mit ihrer Menge beſchwerlich zu fallen, ſchrieb **M. Duclos** in ſeinen **Memoires secretes (Tom. I. p. 269)** und ich dürfte es mir nicht vergeben, den Namen eines Mannes, welchem eine ſo großmüthige Tugend beiwohnte, in der Verborgenheit begraben zu laſſen. Ein gewiſſer Herr Wittemant hielt als Rektor der Univerſität eine Rede, durch welche er Ludwig **XIV.** bekannt wurde, der ihn ſogleich zum Vorleſer bei dem Dauphin machte, und kaum hatte Wittemant ſeine Verrichtungen als Unterlehrer angefangen, als ihn der junge König auch ſchon liebgewonnen zu haben ſchien. Der Regent (Herzog von Orleans, Philipp, welcher nach dem Hintritte Ludwigs XIV. die Verwaltung des Reiches und die Vormundſchaft über den Dauphin behauptete) bemerkte jene günſtige Stimmung; und gleichwie er ſich, während ſeiner ganzen Regentſchaft unaufhörlich beſtrebte, Beiſpiele einer ehrfurchtsvollen Ergebenheit für den jungen König an den Tag zu legen, und immer etwas, was ihm angenehm ſeyn könnte, zu erfinden; ſo wollte er ihm auch das Vergnügen verſchaffen, dem Wittemant eine Gnade erzeigen zu können. Demnach legte er ihm eines Tages das Diplom auf eine erledigte Abtei vor, welche jährlich 15,000 Livres abwarf, und für den Wittemant geeignet war. Der junge König, ganz entzückt über die Gelegenheit, dieſe Handlung eines ſelbſtſtändigen Herrn ausüben zu können, ließ den Wittemant auf der Stelle rufen, und gab ihm im Beiſeyn des Regenten, des Marſchalls von Villeroi, und des Biſchofs von Frejus, Fleuri, das Diplom, wobei er ihn als Abten der ihm vermeinten Abtei anredete. Da Wittemant nicht gleich errathen konnte, warum ihm der junge König einen fremden Namen gebe, ſo nahm der Regent das Wort, indem er ihm erklärte, welche Art von Gnade ihm der König erzeigen wollte. Wittemant wurde zuerſt über die rechte Weiſe, wie er über jene Gnade ſeinen Dank vorbringen ſollte, etwas beſtürzt, verſicherte aber, daß er mit Gnadenbezeugungen bereits überhäuft worden wäre, und daß er, nachdem er keine dürftigen Anverwandten hätte, nicht wüßte, wozu ihm eine Vermehrung ſeiner Einkünfte helfen ſollte. Sie werden damit gutthätig ſeyn können, ſagte der Biſchof von Frejus. Warum ſoll ich aber Almoſen annehmen, erwiederte Wittemant, bloß um Almoſen geben zu können? Zudem befinde ich mich durchaus nicht in ſolchen Verhältniſſen, wo man die Gelegenheiten erhält, die wahren Bedürftigen kennen zu lernen, und jeder Pfarrer würde dazu geeigneter ſeyn, als ich. Der Regent, Villeroi und der Biſchof, welchen eine ſolche Denkungsart eine ganz neue Erſcheinung war, hielten zuerſt den Wittemant für einen ſchlauen Hypokriten, und drangen mit einem ſchalkhaften Lächeln, womit man einem zu verſtehen giebt, daß man gut wiſſe, was man von der Sache zu denken habe, in ihn, daß er ſich nicht länger weigern ſollte, die Gnade anzunehmen. Aber dem Wittemant war es ſein wirklicher Ernſt, und nichts konnte ihn bewegen, von ſeiner Weigerung abzuſtehen. Man mußte für dieſe Abtei einen andern Mann ſuchen, der nicht ſo gar ungewöhnlich ſtreng dachte, und es war dann auch gar nicht ſchwer, einen ſolchen zu finden. Der beſcheidene Wittemant dachte bei Hofe auf nichts, als auf die Erfüllung ſeiner Verrichtungen, und wenn dieſe geendiget waren, kehrte er zu ſeinen übrigen Obliegenheiten als Chriſtenlehrer zurück.“

Das merkwürdige Geſtändniß.

Der Jeſuit, Ren. Joſeph Tournemine, ſtellte eines Tages den berüchtigten Peter Bayle über ſeine höchſt ſonderbare Sucht, alles, was dem Menſchen wichtig und heilig ſeyn muß, in Zweifel zu ziehen, zur Rede, indem er ihn bat, ihm doch den eigentlichen Zweck, welchen er mit ſeinem ſeltſamen Benehmen verbinden könnte, freundſchaftlich mitzutheilen. Bayle gab ihm ohne alle Betroffenheit zur Antwort: „Ich bin im Reiche der Gelehrſamkeit der homeriſche Jupiter, der Wolkenverſammler. Meine Kunſt und Kraft und Abſicht beſteht darin, alle Dinge in dichte Dünſte von Zweifeln zu hüllen, und mich an den Bemühungen zu ergötzen, welche ſich die Gelehrten unſerer Zeit, indem ſie mich einen Mann von fürchterlichem Scharfſinn nennen, um die Wette geben, um meine Dunſtgebäude, welche ich zu meinem Zeitvertreibe baue, zu zerſtreuen und aufzuklären.“

Dictionaire de Portraits historiques, a Paris MDCCC etc. sub voce: Bayle.

„Schreiben des Herrn Baron Sigmundt von Hegnenberg, Obriſt-Wachtmaiſtern deß Graf Preyſing. Infanterie-Rgts de dato 29. July ao. 1739 aus dem Feldlager yber Themis.

„HochEdlgebohrner Freiherr, Gnedig. vnd Hochgebiettenter Herr Vatter!

„Nachdem den 21. diſſ im Lager bei Winza die ordre ergangen, bei der Nacht vmb 9 Vhr, die ganze armée aufzubrechen, vnd gegen Krozka zu marchiren, wo vorhero 18 grenadiers Compagnieen, dann 6 Cavalerie-Rgtr vorauſ vmb die attaque zu machen, commendiert worden, ſint wúr Fruehe morgens vmb halbe 5 Vhr vnnter dem Perg, alwo die attaque gemacht worden, angelanget vnter der Preyſing.-Minuzi- vnnd ChurPrinz. Battallion vnder dem Commando deſſ general-Wachtmaiſters Baron von HelffReich, alſ general von der Brigade hinauf vnnd zwar durch einen Walt mit geſpigten Palgen, von welchen Wür aber nit den 8ten thaill ganzer auf den Platz, wo das groſſe Feur ware, gebracht, daſ alſo vnnſer Battallion von allen Kaiſerl. das erſte, vnnd Minuzi das andere ware, welche von denen Türckhen ſolchergeſtalten attaquirt worden, daß Wür nebſt allen Kayſerl. vill auf dem champ de Battallie gelaſſen, endtlichen aber Vnnſ retirieren müeſſen, mit Zurückhlaſſung zway Kayſerl. dann 1 Bayer. geſchwindt-Stückh, welches continuirliche Feur auf den Perg drei Stundt gethauret, Nachdeme bin ich von general-Wachtmaiſter Prinz von HildesBurghauſen mit einer Compagnie von Braun, Dann Vnnſer Haubtmann Heneqauli Grenadier-Compagnie, dem Türckhen dieſe verlaſſne 3 Stückh wider abzunemmen, commandiert worden, welches Commando mir vmb ſo angenehmer ware, als diſſ meine erſte Compagnie vor dem Feundt, wo mich signalisieren konnte, bin alſogleich mit meinen Vnter mir habenten zwei grenadier-Compagnien, dann zweien ſtuckh-Pferdten, weillen nit mehr bei handeen waren, in daſ Holz vntern Perg, wo die 3 ſtuckh waren, mit Clingenten Spill marchieret, indeme von Vnſer Battallion am Perg bedeckhet ware, vnd mit meinen 200 Mann avanciert bis die höche der Stückh bekhommen, und gegen den Türckhen marchiren laſſen, ſobald aber die höche gehabt, habe meine

Compagnie von Kayſrl. détachiert, vnnd damit daſ Stuckh von Kaiſerl., welches daſ erſte ware, bedekhet, vnnd ſolang mit beiden separierten Compagnien charchieret, biſ eines davuon gefiehret, ſodann wieder avancieret, vnd mich des zweyten auf obige arth, ingleichen des dritten bemechtiget, welche 3 glükhlichen zur Kayſrl. artillerie zuruckh gebracht, woryber mich der commandierende General-Major von Hildeburgshauſen vor all andern Generals, vnnd Officiers, auch vor der Braun Battallion emprassiret, ſagent, daß mir die Ehre Zuezuſchreiben, welche Er von keinen andern gehofft, wohl wiſſent, daß wan ein Bayer. Officier mit ſo guetten Herzen waſ vndernemmen thäte, auch guet exequieret werde, Dahero habe Er mich darzue aufgeſucht, vnd würdt nit ermanglen, es dem Veldmarchal, dan dem VeldtZeigMeiſter alſ ſeinen Hrn. Vöttern zu Vnderbringen, wehrend der abnehmmung der Stuckhen habe von denen bey mir gehabten Leuthen nit mehr dan 7 Todt vnd 9 Plessirte Bekhommen, Türkhiſcher ſeiths ſeint zwar vill gefallen, die ſye aber gleich forthgetragen haben, daſ alſo mit rainer Feder die Zahl nit beſchreiben kann, Gleich nach meiner ſchwer gehabten Expedition, iſt der Chur-Prinz. vnnd Preyſing. Battallion commandiert worden, ſo gegen 10

Vhr ware, in dem quares, ſo faſt einer aproche zuuergleichen, das Max. Heſſiſche Regt. alda abzuleſen, beordert worden, wo Wür in Beſtendtigen Feur, vnnd zwar biß auf $^3/_4$ auf ſieben Vhr waren, vnd von Vnſer Battallion 3 Hrn. Haubtleuth, dann 4 Lieuth. nebſt vill vnndOfficiere, und 112 Todt vnnd Plessirte Bekhommen, wie dann mir auch mein Stuz-Schimmel vnder meiner Todtgeſchoſſen worden, Ich kann wohl ſagen, daß ein ſolches Feur von 5 Vhr an, biſ auf die Nacht vmb ſieben Vhr ware, alſ wann ſich die Höll eröffnet hette, ſeint auch von der ganzen armée, ſo man aigentlich nit wiſſen will, bei 6000 Mann Todt, vnd plessierte Verbliben, nach vollenter action aber, ſeint Wür in der Fünfſtern Nacht mit der ganzen armée zurückh nacher Winza marchiert, vnd Vnnſ gleich en ordre de Battaille geſtellt, wo wür den anderten Tag wider durch den Türckhen attaquirt worden, weil Er aber guett, vnd beſſere Disposition gefundten, hat ſelber wider retirieret, allein ſeind wür abents wider zuruckh in die Linien bei Mirova, alwo Vaſt gleiches geſchehen, auſſer daſ Türckh. vnd Kayſerl. ſeithe gegeneinander Briefe vnnd Trompeter hinyber, ein vice aga aber heryber geſchickht worden, daſ auf ein augenblickh mit 2 von Vnnſerer armée außgemachten Stuckh-

Schuß alles geendiget ware, bey der Nacht aber in daſ Feldtlager vber die Sau nacher Porsi marchieret, vnnd Vns in einen quares mit der armée postieret, vnnd dem Feundt zum ſchlagen erwarttet, weillen aber wahrgenommen wordten, daſ ſelber ſich gegen Viplanga gezogen, ſo ſeint wir geſſtert fruhezeitig anhero kommen, in der hoffnung zu attaquieren, oder von dem Feundt attaquiert zu werden, vnd wür die beſte Occasion gehabt hätten, es ins Werckh zu ſezen, waſ aber Vrſach, ſtehet mir nit zue, ſolch hoche generals zu critisieren, indeme ſye wiſſen, waſ ſye zu uerantwortten haben; Anheunt vmb 9 Vhr ware wider allarm, vnnd hat ſich der Türckh ſechen Laſſen, der ſich aber in einer ſtundt darauf retiriert, erwartten alſo waſ weitter folgen werdte. Ich hette gern Ihro Excell. Graf Törring, vnd Ihro Excell. Graf Max Preyſing, Dan Meinen Hrn. generalen davon raport erſtattet, allein die Zeit laſt es nit zue, indeme ſeither 12 Tag Die Nacht hindurch beſtändtig marchiren, bei dem Tag aber agieren, vnnd vill zuthuen habe, Ich bin Vnglickhlich worden, mit Verliehrung 6 Packh-Pferdt, alwo mein Cleine pagage mit Kuch!Gſchirr Darauf gehabt ꝛc. vnnd dermahlen weder Pöth, noch waſ immer Nammen haben mag, mehr habe, vnnd wohl ſagen kan, mit einen ſchmutzigen Hemmet, Lidernen Hoſen, abgeſchabten Rockh, omnia mecum porto, allein wan ich nur Glickhlich, vnnd im ſtandt meine Schuldtigkheidt Zumachen bin, ſo Vergiß all vbriges, vnnd muß mich mit andern in Krieg Erarmeten consoliren, in Hoffnung, daſ mein Genedigſter Chur- und Landtsfürſt, mir alles Diſes in andern erſezen werde ꝛc.“

Der unvermuthete Glaube an Vorbedeutung.

Die ruſſiſche Kaiſerinn Eliſabeth wurde beredet, dem Könige von Preuſſen, Friedrich II., den Krieg zu erklären. Es wurde ihr demnach eine der Aeußerung ihrer Geſinnung gemäße Kabinets-Ordre vorgelegt, in welcher ſämmtlichen Generalen befohlen wurde, ferner nicht zu zaudern, ſondern einen ſo äußerſt thätigen Feind auf der Stelle anzugreifen. Schon hatte ſie die Feder, womit ſie jene Ordre unterzeichnen ſollte, ergriffen; ſchon machte ſie mit derſelben eine Bewegung nach der Dinte, als ſich im nämlichen Augenblicke eine Mücke in das Dintenfaß ſtürzte. Die Kaiſerinn erſchrack darüber ſo ſehr, daß ſie ein heftiges Geſchrei ausſtieß, und die Feder fallen ließ; auch ſchlechterdings nicht mehr zu bereden war, die Ordre zu unterzeichnen *).

---

*) Eine recht ſonderbare Erſcheinung iſt es, und fährt es fort zu ſeyn, daß der Glaube an Vorbedeutungen in allen Jahrhunderten auch ſogenannten ſtarken Geiſtern, und im unbeſtrittenen Rufe einer ächten Aufklärung geſtandenen Männern beigewohnt hat. Der (zu Göttingen den 24. Februar 1799 verſtorbene) Profeſſor der Philoſophie, Georg Chriſtoph Lichtenberg, ein Mann, der mit einem philoſophiſchen Geiſte eine ausgebreitete Gelehrſamkeit verband, und einen ſeltenen Scharfſinn, und eine Menſchen- und Weltkenntniß ohne Gleichen beſaß, war von dem ängſtlichſten Glauben an Vorbedeutungen ganz durchdrungen. Er ſelbſt ſchrieb von ſich: „Einer der merkwürdigſten Züge in meinem Charakter iſt gewiß der ſeltſame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe, und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Jedes Kriechen eines Inſekts dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schickſal. Iſt das nicht ſonderbar von einem Profeſſor der Phyſik? Iſt es aber nicht in der menſchlichen Natur gegründet, und nur bei mir monſtrös geworden, ausgedehnt über die Proportion menſchlicher Miſchung, die an ſich heilſam iſt?

Sehr geſchickt wußte der oben genannte König Friedrich einen Zufall, der für eine Vorbedeutung gelten konnte, zu benutzen. „Der König, ſchrieb er (B. 1.) von ſich ſelbſt, kam den 21. December 1740 zu Kroſſen an. Ein ſonderbarer Zufall wollte, daß gerade an dem Tage ein wahrſcheinlich veraltetes Seil, woran die Glocke

Die ſchöne Genugthuung.

Herr de la Faluere, erſter Präſident im Parlement von Betragne, hatte, als er noch Rath war, den Einfall, eine Rechtsſache, bei welcher ihm der Vertrag zugetheilt worden war, einigen Leuten, welche er für eben ſo geſchickt und redlich, als er ſelbſt war, hielt, zur Ausarbeitung zu überlaſſen, und dann nach dem Auszuge, welchen ſie ihm aus den Akten zuſammengeſchrieben hatten, ſeinen Bericht zu erſtatten. Einige Monate, nachdem die Sache geſetzlich entſchieden worden war, wurde er in Kenntniß geſetzt, daß durch ſein zu großes Vertrauen auf andere Leute, und durch ſeine leichtſinnige Voreiligkeit eine ehrliche und arme Familie um die einzige Hab-

---

der Domkirche hieng, zerriß. Die Glocke fiel zur Erde; und man ſah dieß für ein böſes Zeichen an; denn es herrſchten in den Gemüthern der Nation noch abgläubiſche Ideen. Um dieſen übeln Eindrücken zu begegnen, erklärte der König dieſes Anzeichen auf eine günſtige Art. Dieſe herabgefallene Glocke bedeutete (nach ſeiner Auslegung), daß das Hohe werde erniedriget werden. Nun war das Haus Oeſterreich ganz ohne Vergleich viel höher, als das brandenburgiſche Haus, und dieſe Vorbedeutung gieng alſo deutlich auf die Vortheile, die man jenem abgewinnen würde.“

ſchaft, welche ihr noch übrig war, gebracht worden ſey. Mit Schrecken und unſäglichem Kummer machte de la Faluere dieſe Entdeckung. Der richterliche Spruch, nachdem er bereits in die Protokolle eingetragen, und zum Vollzug gekommen war, konnte, ohne unabſehbare Schwierigkeiten, nicht mehr zurückgenommen, und gleichwohl konnte der ſo übel bediente Rath, ohne eine Erſtattung gemacht zu haben, auch nicht mehr ruhig werden. Nach langen Nachforſchungen gelang es ihm endlich, die ganz hilfloſe, und dem Erhungern nahe Familie in einem elenden Winkel, wohin ſie ſich vor aller Welt verborgen hatte, zu entdecken, und ſie durch ſeine ihr höchſt unvermuthete Ankunft in eine freudenvolle Beſtürzung zu verſetzen, indem er, nach einem freimüthigen Geſtändniß ſeines Verſehens, eilte, ihr die Summe, welche ihr durch ſeine Schuld widerrechtlich entzogen worden war, zu erſetzen. Der dramatiſche Dichter, Nivelle de la Chaussée, hat dieſen Gegenſtand mit vielem Glück aufs Theater gebracht.

Karl Albert,
als
Kaiſer VII.

(Gewählt den 24. Jänner 1742, geſtorben den 20. Jänner 1745.)

§. I.

1740. Der Zeitpunkt, in welchem wir das Weſentliche aus dem Leben **Karls VII.**, als **Kurfürſten** von Bayern, und deutſchen **Kaiſers**, vor uns nehmen, gehört in der ganzen deutſchen Geſchichte bei weitem unter die bedeutendſten. Es war jetzt, nach dem (den 20. Oktober 1740 erfolgten) Hintritte **Karls VI.** an dem, daß uralte Verkettungen ſolcher Dinge, durch welche die Ordnung deutſcher Angelegenheiten ſeit Jahrhunderten zuſammengehalten, und oft bei heftigen Erſchütterungen immer wieder feſt und ſicher durchgeführt worden war, mit Einem Male zerriſſen, und daß theils ganz neue Beſtandtheile deutſcher Staaten, theils in alten Staaten neue Herren eingeführt werden ſollten. Die öſterreichiſche Monarchie nämlich ſollte jetzt zerſtückelt, und die höchſte deutſche, die kaiſerliche Reichswürde, die ſeit dem Jahre 1438 auf dem Erzhauſe Oeſterreich haftend geblieben war, ſollte jetzt einem andern Hauſe zu Theil werden; und daß dieſe Ereigniſſe erfolgen würden, daran zweifelten diejenigen Mächte, welche ſich vorgenommen und vereinigt hatten, ſie auszuführen, ſo gar nicht, daß ſie, mit der ruhigſten Zuverſicht auf ihre überlegene Geſammtkraft, ſich mit der Vorſtellung unterhielten, wie es zur Ausführung und Vollendung ihrer Entwürfe und Vorſchläge auf nichts ferner ankommen könnte, als auf die ruhmvolle Mühe, diejenigen Rechte, worauf ſie ihre Unternehmungen gründeten, unverzüglich geltend zu machen, und die ihnen (von ihnen ſelbſt zugeſprochenen) Länder in Beſitz zu nehmen.

Als die von vielen Seiten vorbereitete Unternehmung dieſer Dinge größtentheils ſich noch erſt in einem Zuſtande von ſtiller Entwicklung befand, benahm ſich die Erbtochter des verſtorbenen Kaiſers, Maria Thereſia, mit einer dergeſtalt ruhigen Beſonnenheit und Würde, daß es der mit den Abſichten auswärtiger Höfe weniger bekannten Welt nicht ahnete, irgend einen Unfall von Bedeutung fürchten zu müſſen. Die erhabene Prinzeſſinn ließ ſich die Huldigung von allen den Staaten leiſten, welche ihr ihr Vater hinterlaſſen, und worüber er ſich mit ſo vieler Sorgfalt die Gewährſchaft von ſo vielen Monarchen geſammelt hatte. Weil ſie eben ſo ſehr wünſchte, als hoffte, auch die kaiſerliche Würde bei ihrem Hauſe erhalten zu können, ſo erklärte ſie ihren Gemahl, Franz Stephan zum Mitregenten, und glaubte auch dabei, durch eben dieſe Erklärung allen nur erdenklichen Einſtreuungen, welche ihr, als einer Dame, wegen der Ausübung des böhmiſchen Kurrechts gemacht werden konnten, vorgebeugt zu haben. Sie zweifelte nunmehr nicht, ſich auf die freundſchaftlichſte Stimmung aller deutſchen Fürſten für ſie verlaſſen zu dürfen; einen einzigen ausgenommen, bei welchem ſie aber, wenn ſie auf ſeine edelmüthige und gerechte Denkungsart ſah, noch immer nicht alle Hoffnung aufgab, daß es ihr gelingen würde, ihm ſeine Mißverſtändniſſe (was ihr die Behauptungen und Anſprüche deſſelben zu ſeyn ſchienen) benehmen, und ſeine Freundſchaft im vollſten Maße gewinnen zu können.

Dieſer Fürſt war kein anderer, als derjenige, deſſen Geſchichte wir hier im Weſentlichen behandeln werden, der Kurfürſt Karl Albert von Bayern. Karl Albert wurde den 6. Auguſt 1697 zu Brüſſel, wo ſein Vater, Max Emanuel, als Statthalter der ſpaniſchen Niederlande ſich viele Jahre aufgehalten hatte, geboren, und ſchon ſeit dem ſiebenten Jahre ſeines Lebens in ſolche Lagen verſetzt, welche das Nachdenken wecken, und welche gute Anlagen früher, als außerdem zu geſchehen pflegt, hervorrufen; er wurde mit drei ſeiner Brüder im Jahre 1705 auf Befehl Kaiſer Joſephs I., welcher damals mit Bayern in einem heftigen Kriege verwickelt war, von München nach Klagenfurt in Kärnthen, und nach dem im Jahre 1711 erfolgten Hintritt jenes Kaiſers, nach Gräz in Steyermark geführt, und erſt im J. 1715 ſeinen Eltern wieder zurückgegeben; nachdem er, während ſeines Aufenthaltes in einem fremden Lande, in der wohlthätigen Kunſt, mit Wenigem ſich zu begnügen, wohl geübt, und übrigens als ein Mann, der ſich einſt ſein Brod durch perſönliche Einſicht, Fleiß und Geſchicklichkeit, ſelbſt ſollte verdienen können, in gründlichen Wiſſenſchaften mit einer nicht gemeinen Sorgfalt unterrichtet, überdieß auch für andere, in jedem Stand und Verhältniß anwendbare und ſtets nützliche Eigenſchaften gebildet worden war. Auch ſetzte ſich dieſer Karl Albert bei dem Anfange ſeiner, nach dem (den 26. Hornung 1726 erfolgten) Hintritt ſeines Vaters übernommenen, Regierung durch eine ſtrenge Hausordnung, und zumal durch ſeine wirthſchaftliche, eben ſo ſehr von einer kleinlichen Kargheit, als von einem üppigen Aufwande entfernte Einrichtungen bei ſeinen Unterthanen, und bei den auswärtigen Höfen, welche auf ihn, als auf einen der wichtigſten deutſchen Fürſten, ihr Augenmerk gerichtet hatten, in eine ganz beſondere Achtung, und man erwartete ſchon nichts, als gute und rühmliche Dinge von einem Fürſten, der ſich bei ſeiner erſten Erſcheinung überall ſo vernünftig, ſo edel und entſchloſſen benahm. Nichts war übrigens, unter andern ihm beiwohnenden Eigenheiten, mit der ehrfurchtsvollen Ergebenheit für den Kaiſer und für das geſammte Erzhaus Oeſterreich zu vergleichen, welche er von ſeinem Vater, als der ſeit dem Badner-Frieden die Verbindung Bayerns mit Oeſterreich für die natürlichſte zu erklären anfieng, ererbt, welche er auch bei allen Gelegenheiten mit der zuvorkommendſten Thätigkeit, bei der man in die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen keinem Zweifel einigen Raum geben konnte, gezeigt, und vermöge welcher er in der Folge Abſichten und Plane von einer ganz außerordentlichen Art, wie wir gleich hören ſollen, verbunden hatte, deren Erfüllung, wenn ſie zu Stande gekommen wäre, die Verhältniſſe der deutſchen Staaten, und der europäiſchen Höfe in eine Beſchaffenheit voll großer Folgen verſetzt haben müßte. Nachdem ſich nämlich Karl Albert im Jahre 1722 mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſinn, Maria Amalia, (zweiten Tochter des Kaiſers Joſeph I.) vermählt, auch in dieſer Ehe den 20. März 1727 einen Erbprinzen, Maximilian Joſeph, erhalten, nach einigen Jahren aber, zu einer Zeit, da Kaiſer Karl VI. ſchon in einem ſehr reifen Alter ſich befand, beherziget hatte, daß bei dem Hintritt dieſes Herrn der öſterreichiſch-habsburgiſche Mannsſtamm geendiget werden würde, ſo hielt er es (verſichert man) nicht für unmöglich, und noch weniger für ungereimt, daß der Kaiſer, zu ſeiner eigenen Beruhigung, zu dem Entſchluß vermocht werden könnte, den Kurprinzen, Max Joſeph, mit der Maria Thereſia, oder einer andern ſeiner Töchter ehelich zu verbinden; wie er dann in dieſer ſeiner geheimen Abſicht im Jahre 1732, da Kaiſer Karl VI. nach dem Gebrauche des Karlsbades über Linz zurückgekehrt, und ſich daſelbſt einige Tage mit der Jagd zu beluſtigen geſinnt war, ſeinen geheimen Conferenz-Rath und Oberſt-Stallmeiſter, Herrn Grafen Max von Preyſing, mit dem Auftrage nach Linz geſchickt hatte, daß er im Namen des Kurfürſten dem Kaiſer einen Glückwunſch abſtatten, und im Falle, daß wegen der pragm. Sanction eine Meldung geſchehen würde, ſich mit der Unwiſſenheit deſſen, worauf die Sache eigentlich beruhen möge, entſchuldigen, aber bei einer ſolchen Veranlaſſung mit einem ganz unbefangenen Weſen ſich verlauten laſſen ſollte, wie er (Graf von Preyſing) nicht umhin könne, aus vielen und wichtigen Rückſichten herzlichſt zu wünſchen, daß, um alles auf ewig in Ruhe zu ſetzen, man zur Verheiratung der Erzherzoginnen auf Bayern ſchon lange den Antrag gemacht haben möchte.

Mit jener pragmatiſchen Sanction hatte es die folgende Bewandtniß. Kaiſer Karl VI. hatte die Garantie, oder Gewährleiſtung ſeiner pragmatiſchen Sanction oder der von ihm im Jahre 1713 errichteten Erbfolge, in ſeinem Hauſe, nachdem er dieſelbe bereits von verſchiedenen Höfen erhalten hatte, im J. 1731 auch von den geſammten Reichsſtänden zu erhalten geſucht; worüber dann bei der Umfrage die Stimmen Aller einhellig ausfielen; Bayern (das Geſammthaus) ausgenommen, als deſſen Geſandter ſchon darüber, ob über das Begehren des Kaiſers eine Berathſchlagung, und wie ſie vorgenommen werden ſollte, verſchiedene Erinnerungen und Anſtände vorzubringen wußte, ohne übrigens ſeinen Zweck zu erreichen, indem die Reichsgarantie den 11. Jänner 1732 wirklich erfolgt iſt. Wiewohl nun dieſer Vorgang zur unvermeidlichen Folge eine unangenehme Spannung zwiſchen dem kaiſerlichen und bayeriſchen Hofe nach ſich ziehen mußte, ſo blieben doch beide Theile ſo weit entfernt, bei ihrem wechſelſeitigen Benehmen die Grenzen des Wohlſtandes zu überſchreiten, daß ſie vielmehr fortfuhren, ſich wie ſehr gute Nachbarn, und nahe Anverwandte zu behandeln, und ſich ihre Geſinnungen und Abſichten ganz unverholen mitzutheilen. Im Jahre 1738 ſchickte der Kurfürſt dem Kaiſer, der einen Krieg wider die Türken unternommen hatte, einige tauſend Mann Hilfsvölker, und in dem darauf gefolgten Jahre 1739 kamen ſämmtliche Perſonen beider hocherlauchten Familien, um ſich auch perſönlich einander kennen zu lernen, im Kloſter Mölk zuſammen, verlebten hier einige Tage im höchſten Vergnügen, und entfernten ſich, nachdem ſie ſich zur ewigen Erinnerung an jene Wonnetage wechſelſeitige köſtliche Verehrungen gemacht hatten, nicht ohne die herzlichſte Rührung. Der Kaiſer aber hatte zu Kurkersdorf, wo er die kurfürſtliche Familie (den 4. Juli 1739) ſah, eine lange, beſondere Unterredung mit dem Kurfürſten gehalten, und von ihm, wo nicht ganz vergnügt, doch höchſt zufrieden, einen nicht weniger herzlichen Abſchied genommen, wobei ihm der Kurfürſt, dem ſein Sohn zur Seite ſtand, ſagte: „Möchte dieſer Max Joſeph Ihr Sohn ſeyn!“ *)

Der Inhalt und die Gründe der Anſprüche, welche der Kurfürſt von Bayern an die öſterreichiſchen Länder aufſtellte, ſind zu bekannt, als daß hier eine umſtändliche Anführung derſelben erforderlich ſeyn könnte. Der Erzherzog und Kaiſer Ferdinand I. hatte ſich mit der Prinzeſſinn Anna von Böhmen (Tochter des Ladislaus III.), Schweſter und einzigen Erbinn Ludwigs, Königs von Böhmen und Ungarn, vermählt, und im Jahre 1543 eine letzte Verordnung gemacht, in welcher er feſtſetzte, daß in Ermanglung ſeiner männlichen Nachkommenſchaft ſeine Töchter die Erbinnen jener Königreiche ſeyn ſollten. Bald nachher, nämlich im Jahre 1546 heirathete Herzog Albert V. von Bayern die damals älteſte Tochter Kaiſer Ferdinands I., mit Namen Anna, wo dann die zwiſchen Herzog Albert V. und deſſen Braut, mit Bewilligung und Beiſtimmung Kaiſer Ferdinands I. (Vaters der Braut), und Wilhelms IV. (des Herzogs Albert V.

---

*) Geſchichte und Thaten des Kaiſers Karl VII. ꝛc. Frankf. und Leipz. 1745 cap. III. Succeſſions-Krieg. §. 3 pag. 211.

Vater) errichtete Ehepacta, ferner ein von der Erzherzoginn Anna im nämlichen Jahre errichtetes ſogenanntes „pactum renuntiativo — Reservativum,“ jene letztwillige Verordnung Kaiſer Ferdinands I. deutlichſt erklären und beſtätigen. Nachdem nun im Jahre 1740 der Abgang des „männlichen Stammen ehelich geboren,“ ſich ereignet hatte, ſo ſollte die Ordnung der Nachfolge an Töchter kommen, und es war damals nur noch die Frage zu entſcheiden, ob dieſe Nachfolge bei der älteſten Tochter Kaiſer Ferdinands I., Anna, (was dieſer Ferdinand gewollt hat) oder bei der älteſten Tochter Kaiſer Karls VI., Maria Thereſia, ihren Anfang nehmen ſollte. Hierüber hatten ſich noch ſelbſt Kaiſer Karl VI. in einem an den Kurfürſten von Bayern gerichteten weitläufigen Schreiben vom 30. September 1740, und dann dieſer Kurfürſt in ſeiner Antwort vom 22. October *) wechſelſeitig erklärt, und die berühmteſten der damaligen deutſchen Rechtsgelehrten erſchöpften ſich jetzt nicht weniger in Sammlungen von Beweis- und Widerlegungsſchriften, in welchen beide Theile ſtets über die Anſichten und Behauptungen ihrer Gegner ihr Erſtaunen bezeigten, indem

---

*) Ebend. S. 213. ꝛc. dann S. 221 u. w.

ſie wechſelweiſe öffentlich verſicherten, der eine Theil, — „daß man ja doch mit Händen greifen müßte, wie die Sachen ſtänden," — der andere Theil, „daß man ja doch nur die Augen öffnen dürfte, um wie jene Sachen ſtänden, zu ſehen." Die höchſt traurigen, aber nunmehr ſchon unvermeidlichen Folgen dieſer unheilbaren Widerſprüche, und der darauf gegründeten Forderungen waren leicht voraus zu ſehen. Jeder Theil beklagte die Verblendung des andern, und bedauerte zugleich, daß er, wider alle ſeine Neigung, (aus den Rückſichten für die heiligſten Pflichten gegen ſein Stammhaus, und für ſein Volk (!) genöthiget werde, ſeine (wie jeder betheuern zu können glaubte) ſo klar und offenbar vorliegenden Rechte, nachdem man ſie ihm gutwillig nicht zugeſtehen wollte, gleichwohl ſich mit den Waffen zu verſchaffen, von welchen mit aller Zuverſicht zu hoffen wäre, daß der gerechte Himmel ſie ſegnen werde.

Die Mittel, mit welchen beide Theile, Karl Albert und Maria Thereſia, ihre Rechte durchſetzen konnten, ſchienen zuerſt ſehr ungleich; denn wiewohl die Kriegsmacht des Karl Albert keineswegs überlegen war (er hatte ungefähr dreißigtauſend Mann in ſeinem Lande ausgehoben), ſo ſchien deſto mehr das, was zu ſeiner Macht als Verſtärkung hinzukam, den Kräften der Maria Thereſia, wovon gleich die Rede ſeyn wird, im erſten Anfange weit überlegen, und ſogleich entſcheidend zu ſeyn, indem die Maria Thereſia ſchon wegen des letzten Türkenkrieges keinen ergiebigen Geldvorrath, keine hinlängliche Armee, und beinahe nichts für ſich hatte, als die von ihrem Vater geſammelten Garantien der pragmatiſchen Sanction, von welchen jetzt die meiſten derjenigen, von denen ſie ausgeſtellt worden waren, das Gegentheil thaten*); indem ſie ſagten, daß ſie jene ihre Garantien nicht anders hätten ausſtellen können, als unter der ſtillſchweigenden Bedingniß, daß ſie den Rechten eines dritten Hauſes nicht zum Nachtheile gereichten.

---

*) Darüber ſchrieb die verwittwete Kaiſerinn den 21. Sept. 1741 an den Prinzen Ludwig von Braunſchweig: „Der Zuſtand unſerer Angelegenheiten hat eine ſo drückende Wendung genommen, daß man unſern Fall völlig troſtlos und verlaſſen nennen kann: denn nun iſt Niemand mehr für uns. Was uns in unſerm Unglück tröſtet, iſt, daß Gott mehr als einen Pharao in das rothe Meer ſtürzen, und unſre falſchen verſtellten Freunde zu Schanden machen wird. Es iſt nicht möglich, daß die mehreſten Menſchen noch einen Gott glauben. Das iſt wahr, der falſche Schein hat mich nicht eingeſchläfert. Ungeachtet der Kurfürſt von Bayern uns die Franzoſen auf den Hals gezogen hat, und mich jetzt von hier vertreibt, ſo halte ich ihn doch für einen würdigen Fürſten; denn er hat nicht geheuchelt, und iſt nicht falſch geweſen; er hat ſich gleich anfangs entdeckt, und iſt ganz ehrlich zu Werke gegangen.“ Friedrichs hinterlaſſene Werke. 1ſter Band. Berlin. 1788. S. 163.

Gemäß ſolcher Grundſätze traten jetzt neben dem Kurfürſten von Bayern noch drei andere Fürſten, a) der Kurfürſt von Brandenburg und König von Preußen, Friedrich II., b) der Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, Friedrich Auguſt III., c) der König von Spanien, Philipp V., mit Anſprüchen auf öſterreichiſche Länder, und ſogleich mit einer ſolchen Thätigkeit auf, bei welcher es ſchien, daß ihrem Zuſammendrange nichts würde widerſtehen können. Zum Unglücke der jetzt äußerſt bedrängten Maria Thereſia fügte es ſich, daß gerade jetzt zur ungelegenſten Zeit einige Todesfälle ſich ergaben, welche die für dieſe Frau nachtheiligen Umſtände unendlich vermehrten. Den 31. Mai 1740 war der König Friedrich Wilhelm von Preußen (der Vater Friedrichs II.), und bald nach Kaiſer Karl VI. war (den 27. Okt. 1740) die Kaiſerinn von Rußland, Anna, mit Tode abgegangen. Jener würde jetzt mit keinem Anſpruche aufgetreten, und dieſe würde mit einer mächtigen Armee herbeigeeilt ſeyn, um ihre liebe Freundinn aus ihren Nöthen zu retten.

Da wir hier nicht den geſammten öſterreichiſchen Erbfolgekrieg, ſondern hauptſächlich die Geſchichte Karls VII. zu behandeln haben, ſo werden wir von den Kriegsvorfällen, welche Preußen, Sachſen und Spanien betrafen, nur das Unentbehrliche vorbringen, um uns der Geſchichte des Hauptheldes, des Karl Albert von Bayern, deſto umſtändlicher widmen zu können. Hier wollen wir demnach einſtweilen nur anführen, daß der König Friedrich II. auf die Herzogthümer Jägerndorf und Tropau, der Kurfürſt von Sachſen auf die Erbrechte ſeiner Gemahlinn, erſten Tochter des Kaiſers Joſeph I., Spanien endlich auf das Mailändiſche, und die übrigen öſterreichiſchen Länder in Italien, mit Anſprüchen, und mit ſogenannten Manifeſten, worin gedruckte Gründe vorkamen, aufgetreten ſind.

Der ſchnellſte und in allem Betracht ſonderbarſte unter jenen drei Monarchen war der König Friedrich II. von Preußen. Dieſem Herrn, der ſich damals in der Fülle ſeiner Jugendkraft befand (er wurde zu Berlin den 24. Jänner 1712 geboren), war nicht ſo faſt um eine ſchleſiſche Eroberung, als um die Befriedigung ſeines Ehrgeizes, und mithin um eine Beſchäftigung, bei welcher dieſer Ehrgeiz eine Nahrung finden würde, zu thun. Es war ihm unerträglich, ſo wenig (was damals noch der

Fall war) in der Welt genannt zu werden, und ein König über eine Nation zu ſeyn, welche, weil ſie von ſeinem Vater lange im Frieden erhalten worden war, noch gar nicht jenes rauſchende Anſehen, das allein der Krieg zu verſchaffen pflegt, beſeſſen hatte. Er hatte von ſeinem Vater einen höchſt beträchtlichen Schatz, eine zahlreiche, im Kriegsweſen vortrefflich geübte Armee, und die Veranlaſſung zu einer Geiſtesbildung, deren damals kein Fürſt in Europa ſich rühmen konnte, ererbt. Alles ſtand für ihn in Bereitſchaft, und als er den Krieg beſchloß, führte er ihn auch ſogleich auf der Stelle aus. Noch im Jahre 1740 (den 23. December nämlich) rückte ſeine Armee in das, nichts Feindliches vermuthende, offene Schleſien ein, indeſſen ſein Geſandter, welchen er nach Wien geſchickt hatte, um der Maria Thereſia Anerbietungen zu machen, noch auf der Reiſe begriffen war. Die Anerbietungen, (wie es Friedrich in ſeinen Denkſchriften ſelbſt geſteht) waren von der Art, daß „voraus zu ſehen war, daß man dieſe Anerbietungen verwerfen würde.“ Friedrich forderte anfangs ganz Schleſien, verſprach aber dabei, „daß er die Königinn von Ungarn, Maria Thereſia, in ihrem Erbrecht gegen alle diejenigen, wer ſie ſeyn möchten, welche jetzt ihr Reich zerſtückeln wollten, mit ſeiner Armee thätigſt un=

terſtützen, daß er in ſolcher Hinſicht auch mit andern Höfen Bündniſſe ſchließen, daß er ſie mit Geld verſehen, und daß er ihrem Gemahl ſeine Stimme zur Kaiſerwürde geben würde." Da auf die ſchleſiſchen Länder, auf welche jetzt König Friedrich Anſpruch machte, deſſen Voraltern Verzicht gethan hatten, ſo konnte man zu Wien beim Anblick ſolcher höchſt unerwarteten Zumuthungen ſeinen Augen kaum trauen, und in Schleſien (nachdem König Friedrich auf ſeinem Marſch ein Manifeſt hatte austheilen laſſen, deſſen Hauptinhalt war, „daß die Preußen dieſe Provinz in Beſitz nähmen, um ſie vor den Einfällen eines Dritten zu ſichern,") hielten „das Volk und der Adel den Einmarſch der Preußen ſo wenig für einen feindlichen Ueberfall, daß man ihn vielmehr für einen gefälligen Beiſtand hielt, den ein Nachbar ſeinem Bundesgenoſſen leiſte;" aber König Friedrich hatte ſeine Maßregeln kaum auf allen Seiten genommen, als er den über die neuen Erſcheinungen erſtaunenden Schleſiern ihren gutmüthigen Irrthum benahm. Er behandelte jetzt die beſetzten Ortſchaften wie ſein Land, beſetzte ſchon den 1. Jänner 1741 die Vorſtädte von Breslau, und bald darauf (mittelſt eines Neutralitäts-Vergleiches) die Stadt ſelbſt, in welcher er alle im Dienſte der Maria Thereſia geſtandene Perſonen verabſchiedete, und er gewann dann (den 10. April 1741) gegen ein, vom öſterreichiſchen Feldmarſchall Neuburg herbeigeführtes, etwa aus vierundzwanzigtauſend Mann beſtandenes Korps bei dem ſchleſiſchen Dorfe Mollwitz, durch glückliche, ihn begünſtigende Zufälle, ein Treffen, welches das Schickſal von Schleſien für jetzt entſchied. Schleſien war für jetzt in den Händen der Preußen; aber Maria Thereſia weigerte ſich, jenen Anerbietungen des Königs von Preußen, welche wir eben anführten, auch nur das geringſte Gehör zu geben. Wir wollen nun die Geſchichte des Karl Albert vor uns nehmen.

1741. Der Kurfürſt Karl Albert von Bayern gieng zwar weniger raſch, aber nach ſeinen Verhältniſſen nicht weniger ſchnell und entſchloſſen zu Werke. Dieſer Herr hatte bei ſeinem eifrigen Wunſche, die öſterreichiſche Erbſchaft, auf welche er ein, auf die unwiderſprechlichſten Gründe geſtütztes, Recht zu haben glaubte, in Beſitz nehmen zu können, nicht vergeſſen, daß er allein im Vergleich mit den unerſchöpflichen Kräften der öſterreichiſchen Erbländer, nur ſolche Kräfte beſäße, bei welchen er das, wenn gleich denſelben Augenblick ſehr entkräftete, und von Truppen ganz entblößte, Oeſterreich zwar überfallen, zwar anfangs darin beträchtliche Eroberungen machen, aber in die Länge ſchwerlich ſich darin würde behaupten, und den wider ſein Heer von Zeit zu Zeit mit Ueberlegenheit anrückenden öſterreichiſchen Heeren mit dem erforderlichen ausharrenden Nachdrucke würde begegnen können. Er ſetzte demnach im J. 1741 ſeine ſchriftlichen Benehmungen mit der Maria Thereſia, welche ſich nicht in das Geringſte einließ, noch eine geraume Zeit fort, und ſah ſich indeſſen um einen Beiſtand um. Dieſen konnte er nirgends zuverſichtlicher, geſchwinder und nachdrücklicher finden, als am franzöſiſchen Hofe, an welchen er ſich bereits nach dem Wiener Frieden 1735, da Frankreich wegen der pragmatiſchen Sanction Kaiſer Karls VI. (gleich andern Höfen) eine Garantie ausſtellte, mit einer Eröffnung, daß er nach dem Hintritte des Kaiſers auf die öſterreichiſchen Länder rechtliche Anſprüche zu machen habe, gewendet hatte.

Am franzöſiſchen Hofe hatte damals der berühmte Kardinal Fleury das entſcheidende Anſehen eines die erſten Angelegenheiten leitenden Miniſters; ein Mann, welcher wegen ſeiner ſeltenen perſönlichen Eigenſchaften von ganz Frankreich, und überall hochgeachtet, und in der That achtungswürdig, aber bereits ein Mann von mehr als achtzig Jahren, dabei durchaus kein Freund des Krieges, vielmehr äußerſt mild geſinnt, ſtreng ſittlich, ruhig handelnd, und mithin für den gegenwärtigen Vorfall der Dinge, und für die Wünſche, welche dieſer Vorfall in den Herzen unzähliger Franzoſen hervorbringen und entflammen mußte, ganz und gar nicht empfänglich war. Dieß waren aber deſto mehr zwei damals zu Verſailles im großen Zutrauen geſtandene Franzoſen und Brüder, der Marſchall, und dann der Ritter Belle-Isle. Dieſe Herren erinnerten ſich an die unausgeſetzten Anſtrengungen, mit welchen ſich ehemalige franzöſiſche Könige, die Macht des Erzhauſes Oeſterreich zu ſchwächen, bemühet, auch dieſe Abſicht zu einem der Hauptgrundſätze ihres Hofes gemacht hatten; und da ſie jetzt in Betrachtung zogen, daß ſich noch niemals eine ſolche Gelegenheit, wie die jetzige war, jenes Erzhaus für Frankreich auf immer unbedeutend zu machen, ergeben habe, ſo legten ſie dem Könige Ludwig XV. die Entwürfe und Plane aller der Dinge, welche jetzt, und zwar auf der Stelle ausgeführt werden ſollten, vor. „Die öſterreichiſchen Staaten ſollten unter die Fürſten, welche eben darauf Anſprüche machten, vertheilt*), und die deutſche Kaiſerkrone ſollte ebenfalls an einen dieſer Fürſten vergeben werden. Der tauglichſte dieſer Fürſten, welchen man als das vornehmſte Werkzeug, ſeine großen Abſichten auszuführen, benutzen, und als den vornehmſten Gegenſtand, um welchen ſich alles zu bewegen hätte, aufſtellen müßte, ſey der Kurfürſt Karl Albert von Bayern, welchen man ungeſäumt mit franzöſiſchen Truppen, und mit Geld unterſtützen, und welchem man zur kaiſerlichen Würde verhelfen, und mithin von nun an alles deutſche Weſen unter die Leitung des franzöſiſchen Hofes ſetzen müßte. Die Franzoſen und Bayern ſollten ſogleich längs der Donau durch Oberöſterreich bis nach Wien marſchiren; die Preußen und Sachſen aber ſollten Böhmen angreifen, und nach der

---

*) König Friedrich I. ſagt in ſeinen Denkſchriften (Ueberſetzung. Berlin 1788 S. 170): „Das Mi-

---

niſterium zu Verſailles ſtand in der Ueberzeugung, daß es um die öſterreichiſche Macht gethan ſey, und daß ſie auf ewig würde zertrümmert werden. Auf den Trümmern dieſes Reiches wollte es vier Fürſten erheben, deren Macht ſich wechſelſeitig das Gegengewicht halten könnte; nämlich die Königinn von Ungarn, welche dieſes Königreich, und Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain behalten ſollte; den Kurfürſten von Bayern als Herrn von Böhmen, Tirol und Breisgau; Preußen mit Niederſchleſien; und endlich Sachſen, welches Mähren und Oberſchleſien zu ſeinen andern Beſitzungen hinzugefügt bekommen ſollte.“

Eroberung dieſes Landes gleichfalls auf Wien losgehen.“

Dieſer Plan gefiel; und da der Mann, der ihn mit allem Anſcheine eines guten Erfolgs vorzutragen verſtand, der Marſchall von Belle-Isle nämlich, nicht weniger gefallen hatte, ſo wurde dieſer Belle-Isle zum Abgeſandten bei der künftigen Kaiſerwahl ernannt, und übrigens bevollmächtigt, an den deutſchen Höfen unverzüglich jene Einleitungen, welche er für geeignet halten würde, zu treffen. Der äußerſt thätige Marſchall erſchien (bald nach der oben erwähnten Schlacht bei Molwitz) vor allen Dingen bei dem Könige von Preußen, Friedrich II., dann bei dem Kurfürſten von Sachſen und Könige von Polen, Auguſt III., und dann bei dem Kurfürſten von Bayern, Karl Albert, bei welchem die Auflage, daß er bei der künftigen Kaiſerwahl als Bewerber um die deutſche Krone auftreten ſollte, als Hauptbedingniß zum Grunde gelegt, und mit welchem zu Nymphenburg ein den 19. Mai 1741 unterzeichnetes und einige Zeit darauf beſtätigtes Bündniß dahin geſchloſſen*), und in demſelben von Seite Frankreichs unter andern verſprochen wurde, daß 60,000 Mann zu Fuß, und 12,000 Mann zu Pferd binnen drei Monaten nach Bayern abgeſchickt werden, und daß dieſe ſämmtlichen Truppen allein unter den Befehlen des Kurfürſten ſtehen ſollten. Aehnliche, wechſelſeitige Verträge wurden mit Sachſen, Spanien, Kurköln, Kurpfalz, Preußen und Neapel geſchloſſen.

---

*) Geſchichte und Thaten des Kaiſers Karl rc. Frankfurt und Leipzig 1745. S. 118 §. 37.

Die franzöſiſchen Truppen beſtanden einſtweilen in 40,000 Mann *), welche von dem Feldmarſchall Belle-Isle, dann von den ihm untergeordneten Generalen von Leuville, von Segur, d'Aubigné, Polaſtron, dem Grafen von Sachſen **), und von dem Grafen von

---

*) Memoires pour servir à l'Histoire de l'Europe, depuis 1740, jusq' à la Paix — Generale, signée à Aix — la chapelle etc. Tom. prem. à Amsterdam MDCCXLIX. p. 107.

**) Moriz, gewöhnlich der Comte de Saxe genannt, ein natürlicher Sohn Friedrichs Auguſt (Kurf. von Sachſen und Königs von Polen) und der ſchwediſchen Gräfinn von Königsmark, geboren zu Dresden den 19. Okt. 1696, hatte ſich bei ſeinem ganz außerordentlichen Hange, und bei einer eben ſo großen Fähigkeit zur Kriegskunſt aller der Wiſſenſchaften und Fertigkeiten, welche einen großen Krieger auszeichnen, frühzeitig bemächtigt, und ſeine Jugendjahre an der Seite der verewigten Helden, Eugen und Marlboroug, mit denen er den Belagerungen von Lille, Tournai, Bayern *) angeführt wurden. So wie nun dieſe Truppen ſich in Bewegung ſetzten, machte

---

Bethüne, der Schlacht bei Malplaquet u. a. beiwohnte, zugebracht. Nachdem er zuerſt einige Zeit dem Kriege überall, wo ſich Ruhm und Vermehrung ſeiner Kenntniſſe hoffen ließ, nachgezogen war (im Jahre 1715 wohnte er der Belagerung von Stralſund, worin Karl XII. wider Polen, Dänemark und Preußen ſich hielt, im Jahre 1716 der Belagerung von Belgrad, und der Schlacht bei dieſer Stadt unter Prinz Eugen bei), ſo wählte er endlich nach dem im Jahre 1733 erfolgten Hintritt ſeines Vaters, da ganz Europa in Krieg verwickelt wurde, Frankreich für ſein zweites bleibendes Vaterland, und zeichnete ſich unter dem Feldmarſchall Berwick am Rhein, indem er die feindlichen Linien bei Ettlingen durchbrach, dergeſtalt aus, daß er im Jahre 1734 zum General-Lieutenant ernannt wurde. Als nach dem im Jahre 1740 verſtorbenen Kaiſer Karl VI. der öſterreichiſche Erbfolge-Krieg ausbrach, marſchirte er mit ſeinen für den Kurfürſten von Bayern und nachmaligen Kaiſer Karl VII. fechtenden Franzoſen nach Böhmen, eroberte Prag und Eger, und zog ſich überall Bewunderung zu. Im J. 1745 führte er eine franzöſiſche Armee in den Niederlanden an, und gewann, wiewohl er von einer ſchweren Krankheit noch nicht geneſen, und vor Schwäche kaum auf dem Pferde ſich zu halten im Stande war, eine Hauptſchlacht bei Fontenoi, welcher König Ludwig XV. mit dem Dauphin beiwohnte, und auf welche die Einnahme verſchiedener Städte erfolgte. Im J. 1747 ernannte ihn der König zum General-Marſchall aller frander Kurfürſt Karl Albert ſeinen mit dem Wiener-Hof eine geraume Zeit fortgeſetzten Unter-

---

zöſiſchen Armeen, und bald darauf (im Jänner 1748) zum General-Commandanten in den neu-eroberten Niederlanden. Nie wurde ein General neuerer Zeit mehr bewundert, und allgemeiner, und ſo zu ſagen ungeſtümer mit Ehrenbezeugungen überhäuft, als dieſer Marſchall von Sachſen. Das Volk drängte ſich, wo er öffentlich erſchien, frohlockend um ihn, und im Theater ward er unter einem tobenden Jubelgeſchrei von einer Sängerinn mit Lorbern gekrönt. Nichts fehlte ihm, um ihn zum glücklichſten aller Menſchen zu machen, als die Geſundheit. Er zog ſich auf ſein Schloß Chambord zurück, in der Abſicht, ſeiner Ruhe und Erholung zu pflegen. „Welch ein ſchöner Traum war mein Leben!“ ſeufzte er, indem er im 54ſten Jahre deſſelben, den 30. November 1750, ſtarb. König Ludwig XV. ließ ihn nach Straßburg führen, und ihm daſelbſt in der lutheriſchen Kirche zu St. Thomas (der Marſchall ward von ſeinem Vater in der lutheriſchen Religion erzogen) ein wegen ſeiner außerordentlichen Pracht berühmtes Denkmal errichten.

*) Der Graf von Bayern, Emanuel Franz Joſeph, war ein natürlicher Sohn des Kurfürſten Max Emanuel, von Anna Franziska de Louchier, Ferdinands Grafen von Arco Wittwe, welche 1717 im Hornung zu Paris ſtarb. Der Graf war franzöſiſcher General-Lieutenant und Statthalter zu Peronne, blieb bei Laffeld in den Niederlanden den 2. Juni 1747. Von ſeiner Gemahlinn Maria Joſepha, Gräfinn von Hohenfels, mit welcher er zu München den 31. Mai 1736 ver-

handlungen ein Ende, bei welchen ſich jeder Theil mit der Hoffnung, daß ſich ſein Gegentheil von der Stärke der ächten Sachenlage doch endlich noch überzeugen würde, geſchmeichelt zu haben ſcheint, wo ſich dann auch, wie bekannt iſt, die ſonderbare Erſcheinung ergab, daß ſich, als der bayeriſche Geſandte zu Wien der Meinung war, daß man ja, um ſich von der guten Sache des bayeriſchen Hofes zu überzeugen, weiter gar nichts zu thun brauchte, als die Original-Urkunde aus dem Archiv ſich vorlegen zu laſſen, bei der unmittelbaren Einſicht der verlangten Urkunde gezeigt hat, daß nach den Worten: daß die Tochter des Kaiſers Ferdinands I., und deren Nachkömmlinge erben ſollten; in der Wiener Urkunde ſtand: „wenn keine ehliche Leibeserben vorhanden wären," indeſſen daß in der bayeriſchen Urkunde die Worte vorkamen: „wenn keine männlichen Leibeserben vorhanden wären;" eine Abweichung, welche zwar in mehr als einem Be-

---

mählt ward, wurde ihm den 2. Dec. 1744 eine Tochter, Amalia Carol. Joſ. Franz. Xaver. geboren, welche in der Folge den königl. General Hautfort heirathete.

Bei dem Ausbruche der franz. Revolution kamen Mutter und Tochter, dieſe jedoch ebenfalls ſchon als Wittwe, nach München, kehrten aber nach einiger Zeit wieder nach Paris zurück.

tracht höchſt auffallend, aber mehr auffallend als wichtig und ſachändernd, und von den bayeriſchen Rechtsgelehrten leicht und ſchon mit der Antwort zurückgewieſen war, daß, wenn unter ehelichen Erben auch weibliche Erben verſtanden worden wären, dieſe weiblichen Erben und ihre unmittelbaren Abkömmlinge längſt hätten in der Regierung folgen müſſen. Den vielen und weitläufigen Schriften, welche von Seite Bayerns durch den Druck mitgetheilt, und welche von Seite Oeſterreichs ſtets wieder mit Gegenerinnerungen begleitet worden ſind, folgte endlich eine weitläufige, alle bayeriſchen Anſprüche aufzählende Kriegserklärung *), und bald darauf geſchah aus einem bei Schärding verſammelten Lager mit der bayeriſch-franzöſiſchen Armee der Aufbruch nach Oeſterreich. Ein bayeriſcher General, Graf Minuzzi, beſetzte zuerſt (den 31. Juli 1741) die biſchöfliche Reſidenzſtadt Paßau nebſt dem Oberhaus daſelbſt, und dann (nachdem man länger als einen ganzen Monat ſtill geſeſſen) gieng der Zug nach Linz, wo der

---

*) Geſchichte und Thaten ꝛc. in cap. III. Succeſſionskrieg ꝛc. von S. 239 — 265. Sehr leſenswerth iſt übrigens, was über die in dieſer Kriegserklärung aufgenommenen Dinge in Falkenſteins Geſchichte von Bayern auf S. 876 erzählt wird.

Kurfürſt den 14. September anlangte, dann (den 3. Oktober 1741) von den Ständen des Landes unter einer großen Feierlichkeit die Huldigung annahm, und ſich von nun an einen Erzherzog von Oeſterreich nannte. Man rückte wieder vorwärts, gerade nach Wien, von welcher zu einer Belagerung nicht vorbereiteten Hauptſtadt durchaus kein langer Widerſtand zu erwarten, und der ganze Hofſtaat mit allem, was in der höchſten Eilfertigkeit fortgebracht werden konnte, flüchtig gegangen war. Schon war die Armee, welche nirgends einen Widerſtand gefunden hatte, über Mölk zu St. Pölten in Oberöſterreich angelangt, und war von Wien kaum noch zwei Märſche entfernt, als (den 24. Oktober 1741) der Kurfürſt (mit 24,000 Franzoſen und 12,000 Bayern) bei Mautern über die Donau gieng, und durch Böhmen über Neuhaus und Tabor der Hauptſtadt Prag zueilte, wo er den 19. November ankam, und eine ſächſiſche (an die 24,000 Mann zählende) Armee in guten Veranſtaltungen antraf. Verſchiedene ſehr dringende Umſtände, nämlich die bereits eingetretene ſehr rauhe Jahreszeit, dann eine über 40,000 Mann ſtarke öſterreichiſche Armee, mit welcher der Gemahl der Maria Thereſia, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana, Franz Stephan, im Anzuge war, veranlaßte den in Nothfällen ſchnell und kühn zu Werke gehenden Kurfürſten, einen Verſuch, ob die Stadt nicht ſogleich mit ſtürmender Hand erobert werden könnte, zu wagen. Der Verſuch, bei deſſen Ausführung vorzüglich der oben genannte Comte de Saxe ſeine großen Kriegstalente ſchimmern ließ, gelang, und die Eroberung der Stadt, deren Geſchichte durch eine Menge von Beſchreibungen bekannt genug iſt, erfolgte den 26. Sept. 1741.

Der Kurfürſt, nachdem er ſich den 7. December 1741 mit beſondern Feierlichkeiten zum Könige und Erbherrn von Böhmen hatte ausrufen, den 19. Dec. aber von den vier Ständen des Königreiches huldigen, dann verſchiedene Verordnungen, Dienſtbeſetzungen, auch Steuern, wie ſie der Krieg mit ſich bringt, hatte bekannt machen laſſen, reiſte (nach einem kurzen zu Dresden gemachten Beſuche) über München, wo er den 3. Jänner 1742 eintraf, nach Mannheim, wo er

1742 den 16. Jänner die Vermählung zweier Enkelinnen des Kurfürſten Karl Philipp von der Pfalz, (nämlich der Vermählung des ſulzbachiſchen Prinzen, und nachmaligen Kurfürſten von der Pfalz und Bayern, Karl Theodor, mit Maria Eliſabetha, und des Herzogs Clement von Bayern, mit Amalia Maria Anna) mitfeierte, und zugleich einer für ihn höchſt wichtigen Nachricht mit der lebhafteſten Erwartung entgegen ſah.

Wir haben oben gehört, daß der franzöſiſche Hof untern andern mit Oeſterreich, oder vielmehr mit ganz Deutſchland gemachten Entwürfen, auch dieſen ſich feſtgeſetzt hatte, die deutſche Kaiſerkrone dem Kurfürſten von Bayern zu verſchaffen. Der franzöſiſche Feldmarſchall, und jetzt auch bei dem Wahltage zu Frankfurt bevollmächtigter Geſandter, von Belle-Isle, der durch ſein höchſt zuverſichtliches, gebieteriſches Weſen alles um ſich her beugſam, nachgiebig und ergeben zu machen gewußt hatte, hatte ſämmtliche Wahlſtimmen (die böhmiſche, welche für dießmal zurückgewieſen wurde, ausgenommen) zu vereinigen gewußt, und der Kurfürſt Karl Albert von Bayern, wurde zu Frankfurt unter dem Namen, Karl VII., den 24. Jänner 1742 ordentlich zum Kaiſer gewählt, und (mit der vorgegangenen Bewilligung des Kurfürſten von Mainz) von ſeinem Bruder dem Kurfürſten Clemens Auguſt von Köln ꝛc. den 12. Hornung gekrönt. Der franzöſiſche Geſandte erſchöpfte bei dieſen Vorgängen gleichſam alle Möglichkeit, um ſeinen Kaiſer in einem blendend erhabenen, überirdiſchen Glanze und Hoheit erſcheinen zu laſſen. Niemals wurden Einzüge und feierliche Verſammlungen von derſelben Pracht, niemals Schauſpiele, ſchimmernde Aufzüge, Beleuchtungen, und andere Schaudinge von derſelben Art gehört, geſehen und angeſtaunt. Karl VII. wurde von unzähligen Blättern als der erhabenſte Monarch von Europa geprieſen, und die Beſchreibungen, welche der Leſewelt von allen Sehenswürdigkeiten und andern örtlichen Begebenheiten mitgetheilt wurden, übertrafen Alles, was jemals über die Feſtlichkeiten vormaliger Wahlen und Krönungen zum Vorſchein gekommen war.

Und wer mit nichts anderm bekannt geworden, als mit dem, was jetzt zu Frankfurt im vollen Jubel begriffen war, der konnte nicht anders denken, als daß es mit der Theilung der öſterreichiſchen Länder bereits zu Ende gekommen ſey. Karl Albert hatte Oberöſterreich und Böhmen, der König Friedrich II. von Preußen hatte Schleſien, und mit einem Worte, der vereinigten Macht von Frankreich, Bayern, Preußen, Sachſen und andern Fürſten, welche mit dieſen Mächten eben derſelben Geſinnung waren, ſchien nichts widerſtehen, und nichts ſchien die von allen Seiten bedrängte Maria Thereſia ferner retten zu können. Von allen den Höfen, welche ihrem Vater ſo feierlich zugeſagt hatten, daß ſie ſich ſeiner pragmatiſchen Sanction und Verfügung wegen der Erbfolge in ſeiner Familie thätigſt annehmen wollten, hat ſich jetzt keiner an ſein Verſprechen erinnert, als der König Georg II. von England, welcher im Hannöveriſchen dreißigtauſend Mann mit der Abſicht, dem Könige von Preußen eine Unterhaltung zu machen, geſammelt, ſich aber durch eine franzöſiſche Armee, mit welcher der Marſchall Mailleboîs das Kurfürſtenthum Hannover bedrohte, genöthigt geſehen hatte, nicht nur ſein Vorhaben aufzugeben, ſondern noch überdieß eine feierliche Zuſage, daß er ſich der öſterreichiſchen Erbſchaftsſache durchaus nicht mehr annehmen wollte, von ſich zu ſtellen. So mußte auch Rußland auf den Fall, daß es die ſiegenden Mächte in etwas ſollte hindern wollen, von der Krone Schweden (welche vom franzöſiſchen Hofe dazu aufgefordert wurde) angegriffen werden. So weit war es mit der ſonderbarſten aller Begebenheiten, welche ſeit vielen Jahrhunderten in Deutſchland vorgefallen waren, gekommen, als die Verkettung und der Drang der Dinge (durch ſolche Urſachen und Ereigniſſe übrigens, durch welche die Schickſale aller Kriege gewöhnlich entſchieden zu werden pflegen) plötzlich und mächtig ſich ganz anders entwickelte.

Die eben erwähnte Verbindung jener Mächte hatte ſich nichts weniger, als für ein aufrichtiges, gemeinſchaftliches Wohlwollen vereiniget. Was der König **Friedrich II. von Preußen** (in ſeinen hinterlaſſenen **Schriften** Th. 1. S. 170) ganz offenherzig ſagte: („**der Endzweck des von mir unternommenen Krieges war die Eroberung Schleſiens. Schloß ich Verträge mit Frankreich und Bayern, ſo geſchah es nur zur Erreichung dieſer großen Abſicht**"); das dachte und beabſichtigte für ſeinen ſonderheitlichen Zweck jeder der vereinigten Höfe, und ehe ſich demnach einer dieſer Höfe deſſen, was er an ſich ziehen wollte, verſichert hatte, wurde er von einem andern bereits daran gehindert. Dieß war der Fall mit dem eben ſo höchſt unerwarteten, als ſeltſamen Entſchluſſe, welchen **Karl Albert** von Bayern gefaßt hatte, die Straße nach Wien, vor welcher Hauptſtadt er, ſo zu ſagen bereits ſtand, plötzlich zu verlaſſen, und ſich nach Böhmen, welches ſeiner Zeit ohnehin gefallen ſeyn würde, zu wenden; allein der franzöſiſche Hof, welcher mit dem von ihm bereits ganz und gar abhängigen, bayeriſchen Hofe nach Belieben ſchalten zu können glaubte, war, wie aus dem eben angeführten franzöſiſchen Plane zu erſehen iſt, nichts weniger geſinnt, als die Macht von Bayern zu ſehr zu vergrößern, und Karl Albert mußte ſich demnach bereden laſſen, daß es beſſer gethan ſey, einen andern Plan, in welchem die Eroberung von

Wien nicht zum Grunde gelegt werden ſollte, zu befolgen; was dann auch jenem von der größten Achtung und Ergebenheit gegen den franzöſiſchen Hof anfangs ganz durchdrungenen Karl Albert um ſo leichter beizubringen war, als in ihm zu gleicher Zeit eine lebhafte Eiferſucht und Unruhe erweckt worden war, daß die Sachſen, welche damals ſchon in Böhmen ſtanden, ſich in dieſem Königreiche zu vieles herausnehmen, oder daß ſie wohl gar Eroberungen vornehmen, und dieſelben ſich zueignen möchten. Zu dieſem (ungeheuer ſchiefen, und im höchſten Mißverſtand ausgeführten) Entſchluß, von dem leicht vorherzuſehen war, daß er pünktlichſt alle die zerſtörenden Folgen nach ſich ziehen werde, welche König Friedrich jenem Fürſten bereits den 29. Juni 1741 auf den Fall, daß er Wien nicht nehmen würde, gleich anfangs vorhergeſagt hatte, kam noch eine bittere Uneinigkeit, mitunter auch eine gräßliche Unfähigkeit einiger Generale, und noch eine ganze Reihe von Urſachen, welche, vermöge ihrer natürlichen Wirkungen eben dazu beitrugen, die Sache des neuen Kaiſers zu verderben, und ihn ſchnell in einen rettungsloſen Zuſtand, worin er ſich bereits während ſeiner Krönung zu Frankfurt zu befinden anfieng, zu verſetzen.

Als Karl Albert nach Böhmen zog, hatte er in Oberöſterreich bei 15,000 Mann, über welche ein franzöſiſcher General, Graf von Segur, dann ein bayeriſcher General, Minuzzi, geſtellt waren, zurückgelaſſen. Die Unbeträchtlichkeit dieſes Korps konnte den Oeſterreichern nicht verborgen bleiben, und mußte ſie aufmuntern, etwas zu unternehmen. Wir haben gehört, mit welchem feurigen Ungeſtüm die Ungarn das Flehen ihrer Königinn um Hilfe (ſie wurde zu Preßburg bereits den 25. Juni 1741 gekrönt) aufgenommen haben. Dieſe muthvolle, und nicht weniger verſtandvolle Frau war ganz dazu gemacht, in ihrem Unglück groß, und ein Gegenſtand von Bewunderung und Liebe für ihre Völker zu ſeyn. Die Ungarn hatten mit einem unglaublich ſchnellen Eifer außer einer zahlreichen Reiterei ſechs neu errichtete Regimenter zu Fuß, welche bei 22,000 Mann betrugen, geſtellt, wozu noch eine Menge unregelmäßiger Krieger kam, welche in Bayern unter dem Namen Panduren, Crabaten (Croatier) und Dolpatſchen (Dalmatier) bekannt genug geworden ſind. Auch aus Tyrol, aus Italien u. a. waren Truppen herbeigeeilt, und das Heer, welches ſich auf dieſen Wegen früher oder ſpäter geſammelt hatte, wurde dem Feldmarſchall, Ludwig Andre Grafen von Khevenhüller anvertraut, bei welchem jetzt auch Franz Stephan einige Zeit ſich eingefunden, vorher aber noch mit ſeinen in Böhmen geſtandenen Truppen eine meiſterhafte Stellung, durch welche die in Oberöſterreich von Karl Albert zurückgelaſſenen Franzoſen und Bayern von ihren Waffenbrüdern ganz abgeſchnitten wurden, genommen, und dann ſeine Oberbefehlshaberſtelle ſeinem Bruder, dem Prinzen Karl von Lothringen übergeben hat.

Wir haben demnach nunmehr gleichſam zwei Kriege vor uns zu nehmen, als nämlich:

a) den Krieg in Bayern, und
b) den Krieg in Böhmen.

In Böhmen wurden die Franzoſen von dem Marſchall Broglio (Belle-Isle war nach der Einnahme von Prag wieder nach ſeinem Geſandtſchaftspoſten nach Frankfurt zurück gekehrt), die Bayern vom Feldmarſchall Grafen Törring, die Oeſterreicher aber, wie wir eben hörten, vom Prinzen Karl angeführt. In Bayern (oder zur Zeit, von welcher wir jetzt beginnen), in Oberöſterreich befehligte die Franzoſen der Marſchall Segur, die Bayern aber der Graf von Minuzzi, die Oeſterreicher wurden vom Feldmarſchall von Khevenhüller angeführt.

a) Vorfälle in Bayern.

Das in Oberöſterreich ſtehende Korps der Franzoſen und Bayern hatte bereits die Winterquartiere bezogen, und von Seite der Oeſterreicher nichts weniger als einen Ueberfall vermuthet, als der Feldmarſchall von Khevenhüller an drei verſchiedenen Stellen mit ſeinem in drei Korps getheilten Heere noch in den letzten Tagen des Decembers 1741 über die Ens ſetzte, ſeine Feinde aus ihren ruhigen Wohnungen jagte, und ſie durch fortgeſetzte Ueberfälle, bei denen ſich ſein General-Feldwachtmeiſter von Bärenklau, dann der Oberſtlieutenant der Huſaren, Johann Daniel von Menzel, beſonders auszeichneten, durch die Städte Steyer und Ens, bis nach Linz, wo ſie ſich, ſo viel in der Eile möglich war, zu befeſtigen ſuchten, verfolgte; indeſſen daß Bärenklau dieſe Stadt umgieng, und die bayeriſche Stadt Schärding, ſo wie gleich darauf Ried und Vilshofen in Bayern überrumpelte. Dieſe Unternehmung zog bald noch viele ernſthaftere Unfälle nach ſich. Der Feldmarſchall von Törring war bei der erſten Nachricht dieſer traurigen Begebenheiten mit einem kleinen bayeriſchen Korps, das er aus Paßau verſtärkte, nach Schärding, und nachdem er dieſe Stadt zu überfallen vergebens geſucht hatte, nach Braunau geeilt, wo er von Bärenklau und Menzel zwiſchen zwei Waſſern überfallen, und ſein Korps ſehr übel zugerichtet oder zerſtreut, auch den Oeſterreichern eine ſehr anſehnliche Beute zu Theil geworden iſt, den 17. Jänner 1742. Dieſer empfindliche Verluſt war gleichwohl noch immer nicht das Schlimmſte, was dem bayeriſch-franzöſiſchen Heere auf dieſer Seite widerfahren ſollte. Bei den Truppen, welche ſich in die Stadt Linz geflüchtet hatten, ſtellte ſich ein Mangel an Lebensmitteln ein, und was noch weit ſchlimmer war, bei ihren Anführern meldete ſich eine Zaghaftigkeit jener Art, bei welcher keine fernere, auf Rettung abzielende Unternehmung Platz findet. Ihr Korps war, wie wir hörten, 15,000 Mann ſtark, und da die Mannſchaft der Oeſterreicher, welche jetzt vor Linz ſtand, gerade eben ſo viel zählte, ſo erwartete man in Bayern mit jeder Stunde die Nachricht, daß das in Linz vorhandene Korps auf die Oeſterreicher ausgefallen, und ſie zurückgeſchlagen habe; aber die Franzoſen, was ſie nachher zu ihrer Entſchuldigung vorbrachten, glaubten, daß ſie von den Oeſterreichern bereits in die Mitte genommen, und daß ihre Lage rettungslos wäre. Mit einem Worte, den 24. Jänner 1742 ergaben ſie ſich an den bei dem Khevenhüller angekommenen Großherzog Franz Stephan, welcher ihnen mit der Bedingniß, ein Jahr nicht mehr wider ihn zu dienen, einen freien Abzug geſtattete. Nunmehr ſtand dem öſterreichiſchen Heere nichts mehr im Wege, was es hätte hindern können, Bayern zu betreten, und bis nach München zu ziehen; und es gab nur noch einen möglichen Fall, es daran zu verhindern, dieſen nämlich, daß der oben erwähnte, in Böhmen geſtandene, franzöſiſche Marſchall Broglio die öſterreichiſche, vom Karl von Lothringen befehligte Armee angegriffen, ſie geſchlagen, ſich hierauf nach Oeſterreich gewendet, und mithin den Feldmarſchall von Khevenhüller genöthigt hätte, dem Prinzen Karl zu Hilfe zu kommen, und im Oeſterreichiſchen ſtehen zu bleiben; allein der Marſchall Broglio fand nicht für gut, dieſe Ausführung, um welche er (der ein Korps von 16,000 Mann beſaß, ſchon, als noch Segur mit 15.000 Mann in Linz ſtand) dringendſt erſucht worden war, zu unternehmen. Der Feldmarſchall Khevenhüller rückte demnach jetzt ohne Aufenthalt in das vor ihm offen liegende Bayern, und ſeinem Heere voraus ſtürmten der Generalmajor Bärenklau, und der Huſarenoberſt von Menzel. Den 25. Jänner 1742 fiel Paßau, den 3. Hornung Braunau, den 5. Burghauſen. Bärenklau bezog dann Landshut; von Menzel aber tummelte ſich mit ſeinem Huſarenkorps über Waſſerburg nach München, in welcher Stadt er den 12. Horn. 1742 ſeinen Einritt hielt, und bald darauf bis an den Lechfluß ſich ausdehnte. Auch von Tyrol kam nach Bayern unter der Anführung des Generals Stenz ein öſterreichiſches Heer, welches über Traunſtein, Roſenheim u. a. heranzog, und an die öſterreichiſchen Hauptkorps ſich anſchloß. Und, mit einem Worte, bis zum Monate April 1742 war (Landsberg, Ingolſtadt und Straubing ausgenommen) ganz Bayern von den Oeſterreichern erobert.

Zu dieſem allgemeinen Unglück geſellte ſich wider den Kaiſer Karl VII. noch ein anderes, nicht weniger beträchtliches, welches darin beſtand, daß zwei mächtige Bundesgenoſſen von der Kriegsſchaubühne abtraten, Preußen nämlich, und Sachſen. Der König von Preußen hatte nicht unterlaſſen, etwas zu unternehmen, was nicht nur ſeine Abſichten befördern, ſondern was auch zugleich den bayeriſch-franzöſiſchen Heeren hätte zu Statten kommen ſollen. Er hatte einen Zug nach Mähren vorgenommen, und Brünn belagert. Einige Korps ſeiner Truppen waren bis nahe vor Wien, und tief in Ungarn eingedrungen, und hatten überall Furcht und Schrecken verbreitet; aber bald eilten öſterreichiſche Truppen ſowohl aus Bayern, als vorzüglich aus Böhmen, unter der Anführung des Prinzen Karl herbei, Brünn zu entſetzen. Bei dieſer Annäherung entfernten ſich die Sachſen von den Preußen, von welchen ſie, wider ihre Neigung, zur gemeinſchaftlichen Sache gezogen worden waren, und nunmehr ward auch der König von Preußen veranlaßt, ſich aus Mähren nach Böhmen zu begeben, indeſſen daß einer ſeiner Feldherren, der Prinz von Deſſau, ſich nach Oberſchleſien zurückzog. Dem König von Preußen war der Prinz Karl gefolgt, was die Veranlaſſung zu einer den 17. Mai 1742 bei dem Dorfe Chotuſitz (Czaslau) vorgefallenen Schlacht gegeben, welche zwar für den König von Preußen glücklich ausfiel, für ihn aber gleichwohl ein Beweggrund, für ſich den Frieden zu ſchließen, wurde. Seine Kaſſen waren erſchöpft; die Eigenſchaften und Schickſale der mit ihm verbündeten Mächte waren für ihn nicht ſo beſchaffen, daß ſie ihn länger hätten an ſich halten können. Es hatte jetzt ferner der Maria Thereſia gezeigt, daß es für ſie, um ihre vereinte Kraft gegen ihre Hauptfeinde wenden zu können, unendlich vortheilhaft ſeyn würde, ſeiner los zu werden, was aus eben derſelben Rückſicht auch der Wunſch des Königs von England war. Dieſe Sachverhältniſſe waren ſo beſchaffen, daß ſie einen beiden Theilen in ihrer damaligen Lage nicht unangenehmen Frieden (er wurde in der Hauptſache den 11. Juni 1742 erſt zu Breslau, und dann vollkommen den 28. Juli zu Berlin geſchloſſen) herbeiführen mußten. Der König von Preußen behielt (mit einer kleinen Ausnahme) ganz Schleſien, nebſt der Grafſchaft Glaz, welche ihm Karl Albert bei ſeiner Eroberung von Böhmen verkauft hatte, that dabei auf weitere Anſprüche Verzicht, ließ überhaupt in dieſen Frieden auch Sachſen mit einſchließen, und ſtellte endlich das Verſprechen aus, an dem gegenwärtigen Kriege keinen Theil weiter nehmen zu wollen.

„So endigte ſich dieſes Bündniß (ſagte Friedrich in ſeinen Denkſchriften Theil I. S. 238), bei welchem alle theilnehmenden Partheien einander zu überliſten ſtrebten; wo die Truppen der verſchiedenen Fürſten den Befehlshabern der Armeen ſo ungehorſam waren, als ob man ſie zuſammen gebracht hätte, um nicht zu gehorchen; wo die Lager den anarchiſchen Staaten glichen; wo alle Entwürfe der Feldherren der Durchſicht eines alten Cardinals unterworfen waren, der, ohne Kenntniß ſowohl des Krieges als der Oerter, die wichtigen, ihm zur Entſcheidung vorgelegten Plane oft ſehr verkehrt billigte, oder verwarf. Dieß war das wahre Wunder, welches das Haus

Oeſterreich rettete. Bei einem vernünftigen Betragen war deſſen Umſturz unvermeidlich.“ Nichts glich der Beſtürzung, in welche durch dieſen Zurückzug der Kardinal von Fleury verſetzt worden iſt. „Jetzt muß man nur auf den Frieden bedacht ſeyn, ſchrieb er dem König (ebend. S. 237), welchen E. M. für nöthig halten, und den der König (von Frankreich) eben ſo ſehr, wie Sie, wünſchet. E. M. werden die Friedensbedingungen entwerfen, und der Marſchall von Belle-Isle ſoll eine Vollmacht von hier erhalten, um alles, was Sie werden beſchloſſen haben, zu unterſchreiben.“ Wie bei dieſer Lage der Dinge dem Kaiſer Karl VII. zu Muthe geweſen ſeyn möge, iſt leicht zu erachten.

---

b) Vorfälle in Böhmen.

Jener oben erwähnten franzöſiſch-bayeriſchen Armee, mit welcher der Marſchall Broglio in Böhmen geblieben war, gieng es im J. 1742 nicht weniger ſchlimm, als es dem zweiten franzöſiſch-bayeriſchen Heere in Bayern, wie wir eben hörten, gegangen war. Der Marſchall Broglio, wenn er auch in anderer Rückſicht ein vortrefflicher Mann geweſen ſeyn ſollte, war, als ein alter, ſchon öfters vom Schlag berührter Mann dieſem Krieg nicht gewachſen, und der Prinz Karl von Lothringen rechnete ſo gar nicht auf ſeinen Unternehmungsgeiſt, daß er es, als er ſich mit ſeinem Hauptheer wider den König von Preußen nach Mähren zog, für hinlänglich hielt, ein ganz mäßiges Korps, unter der Anführung des Fürſten Lobkowiz, in Böhmen zurück zu laſſen; was jeder andere Feldherr benutzt, und jenes Korps aufzureiben geſucht haben würde. Als nun Karl (von ſeinem Marſche) bei dem Lobkowiziſchen Korps wieder angekommen war, unterließ er nicht, den bedächtlichen Marſchall wegen ſeiner Unthätigkeit zu züchtigen, ihn allenthalben aufzureiben, und mit großem Verluſt vor ſich her bis nach Prag zu jagen. Hier hatte ſich bereits der Marſchall Belle-Isle, welcher (nach ſeinen nunmehr geendigten Geſandtſchaftsgeſchäften) wieder zur Armee gegangen war, dann ein neues franzöſiſches Korps, welches über 12,000 Mann geſchätzt wurde, eingefunden, und die Macht der in und vor Prag verſammelten Franzoſen (ſie ſoll in 60,000 Mann beſtanden ſeyn) war alſo ſehr beträchtlich, diente aber zu nichts, als ihre Verlegenheiten zu vermehren; nachdem ſie nämlich weit entfernt waren, mit den öſterreichiſchen, täglich mit neuen Truppen ſich verſtärkenden Heeren in einen raſchen, muthvollen Kampf ſich einzulaſſen; was ſo weit gieng, daß Belle-Isle dem Prinzen Karl das Anbot machte, die Stadt Prag gegen einen freien Abzug räumen zu wollen; ein Anbot, deſſen Annahme, wenn dieſe von der Maria Thereſia geſchehen wäre, oder frei hätte geſchehen können (ihr Bundesgenoſſe in England, König Georg II., welcher die franzöſiſche Armee gefangen haben wollte, ſetzte ſich dagegen), den ganzen Krieg wahrſcheinlichſt geendigt, und mithin unzählige Elendsfälle erſpart haben würde. Die Oeſterreicher ſchloßen die Stadt Prag, in welche ſich auch Broglio hatte flüchten müſſen, erſt einige Zeit ein, und nachdem ihr Belagerungsgeſchütz angekommen war, beſchoßen ſie dieſelbe mit einer Heftigkeit, durch welche die eingeſchloſſenen Franzoſen veranlaßt wurden, mit einer Art von Wuth öftere Ausfälle, bei der ſie mit einer unbeſchreiblichen Kühnheit und Anſtrengung bewunderungswürdige Unternehmungen ausführten, vorzunehmen; was aber gleichwohl nicht hinreichte, ihren Zuſtand im Weſentlichen zu erleichtern, mit welchem es endlich dahin gekommen war, daß ſie keine andere Wahl gehabt haben würden, als — ſich gefangen zu geben, oder dem Hungertode zu unterliegen. Dennoch harrten ſie aus, und als ihnen nun vollends die Nachricht zukam, daß von ihrem König Ludwig XV. der Marſchall von Maillebois mit einem Heere von 30,000 Mann in Eilmärſchen nach Prag befehligt worden, und daß er bereits auf dem Wege ſey, hungerte ſie nicht mehr. Schon näherte ſich der Marſchall von Maillebois der Stadt Eger, (welche der **Comte de Saxe** im April 1742 heftig belagert, und ſie den 19. jenes Monats in ſeine Gewalt gebracht hatte) und veranlaßte dadurch den Prinzen Karl die Belagerung von Prag in einen bloßen Stadteinſchluß (den 14. September 1742) zu verwandeln, um der heranrückenden Armee des Maillebois mit dem beträchtlichſten Theile ſeiner Truppen entgegen gehen zu können. Die weitläufigen Umgebungen der Stadt Prag machten eine gänzliche Einſchließung der Stadt unmöglich, ſo, daß die Franzoſen von außen wieder einige Lebensmittel und überhaupt ſo vielen Muth bekommen hatten, daß ſie den freien Abzug, welchen man ihnen gegen Räumung der Stadt anbot, jetzt nicht mehr annahmen. Der Marſchall Broglio gieng ſogar der heranziehenden neuen Armee des Maillebois mit 12,000 Mann entgegen, ſo, daß jetzt allein der Marſchall von Belle-Iſle noch in Prag blieb. „Hätte man jetzt, ſchrieb K. Friedrich (I. 241.) dem Marſchall Maillebois freie Macht gelaſſen, ſo hätte Böhmens

Schickſal ſich umändern können; allein ihn führte von Verſailles aus der Kardinal (Fleury) am Leitbande. Umſonſt boten ſich dieſem Marſchall die Gelegenheiten dar; er durfte ſie nicht nützen; — indem ihm ſein Hof den ausdrücklichen Befehl ertheilt hatte, ſich nicht zu ſchlagen.“ Er mußte ſogar dem Prinzen Karl Zeit laſſen, den Feldmarſchall von Khevenhüller aus Bayern an ſich zu ziehen, ſo daß ſich zuletzt der Marſchall Maillebois, nachdem er in Böhmen, wo er ſich nicht ſchlagen durfte, keinen feſten Fuß hatte, genöthigt fand, nach Eger zurück zu kehren, ja endlich Böhmen zu verlaſſen, und ſich nach Regensburg und Straubing in Bayern zu begeben. Bald darauf ſah ſich ganz Böhmen von den Franzoſen befreit, welche übrigens unzählige Beweiſe gaben, daß ſie, wenn ſie gehörig benutzt worden wären, mit ihrem Muth die vortrefflichſten Dienſte geleiſtet haben würden. Der in Prag eingeſchloſſene Belle-Isle ſah ſich (nach der Entfernung Maillebois) neuerdings in rettungsloſen Umſtänden; und da ihm nunmehr in der Folge nichts bevorſtand, als ſich gefangen zu geben, oder durch eine außerordentliche Unternehmung, ſo gut, als es ſich würde thun laſſen, zu retten; ſo unternahm er, doch nur gemäß eines ausdrücklichen von Verſailles erhaltenen Befehls, dieß letztere, indem er den 17. Dec. 1742 bei einer ſtürmiſchen Winternacht aus Prag nach Eger zog, bei der verzehrenden Kälte des damaligen Winters zehn Tage über unwegſame, mit tiefem Schnee bedeckte Gebirge, ohne Obdach, ohne einige Nahrung, als harte Brodrinden und Eis zum Durſtlöſchen, unaufhaltſam fortzog, und nach einem Verluſt von vielen tauſend Mann, welche unterwegs erſtarrt liegen geblieben, mit einem kleinen, an Händen und Füßen beſchädigten Reſt in Eger ankam. Der von ihm in Prag mit einer kranken, zum Marſchiren unfähigen Mannſchaft von einigen tauſend Mann zurückgelaſſene Offizier, Chevert mit Namen, ergriff einen nicht weniger ſonderbaren Einfall, ſich von der Gefangenſchaft zu retten; er drohte nämlich mit dem Abbrennen der Stadt, und machte wirklich einige Scheinanſtalten dazu. Dieß veranlaßte den Feldmarſchall Lobkowiz, welcher vom Prinzen Karl vor der Stadt zurückgelaſſen worden war, denjenigen Franzoſen, denen es möglich war, mit fortzuziehen, den 26. Dec. 1742, den freien Abzug (welcher hierauf den 2. Jänner 1743 vor ſich gieng) zu bewilligen. Die Stadt Eger kam erſt nach geraumer Zeit (nämlich den 7. September 1743) durch Hunger wieder in öſterreichiſche Gewalt; was übrigens die Königinn Maria Thereſia nicht gehindert hatte, während dieſer Zeit perſönlich nach Böhmen zu reiſen, ſich von den Ständen huldigen, dann (den 12. Mai 1743) in Prag krönen, und übrigens dem Courier, welcher von Kaiſer Karl VII. mit einem ſogenannten Proteſtationsſchreiben nach Prag gekommen war, eine ſchwere, goldene Krönungsmünze verehren zu laſſen.

Fortſetzung der Vorfälle in Bayern.
1742.

Da die Anführer der franzöſiſchen Hilfsvölker ebenfalls in Bayern mit ähnlichen Aufträgen, auch bei den beſten Gelegenheiten in keine zur Entſcheidung führenden Unternehmungen, und ſchlechterdings in keine Schlachten ſich einzulaſſen, verſehen waren, ſo, daß dieſer Krieg unter die ſonderbarſten ſeiner Art gehören mag: ſo waren auch die Erfolge in Bayern für Bayern die nämlichen. Wir haben oben gehört, daß die Oeſterreicher im Monat April 1742 faſt ganz Bayern beſetzt hatten. Dieſe Begebenheit war denn doch zu unglücklich, als daß vom franzöſiſchen Hofe nicht etwas hätte geſchehen ſollen, die Lage von Bayern zu verbeſſern. Man ſchickte ein Korps von 20,000 Mann, welches, wenn es gleich anfangs mit angekommen wäre, demſelben ſeinen jetzigen Marſch erſpart haben würde. Dieſes beträchtliche Korps, an welches ſich noch überdieß die von Kurpfalz verſprochenen Hilfstruppen und einige in Sold genommene heſſiſche Regimenter anſchloßen, wurde von dem franzöſiſchen Marſchall und Herzog von Harcourt angeführt. Harcourt hatte ſeinen Marſch nach der Donau genommen, und längs derſelben bei Niederalteich ein Lager bezogen. Die Bayern ſtanden zu Plattling. Der öſterreichiſche Oberfeldherr, Graf von Khevenhüller, befand ſich damals in der Gegend um Vilshofen und Pleinling, wohin ſich die Oeſterreicher bei dem Anmarſche der Franzoſen gezogen, ſogar München verlaſſen, dieſes aber den 6. März 1742 wieder beſetzt haben. Die vereinigte franzöſiſch-bayeriſche Armee war der öſterreichiſchen Armee um 12,000 Mann überlegen; und wenn dieſer vortheilhafte Umſtand auch nicht obgewaltet hätte, ſo war jetzt die Nothwendigkeit, mit Zuverſicht einen herzhaften Angriff auszuführen, niemals dringender geweſen. Dieß wurde auch von den bayeriſchen Generalen dem Marſchall von Harcourt nachdrücklichſt erinnert, und zumal wurde ihm von dem bayeriſchen General von Minuzzi (welcher mit einem Korps von 6000 Mann bei Pilsding ſtand) in Gegenwart der zu einem Kriegsrath verſammelten Offiziere ins Angeſicht geſagt, daß man es vor Gott und den Menſchen nicht würde verantworten können, die Gelegenheit ſich zu ſchlagen, die jetzt von dem Himmel ſelbſt angeboten zu ſeyn ſchien, unbenützt vorüber gehen zu laſſen; aber alles, was der Marſchall von Harcourt, nachdem er ſich der überwiegenden Gründe, welche eine Schlacht anriethen, nicht mehr erwehren konnte, zur entſcheidenden Antwort gab, war, daß er voll Verlegenheit ſagte: „Ich handle nach dem mir gemachten Auftrag. Ich habe den Befehl, nichts zu wagen. Ich habe übrigens den gegenwärtigen Uuſtand der Armee nach Verſailles berichtet, und ich kann ſo lange nichts unternehmen, bis ich eine weitere Erklärung, daß ich frei handeln dürfe, erhalten haben werde*).“ Ueber eine ſolche Erklärung wurden die Franzoſen nicht weniger, als die Bayern mit dem bitterſten Unmuth erfüllt, und man hatte Mühe, ſie in den Schranken der Ehrerbietung, welche man einem befehlenden Obergeneral ſchuldig iſt, zu erhalten.

---

*) Geſchichte und Thaten ꝛc. Cap. III. S. 320. u. w.

Dieſer Harcourt wurde (im Auguſt 1742) dem Feldmarſchall von Maillebois zubeordert, und ſeine Stelle wurde dem tapfern **Comte de Saxe** übertragen. Zu gleicher Zeit bekam die Anführung der bayeriſchen Truppen (ihr bisheriger Feldmarſchall Graf von Törring begab ſich als Staatsminiſter zum Kaiſer nach Frankfurt) der in Kriegsſachen wohl erfahrne Friedrich Heinrich Graf von Seckendorf, welcher aus den öſterreichiſchen Dienſten getreten (nach dieſem Krieg aber wieder dahin zurückgekehrt) war. Der **Comte de Saxe** zog jetzt nach der Oberpfalz dem Marſchall Maillebois entgegen, von welchem wir gehört haben, daß er Böhmen, wo er nichts unternehmen durfte, verlaſſen, und ſich nach Bayern gezogen habe. Der Graf von Seckendorf aber benutzte die Abweſenheit des von dem Prinzen Karl nach Böhmen gerufenen Grafen von Khevenhüller, und indem er ſich dem Iſarfluſſe näherte, vertrieb er aus allen um ihn her gelegenen Städten und Märkten die öſterreichiſchen Beſatzungen, zog dann zu München (nachdem der feindliche General von Bärenklau dieſe Stadt mit ſeinem 6000 Mann ſtarken Korps verlaſſen hatte) den 11. Oktober 1742 ſiegreich ein, und ſetzte, da ſich auch der General Graf von Preyſing mit einem am Lech geſammelten Korps von 6000 Mann mit ihm vereinigt hatte, ſeine Wiederbeſetzung des Landes Bayern über den Inn bis vor Schärding und Paßau, in welchen Städten ſich die Oeſterreicher einſchloßen, fort. Bei dieſem Anſchein des wiederkehrenden Glücksſtandes erhob ſich die geſammte kaiſerliche Familie von Frankfurt, in welcher Stadt ſie ſeit der Krönung verbleiben mußte, nach München, und den 19. April 1743 empfieng den Kaiſer Karl VII. in ſeiner Reſidenzſtadt ein unendliches Freudengeſchrei.

Fortſetzung der weſentlichen Kriegsvorfälle in Bayern. 1743.

Die Freude, welche über die Ankunft des Kaiſers zu München im ganzen Bayern gefeiert wurde, dauerte nur eine kurze Zeit, und ein einziger unglücklicher Fall zerſtörte wieder jede Hoffnung, welche man ſich in Bayern gemacht hatte, unerſetzlich; was man bayeriſcher Seits um ſo weniger erwartet, als man während des Winters mit den höchſten Anſtrengungen ſich auf den Feldzug dieſes Jahres 1743 vorbereitet hatte. Die Anſtalten ſchienen ſo gut getroffen zu ſeyn, daß der

Feldmarſchall von Seckendorf, deſſen Hauptkorps um Landshut ſtand, ausdrücklich nach München gekommen war, um dem Kaiſer von den fröhlichen Ausſichten eine erfreuliche Nachricht zu geben, als die ganz unvermuthete Nachricht von einem harten Unfall, welcher ſich bei Braunau den 9. Mai 1743 ereignet hatte, gemeldet wurde. In dieſer Stadt hatte der einſichtsvolle bayeriſche General Minuzzi mit dem Kern bayeriſcher Truppen, wozu noch ein aus Kurpfälzern und Heſſen beſtandenes Korps kam, ſein Standquartier, und auf Befehl des Feldmarſchalls von Seckendorf, welcher in Erfahrung gebracht, daß die öſterreichiſchen Hauptfeldherren ganz in der Stille ſolche Vorbereitungen, welche irgend eine feindliche Unternehmung anzeigten, machten, hatte er vor Braunau mit ſeinem bei 8000 Mann zählenden Korps ein Lager bezogen. Die Standpunkte dieſes Lagers waren mit Sachkenntniß gewählt; und nur das Ende des linken Flügels, auf welchem man vielleicht einen Angriff nicht vermuthet hatte, war ohne eine auf alle Fälle erforderliche Schutzwehr geblieben. Da um eben dieſe Zeit ein franzöſiſches Beobachtungskorps, welches unter der Anführung eines gewiſſen La Croix zu Pfarrkirchen ſtand, von einem öſterreichiſchen Streifkorps überfallen und aufgehoben wurde, ſo mögen etwa die

Nachrichten über die Vorkehrungen der Oeſterreicher nicht ſo pünktlich, als nöthig, erfolgt ſeyn. Der öſterreichiſche Feldmarſchall von Khevenhüller hatte jene Blöße des linken Flügels ſogleich bemerkt, und ein ſtarkes Korps Reiterei beordert, welches den Flügel umgehen, und in einem verabredeten Zeitpunkt auf ihn hinſtürzen ſollte. Die Generäle von Berlichingen und St. Ignon führten dieſe Unternehmung an. Im nämlichen Augenblick fiel der General Nadaſti mit ſeinem Huſarenkorps auf die Fronte des Minuzziſchen Heeres, und im nämliſchen Augenblick war dieſes (wegen ſeinen unglücklichen Folgen höchſt wichtige) Gefecht entſchieden. Die Truppen des bayeriſchen Heeres, die ſich dieſer Anfälle nicht verſehen hatten, drängten ſich, verwirrten ſich, ſuchten ſich theilweiſe, ſo gut ſie konnten, zu retten, und etwa einem Flecken, oder einer Stadt zuzulaufen, wo ſie wußten, daß wieder bayeriſche Truppen ſich finden würden. Die Zahl der Umgekommenen und Gefangenen belief ſich auf 4000 Mann. Unter dieſen letztern befand ſich ſelbſt der General, Graf von Minuzzi, nebſt dem Oberſtwachtmeiſter gleiches Namens, ferner der Generalwachtmeiſter von Preyſing, die Oberſten Bechmann, Meyner, Möſenbach, dann der Generalfeldmarſchall-Lieutenant Gabrieli, welcher aber von einem Panduren ſchrecklich mit Hieben mißhandelt worden, und bald geſtorben iſt.

So traurig nun übrigens dieß Ereigniß war, ſo war es gleichwohl nichts weniger, als entſcheidend; denn die noch übrigen Truppen der Bayern und Franzoſen, welche vereinigt hätten handeln ſollen, waren noch zahlreich genug, um die Sache wieder zu verbeſſern. Der Marſchall von Maillebois hatte ſich zwar bereits im Monat März 1743 nach Frankreich zurück begeben; allein noch ſtanden um Regensburg der **Comte de Saxe**, dann um Straubing der Marſchall von Broglio, welcher (gleich jenem Marſchall) von Böhmen nach Bayern gezogen, und jetzt 15,000 Mann ſtark war, mit ihrer ergiebigen Mannſchaft zu keinem andern Zweck da, als in Vereinigung mit den Bayern, gemeinſchaftlich wider die Oeſterreicher zu kämpfen. Auch hatte ſich der bayeriſche Feldmarſchall von Seckendorf, nachdem er die Franzoſen dringendſt, aber vergeblich aufgefordert hatte, ſich mit ihm zu vereinigen, den 20. Mai 1743 perſönlich zu dem Marſchall von Broglio begeben, in der Hoffnung, die gewünſchte Vereinigung zu Stande zu bringen. Mit dieſer Vereinigung machten auch endlich der Marſchall von Broglio, ſo wie der **Comte de Saxe** einen Anfang, aber nicht, um zu fechten, ſondern um nach Hauſe zu kehren; wobei ihre Truppen in den Städten, wo ſich einzelne Korps einquartirt hatten, von den vereinigt herbeieilenden Oeſterreichern oft überfallen, elend zugerichtet, und die Städte (was der Fall mit Deckendorf, wo der franzöſiſche Prinz von Conti mit einem einige tauſend Mann ſtarken Korps ſtand, was ferner der Fall mit Dingolfing und Landau war) faſt gänzlich verbrannt wurden. „Die Oeſterreicher, erzählt Friedrich in ſeinen Denkſchriften (Bd. 2. S. 18) verſtanden den Vortheil zu benutzen, daß ſie Ein Korps ausmachten, und wider Truppen, die in einzelne Haufen zertheilt waren, ſtritten. Der Prinz von Lothringen kam im Lager an, und ohne zu verzögern, vertrieb er die Franzoſen aus Deckendorf. Alles wich vor ihm; und ſo wie er vorrückte, ſo erhielten die franzöſiſchen Truppen Befehl ſich zurückzuziehen. Einige ziemlich anſehnliche Flüſſe, die in Tyrol entſpringen, durch Bayern ihren Lauf nehmen, und ſich in die Donau ergießen, machen es für Befehlshaber, die ſich vertheidigen wollen, leicht, die Ufer dem Feinde ſtreitig zu machen; aber der Prinz von Lothringen fand nicht den geringſten Widerſtand bei ſeinem Uebergange. Broglio brach von Straubing auf, wo er ein großes Magazin hatte, und ließ nur eine ſchwache Beſatzung zurück, die dem

Feind geopfert ward. Schon waren bei Donauwörth 10,000 Franzoſen als Hilfstruppen angekommen, um zu ihm zu ſtoßen; jetzt wurden ſie die Gefährten ſeiner Flucht. Ungeachtet der ſtärkſten Vorſtellungen, welche Herr von Seckendorf den Franzoſen machte, verließen ihn dieſelben, und machten in ihrem Marſch nicht eher Halt, als zu Straßburg, wo Herr von Broglio, gleich am Tage ſeiner Ankunft einen Ball gab; wahrſcheinlich dem glorreichen Feldzug, den er ſo eben beendigt hatte, zu Ehren." Ganz Bayern kam nunmehr wieder (denn auch die Feſtung Ingolſtadt hatte ſich im September 1743 ergeben) in die Hände der Oeſterreicher. Der Kaiſer hatte ſich ſchon (den 8. Juni 1743) von München zuerſt nach Augsburg, und (nachdem die Stadt München gleich darauf von den Oeſterreichern wieder, und nunmehr zum dritten Male beſetzt worden war) den 23. Juni abermal nach Frankfurt begeben, und einen nachdrücklichen Brief *)

---

*) „Ich habe um ſo weniger erwartet, eine Neuigkeit der Art, wie Sie mir ſchrieben, vernehmen zu müſſen, da ich noch erſt geſtern von Ihrem König und Herrn einen Brief (es liegt hiemit eine Abſchrift bei) erhalten habe, worin mich dieſer Monarch verſicherte, daß er die Ehre ſeiner Krone an die Meinige auf das Engſte verbündet

an den Marſchall von Broglio geſchrieben, welcher, da er jenen Brief unbeſcheiden beantwortet, auf einige Zeit in die Ungnade des Königs von Frankreich gefallen iſt. Die Lage des Kaiſers war jetzt unbeſchreiblich unglücklich, und ſo beſchaffen, daß gar nicht abzuſehen war, wie er aus ſeiner Verlegenheit gerettet, und was wenigſtens zur Schonung ſeiner höchſten Würde unternommen werden ſollte. Er konnte aus eigenen Kräften (und die fremden halfen ihm zu nichts) weder den Krieg fortſetzen, noch einen anſtändigen Frieden bewirken. Seine von ihm der Maria Thereſia gemachten Anerbietungen, worin er

---

erkenne, und daß er mich niemals verlaſſen, ſondern jederzeit, wie ſeinen Freund und Vetter behandeln würde. Ich ſehe demnach wohl, daß mir keine andere Zuflucht übrig bleibt, als ſolche in der Großmuth meiner Feinde zu ſuchen. Ich werde mich dieſer Großmuth auch überlaſſen, und ich rechne darauf, daß der König von England, welcher mich als Kurfürſt von Hannover zum Kaiſer mitgewählt hat, mir eine hilfreiche Hand leiſten werde. Ich hoffe aber auch, daß ich einſt noch ſo glücklich ſeyn werde, Ihrem Könige die Augen zu öffnen, und dann ſollen tauſend Köpfe, wie des Marſchalls von Broglio ſeiner, nicht vermögend ſeyn, den Verluſt von zwei Königreichen, und von zwei Armeen, um welche Sie Ihren Herrn und mich gebracht haben, zu verantworten."

auf alle öſterreichiſchen Lande verzichten zu wollen verſprach, falls ihm für ſeine in dieſem Kriege ihm zugegangenen Koſten und Nachtheile nur einige, was immer für eine, Entſchädigung bewilligt werden ſollte, wurden nicht nur ſchlechterdings zurückgewieſen, ſondern Maria Thereſia ließ ſich, vermöge eines öffentlichen, zu Wien den 31. Juli 1743 unterzeichneten, Patents in Bayern und der Oberpfalz huldigen. Jene von ihm wegen einiger Entſchädigung vorgebrachte Erwähnung zog noch überdieß dem bedrängten, und guter Nachbarn und Freunde höchſt bedürftigen Kaiſer Unannehmlichkeiten von einer ganz beſondern Art, deren er vor allem enthoben zu bleiben wünſchen mußte, zu, indem ſogleich von verſchiedenen Leuten, welche bei ihrem Gutmeinen für den Kaiſer ganz und gar vergeſſen hatten, daß es eine Klugheit, und eine Pflicht, nichts zur Unzeit zu ſagen, in der Welt gebe, verſchiedene Vorſchläge, wie eine verhältnißmäßige Entſchädigung ausgemittelt werden könnte, gemacht, und unter andern ſonderbaren Einfällen (z. B. daß Bayern zu einem Königreiche erhoben, und daß dem Kaiſer von Reichslanden ein Einkommen von jährlichen ſechs Millionen eingewieſen werden möchte) auch die ſogenannten Säculariſirungen einiger geiſtlichen Reichsſtifte vorgeſchlagen wurden; was augenblicklich einen ſolchen Lärmen erregte, daß der Kaiſer nicht genug eilen zu können glaubte, wider jene unberufenen Vorſchläge, zumal wider die Säculariſationen, als „wider boshaft erdichtete, grundfalſche Gerüchte“ durch öffentliche Schriften ſeinen Widerwillen zu erkennen zu geben, und alle auswärtigen Miniſter davon in Kenntniß zu ſetzen *). Da übrigens Maria Thereſia unverrückt auf ihrer Erklärung beharrte, daß ſie „für das Vergangene ſchadlos gehalten, für die Zukunft aber ſicher geſtellt werden wolle,“ ferner, daß ſie von Karl Albert vor allen Dingen verlange, daß er ſeinen Verbindungen mit Frankreich alſogleich entſagen, und (was die Folge davon war) ſich unbedingt ihren weitern Verfügungen überlaſſen ſollte, (den Verfügungen einer Frau, welche dieſen Karl Albert bis zu derſelben Stunde noch nicht als Kaiſer anerkannt, und welche vielmehr bei allen Gelegenheiten ein heftiges Verlangen, ihren Gemahl auf den Kaiſerthron erheben zu können, zu erkennen gegeben hatte) ſo war bei einer ſolchen Lage der Dinge an eine vollkommene Ausgleichung nicht weiter zu denken, und man mußte zufrieden ſeyn, daß es dem Feldmarſchall Gra-

---

*) Circular-Reſcript in Fabris Staatskanzlei. Th. 85. S. 27.

ſen von Seckendorf geglückt war, in einer mit den Feldmarſchall Grafen von Khevenhüller den 27. Juni 1743 zu Schönfeld genommenen Unterredung eine Art von Waffenſtillſtand auf eine unbeſtimmte Zeit nicht ſo faſt ausdrücklich zugeſagt, als ſtillſchweigend bewilligt erhalten zu haben.

Die Oeſterreicher waren indeſſen in dieſem Jahre 1743 noch durch eine außerordentliche Macht unterſtützt worden. Dieſe Macht war König Georg II. von England, welcher, da er ſah, daß die Franzoſen in ihren letzten Feldzügen ſehr mitgenommen, und (wie er gemeint haben mußte) gleichfalls in die unheilbarſte Verlegenheit gerathen ſeyen, ſich feſt einbildete, daß er einen unverzeihlichen Staatsfehler begehen würde, wenn er die günſtigſte aller Gelegenheiten, eine der wichtigſten, und von jeher in ſeinem Innerſten verſchloſſenen Abſichten auszuführen, nicht benützen ſollte, die Abſicht nämlich, den Antheil der Krone Spanien an dem amerikaniſchen Handel zu beſchränken, oder wohl gar größtentheils ausſchließlich an ſich zu bringen; was, dachte der König Georg II., eben nicht ſchwer in dem Falle zu bewirken ſeyn würde, da die Franzoſen außer Stand geſetzt würden, den Spaniern, wenn ſie von den Engländern angegriffen würden, Hilfe zu leiſten. Vor allen Dingen ſollten alſo die Franzoſen dergeſtalt, daß ſie alle Neigung verlören, ſich weiter zu rühren, geſchlagen, und ſie ſollten mithin in einem Lande, wo man ihnen am beſten würde beikommen können, unverzüglich angegriffen werden. Dazu würde zuerſt Flandern in den franzöſiſchen Niederlanden, und (weil ſich die Holländer dieſen Zug verbeten hatten) ohne Bedenken Deutſchland gewählt, wo über den Rhein geſetzt, und in das Herz von Frankreich fortgeſchritten werden ſollte. Um dieſer Unternehmung eine raſche Ausführung zu verſchaffen, führte der rüſtige König die dazu beſtimmte Armee, welche aus 33,000 Mann, theils Engländern, theils Hannoveranern, wozu noch 10,000 Heſſen u. a. kamen, beſtanden, und welche vortrefflich gerüſtet waren, um etwas Nachdrückliches erwarten zu laſſen, in eigner Perſon an. Die Eröffnung des Feldzuges entſprach auch einer ſolchen Erwartung vollkommen. Der König war bis ins Aſchaffenburgiſche gekommen, und wurde bei dem am Main gelegenen Dorfe Dettingen von einem franzöſiſchen Heere angegriffen, deſſen Anführer, General von Noailles eines dergeſtalt vortheilhaften Poſtens, daß ihm der Sieg gar nicht entgehen zu können ſchien, ſich bemächtigt hatte; aber der auf Alles aufmerkſame und überall gegenwärtige König benutzte augenblicklich einige Lücken, welche in der franzöſiſchen Schlachtordnung durch die willkührliche Voreiligkeit einiger zur Unzeit unternehmenden Generäle entſtanden waren, entriß ſeinen Feinden die Lorbeere, welche ſie in ihren Händen zu halten wähnten, und gewann die (den 16. Juni 1743 vorgefallene) Schlacht bei Dettingen, welche zwar als nicht entſcheidend anzuſehen, aber dann doch ſo wichtig war, daß man es dem König von England für ein großes Verſehen anrechnete, die erſte Beſtürzung der Franzoſen nicht benützt, und den Rheinübergang nicht ſogleich vorgenommen zu haben; allein dieſer König, welcher jenen Uebergang mit der Kraft des ruhig zu Werke gehenden Uebergewichts, und mit einer gewiſſen Feſtlichkeit unternehmen wollte, unterredete ſich vorerſt mit dem aus Bayern herangerückten Karl von Lothringen, und bald darauf ſetzte er bei Mainz wirklich über den Rhein, rückte nach Worms, und ſchien nach Elſaß rücken zu wollen. Aber als er an den (das kurpfälziſche Oberamt Neuſtadt durchſtrömenden) Fluß Speierbach kam, und hier von Seite der ihren Feind in einer gutherzigen Verfaſſung erwartenden Franzoſen Hinderniſſe fand, welche nur durch die angeſtrengteſten Unternehmungen beſiegt werden konnten, meinte er, daß ſeine Völker ehevor einiger Erquickungen bedürftig wären; daher er ihnen im Brabantiſchen und Münſteriſchen Winterquartiere anwies, und dann über Hannover nach London zurückgieng. Prinz Karl von Lothringen, welcher, vermöge der eben erwähnten Verabredung, bei Baſel über den Rhein gehen, und hierauf geradezu nach Lothringen marſchiren, und dieſes Land in Beſitz hätte nehmen ſollen, fand, nachdem er (in der Nacht des 3. Septembers 1743) den Rheinübergang an zwei Orten, und bald darauf auch bei Rheinweiler verſucht, aber gegen die mit Ueberlegenheit herangerückten Franzoſen vergeblich angekämpft hatte, nicht weniger für gut, während des künftigen Winters im Breisgau und in Bayern ſeine Quartiere zu nehmen.

1744. Die Begebenheiten dieſes Jahres waren in Hinſicht auf ihre Verwicklungen eines ſo ſonderbaren Inhaltes, daß ſie für entfernte Zuſchauer, welche daran eben keinen Theil zu nehmen hatten, ein ſehr unterhaltendes Schuſpiel darſtellen mußten. Wir wollen zuerſt desjenigen Herrn, wegen deſſen dieſer Krieg entſtanden war, des Kaiſers und Kurfürſten von Bayern, Karl Albert nämlich, einige Erwähnung machen. Nachdem dieſer von den Reichsſtänden ganz und gar nicht unterſtützte Herr bei dem Eintritt des Winters im vorigen Jahre 1743 alle erdenkliche

Mühe gehabt, ſeinen Truppen Quartiere zu verſchaffen (denn im rheiniſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe wurden dagegen tauſend Einwendungen gemacht); nachdem er ſich dann auch in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, ſein mäßiges Korps in ſehr entfernte Plätze zu verlegen*); ſo mußte er, als in dieſem Jahre 1744 wieder ins Feld gerückt werden ſollte, erſt erwarten, wohin es den Franzoſen gefällig ſeyn würde, ihm den Verſammlungsort anzuweiſen; wobei es ſo bedächtlich zugieng, daß ſie ſich erſt im Anfange des Mai 1744 bei Philippsburg verſammelten, wo ſie ſich zwar in einem Lager wohl verſchanzten, nach einigen Tagen aber über dem Rheine feſtſetzten. Das vom Feldmarſchall Grafen von Seckendorf angeführte Korps beſtand jetzt aus 22,000 Mann, welche eine Rüſtung und Haltung hatten, bei deren Anblick die Franzoſen nicht umhin konnten, zu verſichern, daß ſolche Truppen alles beſiegen würden.

---

*) „Cavallerie: Cuiraßiers: Thöring durch das Wetterauiſche ins Bergiſche; Coſta, jetzt Fronberg, ins Cleviſche; Raymund, jetzt Holſtein, ins Kölniſche; Dragoner: Fürſt Hohenzollern, und Gabrieli in Franken; Oettingen ins Oettingiſche; Wallon ins Lüttichiſche; Fürſt Taxis ins Fuldaiſche; Grenadiers a cheval und Ferrari ins Schwäbiſche. Infanterie: Leibregiment nach Ladenburg; Kronprinz nach Wemdingen; Clement nach Philippsburg; Seckendorf nach Ansbach; Minuzzi nach Kehl; Truchſes nach Heilbrunn; Preyſing nach Donauwörth; Hildburghauſen nach Hildburghauſen; Morawitzky nach Rothenberg; G'ſchraiſche Frei-Compagnie verbleibt in Wemdingen." Geſchichte und Thaten des Kaiſ. Karls VII. Frankf. u. Leipzig. 1745. c. IV. p. 368.

Während dieſes Vorganges faßten die Könige von Frankreich und Preuſſen ſolche Beſchlüſſe, welche geeignet waren, alle Vorhaben der K. Maria Thereſia mit Einem Male zu unterbrechen, und dem ganzen Kriege eine neue Wendung, ja ſeine Vollendung zu verſchaffen.

Der König von Frankreich, Ludwig XV. welcher nach dem (zu Iſſy, einem unweit Verſailles gelegenen Schloſſe, den 29. Jänner 1743 in einem Alter von 87 Jahren 7 Monaten und 6 Tagen) verſtorbenen Kardinal und erſten Miniſter Fleury, ſich erklärt hatte, ſelbſt regieren zu wollen, wurde beredet, zu glauben, daß er in ſeinem bisherigen, wider die K. Maria Thereſia gerichteten, Unternehmungen keineswegs als Feind derſelben, ſondern nur als Freund und Verbündeter des bayeriſchen Kurfürſten, Kaiſers Karl Albert, aufgetreten, und daß es demnach ihm erſt jetzt, nachdem jene K. Thereſia eine zahlreiche Armee an den Rhein geſchickt hätte, welche in

Frankreich einfallen, und darin Eroberungen machen ſollte, zur Pflicht geworden ſey, jener Königinn ſowohl, als ihrem Verbündeten dem Könige Georg II. von England den Krieg anzukündigen. Dieſe Vorſtellungen gefielen dem Könige Ludwig XV., und (Verſailles den 23. April 1744) kündigte er durch öffentliche Patente ſowohl der Königinn Maria Thereſia, als dem König Georg feierlich einen für ſich auf die ſtrengſte Genugthuung abzweckenden Krieg an.

Und unmittelbar darauf beſchloß er zwei Unternehmungen, a) der öſterreichiſchen Niederlande ſich zu bemächtigen, b) den Prätendenten mit einer hinlänglich bemannten Flotte nach England zu führen, und ihn auf den (ihm und ſeinem Vater bloß wegen ihres Bekenntniſſes der katholiſchen Religion entriſſenen) Thron von England zu ſetzen.

Der Beſchluß des Königs Friedrich II. von Preußen hatte ähnliche Betrachtungen und Zwecke zum Grunde; denn ſo wie dieſer König an die Möglichkeit dachte, daß die K. Maria Thereſia vermittelſt der Unterſtützung des Königs von England ihre Abſichten in Frankreich und Italien ausführen, und ſich dadurch zu einer gebieteriſchen Macht, welcher Niemand weiter würde widerſtehen können, ſchwingen könnte, ſo dachte er ſich nicht minder eine andere Möglichkeit, dieſe nämlich, daß es dann jener Monarchinn einfallen könnte, ihm ſein Schleſien wieder zu nehmen. Er hielt übrigens dieſe ſeine Beſorgniß (ganz begreiflicher Weiſe) tief in ſich verſchloſſen, als er um dieſe Zeit, da jene Beſorgniß in ſeinem Gemüthe ſich regte, dem um ſeinen Beiſtand ihn anrufenden Kaiſer Karl Albert dieſen Beiſtand nicht nur zuſagte, ſondern nachdrücklich auch ſeinen Wunſch äußerte, alle deutſche Fürſten (gemäß ihrer wirklichen Pflichten) zu einem Bündniß für die Erhaltung des Kaiſers vereinigen zu können, was dann auch wenigſtens ſo Vieles zur Folge hatte, daß (d. 22. Mai 1744) zu Frankfurt eine Union errichtet ward, vermöge deren Frankreich, der König von Preußen, der Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz, dann der König von Schweden (als Landgraf von Heſſencaſſel) feierlich ſich verbanden und zuſagten, dem beiſpiellos bedrängten Anſehen der kaiſerlichen Krone wieder zur gebührenden Würde verhelfen zu wollen.

Der König von Frankreich zauderte keinen Augenblick, ſein Vorhaben nach dem Plane des Comte de Saxe ins Werk zu ſetzen. Dieſer Feldherr, nachdem er den Prinzen Eduard, den Sohn des Prätendenten von Rom, wo er ſich aufhielt, hatte kommen laſſen, eilte mit 10,000 Mann nach Dünkirchen, wo man (ſo wie noch in einigen andern franzöſiſchen Häfen) die thätigſten Anſtalten zur Einſchiffung nach England traf. Dieſe Zurüſtungen mochten nun im wirklichen Ernſt, eine Landung in England zu unternehmen, oder nur auf den Schein veranſtaltet worden ſeyn, ſo hatten ſie wenigſtens den beabſichtigten Erfolg; denn augenblicklich wurden die engländiſchen Truppen nach ihrem Vaterlande zurückgerufen, wo man jetzt ihre Dienſte für ungleich wichtiger hielt, als ſie dieß damals auf deutſchem Boden ſeyn konnten; aber König Ludwig XV. that noch weit mehr. Er ſelbſt führte eine ſehr beträchtliche Armee nach Flandern, eroberte ſogleich einige der ſogenannten Barrierſtädte (in welchen ſich die ſeit einiger Zeit an die Engländer verpachteten Holländer auf eine Art, daß man ſah, wie ihnen, als Handelsleuten, der Friede lieber, als der Krieg wäre, benahmen) und würde wahrſcheinlich das ganze öſterreichiſche Niederland erobert haben, wenn ſich nicht gerade zur nämlichen Zeit dringendere Ereigniſſe ergeben hätten, welche ihn anderswo hinriefen.

Die öſterreichiſche Hauptarmee, welche (nach dem den 26. Jänner 1744 zu Wien erfolgten Hintritt des Grafen Ludwig Andr. von Khevenhüller) den Feldmarſchall Traun, mit Beiziehung des Prinzen Karl von Lothringen zu ihrem Anführer erhalten hatte, war bei ihrem bisherigen Glück ſo ſehr von ſich ſelbſt eingenommen, und ſo übermüthig geworden, daß ſie ohne Zurückhaltung ankündigte, daß ſie jetzt darauf ausgehe, in Frankreich Eroberungen zu machen, wenigſtens Lothringen wieder an ihre vorigen Beſitzer zu bringen, und dann den K. Karl Albert zur Niederlegung der kaiſerlichen Würde zu zwingen, und dieſe Würde dem Großherzog Franz Stephan zu verſchaffen; ſie hatte auch während dieſes Jahres bereits ſolche Unternehmungen ausgeführt, daß ſie ihren Zweck größtentheils ſchon erreicht zu haben ſchien. Sie hatte ſich zuerſt nach Philippsburg (wo das Korps der Bayern mit der Obliegenheit ſtand, jede Ueberſetzung des Rheins zwiſchen Speier und Lauterburg zu verhindern) begeben, und hatte hier zwar nicht nur jenes bayeriſche, mit einigen deutſchen Regimentern verſtärkte, Korps, ſondern auch ein in der Nähe geſtandenes franzöſiſches Heer, welches (nachdem Broglio ſeine Stelle niedergelegt hatte) dem Marſchall von Coigni übergeben ward, zu bekämpfen, hatte aber ihre Feinde durch einige auf den Schein gemachte Anſtalten dergeſtalt irre geführt, daß es ihr in der Nacht zwiſchen dem 1. und 2. Juli gelang, an fünf Orten, vornehmlich bei dem durlachiſchen Dorfe Schreck u. a., über den Rhein zu ſetzen, und ſich der Städte Weiſſenburg und

Lauterburg nebſt den bekannten Linien daſelbſt zu bemächtigen. Einige von dem ungariſchen General Nadaſti befehligte Truppen, 2000 Panduren nämlich „überrumpelten und ſchlugen ein Korps von drei kaiſerlichen Regimentern, welche ſich durch eine unverzeihliche Nachläſſigkeit auf gar keine Weiſe vor einem Ueberfall geſichert hatten.“ Nadaſti ſelbſt war ſchon (den 1. Juli 1744) an der Spitze von 9000 Huſaren über den Rhein gegangen, während man hinter ihm ganz ruhig beſchäftigt war, die angefangenen Brücken zu Stande zu bringen. Während des Lärmes von dieſem Uebergang ſtieß Seckendorf mit 20,000 Mann zu einem Korps Franzoſen, welches der junge Coigni anführte; und beide eilten nun jenen drei kaiſerlichen Regimentern, deren wir eben gedacht haben, zu Hilfe, noch ehe der Fürſt von Waldeck ſein Lager zu Redingheim aufgehoben hatte, um zu Nadaſti zu ſtoßen. Alle Offiziere dieſer Armee beſchworen den Seckendorf, den Nadaſti anzugreifen, den er ſehr leicht hätte in den Rhein treiben, und durch dieſe einzige Unternehmung den ganzen Plan des Prinzen von Lothringen hätte zernichten können; aber Seckendorf war durchaus nicht dazu zu bringen. Er ließ ſich mit einem leichten Scharmüzel gegen die Ungarn genügen; und als er erfuhr, daß ſich der Marſchall von

Coigni nach Landau zurückgezogen habe, ſo gieng er über Germersheim, um ſich aufs ſchnellſte wieder mit ihm zu vereinigen *). Alle fernern Anſtrengungen der Bayern und Franzoſen führten zu nichts; ja ſie führten gewöhnlich zu neuen Vortheilen ihrer Gegner, welchen nichts weiter widerſtehen zu können, und welchen jetzt ganz Elſaß, wo ſie bereits nach aller Willkür handelten, und ganz Lothringen geöffnet zu ſeyn ſchien. Die Lage, in welche nunmehr (im Juli 1744) die franzöſiſche Kriegeſache gekommen war, war in der That für die eben genannten Länder ſo höchſt bedeutend, und in ihren Folgen ſo weitausſehend, daß bei der erſten Nachricht ſelbſt König Ludwig XV. (welcher in dringenden Fällen ungleich thätiger, als alle die vornehm kalten Hofleute, welche ihn umgaben, werden konnte) von ſeiner flanderiſchen Armee mit einem Korps von 40,000 auserleſener Mannſchaft, in der Abſicht und in der Hoffnung herbei eilte, daß es ihm, wenn auch zu gleicher Zeit die von Coigni und Seckendorf befehligten Truppen, in einem zweckmäßigen Verſtändniß mit ihm, geeignete Maßregeln nehmen würden, gelingen ſollte, den Oeſterrei-

---

*) Friedr. Denkſchriften. Th. II. S. 80.

chern mit einem entſcheidenden Nachdruck zu begegnen, und dem ihm höchſt läſtigen Krieg ein Ende zu machen.

Während daß dieſe neue Rüſtung in ihrer vollen Bewegung begriffen war, war die Armee der Oeſterreicher bereits im vollen Zurückzuge begriffen. Noch im Monat Juli 1744 war der König Friedrich von Preußen (im Bezug auf die oben berührte Frankfurter Convention) mit 100,000 Mann durch Sachſen nach Böhmen, an deſſen Grenze er den 13. Auguſt ankam, gezogen, war auch bald (den 17. Sept. 1744 ergab ſich ihm die Beſatzung von Prag) Herr und Gebieter in dieſem Königreiche, wo man ſich auf ſeine Ankunft nicht im Geringſten vorbereitet hatte.

Dieſer Einmarſch des Königs von Preußen war auf Vorausſetzungen, deren Erfüllung für ausgemacht und unerläßlich angenommen werden mußte, berechnet. Gleichwie nämlich vorauszuſehen war, daß die auf dem franzöſiſchen Beden geſtandene öſterreichiſche Armee bei der erſten Nachricht ſich aufzumachen und nach Böhmen zu eilen befehligt werden würde, ſo war es ja, damit dieſes überaus zahlreiche öſterreichiſche Heer nicht etwa wohl erhalten, und mit allem Nöthigen wohl verſehen, nach Böhmen käme, nicht weniger eine weſentliche Forderung, welche vom König Friedrich an König Ludwig XV. geſtellt werden mußte, und geſtellt wurde, daß jener Ludwig XV. die mißlichen Lagen, in welche die öſterreichiſchen Truppen bei ihrem Zurückgange über den Rhein, und bei andern Gelegenheiten verſetzt werden würden, auf das Thätigſte benutzen, daß ſeine Armee über die Oeſterreicher herfallen, daß ſie ihnen vom Rhein an, bis nach Behmen keinen Augenblick Ruhe gönnen, ſondern daß ſie alles Erdenkliche unternehmen müßte, um die öſterreichiſche Armee in einen Zuſtand, bei welchem ſie künftig weder in Bayern ſich halten, noch in Behmen mit einigem Erfolg würde auftreten können, zu verſetzen. Auch hatte ſich König Ludwig XV. zur Befolgung dieſer höchſt nöthigen Maßregeln verbindlich gemacht, und König Friedrich hatte noch zum Ueberfluß ſeinen Feldmarſchall Grafen von Schmettau abgeſchickt, um den König Ludwig XV. an ſeine hohen Verſprechungen erinnern zu laſſen; allein das Schickſal wollte, daß jener König Ludwig zu Metz, wo er den 4. Auguſt 1744 ankam, von einer Krankheit, welche ihn ſechs Wochen hinhielt, ergriffen, und daß der Muth der franzöſiſchen Generäle von einer gräßlichen Lähmung und Niedergeſchlagenheit befallen werden mußte, bei welcher man ganz vergeblich alle Beredſamkeit erſchöpfte, um ſie in entſcheidenden Augenblicken zu Unternehmungen, bei denen der beſte Erfolg unmöglich fehlen konnte, zu ermuntern, ihnen kam alles höchſt gewagt, und alles Gewagte ganz unthunlich vor, und alles, was ſie geſchehen ließen, war, daß der Feldmarſchall von Seckendorf die heſſiſchen und kurpfälziſchen Hilfsvölker an ſich ziehen, daß er dann mit ſeinen Bayern und dieſen Hilfsvölkern (doch ja in einer behutſamen Entfernung) den Oeſterreichern nachrücken, und daß er Bayern und die Oberpfalz (aber nur wann die Oeſterreicher daraus abgezogen ſeyn würden) beſetzen könnte; ſie ſelbſt, die Franzoſen, deren Vortrab der Graf von Belle-Isle anführte, erklärten ſich, daß ſie ſich in den letzten Monaten dieſes Jahres 1744 mit nichts weiter, als mit der Eroberung und Beſetzung der vorderöſterreichiſchen Lande beſchäftigen, daß ſie aber im künftigen Frühjahr deſto thätiger ſich einſtellen, und mit einer neuen Verſtärkung von 60,000 Mann auftreten würden. Dabei blieb es dann auch, ungeachtet aller Gegenvorſtellungen, unabänderlich. Die meiſtens wehrloſen vorderöſterreichiſchen Ortſchaften ergaben ſich nach einem kurzen, aber nicht ſelten deſto nachdrücklichern Widerſtand, und nur die Stadt Freiburg blieb entſchloſſen, die Ehre einer Feſtung zu behaupten, und es auf eine förmliche Belagerung ankommen zu laſſen, welche, ſelbſt unter der Anführung des (im Schloſſe zu Münzingen einquartirten) Königs Ludwig XV. von einer 70,000 Mann ſtarken franzöſiſchen Armee unternommen, und nach einer ſieben Wochen langen Belagerung den 7. Nov. (und wieder den 24. Nov. 1744, da die Uebergabe erfolgte) beendiget wurde; der König aber kehrte nunmehr im vollen Triumphprunk nach Verſailles zurück.

Als der Feldmarſchall, Graf von Seckendorf, zu Ende des Sept. 1744 in Bayern bei Donauwörth angelangt war, zählte das unmittelbare bayeriſche Heer 20,000 Mann; und da die Kurpfälzer und Heſſen nicht weniger ein beträchtliches Korps ausmachten (jene beſtanden aus 5, dieſe aus 6000 Mann), ſo war jetzt allein dieſe Geſammtmacht mehr als zureichend, die in Bayern noch hier und da geſtandenen öſterreichiſchen Beſatzungen (mit einem Hauptkorps von 12,000 Mann hatte ſich der General Bathiani ſchon gleich bei der erſten Nachricht des preußiſchen Einfalles nach Böhmen begeben) theils zu verſcheuchen, theils ſich derſelben, wo ſie ſich überfallen ließen, zu bemächtigen, und (bis auf die Feſtungen Ingolſtadt, Braunau und Schärdingen, welche von den Oeſterreichern beſetzt blieben) in den übrigen bayeriſchen Landen ſich dergeſtalt auszubreiten, daß es (wenigſtens ſo lange die Lage der Dinge dieſelbe blieb) für den K. Karl VII. weiter kein Wageſtück war, wenn er die von ihm mit unendlicher Sehnſucht erwartete Gelegenheit ergriff, wieder einmal nach München zu kommen. Er erſchien in dieſer Stadt den 23. Oktober 1744 (an welchem Tage ſeine ſämmtliche Armee vom frühen Morgen an durch die Stadt nach einem in der Nähe ausgeſteckten Lager gerückt war) unausſprechlich willkommen. Ein höchſt trauriges Verhängniß waltete über ihn. Seine Freude war von einer ſehr kurzen Dauer. Schon nach einigen Wochen ſchien es neuerdings, als würden wider den guten Kaiſer in der Nähe und Ferne neue Gegenſtände des Kummers ſich ſammeln; wobei ſelbſt die K. Maria Thereſia aus gerechter Ehrfurcht gegen das beiſpielloſe Unglück dieſes Monarchen (dieſes im Grunde gerechteſten Mannes und zärtlichſten Vaters) nicht ungerührt blieb, indem ſie erklärte, daß der Kaiſer in ſeiner Reſidenzſtadt München niemals wieder, auch im ſchlimmſten Falle für das übrige Land, in dieſer Stadt nicht wieder beunruhigt werden ſollte. Die Unternehmung des Konigs von Preußen in Böhmen war, wie wir gleich hören werden, (bei dem eben erwähnten Verhalten der Franzoſen) durchaus verunglückt, und die öſterreichiſche Uebermacht zog jetzt triumphirend wieder von allen Seiten durch die Oberpfalz und Oberöſterreich nach Bayern zuſammen. In dieſem Bayern hatten auch, nach dem Falle von Freiburg, eine Menge Franzoſen ſich einquartirt, und nun führte vollends der franzöſiſche Marſchall von Maillebois aus den Niederlanden zahlreiche Heere heran, über deren verzehrenden Durchzug von verſchiedenen Kreiſen bei dem Kaiſer, der nicht helfen konnte, mehr als eine bittere Beſchwerde angelangt, und ſelbſt von einem Bruder des Kaiſers, von dem Kurfürſten zu Köln, Clemens Auguſt nämlich, geradezu eine abſchlägige Antwort erfolgt iſt *).

---

*) Sein merkwürdiger Brief an den Marſchall von Maillebois war: „Monſieur! Ich habe Ihren Brief vom 18. Dec. geſtern Abends erhalten. Ich weiß ſo gut, als andere, dem Kaiſer beſtergebenſte Fürſten, was ich dem Kaiſer, was ich dem deutſchen Reiche, und mir ſelbſt ſchuldig bin. Indem mir die zur Erhaltung meiner Staaten gefaßten Maßregeln die beſten zu ſeyn geſchienen, ſo bin ich, gemäß dieſer Maßregeln, und gemäß der Neutralität, von welcher ich nicht abweichen werde, feſt entſchloſſen, alles dasjenige von mir entfernt zu halten, was in meinem Lande den Krieg ziehen, und was ſolche Unglücksfälle veranlaſſen könnte, welche die benachbarten Kurfürſten (die doch eben ſo, wie ich, neutral ſind) unter eben dem ſcheinbaren Titel, den Sie, Mon-

1745. Die wider Bayern und Frankreich verbündeten Mächte hatten ſich neuerdings erhoben, und den 8. Jänner 1745 hatten zu Warſchau die Staaten England, Holland, Ungarn und Sachſen ein Bündniß, deſſen Wirkungen hauptſächlich in Bayern erſcheinen ſollten, geſchloſſen. Beinahe ganz Europa war jetzt mit den fürchterlichſten Zurüſtungen beſchäftiget, und das ſeit den letzten vier Jahren von den grauſamſten Drangſalen erſchöpfte Bayern ſollte jetzt der Sammelplatz werden, auf welchem unermeßliche Heere alle ihre Kräfte aufbieten würden, ſich einander zu vertilgen, und alles, was ihnen im Wege ſtehen möchte, zu zerſtören. Da ſtarb zu München der Kai:

ſieur, anführen, empfinden müſſen. Aus dieſen Bewegurſachen kann ich den Ihrem Commando untergebenen Truppen weder den Durchzug, noch auch den Aufenthalt, den Sie von mir begehren, bewilligen. Indem ich allzuſehr von der Billigkeit des Königs, Ihres Herrn, überzeugt bin, ſo kann ich mir nicht einbilden, daß Ihro Majeſtät Gewalt brauchen, oder es übel ſollte aufnehmen wollen, indem ich mich, um mich wider die Folgen, davon die angeführten Beiſpiele mich von neuem aufmerkſam machen, in Sicherheit zu ſtellen, derjenigen dienlichen Mittel, welche von den deutſchen Reichsgeſetzen vorgeſchrieben ſind, bediene, um mich von dergleichen Inconvenienzen zu bewahren ꝛc. Bonn den 22. Dec. 1744.“

ſer Karl VII., den 20. Jänner 1745 im 48. Jahre ſeines Alters.

Er hatte von ſeiner oben erwähnten Gemahlinn Maria Amalia vier Kinder hinterlaſſen: 1) ſeinen den 28. März 1727 gebornen Nachfolger Maximilian Joſeph. 2) Maria Antonia, geb. 1724, vermählt 1747 mit dem königlichen Prinzen von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Chriſtian Leopold; ſie wurde Wittwe 1763, und ſtarb zu Dresden 1779. 3) Maria Joſepha Anna Auguſta, geb. 1734, vermählt 1755 an Ludwig Georg, Markgrafen zu Baden-Baden, Wittwe 1761, ſtarb zu München 1776. 4) Joſepha Maria Antonia, geb. 1739, vermählt an Kaiſer Joſeph II.; ſie ſtarb zu Wien im J. 1767.

Man hat die Maßregeln, nach welchen Karl Albert bei ſeinen Anſprüchen auf die öſterreichiſchen Erbländer ſeine Entſchlüſſe faßte, und ſeine Unternehmungen einrichtete, verſchieden (was nach geſchehenen Dingen auch immer ſehr leicht iſt) beurtheilt. Eines wurde die Folge des andern. Nachdem Karl Albert ſchon einmal unabänderlich entſchloſſen war, auf ſeinen Anſprüchen zu beſtehen, wozu ihn Männer von Verſtand und Wiſſenſchaft beredet, und ihm ſeine Beharrlichkeit als eine heilige und unerläßliche Pflicht geſchildert haben werden, ſo war bei ſeinem Mangel an eigenen hinlänglichen Kräften, ſeine Verbindung mit Frankreich das unvermeidliche Mittel, welches er ergreifen mußte, wenn er ſich je eine Hoffnung machen wollte, zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Dieſe Verbindung zog für ihn die unablehnbare Verbindlichkeit nach ſich, ſich nach den Wünſchen, Planen und Abſichten des franzöſiſchen Hofes lenken zu laſſen. Unter jenen Wünſchen war einer der vornehmſten, daß Karl Albert zur kaiſerlichen Würde befördert werden ſollte. Ihm waren die höchſt wichtigen Gründe, wegen welcher ſein Urahnherr, Ferdinand Maria, eben dieſelbe Krone ſtandhaft ausgeſchlagen, und darüber den gerechten Beifall aller verſtändigen Zeitgenoſſen, und der unbefangenen Nachwelt erhalten hatte, ganz wohl bekannt; aber ſeine Lagen und Verhältniſſe waren nicht dieſelben, und er mußte (nachdem die K. Maria Thereſia auf ihren Entſchlüſſen unbeweglich blieb) jene Krone ſich aufſetzen laſſen. Auch ließ ſich ja der ganz und gar ſonderbare Fortgang der Dinge, ſo wie er ſich einſtellte, unmöglich vorherſehen. Karl Albert hatte das Recht, vorauszuſetzen, daß diejenigen, welche die hinlänglichen Kräfte hatten, ihren Zweck für ihn mit Nachdruck auszuführen, dieſer Kräfte ſich bedienen würden. Das thaten ſie nicht, zur Zeit, da ſie es hätten thun ſollen.

Sonſt fielen während der kurzen Zeit, da Carl VII. Kaiſer war, mehrere Denkwürdigkeiten vor. Einige fürſtliche Häuſer nämlich wurden durch Erbſchaften vergrößert; andere Geſchlechter wurden erhöhet. Zu jenen gehört a) König Friedrich II. von Preußen, welcher (außer dem eroberten Schleſien und dem Ankauf der Grafſchaft Glaz) im Jahre 1744 das Fürſtenthum Oſtfriesland, vermöge einer ſchon im Jahre 1694 von ſeinen Vorältern erhaltenen kaiſerlichen Anwartſchaft erbte. b) Heſſenkaſſel wurde in dem ſchon früher ergriffenen Beſitz der Grafſchaft Hanau geſichert, und überdieß mit einer kaiſerlichen Freiheit gegen alle Appellationen an das Reichsgericht begnadigt. c) Sachſen-Weimar erbte die Länder des 1741 verſtorbenen Herzogs von Sachſen-Eiſenach, Wilhelm Heinrich; d) dem Hauſe Naſſau-Oranien fiel nach dem 1743 erfolgtem Hintritt des Fürſten Wilhelm Hyacinth von Naſſau-Siegen dieſes Fürſtenthum zu. In den Fürſtenſtand wurden von Kaiſer Karl VII. die Grafen Stolberg-Gedern, Selms-Braunfels, Hohenlohe-Schillingsfürſt, Hohenlohe-Bartenſtein, Hohenlohe-Pfädelbach, und Iſenburg-Birſtein erhoben. Ueberhaupt würde die Regierung dieſes Kaiſers eine der thätigſten und merkwürdigſten geworden ſeyn, wenn ſie länger gedauert, und wenn der Monarch eine ſichere Ruhe genoſſen hätte. Schon gleich wider das (nach dem Hintritt K. Karls VI.) von den beiden verwandten Kurhäuſern Bayern und Pfalz gemeinſchaftlich geführte, und zu Augsburg ausgeübte, rheiniſche Reichsvikariat wurden von anſehnlichen Reichsſtänden (ſo wie wider die von Regensburg nach Frankfurt verlegte Reichsverſammlung) verſchiedene Einſtreuungen gemacht. Auch die gewöhnliche Wahlkapitulation wurde durch Zuſätze merkwürdig.

Es iſt noch übrig, daß wir das Weſentliche von den Beendigungen der Kriege, welche bei dem Hintritte unſers Kaiſers

a) in Bayern,
b) in Böhmen und Schleſien,
c) in Italien,
d) in den Niederlanden

noch in ihrem vollen Gange waren, vornehmen.

Der Sohn des Kaiſers, der neue Kurfürſt Maximilian Joſeph, ein unvergleichlicher Prinz (der übrigens das achtzehnte Jahr ſeines Lebens noch nicht erreicht, und daher noch von ſeinem Vater die Erklärung in den Stand der Volljährigkeit erhalten hatte), befand ſich bei der Uebernahme ſeiner Regierung auf allen Seiten in einer dergeſtalt betrübten Lage, daß ſich über die Maßregeln, welche er in Hinſicht auf die Fortſetzung des Krieges zu ergreifen hatte, keine ſchwierig zu löſenden Zweifel ergeben konnten. Die zu München 1745 durch den Druck vorgelegten „Urſachen, welche Ihro Kurf. Durchlaucht in Bayern ꝛc. bewogen, mit Ihro Majeſtät der Königinn von Ungarn und Böheimb ꝛc. eine Ausſöhnung zu treffen" liefern eine genaue Schilderung jener Lage, welche man nicht ohne die größte Rührung leſen kann. Der Feldmarſchall Seckendorf (der jetzt unmittelbar nach dem Hintritt des Kaiſers ſeine Oberbefehlshaberſtelle niederlegte) hatte am Ende des Jahres 1744 die ihm anvertraute Armee in ſo weitläufige Quartiere verlegt, daß die kleinen zerſtreuten Korps ohne allem Zuſammenhange blieben, und von den Oeſterreichern, welche im Jahre 1745 ſchon ſehr früh von allen Seiten daherſtürmten, faſt überall überfallen, verjagt, oder gefangen wurden. Schon am 20. Jänner dieſes Jahres war die ganze Oberpfalz wieder in der Gewalt der vordringenden Oeſterreicher, welche bald darauf von der Donau und von dem Inn der Hauptſtadt München ſich näherten, aus welcher ſich dann auch der junge Kurfürſt, wie ehemals ſein Vater, nach Augsburg flüchtete, um hier gleichwohl in ſtandhafter Geduld zu erwarten, wie ſein Schickſal ſich fügen würde. König Friedrich II. von

Preußen erzählt in ſeinen hinterlaſſenen Werken (Berlin 1788, zweit. Band, S. 154 u. w.) den Ausgang der Sache auf eine ſehr derbe Art: „Während die Bayern, wie eine Heerde ohne Hirten, flüchtig umher irrten, und ſich nach Friedberg retteten, erſchien Seckendorf mitten in dieſer gänzlichen Zerrüttung der Angelegenheiten, wieder am Hofe des Kurfürſten von Bayern; aber nicht als ein Held, der in der Kraft ſeines Geiſtes Hilfsmittel auffindet, wenn das feige Volk verzweifelt; ſondern als ein Geſchöpf des Wiener-Hofes, und in der Abſicht, jenen jungen, erfahrungsloſen, und mit Unglück überhäuften Fürſten, zu verführen. Die Franzoſen hatten ſchon ſeit dem vorigen Feldzug geargwohnt, daß ſich dieſer Feldmarſchall beſtechen ließ; denn im Elſaß hatte er gegen die Oeſterreicher ſich nicht ſo benommen, als man es von ihm hätte erwarten ſollen; er zeigte ſich ohne Heftigkeit, wenn er die Feinde angreifen, und träge, wenn er ſie beim Nachſetzen hätte zu Grunde richten können. Man beſchuldigte ihn, er habe mit Vorbedacht die Winterquartiere der Verbündeten von einander getrennt, um ſie gleichſam wehrlos ihren Feinden zu überliefern. Man ſagte ſogar, er habe von der Königinn von Ungarn 300,000 Gulden an Rückſtänden, die er von Kaiſer Karl VI. zu fordern hatte, bekommen, um den Kurfürſten von Bayern zum Frieden zu bewegen. Es iſt wahrſcheinlich, daß der Wiener-Hof ihm Vortheile verheißen hat; auch konnte man ihm dieſe Summe verſprochen haben; aber ſie auszuzahlen, dazu war damals der Wiener-Hof nicht im Stande. Was am meiſten gegen ihn ſpricht, iſt die Betriebſamkeit, welche er anwandte, den Vergleich zu Füßen (einem damals dem Biſchofe von Augsburg angehörigen, an der Grenze von Tyrol gelegenen Städtchen) zu beſchleunigen. Er legte dem jungen Kurfürſten falſche Papiere vor; er zeigte ihm unterſchobene Briefe des Königs von Preußen, in welchen ihm dieſer Nachricht von dem Frieden ertheilte, den er jetzt mit der Königinn von Ungarn ſchließen würde; er vergrößerte die angeblichen Vortheile, welche die Waffen dieſer Fürſtinn in Flandern und Italien errungen hätten; und er beſchwor ihn endlich, ſeine Zwiſtigkeiten mit der Königinn zu endigen, um ſeinem gänzlichen Untergange vorzubeugen. Der Kurfürſt, jung und ohne Erfahrung, ließ ſich von den Creaturen des Wiener-Hofes, womit Seckendorf ihn umringt hielt, hinreiſſen; — der Abgrund, in dem er ſich befand, die Vorſpiegelungen Seckendorfs, und die Hoffnung eines beſſern Schickſals beſtimmten ihn, den 22. April 1745 den Füßener Vergleich zu unterzeichnen. Durch dieſen Traktat entſagte die Königinn von Ungarn allen Entſchädigungen; und verſprach, den Kurfürſten in den völligen Beſitz aller ſeiner Staaten wieder einzuſetzen. Seiner Seits entſagte der Kurfürſt, für ſich und ſeine Nachkommen, allen Anſprüchen, welche das Haus Bayern an die Staaten des Hauſes Oeſterreich machen könnte; er willigte ein, daß die böhmiſche Stimme wieder in Ausübung käme, und verſprach die ſeinige bei der Kaiſerwahl für den Großherzog; er verſprach ferner, ſeine Hilfstruppen zurück zu ſchicken, unter der Bedingung, daß ſie auf ihrem Rückzuge nicht beunruhigt würden, und daß die Königinn von Ungarn ſich anheiſchig mache, keine Brandſchatzungen mehr aus Bayern zu ziehen. Dieſe letztern Artikel wurden aber ſo ſchlecht von den Oeſterreichern befolgt, daß ſie die Heſſen entwaffneten, und wie Gefangene nach Ungarn führten, und daß ſie unter dem Vorwande von Rückſtänden, noch ſchwere Schutzgelder aus Bayern erhoben.

Ueberhaupt wurde dieſer Krieg von Seite der Oeſterreicher mit einer Bitterkeit geführt, welche unter geſitteten Völkern nicht Statt haben ſollte. Die in Bayern ſogenannten Dolpatſchen und Grabaten wütheten, wie einſt ihre Vorfahrer, die Hunnen. Ganz Bayern wurde geplündert, verheert, und auf alle Art mißhandelt. Noch zittert der Enkel vor innerem Aerger bei den Erzählungen der Großväter, und die Trenk und Menzel u. a. ſind jedem Bayer ein Gräuel; was alles aus mehr als Einer Betrachtung im höchſten Grad zu bedauern iſt; da die Bayern und Oeſterreicher ja doch deutſche Völker und Nachbarn, und urſprünglich von einem und eben demſelben Mutterlande ausgegangen ſind.

Auch der Krieg mit König Friedrich II. von Preußen wurde noch im Jahre 1745, wiewohl erſt nach einigen höchſt ernſthaften Vorfällen, geendigt. Zwar war der oben berührte Einfall des Königs nach Böhmen ganz und gar mißlungen. Schon gleich jene öſterreichiſchen Truppen, welche bei der erſten Nachricht jenes Einfalles aus Bayern nach Böhmen gerückt waren, ſo unbeträchtlich anfänglich ihre Anzahl war, (ſie wurden aber bald durch einige tauſend Ungarn verſtärkt) zogen ihm Verlegenheiten der nachtheiligſten Art zu; indem ſie aus leichten Truppen beſtanden, welche überall herumſchwärmten, alle Zufuhr abſchnitten, und was die Hauptſache war, es dem König ſchlechterdings unmöglich machten, die nöthigen Nachrichten über Dinge, welche etwa in der Entfernung wider ihn veranſtaltet wurden, zu erholen. So kam (ihm ganz unvermuthet) ſogar die Hauptarmee der Oeſterreicher aus Elſaß an; ſo kam (ihm eben ſo unerwartet) ein ſächſiſches Heer an, welches aus 24,000 Mann beſtanden, und vom Kurfürſten von Sachſen und König von Polen Auguſt III. (dieſer Herr hatte zu Warſchau ſchon im Anfange des Jahres 1744 ein Bündniß mit Oeſterreich errichtet) abgeſchickt worden war. Da nun der König von Preußen von allen Seiten geängſtigt und bedroht wurde, eingeſchloſſen, ausgehungert, und mit ſeiner ganzen Armee in die äußerſte Gefahr verſetzt zu werden, ſo fand er ſich genöthigt, aus Böhmen (den 27. Nov. 1745) abzuziehen; ja ſein Befehlshaber in Prag mußte bei ſeinem Aufbruche 132 Kanonen, und 2000 Ausreiſſer zurücklaſſen, und durch tauſend Gefahren und Ungemach ſich winden, bis er die ſchleſiſche Grenze (was erſt am letzten Tage des Jahres geſchah) erreichen konnte. Beide Theile machten übrigens während des Winters zur Fortſetzung des Krieges ſolche fernere Anſtalten, von welchen ſie wechſelweiſe hofften, daß ſie hinlänglich ſeyn würden, im J. 1745 etwas Entſcheidendes zu bewirken. Dieß geſchah dann auch; aber Kunſt, Muth, Liſt und Glück entſchieden für Preußen. Nach vielen einzelnen Gefechten, bei welchen das Glück wechſelte, kam es bei Hohenfriedberg und

Stigau in Niederſchleſien (den 4. Juni 1745) zu einer Hauptſchlacht, in welcher die Oeſterreicher 4000 Getödtete, und 7000 Gefangene, worunter 4 Generäle und 200 Offiziere waren, verloren. Dieſer Unfall verminderte den Muth und die Erwartungen der K. Maria Thereſia ſo wenig, daß ſie ihn für weiter nichts, als für eine Aufforderung anſah, ihre Anſtrengungen zu verdoppeln, und daß ſie jede Vermittelung des Königs von England, welcher ſich nach der oben erwähnten Schlacht alle Mühe gegeben hatte, beide Theile auszuſöhnen, von ſich wies. Ihre Armee hatte ſich nach Böhmen begeben. Die preuſſiſche war ihr gefolgt. Da dieſe letztere die begünſtigenden Umſtände, welche ſie zu einer neuen wichtigen Unternehmung hätten ermuntern können, nicht fand, und da ſie ſich anſchickte, wieder nach Schleſien zu ziehen, wurde ſie von der öſterreichiſchen Armee bei Sorr, oder Trautenau, angegriffen. Dieſe zählte bei 40,000 Mann, indeſſen daß die preußiſche nur 18,000 zählte. Dennoch verlor die öſterreichiſche Armee auch dieſe (den 30. September 1745 vorgefallene) Schlacht, in welcher ſie zwar an Leuten einen ungleich kleinern Verluſt, als bei Hohenfriedberg, litt, aber um nicht härter einzubüßen, eine allgemeine Flucht in der höchſten Unordnung zu nehmen ſich genöthigt ſah. Auch dieſer Vorfall war nicht hinreichend, den Oeſterreichern und Sachſen eine thätige Neigung zur Nachgiebigkeit einzuflößen, und es mußte noch eine dritte Erfahrung kommen, um dieſe Nachgiebigkeit zu bewirken. Sie (die Oeſterreicher und Sachſen) hatten ſich vorgenommen, noch im Jahre 1745 auf verſchiedenen Seiten in die preußiſchen Länder einzufallen. Dieß veranlaßte den König Friedrich II. Sachſen anzugreifen. Er kam im November mit 30,000 Mann durch die Lauſitz im Meißnerlande an, indeſſen daß ein zweites preußiſches Heer von Halle heranzog und Dresden bedrohte. Dieſes letztere Heer, welches der Prinz von Anhalt-Deſſau anführte, ſtieß den 15. December 1745 bei Keſſeldorf auf die hier mit ihrer ganzen Macht verſammelte, und vom Feldmarſchall Rutowsky angeführte ſächſiſche Armee, welche von der unter dem Befehle des Prinzen Karl in Bereitſchaft geſtandenen öſterreichiſchen Armee hätte unterſtützt werden ſollen, aber weil ſie zu zerſtreut ſtand, an jenem Tage nicht unterſtützt werden konnte. Der Prinz von Deſſau griff die Sachſen augenblicklich an, und ſchlug ſie, indem er ihnen 3500 Mann, worunter 215 Offiziere waren, gefangen nahm. Die Oeſterreicher zogen nach Böhmen zurück, und wurden jetzt endlich, nachdem die Preuſſen am 18. December auch in Dresden eingezogen waren, geneigt, Vorſchläge des Friedens zu hören. Dieſer Friede wurde auch den 25. December 1745 (mit Einſchluß von Kurpfalz, Braunſchweig und Heſſenkaſſel) zu Dresden in der Hauptſache dahin unterzeichnet, daß alles wieder in den Stand, wie es im Jahre 1742 der Friede von Breslau feſtgeſetzt hatte, zurücktreten, mithin dem König von Preußen der Beſitz von Schleſien (nebſt der Grafſchaft Glaz) neuerdings beſtätigt, und ihm dabei von Sachſen eine Million Gulden als Entſchädigung bezahlt werden ſollte.

In Italien hatte der ſpaniſche Monarch ſeine Abſicht, für ſeinen Sohn, Don Philipp, die Lombardei zu erobern, bereits im Jahre 1742 ins Werk zu ſetzen angefangen, ohne gleichwohl in dieſem, und dem gefolgten Jahre 1743 etwas zu bewirken. Die Oeſterreicher, dann die Könige von Sardinien und England, welcher letztere wider Neapel, wo ein Bruder des Don Philipp regierte, eine Flotte ausgerüſtet hatte, brachten es dahin, daß nichts Entſcheidendes vorfiel; aber im Jahre 1744, da die Franzoſen dem Don Philipp zahlreiche Hilfsvölker ſchickten, giengen die Sachen für die öſterreichiſchen Truppen, theils weil ihre Macht weit geringer, als jene ihrer Gegner, theils weil ihr geringeres Heer noch überdieß von einer Seuche befallen worden war, ſchon ungleich mißlicher, und ihr Oberfeldherr, Lobkowiz, hatte genug zu thun, Mailand zu retten; aber im Jahre 1745 gieng es noch unglücklicher, und der öſterreichiſche Oberfeldherr, Schulenburg (Lobkowiz hatte damals in Deutſchland die Anführung eines Korps wider Preußen erhalten), da er nur etwa 15,000 Mann ſeinen bei weitem überlegenen Gegnern entgegen ſetzen konnte, konnte es, nachdem er bei Baſſignano eine Schlacht verloren, nicht hindern, daß Don Philipp ſogar die Hauptſtadt der Lombardei, Mailand, beſetzte, ſo daß er (Schulenburg) am Ende dieſes Jahres 1745 nur noch Mantua und die Citadelle von Mailand (der König von Sardinien aber, der getreue Bundesfreund der K. Maria Thereſia nur noch ſeine Hauptſtadt Turin nebſt Aleſſandria) in ſeiner Gewalt hatte. Gleichwie nun aber ſolche Unfälle hauptſächlich nur die Folgen ganz unverhältnißmäßiger Streitkräfte waren, ſo änderten ſich jene Erſcheinungen eben ſo bald, als dieſem Mangel an Kräften geſteuert werden konnte. Dieß machten die Friedensſchlüſſe mit dem Kurfürſten von Bayern, und zumal mit dem König von Preußen möglich. Oeſterreich bekam durch den (den 23. Dec. 1745 zu Dresden abgeſchloſſenen)

Frieden freie Hände, und benutzte dieſen Umſtand auf der Stelle. Schon gleich im Jänner 1746 eilte ein öſterreichiſcher Feldherr, der Fürſt Wenzel von Lichtenſtein, nach Italien, und ſchon den 19. März hatte er die Hauptſtadt Mailand wieder erobert. Den 26. Juni 1746 ſchlug er ein ſpaniſch-franzöſiſches Heer bei Piacenza, und den 10. Auguſt bei Rottofredo, und der damals auftretende neue ſpaniſche König Ferdinand (Philipp, deſſen Vater, gieng im Juli 1746 mit Tod ab) befahl den Seinigen, das Mailändiſche zu verlaſſen. Das öſterreichiſche Heer eroberte ferner unter Anführung des Feldmarſchalls Botta (den Lichtenſtein hatten ſeine mißlichen Geſundheitsumſtände genöthigt, ſich zu entfernen, den 5. Sept. 1746) die Stadt Genua, und rückte bald darauf nach der franzöſiſchen Landſchaft, Provence, wo es aber, nebſt mehreren andern Unfällen ein drückender Mangel an Lebensmitteln zum Rückzuge nöthigte, ſo, daß demnach nach ſo vielen und größtentheils glücklich ausgeführten Unternehmungen am Ende gleichwohl nichts Entſcheidendes geſchehen war. Auch im Jahre 1747 hatte man ſich vergeblich angeſtrengt, die Stadt Genua, aus welcher die öſterreichiſche Beſatzung zu weichen gezwungen worden war, wieder zu erobern, und zumal wurde der mit Oeſterreich verbündete König von Sardinien von den Spaniern und Franzoſen (welche letztere gleichwohl von jenem Könige ſehr gezüchtiget worden) ſehr hart mitgenommen. Noch im Anfange des Jahres 1748 wurde von öſterreichiſcher Seite die Belagerung der Stadt Genua ohne großen Erfolg fortgeſetzt, und überhaupt fieng das wechſelnde Kriegsglück wieder an, die Oeſterreicher ſparſamer zu begünſtigen; was auch ſeit dem Jahre 1745 in den Niederlanden der Fall war.

In den Niederlanden ſtrengten ſich die Franzoſen auf eine Art an, daß ſie eines glücklichen Erfolgs im Voraus verſichert ſeyn konnten. Sie hatten eine Armee von 100,000 Mann, und beinahe immer um die Hälfte mehr, als ihre Gegner. Selbſt der König und der Dauphin fanden ſich bei der Armee ein, und was die Hauptſache war, dieſe Armee wurde vom Comte de Saxe angeführt. Dieſer unvergleichbare Feldherr ſchlug die Oeſterreicher, Hannoveraner und Holländer, indem ſie Dornick (Tournay) erobern wollten, den 11. Mai 1745 bei Fontenoy, ſchlug ſie, nachdem er ſchon vorher die Stadt Brüſſel erobert hatte, den 11. Okt. 1745 bei Raucour, den 2. Juli 1747 bei Lawfeld, eroberte noch in eben dieſem Jahre, den 16. Sept. 1747, die Feſtung Bergopzoom, und war im Anfange des Jahres 1748 mit der Belagerung von Maſtricht beſchäftigt, als ſämmtliche Theile ſich endlich dringendſt bewogen fanden, ihre Hände wieder einmal dem Frieden zu bieten, deſſen wir ſogleich erwähnen wollen, nachdem wir uns noch vorher erlaubt haben werden, eine Zwiſchenhandlung nachzutragen, welche, da wir derſelben oben erwähnt haben, nicht ganz beſeitigt werden darf.

Der junge Prätendent wurde im Jahre 1745 von den Franzoſen wirklich nach Schottland gebracht, wo er unter den Bergſchotten und Hochländern einen muthigen Anhang bekam, mit welchem er bis an die Grenzen von England drang, tauſend Beweiſe von einer ſeltenen Tapferkeit gab, aber in der Mitte ſeiner Hoffnungen vom Kriegsglück verlaſſen wurde. Dem Herzog von Cumberland gelang es in einem Gefecht bei Culloden den 27. April 1746 ſeinem kleinen Heere eine unerſetzliche Niederlage beizubringen. Seine getreuen Anhänger ſtarben für ihn in England auf dem Schaffot; er aber, welchem man mit einer unbeſchreiblichen Mühe vergeblich nachſtrebte, mußte lange in Felſenklüften und tiefen Wäldern mit allen Arten eines gräßlichen Ungemaches kämpfen, kam zuletzt wieder nach Frankreich, und zog ſich nach Rom zurück, wo er den 31. Jänner 1788, ſein einziger Bruder aber, der Cardinal von York, im Anfange dieſes Jahrhunderts ſtarb, der letzte der unſterblichen Stuarts, welche den Thron von England vier Jahrhunderte zierten, und welche dieſen Thron verlaſſen mußten, — weil ſie katholiſch waren *).

Der endliche Erfolg, der in der Reichsſtadt Aachen 1748 von den Geſandten Oeſterreichs, Englands, Frankreichs und Hollands angeſtellten Friedensunterhandlungen beſtand darin, daß bei dem den 18. Oktober dieſes Jahres erfolgten letzten Abſchluß alles wieder in den Stand zurückgewieſen wurde, in welchem es vor dem Krieg war; ſo, daß Maria Thereſia die ihr von ihrem Vater Kaiſer Karl VI. zugemeinten Staaten wieder beſtätigt erhielt, mit der Ausnahme von Schleſien, ferner mit der Ausnahme von Parma und Piacenza, welche Länder dem ſpaniſchen Prinzen Don Philipp unter gewiſſen Bedingungen zuerkannt wurden. Da dieſe Ausnah-

---

*) Die unbefangene Wahrheit iſt hier wohl, daß die Stuarts eben ſo gewaltſam den Katholizismus wieder einführen wollten, wie er gleichſam ausgerottet worden war, und dieß koſtete ſie den Thron. —

Anm. d. Herausg.

men vorzüglich durch den Einfluß von England, welches doch mit Oeſterreich verbündet war, bewirkt, da ferner von eben dieſem England dem König von Preußen die ſchleſiſchen Eroberungen beſtätigt und verbürgt wurden, ſo darf man ſich nicht wundern, daß das Erzhaus Oeſterreich das vormalige Zutrauen zu England, und die Neigung verlor, mit dieſer Krone künftig einige Verbindung zu unterhalten.

Kaiſer Franz I.

(Gewählt den 13. September 1745, geſtorben den 18. Auguſt 1765.)

§. II.

Sogleich nach der Erledigung der höchſten Reichswürde den 20. Jänner 1745 trugen die Franzoſen dieſe Würde zuerſt dem jungen Kurfürſten von Bayern, Max Joſeph, und dann dem Kurfürſten von Sachſen (und Könige von Polen) beiden vergeblich an; ſie ſchickten zugleich unter der Anführung des Prinzen von Conti eine Armee nach der Gegend von Frankfurt, und man hätte meinen ſollen, daß es eine vollkommene Richtigkeit mit der Verſicherung habe, welche der König Ludwig XV., ſo wie der Prinz von Conti, dem König Friedrich II. von Preuſſen mehr, als Einmal, geſchrieben hatten, daß ſie ſich, ſelbſt mit Gefahr einer Schlacht der Erwählung des Großherzogs von Toscana und Gemahles der K. Maria Thereſia, Franz Stephan, widerſetzen würden. Nun rückte aber von Seite Oeſterreichs der Graf von Traun mit einer aus Oeſterreichern, Hannoveranern und Heſſen zuſammengeſetzten Reichsarmee über den Main heran, und als bald darauf einer ſeiner Generäle Graf Bärenklau ſich gegen einige franzöſiſche Freicompagnien, die ihm bei Oppenheim begegnet waren, etwas unſanft anließ, eilte der Prinz von Conti mit einer nicht geringen Beſtürzung (es wurde ihm ſogar ſein Feldgeräth weggenommen) über den Rhein, und der König Ludwig XV. ſuchte gleichwohl wegen dieſer Vorfälle nach ſeinem Geſchmack ſich zu tröſten.

Der Großherzog wurde hierauf zu Frankfurt den 13. Sept. zum Kaiſer gewählt, und den 10. Okt. 1745 gekrönt, mit einem (kurz angehaltenen) Widerſpruch der Kurhöfe von von Brandenburg und der Pfalz.

Bei ſeiner Thronbeſteigung beſtanden noch die unter der vergegangenen Regierung entſtandenen Verhältniſſe der auswärtigen Höfe; Frankreich war mit Preuſſen, England mit Oeſterreich, dieſes noch ferner mit Rußland verbündet. Neue Umſtände brachten aber bei den Stiftern dieſer Verbindungen bald neue

Abſichten und Geſinnungen, und mithin auch wieder ganz neue Verbindungen hervor.

Die Unterzeichnung des Friedens zu Aachen im J. 1748 war von einigen der erſten Höfe in einem Zeitpunkt, da der Hinblick auf die Fortſetzung eines in ſeinen Folgen nicht zu berechnenden Krieges eine augenblickliche Erſchütterung durch die Gemüther der Anweſenden zittern ließ, geſchehen. Der K. Maria Thereſia kam der Verluſt von Schleſien wie ein abgeſchmackter Traum vor, an welchem ſie beim Erwachen nicht glauben, und deſſen Erinnerung ſie ſo wenig ertragen konnte, daß ſie nicht das geringſte Bedenken nahm, ihren tiefen Schmerzen und Widerwillen bei jeder Gelegenheit zu erkennen zu geben, und ſich zu äußern, „daß ſie lieber ihren Rock vom Leibe, als Schleſien miſſen wolle,“ ſtets auch ſehr nachdrücklich des Königs von Preuſſen zu gedenken, von dem ſie ſagte, „daß er ein Mann von großen Talenten, aber ein Fürſt ſey, der ſeine Talente durch Unbeſtändigkeit und Ungerechtigkeit befleckte.“ Ganz beſtimmt aber und unwiderruflich ſprach ſchon einige Zeit vorher (nämlich den 18. Mai 1745) in einer zu Leipzig mit Sachſen abgeſchloſſenen, geheimen Verhandlung die folgende darin vorkommende Stelle: „Die Erfahrung habe gelehrt, wie weit der König in Preuſſen ſeine gefährlichen

Abſichten treibe, um die Ruhe ſeiner Nachbarn zu ſtören, ohne daß man deßwegen für das Vergangene die gebührende Satisfaction, noch auch für das Künftige eine hinlängliche Sicherheit hätte erlangen können. Da nun dieſer doppelte Endzweck nicht eher zu erlangen ſtehe, als bis der obgedachte fürchterliche Nachbar in enge Grenzen eingeſchloſſen ſeyn werde, ſo haben Se. königliche Majeſtät von Polen, Kurfürſt von Sachſen, als helfender Theil, und Se. königl. Majeſtät zu Ungarn und Böhmen, als angegriffener und kriegender Theil, durch gegenwärtige beſondere und geheime Akte unter ſich die Abrede genommen, beiderſeits nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis man nicht allein ganz Schleſien, und die Grafſchaft Glaz wieder erobert, ſondern auch den König in Preußen noch weiter herunter gebracht haben würde *)." Die Königinn M. Thereſia blieb, wie bekannt iſt, ungeachtet ihrer Vermählung mit dem K. Franz Stephan, ungeachtet der (hauptſächlich von ihr bewirkten) Erhebung dieſes Herrn auf den kaiſerlichen Thron, die Regentinn in ihren Erbländern, und nährte in ſich eine un-

---

*) Pütters deutſche Reichsgeſchichte in ihrem Hauptfaden Göttingen 1793. S. 525.

beugſame Standhaftigkeit (welche der König von Preußen eine Hartnäckigkeit zu nennen beliebte) auf ihren Planen zu beharren. Sie hatte ſeit dem Frieden zu Aachen niemals aufgehört, ſich auf zukünftige Unternehmungen, welche für immer entſcheidend werden ſollten, vorzubereiten. Sie hatte ihren Kriegsſtand auf einen fürchterlichen Fuß geſetzt, und ihre Soldaten unaufhörlich in Zucht und Ordnung (ſie ſelbſt erſchien in den Kriegslagern) geübt. Sie hatte die Feſtungen verbeſſert, und ſie mit allen erdenklichen Nothwendigkeiten auf das reichſte verſehen. Sie ſorgte thätigſt für die Bildung guter Offiziere, und verſtand die Kunſt, ſich eben ſo ſtreng, als mild und gnädig zu benehmen, vortrefflich. Sie hatte ſich einen Mann von ganz ſeltener Art und Brauchbarkeit, den Grafen und nachmaligen Fürſten, Wenzel Anton von Kauniz-Riteberg, der bereits als Geſandter zu Turin, beim Friedenswerk zu Aachen, dann Geſandter zu Verſailles geweſen war, zu ihrem erſten Geſchäftsführer zu wählen verſtanden, und hatte ihn im Jahre 1753 zum Hof- und Staatskanzler, nach zwei Jahren aber zum erſten die auswärtigen und politiſchen Angelegenheiten leitenden Miniſter ernannt.

Es war keineswegs nur bloße Nacheiferung, ſondern eben derſelbe hochbegabte Verſtand, die dringenden Zeitbedürfniſſe zu beherzigen, was den König Friedrich II. von Preußen vom Anfange ſeiner Regierung, und nun im doppelten Grade ſeit dem Aachnerfrieden getrieben hatte, im Staats- und Kriegsweſen eben dieſelben Vorkehrungen in ſeinen Staaten zu treffen. Und „alſo (ſind die eigenen Worte des K. Friedrichs) bereiteten ſich während des Friedens (von 1748 — 1756) zwei Mächte zum Kriege, wie zwei Athleten, welche ihre Waffen ſchärfen, und vor ungeduldigem Verlangen brennen, ſich derſelben zu bedienen.“

Als die Sachen dieſe Beſchaffenheit erreicht hatten, kamen die (eben erwähnten) neuen Verbindungen zu Stande, bei denen der große Haufe der Welt (als ſähe er lauter Wunder und Meiſterſtücke der tiefſten Staatskunſt) vor Verwunderung gleichſam tobte; indeſſen daß dieſen Verbindungen (wie faſt gegewöhnlich allen Begebenheiten dieſer Art) die begreiflichſten und einfachſten Urſachen und ganz und gar alltägliche Ereigniſſe zum Grunde lagen.

England hatte im Frieden zu Utrecht 1713 unter andern das ſogenannte Akadien oder Neuſchottland erhalten, und deſſelben mit größter Sorgfalt gepfleget, als es den Franzoſen einfiel, von einer Seite die Grenzen ſtreitig zu machen. Es kam zwiſchen beiden Theilen vom

Schriftenwechſel ſchon im Jahre 1754 zu Fehden, und im folgenden Jahre zu ernſthaftern Unternehmungen, welche den nahen Ausbruch eines heftigen Krieges anzukündigen ſchienen. Da ſich vorausſehen ließ, daß die Franzoſen ihren Krieg wider die Engländer nicht zur See, noch ganz in Amerika, ſondern in Deutſchland führen, nämlich daß ſie das dem Könige von England angehörige Kurfürſtenthum Hannover anfallen, und wenn nicht unverzüglich Gegenanſtalten getroffen werden ſollten, ſich deſſelben bemächtigen würden, ſo unterließ der König Georg von England nicht, für ſein Land zu ſorgen; beide Theile aber hatten vor allen Dingen gewünſcht, bei ihrem künftigen Krieg in Deutſchland deutſche Fürſten für ſich gewinnen zu können; und in ſolcher Abſicht wandten ſich jetzt im Jahre 1756, da der Drang der Dinge ſich mächtig äußerte, beide Theile ſowohl an Preußen, als an Oeſterreich.

Da der König von Preußen bei den Franzoſen im vorigen Kriege, zumal bei ſeinem Einfalle in Böhmen im Jahre 1745 diejenige aufrichtige Thätigkeit, welche er zu erwarten berechtigt war, ganz und gar nicht gefunden, da er überdieß bemerkt hatte, daß die anſehnlichſten Franzoſen von ſeiner Kriegskraft, und zumal von ſeiner perſönlichen Würde ganz ſonderbare Begriffe ſich machten (der franzöſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Rouille z. B. hatte die ſchreiende Unklugheit, dem preußiſchen Geſandten von Knyphauſen aufzugeben, ſeinem Herrn unter den Beweggründen, welche ihn zur Theilnahme an dem Kriege wider Hannover aufmuntern ſollten, auch dieſen Grund zu ſchreiben, „daß es dabei etwas zu plündern gäbe, daß der Schatz des Königs von England ein guter Fang ſeyn würde,“ *); da endlich noch gar

---

*) Als im Jahre 1756 ein franzöſiſcher Geſandter, der Herzog von Nivernois in der nämlichen Abſicht nach Berlin gekommen war: „beſtand der ſtärkſte Beweggrund, welchen er gebrauchte, um den König zu dieſem Bündniß, und zu dieſem Kriege zu vermögen, darin, ihm die Oberherrſchaft über die Inſel Tabago anzutragen. Man muß wiſſen, daß dieſe Inſel von den Franzoſen nach dem Kriege des Jahres 1740 dem Marſchall von Sachſen gegeben war, daß aber die Engländer darüber ſehr unzufrieden ſchienen, und daß deshalb feſtgeſetzt ward, daß dieſelbe öde bleiben, und von keiner Nation angebaut werden ſollte. Dieſes Anerbieten war zu ſonderbar, um angenommen zu werden. Der König nahm die Sache als einen Scherz auf, und bat den Herzog von Nivernois, die Augen auf Jemand andern zu werfen, der ſich beſſer, als er, dazu ſchicke, Statthalter der Inſel Barataria zu werden.“ Friedr. Werke, dritter Band, S. 61.

viele andere Betrachtungen dazu kamen, ſo erklärte ſich König Friedrich II. für den König von England, und zu Weſtmünſter wurde den 16. Jänner 1756 ein Vertrag unterzeichnet, bei welchem beide Monarchen alle Urſache zu haben glaubten, ſich davon den beſten Erfolg zu verſprechen.

Die Verbindung Oeſterreichs mit Frankreich hatte jetzt eben ſo wenig einige Schwierigkeit; wiewohl freilich die Erſcheinung etwas Sonderbares hatte, daß eben daſſelbe Frankreich jetzt eine freundſchaftliche Vereinigung mit Oeſterreich ſuchen ſollte, welches zu Grunde zu richten es ſchon von jeher, und noch vor Kurzem geſucht hatte. Man fand ſich auch anfangs, da der zu Verſailles anweſende Graf Kauniz, noch vor dem Ausbruche des amerikaniſchen Krieges die erſte Anregung eines Bündniſſes machte, wegen der ungeheuern Neuheit der Sache ſchon darüber in Verlegenheit, wie man den Vortrag des Kauniz nur anhören ſollte; allein die Franzoſen machten ſich mit der Vorſtellung gar bald dergeſtalt bekannt, daß ſie ſich zuletzt (nachdem nämlich der Graf von Stahremberg der Pompadour (von der nachher die Rede ſeyn ſoll) ein gar herablaſſendes Handſchreiben von der K. Maria Thereſia eingehändigt hatte, noch ſogar wunderten, wie ihnen der herrlichſte alter Vorſchläge, das Meiſterſtück von Politik, mit Oeſterreich in einem engen Bündniß zu ſtehen, ſo lange habe entgehen können, und mit einem Worte, den 1. Mai 1756 wurde zu Verſailles das Bündniß unterzeichnet, vermöge deſſen ſich beide Theile verſprachen, in dem Falle, daß einer von ihnen angegriffen würde, mit einem Korps von 24,000 Mann ſich einen lebhaften Beiſtand zu leiſten.

Auch mit der Kaiſerinn von Rußland, Eliſabeth, erneuerte die K. Maria Thereſia ihr ſchon den 22. Mai 1746 geſchloſſenes Bündniß, durch welches jetzt das fürchterliche Schauſpiel wider den König von Preußen eröffnet werden ſollte. Seine Staaten ſollten ſogleich im Frühjahre des Jahres 1757 von vielen Seiten angefallen, und auf der Stelle ſollten ſolche Maßregeln ausgeführt werden, bei denen der K. Friedrich II. nicht einmal mehr die Zeit finden würde, an eine Gegenwehr zu denken. Die Vorbereitungen zu dieſer Unternehmung wurden auch wirklich noch im J. 1756 von allen Seiten ſichtbar. Die Ruſſen ſetzten 50,000 Mann in Bewegung, und die Oeſterreicher ließen nicht nur verſchiedene ſehr anſehnliche Korps nach Böhmen rücken, ſondern legten in dieſem Lande auch ſehr reiche Magazine an, und betrieben mit einer eilfertigen Strenge ergiebige Lieferungen von Pferden. Wo man hinſah, beobachtete man eine ganz ungewöhnliche Geſchäftigkeit, und bei derſelben jenes unruhige Treiben, welches wichtigen Unternehmungen vorauszugehen pflegt.

Dem König Friedrich II., welcher übrigens auf alle Ereigniſſe gefaßt ſtand, konnten die außerordentlichen bedeutungsvollen Erſcheinungen nicht entgehen. Er wurde überdieß durch Abſchriften, welche für ihn (um Geld, womit man ſo Vieles ausrichten kann) aus den Originalurkunden und Briefen der verbündeten Mächte abgeſchrieben und ihm mitgetheilt wurden, von Allem, was wider ihn beſchloſſen ward, genau unterrichtet. Dennoch wollte er den in ſolchen Fällen üblichen Wohlſtand nicht auf die Seite ſetzen, und verlangte den 20. Auguſt 1756 vom Cabinet zu Wien, auf eine ſchriftliche Anfrage, was die Zurüſtungen zu bedeuten hätten, eine ſchriftliche Erklärung, welche in ſo unbeſtimmten Ausdrücken, und mit ſo vielen mehrſinnigen Worten ertheilt ward, daß der König in dem Falle, daß er nicht ohnehin ſchon alles gewußt hätte, nunmehr weniger, als zuvor, gewußt haben würde.

Nachdem ſich der König Friedrich II. von Preuſſen überzeugt hatte, daß er, wenn er ſeine Feinde nicht angreifen ſollte, von denſelben, und zwar zu einer Zeit, wann ſie ſich in der ſie begünſtigendſten Verfaſſung befänden, angegriffen werden würde, ſo beſchloß er, ihren Abſichten auf der Stelle zuvor zu kommen; wobei er auch dachte, was er in ſeinen Werken ſagte: „Wenn Fürſten zu einem Bruche kommen wollen, ſo laſſen ſie ſich durch den noch fehlenden Stoff zum Manifeſte nicht abhalten; ſie faſſen ihren Entſchluß; ſie beginnen den Krieg, und überlaſſen einem arbeitſamen Rechtsgelehrten die Sorge, ſie zu rechtfertigen.“ (B. III. S. 53.)

Wir kommen nun zur Geſchichte des hochberühmten ſiebenjährigen Krieges, deſſen Begebenheiten, nachdem ſie keinem unſerer Leſer ganz unbekannt ſeyn können, hier nur in ſolchen Hauptlinien gezeichnet werden ſollen, welche zureichen mögen, Erinnerungen wieder zu beleben, und das Ganze in einem Abriß des Weſentlichen darzuſtellen.

Erſter Jahrgang 1756.

Schon den 29. Auguſt 1756 ſetzten ſich zwei preußiſche Armeen, deren eine der Feldmarſchall Schwerin, die andere der König Friedrich II. anführte, in Bewegung, um nach Böhmen zu gehen. Schwerin rückte mit ſchleſiſchen Truppen nach Königinngräz, der König aber zog unmittelbar dahin, wo er die Oeſterreicher und Sachſen zu finden glaubte; er that dieß (um bequemer fortkommen zu können) in drei Abtheilungen, welche von ihm ſelbſt, dann von dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig, und dem Prinzen von Bevern angeführt wurden, und beordert waren, in dem Dorfe Pirna an den Grenzen von Böhmen ſich wieder zu vereinigen. Mit ſeiner Abſicht, nach Böhmen zu gehen, war eine, und zwar eine unerläßliche Folge, dieſe nämlich verbunden, daß er ſich, wie man ſagt, ſeinen Rücken frei halten, daß er hinter ſich keine feindliche Macht zurück laſſen, und daß er demnach vor allen Dingen die Sachſen außer Stand ſetzen mußte, ihm nach ſeinem Durchzug durch ihr Land zu ſchaden. Da er die Nachricht erhielt, daß der Kurfürſt von Sachſen ſeine Reſidenzſtadt Dresden verlaſſen, und mit ſeinen Truppen ſich nach einem feſten Lager bei Pirna gezogen habe, ſo ließ er den 10. Sept. 1756 Dresden, wo er ſich der (ihn betreffenden) Originalſchriften bemächtigte, beſetzen, und ſchloß die Sachſen vor Pirna ein, welche dann auch in kurzer Zeit mit allen jenen Bekümmerniſſen und Drangſalen, denen man bei einem gänzlichen Mangel an

Lebensmitteln ausgeſetzt wird, zu kämpfen hatten, und da für ſie kein Entſatz zu hoffen war, in der Mitte des Oktobers ſich ergaben. 17,000 Mann, nebſt 80 Kanonen fielen dem König Friedrich II. in die Hände, welcher zu gleicher Zeit, als er das ſächſiſche Korps in ſeinem Lager vor Pirna eingeſchloſſen hielt, mit einer gewählten Mannſchaft ſich nach Böhmen begab, und daſelbſt bei der Stadt Lowoſitz wider den öſterreichiſchen Feldmarſchall Browne, den 1. Oktober 1756 in einem Gefecht zwar nebſt zwei Generalen 1200 Mann verlor, das Gefecht aber bei den in Unordnung gerathenen Oeſterreichern doch gewann, und dann nach Sachſen (ſo wie Schwerin nach Schleſien) ſich zurückzog, daſelbſt ſeinen Truppen gute Winterquartiere anwies, auch das Land Sachſen überhaupt (ungeachtet ſeiner Verſicherung, daß ſeine Abſicht keineswegs auf eine Eroberung des Landes, ſondern allein auf den vorübergehenden Beſitz eines Unterpfandes für ſeine Sicherheit gerichtet ſey) wie ein erobertes Land benützte.

Während dieſer Vorſpiele befand ſich ganz Europa in einer ſchauerlichen Bewegung, und allenthalben wurden die fürchterlichſten Anſtalten gemacht, um im künftigen Jahre das gräßlichſte aller Trauerſpiele mit dem größten Nachdrucke eröffnen zu können.

Zweiter Jahrgang 1757.

Hunderttauſend Ruſſen waren beſtimmt, in Preuſſen einzufallen; die Schweden ſollten Pommern beſetzen; hunderttauſend Franzoſen (anſtatt der anfangs zugeſagten vierundzwanzigtauſend) ſollten ſich von Hannover, Braunſchweig, Heſſencaſſel Meiſter machen, und geradezu nach Sachſen marſchiren. Die Oeſterreicher, welche (nach dem Hintritte des Fürſten Piccolomini) von dem Prinzen Karl von Lothringen, dann dem Grafen von Kollowrath, und von dem Feldmarſchall Daun angeführt wurden, (weit über hunderttauſend Mann ſtark) ſollten Schleſien zu erobern, und Böhmen wieder ſicher zu machen ſuchen; eine fünfte Armee endlich, eine deutſche Reichsexecutions-Armee ſollte nach Brandenburg dringen, und überall, wo ihr Anführer, der Prinz von Hildburghauſen, es für nothwendig finden würde, ſich einſtellen. Die Franzoſen und Schweden ſprachen von der Verletzung des weſtphäliſchen Friedens, über welchen ſie das Recht und die Pflicht der Miterhaltung ſeines Beſtandes übernommen hätten; der Reichshofrath klagte über einen vom König von Preuſſen als Kurfürſten von Brandenburg verübten Landfriedensbruch, was auch der Reichstag zu

Regensburg in mehreren Schriften wiederholt *) und gegen den rebelliſchen Reichsſtand den 17. Jänner 1757 einen Reichskrieg beſchloſſen hatte. König Friedrich II., welcher ſich allein auf den ungewiſſen Beiſtand von Hannover, Braunſchweig und Heſſencaſſel verlaſſen konnte, ſchien in dem Falle, daß die wider ihn aufgebotenen Streitkräfte geſchickt und thätig zuſammenwirken ſollten, ohne alle Rettung verloren zu ſeyn. Auch machte dieſer König ſehr thätige Anſtalten, welche glauben machten, daß er ſich entſchloſſen habe, in Dresden ſich einzuſchließen, und den Krieg vertheidigungsweiſe zu führen.

Als König Friedrich II. wahrnahm, daß man von Seite ſeiner Gegner ſich wirklich einbilde, daß er nur vertheidigungsweiſe ſich verhalten würde, winkte er ſeinen Oberfeldherren, und in der Zeit vom 21. bis 24. April 1757 ſtanden unter der Anführung des Königs, der Prinzen Moriz von Sachſen-Deſſau, und von Bevern, und des Marſchalls Schwerin, vier Armeen in Böhmen, welche einen gemeſſenen Befehl erhalten hatten, vor der Stadt Prag ſich zu vereinigen. Das von dem Prinzen von Bevern angeführte ſech-

---

*) Deutſche Reichskanzlei 1757.

zehntauſend Mann ſtarke Korps ſtieß bald nach ſeinem Aufbruche aus der Lauſiz (den 21. April) auf einen bei Reichenberg mit zwanzigtauſend Mann geſtandenen öſterreichiſchen Feldherrn, Königseck, und zwang ihn, wiewohl ein Verluſt von tauſend Mann auf beiden Seiten gleich war, ſich eilfertig zu entfernen.

Als das Hauptheer, welches der König befehligte, und mit welchem ſich der Marſchall Schwerin vereinigte, ſo daß dieſes Heer jetzt achtundſechzigtauſend Mann zählte, den 6. Mai 1757 der Stadt Prag ſich näherte, zeigte ſich eine öſterreichiſche Armee von ſechsundſiebenzigtauſend Mann, welche unter der Anführung des Prinzen Karl von Lothringen zu einer Schlacht ſich vorbereitete. Dieſe Schlacht begann auch ſogleich, und ward beiderſeits unter einem wechſelſeitigen ſchrecklichen Gemetzel viele Stunden fortgeſetzt, als ein öſterreichiſcher Flügel im Ungeſtüm eines Angriffs das Verſehen machte, ſich von dem ander Hauptflügel zu weit zu trennen. König Friedrich II. bemerkte die Lücke, und die Schlacht war für ihn entſchieden. Ein Theil der Oeſterreicher flüchtete ſich nach Beneſchau, der andere, mehr als fünfundvierzigtauſend Mann zählende Theil, warf ſich mit ſeinem Oberfeldherrn Karl in die Stadt Prag, in welcher ſich jetzt weit über hunderttauſend Mann an Truppen, nebſt ſiebenzigtauſend Einwohnern befanden. Der Verluſt der Preußen belief ſich, nach dem Zeugniſſe des Königs, auf achtzehntauſend Mann; wozu noch der unerſetzliche Verluſt des Feldmarſchalls Schwerin kam, welcher, um ſein weichendes Fußvolk zu begeiſtern, vom Pferd geſtiegen, dann mit einer Fahne den Seinigen vorausgerückt, und mit drei Kugeln zur Erde geſtreckt worden war. Die Oeſterreicher, deren Verluſt an Getödteten und Gefangenen ſich an vierundzwanzigtauſend Mann erſtreckt haben ſoll, verloren einen ihnen nicht weniger theuern Feldherrn, den Marſchall Browne, welcher in der Schlacht tödtlich verwundet worden, und in Prag geſtorben iſt. Die Oeſterreicher hatten bei dieſem Unfalle noch von Glück zu ſagen, daß der Prinz Moriz von Deſſau, welcher mit dem General Keith auf dem weißen Berge jenſeits der Moldau ſtand, durch dieſen damals ſehr angeſchwollenen Fluß, und bei ſeinem Mangel an einer vollſtändigen Schiffbrücke, genöthigt worden war, der Schlacht zuzuſehen, ohne daran einigen Theil nehmen zu können.

Unmittelbar nach dieſer Schlacht vor Prag machte König Friedrich II. die thätigſten Anſtalten, die Stadt auf allen Seiten einzuſchließen, und ſie durch Gewalt oder durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die Gewalt vermochte nichts, und mehr als achtzigtauſend Kugeln und Bomben hatten keine andere Wirkung, als daß ſie ganze Gaſſen in den Schutt legten, und die Einwohner unſäglich quälten; aber der Mangel an Lebensmitteln war für die Belagerten ein ungleich ſchlimmerer Feind, deſſen Folgen man in der Stadt, ſogleich nach der Ankunft des Erzherzogs Karl, mit Schrecken wahrgenommen hatte. Alle, auch die außerordentlichſten Anſtrengungen, zu welchen ſich die ſo eingeſchloſſene zahlreiche Armee entſchloß, um durch die preußiſchen Truppen ſich einen Weg zu bahnen, blieben bei den feindlichen Gegenanſtalten vereitelt, und ſchon war der Zeitpunkt nicht mehr weit entfernt, da jene Armee (bei welcher ſich die vornehmſten öſterreichiſchen Generale und Stabsoffiziere, dann die Prinzen von Sachſen, der Herzog von Modena und andere befanden) ſchlechterdings keine andere Wahl weiter haben konnte, als ſich dem Hungertode zu überlaſſen, oder dem König von Preußen, welcher von einem (öfters ihm angebotenen) freien Abzuge nichts hören wollte, die Thore zu öffnen, und ihm eine Armee von mehr als hunderttauſend Mann nebſt allem Kriegsvorrath derſelben in die Hände zu liefern. Dieſes Ereigniß ſchien entſchieden, ſchien ſo viel, als geſchehen zu ſeyn, und man erwartete in Wien und ganz Europa nur noch die Nachricht, an welchem Tage es geſchehen ſey. Schon eilten jetzt die Couriere auf allen Straßen, um über die Uebergabe der Stadt die Nachrichten mitzutheilen; als man bei der Eröffnung der Berichte (mit einem freudigen oder verlegenen Erſtaunen) wahrnahm, daß die Nachrichten eines ganz neuen, eines höchſt unerwarteten Inhaltes ſeyen.

Als (den 6. Mai 1757) die Schlacht vor Prag vor ſich gieng, war der Feldmarſchall Daun, welcher aus Mähren mit einem ſtarken Korps herbeigeeilt war, nur noch einige Meilen von dem Schlachtfelde entfernt, wo er den zu ihm geflüchteten Theil der geſchlagenen öſterreichiſchen Armee, und viele andere kleine Korps an ſich zog, ſo, daß er zuletzt eine Armee von ſechzigtauſend Mann um ſich verſammelt ſah, mit welcher er den (ihn mit einem Korps von fünfundzwanzigtauſend Mann beobachtenden) Prinzen von Bevern zurückdrängte, und ſich dann in der Gegend zwiſchen Planian und Choczemiz, unweit Collin ſehr vortheilhaft ſetzte. Was Daun hier erwartet haben mochte, daß ſeine Anweſenheit dem König Friedrich II. nicht angenehm ſeyn, und daß dieſer König bald Maßregeln ergreiſen würde, ihn zu entfernen, traf auch ein. König Friedrich II. ließ bei Prag ſeinen Feldmarſchall Keith ſtehen, und indem er den Prinzen von Bevern an ſich zog, näherte er ſich mit dem größten Theile ſeiner Truppen der Dauniſchen Armee, welche er auch (den 18. Juni 1757) wirklich angriff, und hier alles entwickelte, was die Kunſt, mit Erfahrung und Tapferkeit verbunden, vermag; aber die Oeſterreicher thaten nicht weniger alles, was ein auf das höchſte gereizter Muth bewirken kann, und die ſächſiſchen Dragoner zumal, welchen der Unmuth über das Schickſal ihres Vaterlandes ſeltene Kräfte verlieh, begleitete etwas Unwiderſtehliches. Die Preußen verloren an Todten und Gefangenen bei vierzehntauſend Mann, und verloren (was noch mehr werth war) die wegen ihrem bisherigen Glück allgemeine Volksmeinung, vermöge welcher man glaubte, daß ſie nicht zu beſiegen ſeyen.

Die unmittelbare Folge dieſer Schlacht bei Collin war, daß König Friedrich II. ſeinen Feldmarſchall Keith von Prag abrief, daß er ganz Böhmen räumte, ſeine Truppen theils nach Sachſen, theils nach der Lauſitz beorderte, und neue Kriegskünſte hervorſuchte, um a) den Franzoſen, b) Ruſſen, c) Schweden, und d) den deutſchen Reichsvölkern, welche jetzt ſelbſt ſeine Staaten auf allen Seiten bedrohten, zu begegnen.

Von dieſen vier neuen Heeren, welche jetzt die Staaten Friedrichs II. anfielen, waren die Ruſſen und Schweden diejenigen, welche in dieſem Jahre 1757 die kürzeſte Zeit auf dem Kriegsfelde verweilten. Die Ruſſen waren zwar im Juli mit einer vom Feldmarſchall Apraxim angeführten hunderttauſend Mann zählenden Armee im Königreiche Preußen angekommen, hatten Memel eingenommen, und den 30. Auguſt den preußiſchen Feldmarſchall Lehwald, welcher ſie mit einem Korps von dreißigtauſend Mann in ihren Verſchanzungen bei Großjägerndorf angegriffen hatte, nicht ſo faſt beſiegt, als ihn zu einem klugen Rückzuge veranlaßt; nachdem er fünftauſend Todte und Verwundete gezählt, die Ruſſen aber einen ungleich größern Verluſt erlitten hatten. Mit dieſer Schlacht war auch dießmal ihr Feldzug geendigt. Sie hatten eine große Anzahl wilder Leute, Coſacken, Kalmucken und Tartaren bei ſich, gegen welche die damals noch ſehr barbariſchen Ruſſen, ſo zu ſagen, noch feine Leute waren, indem jene, gleich wüthenden Thieren, alles, was ihnen in den Weg kam, verheerten, und die ehrwürdigſten und friedſamſten Leute, welche ſie in Preußen antrafen, mit den qualvollſten Martern umbrachten. Sie dachten dabei nicht daran, daß ihnen, wenn ſie alles verwüſteten, die Lebensmittel fehlen würden. Dieſer Fall ſtellte ſich bald ein, und ſie hatten kaum mehr ſo viel, um davon eilen zu können; wobei ſie an fünfzehntauſend Kranke und Verwundete, nebſt achtzig Kanonen und vielen Kriegsgeräthſchaften, übrigens aber in Memel eine Beſatzung von zehntauſend Mann zurückließen.

Die Schweden waren mit einem von dem Grafen von Ungernſternberg angeführten, bei zweiundzwanzigtauſend Mann ſtarken Korps aus ihrem Antheil Pommerns in den preußiſchen Theil eingefallen, befanden ſich aber aus einem auffallenden Mangel theils unentbehrlicher Kriegsvorräthe, theils auch aus Mangel der (zur damaligen Zeit erforderlichen) militäriſchen Kenntniſſe, nicht in der Verfaſſung, etwas Beträchtliches zu unternehmen. Als nun vollends nach dem Abzuge der Ruſſen der preußiſche Feldmarſchall Lehwald wider ſie anrückte, zauderten ſie nicht länger, ſich dießmal wieder zurückzuziehen.

In Betreff der Franzoſen und der deutſchen Reichsvölker mußte man allerdings erwarten, daß ihre Erſcheinung ungleich bedeutendere Begebenheiten zur Folge haben würde. Die vom Marſchall Grafen von Etrées angeführte hunderttauſend Mann ſtarke franzöſiſche Armee hatte ſchon im Hornung 1757 angefangen, ſich zu zeigen, hatte ſich, nachdem ſie noch mit einigen aus den Niederlanden an ſich gezogenen Truppen verſtärkt worden, durch Brabant, Lüttich, Trier, Jülich gezogen, hatte ſich der Städte Cleve und Weſel, Köln, Kaſſel (der Hauptſtadt), nebſt dem ganzen Lande bemächtigt, als nunmehr auch der Befehlshaber der gegentheiligen Armee, der Herzog von Cumberland (Sohn des Königs von England), ſich anſchickte, mit einer (aus Hannoveranern, Braunſchweigern, Heſſen, und einigen gothaiſchen, bückeburgiſchen und preuſſiſchen, etwas über fünfzigtauſend Mann zählenden) Armee ſeinen Gegnern, den Franzoſen, ſich anzukündigen. Man näherte ſich einander, und den 26. Juli 1757 kam es bei Haſtenbeck zu einem Treffen, während deſſen der Herzog von Cumberland, ungeachtet der Sieg ſich auf ſeine Seite zu neigen ſchien, den Einfall bekam, mit den Seinigen eilfertigſt ſich nach Hameln zurückzuziehen, und das Schlachtfeld den Franzoſen zu überlaſſen, welche jetzt unter einem neuen Anführer, dem Herzog von Richelieu (der Marſchall von Etrées ward zurückgerufen) Hannover, Braunſchweig und Wolfenbüttel beſetzten, und mit einem (vom Prinzen von Soubiſe befehligten) Korps von fünfundzwanzigtauſend Mann nach

Erfurt vordrangen, in der Abſicht, ſich daſelbſt mit der Reichsarmee und einigen öſterreichiſchen Korps zu vereinigen. Sie hatten ſich des Prinzen von Cumberland und ſeiner Verbündeten durch einen zu Kloſter-Seven (den 9. Sept. 1757) geſchloſſenen Vertrag, vermöge deſſen das Hannöveriſche von den Franzoſen beſetzt bleiben, das verbündete hannöveriſche Heer aber die Waffen niederlegen, und auseinander gehen ſollte, vollends entledigt, und machten jetzt Anſtalten, durch das Magdeburgiſche nach Sachſen zu marſchiren, und dann ſelbſt von Brandenburg ſich Meiſter zu machen. Wo dieſe Franzoſen in Deutſchland Meiſter geworden waren, da verfuhren ſie mit den Einwohnern im höchſten Grade übermüthig, und die Forderungen aller Art, welche ſie machten, und mit der äußerſten Härte betrieben, waren unerträglich. Dieſes Schickſal ſtand jetzt, wo nicht auch ganz den Sachſen, doch gewiß den Brandenburgern unvermeidlich bevor, wenn dem forteilenden Strome nicht noch zur rechten Zeit ein Einhalt gethan worden wäre.

Dieſen Einhalt zu thun, übernahm jetzt ſelbſt der K. Friedrich II., indem er von ſeinem Lager bei Bernſtädel mit einer ſehr mäßigen Mannſchaft von fünfundzwanzigtauſend Mann über Dresden nach Thüringen marſchirte, und nach einiger Zeit bei dem ſächſiſchen eine Meile von Lüzen entfernten Dorfe Roßbach einem franzöſiſchen Heere begegnete, welches ſechzigtauſend Mann gezählt, und eine ſehr vortheilhafte Stellung genommen hatte. Der König machte, in der Abſicht, dieſe Franzoſen aus ihrem Vortheile zu locken, eine ſich zurückziehende Bewegung; welche die Franzoſen (nach dem Wunſche des Königs) für eine Flucht, oder doch für eine Bemühung, ſich ihnen zu entziehen, hielten, und dem Heere ſogleich nachzogen; wobei ihnen nur bange war, daß ihnen der König vielleicht entkommen möchte. Sie waren voll des Erſtaunens darüber, daß eine ſo geringe Mannſchaft es habe wagen können, ſich ihnen zu nähern, und es war, als wollte die günſtige Meinung, welche ſie für König Friedrich II. gefaßt hatten, ſich merklich verringern; als (ganz und gar unvermuthet) auf das Fußvolk der mit den Franzoſen vereinigten deutſchen Reichstruppen ein dergeſtalt entſetzliches Gepraſſel von mehr, als hundert mit Einem Male losgebrannten Kanonen hindonnerte, daß dieſe gutmüthigen Truppen ein paar Augenblicke wie von Schrecken und Betäubung eingewurzelt ſtanden, dann aber die Gewehre wegwarfen und davon rannten, was auch gleich darauf von dem franzöſiſchen Fußvolk nachgethan ward. Zu gleicher

Zeit, da jenes Kanonenfeuer ausbrach, ſtürzte ein preußiſcher General, Seidliz (den Franzoſen ebenfalls höchſt unvermuthet), hinter einem Hügel mit einer leichten Reiterei auf die ſchwere Cavallerie der Franzoſen los, welche ebenfalls ein plötzlicher Schrecken wie gelähmt hielt, und ſie außer Stand ſetzte, ſich zu wehren oder zu fliehen. Der franzöſiſche Marſchall Soubiſe hatte in dieſer bei Roßbach (den 5. Nov. 1757) vorgefallenen Schlacht, welche in anderthalb Stunden entſchieden war, zehntauſend Mann verloren. Die Preußen hatten ſiebentauſend Gefangene, dreiundſechzig Kanonen ꝛc., nebſt andern Vortheilen erobert, unter welchen dieſer keiner der geringſten war, daß nunmehr auch die Engländer wieder Muth faßten, und daß ſie, nachdem ſie den ohne Bewilligung des Königs von England errichteten Vergleich zu Kloſter-Seven für nichtig erklärt hatten, in der Gegend von Stade mit ihren Verbündeten ein neues Heer ſammelten, das bereits ein Korps von dreißigtauſend Mann ausmachte, als der Prinz Ferdinand von Braunſchweig bei demſelben ankam, um anſtatt des nach England zurückgekehrten Herzogs von Cumberland ſeine Anführung zu übernehmen, wovon ſich uns die Wirkungen an ſeinem Orte zeigen werden. Der franzöſiſche Oberfeldherr Richelieu hatte ſich bei der

Nachricht von dem Vorfalle bei Roßbach nach dem Kurfürſtenthume Hannover zurückgezogen.

Während der Abweſenheit des Königs fielen in Schleſien ſolche Ereigniſſe vor, bei denen nur noch wenig fehlte, daß die Eroberung von ganz Schleſien für die Oeſterreicher zu Stande gekommen wäre. Die Oeſterreicher nämlich zogen unter ihren bewährten Anführern, Nadaſti und Aremberg, aus der Lauſitz heran, warfen auf dem Moyßberge bei Görlitz (den 7. Sept. 1757) ein preußiſches Korps, das ihnen hinderlich werden wollte, in einem ſehr hitzigen Gefecht, (bei welchem der vortreffliche preußiſche General Winterfeldt eine tödtliche Wunde bekam, an der er bald darauf ſtarb) und waren auf das Glück, das ihnen jetzt entgegen zu kommen ſchien, eines ſo vollen Zutrauens, daß einer ihrer Feldherren, der ungariſche General Haddik auf den Einfall gerieth, den 16. October mit einem Korps von viertauſend Mann bis nach Berlin zu ſtürmen, und von dieſer Stadt eine Brandſchatzung von zweimalhunderttauſend Gulden zu erheben. Der kaiſerliche General Nadaſti hatte (den 12. Nov. 1757) die Feſtung Schweidnitz, und mit derſelben ſechstauſend Mann Kriegsgefangene nebſt einer höchſt beträchtlichen Menge aller Arten von Kriegsſachen in ſeine Gewalt bekommen, und hatte ſich hierauf nach

Breslau gezogen, vor welcher Stadt der Prinz von Bevern zwar nur mit fünfundzwanzigtauſend Mann, aber in einem unangreifbaren Lager ſtand. Prinz Karl, welcher achtzigtauſend Mann zu ſeinem Befehl hatte, griff dieſes Lager (den 22. Nov. 1757) von vielen Seiten mit ſchwerem Belagerungsgeſchütz an, und der Prinz von Bevern, nachdem er an demſelben Tage über ſechstauſend Todte und Verwundete verloren hatte, zog ſich in der Nacht durch die Stadt Breslau, deren Beſatzung ſich gegen einen freien Abzug (den 22. Nov. 1757), an welchem Tage noch überdieß der Prinz von Bevern den Croaten in die Hände fiel, an die Oeſterreicher ergeben hat.

Dieſe für die Oeſterreicher außerordentlich glücklichen Ereigniſſe wurden in wenigen Tagen mit Einem Male zernichtet. K. Friedrich II. war von Roßbach, wo ihm ſein Sieg freie Hände verſchafft hatte, wie im Sturmwind (von Leipzig bis Breslau binnen zwölf Tagen) herbeigeeilt. Er zählte jetzt, nachdem er das ihm entgegen gekommene bevernſche Korps an ſich gezogen hatte, dreißigtauſend Mann, mit welchen er ſich vorgenommen hatte, die öſterreichiſche Armee, wo und wie ſtark er ſie auch finden würde, anzugreifen. Dieſe öſterreichiſche Armee, bei welcher auch einige tauſend, von der K. Maria Thereſia in Sold genommene, Bayern und Würtemberger angekommen waren, war neunzigtauſend Mann ſtark, und befand ſich unweit Breslau in einem dergeſtalt günſtig gelegenen Lager, daß Daun behauptete, daß man nichts weiter thun dürfte, als ſeine Stellung behaupten, um beim Eintritt der rauhen Witterung alle Abſichten des Königs Friedrich II. zu vereiteln. Allein der Prinz Karl von Lothringen wurde beredet, einer andern Meinung zu ſeyn, verließ ſeine ſichere Stelle, und wurde (d. 5. Dec. 1757) bei dem Dorfe Leuthen in der Gegend von Liſſa des kleinen Häufleins, aus welchem im Vergleich mit ſeiner Macht das preußiſche Heer beſtand, gewahr. K. Friedrich II. zeigte den Seinigen die unüberſehbaren Linien der Oeſterreicher, und ſagte ihnen, daß es für ſie, in ihren Umſtänden, keine andere Rettung gäbe, als dieſe Oeſterreicher zu ſchlagen; daß ſie ſie ſchlechterdings ſchlagen müßten, und daß ſie ſie ſchlagen würden, ſobald ſie wollten. K. Friedrich II. ſah ſie bereit, ihm zu folgen. Er gab ſich bei den Oeſterreichern den Schein, ihren rechten Flügel angreifen zu wollen, und griff, nachdem ſich die Hauptſtärke der Oeſterreicher zu dieſem Flügel begeben hatte, den linken, und zwar in einer von den Griechen entlehnten Schlachtordnung, und dann überdieß mit einer von ihm ſelbſt erfundenen künſtlichen Wendung an, worüber, als über ganz ungewöhnliche Erſcheinungen die öſterreichiſchen Feldherren ſtaunten, und außer Faſſung kamen. Was ſie unternehmen wollten, wurde, ehe es ſich entwickeln konnte, zernichtet, und die peinlichſte Verlegenheit, das Gedräng, und die Unordnung wurden bald allgemein. Ganze Reihen von Regimentern konnten zu keinem Schuß kommen, und befanden ſich wie entwaffnet. So wurden einundzwanzigtauſend Mann, nebſt 307 Offizieren zu Gefangenen gemacht, bei ſechstauſend theils getödtet, theils verwundet, 134 Feldſtücke verloren. Die Preuſſen zählten, fünftauſend Todte und Verwundete. Den 20. Dec. ergab ſich auch, ohne von einer dringenden Noth aufgefordert zu ſeyn, (mit ſiebenzehntauſendſechshundertfünfunddreißig Gemeinen, dann dreizehn Generalen, und ſechshundertſechsundachtzig Offizieren) der Befehlshaber von Breslau, General Sprecher, welchem Beiſpiele den 22. Dec. 1757 (doch gegen einen freien Abzug) auch die Mannſchaft zu Liegniz folgte. Der Reſt der öſterreichiſchen Armee fand jetzt für gut, ſich über Schweidniz und Landshut nach Böhmen zurückzuziehen.

Dritter Jahrgang 1758.

So wie ein neuer Jahrgang begann, begann der Krieg wieder mit einer neuen Wuth und Thätigkeit, als wenn er erſt im Beginnen wäre. Die Oeſterreicher mit ihren Verbündeten, den Ruſſen, Schweden, Franzoſen, und den Reichsvölkern traten jetzt wieder mit friſchen Völkern und Heeresführern wider den König Friedrich II. und ſeinen Verbündeten, den König von England, auf, und das Zerſtören und Tödten war mit jedem Jahre ſchrecklicher.

König Friedrich II., der jetzt, nach den letzten Vorfällen bei Breslau, die Begünſtigung des Kriegsglückes genoß, eröffnete das gräßliche Schauſpiel mit der Belagerung von Schweidnitz, welche Stadt er dann auch mit der Beſatzung von fünftauſendzweihundert Mann den 26. April 1758 in ſeine Gewalt bekam.

Unmittelbar darauf rückte er nach Mähren, das er für eine gute Eroberung erklären zu wollen ſchien, und belagerte die öſterreichiſche Grenzfeſtung Olmüz, in welcher der Oberbefehlshaber, Freiherr von Marſchall, auf alle Fälle die erforderlichen Anſtalten getroffen, und die Belagerer ſo lange hinzuhalten gewußt hatte, bis dieſe in eine Lage verſetzt wurden, bei welcher ſie die Belagerung aufheben, oder mit einer außerordentlichen Anſtrengung alle diejenigen Bedürfniſſe herbeiſchaffen mußten, durch welche allein ſie in dem Stand bleiben konnten, ihre Zwecke zu erreichen. Man war einiger tauſend Fuhren benöthigt, um jene unerläßlichen Bedürfniſſe, und zwar aus Schleſien über Troppau herbeizuſchleppen; die Anſtalten zu einer ſolchen Zufuhr konnten nicht verheimlicht werden, und wurden demjenigen, welchem unendlich daran gelegen ſeyn mußte, davon benachrichtigt zu werden, umſtändlich angezeigt. Der öſterreichiſche Feldmarſchall Daun, welcher während des letzten Winters ſeine durch die Vorfälle bei Breslau äußerſt geſchwächte Armee durch neue Aushebungen zwar wieder ergänzt, aber in Hinſicht auf die geringe Uebung ſeiner Truppen den Entſchluß gefaßt hatte, mit den preußiſchen Truppen in dieſem Jahre ſo wenig, als ihm möglich ſeyn würde, ſich einzulaſſen, hatte die geprüften Feldherren Laudon und Siskowics mit fünfundzwanzigtauſend Mann beordert, jenem koſtbaren Zug aufzulauern, welcher von neuntauſend Mann, wozu noch überdieß der General Zieten mit einem Korps ſtieß, begleitet wurde. Die öſterreichiſchen Feldherren vollzogen (den 30. Juni 1758) ihren Auftrag, indem ſie bei der Gebirgskette Domſtadl (Darmſtädtel) über das preußiſche Geleit herfielen, und es zerſtreuten, ſo daß von den vielen tauſend Wägen nur bei 250 ins preußiſche Lager gekommen ſind. Dieſer Verluſt nöthigte den König Friedrich II. die den 2. Mai 1758 angefangene Belagerung den 2. Juli wieder aufzuheben, und ſich nach Niederſchleſien zu begeben; was ihm um ſo unangehmer gefallen ſeyn muß, als er durch dieſe vereitelte Belagerung verhindert worden war, andern ſeiner Feinde, welche während derſelben andere Länder ſeines Reiches überfallen hatten, die gehörige Aufmerkſamkeit zu widmen.

Die Ruſſen nämlich hatten ſchon im Winter unter einem neuen Anführer, dem General Fermor, von Preußen, welches ſie nunmehr für ihr erobertes Land erklärten, (und als ſolches überaus glimpflich behandelten) Beſitz, und nach einiger Zeit ihren Marſch nach Pommern und der Neumark genommen, und hier die an der Oder gelegene Hauptſtadt Cüſtrin belagert; was der preußiſche General Dohna ſo wenig hindern konnte, daß er noch überdieß den Schweden Vorpommern Preis geben mußte, um der belagerten Feſtung Cüſtrin doch ſo viele Dienſte leiſten zu können, daß den Ruſſen die Eroberung derſelben, aber nicht die Einäſcherung (die unglückliche Stadt wurde von den Feinden gleich in den erſten Tagen ganz abgebrannt, und die friedlichen Einwohner über die Oder in die weite Welt zu flüchten genöthigt) erſchwert wurde.

Was nun dem K. Friedrich II. hätte ein Bedenken machen ſollen, ſich dieſem Feinde zu nähern, das eben wurde für ihn ein Beweggrund, ihm ohne Verzögern unter die Augen zu treten. Die ruſſiſche Armee zählte bei Cüſtrin fünfzigtauſend Mann, und ſchien, in dem Falle, daß ihre Macht vom Glück begünſtigt worden wäre, ſehr vieles unternehmen zu wollen. K. Friedrich II. (nachdem er unter der Anführung des Feldmarſchalls Keith ſeine Hauptmacht bei Landshut in Niederſchleſien zurückgelaſſen, zählte nur vierzehntauſend, und nach ſeiner Vereinigung mit dem Korps ſeines Generals Dohna etwa dreißigtauſend Mann) griff den 25. Auguſt 1758 bei Zorndorf das ruſſiſche Heer an, welches (was es bei den Kriegen mit den Türken zu thun gewohnt war) in einem Viereck ſtand, in welchem ſich ſeine Reiterei, dann der ſämmtliche Kriegsvorrath u. a. befand. Die Preußen durchbrachen jenes Viereck, und die Unordnung wurde zuerſt auf dem rechten, dann (hauptſächlich durch die geſchickte Tapferkeit des Generals Seidliz) auch auf dem linken Flügel, allgemein, und gegen Abend hatten die Ruſſen neunzehntauſend Todte und Verwundete, nebſt dreitauſend Gefangenen, dann über hundert Kanonen, nebſt der Kriegskaſſe u. a. verloren. Die Preuſſen zählten an Todten, Verwundeten und Vermißten bei 12,000 Mann; und wenn ſie keinen vollkommen entſchiedenen Sieg erfochten hatten, ſo hatten ſie doch ihren Zweck erreicht. Die Ruſſen ſtanden von Cüſtrin ab, und zogen ſich auf dem Wege nach Landsberg in einer Verfaſſung, bei welcher der preußiſche General Dohna mit ſeinem Korps hinlänglich war, ſich weitern Unternehmungen ſeiner Feinde zu widerſetzen, zurück; zogen ſich endlich, nachdem ſie in Pommern die Feſtung Colberg vergeblich belagert hatten, theils nach Polen, theils nach Preußen, um ſich hier während des Winters für die ausgeſtandenen Mühſeligkeiten ſchadlos zu halten, und neue Kräfte zu ſammeln.

K. Friedrich II. erreichte bald darauf einen ähnlichen Zweck, ebenfalls nach einer für ihn höchſt unglücklich ausgefallenen Schlacht. Während ſeines Marſches nach Zorndorf machte ſich der Feldmarſchall Daun, an welchen ſich auch, unter der Anführung des Herzogs von Zweibrücken, die Reichsarmee anſchloß, alle Hoffnung, ganz Sachſen wieder in kurzer Zeit erobern zu können, und dieſe Hoffnung, auf welche der Feldmarſchall Daun baute, ſchien durch die Ueberlegenheit ſeiner Macht gerechtfertigt zu ſeyn. Er wandte ſich zuerſt nach

Dresden, auf deſſen Eroberung er ganz zuverſichtlich rechnete, bei dem für ihn glücklichen Umſtand nämlich, daß K. Friedrich II. von den Ruſſen lange genug entfernt gehalten werden würde; aber ſchon der Befehlehaber der Stadt Dresden, der preußiſche General Schmettau verſetzte den Daun in eine unerwartete Verlegenheit, indem er (Schmettau) erklärte, auf den Fall, daß die öſterreichiſchen Truppen ſich der Stadt nähern ſollten, die prächtigen Vorſtädte abbrennen zu wollen. Daun, welcher die Stadt verſchont wiſſen wollte, verlor während ſeiner Unterhandlungen ſeinen Zweck und ſeine Zeit. K. Friedrich II. flog unmittelbar nach der Schlacht bei Zorndorf herbei, vereinigte ſich mit dem Prinzen Heinrich, und wünſchte jetzt wieder eine Schlacht, welcher der Feldmarſchall Daun ſorgfältig auswich.

Daun hatte bei ſeinem Marſche nach Sachſen den General Harſch vor der ſchleſiſchen Stadt Neiße hinterlaſſen, welche Stadt dieſer General erobern, und ſich dann weiter in Schleſien ſo wichtig, als möglich, machen ſollte. Um keine Zeit zu verlieren, nahm König Friedrich II. ſeinen Marſch nach dieſer Stadt, und da Daun ihm nachrückte, ſo kamen endlich beide Heere, unweit des Dorfes Hochkirchen in der Oberlauſitz zu ſtehen. Daun hatte eine ganz vortreffliche Stellung zu wählen gewußt, überfiel den 14. Okt. 1758 die Preuſſen vor dem Anbruche des Tages in ihrem Lager, tödtete ihnen bei zehntauſend Mann, und eroberte über hundert Kanonen. Der Prinz von Braunſchweig, dann der Feldmarſchall Keith blieben auf dem Platz, auch der Feldmarſchall Prinz Moriz von Deſſau wurde tödtlich verwundet. König Friedrich II. aber gieng jetzt nach Neiße, entſetzte noch eine zweite Feſtung Koſel, und befreite ganz Schleſien von den Zudringlichkeiten ſeiner Gegner.

Während dieſer letztern Entfernung König Friedrichs II. machte der Feldmarſchall Daun wieder einen neuen Verſuch, ſich in Sachſen der von den Preußen beſetzten Städte, Dresden, Leipzig und Torgau zu bemächtigen, und was für jenen Feldmarſchall vor wenigen Wochen ein Beweggrund war, von der Belagerung der Stadt Dresden abzuſtehen, damit die überaus prächtigen Vorſtädte geſchont bleiben möchten, darauf wurde dießmal keine Rückſicht genommen. Der Feldmarſchall näherte ſich, und der Befehlshaber in der Stadt, General Schmettau, brannte den 10. Nov. 1758 die aus 266 den ſchönſten Gebäuden beſtandenen, mit den reichſten Vorräthen von Geräthſchaften aller Art gefüllten, Vorſtädte ab. Daun, der jetzt nicht auch noch die Stadt verheert ſehen wollte, ließ um ſo mehr, als König Friedrich II. wieder auf dem Marſche war, um ſich ihm zu nähern, von der Belagerung ab, und zog, ohne dießmal in Sachſen etwas erobert zu haben, nach Böhmen; den Reichsvölkern aber wies er ihre Winterquartiere in Franken und Thüringen an.

Auch das Glück der Verbündeten wechſelte in dieſem Jahre 1758. Die Schweden, welche bei der Eröffnung dieſes Feldzuges nichts Geringeres im Sinne hatten, als in der Hauptſtadt Berlin ſich niederzulaſſen, konnten ſich nicht einmal in Pommern noch halten, und zeichneten ſich durch nichts aus, als durch Plünderungen und Wildheiten, mit welchen nur tief herabgekommene Heere ſich auszeichnen.

Der Feldzug von achtzigtauſend Franzoſen endigte ſich für dieſe nicht viel günſtiger. Sie hatten anſtatt des Richelieu einen Grafen von Clermont zum Oberbefehlshaber erhalten. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, welcher die verbündeten Truppen anführte, jagte die Franzoſen aus Hannover und Braunſchweig, trieb ſie überall vor ſich her, überſetzte den 1. Juni 1758 unterhalb Emmerich im Cleviſchen den Rhein, ſchlug ſie den 23. Juli in den Ebenen von Crefeldt, und eroberte den 8. Juli Düſſeldorf. Nun ſchickte der Hof zu Verſailles anſtatt des Gen. Clermont abermal einen neuen Hauptanführer, den erfahrnen Marſchall von Contades, und zu gleicher Zeit rückte der franzöſiſche General Soubiſe nach dem Heſſiſchen, und mit ſeinem Korps von dreißigtauſend Mann, worunter fünfzehntauſend Würtemberger waren, gelang es ihm, vorrücken zu können; ja bei dem Dorfe Sangershauſen gelang es dem vom Herzog von Broglio angeführten, und aus zwölftauſend Mann ſtarken Vortrab jenes Korps, den heſſiſchen General, Prinzen von Yſenburg, der eine kleine Schaar von fünftauſend Mann hatte, zurückzudrängen, und ſich von der Weſer Meiſter zu machen. Auch ſelbſt der Prinz Ferdinand wurde jetzt wieder veranlaßt, (im Auguſt 1758) zurück über den Rhein zu gehen, da ſich dann zu Bocholt zwölftauſend vom Mylord Marlborough angeführte Engländer mit ihm vereinigten. Die verſchiedenen Korps der Verbündeten ſuchten jetzt durch gute Stellungen ihre eroberten Poſten zu erhalten; allein der General Oberg, welcher mit zwanzigtauſend Mann das heſſiſche Land decken ſollte, wurde bei Lutternberg von dem ihm weit überlegenen Soubiſe, mit deſſen Heer ſich zehntauſend, meiſtens den Preuſſen entlaufene Sachſen vereinigt hatten, mit einem Verluſt von fünfzehnhundert Mann und 28 Kanonen zum Rückzuge genöthigt, und die Vortheile und Nachtheile der beiderſeitigen Armeen wechſelten, ſo zu ſagen, wie Ebbe und Flut, und kein Vorfall hatte noch einen entſcheidenden Ausſchlag gegeben, als ſie die Jahreszeit nöthigte, Quartiere zu beziehen; da ſich dann der Marſchall von Contades zwiſchen der Maas und dem Rhein, Soubiſe am Rhein und Main, Prinz Yſenburg in Heſſen, der Herzog Ferdinand aber in Weſtphalen, und für ſeine Perſon in Münſter ſich niederließen.

Vierter Jahrgang 1759.

Das Schrecklichſte bei dieſem Kriege war, daß ſo lange, als es den ſtreitenden Partheien weder an Soldaten, noch an Lebensmitteln fehlen würde, gar nicht abzuſehen war, wann, oder wie er geendigt werden ſollte. Noch konnten, nach ſo vielen blutigen Schlachten und Verheerungen, während weniger Wintermonate, die Truppen und Magazine ſtets wieder ergänzt, und Armeen hergeſtellt werden, bei deren Anblick ſich jeder, welchem das Vergangene unbekannt geweſen wäre, hätte denken ſollen, daß der Krieg erſt beginne. Dabei

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53156-7
WESTENRIEDER,L.VON FN. 05575/018

war in Hinſicht auf die Begebenheiten dieſes Krieges, bei der Geſchicklichkeit, bei den Erfahrungen und Anſtrengungen der beiderſeitigen Feldherren nichts anders zu erwarten, als daß, wenn nicht unvorherzuſehende, entſcheidende Zufälle in das Mittel träten, und eine der Partheien ganz außer Stand ſetzten, auf dem Kampfplatze zu erſcheinen, die glücklichen oder widrigen Vorfälle der Schlachten bald dieſe, bald jene Parthei begünſtigen, und am Ende nichts, was der Sache eine entſcheidende Wendung gäbe, herbeiführen würden.

Dieſes war dann auch der Inhalt des Krieges im Jahre 1759. Zuerſt giengen den Oeſterreichern durch die ſchon im April begonnenen Einfälle des preußiſchen Prinzen Heinrichs nach Böhmen, und durch die Zerſtörung ihrer Magazine, (welche mit 35,000 Tonnen Mehl, 137,000 Schäffel Haber, 86,000 Rationen Heu, und 74,000 Broden gefüllt waren) ungeheure Nachtheile zu; was auch mit den Streifzügen eben deſſelben Prinzen Heinrich nach dem Fränkiſchen, und eines andern preuſſiſchen Korps nach dem Mecklenburgiſchen, wo überall ungeheure Mißhandlungen verübt wurden, der Fall war; aber in eben dieſem Jahre fielen drei für die Oeſterreicher günſtige Gefechte und einige andere Ereigniſſe vor, welche ihren Feinden nicht weniger empfindlich fallen mußten.

Die ruſſiſche Armee war, auf Befehl der Kaiſerinn Eliſabeth, unter einem neuen Feldmarſchall, Soltikow, bis an die Oder vorgerückt, und ein preußiſcher General, Wedel, hatte von ſeinem König den Auftrag, ſie, wo er ſie finden würde, alſogleich anzugreifen, und zu ſchlagen, ehe die Oeſterreicher ſich mit ihnen vereinigen könnten. Der preußiſche General fand die Ruſſen bei Züllichau oder Palzig an den brandenburgiſchen Grenzen, griff ſie an, und wurde zurückgeſchlagen, wobei er ſechstauſend Mann verloren hatte, den 22. Juli 1759. Auf dieſes Vorſpiel folgten bald ungleich ernſthaftere Auftritte.

Der öſterreichiſche Feldherr Laudon hatte ſich den 3. Auguſt 1759 mit achtzehntauſend Mann, größtentheils Reiterei, bei der ruſſiſchen Armee, deren Geſammtmacht ſich nun auf ſiebenzigtauſend Mann belief, eingefunden. König Friedrich II. glaubte jetzt, daß er nicht genug eilen könnte, die Unternehmungen der Feinde zu verhindern, und ſie, ehe ſie ihre Maßregeln feſtgeſetzt haben würden, auseinander zu jagen. Er hatte ein Korps des Prinzen Heinrich, dann die Truppen des General Wedel an ſich gezogen, und zählte jetzt vierzigtauſend Mann. Den 12. Auguſt 1759 griff er die Ruſſen zwiſchen Frankfurt an der Oder und Kunersdorf an, und nach einigen

Stunden glaubte er die gegründetſte Urſache zu haben, ſeinen entſchiedenen Sieg nach Berlin und Schleſien durch Abgeordnete zu melden. Er hatte auf dem Flügel, wo er focht, alle Verſchanzungen, bei zweihundert Kanonen, und einige tauſend Gefangene erobert; als ſich die Ruſſen wieder ſammelten, und mit ihren Kanonen ganze Reihen der Preußen vernichteten. Dieſe ſtritten mit einer mehr als menſchlichen Anſtrengung, und faſt alle ihre vornehmen Offiziere wurden verwundet. Nun erſchien in den entſcheidendſten Augenblicken mit ſeiner noch ganz friſchen Reiterei, der, wegen ſeiner Geſchicklichkeit , den beſten Zeitpunkt zu benutzen, bewährte General Laudon, und Friedrich II. fertigte jetzt Abgeordnete nach Berlin ab, daß die königliche Familie von dieſer Stadt, in welcher nach einigen Tagen die Ruſſen erſcheinen würden, ſich entfernen, und daß überhaupt jeder, der es können würde, ſich flüchten ſollte. K. Friedrich II. zählte am Tage nach der Schlacht kaum noch fünftauſend Mann um ſich, mit welchen er, um wieder eine Macht zu ſammeln, über die Oder gieng. Der Verluſt ſeines Heeres mit Todten und Verwundeten war auf zwanzigtauſend, nebſt 165 Kanonen, jener der Ruſſen auf ſechzehntauſend angegeben. Dieſe Schlacht war im ganzen Krieg die ſchrecklichſte. Hätten die Ruſſen dieſen Sieg benutzt, ſo hätte das, was K. Friedrich II. gefürchtet hatte, daß die Ruſſen und Oeſterreicher ſich vereinigen möchten, in Erfüllung gehen können; allein ſie blieben in ihrem Lager ganz gleichgültig ſtehen, und waren nicht zu bewegen, etwas, was doch mit ihrem Zwecke hätte übereinſtimmend ſeyn ſollen, ferner zu unternehmen, und zogen endlich vollends nach Polen zurück.

Das dritte Gefecht fiel den 21. November 1759 bei Maxen vor. Die Oeſterreicher hatten während der Abweſenheit Königs Friedrich II., und in der erſten Beſtürzung des preußiſchen Generals Schmettau (als er nämlich das Unglück ſeines Königs bei Kunersdorf vernahm), von dieſem ſonſt ſo muthigen Feldherrn die Hauptſtadt Dresden, dann auch die Städte Wittenberg, Torgau und Leipzig, ja überhaupt ganz Sachſen in ihre Gewalt bekommen, wobei ſich die öſterreichiſchen Generale Macquiere und Laszinsky, dann der Reichsfeldmarſchall, Herzog von Zweibrücken ausnehmend thätig bezeigten. Nun hatte K. Friedrich II., ſobald er nur wieder einig. Macht um ſich verſammelt hatte, alle ſeine Hauptabſichten auf die Wiedereroberung von Dresden, und überhaupt von Sachſen gerichtet, wie dann der preußiſche General Wunſch der

Stadt Dresden beinahe in dem Augenblicke, da der Befehlshaber derſelben die Uebergabe unterzeichnet hatte, ſich näherte, auch bald darauf Wittenberg, Torgau und Leipzig wieder eroberte. Nun wünſchte K. Friedrich II. auch die Wiedereroberung von Dresden, und nachdem Daun, um jene Stadt zu decken, das feſte Lager bei Plauen bezogen, und ſeine Lebensmittel hauptſächlich aus Böhmen erhalten hatte, ſo befahl der König einem ſeiner Feldherren, Fink, ſich nach Maxen ins Gebirg zu begeben, und von dieſem Orte aus alle Zufuhr von Böhmen zu hemmen; was auch der Erfolg hätte ſeyn müſſen, wenn dieſer Feldherr ſeine Aufträge hätte vollziehen können; allein den 21. Nov. 1759 ließ ſich der Feldmarſchall Daun mit einem öſterreichiſchen Korps von dreißigtauſend Mann, wozu noch die Reichstruppen kamen, von allen Seiten auf den Anhöhen ſehen, und Fink mußte ſich, nach einigen vergeblichen Bemühungen, zu entkommen, mit 9 Generalen, 17,000 Mann und 70 Kanonen ergeben; was auch wenige Tage darauf andern fünfzehnhundert Mann widerfuhr, deren ſich der öſterreichiſche Feldherr Beck bei Meißen bemächtigte. Dieſe Begebenheit erfüllte König Friedrich II., welchem der Erbprinz von Braunſchweig gerade um dieſe Zeit zwölftauſend Mann zuführte, mit einem dergeſtalt bittern Unmuth, daß er den in allem Betracht höchſt ſeltſamen Entſchluß faßte, die Stadt Dresden während des ganzen Winters in einem engen Belagerungszuſtande zu halten, und ſeine Armee in die nächſten Dorfſchaften zu verlegen; wo dann aus Mangel von Raum die wenigſten unter ein Obdach ſich begeben, mithin die meiſten unter freiem Himmel, um ein bei Tag und Nacht unterhaltenes Feuer, wozu ſie erſt noch das Holz weit herſchleppen ſollten, ſich lagern, vier Bataillons aber abwechſelnd in einem Lager, deſſen ganz mit einer dicken Eisrinde bedeckte Zelter nicht abgebrochen werden dürften, aushalten, ferner bei einem faſt gänzlichen Mangel an Lebensmitteln, mit Commißbrod und Waſſerſuppen vorlieb nehmen, und in dieſem Zuſtande (ungeachtet der außerordentlichen Kälte des damaligen Winters) einige Monate verharren mußten; was, wie ein Augenzeuge (Archenholz) ſagt, mehr Menſchen gekoſtet hat, als zwei groſe Schlachten nicht gekoſtet haben würden. Und dieſe entſetzliche Anſtrengung, zu deren Nachahmung, wie leicht zu erachten, ſich auch die dauniſchen Truppen bequemen mußten, blieb noch dabei ohne allen Erfolg, und K. Friedrich II. mußte im Jahre 1760 die Hoffnung aufgeben, die Stadt, in deren Nähe der Feldmarſchall Daun unverrückt ſtehen blieb, dießmal erobern zu können.

Fünfter Jahrgang 1760.

Während der Zeit nämlich, welche König Friedrich II. auf die (vergebliche) Eroberung von Dresden verwandte, hatte ſich ein öſterreichiſches, vom Feldzeugmeiſter **Laudon** angeführtes, fünfzigtauſend Mann zählendes Heer aufgemacht, Schleſien zu erobern. Dieſer Laudon fieng damit an, daß er einen ſeiner Feldherren, Draskowich, befehligte, die an Böhmen nächſt gelegene Feſtung Glaz zu erobern, und daß er ſich ſelbſt einem preußiſchen General, Fouquet, welcher mit einem Korps von ungefähr dreizehntauſend Mann bei Landshut auf wohlgelegenen und verſchanzten Anhöhen ſtand, näherte, um ſich deſſelben auf alle Fälle zu bemächtigen. Dieß führte er auch den 24. Juni 1760 unverzüglich aus, indem er jenes Korps auf allen Seiten einſchloß, und es (bis auf einige hundert Reuter, welche das Glück hatten, zu entkommen) theils niederſäbeln, theils bei ſiebentauſend (worunter ſelbſt Fouquet nebſt zwei Generalen ſich befanden) als gefangen fortführen ließ. Laudon rückte dann vor Glaz, und bekam dieſe Stadt den 26. Juli 1760 mit hundert Kanonen und wichtigen Kriegsvorräthen in ſeine Gewalt. Laudon zog jetzt nach Breslau, um auch dieſe Hauptſtadt von Schleſien zu erobern.

Dieſes Vorhaben des Feldmarſchalls Laudon veranlaßte König Friedrich II. die Stadt Dresden, nachdem er dieſe Stadt noch, zum Abſchied auf eine Art, als hätte er ihre gänzliche Zerſtörung beabſichtigt, einige Tage beſchoſſen hatte, zu verlaſſen, und um Breslau zu retten, ſich mit den Feinden, auf welche er ſtoßen würde, zu ſchlagen; er zählte 80,000 Mann; allein der Feldmarſchall Daun, welcher ſich nach dem Abzuge der Preußen von Dresden unverzüglich nach Schleſien aufgemacht, und mit Laudon vereinigt hatte, zählte hunderttauſend, und überdieß fand ſich der für ihn ſtreitende ruſſiſche Feldmarſchall Soltikow, mit fünfundſiebenzigtauſend Mann in der Nähe. Die Lage, in welcher ſich K. Friedrich II. jetzt befand, war ſehr beunruhigend; allein das Glück begünſtigte ihn, indem es ihm, durch einen öſterreichiſchen Verräther, den von Daun entworfenen Angriffsplan, vermöge deſſen er zu gleicher Zeit auf vier verſchiedenen Punkten hätte überfallen werden ſollen, in ſeine Hände lieferte, und ihn in den Stand ſetzte, das Vorhaben des Daun zu vereiteln. Die öſterreichiſchen Korps, ohne das Geringſte von einer Verrätherei zu vermuthen, hatten ſich zur verabredeten Zeit auf die ihnen beſtimmten Plätze begeben und den 15. Auguſt 1760 hatte ſich Laudon mit einem Korps von dreißigtauſend Mann vor Tagesanbruch in Bewegung geſetzt, die Preußen in ihrem Lager unweit Liegnitz zu überfallen; allein dieſe Preußen hatten ihr Lager während der Nacht verlaſſen, und ſtanden jetzt, wider den Angriff wohl vorbereitet, auf den Anhöhen vor jener Stadt, und benutzten ihre Stellung, bei welcher ſie von der Armee des Daun wenig zu fürchten hatten, auf eine Art, wie es unter der Anführung des Königs Friedrich II. zu erwarten war. Binnen zwei Stunden hatte Laudon einen Verluſt von ſiebentauſend Mann, und achtundſechzig Kanonen; er mußte ſich von dem Kampfplatz entfernen, und geſchehen laſſen, daß K. Friedrich II. ſich mit dem Heere ſeines Bruders Heinrich vereinigte; was alles dem ruſſiſchen Feldmarſchall Soltikow, welchem die bedächtliche Behutſamkeit des öſterreichiſchen Feldmarſchalls ſehr unlieb war, ſogar nicht behagte, daß er mit ſeiner Armee, anſtatt ſich mit den Oeſterreichern zu vereinigen, wieder über die Oder zurückgieng; wobei er auf einen unerwarteten Einfall (welcher bald die Veranlaſſung eines ſchrecklichen Blutbades wurde) kam, auf den Einfall nämlich, durch einen ſeiner Generale, Czernichef, mit welchem ſich ein öſterreichiſcher Feldherr, Laſcy, vereinigte, die Stadt Berlin überfallen und brandſchatzen zu laſſen.

Bei der erſten Nachricht dieſes Ueberfalles verließen die in den vornehmſten ſächſiſchen Städten geſtandenen preußiſchen Truppen ihre Plätze, um jene Hauptſtadt zu entſetzen, und König Friedrich II. eilte aus Schleſien durch Sachſen ebenfalls dahin. Da ihm der Feldmarſchall Daun von Schleſien aus gleichſam Schritt nach Schritt gefolgt war, ſo hatte K. Friedrich II., wenn er anders in Sachſen etwas vornehmen, und ſeine eigenen Staaten von feindlichen Anfällen befreien wollte, keine andere Wahl, als die Oeſterreicher anzugreifen. Er that dieß den 3. Nov. 1760 bei Torgau, und wurde von den Oeſterreichern, welche daſelbſt in einem vortrefflich gewählten und verſchanzten Lager ſtanden, mit zweihundert Kanonen empfangen, von denen ganze Reihen der Preußen niedergeſchmettert wurden; allein das Metzeln wurde deſſen ungeachtet bald wechſelſeitig und mörderiſch. Als die Nacht einbrach, während welcher die Schlacht unterbrochen, aber nicht aufgehoben wurde, lagen zwölftauſend Oeſterreicher und eben ſo viele Preußen auf dem ſogenannten Bette der Ehre, zerriſſen und entſetzlich gemordet. Der Feldmarſchall Daun war ſchwer verwundet; dem General Baccow ward ein Arm zerſchmettert. Die Schlacht ſollte beim erſten Schimmer des Lichts wieder anfangen. Man hörte aus dem preußiſchen Lager die lärmenden Anſtalten zur Fortſetzung der Schlacht die ganze Nacht hindurch, als der, öſterreichiſcher Seits, zur Oberbefehlshaberſtelle berufene General Odonell den Entſchluß faßte, über die Elbe zu ziehen.

Sechſter Jahrgang 1761.

Der Ernſt, mit welchem der Krieg von Seite Rußlands geführt werden ſollte, ließ endlich etwas entſcheidendes hoffen. Die Kaiſerinn Eliſabeth war ganz erſtaunt, daß zwei Kaiſerhöfe, der ihrige und der öſterreichiſche, wozu noch das deutſche Reichsheer kam, nicht im Stande ſeyn ſollten, einem einzigen Kurfürſten von Brandenburg und König von Preußen, in deſſen Beſitz damals dieſer König nicht einmal war, Schranken zu ſetzen, und

e befahl demnach ihrem Feldmarſchall etwas
uszuführen, was dem Zwecke dieſes Krieges,
nd was ſchon der Würde ihrer Heere gemäß
äre. Jener Zweck war, dem König Fried-
ch II. das von ihm eroberte Schleſien wieder
entreiſſen, und daſſelbe der vorigen Beſitze-
nn, Maria Thereſia, zurückzugeben. In
eſer Abſicht führte jetzt der ruſſiſche Feldmar-
hall eine Armee von ſiebenzigtauſend Mann
urch Preußen und Polen nach Schleſien, wo
ſich mit einer öſterreichiſchen Armee, welche
cht weniger als ſiebenzigtauſend Mann zähl-
, und welche jetzt Laudon befehligte, vereini-
n, und bei der Zuſammenwirkung einer ſol-
en Macht einmal etwas Beendigendes aus-
hren ſollte. Als dieſe Vereinigung zwar erſt
der Hälfte des Auguſts, aber dann doch
htig zu Stande gekommen war, hätten die
iden Oberfeldherren (der öſterreichiſche und
ſſiſche) den König Friedrich II., welcher
bſt nach Schleſien gekommen, und mit ei-
m Heere von von fünfzigtauſend Mann ver-
hen war, angreifen ſollten; ſie thaten dieß
er nicht, indem ſie bei ihren viele Tage
tgeſetzten Unterredungen unter ſich nicht ei-
werden konnten, nach welchem Plane ſie
thun ſollten. Da ſie endlich einig gewor-
, und mit den Anſtalten zu einem gemein-
aftlichen Angriff beſchäftigt waren, wurden

ſie gewahr, daß ſich während ihrer Zögerungen der K. Friedrich II. bei Bunzelwiz, unweit der von ſeinen Truppen beſetzten Feſtung Schweidniz mit fürchterlichen Verſchanzungen, hinter welchen ſein Heer alle Nächte in Schlachtordnung ſtand, umgeben, und daß man demnach jetzt wieder nach ganz andern Planen zu verfahren habe. Mit den Entwürfen dieſer Plane wurden, nachdem der ruſſiſche Oberfeldherr durchaus nichts wagen wollte, abermal bei vierzehn Tagen zugebracht, während welcher die Preußen Mittel gefunden hatten, einige ihrer größten Magazine zu verderben, und fünftauſend Proviantwägen wegzunehmen. Dieß ärgerte den ruſſiſchen Oberfeldherrn dergeſtalt, daß er ſich veranlaßt fand, den 13. September 1761 unvermuthet wieder über die Oder zu gehen, aber gleichwohl noch, unter der Anführung eines ſeiner Feldherren, Czernichef, ein Korps von zwanzigtauſend Mann dem Laudon zu überlaſſen, was aber dieſen Feldherrn, der jetzt nach ſeinen Einſichten handeln konnte, in den Stand ſetzte, noch in dieſem Jahre etwas von Wichtigkeit auszuführen. K. Friedrich II. hatte ſich nach dem Abzuge der Ruſſen aus ſeinem Lager gegen Neiße in der Hoffnung, daß ihm Laudon nach dem öſterreichiſchen Oberſchleſien folgen würde, begeben; aber Laudon folgte ihm nicht, ſondern ſchickte dem in Oberſchleſien geſtandenen öſterreichiſchen General Bethlen eine Verſtärkung, und überrumpelte in der Nacht vor dem 1. October 1761 höchſt unvermuthet die Feſtung Schweidnitz, welche er dann auch, ohne alle vorgegangene Belagerung oder Capitulation in ſeine Hände brachte, und es mithin den Oeſterreichern zum erſten Male während dieſes Krieges möglich machte, die Winterquartiere in Schleſien zu beziehen.

Eine ähnliche höchſt wichtige Eroberung hat auch ein ruſſiſcher Feldherr, Romanzow, mit der in Hinterpommern gelegenen Feſtung Colberg gemacht, welche er nach einer viermonatlichen Belagerung den 16. Dec. 1761 in ſeine Gewalt bekommen, und dadurch den ruſſiſchen Heeren die Möglichkeit verſchafft hat, in Pommern und der Neumark zu überwintern, und künftig ihre Kriegsbedürfniſſe und Lebensmittel unmittelbar von der See zu ziehen. Da nun bald nach dem im Oct. 1760 geſchehenen Hintritt des Königs von England, Georgs II., unter deſſen Nachfolger, Georg III., die bis dahin der preußiſchen Krone geleiſteten Unterſtützungen aufgehört hatten, ſo befand ſich jetzt K. Friedrich II. am Ende des Jahres 1761 in einer ſehr mißlichen Lage, welche Lage er übrigens (gemäß ſeiner Art, mit welcher er ſich im Unglücke ſtets zu benehmen pflegte) ſeinen Truppen keineswegs verheimlichte, ſie ihnen vielmehr umſtändlich entwickelte, und indem er es ſogar den Offizieren und Gemeinen frei ſtellte, ob ſie bei ſeinen Umſtänden in ſeinem Dienſte noch ferner verbleiben, und alle künftigen Schickſale mit ihm theilen wollten, nur noch hinzuſetzte, daß er von ſeinem Geſchick hoffe, vielleicht bald wieder helleren Ausſichten entgegen ſehen zu können.

Siebenter und letzter Jahrgang 1762.

Dieß traf auch eher und ungleich vollkommener ein, als er es jemals hatte erwarten können. Noch am Ende des vorigen Jahres (nämlich den 25. Dec. 1761 war die ruſſiſche Kaiſerinn Eliſabeth mit Tod abgegangen, und der neue Thronfolger, Peter III., war ein Bewunderer und antheilnehmender Freund des K. Friedrichs II. Die Ruſſen erhielten den unverzüglichen Befehl, nicht nur alle Feindſeligkeiten einzuſtellen, ſondern die Preußen, wider welche ſie ſechs Jahre geſtritten hatten, für ihre beſten Freunde anzuſehen. Die Ruſſen räumten auch ſogleich das von ihnen eben eroberte Colberg, räumten Preußen, Pommern und die Neumarkt, und gaben alle Gefangenen heraus. Die Ruſſen entfernten ſich von den Oeſterreichern, und der Feldmarſchall Czerniſchef ſchloß ſich mit einem Korps von zwanzigtauſend Mann an die Preußen an, und erwartete jetzt Aufträge von K. Friedrich II., wie er ihm nützlich werden könnte. K. Friedrich II. wurde nunmehr auch in den Stand geſetzt, von den ihm zurückgegebenen Ländern neue Truppen auszuheben, und im jetzigen Jahre 1762 ſeinen Feldzug mit einer überlegenen Macht zu beginnen. Sobald ſich das ruſſiſche Korps mit ſeinem Heere vereiniget hatte, rückte er in die Gegend von Schweidnitz, mit der Abſicht, die Wiedereroberung dieſer Stadt mit allem Ernſte vorzunehmen.

Wenn dieſe unerwarteten und ſchnellen Veränderungen geeignet ſind, unſer Erſtaunen zu erregen, ſo ſind dieß die eben ſo unerwartet als ſchnell nachgefolgten Begebenheiten noch weit mehr. „Der ruſſiſche Kaiſer, Peter III., hatte durch übereilte Maßregeln, unüberdachte Geſetze, und durch Mangel an nöthiger Vorſicht, alle Volksklaſſen wider ſich empört. Die Soldaten und Prieſter, ſonſt ſo ſelten einſtimmig, waren es hier. Man haßte den Monarchen, der dem einen Stand ſeine Vorrechte, und dem andern ſeine Bärte nehmen wollte. Der Senat wurde von ihm gänzlich vernachläſſigt, und der ruſſiſche Adel, ſo wie die ganze Nation mit außerordentlicher Verachtung behandelt. Die Deutſchen erhielten einen entſchiedenen Vorzug; auch formirten deutſche Truppen ſeine Leibwache. Die Fundamental-Geſetze des Reiches wurden von ihm wenig geachtet, und ganz ſeinem Willen untergeordnet. So gut dieſer Willen auch war, ſo zweckwidrig war die Verfahrungsart. Das Volk wünſchte, ohne zu wiſſen warum, die Fortſetzung eines Krieges, der Rußland Geld und Menſchen koſtete, und deſſen glücklichſter Erfolg der Größe des ungeheuern Staates nur einen ſehr geringen Zuſatz geben konnte. Der Kaiſer ſtemmte ſich gegen dieſe Volksmeinung; auch er wollte Krieg, allein nicht wider, ſondern mit Preußen, gegen alle Feinde Friedrichs, und wider Dänemark. Zu allen dieſen den Ruſſen mißfälligen Entwürfen, Geſinnungen und Verordnungen, kam noch die üble Behandlung ſeiner Gemahlinn, die in der Schule häuslicher Widerwärtigkeiten gebildet, dort ihren großen Geiſt genährt, ihre erhabenen Talente entwickelt, und die Liebe der Nation in einem hohen Grade erworben hatte. Peter erklärte laut ſeinen Vorſatz, ſie zu verſtoßen, und ein Kloſter war ſchon zu ihrer Wohnung auserſehen, wo ſie den Reſt ihrer Tage traurig verleben ſollte; denn ſelbſt ihren Sohn wollte er von der Thronfolge ausſchließen. So ſinnreich arbeitete dieſer Monarch, ſeinen Fall unaufhaltbar zu beſchleunigen. Es bedurfte in dieſer Lage nur eines Winkes von Katharina, und ihr Tyrann war ohne Krone. Die Selbſterhaltung zwang ſie endlich, dieſen großen Schritt zu thun, und in wenigen Stunden war der mächtige Kaiſer, deſſen Befehle von den Ufern des baltiſchen Meeres bis zum ſüdlichen Ocean als Götterſprüche befolgt werden mußten, von allen Menſchen verlaſſen, ohne Blutvergießen entthront, und ein armſeliger, hoffnungsloſer Gefangener. Katharina wurde nun von allen Zungen in ihrem unermeßlichen Reiche als Selbſtherrſcherinn aller Reußen ausgerufen. Peter entſagte der Krone förmlich, und ſechs Tage nachher gab er ſeinen Geiſt auf *).“

Die Kaiſerinn Katharina war auf den K. Friedrich II. nicht gut zu ſprechen, und das erſte, was ſie nach ihrer Thronbeſteigung (den 9. Juli 1762) that, war, daß ſie dem Feldmarſchall Czernichef einen Befehl zuſchickte, ſich von dem preußiſchen Heere zu entfernen.

---

*) Archenholz Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. S. 256. ꝛc.

K. Friedrich II. wurde von dieſem Befehle benachrichtiget, wußte aber den ruſſiſchen Feldmarſchall zu bereden, daß er den Befehl geheim hielt, und daß er an dem Tage, (den 21. Juli 1762) an welchem K. Friedrich II. die zur Unterſtützung von Schweidnitz unweit dieſer Stadt bei Burkersdorf auf Anhöhen vortheilhaft gelagerten öſterreichiſchen Korps angriff, mit ſeinem Heere in der ihm bei der preußiſchen Armee ehevor vom König Friedrich II. angewieſenen Schlachtordnung ſtehen blieb; was die Folge hatte, daß die mit den neuen Vorfällen damals noch ganz unbekannten Oeſterreicher den von ihnen noch immer für ihre Feinde gehaltenen Ruſſen eine beträchtliche Macht entgegen zu ſtellen, genöthigt, und daß demnach die Preußen durch ihre Ueberlegenheit in den Stand geſetzt wurden, das öſterreichiſche Korps aus ſeiner Stellung zu entfernen, und dadurch der öſterreichiſchen vom Daun befehligten Hauptarmee die unmittelbare Verbindung mit Schweidniz abzuſchneiden. Zwei preußiſche Armeen, deren eine ſelbſt vom König Friedrich II., die andere vom Herzog von Bevern angeführt wurde, bedeckten das ſehr zahlreiche Korps, welches (unter der Leitung des erfahrnen Generals Tauenzien) zur Belagerung von Schweidniz beordert, und welches mit allen erdenklichen Bedürfniſſen verſehen war. Vergeblich verſuchte der Feldmarſchall Daun der Stadt ſich zu nähern; ja bei einem Verſuch, welchen er in dieſer Abſicht machte, indem er das Korps des Herzogs von Bevern (den 16. Auguſt 1762) unweit der Stadt Reichenbach angriff, büßte er über zweitauſend Mann ein, und zog dann auch, in der Ueberzeugung, daß er die Stadt gleichwohl ihrem Schickſal überlaſſen müſſe, nach Glaz ab. Die Stadt wurde, nachdem eine Haubizgranate das Pulvermagazin derſelben ergriffen, und eine ganze Baſtion zerriſſen hatte, von dem Befehlshaber, General Guaſco, nach einer 63 Tage ausgehaltenen Belagerung (den 9. Oct. 1762) mit neuntauſend Mann, dann mit 353 Kanonen, und einem höchſt bedeutenden Vorrath an Kriegsbedürfniſſen aller Art den Preußen überlaſſen.

In Sachſen, wohin nun K. Friedrich II. ſeine Abſichten richtete, war Prinz Heinrich (doch ohne etwas von einem entſcheidenden Vorfalle erfahren zu haben) ſchon im vorigen Jahre 1761 geſtanden, und nunmehr fielen mit wechſelndem Glück einige eben nicht unbeträchtliche Gefechte vor, wie dann z. B. (den 15. Oct. 1762) der öſterreichiſche General Haddik bei Freiberg geſiegt, bald darauf aber (den 29. October) bei eben dieſem Freiberg ein mit der Reichsarmee vereinigtes öſterreichiſches Heer vom Prinzen Heinrich einen ſehr empfindlichen Verluſt erlitten, darauf aber von beiden Seiten eine Sehnſucht nach einiger Erholung ſich eingeſtellt, und in Folge derſelben (einſtweilen in Betreff Sachſens und Schleſiens) ein Waffenſtillſtand, welcher vom 24. Nov. 1762 bis zum März 1763 gelten ſollte, ſich ergeben hat.

Eben dieſe Sehnſucht nach einem Waffenſtillſtand und nach dem Frieden hatte zu gleicher Zeit, und noch ungleich heftiger, diejenigen Höfe, welche (wie oben vorkam) um amerikaniſche Länder in Europa ihre Kriege führten, ergriffen. Nach einer von dem Herausgeber der „**Correspondance de plusieurs Personages illustres de la cour de Louis XV. depuis les années 1745 jusques et compris 1774, epoque de la mort de ce Monarque** *) gemachten Berechnung hatten während der ſieben letzten Jahre die kriegführenden Mächte verloren

---

*) **Tome II. a Paris chez Leopold Collin, libraire rue git-ie-cour n. 4. 1808 p. 289.**

An Geld:			An Menſchen:	
Oeſterreich	300	Mill.	Frankreich	250,000
Frankreich	700	—	Preußen	200,000
Preußen	400	—	Rußland	120,000
Schweden	100	—	Oeſterreich	150,000
Sachſen	18	—	Schweden	25,000
Rußland	350	—	Deutſchland	30,000
England	600	—	England	60,000
	2468	Mill.		835,000

Frankreich war an allen Dingen, welche den Wohlſtand eines Landes ausmachen, ganz und gar erſchöpft, und um Geld zu bekommen, mußten der König (Ludwig XV.) die Prinzen vom Geblüte, und die vornehmſten vom Adel ihre ſilbernen Geſchirre nach der Münze ſchicken. Der Handel war zu Grunde gerichtet, die Seemacht zernichtet, und alle entfernten Provinzen waren verloren. Seit dem Jahre 1758, da wir der Vorfälle dieſes Krieges erwähnen, waren die Siege wechſelnd und flüchtig. Was heute (ſtets mit Verluſt an Mannſchaft) gewonnen ward, gieng mit gleichem und noch größerm Verluſt wieder verloren; was aber die Franzoſen innigſt beherzigten, war, daß ihnen Prinz Ferdinand (d. 1. Nov. 1762) Caſſel entriß. Sie hatten zwar zuletzt einen neuen Bundesgenoſſen, den König von Spanien, erhalten; allein dieſer

König war von den Engländern in einem einzigen Jahre außer Stand geſetzt worden, den Krieg länger fortzuſetzen. „Die Havanna, der Schlüſſel zu den amerikaniſchen Provinzen der Spanier, das Bollwerk ihrer Gold = und Silbermärkte, war nebſt den großen dort angehäuften Schätzen verloren gegangen. Das reiche Manilla war weggenommen; das von den Spaniern eroberte Portugal faſt gänzlich befreit; Pondichery zerſtört, und Canada nebſt allen wichtigen franzöſiſchen Inſeln in Amerika in brittiſchen Händen. Der Dreizack Neptuns ſchien nun auf Jahrhunderte den Engländern geſichert. Die Flotten aller Völker erſchienen im Dunkeln vor ihrer coloſſaliſchen Meeresmacht, die als ein auf dem Element des Waſſers noch nie geſehenes Meteor glänzte; ein Meteor, das in allen Welttheilen brittiſche Trophäen beſchien, und Strahlen bis zu beiden Polen warf. Alle dieſe Eroberungen, durch die ſeltenſte Tapferkeit, durch Ströme von Blut, und eine zahlreiche, Generationen drückende, Nationalſchuld erkauft, wurden, Canada ausgenommen, den Feinden in einem Frieden wieder zurückgegeben, der ſo ſonderbar, ſo außerordentlich wie der Krieg ſelbſt war *)." Dieſer Friede, wozu die vorausge-

---

*) Archenholz S. 272.

legten weſentlichen Punkte (den 2. und 3. Nov. 1762) zwiſchen Frankreich und Spanien an einem, dann Großbritannien und Portugal am andern Theil, zu Fontainebleau entworfen, und dann (den 16. Nov. 1762) bei den Armeen in Heſſen der Waffenſtillſtand bekannt gemacht worden, wurde zu Paris (d. 10. Horn. 1763) unterzeichnet *).

**) Der Hauptinhalt des Pariſer-Friedens beſtand darin, daß

1) Frankreich allen Anſprüchen auf Neuſchottland oder Akadien entſagte, und ſolches, wie auch ganz Canada, ingleichen die Inſel Cap-Breton, und alle andere in dem Golfo und Fluſſe von St. Laurent aufs vollſtändigſte an Großbritannien abtrat; dann ward

2) zur Grenzſcheidung auf dem feſten Lande in Amerika eine Linie mitten durch den Fluß Miſſiſippi bis an den Fluß Iberville, und von da auch ſo durch dieſen, und die Seen Manrepas und Ponchtaſtrain bis an das Meer gezogen, inſonderheit aber der Fluß und Hafen Larobile, und alles, was Frankreich auf der linken Seite beſeſſen oder beſitzen ſollen (ausgenommen die Inſel und Stadt Neu-Orleans) an Großbritannien zum vollen Eigenthume abgetreten, die Schifffahrt aber auf dem Miſſiſippi beiderſeitigen Unterthanen gleich frei geſtattet. Hernach überließ

3) Frankreich an Großbritannien die Inſeln Lagrenada und Lesgrenadines, ingleichen St. Vincent, Dominique und Tabago. Und

Dieſer von den Engländern ohne Beiziehung des Königs von Preußen einſeitig abgeſchloſſene Friede, in welchem auf dieſen mit ihnen verbündeten König ſogar keine Rückſicht genommen, ja ſogar bewilligt ward, daß die Franzoſen im Beſitz des Herzogthums

---

4) Minorca ward von Frankreich an Großbriannien zurückgegeben. Hinwieder gab

5) Großbritannien an Frankreich auch die Inſeln Goree, Guadeloupe, Mariegalante, Ladeſirade, Martinique und Belleisle zurück, nebſt der Inſel von St Lucie; ingleichen zum Behufe der Fiſcherei bei Terreneuve die jedoch nicht zu befeſtigenden Inſeln St. Pierre und Miquelon; und in Oſtindien die auf den Küſten von Koromandel, Orixa, Malabar und Bengala zu Anfang des Jahres 1749 beſeſſenen Comptoirs. So gab auch

6) Großbritannien an Spanien alles auf Cuba eroberte Land mit Havanna zurück, erhielt aber

7) dagegen von Spanien Florida mit der Feſtung St. Auguſtin, die Baye von Penſacola, und was es von Nordamerika gegen Oſten und Südoſtwärts-Weſten des Miſſiſippifluſſes beſeſſen. Endlich wurde

8) die in Deutſchland beiderſeits eingenommenen Plätze vermöge dieſes Friedens geräumet, und zwar ſo, daß beiderſeitigen Alliirten, die im deutſchen Kriege verwickelt bleiben möchten, keinerlei Beiſtand mehr geleiſtet werden ſollte." Pütters Handbuch der deutſchen Reichshiſtorie ꝛc. Göttingen 1772. S. 1304.

Cleve und des Fürſtenthums Geldern bleiben ſollten, führte den Frieden auch in Deutſchland herbei. K. Friedrich II. und die K. Maria Thereſia befanden ſich jetzt, nachdem ſie mit ſo vielen Anſtrengungen einen ſiebenjährigen Krieg fortgeführt hatten, in einer Lage, bei welcher es nicht mehr zweifelhaft ſeyn konnte, ob ſie den Krieg von neuem beginnen, oder zu einem anſtändigen Frieden ſich bequemen würden. Noch ſtand die deutſche Reichsarmee mit den Oeſterreichern vereinigt. K. Friedrich II. wollte auch jene Armee entfernt wiſſen, und bewirkte dieß unverzüglich dadurch, daß er während des Waffenſtillſtandes, welcher allein für die öſterreichiſchen und preußiſchen Länder galt, nach den Reichslanden einen ſeiner Generäle, Kleiſt, mit einem zehntauſend Mann ſtarken Korps abſchickte, von welchem Bamberg, Nürnberg u. a. überrumpelt, und ſtark gebrandſchatzt, und ſelbſt ſchon Regensburg bedroht, übrigens aber den höchſt beſtürzten Reichsſtänden die Hoffnung gemacht wurde, daß, ſobald ſie ihre Hilfstruppen zurückzögen, alle feindlichen Zudringlichkeiten aufhören würden. Ungeachtet nun endlich ein ſtarkes öſterreichiſches Korps aus Böhmen anrückte, den bedrängten Reichsſtänden zu Hilfe zu kommen, ſo zogen viele Reichsſtände den Zuſtand vor, in welchem ſie keiner ſolchen Hilfe mehr bedürftig ſeyn würden, und die Bayern und Pfälzer traten in der Mitte des Jänners 1763 ihren Rückmarſch nach Hauſe an, was die Folge hatte, daß, da jenem Beiſpiele mehrere gefolgt ſeyn dürften, die Neutralität der deutſchen Stände durch ein förmliches Reichsgutachten den 11. Horn. 1763 anerkannt wurde. Da nun die bevollmächtigten Geſandten von Oeſterreich, Preußen und Sachſen noch am letzten Tage des Jahres 1762 auf einem ſächſiſchen Jagdſchloſſe, Hubertsburg, zuſammengetreten, und dieſe Bevollmächtigte (von Seite Oeſterreichs der Hofrath von Kollenbach, von Seite Preuſſens der damalige Legationsrath, und nachmalige Miniſter Herzberg, vom ſächſiſchen Hofe der geheime Rath von Fritſch) von gleichen Wünſchen erfüllt waren, ſo wurde den 15. Hornung 1763 der Friede unterzeichnet, deſſen weſentlicher Inhalt war, daß alles wieder werden ſollte, wie es vor dem Kriege war. Was Oeſterreich und Preußen vor dieſem Kriege beſaßen, in deſſen Beſitz blieben ſie jetzt wieder.

Nach dieſem entſetzlichen Kriege, welcher an ſich und nebenher überaus viel Sonderbares und Merkwürdiges enthielt, folgte ein Zeitraum einer wonnigen, ſeligen Ruhe, was Niemanden mehr erfreuen konnte, als den

Kaiſer Franz Stephan, deſſen milde Gemüthsart nicht auf Kriege, wodurch die Menſchen ausgerottet, und ihre Anſtalten und Denkmäler zerſtört werden, ſondern auf Werke des Friedens, wodurch die Menſchen ihres Lebens froh gemacht, und tauſend Annehmlichkeiten verbreitet werden, ſich hinlenkte. Dieſer rechtliche, friedſame, kluge Monarch ſtarb zu Innsbruck während der Hochzeitfeierlichkeiten eines ſeiner Söhne, Leopold, an einem Schlagfluſſe den 18. Auguſt 1765, nachdem er in der Ehe mit der K. Maria Thereſia fünf Prinzen, von denen die zwei älteſten, Joſeph und Leopold, ſeine Nachfolger wurden, dann acht Prinzeſſinnen gezeugt, und das Glück genoſſen hatte, eine Frau von einem großen Verſtand, und einem feinen und ſichern Begriff von den ächten Anſtalten und Mitteln, durch welche die Völker (nicht auf dem Papier, ſondern) in der That glücklich werden, zur Gemahlinn und Freundinn erhalten zu haben.

Selbſt K. Friedrich II., wiewohl er gar nicht gewöhnt war, von den Frauen ſich etwas Großes zu denken, konnte nicht umhin, der K. Maria Thereſia, ſo ſehr ſie ſeine Feindinn war, mit einer außerordentlichen Achtung zu erwähnen, und ſie ſowohl wegen der vielen höchſt zweckmäßigen und wirkenden Einrichtungen, womit ſie nicht nur das Kriegsweſen, ſondern alle Zweige des Staates belebte, als wegen der geſchickten Wahl ihrer Miniſter, von welchen ſie, ſo wie von allen ihren Unterthanen im höchſten Grade verehrt wurde, zu rühmen *). Das öffentliche und das Privatleben dieſer Frau iſt voll der ſonderbarſten und rührendſten Züge, durch welche ſie ihre Zeitgenoſſen in Verwunderung ſetzte und erbaute. Wenn während des ſiebenjährigen Krieges Regimenter bei Wien vorüber zogen, war ſie immer ſelbſt zugegen; ſie beſchenkte die Soldaten, und nannte ſie ihre Kinder, und wenn dann die Truppen: Mutter! riefen, und ihr mit ihren Händen zuwinkten, wurde ſie bis zu Thränen gerührt. Als Laudon in der Schlacht bei Liegnitz nicht glücklich war, ſchrieb ſie ihm ſogleich eigenhändig in den gnädigſten ermunterndſten Ausdrücken, und als eben dieſer Feldherr nach der Eroberung von Schweidnitz von dem Hofkriegsrath zu Wien darüber, daß er dieſe Eroberung ohne Anfrage und Bewilligung unternommen hatte, verantwortlich gemacht werden wollte, vereitelte die K. Maria Thereſia dieſes dadurch, daß ſie den Laudon beſchenkte und ihm dankte. Als der Feldmar-

---

*) Hinterlaſſene Werke B. 3. S. 25. u. a.

ſchall Daun nach dem Verluſte bei Torgau verwundet nach Wien geführt wurde, kam ihm die K. Maria Thereſia einige Meilen entgegen, um ihm zu ſagen, „daß ſie die erſte hätte ſeyn wollen, ihm zu den in dieſem Feldzuge erworbenen Verdienſten Glück zu wünſchen, ſo wie ſich nach ſeiner Geſundheit, welche ihr ſo viel Kummer machte, zu erkundigen.“ Nichts war dieſer Frau angenehmer, als wenn ſie hörte, und auf nichts war ſie ſtolzer, als wenn ſie ſah, daß ihre Unterthanen gut zu leben hätten, und zufrieden wären. Dieſes Glück genoß ſie vorzüglich in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens (ſie ſtarb den 29. Nov. 1780) und dafür wird die dankbare Nachwelt ſie bewundern, rühmen und ſegnen.

Jenes Glück eines ganz beſondern Wohlſtandes genoß in dem genannten Zeitraum das ganze Süddeutſchland. Die Völker glaubten damals lebendigſt, daß unſer Leben auf Erden ſeinen Werth nur in Bezug auf ein künftiges Leben habe, und hielten die Zukunft für den eigentlichen und einzigen Zweck dieſer flüchtigen vorübereilenden Gegenwart. Gott und Religion wurden lebendigſt gedacht, innigſt geehrt und befördert, und kalt, leichtſinnig oder gleichgültig darin werden können, wurde für das höchſte Unglück, das einem Menſchen widerfahren könnte, gehalten. Man kannte im Punkte der Sitten beim Verletzen der Sittlichkeit zwar eine ſchonende Nachſicht, aber keine Duldung, weil man glaubte, daß die Beherrſchung der Sinnlichkeit möglich, und daß ſie bei der Einrichtung der menſchlichen Natur, bei der Ordnung der Welt, die erſte Pflicht des Menſchen, und die vorzüglichſte Eigenſchaft eines wohlgearteten, und verläſſigen Bürgers ſey. Man hielt ſich auch damals in Hinſicht auf die bürgerliche Verfaſſung an die (ſeit Jahrhunderten ruhig hergebrachten) Grundſätze, und bei wohlfeilen Lebensmitteln *), bei einer beſtimmten, und

---

*) Der Verfaſſer der „Bemerkungen auf einer Reiſe durch mehrere Gegenden Ungarns“ (Morgenblatt 1810. März, S. 226 ꝛc.) ſagt:

„Wie ganz anders waren die Preiſe unter der K. Maria Thereſia, und unter dem K. Joſeph II., ſelbſt in den erſten Jahren der Regierung Franzens! Da koſtete das Maß guten Weines in dieſen Gegenden (von Preßburg) acht bis zwölf Kreuzer, jetzt trinkt man ihn für einen Gulden kaum ſo gut. Das Pfund Rindfleiſch koſtete vier, ſechs Kreuzer; jetzt bezahlt man es mit 24 Kreuzern; damals konnte man für drei, vier Groſchen eine Mahlzeit halten, für die man jetzt wenigſtens zwanzig Groſchen bezahlen muß. In Wien koſtete damals die Klafter harten Holzes vier, fünf Gulden, jetzt kömmt ſie mit der Fuhre an die ſechzig Gulden. Welch ein Unternach der Bevölkerung verhältnißmäßig berückſichtigten Zahl bürgerlicher Gewerbe und Arbeiten befand man ſich wohl; und was man nur immer liberal und human nennen kann, das begegnete den damaligen Zeitverwandten nicht in wortreichen, aber ſachleeren Journalen und Zeitungen, ſondern im wirklichen Leben, in Palläſten und Hütten. So ſtand es, als Kaiſer Joſeph II. den Thron beſtieg.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ſchied! In dem Papiergelde, das in ſeinem Werthe ſo ſchnell und ſo tief geſunken iſt, liegt der Hauptgrund davon.“

Lorenz v. Weſtenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländiſchen Literatur.

Dreißigſter Band.

Kempten, 1836.
Druck und Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung.

Wbg 16313

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fortſetzung
der
wiſſenſchaftlichen Geſchichte
a) in Frankreich, b) in Deutſchland.

Ehe wir das höchſt merkwürdige Leben des Kaiſers Joſeph II. vor uns nehmen, müſſen wir uns nothwendig mit der Beſchaffenheit und Lage der Sachen, welche derſelbe bei dem Antritte ſeiner Regierung vor ſich ſah, näher bekannt machen. Wir müſſen uns demnach deſſen erinnern, was wir über die für die Regenten und Völker allerwichtigſten Nachrichten und Angelegenheiten bereits vorgebracht, was wir uns umſtändlicher zu erläutern vorgenommen, und zumal, was wir im wiſſenſchaftlichen Fache zu behandeln verſprochen haben.

Wenn die höchſt berüchtigten Männer, Voltaire, Jean Jac. Rouſſeau, Diderot, Marquis d'Argens, d'Alembert und Mercier, welche wir im letzten Jahrgang nannten, gehörig beleuchtet werden ſollen, ſo müſſen wir eine hinlängliche Schilderung derjenigen Zeitumſtände, durch welche dieſe Männer genährt, ermuntert, und für ihr Vaterland und ganz Europa im unbeſchreiblichſten Grade wichtig geworden ſind (was ſie bei einem andern Zuſtand von Zeiten, Menſchen und Sitten ganz und gar nicht geworden ſeyn dürften) vorausſchicken.

Nach König Ludwig XIV. trat vom J. 1715 bis 1723 die Regentſchaft des Herzogs Philipp von Orleans und von 1723 bis 1774 die Regierung K. Ludwigs XV. ein. Während dieſer Jahre bildeten ſich in Frankreich alle die ſchrecklichen Krankheitsſtoffe aus, welche nachher unter dem höchſt unglücklichen K. Ludwig XVI. zu dem lange und künſtlich vorbereiteten, entſetzlichen Ausbruche kamen.

Der Herzog von Orleans beſaß nicht nur alle die Anlagen, mit welchen man ein recht vortrefflicher Regent ſeyn kann, ſondern auch alle die Eigenſchaften, mit welchen man ein liebenswürdiger Regent genannt zu werden pflegt, im hohen Grad. Er begriff und überſah mit Schnelligkeit und entſchied mit Einſicht. Er zeigte eine ſtrenge Neigung, gerecht zu ſeyn, und verband ſeinen Ernſt mit einer höchſt einnehmenden Freundlichkeit; er war äußerſt herablaſſend, zuvorkommend und großmüthig; allein (um mit Einem Male alles zu ſagen) er war ohne Grundſätze; dadurch war er in ein höchſt unordentliches Leben verſunken, und dabei ſo ſehr beunruhigt, daß er ſich ſelbſt, nämlich ſeine eigene Geſellſchaft, nicht lange aushalten konnte, ſondern daß er zu ewigen Zerſtreuungen, Lärmereien und Ausſchweifungen ſeine Zuflucht nehmen mußte, um ſich zu vergeſſen. Zu ſeinen Geſellſchaften wählte er Leute aller Art, welche (ungeachtet einige wegen ihrer Geburt und ihres Ranges ausgezeichnet waren) kein Menſch, der für ſich ſelbſt einige Achtung hatte, ſeines Umganges gewürdigt haben würde. Er nannte ſie ſtets ſeine Wilden (roues). Was ſeine Religion betraf, ſo ſetzte er eine Art von Eitelkeit darein, ſich ſo zu benehmen, als wenn er keine hätte; und an den der öffentlichen Andacht und Erbauung geheiligten feſtlichen Zeiten pflegte er gewöhnlich recht auffallende Liederlichkeiten zu zeigen; wiewohl er zu andern Zeiten wieder mit Geiſterbeſchwörungen und Zauberkünſten ſich abgab. Dieſes Benehmen zog ihm die Verachtung aller Vernünftigen, den Unwillen aller Frommen zu, und gab den Beſchuldigungen von Laſtern, deren man ihn fähig hielt, eine Wahrſcheinlichkeit.

Dieſem Regenten folgte im Jahre 1723 K. Ludwig XV., von welchem K. Friedrich II. von Preußen ſagte, daß er zwar „gut, aber ohne Feſtigkeit war, und daß er keinen andern Fehler hatte, außer dem, daß er ein König war.“ Wiewohl dieſer König das Glück hatte, einen unvergleichlichen Mann, den verewigten Fleury zum Erzieher zu erhalten, und wiewohl er nie aufhörte, bei allen Gelegenheiten eine ungeheuchelte Ehrfurcht für die Religion zu äußern, ſo erfuhr doch auch er das Unglück, von dem wüthenden Strome der (unter der unmittelbar vorgegangenen Regierung begünſtigten) Sittenruchloſigkeit ergriffen, in das erweichelnde Maitreſſenweſen hineingezogen, und mit allen den Verblendungen und Betäubungen, welche dieſes (für Fürſten und Nationen ſchreckliche) Uebel gewöhnlich mit ſich führt, befallen zu werden; wofür er (wie bekannt iſt) vor ſeinem den 15. Horn. 1774 erfolgten Lebensende freilich öffentlich um Verzeihung gebeten, aber es nicht mehr in ſeiner Gewalt hatte, das Geſchehene ungeſchehen zu machen *).

---

*) Nachdem die Madame de Chateauroux aus Verdruß darüber geſtorben war, daß man ſie von

Nun wäre es allerdings die unerläßliche und erſte Pflicht der wiſſenſchaftlichen Männer und Künſtler geweſen, ihrer Nation die Augen zu öffnen, ihr zu zeigen, daß ſie auf Abwege gerathen ſey, und ihr Muth und Kraft zum Beſſern mitzutheilen, und es gab

---

dem König, als dieſer zu Mez in eine gefährliche Krankheit verfallen war, entfernt hat, lernte er auf einem Ball eine (an einen Herrn d'Etioles verheirathete) Frau kennen, welche von dem Marquiſat Pompadour, welches ihr der König ſchenkte, einen neuen Namen angenommen, und am franzöſiſchen Hofe bis an ihr Lebensende eine höchſt berüchtigte Rolle geſpielt hat. Sie herrſchte, nahm die Aufwartungen der Großen des Hofes an, und verſchaffte ſchon durch einen günſtigen Blick demjenigen, welchem er zu Theil geworden, eine außerordentliche Wichtigkeit. Die damals im größten Rufe geſtandenen Schriftſteller und Künſtler, für deren beſondere Beſchützerinn ſie ſich erklärte, arbeiteten durch ungeheure Lobpreiſungen ihrer körperlichen und geiſtigen Vollkommenheiten in die Wette, ſie um ihre Beſinnung zu bringen, und (zum unendlichen Nachtheile der Nation) das aus ihr zu machen, was aus ihr geworden iſt. — Als dieſe Pompadour mit Tod abgieng, zeigte Ludwig XV. eine Gleichgültigkeit, welche allen Hofleuten empörend ſchien. Ihre Nachfolgerinn in der debauche war ein gemeines, aber ſehr wohl geſtaltetes, Mädchen, die zur Gräfinn erhobene Dubarri, von welcher das Betreffende in der Geſchichte vorkommen wird.

wirklich noch mehr, als Einen braven Franzoſen, welcher, wenn er als Schriftſteller auftrat, nicht vergaß, daß ſeiner eigenen Ehre und Würde daran liege, ſolche Gegenſtände und dieſe mit einer ſolchen Behandlung zum Vorſchein zu bringen, daß man ſehe, wie es ſeine ernſtlichſte Abſicht ſey, ein in gräßliche Abgründe hinabſtürzendes Publikum wieder empor an ſich zu rufen; allein ſehr viele der damaligen Schriftſteller ſahen auf nichts weiter, als wie ſie durch Neuheit reizen, wie ſie ein Aufſehen erregen, und wie ſie von ihren Schreibereien die beſtmöglichſten Vortheile ziehen könnten. Bei dem Verderbniß der Sitten fanden leichtfertige und ſchlüpfrige Aufſätze, dann unbeſonnene Späſſe oder Ausfälle auf die Religion den meiſten Abſatz, und ſolche Waaren wurden demnach allenthalben in den thätigſten Umlauf geſetzt. Selbſt die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, deren erſte Obliegenheit es war, für die beharrliche Fortpflanzung des guten Geſchmacks, welcher in Frankreich unter Ludwig XIV. ſo herrlich blühte, zu wachen, verlor, nachdem ſelbſt manche Mitglieder kränkelten, und allein dem genußluſtigen Zeitgeiſt fröhnten, ihren Einfluß, und bei ihren ewigen Zänkereien und kleinlichen Zwiſtigkeiten, (wovon unter den Anekdoten am Ende dieſes Kalenders ein paar

Beiſpiele vorkommen) ihr Anſehen, ſo daß man ſie gar bald für eine bloße Schreibanſtalt anſah, die ſich mit zierlich ausgearbeiteten Aufſätzen beſchäftigte, von welchen man ſagte: „Que d'apprêts! Quelle Emphase pour ne dire, que de choses communes! Quels grands mots pour de petits Raisonnemens! Rarement du sens, de la justisse; jamais ni finesse, ni force, ni profondeur. Une diction toujours dans les nues, et des pensées, qui rampent toujours." Der geſchmackvolle Helfrich Peter Sturz ſchrieb (während ſeines Aufenthaltes in Paris 1768) *): „Alles, was für den Nachtiſch beſtimmt iſt, gehört hier ins Gebiet des Genies. Es giebt in Paris Aristes en fait des juppes a baleine und Artistes peruquiers. Die Akademie der Wiſſenſchaften unterſucht nicht immer Maſchinen, um Pröpfe aus Bouteillen zu ziehen **); ſie erhebt ſich oft zu gemeinnützigen Gegenſtänden, und ernennt Kommiſſäre, um einen neuen Lockenbau zu prüfen. Mir iſt folgendes ehrenvolle Zeugniß bekannt: „L'Academie ayant examine les ouvrages du sieur Garasse, artiste coeffeur des Dames, elle atteste la solidité de son tissu, reconnoit l'élégance de ses formes et applaudit a son zele ingenieux." Leider hilft das Brevet dem Künſtler nicht immer. Man appellirt von der Akademie an eine Tänzerinn. „Bald nachher (im Jahre 1773) ſchrieb K. Friedrich II. an d'Alembert (B. 11. S. 159): „Wenn Sie jetzt, auf Fontenelles Fußſtapfen daran arbeiten, die großen Thaten Ihrer Akademiſten auf die Nachwelt zu bringen, ſo beklage ich Sie ſehr; denn Fontenelle hatte abwechſelnd von großen Männern, und von ziemlich lächerlichen Akademiſten zu reden. Dieſe Miſchung belebte und reizte die Neugier des Leſers, ſtatt daß Sie weder große Entdeckungen zu verkündigen, noch große Thaten zu loben haben werden. Sie ſind bloß mit dem Leben ſehr mittelmäßiger Leute beſchäftigt, und ſo wird ſich Niemand darnach drängen, zu erfahren, was Sie davon ſagen werden."

---

*) Deſſen Schriften erſte Sammlung. Leipzig 1779. S. 55.

**) Hogarths Mariage a la Mode.

Im J. 1776 ſchrieb eben dieſer Monarch an eben denſelben: „Sie klagen über die Schwierigkeit, Ihre Akademie mit guten Subjekten anzufüllen. Das iſt die Schuld des Jahrhunderts. Wir haben weit mehr mittelmäßige Leute, als das Vergangene; es übertraf uns an Genies."

Die wahre Gelehrſamkeit und der ächte Kunſtgeſchmack kann nur unter einem Volke ſich einfinden und erhalten, bei welchem man mit ſtrengem Nachdruck auf Zucht und Sittlichkeit hält. Wo gegen Ausſchweifungen eine (ſtets ganz und gar mißverſtandene) Nachſicht und Duldung ſich einfindet, da entfernen ſich die Muſen, und Faunen und Harpyen beſetzen ihre Stellen. Was die Künſte betraf, ſo verfielen ſie in Frankreich bereits gegen das Ende Ludwigs XIV. „Die Nachfolger ahmten an ihren Vorgängern, herrlichen Muſtern, nur das noch nach, was an ihnen zu tadeln war. Die Verdorbenheit der Sitten während der Regentſchaft trug das ihrige zur Vermehrung des Uebels bei, das unter Ludwig XIV. den höchſten Gipfel erreichte. Ein zügelloſer Flug der Einbildungskraft, theatraliſche Zierereien und Uebertreibungen in der Anlage, und Grimaſſe ſtatt Genie wurden jetzt allein geprieſen und vergöttert.“ In Betreff der Wiſſenſchaften bedurfte es bei der Heilloſigkeit der Sitten, welche ſich durch alle Klaſſen der Pariſer, und durch alle Provinzen Frankreichs verbreitet hatte, nur noch einiger heilloſer Schriften, um alles in das bodenloſeſte Verderben zu ſtürzen, und um alles Gefühl, und allen Muth, wieder aufſtehen zu wollen, vollends zu vertilgen.

Nachdem das Bücherſchreiben ein ſogenanntes Metie, ein Nahrungszweig, und vollends ein Handwerk geworden war, ſo kamen von ſolchen Schriftſtellern, welche darauf rechneten, daß ſie, je liederlicher ſie ſchreiben würden, deſto mehr bezahlt und geprieſen werden würden, ganze Schaaren zum Vorſchein; ſie verhielten ſich aber nur wie kleine verächtliche Gebüſchvögel im Vergleich mit den berüchtigten gewaltigen Uhu's, Voltaire, Jean Jac. Rouſſeau, Diderot, Marquis d'Argens, d'Alembert, Mercier, Helvez, Raynal u. a., welche zu gleicher Zeit ihr Geſchrei erhuben. Dieſe Männer beſaßen ungemeine Fähigkeiten, und die Art, mit welcher ſie das ſagten, was ſie ſagten, wenn ſie auch höchſt irrig, falſch, und verfälſcht geſagt war, blendete, nahm ein, und riß hin. Die ganze Weltgeſchichte hat in dieſem Fache nichts Aehnliches aufzuweiſen. Die Wirkung ihrer Schriften war einzig, und war verſengend. Man hörte auf, dem König, dem Prieſter, der Regierung zuzuhören. Man hörte nur auf ſie. Dieſe Schriftſteller waren keine Männer wie Sokrates, Plato, und andere Weiſe klaſſiſchen Alterthums, ſondern ſchon gleich die Häupter derſelben, Voltaire und Rouſſeau, gehörten in Hinſicht auf ihren moraliſchen Werth nicht nur unter die allergewöhnlichſten, ſondern unter die allerniedrigſten Menſchen *); aber ſie waren ſo recht die Männer ihrer **Zeit**, welche Zeit ſo beſchaffen war, daß Sophismen, prächtige Irrthümer, und mit Rednerſchmuck bekleidete Unwahrheiten nicht verfehlen konnten, den unumſchränkteſten Beifall und Anhang zu erhalten. Was ſie ſagten und empfahlen, das wurde augenblicklich verſtanden und angenommen; denn der Keim davon lag ſchon in den Gemüthern ihrer ſchrecklich ausgearteten Zeitgenoſſen.

Nachdem Niemand beſſer wiſſen konnte, wie dieſe Schriftſteller beſchaffen waren, als ſie ſelbſt, ſo wollen wir einmal hören, wie ſie ſich ſelbſt ſchilderten, oder wie ſie von Männern, von welchen ſie intus et in cute durchſchaut worden ſind, geſchildert wurden. Diderot erzählte einſt über den Rouſſeau dem bekannten Marmontel die folgende Anekdote **): „Rouſſeau, erzählt Diderot dem Marmontel, beſuchte mich. Er hatte mich zu ſeinem Ariſtarch gemacht, wie er mir ſelbſt geſtand. Ei-

---

*) Dieſes Urtheil über Rouſſeau iſt offenbar zu hart, er ſteht höher als Voltaire, und die unten folgenden Urtheile über ihn ſind einſeitig.
Anm. d. Herausg.

**) Marmontels Leben ꝛc. von ihm ſelbſt geſchrieben. 2. Th. S. 177. überſetzt. Leipz. 1805.

nes Tages giengen wir mit einander ſpazieren, und er erzählte mir, daß die Akademie von Dijon ſo eben eine intereſſante Frage aufgeworfen habe, die er wohl zu bearbeiten Luſt habe. Es wäre dieſe: Hat die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften dazu beigetragen, die Sitten zu verbeſſern?" — „Was ſagen Sie dazu?" — fragte ich Rouſſeau, — „daß die Frage zu bejahen," war deſſen Antwort, — „das iſt eine Eſelsbrücke, ein ausgetretenes Gleis," verſetzte ich. „Alle mittelmäßigen Köpfe ſchlagen den Weg ein. Sie finden hier nur gemeine Ideen, während die entgegengeſetzte Behauptung der Philoſophie und Beredſamkeit ein neues, reiches, fruchtbares Feld anbietet." — „Sie haben Recht," ſagte Rouſſeau, nachdem er einen Augenblick darüber nachgedacht hatte. „Ich werde Ihrem Rath folgen." — „Seit dieſem Augenblicke, ſetzte ich hinzu, war alſo ſeine Rolle, ſeine Maske entſchieden." — „Was Sie mir ſagen, befremdet mich gar nicht," ſagte Voltaire, welchem Marmontel dieſe Anekdote ebenfalls mitgetheilt hatte. „Der Mann iſt Unnatur vom Kopf bis zu den Füßen, verlarvt an Verſtand und Herzen. Indeſſen mag er immer bald den Stoiker, bald den Cyniker ſpielen; er giebt jeden Augenblick eine Blöße, und muß endlich unter ſeiner Maske erſticken."

Ein anderes Mal, ſagte Voltaire [*]): „Rouſſeau iſt in Genf beſſer, als in Paris, bekannt. Hier läßt man ſich nicht durch ſeinen trügeriſchen Eifer, durch ſeine falſche Beredſamkeit hintergehen. Er will mir zu Leibe, das ſpringt in die Augen. Von einem übermäßigen Stolze beſeſſen, ſäh er es gern, daß man in ſeinem Vaterlande nur von ihm ſpräche. Ich verdunkle ihn, und darum gönnt er mir die Luft nicht, die ich einathme." Was in Marmontels Leben noch weiter (Th. III. S. 9, 10, 13, 148 u. w.) vorkömmt, wo Marmontel (S. 151) ſagt, daß er, nachdem Rouſſeau todt iſt, deſſen Ruf nicht mehr zu ſchonen brauche, ſchildert den Rouſſeau als einen höchſt verächtlichen Menſchen. Von eben dieſem Rouſſeau, und zugleich vom Diderot, ſchrieb der Marquis d'Argens an den König Friedrich II. von Preußen [**]). „Ich habe die Ehre, E. M. das einzige Exemplar von der Komödie „die Philoſophen," das es hier giebt, zu überſchicken. Diderot und Rouſſeau ſind darin am meiſten mitgenommen, und es iſt wahr, der erſte ſagt lauter Galimatias, und der andere mißfällt durch ſeine ſonderbaren Paradora, wonach er beſtändig haſcht. E. M. erinnern ſich unſtreitig, die philoſophiſchen Gedanken Diderots geleſen zu haben. Die geringſten Dinge ſind hier mit einem lächerlichen Nachdrucke geſagt. Im Rouſſeauiſchen Werke über die Gleichheit der Stände, giebt es nicht nur ſonderbare Gedanken, ſondern auch Meinungen, die für die Regierung aller Staaten gefährlich ſind. Ich beklage d'Alembert, dieſen verdieſtvollen Mann, daß er ſich mit dieſen Thoren eingelaſſen hat." An dieſen d'Alembert ſchrieb der König anno 1779 *): „Sonſt hoffe ich, trauen Sie mir wohl zu, daß ich die d'Alemberts nicht mit den Diderots, mit den Jean Jacques, und mit den ſogenannten Philoſophen, die der Schandfleck der Literatur ſind, vermenge. Eben dieſer König ſchrieb ao. 1773 über den Helvetius **). „Bei Gelegenheit von neuen Werken kann ich Ihnen ſagen, daß ich das Buch vom Helvetius (über den Geiſt) geleſen habe; aber aus Liebe zu ihm thats mir leid, daß es gedruckt iſt. Es iſt keine geſunde Logik in dieſem Buche; nichts als Paralogismen, Zirkel von fehlerhaften Schlüſſen, Paradoxien und vollkommene Thorheiten, an deren Spitze man den franzöſiſchen Freiſtaat ſtellen muß. Helvetius war ein ehrlicher Mann; er ſollte ſich aber nicht in Dinge miſchen, die er nicht verſtand. Bayle hätte ihn noch in die Schule geſchickt, um die Anfangsgründe der Logik zu ſtudiren. Und das nennt man Philoſophen! Ja, im Geſchmack derer, die Lucian verſpottet hat. Unſer armes Jahrhundert befindet ſich in einer ſchrecklichen Unfruchtbarkeit an großen Männern, ſo wie an guten Schriften. Von dem Jahrhundert Ludwigs **XIV.**, welches dem menſchlichen Verſtand Ehre macht, ſind uns nur die Hefen übrig geblieben; und in Kurzem wird gar nichts mehr da ſeyn.“

---

[*]) Ebd. S. 182.

[**]) Bd. 12. S. 47.

---

*) Bd. 11. S. 251.

**) Bd. 11. S. 164 und ſieh ib. p. 167. et 235.

Vom Diderot ſchrieb König Friedrich II. im Jahre 1774 *): „Diderot iſt in Petersburg, wo ihn die Kaiſerinn mit Güte überhäuft hat. Doch ſoll man an ihm einen langwierigen Schwätzer finden; er wiederholt unaufhörlich die nämlichen Dinge. So viel weiß ich wohl, daß ich beim Leſen ſeiner Bücher nicht ausdauern kann, ſo ein unerſchrockener Leſer ich auch bin. Es herrſcht darin ein Ton von Selbſtgenügſamkeit und von Anmaßung, der den Inſtinkt meiner Freiheit empört. So ſchrieben nicht Ariſtoteles, Cicero, Lucrez, Locke, Gaſſendi, Bayle, Newton. Die Beſcheidenheit kleidet Jedermann; ſie iſt das erſte Verdienſt des Weiſen. Mit Nachdruck muß man ſeine Gründe vortragen; doch nicht gebieteriſch entſcheiden; aber man will wirken, man will tief eindringen, und man glaubt, um zu überreden, ſey es genug, einen entſcheidenden Ton anzunehmen. Dieſer Ton kann wohl beim Declamiren Dienſte leiſten; aber beim Leſen hält er ſich nicht. Wenn man das Buch in der Hand hat, ſo beurtheilt man die Gründe, und lacht über den emphatiſchen Ton ꝛc.“

---

*) Bd. II. S. 165.

Ueber den Voltaire, an deſſen Talenten die Bewunderung des Königs am längſten haftete, ſchrieb der König im Jahre 1771 an d'Alembert *): „Ich habe den vierten Theil der encyclopädiſchen Fragen von Voltaire geleſen; und war ſehr verwundert, einen fürchterlichen Ausfall gegen Maupertuis darin anzutreffen. Es iſt ſo etwas Niedriges dabei, Verſtorbene zu verläumden; es iſt ſo entehrend, das Andenken verdienſtvoller Männer anzuſchwärzen; dieß Verfahren zeigt gewiſſermaßen eine ſo unverſöhnliche, ſo grauſame

---

*) Bd II. S. 111.

Rachſucht, daß mich beinahe die Statüe reuet, die man ihm (dem Voltaire) errichtet. Gütiger Gott, wie kann ſo viel Genie mit ſo viel Schlechtheit gepaaret ſeyn! Ich geſtehe Ihnen, daß mich dieſes mißmüthig macht. Gewiß Sie, der Sie ſo gutmüthig ſind, Sie ſollten Voltairen über dieſes Betragen Vorſtellungen machen, welches ihm mehr Schande bringt, als Maupertuis. In der That, man wird es überdrüſſig, in ſeinen Werken bei jeder Gelegenheit Maupertuis, den Abt, des Fontaines, Freron, le Franc de Pompignan, den Dichter Rouſſeau, und Abraham Chaumeix, wieder zu finden; ſo oft wiederholte Schmähungen machen dem Leſer Ekel, und zeigen das Innere von Voltaires Seele in zu deutlicher Blöße. Das iſt traurig, und auf keine Weiſe angenehm.“ — „Aus dieſem Betragen ſchließe ich, ſagte der König ein anderes Mal **), daß Voltaire, wenn er ein Fürſt wäre, mit allen ſeinen Nachbarn immer in offener Fehde leben würde. Seine Regierung würde ein immerwährender Krieg ſeyn, und dann mag Gott wiſſen, mit welchen Gründen er beweiſen würde, daß der Krieg der natürliche Zuſtand der Geſellſchaft iſt, und daß der Friede nicht für den Menſchen gehört.“

---

*) Ebd. S. 118.

Ueber eben dieſen Voltaire ſchrieb ao. 1760 der Marquis d'Argens an den König *): „Ich rechnete darauf, Ihnen mit der heutigen Poſt die Tragödie Tancred von Voltaire zu ſchicken. Die Verſifikation ſcheint mir ſehr ſchwach und proſaiſch, und die Situationen romanhaft, und oft vernunftwidrig zu ſeyn. Doch hat ſie auch einige rührende Stellen, und einige Schönheiten des Detail. Er hat dieß Stück der Pompadour gewidmet, und die Zuſchrift iſt das Werk eines wahren Schurken. Kurz, dieſer Menſch wird mir täglich verächtlicher." — „Die Zeitungen melden, Voltaire habe die Freiheit erhalten, nach Paris zurückzukehren, noch aber iſt dieß nicht beſtätigt. Wenn dieſe Nachricht gegründet wäre, ſo wäre ſeine Zurückberufung durch ein ſehr ſchlechtes Buch veranlaßt. Lieber aber wollte ich bis ans Ende meines Lebens verbannt ſeyn, als mir nur den Gedanken einfallen laſſen, ein ſolches Buch zu ſchreiben **)." — „Ich weiß gar nicht, was Voltaire macht; er hat einen Brief geſchrieben, worin er zu beweiſen ſucht, er ſey ein guter Chriſt, und gehe pünktlich in die Meſſe. Dieſer Menſch wird wohl ſterben, wie er gelebt hat, von tauſend chimäriſchen Entwürfen umher getrieben. Sein letztes Werk über Rußland iſt ganz gefallen *)." Doch ſolche und andere unzählige Zeugniſſe und Beurtheilungen, welche ohne Unterlaß in öffentlichen Schriften mitgetheilt wurden, blieben ohne alle Wirkung, und trugen, und konnten (nach den Fügungen und Eigenſchaften der gleichzeitigen Erſcheinungen) nicht das Geringſte beitragen, das Andringen des ſchon damals aus allen Schranken fortſtürzenden Stromes zu hemmen.

---

*) B. 13. S. 110. 148.

**) Ebd. S. 166.

Unter den herrſchenden Zeitſchriftſtellern waren Voltaire und Rouſſeau bei weitem die bedeutendſten. Man verſuchte es vergeblich, dem Publikum über die wahre Beſchaffenheit ihrer Schriften die Augen zu öffnen. Die hundert Male vorgebrachten Erinnerungen, in welchen man ſagte, ob ſich dann vernünftiger Weiſe erwarten laſſe, daß höchſt eitle, eingebildete, von allen Leidenſchaften hingeriſſene, auf eine empörende Art anmaßende, und nur in ſich ſelbſt durch eine an Unſinn grenzende Eitelkeit vernarrte Menſchen etwas Gründliches, und aus ächter Neigung für das Wohl der Menſchen würden ſchreiben wollen und können, waren vergeblich;

---

*) Ebd. S. 182.

denn wenn auch jene Männer, in Rückſicht ihrer moraliſchen Eigenſchaften noch häßlicher geweſen wären, als man nicht läugnen konnte, daß ſie es waren, ſo waren ſie (wie oben geſagt worden) hervorragende, gebietende, alles, was in ihre Kreiſe gezogen ward, nach ſich reiſſende Köpfe. Was Voltaire berührte, das belebte er, dem gab er Witz und Salz; dem verlieh er Schönheit und Anmuth, und (wenn gleich nicht das Gepräg) doch den blendenden Schein der Wahrheit. Wenn Voltaire kein verläſſiger Geſchichtſchreiber war, und das war er ſchlechterdings nicht, ſo war er ein vortrefflicher Geſchichtsmaler, der es verſtand, ſeine Leſer auf die angenehmſte Weiſe zu unterhalten. Seine Ruhmwuth, von welcher e ganz durchglüht war, wagte ſich in alle Fächer der Literatur, bemächtigte ſich der vorzüglichſten Begebenheiten ſeiner Zeit, und ſein öffentlichen Angriffe oder Vertheidigungen verſchafften ihm manchmal ſogar (was z. B. mi dem unſchuldig geräderten Calas u. a. de Fall war) einen gegründeten Ruf; allein b weitem der größte Theil ſeiner Schriften en hielt höchſt verderbliche Früchte, bei denen ve ſtändige Leute nicht umhin konnten, die Scha zu bewundern, und den Kern zu verabſcheue

„Plus bel esprit, que grand genie,
sans foi, sans loix et sans vertu,

il est mort, comme il a vecû
couvert de Gloire et d'infamie."

So war es auch mit Rouſſeau. Vergeblich wurde von allen Seiten erinnert, daß ſeine neue Heloiſe die Gemüther vergifte, daß ſein Emil Tauſenden die Köpfe verrücke, daß ſein ewiges Ringen nach phantaſtiſchen Behauptungen und Grundſätzen Tauſende ſeiner Leſer auf Abwege verleite; ſein Vortrag, der glühende, oft mit einer ſüßen Schwermuth (gleich den ſterbenden Tönen einer Harmonika) rührende Vortrag, ſiegte auch über die beſonnene Ueberlegung, zog ſo zu ſagen unwillkührlich mit fort, und nöthigte auch dem unangeſteckt gebliebenen, aber mit einer tiefen Empfindung vertrauten Leſer einen leiſen Seufzer darüber ab, daß ſo ſchöne Geiſtesanlagen ſo häßlich verunſtaltet ſeyn konnten. Vortrefflich ſagte die Verfaſſerinn der **Lettres sur les ouvrages et le caractere de J. J. Rousseau**, die vor ſeinem Grabhügel ſtand: „Ich habe keine Blumen auf ſein Grab geſtreut. Ich habe es lange mit thränenfeuchten Augen betrachtet. Ich bin ſchweigend, und in tiefes Nachdenken verſunken davon gegangen.“

Gleichwie die Männer, von welchen hier

die Rede iſt, geſchäftlos *) und brodlos waren, ſo machten ſie das (wenigſtens für den Voltaire unbeſchreiblich) einträgliche Bücherſchreiben zu ihrem Geſchäft. Man hat allein von Voltaire ſechzig Bände. Der Zeitraum des Regenten, während deſſen alles durchgieng, hätte für die Bücherfabrikanten nicht günſtiger ſeyn können. Die vielen zur Tagesordnung gewordenen Mißbräuche, die Menge mißverſtandener Verordnungen und Anſtalten, das eigenſinnige Verharren auf veralteten, und bei einer neuen Ordnung ſchädlich gewordenen Dinge u. a. gaben ihnen einen unerſchöpflichen Stoff zum Schreiben. Daß ſie religiöſe Gegenſtände, und daß ſie zuletzt unmittelbar ſelbſt die Religion zum Gegenſtande ihrer Behandlungen machten, davon war die Urſache, daß die Schreibereien dieſer Art immer ein großes Aufſehen machten, mithin durch den Abſatz reichlich bezahlt, und daß ſie unter dem Regenten mehr belacht, als geahndet, unter Ludwig XV. aber auf eine Art, welche ihrer

---

*) Man hat hundertmal bemerkt, daß Voltaire, wenn man ihm (was er wirklich nachgeſucht hat) bei Hofe ein beſchäftigendes Ehrenamt gegeben hätte, auf ſeine Lumpereien nicht verfallen ſeyn, und wahrſcheinlich ein ganz anderer Mann geworden ſeyn würde.

Verbreitung mehr beförderlich, als hinderlich war, geahndet wurden. Man verbrannte die mit unanſtändigen Ausfällen angefüllten Bücher öffentlich, ſperrte die Verfaſſer in die Baſtille, oder verbannte ſie, was dem Voltaire, Rouſſeau u. a. mehr als Einmal wiederfahren iſt. Dieß reizte die Neugierde der Käufer, welchen man die verbrannten Schriften auf verſchiedenen Wegen mitzutheilen wußte, und entflammte die Verfaſſer mit einer unverſöhnlichen Rachſucht zu neuen Ausfällen wider die Religion und ihre Prieſter, denen ſie die Unfälle, welche ſie ſich durch ihre unberufenen Schreibereien zugezogen haben, Schuld gaben. Ihre Wuth wider das Chriſtenthum artete bald in eine förmliche Raſerei aus, ſo, daß ſie unter ſich eine ordentliche Verbindung machten, um es auf dem ganzen Erdboden auszurotten, und dafür den ſogenannten Naturalismus einzuführen. Man kann darüber die Briefe, welche in der Sammlung der Werke König Friedrichs gedruckt wurden, nicht ohne Erſtaunen über den unerſättlichen Groll, (ſo wie nicht minder über den kleinlichen, verächtlichen Geiſt, welchen die geprieſenen Männer in jenen Briefen zeigen) durchleſen. Im Jahre 1750 verfielen zuerſt Diderot und d'Alembert, mit denen ſich ſogleich Voltaire und eine Menge ähnlich gearteter Männer vereinigten, darauf eine ſogenannte Encyklopädie oder eine Sammlung von kleinen Aufſätzen über literariſche, politiſche, über alle nur erdenklichen Gegenſtände in Umlauf zu ſetzen, von welcher der Marquis d'Argens im Jahre 1759 an den König Friedrich II. ſchrieb: „Ich habe ſchon Befehl gegeben, die Encyclopädie aus Holland kommen zu laſſen; denn die Buchhändler laſſen nur dann dieß Buch kommen, wenn man es verlangt; wegen des hohen Preiſes haben ſie es nicht in ihren Laden. Sie wollen alſo, Sire, dieſen Winter einen unermeßlichen Ocean ſchlechter Sachen durchlaufen, worin einige vortreffliche geometriſche Abhandlungen von d'Alembert, und einige metaphyſiſche Luftbälle umherſchwimmen, die dadurch, daß ſie die Vertheidigung dieſes Werkes veranlaßten, ihm einen Ruf gaben, den es bereits in andern Ländern wieder verloren hat, wo es erlaubt iſt, daſſelbe zu beſitzen. Die letzten Artikel, die Voltaire zu dieſem Buche geliefert hat, zeugen von ſeinem Alter, und ſind nicht viel beſſer, als ſein Candide; oft etwas Witz, wenig Beurtheilungskraft, und gar keine Gründlichkeit; doch dieß werden Sie alles ſelbſt ſehen, und beſſer beurtheilen, als ich *)."

---

*) „Heyne in ſeinem Program:" Sind die Wiſſenſchaften den Regierungen gefährlich, und ſind ſie

Wenn man nun alles, was Voltaire, Rouſſeau, Diderot, d'Alembert, Marquis d'Argens, Mercier, einer von dem andern für die Nachwelt bezeugt haben, zuſammenhält, ſo erhellet, daß dieſe Männer, bei ihren großen Talenten, wenig Verſtand, keine Weisheit, und äußerſt böſe Herzen beſeſſen, daß ſie nichts aus der Abſicht, der Welt, von der ſie ſo oft geprieſen worden ſind, zu nützen, ſondern alles allein aus der Abſicht, ſich bewundern, loben und belohnen zu laſſen, gethan haben; wie dann Rouſſeau in ſeiner neuen Heloiſe ſagte: „Man nehme unſern Gelehrten das Vergnügen, ſich hören zu machen, und alle Gelehrſamkeit wird dann keinen Werth mehr für ſie haben. Sie ſtudiren auf ihrem Zim-

---

jemals mit Recht aus den Staaten verbannt worden? ſchrieb: „Domitians Haß gegen die Philoſophie hatte — denſelben Grund, der bei Voltaire, Diderot, d'Alembert, und ſeinem Schildknappen Condorcet einen ſo brennenden Haß gegen die chriſtliche Religion erzeugte, die ſie zu vertilgen ſtrebten, weil einige Prieſter ihren Stolz beleidigt, und der Erzbiſchof von Paris, de Beaumont, das Verbot der Encyklopädie für einige Zeit bewirkt hatte, wodurch dieſes ſeinem innern Werthe nach höchſt mittelmäßige Werk doch erſt recht in Schwung gekommen war. Die Leidenſchaft argumentirt nie anders, wohne ſie in der Bruſt eines Kaiſers, oder eines Akademikers."

mer nur aus der Abſicht, um im Publikum zu glänzen. Sie wollen nur dann Weiſe vorſtellen, wenn ſie wiſſen, daß ſie von andern geſehen werden, und ſie würden ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden keinen Augenblick abgeben, wenn ſie nicht erwarteten, daß man ſie bewundern würde. Wo iſt der Philoſoph, der nicht bereit ſeyn ſollte, das ganze menſchliche Geſchlecht zu betrügen, wenn er dadurch einen Ruhm erlangen könnte? Wo iſt derjenige, der bei ſeinem Thun im Innerſten ſeines Herzens einen andern Zweck hat, als dieſen, ſich auszuzeichnen? Wenn er ſich nur über das Gemeine erheben, wenn er nur den Glanz ſeiner gelehrten Zeitverwandten verdunkeln kann, dann hat er alles, was er wünſcht. Sein Hauptbeſtreben beſteht darin, daß er von allen Dingen andere Dinge behauptet, als alle andere Leute. Unter den Gläubigen ſpielt er einen Atheiſten, unter Atheiſten ſtellt er einen Gläubigen vor."

Nachdem Voltaire und die andern eben genannten Schriftſteller nun einmal von der gräßlichſten aller Geiſteskrankheiten ergriffen worden, und in den Wahnſinn verfallen waren, anſtatt der Behandlung unzähliger anderer, ihrem Vaterlande höchſt wichtigen Gegen=

ſtände, die Ausrottung der chriſtlichen *) (und vor allem der katholiſchen) Religion (welche ſo beſchaffen iſt, daß ſie, wenn ſie auch eine menſchliche Erfindung ſeyn könnte, doch zur Stärkung und Tröſtung des Menſchen das beſte und köſtlichſte Heilmittel ſeyn würde) zum erſten Gegenſtand ihrer Bemühungen zu wählen, ſo war nichts natürlicher, und nichts ihren Abſichten gemäßer, als daß ſie vor allen Dingen diejenigen Anſtalten aus dem Wege zu räumen und zu vertilgen ſuchten, welchen eine vorzügliche Abſicht eigen zu ſeyn ſchien, die katholiſche Religion zu erhalten. Eine ſolche Anſtalt war der Jeſuitenorden. Wir haben gehört, wann und warum dieſer Orden

---

*) Linquet ſagte von Voltaire, daß er, wenn er die Mißbräuche, welche unter dem Deckmantel der Religion verübet worden, gerügt hätte, „einer der größten Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts hätte werden können. Aber leider hielt er ſich nicht in dieſen Schranken; er wollte den Baum nicht ausputzen und reinigen, er wollte ihn aus der Wurzel reiſſen. In ſeinen letzten Jahren vorzüglich beſaß ihn ein wahrer antireligiöſer Fanatismus. Sein Haß gegen das Chriſtenthum nahm täglich zu, und ward eine Art förmlichen Wahnſinns; er bemeiſterte ſich aller ſeiner Seelenkräfte, und verleitete ihn zu den gröbſten Vergehungen gegen Logik und Anſtand.“ Examen des ouvrages de M. de Voltaire etc. a Bruxelles. MDCCLXXXVIII.

eingeführt, und was von demſelben zur Verbreitung der chriſtlichen Vollkommenheit unternommen worden iſt. Unſtreitig war dieſer Orden (an und für ſich) eine unvergleichliche Anſtalt, und wo er eingeführt war, durchdrang die zuſammengehaltene Wirkung ſeiner immer gleich beharrlichen Beſtrebungen die Höfe und alle Volksklaſſen der Nationen. Sein Schulunterricht, ſo wie dieſer anfangs beſchaffen war, wurde von Männern, welchen man Sachkenntniß und Verſtand nicht abſprechen kann, gerühmt und bewundert, und nicht weniger wurde ſeine von allem Prunk entfernte, einfache und anſpruchloſe Lebensart allgemein geſchätzt und verehrt. Hierin lagen aber auch ſchon zu gleicher Zeit diejenigen Keime, von welchen voraus zu ſehen war, daß ſie dem Orden, früh oder ſpät, Gegner und Feinde, und ernſthafte Widerwärtigkeiten zuziehen würden. Da die Hauptzwecke dieſes Ordens in der Erhaltung und Ausbreitung der katholiſchen Religion, und in der Beſorgung des wiſſenſchaftlichen Unterrichts beſtanden, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, mit welchem tödtlichen Haß und Ingrimm ſie von den philoſophiſchen Fanatikern, welche wider alle Religion losarbeiteten, werden verfolgt, und wie häßlich ſie von Leuten, die ſich (vermöge ihrer bodenloſen Grundſätze) alles erlaubten, allenthalben werden geſchildert worden ſeyn. Für Tauſende ſolcher Schwärmer war ſchon die Unſträflichkeit dieſes Ordens und dann das volle Zutrauen, welches derſelbe bei den Völkern beſaß, etwas, das ſie ihm nie vergeben konnten, und daher machten ſie ſich es von jeher zu ihrer Hauptregel, die Verſehen, welche einzelnen Mitgliedern des Ordens zur Laſt mochten gelegt werden können, dem ganzen Orden, und einem von jedem Einzelnen gebilligten Syſtem des Ordens zuzuſchreiben; worüber K. Friedrich II. ganz anders dachte, da er den 28. Juli 1774 an den Philoſophen d'Alembert, der die Jeſuiten in den Staaten dieſes Königs durchaus ausgerottet wiſſen wollte, ſchrieb: „Die Jeſuiten, Ihre Feinde, werden bei mir geduldet. In den Provinzen, wo ich ſie ſchütze, haben ſie ſich des Mordmeſſers nicht bedient; ſie ſchränken in ihren Gymnaſien ſich darauf ein, die Schulſtudien zu lehren. Wäre das ein Grund, ſie zu verfolgen? Wird man mir es zum Vorwurf machen, daß ich eine Geſellſchaft von Gelehrten nicht ausrottete, weil einige einzelne Glieder dieſer Geſellſchaft, zweihundert Meilen von meinem Staate, Frevelthaten begiengen? Die Geſetze beſtimmen die Beſtrafung der Schuldigen; aber ſie verdammen zugleich jene grauſame und blinde Erbitterung, die in ihrer Rache den Schuldigen mit dem Unſchuldigen vermengt. Beſchuldigen Sie mich einer zu weit getriebenen Toleranz; auf dieſen Fehler werde ich ſtolz ſeyn, und es wäre zu wünſchen, daß man den Fürſten keine andere, als ſolche Fehler vorzuwerfen hätte *).“ Daß ſogenannte Hofpatres (wie der Tellier unter Ludwig XIV. war) die Einladungen, große Rollen zu ſpielen, nicht immer werden von ſich gewieſen haben, iſt eben ſo begreiflich, als daß einzelne Vorſtände von Kollegien aufmunternde Gelegenheiten, ſich beſondere Begünſtigungen und Freiheiten zu erwerben, mit Vergnügen benutzt haben mögen; wie dann das Parlament zu Paris den Jeſuiten wegen einer Hofgunſt, die ihnen K. Ludwig XIV. ertheilt hatte, eben ſo gram war, als ihnen ebenfalls manche Biſchöfe, wegen ihres großen Anſehens bei Hof, abhold waren. Nachdem es beinahe eine Tagesordnung geworden, alles hervor zu ſuchen, was die Jeſuiten in ein gehäſſiges Licht ſetzen konnte, ſo tadelte man auch ihre Schulen, bei denen ſie ſich nicht nach dem Allerneueſten gerichtet, ſondern die ehemals für weſentlich gehaltenen Gegenſtände, z. B. das Latein (welches vom Voltaire und

---

*) Bd. II. S. 171.

ſeinem Anhang verachtet wurde) mit beharrlichem Eifer fortgeſetzt hatten. Sie hatten ein Journal (das Journal de Trevoux) veranſtaltet; aber nachdem allein jene ſechs mächtigen Schreiber zu entſcheiden hatten, wie eine Schrift, die nicht von ihnen kam, aufgenommen werden ſollte, wenig Beifall eingeärntet. Als nun die Jeſuiten auf dieſe Weiſe von allen Seiten in die Enge genommen wurden, erſchien am Hofe Königs Ludwig XV. der Herzog von Choiſeul, als Premierminiſter, („der unruhigſte und empfindlichſte Mann, der jemals in Frankreich geboren worden iſt," ſchrieb K. Friedrich II. (B. V. p. 23.) „deſſen unruhiger Geiſt, ſchrieb eben derſelbe ein anderesmal, (ib. p. 43.) ein Vergnügen daran fand, an allen Höfen Unruhe zu erregen," und ein ganz ſonderbarer Zufall *) hatte die-

---

*) „Aranda (ſpaniſcher Miniſter) hat die Jeſuiten aufgehoben; aber den ganzen Plan, wie ſie aufgehoben werden ſollten, hat Choiſeul gemacht. Das Verdienſt pünktlicher Ausführung gehört jenem, dieſem das größere der Erfindung."

„Ein Dominikaner war der Courier, der den Plan des Choiſeul nach Madrid brachte. — Choiſeul iſt urſprünglich ein armer Edelmann. — Choiſeul nahm ſeine Parthie en homme d'Esprit, gefiel der Mad. Pompadour, und wurde Ambaſſadeur in Rom. — Durch Mad. Pompaſen Miniſter (ſo wie die M. Pompadour) zum unverſöhnlichſten Feinde des Jeſuiten-Ordens gemacht. Der Orden mußte in Frankreich, und vollends in der ganzen Chriſtenheit für aufgehoben erklärt werden. Dieß that, vermöge einer Bulle den 21. Juli 1773 Pabſt XIV. während daß von Männern, welche bei allen Beſchuldigungen wider den Orden, ihre Beſinnung, Ruhe und Unbefangenheit nicht verloren, die Erinnerungen gemacht wurden, daß man ja auch das Feuer, darum, weil es hie und da Unheil verübet haben mag, keineswegs zu vertilgen ſuche, und daß man in ei-

---

dour wurde Choiſeul Staatsminiſter. Als ihm das Bureau des affaires ètrangeres übergeben werden ſollte, fand ein Frotteur, der nicht leſen konnte, bei Reinigung der Secretairie ein Papier hinter dem Spiegel; er ergriff die Gelegenheit, vielleicht ein Trinkgeld zu verdienen, und präſentirte es dem neuen Miniſter. Dieſes Papier enthielt eine herbe Klage der Jeſuiten gegen ihn, die ſein Vorgänger hinter den Spiegel geſteckt, und vergeſſen, gleichwohl aber dem Hrrn von Choiſeul als Ambaſſadeur in Rom einen harten Verweis zugezogen hatte. Die Klage bezog ſich auf eine Negotiation, bei welcher er den Jeſuiten zu nahe getreten ſeyn ſoll. Kaum hatte er das, ſo ſonderbar an ihn gekommene Dokument geleſen, ſo beſchloß er, ſich zu rächen, und er hielt Wort." — Schlözers Briefwechſel. Th. 8. S. 60.

nem Körper ſorgfältig eines auch nicht weſentlichen Gewächſes ſchone, welches in das übrige Ganze dergeſtalt verwebt iſt, daß ſeine Entfernung den übrigen Gliedern ihre Feſtigkeit, und dem Körper ſeine Zuſammenhaltung benehme, — Erinnerungen, welche ſelbſt der Pabſt, bald, nachdem er ſeine Bulle in die Welt geſchickt hatte, lebhaft gefühlt, und (wie K. Friedrich II. B. XI. p. 182 verſichert) „ſich oft ſeine Schwachheit vorgeworfen hat, einen Orden, wie der Jeſuitenorden, dem Eigenſinn ſeiner rebelliſchen Söhne aufgeopfert zu haben.“

Dieſe Aufopferung wurde gleichwohl von Niemandem mehr geprieſen, als von einigen, damals im Reiche des Denkens mit einer unumſchränkten Alleinherrſchaft gebietenden, norddeutſchen Schriftſtellern, welche gar nicht aufhören konnten, Pabſt Clemens den XIV. als den aufgeklärteſten Kopf ſeines Zeitalters zu loben, wider das Andenken der Jeſuiten aber eine gewiſſe Allgemeinheit von erblichem Haß zu gründen, und jeden, der auch nur von weitem zu erkennen gab, daß er wünſchte, ein milderndes Wörtchen vorbringen zu dürfen, als einen beſchränkten, in graſſen Vorurtheilen ganz verhärteten, von allen Aemtern und Bedienſtungen, wozu ein helldenkender Kopf gehörte, auf immer zu entfernenden Dummkopf und Finſterling zu brandmarken*). Dieß führt uns auf die Geſchichte des Einfluſſes, und der Folgen, mit welchen die Ereigniſſe in Frankreich auf andere Länder gewirkt haben.

Wir haben zwar der Literatur in England erwähnt, in welchem Lande ſie aber nicht erſt den Franzoſen nachgeahmt, ſondern vielmehr dieſen (ſeit der Zeit des Cromwell) das Beiſpiel und Muſter geworden iſt. Da aber die Geſchichte der engländiſchen Literatur unſere Abſicht nicht ſeyn kann, ſo begnügen wir uns, dem § der Anekdoten ein Verzeichniß der vorzüglichſten ſchönen Geiſter Englands beizufügen, um unſere Aufmerkſamkeit deſto beſtimmter auf die Vorgänge in Deutſchland verwenden zu können. Wir haben der ausgezeichneten deutſchen Schriftſteller ſchon früher gedacht, und uns des im Jahre 1630 verſtorbenen Keplers (des Vorgängers des Carteſius und

---

*) Das Gegenſtück bilden diejenigen, die gar nicht aufhören, die Jeſuiten zu loben, und den weiſen Clemens XIV. herabzuſetzen. Man vergleiche damit das ſehr ruhig geſchriebene Leben Clemens XIV. Berlin und Leipzig 1774; dann, die Jeſuiten im Verhältniß zu Kirche und Staat. Zürch 1819, und die Tübinger theologiſche Quartalſchrift 1819. S. 410 und 478.

Anm. d. Herausg.

Newton) erinnert. Dieſem Kepler folgte in den höhern und ernſtern Fächern der Gelehrſamkeit eine ununterbrochene Reihe ſolcher Männer, welche als Schriftſteller durch Fleiß und Gelehrſamkeit zwar um ihr Zeitalter und um die Nachwelt ſich ein gegründetes Verdienſt erworben, aber die Bahn ihrer Fächer eben nicht ſehr erweitert haben. Dieß that nach einiger Zeit der (zu Leipzig 1646 geborne und 1716 verſtorbene) Gottfried Wilhelm von Leibnitz; dieß that der (ebenfalls zu Leipzig 1655 geborne, und 1728 zu Halle verſtorbene) Chriſtian Thomaſius; dieß that Chriſtian Wolf (geb. 1679 zu Breslau, geſt. zu Halle 1754), welcher ſich außer ſeinem Verdienſt um die mathematiſchen Wiſſenſchaften unendlich rühmlich dadurch auszeichnete, daß er der deutſchen Sprache eine Achtung und Aufnahme, die von dem beſten Erfolg war, zu verſchaffen verſtand. Nun lieferte vollends der (1767 zu Leipzig verſtorbeue) Joh. Chriſtoph Gottſched eine deutſche Sprachlehre, und die deutſche Sprache fieng jetzt an, die Sprache deutſcher Schriftſteller zu werden. Und dieſe deutſchſchreibenden Schriftſteller begannen jetzt da wieder fortzufahren, wo es die (lateiniſchſchreibenden) Humaniſten des ſechzehnten Jahrhunderts gelaſſen hatten. Mit dem Julius 1741 unternahm Herr Prof. Schwabe eine witzige Monatſchrift: „Die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes,“ und nach einiger Zeit folgte eine zweite periodiſche Schrift: „Die bremiſchen Beiträge.“ Der Erfolg davon übertraf alle, auch die kühnſte Erwartung. Eine Menge Dichter und Proſaiſten umgab augenblicklich den Parnaß, welcher ſeit dieſer Zeit nicht mehr aufhörte, von ganzen Schaaren von Schriftſtellern umlagert, und von tauſend Geiſtern, welche hier ihre Stätte zu finden glaubten, beinahe verdunkelt zu werden. Es kam jetzt alles darauf an, welche Gegenſtände die neuen Schriftſteller als das Ziel und als den Zweck ihrer Arbeiten ſich wählen, und was ſie dann eigentlich unter den Deutſchen aufzuſtellen und zu bewirken ſuchen würden. Ohne allen Eindruck und Erfolg konnte das, was ſie in Umlauf ſetzten, nicht bleiben, und verſtändigen und unterrichteten Leuten konnte die Erinnerung an denjenigen Erfolg nicht entgehen, deſſen die begeiſternde, und nach Selbſtſtändigkeit ſtrebende Literatur im ſechzehnten Jahrhundert, bei dem damaligen Stoff und Gemiſch der Dinge, die Veranlaſſung geworden war. Die Schriftſteller, welche jetzt vorausgetreten waren, Gellert, Rabener, Schlegel, Ebert, Krammer, Zachariä u. a. m. traten (wie die erſten Schriftſteller unter K. Ludwig XIV.) in einer überaus holden Beſcheidenheit, und mit einer liebenswürdigen Anmuth auf, von deren Einwirkungen ſich, wenn das Fortrücken in den gehörigen Schranken geblieben wäre, alles Gute hätte erwarten laſſen. Bei tauſend Dingen, welche damals nicht ſo beſtellt waren, wie ſie es hätten ſeyn können oder ſollen, brauchte es, um etwas in einen beſſern Stand zu ſetzen, mehr nicht, als die anſpruchloſe Gutmüthigkeit unmerklich nachzuhelfen, oder wo auf einer Stelle noch nichts ſtand, ohne Geräuſch und Prunk in das Erdreich einen Kern zu legen, und es, vermöge eines weiſen Sinnes, mit verſtandvoller Gelaſſenheit der Zeit zu überlaſſen, bis gleichwohl der Kern ſich von ſelbſt entwickeln und Blüthe und Früchte tragen würde. Das geſchah nicht, und wenn im ſechzehnten Jahrhundert eine ganz mißverſtandene und verunglückte ſogenannte Glaubensreformation, welche den deutſchen Körper auf immer zerſtückelte, entſtand; ſo kam jetzt etwas ohne Vergleich Nachtheiligeres zum Vorſchein.

Das Unglück nämlich wollte, daß König Friedrich **II.** mit der Sucht, nach dem Tone des Voltaire, des Marquis d'Argent u. dgl. zu philoſophiren, angeſteckt werden ſollte. Er war von ſeinen Kindesjahren an mit Franzoſen umgeben, und in ſeinem geſchäftloſen Aufenthalt zu Rheinsberg wurde er nicht nur mit der franzöſiſchen Literatur, ſondern auch mit dem ausgebreiteten Ruhm und Anſehen, in welchem die eben genannten Schriftſteller ſtanden, bekannt; was ſich ſeines Geiſtes mit unauslöſchlichen Eindrücken dergeſtalt bemächtigte, daß er ſich unausſprechlich ſehnte, mit jenen Schriftſtellern in eine perſönliche Bekanntſchaft kommen, einen Briefwechſel mit ihnen unterhalten, und (was ſeine Hauptabſicht war) an ihrem ſchriftſtelleriſchen Ruhme Theil nehmen zu können. Da dem König in ſeinem zarteſten Alter gegen ſeine reformirten Geiſtlichen eine bittere Abneigung und Verachtung, aus welcher gar bald eine unheilbare Eingenommenheit gegen alles Religiöſe entſtand, eingeimpft worden war; ſo kann man ſich vorſtellen, wie willkommen er ſeinen Franzoſen geweſen, wie feierlich er von ihnen in ihren Bund unter dem Namen des Philoſophen von Sansſouci eingeführt, und mit welchen ungeheuern Lobſprüchen Er von ihnen, zumal wenn Er wider die chriſtliche Religion witzige Ausfälle und Schmähungen drucken ließ, gehätſchelt worden ſey. Da es unter jenen ſogenannten Philoſophen eine gewöhnliche Redensart war, die chriſtliche Religion mit den Benennungen von Aberglauben, Schwachköpfigkeit, und elendem Prieſtertrug u. a. zu bezeichnen, da es bald eine Art von Empfehlung geworden war, jenen Philoſophen zu folgen, ſo brauchen wir nicht zu ſagen, welche Wirkungen dieſes Unweſen auf viele tauſend Bewohner der preußiſchen Länder gleich anfangs gehabt, und welche allgemeine Verbreitung einer ganz und gar ausgearteten Zweifels- und Beſtreitungsſucht ſich eingeſtellt, und herrſchend gemacht haben müſſe. Wer für einen Kopf, der ſich über veraltete Vorurtheile wegzuſetzen, und ſeine geläuterten Begriffe vom alten Sauerteige zu ſondern gelernet habe, gelten wollte, und als ein ſolcher zu gelten nöthig hatte, der ſpottete und läſterte mit, und erwarb ſich, wenn er etwas ſchrieb, wohl gar das Verdienſt (nach den damals in Umlauf geſetzten, und zur großen Tagesmode erhobenen Ausdrücken) „unter den edlen Männern von ausgebreiteter Gelehrſamkeit, und von philoſophiſchem Scharfſinn, welche mit aller Wärme für das Wahre geſchrieben, dann zur Entkräftung des Aberglaubens, und zur Ausrottung blinder Vorurtheile mächtig beigetragen, mithin ein gegründetes Recht auf die öffentliche Achtung aller aufgeklärten Denker ſich verdient haben,“ öffentlich gerühmt zu werden. Schon im J. 1765, da der gelehrte Buchhändler in Berlin, Herr Friedrich Nicolai, ſeine „allgemeine deutſche Bibliothek“ unternahm, fieng (im erſten Band) ſogleich der erſte Recenſent damit an, daß er ſagte: „Es iſt jetzt der Zeitpunkt, da man durch die „herrſchende“ Zweifelſucht näher gedrungen wird, die Lehre des Chriſtenthums auf ihre urſprüngliche Einfalt zurückzuführen u. ſ. w.,“ und ſeit der ununterbrochenen, zu mehr als hundert Bänden angewachſenen, Fortſetzung jener Bibliothek „ſcheint es überhaupt, wenn wir dieſe Muthmaßung wagen dürfen, (ſchrieb der Verfaſſer der Büſten berliniſcher Gelehrten und Künſtler 1787, S. 228, noch bei den Lebzeiten dieſes (im J. 1811 verſtorbenen) Buchhändlers, daß Herr Nicolai ſchon lange, vielleicht in Verbindung mit einigen andern aufgeklärten Männern daran gearbeitet hat, den Deismus auf den Thron zu ſetzen. Davon geben die theologiſchen Recenſionen in der allgemeinen deutſchen Bibliothek *) viele ſcheinbare Beweiſe; nicht minder der Sebaldus Nothanker; und vielleicht hatte Hr. Nicolai bei Lobpreiſung ſeines Bunkels (eines abgeſchmackten heilloſen Romans) keine andere Abſicht, als dieſes Buch,

---

*) Welche Recenſionen, wie der Büſtenverfaſſer S. 220 ſagt: Ihr Augenmerk auf Ausfegung des alten Sauerteiges richteten, und gewiſſe Grundſätze mit allem Nachdruck auszuſtreuen ſuchten, — welche auch eigentlich dieſem ſehr mittelmäßigen Werk ſeine ausgebreitete Annahme verſchafften.

wovon ein großer Theil dem Deismus das Wort zu reden ſcheint, recht vielen Leſern in die Hände zu ſpielen. Der Proteſtantismus iſt der nächſte Weg, auf welchem man zum reinen Deismus gelangen kann." Die Berliner Monatſchrift pries den Deismus ſchon ganz unverholen, und der Verfaſſer der Büſten ſchrieb, (S. 101) da er des Oberconſiſtorialraths Friedrich Gedicke erwähnte: „durch die Mitherausgabe der berliniſchen Monatſchrift trägt Herr Gedicke zur Zerſtörung verjährter und wieder auflebender Vorurtheile, Abſchaffung des Aberglaubens, und Entlarvung des, unter ſo mancherlei Geſtalt einſchleichenden, hierarchiſchen Deſpotismus, das Seinige redlich bei; und es macht Berlin ſeiner Preßfreiheit, ſeinem Conſiſtorio, und wahrer Aufklärung große Ehre, in einer Monatſchrift, deren Herausgeber ein Conſiſtorialrath iſt, den Deismus von der beſten Seite vorgeſtellt, und ſogar einen Aufſatz darin zu finden, welcher die copulam sacerdotalem bei der Ehe für überflüſſig hält." Den Aeußerungen ſolcher Art wurde zwar anfangs von vielen Seiten nachdrücklich widerſprochen *);

---

*) So z. B. lieſt man in Schlözers Briefwechſel (Th. 8. S. 271.) eine „Immediate Vorſtellung

allein da die Lehrer des Deismus, um jeden Widerſpruch für immer abzuweiſen, mehr nicht

---

und Bitte einiger berliniſcher Gemeinden, wegen vorgenommener Neuerung in der Religion," den 14. Jänner 1781.

„Während E. K. M. glorreicher Regierung wiſſen allerhöchſtdero Unterthanen nicht die geringſte Kränkung in unſerer allerheiligſten reformirten und lutheriſchen Glaubensübung. Seit einigen Jahren nur, da Probſt Teller hieher gekommen, haben einige Conſiſtorialräthe und viele Pfarrer — ſchriftwidrige Reformationen nach ihrem Belieben in Kirchen und Schulen vorgenommen. Bibliſche Grundwahrheiten werden öffentlich auf Kanzeln und in Schriften verdrehet, weil dieſe Neuerer ſich klüglich dünken, als die Apoſtel und Luther; und daß ſie es nicht ſind, erhellet daraus, weil ſie als Vorgeſetzte der Religion ſtillſchweigend dulden, daß der ehemalige Kriegsrath Cranz, und andre, die abſcheulichſten Läſterſchriften wider das heilige Wort Gottes verfaſſen; woraus dann offenbar iſt, daß, wenn die Bibel in einem Lande gemißhandelt wird, unſre Nachkommen in wenig Jahren Unchriſten ſeyn werden. Der heidelbergiſche und lutheriſche Katechismus werden in vielen Schulen gar nicht mehr gelehrt. Auf dem platten Lande ſieht es um die wahre Religion noch kläglicher aus, und nun will man uns zum öffentlichen Gottesdienſt ein mit ſocinianiſchen Grundſätzen paſſendes Geſangbuch aufdringen, und in allerhöchſten Landen allgemein machen. — Wir müſſen befürchten, daß die entſetzlichſten unchriſtlichſten Eingriffe in unſer Glaubensbekenntniß geſchehen, dafern E. K. M.

zu ſagen brauchten, als daß diejenigen, von welchen Widerſprüche erhoben wurden, beſchränkte Köpfe, und orthodoxe Finſterlinge ſeyen, welche (was der gewöhnliche Ausdruck war) den alten Sauerteig, und graſſen abergläubiſchen Wuſt zu erhalten ſich beſtrebten; da ſolche Beſchuldigungen bei Dienſtbeſetzungen und Beförderungen von einer höchſt bedeutenden Wirkung waren, ſo zogen ſich die Schüchternen zurück.

Der Deiſmus ward alſo wie herrſchend, und herrſchend wurde mit ihm ſogleich eine ganze Reihe ſonderbarer Folgen. Man glaubte vorerſt auf eine ganz außerordentliche Entdeckung gerathen zu ſeyn, auf die Entdeckung nämlich, daß bei jeder Religion die Moral die Hauptſache, und (wie man zu gleicher Zeit annahm) daß dieſe Moral von dem, was man

---

allerhöchſt Dero geiſtl. Miniſterio nicht Einhalt thun. Unſere Kinder werden in Kurzem, wie ſchon der Anfang gemacht iſt, zu laſterhaften und ungetreuen Unterthanen gebildet werden ꝛc.“ —

Regia Resol. ib. iam. S. 199.

„Jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich iſt ꝛc.“

it. ad. idem ib. S. 208.

gewöhnlich die Religien, oder auch das dogma nennt, ganz und gar trennbar, daß es demnach in Hinſicht auf das bürgerliche Wohl der Staaten auch ganz und gar hinlänglich ſey, ſich an dieſe bürgerliche Moral, oder Vernunftmoral zu halten, und es übrigens (weil es nun ſchon einmal Kirchengebäude giebt, welche vom gemeinen Volke beſucht würden) ganz der Willkür eines jeden zu überlaſſen, an welcher Art von den in den Kirchengebäuden üblichen ſogenannten Gottesdienſten, oder Gottesverehrungen ein jeder ſeinen Geſchmack finden, und zu welchem Kirchenglauben er ſich bequemen wollte. Von dieſer Zeit an beliebte man, alles was in den Kirchengebäuden vorgieng, einen Cult, und die Prieſter Cultdiener zu nennen, dabei aber dieſe Cultdiener, als ganz überflüſſige Leute, als Schwächlinge, auf das bitterſte zu verachten, ſich von ihnen zu trennen, und endlich den einem Bürger und Staatsdiener ganz entbehrlichen Cultdienſt hintan zu ſetzen. Die Menſchen des herrſchenden Tons hörten auf, die Kirchengebäude zu beſuchen, weil ſie alles, was ihnen ein Cultdiener zu ſagen hatte, ſchon ſelbſt wußten, und von dieſen Cultdienern fieng jetzt ein großer Theil an (mit ſorgfältiger Umgehung alles deſſen, was ſich auf ein ehemaliges Religionsdogma, oder auf die Gottheit Chriſti hätte beziehen können) *) in einem demüthig weinerlichen Tone eine fade, ſüße Ver-

---

*) Wenn man den Glauben an die Gottheit Chriſti, und mithin an alles chriſtliche dogma, nach und nach auf die Seite ſchaffen, wenn man nach und nach das Volk auf die Entdeckung, daß es keine Ausſpender von Sakramenten, ſondern allein Lehrer der Vernunftmoral brauche, führen will, ſo muß die Gottheit niemals unmittelbar beſtritten, dieſer Gottheit muß aber auch niemals weiter unmittelbar gedacht. Chriſtus aber muß als ein Muſter und Beiſpiel eines ganz vortrefflichen Mannes auf alle Weiſe gerühmt, und zur Nachahmung empfohlen werden. Mich däucht, daß dieß in der nachſtehenden Erzählung ſehr beſtimmt zu entnehmen ſey.

„Jeſus Chriſtus, geboren zu Nazareth in Paläſtina, war durch Gottes Vorſehung dazu beſtimmt, Stifter einer wahrhaft göttlichen Religion zu werden. Er ſah, daß die Juden bloß auf die Beobachtung äußerer Ceremonien hielten, ohne Rückſicht zu nehmen, ob ſie noch gut und tugendhaft lebten; und daß ihre Lehrer, die Phariſäer, größtentheils Heuchler und Prahler waren. Dieß betrübte ſein heiliges liebendes Gemüth, und begeiſtert von liebevollem Vertrauen auf Gottes Vatergüte, und voll der reinſten Menſchenliebe, verſuchte er ſeine Volksgenoſſen zurückzubringen von ihrem eiteln verkehrten Thun, ſie hinzuführen zu der wahren Religion des Herzens, das heißt, zum Vertrauen auf Gott, zur Menſchenliebe, und zur ſtrengen Pflichtmäßigkeit in allen ihren Handlungen. Er verſammelte viele Zuhörer um ſich; beſonders treu aber ſchloßen nunſtmoral, eigentlich das Bekenntniß ſeines kleinlichen, gebeugten Geiſtes zu predigen. Der ſogenannte Kirchenglaube hörte auf; und was die bürgerliche Vernunftmoral betraf, ſo verloren theils einige Dinge, z. B. die Hurerei, welche von der ehemaligen Religion eine Sünde genannt wurde) ihre ſtrenge Bedeutung, und theils ſorgte jeder nur noch dafür, das, was er ſich erlaubte, ſo zu verüben, daß er dabei dem polizeilichen Richter unbe-

---

ſich ihm an die ſogenannten zwölf Apoſtel. Allein die Phariſäer verfolgten ihn, klagten ihn an als einen Volksaufwiegler, der ſich zum König der Juden machen wolle, und brachten es dahin, daß er des ſchmählichen Todes am Kreuze ſterben mußte. Doch der gute Saame, den der Heilige ausgeſtreut hatte, ſollte nicht verloren gehen; ſeine Apoſtel verbreiteten ſeine Lehre durch Judäa, und Paulus auch außerhalb Judäa in Griechenland und Rom. Anfangs waren die Gemeinden nur klein ꝛc. So wird gelehrt in dem Lehrbuche „Merkwürdige Begebenheiten für den erſten Unterricht in der Geſchichte, beſonders für Bürger und Landſchulen von G. G. Bredow. Sechſte aufs neue durchgeſehene Auflage. Reutlingen in der J. J Mäcken'ſchen Buchhandlung. S. 51. Was in Herders „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit," viertem Theil, herausgegeben von Johann von Müller. Wien 1813 in der Franz Haas'ſchen Buchhandlung. Siebenzehnten Buch. S. 51, 52 ꝛc. verkömmt, iſt des nämlichen Inhalts.

merkt blieb. Man fieng jetzt auch an (was man Verfeinerung der Sitten nannte), ſich gar Vieles, was man ehemals ſcharf geahndet haben würde, nachzuſehen, gar Vieles nicht weiter befremdend zu finden, und ſich an ein wechſelſeitiges Verſtändniß (ubi manus manum lavat) zu gewöhnen [*]. Dieſe Folgen des mißverſtandenſten Philoſophismus kränkten den K. Friedrich II. ſehr wenig; aber andere Erſcheinungen, welche er an ſeinen Philoſophen wahrzunehmen angefangen hatte, beunruhigten ihn deſto mehr. Wir müſſen einen Augenblick zu dieſen Philoſophen zurückkehren.

Dieſen entſetzlichen Menſchen wurde die Wuth, über alles herzufallen, und abzuſprechen, wurde der Unſinn, ſich einzubilden, ſie allein ſeyen die Köpfe der Welt, und dieſe Welt ſey nur vorhanden, um ſich von ihnen ſchulmeiſtern, verachten und hudeln zu laſſen, dergeſtalt zu ihrer Natur, daß ſie, nachdem ſie ſahen, daß man ihre Ausfälle wider alle

---

[*] Der Verfaſſer des Kallerlak ſchrieb in der Ankündigung einer in Leipzig zu errichtenden Erziehungsanſtalt ganz öffentlich: „die Welt könne der Religion und Tugend ganz wohl entbehren, wenn man die Menſchen nur artig zu machen ſuche; der Menſch wolle nur gefallen, und die Höflichkeit mache alle andere Geſetze überflüſſig.“ Büſten S 329 u. w.

Religion überall mit Beifall aufnehme, ſich erlaubten, auch die Regierungen und die Könige unter ihre Kritik zu nehmen, nach ihrem Dünkel Vorſchläge, wie man die Staaten umſchaffen und regieren ſollte, zu geben und anzurathen. Dieſe Erſcheinung öffnete dem K. Friedrich II. endlich die Augen; er nahm ſich die Mühe, über das vom Diderot geſchriebene Syſtem der Natur, in welchem dieſer Diderot behauptet hatte, daß nach ſeiner Meinung die Unterthanen das Recht haben ſollten, ihre Regenten, wenn ſie mit ihnen unzufrieden ſind, abzuſetzen, eine kritiſche Unterſuchung *) zu ſchreiben, und was er in dieſer Unterſuchung mit der tiefſten Verachtung des Verfaſſers, und mit dem bitterſten Unmuth ſagte, das hörte er ſeitdem nie wieder auf, bei jeder Gelegenheit zu wiederholen; dann die Schädlichkeit der Grundſätze, welche in den Schriften der neuen Philoſophen vorkamen, zu rügen, und dem Königreich Frankreich, in welchem jene Grundſätze allenthalben verbreitet wurden, eine Umwälzung vorherzuſagen. In dem Todtengeſpräch zwiſchen dem Prinzen Eugen ꝛc. **) ließ er ſagen: „die Encyklopädiſten ſind eine Sekte ſogenannter Philoſophen, die in unſern Tagen entſtanden ſind. Sie bilden ſich ein, größer zu ſeyn, als was das Alterthum in dieſer Art hervorgebracht hat. Mit der Unverſchämtheit der Cyniker verbinden ſie die edle Frechheit, alle Paradoxen vorzutragen, die ihnen in den Kopf kommen; ſie prahlen mit der Geometrie, und geben vor, daß, wer dieſe Wiſſenſchaft nicht ſtudirt habe, keinen geſunden Menſchenverſtand beſitze; daß ſie folglich allein die Gabe haben, richtig zu raiſſoniren. Die Geſchichte ſollte man nach ihrer Meinung von hinten zu ſtudiren anfangen, und ſo von unſern Zeiten an hinaufſteigen bis vor die Sündflut. Die Reiche ſchaffen ſie alle um. Frankreich ſoll eine Republik werden, für die ein Geometer Geſetze geben ſoll. Ungeachtet ſie die Kriegsheere und die Feldherren haſſen, die ſich berühmt machen, ſo hält ſie das doch nicht ab, mit der Feder zu fechten, und ſich oft Grobheiten zu ſagen, welche dem Obſtmarkte Ehre machen würden; und hätten ſie Truppen, ſo würden ſie dieſelben gegen ihre Feinde marſchiren laſſen. In ihrem Style heißen Reden betrunkener Kartenſchieber philoſophiſche Freiheiten. Man muß laut denken. Jede Wahrheit muß herausgeſagt werden; und da ſie, ihrer Meinung nach, in dem alleinigen Beſitze der Wahrheit ſind, ſo glauben ſie, alle Ungereimtheiten, die ihnen in den Sinn kommen, dreiſt in die Welt ſchicken zu können, und des Beifalles gewiß zu ſeyn. Ich würde rathen, ihnen die Regierung irgend einer Provinz zu übergeben, welche verdiente, gezüchtigt zu werden. Sie würden, wenn ſie alles das Oberſte zu unterſt gekehrt hätten, durch ihre Erfahrung beweiſen, daß die Kritik leicht, aber die Kunſt ſchwer iſt, und daß man zumal Gefahr läuft, derbe Abgeſchmacktheiten zu ſagen, wenn man ſich einläßt, von Dingen zu reden, wovon man nichts verſteht; aber ſo eingebildete Menſchen glauben, niemals Unrecht zu thun. Nach ihren Grundſätzen irrt der Weiſe nie. Er allein iſt aufgeklärt; von ihm muß das Licht ausſtrömen, welches die Nebel zerſtreuet, worin der ſchwache, blinde gemeine Haufe umher tappt; und Gott weiß, wie ſie aufklären! Bald decken ſie den Urſprung der Vorurtheile auf; bald thun ſie es (wie Helvez) durch ein Buch über den Geiſt, bald (wie Diderot) durch das Syſtem der Natur; da iſt kein Ende zu finden. Dieſe ſogenannten Philoſophen ſind Gaſſenbuben, deren Eitelkeit gern eine Rolle ſpielen möchte. Man glaubt, wer dreiſt in den Tag hinein raiſſonirt, ſey ein Philoſoph, und wer Paradoxen ſagt, verdiene den Preis.“

---

*) Hinterlaſſene Werke 6r. Bd. S. 129. ꝛc.

**) Ebd. von S. 55. u. w.

Wenn übrigens die Grundſätze, durch welche den Regenten ihr Untergang vorbereitet werden ſollte, den tiefblickenden König ungleich heftiger, als ſeine Unterthanen, welche als Deutſche für ſo empörende Gegenſtände keinen Sinn hatten, entrüſtet haben mochten, ſo wurden dieſe Unterthanen gleichwohl (ſowie die Norddeutſchen überhaupt) nicht weniger heftig und allgemein von einer brennenden Begierde ergriffen, nicht nur über wiſſenſchaftliche, ſondern über alle andere Dinge, welche in das Völkerwohl einigen Einfluß haben, zu ſchreiben, und Schreibereien über die Anſtalten der Philantropinen oder ſogenannter Erziehungs- und Bildungsanſtalten über die Toleranz und Preßfreiheit und Religionsvereinigung, über das Cölibat, Bevölkerung, Induſtrie, Fabriken und Handlungsweſen, über das ſogenannte Zunftmonopol ꝛc., dann etwas ſpäter über die Hierarchie und die Aufhebung der Klöſter, dann noch etwas ſpäter über das Feudalſyſtem, über die unveräußerlichen Rechte des Volkes, über die natürlichen Rechte und die Freiheit jedes Einzelnen im Staate u. dgl. wurden die Gegenſtände des neueſten Bücherſchreibens; wovon (da ein jeder ſchreiben konnte, was er nur wollte, da jede Schreiberei auf den Abgang zu berechnen, auf einen ſolchen Abgang aber wenig zu rechnen war, wenn der Schreiber nur alte, hergebrachte Grundſätze aufſtellte, wenn er Gewohnheiten unſerer einfachen Vorältern lobte) die ganz begreifliche Folge hervorgieng, daß unzählige falſche und halb wahre, leere und geradezu nachtheilige, höchſt überſpannte und unausführbare Lehrſätze, Anſichten und Behauptungen in den gemeinen Umlauf geſetzt, und daß durch ein ſolches Gemiſch tauſend Köpfe berückt und verrückt werden mußten.

Dieſe bisher erzählten Ereigniſſe giengen allein in Norddeutſchland, zum Theil vorzüglich in den brandenburgiſchen Staaten vor. Im ſüdlichen Deutſchland erſchien die neue Aufklärung in einem ungleich mildern Lichte. Die Vorgänge bei den Norddeutſchen waren und blieben in Süddeutſchland eine geraume Zeit nur gleichſam einem gewiſſen Zirkel von gelehrten und gebildeten Männern bekannt, und im Allgemeinen nahm ſowohl die niedere Geiſtlichkeit, als das Volk keine Kenntniß von allem dem, was außen vorgieng. Da übrigens die Verſtändigen nicht umhin konnten, die Bemerkung zu machen, daß die ſüddeutſchen Länder in Hinſicht auf wiſſenſchaftliche Fortſchritte außer allem Verhältniß mit den norddeutſchen Provinzen bleiben müßten, wenn man nicht im Fache der Literatur nach und nach einige Verbeſſerungen vornehmen ſollte, da ſie ferner ſchon damals vorausſahen, daß ſich mit der Lektüre neuer Schriften in kurzer Zeit ein gewiſſer Geiſt der Prüfung, eine unruhige Neigung verbeſſern (oder doch ändern) zu wollen, einſtellen würde, ſo glaubten ſie, daß es dem Bedürfniß der Zeit, und der Klugheit gemäß ſey, mit einigen zweckmäßigen Anſtalten einen beſcheidenen Anfang zu machen. So fieng man z. B. in Bayern ſehr bald mit der Verbeſſerung der Mutterſprache, dann der hiſtoriſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften an, und in andern ſüddeutſchen Ländern, zumal in Oeſterreich, erwachte der nämliche Eifer, und ſchon allein der Jeſuit, Michael Denis, war ein Beweis, welche geiſtige Bildung zu Wien ihre Ermunterung und Pflege finden konnte. Auch hatte Maria Thereſia ſchon ſehr früh durch verſchiedene rühmliche Anſtalten, z. B. im J. 1746 durch die Stiftung des Thereſianum, im J. 1752 durch die Errichtung einer Kadetenakademie zu Wieneriſchneuſtadt, im J. 1753 durch ihre die Verbeſſerung des Schulweſens bezweckenden Anordnungen u. a. die ſchönen Anlagen ihrer Unterthanen zu entwickeln, und Luſt zum Denken und Wirken zu verbreiten geſucht. Einige Irrungen, welche ſich mit den rheiniſchen Biſchöfen und dem römiſchen Hofe und deſſen Tribunalien ergeden, und welche das von dem Weihbiſchofe zu Trier, Joh. Nic. von Hontheim, unter dem Namen Juſtinus Febronius im Jahre 1763 *) über die Macht des Pabſtes in die Welt geſchickte Werk veranlaßt zu haben ſcheinen, ſchienen zugleich vielen andern, den damaligen Zuſtand der geiſtlichen Dinge betreffenden Bemerkungen die Veranlaſſung gegeben zu haben. Man fieng jetzt an von übertriebenen Begriffen über die päbſtliche Gewalt, von mißverſtandener Achtung gegen das zahlreiche Mönchweſen, dann vom Daſeyn verſchiedener Andächteleien und Vorurtheile zu ſprechen, und ſogleich einige, dieſe Gegenſtände betreffende, Verfügungen folgen zu laſſen. Die Einſchränkung der Mendikanten auf eine gewiſſe Zahl, die Vorſchriften der Profeßjahre, das Verbot mit auswärtigen Obern in Gemeinſchaft zu bleiben, die ſtrengere Einführung des placeti regii bei biſchöflichen Verordnungen, und ähnliche Erſcheinungen kündigten laut und allenthalben die Ankunft eines ungeſtüm treibenden Hanges nach ſoge-

---

*) Als der Verfaſſer sub d. 1. Nov. 1778 eine Zurücknahme der in jenem Buche dem päbſtl. Hof mißfälligen Sätze ausſtellte, hatten ſich viele Dinge ſchon verjährt.

nannten Reformen, eines außerordentlichen Zeitgeiſtes an, welchen (da er nicht mehr würde unterdrückt werden können) zu befriedigen, und zweckmäßig in beſcheidenen Schranken zu halten und zu leiten man nicht eifrig genug ſich beſtreben konnte. So ſtanden die Sachen, da als Regent von Oeſterreich, und als Kaiſer von Deutſchland, Joſeph II. erſchien *).

---

*) Hiemit iſt zu vergleichen, was unſer Author über den Verfall des öffentlichen Lebens vor dieſer Zeit in dem erſten Jahrgange der hiſt. Kalender ſelbſt bezeugt hat.

Anm. d. Herausg.

Kaiſer Joſeph II.

Joſeph II. wurde den 13. März 1741 zu Wien geboren, den 27. März 1764 zum deutſchen König gewählt, bald darauf, den 23. September deſſelben Jahres nämlich, von ſeiner Mutter zum Mitregenten ihrer Erbländer erklärt, und in die vortheilhafteſten Lagen, welche ſich nur denken ließen, verſetzt, um den ächten Zuſtand des Zeitalters, auf welches er wirken ſollte, Menſchen und Geſchäfte kennen zu lernen. An einem guten Willen, alles, was ſich verbeſſern ließ, beſſer zu machen, fehlte es dem K. Joſeph II. ſo wenig, als an einer beiſpielloſen Thätigkeit, bei welcher ſein ganzes Regentenleben eine lautere Bewegung oder auch großentheils eine ununterbrochene Unruhe war. Er liebte weder eine üppige Lebensart, noch rauſchende Ergötzungen, noch die Schauſpiele der blendenden Hofpracht, ſondern ſein Geiſt trieb ſich raſtlos und feurig nach Einem Ziele, nach der Verherrlichung ſeiner Staaten. Schon in ſeinen jüngern Jahren hatte er faſt alle dieſe Staaten, um ihre Bedürfniſſe kennen zu lernen, durchreiſet, und durch ſeine Sorgfalt, alles perſönlich zu prüfen, durch ſeinen Eifer alle Dinge zu erheben, durch ſeinen ſchnellen Ueberblick und ſeine treffenden Antworten und Reden in dem Andenken ſeiner Unterthanen bleibende Denkmäler hinterlaſſen. Er wollte alles Gute, und in ſeiner Gegenwart wurde vom früheſten Morgen bis ſpät Abends von neuen Anſtalten geſprochen, und es kam nur darauf an, ob dieſer vortreffliche Herr auch ſtets mit dem ſichern und feſten Sinn, und zumal (was die Hauptſache iſt) mit dem ſichern Takt und Gefühl, die Sache vom Schein unterſcheiden zu können, begabt ſeyn und bleiben, und ob er bei ſeiner Erkenntniß, daß ein Gegenſtand einer Verbeſſerung fähig und bedürftig ſey, das Allerwichtigſte nämlich, wie und wann eine Verbeſſerung vorgenommen werden ſollte, nicht mißkennen, und endlich, ob er nicht von einem unzeitigen Eifer hingeriſſen werden würde, bloße Neuerungen und Aenderungen für Verbeſſerungen zu halten, und dann das Mißvergnügen der Unterthanen für einen ſträflichen Starrſinn zu behandeln. Von dem Augenblicke an, da K. Joſeph II. ſeinen Hang, überall Unordnungen und Mißbräuche und ſchädliche Verjährungen wittern, überall Vorurtheile und alberne Meinungen bekämpfen und ausrotten, überall und ſchnell das Vollkommenſte herſtellen zu wollen, als die erſte Eigenſchaft ſeines Charakters aufgeſtellt hatte, wurde und blieb er von ganzen Schaaren ſchlauer und zudringlicher Leute, welche allenthalben Gebrechen und Mängel ſahen, welche (gemäß ihrer unerſchöpflichen Redſeligkeit) alles zu veredeln verſtanden, und welche die Kunſt, auch den nüchternſten Aufmerker zu beſchwatzen im hohen Grad beſaßen, umlagert, und ſein Geiſt wurde wie von ſtürmenden Winden in einem Wirbel von tauſend ſich drängenden Ideen dahingeriſſen.

Die Geſchichte hat ganz gewiß wenige Fürſten aufzuweiſen, welche in einem gleichen Zeitraume von wenigen Jahren ſo Vieles und ſo viel Wichtiges unternommen haben. Die Menge und das Gewicht ſeiner Verordnungen und Anſtalten ſetzten ganz Europa in Erſtaunen. Ganz Europa ward für einen Fürſten begeiſtert, bei deſſen anfänglicher Erſcheinung man übereingekommen war, alles, was er ſagte und anordnete, Groß und Gut zu nennen. Unmittelbar nach dem Antritte ſeiner Alleinregierung im J. 1780 ſetzte er (nach ſeinem wie es ſchien ſchon lange in ſich genährten Plan) alle Theile der großen Maſchine, welche er ganz nach ſeinem Sinn und Hang herſtellen wollte, in Bewegung. Weil er vor allen Dingen wiſſen wollte, auf welche Staatsdiener er ſich, ſowohl in Rückſicht ihrer Kenntniſſe und Fähigkeiten, als auch ihrer Geſinnungen und Sitten würde verlaſſen können, ſo führte er 1781 die ſogenannten Conduitliſten ein, vermöge welcher die Vorſtände der Staatsämter verläſſige Schilderungen der ihnen untergeordneten Beamten einſchicken mußten. Bald darauf (den 13. Oct. 1781) erſchien ſein bekanntes Toleranzpatent, vermöge deſſen allen bisher nur geduldeten Religionen gleiche bürgerliche Rechte eingeräumt wurden. Er hatte dabei die Abſicht, die Bevölkerung ſeiner Staaten, welche auch wirklich in wenigen Jahren ſehr zunahm, zu begünſtigen, und die Fabriken und Gewerbe und den Handel auf alle Weiſe empor zu bringen. Er that dieß alles, wie vieles Andere, mit einem ſolchen Eifer, und mit einer dergeſtalt beharrlichen Inſtändigkeit, als wenn jeder einzelne Gegenſtand der einzige geweſen wäre, dem er ſich widmete. Er hielt ſich unter andern an den (damals in Deutſchland als neueſte und beliebteſte Mode ſpuckenden) Grundſatz der freien ſogenannten Concurrenz, und wo z. B.

irgendwo vier Buchhändler waren, durften ſich ſo viele, als viele glaubten, ſich nähren zu können, als Buchhändler darſtellen. Er gab den Seehäfen Trieſt und Fiume vortheilhafte Einrichtungen, und brachte es dahin, daß mittelſt der auf dem adriatiſchen Meere belebten Schifffahrt inländiſche Erzeugniſſe bis nach Oſtindien gebracht, und dann (durch Verträge mit den Türken) durch das türkiſche Gebiet auf der Donau, und durch die Begünſtigung der Kaiſerinn Katharina (welche aus Achtung gegen den Kaiſer auf die öſterreichiſchen Waaren die Zölle herabſetzte, und Niederlaſſungen öſterreichiſcher Kaufleute in ihren Seehäfen geſtattete) in die entfernteſten Weltgegenden verführt wurden. Da die Aufnahme und das Blühen des Handels auf einem guten Zuſtande des Feldbaues und der Landwirthſchaft gegründet werden muß, ſo ließ er nichts unverſucht, dem Wohlſtande derſelben allen erdenklichen Vorſchub zu leiſten. In ſolcher Hinſicht hob er (ſchon gleich den 11. Nov. 1781) in Böhmen, Mähren, und ſeinem Antheile von Schleſien die Leibeigenſchaft auf, bewirkte die Milderung der Frohndienſte, und beeiferte ſich, eine Gleichheit der Abgaben oder des ſogenannten Steuerfußes, durch eine vorausgeſchickte Ausmeſſung aller Gründe nach Recht und Billigkeit herzuſtellen. Mit jedem der geringſten ſeiner Bauern und Unterthanen ſprach er herablaſſend und vertraulich, wie ein Freund, und ſeine Unterthanen unterließen auch nicht, ſich in tauſend Fällen unmittelbar an ihn zu wenden, und um ſeine Entſcheidung zu bitten. Weil gute Geſetze einen weſentlichen Einfluß auf die Erweckung und Erhaltung der Sittlichkeit, von deren gutem oder ſchlimmem Beſtande das Wohl und Wehe der Nationen abhängt, behaupten, ſo ließ er für die bürgerlichen und peinlichen Fälle Geſetzbücher herſtellen, welche die Streitigkeiten ſowohl geſchwinder beendigen, als vermindern, dabei dem Unterthanen nützliche Einſichten mittheilen, und das nöthige Vertrauen für ſeine Obrigkeiten einflößen ſollten. Er hob (den Fall der Anführung bei einem Aufruhr ausgenommen) die Todesſtrafe, ſo wie die Tortur auf, und führte andere Strafen ein, von welchen (als z. B. von dem berüchtigten Schiffziehen) er ſich eine ungleich beſſere Wirkung verſprechen zu können glaubte. Da er überzeugt war, daß die Rohheit der Sitten, dann die Unwiſſenheit und ein gänzlicher Mangel an einem etwas feinern Gefühl die Hauptquellen grober Verbrechen ſeyen, ſo gab er ſich alle nur erdenkliche Mühe, die Erziehung aller Volksklaſſen zu verbeſſern, und (womit ſchon im J. 1775 ſeine verewigte Mutter Maria Thereſia angefangen hatte) **den Bürger- und Bauernſchulen zweckmäßigere Einrichtungen durch** die Aufſtellung von **Vorſtänden für gewiſſe** Diſtrikte zu verſchaffen, ſie **durch ermunternde Unterſtützung** aller Art **zu beleben, und mit den** Schulgegenſtänden nicht **bloß den Unterricht** in nothwendigen und **nützlichen Kenntniſſen**, ſondern auch den **Unterricht in den**, gemeinen Leuten **unentbehrlichen, ſogenannten** Handarbeiten zu verbinden. **Von beſondern** und allgemeinen **Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten** des menſchlichen **Lebens, von dem** Leiden einer drückenden Noth, **und mancherlei** anderem Elend wurde und **blieb Niemand lebhafter** gerührt, als Kaiſer Joſeph **II., und** ſeine Armeninſtitute, ſeine **Krankenhäuſer, für** deren guten Zuſtand er perſönlichſt **ſorgte**, ſeine Anſtalten für die **Taubſtummen, und** hundert andere ähnliche Anſtalten, ſeine **perſönlichen Unterſtützungen verarmter Familien** (täglich vertheilte er unter **wahrhaft Nothleidende** hundert und mehrere **Dukaten) waren** Erſcheinungen und **Eigenſchaften, von welchen** man hätte ſchließen ſollen, daß **mit ihrer Herrlichkeit** auch alle übrigen Handlungen **dieſes Kaiſers** übereinkommen, und daß ſie **ihn bei** ſeinem Wohlwollen, bei ſeiner **Herzensgüte und** Großmuth zum Glücklichſten aller **Monarchen** machen würden. Dieſes Glück ſtellte ſich aber bei den allerwichtigſten Unternehmungen dieſes Kaiſers ſo gar nicht ein, daß ſein Leben vielmehr eine lautere Kette von Unannehmlichkeiten und von ſolchen Ereigniſſen, durch deren Widrigkeit auch der ſtandhafte Mann erſchüttert zu werden pflegt, geworden, und dieß bis auf den letzten ſeiner Tage geblieben iſt.

Unter ſeine vornehmſten (auswärtige Staaten betreffenden) Handlungen gehört die von Rußland, Oeſterreich und Preußen unternommene Theilung des Königreiches Polen im J. 1772, wozu K. Joſeph II., als Mitregent von Oeſterreich, allerdings mitgewirkt hat. Dieſe Theilung, welche K. Friedrich II. in Vorſchlag gebracht, und durch welche K. Joſeph II. den an Oberſchleſien, Ungarn und Siebenbürgen grenzenden Theil, dem man die Namen Gallizien und Ladomerien gab, erhalten hat, wurde nicht von Jedermann mit Beifall aufgenommen, ſondern ſie wurde vielmehr für ein ſehr ſchlimmes Beiſpiel, und für ein ſogenanntes Scandal für die übrige Welt erklärt, und gar ernſthaft von der (früher oder ſpäter ſich einſtellenden) Richtigkeit des Bekannten „male parta male dilabuntur", geſprochen.

Ein ähnlicher Erwerbungsfall machte ſchon ein ungleich größeres Aufſehen. Durch den den 30. Dec. 1777 geſchehenen Hintritt des

Kurfürſten von Bayern, Max Joſeph, war eine Linie des pfalzbayeriſchen Stammhauſes erloſchen, und die rheinpfälziſche Linie war jetzt der rechtmäßige Erbe der bayeriſchen Länder; allein dem Hofe zu Wien wurden von der Beſchaffenheit der Sache ganz andere Anſichten beigebracht, welche Anſichten um ſo mehr Beifall fanden, als die Anſprüche des Wienerhofes auf einige Theile von Bayern anfangs ſelbſt von dem kurpfälziſchen Hofe, welcher von dem Verhalten der Sache ebenfalls noch nicht richtig belehrt worden war, anerkannt, und vom kurpfälziſchen Geſandten von Ritter den 3. Jänner 1778 zu Wien unterzeichnet worden waren; was alles eine traurige Folge von einem ſonderbaren Verhalten des pfälziſchen Kabinets, vermöge deſſen die der Sache kundigen Eingebornen von Bayern ſchlechterdings nicht um ihre Erinnerung gefragt wurden, war. Die Sache wurde indeſſen bald nach ihrer wahren Beſchaffenheit erläutert, und (nachdem die Oeſterreicher die nach ihrer Meinung ihnen erbſchaftlich angefallenen bayeriſchen Ländereien ſogleich mit ihrem Militär beſetzt hatten) für ſo bedeutend und folgereich gehalten, auch von dem nächſten pfälziſchen Stammvetter, dem Herzog von Zweibrücken (ohne deſſen Vorkenntniß und Einwilligung ſchon im Voraus jede Convention nichtig war) als eine ſeinem Hauſe höchſt nachtheilige Ereigniß dem preußiſchen Hofe ſo nachdrücklich geſchildert, daß König Friedrich II., nachdem er vergeblich erwartet hatte, daß die öſterreichiſchen Forderungen (vor der Beſitznahme) der Reichsverſammlung, oder doch den Kurfürſten vorgelegt werden würden, ſich veranlaßt fand, noch im Jahre 1778 zu den Waffen zu greifen, und in ſolcher Abſicht mit einer zweckmäßigen Armee in Böhmen einzurücken. Da indeſſen (ſelbſt nach den Wünſchen der Theile bald die Vermittlung der Höfe von Frankreich und Rußland ſich einſtellte, ſo kam es zu keiner Hauptſchlacht, ſondern zu einem Frieden, welcher zu Teſchen (im öſterreichiſchen Schleſien) den 13. Mai 1779 dahin abgeſchloſſen ward, daß Oeſterreich (um doch nach ſeiner großen Bewegung ſeine Würde zu decken) einen Theil von Bayern, nämlich den zwiſchen der Donau, dem Inn und der Salza gelegenen Strich Landes, dem jetzt der Name des Innviertels beigelegt ward, erhielt, und daß dabei auch andern Häuſern, welche mit Anſprüchen aufgezogen waren, eine Befriedigung ertheilt ward.

Einige Jahre nachher ſetzte ein anderer Verſuch des Kaiſers Joſeph II. auf die bayeriſchen Lande ganz Deutſchland in Bewegung. Dieſer Verſuch betraf nichts Geringeres, als (was vom öſterreichiſchen Hofe ſchon längſt gewünſcht worden iſt) die Austauſchung von Bayern gegen die öſterreichiſchen Niederlande. Da dieſer Tauſch, als ein bloßer Tauſch, und ohne alle andere Rückſichten betrachtet, dem damaligen Kurfürſten, Karl Theodor, als ſehr vortheilhaft geſchildert, und ihm verſichert wurde, daß er (Namur und Luxemburg ausgenommen) das ganze übrige öſterreichiſche Niederland, mithin ein reicheres Land, als Bayern wäre, und dieſes noch überdieß mit dem Titel eines Königs von Burgund erhalten ſollte, ſo ſchien der Ausführung dieſes Vorhabens, welches auch von der ruſſiſchen Kaiſerinn begünſtigt ward, nichts ferner im Wege zu ſtehen, als etwa der Widerſpruch des zweibrückiſchen Hauſes, welchen man allenfalls umgehen zu können glaubte; allein der Widerſpruch dieſes Hauſes erhielt ſogleich dadurch ein entſcheidendes Vollgewicht, daß K. Friedrich II. von Preußen den vorgehabten Umtauſch für eine offenbare Verletzung des erſt jüngſt abgeſchloſſenen Teſchner-Friedens, und für eine in ihren Folgen höchſt bedenkliche und unzuläſſige Sache erklärte, deren Abwendung ſo äußerſt wichtig wäre, daß ſich die deutſchen Fürſten mit vereinigten Kräften verwenden müßten, jene Abwendung mit allem Nachdruck zu unterſtützen. Bei dieſer

Erklärung ließ es K. Friedrich II. nicht bewenden, ſondern noch im J. 1785 unterhandelte und bewirkte er einen deutſchen Fürſtenbund, welchen zuerſt die kurfürſtlichen Höfe Sachſen, Brandenburg und Hannover, und in der Folge andere deutſche Fürſten unterzeichnet, und vermöge deſſen ſie ſich verbindlich gemacht haben, die Aufrechthaltung der bisherigen deutſchen Reichsverfaſſung, und den geſetzlichen und hergebrachten Beſtand der Reichsfürſtenrechte überhaupt mit ihren vereinigten Kräften ſchützen zu wollen. Bei dieſen Ereigniſſen unterblieb zwar der Tauſch mit Bayern; aber da dieſer Fall nicht der einzige war, wo ſich der gutmeinende, aber zu raſch vorſchreitende Monarch von ſolchen Rathgebern, welche alle ihre (oft ungeheuern) Einfälle durchſetzen zu können glaubten, zu ganz unzeitigen Unternehmungen verleiten ließ, ſo wurde und blieb gleichwohl auf ihm der gemeine Verdacht haftend, daß man wider einen Monarchen nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn könnte, bei dem es ſchien, daß es nichts weiter brauchte, als ihm etwas von ehemaligen kaiſerlichen Rechten, oder von unveräußerlichen landesherrlichen Anſprüchen vorzuſagen, um ihn für die Ausübung derſelben ſogleich in volle Thätigkeit zu ſetzen. So z. B. ließ er ſich bereden, ein uraltes Recht oder Gebrauch, welchen ehemalige Kaiſer in Ländern, die von ihren Statthaltern regiert wurden, ausgeübt haben mochten, den Gebrauch nämlich an Stifter und Klöſter ſogenannte Panisbriefe, oder Anweiſungen auf den Unterhalt dürftiger Perſonen zu verſenden, wieder hervorzuſuchen, und in alle Gegenden von Deutſchland ſolche Panisbriefe zu verſchicken, deren Anerkennung, wie leicht vorher zu ſehen war, nicht erfolgte, wodurch aber das Anſehen des Kaiſers, und das für ihn ſo wichtige Zutrauen der Stände nicht wenig gekränkt wurde. So machte auch eine andere ſeiner Unternehmungen einen nicht weniger ſonderbaren Lärm, ohne die Sache, welche er ſuchte, im Grunde beſſer zu machen. Die ſpaniſchen Niederländer ſchifften einſt, zu ihrem größten Vortheil, auf der Schelde ins Meer; allein beim Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens im J. 1648 brachten es die Holländer dahin, daß die damals ſpaniſchen und nachher öſterreichiſchen Niederländer den Vortheil der Scheldefahrt feierlich entſagten, was die natürliche Folge nach ſich zog, daß die niederländiſche Stappelſtadt Antwerpen ſehr verloren, und dagegen die Stadt Amſterdam unendlich gewonnen hat. Jene Entſagung wurde in der Folge von den Niederländern, und nunmehr vom Kaiſer Joſeph II. für ſehr kränkend erklärt, was ſie auch war; allein ſie war nun einmal ein geſetzlicher Vertrag, der ohne Verletzung der Geſetze nicht verlegt werden konnte. Kaiſer Joſeph II. ſchmeichelte ſich, ein Mittel gefunden zu haben, den Holländern ihre Bedenklichkeiten, welche ſie wider die Eröffnung der Schelde haben konnten, dadurch zu benehmen, daß er ihnen dafür andere Vortheile, oder vielmehr Entſagungen auf verſchiedene Anſprüche einräumen zu wollen verſprach, von welchen er glaubte, daß die Holländer, ohne eines feindſeligen Starrſinns ſich ſchuldig zu machen, jene Eröffnung ferner nicht würden verweigern können; allein die Holländer beharrten auf ihrer Verweigerung ein für allemal dergeſtalt, daß ſie, da K. Joſeph II. (um nunmehr einen Verſuch zu machen) von niederländiſchen Fahrzeugen die Schelde befahren ließ, auf dieſe Fahrzeuge Feuer geben ließen, was K. Joſeph II. für eine Beſchimpfung ſeiner Flagge erklärte, und vierzigtauſend Mann ſchickte, jene Beſchimpfung zu rächen. Er hatte Rußland, die Holländer aber hatten Frankreich auf ihrer Seite. Die Vermittlung dieſer Mächte entſchied, daß dem K. Joſeph II. zu ſeiner Befriedigung eine Summe von zehn Millionen bezahlt, und dabei etwas von Ländereien abgetreten werden ſollte. Mit der Verweigerung der Schiffahrt auf der Schelde blieb es bei dem vorigen Zuſtand. Nicht weniger Aufſehen machten überhaupt die Erfahrungen, daß auf den Reichstagshandlungen von kaiſerlichen Abgeordneten einſeitig und herausnehmend vorgegriffen, daß mindere Reichsſtände bei ihren Gerechtſamen oft weniger, als es hätte ſeyn ſollen, beachtet, und daß ungewöhnlich anmaßende Benehmungen in Uebung geſetzt werden wollten; was alles zu ganz außerordentlichen Muthmaßungen und bangen Erwartungen zu berechtigen, und es wenigſtens begreiflich zu machen ſchien, wie man, als der Kaiſer in Verbindung mit Rußland im Jahre 1788 einen Krieg wider die Türken unternahm, die Sage verbreiten konnte, daß dieſer gemeinſchaftliche Krieg die Abſicht habe, die Türken aus Europa zu jagen, und dann ungleich bedeutendere Unternehmungen in Europa und zumal in Deutſchland vorzunehmen.

Mit dieſem Zuge wider die Türken hatte es im Weſentlichen folgende Bewandtniß. Die Ruſſen hatten nach einem von ihnen glücklich geführten Krieg zu Keinardgi im Jahre 1774 einen Frieden geſchloſſen, in welchem unter andern Punkten der ſeit 1490 von der osmanniſchen Pforte abhängige Fürſt oder Chan der europäiſchen Tartaren, welcher auf der Halbinſel Krimm ſeinen Sitz hatte, für unabhängig erklärt wurde. Nach einigen Jahren, nämlich im Jahre 1783 kam man am ruſſiſchen Hofe auf den Einfall, dem Chan Schahin Gerai die Krimm abzukaufen, was zwar die Türken anfangs zugaben, aber bald bereuten, ſich zu einem Kriege rüſteten, und dieſen im September 1787 wirklich eröffneten. Dieß nöthigte den Kaiſer Joſeph, als welcher der Kaiſerinn Katharina von Rußland in dem mit ihr abgeſchloſſenen Bündniß ſeinen Beiſtand in dem Falle, daß ſie angegriffen werden ſollte, zugeſagt, und jene Kaiſerinn gerade in dieſem Jahre (im Mai 1787) in der (in Neurußland an dem Fluſſe Dnieper gelegenen) Stadt Cherſon perſönlich geſprochen hatte, ſich zu einem Krieg, der ſonſt ſeine Neigung nicht war, zu entſchließen. Er ſagte dieß auch in ſeiner Kriegsankündigung den 9. Hornung 1788, in welcher er feierlich verſprach, daß er der türkiſchen Bürger und Bauern, als wider welche er ſeine Truppen nicht ausführte, auf alle Weiſe ſchonen, und daß er ihren Handel und ihre Verfaſſung überall in ſeinen unmittelbaren Schutz nehmen werde. Er ſelbſt, der Monarch, kam im J. 1788 bei ſeinem Hauptheere, welches in verſchiedenen Abtheilungen und Gegenden verſchiedenen Feldherren anvertraut werden mußte, im Bannat an, und hatte zwar das Vergnügen, ſehr oft Nachrichten zu erhalten, daß eine kleine Anzahl ſeiner Leute wider eine groſſe Menge von Türken ſich tapfer gehalten habe; wie ſich dann z. B. der Major Stein in der (von dem ehemaligen unter K. Leopold I. fechtenden General Veterani ſogenannten) veteraniſchen Höhle, von welcher man die Fahrt auf der Donau ſperren kann, überaus wohl hielt; auch hatten ſeine Generäle, Laudon in Croatien die Feſtung Novi, Koburg in der Moldau die Feſtung Choczim, und mit ihr die ganze Provinz Moldau erobert; allein in der Hauptſache wurde nichts ausgeführt, und der Verluſt, welchen die kaiſerliche (bei ihrem erſten Feldſtand 172,000 Mann zählende) Armee in dieſem Jahre erlitt, war nicht gering; indem zwar vor dem Feind kaum 12,000 Mann umkamen, aber durch die (in Ungarn für die deutſchen Heere ſehr gewöhnlichen) Seuchen einige 30,000 weggerafft, und ſelbſt die Geſundheitsumſtände des Kaiſers ſo bedenklich wurden, daß er zurück nach Wien ſich begeben mußte.

Im Kriegsjahre 1789 fielen zwar für die öſterreichiſchen Heere abermals ſehr wichtige und glückliche Begebenheiten vor, welche aber, wie wir gleich hören werden, den Lauf der Sachen mehr zu beunruhigen, als zur gewünſchten Entſcheidung zu führen ſchienen. Der Fürſt von Hohenlohe hatte ſich nicht nur in

Siebenbürgen ganz vortrefflich, und die Türken durchaus von ſich entfernt gehalten, ſondern er hatte auch in der Folge die kleine Wallachei betreten, und den 6. Oktober ein türkiſches Heer geſchlagen. Prinz Coburg hatte in der Moldau (in Gemeinſchaft mit dem ruſſiſchen General Suwarow) den 31. Juli bei Fockſan ein türkiſches Heer verjagt, und den 22. Sept. eine vom Großvezier angeführte hunderttauſend Mann zählende Armee, bei Martineſtie geſchlagen. Die Feldherren Vecſey und Klerfaye hatten den Feind aus dem Banate vertrieben, und dem Laudon, der jetzt über die Save gieng, den Weg zur Belagerung von Belgrad gebahnt. Laudon bekam dieſe Hauptfeſtung mit vierhundert Kanonen, und mit einem ungeheuern Kriegsvorrath aller Art, (den 8. Oct. 1789) ſo wie bald darauf die Feſtungen Paſſarowicz und Semendria in ſeine Gewalt, und bei dieſen Ereigniſſen hätte man allerdings erwarten ſollen, daß die Türken geneigt werden würden, ſich die Vermittlung von Preußen und England, welche von Oeſterreich und Rußland nachgeſucht wurde, mit ſchiedlichen Friedensbedingniſſen gefallen zu laſſen; allein die Türken wollten von einem Frieden durchaus nichts hören; was die Vermuthung beſtätigte, daß es eine dritte Macht geben müſſe, welcher die

Eroberung von Belgrad zu wichtig ſchien, als daß ſie den Beſitz dieſer Feſtung dem Erzhauſe Oeſterreich gönnen könnte. Dieſe Macht war Preußen. K. Joſeph II. ſah ſich veranlaßt, einen großen Theil ſeiner Truppen an den Grenzen gegen Preußen, wie auch in Galizien an der polniſchen Grenze zu verſammeln, und auf neue feindſelige Begebenheiten ſich gefaßt zu machen. In dieſer höchſt traurigen Ungewißheit hinterließ K. Joſeph II. ſeinen Krieg wider die Türken.

Der Zuſtand, in welchem K. Joſeph II. die allerwichtigſten Angelegenheiten in ſeinen Erbländern, zumal in Ungarn und den Niederlanden hinterließ, war noch weit trauriger. Selbſt in Oeſterreich, wo man ſeine Verordnungen mit der pünktlichſten Bereitwilligkeit in Vollzug geſetzt hatte, fand er zuletzt nicht, was er ſich in ſeiner Einbildung als ein ſchönes Bild entworfen, und dabei in eine höchſt fröhliche Zukunft geblickt hatte. Seine Hauptabſicht war, die Aufklärung, die Glaubensduldung, die Bevölkerung und Induſtrie zu befördern. Die Aufklärung ſollte vorerſt mit dem Prieſterſtand bearbeitet werden, und von dieſem Stande ausgehen. Seine perſönlichen Abſichten waren ganz gewiß vortrefflich, und ſeine Anſtalten waren ohne Zweifel ihrem Zwecke angemeſſen; allein was die Verbeſſerung mit dem geiſtlichen Stande, und überhaupt mit religiöſen, wenn gleich außerweſentlichen Dingen betrifft, ſo iſt dieß ein Gegenſtand, der, wenn man bei dem beſten Willen nicht alles verderben, wenn man mit dem Unkraut nicht auch den Weizen ausrotten will, mit der höchſten Vorſicht, Klugheit und Mäßigung, mit der äußerſten Schonung der Volksbegriffe behandelt ſeyn will. Schon gleich im Jahre 1781 fieng K. Joſeph II. an, ſolche Klöſter, welche ſich weder mit Seelſorge, noch mit Unterricht abgaben, für aufgehoben zu erklären, und ihre Einkünfte für Pfarreien oder Landſchulen zu verwenden. Zu gleicher Zeit unternahm er mit dem öſterreichiſchen Kirchenſtaat überhaupt eine Menge ſogenannter Reformen, welche, da ſie das Weſentliche der katholiſchen Kirchenverfaſſung nicht berührten, zwar in den Gerechtſamen des Regenten gegründet, welche aber dann doch vielen Verſtändigen nicht ſo gar dringend, als wofür man ſie, vermöge ihres heftigen Betriebs, hätte halten ſollen, geſchienen, und welche noch weniger immer mit der (ſolchen Angelegenheiten zukömmlichen) Würde, Ruhe und Milde behandelt geworden ſeyn mögen; wie dann der Eindruck, welchen die öſterreichiſchen Kirchenreformen auf ganz Europa machten, ſo lebhaft war, daß ſich ſchon gleich im Jahre

1782 Pabſt Pius VI. veranlaßt fand, in Perſon nach Wien zu kommen, ſich über die Grundſätze des K. Joſeph II. zu verſtändigen, und mit dem redlichen Willen des Kaiſers, welcher ihm im folgenden Jahre einen Gegenbeſuch in Rom abſtattete, zu beruhigen. Der ſtürmende Eifer ſchon, mit welchem das Aufklärungswerk von manchem mit der nothwendigen Beſcheidenheit ganz unbekannten Staatsdiener behandelt wurde, ließ den unbefangenen Betrachter das ganz und gar nicht finden noch erwarten, was der gutmeinende Kaiſer beabſichtet und erwartet haben mag. Gemäß der damals zu Tage geförderten Preßfreiheit theilte jeder, der nur eine Feder halten konnte, ſeine Einfälle und Träume dem Wiener Publikum mit, und nicht nur auf Mißbräuche, von welchen wir wiſſen, daß manche nicht mit Einem Schlage gehoben werden können, ſondern auf alle in der Religion außerweſentliche Gegenſtände wurde, als auf ganz ungereimte Dinge Jagd gemacht, und ganz Wien wurde tagtäglich mit ſogenannten Flugſchriften überſäet, welche, ſo ſach- und witzlos ſie gewöhnlich waren, doch immer einen Eindruck hinterließen, bei dem ſich nach und nach ein ſonderbarer Zuſtand von Denk- und Benehmungsart zu bilden anfieng. Da (wie bei allen Klaſſen und Ständen) ſo auch unter den Prieſtern nicht alle Prieſter in ihrem Amte ſtets glänzende Muſter geweſen ſeyn mögen, ſo nahm ſich jeder die Freiheit, (welche bei dem Stand der Staatsdiener und des Militärs durchaus nicht geduldet werden würde) den Prieſterſtand öffentlich zu bekriteln, und ein ordentliches Journal recenſirte mit einer öffentlichen Rüge, Woche für Woche, die in den Kirchen in und um Wien gehaltenen Predigten. Das Aufſehen, welches ſolche (unläugbar unziemliche) Schreibereien machten, und der große Abſatz, den ſie erhielten, zogen die Folge nach ſich, daß man die Schranken der Wohlanſtändigkeit immer weiter entfernte, und daß in Betreff der Religion zuletzt auch weſentliche Dinge (wie bekanntlich Eybel die Ohrenbeicht) angriff; was, wenn es fortgeſetzt worden wäre, unausbleiblich (anſtatt der gerühmten Aufklärung) den Zuſtand der ſchmalkaldiſchen Zeit herbei geführt haben müßte. Als die hierüber betroffene Regierung (freundſchaftlich zurückhaltend und warnend) den Finger hob, ſtand es mit vielen guten Dingen ſchon bei weitem nicht mehr ſo, daß ſie das wieder hätten werden können, was ſie unter Maria Thereſia waren. Der Prieſterſtand, welchen zu ſchulmeiſtern, zu hudeln, und zu erniedrigen, ſich jeder Schreiber nicht nur erlaubt, ſondern befliſſen hatte, befand ſich in einem ſolchen Zuſtand von Geringſchätzung und Verachtung, daß die Neigung, dieſen Stand zu wählen, wie mit Einem Male verſchwand, und daß ein fürchterlicher Mangel an bewährten Prieſterkandidaten ſchnell auf allen Seiten ſich einſtellte. Auch mit dem Unterrichtsweſen giengen ſeit der Aufhebung der Jeſuiten (unter einem beſtändigen und [illegible]ariſchen Gefecht und Gedräng) tauſend [illegible]rne Sonderbarkeiten vor, und die unzähligen Verbeſſerer hatten ſich bei aller ihrer Verſchiedenheit von Anſichten nur gewöhnlich darin vereinigt, daß alles Ehemalige, als ein häßlicher Wuſt und Tand verworfen daß allenthalben etwas Beſſeres, nämlich etwas Neues aufgeſtellt, und daß nur recht Vieles, und das Viele recht ſchnell und anſtrengend gelernt werden müßte; aber die Unterrichts- und Bildungsanſtalten gehörten vorzüglichſt unter die perſönlichen Lieblingsgegenſtände des eifrigen Kaiſers, und von ſeinen Generalſeminarien zumal verſprach er ſich, weil in denſelben die Zöglinge des Prieſterſtandes, unter weltlicher Aufſicht, nach den neueſten Anſichten und Grundſätzen geleitet werden mußten, die vollkommenſten Muſter des Prieſterſtandes; wie er ſich dann auch (weil er von ſeiner guten Abſicht ſtets auf die Wirkung ſchloß) von andern ſeiner Verfügungen alles erdenkliche

Gute verſprach, aber zu ſeinem höchſten Schmerzen ganz andere Erfahrungen machte.

Dieſe Erfahrungen hat K. Joſeph II. unter gräßlichen Auftritten in den Niederlanden und in Ungarn gemacht. Er behandelte dieſe Länder ganz wie ſeine öſterreichiſchen Provinzen, hob reiche Abteien, Bruderſchaften, öffentliche Andachten, und andere außerweſentliche Ueblichkeiten auf; führte vor allen Dingen ſeine Lieblingsſache, nämlich ſeine Generalſeminarien, in welchen die Geiſtlichkeit in Zukunft unter einer andern, als unter der biſchöflichen Aufſicht, und nach wieneriſchen Lehrbüchern gebildet werden ſollte, und andere Dinge ein, welche von den darauf durchaus nicht vorbereiteten Niederländern mit dem lebhafteſten Gefühl von Unmuth und Abſcheu betrachtet wurden. Nun ſagte ein Kenner der Brabanter *): „Dieſe Nation, die ſich von jeher durch ihren Eifer für die katholiſche Religion ausgezeichnet hat, würde lieber alles verlieren, als ſich auch nur das Geringſte von ihren religiöſen Meinungen und Gebräuchen nehmen laſſen. Sie lieben ihre Religion beinahe ſchwärmeriſch; aber bei aller Schwärme-

---

*) In Schlözers Staatsanzeigen. B. 11. S. 5. u. w.

rei ſcheinen ſie doch derſelben mehr aus Wahl und Neigung, als aus einem blinden Inſtinkt ergeben zu ſeyn; und dieß iſt ein Hauptzug in dem Character der Brabanter, die zwar ſehr andächtig, aber doch nichts weniger, als bigott ſind. Ihre Geiſtlichkeit wird von ihnen ſehr hoch geſchätzt; und gegen den römiſchen Stuhl, den ſie als den Mittelpunkt der Einigkeit der katholiſchen Kirche anſehen, hegen ſie eine beſondere Ehrfurcht.“ — „Man ſtelle ſich vor *), was es für eine Gährung in den Gemüthern der Brabanter erregen mußte, als man ihre, ſeit ſo vielen Jahrhunderten berühmte, theologiſche Schule zu Löwen, die ſich bei allen Janſeniſtiſchen und Moliniſtiſchen Stürmen doch am Ende orthodox erhalten hatte, und die in mehr als Einer Hinſicht von den vereinigten ſowohl, als öſterreichiſch-katholiſchen Niederländern für einen geheiligten Sitz der Orthodoxie gehalten wurde, nach einem verdächtigen Ort hinverlegte, ihre verdienten theologiſchen Lehrer und Canoniſten ab, und an deren Stelle Leute ſetzte, welche den jungen Geiſtlichen, anſtatt des orthodoxen Lehrbegriffes der alten katholiſchen Kirche, die neuen Grundſätze der Wiener-Hoftheologie (ſo

---

*) Ebd. S. 8.

nannte man ſpottweiſe das Lehrſyſtem der neuen theologiſchen Profeſſoren) beibringen ſollten. Die hohe und niedere Geiſtlichkeit machte freilich die dringendſten Vorſtellungen dagegen, bat, flehte; allein ſie wurde nicht nur mit Hohn und Verachtung abgewieſen, ſondern man fuhr auch fort, die geſchärften Verordnungen des Hofes mit einer Strenge ins Werk zu richten, die den von Natur alle Gewalt verabſcheuenden Brabanter um ſo mehr aufbrachte, weil er bis dahin von dem öſterreichiſchen Hauſe mit der größten Nachſicht und Milde beherrſcht worden war. Nun begann alles über Verrath gegen Religion und Kirche zu ſchreien. — Statt nun das Uebel nicht noch ärger zu machen, oder einem allgemeinen Sturm noch bei Zeiten vorzubeugen, fuhr man dennoch fort, die erbitterte Nation auf einer ihrer empfindlichſten Seite zu zwacken. Man hob noch mehr reiche Abteien auf ꝛc." — Die heftigen Ausdrücke in einer von den Ständen von Brabant wegen der Univerſität Löwen den 5. Juni 1787 an die Regierung mit dem Verlangen eingereichte Vorſtellung, daß ſie dem Kaiſer geſchickt werden ſollte *), zeigten, wie weit es bereits damals

---

*) Ebd. S. 25.

mit dem Unmuth der Brabanter gekommen war. Sie führten an, wie die Univerſität in ihren Schmerzen ausrief: „Gerechter Gott! Sind das die Beweiſe der Wohlthätigkeit unſers erhabenen Souverains! Meint man uns dann dadurch zu regeneriren, daß man alles unterſt zu oberſt kehrt, alles zerſtört, überall lauter Verwirrung macht [*])? — Was ſie unter andern beſonders empörte, war, daß man zum Reformiren drei Wienergelehrte geſchickt hatte, von deren einem (mit Namen Stöger) ſie vorbrachten, „daß an der Spitze des General-Seminarii ein fremder Prieſter erſchienen ſey, den Niemand in Löwen je weder Meſſe leſen, noch die horas canonicas beten geſehen, deſſen Schriften ſein Biſchof gebrandmarkt hat [**]), der nie den Rock eines Weltprieſters trug, auch nicht einmal einen hatte, als ſeitdem er ſich auf **importune visite** von dem Cardinal-Erzbiſchof gefaßt machen mußte.“ „Man muß geſtehen, (ſo endigte dieſe Vorſtellung der Stände) die Umkehrung der Studien in Löwen iſt mit eben ſolchen Symptomen begleitet geweſen, als der Angriff auf die Rechte der Conſtitution, mit Mangel an Einſichten, mit Uebereilung, Ungeſchicklichkeit, Liſt oder Gewaltthätigkeit bei den Mitteln, durch die man niederriß, anſtatt aufzubauen.“ Auch die politiſchen Verfügungen wurden nicht beſſer aufgenommen. Man nannte ſie offenbare Verletzungen der Grundverfaſſungen, und die Brabanter hörten ſogleich auf, ihre gewöhnlichen ſogenannten Subſidien zu entrichten. K. Joſeph II. erſchöpfte jetzt alles, was dazu dienen konnte, die Mißverſtändniſſe zu heben, und die Niederländer zu beruhigen; denn er verſprach ihnen jetzt, daß er alles wieder in den vorigen Zuſtand zurückſetzen würde, wenn ſie (zur Schonung ſeines Anſehens nämlich) nur gleichſam auf einige Tage alles auf den Fuß ſeiner Verordnungen ſetzen würden; und als ſie ſich dieſes gefallen ließen, hob er nicht nur im politiſchen Fache alle ſeine Verordnungen wirklich auf, ſondern ſetzte noch überdieß das Verſprechen hinzu, daß er niemals wieder etwas ohne ihre Berathung verfügen würde;

---

[*]) Ebd. S. 29.

[**]) Dieſer Ferdinand Stöger, Prieſter und vorhin Profeſſor der Kirchengeſchichte zu Wien, hatte 1776 eine Introductio in historiam ecclesiasticam N. T. ad usum suorum auditorum herausgegeben, wegen welcher ihn der Cardinal Migazzi bei Maria Thereſia heftig verklagt, und unter anderm geſagt hat, „der Verfaſſer ſey ſo affektirt unverſtändlich, daß man es ſeinem compendio nicht anſehen könne, ob es für die Wiener- oder für die Göttinger Univerſität geſchrieben ſey.

aber da die Stände nunmehr auch die Aufhebung der Verfügung in geiſtlichen Dingen, welche ihnen nicht weniger, und noch ungleich mehr verhaßt waren, forderten, ſo glaubte K. Joſeph II., daß bei den Ständen von Brabant und Hennegau (die Luxenburger und Limburger dachten ungleich ſchiedlicher) ein ernſthaftes Benehmen beſſere Folgen haben dürfte, und den 7. Jänner 1789 erklärte er ihre bisherigen Vorrechte für aufgehoben; ja einige Zeit darauf kündigte eine landesfürſtliche Verordnung an, daß das Herzogthum Brabant eine neue (von der Grafſchaft Flandern entlehnte) Verfaſſung erhalten würde. Da dieſe und andere Erklärungen die Geſinnungen der Brabanter nur noch unruhiger und heftiger machten, wurde die Verſammlung der Stände von Brabant vollends für aufgehoben erklärt, und wider diejenigen, welche an den Unruhen einen unmittelbaren Antheil genommen hatten, eine ſcharfe Ahndung verordnet. Nun fiengen ſogleich Zuſammenrottungen des Pöbels an, bei welchen die Milde (der Kaiſer hatte jetzt z. B. die biſchöflichen Seminarien wieder hergeſtellt) ſo wie die Schärfe gleich fruchtlos blieb. Es ſammelten ſich ſogar Truppen, und ein Advokat, Heinrich van der Noot, der ſich den Agenten des brabantiſchen Volkes nannte, erklärte in einem Manifeſt Joſeph II.

der Würde eines Herzogs von Brabant für verluſtig, was die Stände der Grafſchaft Flandern ſogleich befolgten. Vergeblich war jetzt jede Gnade des Kaiſers; auch da er den Abgefallenen eine gänzliche Vergeſſenheit alles Geſchehenen, und eine völlige Herſtellung der ehemaligen Verfaſſung anbot. Die Häupter der Mißvergnügten riefen jetzt alle Eingebornen, welche bei dem öſterreichiſchen Militär ſtanden, ab, und Hunderte riſſen unverzüglich aus *). Den 10. und 11. Dec. 1789 fiel die Hauptſtadt Brüſſel ab, und van der Noot hielt in derſelben einen prunkvollen Einzug. Das von einem gewiſſen van der Merſch angeführte Heer der Mißvergnügten zählte bereits dreißigtauſend Mann, wider welche der öſterreichiſche Feldmarſchall Bender, der ein Korps von höchſtens zehntauſend Mann zählte, nichts wagen wollte, und ſich begnügte, Luxenburg zu vertheidigen. Wiederholte von Wien angekommene Gnadenverſicherungen hatten zuletzt den Erfolg, daß die Mißvergnügten unter der Leitung des van der Noots einen

---

*) Mönche mit dem Crucifix ſah man häufig an der Spitze dieſer Glaubensarmeen, und die Revolution wurde eben ſo von dem unzufriedenen Klerus unterſtützt, wie die dortige neueſte!

Anm. d. Herausg.

ſogenannten ſouverainen Congreß errichteten, und ſich auf immer für unabhängig erklärten. In dieſem Zuſtande verließ K. Joſeph II. ſein Niederland.

In Ungarn hatte K. Joſeph II. eben dieſelben Neuerungen vorgenommen, und um den Ungarn zu zeigen, daß allein ihm alle Herrſchaft zuſtehe, hatte er ſogar das der Nation heiligſte Kleinod, die ungariſche Krone (was auch mit der Krone von Böhmen geſchah) in ſeine Schatzkammer nach Wien überbringen laſſen.

„Der Hof und der König (von Ungarn, Joſeph II.) der weit vom Lande entfernt, und nur ein paarmal durch daſſelbe gereiſt war, ſchickte Plane, die vielleicht für Oeſterreich paſſend, und daher (von Oeſterreich) genommen, oder von einem Projektmacher eingereicht waren, dem nur um ein paar hundert Ducaten zu thun war, und der, wenn ſie die Nation abgekauft hätte, damit ſtillgeſchwiegen hätte, an dieſe (ungariſche) Landesſtellen, mit dem ſtrengſten Befehl, daß ſolche innerhalb dreißig Tagen vollzogen ſeyn ſollten. Wenn nun dieſe Plane, die auf dem Papiere herrlich lauteten, und (bloß theoretiſch betrachtet) den Staat zum höchſten Gipfel der Glückſeligkeit geradezu zu führen ſchienen, aber den Umſtänden des Landes nicht angemeſſen waren (denn gewiß auch in politiſchen Dingen **minima circumstantia mutat casum**) wenn nun von den vorgeſchriebenen Normalien aber gar nicht abgewichen werden konnte, und wenn demnach auch in Anſehung der Geſchwindigkeit, die Angelegenheiten derer, die von Natur an die freie Luft gewöhnt waren, gleichſam auf einmal in das künſtlichſte Treibhaus verſetzt wurden, ſo entſtand (was natürlich folgen mußte) das große Unglück Joſeph II., daß auch ſeine ſonſt herrlichſten und menſchenfreundlichſten Anſtalten ihren erwünſchten Zweck nicht erreichten, ſondern mißverſtanden wurden, und fehlſchlagen mußten *)."

In Ungarn dachte man noch zur Zeit an keinen Aufſtand und Abfall; aber in allen Comitaten wurden bereits ſogenannte Congregationen, manche ſehr brauſend, und wobei man an manchen Orten die k. k. Commiſſarien ſehr ſchimpflich behandelte, gehalten **). „Die Beſchwerden wurden von den Ständen ſelbſt nach der Reihe wieder aufgezählt, zu Papier gebracht, und dem Monarchen eingeſchickt, nebſt einem Schreiben an den erſten

---

*) Schlözers Staatsanzeigen XIV. pag. 180. 181.

**) Eb. S. 171.

Miniſter, Fürſten Kaunitz, in welchem die Stände ihn erſuchten, ſich der Nation anzunehmen, und bei dem Monarchen ſich für ihr Beſtes zu verwenden" *). Dieß geſchah, und der Monarch, welcher damals nach dem gedämpften Feuer ſeiner heftigen und gebieteriſchen Gemüthsart, heller als ehedem geſehen, richtiger als ehedem gefühlt haben mochte, gieng jetzt den Wünſchen der edlen und ſtolzen Nation entgegen, und nahm jetzt in dem ewig denkwürdigen Manifeſt (Wien den 28. Jänner 1790) welches anfängt: „**Quum generalia regni comitia**" **) alle ſeine Anordnungen wieder zurück, zernichtete (einige die geiſtlichen Anſtalten betreffende Dinge ausgenommen) in Einer Stunde alles wieder, was ihn ſeit zehn Jahren, während deren er es aufgerichtet, ſo viele Anſtrengungen, ſo viele ſchlafloſe Nächte gekoſtet hat, und das mit einer Gelaſſenheit, man möchte ſagen, mit einer rührenden Wehmuth im Ausdruck, bei welchem man fühlt, welches Opfer er jetzt der Erfahrung gebracht hat. „Er habe gemeint und gehofft, ſagte er, daß ſeine Geſetze und Anſtalten der ungariſchen Nation eine Freude

---

**) Ebd. S. 172.
***) Ebd. S. 121.

machen, und daß die Zeit ſie von der Nützlichkeit derſelben überführen würde. Nachdem er aber höre, daß die ehemalige Verfaſſung der Regierungsart und der Geſetze der Nation durchaus angenehmer, und daß ſie feſt überzeugt ſey, ihr Wohlſeyn und ihre Glückſeligkeit allein in der Wiederherſtellung jener vormaligen Verfaſſung finden zu können, ſo wolle er keinen Augenblick ſäumen, ihren Wünſchen auf die vollkommenſte Weiſe zu entſprechen." Um alles, was noch in ſeiner Macht ſtand, zu erſchöpfen, gab er den Ungarn auch ihre Krone wieder zurück, welche den 19. Februar 1790 von Wien abgeführt, in Ungarn überall, wo ſie durchgeführt ward, mit einer religiöſen Ehrfurcht unter einem unbeſchreiblichen Jubelruf des Volkes aufgenommen, und im feſtlichſten Triumphe nach Ofen gebracht wurde. K. Joſeph II. aber hatte, als dieß geſchah, ſeinen Kopf (gelaſſen und ergeben, aber nicht ohne Beklemmung) zur Ruhe gelegt, den 20. Horn. 1790. Oft wiederholte er während ſeiner letzten Tage, daß, wenn nicht alles gut gegangen ſey, was er verordnet habe, er ſtets geglaubt habe, es würde gut gehen, und daß er ſich hierin vor Gott nichts vorzuwerfen habe. Ja freilich waren gar manche Dinge, von welchen ihm einige ſeiner (von der Neuerungsſucht angeſteckten, aber mit der Natur der

Menſchen und Völker ganz unbekannten voreiligen) Rathgeber goldene Berge, und dabei einen unverwelklichen Ruhm verſprochen haben, ſchlimm ausgefallen, und dieſer Monarch bleibt demnach für alle Monarchen ein unendlich wichtiges und warnendes Beiſpiel, daß man ſich von den unzeitigen (ſtets gefährlichen, oft ſchändlichen) Lobpreiſungen der (im Grunde nur ihrer Eitelkeit und ihrem Eigennutz fröhnenden) Zeitgeiſter nicht verblenden, und nicht verleiten laſſen ſollte, mit uralten Verfaſſungen und Gebräuchen ſolche Aenderungen vorzunehmen, von welchen am Ende nichts hervorgeht, als eine oft auf viele Menſchenalter unheilbare Zerrüttung der vorhin wohl beſtandenen Ordnung, und aus der Zerrüttung die warnende Lehre, daß man zur unrechten Zeit bei einem ganz und gar unvorbereiteten Volksgeiſt nichts auf der Stelle umkehren, und daß man ſich auch bei unvollkommenen Verfaſſungen der Dinge nicht ſelten an das „malum bene positum ne moveas“ erinnern müſſe.

Ein Hiſtoriker (Freiherr von Hormayer), der ſein Werk „Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit“ 1825. in Oeſterreich ſchrieb, wo es nicht im Geiſte der Zeit lag, Joſeph II. zu loben, ſagt S. 177 über ihn: „Joſephs Erziehung hatte mit den großen Anſprüchen ſeines Berufes keineswegs im Einklange geſtanden.

Späterhin war es nicht mehr an der Zeit, ſich aus den Quellen zu bilden. Sohin verbürgte nur der allgemeinſte als der kürzeſte Weg, Handbücher, Magazine, Encyklopädien! Daher ſo manches Oberflächliche und Allgemeine, Anziehendes ſtatt des Gereiften, Witz ſtatt Gründen . . . Daher in Joſephs Handbillieten ſo oft der Wiederſchein der damals alle beſſere Köpfe und edlere Herzen beſchäftigenden und leider auch irre machenden phyſiokratiſchen Grundſätze . . Des unſterblichen Joſephs Geiſt gab ſeinen Völkern nur die Vollendung deſſen, wozu ſchon 1772 ſeine unvergeßliche Mutter die entſcheidendſten Schritte gethan: das Toleranzedikt (15. Okt. 1781). Wie enge band er nicht, vieler anderer wohlthätiger Folgen zu geſchweigen, die ungariſchen Proteſtanten und Reformirten an die Krone und ſeine Perſon? Schon Thereſia hatte aus dem regſten Anlaſſe der böhmiſchen Unruhen (1772) beſtimmte Annäherung zur Milderung der Leibeigenſchaft gethan. Joſeph tilgte nun die Leibeigenſchaft ganz . . . Befriedigende und bedeutende Schritte geſchahen in der bürgerlichen und peinlichen Geſetzgebung. Vollendet wurde in jener nur das Perſonenrecht. Ein Meiſterſtück, das kein anderes Reich, und vielleicht auch kein anderes Zeitalter aufzuweiſen hat, gab Oeſterreich erſt Joſephs erhabener Neffe Franz... Die Flecken der bisher mit der unehelichen Geburt, mit gewiſſen gleichwohl unentbehrlichen Beſchäftigungen vermeintlich verknüpften Schande wurden aufgehoben, die zumal in Ungarn ſo zahlreich von der Geige, vom Pferdehandel oder vom Betrug lebenden Zigeuner einem arbeitſamen Leben geſchenkt. Aber bei all dieſen Ausmerzungen der Ueberreſte einer finſtern Zeit wurde von Unterbehörden in der Ausführung, manchmal aber auch von oben in der Conception eine Rauhheit geübt, die dem unaufhörlichen Geliſpel von unverjährbaren Menſchenrechten, von der Freiheit und Gleichheit der Rechte aller nicht ſelten ſchnurſtracks entgegen dröhnte."—

Kaiſer Leopold II.

1790 — 1792.

Leopold (geb. den 5. Mai 1747) folgte als älteſter Bruder des Kaiſers Joſeph II. in der Regierung der öſterreichiſchen Erbſtaaten, in welchen er mit einer unbeſchreiblichen Sehnſucht erwartet wurde. Er hatte ſchon ſeit dem Hintritte ſeines Vaters K. Franz I. das Großherzogthum Toscana beherrſcht, und hatte ſich das Zutrauen, die Achtung und Liebe ſeiner Unterthanen in einem außerordentlichen Grade erworben. Leopold war einer ſehr milden, gemäßigten, wohlwollenden, friedlichen Gemüthsart, herablaſſend und wohlthätig, und den Wiſſenſchaften und Künſten ungemein günſtig, und er hätte ſich unendlich glücklich gefühlt, und hätte es auch verdient, die Seligkeit ſeiner bis dahin ungeſtörten Ruhe noch ferner genießen zu können; aber als er ſeine Hauptſtadt Florenz verließ, um ſich in Wien, wo er den 12. März 1790 ankam, nieder zu laſſen, erblickte er, wo er hinſah, höchſt traurige Ausſichten. Sämmtliche Erbſtaaten befanden ſich in einem ſonderbaren Zuſtand von allgemeinem Mißvergnügen, von Gährung und Unordnung. Unzählige Stimmen riefen ſeine ſchleunige Hilfe, ſeine thätige Mitwirkung an; er ſollte auf allen Seiten zu gleicher Zeit helfen, dort wieder niederreiſſen, hier wieder aufbauen, und dann auch das mißkannte Gute und Vortreffliche wider übel belehrte Leute in Schutz nehmen, und ſollte Hunderttauſende hören und beruhigen.

Mit den abgefallenen Niederländern verſuchte er es noch während ſeiner Reiſe nach Wien, und hier hatte er ſchon gleich das Mißvergnügen, erfahren zu müſſen, daß ſein Verſuch mißlang. Seine Zuſchrift, worin er ihnen alles Erdenkliche verſprach, wurde vom Volk zu Brüſſel öffentlich verbrannt, und der öſterreichiſche General Bender hatte genug zu thun, um auf der Stelle, wo er ſtand, die Mißvergnügten im Zaume zu halten. Da Leopold bei einer ſolchen Lage der Dinge keine andere Wahl hatte, als — die Niederlande vollends aufzugeben, oder dieſelben den Nachdruck ſeiner Rechte im Ernſt fühlen zu laſſen, ſo ſchickte er ſo viele Truppen dahin, daß ein Heer von vierzigtauſend Mann entſcheidend auftreten konnte. Dieß geſchah dann auch von dieſem Heere, welchem aber Leopold mehr als ein großmüthiges Schreiben vorausgehen ließ, um härtere Unternehmungen unnöthig zu machen. Gleichwohl blieben alle Bemühungen, ja ſelbſt die Verwendungen eines außerordentlichen Congreſſes, zu welchem ſich Abgeordnete von England, Preußen und Holland im Haag verſammelten, vergeblich, und die von ihren Mißverſtändniſſen nun einmal herumgetriebenen Leute verharrten, ungeachtet beſtändiger von ihnen und ihren Verbündeten gemachter Erfahrungen, daß ſie der öſterreichiſchen Waffengewalt unmöglich würden widerſtehen können, bis auf den letzten Augenblick der ihnen ertheilten Gnadenfriſt, unbeweglich, da endlich van der Noot die Stadt Brüſſel verließ, und gleich darauf der Feldmarſchall Bender (den 1. Dec. 1790) die Schlüſſel der Stadt ſich entgegen tragen ſah. Nunmehr folgten endlich dieſem Beiſpiele auch andere Städte, und der Bevollmächtigte des Kaiſers, Herzog Albert, erhielt für ſeinen Monarchen unter der gewöhnlichen Ceremonie eines Volksjubels die Huldigungen, bei denen man bemerken zu können glaubte, daß die Niederländer bei ihrer neuen Unterwerfung eine kluge Rückſicht auf den Umſtand genommen haben, daß Leopold durch die Beendigung des von ſeinem Bruder, dem K. Joſeph II., übernommenen Türkenkrieges, mehr als eine hinlängliche Macht, jede fernere Widerſetzlichkeit zu unterdrücken, erhalten habe.

Auch mit der Beilegung dieſes türkiſchen Kriegs eilte Leopold II., ſo viel ſichs nur thun ließ. Die Vermuthungen, daß (wie oben vorkam) der König von Preußen um die Türken ſich annehmen möchte, waren nicht ungegründet, und man hatte die zuverläſſige Nachricht, daß jener König auf der Zurückgabe der ſämmtlichen Eroberungen, welche dem öſterreichiſchen Heere in dieſem Türkenkriege zu Theil geworden waren, beſtehen, und daß er nur auf den Fall zugeben würde, daß Oeſterreich ſeine Eroberungen behalte, wenn Oeſterreich in Galizien Abtretungen an Polen, und wenn dieſer Staat dann einige Strecken Landes, nebſt der Stadt Danzig, an Preußen überlaſſen würde. Aber auf einem Zuſammentritte, welcher im Juli 1790 (im Beiſeyn engländiſcher und holländiſcher Miniſter) zu Reichenbach in Schleſien gehalten wurde, entſchloß ſich Leopold II. die preußiſchen Bedingniſſe bei Seite zu ſetzen, und lieber alle Eroberungen an die Türken wieder zurück zu geben. Bald darauf (im December 1790) traten die Miniſter von Oeſterreich, Preußen, England, Holland und der Pforte zu Sziſtowe zuſammen; aber der endliche Abſchluß, welchem bald durch dieſe, bald durch jene Forderungen Hinderniſſe gelegt wurden, erfolgte erſt den 4. Auguſt 1791 dahin, daß Oeſterreich alle Eroberungen, mithin auch die mit ſo großem Aufwand und ſo außerordentlichen Anſtrengungen eroberte Stadt Belgrad zurückgeben; übrigens aber (was in einem beſondern Abſchluſſe feſtgeſetzt ward) an Oeſterreich die (bereits in vorigen von den Türken nicht in Erfüllung geſetzten Verträgen an jenes Erzhaus angewieſene) an den Grenzen des Banats gelegene Stadt Altorſowa mit einem kleinen Bezirk im Türkiſchkroatien, dann mit den Feſtungen Dresnik und Czettin abgetreten werden ſollten.

Die Erklärungen, welche Kaiſer Leopold II. zu Reichenbach machte, hatten die unmittelbare Folge, daß die vor denſelben in einiger Ungewißheit geſtandene Wahl eines neuen Kaiſers nunmehr mit einhelliger Uebereinſtimmung ſämmtlicher Kurfürſten vorgenommen, und daß Leopold, als Kaiſer dieſes Namens der Zweite, den 30. Sept. 1790 zu Frankfurt gewählt, und den 9. Okt. darauf gekrönt wurde.

Unmittelbar nach der Kaiſerkrönung kehrte Leopold II. nach ſeinen Erbſtaaten zurück, in der Abſicht, ſich nunmehr auch mit den Ungarn auf eine Art, welche alle ihre Wünſche vollkommen befriedigen ſollte, zu benehmen. Er beſtätigte ihnen mit der zuvorkommendſten Bereitwilligkeit ihre alten Rechte, Freiheiten und Verfaſſungen, und verordnete, oder ließ ſtillſchweigend geſchehen, daß unzweckmäßige, von ſeinem Bruder (deſſen gute Abſicht er übrigens ſtets rühmte) veranſtaltete Einrichtungen wieder aufhörten, oder in einer ſchicklichen Wendung gemildert wurden. Die edlen Ungarn blieben dabei nicht ungerührt, und als ihr neuer König nach Preßburg kam, und nunmehr auch ein neuer Vertheidiger und Handhaber der Nation, welcher der Palatinus Regni genannt wird, von den verſammelten Ständen gewählt werden ſollte, nannten dieſe Stände einhellig den Alexander Leopold, vierten (zu früh verſtorbenen) Sohn des Kaiſers und Königs. Dann gieng (den 15. November 1790) die Krönung und gleich darauf die Eröffnung eines Reichstages vor ſich, welcher unter dem Vorſitze und der Leitung des neuen Palatini bis in das folgende Jahr fortgeſetzt, und ſohin die Liebe und das Zutrauen der Nation für ihren König auf ewige Zeiten wieder befeſtigt wurde.

Dieſe Stimmung ward bald in allen Erbländern allgemein für einen Monarchen, welcher in allen ſeinen Verfügungen eine Uneingenommenheit, eine Billigkeit und Beſonnenheit zeigte, welche ihm auch die der Regierung vor wenigen Monaten noch abgeneigteſten und höchſt mißtrauiſchen Gemüther gewann. Im J. 1791 kam er nach Prag, ließ daſelbſt, nachdem er erſt von Böhmen, Mähren und Schleſien die Huldigung eingenommen hatte, den 6. September ſich krönen, und erfüllte mit ſeiner redlichen Gutmüthigkeit ganz Böhmen mit Jubel. Wer Beſchwerden hatte, welche er abnehmen konnte, dem nahm er ſie ab, und wer einer Ermunterung und Unterſtützung bedürftig war, den ermunterte und unterſtützte er. So führte er Manches wieder in das gehörige Geleiſe, und manches Zerrüttete und Aufgelöſte ſetzte er wieder zuſammen. Dieſer von der innigſten Liebe zum friedlichen Leben ganz durchdrungene Monarch ſah ein Ungewitter von der fürchterlichſten Natur, den Zuſammenſturz aller Ordnung und alles bürgerlichen Verbandes in Frankreich nämlich, und einen ſchrecklichen Krieg, in welchen er unvermeidlich ſollte verwickelt werden, ſich nahen, als er nach einem kurzen Krankenlager in eine beſſere Welt verſetzt ward den 1. März 1792.

Kaiſer Franz II.

Kaiſer Franz, dieſes Namens der Zweite, wurde den 12. Hornung 1768 zu Florenz geboren, ſeit ſeinem ſechzehnten Jahre der Leitung des Kaiſers Joſeph II., ſeines Oheims, der ihn zu ſich nach Wien eingeladen hatte, überlaſſen, wurde 1792 den 6ten Juni zu Ofen zum König von Ungarn, dann im folgenden Monat zu Frankfurt den 14. Juli (nach der den 5. Juli vorgenommenen Wahl) zum deutſchen Kaiſer, endlich zu Prag den 9. Auguſt 1792 zum König von Böhmen gekrönt. Noch ehe dieſe erhabenen Feierlichkeiten vor ſich gegangen waren, wurde ihm von der damaligen Nationalverſammlung zu Paris eine den 20. April 1792 unterzeichnete Kriegsankündigung zugeſchickt.

Damit wir nicht gleich in die Mitte der Sachen verſetzt werden, müſſen wir zur Erklärung derſelben einige der weſentlichſten Nachrichten nachholen und vorausſchicken. Wir haben oben der höchſt üppigen und wollüſtigen Lebensart K. Ludwigs XV., welchem man gewöhnlich alles nachher erfolgte Unheil zuſchreibt, erwähnt; allein unter der Regierung K. Ludwigs XV. war das, was man große Debauche nennt, ſchon Zeitgeiſt, und die häßliche und zugrunderichtende Natur dieſes Zeitgeiſtes wurde als etwas Hergebrachtes, nicht mehr mit der lebendigen Befremdung, welche bei ſolchen Erſcheinungen ſich freilich niemals verlieren ſollte, gefühlt. Indeſſen war dann doch jene Regierung ſo beſchaffen, daß das allgemeine Verderben grundlos werden mußte. Da man den König Ludwig XV. nach dem Hintritte ſeiner Gemahlinn beredet hatte, nicht mehr zu heirathen, ſo verfielen einige Herren auf den Einfall, dieſem König, nachdem auch die Pompadour geſtorben war, wieder eine Maitreſſe, als einen Gegenſtand von Zerſtreuung, bei welcher die Regierung ihnen überlaſſen bleiben würde, zu verſchaffen, und ihm eine gewiſſe Dubarri vorzuführen, welche den Miniſter Choiſeul, von dem ſie mit der tiefſten Verachtung behandelt wurde, ſtürzte. Die Geſchichte der Verirrungen, Unordnungen, Verſchwendungen und der ſonderbarſten **Mittel**, zu welchen man ſeine (vergebliche) **Zuflucht** nahm, um den drückenden **Geldmangel** von Zeit zu Zeit zu decken, ſind bekannt *). Die ewigen Aenderungen und Unſicherheiten auf ſeinem Poſten, und die fieberhaften **Maßregeln**, die man auf einen Tag ergriff, und ſogleich wieder verließ, beunruhigten die ganze Nation auf das höchſte, und es war ſich nicht mehr zu verwundern, wenn man ſchon überall ſagen hörte, daß eine gänzliche **Umwälzung** der Dinge die unausbleibliche Folge von den herrſchenden Undingen ſeyn würde.

So gräßlich indeſſen bei dem im J. 1774 erfolgten Hintritt Ludwigs XV. die Gebrechen und Mängel in allen Zweigen der Staats- und Regierungsangelegenheiten waren, ſo fand ſich doch mehr als Ein Mann von Kopf, Verſtand und Kraft, der keineswegs verzweifelte, daß das Uebel, welches ja dann doch geheilt werden mußte, bälder als man glauben würde, wieder geheilt werden könnte, wenn nur ſein Nachfolger K. Ludwig XVI. das Glück, ächte Geſchäftsmänner zu ſeinen Miniſtern zu wählen, oder wenn er auch nur den Muth haben würde, er ſelbſt zu ſeyn, und ſeinem eigenen geſund urtheilenden Verſtand zu folgen. Allein dieſe Vorausſetzungen fanden ſich nicht immer, ſondern es fanden ſich vielmehr überall die Wahrnehmungen ein, daß die Kranken, welche ihrer Zerſtörung zueilten, bereits zu kraftlos wären, um die Heilmittel ertragen zu können. Mit der von den ſogenannten Philoſophen ausgemerzten chriſtlichen Religion hatten ſich ſchon ſeit geraumer Zeit alle jene moraliſchen Eigenſchaften und Gefühle, welche den Menſchen nüchtern, genügſam, fleißig, wirthſchaftlich, redlich, gehorſam, und Gott und dem Fürſten ergeben machen, verloren; und nachdem weiter keine allgemeine Bildungsanſtalt vorhanden war, ſo war jetzt auch jenes Salz, das einem geſunkenen Geiſt wieder ſeine Schnellkraft giebt, nicht mehr zu erſetzen. Bei der damals eingetretenen Beſchaffenheit, Miſchung und Gährung der Dinge war ſchon die ungeheure Größe, war ſchon die im höchſten Grad überſetzte Bevölkerung der Stadt Paris, und der Anwuchs von einem häßlichen Wuſt eines unendlichen, geſetz- und brodloſen Geſindels, deſſen Erſcheinung der brave Generaladvokat des K. Ludwigs XVI. (als ſich dieſer Monarch im Jahre 1776 bereden ließ, die Zünfte aufzuheben, und eine freie Concurrenz einzuführen) vorhergeſagt hatte *), ein Umſtand, welcher früh oder ſpät die ſchreckliche Erfahrung wieder herbeiführen mußte, welche die mächtigſten Könige der grauen Vorzeit von ihren eben ſo ungeheuer bevölkerten Hauptſtädten gemacht hatten. Mit einem Worte, der Entzündungsſtoff hatte ſich auf allen Seiten in dicken Maſſen aufgehäuft, und es kam nur noch darauf an, was er zuerſt bei ſeiner Entzündung zerſchmettern, und weit von ſich ſchleudern würde. Dieſe entſetzliche Lage aller Dinge hatte noch eine andere nämlich eben dieſelbe Folge, welche, wie die Geſchichte bezeugt, in verſchiedenen Zeitaltern und Ländern in gleichen Lagen ſich eingeſtellt hatte, daß ſich geheime Geſellſchaften von Männern zuſammen thaten, welche ſich die Hoffnung machten, daß ſie den Ausbruch zwar nicht aufhalten, ſondern leiten, daß ſie ſich der allgemeinen Umwälzung der gegenwärtigen Sachen bemächtigen, und überall eine ganz andere Zukunft, eine ganz andere Geſtaltung aller Dinge würden herſtellen können. Zum höchſten Unglück von Frankreich gaben jetzt jene Männer den Ton an, welche der K. Friedrich von Preußen mit der bitterſten Verachtung geſchildert

---

*) „Zur Geſchichte des Finanzweſens in Frankreich in den letzten Jahren Ludwigs XV.“ in Schlözers Briefwechſel. Th. I. H. V. S. 288. u. w.

---

*) Iſelins Ephemeriden der Menſchheit 2ten Band.

hat, und das einhellige Syſtem dieſer Männer war, daß diejenigen, welche bisher die Völkerregierungen geführt hätten, ganz und gar erſchlafft ſeyen, daß ſie (Könige, Adelige und Prieſter) nicht mehr geduldet, und daß ganz neue Anſichten aller Dinge hergeſtellt werden müßten. Dieſe Verbeſſerer wurden zu der Zeit, und aus der Urſache, weil ſie zu Paris ihre Verſammlungen in einer dem heil. Jakob geweihten Kirche hielten, die Jakobiner genannt.

Die franzöſiſche Revolution oder Umwälzung aller Dinge (deren Geſchichte ausführlich zu erzählen hier der Ort nicht iſt) kam den 14. Juli 1789 zum Ausbruche, und eine ſogenannte Nationalverſammlung, an deren Stelle bald darauf ein Nationalconvent trat, bemächtigte ſich der Beherrſchung aller Dinge. Die Geiſtlichkeit und der Adel wurden ſogleich ſo viel, als vernichtet, und den 21. Jän. 1793 wurde auch der K. Ludwig XVI., und mit ihm alles Andenken an die Bourbonen aus der Welt geſchafft. Ein Unſinn von republikaniſchem Weſen, das jetzt aufgeſtellt ward, wurde „Bruderſchaft, Freiheit und Gleichheit“ genannt, und dieß zu einer Zeit, da alle perſönliche Sicherheit, alle Gerechtigkeit, und mithin geradezu alle Freiheit ganz und gar verbannt war. Die Weltgeſchichte liefert uns kein zweites Beiſpiel von einer ſolchen Zerrüttung, und von einer ſolchen Verſunkenheit der menſchlichen Natur, zu welcher vielleicht auch (was man wenigſtens zur Rettung der menſchlichen Vernunft und Würde ſagen ſoll) kein anderes Volk der Erde eine gleiche Anlage hatte. Ganze Schaaren retteten ihr Leben allein durch eine ſchnelle Auswanderung (im Juni 1792 befanden ſich in München 98, und in ganz Baiern überhaupt 693 franzöſiſche Geiſtliche). Aber zur Auswanderung wurde dringendſt ſelbſt die zerſtörte Nation genöthigt. Millionen von Einwohnern waren herren- und brodlos geworden. Dieſe mußten von den Gewalthabern, wenn ſie anders nicht wieder neue Umwälzungen zu erfahren haben wollten, beſchäftiget, ernähret, und aus dem Wege geräumet, und mit einem Worte, ſie mußten, damit für ihre Unterhaltung, und für ihren Unterhalt geſorgt würde, zu irgend einem Krieg ins Ausland geführt werden.

Nichts war auch leichter, als einen Vorwand für einen Krieg zu finden. Von den franzöſiſchen Ausgewanderten hatten ſich viele nach den Niederlanden und nach Kurtrier begeben, in welchem letztern der Kurfürſt, als ein ſächſiſcher Prinz, die beiden Brüder des Königs von Frankreich, als Söhne ſeiner Schweſter, zu Coblenz ſehr gütig behandelt, auch in ſolchen Rückſichten einer beträchtlichen Zahl franzöſiſcher Adeliger den Aufenthalt in ſeiner Reſidenzſtadt geſtattet hatte. Sogleich erſchienen von franzöſiſcher Seite über jenen Aufenthalt Beſchwerden, Beſchuldigungen, Drohungen, und da Kaiſer Leopold II. ſeinem in den Niederlanden geſtandenen Feldmarſchall Bender den Auftrag machte, ſowohl die Niederlande als Kurtrier, wider Mißhandlungen zu ſchützen, ſo erfolgte, wie oben vorkam, eine förmliche Kriegserklärung.

Nachdem der Krieg ſowohl in Deutſchland als in den Niederlanden und in Italien ſechs Jahre, während welcher (bei den Eigenſchaften der kämpfenden Partheien) die Oberhand den Franzoſen zu Theil ward, angehalten hatte, wurde den 17. Oktober 1797 auf einem Schloſſe des Dorfes Campo Formio in der Nähe von Udine ein Friede unterzeichnet, aus deſſen Inhalt ſich ſehen läßt, wie weit die Sachen bereits ſchon damals gekommen waren. Oeſterreich entſagte zu Gunſten Frankreichs allen Anſprüchen auf die Niederlande, entſagte ferner ſeinen Anſprüchen auf die Länder, die es vor dem Kriege in Italien beſeſſen; wogegen es das Gebiet der Republik Venedig ꝛc. vom Gardaſee angerechnet, mit Einſchluß ſelbſt der Stadt Venedig, dazu auch Iſtrien, Dalmatien ꝛc. erhalten ſollte. Schon ſeit vielen Menſchenaltern hatten franzöſiſche ſogenannte Publiciſten ihrer Regierung das Verlangen, die Grenzen des franzöſiſchen Reiches bis an den Rhein ausdehnen zu können, eingeflößt; indem ſie den Rheinfluß für eine ſelbſt von der Natur gezeichnete Grenze erklärten. So einfältig und abgeſchmackt eine ſolche Anſicht war, denn nur die Veränderung von Sprachen iſt eine eigentliche Grenze, ſo gründeten ſie jetzt auf jene Anſicht gleichwohl ihre längſt entworfenen Plane; und nachdem ſie den größten Theil der überrheiniſchen Länder mit ihren Truppen bereits beſetzt hielten, ſo forderten ſie nunmehr vom Kaiſer ohne Weiteres die Abtretung derſelben; ungeachtet ihnen nicht unbekannt ſeyn konnte, daß für ſich allein weder der Kaiſer noch ein anderer deutſcher Stand, ſondern daß allein das geſammte deutſche Reich hierüber entſcheiden könne. Allein ſie hatten durch ihre Vorarbeiten eine ſolche Entſcheidung bereits unmöglich gemacht, indem ſie eine Geſammtvereinigung des deutſchen Staatskörpers, oder auch nur ſeiner vornehmſten Glieder (Oeſterreich und Preußen, deren verbündete Macht freilich jede Zumuthung einer ſolchen Art hätte vereiteln können) nicht mehr zu fürchten hatten. Oeſterreich und Preußen waren damals nichts weniger als verbündet; ja die Krone Preußen,

n welche ſich die Franzoſen mit ihren Ein-
llen zuerſt gewendet, und ihr verſprochen
atten, daß ſie, falls ſie ihre überrheiniſchen
änder, als Cleve u. a. an Frankreich abtre-
n würde, bereit und gefaßt wären, ihr im
nern jenſeitigen Deutſchland zu einer mehr
s hinlänglichen Entſchädigung an Ländern
u verhelfen, fand ſogar kein Bedenken, die-
m Verlangen zu entſprechen, daß ſie be-
its den 5. Auguſt 1796 ihre Einwilligung
nterzeichnete. Dieſer Vorgang, bei welchem
e Krone Preußen ihre reichsſtändiſchen Ver-
ältniſſe mit dem deutſchen Reiche ſchon bei
Seite geſetzt, und eine ganz abgeſonderte
Selbſtſtändigkeit angenommen hatte, machte
uf das Erzhaus Oeſterreich einen ſolchen Ein-
ruck, daß es allein die Sache nicht mehr ret-
n zu können, und daß es (in einem dem
rieden zu Campo Formio einverleibten gehei-
nen Artikel) in die Abtretung des linken Rhein-
fers an Frankreich von Baſel bis zum Ein-
uſſe der Nethe bei Andernach, mit Einſchluß
er Feſtung Mainz (ſolcher geheimen Artikel
ab es noch manche andere) willigen zu müſ-
n glaubte. Nun war nichts weiter übrig,
ls den deutſchen Reichsſtänden eine Art von
Nachſpiel zu geben. Eine Deputation dieſer
Stände ſollte binnen einer Monatfriſt zu ei-
nem Congreß nach Raſtadt ſich verſammeln.

Dieſe Deputation erſchien mit der größten Pünktlichkeit, aber auch (nachdem ihr die Vorgänge nicht ganz unbekannt ſeyn mochten) mit den bangſten Erwartungen. Man hatte ſie zwar bei der (den 9. Dec. 1797 geſchehenen) Eröffnung des Congreſſes, damit ſie mit der Lage der Dinge nicht plötzlich, ſondern Schritt nach Schritt bekannt werden möchten, das tröſtende Wort „deutſche Integrität" noch hören, und ſogar geſchehen laſſen, daß ſie mit freimüthigem Vertrauen äußern durften, wie ſie hofften, ihre Integrität auf ihre länger als tauſend Jahre beſtandenen Verfaſſungen, Rechte und Freiheiten gründen und ſich darauf verlaſſen zu können; aber dieſe guten Deputirten wurden bald und täglich klarer auf die Entdeckung geführt, daß jetzt nicht mehr von Rechten und Rechtsgrundſätzen, welche ſeit vielen Jahrhunderten im Völker- und Staatenrecht gegolten hatten, ſondern daß allein von ſogenannten Conventionen der Stärkern noch einzig die Rede, und daß ihnen demnach nichts übrig ſey, als eine ruhige Hingebung in alles, was nun ein implacabile numen für gut finden würde, über ſie zu verhängen. Dieſer Zuſtand war gleichwohl zu erſchütternd, und blieb eben darum noch lange zu neu, als daß die Reichsdeputirten ſich mit ihm in ſeinem ganzen Umfange auf der

Stelle hätten vertraut machen ſollen. Beinahe ein ganzes Jahr wiederholten ſie ihre Einwendungen; allein das Direktorium zu Paris ward der Zögerungen müde; und da es von Seite Oeſterreichs und Preußens keine Einwendung weiter zu fürchten hatte, ſo ward den Reichsdeputirten angekündigt, daß im Falle einer weitern Widerſetzlichkeit die franzöſiſchen Deputirten ſich von Raſtadt entfernen würden. Dieſe Erklärung entſchied. Zur Folge derſelben wurde sub d. 11. Dec. 1798 von den Reichsdeputirten nicht nur in die Abtretung des linken Rheinufers, ſondern bald darauf auch in die zweite (für die katholiſchen Religionsverwandten nicht weniger fürchterliche) Hauptforderung des Direktoriums, in die Art der Entſchädigung nämlich, mit der die großen Fürſten, welche (wie z. B. Pfalzbayern) jenſeits des Rheins Beſitzungen verloren hatten, mit einem gleichen Gehalt von Ländern entſchädigt werden ſollten, gewilligt. Dieſe Entſchädigung war für den geſammten deutſchen Adel zugrunderichtend; ſie beſtand nämlich in nichts Geringerm, als daß ſämmtliche deutſche geiſtliche Fürſtenthümer und Stifter ſäculariſirt werden ſollten.

Was die Klöſter betrifft, ſo ſcheint es ſchon lange im Syſteme heutiger ſogenannter Philoſophen (die, wenn ſie nur ihre Einbildungen befriedigen konnten, ſelbſt auf das Wohl ihrer Kinder und Kindeskinder keine Rückſicht nahmen) gelegen zu haben, zur Zerſtörung derſelben Einleitungen vorzubereiten, indem ſchon lange (vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Umwälzung aller Dinge) ſolche Schriften, welche auf jene Zerſtörung zielten, in Umlauf geſetzt (aber freilich auch mit ſolchen Gegengründen, welche das den Klöſtern vermeinte Schickſal noch gar lange von denſelben entfernen zu können ſchienen, von vielen Seiten beantwortet, ja von einigen Schriftſtellern ſogar die Befugniſſe, ſie aufzuheben, angeſtritten wurden); wie dann z. B. der berühmte Prof. Schlözer, da er einige ihm eingeſandte Aufſätze für und wider die Klöſter drucken ließ, ſagte: „Ich bin weit entfernt, für alle Sätze des ungenannten erſten Einſenders einzuſtehen. So erklärt er z. E. denjenigen Artikel der neuen Staatsverfaſſung von Frankreich für den allerbilligſten, der die Güter der Geiſtlichkeit für Eigenthum der Nation erklärt. Ich hingegen glaube, die Güter eines **corporis liciti** gehörten nicht mehr und nicht weniger dem Staate, als die Güter des einzelnen Bürgers. Oberaufſicht hat der Staat über beide. Den unheilbar verſchwenderiſchen Privatmann erklärt er **pro prodigo**, raubt ihm aber ſein Eigenthum nicht;

dem corpori revidirt er ſeine Rechnungen, zwingt es zum zweckmäßigen Gebrauch ſeines wohlerworbenen Eigenthums, nimmt ihm aber ſolches nicht *).“ Mehrere helldenkende Proteſtanten ſchrieben für die Erhaltung der Klöſter; wie dann z. B. noch unlängſt der gewiß nicht mit beſchränkenden Vorurtheilen behaftete Geſchichtſchreiber, Johann von Müller, (in ſeinen ſämmtlichen Werken Tübing. 1811. VI. Bd. 291. S. 370) ſagte: „In Anſehung der Klöſter bin ich auch deiner Meinung; eine Umformung iſt der Aufhebung weit vorzuziehen. Selbſt Coenobium, vita communis, könnte für eine Anzahl bleiben, obwohl von votis, ewigen zumal, für dieſe keine Rede wäre. Sie ſind vortreffliche Inſtitute, dergleichen nicht leicht wieder zuſammen zu bringen ſeyn werden. Ganze Zweige der Gelehrſamkeit werden mit ihnen verdorren, ganze Gegenden in Wüſteneien zurückſinken. Wie ſehr wünſchte ich ſelbſt mir ſo ein Kloſter! Kurmainz hat drei für die Univerſität ſäculariſirt, und nach zehn Jahren war kaum ſo viel von dem Einkommen übrig, als das eine der drei gehabt. Ich weiß von guter Hand, daß bei den Joſephiniſchen Reformen ein Eigenthum von achtzig

---

*) Staatsanzeigen. XIII. p. 466. in not.

Millionen ſo durchgefallen; aber man tödtete die das goldene Ey legende Henne. — Endlich wer den Zweck will, muß auch die Mittel ergreifen. Ich höre immer ſagen, der Fall des Altars habe den des Thrones nach ſich gezogen; aber Niemand will jenen wieder aufrichten. Ei, ſo laßt dann Inſtitute, die zu Seminarien für Volkslehrer, die zum Troſt und Unterricht, die zu Centris der Andacht eigends gegründet waren!“

Schon gleich die weiblichen Klöſter (deren Verfaſſung, wenn ſie damals nicht die vollkommenſte geweſen ſeyn ſollte, man ja auf der Stelle die vollkommenſte Geſtalt und Ordnung geben konnte) pries man als ganz vortreffliche Anſtalten, welche dem Staat, ohne ihm auch nur mit einem Häller läſtig zu fallen, unbeſchreiblich viel nützten; indem ſie vortrefflich geeignet wären, die Erziehung armer und elternloſer Kinder zu beſorgen, erwachſenen Töchtern einen ehren- und troſtvollen Aufenthalt zu verſchaffen, und Wittwen, auf welche bei kärglichen Einkünften in der Welt ein trauriges Loos wartete, wohl auch vermöglichen Frauenzimmern, deren Herz ſich nach einer ſeligen Einſamkeit ſehnte, einen unſchätzbaren Zufluchtsort zu gewähren. Zur Empfehlung und zum Lob der geſtifteten Mannsklöſter brauchte man mehr nicht zu ſagen, als daß

Nationen, welche, wie z. B. Bayern, ſeit Jahrhunderten mit Klöſtern und andern geiſtlichen Körperſchaften ganz erfüllt, und welche mithin von den Lehren und Anweiſungen ihrer Klöſter ganz durchdrungen geweſen, bei dieſen Lehren, Anweiſungen und Beiſpielen, die wohlerhaltenſten, kräftigſten, einfach, bieder und deutſch geartetſten, der Religion, ihrem Landesherrn und Vaterlande mit unendlicher Ehrfurcht und Treue ergebene Nationen geworden und geblieben, und daß ſie demnach bei dieſen ſchönen und unläugbaren Zeugniſſen zu ganz andern Anſichten, als welche der modiſche Zeitgeiſt flüchtig aufſtellt, berechtigt ſind. Man nannte die Klöſter und ihre Seminarien, ihre Tempel, Bibliotheken und Sammlungen die herrlichſten Nationalanſtalten, in welchen die Muſik, die Maler-, Bildhauer- und Baukunſt, die Künſte und gründlichern Wiſſenſchaften überhaupt gepflegt, genährt, ermuntert und in allen Stürmen der Zeit erhalten würden. Von ihren Landwirthſchaften rühmte man, daß ſie für ihre Umgebungen weit umher die muſterhafteſten Beiſpiele und Einrichtungen wären, welche (nachdem Jahrhunderte dazu gehört hätten, um alle ihre Theile ſo zu vereinigen, wie ſie vereinigt wären) in dem Falle, daß ſie zerſtückelt und aus ihrem verſtändigen Zuſammenhange geriſſen werden ſollten, niemals wieder der zehnte Theil deſſen bleiben würden, was ſie waren. Keine Güter des Landes leiſteten auch mehr, und zahlten mehr und richtiger, als die Kloſtergüter, und ſchon die hohe Meinung, welche ſich über ihre Wohlhabenheit, und über ihre Worthaltung allenthalben verbreitet und befeſtiget hätte, ſey für den Staat in den Zeiten der Noth ein unſchätzbares Kleinod. Ihre erhabenen Gebäude, ihre ſchönen Gärten, ihre prächtigen Mayerhöfe ſeyen eine Zierde des Landes u. ſ. w. Als dieſe Kloſtergeiſtliche ihre Gebäude, ihre Tempel, ihre köſtlichen Sammlungen von Büchern, Naturalien, Kunſtwerken, unvergleichlichen Landwirthſchaften im J. 1803 verlaſſen mußten, ſagten ſie mit vollem Recht: „Wir geben das, was wir als eine Wüſte erhielten, als einen Garten zurück.“

Der Friede zu Campo Formio war in aller Rückſicht nur ein kleines Vorſpiel deſſen, was bald nachher in neuern Begebenheiten von einer ganz andern Art folgen ſollte. Dieſen Frieden hatte ein Mann geleitet, welcher in Hinſicht auf die Eigenheit ſeiner Unternehmungen in der ganzen Weltgeſchichte als einer der Sonderbarſten aufgetreten iſt. Dieſer Mann, genannt Napoleon Buonaparte (nachher Bonaparte) ward den 15. Auguſt 1769 zu Ajaccio, (nächſt Baſtia, der vornehmſten Stadt der Inſel Corſica) geboren, dann vermöge der Unterſtützung eines Wohlthäters, vom Jahre 1779 an in der Militärſchule zu Brienne in der Champagne zum Kriegsdienſt gebildet, ward dann 1784 in die Militärſchule zu Paris aufgenommen, und im folgenden Jahre zum Unterlieutenant eines Artillerie-Regiments befördert. Die Eroberung der Stadt Toulon im Jahre 1793, wo er ſich als Freiwilliger einfand, und jene Eroberung durch ſeinen Plan bewirkt hatte, ward für ihn eine ſo ausnehmende Empfehlung, daß er im Jahre 1794 zu einem Bataillonschef, und im folgenden Jahre zum Brigadegeneral der Artillerie bei der italieniſchen Armee, im Jahre 1796 aber zum Oberbefehlshaber dieſer Armee ernannt ward.

Napoleon war für ſeine Zeit und für ſeine Rolle der Mann. Er ſah die Pariſer ſeiner Tage (mit der flutenden Menſchenmaſſe von Paris, und mit ſeinen Soldatenheeren verrichtete er alles) wie ſie damals waren, ohne Religion, ohne Sittlichkeit, ohne eine beſtimmte Denkungsart, und ohne allen Charakter, als ein bloß von ſeiner unaufhörlich brauſenden Phantaſie, und immer von dem Eindrucke eines gegenwärtigen Augenblicks getriebenes Geſindel, gegen welches der ehemalige athenienſiſche Volkshefen noch eine Verſammlung von ſtoiſchen Weiſen zu nennen war. Er behandelte ſie wie Kinder ohne Sinn und Verſtand, und zu eben der Zeit, da er ſie als einen gehalt- und hirnloſen Menſchenhaufen auf das bitterſte verachtete, ſagte er ihnen, daß ſie ein großes, ja das allergrößte Volk des Erdbodens wären, allein berechtiget und geſchaffen, die allergrößten Dinge (für ihn nämlich) zu thun. Seine glänzenden Umgebungen ſollten ihn als ein Weſen höherer Art verkündigen. Seine Geräthſchaften, ſeine zahlreichen Diener, ſeine militäriſchen Befehlshaber waren in einen blendenden Schimmer von Gold gehüllt, in deren Mitte allein er ganz einfach, und (dem Anſcheine nach) ganz anſpruchlos ſtand, und ſich als den Einzigen unter allen betrachtete, alles, (was er ihnen auch zuletzt ins Angeſicht ſagte) in Vergleichung mit ſich für nichts achtete; eine unumſchränkte Ergebenheit und Ehrfurcht für ſich forderte, übrigens die pünktlichſt gehorſamen und glücklichen Vollzieher ſeiner Entwürfe und Abſichten mit üppigen Vergeltungen königlich belohnte, Saumſelige aber, oder gar Widerſpenſtige wie leichten Spreu zernichtete. Er winkte, und Hunderttauſende waren in Bewegung. Er nickte, als gäbe er Beifall, und Hunderttauſende fanden ſich unendlich beglückt und belohnt. Gerade mit dieſen Eigenſchaften, und bei einer ſolchen Zuſammenverkettung der Lagen und der Umſtände der Zeit war allein er für die damaligen Franzoſen der geeignete Mann, und dieſe damaligen Franzoſen ganz geeignet für ihn.

Ob er zuſammenhängende, und welche beſtimmte Abſichten er bei ſeinen Feindſeligkeiten mit ganz Europa, bei ſeinen Zügen und Siegen gehabt haben möge, weiß man nicht. Seine Abſichten waren ganz gewiß unbegrenzt, und wenn er Italien, Deutſchland und Polen ſeinem Reiche einverleibt, und Rußland ſich ergeben gemacht haben würde, ſo würden ſeine Wanderungen nach Egypten, und dann nach Oſtindien gegangen ſeyn, wo er den Großhandel an ſich gezogen, und dann den Haupthandel auf dem feſten Lande von Europa beherrſcht haben würde. Dabei würde es (denn die zügelloſe Begierde kennt keine Grenzen) nicht geblieben, ſondern eine höchſt ſonderbare Umgeſtaltung aller Dinge möchte auf einige Augenblicke von Jahren erfolgt ſeyn. Gemäß ſeiner Reden, Aeußerungen und Unternehmungen wohnte in ſeinem Geiſt durchaus kein befeſtigter Charakter, keine Einheit von Sinn, ſondern ein ohne Unterlaß wechſelndes Gemiſch von großen, kühnen, höchſt treffenden Anſichten und Urtheilen, und unmittelbar darauf von Behauptungen, Beſchlüſſen und von

Edikten (wie z. B. ſein Edikt wider den Pabſt war) einer beinahe ekelhaften Abgeſchmacktheit, von häßlichen Trugſchlüſſen und ſchamloſen Unwahrheiten, von einem unbändigen Hang nach Tollkühnheiten, welche, wenn ihr Erfolg glückte, angeſtaunt, und als Meiſterſtücke eines Kopfes ohne Gleichen geprieſen wurden; aber eine gleichſam ihm allein eigene, raſtloſe Thätigkeit, eine ſo zu ſagen planvolle Planloſigkeit kochte tobend in ihm Tag und Nacht, und machte ihn glauben, daß er alles wollen müſſe und wollen könne. Die Umſtände der Zeit, zu welcher er auftrat, die Beſchaffenheiten der Völker, wider welche er auftrat, berechtigten ihn, mit Zuverſicht zu erwarten, daß er überall finden würde, was er ſuchte.

Es war nichts weniger, als eine über alles Gemeine und Gewöhnliche erhabene Tapferkeit der franzöſiſchen Kriegshorden; auch war es nichts weniger, als eine beſondere Außerordentlichkeit in kriegeriſchen Kenntniſſen und Erfahrenheiten, was dem Napoleon und ſeinen Franzoſen ſo viele Jahre hindurch ſo viele Begünſtigungen des Glückes gewährte. Was einſt, wie bekannt iſt, die Römer thaten, daß ſie nicht über das geſammte Deutſchland, ſondern über vereinzelnte deutſche Stämme herfielen, ja daß ſie ſogar deutſche Völker gebrauchten, um andere deutſche Völker zu bekriegen, das ahmte Napoleon nach, und es gehörte gar kein Scharfſinn dazu, vorauszuſehen, daß es ihm gelingen würde, ſeine Zwecke zu erreichen. Die deutſchen Völker haben ſich, ſeit ſie in der Geſchichte bekannt ſind, niemals oder nur eine gar kurze Zeit in die Herrſchaft eines Einzigen gefügt, ſondern jede Völkerſchaft wollte unter einem eigenen Anführer ſtehen, und blieb jedem allgemeinen Oberhaupt mehr oder weniger gram; daher dann auch jede größere deutſche Nation bei andern in dem ewigen Verdacht blieb, daß ſie nach nichts beharrlicher und wachſamer trachte, als wie ſie alle andere verſchlingen, und ſich eine allgemeine Alleinherrſchaft verſchaffen möge. Dazu kamen noch viele andere die Franzoſen begünſtigende Umſtände, unter welchen keiner der geringſten war, daß die Oeſterreicher, welche zuerſt auftraten, ihre Feinde für eine verächtliche Horde, mit welcher ſie bald fertig werden zu können glaubten, gehalten, und daß ſie anfangs die Eigenheiten und die Verfahrungsart dieſer ihrer Feinde weniger, als es hätte ſeyn ſollen, beobachteten. Die Franzoſen kümmerten ſich nur ſehr wenig, ob ihre Unternehmungen den Regeln der Kriegskunſt und den hergebrachten alten Manieren des Krieges angemeſſen wären; ſondern gleichwie ſie häufig ſolche Generale, welche nichts weniger, als eine miltäriſche Erziehung genoſſen, oder etwas Gründliches von der Kriegskunſt erlernet hatten, zu Anführern bekamen, ſo ſetzten ſie ihre Gegner durch Unternehmungen und Angriffe, welche, weil ſie verwegen, weil ſie wider alle Kriegskunſt verſtoßend, und eben darum höchſt unerwartet waren, nicht ſelten in die peinlichſten Verlegenheiten, und ſie kamen auf dem Poſten, den ſie erobern wollten, an, bei welchem man es für unmöglich hielt, daß ſie es auch nur verſuchen könnten, denſelben einnehmen zu wollen. Eine ihrer gewöhnlichen Künſte war, ihre Feinde zu umgehen, verſtellte Angriffe zu thun, und auf einem gewiſſen Punkt durch eine ſchnell geſammelte Ueberlegenheit von Truppen, welche bei ſolchen Gelegenheiten wenig geſchont wurden, die feindlichen Linien zu trennen, und überall Schrecken und Verwirrung zu verbreiten, dann in ihren Siegesnachrichten, welche ſie in tauſend Zeitungen und eigenen Blättern ausposaunten, abgeſchmackte Prahlereien (oft auf eine plumpe und ſehr ungeſchickte Weiſe) zu verkündigen; denn ſie, oder vielmehr Napoleon höhnte ſeiner Gegner, und verachtete ſie, wenn er ſie einmal zu einem Zurückzuge veranlaßt (keineswegs aber immer beſiegt) hatte, auf das bitterſte, ohne zu bedenken, daß wenn er nur feige und ungeſchickte Feinde beſiegt haben ſollte, ſein Sieg aufhöre groß und rühmlich zu ſeyn. Wo die Franzoſen einzogen, da zogen ſie ſtets triumphirend ein, und was dann bei den Einwohnern vorhanden war, das war alles für ſie. Ihre Einladungen, daß dieſe und jene Lieferungen an Geld und Sachen gemacht werden ſollten, hatten die Kraft des ſtrengſten Befehls; ja es war, als wenn ſich es die Völker zur größten Ehre zu rechnen, und als ein Zeichen einer beſonders gnädigen Gunſt aufzunehmen hätten, wenn ſich Franzoſen gefallen ließen, ſich von den Einwohnern prächtig kleiden und üppig bewirthen zu laſſen.

Bei ſolchen Verfaſſungen alſo, in welchen ſich damals Deutſchland, ſo wie Italien, Holland, Polen u. a. befanden, war einem ſolchen Manne, wie Napoleon war, alles möglich. Seine Ueberlegenheit im Kriege ſetzte alles durch, und den Krieg führte er, wie zur Abwechslung, bald in dieſe, bald in andere Länder, indem er um eine Veranlaſſung dazu ſo wenig verlegen blieb, daß er vielmehr in ſeinen öffentlichen Erklärungen ſtets das größte Bedauern bezeigte, daß er, der ſich nach nichts ſo ſehr ſehnte, als nach dem Frieden, abermal und widerwilligſt genöthiget worden ſey, die Waffen zu ergreifen. Ein Zuſammenlauf einiger Volkshaufen zu Wien vor dem

Hauſe des franzöſiſchen Geſandten Bernadotte, welcher den 13. April 1798 den Einfall gehabt hatte, eine dreifarbige Fahne wehen zu laſſen, wurde, wenn gleich weder der kaiſerliche Hof, noch eigentlich die Stadt Wien einer Ungebühr beſchuldigt werden konnten, von der franzöſiſchen Seite als eine Sache von einer ſolchen Wichtigkeit behandelt, daß darüber zwiſchen franzöſiſchen und öſterreichiſchen Miniſtern zu Selz im Elſaß lange Unterhandlungen gepflogen werden mußten, welche (was denſelben ſchon im Voraus zum Grunde lag) zu nichts führten, als daß der damals noch beſtandene raſtädtiſche Congreß (den 8. April 1799) vollends aufgelöſt, und daß ſogleich wieder von der Unvermeidlichkeit eines neuen Krieges geſprochen wurde. Dieſer Krieg begann auch ſchon im März des Jahres 1799, und wurde im Jahre 1800 höchſt ernſthaft. Schon im April dieſes Jahres war der Obergeneral Moreau über den Rhein gegangen; und da es bei der verlegenen Unentſchloſſenheit ſeiner Gegner nicht fehlen konnte, daß auch ein ihn allenthalben begünſtigendes Glück ſtets ſeine Begleiterinn war, ſo drang er, wie in einem ununterbrochenen Triumphe vor, und bereits den 28. Juni 1800 zogen in München franzöſiſche Truppen ein, von denen ein großer Theil unmittelbar durch die Stadt ohne den geringſten Aufenthalt ſeinen Marſch raſch fortſetzte, um einige nur in einer kleinen Entfernung vorausziehende öſterreichiſche Korps recht bald erreichen zu können. Die Oeſterreicher, welche auch in Italien ungeachtet ihres ganz vortrefflichen Kriegszuſtandes daſelbſt das widrigſte Glück erfahren hatten (ſie hatten den 14. Juni 1800 bei Marengo, einem zwiſchen Tortona und Aleſſandria gelegenen Dorf eine Hauptſchlacht verloren), ſehnten ſich nach einigen Augenblicken von Ruhe, und die Franzoſen ließen ſichs gegen gute Bedingniſſe gefallen, den 15. Juni in Italien, und ein Monat nachher auch in Deutſchland in der (einige Stunden von München entlegenen) Dorfſchaft Parsdorf einen Waffenſtillſtand zu bewilligen und Friedensanträge zu hören, welche aber, da ſich die Beſiegten zu benachtheiligt, die Sieger gar zu wenig belohnt zu ſeyn glaubten, keinen Frieden herbeiführten. Vielmehr fiel, nachdem der Stillſtand wieder aufgehoben ward, (den 3. Dec. 1800) zwiſchen dem Dorfe Höhenlinden und der Stadt Mühldorf ein von beiden Seiten mit gleichem Eifer begonnenes Gefecht vor, welches für die Oeſterreicher durch Mißverſtändniſſe abermals ſo unglücklich ausfiel, daß ihre Armee in einen Zuſtand von gänzlicher Unordnung geworfen, der Obergeneral Moreau dagegen in den Stand geſetzt wurde, den 10. Dec. 1800 über den

Innfluß zu gehen, und eben ſo ohne eine außerordentliche Anſtrengung nach Salzburg, ja bis nach Linz vorzudringen; wie dann auch in Italien faſt zu gleicher Zeit ein anderer franzöſiſcher Feldherr, der Obergeneral Brüne, bereits über die Etſch vorgedrungen war. Der Drang dieſer Begebenheiten führte einen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zu Lüneville (den 9. Hornung 1801) unterzeichneten Frieden herbei, deſſen Inhalt der redendſte und traurigſte Beweis war, wie erſchöpfend die Unglücksfälle, mit denen das Erzhaus Oeſterreich ſeit zehn Jahren zu kämpfen gehabt hatte, geweſen ſeyn müſſen. Die Abtretung aller deutſchen Beſitzungen auf dem linken Rheinufer an Frankreich wurde neuerdings bewilligt, und die Entſchädigung der deutſchen (ihre Beſitzungen und Erbländer verlierenden) Fürſten durch die ſogenannten Säculariſationen der deutſchen Stifter wurde nach der zu Raſtadt getroffenen Uebereinkunft, neuerdings beſtätigt, die Beſtimmungen aber der einem jeden Fürſten zu ertheilenden Entſchädigungen wurden zwar jetzt noch dem Reiche zugeſtanden, aber nicht überlaſſen. Bei den Zuſammenkünften, welche von den Geſandten der vornehmern deutſchen Fürſten ſeit dem Anfange des J. 1802 in der Abſicht gehalten wurden, damit jene Beſtimmungen in Berathſchlagungen genommen werden ſollten, behielt ſtets das Anſehen des franzöſiſchen Einfluſſes das entſcheidendſte Gewicht, und die größern deutſchen Fürſten griffen nach dem, was ihnen unter jenem Einfluſſe zugetheilt worden war, ohne die Erinnerungen des Kaiſers und der Reichsdeputirten zu berückſichtigen, welche letztere endlich, da ſich außer Frankreich auch Rußland in dieſe Angelegenheiten mengte, nach vielen und ganz ſonderbaren in der Entſchädigungsſache vorgegangenen Veränderungen ſich in eine Lage verſetzt ſahen, bei welcher ihnen die Klugheit rieth, ſich in ihr Schickſal zu fügen, und den 25. Hornung 1803 ihre endliche Erklärung der Reichsverſammlung zu übergeben, von welcher ſie dem Kaiſer vorgelegt, und von dieſem den 28. April mit einigem Vorbehalt angenommen worden iſt. Die Säculariſation der deutſchen geiſtlichen Fürſten und Stifter (von welcher hier noch nachzutragen kömmt, daß der Entſchädigungsplan durch Säculariſationen für Deutſchland bereits im J. 1796 von dem Franzoſen Matthieu, Vorſtand der Miniſterial-Diviſion der deutſchen Angelegenheiten zu Paris entworfen, und dann zuerſt von der Krone Preußen angenommen worden iſt) gieng nunmehr im Jahre 1803 allgemein, und (wie wir geſehen haben) mit der größten Ruhe vor ſich. Die ehemalige Verfaſſung von Deutſchland war ſchon jetzt ſo viel als aufgelöſt; aber die Folge weiterer Ereigniſſe wollte, daß dieſe für die Ruhe Europas im höchſten Grade wichtige plötzliche Auflöſung erſt noch nach weitern außerordentlichen Vorgängen auf eine feierliche, und auf die ſonderbarſte Art vor ſich gehen ſollte.

Zuerſt nahm Bonaparte, welcher die ſämmtlichen Ungeheuer der Zeit (eines nach dem andern) mit einer Kraft, Gewandtheit und Zuverſicht, bei welcher man ſich gewöhnte, über nichts weiter zu erſtaunen, nichts weiter unmöglich zu finden, in die Welt führte, mit ſich ſelbſt eine neue Verwandlung vor. Er ließ von Pariſern ſeine bisherigen Thaten und Veränderungen, und was Eines war, ſeine Verherrlichung aller Dinge, als niemals geſehene Wunder von Tapferkeit und Weisheit, gegen welche die Helden des Alterthums tief zurückſtänden, den Pariſern vorerzählen, welche dann auch vor Verwunderung über ſolche Thaten, deren Glanz eigentlich auf ſie ſelbſt zurückſtrahlte, und ſie zu dem Stolz, das erſte Volk der Erde zu ſeyn, berechtigte, ganz außer ſich geſetzt, nur noch den Wunſch hatten, ſich die würdigſte Art, wie dieſer einzige aller Menſchen belohnt werden ſollte, vorſchlagen zu laſſen. Erſt brachten die Vormünder ihres Bonaparte, welche natürlicher Weiſe von jedem Vortheile, zu dem ſie ihm verhalfen, ſtets ihre eigenen, perſönlichen Vortheile zu erwarten hatten, die Erhebung deſſelben zum erſten Conſul auf folgende zehn Jahre, dann auf ſeine Lebenszeit, in Vorſchlag, ließen aber ihre Pariſer ſogleich wieder bemerken, daß die Auszeichnung des Einzigen auch in etwas, das für ihn und die große Nation einzig ſeyn würde, beſtehen müßte — Bonaparte müßte erhabener ſtehen, als alle ſeine Zeitgenoſſen; er müßte Monarch ſeyn; und da er ungleich größer ſey, als ehemals der römiſche Cäſar war, ſo müßte er vor allen Dingen ſeinen Namen führen, und Kaiſer heißen, und (was jenem Römer nicht gelang) die oberſte Stufe des Nationalthrones beſteigen. Man ſprach jetzt mit eben der flammenden Heftigkeit für diejenige Staatsverfaſſung, welche man vor Kurzem nicht nennen durfte, ohne als ein Staatsverräther ſogleich umgebracht zu werden, für die monarchiſche Verfaſſung nämlich, von welcher man nunmehr behauptete, daß allein von ihr die wahre Ruhe und Ordnung zu erwarten, und daß dagegen jede Republik mehr und weniger ein Zuſtand von öffentlicher oder heimlicher Anarchie ſey; aber nicht bloß die Monarchie, ſondern die Erblichkeit bei der regierenden Dynaſtie ſey das einzige Mittel, dem franzöſiſchen Reiche, als dem erſten Reiche der Welt, ſeine ruhmvolle Größe zu verſichern, und in ewige Zeiten unerſchüttert zu erhalten u. dgl. Da, wie die Geſchichte lehrt, eben dieſelben Behauptungen und Grundſätze in verſchiedenen Zeitaltern, ja nicht ſelten von eben denſelben Menſchen, heute geprieſen und freudig angenommen, zu einer andern Zeit aber verachtet, und für höchſt ſchädlich erklärt werden, je nachdem nämlich die Verhältniſſe der Zeitumſtände, dann die Abſichten und Stimmungen der Menſchen dieſe oder jene Erklärung begünſtigen; ſo wurde jetzt, da man den Bonaparte zum Monarchen erheben wollte, die Monarchie für das erſte Bedürfniß des Staats anerkannt, und die Wiedereinführung derſelben, als der dringendſte, einhelligſte Wunſch der großen Nation dargeſtellt. Und nun war alles, was man geſucht hatte, erreicht. Bonaparte wurde den 18. Mai 1804 durch ein ſogenanntes organiſches Senatsconſult zum Kaiſer erklärt, und ein paar Tage darauf der Nation vorgeſtellt, „als Napoleon von Gottes Gnaden, und durch die Conſtitution der Republik, Kaiſer der Franzoſen,“ deſſen Krone in ſeiner geſetzlichen Nachkommenſchaft männlicher Linie, nach der Ordnung der Erſtgeburt, erblich ſeyn ſollte. Der Verherrlichung des Ganzen fehlte jetzt nur noch eine feierliche Krönung, welche durch das Oberhaupt der katholiſchen Kirche in Perſon und zu Paris vor ſich gehen ſollte. Auch dafür wußte der neue Kaiſer zu ſorgen. Der Pabſt Pius der VII. mußte, wenn er ſich anders nicht ernſthaften Ungelegenheiten, welche ihm wirklich gedroht wurden, ausgeſetzt ſehen wollte, in Paris erſcheinen, und die Krönung, oder eigentlich die Salbung (denn die Krone ſetzte Napoleon ſelbſt ſich auf) vornehmen *); was in der Kirche Notre Dame den 2. Dec. 1804 geſchah, mit einem von dem neuen Kaiſer veranſtalteten, ins Unendliche getriebenen Pomp, bei deſſen Anblick das Volk mehr zerſtreut, als gerührt ward.

„Wir glauben hier, daß der ehrwürdige
„Verfaſſer durch die Einwirkungen des Alters,
„fortdauernder ſehr heftiger körperlicher Schmer-
„zen, dann durch die bittern Täuſchungen der
„Zeit, die ſich ſo vielen auf eine beſſere Zu-
„kunft Hoffenden am Ende des geiſtesarmen
„achtzehnten Jahrhunderts als eine wahrhaft

---

*) War dieſe Krönung weniger rechtlich, als die Pipins?

Anm. d. Herausg.

„verbeſſernde und zur idealen Entwicklung der „Staaten und der Kirche fortſchreitende an„kündigte; — aber dann durch die Leiden„ſchaften der Menſchen, als eine zerſtörende, „alles nur nach wandelbaren Begriffen des „Verſtandes umſtürzende ſich zeigte von ſei„ner frühern kräftigen Geiſtesſchärfe in dieſen „letzten Jahrgängen etwas verlor. — So fin„den wir ihn auch gegen Napoleon fortlau„fend erbittert und einſeitig tadelnd — alles „Großartige demſelben abſprechend. Unſere Zeit „iſt gegen dieſen großen Geiſt gerechter, als „die, in welcher der Verfaſſer ſeinen Griffel „der Geſchichte, den er ein halbes Jahrhun„dert ſo würdig führte, niederlegte. Die Werke „jener auf dem Schlachtfelde von Leipzig, wo „Deutſchland, ſeiner Ahnen werth, die Ketten „des übermüthig gewordenen Eroberers zer„brach — alle chriſtlichen Gemüther mit ſo „ſchönen Hoffnungen erfüllenden, heiligen Al„lianz hat der Gang der Zeit ebenfalls gro„ßentheils zertrümmert. Die Reſtauration, die „man dem Geiſte der Völker entgegen, ſtatt „eines natürlichen Entwicklungsganges, ſich zur „Aufgabe machte, mußte mißlingen, und Na„poleon hat darin eine große Rechtfertigung ge„funden, daß ihm heute kein Geſchichtſchreiber „abſpricht, er habe Frankreich beſſer regiert, „als alle nach ihm. Auch unſer Verfaſſer,

„hätte er dieſe Tage erlebt, würde das zugeſtehen. Wir wollen alſo ſein Unrecht etwas gut zu machen ſuchen, indem wir uns einige Einſchaltungen erlauben, die unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn können, wenn ſie beſonders auf Dokumente und Thatſachen nur ſich beſchränken. Wir laſſen alſo hier A. Hugo ſprechen, der, wenn auch in ſeiner Geſchichte Napoleons nicht immer kalt und objektiv genug, doch außerordentliche Talente eines Geſchichtsſchreibers entwickelte.“

„„Die verſchiedenen, gegen das Leben des erſten Konſuls gerichteten Verſchwörungen, das noch friſche Komplott Cadoudal's, dem England nicht fremd geweſen zu ſeyn ſchien, erregten lebhafte Beſorgniſſe bei den Franzoſen, welchen die Ruhe und die Wohlfahrt ihres Landes lieb waren. Es lag am Tage, daß Bonaparte's Tod Frankreich in das Chaos der Anarchie zurückſtürzen, und das Zeichen zu innern Unruhen ſowohl, als zu auswärtigen Kriegen geben würde. Die Republik war, nach der Meinung des großen Haufens, nicht im Stande, der Partheiwuth im Innern zu ſteuern, und ſowohl der Gegenwart, als der Zukunft Schutz gegen die Angriffe des Auslandes zu gewähren. Die verſchiedenen, auf dieſe Regierungsform gegründeten Verwaltungsſy-

„„ſteme, welche die Revolution nach einander verſucht hatte, entbehrten des Beifalls der öffentlichen Meinung; die Zahl ihrer Anhänger nahm Tag für Tag ab. Das Land hatte nie ſo viel wirkliche und praktiſche Freiheit beſeſſen, als ſeit der Errichtung der Konſularregierung. Vor dem Geſetze und in Beziehung auf die Zulaſſung zu den Aemtern herrſchte vollkommene Gleichheit. Bonaparte, deſſen Lieblingsgrundſatz Einigkeit und Vergeſſenheit war, hatte öffentlich erklärt, daß er in Frankreich keine andere Partei, als die Nationalpartei anerkennen wolle. Er behandelte Männer von den entgegengeſetzteſten Meinungen mit gleichem Wohlwollen, wenn ſie ſich der allgemeinen Sache ohne Rückhalt anſchloſſen. Sie wurden alle nach ihren Fähigkeiten angeſtellt, und einige bekleideten ſogar hohe öffentliche Aemter. Der erſte Konſul hatte ſeinen edlen Wunſch nach einer aufrichtigen Verſöhnung zwiſchen allen Kindern des gemeinſchaftlichen Vaterlands mit den Worten ausgedrückt: „Ich öffne eine große Straße; wer auf derſelben geraden Wegs fortwandelt, ſoll beſchützt, wer ſich aber rechts oder links wendet, beſtraft werden.“

„„Zufrieden mit den Geſinnungen der Freiheit und der Duldung, welche der Ver-

„„waltung des Staats zur Richtſchnur dienten, verlangte der größere Theil der Franzoſen nichts Anderes, als die Fortſetzung der durch Bonaparte gegründeten Regierung. Zwiſchen der Idee der Stätigkeit und Fortdauer und jener der Erblichkeit iſt keine große Kluft befeſtigt. Die öffentliche Meinung gewöhnte ſich daher nach und nach an den Gedanken, in der Erblichkeit der dem erſten Konſul und ſeiner Familie verliehenen Gewalt, Sicherheit für die Gegenwart und eine Bürgſchaft für die Zukunft zu finden. Das lebenslängliche Konſulat ſchien kein hinreichendes Unterpfand der erſehnten Stätigkeit. Die Erblichkeit allein konnte den ſtrafbaren Hoffnungen der verſchiedenen Parteien ein Ende machen und die Ruhe Frankreichs befeſtigen. Allein wenn ſchon eine lebenslängliche Magiſtratur ſich von dem republikaniſchen Prinzipe, welches die Wahl iſt, entfernt, ſo iſt die Erblichkeit demſelben ſchnurſtracks entgegengeſetzt. Nun hatten aber, man muß es geſtehen, eben die Männer, welche den größten Antheil an den Verwaltungsmaßregeln der Regierung während der franzöſiſchen Revolution gehabt hatten, in dem demokratiſchen Elemente und in der republikaniſchen Staatsform keine Bürgſchaft für die Ruhe und

„„die Entwickelung der Wohlfahrt des Landes
„„gefunden. Trotz lockender Theorien war
„„die praktiſche Regierung bald grauſam, bald
„„unedel, ſtets aber unfähig geweſen. Den
„„zahlreichſten und populärſten Klaſſen der
„„Nation hatte dieſe Regierung nur Schrecken,
„„Hunger und Elend gebracht; ſie haßten
„„daher die republikaniſchen Einrichtungen
„„faſt eben ſo ſehr, als die Verbrechen
„„der Revolution, welche jene Einrichtungen
„„hatte begründen wollen. Uebrigens verabſcheute
„„dieſer Theil des Volks den Königstitel
„„noch. Die Mittelklaſſen, welche nach
„„der Vertreibung des Adels und nach der
„„Konfiskation der Güter der Geiſtlichkeit alle
„„Verfolgungen und alle Erpreſſungen am
„„ſtärkſten empfunden, hatten mehr Vorliebe
„„für das Königthum; ſie liebten beſonders
„„die Konſularregierung, weil ſie, vermöge
„„ihre kompakten Einheit und ihrer adminiſtrativen
„„Nachdrücklichkeit, an die monarchiſche
„„Regierung erinnerte.

„„Es waren wohl noch einige feſte und edle
„„Seelen da, welche ihre republikaniſchen Ueberzeugungen
„„bewahrt hatten, und welche
„„ihre ideale Republik nicht für die wirklichen
„„Verbrechen, die in ihrem Namen begangen
„„worden waren, verantwortlich machten; allein
„„ihre Zahl war ſehr gering. Die Maſ-

„„ſen wünſchten die Monarchie mit ihrer Stätigkeit
„„und ihrer Ordnung.

„„Die Männer, welche die Errichtung der
„„ kaiſerlichen Regierung erzielten, wußten
„„alle dieſe Verhältniſſe gar wohl zu würdigen.
„„Ohne Zweifel waren unter ihnen viele
„„Ehrſüchtige, die ſich nur von eigennützigen
„„Abſichten leiten ließen; allein es läßt ſich
„„nicht beſtreiten, daß die Mehrzahl derſelben
„„aus würdigen Bürgern beſtand, die ihrem
„„Vaterlande und der Revolution aufrichtig
„„ergeben waren. Dieſe ehrenwerthen Männer
„„hatten eingeſehen, daß die öffentliche
„„Meinung in Frankreich ſich den monarchiſchen
„„Ideen zuwandte, und daß man, zur
„„Verhütung der Wiedereinſetzung der Bourbonen,
„„deren Rückkehr mit dem Gefolge
„„und den Anſprüchen der Emigrirten damals
„„alle von der Revolution geſchaffenen Intereſſen
„„gefährdet und einen allgemeinen Brand
„„im Lande entzündet hätte, die monarchiſche
„„Regierung, unter einem neuen, keinen
„„Bürger erſchreckenden Titel, wieder herſtellen
„„und die Krone auf das Haupt eines
„„Mannes der Revolution ſetzen mußte.

„„Napoleon Bonaparte war damals der
„„Einzige, der, durch ſeine Verwaltung, ſeine
„„Siege und ſein Genie, die höchſte Würde
„„im Staate verdiente.

„„Das Konſulat hatte Frankreich der An-
„„archie entriſſen. Das Kaiſerthum erſparte
„„dem Lande die Reaktionen, welche die Mo-
„„narchie der Bourbonen unfehlbar herbeige-
„„führt hätte. In beiden Fällen waren dieſe
„„Veränderungen eine Nothwendigkeit und ein
„„Glück.

„„Anlangend die Republik, ſo verlor ſich die
„„Zahl derer, welche ſie an und für ſich aus
„„reiner Ueberzeugung und ohne Eigennutz
„„wünſchten, in der großen Maſſe der Fran-
„„zoſen, die ihr abhold waren, was die Ver-
„„zeichniſſe der Opponenten bei der Abſtim-
„„mung über die Erblichkeit der kaiſerlichen
„„Regierung unwiderſprechlich beweiſen.

„„Bonaparte's Ehrgeiz ſah ohne Zweifel mit
„„Vergnügen und begünſtigte den Gang der
„„Ereigniſſe, der ihm die Krone verhieß. Er
„„wußte, welch' eine Bürde das höchſte Staats-
„„amt iſt: allein er fühlte ſich ſtark genug,
„„ſie zu tragen. Nachdem er mehr Kriegs-
„„ruhm eingeärntet hatte, als irgend ein Feld-
„„herr der alten oder der neuen Zeit, konnte
„„er ſich nur noch von dem Ruhme, ein
„„mächtiges Reich zu gründen, angelockt füh-
„„len. Ein ungeheurer Wunſch, ſeinen Na-
„„men durch den Glanz und die Wohlfahrt
„„Frankreichs auszuzeichnen, beſeelte ihn. Dieß
„„war das edle Ziel, welches in den neun

„„Jahren ſeiner kaiſerlichen Regierung die Hülfsquellen ſeines Gedankens, die Betrachtungen ſeines Geiſtes und die Erfindungen ſeines Genie's ohne Unterlaß erſtrebten.

„„Der Antrag, Napoleon Bonaparte zur Kaiſerwürde zu erheben, und das franzöſiſchen Reich für erblich in ſeiner Familie zu erklären, ging von dem Tribunate aus. „„Nach einer Erörterung, in welcher Carnot allein den Vorſchlag bekämpfte, drückte das Tribunat einſtimmig (eine einzige Stimme, jene des Herrn Carnot, ausgenommen) folgenden Wunſch aus:

„„In Erwägung, daß zur Zeit der Revolution, wo der Wille der Nation ſich mit mehr Freiheit ausſprechen konnte, die allgemeine Stimme ſich für die individuelle Einheit und Erblichkeit der höchſten Gewalt ausſprach;

„„daß die Familie der Bourbonen, nachdem ſie durch ihr Betragen die erbliche Regierung dem Volke verhaßt gemacht hatte, die Vortheile dieſer Regierung in Vergeſſenheit brachte und die Nation zwang, ihr

„„Heil in der demokratiſchen Regierung zu „„ſuchen;

„„daß Frankreich, das die verſchiedenen „„Formen dieſer Regierung erprobte, ſtets nur „„die Geißel der Anarchie als Ausbeute der„„ſelben erhielt;

„„daß der Staat am Rande des Abgrunds „„ſchwebte, als Bonaparte, von der Vorſicht „„herbeigerufen, plötzlich zu ſeiner Rettung „„erſchien;

„„daß Frankreich, unter der Regierung eines „„Einzigen, nach Innen die Ruhe, und nach „„Außen den höchſten Grad von Achtung und „„Ruhm wieder erlangt hat;

„„daß die von dem Hauſe Bourbon, in „„Gemeinſchaft mit einem Miniſterium, das „„ſich als den unverſöhnlichen Feind Frank„„reichs erwieſen hat, geſchmiedeten Komplotte „„Frankreich die Gefahr enthüllt haben, die „„ihm drohen müßte, wenn es Bonaparte „„verlöre, und den mit einer Wahl verknüpf„„ten Bewegungen Preis gegeben würde;

„„daß das lebenslängliche Konſulat und das „„dem erſten Konſul bewilligte Recht der Er„„nennung ſeines Nachfolgers nicht hinreichen, „„um die innern und äußern Intriguen zu „„verhüten, die bei der Erledigung der höch„„ſten Magiſtratur ſicherlich nicht ausbleiben „„würden;

„„daß man durch die Einführung der Erblichkeit dieſer Magiſtratur ſich ſowohl nach „„dem Beiſpiele der großen Staaten der alten und neuen Zeit richtet, als auch dem „„ erſten Wunſche, den die Nation im Jahr „„1789 ausgedrückt hat, willfahrt;

„„daß die Nation, durch die Erfahrung „„belehrt, mit mehr Ernſt als je auf dieſen „„Wunſch zurückkommt, und denſelben aller „„Orten äußert;

„„daß die Völker, wie die Geſchichte lehrt, „„bei allen politiſchen Revolutionen die höchſte „„Gewalt der Familie derer, welchen ſie ihre „„Rettung verdankten, übertragen haben;

„„daß, wenn Frankreich ſeiner Sicherheit „„wegen ein erbliches Oberhaupt verlangt, es „„Bonaparte ſowohl aus Dankbarkeit, als „„aus Zuneigung auf dieſen Poſten berufen „„muß;

„„daß Frankreich alle Vortheile der Revolution durch die Wahl einer Dynaſtie bewahren wird, in deren Intereſſe die Erhaltung der Revolution nicht minder liegen „„muß, als die Vernichtung derſelben im Intereſſe der alten Dynaſtie läge;

„„daß Frankreich von der Familie Bonaparte mehr, als von irgend einer andern, „„die Erhaltung der Rechte und Freiheiten „„des Volks, das ihn erwählt, und alle, dieſe

„„Rechte und Freiheiten verbürgenden, Einrichtungen
„„erwarten darf;

„„daß es endlich keinen Titel gibt, der
„„ſowohl Bonaparte's Ruhme, als der Würde
„„des Oberhaupts der franzöſiſchen Nation
„„mehr entſpräche, als der Kaiſertitel; —

„„ſpricht das Tribunat, das ihm durch
„„den Artikel 29 der Verfaſſung verliehene
„„Recht übend, den Wunſch aus:

1) „„daß der erſte Konſul, Napoleon Bonaparte,
„„zum Kaiſer der Franzoſen proklamirt,
„„und in dieſer Eigenſchaft mit der Regierung
„„der franzöſiſchen Republik beauftragt
„„werde;

2) „„daß der Kaiſertitel und die kaiſerliche
„„Macht in ſeiner Familie, nach dem Rechte
„„der Erſtgeburt, in männlicher Linie ſich
„„forterben;

3) „„daß bei den, in der Organiſation
„„der beſtehenden Behörden, vermöge der Einführung
„„der erblichen Gewalt, etwa erforderlichen
„„Veränderungen, die Gleichheit, die
„„Freiheit und die Rechte des Volks unverſehrt
„„bleiben.“

„„Zur Zeit, als der Antrag des Tribunats
„„bekannt wurde, war der geſetzgebende
„„Körper nicht verſammelt; allein faſt alle
„„Abgeordneten befanden ſich in Paris. Sie
„„kamen bei ihrem Präſidenten zuſammen und

„„entwarfen eine Adreſſe, in der ſie dem Antrage des Tribunats beitraten, und in Folge deſſen den förmlichen Wunſch ausdrückten, Bonaparte, der erſte Konſul, möchte zum Kaiſer proklamirt werden.

„„Der Vorſchlag des Tribunats, in Verbindung mit der Adreſſe des geſetzgebenden Körpers, wurde dem Senate feierlich mitgetheilt, und in einer unter dem Vorſitze des zweiten Konſuls Cambacérès gehaltenen außerordentlichen Sitzung einſtimmig angenommen. An demſelben Tage wurde ein organiſcher Senatsbeſchluß erlaſſen, welcher die Formen der zu proklamirenden neuen Regierung feſtſetzte. Der geſammte Senat verfügte ſich nach Saint Cloud, und überreichte Napoleon die entworfene konſtitutionelle Akte.

„„Napoleon antwortete Cambacérès, der ſie ihm einhändigte:

„„Alles, was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, bildet einen weſentlichen Beſtandtheil meines Glücks. Ich nehme den Titel an, den ſie als nützlich für die Nation betrachten.

„„Ich unterwerfe das Geſetz der Erblichkeit der Genehmigung des Volks; ich hoffe, daß Frankreich die Ehrenbezeugungen, mit denen es meine Familie umgibt, nie be-

„„reuen wird; in allen Fällen wird mein
„„Geiſt von meiner Nachkommenſchaft in dem
„„Augenblicke weichen, in welchem ſie aufhö-
„„ren würde, die Liebe und das Zutrauen der
„„großen Nation zu verdienen.“

„„Der Kaiſer leiſtete hierauf, gemäß der
„„Verfaſſung, folgenden Eid:

„„Ich ſchwöre, die Integrität des Ge-
„„biets der Republik zu ſchützen, die Geſetze
„„des Konkordats und der politiſchen und bür-
„„gerlichen Freiheit, ſo wie die Unwiderruf-
„„lichkeit der Verkäufe der Nationalgüter zu
„„achten und geachtet zu machen, keine Auf-
„„lagen anders, als Kraft des Geſetzes zu er-
„„heben und einzuführen, die Inſtitution der
„„Ehrenlegion aufrecht zu halten, und einzig
„„und allein im Sinne der Wohlfahrt, des
„„Glücks und des Ruhms der franzöſiſchen
„„Nation zu regieren.“

„„Am folgenden Tage ernannte der Kai-
„„ſer die Marſchälle und die Großwürdenträ-
„„ger des Reichs, deren Einſetzung durch die
„„Verfaſſung befohlen war.

„„Der Prinz Joſeph Bonaparte erhielt
„„den Titel eines Großwählers, der Prinz
„„Ludwig jenen eines Konnetabel. Die bei-
„„den Konſuln Cambaceres und Lebrun wur-
„„den, der eine zum Erzkanzler, der andere
„„zum Erzſchatzmeiſter des Reichs ernannt.

„„Die Marſchälle wurden aus der Mitte
„„der Generale gewählt, die ſich als Oberbe-
„„fehlshaber der franzöſiſchen Heere ausgezeich-
„„net hatten; ſie waren: Berthier, Murat,
„„Monçey, Jourdan, Maſſena, Augereau,
„„Bernadotte, Soult, Brune, Lannes, Mor-
„„tier, Ney, Davouſt, und Beſſieres. Vier
„„Senatoren, die ſich ebenfalls als Feldher-
„„ren ausgezeichnet hatten, Kellermann, Le-
„„febvre, Perignon und Serrurier, wurden
„„mit demſelben Titel beehrt.

„„Den ſcheinbar geringfügigſten Dingen
„„drückte Napoleon das Siegel ſeines Geiſtes
„„auf. Man berathſchlagte in dem Staats-
„„rathe, in ſeiner Gegenwart, über die Wahl
„„der Wappen des Reichs; die Einen ſchlu-
„„gen den Löwen, den König der Thiere,
„„vor, die Andern die goldenen Bienen der
„„Merovinger, wieder Andere den galliſchen
„„Hahn. Der Kaiſer nahm das Wort: „Euer
„„Hahn, ſagte er, iſt ein Thier, das auf
„„dem Miſte lebt und ſich von dem Fuchſe
„„freſſen läßt: ich mag ihn nicht; nehmen wir
„„den Adler; er iſt der Vogel, welcher den
„„Donner trägt und hellen Blicks in die
„„Sonne ſchaut. Die franzöſiſchen Adler wer-
„„den ſich ſo viel Achtung und Ruhm erwer-
„„ben, als früher die römiſchen.““

„**Wie** unſer Verfaſſer an **Napoleon Alles**
„tadelt, ſo bewundert er **Alles** an **Pius dem**
„**VII.** Wir ſind auch Verehrer dieſes **ſtandhaften**
„großen Pabſtes, aber wir würden Ihn
„doch noch für viel größer halten, wenn nicht
„ſo oft eine gewiſſe jeſuitiſche Schlauheit ſeinem
„ſonſt frommen Charakter ſich beigemiſcht
„hätte. Selbſt die Schleuderung des Bannes
„gegen Napoleon war keine Waffe, wie ſie
„unſere Zeit von einem Nachfolger Petri fordert.
„Das Herbeilaſſen zur Salbung, die
„Diſpenſion von der Kommunion, die ſpätere
„Eheſcheidung, und der feine Verſuch, die gallikaniſche
„Kirchenfreiheit zu zerſtören, wie
„manches, was in Palbos Memoiren über dieſen
„Pabſt zu finden iſt, wird dieſes Urtheil
„rechtfertigen, und wir zweifeln nicht, mancher
„Leſer wird uns beiſtimmen, wenn wir
„ſagen: Hätte Pius der VII. wirklich nur die
„Eigenſchaften eines ſchon durch ſein äuſſeres
„Anſehen ſo ehrwürdigen Nachfolgers Petri gezeigt,
„hätte er auch in Ketten jeden Angriff
„auf das Weſen der Kirche zurückgewieſen,
„den Verlurſt aber ſelbſt des ganzen Ländergebietes
„wohl mit offener Proteſtation gegen
„Gewalt, aber ohne Anwendung rein kirchlicher
„Waffen, die mit dem zeitlichen Beſitz
„des Pabſtes nicht in Verbindung kommen
„dürfen, ertragen; auch einem Napoleon wäre

„in einem ſolchen Nachfolger der Apoſtel die alte Kraft des Chriſtenthumes gegenübergeſtanden, und er hätte vielleicht einer chriſtlichen liturgiſchen Kommunion ſich nicht zu entheben geſucht, ja vielleicht auch die Krone von dem erſten Biſchofe und ſichtbaren Einigungs- oder Mittelpunkt der katholiſchen Kirche ſich aufs Haupt ſetzen laſſen, während ſo ſeinem Scharfblick die überall hervorſtechenden Züge eines Vertreters der alten ultramontaniſchen Politik das ehrwürdige Bild eines Geſandten Chriſti ganz entſtellen mußten. Doch die hier gewiß partheiloſe Darſtellung Hugos ſpreche:

„„Bei der Wiederherſtellung der Ordnung durch die Verdrängung der Anarchie in Frankreich, hatte Napoleon, der das religiöſe Gefühl für die erſte ſittliche Bürgſchaft der Staatsgeſellſchaften hielt, der katholiſchen Kirche ihren Glanz und ihre Unabhängigkeit wieder gegeben. Als Pius VII. ſich entſchloß, nach Paris zu kommen, um Napoleon zum Kaiſer zu ſalben, folgte er dem Antriebe einer gerechten Dankbarkeit: beſeelt von einer ächt chriſtlichen Liebe, und

„„erleuchtet von einer aufgeklärten Philoſophie, war dieſer ehrwürdige Papſt, nach dem Ausſpruche des Kaiſers ſelbſt, ein guter, ſanfter und braver Mann. Schon als Biſchof von Imola hatte er eine Vorliebe für den General Bonaparte gefaßt.

„„Der Kaiſer ging ihm bis auf die Straße von Fontainebleau entgegen, und beherbergte ihn in ſeinem Pallaſte der Tuilerien, wo er für ihn einen prächtigen Flügel hatte einrichten laſſen. Vor der Krönung empfing der Pabſt die Huldigungen aller Behörden der Hauptſtadt und der ausgezeichnetſten Männer des Landes. Er erwarb ſich wirklich die allgemeine Achtung, und ganz Paris ließ ſeinen chriſtlichen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren. Seine einfachſten Worte nahm man mit Beifall auf. Jedermann wiederholte jene edle und rührende Antwort, die allein einen hohen Begriff von dem Charakter dieſes würdigen Pabſtes zu geben vermochte. Er durchſchritt einen Saal des Pallaſtes, den Perſonen, welche die Gottesfurcht oder die Neugierde herbeigelockt hatte, den Segen ertheilend; die Menge lag auf den Knieen; ein junger Menſch allein ſtand aufrecht, und ſchien, ſich abwendend, den Segen des Pabſtes zu verſchmähen; Pius VII. näherte ſich ihm,

„„ſtreckte den Arm nach ihm aus und ſagte
„„mit ſanfter Güte zu ihm: „Nehmen Sie
„„den Segen immerhin, mein Herr; der Se-
„„gen eines Greiſes ſchadet nie etwas.“

„„Man kann ſich leicht denken, daß der
„„Pabſt, als er wie ein neuer Stephan III.
„„nach Paris kam, um einen neuen Pipin
„„den Kurzen zu ſalben, die Hoffnung nährte,
„„als Lohn für eine ſo ausgezeichnete Gefäl-
„„ligkeit verſchiedene Entſchädigungen von Na-
„„poleon auszuwirken; der römiſche Hof gibt
„„ſeine älteſten Anſprüche nie auf, und die
„„Siege der republikaniſchen Heere hatten
„„mehr als eine Breſche in das Erbtheil des
„„heiligen Petrus gemacht. Der Kaiſer ſelbſt
„„hat uns über dieſe Hoffnungen, welche ge-
„„täuſcht wurden, einen Bericht voll Bosheit
„„und Scherz hinterlaſſen, der unſern Leſern
„„hier nicht unwillkommen ſeyn wird.

„„Einige Zeit vor meiner Krönung, ſagt
„„er, wollte der Pabſt mich ſprechen, und
„„beſtand darauf, ſich ſelbſt zu mir zu ver-
„„fügen. Er hatte viele Zugeſtändniſſe ge-
„„macht. Er war nach Paris gekommen, um
„„mich zu krönen; er verſtand ſich dazu, mir
„„die Krone nicht ſelbſt auf das Haupt zu
„„ſetzen; er enthob mich einer öffentlichen Ein-
„„nahme des Abendmahls unmittelbar vor der
„„Ceremonie; er hatte daher ſeiner Meinung

„„nach viele Belohnungen für dieſe Gefügig-
„„keit zu erwarten; auch hatte er anfänglich
„„von der Romagna, von den Legationen
„„u. ſ. w. geträumt; allein nach einigen übel
„„aufgenommenen Verſuchen fing er an, zu
„„vermuthen, daß er auf alles das verzichten
„„müſſe; er beſchränkte daher ſeine Forderun-
„„gen auf eine ſehr kleine Gefälligkeit, wie
„„er ſich ausdrückte, die in der bloßen Unter-
„„zeichnung einer alten Urkunde, eines ſehr
„„abgenützten Lappens, den ſeine Vorgänger
„„von Ludwig **XIV.** überkommen hatten, be-
„„ſtand. „Machen Sie mir dieſes Vergnü-
„„gen, ſagte er, im Grunde hat es nichts zu
„„bedeuten.“ — Gerne, theuerſter Pabſt; und
„„die Sache wird geſchehen, wenn ſie thun-
„„lich iſt, erwiederte ich ihm. Nun war ſein
„„zerfetzter Lappen eine Erklärung, in welcher
„„Ludwig **XIV.** gegen das Ende ſeines Le-
„„bens, beſiegt durch die dringenden Bitten
„„der Frau von Maintenon, oder überredet
„„von ſeinen Beichtvätern, die Artikel von
„„1682, die Grundlagen der berühmten Frei-
„„heiten der gallikaniſchen Kirche, mißbilligte.
„„Ich las das Papier und ſagte ſpöttiſch zu
„„Pius **VII.**, ich habe, was ihn betreffe, kei-
„„nen perſönlichen Einwurf zu machen, allein
„„es ſey der Ordnung wegen doch gut, daß
„„ich vorerſt die Biſchöfe und den Staats-

„„rath über die Sache höre; worauf der Pabſt mir unaufhörlich wiederholte, daß dieß keineswegs nothwendig ſey, und daß die Sache kein ſo großes Aufſehen verdiene. „Ich werde dieſe Unterſchrift nie vorweiſen, ſagte er, eben ſo wenig, als man jene Ludwigs XIV. vorgewieſen hat.“ — „„Allein wenn das nichts zu bedeuten hat, erwiederte ich, wozu ſoll denn meine Unterſchrift nützen? Und hat die Sache etwas zu bedeuten, ſo muß ich ganz hübſch meine Doktoren befragen.“ Der Beweisgrund war unwiderleglich; beſchämt und verwirrt ſtand der Pabſt von ſeiner Forderung ab.“

„„In Paris waren alle Anſtalten zu der doppelten Feierlichkeit der Salbung und der Krönung mit großem Prunke und Luxus getroffen worden. Der Kaiſer hatte der durch die revolutionären Räubereien entblößten Domkirche alle zu dem Gottesdienſte nöthigen Gegenſtände geſchenkt: heilige Gefäſſe von koſtbaren Metallen und mit Diamanten verziert, und prächtige prieſterliche Ornate. (Dieſe koſtbaren Gegenſtände bilden noch gegenwärtig den Schatz des Kapitels von Notre Dame).

„„Außer einer Menge Neugieriger und Fremder, welche die Feierlichkeit herbeigelockt hatte, waren Deputationen von allen

„„richterlichen und adminiſtrativen Behörden,
„„von allen Nationalgarden des Reichs, von
„„allen militairiſchen Korps, ſo wie die Präſidenten
„„der Bezirke und der Kantone jedes
„„Departements, und die Maires der bedeutendſten
„„Städte in der Hauptſtadt anweſend.

„„Die Feierlichkeit der Salbung fand den
„„2. Dezember ſtatt, und die bei dieſer Gelegenheit
„„gegebenen Feſte übertrafen alles,
„„was die Einbildungskraft ſich hatte vorſtellen
„„können.

„„Der Pabſt, der Kaiſer und die Kaiſerin
„„verfügten ſich, begleitet von einem prächtigen
„„Gefolge, mitten durch eine ungeheure
„„Menge von Zuſchauern, in die erzbiſchöfliche
„„Kirche von Notre Dame. ‚Der Pabſt
„„hielt den Gottesdienſt im hohenprieſterlichen
„„Amtskleide, mit der ganzen Pracht der römiſchen
„„Kirche. Der heilige Vater ſalbte
„„Napoleon und Joſephine mit dem heiligen
„„Oele auf die Stirne und auf die beiden
„„Hände, und ſprach bei dieſer dreifachen Salbung
„„folgendes Gebet: „Allmächtiger und
„„ewiger Gott . . . . gieße den Schatz deiner
„„Gnaden und Segnungen auf deinen Diener
„„Napoleon aus, den wir ungeachtet unſerer
„„perſönlichen Unwürdigkeit heute in deinem
„„Namen zum Kaiſer ſalben.“ Während
„„die andern Gebete der Salbung verrichtet

„„wurden, ſaßen der Kaiſer und die Kaiſerin
„„auf ihrem Throne. Sie erhoben ſich wie-
„„der und traten noch einmal an den Altar,
„„zum Behufe der Krönung. Sobald der
„„Pabſt die beiden Kronen geweiht hatte, griff
„„Napoleon haſtig nach der für ihn beſtimm-
„„ten und ſetzte ſie ſich ſelbſt auf das Haupt,
„„um gleichſam dadurch anzudeuten, daß er
„„ſie nur Gott und ſeinem Schwerte ver-
„„danke. (Minder kühn hatte Karl der Große
„„die ſeinige aus den Händen des Pabſtes
„„empfangen; allein Napoleon wollte alles
„„vermeiden, was einer geiſtlichen Unterwer-
„„fung unter den römiſchen Hof geglichen
„„hätte). Er ergriff ſodann die andere Krone
„„und ſetzte ſie auf das Haupt der Kaiſerin,
„„die noch am Fuße des Altars kniete.

„„Als der Gottesdienſt zu Ende war,
„„ſprach der Kaiſer, in ſitzender Stellung,
„„die Krone auf dem Haupte und die Hand
„„auf dem Evangelium, vor den drei Präſi-
„„denten des Senats, des geſetzgebenden Kör-
„„pers und des Tribunats von neuem den
„„Eid, den er bereits bei dem Empfange der
„„konſtitutionellen Akte des Kaiſerreichs gelei-
„„ſtet hatte.

„„Der Oberwappenherold rief hierauf mit
„„ſtarker Stimme: „Der allerglorreichſte und
„„allerehrwürdigſte Kaiſer Napoleon, Kaiſer

„„der Franzoſen, iſt gekrönt und feierlich eingeſetzt: „es lebe der Kaiſer!“ In demſelben Augenblicke machte das einſtimmige Geſchrei: „Es lebe der Kaiſer, es lebe die Kaiſerin!“ die Gewölbe der ungeheuren Baſilike wiederhallen. Die beiden Ehegatten verließen die Kirche unter dem lebhafteſten Freudengeſchrei, und kehrten nach den Tuilerien zurück, begleitet von dem glänzenden Gefolge, das ſie bis Notre Dame geleitet hatte. Drei Tage lang ſah man in Paris nichts als Nationalfeſte und Privatbeluſtigungen; der Ausdruck der öffentlichen Freude war einhellig und allgemein.

Napoleon hatte nunmehr eine Höhe beſtiegen, bei welcher er über alles Gemeine empor gehoben, und nur noch von der Wahrnehmung beunruhigt ward, daß es in Europa noch einige andere Fürſten, welche ſich im Schimmer der nämlichen Höhe befänden, gebe. Der Glanz der Kronen von Rußland, Oeſterreich, England und Preuſſen berührte ſein Auge mit einer höchſt ſchmerzlichen Empfindung, bei welcher er ſichs nicht verſagen konnte, ſich eine kleine Entſchädigung zu geben.

Er ließ ſich (ſo vortrefflich verſtand er es, den Umtrieb der Dinge unter ſolchen Menſchen, die ihm ſein Zeitalter darſtellte, zu behandeln) von den Italienern, welche er vor Kurzem für Republikaner erklärt hatte, inſtändigſt um die allerhöchſte Gnade bitten, daß er Italien in ein Königreich umſchaffen, und der erſte König des neuen italieniſchen Königreiches werden möchte. Seine grenzenloſe Großmuth geſtattete ihm nicht, eine ſolche Bitte von ſich zu weiſen. Er ſetzte ſich in der Domkirche zu Mailand den 26. Mai 1805 die eiſerne lombardiſche Krone auf ſein Haupt, und ward jetzt Kaiſer und König.

Wenn allein ſchon dieſe Vorgänge dazu gemacht waren, andere europäiſche Kaiſer und Könige in einem hohen Grade zu beunruhigen, ſo beunruhigten ſie gar viele andere Unternehmungen des Napoleon, und überhaupt ſeine Aeußerungen noch weit mehr. Napoleon war längſt mit England zerfallen, und er war unbeſonnen oder vielmehr übermüthig genug, die Bemühungen Rußlands, die Mißhelligkeiten zu vermitteln, für ein offenbares Verſtändniß mit England zu erklären, und darüber ſeinen Unwillen auf eine rohe und herausfordernde Art zu äußern, wobei der ruſſiſche Hof nichts weniger, als gleichgültig blieb. Als nun vollends die höchſt traurige Geſchichte mit dem Herzog von Enghien ſich ergab (Napoleon hatte ihn bekanntlich wider alles Völkerrecht aus dem badiſchen Gebiet gewaltſam entführen und erſchießen laſſen), bezeigte der ruſſiſche Hof, mit dem ganzen übrigen Europa, über dieſe Gräuelthat den höchſten Unmuth, und erklärte dem Napoleon geradezu, wie er erwarte, daß Napoleon zur Beruhigung aller europäiſchen Staaten über die Unverletzlichkeit des bei allen gebildeten Nationen geheiligten Völkerrechts eine der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſene, vollkommen genügende Verſicherungsakte aufrichten werde. Als auf dieſe Zumuthung von dem Napoleon erwiedert wurde, daß er mit Bedauern ſehen müſſe, wie der ruſſiſche Hof von den Feinden Frankreichs verleitet werde, ſich in fremde Angelegenheiten zu miſchen, antwortete der ruſſiſche Kaiſer, er ſey ein Gewährleiſter des deutſchen Reiches, und ſey als ſolcher verpflichtet, die freie Unabhängigkeit der deutſchen Freiheit und die Unverletzlichkeit ſeiner Rechte und Verfaſſungen in ſeinen Schutz zu nehmen. Nicht er, der ruſſiſche Kaiſer, miſche ſich in fremde Angelegenheiten, ſondern Napoleon; davon zeugten Portugal, Neapel, ganz Italien, die Schweiz, Holland, ein großer Theil von Deutſchland u. a. Unmittelbar nach dieſer Erklärung zogen ſich die ruſſiſchen und franzöſiſchen Ge-